Schillers

ſämmtliche Werke.

Schiller's

ſämmtliche Werke

mit Stahlſtichen.

Erster Band.

Stuttgart und Tübingen.
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1835.

Universitäts-
München
Bibliothek

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung
in Stuttgart

Inhalt.

Gedichte der erſten Periode.

Seite

Hektors Abſchied 3
Amalia 5
Eine Leichenfantaſie 6
Fantaſie an Laura 9
Laura am Klavier 13
Die Entzückung an Laura 14
Das Geheimniß der Reminiszenz 15
Melancholie an Laura 18
Die Kindesmörderin 23
Die Größe der Welt 26
Elegie auf den Tod eines Jünglings 30
Die Schlacht 34
Rouſſeau 37
Die Freundſchaft 39
Gruppe aus dem Tartarus 41
Elyſium 42
Der Flüchtling 44
Die Blumen 45
An den Frühling 46
An Minna 49
Der Triumph der Liebe 54
Das Glück und die Weisheit 58
An einen Moraliſten 59
Graf Eberhard der Greiner von Würtemberg . . 61
Semele 66

Gedichte der zweiten Periode.

Seite
An die Freude 95
Die unüberwindliche Flotte 100
Der Kampf 103
Reſignation 105
Die Götter Griechenlands 109
Die Künſtler 113
Die berühmte Frau 132
Einer Freundin in's Stammbuch 138

Metriſche Ueberſetzungen.

Die Zerſtörung von Troja 145
Dido 185

Gedichte der dritten Periode.

Die Begegnung 231
An Emma 233
Das Geheimniß 234
Die Erwartung 236
Der Abend 239
Sehnſucht 240
Der Pilgrim 242
Die Ideale 244
Des Mädchens Klage 249
Der Jüngling am Bache 251
Die Gunſt des Augenblicks 253
Berglied 255
Der Alpenjäger 257
Dithyrambe 259
Die vier Weltalter 261
Punſchlied 264
An die Freunde 265
Punſchlied, im Norden zu ſingen 267
Nadoweſſiſche Todtenklage 269
Das Siegesfeſt 271
Klage der Ceres 277

	Seite
Das Eleuſiſche Feſt	282
Der Ring des Polykrates	290
Die Kraniche des Ibykus	294
Hero und Leander	301
Kaſſandra	310
Die Bürgſchaft	315
Der Taucher	321
Ritter Toggenburg	328
Der Kampf mit dem Drachen	331
Der Gang nach dem Eiſenhammer	342
Der Graf von Habsburg	351
Der Handſchuh	356
Das verſchleierte Bild zu Sais	359
Die Theilung der Erde	362
Das Mädchen aus der Fremde	364
Das Ideal und das Leben	365
Parabeln und Räthſel	372—383
Der Spaziergang	385
Das Lied von der Glocke	390
Die Macht des Geſanges	405
Würde der Frauen	407
Hoffnung	412
Die deutſche Muſe	413
Der Sämann	414
Der Kaufmann	414
Odyſſeus	415
Karthago	415
Die Johanniter	416
Deutſche Treue	417
Kolumbus	418
Pompeji und Herkulanum	419
Ilias	421
Zeus und Herkules	421
Die Antike an den nordiſchen Wanderer	422
Die Sänger der Vorwelt	423
Die Antiken zu Paris	424
Thekla, eine Geiſterſtimme	425
Das Mädchen von Orleans	426

Seite

Nänie 427
Der ſpielende Knabe 428
Die Geſchlechter 429
Macht des Weibes 431
Der Tanz 432
Das Glück 434
Der Genius 437
Der philoſophiſche Egoiſt 440
Die Worte des Glaubens 441
Die Worte des Wahns 443
Sprüche des Confucius 445
Licht und Wärme 447
Breite und Tiefe 448
Die Führer des Lebens 449
Archimedes und der Schüler 450
Menſchliches Wiſſen 451
Die zwei Tugendwege 451
Würden 452
Zenith und Nadir 452
Das Kind in der Wiege 453
Das Unwandelbare 453
Theophanie 453
Das Höchſte 454
Unſterblichkeit 454
Votivtafeln . . . . 455—468
Die beſte Staatsverfaſſung 469
An die Geſetzgeber 469
Das Ehrwürdige 469
Falſcher Studiertrieb 470
Quelle der Verjüngung 470
Der Naturkreis 470
Der Genius mit der umgekehrten Fackel 471
Tugend des Weibes 471
Die ſchönſte Erſcheinung 471
Forum des Weibes 472
Weibliches Urtheil 472
Das weibliche Ideal 473
Erwartung und Erfüllung 473

Seite
Das gemeinſame Schickſal 474
Menſchliches Wirken 474
Der Vater 474
Liebe und Begierde 475
Güte und Größe 475
Die Triebfedern 475
Naturforſcher und Transſcendental-Philoſophen . . 476
Deutſcher Genius 476
Kleinigkeiten . . . . 477—478
An die Proſelytenmacher 479
Das Verbindungsmittel 479
Der Zeitpunkt 479
Deutſches Luſtſpiel 480
Buchhändler-Anzeige 480
Gefährliche Nachfolge 480
Griechheit 481
Die Sonntagskinder 481
Die Philoſophen 482
G. G. 483
Die Homeriden 485
Der moraliſche Dichter 485
Die Danaiden 486
Der erhabene Stoff 486
Der Kunſtgriff 486
Jeremiade 487
Wiſſenſchaft 488
Kant und ſeine Ausleger 488
Shakeſpear's Schatten 489
Die Flüſſe . . . . 491—493
Der Metaphyſiker 494
Die Weltweiſen 495
Pegaſus im Joche 498
Das Spiel des Lebens 502
Einem jungen Freunde, als er ſich der Weltweisheit widmete 503
Poeſie des Lebens 504
An Goethe, als er den Mahomet von Voltaire auf die Bühne brachte 506

Seite
An Demoiſelle Slevoigt 509
Der griechiſche Genius an Meyer in Italien . . 511
Einem Freunde in's Stammbuch 511
In das Folio-Stammbuch eines Kunſtfreundes . . 512
Das Geſchenk 512
Wilhelm Tell 513
Dem Erbprinzen von Weimar, als er nach Paris reiſte 514
Der Antritt des neuen Jahrhunderts 516
Abſchied vom Leſer 518

Gedichte

der erſten Periode.

Hektors Abſchied.

Andromache.

Will ſich Hektor ewig von mir wenden,
Wo Achill mit den unnahbarn Händen
Dem Patroklus ſchrecklich Opfer bringt?
Wer wird künftig deinen Kleinen lehren
Speere werfen und die Götter ehren,
Wenn der finſtre Orkus dich verſchlingt?

Hektor.

Theures Weib, gebiete deinen Thränen!
Nach der Feldſchlacht iſt mein feurig Sehnen,
Dieſe Arme ſchützen Pergamus.
Kämpfend für den heil'gen Herd der Götter
Fall' ich, und des Vaterlandes Retter
Steig' ich nieder zu dem ſtyg'ſchen Fluß.

Andromache.

Nimmer lauſch' ich deiner Waffen Schalle,
Müßig liegt dein Eiſen in der Halle,
Priams großer Heldenſtamm verdirbt.
Du wirſt hingehn, wo kein Tag mehr ſcheinet,
Der Kozytus durch die Wüſten weinet,
Deine Liebe in dem Lethe ſtirbt.

Hektor.

All mein Sehnen will ich, all mein Denken
In des Lethe ſtillen Strom verſenken,
Aber meine Liebe nicht.
Horch! der Wilde tobt ſchon an den Mauern,
Gürte mir das Schwert um, laß das Trauern!
Hektors Liebe ſtirbt im Lethe nicht.

Amalia.

Schön wie Engel voll Walhallas Wonne,
Schön vor allen Jünglingen war er,
Himmliſchmild ſein Blick, wie Maienſonne,
Rückgeſtrahlt vom blauen Spiegelmeer.

Seine Küſſe — Paradieſiſch Fühlen!
Wie zwo Flammen ſich ergreifen, wie
Harfentöne in einander ſpielen
Zu der himmelvollen Harmonie —

Stürzten, flogen, ſchmolzen Geiſt und Geiſt zuſammen,
Lippen, Wangen brannten, zitterten,
Seele rann in Seele — Erd' und Himmel ſchwammen
Wie zerronnen um die Liebenden!

Er iſt hin — vergebens, ach, vergebens
Stöhnet ihm der bange Seufzer nach!
Er iſt hin, und alle Luſt des Lebens
Wimmert hin in ein verlornes Ach!

Eine Leichenfantaſie.

Mit erſtorbnem Scheinen
Steht der Mond auf todtenſtillen Hainen,
Seufzend ſtreicht der Nachtgeiſt durch die Luft —
Nebelwolken ſchauern,
Sterne trauern
Bleich herab, wie Lampen in der Gruft.
Gleich Geſpenſtern, ſtumm und hohl und hager,
Zieht in ſchwarzem Todtenpompe dort
Ein Gewimmel nach dem Leichenlager
Unter'm Schauerflor der Grabnacht fort.

Zitternd an der Krücke
Wer mit düſterm, rückgeſunknen Blicke,
Ausgegoſſen in ein heulend Ach,
Schwer geneckt vom eiſernen Geſchicke,
Schwankt dem ſtummgetragnen Sarge nach?
Floß es „Vater“ von des Jünglings Lippe?
Naſſe Schauer ſchauern fürchterlich
Durch ſein gramgeſchmolzenes Gerippe,
Seine Silberhaare bäumen ſich. —

Aufgeriſſen ſeine Feuerwunde!
Durch die Seele Höllenſchmerz!
„Vater“ floß es von des Jünglings Munde,
„Sohn“ geliſpelt hat das Vaterherz.
Eiskalt, eiskalt liegt er hier im Tuche,

Und dein Traum, ſo golden einſt, ſo ſüß!
Süß und golden, Vater, dir zum Fluche!
Eiskalt, eiskalt liegt er hier im Tuche,
Deine Wonne und dein Paradies!

Mild, wie, umweht von Elyſiumslüften,
Wie, aus Auroras Umarmung geſchlüpft
Himmliſch umgürtet mit roſigen Düften,
Florens Sohn über das Blumenfeld hüpft,
Flog er einher auf den lachenden Wieſen,
Nachgeſpiegelt von ſilberner Flut,
Wolluſtflammen entſprühten den Küſſen,
Jagten die Mädchen in liebende Glut.

Muthig ſprang er im Gewühle der Menſchen,
Wie auf Gebirgen ein jugendlich Reh;
Himmel umflog er in ſchweifenden Wünſchen,
Hoch, wie die Adler in wolkiger Höh';
Stolz, wie die Roſſe ſich ſträuben und ſchäumen,
Werfen im Sturme die Mähnen umher,
Königlich wider den Zügel ſich bäumen,
Trat er vor Sklaven und Fürſten daher.

Heiter, wie Frühlingstag, ſchwand ihm das Leben,
Floh ihm vorüber in Hesperus Glanz,
Klagen ertränkt' er im Golde der Reben,
Schmerzen verhüpft' er im wirbelnden Tanz.
Welten ſchliefen im herrlichen Jungen,
Ha! wenn er einſten zum Manne gereift —
Freue dich, Vater, des herrlichen Jungen,
Wenn einſt die ſchlafenden Keime gereift!

Nein doch, Vater — Horch! die Kirchhofthüre brauſet,
Und die eh'rnen Angel klirren auf —
Wie's hinein in's Grabgewölbe grauſet! —
Nein doch! laß den Thränen ihren Lauf! —
Geh, du Holder, geh im Pfad der Sonne
Freudig weiter der Vollendung zu,
Löſche nun den edeln Durſt nach Wonne,
Gramentbundner, in Walhallas Ruh! —

Wiederſehen — himmliſcher Gedanke! —
Wiederſehen dort an Edens Thor!
Horch! der Sarg verſinkt mit dumpfigem Geſchwanke,
Wimmernd ſchnurrt das Todtenſeil empor!
Da wir trunken um einander rollten,
Lippen ſchwiegen und das Auge ſprach —
Haltet! haltet! da wir boshaft grollten —
Aber Thränen ſtürzten wärmer nach — —

Mit erſtorbnem Scheinen
Steht der Mond auf todtenſtillen Hainen,
Seufzend ſtreicht der Nachtgeiſt durch die Luft.
Nebelwolken ſchauern,
Sterne trauern
Bleich herab, wie Lampen in der Gruft.
Dumpfig ſchollert's über'm Sarg zum Hügel,
O, um Erdballs Schätze, nur noch einen Blick!
Starr und ewig ſchließt des Grabes Riegel,
Dumpfer — dumpfer ſchollert's über'm Sarg zum Hügel,
Nimmer gibt das Grab zurück.

Fantaſie an Laura.

Meine Laura! nenne mir den Wirbel,
Der an Körper Körper mächtig reißt,
Nenne, meine Laura, mir den Zauber,
Der zum Geiſt gewaltig zwingt den Geiſt!

Sieh! er lehrt die ſchwebenden Planeten
Ew'gen Ringgangs um die Sonne fliehn,
Und, gleich Kindern um die Mutter hüpfend,
Bunte Cirkel um die Fürſtin ziehn.

Durſtig trinkt den goldnen Strahlenregen
Jedes rollende Geſtirn,
Trinkt aus ihrem Feuerkelch Erquickung,
Wie die Glieder Leben vom Gehirn.

Sonnenſtäubchen paart mit Sonnenſtäubchen
Sich in trauter Harmonie,
Sphären in einander lenkt die Liebe,
Weltſyſteme dauern nur durch ſie.

Tilge ſie vom Uhrwerk der Naturen —
Trümmernd auseinander ſpringt das All,
In das Chaos donnern eure Welten,
Weint, Newtone, ihren Rieſenfall!

Tilg' die Göttin aus der Geiſter Orden,
Sie erſtarren in der Körper Tod;
Ohne Liebe kehrt kein Frühling wieder,
Ohne Liebe preiſt kein Weſen Gott!

Und was iſt's, das, wenn mich Laura küſſet,
Purpurflammen auf die Wangen geußt,
Meinem Herzen raſchern Schwung gebietet,
Fiebriſch wild mein Blut von hinnen reißt?

Aus den Schranken ſchwellen alle Sennen,
Seine Ufer überwallt das Blut,
Körper will in Körper über ſtürzen,
Lodern Seelen in vereinter Glut;

Gleich allmächtig, wie dort in der todten
Schöpfung ew'gem Federtrieb,
Herrſcht im arachneiſchen Gewebe
Der empfindenden Natur die Lieb'.

Siehe, Laura, Fröhlichkeit umarmet
Wilder Schmerzen Ueberſchwung;
An der Hoffnung Liebesbruſt erwarmet
Starrende Verzweifelung.

Schweſterliche Wolluſt mildert
Düſtrer Schwermuth Schauernacht,
Und entbunden von den goldnen Kindern,
Strahlt das Auge Sonnenpracht.

Waltet nicht auch durch des Uebels Reiche
Fürchterliche Sympathie?
Mit der Hölle buhlen unſre Laſter,
Mit dem Himmel grollen ſie.

Um die Sünde flechten Schlangenwirbel
Schaam und Reu', das Eumenidenpaar,
Um der Größe Adlerflügel windet
Sich verräth'riſch die Gefahr.

Mit dem Stolze pflegt der Sturz zu tändeln,
Um das Glück zu klammern ſich der Neid,
Ihrem Bruder Tode zuzuſpringen,
Offnen Armes, Schweſter Lüſternheit.

Mit der Liebe Flügel eilt die Zukunft
In die Arme der Vergangenheit,
Lange ſucht der fliehende Saturnus
Seine Braut — die Ewigkeit.

Einſt — ſo hör' ich das Orakel ſprechen,
Einſten haſcht Saturn die Braut;
Weltenbrand wird Hochzeitfackel werden,
Wenn mit Ewigkeit die Zeit ſich traut.

Eine ſchönere Aurora röthet,
Laura, dann auch unſrer Liebe ſich,
Die ſo lang als jener Brautnacht dauert.
Laura! Laura! freue dich!

Laura am Klavier.

Wenn dein Finger durch die Saiten meiſtert –
Laura, itzt zur Statue entgeiſtert,
Itzt entkörpert ſteh' ich da.
Du gebieteſt über Tod und Leben,
Mächtig wie von tauſend Nervgeweben
Seelen fordert Philadelphia; –

Ehrerbietig leiſer rauſchen
Dann die Lüfte, dir zu lauſchen.
Hingeſchmiedet zum Geſang
Stehn im ew'gen Wirbelgang,
Einzuziehn die Wonnefülle,
Lauſchende Naturen ſtille.
Zauberin! mit Tönen, wie
Mich mit Blicken, zwingſt du ſie.

Seelenvolle Harmonieen wimmeln,
Ein wollüſtig Ungeſtüm,
Aus den Saiten, wie aus ihren Himmeln
Neugeborne Seraphim;
Wie, des Chaos Rieſenarm entronnen,
Aufgejagt vom Schöpfungsſturm, die Sonnen
Funkelnd fuhren aus der Nacht,
Strömt der Töne Zaubermacht.

Lieblich itzt, wie über glatten Kieſeln
Silberhelle Fluten rieſeln, —
Majeſtätiſch prächtig nun,
Wie des Donners Orgelton,
Stürmend von hinnen itzt, wie ſich von Felſen
Rauſchende, ſchäumende Gießbäche wälzen,
Holdes Geſäuſel bald,
Schmeichleriſch linde,
Wie durch den Eſpenwald
Buhlende Winde,

Schwerer nun und melancholiſch düſter,
Wie durch todter Wüſten Schauernachtgeflüſter,
Wo verlornes Heulen ſchweift,
Thränenwellen der Kozytus ſchleift.

Mädchen, ſprich! Ich frage, gib mir Kunde:
Stehſt mit höhern Geiſtern du im Bunde?
Iſt's die Sprache, ſag' mir nicht,
Die man in Elyſen ſpricht?

Die Entzückung an Laura.

Laura, über dieſe Welt zu flüchten
Wähn' ich — mich in Himmelmaienglanz zu lichten,
Wenn dein Blick in meine Blicke flimmt;
Aetherlüfte träum' ich einzuſaugen,
Wenn mein Bild in deiner ſanften Augen
Himmelblauem Spiegel ſchwimmt.

Leyerklang aus Paradieſes-Fernen,
Harfenſchwung aus angenehmern Sternen
Raſ' ich, in mein trunknes Ohr zu ziehn;
Meine Muſe fühlt die Schäferſtunde,
Wenn von deinem wolluſtheißen Munde
Silbertöne ungern fliehn. —

Amoretten ſeh' ich Flügel ſchwingen,
Hinter dir die trunknen Fichten ſpringen,
Wie von Orpheus Saitenruf belebt,
Raſcher rollen um mich her die Pole,
Wenn im Wirbeltanze deine Sohle
Flüchtig, wie die Welle, ſchwebt —

Deine Blicke — wenn ſie Liebe lächeln,
Könnten Leben durch den Marmor fächeln,
Felſenadern Pulſe leihn,
Träume werden um mich her zu Weſen,
Kann ich nur in deinen Augen leſen:
Laura, Laura mein!

Das Geheimniß der Reminiscenz.

An Laura.

Ewig ſtarr an deinem Mund zu hangen,
Wer enthüllt mir dieſes Glutverlangen?
Wer die Wolluſt, deinen Hauch zu trinken,
In dein Weſen, wenn ſich Blicke winken,
Sterbend zu verſinken?

Fliehen nicht, wie ohne Widerſtreben
Sklaven an den Sieger ſich ergeben,
Meine Geiſter hin im Augenblicke,
Stürmend über meines Lebens Brücke,
Wenn ich dich erblicke?

Sprich! warum entlaufen ſie dem Meiſter?
Suchen dort die Heimat meine Geiſter,
Oder finden ſich getrennte Brüder,
Losgeriſſen von dem Band der Glieder,
Dort bei dir ſich wieder?

Waren unſre Weſen ſchon verflochten?
War es darum, daß die Herzen pochten?
Waren wir im Strahl erloſchner Sonnen,
In den Tagen lang verrauſchter Wonnen,
Schon in Eins zerronnen

Ja, wir waren's! – Innig mir verbunden
Warſt du in Aeonen, die verſchwunden;
Meine Muſe ſah es auf der trüben
Tafel der Vergangenheit geſchrieben,
Eins mit deinem Lieben!

Und in ewig feſtverbundnem Weſen,
Alſo hab' ich's ſtaunend dort geleſen,
Waren wir ein Gott, ein ſchaffend Leben,
Und uns ward, ſie herrſchend zu durchweben,
Frei die Welt gegeben.

Uns entgegen goſſen Nektarquellen
Ewig ſtrömend ihre Wolluſtwellen;
Mächtig löſten wir der Dinge Siegel,
Zu der Wahrheit lichtem Sonnenhügel
Schwang ſich unſer Flügel.

Weine, Laura! dieſer Gott iſt nimmer,
Du und ich des Gottes ſchöne Trümmer,
Und in uns ein unerſättlich Dringen,
Das verlorne Weſen einzuſchlingen,
Gottheit zu erſchwingen.

Darum, Laura, dieſes Glutverlangen,
Ewig ſtarr an deinem Mund zu hangen,
Und die Wolluſt, deinen Hauch zu trinken,
In dein Weſen, wenn ſich Blicke winken,
Sterbend zu verſinken.

Darum fliehn, wie ohne Widerſtreben
Sklaven an den Sieger ſich ergeben,
Meine Geiſter hin im Augenblicke,
Stürmend über meines Lebens Brücke,
Wenn ich dich erblicke.

Darum nur entlaufen ſie dem Meiſter;
Ihre Heimat ſuchen meine Geiſter,
Losgerafft vom Kettenband der Glieder,
Küſſen ſich die langgetrennten Brüder
Wiederkennend wieder.

Und auch du — da mich dein Auge ſpähte,
Was verrieth der Wangen Purpurröthe?
Flohn wir nicht, als wären wir verwandter,
Freudig, wie zur Heimat ein Verbannter,
Glühend an einander?

Melancholie an Laura.

Laura — Sonnenaufgangsglut
Brennt in deinen goldnen Blicken,
In den Wangen ſpringt purpuriſch Blut,
Deiner Thränen Perlenflut
Nennt noch Mutter das Entzücken —
Wem der ſchöne Tropfe thaut,
Wer darin Vergött'rung ſchaut,
Ach, dem Jüngling, der belohnet wimmert,
Sonnen ſind ihm aufgedämmert!

Deine Seele, gleich der Spiegelwelle
Silberklar und ſonnenhelle,
Maiet noch den trüben Herbſt um dich;
Wüſten, öd' und ſchauerlich,
Lichten ſich in deiner Strahlenquelle;
Düſtrer Zukunft Nebelferne
Goldet ſich in deinem Sterne;
Lächelſt du der Reizharmonie?
Und ich weine über ſie. —

Untergrub denn nicht der Erde Veſte
Lange ſchon das Reich der Nacht?
Unſre ſtolz aufthürmenden Palläſte,
Unſrer Städte majeſtät'ſche Pracht
Ruhen all auf modernden Gebeinen;
Deine Nelken ſaugen ſüßen Duft
Aus Verweſung; deine Quellen weinen
Aus dem Becken einer — Menſchengruft.

Blick' empor — die ſchwimmenden Planeten,
Laß dir, Laura, ſeine Welten reden!
Unter ihrem Cirkel flohn
Tauſend bunte Lenze ſchon,
Thürmten tauſend Throne ſich,
Heulten tauſend Schlachten fürchterlich.
In den eiſernen Fluren
Suche ihre Spuren!
Früher, ſpäter reif zum Grab,
Laufen, ach! die Räder ab
An Planetenuhren.

Blinze dreimal — und der Sonnen Pracht
Löſcht im Meer der Todtennacht!
Frage mich, von wannen deine Strahlen lodern!
Prahlſt du mit des Auges Glut?
Mit der Wangen friſchem Purpurblut,
Abgeborgt von mürben Modern?
Wuchernd für's gelieh'ne Roth,
Wuchernd, Mädchen, wird der Tod
Schwere Zinſen fodern!

Rede, Mädchen, nicht dem Starken Hohn!
Eine ſchönre Wangenröthe
Iſt doch nur des Todes ſchönrer Thron;
Hinter dieſer blumigen Tapete
Spannt den Bogen der Verderber ſchon —
Glaub' es — glaub' es, Laura, deinem Schwärmer:
Nur der Tod iſt's, dem dein ſchmachtend Auge winkt;
Jeder deiner Strahlenblicke trinkt
Deines Lebens karges Lämpchen ärmer.

Meine Pulſe, prahleſt du,
Hüpfen noch ſo jugendlich von dannen —
Ach! die Kreaturen des Tyrannen
Schlagen tückiſch der Verweſung zu.

Aus einander bläſt der Tod geſchwind
Dieſes Lächeln, wie der Wind
Regenbogenfarbiges Geſchäume.
Ewig fruchtlos ſuchſt du ſeine Spur;
Aus dem Frühling der Natur,
Aus dem Leben, wie aus ſeinem Keime,
Wächſet der ew'ge Würger nur.

Weh! entblättert ſeh' ich deine Roſen liegen,
Bleich, erſtorben deinen ſüßen Mund,
Deiner Wangen wallendes Rund
Werden rauhe Winterſtürme trüben,
Düſtrer Jahre Nebelſchein
Wird der Jugend Silberquelle trüben,
Dann wird Laura — Laura nicht mehr lieben,
Laura nicht mehr liebenswürdig ſeyn.

Mädchen — ſtark wie Eiche ſtehet noch dein Dichter;
Stumpf an meiner Jugend Felſenkraft
Niederfällt des Todtenſpeeres Schaft;
Meine Blicke — brennend wie die Lichter
Seines Himmels — feuriger mein Geiſt,
Denn die Lichter ſeines ew'gen Himmels,
Der im Meere eignen Weltgewimmels
Felſen thürmt und niederreißt;
Kühn durch's Weltall ſteuern die Gedanken,
Fürchten nichts — als ſeine Schranken.

Glühſt du, Laura? Schwillt die ſtolze Bruſt?
Lern' es, Mädchen, dieſer Trank der Luſt,
Dieſer Kelch, woraus mir Gottheit düftet —
Laura — iſt vergiftet!
Unglückſelig! unglückſelig! die es wagen,
Götterfunken aus dem Staub zu ſchlagen.
Ach! die kühnſte Harmonie
Wirft das Saitenſpiel zu Trümmer,
Und der hohe Aetherſtrahl Genie
Nährt ſich nur vom Lebenslampenſchimmer —
Wegbetrogen von des Lebens Thron,
Frohnt ihm jeder Wächter ſchon!
Ach! ſchon ſchwören ſich, mißbraucht, zu frechen Flammen
Meine Geiſter wider mich zuſammen!
Laß — ich fühl's — laß, Laura, noch zween kurze
Lenze fliegen — und dies Moderhaus
Wiegt ſich ſchwankend über mir zum Sturze,
Und in eignem Strahle löſch' ich aus. — —

Weinſt du, Laura? — Thräne, ſey verneinet,
Die des Alters Straf-Loos mir erweinet!
Weg! verſiege, Thräne, Sünderin!
Laura will, daß meine Kraft entweiche,
Daß ich zitternd unter dieſer Sonne ſchleiche,
Die des Jünglings Adlergang geſehn? —
Daß des Buſens lichte Himmelsflamme
Mit erfrornem Herzen ich verdamme,
Daß die Augen meines Geiſts verblinden,
Daß ich fluche meinen ſchönſten Sünden?
Nein! verſiege, Thräne, Sünderin! —
Brich die Blume in der ſchönſten Schöne,

Löſch', o Jüngling mit der Trauermiene!
Meine Fackel weinend aus;
Wie der Vorhang an der Trauerbühne
Niederrauſchet bei der ſchönſten Scene,
Fliehn die Schatten — und noch ſchweigend horcht das Haus. —

Die Kindesmörderin.

Horch — die Glocken hallen dumpf zuſammen,
    Und der Zeiger hat vollbracht den Lauf.
Nun, ſo ſey's denn! — Nun, in Gottes Namen!
    Grabgefährten, brecht zum Richtplatz auf.
Nimm, o Welt, die letzten Abſchiedsküſſe!
    Dieſe Thränen nimm, o Welt! noch hin.
Deine Gifte — o ſie ſchmeckten ſüße! —
    Wir ſind quitt, du Herzvergifterin!

Fahret wohl, ihr Freuden dieſer Sonne,
    Gegen ſchwarzen Moder umgetauſcht!
Fahre wohl, du Roſenzeit voll Wonne,
    Die ſo oft das Mädchen luſtberauſcht!
Fahret wohl, ihr goldgewebten Träume,
    Paradieſeskinder, Fantaſie'n!
Weh! ſie ſtarben ſchon im Morgenkeime,
    Ewig nimmer an das Licht zu blühn.

Schön geſchmückt mit roſenrothen Schleifen,
    Deckte mich der Unſchuld Schwanenkleid,
In der blonden Locken loſes Schweifen
    Waren junge Roſen eingeſtreut.
Wehe! — die Geopferte der Hölle
    Schmückt noch itzt das weißliche Gewand;
Aber ach! — der Roſenſchleifen Stelle
    Nahm ein ſchwarzes Todtenband.

Weinet um mich, die ihr nie gefallen,
Denen noch der Unſchuld Lilien blühn,
Denen zu dem weichen Buſenwallen
Heldenſtärke die Natur verliehn!
Wehe! — menſchlich hat dies Herz empfunden!
Und Empfindung ſoll mein Richtſchwert ſeyn!
Weh! vom Arm des falſchen Manns umwunden,
Schlief Luiſens Tugend ein.

Ach, vielleicht umflattert eine Andre,
Mein vergeſſen, dieſes Schlangenherz,
Ueberfließt, wenn ich zum Grabe wandre,
An dem Putztiſch in verliebten Scherz?
Spielt vielleicht mit ſeines Mädchens Locke,
Schlingt den Kuß, den ſie entgegenbringt,
Wenn, verſpritzt auf dieſem Todesblocke,
Hoch mein Blut vom Rumpfe ſpringt.

Joſeph! Joſeph! auf entfernte Meilen
Folge dir Luiſens Todtenchor,
Und des Glockenthurmes dumpfes Heulen
Schlage ſchrecklich mahnend an dein Ohr —
Wenn von eines Mädchens weichem Munde
Dir der Liebe ſanft Geliſpel quillt,
Bohr' es plötzlich eine Höllenwunde
In der Wolluſt Roſenbild!

Ha, Verräther! nicht Luiſens Schmerzen?
Nicht des Weibes Schande, harter Mann?
Nicht das Knäblein unter meinem Herzen?
Nicht was Löw' und Tiger ſchmelzen kann?

Seine Segel fliegen ſtolz vom Lande!
Meine Augen zittern dunkel nach;
Um die Mädchen an der Seine Strande
Winſelt er ein falſches Ach!

Und das Kindlein — in der Mutter Schooße
Lag es da in ſüßer, goldner Ruh,
In dem Reiz der jungen Morgenroſe
Lachte mir der holde Kleine zu —
Tödtlichlieblich ſprach aus allen Zügen
Sein geliebtes, theures Bild mich an,
Den beklomm'nen Mutterbuſen wiegen
Liebe und — Verzweiflungswahn.

Weib, wo iſt mein Vater? lallte
Seiner Unſchuld ſtumme Donnerſprach';
Weib, wo iſt dein Gatte? hallte
Jeder Winkel meines Herzens nach —
Weh! umſonſt wirſt, Waiſe, du ihn ſuchen,
Der vielleicht ſchon andre Kinder herzt,
Wirſt der Stunde unſres Glückes fluchen,
Wenn dich einſt der Name Baſtard ſchwärzt.

Deine Mutter — o im Buſen Hölle!
Einſam ſitzt ſie in dem All der Welt,
Durſtig ewig an der Freudenquelle,
Die dein Anblick fürchterlich vergällt.
Ach, mit jedem Laut von dir erklingen
Schmerzgefühle des vergangnen Glücks,
Und des Todes bittre Pfeile dringen
Aus dem Lächeln deines Kinderblicks.

Hölle, Hölle, wo ich dich vermiſſe!
Hölle, wo mein Auge dich erblickt!
Eumenidenruthen deine Küſſe,
Die von ſeinen Lippen mich entzückt!
Seine Eide donnern aus dem Grabe wieder,
Ewig, ewig würgt ſein Meineid fort,
Ewig — hier umſtrickte mich die Hyder —
Und vollendet war der Mord.

Joſeph! Joſeph! auf entfernte Meilen
Jage dir der grimme Schatten nach,
Mög' mit kalten Armen dich ereilen,
Donn're dich aus Wonneträumen wach;
Im Geflimmer ſanfter Sterne zucke
Dir des Kindes graſſer Sterbeblick,
Es begegne dir im blut'gen Schmucke,
Geißle dich vom Paradieſe zurück.

Seht! da lag's entſeelt zu meinen Füßen, —
Kalt hinſtarrend, mit verworr'nem Sinn
Sah ich ſeines Blutes Ströme fließen,
Und mein Leben floß mit ihm dahin! —
Schrecklich pocht ſchon des Gerichtes Bote,
Schrecklicher mein Herz!
Freudig eil' ich, in dem kalten Tode
Auszulöſchen meinen Flammenſchmerz.

Joſeph! Gott im Himmel kann verzeihen,
Dir verzeiht die Sünderin.
Meinen Groll will ich der Erde weihen,
Schlage, Flamme, durch den Holzſtoß hin!

Glücklich! glücklich! Seine Briefe lodern! —
Seine Eide frißt ein ſiegend Feu'r,
Seine Küſſe! wie ſie hochauf lodern! —
Was auf Erden war mir einſt ſo theu'r?

Trauet nicht den Roſen eurer Jugend,
Trauet, Schweſtern, Männerſchwüren nie!
Schönheit war die Falle meiner Tugend,
Auf der Richtſtatt hier verfluch' ich ſie!
Zähren? Zähren in des Würgers Blicken?
Schnell die Binde um mein Angeſicht!
Henker, kannſt du keine Lilje knicken?
Bleicher Henker, zittre nicht!

◆

Die Größe der Welt.

Die der ſchaffende Geiſt einſt aus dem Chaos ſchlug,
Durch die ſchwebende Welt flieg' ich des Windes Flug,
Bis am Strande
Ihrer Wogen ich lande,
Anker werf', wo kein Hauch mehr weht
Und der Markſtein der Schöpfung ſteht.

Sterne ſah ich bereits jugendlich auferſtehn,
Tauſendjährigen Gangs durch's Firmament zu gehn.
Sah ſie ſpielen
Nach den lockenden Zielen;
Irrend ſuchte mein Blick umher,
Sah die Räume ſchon — ſternenleer.

Anzufeuern den Flug weiter zum Reich des Nichts,
Steur' ich muthiger fort, nehme den Flug des Lichts.
Neblicht trüber
Himmel an mir vorüber,
Weltſyſteme, Fluten im Bach,
Strudeln dem Sonnenwanderer nach.

Sieh, den einſamen Pfad wandelt ein Pilger mir
Raſch entgegen — „Halt an! Waller, was ſuchſt du hier?“
„„Zum Geſtade
Seiner Welt meine Pfade!
Segle hin, wo kein Hauch mehr weht,
Und der Markſtein der Schöpfung ſteht!““

„Steh! du ſegelſt umſonſt — vor dir Unendlichkeit!“
„„Steh! du ſegelſt umſonſt — Pilger, auch hinter mir! —
Senke nieder,
Adlergedank', dein Gefieder!
Kühne Seglerin, Phantaſie,
Wirf ein muthloſes Anker hie.““

Elegie auf den Tod eines Jünglings.

Banges Stöhnen, wie vor'm nahen Sturme,
Hallet her vom öden Trauerhaus,
Todtentöne hallen von des Münſters Thurme;
Einen Jüngling trägt man hier heraus,
Einen Jüngling — noch nicht reif zum Sarge,
In des Lebens Mai gepflückt,
Pochend mit der Jugend Nervenmarke,
Mit der Flamme, die im Auge zückt;
Einen Sohn, die Wonne ſeiner Mutter,
(O, das lehrt ihr jammernd Ach)
Meinen Buſenfreund, ach! meinen Bruder —
Auf! was Menſch heißt, folge nach!

Prahlt ihr, Fichten, die ihr, hoch veraltet,
Stürmen ſtehet und den Donner neckt?
Und ihr, Berge, die ihr Himmel haltet,
Und ihr, Himmel, die ihr Sonnen hegt?
Prahlt der Greis noch, der auf ſtolzen Werken
Wie auf Wogen zur Vollendung ſteigt?
Prahlt der Held noch, der auf aufgewälzten Thatenbergen
In des Nachruhms Sonnentempel fleugt?
Wenn der Wurm ſchon naget in den Blüthen,
Wer iſt Thor, zu wähnen, daß er nie verdirbt?
Wer dort oben hofft noch und hienieden
Auszudauern — wenn der Jüngling ſtirbt?

Lieblich hüpften, voll der Jugendfreude,
Seine Tage hin im Roſenkleide,
Und die Welt, die Welt war ihm ſo ſüß —
Und ſo freundlich, ſo bezaubernd winkte
Ihm die Zukunft, und ſo golden blinkte
Ihm des Lebens Paradies;
Noch, als ſchon das Mutterauge thränte,
Unter ihm das Todtenreich ſchon gähnte,
Ueber ihm der Parzen Faden riß,
Erd' und Himmel ſeinem Blick entſanken,
Floh er ängſtlich vor dem Grabgedanken —
Ach! die Welt iſt Sterbenden ſo ſüß!

Stumm und taub iſt's in dem engen Hauſe,
Tief der Schlummer der Begrabenen;
Bruder! ach, in ewig tiefer Pauſe
Feiern alle deine Hoffnungen;
Oft erwärmt die Sonne deinen Hügel,
Ihre Gluth empfindeſt du nicht mehr;
Seine Blumen wiegt des Weſtwinds Flügel,
Sein Geliſpel höreſt du nicht mehr;
Liebe wird dein Auge nie vergolden,
Nie umhalſen deine Braut wirſt du,
Nie, wenn unſre Thränen ſtromweis rollten, —
Ewig, ewig ſinkt dein Auge zu.

Aber wohl dir! — köſtlich iſt dein Schlummer,
Ruhig ſchläft ſich's in dem engen Haus;
Mit der Freude ſtirbt hier auch der Kummer,
Röcheln auch der Menſchen Qualen aus.

Ueber dir mag die Verleumdung geifern,
Die Verführung ihre Gifte ſpein,
Ueber dich der Phariſäer eifern,
Fromme Mordſucht dich der Hölle weihn,
Gauner durch Apoſtel-Masken ſchielen,
Und die Baſtardtochter der Gerechtigkeit,
Wie mit Würfeln, ſo mit Menſchen ſpielen,
Und ſo fort, bis hin zur Ewigkeit.

Ueber dir mag auch Fortuna gaukeln,
Blind herum nach ihren Buhlen ſpähn,
Menſchen bald auf ſchwanken Thronen ſchaukeln,
Bald herum in wüſten Pfützen drehn;
Wohl dir, wohl in deiner ſchmalen Zelle!
Dieſem komiſch-tragiſchen Gewühl,
Dieſer ungeſtümen Glückeswelle,
Dieſem poſſenhaften Lottoſpiel,
Dieſem faulen fleißigen Gewimmel,
Dieſer arbeitsvollen Ruh,
Bruder! -- dieſem teufelvollen Himmel
Schloß dein Auge ſich auf ewig zu.

Fahr' denn wohl, du Trauter unſrer Seele,
Eingewiegt von unſern Segnungen!
Schlumm're ruhig in der Grabeshöhle,
Schlumm're ruhig bis auf Wiederſehn!
Bis auf dieſen leichenvollen Hügeln
Die allmächtige Poſaune klingt,
Und nach aufgeriſſ'nen Todesriegeln
Gottes Sturmwind dieſe Leichen in Bewegung
ſchwingt —

Bis, befruchtet von Jehovahs Hauche,
Gräber kreiſen — auf ſein mächtig Dräun
Zu zerſchmelzender Planeten Rauche
Ihren Raub die Grüfte wiederkäun —

Nicht in Welten, wie die Weiſen träumen,
Auch nicht in des Pöbels Paradies,
Nicht in Himmeln, wie die Dichter reimen, —
Aber wir ereilen dich gewiß.
Daß es wahr ſey, was den Pilger freute?
Daß noch jenſeits ein Gedanke ſey?
Daß die Tugend über's Grab geleite?
Daß es mehr denn eitle Fantaſei? — —
Schon enthüllt ſind dir die Räthſel alle!
Wahrheit ſchlürft dein hochentzückter Geiſt,
Wahrheit, die in tauſendfachem Strahle
Von des großen Vaters Kelche fleußt —

Zieht denn hin, ihr ſchwarzen, ſtummen Träger!
Tiſcht auch den dem großen Würger auf!
Höret auf, geheulergoſſ'ne Kläger!
Thürmet auf ihm Staub auf Staub zu Hauf!
Wo der Menſch, der Gottes Rathſchluß prüfte?
Wo das Aug', den Abgrund durchzuſchaun?
Heilig, heilig, heilig biſt du, Gott der Grüfte!
Wir verehren dich mit Graun!
Erde mag zurück in Erde ſtäuben,
Fliegt der Geiſt doch aus dem morſchen Haus!
Seine Aſche mag der Sturmwind treiben,
Seine Liebe dauert ewig aus!

Die Schlacht.

Schwer und dumpfig,
Eine Wetterwolke,
Durch die grüne Ebne ſchwankt der Marſch.
Zum wilden eiſernen Würfelſpiel
Streckt ſich unabſehlich das Gefilde.
Blicke kriechen niederwärts,
An die Rippen pocht das Männerherz.
Vorüber an hohlen Todtengeſichtern
Niederjagt die Front der Major;
Halt!
Und Regimenter feſſelt das ſtarre Kommando.

Lautlos ſteht die Front.

Prächtig im glühenden Morgenroth
Was blitzt dort her vom Gebirge?
Seht ihr des Feindes Fahnen wehn?
Wir ſehn des Feindes Fahnen wehn.
Gott mit euch, Weib und Kinder!
Luſtig! hört ihr den Geſang?
Trommelwirbel, Pfeifenklang
Schmettert durch die Glieder;
Wie brauſt es fort im ſchönen wilden Takt!
Und brauſt durch Mark und Bein.
Gott befohlen, Brüder!
In einer andern Welt wieder!

Schon fleugt es fort wie Wetterleucht,
Dumpf brüllt der Donner ſchon dort,
Die Wimper zuckt, hier kracht er laut,
Die Loſung brauſt von Heer zu Heer.
Laß brauſen in Gottes Namen fort,
Freier ſchon athmet die Bruſt.

Der Tod iſt los — ſchon wogt der Kampf,
Eiſern im wolkigen Pulverdampf,
Eiſern fallen die Würfel.

Nah umarmen die Heere ſich,
Fertig! heult's von Peloton zu Peloton;
Auf die Knie geworfen
Feuern die Vordern; viele ſtehn nicht mehr auf.
Lücken reißt die ſtreifende Kartetſche,
Auf Vormanns Rumpf ſpringt der Hintermann,
Verwüſtung rechts und links und um und um,
Bataillone niederwälzt der Tod.

Die Sonne löſcht aus, heiß brennt die Schlacht,
Schwarz brütet auf dem Heer die Nacht —
Gott befohlen, Brüder!
In einer andern Welt wieder!

Hoch ſpritzt an den Nacken das Blut,
Lebende wechſeln mit Todten, der Fuß
Strauchelt über den Leichnamen —
„Und auch du, Franz?“ — „„Grüße mein Lottchen,
Freund!““

Wilder immer wüthet der Streit;
„Grüßen will ich“ — Gott! Kameraden, ſeht!
Hinter uns die Kartetſche ſpringt! —
„Grüßen will ich dein Lottchen, Freund!
„Schlumm're ſanft! wo die Kugelſaat
„Regnet, ſtürz' ich Verlaſſ'ner hinein.“

Hieher, dorthin ſchwankt die Schlacht,
Finſt'rer brütet auf dem Heer die Nacht,
Gott befohlen, Brüder!
In einer andern Welt wieder!

Horch! was ſtampft im Galopp vorbei?
Die Adjutanten fliegen,
Dragoner raſſeln in den Feind,
Und ſeine Donner ruhen.
Victoria, Brüder!
Schrecken reißt die feigen Glieder,
Und ſeine Fahne ſinkt —

Entſchieden iſt die ſcharfe Schlacht,
Der Tag blickt ſiegend durch die Nacht!
Horch! Trommelwirbel, Pfeifenklang
Stimmen ſchon Triumphgeſang!
Lebt wohl, ihr gebliebenen Brüder!
In einer andern Welt wieder!

* * *

Rouſſeau.

Monument von unſrer Zeiten Schande,
Ew'ge Schmachſchrift deiner Mutterlande,
Rouſſeau's Grab! gegrüßet ſeyſt du mir!
Fried' und Ruh' den Trümmern deines Lebens!
Fried' und Ruhe ſuchteſt du vergebens,
Fried' und Ruhe fandſt du hier!

Wann wird doch die alte Wunde narben?
Einſt war's ſinſter und die Weiſen ſtarben;
Nun iſt's lichter und der Weiſe ſtirbt.
Sokrates ging unter durch Sophiſten,
Rouſſeau leidet, Rouſſeau fällt durch Chriſten,
Rouſſeau — der aus Chriſten Menſchen wirbt.

Die Freundſchaft.

Aus den Briefen Julius an Raphael, einem noch ungedruckten Roman.

Freund! genügſam iſt der Weſenlenker
Schämen ſich kleinmeiſteriſche Denker,
Die ſo ängſtlich nach Geſetzen ſpähn
Geiſterreich und Körperweltgewühle
Wälzet Eines Rades Schwung zum Ziele;
Hier ſah es mein Newton gehn.

Sphären lehrt es, Sklaven eines Zaumes,
Um das Herz des großen Weltenraumes
Labyrinthenbahnen ziehn —
Geiſter in umarmenden Syſtemen
Nach der großen Geiſterſonne ſtrömen,
Wie zum Meere Bäche fliehn.

War's nicht dies allmächtige Getriebe,
Das zum ew'gen Jubelbund der Liebe
Unſre Herzen aneinander zwang?
Raphael, an deinem Arm — o Wonne!
Wag' auch ich zur großen Geiſterſonne
Freudigmuthig den Vollendungsgang.

Glücklich! glücklich! dich hab' ich gefunden,
Hab' aus Millionen dich umwunden,
Und aus Millionen mein biſt du —
Laß das Chaos dieſe Welt umrütteln,
Durcheinander die Atome ſchütteln;
Ewig fliehn ſich unſre Herzen zu.

Muß ich nicht aus deinen Flammenaugen
Meiner Wolluſt Widerſtrahlen ſaugen?
Nur in dir beſtaun' ich mich —
Schöner malt ſich mir die ſchöne Erde,
Heller ſpiegelt in des Freunds Geberde,
Reizender der Himmel ſich.

Schwermuth wirft die bangen Thränenlaſten,
Süßer von des Leidens Sturm zu raſten,
In der Liebe Buſen ab; —
Sucht nicht ſelbſt das folternde Entzücken
In des Freunds beredten Strahlenblicken
Ungeduldig ein wollüſt'ges Grab? —

Stünd' im All der Schöpfung ich alleine,
Seelen träumt' ich in die Felſenſteine,
Und umarmend küßt' ich ſie —
Meine Klagen ſtöhnt' ich in die Lüfte,
Freute mich, antworteten die Klüfte,
Thor genug! der ſüßen Sympathie.

Todte Gruppen ſind wir — wenn wir haſſen;
Götter — wenn wir liebend uns umfaſſen!
Lechzen nach dem ſüßen Feſſelzwang —
Aufwärts durch die tauſendfachen Stufen
Zahlenloſer Geiſter, die nicht ſchufen,
Waltet göttlich dieſer Drang.

Arm in Arme, höher ſtets und höher,
Vom Mongolen bis zum griech'ſchen Seher,
Der ſich an den letzten Seraph reiht,
Wallen wir, einmüth'gen Ringeltanzes,
Bis ſich dort im Meer des ew'gen Glanzes
Sterbend untertauchen Maß und Zeit —

Freudlos war der große Weltenmeiſter,
Fühlte Mangel — darum ſchuf er Geiſter,
Sel'ge Spiegel ſeiner Seligkeit! —
Fand das höchſte Weſen ſchon kein Gleiches,
Aus dem Kelch des ganzen Seelenreiches
Schäumt ihm — die Unendlichkeit.

Gruppe aus dem Tartarus.

Horch — wie Murmeln des empörten Meeres,
Wie durch hohler Felſen Becken weint ein Bach,
Stöhnt dort dumpfigtief ein ſchweres, leeres
Qualerpreßtes Ach!

Schmerz verzerret
Ihr Geſicht; Verzweiflung ſperret
Ihren Rachen fluchend auf.
Hohl ſind ihre Augen, ihre Blicke
Spähen bang nach des Kozytus Brücke,
Folgen thränend ſeinem Trauerlauf.

Fragen ſich einander ängſtlich leiſe,
Ob noch nicht Vollendung ſey? —
Ewigkeit ſchwingt über ihnen Kreiſe,
Bricht die Senſe des Saturns entzwei.

Elyſium.

Vorüber die ſtöhnende Klage!
Elyſiums Freudengelage
Erſäufen jegliches Ach —
Elyſiums Leben
Ewige Wonne, ewiges Schweben,
Durch lachende Fluren ein flötender Bach.

Jugendlich milde
Beſchwebt die Gefilde
Ewiger Mai;
Die Stunden entfliehen in goldenen Träumen,
Die Seele ſchwillt aus in unendlichen Räumen,
Wahrheit reißt hier den Schleier entzwei.

Unendliche Freude
Durchwallet das Herz.
Hier mangelt der Name dem trauernden Leide;
Sanftes Entzücken nur heißet hier Schmerz.

Hier ſtrecket der wallende Pilger die matten
Brennenden Glieder im ſäuſelnden Schatten,
Leget die Bürde auf ewig dahin —
Seine Sichel entfällt hier dem Schnitter,
Eingeſungen von Harfengezitter,
Träumt er, geſchnittene Halmen zu ſehn.

Deſſen Fahne Donnerſtürme wallte,
Deſſen Ohren Mordgebrüll umhallte,
    Berge bebten unter deſſen Donnergang,
Schläft hier linde bei des Baches Rieſeln,
Der wie Silber ſpielet über Kieſeln;
    Ihm verhallet wilder Speere Klang.

Hier umarmen ſich getreue Gatten,
Küſſen ſich auf grünen, ſammt'nen Matten,
    Liebgekost vom Balſam-Weſt;
Ihre Krone findet hier die Liebe;
Sicher vor des Todes ſtrengem Hiebe,
    Feiert ſie ein ewig Hochzeitfeſt.

Der Flüchtling.

Friſch athmet des Morgens lebendiger Hauch;
Purpuriſch zuckt durch düſt'rer Tannen Ritzen
Das junge Licht, und äugelt aus dem Strauch;
In goldnen Flammen blitzen
Der Berge Wolkenſpitzen.
Mit freudig melodiſch gewirbeltem Lied
Begrüßen erwachende Lerchen die Sonne,
Die ſchon in lachender Wonne
Jugendlich ſchön in Aurora's Umarmungen glüht.

Sey, Licht, mir geſegnet!
Dein Strahlenguß regnet
Erwärmend hernieder auf Anger und Au.
Wie ſilberfarb flittern
Die Wieſen, wie zittern
Tauſend Sonnen in perlendem Thau!

In ſäuſelnder Kühle
Beginnen die Spiele
Der jungen Natur.
Die Zephyre koſen
Und ſchmeicheln um Roſen,
Und Düfte beſtrömen die lachende Flur.

Wie hoch aus den Städten die Rauchwolken dampfen;
Laut wiehern und ſchnauben und knirſchen und ſtampfen
Die Roſſe, die Farren;
Die Wagen erknarren
In's ächzende Thal.
Die Waldungen leben,
Und Adler und Falken und Habichte ſchweben,
Und wiegen die Flügel im blendenden Strahl.

Den Frieden zu finden,
Wohin ſoll ich wenden
Am elenden Stab?
Die lachende Erde
Mit Jünglingsgeberde
Für mich nur ein Grab!

Steig' empor, o Morgenroth, und röthe
Mit purpurnem Kuſſe Hain und Feld!
Säuſ'le nieder, Abendroth, und flöte
Sanft in Schlummer die erſtorbne Welt;
Morgen — ach! du rötheſt
Eine Todtenflur;
Ach! und du, o Abendroth! umflöteſt
Meinen langen Schlummer nur.

Die Blumen.

Kinder der verjüngten Sonne,
Blumen der geſchmückten Flur,
Euch erzog zu Luſt und Wonne,
Ja, euch liebte die Natur.
Schön das Kleid mit Licht geſticket,
Schön hat Flora euch geſchmücket
Mit der Farben Götterpracht.
Holde Frühlingskinder, klaget,
Seele hat ſie euch verſaget,
Und ihr ſelber wohnt in Nacht.

Nachtigall und Lerche ſingen
Euch der Liebe ſelig Loos,
Gaukelnde Sylphiden ſchwingen
Buhlend ſich auf eurem Schooß.
Wölbte eures Kelches Krone
Nicht die Tochter der Dione
Schwellend zu der Liebe Pfühl?
Zarte Frühlingskinder, weinet!
Liebe hat ſie euch verneinet,
Euch das ſelige Gefühl.

Aber hat aus Nanny's Blicken
    Mich der Mutter Spruch verbannt,
Wenn euch meine Hände pflücken
    Ihr zum zarten Liebespfand?
Leben, Sprache, Seelen, Herzen,
Stumme Boten ſüßer Schmerzen,
    Goß euch dies Berühren ein,
Und der mächtigſte der Götter
Schließt in eure ſtillen Blätter
    Seine hohe Gottheit ein.

An den Frühling.

Willkommen, ſchöner Jüngling!
Du Wonne der Natur!
Mit deinem Blumenkörbchen
Willkommen auf der Flur!

Ei! ei! da biſt ja wieder!
Und biſt ſo lieb und ſchön!
Und freun wir uns ſo herzlich,
Entgegen dir zu gehn.

Denkſt auch noch an mein Mädchen?
Ei, Lieber, denke doch!
Dort liebte mich das Mädchen,
Und 's Mädchen liebt mich noch!

Für's Mädchen manches Blümchen
Erbat ich mir von dir —
Ich komm' und bitte wieder,
Und du? — du gibſt es mir.

Willkommen, ſchöner Jüngling!
Du Wonne der Natur!
Mit deinem Blumenkörbchen
Willkommen auf der Flur!

An Minna.

Träum' ich? iſt mein Auge trüber?
Nebelt's mir um's Angeſicht?
Meine Minna geht vorüber?
Meine Minna kennt mich nicht?
Die am Arme ſeichter Thoren
Blähend mit dem Fächer ficht,
Eitel in ſich ſelbſt verloren —
Meine Minna iſt es nicht.

Von dem Sommerhute nicken
Stolze Federn, mein Geſchenk,
Schleifen, die den Buſen ſchmücken,
Rufen: Minna, ſey gedenk!
Blumen, die ich ſelbſt erzogen,
Zieren Bruſt und Locken noch —
Ach, die Bruſt, die mir gelogen!
Und die Blumen blühen doch!

Geh! umhüpft von leeren Schmeichlern!
Geh! vergiß auf ewig mich.
Ueberliefert feilen Heuchlern,
Eitles Weib, veracht' ich dich!
Geh! dir hat ein Herz geſchlagen,
Dir ein Herz, das edel ſchlug,
Groß genug, den Schmerz zu tragen,
Daß es einer Thörin ſchlug.

Schönheit hat dein Herz verderben,
Dein Geſichtchen! — Schäme dich!
Morgen iſt ſein Glanz erſtorben,
Seine Roſ' entblättert ſich.
Schwalben, die im Lenze minnen,
Fliehen, wenn der Nordſturm weht.
Buhler ſcheucht dein Herbſt von hinnen,
Einen Freund haſt du verſchmäht.

In den Trümmern deiner Schöne
Seh' ich dich verlaſſen gehn,
Weinend in die Blumenſcene
Deines Mai's zurücke ſehn.
Die mit heißem Liebesgeize
Deinem Kuß entgegen flohn,
Ziſchen dem erloſch'nen Reize,
Lachen deinem Winter Hohn.

Schönheit hat dein Herz verdorben,
Dein Geſichtchen! — Schäme dich!
Morgen iſt ſein Glanz erſtorben,
Seine Roſ' entblättert ſich —
Ha! wie will ich dann dich höhnen!
Höhnen? Gott bewahre mich!
Weinen will ich bitt're Thränen,
Weinen, Minna! über dich.

Der Triumph der Liebe.

Eine Hymne.

Selig durch die Liebe
Götter — durch die Liebe
Menſchen Göttern gleich!
Liebe macht den Himmel
Himmliſcher — die Erde
Zu dem Himmelreich.

Einſtens hinter Pyrrhas Rücken,
Stimmen Dichter ein,
Sprang die Welt aus Felſenſtücken,
Menſchen aus dem Stein.

Stein und Felſen ihre Herzen,
Ihre Seelen Nacht,
Von des Himmels Flammenkerzen
Nie in Glut gefacht.

Noch mit ſanften Roſenketten
Banden junge Amoretten
Ihre Seele nie —
Noch mit Liedern ihren Buſen
Huben nicht die weichen Muſen,
Nie mit Saitenharmonie.

Ach! noch wanden keine Kränze
Liebende ſich um!
Traurig flüchteten die Lenze
Nach Elyſium.

Ungegrüßet ſtieg Aurora
Aus dem Schooß des Meers,
Ungegrüßet ſank die Sonne
In den Schooß des Meers.

Wild umirrten ſie die Haine,
Unter Luna's Nebelſcheine,
Trugen eiſern Joch.
Sehnend an der Sternenbühne
Suchte die geheime Thräne
Keine Götter noch.

*

Und ſieh! der blauen Flut entquillt
Die Himmelstochter ſanft und mild,
Getragen von Najaden
Zu trunkenen Geſtaden.

Ein jugendlicher Maienſchwung
Durchwebt, wie Morgendämmerung,
Auf das allmächt'ge Werde
Luft, Himmel, Meer und Erde.

Des holden Tages Auge lacht
In düſt'rer Wälder Mitternacht;
Balſamiſche Narziſſen
Blühn unter ihren Füßen.

Schon flötete die Nachtigall
Den erſten Sang der Liebe,
Schon murmelte der Quellen Fall
In weiche Buſen Liebe.

Glückſeliger Pygmalion!
Es ſchmilzt, es glüht dein Marmor ſchon!
Gott Amor, Ueberwinder!
Umarme deine Kinder!

*

Selig durch die Liebe
Götter — durch die Liebe
Menſchen Göttern gleich!
Liebe macht den Himmel
Himmliſcher — die Erde
Zu dem Himmelreich.

*

Unter goldnem Nektarſchaum,
Ein wollüſt'ger Morgentraum,
Ewig Luſtgelage,
Fliehn der Götter Tage.

Thronend auf erhabnem Sitz,
Schwingt Kronion ſeinen Blitz;
Der Olympus ſchwankt erſchrocken,
Wallen zürnend ſeine Locken —

Göttern läßt er ſeine Throne,
Niedert ſich zum Erdenſohne,
Seufzt arkadiſch durch den Hain,
Zahme Donner unter'n Füßen,
Schläft, gewiegt von Leda's Küſſen,
Schläft der Rieſentödter ein.

Majeſtät'ſche Sonnenroſſe
Durch des Lichtes weiten Raum
Leitet Phöbos goldner Zaum;
Völker ſtürzt ſein raſſelndes Geſchoſſe.
Seine weißen Sonnenroſſe,
Seine raſſelnden Geſchoſſe,
Unter Lieb' und Harmonie,
Ha! wie gern vergaß er ſie!

Vor der Gattin des Kroniden
Beugen ſich die Uraniden.
Stolz vor ihrem Wagenthrone
Brüſtet ſich das Pfauenpaar;
Mit der goldnen Herrſcherkrone
Schmückt ſie ihr ambroſiſch Haar.

Schöne Fürſtin! ach, die Liebe
Zittert, mit dem ſüßen Triebe
Deiner Majeſtät zu nahn;
Und von ihren ſtolzen Höhen
Muß die Götterkönigin
Um des Reizes Gürtel flehen
Bei der Herzensfeßlerin.

Selig durch die Liebe
Götter — durch die Liebe
  Menſchen Göttern gleich!
Liebe macht den Himmel
Himmliſcher — die Erde
  Zu dem Himmelreich.

*

Liebe ſonnt das Reich der Nacht,
Amors ſüßer Zaubermacht
Iſt der Orkus unterthänig,
Freundlich blickt der ſchwarze König,
Wenn ihm Ceres Tochter lacht.
Liebe ſonnt das Reich der Nacht.

Himmliſch in die Hölle klangen
Und den wilden Hüter zwangen
  Deine Lieder, Thrazier —
Minos, Thränen im Geſichte,
Milderte die Qualgerichte,
Zärtlich um Megärens Wangen
Küßten ſich die wilden Schlangen,
  Keine Geißel klatſchte mehr;
Aufgejagt von Orpheus Leyer
Flog von Tityon der Geier;
Leiſer hin am Ufer rauſchten
Lethe und Kozytus, lauſchten
  Deinen Liedern, Thrazier!
  Liebe ſangſt du, Thrazier!

*

Selig durch die Liebe
Götter — durch die Liebe
Menſchen Göttern gleich!
Liebe macht den Himmel
Himmliſcher — die Erde
Zu dem Himmelreich.

*

Durch die ewige Natur
Duftet ihre Blumenſpur
Weht ihr goldner Flügel.
Winkte mir vom Mondenlicht
Aphroditens Auge nicht,
Nicht vom Sonnenhügel,
Lächelte vom Sternenmeer
Nicht die Göttin zu mir her,
Stern' und Sonn' und Mondenlicht
Regten mir die Seele nicht,
Liebe, Liebe lächelt nur
Aus dem Auge der Natur,
Wie aus einem Spiegel!

*

Liebe rauſcht der Silberbach,
Liebe lehrt ihn ſanfter wallen,
Seele haucht ſie in das Ach
Klagenreicher Nachtigallen —
Liebe, Liebe liſpelt nur
Auf der Laute der Natur.

Weisheit mit dem Sonnenblick,
Große Göttin, tritt zurück,
Weiche vor der Liebe!
Nie Erobrern, Fürſten nie
Beugteſt du ein Sklavenknie,
Beug' es jetzt der Liebe!

Wer die ſteile Sternenbahn
Ging dir heldenkühn voran
Zu der Gottheit Sitze?
Wer zerriß das Heiligthum,
Zeigte dir Elyſium
Durch des Grabes Ritze?
Lockte ſie uns nicht hinein,
Möchten wir unſterblich ſeyn?
Suchten auch die Geiſter
Ohne ſie den Meiſter?
Liebe, Liebe leitet nur
Zu dem Vater der Natur,
Liebe nur die Geiſter.

Selig durch die Liebe
Götter — durch die Liebe
Menſchen Göttern gleich!
Liebe macht den Himmel
Himmliſcher — die Erde
Zu dem Himmelreich.

Das Glück und die Weisheit.

Entzweit mit einem Favoriten,
Flog einſt das Glück der Weisheit zu:
„Ich will dir meine Schätze bieten,
Sey meine Freundin du!

Mit meinen reichſten, ſchönſten Gaben
Beſchenkt' ich ihn ſo mütterlich,
Und ſieh, er will noch immer haben,
Und nennt noch geizig mich.

Komm, Schweſter, laß uns Freundſchaft ſchließen,
Du marterſt dich an deinem Pflug;
Zu deinen Schooß will ich ſie gießen,
Hier iſt für dich und mich genug.“

Sophia lächelt dieſen Worten,
Und wiſcht den Schweiß vom Angeſicht:
„Dort eilt dein Freund, ſich zu ermorden,
Verſöhnet euch! dich brauch' ich nicht.“

An einen Moraliſten

Was zürnſt du unſrer frohen Jugendweiſe,
Und lehrſt, daß Lieben Tändeln ſey?
Du ſtarreſt in des Winters Eiſe,
Und ſchmäleſt auf den goldnen Mai.

Einſt, als du noch das Nymphenvolk bekriegteſt,
Ein Held des Karnevals, den deutſchen Wirbel flogſt,
Ein Himmelreich in beiden Armen wiegteſt,
Und Nektarduft von Mädchenlippen ſogſt,

Ha, Seladon! wenn damals aus den Achſen
Gewichen wär' der Erde ſchwerer Ball,
Im Liebesknäul mit Julien verwachſen,
Du hätteſt überhört den Fall!

O denk' zurück nach deinen Roſentagen,
Und lerne: die Philoſophie
Schlägt um, wie unſre Pulſe anders ſchlagen;
Zu Göttern ſchaffſt du Menſchen nie.

Wohl, wenn in's Eis des klügelnden Verſtandes
Das warme Blut ein Bißchen muntrer ſpringt!
Laß den Bewohnern eines beſſern Landes,
Was nie dem Sterblichen gelingt.

Zwängt doch der irdiſche Gefährte
Den gottgebornen Geiſt in Kerkermauern ein,
Er wehrt mir, daß ich Engel werde;
Ich will ihm folgen, Menſch zu ſeyn.

Graf Eberhard der Greiner von Würtemberg.

Kriegslied.

Ihr — ihr dort außen in der Welt,
Die Naſen eingeſpannt!
Auch manchen Mann, auch manchen Held,
Im Frieden gut, und ſtark im Feld,
Gebar das Schwabenland.

Prahlt nur mit Karl und Eduard,
Mit Friedrich, Ludewig!
Karl, Friedrich, Ludwig, Eduard
Iſt uns der Graf, der Eberhard,
Ein Wetterſturm im Krieg.

Und auch ſein Bub', der Ulerich,
War gern, wo's eiſern klang;
Des Grafen Bub', der Ulerich,
Kein Fußbreit rückwärts zog er ſich,
Wenn's drauf und drunter ſprang.

Die Reutlinger, auf unſern Glanz
Erbittert, kochten Gift,
Und buhlten um den Siegeskranz,
Und wagten manchen Schwertertanz,
Und gürteten die Hüft' —

Er griff ſie an — und ſiegte nicht,
Und kam gepanſcht nach Haus,
Der Vater ſchnitt ein falſch Geſicht,
Der junge Kriegsmann floh das Licht,
Und Thränen drangen 'raus.

Das wurmt' ihm — Ha! ihr Schurken, wart!
Und trug's in ſeinem Kopf.
Auswetzen, bei des Vaters Bart!
Auswetzen wollt' er dieſe Schart
Mit manchem Städtlerſchopf.

Und Fehd' entbrannte bald darauf,
Und zogen Roß und Mann
Bei Döffingen mit hellem Hauf,
Und heller ging's dem Junker auf,
Und hurrah! heiß ging's an.

Und unſers Heeres Loſungswort
War: die verlorne Schlacht!
Das riß uns wie die Windsbraut fort,
Und ſchmiß uns tief in Blut und Mord
Und in die Lanzennacht.

Der junge Graf, voll Löwengrimm,
Schwung ſeinen Heldenſtab,
Wild vor ihm ging das Ungeſtüm,
Geheul und Winſeln hinter ihm,
Und um ihn her das Grab.

Doch weh! ach weh! ein Säbelhieb
Sank ſchwer auf ſein Genick,
Schnell um ihn her der Helden Trieb —
Umſonſt! umſonſt! erſtarret blieb
Und ſterbend brach ſein Blick.

Beſtürzung hemmt des Sieges Bahn,
Laut weinte Feind und Freund —
Hoch führt der Graf die Reuter an:
Mein Sohn iſt wie ein andrer Mann!
Marſch, Kinder! in den Feind!

Und Lanzen ſauſen feuriger,
Die Rache ſpornt ſie all,
Raſch über Leichen ging's daher,
Die Stadtler laufen kreuz und quer
Durch Wald und Berg und Thal.

Und zogen wir mit Hörnerklang
In's Lager froh zurück,
Und Weib und Kind im Rundgeſang
Beim Walzer und beim Becherklang
Luſtfeiern unſer Glück.

Doch unſer Graf — was thät er itzt?
Vor ihm der todte Sohn,
Allein in ſeinem Zelte ſitzt
Der Graf, und eine Thräne blitzt
Im Aug' auf ſeinen Sohn.

Drum hangen wir ſo treu und warm
Am Grafen, unſerm Herrn.
Allein iſt er ein Heldenſchwarm,
Der Donner raſt in ſeinem Arm,
Er iſt des Landes Stern.

Drum, ihr dort außen in der Welt,
Die Naſen eingeſpannt,
Auch manchen Mann, auch manchen Held,
Im Frieden gut und ſtark im Feld,
Gebar das Schwabenland.

Semele

in zwei Scenen.

Perſonen

Juno.
Semele, Prinzeſſin von Theben.
Jupiter.
Merkur.

Die Handlung iſt im Pallaſte des Kadmus zu Theben.

* * *

Erſte Scene.

Juno

(Steigt aus ihrem Wagen, von einer Wolke umgeben).

Hinweg den geflügelten Wagen,
Pfauen Juno's, erwartet mein
Auf Cythärons wolkigem Gipfel.

(Wagen und Wolke verſchwinden.)

Ha, ſey gegrüßt, Haus meines grauen Zornes!
Sey grimmig mir gegrüßt, feindſelig Dach,
Verhaßtes Pflaſter! — Hier alſo die Stätte,
Wo wider meinen Torus Jupiter
Im Angeſicht des keuſchen Tages frevelt!
Hier, wo ein Weib ſich, eine Sterbliche,
Erfrecht, ein ſtaubgebildetes Geſchöpf,
Den Donnerer aus meinem Arm zu ſchmeicheln,
An ihren Lippen ihn gefangen hält!
Juno! Juno! Einſam
Stehſt du, ſtehſt verlaſſen
Auf des Himmels Thron!
Reichlich dampfen die Altäre,
Und dir beugt ſich jedes Knie.
Was iſt ohne Liebe Ehre?
Was der Himmel ohne ſie?

Wehe, deinen Stolz zu beugen,
Mußte Venus aus dem Schaume ſteigen!
Götter bethörte,
Menſchen und Götter ihr zaubriſcher Blick!
Wehe, deinen Gram zu mehren,
Mußt' Hermione gebären,
Und vernichtet iſt dein Glück!

Bin ich nicht Fürſtin der Götter?
Nicht Schweſter des Donnerers,
Nicht die Gattin des herrſchenden Zeus?
Aechzen nicht die Axen des Himmels
Meinem Gebot? Umrauſcht nicht mein Haupt die olympiſche
Krone?

Ha, ich fühle mich!
Kronos' Blut in den unſterblichen Adern,
Königlich ſchwillt mein göttliches Herz.
Rache! Rache!
Soll ſie mich ungeſtraft ſchmähen?
Ungeſtraft unter die ewigen Götter
Werfen den Streit, und die Eris rufen
In den fröhlichen himmliſchen Saal?
Eitle! Vergeſſene!
Stirb und lerne am ſtygiſchen Strom
Göttliches unterſcheiden von irdiſchem Staub!
Deine Rieſenrüſtung mag dich erdrücken,
Nieder dich ſchmettern
Deine Götterſucht!

Rachegepanzert
Steig' ich vom hohen Olympus herab.
Süße, verſtrickende,

Schmeichelnde Reden
Hab' ich erſonnen;
Tod und Verderben
Lauern darin.

Horch, ihre Tritte!
Sie naht!
Nahe dem Sturz, dem gewiſſen Verderben!
Verhülle dich, Gottheit, in ſterblich Gewand!

(Sie geht ab.)

Semele

(ruft in die Scene).

Die Sonne neigt ſich ſchon! Jungfrauen, eilt,
Durchwürzt den Saal mit ſüßen Ambradüften,
Streut Roſen und Narziſſen rings umher,
Vergeßt auch nicht das goldgewebte Polſter —
Er kommt noch nicht — die Sonne neigt ſich ſchon —

Juno

(in Geſtalt einer Alten hereinſchleichend).

Gelobet ſeyen die Götter! Meine Tochter!

Semele.

Ha! Wach' ich? Träum' ich? Götter! Beroe!

Juno.

Sollt' ihre alte Amme Semele
Vergeſſen haben?

Semele.

Beroe! Beim Zeus!
Laß an mein Herz dich drücken — deine Tochter!
Du lebſt? Was führet von Epidaurus dich
Hieher zu mir? Wie lebſt du? Du biſt doch
Noch immer meine Mutter?

Juno.

Deine Mutter!
Eh' nannteſt du mich ſo.

Semele.

Du biſt es noch,
Wirſt's bleiben, bis von Lethes Taumeltrank
Ich trunken bin.

Juno.

Bald wird wohl Beroe
Vergeſſenheit aus Lethes Wellen trinken;
Die Tochter Kadmus trinkt vom Lethe nicht.

Semele.

Wie, meine Gute? Räthſelhaft war ſonſt
Nie deine Rede, nie geheimnißvoll;
Der Geiſt der grauen Haare ſpricht aus dir;
Ich werde, ſagſt du, Lethes Trank nicht koſten.

Juno.

So ſagt' ich, ja! Was aber ſpotteſt du
Der grauen Haare? — Freilich haben ſie
Noch keinen Gott beſtrickt, wie die blonden!

Semele.

Verzeih der Unbeſonnenen! Wie wollt' ich
Der grauen Haare ſpotten? Werden wohl
Die meinen ewig blond vom Nacken fließen?
Was aber war's, das zwiſchen deinen Zähnen
Du murmelteſt? — Ein Gott?

Juno.

Sagt' ich, ein Gott?
Nun ja, die Götter wohnen überall!
Sie anzuſehn ſteht ſchwachen Menſchen ſchön.

Die Götter ſind, wo du biſt — Semele!
Was fragſt du mich?

Semele.

Boshaftes Herz! Doch ſprich:
Was führte dich von Epidaurus her?
Das doch wohl nicht, daß gern die Götter wohnen
Um Semele?

Juno.

Beim Jupiter, nur das!
Welch Feuer fuhr in deinen Wangen auf,
Als ich das Jupiter ausſprach? — Nichts anders
Als jenes, meine Tochter — Schrecklich raſt
Die Peſt zu Epidaurum, tödtend Gift
Iſt jeder Hauch, und jeder Athem würget;
Den Sohn verbrennt die Mutter, ſeine Braut
Der Bräutigam, die feuerflammenden
Holzſtöße machen Tag aus Mitternacht,
Und Klagen heulen raſtlos in die Luft;
Unüberſchwenglich iſt das Weh! — Entkräftet
Blickt Zeus auf unſer armes Volk herab;
Vergebens ſtrömt ihm Opferblut, vergebens
Zermartert am Altare ſeine Knie
Der Prieſter, taub iſt unſerm Flehn ſein Ohr —
Drum ſandt' zu Kadmus Königstochter mich
Mein wehbelaſtet Vaterland, ob ich
Von ihr erbitten könnte, ſeinen Grimm
Von uns zu wenden — Beroe, die Amme,
Gilt viel, gedachten ſie, bei Semele — bei Zeus
Gilt Semele ſo viel — mehr weiß ich nicht,
Verſteh' noch weniger, was ſie damit
Bedeuten: Semele vermag bei Zeus ſo viel.

Semele
(heftig und verwirrt).

Die Peſt wird morgen weichen — ſag's dem Volk!
Zevs liebt mich! ſag's! heut' muß die Peſt noch weichen!

Juno
(auffahrend, mit Staunen).

Ha! iſt es wahr, was tauſendzüngiges Gerücht
Vom Ida bis zum Hämus hat geplaudert?
Zevs liebt dich? Zevs grüßt dich in aller Pracht,
Worin des Himmels Bürger ihn beſtaunen,
Wenn in Saturnia's Umarmungen er ſinkt? —
Laßt, Götter, laßt die grauen Haare nun
Zum Orkus fahren — ſatt hab' ich gelebt —
In ſeiner Götterpracht ſteigt Kronos großer Sohn
Zu ihr, zu ihr, die einſt an dieſer Bruſt
Getrunken hat — zu ihr —

Semele.

O Beroe! Er kam
Ein ſchöner Jüngling, reizender als keiner
Aurora's Schooß entfloſſen, paradieſiſch reiner
Als Heſperus, wenn er balſamiſch haucht,
In Aetherflut die Glieder eingetaucht,
Voll Ernſt ſein Gang, und majeſtätiſch, wie
Hyperions, wenn Köcher, Pfeil' und Bogen
Die Schultern niederſchwirren, wie
Vom Ocean ſich heben Silberwogen,
Auf Maienlüften hinten nachgeflogen
Sein Lichtgewand, die Stimme Melodie,
Wie Silberklang aus fließenden Kryſtallen —
Entzückender als Orpheus Saiten ſchallen —

Juno.

Ha! meine Tochter! — Die Begeiſterung
Erhebt dein Herz zum helikon'ſchen Schwung!
Wie muß das Hören ſeyn! wie himmelvoll das Blicken!
Wenn ſchon die ſterbende Erinnerung
Von hinnen rückt in delphiſchem Entzücken? —
Wie aber? Schweigſt du mir
Das Koſtbarſte, Kronions höchſte Zier,
Die Majeſtät auf rothen Donnerkeilen,
Die durch zerriß'ne Wolken eilen,
Willſt du mir geizig ſchweigen? — Liebreiz
Mag auch Prometheus und Deukalion
Verliehen haben — Donner wirft nur Zeus!
Die Donner, die zu deinen Füßen
Er niederwarf, die Donner ſind es nur,
Die zu der Herrlichſten auf Erden dich gemacht. —

Semele.

Wie, was ſagſt du? Hier iſt von keinem Donnern
Die Rede. —

Juno (lächelnd).

Auch Scherzen ſteht dir ſchön!

Semele.

So himmliſch, wie mein Jupiter, war noch
Kein Sohn Deukalions — von Donnern weiß ich nichts!

Juno.

Ei! Eiferſucht!

Semele.

Nein, Beroe! beim Zeus!

Juno.

Du ſchwörſt?

Semele.

Beim Zeus! Bei meinem Zeus!

Juno (ſchreiend).

Du ſchwörſt?
Unglückliche!

Semele (ängſtlich).

Wie wird dir? Beroe!

Juno.

Sprich's noch einmal, das Wort, das zur Elendeſten
Auf Tellus ganzem großen Rund dich macht! —
Verlorene! das war nicht Zeus!

Semele.

Nicht Zeus?
Abſcheuliche!

Juno.

Ein liſtiger Betrüger
Aus Attika, der unter Gottes Larve
Dir Ehre, Scham und Unſchuld wegbetrog!

(Semele ſinkt um.)

Ja, ſtürz' nur hin! Steh' ewig niemals auf!
Laß ew'ge Nacht dein Licht verſchlingen, laß
Um dein Gebär ſich lagern ew'ge Stille!
Bleib ewig hier, ein Felſenzacken, liegen! —
O Schande! Schande! die den keuſchen Tag
Zurück in Hekate's Umarmung ſchleudert!
So, Götter! Götter! ſo muß Beroe
Nach ſechzehn ſchwer durchlebten Trennungsjahren
Die Tochter Kadmus wiederſehn! — Frohlockend
Zog ich von Epidaurus her; mit Scham
Muß ich zurück nach Epidaurus kehren.
Verzweiflung bring' ich mit! O Jammer! O mein Volk!

Die Peſt mag ruhig bis zur zweiten Ueberſchwemmung
Fortwüthen, mag mit aufgebäumten Leichen
Den Oeta übergipfeln, mag
Ganz Griechenland in ein Gebeinhaus wandeln,
Eh' Semele den Grimm der Götter beugt.
Betrogen ich und du und Griechenland und Alles!

Semele

(richtet ſich zitternd auf und ſtreckt einen Arm nach ihr aus).

O meine Beroe!

Juno.

Ermuntre dich, mein Herz!
Vielleicht iſt's Zeus! wahrſcheinlich doch wohl nicht!
Vielleicht iſt's dennoch Zeus! Jetzt müſſen wir's erfahren!
Jetzt muß er ſich enthüllen, oder du
Fliehſt ewig ſeine Spur, gibſt den Abſcheulichen
Der ganzen Todesrache Thebens Preis. —
Schau', theure Tochter, auf — ſchau' deiner Beroe
In's Angeſicht, das ſympathetiſch dir
Sich öffnet — wollen wir ihn nicht
Verſuchen, Semele?

Semele.

Nein, bei den Göttern!
Ich würd' ihn dann nicht finden —

Juno.

Würdeſt du
Wohl minder elend ſeyn, wenn du in bangen Zweifeln
Fortſchmachteteſt — und wenn er's dennoch wäre?

Semele

(verbirgt ihr Haupt in Juno's Schooß).

Ach! Er iſt's nicht!

Juno.

Und ſich in allem Glanz,
Worin ihn der Olympus je geſehn,
Dir ſichtbar ſtellte? — Semele! wie nun?
Dann ſollte dich's gereuen, ihn verſucht
Zu haben?

Semele (auffahrend).

Ha! Enthüllen muß er ſich!

Juno (ſchnell).

Eh' darf er nicht in deine Arme ſinken —
Enthüllen muß er ſich — drum höre, gutes Kind!
Was dir die redlich treue Amme räth,
Was Liebe mir ihr zugeliſpelt, Liebe
Vollbringen wird — ſprich, wird er bald erſcheinen?

Semele.

Eh' noch Hyperion in Thetis Bette ſteigt,
Verſprach er zu erſcheinen —

Juno

(vergeſſen, heftig).

Wirklich? Ha!
Verſprach er? heut' ſchon wieder? (Faßt ſich.) Laß ihn kommen.
Und wenn er eben liebetrunken nun
Die Arme auseinander ſchlingt nach dir,
So trittſt du — merk' dir's — wie vom Blitz
Gerührt zurück. Ha! wie er ſtaunen wird!
Nicht lange läſſeſt du, mein Kind, ihn ſtaunen;
Du fährſt ſo fort, mit froſt'gen Eiſesblicken
Ihn wegzuſtoßen — wilder, feuriger
Beſtürmt er dich, die Sprödigkeit der Schönen
Iſt nur ein Damm, der einen Regenſtrom

Zurückgepreßt, und ungeſtümer prallen
Die Fluten an — Izt hebſt du an zu weinen —
Giganten möcht' er ſtehn, möcht' ruhig niederſchaun,
Wenn Typheus hundertarmiger Grimm
Den Oſſa und Olymp nach ſeinem Erbthron jagte —
Die Thränen einer Schönen fällen Zeus —
Du lächelſt — Gelt! die Schülerin
Iſt weiter hier, als ihre Meiſterin? —
Nun bitteſt du den Gott, die eine kleine kleine
Unſchuld'ge Bitte zu gewähren, die
Dir ſeine Lieb' und Gottheit ſiegeln ſollte —
Er ſchwört's beim Styx! — Der Styx hat ihn gebannt!
Entſchlüpfen darf er nimmermehr! Du ſprichſt:
„Eh' ſollſt du dieſen Leib nicht koſten, bis
„Zu aller Kraft, worin dich Kronos Tochter
„Umarmt, du zu der Tochter Kadmus ſteigeſt!“
Laß dich's nicht ſchrecken, Semele, wenn er
Die Grauen ſeiner Gegenwart, die Feuer,
Die um ihn krachen, die die Donner, die
Den Kommenden umrollen, zu Popanzen
Aufſtellen wird, den Wunſch dir zu entleiden;
Das ſind nur leere Schrecken, Semele,
Die Götter thun mit dieſer herrlichſten
Der Herrlichkeiten gegen Menſchen karg —
Beharre du nur ſtarr auf deiner Bitte,
Und Juno ſelbſt wird neidiſch auf dich ſchielen.

Semele.

Die Häßliche mit ihren Ochſenaugen!
Er hat mir's oft im Augenblick der Liebe
Geklagt, wie ſie mit ihrer ſchwarzen Galle
Ihn martere —

Juno
(ergrimmt, verlegen beiſeite).

Ha! Wurm! den Tod für dieſen Hohn!

Semele.

Wie? meine Beroe! — Was haſt du da gemurmelt?

Juno (verlegen).

Nichts — meine Semele! Die ſchwarze Galle quält
Auch mich — Ein ſcharfer, ſtrafender Blick
Muß oft bei Buhlenden für ſchwarze Galle gelten —
Und Ochſenaugen ſind ſo wüſte Augen nicht.

Semele.

O pfui doch! Beroe! die garſtigſten,
Die je in einem Kopfe ſtecken können! —
Und noch dazu die Wangen gelb und grün,
Des gift'gen Neides ſichtbarliche Strafe —
Mich jammert Zeus, daß ihn die Keiferin
Mit ihrer ekelhaften Liebe keine Nacht
Verſchont und ihren eiferſücht'gen Grillen,
Das muß Ixions Rad im Himmel ſeyn.

Juno
(in der äußerſten Verwirrung und Wuth auf und ab raſend).

Nichts mehr davon!

Semele.

Wie? Beroe! ſo bitter?
Hab' ich wohl mehr geſagt, als wahr iſt, mehr
Als klug iſt? —

Juno.

Mehr haſt du geſagt,
Als wahr iſt, mehr als klug iſt, junges Weib!
Preiſ' dich beglückt, wenn deine blauen Augen
Dich nicht zu früh in Charons Rachen lächeln!

Saturnia hat auch Altär' und Tempel,
Und wandelt unter Sterblichen — die Göttin
Rächt nichts ſo ſehr, als höhniſch Naſenrümpfen.

Semele.

Sie wandle hier und ſey des Ruhmes Zeugin!
Was kümmert's mich? — Mein Jupiter beſchützt
Mir jedes Haar, was kann mir Juno leiden?
Doch laß uns davon ſchweigen, Beroe!
Zeus muß mir heute noch in ſeiner Pracht erſcheinen,
Und wenn Saturnia darob den Pfad
Zum Orkus finden ſollte —

Juno (beiſeite).

Dieſen Pfad
Wird eine Andre wohl noch vor ihr finden,
Wenn je ein Blitz Kronions trifft! —
(Zu Semele.)
Ja, Semele, ſie mag vor Neid zerberſten,
Wenn Kadmus Tochter, Griechenland zur Schau,
Hoch im Triumphe zum Olympus ſteigt! —

Semele
(leichtfertig lächelnd).

Meinſt du,
Man werd' in Griechenland von Kadmus Tochter hören?

Juno.

Ha! ob man auch von Sidon bis Athen
Von einem Andern höret! Semele!
Götter, Götter werden ſich vom Himmel neigen,
Götter vor dir niederknien,
Sterbliche in demuthsvollem Schweigen
Vor des Rieſentödters Braut ſich beugen
Und in zitternder Entfernung — —

Semele
(feurig aufhüpfend ihr um den Hals fallend).
Beroe!

Juno.

Ewigkeiten — grauen Welten
Wird's ein weißer Marmor melden:
Hier verehrt' man Semele!
Semele, der Frauen ſchönſte,
Die den Donnerſchleuderer
Vom Olymp zu ihren Küſſen
In den Staub herunterzwang.
Und auf Fama's tauſendfach rauſchenden Flügeln
Wird's von Meeren ſchallen und brauſen von Hügeln —

Semele (außer ſich).

Pythia! Apollo! — Wenn er doch
Nur erſchiene!

Juno.

Und auf dampfenden Altären
Werden ſie dich göttlich ehren.

Semele (begeiſtert).

Und erhören will ich ſie!
Seinen Grimm mit Bitten ſöhnen,
Löſchen ſeinen Bliz in Thränen!
Glücklich, glücklich machen will ich ſie!

Juno (vor ſich).

Armes Ding! das wirſt du nie. —
(Nachdenkend.)
Bald zerſchmilzt — — — doch — garſtig mich zu beißen! —
Nein! Das Mitleid in den Tartarus!
(Zu Semele.)
Flieh' nur! Flieh' nur, meine Liebe,
Daß dich Zeus nicht merke! Laß ihn lange

Deiner harren, daß er feuriger
Nach dir ſchmachte —

Semele.

Beroe! der Himmel
Hat erkoren dich zu ſeiner Stimme!
Ich Glückſel'ge! vom Olympus neigen
Werden ſich die Götter, vor mir niederknien
Sterbliche in demuthvollem Schweigen — —
Laß nur — laß — ich muß von hinnen fliehn!
(Eilig ab.)

Juno
(Hohnlachend ihr nachblickend).

Schwaches, ſtolzes, leichtbetrogenes Weib!
Freſſendes Feuer ſeine ſchmachtenden Blicke,
Seine Küſſe Zermalmung, Gewitterſturm
Seine Umarmung dir! — Menſchliche Leiber
Mögen nicht ertragen die Gegenwart
Deß, der die Donner wirft! — Ha!
(In raſender Entzückung).
Wenn nun ihr wächſerner, ſterblicher Leib
Unter des Feuertriefenden Armen
Niederſchmilzt, wie vor der Sonne Glut
Flockiger Schnee — der Meineidige,
Statt der ſanften, weicharmigen Braut,
Seine eignen Schrecken umhalst, — wie frohlockend dann
Will ich herüber vom Cythäron weiden mein Auge!
Rufen herüber, daß in der Hand ihm der Donnerkeil
Niederbebt! — Pfui doch! umarme
Nicht ſo unſanft, Saturnius! (Sie eilt davon.)

(Symphonie.)

Zweite Scene.

Der vorige Saal. Plötzliche Klarheit.

Zeus (in Jünglingsgeſtalt). **Merkur** (in Entfernung).

Zeus.

Sohn Maja!

Merkur

(knieend mit geſenktem Haupt).

Zeus!

Zeus.

Auf! Eile! Schwing'
Die Flügel fort nach des Skamanders Ufer!
Dort weint am Grabe ſeiner Schäferin
Ein Schäfer — Niemand ſoll weinen,
Wenn Saturnus liebet —
Ruf' die Todte in's Leben zurück.

Merkur (aufſtehend).

Deines Hauptes ein allmächtiger Wink
Führt mich in einem Hui dahin, zurück
In einem Hui

Zeus.

Verzeuch! Als ich ob Argos flog,
Kam wallend mir ein Opferdampf entgegen
Aus meinen Tempeln — das ergötzte mich,
Daß mich das Volk ſo ehrt — Erhebe deinen Flug
Zu Ceres, meiner Schweſter — ſo ſpricht Zeus:
Zehntauſendfach ſoll ſie auf fünfzig Jahr'
Den Argiern die Halmen wiedergeben —

Merkur.

Mit zitternder Eile
Vollſtreck' ich deinen Zorn — mit jauchzender,
Allvater, deine Huld; denn Wolluſt iſt's
Den Göttern, Menſchen zu beglücken; zu verderben
Die Menſchen, iſt den Göttern Schmerz — Gebeut!
Wo ſoll ich ihren Dank vor deine Ohren bringen,
Nieden im Staub, oder droben im Götterſitz?

Zeus.

Nieden im Götterſitz! — Im Pallaſte
Meiner Semele! Fleuch!

(Merkur geht ab.)

— — — — Sie kommt mir nicht entgegen,
Wie ſonſt, an ihre wolluſtſchwellende Bruſt
Den König des Olympus zu empfangen?
Warum kommt meine Semele mir nicht
Entgegen? — Oedes — todtes — grauenvolles Schweigen
Herrſcht ringsumher im einſamen Pallaſt,
Der ſonſt ſo wild und ſo bacchantiſch lärmte —
Kein Lüftchen regt ſich — auf Cythärons Gipfel
Stand ſiegfrohlockend Juno — ihrem Zeus
Will Semele nicht mehr entgegen-eilen —

(Pauſe, er fährt auf.)

Ha! ſollte wohl die Frevlerin gewagt
In meiner Liebe Heiligthum ſich haben? —
Saturnia — Cythäron — ihr Triumph —
Entſetzen, Ahnung! — Semele — — Getroſt! —
Getroſt! Ich bin dein Zeus! Der weggehauchte Himmel
Soll's lernen: Semele! ich bin dein Zeus!
Wo iſt die Luft, die ſich erfrechen wollte,
Raub anzuwehn, die Zeus die Seine nennt? —

Der Ränke ſpott' ich — Semele, wo biſt du?
Lang' ſchmachtet' ich, mein weltbelaſtet Haupt
An deinem Buſen zu begraben, meine Sinnen
Vom wilden Sturm der Weltregierung eingelullt,
Und Zügel, Steu'r und Wagen weggeträumt,
Und im Genuß der Seligkeit vergangen!
O Wonnerauſch! Selbſt Göttern ſüßer Taumel!
Glückſel'ge Trunkenheit! — Was iſt Uranos Blut,
Was Nektar und Ambroſia, was iſt
Der Thron Olymps, des Himmels goldnes Scepter,
Was Allmacht, Ewigkeit, Unſterblichkeit, ein Gott,
Ohne Liebe?
Der Schäfer, der an ſeines Stroms Gemurmel
Der Lämmer an der Gattin Bruſt vergißt,
Beneidete mir meine Keile nicht.
Sie naht — Sie kommt — O Perle meiner Werke,
Weib! — Anzubeten iſt der Künſtler, der
Dich ſchuf — — Ich ſchuf dich — bet' mich an.
Zeus betet an vor Zeus, der dich erſchuf!
Ha! wer im ganzen Weſenreiche, wer
Verdammt mich? — Wie unbemerkt, verächtlich
Verſchwinden meine Welten, meine ſtrahlenquillenden
Geſtirne, meine tanzenden Syſteme,
Mein ganzes großes Saitenſpiel, wie es
Die Weiſen nennen, wie das alles todt
Gegen eine Seele!

Semele (kommt näher, ohne aufzuſchauen).

Zeus.

Mein Stolz! Mein Thron ein Staub! O Semele!
(Fliegt ihr entgegen, ſie will fliehen.)
Du fliehſt — Du ſchweigſt? — Ha! Semele! du fliehſt?

Semele (ihn wegſtoßend).

Hinweg!

Zevs
(nach einer Pauſe des Erſtaunens).

Träumt Jupiter? Will die Natur
Zu Grunde ſtürzen? — So ſpricht Semele? —
Wie, keine Antwort? — Gierig ſtreckt mein Arm
Nach dir ſich aus — ſo pochte nie mein Herz
Der Tochter Agenors entgegen, ſo
Schlug's nie an Leda's Bruſt, ſo brannten meine Lippen
Nach Danae's verſchloſſ'nen Küſſen nie,
Als jetzo —

Semele.

Schweig, Verräther!

Zevs (unwillig zärtlich).

Semele!

Semele.

Fleuch!

Zevs
(mit Majeſtät ſich zeigend).

Ich bin Zevs!

Semele.

Du Zevs?
Erzittre, Salmoneus, mit Schrecken wird
Er wiederfordern den geſtohl'nen Schmuck,
Den du geläſtert haſt — Du biſt nicht Zevs!

Zevs (groß).

Der Weltbau dreht im Wirbel ſich um mich
Und nennt mich ſo —

Semele.

Ha! Gotteslästerung!

Zevs (ſanfter).

Wie, meine Göttliche? Von wannen dieſer Ton?
Wer iſt der Wurm, der mir dein Herz entwendet?

Semele.

Mein Herz war dem geweiht, deß Aff' du biſt —
Oft kommen Menſchen unter Götterlarve,
Ein Weib zu fangen — Fort! Du biſt nicht Zevs!

Zevs.

Du zweifelſt? Kann an meiner Gottheit Semele
Noch zweifeln?

Semele (wehmüthig).

Wärſt du Zevs! Kein Sohn
Des Morgennimmerſeyns ſoll dieſen Mund berühren.
Zevs iſt dies Herz geweiht — — — O wärſt du Zevs!

Zevs.

Du weineſt? Zevs iſt da, und Semele ſoll weinen?
(Niederfallend.)
Sprich, fordre und die knechtiſche Natur
Soll zitternd vor der Tochter Kadmus liegen!
Gebeut! und Ströme machen gählings Halt!
Und Helikon, und Kaukaſus und Cynthus,
Und Athos, Mykale, und Rhodope und Pindus,
Von meines Winkes Allgewalt
Entfeſſelt, küſſen Thal und Triften
Und tanzen, Flocken gleich, in den verfinſterten Lüften.
Gebeut, und Nord- und Oſt- und Wirbelwind
Belagern den allmächtigen Trident,
Durchrütteln Poſidaons Throne,
Empöret ſteigt das Meer, Geſtad' und Damm zu Hohne,
Der Blitz prahlt mit der Nacht, und Pol und Himmel krachen.

Der Donner brüllt aus tauſendfachem Rachen,
Der Ocean läuft gegen den Olympus Sturm,
Dir flötet der Orkan ein Siegeslied entgegen,
Gebeut —

Semele.

Ich bin ein Weib, ein ſterblich Weib,
Wie kann vor ſeinem Topf der Töpfer liegen,
Der Künſtler knien vor ſeiner Statue?

Zevs.

Pygmalion beugt ſich vor ſeinem Meiſterſtücke —
Zevs betet an vor ſeiner Semele!

Semele

(heftiger weinend).

Steh' auf — Steh' auf — O weh! mir armen Mädchen!
Zevs hat mein Herz, nur Götter kann ich lieben,
Und Götter lachen mein, und Zevs verachtet mich!

Zevs.

Zevs, der zu deinen Füßen liegt —

Semele.

Steh' auf!
Zevs thronet über höhern Donnerkeilen,
Und ſpottet eines Wurms in Juno's Armen.

Zevs (mit Heftigkeit).

Ha! Semele und Juno! — Wer
Ein Wurm?

Semele.

O unausſprechlich glücklich wäre
Die Tochter Kadmus — wärſt du Zevs — O weh!
Du biſt nicht Zevs!

Zeus (ſteht auf).

Ich bin's!

(Er reckt die Hand aus, ein Regenbogen ſteht im Saal. Die Muſik begleitet die Erſcheinung.)

Kennſt du mich nun?

Semele.

Stark iſt des Menſchen Arm, wenn ihn die Götter ſtützen,
Dich liebt Saturnius — Nur Götter kann
Ich lieben —

Zeus.

Noch! noch zweifelſt du,
Ob meine Kraft nur Göttern abgeborgt,
Nicht gottgeboren ſey? — Die Götter, Semele,
Verleihn den Menſchen oft wohlthätige Kräfte,
Doch ihre Schrecken leihen Götter nie —
Tod und Verderben iſt der Gottheit Siegel,
Tödtend enthüllt ſich Jupiter dir!

(Er reckt die Hand aus. Knall, Feuer, Rauch und Erdbeben. Muſik begleitet hier und in Zukunft den Zauber.)

Semele.

Zieh' deine Hand zurück! — O Gnade! Gnade
Dem armen Volk! — Dich hat Saturnius
Gezeuget —

Zeus.

Ha! rechtfertige!
Soll Zeus dem Starrſinn eines Weibes wohl
Planeten drehn, und Sonnen ſtillſtehn heißen?
Zeus wird es thun! — Oft hat ein Götterſohn
Den feuerſchwangern Bauch der Felſen aufgerißt,
Doch ſeine Kraft erlahmt in Tellus Schranken:
Das kann nur Zeus!

(Er reckt die Hand aus, die Sonne verſchwindet, es wird plötzlich Nacht.)

Semele

(ſtürzt vor ihm nieder).

Allmächtiger! — O wenn
Du lieben könnteſt!

(Es wird wiederum Tag.)

Zevs.

Ha! die Tochter Kadmus fragt
Kronion, ob Kronion lieben könnte?
Ein Wort, und er wirft ſeine Gottheit ab,
Wird Fleiſch und Blut, und ſtirbt und wird geliebt.

Semele.

Das thäte Zevs?

Zevs.

Sprich, Semele, was mehr?
Apollo ſelbſt geſtand, es ſey Entzücken,
Menſch unter Menſchen ſeyn — Ein Wink von dir! Ich bin's!

Semele

(fällt ihm um den Hals).

O Jupiter, die Weiber Epidaurus ſchelten
Ein thöricht Mädchen deine Semele,
Die, von dem Donnerer geliebet, nichts
Von ihm erbitten kann —

Zevs (heftig).

Erröthen ſollen
Die Weiber Epidaurus! — Bitte! bitte nur!
Und bei dem Styx, deß ſchrankenloſe Macht
Selbſt Götter ſklaviſch beugt — Wenn Zevs dir zaudert,
So ſoll der Gott in einem einz'gen Nu
Hinunter mich in die Vernichtung donnern!

Semele

(froh aufſpringend).

Daran erkenn' ich meinen Jupiter!
Du ſchwurſt mir — und der Styx hat es gehört!
So laß mich denn nie anders dich umarmen,
Als wie —

Zevs

(erſchrocken ſchreiend).

Unglückliche! halt' ein!

Semele.

Saturnia —

Zevs

(will ihr den Mund zuhalten).

Verſtumme!

Semele.

Dich umarmt!

Zevs

(bleich, von ihr weggewandt).

Zu ſpät! Der Laut entrann! Der Styx! Du haſt den Tod
Erbeten, Semele!

Semele.

Ha! ſo liebt Jupiter?

Zevs.

Den Himmel gäb' ich drum, hätt' ich dich minder nur
Geliebt! (Mit kaltem Entſetzen ſie anſtarrend.) Du biſt verloren

Semele.

Jupiter!

Zevs

(grimmig vor ſich hinredend).

Ha! merk' ich nun dein Siegfrohlocken, Juno?
Verwünſchte Eiferſucht! — O dieſe Roſe ſtirbt!
Zu ſchön — O weh! — zu koſtbar für den Acheron!

Semele.

Du geizeſt nur mit deiner Herrlichkeit!

Zevs.

Fluch über meine Herrlichkeit, die dich
Verblendete! Fluch über meine Größe,
Die dich zerſchmettert! Fluch! Fluch über mich,
Daß ich mein Glück auf morſchen Staub gebaut!

Semele.

Das ſind nur leere Schrecken, Zevs, mir bangt
Vor deinem Drohen nicht!

Zevs.

Bethörtes Kind!
Geh — nimm das lezte Lebewohl auf ewig
Von deinen Freundinnen — nichts — nichts vermag
Dich mehr zu retten — Semele! ich bin dein Zevs!
Auch das nicht mehr — Geh —

Semele.

Neidiſcher! der Styx!
Du wirſt mir nicht entſchlüpfen.

(Sie geht ab.)

Zevs.

Nein! triumphiren ſoll ſie nicht. — Erzittern
Soll ſie — und kraft der tödtenden Gewalt,
Die Erd' und Himmel mir zum Schemel macht,
Will an den ſchroffſten Felſen Thraziens
Mit diamantnen Ketten ich die Arge ſchmieden,
Auch dieſen Schwur —

(Merkur erſcheint in Entfernung.)

Was will dein raſcher Flug?

Merkur.

Feurigen, geflügelten, weinenden Dank
Der Glücklichen —

Zeus.

Verdecke ſie wieder!

Merkur (erſtaunt).

Zeus!

Zeus.

Glücklich ſoll Niemand ſeyn!
Sie ſtirbt. —

(Der Vorhang fällt.)

◆

Gedichte

der zweiten Periode.

An die Freude.

Freude, ſchöner Götterfunken,
Tochter aus Elyſium,
Wir betreten feuertrunken,
Himmliſche, dein Heiligthum.
Deine Zauber binden wieder,
Was die Mode ſtreng getheilt;
Alle Menſchen werden Brüder, *
Wo dein ſanfter Flügel weilt.

Chor.

Seyd umſchlungen, Millionen!
Dieſen Kuß der ganzen Welt!
Brüder — über'm Sternenzelt
Muß ein lieber Vater wohnen.

Wem der große Wurf gelungen,
Eines Freundes Freund zu ſeyn,
Wer ein holdes Weib errungen,
Miſche ſeinen Jubel ein!

---

* Erſte Leſart:
Bettler werden Fürſtenbrüder.

Ja — wer auch nur Eine Seele
Sein nennt auf dem Erdenrund!
Und wer's nie gekonnt, der ſtehle
Weinend ſich aus dieſem Bund.

Chor.

Was den großen Ring bewohnet,
Huldige der Sympathie!
Zu den Sternen leitet ſie,
Wo der Unbekannte thronet.

Freude trinken alle Weſen
An den Brüſten der Natur;
Alle Guten, alle Böſen
Folgen ihrer Roſenſpur.
Küſſe gab ſie uns und Reben,
Einen Freund, geprüft im Tod;
Wolluſt ward dem Wurm gegeben,
Und der Cherub ſteht vor Gott.

Chor.

Ihr ſtürzt nieder, Millionen?
Ahneſt du den Schöpfer, Welt?
Such' ihn über'm Sternenzelt!
Ueber Sternen muß er wohnen.

Freude heißt die ſtarke Feder
In der ewigen Natur.
Freude, Freude treibt die Räder
In der großen Weltenuhr.

Blumen lockt ſie aus den Keimen,
Sonnen aus dem Firmament,
Sphären rollt ſie in den Räumen,
Die des Sehers Rohr nicht kennt.

Chor.

Froh, wie ſeine Sonnen fliegen
Durch des Himmels prächt'gen Plan,
Laufet, Brüder, eure Bahn,
Freudig, wie ein Held zum Siegen.

Aus der Wahrheit Feuerſpiegel
Lächelt ſie den Forſcher an.
Zu der Tugend ſteilem Hügel
Leitet ſie des Dulders Bahn.
Auf des Glaubens Sonnenberge
Sieht man ihre Fahnen wehn,
Durch den Riß geſprengter Särge
Sie im Chor der Engel ſtehn.

Chor.

Duldet muthig, Millionen!
Duldet für die beſſre Welt!
Droben über'm Sternenzelt
Wird ein großer Gott belohnen.

Göttern kann man nicht vergelten,
Schön iſt's, ihnen gleich zu ſeyn.
Gram und Armuth ſoll ſich melden,
Mit den Frohen ſich erfreun.

Groll und Rache ſey vergeſſen,
Unſerm Todfeind ſey verziehn.
Keine Thräne ſoll ihn preſſen,
Keine Reue nage ihn.

Chor.

Unſer Schuldbuch ſey vernichtet!
Ausgeſöhnt die ganze Welt!
Brüder — über'm Sternenzelt
Richtet Gott, wie wir gerichtet.

Freude ſprudelt in Pokalen;
In der Traube goldnem Blut
Trinken Sanftmuth Kannibalen,
Die Verzweiflung Heldenmuth —
Brüder, fliegt von euren Sitzen,
Wenn der volle Römer kreist!
Laßt den Schaum zum Himmel ſpritzen:
Dieſes Glas dem guten Geiſt!

Chor.

Den der Sterne Wirbel loben,
Den des Seraphs Hymne preist,
Dieſes Glas dem guten Geiſt
Ueber'm Sternenzelt dort oben!

Feſten Muth in ſchweren Leiden,
Hülfe, wo die Unſchuld weint,
Ewigkeit geſchwor'nen Eiden,
Wahrheit gegen Freund und Feind,

Männerſtolz vor Königsthronen —
Brüder, gält' es Gut und Blut —
Dem Verdienſte ſeine Kronen,
Untergang der Lügenbrut!

Chor.

Schließt den heil'gen Cirkel dichter,
Schwört bei dieſem goldnen Wein,
Dem Gelübde treu zu ſeyn,
Schwört es bei dem Sternenrichter![*]

---

[*] In der Thalia, wo dieſes Gedicht zuerſt erſchien, endigt es mit folgender Strophe:

Rettung von Tyrannenketten,
Großmuth auch dem Böſewicht,
Hoffnung auf den Sterbebetten,
Gnade auf dem Hochgericht!
Auch die Todten ſollen leben!
Brüder, trinkt und ſtimmet ein:
Allen Sündern ſoll vergeben
Und die Hölle nicht mehr ſeyn!

Chor.

Eine heitre Abſchiedsſtunde!
Süßen Schlaf im Leichentuch!
Brüder — einen ſanften Spruch
Aus des Todtenrichters Munde!

Die unüberwindliche Flotte.

Nach einem ältern Dichter.

Sie kömmt — ſie kömmt, des Meeres ſtolze Flotte,
Das Weltmeer wimmert unter ihr,
Mit Kettenklang und einem neuen Gotte,
Und tauſend Donnern, naht ſie dir —
Ein ſchwimmend Heer furchtbarer Citadellen,
(Der Ocean ſah ihresgleichen nie)
Unüberwindlich nennt man ſie,
Zieht ſie einher auf den erſchrock'nen Wellen;
Den ſtolzen Namen weiht
Der Schrecken, den ſie um ſich ſpeit.
Mit majeſtätiſch ſtillem Schritte
Trägt ſeine Laſt der zitternde Neptun;
Weltuntergang in ihrer Mitte,
Naht ſie heran, und alle Stürme ruhn.

Dir gegenüber ſteht ſie da,
Glückſel'ge Inſel — Herrſcherin der Meere!
Dir drohen dieſe Gallionenheere,
Großherzige Britannia!
Weh deinem freigebornen Volke!
Da ſteht ſie, eine wetterſchwangre Wolke.

Wer hat das hohe Kleinod dir errungen,
Das zu der Länder Fürſtin dich gemacht?
Haſt du nicht ſelbſt, von ſtolzen Königen gezwungen,
Der Reichsgeſetze weiſeſtes erdacht?
Das große Blatt, das deine Könige zu Bürgern,
Zu Fürſten deine Bürger macht?
Der Segel ſtolze Obermacht,
Haſt du ſie nicht von Millionen Würgern
Erſtritten in der Waſſerſchlacht?

Wem dankſt du ſie — erröthet, Völker dieſer Erde —
Wem ſonſt, als deinem Geiſt und deinem Schwerte?
Unglückliche — blick' hin auf dieſe feuerwerfenden Koloſſen,
Blick' hin und ahne deines Ruhmes Fall.
Bang ſchaut auf dich der Erdenball,
Und aller freien Männer Herzen ſchlagen,
Und alle guten ſchönen Seelen klagen
Theilnehmend deines Ruhmes Fall.

Gott, der Allmächt'ge, ſah herab,
Sah deines Feindes ſtolze Löwenflaggen wehen,
Sah drohend offen dein gewiſſes Grab —
Soll, ſprach er, ſoll mein Albion vergehen,
Erlöſchen meiner Helden Stamm,
Der Unterdrückung letzter Felſendamm
Zuſammenſtürzen, die Tyrannenwehre
Vernichtet ſeyn von dieſer Hemiſphäre?

Nie, rief er, ſoll der Freiheit Paradies,
Der Menſchenwürde ſtarker Schirm verſchwinden!
Gott, der Allmächt'ge, blies,
Und die Armada flog nach allen Winden.

Die zwei letzten Verſe ſind eine Anſpielung auf die Medaille, welche Eliſabeth zum Andenken ihres Sieges ſchlagen ließ. Es wird auf derſelben eine Flotte vorgeſtellt, welche im Sturm untergeht, mit der beſcheidenen Inſchrift: Afflavit Deus et dissipati sunt.

Der Kampf.

Nein, länger werd' ich dieſen Kampf nicht kämpfen,
Den Rieſenkampf der Pflicht.
Kannſt du des Herzens Flammentrieb nicht dämpfen,
So fordre, Tugend, dieſes Opfer nicht.

Geſchworen hab' ich's, ja, ich hab's geſchworen,
Mich ſelbſt zu bändigen.
Hier iſt dein Kranz, er ſey auf ewig mir verloren!
Nimm ihn zurück und laß mich ſündigen.

Zerriſſen ſey, was wir bedungen haben;
Sie liebt mich — deine Krone ſey verſcherzt.
Glückſelig, wer, in Wonnetrunkenheit begraben,
So leicht, wie ich, den tiefen Fall verſchmerzt.

Sie ſieht den Wurm an meiner Jugend Blume nagen
Und meinen Lenz entflohn,
Bewundert ſtill mein heldenmüthiges Entſagen,
Und großmuthvoll beſchließt ſie meinen Lohn.

Mißtraue, ſchöne Seele, dieſer Engelgüte,
Dein Mitleid waffnet zum Verbrechen mich.
Gibt's in des Lebens unermeßlichem Gebiete,
Gibt's einen andern, ſchönern Lohn, als dich?

Als das Verbrechen, das ich ewig fliehen wollte? —
Tyranniſches Geſchick!
Der einz'ge Lohn, der meine Tugend krönen ſollte,
Iſt meiner Tugend letzter Augenblick!

Reſignation.

Auch ich war in Arkadien geboren,
Auch mir hat die Natur
An meiner Wiege Freude zugeſchworen;
Auch ich war in Arkadien geboren,
Doch Thränen gab der kurze Lenz mir nur.

Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder;
Mir hat er abgeblüht.
Der ſtille Gott — o weinet, meine Brüder —
Der ſtille Gott taucht meine Fackel nieder,
Und die Erſcheinung flieht.

Da ſteh' ich ſchon auf deiner finſtern Brücke,
Furchtbare Ewigkeit!
Empfange meinen Vollmachtbrief zum Glücke!
Ich bring' ihn unerbrochen dir zurücke,
Ich weiß nichts von Glückſeligkeit.

Vor deinem Thron erheb' ich meine Klage,
Verhüllte Richterin!
Auf jenem Stern ging eine frohe Sage,
Du throneſt hier mit des Gerichtes Wage
Und nenneſt dich Vergelterin.

Hier — ſpricht man — warten Schrecken auf den Böſen,
Und Freuden auf den Redlichen.
Des Herzens Krümmen werdeſt du entblößen,
Der Vorſicht Räthſel werdeſt du mir löſen,
Und Rechnung halten mit dem Leidenden.

Hier öffne ſich die Heimat dem Verbannten,
Hier endige des Dulders Dornenbahn.
Ein Götterkind, das ſie mir Wahrheit nannten,
Die Meiſten flohen, Wenige nur kannten,
Hielt meines Lebens raſchen Zügel an.

„Ich zahle dir in einem andern Leben,
Gib deine Jugend mir!
Nichts kann ich dir, als dieſe Weiſung geben.“
Ich nahm die Weiſung auf das andre Leben,
Und meiner Jugend Freuden gab ich ihr.

„Gib mir das Weib, ſo theuer deinem Herzen,
Gib deine Laura mir!
Jenſeits der Gräber wuchern deine Schmerzen.“
Ich riß ſie blutend aus dem wunden Herzen,
Und weinte laut und gab ſie ihr.

„Die Schuldverſchreibung lautet an die Todten,“
Hohnlächelte die Welt;
„Die Lügnerin, gedungen von Deſpoten,
Hat für die Wahrheit Schatten dir geboten,
Du biſt nicht mehr, wenn dieſer Schein verfällt.“

Frech witzelte das Schlangenheer der Spötter:
„Vor einem Wahn, den nur Verjährung weiht,
Erzitterſt du? Was ſollen deine Götter,
Des kranken Weltplans ſchlau erdachte Retter,
Die Menſchenwitz des Menſchen Nothdurft leiht?“

„Was heißt die Zukunft, die uns Gräber decken?
Die Ewigkeit, mit der du eitel prangſt?
Ehrwürdig nur, weil Hüllen ſie verſtecken,
Der Rieſenſchatten unſrer eignen Schrecken
Im hohlen Spiegel der Gewiſſensangſt.“

„Ein Lügenbild lebendiger Geſtalten,
Die Mumie der Zeit,
Vom Balſamgeiſt der Hoffnung in den kalten
Behauſungen des Grabes hingehalten,
Das nennt dein Fieberwahn Unſterblichkeit?“

„Für Hoffnungen — Verweſung ſtraft ſie Lügen —
Gabſt du gewiſſe Güter hin?
Sechstauſend Jahre hat der Tod geſchwiegen;
Kam je ein Leichnam aus der Gruft geſtiegen,
Der Meldung that von der Vergelterin?“ —

Ich ſah die Zeit nach deinen Ufern fliegen;
Die blühende Natur
Blieb hinter ihr, ein welker Leichnam, liegen,
Kein Todter kam aus ſeiner Gruft geſtiegen,
Und feſt vertraut' ich auf den Götterſchwur.

All meine Freuden hab' ich dir geſchlachtet;
Jetzt werf' ich mich vor deinen Richterthron.
Der Menge Spott hab' ich beherzt verachtet,
Nur *deine* Güter hab' ich groß geachtet,
Vergelterin, ich fordre meinen Lohn.

„Mit gleicher Liebe lieb' ich meine Kinder!“
Rief unſichtbar ein Genius.
„Zwei Blumen,“ rief er — „hört es, Menſchenkinder
Zwei Blumen blühen für den weiſen Finder,
Sie heißen *Hoffnung* und *Genuß*.“

„Wer dieſer Blumen Eine brach, begehre
Die andre Schweſter nicht.
Genieße, wer nicht glauben kann. Die Lehre
Iſt ewig wie die Welt. Wer glauben kann, entbehre!
Die Weltgeſchichte iſt das Weltgericht.

„Du haſt *gehofft*, dein Lohn iſt abgetragen,
Dein *Glaube* war dein zugewog'nes Glück.
Du konnteſt deine Weiſen fragen,
Was man von der Minute ausgeſchlagen,
Gibt keine Ewigkeit zurück.“

* * *

Die Götter Griechenlands.

Da ihr noch die ſchöne Welt regieret,
An der Freude leichtem Gängelband
Selige Geſchlechter noch geführet,
Schöne Weſen aus dem Fabelland!
Ach, da euer Wonnedienſt noch glänzte,
Wie ganz anders, anders war es da!
Da man deine Tempel noch bekränzte,
Venus Amathuſia!

Da der Dichtung zauberiſche Hülle
Sich noch lieblich um die Wahrheit wand —
Durch die Schöpfung floß da Lebensfülle,
Und was nie empfinden wird, empfand.
An der Liebe Buſen ſie zu drücken,
Gab man höhern Adel der Natur,
Alles wies den eingeweihten Blicken,
Alles eines Gottes Spur.

Wo jetzt nur, wie unſre Weiſen ſagen,
Seelenlos ein Feuerball ſich dreht,
Lenkte damals ſeinen goldnen Wagen
Helios in ſtiller Majeſtät.
Dieſe Höhen füllten Oreaden,
Eine Dryas lebt' in jedem Baum,
Aus den Urnen lieblicher Najaden
Sprang der Ströme Silberſchaum.

Jener Lorbeer wand ſich einſt um Hilfe,
Tantals Tochter ſchweigt in dieſem Stein,
Syrinx Klage tönt' aus jenem Schilfe,
Philomela's Schmerz aus dieſem Hain.
Jener Bach empfing Demeters Zähre,
Die ſie um Perſephonen geweint,
Und von dieſem Hügel rief Cythere —
Ach, umſonſt! dem ſchönen Freund.

Zu Deukalions Geſchlechte ſtiegen
Damals noch die Himmliſchen herab;
Pyrrhas ſchöne Töchter zu beſiegen,
Nahm der Läto Sohn den Hirtenſtab.
Zwiſchen Menſchen, Göttern und Heroen
Knüpfte Amor einen ſchönen Bund,
Sterbliche mit Göttern und Heroen
Huldigten in Amathunt. *

---

* In der erſten Ausgabe finden ſich hier folgende Strophen:

Betend an der Grazien Altären
Kniete da die holde Prieſterin,
Sandte ſtille Wünſche an Cytheren
Und Gelübde an die Charitin.
Hoher Stolz, auch droben zu gebieten,
Lehrte ſie den göttergleichen Rang,
Und des Reizes heil'gen Gürtel hüten,
Der den Donn'rer ſelbſt bezwang.

Himmliſch und unſterblich war das Feuer,
Das in Pindars ſtolzen Hymnen floß,
Niederſtrömte in Arions Leyer,
In den Stein des Phidias ſich goß.

Finſt'rer Ernſt und trauriges Entſagen
War aus eurem heitern Dienſt verbannt;
Glücklich ſollten alle Herzen ſchlagen,
Denn euch war der Glückliche verwandt.
Damals war nichts heilig, als das Schöne;
Keiner Freude ſchämte ſich der Gott,
Wo die keuſch erröthende Kamöne,
Wo die Grazie gebot.

Eure Tempel lachten gleich Paläſten,
Euch verherrlichte das Heldenſpiel
An des Iſthmus kronenreichen Feſten,
Und die Wagen donnerten zum Ziel.
Schön geſchlung'ne, ſeelenvolle Tänze
Kreiſten um den prangenden Altar;
Eure Schläfe ſchmückten Siegeskränze,
Kronen euer duftend Haar.

Höh're Weſen, edlere Geſtalten
Kündigten die hohe Abkunft an.
Götter, die vom Himmel niederwallten,
Sahen hier ihn wieder aufgethan.

Werther war von eines Gottes Güte,
Theurer jede Gabe der Natur,
Unter Iris ſchönem Bogen blühte
Reizender die perlenvolle Flur.
Prangender erſchien die Morgenröthe
In Hemerens roſigem Gewand,
Schmelzender erklang die Flöte
In des Hirtengottes Hand.

Das Evoe muntrer Thyrſusſchwinger
Und der Panther prächtiges Geſpann
Meldeten den großen Freudebringer,
Faun und Satyr taumeln ihm voran,
Um ihn ſpringen raſende Mänaden,
Ihre Tänze loben ſeinen Wein,
Und des Wirthes braune Wangen laden
Luſtig zu dem Becher ein.

Damals trat kein gräßliches Gerippe
Vor das Bett des Sterbenden. Ein Kuß
Nahm das letzte Leben von der Lippe,
Seine Fackel ſenkt' ein Genius.
Selbſt des Orkus ſtrenge Richterwage
Hielt der Enkel einer Sterblichen,
Und des Thrakers ſeelenvolle Klage
Rührte die Erinnyen.

Seine Freuden traf der frohe Schatten
In Elyſiens Hainen wieder an;
Treue Liebe fand den treuen Gatten
Und der Wagenlenker ſeine Bahn.
Linus Spiel tönt die gewohnten Lieder,
In Alceſtens Arme ſinkt Admet,
Seinen Freund erkennt Oreſtes wieder,
Seine Pfeile Philoktet.

Höh're Preiſe ſtärkten da den Ringer
Auf der Tugend arbeitvoller Bahn;
Großer Thaten herrliche Vollbringer
Klimmten zu den Seligen hinan.

Vor dem Wiederforderer der Todten
Neigte ſich der Götter ſtille Schaar;
Durch die Fluten leuchtet dem Piloten
Vom Olymp das Zwillingspaar.

Schöne Welt, wo biſt du? Kehre wieder,
Holdes Blüthenalter der Natur!
Ach, nur in dem Feenland der Lieder
Lebt noch deine fabelhafte Spur!
Ausgeſtorben, trauert das Gefilde,
Keine Gottheit zeigt ſich meinem Blick;
Ach, von jenem lebenswarmen Bilde
Blieb der Schatten nur zurück!

Alle jene Blüthen ſind gefallen
Von des Nordens ſchauerlichem Wehn;
Einen zu bereichern unter allen,
Mußte dieſe Götterwelt vergehn.
Traurig ſuch' ich an dem Sternenbogen;
Dich, Selene, find' ich dort nicht mehr,
Durch die Wälder ruf' ich, durch die Wogen,
Ach! ſie widerhallen leer!

Unbewußt der Freuden, die ſie ſchenket,
Nie entzückt von ihrer Herrlichkeit,
Nie gewahr des Geiſtes, der ſie lenket,
Sel'ger nie durch meine Seligkeit,
Fühllos ſelbſt für ihres Künſtlers Ehre,
Gleich dem todten Schlag der Pendeluhr,
Dient ſie knechtiſch dem Geſetz der Schwere,
Die entgötterte Natur.

Morgen wieder neu ſich zu entbinden,
Wühlt ſie heute ſich ihr eignes Grab,
Und an ewig gleicher Spindel winden
Sich von ſelbſt die Monde auf und ab.
Müßig kehrten zu dem Dichterlande
Heim die Götter, unnütz einer Welt,
Die, entwachſen ihrem Gängelbande,
Sich durch eignes Schweben hält.

Ja, ſie kehrten heim, und alles Schöne,
Alles Hohe nahmen ſie mit fort,
Alle Farben, alle Lebenstöne,
Und uns blieb nur das entſeelte Wort.
Aus der Zeitflut weggeriſſen, ſchweben
Sie gerettet auf des Pindus Höhn;
Was unſterblich im Geſang ſoll leben,
Muß im Leben untergehn.

Die Künſtler.

Wie ſchön, o Menſch, mit deinem Palmenzweige
Stehſt du an des Jahrhunderts Neige
In edler, ſtolzer Männlichkeit,
Mit aufgeſchloſſ'nem Sinn, mit Geiſtesfülle,
Voll milden Ernſt's, in thatenreicher Stille,
Der reifſte Sohn der Zeit,
Frei durch Vernunft, ſtark durch Geſetze,
Durch Sanftmuth groß, und reich durch Schätze,
Die lange Zeit dein Buſen dir verſchwieg,
Herr der Natur, die deine Feſſeln liebet,
Die deine Kraft in tauſend Kämpfen übet,
Und prangend unter dir aus der Verwild'rung ſtieg!

Berauſcht von dem errung'nen Sieg,
Verlerne nicht, die Hand zu preiſen,
Die an des Lebens ödem Strand
Den weinenden verlaſſ'nen Waiſen,
Des wilden Zufalls Beute, fand,
Die frühe ſchon der künft'gen Geiſterwürde
Dein junges Herz im Stillen zugekehrt,
Und die befleckende Begierde
Von deinem zarten Buſen abgewehrt,
Die gütige, die deine Jugend
In hohen Pflichten ſpielend unterwies
Und das Geheimniß der erhabnen Tugend
In leichten Räthſeln dich errathen ließ,

Die, reifer nur ihn wieder zu empfangen,
In fremde Arme ihren Liebling gab;
O falle nicht mit ausgeartetem Verlangen
An ihren niedern Dienerinnen ab!
Im Fleiß kann dich die Biene meiſtern,
In der Geſchicklichkeit ein Wurm dein Lehrer ſeyn,
Dein Wiſſen theileſt du mit vorgezognen Geiſtern,
Die Kunſt, o Menſch, haſt du allein.

Nur durch das Morgenthor des Schönen
Drangſt du in der Erkenntniß Land.
An höhern Glanz ſich zu gewöhnen,
Uebt ſich am Reize der Verſtand.
Was bei dem Saitenklang der Muſen
Mit ſüßem Beben dich durchdrang,
Erzog die Kraft in deinem Buſen,
Die ſich dereinſt zum Weltgeiſt ſchwang.

Was erſt, nachdem Jahrtauſende verfloſſen,
Die alternde Vernunft erfand,
Lag im Symbol des Schönen und des Großen
Voraus geoffenbart dem kindiſchen Verſtand.
Ihr holdes Bild hieß uns die Tugend lieben,
Ein zarter Sinn hat vor dem Laſter ſich geſträubt,
Eh' noch ein Solon das Geſetz geſchrieben,
Das matte Blüthen langſam treibt.
Eh' vor des Denkers Geiſt der kühne
Begriff des ew'gen Raumes ſtand,
Wer ſah hinauf zur Sternenbühne,
Der ihn nicht ahnend ſchon empfand?

Die, eine Glorie von Orionen
Um's Angeſicht, in hehrer Majeſtät,
Nur angeſchaut von reineren Dämonen,
Verzehrend über Sternen geht,
Geflöhn auf ihrem Sonnenthrone,
Die furchtbar herrliche Urania,
Mit abgelegter Feuerkrone
Steht ſie — als Schönheit vor uns da.
Der Anmuth Gürtel umgewunden,
Wird ſie zum Kind, daß Kinder ſie verſtehn.
Was wir als Schönheit hier empfunden,
Wird einſt als Wahrheit uns entgegen gehn.

Als der Erſchaffende von ſeinem Angeſichte
Den Menſchen in die Sterblichkeit verwies,
Und eine ſpäte Wiederkehr zum Lichte
Auf ſchwerem Sinnenpfad ihn finden hieß,
Als alle Himmliſchen ihr Antlitz von ihm wandten,
Schloß ſie, die Menſchliche, allein
Mit dem verlaſſenen Verbannten
Großmüthig in die Sterblichkeit ſich ein.
Hier ſchwebt ſie mit geſenktem Fluge
Um ihren Liebling, nah' am Sinnenland,
Und malt mit lieblichem Betruge
Elyſium auf ſeine Kerkerwand.

Als in den weichen Armen dieſer Amme
Die zarte Menſchheit noch geruht,
Da ſchürte heil'ge Mordſucht keine Flamme,
Da rauchte kein unſchuldig Blut.
Das Herz, das ſie an ſanften Banden lenket,

Verſchmäht der Pflichten knechtiſches Geleit;
Ihr Lichtpfad, ſchöner nur geſchlungen, ſenket
Sich in die Sonnenbahn der Sittlichkeit.
Die ihrem keuſchen Dienſte leben,
Verſucht kein nied'rer Trieb, bleicht kein Geſchick;
Wie unter heilige Gewalt gegeben,
Empfangen ſie das reine Geiſterleben,
Der Freiheit ſüßes Recht, zurück.

Glückſelige, die ſie — aus Millionen
Die reinſten — ihrem Dienſt geweiht,
In deren Bruſt ſie würdigte zu thronen,
Durch deren Mund die Mächtige gebeut,
Die ſie auf ewig flammenden Altären
Erkor, das heil'ge Feuer ihr zu nähren,
Vor deren Aug' allein ſie hüllenlos erſcheint,
Die ſie in ſanftem Bund um ſich vereint!
Freut euch der ehrenvollen Stufe,
Worauf die hohe Ordnung euch geſtellt!
In die erhab'ne Geiſterwelt
War't ihr der Menſchheit erſte Stufe!

Eh' ihr das Gleichmaß in die Welt gebracht,
Dem alle Weſen freudig dienen —
Ein unermeſſ'ner Bau, im ſchwarzen Flor der Nacht,
Nächſt um ihn her, mit mattem Strahl beſchienen,
Ein ſtreitendes Geſtaltenheer,
Die ſeinen Sinn in Sklavenbanden hielten,
Und ungeſellig, rauh wie er,
Mit tauſend Kräften auf ihn zielten,
— So ſtand die Schöpfung vor dem Wilden.

Durch der Begierde blinde Feſſel nur
An die Erſcheinungen gebunden,
Entfloh ihm, ungenoſſen, unempfunden,
Die ſchöne Seele der Natur.

Und wie ſie fliehend jetzt vorüber fuhr,
Ergriffet ihr die nachbarlichen Schatten
Mit zartem Sinn, mit ſtiller Hand,
Und lerntet in harmon'ſchem Band
Geſellig ſie zuſammen gatten.
Leichtſchwebend fühlte ſich der Blick
Vom ſchlanken Wuchs der Ceder aufgezogen,
Gefällig ſtrahlte der Kryſtall der Wogen
Die hüpfende Geſtalt zurück.
Wie konntet ihr des ſchönen Winks verfehlen,
Womit euch die Natur hülfreich entgegen kam?
Die Kunſt, den Schatten ihr nachahmend abzuſtehlen,
Wies euch das Bild, das auf der Woge ſchwamm.
Von ihrem Weſen abgeſchieden,
Ihr eignes liebliches Phantom,
Warf ſie ſich in den Silberſtrom,
Sich ihrem Räuber anzubieten.
Die ſchöne Bildkraft ward in eurem Buſen wach.
Zu edel ſchon, nicht müßig zu empfangen,
Schuft ihr im Sand, im Thon den holden Schatten nach,
Im Umriß ward ſein Daſeyn aufgefangen.
Lebendig regte ſich des Wirkens ſüße Luſt,
Die erſte Schöpfung trat aus eurer Bruſt.

Von der Betrachtung angehalten,
Von eurem Späheraug' umſtrickt,

Verriethen die vertraulichen Geſtalten
Den Talisman, wodurch ſie euch entzückt.
Die wunderwirkenden Geſetze,
Des Reizes ausgeforſchte Schätze,
Verknüpfte der erfindende Verſtand
In leichtem Bund, in Werken eurer Hand.
Der Obelisk ſtieg, die Pyramide,
Die Herme ſtand, die Säule ſprang empor,
Des Waldes Melodie floß aus dem Haberrohr,
Und Siegesthaten lebten in dem Liede.

Die Auswahl einer Blumenflur
Mit weiſer Wahl in einen Strauß gebunden,
So trat die erſte Kunſt aus der Natur;
Jetzt werden Sträuße ſchon in einen Kranz gewunden.
Und eine zweite, höh're Kunſt erſtand
Aus Schöpfungen der Menſchenhand.
Das Kind der Schönheit, ſich allein genug,
Vollendet ſchon aus eurer Hand gegangen,
Verliert die Krone, die es trug,
Sobald es Wirklichkeit empfangen.
Die Säule muß, dem Gleichmaß unterthan,
An ihre Schweſtern nachbarlich ſich ſchließen,
Der Held im Heldenheer zerfließen.
Des Mäoniden Harfe ſtimmt voran.

Bald drängten ſich die ſtaunenden Barbaren
Zu dieſen neuen Schöpfungen heran.
Seht, riefen die erfreuten Schaaren,
Seht an, das hat der Menſch gethan!
In luſtigen, geſelligeren Paaren

Riß ſie des Sängers Leyer nach,
Der von Titanen ſang und Rieſenſchlachten,
Und Löwentödtern, die, ſo lang der Sänger ſprach,
Aus ſeinen Hörern Helden machten.
Zum Erſtenmal genießt der Geiſt,
Erquickt von ruhigeren Freuden,
Die aus der Ferne nur ihn weiden,
Die ſeine Gier nicht in ſein Weſen reißt,
Die im Genuſſe nicht verſcheiden.

Jetzt wand ſich von dem Sinnenſchlafe
Die freie, ſchöne Seele los;
Durch euch entfeſſelt, ſprang der Sklave
Der Sorge in der Freude Schooß.
Jetzt fiel der Thierheit dumpfe Schranke,
Und Menſchheit trat auf die entwölkte Stirn,
Und der erhab'ne Fremdling, der Gedanke,
Sprang aus dem ſtaunenden Gehirn.
Jetzt ſtand der Menſch, und wies den Sternen
Das königliche Angeſicht;
Schon dankte nach erhab'nen Fernen
Sein ſprechend Aug' dem Sonnenlicht.
Das Lächeln blühte auf der Wange;
Der Stimme ſeelenvolles Spiel
Entfaltete ſich zum Geſange;
Im feuchten Auge ſchwamm Gefühl,
Und Scherz mit Huld in anmuthsvollem Bunde
Entquollen dem beſeelten Munde.

Begraben in des Wurmes Triebe,
Umſchlungen von des Sinnes Luſt,

Erkanntet ihr in ſeiner Bruſt
Den edlen Keim der Geiſterliebe.
Daß von des Sinnes niedrem Triebe
Der Liebe beſſ'rer Keim ſich ſchied,
Dankt er dem erſten Hirtenlied.
Geadelt zur Gedankenwürde
Floß die verſchämtere Begierde
Melodiſch aus des Sängers Mund.
Sanft glühten die bethauten Wangen;
Das überlebende Verlangen
Verkündigte der Seelen Bund.

Der Weiſen Weiſeſtes, der Milden Milde,
Der Starken Kraft, der Edeln Grazie,
Vermähltet ihr in einem Bilde
Und ſtelltet es in eine Glorie.
Der Menſch erbebte vor dem Unbekannten,
Er liebte ſeinen Widerſchein;
Und herrliche Heroen brannten,
Dem großen Weſen gleich zu ſeyn.
Den erſten Klang vom Urbild alles Schönen,
Ihr ließet ihn in der Natur ertönen.

Der Leidenſchaften wilden Drang,
Des Glückes regelloſe Spiele,
Der Pflichten und Inſtinkte Zwang
Stellt ihr mit prüfendem Gefühle,
Mit ſtrengem Richtſcheit nach dem Ziele
Was die Natur auf ihrem großen Gange
In weiten Fernen auseinander zieht.
Wird auf dem Schauplatz, im Geſange.

Univ. Bibl.
München

Der Ordnung leicht gefaßtes Glied.
Vom Eumenidenchor geſchrecket,
Zieht ſich der Mord, auch nie entdecket,
Das Loos des Todes aus dem Lied.
Lang', eh' die Weiſen ihren Ausſpruch wagen,
Löst eine Ilias des Schickſals Räthſelfragen
Der jugendlichen Vorwelt auf;
Still wandelte von Theſpis Wagen
Die Vorſicht in den Weltenlauf.

Doch in den großen Weltenlauf
Ward euer Ebenmaß zu früh getragen.
Als des Geſchickes dunkle Hand,
Was ſie vor eurem Auge ſchnürte,
Vor eurem Aug' nicht auseinander band,
Das Leben in die Tiefe ſchwand,
Eh' es den ſchönen Kreis vollführte —
Da führtet ihr aus kühner Eigenmacht
Den Bogen weiter durch der Zukunft Nacht;
Da ſtürztet ihr euch ohne Beben
In des Avernus ſchwarzen Ocean,
Und trafet das entfloh'ne Leben
Jenſeits der Urne wieder an;
Da zeigte ſich mit umgeſtürztem Lichte,
An Kaſtor angelehnt, ein blühend Polluxbild;
Der Schatten in des Mondes Angeſichte,
Eh' ſich der ſchöne Silberkreis erfüllt.

Doch höher ſtets, zu immer höhern Höhen
Schwang ſich das ſchaffende Genie.
Schon ſieht man Schöpfungen aus Schöpfungen erſtehen,

Aus Harmonieen Harmonie.
Was hier allein das trunk'ne Aug' entzückt,
Dient unterwürfig dort der höhern Schöne;
Der Reiz, der dieſe Nymphe ſchmückt,
Schmilzt ſanft in eine göttliche Athene;
Die Kraft, die in des Ringers Muſkel ſchwillt,
Muß in des Gottes Schönheit lieblich ſchweigen;
Das Staunen ſeiner Zeit, das ſtolze Jovisbild,
Im Tempel zu Olympia ſich neigen.

Die Welt, verwandelt durch den Fleiß,
Das Menſchenherz, bewegt von neuen Trieben,
Die ſich in heißen Kämpfen üben,
Erweitern euern Schöpfungskreis.
Der fortgeſchritt'ne Menſch trägt auf erhob'nen Schwingen
Dankbar die Kunſt mit ſich empor,
Und neue Schönheitswelten ſpringen
Aus der bereicherten Natur hervor.
Des Wiſſens Schranken gehen auf,
Der Geiſt, in euren leichten Siegen
Geübt, mit ſchnell gezeitigtem Vergnügen
Ein künſtlich All von Reizen zu durcheilen,
Stellt der Natur entlegenere Säulen,
Ereilet ſie auf ihrem dunkeln Lauf.
Jetzt wägt er ſie mit menſchlichen Gewichten,
Mißt ſie mit Maßen, die ſie ihm geliehn;
Verſtändlicher in ſeiner Schönheit Pflichten
Muß ſie an ſeinem Aug' vorüber ziehn.
In ſelbſtgefäll'ger, jugendlicher Freude
Leiht er den Sphären ſeine Harmonie,
Und preiſet er das Weltgebäude,
So prangt es durch die Symmetrie.

In Allem, was ihn jetzt umlebet,
Spricht ihn das holde Gleichmaß an.
Der Schönheit goldner Gürtel webet
Sich mild in ſeine Lebensbahn;
Die ſelige Vollendung ſchwebet
In euren Werken ſiegend ihm voran.
Wohin die laute Freude eilet,
Wohin der ſtille Kummer flieht,
Wo die Betrachtung denkend weilet,
Wo er des Elends Thränen ſieht,
Wo tauſend Schrecken auf ihn zielen,
Folgt ihm ein Harmonieenbach,
Sieht er die Huldgöttinnen ſpielen
Und ringt in ſtill verfeinerten Gefühlen
Der lieblichen Begleitung nach.
Sanft, wie des Reizes Linien ſich winden,
Wie die Erſcheinungen um ihn
In weichem Umriß in einander ſchwinden,
Flieht ſeines Lebens leichter Hauch dahin.
Sein Geiſt zerrinnt im Harmonieenmeere,
Das ſeine Sinne wolluſtreich umfließt,
Und der hinſchmelzende Gedanke ſchließt
Sich ſtill an die allgegenwärtige Cythere.
Mit dem Geſchick in hoher Einigkeit,
Gelaſſen hingeſtützt auf Grazien und Muſen,
Empfängt er das Geſchoß, das ihn bedräut,
Mit freundlich dargebot'nem Buſen,
Vom ſanften Bogen der Nothwendigkeit.

Vertraute Lieblinge der ſel'gen Harmonie,
Erfreuende Begleiter durch das Leben,

Das Edelſte, das Theuerſte, was ſie,
Die Leben gab, zum Leben uns gegeben!
Daß der entjochte Menſch jetzt ſeiner Pflichten denkt,
Die Feſſel liebet, die ihn lenkt,
Kein Zufall mehr mit eh'rnem Scepter ihm gebeut,
Dies dankt euch — eure Ewigkeit,
Und ein erhab'ner Lohn in eurem Herzen.
Daß um den Kelch, worin uns Freiheit rinnt,
Der Freude Götter luſtig ſcherzen,
Der holde Traum ſich lieblich ſpinnt,
Dafür ſeyd liebevoll umfangen!

Dem prangenden, dem heitern Geiſt,
Der die Nothwendigkeit mit Grazie umzogen,
Der ſeinen Aether, ſeinen Sternenbogen
Mit Anmuth uns bedienen heißt,
Der, wo er ſchreckt, noch durch Erhabenheit entzücket,
Und zum Verheeren ſelbſt ſich ſchmücket,
Dem großen Künſtler ahmt ihr nach.
Wie auf dem ſpiegelhellen Bach
Die bunten Ufer tanzend ſchweben,
Das Abendroth, das Blüthenfeld:
So ſchimmert auf dem dürft'gen Leben
Der Dichtung muntre Schattenwelt.
Ihr führet uns im Brautgewande
Die fürchterliche Unbekannte,
Die unerweichte Parze vor.
Wie eure Urnen die Gebeine,
Deckt ihr mit holdem Zauberſcheine
Der Sorgen ſchauervollen Chor.
Jahrtauſende hab' ich durcheilet,

Der Vorwelt unabſehlich gleich:
Wie lacht die Menſchheit, wo ihr weilet!
Wie traurig liegt ſie hinter euch!

Die einſt mit flüchtigem Gefieder
Voll Kraft aus euren Schöpferhänden ſtieg,
In eurem Arm fand ſie ſich wieder,
Als durch der Zeiten ſtillen Sieg
Des Lebens Blüthe von der Wange,
Die Stärke von den Gliedern wich,
Und traurig, mit entnervtem Gange,
Der Greis an ſeinem Stabe ſchlich;
Da reichtet ihr aus friſcher Quelle
Dem Lechzenden die Lebenswelle;
Zweimal verjüngte ſich die Zeit,
Zweimal von Samen, die ihr ausgeſtreut.

Vertrieben von Barbarenheeren,
Entriſſet ihr den letzten Opferbrand
Des Orients entheiligten Altären
Und brachtet ihn dem Abendland.
Da ſtieg der ſchöne Flüchtling aus dem Oſten,
Der junge Tag im Weſten neu empor,
Und auf Heſperiens Gefilden ſproßten
Verjüngte Blüthen Joniens hervor.
Die ſchönere Natur warf in die Seelen
Sanft ſpiegelnd einen ſchönen Widerſchein,
Und prangend zog in die geſchmückten Seelen
Des Lichtes große Göttin ein.
Da ſah man Millionen Ketten fallen
Und über Sklaven ſprach jetzt Menſchenrecht;

Wie Brüder friedlich mit einander wallen,
So mild erwuchs das jüngere Geſchlecht.
Mit inn'rer hoher Freudenfülle
Genießt ihr das gegeb'ne Glück,
Und tretet in der Demuth Hülle
Mit ſchweigendem Verdienſt zurück.

Wenn auf des Denkens freigegeb'nen Bahnen
Der Forſcher jetzt mit kühnem Glücke ſchweift,
Und, trunken von ſiegrufenden Päanen,
Mit raſcher Hand ſchon nach der Krone greift;
Wenn er mit niederm Söldnerslohne
Den edlen Führer zu entlaſſen glaubt,
Und neben dem geträumten Throne
Der Kunſt den erſten Sklavenplatz erlaubt: —
Verzeiht ihm — der Vollendung Krone
Schwebt glänzend über eurem Haupt.
Mit euch, des Frühlings erſter Pflanze,
Begann die ſeelenbildende Natur;
Mit euch, dem freud'gen Erntekranze,
Schließt die vollendende Natur.

Die von dem Thon, dem Stein beſcheiden aufgeſtiegen,
Die ſchöpferiſche Kunſt, umſchließt mit ſtillen Siegen
Des Geiſtes unermeſſ'nes Reich.
Was in des Wiſſens Land Entdecker nur erſiegen,
Entdecken ſie, erſiegen ſie für euch.
Der Schätze, die der Denker aufgehäufet,
Wird er in euren Armen erſt ſich freun,
Wenn ſeine Wiſſenſchaft der Schönheit zugereifet,
Zum Kunſtwerk wird geadelt ſeyn —

Wenn er auf einen Hügel mit euch ſteiget,
Und ſeinem Auge ſich, in mildem Abendſchein,
Das maleriſche Thal — auf einmal zeiget.
Je reicher ihr den ſchnellen Blick vergnüget,
Je höh're, ſchön're Ordnungen der Geiſt
In einem Zauberbund durchflieget,
In einem ſchwelgenden Genuß umkreiſt;
Je weiter ſich Gedanken und Gefühle
Dem üppigeren Harmonieenſpiele,
Dem reichern Strom der Schönheit aufgethan —
Je ſchön're Glieder aus dem Weltenplan,
Die jetzt verſtümmelt ſeine Schöpfung ſchänden,
Sieht er die hohen Formen dann vollenden,
Je ſchön're Räthſel treten aus der Nacht,
Je reicher wird die Welt, die er umſchließet,
Je breiter ſtrömt das Meer, mit dem er fließet,
Je ſchwächer wird des Schickſals blinde Macht,
Je höher ſtreben ſeine Triebe,
Je kleiner wird er ſelbſt, je größer ſeine Liebe.
So führt ihn, in verborg'nem Lauf,
Durch immer rein're Formen, rein're Töne,
Durch immer höh're Höhn und immer ſchön're Schöne
Der Dichtung Blumenleiter ſtill hinauf —
Zuletzt, am reifen Ziel der Zeiten,
Noch eine glückliche Begeiſterung,
Des jüngſten Menſchenalters Dichterſchwung,
Und — in der Wahrheit Arme wird er gleiten.

Sie ſelbſt, die ſanfte Cypria,
Umleuchtet von der Feuerkrone,
Steht dann vor ihrem münd'gen Sohne

Entſchleiert als — Urania;
So, ſchneller nur von ihm erhaſchet,
Je ſchöner er von ihr geflohn,
So ſüß, ſo ſelig überraſchet
Stand einſt Ulyſſens edler Sohn,
Da ſeiner Jugend himmliſcher Gefährte
In Jovis Tochter ſich verklärte.

Der Menſchheit Würde iſt in eure Hand gegeben,
Bewahret ſie!
Sie ſinkt mit euch! Mit euch wird ſie ſich heben!
Der Dichtung heilige Magie
Dient einem weiſen Weltenplane;
Still lenke ſie zum Oceane
Der großen Harmonie!

Von ihrer Zeit verſtoßen, flüchte
Die ernſte Wahrheit zum Gedichte,
Und finde Schutz in der Kamönen Chor.
In ihres Glanzes höchſter Fülle,
Furchtbarer in des Reizes Hülle,
Erſtehe ſie in dem Geſange
Und räche ſich mit Siegesklange
An des Verfolgers feigem Ohr.

Der freiſten Mutter freie Söhne,
Schwingt euch mit feſtem Angeſicht
Zum Strahlenſitz der höchſten Schöne!
Um andre Kronen buhlet nicht!
Die Schweſter, die euch hier verſchwunden,
Holt ihr im Schooß der Mutter ein;

Was ſchöne Seelen ſchön empfunden,
Muß trefflich und vollkommen ſeyn.
Erhebet euch mit kühnem Flügel
Hoch über euren Zeitenlauf!
Fern dämm're ſchon in eurem Spiegel
Das kommende Jahrhundert auf.
Auf tauſendfach verſchlung'nen Wegen
Der reichen Mannichfaltigkeit
Kommt dann umarmend euch entgegen
Am Thron der hohen Einigkeit!
Wie ſich in ſieben milde Strahlen
Der weiße Schimmer lieblich bricht,
Wie ſieben Regenbogenſtrahlen
Zerrinnen in das weiße Licht,
So ſpielt in tauſendfacher Klarheit
Bezaubernd um den trunk'nen Blick,
So fließt in Einen Bund der Wahrheit,
In Einen Strom des Lichts zurück!

Die berühmte Frau.

Epiſtel eines Ehemanns an einen andern.

Beklagen ſoll ich dich? Mit Thränen bitt'rer Reue
Wird Hymens Band von dir verflucht?
Warum? weil deine Ungetreue
In eines Andern Armen ſucht,
Was ihr die deinigen verſagen?
Freund, höre fremde Leiden an,
Und lerne deine leichter tragen.

Dich ſchmerzt, daß ſich in deine Rechte
Ein Zweiter theilt? — Beneidenswerther Mann!
Mein Weib gehört dem ganzen menſchlichen Geſchlechte.
Vom Belt bis an der Moſel Strand,
Bis an die Apenninenwand,
Bis in die Vaterſtadt der Moden,
Wird ſie in allen Buden feil geboten,
Muß ſie auf Diligencen, Packetbooten
Von jedem Schulfuchs, jedem Haſen,
Kunſtrichterlich ſich muſtern laſſen,
Muß ſie der Brille des Philiſters ſtehn,
Und, wie's ein ſchmutz'ger Ariſtarch befohlen,
Auf Blumen oder heißen Kohlen
Zum Ehrentempel oder Pranger gehn.
Ein Leipziger — daß Gott ihn ſtrafen wollte!
Nimmt topographiſch ſie wie eine Feſtung auf,

Und bietet Gegenden dem Publikum zum Kauf,
Wovon ich billig doch allein nur ſprechen ſollte.

Dein Weib — Dank den kanoniſchen Geſetzen! —
Weiß einer Gattin Titel doch zu ſchätzen.
Sie weiß warum, und thut ſehr wohl daran.
Mich kennt man nur als Ninons Mann.
Du klagſt, daß im Parterr' und an den Pharotiſchen,
Erſcheinſt du, alle Zungen ziſchen?
O Mann des Glücks! Wer einmal das von ſich
Zu rühmen hätte! — Mich, Herr Bruder, mich,
Beſchert mir endlich eine Wolkenkur
Das rare Glück — den Platz an ihrer Linken,
Mich merkt kein Aug', und alle Blicke winken
Auf meine ſtolze Hälfte nur.

Kaum iſt der Morgen grau,
So kracht die Treppe ſchon von blau'n und gelben Röcken,
Mit Briefen, Ballen, unfrankirten Päcken,
Signirt: an die berühmte Frau.
Sie ſchläft ſo ſüß! — doch darf ich ſie nicht ſchonen.
„Die Zeitungen, Madam, aus Jena und Berlin!“
Raſch öffnet ſich das Aug' der holden Schläferin,
Ihr erſter Blick fällt — auf Recenſionen.
Das ſchöne blaue Auge — mir
Nicht einen Blick! — durchirrt ein elendes Papier,
(Laut hört man in der Kinderſtube weinen)
Sie legt es endlich weg und fragt nach ihren Kleinen.

Die Toilette wartet ſchon!
Doch halbe Blicke nur beglücken ihren Spiegel.

Ein mürriſch ungeduldig Drehn
Gibt der erſchrock'nen Zofe Flügel.
Von ihrem Putztiſch ſind die Grazien entflohn,
Und an der Stelle holder Amorinen
Sieht man Erinnyen den Lockenbau bedienen.

Karoſſen raſſeln jetzt heran,
Und Miethlakayen ſpringen von den Tritten,
Dem düftenden Abbé, dem Reichsbaron, dem Britten,
Der — nur nichts Deutſches leſen kann,
Greſſing und Compagnie, dem Z** Wundermann
Gehör bei der Berühmten zu erbitten.
Ein Ding, das demuthvoll ſich in die Ecke drückt
Und Eh'mann heißt, wird vornehm angeblickt.
Hier darf ihr — wird dein Hausfreund ſo viel wagen?
Der dümmſte Fat, der ärmſte Wicht,
Wie ſehr er ſie bewund're ſagen,
Und darf's vor meinem Angeſicht!
Ich ſteh' dabei, und, will ich artig heißen,
Muß ich ihn bitten, mitzuſpeiſen.

Bei Tafel, Freund, beginnt erſt meine Noth,
Da geht es über meine Flaſchen!
Mit Weinen von Burgund, die mir der Arzt verbot,
Muß ich die Kehlen ihrer Lober waſchen.
Mein ſchwer verdienter Biſſen Brod
Wird hungriger Schmarotzer Beute;
O dieſe leidige, vermaledeite
Unſterblichkeit iſt meines Nierenſteiners Tod!
Den Wurm an alle Finger, welche drucken!
Was, meinſt du, ſey mein Dank? Ein Achſelzucken,

Ein Mienenſpiel, ein ungeſchliffenes Beklagen,
Erräthſt du's nicht? O, ich verſteh's genau!
Daß den Brillant von einer Frau
Ein ſolcher Pavian davon getragen.

Der Frühling kommt. Auf Wieſen und auf Feldern
Streut die Natur den bunten Teppich hin;
Die Blumen kleiden ſich in angenehmes Grün,
Die Lerche ſingt, es lebt in allen Wäldern.
— Ihr iſt der Frühling wonneleer.
Die Sängerin der ſüßeſten Gefühle,
Der ſchöne Hain, der Zeuge unſrer Spiele,
Sagt ihrem Herzen jetzt nichts mehr.
Die Nachtigallen haben nicht geleſen,
Die Lilien bewundern nicht.
Der allgemeine Jubelruf der Weſen
Begeiſtert ſie — zu einem Sinngedicht.
Doch nein! Die Jahrezeit iſt ſo ſchön — zum Reiſen.
Wie drängend voll mag's jetzt in Pyrmont ſeyn!
Auch hört man überall das Karlsbad preiſen.
Huſch iſt ſie dort — in jenem ehrenvollen Reihn,
Wo Griechen, untermiſcht mit Weiſen,
Celebritäten aller Art,
Vertraulich wie in Charons Kahn gepaart,
An Einem Tiſch zuſammen ſpeiſen;
Wo, eingeſchickt von fernen Meilen,
Zerriſſ'ne Tugenden von ihren Wunden heilen,
Noch andre — ſie mit Würde zu beſtehn,
Um die Verſuchung lüſtern flehn —
Dort Freund — o lerne dein Verhängniß preiſen!
Dort wandelt meine Frau und läßt mir ſieben Waiſen.

O meiner Liebe erſtes Flitterjahr!
Wie ſchnell — ach, wie ſo ſchnell biſt du entflogen!
Ein Weib, wie keines iſt und keines war,
Mir von des Reizes Göttinnen erzogen,
Mit hellem Geiſt, mit aufgethanem Sinn
Und weichen, leicht beweglichen Gefühlen,
So ſah ich ſie, die Herzenfeßlerin,
Gleich einem Maitag, mir zur Seite ſpielen;
Das ſüße Wort: Ich liebe dich!
Sprach aus dem holden Augenpaare;
So führt' ich ſie zum Traualtare;
O wer war glücklicher als ich!
Ein Blüthenfeld beneidenswerther Jahre
Sah lachend mich aus dieſem Spiegel an,
Mein Himmel war mir aufgethan.
Schon ſah ich ſchöne Kinder um mich ſcherzen,
In ihrem Kreis die Schönſte ſie,
Die Glücklichſte von allen ſie,
Und mein durch Seelenharmonie,
Durch ewig feſten Bund der Herzen.
Und nun erſcheint — o mög' ihn Gott verdammen!
Ein großer Mann — ein ſchöner Geiſt.
Der große Mann thut eine That! — und reißt
Mein Kartenhaus von Himmelreich zuſammen.

Wen hab' ich nun? Beweinenswerther Tauſch!
Erwacht aus dieſem Wonnerauſch,
Was iſt von dieſem Engel mir geblieben?
Ein ſtarker Geiſt in einem zarten Leib,
Ein Zwitter zwiſchen Mann und Weib,
Gleich ungeſchickt zum Herrſchen wie zum Lieben;

Ein Kind mit eines Rieſen Waffen,
Ein Mittelding von Weiſen und von Affen!
Um kümmerlich dem ſtärkern nachzukriechen,
Dem ſchöneren Geſchlecht entflohn,
Herabgeſtürzt von einem Thron,
Des Reizes heiligen Myſterien entwichen,
Aus Cythereas goldnem Buch * geſtrichen
Für — einer Zeitung Gnadenlohn.

---

* Goldnes Buch: ſo wird in einigen italieniſchen Republiken das Verzeichniß genannt, in welchem die adeligen Familien eingeſchrieben ſtehen.

Einer jungen Freundin in's Stammbuch.

Ein blühend Kind, von Grazien und Scherzen
Umhüpft, ſo, Freundin, ſpielt um dich die Welt;
Doch ſo, wie ſie ſich malt in deinem Herzen,
In deiner Seele ſchönen Spiegel fällt,
So iſt ſie nicht. Die ſtillen Huldigungen,
Die deines Herzens Adel dir errungen,
Die Wunder, die du ſelbſt gethan,
Die Reize, die dein Daſeyn ihm gegeben,
Die rechneſt du für Reize dieſem Leben,
Für ſchöne Menſchlichkeit uns an.
Dem holden Zauber nie entweihter Jugend,
Dem Talisman der Unſchuld und der Tugend,
Den will ich ſehn, der dieſem trotzen kann!

Froh taumelſt du im ſüßen Ueberzählen
Der Blumen, die um deine Pfade blühn,
Der Glücklichen, die du gemacht, der Seelen,
Die du gewonnen haſt, dahin.
Sey glücklich in dem lieblichen Betruge!
Nie ſtürze von des Traumes ſtolzem Fluge
Ein trauriges Erwachen dich herab.
Den Blumen gleich, die deine Beete ſchmücken,
So pflanze ſie — nur den entfernten Blicken!
Betrachte ſie, doch pflücke ſie nicht ab.
Geſchaffen, nur die Augen zu vergnügen,
Welk werden ſie zu deinen Füßen liegen,
Je näher dir, je näher ihrem Grab!

Metriſche Ueberſetzungen.

Vorerinnerung des Verfaſſers.

Einige Freunde des Verfaſſers, die der lateiniſchen Sprache nicht kundig, aber fähig ſind, jede Schönheit der alten Klaſſiker zu empfinden, wünſchten durch ihn mit der Aeneis des großen römiſchen Dichters etwas bekannt zu werden, von welcher, ſeines Wiſſens, noch keine nur irgend lesbare Ueberſetzung ſich findet. Die hauptſächlichſte Schwierigkeit, die ihm bei Ausführung ſeines Vorhabens aufſtieß, war die Wahl einer Versart, bei welcher von den weſentlichen Vorzügen des Originals am wenigſten eingebüßt würde, und welche dasjenige, was ſchon allein der Sprachverſchiedenheit wegen unvermeidlich verloren gehen mußte, von einer andern Seite einigermaßen erſetzen könnte. Der deutſche Hexameter ſchien ihm dieſe Eigenſchaft nicht zu beſitzen, und er hielt ſich für überzeugt, daß dieſes Sylbenmaß, ſelbſt nicht unter Klopſtock'ſchen und Voß'ſchen Händen, diejenige Biegſamkeit, Harmonie und Mannichfaltigkeit erlangen könnte, welche Virgil ſeinem Ueberſetzer zur erſten Pflicht macht. Durch dieſes Medium alſo glaubte er es ſchlechterdings aufgeben zu müſſen, mit der Schönheit des Virgil'ſchen Verſes zu ringen. Er glaubte, die ganz eigene magiſche Gewalt, wodurch der Virgil'ſche Vers uns hinreißt, in der ſeltenen Miſchung von Leichtigkeit und Kraft, Eleganz und Größe, Majeſtät und Anmuth zu finden, wobei der römiſche Dichter von ſeiner Sprache unſtreitig weit mehr unterſtützt wurde, als der Deutſche von der ſeinigen hoffen kann. Mußte von dieſen beiden ſo verſchiedenen Eigenſchaften des Ausdrucks eine der andern in der Ueberſetzung nachgeſetzt werden, ſo glaubte er bei derjenigen Versart, welche der Kraft, Majeſtät und Würde zwar einigen Abbruch thut, aber dem Ausdruck von Grazie, Gelenkigkeit, Wohlklang deſto günſtiger iſt, am allerwenigſten zu wagen. Stärke, Erhabenheit, Würde ſind weit weniger abhängig von der Form, und bedürfen weit weniger, von dem Ausdruck unterſtützt zu werden, als die letztern Eigenſchaften; und wahre Kraft, wahre Erhabenheit, wahres Pathos muß in jeder Art von Darſtellung die Probe halten, welches bei den andern Eigenſchaften der Fall nicht iſt, denen man alſo durch eine glückliche Wahl der Form zu Hülfe kommen muß. Es ließe ſich vielleicht ſogar mit triftigen Gründen behaupten, daß für einen ernſthaften, gewichtigen, pathetiſchen Inhalt die reizende leichte Form, ſo wie in einer bekannten Gattung des Komiſchen für den geringfügigen Inhalt die feierliche Form, vorzuziehen ſey. Die harten Schläge, welche der Verfaſſer der Aeneis ſo oft auf das Herz ſeines Leſers führt, der großentheils kriegeriſche Inhalt ſeines Gedichts, die ganze Gravität ſeines Ganges, werden durch eine gefällige Versart gemildert, und die Harmonie, die Anmuth in der Einkleidung ſöhnt vielleicht nicht ſelten mit der anſtrengenden, oft gar empörenden, Schilderung aus. Dieſe Rückſicht vorzüglich bewog den Verfaſſer, den achtzeiligen Stanzen den Vorzug zu geben, derjenigen unter allen deutſchen Versarten, wobei unſre Sprache noch zuweilen ihrer angeſtammten Härte vergißt, und durch ihren männlichen Charakter doch noch hinlänglich verhindert wird, in's Weichliche oder Spielende zu fallen. Der Verfaſſer konnte dieſe Wahl um ſo mehr bei ſich rechtfertigen, da es ſeit Erſcheinung des Idris und Oberon zur ausgemachten Wahrheit geworden iſt, daß die achtzeiligen Stanzen, beſonders mit einiger Freiheit behandelt, für das Große, Erhabene, Pathetiſche und Schreckhafte ſelbſt einen Ausdruck haben — freilich nur unter den Händen eines Meiſters; aber wer pflegt auch im erſten Feuer eines Entſchluſſes, und von Begeiſterung hingeriſſen, eine ſo ſtrenge Abrechnung mit ſeinen Kräften zu halten, um dasjenige, was die Form leiſtet, von dem, was er ſelbſt dazu mitbringen muß, ſorgfältig abzuſondern? Der Leſer wird entſcheiden, ob ſich der Verfaſſer auf das Inſtrument, das er wählte, verſtanden hat; genug, wenn ihm nicht bewieſen werden kann, daß ſchon in der Wahl der Versart gefehlt worden ſey.

Wer übrigens die Schwierigkeiten kennt, die ſich einem Ueberſetzer der Aeneis, und vollends in einer gereimten Versart, in den Weg ſtellen, wird eher im Fall ſeyn, zu wenig als zu viel zu erwarten. Nicht die geringſte darunter war, eine glückliche Eintheilung zu treffen, wobei der lateiniſche Dichter ſeinem Ueberſetzer nicht nur nicht vorgearbeitet, ſondern ſehr oft entgegen gearbeitet hat. Das lateiniſche Original bewegt ſich in einem ſtetigen Strome fort, und Virgil hat ſich in vollem Maße der Freiheit bedient, welche dieſe Form ihm gewährte. Dieſer fortſtrömende Gang des Gedichts mußte nun in der Ueberſetzung durch viele kurze Ruhepunkte unterbrochen und ein einziges zuſammenhängendes Ganze in mehrere kleine, ſich leicht aneinander ſchmiegende Ganze aufgelöſt werden, wenn anders die Stanzenform ungezwungen ſcheinen, und das klaſſiſche Gepräge einer Ueberſetzung verwiſcht werden ſollte. Hier konnte es freilich nicht fehlen, daß nicht öfters vier oder fünf lateiniſche Hexameter in eine Stanze ausgeſponnen, oder auch umgekehrt acht und neun Verſe des Originals in den engen Raum von acht Stanzenzeilen gepreßt wurden. Bei einem Dichter, der ſich ſo wenig nehmen läßt, als Virgil, war die letztere Operation unſtreitig die bedenklichſte; doch glaubt der Verfaſſer, die ſeinem Original gebührende Achtung ſelten oder nie dabei übertreten zu haben. Es kam ihm zu ſtatten, daß ſelbſt der gedrängte, wortſparende Virgil, dem Wohllaut oder der unerbittlichen Versform zu gefallen, nicht ſelten entbehrliche Wiederholungen und ſelbſt Flickwörter ſich erlaubte, welche die Schonung des Ueberſetzers weniger verdienten.

Sehr gern unterwirft er ſich einer jeden kaltblütigen kritiſchen Prüfung, was die Gewiſſenhaftigkeit und Treue ſeiner Ueberſetzung betrifft, verbittet ſich aber hiemit auf's Feierlichſte jede Vergleichung ſeiner Arbeit mit der unerreichbaren Diktion des römiſchen Dichters, welche unausbleiblich und ohne ſeine Schuld zu ſeinem Nachtheil ausfallen muß; denn er fordert alle geweſene, gegenwärtige und noch kommende deutſche Dichter auf, in einer ſo ſchwankenden, unbiegſamen, breiten, gothiſchen, rauhklingenden Sprache, als unſere liebe Mutterſprache iſt, mit der feinen Organiſation und dem muſikaliſchen Fluß der lateiniſchen ohne Nachtheil zu ringen.

Von dem Gedanken weit entfernt, ſich an eine Ueberſetzung der ganzen Aeneis wagen zu wollen, verſpricht er in der Folge noch einige Bruchſtücke aus dem vierten und ſechsten Buch; wäre es auch nur, um den römiſchen Dichter bei unſerm unlateiniſchen Publikum in die ihm gebührende Achtung zu ſetzen, welche er ohne ſeine Schuld ſcheint verſcherzt zu haben, ſeitdem es der Blumaueriſchen Muſe gefallen hat, ihn dem einreißenden Geiſt der Frivolität zum Opfer zu bringen.

* * *

Die Zerſtörung von Troja.

Freie Ueberſetzung des zweiten Buchs der Aeneide.

Still war's, und jedes Ohr hing an Aeneens Munde,
Der alſo anhub vom erhab'nen Pfühl:
O Königin, du weckſt der alten Wunde
Unnennbar ſchmerzliches Gefühl!
Von Trojas kläglichem Geſchick verlangſt du Kunde,
Wie durch der Griechen Hand die thränenwerthe fiel,
Die Drangſal' alle ſoll ich offenbaren,
Die ich geſehn und meiſtens ſelbſt erfahren.

Wer, ſelbſt ein Myrmidon und Kampfgenoß
Des grauſamen Ulyß, erzählte thränenlos!
Und ſchon entflieht die feuchte Nacht, es laden
Zum Schlaf die niedergehenden Pleiaden.
Doch treibt dich ſo gewaltige Begier,
Der Teukrer letzten Kampf und mein Geſchick zu hören,
Sey's denn! wie ſehr auch die Erinn'rung mir
Die Seele ſchaudernd mag empören!

Der Griechen Fürſten, aufgerieben
Vom langen Krieg, vom Glück zurückgetrieben,
Erbauen endlich durch Minervens Kunſt
Ein Roß aus Fichtenholz, zum Berge aufgerichtet,

Beglückte Wiederkehr, wie ihre Liſt erdichtet,
Dadurch zu flehen von der Götter Gunſt.
Der Kern der Tapferſten birgt ſich in dem Gebäude,
Und Waffen ſind ſein Eingeweide. *

Die Inſel Tenedos iſt aller Welt bekannt,
Von Priams Stadt getrennt durch wen'ge Meilen,
An Gütern reich, ſo lange Troja ſtand,
Jetzt ein verrätheriſcher Strand,
Wo im Vorüberzug die Kaufmannsſchiffe weilen.
Dort birgt der Griechen Heer ſich auf verlaſſ'nem Sand.
Wir wähnen es auf ewig abgezogen,
Und mit des Windes Hauch Mycenen zugeflogen.

Alsbald ſpannt von dem langen Harme
Die ganze Stadt der Teukrier ſich los;
Heraus ſtürzt alles Volk im Jubelſchwarme,
Das Lager zu beſehn, aus dem ſein Leiden floß.
Dort, heißt es, wütheten der Myrmidonen Arme,
Hier ſchwang Achill das ſchreckliche Geſchoß,
Dort lag der Schiffe zahlenlos Gedränge,
Hier tobete das Handgemenge.

Mit Staunen weilt der überraſchte Blick
Beim Wunderbau des ungeheuren Roſſes,
Thymöt, ſey's böſer Wille, ſey's Geſchick,
Wünſcht es im innern Raum des Schloſſes.

---

* Frühe Lesart:
Und Eiſen iſt ſein Eingeweide.

Doch bang' vor dem verſteckten Feind,
Räth Kapys an, und wer es redlich meint,
Den ſchlimmen Fund dem Meer, dem Feuer zu vertrauen,
Wo nicht, doch erſt ſein Inn'res zu beſchauen.

Die Stimmen ſchwankten noch in ungewiſſem Streite,
Als ihn der Prieſter des Neptun vernahm,
Laokoon, mit mächtigem Geleite
Von Pergams Thurm erhitzt herunter kam.
Raſ't ihr, Dardanier? ruft er voll banger Sorgen:
Unglückliche, ihr glaubt, die Feinde ſey'n geflohn?
Ein griechiſches Geſchenk und kein Betrug verborgen?
So ſchlecht kennt ihr Laertens Sohn?

Wenn in dem Roſſe nicht verſteckte Feinde lauern,
So droht es ſonſt Verderben unſern Mauern,
So iſt es aufgethürmt, die Stadt zu überblicken,
So ſollen ſich die Mauern bücken
Vor ſeinem ſtürzenden Gewicht,
So iſt's ein anderer von ihren tauſend Ränken,
Der hier ſich birgt. Trojaner, trauet nicht,
Die Griechen fürchte ich, und doppelt, wenn ſie ſchenken.

Dies ſagend, treibt er den gewalt'gen Speer
Mit ſtarken Kräften in des Roſſes Lende,
Es ſchüttert durch und durch, und weit umher
Antworten dumpf die vollgeſtopften Wände,
Und hätte nicht das Schickſal ihm gewehrt,
Nicht eines Gottes Macht umnebelt ſeine Sinne,
Jetzt hätte den Betrug ſein Eiſen aufgeſtört,
Noch ſtünde Ilium und Pergams feſte Zinne.

Indeſſen wird durch eine Schaar von Hirten,
Die Hände auf dem Rücken zugeſchnürt,
Mit lärmendem Geſchrei ein Jüngling hergeführt.
Der Jüngling ſpielte den Verirrten,
Und bot freiwillig ſich den Banden dar,
Durch falſche Botſchaft Troja zu verderben,
Mit dreiſter Stirn, gefaßt auf jegliche Gefahr,
Und gleich bereit zum Lügen oder Sterben.

Ihn zu betrachten, ſammelt um und um
Die wilde Jugend ſich aus Ilium,
Wetteifernd höhnt mit herbem Spotte
Den eingebrachten Fang die rachbegier'ge Rotte.
Und wehrlos bloßgeſtellt ſo vieler Feinde Grimm,
Fliegt er mit ängſtlich ſcheuem Blicke
Die Reihen durch. Jetzt, Königin, vernimm
Aus Einer Frevelthat der Griechen ganze Tücke!

Weh! ruft er aus, wo öffnet ſich ein Port,
Wo thut ein Meer ſich auf, mich zu empfangen?
Wo bleibt mir Elenden ein Zufluchtsort?
Dem Schwert der Griechen kaum entgangen,
Seh' ich der Trojer Haß nach meinem Blut verlangen!
Schnell umgeſtimmt von dieſem Wort,
Legt ſich der wilde Sturm der Schaaren,
Und man ermahnt ihn, fortzufahren.

Weß Stamms er ſey, was ihn hieher gebracht,
Ihm Lebenshoffnung ließ, ſelbſt in des Feindes Macht,
Soll er bekennen. Furcht und Angſt verſchwanden.
Was es auch ſey, ruft er, dir, König, ſey's geſtanden!

Empfange den Beweis von Sinons Redlichkeit.
Ich läugne nicht, zum Volk der Griechen zu gehören.
Hat mein Verhängniß gleich dem Elend mich geweiht,
Zum Lügner ſoll es nimmer mich entehren.

Trug das Gerücht vielleicht den Namen und die Thaten
Des groſſen Palamed zu deinem Ohr,
Der, boshaft angeklagt, weil er den Krieg mißrathen,
Sein Leben durch der Griechen Spruch verlor,
Den ſie im Grabe ſchmerzlich jetzt beklagen?
Mit dieſem hat, er iſt mir anverwandt,
Seit dieſes Krieges erſten Tagen
Der dürft'ge Vater mich nach Aſien geſandt.

So lange Palamed der Herrſchaft ſich erfreute,
Und in dem Rath der Könige mitſaß,
Stand ich geehrt und glücklich ihm zur Seite.
Doch das verging, als ihn Ulyſſens Haß,
Wer kennt den Schwätzer nicht? dem Orkus übergeben.
Da floß in Trauer hin mein unbemerktes Leben,
Und der verhalt'nen Rache Schmerz
Zernagte ſtill mein wundes Herz.

Weh mir, daß ich ſie nicht verſchwieg,
Zu laut zu ſeinem Rächer mich erklärte,
Wenn einſt ein Gott aus dieſem Krieg
Siegreiche Heimkehr mir gewährte!
Mit eitler Rede weckt' ich ſchweren Groll.
Seitdem ermüdete, mir Feinde zu erwecken,
Ulyſſes nicht, und wußte rachevoll
Mit immer neuen Ränken mich zu ſchrecken.

Auch ruht er nimmermehr, bis Kalchas -- doch warum
Mit widrigem Bericht fruchtlos die Zeit verlieren?
Verurtheilt Alle, die ihn führen,
Der Name Grieche ſchon in Ilium,
Wohlan, ſo würgt mich ohne Schonen!
Das wird dem Ithaker willkommne Botſchaft ſeyn,
Das wird die Söhne Atreus doch erfreun,
Und herrlich werden ſie's euch lohnen.

Ohn' Ahnung des Betrugs, der aus dem Griechen ſpricht,
Steigt unſre Neugier, ihm den Aufſchluß abzufragen,
Und er, mit ſchlau verſtelltem Zagen,
Vollendet ſo den täuſchenden Bericht:
Oft, ſpricht er, war der Wunſch lebendig bei dem Heere,
Der langen Kriegesnoth ſich endlich zu entziehn,
Von Troja heimlich zu entfliehn.
O daß es doch geſchehen wäre!

Stets hinderten die frohe Wiederkehr
Der rauhe Süd und das empörte Meer.
Dies Roß von Fichtenholz ſtand längſt ſchon aufgethürmet,
Als, vom Orkan gepeitſcht, die finſtre Luft geſtürmet.
Verlegen ſendet man zuletzt Eurypylus,
Zu fragen an des Schickſals Throne,
Nach Delphi zu Latonens Sohne;
Der kommt zurück mit dieſem traur'gen Schluß:

Mit Blut erkauftet ihr die Heerfahrt von den Winden,
Und eine Jungfrau fiel an Deliens Altar.
Mit Blut allein könnt ihr den Rückweg finden:
Ein Grieche bringe ſich zum Todesopfer dar.

Eiskalte Angſt durchlief die zitternden Gebeine,
Als in dem Lager dieſe Poſt erklang,
Und jedes Auge fragte bang:
Wen wohl der Zorn der Gottheit meine?

Jetzt riß Ulyß, mit lärmendem Geſchrei
Den Seher Kalchas in des Heeres Mitte,
Und dringt in ihn mit ungeſtümer Bitte,
Zu ſagen, weſſen Haupt zum Tod bezeichnet ſey?
Schon ließen Viele mich, mit ahnungsvollem Grauen,
Des Schalks verruchten Plan und mein Verderben ſchauen.
Zehn Tage ſchließt der Prieſter ſchlau ſich ein,
Um keinen aus dem Volk dem Untergang zu weihn.

Zuletzt, als könnt' er dem beredten Flehn
Ulyſſens nicht mehr widerſtehn,
Läßt er geſchickt den Namen ſich entreißen,
Und zeichnet *mich* dem Mördereiſen.
Man ſtimmt ihm bei, und froh ſieht Jeder die Gefahr,
Die Alle gleich bedroht, auf Einen abgeleitet.
Der Unglückstag iſt da, die Binde ſchmückt mein Haar,
Man ſtreut das Mehl, das Opfer iſt bereitet.

Ja, da entriß ich mich dem Tod, zerbrach die Bande,
Und harrete des Nachts in eines Sumpfes Rohr,
Bis die Armee, wenn ſie zum Vaterlande
Vielleicht ſich eingeſchifft, vom Ufer ſich verlor.
Nie werd' ich, ach! die Heimat mehr begrüßen,
Nie Vater, Kinder mehr in dieſe Arme ſchließen,
Und mein Entrinnen rächt vielleicht die Wuth
Der Danaer an dieſem theuren Blut.

Und nun, bei allen himmliſchen Dämonen,
Die in des Herzens tiefſte Falten ſehn,
Wenn Treu' und Glaube noch auf Erden irgend wohnen,
Laß ſo viel Leiden dir zu Herzen gehn!
Hab' du Erbarmen mit dem Unglücksvollen,
Der, was er nicht verſchuldete, erfuhr! —
Wir ſehen jammernd ſeine Thränen rollen;
Es ſiegt in uns die Stimme der Natur.

Sogleich läßt Priamus der Hände Band ihm löſen,
Und ſpricht ihm Troſt mit milden Worten ein.
Du biſt, ſpricht er, ein Danaer geweſen;
Wer du auch ſeyſt, hinfort wirſt du der Unſre ſeyn.
Und jetzt laß Wahrheit mich auf meine Fragen hören.
Warum, wozu das ungeheure Roß?
Wer gab es an? Warum ſo rieſengroß?
Zu welchem Brauch? Sprich! welchem Gott zu Ehren?

Er ſprach's, und jener Böſewicht, gewandt
In jeder Liſt, Pelasger im Betrügen,
Hebt himmelan die losgebund'ne Hand.
Dich, ruft er, ew'ges Licht, dich Rächer aller Lügen,
Dich, Opferherd, dem ich durch Flucht entrann,
Dich, frevelhafter Stahl, den Mordgier auf mich zückte,
Dich, prieſterliches Band, das meine Schläfe ſchmückte,
Euch ruf' ich jetzt zu Zeugen an.

Von jeder Pflicht, die mich an Griechen band,
Erklär' ich mich auf ewig losgezählet.
Für Einen gibt's hinfort kein Vaterland,
Ich mache laut, was ihre Liſt verhehlet.

Gedenke du nur deines Wortes, Fürſt,
Und ſchone, Troja, den, der Rettung dir geſchenket,
Iſt's anders wahr, was du jetzt hören wirſt,
Und werth, daß man es überdenket.

Von jeher barg im Krieg mit Ilium
Minervens Schutz der Myrmidonen Schwäche;
Doch ſeit Ulyß, der Schalk, und Diomed, der Freche,
Der Göttin Bild aus ihrem Heiligthum
Zu reißen ſich erkühnt, die Hüter zu durchbohren,
Der Jungfrau Stirne ſelbſt mit mordbefleckter Hand
Verwegen zu berühren, ſchwand
Der Griechen Glück dahin, ging ihre Kraft verloren.

Auf immer war Athenens Gunſt entwichen,
Bald zeigte ſich in fürchterlichen
Erſcheinungen der Göttin Strafgericht.
Kaum ſteht das Bild im Lager ſtill, ſo blitzen
Die offnen Augen und die Glieder ſchwitzen,
Und dreimal ſcheint (entſetzliches Geſicht!)
Die Göttin ſich vom Boden zu erheben,
Und Schild und Lanze ſchütternd zu erbeben. *

Ein Gott gebeut jetzt durch des Sehers Mund,
Auf ſchneller Flucht die Heimat zu gewinnen,
Denn nimmer fallen durch der Griechen Bund,
So ſpricht das Schickſal, Pergams feſte Zinnen,

---

* Erſte Leſart:

Und dreimal ſteigt, entſetzliches Geſicht!
Mit Schild und Speer und wüthender Gebärde
Die Göttin ſelbſt aus der zerriſſ'nen Erde.

Sie hätten denn auf's Neu' der Heimat Strand berührt,
In wiederholter Fei'r die Götter zu befragen,
Zum alten Heiligthum das Bild zurückgetragen,
Das ſie auf krummen Schiffen weggeführt.

Jetzt zwar ſind ſie nach Argos heimgefahren,
Doch führt ſie Kalchas bald mit neuen Kriegerſchaaren
Und Göttern furchtbarer zurück. Dies Roß
Ward aufgethürmt, den Zorn der Pallas zu verſöhnen,
Und nicht umſonſt ſeht ihr's ſo rieſengroß.
Es ſollte der Koloß das enge Thor verhöhnen,
Nie ſollt' euch der Beſitz des Wunderbilds erfreun,
Nie ſollt' es eurer Stadt den alten Schutz erneun.

Denn wagtet ihr's, Minervens Heiligthum
Mit Frevelhänden zu verſehren,
So traf der Göttin Fluch ganz Ilium;
(Möcht' ihn ein Gott auf ihre Häupter kehren!)
Doch hättet ihr mit eigner Hand
Dies Roß in eure Stadt gezogen,
So wälzte Aſien zu uns des Krieges Wogen,
Und weh dann über Griechenland!

Von dieſer Lügen ſchlau gewebten Banden
Ward unſer redlich Herz umſtrickt,
Der Zweifel wird in jeder Bruſt erſtickt.
Die dem Tydiden männlich widerſtanden,
Die der theſſaliſche Achill nicht zwang,
Nicht zehenjähr'ge Kriegeslaſten,
Nicht das Gewühl von tauſend Maſten,
Weint ein Betrüger in den Untergang!

Jetzt aber ſtellt ſich den entſetzten Blicken
Ein unerwartet ſchrecklich Schauſpiel dar.
Es ſtand, den Opferfarren zu zerſtücken,
Laokoon am feſtlichen Altar.
Da kam (mir bebt die Zung', es auszudrücken)
Von Tenedos ein gräßlich Schlangenpaar,
Den Schweif gerollt in fürchterlichem Bogen,
Dahergeſchwommen auf den ſtillen Wogen.

Die Brüſte ſteigen aus dem Wellenbade,
Hoch aus den Waſſern ſteigt der Kämme blut'ge Glut,
Und nachgeſchleift in ungeheurem Rade,
Netzt ſich der lange Rücken in der Flut,
Lautrauſchend ſchäumt es unter ihrem Pfade,
Im blut'gen Auge flammt des Hungers Wuth,
Gewetzt am Rachen ziſchen ihre Zungen;
So kommen ſie an's Land geſprungen.

Der bloße Anblick bleicht ſchon alle Wangen,
Und auseinander flieht die furchtentſeelte Schaar;
Der pfeilgerade Schuß der Schlangen
Erwählt ſich nur den Prieſter am Altar.
Der Knaben zitternd Paar ſieht man ſie ſchnell umwinden,
Den erſten Hunger ſtillt der Söhne Blut;
Der Unglückſeligen Gebeine ſchwinden
Dahin von ihres Biſſes Wuth.

Zum Beiſtand ſchwingt der Vater ſein Geſchoß,
Doch in dem Augenblick ergreifen
Die Ungeheu'r ihn ſelbſt, er ſteht bewegungslos,
Geklemmt von ihres Leibes Reifen;

Zwei Ringe ſieht man ſie um ſeinen Hals, und noch
Zwei andre ſchnell um Bruſt und Hüfte ſtricken,
Und furchtbar überragen ſie ihn doch
Mit ihren hohen Hälſen und Genicken. *

Der Knoten furchtbares Gewinde
Gewaltſam zu zerreißen, ſtrengt
Der Arme Kraft ſich an; des Geifers Schaum beſprengt
Und ſchwarzes Gift die prieſterliche Binde.
Des Schmerzes Höllenqual durchdringt
Der Wolken Schooß mit berſtendem Geheule;
So brüllt der Stier, wenn er, gefehlt vom Beile
Und blutend, dem Altar entſpringt.

Die Drachen bringt ein blitzgeſchwinder Schuß
Zum Heiligthum der furchtbarn Tritonide;
Dort legen ſie ſich zu der Göttin Fuß,
Beſchirmt vom weiten Umkreis der Aegide.
Entſetzen bleibt in jeder Bruſt zurück,
Gerechte Büßung heißt Laokoons Geſchick,
Der frech und kühn das Heilige und Hehre
Verletzt mit frevelhaftem Speere.

Zum Tempel, ruft das Volk, mit dem geweihten Bilde!
Und flehet an der Göttin Milde!
Sogleich ſtrengt jeder Arm ſich an,
Die Mauer wird getheilt, die Stadt iſt aufgethan.

---

* Erſte Lesart:

Zwei Ringe haben ſich um ſeinen Hals gedrückt,
Zweimal den Schuppenleib geſchnürt um Bruſt und Hüften,
Und ihres Halſes ſchwanke Säule nickt
Hoch über ſeinem Scheitel in den Lüften.

Und auf der Walze künſtlichen Wogen
Rollt es dahin, von Strängen fortgezogen,
Verderbenträchtig, ſchwanger mit dem Blitz
Der Waffen, rollt's in Priams Königsſitz.

Und hochbeglückt, den Strang berührt zu haben,
Der es bewegt, begleiten Jungfrauen und Knaben
Mit heil'gen Liedern die verehrte Laſt.
O meine Vaterſtadt, ſo reich an Siegeskronen!
O heil'ges Land, wo ſo viel Götter thronen!
In deiner Mitte ſteht der fürchterliche Gaſt.
Viermal hat es am Eingang ſtill gehalten,
Und viermal klang das Erz in ſeines Bauches Falten.

Uns warnt es nicht! Von wüthender Begierde
Verblendet, ſetzen wir die unglückſchwangre Bürde
Beim Tempel ab. Apolls Orakel ſpricht
Weiſſagend aus Kaſſandrens Munde,
Es ſpricht von Trojas letzter Stunde;
Wir glauben ſelbſt der Gottheit nicht.
Von feſtlich grünem Laub muß jeder Tempel wehen,
Und — morgen iſt's um uns geſchehen!

Indeſſen wandelt ſich des Himmels Bogen
Und Nacht ſtürzt auf des Meeres Wogen;
Mit breitem Schatten hüllt ſie Land und Hain
Und den Betrug der Myrmidonen ein.
An Trojas Mauern fängt es an zu ſchweigen,
Der Schlummer ſpannt die müden Glieder los;
Da naht, den Mond allein zum ſtillen Zeugen,
Der Griechen Flotte ſich von Tenedos.

Geleitet von dem Feuerbrande,
Der aus dem königlichen Schiffe blitzt,
Dringt ſie hinan zum wohlbekannten Strande.
Und, von der Göttin Grimm beſchützt,
Eröffnet Sinon ſtill den Bauch der Fichte,
Gehorſam gibt das aufgethane Roß
Die Krieger von ſich, die ſein Leib verſchloß,
Und hocherfreut entſpringen ſie zum Lichte.

Herab am Seile gleiten ſchnell die Fürſten,
Theſſandrus, Stenelus, Machaon, Akamas;
Jhm folgt mit Blicken, die nach Blute dürſten,
Ulyß, Neoptolem, drauf Thoas, Menelas,
Zuletzt Epeus, der das Roß gefügt;
Sie ſtürzen in die Stadt, die Wein und Schlaf beſiegt;
Die Wachen würgt ihr Stahl, indeß ſchon die Genoſſen,
Durch's Thor eindringend, zu den Fürſten ſtoßen.

Schon neigte aus der Götter Hand
Des erſten Schlummers Wohlthat ſich hernieder,
Und ſchloß mit ſüßem Zauberband
Die kummerſchweren Augenlieder.
Da ſah ich Hektors Schattenbild
Jm Traumgeſichte mir erſcheinen,
Jn tiefe Trauer eingehüllt,
Ergoſſen in ein lautes Weinen. *

---

* Erſte Lesart:
Den Blick in tiefen Gram gehüllt,
Der Stimme Ton erſtickt von lauten Weinen.

So wie ihn einſt durch des Skamanders Feld
Des rauhen Siegers Zweigeſpann geriſſen,
Von blut'gem Staub geſchwärzt und mit durchbohrten Füßen,
Ihr Götter, wie von Schmach entſtellt!
Der Hektor nicht mehr, der gleich einem Gotte
In des Peliden Rüſtung heimgekehrt,
Den Feuerbrand von der Trojaner Herd
Geſchleudert hatte in der Griechen Flotte.

Den Bart befleckt, der Locken ſchönes Wallen
Gehemmt von blut'gem Leime, ſtand er da,
Den Leib beſät mit jenen Wunden allen,
Die Trojas Mauer ihn empfangen ſah.
Den hohen Schatten zu beſprechen,
Gebietet mir des Herzens feur'ger Drang;
Die Wange brennt von heißen Thränenbächen,
Und von den Lippen flieht der Trauerklang:

„O Trojas Hoffnung, die uns nie betrogen,
O du, nach dem das Herz geſchmachtet hat!
O ſey willkommen, Licht der Vaterſtadt!
Warum und wo haſt du ſo lang verzogen?
So viele Kämpfe mußten wir beſtehn,
Von ſo viel Noth und Herzensangſt ermatten,
So viel geliebte Leichname beſtatten,
Eh' dich die Freunde wieder ſehn!

O ſprich, und welcher Frevel durft' es wagen,
Der Augen ſonnenheitern Schein
Mit Blut und Staub unwürdig zu entweihn?
Was ſollen dieſe Wundenmäler ſagen?“

Doch keinen Laut verlor der Geiſt,
Des Fragers eitle Neugier zu vergnügen,
Bis unter tief geholten Odemzügen
Ein ſchweres Ach der Zunge Band durchreißt.

„Fort, Göttinſohn! Fort, fort aus dieſem Brand!
Die Mauern ſind in Feindes Hand,
Die ſtolze Troja ſtürzt von ihren Höhen,
Genug, genug iſt für das Vaterland,
Genug für Priams Thron geſchehen!
Wär's eines Mannes tapfre Hand,
Die Trojas letztes Schickſal wendet,
So hätt' es dieſer Arm vollendet. *

Die Heiligthümer ſind dir übergeben,
Nimm zu Gefährten ſie auf deiner flücht'gen Bahn!
Für ſie wirſt du ein neues Ilium erheben
Nach langer Irrfahrt auf dem Ocean.“
Er ſpricht's, und holt in ſchneller Eile
Mir vom Altar mit eigner Hand
Der mächt'gen Veſta heil'ge Säule,
Den Prieſterſchmuck, den ew'gen Feuerbrand.

Und draußen hört man ſchon ein tauſendſtimmig Heulen
Mit wachſendem Getön die bangen Lüfte theilen,
Es dringt der Waffen eiſernes Gebrauſe
Bis zu Anchiſens, meines Vaters, Hauſe.

---

* Erſte Lesart:

War Pergamus durch eines Kriegers Eiſen
Dem letzten Schickſal zu entreißen,
Glaub' mir, ſo war's durch Hektors Hand.

Das hinter Bäumen einſam ſich verlor;
Es donnert aus dem Schlummer mich empor:
Den höchſten Standort wähl' ich mir im Hauſe,
Und ſtehe da mit offnem Ohr.

So fallen Feuerflammen in's Getreide,
Gejagt vom Wind, ſo ſtürzt der Wetterbach
Sich rauſchend nieder von des Berges Heide;
Zertreten liegt, ſo weit er Bahn ſich brach,
Der Schweiß der Rinder und des Schnitters Freude,
Und umgeriſſ'ne Wälder ſtürzen nach,
Es horcht der Hirt, unwiſſend, wo es dröhne,
Vom fernen Fels verwundert dem Getöne.

Jetzt lag es kund und aufgethan,
Wie Danaer auf Treu' und Glauben halten!
Das Truggeweb' ſieht man jetzt ſchrecklich ſich entfalten;
Schon liegt, beſiegt vom praſſelnden Vulkan,
Deiphobus erhab'ne Burg im Staube,
Schon wird Ucalegon's, ihr Nachbar, ihm zum Raube,
Und des Sigä'ſchen Sundes Flut
Scheint wider von des Feuers Glut. *

Von lautem Kriegsgeſchrei erzittern jetzt die Zinnen
Und ſchrecklich ſchmettert des Achaiers Horn.
Sinnlos bewaffn' ich mich. Bewaffnet was beginnen?
Ein Heer zu ſammeln ſchnell treibt mich der edle Zorn,

---

* Erſte Leſart:

Vom flammenrothen Widerſcheine brennt
Des Meeres Spiegel und das Firmament.

Und mit der Freunde Schaar die Veſte zu gewinnen.
Verzweiflung ſelbſt iſt des Entſchluſſes Sporn.
Will, ruf' ich aus, das Schickſal mit uns enden,
So ſtirbt ſich's ſchön, die Waffen in den Händen.

Indem ſeh' ich, entflohn der Feinde Pfeilen,
Den Prieſter des Apoll bei mir vorüber eilen,
Die überwund'nen Götter in der Hand,
Am Arm den kleinen Sohn, flieht er betäubt zum Strand.
Halt! rief ich, o halt an, mich zu belehren,
Mein Panthus, was beſchließt das zürnende Geſchick?
Welch feſtes Schloß wird uns noch Schutz gewähren?
Da gibt er ſeufzend mir zurück:

Der Tage letzter iſt vorhanden,
Gekommen iſt die unabwendbar böſe Zeit;
Einſt gab es Teukrer, Troja hat geſtanden,
Und ſeines Ruhmes Schimmer ſtrahlte weit.
Der grimme Zeus gab Alles dem Argeier,
Der waltet jetzt in der entflammten Stadt;
Bewaffnete ergießt das Ungeheuer,
Und Sinon ſchürt die Glut, frohlockend ſeiner That.

Und durch die zweifach offnen Thore wogen
Schon Tauſende und Tauſende einher,
Als aus dem räumigen Mycene nie gezogen,
Es ſtehen Andre mit geſtrecktem Speer,
Mordluſtig hingepflanzt auf engen Wegen,
Des Eiſens Blitz ſtarrt jeder Bruſt entgegen.
Kaum thun die erſten Wachen Widerſtand
Und wagen das Gefecht mit ungewiſſer Hand.

Von dieſen Reden feurig aufgefordert,
Und fortgezogen von der Götter Macht,
Flieg' ich dahin, wo's höher, heller lodert,
Der Donner ſtürzender Palläſte kracht,
Wo vom Geſchrei und vom Geklirr der Eiſen
Die Luft erbebt, wohin die Furien mich reißen;
Der günſt'ge Mond gibt mir den trefflichen Epyt
Und Ripheus Stärke zu Begleitern mit.

Dymas und Hypanis beſeelen gleiche Triebe,
Auch Mygdons Sohn, Choröbus, folgt dem Zug,
Den für Kaſſandra die unſel'ge Liebe
Verhängnißvoll zu Trojas Ende trug.
Dem Vater ſeiner Braut bracht' er hülfreiche Schaaren
Und glaubte nicht dem warnungsvollen Laut,
Nicht den verkündigten Gefahren
Im Mund der gottbeſeelten Braut.

Wohlan, beginn' ich zu der kampfbegier'gen Jugend,
Ihr Herzen, jetzt umſonſt voll Heldentugend!
Gewichen ſind, ihr ſeht's, aus allen ihren Sitzen,
Die Götter, welche Troja ſchützen.
Treibt euch der Muth, dem kühnen Führer nachzugehn,
Kommt, der entflammten Troja beizuſtehn,
Kommt mit mir, kommt, und fechtend endigt euer Leben!
Beſiegte rettet nichts, als Rettung aufzugeben.

Entflammet durch dies Wort iſt ihres Eifers Glut,
Und, Wölfen gleich, die durch den Nebel ſpürend ſchleichen,
Herausgeſtachelt von des Hungers Wuth,
Mit trocknem Gaum erwartet von der Brut,

Geht's zum gewiſſen Tod durch Schwerter und durch Leichen.
Der hohlen Nacht furchtbare Schatten ſtreichen
Rings durch die Straßen; unſer kühner Muth
Verſchmäht, aus Trojas Mitte zu entweichen.

O Nacht des Grauens, welcher Mund
Spricht deine Schrecken aus, die Todesnoth der Meinen!
Wer macht die Opfer, die du würgteſt, kund!
Wo nehm' ich Thränen her, ſie zu beweinen!
Sie fällt, die hohe Stadt, ſeit grauem Alterthum
Gewohnt zu herrſchen und zu ſiegen.
Auf Straßen, Schwellen, ſelbſt im Heiligthum
Der Götter ſieht man Todtenkörper liegen.

Doch glaube nicht, daß nur trojaniſch Blut
Der Nächte ſchrecklichſte getrunken.
Auch meines Volks erſtorb'ner Muth
Glimmt auf in manchem Heldenfunken,
Und dann fließt auch des Siegers Blut.
Der Angſt, der Qual, des Jammers Stimmen ſpalten
Des Hörers Ohr; wo nur das Auge ruht,
Des Todes ſchrecklich wechſelnde Geſtalten!

Von Feinden warf zuerſt von einer großen Schaar
Androgeos ſich uns entgegen.
Sein Irrthum ſtellt in uns der Freunde Heer ihm dar.
Auf, Brüder, eilt! ruft er. Woher ſo ſpät, ihr Trägen?
Die andern tragen ſchon das ganze Pergam fort;
Ihr habt erſt jetzt den Schiffen euch entriſſen?
Kaum endigt er, ſo ſagt ihm ein verdächtig Wort,
Daß Feindeshaufen ihn umſchließen.

Sein Fuß erſtarrt und auf den Lippen ſtirbt die Stimme.
So zittert, wer, in Dornen tief verſteckt,
Die Natter unverhofft mit rauhem Fußtritt weckt;
Ihr blauer Hals ſchwillt an, mit gift'gem Grimme
Knirſcht ſie empor, und bleich flieht er zurück.
So wendet bei geſchärftem Blick
Androgeos erſchrocken um. Wir dringen
In ſeine dichte Schaar, es miſchen ſich die Klingen.

In Troja fremd und halb vor Furcht entſeelt, erliegen
Sie unſerm Arm. Den Anfang krönt das Glück.
Auf, Freunde, ruft, erhitzt von dieſen erſten Siegen,
Coröbus, voll von Muth. Es zeigt uns das Geſchick
In dieſem Zufall ſelbſt den Weg zum Leben.
Vertauſcht den Schild! den griech'ſchen Helm auf's Haupt!
Liſt oder Kraft, was wäre Feinden nicht erlaubt?
Die Todten werden Waffen geben.

Er ſpricht's, und ſchleunig weht auf ſeinem Haupt
Des fremden Helmes Buſch, Androgeos geraubt.
Er eilt, des Schildes Zierde zu vertauſchen,
Und läßt ein griechiſch Schwert von ſeinen Hüften rauſchen.
Ihm folgt die ganze Jugend und umhängt
Sich ſchnell die ganze friſchgemachte Beute.
So ſtürzen wir, mit Danaern vermengt,
Doch ohne unſern Gott! zum Streite.

Begünſtigt von der blinden Nacht,
Gelingt uns manche heiße Schlacht,
Und mancher Grieche fällt von unſern Streichen.
Schon fliehn ſie ſchaarenweis, dem drohenden Geſchick

Am ſichern Bord der Schiffe zu entweichen;
Bis in des Roſſes Bauch ſcheucht ſie die Furcht zurück.
Ach, Niemand ſchmeichle ſich, im Dünkel großer Thaten
Der Götter Gnade zu entrathen!

Was zeigt ſich uns! Selbſt an Tritoniens Altar
Erkühnt man ſich, Kaſſandra zu ergreifen.
Wir ſehn mit aufgelöſtem Haar
Die Tochter Priams aus dem Tempel ſchleifen;
Zum tauben Himmel fleht ihr glühend Angeſicht,
Denn, ach! die Feſſel klemmt der Jungfrau zarte Hände.
Choröbus Wahnſinn trägt es nicht,
Er ſucht im Schlachtgewühl ein Heldenende.

Ihm ſtürzt in dichtgeſchloſſ'nen Gliedern
Die ganze Schaar der Freunde nach;
Doch, ach! von unſern eig'nen Brüdern
Kommt hier vom höchſten Tempeldach
Ein mördriſch Pfeilgewölk auf uns herabgeflogen.
Des Federbuſches fremde Zier,
Der Schilde Zeichen, welche wir
Verwechſelt, hatte ſie betrogen.

Die Prieſterin uns abzuringen,
(Verrathen hat uns längſt der Sterbenden Geſchrei)
Umſtürmt uns der Doloper Schaar. Es dringen
Mit Ajax die Atriden ſelbſt herbei.
So wenn im Sturme ſich die Winde heulend ſchlagen,
Der wilde Süd, des Nordes rauhe Macht,
Der muth'ge Oſt, auf Titans raſchem Wagen,
Es rauſcht des Meeres Grund, des Waldes Eiche kracht.

Jetzt ſehn wir noch zu ganzen Heeren,
Die unſrer Waffen glücklicher Betrug
Vor Kurzem noch im finſtern Dunkel ſchlug,
Von ihrer Flucht zurückekehren.
Ihr ſchneller Blick erkennt in dunkler Schlacht
Des Helmes Liſt, der Schilde falſche Zeichen.
Jetzt muß der Augen Wahn dem Klang der Stimmen weichen,
Jetzt ſiegt des Feindes Uebermacht.

Es fällt zuerſt, von Penelus durchſtochen,
Choróbus an Tritoniens Altar.
Es fällt, der das Geſetz der Tugend nie gebrochen,
Ripheus, der Redlichſte, den Ilium gebar.
Die Götter richteten nicht ſo! Von Freundesſtreichen
Liegt Hypanis, liegt Dymas hingeſtreckt;
Und kann der Prieſterſchmuck, der dich, o Panthus, deckt,
Kann ſelbſt dein ſchuldlos Herz die Himmliſchen erweichen?

Bezeugt mir's, Trojas heil'ge Trümmer,
Du Flammengrab, das meine Stadt verſchlang,
Daß ich an jenem Schreckenstage nimmer
Mich feig entzogen des Gefechtes Drang,
Und wär's mein Loos, an jenem Tag zu enden,
Daß ich's verdient mit meinen Würgerhänden!
Jetzt wich ich der Gewalt, mir folgt, vor Alter laß,
Iphyt, und ſchwer von Wunden Pelias.

Zu Priams Burg ruft uns der Stimmen lautſter Hall;
Als raſ'te nirgends ſonſt der Streitenden Gedränge,
Nicht durch ganz Ilium der Waffen wilder Schall,
Erblick' ich hier ein fürchterlich Gemenge,

Des Andrangs Ungeſtüm, ergrimmten Widerſtand.
Den Feind ſeh' ich die hohen Dächer ſtürmen,
Und mit der Schilde dichtgeſchloſſ'nem Band
Sich furchtbar vor den Eingang thürmen.

Ich ſehe Leitern an die Mauern legen,
Entſchloſſen klimmt der trotz'ge Sieger nach,
Die Linke hält den Schild der Pfeile Sturm entgegen,
Feſt klammert ſich die Rechte an das Dach.
Beſchäftigt iſt mein Volk, die Thürme abzutragen,
Und mit den Trümmern wird der Stürmende bedroht,
Die letzte Zuflucht ihrer Noth,
Wenn Alles, Alles fehlgeſchlagen!

Herabgeſtürzt ſeh' ich die übergold'ten Zinnen,
Denkmäler alter königlicher Pracht.
Mit bloßem Schwert wird jeder Weg nach Innen
Von einer dichten Schaar Dardanier bewacht.
Ein friſcher Muth lebt auf in unſern Seelen,
Der ſchwerbedrängten Burg des Königs beizuſtehn,
Mit Stärke Stärke zu vermählen,
Und der Beſiegten Muth mitſtreitend zu erhöhn.

Noch führten zum Pallaſt, der Menge unbekannt,
Geheime abgeleg'ne Thüren,
Durch deren nie entdecktes Band
Die Zimmer in einander ſich verlieren.
Oft hatte, frei von des Gefolges Zwang,
Andromache in Trojas ſchönen Tagen
Auf dieſem unbemerkten Gang
Zum frohen Ahn den Enkel hingetragen.

Mich bracht' er jetzt zum höchſten Dach hinauf,
Von wo die Teukrier mit ſegenleeren Händen
Verlor'ne Pfeile niederſenden.
Zum jähen Thurm verfolg' ich meinen Lauf,
Der über's Dach empor zum Sternenhimmel ſchreitet;
Ganz Ilium liegt vor mir ausgebreitet,
Der feindlichen Gezelte ganzes Heer,
Das ganze ſchiffbedeckte Meer.

Von Tod umringt, zerreißen wir voll Muth
Der Decke ſchon gewich'ne Fugen,
Und ſchleudern ſie auf der Achiver Flut
Mit ſammt den Pfeilern, die ſie trugen,
Herunter ſtürzen ſie mit donnerndem Gekrach,
Und weh den Stürmenden, die ſich darunter ſtellten!
Doch friſche Krieger dringen nach,
Der Streit brennt fort, und alle Waffen gelten.

Als wollt' er jeden Feind zermalmen,
Pflanzt Pyrrhus ſich im Glanz der Rüſtung vor das Thor,
Der Schlange gleich, genährt von böſen Halmen,
Die giftgeſchwollen ſchlief im eisbedeckten Moor,
Und neuverjüngt jetzt von ſich ſtreift die Schale,
Den glatten Leib im Reif zuſammenringt,
Sich mit erhab'ner Bruſt aufbäumt zum Sonnenſtrahle,
Und dreier Zungen Blitz im Munde ſchwingt.

Dicht an ihm ſteht der hohe Periphas,
Nächſt dem Automedon, Achillens Wagenwender,
Es drängt ſich Skyros Jugend an den Paß,
Und nach dem Giebel fliegen Feuerbränder.

Vom Angel haut er ſelbſt das erzbeſchlag'ne Thor,
Und alle Bänder ſtürzt des Beiles Schwung zu Grunde,
Leicht wird das Holz durchbohrt, das ſeinen Schirm verlor,
Und weit geöffnet klafft des Thores Wunde.

Des innern Hauſes weiter Hof, die Schaar
Der Trojer, die den Eingang hüten,
Der alten Könige geheimſte Säle bieten
Dem überraſchten Blick ſich dar,
Und aus den innerſten Gemächern dringet
Der Männer Schrei, der Weiber jammernd Ach,
Die ganze Wölbung hallt das Klaggeheule nach,
Das in den Wolken widerklinget.

Man ſieht der Mütter Heer die weite Burg durchſchweifen,
Zum letzten Lebewohl die Säulen noch umgreifen,
Und küſſen den empfindungsloſen Stein.
Ganz mit des Vaters Trotz bricht Pyrrhus ſchon herein.
Ihn hält kein Schloß, die Thüre liegt in Trümmern,
Vom Widder eingerannt, Gewalt macht Bahn,
Tod iſt der erſte Gruß, ſo fluten ſie heran,
Von Waffen rauſcht's in allen Zimmern.

So wüthet nicht der hochgeſchwoll'ne Bach,
Der ſchäumend ſeinen Damm durchbrach,
Der Felſen Kerkerwand mit wildem Grimm durchhauen,
Er ſtürzt in's Feld mit trüber Wogen Kraft,
Der Heerden Schaar auf den ertränkten Auen
Wird mit den Händen fortgerafft.
Ich ſelbſt ſah, Mord im Blick, den Achilleiden
Am Eingang ſtehn, und bei ihm die Atreiden.

Ich ſah auch Hekuba, ſah ihre hundert Töchter,
Sah Priam ſelbſt an den Altar geſtreckt,
Den Vater blühender Geſchlechter,
Noch mit dem Blut der Opfer friſch befleckt,
Es tritt der Feind die Saat von fünfzig Ehen,
Der Enkel ſchöne Hoffnung in den Staub,
Die goldne Säule ſtürzt behangen mit Trophäen,
Und was dem Brand entging, das wird des Würgers Raub.

Mitleidig, Fürſtin, wirſt du fragen,
Wie König Priam ſeine Tage ſchloß?
So wiſſe denn: kaum hört er Trojens Stunde ſchlagen,
Und ſah den Feind, der durch die Pforten ſich ergoß,
So eilt' er, ſich den Panzer anzuſchnallen,
Der die entwöhnten Glieder niederzog,
Umhängt das Schwert, das längſt der Scheide nicht entflog,
Und ſtürzt zur Schlacht, als Fürſt zu fallen.

Es ſtieg in des Pallaſtes mittlerm Raume
Ein hoher Altar in des Aethers Plan,
Ihn fächelte von einem alten Lorbeerbaume
Die nachbarliche Kühlung an.
Gleich ſcheuen Tauben, die das donnerſchwüle Wetter
Zuſammentrieb, lag dorten Hekuba
Mit allen Töchtern knieend da,
Und ſchloß in ihren Arm die unerweichten Götter.

Jetzt ſah ſie den Gemahl, bereit zur Gegenwehr,
Im jugendlichen Schmuck der Waffen ſich bewegen.
Unglücklicher, wohin? ruft ſie ihm bang entgegen,
Was für ein Wahnſinn reichte dir den Speer?

Und wäre ſelbſt mein Hektor noch zugegen,
Jetzt helfen Schwert und Lanzen uns nicht mehr.
Hieher tritt, dieſes Heiligthum ſchützt Alle,
Wo nicht, vermählt uns doch im Falle!

Sie ſprach's, und zog ihn zu ſich hin und ließ
Im Prieſterſtuhl den Greis ſich niederſetzen;
Da kam, von Pyrrhus mörderiſchem Spieß
Durchbohrt, ſein Sohn Polyt, bluttriefend, voll Entſetzen,
Der Feinde Haufen durch, den weiten Bogengang
Dahergerannt. Sein Blick ſucht in der öden Leere
Der weiten Zimmer Schutz; den ſchon gewiſſen Fang
Verfolgt Neoptolem mit mordbegier'gem Speere.

Schon haſcht ihn ſein furchtbarer Arm,
Und über ihm ſieht ſchon den Stahl der Vater ſchweben;
Noch flieht er bis zu Priams Fuß, und warm
Entquillt in Strömen Bluts das junge Leben.
Nicht länger ſchweigt das Vaterherz;
Obgleich verurtheilt von des Mörders Grimme,
Erhebt er feierlich des Zornes Donnerſtimme,
Und heult in dieſe Worte ſeinen Schmerz:

Für dieſe Frevelthat, für dieſen bittern Hohn,
Für dies verfluchenswürdige Erkühnen,
Wenn noch Gerechtigkeit wohnt auf der Götter Thron,
Erwarte dich, wie ſolche Thaten ihn verdienen,
Dich Ungeheu'r, ein grauſenvoller Lohn!
Dich, dich, der mit verruchtem Bubenſtücke,
Mit dem erwürgten lieben Sohn
Gefoltert hat die väterlichen Blicke!

So wahrlich hielt's mit ſeinem Feinde nicht
Achill, den du zum Vater dir gelogen;
Es ehrte mit erröthendem Geſicht
Der Held mein Alter und der Liebe Pflicht,
Als ich zu ihm, ein Flehender, gezogen.
Er weigerte mir Hektors Leichnam nicht,
Des Todten Feier würdig zu begehen,
Und ließ mich Troja wiederſehen.

Mit dieſen Worten ſchleudert er den Schaft,
Der ohne Klang der ſchwachen Hand enteilet,
Und, aufgefangen von des Gegners Kraft,
Des Schildes Spitze kaum zertheilet.
Geh denn, erwidert Pyrrhus ihm voll Hohn,
Sag' dem Achill, wie ſehr ihn meine Thaten ſchänden!
Verklage dort den tiefgeſunk'nen Sohn!
Jetzt aber ſtirb von meinen Händen!

Er reißt den Zitternden, dies ſagend, zum Altare,
Der noch vom Blut des Kindes raucht,
Faßt mit der linken Hand die ſilbergrauen Haare,
Indeß die Rechte tief ſich in den Buſen taucht.
So endigt Priamus. Sein Aug' ſah Troja brennen,
Die über Aſien den Scepter ausgeſtreckt,
Jetzt ein gigant'ſcher Rumpf, am Meeresſtrand entdeckt,
Es fehlt das Haupt und Niemand kann ihn nennen.

Jetzt wird zum Erſtenmal mein Herz mit Furcht erfüllt.
Des alten Königs letztes Blaſſen
Weckt mir des eignen theuren Vaters Bild,
Zeigt mir mein Haus im Schutt, Gemahlin, Kind verlaſſen;

Ich ſpähe ringsum, wer mir folgen kann.
Ach, matt vom Streit ſind Alle längſt verſchwunden,
Hier hatten ſie vom Thurm den kühnen Sprung gethan,
Dort in den Flammen ihren Tod gefunden.

So war ich denn der einzig Uebrige von Allen,
Als meinem Blick, der durch die Gegend fleugt,
Des Brandes heller Schein in Veſta's Tempelhallen
Die Tochter Tyndars ſprachlos ſitzend zeigt.
Der Griechen Furie, der Phrygier Verderben,
Bang, durch des Gatten ſtrenges Strafgericht,
Bang, durch der Teukrer gerechte Wuth zu ſterben,
Barg ſie im Heiligthum ihr bleiches Angeſicht.

Mein Zorn entbrennt. Es reißt mich hin, ſie zu durchbohren,
Zu rächen mein zerſtörtes Vaterland.
Was? Troja ſetzte ſie in Brand,
Und zöge prangend ein in Lacedämons Thoren,
Die Teukrer hinter ſich in ſklaviſchen Gewand?
Sie ſähe Gatten, Kinder, Eltern, Vaterland?
Sie dürfte mit das Siegesfeſt begehen?
Nein! das wird nimmermehr geſchehen!

Mag's ſeyn, daß des geſtraften Weibes Blut
Des Mannes Schwert entehrt, den leichten Sieger ſchändet.
Genug, ich ſättige der Rache heiße Glut,
Der Frevel wird geſtraft, gerächt der Freunde Blut,
Und eine Schuldige dem Orkus zugeſendet.
So ſprach aus mir des eitlen Grimmes Wuth,
Als plötzlich, ſchön, wie ſie ſich nimmer mir gezeiget,
Der Mutter Glanzgeſtalt ſich zu mir neiget.

Ganz Göttin, ganz umfloſſen von dem Lichte,
Worin ſie ſteht vor Jovis Angeſichte,
Durchſchimmerte ihr Glanz die Dunkelheit.
Von welcher Wuth, mein Sohn, von welcher Wunde
Entbrennt dein Herz? ertönt's von ihrem Roſenmunde,
Indem ihr Arm zu ſtehen mir gebeut.
Wohin mit dieſen wüthenden Geberden?
Was ſoll aus deiner Mutter werden?

Du willſt nicht lieber ſehn, ob dein Askan noch lebt,
Wo du des Vaters graues Haupt verlaſſen,
In welchen Nöthen jetzt dein Weib Kreuſa ſchwebt,
Die der Achaier Schwärme rings umfaſſen,
Längſt, ohne mich, ein Raub des Feuers oder Schwerts?
Nicht die ſpartan'ſche Helena laß büßen,
Nicht Paris klage an! Da! zürne himmelwärts!
Die Götter ſind's, die Trojas Fall beſchließen!

Blick' auf! Der Nebel ſey zerſtreut,
Der noch mit Finſterniß dein ſterblich Aug' umhüllet;
Doch werde ſtreng von dir erfüllet,
Was deine Mutter dir gebeut.
Du ſiehſt, wie Qualm und Rauch in ſchwarzen Fluten ſteiget,
Siehſt Schutt auf Schutt und Stein auf Stein gehäuft.
Das iſt Neptun, der Trojas Veſte ſchleift,
Und mit dem Dreizack ihre Mauern beuget.

Am Skäerthor ſiehſt du Saturnia,
Die Unbarmherzige, in rauhem Eiſen blinken,
Siehſt von den Schiffen ſie ſtets neue Feinde winken,
Auf Pergams Thurm ſiehſt du Tritonia,

In ihrer Hand der Gorgo Schreckniß blitzen,
Du ſiehſt — o fliehe, fliehe, theurer Sohn! —
Des Himmels König ſelbſt auf Ida's düſterm Thron
Den Feinden Kräfte leihn, die Himmliſchen erhitzen.

Gib auf die eitle Gegenwehr!
O ſäume nicht, noch zeitig zu entrinnen,
Noch unverletzt wirſt du dein Haus gewinnen,
Ich bin mit dir. — Sie ſprach's, und Nacht war um mich her,
Und mir erſchienen, mit des Grimmes Falten,
Der hohen Götter feindliche Geſtalten;
Verwüſtung, Einſturz, Grauſen um und um,
In Aſche ſank vor mir ganz Ilium.

So, wenn der Pflüger Schaar, auf hoher Bergesheide,
Der Aexte mörderiſche Schneide
Auf den bejahrten Stamm der wilden Eſche zückt,
Sie murrt erzürnt herab, die ſchwanke Krone nickt,
Erſchüttert rauſcht der dichtbelaubte Wipfel; —
Bis, von der Wunden Macht beſiegt,
Sie ächzend ſich herunter wiegt,
Und ſich zermalmend wälzt von des Gebirges Gipfel.

Jetzt eil' ich fort. Durch Flammen, Schwert und Leichen
Führt unbeſchädigt mich ein Gott, es weichen
Die Lanzen vor mir aus, das Feuer macht mir Bahn.
Schon hab' ich mich zur Wohnung durchgeſchlagen;
Mit dem verehrten Vater fang' ich an,
Ihn will ich rettend erſt auf das Gebirge tragen;
Umſonſt beſtürmt ihn ſeines Sohnes Flehn,
Mit Troja will er untergehn.

Ihr Andern, ruft er aus, in deren feſten Brüſten
Der Jugend üppige Geſundheit glüht,
Spart euch für beſſ're Tage — flieht!
Wär's mir von Zevs beſtimmt, des Lebens Reſt zu friſten,
So war er Gott genug, den Flammen ſelbſt zum Hohn,
Ein Haus mir zu verleihn. Genug, daß Einmal ſchon
Dies graue Haupt den Fall Dardaniens betrauert,
Genug, daß es ihn Einmal überdauert!

So will ich es. Jetzt, Kinder, nehmt
Den letzten Abſchied von Anchiſen!
Den Weg zum Tode find' ich ſelbſt, es ſchämt
Der Feind ſich nicht, mein Blut mitleidig zu vergießen.
Er zieht mich aus. Gleichviel, begraben oder nicht!
Die Götter haſſen mich. Wozu noch länger tragen
Des ſiechen Lebens laſtendes Gewicht,
An Thaten leer, ſeitdem mich Jovis Blitz geſchlagen?

Er ſprach's, und unbeweglich blieb er ſtehn,
Ihn beugt nicht unſer heißes Dringen,
Nicht ſeines Enkels, nicht Kreuſens Händeringen,
Nicht unſrer Thränen Bund, die ſtrömend zu ihm flehn,
Durch ſolchen Trotz doch nicht den Tod herbeizurufen,
Nicht uns, was Alle mit in ſeinen Fall zu ziehn;
Er bleibt auf ſeinem Nein, und weicht nicht von den Stufen,
Auf's Neu' muß ich dem Tod entgegen fliehn.

Denn, Götter, welche Wahl ward mir gegeben?
Dich, Vater, ließ ich fliehend hinter mir?
Solch grauſames Begehren kam von dir?
Iſt's Jovis Schluß, ſoll nichts die Heimat überleben?

Beharrſt du darauf, daß uns derſelbe Tod
Vereinige, wohlan, der Wunſch iſt zu erhören.
Schon naht, von Priams Blut und ſeines Sohnes roth,
Neoptolem, bereit, der Opfer Zahl zu mehren.

Und darum führteſt du durch Schwert und Feuer,
Erhab'ne Mutter, deinen Sohn? Ich ſoll den Feind
Auch hier noch wüthen ſehn, ſoll Alles, was mir theuer
Und heilig iſt, in Einem Fall vereint,
In ſeinem Speere ſich verbluten ſehen?
O Waffen, Waffen her! Der letzte Tag bricht an;
Laßt uns auf's Neu' dem Feinde ſtehen!
Nicht ungerochen ſtirbt, wer männlich fechten kann!

Sogleich gürt' ich das Schwert mir um den Leib,
Und in des Schildes Griff muß ſich die Linke fügen,
So geht's zum Thor. Ach, hier ſeh' ich mein theures Weib,
Den Kleinen zu mir neigend, vor mir liegen.
Zum Tod gehſt du, ruft ſie, ſo nimm auch uns mit fort!
Doch hoffſt du Rettung noch von deinen Heldenarmen,
So bleib und ſchütze dieſen Ort!
Was wird aus uns? wer wird der Deinen ſich erbarmen?

So ruft ſie heulend, und erfüllt
Das ganze Haus mit ihren Schmerzen,
Als unverhofft, da wir den kleinen Julus herzen,
Dem überraſchten Blick ein Wunder ſich enthüllt.
Sieh! von des Knaben Scheitel quillt
Hellleuchtend eine Feuerlocke;
Sie wächſt, indem ſie niederfällt, und mild
Durchkräuſelt ſie die unverſehrte Locke.

Schnell ſchütteln wir ſie weg, und eilen, für Aſkan
Beſorgt, die heil'ge Glut mit Waſſer zu erſticken;
Anchiſes aber ſtreckt die Hände himmelan,
Und dankt hinauf mit freudehellen Blicken:
Jetzt endlich, großer Zeus! ſind wir erhört!
O blick', wenn anders Bitten dich bewegen,
Mit Huld auf uns herab, und, ſind wir's werth,
Verleih' uns Schutz, bekräft'ge dieſen Segen?

Er ſpricht es, und zur Linken kracht
Ein lauter Donnerſchlag. In ſchönem Strahlenbogen
Kommt durch die weit erhellte Nacht
Ein funkelndes Geſtirn geflogen;
In unſerm Zenith ſtieg es auf und zog
Die Silberfurche hin nach Ida's Triſten,
Den Weg uns zeigend, den es flog;
Die ganze Gegend raucht von Schwefeldüften.

Von dieſer Zeichen Macht beſiegt,
Rafft ſich Anchiſes auf, und betet zu dem Sterne.
Fort! ruft er, fort! die Zeit iſt koſtbar, fliegt!
Führt mich von dannen, ſey's auch noch ſo ferne!
Euch, Götter, die dies Zeichen uns geſandt,
Vertrau' ich dieſes Kind, vertrau' ich dieſe Beiden;
In eurer Obhut ſteht das Vaterland.
Jetzt komm, mein Sohn! ich folge dir mit Freuden.

Und lauter, immer lauter hört man ſchon
Des Brandes nahe Feuerflammen krachen.
Auf, Vater! ruf' ich, auf! ich trage dich, den Schwachen;
Leicht drückt des Vaters theure Laſt den Sohn.

Was nun auch kommen mag, wir theilen Tod und Leben,
Die Hand will ich dem Kleinen geben,
In ein'ger Ferne folgt Kreuſa ſtill.
Ihr Knechte, merkt, was ich verkünden will.

Gleich vor der Stadt ſteht ihr an einem Felſenhange,
Den ein verlaſſ'ner Ceres-Tempel ſchmückt,
Daneben ein Cypreſſenbaum, ſeit lange
Mit Achtung von den Vätern angeblickt,
Dort treffen wir uns, in verſchied'nen Schaaren!
Du, Vater, wirſt die Heiligthümer wahren!
Wie dürfte ſie, noch nicht genetzt von friſcher Flut,
Berühren dieſe Hand voll Blut!

Sogleich ward ein Gewand den Schultern umgehangen,
Vom Rücken wallt noch eine Löwenhaut;
Ich neige mich, die Laſt des Vaters zu empfangen,
Der Rechten wird mein Julus anvertraut,
Der neben mir mit kürzern Schritten eilet,
Und hinter unſerm Rücken weilet,
Zu hintergehn den lauernden Verdacht,
Kreuſens Schritt — ſo fliehn wir durch die Nacht.

Wie oft auch ſonſt im wildeſten Gemenge
Der Schlacht mein Buſen unerſchüttert blieb,
Wie wenig mir der Feinde furchtbarſtes Gedränge
Die Röthe von den Wangen trieb,
Jetzt machte jeder Laut mich beben,
Mir ſchauerte vor jedes Lüftchens Zug,
Beſorgt für des Begleiters Leben,
Bang für die Bürde, die ich trug.

Schon ſehn wir uns in raſchen Schritten
Unfern vom Thore, frei von feindlicher Gewalt,
Als ein Geräuſch von Menſchenſchritten
In die erſchreck'nen Ohren ſchallt,
Und nahe hinter uns im Dunkeln
Sah meines Vaters Schrecken Schilde funkeln,
Und blank geſchliff'ne Helme glühn,
Sie ſind's, ruft er, o laß uns eilends fliehn!

Noch heute weiß ich nicht, welch feindliches Geſchick
Den Muth mir nahm, die Sinne mir verwirrte
In dieſem unglückvollen Augenblick.
In unwegſame Gegenden verirrte
Mein Fuß. Ach, hielt ein Gott Kreuſen mir zurück?
Verlor ſie ſich auf unbekannten Pfaden?
Blieb ſie ermattet ſtehn? Ich hab' es nie errathen;
Verſchwunden war ſie ewig meinem Blick!

Und erſt, als am bezeichneten Altar
Verſammelt waren alle Seelen,
Ward ich den ſchrecklichen Verluſt gewahr,
Sah ich von Allen ſie allein uns fehlen.
Wen im Olymp ſchalt nicht mein blutend Herz,
Wen klagt' mein Grimm nicht an auf Tellus weitem Runde!
Was war mir gegen dieſen Schmerz
Des Reiches Fall und Trojas letzte Stunde!

In der Gefährten treuer Hand
Verlaſſ' ich Julus und Anchiſen
Und unſrer Götter heil'ges Pfand;
Im Thal wird ihnen Zuflucht angewieſen.

Ich ſelber wende mit dem blanken Stahl
Zur Stadt zurück. Gält's auch, ganz Troja zu durchſpähen,
Mein Schluß ſteht feſt, der Schrecken ganze Zahl
Und jegliche Gefahr von Neuem zu beſtehen.

Erſt eil' ich nach dem Thor, das Rettung uns gewährt,
Und meiner Tritte Spur muß mir den Rückweg zeigen,
Mir graut bei jedem Schritt, es ſchreckt mich ſelbſt das Schweigen.
Vielleicht, daß ſie zur Wohnung umgekehrt;
Drum eil' ich hin, was dort mich auch bedrohe.
Hier herrſcht bereits der Feind; vom Wind gegeißelt wehn
Die Flammen ſchon bis an des Giebels Höhn,
Zum Himmel ſchlägt die fürchterliche Lohe.

Des Königs Burg wird jetzt auf's Neu' von mir beſucht.
Hier hüten Phönix und Ulyß, von allen
Achaiern auserwählt, in den geräum'gen Hallen,
Wo Juno's Freiheit iſt, des blut'gen Raubes Frucht.
Hier ſeh' ich unter Trojas reichen Schätzen,
Dem Feuer abgejagt, der Tempel goldne Zier.
In langen Reihn gelagert ſeh' ich hier
Der Mütter bleiches Heer, die Kinder voll Entſetzen.

Kühn ließ ich durch die todtenſtille Nacht,
Verlor'ne Müh'! der Stimme Klang erſchallen,
Ließ durch ganz Ilium den theuren Namen hallen;
In eitlem Suchen hab' ich Stunden hingebracht,
Als ein Geſicht, der ähnlich, die ich miſſe,
Nur größer von Geſtalt, als ſie im Leben war,
Dahertritt durch die Finſterniſſe.
Mir grauſt's, der Athem ſtockt, zu Berge ſteigt mein Haar.

Warum, ruft es mich an, mit Suchen dich ermüden?
Wozu, geliebteſter Gemahl,
Des langen Forſchens undankbare Qual?
Kreuſens Schickſal hat ein Gott entſchieden.
Nie, nie wirſt du auf deinem irren Pfad
Von deiner Gattin dich begleitet ſehen.
Dagegen ſetzt ſich Jovis Rath,
Der droben herrſcht in des Olympus Höhen.

Ein Flüchtling, wirſt du lang den Wogen dich vertrauen,
Bis dein geduld'ger Muth Heſperien erringt,
Durch deſſen ſegenvolle Auen
Der lyd'ſche Tiberſtrom die ſtillen Fluten ſchlingt.
Dir winkt an ſeinen lachenden Geſtaden
Ein Thron und einer Königstochter Hand.
Drum höre auf, in Thränen dich zu baden
Um das zerriſſ'ne Liebesband.

Ich werde nicht der Griechen Städte ſteigen,
Nicht jubeln ſehn der Stolzen Vaterland,
Nicht vor den Griechinnen die Sklavenkniee beugen,
Ich, Dardans Enkelin, der Venus anverwandt!
Es hält bei Priams umgeſtürztem Throne
Der Götter hohe Mutter mich zurück.
Leb' wohl! dich grüßt mein letzter Blick!
Leb' wohl und liebe mich in unſerm theuren Sohne! —

Auf meiner Zunge ſchwebt noch manches Wort,
Noch manchen Laut will ich von ihren Lippen fangen;
In dünne Lüfte war ſie fort,
Ihr folgen weinend meine Augen;

Dreimal will ich in ihre Arme fliehn,
Dreimal entſchlüpft das Bild dem feurigen Berühren,
Gleich leichten Nebeln, die am Hügel ziehn,
Ein Traum, den Titans Pferde raſch entführen.

Schnell wend' ich jetzt (der Tag fing an zu grauen)
Zu den Gefährten um. Verwundert fand ich hier
Ein neues großes Heer von Jünglingen und Frauen,
Des Elends Kinder! gleichgeſinnt mit mir,
Auf fremdem Strand ſich anzubauen.
Entſchloſſen ſtrömten ſie mit Hab' und Gut herbei,
Bereit, durch welche Fluten es auch ſey,
Sich meiner Führung zu vertrauen.

Der Stern des Morgens ſtieg empor
Auf Ida's hoher Wolkenſpitze,
Und leuchtete der Sonne Wagen vor.
Geſperrt hielt der Achaier jedes Thor,
Und nirgends Hoffnung mehr, die väterlichen Sitze
Zu retten von der Feinde Flut.
Ich weiche dem Geſchick. Die Schultern beugen
Sich unter meines Vaters Laſt; mit Muth
Raff' ich mich auf, den Ida zu beſteigen.

Dido.

Freie Ueberſetzung des vierten Buchs der Aeneide.

1.

Doch lange ſchon im ſtillen Buſen nährt
Die Königin die ſchwere Liebeswunde;
Ergriffen tief hat ſie des Mannes Werth,
Des Volkes Glanz und ſeines Ruhmes Kunde;
An ſeinen Blicken hängt ſie, ſeinem Munde,
Und leiſe ſchleichend an dem Herzen zehrt
Ein ſtilles Feuer; es entfloh der Friede,
Der goldne Schlaf von ihrem Augenliede.

2.

Kaum zog Aurorens Hand die feuchte Schattenhülle
Vom Horizont hinweg, als ihres Buſens Fülle
In's gleichgeſtimmte Herz der Schweſter überwallt.
Ach, welche Zweifel ſind's, die ſchlaflos mich durchbohren!
Geliebte, welcher Gaſt zog ein zu unſern Thoren!
Wie edel! welche männliche Geſtalt!
Wie groß ſein Muth! ſein Arm, wie tapfer im Gefechte!
Gewiß, er ſtammt von göttlichem Geſchlechte.

3.

Durch welche Prüfung ließ das Schickſal ihn nicht gehn!
Gemeine Seelen wird das feige Herz verklagen,
Du hörteſt, welche Schlachten er geſchlagen!
Ja, könnte Liebe je in dieſer Bruſt erſtehn,
Seit mein Sichäus in das Grab geſtiegen,
Und wäre mein Entſchluß, mein Abſcheu zu beſiegen
An Hymens Banden — ſoll ich dir's geſtehn?
Der Einz'ge könnte ſchwach mich ſehn.

4.

Ja, Anna, ohne Rückhalt ſoll vor dir
Das Herz der Schweſter ſich erſchließen!
Seitdem ein Brudermord Sichäus mir,
Der meine erſte Liebe war, entriſſen,
Seit meiner Flucht war dies der erſte Mann,
Der meinem Herzen Neigung abgewann,
Der erſte, ſag' ich dir, der mich zum Wanken brachte.
Neu iſt die Glut erwacht, die einſt mich ſelig machte.

5.

Doch eher ſchlinge Tellus mich hinab,
Mich ſchleud're Jovis Blitz hinunter zu den Schatten,
In des Avernus bleichen Schatten,
Hinunter in das ewig finſtre Grab,
Eh' daß ich deine heiligen Geſetze,
Schamhaftigkeit, und meinen Eid verletze!
Er nahm mein Herz dahin, ihm war's zuerſt geweiht;
Sein bleibt's in alle Ewigkeit.

6.

Sie ſpricht's, und ihren Schooß bethauen milde Zähren.
O! über Alles mir Geliebte! gibt
Die Schweſter ihr zurück. Allein und ungeliebt
Willſt du verblühn, den Kummer ewig nähren?
Die Wonne, die aus holden Kindern lacht,
Der Venus ſüße Freuden dir verſagen?
Nach ſolchen Opfern, meinſt du, fragen
Die Todten in des Abgrunds Nacht?

7.

Und ſey's! Hat denn der vielen Freier Einer
Dein kummerkrankes Herz zur Liebe je geneigt?
Von allen kriegeriſchen Fürſten keiner,
Die Afrika in ſeinem Schooß gezeugt.
Selbſt der, vor dem die Libyer erbeben,
Den Tyrus längſt gehaßt, ſelbſt Jarbas konnt' es nicht;
Und einer Neigung willſt du widerſtreben,
Für die dein Herz ſo mächtig ſpricht?

8.

Vergaßeſt du, wo du dich eingewohnet,
Daß ohne Zaum hier der Numider jagt,
Der unbezwung'ne Getuler hier thronet,
Die Syrte dort die Landung dir verſagt,
Hier unwirthbare Wüſten dich umgrauſen,
Dort der Barzäer wilde Völker hauſen,
Der Bruder ſelbſt, deß Habſucht du entflohn,
Und Tyrus Waffen dich von Oſten her bedrohn?

9.

Glaub' mir, die Götter, die dich lieben,
Lucina ſelber war's, die an Karthagos Strand
Die Schiffe dieſer Fremdlinge getrieben.
Welch eine Stadt ſeh' ich durch dieſes Eheband,
Welch einen Thron, o Schweſter, ſich erheben!
Zu welchen ſtrahlenvollen Höhn
Wird der Karthager Name ſchweben,
Wenn ſolche Helden uns zur Seite ſtehn!

10.

Verſöhne du nur erſt der Götter Zorngericht
Durch friſcher Opfer Blut. Die Fremdlinge zu halten,
Laß königlich des Gaſtrechts Fülle walten,
An Gründen, ſie zu feſſeln, fehlt es nicht.
Seht die zerbrochnen Schiffe! Seht, wie Nebel rauchen,
Die See noch ſtürmt, Orion Regen zieht!
So wußte die zur Glut den Funken aufzuhauchen,
Die Hoffnung naht und das Erröthen flieht.

11.

Jetzt fragt ſie das Geſchick an blutigen Altären.
Dir, Phöbus, der das Künftige enthüllt,
Dir, ſtädtegründende Demeter, quillt
Zweijähr'ger Rinder Blut, dir, Bromius, zu Ehren,
Vor allen, Juno, dir, der Ehen Schützerin.
Vor dem Altar ſieht man die ſchönſte aller Frauen,
Den Becher in der Hand, Karthagos Königin,
Des weißen Rindes Haupt mit heil'ger Flut bethauen.

12.

Bald geht ſie vor der Götter Angeſicht
An den noch dampfenden Altären auf und nieder,
Beſchenkt die ſchon Beſchenkten wieder,
Und forſcht, was rauchend noch das Eingeweide ſpricht.
Bethörtes Sehervolk! Befreien
Gebet und Opfer wohl das ſchwerbefang'ne Herz?
Am innern Mark zehrt der verhehlte Schmerz
Und ſpottet eurer Träumereien.

13.

Der Flammen unheilbare Pein
Treibt ſie, Karthagos Stadt im Wahnſinn zu durcheilen.
So flieht die Hindin, die in Kretas Hain
Mit zwecklos abgeſchoſſ'nen Pfeilen
Der ferne Jäger traf. In ihrem Fleiſch das Rohr
Des Todes, das der Feind verlor,
Bethaut ſie die durcheilten Felder
Mit ihrem Blut und Diktys finſtre Wälder.

14.

Jetzt führt ſie durch Karthago ihren Gaſt,
Zeigt prahlend ihm der Mauern ſtolze Laſt
Und läßt vor ſeinem Blick die Größe Sidons prangen.
Ein flüchtiges Geſpräch wird ſchüchtern angefangen,
Schnell reißt die Furcht es wieder ab. Kaum bricht
Der Abend ein, ſo winkt das Mahl; ſie fodert
Von Trojens Fall auf's Neu' von ihm Bericht,
Und nährt die Glut, die in dem Herzen lodert.

15.

Trennt endlich ſie der ſtrenge Ruf der Nacht,
Und winkt der Sterne ſinkend Licht zum Schlummer,
So nährt ſie einſam ihren Kummer,
Und ſein verlaſſ'nes Polſter wird bewacht.
Abweſend hört ſie ihn, verſchlingt ſie ſeine Züge,
Herzt im Aſkan des theuren Vaters Bild,
Ob ſie vielleicht die Leidenſchaft betrüge,
Die glühend ihren Buſen füllt.

16.

Der Thürme hochgeführte Laſten
Erlahmen bald in ihrem muntern Lauf;
Kein Wall, kein Giebel ſteigt mehr auf,
Und tauſend fleiß'ge Hände raſten.
Der Jugend müß'ger Arm entwöhnt ſich von dem Speer,
Im Hafen tönt kein Hammer mehr,
Und unvollendet trauert das Gerüſte,
Das prahlend ſchon die Wolken küßte.

17.

Als Zevs Gemahlin ſie von Liebesflammen brennen
Und ſelbſt des Rufes Stimme treten ſah,
Begann ſie ſo zur ſchönen Cypria:
Glorwürdiges — man muß bekennen!
Habt ihr vollbracht, du und dein wackrer Sohn!
Mit reichem Raub zieht ihr davon!
Ein wahres Heldenwerk, ein Weib zu überliſten!
Werth, daß zwei Götter ſich mit ihrer Allmacht rüſten!

18.

So ſcheint es doch, man habe meinen Sitzen
Und meiner Puner Treu' nicht ſonderlich getraut?
Doch wo das Ziel? wozu im Kämpfen uns erhitzen?
Laß Friede ſeyn, und Dido werde Braut!
Du haſt's erreicht: ſie liebt, ſie raſ't von Liebesflammen.
Sey's denn! ſie werde dieſes Phrygers Magd,
Dir ſey der Tyrer Volk zur Mitgift zugeſagt,
Wir beide ſchützen es zuſammen.

19.

Idalia durchdrang der Rede liſt'gen Sinn,
Das Reich Heſperiens, den Teukriern entriſſen,
In Libyens Grenzen einzuſchließen,
Und ſchlau erwidert ihr der Schönheit Königin:
Wer wäre Thor genug, mit deiner Macht zu ſtreiten,
Und dein Erbieten feindlich zu verſchmähn?
Nur müßte, was durch uns geſchehn,
Das Glück zum guten Ende leiten.

20.

Zu wenig bin ich ſelbſt mit dem Geſchick vertraut;
Doch wird es Jupiter geſtatten,
Daß der Trojaner an den Tyrer baut,
Daß beide Stämme ſich in Eins zuſammen gatten,
Zu Einem Volk vereint durch ew'gen Bund?
Du, ſeine Gattin, magſt dich bittend an ihn wenden,
Neig' ihn durch deinen hochberedten Mund;
Ich will das Uebrige vollenden.

21.

Darüber laß Saturnien gewähren!
Gibt ihr des Himmels Königin zurück.
Doch, wie dies dringende Geſchäft mit Glück
Zu enden ſey, laß mich vor Allem dich belehren.
Sobald der erſte Morgen tagt
Und Titans Strahlen kaum die junge Welt beſcheinen,
Führt in den nächſtgeleg'nen Hainen
Die Liebetrunkene den Teukrer auf die Jagd.

22.

Wenn das Geſchwader nun auf flügelſchnellen Roſſen
Dahinſchwebt, mit dem Garn das Wildgeheg' umzäunt,
Send' ich von oben her, vermengt mit ſchwarzen Schloſſen,
Ein Ungewitter ab; der ganze Himmel ſcheint
Im Wolkenbruch herabgefloſſen,
Durch die zerriſſ'nen Lüfte kracht
Mein Donner, und Gewitternacht
Trennt von dem Fürſtenpaar die fliehenden Genoſſen.

23.

In einer Grotte wird alsdann die Königin
Mit dem Trojaner ſich zuſammen finden;
Dort werd' ich gegenwärtig ſeyn, und, bin
Ich deiner nur gewiß, auf ewig ſie verbinden.
Dort kröne Hymen ihrer Herzen Bund! —
Ihr winkt die Andre zu mit hochzufried'nen Blicken;
Ein Lächeln ſchimmert um der Göttin Mund,
Daß ihr's geglückt, die Feindin zu berücken.

24.

Indeß war Eos leuchtendes Geſpann
Aus blauer Wogen Schooß geſtiegen.
Beim erſten Gruß der Göttin fliegen
Karthagos Pforten auf, es fluten Roß und Mann
In munterm Schwarm laut lärmend durch die Felder,
Das weite Garn, den Jagdſpieß in der Hand,
Kommt der Maßylier im Flug daher gerannt;
Es ſchnaubt der Doggen Spürkraft durch die Wälder.

25.

Am Eingang des Pallaſtes harrt
Der Königin, die noch am Putztiſch ſäumet,
Der Punier Fürſtenſchaar, und an den Stufen ſcharrt,
In Gold und Purpur prächtig aufgezäumet,
Das ſtolze Roß der edeln Jägerin,
Und knirſcht voll Ungeduld in die beſchäumten Zügel.
Auf thun ſich endlich des Pallaſtes Flügel:
Umringt von Volk, erſcheint Karthagos Königin.

26.

Ein tyriſch Oberkleid, geſchmückt
Mit buntem Saum, umfließt die ſchönen Glieder;
Durch ihre Locken iſt ein goldnes Netz geſtrickt,
Vom Rücken ſchwankt der volle Köcher nieder,
Vom goldnen Haken wird der Purpur aufgeknüpft.
Ihr folgt der Phryger Schaar; mit kind'ſchem Jubel hüpft
Askan voraus, und, Alle zu verdunkeln,
Sieht man Aeneen ſelbſt im mittlern Reihen funkeln.

27.

So wenn Apoll zu Delos heim'ſchem Herd
Von ſeinem Winterſitz am Xanthus wiederkehrt —
Da lebt Geſang und Tanz, die feſtlichen Altäre
Umjauchzt der Agathyrſen bunte Schaar,
Der Kreter, der Dryopen Heere.
Er ſelbſt, den zarten Zweig des Lorbeers in dem Haar,
Durch deſſen Wellen ſich ein goldnes Band gezogen,
Steigt von des Cynthus Höhn, und ihn umrauſcht der Bogen.

28.

So majeſtätiſch zog Aeneas jetzt heran.
Kaum hatte man der Berge Höhn erſtiegen,
Kaum aufgeſcheucht das Wild auf unwegſamer Bahn,
So werfen Gemſen ſich und wilde Ziegen
Im Sprung vom ſteilen Fels, und vom Gebirge fliegen
Durch der Gefilde weiten Plan
Der Hirſche ſcheue Heerden, von den Wogen
Des aufgerührten Staubs den Blicken bald entzogen.

29.

Den raſchen Renner tummelt ab und auf
Aſkan im tiefen Thal, mit kindiſchem Vergnügen,
Bemüht, in vogelſchnellem Lauf
Jetzt dieſen, jenen dann wetteifernd zu beſiegen.
Wie feurig lechzt ſein junger Muth,
Zu treffen auf des Ebers Wuth,
Und einmal doch in dieſem ſcheuen Haufen
Auf einen Löwen anzulaufen!

50.

Indeſſen kracht des Himmels ganzer Plan
Von fürchterlichen Donnerſchlägen;
Auf ſchwarzen Flügeln bringt ein heulender Orkan
Geborſt'ner Wolken Flut, des Hagels finſtern Regen.
Erſchrocken fliehen auf zerſtreuten Wegen
Die Punier, die Teukrer mit Askan,
In Klüften ſich, in Höhlen einzuſchließen,
Indem von Bergen ſchon ſich Wetterbäche gießen.

51.

In einer Felſenkluft, Eliſa, findeſt du
Mit dem Trojaner-Fürſten dich zuſammen;
Dem Bräutigam führt Juno ſelbſt dich zu,
Und Mutter Tellus winkt. Der Horizont in Flammen
Bezeugt den unglückſel'gen Liebesbund.
Statt Hochzeitfackeln leuchten dir die Blitze,
Und heulend ſtimmt der Oreaden Mund
Dein Brautlied an auf hoher Felſenſpitze.

52.

Der Fürſtin Glück entfloh mit dieſem Tag.
Nichts kann aus ihrem Taumel ſie erwecken;
Nicht das verklagende Gericht vermag
Aus ihrer Trunkenheit die Raſende zu ſchrecken.
Jetzt kein Gedanke mehr, in ſcheuer Heimlichkeit
Des Herzens Glut der Neugier zu entrücken —
Der Ehe heil'ger Name wird entweiht,
Die Schuld der Leidenſchaft zu ſchmücken.

33.

Alsbald macht das Gerücht ſich auf,
Die große Peſt durch Libyen zu tragen.
Wer kennt ſie nicht, die Kräfte ſchöpft im Lauf,
Der Weſen flüchtigſtes, die ſchnellſte aller Plagen?
Klein zwar vor Furcht kriecht ſie aus des Erfinders Schooß,
Ein Wink — und ſie iſt rieſengroß,
Berührt den Staub mit ihrer Sohle,
Mit ihrem Haupt des Himmels Pole.

34.

Das ungeheure Kind gebar einſt Tellus Wuth,
Zu rächen am Olymp den Untergang der Brüder,
Die jüngſte Schweſter der Gigantenbrut,
Behend im Lauf, mit flüchtigem Gefieder.
Groß, ſcheußlich, fürchterlich! So viel es Federn trägt,
Mit ſo viel Ohren kann es um ſich lauſchen,
Durch ſo viel Augen ſieht's, ſo viele Rachen regt
Es auf, mit ſo viel Zungen kann es rauſchen.

35.

Winkt Hekate die laute Welt zur Ruh',
So fliegt es brauſend zwiſchen Erd' und Himmel;
Kein Schlummer ſchließt ſein Auge zu,
Am Tage ſucht's der Städte rauſchendes Getümmel,
Da pflanzt es horchend ſich auf hoher Thürme Thron
Und ſchreckt die Welt mit ſeinem Donnerton,
So eifrig, Läſterung und Lügen feſt zu halten,
Als fertig, Wahrheit zu entfalten.

36.

Jetzt brannt' es ſchadenfroh, die mannichfachſten Sagen,
Wahr oder falſch, gleichviel! durch Libyen zu ſtreun.
Ein trojiſcher Aeneas ſoll gekommen ſeyn,
Der ſchönen Dido Hand im Raub davon zu tragen;
Zerfließen ſoll in üppigen Gelagen
Die lange Winterzeit dem ſchwelgeriſchen Paar;
Vergeſſen ſie, ihr Reich zu ſchirmen vor Gefahr,
Er, neue Kronen zu erjagen.

37.

Zu Jarbas nimmt das Unthier ſeinen Lauf,
Weckt in des Königs Bruſt die alten Liebesflammen,
Und thürmt des Zornes Donnerwolken auf.
Es rühmt ſich dieſer Fürſt, von Ammon abzuſtammen,
Dem die entführte Garamantis ihn gebar.
Des Stifters hohe Abkunft zu bezeugen,
Sieht man in ſeinem Reich unzähl'ge Tempel ſteigen,
Und hundertfach erhebt ſich Zeus Altar.

38.

Des Vaters hoher Gottheit leuchtet
Ein ewig waches Feu'r, von Prieſtern angefacht;
Stets iſt des Gottes Herd von Opferblut befeuchtet,
Indem das Heiligthum von bunten Kränzen lacht.
Hier war's, wo jetzt, durchdonnert vom Gerüchte
Und überwältigt von des Zornes Laſt,
Der Fürſt ſich niederwarf vor Ammons Angeſichte,
Und flehend ſo zum Himmel raſ't:

39.

Das duldeſt du, ruft er, mit allen deinen Blitzen,
Allmacht'ger Zeus, den Libyen verehrt?
Dem wir auf prächt'gen Polſterſitzen
Beim frohen Mahl der Traube Blut verſpritzen?
So iſt's ein Irrlicht nur, was durch die Wolken fährt?
So zittern wir umſonſt vor deinem Donnerkeile?
So iſt's ein leerer Schall, ein nichtiges Geheule,
Was unſer bebend Ohr dort oben rauſchen hört?

40.

Ein flüchtig Weib, bedrängt, ein Obdach nur zu finden,
Erſcheint in meinem Reich. Auf halb geſchenktem Strand
Gelingt's ihr endlich, eine Stadt zu gründen;
Die Ufer geb' ich ihr zum Ackerland,
Schenk' ihr großmüthig alle Fürſtenrechte,
Erröthe nicht, um ihre Hand zu frein —
Umſonſt, ein Flüchtling kommt aus trojiſchem Geſchlechte,
Den nimmt ſie auf, deß Sklavin will ſie ſeyn.

41.

Und dieſer Weiberheld mit ſeiner Knabenſchaar,
Herausgeſchmückt mit ſeiner lyd'ſchen Mütze,
Unwiderſtehlich durch ſein ſalbentriefend Haar,
Genießt nun ſeines Raubs in ihrem Fürſtenſitze.
Und wir, die mit verſchwenderiſcher Hand
Das Fleiſch der Rinder dir geſchlachtet,
Gefürchtet über Meer und Land,
Wir werden ungeſtraft verachtet!

42.

Erhörung findet er vor Ammons Angeſicht.
Der blickt nach Tyrus Stadt, wo, reich durch ihre Herzen,
Der Schmähſucht Pfeil die Liebenden verſchmerzen,
Winkt dann vor ſeinen Thron Cyllenius und ſpricht:
Wohlan, mein Sohn! laß dich die Winde niederſchwingen
Zu dem Dardanier, der in Karthago ſäumt
Und den verheiß'nen Thron im Arm der Luſt verträumt,
Und eile, mein Gebot zu ſeinem Ohr zu bringen!

43.

Nicht, wie man jetzt ihn überraſcht, verhieß
Ihn ſeine Mutter mir, die Göttin von Cythere;
Nicht, daß er ſchwelgen ſollt' in Tyrus Stadt, entriß
Sie zweimal ihn der Myrmidonen Speere.
Das kriegeriſche Land, der Reiche künft'ges Grab,
Italien ſollt' er regieren,
Verherrlichen den Stamm, der ihm den Urſprung gab,
Und die bezwung'ne Welt in Sklavenketten führen.

44.

Kann ſolcher Größe Glanz ſein Herz nicht mehr beleben
Will er für eignen Ruhm den Arm nicht mehr erheben,
Warum mißgönnt er ſeinem Sohn
Unväterlich der Römer Thron?
Was iſt ſein Zweck? was hält in Tyrus ihn vergraben,
Wo ein verjährter Haß den Untergang ihm droht?
Er ſegle fort! Er ſegle, will ich haben,
Das iſt mein ernſtliches Gebot.

45.

Er ſpricht's, und was der große Vater ihm befehlen,
Läßt Jener ſchleunig in Erfüllung gehn.
Erſt knüpft er an den Fuß die goldnen Flügelſohlen,
Die reißend, mit des Sturmes Wehn,
Ihn hoch wegführen über Meer und Land,
Faßt dann den Stab, der einwiegt und erwecket,
Der die Verſtorb'nen führt zu Lethes ſtillem Strand,
Zurückbringt, und das Aug' mit Todesnacht bedecket.

46.

Mit dieſem Stab gebeut er dem Orkan,
Durchſchwimmt der Wolken Meer und lenkt der Stürme Wagen.
Jetzt langt er bei der Stirn des rauhen Atlas an,
Und ſieht im Fluge ſchon die ſchweren Schultern ragen,
Die hoch und ſteil den Himmel tragen.
In der Gewölke ſchwarzem Kiſſen ruht
Sein fichtenſtarres Haupt, jetzt von des Hagels Wuth
Gepeitſcht, jetzt von der Winde Grimm geſchlagen.

47.

Die Achſeln deckt ein ew'ger Schnee. Es ſtarrt,
Von tauſendjähr'gem Eis umfangen,
Des Greiſen ſchauervoller Bart,
Und Wetterbäche waſchen ſeine Wangen.
Hier hält Merkur zuerſt die raſchen Flügel an,
Und ruht in ſanftem Fall auf dem beeisten Zacken,
Wirft dann von des Gebirges Nacken
Mit ganzem Leib ſich in den Ocean.

48.

So ſchwebt in tiefgeſenktem Bogen
Um fiſchbewohnter Klippen Rand
Die Möve längs dem Meeresſtrand,
Und netzt den niedern Fittig in den Wogen.
So kam jetzt zwiſchen Meer und Land
Durch Libyens gethürmten Sand
Vom mütterlichen Ahn Merkurius geflogen,
Und brach mit ſchnellem Flug der Winde Widerſtand.

49.

Kaum weilt ſein Flügelfuß in Tyrus nächſten Gauen,
So ſtellt Aeneas ſich ihm dar, bemüht,
Die Mauern zu erneu'n und Thürme zu erbauen.
Ein Schwert, mit Jaſpis reich bezogen, glüht
An ſeinem Gurt, hell flammt um ſeine Lenden
Ein Oberkleid, mit Purpurblut getränkt,
Von der Geliebten ihm geſchenkt,
Und reich mit Gold durchwirkt von ihren eignen Händen.

50.

Schnell tritt der Gott ihn an. So, ruft er, Weiberknecht!
So überraſcht man dich! Du bauſt Karthagos Feſte,
Du gründeſt zierliche Palläſte,
Und dein Beruf, dein auf dich hoffendes Geſchlecht,
Weg ſind ſie, weg aus deiner Seele?
Merk' auf! Ich bringe dir Befehle
Vom Herrſcher des Olymps, von jener furchtbarn Macht,
Vor der der Himmel bebt, des Erdballs Achſe kracht.

51.

Von welcher Hoffnung Zauberſeilen
Läßt ſich dein müß'ger Fuß in Libyen verweilen?
Reizt dich des Ruhmes lorbeervolle Bahn
Nicht mehr, willſt du für eignen Glanz nichts wagen,
Warum ſoll dein aufblühender Askan
Der Größe, die ihm winkt, entſagen?
Warum das Scepter ſich entriſſen ſehn,
Was ihm beſchieden iſt auf des Janikuls Höhn?

52.

Kaum ſchweigt der Gott, ſo iſt er ſchon den Blicken
Der Sterblichen in dünne Luft entrückt.
Mit ſchweigendem Entſetzen blickt
Aeneas nach, ihm ſchauert's durch den Rücken,
Die Locken ſtehn bergan, im Munde ſtirbt der Laut.
Durchdonnert von dem göttlichen Befehle
Beſchließt er ſchnelle Flucht, und mit entſchloſſ'ner Seele
Entſagt er ſeiner theuren Braut.

53.

Ach, aber wo der Muth, die Flucht ihr anzukünden?
Wo die Beredſamkeit, ein liebeflammend Herz
Zu heilen von der Trennung Schmerz?
Wo auch den Eingang nur zu dieſer Botſchaft finden?
Nach allen Mitteln wird geſpäht,
Und von Entwürfe zu Entwürfe ſchwanken
Die ſtürmiſch wogenden Gedanken,
Bis endlich der Entſchluß bei Dieſem ſtille ſteht.

54.

Still ſoll Kloanth verſammeln alle Schaaren,
Die Flotte ziehen in den Ocean,
Doch nicht den Zweck der Rüſtung offenbaren.
Indeſſen ſie in ihres Glückes Wahn
Nicht träumt, daß ſolche Bande können reißen,
Will er, die nahe Flucht ihr zu geſtehn,
Der Augenblicke günſtigſten erſpähn! —
Mit Luſt vollſtrecken die, was ſie der Fürſt geheißen.

55.

Doch bald errieth — wer täuſcht der Liebe Seherblick?
Ihr ahnungsvoller Geiſt das drohende Geſchick.
Den Schlag, der ſpäter erſt ſie treffen ſoll, beſchleunigt
Ihr fürchtend Herz, im Schooß der Ruhe ſelbſt gepeinigt;
Derſelbe Mund, der ſo geſchäftig war,
Das Glück der Liebenden den Völkern zu berichten,
Entdeckt ihr, daß der Troer Schaar
Sich fertig macht, die Anker ſchnell zu lichten.

56.

So fährt, wenn der Orgyen Ruf erſchallt,
Die Maenas auf, wenn durch ihr glühendes Gehirne
Die nahe Gottheit brauſt, und von Cythärons Stirne
Das nächtliche Geheul der Schweſtern widerhallt.
So ſchweifte Dido nun durch Tyrus ganze Weite
Im Wahnſinn ihrer Qual, bis ſie, erſchöpft im Streite
Des Stolzes und der Leidenſchaft,
Mit dieſen Worten den Trojaner ſtraft:

57.

Verräther! ruft ſie aus, du hoffſt noch zu verhehlen,
Was deine Bruſt doch zu beſchließen fähig war?
Du willſt dich heimlich aus Karthago ſtehlen?
Dich hält die Liebe nicht, Barbar,
Die Treue nicht, die du mir einſt geſchworen?
Die Unſchuld nicht, die ich durch dich verloren?
Dich hält mein Tod — dich hält der Sterbeblick
Des Opfers, das du würgteſt, nicht zurück?

58.

Im Winter ſelbſt willſt du die Segel ſpannen,
Willſt dem Orkan zum Trotz von dannen?
Und ach! wohin? Nach einem fremden Strand!
Zu Völkern, die noch unbekannt!
Ja! wäre nun dein Troja nicht gefallen,
Wär's noch das Land der väterlichen Hallen,
Dem du durch's wilde Meer entgegen ziehſt!
Unmenſch! und ich bin's, die du fliehſt!

59.

Bei dieſer Thränenflut! bei deiner Manneshand!
Weil ich an dich doch Alles ſchon verloren,
Bei unſrer Liebe friſch geflocht'nem Band,
Bei Hymens jungen Freuden ſey beſchworen!
Empfingſt du Gutes je aus meiner Hand,
Hat jemals Wonne dir geblüht in meinen Armen,
Laß dich erbitten, bleib! O, hab' Erbarmen
Mit meinem Volk, mit dem verlor'nen Land!

60.

Um deinetwillen haßt mich der Numide,
Um deinetwillen ſind die Tyrier mir gram,
Um deinetwillen floh der Unſchuld ſtolzer Friede
Auf ewig mich mit der entweihten Scham;
Mein Ruf iſt mir geraubt! die ſchönſte meiner Kronen,
Der meinen Namen ſchon an die Geſtirne ſchrieb.
Mein Gaſt reiſt ab — mit Tod mich abzulohnen!
Gaſt! das iſt Alles, was mir von dem Gatten blieb.

61.

Wozu das traur'ge Leben mir noch friſten?
Bis Jarbas mich in ſeine Ketten zwingt?
Bis ſich der Bruder zeigt, mein Tyrus zu verwüſten?
Ja, läge nur, wenn dich die Flucht von dannen bringt,
Ein Sohn von dir an meinen Mutterbrüſten!
Säh' ich dein Bild, in einem Sohn verjüngt,
In einem theuren Julus mich umſpielen,
Getröſtet würd' ich ſeyn, nicht ganz getäuſcht mich fühlen!

62.

Sie ſchweigt, und Zeus Gebot getreu, bezwingt
Mit weggekehrtem Blick der Teukrier die Qualen,
Mit denen ſtill die Heldenſeele ringt.
Nie, rief er jetzt, werd' ich mit Undank dir bezahlen,
Was dein beredter Mund mir in Erinn'rung bringt!
Nie wird Eliſens Bild aus meiner Seele ſchwinden,
So lange Lebensglut durch meine Adern dringt,
Der Geiſt noch nicht verlernt hat, zu empfinden!

63.

Jetzt wen'ge Worte nur. Nicht heimlich wie ein Dieb,
O glaub' das nicht! wollt' ich aus deinem Reich mich ſtehlen.
Wann maßt' ich je mich an, mit dir mich zu vermählen?
War's Hymen, der an deinen Strand mich trieb?
Wär' mir's vergönnt, mein Schickſal mir zu *wählen*,
Was von der Heimat mir nur irgend übrig blieb,
Mein Troja ſucht' ich auf, die Reſte meiner Theuren,
Mit friſcher Hand den Thron der Väter zu erneuern.

64.

Jetzt heißt Apolls Orakel nach dem Strand
Des herrlichen Italiens mich eilen.
Dort iſt mein Hymen, dort mein Vaterland!
Kann dich, die Tyrerin, Karthagos Strand verweilen,
Den du erſt kurz zum Eigenthum gemacht —
Warum in aller Welt wird's Teukriern verdacht,
Sich in Auſonien nach Hütten umzuſchauen?
Auch uns ſteht's frei, uns auswärts anzubauen.

65.

Nie breitet um die ſtille Welt
Die Nacht ihr thauiges Gewand, nie ſticken
Die goldnen Sterne des Olympus Zelt,
Daß nicht Anchiſens Geiſt, Entrüſtung in den Blicken,
Im Traumgeſicht ſich mahnend vor mich ſtellt.
Mich ſtraft ein jeder Blick, der auf den Knaben fällt,
Daß ich durch Zögern ihn von einem Thron entferne,
Der *ſein* iſt durch die Gunſt der Sterne.

66.

Und jetzt gebeut der Götterbote mir
Das Nämliche, vom Herrn des Himmels ſelbſt geſendet.
Bei meinem Leben, Fürſtin, ſchwör' ich's dir,
Bei meines Sohnes Haupt! kein Wahn hat mich geblendet.
Ich ſelbſt ſah ihn — bei hellem Sonnenlicht —
In dieſe Mauern ziehn. Ich hörte ſeine Stimme.
Drum quäl' uns beide nicht mit undankbarem Grimme;
Nicht freie Wahl entfernt mich, ſondern Pflicht.

67.

Längſt hatte ſie, indem er ſprach, den Rücken
Ihm zugekehrt, und ſchaute wild um ſich,
Dann mißt ſie ſchweigend ihn mit großen Blicken;
Jetzt reißt der Zorn ſie fort. Verräther! ruft ſie, dich,
Dich hätte Cypria, die Göttin ſanfter Lüſte,
Dich Dardanus gezeugt? — In grauſenvoller Wüſte
Schuf Kaukaſus aus rauhen Felſen dich,
Und Tigermütter reichten dir die Brüſte.

68.

Denn, was verberg' ich mir's? braucht's mehr Beweis?
Hat Einen Seufzer nur mein Jammer ihm entriſſen?
Mein Schmerz nur Einmal aufgethaut das Eis
In ſeinem Blick? erſchüttert ſein Gewiſſen?
Floß Eine Thräne nur, ſein Leid mir zu geſtehn?
O, was empört mich mehr? ſein Undank? dieſe Kälte?
Gerechte Götter! nein, von eurem hohen Zelte
Könnt ihr dies nicht gelaſſen ſehn!

69.

Trau' Einer Menſchen! Nackt an meinem Strande
Fand ich den Flüchtling, da er ſcheiterte;
Zu wohnen gönnt' ich ihm in meinem Lande,
Erhielt ihm die Gefährten, rettete
Der Flotte Trümmer — O, mich bringt's von Sinnen!
Nun kommt ein Götterſpruch! nun ſpricht Apoll!
Nun ſchickt Kronion ſelbſt von des Olympus Zinnen
Befehle nieder — gräßlich, ſchauervoll!

70.

O freilich! das bekümmert die dort oben!
Das ſtört ſie auf in ihrer goldnen Ruh'!
Doch ſey's, wie's ſey! Ich ſchenke dir die Proben,
Geh immer, ſteure friſch dem Tiberſtrome zu.
Noch leben Götter, die den Meineid rächen.
Auf ſie vertraut mein Herz. Geh, überlaſſe dich
Den Wellen nur. Ich weiß, du denkſt an mich,
Wenn zwiſchen Klippen deine Schiffe brechen.

71.

Abweſend eil' ich dir in ſchwarzen Flammen nach,
Und ſchrecklich ſoll, wenn dieſes Leibes Bande
Des Todes kalte Hand zerbrach,
Mein Geiſt dich jagen über Meer und Lande.
Bezahlen ſollſt du mir, entſetzlich, fürchterlich!
Ich hör' es noch, wenn man mich längſt begraben;
Im Reich der Schatten will ich mich
An dieſer Freudenbotſchaft laben.

72.

Hier bricht ſie ab, entreißt in ſchneller Flucht
Sich zürnend des Trojaners Blicken,
Der noch verlegen ſäumt und fruchtlos Worte ſucht,
Des Kummers Größe auszudrücken.
Gebeugt von ihrem ſchweren Harm,
Sinkt ſie in ihrer Dienerinnen Arm,
Die auf ein Marmorbett ſie niederlegen
Und den erſchöpften Leib auf weichen Kiſſen pflegen.

73.

Wie feurig auch der Menſchliche ſich ſehnt,
Durch ſanfter Worte Kraft die Leidende zu heilen,
Wie mancher Seufzer auch den Heldenbuſen dehnt,
Der Wink des Himmels heißt ihn eilen,
Und Amors Stimme weicht dem göttlichen Geheiß.
Er fliegt zum Strand, wo der geſchäft'ge Fleiß
Der Seinen brennt, die Schiffe flott zu machen;
Schon tanzen auf der Flut die wohlverpichten Nachen.

74.

Noch ungezimmert bringen ſie den Baum,
(So ernſtlich gilt's) noch grün die Ruder hergetragen;
Es lebt von Menſchen, die zum Ufer jagen,
Vom Hafen bis zur Stadt der ganze Zwiſchenraum.
So, wenn geſchäftiger Ameiſen Schaaren,
Dem kargen Winter Nahrung aufzuſparen,
Den Weizenberg zu plündern gehn,
Und mit dem Raube dann in ihre Löcher fliehn.

75.

Der ſchwarze Trupp durchzieht die Schollen,
Bemüht, die Beute fortzurollen,
Auf ſchmalem Weg, durch Gras und Kraut,
Stemmt dort, die ſchweren Körner zu bewegen,
Sich mit den Schultern kräftiglich entgegen;
Dem Dritten iſt die Aufſicht anvertraut,
Der ſpornt das Heer und ſtraft die Trägen,
Lebendig iſt's auf allen Wegen.

76.

Wie war bei dieſem Anblick dir zu Muth,
Eliſa? welche Seufzer ſchickteſt
Du zum Olymp, als du des Eifers Glut
Von deiner hohen Burg am Meeresſtrand erblickteſt?
Vor deinem Angeſicht die ganze Waſſerwelt
Erzittern ſahſt von rauhen Schifferkehlen?
Grauſame Leidenſchaft! auf welche Proben ſtellt
Dein Eigenſinn der Menſchen Seelen!

77.

Auf's Neue wird der Thränen Macht
Erprobt, auf's Neu' das ſtolze Herz den Siegen
Der Leidenſchaft zum Opfer dargebracht.
Wie ſollte ſie, eh' alle Mittel trügen,
Hinunter eilen in des Grabes Nacht?
Sieh, Anna, ruft ſie aus, wie ſie zum Hafen fliegen!
Wie's wimmelt an dem Strand! Sieh! ſieh! die Schiffe ſind
Bekränzt, die Segel rufen ſchon dem Wind!

78.

Hätt' ich zu dieſem Schlage mich verſehen,
So hätte, ihn zu überſtehen,
Mir auch gewiß die Faſſung nicht gefehlt.
Drum noch dies Einzige. Dir ſchenkt er ſein Vertrauen,
Dir noch allein, du darfſt in ſeine Seele ſchauen,
Nie hat er eine Regung dir verhehlt.
Du weißt des Herzens weiche Seiten auszuſpähen,
Drum geh, den ſtolzen Feind noch einmal anzuflehen.

79.

Sag' ihm, nie hab' ich mich an Aulis Strand
Verſchworen mit dem Feind, ſein Ilium zu ſchleifen,
Nie Schiffe mitgeſandt, die Feſte anzugreifen,
Des Vaters Aſche nie aus ihrer Gruft entwandt.
Warum ſchließt er ſein Ohr hartherzig meiner Bitte?
Er warte doch, bis ein geneigter Wind ihm weht.
Er wage doch die Fahrt nicht in des Winters Mitte,
Dies ſey der letzte Dienſt, um den ihn Dido fleht.

80.

Nicht jenes alte Band will ich erneuern,
Das er zerriß, nicht hinderlich ihm ſeyn,
Nach ſeinem theuren Latium zu ſteuern;
Um Aufſchub bitt' ich ihn allein,
Um etwas Friſt, den Sturm des Buſens zu bezähmen,
Gelaſſ'ner [illegible] verſchmerzen dieſen Schlag!
Nach dieſem Dienſt laß in das Grab mich nehmen,
Der deiner Liebe Maß an mir vollenden mag.

81.

So fleht die Elende. Der Schweſter heiße Zähren
Bringt Anna vor ſein Ohr. Umſonſt, die Götter wehren,
Sein fühlend Herz verſchließt des Schickſals Macht.
So wenn, den hundertjähr'gen Eichſtamm umzureißen,
Die Alpenſtürme wüthend ſich befleißen,
Und brauſend ihn umwehn — bis an den Wipfel kracht
Der Stamm, ſie faſſen heulend ſeine Glieder,
Und von den Zweigen rauſcht ein grüner Regen nieder.

82.

Er ſelbſt hängt zwiſchen Klippen feſt; ſo weit
Sein Wipfel aufwärts in den Himmel dräut,
So tief dringt ſeine Wurzel in die Hölle.
So ward von fremdem Flehn, noch mehr von eignem Schmerz,
Zerriſſen jetzt des Helden Herz;
Doch der Entſchluß behauptet ſeine Stelle.
Wie auch ſein Herz in allen Tiefen leidet,
Geſchehen muß, wie das Geſchick entſcheidet.

83.

Verhaßt iſt ihr fortan des Himmels Bogen;
Von gräßlichen Erſcheinungen bedroht,
Vom Schickſal ſelbſt zum Abgrund hingezogen,
Beſchließt die Unglückſelige den Tod.
Einſt, als ſie den Altar beſchenkt mit frommen Gaben,
Verwandelt' jählings ſich des heil'gen Weines Flut,
Entſetzliches Geſicht! in Blut,
Und dies Geheimniß ward mit ihr begraben.

84.

Auch ſtand, den Manen des Gemahls geweiht,
Im Hauſe eine marmorne Kapelle,
Verehrt von ihr mit frommer Zärtlichkeit,
Geſchmückt mit manchem Laub und glänzend weißem Felle.
Von hier aus hörte ſie, wenn Alles ringsum ſchlief,
Des Gatten Ton, der ſie mit Namen rief,
Und einſam wimmerte auf hohem Dach die Eule
Ihr todweiſſagendes Geheule.

85.

Auch manch Orakel wird in ihrem Buſen wach,
Aeneens Schatten ſelbſt ſcheucht ſie mit wildem Blicke,
Eilt der Geängſtigten in Träumen drohend nach,
Und einſam ſtets bleibt ſie zurücke.
Ihr däucht, ſie wandle hin auf menſchenleerer Flur,
Sie ganz allein auf einem langen Pfade,
Und ſuche ihrer Tyrer Spur
Längs dem verlaſſenen Geſtade.

86.

So ſiehet Pentheus Fieberwahn
Die Schaar der Furien ihm nahn,
Zwei Theben um ſich her, zwei Sonnen aufgegangen.
So ruft der Bühnen Kunſt Oreſtens Bild hervor,
Wenn mit der Fackel ihn und fürchterlichen Schlangen
Der Mutter Schatten jagt, der Racheſchweſtern Chor,
Geſpieen aus dem Schlund der Hölle,
Ihn angrauſt an des Tempels Schwelle.

87.

Als jetzt, ein Raub der ſchwarzen Eumeniden,
Eliſa ſich dem Untergang geweiht,
Auch über Zeit und Weiſe ſich entſchieden,
Tritt ſie die Schweſter an mit falſcher Heiterkeit,
Läßt im verſtellten Aug' der Hoffnung Strahlen blitzen,
Tief ſcheint der lange Sturm des Buſens jetzt zu ruhn:
Geliebte, freue dich, ein Mittel weiß ich nun,
Ihn zu vergeſſen oder zu beſitzen.

88.

Am fernen Mohrenland, dort wo des Tages Flamme
Sich in des Weltmeers letzte Fluten neigt,
Wo unter'm Himmel ſich der Atlas beugt,
Wohnt eine Prieſterin aus der Maſſyler Stamme.
Ihr iſt der Heſperiden Haus vertraut,
Sie hütete die heil'gen Zweige,
Beſänftigte mit ſüßem Honigteige
Des Drachen Wuth und mit dem Schlummerkraut.

89.

Die rühmt ſich, jedes Herz, verletzt von Amors Pfeilen,
Durch ihres Zaubers Kraft zu heilen;
Auf Andre drückt ſie ſelbſt den Pfeil des Kummers ab.
Sie zwingt in ihrem Lauf die Ströme, ſtill zu ſtehen,
Die Sterne kann ſie rückwärts drehen,
Und Nachtgeſpenſter ruft ſie aus dem Grab,
Zerreißt der Erde brüllend Eingeweide,
Und zieht den Eichbaum von des Berges Heide.

90.

Daß es bis dahin mit mir kommen muß!
Bei deinem theuren Haupt! bei Zeus Olympius!
Es fällt mir ſchwer! doch jetzt kann Zauber nur mich retten.
Drum, Liebe, richte ſtill mir einen Holzſtoß auf
Im innern Hof des Hauſes! Lege drauf
Das Schwert, jedweden Reſt des Schändlichen, die Betten,
Wo meine Unſchuld ſtarb! Die Prieſterin gebeut,
Zu tilgen jede Spur, die mir ſein Bild erneut.

91.

Sie ſpricht's, und Todesbläſſe deckt
Ihr Angeſicht. Doch daß in dieſem Schleier
Der Schweſter eig'ne Leichenfeier
Sich birgt, bleibt Annens blödem Sinn verſteckt.
In der Verzweiflung Tiefen unerfahren,
Beſorgt ſie Schlimm'res nichts, als was Eliſens Gram
Beim Tod des erſten Gatten unternahm!
Drum ſäumt ſie nicht, der Schweſter zu willfahren.

92.

Bald ſteht durch ihrer Hände Fleiß
Ein großer Holzſtoß aufgerichtet,
Aus Fackeln und aus dürrem Reis
Im innern Hofraum aufgeſchichtet.
Ihn ſchmückt die Königin, wohl wiſſend, was ſie thut,
Mit einem Kranz und der Cypreſſe traur'gen Aeſten,
Und doch auf ihrem Brautbett ruht
Des Troiers Bild und Schwert mit allen Ueberreſten.

93.

Auf jeder Seite zeigt ſich ein Altar,
Und in der Mitte ſteht mit aufgelöſtem Haar
Die Prieſterin, in heil'ge Wuth verloren.
Ihr fürchterlicher Ruf durchdonnert ſelbſt die Nacht
Des Erebus. Des Chaos wilde Macht,
Ein ganzes Heer von Göttern wird beſchworen,
Perſephoneiens dreifache Gewalt,
Dianens dreimal wechſelnde Geſtalt.

94.

Die Fluten des Avernus vorzuſtellen,
Beſprengt ſie den Altar mit heil'gen Wellen.
Nach jungen Kräutern wird geſpäht,
Die von des Giftes ſchwarzen Tropfen ſchwellen,
Beim Mondlicht mit der Sichel abgemäht;
Auch forſcht man nach dem Liebesbiſſen,
Der auf des Fohlen jungem Haupt ſich bläht.
Dem Zahn des Mutterpferds entriſſen.

95.

Sie ſelbſt, das Opferbrod in frommer Hand,
Mit bloßem Fuß, mit losgebundenem Gewand,
Zum Tod entſchloſſen, fleht an den Altären,
Des Himmels Zorn, der Götter Strafgericht
Auf ihres Mörders Haupt herabzuſchwören,
Und ſchützt ein Gott der Liebe fromme Pflicht,
Der Treue heiliges Verſprechen,
Ihn ruft ſie auf, zu ſtrafen und zu rächen.

96.

Gekommen war die Nacht, und alle Weſen ruhten
Erſchöpft im ſüßen Arm des Schlafs. Tief ſchweigt
Der Wald, gelegt hat ſich der Zorn der Fluten,
Zur Mitte ihrer Bahn die Sterne ſich geneigt.
Der Vögel bunter Chor verſtummt, die Flur, die Heerden,
Was ſich in Sümpfen birgt und in der Wälder Nacht,
Vergißt der Arbeit und Beſchwerden,
Gefeſſelt von des Schlummers Macht.

97.

Nur deines Buſens immer wachen Kummer,
Unglückliche Eliſa! ſchmilzt kein Schlummer,
Nie wird es Nacht auf deinem Augenlied.
Empfindlicher erwachen deine Schmerzen,
Auf's Neu' entbrennt in deinem Herzen
Der Kampf, den, ach! Verzweiflung nur entſchied.
Jetzt Raub des Grimms, jetzt ihres Kummers Beute,
Beginnt ſie ſo in dieſem innern Streite.

98.

Unglückliche! ruft ſie, was ſoll nunmehr geſchehn?
Gehſt du, von Neuem dich den Freiern anzutragen,
Die du verächtlich ausgeſchlagen,
Und der Nomaden Hand fußfällig zu erflehn?
Gehſt du, den Teukriern als Magd dich anzubieten?
Du kennſt ja ihre Dankbarkeit;
Du ſollteſt wiſſen, wie bereit
Sie ſind, empfang'ne Opfer zu vergüten.

99.

Und öffnen ſie dir wohl der Schiffe ſtolzen Schooß,
Sey's auch, du könnteſt dieſe Schmach verſchmerzen.
So wenig weißt du, wie gewiſſenlos
Laomedontier mit Treu' und Glauben ſcherzen!
Folgſt du den ſtolzen Ruderern allein?
Holſt du mit deinen Tyriern ſie ein?
Und kaum aus Sidons Stadt gewaltſam fortgezogen,
Vertrauſt du ſie auf's Neu' dem Spiel von Wind und Wogen?

100.

Nein, ſtirb, wie du verdient! Das Schwert befreie dich.
Dir, Schweſter, dank' ich meinen Fall. Du gabeſt mich
Dem Feinde Preis, von meinem Flehn beſtochen!
Konnt' ich nicht ſchuldlos, von Begierden rein,
Nicht frei von Hymens Band mich meines Lebens freun?
Mein Wort hab' ich, Sichäus, dir gebrochen,
Geſchworen deinem heiligen Gebein;
Erzürnter Geiſt, du wirſt gerochen!

101.

So quälte Jene ſich, indeß auf hohem Schiff,
Entſchloſſen und bereit, Karthagos Strand zu räumen,
Aeneas ſchlief. Ihm zeigte ſich in Träumen
Daſſelbe Bild, das jüngſt mit Schrecken ihn ergriff,
Und bringt denſelben Auftrag wieder,
Dem Flügelboten gleich an Stimme, an Geſtalt,
Daſſelbe blonde Haar, das Majens Sohn umwallt,
Derſelbe ſchlanke Bau der jugendlichen Glieder.

102.

Iſt's möglich, ruft er, Göttinſohn!
An des Verderbens Rand kannſt du des Schlummers pflegen?
Siehſt die Gefahren nicht, die ringsum dich bedrohn,
Und hörſt die Winde nicht, die deine Segel regen?
Von wilder Wuth empört, ſinnt Jene, dich mit Liſt,
Mit unentrinnbarem Verderben zu umſchlingen,
Du eilſt nicht mit des Windes Schwingen
Davon, da dir noch Flucht verſtattet iſt?

103.

Grüßt dich Aurora noch in dieſem Land,
So ſiehſt du weit und breit die Wellen
Mit Schiffen überdeckt, den ganzen Meeresſtrand
Von mordbegier'gen Fackeln ſich erhellen.
Flieh ohne Aufſchub! flieh! Veränderlich
Iſt Frauenſinn und nimmer gleicht er ſich —
Er ſpricht's und fließt in Nacht dahin. Voll Schrecken
Fährt Jener aus dem Schlaf, und eilt ſein Volk zu wecken.

104.

Wacht auf! Geſchwind! Ergreift die Ruder! Spannt
Die Segel aus! Ein Gott, vom Himmel hergeſandt,
Treibt mich auf's Neu', nicht länger mehr zu weilen,
Die Stränge zu zerhaun, die Abfahrt zu beeilen.
Wer du auch ſeyſt, erhab'ne Gottheit! ja!
Frohlockend folgen wir dem Wink, den du gegeben,
Verleih uns Schutz! O ſey uns hold und nah!
Laß über unſerm Haupt geneigte Sterne ſchweben!

105.

Er ſpricht's, und aus der Scheide blitzt
Sein flammend Schwert und trennt des Ankers Seile;
Ihm folgt die ganze Schaar, von gleicher Glut erhitzt,
Rafft Alles fort, und treibt und rennt in voller Eile.
Schnell iſt die ganze Küſte leer,
Verſchwunden unter Schiffen das Meer,
Es keucht der Ruderknecht und quirlt zu Schaum die Wogen,
Zahlloſe Furchen ſind durch's blaue Feld gezogen.

106.

Und jetzo windet ſich aus Tithons goldnem Schooß
Des Morgens junge Göttin los,
Und überſtrömt die Welt mit neugebor'nen Strahlen.
Aus ihren Fenſtern ſieht mit ſilberfarbnem Grau
Die Königin den Horizont ſich malen,
Sieht durch der Waſſer fernes Blau
Die Flotte ſchon mit gleichen Segeln fliegen,
Die Küſte leer, den Hafen öde liegen.

107.

Da ſchlägt ſie mit ergrimmter Hand
Die ſchöne Bruſt, zerrauft die gelben Locken:
Allmächt'ger Zeus! ruft ſie erſchrocken,
Er geht! er flieht von meinem Strand!
Dem Fremdling ging es hin, mich ſtraflos zu verſpotten?
Bewaffnet nicht ganz Tyrus mein Geheiß?
Auf! auf! Reißt aus dem Zeughaus meine Flotten!
Bringt Fackeln! Rudert friſch! Gebt alle Segel preis!

108.

Wo bin ich? — Weh, was für ein Wahnſinn reißt mich fort?
Jetzt hat dein feindlich Schickſal dich ereilet,
Unglückliche! Da galt's, da war der rechte Ort,
Als du dein Reich mit ihm getheilet.
Das alſo iſt der Held voll Treu', voll Edelmuth,
Der ſeines Vaters Laſt auf fromme Schultern lud,
Der mit ſich führen ſoll auf allen ſeinen Bahnen
Die Heiligthümer ſeiner Ahnen!

109.

Konnt' ich in Stücken ihn nicht reißen, nicht zerſtreun
Im Meer, ihn und ſein Volk? Nicht ſeinen Sohn erwürgen,
Auftiſchen ihm zum Mahl? — Wo aber meine Bürgen,
Daß er nicht ſiegte? Möcht' es immer ſeyn!
Was fürchtet, wer entſchloſſen iſt zu ſterben?
Sein Lager ſteckt' ich an mit einer Löwin Wuth,
Vertilgte Vater, Sohn, die ganze Schlangenbrut,
Und theilte dann frohlockend ihr Verderben!

110.

O du, vor deſſen Strahlenangeſicht
Kein Menſchenwerk ſich birgt, erhabnes Licht!
Du Gattin Zeus, die meine Leiden kennet!
Du Hekate, die man durch Stadt und Land
Auf finſtern Scheidewegen heulend nennet!
Ihr Furien, ihr Götter, deren Hand
Die Sterbende ſich weiht! Vernehmt von euren Höhen
Der Rache Aufgebot! Neigt euch zu meinem Flehen!

111.

Muß der Verworfne doch zum Ufer ſich noch ringen,
Iſt dem Verhängniß nichts mehr abzudingen,
Iſt's Jovis unabänderliches Wort:
O ſo erduld' er alle Kriegesplagen!
Von einem tapfern Volk aus ſeinem Reich geſchlagen,
Geriſſen aus des Sohnes Armen,
Such' er bei Fremdlingen Erbarmen
Und ſehe ſchaudernd der Gefährten Mord!

112.

Und fügt er ſich entehrenden Verträgen,
So mög' er nimmer ſich des Throns noch Lebens freun!
Er falle vor der Zeit! Dies ſey mein letzter Segen;
Mit dieſem Wunſch geh' ich dem Styx entgegen.
Im Sande liege unbeerdigt ſein Gebein!
Dann, Tyrier, verfolgt mit ew'gen Kriegeslaſten
Den ganzen Samen des Verhaßten!
Dies ſoll mein Todesopfer ſeyn!

113.

Kein Friede noch Vertrag ſoll jemals euch vereinen,
Ein Rächer wird aus meinem Staub erſtehn,
In ihren Pflanzungen mit Feu'r und Schwert erſcheinen,
Früh oder ſpät! wie ſich die Kräfte tüchtig ſehn.
Feindſelig drohe Küſte gegen Küſte,
Rachgierig thürme Flut ſich gegen Flut,
Schwert blitze gegen Schwert, der ſpäten Enkel Brüſte
Entflamme unverſöhnte Wuth!

114.

Sie ſprach's und ſann voll Ungeduld, die Bande
Des traur'gen Lebens zu zerreißen, rief
Sichäus Amme (ihre eigne ſchlief
Den langen Schlummer ſchon im mütterlichen Lande).
Laß, ſpricht ſie, theure Barce, ſchnell
Die Schweſter ſich mit friſchem Quell
Benetzen! Sag' ihr an, daß ſie die Thiere
Und die bewußten Opfer zu mir führe!

115.

Du ſelbſt, Geliebte, ſäume nicht,
Mit frommer Binde dir die Schläfe zu verhüllen,
Ich will des angefang'nen Opfers Pflicht
Dem unterird'ſchen Zeus erfüllen,
Und meinen Gram auf ewig ſtillen.
Sogleich flammt mit dem Böſewicht
Der Holzſtoß in die Luft! — Sie ſpricht's, und ſonder Weile
Wankt Jene fort mit ihres Alters Eile.

116.

Sie ſelbſt, zur Furie entſtellt
Vom gräßlichen Entſchluß, der ihren Buſen ſchwellt,
Mit bluterhitztem Aug', geſtachelt von Verlangen,
Der Farben wechſelnd Spiel auf krampfhaft zuckenden Wangen,
Jetzt flammroth, jetzt, vom nahenden Geſchick
Durchſchauert, bleich wie eine Büſte,
Stürzt in den innern Hof, und, Wahnſinn in dem Blick,
Beſteigt ſie das entſetzliche Gerüſte.

117.

Reißt aus der Scheide des Trojaners Schwert,
Ach, nicht zu dieſem Endzweck ihr geſchenket!
Doch als ihr Blick ſich auf Aeneens Kleider ſenket
Und auf das wohlbekannte Bette, kehrt
Sie ſchnell in ſich, verweilt bei dieſem theuren Orte,
Läßt noch einmal den Thränen freien Lauf,
Schwingt dann auf's Bette ſich hinauf,
Und ſcheidet von der Welt durch dieſe letzten Worte:

118.

Geliebte Reſte! Zeugen meiner Freuden,
So lang's dem Glück, den Himmliſchen gefiel!
Entbindet mich von meinen Leiden!
Empfangt mein fließend Blut! Auf euch will ich verſcheiden;
Ich bin an meines Lebens Ziel.
Vollbracht hab' ich den Lauf, den mir das Loos beſchieden;
Jetzt fliehet aus des Lebens wildem Spiel
Mein großer Schatten zu des Grabes Frieden.

119.

Gegründet hab' ich eine weit berühmte Stadt,
Und meine Mauern ſah ich ragen;
Beſtraft hab' ich des Bruders Frevelthat,
Der Rache Schuld dem Gatten abgetragen.
Ach! hätte nie ein Segel ſich
Aus der Trojaner fernem Lande
Gezeigt an meines Tyrus Strande,
Wer war glückſeliger, als ich!

120.

Sie ſpricht's und drückt in's Kiſſen ihr Geſicht;
Und ohne Rache, ruft ſie, ſoll ich fallen?
Doch will ich fallen, doch! gerächet oder nicht!
So ziemt's, in's Schattenreich zu wallen!
Es ſehe der Barbar vom hohen Ocean
Mit ſeinen Augen dieſe Flammen ſteigen,
Und nehme meines Todes Zeugen
Zum Plagedämon mit auf ſeiner Wogenbahn.

121.

Eh' dieſe Worte noch verhallen,
Sehn ihre Frauen ſie, durchrannt
Vom ſpitz'gen Stahl, zuſammenfallen,
Das Schwert mit Blut beſchäumt, mit Blut die Hand.
Ihr Angſtgeſchrei ſchlägt an die hohen Säulen
Der Königsburg; ſogleich macht des Gerüchtes Mund
Die grauenvolle That mit tauſendſtimm'gem Heulen
Dem aufgedonnerten Karthago kund.

122.

Da hört man von Geſchrei, von jammervollem Stöhnen,
Von weiblichem Geheul die hohlen Dächer dröhnen,
Des Aethers hohe Wölbung heult es nach.
Nicht fürchterlicher konnt' es tönen,
Wenn in Karthagos Stadt die Flut der Feinde brach,
Das alte Tyrus fiel, der Flammen wilde Blitze
Sich freſſend wälzten durch der Menſchen Sitze
Und durch der Götter heil'ges Dach.

123.

Geſchreckt durch den Zuſammenlauf der Menge,
Durchſchauert von dem gräßlichen Gerücht,
Stürzt Anna, halb entſeelt, ſich durch's Gedränge,
Zerfleiſcht mit grimm'gen Nägeln das Geſicht,
Die Bruſt mit mörderiſchen Schlägen.
Das alſo war's! ruft ſie der Sterbenden entgegen:
Mit Argliſt fingſt du mich! Dazu der Opferherd,
Dazu das Holz und des Trojaners Schwert.

124.

Weh mir Verlaſſ'nen! Wen ſoll ich zuerſt beweinen?
Unzärtliche! warum verſchmähteſt du im Tod
Die Schweſter zur Begleiterin? Vereinen
Sollt' uns derſelbe Stahl, von Beider Blute roth!
Fleht' ich darum die Götter an? erbaute,
Daß ich allein dich deinem Schmerz vertraute,
Dies Holzgerüſte? Weh! mich ziehſt du mit in's Grab,
Dein armes Volk, dein Reich, dein Tyrus mit hinab!

125.

Gebt Waſſer, gebt, daß ich die Wunden waſche,
Mit meinen Lippen ihn erhaſche,
Wenn noch ein Hauch des Lebens auf ihr ſchwebt!
Sie ruft's und ſteht ſchon oben auf den Stufen,
Stürzt weinend an der Schweſter Hals, beſtrebt,
An ihrer warmen Bruſt in's Leben ſie zu rufen,
Die ſchon der Froſt des Todes überflogen;
Zu trocknen mit dem Kleid des Blutes ſchwarze Wogen.

126.

Umſonſt verſucht, aus weitgeſpalt'nem Munde
Pfeift unter ihrer Bruſt die Wunde,
Umſonſt die Sterbende, den ſchwerbelad'nen Blick
Dem Strahl des Tages zu entfalten,
Rafft dreimal ſich empor, von ihrem Arm gehalten,
Und dreimal taumelt ſie zurück,
Durchirrt, das ſüße Licht der Sonne zu erſpähen,
Des Aethers weiten Plan, und ſeufzt, da ſie's geſehen.

127.

Erweicht von ihrem langen Kampf, gebeut
Saturnia der Iris, fortzueilen,
Der Glieder zähe Bande zu zertheilen,
Zu endigen der Seele ſchweren Streit.
Denn da kein Schickſal, kein Verbrechen,
Verzweiflung nur ſie abrief vor der Zeit,
So hatte Hekate den unterird'ſchen Bächen
Das abgeſchnitt'ne Haar noch nicht geweiht.

128.

Jetzt alſo kam, in tauſendfarbnem Bogen
Der Sonne gegenüber, feucht von Thau,
Die Goldbeſchwingte durch der Lüfte Grau
Herab auf's Haupt der Sterbenden geflogen.
Dies weih' ich auf Befehl der Gottheit dem Kozyt!
Ruft ſie; vom Leibe frei mag ſie dein Geiſt erheben!
Sie ſagt's und löſt die Locke, ſchnell entflieht
Der Wärme Reſt, und in die Lüfte rinnt das Leben.

Gedichte

der dritten Periode.

Die Begegnung.

Noch ſeh' ich ſie, umringt von ihren Frauen,
Die herrlichſte von allen ſtand ſie da:
Wie eine Sonne war ſie anzuſchauen;
Ich ſtand von fern und wagte mich nicht nah.
Es faßte mich mit wolluſtvollem Grauen,
Als ich den Glanz vor mir verbreitet ſah;
Doch ſchnell, als hätten Flügel mich getragen,
Ergriff es mich, die Saiten anzuſchlagen.

Was ich in jenem Augenblick empfunden,
Und was ich ſang, vergebens ſinn' ich nach.
Ein neu Organ hatt' ich in mir gefunden,
Das meines Herzens heil'ge Regung ſprach,
Die Seele war's, die, Jahre lang gebunden,
Durch alle Feſſeln jetzt auf einmal brach,
Und Töne fand in ihren tiefſten Tiefen,
Die ungeahnt und göttlich in ihr ſchliefen.

Und als die Saiten lange ſchon geſchwiegen,
Die Seele endlich mir zurücke kam,
Da ſah ich in den engelgleichen Zügen
Die Liebe ringen mit der holden Scham,
Und alle Himmel glaubt' ich zu erſteigen,
Als ich das leiſe, ſüße Wort vernahm —
O droben nur, in ſel'ger Geiſter Chören,
Werd' ich des Tones Wohllaut wieder hören!

„Das treue Herz, das troſtlos ſich verzehrt,
Und ſtill beſcheiden nie gewagt zu ſprechen,
Ich kenne den ihm ſelbſt verborg'nen Werth;
Im rohen Glück will ich das Edle rächen.
Dem Armen ſey das ſchönſte Loos beſchert;
Nur Liebe darf der Liebe Blumen brechen.
Der ſchönſte Schatz gehört dem Herzen an,
Das ihn erwidern und empfinden kann.“

An Emma.

Weit in nebelgrauer Ferne
    Liegt mir das vergang'ne Glück,
Nur an Einem ſchönen Sterne
    Weilt mit Liebe noch der Blick;
Aber wie des Sternes Pracht
Iſt es nur ein Schein der Nacht.

Deckte dir der lange Schlummer,
    Dir der Tod die Augen zu,
Dich beſäße doch mein Kummer,
    Meinem Herzen lebteſt du.
Aber ach! du lebſt im Licht,
Meiner Liebe lebſt du nicht.

Kann der Liebe ſüß Verlangen,
    Emma, kann's vergänglich ſeyn?
Was dahin iſt und vergangen,
    Emma, kann's die Liebe ſeyn?
Ihrer Flamme Himmelsglut,
Stirbt ſie wie ein irdiſch Gut?

Das Geheimniß.

Sie konnte mir kein Wörtchen ſagen,
Zu viele Lauſcher waren wach;
Den Blick nur durft' ich ſchüchtern fragen,
Und wohl verſtand ich, was er ſprach.
Leiſ' komm' ich her in deine Stille,
Du ſchön belaubtes Buchenzelt,
Verbirg in deiner grünen Hülle
Die Liebenden dem Aug' der Welt!

Von ferne mit verworr'nem Sauſen
Arbeitet der geſchäft'ge Tag,
Und durch der Stimmen hohles Brauſen
Erkenn' ich ſchwerer Hämmer Schlag.
So ſauer ringt die kargen Looſe
Der Menſch dem harten Himmel ab;
Doch leicht erworben, aus dem Schooße
Der Götter fällt das Glück herab.

Daß ja die Menſchen nie es hören,
Wie treue Lieb' uns ſtill beglückt!
Sie können nur die Freude ſtören,
Weil Freude nie ſie ſelbſt entzückt.
Die Welt wird nie das Glück erlauben,
Als Beute wird es nur gehaſcht;
Entwenden mußt du's oder rauben,
Eh' dich die Mißgunſt überraſcht.

Leiſ' auf den Zehen kommt's geſchlichen,
Die Stille liebt es und die Nacht;
Mit ſchnellen Füßen iſt's entwichen,
Wo des Verräthers Auge wacht.
O ſchlinge dich, du ſanfte Quelle,
Ein breiter Strom um uns herum,
Und drehend mit empörter Welle
Vertheidige dies Heiligthum!

Die Erwartung.

Hör' ich das Pförtchen nicht gehn?
Hat nicht der Riegel geklirrt?
Nein, es war des Windes Wehen,
Der durch dieſe Pappeln ſchwirrt.

O ſchmücke dich, du grün belaubtes Dach,
Du ſollſt die Anmuthſtrahlende empfangen.
Ihr Zweige, baut ein ſchattendes Gemach,
Mit holder Nacht ſie heimlich zu umfangen,
Und all' ihr Schmeichellüfte, werdet wach
Und ſcherzt und ſpielt um ihre Roſenwangen,
Wenn ſeine ſchöne Bürde, leicht bewegt,
Der zarte Fuß zum Sitz der Liebe trägt.

Stille, was ſchlüpft durch die Hecken
Raſchelnd mit eilendem Lauf?
Nein, es ſcheuchte nur der Schrecken
Aus dem Buſch den Vogel auf.

O löſche deine Fackel, Tag! Hervor,
Du geiſt'ge Nacht, mit deinem holden Schweigen!
Breit' um uns her den purpurrothen Flor,
Umſpinn' uns mit geheimnißvollen Zweigen!
Der Liebe Wonne flieht des Lauſchers Ohr,
Sie flieht des Strahles unbeſcheid'nen Zeugen!
Nur Heſper, der Verſchwiegene, allein
Darf ſtill herblickend ihr Vertrauter ſeyn.

Rief es von ferne nicht leiſe,
Flüſternden Stimmen gleich?
Nein, der Schwan iſt's, der die Kreiſe
Ziehet durch den Silberteich.

Mein Ohr umtönt ein Harmonieenfluß,
Der Springquell fällt mit angenehmem Rauſchen,
Die Blume neigt ſich bei des Weſtes Kuß,
Und alle Weſen ſeh' ich Wonne tauſchen,
Die Traube winkt, die Pfirſche zum Genuß,
Die üppig ſchwellend hinter Blättern lauſchen,
Die Luft, getaucht in der Gewürze Flut,
Trinkt von der heißen Wange mir die Glut.

Hör' ich nicht Tritte erſchallen?
Rauſcht's nicht den Laubgang daher?
Nein, die Frucht iſt dort gefallen,
Von der eignen Fülle ſchwer.

Des Tages Flammenauge ſelber bricht
In ſüßem Tod und ſeine Farben blaſſen;
Kühn öffnen ſich im holden Dämmerlicht
Die Kelche ſchon, die ſeine Gluten haſſen.
Still hebt der Mond ſein ſtrahlend Angeſicht,
Die Welt zerſchmilzt in ruhig große Maſſen.
Der Gürtel iſt von jedem Reiz gelöſt,
Und alles Schöne zeigt ſich mir entblößt.

Seh' ich nichts Weißes dort ſchimmern?
Glänzt's nicht wie ſeid'nes Gewand?
Nein, es iſt der Säule Flimmern
An der dunkeln Taxuswand.

O! ſehnend Herz, ergötze dich nicht mehr,
Mit ſüßen Bildern weſenlos zu ſpielen!
Der Arm, der ſie umfaſſen will, iſt leer;
Kein Schattenglück kann dieſen Buſen kühlen;
O! führe mir die Lebende daher,
Laß ihre Hand, die zärtliche, mich fühlen,
Den Schatten nur von ihres Mantels Saum! —
Und in das Leben tritt der hohle Traum.

Und leiſ', wie aus himmliſchen Höhen
Die Stunde des Glückes erſcheint,
So war ſie genaht, ungeſehen,
Und weckte mit Küſſen den Freund.

Der Abend.

Nach einem Gemälde.

Senke, ſtrahlender Gott — die Fluren dürſten
Nach erquickendem Thau, der Menſch verſchmachtet,
Matter ziehen die Roſſe —
Senke den Wagen hinab!

Siehe, wer aus des Meers kryſtallner Woge
Lieblich lächelnd dir winkt! Erkennt dein Herz ſie?
Raſcher fliegen die Roſſe,
Thetis, die göttliche, winkt.

Schnell vom Wagen herab in ihre Arme
Springt der Führer, den Zaum ergreift Cupido,
Stille halten die Roſſe,
Trinken die kühlende Flut.

An dem Himmel herauf mit leiſen Schritten
Kommt die duftende Nacht; ihr folgt die ſüße
Liebe. Ruhet und liebet!
Phöbus, der liebende, ruht.

Sehnſucht.

Ach! aus dieſes Thales Gründen,
Die der kalte Nebel drückt,
Könnt' ich doch den Ausgang finden,
Ach, wie fühlt' ich mich beglückt!
Dort erblick' ich ſchöne Hügel,
Ewig jung und ewig grün!
Hätt' ich Schwingen, hätt' ich Flügel,
Nach den Hügeln zög' ich hin.

Harmonieen hör' ich klingen,
Töne ſüßer Himmelsruh',
Und die leichten Winde bringen
Mir der Düfte Balſam zu.
Goldne Früchte ſeh' ich glühen,
Winkend zwiſchen dunkelm Laub,
Und die Blumen, die dort blühen,
Werden keines Winters Raub.

Ach, wie ſchön muß ſich's ergehen
Dort im ew'gen Sonnenſchein,
Und die Luft auf jenen Höhen,
O wie labend muß ſie ſeyn!
Doch mir wehrt des Stromes Toben,
Der ergrimmt dazwiſchen brauſt;
Seine Wellen ſind gehoben,
Daß die Seele mir ergrauſt.

Einen Nachen ſeh' ich ſchwanken,
Aber ach! der Fährmann fehlt.
Friſch hinein und ohne Wanken!
Seine Segel ſind beſeelt.
Du mußt glauben, du mußt wagen,
Denn die Götter leihn kein Pfand;
Nur ein Wunder kann dich tragen
In das ſchöne Wunderland.

Der Pilgrim.

Noch in meines Lebens Lenze
War ich, und ich wandert' aus,
Und der Jugend frohe Tänze
Ließ ich in des Vaters Haus.

All mein Erbtheil, meine Habe
Warf ich fröhlich glaubend hin,
Und am leichten Pilgerſtabe
Zog ich fort mit Kinderſinn.

Denn mich trieb ein mächtig Hoffen
Und ein dunkles Glaubenswort;
Wandle, rief's, der Weg iſt offen,
Immer nach dem Aufgang fort.

Bis zu einer goldnen Pforten
Du gelangſt, da gehſt du ein,
Denn das Irdiſche wird dorten
Himmliſch, unvergänglich ſeyn.

Abend ward's und wurde Morgen,
Nimmer, nimmer ſtand ich ſtill;
Aber immer blieb's verborgen,
Was ich ſuche, was ich will.

Berge lagen mir im Wege,
Ströme hemmten meinen Fuß,
Ueber Schlünde baut' ich Stege,
Brücken durch den wilden Fluß.

Und zu eines Stroms Geſtaden
Kam ich, der nach Morgen floß;
Froh vertrauend ſeinem Faden,
Warf ich mich in ſeinen Schooß.

Hin zu einem großen Meere
Trieb mich ſeiner Wellen Spiel;
Vor mir liegt's in weiter Leere,
Näher bin ich nicht dem Ziel.

Ach, kein Steg will dahin führen!
Ach, der Himmel über mir
Will die Erde nie berühren,
Und das Dort iſt niemals Hier!

Die Ideale.

So willſt du treulos von mir ſcheiden
Mit deinen holden Phantaſien,
Mit deinen Schmerzen, deinen Freuden,
Mit allen unerbittlich fliehn?
Kann nichts dich, Fliehende! verweilen,
O meines Lebens goldne Zeit?
Vergebens! deine Wellen eilen
Hinab in's Meer der Ewigkeit.

Erloſchen ſind die heitern Sonnen,
Die meiner Jugend Pfad erhellt,
Die Ideale ſind zerronnen,
Die einſt das trunkne Herz geſchwellt. *

---

* Im Muſenalmanach vom Jahr 1796, wo dies Gedicht zuerſt erſchien, findet ſich nach dieſen Worten folgende Stelle:

> Die ſchöne Frucht, die kaum zu keimen
> Begann, da liegt ſie ſchon erſtarrt.
> Mich weckt aus meinen ſüßen Träumen
> Mit rauhem Arm die Gegenwart.
>
> Die Wirklichkeit mit ihren Schranken
> Umlagert den gebund'nen Geiſt,
> Sie ſtürzt, die Schöpfung der Gedanken,
> Der Dichtung ſchöner Flor zerreißt.

Er iſt dahin, der ſüße Glaube
An Weſen, die mein Traum gebar,
Der rauhen Wirklichkeit zum Raube,
Was einſt ſo ſchön, ſo göttlich war.

Wie einſt mit flehendem Verlangen
Pigmalion den Stein umſchloß,
Bis in des Marmors kalte Wangen
Empfindung glühend ſich ergoß;
So ſchlang ich mich mit Liebesarmen
Um die Natur, mit Jugendluſt,
Bis ſie zu athmen, zu erwarmen
Begann an meiner Dichterbruſt.

Und, theilend meine Flammentriebe,
Die Stumme eine Sprache fand,
Mir wiedergab den Kuß der Liebe,
Und meines Herzens Klang verſtand;
Da lebte mir der Baum, die Roſe,
Mir ſang der Quellen Silberfall,
Es fühlte ſelbſt das Seelenloſe
Von meines Lebens Widerhall.

Es dehnte mit allmächt'gem Streben
Die enge Bruſt ein kreiſend All,
Herauszutreten in das Leben,
In That und Wort, in Bild und Schall.

Wie groß war dieſe Welt geſtaltet,
So lang die Knoſpe ſie noch barg,
Wie wenig, ach! hat ſich entfaltet,
Dies Wenige, wie klein und karg! *

Wie ſprang, von kühnem Muth beflügelt,
Beglückt in ſeines Traumes Wahn,
Von keiner Sorge noch gezügelt,
Der Jüngling in des Lebens Bahn.
Bis an des Aethers bleichſte Sterne
Erhob ihn der Entwürfe Flug;
Nichts war ſo hoch und nichts ſo ferne,
Wohin ihr Flügel ihn nicht trug.

Wie leicht ward er dahin getragen,
Was war dem Glücklichen zu ſchwer!
Wie tanzte vor des Lebens Wagen
Die luſtige Begleitung her!

---

* Hier folgt in der erſten Ausgabe die Strophe:

Wie aus des Berges ſtillen Quellen
Ein Strom die Urne langſam füllt,
Und jetzt mit königlichen Wellen
Die hohen Ufer überſchwillt,
Es werfen Steine, Felſenlaſten
Und Wälder ſich in ſeine Bahn,
Er aber ſtürzt mit ſtolzen Maſten
Sich rauſchend in den Ocean:
So ſprang ꝛc.

Die Liebe mit dem ſüßen Lohne,
Das Glück mit ſeinem goldnen Kranz,
Der Ruhm mit ſeiner Sternenkrone,
Die Wahrheit in der Sonne Glanz

Doch ach! ſchon auf des Weges Mitte
Verloren die Begleiter ſich;
Sie wandten treulos ihre Schritte,
Und einer nach dem andern wich.
Leichtfüßig war das Glück entflogen,
Des Wiſſens Durſt blieb ungeſtillt,
Des Zweifels finſtre Wetter zogen
Sich um der Wahrheit Sonnenbild.

Ich ſah des Ruhmes heil'ge Kränze
Auf der gemeinen Stirn' entweiht.
Ach, allzuſchnell, nach kurzem Lenze,
Entfloh die ſchöne Liebeszeit!
Und immer ſtiller ward's und immer
Verlaſſ'ner auf dem rauhen Steg;
Kaum warf noch einen bleichen Schimmer
Die Hoffnung auf den finſtern Weg.

Von all dem rauſchenden Geleite,
Wer harrte liebend bei mir aus?
Wer ſteht mir tröſtend noch zur Seite
Und folgt mir bis zum finſtern Haus?

Du, die du alle Wunden heileſt,
Der Freundſchaft leiſe, zarte Hand,
Des Lebens Bürden liebend theileſt,
Du, die ich frühe ſucht' und fand.

Und du, die gern ſich mit ihr gattet,
Wie ſie der Seele Sturm beſchwört,
Beſchäftigung, die nie ermattet,
Die langſam ſchafft, doch nie zerſtört,
Die zu dem Bau der Ewigkeiten
Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,
Doch von der großen Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre ſtreicht.

Des Mädchens Klage.

Der Eichwald brauſet,
Die Wolken ziehn,
Das Mägdlein ſitzet
An Ufers Grün,
Es bricht ſich die Welle mit Macht, mit Macht,
Und ſie ſeufzt hinaus in die finſtre Nacht,
Das Auge vom Weinen getrübet:

„Das Herz iſt geſtorben,
Die Welt iſt leer,
Und weiter gibt ſie
Dem Wunſche nichts mehr.
Du Heilige, rufe dein Kind zurück,
Ich habe genoſſen das irdiſche Glück,
Ich habe gelebt und geliebet!“

Es rinnet der Thränen
Vergeblicher Lauf;
Die Klage, ſie wecket
Die Todten nicht auf;
Doch nenne, was tröſtet und heilet die Bruſt
Nach der ſüßen Liebe verſchwundener Luſt,
Ich, die Himmliſche, will's nicht verſagen.

„Laß rinnen der Thränen
Vergeblichen Lauf!
Es wecke die Klage
Den Todten nicht auf!
Das ſüßeſte Glück für die trauernde Bruſt,
Nach der ſchönen Liebe verſchwundener Luſt,
Sind der Liebe Schmerzen und Klagen.“

Der Jüngling am Bache.

An der Quelle ſaß der Knabe,
Blumen wand er ſich zum Kranz,
Und er ſah ſie fortgeriſſen,
Treiben in der Wellen Tanz.
Und ſo fliehen meine Tage,
Wie die Quelle, raſtlos hin!
Und ſo bleichet meine Jugend,
Wie die Kränze ſchnell verblühn!

Fraget nicht, warum ich traure
In des Lebens Blüthenzeit!
Alles freuet ſich und hoffet,
Wenn der Frühling ſich erneut.
Aber dieſe tauſend Stimmen
Der erwachenden Natur
Wecken in dem tiefen Buſen
Mir den ſchweren Kummer nur.

Was ſoll mir die Freude frommen,
Die der ſchöne Lenz mir beut?
Eine nur iſt's, die ich ſuche,
Sie iſt nah' und ewig weit.
Sehnend breit' ich meine Arme
Nach dem theuren Schattenbild,
Ach! ich kann es nicht erreichen,
Und das Herz bleibt ungeſtillt!

Komm herab, du ſchöne Holde,
Und verlaß dein ſtolzes Schloß!
Blumen, die der Lenz geboren,
Streu' ich dir in deinen Schooß.
Horch, der Hain erſchallt von Liedern
Und die Quelle rieſelt klar!
Raum iſt in der kleinſten Hütte
Für ein glücklich liebend Paar.

Die Gunſt des Augenblicks.

Und ſo finden wir uns wieder
In dem heitern bunten Reihn,
Und es ſoll der Kranz der Lieder
Friſch und grün geflochten ſeyn.

Aber wem der Götter bringen
Wir des Liedes erſten Zoll?
Ihn vor Allen laßt uns ſingen,
Der die Freude ſchaffen ſoll.

Denn was frommt es, daß mit Leben
Ceres den Altar geſchmückt?
Daß den Purpurſaft der Reben
Bacchus in die Schale drückt?

Zückt vom Himmel nicht der Funken,
Der den Herd in Flammen ſetzt,
Iſt der Geiſt nicht feuertrunken,
Und das Herz bleibt unergötzt.

Aus den Wolken muß es fallen,
Aus der Götter Schooß, das Glück,
Und der mächtigſte von allen
Herrſchern iſt der Augenblick.

Von dem allererſten Werden
Der unendlichen Natur
Alles Göttliche auf Erden
Iſt ein Lichtgedanke nur.

Langſam in dem Lauf der Horen
Füget ſich der Stein zum Stein,
Schnell, wie es der Geiſt geboren,
Will das Werk empfunden ſeyn.

Wie im hellen Sonnenblicke
Sich ein Farbenteppich webt,
Wie auf ihrer bunten Brücke
Iris durch den Himmel ſchwebt,

So iſt jede ſchöne Gabe
Flüchtig, wie des Blitzes Schein;
Schnell in ihrem düſtern Grabe
Schließt die Nacht ſie wieder ein.

◆

Berglied.

Am Abgrund leitet der ſchwindlichte Steg,
Er führt zwiſchen Leben und Sterben;
Es ſperren die Rieſen den einſamen Weg
Und drohen dir ewig Verderben,
Und willſt du die ſchlafende Löwin nicht wecken,
So wandle ſtill durch die Straße der Schrecken.

Es ſchwebt eine Brücke, hoch über den Rand
Der furchtbaren Tiefe gebogen,
Sie ward nicht erbauet von Menſchenhand,
Es hätte ſich's keiner verwogen,
Der Strom brauſt unter ihr ſpat und früh,
Speit ewig hinauf und zertrümmert ſie nie.

Es öffnet ſich ſchwarz ein ſchauriges Thor,
Du glaubſt dich im Reiche der Schatten,
Da thut ſich ein lachend Gelände hervor,
Wo der Herbſt und der Frühling ſich gatten;
Aus des Lebens Mühen und ewiger Qual
Möcht' ich fliehen in dieſes glückſelige Thal.

Vier Ströme brauſen hinab in das Feld,
Ihr Quell, der iſt ewig verborgen;
Sie fließen nach allen vier Straßen der Welt,
Nach Abend, Nord, Mittag und Morgen,
Und wie die Mutter ſie rauſchend geboren,
Fort fliehn ſie und bleiben ſich ewig verloren.

Zwei Zinken ragen in's Blaue der Luft,
Hoch über der Menſchen Geſchlechter,
Drauf tanzen, umſchleiert mit goldenem Duft,
Die Wolken, die himmliſchen Töchter.
Sie halten dort oben den einſamen Reihn,
Da ſtellt ſich kein Zeuge, kein irdiſcher, ein.

Es ſitzt die Königin hoch und klar
Auf unvergänglichem Throne,
Die Stirn' umkränzt ſie ſich wunderbar
Mit diamantener Krone;
Darauf ſchießt die Sonne die Pfeile von Licht,
Sie vergolden ſie nur und erwärmen ſie nicht.

Anmerkung. Löwin, an einigen Orten der Schweiz der verbreitete Ausdruck für Lawine.

Der Alpenjäger.

Willſt du nicht das Lämmlein hüten?
Lämmlein iſt ſo fromm und ſanft,
Nährt ſich von des Graſes Blüthen,
Spielend an des Baches Ranft.
„Mutter, Mutter, laß mich gehen,
Jagen nach des Berges Höhen!“

Willſt du nicht die Heerde locken
Mit des Hornes munterm Klang?
Lieblich tönt der Schall der Glocken
In des Waldes Luſtgeſang.
„Mutter, Mutter, laß mich gehen,
Schweifen auf den wilden Höhen!“

Willſt du nicht der Blümlein warten,
Die im Beete freundlich ſtehn?
Draußen ladet dich kein Garten;
Wild iſt's auf den wilden Höhn!
„Laß die Blümlein, laß ſie blühen!
Mutter, Mutter, laß mich ziehen!“

Und der Knabe ging zu jagen,
Und es treibt und reißt ihn fort,
Raſtlos fort mit blindem Wagen
An des Berges finſterm Ort;
Vor ihm her mit Windesſchnelle
Flieht die zitternde Gazelle.

Auf der Felſen nackte Rippen
Klettert ſie mit leichtem Schwung,
Durch den Riß geborſt'ner Klippen
Trägt ſie der gewagte Sprung;
Aber hinter ihr verwegen
Folgt er mit dem Todesbogen.

Jetzo auf den ſchroffen Zinken
Hängt ſie, auf dem höchſten Grat,
Wo die Felſen jäh verſinken,
Und verſchwunden iſt der Pfad.
Unter ſich die ſteile Höhe,
Hinter ſich des Feindes Nähe.

Mit des Jammers ſtummen Blicken
Fleht ſie zu dem harten Mann,
Fleht umſonſt, denn loszudrücken
Legt er ſchon den Bogen an;
Plötzlich aus der Felſenſpalte
Tritt der Geiſt, der Bergesalte.

Und mit ſeinen Götterhänden
Schützt er das gequälte Thier.
„Mußt du Tod und Jammer ſenden,
Ruft er, bis herauf zu mir?
Raum für Alle hat die Erde!
Was verfolgſt du meine Heerde?“

Dithyrambe.[*]

Nimmer, das glaubt mir,
Erſcheinen die Götter,
Nimmer allein.
Kaum daß ich Bacchus, den luſtigen, habe,
Kommt auch ſchon Amor, der lächelnde Knabe,
Phöbus, der herrliche, findet ſich ein.
Sie nahen, ſie kommen,
Die Himmliſchen alle,
Mit Göttern erfüllt ſich
Die irdiſche Halle.

Sagt, wie bewirth' ich,
Der Erdgeborne,
Himmliſchen Chor?
Schenket mir euer unſterbliches Leben,
Götter! Was kann euch der Sterbliche geben?
Hebet zu eurem Olymp mich empor!
Die Freude, ſie wohnt nur
In Jupiters Saale;
O füllet mit Nektar,
O reicht mir die Schale!

---

[*] Die frühere Ueberſchrift dieſes Gedichts (im Muſen-Almanach von 1797) war: Der Beſuch.

Reich' ihm die Schale!
Schenke dem Dichter,
Hebe, nur ein!
Netz' ihm die Augen mit himmliſchem Thaue,
Daß er den Styx, den verhaßten, nicht ſchaue,
Einer der Unſern ſich dünke zu ſeyn.
Sie rauſchet, ſie perlet,
Die himmliſche Quelle!
Der Buſen wird ruhig,
Das Auge wird helle.

Die vier Weltalter.

Wohl perlet im Glaſe der purpurne Wein,
Wohl glänzen die Augen der Gäſte,
Es zeigt ſich der Sänger, er tritt herein,
Zu dem Guten bringt er das Beſte,
Denn ohne die Leyer im himmliſchen Saal
Iſt die Freude gemein auch beim Nektarmahl.

Ihm gaben die Götter das reine Gemüth,
Wo die Welt ſich, die ewige, ſpiegelt,
Er hat alles geſehn, was auf Erden geſchieht,
Und was uns die Zukunft verſiegelt,
Er ſaß in der Götter urälteſtem Rath,
Und behorchte der Dinge geheimſte Saat.

Er breitet es luſtig und glänzend aus,
Das zuſammengefaltete Leben,
Zum Tempel ſchmückt er das irdiſche Haus,
Ihm hat es die Muſe gegeben,
Kein Dach iſt ſo niedrig, keine Hütte ſo klein,
Er führt einen Himmel voll Götter hinein.

Und wie der erfindende Sohn des Zeus
Auf des Schildes einfachem Runde
Die Erde, das Meer und den Sternenkreis
Gebildet mit göttlicher Kunde,
So drückt er ein Bild des unendlichen All
In des Augenblicks flüchtig verrauſchenden Schall.

Er kommt aus dem kindlichen Alter der Welt,
Wo die Völker ſich jugendlich freuten;
Er hat ſich, ein fröhlicher Wandrer, geſellt
Zu allen Geſchlechtern und Zeiten.
Vier Menſchenalter hat er geſehn,
Und läßt ſie am fünften vorübergehn.

Erſt regierte Saturnus ſchlicht und gerecht,
Da war es heute wie morgen,
Da lebten die Hirten, ein harmlos Geſchlecht,
Und brauchten für gar nichts zu ſorgen!
Sie liebten und thaten weiter nichts mehr;
Die Erde gab Alles freiwillig her.

Drauf kam die Arbeit, der Kampf begann
Mit Ungeheuern und Drachen,
Und die Helden fingen, die Herrſcher, an,
Und den Mächtigen ſuchten die Schwachen,
Und der Streit zog in des Skamanders Feld;
Doch die Schönheit war immer der Gott der Welt.

Aus dem Kampf ging endlich der Sieg hervor,
Und der Kraft entblühte die Milde,
Da ſangen die Muſen im himmliſchen Chor,
Da erhuben ſich Göttergebilde!
Das Alter der göttlichen Phantaſie,
Es iſt verſchwunden, es kehret nie.

Die Götter ſanken vom Himmelsthron,
Es ſtürzten die herrlichen Säulen,
Und geboren wurde der Jungfrau Sohn,

Die Gebrechen der Erde zu heilen;
Verbannt ward der Sinne flüchtige Luſt,
Und der Menſch griff denkend in ſeine Bruſt.

Und der eitle, der üppige Reiz entwich,
Der die frohe Jugendwelt zierte;
Der Mönch und die Nonne zergeißelten ſich,
Und der eiſerne Ritter turnierte.
Doch, war das Leben auch finſter und wild,
So blieb doch die Liebe lieblich und mild.

Und einen heiligen, keuſchen Altar
Bewahrten ſich ſtille die Muſen:
Es lebte, was edel und ſittlich war,
In der Frauen züchtigem Buſen;
Die Flamme des Liedes entbrannte neu
An der ſchönen Minne und Liebestreu.

Drum ſoll auch ein ewiges zartes Band
Die Frauen, die Sänger umflechten,
Sie wirken und weben Hand in Hand
Den Gürtel des Schönen und Rechten.
Geſang und Liebe, in ſchönem Verein,
Sie erhalten dem Leben den Jugendſchein.

Punſchlied.

Vier Elemente,
Innig geſellt,
Bilden das Leben,
Bauen die Welt.

Preßt der Citrone
Saftigen Stern!
Herb iſt des Lebens
Innerſter Kern.

Jetzt mit des Zuckers
Linderndem Saft
Zähmet die herbe
Brennende Kraft!

Gießet des Waſſers
Sprudelnden Schwall!
Waſſer umfänget
Ruhig das All.

Tropfen des Geiſtes
Gießet hinein!
Leben dem Leben
Gibt er allein.

Eh' es verdüftet,
Schöpfet es ſchnell!
Nur wenn er glühet,
Labet der Quell.

An die Freunde.

Lieben Freunde! Es gab ſchön're Zeiten,
Als die unſern — das iſt nicht zu ſtreiten!
Und ein edler Volk hat einſt gelebt.
Könnte die Geſchichte davon ſchweigen,
Tauſend Steine würden redend zeugen,
Die man aus dem Schooß der Erde gräbt.
Doch es iſt dahin, es iſt verſchwunden,
Dieſes hochbegünſtigte Geſchlecht.
Wir, wir leben! Unſer ſind die Stunden,
Und der Lebende hat Recht.

Freunde! Es gibt glücklichere Zonen,
Als das Land, worin wir leidlich wohnen,
Wie der weitgereiſte Wandrer ſpricht.
Aber hat Natur uns viel entzogen,
War die Kunſt uns freundlich doch gewogen;
Unſer Herz erwarmt an ihrem Licht.
Will der Lorbeer hier ſich nicht gewöhnen,
Wird die Myrte unſers Winters Raub,
Grünet doch, die Schläfe zu bekrönen,
Uns der Rebe munt'res Laub.

Wohl von größerm Leben mag es rauſchen,
Wo vier Welten ihre Schätze tauſchen,
An der Themſe, auf dem Markt der Welt.
Tauſend Schiffe landen an, und gehen;
Da iſt jedes Köſtliche zu ſehen,
Und es herrſcht der Erde Gott, das Geld.

Aber nicht im trüben Schlamm der Bäche,
Der von wilden Regengüſſen ſchwillt,
Auf des ſtillen Baches eb'ner Fläche
Spiegelt ſich das Sonnenbild.

Prächtiger als wir in unſerm Norden
Wohnt der Bettler an der Engelspforten,
Denn er ſieht das ewig einz'ge Rom!
Ihn umgibt der Schönheit Glanzgewimmel,
Und ein zweiter Himmel in den Himmel
Steigt Sankt Peters wunderbarer Dom.
Aber Rom in allem ſeinen Glanze
Iſt ein Grab nur der Vergangenheit;
Leben duftet nur die friſche Pflanze,
Die die grüne Stunde ſtreut.

Größ'res mag ſich anderswo begeben,
Als bei uns, in unſerm kleinen Leben;
Neues — hat die Sonne nie geſehn.
Sehn wir doch das Große aller Zeiten
Auf den Bretern, die die Welt bedeuten,
Sinnvoll, ſtill an uns vorübergehn.
Alles wiederholt ſich nur im Leben,
Ewig jung iſt nur die Phantaſie.
Was ſich nie und nirgends hat begeben,
Das allein veraltet nie!

Punſchlied.

Im Norden zu ſingen.

Auf der Berge freien Höhen,
In der Mittagsſonne Schein,
An des warmen Strahles Kräften
Zeugt Natur den goldnen Wein.

Und noch Niemand hat's erkundet,
Wie die große Mutter ſchafft;
Unergründlich iſt das Wirken,
Unerforſchlich iſt die Kraft.

Funkelnd wie ein Sohn der Sonne,
Wie des Lichtes Feuerquell,
Springt er perlend aus der Tonne,
Purpurn und kryſtallenhell.

Und erfreuet alle Sinnen,
Und in jede bange Bruſt
Gießt er ein balſamiſch Hoffen
Und des Lebens neue Luſt.

Aber matt auf unſre Zonen
Fällt der Sonne ſchräges Licht;
Nur die Blätter kann ſie färben,
Aber Früchte reift ſie nicht.

Doch der Norden auch will leben,
Und, was lebt, will ſich erfreun;
Darum ſchaffen wir erfindend
Ohne Weinſtock uns den Wein.

Bleich nur iſt's, was wir bereiten
Auf dem häuslichen Altar;
Was Natur lebendig bildet,
Glänzend iſt's und ewig klar.

Aber freudig aus der Schale
Schöpfen wir die trübe Flut;
Auch die Kunſt iſt Himmelsgabe,
Borgt ſie gleich von ird'ſcher Glut.

Ihrem Wirken freigegeben
Iſt der Kräfte großes Reich,
Neues bildend aus dem Alten,
Stellt ſie ſich dem Schöpfer gleich.

Selbſt das Band der Elemente
Trennt ihr herrſchendes Gebot,
Und ſie ahmt die Herdes-Flammen
Nach dem hohen Sonnengott.

Fernhin zu den ſel'gen Inſeln
Richtet ſie der Schiffe Lauf,
Und des Südens goldne Früchte
Schüttet ſie im Norden auf.

Drum ein Sinnbild und ein Zeichen
Sey uns dieſer Feuerſaft,
Was der Menſch ſich kann erlangen
Mit dem Willen und der Kraft.

Nadoweſſiſche Todtenklage.

Seht! da ſitzt er auf der Matte,
Aufrecht ſitzt er da,
Mit dem Anſtand, den er hatte,
Als er's Licht noch ſah.

Doch wo iſt die Kraft der Fäuſte,
Wo des Athems Hauch,
Der noch jüngſt zum großen Geiſte
Blies der Pfeife Rauch?

Wo die Augen, falkenhelle,
Die des Rennthiers Spur
Zählten auf des Graſes Welle,
Auf dem Thau der Flur?

Dieſe Schenkel, die behender
Flohen durch den Schnee,
Als der Hirſch, der Zwanzigender,
Als des Berges Reh,

Dieſe Arme, die den Bogen
Spannten ſtreng und ſtraff!
Seht! das Leben iſt entflogen!
Seht! ſie hängen ſchlaff!

Wohl ihm, er iſt hingegangen,
Wo kein Schnee mehr iſt,
Wo mit Mais die Felder prangen,
Der von ſelber ſprießt;

Wo mit Vögeln alle Sträuche,
Wo der Wald mit Wild,
Wo mit Fiſchen alle Teiche
Luſtig ſind gefüllt.

Mit den Geiſtern ſpeist er droben,
Ließ uns hier allein,
Daß wir ſeine Thaten loben
Und ihn ſcharren ein.

Bringet her die letzten Gaben!
Stimmt die Todtenklag'!
Alles ſey mit ihm begraben,
Was ihn freuen mag.

Legt ihm unter's Haupt die Beile,
Die er tapfer ſchwang,
Auch des Bären fette Keule!
Denn der Weg iſt lang;

Auch das Meſſer, ſcharf geſchliffen,
Das vom Feindeskopf
Raſch mit drei geſchickten Griffen
Schälte Haut und Schopf;

Farben auch, den Leib zu malen,
Steckt ihm in die Hand,
Daß er röthlich möge ſtrahlen
In der Seelen Land.

Das Siegesfeſt.

Priams Feſte war geſunken,
Troja lag in Schutt und Staub,
Und die Griechen, ſiegestrunken,
Reich beladen mit dem Raub,
Saßen auf den hohen Schiffen,
Längs des Helleſpontos Strand
Auf der frohen Fahrt begriffen
Nach dem ſchönen Griechenland.
Stimmet an die ſchönen Lieder!
Denn dem väterlichen Herd
Sind die Schiffe zugekehrt,
Und zur Heimat geht es wieder.

Und in langen Reihen, klagend,
Saß der Trojerinnen Schaar,
Schmerzvoll an die Brüſte ſchlagend,
Bleich, mit aufgelöſtem Haar.
In das wilde Feſt der Freuden
Miſchten ſie den Wehgeſang,
Weinend um das eigne Leiden
In des Reiches Untergang.
Lebe wohl, geliebter Boden!
Von der ſüßen Heimat fern
Folgen wir den fremden Herrn,
Ach, wie glücklich ſind die Todten!

Und den hohen Göttern zündet
Kalchas jetzt das Opfer an.
Pallas, die die Städte gründet
Und zertrümmert, ruft er an,
Und Neptun, der um die Länder
Seinen Wogengürtel ſchlingt,
Und den Zeus, den Schreckenſender,
Der die Aegis grauſend ſchwingt.
Ausgeſtritten, ausgerungen
Iſt der lange ſchwere Streit,
Ausgefüllt der Kreis der Zeit,
Und die große Stadt bezwungen.

Atreus Sohn, der Fürſt der Schaaren,
Ueberſah der Völker Zahl,
Die mit ihm gezogen waren
Einſt in des Skamanders Thal,
Und des Kummers finſtre Wolke
Zog ſich um des Königs Blick:
Von dem hergeführten Volke
Bracht' er Wen'ge nur zurück.
Drum erhebe frohe Lieder,
Wer die Heimat wieder ſieht,
Wem noch friſch das Leben blüht!
Denn nicht alle kehren wieder.

Alle nicht, die wieder kehren,
Mögen ſich des Heimzugs freun:
An den häuslichen Altären
Kann der Mord bereitet ſeyn.

Mancher fiel durch Freundes-Tücke,
Den die blut'ge Schlacht verfehlt!
Sprach's Ulyß mit Warnungs-Blicke,
Von Athenens Geiſt beſeelt.
Glücklich, wem der Göttin Treue
Rein und keuſch das Haus bewahrt,
Denn das Weib iſt falſcher Art,
Und die Arge liebt das Neue.

Und des friſch erkämpften Weibes
Freut ſich der Atrid' und ſtrickt
Um den Reiz des ſchönen Leibes
Seine Arme hochbeglückt.
Böſes Werk muß untergehen,
Rache folgt der Frevelthat:
Denn gerecht in Himmelshöhen
Waltet des Kroniden Rath!
Böſes muß mit Böſem enden;
An dem frevelnden Geſchlecht
Rächet Zeus das Gaſtesrecht,
Wägend mit gerechten Händen.

Wohl dem Glücklichen mag's ziemen,
Ruft Oileus tapfrer Sohn,
Die Regierenden zu rühmen
Auf dem hohen Himmelsthron!
Ohne Wahl vertheilt die Gaben,
Ohne Billigkeit, das Glück,
Denn Patroklus liegt begraben,
Und Therſites kommt zurück!

Weil das Glück aus ſeiner Tonnen
Die Geſchicke blind verſtreut,
Freue ſich und jauchze heut,
Wer das Lebensloos gewonnen!

Ja, der Krieg verſchlingt die Beſten!
Ewig werde dein gedacht,
Bruder, bei der Griechen Feſten,
Der ein Thurm war in der Schlacht.
Da der Griechen Schiffe brannten,
War in deinem Arm das Heil;
Doch dem Schlauen, Vielgewandten
Ward der ſchöne Preis zu Theil.
Friede deinen heil'gen Reſten!
Nicht der Feind hat dich entrafft,
Ajax fiel durch Ajax Kraft.
Ach, der Zorn verderbt die Beſten!

Dem Erzeuger jetzt, dem großen,
Gießt Neoptolem des Weins;
Unter allen ird'ſchen Looſen,
Hoher Vater, preiſ' ich deins.
Von des Lebens Gütern allen
Iſt der Ruhm das höchſte doch:
Wenn der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch.
Tapfrer, deines Ruhmes Schimmer
Wird unſterblich ſeyn im Lied;
Denn das ird'ſche Leben flieht,
Und die Todten dauern immer.

Weil des Leidens Stimmen ſchweigen
Von dem überwund'nen Mann,
So will ich für Hektorn zeugen,
Hub der Sohn des Tydeus an; —
Der für ſeine Hausaltäre
Kämpfend, ein Beſchirmer, fiel —
Krönt den Sieger größ're Ehre,
Ehret ihn das ſchön're Ziel!
    Der für ſeine Hausaltäre
    Kämpfend ſank, ein Schirm und Hort,
    Auch in Feindes Munde fort
    Lebt ihm ſeines Namens Ehre.

Neſtor jetzt, der alte Zecher,
Der drei Menſchenalter ſah,
Reicht den laubumkränzten Becher
Der bethränten Hekuba;
Trink' ihn aus, den Trank der Labe,
Und vergiß den großen Schmerz!
Wundervoll iſt Bacchus Gabe,
Balſam für's zerriß'ne Herz.
    Trink' ihn aus, den Trank der Labe,
    Und vergiß den großen Schmerz!
    Balſam für's zerriß'ne Herz,
    Wundervoll iſt Bacchus Gabe.

Denn auch Niobe, dem ſchweren
Zorn der Himmliſchen ein Ziel,
Koſtete die Frucht der Aehren
Und bezwang das Schmerzgefühl;

Denn ſo lang die Lebensquelle
Schäumet an der Lippen Rand,
Iſt der Schmerz in Lethes Welle
Tief verſenkt und feſtgebannt!
    Denn ſo lang die Lebensquelle
    An der Lippen Rande ſchäumt,
    Iſt der Jammer weggeräumt,
    Fortgeſpült in Lethes Welle.

Und von ihrem Gott ergriffen,
Hub ſich jetzt die Seherin,
Blickte von den hohen Schiffen
Nach dem Rauch der Heimat hin.
Rauch iſt alles ird'ſche Weſen;
Wie des Dampfes Säule weht,
Schwinden alle Erdengrößen,
Nur die Götter bleiben ſtät.
    Um das Roß des Reiters ſchweben,
    Um das Schiff die Sorgen her;
    Morgen können wir's nicht mehr,
    Darum laßt uns heute leben!

Klage der Ceres.

Iſt der holde Lenz erſchienen?
Hat die Erde ſich verjüngt?
Die beſonnten Hügel grünen,
Und des Eiſes Rinde ſpringt.
Aus der Ströme blauem Spiegel
Lacht der unbewölkte Zeus,
Milder wehen Zephyrs Flügel,
Augen treibt das junge Reis.
In dem Hain erwachen Lieder
Und die Oreade ſpricht:
Deine Blumen kehren wieder,
Deine Tochter kehret nicht.

Ach! wie lang iſt's, daß ich walle
Suchend durch der Erde Flur!
Titan, deine Strahlen alle
Sandt' ich nach der Theuren Spur,
Keiner hat mir noch verkündet
Von dem lieben Angeſicht,
Und der Tag, der Alles findet,
Die Verlorne fand er nicht.
Haſt du, Zeus! ſie mir entriſſen?
Hat, von ihrem Reiz gerührt,
Zu des Orkus ſchwarzen Flüſſen
Pluto ſie hinabgeführt?

Wer wird nach dem düſtern Strande
Meines Grames Bote ſeyn?
Ewig ſtößt der Kahn vom Lande,
Doch nur Schatten nimmt er ein.
Jedem ſel'gen Aug' verſchloſſen
Bleibt das nächtliche Gefild,
Und ſo lang der Styx gefloſſen,
Trug er kein lebendig Bild.
Nieder führen tauſend Steige,
Keiner führt zum Tag zurück;
Ihre Thränen bringt kein Zeuge
Vor der bangen Mutter Blick.

Mütter, die aus Pyrrhas Stamme
Sterbliche geboren ſind,
Dürfen durch des Grabes Flamme
Folgen dem geliebten Kind;
Nur was Jovis Haus bewohnet,
Nahet nicht dem dunkeln Strand,
Nur die Seligen verſchonet,
Parzen, eure ſtrenge Hand.
Stürzt mich in die Nacht der Nächte
Aus des Himmels goldnem Saal!
Ehret nicht der Göttin Rechte,
Ach, ſie ſind der Mutter Qual!

Wo ſie mit dem finſtern Gatten
Freudlos thronet, ſteig' ich hin,
Träte mit den leiſen Schatten
Leiſe vor die Herrſcherin.

Ach, ihr Auge, feucht von Zähren,
Sucht umſonſt das goldne Licht,
Irret nach entfernten Sphären,
Auf die Mutter fällt es nicht,
Bis die Freude ſie entdecket,
Bis ſich Bruſt mit Bruſt vereint,
Und, zum Mitgefühl erwecket,
Selbſt der rauhe Orkus weint.

Eitler Wunſch! verlorne Klagen!
Ruhig in dem gleichen Gleis
Rollt des Tages ſich'rer Wagen,
Ewig ſteht der Schluß des Zeus.
Weg von jenen Finſterniſſen
Wandt' er ſein beglücktes Haupt,
Einmal in die Nacht geriſſen,
Bleibt ſie ewig mir geraubt,
Bis des dunkeln Stromes Welle
Von Aurorens Farben glüht,
Iris mitten durch die Hölle
Ihren ſchönen Bogen zieht.

Iſt mir nichts von ihr geblieben,
Nicht ein ſüß erinnernd Pfand,
Daß die Fernen ſich noch lieben,
Keine Spur der theuren Hand?
Knüpfet ſich kein Liebesknoten
Zwiſchen Kind und Mutter an?
Zwiſchen Lebenden und Todten
Iſt kein Bündniß aufgethan?

Nein, nicht ganz iſt ſie entflohen!
Nein, wir ſind nicht ganz getrennt!
Haben uns die ewig Hohen
Eine Sprache doch vergönnt!

Wenn des Frühlings Kinder ſterben,
Wenn von Nordes kaltem Hauch
Blatt und Blume ſich entfärben,
Traurig ſteht der nackte Strauch:
Nehm' ich mir das höchſte Leben
Aus Vertumnus reichem Horn,
Opfernd es dem Styx zu geben,
Mir des Samens goldnes Korn.
Traurend ſenk' ich's in die Erde,
Leg' es an des Kindes Herz,
Daß es eine Sprache werde
Meiner Liebe, meinem Schmerz.

Führt der gleiche Tanz der Horen
Freudig nun den Lenz zurück,
Wird das Todte neu geboren
Von der Sonne Lebensblick!
Keime, die dem Auge ſtarben
In der Erde kaltem Schooß,
In das heit're Reich der Farben
Ringen ſie ſich freudig los.
Wenn der Stamm zum Himmel eilet,
Sucht die Wurzel ſcheu die Nacht;
Gleich in ihre Pflege theilet
Sich des Styx, des Aethers Macht.

Halb berühren ſie der Todten,
Halb der Lebenden Gebiet,
Ach, ſie ſind mir theure Boten,
Süße Stimmen vom Kozyt!
Hält er gleich ſie ſelbſt verſchloſſen
In dem ſchauervollen Schlund,
Aus des Frühlings jungen Sproſſen
Redet mir der holde Mund,
Daß auch fern vom goldnen Tage,
Wo die Schatten traurig ziehn,
Liebend noch der Buſen ſchlage,
Zärtlich noch die Herzen glühn.

O ſo laßt euch froh begrüßen,
Kinder der verjüngten Au!
Euer Kelch ſoll überfließen
Von des Nektars reinſtem Thau.
Tauchen will ich euch in Strahlen,
Mit der Iris ſchönſtem Licht
Will ich eure Blätter malen,
Gleich Aurorens Angeſicht.
In des Lenzes heit'rem Glanze
Leſe jede zarte Bruſt,
In des Herbſtes welkem Kranze
Meinen Schmerz und meine Luſt.

Das eleuſiſche Feſt. [*]

Windet zum Kranze die goldenen Aehren,
Flechtet auch blaue Cyanen hinein!
Freude ſoll jedes Auge verklären,
Denn die Königin ziehet ein;
Die Bezähmerin wilder Sitten,
Die den Menſchen zum Menſchen geſellt,
Und in friedliche, feſte Hütten
Wandelte das bewegliche Zelt.

Scheu in des Gebirges Klüften
Barg der Troglodyte ſich;
Der Nomade ließ die Triften
Wüſte liegen, wo er ſtrich.
Mit dem Wurfſpieß, mit dem Bogen
Schritt der Jäger durch das Land.
Weh dem Fremdling, den die Wogen
Warfen an den Unglücksſtrand!

Und auf ihrem Pfad begrüßte,
Irrend nach des Kindes Spur,
Ceres die verlaſſ'ne Küſte.
Ach, da grünte keine Flur!
Daß ſie hier vertraulich weile,
Iſt kein Obdach ihr gewährt;
Keines Tempels heit're Säule
Zeuget, daß man Götter ehrt.

[*] Das Gedicht war zuerſt überſchrieben: Das Bürgerlied. S. Muſen-Almanach von 1799.

Keine Frucht der ſüßen Aehren
Lädt zum reinen Mahl ſie ein;
Nur auf gräßlichen Altären
Dorret menſchliches Gebein.
Ja, ſo weit ſie wandernd kreiſte,
Fand ſie Elend überall,
Und in ihrem großen Geiſte
Jammert ſie des Menſchen Fall.

Find' ich ſo den Menſchen wieder,
Dem wir unſer Bild geliehn,
Deſſen ſchöngeſtalte Glieder
Droben im Olympus blühn?
Gaben wir ihm zum Beſitze
Nicht der Erde Götterſchooß,
Und auf ſeinem Königſitze
Schweift er elend, heimatlos?

Fühlt kein Gott mit ihm Erbarmen?
Keiner aus der Sel'gen Chor
Hebet ihn mit Wunderarmen
Aus der tiefen Schmach empor?
In des Himmels ſel'gen Höhen
Rühret ſie nicht fremder Schmerz;
Doch der Menſchheit Angſt und Wehen
Fühlet mein gequältes Herz.

Daß der Menſch zum Menſchen werde,
Stift' er einen ew'gen Bund
Gläubig mit der frommen Erde,
Seinem mütterlichen Grund.

Ehre das Geſetz der Zeiten
Und der Monde heil'gen Gang,
Welche ſtill gemeſſen ſchreiten
Im melodiſchen Geſang.

Und den Nebel theilt ſie leiſe,
Der den Blicken ſie verhüllt.
Plötzlich in der Wilden Kreiſe
Steht ſie da, ein Götterbild.
Schwelgend bei dem Siegesmahle
Findet ſie die rohe Schaar,
Und die blutgefüllte Schale
Bringt man ihr zum Opfer dar.

Aber ſchauernd, mit Entſetzen
Wendet ſie ſich weg und ſpricht:
Blut'ge Tigermahle netzen
Eines Gottes Lippen nicht.
Reine Opfer will er haben,
Früchte, die der Herbſt beſchert;
Mit des Feldes frommen Gaben
Wird der Heilige verehrt.

Und ſie nimmt die Wucht des Speeres
Aus des Jägers rauher Hand;
Mit dem Schaft des Mordgewehres
Furchet ſie den leichten Sand,
Nimmt von ihres Kranzes Spitze
Einen Kern, mit Kraft gefüllt,
Senkt ihn in die zarte Ritze,
Und der Trieb des Keimes ſchwillt.

Und mit grünen Halmen ſchmücket
Sich der Boden alſobald,
Und ſo weit das Auge blicket,
Wogt es wie ein goldner Wald.
Lächelnd ſegnet ſie die Erde,
Flicht der erſten Garbe Bund,
Wählt den Feldſtein ſich zum Herde,
Und es ſpricht der Göttin Mund:

Vater Zeus, der über alle
Götter herrſcht in Aethers Höhn!
Daß dies Opfer dir gefalle,
Laß ein Zeichen jetzt geſchehn!
Und dem unglückſel'gen Volke,
Das dich, Hoher, noch nicht nennt,
Nimm hinweg des Auges Wolke,
Daß es ſeinen Gott erkennt.

Und es hört der Schweſter Flehen
Zeus auf ſeinem hohen Sitz:
Donnernd aus den blauen Höhen
Wirft er den gezackten Blitz.
Praſſelnd fängt es an zu lohen,
Hebt ſich wirbelnd vom Altar,
Und darüber ſchwebt in hohen
Kreiſen ſein geſchwinder Aar.

Und gerührt zu der Herrſcherin Füßen
Stürzt ſich der Menge freudig Gewühl,
Und die rohen Seelen zerfließen
In der Menſchlichkeit erſtem Gefühl,

Werfen von ſich die blutige Wehre,
Oeffnen den düſtergebundenen Sinn,
Und empfangen die göttliche Lehre
Aus dem Munde der Königin.

Und von ihren Thronen ſteigen
Alle Himmliſchen herab,
Themis ſelber führt den Reigen,
Und mit dem gerechten Stab
Mißt ſie Jedem ſeine Rechte,
Setzet ſelbſt der Grenze Stein,
Und des Styx verborg'ne Mächte
Ladet ſie zu Zeugen ein.

Und es kommt der Gott der Eſſe,
Zeus erfindungsreicher Sohn,
Bildner künſtlicher Gefäße,
Hochgelehrt in Erz und Thon.
Und er lehrt die Kunſt der Zange
Und der Blaſebälge Zug;
Unter ſeines Hammers Zwange
Bildet ſich der erſte Pflug.

Und Minerva, hoch vor allen
Ragend mit gewicht'gem Speer,
Läßt die Stimme mächtig ſchallen
Und gebeut dem Götterheer.
Feſte Mauern will ſie gründen,
Jedem Schutz und Schirm zu ſeyn,
Die zerſtreute Welt zu binden
In vertraulichem Verein.

Und ſie lenkt die Herrſcherſchritte
Durch des Feldes weiten Plan,
Und an ihres Fußes Tritte
Heftet ſich der Grenzgott an.
Meſſend führet ſie die Kette
Um des Hügels grünen Saum;
Auch des wilden Stromes Bette
Schließt ſie in den heil'gen Raum.

Alle Nymphen, Oreaden,
Die der ſchnellen Artemis
Folgen auf des Berges Pfaden,
Schwingend ihren Jägerſpieß,
Alle kommen, alle legen
Hände an, der Jubel ſchallt,
Und von ihrer Aexte Schlägen
Krachend, ſtürzt der Fichtenwald.

Auch aus ſeiner grünen Welle
Steigt der ſchilfbekränzte Gott,
Wälzt den ſchweren Floß zur Stelle
Auf der Göttin Machtgebot,
Und die leichtgeſchürzten Stunden
Fliegen an's Geſchäft, gewandt,
Und die rauhen Stämme runden
Zierlich ſich in ihrer Hand.

Auch den Meergott ſieht man eilen;
Raſch in des Tridentes Stoß
Bricht er die granit'nen Säulen
Aus dem Erdgerippe los,

Schwingt ſie in gewalt'gen Händen
Hoch wie einen leichten Ball,
Und mit Hermes, dem behenden,
Thürmet er der Mauern Wall.

Aber aus den goldnen Saiten
Lockt Apoll die Harmonie
Und das holde Maß der Zeiten
Und die Macht der Melodie.
Mit neunſtimmigem Geſange
Fallen die Kamönen ein;
Leiſe nach des Liedes Klange
Füget ſich der Stein zum Stein.

Und der Thore weite Flügel
Setzet mit erfahrner Hand
Cybele und fügt die Riegel
Und der Schlöſſer feſtes Band.
Schnell durch raſche Götterhände
Iſt der Wunderbau vollbracht,
Und der Tempel heit're Wände
Glänzen ſchon in Feſtes-Pracht.

Und mit einem Kranz von Myrten
Naht die Götterkönigin,
Und ſie führt den ſchönſten Hirten
Zu der ſchönſten Hirtin hin.
Venus mit dem holden Knaben
Schmücket ſelbſt das erſte Paar,
Alle Götter bringen Gaben
Segnend den Vermählten dar.

Und die neuen Bürger ziehen,
Von der Götter ſel'gem Chor
Eingeführt, mit Harmonieen
In das gaſtlich offne Thor,
Und das Prieſteramt verwaltet
Ceres am Altar des Zeus,
Segnend ihre Hand gefaltet,
Spricht ſie zu des Volkes Kreis:

Freiheit liebt das Thier der Wüſte,
Frei im Aether herrſcht der Gott,
Ihrer Bruſt gewalt'ge Lüſte
Zähmet das Naturgebot;
Doch der Menſch in ihrer Mitte
Soll ſich an den Menſchen reihn,
Und allein durch ſeine Sitte
Kann er frei und mächtig ſeyn.

Windet zum Kranze die goldenen Aehren,
Flechtet auch blaue Cyanen hinein,
Freude ſoll jedes Auge verklären,
Denn die Königin ziehet ein,
Die uns die ſüße Heimat gegeben,
Die den Menſchen zum Menſchen geſellt.
Unſer Geſang ſoll ſie feſtlich erheben,
Die beglückende Mutter der Welt.

Der Ring des Polykrates.

Ballade.

Er ſtand auf ſeines Daches Zinnen,
Und ſchaute mit vergnügten Sinnen
Auf das beherrſchte Samos hin.
Dies alles iſt mir unterthänig,
Begann er zu Aegyptens König,
Geſtehe, daß ich glücklich bin.

Du haſt der Götter Gunſt erfahren!
Die vormals deines Gleichen waren,
Sie zwingt jetzt deines Scepters Macht.
Doch Einer lebt noch, ſie zu rächen;
Dich kann mein Mund nicht glücklich ſprechen,
So lang des Feindes Auge wacht.

Und eh' der König noch geendet,
Da ſtellt ſich, von Milet geſendet,
Ein Bote dem Tyrannen dar:
Laß, Herr! des Opfers Düfte ſteigen,
Und mit des Lorbeers muntern Zweigen
Bekränze dir dein göttlich Haar!

Getroffen ſank dein Feind vom Speere;
Mich ſendet mit der frohen Mähre
Dein treuer Feldherr Polydor —

Und nimmt aus einem ſchwarzen Becken,
Noch blutig, zu der Beiden Schrecken,
Ein wohlbekanntes Haupt hervor.

Der König tritt zurück mit Grauen
„Doch warn' ich dich, dem Glück zu trauen,"
Verſetzt er mit beſorgtem Blick;
„Bedenk', auf ungetreuen Wellen,
Wie leicht kann ſie der Sturm zerſchellen,
Schwimmt deiner Flotte zweifelnd Glück."

Und eh' er noch das Wort geſprochen,
Hat ihn der Jubel unterbrochen,
Der von der Rhede jauchzend ſchallt.
Mit fremden Schätzen reich beladen
Kehrt zu den heimiſchen Geſtaden
Der Schiffe maſtenreicher Wald.

Der königliche Gaſt erſtaunet:
„Dein Glück iſt heute gut gelaunet,
Doch fürchte ſeinen Unbeſtand.
Der Kreter waffenkund'ge Schaaren
Bedräuen dich mit Kriegsgefahren;
Schon nahe ſind ſie dieſem Strand."

Und eh' ihm noch das Wort entfallen,
Da ſieht man's von den Schiffen wallen,
Und tauſend Stimmen rufen: Sieg!
Von Feindesnoth ſind wir befreiet,
Die Kreter hat der Sturm zerſtreuet,
Vorbei, geendet iſt der Krieg!

Das hört der Gaſtfreund mit Entſetzen:
„Fürwahr, ich muß dich glücklich ſchätzen!
Doch, ſpricht er, zittr' ich für dein Heil:
Mir grauet vor der Götter Neide;
Des Lebens ungemiſchte Freude
Ward keinem Irdiſchen zu Theil.

Auch mir iſt Alles wohl gerathen;
Bei allen meinen Herrſcherthaten
Begleitet' mich des Himmels Huld;
Doch hatt' ich einen theuren Erben,
Den nahm mir Gott, ich ſah ihn ſterben,
Dem Glück bezahlt' ich meine Schuld.

Drum, willſt du dich vor Leid bewahren,
So flehe zu den Unſichtbaren,
Daß ſie zum Glück den Schmerz verleihn.
Noch Keinen ſah ich fröhlich enden,
Auf den mit immer vollen Händen
Die Götter ihre Gaben ſtreun.

Und wenn's die Götter nicht gewähren,
So acht' auf eines Freundes Lehren
Und rufe ſelbſt das Unglück her,
Und was von allen deinen Schätzen
Dein Herz am höchſten mag ergötzen,
Das nimm und wirf's in dieſes Meer!"

Und Jener ſpricht, von Furcht beweget:
„Von Allem, was die Inſel heget,
Iſt dieſer Ring mein höchſtes Gut.

Ihn will ich den Erinnen weihen,
Ob ſie mein Glück mir dann verzeihen.“
Und wirft das Kleinod in die Flut.

Und bei des nächſten Morgens Lichte
Da tritt mit fröhlichem Geſichte
Ein Fiſcher vor den Fürſten hin:
„Herr, dieſen Fiſch hab' ich gefangen,
Wie keiner noch in's Netz gegangen;
Dir zum Geſchenke bring' ich ihn.“

Und als der Koch den Fiſch zertheilet,
Kommt er beſtürzt herbeigeeilet
Und ruft mit hocherſtauntem Blick:
„Sieh, Herr, den Ring, den du getragen,
Ihn fand ich in des Fiſches Magen;
O, ohne Grenzen iſt dein Glück!“

Hier wendet ſich der Gaſt mit Grauſen:
„So kann ich hier nicht ferner hauſen,
Mein Freund kannſt du nicht weiter ſeyn.
Die Götter wollen dein Verderben;
Fort eil' ich, nicht mit dir zu ſterben.“
Und ſprach's und ſchiffte ſchnell ſich ein.

Die Kraniche des Ibykus.

Ballade.

Zum Kampf der Wagen und Geſänge,
Der auf Korinthus Landesenge
Der Griechen Stämme froh vereint,
Zog Ibykus, der Götterfreund.
Ihm ſchenkte des Geſanges Gabe,
Der Lieder ſüßen Mund Apoll;
So wandert' er, an leichtem Stabe,
Aus Rhegium, des Gottes voll.

Schon winkt auf hohem Bergesrücken
Akrokorinth des Wandrers Blicken,
Und in Poſeidons Fichtenhain
Tritt er mit frommem Schauder ein.
Nichts regt ſich um ihn her, nur Schwärme
Von Kranichen begleiten ihn,
Die fernhin nach des Südens Wärme
In graulichem Geſchwader ziehn.

Seyd mir gegrüßt, befreund'te Schaaren,
Die mir zur See Begleiter waren!
Zum guten Zeichen nehm' ich euch,
Mein Loos, es iſt dem euren gleich:
Von fernher kommen wir gezogen
Und flehen um ein wirthlich Dach;
Sey uns der Gaſtliche gewogen,
Der von dem Fremdling wehrt die Schmach!

Und munter fördert er die Schritte,
Und ſieht ſich in des Waldes Mitte;
Da ſperren, auf gedrangem Steg,
Zwei Mörder plötzlich ſeinen Weg.
Zum Kampfe muß er ſich bereiten,
Doch bald ermattet ſinkt die Hand;
Sie hat der Leyer zarte Saiten,
Doch nie des Bogens Kraft geſpannt.

Er ruft die Menſchen an, die Götter,
Sein Flehen dringt zu keinem Retter,
Wie weit er auch die Stimme ſchickt,
Nichts Lebendes wird hier erblickt.
„So muß ich hier verlaſſen ſterben,
Auf fremdem Boden, unbeweint,
Durch böſer Buben Hand verderben,
Wo auch kein Rächer mir erſcheint!“

Und ſchwer getroffen ſinkt er nieder.
Da rauſcht der Kraniche Gefieder;
Er hört, ſchon kann er nicht mehr ſehn,
Die nahen Stimmen furchtbar krähn.
„Von euch, ihr Kraniche dort oben!
Wenn keine andre Stimme ſpricht,
Sey meines Mordes Klag' erhoben!“
Er ruft es, und ſein Auge bricht.

Der nackte Leichnam wird gefunden,
Und bald, obgleich entſtellt von Wunden,
Erkennt der Gaſtfreund von Korinth
Die Züge, die ihm theuer ſind.

„Und muß ich ſo dich wieder finden,
Und hoffte mit der Fichte Kranz
Des Sängers Schläfe zu umwinden,
Beſtrahlt von ſeines Ruhmes Glanz!“

Und jammernd hören's alle Gäſte,
Verſammelt bei Poſeidons Feſte;
Ganz Griechenland ergreift der Schmerz;
Verloren hat ihn jedes Herz.
Und ſtürmend drängt ſich zum Prytanen
Das Volk, es fordert ſeine Wuth,
Zu rächen des Erſchlag'nen Manen,
Zu ſühnen mit des Mörders Blut.

Doch wo die Spur, die aus der Menge,
Der Völker flutendem Gedränge,
Gelockt von der Spiele Pracht,
Den ſchwarzen Thäter kenntlich macht?
Sind's Räuber, die ihn feig erſchlagen?
That's neidiſch ein verborg'ner Feind?
Nur Helios vermag's zu ſagen,
Der alles Irdiſche beſcheint.

Er geht vielleicht mit frechem Schritte
Jetzt eben durch der Griechen Mitte,
Und während ihn die Rache ſucht,
Genießt er ſeines Frevels Frucht.
Auf ihres eignen Tempels Schwelle
Trotzt er vielleicht den Göttern, mengt
Sich dreiſt in jene Menſchenwelle,
Die dort ſich zum Theater drängt.

Denn Bank an Bank gedränget ſitzen,
Es brechen faſt der Bühne Stützen,
Herbeigeſtrömt von fern und nah,
Der Griechen Völker wartend da,
Dumpfbrauſend wie des Meeres Wogen;
Von Menſchen wimmelnd, wächst der Bau
In weiter ſtets geſchweiftem Bogen
Hinauf bis in des Himmels Blau.

Wer zählt die Völker, nennt die Namen,
Die gaſtlich hier zuſammen kamen?
Von Theſeus Stadt, von Aulis Strand,
Von Phocis, vom Spartanerland,
Von Aſiens entlegner Küſte,
Von allen Inſeln kamen ſie,
Und horchen von dem Schaugerüſte
Des Chores grauſer Melodie,

Der, ſtreng und ernſt, nach alter Sitte,
Mit langſam abgemeſſ'nem Schritte,
Hervortritt aus dem Hintergrund,
Umwandelnd des Theaters Rund.
So ſchreiten keine ird'ſche Weiber!
Die zeugete kein ſterblich Haus!
Es ſteigt das Rieſenmaß der Leiber
Hoch über Menſchliches hinaus.

Ein ſchwarzer Mantel ſchlägt die Lenden,
Sie ſchwingen in entfleiſchten Händen
Der Fackel düſterrothe Glut;
In ihren Wangen fließt kein Blut.

Und wo die Haare lieblich flattern,
Und Menſchenſtirnen freundlich wehn,
Da ſieht man Schlangen hier und Nattern
Die giftgeſchwollnen Bäuche blähn.

Und ſchauerlich gedreht im Kreiſe,
Beginnen ſie des Hymnus Weiſe,
Der durch das Herz zerreißend dringt,
Die Bande um den Sünder ſchlingt.
Beſinnungraubend, herzbethörend
Schallt der Erinnyen Geſang,
Er ſchallt, des Hörers Mark verzehrend,
Und duldet nicht der Leyer Klang:

„Wohl dem, der frei von Schuld und Fehle
Bewahrt die kindlich reine Seele!
Ihm dürfen wir nicht rächend nahn,
Er wandelt frei des Lebens Bahn.
Doch wehe, wehe, wer verſtohlen
Des Mordes ſchwere That vollbracht;
Wir heften uns an ſeine Sohlen,
Das furchtbare Geſchlecht der Nacht!

Und glaubt er, fliehend zu entſpringen,
Geflügelt ſind wir da, die Schlingen
Ihm werfend um den flücht'gen Fuß,
Daß er zu Boden fallen muß.
So jagen wir ihn, ohn' Ermatten,
Verſöhnen kann uns keine Reu',
Ihn fort und fort bis zu den Schatten,
Und geben ihn auch dort nicht frei.“

So ſingend, tanzen ſie den Reigen,
Und Stille, wie des Todes Schweigen,
Liegt über'm ganzen Hauſe ſchwer,
Als ob die Gottheit nahe wär'.
Und feierlich, nach alter Sitte
Umwandelnd des Theaters Rund,
Mit langſam abgemeſſ'nem Schritte,
Verſchwinden ſie im Hintergrund.

Und zwiſchen Trug und Wahrheit ſchwebet
Noch zweifelnd jede Bruſt und bebet,
Und huldiget der furchtbarn Macht,
Die richtend im Verborg'nen wacht,
Die unerforſchlich, unergründet,
Des Schickſals dunkeln Knäuel flicht,
Dem tiefen Herzen ſich verkündet,
Doch fliehet vor dem Sonnenlicht.

Da hört man auf den höchſten Stufen
Auf einmal eine Stimme rufen:
„Sieh da! ſieh da, Thimotheus,
Die Kraniche des Ibykus!“ —
Und finſter plötzlich wird der Himmel,
Und über dem Theater hin
Sieht man, in ſchwärzlichem Gewimmel,
Ein Kranichheer vorüberziehn.

„Des Ibykus!“ — Der theure Name
Rührt jede Bruſt mit neuem Grame,
Und, wie im Meere Well' auf Well',
So läuft's von Mund zu Munde ſchnell:

„Des Ibykus, den wir beweinen,
Den eine Mörderhand erſchlug?
Was iſt's mit dem? was kann er meinen?
Was iſt's mit dieſem Kranichzug?“

Und lauter immer wird die Frage,
Und ahnend fliegt's, mit Blitzesſchlage,
Durch alle Herzen: „Gebet Acht!
Das iſt der Eumeniden Macht!
Der fromme Dichter wird gerochen,
Der Mörder bietet ſelbſt ſich dar!
Ergreift ihn, der das Wort geſprochen,
Und ihn, an den's gerichtet war!“

Doch dem war kaum das Wort entfahren,
Möcht' er's im Buſen gern bewahren;
Umſonſt! der ſchreckenbleiche Mund
Macht ſchnell die Schuldbewußten kund.
Man reißt und ſchleppt ſie vor den Richter,
Die Scene wird zum Tribunal,
Und es geſtehn die Böſewichter,
Getroffen von der Rache Strahl.

Hero und Leander.

Ballade.

Seht ihr dort die altergrauen
Schlöſſer ſich entgegen ſchauen,
Leuchtend in der Sonne Gold,
Wo der Helleſpont die Wellen
Brauſend durch der Dardanellen
Hohe Felſenpforte rollt?
Hört ihr jene Brandung ſtürmen,
Die ſich an dem Felſen bricht?
Aſien riß ſie von Europen;
Doch die Liebe ſchreckt ſie nicht.

Hero's und Leander's Herzen
Rührte mit dem Pfeil der Schmerzen
Amors heil'ge Göttermacht.
Hero, ſchön wie Hebe blühend,
Er, durch die Gebirge ziehend
Rüſtig, im Geräuſch der Jagd.
Doch der Väter feindlich Zürnen
Trennte das verbund'ne Paar,
Und die ſüße Frucht der Liebe
Hing am Abgrund der Gefahr.

Dort auf Seſtos Felſenthurme,
Den mit ew'gem Wogenſturme
Schäumend ſchlägt der Helleſpont,
Saß die Jungfrau, einſam grauend,
Nach Abydos Küſte ſchauend,
Wo der Heißgeliebte wohnt.
Ach, zu dem entfernten Strande
Baut ſich keiner Brücke Steg,
Und kein Fahrzeug ſtößt vom Ufer.
Doch die Liebe fand den Weg.

Aus des Labyrinthes Pfaden
Leitet ſie mit ſichrem Faden;
Auch den Blöden macht ſie klug,
Beugt in's Joch die wilden Thiere,
Spannt die feuerſprühnden Stiere
An den diamantnen Pflug.
Selbſt der Styx, der neunfach fließet,
Schließt die wagende nicht aus;
Mächtig raubt ſie das Geliebte
Aus des Pluto finſterm Haus.

Auch durch des Gewäſſers Fluten
Mit der Sehnſucht feur'gen Gluten
Stachelt ſie Leanders Muth.
Wenn des Tages heller Schimmer
Bleichet, ſtürzt der kühne Schwimmer
In des Pontus finſtre Flut,
Theilt mit ſtarkem Arm die Woge,
Strebend nach dem theuren Strand,
Wo auf hohem Söller leuchtend
Winkt der Fackel heller Brand.

Und in weichen Liebesarmen
Darf der Glückliche Erwarmen
Von der ſchwer beſtand'nen Fahrt,
Und den Götterlohn empfangen,
Den in ſeligem Umfangen
Ihm die Liebe aufgeſpart,
Bis den Säumenden Aurora
Aus der Wonne Träumen weckt,
Und in's kalte Bett des Meeres
Aus dem Schooß der Liebe ſchreckt.

Und ſo flohen dreißig Sonnen,
Schnell, im Raub verſtohl'ner Wonnen,
Dem beglückten Paar dahin,
Wie der Brautnacht ſüße Freuden,
Die die Götter ſelbſt beneiden,
Ewig jung und ewig grün.
Der hat nie das Glück gekoſtet,
Der die Frucht des Himmels nicht
Raubend an des Höllenfluſſes
Schauervollem Rande bricht.

Heſper und Aurora zogen
Wechſelnd auf am Himmelsbogen;
Doch die Glücklichen, ſie ſahn
Nicht den Schmuck der Blätter fallen,
Nicht aus Nords beeisten Hallen
Den ergrimmten Winter nahn.
Freudig ſahen ſie des Tages
Immer kürzern, kürzern Kreis;
Und das läng're Glück der Nächte
Dankten ſie bethört dem Zeus.

Und es gleichte ſchon die Wage
An dem Himmel Nächt' und Tage.
Und die holde Jungfrau ſtand
Harrend auf dem Felſenſchloſſe,
Sah hinab die Sonnenroſſe
Fliehen an des Himmels Rand.
Und das Meer lag ſtill und eben,
Einem reinen Spiegel gleich;
Keines Windes leiſes Weben
Regte das kryſtallne Reich.

Luſtige Delphinenſchaaren
Scherzten in dem ſilberklaren,
Reinen Element umher,
Und in ſchwärzlich grauen Zügen,
Aus dem Meergrund aufgeſtiegen,
Kam der Thetis buntes Heer.
Sie, die einzigen, bezeugten
Den verſtohlnen Liebesbund;
Aber ihnen ſchloß auf ewig
Hekate den ſtummen Mund.

Und ſie freute ſich des ſchönen
Meeres, und mit Schmeicheltönen
Sprach ſie zu dem Element:
„Schöner Gott! du ſollteſt trügen?
Nein, den Frevler ſtraf' ich Lügen,
Der dich falſch und treulos nennt.
Falſch iſt das Geſchlecht der Menſchen,
Grauſam iſt des Vaters Herz;
Aber du biſt hold und gütig,
Und dich rührt der Liebe Schmerz.“

„In den öden Felſenmauern
Müßt' ich freudlos einſam trauern,
Und verblühn in ew'gem Harm;
Doch du trägſt auf deinem Rücken,
Ohne Nachen, ohne Brücken,
Mir den Freund in meinen Arm.
Grauenvoll iſt deine Tiefe,
Furchtbar deiner Wogen Flut;
Aber dich erfleht die Liebe,
Dich bezwingt der Heldenmuth.“

„Denn auch dich, den Gott der Wogen,
Rührte Eros mächt'ger Bogen,
Als des goldnen Widders Flug
Helle, mit dem Bruder fliehend,
Schön in Jugendfülle blühend,
Ueber deine Tiefe trug.
Schnell, von ihrem Reiz beſiegt,
Griffſt du aus dem finſtern Schlund,
Zogſt ſie von des Widders Rücken
Nieder in den Meeresgrund.“

„Eine Göttin mit dem Gotte,
In der tiefen Waſſergrotte,
Lebt ſie jetzt unſterblich fort;
Hülfreich der verfolgten Liebe
Zähmt ſie deine wilden Triebe,
Führt den Schiffer in den Port.
Schöne Helle! holde Göttin!
Selige, dich fleh' ich an:
Bring' auch heute den Geliebten
Mir auf der gewohnten Bahn!“

Und ſchon dunkelten die Fluten,
Und ſie ließ der Fackel Gluten
Von dem hohen Söller wehn.
Leitend in den öden Reichen,
Sollte das vertraute Zeichen
Der geliebte Wandrer ſehn.
Und es ſauſt und dröhnt von ferne,
Finſter kräuſelt ſich das Meer,
Und es löſcht das Licht der Sterne,
Und es naht gewitterſchwer.

Auf des Pontus weite Fläche
Legt ſich Nacht, und Wetterbäche
Stürzen aus der Wolken Schooß;
Blitze zucken in den Lüften,
Und aus ihren Felſengrüften
Werden alle Stürme los,
Wühlen ungeheure Schlünde
In den weiten Waſſerſchlund.
Gähnend, wie ein Höllenrachen,
Oeffnet ſich des Meeres Grund.

„Wehe! Weh mir! ruft die Arme
Jammernd; großer Zeus, erbarme!
Ach! was wagt' ich zu erflehn!
Wenn die Götter mich erhören,
Wenn er ſich den falſchen Meeren
Preis gab in des Sturmes Wehn!
Alle meergewohnten Vögel
Ziehen heim in eil'ger Flucht;
Alle ſturmerprobten Schiffe
Bergen ſich in ſich'rer Bucht.“

„Ach gewiß, der Unverzagte
Unternahm das oft Gewagte,
Denn ihn trieb ein mächt'ger Gott.
Er gelobte mir's beim Scheiden
Mit der Liebe heil'gen Eiden;
Ihn entbindet nur der Tod.
Ach! in dieſem Augenblicke
Ringt er mit des Sturmes Wuth,
Und hinab in ihre Schlünde
Reißt ihn die empörte Flut.“

„Falſcher Pontus, deine Stille
War nur des Verrathes Hülle;
Einem Spiegel warſt du gleich;
Tückiſch ruhten deine Wogen,
Bis du ihn heraus betrogen
In dein falſches Lügenreich.
Jetzt, in deines Stromes Mitte,
Da die Rückkehr ſich verſchloß,
Läſſeſt du auf den Verrathnen
Alle deine Schrecken los!“

Und es wächſet des Sturmes Toben,
Hoch zu Bergen aufgehoben
Schwillt das Meer, die Brandung bricht
Schäumend ſich am Fuß der Klippen.
Selbſt das Schiff mit Eichenrippen
Nahte unzerſchmettert nicht.
Und im Wind erliſcht die Fackel,
Die des Pfades Leuchte war;
Schrecken bietet das Gewäſſer,
Schrecken auch die Landung dar.

Und ſie fleht zur Aphrodite,
Daß ſie dem Orkan gebiete,
Sänftige der Wellen Zorn,
Und gelobt, den ſtrengen Winden
Reiche Opfer anzuzünden,
Einen Stier mit goldnem Horn.
Alle Göttinnen der Tiefe,
Alle Götter in der Höh',
Fleht ſie, lindernd Oel zu gießen
In die ſturmbewegte See.

„Höre meinen Ruf erſchallen,
Steig' aus deinen grünen Hallen,
Selige Leucothea!
Die der Schiffer in dem öden
Wellenreich, in Sturmesnöthen,
Rettend oft erſcheinen ſah.
Reich' ihm deinen heil'gen Schleier,
Der, geheimnißvoll gewebt,
Die ihn tragen, unverletzlich
Aus dem Grab der Fluten hebt!"

Und die wilden Winde ſchweigen,
Hell an Himmels Rande ſteigen
Eos Pferde in die Höh'.
Friedlich in dem alten Bette
Fließt das Meer in Spiegelglätte,
Heiter lächeln Luft und See.
Sanfter brechen ſich die Wellen
An des Ufers Felſenwand,
Und ſie ſchwemmen, ruhig ſpielend,
Einen Leichnam an den Strand.

Ja er iſt's, der auch entſeelet
Seinem heil'gen Schwur nicht fehlet!
Schnellen Blicks erkennt ſie ihn.
Keine Klage läßt ſie ſchallen,
Keine Thräne ſieht man fallen,
Kalt, verzweifelnd ſtarrt ſie hin.
Troſtlos in die öde Tiefe
Blickt ſie, in des Aethers Licht,
Und ein edles Feuer röthet
Das erbleichte Angeſicht.

„Ich erkenn' euch, ernſte Mächte!
Strenge treibt ihr eure Rechte,
Furchtbar, unerbittlich ein.
Früh ſchon iſt mein Lauf beſchloſſen;
Doch das Glück hab' ich genoſſen,
Und das ſchönſte Loos war mein.
Lebend hab' ich deinem Tempel
Mich geweiht als Prieſterin;
Dir ein freudig Opfer ſterb' ich,
Venus, große Königin!“

Und mit fliegendem Gewande
Schwingt ſie von des Thurmes Rande
In die Meerflut ſich hinab.
Hoch in ſeinen Flutenreichen
Wälzt der Gott die heil'gen Leichen,
Und er ſelber iſt ihr Grab;
Und mit ſeinem Raub zufrieden,
Zieht er freudig fort und gießt
Aus der unerſchöpften Urne
Seinen Strom, der ewig fließt.

Kaſſandra.

Freude war in Trojas Hallen,
Eh' die hohe Veſte fiel;
Jubelhymnen hört' man ſchallen
In der Saiten goldnes Spiel.
Alle Hände ruhen müde
Von dem thränenvollen Streit,
Weil der herrliche Pelide
Priams ſchöne Tochter freit.

Und geſchmückt mit Lorbeerreiſern,
Feſtlich wallet Schaar auf Schaar
Nach der Götter heil'gen Häuſern,
Zu des Thymbriers Altar.
Dumpf erbrauſend durch die Gaſſen
Wälzt ſich die bacchant'ſche Luſt,
Und in ihrem Schmerz verlaſſen
War nur eine traur'ge Bruſt.

Freudlos in der Freuden Fülle,
Ungeſellig und allein,
Wandelte Kaſſandra ſtille
In Apollo's Lorbeerhain.
In des Waldes tiefſte Gründe
Flüchtete die Seherin,
Und ſie warf die Prieſterbinde
Zu der Erde zürnend hin:

„Alles iſt der Freude offen,
Alle Herzen ſind beglückt,
Und die alten Eltern hoffen
Und die Schweſter ſteht geſchmückt.
Ich allein muß einſam trauern,
Denn mich flieht der ſüße Wahn,
Und geflügelt dieſen Mauern
Seh' ich das Verderben nahn.“

„Eine Fackel ſeh' ich glühen,
Aber nicht in Hymens Hand;
Nach den Wolken ſeh' ich's ziehen,
Aber nicht wie Opferbrand.
Feſte ſeh' ich froh bereiten;
Doch im ahnungsvollen Geiſt
Hör' ich ſchon des Gottes Schreiten,
Der ſie jammervoll zerreißt.“

„Und ſie ſchelten meine Klagen,
Und ſie höhnen meinen Schmerz.
Einſam in die Wüſte tragen
Muß ich mein gequältes Herz,
Von den Glücklichen gemieden,
Und den Fröhlichen ein Spott!
Schweres haſt du mir beſchieden,
Pythiſcher, du arger Gott!“

„Dein Orakel zu verkünden,
Warum warfeſt du mich hin
In die Stadt der ewig Blinden,
Mit dem aufgeſchloſſ'nen Sinn?

Warum gabſt du mir zu ſehen,
Was ich doch nicht wenden kann?
Das Verhängte muß geſchehen,
Das Gefürchtete muß nahn.“

„Frommt's, den Schleier aufzuheben,
Wo das nahe Schreckniß droht?
Nur der Irrthum iſt das Leben,
Und das Wiſſen iſt der Tod.
Nimm, o nimm die traur'ge Klarheit
Mir vom Aug', den blut'gen Schein!
Schrecklich iſt es, deiner Wahrheit
Sterbliches Gefäß zu ſeyn.“

„Meine Blindheit gib mir wieder
Und den fröhlich dunkeln Sinn!
Nimmer ſang ich freud'ge Lieder,
Seit ich *deine* Stimme bin.
Zukunft haſt du mir gegeben,
Doch du nahmſt den Augenblick,
Nahmſt der Stunde fröhlich Leben;
Nimm dein falſch Geſchenk zurück!“

„Nimmer mit dem Schmuck der Bräute
Kränzt' ich mir das duft'ge Haar,
Seit ich deinem Dienſt mich weihte
An dem traurigen Altar.
Meine Jugend war nur Weinen
Und ich kannte nur den Schmerz;
Jede herbe Noth der Meinen
Schlug an mein empfindend Herz.“

„Fröhlich ſeh' ich die Geſpielen,
Alles um mich lebt und liebt
In der Jugend Luſtgefühlen;
Mir nur iſt das Herz getrübt,
Mir erſcheint der Lenz vergebens,
Der die Erde feſtlich ſchmückt.
Wer erfreute ſich des Lebens,
Der in ſeine Tiefen blickt!“

„Selig preiſ' ich Polyxenen
In des Herzens trunk'nem Wahn,
Denn den Beſten der Hellenen
Hofft ſie bräutlich zu umfahn.
Stolz iſt ihre Bruſt gehoben,
Ihre Wonne faßt ſie kaum,
Nicht euch Himmliſchen dort oben
Neidet ſie in ihrem Traum.“

„Und auch ich hab' ihn geſehen,
Den das Herz verlangend wählt';
Seine ſchönen Blicke flehen,
Von der Liebe Glut beſeelt.
Gerne möcht' ich mit dem Gatten
In die heim'ſche Wohnung ziehn,
Doch es tritt ein ſtyg'ſcher Schatten
Nächtlich zwiſchen mich und ihn.“

„Ihre bleichen Larven alle
Sendet mir Proſerpina;
Wo ich wand're, wo ich walle,
Stehen mir die Geiſter da.

In der Jugend frohe Spiele
Drängen ſie ſich grauſend ein,
Ein entſetzliches Gewühle!
Nimmer kann ich fröhlich ſeyn.“

„Und den Mordſtahl ſeh' ich blinken,
Und das Mörderauge glühn;
Nicht zur Rechten, nicht zur Linken
Kann ich vor dem Schreckniß fliehn;
Nicht die Blicke darf ich wenden,
Wiſſend, ſchauend, unverwandt
Muß ich mein Geſchick vollenden,
Fallen in dem fremden Land.“ —

Und noch hallen ihre Worte,
Horch! da dringt verworr'ner Ton
Fernher aus des Tempels Pforte,
Todt lag Thetis großer Sohn!
Eris ſchüttelt ihre Schlangen,
Alle Götter fliehn davon,
Und des Donners Wolken hangen
Schwer herab auf Ilion.

Die Bürgſchaft.

Ballade.

Zu Dionys, dem Tyrannen, ſchlich
Möros, den Dolch im Gewande;
Ihn ſchlugen die Häſcher in Bande.
Was wollteſt du mit dem Dolche? ſprich!
Entgegnet ihm finſter der Wütherich.
„Die Stadt vom Tyrannen befreien!“
Das ſollſt du am Kreuze bereuen.

„Ich bin, ſpricht Jener, zum Sterben bereit,
Und bitte nicht um mein Leben:
Doch willſt du Gnade mir geben,
Ich flehe dich um drei Tage Zeit,
Bis ich die Schweſter dem Gatten gefreit;
Ich laſſe den Freund dir als Bürgen,
Ihn magſt du, entrinn' ich, erwürgen.“

Da lächelt der König mit arger Liſt,
Und ſpricht nach kurzem Bedenken:
Drei Tage will ich dir ſchenken;
Doch wiſſe! wenn ſie verſtrichen, die Friſt,
Eh' du zurück mir gegeben biſt,
So muß er ſtatt deiner erblaſſen,
Doch dir iſt die Strafe erlaſſen.

Und er kommt zum Freunde: „Der König gebeut,
Daß ich am Kreuz mit dem Leben
Bezahle das frevelnde Streben,
Doch will er mir gönnen drei Tage Zeit,
Bis ich die Schweſter dem Gatten gefreit;
So bleib' du dem König zum Pfande,
Bis ich komme, zu löſen die Bande.“

Und ſchweigend umarmt ihn der treue Freund,
Und liefert ſich aus dem Tyrannen,
Der Andere ziehet von dannen.
Und ehe das dritte Morgenroth ſcheint,
Hat er ſchnell mit dem Gatten die Schweſter vereint,
Eilt heim mit ſorgender Seele,
Damit er die Friſt nicht verfehle.

Da gießt unendlicher Regen herab,
Von den Bergen ſtürzen die Quellen,
Und die Bäche, die Ströme ſchwellen,
Und er kommt an's Ufer mit wanderndem Stab;
Da reißet die Brücke der Strudel hinab,
Und donnernd ſprengen die Wogen
Des Gewölbes krachenden Bogen. –

Und troſtlos irrt er an Ufers Rand;
Wie weit er auch ſpähet und blicket
Und die Stimme, die rufende, ſchicket,
Da ſtößet kein Nachen vom ſichern Strand,
Der ihn ſetze an das gewünſchte Land,
Kein Schiffer lenket die Fähre
Und der wilde Strom wird zum Meere.

Da ſinkt er an's Ufer und weint und fleht,
Die Hände zum Zeus erheben:
„O hemme des Stromes Toben!
Es eilen die Stunden, im Mittag ſteht
Die Sonne, und wenn ſie niedergeht,
Und ich kann die Stadt nicht erreichen,
So muß der Freund mir erbleichen.“

Doch wachſend erneut ſich des Stromes Wuth,
Und Welle auf Welle zerrinnet,
Und Stunde an Stunde entrinnet,
Da treibt ihn die Angſt, da faßt er ſich Muth
Und wirft ſich hinein in die brauſende Flut,
Und theilt mit gewaltigen Armen
Den Strom, und ein Gott hat Erbarmen.

Und gewinnt das Ufer und eilet fort,
Und danket dem rettenden Gotte,
Da ſtürzet die raubende Rotte
Hervor aus des Waldes nächtlichem Ort,
Den Pfad ihm ſperrend, und ſchnaubet Mord,
Und hemmet des Wanderers Eile
Mit drohend geſchwungener Keule.

„Was wollt ihr? ruft er vor Schrecken bleich,
Ich habe nichts als mein Leben,
Das muß ich dem Könige geben!“
Und entreißt die Keule dem nächſten gleich:
„Um des Freundes willen, erbarmet euch!“
Und drei, mit gewaltigen Streichen,
Erlegt er, die andern entweichen.

Und die Sonne verſendet glühenden Brand,
Und von der unendlichen Mühe
Ermattet, ſinken die Kniee;
„O haſt du mich gnädig aus Räubershand,
Aus dem Strom mich gerettet an's heilige Land,
Und ſoll hier verſchmachtend verderben,
Und der Freund mir, der liebende, ſterben!“

Und horch! da ſprudelt es ſilberhell,
Ganz nahe, wie rieſelndes Rauſchen,
Und ſtille hält er, zu lauſchen,
Und ſieh', aus dem Felſen, geſchwätzig, ſchnell,
Springt murmelnd hervor ein lebendiger Quell,
Und freudig bückt er ſich nieder,
Und erfriſchet die brennenden Glieder.

Und die Sonne blickt durch der Zweige Grün,
Und malt auf den glänzenden Matten
Der Bäume gigantiſche Schatten;
Und zwei Wanderer ſieht er die Straße ziehn,
Will eilenden Laufes vorüber fliehn,
Da hört er die Worte ſie ſagen:
Jetzt wird er an's Kreuz geſchlagen.

Und die Angſt beflügelt den eilenden Fuß,
Ihn jagen der Sorge Qualen,
Da ſchimmern in Abendroths Strahlen
Von ferne die Zinnen von Syrakus,
Und entgegen kommt ihm Philoſtratus,
Des Hauſes redlicher Hüter,
Der erkennet entſetzt den Gebieter:

Zurück! du retteſt den Freund nicht mehr,
So rette das eigene Leben!
Den Tod erleidet er eben.
Von Stunde zu Stunde gewartet' er
Mit hoffender Seele der Wiederkehr,
Ihm konnte den muthigen Glauben
Der Hohn des Tyrannen nicht rauben.

„Und iſt es zu ſpät, und kann ich ihm nicht
Ein Retter willkommen erſcheinen,
So ſoll mich der Tod ihm vereinen.
Deß rühme der blut'ge Tyrann ſich nicht,
Daß der Freund dem Freunde gebrochen die Pflicht,
Er ſchlachte der Opfer zweie,
Und glaube an Liebe und Treue!“

Und die Sonne geht unter, da ſteht er am Thor
Und ſieht das Kreuz ſchon erhöhet,
Das die Menge gaffend umſtehet,
An dem Seile ſchon zieht man den Freund empor;
Da zertrennt er gewaltig den dichten Chor:
„Mich, Henker! ruft er, erwürget!
Da bin ich, für den er gebürget!“

Und Erſtaunen ergreift das Volk umher,
In den Armen liegen ſich Beide,
Und weinen vor Schmerzen und Freude.
Da ſieht man kein Auge thränenleer,
Und zum Könige bringt man die Wundermähr';
Der fühlt ein menſchliches Rühren,
Läßt ſchnell vor den Thron ſie führen.

Und blicket ſie lange verwundert an,
Drauf ſpricht er: Es iſt euch gelungen,
Ihr habt das Herz mir bezwungen,
Und die Treue, ſie iſt doch kein leerer Wahn,
So nehmet auch mich zum Genoſſen an,
Ich ſey, gewährt mir die Bitte,
In eurem Bunde der Dritte.

Der Taucher

Ballade.

Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp,
Zu tauchen in dieſen Schlund?
Einen goldnen Becher werf' ich hinab,
Verſchlungen ſchon hat ihn der ſchwarze Mund.
Wer mir den Becher kann wieder zeigen,
Er mag ihn behalten, er iſt ſein eigen.

Der König ſpricht es und wirft von der Höh'
Der Klippe, die ſchroff und ſteil
Hinaushängt in die unendliche See,
Den Becher in der Charybde Geheul.
Wer iſt der Beherzte, ich frage wieder,
Zu tauchen in dieſe Tiefe nieder?

Und die Ritter, die Knappen um ihn her
Vernehmen's und ſchweigen ſtill,
Sehen hinab in das wilde Meer,
Und Keiner den Becher gewinnen will.
Und der König zum dritten Mal wieder fraget:
Iſt Keiner, der ſich hinunter waget?

Doch Alles noch ſtumm bleibt wie zuvor;
Und ein Edelknecht, ſanft und keck,
Tritt aus der Knappen zagendem Chor,

Und den Gürtel wirft er, den Mantel weg,
Und alle die Männer umher und Frauen
Auf den herrlichen Jüngling verwundert ſchauen.

Und wie er tritt an des Felſen Hang
Und blickt in den Schlund hinab,
Die Waſſer, die ſie hinunter ſchlang,
Die Charybde jetzt brüllend wiedergab,
Und wie mit des fernen Donners Getoſe
Entſtürzen ſie ſchäumend dem finſtern Schooße.

Und es wallet und ſiedet und brauſet und ziſcht,
Wie wenn Waſſer mit Feuer ſich mengt,
Bis zum Himmel ſpritzet der dampfende Giſcht,
Und Flut auf Flut ſich ohn' Ende drängt,
Und will ſich nimmer erſchöpfen und leeren,
Als wollte das Meer noch ein Meer gebären.

Doch endlich, da legt ſich die wilde Gewalt,
Und ſchwarz aus dem weißen Schaum
Klafft hinunter ein gähnender Spalt,
Grundlos, als ging's in den Höllenraum,
Und reißend ſieht man die brandenden Wogen
Hinab in den ſtrudelnden Trichter gezogen.

Jetzt ſchnell, eh' die Brandung wiederkehrt,
Der Jüngling ſich Gott befiehlt,
Und — ein Schrei des Entſetzens wird rings gehört,
Und ſchon hat ihn der Wirbel hinweggeſpült,
Und geheimnißvoll über dem kühnen Schwimmer
Schließt ſich der Rachen, er zeigt ſich nimmer.

Und ſtille wird's über dem Waſſerſchlund,
In der Tiefe nur brauſet es hohl,
Und bebend hört man von Mund zu Mund:
Hochherziger Jüngling, fahre wohl!
Und hohler und hohler hört man's heulen,
Und es harrt noch mit bangem, mit ſchrecklichem Weilen.

Und würfſt du die Krone ſelber hinein
Und ſprächſt: wer mir bringet die Kron',
Er ſoll ſie tragen und König ſeyn!
Mich gelüſtete nicht nach dem theuren Lohn.
Was die heulende Tiefe da unten verhehle,
Das erzählt keine lebende glückliche Seele.

Wohl manches Fahrzeug, vom Strudel gefaßt,
Schoß gäh in die Tiefe hinab;
Doch zerſchmettert nur rangen ſich Kiel und Maſt
Hervor aus dem Alles verſchlingenden Grab —
Und heller und heller, wie Sturmes Sauſen,
Hört man's näher und immer näher brauſen.

Und es wallet und ſiedet und brauſet und ziſcht,
Wie wenn Waſſer mit Feuer ſich mengt,
Bis zum Himmel ſpritzet der dampfende Giſcht,
Und Well' auf Well' ſich ohn' Ende drängt,
Und wie mit des fernen Donners Getoſe
Entſtürzt es brüllend dem finſtern Schooße.

Und ſieh! aus dem finſter flutenden Schooß
Da hebet ſich's ſchwanenweiß,
Und ein Arm und ein glänzender Nacken wird bloß,

Und es rudert mit Kraft und mit emſigem Fleiß,
Und er iſt's, und hoch in ſeiner Linken
Schwingt er den Becher mit freudigem Winken.

Und athmete lang und athmete tief,
Und begrüßte das himmliſche Licht,
Mit Frohlocken es Einer dem Andern rief:
Er lebt! Er iſt da! Es behielt ihn nicht!
Aus dem Grab, aus der ſtrudelnden Waſſerhöhle
Hat der Brave gerettet die lebende Seele!

Und er kommt, es umringt ihn die jubelnde Schaar,
Zu des Königs Füßen er ſinkt,
Den Becher reicht er ihm knieend dar,
Und der König der lieblichen Tochter winkt,
Die füllt ihn mit funkelndem Wein bis zum Rande;
Und der Jüngling ſich alſo zum König wandte:

Lang lebe der König! Es freue ſich,
Wer da athmet im roſigen Licht!
Da unten aber iſt's fürchterlich,
Und der Menſch verſuche die Götter nicht,
Und begehre nimmer und nimmer zu ſchauen,
Was ſie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen.

Es riß mich hinunter blitzesſchnell,
Da ſtürzt' mir aus felſigem Schacht
Wildfluthend entgegen ein reißender Quell;
Mich packte des Doppelſtroms wüthende Macht,
Und wie einen Kreiſel mit ſchwindelndem Drehen
Trieb mich's um, ich konnte nicht widerſtehen.

Da zeigte mir Gott, zu dem ich rief,
In der höchſten ſchrecklichen Noth,
Aus der Tiefe ragend ein Felſenriff,
Das erfaßt' ich behend und entrann dem Tod,
Und da hing auch der Becher an ſpitzen Korallen,
Sonſt wär' er in's Bodenloſe gefallen.

Denn unter mir lag's noch bergetief
In purpurner Finſterniß da,
Und ob's hier dem Ohre gleich ewig ſchlief,
Das Auge mit Schaudern hinunter ſah,
Wie's von Salamandern und Molchen und Drachen
Sich regt' in dem furchtbaren Höllenrachen.

Schwarz wimmelten da, in grauſem Gemiſch,
Zu ſcheußlichen Klumpen geballt,
Der ſtachlichte Roche, der Klippenfiſch,
Des Hummers gräuliche Ungeſtalt,
Und dräuend wies mir die grimmigen Zähne
Der entſetzliche Hay, des Meeres Hyäne.

Und da hing ich und war's mir mit Grauſen bewußt,
Von der menſchlichen Hülfe ſo weit,
Unter Larven die einzige fühlende Bruſt,
Allein in der gräßlichen Einſamkeit,
Tief unter dem Schall der menſchlichen Rede
Bei den Ungeheuern der traurigen Oede.

Und ſchaudernd dacht' ich's, da kroch's heran,
Regte hundert Gelenke zugleich,
Will ſchnappen nach mir; in des Schreckens Wahn

Laß' ich los der Koralle umklammerten Zweig,
Gleich faßt mich der Strudel mit raſendem Toben,
Doch es war mir zum Heil, er riß mich nach oben.

Der König darob ſich verwundert ſchier,
Und ſpricht: der Becher iſt dein,
Und dieſen Ring noch beſtimm' ich dir,
Geſchmückt mit dem köſtlichſten Edelgeſtein,
Verſuchſt du's noch einmal und bringſt mir Kunde,
Was du ſahſt auf des Meeres tiefunterſtem Grunde.

Das hörte die Tochter mit weichem Gefühl,
Und mit ſchmeichelndem Munde ſie fleht:
Laßt, Vater, genug ſeyn das grauſame Spiel!
Er hat euch beſtanden, was Keiner beſteht,
Und könnt ihr des Herzens Gelüſte nicht zähmen,
So mögen die Ritter den Knappen beſchämen.

Drauf der König greift nach dem Becher ſchnell,
In den Strudel ihn ſchleudert hinein:
Und ſchaffſt du den Becher mir wieder zur Stell',
So ſollſt du der trefflichſte Ritter mir ſeyn,
Und ſollſt ſie als Eh'gemahl heut' noch umarmen,
Die jetzt für dich bittet mit zartem Erbarmen.

Da ergreift's ihm die Seele mit Himmelsgewalt,
Und es blitzt aus den Augen ihm kühn,
Und er ſiehet erröthen die ſchöne Geſtalt,
Und ſieht ſie erbleichen und ſinken hin;
Da treibt's ihn, den köſtlichen Preis zu erwerben,
Und ſtürzt hinunter auf Leben und Sterben.

Wohl hört man die Brandung, wohl kehrt ſie zurück,
Sie verkündigt der donnernde Schall;
Da bückt ſich's hinunter mit liebendem Blick,
Es kommen, es kommen die Waſſer all,
Sie rauſchen herauf, ſie rauſchen nieder,
Den Jüngling bringt keines wieder.

◆

Ritter Toggenburg.

Ballade.

„Ritter, treue Schweſterliebe
„Widmet euch dies Herz.
„Fordert keine andre Liebe,
„Denn es macht mir Schmerz.
„Ruhig mag ich euch erſcheinen,
„Ruhig gehen ſehn.
„Eurer Augen ſtilles Weinen
„Kann ich nicht verſtehn.“

Und er hört's mit ſtummem Harme,
Reißt ſich blutend los,
Preßt ſie heftig in die Arme,
Schwingt ſich auf ſein Roß,
Schickt zu ſeinen Mannen allen
In dem Lande Schweiz;
Nach dem heil'gen Grab ſie wallen,
Auf der Bruſt das Kreuz.

Große Thaten dort geſchehen
Durch der Helden Arm;
Ihres Helmes Büſche wehen
In der Feinde Schwarm,
Und des Toggenburgers Name
Schreckt den Muſelmann;
Doch das Herz von ſeinem Grame
Nicht geneſen kann.

Und ein Jahr hat er's getragen,
Trägt's nicht länger mehr,
Ruhe kann er nicht erjagen,
Und verläßt das Heer,
Sieht ein Schiff an Joppe's Strande,
Das die Segel bläht,
Schiffet heim zum theuren Lande,
Wo ihr Athem weht.

Und an ihres Schloſſes Pforte
Klopft der Pilger an,
Ach! und mit dem Donnerworte
Wird ſie aufgethan:
„Die ihr ſuchet, trägt den Schleier,
„Iſt des Himmels Braut.
„Geſtern war des Tages Feier,
„Der ſie Gott getraut.“

Da verläßet er auf immer
Seiner Väter Schloß,
Seine Waffen ſieht er nimmer,
Noch ſein treues Roß.
Von der Toggenburg hernieder
Steigt er unbekannt,
Denn es deckt die edeln Glieder
Härenes Gewand.

Und er baut ſich eine Hütte
Jener Gegend nah,
Wo das Kloſter aus der Mitte
Düſt'rer Linden ſah;

Harrend von des Morgens Lichte
Bis zu Abends Schein,
Stille Hoffnung im Geſichte,
Saß er da allein.

Blickte nach dem Kloſter drüben,
Blickte Stunden lang
Nach dem Fenſter ſeiner Lieben,
Bis das Fenſter klang,
Bis die Liebliche ſich zeigte,
Bis das theure Bild
Sich in's Thal herunter neigte,
Ruhig, engelmild.

Und dann legt' er froh ſich nieder,
Schlief getröſtet ein,
Still ſich freuend, wenn es wieder
Morgen würde ſeyn.
Und ſo ſaß er viele Tage,
Saß viel' Jahre lang,
Harrend ohne Schmerz und Klage,
Bis das Fenſter klang.

Bis die Liebliche ſich zeigte,
Bis das theure Bild
Sich in's Thal herunter neigte,
Ruhig, engelmild.
Und ſo ſaß er, eine Leiche,
Eines Morgens da.
Nach dem Fenſter noch das bleiche,
Stille Antlitz ſah.

Der Kampf mit dem Drachen.

Romanze.

Was rennt das Volk, was wälzt ſich dort
Die langen Gaſſen brauſend fort?
Stürzt Rhodus unter Feuers Flammen?
Es rottet ſich im Sturm zuſammen,
Und einen Ritter, hoch zu Roß,
Gewahr' ich aus dem Menſchentroß,
Und hinter ihm, welch Abenteuer!
Bringt man geſchleppt ein Ungeheuer,
Ein Drache ſcheint es von Geſtalt,
Mit weitem Krokodilesrachen,
Und Alles blickt verwundert bald
Den Ritter an, und bald den Drachen.

Und tauſend Stimmen werden laut:
Das iſt der Lindwurm, kommt und ſchaut,
Der Hirt und Heerden uns verſchlungen!
Das iſt der Held, der ihn bezwungen!
Viel' andre zogen vor ihm aus,
Zu wagen den gewalt'gen Strauß,
Doch keinen ſah man wiederkehren;
Den kühnen Ritter ſoll man ehren!
Und nach dem Kloſter geht der Zug,
Wo Sankt Johann's des Täufers Orden,
Die Ritter des Spitals, im Flug
Zu Rathe ſind verſammelt worden.

Und vor den edlen Meiſter tritt
Der Jüngling mit beſcheidnem Schritt;
Nachdrängt das Volk, mit wildem Rufen,
Erfüllend des Geländers Stufen,
Und Jener nimmt das Wort und ſpricht:
Ich hab' erfüllt die Ritterpflicht.
Der Drache, der das Land verödet,
Er liegt von meiner Hand getödtet;
Frei iſt dem Wanderer der Weg,
Der Hirte treibe in's Gefilde,
Froh walle auf dem Felſenſteg
Der Pilger zu dem Gnadenbilde.

Doch ſtrenge blickt der Fürſt ihn an,
Und ſpricht: Du haſt als Held gethan;
Der Muth iſt's, der den Ritter ehret,
Du haſt den kühnen Geiſt bewähret;
Doch ſprich! was iſt die erſte Pflicht
Des Ritters, der für Chriſtum ficht,
Sich ſchmücket mit des Kreuzes Zeichen?
Und Alle rings herum erbleichen.
Doch er, mit edelm Anſtand, ſpricht,
Indem er ſich erröthend neiget:
Gehorſam iſt die erſte Pflicht,
Die ihn des Schmuckes würdig zeiget.

Und dieſe Pflicht, mein Sohn, verſetzt
Der Meiſter, haſt du frech verletzt.
Den Kampf, den das Geſetz verſaget,
Haſt du mit frevlem Muth gewaget!

Herr, richte, wenn du Alles weiſt,
Spricht Jener mit geſetztem Geiſt,
Denn des Geſetzes Sinn und Willen
Vermeint' ich treulich zu erfüllen.
Nicht unbedachtſam zog ich hin,
Das Ungeheuer zu bekriegen;
Durch Liſt und kluggewandten Sinn
Verſucht' ich's, in dem Kampf zu ſiegen.

Fünf unſers Ordens waren ſchon,
Die Zierden der Religion,
Des kühnen Muthes Opfer worden;
Da wehrteſt du den Kampf dem Orden.
Doch an dem Herzen nagten mir
Der Unmuth und die Streitbegier,
Ja, ſelbſt im Traum der ſtillen Nächte
Fand ich mich keuchend im Gefechte,
Und wenn der Morgen dämmernd kam,
Und Kunde gab von neuen Plagen,
Da faßte mich ein wilder Gram,
Und ich beſchloß, es friſch zu wagen.

Und zu mir ſelber ſprach ich dann:
Was ſchmückt den Jüngling, ehrt den Mann?
Was leiſteten die tapfern Helden,
Von denen uns die Lieder melden,
Die zu der Götter Glanz und Ruhm
Erhub das blinde Heidenthum?
Sie reinigten von Ungeheuern
Die Welt in kühnen Abenteuern,

Begegneten im Kampf dem Leun
Und rangen mit den Minotauren,
Die armen Opfer zu befrein,
Und ließen ſich das Blut nicht dauren.

Iſt nur der Saracen' es werth,
Daß ihn bekämpft des Chriſten Schwert?
Bekriegt er nur die falſchen Götter?
Geſandt iſt er der Welt zum Retter,
Von jeder Noth und jedem Harm
Befreien muß ſein ſtarker Arm;
Doch ſeinen Muth muß Weisheit leiten,
Und Liſt muß mit der Stärke ſtreiten.
So ſprach ich oft und zog allein,
Des Raubthiers Fährte zu erkunden.
Da flößte mir der Geiſt es ein;
Froh rief ich aus: ich hab's gefunden!

Und trat zu dir und ſprach dies Wort:
„Mich zieht es nach der Heimat fort.“
Du, Herr, willfahrteſt meinen Bitten,
Und glücklich ward das Meer durchſchnitten.
Kaum ſtieg ich aus am heim'ſchen Strand,
Gleich ließ ich durch des Künſtlers Hand,
Getreu den wohlbemerkten Zügen,
Ein Drachenbild zuſammenfügen.
Auf kurzen Füßen wird die Laſt
Des langen Leibes aufgethürmet;
Ein ſchuppicht Panzerhemd umfaßt
Den Rücken, den es furchtbar ſchirmet.

Lang ſtrecket ſich der Hals hervor,
Und gräßlich, wie ein Höllenthor,
Als ſchnappt' es gierig nach der Beute,
Eröffnet ſich des Rachens Weite,
Und aus dem ſchwarzen Schlunde dräun
Der Zähne ſtachelichte Reihn,
Die Zunge gleicht des Schwertes Spitze,
Die kleinen Augen ſprühen Blitze,
In eine Schlange endigt ſich
Des Rückens ungeheure Länge,
Rollt um ſich ſelber fürchterlich,
Daß es um Mann und Roß ſich ſchlinge.

Und Alles bild' ich nach genau,
Und kleid' es in ein ſcheußlich Grau;
Halb Wurm erſchien's, halb Molch und Drache,
Gezeuget in der gift'gen Lache;
Und als das Bild vollendet war,
Erwähl' ich mir ein Doggenpaar,
Gewaltig, ſchnell, von flinken Läufen,
Gewohnt, den wilden Ur zu greifen,
Die hetz' ich auf den Lindwurm an,
Erhitze ſie zu wildem Grimme,
Zu faſſen ihn mit ſcharfem Zahn,
Und lenke ſie mit meiner Stimme.

Und wo des Bauches weiches Vließ
Den ſcharfen Biſſen Blöße ließ,
Da reiz' ich ſie, den Wurm zu packen,
Die ſpitzen Zähne einzuhacken.

Ich ſelbſt, bewaffnet mit Geſchoß,
Beſteige mein arabiſch Roß,
Von adeliger Zucht entſtammet,
Und als ich ſeinen Zorn entflammet,
Raſch auf den Drachen ſpreng' ich's los,
Und ſtachl' es mit den ſcharfen Sporen,
Und werfe zielend mein Geſchoß,
Als wollt' ich die Geſtalt durchbohren.

Ob auch das Roß ſich grauend bäumt,
Und knirſcht und in den Zügel ſchäumt,
Und meine Doggen ängſtlich ſtöhnen,
Nicht raſt' ich, bis ſie ſich gewöhnen.
So üb' ich's aus mit Emſigkeit,
Bis dreimal ſich der Mond erneut,
Und als ſie Jedes recht begriffen,
Führ' ich ſie her auf ſchnellen Schiffen.
Der dritte Morgen iſt es nun,
Daß mir's gelungen, hier zu landen;
Den Gliedern gönnt' ich kaum zu ruhn,
Bis ich das große Werk beſtanden.

Denn heiß erregte mir das Herz
Des Landes friſch erneuter Schmerz:
Zerriſſen fand man jüngſt die Hirten,
Die nach dem Sumpfe ſich verirrten,
Und ich beſchließe raſch die That,
Nur von dem Herzen nehm' ich Rath.
Flugs unterricht' ich meine Knappen,
Beſteige den verſuchten Rappen,

Und von dem edlen Doggenpaar
Begleitet, auf geheimen Wegen,
Wo meiner That kein Zeuge war,
Reit' ich dem Feinde friſch entgegen.

Das Kirchlein kennſt du, Herr, das hoch
Auf eines Felſenberges Joch,
Der weit die Inſel überſchauet,
Des Meiſters kühner Geiſt erbauet.
Verächtlich ſcheint es, arm und klein,
Doch ein Mirakel ſchließt es ein:
Die Mutter mit dem Jeſusknaben,
Den die drei Könige begaben.
Auf dreimal dreißig Stufen ſteigt
Der Pilgrim nach der ſteilen Höhe;
Doch hat er ſchwindelnd ſie erreicht,
Erquickt ihn ſeines Heilands Nähe.

Tief in den Fels, auf dem es hängt,
Iſt eine Grotte eingeſprengt,
Vom Thau des nahen Moors befeuchtet,
Wohin des Himmels Strahl nicht leuchtet.
Hier hauſete der Wurm und lag,
Den Raub erſpähend, Nacht und Tag.
So hielt er, wie der Höllendrache,
Am Fuß des Gotteshauſes Wache,
Und kam der Pilgrim hergewallt
Und lenkte in die Unglücksſtraße,
Hervorbrach aus dem Hinterhalt
Der Feind und trug ihn fort zum Fraße.

Den Felſen ſtieg ich jetzt hinan,
Eh' ich den ſchweren Strauß begann;
Hin kniet' ich vor dem Chriſtuskinde
Und reinigte mein Herz von Sünde.
Drauf gürt' ich mir im Heiligthum
Den blanken Schmuck der Waffen um,
Bewehre mit dem Spieß die Rechte,
Und nieder ſteig' ich zum Gefechte.
Zurücke bleibt der Knappen Troß;
Ich gebe ſcheidend die Befehle
Und ſchwinge mich behend auf's Roß,
Und Gott empfehl' ich meine Seele.

Kaum ſeh' ich mich im eb'nen Plan,
Flugs ſchlagen meine Doggen an,
Und bang beginnt das Roß zu keuchen,
Und bäumet ſich und will nicht weichen;
Denn nahe liegt, zum Knäul geballt,
Des Feindes ſcheußliche Geſtalt,
Und ſonnet ſich auf warmem Grunde.
Auf jagen ihn die flinken Hunde,
Doch wenden ſie ſich pfeilgeſchwind,
Als er den Rachen gähnend theilet,
Und von ſich haucht den gift'gen Wind,
Und winſelnd wie der Schakal heulet.

Doch ſchnell erfriſch' ich ihren Muth,
Sie faſſen ihren Feind mit Wuth,
Indem ich nach des Thieres Lende
Aus ſtarker Fauſt den Speer verſende,

Doch machtlos, wie ein dünner Stab,
Prallt er vom Schuppenpanzer ab,
Und eh' ich meinen Wurf erneuet,
Da bäumet ſich mein Roß und ſcheuet
An ſeinem Baſiliskenblick
Und ſeines Athems gift'gem Wehen,
Und mit Entſetzen ſpringt's zurück,
Und jetzo war's um mich geſchehen —

Da ſchwing' ich mich behend vom Roß,
Schnell iſt des Schwertes Schneide bloß,
Doch alle Streiche ſind verloren,
Den Felſenharniſch zu durchbohren,
Und wüthend mit des Schweifes Kraft
Hat es zur Erde mich gerafft;
Schon ſeh' ich ſeinen Rachen gähnen,
Es haut nach mir mit grimmen Zähnen,
Als meine Hunde, wuthentbrannt,
An ſeinen Bauch mit grimm'gen Biſſen
Sich warfen, daß es heulend ſtand,
Von ungeheurem Schmerz zerriſſen.

Und eh' es ihren Biſſen ſich
Entwindet, raſch erheb' ich mich,
Erſpähe mir des Feindes Blöße
Und ſtoße tief ihm in's Gekröſe,
Nachbohrend bis an's Heft den Stahl.
Schwarzquellend ſpringt des Blutes Strahl.
Hin ſinkt es und begräbt im Falle
Mich mit des Leibes Rieſenballe,

Daß ſchnell die Sinne mir vergehn.
Und als ich neugeſtärkt erwache,
Seh' ich die Knappen um mich ſtehn,
Und todt im Blute liegt der Drache.“

Des Beifalls lang gehemmte Luſt
Befreit jetzt aller Hörer Bruſt,
So wie der Ritter dies geſprochen,
Und zehnfach am Gewölb' gebrochen
Wälzt der vermiſchten Stimmen Schall
Sich brauſend fort im Widerhall.
Laut fordern ſelbſt des Ordens Söhne,
Daß man die Heldenſtirne kröne,
Und dankbar im Triumphgepräng'
Will ihn das Volk dem Volke zeigen;
Da faltet ſeine Stirne ſtreng
Der Meiſter und gebietet Schweigen.

Und ſpricht: „Den Drachen, der dies Land
Verheert, ſchlugſt du mit tapfrer Hand;
Ein Gott biſt du dem Volke worden,
Ein Feind kommſt du zurück dem Orden,
Und einen ſchlimmern Wurm gebar
Dein Herz, als dieſer Drache war.
Die Schlange, die das Herz vergiftet,
Die Zwietracht und Verderben ſtiftet,
Das iſt der widerſpenſt'ge Geiſt,
Der gegen Zucht ſich frech empöret,
Der Ordnung heilig Band zerreißt;
Denn er iſt's, der die Welt zerſtöret.

Muth zeiget auch der Mameluck,
Gehorſam iſt des Chriſten Schmuck;
Denn wo der Herr in ſeiner Größe
Gewandelt hat in Knechtes-Blöße,
Da ſtifteten, auf heil'gem Grund,
Die Väter dieſes Ordens Bund,
Der Pflichten ſchwerſte zu erfüllen,
Zu bändigen den eignen Willen!
Dich hat der eitle Ruhm bewegt,
Drum wende dich aus meinen Blicken!
Denn wer des Herren Joch nicht trägt,
Darf ſich mit ſeinem Kreuz nicht ſchmücken.“

Da bricht die Menge tobend aus,
Gewalt'ger Sturm bewegt das Haus,
Um Gnade flehen alle Brüder,
Doch ſchweigend blickt der Jüngling nieder;
Still legt er von ſich das Gewand
Und küßt des Meiſters ſtrenge Hand,
Und geht. Der folgt ihm mit dem Blicke,
Dann ruft er liebend ihn zurücke,
Und ſpricht: „Umarme mich, mein Sohn!
Dir iſt der härt're Kampf gelungen.
Nimm dieſes Kreuz. Es iſt der Lohn
Der Demuth, die ſich ſelbſt bezwungen.“

Der Gang nach dem Eiſenhammer.

Ballade.

Ein frommer Knecht war Fridolin,
Und in der Furcht des Herrn
Ergeben der Gebieterin,
Der Gräfin von Savern.
Sie war ſo ſanft, ſie war ſo gut,
Doch auch der Launen Uebermuth
Hätt' er geeifert zu erfüllen
Mit Freudigkeit, um Gottes willen.

Früh von des Tages erſtem Schein,
Bis ſpät die Veſper ſchlug,
Lebt' er nur ihrem Dienſt allein,
That nimmer ſich genug.
Und ſprach die Dame: Mach' dir's leicht!
Da wurd' ihm gleich das Auge feucht,
Und meinte ſeiner Pflicht zu fehlen,
Durft' er ſich nicht im Dienſte quälen.

Drum vor dem ganzen Dienertroß
Die Gräfin ihn erhob;
Aus ihrem ſchönen Munde floß
Sein unerſchöpftes Lob.
Sie hielt ihn nicht als ihren Knecht,
Es gab ſein Herz ihm Kindesrecht;
Ihr klares Auge mit Vergnügen
Hing an den wohlgeſtalten Zügen.

Darob entbrennt in Roberts Bruſt,
Des Jägers, gift'ger Groll,
Dem längſt von böſer Schadenluſt
Die ſchwarze Seele ſchwoll,
Und trat zum Grafen, raſch zur That,
Und offen des Verführers Rath,
Als einſt vom Jagen heim ſie kamen,
Streut' ihm in's Herz des Argwohns Samen:

„Wie ſeyd ihr glücklich, edler Graf,
Hub er voll Argliſt an,
Euch raubet nicht den goldnen Schlaf
Des Zweifels gift'ger Zahn.
Denn ihr beſitzt ein edles Weib;
Es gürtet Scham den keuſchen Leib.
Die fromme Treue zu berücken,
Wird nimmer dem Verſucher glücken.“

Da rollt der Graf die finſtern Brau'n:
Was red'ſt du mir, Geſell?
Werd' ich auf Weibes Tugend bau'n,
Beweglich wie die Well'?
Leicht locket ſie des Schmeichlers Mund;
Mein Glaube ſteht auf feſterm Grund.
Vom Weib des Grafen von Saverne
Bleibt, hoff' ich, der Verſucher ferne.

Der Andre ſpricht: „So denkt ihr recht.
Nur euren Spott verdient
Der Thor, der, ein geborner Knecht,
Ein ſolches ſich erkühnt,

Und zu der Frau, die ihm gebeut,
Erhebt der Wünſche Lüſternheit“ —
Was? fällt ihm Jener ein und bebet,
Red'ſt du von Einem, der da lebet?

„Ja doch, was Aller Mund erfüllt,
Das bärg' ſich meinem Herrn?
Doch, weil ihr's denn mit Fleiß verhüllt,
So unterdrück' ich's gern“ —
Du biſt des Todes, Bube, ſprich!
Ruft Jener ſtreng und fürchterlich.
Wer hebt das Aug' zu Kunigonden? —
„Nun ja, ich ſpreche von dem Blonden.“

„Er iſt nicht häßlich von Geſtalt,“
Fährt er mit Argliſt fort,
Indem's den Grafen heiß und kalt
Durchrieſelt bei dem Wort.
„Iſt's möglich, Herr? Ihr ſaht es nie,
Wie er nur Augen hat für ſie?
Bei Tafel eurer ſelbſt nicht achtet,
In ihrem Stuhl gefeſſelt ſchmachtet?“

„Seht da die Verſe, die er ſchrieb,
Und ſeine Glut geſteht“ —
Geſteht! — „Und ſie um Gegenlieb',
Der freche Bube! fleht.
Die gnäd'ge Gräfin, ſanft und weich,
Aus Mitleid wohl verbarg ſie's euch;
Mich reuet jetzt, daß mir's entfahren,
Denn, Herr, was habt ihr zu befahren?“

Da ritt in ſeines Zornes Wuth
Der Graf in's nahe Holz,
Wo ihm in hoher Oefen Glut
Die Eiſenſtufe ſchmolz.
Hier nährten früh und ſpät den Brand
Die Knechte mit geſchäft'ger Hand;
Der Funke ſprüht, die Bälge blaſen,
Als gält' es, Felſen zu verglaſen.

Des Waſſers und des Feuers Kraft
Verbündet ſieht man hier;
Das Mühlrad, von der Flut gerafft,
Umwälzt ſich für und für.
Die Werke klappern Nacht und Tag,
Im Takte pocht der Hämmer Schlag,
Und, bildſam, von den mächt'gen Streichen
Muß ſelbſt das Eiſen ſich erweichen.

Und zweien Knechten winket er,
Bedeutet ſie und ſagt:
Den Erſten, den ich ſende her,
Und der euch alſo fragt:
„Habt ihr befolgt des Herren Wort?“
Den werft mir in die Hölle dort,
Daß er zu Aſche gleich vergehe
Und ihn mein Aug' nicht weiter ſehe.

Deß freut ſich das entmenſchte Paar
Mit roher Henkersluſt,
Denn fühllos, wie das Eiſen, war
Das Herz in ihrer Bruſt.

Und friſcher mit der Bälge Hauch
Erhitzen ſie des Ofens Bauch,
Und ſchicken ſich, mit Mordverlangen,
Das Todesopfer zu empfangen.

Drauf Robert zum Geſellen ſpricht
Mit falſchem Heuchelſchein:
Friſch auf, Geſell, und ſäume nicht!
Der Herr begehret dein.
Der Herr, der ſpricht zu Fridolin:
Mußt gleich zum Eiſenhammer hin,
Und frage mir die Knechte dorten,
Ob ſie gethan nach meinen Worten?

Und Jener ſpricht: „Es ſoll geſchehn!“
Und macht ſich flugs bereit;
Doch ſinnend bleibt er plötzlich ſtehn:
„Ob ſie mir nichts gebeut?“
Und vor die Gräfin ſtellt er ſich:
„Hinaus zum Hammer ſchickt man mich;
So ſag', was kann ich dir verrichten?
Denn dir gehören meine Pflichten.“

Darauf die Dame von Savern
Verſetzt' mit ſanftem Ton:
Die heil'ge Meſſe hört' ich gern,
Doch liegt mir krank der Sohn;
So gehe denn, mein Kind, und ſprich
In Andacht ein Gebet für mich,
Und denkſt du reuig deiner Sünden,
So laß auch mich die Gnade finden.

Und froh der vielwillkommnen Pflicht,
Macht er im Flug ſich auf,
Hat noch des Dorfes Ende nicht
Erreicht im ſchnellen Lauf,
Da tönt ihm von dem Glockenſtrang
Hellſchlagend des Geläutes Klang,
Das alle Sünder, hochbegnadet,
Zum Sakramente feſtlich ladet.

„Dem lieben Gotte weich' nicht aus,
Find'ſt du ihn auf dem Weg!“ —
Er ſpricht's und tritt in's Gotteshaus;
Kein Laut iſt hier noch reg',
Denn um die Ernte war's, und heiß
Im Felde glüht der Schnitter Fleiß.
Kein Chorgehülfe war erſchienen,
Die Meſſe kundig zu bedienen.

Entſchloſſen iſt er alſobald,
Und macht den Sakriſtan:
Das, ſpricht er, iſt kein Aufenthalt,
Was fördert himmelan.
Die Stola und das Cingulum
Hängt er dem Prieſter dienend um,
Bereitet hurtig die Gefäße,
Geheiliget zum Dienſt der Meſſe.

Und als er dies mit Fleiß gethan,
Tritt er als Miniſtrant
Dem Prieſter zum Altar voran,
Das Meßbuch in der Hand,

Und kniet rechts und kniet links,
Und iſt gewärtig jedes Winks,
Und als des Sanctus Worte kamen,
Da ſchellt er dreimal bei dem Namen.

Drauf als der Prieſter fromm ſich neigt
Und, zum Altar gewandt,
Den Gott, den gegenwärt'gen, zeigt
In hocherhab'ner Hand,
Da kündet es der Sakriſtan
Mit hellem Glöcklein klingend an.
Und Alles kniet und ſchlägt die Brüſte,
Sich fromm bekreuzend vor dem Chriſte.

So übt er Jedes pünktlich aus,
Mit ſchnell gewandtem Sinn;
Was Brauch iſt in dem Gotteshaus,
Er hat es Alles inn',
Und wird nicht müde bis zum Schluß,
Bis beim Vobiscum Dominus
Der Prieſter zur Gemein' ſich wendet,
Die heil'ge Handlung ſegnend endet.

Da ſtellt er Jedes wiederum
In Ordnung ſäuberlich,
Erſt reinigt er das Heiligthum,
Und dann entfernt er ſich,
Und eilt in des Gewiſſens Ruh'
Den Eiſenhütten heiter zu,
Spricht unterwegs, die Zahl zu füllen,
Zwölf Paternoſter noch im Stillen.

Und als er rauchen ſieht den Schlot,
Und ſieht die Knechte ſtehn,
Da ruft er: Was der Graf gebot,
Ihr Knechte, iſt's geſchehn?
Und grinſend zerren ſie den Mund
Und deuten in des Ofens Schlund:
„Der iſt beſorgt und aufgehoben;
Der Graf wird ſeine Diener loben.“

Die Antwort bringt er ſeinem Herrn
In ſchnellem Lauf zurück.
Als der ihn kommen ſieht von fern,
Kaum traut er ſeinem Blick:
Unglücklicher! wo kommſt du her?
„Vom Eiſenhammer.“ — Nimmermehr!
So haſt du dich im Lauf verſpätet?
„Herr, nur ſo lang, bis ich gebetet.“

„Denn als von eurem Angeſicht
Ich heute ging, verzeiht!
Da fragt' ich erſt nach meiner Pflicht
Bei der, die mir gebeut.
Die Meſſe, Herr, befahl ſie mir
Zu hören; gern gehorcht' ich ihr,
Und ſprach der Roſenkränze viere
Für euer Heil und für das ihre.“

In tiefes Staunen ſinket hier
Der Graf, entſetzet ſich.
Und welche Antwort wurde dir
Am Eiſenhammer? Sprich!

„Herr, dunkel war der Rede Sinn,
Zum Ofen wies man lachend hin:
Der iſt beſorgt und aufgehoben;
Der Graf wird ſeine Diener loben."

Und Robert? fällt der Graf ihm ein,
Es überläuft ihn kalt;
Sollt' er dir nicht begegnet ſeyn?
Ich ſandt' ihn doch zum Wald.
„Herr, nicht im Wald, nicht in der Flur
Fand ich von Robert eine Spur" —
Nun, ruft der Graf und ſteht vernichtet,
Gott ſelbſt im Himmel hat gerichtet!

Und gütig, wie er nie gepflegt,
Nimmt er des Dieners Hand,
Bringt ihn der Gattin, tiefbewegt,
Die nichts davon verſtand.
Dies Kind, kein Engel iſt ſo rein,
Laßt's eurer Huld empfohlen ſeyn!
Wie ſchlimm wir auch berathen waren,
Mit dem iſt Gott und ſeine Schaaren.

Der Graf von Habsburg.

Ballade.

Zu Aachen, in ſeiner Kaiſerpracht,
Im alterthümlichen Saale,
Saß König Rudolphs heilige Macht
Beim feſtlichen Krönungsmahle.
Die Speiſen trug der Pfalzgraf des Rheins,
Es ſchenkte der Böhme des perlenden Weins,
Und alle die Wähler, die Sieben,
Wie der Sterne Chor um die Sonne ſich ſtellt,
Umſtanden geſchäftig den Herrſcher der Welt,
Die Würde des Amtes zu üben.

Und rings erfüllte den hohen Balkon
Das Volk in freud'gem Gedränge;
Laut miſchte ſich in der Poſaunen Ton
Das jauchzende Rufen der Menge:
Denn geendigt nach langem verderblichen Streit
War die kaiſerloſe, die ſchreckliche Zeit,
Und ein Richter war wieder auf Erden.
Nicht blind mehr waltet der eiſerne Speer,
Nicht fürchtet der Schwache, der Friedliche mehr,
Des Mächtigen Beute zu werden.

Und der Kaiſer ergreift den goldnen Pokal,
Und ſpricht mit zufriedenen Blicken:
Wohl glänzet das Feſt, wohl pranget das Mahl,
Mein königlich Herz zu entzücken;
Doch den Sänger vermiß' ich, den Bringer der Luſt,
Der mit ſüßem Klang mir bewege die Bruſt
Und mit göttlich erhabenen Lehren.
So hab' ich's gehalten von Jugend an,
Und was ich als Ritter gepflegt und gethan,
Nicht will ich's als Kaiſer entbehren.

Und ſieh! in der Fürſten umgebenden Kreis
Trat der Sänger im langen Talare,
Ihm glänzte die Locke ſilberweiß,
Gebleicht von der Fülle der Jahre.
„Süßer Wohllaut ſchläft in der Saiten Gold,
Der Sänger ſingt von der Minne Sold,
Er preiſet das Höchſte, das Beſte,
Was das Herz ſich wünſcht, was der Sinn begehrt;
Doch ſage, was iſt des Kaiſers werth
An ſeinem herrlichſten Feſte?“

Nicht gebieten werd' ich dem Sänger, ſpricht
Der Herrſcher mit lächelndem Munde,
Er ſteht in des größeren Herren Pflicht,
Er gehorcht der gebietenden Stunde.
Wie in den Lüften der Sturmwind ſauſt,
Man weiß nicht, von wannen er kommt und brauſt,
Wie der Quell aus verborgenen Tiefen:
So des Sängers Lied aus dem Innern ſchallt,
Und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt,
Die im Herzen wunderbar ſchliefen.

[illegible]

[illegible]

Univ. Bibl.
München

Und der Sänger raſch in die Saiten fällt
Und beginnt ſie mächtig zu ſchlagen:
»Auf's Waidwerk hinaus ritt ein edler Held,
Den flüchtigen Gemsbock zu jagen.
Ihm folgte der Knapp' mit dem Jägergeſchoß,
Und als er auf ſeinem ſtattlichen Roß
In eine Au kommt geritten,
Ein Glöcklein hört er erklingen fern,
Ein Prieſter war's mit dem Leib des Herrn;
Voran kam der Meßner geſchritten.«

»Und der Graf zur Erde ſich neiget hin,
Das Haupt mit Demuth entblößet,
Zu verehren mit gläubigem Chriſtenſinn,
Was alle Menſchen erlöſet.
Ein Bächlein aber rauſchte durch's Feld,
Von des Gießbachs reißenden Fluten geſchwellt,
Das hemmte der Wanderer Tritte,
Und beiſeit' legt Jener das Sakrament,
Von den Füßen zieht er die Schuhe behend,
Damit er das Bächlein durchſchritte.«

»Was ſchaffſt du? redet der Graf ihn an,
Der ihn verwundert betrachtet.
Herr, ich walle zu einem ſterbenden Mann,
Der nach der Himmelskoſt ſchmachtet.
Und da ich mich nahe des Baches Steg,
Da hat ihn der ſtrömende Gießbach hinweg
Im Strudel der Wellen geriſſen.
Drum, daß dem Lechzenden werde ſein Heil,
So will ich das Wäſſerlein jetzt in Eil'
Durchwaten mit nackenden Füßen.«

„Da ſezt ihn der Graf auf ſein ritterlich Pferd,
Und reicht ihm die prächtigen Zäume,
Daß er labe den Kranken, der ſein begehrt,
Und die heilige Pflicht nicht verſäume.
Und er ſelber auf ſeines Knappen Thier
Vergnüget noch weiter des Jagens Begier;
Der Andre die Reiſe vollführet,
Und am nächſten Morgen mit dankendem Blick
Da bringt er dem Grafen ſein Roß zurück,
Beſcheiden am Zügel geführet.“

„Nicht wolle das Gott, rief mit Demuthſinn
Der Graf, daß zum Streiten und Jagen
Das Roß ich beſchritte fürderhin,
Das meinen Schöpfer getragen!
Und magſt du's nicht haben zu eignem Gewinnſt,
So bleibt es gewidmet dem göttlichen Dienſt!
Denn ich hab' es dem ja gegeben,
Von dem ich Ehre und irdiſches Gut
Zu Lehen trage und Leib und Blut,
Und Seele und Athem und Leben.“

„So mög' auch Gott, der allmächtige Hort,
Der das Flehen der Schwachen erhöret,
Zu Ehren euch bringen hier und dort,
So wie ihr jezt ihn geehrt.
Ihr ſeyd ein mächtiger Graf, bekannt
Durch ritterlich Walten im Schweizerland;
Euch blühn ſechs liebliche Töchter.
So mögen ſie, rief er begeiſtert aus,
Sechs Kronen euch bringen in euer Haus
Und glänzen die ſpät'ſten Geſchlechter!“

Und mit ſinnendem Haupt ſaß der Kaiſer da,
Als dächt' er vergangener Zeiten;
Jetzt, da er dem Sänger in's Auge ſah,
Da ergreift ihn der Worte Bedeuten.
Die Züge des Prieſters erkennt er ſchnell,
Und verbirgt der Thränen ſtürzenden Quell
In des Mantels purpurnen Falten.
Und Alles blickte den Kaiſer an,
Und erkannte den Grafen, der das gethan,
Und verehrte das göttliche Walten.

Anmerkung. Tſchudi, der uns dieſe Anekdote überliefert hat, erzählt auch, daß der Prieſter, dem dieſes mit dem Grafen von Habsburg begegnet, nachher Kaplan bei dem Kurfürſten von Mainz geworden, und nicht wenig dazu beigetragen habe, bei der nächſten Kaiſerwahl, die auf das große Interregnum erfolgte, die Gedanken des Kurfürſten auf den Grafen von Habsburg zu richten. — Für die Freunde der Geſchichte jener Zeit bemerke ich noch, daß ich recht gut weiß, daß Böhmen dem Gepränge bei Rudolphs Kaiſerkrönung nicht beiwohnte.

* * *

Der Handſchuh.

Erzählung.

Vor ſeinem Löwengarten,
Das Kampfſpiel zu erwarten,
Saß König Franz,
Und um ihn die Großen der Krone,
Und rings auf hohem Balkone
Die Damen in ſchönem Kranz.

Und wie er winkt mit dem Finger,
Auf thut ſich der weite Zwinger,
Und hinein mit bedächtigem Schritt
Ein Löwe tritt,
Und ſieht ſich ſtumm
Rings um,
Mit langem Gähnen,
Und ſchüttelt die Mähnen,
Und ſtreckt die Glieder,
Und legt ſich nieder.

Und der König winkt wieder,
Da öffnet ſich behend
Ein zweites Thor,
Daraus rennt
Mit wildem Sprunge
Ein Tiger hervor.
Wie der den Löwen erſchaut,
Brüllt er laut,

Schlägt mit dem Schweif
Einen furchtbaren Reif,
Und recket die Zunge,
Und im Kreiſe ſcheu
Umgeht er den Leu,
Grimmig ſchnurrend;
Drauf ſtreckt er ſich murrend
Zur Seite nieder.

Und der König winkt wieder,
Da ſpeit das doppelt geöffnete Haus
Zwei Leoparden auf einmal aus,
Die ſtürzen mit muthiger Kampfbegier
Auf das Tigerthier;
Das packt ſie mit ſeinen grimmigen Tatzen,
Und der Leu mit Gebrüll
Richtet ſich auf, da wird's ſtill;
Und herum im Kreis,
Von Mordſucht heiß,
Lagern ſich die gräulichen Katzen.

Da fällt von des Altans Rand
Ein Handſchuh von ſchöner Hand
Zwiſchen den Tiger und den Leun
Mitten hinein.

Und zu Ritter Delorges ſpottender Weiſ'
Wendet ſich Fräulein Kunigund':
„Herr Ritter, iſt eure Lieb' ſo heiß,
Wie ihr mir's ſchwört zu jeder Stund',
Ei, ſo hebt mir den Handſchuh auf!“

Und der Ritter in ſchnellem Lauf
Steigt hinab in den furchtbarn Zwinger
Mit feſtem Schritte,
Und aus der Ungeheuer Mitte
Nimmt er den Handſchuh mit keckem Finger.

Und mit Erſtaunen und mit Grauen
Sehen's die Ritter und Edelfrauen,
Und gelaſſen bringt er den Handſchuh zurück.
Da ſchallt ihm ſein Lob aus jedem Munde,
Aber mit zärtlichem Liebesblick —
Er verheißt ihm ſein nahes Glück —
Empfängt ihn Fräulein Kunigunde.
Und er wirft ihr den Handſchuh in's Geſicht: [*]
„Den Dank, Dame, begehr' ich nicht!"
Und verläßt ſie zur ſelben Stunde.

---

[*] Statt dieſer Zeile ſteht im Muſen-Almanach von 1798 folgende:
Und der Ritter ſich tief verbeugend ſpricht:

Das verſchleierte Bild zu Sais.

Ein Jüngling, den des Wiſſens heißer Durſt
Nach Sais in Aegypten trieb, der Prieſter
Geheime Weisheit zu erlernen, hatte
Schon manchen Grad mit ſchnellem Geiſt durcheilt;
Stets riß ihn ſeine Forſchbegierde weiter,
Und kaum beſänftigte der Hierophant
Den ungeduldig Strebenden. „Was hab' ich,
Wenn ich nicht Alles habe, ſprach der Jüngling.
Gibt's etwa hier ein Weniger und Mehr?
Iſt deine Wahrheit, wie der Sinne Glück,
Nur eine Summe, die man größer, kleiner
Beſitzen kann, und immer doch beſitzt?
Iſt ſie nicht eine einz'ge, ungetheilte?
Nimm einen Ton aus einer Harmonie,
Nimm eine Farbe aus dem Regenbogen,
Und Alles, was dir bleibt, iſt Nichts, ſo lang
Das ſchöne All der Töne fehlt und Farben.“

Indem ſie einſt ſo ſprachen, ſtanden ſie
In einer einſamen Rotonde ſtill,
Wo ein verſchleiert Bild von Rieſengröße
Dem Jüngling in die Augen fiel. Verwundert
Blickt er den Führer an und ſpricht: Was iſt's,
Das hinter dieſem Schleier ſich verbirgt?
„Die Wahrheit,“ iſt die Antwort — Wie? ruft Jener,
Nach Wahrheit ſtreb' ich ja allein, und dieſe
Gerade iſt es, die man mir verhüllt?

„Das mache mit der Gottheit aus, verſetzt
Der Hierophant. Kein Sterblicher, ſagt ſie,
Rückt dieſen Schleier, bis ich ſelbſt ihn hebe.
Und wer mit ungeweihter, ſchuld'ger Hand
Den heiligen, verbot'nen früher hebt,
Der, ſpricht die Gottheit“ — Nun? „Der ſieht die Wahrheit.“
Ein ſeltſamer Orakelſpruch! Du ſelbſt,
Du hätteſt alſo niemals ihn gehoben?
„Ich? Wahrlich nicht! Und war auch nie dazu
Verſucht.“ — Das faſſ' ich nicht. Wenn von der Wahrheit
Nur dieſe dünne Scheidewand mich trennte —
„Und ein Geſetz, fällt ihm ſein Führer ein,
Gewichtiger, mein Sohn, als du es meinſt,
Iſt dieſer dünne Flor — für deine Hand
Zwar leicht, doch centnerſchwer für dein Gewiſſen.“

Der Jüngling ging gedankenvoll nach Hauſe;
Ihm raubt des Wiſſens brennende Begier
Den Schlaf, er wälzt ſich glühend auf dem Lager,
Und rafft ſich auf um Mitternacht. Zum Tempel
Führt unfreiwillig ihn der ſcheue Tritt.
Leicht ward es ihm, die Mauer zu erſteigen,
Und mitten in das Inn're der Rotonde
Trägt ein beherzter Sprung den Wagenden.

Hier ſteht er nun, und grauenvoll umfängt
Den Einſamen die lebenloſe Stille,
Die nur der Tritte hohler Widerhall
In den geheimen Grüften unterbricht.
Von oben durch der Kuppel Oeffnung wirft
Der Mond den bleichen, ſilberblauen Schein,
Und furchtbar, wie ein gegenwärt'ger Gott,

Erglänzt durch des Gewölbes Finſterniſſe
In ihrem langen Schleier die Geſtalt.

Er tritt hinan mit ungewiſſem Schritt;
Schon will die freche Hand das Heilige berühren;
Da zuckt es heiß und kühl durch ſein Gebein,
Und ſtößt ihn weg mit unſichtbarem Arme.
Unglücklicher, was willſt du thun? ſo ruft
In ſeinem Innern eine treue Stimme.
Verſuchen den Allheiligen willſt du?
Kein Sterblicher, ſprach des Orakels Mund,
Rückt dieſen Schleier, bis ich ſelbſt ihn hebe.
Doch ſetzte nicht derſelbe Mund hinzu:
Wer dieſen Schleier hebt, ſoll Wahrheit ſchauen?
Sey hinter ihm, was will! Ich heb' ihn auf.
Er ruft's mit lauter Stimm': Ich will ſie ſchauen.
Schauen!
Gellt ihm ein langes Echo ſpottend nach.

Er ſpricht's und hat den Schleier aufgedeckt.
„Nun, fragt ihr, und was zeigte ſich ihm hier?“
Ich weiß es nicht. Beſinnungslos und bleich,
So fanden ihn am andern Tag die Prieſter
Am Fußgeſtell der Iſis ausgeſtreckt.
Was er allda geſehen und erfahren,
Hat ſeine Zunge nie bekannt. Auf ewig
War ſeines Lebens Heiterkeit dahin,
Ihn riß ein tiefer Gram zum frühen Grabe.
„Weh dem,“ dies war ſein warnungsvolles Wort,
Wenn ungeſtüme Frager in ihn drangen,
„Weh dem, der zu der Wahrheit geht durch Schuld;
Sie wird ihm nimmermehr erfreulich ſeyn.“

Die Theilung der Erde.

Nehmt hin die Welt! rief Zeus von ſeinen Höhen
Den Menſchen zu; nehmt, ſie ſoll euer ſeyn.
Euch ſchenk' ich ſie zum Erb' und ew'gen Lehen;
Doch theilt euch brüderlich darein.

Da eilt, was Hände hat, ſich einzurichten,
Es regte ſich geſchäftig Jung und Alt,
Der Ackersmann griff nach des Feldes Früchten,
Der Junker birſchte durch den Wald.

Der Kaufmann nimmt, was ſeine Speicher faſſen,
Der Abt wählt ſich den edeln Firnewein,
Der König ſperrt die Brücken und die Straßen,
Und ſprach: der Zehente iſt mein.

Ganz ſpät, nachdem die Theilung längſt geſchehen,
Naht der Poet, er kam aus weiter Fern',
Ach! da war überall nichts mehr zu ſehen,
Und Alles hatte ſeinen Herrn!

Weh mir! So ſoll ich denn allein von Allen
Vergeſſen ſeyn, ich, dein getreuſter Sohn?
So ließ er laut der Klage Ruf erſchallen,
Und warf ſich hin vor Jovis Thron.

Wenn du im Land der Träume dich verweilet,
Verſetzt der Gott, ſo hadre nicht mit mir.
Wo warſt du denn, als man die Welt getheilet?
Ich war, ſprach der Poet, bei dir.

Mein Auge hing an deinem Angeſichte,
An deines Himmels Harmonie mein Ohr;
Verzeih dem Geiſte, der, von deinem Lichte
Berauſcht, das Irdiſche verlor!

Was thun! ſpricht Zeus; die Welt iſt weggegeben,
Der Herbſt, die Jagd, der Markt iſt nicht mehr mein.
Willſt du in meinem Himmel mit mir leben,
So oft du kommſt, er ſoll dir offen ſeyn.

Das Mädchen aus der Fremde

In einem Thal bei armen Hirten
Erſchien mit jedem jungen Jahr,
Sobald die erſten Lerchen ſchwirrten,
Ein Mädchen ſchön und wunderbar.

Sie war nicht in dem Thal geboren,
Man wußte nicht, woher ſie kam;
Doch ſchnell war ihre Spur verloren,
Sobald das Mädchen Abſchied nahm.

Beſeligend war ihre Nähe,
Und alle Herzen wurden weit;
Doch eine Würde, eine Höhe
Entfernte die Vertraulichkeit.

Sie brachte Blumen mit und Früchte,
Gereift auf einer andern Flur,
In einem andern Sonnenlichte,
In einer glücklichern Natur;

Und theilte Jedem eine Gabe,
Dem Früchte, Jenem Blumen aus;
Der Jüngling und der Greis am Stabe,
Ein Jeder ging beſchenkt nach Haus.

Willkommen waren alle Gäſte;
Doch nahte ſich ein liebend Paar,
Dem reichte ſie der Gaben beſte,
Der Blumen allerſchönſte dar.

Das Ideal und das Leben. *

Ewigklar und ſpiegelrein und eben
Fließt das zephyrleichte Leben
Im Olymp den Seligen dahin.
Monde wechſeln und Geſchlechter fliehen;
Ihrer Götterjugend Roſen blühen
Wandellos im ewigen Ruin.
Zwiſchen Sinnenglück und Seelenfrieden
Bleibt dem Menſchen nur die bange Wahl.
Auf der Stirn des hohen Uraniden
Leuchtet ihr vermählter Strahl. †

---

* In den Horen vom Jahr 1795 erſchien dies Gedicht unter der Ueberſchrift: Das Reich der Schatten.

† In der früheren Ausgabe folgt hier die Strophe:

Führt kein Weg hinauf zu jenen Höhen?
Muß der Blume Schmuck vergehen,
Wenn des Herbſtes Gabe ſchwellen ſoll?
Wenn wir tauſend Silberkörner füllen,
Muß die andre kalte Nacht umhüllen?
Wird die Erntenhoffnung niemals voll?
Nein, auch aus der Sinne Schranken führen
Pfade aufwärts zur Unendlichkeit.
Die von ihren Gütern nichts berühren,
Schont kein Neid der Zeit.

Wollt ihr ſchon auf Erden Göttern gleichen,
Frei ſeyn in des Todes Reichen,
Brechet nicht von ſeines Gartens Frucht!
An dem Scheine mag der Blick ſich weiden;
Des Genuſſes wandelbare Freuden
Rächet ſchleunig der Begierde Flucht.
Selbſt der Styx, der neunfach ſie umwindet,
Wehrt die Rückkehr Ceres Tochter nicht;
Nach dem Apfel greift ſie, und es bindet
Ewig ſie des Orkus Pflicht.

Nur der Körper eignet jenen Mächten,
Die das dunkle Schickſal flechten;
Aber frei von jeder Zeitgewalt,
Die Geſpielin ſeliger Naturen,
Wandelt oben in des Lichtes Fluren,
Göttlich unter Göttern, die Geſtalt.
Wollt ihr hoch auf ihren Flügeln ſchweben,
Werft die Angſt des Irdiſchen von euch!
Fliehet aus dem engen, dumpfen Leben
In des Ideales Reich! *

---

* Hier finden ſich in der erſten Ausgabe noch folgende Strophen:

Und vor jenen fürchterlichen Schaaren
Euch auf ewig zu bewahren,
Brechet muthig alle Brücken ab.
Zittert nicht, die Heimath zu verlieren;
Alle Pfade, die zum Leben führen,
Alle führen zum gewiſſen Grab.
Opfert freudig auf, was ihr beſeſſen,
Was ihr einſt geweſen, was ihr ſeid,
Und in einem ſeligen Vergeſſen
Schwinde die Vergangenheit.

Jugendlich, von allen Erdenmalen
Frei, in der Vollendung Strahlen
Schwebet hier der Menſchheit Götterbild,
Wie des Lebens ſchweigende Phantome
Glänzend wandeln an dem ſtyg'ſchen Strome,
Wie ſie ſtand im himmliſchen Gefild,
Ehe noch zum traur'gen Sarkophage
Die Unſterbliche herunter ſtieg.
Wenn im Leben noch des Kampfes Wage
Schwankt, erſcheinet hier der Sieg.

Nicht vom Kampf die Glieder zu entſtricken,
Den Erſchöpften zu erquicken,
Wehet hier des Sieges duft'ger Kranz.
Mächtig, ſelbſt wenn eure Sehnen ruhten,
Reißt das Leben euch in ſeine Fluten,
Euch die Zeit in ihren Wirbeltanz.
Aber ſinkt des Muthes kühner Flügel
Bei der Schranken peinlichem Gefühl,
Dann erblicket von der Schönheit Hügel
Freudig das erflog'ne Ziel.

Keine Schmerzerinnerung entweihe
Dieſe Freiſtatt, keine Reue,
Keine Sorge, keiner Thräne Spur.
Losgeſprochen ſind von allen Pflichten,
Die in dieſes Heiligthum ſich flüchten,
Allen Schulden ſterblicher Natur.
Unverfolget wandle hier der Sklave,
Seiner Feſſeln glücklich unbewußt;
Selbſt die rächende Erinnys ſchlafe
Friedlich in des Sünders Bruſt.

Wenn es gilt, zu herrſchen und zu ſchirmen,
Kämpfer gegen Kämpfer ſtürmen
Auf des Glückes, auf des Ruhmes Bahn,
Da mag Kühnheit ſich an Kraft zerſchlagen,
Und mit krachendem Getös die Wagen
Sich vermengen auf beſtäubtem Plan.
Muth allein kann hier den Dank erringen,
Der am Ziel des Hippodromes winkt.
Nur der Starke wird das Schickſal zwingen,
Wenn der Schwächling unterſinkt.

Aber der, von Klippen eingeſchloſſen,
Wild und ſchäumend ſich ergoſſen,
Sanft und eben rinnt des Lebens Fluß
Durch der Schönheit ſtille Schattenlande,
Und auf ſeiner Wellen Silberrande
Malt Aurora ſich und Heſperus.
Aufgelöſt in zarter Wechſelliebe,
In der Anmuth freiem Bund vereint,
Ruhen hier die ausgeſöhnten Triebe,
Und verſchwunden iſt der Feind.

Wenn, das Todte bildend zu beſeelen,
Mit dem Stoff ſich zu vermählen,
Thatenvoll der Genius entbrennt,
Da, da ſpanne ſich des Fleißes Nerve,
Und, beharrlich ringend, unterwerfe
Der Gedanke ſich das Element.
Nur dem Ernſt, den keine Mühe bleichet,
Rauſcht der Wahrheit tief verſteckter Born;
Nur des Meißels ſchwerem Schlag erweichet
Sich des Marmors ſprödes Korn.

Aber dringt bis in der Schönheit Sphäre,
Und im Staube bleibt die Schwere
Mit dem Stoff, den ſie beherrſcht, zurück.
Nicht der Maſſe qualvoll abgerungen,
Schlank und leicht, wie aus dem Nichts geſprungen,
Steht das Bild vor dem entzückten Blick.
Alle Zweifel, alle Kämpfe ſchweigen
In des Sieges hoher Sicherheit;
Ausgeſtoßen hat es jeden Zeugen
Menſchlicher Bedürftigkeit.

Wenn ihr in der Menſchheit traur'gen Blöße
Steht vor des Geſetzes Größe,
Wenn dem Heiligen die Schuld ſich naht,
Da erblaſſe vor der Wahrheit Strahle
Eure Tugend, vor dem Ideale
Fliehe muthlos die beſchämte That.
Kein Erſchaffner hat dies Ziel erflogen;
Ueber dieſen grauenvollen Schlund
Trägt kein Nachen, keiner Brücke Bogen,
Und kein Anker findet Grund.

Aber flüchtet aus der Sinne Schranken
In die Freiheit der Gedanken,
Und die Furchterſcheinung iſt entflohn,
Und der ew'ge Abgrund wird ſich füllen;
Nehmt die Gottheit auf in euern Willen,
Und ſie ſteigt von ihrem Weltenthron.
Des Geſetzes ſtrenge Feſſel bindet
Nur den Sklavenſinn, der es verſchmäht;
Mit des Menſchen Widerſtand verſchwindet
Auch des Gottes Majeſtät.

Wenn der Menſchheit Leiden euch umfangen,
Wenn dort Priams Sohn der Schlangen
Sich erwehrt mit namenloſem Schmerz,
Da empöre ſich der Menſch, es ſchlage
An des Himmels Wölbung ſeine Klage,
Und zerreiße euer fühlend Herz!
Der Natur furchtbare Stimme ſiege,
Und der Freude Wange werde bleich,
Und der heil'gen Sympathie erliege
Das Unſterbliche in euch!

Aber in den heitern Regionen,
Wo die reinen Formen wohnen,
Rauſcht des Jammers trüber Sturm nicht mehr.
Hier darf Schmerz die Seele nicht durchſchneiden,
Keine Thräne fließt hier mehr dem Leiden,
Nur des Geiſtes tapfrer Gegenwehr.
Lieblich, wie der Iris Farbenfeuer
Auf der Donnerwolke duft'gem Thau,
Schimmert durch der Wehmuth düſtern Schleier
Hier der Ruhe heit'res Blau.

Tief erniedrigt zu des Feigen Knechte
Ging in ewigem Gefechte
Einſt Alcid des Lebens ſchwere Bahn,
Rang mit Hydern und umarmt' den Leuen,
Stürzte ſich, die Freunde zu befreien,
Lebend in des Todtenſchiffers Kahn.
Alle Plagen, alle Erdenlaſten
Wälzt der unverſöhnten Göttin Liſt
Auf die will'gen Schultern des Verhaßten,
Bis ſein Lauf geendigt iſt —

Bis der Gott, des Irdiſchen entkleidet,
Flammend ſich vom Menſchen ſcheidet,
Und des Aethers leichte Lüfte trinkt.
Froh des neuen ungewohnten Schwebens,
Fließt er aufwärts, und des Erdenlebens
Schweres Traumbild ſinkt und ſinkt und ſinkt.
Des Olympus Harmonien empfangen
Den Verklärten in Kronions Saal,
Und die Göttin mit den Roſenwangen
Reicht ihm lächelnd den Pokal.

Parabeln und Räthſel.

1.

Von Perlen baut ſich eine Brücke
Hoch über einen grauen See;
Sie baut ſich auf im Augenblicke,
Und ſchwindelnd ſteigt ſie in die Höh'.

Der höchſten Schiffe höchſte Maſten
Ziehn unter ihrem Bogen hin,
Sie ſelber trug noch keine Laſten,
Und ſcheint, wie du ihr nahſt, zu fliehn.

Sie wird erſt mit dem Strom, und ſchwindet,
So wie des Waſſers Flut verſiegt.
So ſprich, wo ſich die Brücke findet,
Und wer ſie künſtlich hat gefügt?

◆

2.

Es führet dich meilenweit von dannen,
Und bleibt doch ſtets an ſeinem Ort;
Es hat nicht Flügel auszuſpannen,
Und trägt dich durch die Lüfte fort.
Es iſt die allerſchnellſte Fähre,
Die jemals einen Wandrer trug,
Und durch das größte aller Meere
Trägt es dich mit Gedankenflug;
Ihm iſt ein Augenblick genug!

◆

3.

Auf einer großen Weide gehen
Viel tauſend Schafe ſilberweiß;
Wie wir ſie heute wandeln ſehen,
Sah ſie der allerältſte Greis.

Sie altern nie und trinken Leben
Aus einem unerſchöpften Born!
Ein Hirt iſt ihnen zugegeben
Mit ſchön gebog'nem Silberhorn.

Er treibt ſie aus zu goldnen Thoren,
Er überzählt ſie jede Nacht,
Und hat der Lämmer keins verloren,
So oft er auch den Weg vollbracht.

Ein treuer Hund hilft ſie ihm leiten,
Ein munt'rer Widder geht voran.
Die Heerde, kannſt du ſie mir deuten,
Und auch den Hirten zeig' mir an!

4.

Es ſteht ein groß geräumig Haus
Auf unſichtbaren Säulen;
Es mißt's und geht's kein Wandrer aus,
Und keiner darf drin weilen.
Nach einem unbegriff'nen Plan
Iſt es mit Kunſt gezimmert;
Es ſteckt ſich ſelbſt die Lampe an,
Die es mit Pracht durchſchimmert,
Es hat ein Dach, kryſtallenrein,
Von einem einz'gen Edelſtein,
Doch noch kein Auge ſchaute
Den Meiſter, der es baute.

* * *

5.

Zwei Eimer ſieht man ab und auf
In einen Brunnen ſteigen,
Und ſchwebt der eine voll herauf,
Muß ſich der andre neigen.
Sie wandern raſtlos hin und her,
Abwechſelnd voll und wieder leer,
Und bringſt du dieſen an den Mund,
Hängt jener in dem tiefſten Grund;
Nie können ſie mit ihren Gaben
In gleichem Augenblick dich laben.

* * *

6.

Kennſt du das Bild auf zartem Grunde:
    Es gibt ſich ſelber Licht und Glanz.
Ein and'res iſt's zu jeder Stunde,
    Und immer iſt es friſch und ganz.
Im engſten Raum iſt's ausgeführet,
    Der kleinſte Rahmen faßt es ein;
Doch alle Größe, die dich rühret,
    Kennſt du durch dieſes Bild allein.

Und kannſt du den Kryſtall mir nennen,
    Ihm gleicht an Werth kein Edelſtein;
Er leuchtet, ohne je zu brennen,
    Das ganze Weltall ſaugt er ein.
Der Himmel ſelbſt iſt abgemalet
    In ſeinem wundervollen Ring,
Und doch iſt, was er von ſich ſtrahlet,
    Noch ſchöner, als was er empfing.

◆

7.

Ein Gebäude ſteht da von uralten Zeiten,
Es iſt kein Tempel, es iſt kein Haus;
Ein Reiter kann hundert Tage reiten,
Er umwandert es nicht, er reitet's nicht aus.

Jahrhunderte ſind vorüber geflogen,
Es trotzte der Zeit und der Stürme Heer;
Frei ſteht es unter dem himmliſchen Bogen,
Es reicht in die Wolken, es netzt ſich im Meer.

Nicht eitle Prahlſucht hat es gethürmet,
Es dienet zum Heil, es rettet und ſchirmet;
Seines Gleichen iſt nicht auf Erden bekannt,
Und doch iſt's ein Werk von Menſchenhand.

◆

8.

Unter allen Schlangen iſt Eine,
Auf Erden nicht gezeugt,
Mit der an Schnelle keine,
An Wuth ſich keine vergleicht.

Sie ſtürzt mit furchtbarer Stimme
Auf ihren Raub ſich los,
Vertilgt in Einem Grimme
Den Reiter und ſein Roß.

Sie liebt die höchſten Spitzen,
Nicht Schloß, nicht Riegel kann
Vor ihrem Anfall ſchützen;
Der Harniſch — lockt ſie an.

Sie bricht wie dünne Halmen
Den ſtärkſten Baum entzwei;
Sie kann das Erz zermalmen,
Wie dicht und feſt es ſey.

Und dieſes Ungeheuer
Hat zweimal nur gedroht —
Es ſtirbt im eig'nen Feuer;
Wie's tödtet, iſt es todt!

9.

Wir ſtammen, unſrer ſechs Geſchwiſter,
Von einem wunderſamen Paar,
Die Mutter ewig ernſt und düſter,
Der Vater fröhlich immerdar.

Von Beiden erbten wir die Tugend,
Von ihr die Milde, von ihm den Glanz;
So drehn wir uns in ew'ger Jugend
Um dich herum im Cirkeltanz.

Gern meiden wir die ſchwarzen Höhlen,
Und lieben uns den heitern Tag;
Wir ſind es, die die Welt beſeelen
Mit unſers Lebens Zauberſchlag.

Wir ſind des Frühlings luſt'ge Boten,
Und führen ſeinen muntern Reihn;
Drum fliehen wir das Haus der Todten:
Denn um uns her muß Leben ſeyn.

Uns mag kein Glücklicher entbehren,
Wir ſind dabei, wo man ſich freut,
Und läßt der Kaiſer ſich verehren,
Wir leihen ihm die Herrlichkeit.

◆

10.

Wie heißt das Ding, das Wen'ge ſchätzen,
Doch ziert's des größten Kaiſers Hand;
Es iſt gemacht, um zu verletzen;
Am nächſten iſt's dem Schwert verwandt.

Kein Blut vergießt's und macht doch tauſend Wunden,
Niemand beraubt's und macht doch reich;
Es hat den Erdkreis überwunden,
Es macht das Leben ſanft und gleich.

Die größten Reiche hat's gegründet,
Die ält'ſten Städte hat's erbaut;
Doch niemals hat es Krieg entzündet,
Und Heil dem Volk, das ihm vertraut!

◆

11.

Ich wohn' in einem ſteinernen Haus,
Da lieg' ich verborgen und ſchlafe;
Doch ich trete hervor, ich eile heraus,
Gefordert mit eiſerner Waffe.
Erſt bin ich unſcheinbar und ſchwach und klein,
Mich kann dein Athem bezwingen;
Ein Regentropfen ſchon ſaugt mich ein,
Doch mir wachſen im Siege die Schwingen.
Wenn die mächtige Schweſter ſich zu mir geſellt,
Erwachſ' ich zum furchtbarn Gebieter der Welt.

◆

12.

Ich drehe mich auf einer Scheibe,
Ich wandle ohne Raſt und Ruh.
Klein iſt das Feld, das ich umſchreibe,
Du deckſt es mit zwei Händen zu. —
Doch brauch' ich viele tauſend Meilen,
Bis ich das kleine Feld durchzogen,
Flieg' ich gleich fort mit Sturmes Eilen,
Und ſchneller als der Pfeil vom Bogen.

◆

13.

Ein Vogel iſt es, und an Schnelle
Buhlt es mit eines Adlers Flug;
Ein Fiſch iſt's, und zertheilt die Welle,
Die noch kein größ'res Unthier trug;
Ein Elephant iſt's, welcher Thürme
Auf ſeinem ſchweren Rücken trägt;
Der Spinnen kriechendem Gewürme
Gleicht es, wenn es die Füße regt;
Und hat es feſt ſich eingebiſſen
Mit ſeinem ſpitz'gen Eiſenzahn,
So ſteht's gleichwie auf feſten Füßen,
Und trotzt dem wüthenden Orkan.

Der Spaziergang. *

Sey mir gegrüßt, mein Berg mit dem röthlich ſtrahlenden Gipfel!
Sey mir, Sonne, gegrüßt, die ihn ſo lieblich beſcheint!
Dich auch grüß' ich, belebte Flur, euch, ſäuſelnde Linden,
Und den fröhlichen Chor, der auf den Aeſten ſich wiegt.
Ruhige Bläue, dich auch, die unermeßlich ſich ausgießt
Um das braune Gebirg, über den grünenden Wald,
Auch um mich, der, endlich entflohn des Zimmers Gefängniß
Und dem engen Geſpräch, freudig ſich rettet zu dir;
Deiner Lüfte balſamiſcher Strom durchrinnt mich erquickend,
Und den durſtigen Blick labt das energiſche Licht.
Kräftig auf blühender Au erglänzen die wechſelnden Farben,
Aber der reizende Streit löſet in Anmuth ſich auf.
Frei empfängt mich die Wieſe mit weithin verbreitetem Teppich,
Durch ihr freundliches Grün ſchlingt ſich der ländliche Pfad,
Um mich ſummt die geſchäftige Biene, mit zweifelndem Flügel
Wiegt der Schmetterling ſich über dem röthlichen Klee,
Glühend trifft mich der Sonne Pfeil, ſtill liegen die Weſte,
Nur der Lerche Geſang wirbelt in heiterer Luft.
Doch jetzt brauſt's aus dem nahen Gebüſch, tief neigen der Erlen
Kronen ſich, und im Wind wogt das verſilberte Gras;
Mich umfängt ambroſiſche Nacht; in duftende Kühlung
Nimmt ein prächtiges Dach ſchattender Buchen mich ein.

---

* Elegie war die Ueberſchrift dieſes Gedichts in den Horen vom Jahr 1795.

In des Waldes Geheimniß entflieht mir auf einmal die Landſchaft,
Und ein ſchlängelnder Pfad leitet mich ſteigend empor.
Nur verſtohlen durchdringt der Zweige laubigtes Gitter
Sparſames Licht, und es blickt lachend das Blaue herein.
Aber plötzlich zerreißt der Flor. Der geöffnete Wald gibt
Ueberraſchend des Tags blendendem Glanz mich zurück.
Unabſehbar ergießt ſich vor meinen Blicken die Ferne,
Und ein blaues Gebirg' endigt im Dufte die Welt.
Tief an des Berges Fuß, der gählings unter mir abſtürzt,
Wallet des grünlichen Stroms fließender Spiegel vorbei.
Endlos unter mir ſeh' ich den Aether, über mir endlos,
Blicke mit Schwindeln hinauf, blicke mit Schaudern hinab.
Aber zwiſchen der ewigen Höh' und der ewigen Tiefe
Trägt ein geländerter Steig ſicher den Wandrer dahin.
Lachend fliehen an mir die reichen Ufer vorüber,
Und den fröhlichen Fleiß rühmet das prangende Thal.
Jene Linien, ſieh! die des Landmanns Eigenthum ſcheiden,
In den Teppich der Flur hat ſie Demeter gewirkt.
Freundliche Schrift des Geſetzes, des menſchenerhaltenden Gottes,
Seit aus der ehernen Welt fliehend die Liebe verſchwand;
Aber in freieren Schlangen durchkreuzt die geregelten Felder,
Jetzt verſchlungen vom Wald, jetzt an den Bergen hinauf
Klimmend, ein ſchimmernder Streif, die Länder verknüpfende Straße;
Auf dem ebenen Strom gleiten die Flöße dahin;
Vielfach ertönt der Heerden Geläut im belebten Gefilde,
Und den Widerhall weckt einſam des Hirten Geſang.
Munt're Dörfer bekränzen den Strom, in Gebüſchen verſchwinden
Andre, vom Rücken des Bergs ſtürzen ſie gäh dort herab

Nachbarlich wohnet der Menſch noch mit dem Acker zuſammen,
Seine Felder umruhn friedlich ſein ländliches Dach,
Traulich rankt ſich die Reb' empor an dem niedrigen Fenſter,
Einen umarmenden Zweig ſchlingt um die Hütte der Baum.
Glückliches Volk der Gefilde! noch nicht zur Freiheit erwachet,
Theilſt du mit deiner Flur fröhlich das enge Geſetz.
Deine Wünſche beſchränkt der Ernten ruhiger Kreislauf,
Wie dein Tagewerk, gleich, windet dein Leben ſich ab!
Aber wer raubt mir auf einmal den lieblichen Anblick? Ein fremder
Geiſt verbreitet ſich ſchnell über die fremdere Flur!
Spröde ſondert ſich ab, was kaum noch liebend ſich miſchte,
Und das Gleiche nur iſt's, was an das Gleiche ſich reiht.
Stände ſeh' ich gebildet, der Pappeln ſtolze Geſchlechter
Ziehn in geordnetem Pomp vornehm und prächtig daher,
Regel wird Alles und Alles wird Wahl und Alles Bedeutung.
Dieſes Dienergefolg' meldet den Herrſcher mir an.
Prangend verkündigen ihn von fern die beleuchteten Kuppeln,
Aus dem felſigen Kern hebt ſich die thürmende Stadt.
In die Wildniß hinaus ſind des Waldes Faunen verſtoßen,
Aber die Andacht leiht höheres Leben dem Stein.
Näher gerückt iſt der Menſch an den Menſchen. Enger wird um ihn,
Reger erwacht, es umwälzt raſcher ſich in ihm die Welt.
Sieh, da entbrennen in feurigem Kampf die eifernden Kräfte,
Großes wirket ihr Streit, Größeres wirket ihr Bund.
Tauſend Hände belebt Ein Geiſt, doch ſchläget in tauſend
Brüſten, von einem Gefühl glühend, ein einziges Herz,
Schlägt für das Vaterland und glüht für der Ahnen Geſetze.
Hier auf dem theuren Grund ruht ihr verehrtes Gebein;
Nieder ſteigen vom Himmel die ſeligen Götter und nehmen
In dem geweihten Bezirk feſtliche Wohnungen ein;

Herrliche Gaben beſcherend, erſcheinen ſie; Ceres vor Allen
Bringet des Pfluges Geſchenk, Hermes den Anker herbei,
Bacchus die Traube, Minerva des Oelbaums grünende Reiſer,
Auch das krieg'riſche Roß führet Poſeidon heran.
Mutter Cybele ſpannt an des Wagens Deichſel die Löwen,
In das gaſtliche Thor zieht ſie als Bürgerin ein.
Heilige Steine! Aus euch ergoſſen ſich Pflanzer der Menſchheit,
Fernen Inſeln des Meers ſandtet ihr Sitten und Kunſt,
Weiſe ſprachen das Recht an dieſen geſelligen Thoren,
Helden ſtürzten zum Kampf für die Penaten heraus.
Auf den Mauern erſchienen, den Säugling im Arme, die Mütter,
Blickten dem Heerzug nach, bis ihn die Ferne verſchlang.
Betend ſtürzten ſie dann vor der Götter Altären ſich nieder,
Flehten um Ruhm und Sieg, flehten um Rückkehr für euch.
Ehre ward euch und Sieg, doch der Ruhm nur kehrte zurücke,
Eurer Thaten Verdienſt meldet der rührende Stein:
„Wanderer, kommſt du nach Sparta, verkündige dorten, du habeſt
„Uns hier liegen geſehn, wie das Geſetz es befahl.“
Ruhet ſanft, ihr Geliebten! Von eurem Blute begoſſen
Grünet der Oelbaum, es keimt luſtig die köſtliche Saat.
Munter entbrennt, des Eigenthums froh, das freie Gewerbe,
Aus dem Schilfe des Stroms winket der bläuliche Gott.
Ziſchend fliegt in den Baum die Axt, es erſeufzt die Dryade,
Hoch von des Berges Haupt ſtürzt ſich die donnernde Laſt.
Aus dem Felsbruch wiegt ſich der Stein, vom Hebel beflügelt,
In der Gebirge Schlucht taucht ſich der Bergmann hinab.
Mulcibers Ambos tönt von dem Takt geſchwungener Hämmer,
Unter der nervigen Fauſt ſpritzen die Funken des Stahls.
Glänzend umwindet der gelbe Lein die tanzende Spindel,
Durch die Saiten des Garns ſauſet das webende Schiff.
Fern auf der Rhede ruft der Pilot, es warten die Flotten,
Die in der Fremdlinge Land tragen den heimiſchen Fleiß,

Andre ziehen frohlockend dort ein mit den Gaben der Ferne,
Hoch von dem ragenden Maſt wehet der feſtliche Kranz.
Siehe, da wimmeln die Märkte, der Krahn von fröhlichem Leben,
Seltſamer Sprachen Gewirr brauſt in das wundernde Ohr.
Auf den Stapel ſchüttet die Ernten der Erde der Kaufmann,
Was dem glühenden Strahl Afrikas Boden gebiert,
Was Arabien kocht, was die äußerſte Thule bereitet,
Hoch mit erfreuendem Gut füllt Amalthea das Horn.
Da gebieret das Glück dem Talente die göttlichen Kinder,
Von der Freiheit geſäugt, wachſen die Künſte der Luſt.
Mit nachahmendem Leben erfreuet der Bildner die Augen,
Und vom Meiſel beſeelt, redet der fühlende Stein.
Künſtliche Himmel ruhn auf ſchlanken joniſchen Säulen,
Und den ganzen Olymp ſchließet ein Pantheon ein.
Leicht, wie der Iris Sprung durch die Luft, wie der Pfeil von der Senne,
Hüpfet der Brücke Joch über den brauſenden Strom.
Aber im ſtillen Gemach entwirft bedeutende Cirkel
Sinnend der Weiſe, beſchleicht forſchend den ſchaffenden Geiſt.
Prüft der Stoffe Gewalt, der Magnete Haſſen und Lieben,
Folgt durch die Lüfte dem Klang, folgt durch den Aether dem Strahl,
Sucht das vertraute Geſetz in des Zufalls grauſenden Wundern,
Sucht den ruhenden Pol in der Erſcheinungen Flucht.
Körper und Stimme leiht die Schrift dem ſtummen Gedanken,
Durch der Jahrhunderte Strom trägt ihn das redende Blatt.
Da zerrinnt vor dem wundernden Blick der Nebel des Wahnes,
Und die Gebilde der Nacht weichen dem tagenden Licht.
Seine Feſſeln zerbricht der Menſch, der beglückte! Zerriß’ er
Mit den Feſſeln der Furcht nur nicht den Zügel der Scham!
Freiheit! ruft die Vernunft, Freiheit! die wilde Begierde,
Von der heil’gen Natur ringen ſie lüſtern ſich los.

Ach! da reißen im Sturm die Anker, die an dem Ufer
Warnend ihn hielten, ihn faßt mächtig der fluthende Strom.
In's Unendliche reißt er ihn hin, die Küſte verſchwindet,
Hoch auf der Fluten Gebirg wiegt ſich entmaſtet der Kahn.
Hinter Wolken erlöſchen des Wagens beharrliche Sterne,
Bleibend iſt nichts mehr, es irrt ſelbſt in dem Buſen der Gott.
Aus dem Geſpräche verſchwindet die Wahrheit, Glauben und Treue
Aus dem Leben, es lügt ſelbſt auf der Lippe der Schwur.
In der Herzen vertraulichſten Bund, in der Liebe Geheimniß
Drängt ſich der Sykophant, reißt von dem Freunde den Freund.
Auf die Unſchuld ſchielt der Verrath mit verſchlingendem Blicke,
Mit vergiftendem Biß tödtet des Läſterers Zahn.
Feil iſt in der geſchändeten Bruſt der Gedanke, die Liebe
Wirft des freien Gefühls göttlichen Adel hinweg.
Deiner heiligen Zeichen, o Wahrheit, hat der Betrug ſich
Angemaßt, der Natur köſtlichſte Stimmen entweiht,
Die das bedürftige Herz in der Freude Drang ſich erfindet;
Kaum gibt wahres Gefühl noch durch Verſtummung ſich kund.
Auf der Tribüne prahlet das Recht, in der Hütte die Eintracht,
Des Geſetzes Geſpenſt ſteht an der Könige Thron.
Jahre lang mag, Jahrhunderte lang die Mumie dauern,
Mag das trügende Bild lebender Fülle beſtehn,
Bis die Natur erwacht, und mit ſchweren, ehernen Händen
An das hohle Gebäu rühret die Noth und die Zeit,
Einer Tigerin gleich, die das eiſerne Gitter durchbrochen,
Und des numidiſchen Walds plötzlich und ſchrecklich gedenkt:
Aufſteht mit des Verbrechers Wuth und des Elends die Menſchheit,
Und in der Aſche der Stadt ſucht die verlor'ne Natur.

O ſo öffnet euch, Mauern, und gebt den Gefangenen ledig,
Zu der verlaſſenen Flur kehr' er gerettet zurück!
Aber wo bin ich! Es birgt ſich der Pfad. Abſchüſſige Gründe
Hemmen mit gähnender Kluft hinter mir, vor mir den Schritt.
Hinter mir blieb der Gärten, der Hecken vertraute Begleitung,
Hinter mir jegliche Spur menſchlicher Hände zurück.
Nur die Stoffe ſeh' ich gethürmt, aus welchen das Leben
Keimet, der rohe Baſalt hofft auf die bildende Hand.
Brauſend ſtürzt der Gießbach herab durch die Rinne des Felſens,
Unter den Wurzeln des Baumes bricht er entrüſtet ſich Bahn.
Wild iſt es hier und ſchauerlich öd'. Im einſamen Luftraum
Hängt nur der Adler, und knüpft an das Gewölke die Welt.
Hoch herauf bis zu mir trägt keines Windes Gefieder
Den verlorenen Schall menſchlicher Mühen und Luſt.
Bin ich wirklich allein? In deinen Armen, an deinem
Herzen wieder, Natur, ach! und es war nur ein Traum,
Der mich ſchaudernd ergriff; mit des Lebens furchtbarem Bilde,
Mit dem ſtürzenden Thal ſtürzte der finſtre hinab.
Reiner nehm' ich mein Leben von deinem reinen Altare,
Nehme den fröhlichen Muth hoffender Jugend zurück!
Ewig wechſelt der Wille den Zweck und die Regel, in ewig
Wiederholter Geſtalt wälzen die Thaten ſich um.
Aber jugendlich immer, in immer veränderter Schöne
Ehrſt du, fromme Natur, züchtig das alte Geſetz,
Immer dieſelbe, bewahrſt du in treuen Händen dem Manne,
Was dir das gaukelnde Kind, was dir der Jüngling vertraut,
Nähreſt an gleicher Bruſt die vielfach wechſelnden Alter;
Unter demſelben Blau, über dem nämlichen Grün
Wandeln die nahen und wandeln vereint die fernen Geſchlechter,
Und die Sonne Homers, ſiehe! ſie lächelt auch uns.

* * *

Das Lied von der Glocke.

Vivos voco. Mortuos plango. Fulgura frango.

Feſt gemauert in der Erden
Steht die Form, aus Lehm gebrannt.
Heute muß die Glocke werden!
Friſch, Geſellen! ſeyd zur Hand.
Von der Stirne heiß
Rinnen muß der Schweiß,
Soll das Werk den Meiſter loben;
Doch der Segen kommt von oben.

Zum Werke, das wir ernſt bereiten,
Geziemt ſich wohl ein ernſtes Wort;
Wenn gute Reden ſie begleiten,
Dann fließt die Arbeit munter fort.
So laßt uns jetzt mit Fleiß betrachten,
Was durch die ſchwache Kraft entſpringt;
Den ſchlechten Mann muß man verachten.
Der nie bedacht, was er vollbringt.
Das iſt's ja, was den Menſchen zieret.
Und dazu ward ihm der Verſtand,
Daß er im innern Herzen ſpüret,
Was er erſchafft mit ſeiner Hand.

Nehmet Holz vom Fichtenſtamme,
Doch recht trocken laßt es ſeyn,
Daß die eingepreßte Flamme
Schlage zu dem Schwalch hinein!
Kocht des Kupfers Brei,
Schnell das Zinn herbei,
Daß die zähe Glockenſpeiſe
Fließe nach der rechten Weiſe.

Was in des Dammes tiefer Grube
Die Hand mit Feuers Hülfe baut,
Hoch auf des Thurmes Glockenſtube,
Da wird es von uns zeugen laut.
Noch dauern wird's in ſpäten Tagen
Und rühren vieler Menſchen Ohr,
Und wird mit dem Betrübten klagen,
Und ſtimmen zu der Andacht Chor.
Was unten tief dem Erdenſohne
Das wechſelnde Verhängniß bringt,
Das ſchlägt an die metallne Krone,
Die es erbaulich weiter klingt.

Weiße Blaſen ſeh' ich ſpringen;
Wohl! die Maſſen ſind im Fluß.
Laßt's mit Aſchenſalz durchdringen,
Das befördert ſchnell den Guß.
Auch von Schaume rein
Muß die Miſchung ſeyn,
Daß vom reinlichen Metalle
Rein und voll die Stimme ſchalle.

Denn mit der Freude Feierklange
Begrüßt ſie das geliebte Kind
Auf ſeines Lebens erſtem Gange,
Den es im Schlafes-Arm beginnt;
Ihm ruhen noch im Zeitenſchooße
Die ſchwarzen und die heitern Looſe;
Der Mutterliebe zarte Sorgen
Bewachen ſeinen goldnen Morgen
Die Jahre fliehen pfeilgeſchwind.
Vom Mädchen reißt ſich ſtolz der Knabe,
Er ſtürmt in's Leben wild hinaus,
Durchmißt die Welt am Wanderſtabe,
Fremd kehrt er heim in's Vaterhaus,
Und herrlich, in der Jugend Prangen,
Wie ein Gebild aus Himmelshöhn,
Mit züchtigen, verſchämten Wangen
Sieht er die Jungfrau vor ſich ſtehn.
Da faßt ein namenloſes Sehnen
Des Jünglings Herz, er irrt allein,
Aus ſeinen Augen brechen Thränen,
Er flieht der Brüder wilden Reihn,
Erröthend folgt er ihren Spuren,
Und iſt von ihrem Gruß beglückt,
Das Schönſte ſucht er auf den Fluren,
Womit er ſeine Liebe ſchmückt.
O! zarte Sehnſucht, ſüßes Hoffen,
Der erſten Liebe goldne Zeit,
Das Auge ſieht den Himmel offen,
Es ſchwelgt das Herz in Seligkeit,
O! daß ſie ewig grünen bliebe,
Die ſchöne Zeit der jungen Liebe!

Wie ſich ſchon die Pfeifen bräunen!
Dieſes Stäbchen tauch' ich ein,
Sehn wir's überglas't erſcheinen,
Wird's zum Guſſe zeitig ſeyn.
Jetzt, Geſellen, friſch!
Prüft mir das Gemiſch,
Ob das Spröde mit dem Weichen
Sich vereint zum guten Zeichen.

Denn wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes ſich und Mildes paarten,
Da gibt es einen guten Klang.
Drum prüfe, wer ſich ewig bindet,
Ob ſich das Herz zum Herzen findet!
Der Wahn iſt kurz, die Reu' iſt lang.
Lieblich in der Bräute Locken
Spielt der jungfräuliche Kranz,
Wenn die hellen Kirchenglocken
Laden zu des Feſtes Glanz.
Ach! des Lebens ſchönſte Feier
Endigt auch den Lebens-Mai.
Mit dem Gürtel, mit dem Schleier
Reißt der ſchöne Wahn entzwei.
Die Leidenſchaft flieht,
Die Liebe muß bleiben;
Die Blume verblüht,
Die Frucht muß treiben;
Der Mann muß hinaus
In's feindliche Leben,
Muß wirken und ſtreben,
Und pflanzen und ſchaffen,
Erliſten, erraffen,

Muß wetten und wagen,
Das Glück zu erjagen.
Da ſtrömet herbei die unendliche Gabe,
Es füllt ſich der Speicher mit köſtlicher Habe,
Die Räume wachſen, es dehnt ſich das Haus.
Und drinnen waltet
Die züchtige Hausfrau,
Die Mutter der Kinder,
Und herrſchet weiſe
Im häuslichen Kreiſe,
Und lehret die Mädchen,
Und wehret den Knaben,
Und reget ohn' Ende
Die fleißigen Hände,
Und mehrt den Gewinn
Mit ordnendem Sinn.
Und füllet mit Schätzen die duftenden Laden,
Und dreht um die ſchnurrende Spindel den Faden,
Und ſammelt im reinlich geglätteten Schrein
Die ſchimmernde Wolle, den ſchneeigen Lein,
Und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer,
Und ruhet nimmer.

Und der Vater mit frohem Blick
Von des Hauſes weitſchauendem Giebel
Ueberzählet ſein blühend Glück,
Siehet der Pfoſten ragende Bäume,
Und der Scheunen gefüllte Räume,
Und die Speicher, vom Segen gebogen,
Und des Kornes bewegte Wogen,
Rühmt ſich mit ſtolzem Mund:
Feſt, wie der Erde Grund,

Gegen des Unglücks Macht
Steht mir des Hauſes Pracht!
Doch mit des Geſchickes Mächten
Iſt kein ew'ger Bund zu flechten,
Und das Unglück ſchreitet ſchnell.

Wohl! nun kann der Guß beginnen,
Schön gezacket iſt der Bruch;
Doch bevor wir's laſſen rinnen,
Betet einen frommen Spruch!
Stoßt den Zapfen aus!
Gott bewahr' das Haus!
Rauchend in des Henkels Bogen
Schießt's mit feuerbraunen Wogen.

Wohlthätig iſt des Feuers Macht,
Wenn ſie der Menſch bezähmt, bewacht,
Und was er bildet, was er ſchafft,
Das dankt er dieſer Himmelskraft;
Doch furchtbar wird die Himmelskraft,
Wenn ſie der Feſſel ſich entrafft,
Einhertritt auf der eig'nen Spur,
Die freie Tochter der Natur.
Wehe, wenn ſie losgelaſſen,
Wachſend ohne Widerſtand,
Durch die volkbelebten Gaſſen
Wälzt den ungeheuren Brand!
Denn die Elemente haſſen
Das Gebild der Menſchenhand.
Aus der Wolke
Quillt der Segen,
Strömt der Regen,

Aus der Wolke, ohne Wahl,
Zuckt der Strahl!
Hört ihr's wimmern hoch vom Thurm?
Das iſt Sturm!
Roth, wie Blut,
Iſt der Himmel,
Das iſt nicht des Tages Glut!
Welch Getümmel
Straßen auf!
Dampf wallt auf!
Flackernd ſteigt die Feuerſäule,
Durch der Straße lange Zeile
Wächst es fort mit Windeseile.
Kochend, wie aus Ofens Rachen,
Glühn die Lüfte, Balken krachen,
Pfoſten ſtürzen, Fenſter klirren,
Kinder jammern, Mütter irren,
Thiere wimmern
Unter Trümmern,
Alles rennet, rettet, flüchtet,
Taghell iſt die Nacht gelichtet.
Durch der Hände lange Kette
Um die Wette
Fliegt der Eimer, hoch im Bogen
Spritzen Quellen Waſſerwogen.
Heulend kommt der Sturm geflogen,
Der die Flamme brauſend ſucht.
Praſſelnd in die dürre Frucht
Fällt ſie, in des Speichers Räume,
In der Sparren dürre Bäume,
Und als wollte ſie im Wehen

Mit ſich fort der Erde Wucht
Reißen in gewalt'ger Flucht,
Wächſt ſie in des Himmels Höhen
Rieſengroß!
Hoffnungslos
Weicht der Menſch der Götterſtärke,
Müßig ſieht er ſeine Werke
Und bewundernd untergehen.

Leergebrannt
Iſt die Stätte,
Wilder Stürme rauhes Bette.
In den öden Fenſterhöhlen
Wohnt das Grauen,
Und des Himmels Wolken ſchauen
Hoch hinein.

Einen Blick
Nach dem Grabe
Seiner Habe
Sendet noch der Menſch zurück —
Greift fröhlich dann zum Wanderſtabe.
Was Feuers Wuth ihm auch geraubt,
Ein ſüßer Troſt iſt ihm geblieben,
Er zählt die Häupter ſeiner Lieben,
Und ſieh! ihm fehlt kein theures Haupt.

In die Erd' iſt's aufgenommen,
Glücklich iſt die Form gefüllt;
Wird's auch ſchön zu Tage kommen,
Daß es Fleiß und Kunſt vergilt?

Wenn der Guß mißlang?
Wenn die Form zerſprang?
Ach! vielleicht, indem wir hoffen,
Hat uns Unheil ſchon getroffen.

Dem dunkeln Schooß der heil'gen Erde
Vertrauen wir der Hände That,
Vertraut der Sämann ſeine Saat,
Und hofft, daß ſie entkeimen werde
Zum Segen, nach des Himmels Rath.
Noch köſtlicheren Samen bergen
Wir trauernd in der Erde Schooß,
Und hoffen, daß er aus den Särgen
Erblühen ſoll zu ſchön'rem Loos.

Von dem Dome,
Schwer und bang,
Tönt die Glocke
Grabgeſang.
Ernſt begleiten ihre Trauerſchläge
Einen Wandrer auf dem letzten Wege.

Ach! die Gattin iſt's, die theure,
Ach! es iſt die treue Mutter,
Die der ſchwarze Fürſt der Schatten
Wegführt aus dem Arm des Gatten,
Aus der zarten Kinder Schaar,
Die ſie blühend ihm gebar,
Die ſie an der treuen Bruſt
Wachſen ſah mit Mutterluſt —
Ach! des Hauſes zarte Bande
Sind gelöſt auf immerdar,

Denn ſie wohnt im Schattenlande,
Die des Hauſes Mutter war;
Denn es fehlt ihr treues Walten,
Ihre Sorge wacht nicht mehr;
An verwaiſter Stätte ſchalten
Wird die Fremde, liebeleer.

Bis die Glocke ſich verkühlet,
Laßt die ſtrenge Arbeit ruhn.
Wie im Laub der Vogel ſpielet,
Mag ſich Jeder gütlich thun.
Winkt der Sterne Licht,
Ledig aller Pflicht,
Hört der Burſch die Veſper ſchlagen;
Meiſter muß ſich immer plagen.

Munter fördert ſeine Schritte
Fern im wilden Forſt der Wandrer
Nach der lieben Heimat-Hütte.
Blöckend ziehen heim die Schafe,
Und der Rinder
Breitgeſtirnte, glatte Schaaren
Kommen brüllend,
Die gewohnten Ställe füllend.
Schwer herein
Schwankt der Wagen,
Kornbeladen;
Bunt von Farben,
Auf den Garben
Liegt der Kranz,
Und das junge Volk der Schnitter
Fliegt zum Tanz.

Markt und Straße werden ſtiller;
Um des Lichts geſell'ge Flamme
Sammeln ſich die Hausbewohner,
Und das Stadtthor ſchließt ſich knarrend.
Schwarz bedecket
Sich die Erde,
Doch den ſichern Bürger ſchrecket
Nicht die Nacht,
Die den Böſen gräßlich wecket,
Denn das Auge des Geſetzes wacht.

Heil'ge Ordnung, ſegenreiche
Himmelstochter, die das Gleiche
Frei und leicht und freudig bindet,
Die der Städte Bau gegründet,
Die herein von den Gefilden
Rief den ungeſell'gen Wilden,
Eintrat in der Menſchen Hütten,
Sie gewöhnt zu ſanften Sitten,
Und das theuerſte der Bande
Wob, den Trieb zum Vaterlande!

Tauſend fleiß'ge Hände regen,
Helfen ſich in munterm Bund,
Und in feurigem Bewegen
Werden alle Kräfte kund.
Meiſter rührt ſich und Geſelle
In der Freiheit heil'gem Schutz,
Jeder freut ſich ſeiner Stelle,
Bietet dem Verächter Trutz.
Arbeit iſt des Bürgers Zierde,
Segen iſt der Mühe Preis;

Ehrt den König ſeine Würde,
Ehret uns der Hände Fleiß.

Holder Friede,
Süße Eintracht,
Weilet, weilet
Freundlich über dieſer Stadt!
Möge nie der Tag erſcheinen,
Wo des rauhen Krieges Horden
Dieſes ſtille Thal durchtoben,
Wo der Himmel,
Den des Abends ſanfte Röthe
Lieblich malt,
Von der Dörfer, von der Städte
Wildem Brande ſchrecklich ſtrahlt!

Nun zerbrecht mir das Gebäude,
Seine Abſicht hat's erfüllt,
Daß ſich Herz und Auge weide
An dem wohlgelungnen Bild.
Schwingt den Hammer, ſchwingt,
Bis der Mantel ſpringt!
Wenn die Glock' ſoll auferſtehen,
Muß die Form in Stücken gehen.

Der Meiſter kann die Form zerbrechen
Mit weiſer Hand, zur rechten Zeit;
Doch wehe, wenn in Flammenbächen
Das glühnde Erz ſich ſelbſt befreit!
Blindwüthend, mit des Donners Krachen
Zerſprengt es das geborſtne Haus,

Und wie aus offnem Höllenrachen
Speit es Verderben zündend aus;
Wo rohe Kräfte ſinnlos walten,
Da kann ſich kein Gebild geſtalten;
Wenn ſich die Völker ſelbſt befrein,
Da kann die Wohlfahrt nicht gedeihn.

Weh', wenn ſich in dem Schooß der Städte
Der Feuerzunder ſtill gehäuft,
Das Volk, zerreißend ſeine Kette,
Zur Eigenhülfe ſchrecklich greift!
Da zerret an der Glocke Strängen
Der Aufruhr, daß ſie heulend ſchallt,
Und, nur geweiht zu Friedensklängen,
Die Loſung anſtimmt zur Gewalt.

Freiheit und Gleichheit! hört man ſchallen,
Der ruh'ge Bürger greift zur Wehr,
Die Straßen füllen ſich, die Hallen,
Und Würgerbanden ziehn umher.
Da werden Weiber zu Hyänen,
Und treiben mit Entſetzen Scherz:
Noch zuckend, mit des Panthers Zähnen,
Zerreißen ſie des Feindes Herz.
Nichts Heiliges iſt mehr, es löſen
Sich alle Bande frommer Scheu;
Der Gute räumt den Platz dem Böſen,
Und alle Laſter walten frei.
Gefährlich iſt's, den Leu zu wecken,
Verderblich iſt des Tigers Zahn;
Jedoch der ſchrecklichſte der Schrecken,

Das iſt der Menſch in ſeinem Wahn.
Weh' denen, die dem Ewigblinden
Des Lichtes Himmelsfackel leihn!
Sie ſtrahlt ihm nicht, ſie kann nur zünden,
Und äſchert Städt' und Länder ein.

Freude hat mir Gott gegeben!
Sehet! wie ein goldner Stern,
Aus der Hülſe, blank und eben,
Schält ſich der metallne Kern,
Von dem Helm zum Kranz
Spielt's, wie Sonnenglanz.
Auch des Wappens nette Schilder
Loben den erfahrnen Bilder.

Herein! herein!
Geſellen alle, ſchließt den Reihen,
Daß wir die Glocke taufend weihen,
Concordia ſoll ihr Name ſeyn.
Zur Eintracht, zu herzinnigem Vereine
Verſammle ſie die liebende Gemeine.

Und dieß ſey fortan ihr Beruf,
Wozu der Meiſter ſie erſchuf!
Hoch über'm niedern Erdenleben
Soll ſie im blauen Himmelszelt,
Die Nachbarin des Donners, ſchweben,
Und grenzen an die Sternenwelt,
Soll eine Stimme ſeyn von oben,
Wie der Geſtirne helle Schaar,
Die ihren Schöpfer wandelnd loben

Und führen das bekränzte Jahr.
Nur ewigen und ernſten Dingen
Sey ihr metallner Mund geweiht,
Und ſtündlich mit den ſchnellen Schwingen
Berühr' im Fluge ſie die Zeit.
Dem Schickſal leihe ſie die Zunge;
Selbſt herzlos, ohne Mitgefühl,
Begleite ſie mit ihrem Schwunge
Des Lebens wechſelvolles Spiel.
Und wie der Klang im Ohr vergehet,
Der mächtig tönend ihr entſchallt,
So lehre ſie, daß nichts beſtehet,
Daß alles Irdiſche verhallt.

Jetzo mit der Kraft des Stranges
Wiegt die Glock' mir aus der Gruft,
Daß ſie in das Reich des Klanges
Steige, in die Himmelsluft!
Ziehet, ziehet, hebt!
Sie bewegt ſich, ſchwebt!
Freude dieſer Stadt bedeute,
Friede ſey ihr erſt Geläute.

* * *

Die Macht des Geſanges.

Ein Regenſtrom aus Felſenriſſen,
Er kommt mit Donners Ungeſtüm;
Bergtrümmer folgen ſeinen Güſſen,
Und Eichen ſtürzen unter ihm.
Erſtaunt, mit wolluſtvollem Grauſen,
Hört ihn der Wanderer und lauſcht,
Er hört die Flut vom Felſen brauſen,
Doch weiß er nicht, woher ſie rauſcht;
So ſtrömen des Geſanges Wellen
Hervor aus nie entdeckten Quellen.

Verbündet mit den furchtbarn Weſen,
Die ſtill des Lebens Faden drehn,
Wer kann des Sängers Zauber löſen,
Wer ſeinen Tönen widerſtehn?
Wie mit dem Stab des Götterboten
Beherrſcht er das bewegte Herz;
Er taucht es in das Reich der Todten,
Er hebt es ſtaunend himmelwärts,
Und wiegt es zwiſchen Ernſt und Spiele
Auf ſchwanker Leiter der Gefühle.

Wie wenn auf einmal in die Kreiſe
Der Freude, mit Gigantenſchritt,
Geheimnißvoll nach Geiſterweiſe
Ein ungeheures Schickſal tritt:

Da beugt ſich jede Erdengröße
Dem Fremdling aus der andern Welt,
Des Jubels nichtiges Getöſe
Verſtummt, und jede Larve fällt,
Und vor der Wahrheit mächt'gem Siege
Verſchwindet jedes Werk der Lüge.

So rafft von jeder eiteln Bürde,
Wenn des Geſanges Ruf erſchallt,
Der Menſch ſich auf zur Geiſterwürde
Und tritt in heilige Gewalt;
Den hohen Göttern iſt er eigen,
Ihm darf nichts Irdiſches ſich nahn,
Und jede andre Macht muß ſchweigen,
Und kein Verhängniß fällt ihn an;
Es ſchwinden jedes Kummers Falten,
So lang des Liedes Zauber walten.

Und wie nach hoffnungsloſem Sehnen,
Nach langer Trennung bitterm Schmerz,
Ein Kind mit heißen Reuethränen
Sich ſtürzt an ſeiner Mutter Herz,
So führt zu ſeiner Jugend Hütten,
Zu ſeiner Unſchuld reinem Glück,
Vom fernen Ausland fremder Sitten
Den Flüchtling der Geſang zurück,
In der Natur getreuen Armen
Von kalten Regeln zu erwarmen.

Würde der Frauen.

Ehret die Frauen! ſie flechten und weben
Himmliſche Roſen in's irdiſche Leben,
Flechten der Liebe beglückendes Band,
Und in der Grazie züchtigem Schleier
Nähren ſie wachſam das ewige Feuer
Schöner Gefühle mit heiliger Hand.

Ewig aus der Wahrheit Schranken
Schweift des Mannes wilde Kraft;
Unſtät treiben die Gedanken
Auf dem Meer der Leidenſchaft.
Gierig greift er in die Ferne,
Nimmer wird ſein Herz geſtillt;
Raſtlos durch entlegne Sterne
Jagt er ſeines Traumes Bild.

Aber mit zauberiſch feſſelndem Blicke
Winken die Frauen den Flüchtling zurücke,
Warnend zurück in der Gegenwart Spur.
In der Mutter beſcheidener Hütte
Sind ſie geblieben mit ſchamhafter Sitte,
Treue Töchter der frommen Natur.

Feindlich iſt des Mannes Streben,
Mit zermalmender Gewalt
Geht der wilde durch das Leben,
Ohne Raſt und Aufenthalt.
Was er ſchuf, zerſtört er wieder,
Nimmer ruht der Wünſche Streit,
Nimmer, wie das Haupt der Hyder
Ewig fällt und ſich erneut.

Aber zufrieden mit ſtillerem Ruhme,
Brechen die Frauen des Augenblicks Blume,
Nähren ſie ſorgſam mit liebendem Fleiß,
Freier in ihrem gebundenen Wirken,
Reicher als er in des Wiſſens Bezirken
Und in der Dichtung unendlichem Kreis. *

---

* Im Muſen-Almanach vom Jahre 1796 folgt hier die Strophe:

Seines Willens Herrſcherſiegel
Drückt der Mann auf die Natur;
In der Welt verfälſchtem Spiegel
Sieht er ſeinen Schatten nur.
Offen liegen ihm die Schätze
Der Vernunft, der Phantaſie;
Nur das Bild auf ſeinem Netze,
Nur das Nahe kennt er nie.

Aber die Bilder, die ungewiß wanken
Dort auf der Flut der bewegten Gedanken
In des Mannes verödetem Blick,
Klar und getreu in dem ſanfteren Weibe
Zeigt ſich der Seele kryſtallene Scheibe,
Wirft ſie der ruhige Spiegel zurück.

[*] Streng und ſtolz, ſich ſelbſt genügend,
Kennt des Mannes kalte Bruſt,
Herzlich an ein Herz ſich ſchmiegend,
Nicht der Liebe Götterluſt,
Kennet nicht den Tauſch der Seelen,
Nicht in Thränen ſchmilzt er hin;
Selbſt des Lebens Kämpfe ſtählen
Härter ſeinen harten Sinn.

Aber wie, leiſe vom Zephyr erſchüttert,
Schnell die äoliſche Harfe erzittert,
Alſo die fühlende Seele der Frau.
Zärtlich geängſtigt vom Bilde der Qualen,
Wallet der liebende Buſen, es ſtrahlen
Perlend die Augen von himmliſchem Thau.

In der Männer Herrſchgebiete
Gilt der Stärke trotzig Recht;
Mit dem Schwert beweiſt der Scythe,
Und der Perſer wird zum Knecht.
Es befehden ſich im Grimme
Die Begierden wild und roh,
Und der Eris rauhe Stimme
Waltet, wo die Charis floh.

Anſtatt der vier erſten Zeilen dieſer Strophe ſtehen in der erſten Ausgabe folgende:

Immer widerſtrebend, immer
Schaffend, kennt des Mannes Herz
Des Empfangens Wonne nimmer,
Nicht den ſüß getheilten Schmerz.

Aber mit ſanft überredender Bitte
Führen die Frauen den Scepter der Sitte,
Löſchen die Zwietracht, die tobend entglüht,
Lehren die Kräfte, die feindlich ſich haſſen,
Sich in der lieblichen Form zu umfaſſen,
Und vereinen, was ewig ſich flieht.*

---

*Nach dieſer Strophe enthält die erſte Ausgabe noch folgende:

Seiner Menſchlichkeit vergeſſen,
Wagt des Mannes eitler Wahn
Mit Dämonen ſich zu meſſen,
Denen nie Begierden nahn.
Stolz verſchmäht er das Geleite
Leiſe warnender Natur,
Schwingt ſich in des Himmels Weite
Und verliert der Erde Spur.

Aber auf treuerem Pfad der Gefühle
Wandelt die Frau zu dem göttlichen Ziele,
Das ſie ſtill, doch gewiſſer erringt,
Strebt auf der Schönheit geflügeltem Wagen
Zu den Sternen die Menſchheit zu tragen,
Die der Mann nur erſtürmend bezwingt.

Auf des Mannes Stirne thronet
Hoch, als Königin, die Pflicht;
Doch die Herrſchende verſchonet
Grauſam das Beherrſchte nicht.
Des Gedankens Sieg entehret
Der Gefühle Widerſtreit.
Nur der ew'ge Kampf gewähret
Für des Sieges Ewigkeit.

Aber für Ewigkeiten entſchieden
Iſt in dem Weibe der Leidenſchaft Frieden;
Der Nothwendigkeit heilige Macht
Hütet der Züchtigkeit köſtliche Blüthe,
Hütet im Buſen des Weibes die Güte,
Die der Wille nur treulos bewacht.

Aus der Unſchuld Schooß geriſſen,
Klimmt zum Ideal der Mann
Durch ein ewig ſtreitend Wiſſen,
Wo ſein Herz nicht ruhen kann,
Schwankt mit ungewiſſem Schritte
Zwiſchen Glück und Recht getheilt,
Und verliert die ſchöne Mitte,
Wo die Menſchheit fröhlich weilt.

Aber in kindlich unſchuldiger Hülle
Birgt ſich der hohe geläuterte Wille
In des Weibes verklärter Geſtalt.
Aus der bezaubernden Einfalt der Züge
Leuchtet der Menſchheit Vollendung und Wiege,
Herrſchet des Kindes, des Engels Gewalt.

Hoffnung.

Es reden und träumen die Menſchen viel
Von beſſern künftigen Tagen;
Nach einem glücklichen, goldenen Ziel
Sieht man ſie rennen und jagen.
Die Welt wird alt und wieder jung,
Doch der Menſch hofft immer Verbeſſerung!

Die Hoffnung führt ihn in's Leben ein,
Sie umflattert den fröhlichen Knaben,
Den Jüngling begeiſtert ihr Zauberſchein,
Sie wird mit dem Greis nicht begraben:
Denn beſchließt er am Grabe den müden Lauf,
Noch am Grabe pflanzt er — die Hoffnung auf.

Es iſt kein leerer ſchmeichelnder Wahn,
Erzeugt im Gehirne des Thoren,
Im Herzen kündet es laut ſich an:
Zu was Beſſerm ſind wir geboren;
Und was die innere Stimme ſpricht,
Das täuſcht die hoffende Seele nicht.

Die deutſche Muſe.

Kein Auguſtiſch Alter blühte,
Keines Medicäers Güte
Lächelte der deutſchen Kunſt;
Sie ward nicht gepflegt vom Ruhme,
Sie entfaltete die Blume
Nicht am Strahl der Fürſtengunſt.

Von dem größten deutſchen Sohne,
Von des großen Friedrichs Throne
Ging ſie ſchutzlos, ungeehrt.
Rühmend darf's der Deutſche ſagen,
Höher darf das Herz ihm ſchlagen:
Selbſt erſchuf er ſich den Werth.

Darum ſteigt in höherm Bogen,
Darum ſtrömt in vollern Wogen
Deutſcher Barden Hochgeſang,
Und in eigner Fülle ſchwellend,
Und aus Herzens Tiefen quellend,
Spottet er der Regeln Zwang.

Der Sämann.

Siehe, voll Hoffnung vertrauſt du der Erde den goldenen Samen
Und erwarteſt im Lenz fröhlich die keimende Saat.
Nur in die Furche der Zeit bedenkſt du dich, Thaten zu ſtreuen,
Die, von der Weisheit geſät, ſtill für die Ewigkeit blühn?

* * *

Der Kaufmann.

Wohin ſegelt das Schiff? Es trägt ſidoniſche Männer,
Die von dem frierenden Nord bringen den Bernſtein, das Zinn.
Trag' es gnädig, Neptun, und wiegt es ſchonend, ihr Winde,
In bewirthender Bucht rauſch' ihm ein trinkbarer Quell.
Euch, ihr Götter, gehört der Kaufmann. Güter zu ſuchen,
Geht er, doch an ſein Schiff knüpfet das Gute ſich an.

* * *

Odyſſeus.

Alle Gewäſſer durchkreuzt, die Heimat zu finden, Odyſſeus,
Durch der Scylla Gebell, durch der Charybde Gefahr,
Durch die Schrecken des feindlichen Meers, durch die Schrecken des Landes;
Selber in Aïdes Reich führt ihn die irrende Fahrt.
Endlich trägt das Geſchick ihn ſchlafend an Ithaka's Küſte;
Er erwacht und erkennt jammernd das Vaterland nicht.

* * *

Karthago.

Ausgeartetes Kind der beſſern menſchlichen Mutter,
Das mit des Römers Gewalt paaret des Tyriers Liſt!
Aber Jener beherrſchte mit Kraft die eroberte Erde,
Dieſer belehrte die Welt, die er mit Klugheit beſtahl.
Sprich! was rühmt die Geſchichte von dir? Wie der Römer erwarbſt du
Mit dem Eiſen, was du tyriſch mit Golde regierſt.

* * *

Die Johanniter.

Herrlich kleidet ſie euch, des Kreuzes furchtbare Rüſtung,
Wenn ihr, Löwen der Schlacht, Akkon und Rhodus beſchützt,
Durch die ſyriſche Wüſte den bangen Pilgrim geleitet,
Und mit der Cherubim Schwert ſteht vor dem heiligen Grab.
Aber, ein ſchönerer Schmuck, umgibt euch die Schürze des Wärters,
Wenn ihr, Löwen der Schlacht, Söhne des edelſten Stamms,
Dient an des Kranken Bett, dem Lechzenden Labung bereitet,
Und die niedrige * Pflicht chriſtlicher Milde vollbringt.
Religion des Kreuzes, nur du verknüpfeſt, in Einem
Kranze, der Demuth und Kraft doppelte Palme zugleich!

---

* Im Muſen-Almanach von 1796 ſteht: rühmliche Pflicht.

Deutſche Treue.

Um den Scepter Germaniens ſtritt mit Ludwig dem Bayer
Friedrich, aus Habsburgs Stamm, beide gerufen zum Thron;
Aber den Auſtrier führt, den Jüngling, das neidiſche Kriegsglück
In die Feſſeln des Feinds, der ihn im Kampfe bezwingt.
Mit dem Throne kauft er ſich los, ſein Wort muß er geben,
Für den Sieger das Schwert gegen die Freunde zu ziehn;
Aber was er in Banden gelobt, kann er frei nicht erfüllen;
Siehe! da ſtellt er auf's Neu' willig den Banden ſich dar.
Tief gerührt umhalſt ihn der Feind, ſie wechſeln von nun an,
Wie der Freund mit dem Freund, traulich die Becher des Mahls,
Arm in Arme ſchlummern auf einem Lager die Fürſten,
Da noch blutiger Haß grimmig die Völker zerfleiſcht.
Gegen Friedrichs Heer muß Ludwig ziehen. Zum Wächter
Bayerns läßt er den Feind, den er beſtreitet, zurück.
„Wahrlich! So iſt's! Es iſt wirklich ſo. Man hat mir's geſchrieben!“
Rief der Pontifex aus, als er die Kunde vernahm.

Mit beladenem Korb ſchlüpft hier ein Amor vorüber,
Emſige Genien dort keltern den purpurnen Wein,
Hoch auf ſpringt die Bacchantin im Tanz, dort ruhet ſie ſchlummernd,
Und der lauſchende Faun hat ſich nicht ſatt noch geſehn.
Flüchtig tummelt ſie hier den raſchen Centauren, auf Einem
Knie nur ſchwebend, und treibt friſch mit dem Thyrſus ihn an.
Knaben, was ſäumt ihr? Herbei! da ſtehn noch die ſchönen Geſchirre.
Friſch, ihr Mädchen, und ſchöpft in den etruriſchen Krug!
Steht nicht der Dreifuß hier auf ſchön geflügelten Sphinxen?
Schüret das Feuer! Geſchwind, Sklaven! beſtellet den Herd!
Kauft, hier geb' ich euch Münzen, vom mächtigen Titus gepräget,
Auch noch die Wage liegt hier, ſehet, es fehlt kein Gewicht.
Stecket das brennende Licht auf den zierlich gebildeten Leuchter,
Und mit glänzendem Oel fülle die Lampe ſich an.
Was verwahret dies Käſtchen? O ſeht, was der Bräutigam ſendet,
Mädchen! Spangen von Gold, glänzende Paſten zum Schmuck!
Führet die Braut in das duftende Bad, hier ſtehn noch die Salben,
Schminke find' ich noch hier in dem gehöhlten Kryſtall.
Aber wo bleiben die Männer? die Alten? Im ernſten Muſeum
Liegt noch ein köſtlicher Schatz ſeltener Rollen gehäuft.
Griffel findet ihr hier zum Schreiben, wächſerne Tafeln;
Nichts iſt verloren, getreu hat es die Erde bewahrt.
Auch die Penaten, ſie ſtellen ſich ein; es finden ſich alle
Götter wieder, warum bleiben die Prieſter nur aus?
Den Caduceus ſchwingt der zierlich geſchenkelte Hermes,
Und die Victoria fliegt leicht aus der haltenden Hand.
Die Altäre, ſie ſtehen noch da, o kommet, o zündet,
Lang ſchon entbehrte der Gott, zündet die Opfer ihm an!

* * *

Ilias.

Immer zerreißet den Kranz des Homer, und zählet die Väter
Des vollendeten ewigen Werks!
Hat es doch Eine Mutter nur, und die Züge der Mutter,
Deine unſterblichen Züge, Natur.

Zevs zu Herkules.

Nicht aus meinem Nektar haſt du die Gottheit getrunken;
Deine Götterkraft war's, die dir den Nektar errang.

Die Antike an den nordiſchen Wanderer.

Ueber Ströme haſt du geſetzt und Meere durchſchwommen,
Ueber der Alpen Gebirg trug dich der ſchwindlige Steg,
Mich in der Nähe zu ſchau'n und meine Schöne zu preiſen,
Die der begeiſterte Ruf rühmt durch die ſtaunende Welt;
Und nun ſtehſt du vor mir, du darfſt mich Heil'ge berühren,
Aber biſt du mir jetzt näher und bin ich es dir? *

* In den Horen von 1795 folgen darauf noch die Verſe:

Hinter dir liegt zwar dein nebligter Pol und dein eiſerner Himmel,
Deine gefrorene Nacht flieht vor Heſperiens Tag,
Aber [illegible] du die Alpenwand des Sonnengottes [illegible],
Die zwiſchen dir und mir [illegible] und [illegible]
Kann zu dem fremden Gefühl erwachen der Sinn des [illegible].
Die von dem wandernden Fuß' wälzet der [illegible]
Ewig umſonſt umſchlingt dich ſo mit [illegible]
Den verkümmerten Sinn bindet der nordiſche Froſt.

Die Sänger der Vorwelt.

Sagt, wo ſind die Vortrefflichen hin, wo find' ich die Sänger,
Die mit dem lebenden Wort horchende Völker entzückt,
Die vom Himmel den Gott, zum Himmel den Menſchen geſungen,
Und getragen den Geiſt hoch auf den Flügeln des Lieds?
Ach, noch leben die Sänger, nur fehlen die Thaten, die Lyra
Freudig zu wecken, es fehlt, ach! ein empfangendes Ohr.
Glückliche Dichter der glücklichen Welt! Von Munde zu Munde
Flog, von Geſchlecht zu Geſchlecht euer empfundenes Wort.
Wie man die Götter empfängt, ſo begrüßte Jeder mit Andacht,
Was der Genius ihm, redend und bildend, erſchuf.
An der Glut des Geſangs entflammten des Hörers Gefühle,
An des Hörers Gefühl nährte der Sänger die Glut.
Nährt' und reinigte ſie! Der Glückliche, dem in des Volkes
Stimme noch hell zurück tönte die Seele des Lieds.
Dem noch von außen erſchien, im Leben, die himmliſche Gottheit,
Die der Neuere kaum, kaum noch im Herzen vernimmt. *

---

* Die erſte Ausgabe in den Horen von 1795 enthält hier noch folgende Stelle:

Weh ihm, wenn er von außen es jezt noch glaubt zu vernehmen,
Und ein betrogenes Ohr leiht dem verführenden Ruf!
Aus der Welt um ihn her ſprach zu dem Alten die Muſe;
Kaum noch erſcheint ſie dem Neu'n, wenn er die ſeine — vergißt.

Die Antiken zu Paris.

Was der Griechen Kunſt erſchaffen,
Mag der Franke mit den Waffen
Führen nach der Seine Strand,
Und in prangenden Muſeen
Zeig' er ſeine Siegstrophäen
Dem erſtaunten Vaterland!

Ewig werden ſie ihm ſchweigen,
Nie von den Geſtellen ſteigen
In des Lebens friſchen Reihn.
Der allein beſitzt die Muſen,
Der ſie trägt im warmen Buſen;
Dem Vandalen ſind ſie Stein.

Thekla.

Eine Geiſterſtimme.

Wo ich ſey, und wo mich hingewendet,
Als mein flücht'ger Schatten dir entſchwebt?
Hab' ich nicht beſchloſſen und geendet,
Hab' ich nicht geliebet und gelebt?

Willſt du nach den Nachtigallen fragen,
Die mit ſeelenvoller Melodie
Dich entzückten in des Lenzes Tagen?
Nur ſo lang ſie liebten, waren ſie.

Ob ich den Verlorenen gefunden?
Glaube mir, ich bin mit ihm vereint,
Wo ſich nicht mehr trennt, was ſich verbunden,
Dort, wo keine Thräne wird geweint.

Dorten wirſt auch du uns wieder finden,
Wenn dein Lieben unſerm Lieben gleicht;
Dort iſt auch der Vater frei von Sünden,
Den der blut'ge Mord nicht mehr erreicht.

Und er fühlt', daß ihn kein Wahn betrogen,
Als er aufwärts zu den Sternen ſah;
Denn, wie Jeder wägt, wird ihm gewogen;
Wer es glaubt, dem iſt das Heil'ge nah.

Wort gehalten wird in jenen Räumen
Jedem ſchönen, gläubigen Gefühl.
Wage du zu irren und zu träumen;
Hoher Sinn liegt oft in kind'ſchem Spiel.

Das Mädchen von Orleans

Das edle Bild der Menſchheit zu verhöhnen,
Im tiefſten Staube wälzte dich der Spott;
Krieg führt der Witz auf ewig mit dem Schönen,
Er glaubt nicht an den Engel und den Gott;
Dem Herzen will er ſeine Schätze rauben,
Den Wahn bekriegt er und verletzt den Glauben.

Doch, wie du ſelbſt, aus kindlichem Geſchlechte,
Selbſt eine fromme Schäferin, wie du,
Reicht dir die Dichtkunſt ihre Götterrechte,
Schwingt ſich mit dir den ew'gen Sternen zu.
Mit einer Glorie hat ſie dich umgeben;
Dich ſchuf das Herz, du wirſt unſterblich leben.

Es liebt die Welt, das Strahlende zu ſchwärzen
Und das Erhab'ne in den Staub zu ziehn;
Doch fürchte nicht! Es gibt noch ſchöne Herzen,
Die für das Hohe, Herrliche erglühn.
Den lauten Markt mag Momus unterhalten;
Ein edler Sinn liebt edlere Geſtalten.

Nänie.

Auch das Schöne muß ſterben, das Menſchen und Götter bezwinget!
Nicht die eherne Bruſt rührt es des ſtygiſchen Zeus.
Einmal nur erweichte die Liebe den Schattenbeherrſcher,
Und an der Schwelle noch, ſtreng, rief er zurück ſein Geſchenk.
Nicht ſtillt Aphrodite dem ſchönen Knaben die Wunde,
Die in den zierlichen Leib grauſam der Eber geritzt.
Nicht errettet den göttlichen Held die unſterbliche Mutter,
Wenn er, am ſkäiſchen Thor fallend, ſein Schickſal erfüllt.
Aber ſie ſteigt aus dem Meer mit allen Töchtern des Nereus,
Und die Klage hebt an um den verherrlichten Sohn.
Siehe, da weinen die Götter, es weinen die Göttinnen alle,
Daß das Schöne vergeht, daß das Vollkommene ſtirbt.
Auch ein Klaglied zu ſeyn im Mund der Geliebten, iſt herrlich,
Denn das Gemeine geht klanglos zum Orkus hinab.

Der ſpielende Knabe.

Spiele, Kind, in der Mutter Schooß! Auf der heiligen Inſel
Findet der trübe Gram, findet die Sorge dich nicht;
Liebend halten die Arme der Mutter dich über dem Abgrund,
Und in das flutende Grab lächelſt du ſchuldlos hinab.
Spiele, liebliche Unſchuld! Noch iſt Arkadien um dich,
Und die freie Natur folgt nur dem fröhlichen Trieb;
Noch erſchafft ſich die üppige Kraft erdichtete Schranken,
Und dem willigen Muth fehlt noch die Pflicht und der Zweck.
Spiele! bald wird die Arbeit kommen, die hagre und ernſte,
Und der gebietenden Pflicht mangeln die Luſt und der Muth.

Die Geſchlechter.

Sieh in dem zarten Kind zwei liebliche Blumen vereinigt,
Jungfrau und Jüngling, ſie deckt beide die Knospe noch zu.
Leiſe löst ſich das Band, es entzweien ſich zart die Naturen,
Und von der holden Scham trennet ſich feurig die Kraft.
Gönne dem Knaben zu ſpielen, in wilder Begierde zu toben;
Nur die geſättigte Kraft kehret zur Anmuth zurück.
Aus der Knospe beginnt die doppelte Blume zu ſtreben;
Köſtlich iſt jede, doch ſtillt keine dein ſehnendes Herz.
Reizende Fülle ſchwellt der Jungfrau blühende Glieder,
Aber der Stolz bewacht ſtreng, wie der Gürtel, den Reiz.
Scheu, wie das zitternde Reh, das ihr Horn durch die Wälder verfolget,
Flieht ſie im Mann nur den Feind, haſſet noch, weil ſie nicht liebt.
Trotzig ſchauet und kühn aus finſtern Wimpern der Jüngling,
Und gehärtet zum Kampf ſpannet die Sehne ſich an.
Fern in der Speere Gewühl und auf die ſtäubende Rennbahn
Ruft ihn der lockende Ruhm, reißt ihn der brauſende Muth.
Jetzt beſchütze dein Werk, Natur! Auseinander auf immer
Fliehet, wenn du nicht vereinſt, feindlich, was ewig ſich ſucht.
Aber da biſt du, du Mächtige! ſchon; aus dem wildeſten Streite
Rufſt du der Harmonie göttlichen Frieden hervor.
Tief verſtummet die lärmende Jagd, des rauſchenden Tages
Toſen verhallet und leiſ' ſinken die Sterne herab.
Seufzend flüſtert das Rohr, ſanft murmelnd gleiten die Bäche,
Und mit melodiſchem Lied füllt Philomela den Hain.

Was erreget zu Seufzern der Jungfrau ſteigenden Buſen?
Jüngling, was füllet den Blick ſchwellend mit Thränen dir an?
Ach, ſie ſuchet umſonſt, was ſie ſanft anſchmiegend umfaſſe,
Und die ſchwellende Frucht beuget zur Erde die Laſt.
Ruhelos ſtrebend verzehrt ſich in eigenen Flammen der Jüngling,
Ach, der brennenden Glut wehet kein lindernder Hauch.
Siehe, da finden ſie ſich, es führet ſie Amor zuſammen,
Und dem geflügelten Gott folgt der geflügelte Sieg.
Göttliche Liebe, du biſt's, die der Menſchheit Blumen vereinigt!
Ewig getrennt, ſind ſie doch ewig verbunden durch dich.

◆

Macht des Weibes.

Mächtig ſeyd ihr, ihr ſeyd's durch der Gegenwart ruhigen Zauber;
Was die ſtille nicht wirkt, wirket die rauſchende nie.
Kraft erwart' ich vom Mann, des Geſetzes Würde behaupt' er;
Aber durch Anmuth allein herrſchet und herrſche das Weib.
Manche zwar haben geherrſcht durch des Geiſtes Macht und der Thaten;
Aber dann haben ſie dich, höchſte der Kronen, entbehrt,
Wahre Königin iſt nur des Weibes weibliche Schönheit:
Wo ſie ſich zeige, ſie herrſcht, herrſchet bloß, weil ſie ſich zeigt.

Der Tanz.

Siehe, wie ſchwebenden Schritts im Wellenſchwung ſich die Paare
Drehen! Den Boden berührt kaum der geflügelte Fuß.
Seh' ich flüchtige Schatten, befreit von der Schwere des Leibes?
Schlingen im Mondlicht dort Elfen den luftigen Reihn?
Wie, vom Zephyr gewiegt, der leichte Rauch in die Luft fließt,
Wie ſich leiſe der Kahn ſchaukelt auf ſilberner Flut,
Hüpft der gelehrige Fuß auf des Takts melodiſcher Woge;
Säuſelndes Saitengetön hebt den ätheriſchen Leib.
Jetzt, als wollt' es mit Macht durchreißen die Kette des Tanzes,
Schwingt ſich ein muthiges Paar dort in den dichteſten Reihn.
Schnell vor ihm her entſteht ihm die Bahn, die hinter ihm ſchwindet;
Wie durch magiſche Hand öffnet und ſchließt ſich der Weg.
Sieh! jetzt ſchwand es dem Blick; in wildem Gewirr durch einander
Stürzt der zierliche Bau dieſer beweglichen Welt.
Nein, dort ſchwebt es frohlockend herauf, der Knoten entwirrt ſich;
Nur mit verändertem Reiz ſtellet die Regel ſich her.
Ewig zerſtört, es erzeugt ſich ewig die drehende Schöpfung,
Und ein ſtilles Geſetz lenkt der Verwandlungen Spiel.
Sprich, wie geſchieht's, daß raſtlos erneut die Bildungen ſchwanken,
Und die Ruhe beſteht in der bewegten Geſtalt?
Jeder ein Herrſcher, frei, nur dem eigenen Herzen gehorchet,
Und im eilenden Lauf findet die einzige Bahn?

Willſt du es wiſſen? Es iſt des Wohllauts mächtige Gottheit,
Die zum geſelligen Tanz ordnet den tobenden Sprung,
Die, der Nemeſis gleich, an des Rhythmus goldenem Zügel
Lenkt die brauſende Luſt und die verwilderte zähmt;
Und dir rauſchen umſonſt die Harmonieen des Weltalls?
Dich ergreift nicht der Strom dieſes erhab'nen Geſangs?
Nicht der begeiſterte Takt, den alle Weſen dir ſchlagen,
Nicht der wirbelnde Tanz, der durch den ewigen Raum
Leuchtende Sonnen ſchwingt in kühn gewundenen Bahnen?
Das du im Spiele doch ehrſt, fliehſt du im Handeln, das Maß.

Das Glück.

Selig, welchen die Götter, die gnädigen, vor der Geburt ſchon
Liebten, welchen als Kind Venus im Arme gewiegt,
Welchem Phöbus die Augen, die Lippen Hermes gelöſet,
Und das Siegel der Macht Zeus auf die Stirne gedrückt!
Ein erhabenes Loos, ein göttliches, iſt ihm gefallen,
Schon vor des Kampfes Beginn ſind ihm die Schläfe bekränzt.
Ihm iſt, eh' er es lebte, das volle Leben gerechnet;
Eh' er die Mühe beſtand, hat er die Charis erlangt.
Groß zwar nenn' ich den Mann, der, ſein eigner Bildner und Schöpfer,
Durch der Tugend Gewalt ſelber die Parze bezwingt;
Aber nicht erzwingt er das Glück, und was ihm die Charis
Neidiſch geweigert, erringt nimmer der ſtrebende Muth.
Vor Unwürdigem kann dich der Wille, der ernſte, bewahren;
Alles Höchſte, es kommt frei von den Göttern herab.
Wie die Geliebte dich liebt, ſo kommen die himmliſchen Gaben;
Oben in Jupiters Reich herrſcht, wie in Amors, die Gunſt.
Neigungen haben die Götter, ſie lieben der grünenden Jugend
Lockige Scheitel, es zieht Freude die Fröhlichen an.
Nicht der Sehende wird von ihrer Erſcheinung beſeligt;
Ihrer Herrlichkeit Glanz hat nur der Blinde geſchaut.
Gern erwählen ſie ſich der Einfalt kindliche Seele;
In das beſcheid'ne Gefäß ſchließen ſie Göttliches ein.
Ungehofft ſind ſie da, und täuſchen die ſtolze Erwartung;
Keines Bannes Gewalt zwinget die Freien herab.
Wem er geneigt, dem ſendet der Vater der Menſchen und Götter
Seinen Adler herab, trägt ihn zu himmliſchen Höhn.

Unter die Menge greift er mit Eigenwillen, und welches
Haupt ihm gefallet, um das flicht er mit liebender Hand
Jetzt den Lorbeer und jetzt die herrſchaftgebende Binde;
Krönte doch ſelber den Gott nur das gewogene Glück.
Vor dem Göttlichen her tritt Phöbus, der pythiſche Sieger,
Und der die Herzen bezwingt, Amor, der lächelnde Gott.
Vor ihm ebnet Poſeidon das Meer, ſanft gleitet des Schiffes
Kiel, das den Cäſar führt und ſein allmächtiges Glück,
Ihm zu Füßen legt ſich der Leu, das brauſende Delphin
Steigt aus den Tiefen und fromm beut es den Rücken ihm an.
Ein geborener Herrſcher iſt alles Schöne und ſieget
Durch ſein ruhiges Nahn wie ein unſterblicher Gott.
Zürne dem Glücklichen nicht, daß den leichten Sieg ihm die Götter
Schenken, daß aus der Schlacht Venus den Liebling entrückt.
Ihn, den die lächelnde rettet, den Göttergeliebten beneid' ich,
Jenen nicht, dem ſie mit Nacht deckt den verdunkelten Blick.
War er weniger herrlich, Achilles, weil ihm Hephäſtos
Selbſt geſchmiedet den Schild und das verderbliche Schwert,
Weil um den ſterblichen Mann der große Olymp ſich beweget?
Das verherrlichet ihn, daß ihn die Götter geliebt,
Daß ſie ſein Zürnen geehrt und, Ruhm dem Liebling zu geben,
Hellas beſtes Geſchlecht ſtürzten zum Orkus hinab.
Zürne der Schönheit nicht, daß ſie ſchön iſt, daß ſie verdienſtlos,
Wie der Lilie Kelch, prangt durch der Venus Geſchenk,
Laß ſie die Glückliche ſeyn, du ſchauſt ſie, du biſt der Beglückte,
Wie ſie ohne Verdienſt glänzt, ſo entzücket ſie dich.
Freue dich, daß die Gabe des Lieds vom Himmel herabkommt,
Daß der Sänger dir ſingt, was ihn die Muſe gelehrt;
Weil der Gott ihn beſeelt, ſo wird er dem Hörer zum Gotte;
Weil er der Glückliche iſt, kannſt du der Selige ſeyn.
Auf dem geſchäftigen Markt da führe Themis die Wage,
Und es meſſe der Lohn ſtreng an der Mühe ſich ab.

Aber die Freude ruft nur ein Gott auf ſterbliche Wangen;
Wo kein Wunder geſchieht, iſt kein Beglückter zu ſehn.
Alles Menſchliche muß erſt werden und wachſen und reifen,
Und von Geſtalt zu Geſtalt führt es die bildende Zeit;
Aber das Glückliche ſieheſt du nicht, das Schöne nicht werden;
Fertig von Ewigkeit her ſteht es vollendet vor dir.
Jede irdiſche Venus erſteht wie die erſte des Himmels,
Eine dunkle Geburt aus dem unendlichen Meer;
Wie die erſte Minerva, ſo tritt, mit der Aegis gerüſtet,
Aus des Donnerers Haupt jeder Gedanke des Lichts.

Der Genius.*

„Glaub' ich, ſprichſt du, dem Wort, das der Weisheit Meiſter mich lehren,
„Das der Lehrlinge Schaar ſicher und fertig beſchwört?
„Kann die Wiſſenſchaft nur zum wahren Frieden mich führen,
„Nur des Syſtemes Gebälk ſtützen das Glück und das Recht?
„Muß ich dem Trieb mißtraun, der leiſe mich warnt, dem Geſetze,
„Das du ſelber, Natur, mir in den Buſen geprägt,
„Bis auf die ewige Schrift die Schul' ihr Siegel gedrücket,
„Und der Formel Gefäß bindet den flüchtigen Geiſt?
„Sag' du mir's! du biſt in dieſe Tiefe geſtiegen,
„Aus dem modrigen Grab kamſt du erhalten zurück.
„Dir iſt bekannt, was die Gruft der dunkeln Wörter bewahret,
„Ob der Lebenden Troſt dort bei den Mumien wohnt?
„Muß ich ihn wandeln, den nächtlichen Weg? Mir graut, ich bekenn' es;
„Wandeln will ich ihn doch, führt er zu Wahrheit und Recht.“ —
Freund, du kennſt doch die goldene Zeit? Es haben die Dichter
Manche Sage von ihr rührend und kindlich erzählt.
Jene Zeit, da das Heilige noch im Leben gewandelt,
Da jungfräulich und keuſch noch das Gefühl ſich bewahrt,
Da noch das große Geſetz, das oben im Sonnenlauf waltet,
Und verborgen im Ei reget den hüpfenden Punkt,

---

* Die Ueberſchrift dieſes Gedichtes in den Horen von 1795 war: Natur und Schule.

Noch der Nothwendigkeit ſtilles Geſetz, das ſtätige, gleiche,
Auch der menſchlichen Bruſt freiere Wellen bewegt,
Da nicht irrend der Sinn, und treu, wie der Zeiger am Uhrwerk,
Auf das Wahrhaftige nur, nur auf das Ewige wies? —
Da war kein Profaner, kein Eingeweihter zu ſehen;
Was man lebendig empfand, ward nicht bei Todten geſucht.
Gleich verſtändlich für jegliches Herz war die ewige Regel,
Gleich verborgen der Quell, dem ſie belebend entfloß.
Aber die glückliche Zeit iſt dahin! Vermeſſene Willkühr
Hat der getreuen Natur göttlichen Frieden geſtört.
Das entweihte Gefühl iſt nicht mehr Stimme der Götter,
Und das Orakel verſtummt in der entadelten Bruſt.
Nur in dem ſtilleren Selbſt vernimmt es der horchende Geiſt noch,
Und den heiligen Sinn hütet das myſtiſche Wort.
Hier beſchwört es der Forſcher, der reines Herzens hinabſteigt,
Und die verlorne Natur gibt ihm die Weisheit zurück.
Haſt du, Glücklicher, nie den ſchützenden Engel verloren,
Nie des frommen Inſtinkts liebende Warnung verwirkt,
Malt in dem keuſchen Auge noch treu und rein ſich die Wahrheit,
Tönt ihr Rufen dir noch hell in der kindlichen Bruſt,
Schweigt noch in dem zufried'nen Gemüth des Zweifels Empörung,
Wird ſie, weißt du's gewiß, ſchweigen auf ewig, wie heut';
Wird der Empfindungen Streit nie eines Richters bedürfen,
Nie den hellen Verſtand trüben das tückiſche Herz — *
O dann gehe du hin in deiner köſtlichen Unſchuld!
Dich kann die Wiſſenſchaft nichts lehren. Sie lerne von dir!

---

* In der erſten Ausgabe folgten hier noch die Verſe:
Nie die [illegible] [illegible] des Gewiſſens Einfalt verwirren,
[illegible], weißt du's gewiß, [illegible] [illegible] [illegible].

Jenes Geſetz, das mit eh'rnem Stab den Sträubenden lenket,
Dir nicht gilt's. Was du thuſt, was dir gefällt, iſt Geſetz,
Und an alle Geſchlechter ergeht ein göttliches Machtwort.
Was du mit heiliger Hand bildeſt, mit heiligem Mund
Redeſt, wird den erſtaunten Sinn allmächtig bewegen;
Du nur merkſt nicht den Gott, der dir im Buſen gebeut,
Nicht des Siegels Gewalt, das alle Geiſter dir beuget,
Einfach gehſt du und ſtill durch die eroberte Welt.

Der philoſophiſche Egoiſt.

Haſt du den Säugling geſehn, der, unbewußt noch der Liebe,
Die ihn wärmet und wiegt, ſchlafend von Arme zu Arm
Wandert, bis bei der Leidenſchaft Ruf der Jüngling erwachet
Und des Bewußtſeyns Blitz dämmernd die Welt ihm erhellt?
Haſt du die Mutter geſehn, wenn ſie ſüßen Schlummer dem Liebling
Kauft mit dem eigenen Schlaf, und für das Träumende ſorgt,
Mit dem eigenen Leben ernährt die zitternde Flamme,
Und mit der Sorge ſelbſt ſich für die Sorge belohnt?
Und du läſterſt die große Natur, die, bald Kind und bald Mutter,
Jetzt empfänget, jetzt gibt, nur durch Bedürfniß entſteht?
Selbſtgenügſam willſt du dem ſchönen Ring dich entziehen,
Der Geſchöpf an Geſchöpf reiht in vertraulichem Bund?
Willſt du, Armer, ſtehen allein und allein durch dich ſelber,
Wenn durch der Kräfte Tauſch ſelbſt das Unendliche ſteht?

Die Worte des Glaubens.

Drei Worte nenn' ich euch, inhaltſchwer,
Sie gehen von Munde zu Munde,
Doch ſtammen ſie nicht von außen her;
Das Herz nur gibt davon Kunde.
Dem Menſchen iſt aller Werth geraubt,
Wenn er nicht mehr an die drei Worte glaubt.

Der Menſch iſt frei geſchaffen, iſt frei,
Und würd' er in Ketten geboren.
Laßt euch nicht irren des Pöbels Geſchrei,
Nicht den Mißbrauch raſender Thoren!
Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Menſchen erzittert nicht!

Und die Tugend, ſie iſt kein leerer Schall,
Der Menſch kann ſie üben im Leben,
Und ſollt' er auch ſtraucheln überall,
Er kann nach der göttlichen ſtreben,
Und was kein Verſtand der Verſtändigen ſieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth.

Und ein Gott iſt, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menſchliche wanke;
Hoch über der Zeit und dem Raume webt
Lebendig der höchſte Gedanke,
Und ob Alles in ewigem Wechſel kreiſt,
Es beharret im Wechſel ein ruhiger Geiſt.

Die drei Worte bewahret euch, inhaltſchwer,
Sie pflanzet von Munde zu Munde,
Und ſtammen ſie gleich nicht von außen her,
Euer Inn'res gibt davon Kunde.
Dem Menſchen iſt nimmer ſein Werth geraubt,
So lang' er noch an die drei Worte glaubt.

◆

Die Worte des Wahns.

Drei Worte hört man, bedeutungſchwer,
    Im Munde der Guten und Beſten.
Sie ſchallen vergeblich, ihr Klang iſt leer,
    Sie können nicht helfen und tröſten.
Verſcherzt iſt dem Menſchen des Lebens Frucht,
So lang' er die Schatten zu haſchen ſucht.

So lang' er glaubt an die goldene Zeit,
    Wo das Rechte, das Gute wird ſiegen, —
Das Rechte, das Gute führt ewig Streit,
    Nie wird der Feind ihm erliegen,
Und erſtickſt du ihn nicht in den Lüften frei,
Stets wächſt ihm die Kraft auf der Erde neu.

So lang' er glaubt, daß das buhlende Glück
    Sich dem Edeln vereinigen werde —
Dem Schlechten folgt es mit Liebesblick;
    Nicht dem Guten gehöret die Erde.
Er iſt ein Fremdling, er wandert aus,
Und ſuchet ein unvergänglich Haus.

So lang' er glaubt, daß dem ird'ſchen Verſtand
    Die Wahrheit je wird erſcheinen —
Ihren Schleier hebt keine ſterbliche Hand,
    Wir können nur rathen und meinen.
Du kerkerſt den Geiſt in ein tönend Wort,
Doch der freie wandelt im Sturme fort.

Drum, edle Seele, entreiß' dich dem Wahn,
Und den himmliſchen Glauben bewahre!
Was kein Ohr vernahm, was die Augen nicht ſahn,
Es iſt dennoch das Schöne, das Wahre!
Es iſt nicht draußen, da ſucht es der Thor;
Es iſt in dir, du bringſt es ewig hervor.

Sprüche des Confucius.

1.

Dreifach iſt der Schritt der Zeit:
Zögernd kommt die Zukunft hergezogen,
Pfeilſchnell iſt das Jetzt entflogen,
Ewig ſtill ſteht die Vergangenheit.

Keine Ungeduld beflügelt
Ihren Schritt, wenn ſie verweilt.
Keine Furcht, kein Zweifeln zügelt
Ihren Lauf, wenn ſie enteilt.
Keine Reu', kein Zauberſegen
Kann die ſtehende bewegen.

Möchteſt du beglückt und weiſe
Endigen des Lebens Reiſe,
Nimm die zögernde zum Rath,
Nicht zum Werkzeug deiner That.
Wähle nicht die fliehende zum Freund,
Nicht die bleibende zum Feind.

2.

Dreifach iſt des Raumes Maß.
Raſtlos fort ohn' Unterlaß
Strebt die Länge fort in's Weite;
Endlos gießet ſich die Breite;
Grundlos ſenkt die Tiefe ſich.

Dir ein Bild ſind ſie gegeben.
Raſtlos vorwärts mußt du ſtreben,
Nie ermüdet ſtille ſtehn,
Willſt du die Vollendung ſehn,
Mußt in's Breite dich entfalten,
Soll ſich dir die Welt geſtalten,
In die Tiefe mußt du ſteigen,
Soll ſich dir das Weſen zeigen.
Nur Beharrung führt zum Ziel,
Nur die Fülle führt zur Klarheit
Und im Abgrund wohnt die Wahrheit.

Licht und Wärme.

Der beſſ're Menſch tritt in die Welt
Mit fröhlichem Vertrauen;
Er glaubt, was ihm die Seele ſchwellt,
Auch außer ſich zu ſchauen,
Und weiht, von edlem Eifer warm,
Der Wahrheit ſeinen treuen Arm.

Doch Alles iſt ſo klein, ſo eng;
Hat er es erſt erfahren,
Da ſucht er in dem Weltgedräng
Sich ſelbſt nur zu bewahren;
Das Herz in kalter, ſtolzer Ruh
Schließt endlich ſich der Liebe zu.

Sie geben, ach! nicht immer Glut,
Der Wahrheit helle Strahlen.
Wohl denen, die des Wiſſens Gut
Nicht mit dem Herzen zahlen.
Drum paart zu eurem ſchönſten Glück
Mit Schwärmers Ernſt des Weltmanns Blick!

Breite und Tiefe.

Es glänzen Viele in der Welt,
Sie wiſſen von Allem zu ſagen,
Und wo was reizet und wo was gefällt,
Man kann es bei ihnen erfragen;
Man dächte, hört man ſie reden laut,
Sie hätten wirklich erobert die Braut.

Doch gehn ſie aus der Welt ganz ſtill,
Ihr Leben war verloren.
Wer etwas Treffliches leiſten will,
Hätt' gern was Großes geboren,
Der ſammle ſtill und unerſchlafft
Im kleinſten Punkte die höchſte Kraft.

Der Stamm erhebt ſich in die Luft
Mit üppig prangenden Zweigen;
Die Blätter glänzen und hauchen Duft,
Doch können ſie Früchte nicht zeugen;
Der Kern allein im ſchmalen Raum
Verbirgt den Stolz des Waldes, den Baum.

Die Führer des Lebens. *

Zweierlei Genien ſind's, die dich durch's Leben geleiten.
Wohl dir, wenn ſie vereint helfend zur Seite dir ſtehn!
Mit erheiterndem Spiel verkürzt dir der Eine die Reiſe,
Leichter an ſeinem Arm werden dir Schickſal und Pflicht.
Unter Scherz und Geſpräch begleitet er bis an die Kluft dich,
Wo an der Ewigkeit Meer ſchaudernd der Sterbliche ſteht.
Hier empfängt dich entſchloſſen und ernſt und ſchweigend der Andre,
Trägt mit gigantiſchem Arm über die Tiefe dich hin.
Nimmer widme dich Einem allein! Vertraue dem Erſtern
Deine Würde nicht an, nimmer dem Andern dein Glück!

---

* In den Horen von 1795 war dies Gedicht überſchrieben: Schön und Erhaben.

Archimedes und der Schüler.

Zu Archimedes kam ein wißbegieriger Jüngling;
Weihe mich, ſprach er zu ihm, ein in die göttliche Kunſt,
Die ſo herrliche Frucht dem Vaterlande getragen
Und die Mauern der Stadt vor der Sambuca * beſchützt!
„Göttlich nennſt du die Kunſt? Sie iſt's, verſetzte der Weiſe;
Aber das war ſie, mein Sohn, eh' ſie dem Staat noch gedient.
Willſt du nur Früchte von ihr, die kann auch die Sterbliche zeugen;
Wer um die Göttin freit, ſuche in ihr nicht das Weib.“

---

* Anmerkung des Verfaſſers bei der erſten Ausgabe. Der Name einer Belagerungsmaſchine, deren ſich Marcellus gegen Syrakus bediente.

Menſchliches Wiſſen.

Weil du lieſeſt in ihr, was du ſelber in ſie geſchrieben,
Weil du in Gruppen für's Aug' ihre Erſcheinungen reihſt,
Deine Schnüre gezogen auf ihrem unendlichen Felde,
Wähnſt du, es faſſe dein Geiſt ahnend die große Natur.
So beſchreibt mit Figuren der Aſtronome den Himmel,
Daß in dem ewigen Raum leichter ſich finde der Blick,
Knüpft entlegene Sonnen, durch Siriusfernen geſchieden,
Aneinander im Schwan und in den Hörnern des Stiers.
Aber verſteht er darum der Sphären myſtiſche Tänze,
Weil ihm das Sternengewölb' ſein Planiglobium zeigt?

◆

Die zwei Tugendwege.

Zwei ſind der Wege, auf welchen der Menſch zur Tugend emporſtrebt;
Schließt ſich der eine dir zu, thut ſich der andre dir auf.
Handelnd erringt der Glückliche ſie, der Leidende duldend.
Wohl ihm, den ſein Geſchick liebend auf beiden geführt!

◆

Würden.

Wie die Säule des Lichts auf des Baches Welle ſich ſpiegelt,
Hell wie von eigener Glut flammt der vergoldete Saum,
Aber die Well' entführet der Strom, durch die glänzende Straße
Drängt eine andre ſich ſchon, ſchnell wie die erſte zu fliehn.
So beleuchtet der Würden Glanz den ſterblichen Menſchen;
Nicht er ſelbſt, nur der Ort, den er durchwandelte, glänzt.

Zenith und Nadir.

Wo du auch wandelſt im Raum, es knüpft dein Zenith und Nadir
An den Himmel dich an, dich an die Axe der Welt.
Wie du auch handelſt in ihr, es berühre den Himmel der Wille,
Durch die Axe der Welt gehe die Richtung der That!

* * *

Das Kind in der Wiege.

Glücklicher Säugling! dir iſt ein unendlicher Raum noch die Wiege.
Werde Mann, und dir wird eng die unendliche Welt.

Das Unwandelbare.

„Unaufhaltſam enteilet die Zeit.“ — Sie ſucht das Beſtänd'ge.
Sey getreu, und du legſt ewige Feſſeln ihr an.

Theophanie.

Zeigt ſich der Glückliche mir, ich vergeſſe die Götter des Himmels;
Aber ſie ſtehn vor mir, wenn ich den Leidenden ſeh'.

* * *

Das Höchſte.

Suchſt du das Höchſte, das Größte? Die Pflanze kann es dich lehren:
Was ſie willenlos iſt, ſey du es wollend — das iſt's!

* * *

Unſterblichkeit.

Vor dem Tod erſchrickſt du! Du wünſcheſt unſterblich zu leben?
Leb' im Ganzen! Wenn du lange dahin biſt, es bleibt.

* * *

Votivtafeln.

Was der Gott mich gelehrt, was mir durch's Leben geholfen,
Häng' ich, dankbar und fromm, hier in dem Heiligthum auf.

Die verſchiedene Beſtimmung.

Millionen beſchäftigen ſich, daß die Gattung beſtehe;
Aber durch Wenige nur pflanzet die Menſchheit ſich fort.
Tauſend Keime zerſtreuet der Herbſt, doch bringet kaum einer
Früchte; zum Element kehren die meiſten zurück.
Aber entfaltet ſich auch nur einer, einer allein ſtreut
Eine lebendige Welt ewiger Bildungen aus.

Das Belebende.

Nur an des Lebens Gipfel, der Blume, zündet ſich Neues
In der organiſchen Welt, in der empfindenden an.

Zweierlei Wirkungsarten.

Wirke Gutes, du *nährſt* der Menſchheit göttliche Pflanze;
Bilde Schönes, du ſtreuſt *Keime* der göttlichen aus.

Unterſchied der Stände.

Adel iſt auch in der ſittlichen Welt. Gemeine Naturen
Zahlen mit dem, was ſie thun, edle mit dem, was ſie ſind.

Das Werthe und Würdige.

Haſt du etwas, ſo theile mir's mit, und ich zahle, was recht iſt;
Biſt du etwas, o dann tauſchen die Seelen wir aus.

Die moraliſche Kraft.

Kannſt du nicht ſchön empfinden, dir bleibt doch, vernünftig zu wollen
Und als ein Geiſt zu thun, was du als Menſch nicht vermagſt.

Mittheilung.

Aus der ſchlechteſten Hand kann Wahrheit mächtig noch wirken;
Bei dem Schönen allein macht das Gefäß den Gehalt.

An *

Theile mir mit, was du weißt; ich werd' es dankbar empfangen.
Aber du gibſt mir dich ſelbſt: damit verſchone mich, Freund.

An * *

Du willſt Wahres mich lehren? Bemühe dich nicht! Nicht die Sache
Will ich durch dich, ich will dich durch die Sache nur ſehn.

An * * *

Dich erwähl' ich zum Lehrer, zum Freund. Dein lebendiges Bilden
Lehrt mich, dein lehrendes Wort rühret lebendig mein Herz.

Jetzige Generation.

War es immer wie jetzt? Ich kann das Geſchlecht nicht begreifen.
Nur das Alter iſt jung, ach! und die Jugend iſt alt.

An die Muſe.

Was ich ohne dich wäre, ich weiß es nicht — aber mir grauet,
Seh' ich, was ohne dich Hundert' und Tauſende ſind.

Der gelehrte Arbeiter.

Nimmer labt ihn des Baumes Frucht, den er mühſam erziehet;
Nur der Geſchmack genießt, was die Gelehrſamkeit pflanzt.

Pflicht für Jeden.

Immer ſtrebe zum Ganzen! und kannſt du ſelber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied ſchließ' an ein Ganzes dich an!

Aufgabe.

Keiner ſey gleich dem Andern, doch gleich ſey Jeder dem Höchſten!
Wie das zu machen? Es ſey Jeder vollendet in ſich.

Das eigne Ideal.

Allen gehört, was du denkſt; dein eigen iſt nur, was du fühleſt.
Soll er dein Eigenthum ſeyn, fühle den Gott, den du denkſt.

An die Myſtiker.

Das iſt eben das wahre Geheimniß, das Allen vor Augen
Liegt, euch ewig umgibt, aber von Keinem geſehn.

Der Schlüſſel.

Willſt du dich ſelber erkennen, ſo ſieh', wie die Andern es treiben.
Willſt du die Andern verſtehn, blick' in dein eigenes Herz.

Der Aufpaſſer.

Strenge, wie mein Gewiſſen, bemerkſt du, wo ich gefehlet;
Darum hab' ich dich ſtets wie — mein Gewiſſen geliebt.

Weisheit und Klugheit.

Willſt du, Freund, die erhabenſten Höhn der Weisheit erſteigen,
Wag' es auf die Gefahr, daß dich die Klugheit verlacht.
Die kurzſichtige ſieht nur das Ufer, das dir zurückflieht;
Jenes nicht, wo dereinſt landet dein muthiger Flug.

Die Uebereinſtimmung.

Wahrheit ſuchen wir Beide, du außen im Leben, ich innen
In dem Herzen, und ſo findet ſie Jeder gewiß.
Iſt das Auge geſund, ſo begegnet es außen dem Schöpfer;
Iſt es das Herz, dann gewiß ſpiegelt es innen die Welt.

Politiſche Lehre.

Alles ſey recht, was du thuſt; doch dabei laß es bewenden,
Freund, und enthalte dich ja, Alles, was recht iſt, zu thun.
Wahrem Eifer genügt, daß das Vorhand'ne vollkommen
Sey; der falſche will ſtets, daß das Vollkommene ſey.

Majeſtas *populi.*

Majeſtät der Menſchennatur! dich ſoll ich beim Haufen
Suchen? Bei Wenigen nur haſt du von jeher gewohnt.
Einzelne wenige zählen, die Uebrigen alle ſind blinde
Nieten; ihr leeres Gewühl hüllet die Treffer nur ein.

An einen Weltverbeſſerer.

„Alles opfert' ich hin, ſprichſt du, der Menſchheit zu helfen;
Eitel war der Erfolg, Haß und Verfolgung der Lohn.“ —
Soll ich dir ſagen, Freund, wie ich mit Menſchen es halte?
Traue dem Spruche! Noch nie hat mich der Führer getäuſcht.
Von der Menſchheit — du kannſt von ihr nie groß genug denken;
Wie du im Buſen ſie trägſt, prägſt du in Thaten ſie aus.
Auch dem Menſchen, der dir im engen Leben begegnet,
Reich' ihm, wenn er ſie mag, freundlich die helfende Hand.
Nur für Regen und Thau und für's Wohl der Menſchengeſchlechter
Laß du den Himmel, Freund, ſorgen, wie geſtern, ſo heut'.

Meine Antipathie.

Herzlich iſt mir das Laſter zuwider, doppelt zuwider
Iſt mir's, weil es ſo viel Schwatzen von Tugend gemacht.
„Wie? du haſſeſt die Tugend?“ — Ich wollte, wir übten ſie alle,
Und ſo ſpräche, will's Gott, ferner kein Menſch mehr davon.

An die Aſtronomen.

Schwatzet mir nicht ſo viel von Nebelflecken und Sonnen,
Iſt die Natur nur groß, weil ſie zu zählen euch gibt?
Euer Gegenſtand iſt der erhabenſte freilich im Raume;
Aber, Freunde, im Raum wohnt das Erhabene nicht.

Aſtronomiſche Schriften.

So unermeßlich iſt, ſo unendlich erhaben der Himmel!
Aber der Kleinigkeitsgeiſt zog auch den Himmel herab.

Der beſte Staat.

„Woran erkenn' ich den beſten Staat?“ Woran du die beſte
Frau kennſt! Daran, mein Freund, daß man von Beiden nicht ſpricht.

Mein Glaube.

Welche Religion ich bekenne? Keine von allen,
Die du mir nennſt! — Und warum keine? Aus Religion.

Inneres und Aeußeres.

„Gott nur ſiehet das Herz.“ — Drum eben, weil Gott nur das Herz ſieht,
Sorge, daß wir doch auch etwas Erträgliches ſehn.

Freund und Feind.

Theuer iſt mir der Freund, doch auch den Feind kann ich nüzen;
Zeigt mir der Freund, was ich kann, lehrt mich der Feind was ich ſoll.

Licht und Farbe.

Wohne, du ewiglich Eines, dort bei dem ewiglich Einen!
Farbe, du wechſelnde, komm' freundlich zum Menſchen herab!

Schöne Individualität.

Einig ſollſt du zwar ſeyn, doch Eines nicht mit dem Ganzen.
Durch die Vernunft biſt du eins, einig mit ihm durch das Herz.
Stimme des Ganzen iſt deine Vernunft, dein Herz biſt du ſelber;
Wohl dir, wenn die Vernunft immer im Herzen dir wohnt.

Die idealiſche Freiheit.

Aus dem Leben heraus ſind der Wege zwei dir geöffnet,
Zum Ideale führt einer, der andre zum Tod.
Siehe, daß du bei Zeiten noch frei auf dem erſten entſpringeſt,
Ehe die Parze mit Zwang dich auf dem andern entführt.

Die Mannichfaltigkeit

Viele ſind gut und verſtändig, doch zählen für Einen nur Alle,
Denn ſie regiert der Begriff, ach! nicht das liebende Herz.
Traurig herrſcht der Begriff, aus tauſendfach wechſelnden Formen
Bringet er dürftig und leer ewig nur Eine hervor,
Aber von Leben rauſcht es und Luſt, wo bildend die Schönheit
Herrſchet, das ewige Eins wandelt ſie tauſendfach neu.

Die drei Alter der Natur.

Leben gab ihr die Fabel, die Schule hat ſie entſeelet,
Schaffendes Leben auf's Neu' gibt die Vernunft ihr zurück.

Der Genius.

Wiederholen zwar kann der Verſtand, was da ſchon geweſen;
Was die Natur gebaut, bauet er wählend ihr nach.
Ueber Natur hinaus baut die Vernunft, doch nur in das Leere.
Du nur, Genius, mehrſt in der Natur die Natur.

Der Nachahmer.

Gutes aus Gutem, das kann jedweder Verſtändige bilden;
Aber der Genius ruft Gutes aus Schlechtem hervor.
An Gebildetem nur darfſt du, Nachahmer, dich üben;
Selbſt Gebildetes iſt Stoff nur dem bildenden Geiſt.

Genialität.

Wodurch gibt ſich der Genius kund? Wodurch ſich der Schöpfer
Kund gibt in der Natur, in dem unendlichen All.
Klar iſt der Aether und doch von unermeßlicher Tiefe;
Offen dem Aug', dem Verſtand bleibt er doch ewig geheim.

Die Forſcher.

Alles will jetzt die Menſchen von innen, von außen ergründen;
Wahrheit, wo retteſt du dich hin vor der wüthenden Jagd?
Dich zu fangen, ziehen ſie aus mit Netzen und Stangen;
Aber mit Geiſtestritt ſchreiteſt du mitten hindurch.

Die ſchwere Verbindung.

Warum will ſich Geſchmack und Genie ſo ſelten vereinen?
Jener fürchtet die Kraft, dieſes verachtet den Zaum.

Korrektheit.

Frei von Tadel zu ſeyn, iſt der niedrigſte Grad und der höchſte;
Denn nur die Ohnmacht führt oder die Größe dazu.

Das Naturgeſetz.

So war's immer, mein Freund, und ſo wird's bleiben; die Ohnmacht
Hat die Regel für ſich, aber die Kraft den Erfolg.

Wahl.

Kannſt du nicht Allen gefallen durch deine That und dein Kunſtwerk,
Mach' es Wenigen recht; Vielen gefallen, iſt ſchlimm.

Tonkunſt.

Leben athme die bildende Kunſt, Geiſt fordr' ich vom Dichter;
Aber die Seele ſpricht nur Polyhymnia aus.

Sprache.

Warum kann der lebendige Geiſt dem Geiſt nicht erſcheinen?
Spricht die Seele, ſo ſpricht, ach! ſchon die Seele nicht mehr.

An den Dichter.

Laß die Sprache dir ſeyn, was der Körper den Liebenden. Er nur
Iſt's, der die Weſen trennt und der die Weſen vereint.

Der Meiſter.

Jeden anderen Meiſter erkennt man an dem, was er ausſpricht;
Was er weiſe verſchweigt, zeigt mir den Meiſter des Styls.

Der Gürtel.

In dem Gürtel bewahrt Aphrodite der Reize Geheimniß;
Was ihr den Zauber verleiht, iſt, was ſie bindet, die Scham.

Dilettant.

Weil ein Vers dir gelingt in einer gebildeten Sprache,
Die für dich dichtet und denkt, glaubſt du ſchon Dichter zu ſeyn?

Die Kunſtſchwätzer.

Gutes in Künſten verlangt ihr! Seyd ihr denn würdig des Guten,
Das nur der ewige Krieg gegen euch ſelber erzeugt?

Die Philoſophieen.

Welche wohl bleibt von allen den Philoſophieen? Ich weiß nicht.
Aber die Philoſophie, hoff' ich, ſoll ewig beſtehn.

Die Gunst der Muſen.

Mit dem Philiſter ſtirbt auch ſein Ruhm. Du, himmliſche Muſe,
Trägſt, die dich lieben, die du liebſt, in Mnemoſynens Schooß.

Der Homeruskopf als Siegel.

Treuer alter Homer, dir vertrau' ich das zarte Geheimniß;
Um der Liebenden Glück wiſſe der Sänger allein.

Die beſte Staatsverfaſſung.

Dieſe nur kann ich dafür erkennen, die Jedem erleichtert
Gut zu denken, doch nie, daß er ſo denke, bedarf.

◆

An die Geſetzgeber.

Setzet immer voraus, daß der Menſch im Ganzen das Rechte
Will; im Einzelnen nur rechnet mir niemals darauf.

◆

Das Ehrwürdige.

Ehret ihr immer das Ganze, ich kann nur Einzelne achten,
Immer im Einzelnen nur hab' ich das Ganze erblickt.

◆

Falſcher Studiertrieb.

O wie viel neue Feinde der Wahrheit! Mir blutet die Seele,
Seh' ich das Eulengeſchlecht, das zu dem Lichte ſich drängt.

Quelle der Verjüngung.

Glaubt mir, es iſt kein Mährchen, die Quelle der Jugend, ſie rinnet
Wirklich und immer. Ihr fragt, wo? In der dichtenden Kunſt.

Der Naturkreis.

Alles, du ruhige, ſchließt ſich in deinem Reiche; ſo kehret
Auch zum Kinde der Greis kindiſch und kindlich zurück.

* * *

Der Genius mit der umgekehrten Fackel.

Lieblich ſieht er zwar aus mit ſeiner erloſchenen Fackel;
Aber, ihr Herren, der Tod iſt ſo äſthetiſch doch nicht.

Tugend des Weibes.

Tugenden brauchet der Mann, er ſtürzt ſich wagend in's Leben,
Tritt mit dem ſtärkeren Glück in den bedenklichen Kampf.
Eine Tugend genüget dem Weib; ſie iſt da, ſie erſcheinet
Lieblich dem Herzen, dem Aug' lieblich erſcheine ſie ſtets.

Die ſchönſte Erſcheinung.

Saheſt du nie die Schönheit im Augenblicke des Leidens,
Niemals haſt du die Schönheit geſehn.
Sahſt du die Freude nie in einem ſchönen Geſichte,
Niemals haſt du die Freude geſehn.

Forum des Weibes.

Frauen, richtet nur nie des Mannes einzelne Thaten!
Aber über den Mann ſprechet das richtende Wort.

* * *

Weibliches Urtheil.

Männer richten nach Gründen; des Weibes Urtheil iſt ſeine
Liebe; wo es nicht liebt, hat ſchon gerichtet das Weib.

* * *

Das weibliche Ideal.

An Amanda.

Ueberall weichet das Weib dem Manne: nur in dem Höchſten
Weichet dem weiblichſten Weib immer der männlichſte Mann.
Was das Höchſte mir ſey? Des Sieges ruhige Klarheit,
Wie ſie von deiner Stirn, holde Amanda, mir ſtrahlt.
Schwimmt auch die Wolke des Grams um die heiter glänzende Scheibe,
Schöner nur macht ſich das Bild auf dem vergoldeten Duft.
Dünke der Mann ſich frei! Du *biſt es*, denn ewig nothwendig,
Weißt du von keiner Wahl, keiner Nothwendigkeit mehr.
Was du auch gibſt, ſtets gibſt du dich ganz; du biſt ewig nur Eines,
Auch dein zarteſter Laut iſt dein harmoniſches Selbſt.
Hier iſt ewige Jugend bei niemals verſiegender Fülle,
Und mit der Blume zugleich brichſt du die goldene Frucht.

* * *

Erwartung und Erfüllung.

In den Ocean ſchifft mit tauſend Maſten der Jüngling;
Still, auf gerettetem Boot treibt in den Hafen der Greis.

* * *

Das gemeinſame Schickſal.

Siehe, wir haſſen, wir ſtreiten, es trennet uns Neigung und Meinung;
Aber es bleichet indeß dir ſich die Locke wie mir.

Menſchliches Wirken.

An dem Eingang der Bahn liegt die Unendlichkeit offen,
Doch mit dem engeſten Kreis höret der Weiſeſte auf.

Der Vater.

Wirke ſo viel du willſt, du ſtehſt doch ewig allein da,
Bis an das All die Natur dich, die gewaltige, knüpft.

* * *

Liebe und Begierde.

Recht geſagt, Schloſſer! Man liebt, was man hat; man begehrt, was man nicht hat;
Denn nur das reiche Gemüth liebt, nur das arme begehrt.

* * *

Güte und Größe.

Nur zwei Tugenden gibt's, o wären ſie immer vereinigt,
Immer die Güte auch groß, immer die Größe auch gut!

* * *

Die Triebfedern.

Immer treibe die Furcht den Sklaven mit eiſernem Stabe!
Freude, führe du mich immer an roſigem Band!

* * *

Naturforſcher und Transſcendental-Philoſophen.

Feindſchaft ſey zwiſchen euch! Noch kommt das Bündniß zu frühe;
Wenn ihr im Suchen euch trennt, wird erſt die Wahrheit erkannt.

Deutſcher Genius.

Ringe, Deutſcher, nach römiſcher Kraft, nach griechiſcher Schönheit!
Beides gelang dir; doch nie glückte der galliſche Sprung.

* * *

Kleinigkeiten.

Der epiſche Hexameter.

Schwindelnd trägt er dich fort auf raſtlos ſtrömenden Wogen;
Hinter dir ſiehſt du, du ſiehſt vor dir nur Himmel und Meer.

Das Diſtichon.

Im Hexameter ſteigt des Springquells flüſſige Säule;
Im Pentameter drauf fällt ſie melodiſch herab.

Die achtzeilige Stanze.

Stanze, dich ſchuf die Liebe, die zärtlich ſchmachtende — dreimal
Fliehest du ſchamhaft und kehrſt dreimal verlangend zurück.

Der Obelisk.

Aufgerichtet hat mich auf hohem Geſtelle der Meiſter.
Stehe, ſprach er, und ich ſteh' ihm mit Kraft und mit Luſt.

Der Triumphbogen.

Fürchte nicht, ſagt der Meiſter, des Himmels Bogen; ich ſtelle
Dich unendlich, wie ihn, in die Unendlichkeit hin.

Die ſchöne Brücke.

Unter mir, über mir rennen die Wellen, die Wagen, und gütig
Gönnte der Meiſter mir ſelbſt, auch mit hinüber zu gehn.

Das Thor.

Schmeichelnd locke das Thor den Wilden herein zum Geſetze!
Froh in die freie Natur führ' es den Bürger heraus!

Die Peterskirche.

Suchſt du das Unermeßliche hier, du haſt dich geirret:
Meine Größe iſt die, größer zu machen dich ſelbſt.

An die Proſelytenmacher.

Nur ein Weniges Erde beding' ich mir außer der Erde,
Sprach der göttliche Mann, und ich bewege ſie leicht.
Einen Augenblick nur vergönnt mir, außer mir ſelber
Mich zu begeben, und ſchnell will ich der Eurige ſeyn.

Das Verbindungsmittel.

Wie verfährt die Natur, um Hohes und Niedres im Menſchen
Zu verbinden? Sie ſtellt Eitelkeit zwiſchen hinein.

Der Zeitpunkt.

Eine große Epoche hat das Jahrhundert geboren;
Aber der große Moment findet ein kleines Geſchlecht.

Deutſches Luſtſpiel.

Thoren hätten wir wohl, wir hätten Fratzen die Menge;
Leider helfen ſie nur ſelbſt zur Komödie nichts.

Buchhändler-Anzeige.

Nichts iſt der Menſchheit ſo wichtig, als ihre Beſtimmung zu kennen;
Um zwölf Groſchen courant wird ſie bei mir jetzt verkauft.

Gefährliche Nachfolge.

Freunde, bedenket euch wohl, die tiefere, kühnere Wahrheit
Laut zu ſagen; ſogleich ſtellt man ſie euch auf den Kopf.

Griechheit.

Kaum hat das kalte Fieber der Gallomanie uns verlaſſen,
Bricht in der Gräcomanie gar noch ein hitziges aus.
Griechheit, was war ſie? Verſtand und Maß und Klarheit! drum dächt' ich
Etwas Geduld noch, ihr Herrn, eh' ihr von Griechheit uns ſprecht!
Eine würdige Sache verfechtet ihr; nur mit Verſtande,
Bitt' ich, daß ſie zum Spott und zum Gelächter nicht wird.

◆

Die Sonntagskinder.

Jahre lang bildet der Meiſter und kann ſich nimmer genug thun;
Dem genialen Geſchlecht wird es im Traume beſchert.
Was ſie geſtern gelernt, das wollen ſie heute ſchon lehren.
Ach, was haben die Herrn doch für ein kurzes Gedärm!

◆

Die Philoſophen.

Lehrling.

Gut, daß ich euch, ihr Herrn, in pleno beiſammen hier finde:
Denn das Eine, was Noth, treibt mich herunter zu euch.

Ariſtoteles.

Gleich zur Sache, mein Freund. Wir halten die Jenaer Zeitung
Hier in der Hölle und ſind längſt ſchon von Allem belehrt.

Lehrling.

Deſto beſſer! ſo gebt mir, ich geh' euch nicht eher vom Halſe,
Einen allgültigen Satz und der auch allgemein gilt.

Erſter.

Cogito, ergo sum. Ich denke, und mithin ſo bin ich!
Iſt das Eine nur wahr, iſt es das Andre gewiß.

Lehrling.

Denk' ich, ſo bin ich! Wohl! Doch wer wird immer auch denken!
Oft ſchon war ich und hab' wirklich an gar nichts gedacht.

Zweiter.

Weil es doch Dinge gibt, ſo gibt es ein Ding aller Dinge:
In dem Ding aller Ding' ſchwimmen wir, wie wir ſo ſind.

Dritter

Juſt das Gegentheil ſprech' ich. Es gibt kein Ding, als mich ſelber;
Alles Andre, in mir ſteigt es als Blaſe nur auf.

Vierter.

Zweierlei Dinge laſſ' ich paſſiren: die Welt und die Seele;
Keins weiß vom andern, und doch deuten ſie beide auf Eins.

Fünfter.

Von dem Ding weiß ich nichts und weiß auch nichts von der Seele;
Beide erſcheinen mir nur, aber ſie ſind doch kein Schein.

Sechster.

Ich bin Ich und ſetze mich ſelbſt, und ſetz' ich mich ſelber
Als *nicht* geſetzt, nun gut, hab' ich ein Nicht-Ich geſetzt.

Siebenter.

Vorſtellung wenigſtens iſt! Ein Vorgeſtelltes iſt alſo;
Ein Vorſtellendes auch; macht mit der Vorſtellung *drei*.

Lehrling.

Damit lock' ich, ihr Herrn, noch keinen Hund aus dem Ofen!
Einen erklecklichen Satz will ich, und der auch was ſetzt!

Achter.

Auf theoretiſchem Feld iſt weiter nichts mehr zu finden;
Aber der praktiſche Satz gilt doch: Du kannſt, denn du ſollſt!

Lehrling.

Dacht' ich's doch! Wiſſen ſie nichts Vernünftiges mehr zu erwidern,
Schieben ſie's einem geſchwind in das Gewiſſen hinein.

David Hume.

Rede nicht mit dem Volk! Der Kant hat ſie alle verwirret.
Mich frag'! ich bin mir ſelbſt auch in der Hölle noch gleich.

Rechtsfrage.

Jahre lang ſchon bedien' ich mich meiner Naſe zum Riechen;
Hab' ich denn wirklich an ſie auch ein erweisliches Recht?

Pufendorf.

Ein bedenklicher Fall! Doch die erſte Poſſeſſion ſcheint
Für dich zu ſprechen, und ſo brauche ſie immerhin fort.

Gewiſſensſcrupel.

Gerne dien' ich den Freunden, doch thu' ich es leider mit Neigung,
Und ſo wurmt es mir oft, daß ich nicht tugendhaft bin.

Entſcheidung.

Da iſt kein anderer Rath, du mußt ſuchen, ſie zu verachten,
Und mit Abſcheu alsdann thun, wie die Pflicht dir gebeut.

G. G.

Jeder, ſieht man ihn einzeln, iſt leidlich, klug und verſtändig,
Sind ſie in *corpore*, gleich wird euch ein Dummkopf daraus.

Die Homeriden.

Wer von euch iſt der Sänger der Ilias? Weil's ihm ſo gut ſchmeckt,
Iſt hier von Heynen ein Pack Göttinger Würſte für ihn —
„Mir her! ich ſang der Könige Zwiſt!“ — „Ich die Schlacht bei den Schiffen!“
„„Mir die Würſte! Ich ſang, was auf dem Ida geſchah!““ —
Friede! Zerreißt mich nur nicht! Die Würſte werden nicht reichen!
Der ſie ſchickte, er hat ſich nur auf Einen verſehn!

Der moraliſche Dichter.

Ja, der Menſch iſt ein ärmlicher Wicht, ich weiß — doch das wollt' ich
Eben vergeſſen, und kam, ach wie gereut mich's, zu dir!

Die Danaiden.

Jahre lang ſchöpfen wir ſchon in das Sieb und brüten den Stein aus;
Aber der Stein wird nicht warm, aber das Sieb wird nicht voll.

Der erhabene Stoff.

Deine Muſe beſingt, wie Gott ſich der Menſchen erbarmte,
Aber iſt das Poeſie, daß er erbärmlich ſie fand.

Der Kunſtgriff.

Wollt ihr zugleich den Kindern der Welt und den Frommen gefallen?
Malet die Wolluſt, — nur malet den Teufel dazu!

Jeremiade.

Alles in Deutſchland hat ſich in Proſa und Verſen verſchlimmert,
Ach, und hinter uns liegt weit ſchon die goldene Zeit!
Philoſophen verderben die Sprache, Poeten die Logik,
Und mit dem Menſchenverſtand kommt man durch's Leben nicht mehr.
Aus der Aeſthetik, wohin ſie gehört, verjagt man die Tugend,
Jagt ſie, den läſtigen Gaſt, in die Politik hinein.
Wohin wenden wir uns? Sind wir natürlich, ſo ſind wir
Platt; und geniren wir uns, nennt man es abgeſchmackt gar.
Schöne Naivetät der Stubenmädchen zu Leipzig,
Komm doch wieder, o komm, witzige Einfalt, zurück!
Komm, Komödie, wieder, du ehrbare Wochenviſite,
Siegmund, du ſüßer Amant, Maskarill, ſpaßhafter Knecht!
Trauerſpiele voll Salz, voll epigrammatiſcher Nadeln,
Und du, Menuetſchritt unſers geborgten Kothurns!
Philoſoph'ſcher Roman, du Gliedermann, der ſo geduldig
Still hält, wenn die Natur gegen den Schneider ſich wehrt!
Alte Proſa, komm wieder, die Alles ſo ehrlich herausſagt,
Was ſie denkt und gedacht, auch was der Leſer ſich denkt!
Alles in Deutſchland hat ſich in Proſa und Verſen verſchlimmert,
Ach, und hinter uns liegt weit ſchon die goldene Zeit!

Wiſſenſchaft.

Einem iſt ſie die hohe, die himmliſche Göttin, dem Andern
Eine tüchtige Kuh, die ihn mit Butter verſorgt.

* * *

Kant und ſeine Ausleger.

Wie doch ein einziger Reicher ſo viele Bettler in Nahrung
Sezt! Wenn die Könige baun, haben die Kärrner zu thun.

* * *

Shakeſpear's Schatten.

Parodie.

Endlich erblickt' ich auch die hohe Kraft des Herakles,
Seinen Schatten. Er ſelbſt leider war nicht mehr zu ſehn.
Ringsum ſchrie, wie Vögelgeſchrei, das Geſchrei der Tragöden
Und das Hundegebell der Dramaturgen um ihn.
Schauerlich ſtand das Ungethüm da. Geſpannt war der Bogen,
Und der Pfeil auf der Senn' traf noch beſtändig das Herz.
Welche noch kühnere That, Unglücklicher, wageſt du jetzo,
Zu den Verſtorbenen ſelbſt niederzuſteigen in's Grab!“
Wegen Tireſias mußt' ich herab, den Seher zu fragen,
Wo ich den alten Kothurn fände, der nicht mehr zu ſehn.
Glauben ſie nicht der Natur und den alten Griechen, ſo holſt du
Eine Dramaturgie ihnen vergeblich herauf.“ —
die Natur, die zeigt auf unſern Bühnen ſich wieder,
Splitternackend, daß man jegliche Rippe ihr zählt.
Wie? So iſt wirklich bei euch der alte Kothurnus zu ſehen,
Den zu holen ich ſelbſt ſtieg in des Tartarus Nacht?“ —
ichts mehr von dieſem tragiſchen Spuk. Kaum einmal im Jahre
Geht dein geharniſchter Geiſt über die Bretter hinweg.
Auch gut! Philoſophie hat eure Gefühle geläutert,
Und vor dem heitern Humor fliehet der ſchwarze Affekt.“ —
a, ein derber und trockener Spaß; nichts geht uns darüber,
Aber der Jammer auch, wenn er nur naß iſt, gefällt.
Alſo ſieht man bei euch den leichten Tanz der Thalia
Neben dem ernſten Gang, welchen Melpomene geht?“ —

Keines von Beiden! Uns kann nur das Chriſtlich-Moraliſche rühren,
Und was recht populär, häuslich und bürgerlich iſt.
„Was? Es dürfte kein Cäſar auf euren Bühnen ſich zeigen,
Kein Achill, kein Oreſt, keine Andromache mehr?“ —
Nichts! Man ſiehet bei uns nur Pfarrer, Kommerzienräthe,
Fähndriche, Sekretairs oder Huſarenmajors.
„Aber ich bitte dich, Freund, was kann denn dieſer Miſere
Großes begegnen, was kann Großes denn durch ſie geſchehn?“ —
Was? Sie machen Kabale, ſie leihen auf Pfänder, ſie ſtecken
Silberne Löffel ein, wagen den Pranger und mehr.
„Woher nehmt ihr denn aber das große gigantiſche Schickſal,
Welches den Menſchen erhebt, wenn es den Menſchen zermalmt?“ —
Das ſind Grillen! Uns ſelbſt und unſre guten Bekannten,
Unſern Jammer und Noth ſuchen und finden wir hier.
„Aber das habt ihr ja Alles bequemer und beſſer zu Hauſe;
Warum entfliehet ihr euch, wenn ihr euch ſelber nur ſucht?“ —
Nimm's nicht übel, mein Heros, das iſt ein verſchiedener Caſus:
Das Geſchick, das iſt blind, und der Poet iſt gerecht.
„Alſo eure Natur, die erbärmliche, trifft man auf euren
Bühnen, die große nur nicht, nicht die unendliche an?“ —
Der Poet iſt der Wirth und der letzte Actus die Zeche;
Wenn ſich das Laſter erbricht, ſetzt ſich die Tugend zu Tiſch.

Die Flüſſe.

Rhein.

Treu, wie dem Schweizer gebührt, bewach' ich Germaniens Grenze,
Aber der Gallier hüpft über den duldenden Strom.

Rhein und Moſel.

Schon ſo lang' umarm' ich die lotharingiſche Jungfrau,
Aber noch hat kein Sohn unſre Verbindung beglückt.

Donau in * *

Mich umwohnt mit glänzendem Aug' das Volk der Fajaken;
Immer iſt's Sonntag, es dreht immer am Herd ſich der Spieß.

Main.

Meine Burgen zerfallen zwar, doch getröſtet erblick' ich
Seit Jahrhunderten noch immer das alte Geſchlecht.

Saale.

Kurz iſt mein Lauf, und begrüßt der Fürſten, der Völker ſo viele,
Aber die Fürſten ſind gut, aber die Völker ſind frei.

Ilm.

Meine Ufer ſind arm, doch höret die leiſere Welle,
Führet der Strom ſie vorbei, manches unſterbliche Lied.

Pleiſſe.

Flach iſt mein Ufer und ſeicht mein Bach, es ſchöpften zu durſtig
Meine Poeten mich, meine Proſaiker aus.

Elbe.

All' ihr Andern, *ihr* ſprecht nur ein Kauderwelſch – Unter den Flüſſen
Deutſchlands rede nur Ich, und auch in Meiſſen nur, deutſch.

Spree.

Sprache gab mir einſt Rammler und Stoff mein Cäſar; da nahm ich
Meinen Mund etwas voll, aber ich ſchweige ſeitdem.

Weſer.

Leider von mir iſt gar nichts zu ſagen; auch zu dem kleinſten
Epigramme, bedenkt, geb' ich der Muſe nicht Stoff.

Geſundbrunnen zu **

Seltſames Land! Hier haben die Flüſſe Geſchmack und die Quellen,
Bei den Bewohnern allein hab' ich noch keinen verſpürt.

Pegnitz.

Ganz hypochondriſch bin ich vor langer Weile geworden,
Und ich fließe nur fort, weil es ſo hergebracht iſt.

Die **chen Flüſſe.

Unſer einer hat's halter gut in **cher Herren
Ländern, ihr Joch iſt ſanft und ihre Laſten ſind leicht.

Salzach.

Aus Juvaviens Bergen ſtröm' ich, das Erzſtift zu ſalzen,
Lenke dann Bayern zu, wo es an Salze gebricht.

Der anonyme Fluß.

Faſtenſpeiſen dem Tiſch des frommen Biſchofs zu liefern,
Goß der Schöpfer mich aus durch das verhungerte Land.

Les fleuves indiscrets.

Jetzt kein Wort mehr, ihr Flüſſe! Man ſieht's, ihr wißt euch ſo wenig
Zu beſcheiden, als einſt Diderots Schätzchen gethan.

Der Metaphyſiker.

„Wie tief liegt unter mir die Welt!
Kaum ſeh' ich noch die Menſchen unten wallen!
Wie trägt mich meine Kunſt, die höchſte unter allen,
So nahe an das Himmelszelt!“
So ruft von ſeines Thurmes Dache
Der Schieferdecker, ſo der kleine große Mann,
Hans Metaphyſikus, in ſeinem Schreibgemache.
Sag' an, du kleiner großer Mann,
Der Thurm, von dem dein Blick ſo vornehm niederſchaut,
Wovon iſt er — worauf iſt er erbaut?
Wie kamſt du ſelbſt hinauf, — und ſeine kahlen Höhn,
Wozu ſind ſie dir nütz, als in das Thal zu ſehn?

Die Weltweiſen.

Der Saz, durch welchen alles Ding
Beſtand und Form empfangen,
Der Kloben, woran Zeus den Ring
Der Welt, die ſonſt in Scherben ging,
Vorſichtig aufgehangen,
Den nenn' ich einen großen Geiſt,
Der mir ergründet, wie er heißt,
Wenn Ich nicht drauf ihm helfe —
Er heißt: Zehn iſt nicht Zwölfe.

Der Schnee macht kalt, das Feuer brennt,
Der Menſch geht auf zwei Füßen,
Die Sonne ſcheint am Firmament,
Das kann, wer auch nicht Logik kennt,
Durch ſeine Sinne wiſſen.
Doch wer Metaphyſik ſtudiert,
Der weiß, daß, wer verbrennt, nicht friert,
Weiß, daß das Naſſe feuchtet
Und daß das Helle leuchtet.

Homerus ſingt ſein Hochgedicht,
Der Held beſteht Gefahren,
Der brave Mann thut ſeine Pflicht,
Und that ſie, ich verhehl' es nicht,
Eh' noch Weltweiſe waren;
Doch hat Genie und Herz vollbracht,
Was Lock' und Des Cartes nie gedacht:
Sogleich wird auch von dieſen
Die Möglichkeit bewieſen.

Im Leben gilt der Stärke Recht,
Dem Schwachen trotzt der Kühne,
Wer nicht gebieten kann, iſt Knecht;
Sonſt geht es ganz erträglich ſchlecht
Auf dieſer Erdenbühne.
Doch wie es wäre, fing der Plan
Der Welt nur erſt von vorne an,
Iſt in Moralſyſtemen
Ausführlich zu vernehmen.

„Der Menſch bedarf des Menſchen ſehr
Zu ſeinem großen Ziele;
Nur in dem Ganzen wirket er,
Viel Tropfen geben erſt das Meer,
Viel Waſſer treibt die Mühle.
Drum flieht der wilden Wölfe Stand
Und knüpft des Staates dauernd Band.“
So lehren vom Katheder
Herr Pufendorf und Feder.

Doch weil, was ein Profeſſor ſpricht,
Nicht gleich zu Allen dringet,
So übt Natur die Mutterpflicht
Und ſorgt, daß nicht die Kette bricht
Und daß der Reif nie ſpringet.
Einſtweilen, bis den Bau der Welt
Philoſophie zuſammenhält,
Erhält ſie das Getriebe
Durch Hunger und durch Liebe.

Pegaſus im Joche.

Auf einen Pferdemarkt — vielleicht zu Haymarket
Wo andre Dinge noch in Waare ſich verwandeln,
Bracht' einſt ein hungriger Poet
Der Muſen Roß, es zu verhandeln.

Hell wieherte der Hippogryph
Und bäumte ſich in prächtiger Parade;
Erſtaunt blieb Jeder ſtehn und rief:
Das edle, königliche Thier! Nur Schade,
Daß ſeinen ſchlanken Wuchs ein häßlich Flügelpaar
Entſtellt! Den ſchönſten Poſtzug würd' es zieren.
Die Race, ſagen ſie, ſey rar,
Doch wer wird durch die Luft kutſchieren?
Und Keiner will ſein Geld verlieren.
Ein Pachter endlich faßte Muth.
Die Flügel zwar, ſpricht er, die ſchaffen keinen Nutzen,
Doch die kann man ja binden oder ſtutzen,
Dann iſt das Pferd zum Ziehen immer gut;
Ein zwanzig Pfund, die will ich wohl dran wagen.
Der Täuſcher, hoch vergnügt, die Waare loszuſchlagen,
Schlägt hurtig ein. „Ein Mann, ein Wort!“
Und Hans trabt friſch mit ſeiner Beute fort.

Das edle Thier wird eingeſpannt;
Doch fühlt es kaum die ungewohnte Bürde,
So rennt es fort mit wilder Flugbegierde,

Und wirft, von edelm Grimm entbrannt,
Den Karren um an eines Abgrunds Rand.
Schon gut, denkt Hans. Allein darf ich dem tollen Thiere
Kein Fuhrwerk mehr vertraun. Erfahrung macht ſchon klug.
Doch morgen fahr' ich Paſſagiere,
Da ſtell' ich es als Vorſpann in den Zug.
Die muntre Krabbe ſoll zwei Pferde mir erſparen;
Der Koller gibt ſich mit den Jahren.

Der Anfang ging ganz gut. Das leichtbeſchwingte Pferd
Belebt der Klepper Schritt, und pfeilſchnell fliegt der Wagen.
Doch was geſchieht? Den Blick den Wolken zugekehrt,
Und ungewohnt, den Grund mit feſtem Huf zu ſchlagen,
Verläßt es bald der Räder ſichre Spur
Und, treu der ſtärkeren Natur,
Durchrennt es Sumpf und Meer, geackert Feld und Hecken;
Der gleiche Taumel faßt das ganze Poſtgeſpann,
Kein Rufen hilft, kein Zügel hält es an,
Bis endlich, zu der Wandrer Schrecken,
Der Wagen, wohlgerüttelt und zerſchellt,
Auf eines Berges ſteilem Gipfel hält.

Das geht nicht zu mit rechten Dingen!
Spricht Hans mit ſehr bedenklichem Geſicht.
So wird es nimmermehr gelingen;
Laß ſehn, ob wir den Tollwurm nicht
Durch magre Koſt und Arbeit zwingen.
Die Probe wird gemacht. Bald iſt das ſchöne Thier,
Eh' noch drei Tage hingeſchwunden,
Zum Schatten abgezehrt. Ich hab's, ich hab's gefunden,
Ruft Hans. Jetzt friſch, und ſpannt es mir
Gleich vor den Pflug mit meinem ſtärkſten Stier.

Geſagt, gethan. In lächerlichem Zuge
Erblickt man Ochs und Flügelpferd am Pfluge!
Unwillig ſteigt der Greif und ſtrengt die letzte Macht
Der Sehnen an, den alten Flug zu nehmen.
Umſonſt, der Nachbar ſchreitet mit Bedacht,
Und Phöbus ſtolzes Roß muß ſich dem Stier bequemen,
Bis nun, vom langen Widerſtand verzehrt,
Die Kraft aus allen Gliedern ſchwindet,
Von Gram gebeugt das edle Götterpferd
Zu Boden ſtürzt und ſich im Staube windet.

Verwünſchtes Thier! bricht endlich Hanſens Grimm
Laut ſcheltend aus, indem die Hiebe flogen;
So biſt du denn zum Ackern ſelbſt zu ſchlimm,
Mich hat ein Schelm mit dir betrogen.

Indem er noch in ſeines Zornes Wuth
Die Peitſche ſchwingt, kommt flink und wohlgemuth
Ein luſtger Geſell die Straße hergezogen.
Die Zither klingt in ſeiner leichten Hand,
Und durch den blonden Schmuck der Haare
Schlingt zierlich ſich ein goldnes Band.
Wohin, Freund, mit dem wunderlichen Paare?
Ruft er den Bau'r von Weitem an.
Der Vogel und der Ochs an einem Seile,
Ich bitte dich, welch ein Geſpann!
Willſt du auf eine kleine Weile
Dein Pferd zur Probe mir vertraun?
Gib Acht, du ſollſt dein Wunder ſchaun.

Der Hippogryph wird angeſpannt,
Und lächelnd ſchwingt ſich ihm der Jüngling auf den Rücken

Kaum fühlt das Thier des Meiſters ſich're Hand,
Es knirſcht es in des Zügels Band
Und ſteigt, und Blitze ſprühn aus den beſeelten Blicken.
Nicht mehr das vor'ge Weſen, königlich,
Ein Geiſt, ein Gott, erhebt es ſich,
Entrollt mit einem Mal in Sturmes Wehen
Der Schwingen Pracht, ſchießt brauſend himmelan,
Und eh' der Blick ihm folgen kann,
Entſchwebt es zu den blauen Höhen.

Das Spiel des Lebens

Wollt ihr in meinen Kaſten ſehn?
Das ſchöne Spiel, die Welt im Kleinen,
Gleich ſoll ſie eurem Aug' erſcheinen,
Nur müßt ihr nicht zu nahe ſtehn,
Ihr müßt ſie bei der Liebe Kerzen,
Und nur bei Amors Fackel ſehn.

Schaut her! Nie wird die Bühne leer,
Dort bringen ſie das Kind getragen,
Der Knabe hüpft, der Jüngling ſtürmt einher,
Es kämpft der Mann, und Alles will er wagen.

Ein Jeglicher verſucht ſein Glück,
Doch ſchmal nur iſt die Bahn zum Rennen;
Der Wagen rollt, die Achſen brennen,
Der Held dringt kühn voran, der Schwächling bleibt zurück,
Der Stolze fällt mit lächerlichem Falle,
Der Kluge überholt ſie Alle.

Die Frauen ſeht ihr an den Schranken ſtehn,
Mit holdem Blick, mit ſchönen Händen
Den Dank dem Sieger auszuſpenden.

Einem jungen Freunde,

als er ſich der Weltweisheit widmete.

Schwere Prüfungen mußte der griechiſche Jüngling beſtehen,
Eh' das Eleuſiſche Haus nun den Bewährten empfing.
Biſt du bereitet und reif, das Heiligthum zu betreten,
Wo den verdächtigen Schatz Pallas Athene verwahrt?
Weißt du ſchon, was deiner dort harrt? wie theuer du kaufeſt?
Daß du ein ungewiß Gut mit dem gewiſſen bezahlſt?
Fühlſt du dir Stärke genug, der Kämpfe ſchwerſten zu kämpfen,
Wenn ſich Verſtand und Herz, Sinn und Gedanken entzwein?
Muth genug, mit des Zweifels unſterblicher Hydra zu ringen
Und dem Feind in dir ſelbſt männlich entgegen zu gehn?
Mit des Auges Geſundheit, des Herzens heiliger Unſchuld
Zu entlarven den Trug, der dich als Wahres verſucht?
Fliehe, biſt du des Führers im eigenen Buſen nicht ſicher,
Fliehe den lockenden Rand, ehe der Schlund dich verſchlingt.
Manche gingen nach Licht, und ſtürzten in tiefere Nacht nur;
Sicher im Dämmerſchein wandelt die Kindheit dahin.

Poeſie des Lebens.

An * * *

„Wer möchte ſich an Schattenbildern weiden,
Die mit erborgtem Schein das Weſen überkleiden,
Mit trügeriſchem Beſitz die Hoffnung hintergehn?
Entblößt muß ich die Wahrheit ſehn.
Soll gleich mit meinem Wahn mein ganzer Himmel ſchwinden,
Soll gleich den freien Geiſt, den der erhab'ne Flug
In's grenzenloſe Reich der Möglichkeiten trug,
Die Gegenwart mit ſtrengen Feſſeln binden:
Er lernt ſich ſelber überwinden;
Ihn wird das heilige Gebot
Der Pflicht, das furchtbare der Noth,
Nur deſto unterwürf'ger finden.
Wer ſchon der Wahrheit milde Herrſchaft ſcheut,
Wie trägt er die Nothwendigkeit?“ —

So rufſt du aus und blickſt, mein ſtrenger Freund,
Aus der Erfahrung ſicherm Porte
Verwerfend hin auf Alles, was nur ſcheint.
Erſchreckt von deinem ernſten Worte
Entflieht der Liebesgötter Schaar,
Der Muſen Spiel verſtummt, es ruhn der Horen Tänze,
Still trauernd nehmen ihre Kränze
Die Schweſtergöttinnen vom ſchön gelockten Haar.
Apoll zerbricht die goldne Leier,
Und Hermes ſeinen Wunderſtab.

Des Traumes roſenfarbner Schleier
Fällt von des Lebens bleichem Antlitz ab.
Die Welt ſcheint, was ſie iſt, ein Grab.
Von deinem Auge nimmt die zauberiſche Binde
Cytherens Sohn; die Liebe flieht,
Sie ſieht in ihrem Götterkinde
Den Sterblichen, erſchrickt und flieht;
Der Schönheit Jugendbild veraltet,
Auf deinen Lippen ſelbſt erkaltet
Der ſüße Kuß, und in der Freude Schwung
Ergreift dich die Verſteinerung.

An Goethe,

als er den Mahomet von Voltaire auf die Bühne brachte.

Du ſelbſt, der uns von falſchem Regelzwange
Zur Wahrheit und Natur zurückgeführt,
Der, in der Wiege ſchon ein Held, die Schlange
Erſtickt, die unſern Genius umſchnürt,
Du, den die Kunſt, die göttliche, ſchon lange
Mit ihrer reinen Prieſterbinde ziert,
Du opferſt auf zertrümmerten Altären
Der Aftermuſe, die wir nicht mehr ehren?

Einheim'ſcher Kunſt iſt dieſer Schauplatz eigen;
Hier wird nicht fremden Götzen mehr gedient.
Wir können muthig einen Lorbeer zeigen,
Der auf dem deutſchen Pindus ſelbſt gegrünt.
Selbſt in der Künſte Heiligthum zu ſteigen,
Hat ſich der deutſche Genius erkühnt,
Und auf der Spur des Griechen und des Britten
Iſt er dem beſſern Ruhme nachgeſchritten.

Denn dort, wo Sklaven knien, Deſpoten walten,
Wo ſich die eitle Aftergröße bläht,
Da kann die Kunſt das Edle nicht geſtalten;
Von keinem Ludwig wird es ausgeſät.
Aus eigner Fülle muß es ſich entfalten,
Es borget nicht von ird'ſcher Majeſtät,
Nur mit der Wahrheit wird es ſich vermählen,
Und ſeine Glut durchflammt nur freie Seelen.

Drum nicht, in alte Feſſeln uns zu ſchlagen,
Erneuerſt du dies Spiel der alten Zeit,
Nicht, uns zurückzuführen zu den Tagen
Charakterloſer Minderjährigkeit.
Es wär' ein eitel und vergeblich Wagen,
Zu fallen in's bewegte Rad der Zeit;
Geflügelt fort entführen es die Stunden;
Das Neue kommt, das Alte iſt verſchwunden.

Erweitert jetzt iſt des Theaters Enge,
In ſeinem Raume drängt ſich eine Welt;
Nicht mehr der Worte redneriſch Gepränge,
Nur der Natur getreues Bild gefällt;
Verbannet iſt der Sitten falſche Strenge,
Und menſchlich handelt, menſchlich fühlt der Held.
Die Leidenſchaft erhebt die freien Töne,
Und in der Wahrheit findet man das Schöne.

Doch leicht gezimmert nur iſt Thespis Wagen,
Und er iſt gleich dem acheront'ſchen Kahn:
Nur Schatten und Idole kann er tragen,
Und drängt das rohe Leben ſich heran,
So droht das leichte Fahrzeug umzuſchlagen,
Das nur die flücht'gen Geiſter faſſen kann.
Der Schein ſoll nie die Wirklichkeit erreichen,
Und ſiegt Natur, ſo muß die Kunſt entweichen.

Denn auf dem bretternen Gerüſt der Scene
Wird eine Idealwelt aufgethan.
Nichts ſey hier wahr und wirklich, als die Thräne;
Die Rührung ruht auf keinem Sinnenwahn.

Aufrichtig iſt die wahre Melpomene,
Sie kündigt nichts als eine Fabel an,
Und weiß durch tiefe Wahrheit zu entzücken;
Die falſche ſtellt ſich wahr, um zu berücken.

Es droht die Kunſt vom Schauplatz zu verſchwinden,
Ihr wildes Reich behauptet Phantaſie;
Die Bühne will ſie wie die Welt entzünden,
Das Niedrigſte und Höchſte menget ſie.
Nur bei dem Franken war noch Kunſt zu finden,
Erſchwang er gleich ihr hohes Urbild nie:
Gebannt in unveränderlichen Schranken,
Hält er ſie feſt, und nimmer darf ſie wanken.

Ein heiliger Bezirk iſt ihm die Scene;
Verbannt aus ihrem feſtlichen Gebiet
Sind der Natur nachläſſig rohe Töne,
Die Sprache ſelbſt erhebt ſich ihm zum Lied.
Es iſt ein Reich des Wohllauts und der Schöne,
In edler Ordnung greifet Glied in Glied,
Zum ernſten Tempel füget ſich das Ganze,
Und die Bewegung borget Reiz vom Tanze.

Nicht Muſter zwar darf uns der Franke werden:
Aus ſeiner Kunſt ſpricht kein lebend'ger Geiſt.
Des falſchen Anſtands prunkende Geberden
Verſchmäht der Sinn, der nur das Wahre preiſt.
Ein Führer nur zum Beſſern ſoll er werden,
Er komme wie ein abgeſchiedner Geiſt,
Zu reinigen die oft entweihte Scene
Zum würd'gen Sitz der alten Melpomene.

An Demoiſelle Slevoigt,

bei ihrer Vermählung mit Herrn Dr. Sturm, von einer mütterlichen und zwei ſchweſterlichen Freundinnen.

Zieh', holde Braut, mit unſerm Segen,
Zieh' hin auf Hymens Blumenwegen!
Wir ſahen mit entzücktem Blick
Der Seele Anmuth ſich entfalten,
Die jungen Reize ſich geſtalten,
Und blühen für der Liebe Glück.
Dein ſchönes Loos, du haſt's gefunden;
Es weicht die Freundſchaft ohne Schmerz
Dem ſüßern Gott, der dich gebunden;
Er will, er hat dein ganzes Herz.

Zu theuren Pflichten, zarten Sorgen,
Dem jungen Buſen noch verborgen,
Ruft dich des Kranzes ernſte Zier.
Der Kindheit tändelnde Gefühle,
Der freien Jugend flücht'ge Spiele,
Sie bleiben fliehend hinter dir,
Und Hymens ernſte Feſſel bindet,
Wo Amor leicht und flatternd hüpft;
Doch für ein Herz, das ſchön empfindet,
Iſt ſie aus Blumen nur geknüpft.

Und willſt du das Geheimniß wiſſen,
Das immer grün und unzerriſſen
   Den hochzeitlichen Kranz bewahrt?
Es iſt des Herzens reine Güte,
Der Anmuth unverwelkte Blüthe,
   Die mit der holden Scham ſich paart,
Die, gleich dem heitern Sonnenbilde,
In alle Herzen Wonne lacht,
Es iſt der ſanfte Blick der Milde
Und Würde, die ſich ſelbſt bewacht.

Der griechiſche Genius an Meyer in Italien.

Tauſend Andern verſtummt, die mit taubem Herzen ihn fragen,
Dir, dem Verwandten und Freund, redet vertraulich der Geiſt.

◆

Einem Freunde in's Stammbuch.

Herrn von Mecheln aus Baſel.

Unerſchöpflich an Reiz, an immer erneuerter Schönheit,
Iſt die Natur! Die Kunſt iſt unerſchöpflich wie ſie.
Heil dir, würdiger Greis! für Beide bewahrſt du im Herzen
Reges Gefühl, und ſo iſt ewige Jugend dein Loos.

◆

In das Folio-Stammbuch eines Kunſtfreundes.

Die Weisheit wohnte ſonſt auf großen Foliobogen,
Der Freundſchaft war ein Taſchenbuch beſtimmt;
Jetzt, da die Wiſſenſchaft in's Kleine ſich gezogen,
Und leicht, wie Kork, in Almanachen ſchwimmt,
Haſt du, ein hochbeherzter Mann,
Dies ungeheure Haus den Freunden aufgethan.
Wie, fürchteſt du denn nicht, ich muß dich ernſtlich fragen,
An ſo viel Freunden allzuſchwer zu tragen?

* * *

Das Geſchenk.

Ring und Stab, o ſeyd mir auf Rheinweinflaſchen willkommen!
Ja, wer die Schafe ſo tränkt, der heißt mir ein Hirt.
Dreimal geſegneter Trank! dich gewann mir die Muſe, die Muſe
Sendet dich, die Kirche ſelbſt drückte das Siegel dir auf.

* * *

Wilhelm Tell. *

Wenn rohe Kräfte feindlich ſich entzweien,
Und blinde Wuth die Kriegesflamme ſchürt;
Wenn ſich im Kampfe tobender Partheien
Die Stimme der Gerechtigkeit verliert;
Wenn alle Laſter ſchamlos ſich befreien,
Wenn freche Willkühr an das Heil'ge rührt,
Den Anker löſt, an dem die Staaten hängen,
– Da iſt kein Stoff zu freudigen Geſängen.

Doch wenn ein Volk, das fromm die Heerden weidet,
Sich ſelbſt genug, nicht fremden Guts begehrt,
Den Zwang abwirft, den es unwürdig leidet,
Doch ſelbſt im Zorn die Menſchlichkeit noch ehrt,
Im Glücke ſelbſt, im Siege ſich beſcheidet:
– Das iſt unſterblich und des Liedes werth.
Und ſolch ein Bild darf ich dir freudig zeigen,
Du kennſt's, denn alles Große iſt dein eigen.

---

* Mit dieſen Strophen begleitete der Verfaſſer das Exemplar ſeines Schauſpiels: Wilhelm Tell, das er dem damaligen Kurfürſten Erzkanzler überſendete.

Dem Erbprinzen von Weimar,

als er nach Paris reiſte.

In einem freundſchaftlichen Cirkel geſungen.

So bringet denn die letzte volle Schale
Dem lieben Wandrer dar,
Der Abſchied nimmt von dieſem ſtillen Thale,
Das ſeine Wiege war.

Er reißt ſich aus den väterlichen Hallen,
Aus lieben Armen los,
Nach jener ſtolzen Bürgerſtadt zu wallen,
Vom Raub der Länder groß.

Die Zwietracht flieht, die Donnerſtürme ſchweigen,
Gefeſſelt iſt der Krieg,
Und in den Krater darf man niederſteigen,
Aus dem die Lava ſtieg.

Dich führe durch das wild bewegte Leben
Ein gnädiges Geſchick!
Ein reines Herz hat dir Natur gegeben;
O bring' es rein zurück!

Die Länder wirſt du ſehen, die das wilde
Geſpann des Kriegs zertrat;
Doch lächelnd grüßt der Friede die Gefilde
Und ſtreut die goldne Saat.

Den alten Vater Rhein wirſt du begrüßen,
Der deines großen Ahns
Gedenken wird, ſo lang ſein Strom wird fließen
In's Bett des Oceans.

Dort huldige des Helden großen Manen,
Und opfere dem Rhein,
Dem alten Grenzenhüter der Germanen,
Von ſeinem eignen Wein;

Daß dich der vaterländ'ſche Geiſt begleite,
Wenn dich das ſchwanke Boot
Hinüberträgt auf jene linke Seite,
Wo deutſche Treu' vergeht.

Der Antritt des neuen Jahrhunderts.

An ***

Edler Freund! Wo öffnet ſich dem Frieden,
Wo der Freiheit ſich ein Zufluchtsort?
Das Jahrhundert iſt im Sturm geſchieden,
Und das neue öffnet ſich mit Mord.

Und das Band der Länder iſt gehoben,
Und die alten Formen ſtürzen ein;
Nicht das Weltmeer hemmt des Krieges Toben,
Nicht der Nilgott und der alte Rhein.

Zwo gewalt'ge Nationen ringen
Um der Welt alleinigen Beſitz;
Aller Länder Freiheit zu verſchlingen,
Schwingen ſie den Dreizack und den Blitz.

Gold muß ihnen jede Landſchaft wägen,
Und, wie Brennus in der rohen Zeit,
Legt der Franke ſeinen eh'rnen Degen
In die Wage der Gerechtigkeit.

Seine Handelsflotten ſtreckt der Britte
Gierig wie Polypenarme aus,
Und das Reich der freien Amphitrite
Will er ſchließen, wie ſein eignes Haus.

Zu des Südpols nie erblickten Sternen
Dringt ſein raſtlos ungehemmter Lauf;
Alle Inſeln ſpürt er, alle fernen
Küſten — nur das Paradies nicht auf.

Ach, umſonſt auf allen Länderkarten
Spähſt du nach dem ſeligen Gebiet,
Wo der Freiheit ewig grüner Garten,
Wo der Menſchheit ſchöne Jugend blüht.

Endlos liegt die Welt vor deinen Blicken,
Und die Schiffahrt ſelbſt ermißt ſie kaum;
Doch auf ihrem unermeſſnen Rücken
Iſt für zehen Glückliche nicht Raum.

In des Herzens heilig ſtille Räume
Mußt du fliehen aus des Lebens Drang!
Freiheit iſt nur in dem Reich der Träume,
Und das Schöne blüht nur im Geſang.

◆

Abſchied vom Leſer.

Die Muſe ſchweigt; mit jungfräulichen Wangen,
Erröthen im verſchämten Angeſicht,
Tritt ſie vor dich, ihr Urtheil zu empfangen;
Sie achtet es, doch fürchtet ſie es nicht.
Des Guten Beifall wünſcht ſie zu erlangen,
Den Wahrheit rührt, den Flimmer nicht beſticht.
Nur wem ein Herz, empfänglich für das Schöne,
Im Buſen ſchlägt, iſt werth, daß er ſie kröne.

Nicht länger wollen dieſe Lieder leben,
Als bis ihr Klang ein fühlend Herz erfreut,
Mit ſchönern Phantaſieen es umgeben,
Zu höheren Gefühlen es geweiht;
Zur fernen Nachwelt wollen ſie nicht ſchweben,
Sie tönten, ſie verhallen in der Zeit.
Des Augenblickes Luſt hat ſie geboren,
Sie fliehen fort im leichten Tanz der Horen.

Der Lenz erwacht, auf den erwärmten Triften
Schießt frohes Leben jugendlich hervor,
Die Staude würzt die Luft mit Nektardüften,
Den Himmel füllt ein muntrer Sängerchor,
Und Jung und Alt ergeht ſich in den Lüften,
Und freuet ſich, und ſchwelgt mit Aug' und Ohr.
Der Lenz entflieht! Die Blume ſchießt in Samen,
Und keine bleibt von allen, welche kamen.

Schillers

ſämmtliche Werke.

Schiller's

ſämmtliche Werke

mit Stahlſtichen.

Zweiter Band.

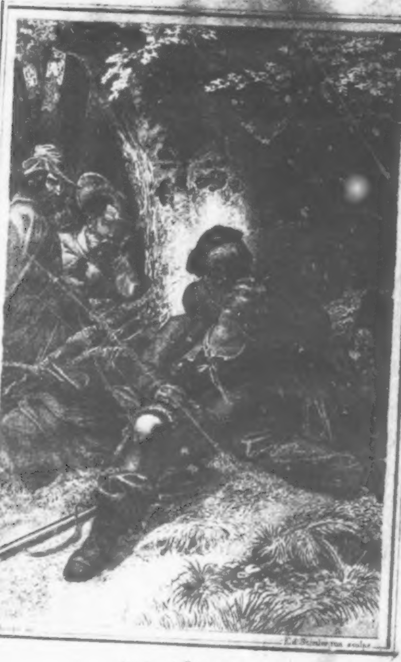
Stuttgart und Tübingen.
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1835.

Universitäts-
München
Bibliothek

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Inhalt.

Seite
Die Räuber. Schauſpiel 1
Die Verſchwörung des Fiesko zu Genua. Ein republikaniſches Trauerſpiel . . . 199
Kabale und Liebe. Ein bürgerliches Trauerſpiel . 375
Der Menſchenfeind. Fragment . . . 589



Ed. Schuler sculps.

DIE RÄUBER.

III. AKT 2te SCENE.

[illegible] Creuzbauer in Carlsruhe

Univ. Bibl.
München

Die Räuber.

Schauſpiel.

Quae medicamenta non sanant, ferrum sanat, quae ferrum non sanat, ignis sanat.

HIPPOCRATES.

Vorrede.

Man nehme dieſes Schauſpiel für nichts Anderes, als eine dramatiſche Geſchichte, welche die Vortheile der dramatiſchen Methode, die Seele gleichſam bei ihren geheimſten Operationen zu ertappen, benutzt, ohne ſich übrigens in die Schranken eines Theaterſtücks einzuzäunen, oder nach dem ſo zweifelhaften Gewinne bei theatraliſcher Verkörperung zu geizen. Man wird mir einräumen, daß es eine widerſinnige Zumuthung iſt, binnen drei Stunden drei außerordentliche Menſchen zu erſchöpfen, deren Thätigkeit von vielleicht tauſend Räderchen abhänget, ſo wie es in der Natur der Dinge unmöglich kann gegründet ſeyn, daß ſich drei außerordentliche Menſchen auch dem durchdringendſten Geiſterkenner innerhalb vierundzwanzig Stunden entblößen. Hier war Fülle ineinander gedrungener Realitäten vorhanden, die ich unmöglich in die allzuengen Palliſaden des Ariſtoteles und Batteux einkeilen konnte.

Nun iſt es aber nicht ſowohl die Maſſe meines Schauſpiels, als vielmehr ſein Inhalt, der es von der Bühne verbannt. Die Oekonomie deſſelben machte es nothwendig, daß mancher Charakter auftreten mußte, der das feinere Gefühl der Tugend beleidigt und die Zärtlichkeit unſerer Sitten empört. Jeder Menſchenmaler iſt in dieſe Nothwendigkeit geſetzt, wenn er anders eine Kopie der wirklichen Welt, und keine idealiſchen Affektationen, keine Kompendienmenſchen, will geliefert haben. Es iſt einmal ſo die Mode in der Welt, daß die Guten durch die Böſen ſchattirt werden, und die Tugend, im Contraſte mit dem Laſter, das lebendigſte Kolorit erhält. Wer ſich den Zweck vorgezeichnet hat, das Laſter zu ſtürzen, und Religion, Moral und bürgerliche Geſeze an ihren Feinden zu rächen, ein ſolcher muß das Laſter in ſeiner nackten Abſcheulichkeit enthüllen und in ſeiner koloſſaliſchen Größe vor das Auge der Menſchheit ſtellen — er ſelbſt muß augenblicklich ſeine nächtlichen Labyrinthe durchwandern, — er muß ſich in Empfindungen hineinzuzwingen wiſſen, unter deren Widernatürlichkeit ſich ſeine Seele ſträubt.

Das Laſter wird hier mit ſammt ſeinem ganzen innern Räderwerk entfaltet. Es löst in Franzen all die verworrenen Schauer des Gewiſſens in ohnmächtige Abſtraktionen auf, ſkeletiſirt die richtende Empfindung, und ſcherzt die ernſthafte Stimme der Religion hinweg. Wer es einmal ſo weit gebracht hat, (ein Ruhm, den wir ihm nicht beneiden,) ſeinen Verſtand auf Unkoſten ſeines Herzens zu verfeinern, dem iſt das Heiligſte nicht heilig mehr — dem iſt die Menſchheit, die Gottheit nichts — beide Welten ſind nichts in ſeinen Augen. Ich habe verſucht, von einem Mißmenſchen dieſer Art ein treffendes lebendiges Conterfei hinzuwerfen, die vollſtändige Mechanik ſeines Laſterſyſtems auseinander zu gliedern — und ihre Kraft an der Wahrheit zu prüfen. Man unterrichte ſich demnach im Verfolg dieſer Geſchichte, wie weit ihr's gelungen hat. — Ich denke, ich habe die Natur getroffen.

Nächſt an dieſem ſtehet ein Anderer, der vielleicht nicht wenige meiner Leſer in Verlegenheit ſezen möchte. Ein Geiſt, den das äußerſte Laſter nur reizet, um der Größe willen, die ihm anhänget; um der Kraft willen, die es erheiſchet; um der Gefahren willen, die es begleiten. Ein merkwürdiger, wichtiger Menſch, ausgeſtattet mit aller Kraft, nach der Richtung, die dieſe bekömmt, nothwendig entweder ein Brutus oder ein Catilina zu werden. Unglückliche Conjunkturen entſcheiden für das Zweite, und erſt am Ende einer ungeheuren Verirrung gelangt er zu dem Erſtern. Falſche Begriffe von Thätigkeit und Einfluß, Fülle von Kraft, die alle Geſetze überſprudelt, mußten ſich natürlicher Weiſe an bürgerlichen Verhältniſſen zerſchlagen, und zu dieſen enthuſiaſtiſchen Träumen von Größe und Wirkſamkeit durfte ſich nur eine Bitterkeit gegen die unidealiſche Welt geſellen. So war der ſeltſame Donquixote fertig, den wir im Räuber Moor verabſcheuen und lieben, bewundern und bedauern. Ich werde es hoffentlich nicht erſt anmerken dürfen, daß ich dieſes Gemälde ſo wenig nur allein Räubern vorhalte, als die Satire des Spaniers nur allein Ritter geißelt.

Auch iſt jetzt der große Geſchmack, ſeinen Witz auf Koſten der Religion ſpielen zu laſſen, daß man beinahe für kein Genie mehr paſſirt, wenn man nicht ſeinen gottloſen Satyr auf ihren heiligſten Wahrheiten ſich herumtummeln läßt. Die edle Einfalt der Schrift muß ſich in alltäglichen Aſſembleen von den ſogenannten witzigen Köpfen mißhandeln und in's Lächerliche verzerren laſſen; denn was iſt ſo heilig und ernſthaft, das, wenn man es falſch verdreht, nicht belacht werden kann? — Ich kann hoffen, daß ich der Religion und der wahren Moral keine gemeine Rache verſchafft habe, wenn ich dieſe muthwilligen Schriftverächter in der Perſon meiner ſchändlichſten Räuber dem Abſcheu der Welt überliefere.

Aber noch mehr. Dieſe unmoraliſchen Charaktere, von denen vorhin geſprochen wurde, mußten von gewiſſen Seiten glänzen, ja oft von Seiten des Geiſtes gewinnen, was ſie von Seiten des Herzens verlieren. Hierin habe ich nur die Natur gleichſam wörtlich abgeſchrieben. Jedem, auch dem Laſterhafteſten, iſt gewiſſermaßen der Stempel des göttlichen Ebenbildes aufgedrückt, und vielleicht hat der große Böſewicht keinen ſo weiten Weg zum großen Rechtſchaffenen, als der kleine; denn die Moralität hält gleichen Gang mit den Kräften, und je weiter die Fähigkeit, deſto weiter und ungeheurer ihre Verirrung, deſto imputabler ihre Verfälſchung.

Klopſtock's Adramelech weckt in uns eine Empfindung, worin Bewunderung in Abſcheu ſchmilzt. Milton's Satan folgen wir mit ſchauderndem Erſtaunen durch das unwegſame Chaos. Die Medea der alten Dramatiker bleibt bei all ihren Gräueln noch ein großes ſtaunenswürdiges Weib, und Shakeſpear's Richard hat ſo gewiß am Leſer einen Bewunderer, als er auch ihn haſſen würde, wenn er ihm vor der Sonne ſtünde. Wenn es mir darum zu thun iſt, ganze Menſchen hinzuſtellen, ſo muß ich auch ihre Vollkommenheiten mitnehmen, die auch dem Böſeſten nie ganz fehlen. Wenn ich vor dem Tiger gewarnt haben will, ſo darf ich ſeine ſchöne blendende Fleckenhaut nicht übergehen, damit man nicht den Tiger beim Tiger vermiſſe. Auch iſt ein Menſch, der ganz Bosheit iſt, ſchlechterdings kein Gegenſtand der Kunſt, und äußert eine zurückſtoßende Kraft, ſtatt daß er die Aufmerkſamkeit der Leſer feſſeln ſollte. Man würde umblättern, wenn er redet. Eine edle Seele erträgt ſo wenig anhaltende moraliſche Diſſonanzen, als das Ohr das Gekritzel eines Meſſers auf Glas.

Aber eben darum will ich ſelbſt mißrathen haben, dieſes mein Schauſpiel auf der Bühne zu wagen. Es gehört beiderſeits, beim Dichter und ſeinem Leſer, ſchon ein gewiſſer Gehalt von Geiſteskraft dazu: bei jenem, daß er das Laſter nicht ziere, bei dieſem, daß er ſich nicht von einer ſchönen Seite beſtechen laſſe, auch den häßlichen Grund zu ſchätzen. Meinerſeits entſcheide ein Dritter — aber von meinen Leſern bin ich es nicht ganz verſichert. Der Pöbel, worunter ich keineswegs die Gaſſenkehrer allein will verſtanden wiſſen, der Pöbel wurzelt (unter uns geſagt) weit um, und gibt zum Unglück — den Ton an. Zu kurzſichtig, mein Ganzes auszureichen, zu kleingeiſtiſch, mein Großes zu begreifen, zu boshaft, mein Gutes wiſſen zu wollen, wird er, fürcht' ich, faſt meine

Abſicht vereiteln, wird vielleicht eine Apologie des Laſters, das ich ſtürze, darin zu finden meinen, und ſeine eigene Einfalt den armen Dichter entgelten laſſen, dem man gemeiniglich Alles, nur nicht Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Es iſt das ewige Da capo mit Abdera und Demokrit, und unſere guten Hippokrate müßten ganze Plantagen Nieſwurz erſchöpfen, wenn ſie dem Unweſen durch ein heilſames Dekokt abhelfen wollten. Noch ſo viele Freunde der Wahrheit mögen zuſammenſtehen, ihren Mitbürgern auf Kanzel und Schaubühne Schule zu halten, der Pöbel hört nie auf, Pöbel zu ſeyn, und wenn Sonne und Mond ſich wandeln, und Himmel und Erde veralten wie ein Kleid. Vielleicht hätt' ich, den Schwachherzigen zu frommen, der Natur minder getreu ſeyn ſollen; aber wenn jener Käfer, den wir alle kennen, auch den Miſt aus den Perlen ſtört, wenn man Exempel hat, daß Feuer verbrannt und Waſſer erſäuft habe, ſoll darum Perle — Feuer — und Waſſer konfiſcirt werden?

Ich darf meiner Schrift, zufolge ihrer merkwürdigen Kataſtrophe, mit Recht einen Platz unter den moraliſchen Büchern verſprechen; das Laſter nimmt den Ausgang, der ſeiner würdig iſt; der Verirrte tritt wieder in das Geleiſe der Geſeze; die Tugend geht ſiegend davon. Wer nur ſo billig gegen mich handelt, mich ganz zu leſen, mich verſtehen zu wollen, von dem kann ich erwarten, daß er — nicht den Dichter bewundere, aber den rechtſchaffenen Mann in mir hochſchäze.

Geſchrieben in der Oſtermeſſe 1781.

Der Herausgeber.

Perſonen.

Maximilian, regierender Graf von Moor.
Karl,
Franz, } ſeine Söhne.
Amalia von Edelreich.
Hermann, Baſtard von einem Edelmann.
Spiegelberg,
Schweizer,
Grimm,
Razmann, } Libertiner, nachher Banditen.
Schufterle,
Roller,
Koſinsky,
Schwarz,
Daniel, Hausknecht des Grafen von Moor.
Paſtor Moſer.
Ein Pater.
Räuberbande.
Nebenperſonen.

Der Ort der Geſchichte iſt Deutſchland. Die Zeit ungefähr zwei Jahre.

Die Räuber.

Erſter Akt.

Erſte Scene.

Franken.

Saal im Moorſchen Schloß.

Franz. Der alte Moor.

Franz. Aber iſt euch auch wohl, Vater? Ihr ſeht ſo blaß.

Der alte Moor. Ganz wohl, mein Sohn, — was hatteſt du mir zu ſagen?

Franz. Die Poſt iſt angekommen, — ein Brief von unſerm Korreſpondenten in Leipzig —

D. a. Moor (begierig). Nachrichten von meinem Sohne Karl?

Franz. Hm! hm! — So iſt es. Aber ich fürchte — ich weiß nicht — ob ich — eurer Geſundheit? — Iſt euch wirklich ganz wohl, mein Vater?

D. a. Moor. Wie dem Fiſch im Waſſer! Von meinem Sohne ſchreibt er? — Wie kommſt du zu dieſer Beſorgniß? du haſt mich zweimal gefragt.

Franz. Wenn ihr krank ſeyd — nur die leiſeſte Ahnung habt, es zu werden, ſo laßt mich — ich will zu gelegnerer Zeit zu euch reden. (Halb vor ſich.) Dieſe Zeitung iſt nicht für einen zerbrechlichen Körper.

D. a. Moor. Gott! Gott! was werd' ich hören?

Franz. Laßt mich vorerſt auf die Seite gehen und eine Thräne des Mitleids vergießen um meinen verlornen Bruder — ich ſollte ſchweigen auf ewig — denn er iſt euer Sohn. Ich ſollte ſeine Schande verhüllen auf ewig — denn er iſt mein Bruder. — Aber euch gehorchen, iſt meine erſte, traurige Pflicht — darum vergebt mir.

D. a. Moor. O Karl! Karl! wüßteſt du, wie deine Aufführung das Vaterherz foltert! wie eine einzige frohe Nachricht von dir meinem Leben zehn Jahre zuſetzen würde — mich zum Jüngling machen würde — da mich nun jede, ach! — einen Schritt näher an's Grab rückt!

Franz. Iſt es das, alter Mann, ſo lebt wohl — wir alle würden noch heute die Haare ausraufen über eurem Sarge.

D. a. Moor. Bleib! — Es iſt noch um den kleinen kurzen Schritt zu thun — laß ihm ſeinen Willen! (Indem er ſich niederſetzt.) Die Sünden ſeiner Väter werden heimgeſucht im dritten und vierten Glied — laß ihn's vollenden.

Franz (nimmt den Brief aus der Taſche). Ihr kennt unſern Korreſpondenten! Seht! den Finger meiner rechten Hand wollt' ich drum geben, dürft' ich ſagen, er iſt ein Lügner, ein ſchwarzer, giftiger Lügner — —

Faßt euch! Ihr vergebt mir, wenn ich euch den Brief nicht ſelbſt leſen laſſe — Noch dürft ihr nicht Alles hören.

D. a. Moor. Alles, Alles — mein Sohn, du erſparſt mir die Krücke.

Franz (lieſt). „Leipzig, vom 1ſten Mai. — Verbände mich nicht eine unverbrüchliche Zuſage, dir auch nicht das Geringſte zu verhehlen, was ich von den Schickſalen deines Bruders auffangen kann, liebſter Freund, nimmermehr würde meine unſchuldige Feder an dir zur Tyrannin geworden ſeyn. Ich kann es aus hundert Briefen von dir abnehmen, wie Nachrichten dieſer Art dein brüderliches Herz durchbohren müſſen; mir iſt's, als ſäh' ich dich ſchon um den Nichtswürdigen, den Abſcheulichen" — — (Der alte Moor verbirgt ſein Geſicht.) Seht, Vater! ich leſe euch nur das Glimpflichſte — „den Abſcheulichen in tauſend Thränen ergoſſen;" — Ach, ſie floſſen — ſtürzten ſtromweis von dieſer mitleidigen Wange — „mir iſt's, als ſäh' ich ſchon deinen alten, frommen Vater todtenbleich" — Jeſus Maria! ihr ſeyd's, eh' ihr noch das Mindeſte wiſſet?

D. a. Moor. Weiter! Weiter!

Franz. — „todtenbleich in ſeinen Stuhl zurücktaumeln, und dem Tage fluchen, an dem ihm zum erſten Mal Vater entgegengeſtammelt ward. Man hat mir nicht Alles entdecken mögen, und von dem Wenigen, das ich weiß, erfährſt du nur Weniges. Dein Bruder ſcheint nun das Maß ſeiner Schande gefüllt zu haben; ich wenigſtens kenne nichts über

„dem, was er wirklich erreicht hat, wenn nicht ſein Genie das meinige hierin überſteigt. Geſtern um Mitternacht hatte er den großen Entſchluß, nach vierzig tauſend Dukaten Schulden" — ein hübſches Taſchengeld, Vater — „nachdem er zuvor die Tochter eines reichen Banquiers allhier entehrt, und ihren Galan, einen braven Jungen von Stand, im Duell auf den Tod verwundet, mit ſieben Andern, die er mit in ſein Laſterleben gezogen, dem Arm der Juſtiz zu entlaufen." — Vater! Um Gotteswillen, Vater, wie wird euch?

D. a. Moor. Es iſt genug. Laß ab, mein Sohn!

Franz. Ich ſchone eurer — „Man hat ihm Steckbriefe nachgeſchickt, die Beleidigten ſchreien laut um Genugthuung, ein Preis iſt auf ſeinen Kopf geſetzt — der Name Moor" — Nein! meine armen Lippen ſollen nimmermehr einen Vater ermorden! (Zerreißt den Brief.) Glaubt es nicht, Vater! glaubt ihm keine Sylbe!

D. a. Moor (weint bitterlich). Mein Name! Mein ehrlicher Name!

Franz (fällt ihm um den Hals). Schändlicher, dreimal ſchändlicher Karl! Ahnete mir's nicht, da er, noch ein Knabe, den Mädels ſo nachſchlenderte, mit Gaſſenjungen und elendem Geſindel auf Wieſen und Bergen ſich herumhetzte, den Anblick der Kirche, wie ein Miſſethäter das Gefängniß, floh, und die Pfennige, die er euch abquälte, dem erſten dem beſten Bettler in den Hut warf, während daß wir daheim mit frommen Gebeten und heiligen Predigtbüchern uns erbauten? — Ahnete mir's nicht, da er die Abenteuer des Julius

Cäſar und Alexander Magnus und andere ſtockfinſtere Heiden lieber las, als die Geſchichte des bußfertigen Tobias? — Hundertmal hab' ich's euch geweiſſagt, denn meine Liebe zu ihm war immer in den Schranken der kindlichen Pflicht — der Junge wird uns alle noch in Elend und Schande ſtürzen! — O, daß er Moor's Namen nicht trüge! daß mein Herz nicht ſo warm für ihn ſchlüge! Die gottloſe Liebe, die ich nicht vertilgen kann, wird mich noch einmal vor Gottes Richterſtuhl anklagen.

D. a. Moor. O — meine Ausſichten! Meine goldenen Träume!

Franz. Das weiß ich wohl. Das iſt es ja, was ich eben ſagte. Der feurige Geiſt, der in dem Buben loderte, ſagtet ihr immer, der ihn für jeden Reiz von Größe und Schönheit ſo empfindlich macht, dieſe Offenheit, die ſeine Seele auf dem Auge ſpiegelt, dieſe Weichheit des Gefühls, die ihn bei jedem Leiden in weinende Sympathie dahin ſchmelzt, dieſer männliche Muth, der ihn auf den Wipfel hundertjähriger Eichen treibt, und über Gräben und Paliſaden und reißende Flüſſe jagt, dieſer kindiſche Ehrgeiz, dieſer unüberwindliche Starrſinn und alle dieſe ſchönen glänzenden Tugenden, die im Vaterſöhnchen keimten, werden ihn dereinſt zu einem warmen Freund eines Freundes, zu einem trefflichen Bürger, zu einem Helden, zu einem großen, großen Manne machen — Seht ihr's nun, Vater! — der feurige Geiſt hat ſich entwickelt, ausgebreitet, herrliche Früchte hat er getragen. Seht dieſe Offenheit, wie hübſch ſie ſich zur Frechheit herumgedreht hat! ſeht dieſe Weichheit, wie zärtlich ſie für Koketten girret, wie ſo empfindſam für die Reize einer Phryne! ſeht dieſes feurige Genie, wie es das Oel ſeines Lebens in ſechs Jährchen ſo rein weggebrannt hat, daß er bei lebendigem Leibe umgeht, und da kommen die Leute, und ſind ſo unverſchämt und ſagen: **c'est l'amour qui a fait ça!** Ah! ſeht doch dieſen kühnen, unternehmenden Kopf, wie er Plane ſchmiedet und ausführt, vor denen die Heldenthaten eines Cartouche und Howard verſchwinden! — Und wenn erſt dieſe prächtigen Keime zur vollen Reife erwachſen — was läßt ſich auch von einem ſo zarten Alter Vollkommenes erwarten? — Vielleicht, Vater, erlebet ihr noch die Freude, ihn an der Fronte eines Heeres zu erblicken, das in der heiligen Stille der Wälder reſidirt und dem müden Wanderer ſeine Reiſe um die Hälfte der Bürde erleichtert — vielleicht könnt ihr noch, eh' ihr zu Grabe geht, eine Wallfahrt nach ſeinem Monumente thun, das er ſich zwiſchen Himmel und Erden errichtet — vielleicht, o Vater, Vater, Vater! — ſeht euch nach einem andern Namen um, ſonſt deuten Krämer und Gaſſenjungen mit Fingern auf euch, die euren Herrn Sohn auf dem Leipziger Marktplatz im Portrait geſehen haben.

D. a. Moor. Und auch du, mein Franz, auch du? O meine Kinder! wie ſie nach meinem Herzen zielen!

Franz. Ihr ſeht, ich kann auch witzig ſeyn, aber mein Witz iſt Skorpionſtich. — Und dann der trockne Alltagsmenſch, der kalte, hölzerne Franz, und wie die Titelchen alle heißen mögen, die euch der Kontraſt zwiſchen ihm und mir mochte eingegeben haben, wenn er euch auf dem Schooße ſaß, oder in die Backen zwickte — der wird einmal zwiſchen ſeinen Grenzſteinen ſterben und modern, und vergeſſen werden, wenn der Ruhm dieſes Univerſalkopfs von einem Pole zum andern fliegt — Ha! mit gefaltenen Händen dankt dir, o Himmel! der kalte, trockene, hölzerne Franz — daß er nicht iſt, wie dieſer!

D. a. Moor. Vergib mir, mein Kind! zürne nicht auf einen Vater, der ſich in ſeinen Planen betrogen findet. Der Gott, der mir durch Karln Thränen zuſendet, wird ſie durch dich, mein Franz, aus meinen Augen wiſchen.

Franz. Ja, Vater, aus euren Augen ſoll er ſie wiſchen. Euer Franz wird ſein Leben dranſetzen, das eurige zu verlängern. Euer Leben iſt das Orakel, das ich vor allen zu Rathe ziehe über dem, was ich thun will; der Spiegel, durch den ich Alles betrachte — keine Pflicht iſt mir ſo heilig, die ich nicht zu brechen bereit bin, wenn's um euer koſtbares Leben zu thun iſt. — Ihr glaubt mir das?

D. a. Moor. Du haſt noch große Pflichten auf dir, mein Sohn — Gott ſegne dich für das, was du mir warſt und ſeyn wirſt!

Franz. Nun ſagt mir einmal — wenn ihr dieſen Sohn nicht den euren nennen müßtet, ihr wär't ein glücklicher Mann?

D. a. Moor. Stille, o ſtille! da ihn die Wehmutter mir brachte, hub ich ihn gen Himmel und rief: Bin ich nicht ein glücklicher Mann?

Franz. Das ſagtet ihr. Nun, habt ihr's gefunden? Ihr beneidet den ſchlechteſten eurer Bauern, daß er nicht Vater iſt zu dieſem — Ihr habt Kummer, ſo lang' ihr dieſen Sohn habt. Dieſer Kummer wird wachſen mit Karln. Dieſer Kummer wird euer Leben untergraben.

D. a. Moor. O! er hat mich zu einem achtzigjährigen Manne gemacht.

Franz. Nun alſo — wenn ihr dieſes Sohnes euch entäußertet?

D. a. Moor (auffahrend). Franz! Franz! was ſagſt du?

Franz. Iſt es nicht die Liebe zu ihm, die euch all den Gram macht? Ohne dieſe Liebe iſt er für euch nicht da. Ohne dieſe ſtrafbare, dieſe verdammliche Liebe iſt er euch geſtorben — iſt er euch nie geboren. Nicht Fleiſch und Blut, das Herz macht uns zu Vätern und Söhnen. Liebt ihr ihn nicht mehr, ſo iſt dieſe Abart auch euer Sohn nicht mehr, und wär' er aus eurem Fleiſche geſchnitten. Er iſt euer Augapfel geweſen bisher; nun aber, ärgert dich dein Auge, ſagt die Schrift, ſo reiß' es aus. Es iſt beſſer, einäugig gen Himmel, als mit zwei Augen in die Hölle. Es iſt beſſer, kinderlos gen Himmel, als wenn beide, Vater und Sohn, in die Hölle fahren. So ſpricht die Gottheit!

D. a. Moor. Du willſt, ich ſoll meinen Sohn verfluchen?

Franz. Nicht doch! nicht doch! — Euren Sohn ſollt ihr nicht verfluchen. Was heißt ihr euren Sohn? — dem ihr das Leben gegeben habt, wenn er ſich auch alle erſinnliche Mühe gibt, das eurige zu verkürzen?

D. a. Moor. O das iſt allzuwahr! das iſt ein Gericht über mich. Der Herr hat's ihn geheißen!

Franz. Seht ihr's, wie kindlich euer Buſenkind an euch handelt. Durch eure väterliche Theilnehmung erwürgt er euch, mordet euch durch eure Liebe, hat euer Vaterherz ſelbſt beſtochen, euch den Garaus zu machen. Seyd ihr einmal nicht mehr, ſo iſt er Herr eurer Güter, König ſeiner Triebe. Der Damm iſt weg und der Strom ſeiner Lüſte kann jetzt freier dahin brauſen. Denkt euch einmal an ſeine Stelle! Wie oft muß er den Vater unter die Erde wünſchen — wie oft den Bruder — die ihm im Lauf ſeiner Exceſſe ſo unbarmherzig im Wege ſtehen? Iſt das aber Liebe gegen Liebe? iſt das kindliche Dankbarkeit gegen väterliche Milde, wenn er dem geilen Kitzel eines Augenblicks zehn Jahre eures Lebens aufopfert? wenn er den Ruhm ſeiner Väter, der ſich ſchon ſieben Jahrhunderte unbefleckt erhalten hat, in einer wollüſtigen Minute auf's Spiel ſetzt? Heißt ihr das euren Sohn? Antwortet! heißt ihr das einen Sohn?

D. a. Moor. Ein unzärtliches Kind! ach! aber mein Kind doch! mein Kind doch!

Franz. Ein allerliebſtes, köſtliches Kind, deſſen ewiges Studium iſt, keinen Vater zu haben — O daß ihr's begreifen lerntet! daß euch die Schuppen fielen vom Auge! Aber eure Nachſicht muß ihn in ſeinen

Liederlichkeiten befeſtigen, euer Vorſchub ihnen Rechtmäßigkeit geben. Ihr werdet freilich den Fluch von ſeinem Haupte laden; auf euch, Vater, auf euch wird der Fluch der Verdammniß fallen.

D. a. Moor. Gerecht! ſehr gerecht! Mein, mein iſt alle Schuld!

Franz. Wie viele Tauſende, die voll ſich geſoffen haben vom Becher der Wolluſt, ſind durch Leiden gebeſſert worden! Und iſt nicht der körperliche Schmerz, den jedes Uebermaß begleitet, ein Fingerzeig des göttlichen Willens? ſollte ihn der Menſch durch ſeine grauſame Zärtlichkeit verkehren? ſoll der Vater das ihm anvertraute Pfand auf ewig zu Grunde richten? — Bedenkt, Vater, wenn ihr ihn ſeinem Elend auf einige Zeit preisgeben werdet, wird er nicht entweder umkehren müſſen und ſich beſſern? oder er wird auch in der großen Schule des Elends ein Schurke bleiben, und dann — wehe dem Vater, der die Rathſchlüſſe einer höhern Weisheit durch Verzärtelung zernichtet! — Nun, Vater?

D. a. Moor. Ich will ihm ſchreiben, daß ich meine Hand von ihm wende.

Franz. Da thut ihr recht und klug daran.

D. a. Moor. Daß er nimmer vor meine Augen komme.

Franz. Das wird eine heilſame Wirkung thun.

D. a. Moor (zärtlich). Bis er anders werde!

Franz. Schon recht, ſchon recht — Aber, wenn er nun kommt mit der Larve des Heuchlers, euer Mitleid erweint, eure Vergebung ſich erſchmeichelt, und morgen hingeht und eurer Schwachheit ſpottet im Arm ſeiner Huren? — Nein, Vater! Er wird freiwillig wiederkehren, wenn ihn ſein Gewiſſen rein geſprochen hat.

D. a. Moor. So will ich ihm das auf der Stelle ſchreiben.

Franz. Halt! noch ein Wort, Vater! Eure Entrüſtung, fürchte ich, möchte euch zu harte Worte in die Feder werfen, die ihm das Herz zerſpalten würden — und dann — glaubt ihr nicht, daß er das ſchon für Verzeihung nehmen werde, wenn ihr ihn noch eines eigenhändigen Schreibens werth haltet? Darum wird's beſſer ſeyn, ihr überlaßt das Schreiben mir.

D. a. Moor. Thu' das, mein Sohn. — Ach! es hätte mir doch das Herz gebrochen! Schreib' ihm — —

Franz (ſchnell). Dabei bleibt's alſo?

D. a. Moor. Schreib' ihm, daß ich tauſend blutige Thränen, tauſend ſchlafloſe Nächte — Aber bring' meinen Sohn nicht zur Verzweiflung!

Franz. Wollt ihr euch nicht zu Bette legen, Vater? Es griff euch hart an.

D. a. Moor. Schreib' ihm, daß die väterliche Bruſt — Ich ſage dir, bring' meinen Sohn nicht zur Verzweiflung! (Geht traurig ab.)

Franz (mit Lachen ihm nachſehend). Tröſte dich, Alter! du wirſt ihn nimmer an dieſe Bruſt drücken; der Weg dazu iſt ihm verrammelt, wie der Himmel der Hölle — Er war aus deinen Armen geriſſen, ehe du wußteſt, daß du es wollen könnteſt — Da müßt' ich ein erbärmlicher Stümper ſeyn, wenn ich's nicht einmal ſo weit gebracht hätte, einen Sohn vom Herzen des Vaters loszulöſen, und wenn er mit ehernen Banden daran geklammert wäre — Ich hab' einen magiſchen Kreis von Flüchen um dich gezogen, den er nicht überſpringen ſoll — Glück zu, Franz! weg iſt das Schooßkind — der Wald iſt heller. Ich muß dieſe Papiere vollends aufheben, wie leicht könnte Jemand meine Handſchrift kennen? (Er lieſt die zerriſſenen Briefſtücke zuſammen.) — Und Gram wird auch den Alten bald fortſchaffen, — und ihr muß ich dieſen Karl aus dem Herzen reißen, wenn auch ihr halbes Leben daran hängen bleiben ſollte.

Ich habe große Rechte, über die Natur ungehalten zu ſeyn, und bei meiner Ehre! ich will ſie geltend machen. — Warum bin ich nicht der Erſte aus Mutterleib gekrochen? warum nicht der Einzige? Warum mußte ſie mir dieſe Bürde von Häßlichkeit aufladen? gerade mir? Nicht anders, als ob ſie bei meiner Geburt einen Reſt geſetzt hätte. Warum gerade mir die Lappländersnaſe? gerade mir dieſes Mohrenmaul? dieſe Hottentottenaugen? Wirklich, ich glaube, ſie hat von allen Menſchenſorten das Scheußlichſte auf einen Haufen geworfen und mich daraus gebacken. Mord und Tod! Wer hat ihr die Vollmacht gegeben, jenem dieſes zu verleihen und mir vorzuenthalten? Könnte ihr Jemand darum hofiren, eh' er entſtund? oder ſie beleidigen, eh' er ſelbſt wurde? Warum ging ſie ſo parteilich zu Werke?

Nein! nein! ich thu' ihr Unrecht. Gab ſie uns nicht Erfindungsgeiſt mit, ſetzte uns nackt und armſelig an's Ufer dieſes großen Oceans Welt — Schwimme, wer ſchwimmen kann, und wer plump iſt, geh' unter! Sie gab mir nichts mit; wozu ich mich machen will, das iſt nun meine Sache. Jeder hat gleiches Recht zum Größten und Kleinſten; Anſpruch wird an Anſpruch, Trieb an Trieb und Kraft an Kraft zernichtet. Das Recht wohnet beim Ueberwältiger, und die Schranken unſerer Kraft ſind unſere Geſetze.

Wohl gibt es gewiſſe gemeinſchaftliche Pakta, die man geſchloſſen hat, die Pulſe des Weltcirkels zu treiben. Ehrlicher Name! — wahrhaftig, eine reichhaltige Münze, mit der ſich meiſterlich ſchachern läßt, wer's verſteht, ſie gut auszugeben. Gewiſſen, — o ja, freilich! ein tüchtiger Lumpenmann, Sperlinge von Kirſchbäumen wegzuſchrecken! — auch das ein gut geſchriebener Wechſelbrief, mit dem auch der Bankerottirer zur Noth noch hinauslangt.

In der That, ſehr lobenswürdige Anſtalten, die Narren im Reſpekt und den Pöbel unter dem Pantoffel zu halten, damit die Geſcheiten es deſto bequemer haben. Ohne Anſtand, recht ſchnackiſche Anſtalten! Kommen mir vor wie die Hecken, die meine Bauern gar ſchlau um ihre Felder herumführen, daß ja kein Haſe drüber ſetzt, ja beileibe kein Haſe! — Aber der gnädige Herr gibt ſeinem Rappen den Sporn und galoppirt weich über der weiland Ernte.

Armer Haſe! Es iſt doch eine jämmerliche Rolle, der Haſe ſeyn müſſen auf dieſer Welt — Aber der gnädige Herr braucht Haſen!

Alſo friſch drüber hinweg! Wer nichts fürchtet, iſt nicht weniger mächtig, als der, den Alles fürchtet. Es iſt jetzt die Mode, Schnallen an den Beinkleidern zu tragen, womit man ſie nach Belieben weiter und enger ſchnürt. Wir wollen uns ein Gewiſſen nach der neueſten Façon anmeſſen laſſen, um es hübſch weiter aufzuſchnallen, wie wir zulegen. Was können wir dafür? Geht zum Schneider! Ich habe Langes und Breites von einer ſogenannten Blutliebe ſchwatzen gehört, das einem ordentlichen Hausmann den Kopf heiß machen könnte — Das iſt dein Bruder! — das iſt verdolmetſcht: Er iſt aus eben dem Ofen geſchoſſen worden, aus dem du geſchoſſen biſt — alſo ſey er dir heilig! — Merkt doch einmal dieſe verzwickte Conſequenz, dieſen poſſirlichen Schluß von der Nachbarſchaft der Leiber auf die Harmonie der Geiſter, von eben derſelben Heimat zu eben derſelben Empfindung, von einerlei Koſt zu einerlei Neigung. Aber weiter — es iſt dein Vater! er hat dir das Leben gegeben, du biſt ſein Fleiſch, ſein Blut — alſo ſey er dir heilig! Wiederum eine ſchlaue Conſequenz! Ich möchte doch fragen, warum hat er mich gemacht? doch wohl nicht gar aus Liebe zu mir, der erſt ein Ich werden ſollte? Hat er mich gekannt, ehe er mich machte? oder hat er an mich gedacht, wie er mich machte? oder hat er mich gewünſcht, da er mich machte? wußte er, was ich werden würde? Das wollt' ich ihm nicht rathen, ſonſt möcht' ich ihn dafür ſtrafen, daß er mich doch gemacht hat! Kann ich's ihm Dank wiſſen, daß ich ein Mann wurde? So wenig, als ich ihn verklagen könnte, wenn er ein Weib aus mir gemacht hätte. Kann ich eine Liebe erkennen, die ſich nicht auf Achtung gegen mein Selbſt gründet? Konnte Achtung gegen mein Selbſt vorhanden ſeyn, das erſt dadurch entſtehen ſollte, davon es die Vorausſetzung ſeyn muß? Wo ſteckt denn nun das Heilige? Etwa im Aktus ſelber, durch den ich entſtand? Als wenn dieſer etwas mehr wäre, als viehiſcher Proceß zur Stillung viehiſcher Begierden? Oder ſteckt es vielleicht im Reſultat dieſes Aktus, der doch nichts iſt, als eiſerne Nothwendigkeit, die man ſo gerne wegwünſchte, wenn's nicht auf Unkoſten von Fleiſch und Blut geſchehen müßte? Soll ich ihm etwa darum gute Worte geben, daß er mich liebt? Das iſt eine Eitelkeit von ihm, die Schooßſünde aller Künſtler, die ſich in ihrem Werk kokettiren, wär' es auch noch ſo häßlich. — Sehet alſo, das iſt die ganze Hexerei, die ihr in einen heiligen Nebel verſchleiert, unſere Furchtſamkeit zu mißbrauchen. Soll auch ich mich dadurch gängeln laſſen, wie einen Knaben?

Friſch alſo! muthig an's Werk! — Ich will Alles um mich her ausrotten, was mich einſchränkt, daß ich nicht Herr bin. Herr muß ich ſeyn, daß ich das mit Gewalt ertrotze, wozu mir die Liebenswürdigkeit gebricht. (Mo.)

Zweite Scene.

Schenke an den Grenzen von Sachſen.

Karl von Moor (in ein Buch vertieft). **Spiegelberg** (trinkend am Tiſch).

Karl v. Moor (legt das Buch weg). Mir ekelt vor dieſem tintenkleckſenden Säculum, wenn ich in meinem Plutarch leſe von großen Menſchen.

Spiegelberg (ſtellt ihm ein Glas hin und trinkt). Den Joſephus mußt du leſen.

Moor. Der lohe Lichtfunke Prometheus iſt ausgebrannt, dafür nimmt man jetzt die Flamme von Bärlappenmehl — Theaterfeuer, das keine Pfeife Tabak anzündet. Da krabbeln ſie nun, wie die Ratten auf der Keule des Herkules. Ein franzöſiſcher Abbé docirt, Alexander ſey ein Haſenfuß geweſen; ein ſchwindſüchtiger Profeſſor hält ſich bei jedem Wort ein Fläſchchen Salmiakgeiſt vor die Naſe, und lieſt ein Collegium über die Kraft. Kerle, die in Ohnmacht fallen, wenn ſie einen Buben gemacht haben, kritteln über die Taktik des Hannibal — feuchtohrige Buben fiſchen Phraſes aus der Schlacht bei Kannä, und greinen über die Siege des Scipio, weil ſie ſie exponiren müſſen.

Spiegelberg. Das iſt ja recht alexandriniſch geflennt.

Moor. Schöner Preis für euren Schweiß in der Feldſchlacht, daß ihr jetzt in Gymnaſien lebt, und eure Unſterblichkeit in einem Bücherriemen mühſam fortgeſchleppt wird. Koſtbarer Erſatz eures verpraßten Blutes, von einem Nürnberger Krämer um Lebkuchen gewickelt — oder, wenn's glücklich geht, von einem franzöſiſchen Tragödienſchreiber auf Stelzen geſchraubt und mit Drahtfäden gezogen zu werden. Hahaha!

Spiegelberg (trinkt). Lies den Joſephus, ich bitte dich drum.

Moor. Pfui! pfui! über das ſchlappe Kaſtraten-Jahrhundert, zu nichts nütze, als die Thaten der Vorzeit wiederzukäuen, und die Helden des Alterthums mit Commentationen zu ſchinden und zu verhunzen mit Trauerſpielen. Die Kraft ſeiner Lenden iſt verſiegen gegangen, und nun muß Bierhefe den Menſchen fortpflanzen helfen.

Spiegelberg. Thee, Bruder, Thee!

Moor. Da verrammeln ſie ſich die geſunde Natur mit abgeſchmackten Conventionen, haben das Herz nicht, ein Glas zu leeren, weil ſie Geſundheit dazu trinken müſſen — belecken den Schuhputzer, daß er ſie vertrete bei Ihro Gnaden, und hudeln den armen Schelm, den ſie nicht fürchten. Vergöttern ſich um ein Mittageſſen, und möchten einander vergiften um ein Unterbett, das ihnen beim Aufſtreich überboten wird. — Verdammen den Sadduzäer, der nicht fleiſſig in die Kirche kommt, und berechnen ihren Judenzins am Altare — fallen auf die Knie, damit ſie ja ihren Schlamp ausbreiten können — wenden kein Auge von dem Pfarrer, damit ſie ſehen, wie ſeine Perrücke friſirt iſt. — Fallen in Ohnmacht, wenn ſie eine Gans bluten ſehen, und klatſchen in die Hände, wenn ihr Nebenbuhler bankerott von der Börſe geht — — ſo warm ich ihnen die Hand drückte — „nur noch einen Tag" — Umſonſt! — In's Loch mit dem Hund! — Bitten! Schwüre! Thränen! (Auf den Boden ſtampfend.) Hölle und Teufel!

Spiegelberg. Und um ſo ein paar tauſend lauſige Dukaten —

Moor. Nein, ich mag nicht daran denken! — Ich ſoll meinen Leib preſſen in eine Schnürbruſt, und meinen Willen ſchnüren in Geſetze. Das Geſetz hat zum Schneckengang verdorben, was Adlerflug geworden wäre. Das Geſetz hat noch keinen großen Mann gebildet, aber die Freiheit brütet Koloſſe und Extremitäten aus. — Ah! daß der Geiſt Hermanns noch in der Aſche glimmte! — Stelle mich vor ein Heer Kerle wie ich, und aus Deutſchland ſoll eine Republik werden, gegen die Rom und Sparta Nonnenklöſter ſeyn ſollen. (Er wirft den Degen auf den Tiſch und ſteht auf.)

Spiegelberg (aufſpringend). Bravo! Braviſſimo! Du bringſt mich eben recht auf das Chapitre. Ich will dir was in's Ohr ſagen, Moor, das ſchon lang' mit mir umgeht, und du biſt der Mann dazu — ſauf, Bruder, ſauf! — wie wär's, wenn wir Juden würden und das Königreich wieder auf's Tapet brächten?

Aber ſag', iſt das nicht ein ſchlauer und herzhafter Plan? Wir laſſen ein Manifeſt ausgehen in alle vier Enden der Welt, und citiren nach Paläſtina, was kein Schweinefleiſch ißt. Da beweiſ' ich nun durch triftige Dokumente, Herodes, der Vierfürſt, ſey mein Großahnherr geweſen, und ſo ferner. Das wird ein Viktoria abgeben, Kerl, wenn ſie wieder in's Trockne kommen und Jeruſalem wieder aufbauen dürfen. Jetzt friſch mit den Türken aus Aſien, weil's Eiſen noch warm iſt, und Cedern gehauen auf dem Libanon, und Schiffe gebaut, und geſchachert mit alten Borten und Schnallen das ganze Volk. Mittlerweile —

Moor (nimmt ihn lächelnd bei der Hand). Kamerad! mit den Narrenſtreichen iſt's nun am Ende.

Spiegelberg (ſtutzig). Pfui, du wirſt doch nicht gar den verlornen Sohn ſpielen wollen? Ein Kerl wie du, der mit dem Degen mehr auf die Geſichter gekritzelt hat, als drei Subſtituten in einem Schaltjahr in's Befehlbuch ſchreiben! Soll ich dir von der großen Hundsleiche vorerzählen? Ha! ich muß dir nur dein eigenes Bild wieder vor dich rufen, das wird Feuer in deine Adern blaſen, wenn dich ſonſt nichts mehr begeiſtert. Weißt du noch, wie die Herren vom Collegio deiner Dogge das Bein hatten abſchießen laſſen, und du zur Revange ließeſt ein Faſten ausſchreiben in der ganzen Stadt. Man ſchmollte über dein Reſcript. Aber du nicht faul, läſſeſt alles Fleiſch aufkaufen in ganz L.., daß in acht Stunden kein Knochen mehr zu nagen iſt in der ganzen Rundung, und die Fiſche anfangen im Preiſe zu ſteigen. Magiſtrat und Bürgerſchaft düſſelten Rache. Wir Purſche friſch heraus zu ſiebzehnhundert, und du an der Spitze, und Metzger und Schneider und Krämer hintenher, und Wirth' und Barbierer und alle Zünfte, und fluchen, Sturm zu laufen wider die Stadt, wenn man den Purſchen ein Haar krümmen wollte. Da ging's aus, wie's Schießen zu Hornberg, und mußten abziehen mit langer Naſe. Du läſſeſt Doktores kommen ein ganzes Concilium, und botſt drei Dukaten, wer dem Hunde ein Recept ſchreiben würde. Wir ſorgten, die Herren werden zu viel Ehre im Leibe haben und Nein ſagen, und hatten's ſchon verabredet, ſie zu forciren. Aber das war unnöthig, die Herren ſchlugen ſich um die drei Dukaten, und kam's im Abſtreich herab auf drei Batzen; in einer Stunde ſind zwölf Recepte geſchrieben, daß das Thier auch bald darauf verreckte.

Moor. Schändliche Kerle!

Spiegelberg. Der Leichenpomp ward veranſtaltet in aller Pracht, Carmina gab's die ſchwere Meng' um den Hund, und wir zogen aus des Nachts gegen Tauſend, eine Laterne in der einen Hand, unſern Raufdegen in der andern, und ſo fort durch die Stadt mit Glockenſpiel und Geklimper, bis der Hund beigeſetzt war. Drauf gab's ein Freſſen, das währte bis an den lichten Morgen, da bedankteſt du dich bei den Herren für das herzliche Beileid, und ließeſt das Fleiſch verkaufen um's halbe Geld. Mort de ma vie! da hatten wir dir Reſpekt, wie eine Garniſon in einer eroberten Veſtung —

Moor. Und du ſchämſt dich nicht, damit groß zu prahlen? Haſt nicht einmal ſo viel Scham, dich dieſer Streiche zu ſchämen?

Spiegelberg. Geh, geh! Du biſt nicht mehr Moor. Weißt du noch, wie tauſendmal du, die Flaſche in der Hand, den alten Filzen haſt aufgezogen, und geſagt: Er ſoll nur darauf los ſchaben und ſcharren, du wolleſt dir dafür die Gurgel abſaufen. — Weißt du auch noch? he? weißt du noch? O du heilloſer, erbärmlicher Prahlhans! das war noch männlich geſprochen und edelmänniſch, aber —

Moor. Verflucht ſeyſt du, daß du mich daran erinnerſt! verflucht ich, daß ich es ſagte! Aber es war nur im Dampfe des Weins, und mein Herz hörte nicht, was meine Zunge prahlte.

Spiegelberg (ſchüttelt den Kopf). Nein! nein! nein! das kann nicht ſeyn. Unmöglich, Bruder, das kann dein Ernſt nicht ſeyn. Sag', Brüderchen, iſt es nicht die Noth, die dich ſo ſtimmt? Komm', laß dir ein Stückchen aus meinen Bubenjahren erzählen. Da hatt' ich neben meinem Haus einen Graben, der, wie wenig, ſeine acht Schuh breit war, wo wir Buben uns in die Wette bemühten, hinüber zu ſpringen. Aber das war umſonſt. Plumps! lagſt du, und ward ein Geziſch und Gelächter über dir, und wurdeſt mit Schneeballen geſchmiſſen über und über. Neben meinem Haus lag eines Jägers Hund an einer Kette, eine ſo biſſige Beſtie, die dir die Mädels wie der Blitz am Rockzipfel hatte, wenn ſie ſich's verſahn und zu nah' dran vorbeiſtrichen. Das war nun mein Seelengaudium, den Hund überall zu necken, wo ich nur konnte, und wollt' halb krepiren vor Lachen, wenn mich dann das Thier ſo giftig anſtierte, und ſo gern auf mich losgerannt wäre, wenn's nur gekonnt hätte. — Was geſchieht? Ein andermal mach' ich's ihm auch wieder ſo, und werf' ihn mit einem Stein ſo derb an die Rippen, daß er vor Wuth von der Kette reißt und auf mich dar, und ich, wie alle Donnerwetter, reiß' aus und davon — Tauſend Schwerenoth! da iſt dir juſt der vermaledeite Graben dazwiſchen. Was zu thun? der Hund iſt mir hart an den Verſen und wüthend, alſo kurz reſolvirt — einen Anlauf genommen — drüben bin ich. Dem Sprung hatt' ich Leib und Leben zu danken, die Beſtie hätte mich zu Schanden geriſſen.

Moor. Aber wozu jetzt das?

Spiegelberg. Dazu — daß du ſehen ſollſt, wie die Kräfte wachſen in der Noth. Darum laſſ' ich mir's auch nicht bange ſeyn, wenn's auf Aeußerſte kommt. Der Muth wächst mit der Gefahr! die Kraft erhebt ſich im Drang. Das Schickſal muß einen großen Mann aus mir haben wollen, weil's mir ſo quer durch den Weg ſtreicht.

Moor (ärgerlich). Ich wüßte nicht, wozu wir den Muth noch haben ſollten und noch nicht gehabt hätten.

Spiegelberg. So? — Und du willſt alſo deine Gaben in dir verwittern laſſen? dein Pfund vergraben? Meinſt du, deine Stinkereien in Leipzig machen die Grenzen des menſchlichen Witzes aus? Da laß uns erſt in die große Welt kommen. Paris und London! — wo man Ohrfeigen einhandelt, wenn man einen mit dem Namen eines ehrlichen Mannes grüßt. Da iſt es auch ein Seelenjubilo, wenn man das Handwerk in's Große prakticirt. — Du wirſt gaffen! du wirſt Augen machen! Wart', und wie man Handſchriften nachmacht, Würfel verdreht, Schlöſſer aufbricht und den Koffern das Eingeweide ausſchüttet — das ſollſt du noch von Spiegelberg lernen! Die Kanaille ſoll man an den nächſten beſten Galgen knüpfen, die bei geraden Fingern verhungern will.

Moor (zerſtreut). Wie? Du haſt es wohl gar noch weiter gebracht?

Spiegelberg. Ich glaube gar, du ſetzeſt ein Mißtrauen in mich. Wart', laß mich erſt warm werden! du ſollſt Wunder ſehen; dein Gehirnchen ſoll ſich im Schädel umdrehen, wenn mein kreiſender Witz in die Wochen kommt. — (Steht auf, hitzig.) Wie es ſich aufhellt in mir! Große Gedanken dämmern auf in meiner Seele! Rieſenplane gähren in meinem ſchöpferiſchen Schädel. Verfluchte Schlafſucht, (ſich vor'n Kopf ſchlagend) die bisher meine Kräfte in Ketten ſchlug, meine Ausſichten ſperrte und ſpannte! Ich erwache, fühle, wer ich bin — wer ich werden muß!

Moor. Du biſt ein Narr. Der Wein bramarbaſirt aus deinem Gehirne.

Spiegelberg (hitziger). Spiegelberg, wird es heißen, kannſt du hexen, Spiegelberg? Es iſt Schade, daß du kein General worden biſt, Spiegelberg, wird der König ſagen, du hätteſt die Oeſtreicher durch ein Knopfloch gejagt. Ja, hör' ich die Doktors jammern, es iſt unverantwortlich, daß der Mann nicht die Medicin ſtudirt hat, er hätte ein neues Kropfpulver erfunden. Ach! und daß er das Kamerale nicht zum Fach genommen hat, werden die Sully's in ihren Kabinetten ſeufzen, er hätte aus Steinen Louisd'ors hervorgezaubert. Und Spiegelberg wird es heißen in Oſten und Weſten, und in den Koth mit euch, ihr Memmen, ihr Kröten, indeß Spiegelberg mit ausgeſpreiteten Flügeln zum Tempel des Nachruhms emporfliegt.

Moor. Glück auf den Weg! Steig' du auf Schandſäulen zum Gipfel des Ruhms. Im Schatten meiner väterlichen Haine, in den Armen meiner Amalia lockt mich ein edler Vergnügen. Schon die vorige Woche hab' ich meinem Vater um Vergebung geſchrieben, hab' ihm nicht den kleinſten Umſtand verſchwiegen, und wo Aufrichtigkeit iſt, iſt auch Mitleid und Hilfe. Laß uns Abſchied nehmen, Moritz. Wir ſehen uns heut' und nie mehr. Die Poſt iſt angelangt. Die Verzeihung meines Vaters iſt ſchon innerhalb dieſer Stadtmauern.

Schweizer. Grimm. Roller. Schufterle. Razmann
(treten auf).

Roller. Wißt ihr auch, daß man uns auskundſchaftet?

Grimm. Daß wir keinen Augenblick ſicher ſind, aufgehoben zu werden?

Moor. Mich wundert's nicht. Es gehe, wie es will! Saht ihr den Schwarz nicht? ſagte er von keinem Briefe, den er an mich hätte?

Roller. Schon lange ſucht er dich, ich vermuthe ſo etwas.

Moor. Wo iſt er? wo, wo? (Will eilig fort.)

Roller. Bleib! wir haben ihn hieher beſchieden. Du zitterſt? —

Moor. Ich zittre nicht. Warum ſollt' ich auch zittern! **Kameraden!** dieſer Brief — Freut euch mit

mit! Ich bin der Glücklichſte unter der Sonne, warum ſollt' ich zittern?

Schwarz (tritt auf).

Moor (fliegt ihm entgegen). Bruder! Bruder! den Brief! den Brief!

Schwarz (gibt ihm den Brief, den er haſtig aufbricht). Was iſt dir? wirſt du nicht wie die Wand?

Moor. Meines Bruders Hand!

Schwarz. Was treibt denn der Spiegelberg?

Grimm. Der Kerl iſt unſinnig. Er macht Geſtus wie beim Sankt Veits-Tanz.

Schufterle. Sein Verſtand geht im Ring herum. Ich glaub', er macht Verſe.

Razmann. Spiegelberg! He, Spiegelberg! — Die Beſtie hört nicht.

Grimm (ſchüttelt ihn). Kerl! träumſt du, oder —?

Spiegelberg (der ſich die ganze Zeit über mit den Pantomimen eines Projektmachers im Stubeneck abgearbeitet hat, ſpringt wild auf) La Bourse ou la vie! (und packt Schweizern an der Gurgel, der ihn gelaſſen an die Wand wirft. — Moor läßt den Brief fallen und rennt hinaus. Alle fahren auf).

Roller (ihm nach). Moor! wonaus, Moor? was beginnſt du?

Grimm. Was hat er? was that er? Er iſt bleich wie die Leiche.

Schweizer. Das müſſen ſchöne Neuigkeiten ſeyn! Laß doch ſehen!

Roller (nimmt den Brief von der Erde und lieſt).

„Unglücklicher Bruder!“ der Anfang klingt luſtig. „Nur kürzlich muß ich dir melden, daß deine Hoffnung

„Hoffnung vereitelt iſt — du ſollſt hingehen, läßt dir
„der Vater ſagen, wohin dich deine Schandthaten führen.
„Auch, ſagt er, werdeſt du dir keine Hoffnung machen,
„jemals Gnade zu ſeinen Füßen zu erwimmern, wenn
„du nicht gewärtig ſeyn wolleſt, im unterſten Gewölbe
„ſeiner Thürme mit Waſſer und Brod ſo lange traktirt
„zu werden, bis deine Haare wachſen wie Adlerfedern,
„und deine Nägel wie Vogelklauen werden. Das ſind
„ſeine eigenen Worte. Er befiehlt mir, den Brief zu
„ſchließen. Lebe wohl auf ewig! Ich bedaure dich —
Franz von Moor.“

Schweizer. Ein zuckerſüßes Brüderchen! In der That! — Franz heißt die Kanaille?

Spiegelberg (ſachte herbeiſchleichend). Von Waſſer und Brod iſt die Rede? Ein ſchönes Leben! Da hab' ich anders für euch geſorgt! Sagt' ich's nicht, ich müßt' am Ende für euch alle denken?

Schweizer. Was ſagt der Schafskopf? der Eſel will für uns alle denken?

Spiegelberg. Haſen, Krüppel, lahme Hunde ſeyd ihr alle, wenn ihr das Herz nicht habt, etwas Großes zu wagen!

Roller. Nun, das wären wir freilich, du haſt recht — aber wird es uns auch aus dieſer vermaledeiten Lage reißen, was du wagen wirſt? wird es? —

Spiegelberg (mit einem ſtolzen Gelächter). Armer Tropf, aus dieſer Lage reißen? hahaha! aus dieſer Lage reißen? — und auf mehr raffinirt dein Fingerhut voll Gehirn nicht? und damit trabt deine Mähre zum Stalle? Spiegelberg müßte ein elender Kerl ſeyn, wenn er mit dem nur anfangen wollte. Zu Helden, ſag' ich dir, zu Freiherrn, zu Fürſten, zu Göttern wird's euch machen!

Razmann. Das iſt viel auf einen Hieb, wahrlich! Aber es wird wohl eine halsbrechende Arbeit ſeyn, den Kopf wird's wenigſtens koſten.

Spiegelberg. Es will nichts als Muth, denn was den Witz betrifft, den nehm' ich ganz über mich. Muth, ſag' ich, Schweizer! Muth! Roller, Grimm, Razmann, Schuſterle! Muth! —

Schweizer. Muth? Wenn's nur das iſt — Muth hab' ich genug, um barfuß mitten durch die Hölle zu gehen.

Schuſterle. Muth genug, mich unter'm lichten Galgen mit dem leibhaftigen Teufel um einen armen Sünder zu balgen.

Spiegelberg. So gefällt mir's! Wenn ihr Muth habt, tret' Einer auf und ſag': er habe noch Etwas zu verlieren, und nicht Alles zu gewinnen! —

Schwarz. Wahrhaftig, da gäb's Manches zu verlieren, wenn ich das verlieren wollte, was ich noch zu gewinnen habe!

Razmann. Ja, zum Teufel! und Manches zu gewinnen, wenn ich das gewinnen wollte, was ich nicht verlieren kann.

Schuſterle. Wenn ich das verlieren müßte, was ich auf Borgs auf dem Leibe trage, ſo hätt' ich allenfalls morgen nichts mehr zu verlieren.

Spiegelberg. Alſo denn! (Er ſtellt ſich mitten unter ſie mit beſchwörendem Ton.) Wenn noch ein Tropfen deutſchen Heldenblutes in euren Adern rinnt — kommt! Wir wollen uns in den böhmiſchen Wäldern niederlaſſen, dort eine Räuberbande zuſammen ziehen und — Was gafft ihr mich an? — iſt euer Bischen Muth ſchon verdampft?

Roller. Du biſt wohl nicht der erſte Gauner, der über den hohen Galgen weggeſehen hat — und doch — Was hätten wir ſonſt noch für eine Wahl übrig?

Spiegelberg. Wahl? Was? Nichts habt ihr zu wählen! Wollt ihr im Schuldthurme ſtecken und zuſammenſchnurren, bis man zum jüngſten Tag poſaunt? wollt ihr euch mit der Schaufel und Haue um einen Biſſen trocken Brod abquälen? wollt ihr an der Leute Fenſter mit einem Bänkelſänger-Lied ein mageres Almoſen erpreſſen? oder wollt ihr zum Kalbsfell ſchwören — und da iſt erſt noch die Frage, ob man euren Geſichtern traut — und dort unter der milzſüchtigen Laune eines gebieteriſchen Korporals das Fegfeuer zum voraus abverdienen? oder bei klingendem Spiel nach dem Takt der Trommel ſpazieren gehen, oder im Gallioten-Paradies das ganze Eiſen-Magazin Vulkans hinterherſchleifen? Seht, das habt ihr zu wählen, da iſt es beiſammen, was ihr wählen könnt!

Roller. So unrecht hat der Spiegelberg eben nicht. Ich hab' auch meine Plane ſchon zuſammen gemacht, aber ſie treffen endlich auf eins. Wie wär's, dacht' ich, wenn ihr euch hinſetztet, und ein Taſchenbuch, oder einen Almanach, oder ſo was Aehnliches zuſammenſudeltet, und um den lieben Groſchen recenſirtet, wie's wirklich Mode iſt?

Schufterle. Zum Henker! ihr rathet nah zu meinen Projekten. Ich dachte bei mir ſelbſt, wie, wenn du ein Pietiſt würdeſt und wöchentlich deine Erbauungsſtunden hielteſt?

Grimm. Getroffen! und wenn das nicht geht, ein Atheiſt! Wir könnten die vier Evangeliſten auf's Maul ſchlagen, ließen unſer Buch durch den Schinder verbrennen, und ſo ging's reißend ab.

Razmann. Oder zögen wir wider die Franzoſen zu Felde — ich kenne einen Doktor, der ſich ein Haus von purem Queckſilber gebaut hat, wie das Epigramm auf der Hausthür lautet.

Schweizer (ſteht auf und gibt Spiegelberg die Hand). Moritz, du biſt ein großer Mann! — oder es hat ein blindes Schwein eine Eichel gefunden.

Schwarz. Vortreffliche Plane! honette Gewerbe! Wie doch die großen Geiſter ſympathiſiren! Jetzt fehlte nur noch, daß wir Weiber und Kupplerinnen würden.

Spiegelberg. Poſſen! Poſſen! Und was hindert's, daß ihr nicht das Meiſte in einer Perſon ſeyn könnt? Mein Plan wird euch immer am höchſten pouſſiren, und da habt ihr noch Ruhm und Unſterblichkeit! Seht, arme Schlucker! auch ſo weit muß man hinausdenken! auch auf den Nachruhm, das ſüße Gefühl von Unvergeßlichkeit —

Roller. Und obenan in der Liſte der ehrlichen Leute! Du biſt ein Meiſter-Redner, Spiegelberg, wenn's darauf ankommt, aus einem ehrlichen Manne einen

Hallunken zu machen — Aber ſag' doch einer, wo der Moor bleibt? —

Spiegelberg. Ehrlich ſagſt du? Meinſt du, du ſeyſt nachher weniger ehrlich, als du jetzt biſt? Was heißeſt du ehrlich? Reichen Filzen einen Drittheil ihrer Sorgen vom Halſe ſchaffen, die ihnen nur den goldnen Schlaf verſcheuchen, das ſtockende Geld in Umlauf bringen, das Gleichgewicht der Güter wieder herſtellen, mit einem Wort, das goldne Alter wieder zurückrufen, dem lieben Gott von manchem läſtigen Koſtgänger helfen, ihm Krieg, Peſtilenz, theure Zeit und Doktors erſparen — ſiehſt du, das heiß' ich ehrlich ſeyn, das heiß' ich ein würdiges Werkzeug in der Hand der Vorſehung abgeben, — und ſo bei jedem Braten, den man ißt, den ſchmeichelhaften Gedanken zu haben: den haben dir deine Finten, dein Löwenmuth, deine Nachtwachen erworben — von Groß und Klein reſpektirt zu werden —

Roller. Und endlich gar bei lebendigem Leibe gen Himmel fahren, und trotz Sturm und Wind, trotz dem gefräßigen Magen der alten Urahne Zeit unter Sonn' und Mond und allen Fixſternen ſchweben, wo ſelbſt die unvernünftigen Vögel des Himmels, von edler Begierde herbeigelockt, ihr himmliſches Concert muſiciren, und die Engel mit Schwänzen ihr hochheiliges Synedrium halten? nicht wahr? — und wenn Monarchen und Potentaten von Motten und Würmern verzehrt werden, die Ehre haben zu dürfen, von Jupiters königlichem Vogel Viſiten anzunehmen? — Moritz, Moritz,

Moritz! nimm dich in Acht! nimm dich in Acht vor dem dreibeinigen Thiere!

Spiegelberg. Und das ſchreckt dich, Haſenherz? Iſt doch ſchon manches Univerſal-Genie, das die Welt hätte reformiren können, auf dem Schind-Anger verfault, und ſpricht man nicht von ſo Einem Jahrhunderte, Jahrtauſende lang, da mancher König und Kurfürſt in der Geſchichte überhüpft würde, wenn ſein Geſchichtſchreiber die Lücke in der Succeſſions-Leiter nicht ſcheute, und ſein Buch dadurch nicht um ein paar Oktavſeiten gewönne, die ihm der Verleger mit baarem Gelde bezahlt — Und wenn dich der Wanderer ſo hin und her fliegen ſieht im Winde — der muß auch kein Waſſer im Hirn gehabt haben, brummt er in den Bart, und ſeufzt über die elenden Zeiten.

Schweizer (klopft ihm auf die Achſel). Meiſterlich, Spiegelberg! meiſterlich! Was, zum Teufel, ſteht ihr da und zaudert?

Schwarz. Und laß es auch Proſtitution heiſſen — was folgt weiter? Kann man nicht auf den Fall immer ein Pülverchen mit ſich führen, das einen ſo im Stillen über'n Acheron fördert, wo kein Hahn darnach kräht! Nein, Bruder Moritz! dein Vorſchlag iſt gut, ſo lautet auch mein Katechismus.

Schufterle. Blitz! Und der meine nicht minder. Spiegelberg, du haſt mich geworben.

Razmann. Du haſt, wie ein anderer Orpheus, die heulende Beſtie, mein Gewiſſen, in den Schlaf geſungen. Nimm mich ganz, wie ich da bin!

Grimm. Si omnes consentiunt ego non dissentio. Wohlgemerkt, ohne Komma. Es iſt ein Aufſtreich in meinem Kopf: Pietiſten — Quackſalber — Recenſenten und Gauner. Wer am meiſten bietet, der hat mich. Nimm dieſe Hand, Moritz!

Roller. Und auch du, Schweizer? (Gibt Spiegelberg die rechte Hand). Alſo verpfänd' ich meine Seele dem Teufel.

Spiegelberg. Und deinen Namen den Sternen! Was liegt daran, wohin auch die Seele fährt? Wenn Schaaren vorausgeſprengter Kuriere unſere Niederfahrt melden, daß ſich die Satane feſttäglich herausputzen, ſich den tauſendjährigen Ruß aus den Wimpern ſtäuben, und Myriaden gehörnter Köpfe aus der rauchenden Mündung ihrer Schwefel-Kamine hervorwachſen, unſern Einzug zu ſehen! Kameraden! (aufgeſprungen) friſch auf, Kameraden! was in der Welt wiegt dieſen Rauſch des Entzückens auf! Kommt, Kameraden!

Roller. Sachte nur! ſachte! Wohin? das Thier muß auch ſeinen Kopf haben, Kinder!

Spiegelberg (giftig). Was predigt der Zauderer? Stand nicht der Kopf ſchon, ehe noch ein Glied ſich regte? Folgt, Kameraden!

Roller. Gemach, ſag' ich. Auch die Freiheit muß ihren Herrn haben. Ohne Oberhaupt gingen Rom und Sparta zu Grunde.

Spiegelberg (geſchmeidig). Ja — haltet — Roller ſagt recht. Und das muß ein erleuchteter Kopf ſeyn. Verſteht ihr? ein feiner politiſcher Kopf muß das ſeyn. Ja, wenn ich mir's denke, was ihr vor einer

Stunde waret, was ihr jetzt ſeyd, — durch Einen glücklichen Gedanken ſeyd — Ja freilich, freilich müßt ihr einen Chef haben — Und wer dieſen Gedanken entſponnen, ſagt, muß das nicht ein erleuchteter politiſcher Kopf ſeyn?

Roller. Wenn ſich's hoffen ließe — träumen ließe — aber ich fürchte, er wird es nicht thun.

Spiegelberg. Warum nicht? Sag's kühn heraus, Freund! — So ſchwer es iſt, das kämpfende Schiff gegen die Winde zu lenken, ſo ſchwer ſie auch drückt, die Laſt der Krone — ſag's unverzagt, Roller! — vielleicht wird er's doch thun.

Roller. Und leck iſt das Ganze, wenn er's nicht thut. Ohne den Moor ſind wir Leib ohne Seele.

Spiegelberg (unwillig von ihm weg). Stockfiſch!

Moor (tritt herein in wilder Bewegung, und läuft heftig im Zimmer auf und nieder, mit ſich ſelber ſprechend). Menſchen — Menſchen! falſche, heuchleriſche Krokodilbrut! Ihre Augen ſind Waſſer! ihre Herzen ſind Erz! Küſſe auf den Lippen! Schwerter im Buſen! Löwen und Leoparde füttern ihre Jungen, Raben tiſchen ihren Kleinen auf dem Aas, und Er, Er — Bosheit hab' ich dulden gelernt, kann dazu lächeln, wenn mein erboſter Feind mir mein eigen Herzblut zutrinkt — aber wenn Blutliebe zur Verrätherin, wenn Vaterliebe zur Megäre wird: o ſo fange Feuer, männliche Gelaſſenheit! verwilde zum Tiger, ſanftmüthiges Lamm! und jede Faſer recke ſich auf zum Grimm und Verderben!

Roller. Höre, Moor! was denkſt du davon? Ein Räuberleben iſt doch auch beſſer, als bei Waſſer und Brod im unterſten Gewölbe der Thürme?

Moor. Warum iſt dieſer Geiſt nicht in einen Tiger gefahren, der ſein wüthendes Gebiß in Menſchenfleiſch haut? Iſt das Vatertreue? iſt das Liebe für Liebe? Ich möchte ein Bär ſeyn und die Bären des Nordlands wider dies mörderiſche Geſchlecht anhetzen — Reue, und keine Gnade? — O, ich möchte den Ocean vergiften, daß ſie den Tod aus allen Quellen ſaufen! Vertrauen, unüberwindliche Zuverſicht, und kein Erbarmen!

Roller. So höre doch, Moor, was ich dir ſage!

Moor. Es iſt unglaublich, es iſt ein Traum, eine Täuſchung — So eine rührende Bitte, ſo eine lebendige Schilderung des Elends und der zerfließenden Reue — die wilde Beſtie wär' in Mitleid zerſchmolzen; Steine hätten Thränen vergoſſen, und doch — man würde es für ein boshaftes Pasquill auf's Menſchengeſchlecht halten, wenn ich's ausſagen wollte — und doch, doch — o, daß ich durch die ganze Natur das Horn des Aufruhrs blaſen könnte, Luft, Erde und Meer wider das Hyänengezücht in's Treffen zu führen!

Grimm. Höre doch, höre! vor Raſen hörſt du ja nicht.

Moor. Weg, weg von mir! Iſt dein Name nicht Menſch? hat dich das Weib nicht geboren? — Aus meinen Augen, du mit dem Menſchengeſicht! — Ich hab' ihn ſo unausſprechlich geliebt! ſo liebte kein Sohn; ich hätte tauſend Leben für ihn — (Schäumend auf die Erde ſtampfend.) Ha! wer mir jetzt ein Schwert in die Hand gäbe, dieſer Otterbrut eine brennende Wunde zu verſetzen! wer mir ſagte, wo ich das Herz ihres Lebens erzielen, zermalmen, zernichten — Er ſey mein Freund, mein Engel, mein Gott — ich will ihn anbeten!

Roller. Eben dieſe Freunde wollen ja wir ſeyn, laß dich doch weiſen!

Schwarz. Komm mit uns in die böhmiſchen Wälder! Wir wollen eine Räuberbande ſammeln, und du — (Moor ſtiert ihn an.)

Schweizer. Du ſollſt unſer Hauptmann ſeyn! du mußt unſer Hauptmann ſeyn!

Spiegelberg (wirft ſich wild in einen Seſſel). Sklaven und Memmen!

Moor. Wer blies dir das Wort ein? Höre, Kerl! (indem er Rollern hart ergreift) das haſt du nicht aus deiner Menſchenſeele hervorgeholt! wer blies dir das Wort ein? Ja, bei dem tauſendarmigen Tod! das wollen wir! das müſſen wir! der Gedanke verdient Vergötterung — Räuber und Mörder! — So wahr meine Seele lebt, ich bin euer Hauptmann!

Alle (mit lärmendem Geſchrei). Es lebe der Hauptmann!

Spiegelberg (aufſpringend, vor ſich). Bis ich ihm hinhelfe!

Moor. Siehe, da fällt's wie der Staar von meinen Augen! was für ein Thor ich war, daß ich in's Käficht zurück wollte! — Mein Geiſt dürſtet nach Thaten, mein Athem nach Freiheit, — Mörder, Räuber! — Mit dieſem Wort war das Geſetz unter meine Füße gerollt — Menſchen haben Menſchheit vor mir verborgen, da ich an Menſchheit appellirte, weg denn von mir, Sympathie und menſchliche Schonung! — Ich habe keinen Vater mehr, ich habe keine Liebe mehr, und Blut und Tod ſoll mich vergeſſen lehren, daß mir jemals etwas theuer war! — Kommt, kommt! — O, ich will mir eine fürchterliche Zerſtreuung machen — es bleibt dabei, ich bin euer Hauptmann! und „Glück zu“ dem Meiſter unter euch, der am wildeſten ſengt, am gräßlichſten mordet, denn ich ſage euch, er ſoll königlich belohnt werden — Tretet her um mich ein Jeder, und ſchwört mir Treue und Gehorſam zu bis in den Tod! — Schwört mir das bei dieſer männlichen Rechte!

Alle (geben ihm die Hand). Wir ſchwören dir Treue und Gehorſam bis in den Tod!

Moor. Nun, und bei dieſer männlichen Rechte! ſchwör' ich euch hier, treu und ſtandhaft euer Hauptmann zu bleiben bis in den Tod! Den ſoll dieſer Arm gleich zur Leiche machen, der jemals zagt oder zweifelt, oder zurücktritt! Ein Gleiches widerfahre mir von Jedem unter euch, wenn ich meinen Schwur verletze! Seyd ihr's zufrieden? (Spiegelberg läuft wüthend auf und nieder).

Alle (mit aufgeworfenen Hüten). Wir ſind's zufrieden.

Moor. Nun denn, ſo laßt uns gehen! Fürchtet euch nicht vor Tod und Gefahr, denn über uns waltet ein unbeugſames Fatum! Jeden ereilet endlich ſein

Tag, es ſey auf dem weichen Kiſſen von Pflaum, oder im rauhen Gewühle des Gefechtes, oder auf offenem Galgen und Rad! Eins davon iſt unſer Schickſal!

(Sie gehen ab.)

Spiegelberg (ihnen nachſehend, nach einer Pauſe). Dein Regiſter hat ein Loch. Du haſt das Gift weggelaſſen.

(Ab.)

Dritte Scene.

Im Mooriſchen Schloß. Amaliens Zimmer.

Franz. Amalia.

Franz. Du ſiehſt weg, Amalia? Verdien' ich weniger als der, den der Vater verflucht hat?

Amalia. Weg! — Ha des liebevollen, barmherzigen Vaters, der ſeinen Sohn Wölfen und Ungeheuern preisgibt! Daheim labt er ſich mit ſüßem köſtlichen Wein und pflegt ſeiner morſchen Glieder in Kiſſen von Eider, während ſein großer, herrlicher Sohn darbt — Schämt euch, ihr Unmenſchen! ſchämt euch, ihr Drachenſeelen, ihr Schande der Menſchheit! — ſeinen einzigen Sohn!

Franz. Ich dächte, er hätt' ihrer zwei.

Amalia. Ja, er verdient ſolche Söhne zu haben, wie du biſt. Auf ſeinem Todbette wird er umſonſt die welken Hände ausſtrecken nach ſeinem Karl, und ſchaudernd zurückfahren, wenn er die eiskalte Hand ſeines Franzens faßt — O, es iſt ſüß, es iſt köſtlich ſüß, von deinem Vater verflucht zu werden! Sprich, Franz, liebe brüderliche Seele! was muß man thun, wenn man von ihm verflucht ſeyn will?

Franz. Du ſchwärmſt, meine Liebe, du biſt zu bedauern.

Amalia. O ich bitte dich — bedauerſt du deinen Bruder? — Nein, Unmenſch, du haſſeſt ihn! du haſſeſt mich doch auch?

Franz. Ich liebe dich, wie mich ſelbſt, Amalia!

Amalia. Wenn du mich liebſt, kannſt du mir wohl eine Bitte abſchlagen?

Franz. Keine, keine! wenn ſie nicht mehr iſt, als mein Leben.

Amalia. O, wenn das iſt! Eine Bitte, die du ſo leicht, ſo gern erfüllen wirſt — (ſtolz) Haſſe mich! Ich müßte feuerroth werden vor Scham, wenn ich an Karln denke, und mir eben einfiele, daß du mich nicht haſſeſt. Du verſprichſt mir's doch? Jetzt geh und laß mich, ich bin ſo gern allein!

Franz. Allerliebſte Träumerin! wie ſehr bewundere ich dein ſanftes liebevolles Herz. Hier, hier herrſchte Karl wie ein Gott in ſeinem Tempel, Karl ſtand vor dir im Wachen, Karl regierte in deinen Träumen, die ganze Schöpfung ſchien dir nur in den Einzigen zu zerfließen, den Einzigen widerzuſtrahlen, den Einzigen dir entgegen zu tönen.

Amalia (bewegt). Ja wahrhaftig, ich geſteh' es. Euch Barbaren zum Trotz will ich's vor aller Welt geſtehen — ich liebe ihn!

Franz. Unmenſchlich, grauſam! Dieſe Liebe ſo zu belohnen! Die zu vergeſſen —

Amalia (auffahrend). Was, mich vergeſſen?

Franz. Hatteſt du ihm nicht einen Ring an den Finger geſteckt? einen Diamantring, zum Unterpfand deiner Treue? — Freilich nun, wie kann auch ein Jüngling den Reizen einer Metze Widerſtand thun? Wer wird's ihm auch verdenken, da ihm ſonſt nichts mehr übrig war wegzugeben, — und bezahlte ſie ihn nicht mit Wucher dafür mit ihren Liebkoſungen, ihren Umarmungen?

Amalia (aufgebracht). Meinen Ring einer Metze?

Franz. Pfui, pfui! das iſt ſchändlich. Wohl aber, wenn's nur das wäre! Ein Ring, ſo koſtbar er auch iſt, iſt im Grunde bei jedem Juden wieder zu haben — Vielleicht mag ihm die Arbeit daran nicht gefallen haben, vielleicht hat er einen ſchönern dafür eingehandelt.

Amalia (heftig). Aber meinen Ring — ich ſage meinen Ring?

Franz. Keinen andern, Amalia — Ha! ſolch ein Kleinod, und an meinem Finger — und von Amalia! — Von hier ſollt' ihn der Tod nicht geriſſen haben — Nicht wahr, Amalia? nicht die Koſtbarkeit des Diamants, nicht die Kunſt des Gepräges — die Liebe macht ſeinen Werth aus — Liebſtes Kind, du weineſt? Wehe über den, der dieſe köſtlichen Tropfen aus ſo himmliſchen Augen preßt — ach, und wenn du erſt Alles wüßteſt, ihn ſelbſt ſäheſt, ihn unter der Geſtalt ſäheſt? —

Amalia. Ungeheuer! wie, unter welcher Geſtalt?

Franz. Stille, ſtille, gute Seele, frage mich nicht aus! (Wie vor ſich, aber laut.) Wenn es doch wenigſtens einen Schleier hätte, das garſtige Laſter, ſich dem Auge der Welt zu entſtehlen! Aber da blickt's ſchrecklich durch den gelben bleifarbenen Augenring; da verräth ſich's im todtenblaſſen eingefallenen Geſicht, und dreht die Knochen häßlich hervor — da ſtammelt's in der halben verſtümmelten Stimme — da predigt's fürchterlich laut vom zitternden hinſchwankenden Gerippe — da durchwühlt es der Knochen innerſtes Mark und bricht die mannhafte Stärke der Jugend — Pfui, pfui! mir ekelt. Naſen, Augen, Ohren ſchütteln ſich — Du haſt jenen Elenden geſehen, Amalia, der in unſerm Siechenhauſe ſeinen Geiſt auskeuchte, die Scham ſchien ihr ſcheues Auge vor ihm zuzublinzen — du ruſteſt Wehe über ihn aus. Rufe dies Bild noch einmal ganz in deine Seele zurück, und Karl ſteht vor dir! — Seine Küſſe ſind Peſt, ſeine Lippen vergiften die deinen!

Amalia (ſchlägt ihn). Schamloſer Läſterer!

Franz. Graut dir vor dieſem Karl? Ekelt dir ſchon vor dem matten Gemälde? Geh', gaff' ihn ſelbſt an, deinen ſchönen, engliſchen, göttlichen Karl! Geh', ſauge ſeinen balſamiſchen Athem ein und laß dich von den Ambroſiadüften begraben, die aus ſeinem Rachen dampfen! Der bloße Hauch ſeines Mundes wird dich in jenen ſchwarzen todähnlichen Schwindel hauchen, der den Geruch eines berſtenden Aaſes und den Anblick eines leichenvollen Wahlplatzes begleitet.

Amalia (wendet ihr Geſicht ab).

Franz. Welches Aufwallen der Liebe! Welche Wolluſt in der Umarmung — aber iſt es nicht ungerecht, einen Menſchen um ſeiner ſiechen Außenſeite willen zu verdammen? Auch im elendeſten Aeſopiſchen Krüppel kann eine groſe liebenswürdige Seele, wie ein Rubin aus dem Schlamme, glänzen. (Boshaft lächelnd.) Auch aus blattrigen Lippen kann ja die Liebe —

Freilich, wenn das Laſter auch die Feſten des Charakters erſchüttert, wenn mit der Keuſchheit auch die Jugend davon fliegt, wie der Duft aus der welken Roſe verdampft — wenn mit dem Körper auch der Geiſt zum Krüppel verdirbt —

Amalia (froh aufſpringend). Ha! Karl! nun erkenn' ich dich wieder! Du biſt noch ganz! ganz! Alles war Lüge! — Weißt du nicht, Böſewicht, daß Karl unmöglich das werden kann? (Franz ſteht einige Zeit tiefſinnig, dann dreht er ſich plötzlich, um zu gehen.) Wohin ſo eilig? fliehſt du vor deiner eigenen Schande?

Franz (mit verhülltem Geſicht). Laß mich! laß mich! — meinen Thränen den Lauf laſſen — tyranniſcher Vater! den beſten deiner Söhne ſo hinzugeben dem Elend — der ringsumgebenden Schande — laß mich, Amalia! ich will ihm zu Füßen fallen, auf den Knieen will ich ihn beſchwören, den ausgeſprochenen Fluch auf mich, auf mich zu laden — mich zu enterben — mich — mein Blut — mein Leben — Alles —

Amalia (fällt ihm um den Hals). Bruder meines Karls! beſter, liebſter Franz!

Franz. O Amalia! wie lieb' ich dich um dieſer unerſchütterten Treue gegen meinen Bruder — Verzeih', daß ich es wagte, deine Liebe auf dieſe harte Probe zu ſetzen! — Wie ſchön haſt du meine Wünſche gerechtfertigt! — Mit dieſen Thränen, dieſen Seufzern, dieſem himmliſchen Unwillen — auch für mich, für mich — unſere Seelen ſtimmten ſo zuſammen.

Amalia. O nein, das thaten ſie nie!

Franz. Ach, ſie ſtimmten ſo harmoniſch zuſammen, ich meinte immer, wir müßten Zwillinge ſeyn! und wäre der leidige Unterſchied von außen nicht, wobei leider freilich Karl verlieren muß, wir würden zehnmal verwechſelt. Du biſt, ſagt' ich oft zu mir ſelbſt, ja, du biſt der ganze Karl, ſein Echo, ſein Ebenbild!

Amalia (ſchüttelt den Kopf). Nein, nein, bei jenem keuſchen Lichte des Himmels! kein Aederchen von ihm, kein Fünkchen von ſeinem Gefühle —

Franz. So ganz gleich in unſern Neigungen — die Roſe war ſeine liebſte Blume — welche Blume war mir über die Roſe? Er liebte die Muſik unausſprechlich, und ihr ſeyd Zeugen, ihr Sterne! ihr habt mich ſo oft in der Todtenſtille der Nacht beim Klaviere belauſcht, wenn Alles um mich begraben lag in Schatten und Schlummer — und wie kannſt du noch zweifeln, Amalia, wenn unſere Liebe in einer Vollkommenheit zuſammentraf, und wenn die Liebe die nämliche iſt, wie könnten ihre Kinder entarten?

Amalia (ſieht ihn verwundernd an).

Franz. Es war ein ſtiller, heiterer Abend, der letzte, eh' er nach Leipzig abreiſte, da er mich mit ſich in jene Laube nahm, wo ihr ſo oft zuſammenſaßet in Träumen der Liebe — ſtumm blieben wir lang — zuletzt ergriff er meine Hand und ſprach leiſe mit Thränen: ich verlaſſe Amalia, ich weiß nicht — mir ahnet's, als hieß' es auf ewig — verlaß ſie nicht, Bruder! — ſey ihr Freund — ihr Karl — wenn Karl — nimmer — wiederkehrt — (Er ſtürzt vor ihr nieder und küßt ihr die Hand mit Heftigkeit.) Nimmer, nimmer, nimmer wird er wiederkehren, und ich hab's ihm zugeſagt mit einem heiligen Eide!

Amalia (zurückſpringend). Verräther, wie ich dich ertappe! In eben dieſer Laube beſchwur er mich, keiner andern Liebe — wenn er ſterben ſollte — Siehſt du, wie gottlos, wie abſcheulich du — Geh aus meinen Augen!

Franz. Du kennſt mich nicht, Amalia, du kennſt mich gar nicht!

Amalia. O ich kenne dich, von jetzt an kenn' ich dich — und du wollteſt ihm gleich ſeyn? Vor dir ſollt' er um mich geweint haben? vor dir? Ehe hätt' er meinen Namen auf den Pranger geſchrieben! Geh den Augenblick!

Franz. Du beleidigſt mich!

Amalia. Geh, ſag' ich. Du haſt mir eine koſtbare Stunde geſtohlen, ſie werde dir an deinem Leben abgezogen!

Franz. Du haſſeſt mich.

Amalia. Ich verachte dich, geh!

Franz (mit den Füßen ſtampfend). Wart! ſo ſollſt du vor mir zittern! Mich einem Bettler aufopfern?

(Zornig ab.)

Amalia. Geh, Lotterbube — Jetzt bin ich wieder bei Karln — Bettler, ſagt er? ſo hat die Welt ſich umgedreht! Bettler ſind Könige, und Könige ſind Bettler! — Ich möchte die Lumpen, die er anhat, nicht mit dem Purpur der Geſalbten vertauſchen — Der Blick, mit dem er bettelt, das muß ein großer, ein königlicher Blick ſeyn — ein Blick, der die Herrlichkeit, den Pomp, die Triumphe der Großen und Reichen zernichtet! In den Staub mit dir, du prangendes Geſchmeide! (Sie reißt ſich die Perlen vom Hals.) Seyd verdammt, Gold und Silber und Juwelen zu tragen, ihr Großen und Reichen! Seyd verdammt, an üppigen Mahlen zu zechen! Verdammt, euren Gliedern wohl zu thun auf weichen Polſtern der Wolluſt! Karl! Karl! ſo bin ich dein werth — (Ab.)

* * *

Zweiter Akt.

Erſte Scene.

Franz von Moor (nachdenkend in ſeinem Zimmer).

Es dauert mir zu lange — der Doktor will, er ſey im Umkehren — das Leben eines Alten iſt doch eine Ewigkeit! — Und nun wäre freie, ebene Bahn bis auf dieſen ärgerlichen zähen Klumpen Fleiſch, der mir, gleich dem unterirdiſchen Zauberhund in den Geiſtermährchen, den Weg zu meinen Schätzen verrammelt.

Müſſen denn aber meine Entwürfe ſich unter das eiſerne Joch des Mechanismus beugen? — Soll ſich mein hochfliegender Geiſt an den Schneckengang der Materie ketten laſſen? Ein Licht ausgeblaſen, das ohnehin nur mit den letzten Oeltropfen noch wuchert — mehr iſt's nicht — Und doch möchte ich das nicht gern ſelbſt gethan haben, um der Leute willen. Ich möchte ihn nicht gern getödtet, aber abgelebt. Ich möchte es machen wie der geſcheite Arzt (nur umgekehrt). — Nicht der Natur durch einen Querſtrich den

Weg verrannt, ſondern ſie in ihrem eigenen Gange befördert. Und wir vermögen doch wirklich die Bedingungen des Lebens zu verlängern, warum ſollten wir ſie nicht auch verkürzen können?

Philoſophen und Mediciner lehren mich, wie treffend die Stimmungen des Geiſtes mit den Bewegungen der Maſchine zuſammen lauten. Gichtriſche Empfindungen werden jederzeit von einer Diſſonanz der mechaniſchen Schwingungen begleitet — Leidenſchaften mißhandeln die Lebenskraft — der überladene Geiſt drückt ſein Gehäuſe zu Boden — Wie denn nun? — Wer es verſtünde, dem Tod dieſen ungebahnten Weg in das Schloß des Lebens zu ebnen? — den Körper vom Geiſt aus zu verderben — ha! ein Originalwerk! — wer das zu Stande brächte? — Ein Werk ohne Gleichen! — Sinne nach, Moor! — Das wär' eine Kunſt, die's verdiente, dich zum Erfinder zu haben. Hat man doch die Giftmiſcherei beinahe in den Rang einer ordentlichen Wiſſenſchaft erhoben, und die Natur durch Experimente gezwungen, ihre Schranken anzugeben, daß man nunmehr des Herzens Schläge Jahrelang vorausrechnet, und zu dem Pulſe ſpricht: bis hieher und nicht weiter! * — Wer ſollte nicht auch hier ſeine Flügel verſuchen?

---

* Eine Frau in Paris ſoll es durch ordentlich angeſtellte Verſuche mit Giftpulvern ſo weit gebracht haben, daß ſie den entfernten Todestag mit ziemlicher Zuverläſſigkeit vorausbeſtimmen konnte. Pfui über unſere Aerzte, welche dieſe Frau im Prognoſticiren beſchämt!

Und wie ich nun werde zu Werke gehen müſſen, dieſe ſüße friedliche Eintracht der Seele mit ihrem Leibe zu ſtören? Welche Gattung von Empfindniſſen ich werde wählen müſſen? Welche wohl den Flor des Lebens am grimmigſten anfeinden? Zorn? — dieſer heißhungrige Wolf frißt ſich zu ſchnell ſatt — Sorge? — dieſer Wurm nagt mir zu langſam — Gram? — dieſe Natter ſchleicht mir zu träge — Furcht? — die Hoffnung läßt ſie nicht umgreifen — Was? ſind das all' die Henker des Menſchen? — Iſt das Arſenal des Todes ſo bald erſchöpft? — (Nachſinnend.) Wie? — Nun? — Was? Nein! — Ha! (Auffahrend.) Schreck! — Was kann der Schreck nicht? — Was kann Vernunft, Religion wider dieſes Giganten eiskalte Umarmung? — Und doch? — Wenn er auch dieſem Sturm ſtünde? — Wenn er? — O ſo komm' du mir zu Hülfe, Jammer, und du, Reue, hölliſche Eumenide, grabende Schlange, die ihren Fraß wiederkäut, die ihren Koth wiederfrißt, ewige Zerſtörerinnen und ewige Schöpferinnen eures Giftes! und du, heulende Selbſtverklagung, die du dein eigen Haus verwüſteſt und deine eigene Mutter verwundeſt — Und kommt auch ihr mir zu Hülfe, wohlthätige Grazien ſelbſt, ſanftlächelnde Vergangenheit, und du mit dem überquellenden Füllhorn, blühende Zukunft, haltet ihm in euren Spiegeln die Freuden des Himmels vor, wenn euer fliehender Fuß ſeinen geizigen Armen entgleitet — So fall' ich, Streich auf Streich, Sturm auf Sturm, dieſes zerbrechliche Leben an, bis den Furientrupp zuletzt ſchließt — die Verzweiflung! Triumph! Triumph! — Der Plan iſt fertig — ſchwer und kunſtvoll wie keiner — zuverläſſig — ſicher — denn (ſpöttiſch) des Zergliederers Meſſer findet ja keine Spuren von Wunde oder korroſiviſchem Gift.

(Entſchloſſen.) Wohlan denn! (Hermann tritt auf.) Ha! Deus ex machina! Hermann!

Hermann. Zu euren Dienſten, gnädiger Junker!

Franz (gibt ihm die Hand). Die du keinem Undankbaren erweiſeſt.

Hermann. Ich hab' Proben davon.

Franz. Du ſollſt mehr haben mit Nächſtem — mit Nächſtem, Hermann! — ich habe dir etwas zu ſagen, Hermann.

Hermann. Ich höre mit tauſend Ohren.

Franz. Ich kenne dich, du biſt ein entſchloſſener Kerl — Soldatenherz — Haar auf der Zunge! — Mein Vater hat dich ſehr beleidigt, Hermann!

Hermann. Der Teufel hole mich, wenn ich's vergeſſe!

Franz. Das iſt der Ton eines Mannes! Rache geziemt einer männlichen Bruſt. Du gefällſt mir, Hermann. Nimm dieſen Beutel, Hermann. Er ſollte ſchwerer ſeyn, wenn ich erſt Herr wäre.

Hermann. Das iſt ja mein ewiger Wunſch, gnädiger Junker; ich danke euch.

Franz. Wirklich, Hermann? wünſcheſt du wirklich, ich wäre Herr? — aber mein Vater hat das Mark eines Löwen, und ich bin der jüngere Sohn.

Hermann. Ich wollt', ihr wär't der ältere Sohn, und euer Vater hätte das Mark eines ſchwindſüchtigen Mädchens.

Franz. Ha! wie dich der ältere Sohn dann belohnen wollte, wie er dich aus dieſem unedlen Staube, der ſich ſo wenig mit deinem Geiſt und Adel verträgt, an's Licht emporheben wollte! — Dann ſollteſt du, ganz wie du da biſt, mit Gold überzogen werden und mit vier Pferden durch die Straßen dahinraſſeln, wahrhaftig, das ſollteſt du! — Aber ich vergeſſe, wovon ich dir ſagen wollte — haſt du das Fräulein von Edelreich ſchon vergeſſen, Hermann?

Hermann. Wetter Element! was erinnert ihr mich an das?

Franz. Mein Bruder hat ſie dir weggefiſcht.

Hermann. Er ſoll dafür büßen!

Franz. Sie gab dir einen Korb. Ich glaube gar, er warf dich die Treppen hinunter.

Hermann. Ich will ihn dafür in die Hölle ſtoßen.

Franz. Er ſagte: man raune ſich einander in's Ohr, dein Vater habe dich nie anſehen können, ohne an die Bruſt zu ſchlagen und zu ſeufzen: Gott ſey mir Sünder gnädig!

Hermann (wild). Blitz, Donner und Hagel, ſeyd ſtill!

Franz. Er rieth dir, deinen Adelsbrief im Aufſtreich zu verkaufen und deine Strümpfe damit flicken zu laſſen.

Hermann. Alle Teufel! ich will ihm die Augen mit den Nägeln auskratzen.

Franz. Was? du wirſt böſe? was kannſt du böſe auf ihn ſeyn? was kannſt du ihm Böſes thun? was kann ſo eine Ratze gegen einen Löwen? Dein Zorn verſüßt ihm ſeinen Triumph nur. Du kannſt nichts thun, als deine Zähne zuſammenſchlagen und deine Wuth an trocknem Brode auslaſſen.

Hermann (ſtampft auf den Boden). Ich will ihn zu Staub zerreiben.

Franz (klopft ihm auf die Achſel). Pfui, Hermann! du biſt ein Kavalier. Du mußt den Schimpf nicht auf dir ſitzen laſſen. Du mußt das Fräulein nicht fahren laſſen, nein, das mußt du um alle Welt nicht thun, Hermann! Hagel und Wetter! ich würde das Aeußerſte verſuchen, wenn ich an deiner Stelle wäre.

Hermann. Ich ruhe nicht, bis ich Ihn und Ihn unter'm Boden habe.

Franz. Nicht ſo ſtürmiſch, Hermann! Komm' näher — du ſollſt Amalia haben!

Hermann. Das muß ich, trotz dem Teufel! das muß ich!

Franz. Du ſollſt ſie haben, ſag' ich dir, und das von meiner Hand. Komm' näher, ſag' ich — du weißt vielleicht nicht, daß Karl ſo gut als enterbt iſt?

Hermann (näher kommend). Unbegreiflich! das erſte Wort, das ich höre.

Franz. Sey ruhig und höre weiter! du ſollſt ein Andermal mehr davon hören — ja, ich ſage dir, ſeit elf Monaten ſo gut als verbannt. Aber ſchon bereut der Alte den voreiligen Schritt, den er doch, (lachend) will ich hoffen, nicht ſelbſt gethan hat. Auch liegt ihm die Edelreich täglich hart an mit ihren Vorwürfen und Klagen. Ueber kurz oder lang wird er ihn in allen vier Enden der Welt aufſuchen laſſen, und gute Nacht, Hermann! wenn er ihn findet. Du kannſt ihm ganz demüthig die Kutſche halten, wenn er mit ihr in die Kirche zur Trauung fährt.

Hermann. Ich will ihn am Crucifix erwürgen!

Franz. Der Vater wird ihm bald die Herrſchaft abtreten und in Ruhe auf ſeinen Schlöſſern leben. Jetzt hat der ſtolze Strudelkopf den Zügel in Händen, jetzt lacht er ſeiner Haſſer und Neider — und ich, der ich dich zu einem wichtigen, großen Manne machen wollte, ich ſelbſt, Hermann, werde tiefgebückt vor ſeiner Thürſchwelle —

Hermann (in Hitze). Nein, ſo wahr ich Hermann heiße, das ſollt ihr nicht! wenn noch ein Fünkchen Verſtand in dieſem Gehirne gloſtet, das ſollt ihr nicht!

Franz. Wirſt du es hindern? Auch dich, mein lieber Hermann, wird er ſeine Geißel fühlen laſſen, wird dir in's Angeſicht ſpeien, wenn du ihm auf der Straße begegneſt, und wehe dir dann, wenn du die Achſel zuckſt oder das Maul krümmſt — ſiehe, ſo ſteht's mit deiner Anwerbung um's Fräulein, mit deinen Ausſichten, mit deinen Entwürfen.

Hermann. Sagt mir, was ſoll ich thun?

Franz. Höre denn, Hermann! daß du ſiehſt, wie ich mir dein Schickſal zu Herzen nehme als ein redlicher Freund — geh — kleide dich um — mach' dich ganz unkenntlich, laß dich beim Alten melden, gib vor, du kämeſt geraden Wegs aus Böhmen, hätteſt mit meinem Bruder dem Treffen bei Prag beigewohnt — hätteſt ihn auf der Wahlſtatt den Geiſt aufgeben ſehen —

Hermann. Wird man mir glauben?

Franz. Hoho! dafür laß mich ſorgen! Nimm dieſes Paket. Hier findeſt du deine Kommiſſion ausführlich. Und Dokumente dazu, die den Zweifel ſelbſt glaubig machen ſollen. — Mach' jetzt nur, daß du fortkommſt, und ungeſehen! Spring' durch die Hinterthür in den Hof, von da über die Gartenmauer — die Kataſtrophe dieſer Tragi-Komödie überlaß mir!

Hermann. Und die wird ſeyn: Vivat der neue Herr, Franciſcus von Moor!

Franz (ſtreichelt ihm die Backen). Wie ſchlau du biſt! — denn ſiehſt du, auf dieſe Art erreichen wir alle Zwecke zumal und bald. Amalia gibt ihre Hoffnung auf ihn auf. Der Alte mißt ſich den Tod ſeines Sohnes bei, und — er kränkelt — ein ſchwankendes Gebäude braucht des Erdbebens nicht, um über'n Haufen zu fallen — er wird die Nachricht nicht überleben — dann bin ich ſein einziger Sohn — Amalia hat ihre Stützen verloren und iſt ein Spiel meines Willens — da kannſt du leicht denken — kurz, Alles geht nach Wunſch — aber du mußt dein Wort nicht zurücknehmen.

Hermann. Was ſagt ihr? (Frohlockend.) Eh' ſoll die Kugel in ihren Lauf zurückkehren und in dem

Eingeweide ihres Schützen wüthen — rechnet auf mich! Laßt nur mich machen — Adieu!

Franz (ihm nachrufend). Die Ernte iſt dein, lieber Hermann! — (Allein.) Wenn der Ochſe den Kornwagen in die Scheune gezogen hat, ſo muß er mit Heu vorlieb nehmen. Dir eine Stallmagd und keine Amalia!

(Geht ab.)

Zweite Scene.

Des alten Moor's Schlafzimmer.

Der alte Moor (ſchlafend in einem Lehnſeſſel). **Amalia.**

Amalia (ſachte herbeiſchleichend). Leiſe, leiſe! er ſchlummert. (Sie ſtellt ſich vor den Schlafenden.) Wie ſchön, wie ehrwürdig! — ehrwürdig, wie man die Heiligen malt — nein, ich kann dir nicht zürnen! Weißlockiges Haupt, dir kann ich nicht zürnen! Schlummre ſanft, wache froh auf, ich allein will hingehn und leiden.

D. a. Moor (träumend). Mein Sohn! mein Sohn! mein Sohn!

Amalia (ergreift ſeine Hand). Horch, horch! ſein Sohn iſt in ſeinen Träumen.

D. a. Moor. Biſt du da? biſt du wirklich? Ach! wie ſiehſt du ſo elend! Sieh mich nicht an mit dieſem kummervollen Blick! ich bin elend genug.

Amalia (weckt ihn ſanft). Steht auf, lieber Greis! ihr träumt nur. Faßt euch!

D. a. Moor (halb wach). Er war nicht da? drückt' ich nicht ſeine Hände? Garſtiger Franz! willſt du ihn auch meinen Träumen entreißen?

Amalia. Merkſt du's, Amalia?

D. a. Moor (ermuntert ſich). Wo iſt er? wo? wo bin ich? Du da, Amalia?

Amalia. Wie iſt euch? Ihr ſchlieft einen erquickenden Schlummer.

D. a. Moor. Mir träumte von meinem Sohne. Warum hab' ich nicht fortgeträumt? Vielleicht hätt' ich Verzeihung erhalten aus ſeinem Munde.

Amalia. Engel grollen nicht — er verzeiht euch. (Faßt ſeine Hand mit Wehmuth.) Vater meines Karls! ich verzeih' euch.

D. a. Moor. Nein, meine Tochter! dieſe Todtenfarbe deines Angeſichts verdammt den Vater. Armes Mädchen! Ich brachte dich um die Freuden deiner Jugend — o fluche mir nicht!

Amalia (küßt ſeine Hand mit Zärtlichkeit). Euch?

D. a. Moor. Kennſt du dieſes Bild, meine Tochter?

Amalia. Karls! —

D. a. Moor. So ſah er, als er in's ſechzehnte Jahr ging. Jetzt iſt er anders — O, es wüthet in meinem Innern — dieſe Milde iſt Unwillen, dieſes Lächeln Verzweiflung — Nicht wahr, Amalia? Es war an ſeinem Geburtstage in der Jaſminlaube, als du ihn malteſt? — O meine Tochter! Eure Liebe machte mich ſo glücklich.

Amalia (immer das Auge auf das Bild geheftet). Nein! nein! er iſt's nicht. Bei Gott! das iſt Karl nicht — Hier, hier (auf Herz und Stirne zeigend) ſo ganz, ſo anders. Die träge Farbe reicht nicht, den himmliſchen Geiſt nachzuſpiegeln, der in ſeinem feurigen Auge herrſchte. Weg damit! Dies iſt ſo menſchlich! Ich war eine Stümperin.

D. a. Moor. Dieſer huldreiche, erwärmende Blick — wär' er vor meinem Bette geſtanden, ich hätte gelebt mitten im Tode! Nie, nie wär' ich geſtorben!

Amalia. Nie, nie wär't ihr geſtorben? Es wär' ein Sprung geweſen, wie man von einem Gedanken auf einen andern und ſchönern hüpft — dieſer Blick hätt' euch über's Grab hinüber geleuchtet. Dieſer Blick hätt' euch über die Sterne getragen.

D. a. Moor. Es iſt ſchwer, es iſt traurig! Ich ſterbe, und mein Sohn Karl iſt nicht hier — ich werde zu Grabe getragen, und er weint nicht an meinem Grabe — Wie ſüß iſt's, eingewiegt zu werden in den Schlaf des Todes von dem Gebet eines Sohnes — das iſt Wiegengeſang.

Amalia (ſchwärmend). Ja ſüß, himmliſch ſüß iſt's, eingewiegt zu werden in den Schlaf des Todes von dem Geſang des Geliebten — vielleicht träumt man auch im Grabe noch fort — ein langer, ewiger, unendlicher Traum von Karln, bis man die Glocke der Auferſtehung läutet — (aufſpringend, entzückt) und von jetzt an in ſeinen Armen auf ewig. (Pauſe. Sie geht an's Klavier und ſpielt.)

Willſt dich, Hektor, ewig mir entreißen,
Wo des Aeaciden mordend Eiſen
Dem Patroklus ſchrecklich Opfer bringt?
Wer wird künftig deinen Kleinen lehren
Speere werfen und die Götter ehren,
Wenn hinunter dich der Xanthus ſchlingt?

D. a. Moor. Ein ſchönes Lied, meine Tochter. Das mußt du mir vorſpielen, eh' ich ſterbe.

Amalia. Es iſt der Abſchied Andromaches und Hektors — Karl und ich haben's oft zuſammen zu der Laute geſungen. (Spielt fort.)

Theures Weib, geh', hol' die Todeslanze,
Laß mich fort zum wilden Kriegestanze!
Meine Schultern tragen Ilium.
Ueber Aſtyanax unſre Götter!
Hektor fällt, ein Vaterlands-Erretter,
Und wir ſehn uns wieder im Elyſium.

Daniel.

Daniel. Es wartet draußen ein Mann auf euch. Er bittet, vorgelaſſen zu werden, er hab' euch eine wichtige Zeitung.

D. a. Moor. Mir iſt auf der Welt nur etwas wichtig, du weißt's, Amalia — Iſt's ein Unglücklicher, der meiner Hülfe bedarf? Er ſoll nicht mit Seufzen von hinnen gehen.

Amalia. Iſt's ein Bettler, er ſoll eilig herauf kommen. (Daniel ab.)

D. a. Moor. Amalia! Amalia! ſchone meiner!

Amalia (ſpielt fort).

Nimmer lauſch' ich deiner Waffen Schalle,
Einſam liegt dein Eiſen in der Halle,
Priams großer Heldenſtamm verdirbt!
Du wirſt hingehn, wo kein Tag mehr ſcheinet,
Der Kozytus durch die Wüſten weinet,
Deine Liebe in dem Lethe ſtirbt.

All mein Sehnen, all mein Denken
Soll der ſchwarze Lethefluß ertränken,
Aber meine Liebe nicht!
Horch! der Wilde raſ't ſchon an den Mauern —
Gürte mir das Schwert um, laß das Trauern!
Hektors Liebe ſtirbt im Lethe nicht.

Franz. Hermann (verkappt). **Daniel.**

Franz. Hier iſt der Mann. Schreckliche Botſchaften, ſagt er, warten auf euch. Könnt ihr ſie hören?

D. a. Moor. Ich kenne nur eine. Tritt her, mein Freund, und ſchone mein nicht! Reicht ihm einen Becher Wein!

Hermann (mit veränderter Stimme). Gnädiger Herr! laßt es einen armen Mann nicht entgelten, wenn er wider Willen euer Herz durchbohrt. Ich bin ein Fremdling in dieſem Lande, aber euch kenn' ich ſehr gut, ihr ſeyd der Vater Karls von Moor.

D. a. Moor. Woher weißt du das?

Hermann. Ich kannte euren Sohn —

Amalia (auffahrend). Er lebt? lebt? Du kennſt ihn? wo iſt er? wo? (Will hinwegrennen.)

D. a. Moor. Du weißt von meinem Sohne?

Hermann. Er ſtudirte in Leipzig. Von da zog er, ich weiß nicht wie weit, herum. Er durchſchwärmte Deutſchland in die Runde, und, wie er mir ſagte, mit unbedecktem Haupt, barfuß, und erbettelte ſein Brod vor den Thüren. Fünf Monate drauf brach der leidige Krieg zwiſchen Preußen und Oeſtreich wieder aus, und da er auf der Welt nichts mehr zu hoffen hatte, zog ihn der Hall von Friedrichs ſiegreicher Trommel nach Böhmen. Erlaubt mir, ſagte er zum großen Schwerin, daß ich den Tod ſterbe auf dem Bette der Helden, ich habe keinen Vater mehr! —

D. a. Moor. Sieh mich nicht an, Amalia!

Hermann. Man gab ihm eine Fahne. Er flog den preußiſchen Siegesflug mit. Wir kamen zuſammen unter ein Zelt zu liegen. Er ſprach viel von ſeinem alten Vater und von beſſern, vergangenen Tagen — und von vereitelten Hoffnungen — uns ſtanden die Thränen in den Augen.

D. a. Moor (verhüllt ſein Geſicht in das Kiſſen). Stille, o ſtille!

Hermann. Acht Tage darauf war das heiße Treffen bei Prag — ich darf euch ſagen, euer Sohn hat ſich gehalten wie ein wackerer Kriegsmann. Er that Wunder vor den Augen der Armee. Fünf Regimenter mußten neben ihm wechſeln, er ſtand. Feuerkugeln fielen rechts und links, euer Sohn ſtand. Eine Kugel zerſchmetterte ihm die rechte Hand, euer Sohn nahm die Fahne in die linke, und ſtand —

Amalia (in Entzückung). Hektor, Hektor! Hört ihr's? er ſtand —

Hermann. Ich traf ihn am Abend der Schlacht niedergeſunken unter Kugelgepfeife, mit der Linken hielt er das ſtürzende Blut, die Rechte hatte er in die Erde gegraben. Bruder! rief er mir entgegen, es lief ein Gemurmel durch die Glieder: der General ſey vor einer Stunde gefallen — „Er iſt gefallen, ſagt' ich, und du?“ — Nun, wer ein braver Soldat iſt, rief er, und ließ die linke Hand los, der folge ſeinem General, wie ich! Bald darauf hauchte er ſeine große Seele dem Helden zu.

Franz (wild auf Hermann losgehend). Daß der Tod deine verfluchte Zunge verſiegle! Biſt du hieher kommen, unſerem Vater den Todesſtoß zu geben? — Vater! Amalia! Vater!

Hermann. Es war der letzte Wille meines ſterbenden Kameraden. Nimm dieſes Schwert, röchelte er, du wirſt's meinem alten Vater überliefern; das Blut ſeines Sohnes klebt daran; er iſt gerochen, er mag ſich weiden. Sag' ihm, ſein Fluch hätte mich gejagt in Kampf und Tod, ich ſey gefallen in Verzweiflung! Sein letzter Seufzer war Amalia.

Amalia (wie aus einem Todesſchlummer aufgejagt). Sein letzter Seufzer — Amalia!

D. a. Moor (gräßlich ſchreiend, ſich die Haare ausraufend). Mein Fluch ihn gejagt in den Tod! gefallen in Verzweiflung!

Franz (umherirrend im Zimmer). O! was habt ihr gemacht, Vater? Mein Karl, mein Bruder!

Hermann. Hier iſt das Schwert, und hier iſt auch ein Portrait, das er zu gleicher Zeit aus dem

Buſen zog! Es gleicht dieſem Fräulein auf ein Haar. Dies ſoll meinem Bruder Franz, ſagte er, — ich weiß nicht, was er damit ſagen wollte.

Franz (wie erſtaunt). Mir? Amalia's Portrait? Mir, Karl, Amalia? Mir?

Amalia (heftig auf Hermann losgehend). Feiler, beſtochener Betrüger! (Faßt ihn hart an.)

Hermann. Das bin ich nicht, gnädiges Fräulein. Sehet ſelbſt, ob's nicht euer Bild iſt — ihr mögt's ihm wohl ſelbſt gegeben haben.

Franz. Bei Gott! Amalia, das deine! Es iſt wahrlich das deine!

Amalia (gibt ihm das Bild zurück). Mein, mein! O Himmel und Erde!

D. a. Moor (ſchreiend, ſein Geſicht zerfleiſchend). Wehe, wehe! mein Fluch ihn gejagt in den Tod! gefallen in Verzweiflung!

Franz. Und er gedachte meiner in der letzten ſchweren Stunde des Scheidens, meiner! Engliſche Seele — da ſchon das ſchwarze Panier des Todes über ihm rauſchte — meiner! —

Der a. Moor (lallend). Mein Fluch ihn gejagt in den Tod, gefallen mein Sohn in Verzweiflung!

Hermann. Den Jammer ſteh' ich nicht aus. Lebt wohl, alter Herr! (Leiſe zu Franz.) Warum habt ihr auch das gemacht, Junker? (Geht ſchnell ab.)

Amalia (aufſpringend, ihm nach). Bleib', bleib'! Was waren ſeine letzten Worte?

Hermann (zurückrufend). Sein letzter Seufzer war Amalia. (Ab.)

Amalia. Sein letzter Seufzer war Amalia! — Nein! du biſt kein Betrüger! So iſt es wahr — wahr — er iſt todt! — todt! (Hin und her taumelnd, bis ſie umſinkt) todt — Karl iſt todt —

Franz. Was ſeh' ich? Was ſteht da auf dem Schwert? geſchrieben mit Blut — Amalia!

Amalia. Von ihm?

Franz. Seh' ich recht oder träum' ich? Siehe da mit blutiger Schrift:

Franz, verlaß meine Amalia nicht. Sieh doch! ſieh doch! und auf der andern Seite: Amalia! deinen Eid zerbrach der allgewaltige Tod. — Siehſt du nun, ſiehſt du nun? er ſchrieb's mit erſtarrender Hand, ſchrieb's mit dem warmen Blut ſeines Herzens, ſchrieb's an der Ewigkeit feierlichem Rande! Sein fliehender Geiſt verzog, Franz und Amalia noch zuſammen zu knüpfen.

Amalia. Heiliger Gott! Es iſt ſeine Hand. — Er hat mich nie geliebt! (Schnell ab.)

Franz (auf den Boden ſtampfend). Verzweifelt! meine ganze Kunſt erliegt an dem Starrkopf.

D. a. Moor. Wehe, wehe! Verlaß mich nicht, meine Tochter! — Franz, Franz! gib mir meinen Sohn wieder!

Franz. Wer war's, der ihm den Fluch gab? Wer war's, der ſeinen Sohn jagte in Kampf und Tod und Verzweiflung? — O! er war ein Engel, ein Kleinod des Himmels. Fluch über ſeine Henker! Fluch, Fluch über euch ſelber! —

D. a. Moor (ſchlägt mit geballter Fauſt wider Bruſt und Stirn). Er war ein Engel, war ein Kleinod des Himmels! Fluch, Fluch, Verderben, Fluch über mich ſelber! Ich bin der Vater, der ſeinen großen Sohn erſchlug. Mich liebt' er bis in den Tod! mich zu rächen, rannte er in Kampf und Tod! Ungeheuer! Ungeheuer! (Wüthet wider ſich ſelber.)

Franz. Er iſt dahin, was helfen ſpäte Klagen? (Höhniſch lachend.) Es iſt leichter morden, als lebendig machen. Ihr werdet ihn nimmer aus ſeinem Grabe zurückholen.

D. a. Moor. Nimmer, nimmer, nimmer aus dem Grabe zurückholen! Hin, verloren auf ewig! Und du haſt mir den Fluch aus dem Herzen geſchwatzt, du — du — Meinen Sohn mir wieder!

Franz. Reizt meinen Grimm nicht. Ich verlaſſ' euch im Tode! —

D. a. Moor. Scheuſal! Scheuſal! Schaff' mir meinen Sohn wieder! (Fährt aus dem Seſſel, will Franzen an der Gurgel faſſen, der ihn zurückſchleudert.)

Franz. Kraftloſe Knochen! ihr wagt es — Stirb! Verzweifle! (Ab.)

Der alte Moor.

Tauſend Flüche donnern dir nach! du haſt mir meinen Sohn aus den Armen geſtohlen. (Voll Verzweiflung hin und her geworfen im Seſſel.) Wehe, wehe! Verzweifeln, aber nicht ſterben! — Sie fliehen, verlaſſen mich im Tode — meine guten Engel fliehen von mir, weichen alle die Heiligen vom eisgrauen Mörder —

Wehe, wehe! Will mir keiner das Haupt halten, will keiner die ringende Seele entbinden? Keine Söhne! keine Töchter! keine Freunde! — Menſchen nur — will keiner? — Allein — verlaſſen — Wehe, wehe! Verzweifeln, aber nicht ſterben!

Amalia (mit verweinten Augen).

D. a. Moor. Amalia! Bote des Himmels! Kommſt du, meine Seele zu löſen?

Amalia (mit ſanfterm Ton). Ihr habt einen herrlichen Sohn verloren.

D. a. Moor. Ermordet, willſt du ſagen. Mit dieſem Zeugniß belaſtet tret' ich vor den Richterſtuhl Gottes.

Amalia. Nicht alſo, jammervoller Greis! der himmliſche Vater rückt' ihn zu ſich. Wir wären zu glücklich geweſen auf dieſer Welt. — Droben, droben über den Sonnen, wir ſehn ihn wieder.

D. a. Moor. Wiederſehen, wiederſehen! O, es wird mir durch die Seele ſchneiden ein Schwert — wenn ich ein Heiliger ihn unter den Heiligen finde — Mitten im Himmel werden durch mich ſchauern Schauer der Hölle! Im Anſchauen des Unendlichen mich zermalmen die Erinnerung: Ich habe meinen Sohn ermordet!

Amalia. O, er wird euch die Schmerzerinnerung aus der Seele lächeln! Seyd doch heiter, lieber Vater! ich bin's ſo ganz. Hat er nicht ſchon den himmliſchen Hörern den Namen Amalia vorgeſungen auf der ſeraphiſchen Harfe, und die himmliſchen Hörer liſpelten leiſe ihm nach? Sein letzter Seufzer war ja Amalia! Wird nicht ſein erſter Jubel Amalia ſeyn?

D. a. Moor. Himmliſcher Troſt quillt von deinen Lippen! Er wird mir lächeln, ſagſt du? vergeben? Du mußt bei mir bleiben, Geliebte meines Karls, wenn ich ſterbe.

Amalia. Sterben iſt Flug in ſeine Arme. Wohl euch! Ihr ſeyd zu beneiden. Warum ſind dieſe Gebeine nicht mürb? warum dieſe Haare nicht grau? Wehe über die Kräfte der Jugend! Willkommen du markloſes Alter, näher gelegen dem Himmel und meinem Karl!

Franz (tritt auf).

D. a. Moor. Tritt her, mein Sohn! Vergib mir, wenn ich vorhin zu hart gegen dich war! Ich vergebe dir Alles. Ich möchte ſo gern im Frieden den Geiſt aufgeben.

Franz. Habt ihr genug um euren Sohn geweint? So viel ich ſehe, habt ihr nur einen.

D. a. Moor. Jakob hatte der Söhne zwölf, aber um ſeinen Joſeph hat er blutige Thränen geweint.

Franz. Hum!

D. a. Moor. Geh, nimm die Bibel, meine Tochter, und lies mir die Geſchichte Jakobs und Joſephs! Sie hat mich immer ſo gerührt, und damals bin ich noch nicht Jakob geweſen.

Amalia. Welches ſoll ich euch leſen? (Nimmt die Bibel und blättert.)

D. a. Moor. Lies mir den Jammer des Verlaſſenen, als er ihn nimmer unter ſeinen Kindern fand

— und vergebens ſein harrte im Kreiſe ſeiner Elfe — und ſein Klagelied, als er vernahm, ſein Joſeph ſey ihm genommen auf ewig —

Amalia (lieſt). „Da nahmen ſie Joſephs Rock,
„und ſchlachteten einen Ziegenbock, und tauchten den
„Rock in das Blut und ſchickten den bunten Rock hin,
„und ließen ihn ihrem Vater bringen, und ſagen:
„Dieſen haben wir funden, ſiehe, ob's deines Sohnes
„Rock ſey, oder nicht?" (Franz geht plötzlich hinweg.) „Er
„erkannte ihn aber und ſprach: Es iſt meines Sohnes
„Rock, ein böſes Thier hat ihn gefreſſen, ein reißend
„Thier hat Joſeph zerriſſen." —

D. a. Moor (fällt auf's Kiſſen zurück). Ein reißend Thier hat Joſeph zerriſſen!

Amalia (lieſt weiter). „Und Jakob zerriß ſeine
„Kleider, und legte einen Sack um ſeine Lenden und
„trug Leid um ſeinen Sohn lange Zeit, und all' ſeine
„Söhne und Töchter traten auf, daß ſie ihn tröſteten;
„aber er wollte ſich nicht tröſten laſſen und ſprach:
„Ich werde mit Leid hinunterfahren —"

D. a. Moor. Hör' auf, hör' auf! Mir wird ſehr übel.

Amalia (hinzuſpringend, läßt das Buch fallen). Hilf Himmel! Was iſt das?

D. a. Moor. Das iſt der Tod! — Schwarz — ſchwimmt — vor meinen — Augen — ich bitte dich — rufe den Paſtor — daß er mir — das Abendmahl reiche — Wo iſt — mein Sohn Franz?

Amalia. Er iſt geflohen! Gott erbarme ſich unſer!

D. a. Moor. Geflohen — geflohen von des Sterbenden Bett? — — Und das all — all — von zwei Kindern voll Hoffnung — du haſt ſie gegeben — haſt ſie — genommen — dein Name ſey — —

Amalia (mit einem plötzlichen Schrei). Todt! Alles todt! (Ab in Verzweiflung.)

Franz (hüpft frohlockend herein).

Todt, ſchreien ſie, todt! Jetzt bin ich Herr. Im ganzen Schloſſe zetert es todt. — Wie aber, ſchläft er vielleicht nur? — Freilich, ach freilich! das iſt nun freilich ein Schlaf, wo es ewig niemals Guten Morgen heißt — Schlaf und Tod ſind nur Zwillinge. Wir wollen einmal die Namen wechſeln! Wackerer, willkommener Schlaf! Wir wollen dich Tod heißen! (Er drückt ihm die Augen zu.) Wer wird nun kommen, und es wagen, mich vor Gericht zu fordern? oder mir in's Angeſicht zu ſagen: du biſt ein Schurke? Weg denn mit dieſer läſtigen Larve von Sanftmuth und Tugend! Nun ſollt ihr den nackten Franz ſehen und euch entſetzen! Mein Vater überzuckerte ſeine Forderungen, ſchuf ſein Gebiet zu einem Familiencirkel um, ſaß liebreich lächelnd am Thor, und grüßte ſie Brüder und Kinder. — Meine Augbraunen ſollen über euch herhangen wie Gewitterwolken, mein herriſcher Name ſchweben wie ein drohender Komet über dieſen Gebirgen, meine Stirn ſoll euer Wetterglas ſeyn! Er ſtreichelte und koſte den Nacken, der gegen ihn ſtörrig zurückſchlug. Streicheln und Koſen iſt meine Sache nicht. Ich will euch die zackigen Sporen in's Fleiſch hauen, und die ſcharfe Geiſſel verſuchen. — In meinem Gebiet ſoll's ſo weit kommen, daß Kartoffeln und dünnes Bier ein Traktament für Feſttage werden, und wehe dem, der mir mit vollen feurigen Backen unter die Augen tritt! Bläſſe der Armuth und ſklaviſche Furcht ſind meine Leibfarbe; in dieſe Liverei will ich euch kleiden!

(Er geht ab.)

Dritte Scene.

Die böhmiſchen Wälder.

Spiegelberg. Razmann. Räuberhaufen.

Razmann. Biſt da? biſt's wirklich? So laß dich doch zu Brei zuſammendrücken, lieber Herzensbruder Moritz! Willkommen in den böhmiſchen Wäldern! Biſt ja groß worden und ſtark. Stern-Kreuz-Bataillon! Bringſt ja Rekruten mit einen ganzen Trieb, du trefflicher Werber!

Spiegelberg. Gelt, Bruder? gelt? Und das ganze Kerle dazu! — Du glaubſt nicht, Gottes ſichtbarer Segen iſt bei mir: war dir ein armer hungriger Tropf, hatte nichts, als dieſen Stab, da ich über den Jordan ging, und jetzt ſind unſrer acht und ſiebenzig, meiſtens ruinirte Krämer, rejicirte Magiſter und Schreiber aus den ſchwäbiſchen Provinzen; das iſt dir ein Corps Kerle, Bruder, deliciöſe Burſche, ſag' ich dir, wo einer dem andern die Knöpfe von den Hoſen ſtiehlt und mit geladener Flinte neben ihm ſicher iſt — und haben vollauf und ſtehen dir in einem Renommée vierzig Meilen weit, das nicht zu begreifen iſt. Da iſt dir keine Zeitung, wo du nicht ein Artikelchen von dem Schlaukopf Spiegelberg wirſt getroffen haben, ich halte ſie mir auch pur deßwegen — vom Kopf bis zu'n Füßen haben ſie mich dir hingeſtellt, du meinſt, du ſäheſt mich, — ſogar meine Rockknöpfe haben ſie nicht vergeſſen. Aber wir führen ſie erbärmlich am Narrenſeil herum. Ich geh' letzthin in die Druckerei, geb' vor, ich hätte den berüchtigten Spiegelberg geſehen, und diktir' einem Skritzler, der dort ſaß, das leibhafte Bild von einem dortigen Wurmdoktor in die Feder; das Ding kommt um, der Kerl wird eingezogen, par Force inquirirt, und in der Angſt und in der Dummheit geſteht er dir, hol' mich der Teufel! geſteht dir, er ſey der Spiegelberg — Donner und Wetter! ich war eben auf dem Sprung, mich beim Magiſtrat anzugeben, daß die Kanaille mir meinen Namen ſo verhunzen ſoll — wie ich ſage, drei Monate drauf hangt er. Ich mußte nachher eine derbe Priſe Toback in die Naſe reiben, als ich am Galgen vorbeiſpazierte und den Pſeudo-Spiegelberg in ſeiner Glorie da paradiren ſah — und unterdeſſen daß Spiegelberg hangt, ſchleicht ſich Spiegelberg ganz ſachte aus den Schlingen, und deutet der ſuperklugen Gerechtigkeit hinterrücks Eſelsohren, daß es zum Erbarmen iſt.

Razmann (lacht). Du biſt eben noch immer der alte.

Spiegelberg. Das bin ich, wie du ſiehſt, an Leib und Seel'. Narr! einen Spaß muß ich dir doch erzählen, den ich neulich im Cäcilien-Kloſter angerichtet habe. Ich treffe das Kloſter auf meiner Wanderſchaft ſo gegen die Dämmerung, und da ich eben den Tag noch keine Patrone verſchoſſen hatte, du weißt, ich haſſe das diem perdidi auf den Tod, ſo mußte die Nacht noch durch einen Streich verherrlicht werden, und ſoll's dem Teufel um ein Ohr gelten! Wir halten uns ruhig bis in die ſpäte Nacht. Es wird mausſtill. Die Lichter gehen aus. Wir denken, die Nonnen können jetzt in den Federn ſeyn. Nun nehm' ich meinen Kameraden Grimm mit mir, heiße die andern warten vor'm Thor, bis ſie mein Pfeifchen hören würden, — verſichere mich des Kloſterwächters, nehm' ihm die Schlüſſel ab, ſchleiche mich hinein, wo die Mägde ſchliefen, praktizir' ihnen die Kleider weg, und heraus mit dem Pack zum Thor. Wir gehen weiter von Zelle zu Zelle, nehmen einer Schweſter nach der andern die Kleider, endlich auch der Aebtiſſin. — Jetzt pfeif' ich, und meine Kerle draußen fangen an zu ſtürmen und zu haſſeliren, als käme der jüngſte Tag, und hinein mit beſtialiſchem Gepolter in die Zellen der Schweſtern! — hahaha! — da hätteſt du die Hatz ſehen ſollen, wie die armen Thierchen in der Finſterniß nach ihren Röcken tappten, und ſich jämmerlich geberdeten, da ſie zum Teufel waren, und wir indeß wie alle Donnerwetter zugeſetzt, und wie ſie ſich vor Schreck und Beſtürzung in Bettlaken wickelten; oder unter den Ofen zuſammenkrochen wie Katzen, und das erbärmliche Gezeter und Lamento, und endlich gar die alte Schnurre, die Aebtiſſin, — du weißt, Bruder, daß mir auf dieſem weiten Erdenrund kein Geſchöpf ſo zuwider iſt, als eine Spinne und ein altes Weib, und nun denk' dir einmal die ſchwarzbraune, runzliche Vettel vor mir herumtanzen, mich bei ihrer jungfräulichen Sittſamkeit beſchwören — alle Teufel! ich hatte ſchon den Ellenbogen angeſetzt, ihr die übriggebliebenen wenigen edlen vollends in den Maſtdarm zu ſtoßen — kurz reſolvirt! entweder heraus mit dem Silbergeſchirr, mit dem Kloſterſchatz und allen den blanken Thälerchen, oder — meine Kerle verſtanden mich ſchon — ich ſage dir, ich hab' aus dem Kloſter mehr denn tauſend Thaler Werths geſchleift, und den Spaß obendrein, und meine Kerle haben ihnen ein Andenken hinterlaſſen, ſie werden ihre neun Monate daran zu ſchleppen haben.

Razmann (auf den Boden ſtampfend). Daß mich der Donner da weg hatte!

Spiegelberg. Siehſt du? Sag' du mehr, ob das kein Leben iſt? und dabei bleibt man friſch und ſtark, und das Corpus iſt noch beiſammen, und ſchwillt dir ſtündlich wie ein Prälatenbauch — Ich weiß nicht, ich muß etwas Magnetiſches an mir haben, das dir alles Lumpengeſindel auf Gottes Erdboden anzieht, wie Stahl und Eiſen.

Razmann. Schöner Magnet du! aber ſo möcht' ich Henkers doch wiſſen, was für Hexereien du brauchſt —

Spiegelberg. Hexereien? Braucht keiner Hexereien — Kopf mußt du haben! Ein gewiſſes praktiſches Judicium, das man freilich nicht in der Gerſte frißt — denn ſiehſt du, ich pfleg' immer zu ſagen: einen honetten Mann kann man aus jedem Weidenſtotzen formen, aber zu einem Spitzbuben will's Grütz — auch gehört dazu ein eigenes National-Genie, ein gewiſſes, daß ich ſo ſage, Spitzbuben-Klima.

Razmann. Bruder! man hat mir Italien gerühmt.

Spiegelberg. Ja, ja! man muß Niemand ſein Recht vorenthalten, Italien weiſt auch ſeine Männer auf, und wenn Deutſchland ſo fortmacht, wie es bereits auf dem Wege iſt, und die Bibel vollends hinausvotirt, wie es die glänzendſten Aſpekten hat, ſo kann mit der Zeit auch noch aus Deutſchland was Gutes kommen, — überhaupt aber, muß ich dir ſagen, macht das Klima nicht ſonderlich viel, das Genie kommt überall fort, und das Uebrige, Bruder — ein Holzapfel, weißt du wohl, wird im Paradies-Gärtlein ſelbſt ewig keine Ananas — aber daß ich dir weiter ſage, — wo bin ich ſtehen geblieben?

Razmann. Bei den Kunſtgriffen!

Spiegelberg. Ja recht, bei den Kunſtgriffen. So iſt dein Erſtes, wenn du in die Stadt kommſt, du ziehſt bei den Bettelvögten, Stadt-Patrouillanten und Zuchtknechten Kundſchaft ein, wer ſo am fleißigſten bei ihnen einſpreche, die Ehre gebe, und dieſe Kunden ſuchſt du auf — ferner niſteſt du dich in die Kaffeehäuſer, Bordelle, Wirthshäuſer ein, ſpähſt, ſondirſt, wer am meiſten über die wohlfeile Zeit, die Fünf pro Cent, über die einreißende Peſt der Polizeiverbeſſerungen ſchreit, wer am meiſten über die Regierung ſchimpft, oder wider die Phyſiognomik eifert und dergleichen; Bruder! das iſt die rechte Höhe! die Ehrlichkeit wackelt wie ein hohler Zahn, du darfſt nur den Pelikan anſetzen, — oder beſſer und kürzer: du gehſt und wirfſt einen vollen Beutel auf die offene Straße, verſteckſt dich irgendwo, und merkſt dir wohl, wer ihn aufhebt — eine Weile drauf jagſt du hinterher, ſuchſt, ſchreiſt, und fragſt nur ſo im Vorbeigehen: Haben der Herr nicht etwa einen Geldbeutel gefunden? Sagt er ja, — nun ſo hat's der Teufel geſehen; leugnet er's aber: Der Herr verzeihen — ich wüßte mich nicht zu entſinnen, — ich bedaure, (aufſpringend) Bruder! Triumph, Bruder! Löſch' deine Laterne aus, ſchlauer Diogenes! — du haſt deinen Mann gefunden.

Razmann. Du biſt ein ausgelernter Praktikus.

Spiegelberg. Mein Gott! als ob ich noch jemals daran gezweifelt hätte. — Nun du deinen Mann in dem Hamen haſt, mußt du's auch fein ſchlau angreifen, daß du ihn hebſt! — Siehſt du, mein Sohn! das hab' ich ſo gemacht: — Sobald ich einmal die Fährte hatte, hängt' ich mich meinem Kandidaten an wie eine Klette, ſoff Brüderſchaft mit ihm, und Notabene! zechfrei mußt du ihn halten! da geht freilich ein Schönes drauf, aber das achteſt du nicht — — Du gehſt weiter, du führſt ihn in Spiel-Compagnien und bei liederlichen Menſchern ein, verwickelſt ihn in Schlägereien und ſchelmiſche Streiche, bis er an Saft und Kraft und

Geld und Gewiſſen, und gutem Namen bankerott wird, denn incidenter muß ich dir ſagen, du richteſt nichts aus, wenn du nicht Leib und Seele verderbſt — Glaube mir, Bruder! das hab' ich aus meiner ſtarken Praxis wohl fünfzigmal abſtrahirt, wenn der ehrliche Mann einmal aus dem Neſt gejagt iſt, ſo iſt der Teufel Meiſter — Der Schritt iſt dann ſo leicht — o ſo leicht, als der Sprung von einer Hure zu einer Betſchweſter. — Horch doch! was für ein Knall war das?

Razmann. Es war gedonnert, nur fortgemacht!

Spiegelberg. Noch ein kürzerer, beſſerer Weg iſt der, du plünderſt deinem Manne Haus und Hof ab, bis ihm kein Hemd mehr am Leibe hebt, alsdann kommt er dir von ſelbſt — Lehre mich die Pfiffe nicht, Bruder — frag' einmal das Kupfergeſicht dort — Schwere Noth! den hab' ich ſchön in's Garn gekriegt — ich hielt ihm vierzig Dukaten hin, die ſollt' er haben, wenn er mir ſeines Herrn Schlüſſel in Wachs drücken wollte — denk' einmal! die dumme Beſtie thut's, bringt mir, hol' mich der Teufel! die Schlüſſel, und will jetzt das Geld haben — Monſieur, ſagt' ich, weiß er auch, daß ich jetzt die Schlüſſel geradeswegs zum Polizei-Lieutenant trage und ihm ein Logis am lichten Galgen miethe? — Tauſend Sakerment! da hätteſt du den Kerl ſehen ſollen die Augen aufreißen und anfangen zu zappeln wie ein naſſer Pudel — — „Um's Himmels willen hab' der Herr doch Einſicht! ich will — will —" Was will er? will er jetzt gleich den Zopf hinaufſchlagen und mit mir zum Teufel gehn? — „O von Herzen gern, mit Freuden" —

Hahaha! guter Schlucker, mit Speck fängt man Mäuſe — lach' ihn doch aus, Razmann! hahaha!

Razmann. Ja, ja, ich muß geſtehen. Ich will mir dieſe Lektion mit goldenen Ziffern auf meine Hirntafel ſchreiben. Der Satan mag ſeine Leute kennen, daß er dich zu ſeinem Mäkler gemacht hat.

Spiegelberg. Gelt, Bruder? und ich denke, wenn ich ihm Zehen ſtelle, läßt er mich frei ausgehen — Gibt ja jeder Verleger ſeinem Sammler das zehnte Exemplar gratis, warum ſoll der Teufel ſo jüdiſch zu Werke gehen? Razmann! — ich rieche Pulver —

Razmann. Sapperment! ich riech's auch ſchon lange. — Gib Acht, es wird in der Nähe was geſetzt haben! — Ja, ja, wie ich dir ſage, Moritz — du wirſt dem Hauptmann mit deinen Rekruten willkommen ſeyn — er hat auch ſchon brave Kerle angelockt.

Spiegelberg. Aber die meinen! die meinen — Pah —

Razmann. Nun ja! ſie mögen hübſche Fingerchen haben — aber ich ſage dir, der Ruf unſeres Hauptmanns hat auch ſchon ehrliche Kerle in Verſuchung geführt.

Spiegelberg. Ich will nicht hoffen.

Razmann. Sans Spaß! und ſie ſchämen ſich nicht, unter ihm zu dienen. Er mordet nicht um des Raubes willen, wie wir — nach dem Geld ſchien er nicht mehr zu fragen, ſobald er's vollauf haben konnte, und ſelbſt ſein Drittheil an der Beute, das ihn von Rechtswegen trifft, verſchenkt er an Waiſenkinder, oder läßt damit arme Jungen von Hoffnung ſtudiren. Aber ſoll er dir einen Landjunker ſchröpfen, der ſeine Bauern wie das Vieh abſchindet, oder einen Schurken mit goldenen Borten unter den Hammer kriegen, der die Geſetze falſchmünzt und das Auge der Gerechtigkeit überſilbert, oder ſonſt ein Herrchen von dem Gelichter — Kerl! da iſt er dir in ſeinem Element, und hauſt teufelmäßig, als wenn jede Faſer an ihm eine Furie wäre.

Spiegelberg. Hum! hum!

Razmann. Neulich erfuhren wir im Wirthshauſe, daß ein reicher Graf von Regensburg durchkommen würde, der einen Prozeß von einer Million durch die Pfiffe ſeines Advokaten durchgeſetzt hatte; er ſaß eben am Tiſch und brettelte, — wie viel ſind unſer? fragte er mich, indem er haſtig aufſtand; ich ſah ihn die Unterlippe zwiſchen die Zähne klemmen, welches er nur thut, wenn er am grimmigſten iſt — nicht mehr als fünf! ſagt' ich — es iſt genug! ſagt' er, warf der Wirthin das Geld auf den Tiſch, ließ den Wein, den er ſich hatte reichen laſſen, unberührt ſtehen — wir machten uns auf den Weg. Die ganze Zeit über ſprach er kein Wort, lief abſeitwärts und allein, nur daß er uns von Zeit zu Zeit fragte, ob wir noch nichts gewahr worden wären, und uns befahl, das Ohr an die Erde zu legen. Endlich ſo kommt der Graf hergefahren, der Wagen ſchwer bepackt, der Advokat ſaß bei ihm drin, voraus ein Reiter, nebenher ritten zwei Knechte — da hätteſt du den Mann ſehen ſollen, wie er, zwei Terzerole in der Hand, vor uns her auf den Wagen zuſprang! und die Stimme, mit der er rief: Halt! — der

Kutſcher, der nicht Halt machen wollte, mußte vom Bock herabtanzen, der Graf ſchoß aus dem Wagen in den Wind, die Reiter flohen — dein Geld, Kanaille! rief er donnernd — er lag wie ein Stier unter dem Beil — und biſt du der Schelm, der die Gerechtigkeit zur feilen Hure macht? Der Advokat zitterte, daß ihm die Zähne klapperten, — der Dolch ſtak in ſeinem Bauch, wie ein Pfahl in dem Weinberg — ich habe das Meine gethan! rief er und wandte ſich ſtolz von uns weg; das Plündern iſt eure Sache. Und ſomit verſchwand er in den Wald —

Spiegelberg. Hum, hum! Bruder, was ich dir vorhin erzählt habe, bleibt unter uns, er braucht's nicht zu wiſſen. Verſtehſt du?

Razmann. Recht, recht! ich verſtehe.

Spiegelberg. Du kennſt ihn ja! Er hat ſo ſeine Grillen. Du verſtehſt mich.

Razmann. Ich verſteh', ich verſtehe.

Schwarz (in vollem Lauf).

Razmann. Wer da? was gibt's da? Paſſagiers im Wald?

Schwarz. Hurtig, hurtig! wo ſind die Andern? — Tauſendſakerment! ihr ſteht da und plaudert! Wißt ihr denn nicht — wißt ihr denn gar nicht? — und Roller —

Razmann. Was denn, was denn?

Schwarz. Roller iſt gehangen, noch vier Andere mit ihm —

Razmann. Roller? Schwere Noth! ſeit wann — woher weißt du's?

Schwarz. Schon über drei Wochen ſitzt er, und wir erfahren nichts; ſchon drei Rechtstäge ſind über ihn gehalten worden, und wir hören nichts; man hat ihn auf der Tortur examinirt, wo der Hauptmann ſey? — Der wackere Burſche hat nichts bekannt; geſtern iſt ihm der Prozeß gemacht worden, dieſen Morgen iſt er dem Teufel extra Poſt zugefahren.

Razmann. Vermaledeit! weiß es der Hauptmann?

Schwarz. Erſt geſtern erfährt er's. Er ſchäumt wie ein Eber. Du weißt's, er hat immer am meiſten gehalten auf Roller, und nun die Tortur erſt — Strick und Leitern ſind ſchon an den Thurm gebracht worden, es half nichts; er ſelbſt hat ſich ſchon in Kapuziners-Kutte zu ihm geſchlichen und die Perſon mit ihm wechſeln wollen; Roller ſchlug's hartnäckig ab; jetzt hat er einen Eid geſchworen, daß es uns eiskalt über die Leber lief, er wolle ihm eine Todesfackel anzünden, wie ſie noch keinem König geleuchtet hat, die ihnen den Buckel braun und blau brennen ſoll. Mir iſt bang für die Stadt. Er hat ſchon lange eine Pique auf ſie, weil ſie ſo ſchändlich bigott iſt, und du weißt, wenn er ſagt: ich will's thun! ſo iſt es ſo viel, als wenn's unſer einer gethan hat.

Razmann. Das iſt wahr! ich kenne den Hauptmann. Wenn er dem Teufel ſein Wort darauf gegeben hätte, in die Hölle zu fahren, er würde nie beten, wenn er mit einem halben Vater Unſer ſelig werden könnte! — Aber ach! der arme Roller! — der arme Roller!

Spiegelberg. Memento mori! Aber das regt mich nicht an. (Trillert ein Liedchen.)

Geh' ich vorbei am Rabenſteine,
So blinz' ich nur das rechte Auge zu,
Und denk', du hängſt mir wohl alleine,
Wer iſt ein Narr, ich oder du?

Razmann (aufſpringend). Horch! ein Schuß. (Schießen und Lärmen.)

Spiegelberg. Noch einer!

Razmann. Wieder einer! der Hauptmann!

(Hinter der Scene geſungen.)

Die Nürnberger hängen Keinen,
Sie hätten ihn denn vor. Da Capo.

Schweizer. Roller (hinter der Scene). Holla ho! Holla ho!

Razmann. Roller! Roller! Holen mich zehn Teufel!

Schweizer. Roller (hinter der Scene). Razmann! Schwarz! Spiegelberg! Razmann!

Razmann. Roller! Schweizer! Blitz, Donner, Hagel und Wetter! (Fliegen ihm entgegen.)

Räuber Moor (zu Pferde).

Schweizer. Roller. Grimm. Schuſterle.

Räubertrupp (mit Koth und Staub bedeckt, treten auf).

Räuber Moor (vom Pferde ſpringend). Freiheit! Freiheit! — — Du biſt im Trocknen, Roller! —

Führ' meinen Rappen ab, Schweizer, und waſch' ihn mit Wein. (Wirft ſich auf die Erde.) Das hat gegolten!

Razmann (zu Roller). Nun, bei der Feuereſſe des Pluto! biſt du vom Rad auferſtanden?

Schwarz. Biſt du ſein Geiſt? oder bin ich ein Narr? oder biſt du's wirklich?

Roller (in Athem). Ich bin's. Leibhaftig. Ganz. Wo glaubſt du, daß ich herkomme?

Schwarz. Da frag' die Hexe! Der Stab war ſchon über dich gebrochen.

Roller. Das war er freilich, und noch mehr. Ich komme recta vom Galgen her. Laß mich nur erſt zu Athem kommen. Der Schweizer wird dir erzählen. Gebt mir ein Glas Branntewein! — Du auch wieder da, Moritz? Ich dachte, dich wo anders wieder zu ſehen — gebt mir doch ein Glas Branntewein! meine Knochen fallen auseinander — o mein Hauptmann! wo iſt mein Hauptmann?

Schwarz. Gleich, gleich! — ſo ſag' doch, ſo ſchwatz' doch! wie biſt du davon gekommen? wie haben wir dich wieder? Der Kopf geht mir um. Vom Galgen her, ſagſt du?

Roller (ſtürzt eine Flaſche Branntewein hinunter). Ah! das ſchmeckt, das brennt ein! Gerades Wegs vom Galgen her! ſag' ich. Ihr ſteht da, und gafft, und könnt's nicht träumen — ich war auch nur drei Schritte von der Sakerments-Leiter, auf der ich in den Schooß Abrahams ſteigen ſollte — ſo nah', ſo nah' — war dir ſchon mit Haut und Haar auf die Anatomie verhandelt! hätteſt mein Leben um 'ne Priſe Schnupftabak haben können. Dem Hauptmann dank' ich Luft, Freiheit und Leben.

Schweizer. Es war ein Spaß, der ſich hören läßt. Wir hatten den Tag vorher durch unſere Spione Wind gekriegt, der Roller liege tüchtig im Salz, und wenn der Himmel nicht bei Zeiten noch einfallen wollte, ſo werde er morgen am Tag — das war als heut' — den Weg alles Fleiſches gehen müſſen — Auf! ſagte der Hauptmann, was wiegt ein Fr:und nicht? — Wir retten ihn, oder retten ihn nicht, ſo wollen wir ihm wenigſtens doch eine Todesfackel anzünden, wie ſie noch keinem Könige geleuchtet hat, die ihnen den Buckel braun und blau brennen ſoll. Die ganze Bande wird aufgeboten. Wir ſchicken einen Expreſſen an ihn, der's ihm in einem Zettelchen beibrachte, das er ihm in die Suppe warf.

Roller. Ich verzweifelte an dem Erfolg.

Schweizer. Wir paßten die Zeit ab, bis die Paſſagen leer waren. Die ganze Stadt zog dem Spektakel nach, Reiter und Fußgänger durcheinander und Wagen, der Lärm und der Galgenpſalm jolten weit. Jetzt, ſagte der Hauptmann, brennt an, brennt an! Die Kerle flogen wie Pfeile, ſteckten die Stadt an drei und dreißig Ecken zumal in Brand, warfen feurige Lunten in die Nähe des Pulverthurms, in Kirchen und Scheunen — Morbleu! es war keine Viertelſtunde vergangen, der Nord-Oſt-Wind, der auch ſeinen Zahn auf die Stadt haben muß, kam uns trefflich zu ſtatten und half die Flamme bis hinauf in die oberſten Giebel jagen. Wir indeß Gaſſe auf, Gaſſe nieder, wie Furien

— Feuerjo! Feuerjo! durch die ganze Stadt — Geheul — Geſchrei — Gepolter — fangen an die Brandglocken zu brummen, knallt der Pulverthurm in die Luft, als wär' die Erde mitten entzwei geborſten, und der Himmel zerplatzt, und die Hölle zehntauſend Klafter tief verſunken.

Roller. Und jetzt ſah mein Gefolge zurück — da lag die Stadt wie Gomorrha und Sodom, der ganze Horizont war Feuer, Schwefel und Rauch, vierzig Gebirge brüllen den infernaliſchen Schwank in die Runde herum nach, ein paniſcher Schreck ſchmeißt Alle zu Boden — jetzt nutz' ich den Zeitpunkt, und riſch, wie der Wind! — ich war losgebunden, ſo nah' war's dabei — da meine Begleiter verſteinert wie Loths Weib zurückſchaun, Reißaus! zerriſſen die Haufen! davon! Sechzig Schritte weg werf' ich die Kleider ab, ſtürze mich in den Fluß, ſchwimm' unter'm Waſſer fort, bis ich glaubte, ihnen aus dem Geſichte zu ſeyn. Mein Hauptmann ſchon parat mit Pferden und Kleidern — ſo bin ich entkommen. Moor! Moor! möchteſt du bald auch in den Pfeffer gerathen, daß ich dir Gleiches mit Gleichem vergelten kann!

Razmann. Ein beſtialiſcher Wunſch, für den man dich hängen ſollte — aber es war ein Streich zum Zerplatzen.

Roller. Es war Hülfe in der Noth, ihr könnt's nicht ſchätzen. Ihr hättet ſollen — den Strick um den Hals — mit lebendigem Leibe zu Grabe marſchiren, wie ich, und die ſakermentaliſchen Anſtalten und Schinders-Ceremonien, und mit jedem Schritt, den der ſcheue Fuß vorwärts wankte, näher und fürchterlich näher die verfluchte Maſchine, wo ich einlogirt werden ſollte, im Glanz der ſchrecklichen Morgenſonne ſteigend, und die lauernden Schindersknechte, und die gräßliche Muſik — noch raunt ſie in meinen Ohren — und das Gekrächze hungriger Raben, die an meinem halbfaulen Anteceſſor zu dreißigen hingen, und das Alles, Alles — und obendrein noch der Vorſchmack der Seligkeit, die mir blühte! — Bruder, Bruder! und auf einmal die Loſung zur Freiheit — Es war ein Knall, als ob dem Himmelsfaß ein Reif geſprungen wäre — Hört, Kanaillen! ich ſag' euch, wenn man aus dem glühenden Ofen in's Eiswaſſer ſpringt, kann man den Abfall nicht ſo ſtark fühlen, als ich, da ich am andern Ufer war.

Spiegelberg (lacht). Armer Schlucker! Nun iſt's ja verſchwitzt. (Trinkt ihm zu.) Zur glücklichen Wiedergeburt!

Roller (wirft ſein Glas weg). Nein, bei allen Schätzen des Mammons! ich möchte das nicht zum zweiten Mal erleben. Sterben iſt etwas mehr als Harlekins-Sprung, und Todesangſt iſt ärger als Sterben.

Spiegelberg. Und der hüpfende Pulverthurm — Merkſt du's jetzt, Razmann? drum ſtank auch die Luft ſo nach Schwefel ſtundenweit, als würde die ganze Garderobe des Molochs unter dem Firmament ausgelüftet — Es war ein Meiſterſtreich, Hauptmann! ich beneide dich drum.

Schweizer. Macht ſich die Stadt eine Freude daraus, meinen Kameraden wie ein verhetztes Schwein abthun zu ſehen, was, zum Henker! ſollen wir uns ein Gewiſſen daraus machen, unſerem Kameraden zu lieb die Stadt darauf gehen zu laſſen? Und nebenher hatten unſere Kerle noch das gefundene Freſſen, über den alten Kaiſer zu plündern. — Sagt einmal, was habt ihr weggekapert?

Einer von der Bande. Ich habe mich während des Durcheinanders in die Stephans-Kirche geſchlichen und die Borten vom Altartuche getrennt; der liebe Gott da, ſagt' ich, iſt ein reicher Mann und kann ja Goldfäden aus einem Batzenſtrick machen.

Schweizer. Du haſt wohl gethan — was ſoll auch der Plunder in einer Kirche? Sie tragen's dem Schöpfer zu, der über den Trödelkram lacht, und ſeine Geſchöpfe dürfen verhungern. — Und du, Spangeler — wo haſt du dein Netz ausgeworfen?

Ein Zweiter. Ich und Bügel haben einen Kaufladen geplündert und bringen Zeug für unſer fünfzig mit.

Ein Dritter. Zwei goldene Sackuhren habe ich weggebixt, und ein Dutzend ſilberne Löffel dazu.

Schweizer. Gut, gut. Und wir haben ihnen Eins angerichtet, dran ſie vierzehn Tage werden zu löſchen haben. Wenn ſie dem Feuer wehren wollen, ſo müſſen ſie die Stadt durch Waſſer ruiniren — Weißt du nicht, Schufterle, wie viel es Todte geſetzt hat?

Schufterle. Drei und achtzig, ſagt man. Der Thurm allein hat ihrer ſechzig zu Staub zerſchmettert.

Räuber Moor (ſehr ernſt). Roller, du biſt theuer bezahlt.

Schuſterle. Pah! pah! was heißt aber das? — ja, wenn's Männer geweſen wären — aber da waren's Wickelkinder, die ihre Laken vergolden, eingeſchnurrte Mütterchen, die ihnen die Mücken wehrten, ausgedörrte Ofenhocker, die keine Thür mehr finden konnten — Patienten, die nach dem Doktor winſelten, der in ſeinem gravitätiſchen Trab der Hatz nachgezogen war — Was leichte Beine hatte, war ausgeflogen der Komödie nach, und nur der Bodenſatz der Stadt blieb zurück, die Häuſer zu hüten.

Moor. O der armen Gewürme! Kranke, ſagſt du, Greiſe und Kinder?

Schuſterle. Ja zum Teufel! und Kindbetterinnen darzu, und hochſchwangere Weiber, die befürchteten, unter'm lichten Galgen zu abortiren; junge Frauen, die beſorgten, ſich an den Schindersſtückchen zu verſehen und ihrem Kinde im Mutterleibe den Galgen auf den Buckel zu brennen — Arme Poeten, die keinen Schuh anzuziehen hatten, weil ſie ihr einziges Paar in die Mache gegeben, und was das Hundsgeſindel mehr iſt; es lohnt ſich der Mühe nicht, daß man davon redet. Wie ich von ungefähr ſo an einer Baracke vorbei gehe, hör' ich drinnen ein Gezeter, ich gucke hinein, und wie ich's beim Licht beſehe, was war's? ein Kind war's, noch friſch und geſund, das lag auf dem Boden unter'm Tiſch, und der Tiſch wollte eben angehen — Armes Thierchen! ſagt' ich, du verfrierſt ja hier, und warf es in die Flamme —

Moor. Wirklich, Schuſterle? — Und dieſe Flamme brenne in deinem Buſen, bis die Ewigkeit grau wird! — Fort, Ungeheuer! Laß dich nicht mehr unter meiner Bande ſehen! Murrt ihr? — Ueberlegt ihr? — Wer überlegt, wenn ich befehle? — Fort mit ihm, ſag' ich — Es ſind noch mehr unter euch, die meinem Grimme reif ſind. Ich kenne dich, Spiegelberg. Aber ich will nächſtens unter euch treten und fürchterliche Muſterung halten. (Sie gehen zitternd ab.)

Moor (allein, heftig auf und ab gehend).

Höre ſie nicht, Rächer im Himmel! — was kann ich dafür? was kannſt du dafür, wenn deine Peſtilenz, deine Theurung, deine Waſſerfluten den Gerechten mit dem Böſewicht auffreſſen? Wer kann der Flamme befehlen, daß ſie nicht auch durch die geſegneten Saaten wüthe, wenn ſie das Geniſt der Horniſſel zerſtören ſoll? — O pfui über den Kindermord! den Weibermord! — den Krankenmord! Wie beugt mich dieſe That! Sie hat meine ſchönſten Werke vergiftet — Da ſteht der Knabe, ſchamroth und ausgehöhnt vor dem Auge des Himmels, der ſich anmaßte, mit Jupiters Keule zu ſpielen, und Pygmäen niederwarf, da er Titanen zerſchmettern ſollte — Geh, geh! du biſt der Mann nicht, das Racheſchwert des obern Tribunals zu regieren, du erlagſt bei dem erſten Griff — Hier entſag' ich dem frechen Plan, gehe, mich in irgend eine Kluft der Erde zu verkriechen, wo der Tag vor meiner Schande zurücktritt. (Er will fliehen.)

Räuber (eilig).

Sieh dich vor, Hauptmann: es ſpukt! Ganze Haufen böhmiſcher Reiter ſchwadroniren im Holz herum

— der hölliſche Blauſtrumpf muß ihnen verträtſcht haben —

Neue Räuber.

Hauptmann, Hauptmann! Sie haben uns die Spur abgelauert — rings ziehen ihrer etliche Tauſend einen Kordon um den mittlern Wald.

Neue Räuber.

Weh, weh, weh! Wir ſind gefangen, gerädert, wir ſind geviertheilt! Viele tauſend Huſaren, Dragoner und Jäger ſprengen um die Anhöhe und halten die Luftlöcher beſetzt. (Moor geht ab.)

Schweizer. Grimm. Roller. Schwarz. Schufterle. Spiegelberg. Razmann. Räubertrupp.

Schweizer. Haben wir ſie aus den Federn geſchüttelt? Freu' dich doch, Roller! Das hab' ich mir lange gewünſcht, mich mit ſo Kommisbrod-Rittern herumzuhauen — Wo iſt der Hauptmann? Iſt die ganze Bande beiſammen? Wir haben doch Pulver genug?

Razmann. Pulver die ſchwere Menge. Aber unſer ſind achtzig in Allem, und ſo immer kaum einer gegen ihrer zwanzig.

Schweizer. Deſto beſſer! und laß es fünfzig gegen meinen großen Nagel ſeyn — Haben ſie ſo lange gewartet, bis wir ihnen die Streu unter'm Steiß angezündet haben — Brüder, Brüder! ſo hat's keine Noth. Sie ſetzen ihr Leben an zehn Kreuzer, fechten wir nicht für Hals und Freiheit? — Wir wollen über ſie her wie die Sündflut, und auf ihre Köpfe herabfeuern wie Wetterleuchten — Wo, zum Teufel! iſt denn der Hauptmann?

Spiegelberg. Er verläßt uns in dieſer Noth. Können wir denn nicht mehr entwiſchen?

Schweizer. Entwiſchen?

Spiegelberg. O! warum bin ich nicht geblieben in Jeruſalem!

Schweizer. So wollt' ich doch, daß du im Kloak erſtickteſt, Dreckſeele du! Bei nackten Nonnen haſt du ein großes Maul, aber wenn du zwei Fäuſte ſiehſt, Memme! — Zeige dich jetzt, oder man ſoll dich in eine Sauhaut nähen und durch Hunde verhetzen laſſen.

Razmann. Der Hauptmann, der Hauptmann!

Moor (langſam vor ſich).

Moor. Ich habe ſie vollends ganz einſchließen laſſen, jetzt müſſen ſie fechten wie Verzweifelte. (Laut.) Kinder! Nun gilt's! Wir ſind verloren, oder wir müſſen fechten wie angeſchoſſene Eber.

Schweizer. Ha! ich will ihnen mit meinen Fangern den Bauch ſchlitzen, daß ihnen die Kutteln ſchuhlang herausplatzen! — Führ' uns an, Hauptmann! Wir folgen dir in den Rachen des Todes.

Moor. Ladet alle Gewehre! Es fehle doch an Pulver nicht?

Schweizer (ſpringt auf). Pulver genug, die Erde gegen den Mond zu ſprengen!

Razmann. Jeder hat fünf Paar Piſtolen geladen, jeder noch drei Kugelbüchſen dazu.

Moor. Gut, gut! Und nun muß ein Theil auf die Bäume klettern, oder ſich in's Dickicht verſtecken, und Feuer auf ſie geben im Hinterhalt —

Schweizer. Da gehörſt du hin, Spiegelberg!

Moor. Wir andern, wie Furien, fallen ihnen in die Flanken.

Schweizer. Darunter bin ich, ich!

Moor. Zugleich muß Jeder ſein Pfeifchen hören laſſen, im Walde herumjagen, daß unſere Anzahl ſchrecklicher werde: auch müſſen alle Hunde los und in ihre Glieder gehetzt werden, daß ſie ſich trennen, zerſtreuen und euch in den Schuß rennen. Wir drei, Roller, Schweizer und ich, fechten im Gedränge.

Schweizer. Meiſterlich, vortrefflich! — Wir wollen ſie zuſammenwettern, daß ſie nicht wiſſen, wo ſie die Ohrfeigen herkriegen. Ich habe wohl ehe eine Kirſche vom Maule weggeſchoſſen. Laß ſie nur anlaufen. — (Schufterle zupft Schweizern, dieſer nimmt den Hauptmann beiſeite und ſpricht leiſe mit ihm.)

Moor. Schweig!

Schweizer. Ich bitte dich —

Moor. Weg! Er dank' es ſeiner Schande, ſie hat ihn gerettet. Er ſoll nicht ſterben, wenn ich und mein Schweizer ſterben, und mein Roller. Laß ihn die Kleider ausziehen, ſo will ich ſagen, er ſey ein Reiſender und ich habe ihn beſtohlen — Sey ruhig, Schweizer, ich ſchwöre darauf, er wird doch noch gehangen werden.

Pater (tritt auf).

Pater (vor ſich, ſtutzt). Iſt das das Drachenneſt? — Mit eurer Erlaubniß, meine Herren! Ich bin ein Diener der Kirche, und draußen ſtehen Siebenzehnhundert, die jedes Haar auf meinen Schläfen bewachen.

Schweizer. Bravo! bravo! das war wohlgeſprochen, ſich den Magen warm zu halten.

Moor. Schweig, Kamerad! — Sagen Sie kurz, Herr Pater! was haben Sie hier zu thun?

Pater. Mich ſendet die hohe Obrigkeit, die über Leben und Tod ſpricht — ihr Diebe — ihr Mordbrenner — ihr Schelme — giftige Otterbrut, die im Finſtern ſchleicht und im Verborgenen ſticht — Ausſatz der Menſchheit — Höllenbrut — köſtliches Mahl für Raben und Ungeziefer — Colonie für Galgen und Rad —

Schweizer. Hund! hör' auf zu ſchimpfen, oder — (Er drückt ihm den Kolben vor's Geſicht.)

Moor. Pfui doch, Schweizer! du verdirbſt ihm ja das Concept — er hat ſeine Predigt ſo brav auswendig gelernt — Nur weiter, mein Herr! — „für Galgen und Rad?“

Pater. [illegible] du, feiner Hauptmann! Herzog der Beutelſchneider! Gauner-König! Groß-Mogul aller Schelme unter der Sonne! ganz ähnlich jenem erſten abſcheulichen Rädelsführer, der tauſend Legionen ſchuldloſer Engel in rebelliſches Feuer fachte und mit ſich hinab in den tiefen Pfuhl der Verdammniß zog — das Zetergeſchrei verlaſſener Mütter heult deinen Ferſen nach, Blut ſaufſt du wie Waſſer, Menſchen wägen auf deinem mörderiſchen Dolch keine Luftblaſe auf. —

Moor. Sehr wahr, ſehr wahr! Nur weiter!

Pater. Was? ſehr wahr, ſehr wahr? iſt das auch eine Antwort?

Moor. Wie, mein Herr? darauf haben Sie ſich wohl nicht gefaßt gemacht? Weiter, nur weiter! Was wollten Sie weiter ſagen?

Pater (mit Eifer). Entſetzlicher Mann! hebe dich weg von mir! Picht nicht das Blut des ermordeten Reichsgrafen an deinen verfluchten Fingern? Haſt du nicht das Heiligthum des Herrn mit diebiſchen Händen durchbrochen, und mit einem Schelmgriff die geweihten Gefäße des Nachtmahls entwandt? Wie? haſt du nicht Feuerbrände in unſere gottesfürchtige Stadt geworfen? und den Pulverthurm über die Häupter guter Chriſten herabgeſtürzt? (Mit zuſammengeſchlagenen Händen.) Gräuliche, gräuliche Frevel, die bis zum Himmel hinaufſtinken, das jüngſte Gericht waffnen, daß es reißend daherbricht! reif zur Vergeltung, zeitig zur letzten Poſaune!

Moor. Meiſterlich gerathen bis hieher! aber zur Sache! Was läßt mir der hochlöbliche Magiſtrat durch Sie kund machen?

Pater. Was du nie werth biſt, zu empfangen — Schau' um dich, Mordbrenner! was nur dein Auge abſehen kann, biſt du eingeſchloſſen von unſern Reitern — hier iſt kein Raum zum Entrinnen mehr — ſo gewiß Kirſchen auf dieſen Eichen wachſen, und dieſe

Tannen Pfirſiche tragen, ſo gewiß werdet ihr unverſehrt dieſen Eichen und dieſen Tannen den Rücken kehren.

Moor. Hörſt du's wohl, Schweizer? — Aber nur weiter!

Pater. Höre denn, wie gütig, wie langmüthig das Gericht mit dir Böſewicht verfährt: Wirſt du jetzt gleich zum Kreuz kriechen und um Gnade und Schonung flehen, ſiehe, ſo wird dir die Strenge ſelbſt Erbarmen, die Gerechtigkeit eine liebende Mutter ſeyn — ſie drückt das Auge bei der Hälfte deiner Verbrechen zu, und läßt es — denk' doch! — und läßt es bei dem Rade bewenden.

Schweizer. Haſt du's gehört, Hauptmann? Soll ich hingehen und dieſem abgerichteten Schäferhunde die Gurgel zuſammenſchnüren, daß ihm der rothe Saft aus allen Schweißlöchern ſprudelt? —

Roller. Hauptmann! — Sturm, Wetter und Hölle! — Hauptmann, — wie er die Unterlippe zwiſchen die Zähne klemmt! Soll ich dieſen Kerl das oberſt zu unterſt unter's Firmament wie einen Kegel aufſetzen?

Schweizer. Mir! mir! Laß mich knieen, vor dir niederfallen! Mir laß die Wolluſt, ihn zu Brei zuſammenzureiben! (Pater ſchreit.)

Moor. [illegible] von ihm! Wag' es Keiner, ihn anzurühren! — (Zum Pater, indem er ſeinen Degen zieht.) Sehen Sie, Herr Pater! hier ſtehen Neunundſiebenzig, deren Hauptmann ich bin, und weiß keiner auf Wink und Kommando zu fliegen, oder nach Kanonen-Muſik zu tanzen, und draußen ſtehen Siebenzehnhundert, unter Mousqueten ergraut — aber hören Sie nun! ſo redet

Moor, der Mordbrenner-Hauptmann! Wahr iſt's, ich habe den Reichsgrafen erſchlagen, die Dominicus-Kirche angezündet und geplündert, habe Feuerbrände in eure bigotte Stadt geworfen und den Pulverthurm über die Häupter guter Chriſten herabgeſtürzt — aber es iſt noch nicht Alles. Ich habe noch mehr gethan. (Er ſtreckt ſeine rechte Hand aus.) Bemerken Sie die vier koſtbaren Ringe, die ich an jedem Finger trage? — Gehen Sie hin, und richten Sie Punkt für Punkt den Herrn des Gerichts über Leben und Tod aus, was Sie ſehen und hören werden — Dieſen Rubin zog ich einem Miniſter vom Finger, den ich auf der Jagd zu den Füßen ſeines Fürſten niederwarf. Er hatte ſich aus dem Pöbelſtaub zu einem erſten Günſtling emporgeſchmeichelt, der Fall ſeines Nachbars war ſeiner Hoheit Schemel — Thränen der Waiſen huben ihn auf. — Dieſen Demant zog ich einem Finanzrath ab, der Ehrenſtellen und Aemter an die Meiſtbietenden verkaufte und den traurenden Patrioten von ſeiner Thüre ſtieß. — Dieſen Achat trage ich einem Pfaffen Ihres Gelichters zur Ehre, den ich mit eigener Hand erwürgte, als er auf offener Kanzel geweint hatte, daß die Inquiſition ſo in Zerfall käme — ich könnte Ihnen noch mehr Geſchichten von meinen Ringen erzählen, wenn mich nicht ſchon die paar Worte gereuten, die ich mit Ihnen verſchwendet habe —

Pater. O Pharao! Pharao!

Moor. Hört ihr's wohl? Habt ihr den Seufzer bemerkt? Steht er nicht da, als wollte er Feuer vom Himmel auf die Rotte Korah herunter beten, richtet mit einem Achſelzucken, verdammt mit einem chriſtlichen Ach! — Kann der Menſch denn ſo blind ſeyn? Er, der die hundert Augen des Argus hat, Flecken an ſeinem Bruder zu ſpähen, kann er ſo gar blind gegen ſich ſelbſt ſeyn? — Da donnern ſie Sanftmuth und Duldung aus ihren Wolken, und bringen dem Gott der Liebe Menſchenopfer, wie einem feuerarmigen Moloch — predigen Liebe des Nächſten, und fluchen den achtzigjährigen Blinden vor ihren Thüren hinweg! — ſtürmen wider den Geiz, und haben Peru um goldner Spangen willen entvölkert und die Heiden wie Zugvieh vor ihre Wagen geſpannt. — Sie zerbrechen ſich die Köpfe, wie es doch möglich geweſen wäre, daß die Natur hätte können einen Iſchariot ſchaffen, und nicht der Schlimmſte unter ihnen würde den dreieinigen Gott um zehn Silberlinge verrathen. — O über euch Phariſäer, euch Falſchmünzer der Wahrheit, euch Affen der Gottheit! Ihr ſcheut euch nicht, vor Kreuz und Altären zu knieen, zerfleiſcht eure Rücken mit Riemen und foltert euer Fleiſch mit Faſten; ihr wähnt mit dieſen erbärmlichen Gaukeleien demjenigen einen blauen Dunſt vorzumachen, den ihr Thoren doch den Allwiſſenden nennt, nicht anders, als wie man der Groſſen am bitterſten ſpottet, wenn man ihnen ſchmeichelt, daß ſie die Schmeichler haſſen; ihr pocht auf Ehrlichkeit und exemplariſchen Wandel, und der Gott, der euer Herz durchſchaut, würde wider den Schöpfer ergrimmen, wenn er nicht eben der wäre, der das Ungeheuer am Nilus erſchaffen hat. — Schafft ihn aus meinen Augen!

Pater. Daß ein Böſewicht noch ſo ſtolz ſeyn kann!

Moor. Nicht genug — Jetzt will ich ſtolz reden. Geh hin und ſage dem hochlöblichen Gericht, das über Leben und Tod würfelt — ich bin kein Dieb, der ſich mit Schlaf und Mitternacht verſchwört, und auf der Leiter groß und herriſch thut — Was ich gethan habe, werd' ich ohne Zweifel einmal im Schuldbuche des Himmels leſen; aber mit ſeinen erbärmlichen Verweſern will ich kein Wort mehr verlieren. Sag' ihnen, mein Handwerk iſt Wiedervergeltung — Rache iſt mein Gewerbe. (Er kehrt ihm den Rücken zu.)

Pater. Du willſt alſo nicht Schonung und Gnade? — Gut, mit dir bin ich fertig. (Wendet ſich zu der Bande.) So höret denn ihr, was die Gerechtigkeit euch durch mich zu wiſſen thut! — Werdet ihr jetzt gleich dieſen verurtheilten Miſſethäter gebunden überliefern, ſeht, ſo ſoll euch die Strafe eurer Gräuel bis auf das letzte Andenken erlaſſen ſeyn — die heilige Kirche wird euch verlorne Schafe mit erneuerter Liebe in ihren Mutterſchooß aufnehmen, und Jedem unter euch ſoll der Weg zu einem Ehren-Amt offen ſtehen. (Mit triumphirendem Lächeln.) Nun, nun? Wie ſchmeckt das, Euer Majeſtät? — Friſch alſo! Bindet ihn, und ſeyd frei!

Moor. Hört ihr's auch? Hört ihr? Was ſtutzt ihr? Was ſteht ihr verlegen da? Sie bietet euch Freiheit, und ihr ſeyd wirklich ſchon ihre Gefangene. — Sie ſchenkt euch das Leben, und das iſt keine Prahlerei, denn ihr ſeyd wahrhaftig gerichtet. — Sie verheißt euch Ehren und Aemter, und was kann euer Loos anders ſeyn, wenn ihr auch obſiegtet, als Schmach und

Fluch und Verfolgung. — Sie kündigt euch Verſöhnung vom Himmel an, und ihr ſeyd wirklich verdammt. Es iſt kein Haar an keinem unter euch, das nicht in die Hölle fährt. Ueberlegt ihr noch? Wankt ihr noch? Iſt es ſo ſchwer, zwiſchen Himmel und Hölle zu wählen? Helfen Sie doch, Herr Pater!

Pater (vor ſich). Iſt der Kerl unſinnig? — (Laut.) Sorgt ihr etwa, daß dies eine Falle ſey, euch lebendig zu fangen? — Leſet ſelbſt, hier iſt der General-Pardon unterſchrieben. (Er gibt Schweizern ein Papier.) Könnt ihr noch zweifeln?

Moor. Seht doch, ſeht doch! Was könnt ihr mehr verlangen? — Unterſchrieben mit eigener Hand — Es iſt Gnade über alle Grenzen — oder fürchtet ihr wohl, ſie werden ihr Wort brechen, weil ihr einmal gehört habt, daß man Verräthern nicht Wort hält? — O ſeyd außer Furcht! Schon die Politik könnte ſie zwingen, Wort zu halten, wenn ſie es auch dem Satan gegeben hätten. Wer würde ihnen in Zukunft noch Glauben beimeſſen? Wie würden ſie je einen zweiten Gebrauch davon machen können? — Ich wollte drauf ſchwören, ſie meinen's aufrichtig. Sie wiſſen, daß ich es bin, der euch empört und erbittert hat; euch halten ſie für unſchuldig. Eure Verbrechen legen ſie für Jugendfehler, für Uebereilungen aus. Mich allein wollen ſie haben, ich allein verdiene zu büßen. Iſt es nicht ſo, Herr Pater?

Pater. Wie heißt der Teufel, der aus ihm ſpricht? — Ja freilich, freilich iſt es ſo — der Kerl macht mich wirbeln.

Moor. Wie, noch keine Antwort? Denkt ihr wohl gar mit den Waffen noch durchzureißen? Schaut doch um euch, ſchaut doch um euch! das werdet ihr doch nicht denken, das wäre jetzt kindiſche Zuverſicht — Oder ſchmeichelt ihr euch wohl gar, als Helden zu fallen, weil ihr ſaht, daß ich mich auf's Getümmel freute? — O glaubt das nicht! Ihr ſeyd nicht Moor! — Ihr ſeyd heilloſe Diebe! elende Werkzeuge meiner größern Plane, wie der Strick verächtlich in der Hand des Henkers! — Diebe können nicht fallen, wie Helden fallen. Das Leben iſt den Dieben Gewinn, dann kommt was Schreckliches nach — Diebe haben das Recht, vor dem Tode zu zittern. — Höret, wie ihre Hörner tönen! Sehet, wie drohend ihre Säbel daher blinken! Wie? noch unſchlüſſig? ſeyd ihr toll? ſeyd ihr wahnwitzig? — Es iſt unverzeihlich! Ich dank' euch mein Leben nicht, ich ſchäme mich eures Opfers!

Pater (äußerſt erſtaunt). Ich werde unſinnig, ich laufe davon! Hat man je von ſo was gehört?

Moor. Oder fürchtet ihr wohl, ich werde mich ſelbſt erſtechen, und durch einen Selbſtmord den Vertrag zernichten, der nur an dem Lebendigen haftet? Nein, Kinder! das iſt eine unnütze Furcht. Hier werf' ich meinen Dolch weg, und meine Piſtolen, und dies Fläſchchen mit Gift, das mir noch wohlbekommen ſollte — ich bin ſo elend, daß ich auch die Herrſchaft über mein Leben verloren habe — Was, noch unſchlüſſig? Oder glaubt ihr vielleicht, ich werde mich zur Wehre ſetzen, wenn ihr mich binden wollt? Seht! hier bind' ich meine rechte Hand an dieſen Eichenaſt, ich bin ganz wehrlos, ein Kind kann mich umwerfen — Wer iſt der Erſte, der ſeinen Hauptmann in der Noth verläßt?

Roller (in wilder Bewegung). Und wenn die Hölle uns neunfach umzingelte! (Schwenkt ſeinen Degen.) Wer kein Hund iſt, rette den Hauptmann!

Schweizer (zerreißt den Pardon und wirft die Stücke dem Pater in's Geſicht). In unſern Kugeln Pardon! Fort, Kanaille! ſag' dem Senat, der dich geſandt hat, du träfſt unter Moor's Bande keinen einzigen Verräther an — Rettet, rettet den Hauptmann!

Alle (lärmend). Rettet, rettet, rettet den Hauptmann!

Moor (ſich losreißend, freudig). Jetzt ſind wir frei — Kameraden! Ich fühle eine Armee in meiner Fauſt — Tod oder Freiheit! Wenigſtens ſollen ſie Keinen lebendig haben!

(Man bläſt zum Angriff. Lärm und Getümmel. Sie gehen ab mit gezogenem Degen.)

Dritter Akt.

Erſte Scene.

Amalia (im Garten, ſpielt auf der Laute).

Schön wie Engel, voll Walhalla's Wonne,
Schön vor allen Jünglingen war er,
Himmliſchmild ſein Blick, wie Maienſonne,
Rückgeſtrahlt vom blauen Spiegelmeer.

Sein Umarmen — wüthendes Entzücken! —
Mächtig, feurig klopfte Herz an Herz,
Mund und Ohr gefeſſelt — Nacht vor unſern Blicken —
Und der Geiſt gewirbelt himmelwärts.

Seine Küſſe — paradieſiſch Fühlen!
Wie zwei Flammen ſich ergreifen, wie
Harfentöne in einander ſpielen
Zu der himmelvollen Harmonie,

Stürzten, flogen, raſten Geiſt und Geiſt zuſammen,
Lippen, Wangen brannten, zitterten, —
Seele rann in Seele — Erd' und Himmel ſchwammen,
Wie zerronnen, um die Liebenden.

Er iſt hin — Vergebens, ach! vergebens
Stöhnet ihm der bange Seufzer nach.
Er iſt hin — und alle Luſt des Lebens
Wimmert hin in ein verlornes Ach!

Franz (tritt auf).

Franz. Schon wieder hier, eigenſinnige Schwärmerin? Du haſt dich vom frohen Mahle hinweggeſtohlen und den Gäſten die Freude verdorben.

Amalia. Schade für dieſe unſchuldige Freude! das Todtenlied muß noch in deinen Ohren murmeln, das deinem Vater zu Grabe hallte —

Franz. Willſt du denn ewig klagen? Laß die Todten ſchlafen und mache die Lebendigen glücklich! Ich komme —

Amalia. Und wann gehſt du wieder?

Franz. O weh! Kein ſo finſteres ſtolzes Geſicht! du betrübſt mich, Amalia. Ich komme, dir zu ſagen —

Amalia. Ich muß wohl hören, Franz von Moor iſt ja gnädiger Herr worden.

Franz. Ja recht, das war's, worüber ich dich vernehmen wollte — Maximilian iſt ſchlafen gegangen in der Väter Gruft. Ich bin Herr. Aber ich möchte es vollends ganz ſeyn, Amalia. — Du weißt, was du unſerm Hauſe warſt, du wardſt gehalten wie Moors Tochter, ſelbſt den Tod überlebte ſeine Liebe zu dir, das wirſt du wohl niemals vergeſſen? —

Amalia. Niemals, niemals. Wer das auch ſo leichtſinnig beim frohen Mahle hinwegzechen könnte!

Franz. Die Liebe meines Vaters mußt du in ſeinen Söhnen belohnen, und Karl iſt todt — Staunſt du? ſchwindelt dir? Ja wahrhaftig, der Gedanke iſt auch ſo ſchmeichelnd erhaben, daß er ſelbſt den Stolz eines Weibes betäubt. Franz tritt die Hoffnungen der edelſten

Fräulein mit Füßen, Franz kommt und bietet einer armen, ohne ihn hülfloſen Waiſe ſein Herz, ſeine Hand und mit ihr all ſein Gold, an und alle ſeine Schlöſſer und Wälder. — Franz, der Beneidete, der Gefürchtete, erklärt ſich freiwillig für Amalia's Sklaven.

Amalia. Warum ſpaltet der Blitz die ruchloſe Zunge nicht, die das Frevelwort ausſpricht! Du haſt meinen Geliebten ermordet, und Amalia ſoll dich Gemahl nennen! Du —

Franz. Nicht ſo ungeſtüm, allergnädigſte Prinzeſſin! — Freilich krümmt Franz ſich nicht wie ein girrender Seladon vor dir — freilich hat er nicht gelernt, gleich dem ſchmachtenden Schäfer Arkadiens, dem Echo der Grotten und Felſen ſeine Liebesklagen entgegen zu jammern — Franz ſpricht, und wenn man nicht antwortet, ſo wird er — befehlen.

Amalia. Wurm du, befehlen? mir befehlen? — und wenn man den Befehl mit Hohnlachen zurückſchickt?

Franz. Das wirſt du nicht. Noch weiß ich Mittel, die den Stolz eines einbildiſchen Starrkopfs ſo hübſch niederbeugen können — Kloſter und Mauern!

Amalia. Bravo! herrlich! und in Kloſter und Mauern mit deinem Baſilisken-Anblick auf ewig verſchont, und Muße genug, an Karln zu denken, zu hangen. Willkommen mit deinem Kloſter! auf, auf mit deinen Mauern!

Franz. Haha! iſt es das? — Gib Acht! Jetzt haſt du mich die Kunſt gelehrt, wie ich dich quälen ſoll — Dieſe ewige Grille von Karl ſoll dir mein Anblick gleich einer feuerhaarigen Furie aus dem Kopfe geiſſeln; das Schreckbild Franz ſoll hinter dem Bilde deines Lieblings im Hinterhalt lauern, gleich dem verzauberten Hund, der auf unterirdiſchen Goldkäſten liegt — an den Haaren will ich dich in die Kapelle ſchleifen, den Degen in der Hand, dir den ehelichen Schwur aus der Seele preſſen, dein jungfräuliches Bette im Sturm erſteigen, und deine ſtolze Scham mit noch größerm Stolze beſiegen.

Amalia (gibt ihm eine Maulſchelle). Nimm erſt das zur Ausſteuer hin.

Franz (aufgebracht). Ha! wie das zehnfach und wieder zehnfach geahndet werden ſoll! — nicht meine Gemahlin — die Ehre ſollſt du nicht haben — meine Maitreſſe ſollſt du werden, daß die ehrlichen Bauernweiber mit Fingern auf dich deuten, wenn du es wagſt und über die Gaſſe gehſt. Knirſche nur mit den Zähnen — ſpeie Feuer und Mord aus den Augen — mich ergötzt der Grimm eines Weibes, macht dich nur ſchöner, begehrenswerther. Komm — dieſes Sträuben wird meinen Triumph zieren und mir die Wolluſt in erzwungenen Umarmungen würzen — Komm mit in meine Kammer — ich glühe vor Sehnſucht — jetzt gleich ſollſt du mit mir gehn. (Will ſie fortreißen.)

Amalia (fällt ihm um den Hals). Verzeih mir, Franz! (Wie er ſie umarmen will, reißt ſie ihm den Degen von der Seite und tritt haſtig zurück.) Siehſt du, Böſewicht, was ich jetzt aus dir machen kann! — Ich bin ein Weib, aber ein raſendes Weib — Wag' es einmal — dieſer

Stahl ſoll deine geile Bruſt mitten durchrennen, und der Geiſt meines Oheims wird mir die Hand dazu führen. Fleuch auf der Stelle! (Sie jagt ihn davon.)

Amalia.

Ah! wie mir wohl iſt — Jetzt kann ich frei athmen — ich fühle mich ſtark wie das funkenſprühende Roß, grimmig wie die Tigerin dem ſiegbrüllenden Räuber ihrer Jungen nach — In ein Kloſter, ſagt er — Dank dir für dieſe glückliche Entdeckung! — Jetzt hat die betrogene Liebe ihre Freiſtatt gefunden — das Kloſter — das Kreuz des Erlöſers iſt die Freiſtatt der betrogenen Liebe. (Sie will gehn.)

Hermann (tritt ſchüchtern herein).

Hermann. Fräulein Amalia! Fräulein Amalia!

Amalia. Unglücklicher! Was ſtöreſt du mich?

Hermann. Dieſer Centner muß von meiner Seele, eh' er ſie zur Hölle drückt. (Wirft ſich vor ihr nieder.) Vergebung! Vergebung! Ich hab' euch ſehr beleidigt, Fräulein Amalia!

Amalia. Steh auf! Geh! ich will nichts wiſſen. (Will fort.)

Hermann (der ſie zurückhält). Nein! Bleibt! Bei Gott! Bei dem ewigen Gott! Ihr ſollt Alles wiſſen!

Amalia. Keinen Laut weiter — Ich vergebe dir — Ziehe heim in Frieden. (Will hinwegeilen.)

Hermann. So höret nur ein einziges Wort — es wird euch all' eure Ruhe wiedergeben.

Amalia (kommt zurück und blickt ihn verwundernd an). Wie, Freund? — Wer im Himmel und auf Erden kann mir meine Ruhe wiedergeben?

Hermann. Das kann von meinen Lippen ein einziges Wort — Höret mich an!

Amalia (mit Mitleiden ſeine Hand ergreifend). Guter Menſch — Kann ein Wort von deinen Lippen die Riegel der Ewigkeit aufreißen?

Hermann (ſteht auf). Karl lebt noch!

Amalia (ſchreiend). Unglücklicher!

Hermann. Nicht anders — Nun noch ein Wort — euer Oheim —

Amalia (gegen ihn herſtürzend). Du lügſt —

Hermann. Euer Oheim —

Amalia. Karl lebt noch!

Hermann. Und euer Oheim —

Amalia. Karl lebt noch?

Hermann. Auch euer Oheim — Verrathet mich nicht. (Eilt hinaus.)

Amalia (ſteht lange wie verſteinert. Dann fährt ſie wild auf und eilt ihm nach). Karl lebt noch!

Zweite Scene.

Gegend an der Donau.

Die Räuber

(gelagert auf einer Anhöhe unter Bäumen, die Pferde weiden am Hügel hinunter).

Moor. Hier muß ich liegen bleiben. (Wirft ſich auf die Erde.) Meine Glieder wie abgeſchlagen. Meine Zunge trocken wie eine Scherbe. (Schweizer verliert ſich unbemerkt.) Ich wollt' euch bitten, mir eine Handvoll Waſſer aus dieſem Strome zu holen, aber ihr ſeyd alle matt bis in den Tod.

Schwarz. Auch iſt der Wein all in unſern Schläuchen.

Moor. Seht doch, wie ſchön das Getreide ſteht! — Die Bäume brechen faſt unter ihrem Segen. — Der Weinſtock voll Hoffnung.

Grimm. Es gibt ein fruchtbares Jahr.

Moor. Meinſt du? Und ſo würde doch Ein Schweiß in der Welt bezahlt. Einer? — — Aber es kann über Nacht ein Hagel fallen und Alles zu Grunde ſchlagen.

Schwarz. Das iſt leicht möglich. Es kann Alles zu Grunde gehen, wenige Stunden vor dem Schneiden.

Moor. Das ſag' ich ja. Es wird Alles zu Grunde gehn. Warum ſoll dem Menſchen das gelingen, was er von der Ameiſe hat, wenn ihm das fehlſchlägt, was ihn den Göttern gleich macht? — oder iſt hier die Mark ſeiner Beſtimmung?

Schwarz. Ich kenne ſie nicht.

Moor. Du haſt gut geſagt, und noch beſſer gethan, wenn du ſie nie zu kennen verlangteſt! — Bruder — ich habe die Menſchen geſehen, ihre Bienenſorgen und ihre Rieſenprojekte — ihre Götterplane und ihre Mäuſegeſchäfte, das wunderſeltſame Wettrennen nach Glückſeligkeit; — Dieſer dem Schwung ſeines Roſſes anvertraut — ein Anderer der Naſe ſeines Eſels — ein Dritter ſeinen eigenen Beinen; dieſes bunte Lotto des Lebens, worin ſo Mancher ſeine Unſchuld und — ſeinen Himmel ſetzt, einen Treffer zu haſchen, und — Nullen ſind der Auszug — am Ende war kein Treffer darin. Es iſt ein Schauſpiel, Bruder, das Thränen in deine Augen lockt, wenn es dein Zwerchfell zum Gelächter kitzelt.

Schwarz. Wie herrlich die Sonne dort untergeht!

Moor (in den Anblick verſenkt). So ſtirbt ein Held! — Anbetungswürdig!

Grimm. Du ſcheinſt tief gerührt.

Moor. Da ich noch ein Bube war — war's mein Lieblingsgedanke, wie ſie zu leben, zu ſterben wie ſie — (mit verbißnem Schmerz) Es war ein Bubengedanke!

Grimm. Das will ich hoffen.

Moor (drückt den Hut über's Geſicht). Es war eine Zeit — Laßt mich allein, Kameraden.

Schwarz. Moor! Moor! Was zum Henker? — Wie er ſeine Farbe verändert!

Grimm. Alle Teufel! was hat er? wird ihm übel?

Moor. Es war eine Zeit, wo ich nicht ſchlafen konnte, wenn ich mein Nachtgebet vergeſſen hatte —

Grimm. Biſt du wahnſinnig? Willſt du dich von deinen Bubenjahren hofmeiſtern laſſen?

Moor (legt ſein Haupt auf Grimms Bruſt). Bruder! Bruder!

Grimm. Wie? ſey doch kein Kind — ich bitte dich —

Moor. Wär' ich's — wär' ich's wieder!

Grimm. Pfui! pfui!

Schwarz. Heitre dich auf. Sieh dieſe maleriſche Landſchaft — den lieblichen Abend.

Moor. Ja, Freunde! dieſe Welt iſt ſo ſchön.

Schwarz. Nun, das war wohl geſprochen.

Moor. Dieſe Erde ſo herrlich.

Grimm. Recht — recht — ſo hör' ich's gern.

Moor (zurückgeſunken). Und ich ſo häßlich auf dieſer ſchönen Welt — und ich ein Ungeheuer auf dieſer herrlichen Erde.

Grimm. O weh, o weh!

Moor. Meine Unſchuld! meine Unſchuld! — Seht! es iſt Alles hinausgegangen, ſich im friedlichen Strahl des Frühlings zu ſonnen — warum ich allein die Hölle ſaugen aus den Freuden des Himmels? — Daß Alles ſo glücklich iſt, durch den Geiſt des Friedens Alles ſo verſchwiſtert! — Die ganze Welt Eine Familie und ein Vater dort oben — Mein Vater nicht — ich allein der Verſtoßene, ich allein ausgemuſtert aus den Reihen der Reinen — mir nicht der ſüße Name Kind — nimmer mir der Geliebten ſchmachtender Blick — nimmer, nimmer des Buſenfreundes Umarmung. (Wild zurückfahrend.) Umlagert von Mördern

— von Nattern umziſcht — angeſchmiedet an das Laſter mit eiſernen Banden — hinausſchwindelnd in's Grab des Verderbens auf des Laſters ſchwankendem Rohr — mitten in den Blumen der glücklichen Welt ein heulender Abbadonna!

Schwarz (zu den Uebrigen). Unbegreiflich! ich hab' ihn nie ſo geſehen.

Moor (mit Wehmuth). Daß ich wiederkehren dürfte in meiner Mutter Leib! daß ich ein Bettler geboren werden dürfte! — Nein! ich wollte nicht mehr, o Himmel — daß ich werden dürfte wie dieſer Taglöhner einer! — O ich wollte mich abmüden, daß mir das Blut von den Schläfen rollte — mir die Wolluſt eines einzigen Mittagsſchlafs zu erkaufen — die Seligkeit einer einzigen Thräne.

Grimm (zu den Andern). Nur Geduld, der Paroxismus iſt ſchon im Fallen.

Moor. Es war eine Zeit, wo ſie mir ſo gern floſſen — o ihr Tage des Friedens! du Schloß meines Vaters — ihr grünen ſchwärmeriſchen Thäler! O all ihr Elyſiums-Scenen meiner Kindheit! werdet ihr nimmer zurückkehren — nimmer mit köſtlichem Säuſeln meinen brennenden Buſen kühlen? — Traure mit mir, Natur! — Sie werden nimmer zurückkehren, nimmer mit köſtlichem Säuſeln meinen brennenden Buſen kühlen. — Dahin! dahin! unwiederbringlich! —

Schweizer (mit Waſſer im Hut).

Schweizer. Sauf zu, Hauptmann — hier iſt Waſſer genug, und friſch wie Eis.

Schwarz. Du bluteſt ja — was haſt du gemacht?

Schweizer. Narr, einen Spaß, der mir bald zwei Beine und einen Hals gekoſtet hätte. Wie ich ſo auf dem Sandhügel am Fluß hintrolle, glitſch! ſo rutſcht der Plunder unter mir ab, und ich zehn rheinländiſche Schuh lang hinunter — da lag ich, und wie ich mir eben meine fünf Sinne wieder zurecht ſetze, treff' ich dir das klarſte Waſſer im Kies. Genug diesmal für den Tanz, dacht' ich, dem Hauptmann wird's wohl ſchmecken.

Moor (gibt ihm den Hut zurück und wiſcht ihm ſein Geſicht ab). Sonſt ſieht man ja die Narben nicht, die die böhmiſchen Reiter in deine Stirn gezeichnet haben — dein Waſſer war gut, Schweizer — dieſe Narben ſtehen dir ſchön.

Schweizer. Pah! hat noch Platz genug für ihrer dreißig.

Moor. Ja, Kinder — es war ein heißer Nachmittag — und nur Einen Mann verloren — mein Roller ſtarb einen ſchönen Tod. Man würde einen Marmor auf ſeine Gebeine ſetzen, wenn er nicht mir geſtorben wäre. Nehmet vorlieb mit dieſem. (Er wiſcht ſich die Augen.) Wie viel waren's doch von den Feinden, die auf dem Platze blieben?

Schweizer. Hundert und ſechzig Huſaren — drei und neunzig Dragoner, gegen vierzig Jäger — dreihundert in Allem.

Moor. Dreihundert für Einen! — Jeder von euch hat Anſpruch auf dieſen Scheitel! (Er entblößt ſich das Haupt.) Hier heb' ich meinen Dolch auf. So wahr meine Seele lebt! Ich will euch niemals verlaſſen.

Schweizer. Schwöre nicht! Du weißt nicht, ob du nicht noch glücklich werden und bereuen wirſt.

Moor. Bei den Gebeinen meines Roller! Ich will euch niemals verlaſſen.

Koſinsky (kommt).

Koſinsky (vor ſich). In dieſem Revier herum, ſagen ſie, werd' ich ihn antreffen — he holla! was ſind das für Geſichter? — Sollten's — wie wenn's dieſe — ſie ſind's, ſind's! — ich will ſie anreden.

Schwarz. Gebt Acht! wer kommt da?

Koſinsky. Meine Herren! verzeihen Sie! Ich weiß nicht, geh' ich recht oder unrecht?

Moor. Und wer müſſen wir ſeyn, wenn Sie recht gehen?

Koſinsky. Männer!

Schweizer. Ob wir das auch gezeigt haben, Hauptmann?

Koſinsky. Männer ſuch' ich, die dem Tode in's Geſicht ſehen und die Gefahr wie eine zahme Schlange um ſich ſpielen laſſen, die Freiheit höher ſchätzen, als Ehre und Leben, deren bloſſer Name, willkommen dem Armen und Unterdrückten, die Beherzteſten feig und Tyrannen bleich macht.

Schweizer (zum Hauptmann). Der Burſche gefällt mir. — Höre, guter Freund! Du haſt deine Leute gefunden.

Koſinsky. Das denk' ich, und will hoffen, bald meine Brüder. — So könnt ihr mich denn zu meinem rechten Manne weiſen, denn ich ſuche euren Hauptmann, den groſſen Grafen von Moor.

Schweizer (gibt ihm die Hand mit Wärme). Lieber Junge! wir dutzen einander.

Moor (näher kommend). Kennen Sie auch den Hauptmann?

Koſinsky. Du biſt's — in dieſer Miene — wer ſollte dich anſehen und einen Andern ſuchen? (Starrt ihn lange an.) Ich habe mir immer gewünſcht, den Mann mit dem vernichtenden Blicke zu ſehen, wie er ſaß auf den Ruinen von Karthago — jetzt wünſch' ich es nicht mehr.

Schweizer. Blitzbub'!

Moor. Und was führt Sie zu mir?

Koſinsky. O Hauptmann! mein mehr als grauſames Schickſal — ich habe Schiffbruch gelitten auf der ungeſtümen See dieſer Welt, die Hoffnungen meines Lebens hab' ich müſſen ſehen in den Grund ſinken, und blieb mir nichts übrig, als die marternde Erinnerung ihres Verluſtes, die mich wahnſinnig machen würde, wenn ich ſie nicht durch anderwärtige Thätigkeit zu erſticken ſuchte.

Moor. Schon wieder ein Kläger wider die Gottheit! — Nur weiter.

Koſinsky. Ich wurde Soldat. Das Unglück verfolgte mich auch da — ich machte eine Fahrt nach Oſtindien mit, mein Schiff ſcheiterte an Klippen — nichts als fehlgeſchlagene Plane! Ich höre endlich weit und breit erzählen von deinen Thaten, Mordbrennereien, wie ſie ſie nannten, und bin hieher gereiſt dreißig Meilen weit, mit dem feſten Entſchluß, unter dir zu dienen, wenn du meine Dienſte annehmen willſt

— Ich bitte dich, würdiger Hauptmann, ſchlage mir's nicht ab!

Schweizer (mit einem Sprung). Heiſa! Heiſa! So iſt ja unſer Roller zehnhundertfach vergütet! Ein ganzer Mordbruder für unſre Bande!

Moor. Wie iſt dein Name?

Koſinsky. Koſinsky.

Moor. Wie? Koſinsky! weißt du auch, daß du ein leichtſinniger Knabe biſt, und über den großen Schritt deines Lebens weggaukelſt, wie ein unbeſonnenes Mädchen — Hier wirſt du nicht Bälle werfen oder Kegelkugeln ſchieben, wie du dir einbildeſt.

Koſinsky. Ich weiß, was du ſagen willſt — Ich bin vier und zwanzig Jahre alt, aber ich habe Degen blinken geſehen und Kugeln um mich ſurren gehört.

Moor. So, junger Herr? — Und haſt du dein Fechten nur darum gelernt, arme Reiſende um einen Reichsthaler niederzuſtoßen, oder Weiber hinterrücks in den Bauch zu ſtechen? Geh, geh! du biſt deiner Amme entlaufen, weil ſie dir mit der Ruthe gedroht hat.

Schweizer. Was zum Henker, Hauptmann! was denkſt du? willſt du dieſen Herkules fortſchicken? Sieht er nicht gerade ſo drein, als wollt' er den Marſchall von Sachſen mit einem Rührlöffel über den Ganges jagen?

Moor. Weil dir deine Lappereien mißglückten, kommſt du und willſt ein Schelm, ein Meuchelmörder werden? — Mord, Knabe, verſtehſt du das Wort auch? Du magſt ruhig ſchlafen gegangen ſeyn, wenn du Mohnköpfe abgeſchlagen haſt, aber einen Mord auf der Seele zu tragen —

Koſinsky. Jeden Mord, den du mich begehen heißt, will ich verantworten.

Moor. Was? biſt du ſo klug? Willſt du dich anmaßen, einen Mann mit Schmeicheleien zu fangen? Woher weißt du, daß ich nicht böſe Träume habe oder auf dem Todbette nicht werde blaß werden? wieviel haſt du ſchon gethan, wobei du an Verantwortung gedacht haſt?

Koſinsky. Wahrlich! noch ſehr wenig, aber doch dieſe Reiſe zu dir, edler Graf!

Moor. Hat dir dein Hofmeiſter die Geſchichte des Robin in die Hände geſpielt — man ſollte dergleichen unvorſichtige Kanaillen auf die Galeere ſchmieden, — die deine kindiſche Phantaſie erhitzte und dich mit der tollen Sucht zum großen Manne anſteckte? Kitzelt dich nach Namen und Ehre? willſt du Unſterblichkeit mit Mordbrennereien erkaufen? Merk' dir's, ehrgeiziger Jüngling! Für Mordbrenner grünet kein Lorbeer! Auf Banditenſiege iſt kein Triumph geſetzt — aber Fluch, Tod, Gefahr und Schande — Siehſt du auch das Hochgericht dort auf dem Hügel?

Spiegelberg (unwillig auf und ab gehend). Ei wie dumm! wie abſcheulich, wie unverzeihlich dumm! Das iſt die Manier nicht! Ich hab's anders gemacht.

Koſinsky. Was ſoll der fürchten, der den Tod nicht fürchtet?

Moor. Brav! unvergleichlich! Du haſt dich wacker in den Schulen gehalten, du haſt deinen Seneca meiſterlich auswendig gelernt. — Aber, lieber Freund, mit dergleichen Sentenzen wirſt du die leitende Natur nicht beſchwatzen, damit wirſt du die Pfeile des Schmerzes nimmermehr ſtumpf machen. — Beſinne dich recht, mein Sohn! (Er nimmt ſeine Hand.) Denk', ich rathe dir als ein Vater — lern' erſt die Tiefe des Abgrunds kennen, eh' du hineinſpringſt! Wenn du noch in der Welt eine einzige Freude zu erhaſchen weißt — es könnten Augenblicke kommen, wo du — aufwachſt — und dann — möchte es zu ſpät ſeyn. Du trittſt hier gleichſam aus dem Kreiſe der Menſchheit — entweder du mußt ein höherer Menſch ſeyn, oder du biſt ein Teufel — Noch einmal, mein Sohn! wenn dir noch ein Funken von Hoffnung irgend anderswo glimmt, ſo verlaß dieſen ſchrecklichen Bund, den nur Verzweiflung eingeht, wenn ihn nicht eine höhere Weisheit geſtiftet hat — Man kann ſich täuſchen — glaube mir, man kann das für Stärke des Geiſtes halten, was doch am Ende Verzweiflung iſt — Glaube mir, mir! und mache dich eilig hinweg.

Koſinsky. Nein! ich fliehe jetzt nicht mehr. Wenn dich meine Bitten nicht rühren, ſo höre die Geſchichte meines Unglücks. — Du wirſt mir dann ſelbſt den Dolch in die Hände zwingen, du wirſt — Lagert euch hier auf den Boden, und hört mir aufmerkſam zu!

Moor. Ich will ſie hören.

Koſinsky. Wiſſet alſo, ich bin ein böhmiſcher Edelmann, und wurde durch den frühen Tod meines Vaters Herr eines anſehnlichen Ritterguts. Die Gegend war paradieſiſch — denn ſie enthielt einen Engel

— ein Mädchen, geſchmückt mit allen Reizen der blühenden Jugend und keuſch wie das Licht des Himmels. Doch, wem ſag' ich das? Es ſchallt an euren Ohren vorüber — ihr habt niemals geliebt, ſeyd niemals geliebt worden —

Schweizer. Sachte, ſachte! unſer Hauptmann wird feuerroth.

Moor. Hör' auf! ich will's ein andermal hören — morgen, nächſtens, oder — wenn ich Blut geſehen habe.

Koſinsky. Blut, Blut — höre nur weiter! Blut, ſag' ich dir, wird deine ganze Seele füllen. Sie war bürgerlicher Geburt, eine Deutſche — aber ihr Anblick ſchmelzte die Vorurtheile des Adels hinweg. Mit der ſchüchternſten Beſcheidenheit nahm ſie den Trauring von meiner Hand, und übermorgen ſollte ich meine Amalia vor den Altar führen.

Moor (ſteht ſchnell auf).

Koſinsky. Mitten im Taumel der auf mich wartenden Seligkeit, unter den Zurüſtungen zur Vermählung — werde ich durch einen Expreſſen nach Hofe citirt. Ich ſtellte mich. Man zeigte mir Briefe, die ich geſchrieben haben ſollte, voll verrätheriſchen Inhalts. Ich erröthete über der Bosheit — man nahm mir den Degen ab, warf mich in's Gefängniß, alle meine Sinne waren hinweg.

Schweizer. Und unterdeſſen — nur weiter! ich rieche den Braten ſchon.

Koſinsky. Hier lag ich einen Monat lang, und wußte nicht, wie mir geſchah. Mir bangte für meine Amalia, die meines Schickſals wegen jede Minute einen Tod würde zu leiden haben. Endlich erſcheint der erſte Miniſter des Hofes, wünſcht mir zur Entdeckung meiner Unſchuld Glück mit zuckerſüßen Worten, lieſt mir den Brief der Freiheit vor und gibt mir meinen Degen wieder. Jetzt im Triumphe nach meinem Schloß, in die Arme meiner Amalia zu fliegen, — ſie war verſchwunden. In der Mitternacht ſey ſie weggebracht worden, wüßte Niemand, wohin? und ſeitdem mit keinem Auge mehr geſehen. Hui! ſchoß mir's auf, wie der Blitz, ich fliege nach der Stadt, ſondire am Hof — alle Augen wurzelten auf mir, Niemand wollte Beſcheid geben — endlich entdecke ich ſie durch ein verborgenes Gitter im Pallaſt — ſie warf mir ein Billetchen zu.

Schweizer. Hab' ich's nicht geſagt?

Koſinsky. Hölle, Tod und Teufel! da ſtand's! man hatte ihr die Wahl gelaſſen, ob ſie mich lieber ſterben ſehen, oder die Maitreſſe des Fürſten werden wollte. Im Kampfe zwiſchen Ehre und Liebe entſchied ſie für das Zweite, und (lachend) ich war gerettet.

Schweizer. Was thatſt du da?

Koſinsky. Da ſtand ich, wie von tauſend Donnern getroffen! — Blut! war mein erſter Gedanke, Blut! mein letzter. Schaum auf dem Munde, renn' ich nach Hauſe, wähle mir einen dreiſpitzigen Degen, und damit in aller Haſt in des Miniſters Haus, denn nur er — er nur war der hölliſche Kuppler geweſen. Man muß mich von der Gaſſe bemerkt haben, denn wie ich hinauf trete, waren alle Zimmer verſchloſſen. Ich ſuche, ich frage: Er ſey zum Fürſten gefahren, war die Antwort. Ich mache mich geraden Wegs dahin, man wollte nichts von ihm wiſſen. Ich gehe zurück, ſprenge die Thüren ein, finde ihn, wollte eben — aber da ſprangen fünf bis ſechs Bediente aus dem Hinterhalte und entwanden mir den Degen.

Schweizer (ſtampft auf den Boden). Und er kriegte nichts, und du zogſt leer ab?

Koſinsky. Ich ward ergriffen, angeklagt, peinlich proceſſirt, infam — merkt's euch! — aus beſonderer Gnade infam aus den Grenzen gejagt; meine Güter fielen als Präſent dem Miniſter zu, meine Amalia bleibt in den Klauen des Tigers, verſeufzt und vertrauert ihr Leben, während daß meine Rache faſten und ſich unter das Joch des Deſpotismus krümmen muß.

Schweizer (aufſtehend, ſeinen Degen wetzend). Das iſt Waſſer auf unſere Mühle, Hauptmann! Da gibt's was anzuzünden!

Moor (der bisher in heftigen Bewegungen hin und her gegangen, ſpringt raſch auf, zu den Räubern). Ich muß ſie ſehen — Auf! rafft zuſammen — du bleibſt, Koſinsky — packt eilig zuſammen!

Die Räuber. Wohin? was?

Moor. Wohin? wer fragt wohin? (Heftig zu Schweizern.) Verräther, du willſt mich zurückhalten? Aber bei der Hoffnung des Himmels! —

Schweizer. Verräther ich? — Geh in die Hölle, ich folge dir!

Moor (fällt ihm um den Hals). Bruderherz! du folgſt mir — Sie weint, ſie weint, ſie vertrauert ihr Leben. Auf! hurtig! Alle! nach Franken! In acht Tagen müſſen wir dort ſeyn. (Sie gehen ab.)

Vierter Akt.

Erſte Scene.

Ländliche Gegend um das Mooriſche Schloß.

Räuber Moor. Koſinsky

(in der Ferne).

Moor. Geh voran und melde mich. Du weißt doch noch Alles, was du ſprechen mußt?

Koſinsky. Ihr ſeyd der Graf von Brand, kommt aus Mecklenburg, ich euer Reitknecht — Sorgt nicht, ich will meine Rolle ſchon ſpielen. Lebt wohl!

(Ab.)

Moor. Sey mir gegrüßt, Vaterlands-Erde! (Er küßt die Erde.) Vaterlands-Himmel! Vaterlands-Sonne! — und Fluren und Hügel und Ströme und Wälder! ſeyd alle, alle mir herzlich gegrüßt! — Wie ſo köſtlich wehet die Luft von meinen Heimat-Gebirgen! wie ſtrömt balſamiſche Wonne aus euch dem armen Flüchtling entgegen! — Elyſium! dichteriſche Welt! Halt ein, Moor! dein Fuß wandelt in einem heiligen Tempel.

(Er kommt näher.) Sieh da, auch die Schwalbenneſter im Schloßhof — auch das Gartenthürchen! — und dieſe Ecke am Zaun, wo du ſo oft den Fanger belauſchteſt und neckteſt — und dort unten das Wieſenthal, wo du der Held Alexander deine Macedonier in's Treffen bei Arbela führteſt, und nebendran der graſige Hügel, von welchem du den perſiſchen Satrapen niederwarfſt — und deine ſiegende Fahne flatterte hoch! (Er lächelt.) Die goldnen Maienjahre der Knabenzeit leben wieder auf in der Seele des Elenden — da warſt du ſo glücklich, warſt ſo ganz, ſo wolkenlos heiter — und nun — da liegen die Trümmer deiner Entwürfe! Hier ſollteſt du wandeln dereinſt, ein groſſer, ſtattlicher, geprieſener Mann — hier dein Knabenleben in Amalia's blühenden Kindern zum Zweitenmale leben — hier! hier der Abgott deines Volks — aber der böſe Feind ſchmollte dazu! (Er fährt auf.) Warum bin ich hieher gekommen? daß mir's ginge wie dem Gefangenen, den der klirrende Eiſenring aus Träumen der Freiheit aufjagt — nein, ich gehe in mein Elend zurück! — Der Gefangene hat das Licht vergeſſen, aber der Traum der Freiheit fuhr über ihm wie ein Blitz in der Nacht, der ſie finſterer zurückläßt — Lebt wohl, ihr Vaterlands-Thäler! einſt ſaht ihr den Knaben Karl, und der Knabe Karl war ein glücklicher Knabe — jetzt ſaht ihr den Mann, und er war in Verzweiflung. (Er dreht ſich ſchnell nach dem äußerſten Ende der Gegend, allwo er plötzlich ſtille ſteht und nach dem Schloß mit Wehmuth hinüberblickt.) Sie nicht ſehen, nicht einen Blick? — und nur eine Mauer geweſen zwiſchen mir und Amalia — Nein! ſehen muß ich ſie — muß ich ihn — es ſoll mich zermalmen! (Er kehrt um.) Vater! Vater! dein Sohn naht — weg mit dir, ſchwarzes, rauchendes Blut! weg, hohler, graſſer, zuckender Todesblick! Nur dieſe Stunde laß mich frei — Amalia! Vater! dein Karl naht! (Er geht ſchnell auf das Schloß zu.) — Quäle mich, wenn der Tag erwacht, laß nicht ab von mir, wenn die Nacht kommt — quäle mich in ſchrecklichen Träumen! nur vergifte mir dieſe einzige Wolluſt nicht! (Er ſteht an der Pforte.) Wie wird mir? was iſt das, Moor? Sey ein Mann! — — Todesſchauer — Schrecken-Ahnung — — (Er geht hinein.)

Zweite Scene.

Gallerie im Schloß.

Räuber Moor. Amalia (treten auf.)

Amalia. Und getrauten Sie ſich wohl, ſein Bildniß unter dieſen Gemälden zu erkennen?

Moor. O ganz gewiß. Sein Bild war immer lebendig in mir. (An den Gemälden herumgehend.) Dieſer iſt's nicht.

Amalia. Errathen! — Er war der Stammvater des gräflichen Hauſes, und erhielt den Adel von Barbaroſſa, dem er wider die Seeräuber diente.

Moor (immer an den Gemälden). Dieſer iſt's auch nicht — auch der nicht — auch nicht jener dort — er iſt nicht unter ihnen.

Amalia. Wie, ſehen Sie doch beſſer! ich dachte, Sie kennten ihn —

Moor. Ich kenne meinen Vater nicht beſſer! Ihm fehlt der ſanftmüthige Zug um den Mund, der ihn aus Tauſenden kenntlich macht — er iſt's nicht.

Amalia. Ich erſtaune. Wie? Achtzehn Jahre nicht mehr geſehen, und noch —

Moor (ſchnell mit einer fliegenden Röthe). Dieſer iſt's! (Er ſteht wie vom Bliz gerührt.)

Amalia. Ein vortrefflicher Mann.

Moor (in ſeinen Anblick verſunken). Vater! Vater! vergib mir! — Ja, ein vortrefflicher Mann! — (Er wiſcht ſich die Augen.) Ein göttlicher Mann!

Amalia. Sie ſcheinen viel Antheil an ihm zu nehmen.

Moor. O ein vortrefflicher Mann — und er ſollte dahin ſeyn?

Amalia. Dahin! wie unſere beſten Freunde dahin gehn — (Sanft ſeine Hand ergreifend.) Lieber Herr Graf, es reift keine Seligkeit unter dem Monde.

Moor. Sehr wahr, ſehr wahr — und ſollten Sie ſchon dieſe traurige Erfahrung gemacht haben? Sie können nicht drei und zwanzig Jahr alt ſeyn.

Amalia. Und habe ſie gemacht. Alles lebt, um traurig wieder zu ſterben. Wir intereſſiren uns nur darum, wir gewinnen nur darum, daß wir wieder mit Schmerzen verlieren.

Moor. Sie verloren ſchon etwas?

Amalia. Nichts. Alles! Nichts — wollen wir weiter gehen, Herr Graf?

Moor. So eilig? Weß iſt dies Bild rechter Hand dort? mich dünkt, es iſt eine unglückliche Phyſiognomie.

Amalia. Dies Bild linker Hand iſt der Sohn des Grafen, der wirkliche Herr — Kommen Sie, kommen Sie!

Moor. Aber dies Bild rechter Hand?

Amalia. Sie wollen nicht in den Garten gehn?

Moor. Aber dies Bild rechter Hand? — Du weinſt, Amalia.

Amalia (ſchnell ab).

Moor.

Sie liebt mich! ſie liebt mich! — Ihr ganzes Weſen fing an ſich zu empören, verrätheriſch rollten die Thränen von ihren Wangen. Sie liebt mich! — Elender, das verdienteſt du um ſie! Steh' ich nicht hier wie ein Gerichteter vor dem tödtlichen Block? Iſt das der Sopha, wo ich an ihrem Halſe in Wonne ſchwamm? Sind das die väterlichen Säle? (Ergriffen vom Anblick ſeines Vaters.) Du, du — Feuerflammen aus deinem Auge — Fluch, Fluch, Verwerfung! — Wo bin ich? Nacht vor meinen Augen — Schreckniſſe Gottes — Ich, ich hab' ihn getödtet! (Er rennt davon.)

Franz von Moor (in tiefen Gedanken).

Weg mit dieſem Bild! weg, feige Memme! Was zagſt du, und vor wem? Iſt mir's nicht die wenigen

Stunden, die der Graf in dieſen Mauern wandelt, als ſchlich' immer ein Spion der Hölle meinen Ferſen nach — Ich ſollt' ihn kennen! Es iſt ſo was Großes und Oftgeſehenes in ſeinem wilden ſonnverbrannten Geſicht, das mich beben macht — Auch Amalia iſt nicht gleichgültig gegen ihn! Läßt ſie nicht ſo gierig ſchmachtende Blicke auf dem Kerl herumkreuzen, mit denen ſie doch gegen alle Welt ſonſt ſo geizig thut? Sah ich's nicht, wie ſie ein paar diebiſche Thränen in den Wein fallen ließ, den er hinter meinem Rücken ſo haſtig in ſich ſchlürfte, als wenn er das Glas mit hineinziehen wollte? Ja, das ſah ich, durch den Spiegel ſah ich's mit dieſen meinen Augen. Holla, Franz! ſieh dich vor! dahinter ſteckt irgend ein verderbenſchwangeres Ungeheuer!

(Er ſteht forſchend dem Portrait Karls gegenüber.)

Sein langer Gänſehals — ſeine ſchwarzen, feuerwerfenden Augen, hm! hm! — ſein finſteres überhangendes, buſchiges Augenbraun. (Plötzlich zuſammenfahrend.) — Schadenfrohe Hölle! jagſt du mir dieſe Ahnung ein? Es iſt Karl! ja, jetzt werden mir alle Züge wieder lebendig — Er iſt's! trotz ſeiner Larve! — Er iſt's — trotz ſeiner Larve! — Er iſt's — Tod und Verdammniß! (Auf und ab mit heftigen Schritten.) Hab' ich darum meine Nächte verpraßt, — darum Felſen hinweggeräumt und Abgründe eben gemacht — bin ich darum gegen alle Inſtinkte der Menſchheit rebelliſch werden, daß mir zuletzt dieſer unſtäte Landſtreicher durch meine künſtlichſten Wirbel tölple — Sachte! nur ſachte! Es iſt nur noch Spielarbeit übrig — Bin ich doch ohnehin ſchon bis an die Ohren in Todſünden gewatet, daß es Unſinn wäre, zurückzuſchwimmen, wenn das Ufer ſchon ſo weit hinten liegt — an's Umkehren iſt doch nicht mehr zu gedenken — Die Gnade ſelbſt würde an den Bettelſtab gebracht, und die unendliche Erbarmung bankerott werden, wenn ſie für meine Schulden all' gut ſagen wollte — Alſo vorwärts wie ein Mann — (Er ſchellt.) — Er verſammle ſich zu dem Geiſte ſeines Vaters und komme! der Todten ſpott' ich. — Daniel! he, Daniel! — Was gilt's, den haben ſie auch ſchon gegen mich aufgewiegelt! Er ſieht ſo geheimnißvoll.

Daniel (kommt).

Daniel. Was ſteht zu Befehl, mein Gebieter?

Franz. Nichts. Fort, fülle dieſen Becher mit Wein, aber hurtig! (Daniel ab.) Wart, Alter! dich will ich fangen, in's Auge will ich dich faſſen, ſo ſtarr, daß dein getroffenes Gewiſſen durch die Larve erblaſſen ſoll! Er ſoll ſterben! — Der iſt ein Stümper, der ſein Werk nur auf die Hälfte bringt, und dann weggeht und müßig zugafft, wie es weiter damit werden wird.

Daniel (mit Wein).

Franz. Stell' ihn hieher! Sieh mir feſt in's Auge! Wie deine Kniee ſchlottern! wie du zitterſt! Geſteh, Alter! Was haſt du gethan?

Daniel. Nichts, gnädiger Herr, ſo wahr Gott lebt und meine arme Seele!

Franz. Trink' dieſen Wein aus! — Was? du zauderſt? — Heraus, ſchnell! Was haſt du in den Wein geworfen?

Daniel. Hilf Gott! Was? Ich in den Wein?

Franz. Gift haſt du in den Wein geworfen! Biſt du nicht bleich wie Schnee? Geſteh, geſteh! Wer hat dir's gegeben? Nicht wahr, der Graf, der Graf hat dir's gegeben?

Daniel. Der Graf? Jeſus Maria! der Graf hat mir nichts gegeben?

Franz (greift ihn hart an). Ich will dich würgen, daß du blau wirſt, eisgrauer Lügner du! Nichts? Und was ſtecktet ihr denn ſo beiſammen? Er und du, und Amalia? Und was flüſtertet ihr immer zuſammen? Heraus damit! Was für Geheimniſſe, was für Geheimniſſe hat er dir anvertraut?

Daniel. Das weiß der allwiſſende Gott: er hat mir keine Geheimniſſe anvertraut.

Franz. Willſt du es leugnen? Was für Kabalen habt ihr angezettelt, mich aus dem Wege zu räumen? Nicht wahr? Mich im Schlaf zu erdroſſeln? Mir beim Bartſcheeren die Gurgel abzuſchneiden? Mich im Wein oder in Chokolade zu vergeben? Heraus, heraus! — oder mir in der Suppe den ewigen Schlaf zu geben? Heraus damit! ich weiß Alles.

Daniel. So helfe mir Gott, wenn ich in Noth bin, wie ich euch jetzt nichts anders ſage, als die reine lautere Wahrheit.

Franz. Diesmal will ich dir verzeihen. Aber gelt, er ſteckte dir gewiß Geld in deinen Beutel? Er drückte dir die Hand ſtärker als der Brauch iſt? ſo ohngefähr, wie man ſie ſeinen alten Bekannten zu drücken pflegt?

Daniel. Niemals, mein Gebieter.

Franz. Er ſagte dir, zum Exempel, daß er dich etwa ſchon kenne? — daß du ihn faſt kennen ſollteſt? daß dir einmal die Decke von den Augen fallen würde — daß — was? davon ſollt' er dir niemals geſagt haben?

Daniel. Nicht das Mindeſte.

Franz. Daß gewiſſe Umſtände ihn abhielten — daß man oft Masken nehmen müſſe, um ſeinen Feinden zuzukönnen — daß er ſich rächen wolle, auf's Grimmigſte rächen wolle?

Daniel. Nicht einen Laut von dieſem allen.

Franz. Was? gar nichts? Beſinne dich recht. — Daß er den alten Herrn ſehr genau — beſonders genau gekannt — daß er ihn liebe — ungemein liebe — wie ein Sohn liebe —

Daniel. Etwas dergleichen erinnere ich mich von ihm gehört zu haben.

Franz (blaß). Hat er, hat er wirklich? Wie, ſo laß mich doch hören! Er ſagte, er ſey mein Bruder?

Daniel (betroffen). Was, mein Gebieter? — Nein, das ſagte er nicht. Aber wie ihn das Fräulein in der Gallerie herumführte, ich putzte eben den Staub von den Rahmen der Gemälde ab, ſtand er bei dem Porträt des ſeligen Herrn plötzlich ſtille, wie vom Donner gerührt. Das gnädige Fräulein deutete drauf hin und ſagte: ein vortrefflicher Mann! Ja, ein vortrefflicher

Mann! gab er zur Antwort, indem er ſich die Augen wiſchte.

Franz. Höre, Daniel! Du weißt, ich bin immer ein gütiger Herr gegen dich geweſen, ich habe dir Nahrung und Kleider gegeben, und dein ſchwaches Alter in allen Geſchäften geſchont —

Daniel. Dafür lohn' euch der liebe Herr Gott! und ich hab' euch immer redlich gedient.

Franz. Das wollt' ich eben ſagen. Du haſt mir in deinem Leben noch keine Widerrede gegeben, denn du weißt gar wohl, daß du mir Gehorſam ſchuldig biſt in Allem, was ich dich heiße.

Daniel. In Allem von ganzem Herzen, wenn es nicht wider Gott und mein Gewiſſen geht.

Franz. Poſſen, Poſſen! Schämſt du dich nicht? Ein alter Mann, und an das Weihnacht-Mährchen zu glauben! Geh, Daniel! das war ein dummer Gedanke. Ich bin ja Herr. Mich werden Gott und Gewiſſen ſtrafen, wenn es ja einen Gott und ein Gewiſſen gibt.

Daniel (ſchlägt die Hände zuſammen). Barmherziger Himmel!

Franz. Bei deinem Gehorſam! Verſtehſt du das Wort auch? Bei deinem Gehorſam befehl' ich dir, morgen darf der Graf nicht mehr unter den Lebendigen wandeln.

Daniel. Hilf, heiliger Gott! Weßwegen?

Franz. Bei deinem blinden Gehorſam! — und an dich werd' ich mich halten.

Daniel. An mich? Hilf, ſelige Mutter Gottes! An mich? Was hab' ich alter Mann den Böſes gethan?

Franz. Hier iſt nicht lange Beſinnzeit, dein Schickſal ſteht in meiner Hand. Willſt du dein Leben im tiefſten meiner Thürme vollends ausſchmachten, wo der Hunger dich zwingen wird, deine eigenen Knochen abzunagen, und der brennende Durſt, dein eigenes Waſſer wieder zu ſaufen? — Oder willſt du lieber dein Brod eſſen im Frieden, und Ruhe haben in deinem Alter?

Daniel. Was, Herr? Fried' und Ruhe im Alter, und ein Todtſchläger?

Franz. Antwort auf meine Frage!

Daniel. Meine grauen Haare, meine grauen Haare!

Franz. Ja oder Nein!

Daniel. Nein! — Gott erbarme ſich meiner!

Franz (im Begriff zu gehen). Gut, du ſollſt nöthig haben. (Daniel hält ihn auf und fällt vor ihm nieder.)

Daniel. Erbarmen, Herr! Erbarmen!

Franz. Ja oder Nein!

Daniel. Gnädiger Herr! ich bin heute ein und ſiebenzig Jahr alt! und hab' Vater und Mutter geehrt, und Niemand meines Wiſſens um des Hellers Werth im Leben vervortheilt, und hab' an meinem Glauben gehalten treu und redlich, und hab' in eurem Hauſe gedient vier und vierzig Jahre, und erwarte jetzt ein ruhig ſeliges Ende, ach Herr, Herr! (umfaßt ſeine Kniee heftig) und ihr wollt mir den letzten Troſt rauben im Sterben, daß der Wurm des Gewiſſens mich um mein letztes Gebet bringe, daß ich ein Gräuel vor Gott und Menſchen ſchlafen gehen ſoll? Nein, nein, mein liebſter beſter, liebſter gnädiger Herr! das wollt ihr nicht, das könnt ihr nicht wollen von einem ein und ſiebenzigjährigen Manne.

Franz. Ja oder nein! was ſoll das Geplapper?

Daniel. Ich will euch von nun an noch eifriger dienen, will meine dürren Sehnen in eurem Dienſt wie ein Taglöhner abarbeiten, will früher aufſtehen, will ſpäter mich niederlegen — ach, und will euch einſchließen in mein Abend- und Morgengebet, und Gott wird das Gebet eines alten Mannes nicht wegwerfen.

Franz. Gehorſam iſt beſſer, denn Opfer. Haſt du je gehört, daß ſich der Henker zierte, wenn er ein Urtheil vollſtrecken ſollte?

Daniel. Ach ja wohl! aber eine Unſchuld erwürgen — einen —

Franz. Bin ich dir etwa Rechenſchaft ſchuldig? Darf das Beil den Henker fragen, warum dahin und nicht dorthin? — Aber ſieh, wie langmüthig ich bin — ich biete dir eine Belohnung für das, was du mir huldigteſt.

Daniel. Aber ich hoffte, ein Chriſt bleiben zu dürfen, da ich euch huldigte.

Franz. Keine Widerrede! Sieh, ich gebe dir einen ganzen Tag noch Bedenkzeit! Ueberlege es nochmals. Glück und Unglück — hörſt du? verſtehſt du? das höchſte Glück und das äußerſte Unglück! Ich will Wunder thun im Peinigen.

Daniel (nach einigem Nachdenken). Ich will's thun, morgen will ich's thun. (Ab.)

Franz.

Die Verſuchung iſt ſtark, und der war wohl nicht zum Märtyrer ſeines Glaubens geboren — Wohl bekomm's denn, Herr Graf! Allem Anſehen nach werden Sie morgen Abend Ihr Henkermahl halten! Es kommt alles nur darauf an, wie man davon denkt, und der iſt ein Narr, der wider ſeine Vortheile denkt. Den Vater, der vielleicht eine Bouteille Wein mehr getrunken hat, kommt der Kitzel an — und daraus wird ein Menſch, und der Menſch war gewiß das Letzte, woran bei der ganzen Herkules-Arbeit gedacht wird. Nun kommt mich eben auch der Kitzel an — und daran krepirt ein Menſch, und gewiß iſt hier mehr Verſtand und Abſicht, als dort bei ſeinem Entſtehen war — Iſt die Geburt des Menſchen das Werk einer viehiſchen Anwandlung, eines Ohngefährs, wer ſollte wegen der Verneinung ſeiner Geburt ſich einkommen laſſen, an ein bedeutendes Etwas zu denken? Verflucht ſey die Thorheit unſerer Ammen und Wärterinnen, die unſere Phantaſie mit ſchrecklichen Mährchen verderben, und gräßliche Bilder von Strafgerichten in unſer weiches Gehirnmark drücken, daß unwillkührliche Schauder die Glieder eines Mannes noch in froſtige Angſt rütteln, unſere kühnſte Entſchloſſenheit ſperren, unſere erwachende Vernunft an Ketten abergläubiſcher Finſterniß legen — Mord! wie eine ganze Hölle von Furien um das Wort flattert — die Natur vergaß einen Mann mehr zu machen — die Nabelſchnur iſt nicht unterbunden worden — und die ganze Schattenſpielerei iſt verſchwunden. Es war etwas und wird nichts —

Heißt es nicht: eben ſo viel, als: es war nichts und wird nichts, und um nichts wird kein Wort mehr gewechſelt — der Menſch entſteht aus Moraſt, und watet eine Weile im Moraſt, und macht Moraſt, und gährt wieder zuſammen in Moraſt, bis er zuletzt an den Schuhſohlen ſeines Urenkels unflätig anklebt. Das iſt das Ende vom Lied — der moraſtige Cirkel der menſchlichen Beſtimmung, und ſomit — glückliche Reiſe, Herr Bruder! Der milzſüchtige, podagriſche Moraliſt von einem Gewiſſen mag runzlige Weiber aus Bordellen jagen und alte Wucherer auf dem Todesbette foltern — bei mir wird er nimmermehr Audienz bekommen.

Dritte Scene.

Anderes Zimmer im Schloß.

Räuber **Moor** (von der einen Seite). **Daniel** (von der andern).

Moor (haſtig). Wo iſt das Fräulein?

Daniel. Gnädiger Herr! Erlaubt einem armen Manne, euch um etwas zu bitten.

Moor. Es iſt dir gewährt, was willſt du?

Daniel. Nicht viel und Alles, ſo wenig und doch ſo viel — laßt mich eure Hand küſſen!

Moor. Das ſollſt du nicht, guter Alter! (umarmt ihn) den ich Vater nennen möchte.

Daniel. Eure Hand, eure Hand! ich bitte euch.

Moor. Du ſollſt nicht.

Daniel. Ich muß! (Er greift ſie, betrachtet ſie ſchnell und fällt vor ihm nieder.) Lieber, beſter Karl!

Moor (erſchrickt, faßt ſich, fremd). Freund, was ſagſt du? Ich verſteh' dich nicht.

Daniel. Ja, leugnet es nur, verſtellt euch! Schön, ſchön! Ihr ſeyd immer mein beſter, köſtlicher Junker — Lieber Gott, daß ich alter Mann noch die Freude — dummer Tölpel ich, daß ich euch nicht gleich — Ei du himmliſcher Vater! So ſeyd ihr ja wiedergekommen, und der alte Herr iſt unter'm Boden, und da ſeyd ihr ja wieder — was für ein blinder Eſel ich doch war (ſich vor den Kopf ſchlagend), daß ich euch nicht im erſten Hui — Ei du mein! Wer hätte ſich das träumen laſſen! — Um was ich mit Thränen betete, — Jeſus Chriſtus! Da ſteht er ja leibhaftig wieder in der alten Stube!

Moor. Was iſt das für eine Sprache? Seyd ihr vom hitzigen Fieber aufgeſprungen, oder wollt ihr eine Komödienrolle an mir probiren.

Daniel. Ei pfui doch, pfui doch! Das iſt nicht fein, einen alten Knecht ſo zum Beſten haben — Dieſe Narbe! He, wißt ihr noch? — Großer Gott! Was ihr mir da für eine Angſt einjagtet — ich hab' euch immer ſo lieb gehabt, und was ihr mir da für Herzeleid hättet anrichten können — ihr ſaßet mir im Schooß, — wißt ihr noch? — dort in der runden Stube — Gelt, Vogel! Das habt ihr freilich vergeſſen — auch den Kukuk, den ihr ſo gern hörtet? — denkt doch! der Kukuk iſt zerſchlagen, in Grundsboden geſchlagen — die alte Suſel hat ihn verwettert, wie ſie die Stube ſegte — ja freilich, und da ſaßet ihr mir im Schooß und riefſt: Hotto! und ich lief fort, euch den Hotto-Gaul zu holen — Jeſus Gott! warum mußt' ich alter Eſel auch fortlaufen? — und wie mir's ſiedigheiß über den Buckel lief — wie ich das Zetergeſchrei höre draußen im Oehrn, ſpring' herein, und da lief das helle Blut, und laget am Boden, und hattet — heilige Mutter Gottes! war mir's nicht, als wenn mir ein Kübel eiskalt Waſſer über'n Nacken ſpritzte — aber ſo geht's, wenn man nicht alle Augen auf die Kinder hat. Großer Gott, wenn's in's Auge gegangen wäre — War's dazu noch die rechte Hand. Mein Lebens-Tag, ſagt' ich, ſoll mir kein Kind mehr ein Meſſer oder eine Scheere, oder ſo was Spitziges, ſagt' ich, — war zum Glück noch Herr und Frau verreist — ja, ja, das ſoll mir mein Tag des Lebens eine Warnung ſeyn, ſagt' ich — Jemini, Jemini! ich hätte vom Dienſt kommen können, ich hätte — Gott der Herr verzeih's euch, gottloſes Kind — aber Gottlob! es heilte glücklich, bis auf die wüſte Narbe.

Moor. Ich begreife kein Wort von Allem, was du ſagſt.

Daniel. Ja gelt, gelt? Das war noch eine Zeit? Wie manches Zuckerbrod, oder Biskuit, oder Makrone ich euch hab' zugeſchoben, hab' euch immer am gernſten gehabt, und wißt ihr noch, was ihr mir drunten ſagtet im Stall, wie ich euch auf des alten Herrn ſeinen Schweißfuchs ſetzte, und euch auf der großen Wieſe ließ herumjagen? Daniel! ſagtet ihr, laß mich nur einen großen Mann werden, Daniel, ſo ſollſt du mein

Verwalter ſeyn und mit mir in der Kutſche fahren, — ja, ſagt' ich und lachte, wenn Gott Leben und Geſundheit ſchenkt, und ihr euch eines alten Mannes nicht ſchämen werdet, ſagt' ich, ſo will ich euch bitten, mir das Häuschen drunten im Dorfe zu räumen, das ſchon eine gute Weil' leer ſteht, und da wollt' ich mir ein Eimer zwanzig Wein einlegen und wirthſchaften in meinen alten Tagen. — Ja, lacht nur, lacht nur! Gelt, junger Herr, das habt ihr rein ausgeſchwitzt? — den alten Mann will man nicht kennen, da thut man ſo fremd, ſo vornehm — o ihr ſeyd doch mein goldiger Junker — freilich halt ein Bischen locker geweſen — nehmt mir's nicht übel! — Wie's eben das junge Fleiſch meiſtens iſt — am Ende kann noch Alles gut werden.

Moor (fällt ihm um den Hals). Ja, Daniel, ich will's nicht mehr verhehlen! Ich bin dein Karl, dein verlorner Karl! was macht meine Amalia?

Daniel (fängt an zu weinen). Daß ich alter Sünder noch die Freude haben ſoll, — und der Herr ſelig weinte umſonſt! — Ab, ab, weißer Schädel! mürbe Knochen, fahret in die Grube mit Freuden! Mein Herr und Meiſter lebt, ihn haben meine Augen geſehen!

Moor. Und will halten, was er verſprochen hat, — nimm das, ehrlicher Graukopf für den Schweißfuchs im Stalle; (dringt ihm einen ſchweren Beutel auf) nicht vergeſſen hab' ich den alten Mann.

Daniel. Wie? was treibt ihr? Zu viel, ihr habt euch vergriffen.

Moor. Nicht vergriſſen, Daniel! (Daniel will niederfallen.) Steh auf, ſage mir, was macht meine Amalia?

Daniel. Gottes Lohn! Gottes Lohn! Ei Herr Jerem! — Eure Amalia, o, die wird's nicht überleben, die wird ſterben vor Freude!

Moor (heftig). Sie vergaß mich nicht?

Daniel. Vergeſſen? Wie ſchwatzt ihr wieder? Euch vergeſſen? — da hättet ihr ſollen dabei ſeyn, hättet's ſollen mit anſehen, wie ſie ſich geberdete, als die Zeitung kam ihr wär't geſtorben, die der gnädige Herr ausſtreuen ließ —

Moor. Was ſagſt du? mein Bruder —

Daniel. Ja, euer Bruder, der gnädige Herr, euer Bruder — ich will euch ein andermal mehr davon erzählen, wenn's Zeit dazu iſt — und wie ſauber ſie ihn abkappte, wenn er ihr alle Tage, die Gott ſchickt, ſeinen Antrag machte und ſie zur gnädigen Frau machen wollte. O ich muß hin, muß hin, ihr ſagen, ihr die Botſchaft bringen. (Will fort.)

Moor. Halt, halt! ſie darf's nicht wiſſen, darf's Niemand wiſſen, auch mein Bruder nicht. —

Daniel. Euer Bruder? Nein, beileibe nicht, er darf's nicht wiſſen! Er gar nicht! — Wenn er nicht ſchon mehr weiß, als er wiſſen darf — O, ich ſage euch, es gibt garſtige Menſchen, garſtige Brüder, garſtige Herren — aber ich möchte um alles Geld meines Herrn willen kein garſtiger Knecht ſeyn — der gnädige Herr hielt euch todt.

Moor. Hm! Was brummſt du da?

Daniel (leiſer). Und wenn man freilich ſo ungebeten auferſteht — euer Bruder war des Herrn ſelig einziger Erbe —

Moor. Alter! — Was murmelſt du da zwiſchen den Zähnen, als wenn irgend ein Ungeheuer von Geheimniß auf deiner Zunge ſchwebte, das nicht heraus wollte und doch heraus ſollte? Rede deutlicher!

Daniel. Aber ich will lieber meine alten Knochen abnagen vor Hunger, lieber vor Durſt mein eigenes Waſſer ſaufen, als Wohlleben die Fülle verdienen mit einem Todſchlag. (Schnell ab.)

Moor (auffahrend aus ſchrecklicher Pauſe).

Betrogen, betrogen! da fährt es über meine Seele wie der Blitz! — Spitzbübiſche Künſte! Himmel und Hölle! Nicht du, Vater! Spitzbübiſche Künſte! Mörder, Räuber durch ſpitzbübiſche Künſte! Angeſchwärzt von ihm! verfälſcht, unterdrückt meine Briefe — voll Liebe ſein Herz — o ich Ungeheuer von einem Thoren — voll Liebe ſein Vaterherz — o Schelmerei, Schelmerei! Es hätte mir einen Fußfall gekoſtet — es hätte mir eine Thräne gekoſtet — o ich blöder, blöder, blöder Thor! — (Wider die Wand rennend.) Ich hätte glücklich ſeyn können — o Büberei, Büberei! das Glück meines Lebens bübiſch, bübiſch hinweggetrogen. (Er läuft wüthend auf und nieder.) Mörder, Räuber durch ſpitzbübiſche Künſte! — Er grollte nicht einmal. Nicht ein Gedanke von Fluch in ſeinem Herzen — O Böſewicht! unbegreiflicher, ſchleichender, abſcheulicher Böſewicht!

Koſinsky (kommt).

Koſinsky. Nun, Hauptmann, wo ſteckſt du? Was iſt's? Du willſt noch länger hier bleiben, merk' ich?

Moor. Auf! Sattle die Pferde! Wir müſſen vor Sonnen-Untergang noch über den Grenzen ſeyn!

Koſinsky. Du ſpaßeſt.

Moor (befehlend). Hurtig, hurtig! Zaudre nicht lange, laß Alles da! und daß kein Auge dich gewahr wird. (Koſinsky ab.)

Moor.

Ich fliehe aus dieſen Mauern. Der geringſte Verzug könnte mich wüthend machen, und er iſt meines Vaters Sohn — Bruder, Bruder! du haſt mich zum Elendeſten auf Erden gemacht, ich habe dich niemals beleidigt, es war nicht brüderlich gehandelt — Ernte die Früchte deiner Unthat in Ruhe, meine Gegenwart ſoll dir den Genuß nicht länger vergällen — aber gewiß, es war nicht brüderlich gehandelt. Finſterniß verlöſche ſie auf ewig, und der Tod rühre ſie nicht auf.

Koſinsky.

Koſinsky. Die Pferde ſtehn geſattelt, ihr könnt aufſitzen, wann ihr wollt.

Moor. Preſſer, Preſſer! Warum ſo eilig? Soll ich ſie nicht mehr ſehn?

Koſinsky. Ich zäume gleich wieder ab, wenn ihr's haben wollt; ihr hießt mich ja über Hals und Kopf eilen.

Moor. Noch einmal! ein Lebewohl noch! ich muß den Gifttrank dieſer Seligkeit vollends ausſchlürfen, und dann — halt, Koſinsky! zehn Minuten noch — hinten am Schloßhof, und wir ſprengen davon!

Vierte Scene.

Im Garten.

Amalia.

Du weinſt, Amalia? — und das ſprach er mit einer Stimme! mit einer Stimme — mir war's, als ob die Natur ſich verjüngte — die genoſſenen Lenze der Liebe dämmerten auf mit der Stimme! Die Nachtigall ſchlug wie damals — die Blumen hauchten wie damals — und ich lag wonneberauſcht an ſeinem Hals — Ha! falſches, treuloſes Herz! wie du deinen Meineid beſchönigen willſt! Nein, nein, weg aus meiner Seele, du Frevelbild! — ich habe meinen Eid nicht gebrochen, du Einziger! Weg aus meiner Seele, ihr verrätheriſchen gottloſen Wünſche! im Herzen, wo Karl herrſcht, darf kein Erdenſohn niſten — Aber warum, meine Seele, ſo immer, ſo wider Willen nach dieſem Fremdling? Hängt er ſich nicht ſo hart an das Bild meines Einzigen? Iſt er nicht der ewige Begleiter meines Einzigen? Du weinſt, Amalia? — Ha, ich will ihn fliehen!

— fliehen! — Nimmer ſehen ſoll mein Auge dieſen Fremdling!

Räuber Moor (öffnet die Gartenthür).

Amalia (fährt zuſammen). Horch! horch! Rauſchte die Thüre nicht? (Sie wird Karln gewahr und ſpringt auf.) Er? — wohin? — was? — da hat mich's angewurzelt, daß ich nicht fliehen kann — Verlaß mich nicht, Gott im Himmel! — Nein, du ſollſt mir meinen Karl nicht entreißen! Meine Seele hat nicht Raum für zwei Gottheiten, und ich bin ein ſterbliches Mädchen! (Sie nimmt Karls Bild heraus.) Du, mein Karl, ſey mein Genius wider dieſen Fremdling, den Liebeſtörer! dich, dich anſehen, unverwandt, — und weg alle gottloſen Blicke nach dieſem. (Sie ſitzt ſtumm — das Auge ſtarr auf das Bild geheftet.)

Moor. Sie da, gnädiges Fräulein? — und traurig? und eine Thräne auf dieſem Gemälde? — (Amalia gibt ihm keine Antwort.) — Und wer iſt der Glückliche, um den ſich das Auge eines Engels verſilbert? darf auch ich dieſen Verherrlichten — (Er will das Gemälde betrachten.)

Amalia. Nein, ja, nein!

Moor (zurückfahrend). Ha! — und verdient er dieſe Vergötterung? verdient er?

Amalia. Wenn Sie ihn gekannt hätten!

Moor. Ich würde ihn beneidet haben.

Amalia. Angebetet, wollen Sie ſagen.

Moor. Ha!

Amalia. O, Sie hätten ihn ſo lieb gehabt — es war ſo viel, ſo viel in ſeinem Angeſicht — in ſeinen

Augen — im Ton ſeiner Stimme, das Ihnen ſo gleich kommt — das ich ſo liebe —

Moor (ſieht zur Erde).

Amalia. Hier, wo Sie ſtehen, ſtand er tauſendmal — und neben ihm die, die neben ihm Himmel und Erde vergaß — hier durchirrte ſein Auge die um ihn prangende Gegend — ſie ſchien den großen belohnenden Blick zu empfinden und ſich unter dem Wohlgefallen ihres Meiſterbilds zu verſchönern — hier hielt er mit himmliſcher Muſik die Hörer der Lüfte gefangen — hier an dieſem Buſch pflückte er Roſen, und pflückte die Roſen für mich — hier, hier lag er an meinem Halſe, brannte ſein Mund auf dem meinen, und die Blumen ſtarben gern unter der Liebenden Fußtritt —

Moor. Er iſt nicht mehr?

Amalia. Er ſegelt auf ungeſtümen Meeren — Amalia's Liebe ſegelt mit ihm — er wandelt durch ungebahnte ſandige Wüſten — Amalia's Liebe macht den brennenden Sand unter ihm grünen und die wilden Geſträuche blühen — der Mittag ſengt ſein entblößtes Haupt, nordiſcher Schnee ſchrumpft ſeine Sohlen zuſammen, ſtürmiſcher Hagel regnet um ſeine Schläfe, und Amalia's Liebe wiegt ihn in Stürmen ein — Meere und Berge und Horizonte zwiſchen den Liebenden — aber die Seelen verſetzen ſich aus dem ſtaubigen Kerker und treffen ſich im Paradieſe der Liebe — Sie ſcheinen traurig, Herr Graf?

Moor. Die Worte der Liebe machen auch meine Liebe lebendig.

Amalia (blaß). Was? Sie lieben eine Andere? — Weh mir, was hab' ich geſagt?

Moor. Sie glaubte mich todt, und blieb treu dem Todtgeglaubten — ſie hörte wieder, ich lebe, und opferte mir die Krone einer Heiligen auf. Sie weiß mich in Wüſten irren und im Elend herumſchwärmen, und ihre Liebe fliegt durch Wüſten und Elend mir nach. Auch heißt ſie Amalia, wie Sie, gnädiges Fräulein.

Amalia. Wie beneid' ich Ihre Amalia!

Moor. O ſie iſt ein unglückliches Mädchen; ihre Liebe iſt für Einen, der verloren iſt, und wird — ewig niemals belohnt.

Amalia. Nein, ſie wird im Himmel belohnt. Sagt man nicht, es gebe eine beſſere Welt, wo die Traurigen ſich freuen und die Liebenden ſich wieder erkennen?

Moor. Ja, eine Welt, wo die Schleier hinwegfallen und die Liebe ſich ſchrecklich wiederfindet — Ewigkeit heißt ihr Name — meine Amalia iſt ein unglückliches Mädchen.

Amalia. Unglücklich, und Sie lieben?

Moor. Unglücklich, weil ſie mich liebt! Wie, wenn ich ein Todtſchläger wäre? wie, mein Fräulein, wenn Ihr Geliebter Ihnen für jeden Kuß einen Mord aufzählen könnte? Wehe meiner Amalia! ſie iſt ein unglückliches Mädchen.

Amalia (froh aufhüpfend). Ha! wie bin ich ein glückliches Mädchen! Mein Einziger iſt Nachſtrahl der Gottheit, und die Gottheit iſt Huld und Erbarmen! Nicht eine Fliege konnt' er leiden ſehen — Seine Seele iſt ſo fern von einem blutigen Gedanken, als fern der Mittag von der Mitternacht iſt.

Moor (kehrt ſich ſchnell ab in ein Gebüſch, blickt ſtarr in die Gegend).

Amalia (ſingt und ſpielt auf der Laute).

Willſt dich, Hektor, ewig mir entreißen,
Wo des Aeaciden mordend Eiſen
Dem Patroklus ſchrecklich Opfer bringt?
Wer wird künftig deinen Kleinen lehren
Speere werfen und die Götter ehren,
Wenn hinunter dich der Xanthus ſchlingt?

Moor (nimmt die Laute ſtillſchweigend und ſpielt).

Theures Weib, geh, hol' die Todeslanze! —
Laß — mich fort — zum wilden Kriegestanze!

(Er wirft die Laute weg und flieht davon.)

Fünfte Scene.

Nahgelegener Wald. Nacht. Ein altes verfallenes Schloß in der Mitte.

Die Räuberbande (gelagert auf der Erde).

Die Räuber (ſingen).

Stehlen, morden, huren, balgen
Heißt bei uns die Zeit zerſtreun.
Morgen hangen wir am Galgen,
Drum laßt uns heute luſtig ſeyn.

Ein freies Leben führen wir,
Ein Leben voller Wonne.
Der Wald iſt unſer Nachtquartier,

Bei Sturm und Wind hantieren wir,
Der Mond iſt unſre Sonne,
Merkurius iſt unſer Mann,
Der's Praktiziren trefflich kann.

Heut' laden wir bei Pfaffen uns ein,
Bei maſten Pächtern morgen,
Was drüber iſt, da laſſen wir fein
Den lieben Herrgott ſorgen.

Und haben wir im Traubenſaft
Die Gurgel ausgebadet,
So machen wir uns Muth und Kraft
Und mit dem Schwarzen Brüderſchaft,
Der in der Hölle bratet.

Das Wehgeheul geſchlag'ner Väter,
Der bangen Mütter Klaggezeter,
Das Winſeln der verlaſſ'nen Braut
Iſt Schmaus für unſre Trommelhaut!

Ha! wenn ſie euch unter dem Beile ſo zucken
Ausbrüllen wie Kälber, umfallen wie Mücken,
Das kitzelt unſern Augenſtern,
Das ſchmeichelt unſern Ohren gern.

Und wenn mein Stündlein kommen nun,
Der Henker ſoll es holen,
So haben wir halt unſern Lohn,
Und ſchmieren unſre Sohlen,
Ein Schlückchen auf den Weg vom heißen Traubenſohn
Und hura rax dax! geht's, als flögen wir davon!

Schweizer. Es wird Nacht, und der Hauptmann noch nicht da!

Razmann. Und verſprach doch Schlag acht Uhr wieder bei uns einzutreffen.

Schweizer. Wenn ihm Leides geſchehen wäre — Kameraden! wir zünden an und morden den Säugling.

Spiegelberg (nimmt Razmann beiſeite). Auf ein Wort, Razmann.

Schwarz (zu Grimm). Wollen wir nicht Spione ausſtellen?

Grimm. Laß du ihn! Er wird einen Fang thun, daß wir uns ſchämen müſſen.

Schweizer. Da brennſt du dich, beim Henker! Er ging nicht von uns, wie einer, der einen Schelmenſtreich im Schilde führt. Haſt du vergeſſen, was er geſagt hat, als er uns über die Haide führte? — »Wer nur eine Rübe vom Acker ſtiehlt, daß ich's erfahre, läßt ſeinen Kopf hier, ſo wahr ich Moor heiße.« — Wir dürfen nicht rauben.

Razmann (leiſe zu Spiegelberg). Wo will das hinaus — rede deutſcher!

Spiegelberg. Pſt! Pſt! — Ich weiß nicht, was du oder ich für Begriffe von Freiheit haben, daß wir an einem Karren ziehen wie Stiere, und dabei wunderviel von Independenz deklamiren — Es gefällt mir nicht.

Schweizer (zu Grimm). Was wohl dieſer Windkopf hier an der Kunkel hat?

Razmann (leiſe zu Spiegelberg). Du ſprichſt vom Hauptmann? —

Spiegelberg. Pſt doch! Pſt! — Er hat ſo ſeine Ohren unter uns herumlaufen — Hauptmann ſagſt du? wer hat ihn zum Hauptmann über uns geſetzt, oder hat er nicht dieſen Titel uſurpirt, der von Rechtswegen mein iſt? Wie? legen wir darum unſer Leben auf Würfel — baden darum alle Milzſuchten des

Schickſals aus, daß wir am Ende noch von Glück ſagen, die Leibeigenen eines Sklaven zu ſeyn? — Leibeigene, da wir Fürſten ſeyn könnten? — Bei Gott! Razmann — das hat mir niemals gefallen.

Schweizer (zu den Andern). Ja — du biſt mir der rechte Held. Fröſche mit Steinen breit zu ſchmeißen — ſchon der Klang ſeiner Naſe, wenn er ſich ſchneuzte, könnte dich durch ein Nadelöhr jagen —

Spiegelberg (zu Razmann). Ja — und Jahre ſchon dicht' ich darauf: Es ſoll anders werden. Razmann — wenn du biſt, wofür ich dich immer hielt — Razmann! man vermißt ihn — gibt ihn halb verloren — Razmann, mich dünkt, ſeine ſchwarze Stunde ſchlägt — Wie? nicht einmal röther wirſt du, da dir die Glocke zur Freiheit läutet? haſt nicht einmal ſo viel Muth, einen kühnen Wink zu verſtehen?

Razmann. Ha, Satan! worin verſtrickſt du meine Seele?

Spiegelberg. Hat's gefangen? — Gut! ſo folge! Ich habe mir's gemerkt, wo er hinſchlich — Komm! Zwei Piſtolen fehlen ſelten, und dann — ſo ſind wir die Erſten, die den Säugling erdroſſeln. (Er will ihn fortreißen.)

Schweizer (zieht wüthend ſein Meſſer). Ha, Beſtie! Eben recht erinnerſt du mich an die böhmiſchen Wälder! — Warſt du nicht die Memme, die anhub zu ſchnadern, als ſie riefen: Der Feind kommt! Ich habe damals bei meiner Seele geflucht — Fahr' hin, Meuchelmörder! (Er ſticht ihn todt.)

Räuber (in Bewegung). Mordjo! Mordjo! — Schweizer — Spiegelberg — Reißt ſie auseinander! —

Schweizer (wirft das Meſſer über ihn). Da! — und ſo krepir' du — Ruhig, Kameraden — Laßt euch den Bettel nicht unterbrechen — Die Beſtie iſt dem Hauptmann immer giftig geweſen, und hat keine Narbe auf ihrer ganzen Haut — Noch einmal, gebt euch zufrieden — Ha! über den Racker — Von hinten her will er Männer zu Schanden ſchmeißen? Männer von hinten her! — Iſt uns darum der helle Schweiß über die Backen gelaufen, daß wir aus der Welt ſchleichen wie elende Kerle? Beſtie du! Haben wir uns darum unter Feuer und Rauch gebettet, daß wir zuletzt wie Ratten verrecken?

Grimm. Aber zum Teufel — Kamerad — was hattet ihr mit einander? — der Hauptmann wird raſend werden.

Schweizer. Dafür laß mich ſorgen — Und du Heilloſer (zu Razmann), du warſt ſein Helfershelfer, du! — Pack' dich aus meinen Augen — der Schufterle hat's auch ſo gemacht, aber dafür hängt er jetzt auch in der Schweiz, wie's ihm mein Hauptmann prophezeit hat — (Man ſchießt.)

Schwarz (aufſpringend). Horch! ein Piſtolenſchuß! (Man ſchießt wieder.) Noch einer! Holla! der Hauptmann!

Grimm. Nur Geduld! Er muß zum dritten Male ſchießen. (Man hört noch einen Schuß.)

Schwarz. Er iſt's! — iſt's — Salvier' dich, Schweizer — laßt uns ihm antworten!

(Sie ſchießen.)

Moor. Koſinsky (treten auf).

Schweizer (ihnen entgegen). Sey willkommen, mein Hauptmann — Ich bin ein Bischen vorlaut geweſen, ſeit du weg biſt. (Er führt ihn an die Leiche.) Sey du Richter zwiſchen mir und dieſem — von hinten hat er dich ermorden wollen.

Räuber (mit Beſtürzung). Was? den Hauptmann?

Moor (in den Anblick verſunken, bricht heftig aus). O unbegreiflicher Finger der rachekundigen Nemeſis! — War's nicht dieſer, der mir das Syrenenlied trillerte? — Weihe dieſes Meſſer der dunkeln Vergelterin! — Das haſt Du nicht gethan, Schweizer.

Schweizer. Bei Gott! ich hab's wahrlich gethan, und es iſt beim Teufel nicht das Schlechteſte, was ich in meinem Leben gethan habe. (Geht unwillig ab.)

Moor (nachdenkend). Ich verſtehe — Lenker im Himmel — ich verſtehe — die Blätter fallen von den Bäumen — und mein Herbſt iſt kommen — Schafft mir dieſen aus den Augen! (Spiegelbergs Leiche wird hinweg getragen.)

Grimm. Gib uns Ordre, Hauptmann — was ſollen wir weiter thun?

Moor. Bald — bald iſt Alles erfüllt — Gebt mir meine Laute — Ich habe mich ſelbſt verloren, ſeit ich dort war — Meine Laute, ſag' ich — ich muß mich zurücklullen in meine Kraft — Verlaßt mich!

Räuber. Es iſt Mitternacht, Hauptmann.

Moor. Doch waren's nur die Thränen im Schauſpielhauſe — den Römergeſang muß ich hören, daß mein ſchlafender Genius wieder aufwacht — Meine Laute her — Mitternacht ſagt ihr?

Schwarz. Wohl bald vorüber. Wie Blei liegt der Schlaf in uns. Seit drei Tagen kein Auge zu.

Moor. Sinkt denn der balſamiſche Schlaf auch auf die Augen der Schelme? Warum flieht er mich? Ich bin nie ein Feiger geweſen, oder ein ſchlechter Kerl — Legt euch ſchlafen — Morgen am Tage gehen wir weiter.

Räuber. Gute Nacht, Hauptmann. (Sie lagern ſich auf der Erde und ſchlafen ein.)

Tiefe Stille.

Moor (nimmt die Laute und ſpielt).

Brutus.

Sey willkommen, friedliches Gefilde!
Nimm den letzten aller Römer auf!
Von Philippi, wo die Mordſchlacht brüllte,
Schleicht mein gramgebeugter Lauf.
Caſſius, wo biſt du? — Rom verloren!
Hingewürgt mein brüderliches Heer!
Meine Zuflucht zu des Todes Thoren!
Keine Welt für Brutus mehr!

Cäſar.

Wer, mit Schritten eines Niebeſiegten,
Wandert dort vom Felſenhang? —
Ha! wenn meine Augen mir nicht lügen,
Das iſt eines Römers Gang. —
Tiberſohn — von wannen deine Reiſe?
Dauert noch die Siebenhügelſtadt?
Oft geweinet hab' ich um die Waiſe,
Daß ſie nimmer einen Cäſar hat.

Brutus.

Ha! du mit der dreiundzwanzigfachen Wunde!
Wer rief, Todter, dich an's Licht?
Schaudre rückwärts zu des Orkus Schlunde,
Stolzer Weiner! Triumphire nicht!
Auf Philippi's eiſernem Altare
Raucht der Freiheit letztes Opferblut;
Rom verröchelt über Brutus Bahre,
Brutus geht zu Minos — Kreuch in deine Flut!

Cäſar.

O ein Todesſtoß von Brutus Schwerte!
Auch du — Brutus — du?
Sohn — es war dein Vater — Sohn — die Erde
Wär' gefallen dir als Erbe zu!
Geh — du biſt der größte Römer worden,
Da in Vaters Bruſt dein Eiſen drang.
Geh — und heul' es bis zu jenen Pforten:
Brutus iſt der größte Römer worden,
Da in Vaters Bruſt ſein Eiſen drang.
Geh — du weißt nun, was an Lethes Strande
Mich noch bannte —
Schwarzer Schiffer, ſtoß' vom Lande!

Brutus.

Vater, halt! — Im ganzen Sonnenreiche
Hab' ich Einen nur gekannt,
Der dem großen Cäſar gleiche:
Dieſen Einen haſt du Sohn genannt.
Nur ein Cäſar mochte Rom verderben,
Nur nicht Brutus mochte Cäſar ſtehn;
Wo ein Brutus lebt, muß Cäſar ſterben:
Geh du linkwärts, laß mich rechtwärts gehn.

(Er legt die Laute hin, geht tiefdenkend auf und nieder.)

Wer mir Bürge wäre? — — es iſt Alles ſo finſter — verworrene Labyrinthe — kein Ausgang — kein leitendes Geſtirn — wenn's aus wäre mit dieſem letzten Odemzug — Aus, wie ein ſchaales Marionettenſpiel — Aber wofür der heiße Hunger nach Glückſeligkeit? Wofür das Ideal einer unerreichten Vollkommenheit? Das Hinausſchieben unvollendeter Plane? — Wenn der armſelige Druck dieſes armſeligen Dings (die Piſtole vor's Geſicht haltend) den Weiſen dem Thoren — den Feigen dem Tapfern — den Edlen dem Schelmen gleich macht? — Es iſt doch eine ſo göttliche Harmonie in der ſeelenloſen Natur, warum ſollte dieſer Mißklang in der vernünftigen ſeyn? — Nein! nein! es iſt etwas mehr, denn ich bin noch nicht glücklich geweſen.

Glaubt ihr, ich werde zittern, Geiſter meiner Erwürgten! ich werde nicht zittern. (Heftig zitternd.) — Euer banges Sterbegewinſel — euer ſchwarzgewürgtes Geſicht — eure fürchterlich klaffenden Wunden ſind ja nur Glieder einer unzerbrechlichen Kette des Schickſals, und hängen zuletzt an meinen Feierabenden, an den Launen meiner Ammen und Hofmeiſter, am Temperament meines Vaters, am Blut meiner Mutter. — (Von Schauer geſchüttelt.) Warum hat mein Perillus einen Ochſen aus mir gemacht, daß die Menſchheit in meinem glühenden Bauche bratet?

(Er ſetzt die Piſtole an.) Zeit und Ewigkeit — gekettet an einander durch ein einzig Moment! — Grauſer Schlüſſel, der das Gefängniß des Lebens hinter mir ſchließt und vor mir aufriegelt die Behauſung der ewigen Nacht — ſage mir — o ſage mir — wohin — wohin wirſt du mich führen? — Fremdes; nie umſegeltes Land! — Siehe, die Menſchheit erſchlafft unter dieſem Bilde, die Spannkraft des Endlichen läßt nach, und die Phantaſie, der muthwillige Affe der Sinne, gaukelt unſerer Leichtgläubigkeit ſeltſame Schatten vor — Nein! nein! Ein Mann muß nicht ſtraucheln — Sey wie du willſt, namenloſes Jenſeits — bleibt mir nur dieſes mein Selbſt getreu — Sey wie du willſt, wenn ich nur mich ſelbſt mit hinübernehme — Außendinge ſind nur der Anſtrich des Mannes — Ich bin mein Himmel und meine Hölle.

Wenn du mir irgend einen eingeäſcherten Weltkreis allein ließeſt, den du aus deinen Augen verbannt haſt, wo die einſame Nacht und die ewige Wüſte meine Ausſichten ſind? — Ich würde dann die ſchweigende Oede mit meinen Phantaſien bevölkern, und hätte die Ewigkeit zur Muße, das verworrene Bild des allgemeinen Elends zu zergliedern. — Oder willſt du mich durch immer neue Geburten und immer neue Schauplätze des Elends von Stufe zu Stufe — zur Vernichtung — führen? Kann ich nicht die Lebensfäden, die mir jenſeits gewoben ſind, ſo leicht zerreißen, wie dieſen? — Du kannſt mich zu nichts machen — Dieſe Freiheit kannſt du mir nicht nehmen. (Er ladet die Piſtole. Plötzlich hält er inne.) Und ſoll ich vor Furcht eines qualvollen Lebens ſterben? — Soll ich dem Elend den Sieg über mich einräumen? — Nein ich will's dulden. (Er wirft die Piſtole weg.) Die Qual erlahme an meinem Stolz! Ich will's vollenden.

(Es wird immer finſterer.)

Hermann (der durch den Wald kommt).

Horch! horch! grauſig heult der Kauz — zwölf ſchlägt's drüben im Dorf — Wohl, wohl — das Bubenſtück ſchläft — in dieſer Wilde kein Lauſcher. (Tritt an das Schloß und pocht.) Komm heraus, Jammermann, Thurmbewohner! — Deine Mahlzeit iſt bereitet.

Moor (ſachte zurücktretend). Was ſoll das bedeuten?

Eine Stimme (aus dem Schloß). Wer pocht da? He? Biſt du's, Hermann, mein Rabe?

Hermann. Bin's, Hermann, dein Rabe. Steig' herauf an's Gitter und iß. (Eulen ſchreien.) Fürchterlich trillern deine Schlafkameraden, Alter — Dir ſchmeckt?

Die Stimme. Hungerte mich ſehr. Habe Dank, Rabenſender, für's Brod in der Wüſte! — Und wie geht's meinem lieben Kinde, Hermann?

Hermann. Stille — Horch — Geräuſch wie von Schnarchenden! Hörſt du nicht was?

Stimme. Wie? Hörſt du etwas?

Hermann. Den ſeufzenden Windlaut durch die Ritzen des Thurms — eine Nachtmuſik, davon einem die Zähne klappern und die Nägel blau werden — Horch, noch einmal — Immer iſt mir, als hört' ich ein Schnarchen. — Du haſt Geſellſchaft, Alter — Hu! hu! hu!

Stimme. Siehſt du etwas?

Hermann. Leb' wohl — leb' wohl — Grauſig iſt dieſe Stätte — Steig' ab in's Loch — droben dein Helfer, dein Rächer — Verfluchter Sohn! — (Will fliehen.)

Moor (mit Entſetzen hervortretend). Steh!

Hermann (ſchreiend). O mir!

Moor. Steh, ſag' ich!

Hermann. Weh! weh! weh! Nun iſt Alles verrathen!

Moor. Steh! Rede! Wer biſt du? was haſt du hier zu thun? Rede!

Hermann. Erbarmen, o Erbarmen, geſtrenger Herr! — Nur ein Wort höret an, eh' ihr mich umbringt.

Moor (indem er den Degen zieht). Was werd' ich hören?

Hermann. Wohl habt ihr mir's beim Leben verboten — ich konnte nicht anders — durfte nicht anders — im Himmel ein Gott — euer lieblicher Vater dort — mich jammerte ſein — Stecht mich nieder!

Moor. Hier ſteckt ein Geheimniß — Heraus! Sprich! Ich will Alles wiſſen.

Die Stimme (aus dem Schloß). Weh! weh! Biſt du's, Hermann, der da redet? Mit wem redeſt du, Hermann?

Moor. Drunten noch Jemand — Was geht hier vor? (Läuft dem Thurme zu.) Iſt's ein Gefangener, den die Menſchen abſchüttelten? — Ich will ſeine Ketten löſen. — Stimme! noch einmal! wo iſt die Thür?

Hermann. O habt Barmherzigkeit, Herr — dringt nicht weiter, Herr — geht aus Erbarmen vorüber! (Verrennt ihm den Weg.)

Moor. Vierfach geſchloſſen! Weg da — Es muß heraus — Jetzt zum erſten Mal komm' mir zu Hülfe, Dieberei! (Er nimmt Brechinſtrumente und öffnet das Gitterthor. Aus dem Grunde ſteigt ein Alter, ausgemergelt wie ein Gerippe.)

Der Alte. Erbarmen einem Elenden! Erbarmen!

Moor (springt erſchrocken zurück). Das iſt meines Vaters Stimme!

D. a. Moor. Habe Dank, o Gott! Erſchienen iſt die Stunde der Erlöſung.

Moor. Geiſt des alten Moors! was hat dich beunruhigt in deinem Grabe? Haſt du eine Sünde in jene Welt geſchleppt, die dir den Eingang in die Pforten des Paradieſes verrammelt? Ich will Meſſen leſen laſſen, den irrenden Geiſt in ſeine Heimat zu ſenden. Haſt du das Gold der Wittwen und Waiſen unter die Erde vergraben, das dich zu dieſer mitternächtlichen Stunde heulend herumtreibt? ich will den unterirdiſchen Schatz aus den Klauen des Zauberdrachen reißen, und wenn er tauſend rothe Flammen auf mich ſpeit und ſeine ſpitzen Zähne gegen meinen Degen bleckt, — oder kommſt du, auf meine Fragen die Räthſel der Ewigkeit zu entfalten? Rede, rede! ich bin der Mann der bleichen Furcht nicht.

D. a. Moor. Ich bin kein Geiſt. Taſte mich an, ich lebe, o ein elendes, erbärmliches Leben!

Moor. Was? Du biſt nicht begraben worden?

D. a. Moor. Ich bin begraben worden — das heißt: ein todter Hund liegt in meiner Väter Gruft; und ich — drei volle Monde ſchmacht' ich ſchon in dieſem finſtern unterirdiſchen Gewölbe, von keinem Strahle beſchienen, von keinem warmen Lüftchen angeweht, von keinem Freunde beſucht, wo wilde Raben krächzen und mitternächtliche Uhu's heulen. —

Moor. Himmel und Erde! Wer hat das gethan?

D. a. Moor. Verfluch' ihn nicht! — Das hat mein Sohn Franz gethan.

Moor. Franz? Franz? — O ewiges Chaos!

D. a. Moor. Wenn du ein Menſch biſt und ein menſchliches Herz haſt, Erlöſer, den ich nicht kenne, o ſo höre den Jammer eines Vaters, den ihm ſeine Söhne bereitet haben — drei Monde ſchon hab' ich's tauben Felſenwänden zugewinſelt, aber ein hohler Widerhall äffte meine Klagen nur nach. Darum, wenn du ein Menſch biſt und ein menſchliches Herz haſt —

Moor. Dieſe Aufforderung könnte die wilden Beſtien aus ihren Löchern hervorrufen.

D. a. Moor. Ich lag eben auf dem Siechbett, hatte kaum angefangen, nach einer ſchweren Krankheit etwas Kräfte zu ſammeln, ſo führte man einen Mann zu mir, der vorgab, mein Erſtgeborner ſey geſtorben in der Schlacht, und mit ſich brachte ein Schwert, gefärbt mit ſeinem Blut, und ſein letztes Lebewohl, und daß ihn mein Fluch gejagt hätte in Kampf und Tod und Verzweiflung.

Moor (heftig von ihm abgewandt). Es iſt offenbar!

D. a. Moor. Höre weiter! ich ward ohnmächtig bei der Botſchaft. Man muß mich für todt gehalten haben, denn als ich wieder zu mir ſelber kam, lag ich ſchon in der Bahre, und in's Leichentuch gewickelt wie ein Todter. Ich kratzte an dem Deckel der Bahre. Er ward aufgethan. Es war finſtere Nacht, mein Sohn Franz ſtand vor mir. — Was! rief er mit entſetzlicher Stimme, willſt du denn ewig leben? — und gleich flog der Sargdeckel wieder zu. Der Donner dieſer Worte hatte mich meiner Sinne beraubt; als ich wieder erwachte, fühlt' ich den Sarg erhoben und fortgeführt in einem Wagen eine halbe Stunde lang. Endlich ward er geöffnet — ich ſtand am Eingange dieſes Gewölbes, mein Sohn vor mir, und der Mann, der mir das blutige Schwert von Karln gebracht hatte — zehnmal umfaßt' ich ſeine Knie, und bat und flehte, und umfaßte ſie und beſchwur — das Flehen ſeines Vaters reichte nicht an ſein Herz — Hinab mit dem Balg! donnerte es von ſeinem Munde, er hat genug gelebt, — und hinab ward ich geſtoßen ohne Erbarmen, und mein Sohn Franz ſchloß hinter mir zu.

Moor. Es iſt nicht möglich, nicht möglich! Ihr müßt euch geirrt haben!

D. a. Moor. Ich kann mich geirrt haben. Höre weiter, aber zürne doch nicht! So lag ich zwanzig Stunden, und kein Menſch gedachte meiner Noth. Auch hat keines Menſchen Fußtritt je dieſe Einöde betreten, denn die allgemeine Sage geht, daß die Geſpenſter meiner Väter in dieſen Ruinen raſſelnde Ketten ſchleifen und in mitternächtlicher Stunde ihr Todtenlied raunen. Endlich hörte ich die Thüre wieder aufgehen; dieſer Mann brachte mir Brod und Waſſer, und entdeckte mir, wie ich zum Tode des Hungers verurtheilt geweſen, und wie er ſein Leben in Gefahr ſetze, wenn es herauskäme, daß er mich ſpeiſe. So ward ich kümmerlich erhalten dieſe lange Zeit, aber der unaufhörliche Froſt — die faule Luſt meines Unraths, — der grenzenloſe Kummer — meine Kräfte wichen, mein Leib ſchwand; tauſendmal bat ich Gott mit Thränen um den Tod, aber das Maß meiner Strafe muß noch nicht gefüllt ſeyn — oder muß noch irgend eine Freude meiner warten, daß ich ſo wunderbarlich erhalten bin. Aber ich leide gerecht — mein Karl! mein Karl! — und er hatte noch keine grauen Haare.

Moor. Es iſt genug. Auf! ihr Klötze, ihr Eisklumpen! ihr trägen, fühlloſen Schläfer! auf! Will keiner erwachen? (Er thut einen Piſtolenſchuß über die ſchlafenden Räuber.)

Die Räuber (aufgejagt). He, holla! holla! was gibt's da?

Moor. Hat euch die Geſchichte nicht aus dem Schlummer gerüttelt? der ewige Schlaf würde wach worden ſeyn! Schaut her! ſchaut her! die Geſetze der Welt ſind Würfelſpiel worden, das Band der Natur iſt entzwei, die alte Zwietracht iſt los, der Sohn hat ſeinen Vater erſchlagen.

Die Räuber. Was ſagt der Hauptmann?

Moor. Nein, nicht erſchlagen! das Wort iſt Beſchönigung! — der Sohn hat den Vater tauſendmal gerädert, geſpießt, gefoltert, geſchunden! die Worte ſind mir zu menſchlich — worüber die Sünde roth wird, worüber der Kannibale ſchaudert, worauf ſeit Aeonen kein Teufel gekommen iſt, — der Sohn hat ſeinen eigenen Vater — o ſeht her, — ſeht her! er iſt in Ohnmacht geſunken, — in dieſes Gewölbe hat der Sohn ſeinen Vater — Froſt, Blöße, — Hunger, — Durſt — o ſeht doch, ſeht doch! — es iſt mein eigener Vater, ich will's nur geſtehn.

Die Räuber (ſpringen herbei und umringen den Alten). Dein Vater? dein Vater?

Schweizer (tritt ehrerbietig näher, fällt vor ihm nieder). Vater meines Hauptmanns! Ich küſſe dir die Füße! du haſt über meinen Dolch zu befehlen.

Moor. Rache, Rache, Rache dir, grimmig beleidigter, entheiligter Greis! So zerreiß' ich von nun an auf ewig das brüderliche Band. (Er zerreißt ſein Kleid von oben an bis unten.) So verfluch' ich jeden Tropfen brüderlichen Bluts im Antlitz des offenen Himmels! Höre mich, Mond und Geſtirne! Höre mich, mitternächtlicher Himmel, der du auf die Schandthat herunterblickteſt! Höre mich, dreimal ſchrecklicher Gott, der da oben über dem Monde waltet, und rächt und verdammt über den Sternen, und feuerflammt über der Nacht! Hier knie ich — hier ſtreck' ich empor die drei Finger in die Schauer der Nacht — hier ſchwör' ich, und ſo ſpeie die Natur mich aus ihren Grenzen wie eine bösartige Beſtie aus, wenn ich dieſen Schwur verletze, ſchwör' ich, das Licht des Tages nicht mehr zu grüßen, bis des Vater-Mörders Blut, vor dieſem Stein verſchüttet, gegen die Sonne dampft. (Er ſteht auf.)

Die Räuber. Es iſt ein Belials-Streich! Sag' einer, wir ſeyen Schelme! Nein, bei allen Drachen! ſo bunt haben wir's nie gemacht!

Moor. Ja! und bei allen ſchrecklichen Seufzern derer, die jemals durch eure Dolche ſtarben, derer, die meine Flamme fraß und mein fallender Thurm zermalmte, eh' ſoll kein Gedanke von Mord oder Raub Platz finden in eurer Bruſt, bis euer aller Kleider von des Verruchten Blute ſcharlachroth gezeichnet ſind — Das hat euch wohl niemals geträumt, daß ihr der

Arm höherer Majeſtäten ſeyd? Der verworrene Knäuel unſers Schickſals iſt aufgelöst! Heute, heute hat eine unſichtbare Macht unſer Handwerk geadelt! Betet an vor dem, der euch dies erhabene Loos geſprochen, der euch hieher geführt, der euch gewürdiget hat, die ſchrecklichen Engel ſeines finſtern Gerichts zu ſeyn! Entblößet eure Häupter! Kniet hin in den Staub und ſteht geheiligt auf! (Sie knien.)

Schweizer. Gebeut, Hauptmann! was ſollen wir thun?

Moor. Steh auf, Schweizer! und rühre dieſe heiligen Locken an! (Er führt ihn zu ſeinem Vater und gibt ihm eine Locke in die Hand.) Du weißt noch, wie du einsmals jenem böhmiſchen Reiter den Kopf ſpalteteſt, da er eben den Säbel über mich zuckte, und ich athemlos und erſchöpft von der Arbeit in die Knie geſunken war? dazumal verhieß ich dir eine Belohnung, die königlich wäre; ich konnte dieſe Schuld bisher niemals bezahlen. —

Schweizer. Das ſchwurſt du mir, es iſt wahr, aber laß mich dich ewig meinen Schuldner nennen!

Moor. Nein, jetzt will ich bezahlen! Schweizer, ſo iſt noch kein Sterblicher geehrt worden, wie du! — räche meinen Vater! (Schweizer ſteht auf.)

Schweizer. Groſſer Hauptmann! heute haſt du mich zum erſten Mal ſtolz gemacht! — Gebeut, wo, wie, wann ſoll ich ihn ſchlagen?

Moor. Die Minuten ſind geweiht, du mußt eilends gehn — Lies dir die Würdigſten aus der Bande und führe ſie gerade nach des Edelmanns Schloß!

Zerr' ihn aus dem Bette, wenn er ſchläft oder in den Armen der Wolluſt liegt, ſchlepp' ihn vom Mahle weg, wenn er beſoffen iſt, reiß' ihn vom Kruzifix, wenn er betend vor ihm auf den Knien liegt! Aber ich ſage dir, ich ſchärf' es dir hart ein, liefr' ihn mir nicht todt! Deſſen Fleiſch will ich in Stücke reißen und hungrigen Geiern zur Speiſe geben, der ihm nur die Haut ritzt oder ein Haar krümmt! Ganz muß ich ihn haben, und wenn du ihn ganz und lebendig bringſt, ſo ſollſt du eine Million zur Belohnung haben, ich will ſie einem Könige mit Gefahr meines Lebens ſtehlen, und du ſollſt frei ausgehen wie die weite Luft — Haſt du mich verſtanden, ſo eile davon!

Schweizer. Genug, Hauptmann — hier haſt du meine Hand darauf: Entweder du ſiehſt Zwei zurückkommen, oder gar Keinen. Schweizers Würgengel, kommt! (Ab mit einem Geſchwader.)

Moor. Ihr Uebrigen zerſtreut euch im Walde — Ich bleibe.

Fünfter Akt.

Erste Scene.

Ausſicht von vielen Zimmern. Finſtere Nacht.

Daniel

(kommt mit einer Laterne und einem Reiſebündel).

Lebe wohl, theures Mutterhaus — Hab' ſo manch Gut's und Lieb's in dir genoſſen, da der Herr ſeliger noch lebte — Thränen auf deine Gebeine, du lange Verfaulter, das verlangt er von einem alten Knecht — es war das Obdach der Waiſen und der Port der Verlaſſenen, und dieſer Sohn hat's gemacht zur Mördergrube — Lebe wohl, du guter Boden! wie oft hat der alte Daniel dich abgefegt — Lebe wohl, du lieber Ofen, der alte Daniel nimmt ſchweren Abſchied von dir — es war dir Alles ſo vertraut worden — wird dir weh thun, alter Elieſer — aber Gott bewahre mich in Gnaden vor Trug und Liſt des Argen — Leer kam ich hieher — leer zieh' ich wieder hin — aber meine Seele iſt gerettet. (Wie er gehen will, kommt)

Franz (im Schlafrock hereingeſtürzt).

Daniel. Gott ſteh' mir bei! mein Herr! (Löſcht die Laterne aus.)

Franz. Verrathen! Verrathen! Geiſter ausgeſpieen aus Gräbern — Losgerüttelt das Todtenreich aus dem ewigen Schlaf, brüllt wider mich: Mörder! Mörder! — Wer regt ſich da?

Daniel (ängſtlich). Hilf, heilige Mutter Gottes! ſeyd ihr's, geſtrenger Herr, der ſo gräßlich durch die Gewölbe ſchreit, daß alle Schläfer auffahren?

Franz. Schläfer? Wer heißt euch ſchlafen? Fort, zünde Licht an! (Daniel ab, es kommt ein anderer Bedienter.) Es ſoll Niemand ſchlafen in dieſer Stunde. Hörſt du? Alles ſoll auf ſeyn — in Waffen — alle Gewehre geladen — Sahſt du ſie dort den Bogengang hinſchweben?

Bedienter. Wen, gnädiger Herr?

Franz. Wen, Dummkopf, wen? So kalt, ſo leer fragſt du, wen? hat mich's doch angepackt wie der Schwindel! wen, Eſelskopf! wen? Geiſter und Teufel! Wie weit iſt's in der Nacht?

Bedienter. Eben jetzt ruft der Nachtwächter Zwei an.

Franz. Was? will dieſe Nacht währen bis an den jüngſten Tag? Hörteſt du keinen Tumult in der Nähe? kein Siegesgeſchrei? kein Geräuſch galoppirender Pferde? Wo iſt Kar — der Graf, will ich ſagen?

Bedienter. Ich weiß nicht, mein Gebieter!

Franz. Du weißt's nicht? Du biſt auch unter der Rotte? Ich will dir das Herz aus den Rippen ſtampfen! mit deinem verfluchten: ich weiß nicht! Fort, hole den Paſtor!

Bedienter. Gnädiger Herr!

Franz. Murrſt du? zögerſt du? (Erſter Bedienter eilend ab.) Was? auch Bettler wider mich verſchworen? Himmel, Hölle! Alles wider mich verſchworen?

Daniel (kommt mit dem Lichte). Mein Gebieter —

Franz. Nein! ich zittre nicht! Es war lediglich ein Traum. Die Todten ſtehen noch nicht auf — wer ſagt, daß ich zittre oder bleich bin? Es iſt mir ja ſo leicht, ſo wohl.

Daniel. Ihr ſeyd todtenbleich, eure Stimme iſt bang und lallet.

Franz. Ich habe das Fieber. Sag' du nur, wenn der Paſtor kommt, ich habe das Fieber. Ich will morgen zur Ader laſſen, ſage dem Paſtor.

Daniel. Befehlt ihr, daß ich euch Lebensbalſam auf Zucker tröpfle?

Franz. Tröpfle mir auf Zucker! der Paſtor wird nicht ſogleich da ſeyn. Meine Stimme iſt bang und lallet, gib Lebensbalſam auf Zucker!

Daniel. Gebt mir erſt die Schlüſſel, ich will drunten holen im Schrank —

Franz. Nein, nein, nein! Bleib! oder ich will mit dir gehn. Du ſiehſt, ich kann nicht allein ſeyn! wie leicht könnt' ich, du ſiehſt ja — ohnmächtig — wenn ich allein bin. Laß nur, laß nur! Es wird vorübergehen, du bleibſt.

Daniel. O ihr ſeyd ernſtlich krank.

Franz. Ja freilich, freilich! das iſt Alles. — Und Krankheit verſtöret das Gehirn, und brütet tolle und wunderliche Träume aus. — Träume bedeuten nichts — Nicht wahr, Daniel? Träume kommen ja aus dem Bauche, und Träume bedeuten nichts — ich hatte ſo eben einen luſtigen Traum. (Er ſinkt ohnmächtig nieder.)

Daniel. Jeſus Chriſtus! was iſt das? Georg! Conrad! Baſtian! Martin! ſo gebt doch nur eine Urkund' von euch! (Rüttelt ihn.) Maria, Magdalena und Joſeph! ſo nehmt doch nur Vernunft an! So wird's heißen, ich habe ihn todt gemacht! Gott erbarme ſich meiner!

Franz (verwirrt). Weg — weg! was rüttelſt du mich ſo, ſcheußliches Todtengerippe? — die Todten ſtehen noch nicht auf —

Daniel. O du ewige Güte! Er hat den Verſtand verloren.

Franz (richtet ſich matt auf). Wo bin ich? — du, Daniel? was hab' ich geſagt? merke nicht drauf! ich habe eine Lüge geſagt, es ſey, was es wolle — komm! hilf mir auf! — es iſt nur ein Anſtoß von Schwindel — weil ich — weil ich — nicht ausgeſchlafen habe.

Daniel. Wäre nur der Johann da! ich will Hülfe rufen, ich will nach Aerzten rufen.

Franz. Bleib! ſetz' dich neben mich auf dieſen Sopha! — ſo — du biſt ein geſcheiter Mann, ein guter Mann. Laß dir erzählen.

Daniel. Jetzt nicht, ein andermal! Ich will euch zu Bette bringen, Ruhe iſt euch beſſer.

Franz. Nein, ich bitte dich, laß dir erzählen, und lache mich derb aus! — Siehe, mir däuchte, ich hätte ein königlich Mahl gehalten, und mein Herz wäre guter Dinge, und ich läge berauſcht im Raſen des

Schloßgartens, und plötzlich, — es war zur Stunde des Mittags — plötzlich, aber ich ſage dir, lache mich derb aus!

Daniel. Plötzlich?

Franz. Plötzlich traf ein ungeheurer Donner mein ſchlummerndes Ohr; ich taumelte bebend auf, und ſiehe, da war mir's, als ſehe ich aufflammen den ganzen Horizont in feuriger Lohe, und Berge und Städte und Wälder wie Wachs im Ofen zerſchmolzen, und eine heulende Windsbraut fegte von hinnen Meer, Himmel und Erde — da erſcholl's wie aus ehernen Poſaunen: Erde, gib deine Todten, gib deine Todten, Meer! und das nackte Gefilde begann zu kreiſen, und aufzuwerfen Schädel und Rippen und Kinnbacken und Beine, die ſich zuſammenzogen in menſchliche Leiber und daherſtrömten unüberſehlich, ein lebendiger Sturm. Damals ſah ich aufwärts, und ſiehe, ich ſtand am Fuß des donnernden Sina, und über mir Gewimmel und unter mir, und oben auf der Höhe des Berges auf drei rauchenden Stühlen drei Männer, vor deren Blick floh die Kreatur —

Daniel. Das iſt ja das leibhaftige Konterfei vom jüngſten Tage.

Franz. Nicht wahr, das iſt tolles Gezeuge? Da trat hervor Einer, anzuſehen wie die Sternennacht, der hatte in ſeiner Hand einen eiſernen Siegelring, den hielt er zwiſchen Aufgang und Niedergang, und ſprach: Ewig heilig, gerecht, unverfälſchbar! Es iſt nur Eine Wahrheit, es iſt nur Eine Tugend! Wehe, wehe, wehe dem zweifelnden Wurme! — Da trat hervor ein Zweiter, der hatte in ſeiner Hand einen blitzenden Spiegel, den hielt er zwiſchen Aufgang und Niedergang, und ſprach: dieſer Spiegel iſt Wahrheit; Heuchelei und Larven beſtehen nicht — da erſchrack ich und alles Volk, denn wir ſahen Schlangen- und Tiger- und Leoparden-Geſichter zurückgeworfen aus dem entſetzlichen Spiegel. — Da trat hervor ein Dritter, der hatte in ſeiner Hand eine eherne Wage, die hielt er zwiſchen Aufgang und Niedergang, und ſprach: tretet herzu, ihr Kinder von Adam — ich wäge die Gedanken in der Schale meines Zornes, und die Werke mit dem Gewichte meines Grimms! —

Daniel. Gott erbarme ſich meiner!

Franz. Schneebleich ſtanden Alle, ängſtlich klopfte die Erwartung in jeglicher Bruſt. Da war mir's, als hörte ich meinen Namen zuerſt genannt aus den Wettern des Berges, und mein innerſtes Mark gefror in mir, und meine Zähne klapperten laut. Schnell begann die Wage zu klingen, zu donnern der Fels, und die Stunden zogen vorüber, eine nach der andern an der links hangenden Schale, und eine nach der andern warf eine Todſünde hinein —

Daniel. O, Gott vergeb' euch!

Franz. Das that er nicht! — Die Schale wuchs zu einem Gebirge, aber die andere, voll vom Blute der Verſöhnung, hielt ſie noch immer hoch in den Lüften — zuletzt kam ein alter Mann, ſchwer gebeugt von Gram, angebiſſen den Arm von wüthendem Hunger, Aller Augen wandten ſich ſcheu von dem Manne, ich kannte den Mann, er ſchnitt eine Locke von ſeinem ſilbernen Haupthaar, warf ſie hinein in die Schale der Sünden, und ſiehe, ſie ſank, ſank plötzlich zum Abgrund, und die Schale der Verſöhnung flatterte hoch auf! — Da hörte ich eine Stimme ſchallen aus dem Rauche des Felſen: Gnade, Gnade jedem Sünder der Erde und des Abgrunds! du allein biſt verworfen! — (Tiefe Pauſe.) Nun, warum lachſt du nicht?

Daniel. Kann ich lachen, wenn mir die Haut ſchaudert? Träume kommen von Gott.

Franz. Pfui doch, pfui doch! ſage das nicht! Heiß' mich einen Narren, einen aberwitzigen, abgeſchmackten Narren! Thu' das, lieber Daniel, ich bitte dich darum, ſpotte mich tüchtig aus!

Daniel. Träume kommen von Gott. Ich will für euch beten.

Franz. Du lügſt, ſag' ich — geh den Augenblick, lauf', ſpring', ſieh, wo der Paſtor bleibt, heiß' ihn eilen, eilen, aber ich ſage dir, du lügſt.

Daniel (im Abgehen). Gott ſey euch gnädig!

Franz.

Pöbel-Weisheit, Pöbel-Furcht! — Es iſt ja noch nicht ausgemacht, ob das Vergangene nicht vergangen iſt, oder ein Auge findet über den Sternen — Hum, hum! wer raunte mir das ein? Rächet denn droben über den Sternen einer? — Nein, nein! Ja, ja! Fürchterlich ziſchelt's um mich: Richtet droben einer über den Sternen! Entgegen gehen dem Rächer über den Sternen dieſe Nacht noch! Nein, ſag' ich. — Elender Schlupfwinkel, hinter den ſich deine Feigheit verſtecken will — öd', einſam, taub iſt's droben über den Sternen — Wenn's aber doch etwas mehr wäre? Nein, nein, es iſt nicht! Ich befehle, es iſt nicht! Wenn's aber doch wäre? Wehe dir, wenn's nachgezählt worden wäre! wenn's dir vorgezählt würde dieſe Nacht noch! — Warum ſchaudert mir ſo durch die Knochen? — Sterben! warum packt mich das Wort ſo? Rechenſchaft geben dem Rächer droben über den Sternen — und wenn er gerecht iſt, Waiſen und Wittwen, Unterdrückte, Geplagte heulen zu ihm auf, und wenn er gerecht iſt? — warum haben ſie gelitten, warum haſt du über ſie triumphirt? —

Paſtor Moſer (tritt auf).

Moſer. Ihr ließt mich holen, gnädiger Herr! Ich erſtaune. Das erſte Mal in meinem Leben! Habt ihr im Sinne, über die Religion zu ſpotten, oder fangt ihr an, vor ihr zu zittern.

Franz. Spotten oder zittern, je nachdem du mir antworteſt. — Höre, Moſer, ich will dir zeigen, daß du ein Narr biſt, oder die Welt für'n Narren halten willſt, und du ſollſt mir antworten! Hörſt du? Auf dein Leben ſollſt du mir antworten.

Moſer. Ihr fordert einen Höhern vor euren Richterſtuhl. Der Höhere wird euch dermaleinſt antworten.

Franz. Jetzt will ich's wiſſen, jetzt, dieſen Augenblick, damit ich nicht die ſchändliche Thorheit begehe und im Drange der Noth den Götzen des Pöbels anrufe. Ich hab's dir oft mit Hohnlachen bei Burgunder zugeſoſſen: Es iſt kein Gott! — Jetzt red' ich im Ernſte mit dir, ich ſage dir: es iſt keiner! Du ſollſt mich mit allen Waffen widerlegen, die du in deiner Gewalt haſt, aber ich blaſe ſie weg mit dem Hauch meines Mundes.

Moſer. Wenn du auch eben ſo leicht den Donner wegblaſen könnteſt, der mit zehntauſendfachem Centner-Gewicht auf deine ſtolze Seele fallen wird! Dieſer allwiſſende Gott, den du Thor und Böſewicht mitten aus ſeiner Schöpfung zernichteſt, braucht ſich nicht durch den Mund des Staubes zu rechtfertigen. Er iſt eben ſo groß in deinen Tyranneien, als irgend in einem Lächeln der ſiegenden Tugend.

Franz. Ungemein gut, Pfaffe! So gefällſt du mir.

Moſer. Ich ſtehe hier in den Angelegenheiten eines größern Herrn, und rede mit einem, der Wurm iſt, wie ich, dem ich nicht gefallen will. Freilich müßt' ich Wunder thun können, wenn ich deiner halsſtarrigen Bosheit das Geſtändniß abzwingen könnte; — aber wenn deine Ueberzeugung ſo feſt iſt, warum ließeſt du mich rufen? Sage mir doch, warum ließeſt du mich in der Mitternacht rufen?

Franz. Weil ich lange Weile habe und eben am Schachbret keinen Geſchmack finde. Ich will mir einen Spaß machen, mich mit Pfaffen herumzubeißen. Mit dem leeren Schrecken wirſt du meinen Muth nicht entmannen. Ich weiß wohl, daß derjenige auf Ewigkeit hofft, der hier zu kurz gekommen iſt; aber er wird garſtig betrogen. Ich hab's immer geleſen, daß unſer Weſen nichts iſt, als Sprung des Geblüts, und mit dem letzten Blutstropfen zerrinnt auch Geiſt und Gedanke. Er macht alle Schwachheiten des Körpers mit, wird er nicht auch aufhören bei ſeiner Zerſtörung? nicht bei ſeiner Fäulung verdampfen? Laß einen Waſſertropfen in deinem Gehirne verirren, und dein Leben macht eine plötzliche Pauſe, die zunächſt an das Nichtſeyn grenzt, und ihre Fortdauer iſt der Tod. Empfindung iſt Schwingung einiger Saiten, und das zerſchlagene Klavier tönet nicht mehr. Wenn ich meine ſieben Schlöſſer ſchleifen laſſe, wenn ich dieſe Venus zerſchlage, ſo iſt's Symmetrie und Schönheit geweſen. Siehe da! das iſt eure unſterbliche Seele!

Moſer. Das iſt die Philoſophie eurer Verzweiflung. Aber euer eigenes Herz, das bei dieſen Beweiſen ängſtlich bebend wider eure Rippen ſchlägt, ſtraft euch Lügen. Dieſe Spinnweben von Syſtemen zerreißt das einzige Wort: du mußt ſterben! — Ich fordere euch auf, das ſoll die Probe ſeyn, wenn ihr im Tode annoch feſt ſteht, wenn euch eure Grundſätze auch da nicht im Stiche laſſen, ſo ſollt ihr gewonnen haben; wenn euch im Tode nur der mindeſte Schauer anwandelt, wehe euch dann! ihr habt euch betrogen.

Franz (verwirrt). Wenn mich im Tode ein Schauer anwandelt?

Moſer. Ich habe wohl mehr ſolche Elende geſehen, die bis hieher der Wahrheit Rieſentrotz boten; aber im Tode ſelbſt flattert die Täuſchung dahin. Ich will an eurem Bette ſtehn, wenn ihr ſterbet — ich möchte ſo gar gern einen Tyrannen ſehen dahinfahren — ich will dabei ſtehn und euch ſtarr in's Auge faſſen, wenn der Arzt eure kalte naſſe Hand ergreift und den verlorenen ſchleichenden Puls kaum mehr finden kann, und aufſchaut und mit jenem ſchrecklichen Achſelzucken zu euch ſpricht: menſchliche Hülfe iſt umſonſt! Hütet euch dann, o hütet euch ja, daß ihr da ausſeht wie Richard und Nero!

Franz. Nein, nein!

Moſer. Auch dieſes Nein wird dann zu einem heulenden Ja — Ein inneres Tribunal, das ihr nimmermehr durch ſkeptiſche Grübeleien beſtechen könnt, wird jetzt erwachen und Gericht über euch halten. Aber es wird ein Erwachen ſeyn, wie des Lebendig-Begrabenen im Bauche des Kirchhofs; es wird ein Unwille ſeyn, wie des Selbſtmörders, wenn er den tödtlichen Streich ſchon gethan hat und bereut; es wird ein Blitz ſeyn, der die Mitternacht eures Lebens zumal überflammt; es wird Ein Blick ſeyn, und wenn ihr da noch feſtſteht, ſo ſollt ihr gewonnen haben!

Franz (unruhig im Zimmer auf- und abgehend). Pfaffengewäſche, Pfaffengewäſche!

Moſer. Jetzt zum Erſtenmal werden die Schwerter einer Ewigkeit durch eure Seele ſchneiden, und jetzt zum Erſtenmal zu ſpät. — Der Gedanke Gott weckt einen fürchterlichen Nachbar auf, ſein Name heißt Richter. Sehet, Moor, ihr habt das Leben von Tauſenden an der Spitze eures Fingers, und von dieſen Tauſenden habt ihr neunhundert neun und neunzig elend gemacht. Euch fehlt zu einem Nero nur das römiſche Reich, und nur Peru zu einem Pizarro. Nun, glaubt ihr wohl, Gott werde es zugeben, daß ein einziger

Menſch in ſeiner Welt wie ein Wüthrich hauſe und das Oberſte zu unterſt kehre? Glaubt ihr wohl, dieſe neunhundert neun und neunzig ſeyen nur zum Verderben, nur zu Puppen eures ſataniſchen Spieles da? O glaubt das nicht! Er wird jede Minute, die ihr ihnen getödtet, jede Freude, die ihr ihnen vergiftet, jede Vollkommenheit, die ihr ihnen verſperrt habt, von euch fordern dereinſt, und wenn ihr darauf antwortet, Moor, ſo ſollt ihr gewonnen haben.

Franz. Nichts mehr, kein Wort mehr! Willſt du, daß ich deinen ſchwarzlebrigen Grillen zu Gebote ſtehe?

Moſer. Sehet zu, das Schickſal der Menſchen ſteht unter ſich in fürchterlich ſchönem Gleichgewicht. Die Wagſchale dieſes Lebens ſinkend, wird hochſteigen in jenem, ſteigend in dieſem, wird in jenem zu Boden fallen. Aber was hier zeitliches Leiden war, wird dort ewiger Triumph; was hier endlicher Triumph war, wird dort ewige unendliche Verzweiflung.

Franz (wild auf ihn losgehend). Daß dich der Donner ſtumm mache, Lügengeiſt du! Ich will dir die verfluchte Zunge aus dem Munde reißen!

Moſer. Fühlt ihr die Laſt der Wahrheit ſo früh? Ich habe ja noch nichts von Beweiſen geſagt. Laßt mich nur erſt zu den Beweiſen —

Franz. Schweig, geh in die Hölle mit deinen Beweiſen! Zernichtet wird die Seele, ſag' ich dir, und ſollſt mir nicht darauf antworten!

Moſer. Darum winſeln auch die Geiſter des Abgrunds, aber der im Himmel ſchüttelt das Haupt.

Meint ihr dem Arm des Vergelters im öden Reich des Nichts zu entlaufen? Und führet ihr gen Himmel, ſo iſt er da! und bettetet ihr euch in der Hölle, ſo iſt er wieder da! und ſprächet ihr zu der Nacht: verhülle mich! und zu der Finſterniß: birg mich! ſo muß die Finſterniß leuchten um euch, und um den Verdammten die Mitternacht tagen — aber euer unſterblicher Geiſt ſträubt ſich unter dem Wort und ſiegt über den blinden Gedanken.

Franz. Ich will aber nicht unſterblich ſeyn — ſey es, wer da will, ich will's nicht hindern. Ich will ihn zwingen, daß er mich zernichte, ich will ihn zur Wuth reizen, daß er mich in der Wuth zernichte. Sage mir, was iſt die größte Sünde und die ihn am grimmigſten aufbringt?

Moſer. Ich kenne nur zwei. Aber ſie werden nicht von Menſchen begangen, auch ahnen ſie Menſchen nicht.

Franz. Dieſe zwei? —

Moſer (ſehr bedeutend). Vatermord heißt die eine, Brudermord die andere — Was macht euch auf einmal ſo bleich?

Franz. Was, Alter? Stehſt du mit dem Himmel oder mit der Hölle im Bündniß? Wer hat dir das geſagt?

Moſer. Wehe dem, der ſie beide auf dem Herzen hat! Ihm wäre beſſer, daß er nie geboren wäre! Aber ſeyd ruhig! ihr habt weder Vater noch Bruder mehr!

Franz. Ha! — was, du kennſt keine drüber? Beſinne dich nochmals — Tod, Himmel, Ewigkeit, Verdammniß ſchwebt auf dem Laut deines Mundes — keine einzige drüber?

Moſer. Keine einzige drüber.

Franz (fällt in einen Stuhl). Zernichtung! Zernichtung!

Moſer. Freut euch, freut euch doch! preist euch doch glücklich! — Bei allen euern Gräueln ſeyd ihr noch ein Heiliger gegen den Vatermörder. Der Fluch, der euch trifft, iſt gegen den, der auf dieſen lauert, ein Geſang der Liebe — die Vergeltung —

Franz (aufgeſprungen). Geh in tauſend Grüfte, du Eule! wer hieß dich hieher kommen? Geh, ſag' ich, oder ich ſtoße dich durch und durch!

Moſer. Kann das Pfaffengewäſche ſo einen Philoſophen in Harniſch jagen? Blast es doch weg mit dem Hauch eures Mundes! (Geht ab.)

Franz (wirft ſich in ſeinem Seſſel herum in ſchrecklichen Bewegungen. Tiefe Pauſe).

Ein Bedienter (eilig).

Bedienter. Amalia iſt entſprungen, der Graf iſt plötzlich verſchwunden.

Daniel (kommt ängſtlich).

Daniel. Gnädiger Herr, jagt ein Trupp feuriger Reiter die Steig' herab, ſchreien Mordjo, Mordjo — das ganze Dorf in Allarm.

Franz. Geh, laß alle Glocken zuſammenläuten, Alles ſoll in die Kirche — auf die Knie fallen Alles — beten für mich — alle Gefangene ſollen los ſeyn und ledig, ich will den Armen Alles doppelt und dreifach wiedergeben, ich will — ſo geh doch — ſo ruf' doch den Beichtvater, daß er mir meine Sünden hinwegſegne — Biſt du noch nicht fort? (Das Getümmel wird hörbarer.)

Daniel. Gott verzeih' mir meine ſchwere Sünde! Wie ſoll ich das wieder reimen? Ihr habt ja immer das liebe Gebet über alle Häuſer hinausgeworfen, habt mir ſo manche Poſtill' und Bibelbuch an den Kopf gejagt, wenn ihr mich ob dem Beten ertapptet —

Franz. Nichts mehr davon — Sterben! ſiehſt du? Sterben! — Es wird zu ſpät. (Man hört Schweizern toben.) Bete doch! bete!

Daniel. Ich ſagt's euch immer — ihr verachtet das liebe Gebet ſo — aber gebt Acht, gebt Acht! wenn die Noth an Mann geht, wenn euch das Waſſer an die Seele geht, ihr werdet alle Schätze der Welt um ein chriſtliches Seufzerlein geben — Seht ihr's? Ihr verſchimpftet mich! Da habt ihr's nun! Seht ihr's?

Franz (umarmt ihn ungeſtüm). Verzeih', lieber, goldner Perlendaniel, verzeih' — ich will dich kleiden von Fuß auf — ſo bete doch — ich will dich zum Hochzeiter machen — ich will, ſo bete doch — ich beſchwöre dich — auf den Knieen beſchwör' ich dich — In's T—ls Namen! ſo bet' doch. (Tumult auf den Straßen. Geſchrei — Gepolter.)

Schweizer (auf der Gaſſe). Stürmt! ſchlagt todt! brecht ein! Ich ſehe Licht, dort muß er ſeyn.

Franz (auf den Knieen). Höre mich beten, Gott im Himmel! — Es iſt das Erſtemal — ſoll auch gewiß nimmer geſchehen — Erhöre mich, Gott im Himmel!

Daniel. Mein doch! Was treibt ihr! Das iſt ja gottlos gebetet.

Volksauflauf.

Volk. Diebe! Mörder! Wer lärmt ſo gräßlich in dieſer Mitternachtsſtunde?

Schweizer (immer auf der Gaſſe). Schlag' ſie zurück, Kamerad — der Teufel iſt's, und will euren Herrn holen — Wo iſt der Schwarz mit ſeinem Haufen? — Poſtir' dich um's Schloß, Grimm — Lauf Sturm wider die Ringmauer!

Grimm. Holt ihr Feuerbrände — wir hinauf oder er herunter — ich will Feuer in ſeine Säle ſchmeißen.

Franz (betet). Ich bin kein gemeiner Mörder geweſen, mein Herrgott — hab' mich nie mit Kleinigkeiten abgegeben, mein Herrgott —

Daniel. Gott ſey uns gnädig! Auch ſeine Gebete werden zu Sünden. (Es fliegen Steine und Feuerbrände. Die Scheiben fallen. Das Schloß brennt.)

Franz. Ich kann nicht beten — hier, hier! (Auf Bruſt und Stirn ſchlagend.) Alles ſo öde — ſo verdorrt. (Steht auf.) Nein, ich will auch nicht beten — dieſen Sieg ſoll der Himmel nicht haben, dieſen Spott mir nicht anthun die Hölle —

Daniel. Jeſus Maria! Helft — rettet — das ganze Schloß ſteht in Flammen!

Franz. Hier, nimm dieſen Degen. Hurtig! Jag' mir ihn hinterrücks in den Bauch, daß nicht dieſe Buben kommen und treiben ihren Spott mit mir. (Das Feuer nimmt überhand.)

Daniel. Bewahre! Bewahre! Ich mag Niemand zu früh in den Himmel fördern, viel weniger zu früh — (Er entrinnt.)

Franz (ihm graß nachſtierend, nach einer Pauſe). In die Hölle wollteſt du ſagen — Wirklich! ich wittere ſo etwas — (Wahnſinnig.) Sind das ihre hellen Triller? hör' ich euch ziſchen, ihr Nattern des Abgrundes? — Sie dringen herauf — belagern die Thür — warum zag' ich ſo vor dieſer bohrenden Spitze? — Die Thür kracht — ſtürzt — unentrinnbar — Ha! ſo erbarme du dich meiner! (Er reißt ſeine goldene Hutſchnur ab und erdroſſelt ſich.)

Schweizer (mit ſeinen Leuten).

Schweizer. Mordkanaille, wo biſt du? — Saht ihr, wie ſie flohen? — hat er ſo wenig Freunde? — Wohin hat ſich die Beſtie verkrochen?

Grimm (ſtößt an die Leiche). Halt, was liegt hier im Wege? Zündet hieher —

Schwarz. Er hat das Prävenire geſpielt. Steckt eure Schwerter ein, hier liegt er wie eine Katze verreckt.

Schweizer. Todt! was? todt? ohne mich todt? — Erlogen, ſag' ich — Gebt Acht, wie hurtig er auf die Beine ſpringt? — (Rüttelt ihn.) He du! es gibt einen Vater zu ermorden.

Grimm. Gib dir keine Mühe. Er iſt maustodt.

Schweizer (tritt von ihm weg). Ja! Er freut ſich nicht — Er iſt maustodt — Geht zurück und ſagt meinem Hauptmann: Er iſt maustodt — mich ſieht er nicht wieder. (Schießt ſich vor die Stirne.)

Zweite Scene.

Der Schauplatz wie in der letzten Scene des vorigen Akts.

Der alte **Moor** (auf einem Stein ſitzend). **Räuber Moor** (gegenüber). **Räuber** (hin und her im Walde).

R. Moor. Er kommt nicht! (Schlägt mit dem Dolche auf einen Stein, daß es Funken gibt.)

D. a. Moor. Verzeihung ſey ſeine Strafe — meine Rache verdoppelte Liebe.

R. Moor. Nein, bei meiner grimmigen Seele! das ſoll nicht ſeyn. Ich will's nicht haben. Dieſe große Schandthat ſoll er mit ſich in die Ewigkeit hinüber ſchleppen! — Wofür hab' ich ihn denn umgebracht?

D. a. Moor (in Thränen ausbrechend). O mein Kind!

R. Moor. Was? — du weinſt um ihn — an dieſem Thurme?

D. a. Moor. Erbarmung! o Erbarmung! (Heftig die Hände ringend.) Jetzt — jetzt wird mein Kind gerichtet!

R. Moor (erſchrocken). Welches?

D. a. Moor. Ha! was iſt das für eine Frage?

R. Moor. Nichts! nichts!

D. a. Moor. Biſt du kommen, Hohngelächter anzuſtimmen über meinen Jammer?

R. Moor. Verrätheriſches Gewiſſen! — Merket nicht auf meine Rede!

D. a. Moor. Ja, ich habe einen Sohn gequält, und ein Sohn mußte mich wieder quälen, das iſt Gottes Finger. — O mein Karl! mein Karl! wenn du um mich ſchwebſt im Gewand des Friedens! Vergib mir! o vergib mir!

R. Moor (ſchnell). Er vergibt euch. (Betroffen.) Wenn er's werth iſt, euer Sohn zu heißen — er muß euch vergeben.

D. a. Moor. Ha! Er war zu herrlich für mich — Aber ich will ihm entgegen mit meinen Thränen, meinen ſchlafloſen Nächten, meinen quälenden Träumen, ſeine Knie will ich umfaſſen — rufen — laut rufen: Ich habe geſündigt im Himmel und vor dir. Ich bin nicht werth, daß du mich Vater nennſt.

R. Moor (ſehr gerührt). Er war euch lieb, euer anderer Sohn?

D. a. Moor. Du weißt es, o Himmel! Warum ließ ich mich doch durch die Ränke eines böſen Sohnes bethören? Ein geprieſener Vater ging ich einher unter den Vätern der Menſchen. Schön um mich blühten meine Kinder voll Hoffnung. Aber — o der unglückſeligen Stunde! — der böſe Geiſt fuhr in das Herz meines zweiten; ich traute der Schlange — verloren meine Kinder beide. (Verhüllt ſich das Geſicht.)

R. Moor (geht weit von ihm weg). Ewig verloren!

D. a. Moor. O, ich fühle es tief, was mir Amalia ſagte, der Geiſt der Rache ſprach aus ihrem Munde. Vergebens ausſtrecken deine ſterbenden Hände wirſt du nach einem Sohn, vergebens wähnen zu umfaſſen die warme Hand deines Karls, der nimmermehr an deinem Bette ſteht —

R. Moor (reicht ihm die Hand mit abgewandtem Geſicht).

D. a. Moor. Wärſt du meines Karls Hand! — Aber er liegt fern im engen Hauſe, ſchläft ſchon den eiſernen Schlaf, höret nimmer die Stimme meines Jammers — Weh mir! Sterben in den Armen eines Fremdlings — Kein Sohn mehr — kein Sohn mehr, der mir die Augen zudrücken könnte —

U. Moor (in der heftigſten Bewegung). Jetzt muß es ſeyn — jetzt — Verlaßt mich (zu den Räubern). Und doch — kann ich ihm denn ſeinen Sohn wieder ſchenken? — Ich kann ihm ſeinen Sohn doch nicht mehr ſchenken! — Nein! ich will's nicht thun.

D. a. Moor. Wie, Freund? Was haſt du da gemurmelt?

U. Moor. Dein Sohn — ja, alter Mann — (ſtammelnd) dein Sohn — iſt — ewig verloren.

D. a. Moor. Ewig?

U. Moor (in der fürchterlichſten Beklemmung gen Himmel ſehend). O nur diesmal — laß meine Seele nicht matt werden — nur diesmal halte mich aufrecht!

D. a. Moor. Ewig, ſagſt du?

U. Moor. Frage nichts weiter! Ewig, ſagt' ich.

D. a. Moor. Fremdling! Fremdling! Warum zogſt du mich aus dem Thurme?

U. Moor. Und wie? — Wenn ich jetzt ſeinen Segen weghaſchte — haſchte, wie ein Dieb, und mich davon ſchliche mit der göttlichen Beute? Vaterſegen, ſagt man, geht niemals verloren.

D. a. Moor. Auch mein Franz verloren? —

U. Moor (ſtürzt vor ihm nieder). Ich zerbrach die Riegel deines Thurms — Gib mir deinen Segen!

D. a. Moor (mit Schmerz). Daß du den Sohn vertilgen mußteſt, Retter des Vaters! — Siehe, die Gottheit ermüdet nicht im Erbarmen, und wir armſeligen Würmer gehen ſchlafen mit unſerm Groll. (Legt ſeine Hand auf des Räubers Haupt.) Sey ſo glücklich, als du dich erbarmteſt!

R. Moor (wehmüthig aufſtehend). O — wo iſt meine Mannheit? Meine Sehnen werden ſchlapp, der Dolch ſinkt aus meinen Händen.

D. a. Moor. Wie köſtlich iſt's, wenn Brüder einträchtig beiſammen wohnen, wie der Thau, der vom Hermon fällt auf die Berge Zion — Lern' dieſe Wolluſt verdienen, junger Mann, und die Engel des Himmels werden ſich ſonnen in deiner Glorie. Deine Weisheit ſey die Weisheit der grauen Haare, aber dein Herz — dein Herz ſey das Herz der unſchuldigen Kindheit.

R. Moor. O einen Vorgeſchmack dieſer Wolluſt. Küſſe mich, göttlicher Greis!

D. a. Moor (küßt ihn). Denk', es ſey Vaterkuß, ſo will ich denken, ich küſſe meinen Sohn — Du kannſt auch weinen?

R. Moor. Ich dachte, es ſey Vaterkuß! — Wehe mir, wenn ſie ihn jezt brächten!

(Schweizers Gefährten treten auf in ſtummem Trauerzug mit geſenkten Häuptern und verhüllten Geſichtern.)

R. Moor. Himmel! (Tritt ſcheu zurück und ſucht ſich zu verbergen. Sie ziehen an ihm vorüber. Er ſieht weg von ihnen. Tiefe Pauſe. Sie halten.)

Grimm (mit geſenktem Ton). Mein Hauptmann!

(Räuber Moor antwortet nicht und tritt weiter zurück.)

Schwarz. Theurer Hauptmann! (Räuber Moor weicht weiter zurück.)

Grimm. Wir ſind unſchuldig, mein Hauptmann!

R. Moor (ohne nach ihnen umzuſchauen). Wer ſeyd ihr?

Grimm. Du blickſt uns nicht an? Deine Getreuen.

R. Moor. Wehe euch, wenn ihr mir getreu wär't.

Grimm. Das letzte Lebewohl von deinem Knecht Schweizer — er kehrt nie wieder, dein Knecht Schweizer.

R. Moor (aufſpringend). So habt ihr ihn nicht gefunden?

Schwarz. Todt gefunden.

R. Moor (froh emporhüpfend). Habe Dank, Lenker der Dinge! — Umarmt mich, meine Kinder! — Erbarmung ſey von nun an die Loſung — Nun wär' auch das überſtanden — Alles überſtanden.

Neue Räuber. Amalia.

Räuber. Heiſa, heiſa! Ein Fang, ein ſuperber Fang!

Amalia (mit fliegenden Haaren). Die Todten, ſchreien ſie, ſeyen erſtanden auf ſeine Stimme — mein Oheim lebendig — in dieſem Walde — Wo iſt er? Karl! Oheim! Ha! (Stürzt auf den Alten zu.)

D. a. Moor. Amalia! Meine Tochter! Amalia! (Hält ſie in ſeinen Armen gepreßt.)

R. Moor (zurückſpringend). Wer bringt dies Bild vor meine Augen?

Amalia (entſpringt dem Alten, ſpringt auf den Räuber zu und umſchlingt ihn entzückt). Ich hab' ihn, o ihr Sterne! Ich hab' ihn! —

K. Moor (ſich losreißend, zu den Räubern). Brecht auf, ihr! Der Erzfeind hat mich verrathen!

Amalia. Bräutigam, Bräutigam, du raſeſt! Ha! Vor Entzückung! Warum bin ich auch ſo gefühllos, mitten im Wonnewirbel ſo kalt?

D. a. Moor (ſich aufraffend). Bräutigam? Tochter! Tochter! Ein Bräutigam?

Amalia. Ewig ſein! Ewig, ewig, ewig mein! — O, ihr Mächte des Himmels! Entlaſtet mich dieſer tödtlichen Wolluſt, daß ich nicht unter der Bürde vergebe!

K. Moor. Reißt ſie von meinem Halſe! Tödtet ſie! Tödtet ihn! mich! euch! Alles! Die ganze Welt geh' zu Grunde! (Er will davon.)

Amalia. Wohin? was? Liebe! Ewigkeit! Wonne! Unendlichkeit! und du fliehſt?

K. Moor. Weg, weg! — Unglückſeligſte der Bräute! — Schau' ſelbſt, frage ſelbſt, höre! — Unglückſeligſter der Väter! Laß mich immer ewig davon rennen!

Amalia. Haltet mich! Um Gottes willen, haltet mich! — es wird mir ſo Nacht vor den Augen — Er flieht!

K. Moor. Zu ſpät! Vergebens! Dein Fluch, Vater! — frage mich nichts mehr! — ich bin, ich habe — dein Fluch — dein vermeinter Fluch! — Wer hat mich hergelockt? (Mit gezogenem Degen auf die Räuber losgebend.) Wer von euch hat mich hiehergelockt, ihr Kreaturen des Abgrunds? So vergeh denn, Amalia! — Stirb, Vater! Stirb durch mich zum dritten Mal! — Dieſe deine Retter ſind Räuber und Mörder! Dein Karl iſt ihr Hauptmann! (Der alte Moor gibt ſeinen Geiſt auf.)

Amalia (ſteht ſtumm und ſtarr wie eine Bildſäule. Die ganze Bande in fürchterlicher Pauſe).

R. Moor (wider eine Eiche rennend). Die Seelen derer, die ich erdroſſelte im Taumel der Liebe — derer, die ich zerſchmetterte im heiligen Schlaf, derer, — hahaha! Hört ihr den Pulverthurm knallen über der Kreiſenden Stühlen? Seht ihr die Flammen ſchlagen an die Wiegen der Säuglinge? Das iſt Brautfackel, das iſt Hochzeitmuſik — o, er vergißt nicht, er weiß zu knüpfen — darum von mir die Wonne der Liebe! darum mir zur Folter die Liebe! das iſt Vergeltung!

Amalia. Es iſt wahr! Herrſcher im Himmel! Es iſt wahr! — Was hab' ich gethan, ich unſchuldiges Lamm? Ich habe dieſen geliebt!

R. Moor. Das iſt mehr, als ein Mann erduldet. Hab' ich doch den Tod aus mehr denn tauſend Röhren auf mich zupfeifen gehört und bin ihm keinen Fußbreit gewichen, ſoll ich jetzt erſt lernen beben wie ein Weib? beben vor einem Weib? — Nein, ein Weib erſchüttert meine Mannheit nicht — Blut, Blut! Es iſt nur ein Anſtoß vom Weibe — Blut muß ich ſaufen, es wird vorübergehen. (Er will davon fliehen.)

Amalia (fällt ihm in die Arme.) Mörder! Teufel! Ich kann dich Engel nicht laſſen.

R. Moor (ſchleudert ſie von ſich). Fort, falſche Schlange, du willſt einen Raſenden höhnen, aber ich poche dem Tyrannen-Verhängniß — was, du weinſt? O, ihr loſen, boshaften Geſtirne! Sie thut, als ob ſie weine, als ob um mich eine Seele weine! (Amalia fällt ihm um den Hals.) Ha, was iſt das? Sie ſpeit mich nicht an, ſtößt mich nicht von ſich — Amalia! haſt du vergeſſen? Weißt du auch, wen du umarmeſt, Amalia?

Amalia. Einziger, Unzertrennlicher!

R. Moor (aufblühend in ekſtatiſcher Wonne). Sie vergibt mir, ſie liebt mich! Rein bin ich, wie der Aether des Himmels, ſie liebt mich! — Weinenden Dank dir, Erbarmer im Himmel! (Er fällt auf die Knie und weint heftig.) Der Friede meiner Seele iſt wiedergekommen, die Qual hat ausgetobt, die Hölle iſt nicht mehr — Sieh, o ſieh, die Kinder des Lichts weinen am Halſe der weinenden Teufel — (Aufſtehend, zu den Räubern.) So weinet doch auch! Weinet, weinet, ihr ſeyd ja ſo glücklich — O Amalia! Amalia! Amalia! (Er hängt an ihrem Munde. ſie bleiben in ſtummer Umarmung.)

Ein Räuber (grimmig hervortretend). Halt ein, Verräther! — Gleich laß dieſen Arm fahren — oder ich will dir ein Wort ſagen, daß dir die Ohren gellen und deine Zähne vor Entſetzen klappern! (Streckt das Schwert zwiſchen beide.)

Ein alter Räuber. Denk' an die böhmiſchen Wälder! Hörſt du? zagſt du? — an die böhmiſchen Wälder ſollſt du denken! Treuloſer, wo ſind deine

Schwüre? Vergißt man Wunden ſo bald? Da wir Glück, Ehre und Leben in die Schanze ſchlugen für dich, da wir dir ſtanden wie Mauern, auffingen wie Schilder die Hiebe, die deinem Leben galten, hobſt du da nicht deine Hand zum eiſernen Eid auf, ſchwurſt, uns nie zu verlaſſen, wie wir dich nicht verlaſſen haben? — Ehrloſer! Treuvergeſſ'ner! und du willſt abfallen, wenn eine Metze greint?

Ein dritter Räuber. Pfui über den Meineid! Der Geiſt des geopferten Rollers, den du zum Zeugen aus dem Todtenreich zwangſt, wird erröthen über deine Feigheit, und gewaffnet aus ſeinem Grabe ſteigen, dich zu züchtigen.

Die Räuber (durcheinander, reißen ihre Kleider auf). Schau her, ſchau! Kennſt du dieſe Narben? Du biſt unſer! mit unſerm Herzblut haben wir dich zum Leibeigenen angekauft, unſer biſt du, und wenn der Erzengel Michael mit dem Moloch in's Handgemenge kommen ſollte! — Marſch mit uns! Opfer um Opfer! Amalia für die Bande!

R. Moor (läßt ihre Hand fahren). Es iſt aus! — Ich wollte umkehren und zu meinem Vater gehn, aber der im Himmel ſprach, es ſoll nicht ſeyn. (Kalt.) Blöder Thor ich, warum wollt' ich es auch? Kann denn ein großer Sünder noch umkehren? Ein großer Sünder kann nimmermehr umkehren, das hätt' ich längſt wiſſen können — Sey ruhig, ich bitte dich, ſey ruhig! ſo iſt's ja auch recht — Ich habe nicht gewollt, da Er mich ſuchte; jetzt, da ich Ihn ſuche, will Er nicht; was iſt billiger? — Rolle doch deine Augen nicht ſo — Er bedarf ja meiner nicht. Hat Er nicht Geſchöpfe die Fülle? Einen kann Er ſo leicht miſſen, und dieſer Eine bin nun ich. — Kommt, Kameraden!

Amalia (reißt ihn zurück). Halt, halt! Einen Stoß! einen Todesſtoß! Neu verlaſſen! Zieh dein Schwert, und erbarme dich!

R. Moor. Das Erbarmen iſt zu Bären geflohen, — ich tödte dich nicht!

Amalia (ſeine Knie umfaſſend). O, um Gottes willen! um aller Erbarmungen willen! Ich will ja nicht Liebe mehr, weiß ja wohl, daß droben unſere Sterne feindlich von einander fliehen — Tod iſt meine Bitte nur. — Verlaſſen, verlaſſen! Nimm es ganz in ſeiner entſetzlichen Fülle, verlaſſen! Ich kann's nicht überdulden. Du ſiehſt ja, das kann kein Weib überdulden. Tod iſt meine Bitte nur! Siehe, meine Hand zittert! Ich habe das Herz nicht, zu ſtoßen. Mir bangt vor der blitzenden Schneide — dir iſt's ja ſo leicht, ſo leicht, biſt ja Meiſter im Morden, zieh dein Schwert, und ich bin glücklich!

R. Moor. Willſt du allein glücklich ſeyn? Fort! ich tödte kein Weib!

Amalia. Ha, Würger! du kannſt nur die Glücklichen tödten, die Lebensſatten gehſt du vorüber! (Kriecht zu den Räubern.) So erbarmet euch meiner, ihr Schüler des Henkers! Es iſt ein ſo blutdürſtiges Mitleid in euren Blicken, das dem Elenden Troſt iſt — euer Meiſter iſt ein eitler, feigherziger Prahler.

R. Moor. Weib, was ſagſt du? (Die Räuber wenden ſich ab.)

Amalia. Kein Freund? Auch unter dieſen nicht ein Freund? (Sie ſteht auf.) Nun denn, ſo lehre mich Dido ſterben! (Sie will gehen, ein Räuber zielt.)

R. Moor. Halt! Wag' es — Moors Geliebte ſoll nur durch Moor ſterben! (Er ermordet ſie.)

Die Räuber. Hauptmann, Hauptmann! Was machſt du? Biſt du wahnſinnig worden?

R. Moor (auf den Leichnam mit ſtarrem Blick.) Sie iſt getroffen! Dies Zucken noch, und dann wird's vorbei ſeyn — Nun, ſeht doch! Habt ihr noch was zu fordern? Ihr opfertet mir ein Leben auf, ein Leben, das ſchon nicht mehr euer war, ein Leben voll Abſcheulichkeit und Schande — Ich hab' euch einen Engel geſchlachtet. Wie, ſeht doch recht her! Seyd ihr nunmehr zufrieden?

Grimm. Du haſt deine Schuld mit Wucher bezahlt. Du haſt gethan, was kein Mann würde für ſeine Ehre thun. Komm jetzt weiter!

R. Moor. Sagſt du das? Nicht wahr, das Leben einer Heiligen um das Leben der Schelme, es iſt ungleicher Tauſch? — O ich ſage euch, wenn jeder unter euch auf's Blutgerüſte ginge, und ſich ein Stück Fleiſch nach dem andern mit glühender Zange abzwicken ließe, daß die Marter elf Sommertage dauerte, es wiegte dieſe Thränen nicht auf. (Mit bitterem Gelächter.) Die Narben, die böhmiſchen Wälder! Ja! ja, dies mußte freilich bezahlt werden.

Schwarz. Sey ruhig, Hauptmann! Komm mit uns, der Anblick iſt nicht für dich. Führe uns weiter!

R. Moor. Halt — Noch ein Wort, eh' wir weiter gehn — Merket auf, ihr ſchadenfrohen Schergen meines barbariſchen Winks — Ich höre von dieſem Nun an auf, euer Hauptmann zu ſeyn — Mit Scham und Grauen leg' ich hier dieſen blutigen Stab nieder, worunter zu freveln ihr euch berechtigt wähntet, um mit den Werken der Finſterniß dies himmliſche Licht zu beſudeln — Gehet hin zur Rechten und Linken — Wir wollen ewig niemals gemeine Sache machen.

Räuber. Ha, Muthloſer! wo ſind deine hochfliegenden Plane? Sind's Seifenblaſen geweſen, die beim Hauch eines Weibes zerplatzen.

R. Moor. O über mich Narren, der ich wähnte die Welt durch Gräuel zu verſchönern und die Geſetze durch Geſetzloſigkeit aufrecht zu halten! Ich nannte es Rache und Recht — Ich maßte mir an, o Vorſicht, die Scharten deines Schwertes auszuwetzen und deine Parteilichkeiten gut zu machen — aber — o eitle Kinderei — da ſteh' ich am Rande eines entſetzlichen Lebens, und erfahre mit Zähnklappern und Heulen, daß zwei Menſchen, wie ich, den ganzen Bau der ſittlichen Welt zu Grunde richten würden. Gnade — Gnade dem Knaben, der Dir vorgreifen wollte — Dein eigen allein iſt die Rache. Du bedarfſt nicht des Menſchen Hand. Freilich ſteht's nun in meiner Macht nicht mehr, die Vergangenheit einzuholen — Schon bleibt verdorben, was verdorben iſt — Was ich geſtürzt habe, ſteht ewig niemals mehr auf — Aber noch blieb mir etwas übrig, womit ich die beleidigten Geſetze verſöhnen und die mißhandelte Ordnung wiederum heilen kann. Sie bedarf eines Opfers — eines Opfers, das ihre unverletzbare Majeſtät vor der ganzen Menſchheit entfaltet — dieſes Opfer bin ich ſelbſt. Ich ſelbſt muß für ſie des Todes ſterben.

Räuber. Nehmt ihm den Degen weg — Er will ſich umbringen.

R. Moor. Thoren ihr! zu ewiger Blindheit verdammt! Meint ihr wohl gar, eine Todſünde werde das Aequivalent gegen Todſünden ſeyn? Meint ihr, die Harmonie der Welt werde durch dieſen gottloſen Mißlaut gewinnen? (Wirft ihnen ſeine Waffen verächtlich vor die Füße.) Er ſoll mich lebendig haben. Ich gehe, mich ſelbſt in die Hände der Juſtiz zu überliefern.

Räuber. Legt ihn an Ketten! Er iſt raſend worden.

R. Moor. Nicht, als ob ich zweifelte, ſie werde mich zeitig genug finden, wenn die obern Mächte es ſo wollen. Aber ſie möchte mich im Schlaf überrumpeln, oder auf der Flucht ereilen, oder mit Zwang und Schwert umarmen, und dann wäre mir auch das einzige Verdienſt entwiſcht, daß ich mit Willen für ſie geſtorben bin. Was ſoll ich, gleich einem Diebe, ein Leben länger verheimlichen, das mir ſchon lange im Rathe der himmliſchen Wächter genommen iſt?

Räuber. Laßt ihn hinfahren! Es iſt die Groß-Mann-Sucht. Er will ſein Leben an eitle Bewunderung ſetzen.

R. Moor. Man könnte mich darum bewundern. (Nach einigem Nachſinnen.) Ich erinnere mich, einen armen Schelm geſprochen zu haben, als ich herüberkam, der im Taglohn arbeitet und elf lebendige Kinder hat — Man hat tauſend Louisd'or geboten, wer den großen Räuber lebendig liefert. Dem Mann kann geholfen werden. (Er geht ab.)

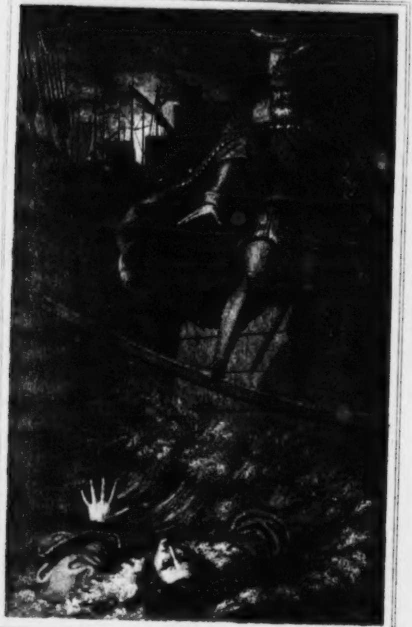
◆

Die Verſchwörung

des

Fiesko zu Genua.

Ein republikaniſches Trauerſpiel.



[illegible] Th. A. Schuler fil. [illegible] sculp

FIESKO.

Univ. Bibl.
München

Vorrede.

Die Geſchichte dieſer Verſchwörung habe ich vorzüglich aus des Kardinals von Retz Conjuration du Comte Jean Louis de Fiesque, der Histoire des Conjurations, der Histoire de Gênes und Robertſons Geſchichte Karls V. — dem 3ten Theile — gezogen. Freiheiten, welche ich mir mit den Begebenheiten herausnahm, wird der Hamburgiſche Dramaturgiſt entſchuldigen, wenn ſie mir geglückt ſind; ſind ſie das nicht, ſo will ich doch lieber meine Phantaſieen als Facta verdorben haben. Die wahre Kataſtrophe des Complots, worin der Graf durch einen unglücklichen Zufall am Ziele ſeiner Wünſche zu Grunde geht, mußte durchaus verändert werden, denn die Natur des Dramas duldet den Finger des Ohngefährs oder der unmittelbaren Vorſehung nicht. Es ſollte mich ſehr wundern, warum noch kein tragiſcher Dichter in dieſem Stoffe gearbeitet hat, wenn ich nicht Grund genug in eben dieſer undramatiſchen Wendung fände. Höhere Geiſter ſehen die zarten Spinnenweben einer That durch die ganze Dehnung des Weltſyſtems laufen und vielleicht an die entlegenſten Grenzen der Zukunft und Vergangenheit anhängen — wo der Menſch nichts, als das in freien Lüften ſchwebende Factum ſieht. Aber der Künſtler wählt für das kurze Geſicht der Menſchheit, die er belehren will, nicht für die ſcharfſichtige Allmacht, von der er lernt.

Ich habe in meinen Räubern das Opfer einer ausſchweifenden Empfindung zum Vorwurf genommen. — Hier verſuche ich das Gegentheil, ein Opfer der Kunſt und Kabale. Aber ſo merkwürdig ſich auch das unglückliche Projekt des Fiesko in der Geſchichte gemacht hat, ſo leicht kann es doch dieſe Wirkung auf dem Schauplatz verfehlen. Wenn es wahr iſt, daß nur Empfindung Empfindung weckt, ſo müßte, däucht mich, der politiſche Held in eben dem Grade kein Subjekt für die Bühne ſeyn, in welchem er den Menſchen hintanſetzen muß, um der politiſche Held zu ſeyn. Es ſtand daher nicht bei mir, meiner Fabel jene lebendige Glut einzuhauchen, welche durch das lautere Produkt der Begeiſterung herrſcht; aber die kalte, unfruchtbare Staatsaktion aus dem menſchlichen Herzen herauszuſpinnen und eben dadurch an das menſchliche Herz wieder anzuknüpfen — den Mann durch den ſtaatsklugen Kopf zu verwickeln — und von der erfinderiſchen Intrigue Situationen für die Menſchheit zu entlehnen — das ſtand bei mir. Mein Verhältniß mit der bürgerlichen Welt machte mich auch mit dem Herzen bekannter, als mit dem Kabinet, und vielleicht iſt eben dieſe politiſche Schwäche zu einer poetiſchen Tugend geworden.

Perſonen.

Andreas Doria, Doge von Genua. Ehrwürdiger Greis von 80 Jahren. Spuren von Feuer. Ein Hauptzug: Gewicht und ſtrenge befehlende Kürze.

Gianettino Doria, Neffe des Vorigen. Prätendent. Mann von 26 Jahren. Rauh und anſtößig in Sprache, Gang und Manieren. Bäuriſch-ſtolz. Die Bildung zerriſſen.

(Beide Doria tragen Scharlach.)

Fiesko, Graf von Lavagna. Haupt der Verſchwörung. Junger, ſchlanker, blühendſchöner Mann von 23 Jahren — ſtolz mit Anſtand — freundlich mit Majeſtät — höfiſch-geſchmeidig, und eben ſo tückiſch.

(Alle Nobili gehen ſchwarz. Die Tracht iſt durchaus altdeutſch.)

Verrina, verſchworener Republikaner. Mann von 60 Jahren. Schwer, ernſt und düſter. Tiefe Züge.

Bourgognino, Verſchworner. Jüngling von 20 Jahren. Edel und angenehm. Stolz, raſch und natürlich.

Kalkagno, Verſchworner. Hagerer Wollüſtling. 30 Jahre. Bildung gefällig und unternehmend.

Sacco, Verſchworner. Mann von 45 Jahren. Gewöhnlicher Menſch.

Lomellino, Gianettino's Vertrauter. Ein ausgetrockneter Hofmann.

Zenturione
Zibo } Mißvergnügte.
Aſſerato

Romano, Maler. Frei, einfach und ſtolz.

Muley Haſſan, Mohr von Tunis. Ein confiscirter Mohrenkopf. Die Phyſiognomie eine originelle Miſchung von Spitzbüberei und Laune.

Deutſcher der herzoglichen Leibwache. Ehrliche Einfalt. Handfeſte Tapferkeit.

Drei aufrühriſche Bürger

Leonore, Fieſko's Gemahlin. Dame von 18 Jahren. Blaß und ſchmächtig. Fein und empfindſam. Sehr anziehend, aber weniger blendend. Im Geſicht ſchwärmeriſche Melancholie. Schwarze Kleidung.

Gräfin Julia, Wittwe Imperiali, Doria's Schweſter. Dame von 25 Jahren. Groß und voll. Stolze Kokette. Schönheit, verdorben durch Bizarrerie. Blendend und nicht gefallend. Im Geſichte ein böſer moquanter Charakter. Schwarze Kleidung.

Bertha, Verrina's Tochter. Unſchuldiges Mädchen.

Roſa. Arabella. Leonorens Kammermädchen.

Mehrere Nobili, Bürger, Deutſche, Soldaten, Bediente, Diebe.

Der Schauplatz Genua. — Die Zeit 1547.

Die Verſchwörung des Fiesko zu Genua.

Erster Aufzug.

Saal bei Fiesko. Man hört in der Ferne eine Tanzmuſik und den Tumult eines Balls.

Erster Auftritt.

Leonore (maſkirt). Roſa, Arabella (fliehen zerſtört auf die Bühne).

Leonore (reißt die Maſke ab). Nichts mehr! Kein Wort mehr! Es iſt am Tag. (Sie wirft ſich in einen Seſſel.) Das wirft mich nieder.

Arabella. Gnädige Frau —

Leonore (aufſtehend). Vor meinen Augen! eine ſtadtkundige Kokette! im Angeſicht des ganzen Adels von Genua! (Wehmüthig.) Roſa! Bella! und vor meinen weinenden Augen!

Roſa. Nehmen Sie die Sache für das, was ſie wirklich war — eine Galanterie —

Leonore. Galanterie? — und das emſige Wechſelſpiel ihrer Augen? das ängſtliche Lauren auf ihre Spuren? der lange verweilende Kuß auf ihren entblößten Arm, daß noch die Spur ſeiner Zähne im flammenrothen Fleck zurückblieb? Ha! und die ſtarre, tiefe Betäubung, worin er, gleich dem gemalten Entzücken, verſunken ſaß, als wäre um ihn her die Welt weggeblaſen und er allein mit dieſer Julia im ewigen Leeren? Galanterie? — gutes Ding, das noch nie geliebt hat, ſtreite mir nicht über Galanterie und Liebe!

Roſa. Deſto beſſer, Signora! Einen Gemahl verlieren, heißt zehn Cicisbeo Profit machen.

Leonore. Verlieren? — ein kleiner ausſetzender Puls der Empfindung und Fiesko verloren? Geh, giftige Schwätzerin — komm mir nie wieder vor die Augen! — Eine unſchuldige Neckerei — vielleicht eine Galanterie? Iſt es nicht ſo, meine empfindende Bella?

Arabella. O ja! ganz zuverläſſig ſo!

Leonore (in Tiefſinn verſunken). Daß ſie darum in ſeinem Herzen ſich wüßte? — daß hinter jedem ſeiner Gedanken ihr Name im Hinterhalt läge? — ihn anſpräche in jeder Fußtapfe der Natur? — Was iſt das? wo gerath' ich hin? Daß ihm die ſchöne majeſtätiſche Welt nichts wäre, als der prächtige Demant, worauf nur ihr Bild — nur ihr Bild geſtochen iſt? — daß er ſie liebte? — Julien! O deinen Arm her — halte mich, Bella!

Pauſe. Die Muſik läßt ſich von Neuem hören.

Leonore (auffahrend). Horch! War das nicht die Stimme Fiesko's, die aus dem Lärmen hervordrang? Kann er lachen, wenn ſeine Leonore im Einſamen weinet? Nicht doch, mein Kind! Es war Gianettino Doria's bäuriſche Stimme.

Arabella. Sie war's Signora! Aber kommen Sie in ein anderes Zimmer.

Leonore. Du entfärbſt dich, Bella! du lügſt — Ich leſe in euren Augen — in den Geſichtern der Genueſer ein Etwas — ein Etwas. (Sich verhüllend.) O gewiß! dieſe Genueſer wiſſen mehr, als für das Ohr einer Gattin tauglich.

Roſa. O der Alles vergrößernden Eiferſucht!

Leonore (ſchwermüthig ſchwärmend). Da er noch Fiesko war — dahertrat im Pomeranzenhain, wo wir Mädchen luſtwandeln gingen; ein blühender Apoll, verſchmolzen in den männlich ſchönen Antinous. Stolz und herrlich trat er daher, nicht anders, als wenn das Durchlauchtige Genua auf ſeinen jungen Schultern ſich wiegte! unſere Augen ſchlichen diebiſch ihm nach, und zuckten zurück, wie auf dem Kirchenraub ergriffen, wenn ſein wetterleuchtender Blick ſie traf. Ach, Bella! wie verſchlangen wir ſeine Blicke! wie parteiiſch zählte ſie der ängſtliche Neid der Nachbarin zu! Sie fielen unter uns wie der Goldapfel des Zanks, zärtliche Augen brannten wilder, ſanfte Buſen pochten ſtürmiſcher, Eiferſucht hatte unſere Eintracht zerriſſen.

Arabella. Ich beſinne mich. Das ganze weibliche Genua kam in Aufruhr um dieſe ſchöne Eroberung.

Leonore (begeiſtert). Und nun Mein ihn zu nennen! verwegenes, entſetzliches Glück! Mein Genuas größten Mann, (mit Anmuth) der vollendet ſprang aus dem Meiſel der unerſchöpflichen Künſtlerin, alle Größen ſeines Geſchlechts im lieblichſten Schmelze verband — Höret, Mädchen! Kann ich's nun doch nicht mehr verſchweigen! Höret, Mädchen, ich vertraue euch etwas, (geheimnißvoll) einen Gedanken — als ich am Altar ſtand neben Fiesko, ſeine Hand in meine gelegt — hatte ich den Gedanken, den zu denken dem Weibe verboten iſt: — dieſer Fiesko, deſſen Hand jetzt in der deinigen liegt — dein Fiesko — aber ſtill! daß kein Mann uns belauſche, wie hoch wir uns mit dem Abfall ſeiner Vortrefflichkeit brüſten — dieſer, dein Fiesko — Weh euch, wenn das Gefühl euch nicht höher wirft! — wird — Genua von ſeinen Tyrannen erlöſen!

Arabella (erſtaunt). Und dieſe Vorſtellung kam einem Frauenzimmer am Brauttag?

Leonore. Erſtaune, Roſa! Der Braut in der Wonne des Brauttags! (Lebhafter.) Ich bin ein Weib — aber ich fühle den Adel meines Bluts, kann es nicht dulden, daß dieſes Haus Doria über unſere Ahnen hinauswachſen will. Jener ſanftmüthige Andreas — es iſt eine Wolluſt, ihm gut zu ſeyn — mag immer Herzog von Genua heißen, — aber Gianettino iſt ſein Neffe — ſein Erbe — und Gianettino hat ein freches, hochmüthiges Herz. Genua zittert vor ihm, und Fiesko, (in Wehmuth hinabgefallen) Fiesko — weinet um mich — liebt ſeine Schweſter.

Arabella. Arme, unglückliche Frau!

Leonore. Gehet jetzt, und ſehet dieſen Halbgott der Genueſer im ſchamloſen Kreis der Schwelger und Buhldirnen ſitzen, ihre Ohren mit unartigem Witze kitzeln, ihnen Mährchen von verwünſchten Prinzeſſinnen erzählen — — Das iſt Fiesko! — Ach, Mädchen! nicht Genua verlor ſeinen Helden — auch ich meinen Gemahl!

Roſa. Reden Sie leiſer. Man kommt durch die Gallerie.

Leonore (zuſammenſchreckend). Fiesko kommt. Flieht! flieht! Mein Anblick könnte ihm einen trüben Augenblick machen. (Sie entſpringt in ein Seitenzimmer. Die Mädchen ihr nach.)

Zweiter Auftritt.

Gianettino Doria (maskirt im grünen Mantel). Ein Mohr.
(Beide im Geſpräch.)

Gianettino. Du haſt mich verſtanden.

Mohr. Wohl.

Gianettino. Die weiße Maske.

Mohr. Wohl.

Gianettino. Ich ſage — die weiße Maske!

Mohr. Wohl! wohl! wohl!

Gianettino. Hörſt du? Du kannſt ſie nur (auf ſeine Bruſt deutend) hieher verfehlen.

Mohr. Seyd unbekümmert.

Gianettino. Und einen tüchtigen Stoß!

Mohr. Er ſoll zufrieden ſeyn.

Gianettino (hämiſch). Daß der arme Graf nicht lange leide.

Mohr. Um Vergebung — wie ſchwer möchte ohngefähr ſein Kopf in's Gewicht fallen?

Gianettino. Hundert Zechinen ſchwer.

Mohr (bläſt durch die Finger). Puh! Federleicht.

Gianettino. Was brummſt du da?

Mohr. Ich ſag' — es iſt eine leichte Arbeit.

Gianettino. Das iſt deine Sorge. Dieſer Menſch iſt ein Magnet. Alle unruhigen Köpfe fliegen gegen ſeine Pole. Höre, Kerl! faſſe ihn ja recht.

Mohr. Aber, Herr — ich muß flugs auf die That nach Venedig.

Gianettino. So nimm deinen Dank voraus. (Wirft ihm einen Wechſel zu.) In höchſtens drei Tagen muß er kalt ſeyn. (Ab.)

Mohr (indem er den Wechſel vom Boden nimmt). Das nenn' ich Kredit! Der Herr traut meiner Jaunerparole ohne Handſchrift. (Ab.)

Dritter Auftritt.

Kalkagno, hinter ihm **Sacco**. (Beide in ſchwarzen Mänteln.)

Kalkagno. Ich werde gewahr, daß du alle meine Schritte belauerſt.

Sacco. Und ich beobachte, daß du mir alle verbirgſt. Höre, Kalkagno, ſeit einigen Wochen arbeitet etwas auf deinem Geſichte, das nicht geradezu bloß dem Vaterlande gilt — Ich dächte, Bruder, wir beide könnten ſchon Geheimniß gegen Geheimniß tauſchen, und am Ende hätte keiner beim Schleichhandel verloren — Willſt du aufrichtig ſeyn?

Kalkagno. So ſehr, daß, wenn deine Ohren nicht Luſt haben, in meine Bruſt hinunterzuſteigen, mein Herz dir halbwegs auf meiner Zunge entgegen kommen ſoll — Ich liebe die Gräfin Fiesko.

Sacco (tritt verwundert zurück). Wenigſtens das hätte ich nicht entziffert, hätte ich alle Möglichkeiten Revue paſſiren laſſen — Deine Wahl ſpannt meinen Witz auf die Folter, aber es iſt um ihn geſchehen, wenn ſie glückt.

Kalkagno. Man ſagt, ſie ſey ein Beiſpiel der ſtrengſten Tugend.

Sacco. Man lügt. Sie iſt das ganze Buch über den abgeſchmackten Text. Eins von Beiden, Kalkagno, gib dein Gewerb oder dein Herz auf. —

Kalkagno. Der Graf iſt ihr ungetreu. Eiferſucht iſt die abgefeimteſte Kupplerin. Ein Anſchlag auf die Doria muß den Grafen in Athem halten und mir im Pallaſte zu ſchaffen geben. Während er nun den Wolf aus der Hürde ſcheucht, ſoll der Marder in ſeinen Hühnerſtall fallen.

Sacco. Unverbeſſerlich, Bruder! Habe Dank. Auch mich haſt du plötzlich des Rothwerdens überhoben. Was ich mich zu denken geſchämt habe, kann ich jetzt laut vor dir ſagen. Ich bin ein Bettler, wenn die jetzige Verfaſſung nicht über'n Haufen fällt.

Kalkagno. Sind deine Schulden ſo groß?

Sacco. So ungeheuer, daß mein Lebensfaden, achtfach genommen, am erſten Zehentheil abſchnellen muß. Eine Staatsveränderung ſoll mir Luſt machen, hoff' ich. Wenn ſie mir auch nicht zum Bezahlen hilft, ſoll ſie doch meinen Gläubigern das Fordern entleiden.

Kalkagno. Ich verſtehe — und am Ende, wenn Genua bei der Gelegenheit frei wird, läßt ſich Sacco Vater des Vaterlands taufen. Wärme mir Einer das verdroſchene Mährchen von Redlichkeit auf, wenn der Banquerot eines Taugenichts und die Brunſt eines Wollüſtlings das Glück eines Staats entſcheiden. Bei Gott, Sacco! ich bewundre in uns beiden die feine Spekulation des Himmels, der das Herz des Körpers durch die Eiterbeulen der Gliedmaßen rettet. — Weiß Verrina um deinen Anſchlag?

Sacco. So weit der Patriot darum wiſſen darf. Genua, weißt du ſelbſt, iſt die Spindel, um welche ſich alle ſeine Gedanken mit einer eiſernen Treue drehen. An dem Fiesko hängt jetzt ſein Falkenaug'. Auch dich hofft er halbwegs zu einem kühnen Komplot.

Kalkagno. Er hat eine treffliche Naſe. Komm, laß uns ihn aufſuchen und ſeinen Freiheitsſinn mit dem unſrigen ſchüren. (Gehen ab.)

Vierter Auftritt.

Julia (erhitzt). **Fiesko** (der einen weißen Mantel trägt, eilt ihr nach).

Julia. Lakaien! Läufer!

Fiesko. Gräfin, wohin? Was beſchließen Sie?

Julia. Nichts, im Mindeſten nichts. (Bediente.) Mein Wagen ſoll vorfahren.

Fiesko. Sie erlauben — er ſoll nicht. Hier iſt eine Beleidigung.

Julia. Pah! doch wohl das nicht — Weg! Sie zerren mir ja die Garnirung in Stücken — Beleidigung? Wer iſt hier, der beleidigen kann? So gehen Sie doch.

Fiesko (auf einem Knie). Nicht, bis Sie mir den Verwegenen ſagen.

Julia (ſteht ſtill mit angeſtemmten Armen). Ah, ſchön! ſchön! ſehenswürdig! Rufte doch Jemand die Gräfin von Lavagna zu dieſem reizenden Schauſpiel! — Wie, Graf? wo bleibt der Gemahl? Dieſe Stellung taugte ausnehmend in das Schlafgemach Ihrer Frau, wenn ſie im Kalender Ihrer Liebkoſungen blättert und einen Bruch in der Rechnung findet. Stehen Sie doch auf. Gehen Sie zu Damen, wo Sie wohlfeiler markten. So ſtehen Sie doch auf. Oder wollen Sie die Impertinenzen Ihrer Frau mit Ihren Galanterien abbüßen?

Fiesko (ſpringt auf). Impertinenzen? Ihnen?

Julia. Aufzubrechen — den Seſſel zurückzuſtoßen — der Tafel den Rücken zu kehren — der Tafel, Graf! an der ich ſitze.

Fiesko. Es iſt nicht zu entſchuldigen.

Julia. Und mehr iſt es nicht? — Ueber die Fratze! und iſt es denn meine Schuld, (ſich belächelnd) daß der Graf ſeine Augen hat?

Fiesko. Das Verbrechen Ihrer Schönheit, Signora, daß er ſie nicht überall hat!

Julia. Keine Delikateſſe, Graf, wo die Ehre das Wort führt. Ich fordre Genugthuung. Finde ich ſie bei Ihnen? oder hinter den Donnern des Herzogs?

Fiesko. In den Armen der Liebe, die Ihnen den Mißtritt der Eiferſucht abbittet.

Julia. Eiferſucht? Eiferſucht? Was will denn das Köpfchen? (Vor einem Spiegel geſtikulirend.) Ob ſie wohl eine beſſere Fürſprache für ihren Geſchmack zu erwarten hat, als wenn ich ihn für den meinigen erkläre? (Stolz.) Doria und Fiesko? — ob ſich die Gräfin von Lavagna nicht geehrt fühlen muß, wenn die Nichte des Herzogs ihre Wahl beneidenswürdig findet? (Freundlich, indem ſie dem Grafen ihre Hand zum Küſſen reicht.) Ich ſetze den Fall, Graf, daß ich ſie ſo fände.

Fiesko (lebhaft). Grauſamſte, und mich dennoch zu quälen! — Ich weiß es, göttliche Julia, daß ich nur Ehrfurcht gegen Sie fühlen ſollte. Meine Vernunft heißt mich das Knie des Unterthans vor dem Blute Doria beugen, aber mein Herz betet die ſchöne Julia an. Eine Verbrecherin iſt meine Liebe, aber eine Heldin zugleich, die kühn genug iſt, die Ringmauer des Rangs durchzubrechen und gegen die verzehrende Sonne der Majeſtät anzufliegen.

Julia. Eine große gräfliche Lüge, die auf Stelzen heranhinkt — Seine Zunge vergöttert mich, ſein Herz hüpft unter dem Schattenriß einer Andern.

Fiesko. Oder beſſer, Signora, es ſchlägt unwillig dagegen und will ihn hinwegdrücken. (Indem er die Silhouette Leonorens, die an einem himmelblauen Bande hängt, herabnimmt und ſie der Julia überliefert.) Stellen Sie Ihr Bild an dieſem Altar auf, ſo können Sie dieſen Götzen zerſtören.

Julia (ſteckt das Bild haſtig zu ſich, vergnügt). Ein großes Opfer, bei meiner Ehre, das meinen Dank verdient. (Sie hängt ihm die ihrige um.) So, Sklave! trage die Farbe deines Herrn. (Sie geht ab.)

Fiesko (mit Feuer). Julia liebt mich! Julia! Ich beneide keinen Gott. (Frohlockend im Saal.) Dieſe Nacht ſey eine Feſtnacht der Götter, die Freude ſoll ihr Meiſterſtück machen. Holla! holla! (Menge Bediente.) Der Boden meiner Zimmer lecke cypriſchen Nektar, Muſik lärme die Mitternacht aus ihrem bleiernen Schlummer auf, tauſend brennende Lampen ſpotten die Morgenſonne hinweg — Allgemein ſey die Luſt, der bacchantiſche Tanz ſtampfe das Todtenreich in polternde Trümmer! (Er eilt ab. Rauſchendes Allegro, unter welchem der Mittelvorhang aufgezogen wird und einen großen illuminirten Saal eröffnet, worin viele Maſken tanzen. Zur Seite Schenk- und Spieltiſche von Gäſten beſetzt.)

* * *

Fünfter Auftritt.

Gianettino (halb betrunken). **Lomellin. Zibo. Zenturione. Verrina. Sacco. Kalkagno.** (Alle maſkirt.) **Mehrere Damen und Nobili.**

Gianettino (lärmend). Bravo! Bravo! Dieſe Weine glitſchen herrlich, unſere Tänzerinnen ſpringen à merveille. Geh einer von euch, ſtreu' es in Genua aus, ich ſey heitern Humors, man könne ſich gütlich thun — Bei meiner Geburt! ſie werden den Tag roth im Kalender zeichnen und drunter ſchreiben: heute war Prinz Doria luſtig.

Gäſte (ſetzen die Gläſer an). Die Republik! (Trompetenſtoß.)

Gianettino (wirft das Glas mit Macht auf die Erde). Hier liegen die Scherben. (Drei ſchwarze Maſken fahren auf, verſammeln ſich um Gianettino.)

Lomellin (führt den Prinzen vor). Gnädiger Herr, Sie ſagten mir neulich von einem Frauenzimmer, das Ihnen in der Lorenzokirche begegnete?

Gianettino. Das hab' ich auch, Burſche, und muß ihre Bekanntſchaft haben.

Lomellin. Die kann ich Euer Gnaden verſchaffen.

Gianettino (raſch). Kannſt du? Kannſt du? Lomellin, du haſt dich neulich zur Prokuratorwürde gemeldet. Du ſollſt ſie erhalten.

Lomellin. Gnädiger Prinz, es iſt die zweite im Staat, mehr denn ſechzig Edelleute bewerben ſich darum, alle reicher und angeſehener, als Euer Gnaden unterthäniger Diener.

Gianettino (ſchnauzt ihn trotzig an). Donner und Doria! Du ſollſt Prokurator werden. (Die drei Masken kommen vorwärts.) Adel in Genua? Laßt ſie all' ihre Ahnen und Wappen zumal in die Wagſchale ſchmeißen, was braucht es mehr, als ein Haar aus dem weißen Barte meines Onkels, Genuas ganze Adelſchaft in die Lüfte zu ſchnellen? Ich will, du ſollſt Prokurator ſeyn, das iſt ſo viel als alle Stimmen der Signoria.

Lomellin (leiſer). Das Mädchen iſt die einzige Tochter eines gewiſſen Verrina.

Gianettino. Das Mädchen iſt hübſch, und trotz allen Teufeln! muß ich ſie brauchen.

Lomellin. Gnädiger Herr! das einzige Kind des ſtarrköpfigſten Republikaners!

Gianettino. Geh in die Hölle mit deinem Republikaner! Der Zorn eines Vaſallen und meine Leidenſchaft! Das heißt, der Leuchtſturm muß einſtürzen, wenn Buben mit Muſcheln darnach werfen. (Die drei ſchwarzen Masken treten mit großen Bewegungen näher.) Hat darum Herzog Andreas ſeine Narben geholt in den Schlachten dieſer Lumpenrepublikaner, daß ſein Neffe die Gunſt ihrer Kinder und Bräute erbetteln ſoll? Donner und Doria! dieſen Geluſt müſſen ſie niederſchlucken, oder ich will über den Gebeinen meines Oheims einen Galgen aufpflanzen, an dem ihre genueſiſche Freiheit ſich zu tod zappeln ſoll. (Die drei Masken treten zurück.)

Lomellin. Das Mädchen iſt eben jetzt allein. Ihr Vater iſt hier und eine von den drei Masken.

Gianettino. Erwünſcht, Lomellin. Gleich bringe mich zu ihr.

Lomellin. Aber Sie werden eine Buhlerin ſuchen und eine Empfindlerin finden.

Gianettino. Gewalt iſt die beſte Beredſamkeit. Führe mich alſobald hin; den republikaniſchen Hund will ich ſehen, der am Bären Doria hinaufſpringt. (Fiesko begegnet ihm an der Thür.) Wo iſt die Gräfin?

Sechster Auftritt.

Vorige. Fiesko.

Fiesko. Ich habe ſie in den Wagen gehoben. (Er faßt Gianettino's Hand und hält ſie gegen ſeine Bruſt.) Prinz, ich bin jetzt doppelt in Ihren Banden. Gianettino herrſcht über meinen Kopf und Genua; über mein Herz Ihre liebenswürdige Schweſter.

Lomellin. Fiesko iſt ganz Epikuräer worden. Die große Welt hat viel an Ihnen verloren.

Fiesko. Aber Fiesko nichts an der großen Welt. Leben heißt träumen; weiſe ſeyn, Lomellin, heißt angenehm träumen. Kann man das beſſer unter den Donnern des Throns, wo die Räder der Regierung ewig in's gellende Ohr krachen, als am Buſen eines ſchmachtenden Weibes? Gianettino Doria mag über Genua herrſchen. Fiesko wird lieben.

Gianettino. Brich auf, Lomellin. Es wird Mitternacht. Die Zeit rückt heran. Lavagna, wir danken für deine Bewirthung. Ich war zufrieden.

Fiesko. Das iſt Alles, was ich wünſchen kann, Prinz.

Gianettino. Alſo gute Nacht. Morgen iſt Spiel bei Doria, und Fiesko iſt eingeladen. Komm, Prokurator.

Fiesko. Muſik! Lichter!

Gianettino (trotzig durch die drei Masken). Platz dem Namen des Herzogs.

Eine von den drei Masken (murmelt unwillig). In der Hölle! Niemals in Genua!

Gäſte (in Bewegung). Der Prinz bricht auf. Gute Nacht, Lavagna! (Taumeln hinaus.)

Siebenter Auftritt.

Die drei ſchwarzen Masken. Fiesko. (Pauſe.)

Fiesko. Ich werde hier Gäſte gewahr, die die Freuden meines Feſtes nicht theilen.

Masken (murmeln verdrüßlich durcheinander). Nicht Einer.

Fiesko (verbindlich). Sollte mein guter Wille einen Genueſer mißvergnügt weglaſſen? Hurtig, Lakaien! man ſoll den Ball erneuern und die großen Pokale füllen.

Ich wollte nicht, daß Jemand hier Langeweile hätte. Darf ich Ihre Augen mit Feuerwerken ergötzen? Wollen Sie die Künſte meines Harlekins hören? Vielleicht finden Sie bei meinen Frauenzimmern Zerſtreuung? Oder wollen wir uns zum Pharo ſetzen und die Zeit mit Spielen betrügen?

Eine Maske. Wir ſind gewohnt, ſie mit Thaten zu bezahlen!

Fiesko. Eine männliche Antwort, und — das iſt Verrina!

Verrina (nimmt die Maske ab). Fiesko findet ſeine Freunde geſchwinder in ihren Masken, als ſie ihn in der ſeinigen.

Fiesko. Ich verſtehe das nicht. Aber was ſoll der Trauerflor um deinen Arm! Sollte Verrina Jemand begraben haben und Fiesko nichts darum wiſſen?

Verrina. Trauerpoſt taugt nicht für Fiesko's luſtige Feſte.

Fiesko. Doch wenn ein Freund ihn auffordert. (Drückt ſeine Hand mit Wärme.) Freund meiner Seele! wer iſt uns beiden geſtorben?

Verrina. Beiden! Beiden! O allzuwahr! — Aber nicht alle Söhne trauern um ihre Mutter.

Fiesko. Deine Mutter iſt lange vermodert.

Verrina (bedeutend). Ich beſinne mich, daß Fiesko mich Bruder nannte, weil ich der Sohn ſeines Vaterlands war.

Fiesko (ſcherzhaft). Ach! iſt es das? Alſo auf einen Spaß war es abgezielt? Trauerkleider um Genua! und es iſt wahr, Genua liegt wirklich in den letzten Zügen. Der Gedanke iſt einzig und neu. Unſer Vetter fängt an, ein witziger Kopf zu werden.

Kalkagno. Er hat es ernſthaft geſagt, Fiesko!

Fiesko. Freilich! freilich! Das war's eben. So trocken weg und ſo weinerlich. Der Spaß verliert Alles, wenn der Spaßmacher ſelber lacht. Mit einer wahren Leichenbitters-Miene! Hätt' ich's je gedacht, daß der finſtere Verrina in ſeinen alten Tagen noch ein ſo luſtiger Vogel würde!

Sacco. Verrina, komm! Er iſt nimmermehr unſer.

Fiesko. Aber luſtig weg, Landsmann. Laß uns ausſehen wie liſtige Erben, die heulend hinter der Bahre gehen und deſto lauter in's Schnupftuch lachen. Doch dürften wir dafür eine harte Stiefmutter kriegen. Sey's drum, wir laſſen ſie keifen, und ſchmauſen.

Verrina (heftig bewegt). Himmel und Erde! und thun nichts? — Wo biſt du hingekommen, Fiesko? Wo ſoll ich den großen Tyrannenhaſſer erfragen? Ich weiß eine Zeit, wo du beim Anblick einer Krone Gichter bekommen hätteſt. — Geſunkener Sohn der Republik! du wirſt's verantworten, daß ich keinen Heller um meine Unſterblichkeit gebe, wenn die Zeit auch Geiſter abnützen kann.

Fiesko. Du biſt der ewige Grillenfänger. Mag er Genua in die Taſche ſtecken und an einen Kaper von Tunis verſchachern, was kümmert's uns? Wir trinken Cyprier und küſſen ſchöne Mädchen.

Verrina (blickt ihn ernſt an). Iſt das deine wahre, ernſtliche Meinung?

Fiesko. Warum nicht, Freund? Iſt es denn eine Wolluſt, der Fuß des trägen, vielbeinigen Thieres Republik zu ſeyn? Dank' es dem, der ihm Flügel gibt und die Füße ihrer Aemter entſetzt. Gianettino Doria wird Herzog. Staatsgeſchäfte werden uns keine grauen Haare mehr machen.

Verrina. Fiesko! — Iſt das deine wahre, ernſtliche Meinung?

Fiesko. Andreas erklärt ſeinen Neffen zum Sohn und Erben ſeiner Güter, wer will der Thor ſeyn, ihm das Erbe ſeiner Macht abzuſtreiten?

Verrina (mit äußerſtem Unmuth). So kommt, Genueſer! (Er verläßt den Fiesko ſchnell, die Andern folgen.)

Fiesko Verrina! — Verrina! — Dieſer Republikaner iſt hart wie Stahl! —

Achter Auftritt.

Fiesko. Eine unbekannte Maske.

Maske. Haben Sie eine Minute übrig, Lavagna?

Fiesko (zuvorkommend). Für Sie eine Stunde!

Maske. So haben Sie die Gnade, einen Gang mit mir vor die Stadt zu thun.

Fiesko. Es iſt fünfzig Minuten auf Mitternacht.

Maske. Sie haben die Gnade, Graf?

Fiesko. Ich werde anſpannen laſſen.

Maske. Das iſt nicht nöthig. Ich ſchicke ein Pferd voraus. Mehr braucht es nicht, denn ich hoffe, es ſoll nur Einer zurückkommen.

Fiesko (betreten). Und?

Maske. Man wird Ihnen auf eine gewiſſe Thräne eine blutige Antwort abfordern.

Fiesko. Dieſe Thräne?

Maske. Einer gewiſſen Gräfin von Lavagna. Ich kenne dieſe Dame ſehr gut, und will wiſſen, womit ſie verdient hat, das Opfer einer Närrin zu werden?

Fiesko. Jetzt verſtehe ich Sie. Darf ich den Namen dieſes ſeltſamen Ausforderers wiſſen?

Maske. Es iſt der Nämliche, der das Fräulein von Zibo einſt anbetete und vor dem Bräutigam Fiesko zurücktrat.

Fiesko. Scipio Bourgognino!

Bourgognino (nimmt die Maske ab). Und der itzt da iſt, ſeine Ehre zu löſen, die einem Nebenbuhler wich, der klein genug denkt, die Sanftmuth zu quälen.

Fiesko (umarmt ihn mit Feuer). Edler junger Mann! Gedankt ſey's dem Leiden meiner Gemahlin, das mir eine ſo werthe Bekanntſchaft macht. Ich fühle die Schönheit Ihres Unwillens, aber ich ſchlage mich nicht.

Bourgognino (einen Schritt zurück). Der Graf von Lavagna wäre zu feig, ſich gegen die Erſtlinge meines Schwertes zu wagen?

Fiesko. Bourgognino! gegen die ganze Macht Frankreichs, aber nicht gegen Sie! Ich ehre dieſes liebe

Feuer für einen lieberen Gegenſtand. Einen Lorbeer verdiente der Wille, aber die That wäre kindiſch.

Bourgognino (erregt). Kindiſch! Graf? — Das Frauenzimmer kann über Mißhandlung nur weinen. — Wofür iſt der Mann da?

Fiesko. Ungemein gut geſagt, aber ich ſchlage mich nicht.

Bourgognino (dreht ihm den Rücken, will gehen). Ich werde Sie verachten.

Fiesko (lebhaft). Bei Gott, Jüngling! das wirſt du nie, und wenn die Tugend im Preis fallen ſollte. (Faßt ihn bedächtlich bei der Hand.) Haben Sie jemals etwas gegen mich gefühlt, das man — wie ſoll ich ſagen? Ehrfurcht nennt?

Bourgognino. Wär' ich einem Manne gewichen, den ich nicht für den erſten der Menſchen erklärte?

Fiesko. Alſo, mein Freund! einen Mann, der einſt meine Ehrfurcht verdiente, würd' ich — langſam verachten lernen. Ich dächte doch, das Gewebe eines Meiſters ſollte künſtlicher ſeyn, als dem flüchtigen Anfänger ſo geradezu in die Augen zu ſpringen — Gehen Sie heim, Bourgognino, und nehmen Sie ſich Zeit, zu überlegen, warum Fiesko ſo und nicht anders handelt. (Bourgognino geht ſtillſchweigend ab.) Fahre hin, edler Jüngling! Wenn dieſe Flammen in's Vaterland ſchlagen, mögen die Doria feſte ſtehen.

Neunter Auftritt.

Fiesko. **Der Mohr** (tritt ſchüchtern herein und ſieht ſich überall ſorgfältig um).

Fiesko (faßt ihn ſcharf und lang in's Auge). Was willſt du und wer biſt du?

Mohr (wie eben). Ein Sklave der Republik.

Fiesko. Sklaverei iſt ein elendes Handwerk. (Immer ein ſcharfes Aug' auf ihn.) Was ſuchſt du?

Mohr. Herr, ich bin ein ehrlicher Mann.

Fiesko. Häng' immer dieſen Schild vor dein Geſicht hinaus, das wird nicht überflüſſig ſeyn — aber was ſuchſt du?

Mohr (ſucht ihm näher zu kommen, Fiesko weicht aus). Herr, ich bin kein Spitzbube.

Fiesko. Es iſt gut, daß du das beifügſt, und — doch wieder nicht gut. (Ungeduldig.) Aber was ſuchſt du?

Mohr (rückt wieder näher). Seyd ihr der Graf Lavagna?

Fiesko (ſtolz). Die Blinden in Genua kennen meinen Tritt. — Was ſoll dir der Graf?

Mohr. Seyd auf eurer Hut, Lavagna! (Hart an ihm.)

Fiesko (ſpringt auf die andere Seite). Das bin ich wirklich.

Mohr (wie eben). Man hat nichts Gutes gegen euch vor, Lavagna!

Fiesko (retirirt ſich wieder). Das ſeh' ich.

Mohr. Hütet euch vor dem Doria.

Fiesko (tritt ihm vertraut näher). Freund! ſollt' ich dir doch wohl Unrecht gethan haben? Dieſen Namen fürchte ich wirklich.

Mohr. So flieht vor dem Mann. Könnt ihr leſen?

Fiesko. Eine kurzweilige Frage! Du biſt bei manchem Kavalier herumgekommen. Haſt du was Schriftliches?

Mohr. Euren Namen bei armen Sündern. (Er reicht ihm einen Zettel und niſtet ſich hart an ihn. Fiesko tritt vor einen Spiegel und ſchielt über das Papier. Der Mohr geht laurend um ihn herum, endlich zieht er den Dolch und will ſtoßen.)

Fiesko (dreht ſich geſchickt und fährt nach dem Arm des Mohren). Sachte, Kanaille. (Entreißt ihm den Dolch.)

Mohr (ſtampft wild auf den Boden). Teufel! — Bitt' um Vergebung! (Will ſich abführen.)

Fiesko (packt ihn, mit ſtarker Stimme). Stephano! Drullo! Antonio! (Den Mohren an der Gurgel.) Bleib, guter Freund! Hölliſche Büberei! (Bediente.) Bleib und antworte! Du haſt ſchlechte Arbeit gemacht; an wen haſt du deinen Taglohn zu fordern?

Mohr (nach vielen vergeblichen Verſuchen ſich wegzuſtehlen, entſchloſſen). Man kann mich nicht höher hängen, als der Galgen iſt.

Fiesko. Nein, tröſte dich! Nicht an die Hörner des Monds, aber doch hoch genug, daß du den Galgen für einen Zahnſtocher anſehen ſollſt. Doch deine Wahl war zu ſtaatsklug, als daß ich ſie *deinem* Mutterwitz zutrauen ſollte. Sprich alſo, wer hat dich gedungen?

Mohr. Herr, einen Schurken könnt ihr mich ſchimpfen, aber einen Dummkopf verbitt' ich.

Fiesko. Iſt die Beſtie ſtolz? Beſtie, ſprich, wer hat dich gedungen?

Mohr (nachdenkend). Hum! So wär' ich doch nicht allein der Narr? — Wer mich gedungen hat? — und waren's doch nur hundert magere Zechinen! — Wer mich gedungen hat? — Prinz Gianettino.

Fiesko (erbittert auf und nieder). Hundert Zechinen und nicht mehr für des Fiesko Kopf! (Hämiſch.) Schäme dich, Kronprinz von Genua. (Nach einer Schatoulle eilend.) Hier, Burſche, ſind tauſend, und ſag' deinem Herrn — er ſey ein knickiger Mörder!

(Mohr betrachtet ihn vom Fuß bis zum Wirbel.)

Fiesko. Du beſinnſt dich, Burſche?

Mohr (nimmt das Geld, legt es nieder, nimmt es wieder und beſieht ihn mit immer ſteigendem Erſtaunen).

Fiesko. Was machſt du, Burſche?

Mohr (wirft das Geld entſchloſſen auf den Tiſch). Herr — das Geld hab' ich nicht verdient.

Fiesko. Schafkopf von einem Gauner! den Galgen haſt du verdient. Der entrüſtete Elephant zertritt Menſchen, aber nicht Würmer. Dich würd' ich hängen laſſen, wenn es mich nur ſo viel mehr als zwei Worte koſtete.

Mohr (mit einer freien Verbeugung). Der Herr ſind gar zu gütig.

Fiesko. Behüte Gott! nicht gegen dich. Es gefällt mir nun eben, daß meine Laune einen Schurken, wie du biſt, zu etwas und nichts machen kann, und darum gehſt du frei aus. Begreife mich recht. Dein Ungeſchick iſt mir ein Unterpfand des Himmels, daß ich zu etwas Großem aufgehoben bin, und darum bin ich gnädig und du gehſt frei aus.

Mohr (treuherzig). Schlagt ein, Lavagna! Eine Ehre iſt die andre werth. Wenn Jemand auf dieſer Halbinſel eine Gurgel für euch überzählig hat, befehlt! und ich ſchneide ſie ab, unentgeldlich.

Fiesko. Eine höfliche Beſtie! Sie will ſich mit fremder Leute Gurgeln bedanken.

Mohr. Wir laſſen uns nichts ſchenken, Herr! Unſer eins hat auch Ehre im Leibe.

Fiesko. Die Ehre der Gurgelſchneider?

Mohr. Iſt wohl feuerfeſter als eurer ehrlichen Leute: ſie brechen ihre Schwüre dem lieben Herrgott; wir halten ſie pünktlich dem Teufel.

Fiesko. Du biſt ein drolliger Gauner.

Mohr. Freut mich, daß ihr Geſchmack an mir findet. Setzt mich erſt auf die Probe, ihr werdet einen Mann kennen lernen, der ſein Exercitium aus dem Stegreif macht. Fordert mich auf. Ich kann euch von jeder Spitzbubenzunft mein Teſtimonium aufweiſen, von der unterſten bis zur höchſten.

Fiesko. Was ich nicht höre! (Indem er ſich niederſetzt.) Alſo auch Schelme erkennen Geſetze und Rangordnung? Laß mich von der unterſten hören.

Mohr. Pfui, gnädiger Herr! das iſt das verächtliche Heer der langen Finger. Ein elend Gewerb, das keinen großen Mann ausbrütet; arbeitet nur auf

Karbatſche und Raſpelhaus, und führt — höchſtens zum Galgen.

Fiesko. Ein reizendes Ziel! Ich bin auf die beſſ're begierig.

Mohr. Das ſind die Spione und Maſchinen. Bedeutende Herren, denen die Großen ein Ohr leihen, wo ſie ihre Allwiſſenheit holen; die ſich wie Blutegel in Seelen einbeißen, das Gift aus dem Herzen ſchlürfen und an die Behörde ſpeien.

Fiesko. Ich kenne das — fort!

Mohr. Der Rang trifft nunmehr die Meuter, Giftmiſcher und alle, die ihren Mann lang hinhalten und aus dem Hinterhalt faſſen. Feige Memmen ſind's oft, aber doch Kerls, die dem Teufel das Schulgeld mit ihrer armen Seele bezahlen. Hier thut die Gerechtigkeit ſchon etwas Uebriges, ſtrickt ihre Knöchel auf's Rad und pflanzt ihre Schlauköpfe auf Spieße. Das iſt die dritte Zunft.

Fiesko. Aber, ſprich doch, wann wird die deinige kommen?

Mohr. Blitz, gnädiger Herr! das iſt eben der Pfiff. Ich bin durch dieſe alle gewandert. Mein Genie geilte frühzeitig über jedes Gehege. Geſtern Abend macht' ich mein Meiſterſtück in der dritten, vor einer Stunde war ich — ein Stümper in der vierten.

Fiesko. Dieſe wäre alſo?

Mohr (lebhaft). Das ſind Männer, (in Hitze) die ihren Mann zwiſchen vier Mauern aufſuchen, durch die Gefahr eine Bahn ſich hauen, ihm gerade zu Leib gehen, mit dem erſten Gruß ihm den Großdank für den zweiten erſparen. Unter uns! man nennt ſie nur die Extrapoſt der Hölle. Wenn Mephiſtopheles einen Geluſt bekommt, braucht's nur einen Wink, und er hat den Braten noch warm.

Fiesko. Du biſt ein hartgeſottener Sünder. Einen ſolchen vermißte ich längſt. Gib mir deine Hand. Ich will dich bei mir behalten.

Mohr. Ernſt oder Spaß?

Fiesko. Mein völliger Ernſt, und gebe dir 1000 Zechinen des Jahrs.

Mohr. Topp, Lavagna! Ich bin euer, und zum Henker fahre das Privatleben. Braucht mich, wozu ihr wollt. Zu eurem Spürhund, zu eurem Parforcehund, zu eurem Fuchs, zu eurer Schlange, zu eurem Kuppler und Henkersknecht. Herr, zu allen Kommiſſionen, nur bei Leibe! zu keiner ehrlichen — dabei benehm' ich mich plump wie Holz.

Fiesko. Sey unbeſorgt! Wem ich ein Lamm ſchenken will, laſſ' ich's durch keinen Wolf überliefern. Geh alſo gleich morgen durch Genua und unterſuche die Witterung des Staats. Lege dich wohl auf Kundſchaft, wie man von der Regierung denkt und vom Haus Doria flüſtert, ſondire daneben, was meine Mitbürger von meinem Schlaraffenleben und meinem Liebesroman halten. Ueberſchwemme ihr Gehirn mit Wein, bis ihre Herzens-Meinungen überlaufen. Hier haſt du Geld. Spende davon unter den Seidenhändlern aus.

Mohr (ſieht ihn bedenklich an). Herr —

Fiesko. Angſt darf dir nicht werden. Es iſt nichts Ehrliches — Geh! rufe deine ganze Bande zu Hülfe. Morgen will ich deine Zeitungen hören. (Er geht ab.)

Mohr (ihm nach). Verlaßt euch auf mich. Jetzt iſt's früh vier Uhr! Morgen um Acht habt ihr ſo viel Neues erfahren, als in zweimal ſiebenzig Ohren geht. (Ab.)

Zehnter Auftritt.

Zimmer bei Verrina.

Bertha (rücklings in einem Sopha, den Kopf in die Hand geworfen). **Verrina** (düſter hereintretend).

Bertha (erſchrickt, ſpringt auf). Himmel! da iſt er!

Verrina (ſteht ſtill, beſieht ſie befremdet). An ihrem Vater erſchrickt meine Tochter!

Bertha. Fliehen Sie! Laſſen Sie mich fliehen! Sie ſind ſchrecklich, mein Vater!

Verrina. Meinem einzigen Kinde?

Bertha (mit einem ſchweren Blick auf ihn). Nein! Sie müſſen noch eine Tochter haben!

Verrina. Drückt dich meine Zärtlichkeit zu ſchwer?

Bertha. Zu Boden, Vater!

Verrina. Wie? welcher Empfang, meine Tochter? Sonſt, wenn ich nach Hauſe kam, Berge auf meinem Herzen, hüpfte mir meine Bertha entgegen, und meine Bertha lachte ſie weg. Komm, umarme mich, Tochter! An dieſer glühenden Bruſt ſoll mein Herz wieder erwarmen, das am Todtenbett des Vaterlandes einfriert.

O mein Kind! Ich habe heute Abrechnung gehalten mit allen Freuden der Natur, und (äußerſt ſchwer) nur du biſt mir geblieben.

Bertha (mißt ihn mit einem langen Blick). Unglücklicher Vater!

Verrina (umarmt ſie beklemmt). Bertha! mein einziges Kind! Bertha! meine letzte übrige Hoffnung — Genua's Freiheit iſt dahin — Fiesko hin — (indem er ſie heftiger drückt, durch die Zähne) Werde du eine Hure! —

Bertha (reißt ſich aus ſeinen Armen). Heiliger Gott! Sie wiſſen?

Verrina (ſteht bebend ſtill). Was?

Bertha. Meine jungfräuliche Ehre —

Verrina (wüthend). Was?

Bertha. Dieſe Nacht —

Verrina (wie ein Raſender). Was?

Bertha. Gewalt! (Sinkt am Sopha nieder.)

Verrina (nach einer langen ſchreckhaften Pauſe, mit dumpfer Stimme). Noch einen Athemzug, Tochter! — den letzten! (Mit hohlem gebrochenem Ton.) Wer?

Bertha. Weh mir, nicht dieſen todtenfarbnen Zorn! Helfe mir Gott! er ſtammelt und zittert!

Verrina. Ich wüßte doch nicht — meine Tochter! Wer?

Bertha. Ruhig! ruhig! mein beſter, mein theurer Vater!

Verrina. Um Gotteswillen! Wer? (Will vor ihr niederfallen.)

Bertha. Eine Maske.

Verrina (tritt zurück, nach einem ſtürmiſchen Nachdenken). Nein! das kann nicht ſeyn! Den Gedanken ſendet mir Gott nicht. (Lacht graß auf.) Alter Geck! als wenn alles Gift nur aus einer und eben der Kröte ſpritzte? (Zu Bertha, gefaßter.) Die Perſon, wie die meinige, oder kleiner?

Bertha. Größer.

Verrina (raſch). Die Haare, ſchwarz? kraus?

Bertha. Kohlſchwarz und kraus.

Verrina (taumelnd von ihr hinweg). Gott! mein Kopf! mein Kopf — die Stimme?

Bertha. Rauh, eine Baßſtimme.

Verrina (heftig). Von welcher Farbe? — Nein! ich will nicht mehr hören! — der Mantel — von welcher Farbe?

Bertha. Der Mantel grün, wie mich däuchte.

Verrina (hält beide Hände vor's Geſicht und wankt in den Sopha). Sey ruhig. Es iſt nur ein Schwindel, meine Tochter! (Läßt die Hände ſinken: ein Todtengeſicht.)

Bertha (die Hände ringend). Barmherziger Himmel! das iſt mein Vater nicht mehr.

Verrina (nach einer Pauſe, mit bitterem Gelächter). Recht ſo! recht ſo! Memme Verrina! — daß der Bube in das Heiligthum der Geſetze griff — dieſe Aufforderung war dir zu matt — Der Bube mußte noch in's Heiligthum deines Bluts greifen. — (Springt auf.) Geſchwind! rufe den Nikola — Blei und Pulver — oder halt! halt! ich beſinne mich eben anders — beſſer — Hole mein Schwert herbei, bet' ein Vaterunſer. (Die Hand vor die Stirne.) Was will ich aber?

Bertha. Mir iſt ſehr bange, mein Vater!

Verrina. Komm, ſetze dich zu mir. (Bedeutend.) Bertha, erzähle mir — Bertha, was that jener eisgraue Römer, als man ſeine Tochter auch ſo — wie nenn' ich's nur — auch ſo artig fand, ſeine Tochter? Höre Bertha, was ſagte Virginius zu ſeiner verſtümmelten Tochter?

Bertha (mit Schaudern). Ich weiß nicht, was er ſagte.

Verrina. Närriſches Ding! — Nichts ſagte er. (Plötzlich auf, faßt ſein Schwert.) Nach einem Schlachtmeſſer griff er.

Bertha (ſtürzt ihm erſchrocken in die Arme). Großer Gott! was wollen Sie thun?

Verrina (wirft das Schwert in's Zimmer). Nein! noch iſt Gerechtigkeit in Genua!

Elfter Auftritt.

Sacco. Kalkagno. Vorige.

Kalkagno. Verrina, geſchwind! Mache dich fertig. Heute hebt die Wahlwoche der Republik an. Wir wollen früh in die Signoria, die neuen Senatoren erwählen. Die Gaſſen wimmeln von Volk. Der ganze Adel ſtrömt nach dem Rathhaus. Du begleiteſt uns doch, (ſpöttiſch) den Triumph unſerer Freiheit zu ſehen.

Sacco. Ein Schwert liegt im Saal. Verrina ſchaut wild. Bertha hat rothe Augen.

Kalkagno. Bei Gott! das werd' ich nun auch gewahr — Sacco, hier iſt ein Unglück geſchehen.

Verrina (ſtellt zwei Seſſel hin). Setzt euch.

Sacco. Freund, du erſchreckſt uns.

Kalkagno. So ſah ich dich nie, Freund. Hätte nicht Bertha geweint, ich würde fragen, geht Genua unter?

Verrina (fürchterlich). Unter! Sitzt nieder.

Kalkagno (erſchrocken, indem ſich beide ſetzen.) Mann! Ich beſchwöre dich!

Verrina. Höret.

Kalkagno. Was ahnet mir, Sacco?

Verrina. Genueſer — ihr beide kennt das Alterthum meines Namens. Eure Ahnen haben den meinigen die Schleppe getragen. Meine Väter fochten die Schlachten des Staats. Meine Mütter waren Muſter der Genueſerinnen. Ehre war unſer einziges Kapital und erbte vom Vater zum Sohn — oder wer weiß es anders?

Sacco. Niemand.

Kalkagno. So wahr Gott lebt, Niemand.

Verrina. Ich bin der Letzte meines Geſchlechts. Mein Weib liegt begraben. Dieſe Tochter iſt ihr einziges Vermächtniß. Genueſer, ihr ſeyd Zeugen, wie ich ſie erzog. Wird Jemand auftreten und Klage führen, daß ich meine Bertha verwahrloſte?

Kalkagno. Deine Tochter iſt ein Muſter im Lande.

Verrina. Freunde! ich bin ein alter Mann. Verliere ich dieſe, darf ich keine mehr hoffen. Mein

Gedächtniß löſcht aus. (Mit einer ſchrecklichen Wendung.) Ich habe ſie verloren. Infam iſt mein Stamm.

Beide (in Bewegung). Das wolle Gott verhüten! (Bertha wälzt ſich jammernd im Sopha.)

Verrina. Nein! zweifle nicht, Tochter! Dieſe Männer ſind tapfer und gut. Beweinen dich dieſe, wird's irgendwo bluten. Seht nicht ſo betroffen aus, Männer! (Langſam, mit Gewicht.) Wer Genua unterjocht, kann doch wohl ein Mädchen bezwingen?

Beide (fahren auf, werfen die Seſſel zurück). Gianettino Doria!

Bertha (mit einem Schrei). Stürzt über mich, Mauern! Mein Scipio!

Zwölfter Auftritt.

Bourgognino. Vorige.

Bourgognino (erhitzt). Springe hoch, Mädchen! Eine Freudenpoſt! — Edler Verrina, ich komme, meinen Himmel auf Ihre Zunge zu ſetzen. Schon längſt liebte ich Ihre Tochter, und nie durft' ich es wagen, um ihre Hand zu bitten, weil mein ganzes Vermögen auf falſchen Brettern von Coromandel ſchwamm. Eben jetzt fliegt meine Fortuna wohlbehalten in die Rhede, und führt, wie ſie ſagen, unermeßliche Schätze mit. Ich bin ein reicher Mann. Schenken Sie mir Bertha, ich mache ſie glücklich. (Bertha verhüllt ſich. Große Pauſe.)

Verrina (bedächtlich zu Bourgognino). Haben Sie Luſt, junger Menſch, Ihr Leben in eine Pfütze zu werfen?

Bourgognino (greift nach dem Schwert, zieht aber plötzlich die Hand zurück). Das ſprach der Vater —

Verrina. Das ſpricht jeder Schurke in Italien. Nehmen Sie mit dem Abtrag von anderer Leute Gaſtung vorlieb!

Bourgognino. Mach mich nicht wahnwitzig, Graukopf.

Kalkagno. Bourgognino, wahr ſpricht der Graukopf!

Bourgognino (auffahrend, gegen Bertha ſtürzend). Wahr ſpricht er? Mich hätte eine Dirne genarrt?

Kalkagno. Bourgognino, nicht da hinaus. Das Mädchen iſt engelrein.

Bourgognino (ſteht erſtaunt ſtill). Nun! ſo wahr ich ſelig werden will. Rein und entehrt! Ich habe keinen Sinn für das. — Sie ſehen ſich an und ſind ſtumm. Irgend ein Unhold von Miſſethat zuckt auf ihren bebenden Zungen. Ich beſchwöre euch! Schiebt meine Vernunft nicht in Kurzweil herum. Rein wäre ſie! Wer ſagte rein?

Verrina. Mein Kind iſt nicht ſchuldig.

Bourgognino. Alſo Gewalt! (Rafft das Schwert vom Boden.) Genueſer! bei allen Sünden unter dem Mond! Wo — wo find' ich den Räuber?

Verrina. Eben dort, wo du den Dieb Genua's findeſt! —

(Bourgognino erſtarrt. Verrina geht gedankenvoll auf und nieder, dann ſteht er ſtill.)

Verrina. Wenn ich deinen Wink verſtehe, ewige Vorſicht, ſo wirſt du Genua durch meine Bertha erlöſen! (Er tritt zu ihr, indem er den Trauerflor langſam von ſeinem Arme wickelt, darauf feierlich.) Eh' das Herzblut eines Doria dieſen häßlichen Flecken aus deiner Ehre wäſcht, ſoll kein Strahl des Tags auf dieſe Wangen fallen. Bis dahin — (er wirft den Flor über ſie) verblinde.

(Pauſe. Die Uebrigen ſehen ihn ſchweigend, betreten an.)

Verrina (feierlich, ſeine Hand auf Bertha's Haupt gelegt). Verflucht ſey die Luft, die dich fächelt! Verflucht der Schlaf, der dich erquickt! Verflucht jede menſchliche Spur, die deinem Elend willkommen iſt! Gehe hinab in das unterſte Gewölb meines Hauſes. Winſ'le, heule, lähme die Zeit mit deinem Gram. (Unterbrochen von Schauern fährt er fort.) Dein Leben ſey das gichtriſche Wälzen des ſterbenden Wurms — der hartnäckige, zermalmende Kampf zwiſchen Seyn und Vergehen! — dieſer Fluch hafte auf dir, bis Gianettino den letzten Odem verröchelt hat. — Wo nicht, ſo magſt du ihn nachſchleppen längs der Ewigkeit, bis man ausfindig macht, wo die zwei Enden ihres Rings ineinander greifen.

(Großes Schweigen. Auf allen Geſichtern Entſetzen. Verrina blickt Jeden feſt und durchdringend an.)

Bourgognino. Rabenvater! was haſt du gemacht? Dieſen ungeheuren, gräßlichen Fluch deiner armen, ſchuldloſen Tochter?

Verrina. Nicht wahr — das iſt ſchrecklich, mein zärtlicher Bräutigam? — (Höchſt bedeutend.) Wer von euch wird nun auftreten und jetzt noch von kaltem

Blut und Aufſchub ſchwatzen? Genua's Loos iſt auf meine Bertha geworfen. Mein Vaterherz meiner Bürgerpflicht überantwortet. Wer von uns iſt nun Memme genug, Genua's Erlöſung zu verzögern, wenn er weiß, daß dieſes ſchuldloſe Lamm ſeine Feigheit mit unendlichem Gram bezahlt? Bei Gott! das war nicht das Gewäſch eines Narren! — Ich hab' einen Eid gethan, und werde mich meines Kindes nicht erbarmen, bis ein Doria am Boden zuckt, und ſollt' ich auf Martern raffiniren, wie ein Henkersknecht, und ſollt' ich dieſes unſchuldige Lamm auf kannibaliſcher Folterbank zerknirſchen — Sie zittern — blaß wie Geiſter ſchwindeln ſie mich an. — Noch einmal, Scipio! Ich verwahre ſie zum Geiſel deines Tyrannen-Mords. An dieſem theuren Faden halt' ich deine, meine, eure Pflichten feſt. Genua's Deſpot muß fallen, oder das Mädchen verzweifelt. Ich widerrufe nicht.

Bourgognino (wirft ſich der Bertha zu Füßen). Und fallen ſoll er — fallen für Genua — wie ein Opferſtier. So gewiß ich dies Schwert im Herzen Doria's umkehre, ſo gewiß will ich den Bräutigamskuß auf deine Lippen drücken. (Steht auf.)

Verrina. Das erſte Paar, das die Furien einſegnen! Gebt euch die Hände! In Doria's Herzen wirſt du dein Schwert umkehren? Nimm ſie, ſie iſt dein!

Kalkagno (kniet nieder). Hier kniet noch ein Genueſer, und legt ſeinen furchtbaren Stahl zu den Füßen der Unſchuld. So gewiß möge Kalkagno den Weg zum Himmel ausfindig machen, als dieſes ſein Schwert die Straße zu Doria's Leben. (Steht auf.)

Sacco. Zuletzt, doch nicht minder entſchloſſen, kniet Raphael Sacco. Wenn dies mein blankes Eiſen Bertha's Gefängniß nicht aufſchließt, ſo ſchließe ſich das Ohr des Erhörers meinem letzten Gebet zu. (Steht auf.)

Verrina (erheitert). Genua dankt euch in mir, meine Freunde! Gehe nun, Tochter! Freue dich, des Vaterlandes großes Opfer zu ſeyn.

Bourgognino (umarmt ſie im Abgehen). Geh! Traue auf Gott und Bourgognino. An einem und eben dem Tage werden Bertha und Genua frei ſeyn. (Bertha entfernt ſich.)

Dreizehnter Auftritt.

Vorige (ohne Bertha).

Kalkagno. Eh' wir weiter gehn, noch ein Wort, Genueſer!

Verrina. Ich errathe es.

Kalkagno. Werden vier Patrioten genug ſeyn, Tyrannei, die mächtige Hyder, zu ſtürzen? Werden wir nicht den Pöbel aufrühren, nicht den Adel zu unſerer Partei ziehen müſſen?

Verrina. Ich verſtehe! Hört alſo, ich habe längſt einen Maler im Solde, der ſeine ganze Kunſt verſchwendet, den Sturz des Appius Claudius zu malen. Fieſko iſt ein Anbeter der Kunſt, erhitzt ſich gern an erhabenen Scenen. Wir werden die Malerei nach ſeinem Pallaſte bringen, und zugegen ſeyn, wenn er ſie betrachtet. Vielleicht, daß der Anblick ſeinen Genius wieder aufweckt — Vielleicht —

Bourgognino. Weg mit ihm. Verdopple die Gefahr, ſpricht der Held, nicht die Helfer. Ich habe ſchon längſt ein Etwas in meiner Bruſt gefühlt, das ſich von nichts wollte erſättigen laſſen. — Was es war, weiß ich jetzt plötzlich — (indem er heroiſch aufſpringt) Ich hab' einen Tyrannen!

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

Vorzimmer in Fiesko's Pallaſt.

Erſter Auftritt.

Leonore. Arabella.

Arabella. Nein, ſag' ich. Sie ſahen falſch. Die Eiferſucht lieh Ihnen die häßlichen Augen.

Leonore. Es war Julia lebendig. Rede mir nichts ein. Meine Silhouette hing an einem himmelblauen Band, dies war feuerfarb und geflammt. Mein Loos iſt entſchieden.

Zweiter Auftritt.

Vorige. Julia.

Julia (affektirt hereintretend). Der Graf bot mir ſein Palais an, den Zug nach dem Rathhaus zu ſehen. Die Zeit wird mir lang werden. Eh' die Chokolade gemacht iſt, Madam, unterhalten Sie mich (Bella entfernt ſich, kommt ſogleich wieder.)

Leonore. Befehlen Sie, daß ich Geſellſchaft hieher bitte?

Julia. Abgeſchmackt. Als wenn ich ſie hier ſuchen müßte? Sie werden mich zerſtreuen, Madam! (Auf und ab, ſich den Hof machend.) Wenn Sie das können, Madam! — denn ich habe nichts zu verſäumen.

Arabella (boshaft). Deſto mehr dieſer koſtbare Mohr, Signora! Wie grauſam, bedenken Sie! die Perſpektivchen der jungen Stutzer um dieſe ſchöne Priſe zu bringen? Ach! und das blitzende Spiel der Perlen, das einem die Augen bald wund brennt. Beim großmächtigen Gott! haben Sie nicht das ganze Meer ausgeplündert!

Julia (vor einem Spiegel). Das iſt ihr wohl eine Seltenheit, Mamſell? Aber höre ſie, Mamſell, hat ſie ihrer Herrſchaft auch die Zunge verdingt? Scharmant, Madam! Ihre Gäſte durch Domeſtiken bekomplimentiren zu laſſen.

Leonore. Es iſt mein Unglück, Signora, daß meine Laune mir das Vergnügen Ihrer Gegenwart ſchmälert.

Julia. Eine häßliche Unart iſt das, die Sie ſchwerfällig und albern macht. Raſch! lebhaft und witzig! Das iſt der Weg nicht, Ihren Mann anzufeſſeln.

Leonore. Ich weiß nur einen, Gräfin! Laſſen Sie den Ihrigen immer ein ſympathetiſches Mittel bleiben!

Julia (ohne darauf achten zu wollen). Und, wie Sie ſich tragen, Madam! Pfui doch! Auch auf Ihren Körper wenden Sie mehr. Nehmen Sie zur Kunſt Ihre

Zuflucht, wo die Natur Ihnen Stiefmutter war. Einen Firniß auf dieſe Wangen, worauf die mißfarbige Leidenſchaft kränkelt. Armes Geſchöpf! So wird Ihr Geſichtchen nie einen Käufer finden.

Leonore (munter zu Bella). Wünſche mir Glück, Mädchen! Unmöglich hab' ich meinen Fiesko verloren, oder ich habe nichts an ihm verloren.

(Bella bringt Chokolade. Bella gießt ein.)

Julia. Von Verlieren murmeln Sie etwas? Aber mein Gott! wie kam Ihnen auch der tragiſche Einfall, den Fiesko zu nehmen? — Warum auf dieſe Höhe, mein Kind, wo Sie nothwendig geſehen werden müſſen? verglichen werden müſſen? Auf Ehre, mein Schatz, das war ein Schelm oder ein Dummkopf, der Sie dem Fiesko kuppelte. (Mitleidig ihre Hand ergreifend.) Gutes Thierchen, der Mann, der in den Aſſembleen des guten Tons gelitten wird, konnte nie deine Partie ſeyn. (Sie nimmt eine Taſſe.)

Leonore (lächelnd auf Arabellen). Oder er würde in dieſen Häuſern des guten Tons nicht gelitten ſeyn wollen?

Julia. Der Graf hat Perſon — Welt — Geſchmack. Der Graf war ſo glücklich, Connaiſſancen von Rang zu machen. Der Graf hat Temperament, Feuer. Nun reißt er ſich warm aus dem delikateſten Cirkel. Er kommt nach Hauſe. Die Ehefrau bewillkommt ihn mit einer Werktagszärtlichkeit, löſcht ſeine Glut in einem feuchten, froſtigen Kuß, ſchneidet ihm ihre Kareſſen wirthſchaftlich, wie einem Koſtgänger, vor. Der arme Ehemann! Dort lacht ihm ein blühendes Ideal

— hier ekelt ihn eine grämliche Empfindſamkeit an. Signora, um Gotteswillen! wird er nicht den Verſtand verlieren, oder was wird er wählen?

Leonore (bringt ihr eine Taſſe). Sie, Madam — wenn er ihn verloren hat.

Julia. Gut! Dieſer Biß ſey in dein eigenes Herz gegangen. Zittre um dieſen Spott, aber ehe du zitterſt, erröthe!

Leonore. Kennen Sie das Ding auch, Signora? Doch warum nicht? Es iſt ja ein Toilettenpfiff.

Julia. Man ſehe doch! Erzürnen muß man das Würmchen, will man ihm ein Fünkchen Mutterwitz abjagen. Gut für jetzt. Es war Scherz, Madam! Geben Sie mir Ihre Hand zur Verſöhnung.

Leonore (giebt ihr die Hand mit vielſagendem Blick). Imperiali — vor meinem Zorn haben Sie Ruhe.

Julia. Großmüthig, allerdings! Doch ſollt' ich's nicht auch ſeyn können, Gräfin? (Langſam und lauernd.) Wenn ich den Schatten einer Perſon bei mir führe, muß es nicht folgen, daß das Original mir werth iſt? Oder was meinen Sie?

Leonore (roth und verwirrt). Was ſagen Sie? Ich hoffe, dieſer Schluß iſt zu raſch.

Julia. Das denk' ich ſelbſt. Das Herz ruft nie die Sinne zu Hülfe. Wahre Empfindung wird ſich nie hinter Schmuckwerk verſchanzen.

Leonore. Großer Gott! Wie kommen Sie zu dieſer Wahrheit?

Julia. Mitleid, bloßes Mitleid — Denn ſehen Sie, ſo iſt es auch umgekehrt wahr — und Sie haben

Ihren Fiesko noch. (Sie gibt ihr ihre Silhouette und lacht boshaft auf.)

Leonore (mit auffahrender Erbitterung). Mein Schattenriß? Ihnen? (Wirft ſich ſchmerzvoll in einen Seſſel.) O der heilloſe Mann!

Julia (frohlockend). Hab' ich vergolten? hab' ich? Nun, Madam, keinen Nadelſtich mehr in Bereitſchaft? (Laut in die Scene.) Den Wagen vor! Mein Gewerb iſt beſtellt. (Zu Leonoren, der ſie das Kinn ſtreicht.) Tröſten Sie ſich, mein Kind! Er gab mir die Silhouette im Wahnwitz. (Ab.)

Dritter Auftritt.

Kalkagno (kommt).

Kalkagno. So erhitzt ging die Imperiali weg, und Sie in Wallung, Signora?

Leonore (mit durchdringendem Schmerz). Nein! das war nie erhört!

Kalkagno. Himmel und Erde! Sie weinen doch wohl nicht?

Leonore. Ein Freund vom Unmenſchlichen — Mir aus den Augen!

Kalkagno. Welchem Unmenſchlichen? Sie erſchrecken mich.

Leonore. Von meinem Mann — Nicht ſo! von dem Fiesko.

Kalkagno. Was muß ich hören?

Leonore. O, nur ein Bubenſtück, das bei euch gangbar iſt, Männer!

Kalkagno (faßt ihre Hand mit Heftigkeit). Gnädige Frau, ich habe ein Herz für die weinende Tugend.

Leonore (ernſt). Sie ſind ein Mann — es iſt nicht für mich.

Kalkagno. Ganz für Sie — voll von Ihnen — daß Sie wüßten, wie ſehr — wie unendlich ſehr —

Leonore. Mann, du lügſt — du verſicherſt, eh' du handelſt.

Kalkagno. Ich ſchwöre Ihnen.

Leonore. Einen Meineid! Hör' auf! Ihr ermüdet den Griffel Gottes, der ſie niederſchreibt. Männer! Männer! wenn eure Eide zu ſo viel Teufeln würden, ſie könnten Sturm gegen den Himmel laufen und die Engel des Lichts als Gefangene wegführen.

Kalkagno. Sie ſchwärmen, Gräfin! Ihre Erbitterung macht Sie ungerecht. Soll das Geſchlecht für den Frevel des Einzelnen Rede ſtehen?

Leonore (ſieht ihn groß an). Menſch! ich betete das Geſchlecht in dem Einzelnen an, ſoll ich es nicht in ihm verabſcheuen dürfen?

Kalkagno. Verſuchen Sie, Gräfin — Sie gaben Ihr Herz das erſte Mal fehl — — Ich wüßte Ihnen den Ort, wo es aufgehoben ſeyn ſollte.

Leonore. Ihr könntet den Schöpfer aus ſeiner Welt hinauslügen — Ich will nichts von dir hören.

Kalkagno. Dieſen Verdammungsſpruch ſollten Sie heute noch in meinen Armen zurückrufen.

Leonore (aufmerkſam). Rede ganz aus. In Deinen!

Kalkagno. In meinen Armen, die ſich öffnen, eine Verlaſſene aufzunehmen und für verlorne Liebe zu entſchädigen.

Leonore (ſieht ihn feſt an). Liebe?

Kalkagno (vor ihr nieder, mit Feuer). Ja! es iſt hingeſagt. Liebe, Signora! Leben und Tod liegt auf Ihrer Zunge. Wenn eine Leidenſchaft Sünde iſt, ſo mögen die Enden von Tugend und Laſter in einander fließen, und Himmel und Hölle in eine Verdammniß gerinnen.

Leonore (tritt mit Unwillen und Hoheit zurück). Da hinaus zielte deine Theilnehmung, Schleicher? — In einer Kniebeugung verräthſt du Freundſchaft und Liebe? Ewig aus meinem Aug'! Abſcheuliches Geſchlecht! Bis jetzt glaubte ich, du betrügſt nur Weiber; das habe ich nie gewußt, daß du auch an dir ſelbſt zum Verräther wirſt.

Kalkagno (ſteht betroffen auf). Gnädige Frau —

Leonore. Nicht genug, daß er das heilige Siegel des Vertrauens erbrach, auch an den reinen Spiegel der Tugend haucht dieſer Heuchler die Peſt, und will meine Unſchuld im Eidbrechen unterweiſen.

Kalkagno (raſch). Das Eidbrechen iſt nur Ihr Fall nicht, Signora!

Leonore. Ich verſtehe, und meine Empfindlichkeit ſollte dir meine Empfindung beſtechen? Das wußteſt du nicht, (ſehr groß) daß ſchon allein das erhabene Unglück, um den Fiesko zu brechen, ein Weiberherz adelt. Geh! Fieſko's Schande macht keinen Kalkagno bei mir ſteigen, aber — die Menſchheit ſinken.

(Schnell ab.)

Kalkagno (ſieht ihr betäubt nach, dann ab, mit einem Schlag auf die Stirne). Dummkopf!

Vierter Auftritt.

Der **Mohr**. **Fieſko**.

Fieſko. Wer war's, der da wegging?

Mohr. Marcheſe Kalkagno.

Fieſko. Auf dem Sopha blieb dieſes Schnupftuch liegen. Meine Frau war hier.

Mohr. Begegnete mir ſo eben in einer ſtarken Erhitzung.

Fieſko. Dieſes Schnupftuch iſt feucht. (Steckt es zu ſich.) Kalkagno hier? Leonore in ſtarker Erhitzung? (Nach einigem Nachdenken zum Mohren.) Auf den Abend will ich dich fragen, was hier geſchehen iſt.

Mohr. Mamſell Bella hört es gern, daß ſie blond ſey. Will es beantworten.

Fieſko. Und nun ſind dreißig Stunden vorbei. Haſt du meinen Auftrag vollzogen?

Mohr. Auf ein Jota, mein Gebieter!

Fieſko (ſetzt ſich). Sag' denn, wie pfeift man von Doria und der gegenwärtigen Regierung?

Mohr. O pfui, nach abſcheulichen Weiſen. Schon das Wort: Doria, ſchüttelt ſie wie ein Fieberfroſt. Gianettino iſt gehaßt bis in den Tod. Alles murrt. Die Franzoſen, ſagen ſie, ſeyen Genuas Ratten geweſen, Kater Doria habe ſie aufgefreſſen, und laſſe ſich nun die Mäuſe belieben.

Fiesko. Das könnte wahr ſeyn — und wußten ſie keinen Hund für den Kater?

Mohr (leichtfertig). Die Stadt murmelte Langes und Breites von einem gewiſſen — einem gewiſſen — Holla! hätt' ich denn gar den Namen vergeſſen?

Fiesko (ſteht auf). Dummkopf! Er iſt ſo leicht zu behalten, als ſchwer er zu machen war. Hat Genua mehr als den Einzigen?

Mohr. So wenig als zwei Grafen von Lavagna.

Fiesko (ſetzt ſich). Das iſt etwas! Und was flüſtert man denn über mein luſtiges Leben?

Mohr (mißt ihn mit großen Augen). Höret, Graf von Lavagna! Genua muß groß von euch denken. Man kann's nicht verdauen, daß ein Kavalier vom erſten Hauſe — voll Talent und Kopf — in vollem Feuer und Einfluß — Herr von vier Millionen Pfund — Fürſtenblut in den Adern — ein Kavalier wie Fiesko, dem auf den erſten Wink alle Herzen zufliegen würden — —

Fiesko (wendet ſich mit Verachtung ab). Von einem Schurken das anzuhören! —

Mohr. Daß Genuas großer Mann Genuas großen Fall verſchlafe. Viele bedauern, ſehr Viele verſpotten, die Meiſten verdammen euch. Alle beklagen den Staat, der euch verlor. Ein Jeſuit wollte gerochen haben, daß ein Fuchs im Schlafrocke ſtecke.

Fieſko. Ein Fuchs riecht den andern. — Was ſpricht man zu meinem Roman mit der Gräfin Imperiali?

Mohr. Was ich zu wiederholen hübſch unterlaſſen werde.

Fieſko. Frei heraus. Je frecher, deſto willkommener. Was murmelt man?

Mohr. Nichts murmelt man. Auf allen Kaffeehäuſern, Billardtiſchen, Gaſthöfen, Promenaden — auf dem Markte — auf der Börſe ſchreit man laut —

Fieſko. Was? Ich befehle es dir!

Mohr (ſich zurückziehend). Daß ihr ein Narr ſeyd!

Fieſko. Gut! Hier, nimm die Zechine für dieſe Zeitung. Die Schellenkappe habe ich nun aufgeſetzt, daß dieſe Genueſer über mich zu rathen haben; bald will ich mir eine Glatze ſcheren, daß ſie den Hanswurſt von mir ſpielen. Wie nahmen ſich die Seidenhändler bei meinen Geſchenken?

Mohr (drollig). Narr, ſie ſtellten ſich wie die armen Sünder —

Fieſko. Narr? Biſt du toll, Burſche?

Mohr. Verzeiht! Ich hätte Luſt zu noch mehr Zechinen.

Fieſko (lacht, gibt ihm eine). Nun, wie die armen Sünder?

Mohr. Die auf dem Block liegen und jetzt Pardon über ſich hören. Euer ſind ſie mit Seel' und Leib.

Fiesko. Das freut mich! Sie geben den Ausſchlag beim Pöbel von Genua.

Mohr. Was das ein Auftritt war! Wenig fehlte, der Teufel hole mich! daß ich nicht Geſchmack an der Großmuth gefunden hätte. Sie wälzten ſich mir wie unſinnig um den Hals! die Mädel ſchienen ſich bald in meines Vaters Farbe vergafft zu haben, ſo hitzig fielen ſie über meine Mondfinſterniß her. Allmächtig iſt doch das Geld, war da mein Gedanke; auch Mohren kann es bleichen.

Fiesko. Dein Gedanke war beſſer, als das Miſtbeet, worin er wuchs. — Die Worte, die du mir hinterbracht haſt, ſind gut; laſſen ſich Thaten daraus ſchließen?

Mohr. Wie aus des Himmels Räuſpern der ausbrechende Sturm. Man ſteckt die Köpfe zuſammen, rottirt ſich zu Hauf, ruft: Hum! ſpukt ein Fremder vorbei. Durch ganz Genua herrſcht eine dumpfige Schwüle. — Dieſer Mißmuth hängt wie ein ſchweres Wetter über der Republik — nur einen Wind, ſo fallen Schloſſen und Blitze.

Fiesko. Still! horch! Was iſt das für ein verworrenes Geſumſe?

Mohr (an's Fenſter fliegend). Es iſt das Geſchrei vieler Menſchen, die vom Rathhaus herabkommen.

Fiesko. Heute iſt Prokuratorwahl. Laß meine Kariole vorfahren. Unmöglich kann die Sitzung ſchon aus ſeyn. Ich will hinauf. Unmöglich kann ſie rechtmäßig aus ſeyn — Schwert und Mantel her. Wo iſt mein Orden?

Mohr. Herr, ich hab' ihn geſtohlen und verſetzt.

Fiesko. Das freut mich.

Mohr. Nun, wie? Wird mein Präſent bald herausrücken?

Fiesko. Weil du nicht auch den Mantel nahmſt?

Mohr. Weil ich den Dieb ausfindig machte.

Fiesko. Der Tumult wälzt ſich hieher. Horch! Das iſt nicht das Gejauchze des Beifalls. (Raſch) Geſchwind, riegle die Hofpforten auf! Ich habe eine Ahnung. Doria iſt tollkühn. Der Staat gaukelt auf einer Nadelſpitze. Ich wette, auf der Signoria iſt Lärm geworden.

Mohr (am Fenſter, ſchreit). Was iſt das? Die Straße Balbi herunter — Troß vieler Tauſende — Hellebarden blitzen — Schwerter — Holla! Senatoren — fliegen hieher —

Fiesko. Es iſt ein Aufruhr! Spreng' unter ſie. Nenn' meinen Namen. Sieh zu, daß ſie hieher ſich werfen. (Mohr eilt hinunter.) Was die Ameiſe Vernunft mühſam zu Haufen ſchleppt, jagt in einem Hui der Wind des Zufalls zuſammen.

Fünfter Auftritt.

Fiesko. Zenturione, Zibo, Aſſerato
(ſtürzen ſtürmiſch in's Zimmer).

Zibo. Graf, Sie verzeihen unſerm Zorn, daß wir unangemeldet hereintraten.

Zenturione. Ich bin beſchimpft, tödtlich beſchimpft vom Neffen des Herzogs, im Angeſichte der ganzen Signoria!

Aſſerato. Doria hat das goldene Buch beſudelt, davon jeder genueſiſche Edelmann ein Blatt iſt.

Zenturione. Darum ſind wir da. Der ganze Adel iſt in mir aufgefordert. Der ganze Adel muß meine Rache theilen. Meine Ehre zu rächen, dazu würde ich ſchwerlich Gehülfen fordern.

Zibo. Der ganze Adel iſt in ihm aufgereizt. Der ganze Adel muß Feuer und Flammen ſpeien.

Aſſerato. Die Rechte der Nation ſind zertrümmert. Die republikaniſche Freiheit hat einen Todesſtoß.

Fiesko. Sie ſpannen meine ganze Erwartung.

Zibo. Er war der neun und zwanzigſte unter den Wahlherrn, hatte zur Prokuratorwahl eine goldene Kugel gezogen. Acht und zwanzig Stimmen waren geſammelt. Vierzehn ſprachen für mich, eben ſo viel für Lomellino! Doria's und die ſeinige ſtanden noch aus.

Zenturione (raſch in's Wort fallend). Standen noch aus. Ich votire für Zibo. Doria — fühlen Sie die Wunde meiner Ehre — Doria —

Aſſerato (fällt ihm wieder in's Wort). So was erlebte man nicht, ſo lang Ocean um Genua flutet. — —

Zenturione (hitziger fort). Doria zog ein Schwert, das er unter dem Scharlach verborgen gehalten, ſpießte mein Votum daran, rief in die Verſammlung:

Zibo. »Senatoren, es gilt nicht! Es iſt durchlöchert! Lomellin iſt Prokurator.«

Zenturione. „Lomellin iſt Prokurator,“ und warf ſein Schwert auf die Tafel.

Aſſerato. Und rief: „es gilt nicht!“ und warf ſein Schwert auf die Tafel.

Fiesko (nach einigem Stillſchweigen). Wozu ſind Sie entſchloſſen?

Zenturione. Die Republik iſt in's Herz geſtoßen. Wozu wir entſchloſſen ſind?

Fiesko. Zenturione, Binſen mögen vom Athem knicken. Eichen wollen den Sturm. Ich frage, was Sie beſchließen?

Zibo. Ich dächte, man fragte, was Genua beſchließe?

Fiesko. Genua? Genua? Weg damit, es iſt mürbe, bricht, wo Sie es anfaſſen. Sie rechnen auf die Patrizier? Vielleicht weil ſie ſaure Geſichter ſchneiden, die Achſel zucken, wenn von Staatsſachen Rede wird? Weg damit! Ihr Heldenfeuer klemmt ſich in Ballen levantiſcher Waaren, ihre Seelen flattern ängſtlich um ihre oſtindiſche Flotte.

Zenturione. Lernen Sie unſere Patrizier beſſer ſchätzen. Kaum war Doria's trotzige That gethan, flohen ihrer einige Hundert mit zerriſſenen Kleidern auf den Markt. Die Signoria fuhr auseinander.

Fiesko (ſpöttiſch). Wie Tauben auseinander flattern, wenn in den Schlag ſich ein Geier wirft?

Zenturione (ſtürmiſch). Nein! wie Pulvertonnen, wenn eine Lunte hineinfällt.

Zibo. Das Volk wüthet auch — was vermag nicht ein angeſchoſſener Eber?

Fiesko (lacht). Der blinde, unbeholfene Koloß, der mit plumpen Knochen Anfangs Gepolter macht, Hohes und Niederes, Nahes und Fernes mit gähnendem Rachen zu verſchlingen droht, und zuletzt — über Zwirnſäden ſtolpert. Genueſer, vergebens! Die Epoche der Meerbeherrſcher iſt vorbei. Genua iſt unter ſeinen Namen geſtürzt. Genua iſt da, wo das unüberwindliche Rom wie ein Federball in die Rakete eines zärtlichen Knaben Oktavius ſprang. Genua kann nicht mehr frei ſeyn. Genua muß von einem Monarchen erwärmt werden. Genua braucht einen Souverain, alſo huldigen Sie dem Schwindelkopf Gianettino!

Zenturione (aufbrauſend). Wenn ſich die grollenden Elemente verſöhnen und der Nordpol dem Südpol nachſpringt — Kommt, Kameraden!

Fiesko. Bleiben Sie, bleiben Sie! Worüber brüten Sie, Zibo?

Zibo. Ueber nichts oder einem Poſſenſpiel, das das Erdbeben heißen ſoll.

Fiesko (führt ſie zu einer Statue). Schauen Sie doch dieſe Figur an!

Zenturione. Es iſt die Venus von Florenz. Was ſoll ſie uns hier?

Fiesko. Sie gefällt Ihnen aber?

Zibo. Ich ſollte denken, oder wir wären ſchlechte Italiener. Wie Sie das jetzt fragen mögen?

Fiesko. Nun, reiſen Sie durch alle Welttheile und ſuchen unter allen lebendigen Abdrücken des weiblichen Modells den glücklichſten aus, in welchem ſich alle Reize dieſer geträumten Venus umarmen.

Bibo. Und tragen dann für unſere Mühe davon?

Fiesko. Dann werden Sie die Phantaſie der Marktſchreierei überwieſen haben —

Zenturione (ungeduldig). Und was gewonnen haben?

Fiesko. Gewonnen haben den verjährten Prozeß der Natur mit den Künſtlern.

Zenturione (hitzig). Und dann?

Fiesko. Dann? dann? (Fängt zu lachen an.) Dann haben Sie vergeſſen zu ſehen, daß Genua's Freiheit zu Trümmern geht!

Sechſter Auftritt.

Fiesko.

(Getümmel um den Palaſt nimmt zu.)

Glücklich! glücklich! Das Stroh der Republik iſt in Flammen. Das Feuer hat ſchon Häuſer und Thürme gefaßt — Immer zu! immer zu! Allgemein werde der Brand, der ſchadenfrohe Wind pfeife in die Verwüſtung!

Siebenter Auftritt.

Mohr (in Eile). **Fiesko.**

Mohr. Hauſen über Hauſen!

Fiesko. Mache die Thorflügel weit auf! Laß hereinſtürzen, was Füße hat!

Mohr. Republikaner! Republikaner! Ziehen ihre Freiheit am Joch, keuchen, wie Laſtochſen, unter ihrer ariſtokratiſchen Herrlichkeit.

Fiesko. Narren, die glauben, Fiesko von Lavagna werde fortführen, was Fiesko von Lavagna nicht anfing? Die Empörung kommt wie gerufen. Aber die Verſchwörung muß meine ſeyn. Sie ſtürmen die Treppe herauf.

Mohr (hinaus). Holla! holla! Werden das Haus höflichſt zur Thüre hereinbringen. (Das Volk ſtürmt herein. Die Thüre in Trümmern.)

Achter Auftritt.

Fiesko. Zwölf Handwerker.

Alle. Rache an Doria! Rache an Gianettino!

Fiesko. Hübſch gemach, meine Landsleute! Daß ihr mir alle eure Aufwartung ſo machet, das zeugt von eurem guten Herzen. Aber meine Ohren ſind delikater.

Alle (ungeſtümer). Zu Boden mit den Doria! Zu Boden Oheim und Neffen!

Fiesko (der ſie lächelnd überzählt). Zwölf ſind ein vornehmes Heer —

Einige. Dieſe Doria müſſen weg! Der Staat muß eine andere Form haben!

Erster Handwerker. Unſere Friedensrichter die Treppen hinab zu ſchmeißen — die Treppen die Friedensrichter!

Zweiter. Denkt doch, Lavagna, die Treppen hinab, als ſie ihm bei der Wahl widerſprachen.

Alle. Soll nicht geduldet werden! darf nicht geduldet werden!

Ein Dritter. Ein Schwert mit in den Rath zu nehmen —

Erster. Ein Schwert! Das Zeichen des Kriegs! im Zimmer des Friedens!

Zweiter. Im Scharlach in den Senat zu kommen! nicht ſchwarz, wie die übrigen Rathsherrn!

Erster. Mit acht Hengſten durch unſere Hauptſtadt zu fahren!

Alle. Ein Tyrann! ein Verräther des Landes und der Regierung!

Zweiter. Zweihundert Deutſche zur Leibwache vom Kaiſer zu kaufen —

Erster. Ausländer wider die Kinder des Vaterlands! Deutſche gegen Italiener! Soldaten neben die Geſetze!

Alle. Hochverrath! Meuterei! Genua's Untergang!

Erster. Das Wappen der Republik an der Kutſche zu führen —

Zweiter. Die Statue des Andreas mitten im Hofe der Signoria! —

Alle. In Stücke mit dem Andreas! In tauſend Stücke den ſteinernen und den lebendigen!

Fiesko. Genueſer, warum mir das alles?

Erſter. Ihr ſollt es nicht dulden! Ihr ſollt ihm den Daumen auf's Aug' halten!

Zweiter. Ihr ſeyd ein kluger Mann, und ſollt es nicht dulden, und ſollt den Verſtand für uns haben!

Erſter. Und ſeyd ein beſſerer Edelmann, und ſollt ihm das eintränken, und ſollt es nicht dulden!

Fiesko. Euer Vertrauen ſchmeichelt mir ſehr! Kann ich es durch Thaten verdienen?

Alle (lärmend). Schlage! Stürze! Erlöſe!

Fiesko. Doch ein gut Wort werdet ihr noch annehmen?

Einige. Redet, Lavagna!

Fiesko (der ſich niederſetzt). Genueſer — Das Reich der Thiere kam einſt in bürgerliche Gährung, Parteien ſchlugen mit Parteien, und ein Fleiſcherhund bemächtigte ſich des Throns. Dieſer, gewohnt, das Schlachtvieh an das Meſſer zu hetzen, hauste hündiſch im Reich, klaffte, biß und nagte die Knochen ſeines Volks. Die Nation murrte, die Kühnſten traten zuſammen und erwürgten den fürſtlichen Bullen. Jetzt ward ein Reichstag gehalten, die große Frage zu entſcheiden, welche Regierung die glücklichſte ſey? Die Stimmen theilten ſich dreifach. Genueſer, für welche hättet ihr entſchieden?

Erſter Bürger. Für's Volk! Alles für's Volk!

Fiesko. Das Volk gewann's. Die Regierung war demokratiſch. Jeder Bürger gab ſeine Stimme. Mehrheit ſetzte durch. Wenig Wochen vergingen, ſo kündigte der Menſch dem neugebackenen Freiſtaat den Krieg an. Das Reich kam zuſammen. Roß, Löwe, Tiger, Bär, Elephant und Rhinozeros traten auf und brüllten laut: zu den Waffen! Jetzt kam die Reihe an die Uebrigen. Lamm, Haſe, Hirſch, Eſel, das ganze Reich der Inſekten, der Vögel, der Fiſche ganzes menſchenſcheues Heer — alle traten dazwiſchen und wimmerten: Friede! Seht, Genueſer! Der Feigen waren mehr, denn der Streitbaren, der Dummen mehr, denn der Klugen. — Mehrheit ſetzte durch. Das Thierreich ſtreckte die Waffen, und der Menſch brandſchatzte ſein Gebiet. Dieſes Staatsſyſtem ward alſo verworfen! Genueſer! wozu wäret ihr itzt geneigt geweſen?

Erster und Zweiter. Zum Ausſchuß! Freilich, zum Ausſchuß!

Fiesko. Dieſe Meinung gefiel! Die Staatsgeſchäfte theilten ſich in mehrere Kammern. Wölfe beſorgten die Finanzen, Füchſe waren ihre Sekretäre. Tauben führten das Kriminalgericht, Tiger die gütigen Vergleiche, Böcke ſchlichteten Heirathsprozeſſe. Soldaten waren die Haſen; Löwen und Elephanten blieben bei der Bagage; der Eſel war Geſandter des Reichs, und der Maulwurf Oberaufſeher über die Verwaltung der Aemter. Genueſer, was hofft ihr von dieſer weiſen Vertheilung? Wen der Wolf nicht zerriß, den prellte der Fuchs. Wer dieſem entrann, den tölpelte der Eſel nieder. Tiger erwürgten die Unſchuld! Diebe und Mörder begnadigte die Taube, und am Ende, wenn die Aemter niedergelegt wurden, fand ſie der Maulwurf alle unſträflich verwaltet — Die Thiere empörten ſich. Laßt uns einen Monarchen wählen, riefen ſie einſtimmig, der Klauen und Hirn und nur einen Magen hat — und einem Oberhaupt huldigen alle — einem, Genueſer! — aber (indem er mit Hoheit unter ſie tritt) es war der Löwe.

Alle (klatſchen, werfen die Mützen in die Höhe). Bravo! Bravo! das haben ſie ſchlau gemacht!

Erſter. Und Genua ſoll's nachmachen, und Genua hat ſeinen Mann ſchon!

Fiesko. Ich will ihn nicht wiſſen! Gehet heim! Denkt auf den Löwen! (Die Bürger tumultuariſch hinaus.) Es geht erwünſcht. Volk und Senat wider Doria. Volk und Senat für Fiesko — Haſſan! Haſſan! — Ich muß dieſen Haß verſtärken! dieſes Intereſſe anfriſchen! — Heraus, Haſſan! Hurenſohn der Hölle! Haſſan! Haſſan!

Neunter Auftritt.

Mohr kommt. Fiesko.

Mohr (wild). Meine Sohlen brennen noch! Was gibt's ſchon wieder?

Fiesko. Was ich befehle.

Mohr (geſchmeidig). Wohin lauf' ich zuerſt? wohin zuletzt?

Fiesko. Das Laufen ſey dir diesmal geſchenkt. Du wirſt geſchleift werden. Mache dich gleich gefaßt; ich poſaune jetzt deinen Meuchelmord aus und übergebe dich gebunden der peinlichen Rota.

Mohr (ſechs Schritte zurück). Herr! — das iſt wider die Abrede.

Fiesko. Sey ganz ruhig. Es iſt nichts mehr, denn ein Poſſenſpiel. In dieſem Augenblick liegt Alles daran, daß Gianettino's Anſchlag auf mein Leben ruchbar wird. Man wird dich peinlich verhören.

Mohr. Ich bekenne dann oder leugne?

Fiesko. Leugneſt. Man wird dich auf die Tortur ſchrauben. Den erſten Grad ſteheſt du aus. Dieſe Witzigung kannſt du auf Conto deines Meuchelmords hinnehmen. Beim zweiten bekennſt du.

Mohr (ſchüttelt den Kopf bedenklich). Ein Schelm iſt der Teufel. Die Herren könnten mich beim Eſſen behalten, und ich würde aus lauter Komödie gerädert.

Fiesko. Du kommſt ganz weg. Ich gebe dir meine gräfliche Ehre. Ich werde mir deine Beſtrafung zur Genugthuung ausbitten, und dich dann vor den Augen der ganzen Republik pardonniren.

Mohr. Ich laſſe mir's gefallen. Sie werden mir das Gelenk auseinander treiben. Das macht geläufiger.

Fiesko. So ritze mir hurtig mit deinem Dolche den Arm auf, bis Blut darnach läuft — Ich werde thun, als hätt' ich dich erſt friſch auf der That ergriffen. Gut! (Mit gräßlichem Geſchrei.) Mörder! Mörder! Mörder! Beſetzt die Wege! riegelt die Pforten zu! (Er ſchleppt den Mohren an der Gurgel hinaus. Bediente laufen über den Schauplatz.)

Zehnter Auftritt.

Leonore. Roſa (ſtürzen erſchrocken herein).

Leonore. Mord! ſchrieen ſie, Mord! Von hier kam der Lärm.

Roſa. Ganz gewiß nur ein blinder Tumult, wie alltäglich in Genua.

Leonore. Sie ſchrieen Mord, und das Volk murmelte deutlich: Fiesko. Armſelige Betrüger! Meine Augen wollen ſie ſchonen, aber mein Herz überliſtet ſie. Geſchwind, eile nach, ſieh, ſage mir, wo ſie ihn hinſchleppen.

Roſa. Sammeln Sie ſich. Bella iſt nach.

Leonore. Bella wird ſeinen brechenden Blick noch auffaſſen! die glückliche Bella! Weh über mich, ſeine Mörderin! Hätte Fiesko mich lieben können, nie hätte Fiesko ſich in die Welt geſtürzt, nie in die Dolche des Neids! — Bella kommt! Fort! Rede nicht, Bella!

Elfter Auftritt.

Vorige. Bella.

Bella. Der Graf lebt und iſt ganz. Ich ſah ihn durch die Stadt galoppiren. Nie ſah ich unſern gnädigen Herrn ſo ſchön. Der Rappe prahlte unter ihm, und jagte mit hochmüthigem Huf das andrängende Volk von ſeinem fürſtlichen Reiter. Er erblickte mich, als er vorüber flog, lächelte gnädig, winkte hieher und warf drei Küſſe zurück. (Boshaft.) Was mach' ich damit, Signora?

Leonore (in Entzückung). Leichtfertige Schwätzerin! Bring' ſie ihm wieder.

Roſa. Nun ſehen Sie! Jetzt ſind Sie wieder Scharlach über und über.

Leonore. Sein Herz wirft er der Dirne nach, und ich jage nach einem Blick? — O Weiber! Weiber! (Gehen ab.)

Zwölfter Auftritt.

Im Pallaſt des Andreas.

Gianettino. Lomellin (kommen haſtig).

Gianettino. Laßt ſie um ihre Freiheit brüllen, wie die Löwin um ein Junges. Ich bleibe dabei.

Lomellin. Doch, gnädiger Herr —

Gianettino. Zum Teufel mit eurem Doch, dreiſtundenlanger Prokurator! Ich weiche um keines Haares Breite. Laß Genua's Thürme die Köpfe ſchütteln und die tobende See Nein dareinbrummen. Ich fürchte den Troß nicht!

Lomellin. Der Pöbel iſt freilich das brennende Holz, aber der Adel gibt ſeinen Wind dazu. Die ganze Republik iſt in Wallung. Volk und Patrizier!

Gianettino. So ſeh' ich wie Nero auf dem Berg, und ſehe dem poſſirlichen Brande zu —

Lomellin. Bis ſich die ganze Maſſe des Aufruhrs einem Parteigänger zuwirft, der ehrgeizig genug iſt, in der Verwüſtung zu ernten.

Gianettino. Poſſen! Poſſen! Ich kenne nur einen, der fürchterlich werden könnte, und für den iſt geſorgt.

Lomellin. Seine Durchlaucht. (Andreas kommt. Beide verneigen ſich tief.)

Andreas. Signor Lomellin! Meine Nichte wünſcht auszufahren.

Lomellin. Ich werde die Gnade haben, ſie zu begleiten. (Ab.)

Dreizehnter Auftritt.

Andreas. Gianettino.

Andreas. Höre, Neffe! Ich bin ſchlimm mit dir zufrieden!

Gianettino. Gönnen Sie mir Gehör, durchlauchtigſter Oheim!

Andreas. Dem zerlumpteſten Bettler in Genua, wenn er es werth iſt. Einem Buben niemals, und wär' er mein Neffe. Gnädig genug, daß ich dir den Oheim zeige; du verdienſt den Herzog und ſeine Signoria zu hören!

Gianettino. Nur ein Wort, gnädigſter Herr —

Andreas. Höre, was du gethan haſt, und verantworte dich dann — — Du haſt ein Gebäude umgeriſſen, das ich in einem halben Jahrhundert ſorgſam zuſammenfügte — das Mauſoleum deines Oheims — ſeine einzige Pyramide — — die Liebe der Genueſer. Den Leichtſinn verzeiht dir Andreas.

Gianettino. Mein Oheim und Herzog —

Andreas. Unterbrich mich nicht. Du haſt das ſchönſte Kunſtwerk der Regierung verletzt, das ich ſelbſt den Genueſern vom Himmel holte, das mich ſo viele Nächte gekoſtet, ſo viele Gefahren und Blut. Vor ganz Genua haſt du meine fürſtliche Ehre beſudelt, weil du für meine Anſtalt keine Achtung zeigteſt. Wem wird ſie heilig ſeyn, wenn mein Blut ſie verachtet? — Dieſe Dummheit verzeiht dir der Oheim.

Gianettino (beleidigt). Gnädigſter Herr, Sie haben mich zu Genua's Herzog erzogen.

Andreas. Schweig — du biſt ein Hochverräther des Staats und haſt das Herz ſeines Lebens verwundet. Merke dir's, Knabe! Es heißt — Unterwerfung! — Weil der Hirt am Abend ſeines Tagwerks zurücktrat, wähnteſt du die Heerde verlaſſen? Weil Andreas eisgraue Haare trägt, trampelteſt du wie ein Gaſſenjunge auf den Geſetzen?

Gianettino (trotzig). Gemach, Herzog. Auch in meinen Adern ſiedet das Blut des Andreas, vor dem Frankreich erzitterte.

Andreas. Schweig! befehl' ich — Ich bin gewohnt, daß das Meer aufhorcht, wenn ich rede —

Mitten in ihrem Tempel ſpießt du die majeſtätiſche Gerechtigkeit an. Weißt du, wie man das ahndet, Rebelle? — Jetzt antworte!

(Gianettino heftet den Blick ſprachlos zu Boden.)

Andreas. Unglückſeliger Andreas! In deinem eigenen Herzen haſt du den Wurm deines Verdienſtes ausgebrütet. — Ich baute den Genueſern ein Haus, das der Vergänglichkeit ſpotten ſollte, und werfe den erſten Feuerbrand hinein; dieſen! Dank' es, Unbeſonnener, dieſem eisgrauen Kopf, der von Familienhänden zur Grube gebracht ſeyn will — Dank' es meiner gottloſen Liebe, daß ich den Kopf des Empörers dem beleidigten Staat nicht — dem Blutgerüſte zuwerfe. (Schnell ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Lomellin (außer Athem, erſchrocken). **Gianettino** (ſtiert dem Herzog glühend und ſprachlos nach).

Lomellin. Was hab' ich geſehen? was angehört? Jetzt! Jetzt! Fliehen Sie, Prinz! Jetzt iſt Alles verloren.

Gianettino (mit Ingrimm). Was war zu verlieren?

Lomellin. Genua, Prinz. Ich komme vom Markt. Das Volk drängt ſich um einen Mohren, der an Stricken dahin geſchleift wurde; der Graf von Lavagna, über die dreihundert Nobili ihm nach bis in's Richthaus, wo die Verbrecher gefoltert werden. Der

Mohr war über einem Meuchelmord ertappt worden, den er an dem Fiesko vollſtrecken ſollte.

Gianettino (ſtampft mit dem Fuß). Was? Sind heut' alle Teufel los?

Lomellin. Man inquirirte ſcharf, wer ihn beſtochen. Der Mohr geſtand nichts. Man brachte ihn auf die erſte Folter. Er geſtand nichts. Man brachte ihn auf die zweite. Er ſagte aus, ſagte aus — gnädiger Herr, wo gedachten Sie hin, da Sie Ihre Ehre einem Taugenichts preisgaben?

Gianettino (ſchnaubt ihn wild an). Frage mich nichts!

Lomellin. Hören Sie weiter. Kaum war das Wort Doria ausgeſprochen — lieber hätt' ich meinen Namen auf der Schreibtafel des Teufels geleſen, als hier den Ihrigen gehört — ſo zeigte ſich Fiesko dem Volk. Sie kennen ihn, den Mann, der befehlend flehet, den Wucherer mit den Herzen der Menge. Die ganze Verſammlung ging ihm athemlos in ſtarren, ſchrecklichen Gruppen entgegen; er ſprach wenig, aber ſtreifte den blutenden Arm auf, das Volk ſchlug ſich um die fallenden Tropfen, wie um Reliquien. Der Mohr wurde ſeiner Willkühr übergeben, und Fiesko — ein Herzſtoß für uns — Fiesko begnadigte ihn. Jetzt raste die Stille des Volks in einen brüllenden Laut aus, jeder Athem zernichtete einen Doria, Fiesko wurde auf tauſendſtimmigem Vivat nach Hauſe getragen.

Gianettino (mit einem dumpfen Gelächter). Der Aufruhr ſchwelle mir an die Gurgel — Kaiſer Karl! Mit dieſer einzigen Sylbe will ich ſie niederwerfen, daß in ganz Genua auch keine Glocke mehr ſummen ſoll.

Lomellin. Böhmen liegt weit von Italien — Wenn Karl ſich beeilt, kann er noch zeitig genug zu Ihrem Leichenſchmauſe kommen.

Gianettino (zieht einen Brief mit großem Siegel hervor). Glück genug alſo, daß er ſchon hier iſt! — Verwundert ſich Lomellin? Glaubt er mich tolldreiſt genug, wüthige Republikaner zu reizen, wenn ſie nicht ſchon verkauft und verrathen wären.

Lomellin (betreten). Ich weiß nicht, was ich denke.

Gianettino. Ich denke etwas, das du nicht weißt. Der Schluß iſt gefaßt. Uebermorgen fallen zwölf Senatoren. Doria wird Monarch und Kaiſer Karl wird ihn ſchützen — Du trittſt zurück?

Lomellin. Zwölf Senatoren! Mein Herz iſt nicht weit genug, eine Blutſchuld zwölfmal zu faſſen.

Gianettino. Närrchen, am Thron wirft man ſie nieder. Siehſt du, ich überlegte mit Karls Miniſtern, daß Frankreich in Genua noch ſtarke Parteien hätte, die es ihm zum Zweitenmal in die Hände ſpielen könnten, wenn man ſie nicht in der Wurzel vertilgte. Das wurmte beim alten Karl. Er unterſchrieb meinen Anſchlag — und du ſchreibſt, was ich diktire.

Lomellin. Noch weiß ich nicht —

Gianettino. Setze dich. Schreib.

Lomellin. Was ſchreib' ich aber. (Setzt ſich.)

Gianettino. Die Namen der zwölf Kandidaten — Franz Zenturione.

Lomellin (ſchreibt). Zum Dank für ſein Votum führt er den Leichenzug.

Gianettino. Kornelio Kalva.

Lomellin. Kalva.

Gianettino. Michael Zibo.

Lomellin. Eine Abkühlung auf die Prokuratur.

Gianettino. Thomas Aſſerato mit drei Brüdern.

(Lomellin hält inne.)

Gianettino (nachdrücklich). Mit drei Brüdern.

Lomellin (ſchreibt). Weiter.

Gianettino. Fiesko von Lavagna.

Lomellin. Geben Sie Acht! geben Sie Acht! Sie werden über dieſem ſchwarzen Stein noch den Hals brechen.

Gianettino. Scipio Bourgognino.

Lomellin. Der mag anderswo Hochzeit halten.

Gianettino. Wo ich Brautführer bin — Raphael Sacco.

Lomellin. Dem ſollt' ich Pardon auswirken, bis er mir meine fünftauſend Scudi bezahlt hat. (Schreibt.) Der Tod macht quitt.

Gianettino. Vinzent Kalkagno.

Lomellin. Kalkagno — den Zwölften ſchreib' ich auf meine Gefahr, oder unſer Todfeind iſt vergeſſen.

Gianettino. Ende gut, Alles gut. Joſeph Verrina.

Lomellin. Das war der Kopf des Wurms. (Steht auf, ſtreut Sand, fliegt die Schrift durch, reicht ſie dem

Prinzen.) Der Tod gibt übermorgen prächtige Galla, und hat zwölf genueſiſche Fürſten geladen.

Gianettino (tritt zum Tiſch, unterzeichnet). Es iſt geſchehen — In zwei Tagen iſt Dogewahl. Wenn die Signoria verſammelt iſt, werden die Zwölf auf das Signal eines Schnupftuchs mit einem plötzlichen Schuß geſtreckt, wenn zugleich meine zweihundert Deutſche das Rathhaus mit Sturm beſetzen. Iſt das vorbei, tritt Gianettino Doria in den Saal und läßt ſich huldigen. (Klingelt.)

Lomellin. Und Andreas?

Gianettino (verächtlich). Iſt ein alter Mann. (Ein Bedienter.) Wenn der Herzog fragt, ich bin in der Meſſe. (Bedienter ab.) Der Teufel, der in mir ſteckt, kann nur in Heiligenmaske incognito bleiben.

Lomellin. Aber das Blatt, Prinz?

Gianettino. Nimmſt du, läſſeſt es durch unſere Partei cirkuliren. Dieſer Brief muß mit Extrapoſt nach Levanto. Er unterrichtet den Spinola von Allem, und heißt ihn früh acht Uhr in der Hauptſtadt hier eintreffen. (Will fort.)

Lomellin. Ein Loch im Faß, Prinz! Fiesko beſucht keinen Senat mehr

Gianettino (zurückrufend). Doch noch einen Meuter wird Genua haben? — Ich ſorge dafür. (Ab in ein Seitenzimmer. Lomellin fort durch ein anderes.)

Fünfzehnter Auftritt.

Vorzimmer bei Fiesko.

Fiesko (mit Briefen und Wechſeln). **Mohr.**

Fiesko. Alſo vier Galeeren ſind eingelaufen?

Mohr. Liegen glücklich in der Darſena vor Anker.

Fiesko. Das kommt erwünſcht. Woher die Expreſſen?

Mohr. Von Rom, Piazenza und Frankreich.

Fiesko (bricht die Briefe auf, fliegt ſie durch). Willkommen, willkommen in Genua! (Sehr aufgeräumt.) Die Kouriere werden fürſtlich bewirthet.

Mohr. Hum! (Will gehen.)

Fiesko. Halt! halt! Hier kommt Arbeit für dich die Fülle.

Mohr. Was ſteht zu Befehl? Die Naſe des Spürers oder der Stachel des Skorpions?

Fiesko. Für jetzt des Lockvogels Schlag. Morgen früh werden zweitauſend Mann verkappt zur Stadt hereinſchleichen, Dienſte bei mir zu nehmen. Vertheile du deine Handlanger an den Thoren herum, mit der Ordre, auf die eintretenden Paſſagiers ein wachſames Auge zu haben. Einige werden als ein Trupp Pilgrime kommen, die nach Loretto wallfahrten gehen, Andere als Ordensbrüder, oder Savoyarden, oder als Komödianten, wieder Andere als Krämer, oder als ein Trupp Muſikanten, die Meiſten als abgedankte Soldaten, die genueſiſches Brod eſſen wollen. Jeder Fremde wird ausgefragt, wo er einſtelle? antwortet er: zur goldenen Schlange, ſo muß man ihn freundlich grüßen und meine Wohnung bedeuten. Höre, Kerl! aber ich baue auf deine Klugheit.

Mohr. Herr! wie auf meine Bosheit. Entwiſcht mir eine Locke Haar, ſo ſollt ihr meine zwei Augen in eine Windbüchſe laden und Sperlinge damit ſchießen. (Will fort.)

Fiesko. Halt! noch eine Arbeit. Die Galeeren werden der Nation ſcharf in die Augen ſtechen. Merke auf, was davon Rede wird. Fragt dich Jemand, ſo haſt du von weitem murmeln gehört, daß dein Herr damit Jagd auf die Türken mache. Verſteheſt du?

Mohr. Verſtehe. Die Bärte der Beſchnittenen liegen oben drauf. Was im Korb iſt, weiß der Teufel. (Will fort.)

Fiesko. Gemach. Noch eine Vorſicht. Gianettino hat neuen Grund, mich zu haſſen und mir Fallen zu ſtellen. Geh, beobachte deine Kameraden, ob du nicht irgendwo einen Meuchelmord witterſt. Doria beſucht die verdächtigen Häuſer. Hänge dich an die Töchter der Freude. Die Geheimniſſe des Kabinets ſtecken ſich gern in die Falten eines Weiberrocks. Verſprich ihnen goldſpeiende Kunden — verſprich deinen Herrn. Nichts kann zu ehrwürdig ſeyn, das du nicht in dieſen Moraſt untertauchen ſollſt, bis du den feſten Boden fühlſt.

Mohr. Halt! Holla! Ich habe den Eingang bei einer gewiſſen Diana Bononi, und bin gegen fünf Vierteljahre ihr Zuführer geweſen. Vorgeſtern ſah ich den Prokurator Lomellino aus ihrem Hauſe kommen.

Fiesko. Wie gerufen. Eben der Lomellino iſt der Hauptſchlüſſel zu allen Tollheiten Doria's. Gleich morgen früh mußt du hingehen. Vielleicht iſt er heute Nacht dieſer keuſchen Luna Endymion.

Mohr. Noch einen Umſtand, gnädiger Herr! Wenn mich die Genueſer fragen — und ich bin des Teufels! das werden ſie — wenn ſie mich jetzt fragen: was denkt Fiesko zu Genua? — Werdet ihr eure Maske noch länger tragen, oder was ſoll ich antworten?

Fiesko. Antworten? Wart! Die Frucht iſt ja zeitig. Wehen verkündigen die Geburt — Genua liegt auf dem Block, ſollſt du antworten, und dein Herr heiße Johann Ludwig Fiesko.

Mohr (ſich froh ſtreckend). Was ich anbringen will, daß ſich's gewaſchen haben ſoll, bei meiner hundsvöttiſchen Ehre! — Aber nun hell auf, Freund Haſſan! In ein Weinhaus zuerſt! Meine Füße haben alle Hände voll zu thun — ich muß meinen Magen kareſſiren, daß er bei meinen Beinen das Wort redet. (Eilt ab, kommt aber ſchnell zurück.) A propos! Bald hätt' ich das verplaudert. Was zwiſchen eurer Frau und Kalkagno vorging, habt ihr gern wiſſen mögen? — Ein Korb ging vor, Herr, und das war Alles. (Läuft davon.)

Sechzehnter Auftritt.

Fiesko (bei ſich).

Ich bedaure, Kalkagno — Meinen Sie etwa, ich würde den empfindlichen Artikel meines Ehebetts Preis geben, wenn mir meines Weibes Tugend und mein eigener Werth nicht Handſchrift genug ausgeſtellt hätten? Doch willkommen mit dieſer Schwägerſchaft. Du biſt ein guter Soldat. Das ſoll mir deinen Arm zu Doria's Untergang kuppeln! — — (Mit ſtarkem Schritt auf und nieder.) Jetzt, Doria, mit mir auf den Kampfplatz! Alle Maſchinen des großen Wageſtücks ſind im Gang. Zum ſchaudernden Konzert alle Inſtrumente geſtimmt. Nichts fehlt, als die Larve herabzureißen und Genua's Patrioten den Fiesko zu zeigen. (Man hört kommen.) Ein Beſuch! Wer mag mich jetzt ſtören?

Siebenzehnter Auftritt.

Voriger. Verrina. Romano (mit einem Tableau). **Sacco. Bourgognino. Kalkagno.** (Alle verneigen ſich.)

Fiesko (ihnen entgegen, voll Heiterkeit). Willkommen, meine würdigen Freunde! Welche wichtige Angelegenheit führt Sie ſo vollzählig zu mir? — Du auch da, theurer Bruder Verrina? Ich würde bald verlernt haben, dich zu kennen, wären meine Gedanken nicht fleißiger um dich, als meine Augen. War's nicht ſeit dem letzten Ball, daß ich meinen Verrina entbehrte!

Verrina. Zähl' ihm nicht nach, Fiesko. Schwere Laſten haben indeß ſein graues Haupt gebeugt. Doch genug hievon.

Fiesko. Nicht genug für die wißbegierige Liebe. Du wirſt mir mehr ſagen müſſen, wenn wir allein ſind. (Zu Bourgognino.) Willkommen, junger Held! Unſere Bekanntſchaft iſt noch grün, aber meine Freundſchaft iſt zeitig. Haben Sie Ihre Meinung von mir verbeſſert?

Bourgognino. Ich bin auf dem Wege.

Fiesko. Verrina, man ſagt mir, daß dieſer junge Kavalier dein Tochtermann werden ſoll. Nimm meinen ganzen Beifall zu dieſer Wahl. Ich hab' ihn nur einmal geſprochen, und doch würd' ich ſtolz ſeyn, wenn er der meinige wäre.

Verrina. Dieſes Urtheil macht mich eitel auf meine Tochter.

Fiesko (zu den Andern). Sacco? Kalkagno? — Lauter ſeltene Erſcheinungen in meinem Zimmer! Beinahe möcht' ich mich meiner Dienſtfertigkeit ſchämen, wenn Genua's edelſte Zierden ſie vorübergehen. — Und hier begrüße ich einen fünften Gaſt, mir zwar fremd, doch empfohlen genug durch dieſen würdigen Cirkel.

Romano. Es iſt ein Maler ſchlechtweg, gnädiger Herr, Romano mit Namen, der ſich vom Diebſtahl an der Natur ernährt, kein Wappen hat, als ſeinen

Pinſel, und nun gegenwärtig iſt, (mit einer tiefen Verbeugung) die große Linie zu einem Brutuskopfe zu finden.

Fiesko. Ihre Hand, Romano. Ihre Meiſterin iſt eine Verwandte meines Hauſes. Ich liebe ſie brüderlich. Kunſt iſt die rechte Hand der Natur. Dieſe hat nur Geſchöpfe, jene hat Menſchen gemacht. Was malen Sie aber, Romano?

Romano. Scenen aus dem nervigen Alterthum. Zu Florenz ſteht mein ſterbender Herkules, meine Kleopatra zu Venedig, der wüthende Ajax zu Rom, wo die Helden der Vorwelt — im Vatikan wieder auferſtehen.

Fiesko. Und was iſt wirklich Ihres Pinſels Beſchäftigung?

Romano. Er iſt weggeworfen, gnädiger Herr. Das Licht des Genies bekam weniger Fett, als das Licht des Lebens. Ueber einen gewiſſen Punkt hinaus brennt nur die papierne Krone. Hier iſt meine letzte Arbeit.

Fiesko (aufgeräumt). Sie könnte nicht erwünſchter gekommen ſeyn. Ich bin heute ganz ungewöhnlich heiter, mein ganzes Weſen feiert eine gewiſſe heroiſche Ruhe, ganz offen für die ſchöne Natur. Stellen Sie Ihr Tableau auf. Ich will mir ein rechtes Feſt daraus bereiten. Tretet herum, meine Freunde. Wir wollen uns ganz dem Künſtler ſchenken. Stellen Sie Ihr Tableau auf.

Verrina (winkt den Andern). Nun merket auf, Genueſer!

Romano (ſtellt das Gemälde zurecht). Das Licht muß von der Seite ſpielen. Ziehen Sie jenen Vorhang auf. Dieſen laſſen Sie fallen. Gut. (Er tritt auf die Seite.) Es iſt die Geſchichte der Virginia und des Appius Claudius.

(Lange ausdrucksvolle Pauſe, worin Alle die Malerei betrachten.)

Verrina (in Begeiſterung). Spritz' zu, eisgrauer Vater! — Zuckſt du, Tyrann? — Wie ſo bleich ſteht ihr Klötze, Römer — ihm nach, Römer — das Schlachtmeſſer blinkt — Mir nach, Klötze, Genueſer — Nieder mit Doria! Nieder! nieder! (Er haut gegen das Gemälde.)

Fiesko (lächelnd zum Maler). Fordern Sie mehr Beifall? Ihre Kunſt macht dieſen alten Mann zum bartloſen Träumer.

Verrina (erſchöpft). Wo bin ich? Wo ſind ſie hingekommen? Weg, wie Blaſen? Du hier, Fiesko? Der Tyrann lebt noch, Fiesko?

Fiesko. Siehſt du? Ueber vielem Sehen haſt du die Augen vergeſſen. Dieſen Römerkopf findeſt du bewundernswerth? Weg mit ihm! Hier das Mädchen blick' an! Dieſer Ausdruck, wie weich! wie weiblich! Welche Anmuth auch aus den welkenden Lippen! Welche Wolluſt im verlöſchenden Blick! Unnachahmlich! göttlich, Romano! — Und noch die weiße, blendende Bruſt, wie angenehm noch von des Athems letzten Wellen gehoben! Mehr ſolche Nymphen, Romano, ſo will ich vor Ihren Phantaſieen knien und der Natur einen Scheidebrief ſchreiben.

Bourgognino. Verrina, iſt das deine gehoffte herrliche Wirkung?

Verrina. Faſſe Muth, Sohn. Gott verwarf den Arm des Fiesko, er muß auf den unſrigen rechnen.

Fiesko (zum Maler). Ja, es iſt Ihre letzte Arbeit, Romano. Ihr Mark iſt erſchöpft. Sie rühren keinen Pinſel mehr an. Doch über des Künſtlers Bewunderung vergeſſ' ich das Werk zu verſchlingen. Ich könnte hier ſtehen und hingaffen, und ein Erdbeben überhören. Nehmen Sie Ihr Gemälde weg. Sollt' ich Ihnen dieſen Virginiakopf bezahlen, müßt' ich Genua in Verſatz geben. Nehmen Sie weg.

Romano. Mit Ehre bezahlt ſich der Künſtler. Ich ſchenke es Ihnen. (Er will hinaus.)

Fiesko. Eine kleine Geduld, Romano. (Er geht mit majeſtätiſchem Schritt im Zimmer und ſcheint über etwas Großes zu denken. Zuweilen betrachtet er die Andern fliegend und ſcharf, endlich nimmt er den Maler bei der Hand, führt ihn vor das Gemälde.) Tritt her, Maler. (Aeußerſt ſtolz und mit Würde.) So trotzig ſtehſt du da, weil du Leben auf todten Tüchern heuchelſt und große Thaten mit kleinem Aufwand verewigſt. Du prahlſt mit Poetenhitze, der Phantaſie markloſem Marionettenſpiel, ohne Herz, ohne thatenwärmende Kraft; ſtürzeſt Tyrannen auf Leinwand; — biſt ſelbſt ein elender Sklave! Machſt Republiken mit einem Pinſel frei; — kannſt deine eignen Ketten nicht brechen! (Voll und befehlend.) Geh! Deine Arbeit iſt Gaukelwerk — der Schein weiche der That — (Mit Größe, indem er das Tableau umwirft.) Ich habe gethan, was du — nur malteſt. (Alle erſchüttert. Romano trägt ſein Tableau mit Beſtürzung fort.)

Achtzehnter Auftritt.

Fiesko. Verrina. Bourgognino. Sacco. Kalkagno.

Fiesko (unterbricht eine Pauſe des Erſtaunens). Dachtet ihr, der Löwe ſchliefe, weil er nicht brüllte? Waret ihr eitel genug, euch zu überreden, daß ihr die einzigen wäret, die Genua's Ketten fühlten? die einzigen, die ſie zu zerreißen wünſchten? Eh' ihr ſie nur fern raſſeln hörtet, hatte ſie ſchon Fiesko zerbrochen. (Er öffnet die Schatoulle, nimmt ein Paket Briefe heraus, die er alle über die Tafel breitet.) Hier Soldaten von Parma — hier franzöſiſches Geld — — hier vier Galeeren vom Papſt. Was fehlt noch, einen Tyrannen in ſeinem Neſt aufzujagen? Was wißt ihr noch zu erinnern? (Da ſie alle erſtarrt ſchweigen, tritt er von der Tafel, mit Selbſtgefühl.) Republikaner, ihr ſeyd geſchickter, Tyrannen zu verfluchen, als ſie in die Luft zu ſprengen. (Alle, außer Verrina, werfen ſich ſprachlos dem Fiesko zu Füßen.)

Verrina. Fiesko! — mein Geiſt neigt ſich vor dem deinigen — mein Knie kann es nicht — Du biſt ein großer Menſch; — aber — Steht auf, Genueſer.

Fiesko. Ganz Genua ärgert ſich an dem Weichling Fiesko. Ganz Genua fluchte über den verbuhlten Schurken Fiesko. Genueſer! Genueſer! Meine Buhlerei hat den argliſtigſten Deſpoten betrogen, meine Tollheit hat eurem Fürwitz meine gefährliche Weisheit verhüllt. In den Windeln der Ueppigkeit lag das erſtaunliche Werk der Verſchwörung gewickelt. Genug.

Genua kennt mich in euch. Mein ungeheuerſter Wunſch iſt befriedigt.

Bourgognino (wirft ſich unmuthig in einen Seſſel). Bin ich denn gar nichts mehr?

Fieſko. Aber laßt uns ſchleunig von Gedanken zu Thaten gehen. Alle Maſchinen ſind gerichtet. Ich kann die Stadt von Land und Waſſer beſtürmen. Rom, Frankreich und Parma bedecken mich. Der Adel iſt ſchwürig. Des Pöbels Herzen ſind mein. Die Tyrannen hab' ich in Schlummer geſungen. Die Republik iſt zu einem Umguſſe zeitig. Mit dem Glück ſind wir fertig. Nichts fehlt — Aber Verrina iſt nachdenkend?

Bourgognino. Geduld. Ich hab' ein Wörtchen, das ihn raſcher aufſchrecken ſoll, als des jüngſten Tages Poſaunenruf. (Er tritt zu Verrina, ruft ihm bedeutend zu.) Vater, wach' auf! Deine Bertha verzweifelt.

Verrina. Wer ſprach das? — Zum Werk, Genueſer!

Fieſko. Ueberlegt den Entwurf zur Vollſtreckung. Ueber dem ernſten Geſpräch hat uns die Nacht überraſcht. Genua liegt ſchlafen. Der Tyrann fällt erſchöpft von den Stunden des Tages nieder. Wachet für Beide!

Bourgognino. Ehe wir ſcheiden, laßt uns den heldenmüthigen Bund durch eine Umarmung beſchwören. (Sie ſchließen mit verſchränkten Armen einen Kreis.) Hier wachſen Genua's fünf größte Herzen zuſammen, Genua's größtes Loos zu entſcheiden. (Drücken ſich inniger.) Wenn der Weltbau auseinander fällt und der Spruch des Gerichts auch die Bande des Bluts, auch der Liebe zerſchneidet, bleibt dieſes fünffache Heldenblatt ganz! (Treten auseinander.)

Verrina. Wann verſammeln wir uns wieder?

Fiesko. Morgen Mittag will ich eure Meinungen ſammeln.

Verrina. Morgen Mittag denn. Gute Nacht, Fiesko! Bourgognino, komm! Du wirſt etwas Seltſames hören. (Beide ab.)

Fiesko (zu den Andern). Geht ihr zu den Hinterthoren hinaus, daß Doria's Spione nichts merken. (Alle entfernen ſich.)

Neunzehnter Auftritt.

Fiesko (der nachdenkend auf und nieder geht).

Welch ein Aufruhr in meiner Bruſt! welche heimliche Flucht der Gedanken — Gleich verdächtigen Brüdern, die auf eine ſchwarze That ausgehen, auf den Zehen ſchleichen und ihr flammroth Geſicht furchtſam zu Boden ſchlagen, ſtehlen ſich die üppigen Phantome an meiner Seele vorbei — Haltet! haltet! Laßt mich euch in's Angeſicht leuchten — — ein guter Gedanke ſtählet des Mannes Herz und zeigt ſich heldenmäßig dem Tage. — Ha! ich kenne euch! — das iſt die Liverei des ewigen Lügners — verſchwindet! (Wieder Pauſe, darauf lebhafter.) Republikaner Fiesko? Herzog Fiesko? — Gemach — Hier iſt der jähe Hinunterſturz, wo die Mark der Tugend ſich ſchließt, ſich ſcheiden Himmel und Hölle — Eben hier haben Helden geſtrauchelt und Helden ſind geſunken, und die Welt belegt ihre

Namen mit Flüchen — Eben hier haben Helden gezweifelt, und Helden ſind ſtill geſtanden und Halbgötter geworden — (Raſcher.) Daß ſie *mein* ſind, die Herzen von Genua? Daß von *meinen* Händen dahin, dorthin ſich gängeln läßt das furchtbare Genua? — O über die ſchlaue Sünde, die einen Engel vor jeden Teufel ſtellt — Unglückſelige Schwungſucht! uralte Buhlerin! Engel küßten an deinem Halſe den Himmel hinweg und der Tod ſprang aus deinem kreiſenden Bauche — (Sich ſchaudernd ſchüttelnd.) Engel ſingſt du mit Sirenentrillern von Unendlichkeit ein — Menſchen angelſt du mit Gold, Weibern und Kronen! (Nach einer nachdenkenden Pauſe, feſt.) Ein Diadem erkämpfen, iſt *groß*. Es wegwerfen, iſt *göttlich*. (Entſchloſſen.) Geh unter, Tyrann! Sey frei, Genua, und ich (ſanftgeſchmolzen) dein *glücklichſter* Bürger.

◆

Dritter Aufzug.

Furchtbare Wildniß.

Erſter Auftritt.

Verrina. Bourgognino (kommen durch die Nacht).

Bourgognino (ſteht ſtill). Aber wohin führſt du mich, Vater? Der dumpfe Schmerz, womit du mich abriefſt, keucht noch immer aus deinem arbeitenden Odem. Unterbrich dieſes grauenvolle Schweigen. Rede. Ich folge nicht weiter.

Verrina. Das iſt der Ort.

Bourgognino. Der ſchrecklichſte, den du auffinden konnteſt. Vater, wenn das, was du hier vornehmen wirſt, dem Orte gleich ſieht, Vater, ſo werden meine Haarſpitzen aufwärts ſpringen.

Verrina. Doch blühet das, gegen die Nacht meiner Seele. Folge mir dahin, wo die Verweſung Leichname morſch frißt und der Tod ſeine ſchaudernde Tafel hält — dahin, wo das Gewinſel verlorner Seelen Teufel beluſtigt und des Jammers undankbare Thränen im durchlöcherten Siebe der Ewigkeit ausrinnen — dahin, mein Sohn, wo die Welt ihre Loſung ändert und die Gottheit ihr allgütiges Wappen bricht — dort will ich zu dir durch *Verzerrungen* ſprechen, und mit Zähnklappern wirſt du hören.

Bourgognino. Hören? Was? ich beſchwöre dich.

Verrina. Jüngling! ich fürchte — Jüngling, dein Blut iſt roſenroth — dein Fleiſch iſt mild geſchmeidig; *dergleichen* Naturen fühlen menſchlich weich; an dieſer empfindenden Flamme ſchmilzt meine grauſame Weisheit. Hätte der Froſt des Alters oder der bleierne Gram den fröhlichen Sprung deiner Geiſter gelähmt — hätte ſchwarzes, klumpiges Blut der leidenden Natur den Weg zum Herzen geſperrt, dann wärſt du geſchickt, die Sprache meines Grams zu verſtehen und meinen Entſchluß anzuſtaunen.

Bourgognino. Ich werde ihn hören und mein machen.

Verrina. Nicht darum, mein Sohn — Verrina wird damit dein Herz verſchonen. O Scipio, ſchwere Laſten liegen auf dieſer Bruſt — ein Gedanke, grauenvoll, wie die lichtſcheue Nacht — ungeheuer genug, eine Mannsbruſt zu ſprengen — Siehſt du? *Allein* will ich ihn *vollführen* — *allein tragen* kann ich ihn nicht. Wenn ich ſtolz wäre, Scipio, ich könnte ſagen, es iſt eine Qual, der *einzige große Mann* zu ſeyn — *Größe* iſt dem Schöpfer zur Laſt gefallen und er hat Geiſter zu Vertrauten gemacht — Höre, Scipio!

Bourgognino. Meine Seele verſchlingt die deinige.

Verrina. Höre, aber erwidere nichts. Nichts, junger Menſch! Hörſt du? Kein Wort ſollſt du darauf ſagen — *Fiesko muß ſterben!*

Bourgognino (mit Beſtürzung). Sterben! Fiesko!

Verrina. Sterben! — Ich **danke dir, Gott! es** iſt heraus — Fiesko ſterben, Sohn, **ſterben durch mich!** — Nun geh — es gibt Thaten, die **ſich keinem** Menſchen-Urtheil mehr unterwerfen — nur den Himmel zum Schiedsmann erkennen. — Das iſt eine davon. Geh. Ich will weder deinen Tadel, noch deinen Beifall. Ich weiß, was ſie mich koſtet, und damit gut. Doch höre — du könnteſt dich wohl gar wahnſinnig daran denken — Höre — ſahſt du ihn geſtern in unſerer Beſtürzung ſich ſpiegeln? Der Mann, deſſen Lächeln Italien irre führte, wird er Seinesgleichen in Genua dulden? Geh. Den Tyrannen wird Fiesko ſtürzen, das iſt gewiß! Fiesko wird Genua's gefährlichſter Tyrann werden, das iſt gewiſſer! (Er geht ſchnell ab. Bourgognino blickt ihm ſtaunend und ſprachlos nach, dann folgt er ihm langſam.)

Zweiter Auftritt.

Saal bei Fiesko. In der Mitte des Hintergrundes eine große Glasthür, die den Proſpekt über das Meer und Genua öffnet. Morgendämmerung.

Fiesko (vor'm Fenſter).

Was iſt das? — Der Mond iſt unter — Der Morgen kommt feurig aus der See — Wilde Phantaſien haben meinen Schlaf aufgeſchwelgt — mein ganzes Weſen krampfig um meine Empfindung gewälzt — Ich muß mich im Öffnen dehnen. (Er macht die Glasthür auf. Stadt und Meer vom Morgenroth überflammt. Fiesko mit ſtarken Schritten im Zimmer.) Daß ich der größte Mann bin im ganzen Genua! und die kleineren Seelen ſollten ſich nicht unter die große verſammeln? — Aber ich verletze die Tugend! (Steht ſtill.) Tugend? — Der erhabene Kopf hat andere Verſuchungen, als der gemeine — Sollt' er Tugend mit ihm zu theilen haben? Der Harniſch, der des Pygmäen ſchmächtigen Körper zwingt, ſollte der einem Rieſenleib anpaſſen müſſen?

(Die Sonne geht auf über Genua.)

Dieſe majeſtätiſche Stadt! (Mit offenen Armen dagegen eilend.) Mein! und darüber emporzuflammen, gleich dem königlichen Tag, und darüber zu brüten mit Monarchenkraft — all die kochenden Begierden — all die nimmerſatten Wünſche in dieſem grundloſen Ocean unterzutauchen — — Gewiß! wenn auch des Betrügers Witz den Betrug nicht adelt, ſo adelt doch der Preis den Betrüger. Es iſt ſchimpflich, eine volle Börſe zu leeren — es iſt frech, eine Million zu veruntreuen, aber es iſt namenlos groß, eine Krone zu ſtehlen. Die Schande nimmt ab mit der wachſenden Sünde. (Pauſe, dann mit Ausdruck.) Gehorchen! — Herrſchen! — ungeheure ſchwindlichte Kluft — Legt Alles hinein, was der Menſch Koſtbares hat — eure gewonnenen Schlachten, Eroberer — Künſtler, eure unſterblichen Werke — eure Wollüſte, Epikure — eure Meere und Inſeln, ihr Weltumſchiffer! Gehorchen und Herrſchen! Seyn und Nichtſeyn! Wer über den ſchwindlichten Graben vom letzten Seraph zum Unendlichen ſetzt, wird auch dieſen Sprung ausmeſſen. (Mit erhabenem Spiel.) Zu ſtehen in jener ſchrecklich erhabenen Höhe — niederzuſchmollen in der Menſchlichkeit reißenden Strudel, wo das Rad der blinden Betrügerin Schickſale ſchelmiſch wälzt — den erſten Mund am Becher der Freude — tief unten den geharniſchten Rieſen Geſetz am Gängelbande zu lenken — ſchlagen zu ſehen unvergoltene Wunden, wenn ſein kurzarmiger Grimm an das Geländer der Majeſtät ohnmächtig poltert — die unbändigen Leidenſchaften des Volks, gleich ſo viel ſtampfenden Roſſen, mit dem weichen Spiele des Zügels zu zwingen — den emporſtrebenden Stolz der Vaſallen mit Einem — Einem Athemzug in den Staub zu legen, wenn der ſchöpferiſche Fürſtenſtab auch die Träume des fürſtlichen Fiebers in's Leben ſchwingt! Ha! welche Vorſtellung, die den ſtaunenden Geiſt über ſeine Linien wirbelt! — Ein Augenblick Fürſt hat das Mark des ganzen Daſeyns verſchlungen. Nicht der Tummelplatz des Lebens — ſein Gehalt beſtimmt ſeinen Werth. Zerſtücke den Donner in ſeine einfachen Sylben, und du wirſt Kinder damit in den Schlummer ſingen; ſchmelze ſie zuſammen in einen plötzlichen Schall, und der monarchiſche Laut wird den ewigen Himmel bewegen — Ich bin entſchloſſen! (Heroiſch auf und nieder.)

Dritter Auftritt.

Fiesko. Leonore (tritt herein mit merklicher Angſt).

Leonore. Vergeben Sie, Graf. Ich fürchte, Ihre Morgenruhe zu ſtören.

Fiesko (tritt äußerſt betreten zurück). Gewiß, gnädige Frau, Sie überraſchen mich ſeltſam.

Leonore. Das begegnet nur den Liebenden nie.

Fiesko. Schöne Gräfin, Sie verrathen Ihre Schönheit an den feindlichen Morgenhauch.

Leonore. Auch wüßt' ich nicht, warum ich den wenigen Reſt für den Gram ſchonen ſollte.

Fiesko. Gram, meine Liebe! Stand ich bisher im Wahn, Staaten nicht umwühlen wollen, heiße Gemüthsruhe?

Leonore. Möglich — Doch fühl' ich, daß meine Weiberbruſt unter dieſer Gemüthsruhe bricht. Ich komme, mein Herr, Sie mit einer nichtsbedeutenden Bitte zu beläſtigen, wenn Sie Zeit für mich wegwerfen möchten. Seit ſieben Monaten hatt' ich den ſeltſamen Traum, Gräfin von Lavagna zu ſeyn. Er iſt verflogen. Der Kopf ſchmerzt mir davon. Ich werde den ganzen Genuß meiner unſchuldigen Kindheit zurückrufen müſſen, meine Geiſter von dieſem lebhaften Phantome zu heilen. Erlauben Sie darum, daß ich in die Arme meiner guten Mutter zurückkehre!

Fiesko (äußerſt beſtürzt). Gräfin!

Leonore. Es iſt ein ſchwaches, verzärteltes Ding, mein Herz, mit dem Sie Mitleiden haben müſſen.

Auch die geringſten Andenken des Traums könnten meiner kranken Einbildung Schaden thun. Ich ſtelle deßwegen die letzten überbliebenen Pfänder ihrem rechtmäßigen Beſitzer zurück. (Sie legt einige Galanterien auf ein Tiſchchen.) Auch dieſen Dolch, der mein Herz durchfuhr — (ſeinen Liebesbrief) auch dieſen — und (indem ſie laut weinend hinausſtürzen will) behalte nichts, als die Wunde!

Fiesko (erſchüttert, eilt ihr nach, hält ſie auf). Leonore! Welch ein Auftritt! Um Gotteswillen!

Leonore (fällt matt in ſeinen Arm). Ihre Gemahlin zu ſeyn, hab' ich nicht verdient, aber Ihre Gemahlin hätte Achtung verdient — Wie ſie jetzt ziſchen, die Läſterzungen! Wie ſie auf mich herabſchielen, Genua's Damen und Mädchen! „Seht, wie ſie wegblüht, die Eitle, die den Fiesko heirathete!“ — Grauſame Ahndung meiner weiblichen Hoffahrt! Ich hatte mein ganzes Geſchlecht verachtet, da mich Fiesko zum Brautaltare führte.

Fiesko. Nein, wirklich, Signora! dieſer Auftritt iſt ſonderbar.

Leonore (für ſich). Ah, erwünſcht. Er wird blaß und roth. Jetzt bin ich muthig.

Fiesko. Nur zwei Tage, Gräfin, und dann richten Sie mich.

Leonore. Aufgeopfert — Laß mich es nicht vor dir ausſprechen, jungfräuliches Licht! Aufgeopfert einer Buhlerin! Nein! Sehen Sie mich an, mein Gemahl! Wahrhaftig, die Augen, die ganz Genua in knechtiſches

Zittern jagen, müſſen ſich jetzt vor den Thränen eines Weibes verkriechen —

Fiesko (äußerſt verwirrt). Nicht mehr, Signora! Nicht weiter!

Leonore (mit Wehmuth und etwas bitter). Ein ſchwaches Weiberherz zu zerfleiſchen! O es iſt des ſtarken Geſchlechts ſo würdig. — Ich warf mich in die Arme dieſes Mannes. An dieſen Starken ſchmiegten ſich wollüſtig alle meine weiblichen Schwächen. Ich übergab ihm meinen ganzen Himmel — Der großmüthige Mann verſchenkt ihn an eine —

Fiesko (ſtürzt ihr mit Heftigkeit in's Wort). Meine Leonore! nein! —

Leonore. Meine Leonore? — Himmel, habe Dank! das war wieder echter Goldklang der Liebe. Haſſen ſollt' ich dich, Falſcher, und werfe mich hungrig auf die Broſamen deiner Zärtlichkeit. — Haſſen? Sagte ich haſſen, Fiesko? O glaub' es nicht! Sterben lehrt mich dein Meineid, aber nicht haſſen. Mein Herz iſt betrogen. (Man hört den Mohren.)

Fiesko. Leonore, erfüllen Sie mir eine kleine, kindiſche Bitte.

Leonore. Alles, Fiesko, nur nicht Gleichgültigkeit.

Fiesko. Was Sie wollen, wie Sie wollen. — (Bedeutend.) Bis Genua um zwei Tage älter iſt, fragen Sie nicht! verdammen Sie nicht! (Er führt ſie mit Anſtand in ein anderes Zimmer.)

Vierter Auftritt.

Mohr (keuchend). **Fiesko.**

Fiesko. Woher ſo in Athem?

Mohr. Geſchwind, gnädiger Herr —

Fiesko. Iſt was in's Garn gelaufen?

Mohr. Leſt dieſen Brief. Bin ich denn wirklich da? Ich glaube, Genua iſt um zwölf Gaſſen kürzer worden, oder meine Beine um ſo viel länger. Ihr verblaßt? Ja, um Köpfe werden ſie karten, und der eure iſt Tarock. Wie gefällt's euch?

Fiesko (wirft den Brief erſchüttert auf den Tiſch). Krauskopf und zehen Teufel! wie kommſt du zu dieſem Brief?

Mohr. Ohngefähr wie — Euer Gnaden zur Republik. Ein Expreſſer ſollte damit nach Levanto fliegen. Ich wittre den Fraß, laure dem Burſchen in einem Hohlweg auf. Paf, liegt der Marder — wir haben das Huhn.

Fiesko. Sein Blut über dich! Der Brief iſt nicht mit Geld zu bezahlen.

Mohr. Doch dank' ich für Silber. (Krafthaft und wichtig.) Graf von Lavagna! Ich habe neulich einen Gelüſt nach eurem Kopf gehabt. (Indem er auf den Brief deutet.) Hier wär' er wieder — Jetzt, denk' ich, wären gnädiger Herr und Halunke quitt. Für's Weitere könnt ihr euch beim guten Freunde bedanken. (Reicht ihm einen zweiten Zettel.) Numero zwei.

Fiesko (nimmt das Blatt mit Erſtaunen). Wirſt du toll ſeyn?

Mohr. Numero zwei. (Er ſtellt ſich trotzig neben ihn, ſtemmt den Ellenbogen an.) Der Löwe hat's doch ſo dumm nicht gemacht, daß er die Maus pardonnirte? (Argliſtig.) Gelt! er hat's ſchlau gemacht, wer hätt' ihn auch ſonſt aus dem Garne genagt? — Nun? Wie behagt euch das?

Fiesko. Kerl, wie viel Teufel beſoldeſt du?

Mohr. Zu dienen — nur einen, und der ſteht in gräflichem Futter.

Fiesko. Doria's eigene Unterſchrift! — Wo bringſt du das Blatt her?

Mohr. Warm aus den Händen meiner Bononi. Ich machte mich noch die geſtrige Nacht dahin, ließ eure ſchönen Worte und eure noch ſchöneren Zechinen klingen. Die letzten drangen durch. Früh ſechs ſollt' ich wieder anfragen. Der Graf war richtig dort, wie ihr ſagtet, und bezahlte mit Schwarz und Weiß das Weggeld zu einem konterbandenen Himmelreich.

Fiesko (aufgebracht). Ueber die feilen Weiberknechte! — Republiken wollen ſie ſtürzen, können einer Metze nicht ſchweigen. Ich ſehe aus dieſen Papieren, daß Doria und ſein Anhang Komplot gemacht haben, mich mit elf Senatoren zu ermorden und Gianettino zum ſouverainen Herzog zu machen.

Mohr. Nicht anders, und das ſchon am Morgen der Dogewahl, dem dritten des Monats.

Fiesko (raſch). Unſere flinke Nacht ſoll dieſen Morgen im Mutterleibe erwürgen — Geſchwind, Haſſan! — meine Sachen ſind reif — Ruf die Andern —

wir wollen ihnen einen blutigen Vorſprung machen — Tummle dich, Haſſan!

Mohr. Noch muß ich euch meinen Schubſack von Zeitungen ſtürzen. Zweitauſend Mann ſind glücklich hereinpraktizirt. Ich habe ſie bei den Kapuzinern untergebracht, wo auch kein vorlauter Sonnenſtrahl ſie ausſpioniren ſoll. Sie brennen vor Neugier, ihren Herrn zu ſehen, und es ſind treffliche Kerle.

Fiesko. Aus jedem Kopf blüht ein Scudo für dich — Was murmelte Genua zu meinen Galeeren?

Mohr. Das iſt ein Hauptſpaß, gnädiger Herr! Ueber die vierhundert Abenteurer, die der Friede zwiſchen Frankreich und Spanien auf den Sand geſetzt hat, niſteten ſich an meine Leute und beſtürmten ſie, ein gutes Wort für ſie bei euch einzulegen, daß ihr ſie gegen die Ungläubigen ſchicken mögt. Ich habe ſie auf den Abend zu euch in den Schloßhof beſchieden.

Fiesko (froh). Bald ſollt' ich dir um den Hals fallen, Schurke! Ein Meiſterſtreich! Vierhundert ſagſt du? — Genua iſt nicht mehr zu retten. Vierhundert Scudi ſind dein.

Mohr (treuherzig). Gelt, Fiesko? Wir Zwei wollen Genua zuſammenſchmeißen, daß man die Geſetze mit den Beſen aufkehren kann — Das hab' ich euch nie geſagt, daß ich unter der hieſigen Garniſon meine Vögel habe, auf die ich zählen kann wie auf meine Höllenfahrt. Nun hab' ich veranſtaltet, daß wir auf jedem Thor wenigſtens ſechs Kreaturen unter der Wache haben, die genug ſind, die Andern zu beſchwätzen und ihre fünf Sinne unter Wein zu ſetzen. Wenn ihr alſo Luſt habt, dieſe Nacht einen Streich zu wagen, ſo findet ihr die Wachen beſeſſen.

Fiesko. Rede nichts mehr. Bis jetzt hab' ich den ungeheuren Quader ohne Menſchenhülfe gewälzt; hart am Ziel ſoll mich der ſchlechteſte Kerl in der Rundung beſchämen? Deine Hand, Burſche! Was dir der Graf ſchuldig bleibt, wird der Herzog hereinholen.

Mohr. Ueberdies noch ein Billet von der Gräfin Imperiali. Sie winkte mir von der Gaſſe hinauf, war ſehr gnädig, fragte mich ſpöttelnd, ob die Gräfin von Lavagna keinen Anfall von Gelbſucht gehabt hätte? Euer Gnaden, ſagt' ich, fragen nur einem Befinden nach, ſagt' ich —

Fiesko (hat das Billet geleſen und wirft es weg). Sehr gut geſagt; ſie antwortete?

Mohr. Antwortete: Sie bedaure dennoch das Schickſal der armen Wittwe, erbiete ſich auch, ihr Genugthuung zu geben, und Euer Gnaden Galanterien künftig zu verbitten.

Fiesko (hämiſch). Welche ſich wohl noch vor Welt-Untergang aufheben dürften — Das die ganze Erheblichkeit, Haſſan?

Mohr (boshaft). Gnädiger Herr, Angelegenheiten der Damen ſind es zunächſt nach den politiſchen —

Fiesko. O ja freilich, und dieſe allerdings. Aber was willſt du mit dieſen Papierchen?

Mohr. Eine Teufelei mit einer andern auskratzen — Dieſe Pulver gab mir Signora, eurer Frau täglich eins in die Schokolade zu rühren.

Fiesko (tritt blaß zurück). Gab dir?

Mohr. Donna Julia, Gräfin Imperiali.

Fiesko (reißt ihm ſolche weg, heftig). Lügſt du, Kanaille, laſſ' ich dich lebendig an den Wetterhahn vom Lorenzothurme ſchmieden, wo dich der Wind in einem Athemzuge neunmal herumtreibt — die Pulver?

Mohr (ungeduldig). Soll ich eurer Frau in der Schokolade zu ſaufen geben, verordnete Donna Julia Imperiali.

Fiesko (außer Faſſung). Ungeheuer! Ungeheuer! — dieſes holdſelige Geſchöpf? — Hat ſo viel Hölle in einer Frauenſeele Platz? — Doch, ich vergaß dir zu danken, himmliſche Vorſicht, die du es nichtig machſt — nichtig durch einen ärgern Teufel. Deine Wege ſind ſonderbar. (Zum Mohren.) Du verſprichſt zu gehorchen, und ſchweigſt.

Mohr. Sehr wohl. Das Letzte kann ich, ſie bezahlte mir's baar.

Fiesko. Dieſes Billet ladet mich zu ihr — Ich will kommen, Madam! Ich will Sie beſchwätzen, bis Sie hieher folgen. Gut. Du eilſt nunmehr, was du eilen kannſt, rufſt die ganze Verſchwörung zuſammen.

Mohr. Dieſen Befehl hab' ich vorausgewittert, und darum Jeden auf meine Fauſt Punkt zehn Uhr hieher beſtellt.

Fiesko. Ich höre Tritte. Sie ſind's. Kerl, du verdienteſt deinen eigenen Galgen, wo noch kein Sohn Adams gezappelt hat. Geh in's Vorzimmer, bis ich läute.

Mohr (im Abgehen). Der Mohr hat ſeine Arbeit gethan, der Mohr kann gehen. (Ab.)

Fünfter Auftritt.

Alle Verſchworenen.

Fiesko (ihnen entgegen). Das Wetter iſt im Anzug. Die Wolken laufen zuſammen. Tretet leiſ' auf! Laßt beide Schlöſſer vorfallen!

Verrina. Acht Zimmer hinter uns hab' ich zugeriegelt; der Argwohn kann auf hundert Mannsſchritte nicht beikommen.

Bourgognino. Hier iſt kein Verräther, wenn's unſre Furcht nicht wird.

Fiesko. Furcht kann nicht über meine Schwelle. Willkommen, wer noch der Geſtrige iſt. Nehmt eure Plätze. (Setzen ſich.)

Bourgognino (ſpaziert im Zimmer). Ich ſitze ungern, wenn ich an's Umreißen denke.

Fiesko. Genueſer, das iſt eine merkwürdige Stunde.

Verrina. Du haſt uns aufgefordert, einem Plane zum Tyrannenmord nachzudenken. Frage uns. Wir ſind da, dir Rede zu ſtehen.

Fiesko. Zuerſt alſo — eine Frage, die ſpät genug kommt, um ſeltſam zu klingen — Wer ſoll fallen?

(Alle ſchweigen.)

Bourgognino (indem er ſich über Fiesko's Seſſel lehnt, bedeutend). Die Tyrannen.

Fiesko. Wohlgeſprochen, die Tyrannen. Ich bitte euch, gebt genau Acht auf die ganze Schwere des Worts. Wer die Freiheit zu ſtürzen Miene macht, oder Gewicht hat, wer iſt mehr Tyrann?

Verrina. Ich haſſe den Erſten, den Letzten fürchte ich. Andreas Doria falle!

Kalkagno (in Bewegung). Andreas, der abgelebte Andreas, deſſen Rechnung mit der Natur vielleicht übermorgen zerfallen iſt?

Sacco. Andreas, der ſanftmüthige Alte?

Fieſko. Furchtbar iſt dieſes alten Mannes Sanftmuth, mein Sacco! Gianettino's Tolltrotz nur lächerlich. Andreas Doria falle! das ſprach deine Weisheit, Verrina.

Bourgognino. Ketten von Stahl oder Seide — es ſind Ketten, und Andreas Doria falle!

Fieſko (zum Tiſch gehend). Alſo den Stab gebrochen über Onkel und Neffe! Unterzeichnet! (Alle unterſchreiben.) Das Wer? iſt berichtigt. (Setzen ſich nieder.) Nun zum gleichwichtigen Wie? — Reden Sie zuerſt, Freund Kalkagno.

Kalkagno. Wir führen es aus wie Soldaten oder wie Meuter. Jenes iſt gefährlich, weil es uns zwingt, viele Mitwiſſer zu haben, gewagt, weil die Herzen der Nation noch nicht ganz gewonnen ſind — dieſem ſind fünf gute Dolche gewachſen. In drei Tagen iſt hohe Meſſe in der Lorenzokirche, beide Doria halten dort ihre Andacht. In der Nähe des Allerhöchſten entſchläft auch Tyrannenangſt. Ich ſagte Alles.

Fieſko (abgewandt). Kalkagno — abſcheulich iſt Ihre vernünftige Meinung. — Raphael Sacco?

Sacco. Kalkagno's Gründe gefallen mir, ſeine Wahl empört. Beſſer, Fieſko läßt Oheim und Neffen zu einem Gaſtmahle laden, wo ſie dann, zwiſchen den ganzen Groll der Republik gepreßt, die Wahl haben, den Tod entweder an unſern Dolchen zu eſſen, oder in gutem Cyprier Beſcheid zu thun. Wenigſtens bequem iſt dieſe Methode.

Fieſko (mit Entſetzen). Sacco, und wenn der Tropfe Wein, den Ihre ſterbende Zunge koſtet, zum ſiedenden Pech wird, ein Vorſchmack der Hölle — Wie dann, Sacco? — Weg mit dieſem Rath! Sprich du, Verrina.

Verrina. Ein offenes Herz zeigt eine offene Stirn. Meuchelmord bringt uns in jedes Banditen Brüderſchaft. Das Schwert in der Hand deutet den Helden. Meine Meinung iſt, wir geben laut das Signal des Aufruhrs, rufen Genua's Patrioten ſtürmend zur Rache auf. (Er fährt vom Seſſel. Die Andern folgen. Bourgognino wirft ſich ihm um den Hals.)

Bourgognino. Und zwingen mit gewaffneter Hand dem Glück eine Gunſt ab! Das iſt die Stimme der Ehre und die meinige.

Fieſko. Und die meinige. Pfui, Genueſer! (Zu Kalkagno und Sacco.) Das Glück hat bereits ſchon zu viel für uns gethan, wir müſſen uns ſelbſt auch noch Arbeit geben — alſo Aufruhr, und den noch dieſe Nacht, Genueſer! (Verrina. Bourgognino erſtaunen. Die Andern erſchrecken.)

Kalkagno. Was? noch dieſe Nacht? Noch ſind die Tyrannen zu mächtig, noch unſer Anhang zu dünne.

Sacco. Dieſe Nacht noch? und es iſt nichts gethan, und die Sonne geht ſchon hinunter?

Fiesko. Eure Bedenklichkeiten ſind ſehr gegründet, aber leſet dieſe Blätter. (Er reicht ihnen die Handſchriften Gianettino's und geht, indeß ſie neugierig leſen, hämiſch auf und nieder.) Jetzt fahre wohl, Doria, ſchöner Stern! Stolz und vorlaut ſtandeſt du da, als hätteſt du den Horizont von Genua erpachtet, und ſaheſt doch, daß auch die Sonne den Himmel räumt und das Scepter der Welt mit dem Monde theilt. Fahre wohl, Doria, ſchöner Stern!

Auch Patroklus iſt geſtorben,
Und war mehr als du.

Bourgognino (nachdem ſie die Blätter geleſen). Das iſt gräßlich!

Kalkagno. Zwölf auf einen Schuß!

Verrina. Morgen in der Signoria!

Bourgognino. Gebt mir die Zettel. Ich reite ſpornſtreichs durch Genua, halte ſie ſo, ſo werden die Steine hinter mir ſpringen und die Hunde Zetermordio heulen.

Alle. Rache! Rache! Rache! Dieſe Nacht noch!

Fiesko. Da ſeyd ihr, wo ich euch wollte. Sobald es Abend wird, will ich die vornehmſten Mißvergnügten zu einer Luſtbarkeit bitten; nämlich alle, die auf Gianettino's Mordliſte ſtehen, und noch überdies die Sauli, die Gentili, die Vivaldi und Veſodimari, alle Todfeinde des Hauſes Doria, die der Meuchelmörder zu fürchten vergaß. Sie werden meinen Anſchlag mit offenen Armen umfaſſen, daran zweifle ich nicht.

Bourgognino. Daran zweifle ich nicht.

Fiesko. Vor Allem müſſen wir uns des Meers verſichern. Galeeren und Schiffsvolk hab' ich. Die zwanzig Schiffe der Doria ſind unbetakelt, unbemannt, leicht überrumpelt. Die Mündung der Darſena wird geſtopft, alle Hoffnung zur Flucht verriegelt. Haben wir den Haſen, ſo liegt Genua in Ketten.

Verrina. Unläugbar.

Fiesko. Dann werden die feſten Plätze der Stadt erobert und beſetzt. Der wichtigſte iſt das Thomasthor, das zum Haſen führt und unſere Seemacht mit der Landmacht verknüpft. Beide Doria werden in ihren Palläſten überfallen, ermordet. In allen Gaſſen wird Lärm geſchlagen; die Sturmglocken werden gezogen, die Bürger herausgerufen, unſere Partei zu nehmen und Genua's Freiheit zu verfechten. Begünſtiget uns das Glück, ſo hört ihr in der Signoria das Weitere.

Verrina. Der Plan iſt gut. Laßt ſehen, wie wir die Rollen vertheilen.

Fiesko (bedeutend). Genueſer, ihr ſtelltet mich freiwillig an die Spitze des Komplots. Werdet ihr auch meinen weitern Befehlen gehorchen?

Verrina. So gewiß ſie die beſten ſind.

Fiesko. Verrina, weißt du das Wörtchen unter der Fahne? — Genueſer, ſagt's ihm, es heiße Subordination! Wenn ich nicht dieſe Köpfe drehen kann, wie ich eben will — verſteht mich ganz — wenn ich nicht der Souverain der Verſchwörung bin, ſo hat ſie auch ein Mitglied verloren.

Verrina. Ein freies Leben iſt ein paar knechtiſcher Stunden werth — Wir gehorchen.

Fiesko. So verlaßt mich jetzt. Einer von euch wird die Stadt viſitiren und mir von der Stärke und Schwäche der feſten Plätze Rapport machen. Ein Anderer erforſcht die Parole. Ein Dritter bemannt die Galeeren. Ein Vierter wird die zweitauſend Mann nach meinem Schloßhof befördern. Ich ſelbſt werde auf den Abend Alles berichtigt haben, und noch überdies, wenn das Glück will, die Bank im Pharao ſprengen. Schlag neun Uhr iſt Alles im Schloß, meine letzten Befehle zu hören. (Klingelt.)

Verrina. Ich nehme den Hafen auf mich. (Ab.)

Bourgognino. Ich die Soldaten. (Auch ab.)

Kalkagno. Die Parole will ich ablauern. (Ab.)

Sacco. Ich die Runde durch Genua machen. (Ab.)

Sechſter Auftritt.

Fieſko. Darauf der Mohr.

Fieſko (hat ſich an einen Pult geſetzt und ſchreibt). Schlugen ſie nicht um gegen das Wörtchen Subordination, wie die Raupe gegen die Nadel? — Aber es iſt zu ſpät, Republikaner!

Mohr (kommt). Gnädiger Herr —

Fieſko (ſteht auf, gibt ihm einen Zettel). Alle, deren Namen auf dieſem Blatt ſtehen, ladeſt du zu einer Komödie auf die Nacht.

Fieſko. Mitzuſpielen vermuthlich. Die Entrée wird Gurgeln koſten.

Fiesko (fremd und verächtlich). Wenn das beſtellt iſt, will ich dich nicht länger in Genua aufhalten. (Er geht und läßt eine Goldbörſe hinter ſich fallen.) Das ſey deine letzte Arbeit. (Geht ab.)

Siebenter Auftritt.

Mohr (hebt den Beutel langſam von der Erde, indem er ihm ſtutzig nachblickt).

Stehn wir ſo mit einander? „Will ich dich nicht mehr in Genua aufhalten.“ Das heißt aus dem Chriſtlichen in mein Heidenthum verdolmetſcht: Wenn ich Herzog bin, laſſ' ich den guten Freund an einen genueſiſchen Galgen hängen. Gut. Er beſorgt, weil ich um ſeine Schliche weiß, werde ich ſeine Ehre über mein Maul ſpringen laſſen, wenn er Herzog iſt. Sachte, Herr Graf! das Letzte wäre noch zu überlegen.

Jetzt, alter Doria, ſteht mir deine Haut zu Befehl. — Hin biſt du, wenn ich dich nicht warne. Wenn ich jetzt hingehe und das Komplot angebe, rett' ich dem Herzog von Genua nichts Geringeres, als ein Leben und ein Herzogthum; nichts Geringeres, als dieſer Hut, von Gold geſtrichen voll, kann ſein Dank ſeyn. (Er will fort, bleibt aber plötzlich ſtill ſtehen.) Aber ſachte, Freund Haſſan! Du biſt etwa gar auf der Reiſe nach einem dummen Streich? Wenn die ganze Todtſchlägerei jetzt zurückginge und daraus gar etwas Gutes würde? — Pfui! pfui! was will mir mein Geiz für einen Teufelsſtreich ſpielen! — Was ſtiftet größeres Unheil? wenn ich dieſen Fiesko prelle? — wenn ich jenen Doria an das Meſſer liefre? — Das klügelt mir aus, meine Teufel! — Bringt der Fiesko es hinaus, kann Genua aufkommen. Weg! das kann nicht ſeyn. Schlüpft dieſer Doria durch, bleibt Alles wie vor, und Genua hat Frieden — Das wäre noch garſtiger! — Aber das Spektakel, wenn die Köpfe der Rebellen in die Garküche des Henkers fliegen? (Auf die andere Seite). Aber das luſtige Gemetzel dieſer Nacht, wenn Ihre Durchlauchten am Pfiff eines Mohren erwürgen? Nein! aus dieſem Wirrwarr helfe ſich ein Chriſt, dem Heiden iſt das Räthſel zu ſpitzig — — Ich will einen Gelehrten fragen. (Ab.)

Achter Auftritt.

Saal bei der Gräfin Imperiali.

Julia (im Negligé). Gianettino (tritt herein, zerſtört).

Gianettino. Guten Abend, Schweſter!

Julia (ſteht auf). Etwas Außerordentliches mag es auch ſeyn, das den Kronprinzen von Genua zu ſeiner Schweſter führt?

Gianettino. Schweſter, biſt du doch ſtets von

Schmetterlingen umſchwärmt und ich von Weſpen. Wer kann abkommen? Setzen wir uns.

Julia. Du machſt mich bald ungeduldig.

Gianettino. Schweſter, wann war's das Letztemal, daß dich Fiesko beſuchte?

Julia. Seltſam. Als wenn mein Gehirn dergleichen Nichtigkeiten beherbergte!

Gianettino. Ich muß es durchaus wiſſen.

Julia. Nun — er war geſtern da.

Gianettino. Und zeigte ſich offen?

Julia. Wie gewöhnlich.

Gianettino. Auch noch der alte Phantaſt?

Julia (beleidigt). Bruder!

Gianettino (mit ſtärkerer Stimme). Höre! Auch noch der alte Phantaſt?

Julia (ſteht aufgebracht auf). Wofür halten Sie mich, Bruder?

Gianettino (bleibt ſitzen, hämiſch). Für ein Stück Weiberfleiſch, in einen großen — großen Adelsbrief gewickelt. Unter uns, Schweſter, weil doch Niemand auflauert.

Julia (ſtolz). Unter uns — Sie ſind ein tolldreiſter Affe, der auf dem Kredit ſeines Onkels ſteckenreitet — weil doch Niemand auflauert.

Gianettino. Schweſterchen! Schweſterchen! Nicht böſe — — bin nur luſtig, weil Fiesko noch der alte Phantaſt iſt. Das hab' ich wiſſen wollen. Empfehle mich. (Will gehen.)

Neunter Auftritt.

Lomellin (kommt).

Lomellino (küßt der Julia die Hand). Verzeihung für meine Dreiſtigkeit, gnädige Frau! (Zu Gianettino gekehrt.) Gewiſſe Dinge, die ſich nicht aufſchieben laſſen —

Gianettino (nimmt ihn bei Seite. Julia tritt zornig zu einem Flügel und ſpielt ein Allegro). Alles angeordnet auf morgen?

Lomellin. Alles, Prinz. Aber der Kourier, der heute früh nach Levanto flog, iſt nicht wieder zurück. Auch Spinola iſt nicht da. Wenn er aufgefangen wäre! — Ich bin in höchſter Verlegenheit.

Gianettino. Beſorge nichts. Du haſt doch die Liſte bei der Hand?

Lomellin (betreten). Gnädiger Herr — die Liſte — Ich weiß nicht, ich werde ſie in meiner geſtrigen Rocktaſche liegen haben —

Gianettino. Auch gut. Wäre nur Spinola zurück. Fiesko wird morgen früh todt im Bette gefunden. Ich hab' die Anſtalt gemacht.

Lomellin. Aber fürchterliches Aufſehen wird's machen.

Gianettino. Das eben iſt unſere Sicherheit, Burſche. Alltagsverbrechen bringen das Blut des Beleidigten in Wallung, und Alles kann der Menſch. Außerordentliche Frevel machen es vor Schrecken gefrieren, und der Menſch iſt nichts. Weißt du das Mährchen mit dem

Meduſakopf? Der Anblick macht Steine — Was iſt nicht gethan, Burſche, bis Steine erwarmen!

Lomellin. Haben Sie der gnädigen Frau einen Wink gegeben?

Gianettino. Pfui doch! die muß man des Fiesko wegen delikater behandeln. Doch, wenn ſie erſt die Früchte verſchmeckt, wird ſie die Unkoſten verſchmerzen. Komm! Ich erwarte dieſen Abend noch Truppen von Mailand und muß an den Thoren die Ordre geben. (Zur Julia.) Nun, Schweſter! haſt du deinen Zorn bald verklimpert?

Julia. Gehen Sie! Sie ſind ein wilder Gaſt.

(Gianettino will hinaus und ſtößt auf Fiesko.)

Zehnter Auftritt.

Fiesko (kommt).

Gianettino (zurückfahrend). Ha!

Fiesko (zuvorkommend, verbindlich). Prinz, Sie überheben mich eines Beſuchs, den ich mir eben vorbehalten hatte —

Gianettino. Auch mir, Graf, konnte nichts Erwünſchteres als Ihre Geſellſchaft begegnen.

Fiesko (tritt zu Julien und küßt ihr reſpektvoll die Hand). Man iſt es bei Ihnen gewohnt, Signora, immer ſeine Erwartungen übertroffen zu ſehen.

Julia. Pfui doch, das würde bei einer Andern zweideutig lauten — Aber ich erſchrecke an meinem Negligé. Verzeihen Sie, Graf. (Will in ihr Kabinet fliehen.)

Fiesko. O bleiben Sie, ſchöne gnädige Frau! Das Frauenzimmer iſt nie ſo ſchön, als im Schlafgewand! (lächelnd) es iſt die Tracht ſeines Gewerbes. — Dieſe hinaufgezwungenen Haare — Erlauben Sie, daß ich ſie ganz durcheinander werfe.

Julia. Daß ihr Männer ſo gern verwirret!

Fiesko (unſchuldig gegen Gianettino). Haare und Republiken! Nicht wahr, das gilt uns gleichviel — Und auch dieſes Band iſt falſch angeheftet — Setzen Sie ſich, ſchöne Gräfin — Augen zu betrügen, verſteht Ihre Laura, aber nicht Herzen — Laſſen Sie mich Ihre Kammerfrau ſeyn. (Sie ſetzt ſich, er macht ihr den Anzug zurecht.)

Gianettino (zupft den Lomellin). Der arme, ſorgloſe Wicht!

Fiesko (an Juliens Buſen beſchäftigt). Sehen Sie — dieſes verſtecke ich weislich. Die Sinne müſſen immer nur blinde Briefträger ſeyn, und nicht wiſſen, was Phantaſie und Natur mit einander abzukarten haben.

Julia. Das iſt leichtfertig.

Fiesko. Ganz und gar nicht, denn, ſehen Sie, die beſte Neuigkeit verliert, ſobald ſie Stadtmährchen wird — Unſere Sinne ſind nur die Grundſuppe unſerer innern Republik. Der Adel lebt von ihnen, aber erhebt ſich über ihren platten Geſchmack. (Er hat ſie fertig gemacht und führt ſie vor einen Spiegel.) Nun, bei meiner

Ehre! dieſer Anzug muß morgen Mode in Genua ſeyn. (Fein.) Darf ich Sie ſo durch die Stadt führen, Gräfin?

Julia. Ueber den verſchlagenen Kopf! Wie künſtlich er's anlegte, mich in ſeinen Willen hineinzulügen! Aber ich habe Kopfweh und werde zu Hauſe bleiben.

Fiesko. Verzeihen Sie, Gräfin — das können Sie, wie Sie wollen, aber Sie wollen es nicht. — Dieſen Mittag iſt eine Geſellſchaft florentiniſcher Schauſpieler hier angekommen und hat ſich erboten, in meinem Pallaſte zu ſpielen — Nun hab' ich nicht verhindern können, daß die meiſten Edeldamen der Stadt Zuſchauerinnen ſeyn werden, welches mich äußerſt verlegen macht, wie ich die vornehmſte Loge beſetzen ſoll, ohne meinen empfindlichen Gäſten eine Sottiſe zu machen. Noch iſt nur ein Ausweg möglich. (Mit einer tiefen Verbeugung.) Wollen Sie ſo gnädig ſeyn, Signora?

Julia (wird roth und geht ſchleunig in's Kabinet). Laura!

Gianettino (tritt zu Fiesko). Graf, Sie erinnern ſich einer unangenehmen Geſchichte, die neulich zwiſchen uns beiden vorfiel —

Fiesko. Ich wünſchte, Prinz, wir vergäßen ſie beide — Wir Menſchen handeln gegen uns, wie wir uns kennen, und weſſen Schuld iſt's, als die meinige, daß mich mein Freund Doria nicht ganz gekannt hat?

Gianettino. Wenigſtens werd' ich nie daran denken, ohne Ihnen von Herzen Abbitte zu thun —

Fiesko. Und ich nie, ohne Ihnen von Herzen zu vergeben — (Julia kommt etwas umgekleidet zurück.)

Gianettino. Eben fällt es mir bei, Graf, Sie laſſen ja gegen die Türken kreuzen?

Fiesko. Dieſen Abend werden die Anker gelichtet — Ich bin eben darum in einiger Beſorgniß, woraus mich die Gefälligkeit meines Freundes Doria reißen könnte.

Gianettino (äußerſt höflich). Mit allem Vergnügen! — Befehlen Sie über meinen ganzen Einfluß!

Fiesko. Der Vorgang dürfte gegen Abend einigen Auflauf gegen den Hafen und meinen Pallaſt verurſachen, welchen der Herzog, Ihr Oheim, mißdeuten könnte — —

Gianettino (treuherzig). Laſſen Sie mich dafür ſorgen. Machen Sie immer fort, und ich wünſche Ihnen viel Glück zur Unternehmung.

Fiesko (ſchmollt). Ich bin Ihnen ſehr verbunden.

Eilfter Auftritt.

Vorige. Ein Deutſcher der Leibwache.

Gianettino. Was ſoll's?

Deutſcher. Als ich das Thomasthor vorbeiging, ſah ich gewaffnete Soldaten in großer Anzahl der Darſena zueilen und die Galeeren des Grafen von Lavagna ſegelfertig machen —

Gianettino. Nichts Wichtigeres? Es wird nicht weiter gemeldet.

Deutſcher. Sehr wohl. Auch aus den Klöſtern der Kapuziner wimmelt verdächtiges Geſindel, und ſchleicht über den Markt; Gang und Anſehen laſſen vermuthen, daß es Soldaten ſind.

Gianettino (zornig). Ueber den Dienſteifer eines Dummkopfs! (Zu Lomellin, zuverſichtlich.) Das ſind meine Mailänder.

Deutſcher. Befehlen Euer Gnaden, daß ſie arretirt werden ſollen?

Gianettino (laut zu Lomellin). Sehen Sie nach, Lomellino. (Wild zum Deutſchen.) Nun fort, es iſt gut! (Zu Lomellin.) Bedeuten Sie dem deutſchen Ochſen, daß er das Maul halten ſoll.

(Lomellin ab mit dem Deutſchen.)

Fiesko (der bisher mit Julien getändelt und verſtohlen hinübergeſpielt hatte). Unſer Freund iſt verdrüßlich. Darf ich den Grund wiſſen?

Gianettino. Kein Wunder. Das ewige Anfragen und Melden! (Schießt hinaus.)

Fiesko. Auch auf uns wartet das Schauſpiel. Darf ich Ihnen den Arm anbieten, gnädige Frau?

Julia. Geduld! Ich muß erſt die Envelope umwerfen. Doch kein Trauerſpiel, Graf? Das kommt mir im Traum.

Fiesko (tückiſch). O, es iſt zum Todtlachen, Gräfin!

(Er führt ſie ab. Vorhang fällt.)

Vierter Aufzug.

Es iſt Nacht. Schloßhof bei Fiesko. Die Laternen werden angezündet. Waffen hereingetragen. Ein Schloßflügel iſt erleuchtet.

Erster Auftritt.

Bourgognino (führt Soldaten auf).

Bourgognino. Halt! — An das große Hofthor kommen vier Poſten. Zwei an jede Thür zum Schloß. (Wachen nehmen ihren Poſten.) Wer will, wird hereingelaſſen. Hinaus darf Niemand. Wer Gewalt braucht, niedergeſtochen! (Mit den Uebrigen in's Schloß. Schildwachen auf und nieder.)

Zweiter Auftritt.

Wachen am Hofthor (rufen). Wer da? (Zenturione kommt.)

Zenturione. Freund von Lavagna. (Geht quer über den Hof nach dem rechten Schloßthor.)

Wachen (dort). Zurück!

Zenturione (ſtutzt und geht nach dem linken Thor.)

Wachen (am linken). Zurück.

Zenturione (ſteht betreten ſtill. Pauſe. Darauf zur linken Wache). Freund, wo hinaus geht's zur Komödie?

Wache. Weiß nicht.

Zenturione (auf und ab mit ſteigender Befremdung, darauf zur rechten Wache). Freund, wann geht die Komödie an?

Wache. Weiß nicht.

Zenturione (erſtaunt auf und nieder. Wird die Waffen gewahr. Beſtürzt). Freund, was ſoll das?

Wache. Weiß nicht.

Zenturione (hüllt ſich erſchrocken in ſeinen Mantel). Sonderbar!

Wachen am Hofthor (rufen an). Wer da?

Dritter Auftritt.

Vorige. Zibo (kommt).

Zibo (im Hereintreten). Freund von Lavagna.

Zenturione. Zibo, wo ſind wir?

Zibo. Was?

Zenturione. Schau' um dich, Zibo!

Zibo. Wo? was?

Zenturione. Alle Thüren beſetzt.

Zibo. Hier liegen Waffen.

Zenturione. Niemand gibt Auskunft.

Zibo. Das iſt ſeltſam.

Zenturione. Wie viel iſt die Glocke?

Zibo. Acht Uhr vorüber.

Zenturione. Puh! es iſt grimmkalt.

Zibo. Acht Uhr iſt die beſtellte Stunde.

Zenturione (den Kopf ſchüttelnd). Hier iſt's nicht richtig.

Zibo. Fiesko hat einen Spaß vor.

Zenturione. Morgen iſt Dogewahl — Zibo, hier iſt's nicht richtig.

Zibo. Stille! ſtille! ſtille!

Zenturione. Der rechte Schloßflügel iſt voll Lichter.

Zibo. Hörſt du nichts? Hörſt du nichts?

Zenturione. Hohles Gemurmel drin und mitunter —

Zibo. Dumpfiges Raſſeln, wie von Harniſchen, die ſich an einander reiben —

Zenturione. Schauervoll! Schauervoll!

Zibo. Ein Wagen! Er hält an der Pforte!

Wachen am Hofthor (rufen an). Wer da?

Vierter Auftritt.

Vorige. Vier Aſſerato.

Aſſerato (im Hereintreten). Freund von Fiesko.

Zibo. Es ſind die vier Aſſerato.

Zenturione. Guten Abend, Landsmann.

Aſſerato. Wir gehen in die Komödie.

Zibo. Glück auf den Weg!

Aſſerato. Geht ihr nicht in die Komödie?

Zenturione. Spaziert nur voran. Wir wollen erſt friſche Luft ſchöpfen.

Aſſerato. Es wird bald angehen. Kommt. (Gehen weiter.)

Wache. Zurück.

Aſſerato. Wo will das hinaus?

Zenturione (lacht). Zum Schloß hinaus.

Aſſerato. Hier iſt ein Mißverſtand.

Zibo. Ein handgreiflicher. (Muſik auf dem rechten Flügel.)

Aſſerato. Hört ihr die Symphonie? Das Luſtſpiel wird vor ſich gehen.

Zenturione. Mich deucht, es fing, ſchon an und wir ſpielten die Narren darin.

Zibo. Uebrige Hitze hab' ich nicht. Ich gehe.

Aſſerato. Waffen hier?

Zibo. Pah! Komödienwaaren.

Zenturione. Sollen wir hier ſtehen, wie die Narren am Acheron? Kommt zum Kaffeehaus! (Alle Sechs eilen gegen die Pforte.)

Wachen (ſchreien heftig). Zurück!

Zenturione. Mord und Tod! Wir ſind gefangen!

Zibo. Mein Schwert ſagt: Nicht lange!

Aſſerato. Steck' ein! ſteck' ein! Der Graf iſt ein Ehrenmann.

Zibo. Verkauft! Verrathen! Die Komödie war der Speck, hinter der Maus ſchlug die Thür zu.

Aſſerato. Das wolle Gott nicht! Mich ſchaudert, wie ſich das entwickeln ſoll.

Fünfter Auftritt.

Schildwachen. Wer da? (Verrina, Sacco kommen.)

Verrina. Freunde vom Hauſe. (Sieben andere Nobili kommen nach.)

Zibo. Seine Vertraute! Nun klärt ſich Alles auf.

Sacco (im Geſpräch mit Verrina). Wie ich Ihnen ſage. Leskaro hat die Wache am Thomasthor, Doria's beſter Offizier und ihm blindlings ergeben.

Verrina. Das freut mich.

Zibo (zum Verrina). Sie kommen erwünſcht, Verrina, uns allen aus dem Traume zu helfen.

Verrina. Wie ſo? wie ſo?

Zenturione. Wir ſind zu einer Komödie geladen.

Verrina. So haben wir einen Weg.

Zenturione (ungeduldig). Den Weg alles Fleiſches. Den weiß ich. Sie ſehen ja, daß die Thüren beſetzt ſind? Wofür hier die Thüren beſetzt?

Zibo. Wofür die Wachen?

Zenturione. Wir ſtehen da, wie unter dem Galgen.

Verrina. Der Graf wird ſelbſt kommen.

Zenturione. Er kann ſich betreiben. Meine Geduld reißt den Zaum ab. (Alle Nobili gehen im Hintergrunde auf und nieder.)

Bourgognino (aus dem Schloß). Wie ſteht's im Hafen, Verrina?

Verrina. Alles glücklich an Bord.

Bourgognino. Das Schloß iſt auch gepropft voll Soldaten.

Verrina. Es geht ſtark auf neun Uhr.

Bourgognino. Der Graf macht ſehr lange.

Verrina. Immer zu raſch für ſeine Hoffnung. Bourgognino, ich werde zu Eis, wenn ich mir Etwas denke.

Bourgognino. Vater, übereile dich nicht.

Verrina. Es läßt ſich nicht übereilen, wo nicht verzögert werden kann. Wenn ich den zweiten Mord nicht begehe, kann ich den erſten niemals verantworten.

Bourgognino. Aber wann ſoll Fiesko ſterben?

Verrina. Wenn Genua frei iſt, ſtirbt Fiesko!

Schildwachen. Wer da?

Sechster Auftritt.

Vorige. Fiesko.

Fiesko (im Hereintreten). Ein Freund! (Alle verneigen ſich. Schildwachen präſentiren.) Willkommen, werthe Gäſte! Sie werden geſchmält haben, daß der Hausvater ſo lang auf ſich warten ließ. Verzeihen Sie. (Leiſe zu Verrina.) Fertig?

Verrina (ihm in's Ohr). Nach Wunſch.

Fiesko (leiſe zu Bourgognino). Und?

Bourgognino. Alles richtig.

Fiesko (zu Sacco). Und?

Sacco. Alles gut.

Fiesko. Und Kalkagno?

Bourgognino. Fehlt noch.

Fiesko (laut zu den Thorwachen). Man ſoll ſchließen! (Er nimmt den Hut ab und tritt mit freiem Anſtand zur Verſammlung.)

Meine Herren!

Ich bin ſo frei geweſen, Sie zu einem Schauſpiele bitten zu laſſen — Nicht aber, Sie zu unterhalten, ſondern Ihnen Rollen darin aufzutragen.

Lange genug, meine Freunde, haben wir Gianettino Doria's Trotz und die Anmaßungen des Andreas ertragen. Wenn wir Genua retten wollen, Freunde, wird keine Zeit zu verlieren ſeyn. Zu was Ende glauben Sie dieſe zwanzig Galeeren, die den vaterländiſchen Hafen belagern? Zu was Ende die Allianzen, ſo dieſe Doria ſchloſſen? Zu was Ende die fremden Waffen, die ſie in's Herz Genua's zogen? — Jetzt iſt es nicht mehr mit Murren und Verwünſchen gethan. Alles zu retten, muß Alles gewagt werden. Ein verzweifeltes Uebel will eine verwegene Arznei. Sollte Einer in dieſer Verſammlung ſeyn, der Phlegma genug hat, einen Herrn zu erkennen, der nur Seinesgleichen iſt? (Gemurmel.) — Hier iſt Keiner, deſſen Ahnen nicht um Genua's Wiege ſtanden. Was? bei Allem, was heilig iſt! was? was haben denn dieſe zwei Bürger voraus, daß ſie den frechen Flug über unſere Häupter nehmen? — (Wildes Gemurre.) — Jeder von Ihnen iſt feierlich aufgefordert, Genua's Sache gegen ſeine Unterdrücker zu führen — Keiner von Ihnen kann ein Haarbreit von ſeinen Rechten vergeben, ohne zugleich die Seele des ganzen Staats zu verrathen —

(Ungeſtüme Bewegungen unter den Zuhörern unterbrechen ihn; dann fährt er fort.)

Sie empfinden — jetzt iſt Alles gewonnen. Schon hab' ich vor Ihnen her den Weg zum Ruhme gebahnt. Wollen Sie folgen? Ich bin bereit, Sie zu führen. Dieſe Anſtalten, die Sie noch kaum mit Entſetzen beſchauten, müſſen Ihnen jetzt friſchen Heldenmuth einhauchen. Dieſe Schauder der Bangigkeit müſſen in einen rühmlichen Eifer erwarmen, mit dieſen Patrioten und mir Eine Sache zu machen und die Tyrannen von Grund aus zu ſtürzen. Der Erfolg wird das Wagſtück begünſtigen, denn meine Anſtalten ſind gut. Das Unternehmen iſt gerecht, denn Genua leidet. Der Gedanke macht uns unſterblich, denn er iſt gefährlich und ungeheuer.

Zenturione (in ſtürmiſcher Aufwallung). Genug! Genua wird frei! Mit dieſem Feldgeſchrei gegen die Hölle!

Zibo. Und wen das nicht aus ſeinem Schlummer jagt, der keuche ewig am Ruder, bis ihn die Poſaune des Weltgerichts losſchließt.

Fiesko. Das waren Worte eines Mannes. Nun erſt verdienen Sie die Gefahr zu wiſſen, die über Ihnen und Genua hing. (Er gibt ihnen die Zettel des Mohren.) Leuchtet, Soldaten! (Nobili drängen ſich um eine Fackel und leſen.) Es ging, wie ich wünſchte, Freund.

Verrina. Doch rede noch nicht ſo laut. Ich habe dort auf dem linken Flügel Geſichter bleich werden und Kniee ſchlottern geſehen.

Zenturione (in Wuth). Zwölf Senatoren! Teufliſch! Faßt Alle Schwerter auf! (Alle ſtürzen ſich auf die bereit liegenden Waffen. Zwei ausgenommen.)

Zibo. Dein Name ſteht auch da, Bourgognino.

Bourgognino. Und noch heute, ſo Gott will, auf Doria's Gurgel.

Zenturione. Zwei Schwerter liegen.

Zibo. Was? was?

Zenturione. Zwei nahmen kein Schwert.

Aſſerato. Meine Brüder können kein Blut ſehen. Verſchont ſie!

Zenturione (heftig). Was? was? Kein Tyrannenblut ſehen? Zerreißt die Memmen! Werft ſie zur Republik hinaus, dieſe Baſtarde! (Einige von der Geſellſchaft werfen ſich ergrimmt auf die Beiden.)

Fiesko (reißt ſie auseinander). Haltet! haltet! Soll Genua Sklaven ſeine Freiheit verdanken? Soll unſer Gold durch dieſes ſchlechte Metall ſeinen guten Klang verlieren? (Er befreit ſie.) Sie, meine Herren, nehmen ſo lang mit einem Zimmer in meinem Schloſſe vorlieb, bis unſre Sachen entſchieden ſind. (Zur Wache.) Zwei Arreſtanten! Ihr haftet für ſie! Zwei ſcharfe Poſten an ihre Schwelle! (Sie werden abgeführt.)

Schildwachen am Thor. Wer draußen? (Man pocht.)

Kalkagno (ruft ängſtlich). Schließt auf! Ein Freund! Schließt um Gotteswillen auf!

Bourgognino. Es iſt Kalkagno. Was ſoll das: um Gotteswillen?

Fiesko. Macht ihm auf, Soldaten.

Siebenter Auftritt.

Vorige. **Kalkagno** (außer Athem, erſchrocken).

Kalkagno. Aus! aus! Fliehe, wer fliehen kann! Alles aus!

Bourgognino. Was aus? Haben ſie Fleiſch von Erz, ſind unſre Schwerter von Binſen?

Fiesko. Ueberlegung, Kalkagno! Ein Mißverſtand hier wäre nicht mehr zu vergeben.

Kalkagno. Verrathen ſind wir. Eine hölliſche Wahrheit! Ihr Mohr, Lavagna, der Schelm! Ich komme vom Pallaſt der Signoria. Er hatte Audienz beim Herzog. (Alle Nobili erblaſſen. Fiesko ſelbſt verändert die Farbe.)

Verrina (entſchloſſen gegen die Thorwache). Soldaten! ſtreckt mir die Hellebarden vor! Ich will nicht durch die Hände des Henkers ſterben. (Alle Nobili rennen beſtürzt durcheinander.)

Fiesko (gefaßter). Wohin? Was macht ihr? — Geh in die Hölle, Kalkagno — Es war ein blinder Schrecken, ihr Herrn — Weib! Das vor dieſen Knaben zu ſagen — Auch du, Verrina? — Bourgognino, du auch? — Wohin du?

Bourgognino (heftig). Heim, meine Bertha ermorden und wieder hier ſeyn.

Fiesko (ſchlägt ein Gelächter auf). Bleibt! Haltet! Iſt das der Muth der Tyrannenmörder? — Meiſterlich ſpieleſt du deine Rolle, Kalkagno! — Merktet ihr nicht, daß dieſe Zeitung *meine* Veranſtaltung war? Kalkagno, ſprechen Sie, war's nicht *mein* Befehl, daß Sie dieſe Römer auf die Probe ſtellen ſollten?

Verrina. Nun, wenn du lachen kannſt? — Ich will's glauben, oder dich nimmer für einen Menſchen halten.

Fiesko. Schande über euch, Männer! In dieſer Knabenprobe zu fallen! — Nehmt eure Waffen wieder. Ihr werdet wie Bären fechten, wollt ihr dieſe Scharte verwetzen. (Leiſe zu Kalkagno.) Waren Sie ſelbſt dort?

Kalkagno. Ich drängte mich durch die Trabanten, meinem Auftrag gemäß die Parole beim Herzog zu holen — wie ich zurückkehrte, bringt man den Mohren.

Fiesko (laut). Alſo der Alte iſt zu Bette? Wir wollen ihn aus den Federn trommeln. (Leiſe.) Sprach er lang mit dem Herzog?

Kalkagno. Mein erſter Schreck und eure nahe Gefahr ließen mich kaum zwei Minuten dort.

Fiesko (laut und munter). Sieh doch! wie unſre Landsleute noch zittern.

Kalkagno. Sie hätten auch nicht ſo bald herausplatzen ſollen. (Leiſe.) Aber um Gotteswillen, Graf! was wird dieſe Nothlüge fruchten?

Fiesko. *Zeit*, Freund, und dann iſt der erſte Schreck jetzt vorüber. (Laut.) He! Man ſoll Wein bringen! (Leiſe.) Und ſahn Sie den Herzog erblaſſen? (Laut.) Friſch, Brüder, wir wollen noch eins Beſcheid thun auf den Tanz dieſer Nacht! (Leiſe.) Und ſahn Sie den Herzog erblaſſen?

Kalkagno. Des Mohren erſtes Wort muß: Verſchwörung! gelautet haben; der Alte trat ſchneebleich zurück.

Fiesko (verwirrt). Hum! Hum! der Teufel iſt ſchlau, Kalkagno — Er verrieth nichts, bis das Meſſer an ihre Gurgel ging. Jetzt iſt er freilich ihr Engel. Der Mohr iſt ſchlau. (Man bringt ihm einen Becher Wein; er hält ihn gegen die Verſammlung und trinkt.) Unſer gutes Glück, Kameraden! (Man pocht.)

Schildwachen. Wer draußen?

Eine Stimme. Ordonnanz des Herzogs. (Die Nobili ſtürzen verzweifelnd im Hof herum.)

Fiesko (ſpringt unter ſie). Nein, Kinder! Erſchreckt nicht! erſchreckt nicht! Ich bin hier. Hurtig! Schafft dieſe Waffen weg. Seyd Männer! ich bitte euch. Dieſer Beſuch läßt mich hoffen, daß Andreas noch zweifelt. Geht hinein. Faßt euch. Schließt auf, Soldaten. (Alle entfernen ſich. Das Thor wird geöffnet.)

Achter Auftritt.

Fiesko (als käm' er aus dem Schloß). **Drei Deutſche** (die den Mohren gebunden bringen).

Fiesko. Wer rief mich in den Hof?

Deutſcher. Führt uns zum Grafen.

Fiesko. Der Graf iſt hier. Wer begehrt mich?

Deutſcher (macht die Honneur vor ihm). Einen guten Abend vom Herzog. Dieſen Mohren liefert er Euer Gnaden gebunden aus. Er habe ſchändlich herausgeplaudert. Das Weitere ſagt der Zettel.

Fiesko (nimmt ihn gleichgültig). Und hab' ich dir nicht erſt heute die Galeere verkündigt? (Zum Deutſchen.) Es iſt gut, Freund. Meinen Reſpekt an den Herzog.

Mohr (ruft ihnen nach). Und auch meinerſeits einen, und ſag' ihm — dem Herzog — wenn er keinen Eſel geſchickt hätte, ſo würd' er erfahren haben, daß im Schloß zweitauſend Soldaten ſtecken. (Deutſche gehen ab. Nobili kommen zurück.)

Neunter Auftritt.

Fiesko. Verſchworne. Mohr (trotzig in der Mitte).

Verſchworne (fahren bebend zurück beim Anblick des Mohren). Ha! was iſt das?

Fiesko (hat das Billet geleſen, mit verbiſſenem Zorn). Genueſer! die Gefahr iſt vorbei — aber auch die Verſchwörung.

Verrina (ruft erſtaunt aus). Was? Sind die Doria todt?

Fiesko (in heftiger Bewegung). Bei Gott! auf die ganze Kriegsmacht der Republik — auf das war ich nicht gefaßt. Der alte ſchwächliche Mann ſchlägt mit vier Zeilen dritthalbtauſend Mann. (Läßt kraftlos die Hände ſinken.) Doria ſchlägt den Fiesko.

Bourgognino. So ſprechen Sie doch! Wir erſtarren.

Fiesko (lieſt). „Lavagna, Sie haben, deucht mich,
„Ein Schickſal mit mir — Wohlthaten werden Ihnen
„mit Undank belohnt. Dieſer Mohr warnt mich vor
„einem Komplot. Ich ſende ihn hier gebunden zurück
„und werde heute Nacht ohne Leibwache ſchlafen.“
(Er läßt das Papier fallen. Alle ſehen ſich an.)

Verrina. Nun, Fiesko?

Fiesko (mit Adel). Ein Doria ſoll mich an Großmuth beſiegt haben? Eine Tugend fehlte im Stamm der Fiesker! Nein! ſo wahr ich ſelber bin! — Geht auseinander, ihr! Ich werde hingehen — und Alles bekennen. (Will hinausſtürzen.)

Verrina (hält ihn zurück). Biſt du wahnſinnig, Menſch? War es denn irgend ein Bubenſtreich, den wir vorhatten? Halt! oder war's nicht Sache des Vaterlandes! Halt! oder wollteſt du nur dem Andreas zu Leibe, nicht dem Tyrannen? Halt! ſag' ich — ich verhafte dich, als einen Verräther des Staats —

Verſchworne. Bindet ihn! werft ihn zu Boden!

Fiesko (reißt Einem ein Schwert weg und macht ſich Bahn). Sachte doch! Wer iſt der Erſte, der das Halfter über den Tiger wirft! — Seht, ihr Herrn — Frei bin ich — könnte durch, wo ich Luſt hätte — Jetzt will ich bleiben, denn ich habe mich anders beſonnen.

Bourgognino. Auf Ihre Pflicht beſonnen?

Fiesko (aufgebracht, mit Stolz). Ha, Knabe! Lernen Sie erſt die Ihrige gegen mich auswendig, und mir nimmer das! — Ruhig, ihr Herren — es bleibt Alles wie zuvor. — (Zum Mohren, deſſen Stricke er zerhaut.) Du haſt das Verdienſt, eine große That zu veranlaſſen — Entfliehe!

Kalkagno (zornig). Was? was? Leben ſoll der Heide? leben und uns alle verrathen haben?

Fiesko. Leben und euch allen — bang gemacht haben. Fort, Burſche! Sorge, daß du Genua auf den Rücken kriegſt, man könnte ſeinen Muth an dir retten wollen.

Mohr. Das heißt, der Teufel läßt keinen Schelmen ſitzen! — Gehorſamer Diener, ihr Herren! — Ich merke ſchon, in Italien wächst mein Strick nicht. Ich muß ihn anderswo ſuchen. (Ab mit Gelächter.)

Zehnter Auftritt.

Bedienter (kommt). **Vorige** (ohne den Mohren).

Bedienter. Die Gräfin Imperiali fragen ſchon dreimal nach Euer Gnaden.

Fiesko. Potz tauſend! Die Komödie wird freilich wohl angehen müſſen! Sag' ihr, ich bin unverzüglich dort — Bleib' — Meine Frau bitteſt du, in den Konzertſaal zu treten und mich dort hinter den Tapeten zu erwarten. (Bedienter ab.) Ich habe hier euer aller Rollen zu Papier gebracht; wenn Jeder die ſeinige erfüllt, ſo iſt nichts mehr zu ſagen — Verrina wird voraus in den Hafen gehen, und mit einer Kanone das

Signal zum Ausbruch geben, wenn die Schiffe erobert ſind. — Ich gehe; mich ruft noch eine große Verrichtung. Ihr werdet ein Glöckchen hören und alle miteinander in meinen Konzertſaal kommen — Indeß geht hinein — und laßt euch meinen Cyprier ſchmecken. (Sie gehen auseinander.)

Elfter Auftritt.

Konzertſaal.

Leonore. Arabella. Roſa. (Alle beängſtigt.)

Leonore. In den Konzertſaal verſprach Fiesko zu kommen, und kommt nicht. Elf Uhr iſt vorüber. Von Waffen und Menſchen dröhnt fürchterlich der Pallaſt, und kommt kein Fiesko?

Roſa. Sie ſollen ſich hinter die Tapeten verſtecken — Was der gnädige Herr damit wollen mag?

Leonore. Er will's, Roſa; ich weiß alſo genug, um gehorſam zu ſeyn. Bella, genug, um ganz außer Furcht zu ſeyn — Und doch! doch zittr' ich ſo, Bella, und mein Herz klopſt ſo ſchrecklich bang. Mädchen, um Gotteswillen! gehe keines von meiner Seite.

Bella. Fürchten Sie nichts. Unſere Angſt bewacht unſern Fürwitz.

Leonore. Worauf mein Auge ſtößt, begegnen mir fremde Geſichter, wie Geſpenſter hohl und verzerrt. Wen ich anrufe, zittert wie ein Ergriffener und flüchtet ſich in die dichteſte Nacht, dieſe gräßliche Herberge des böſen Gewiſſens. Was man antwortet, iſt ein halber heimlicher Laut, der auf bebender Zunge noch ängſtlich zweifelt, ob er auch kecklich entwiſchen darf. — Fiesko? — Ich weiß nicht, was hier Grauenvolles geſchmiedet wird — Nur meinen Fiesko (mit Grazie ihre Hände faltend) umflattert, ihr himmliſchen Mächte!

Roſa (zuſammengeſchreckt). Jeſus! Was rauſcht in der Gallerie?

Bella. Es iſt der Soldat, der dort Wache ſteht. (Die Schildwache ruft außen: „Wer da?“ Man antwortet.)

Leonore. Leute kommen! Hinter die Tapete! Geſchwind! (Sie verſtecken ſich.)

Zwölfter Auftritt.

Julia. Fiesko (im Geſpräch).

Julia (ſehr zerſtört). Hören Sie auf, Graf! Ihre Galanterien fallen nicht mehr in achtloſe Ohren, aber in ein ſiedendes Blut — Wo bin ich? Hier iſt Niemand als die verführeriſche Nacht! Wohin haben Sie mein verwahrloſtes Herz geplaudert?

Fiesko. Wo die verzagte Leidenſchaft kühner wird und Wallungen freier mit Wallungen reden.

Julia. Halt ein, Fiesko! Bei Allem, was heilig iſt, nicht weiter! Wäre die Nacht nicht ſo dicht, du würdeſt meine flammenrothen Wangen ſehen und dich erbarmen.

Fiesko. Weit gefehlt, Julia! Eben dann würde meine Empfindung die Feuerfahne der deinigen gewahr, und liefe deſto muthiger über. (Er küßt ihr heftig die Hand.)

Julia. Menſch, dein Geſicht brennt fieberiſch, wie dein Geſpräch! Weh, auch aus dem meinigen, ich fühl's, ſchlägt wildes, frevelndes Feuer. Laß uns das Licht ſuchen, ich bitte. Die aufgewiegelten Sinne könnten den gefährlichen Wink dieſer Finſterniß merken. Geh! dieſe gährenden Rebellen könnten hinter dem Rücken des verſchämten Tags ihre gottloſen Künſte treiben. Geh unter Menſchen, ich beſchwöre dich.

Fiesko (zudringlicher). Wie ohne Noth beſorgt, meine Liebe! Wird je die Gebieterin ihren Sklaven fürchten?

Julia. Ueber euch Männer und den ewigen Widerſpruch! Als wenn ihr nicht die gefährlichſten Sieger wäret, wenn ihr euch unſerer Eigenliebe gefangen gebt. Soll ich dir Alles geſtehen, Fiesko? daß nur mein Laſter meine Tugend bewahrte? nur mein Stolz deine Künſte verlachte? nur bis hieher meine Grundſätze Stand hielten? Du verzweifelſt an deiner Liſt und nimmſt deine Zuflucht zu Julia's Blut. Hier verlaſſen ſie mich.

Fiesko (leichtfertig dreiſt). Und was verlorſt du bei dieſem Verluſte?

Julia (aufgeregt und mit Hitze). Wenn ich den Schlüſſel zu meinem weiblichen Heiligthum an dich vertändle, womit du mich ſchamroth machſt, wenn du willſt? Was hab' ich weniger zu verlieren, als

Alles? Willſt du mehr wiſſen, Spötter? Das Bekenntniß willſt du noch haben, daß die ganze geheime Weisheit unſeres Geſchlechts nur eine armſelige Vorkehrung iſt, unſere tödtliche Seite zu entſetzen, die doch zuletzt allein von euren Schwüren belagert wird, die (ich geſteh' es erröthend ein) ſo gern erobert ſeyn möchte; ſo oft beim erſten Seitenblick der Tugend den Feind verrätheriſch empfängt? — daß alle unſere weiblichen Künſte einzig für dieſes wehrloſe Stichblatt fechten, wie auf dem Schach alle Offiziere den wehrloſen König bedecken? Ueberrumpelſt du dieſen — matt! und wirf getroſt das ganze Bret durcheinander. (Nach einer Pauſe, mit Ernſt.) Da haſt du das Gemälde unſrer prahleriſchen Armuth — Sey großmüthig!

Fiesko. Und doch, Julia — Wo beſſer als in meiner unendlichen Leidenſchaft kannſt du dieſen Schatz niederlegen?

Julia. Gewiß nirgends beſſer, und nirgends ſchlimmer — Höre, Fiesko, wie lang wird dieſe Unendlichkeit wahren? — Ach! ſchon zu unglücklich hab' ich geſpielt, daß ich nicht auch mein Letztes noch ſetzen ſollte — Dich zu fangen, Fiesko, muthete ich dreiſt meinen Reizen zu; aber ich mißtraue ihnen die Allmacht, dich feſtzuhalten — Pfui doch! was red' ich da? (Sie tritt zurück und hält die Hände vor's Geſicht.)

Fiesko. Zwei Sünden in einem Athem. Das Mißtrauen in meinen Geſchmack, oder das Majeſtätsverbrechen gegen deine Liebenswürdigkeit — was von beiden iſt ſchwerer zu vergeben?

Julia (matt, unterliegend, mit beweglichem Tone). Lügen ſind nur die Waffen der Hölle — die braucht Fiesko nicht mehr, ſeine Julia zu fällen. (Sie fällt erſchöpft in einen Sopha, nach einer Pauſe, feierlich.) Höre, laß dir noch ein Wörtchen ſagen, Fiesko — Wir ſind Heldinnen, wenn wir unſre Tugend ſicher wiſſen; — wenn wir ſie vertheidigen, Kinder! (ihm ſtarr und wild unter die Augen) Furien, wenn wir ſie rächen — Höre. Wenn du mich kalt würgteſt, Fiesko?

Fiesko (nimmt einen aufgebrachten Ton an). Kalt? kalt? Nun, bei Gott! was fordert denn die unerſättliche Eitelkeit des Weibes, wenn es einen Mann vor ſich kriechen ſieht und noch zweifelt? Ha! er erwacht wieder, ich fühle, (den Ton in Kälte verändert) noch zu guter Zeit gehen mir die Augen auf — Was war's, das ich eben erbetteln wollte? — Die kleinſte Erniedrigung eines Mannes iſt gegen die höchſte Gunſt eines Weibes weggeworfen! (Zu ihr mit tiefer froſtiger Verbeugung.) Faſſen Sie Muth, Madam! Jetzt ſind Sie ſicher.

Julia (beſtürzt). Graf! welche Anwandlung?

Fiesko (äußerſt gleichgültig). Nein, Madam! Sie haben vollkommen recht, wir beide haben die Ehre nur einmal auf dem Spiel. (Mit einem höflichen Handkuß.) Ich habe das Vergnügen, Ihnen bei der Geſellſchaft meinen Reſpekt zu bezeugen. (Er will fort.)

Julia (ihm nach, reißt ihn zurück). Bleib'! Biſt du raſend? Bleib'! Muß ich es denn ſagen — herausſagen, was das ganze Männervolk auf den Knieen — in Thränen — auf der Folterbank meinem Stolz nicht abdringen ſollte? — Weh! auch dies dichte Dunkel iſt zu licht, dieſe Feuersbrunſt zu bergen, die das

Geſtändniß auf meinen Wangen macht — Fiesko — O ich bohre durch's Herz meines ganzen Geſchlechts — mein ganzes Geſchlecht wird mich ewig haſſen — Ich bete dich an, Fiesko! (Fällt vor ihm nieder.)

Fiesko (weicht drei Schritte zurück, läßt ſie liegen und lacht triumphirend auf). Das bedaur' ich, Signora! (Er zieht die Glocke, hebt die Tapete auf und führt Leonoren hervor.) Hier iſt meine Gemahlin — ein göttliches Weib! (Er fällt Leonoren in den Arm.)

Julia (ſpringt ſchreiend vom Boden auf). Ah! Unerhört betrogen!

Dreizehnter Auftritt.

Die Verſchwornen (welche zumal hereintreten). Damen (von der andern Seite). **Fiesko. Leonore** und **Julia.**

Leonore. Mein Gemahl, das war allzuſtreng.

Fiesko. Ein ſchlechtes Herz verdient nicht weniger. Deinen Thränen war ich dieſe Genugthuung ſchuldig. (Zur Verſammlung.) Nein, meine Herren und Damen, ich bin nicht gewohnt, bei jedem Anlaß in kindiſche Flammen aufzupraſſeln. Die Thorheiten der Menſchen beluſtigen mich lange, eh' ſie mich reizen. Dieſe verdient meinen ganzen Zorn, denn ſie hat dieſem Engel dieſes Pulver gemiſcht. (Er zeigt das Gift der Verſammlung, die mit Abſcheu zurücktritt.)

Julia (ihre Wuth in ſich beißend). Gut! gut! Sehr gut, mein Herr! (Will fort.)

Fiesko (führt ſie am Arme zurück). Sie werden Geduld haben, Madam — Noch ſind wir nicht fertig — Dieſe Geſellſchaft möchte gar zu gern wiſſen, warum ich meinen Verſtand ſo verleugnen konnte, den tollen Roman mit Genua's größter Närrin zu ſpielen —

Julia (aufſpringend). Es iſt nicht auszuhalten! Doch zittre du! (Drohend.) Doria donnert in Genua, und ich — bin ſeine Schweſter.

Fiesko. Schlimm genug, wenn das Ihre letzte Galle iſt — Leider muß ich Ihnen die Botſchaft bringen, daß Fiesko von Lavagna aus dem geſtohlenen Diadem Ihres durchlauchtigſten Bruders einen Strick gedreht hat, womit er den Dieb der Republik dieſe Nacht aufzuhängen geſonnen iſt. (Da ſie ſich entfärbt, lacht er höhniſch auf.) Pfui! das kam unerwartet — und ſehen Sie! (indem er beißender fortfährt) darum fand ich für nöthig, den ungebetenen Blicken Ihres Hauſes etwas zu ſchaffen zu geben; darum behängt' ich mich (auf ſie deutend) mit dieſer Harlekinsleidenſchaft, darum (auf Leonoren zeigend) ließ ich dieſen Edelſtein fallen, und mein Wild rannte glücklich in den blanken Betrug. Ich danke für Ihre Gefälligkeit, Signora, und gebe meinen Theaterſchmuck ab. (Er überliefert ihr ihren Schattenriß mit einer tiefen Verbeugung.)

Leonore (ſchmiegt ſich bittend an den Fiesko). Mein Ludovico, ſie weint. Darf Ihre Leonore Sie zitternd bitten?

Julia (trotzig zu Leonoren). Schweig, du Verhaßte —

Fiesko (zu einem Bedienten). Sey er galant, Freund, biete er dieſer Dame den Arm an; ſie hat Luſt, mein

Staatsgefängniß zu ſehen. Er ſteht mir dafür, daß Signora von Niemand inkommodirt wird — draußen geht eine ſcharfe Luft — der Sturm, der dieſe Nacht den Stamm Doria ſpaltet, möchte ihr leicht den Haarputz verderben.

Julia (ſchluchzend). Die Peſt über dich, ſchwarzer heimtückiſcher Heuchler! (Zu Leonoren, grimmig.) Freue dich deines Triumphes nicht, auch dich wird er verderben, und ſich ſelbſt und — verzweifeln! (Stürzt hinaus.)

Fiesko (winkt den Gäſten). Sie waren Zeugen — Retten Sie meine Ehre in Genua! (Zu den Verſchwornen.) Ihr werdet mich abholen, wenn die Kanone kommt. (Alle entfernen ſich.)

Vierzehnter Auftritt.

Leonore. Fiesko.

Leonore (tritt ihm ängſtlich näher). Fiesko! — Fiesko! — Ich verſtehe Sie nur halb, aber ich fange an zu zittern.

Fiesko (wichtig). Leonore — ich ſah Sie einſt einer Genueſerin zur Linken gehen — Ich ſah Sie in den Aſſembleen des Adels mit dem zweiten Handkuß der Ritter vorlieb nehmen. Leonore — das that meinen Augen wehe. Ich beſchloß, es ſoll nicht mehr ſeyn — es wird aufhören. Hören Sie das kriegeriſche Getöſe in meinem Schloß? Was Sie fürchten, iſt wahr —

Gehen Sie zu Bette, Gräfin — morgen will ich die Herzogin wecken.

Leonore (ſchlägt beide Arme zuſammen und wirft ſich in einen Seſſel). Gott! meine Ahnung! Ich bin verloren!

Fiesko (geſetzt, mit Würde). Laſſen Sie mich ausreden, Liebe! Zwei meiner Ahnherrn trugen die dreifache Krone; das Blut der Fiesker fließt nur unter dem Purpur geſund. Soll Ihr Gemahl nur ererbten Glanz von ſich werfen? (Lebhafter.) Was? Soll er ſich für all ſeine Hoheit beim gaukelnden Zufall bedanken, der in einer erträglichen Laune aus modernden Verdienſten einen Johann Ludwig Fiesko zuſammenflickte? Nein, Leonore! Ich bin zu ſtolz, mir etwas ſchenken zu laſſen, was ich noch ſelbſt zu erwerben weiß. Heute Nacht werf' ich meinen Ahnen den erborgten Schmuck in ihr Grab zurück — Die Grafen von Lavagna ſtarben aus — Fürſten beginnen.

Leonore (ſchüttelt den Kopf, ſtill phantaſirend). Ich ſehe meinen Gemahl an tiefen tödtlichen Wunden zu Boden fallen — (Hohler.) Ich ſehe die ſtummen Träger den zerriſſenen Leichnam meines Gemahls mir entgegen tragen. (Erſchrocken aufſpringend.) Die erſte — einzige Kugel fliegt durch die Seele Fiesko's.

Fiesko (faßt ſie liebevoll bei der Hand). Ruhig, mein Kind. Das wird dieſe einzige Kugel nicht.

Leonore (blickt ihn ernſthaft an). So zuverſichtlich ruft Fiesko den Himmel heraus? Und wäre der tauſendmaltauſendſte Fall nur der mögliche, ſo könnte der tauſendmaltauſendſte wahr werden, und mein Gemahl wäre verloren — Denke, du ſpielteſt um den Himmel, Fiesko! wenn eine Billion Gewinnſte für einen einzigen Fehler fiele, würdeſt du dreiſt genug ſeyn, die Würfel zu ſchütteln und die freche Wette mit Gott einzugehen? Nein, mein Gemahl! wenn auf dem Bret Alles liegt, iſt jeder Wurf Gottesläſterung.

Fiesko (lächelt). Sey unbeſorgt, das Glück und ich ſtehen beſſer.

Leonore. Sagſt du das — und ſtandeſt bei jenem geiſterverzerrenden Spiele — ihr nennt es Zeitvertreib — ſaheſt zu der Betrügerin, wie ſie ihren Günſtling mit kleinen Glückskarten lockte, bis er warm ward, aufſtand, die Bank forderte — und ihn jetzt im Wurf der Verzweiflung verließ? — O mein Gemahl! du gehſt nicht hin, dich den Genueſern zu zeigen und angebetet zu werden. Republikaner aus ihrem Schlaf aufzujagen, das Roß an ſeine Hufe zu mahnen, iſt kein Spaziergang. Fiesko! traue dieſen Rebellen nicht. Die Klugen, die dich aufhetzen, fürchten dich. Die Dummen, die dich vergöttern, nützen dir wenig, und wo ich hinſehe, iſt Fiesko verloren.

Fiesko (mit ſtarken Schritten im Zimmer). Kleinmuth iſt die höchſte Gefahr. Größe will auch ein Opfer haben.

Leonore. Größe, Fiesko? — Daß dein Genie meinem Herzen ſo übel will! — Sieh! Ich vertraue deinem Glück, du ſiegſt, will ich ſagen — Weh dann mir Aermſten meines Geſchlechts! Unglückſelig, wenn es mißlingt! wenn es glückt, unglückſeliger! Hier iſt keine Wahl, mein Geliebter! Wenn er den Herzog verfehlt, iſt Fiesko verloren. Mein Gemahl iſt hin, wenn ich den Herzog umarme.

Fieſko. Das verſtehe ich nicht.

Leonore. Doch, mein Fieſko! In dieſer ſtürmiſchen Zone des Throns verdorret das zarte Pflänzchen der Liebe. Das Herz eines Menſchen, und wär' auch ſelbſt Fieſko der Menſch, iſt zu enge für zwei allmächtige Götter — Götter, die ſich ſo gram ſind. Liebe hat Thränen und kann Thränen verſtehen! Herrſchſucht hat eherne Augen, worin ewig nie die Empfindung perlt — Liebe hat nur ein Gut, thut Verzicht auf die ganze übrige Schöpfung; Herrſchſucht hungert beim Raube der ganzen Natur — Herrſchſucht zertrümmert die Welt in ein raſſelndes Kettenhaus, Liebe träumt ſich in jeder Wüſte Elyſium — Wollteſt du jetzt an meinem Buſen dich wiegen, pochte ein ſtörriger Vaſall an dein Reich — Wollt' ich jetzt in deine Arme mich werfen, hörte deine Deſpotenangſt einen Mörder aus den Tapeten hervorrauſchen und jagte dich flüchtig von Zimmer zu Zimmer. Ja, der großäugige Verdacht ſteckte zuletzt auch die häusliche Eintracht an — Wenn deine Leonore dir jetzt einen Labetrank brächte, würdeſt du den Kelch mit Verzuckungen wegſtoßen und die Zärtlichkeit eine Giftmiſcherin ſchelten.

Fieſko (bleibt mit Entſetzen ſtehen). Leonore, hör' auf! Das iſt eine häßliche Vorſtellung —

Leonore. Und doch iſt das Gemälde nicht fertig. Ich würde ſagen, opfre die Liebe der Größe, opfre die Ruhe — wenn nur Fieſko noch bleibt — Gott! das iſt Radſtoß! — Selten ſteigen Engel auf den Thron, ſeltener herunter. Wer keinen Menſchen zu fürchten braucht, wird er ſich eines Menſchen erbarmen? Wer an jeden Wunſch einen Donnerkeil heften kann, wird er für nöthig finden, ihm ein ſanftes Wörtchen zum Geleite zu geben? (Sie hält inne, dann tritt ſie beſcheiden zu ihm und faßt ſeine Hand; mit feinſter Bitterkeit.) Fürſten, Fiesko! dieſe mißrathenen Projekte der wollenden und nicht könnenden Natur — ſitzen ſo gern zwiſchen Menſchheit und Gottheit nieder; — heilloſe Geſchöpfe! ſchlechtere Schöpfer!

Fiesko (ſtürzt ſich beunruhigt durch's Zimmer). Leonore, hör' auf! Die Brücke iſt hinter mir abgehoben —

Leonore (blickt ihn ſchmachtend an). Und warum, mein Gemahl! Nur Thaten ſind nicht mehr zu tilgen. (Schmelzend zärtlich und etwas ſchelmiſch.) Ich hörte dich wohl einſt ſchwören, meine Schönheit habe alle deine Entwürfe geſtürzt — du haſt falſch geſchworen, du Heuchler, oder ſie hat frühzeitig abgeblüht — Frage dein Herz, wer iſt ſchuldig? (Feuriger, indem ſie ihn mit beiden Armen umfaßt.) Komm zurück! Erbarme dich! Entſage! Die Liebe ſoll dich entſchädigen. Kann mein Herz deinen ungeheuren Hunger nicht ſtillen — o Fiesko! das Diadem wird noch ärmer ſeyn — (Schmeichelnd.) Komm! ich will alle deine Wünſche auswendig lernen, will alle Zauber der Natur in einem Kuß der Liebe zuſammenſchmelzen, den erhabenen Flüchtling ewig in dieſen himmliſchen Banden zu halten — dein Herz iſt unendlich — auch die Liebe ſey es, Fiesko. (Schmelzend.) Ein armes Geſchöpf glücklich zu machen — ein Geſchöpf, das ſeinen Himmel an deinem Buſen lebt — ſollte das eine Lücke in deinem Herzen laſſen?

Fiesko (durch und durch erſchüttert). Leonore, was haſt du gemacht? (Er fällt ihr kraftlos um den Hals.) Ich werde keinem Genueſer mehr unter die Augen treten —

Leonore (freudig raſch). Laß uns fliehen, Fiesko — laß in den Staub uns werfen alle dieſe prahlenden Nichts, laß in romantiſchen Fluren ganz der Liebe uns leben! (Sie drückt ihn an ihr Herz, mit ſchöner Entzückung.) Unſere Seelen, klar wie über uns das heitere Blau des Himmels, nehmen dann den ſchwarzen Hauch des Grams nicht mehr an — Unſer Leben rinnt dann melodiſch wie die flötende Quelle zum Schöpfer. — (Man hört den Kanonenſchuß. Fiesko ſpringt los. Alle Verſchwornen treten in den Saal.)

Fünfzehnter Auftritt.

Verſchworne. Die Zeit iſt da!

Fiesko (zu Leonoren, feſt). Lebe wohl! Ewig — oder Genua liegt morgen zu deinen Füßen. (Will fortſtürzen.)

Bourgognino (ſchreit). Die Gräfin ſinkt um. (Leonore in Ohnmacht. Alle ſpringen hin, ſie zu halten. Fiesko vor ihr niedergeworfen.)

Fiesko (mit ſchneidendem Ton). Leonore! Rettet! um Gotteswillen! rettet! (Roſa, Bella kommen, ſie zurecht zu bringen.) Sie ſchlägt die Augen auf — (Er ſpringt entſchloſſen in die Höhe.) Jetzt kommt — ſie dem Doria zuzudrücken. (Verſchworne ſtürzen zum Saal hinaus. Vorhang fällt.)

Fünfter Aufzug.

Nach Mitternacht. — Große Straße in Genua. — Hier und da leuchten Lampen an einigen Häuſern, die nach und nach auslöſchen. — Im Hintergrunde der Bühne ſieht man das Thomasthor, das noch geſchloſſen iſt. In perſpektiviſcher Ferne die See. — Einige Menſchen gehen mit Handlaternen über den Platz, darauf die Runde und Patrouillen. — Alles iſt ruhig. Nur das Meer wallt etwas ungeſtüm.

Erster Auftritt.

Fiesko (kommt gewaffnet und bleibt vor dem Palaſt des Andreas Doria ſtehen). Darauf **Andreas**.

Fiesko. Der Alte hat Wort gehalten — im Palaſte alle Lichter aus. Die Wachen ſind fort. Ich will läuten. (Läutet.) He! Holla! Wach' auf, Doria! verrathener, verkaufter Doria, wach' auf! Holla! Holla! Holla! Wach' auf!

Andreas (erſcheint auf dem Altane). Wer zog die Glocke?

Fiesko (mit veränderter Stimme). Frage nicht! Folge! Dein Stern geht unter, Herzog, Genua ſteht auf wider dich! Nahe ſind deine Henker, und du kannſt ſchlafen, Andreas?

Andreas (mit Ehre). Ich beſinne mich, wie die zürnende See mit meiner Bellona zankte, daß der Kiel krachte und der oberſte Maſt brach — und Andreas Doria ſchlief ſanft. Wer ſchickt die Henker?

Fiesko. Ein Mann, furchtbarer als die zürnende See, Johann Ludwig Fiesko.

Andreas (lacht). Du biſt bei Laune, Freund! Bring' deine Schwänke bei Tag. Mitternacht iſt eine ungewöhnliche Stunde.

Fiesko. Du höhnſt deinen Warner?

Andreas. Ich dank' ihm, und gehe zu Bette. Fiesko hat ſich ſchläfrig geſchwelgt, und hat keine Zeit für Doria übrig.

Fiesko. Unglücklicher alter Mann! — traue der Schlange nicht! Sieben Farben kingeln auf ihrem ſpiegelnden Rücken — du nahſt — und gählings ſchnürt dich der tödtliche Wirbel. Den Wink eines Verräthers verlachteſt du. Verlache den Rath eines Freundes nicht. Ein Pferd ſteht geſattelt in deinem Hof. Fliehe bei Zeit! Verlache den Freund nicht!

Andreas. Fiesko denkt edel. Ich hab' ihn niemals beleidigt, und Fiesko verräth mich nicht.

Fiesko. Denkt edel, verräth dich, und gab dir Proben von Beidem.

Andreas. So ſteht eine Leibwache da, die kein Fiesko zu Boden wirſt, wenn nicht Cherubim unter ihm dienen.

Fiesko (hämiſch). Ich möchte ſie ſprechen, einen Brief in die Ewigkeit zu beſtellen.

Andreas (groß). Armer Spötter! haſt du nie gehört, daß Andreas Doria Achtzig alt iſt, und Genua — glücklich? — (Er verläßt den Altan.)

Fiesko (blickt ihm ſtarr nach). Mußt' ich dieſen Mann erſt ſtürzen, eh' ich lerne, daß es ſchwerer iſt, ihm zu gleichen? (Er geht einige Schritte tiefſinnig auf und nieder.) Nein, ich machte Größe mit Größe wett — Wir ſind fertig, Andreas! und nun, Verderben, gehe deinen Gang! (Er eilt in die hinterſte Gaſſe — Trommeln tönen von allen Enden. Scharfes Gefecht am Thomasthor. Das Thor wird geſprengt und öffnet die Ausſicht in den Hafen, worin Schiffe liegen, mit Fackeln erleuchtet.)

Zweiter Auftritt.

Gianettino Doria (in einen Scharlach-Mantel geworfen). Lomellin. Bediente (voraus mit Fackeln. Alle haſtig).

Gianettino (ſteht ſtill). Wer befahl Lärmen zu ſchlagen?

Lomellin. Auf den Galeeren krachte eine Kanone.

Gianettino. Die Sklaven werden ihre Ketten reißen. (Schüſſe am Thomasthor.)

Lomellin. Feuer dort!

Gianettino. Thor offen! Wachen in Aufruhr! (Zu den Bedienten.) Hurtig, Schurken! Leuchtet dem Hafen zu! (Eilen gegen das Thor.)

Dritter Auftritt.

Vorige. **Bourgognino** mit Verſchwornen (die vom Thomasthor kommen).

Bourgognino. Sebaſtian Leskaro iſt ein wackrer Soldat.

Zenturione. Wehrte ſich wie ein Bär, bis er niederfiel.

Gianettino (tritt beſtürzt zurück). Was hör' ich da? — Haltet!

Bourgognino. Wer dort mit dem Flambeau?

Lomellin. Es ſind Feinde, Prinz! ſchleichen Sie links weg.

Bourgognino (ruft hitzig an). Wer da mit dem Flambeau?

Zenturione. Steht! Eure Loſung?

Gianettino (zieht das Schwert, trotzig). Unterwerfung und Doria.

Bourgognino (ſchäumend, fürchterlich). Räuber der Republik und meiner Braut! (Zu den Verſchwornen, indem er auf Gianettino ſtürzt.) Ein Gang Profit, Brüder! Seine Teufel liefern ihn ſelbſt aus. (Er ſtößt ihn nieder.)

Gianettino (fällt mit Gebrülle). Mord! Mord! Mord! Räche mich, Lomellino!

Lomellin. Bediente (fliehend). Hülfe! Mörder! Mörder!

Zenturione (ruft mit ſtarker Stimme). Er iſt getroffen. Haltet den Grafen auf! (Lomellin wird gefangen.)

Lomellin (knieend). Schont meines Lebens, ich trete zu euch über!

Bourgognino. Lebt dieſes Unthier noch? Die Memme mag fliehen. (Lomellin entwiſcht.)

Zenturione. Thomasthor unſer! Gianettino kalt! Rennt, was ihr rennen könnt! Sagt's dem Fiesko an!

Gianettino (bäumt ſich krampfig in die Höhe). Peſt! Fiesko — (Stirbt.)

Bourgognino (reißt den Stahl aus dem Leichnam). Genua frei und meine Bertha! — Dein Schwert, Zenturione. Dies blutige bringſt du meiner Braut. Ihr Kerker iſt geſprengt. Ich werde nachkommen und ihr den Brautkuß geben. (Eilen ab zu verſchiedenen Straßen.)

Vierter Auftritt.

Andreas Doria. Deutſche.

Deutſcher. Der Sturm zog ſich dorthin. Werft euch zu Pferd, Herzog!

Andreas. Laßt mich noch einmal Genua's Thürme ſchauen und den Himmel! Nein, es iſt kein Traum, und Andreas iſt verrathen.

Deutſcher. Feinde um und um! Fort! Flieht über die Grenze!

Andreas (wirft ſich auf den Leichnam ſeines Neffen). Hier will ich enden. Rede Keiner von Fliehen. Hier liegt die Kraft meines Alters. Meine Bahn iſt aus. (Kalkagno fern mit den Verſchwornen.)

Deutſcher. Mörder dort! Mörder! Flieht, alter Fürſt!

Andreas (da die Trommeln wieder anfangen). Höret, Ausländer! höret! Das ſind Genueſer, deren Joch ich brach. (Verhüllt ſich.) Vergilt man auch ſo in eurem Lande?

Deutſcher. Fort! fort! fort! indeß unſere deutſchen Knochen Scharten in ihre Klingen ſchlagen. (Kalkagno näher.)

Andreas. Rettet euch! Laßt mich! Schreckt Nationen mit der Schauerpoſt: Die Genueſer erſchlugen ihren Vater —

Deutſcher. Fort! Zum Erſchlagen hat's noch Weile — Kameraden, ſteht! Nehmt den Herzog in die Mitte! (Ziehen.) Peitſcht dieſen welſchen Hunden Reſpekt für einen Graukopf ein —

Kalkagno (ruft an). Wer da? Was gibt's da?

Deutſche (hauen ein). Deutſche Hiebe! (Gehen fechtend ab. Gianettino's Leichnam wird weggebracht.)

Fünfter Auftritt.

Leonore (in Mannskleidern). **Arabella** (hinter ihr her. Beide ſchleichen ängſtlich hervor).

Arabella. Kommen Sie, gnädige Frau, o kommen Sie doch —

Leonore. Da hinaus wüthet der Aufruhr — — Horch! war das nicht eines Sterbenden Aechzen? — Weh! ſie umzingeln ihn — Auf Fiesko's Herz deuten ihre gähnenden Rohre — Auf das meinige, Bella — Sie drücken ab — Haltet! haltet! Es iſt mein Gemahl! (Wirft ihre Arme ſchwärmend in die Luft.)

Arabella. Aber um Gotteswillen —

Lednore (immer wild phantaſirend, nach allen Gegenden ſchreiend). Fiesko! — Fiesko! — Fiesko! Sie weichen hinter ihm ab, ſeine Getreuen — Rebellentreue iſt wankend. (Heftig erſchrocken.) Rebellen führt mein Gemahl? Bella! Himmel! Ein Rebell kämpft mein Fiesko?

Arabella. Nicht doch, Signora, als Genua's furchtbarer Schiedsmann!

Leonore (aufmerkſam). Das wäre etwas — und Leonore hätte gezittert? Den erſten Republikaner umarmte die feigſte Republikanerin? — Geh, Arabella — Wenn die Männer um Länder ſich meſſen, dürfen auch die Weiber ſich fühlen. (Man fängt wieder an zu trommeln.) Ich werfe mich unter die Kämpfer.

Arabella (ſchlägt die Hände zuſammen. Barmherziger Himmel!

Leonore. Sachte! Woran ſtößt ſich mein Fuß? Hier iſt ein Hut und ein Mantel. Ein Schwert liegt dabei. (Sie wägt es.) Ein ſchweres Schwert, meine Bella! Doch ſchleppen kann ich's noch wohl, und das Schwert macht ſeinem Führer nicht Schande. (Man läutet Sturm.)

Arabella. Hören Sie? hören Sie? Das wimmert vom Thurm der Dominikaner. Gott erbarme! wie fürchterlich!

Leonore (ſchwärmend). Sprich, wie entzückend! In dieſer Sturmglocke ſpricht mein Fiesko mit Genua. (Man trommelt ſtärker.) Hurrah! Hurrah! Nie klangen mir Flöten ſo ſüß — Auch dieſe Trommeln belebt mein Fiesko — wie mein Herz höher wallt! Ganz Genua wird munter — Miethlinge hüpfen hinter ſeinem Namen, und ſein Weib ſollte zaghaft thun? (Es ſtürmt auf drei andern Thürmen.) Nein! eine Heldin ſoll mein Held umarmen — Mein Brutus ſoll eine Römerin umarmen. (Sie ſetzt den Hut auf und wirft den Scharlach um.) Ich bin Porzia.

Arabella. Gnädige Frau, Sie wiſſen nicht, wie entſetzlich Sie ſchwärmen. Nein, das wiſſen Sie nicht. (Sturmläuten und Trommeln.)

Leonore. Elende, die du das alles hörſt und nicht ſchwärmſt! Weinen möchten dieſe Quader, daß ſie die Beine nicht haben, meinem Fiesko zuzuſpringen — Dieſe Palläſte zürnen über ihren Meiſter, der ſie ſo feſt in die Erde zwang, daß ſie meinem Fiesko nicht zuſpringen können — Die Ufer, könnten ſie's, verließen ihre Pflicht, gäben Genua dem Meere Preis und tanzten hinter ſeiner Trommel — Was den Tod aus ſeinen Windeln rüttelt, kann deinen Muth nicht wecken? Geh! — Ich finde meinen Weg.

Arabella. Großer Gott! Sie werden doch dieſe Grille nicht wahr machen wollen?

Leonore (ſtolz und heroiſch). Das ſollt' ich meinen, du Alberne — (Feurig.) Wo am wildeſten das Getümmel wüthet, wo in Perſon mein Fiesko kämpft — Iſt das Lavagna? hör' ich ſie fragen — den Niemand bezwingen kann, der um Genua eiſerne Würfel ſchwingt, iſt das Lavagna? — Genueſer! er iſt's, werd' ich ſagen, und dieſer Mann iſt mein Gemahl, und ich hab' auch eine Wunde. (Sacco mit Verſchwornen.)

Sacco (ruft an). Wer da? Doria oder Fiesko?

Leonore (begeiſtert). Fiesko und Freiheit! (Sie wirft ſich in eine Maſſe. Volksauflauf. Bella wird weggedrängt.)

Sechster Auftritt.

Sacco (mit einem Haufen). **Kalkagno** (begegnet ihm mit einem andern).

Kalkagno. Andreas Doria iſt entflohen.

Sacco. Deine ſchlechteſte Empfehlung bei Fiesko.

Kalkagno. Bären, die Deutſchen! pflanzten ſich vor den Alten wie Felſen. Ich kriegte ihn gar nicht zu Geſicht. Neun von den Unſrigen ſind fertig. Ich ſelbſt bin am linken Ohrlappen geſtreift. Wenn ſie das fremden Tyrannen thun, alle Teufel! wie müſſen ſie ihre Fürſten bewachen.

Sacco. Wir haben ſchon ſtarken Anhang, und alle Thore ſind unſer.

Kalkagno. Auf der Burg, hör' ich, fechten ſie ſcharf.

Sacco. Bourgognino iſt unter ihnen. Was ſchafft Verrina?

Kalkagno. Liegt zwiſchen Genua und dem Meere, wie der hölliſche Kettenhund, daß kaum eine Anchove durch kann.

Sacco. Ich laſſ' in der Vorſtadt ſtürmen.

Kalkagno. Ich marſchire über die Piazza Sarzana. Rühre dich, Tambour! (Ziehen unter Trommelſchlag weiter.)

Siebenter Auftritt.

Der Mohr. Ein Trupp Diebe (mit Lunten).

Mohr. Daß ihr's wißt, Schurken! ich war der Mann, der dieſe Suppe einbrockte — Mir gibt man keinen Löffel. Gut. Die Hatz iſt mir eben recht. Wir wollen eins anzünden und plündern. Die drüben baren ſich um ein Herzogthum, wir heizen die Kirchen ein, daß die erfrornen Apoſtel ſich wärmen.

(Werfen ſich in die umliegenden Häuſer.)

Achter Auftritt.

Bourgognino. Bertha (verkleidet).

Bourgognino. Hier ruhe aus, lieber Kleiner! Du biſt in Sicherheit. Bluteſt du?

Bertha (die Sprache verändert). Nirgends.

Bourgognino (lebhaft). Pfui, ſo ſieh' auf! Ich will dich hinführen, wo man Wunden für Genua erntet — ſchön, ſiehſt du? wie dieſe. (Er ſtreift ſeinen Arm auf.)

Bertha (zurückfahrend). O Himmel!

Bourgognino. Du erſchrickſt? Niedlicher Kleiner, zu früh eilſt du in den Mann — Wie alt biſt du?

Bertha. Fünfzehn Jahre.

Bourgognino. Schlimm! für dieſe Nacht fünf Jahre zu zärtlich — Dein Vater?

Bertha. Der beſte Bürger in Genua.

Bourgognino. Gemach, Knabe! Das iſt nur einer, und ſeine Tochter iſt meine verlobte Braut. Weißt du das Haus des Verrina?

Bertha. Ich dächte.

Bourgognino (raſch). Und kennſt ſeine göttliche Tochter?

Bertha. Bertha heißt ſeine Tochter.

Bourgognino (hitzig). Gleich geh' und überliefre ihr dieſen Ring. Es gelte den Trauring, ſagſt du, und der blaue Buſch halte ſich brav. Jetzt fahre wohl! ich muß dorthin. Die Gefahr iſt noch nicht aus. (Einige Häuſer brennen.)

Bertha (ruft ihm nach mit ſanfter Stimme). Scipio!

Bourgognino (ſteht betroffen ſtill). Bei meinem Schwert! ich kenne die Stimme.

Bertha (fällt ihm um den Hals). Bei meinem Herzen! ich bin hier ſehr bekannt.

Bourgognino (ſchreit). Bertha! (Sturmläuten in der Vorſtadt. Auflauf. Beide verlieren ſich in einer Umarmung.)

⁂

Anſtatt der vorigen Scene hat **Schiller** während ſeines Aufenthalts in Leipzig im Jahre 1785 folgende für das dortige Theater eingerückt:

(Ein unterirdiſches Gewölbe, durch eine einzige Lampe erleuchtet. Der Hintergrund bleibt ganz finſter. Bertha allein, einen ſchwarzen Schleier über das Geſicht geworfen, ſitzt auf einem Steine im Vordergrunde. Nach einer Pauſe ſteht ſie auf und geht umher.)

Noch immer kein Laut? keine menſchliche Spur? kein Fußtritt meiner Erretter? — Schreckliches Harren! Schrecklich und undankbar, wie die Sehnſucht eines lebendig Begrabenen unter dem Boden des Kirchhofs. Und worauf harrſt du, Betrogene? Ein unverletzlicher Eidſchwur hält dich in dieſem Gewölbe gefangen. Giannettino Doria muß fallen, Genua frei werden, oder Bertha verſchmachtet in dieſem Thurme — ſo lautete der Schwur meines Vaters.' Abſcheulicher Kerker, zu welchem es keinen Schlüſſel gibt, als das Todesröcheln eines wohlbeſchützten Tyrannen. (Sieht ſich im Gewölbe um.) Wie grauenvoll iſt dieſe Stille! ſchauerlich, wie die Stille des Grabes! Die leeren Winkel gießen ſchreckliche Nacht aus. Auch meine Lampe droht zu verlöſchen. (Lebhafter herumgehend.) O komm, komm, mein Geliebter! es iſt fürchterlich, hier zu ſterben. (Pauſe, dann fährt ſie auf und ſtürzt mit Händeringen durch's Gewölbe, mit allen Zeichen des Schmerzes.) Er hat mich verlaſſen! Er hat ſeinen Eid gebrochen! Er hat ſeine Bertha vergeſſen. Die Lebendigen fragen nach den Todten nicht mehr, und dies Gewölbe gehört zu den Gräbern. Hoffe nichts mehr, Unglückliche! Hoffnung blüht nur, wohin Gott ſchaut. In dieſen Kerker ſchaut Gott nicht. (Neue Pauſe, ſie wird ängſtlicher.)

Oder ſind meine Retter gefallen? Die kühne Verſchwörung mißlang und die Gefahr überwältigte den muthigen Jüngling. — O unglückliche Bertha! vielleicht wandeln in dieſem Augenblick ihre Geſpenſter durch das Gewölbe, und weinen über deine Hoffnung. (Schrickt zuſammen.) Gott! Gott! ſo bin ich ja ohne Rettung verloren, wenn ſie nicht mehr ſind, ohne Rettung Preis gegeben dem entſetzlichen Tode. (Stützt ſich an die Felſenmauer. Nach einer Pauſe fährt ſie mit Wehmuth fort.) Und wenn er noch lebt, mein Geliebter — wenn er nun kommen wird, Wort zu halten und ſein Mädchen im Triumph abzuholen, und Alles hier einſam findet und ſtumm, und der entſeelte Leichnam ſeine Wonne nicht mehr beantwortet — Wenn ſeine glühenden Küſſe das entflohene Leben vergeblich auf meinen Lippen ſuchen, ſeine Thränen fruchtlos über mich fließen, — wenn der Vater jammernd auf ſeine Tochter fällt und das Geſchrei ihres Leidens in den kahlen Mauern dieſes Gefängniſſes widerhallt — — O dann, dann verſchweig' ihnen meine Klagen, Gewölbe! Sag' ihnen, daß ich duldete wie eine Heldin, und daß mein letzter Athem Verzeihung war. (Sinkt erſchöpft auf den Stein nieder — Pauſe — Man hört ein verworrenes Getöſe von Trommeln und Glocken hinter der Bühne, über den Soffiten und unter der Bühne. Bertha fährt in die Höhe.) Horch, was iſt das? Hör' ich recht oder träum' ich? Fürchterlich ſchallen die Glocken zuſammen. Das iſt kein Ton, als wenn man zum Gottesdienſt läutete. (Das Getöſe kommt näher und wird ſtärker; ſie läuft erſchrocken umher.) Lauter und immer lauter! Gott! das iſt Sturm! das iſt Sturm! Iſt der Feind in die Stadt gebrochen? Geht Genua in Flammen auf? — Ein wildes, ſchreckliches Getöſe, wie das Rennen von tauſend Menſchen! Was iſt das? (Es wird ſtark an die Thüre geſchlagen.) Es kommt hieher, die Riegel werden aufgeſchoben — (Mit Lebhaftigkeit gegen den Hintergrund zugehend.) Menſchen, Menſchen! Freiheit! Rettung! Erlöſung!

Bourgognino

(ſtürzt mit bloßem Schwert herein, einige Fackelträger folgen).

Bourgognino (ruft laut). Du biſt frei, Bertha! der Tyrann iſt todt! Dies Schwert hier hat ihn erſchlagen.

Bertha (ihm in die Arme eilend). Mein Erretter! Mein Engel!

Bourgognino. Hörſt du die Sturmglocken? das Getöſe der Trommeln? Fiesko hat überwunden. Genua iſt frei, der Fluch deines Vaters zernichtet.

Bertha. Gott! Gott! Alſo mir galt dieſes ſchreckliche Getöſe, dieſes Glockengeläute?

Bourgognino. Dir, Bertha! Es iſt unſer Brautgeläute. Verlaß dieſen abſcheulichen Kerker und folge mir zum Altar.

Bertha. Zum Altar, Bourgognino? Jetzt, in dieſer Mitternachtsſtunde? In dieſem entſetzlichen wüthenden Tumult, als wenn die Welt aus den Axen ginge?

Verrina

(tritt ungeſehen herein und bleibt, ohne zu reden, am Eingange ſtehen).

Bourgognino. In dieſer ſchönen, herrlichen Nacht, wo ganz Genua ſeine Freiheit feiert, wie den Bund der Liebe. Dies Schwert, noch roth vom Tyrannenblut, ſoll mein Hochzeitſchmuck ſeyn. Dieſe Hand, noch warm von der Heldenthat, ſoll der Prieſter in die deinige fügen. Fürchte nichts, meine Liebe, und begleite mich in die Kirche.

(Verrina kommt näher, tritt zwiſchen beide und umarmt ſie.)

Verrina. Gott ſegne euch, meine Kinder!

Bertha und **Bourgognino** (zu ſeinen Füßen fallend). O mein Vater!

Verrina (legt ſeine Hände auf beide — Pauſe — darauf wendet er ſich feierlich zu Bourgognino). Vergiß nie, wie theuer du ſie erwerben mußteſt! Vergiß nie, daß deine Ehe ſo alt iſt, als Genua's Freiheit. (Mit Ernſt und Hoheit ſich zu Bertha wendend.) Du biſt des Verrina Tochter und dein Mann hat den Tyrannen erſchlagen. (Nach einigem Stillſchweigen winkt er ihnen, aufzuſtehen, und ſagt mit Beklemmung) Der Prieſter erwartet euch.

Bertha und **Bourgognino** (zugleich). Wie, mein Vater? Sie wollen uns nicht dahin folgen?

Verrina (ſehr ernſthaft). Dorthin ruft mich eine furchtbare Pflicht; mein Gebet wird euch folgen. (Man hört Trompeten und Pauken und Freudengeſchrei von ferne.) Kennſt du dies Jauchzen?

Bourgognino. Man wird den Fiesko zum Herzog ausrufen. Der Pöbel vergöttert ihn und brachte ihm lärmend den Purpur; der Adel ſah mit Entſetzen zu und konnte nicht nein ſagen.

Verrina (lacht mit Bitterkeit). Alſo ſiehſt du, mein Sohn, ich muß eilends fort und der Erſte ſeyn, der dem neuen Monarchen den Eid der Huldigung leiſtet.

Bourgognino (hält ihn erſchrocken). Was wollen Sie thun? Ich begleite Sie.

Bertha (hängt ſich ängſtlich an Bourgognino). Gott! was iſt das, Bourgognino? Worüber brütet mein Vater?

Verrina. Mein Sohn, ich habe alle unſre Habſeligkeiten zu Gold gemacht und auf dein Schiff bringen laſſen. Nimm deine Braut und ſteige unverzüglich an Bord. Vielleicht werd' ich nachkommen, vielleicht nicht mehr — Ihr ſegelt nach Marſeille, und (mit Rührung ſie umarmend) Gott geleit' euch!

Bourgognino (entſchloſſen). Verrina, ich bleibe; die Gefahr iſt noch nicht aus.

Verrina (führt ihm Bertha zu). Stolzer, Unerſättlicher, tändle mit deiner Braut. Deinen Tyrannen haſt du weggeſchafft, überlaß mir den meinigen. (Gehen ab.)

Neunter Auftritt.

Fieſko (tritt hitzig auf). **Zibo.** Gefolge.

Fieſko. Wer warf das Feuer ein?

Zibo. Die Burg iſt erobert.

Fieſko. Wer warf das Feuer ein?

Zibo (winkt dem Gefolge). Patrouillen nach dem Thäter! (Einige gehen.)

Fieſko (zornig). Wollen ſie mich zum Mordbrenner machen? Gleich eilt mit Spritzen und Eimern! (Gefolge ab.) Aber Gianettino iſt doch geliefert?

Zibo. So ſagt man.

Fiesko (wild). Sagt man nur? Wer ſagt das nur? Zibo, bei Ihrer Ehre, iſt er entronnen?

Zibo (bedenklich). Wenn ich meine Augen gegen die Ausſage eines Edelmanns ſetzen kann, ſo lebt Gianettino.

Fiesko (auffahrend). Sie reden ſich um den Hals, Zibo!

Zibo. Noch einmal — Ich ſah ihn vor acht Minuten lebendig in gelbem Buſch und Scharlach herumgehen.

Fiesko (außer Faſſung). Himmel und Hölle — Zibo! — den Bourgognino laſſ' ich um einen Kopf kürzer machen. Fliegen Sie, Zibo — Man ſoll alle Stadtthore ſperren — alle Felouquen ſoll man zuſammenſchießen — ſo kann er nicht zu Waſſer davon — dieſen Demant, Zibo, den reichſten in Genua, Lucca, Venedig und Piſa, — wer mir die Zeitung bringt: Gianettino iſt todt — er ſoll dieſen Demant haben. (Zibo eilt ab.) Fliegen Sie, Zibo!

Zehnter Auftritt.

Fiesko. Sacco. Der Mohr. Soldaten.

Sacco. Den Mohren fanden wir eine brennende Lunte in den Jeſuiterdom werfen —

Fiesko. Deine Verrätherei ging dir hin, weil ſie mich traf. Auf Mordbrennereien ſteht der Strick. Führt ihn ab, hängt ihn am Kirchthor auf.

Mohr. Pfui! pfui! pfui! Das kommt mir ungeſchickt — Läßt ſich nichts davon wegplaudern?

Fiesko. Nichts.

Mohr (vertraulich). Schickt mich einmal zur Probe auf die Galeere.

Fiesko (winkt den Andern). Zum Galgen.

Mohr (trotzig). So will ich ein Chriſt werden!

Fiesko. Die Kirche bedankt ſich für die Blattern des Heidenthums.

Mohr (ſchmeichelnd). Schickt mich wenigſtens beſoffen in die Ewigkeit!

Fiesko. Nüchtern.

Mohr. Aber hängt mich nur an keine chriſtliche Kirche.

Fiesko. Ein Ritter hält Wort. Ich verſprach dir deinen eigenen Galgen.

Zacco (brummt). Nicht viel Federleſens, Heide! Man hat noch mehr zu thun.

Mohr. Doch — wenn halt allenfalls der Strick bräche? —

Fiesko (zum Zacco). Man wird ihn doppelt nehmen.

Mohr (reſignirt). So mag's ſeyn — und der Teufel kann ſich auf den Extrafall rüſten. (Ab mit Soldaten, die ihn in einiger Entfernung aufhängen.)

Elfter Auftritt.

Fiesko. Leonore (erſcheint hinten im Scharlachmantel Gianettino's).

Fiesko (wird ſie gewahr, fährt vor, fährt zurück und murmelt grimmig). Kenn' ich dieſen Buſch und Mantel? (Eilt näher, heftig.) Ich kenne den Buſch und Mantel! (Wüthend, indem er auf ſie losſtürzt und ſie niederſtößt.) Wenn du drei Leben haſt, ſo ſteh' wieder auf und wandle! (Leonore fällt mit einem gebrochenen Laut. Man hört einen Siegesmarſch. Trommeln, Hörner und Hoboen.)

Zwölfter Auftritt.

Fiesko. Kalkagno. Sacco. Zenturione. Sibo. Soldaten (mit Muſik und Fahnen treten auf).

Fiesko (ihnen entgegen im Triumph). Genueſer — der Wurf iſt geworfen — Hier liegt der Wurm meiner Seele — die gräßliche Koſt meines Haſſes. Hebet die Schwerter hoch! Gianettino!

Kalkagno. Und ich komme, Ihnen zu ſagen, daß zwei Drittheile von Genua Ihre Partei ergreifen und zu den Fieskiſchen Fahnen ſchwören —

Sibo. Und durch mich ſchickt Ihnen Verrina vom Admiralſchiff ſeinen Gruß und die Herrſchaft über Hafen und Meer —

Zenturione. Und durch mich der Gouverneur der Stadt ſeinen Kommandoſtab und die Schlüſſel —

Sacco. Und in mir wirft ſich (indem er niederfällt) der große und kleine Rath der Republik knieend vor ſeinen Herrn und bittet fußfällig um Gnade und Schonung —

Kalkagno. Mich laßt den Erſten ſeyn, der den großen Sieger in ſeinen Mauern willkommen heißt — Heil Ihnen — Senket die Fahnen tief! — Herzog von Genua!

Alle (nehmen die Hüte ab). Heil! Heil dem Herzog von Genua! (Fahnenmarſch.)

Fiesko (ſtand die ganze Zeit über, den Kopf in die Hand geſunken, in einer denkenden Stellung).

Kalkagno. Volk und Senat ſtehen wartend, ihren gnädigen Oberherrn im Fürſtenornat zu begrüßen — Erlauben Sie uns, durchlauchtigſter Herzog! Sie im Triumph nach der Signoria zu führen!

Fiesko. Erlaubt mir erſt, daß ich mit meinem Herzen mich abfinde — Ich mußte eine gewiſſe theure Perſon in banger Ahnung zurücklaſſen, eine Perſon, die die Glorie dieſer Nacht mit mir theilen wird. (Gerührt zur Geſellſchaft.) Habt die Güte und begleitet mich zu eurer liebenswürdigen Herzogin! (Er will aufbrechen.)

Kalkagno. Soll der meuchelmörderiſche Bube hier liegen und ſeine Schande in dieſem Winkel verhehlen?

Zenturione. Steckt ſeinen Kopf auf eine Hellebarde.

Zibo. Laßt ſeinen zerriſſenen Rumpf unſer Pflaſter kehren. (Man leuchtet gegen den Leichnam.)

Kalkagno (erſchrocken und etwas leiſe). Schaut her, Genueſer! Das iſt bei Gott kein Giannettinogeſicht. (Alle ſehen ſtarr auf die Leiche.)

Fiesko (tritt ſtill, wirft von der Seite einen forſchenden Blick darauf, den er ſtarr und langſam unter Verzerrungen zurückzieht). Nein, Teufel — nein, das iſt kein Giannettinogeſicht, hämiſcher Teufel! (Die Augen herumgerollt.) Genua mein, ſagt ihr? mein? — (Hinaus wüthend in einem gräßlichen Schrei.) Spiegelfechterei der Hölle! Es iſt mein Weib! (Sinkt durchdonnert zu Boden. Verſchworne ſtehen in todter Pauſe und ſchauervollen Gruppen.)

Fiesko (matt aufgerichtet mit dumpfer Stimme). Hab' ich mein Weib ermordet, Genueſer? — Ich beſchwöre euch, ſchielt nicht ſo geiſterbleich auf dieſes Spiel der Natur — Gott ſey gelobt! Es gibt Schickſale, die der Menſch nicht zu fürchten hat, weil er nur Menſch iſt. Wem Götterwolluſt verſagt iſt, dem wird keine Teufelsqual zugemuthet — Dieſe Verirrung wäre etwas mehr. (Mit ſchrecklicher Beruhigung.) Genueſer, Gott ſey Dank! es kann nicht ſeyn.

Dreizehnter Auftritt.

Vorige. Arabella (kommt jammernd).

Arabella. Mögen ſie mich umbringen, was hab' ich auch jetzt noch zu verlieren? — Habt Erbarmen, ihr Männer — Hier verließ ich meine gnädige Frau, und nirgends find' ich ſie wieder.

Fiesko (tritt ihr näher mit leiſer, bebender Stimme). Leonore heißt deine gnädige Frau?

Arabella (froh). O daß Sie da ſind, mein liebſter, guter, gnädiger Herr! — Zürnen Sie nicht über uns, wir konnten ſie nicht mehr zurückhalten.

Fiesko (zürnt ſie dumpfig an). Du Verhaßte! von was nicht?

Arabella. Daß ſie nicht nachſprang —

Fiesko (heftiger). Schweig! wohin ſprang?

Arabella. In's Gedränge —

Fiesko (wüthend). Daß deine Zunge zum Krokodil würde — Ihre Kleider?

Arabella. Ein ſcharlachener Mantel —

Fiesko (raſend gegen ſie taumelnd). Geh in den neunten Kreis der Hölle! — der Mantel? —

Arabella. Lag hier an dem Boden —

Einige Verſchworne (murmelnd). Gianettino ward hier ermordet —

Fiesko (todesmatt zurückwankend zu Arabellen). Deine Frau iſt gefunden. (Arabella geht angſtvoll. Fiesko ſucht mit verdrehten Augen im ganzen Kreiſe herum, darauf mit leiſer ſchwebender Stimme, die ſtufenweis bis zum Toben ſteigt.) Wahr iſt's — wahr — und ich das Stichblatt des unendlichen Bubenſtücks. (Viehiſch um ſich hauend.) Tretet zurück, ihr menſchlichen Geſichter — Ah, (mit frechem Zähneblöken gen Himmel) hätt' ich nur ſeinen Weltbau zwiſchen dieſen Zähnen — ich fühle mich aufgelegt, die ganze Natur in ein grinſendes Scheuſal zu zerkratzen, bis ſie ausſieht wie mein Schmerz. — (Zu den Andern die bebend herumſtehen.) Menſch! — wie es jetzt daſteht, das erbärmliche Geſchlecht, ſich ſegnet und ſelig preiſt, daß es nicht iſt wie ich — Nicht wie ich! — (In hohles Beben hingefallen.) Ich allein habe den Streich — (Raſcher, wilder.) Ich? Warum ich? Warum nicht mit mir auch dieſe? Warum ſoll ſich mein Schmerz am Schmerz eines Mitgeſchöpfes nicht ſtumpf reiben dürfen?

Kalkagno (furchtſam). Mein theurer Herzog —

Fiesko (ſpringt auf ihn ein mit gräßlicher Freude). Ah, willkommen! Hier, Gott ſey Dank! iſt Einer, den auch dieſer Donner quetſcht! (Indem er den Kalkagno wüthend in ſeine Arme drückt.) Bruder Zerſchmetterter! Wohl bekomme die Verdammniß! Sie iſt todt! Du haſt ſie auch geliebt! (Er zwingt ihn an den Leichnam und drückt ihm den Kopf dagegen.) Sie iſt todt! (Den ſtieren Blick in einen Winkel geheftet.) Ah, daß ich ſtünde am Thor der Verdammniß, hinunterſchauen dürfte mein Aug' auf die mancherlei Folterſchrauben der ſinnreichen Hölle, ſaugen mein Ohr zerknirſchter Sünder Gewinſel — Könnt' ich ſie ſehen, meine Qual, wer weiß, ich trüge ſie vielleicht! (Mit Schauer zur Leiche gehend.) Mein Weib liegt hier ermordet — Nein, das will wenig ſagen! (Nachdrücklicher.) Ich, der Bube, habe mein Weib ermordet — O pfui, ſo etwas kann die Hölle kaum kitzeln — Erſt wirbelt ſie mich künſtlich auf der Freude letztes glättestes Schwindeldach, ſchwatzt mich bis an die Schwelle des Himmels — und dann hinunter — dann — o könnte mein Odem die Peſt unter Seelen. blaſen — dann — dann ermord' ich mein Weib — Nein! ihr Witz iſt noch feiner — dann übereilen ſich (verächtlich) zwei Augen, und (mit ſchrecklichem Nachdruck) ich ermorde

— mein Weib! (Beißend lächelnd.) Das iſt ein Meiſterſtück!

(Alle Verſchworne hängen gerührt an ihren Waffen. Einige wiſchen Thränen aus den Augen. Pauſe.)

Fiesko (erſchreckt und ſtiller, indem er im Cirkel herumblickt). Schluchzt hier Jemand? — Ja, bei Gott, die einen Fürſten würgten, weinen! (In ſtillen Schmerz geſchmolzen.) Redet! weint ihr über dieſen Hochverrath des Todes oder weint ihr über meines Geiſtes Memmenfall! (In ernſter, rührender Stellung vor der Todten verweilend.) Wo in warme Thränen felſenharte Mörder ſchmelzen, flüchte Fiesko's Verzweiflung! (Sinkt weinend an ihr nieder.) Leonore, vergib — Reue zürnt man dem Himmel nicht ab. (Weich mit Wehmuth.) Jahre voraus, Leonore, genoß ich das Feſt einer Stunde, wo ich den Genueſern ihre Herzogin brachte — Wie lieblich verſchämt ſah ich ſchon deine Wangen erröthen, deinen Buſen wie fürſtlich ſchön unter dem Silberflore ſchwellen, wie angenehm deine lispelnde Stimme der Entzückung verſagen! (Lebhafter.) Ha! wie berauſchend wallte mir ſchon der ſtolze Zuruf zu Ohren, wie ſpiegelte ſich meiner Liebe Triumph im verſinkenden Neide! — Leonore — die Stunde iſt gekommen — Genua's Herzog iſt dein Fiesko — und Genua's ſchlechteſter Bettler beſinnt ſich, ſeine Verachtung an meine Qual und meinen Scharlach zu vertauſchen — (Rührender.) Eine Gattin theilt ſeinen Gram — mit wem kann ich meine Herrlichkeit theilen? (Er weint heftiger und verbirgt ſein Geſicht an der Leiche. Rührung auf allen Geſichtern.)

Kalkagno. Es war eine treffliche Dame.

Zibo. Daß man doch ja den Trauerfall dem Volke noch verſchweige. Er nähme den Unſrigen den Muth und gäb' ihn den Feinden.

Fiesko (ſteht gefaßt und feſt auf). Höret, Genueſer! — die Vorſehung, verſteh' ich ihren Wink, ſchlug mir dieſe Wunde nur, mein Herz für die nahe Größe zu prüfen. — Es war die gewagteſte Probe — jetzt fürcht' ich weder Qual, noch Entzücken mehr. Kommt! Genua erwarte mich, ſaget ihr? — Ich will Genua einen Fürſten ſchenken, wie ihn noch kein Europäer ſah — Kommt! dieſer unglücklichen Fürſtin will ich eine Todtenfeier halten, daß das Leben ſeine Anbeter verlieren und die Verweſung wie eine Braut glänzen ſoll — Jetzt folgt eurem Herzog! (Gehen ab unter Fahnenmarſch.)

Vierzehnter Auftritt.

Andreas Doria. Lomellino.

Andreas. Dort jauchzen ſie hin.

Lomellin. Ihr Glück hat ſie berauſcht. Die Thore ſind bloßgegeben. Der Signoria wälzt ſich Alles zu.

Andreas. Nur meinem Neffen ſcheute das Roß. Mein Neffe iſt todt. Hören Sie, Lomellino —

Lomellin. Was? noch? noch hoffen Sie, Herzog?

Andreas (ernſt). Zittere du für dein Leben, weil du mich Herzog ſpotteſt, wenn ich auch nicht einmal hoffen darf.

Lomellin. Gnädigſter Herr — eine brauſende Nation liegt in der Schale Fieſko's — Was in der Ihrigen?

Andreas (groß und warm). Der Himmel!

Lomellin (hämiſch die Achſeln zuckend). Seitdem das Pulver erfunden iſt, kampiren die Engel nicht mehr.

Andreas. Erbärmlicher Affe, der einem verzweifelnden Graukopf ſeinen Gott noch nimmt! (Ernſt und gebietend.) Geh! mache bekannt, daß Andreas noch lebe — Andreas, ſagſt du, erſuche ſeine Kinder, ihn doch in ſeinem achtzigſten Jahre nicht zu den Ausländern zu jagen, die dem Andreas den Flor ſeines Vaterlandes niemals verzeihen würden. Sag' ihnen das, und Andreas erſuche ſeine Kinder um ſoviel Erde in ſeinem Vaterlande für ſoviel Gebeine.

Lomellin. Ich gehorſame, aber verzweifle. (Will gehen.)

Andreas. Höre! und nimm dieſe eisgraue Haarlocke mit — Sie war die letzte, ſagſt du, auf meinem Haupt und ging los in der dritten Jännernacht, als Genua losriß von meinem Herzen, und habe achtzig Jahre gehalten, und habe den Kahlkopf verlaſſen im achtzigſten Jahr — die Haarlocke iſt mürbe, aber doch ſtark genug, dem ſchlanken Jüngling den Purpur zu knüpfen. (Er geht mit verhülltem Geſicht. Lomellin eilt in eine entgegengeſetzte Gaſſe. Man hört ein tumultuariſches Freudengeſchrei unter Trommeten und Pauken.)

Fünfzehnter Auftritt.

Verrina (vom Haſen). **Bertha** und **Bourgognino.**

Verrina. Man jauchzt. Wem gilt das?

Bourgognino. Sie werden den Fiesko zum Herzog ausrufen.

Bertha (ſchmiegt ſich ängſtlich an Bourgognino). Mein Vater iſt fürchterlich, Scipio!

Verrina. Laßt mich allein, Kinder! — O Genua! Genua!

Bourgognino. Der Pöbel vergöttert ihn und forderte wiehernd den Purpur. Der Adel ſah mit Entſetzen zu und durfte nicht nein ſagen.

Verrina. Mein Sohn, ich habe alle meine Habſeligkeiten zu Geld gemacht und auf dein Schiff bringen laſſen. Nimm deine Frau und flieh unverzüglich in See. Vielleicht werd' ich nachkommen. Vielleicht — nicht mehr. Ihr ſegelt nach Marſeille, und (ſchwer und gepreßt ſie umarmend) Gott geleit' euch! (Schnell ab.)

Bertha. Um Gotteswillen! Worüber brütet mein Vater?

Bourgognino. Verſtandſt du den Vater?

Bertha. Fliehen! o Gott! fliehen in der Brautnacht!

Bourgognino. So ſprach er — und wir gehorchen. (Beide gehen nach dem Haſen.)

Sechzehnter Auftritt.

Verrina. Fiesko (im herzoglichen Schmuck).

(Beide treffen aufeinander.)

Fiesko. Verrina! Erwünſcht. Eben war ich aus, dich zu ſuchen.

Verrina. Das war auch mein Gang.

Fiesko. Merkt Verrina keine Veränderung an ſeinem Freunde?

Verrina (zurückgehalten). Ich wünſche keine.

Fiesko. Aber ſiehſt du auch keine?

Verrina (ohne ihn anzuſehen). Ich hoffe, nein!

Fiesko. Ich frage, findeſt du keine?

Verrina (nach einem flüchtigen Blick). Ich finde keine.

Fiesko. Nun, ſiehſt du, ſo muß es doch wahr ſeyn, daß die Gewalt nicht Tyrannen macht. Seit wir uns beide verließen, bin ich Genua's Herzog geworden, und Verrina (indem er ihn an die Bruſt drückt) findet meine Umarmung noch feurig wie ſonſt.

Verrina. Deſto ſchlimmer, daß ich ſie froſtig erwidern muß; der Anblick der Majeſtät fällt wie ein ſchneidendes Meſſer zwiſchen mich und den Herzog! Johann Ludwig Fiesko beſaß Länder in meinem Herzen — jetzt hat er ja Genua erobert, und ich nehme mein Eigenthum zurück.

Fiesko (betreten). Das wolle Gott nicht! Für ein Herzogthum wäre der Preis zu jüdiſch.

Verrina (murmelt düſter). Hum! Iſt denn etwa die Freiheit in der Mode geſunken, daß man dem Erſten dem Beſten Republiken um ein Schandengeld nachwirft.

Fiesko (beißt die Lippen zuſammen). Das ſag' du Niemand, als dem Fiesko.

Verrina. O natürlich! ein vorzüglicher Kopf muß es ſeyn, von dem die Wahrheit ohne Ohrfeige wegkommt — aber Schade! der verſchlagene Spieler hat's nur in einer Karte verſehen. Er kalkulirte das ganze Spiel des Neides, aber der raffinirte Witzling ließ zum Unglück die Patrioten aus. (Sehr bedeutend.) Hat der Unterdrücker der Freiheit auch einen Kniff auf die Züge der römiſchen Tugend zurückbehalten? Ich ſchwör' es beim lebendigen Gott, eh' die Nachwelt meine Gebeine aus dem Kirchhof eines Herzogthums gräbt, ſoll ſie auf dem Rade ſie zuſammenleſen!

Fiesko (nimmt ihn mit Sanftmuth bei der Hand). Auch nicht, wenn der Herzog dein Bruder iſt? wenn er ſein Fürſtenthum nur zur Schatzkammer ſeiner Wohlthätigkeit macht, die bis jetzt bei ſeiner haushälteriſchen Dürftigkeit betteln ging? Verrina, auch dann nicht?

Verrina. Auch dann nicht — und der verſchenkte Raub hat noch keinem Dieb von dem Galgen geholfen. Ueberdies ging dieſe Großmuth bei Verrina fehl. Meinem Mitbürger konnt' ich ſchon erlauben, mir Gutes zu thun — meinem Mitbürger hofft' ich's wett machen zu können. Die Geſchenke eines Fürſten ſind Gnade — und Gott iſt mir gnädig.

Fiesko (ärgerlich). Wollt' ich doch lieber Italien vom Atlantenmeer abreißen, als dieſen Starrkopf von ſeinem Wahn.

Verrina. Und abreißen iſt doch ſonſt deine ſchlechteſte Kunſt nicht, davon weiß das Lamm Republik zu erzählen, das du dem Wolf *Doria* aus dem Rachen nahmſt — es ſelbſt aufzufreſſen. — Aber genug! Nur im Vorbeigehen, Herzog, ſage mir, was verbrach denn der arme Teufel, den ihr am Jeſuiterdom aufknüpftet?

Fiesko. Die Kanaille zündete Genua an.

Verrina. Aber doch die Geſetze ließ die Kanaille noch ganz.

Fiesko. Verrina brandſchatzt meine Freundſchaft.

Verrina. Hinweg mit der Freundſchaft! Ich ſage dir ja, ich liebe dich nicht mehr; ich ſchwöre dir, daß ich dich haſſe — haſſe wie den Wurm des Paradieſes, der den erſten falſchen Wurf in die Schöpfung that, worunter ſchon das fünfte Jahrtauſend blutet — Höre, Fiesko — nicht Unterthan gegen Herrn — nicht Freund gegen Freund, *Menſch gegen Menſch* red' ich zu dir. (Scharf und heftig.) Du haſt eine Schande begangen an der Majeſtät des wahrhaftigen Gottes, daß du dir die Tugend die Hände zu deinem Bubenſtück führen und Genua's Patrioten mit Genua Unzucht treiben ließeſt — Fiesko, wär' auch ich der Redlichdumme geweſen, den Schalk nicht zu merken, Fiesko! bei allen Schauern der Ewigkeit, einen Strick wollt' ich drehen aus meinen eigenen Gedärmen, und mich erdroſſeln, daß meine fliehende Seele in gichtriſchen Schaumblaſen dir zuſpritzen ſollte. Das fürſtliche Schelmenſtück drückt wohl die Goldwage menſchlicher Sünden entzwei, aber du haſt den Himmel geneckt, und den Prozeß wird das Weltgericht führen.

(Fiesko erſtaunt und mißt ihn ſprachlos mit großen Augen.)

Verrina. Beſinne dich auf keine Antwort. Jetzt ſind wir fertig. (Nach einigem Auf- und Niedergehen.) Herzog von Genua, auf den Schiffen des geſtrigen Tyrannen lernt' ich eine Gattung armer Geſchöpfe kennen, die eine verjährte Schuld mit jedem Ruderſchlage wiederkäuen und in den Ocean ihre Thränen weinen, der wie ein reicher Mann zu vornehm iſt, ſie zu zählen — Ein guter Fürſt eröffnet ſein Regiment mit Erbarmen. Wollteſt du dich entſchließen, die Galeerenſklaven zu erlöſen?

Fiesko (ſcharf). Sie ſeyen die Erſtlinge meiner Tyrannei — Geh und verkündige ihnen allen Erlöſung!

Verrina. So machſt du deine Sache nur halb, wenn du ihre Freude verlierſt. Verſuch' es und geh ſelbſt. Die großen Herren ſind ſo ſelten dabei, wenn ſie Böſes thun; ſollen ſie auch das Gute im Hinterhalt ſtiften? — Ich dächte, der Herzog wäre für keines Bettlers Empfindungen zu groß.

Fiesko. Mann, du biſt ſchrecklich, aber ich weiß nicht, warum ich folgen muß. (Beide gehen dem Meere zu.)

Verrina (hält ſtille, mit Wehmuth). Aber, noch einmal umarme mich, Fiesko! Hier iſt ja Niemand, der den Verrina weinen ſieht und einen Fürſten empfinden. (Er drückt ihn innig.) Gewiß, nie ſchlugen zwei größere Herzen zuſammen; wir liebten uns doch ſo brüderlich warm — (Heftig an Fiesko's Halſe weinend.) Fiesko! Fiesko! du räumſt einen Platz in meiner Bruſt, den das Menſchengeſchlecht, dreifach genommen, nicht mehr beſetzen wird.

Fiesko (ſehr gerührt). Sey — mein — Freund!

Verrina. Wirf dieſen häßlichen Purpur weg, und ich bin's — Der erſte Fürſt war ein Mörder, und führte den Purpur ein, die Flecken ſeiner That in dieſer Blutfarbe zu verſtecken — Höre, Fiesko — ich bin ein Kriegsmann, verſtehe mich wenig auf naſſe Wangen — Fiesko — das ſind meine erſten Thränen — Wirf dieſen Purpur weg!

Fiesko. Schweig!

Verrina (beſtürmt). Fiesko — laß hier alle Kronen dieſes Planeten zum Preis, dort zum Popanz all ſeine Foltern legen, ich ſoll knieen vor einem Sterblichen — ich werde nicht knieen — Fiesko! (indem er niederfällt) es iſt mein erſter Kniefall — Wirf dieſen Purpur weg!

Fiesko. Steh' auf und reize mich nicht mehr!

Verrina (entſchloſſen). Ich ſteh' auf, reize dich nicht mehr! (Sie ſtehen auf einem Bret, das zu einer Galeere führt.) Der Fürſt hat den Vortritt. (Gehen über das Bret.)

Fiesko. Was zerrſt du mich am Mantel? — er fällt!

Verrina (mit fürchterlichem Hohne). Nun, wenn der Purpur fällt, muß auch der Herzog nach! (Er ſtürzt ihn in's Meer.)

Fiesko (ruft aus den Wellen). Hilf, Genua! Hilf! Hilf deinem Herzog! (Sinkt unter.)

Siebenzehnter Auftritt.

Kalkagno. **Sacco.** **Zibo.** **Zenturione.** **Verſchworene.**

(Alle eilig, ängſtlich.)

Kalkagno (ſchreit.) Fiesko! Fiesko! Andreas iſt zurück, halb Genua ſpringt dem Andreas zu. Wo iſt Fiesko?

Verrina (mit feſtem Ton). Ertrunken!

Zenturione. Antwortet die Hölle oder das Tollhaus?

Verrina. Ertränkt, wenn das hübſcher lautet. Ich gehe zum Andreas.

(Alle bleiben in ſtarren Gruppen ſtehen. Der Vorhang fällt.)

◆

Kabale und Liebe.

Ein bürgerliches Trauerſpiel.

Perſonen.

Präſident von Walter, am Hof eines deutſchen Fürſten.
Ferdinand, ſein Sohn, Major.
Hofmarſchall von Kalb.
Lady Milford, Favoritin des Fürſten.
Wurm, Hausſekretär des Präſidenten.
Miller, Stadtmuſikant, oder, wie man ſie an einigen Orten nennt, Kunſtpfeifer.
Deſſen Frau.
Louiſe, deſſen Tochter.
Sophie, Kammerjungfer der Lady.
Ein Kammerdiener des Fürſten.
Verſchiedene Nebenperſonen.

Erſter Akt.

Erſte Scene.

Zimmer beim Muſikus.

Miller ſteht eben vom Seſſel auf und ſtellt ſein Violoncell auf die Seite. An einem Tiſch ſitzt **Frau Millerin** noch im Nachtgewand und trinkt Kaffee.

Miller (ſchnell auf- und abgehend). Einmal für allemal! Der Handel wird ernſthaft. Meine Tochter kommt mit dem Baron in's Geſchrei. Mein Haus wird verrufen. Der Präſident bekommt Wind, und — kurz und gut, ich biete dem Junker aus.

Frau. Du haſt ihn nicht in dein Haus geſchwatzt — haſt ihm deine Tochter nicht nachgeworfen.

Miller. Hab' ihn nicht in mein Haus geſchwatzt — hab' ihm's Mädel nicht nachgeworfen; wer nimmt Notiz davon? — Ich war Herr im Hauſe. Ich hätte meine Tochter mehr koram nehmen ſollen. Ich hätt' dem Major beſſer auftrumpfen ſollen — oder hätt' gleich alles Seiner Excellenz, dem Herrn Papa, ſtecken ſollen. Der junge Baron bringt's mit einem Wiſcher hinaus, das muß ich wiſſen, und alles Wetter kommt über den Geiger.

Frau (ſchlürft eine Taſſe aus). Poſſen! Geſchwätz! Was kann über dich kommen? Wer kann dir was anhaben? Du gehſt deiner Profeſſion nach und raffſt Scholaren zuſammen, wo ſie zu kriegen ſind.

Miller. Aber, ſag' mir doch, was wird bei dem ganzen Kommerz auch herauskommen? — Nehmen kann er das Mädel nicht — Vom Nehmen iſt gar die Rede nicht, und zu einer — daß Gott erbarm'? — Guten Morgen! — Gelt, wenn ſo ein Musje von ſich da und dort, und dort und hier ſchon herumbeholfen hat, wenn er, der Henker weiß, was alles? gelöſt hat, ſchmeckt's meinem guten Schlucker freilich, einmal auf ſüß Waſſer zu graben. Gib du Acht! gib du Acht! und wenn du aus jedem Aſtloch ein Auge ſtreckteſt und vor jedem Blutstropfen Schildwache ſtändeſt, er wird ſie, dir auf der Naſe, beſchwatzen, dem Mädel eins hinſetzen, und führt ſich ab, und das Mädel iſt verſchimpfirt auf ihr Lebenlang, bleibt ſitzen, oder hat's Handwerk verſchmeckt, treibt's fort, (die Fauſt vor die Stirn) Jeſus Chriſtus!

Frau. Gott behüt' uns in Gnaden!

Miller. Es hat ſich zu behüten. Worauf kann ſo ein Windfuß wohl ſonſt ſein Abſehen richten? — Das Mädel iſt ſchön — ſchlank — führt ſeinen netten Fuß. Unter'm Dach mag's ausſehen, wie's will. Darüber kuckt man bei euch Weibsleuten weg, wenn's nur der liebe Gott par terre nicht hat fehlen laſſen — Stöbert mein Springinsfeld erſt noch dieſes Kapitel aus — heh! da geht ihm ein Licht auf, wie meinem Rebner, wenn er die Witterung eines Franzoſen kriegt.

und nun müſſen alle Segel dran und drauf los, und — ich verdenk's ihm gar nicht. Menſch iſt Menſch. Das muß ich wiſſen.

Frau. Sollteſt nur die wunderhübſchen Billeter auch leſen, die der gnädige Herr an deine Tochter alle ſchreiben thut. Guter Gott! da ſieht man's ja ſonnenklar, wie es ihm pur um ihre ſchöne Seele zu thun iſt.

Miller. Das iſt die rechte Höhe! Auf den Sack ſchlägt man, den Eſel meint man. Wer einen Gruß an das liebe Fleiſch zu beſtellen hat, darf nur das gute Herz Boten gehen laſſen. Wie hab' ich's gemacht? Hat man's nur erſt ſo weit im Reinen, daß die Gemüther topp machen, wutſch! nehmen die Körper auch ein Exempel; das Geſind macht's der Herrſchaft nach, und der ſilberne Mond iſt am Ende nur der Kuppler geweſen.

Frau. Sieh doch nur erſt die prächtigen Bücher an, die der Herr Major in's Haus geſchafft haben. Deine Tochter betet auch immer draus.

Miller (pfeift). Hui da! Betet! Du haſt den Witz davon. Die rohen Kraftbrühen der Natur ſind Ihro Gnaden zartem Makronen-Magen noch zu hart — Er muß ſie erſt in der hölliſchen Peſtilenzküche der Belletriſten künſtlich aufkochen laſſen. In's Feuer mit dem Quark! Da ſaugt mir das Mädel — weiß Gott, was für? — überhimmliſche Alfanzereien ein, das läuft dann wie ſpaniſche Mücken in's Blut und wirft mir die Handvoll Chriſtenthum noch gar auseinander, die der Vater mit knapper Noth ſo noch zuſammen hielt. In's Feuer, ſag' ich! Das Mädel ſetzt ſich alles Teufels-

Gezeug in den Kopf; über all dem Herumſchwänzen in der Schlaraffenwelt findet's zuletzt ſeine Heimat nicht mehr, vergißt, ſchämt ſich, daß ſein Vater Miller der Geiger iſt, und verſchlägt mir am End' einen wackern ehrbaren Schwiegerſohn, der ſich ſo warm in meine Kundſchaft hineingeſetzt hätte — — Nein! Gott verdamme mich! (Er ſpringt auf, hitzig.) Gleich muß die Paſtete auf den Herd, und dem Major — — ja ja, dem Major will ich weiſen, wo Meiſter Zimmermann das Loch gemacht hat. (Er will fort.)

Frau. Sey artig, Miller! Wie manchen ſchönen Groſchen haben uns nur die Präſenter — —

Miller (kommt zurück und bleibt vor ihr ſtehen). Das Blutgeld meiner Tochter? — Schier dich zum Satan, infame Kupplerin! Eh' will ich mit meiner Geig' auf den Bettel herumziehen und das Konzert um was Warmes geben — eh' will ich mein Violoncello zerſchlagen und Miſt im Sonanzboden führen, eh' ich mir's ſchmecken laſſe von dem Geld, das mein einziges Kind mit Seel' und Seligkeit abverdient. Stell' den vermaledeiten Kaffee ein und das Tabakſchnupfen, ſo brauchſt du deiner Tochter Geſicht nicht zu Markt zu treiben. Ich hab' mich ſatt gefreſſen und immer ein gutes Hemd auf dem Leib gehabt, eh' ſo ein vertrackter Tauſendſaſa in meine Stube geſchmeckt hat.

Frau. Nur nicht gleich mit der Thür in's Haus! Wie du doch den Augenblick in Feuer und Flammen ſtehſt! Ich ſprech' ja nur, man müſſ' den Herrn Major nicht disguſchthüren, weil Sie des Präſidenten Sohn ſind.

Miller. Da liegt der Haas im Pfeffer. Darum, juſt eben darum muß die Sach' noch heut' auseinander! Der Präſident muß es mir Dank wiſſen, wenn er ein rechtſchaffener Vater iſt. Du wirſt mir meinen rothen plüſchenen Rock ausbürſten, und ich werde mich bei Seiner Excellenz anmelden laſſen. Ich werde ſprechen zu Seiner Excellenz: Dero Herr Sohn haben ein Aug' auf meine Tochter; meine Tochter iſt zu ſchlecht zu Dero Herrn Sohnes Frau, aber zu Dero Herrn Sohnes Hure iſt meine Tochter zu koſtbar, und damit baſta! — Ich heiße Miller.

Zweite Scene.

Sekretär Wurm. Die Vorigen.

Frau. Ach! guten Morgen, Herr Sekertare! Hat man auch einmal wieder das Vergnügen von Ihnen?

Wurm. Meinerſeits, meinerſeits, Frau Baſe! Wo eine Kavaliersgnade einſpricht, kommt mein bürgerliches Vergnügen in gar keine Rechnung.

Frau. Was Sie nicht ſagen, Herr Sekertare! Des Herrn Majors von Walter hohe Gnade machen uns wohl je und je das Pläſier; doch verachten wir darum Niemand.

Miller (verdrüßlich). Dem Herrn einen Seſſel, Frau! Wollen's ablegen, Herr Landsmann?

Wurm (legt Hut und Stock weg, ſetzt ſich). Nun! nun! und wie befinden ſich denn meine Zukünftige — oder

Geweſene? — Ich will doch nicht hoffen — kriegt man ſie nicht zu ſehen — Mamſell Louiſen?

Frau. Danken der Nachfrage, Herr Sekertare? Aber meine Tochter iſt doch gar nicht hochmüthig.

Miller (ärgerlich, ſtößt ſie mit dem Ellenbogen). Weib!

Frau. Bedauern's nur, daß ſie die Ehre nicht haben kann vom Herrn Sekertare. Sie iſt eben in die Meß, meine Tochter.

Wurm. Das freut mich! freut mich! Ich werd' einmal eine fromme, chriſtliche Frau an ihr haben!

Frau (lächelt dumm-vornehm). Ja — aber, Herr Sekertare —

Miller (in ſichtbarer Verlegenheit, kneipt ſie in die Ohren). Weib!

Frau. Wenn Ihnen unſer Haus ſonſt irgendwo dienen kann, — mit allem Vergnügen, Herr Sekertare —

Wurm (macht falſche Augen). Sonſt irgendwo! Schönen Dank! Schönen Dank! — Hem! hem! hem!

Frau. Aber — wie der Herr Sekertare ſelber die Einſicht werden haben —

Miller (voll Zorn ſeine Frau vor den Hintern ſtoßend). Weib!

Frau. Gut iſt gut, und beſſer iſt beſſer, und einem einzigen Kinde mag man doch auch nicht vor ſeinem Glück ſeyn. (Bäuriſch-ſtolz.) Sie werden mich ja doch wohl merken, Herr Sekertare?

Wurm (rückt unruhig im Seſſel, kratzt hinter den Ohren und zupft an Manſchetten und Chapeau.) Merken? Nicht doch — O ja — Wie meinen Sie denn?

Frau. Nu — nu — ich dächte nur — ich meine, (huſtet) weil eben halt der liebe Gott meine Tochter baardu zur gnädigen Madam will haben —

Wurm (fährt vom Stuhl). Was ſagen Sie da? Was?

Miller. Bleiben ſitzen! Bleiben ſitzen, Herr Sekretarius! Das Weib iſt eine alberne Gans! Wo ſoll eine gnädige Madam herkommen? Was für ein Eſel ſtreckt ſein Langohr aus dieſem Geſchwätze?

Frau. Schmäl' du, ſo lang du willſt. Was ich weiß, weiß ich — und was der Herr Major geſagt hat, das hat er geſagt.

Miller (aufgebracht, ſpringt nach der Geige). Willſt du dein Maul halten? Willſt das Violoncell am Hirnkaſten wiſſen? — Was kannſt du wiſſen? — Was kann er geſagt haben? — Kehren ſich an das Geklatſch nicht, Herr Vetter! — Marſch du, in deine Küche! — Werden mich doch nicht für des Dummkopfs leiblichen Schwager halten, daß ich obenaus wolle mit dem Mädel! Werden doch das nicht von mir denken, Herr Sekretarius!

Wurm. Auch hab' ich es nicht um Sie verdient, Herr Muſikmeiſter! Sie haben mich jederzeit den Mann von Wort ſehen laſſen, und meine Anſprüche auf Ihre Tochter waren ſo gut, als unterſchrieben. Ich habe ein Amt, das ſeinen guten Haushälter nähren kann; der Präſident iſt mir gewogen; an Empfehlung kann es nicht fehlen, wenn ich mich höher pouſſiren will. Sie ſehen, daß meine Abſichten auf Mamſell Louiſen ernſthaft ſind, wenn Sie vielleicht von einem adeligen Windbeutel herumgeholt — —

Frau. Herr Sekertare Wurm! mehr Reſpekt, wenn man bitten darf —

Miller. Halt du dein Maul, ſag' ich — Laſſen Sie es gut ſeyn, Herr Vetter! Es bleibt beim Alten. Was ich Ihnen verwichenen Herbſt zum Beſcheid gab, bring' ich heut' wieder. Ich zwinge meine Tochter nicht. Stehen Sie ihr an — wohl und gut, ſo mag ſie zuſehen, wie ſie glücklich mit Ihnen wird. Schüttelt ſie den Kopf — noch beſſer — — in Gottes Namen, wollt' ich ſagen — ſo ſtecken Sie den Korb ein und trinken eine Bouteille mit dem Vater. — Das Mädel muß mit Ihnen leben — ich nicht. — Warum ſoll ich ihr einen Mann, den ſie nicht ſchmecken kann, aus purem klaren Eigenſinn an den Hals werfen? — daß mich der böſe Feind in meinen eisgrauen Tagen noch wie ſein Wildpret herumhetze — daß ich's in jedem Glas Wein zu ſaufen — in jeder Suppe zu freſſen kriegte: Du biſt der Spitzbube, der ſein Kind ruinirt hat.

Frau. Und kurz und gut — ich geb' meinen Konſenz abſolut nicht; meine Tochter iſt zu was Hohem gemünzt, und ich lauf' in die Gerichte, wenn mein Mann ſich beſchwatzen läßt.

Miller. Willſt du Arm und Bein entzwei haben, Wettermaul?

Wurm (zu Millern). Ein väterlicher Rath vermag bei der Tochter viel, und hoffentlich werden Sie mich kennen, Herr Miller?

Miller. Daß dich alle Hagel! 's Mädel muß Sie kennen. Was ich alter Knaſterbart an ihnen abgucke, iſt juſt kein Freſſen für's junge naſchhafte Mädel. Ich will Ihnen auf's Haar hin ſagen, ob Sie ein Mann für's Orcheſter ſind — aber eine Weiberſeel' iſt auch für einen Kapellmeiſter zu ſpitzig. — Und dann von der Bruſt weg, Herr Vetter — ich bin halt ein plumper gerader deutſcher Kerl — für meinen Rath werden Sie ſich zuletzt wenig bedanken. Ich rathe meiner Tochter zu keinem — aber Sie mißrath' ich meiner Tochter, Herr Sekretarius! Laſſen Sie mich ausreden. Einem Liebhaber, der den Vater zu Hülfe ruft, trau' ich — erlauben Sie — keine hohle Haſelnuß zu. Iſt er was, ſo wird er ſich ſchämen, ſeine Talente durch dieſen altmodiſchen Kanal vor ſeine Liebſte zu bringen — Hat er's Courage nicht, ſo iſt er ein Haſenfuß, und für den ſind keine Louiſen gewachſen — — Da! hinter dem Rücken des Vaters muß er ſein Gewerb an die Tochter beſtellen. Machen muß er, daß das Mädel lieber Vater und Mutter zum Teufel wünſcht, als ihn fahren läßt, — oder ſelber kommt, dem Vater zu Füßen ſich wirft und um Gotteswillen den ſchwarzen gelben Tod oder den Herzeinzigen ausbittet. — Das nenn' ich einen Kerl! das heißt lieben! und wer's bei dem Weibervolk nicht ſo weit bringt, der ſoll — — auf ſeinem Gänſekiel reiten.

Wurm (greift nach Hut und Stock, und zum Zimmer hinaus). Obligation, Herr Miller!

Miller (geht ihm langſam nach). Für was? für was? Haben Sie ja doch nichts genoſſen, Herr Sekretarius!

(zurückkommend.) Nichts hört er und hin zieht er — — Iſt mir's doch wie Gift und Operment, wenn ich den Federfuchſer zu Geſichte kriege. Ein konfiszirter widriger Kerl, als hätt' ihn irgend ein Schleichhändler in die Welt meines Herrgotts hineingeſchachert. — Die kleinen tückiſchen Mausaugen, — die Haare brandroth, das Kinn herausgequollen, gerade als wenn die Natur vor purem Gift über das verhunzte Stück Arbeit meinen Schlingel da angefaßt und in irgend eine Ecke geworfen hätte — Nein! eh' ich meine Tochter an ſo einen Schuft wegwerfe, lieber ſoll ſie mir — Gott verzeih' mir's! —

Frau (ſpuckt aus, giftig). Der Hund — aber man wird dir's Maul ſauber halten!

Miller. Du aber auch mit deinem peſtilenzialiſchen Junker! — Haſt mich vorhin auch ſo in Harniſch gebracht. — Biſt doch nie dummer, als wenn du um Gotteswillen geſcheit ſeyn ſollteſt. Was hat das Geträtſch von einer gnädigen Madam und deiner Tochter da vorſtellen ſollen? Das iſt mir der Alte! Dem muß man ſo was an die Naſe heften, wenn's morgen am Marktbrunnen ausgeſchellt ſeyn ſoll. Das iſt juſt ſo ein Musje, wie ſie in der Leute Häuſern herumriechen, über Keller und Koch räſonniren, und ſpringt Einem ein naſeweiſes Wort über's Maul — Bumbs! haben's Fürſt und Mätreſſ' und Präſident, und du haſt das ſiedende Donnerwetter am Halſe.

Dritte Scene.

Louiſe **Millerin** (kommt, ein Buch in der Hand). **Vorige.**

Louiſe (legt das Buch nieder, geht zu Millern und drückt ihm die Hand). Guten Morgen, lieber Vater!

Miller (warm). Brav, meine Louiſe! — Freut mich — daß du ſo fleißig an deinen Schöpfer denkſt. Bleib immer ſo, und ſein Arm wird dich halten.

Louiſe. O! ich bin eine ſchwere Sünderin, Vater! — War er da, Mutter?

Frau. Wer, mein Kind?

Louiſe. Ach! ich vergaß, daß es noch außer ihm Menſchen gibt — Mein Kopf iſt ſo wüſte — Er war nicht da? Walter?

Miller (traurig und ernſthaft). Ich dächte, meine Louiſe hätte den Namen in der Kirche gelaſſen?

Louiſe (nachdem ſie ihn eine Zeitlang ſtarr angeſehen). Ich verſteh' ihn, Vater — fühle das Meſſer, das er in mein Gewiſſen ſtößt; aber es kommt zu ſpät. — Ich habe keine Andacht mehr, Vater — der Himmel und Ferdinand reißen an meiner Seele, und ich fürchte — ich fürchte — (Nach einer Pauſe.) Doch nein, guter Vater! Wenn wir ihn über dem Gemälde vernachläſſigen, findet ſich ja der Künſtler am feinſten gelobt. — Wenn meine Freude über ſein Meiſterſtück mich ihn ſelbſt überſehen macht, Vater, muß das Gott nicht ergötzen?

Miller (wirft ſich unmuthig auf den Stuhl). Da haben wir's! Das iſt die Frucht von dem gottloſen Leſen!

Louiſe (tritt unruhig an ein Fenſter). Wo er wohl jetzt iſt? — Die vornehmen Fräulein, die ihn ſehen — ihn hören — — ich bin ein ſchlechtes, vergeſſenes Mädchen. (Erſchrickt an dem Wort und ſtürzt auf ihren Vater zu.) Doch nein, nein! verzeih' er mir. Ich beweine mein Schickſal nicht. Ich will ja nur wenig an ihn denken — das koſtet ja nichts. Dies Bischen Leben — dürft' ich es hinhauchen in ein leiſes, ſchmeichelndes Lüſtchen, ſein Geſicht abzukühlen! — Dies Blümchen Jugend — — wär' es ein Veilchen, und er träte darauf und es dürfte beſcheiden unter ihm ſterben! Damit genügte mir, Vater! Wenn die Mücke in ihren Strahlen ſich ſonnet — kann ſie das ſtrafen, die ſtolze, majeſtätiſche Sonne?

Miller (beugt ſich gerührt an die Lehne des Stuhls und bedeckt das Geſicht). Höre, Louiſe — das Biſſel Bodenſatz meiner Jahre, ich gäb' es hin, hätteſt du den Major nie geſehen.

Louiſe (erſchrocken). Was ſagt er da? was? — Nein! er meint es anders, der gute Vater. Er wird nicht wiſſen, daß Ferdinand mein iſt, mir geſchaffen, mir zur Freude vom Vater der Liebenden. (Sie ſteht nachdenkend.) Als ich ihn das Erſtemal ſah — (raſcher) und mir das Blut in die Wangen ſtieg, froher jagten alle Pulſe; jede Wallung ſprach, jeder Athem liſpelte: Er iſt's! — und mein Herz den Immermangelnden erkannte, bekräftigte: Er iſt's! — und wie das widerklang durch die ganze mitfreuende Welt! Damals — o damals ging in meiner Seele der erſte Morgen auf. Tauſend junge Gefühle ſchoſſen aus meinem Herzen, wie die Blumen aus dem Erdreich, wenn's Frühling wird. Ich ſah keine Welt mehr, und doch beſinn' ich mich, daß ſie niemals ſo ſchön war. Ich wußte von keinem Gott mehr, und doch hatt' ich ihn nie ſo geliebt.

Miller (eilt auf ſie zu, drückt ſie wider ſeine Bruſt). Louiſe — theures — herrliches Kind — Nimm meinen alten mürben Kopf — nimm Alles — Alles! — den Major — Gott iſt mein Zeuge — ich kann dir ihn nimmer geben. (Er geht ab.)

Louiſe. Auch will ich ihn ja jetzt nicht, mein Vater! Dieſer karge Thautropfe Zeit — ſchon ein Traum von Ferdinand trinkt ihn wollüſtig auf. Ich entſag' ihm für dieſes Leben. Dann, Mutter, dann, wenn die Schranken des Unterſchiedes einſtürzen — wenn von uns abſpringen all' die verhaßten Hülſen des Standes — Menſchen nur Menſchen ſind — Ich bringe nichts mit mir, als meine Unſchuld; aber der Vater hat ja ſo oft geſagt, daß der Schmuck und die prächtigen Titel wohlfeil werden, wenn Gott kommt, und die Herzen im Preiſe ſteigen. Ich werde dann reich ſeyn. Dort rechnet man Thränen für Triumphe, und ſchöne Gedanken für Ahnen an! Ich werde dann vornehm ſeyn, Mutter! — Was hätte er dann noch vor ſeinem Mädchen voraus?

Frau (fährt in die Höhe). Louiſe! der Major! Er ſpringt über die Planke! Wo verberg' ich mich?

Louiſe (fängt an zu zittern). Bleib' ſie doch, Mutter!

Frau. Mein Gott! wie ſeh' ich aus; ich muß mich ja ſchämen! Ich darf mich nicht vor Seiner Gnaden ſo ſehen laſſen. (Ab.)

Vierte Scene.

Ferdinand von Walter. Louiſe.

(Er fliegt auf ſie zu — ſie ſinkt entfärbt und matt auf einen Seſſel — er bleibt vor ihr ſtehen — ſie ſehen ſich eine Zeitlang ſtillſchweigend an. Pauſe.)

Ferdinand. Du biſt blaß, Louiſe?

Louiſe (ſteht auf und fällt ihm um den Hals). Es iſt nichts! nichts! Du biſt ja da. Es iſt vorüber!

Ferdinand (ihre Hand nehmend und zum Munde führend). Und liebt mich meine Louiſe noch? Mein Herz iſt das geſtrige, iſt's auch das deine noch? Ich fliege nur her, will ſehen, ob du heiter biſt, und gehn und es auch ſeyn — Du biſt's nicht!

Louiſe. Doch, doch, mein Geliebter!

Ferdinand. Rede mir Wahrheit! Du biſt's nicht! Ich ſchaue durch deine Seele, wie durch das klare Waſſer dieſes Brillanten. (Zeigt auf ſeinen Ring.) Hier wirft ſich kein Bläschen auf, das ich nicht merkte — kein Gedanke tritt in dies Angeſicht, der mir entwiſchte! Was haſt du? Geſchwind! Weiß ich nur dieſen Spiegel helle, ſo läuft keine Wolke über die Welt! Was bekümmert dich?

Louiſe (ſieht ihn eine Weile ſtumm und bedeutend an, dann mit Wehmuth). Ferdinand! Daß du doch wüßteſt, wie ſchön in dieſer Sprache das bürgerliche Mädchen ſich ausnimmt. —

Ferdinand. Was iſt das? (Befremdet.) Mädchen! Höre! wie kommſt du auf das? — Du biſt meine Louiſe!

Wer ſagt dir, daß du noch etwas ſeyn ſollteſt? Siehſt du, Falſche, auf welchem Kaltſinn ich dir begegnen muß. Wäreſt du ganz nur Liebe für mich, wann hätteſt du Zeit gehabt, eine Vergleichung zu machen? Wenn ich bei dir bin, zerſchmilzt meine Vernunft in einen Blick — in einen Traum von dir, wenn ich weg bin, und du haſt noch eine Klugheit neben deiner Liebe? Schäme dich! Jeder Augenblick, den du an dieſen Kummer verlorſt, war deinem Jüngling geſtohlen.

Louiſe (faßt ſeine Hand, indem ſie den Kopf ſchüttelt). Du willſt mich einſchläfern, Ferdinand — willſt meine Augen von dieſem Abgrund hinweglocken, in den ich ganz gewiß ſtürzen muß. Ich ſeh' in die Zukunft — die Stimme des Ruhms — deine Entwürfe — dein Vater — mein Nichts. (Erſchrickt und läßt plötzlich ſeine Hand fahren.) Ferdinand! Ein Dolch über dir und mir! Man trennt uns!

Ferdinand. Trennt uns! (Er ſpringt auf.) Woher bringſt du dieſe Ahnung, Louiſe? Trennt uns? — Wer kann den Bund zweier Herzen löſen, oder die Töne eines Akkords auseinander reißen? — Ich bin ein Edelmann — Laß doch ſehen, ob mein Adelsbrief älter iſt, als der Riß zum unendlichen Weltall? oder mein Wappen gültiger, als die Handſchrift des Himmels in Louiſens Augen: Dieſes Weib iſt für dieſen Mann! — Ich bin des Präſidenten Sohn. Eben darum. Wer, als die Liebe, kann mir die Flüche verſüßen, die mir der Landeswucher meines Vaters vermachen wird?

Louiſe. O wie ſehr fürcht' ich ihn — dieſen Vater! —

Ferdinand. Ich fürchte nichts — nichts — als die Grenzen deiner Liebe! Laß auch Hinderniſſe wie Gebirge zwiſchen uns treten, ich will ſie für Treppen nehmen und drüber hin in Louiſens Arme fliegen! Die Stürme des widrigen Schickſals ſollen meine Empfindung empor blaſen, Gefahren werden meine Louiſe nur reizender machen. — Alſo nichts mehr von Furcht, meine Liebe! Ich ſelbſt — ich will über dir wachen, wie der Zauberdrach über unterirdiſchem Golde — Mir vertraue dich! Du brauchſt keinen Engel mehr — Ich will mich zwiſchen dich und das Schickſal werfen — empfangen für dich jede Wunde — auffaſſen für dich jeden Tropfen aus dem Becher der Freude — dir ihn bringen in der Schale der Liebe. (Sie zärtlich umfaſſend.) An dieſem Arm ſoll meine Louiſe durch's Leben hüpfen; ſchöner, als er dich von ſich ließ, ſoll der Himmel dich wieder haben und mit Verwunderung eingeſtehn, daß nur die Liebe die letzte Hand an die Seelen legt. —

Louiſe (drückt ihn von ſich, in großer Bewegung). Nichts mehr! Ich bitte dich, ſchweig! — Wüßteſt du — Laß mich — du weißt nicht, daß deine Hoffnungen mein Herz wie Furien anfallen. (Will fort.)

Ferdinand (hält ſie auf). Louiſe? Wie? Was? Welche Anwandlung?

Louiſe. Ich hatte dieſe Träume vergeſſen und war glücklich — Jetzt! jetzt! von heute an — der Friede meines Lebens iſt aus — Wilde Wünſche — ich weiß es — werden in meinem Buſen raſen. — Geh — Gott vergebe dir's! — Du haſt den Feuerbrand in mein junges, friedſames Herz geworfen, und es wird nimmer, nimmer gelöſcht werden. (Sie ſtürzt hinaus. Er folgt ihr ſprachlos nach.)

Fünfte Scene.

Saal beim Präſidenten.

Der Präſident, ein Ordenskreuz um den Hals, einen Stern an der Seite, und Sekretär Wurm treten auf.

Präſident. Ein ernſthaftes Attachement? Mein Sohn? — Nein, Wurm, das macht er mich nimmermehr glauben!

Wurm. Ihro Excellenz haben die Gnade, mir den Beweis zu befehlen.

Präſident. Daß er der Bürgerkanaille den Hof macht — Flatterien ſagt — auch meinetwegen Empfindungen verplaudert — das ſind lauter Sachen, die ich möglich finde — verzeihlich finde — aber — und noch gar die Tochter eines Muſikanten, ſagt er?

Wurm. Muſikmeiſter Millers Tochter.

Präſident. Hübſch? — Zwar das verſteht ſich.

Wurm (lebhaft). Das ſchönſte Exemplar einer Blondine, die, nicht zu viel geſagt, neben den erſten Schönheiten des Hofes noch Figur machen würde.

Präſident (lacht). Er ſagt mir, Wurm — er habe ein Aug' auf das Ding — das find' ich; — aber ſieht er, mein lieber Wurm — daß mein Sohn Gefühl für das Frauenzimmer hat, macht mir Hoffnung, daß ihn die Damen nicht haſſen werden. Er kann bei Hof etwas durchſetzen. Das Mädchen iſt ſchön, ſagt er; das gefällt mir an meinem Sohn, daß er Geſchmack hat. Spiegelt er der Närrin ſolide Abſichten vor — noch beſſer — ſo ſeh' ich, daß er Witz genug hat, in ſeinen Beutel zu lügen. Er kann Präſident werden. Setzt er es noch dazu durch! — herrlich! das zeigt mir an, daß er Glück hat. — Schließt ſich die Farce mit einem geſunden Enkel — unvergleichlich! ſo trink' ich auf die guten Aſpecten meines Stammbaums eine Bouteille Malaga mehr und bezahle die Skortationsſtrafe für ſeine Dirne.

Wurm. Alles, was ich wünſche, Ihr' Excellenz, iſt, daß Sie nicht nöthig haben möchten, die Bouteille zu Ihrer Zerſtreuung zu trinken.

Präſident (ernſthaft). Wurm, beſinn' er ſich, daß ich, wenn ich einmal glaube, hartnäckig glaube; raſe, wenn ich zürne — Ich will einen Spaß daraus machen, daß er mich aufhetzen wollte. Daß er ſich ſeinen Nebenbuhler gern vom Hals geſchafft hätte, glaub' ich ihm herzlich gern. Da er meinen Sohn bei dem Mädchen auszuſtechen Mühe haben möchte, ſoll ihm der Vater zur Fliegenklatſche dienen, das find' ich wieder begreiflich — und daß er einen ſo herrlichen Anſatz zum Schelmen hat, entzückt mich ſogar — Nur, mein lieber Wurm, muß er mich nicht prellen wollen. — Nur, verſteht er mich, muß er den Pfiff nicht bis zum Einbruch in meine Grundſätze treiben!

Wurm. Ihro Excellenz verzeihen! Wenn auch wirklich — wie Sie argwohnen — die Eiferſucht hier im Spiele ſeyn ſollte, ſo wäre ſie es wenigſtens nur mit den Augen und nicht mit der Zunge.

Präſident. Und ich dächte, ſie bliebe ganz weg. Dummer Teufel, was verſchlägt es denn ihm, ob er die Karolin friſch aus der Münze oder vom Banquier bekommt. Tröſt' er ſich mit dem hieſigen Adel — wiſſentlich oder nicht — bei uns wird ſelten eine Mariage geſchloſſen, wo nicht wenigſtens ein halb Dutzend der Gäſte — oder der Aufwärter — das Paradies des Bräutigams geometriſch ermeſſen kann.

Wurm (verbeugt ſich). Ich mache hier gern den Bürgersmann, gnädiger Herr!

Präſident. Ueberdies kann er mit Nächſtem die Freude haben, ſeinem Nebenbuhler den Spott auf die ſchönſte Art heimzugeben. Eben jetzt liegt der Anſchlag im Kabinet, daß, auf Ankunft der neuen Herzogin, Lady Milford zum Schein den Abſchied erhalten und, den Betrug vollkommen zu machen, eine Verbindung eingehen ſoll. Er weiß, Wurm, wie ſehr ſich mein Anſehen auf den Einfluß der Lady ſtützt — wie überhaupt meine mächtigſten Springfedern in die Wallungen des Fürſten hineinſpielen. Der Herzog ſucht eine Partie für die Milford. Ein Anderer kann ſich melden — den Kauf ſchließen, mit der Dame das Vertrauen des Fürſten an ſich reißen, ſich ihm unentbehrlich machen — Damit nun der Fürſt im Netz meiner Familie bleibe, ſoll mein Ferdinand die Milford heirathen — Iſt ihm das helle?

Wurm. Daß mich die Augen beißen — — Wenigſtens bewies der Präſident hier, daß der Vater nur ein Anfänger gegen ihn iſt. Wenn der Major

Ihnen eben ſo den *gehorſamen Sohn* zeigt, als Sie ihm den *zärtlichen Vater*, ſo dürfte Ihre Anforderung mit Proteſt zurückkommen.

Präſident. Zum Glück war mir noch nie für die Ausführung eines Entwurfs bang, wo ich mich mit einem: *Es ſoll ſo ſeyn!* einſtellen konnte. — Aber ſeh' er nun, Wurm, das hat uns wieder auf den vorigen Punkt geleitet. Ich kündige meinem Sohn noch dieſen Vormittag ſeine Vermählung an. Das Geſicht, das er mir zeigen wird, ſoll ſeinen Argwohn entweder rechtfertigen oder ganz widerlegen.

Wurm. Gnädiger Herr, ich bitte ſehr um Vergebung! Das finſtere Geſicht, das er Ihnen ganz zuverläſſig zeigt, läßt ſich eben ſo gut auf die Rechnung der Braut ſchreiben, die Sie ihm zuführen, als derjenigen, die Sie ihm nehmen. Ich erſuche Sie um eine ſchärfere Probe. Wählen Sie ihm die untadelhafteſte Partie im Land, und ſagt er ja, ſo laſſen Sie den Sekretär Wurm drei Jahre Kugeln ſchleifen.

Präſident (beißt in die Lippen). Teufel!

Wurm. Es iſt nicht anders! Die Mutter — die Dummheit ſelbſt — hat mir in der Einfalt zu viel geplaudert.

Präſident (geht auf und nieder, preßt ſeinen Zorn zurück). Gut! Dieſen Morgen noch.

Wurm. Nur vergeſſen Ew. Excellenz nicht, daß der Major — der Sohn meines Herrn iſt!

Präſident. Er ſoll geſchont werden, Wurm!

Wurm. Und daß der Dienſt, Ihnen von einer unwillkommenen Schwiegertochter zu helfen —

Präſident. Den Gegendienſt werth iſt, ihm zu einer Frau zu helfen? Auch das, Wurm!

Wurm (bückt ſich vergnügt). Ewig der Ihrige, gnädiger Herr! (Er will gehen.)

Präſident. Was ich ihm vorhin vertraut habe, Wurm! (Drohend.) Wenn er plaudert —

Wurm (lacht). So zeigen Ihre Excellenz meine falſchen Handſchriften auf! (Er geht ab.)

Präſident. Zwar du biſt mir gewiß! Ich halte dich an deiner eigenen Schurkerei, wie den Schröter am Faden!

Ein Kammerdiener (tritt herein). Hofmarſchall von Kalb —

Präſident. Kommt wie gerufen! — Er ſoll mir angenehm ſeyn. (Kammerdiener geht.)

Sechste Scene.

Hofmarſchall von Kalb (in einem reichen, aber geſchmackloſen Hofkleide, mit Kammerherrnſchlüſſel, zwei Uhren und einem Degen, Chapeau-bas und friſirt à la Heriſſon. Er fliegt mit großem Geräuſch auf den Präſidenten zu und verbreitet einen Biſamgeruch über das ganze Parterre. **Präſident.**

Hofmarſchall (ihn umarmend). Ah! guten Morgen, mein Beſter! Wie geruht? wie geſchlafen? — Sie verzeihen doch, daß ich ſo ſpät das Vergnügen habe — dringende Geſchäfte — der Küchenzettel — Viſitenbillets

— das Arrangement der Partieen auf die heutige Schlittenfahrt — Ah — und dann mußt' ich ja auch bei dem Lever zugegen ſeyn und Seiner Durchlaucht das Wetter verkündigen.

Präſident. Ja, Marſchall, da haben Sie freilich nicht abkommen können.

Hofmarſchall. Oben drein hat mich der Schelm von Schneider noch ſitzen laſſen.

Präſident. Und doch fix und fertig?

Hofmarſchall. Das iſt noch nicht Alles! Ein Malheur jagt heute das andere! Hören Sie nur!

Präſident (zerſtreut). Iſt das möglich?

Hofmarſchall. Hören Sie nur! Ich ſteige kaum aus dem Wagen, ſo werden die Hengſte ſcheu, ſtampfen und ſchlagen aus, daß mir — ich bitte Sie! — der Gaſſenkoth über und über an die Beinkleider ſpritzt. Was anzufangen? Setzen Sie ſich um Gotteswillen in meine Lage, Baron! Da ſtand ich! Spät war es! Eine Tagreiſe iſt es — und in dem Aufzug vor Seine Durchlaucht — Gott der Gerechte! Was fällt mir bei? Ich fingire eine Ohnmacht! Man bringt mich über Hals und Kopf in die Kutſche! Ich in voller Carrière nach Haus — wechsele die Kleider — fahre zurück — Was ſagen Sie? — und bin noch der Erſte in der Antichambre — Was denken Sie?

Präſident. Ein herrliches Impromptu des menſchlichen Witzes — Doch das beiſeite, Kalb — Sie ſprachen alſo mit dem Herzog?

Hofmarſchall (wichtig). Zwanzig Minuten und eine halbe.

Präſident. Das geſteh' ich! und wiſſen wir alſo ohne Zweifel eine wichtige Neuigkeit?

Hofmarſchall (ernſthaft, nach einigem Stillſchweigen). Seine Durchlaucht haben heute einen Merde d'Oye Biber an.

Präſident. Man denke! — Nein, Marſchall, ſo habe ich doch eine beſſere Zeitung für Sie — Daß Lady Milford Majorin von Walter wird, iſt Ihnen gewiß etwas Neues?

Hofmarſchall. Denken Sie! Und das iſt ſchon richtig gemacht?

Präſident. Unterſchrieben, Marſchall — und Sie verbinden mich, wenn Sie ohne Aufſchub dahin gehen, die Lady auf ſeinen Beſuch präpariren und den Entſchluß meines Ferdinands in der ganzen Reſidenz bekannt machen.

Hofmarſchall (entzückt). O mit tauſend Freuden, mein Beſter! — Was kann mir erwünſchter kommen? — Ich fliege ſogleich — (Umarmt ihn.) Leben Sie wohl — in drei Viertelſtunden weiß es die ganze Stadt. (Hüpft hinaus.)

Präſident (lacht dem Marſchall nach). Man ſage noch, daß dieſe Geſchöpfe in der Welt zu nichts taugen — — Nun muß ja mein Ferdinand wollen, oder die ganze Stadt hat gelogen. (Klingelt — Wurm kommt.) Mein Sohn ſoll hereinkommen! (Wurm geht ab, der Präſident auf und nieder, gedankenvoll.)

Siebente Scene.

Ferdinand. Präſident. Wurm (welcher gleich abgeht).

Ferdinand. Sie haben befohlen, gnädiger Herr Vater —

Präſident. Leider muß ich das, wenn ich meines Sohnes einmal froh werden will! — Laß er uns allein, Wurm! — Ferdinand, ich beobachte dich ſchon eine Zeitlang und finde die offene raſche Jugend nicht mehr, die mich ſonſt ſo entzückt hat. Ein ſeltſamer Gram brütet auf deinem Geſichte. Du fliehſt mich — du fliehſt deine Cirkel — Pfui! — Deinen Jahren verzeiht man zehn Ausſchweifungen vor einer einzigen Grille. Ueberlaß dieſe mir, lieber Sohn! Mich laß an deinem Glück arbeiten, und denke auf nichts, als in meine Entwürfe zu ſpielen. — Komm! umarme mich, Ferdinand!

Ferdinand. Sie ſind heute ſehr gnädig, mein Vater.

Präſident. Heute, du Schalk — und dieſes Heute noch mit der herben Grimaſſe? (Ernſthaft.) Ferdinand! — Wem zu lieb hab' ich die gefährliche Bahn zum Herzen des Fürſten betreten? Wem zu lieb bin ich auf ewig mit meinem Gewiſſen und dem Himmel zerfallen? — Höre, Ferdinand — Ich ſpreche mit meinem Sohne — Wem hab' ich durch die Hinwegräumung meines Vorgängers Platz gemacht — eine Geſchichte, die deſto blutiger in mein Inwendiges ſchneidet, je ſorgfältiger ich das Meſſer der Welt verberge? Höre! ſage mir, Ferdinand! wem that ich dies alles?

Ferdinand (tritt mit Schrecken zurück.) Doch mir nicht, mein Vater? Doch auf mich ſoll der blutige Widerſchein dieſes Frevels nicht fallen? Beim allmächtigen Gott! es iſt beſſer, gar nicht geboren ſeyn, als dieſer Miſſethat zur Ausrede dienen!

Präſident. Was war das? Was? Doch ich will es dem Romanenkopfe zu gut halten! — Ferdinand — ich will mich nicht erhitzen! — Vorlauter Knabe, lohnſt du mir *alſo* für meine ſchlafloſen Nächte? *Alſo* für meine raſtloſe Sorge? *Alſo* für den ewigen Skorpion meines Gewiſſens? Auf mich fällt die Laſt der Verantwortung — auf mich der Fluch, der Donner des Richters — Du empfängſt dein Glück von der zweiten Hand — Das Verbrechen klebt nicht am Erbe.

Ferdinand (ſtreckt die rechte Hand gen Himmel). Feierlich entſag' ich hier einem Erbe, das mich nur an einen abſcheulichen Vater erinnert!

Präſident. Höre, junger Menſch, bringe mich nicht auf! — Wenn es nach deinem Kopfe ginge, du kröcheſt dein Leben lang im Staube!

Ferdinand. O, immer noch beſſer, Vater, als ich kröch' um den Thron herum.

Präſident (verbeißt ſeinen Zorn). Hum! — Zwingen muß man dich, dein Glück zu erkennen! Wo zehn Andere mit aller Anſtrengung nicht hinaufklimmen, wirſt du ſpielend, im Schlafe, gehoben! Du biſt im zwölften Jahre Fähndrich! Im zwanzigſten Major! Ich hab' es durchgeſetzt beim Fürſten. Du wirſt die Uniform ausziehen und in das Miniſterium eintreten! Der Fürſt ſprach vom Geheimenrath — Geſandtſchaften —

außerordentlichen Gnaden! Eine herrliche Ausſicht dehnt ſich vor dir! — Die ebene Straße zunächſt nach dem Throne — zu **dem** Throne ſelbſt, wenn anders die Gewalt ſo viel werth iſt, als ihre Zeichen — das begeiſtert dich nicht?

Ferdinand. Weil meine Begriffe von Größe und Glück nicht ganz die Ihrigen ſind — Ihre Glückſeligkeit macht ſich nur ſelten anders, als durch Verderben bekannt. Neid, Furcht, Verwünſchungen ſind die traurigen Spiegel, worin ſich die Hoheit eines Beherrſchers belächelt — Thränen, Flüche, Verzweiflung die entſetzliche Mahlzeit, woran die geprieſenen Glücklichen ſchwelgen, von der ſie betrunken aufſtehen und ſo in die Ewigkeit vor den Thron Gottes taumeln — Mein Ideal von Glück zieht ſich genügſamer in mich ſelbſt zurück! In meinem Herzen liegen alle meine Wünſche begraben!

Präſident. Meiſterhaft! Unverbeſſerlich! Herrlich! Nach dreißig Jahren die erſte Vorleſung wieder! — Schade nur, daß mein fünfzigjähriger Kopf zu zäh für das Lernen iſt! — Doch — dies ſeltene Talent nicht einroſten zu laſſen, will ich dir Jemand an die Seite geben, bei dem du dich in dieſer buntſcheckigen Tollheit nach Wunſch exerciren kannſt. — Du wirſt dich entſchließen — noch heute entſchließen — eine Frau zu nehmen.

Ferdinand (tritt beſtürzt zurück). Mein Vater!

Präſident. Ohne Komplimente — Ich habe der Lady Milford in deinem Namen eine Karte geſchickt. Du wirſt dich ohne Aufſchub bequemen, dahin zu gehen und ihr zu ſagen, daß du ihr Bräutigam biſt!

Ferdinand. Der Milford, mein Vater?

Präſident. Wenn ſie dir bekannt iſt! —

Ferdinand (außer Faſſung). Welcher Schandſäule im Herzogthum iſt ſie das nicht! — Aber ich bin wohl lächerlich, lieber Vater, daß ich Ihre Laune für Ernſt aufnehme? Würden Sie Vater zu dem Schurken Sohn ſeyn wollen, der eine privilegirte Buhlerin heirathete?

Präſident. Noch mehr! Ich würde ſelbſt um ſie werben, wenn ſie einen Fünfziger möchte. — Würdeſt du zu dem Schurken Vater nicht Sohn ſeyn wollen?

Ferdinand. Nein! So wahr Gott lebt!

Präſident. Eine Frechheit, bei meiner Ehre! die ich ihrer Seltenheit wegen vergebe —

Ferdinand. Ich bitte Sie, Vater! Laſſen Sie mich nicht länger in einer Vermuthung, wo es mir unerträglich wird, mich Ihren Sohn zu nennen!

Präſident. Junge, biſt du toll? Welcher Menſch von Vernunft würde nicht nach der Diſtinktion geizen, mit ſeinem Landesherrn an einem dritten Orte zu wechſeln?

Ferdinand. Sie werden mir zum Räthſel, mein Vater! Diſtinktion nennen Sie es — Diſtinktion, da mit dem Fürſten zu theilen, wo er auch unter den Menſchen hinunterkriecht?

Präſident (ſchlägt ein Gelächter auf).

Ferdinand. Sie können lachen — und ich will über das hinweggehen, Vater! Mit welchem Geſichte ſoll ich vor den ſchlechteſten Handwerker treten, der mit ſeiner Frau wenigſtens doch einen ganzen Körper zur Mitgift bekommt? Mit welchem Geſicht vor die Welt? vor den Fürſten? Mit welchem vor die Buhlerin ſelbſt, die den Brandflecken ihrer Ehre in meiner Schande auswaſchen würde?

Präſident. Wo in aller Welt bringſt du das Maul her, Junge?

Ferdinand. Ich beſchwöre Sie bei Himmel und Erde, Vater! Sie können durch die Hinwerfung Ihres einzigen Sohnes ſo glücklich nicht werden, als Sie ihn unglücklich machen! Ich gebe Ihnen mein Leben, wenn das Sie ſteigen machen kann. Mein Leben hab' ich von Ihnen; ich werde keinen Augenblick anſtehen, es ganz Ihrer Größe zu opfern! — Meine Ehre, Vater! — wenn Sie mir dieſe nehmen, ſo war es ein leichtfertiges Schelmenſtück, mir das Leben zu geben, und ich muß den Vater wie den Kuppler verfluchen.

Präſident (freundlich, indem er ihm auf die Achſel klopft). Brav, lieber Sohn! Jetzt ſeh' ich, daß du ein ganzer Kerl biſt und der beſten Frau im Herzogthum würdig. — Sie ſoll dir werden — Noch dieſen Mittag wirſt du dich mit der Gräfin von Oſtheim verloben!

Ferdinand (auf's Neue betreten). Iſt dieſe Stunde beſtimmt, mich ganz zu zerſchmettern?

Präſident (einen lauernden Blick auf ihn werfend). Wo doch hoffentlich deine Ehre nichts einwenden wird?

Ferdinand. Nein, mein Vater! Friederike von Oſtheim könnte jeden Andern zum Glücklichſten machen! (Vor ſich, in höchſter Verwirrung.) Was ſeine Bosheit an meinem Herzen noch ganz ließ, zerreißt ſeine Güte.

Präſident (noch immer kein Auge von ihm wendend). Ich warte auf deine Dankbarkeit, Ferdinand! —

Ferdinand (ſtürzt auf ihn zu und küßt ihm feurig die Hand). Vater! Ihre Gnade entflammt meine ganze Empfindung — Vater! meinen heißeſten Dank für Ihre herzliche Meinung — Ihre Wahl iſt untadelhaft — aber — ich kann — ich darf — bedauern Sie mich — ich kann die Gräfin nicht lieben!

Präſident (tritt einen Schritt zurück). Holla! Jetzt hab' ich den jungen Herrn! Alſo in dieſe Falle ging er, der liſtige Heuchler — Alſo es war nicht die Ehre, die dir die Lady verbot. — Es war nicht die Perſon, ſondern die Heirath, die du verabſcheuteſt? —

Ferdinand (ſteht zuerſt wie verſteinert, dann fährt er auf und will fortrennen).

Präſident. Wohin? Halt! Iſt das der Reſpekt, den du mir ſchuldig biſt? (Der Major kehrt zurück.) Du biſt der Lady gemeldet. Der Fürſt hat mein Wort! Stadt und Hof wiſſen es richtig! — Wenn du mich zum Lügner machſt, Junge — vor dem Fürſten — der Lady — der Stadt — dem Hofe mich zum Lügner machſt — höre, Junge — oder wenn ich hinter gewiſſe Hiſtorien komme! — Halt! Holla! Was bläſt ſo auf einmal das Feuer in deinen Wangen aus?

Ferdinand (ſchneeblaß und zitternd). Wie? Was? Es iſt gewiß nichts, mein Vater!

Präſident (einen fürchterlichen Blick auf ihn heftend). Und wenn es was iſt — und wenn ich die Spur finden ſollte, woher dieſe Widerſetzlichkeit ſtammt? — — Ha, Junge! der bloße Verdacht ſchon bringt mich zum

Raſen! Geh den Augenblick! Die Wachtparade fängt an! Du wirſt bei der Lady ſeyn, ſobald die Parole gegeben iſt! — Wenn ich auftrete, zittert ein Herzogthum! Laß doch ſehen, ob mich ein Starrkopf von Sohn meiſtert! (Er geht und kommt noch einmal wieder.) Junge, ich ſage dir, du wirſt dort ſeyn, oder fliehe meinen Zorn! (Er geht ab.)

Ferdinand (erwacht aus einer dumpfen Betäubung). Iſt er weg? War das eines Vaters Stimme? — Ja! Ich will zu ihr — will hin — will ihr Dinge ſagen, will ihr einen Spiegel vorhalten — Nichtswürdige! und wenn du auch noch dann meine Hand verlangſt — Im Angeſicht des verſammelten Adels, des Militärs und des Volks — Umgürte dich mit dem ganzen Stolze deines Englands — Ich verwerfe dich — ein deutſcher Jüngling! (Er eilt hinaus.)

* * *

Zweiter Akt.

Ein Saal im Palais der Lady Milford; zur rechten Hand ſteht ein Sopha, zur Linken ein Flügel.

Erſte Scene.

Lady in einem freien, aber reizenden Negligé, die Haare noch unfriſirt, ſizt vor dem Flügel und phantaſirt; **Sophie**, die Kammerjungfer, kommt von dem Fenſter.

Sophie. Die Offiziers gehen auseinander! Die Wachtparade iſt aus — aber ich ſehe noch keinen Walter!

Lady (ſehr unruhig, indem ſie aufſteht und einen Gang durch den Saal macht). Ich weiß nicht, wie ich mich heute finde, Sophie — Ich bin noch nie ſo geweſen — Alſo du ſahſt ihn gar nicht? — Freilich wohl — Es wird ihm nicht eilen — Wie ein Verbrechen liegt es auf meiner Bruſt — Geh, Sophie — man ſoll mir den wildeſten Renner herausführen, der im Marſtall iſt! Ich muß in's Freie — Menſchen ſehen und blauen Himmel, und mich leichter reiten um's Herz herum.

Sophie. Wenn Sie ſich unpäßlich fühlen, Milady — berufen Sie Aſſemblee hier zuſammen! Laſſen Sie den Herzog hier Tafel halten, oder die l'Hombretiſche vor Ihren Sopha ſetzen! Mir ſollte der Fürſt und ſein ganzer Hof zu Gebote ſtehen und eine Grille im Kopfe ſurren?

Lady (wirft ſich in den Sopha). Ich bitte, verſchone mich! Ich gebe dir einen Demant für jede Stunde, wo ich ſie mir vom Halſe ſchaffen kann! Soll ich meine Zimmer mit dieſem Volk tapeziren? — Das ſind ſchlechte, erbärmliche Menſchen, die ſich entſetzen, wenn mir ein warmes herzliches Wort entwiſcht, Mund und Naſen aufreißen, als ſähen ſie einen Geiſt — Sklaven eines einzigen Marionettendrahts, den ich leichter als mein Filet regiere! — Was fang' ich mit den Leuten an, deren Seelen ſo gleich als ihre Sackuhren gehen? Kann ich eine Freude daran finden, ſie was zu fragen, wenn ich voraus weiß, was ſie mir antworten werden? Oder Worte mit ihnen wechſeln, wenn ſie das Herz nicht haben, andrer Meinung als ich zu ſeyn? — Weg mit ihnen! Es iſt verdrüßlich, ein Roß zu reiten, das nicht auch in den Zügel beißt. (Sie tritt zum Fenſter.)

Sophie. Aber den Fürſten werden ſie doch ausnehmen, Lady? Den ſchönſten Mann — den feurigſten Liebhaber — den witzigſten Kopf in ſeinem ganzen Lande!

Lady (kommt zurück). Denn es iſt ſein Land — und nur ein Fürſtenthum, Sophie, kann meinem Geſchmack zur erträglichen Ausrede dienen — Du ſagſt, man beneide mich! Armes Ding! Beklagen ſoll man mich vielmehr! Unter allen, die an den Brüſten der Majeſtät trinken, kommt die Favoritin am ſchlechteſten weg, weil ſie allein dem großen und reichen Mann auf dem Bettelſtabe begegnet — Wahr iſt's, er kann mit dem Talisman ſeiner Größe jeden Geluſt meines Herzens, wie ein Feenſchloß, aus der Erde rufen! — Er ſetzt den Saft von zwei Indien auf die Tafel — ruft Paradieſe aus Wildniſſen — läßt die Quellen ſeines Landes in ſtolzen Bogen gen Himmel ſpringen, oder das Mark ſeiner Unterthanen in einem Feuerwerk hinpuffen — — Aber kann er auch ſeinem Herzen befehlen, gegen ein großes, feuriges Herz groß und feurig zu ſchlagen? Kann er ſein darbendes Gehirn auf ein einziges ſchönes Gefühl exequiren? — Mein Herz hungert bei all dem Vollauf der Sinne; und was helfen mich tauſend beſſ're Empfindungen, wo ich nur Wallungen löſchen darf?

Sophie (ſieht ſie verwundernd an). Wie lang' iſt es denn aber, daß ich Ihnen diene, Milady?

Lady. Weil du erſt heute mit mir bekannt wirſt? — Es iſt wahr, liebe Sophie — ich habe dem Fürſten meine Ehre verkauft; aber mein Herz habe ich frei behalten — ein Herz, meine Gute, das vielleicht eines Mannes noch werth iſt — über welches der giftige Wind des Hofes nur wie der Hauch über den Spiegel ging! Trau' es mir zu, meine Liebe, daß ich es längſt gegen dieſen armſeligen Fürſten behauptet hätte, wenn ich es nur von meinem Ehrgeiz erhalten könnte, einer Dame am Hofe den Rang vor mir einzuräumen!

Sophie. Und dieſes Herz unterwarf ſich dem Ehrgeize ſo gern?

Lady (lebhaft). Als wenn es ſich nicht ſchon gerächt hätte! — Nicht jetzt noch ſich rächte! — Sophie!

(Bedeutend, indem ſie die Hand auf Sophiens Achſel fallen läßt.) Wir Frauenzimmer können nur zwiſchen Herrſchen und Dienen wählen, aber die höchſte Wonne der Gewalt iſt doch nur ein elender Behelf, wenn uns die größere Wonne verſagt wird, Sklavinnen eines Mannes zu ſeyn, den wir lieben!

Sophie. Eine Wahrheit, Milady, die ich von Ihnen zuletzt hören wollte!

Lady. Und warum, meine Sophie? Sieht man es denn dieſer kindiſchen Führung des Scepters nicht an, daß wir nur für das Gängelband taugen? Sahſt du es denn dieſem launiſchen Flatterſinne nicht an — dieſen wilden Ergötzungen nicht an, daß ſie nur wildere Wünſche in meiner Bruſt überlärmen ſollten?

Sophie (tritt erſtaunt zurück). Lady!

Lady (lebhafter). Befriedige dieſe! Gib mir den Mann, den ich jetzt denke — den ich anbete — ſterben, Sophie, oder beſitzen muß. (Schmelzend.) Laß mich aus ſeinem Munde es vernehmen, daß Thränen der Liebe ſchöner glänzen in unſern Augen, als die Brillanten in unſerm Haar, (feurig) und ich werfe dem Fürſten ſein Herz und ſein Fürſtenthum vor die Füße, fliehe mit dieſem Manne, fliehe in die entlegenſte Wüſte der Welt — —

Sophie (blickt ſie erſchrocken an). Himmel! was machen Sie? Wie wird Ihnen, Lady?

Lady (beſtürzt). Du entfärbſt dich? — Hab' ich vielleicht etwas zu viel geſagt? — O laß mich deine Zunge mit meinem Zutrauen binden — höre noch mehr — höre Alles —

Sophie (ſchaut ſich ängſtlich um). Ich fürchte, Milady — ich fürchte — ich brauch' es nicht mehr zu hören!

Lady. Die Verbindung mit dem Major — Du und die Welt ſtehen im Wahn, ſie ſey eine Hof-Kabale — Sophie — erröthe nicht — ſchäme dich meiner nicht — ſie iſt das Werk meiner Liebe!

Sophie. Bei Gott! was mir ahnete!

Lady. Sie ließen ſich beſchwatzen, Sophie — der ſchwache Fürſt — der hofſchlaue Walter — der alberne Marſchall — jeder von ihnen wird darauf ſchwören, daß dieſe Heirath das unfehlbarſte Mittel ſey, mich dem Herzog zu retten, unſer Band um ſo feſter zu knüpfen! — Ja, es auf ewig zu trennen! auf ewig dieſe ſchändlichen Ketten zu brechen! — Belogne Lügner! Von einem ſchwachen Weibe überliſtet! — Ihr ſelbſt führt mir jetzt meinen Geliebten zu! Das war es ja nur, was ich wollte — Hab' ich ihn einmal — hab' ich ihn — o dann auf immer gute Nacht, abſcheuliche Herrlichkeit —

Zweite Scene.

Ein alter Kammerdiener des Fürſten (der ein Schmuckkäſtchen trägt). Die Vorigen.

Kammerdiener. Seine Durchlaucht der Herzog empfehlen ſich Milady zu Gnaden und ſchicken Ihnen dieſe Brillanten zur Hochzeit! Sie kommen ſo eben erſt aus Venedig!

Lady (hat das Käſtchen geöffnet und fährt erſchrocken zurück). Menſch! was bezahlt der Herzog für dieſe Steine?

Kammerdiener (mit finſterm Geſicht). Sie koſten ihn keinen Heller!

Lady. Was? Biſt du raſend? Nichts! — und (indem ſie einen Schritt von ihm wegtritt) du wirſt mir ja einen Blick zu, als wenn du mich durchbohren wollteſt — Nichts koſten ihn dieſe unermeßlich koſtbaren Steine?

Kammerdiener. Geſtern ſind ſiebentauſend Landeskinder nach Amerika fort — die zahlen Alles!

Lady (ſetzt den Schmuck plötzlich nieder und geht raſch durch den Saal, nach einer Pauſe zum Kammerdiener). Mann! was iſt dir? Ich glaube, du weinſt?

Kammerdiener (wiſcht ſich die Augen, mit ſchrecklicher Stimme, alle Glieder zitternd). Edelſteine, wie dieſe da — ich habe auch ein paar Söhne darunter.

Lady (wendet ſich bebend weg, ſeine Hände faſſend). Doch keinen gezwungenen?

Kammerdiener (lacht fürchterlich). O Gott! — Nein — lauter Freiwillige! Es traten wohl ſo etliche vorlaute Burſche vor die Front heraus und fragten den Oberſten, wie theuer der Fürſt das Joch Menſchen verkaufe? — Aber unſer gnädigſter Landesherr ließ alle Regimenter auf dem Paradeplatz aufmarſchiren und die Maulaffen niederſchießen. Wir hörten die Büchſen knallen, ſahen ihr Gehirn auf das Pflaſter ſpritzen, und die ganze Armee ſchrie: Juchhe! nach Amerika!

Lady (ſinkt mit Entſetzen in den Sopha). Gott! Gott! — Und ich hörte nichts? und merkte nichts?

Kammerdiener. Ja, gnädige Frau! — Warum mußtet ihr denn mit unſerm Herrn gerad' auf die Bärenhatz reiten, als man den Lärmen zum Aufbruch ſchlug? — Die Herrlichkeit hättet ihr doch nicht verſäumen ſollen, wie uns die gellenden Trommeln verkündigten, es iſt Zeit, und heulende Waiſen dort einen lebendigen Vater verfolgten und hier eine wüthende Mutter lief, ihr ſäugendes Kind an Bajonetten zu ſpießen, und wie man Bräutigam und Braut mit Säbelhieben auseinander riß, und wie Graubärte verzweiflungsvoll daſtanden und den Burſchen auch zuletzt die Krücken noch nachwarfen in die neue Welt — O und mitunter das polternde Wirbelſchlagen, damit der Allwiſſende uns nicht ſollte beten hören —

Lady (ſteht auf, heftig bewegt). Weg mit dieſen Steinen — ſie blitzen Höllenflammen in mein Herz. (Sanfter zum Kammerdiener.) Mäßige dich, armer alter Mann! Sie werden wieder kommen. Sie werden ihr Vaterland wieder ſehen.

Kammerdiener (warm und voll). Das weiß der Himmel! das werden ſie! — Noch am Stadtthor drehten ſie ſich um und ſchrieen: „Gott mit euch, Weib und Kinder! — Es leb' unſer Landesvater — Am jüngſten Gerichte ſind wir wieder da!“ —

Lady (mit ſtarkem Schritt auf- und niedergehend). Abſcheulich! Fürchterlich! — Mich beredete man, ich habe ſie alle getrocknet, die Thränen des Landes — Schrecklich, ſchrecklich gehen mir die Augen auf — Geh du

— Sag' deinem Herrn — Ich werd' ihm perſönlich danken! (Kammerdiener will gehen, ſie wirft ihm ihre Goldbörſe in den Hut.) Und das nimm, weil du mir Wahrheit ſagteſt. —

Kammerdiener (wirft ſie verächtlich auf den Tiſch zurück). Legt's zu dem Uebrigen! (Er geht ab.)

Lady (ſieht ihm erſtaunt nach). Sophie, ſpring' ihm nach, frag' ihn um ſeinen Namen! Er ſoll ſeine Söhne wieder haben! (Sophie ab. Lady nachdenkend auf und nieder. Pauſe. Zu Sophien, die wieder kommt.) Ging nicht jüngſt ein Gerücht, daß das Feuer eine Stadt an der Grenze verwüſtet und bei vierhundert Familien an den Bettelſtab gebracht habe? (Sie klingelt.)

Sophie. Wie kommen Sie auf das? Allerdings iſt es ſo, und die mehrſten dieſer Unglücklichen dienen jetzt ihren Gläubigern als Sklaven, oder verderben in den Schachten der fürſtlichen Silberbergwerke.

Bedienter (kommt). Was befehlen Milady?

Lady (gibt ihm den Schmuck). Daß das ohne Verzug in die Landſchaft gebracht werde! — Man ſoll es ſogleich zu Geld machen, befehl' ich, und den Gewinnſt davon unter die Vierhundert vertheilen, die der Brand ruinirt hat!

Sophie. Milady, bedenken Sie, daß Sie die höchſte Ungnade wagen!

Lady (mit Größe). Soll ich den Fluch ſeines Landes in meinen Haaren tragen? (Sie winkt dem Bedienten, dieſer geht.) Oder willſt du, daß ich unter der ſchrecklichen Laſt ſolcher Thränen zu Boden ſinke? — Geh, Sophie — Es iſt beſſer, falſche Juwelen im Haar und das Bewußtſeyn dieſer That im Herzen zu haben!

Sophie. Aber Juwelen wie dieſe! Hätten Sie nicht ihre ſchlechtern nehmen können? Nein, wahrlich, Milady! es iſt Ihnen nicht zu vergeben!

Lady. Närriſches Mädchen! Dafür werden in einem Augenblicke mehr Brillanten und Perlen für mich fallen, als zehn Könige in ihren Diademen getragen, und ſchönere —

Bedienter (kommt zurück). Major von Walter —

Sophie (ſpringt auf die Lady zu). Gott! Sie verblaſſen —

Lady. Der erſte Mann, der mir Schrecken macht — Sophie — Ich ſey unpäßlich, Eduard! — Halt — Iſt er aufgeräumt? Lacht er? Was ſpricht er? O, Sophie! Nicht wahr, ich ſehe häßlich aus?

Sophie. Ich bitte Sie, Lady! —

Bedienter. Befehlen Sie, daß ich ihn abweiſe?

Lady (ſtotternd). Er ſoll mir willkommen ſeyn. (Bedienter hinaus.) Sprich, Sophie! — Was ſag' ich ihm? Wie empfang' ich ihn? — Ich werde ſtumm ſeyn! — Er wird meiner Schwäche ſpotten — Er wird — o was ahnt mir — Du verläſſeſt mich, Sophie? — Bleib'! — Doch nein! — Geh! — So bleib' doch! (Der Major kommt durch das Vorzimmer.)

Sophie. Sammeln Sie ſich! Er iſt ſchon da!

Dritte Scene.

Ferdinand von Walter. Die Vorigen.

Ferdinand (mit einer kurzen Verbeugung). Wenn ich Sie worin unterbreche, gnädige Frau —

Lady (unter merkbarem Herzklopfen). In nichts, Herr Major, das mir wichtiger wäre.

Ferdinand. Ich komme auf den Befehl meines Vaters —

Lady. Ich bin ſeine Schuldnerin.

Ferdinand. Und ſoll Ihnen melden, daß wir uns heirathen — So weit der Auftrag meines Vaters.

Lady (entfärbt ſich und zittert). Nicht Ihres eigenen Herzens?

Ferdinand. Miniſter und Kuppler pflegen das niemals zu fragen!

Lady (mit einer Beängſtigung, daß ihr die Worte verſagen). Und Sie ſelbſt hätten ſonſt nichts beizuſetzen?

Ferdinand (mit einem Blick auf die Mamſell). Noch ſehr viel, Milady!

Lady (gibt Sophien einen Wink, dieſe entfernt ſich). Darf ich Ihnen dieſen Sopha anbieten?

Ferdinand. Ich werde kurz ſeyn, Milady!

Lady. Nun?

Ferdinand. Ich bin ein Mann von Ehre!

Lady. Den ich zu ſchätzen weiß!

Ferdinand. Kavalier!

Lady. Kein beſſ'rer im Herzogthum!

Ferdinand. Und Offizier!

Lady (ſchmeichelhaft). Sie berühren hier Vorzüge, die auch Andere mit Ihnen gemein haben! Warum verſchweigen Sie größere, worin Sie einzig ſind?

Ferdinand (froſtig). Hier brauch' ich ſie nicht!

Lady (mit immer ſteigender Angſt). Aber für was muß ich dieſen Vorbericht nehmen?

Ferdinand (langſam und mit Nachdruck). Für den Einwurf der Ehre, wenn Sie Luſt haben ſollten, meine Hand zu erzwingen!

Lady (auffahrend). Was iſt das, Herr Major?

Ferdinand (gelaſſen). Die Sprache meines Herzens — meines Wappens — und dieſes Degens!

Lady. Dieſen Degen gab Ihnen der Fürſt.

Ferdinand. Der Staat gab mir ihn durch die Hand des Fürſten — mein Herz Gott — mein Wappen ein halbes Jahrtauſend!

Lady. Der Name des Herzogs —

Ferdinand (hitzig). Kann der Herzog Geſetze der Menſchheit verdrehen, oder Handlungen münzen wie ſeine Dreier? — Er ſelbſt iſt nicht über die Ehre erhaben, aber er kann ihren Mund mit ſeinem Golde verſtopfen! Er kann den Hermelin über ſeine Schande herwerfen! Ich bitte mir aus, davon nichts mehr, Milady — Es iſt nicht mehr die Rede von weggeworfenen Ausſichten und Ahnen — oder von dieſer Degenquaſte, oder von der Meinung der Welt: ich bin bereit, dies alles mit Füßen zu treten, ſobald Sie mich nur überzeugt haben werden, daß der Preis nicht ſchlimmer noch als das Opfer iſt!

Lady (ſchmerzhaft von ihm weggehend). Herr Major! das hab' ich nicht verdient!

Ferdinand (ergreift ihre Hand). Vergeben Sie! Wir reden hier ohne Zeugen. Der Umſtand, der Sie und mich — heute und nie mehr — zuſammen führt, berechtigt mich, zwingt mich, Ihnen mein geheimſtes Gefühl nicht zurück zu halten! — — Es will mir nicht zu Kopfe, Milady, daß eine Dame von ſo viel Schönheit und Geiſt — Eigenſchaften, die ein Mann ſchätzen würde — ſich an einen Fürſten ſollte wegwerfen können, der nur das Geſchlecht an ihr zu bewundern gelernt hat, wenn ſich dieſe Dame nicht ſchämte, vor einen Mann mit ihrem Herzen zu treten!

Lady (ſchaut ihm groß in's Geſicht). Reden Sie ganz aus!

Ferdinand. Sie nennen ſich eine Brittin! Erlauben Sie mir — ich kann es nicht glauben, daß Sie eine Brittin ſind! Die freigeborne Tochter des freieſten Volks unter dem Himmel — das auch zu ſtolz iſt, fremder Tugend zu räuchern, — kann ſich nimmermehr an fremdes Laſter verdingen! Es iſt nicht möglich, daß Sie eine Brittin ſind, oder das Herz dieſer Brittin muß um ſo viel kleiner ſeyn, als größer und kühner Britanniens Adern ſchlagen!

Lady. Sind Sie zu Ende?

Ferdinand. Man könnte antworten, es iſt weibliche Eitelkeit — Leidenſchaft — Temperament — Hang zum Vergnügen! Schon öfters überlebte Tugend die Ehre! Schon Manche, die mit Schande in dieſe Schranke trat, hat nachher die Welt durch edle Handlungen mit ſich ausgeſöhnt, und das häßliche Handwerk durch einen ſchönen Gebrauch geadelt — — aber woher denn jetzt dieſe ungeheure Preſſung des Landes, die vorher nie ſo geweſen? Das war im Namen des Herzogthums! — Ich bin zu Ende!

Lady (mit Sanftmuth und Hoheit). Es iſt das Erſtemal, Walter, daß ſolche Reden an mich gewagt werden, und Sie ſind der einzige Menſch, dem ich darauf antworte — Daß Sie meine Hand verwerfen, darum ſchätz' ich Sie! Daß Sie mein Herz läſtern, vergebe ich Ihnen! Daß es Ihr Ernſt iſt, glaube ich Ihnen nicht! Wer ſich herausnimmt, Beleidigungen dieſer Art einer Dame zu ſagen, die nicht mehr als eine Nacht braucht, ihn ganz zu verderben, muß dieſer Dame eine große Seele zutrauen, oder — von Sinnen ſeyn. — Daß Sie den Ruin des Landes auf meine Bruſt wälzen, vergebe Ihnen Gott der Allmächtige, der Sie und mich und den Fürſten einſt gegen einander ſtellt. — Aber Sie haben die Engländerin in mir aufgefordert, und auf Vorwürfe dieſer Art muß mein Vaterland Antwort haben!

Ferdinand (auf ſeinen Degen geſtützt). Ich bin begierig!

Lady. Hören Sie alſo, was ich, außer Ihnen, noch Niemand vertraute, noch jemals einem Menſchen vertrauen will! — Ich bin nicht die Abenteurerin, Walter! für die Sie mich halten! Ich könnte groß thun und ſagen: Ich bin fürſtlichen Geblüts — aus des unglücklichen Thomas Norfolk's Geſchlechte, der für die ſchottiſche Maria ein Opfer ward. — Mein Vater, des Königs oberſter Kämmerer, wurde bezüchtigt, in verrätheriſchem Vernehmen mit Frankreich zu ſtehen, durch einen Spruch der Parlamente verdammt und enthauptet. — Alle unſere Güter fielen der Krone zu! Wir ſelbſt wurden des Landes verwieſen! Meine Mutter ſtarb am Tage der Hinrichtung! Ich — ein vierzehnjähriges Mädchen — floh nach Deutſchland mit meiner Wärterin — einem Käſtchen Juwelen — und dieſem Familienkreuz, das meine ſterbende Mutter mit ihrem letzten Segen mir in den Buſen ſteckte!

Ferdinand (wird nachdenkend und heftet wärmere Blicke auf die Lady).

Lady (fährt fort mit immer zunehmender Rührung). Krank — ohne Namen — ohne Schutz und Vermögen — eine ausländiſche Waiſe, kam ich nach Hamburg! Ich hatte nichts gelernt, als ein bischen Franzöſiſch — ein wenig Filet und den Flügel — deſto beſſer verſtand ich, auf Gold und Silber zu ſpeiſen, unter damaſtenen Decken zu ſchlafen, mit einem Wink zehn Bediente fliegen zu machen und die Schmeicheleien der Großen Ihres Geſchlechts aufzunehmen. — Sechs Jahre waren ſchon hingeweint. — Die letzte Schmucknadel flog dahin — Meine Wärterin ſtarb — und jetzt führte mein Schickſal Ihren Herzog nach Hamburg. Ich ſpazirte damals an den Ufern der Elbe, ſah in den Strom und fing eben an zu phantaſiren, ob dieſes Waſſer oder mein Leiden das Tiefere wäre? — Der Herzog ſah mich, fand meinen Aufenthalt, lag zu meinen Füßen und ſchwur, daß er mich liebe. (Sie hält in großer Bewegung inne, dann fährt ſie fort mit weinender Stimme.) Alle Bilder meiner glücklichen Kindheit wachten jetzt wieder mit verführendem Schimmer auf — Schwarz wie das Grab graute mich eine troſtloſe Zukunft an — Mein Herz brannte nach Herzen — Ich ſank an das ſeinige. (Von ihm wegſtürzend.) Jetzt verdammen Sie mich!

Ferdinand (ſehr bewegt, eilt ihr nach und hält ſie zurück). Lady! o Himmel! Was hör' ich? Was that ich? — — Schrecklich enthüllt ſich mein Frevel mir! Sie können mir nicht mehr vergeben!

Lady (kommt zurück und hat ſich zu ſammeln geſucht). Hören Sie weiter! Der Fürſt überraſchte zwar meine wehrloſe Tugend — aber das Blut der Norfolk empörte ſich in mir: Du, eine geborne Fürſtin, Emilie, rief es, und jetzt eines Fürſten Konkubine? — Stolz und Schickſal kämpften in meiner Bruſt, als der Fürſt mich hieher brachte und auf einmal die ſchauderndſte Scene vor meinen Augen ſtand! — Die Wolluſt der Großen dieſer Welt iſt die nimmerſatte Hyäne, die ſich mit Heißhunger Opfer ſucht. — Fürchterlich hatte ſie ſchon in dieſem Lande gewüthet — hatte Braut und Bräutigam zertrennt — hatte ſelbſt der Ehen göttliches Band zerriſſen — — hier das ſtille Glück einer Familie geſchleift — dort ein junges unerfahrnes Herz der verheerenden Peſt aufgeſchloſſen, und ſterbende Schülerinnen ſchäumten den Namen ihres Lehrers unter Flüchen und Zuckungen aus — Ich ſtellte mich zwiſchen das Lamm und den Tiger, nahm einen fürſtlichen Eid von ihm in einer Stunde der Leidenſchaft, und dieſe abſcheuliche Opferung mußte aufhören.

Ferdinand (rennt in der heftigſten Unruhe durch den Saal). Nichts mehr, Milady! Nicht weiter!

Lady. Die traurige Periode hatte einer noch traurigern Platz gemacht! Hof und Serail wimmelten jetzt von Italiens Auswurf! Flatterhafte Pariſerinnen tändelten mit dem furchtbaren Scepter und das Volk blutete unter ihren Launen — Sie alle erlebten ihren Tag! Ich ſah Sie neben mir in den Staub ſinken, denn ich war mehr Kokette, als ſie alle! Ich nahm dem Tyrannen den Zügel ab, der wollüſtig in meiner Umarmung erſchlaffte — dein Vaterland, Walter, fühlte zum Erſtenmal eine Menſchenhand und ſank vertrauend an meinen Buſen! (Pauſe, worin ſie ihn ſchmelzend anſieht.) O daß der Mann, von dem ich allein nicht verkannt ſeyn möchte, mich jetzt zwingen muß, groß zu prahlen und meine ſtille Tugend am Licht der Bewunderung zu verſengen! — Walter, ich habe Kerker geſprengt — habe Todes-Urtheile zerriſſen und manche entſetzliche Ewigkeit auf Galeeren verkürzt! In unheilbare Wunden hab' ich doch wenigſtens ſtillenden Balſam gegoſſen — mächtige Frevler in Staub gelegt und die verlorne Sache der Unſchuld oft noch mit einer buhleriſchen Thräne gerettet — Ha, Jüngling! wie ſüß war mir das! Wie ſtolz konnte mein Herz jede Anklage meiner fürſtlichen Geburt widerlegen! — Und jetzt kommt der Mann, den mein erſchöpftes Schickſal vielleicht zum Erſatz meiner vorigen Leiden ſchuf — der Mann, den ich mit brennender Sehnſucht im Traum ſchon umfaßte —

Ferdinand (fällt ihr in's Wort, durch und durch erſchüttert). Zuviel! zuviel! Das iſt wider die Abrede, Lady! Sie ſollten ſich von Anklagen reinigen und machen mich zu einem Verbrecher! Schonen Sie — ich beſchwöre Sie — ſchonen Sie meines Herzens, das Beſchämung und wüthende Reue zerreißen —

Lady (hält ſeine Hand feſt). Jetzt oder nimmermehr! Lange genug hielt die Heldin Stand — Das Gewicht dieſer Thränen mußt du noch fühlen. (Im zärtlichſten Ton.) Höre, Walter! wenn eine Unglückliche — unwiderſtehlich, allmächtig an dich gezogen — ſich an dich preßt mit einem Buſen voll glühender, unerſchöpflicher Liebe — Walter! — und du jetzt noch das kalte Wort Ehre ſprichſt — dieſe Unglückliche, niedergedrückt vom Gefühl ihrer Schande — des Laſters überdrüſſig — heldenmäßig emporgehoben vom Rufe der Tugend — ſich ſo — in deine Arme wirft (ſie umfaßt ihn, beſchwörend und feierlich) — durch dich gerettet — durch dich dem Himmel wieder geſchenkt ſeyn will, oder (das Geſicht von ihm abgewendet, mit hohler, bebender Stimme) deinem Bilde zu entfliehen, dem fürchterlichen Rufe der Verzweiflung gehorſam, in noch abſcheulichere Tiefen des Laſters wieder hinuntertaumelt —

Ferdinand (ſich von ihr losreißend, in der ſchrecklichſten Bedrängniß). Nein, beim großen Gott! ich kann das nicht aushalten — Lady, ich muß — Himmel und Erde liegen auf mir — ich muß Ihnen ein Geſtändniß thun, Lady!

Lady (von ihm wegfliehend). Jetzt nicht! Jetzt nicht, bei Allem, was heilig iſt — in dieſem entſetzlichen Augenblick nicht, wo mein zerriſſenes Herz an tauſend Dolchſtichen blutet — Sey's Tod oder Leben — ich darf es nicht — ich will es nicht hören!

Ferdinand. Doch, doch, beſte Lady! Sie müſſen es. Was ich Ihnen jetzt ſagen werde, wird meine Strafbarkeit mindern und eine warme Abbitte des Vergangenen ſeyn — Ich habe mich in Ihnen betrogen, Milady — ich erwartete — ich wünſchte, Sie meiner Verachtung würdig zu finden. Feſt entſchloſſen, Sie zu beleidigen und Ihren Haß zu verdienen, kam ich hieher. — Glücklich wir beide, wenn mein Vorſatz gelungen wäre. (Er ſchweigt eine Weile, darauf leiſer und ſchüchterner.) Ich liebe, Milady — liebe ein bürgerliches Mädchen — Louiſe Millerin, eines Muſikus Tochter. (Lady wendet ſich bleich von ihm weg, er fährt lebhafter fort.) Ich weiß, worein ich mich ſtürze; aber wenn auch Klugheit die Leidenſchaft ſchweigen heißt, ſo redet die Pflicht deſto lauter — Ich bin der Schuldige. Ich zuerſt zerriß ihrer Unſchuld goldenen Frieden — wiegte ihr Herz mit vermeſſenen Hoffnungen und gab es verrätheriſch der wilden Leidenſchaft Preis — Sie werden mich an Stand — an Geburt — an die Grundſätze meines Vaters erinnern — aber ich liebe. — Meine Hoffnung ſteigt um ſo höher, je tiefer die Natur mit Convenienzen zerfallen iſt. — Mein Entſchluß und das Vorurtheil! — Wir wollen ſehen, ob die Mode oder die Menſchheit auf dem Platze bleiben wird. (Lady hat ſich indeß bis an das äußerſte Ende des Zimmers zurückgezogen und hält das Geſicht mit beiden Händen bedeckt. Er folgt ihr dahin.) Sie wollten mir etwas ſagen, Milady?

Lady (im Ausdruck des heftigſten Leidens). Nichts, Herr von Walter! nichts, als daß Sie ſich und mich und noch eine Dritte zu Grunde richten.

Ferdinand. Noch eine Dritte?

Lady. Wir können mit einander nicht glücklich werden. Wir müſſen der Voreiligkeit Ihres Vaters zum

Opfer werden. Nimmermehr werd' ich das Herz eines Mannes haben, der mir ſeine Hand nur gezwungen gab.

Ferdinand. Gezwungen, Lady? gezwungen gab? und alſo doch gab? Können Sie eine Hand ohne Herz erzwingen? Sie einem Mädchen den Mann entwenden, der die ganze Welt dieſes Mädchens iſt? Sie einen Mann von dem Mädchen reißen, das die ganze Welt dieſes Mannes iſt? Sie, Milady — vor einem Augenblick noch die bewundernswürdige Brittin? — Sie können das?

Lady. Weil ich es muß. (Mit Ernſt und Schärfe.) Meine Leidenſchaft, Walter, weicht meiner Zärtlichkeit für Sie. Meine Ehre kann's nicht mehr — Unſre Verbindung iſt das Geſpräch des ganzen Landes. Alle Augen, alle Pfeile des Spottes ſind auf mich geſpannt. Die Beſchimpfung iſt unauslöſchlich, wenn ein Unterthan des Fürſten mich ausſchlägt! Rechten Sie mit Ihrem Vater! Wehren Sie ſich, ſo gut Sie können! — Ich laſſ' alle Minen ſprengen! (Sie geht ſchnell ab. Der Major bleibt in ſprachloſer Erſtarrung ſtehen. Pauſe. Dann ſtürzt er fort durch die Flügelthür.)

Vierte Scene.

Zimmer beim Muſikanten.

Miller. Frau Millerin. **Louiſe** (treten auf).

Miller (haſtig in's Zimmer). Ich hab's ja zuvor geſagt!

Louiſe (ängſtlich). Was, Vater? was?

Miller (rennt wie toll auf und nieder). Meinen Staatsrock her — hurtig — ich muß ihm zuvorkommen — und ein weißes Manſchettenhemd! — Das hab' ich mir gleich eingebildet!

Louiſe. Um Gotteswillen! was?

Millerin. Was gibt's denn? was iſt's denn?

Miller (wirft ſeine Perrücke in's Zimmer). Nur gleich zum Friſeur das! — Was es gibt? (Vor den Spiegel geſprungen.) Und mein Bart iſt auch wieder fingerslang. — Was es gibt? — Was wird's geben, du Rabenaas? — der Teufel iſt los und dich ſoll das Wetter ſchlagen!

Frau. Da ſehe man! Ueber mich muß gleich Alles kommen.

Miller. Ueber dich? Ja, blaues Donnermaul! und über wen anders? Heute früh mit deinem diaboliſchen Junker — Hab' ich's nicht im Moment geſagt? — Der Wurm hat geplaudert.

Frau. Ah was! Wie kannſt du das wiſſen?

Miller. Wie kann ich das wiſſen? — Da! — unter der Hausthür ſpukt ein Kerl des Miniſters und fragt nach dem Geiger!

Louiſe. Ich bin des Todes!

Miller. Du aber auch mit deinen Vergißmeinnichts-Augen! (Lacht voll Bosheit.) Das hat ſeine Richtigkeit, wem der Teufel ein Ei in die Wirthſchaft gelegt hat, dem wird eine hübſche Tochter geboren — Jetzt hab' ich's blank.

Frau. Woher weißt du denn, daß es der Louiſe gilt? Du kannſt dem Herzog rekommandirt worden ſeyn. Er kann dich in's Orcheſter verlangen.

Miller (ſpringt nach ſeinem Rohr). Daß dich der Schwefelregen von Sodom! — Orcheſter! Ja, wo du Kupplerin den Diskant wirſt heulen und mein blauer Hinterer den Kontrebaß vorſtellen! (Wirft ſich in einen Stuhl.) Gott im Himmel!

Louiſe (ſetzt ſich todtenbleich nieder). Mutter! Vater! Warum wird mir auf einmal ſo bange?

Miller (ſpringt wieder vom Stuhl auf). Aber ſoll mir der Dintenkleckſer einmal in den Schuß laufen! — Soll er mir laufen! — Es ſey in dieſer oder in jener Welt — Wenn ich ihm nicht Leib und Seele breiweich zuſammendreſche, alle zehn Gebote und alle ſieben Bitten im Vaterunſer, alle Bücher Moſis und der Propheten auf's Leder ſchreibe, daß man die blauen Flecken bei der Auferſtehung der Todten noch ſehen ſoll —

Frau. Ja! fluch' du und poltre du! Das wird jetzt den Teufel bannen! Hilf, heiliger Herregott! Wo hinaus nun? Wie werden wir Rath ſchaffen? Was nun anfangen? Vater Miller, ſo rede doch! (Sie läuft heulend durch's Zimmer.)

Miller. Auf der Stell' zum Miniſter will ich! Ich will ſelbſt mein Maul aufthun — ich ſelbſt will es angeben! Du haſt es vor mir gewußt! Du hätteſt mir einen Wink geben können! Das Mädel hätt' ſich noch weiſen laſſen. Es wäre noch Zeit geweſen — aber nein! — Da hat ſich was makeln laſſen; da hat ſich was fiſchen laſſen! Da haſt du nun Holz obendrein zugetragen! — Jetzt ſorg' auch für deinen Kuppelpelz. Friß aus, was du einbrockteſt! Ich nehme meine Tochter in Arm und marſch mit ihr über die Grenze!

Fünfte Scene.

Ferdinand von Walter (ſtürzt erſchrocken und außer Athem in's Zimmer). **Die Vorigen.**

Ferdinand. War mein Vater da?

Louiſe (fährt mit Schrecken auf). Sein Vater! Allmächtiger Gott!

Frau (ſchlägt die Hände zuſammen). Der Präſident! Es iſt aus mit uns!

Miller (lacht voll Bosheit). Gottlob! Gottlob! Da haben wir ja die Beſcherung!

Alle zugleich.

Ferdinand (eilt auf Louiſen zu und drückt ſie ſtark in die Arme). Mein biſt du, und würfen Höll' und Himmel ſich zwiſchen uns!

Louiſe. Mein Tod iſt gewiß — Rede weiter — Du ſprachſt einen ſchrecklichen Namen aus — Dein Vater?

Ferdinand. Nichts! Nichts! Es iſt überſtanden! Ich hab' dich ja wieder! Du haſt mich ja wieder! O laß mich Athem ſchöpfen an dieſer Bruſt! Es war eine ſchreckliche Stunde!

Louiſe. Welche? Du tödteſt mich!

Ferdinand (tritt zurück und ſchaut ſie bedeutend an). Eine Stunde, Louiſe, wo zwiſchen mein Herz und dich eine fremde Geſtalt ſich warf — wo meine Liebe vor meinem Gewiſſen erblaßte — wo meine Louiſe aufhörte, ihrem Ferdinand Alles zu ſeyn — —

Louiſe (ſinkt mit verhülltem Geſicht auf den Seſſel nieder).

Ferdinand (geht ſchnell auf ſie zu, bleibt ſprachlos mit ſtarrem Blick vor ihr ſtehen, dann verläßt er ſie plötzlich, in großer Bewegung). Nein! Nimmermehr! Unmöglich, Lady! Zu viel verlangt! Ich kann dir dieſe Unſchuld nicht opfern — Nein, beim unendlichen Gott! ich kann meinen Eid nicht verletzen, der mich laut wie des Himmels Donner aus dieſem brechenden Auge mahnt — Lady, blick' hieher — hieher, du Rabenvater — Ich ſoll dieſen Engel würgen? Die Hölle ſoll ich in dieſen himmliſchen Buſen ſchütten? (Mit Entſchluß auf ſie zueilend.) Ich will ſie führen vor des Weltrichters Thron, und ob meine Liebe Verbrechen iſt, ſoll der Ewige ſagen. (Er faßt ſie bei der Hand und hebt ſie vom Seſſel.) Faſſe Muth, meine Theuerſte! — Du haſt gewonnen! Als Sieger komm' ich aus dem gefährlichſten Kampf zurück!

Louiſe. Nein! Nein! — Verhehle mir nichts! Sprich es aus, das entſetzliche Urtheil! Deinen Vater nannteſt du? Du nannteſt die Lady? — Schauer des Todes ergreifen mich — Man ſagt, ſie wird heirathen.

Ferdinand (ſtürzt betäubt zu Louiſens Füßen nieder). Mich, Unglückſelige!

Louiſe (nach einer Pauſe, mit ſtillem bebenden Ton und ſchrecklicher Ruhe). Nun — was erſchreck' ich denn? — Der alte Mann dort hat mir's ja oft geſagt — ich hab' es ihm nie glauben wollen. (Pauſe, dann wirft ſie ſich Millern laut weinend in den Arm.) Vater, hier iſt deine Tochter wieder — Verzeihung, Vater! — Dein Kind kann ja nicht dafür, daß dieſer Traum ſo ſchön war, und — — ſo fürchterlich jetzt das Erwachen —

Miller. Louiſe! Louiſe! O Gott, ſie iſt von ſich — meine Tochter, mein armes Kind — Fluch über den Verführer! — Fluch über das Weib, das ſie ihm kuppelte!

Frau (wirft ſich jammernd auf Louiſen). Verdien' ich dieſen Fluch, meine Tochter? Vergeb's Ihnen Gott, Baron! — Was hat dieſes Lamm gethan, daß Sie es würgen?

Ferdinand (ſpringt an ihr auf, voll Entſchloſſenheit). Aber ich will ſeine Kabalen durchbohren — durchreißen will ich alle dieſe eiſernen Ketten des Vorurtheils — Frei wie ein Mann will ich wählen, daß dieſe Inſektenſeelen am Rieſenwerk meiner Liebe hinaufſchwindeln. (Er will fort.)

Louiſe (zittert vom Seſſel auf, folgt ihm). Bleib! Bleib! Wohin willſt du? — Vater — Mutter — in dieſer bangen Stunde verläßt er uns!

Frau (eilt ihm nach, hängt ſich an ihn). Der Präſident wird hieher kommen — Er wird unſer Kind mißhandeln — Er wird uns mißhandeln — Herr von Walter, und Sie verlaſſen uns?

Miller (lacht wüthend). Verläßt uns! Freilich! Warum nicht? — Sie gab ihm ja Alles hin! (Mit der einen Hand den Major, mit der andern Louiſen faſſend.) Geduld, Herr! der Weg aus meinem Hauſe geht nur über dieſe da — Erwarte erſt deinen Vater, wenn du kein Bube biſt. Erzähl' es ihm, wie du dich in ihr Herz ſtahlſt, Betrüger, oder bei Gott! (ihm ſeine Tochter zuſchleudernd, wild und heftig) du ſollſt mir zuvor dieſen wimmernden Wurm zertreten, den Liebe zu dir ſo zu Schanden richtete!

Ferdinand (kommt zurück, und geht auf und ab in tiefen Gedanken). Zwar die Gewalt des Präſidenten iſt groß — Vaterrecht iſt ein weites Wort — der Frevel ſelbſt kann ſich in ſeinen Falten verſtecken, er kann es weit damit treiben — weit! — Doch auf's Aeußerſte treibt's nur die Liebe — Hier, Louiſe! Deine Hand in die meinige! (Er faßt ſie heftig.) So wahr mich Gott im letzten Hauch nicht verlaſſen ſoll! — Der Augenblick, der dieſe zwei Hände trennt, zerreißt auch den Faden zwiſchen mir und der Schöpfung!

Louiſe. Mir wird bange! Blick' weg! Deine Lippen beben! Dein Auge rollt fürchterlich —

Ferdinand. Nein, Louiſe! zittre nicht! Es iſt nicht Wahnſinn, was aus mir redet! Es iſt das köſtliche Geſchenk des Himmels, Entſchluß in dem geltenden Augenblick, wo die gepreßte Bruſt nur durch etwas Unerhörtes ſich Luft macht — Ich liebe dich, Louiſe — Du ſollſt mir bleiben, Louiſe — Jetzt zu meinem Vater! (Er eilt ſchnell fort und rennt — gegen den Präſidenten.)

Sechste Scene.

Der **Präſident** (mit einem Gefolge von Bedienten). **Vorige.**

Präſident (im Hereintreten). Da iſt er ſchon!

Alle (erſchrecken).

Ferdinand (weicht einige Schritte zurück). Im Hauſe der Unſchuld.

Präſident. Wo der Sohn Gehorſam gegen den Vater lernt!

Ferdinand. Laſſen Sie uns doch — —

Präſident (unterbricht ihn, zu Millern). Er iſt der Vater?

Miller. Stadtmuſikant Miller.

Präſident (zur Frau). Sie die Mutter?

Frau. Ach ja! die Mutter!

Ferdinand (zu Millern). Vater, bring' er die Tochter weg — ihr droht eine Ohnmacht.

Präſident. Ueberflüſſige Sorgfalt! Ich will ſie anſtreichen. (Zu Louiſen.) Wie lang' kennt ſie den Sohn des Präſidenten?

Louiſe. Dieſem habe ich nie nachgefragt! Ferdinand von Walter beſucht mich ſeit dem November!

Ferdinand. Betet ſie an!

Präſident. Erhielt ſie Verſicherungen?

Ferdinand. Vor wenig Augenblicken die feierlichſten im Angeſichte Gottes.

Präſident (zornig zu ſeinem Sohn). Zur Beichte deiner Thorheit wird man dir ſchon das Zeichen geben. (Zu Louiſen.) Ich erwarte Antwort.

Louiſe. Er ſchwur mir Liebe.

Ferdinand. Und wird ſie halten!

Präſident. Muß ich befehlen, daß du ſchweigſt? — Nahm ſie den Schwur an?

Louiſe (zärtlich). Ich erwiderte ihn.

Ferdinand (mit feſter Stimme). Der Bund iſt geſchloſſen!

Präſident. Ich werde das Echo hinaus werfen laſſen. (Boshaft zu Louiſen.) Aber er bezahlte ſie doch jederzeit baar?

Louiſe (aufmerkſam). Dieſe Frage verſtehe ich nicht ganz.

Präſident (mit beißendem Lachen). Nicht? Nun! ich meine nur — Jedes Handwerk hat, wie man ſagt, ſeinen goldenen Boden — auch ſie, hoff' ich, wird ihre Gunſt nicht verſchenkt haben — oder war's ihr vielleicht mit dem bloßen Verſchluß gedient? Wie?

Ferdinand (fährt wie raſend auf). Hölle! was war das?

Louiſe (zum Major mit Würde und Unwillen). Herr von Walter, jetzt ſind Sie frei!

Ferdinand. Vater! Ehrfurcht befiehlt die Tugend auch im Bettlerkleid!

Präſident (lacht lauter). Eine luſtige Zumuthung! Der Vater ſoll die Hure des Sohns reſpektiren.

Louiſe (ſtürzt nieder). O Himmel und Erde!

Ferdinand (mit Louiſen zu gleicher Zeit, indem er den Degen nach dem Präſidenten zuckt, den er aber ſchnell wieder ſinken läßt). Vater! Sie hatten einmal ein Leben an mich zu fordern — Es iſt bezahlt. (Den Degen einſteckend.) Der Schuldbrief der kindlichen Pflicht liegt zerriſſen da —

Miller (der bis jetzt furchtſam auf der Seite geſtanden, tritt hervor in Bewegung, wechſelsweiſe vor Wuth mit den Zähnen knirſchend und vor Angſt damit klappernd). Euer Excellenz — Das Kind iſt des Vaters Arbeit — Halten zu Gnaden — Wer das Kind eine Mähre ſchilt, ſchlägt den

Vater an's Ohr, und Ohrfeig' um Ohrfeig' — Das iſt ſo Tax bei uns — Halten zu Gnaden!

Frau. Hilf, Herr und Heiland! — Jetzt bricht auch der Alte los — über unſerm Kopf wird das Wetter zuſammenſchlagen!

Präſident (der es nur halb gehört hat). Regt ſich der Kuppler auch? — Wir ſprechen uns gleich, Kuppler!

Miller. Halten zu Gnaden! Ich heiße Miller, wenn Sie ein Adagio hören wollen — mit Buhlſchaften dien' ich nicht! So lang der Hof noch da Vorrath hat, kommt die Lieferung nicht an uns Bürgersleute! Halten zu Gnaden!

Frau. Um des Himmels willen, Mann! Du bringſt Weib und Kind um.

Ferdinand. Sie ſpielen hier eine Rolle, mein Vater, wobei Sie ſich wenigſtens die Zeugen hätten erſparen können!

Miller (kommt ihm näher, herzhafter). Deutſch und verſtändlich! Halten zu Gnaden! Euer Excellenz ſchalten und walten im Land! Das iſt meine Stube! Mein devoteſtes Kompliment, wenn ich dermaleinſt ein pro memoria bringe, aber den ungehobelten Gaſt werf' ich zur Thür hinaus — Halten zu Gnaden!

Präſident (vor Wuth blaß). Was? — Was iſt das? (Tritt ihm näher.)

Miller (zieht ſich ſachte zurück). Das war nur ſo meine Meinung, Herr — Halten zu Gnaden!

Präſident (in Flammen). Ha, Spitzbube! In's Zuchthaus ſpricht dich deine vermeſſene Meinung — Fort! Man ſoll Gerichtsdiener holen. (Einige vom Gefolge gehen ab; der Präſident rennt voll Wuth durch das Zimmer.) Vater in's Zuchthaus! — an den Pranger Mutter und Metze von Tochter! Die Gerechtigkeit ſoll meiner Wuth ihre Arme borgen! Für dieſen Schimpf muß ich ſchreckliche Genugthuung haben — Ein ſolches Geſindel ſollte meine Plane zerſchlagen, und ungeſtraft Vater und Sohn an einander hetzen? — Ha, Verfluchte! Ich will meinen Haß an eurem Untergang ſättigen, die ganze Brut, Vater, Mutter und Tochter, will ich meiner brennenden Rache opfern!

Ferdinand (tritt gelaſſen und ſtandhaft unter ſie hin). O nicht doch! Seyd außer Furcht! Ich bin zugegen. (Zum Präſidenten mit Unterwürfigkeit.) Keine Uebereilung, mein Vater! Wenn Sie ſich ſelbſt lieben, keine Gewaltthätigkeit! — Es gibt eine Gegend in meinem Herzen, worin das Wort Vater noch nie gehört worden iſt — Dringen Sie nicht bis in dieſe.

Präſident. Nichtswürdiger! Schweig! Reize meinen Grimm nicht noch mehr!

Miller (kommt aus einer dumpfen Betäubung zu ſich ſelbſt). Schau' du nach deinem Kinde, Frau! Ich laufe zum Herzog! — Der Leibſchneider — das hat mir Gott eingeblaſen — der Leibſchneider lernt die Flöte bei mir! Es kann nicht fehlen beim Herzog. (Er will gehen.)

Präſident. Beim Herzog, ſagſt du? — Haſt du vergeſſen, daß ich die Schwelle bin, worüber du ſpringen oder den Hals brechen mußt? — Beim Herzog, du Dummkopf? — Verſuch' es, wenn du, lebendig todt, eine Thurmhöhe tief, unter dem Boden im Kerker liegſt, wo die Nacht mit der Hölle liebäugelt, und Schall und

Licht wieder umkehren. Raßle dann mit deinen Ketten und wimmere: Mir iſt zuviel geſchehen!

Siebente Scene.

Gerichtsdiener. Die Vorigen.

Ferdinand (eilt auf Louiſen zu, die ihm halb todt in den Arm fällt). Louiſe! Hülfe! Rettung! Der Schrecken überwältigte ſie!

Miller (ergreift ſein ſpaniſches Rohr, ſetzt den Hut auf und macht ſich zum Angriffe gefaßt).

Frau (wirft ſich auf die Knie vor dem Präſidenten).

Präſident (zu den Gerichtsdienern, ſeinen Orden entblößend). Legt Hand an, im Namen des Herzogs! — Weg von der Metze, Junge! — Ohnmächtig oder nicht — wenn ſie nur erſt das eiſerne Halsband um hat, wird man ſie ſchon mit Steinwürfen aufwecken!

Frau. Erbarmung, Ihro Excellenz! Erbarmung! Erbarmung!

Miller (reißt ſeine Frau in die Höhe). Knie vor Gott, alte Heulhure, und nicht vor — Schelmen, weil ich ja doch ſchon in's Zuchthaus muß!

Präſident (beißt die Lippen). Du kannſt dich verrechnen, Bube! Es ſtehen noch Galgen leer! (Zu den Gerichtsdienern.) Muß ich es noch einmal ſagen?

Gerichtsdiener (dringen auf Louiſen ein).

Ferdinand (ſpringt an ihr auf und ſtellt ſich vor ſie, grimmig). Wer will was? (Er zieht den Degen ſammt der

Scheide und wehrt ſich mit dem Gefäß.) Wag' es, ſie anzurühren, wer nicht auch die Hirnſchale an die Gerichte vermiethet hat. (Zum Präſidenten.) Schonen Sie Ihrer ſelbſt! Treiben Sie mich nicht weiter, mein Vater!

Präſident (drohend zu den Gerichtsdienern). Wenn euch euer Brod lieb iſt, Memmen —

Gerichtsdiener (greifen Louiſen wieder an).

Ferdinand. Tod und alle Teufel! Ich ſage: Zurück! — Noch einmal! Haben Sie Erbarmen mit ſich ſelbſt! Treiben Sie mich nicht auf's Aeußerſte, Vater!

Präſident (aufgebracht zu den Gerichtsdienern). Iſt das euer Dienſteifer, Schurken?

Gerichtsdiener (greifen hitziger an).

Ferdinand. Wenn es denn ſeyn muß (indem er den Degen zieht und einige von denſelben verwundet), ſo verzeihe mir, Gerechtigkeit!

Präſident (voll Zorn). Ich will doch ſehen, ob auch ich dieſen Degen fühle. (Er faßt Louiſen ſelbſt, zerrt ſie in die Höhe und übergibt ſie einem Gerichtsknechte.)

Ferdinand (lacht erbittert). Vater, Vater! Sie machen hier ein beißendes Pasquill auf die Gottheit, die ſich ſo übel auf ihre Leute verſtund, und aus vollkommenen Henkersknechten ſchlechte Miniſter machte!

Präſident (zu den Uebrigen). Fort mit ihr!

Ferdinand. Vater, ſie ſoll an dem Pranger ſtehen, aber mit dem Major, des Präſidenten Sohne — Beſtehen Sie noch darauf?

Präſident. Deſto poſſirlicher wird das Spektakel — Fort!

Ferdinand. Vater! ich werfe meinen Offiziersdegen auf das Mädchen — — Beſehlen Sie noch darauf? —

Präſident. Das Port d'Epee iſt an deiner Seite des Prangerſtehens gewohnt worden — Fort! fort! Ihr wißt meinen Willen!

Ferdinand (drückt einen Gerichtsdiener weg, faßt Louiſen mit einem Arm, mit dem andern zückt er den Degen auf ſie). Vater! Eh' Sie meine Gemahlin beſchimpfen, durchſtoß' ich ſie — Beſehlen Sie noch darauf?

Präſident. Thu' es, wenn deine Klinge auch ſpitzig iſt!

Ferdinand (läßt Louiſen fahren und blickt fürchterlich zum Himmel). Du, Allmächtiger, biſt Zeuge! Kein menſchliches Mittel ließ ich unverſucht — ich muß zu einem teufliſchen ſchreiten — Ihr führt ſie zum Pranger fort, unterdeſſen (dem Präſidenten in's Ohr rufend) erzähl' ich der Reſidenz eine Geſchichte, wie man Präſident wird. (Ab.)

Präſident (wie vom Blitz gerührt). Was iſt das? — Ferdinand! — Laßt ſie ledig! (Er eilt dem Major nach.)

* * *

Dritter Akt.

Erſte Scene.

Saal beim Präſidenten.

Der Präſident und Sekretär Wurm (kommen).

Präſident. Der Streich war verwünſcht!

Wurm. Wie ich befürchtete, gnädiger Herr! Zwang erbittert die Schwärmer immer, aber bekehrt ſie nie!

Präſident. Ich hatte mein beſtes Vertrauen in dieſen Anſchlag geſetzt! Ich urtheilte ſo: Wenn das Mädchen beſchimpft wird, muß er, als Offizier, zurücktreten. —

Wurm. Ganz vortrefflich! Aber zum Beſchimpfen hätt' es auch kommen ſollen.

Präſident. Und doch — wenn ich es jetzt mit kaltem Blut überdenke — Ich hätte mich nicht ſollen eintreiben laſſen. — Es war eine Drohung, woraus er wohl nimmermehr Ernſt gemacht hätte.

Wurm. Das denken Sie ja nicht. Der gereizten Leidenſchaft iſt keine Thorheit zu bunt. Sie ſagen mir, der Herr Major habe immer den Kopf zu Ihrer Regierung geſchüttelt! Ich glaub's. Die Grundſätze, die er aus Akademien hieher brachte, wollten mir gleich nicht recht einleuchten! Was ſollten auch die phantaſtiſchen Träumereien von Seelengröße und perſönlichem Adel an einem Hof, wo die größte Weisheit diejenige iſt, im rechten Tempo, auf eine geſchickte Art, Groß und Klein zu ſeyn! Er iſt zu jung und zu feurig, um Geſchmack am langſamen, krummen Gang der Kabale zu finden, und nichts wird ſeine Ambition in Bewegung ſetzen, als was groß iſt und abenteuerlich.

Präſident (verdrüßlich). Aber was wird dieſe wohlweiſe Anmerkung an unſerm Handel verbeſſern?

Wurm. Sie wird Ew. Excellenz auf die Wunde hinweiſen, und auch vielleicht auf den Verband. Einen ſolchen Charakter — erlauben Sie — hätte man entweder nie zum Vertrauten oder niemals zum Feind machen ſollen! Er verabſcheut das Mittel, wodurch Sie geſtiegen ſind. Vielleicht war es bis jetzt nur der Sohn, der die Zunge des Verräthers band. Geben Sie ihm Gelegenheit, jenen rechtmäßig abzuſchütteln; machen Sie ihn durch wiederholte Stürme auf ſeine Leidenſchaft glauben, daß Sie der zärtliche Vater nicht ſind, ſo dringen die Pflichten des Patrioten bei ihm vor. Ja, ſchon allein die ſeltſame Phantaſie, der Gerechtigkeit ein ſo merkwürdiges Opfer zu bringen, könnte Reiz genug für ihn haben, ſelbſt ſeinen Vater zu ſtürzen.

Präſident. Wurm! — Wurm! — Er führt mich da vor einen entſetzlichen Abgrund.

Wurm. Ich will Sie zurückführen, gnädiger Herr. Darf ich freimüthig reden?

Präſident (indem er ſich niederſetzt). Wie ein Verdammter zum Mitverdammten!

Wurm. Alſo verzeihen Sie — Sie haben, dünkt mich, der biegſamen Hofkunſt den ganzen Präſidenten zu danken, warum vertrauten Sie ihr nicht auch den Vater an? Ich beſinne mich, mit welcher Offenheit Sie Ihren Vorgänger damals zu einer Partie Piquet beredeten und bei ihm die halbe Nacht mit freundſchaftlichem Burgunder hinwegſchwemmten, und das war doch die nämliche Nacht, wo die große Mine losgehen und den ganzen Mann in die Luft blaſen ſollte — Warum zeigten Sie Ihrem Sohne den Feind? Nimmermehr hätte dieſer erfahren ſollen, daß ich um ſeine Liebesangelegenheit wiſſe. Sie hätten den Roman von Seiten des Mädchens unterhöhlt und das Herz Ihres Sohnes behalten! Sie hätten den klugen General geſpielt, der den Feind nicht am Kern ſeiner Truppen faßt, ſondern Spaltungen unter den Gliedern ſtiftet!

Präſident. Wie war das zu machen?

Wurm. Auf die einfachſte Art — und die Karten ſind noch nicht ganz vergeben. Unterdrücken Sie eine Zeitlang, daß Sie Vater ſind. Meſſen Sie ſich mit einer Leidenſchaft nicht, die jeder Widerſtand nur mächtiger machte — Ueberlaſſen Sie es mir, an ihrem eigenen Feuer den Wurm auszubrüten, der ſie frißt.

Präſident. Ich bin begierig.

Wurm. Ich müßte mich ſchlecht auf den Barometer der Seele verſtehen, oder der Herr Major iſt in der Eiferſucht ſchrecklich, wie in der Liebe! Machen Sie ihm das Mädchen verdächtig — — Wahrſcheinlich oder nicht. Ein Gran Hefe reicht hin, die ganze Maſſe in eine zerſtörende Gährung zu jagen!

Präſident. Aber woher dieſen Gran nehmen?

Wurm. Da ſind wir auf dem Punkt — Vor allen Dingen, gnädiger Herr, erklären Sie mir, wie viel Sie bei der ferneren Weigerung des Majors auf dem Spiel haben — in welchem Grade es Ihnen wichtig iſt, den Roman mit dem Bürgermädchen zu endigen und die Verbindung mit Lady Milford zu Stande zu bringen?

Präſident. Kann er noch fragen, Wurm? — Mein ganzer Einfluß iſt in Gefahr, wenn die Partie mit der Lady zurückgeht, und wenn ich den Major zwinge, mein Hals!

Wurm (munter). Jetzt haben Sie die Gnade und hören! — Den Herrn Major umſpinnen wir mit Liſt. Gegen das Mädchen nehmen wir Gewalt zu Hülfe. Wir diktiren ihr ein Billet doux an eine dritte Perſon in die Feder, und ſpielen das mit guter Art dem Major in die Hände.

Präſident. Toller Einfall! Als ob ſie ſich ſo geſchwind hin bequemen würde, ihr eigenes Todesurtheil zu ſchreiben!

Wurm. Sie muß, wenn Sie mir freie Hand laſſen wollen. Ich kenne das gute Herz auf und nieder. Sie hat nicht mehr als zwei tödtliche Seiten, durch welche wir ihr Gewiſſen beſtürmen können — ihren Vater und den Major. Der Letztere bleibt ganz und gar aus dem Spiel; deſto freier können wir mit dem Muſikanten umſpringen. —

Präſident. Als zum Exempel?

Wurm. Nach dem, was Ew. Excellenz mir von dem Auftritt in ſeinem Hauſe geſagt haben, wird nichts leichter ſeyn, als den Vater mit einem Halsprozeß zu bedrohen. Die Perſon des Günſtlings und Siegelbewahrers iſt gewiſſermaßen der Schatten der Majeſtät. — Beleidigungen gegen jenen ſind Verletzungen dieſer. — Wenigſtens will ich den armen Schächer mit dieſem zuſammengeflickten Kobold durch ein Nadelöhr jagen.

Präſident. Doch — ernſthaft dürfte der Handel nicht werden.

Wurm. Ganz und gar nicht — Nur in ſo weit, als es nöthig iſt, die Familie in die Klemme zu treiben — Wir ſetzen alſo in aller Stille den Muſikus feſt — Die Noth um ſo dringender zu machen, könnte man auch die Mutter mitnehmen, — ſprechen von peinlicher Anklage, von Schaffot, von ewiger Feſtung, und machen den Brief der Tochter zur einzigen Bedingung ſeiner Befreiung.

Präſident. Gut! gut! Ich verſtehe.

Wurm. Sie liebt ihren Vater — bis zur Leidenſchaft, möcht' ich ſagen. Die Gefahr ſeines Lebens — ſeiner Freiheit zum Mindeſten — die Vorwürfe ihres Gewiſſens, den Anlaß dazu gegeben zu haben — die Unmöglichkeit, den Major zu beſitzen — endlich die Betäubung ihres Kopfes, die ich auf mich nehme — es kann nicht fehlen — ſie muß in die Falle gehn.

Präſident. Aber mein Sohn? Wird er nicht auf der Stelle Wind davon haben? Wird er nicht wüthender werden?

Wurm. Das laſſen Sie meine Sorge ſeyn, gnädiger Herr! — Vater und Mutter werden nicht eher freigelaſſen, bis die ganze Familie einen körperlichen Eid darauf ablegt, den ganzen Vorgang geheim zu halten und den Betrug zu beſtätigen.

Präſident. Einen Eid? Was wird ein Eid fruchten, Dummkopf?

Wurm. Nichts bei uns, gnädiger Herr! Bei dieſer Menſchenart Alles — Und ſehen Sie nun, wie ſchön wir beide auf dieſe Manier zum Ziel kommen werden — Das Mädchen verliert die Liebe des Majors und den Ruf ihrer Tugend! Vater und Mutter ziehen gelindere Saiten auf, und durch und durch weich gemacht von Schickſalen dieſer Art, erkennen ſie's noch zuletzt für Erbarmung, wenn ich der Tochter durch meine Hand ihre Reputation wieder gebe.

Präſident (lacht unter Kopfſchütteln). Ja, ich gebe mich dir überwunden, Schurke! Das Geweb' iſt ſataniſch fein! Der Schüler übertrifft ſeinen Meiſter — — Nun iſt die Frage, an wen das Billet muß gerichtet werden? mit wem wir ſie in Verdacht bringen müſſen?

Wurm. Nothwendig mit Jemand, der durch den Entſchluß Ihres Sohnes Alles gewinnen oder Alles verlieren muß!

Präſident (nach einigem Nachdenken). Ich weiß nur den Hofmarſchall.

Wurm (zuckt die Achſeln). Mein Geſchmack wär' er nun freilich nicht, wenn ich Louiſe Millerin hieße.

Präſident. Und warum nicht? Wunderlich! Eine blendende Garderobe — eine Atmoſphäre von Eau de mille fleurs und Biſam — auf jedes alberne Wort eine Handvoll Dukaten — und alles das ſollte die Delikateſſe einer bürgerlichen Dirne nicht endlich beſtechen können? O, guter Freund! ſo ſcrupulös iſt die Eiferſucht nicht! Ich ſchicke zum Marſchall. (Klingelt.)

Wurm. Unterdeſſen, daß Ew. Excellenz dieſes und die Gefangennehmung des Geigers beſorgen, werd' ich hinabgehen und den bewußten Liebesbrief aufſetzen.

Präſident (zum Schreibpult gehend). Den er mir zum Durchleſen heraufbringt, ſobald er zu Stand ſeyn wird. (Wurm geht ab. Der Präſident ſetzt ſich zu ſchreiben; ein Kammerdiener kommt; er ſteht auf und gibt ihm ein Papier.) Dieſer Verhaftsbefehl muß ohne Aufſchub in die Gerichte — ein anderer von euch wird den Hofmarſchall zu mir bitten.

Kammerdiener. Der gnädige Herr ſind ſo eben angefahren.

Präſident. Noch beſſer — Aber die Anſtalten ſollen mit Vorſicht getroffen werden, ſagt ihm, daß kein Aufſtand erfolgt.

Kammerdiener. Sehr wohl, Ihr' Excellenz!

Präſident. Verſteht ihr? Ganz in der Stille.

Kammerdiener. Ganz gut, Ihro Excellenz! (Ab.)

Zweite Scene.

Der Präſident und der Hofmarſchall.

Hofmarſchall (eilfertig). Nur en passant, mein Beſter! — Wie leben Sie? Wie befinden Sie ſich? —

Heute Abend iſt große **Opera Dido** — das ſuperbeſte Feuerwerk — eine ganze Stadt brennt zuſammen — Sie ſehen ſie doch auch brennen? Was?

Präſident. Ich habe Feuerwerks genug in meinem eigenen Hauſe, das meine ganze Herrlichkeit in die Luft nimmt — Sie kommen erwünſcht, lieber Marſchall, mir in einer Sache zu rathen, thätig zu helfen, die uns beide pouſſirt oder völlig zu Grunde richtet. Setzen Sie ſich.

Hofmarſchall. Machen Sie mir nicht Angſt, mein Süßer!

Präſident. Wie geſagt — pouſſirt oder ganz zu Grunde richtet. Sie wiſſen mein Projekt mit dem Major und der Lady. Sie begreifen auch, wie unentbehrlich es war, unſer beider Glück zu fixiren. Es kann Alles zuſammenfallen, Kalb! Mein Ferdinand will nicht!

Hofmarſchall. Will nicht — will nicht — ich hab's ja in der ganzen Stadt ſchon herumgeſagt! Die Mariage iſt ja in Jedermanns Munde!

Präſident. Sie können vor der ganzen Stadt als Windmacher daſtehen. Er liebt eine Andere!

Hofmarſchall. Sie ſcherzen. Iſt das auch wohl ein Hinderniß?

Präſident. Bei dem Trotzkopf das unüberwindlichſte.

Hofmarſchall. Er ſollte ſo wahnſinnig ſeyn und ſeine Fortune ſo von ſich ſtoßen? Was?

Präſident. Fragen Sie ihn das und hören Sie, was er antwortet!

Hofmarſchall. Aber, mon Dieu! was kann er denn antworten?

Präſident. Daß er der ganzen Welt das Verbrechen entdecken wolle, wodurch wir geſtiegen ſind — daß er unſere falſchen Briefe und Quittungen angeben — daß er uns beide an's Meſſer liefern wolle — das kann er antworten!

Hofmarſchall. Sind Sie von Sinnen?

Präſident. Das hat er geantwortet. Das war er ſchon Willens, in's Werk zu richten — Davon hab' ich ihn kaum noch durch meine höchſte Erniedrigung abgebracht. Was wiſſen Sie hierauf zu ſagen?

Hofmarſchall (mit einem Schafsgeſicht). Mein Verſtand ſteht ſtille!

Präſident. Das könnte noch hingehen. Aber zugleich hinterbringen mir meine Spione, daß der Oberſchenk von Bock auf dem Sprunge ſey, um die Lady zu werben.

Hofmarſchall. Sie machen mich raſend! Wer ſagen Sie? von Bock, ſagen Sie? — Wiſſen Sie denn auch, daß wir Todfeinde zuſammen ſind? Wiſſen Sie auch, warum wir es ſind?

Präſident. Das erſte Wort, das ich höre!

Hofmarſchall. Beſter! Sie werden hören und aus der Haut werden Sie fahren — Wenn Sie ſich noch des Hofballs entſinnen — — es geht jetzt in's ein und zwanzigſte Jahr — wiſſen Sie, worauf man den erſten Engliſchen tanzte und dem Grafen von Meerſchaum das weiße Wachs von einem Kronleuchter auf den Domino tröpfelte — Ach Gott, das müſſen Sie freilich noch wiſſen!

Präſident. Wer könnte ſo was vergeſſen!

Hofmarſchall. Sehen Sie! da hatte Prinzeſſin Amalie in der Hitze des Tanzes ein Strumpfband verloren. — Alles kommt, wie begreiflich, in Alarm — von Bock und ich — wir waren noch Kammerjunker — wir kriechen durch den ganzen Redoutenſaal, das Strumpfband zu ſuchen — endlich erblick' ich's — von Bock merkt's — von Bock darauf zu, reißt es mir aus den Händen — ich bitte Sie! — bringt's der Prinzeſſin und ſchnappt mir glücklich das Kompliment weg. — Was denken Sie?

Präſident. Impertinent!

Hofmarſchall. Schnappt mir das Kompliment weg — Ich meine in Ohnmacht zu ſinken. Eine ſolche Malice iſt gar nicht erlebt worden. — Endlich ermann' ich mich, nähere mich Ihrer Durchlaucht und ſpreche: Gnädige Frau! von Bock war ſo glücklich, Höchſtdenenſelben das Strumpfband zu überreichen, aber wer das Strumpfband zuerſt erblickte, belohnt ſich in der Stille und ſchweigt.

Präſident. Bravo, Marſchall! Braviſſimo!

Hofmarſchall. Und ſchweigt — Aber ich werd's dem von Bock bis zum jüngſten Gerichte noch nachtragen — der niederträchtige, kriechende Schmeichler! — Und das war noch nicht genug — Wie wir beide zugleich auf das Strumpfband zu Boden fallen, wiſcht mir von Bock an der rechten Friſur allen Puder weg und ich bin ruinirt auf den ganzen Ball.

Präſident. Das iſt der Mann, der die Milford heirathen und die erſte Perſon am Hofe werden wird.

Hofmarſchall. Sie ſtoßen mir ein Meſſer in's Herz. Wird? wird? Warum wird er? Wo iſt die Nothwendigkeit?

Präſident. Weil mein Ferdinand nicht will und ſonſt Keiner ſich meldet.

Hofmarſchall. Aber wiſſen Sie denn gar kein einziges Mittel, den Major zum Entſchluß zu bringen? — — Sey's auch noch ſo biſarr, ſo verzweifelt! Was in der Welt kann ſo widrig ſeyn, das uns jetzt nicht willkommen wäre, den verhaßten von Bock auszuſtechen!

Präſident. Ich weiß nur eines und das bei Ihnen ſteht.

Hofmarſchall. Bei mir ſteht? Und das iſt?

Präſident. Den Major mit ſeiner Geliebten zu entzweien.

Hofmarſchall. Zu entzweien? Wie meinen Sie das? — und wie mach' ich das?

Präſident. Alles iſt gewonnen, ſobald wir ihm das Mädchen verdächtig machen.

Hofmarſchall. Daß ſie ſtehle, meinen Sie?

Präſident. Ach nein doch! Wie glaubte er das? — daß ſie es noch mit einem Andern habe.

Hofmarſchall. Dieſer Andre?

Präſident. Müßten Sie ſeyn, Baron.

Hofmarſchall. Ich ſeyn? Ich? — Iſt ſie von Adel?

Präſident. Wozu das? Welcher Einfall! — Eines Muſikanten Tochter.

Hofmarſchall. Bürgerlich alſo? Das wird nicht angehen! Was?

Präſident. Was wird nicht angehen? Narrenspoſſen! Wem unter der Sonne wird es einfallen, ein Paar runde Wangen nach dem Stammbaum zu fragen?

Hofmarſchall. Aber bedenken Sie doch, ein Ehrenmann! Und meine Reputation bei Hofe!

Präſident. Das iſt was anders! Verzeihen Sie! Ich habe das noch nicht gewußt, daß Ihnen der Mann von unbeſcholtenen Sitten mehr iſt, als der von Einfluß. Wollen wir abbrechen!

Hofmarſchall. Seyen Sie klug, Baron! es war ja nicht ſo verſtanden.

Präſident (froſtig). Nein — nein! Sie haben vollkommen Recht. Ich bin es auch müde. Ich laſſe den Karren ſtehen. Dem von Bock wünſch' ich Glück zum Premierminiſter. Die Welt iſt noch anderswo. Ich fordre meine Entlaſſung vom Herzog.

Hofmarſchall. Und ich? — Sie haben gut ſchwatzen, Sie! Sie ſind ein Studirter! Aber ich, — mon Dieu! was bin denn ich, wenn mich Seine Durchlaucht entlaſſen?

Präſident. Ein Bonmot von vorgeſtern! die Mode vom vorigen Jahr!

Hofmarſchall. Ich beſchwöre Sie, Theurer, Goldner! — Erſticken Sie dieſen Gedanken! Ich will mir ja Alles gefallen laſſen!

Präſident. Wollen Sie Ihren Namen zu einem Rendez vous hergeben, den Ihnen dieſe Millerin ſchriftlich vorſchlagen ſoll?

Hofmarſchall. In Gottes Namen! Ich will ihn hergeben.

Präſident. Und den Brief irgendwo herausfallen laſſen, wo er dem Major zu Geſicht kommen muß?

Hofmarſchall. Zum Exempel auf der Parade will ich ihn, als von ohngefähr, mit dem Schnupftuch herausſchleudern.

Präſident. Und die Rolle ihres Liebhabers gegen den Major behaupten?

Hofmarſchall. Mort de ma vie! Ich will ihn ſchon waſchen! Ich will dem Naſeweis den Appetit nach meinen Amouren verleiden!

Präſident. Nun geht's nach Wunſch! Der Brief muß heute noch geſchrieben ſeyn. Sie müſſen vor Abend noch herkommen, ihn abzuholen und Ihre Rolle mit mir zu berichtigen!

Hofmarſchall. Sobald ich ſechzehn Viſiten werde gegeben haben, die von allerhöchſter Importance ſind. Verzeihen Sie alſo, wenn ich mich ohne Aufſchub beurlaube! (Geht.)

Präſident (klingelt). Ich zähle auf Ihre Verſchlagenheit, Marſchall!

Hofmarſchall (ruft zurück). Ah, mon Dieu! Sie kennen mich ja.

Dritte Scene.

Der Präſident und Wurm.

Wurm. Der Geiger und ſeine Frau ſind glücklich und ohne alles Geräuſch in Verhaft gebracht. Wollen Ew. Excellenz jetzt den Brief überleſen?

Präſident (nachdem er geleſen). Herrlich! herrlich, Sekretär! Auch der Marſchall hat angebiſſen! — Ein Gift wie das müßte die Geſundheit ſelbſt in eiternden Ausſatz verwandeln — Nun gleich mit den Vorſchlägen zum Vater und dann warm zu der Tochter! (Gehen ab zu verſchiedenen Seiten.)

Vierte Scene.

Zimmer in Millers Wohnung.

Louiſe und Ferdinand.

Louiſe. Ich bitte dich, höre auf! Ich glaube an keine glücklichen Tage mehr. Alle meine Hoffnungen ſind geſunken.

Ferdinand. So ſind die meinigen geſtiegen! Mein Vater iſt aufgereizt; mein Vater wird alle Geſchütze gegen uns richten! Er wird mich zwingen, den unmenſchlichen Sohn zu machen! Ich ſtehe nicht für meine kindliche Pflicht! Wuth und Verzweiflung werden mir das ſchwarze Geheimniß ſeiner Mordthat erpreſſen. Der Sohn wird den Vater in die Hände des Henkers liefern — Es iſt die höchſte Gefahr — — und die höchſte Gefahr mußte da ſeyn, wenn meine Liebe den Rieſenſprung wagen ſollte — — Höre, Louiſe! — Ein Gedanke, groß und vermeſſen wie meine Leidenſchaft, drängt ſich vor meine Seele — Du, Louiſe, und ich und die Liebe! — liegt nicht in dieſem Cirkel der ganze Himmel? oder brauchſt du noch etwas Viertes dazu?

Louiſe. Brich ab! Nichts mehr! Ich erblaſſe über das, was du ſagen willſt!

Ferdinand. Haben wir an die Welt keine Forderung mehr, warum denn ihren Beifall erbetteln? Warum wagen, wo nichts gewonnen wird und Alles verloren werden kann? — Wird dieſes Auge nicht eben ſo ſchmelzend funkeln, ob es im Rhein oder in der Elbe ſich ſpiegelt, oder im baltiſchen Meer? Mein Vaterland iſt, wo mich Louiſe liebt! Deine Fußtapfen in wilden, ſandigen Wüſten mir intereſſanter, als das Münſter in meiner Heimat. — Werden wir die Pracht der Städte vermiſſen? Wo wir ſeyn mögen, Louiſe, geht eine Sonne auf, eine unter — Schauſpiele, neben welchen der üppigſte Schwung der Künſte verblaßt! Werden wir Gott in keinem Tempel mehr dienen, ſo ziehet die Nacht mit begeiſternden Schauern auf, der wechſelnde Mond predigt uns Buße und eine andächtige Kirche von Sternen betet mit uns! — Werden wir uns in Geſprächen der Liebe erſchöpfen? Ein Lächeln meiner Louiſe iſt Stoff für Jahrhunderte und der Traum des Lebens iſt aus, bis ich dieſe Thräne ergründe!

Louiſe. Und hätteſt du ſonſt keine Pflicht mehr als deine Liebe?

Ferdinand (ſie umarmend). Deine Ruhe iſt meine heiligſte!

Louiſe (ſehr ernſthaft). So ſchweig und verlaß mich — Ich habe einen Vater, der kein Vermögen hat, als dieſe einzige Tochter — der morgen ſechzig Jahre alt wird — der der Rache des Präſidenten gewiß iſt!

Ferdinand (fällt raſch ein). Der uns begleiten wird. Darum keinen Einwurf mehr, Liebe! Ich gehe, mache meine Koſtbarkeiten zu Geld, erhebe Summen auf meinen Vater. Es iſt erlaubt, einen Räuber zu plündern, und ſind ſeine Schätze nicht Blutgeld des Vaterlands? — Schlag ein Uhr um Mitternacht wird ein Wagen hieher fahren. Ihr werft euch hinein! Wir fliehen!

Louiſe. Und der Fluch deines Vaters uns nach? Ein Fluch, Unbeſonnener, den auch Mörder nie ohne Erhörung ausſprechen, den die Rache des Himmels auch dem Dieb auf dem Rade hält, der uns Flüchtlinge unbarmherzig, wie ein Geſpenſt, von Meer zu Meer jagen würde? Nein, mein Geliebter! Wenn nur ein Frevel dich mir erhalten kann, ſo hab' ich noch Stärke, dich zu verlieren.

Ferdinand (ſteht ſtill und murmelt düſter). Wirklich?

Louiſe. Verlieren! — O, ohne Grenzen entſetzlich iſt der Gedanke — gräßlich genug, den unſterblichen Geiſt zu durchbohren und die glühende Wange der Freude zu bleichen. — Ferdinand! dich zu verlieren! — Doch, man verliert ja nur, was man beſeſſen hat, und dein Herz gehört deinem Stande — Mein Anſpruch war Kirchenraub, und ſchaudernd geb' ich ihn auf.

Ferdinand (das Geſicht verzerrt und an der Unterlippe nagend). Gibſt du ihn auf?

Louiſe. Nein! Sieh mich an, lieber Walter! Nicht ſo bitter die Zähne geknirſcht. Komm! Laß mich jetzt deinen ſterbenden Muth durch mein Beiſpiel beleben! Laß mich die Heldin dieſes Augenblicks ſeyn

— einem Vater den entflohenen Sohn wieder ſchenken — einem Bündniß entſagen, das die Fugen der Bürgerwelt auseinander treiben und die gemeine ewige Ordnung zu Grund ſtürzen würde — Ich bin die Verbrecherin — mit frechen, thörichten Wünſchen hat ſich mein Buſen getragen — mein Unglück iſt meine Strafe, ſo laß mir doch jetzt die ſüße, ſchmeichelnde Täuſchung, daß es mein Opfer war — Wirſt du mir dieſe Wolluſt mißgönnen?

Ferdinand (hat in der Zerſtreuung und Wuth eine Violine ergriffen und auf derſelben zu ſpielen verſucht — Jetzt zerreißt er die Saiten, zerſchmettert das Inſtrument auf dem Boden und bricht in ein lautes Gelächter aus).

Louiſe. Walter! Gott im Himmel! Was ſoll das? — Ermanne dich! — Faſſung verlangt dieſe Stunde — es iſt eine trennende! Du haſt ein Herz, lieber Walter! Ich kenne es! — Warm wie das Leben iſt deine Liebe, und ohne Schranken wie das Unermeßliche. — Schenke ſie einer Edeln und Würdigern — ſie wird die Glücklichſten ihres Geſchlechts nicht beneiden — — (Thränen unterdrückend.) Mich ſollſt du nicht mehr ſehn — Das eitle betrogene Mädchen verweine ſeinen Gram in einſamen Mauern, um ſeine Thränen wird ſich Niemand bekümmern — Leer und erſtorben iſt meine Zukunft — Doch werd' ich noch je und je am verwelkten Strauß der Vergangenheit riechen. (Indem ſie ihm mit abgewandtem Geſicht ihre zitternde Hand gibt.) Leben Sie wohl, Herr von Walter!

Ferdinand (ſpringt aus ſeiner Betäubung auf). Ich entfliehe, Louiſe! Wirſt du mir wirklich nicht folgen?

Louiſe (hat ſich im Hintergrund des Zimmers niedergeſetzt und hält das Geſicht mit beiden Händen bedeckt). Meine Pflicht heißt mich bleiben und dulden.

Ferdinand. Schlange, du lügſt! Dich feſſelt was anders hier!

Louiſe (im Ton des tiefſten inwendigen Leidens). Bleiben Sie bei dieſer Vermuthung — ſie macht vielleicht weniger elend.

Ferdinand. Kalte Pflicht gegen feurige Liebe! — Und mich ſoll das Mährchen blenden? — Ein Liebhaber feſſelt dich, und Weh über dich und ihn, wenn mein Verdacht ſich beſtätigt! (Geht ſchnell ab.)

Fünfte Scene.

Louiſe (allein).

(Sie bleibt noch eine Zeitlang ohne Bewegung und ſtumm in dem Seſſel liegen, endlich ſteht ſie auf, kommt vorwärts und ſieht furchtſam herum.)

Wo meine Eltern bleiben? — Mein Vater verſprach, in wenigen Minuten zurück zu ſeyn, und ſchon ſind fünf volle fürchterliche Stunden vorüber — Wenn ihm ein Unfall — Wie wird mir? — Warum geht mein Athem ſo ängſtlich?

(Jetzt tritt Wurm in das Zimmer und bleibt im Hintergrund ſtehen, ohne von ihr bemerkt zu werden.)

Es iſt nichts Wirkliches — Es iſt nichts als das ſchaudernde Gaukelſpiel des erhitzten Geblüts — Hat unſere Seele nur einmal Entſetzen genug in ſich getrunken, ſo wird das Aug' in jedem Winkel Geſpenſter ſehen.

Sechste Scene.

Louiſe und Sekretär Wurm.

Wurm (kommt näher). Guten Abend, Jungfer!

Louiſe. Gott! wer ſpricht da? (Sie dreht ſich um, wird den Sekretär gewahr und tritt erſchrocken zurück.) Schrecklich! Schrecklich! Meiner ängſtlichen Ahnung eilt ſchon die unglückſeligſte Erfüllung nach. (Zum Sekretär mit einem Blick voll Verachtung.) Suchen Sie etwa den Präſidenten? Er iſt nicht mehr da!

Wurm. Jungfer, ich ſuche Sie.

Louiſe. So muß ich mich wundern, daß Sie nicht nach dem Marktplatze gingen!

Wurm. Warum eben dahin?

Louiſe. Ihre Braut von der Schandbühne abzuholen.

Wurm. Mamſell Millerin! Sie haben einen falſchen Verdacht —

Louiſe (unterdrückt eine Antwort). Was ſteht Ihnen zu Dienſten?

Wurm. Ich komme, geſchickt von Ihrem Vater.

Louiſe (beſtürzt). Von meinem Vater? — Wo iſt mein Vater?

Wurm. Wo er nicht gern iſt.

Louiſe. Um Gotteswillen! Geſchwind! Mich befällt eine üble Ahnung — Wo iſt mein Vater?

Wurm. Im Thurm, wenn Sie es ja wiſſen wollen.

Louiſe (mit einem Blick zum Himmel). Das noch! Das auch noch! — — Im Thurm? Und warum im Thurm?

Wurm. Auf Befehl des Herzogs.

Louiſe. Des Herzogs?

Wurm. Der die Verletzung der Majeſtät in der Perſon ſeines Stellvertreters —

Louiſe. Was? was? O ewige Allmacht!

Wurm. Auffallend zu ahnden beſchloſſen hat.

Louiſe. Das war noch übrig! Das! — Freilich, freilich, mein Herz hatte noch außer dem Major etwas Theures — das durfte nicht übergangen werden — Verletzung der Majeſtät — Himmliſche Vorſicht! Rette! o rette meinen ſinkenden Glauben! — Und Ferdinand?

Wurm. Wählt Lady Milford, oder Fluch und Enterbung.

Louiſe. Entſetzliche Freiheit! — Und doch — doch iſt er glücklicher. Er hat keinen Vater zu verlieren. Zwar keinen haben, iſt Verdammniß genug! — Mein Vater auf Verletzung der Majeſtät — mein Geliebter die Lady oder Fluch und Enterbung — Wahrlich, bewundernswerth! Eine vollkommene Büberei iſt auch eine Vollkommenheit — Vollkommenheit? Nein! dazu fehlt noch etwas — — Wo iſt meine Mutter?

Wurm. Im Spinnhaus.

Louiſe (mit ſchmerzvollem Lächeln). Jetzt iſt es völlig! — Völlig, und jetzt wär' ich ja frei — Abgeſchält von allen Pflichten — und Thränen — und Freuden.

abgeſchält von der Verſicht. Ich brauch' ſie ja nicht mehr — (Schreckliches Stillſchweigen.) Haben Sie vielleicht noch eine Zeitung? Reden Sie immerhin. Jetzt kann ich Alles hören.

Wurm. Was geſchehen iſt, wiſſen Sie.

Louiſe. Alſo nicht, was noch kommen wird? (Wiederum Pauſe, worin ſie den Sekretär von oben bis unten anſieht.) Armer Menſch! du treibſt ein trauriges Handwerk, wobei du unmöglich ſelig werden kannſt. Unglückliche machen, iſt ſchon ſchrecklich genug, aber gräßlich iſt's, es ihnen verkündigen — ihnen vorzuſingen den Eulengeſang, dabei zu ſtehn, wenn das blutende Herz am eiſernen Schaft der Nothwendigkeit zittert und Chriſten an Gott zweifeln. — Der Himmel bewahre mich! Und würde dir jeder Angſttropfe, den du fallen ſiehſt, mit einer Tonne Goldes aufgewogen — ich möchte nicht du ſeyn — — Was kann noch geſchehen?

Wurm. Ich weiß nicht.

Louiſe. Sie wollen es nicht wiſſen. — Dieſe lichtſcheue Botſchaft fürchtet das Geräuſch der Worte, aber in der Grabſtille Ihres Geſichts zeigt ſich mir das Geſpenſt — Was iſt noch übrig? — Sie ſagten vorhin, der Herzog wolle es auffallend ahnden? Was nennen Sie auffallend?

Wurm. Fragen Sie nichts mehr.

Louiſe. Höre, Menſch! Du gingſt beim Henker zur Schule. Wie verſtändeſt du ſonſt, das Eiſen erſt langſam bedächtlich an den knirſchenden Gelenken hinaufzuführen und das zuckende Herz mit dem Streich der

Aber nicht jedem, dem dieſes Ideal in der Seele glüht, wurde die ſchöpferiſche Ruhe und der groſſe geduldige Sinn verliehen, es in den verſchwiegnen Stein einzudrücken, oder in das nüchterne Wort auszugieſſen, und den treuen Händen der Zeit zu vertrauen. Viel zu ungeſtüm, um durch dieſes ruhige Mittel zu wandern, ſtürzt ſich der göttliche Bildungstrieb oft unmittelbar auf die Gegenwart und auf das handelnde Leben, und unternimmt, den formloſen Stoff der moraliſchen Welt umzubilden. Dringend ſpricht das Unglück ſeiner Gattung zu dem fühlenden Menſchen, dringender ihre Entwürdigung, der Enthuſiasmus entflammt ſich, und das glühende Verlangen ſtrebt in kraftvollen Seelen ungeduldig zur That. Aber befragte er ſich auch, ob dieſe Unordnungen in der moraliſchen Welt ſeine Vernunft beleidigen, oder nicht vielmehr ſeine Selbſtliebe ſchmerzen? Weiß er es noch nicht, ſo wird er es an dem Eifer erkennen, womit er auf beſtimmte und beſchleunigte Wirkungen dringt. Der reine moraliſche Trieb iſt aufs Unbedingte gerichtet, für ihn giebt es keine Zeit, und die Zukunft wird ihm zur Gegenwart, ſobald ſie ſich aus der Gegenwart nothwendig entwickeln muß. Vor einer Vernunft ohne Schranken iſt die Richtung zugleich die Vollendung, und der Weg iſt zurückgelegt, ſobald er eingeſchlagen iſt.

Gieb alſo, werde ich dem jungen Freund der Wahrheit und Schönheit zur Antwort geben, der von mir wiſſen will, wie er dem edeln Trieb in ſeiner Bruſt, bey allem Widerſtande des Jahrhunderts, Genüge zu thun habe, gieb der Welt, auf die du wirkſt, die Richtung zum Guten, ſo wird der ruhige Rhythmus der Zeit die

Entwicklung bringen. Dieſe Richtung haſt du ihr gegeben, wenn du, lehrend, ihre Gedanken zum Nothwendigen und Ewigen erhebſt, wenn du, handelnd oder bildend, das Nothwendige und Ewige in einen Gegenſtand ihrer Triebe verwandelſt. Fallen wird das Gebäude des Wahns und der Willkührlichkeit, fallen muß es, es iſt ſchon gefallen, ſobald du gewiß biſt, daß es ſich neigt; aber in dem innern, nicht bloß in dem äuſſern Menſchen muß es ſich neigen. In der ſchaamhaften Stille deines Gemüths erziehe die ſiegende Wahrheit, ſtelle ſie aus dir heraus in der Schönheit, daß nicht blos der Gedanke ihr huldige, ſondern auch der Sinn ihre Erſcheinung liebend ergreife. Und damit es dir nicht begegne, von der Wirklichkeit das Muſter zu empfangen, das du ihr geben ſollſt, ſo wage dich nicht eher in ihre bedenkliche Geſellſchaft, bis du eines idealiſchen Gefolges in deinem Herzen verſichert biſt. Lebe mit deinem Jahrhundert, aber ſey nicht ſein Geſchöpf; leiſte deinen Zeitgenoſſen, aber was ſie bedürfen, nicht was ſie loben. Ohne ihre Schuld getheilt zu haben, theile mit edler Reſignation ihre Strafen, und beuge dich mit Freyheit unter das Joch, das ſie gleich ſchlecht entbehren und tragen. Durch den ſtandhaften Muth, mit dem du ihr Glück verſchmäheſt, wirſt du ihnen beweiſen, daß nicht deine Feigheit ſich ihren Leiden unterwirft. Denke ſie dir, wie ſie ſeyn ſollten, wenn du auf ſie zu wirken haſt, aber denke ſie dir, wie ſie ſind, wenn du für ſie zu handeln verſucht wirſt. Ihren Beyfall ſuche durch ihre Würde, aber auf ihren Unwerth berechne ihr Glück, ſo wird dein eigener Adel dort den ihrigen aufwecken, und ihre Unwürdigkeit hier deinen Zweck nicht vernichten. Der Ernſt deiner Grundſätze wird ſie von dir ſcheuchen, aber im Spiele ertragen ſie ſie noch;

ihr Geſchmack iſt keuſcher als ihr Herz, und hier mußt du den ſcheuen Flüchtling ergreifen. Ihre Maximen wirſt du umſonſt beſtürmen, ihre Thaten umſonſt verdammen, aber an ihrem Müſſiggange kannſt du deine bildende Hand verſuchen. Verjage die Willkühr, die Frivolität, die Rohigkeit aus ihren Vergnüaungen, ſo wirſt du ſie unvermerkt auch aus ihren Handlungen, endlich aus ihren Geſinnungen verbannen. Wo du ſie findeſt, umgieb ſie mit edeln, mit groſſen, mit geiſtreichen Formen, ſchlieſſe ſie ringsum mit den Symbolen des Vortreflichen ein, bis der Schein die Wirklichkeit und die Kunſt die Natur überwindet.

Die Fortſetzung folgt.

III

Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten.

In jenen unglücklichen Tagen, welche für Deutſchland, für Europa, ja für die übrige Welt die traurigſten Folgen hatten, als das Heer der Franken durch eine übelverwahrte Lücke in unſer Vaterland einbrach, verließ eine edle Familie ihre Beſitzungen in jenen Gegenden und entfloh über den Rhein, um den Bedrängniſſen zu entgehen, womit alle ausgezeichnete Perſonen bedrohet waren, denen man zum Verbrechen machte, daß ſie ſich ihrer Väter mit Freuden und Ehren erinnerten, und mancher Vortheile genoſſen, die ein wohldenkender Vater ſeinen Kindern und Nachkommen ſo gern zu verſchaffen wünſchte.

Die Baroneſſe von C., eine Wittwe in mittlern Jahren, erwieß ſich auch jetzt auf dieſer Flucht, wie ſonſt zu Hauſe, zum Troſte ihrer Kinder, Verwandten und Freunde, entſchloſſen und thätig. In einer weiten Sphäre erzogen und durch mancherley Schickſale ausgebildet, war ſie als eine treffliche Hausmutter bekannt, und jede Art von Geſchäft erſchien ihrem durchdringenden Geiſte willkommen. Sie wünſchte Vielen zu dienen und ihre ausgebreitete Bekanntſchaft ſetzte ſie in den Stand es zu thun. Nun mußte ſie ſich unerwartet als Führerin einer kleinen Caravane darſtellen und wußte auch dieſe zu leiten, für ſie zu ſorgen und den guten Humor, wie er ſich zeigte, in ihrem Kreiſe, auch mitten unter Bangigkeit und Noth zu unterhalten. Und wirklich ſtellte ſich bey unſern Flüchtlingen die gute Laune nicht ſelten ein, denn überraſchende Vorfälle, neue Verhältniſſe gaben den aufgeſpannten Gemüthern manchen Stoff zu Scherz und Lachen.

Bey der übereilten Flucht war das Betragen eines jeden charakteriſtiſch und auffallend. Das eine ließ ſich durch eine falſche Furcht, durch ein unzeitiges Schrecken hinreiſſen; das andere gab einer unnöthigen Sorge Raum, und alles, was dieſer zu viel jener zu wenig that, jeder Fall wo ſich Schwäche in Nachgiebigkeit oder Uebereilung zeigte, gab in der Folge Gelegenheit ſich wechſelſeitig zu plagen und aufzuziehen, ſo daß dadurch dieſe traurige Zuſtände luſtiger wurden, als eine vorſätzliche Luſtreiſe ehemals hatte werden können.

Denn wie wir manchmal in der Comödie eine Zeitlang ohne über die abſichtlichen Poſſen zu lachen, ernſthaft zuſchauen können, dagegen aber ſogleich ein lautes Gelächter entſteht, wenn in der Tragödie etwas Unſchickliches vorkommt: ſo wird auch ein Unglück in der wirklichen Welt das die Menſchen aus ihrer Faſſung bringt gewöhnlich von lächerlichen, oft auf der Stelle, gewiß aber hinterdrein, belachten Umſtänden begleitet ſeyn.

Beſonders mußte Fräulein Luiſe, die älteſte Tochter der Baroneſſe, ein lebhaftes, heftiges und in guten Tagen herriſches Frauenzimmer ſehr vieles leiden, da von ihr behauptet wurde, daß ſie bey dem erſten Schrecken ganz aus der Faſſung gerathen ſey, in Zerſtreuung, ja in einer Art von völligen Abweſenheit die unnützeſten Sachen mit dem größten Ernſte zum Aufpacken gebracht, ja ſogar einen alten Bedienten für ihren Bräutigam angeſehen habe.

Sie vertheidigte ſich aber ſo gut ſie konnte, nur wollte ſie keinen Scherz der ſich auf ihren Bräutigam bezog, dulden, indem es ihr ſchon Leiden genug verurſachte, ihn bey der alliirten Armee, in täglicher Gefahr, zu wiſſen, und eine gewünſchte Verbindung durch die allgemeine Zerrüttung aufgeſchoben und vielleicht gar vereitelt zu ſehen.

Ihr älterer Bruder Friedrich, ein entſchloßner junger Mann, führte alles was die Mutter beſchloß mit Ordnung und Genauigkeit aus, begleitete zu Pferde den Zug und war zugleich Courier, Wagenmeiſter und Wegweiſer. Der Lehrer des jüngern, hoffnungsvollen Sohnes, ein wohl unterrichteter Mann, leiſtete der Baroneſſe im Wagen Geſellſchaft; Vetter Karl fuhr mit einem alten Geiſtlichen, der, als Hausfreund, ſchon lange der Familie unentbehrlich geworden war, mit einer älteren und jüngeren Verwandten in einem nachfolgenden Wagen. Kammermädchen und Kammerdiener folgten in Halbchaiſen, und einige ſchwerbepackte Brankards, die auf mehr als einer Station zurückbleiben mußten, ſchloſſen den Zug.

Ungern hatte, wie man leicht denken kann, die ganze Geſellſchaft ihre Wohnungen verlaſſen, aber Vetter Karl entfernte ſich mit doppeltem Widerwillen von dem jenſeitigen Rheinufer; nicht daß er etwa eine Geliebte daſelbſt zurückgelaſſen hätte, wie man nach ſeiner Jugend, ſeiner guten Geſtalt und ſeiner leidenſchaftlichen Natur hätte vermuthen ſollen, er hatte ſich vielmehr von der blendenden Schönheit verführen laſſen, die unter dem Namen Freyheit ſich erſt heimlich, dann öffentlich ſo viele Anbeter zu verſchaffen wußte, und, ſo übel ſie auch die einen behandelte, von den andern mit groſſer Lebhaftigkeit verehrt wurde.

Wie Liebende gewöhnlich von ihrer Leidenſchaft verblendet werden, ſo erging es auch Vetter Karln. Sie wünſchen den Beſitz eines einzigen Gutes, und wähnen alles übrige dagegen entbehren zu können. Stand, Glücksgüter, alle Verhältniſſe ſcheinen in Nichts zu verſchwinden, indem das gewünſchte Gut zu Einem zu Allem wird. Eltern, Verwandte und Freunde werden uns fremd indem wir uns etwas zueignen, das uns ganz ausfüllt und uns alles übrige fremd macht.

Vetter Karl überließ ſich der Heftigkeit ſeiner Neigung und verhehlte ſie nicht in Geſprächen. Er glaubte um ſo freyer ſich dieſen Geſinnungen ergeben zu können, als er ſelbſt ein Edelmann war, und, obgleich der zweyte Sohn, dennoch ein anſehnliches Vermögen zu erwarten hatte. Eben dieſe Güter, die ihm künftig zufallen mußten, waren jetzt in Feindes Händen, der nicht zum beſten darauf hauſte, demohngeachtet konnte Karl einer Nation nicht feind werden, die der Welt ſo viele Vortheile verſprach, und deren Geſinnungen er nach öffentlichen Reden und Aeuſſerungen einiger Mitglieder beurtheilte. Gewöhnlich ſtörte er die Zufriedenheit der Geſellſchaft, wenn ſie ja derſelben noch fähig war, durch ein unmäſſiges Lob alles deſſen, was bey den Neufranken Gutes oder Böſes geſchah, durch ein lautes Vergnügen über ihre Fortſchritte, wodurch er die Andern um deſto mehr aus der Faſſung brachte, als ſie ihre Leiden durch die Schadenfreude eines Freundes und Verwandten verdoppelt nur um ſo ſchmerzlicher empfinden mußten.

Friedrich hatte ſich ſchon einigemal mit ihm überworfen und ließ ſich in der letzten Zeit gar nicht mehr mit ihm ein. Die Baroneſſe wußte ihn auf eine kluge Weiſe wenigſtens zu augenblicklicher Mäßigung zu leiten; Fräulein Luiſe machte ihm am meiſten zu ſchaffen, indem ſie, freylich oft ungerechter Weiſe, ſeinen Charakter und ſeinen Verſtand verdächtig zu machen ſuchte. Der Hofmeiſter gab ihm im Stillen recht; der Geiſtliche im Stillen unrecht und die Kammermädchen, denen ſeine Geſtalt reizend und ſeine Freygebigkeit reſpektabel war, hörten ihn gerne reden, weil ſie ſich durch ſeine Geſinnungen berechtigt glaubten, ihre zärtlichen Augen, die ſie bisher vor ihm beſcheiden niedergeſchlagen hatten, nunmehr in Ehren nach ihm aufzuheben.

Die Bedürfniſſe des Tages, die Hinderniſſe des Weges, die Unannehmlichkeiten der Quartiere führten die Geſellſchaft gewöhnlich auf ein gegenwärtiges Intereſſe zurück, und die groſſe Anzahl franzöſiſcher und deutſcher Ausgewanderten, die ſie überall antrafen und deren Betragen und Schickſale ſehr verſchieden waren, gaben ihnen oft zu Betrachtungen Anlaß, wieviel Urſach man habe, in dieſen Zeiten alle Tugenden, beſonders aber die Tugend der Unpartheylichkeit und Verträglichkeit zu üben.

Eines Tages machte die Baroneſſe die Bemerkung, daß man nicht deutlicher ſehen könne wie ungebildet, in jedem Sinne, die Menſchen ſeyen, als in ſolchen Augenblicken allgemeiner Verwirrung und Noth. Die bürgerliche Verfaſſung, ſagte ſie: ſcheint wie ein Schiff zu ſeyn, das eine groſſe Anzahl Menſchen, alte und junge, geſunde und kranke über ein gefährliches Waſſer, auch ſelbſt zu Zeiten des Sturms, hinüber bringt, nur in dem Augenblicke wenn das Schiff ſcheitert, ſieht man wer ſchwimmen kann und ſelbſt gute Schwimmer gehen unter ſolchen Umſtänden zu Grunde.

Wir ſehen meiſt die Ausgewanderten ihre Fehler und alberne Gewohnheiten mit ſich in der Irre herum führen und wundern uns darüber. Doch wie den reiſenden Engländer der Theekeſſel in allen vier Welttheilen nicht verläßt. ſo wird die übrige Maſſe der Menſchen von ſtolzen Anforderungen, Eitelkeit, Unmäſſigkeit, Ungeduld, Eigenſinn, Schiefheit im Urtheil und der Luſt ihrem Nebenmenſchen tückiſch etwas zu verſetzen, überall hinbegleitet; der Leichtſinnige freut ſich der Flucht wie einer Spatzierfahrt und der Ungenügſame verlangt daß ihm auch noch als Bettler alles zu Dienſten ſtehe. Wie ſelten daß uns die reine Tugend irgend eines Menſchen erſcheint, der wirklich für andere zu leben, für andere ſich aufzuopfern getrieben wird.

Indeſſen man nun mancherley Bekanntſchaften machte, die zu ſolchen Betrachtungen Gelegenheit gaben, war der Winter vorbey gegangen. Das Glück hatte ſich wieder zu den deutſchen Waffen geſellt, die Franzoſen waren wieder über den Rhein hinüber gedrängt, Frankfurt befreyt und Maynz eingeſchloſſen.

In der Hoffnung auf den weiteren Fortgang der ſiegreichen Maſſen, und begierig wieder einen Theil ihres Eigenthums zu ergreifen, eilte die Familie auf ein Gut, das an dem rechten Ufer des Rhein's, in der ſchönſten Lage, ihr zugehörte. Wie erquickt fanden ſie ſich, als ſie den ſchönen Strom wieder vor ihren Fenſtern vorbeyflieſſen ſahen, wie freudig nahmen ſie wieder von jedem Theile des Hauſes Beſitz, wie freundlich begrüßten ſie die bekannten Mobilien, die alten Bilder und jeglichen Hausrath, wie werth war ihnen auch das geringſte das ſie ſchon verloren gegeben hatten, wie ſtiegen ihre Hoffnungen: dereinſt auch jenſeit des Rheines alles noch in dem alten Zuſtande zu finden!

Kaum erſcholl in der Nachbarſchaft die Ankunft der Baroneſſe, als alle alte Bekannte, Freunde und Diener herbeyeilten ſich mit ihr zu beſprechen, die Geſchichten der vergangenen Monate zu wiederhohlen und ſich, in manchen Fällen, Rath und Beyſtand von ihr zu erbitten.

Umgeben von dieſen Beſuchen ward ſie aufs angenehmſte überraſcht, als der Geheimerath von S. mit ſeiner Familie bey ihr ankam. Ein Mann dem die Geſchäfte von Jugend auf zum Bedürfniß geworden waren, ein Mann der das Zutrauen ſeines Fürſten verdiente und beſaß. Er hielt ſich ſtreng an Grundſätze und hatte über manche Dinge ſeine eigene Denkungsweiſe. Er war genau in Reden und Handeln und forderte das Gleiche von andern. Ein conſequentes Betragen ſchien ihm die höchſte Tugend.

Sein Fürſt, das Land, er ſelbſt hatten viel durch den Einfall der Franzoſen gelitten; er hatte die Willkühr

Erbarmung zu necken? Welches Schickſal wartet auf meinen Vater? — Es iſt Tod in dem, was du lachend ſagſt; wie mag das ausſehen, was du an dich hältſt? Sprich es aus! Laß mich ſie auf einmal haben, die ganze zermalmende Ladung! Was wartet auf meinen Vater?

Wurm. Ein Kriminal-Prozeß.

Louiſe. Was iſt aber das? — Ich bin ein unwiſſendes, unſchuldiges Ding, verſtehe mich wenig auf eure fürchterlichen lateiniſchen Wörter. Was heißt Kriminal-Prozeß? —

Wurm. Gericht um Leben und Tod.

Louiſe (ſtandhaft). So dank' ich Ihnen! (Sie eilt ſchnell in ein Seitenzimmer.)

Wurm (ſteht betroffen da). Wo will das hinaus? Sollte die Närrin etwa? — Teufel! Sie wird doch nicht — Ich eile nach — ich muß für ihr Leben bürgen. (Im Begriff ihr zu folgen.)

Louiſe (kommt zurück, einen Mantel umgeworfen). Verzeihen Sie, Sekretär! Ich ſchließe das Zimmer.

Wurm. Und wohin denn ſo eilig?

Louiſe. Zum Herzog. (Will fort.)

Wurm. Was? Wohin? (Er hält ſie erſchrocken zurück.)

Louiſe. Zum Herzog. Hören Sie nicht? Zu eben dem Herzog, der meinen Vater auf Tod und Leben will richten laſſen — Nein! nicht will — muß richten laſſen, weil einige Böſewichter wollen; der zu dem ganzen Prozeß der beleidigten Majeſtät nichts hergibt, als eine Majeſtät und ſeine fürſtliche Handſchrift.

der Nation, die nur vom Geſetz ſprach, kennen gelernt und den Unterdrückungsgeiſt derer die das Wort Freyheit immer im Munde führten. Er hatte geſehen, daß auch in dieſem Falle der groſſe Hauſe ſich treu blieb, und Wort für That, Schein für Beſitz mit groſſer Heftigkeit aufnahm. Die Folgen eines unglücklichen Feldzugs, ſo wie die Folgen jener verbreiteten Geſinnungen und Meynungen blieben ſeinem Scharfblicke nicht verborgen, obgleich nicht zu leugnen war, daß er manches mit hypochondriſchem Gemüthe betrachtete und mit Leidenſchaft beurtheilte.

Seine Gemahlinn, eine Jugendfreundin der Baroneſſe, fand, nach ſo viel Trübſalen, einen Himmel in den Armen ihrer Freundin. Sie waren mit einander aufgewachſen, hatten ſich mit einander gebildet, ſie kannten keine Geheimniſſe vor einander. Die erſten Neigungen junger Jahre, die bedenklichen Zuſtände der Ehe, Freuden, Sorgen und Leiden als Mütter, alles hatten ſie ſich ſonſt, theils mündlich, theils in Briefen, vertraut, und hatten eine ununterbrochene Verbindung erhalten. Nur dieſe letzte Zeit her waren ſie durch die Unruhen verhindert worden, ſich einander, wie gewöhnlich, mitzutheilen. Um ſo lebhafter drängten ſich ihre gegenwärtige Geſpräche, um deſtomehr hatten ſie einander zu ſagen, indeſſen die Töchter der Geheimeräthin ihre Zeit mit Fräulein Luiſen in einer wachſenden Vertraulichkeit zubrachten.

Leider ward der ſchöne Genuß dieſer reizenden Gegend oft durch den Donner der Kanonen geſtöhrt, den man, je nachdem der Wind ſich drehte, aus der Ferne deutlicher oder undeutlicher vernahm. Eben ſo wenig konnte bey den vielen zuſtrömenden Neuigkeiten des Tages der politiſche Diſcurs vermieden werden, der gewöhnlich die augenblickliche Zufriedenheit der Geſellſchaft ſtöhrte, indem die verſchiedenen Denkungsarten und Meynungen von beyden Seiten ſehr lebhaft geäuſert wurden. Und wie unmäſſige Menſchen ſich deßhalb doch nicht des Weins und ſchwer zu verdauender Speiſen enthalten, ob ſie gleich aus der Erfahrung wiſſen, daß ihnen darauf ein unmittelbares Uebelſeyn bevorſteht; ſo konnten auch die meiſten Glieder der Geſellſchaft ſich in dieſem Falle nicht bändigen, vielmehr gaben ſie dem unwiderſtehlichen Reiz nach, andern wehe zu thun und ſich ſelbſt dadurch am Ende eine unangenehme Stunde zu bereiten.

Man kann leicht denken, daß der Geheimerath diejenige Parthey anführte, welche dem alten Syſtem zugethan war, und daß Karl für die entgegengeſetzte ſprach, welche von bevorſtehenden Neuerungen Heilung und Belebung des alten kranken Zuſtandes hofften.

Im Anfange wurden dieſe Geſpräche noch mit ziemlicher Mäſſigung geführt, beſonders da die Baroneſſe durch anmuthige Zwiſchenreden beyde Theile im Gleichgewicht zu halten wußte; als aber die wichtige Epoke herannahete, daß die Blokade von Maynz in eine Belagerung übergehen ſollte, und man nunmehr für dieſe ſchöne Stadt und ihre zurückgelaſſenen Bewohner lebhafter zu fürchten anfing, äuſſerte jedermann ſeine Meynungen mit ungebundener Leidenſchaft.

Beſonders waren die daſelbſt zurückgebliebenen Clubbiſten ein Gegenſtand des allgemeinen Geſprächs und jeder erwartete ihre Beſtrafung oder Befreyung je nachdem er ihre Handlungen entweder ſchalt oder billigte.

Unter die erſten gehörte der Geheimerath, deſſen Argumente Karl'n am verdrießlichſten auffielen, wenn er den Verſtand dieſer Leute angriff, und ſie einer völligen Unkenntniß der Welt und ihrer ſelbſt beſchuldigte.

Wie verblendet müſſen ſie ſeyn! rief er aus, als an einem Nachmittage das Geſpräch ſehr lebhaft zu werden anfing: wenn ſie wähnen, daß eine ungeheure Nation, die mit ſich ſelbſt in der größten Verwirrung kämpft und, auch in ruhigen Augenblicken, nichts als ſich ſelbſt zu ſchätzen weiß, auf ſie mit einiger Theilnehmung herunter blicken werde. Man wird ſie als Werkzeuge betrachten, ſie eine Zeitlang gebrauchen und endlich wegwerfen oder wenigſtens vernachläſſigen. Wie ſehr irren ſie ſich, wenn ſie glauben, daß ſie jemals in die Zahl der Franzoſen aufgenommen werden könnten.

Jedem der mächtig und groß iſt erſcheint nichts lächerlicher als ein kleiner und ſchwacher, der in der Dunkelheit des Wahns, in der Unkenntniß ſein ſelbſt, ſeiner Kräfte und ſeines Verhältniſſes ſich jenem gleich zu ſtellen dünkt, und glaubt ihr denn, daß die groſſe Nation nach dem Glücke, das ſie bisher begünſtigt, weniger ſtolz und übermüthig ſeyn werde, als irgend ein anderer königlicher Sieger?

Wie mancher, der jetzt als Municipalbeamter mit der Schärpe herumläuft, wird die Maskerade verwünſchen, wenn er, nachdem er ſeine Landsleute in eine neue widerliche Form zu zwingen geholfen hat, zuletzt, in dieſer neuen Form, von denen, auf die er ſein ganzes Vertrauen ſetzte, niedrig behandelt wird. Ja es iſt mir höchſt wahrſcheinlich, daß man bey der Uebergabe der Stadt, die wohl nicht lange verzögert werden kann, ſie den unſrigen überliefert oder überläßt. Mögen ſie doch alsdenn ihren Lohn dahin nehmen, mögen ſie alsdenn die Züchtigung empfinden, die ſie verdienen, ich mag ſie ſo unpartheyiſch richten als ich kann.

Unpartheyiſch! rief Karl mit Heftigkeit aus: wenn ich doch dieß Wort nicht wieder ſollte ausſprechen hören! Wie kann man dieſe Menſchen ſo geradezu verdammen? Freylich haben ſie nicht ihre Jugend und ihr Leben zugebracht in der hergebrachten Form ſich und andern begünſtigten Menſchen zu nützen. Freylich haben ſie nicht die wenigen wohnbaren Zimmer des alten Gebäudes beſeſſen und ſich darinne gepflegt, vielmehr haben ſie die Unbequemlichkeit der vernachläſſigten Theile eures Staatspallaſtes mehr empfunden, weil ſie ſelbſt ihre Tage kümmerlich und gedrückt darin zubringen mußten; ſie haben nicht, durch eine mechaniſch erleichterte Geſchäftigkeit beſtochen, dasjenige für gut angeſehen, was ſie einmal zu thun gewohnt waren; freylich haben ſie nur im Stillen der Einſeitigkeit, der Unordnung, der Läßigkeit, der Ungeſchicklichkeit zuſehen können, womit eure Staatsleute ſich noch Ehrfurcht zu erwerben glauben; freylich haben ſie nur heimlich wünſchen können, daß Mühe und Genuß gleicher ausgetheilt ſeyn möchten! Und wer wird leugnen, daß unter ihnen nicht wenigſtens Einige wohldenkende und tüchtige Männer ſich befinden, die, wenn ſie auch in dieſem Augenblicke das Beſte zu bewirken nicht im Stande ſind, doch durch ihre Vermittlung das Uebel zu lindern und ein künftiges Gute vorzubereiten das Glück haben, und da man ſolche darunter zählt, wer wird ſie nicht bedauern, wenn der Augenblick naht, der ſie ihrer Hoffnungen vielleicht auf immer berauben ſoll.

Der Geheimerath ſcherzte darauf, mit einiger Bitterkeit, über junge Leute die einen Gegenſtand zu idealiſiren geneigt ſeyen; Karl ſchonte dagegen diejenigen nicht, welche nur nach alten Formen denken könnten, und was dahinein nicht paſſe nothwendig verwerfen müßten.

Durch mehreres Hin- und Wiederreden ward das Geſpräch immer heftiger und es kam von beyden Seiten alles zur Sprache, was im Laufe dieſer Jahre ſo manche gute Geſellſchaft entzweyt hatte. Vergebens ſuchte die Baroneſſe, wo nicht einen Frieden, doch wenigſtens einen Stillſtand zuwege zu bringen; ſelbſt die Geheimeräthin, die als ein liebenswürdiges Weib, einige Herrſchaft über Karls Gemüth ſich erworben hatte, ſuchte vergebens auf ihn zu wirken, das ihr um ſo weniger gelang als ihr Gemahl fortfuhr treffende Pfeile auf Jugend und Unerfahrenheit loszudrücken und über die beſondere Neigung der Kinder mit dem Feuer zu ſpielen, das ſie doch nicht regieren könnten, zu ſpotten.

Karl, der ſich im Zorn nicht mehr kannte, hielt mit dem Geſtändniß nicht zurück: daß er den franzöſiſchen Waffen alles Glück wünſche, und daß er jeden Deutſchen auffordere, der alten Sklaverey ein Ende zu machen, daß er von der franzöſiſchen Nation überzeugt ſey, ſie werde die edlen Deutſchen, die ſich für ſie erklärt, zu ſchätzen wiſſen, als die ihrigen anſehn und behandeln und nicht etwa aufopfern oder ihrem Schickſale überlaſſen, ſondern ſie mit Ehren, Gütern und Zutrauen überhäufen.

Der Geheimerath behauptete dagegen, es ſey lächerlich zu denken, daß die Franzoſen nur irgend einen Augenblick, bey einer Capitulation oder ſonſt für ſie ſorgen würden, vielmehr würden dieſe Leute gewiß in die Hände der Alliirten fallen und er hoffe ſie alle gehangen zu ſehen.

Dieſe Drohung hielt Karl nicht aus und rief vielmehr: er hoffe, daß die Guillotine auch in Deutſchland eine geſegnete Erndte finden und kein ſchuldiges Haupt verfehlen werde. Dazu fügte er einige ſehr ſtarke Vorwürfe, welche den Geheimerath perſönlich trafen und in jedem Sinne beleidigend waren.

So muß ich denn wohl, ſagte der Geheimerath: mich aus einer Geſellſchaft entfernen, in der nichts was ſonſt achtungswerth ſchien, mehr geehrt wird. Es thut mir leid, daß ich zum zweytenmal, und zwar durch einen Landsmann vertrieben werde; aber ich ſehe wohl, daß von dieſem weniger Schonung als von den Neufranken zu erwarten iſt, und ich finde wieder die alte Erfahrung beſtätigt, daß es beſſer ſey den Türken als den Renegaten in die Hände zu fallen.

Mit dieſen Worten ſtand er auf und gieng aus dem Zimmer. Seine Gemahlin folgte ihm. Die Geſellſchaft ſchwieg. Die Baroneſſe gab mit einigen, aber ſtarken, Ausdrücken ihr Mißvergnügen zu erkennen. Karl gieng im Saale auf und ab. Die Geheimeräthin kam weinend zurück und erzählte daß ihr Gemahl einpacken laſſe und ſchon Pferde beſtellt habe. Die Baroneſſe gieng zu ihm ihn zu bereden; indeſſen weinten die Fräulein und küßten ſich und waren äuſſerſt betrübt, daß ſie ſich ſo ſchnell und unerwartet von einander trennen ſollten. Die Baroneſſe kam zurück. Sie hatte nichts ausgerichtet. Man fing an nach und nach alles zuſammen zu tragen was den Fremden gehörte. Die traurigen Augenblicke des Loslöſens und Scheidens wurden ſehr lebhaft empfunden. Mit den letzten Käſtchen und Schachteln verſchwand alle Hoffnung. Die Pferde kamen und die Thränen floſſen reichlicher.

Der Wagen fuhr fort und die Baroneſſe ſah ihm nach; die Thränen ſtanden ihr in den Augen. Sie trat vom Fenſter zurück und ſetzte ſich an den Stickrahmen. Die ganze Geſellſchaft war ſtill, ja verlegen, beſonders äuſſerte Karl ſeine Unruhe, indem er, in einer Ecke ſitzend, ein Buch durchblätterte und manchmal drüber weg nach ſeiner Tante ſah. Endlich ſtand er auf und nahm ſeinen Hut, als wenn er weggehen wollte; allein in der Thüre kehrte er um, trat an den Rahmen und ſagte mit edler Faſſung: ich habe Sie beleidigt, liebe Tante, ich habe Ihnen Verdruß verurſacht, verzeihen Sie meiner Uebereilung, ich erkenne meinen Fehler und fühl' ihn tief.

Ich kann verzeihen, antwortete die Baroneſſe: ich werde keinen Groll auf dich hegen, weil du ein edler guter Menſch biſt; aber du kannſt nicht wieder gut machen, was du verdorben haſt. Ich entbehre durch deine Schuld in dieſen Augenblicken die Geſellſchaft einer Freundinn, die ich ſeit langer Zeit zum erſtenmal wieder ſah, die mir das Unglück ſelbſt wieder zuführte, und in deren Umgang ich manche Stunde das Unheil vergaß, das uns traf und das uns bedroht. Sie, die ſchon ſo lange auf einer ängſtlichen Flucht herumgetrieben wird, und ſich kaum wenige Tage in Geſellſchaft von geliebten alten Freunden, in einer bequemen Wohnung, an einem angenehmen Orte erhohlt, muß ſchon wieder flüchtig werden und die Geſellſchaft verliert dabey die Unterhaltung ihres Gatten, der, ſo wunderlich er auch in manchen Stücken ſeyn mag, doch ein trefflicher rechtſchaffner Mann iſt und ein unerſchöpfliches Archiv von Menſchen- und Welt-Kenntniß, von Begebenheiten und Verhältniſſen mit ſich führt, die er auf eine leichte, glückliche und angenehme Weiſe mitzutheilen verſteht. Um dieſen vielfachen Genuß bringt uns deine Heftigkeit; wodurch kannſt du erſetzen, was wir verlieren ?

Karl. Schonen Sie mich, liebe Tante: ich fühle meinen Fehler ſchon lebhaft genug, laſſen Sie mich die Folgen nicht ſo deutlich einſehen.

Baroneſſe. Betrachte ſie vielmehr ſo deutlich als möglich. Hier kann nicht von Schonen die Rede ſeyn, es iſt nur die Frage, ob du dich überzeugen kannſt. Denn nicht das erſtemal begehſt du dieſen Fehler, und es wird das letztemal nicht ſeyn. O ihr Menſchen, wird die Noth, die euch unter Ein Dach, in Eine enge Hütte zuſammen drängt, euch nicht duldſam gegen einander machen? Iſt es an den ungeheuren Begebenheiten nicht genug, die auf euch und die eurigen unaufhaltſam losdringen? könnt ihr an euch ſelbſt nicht ſo arbeiten, und ihr euch mäſſig und vernünftig gegen diejenigen betragen, die euch im Grunde nichts nehmen, nichts rauben wollen? Müſſen denn eure Gemüther nur ſo blind und unaufhaltſam wirken und drein ſchlagen, wie die Weltbegebenheiten, ein Gewitter oder ein ander Naturphänomen?

Karl antwortete nichts, und der Hofmeiſter kam von dem Fenſter, wo er bisher geſtanden, auf die Baroneſſe zu und ſagte: er wird ſich beſſern, dieſer Fall ſoll ihn, ſoll uns allen zur Warnung dienen. Wir wollen uns täglich prüfen, wir wollen den Schmerz, den Sie empfunden haben, uns vor Augen ſtellen, wir wollen auch zeigen, daß wir Gewalt über uns haben.

Baroneſſe. Wie leicht doch Männer ſich überreden können, beſonders in dieſem Punkte! Das Wort Herrſchaft iſt ihnen ein ſo angenehmes Wort, und es klingt ſo vornehm ſich ſelbſt beherrſchen zu wollen. Sie reden gar zu gerne davon und mögten uns glauben machen, es ſey wirklich auch in der Ausübung Ernſt damit, und wenn ich doch nur einen einzigen in meinem Leben geſehen hätte, der auch nur in der geringſten Sache ſich zu beherrſchen im Stande geweſen wäre! Wenn ihnen etwas gleichgültig iſt, dann ſtellen ſie ſich gewöhnlich ſehr ernſthaft, als ob ſie es mit Mühe entbehrten, und was ſie heftig wünſchen, wiſſen ſie ſich ſelbſt und andern als vortrefflich, nothwendig, unvermeidlich und unentbehrlich vorzuſtellen. Ich wüßte auch keinen, der auch nur der geringſten Entſagung fähig wäre.

Hofmeiſter. Sie ſind ſelten ungerecht und ich habe Sie noch niemals ſo von Verdruß und Leidenſchaft überwältigt geſehen als in dieſem Augenblick.

Baroneſſe. Ich habe mich dieſer Leidenſchaft wenigſtens nicht zu ſchämen. Wenn ich mir meine Freundinn, in ihrem Reiſewagen, auf unbequemen Wegen mit Thränen an verletzte Gaſtfreundſchaft ſich zurück erinnernd, denke, ſo möcht' ich euch allen von Herzen gram werden.

Hofmeiſter. Ich habe Sie in den größten Uebeln nicht ſo bewegt und ſo heftig geſehen, als in dieſem Augenblick.

Baroneſſe. Ein kleines Uebel, das auf die größeren folgt, erfüllt das Maaß, und dann iſt es wohl kein kleines Uebel eine Freundinn zu entbehren.

Hofmeiſter. Beruhigen Sie ſich und vertrauen Sie uns allen, daß wir uns beſſern, daß wir das Mögliche thun wollen, Sie zu befriedigen.

Baroneſſe. Keinesweges; es ſoll mir keiner von euch ein Vertrauen ablocken, aber fordern will ich künftig von euch, befehlen will ich in meinem Hauſe.

Fordern Sie nur, befehlen Sie nur, rief **Karl**: und Sie ſollen ſich über unſern Ungehorſam nicht zu beſchweren haben.

Nun meine Strenge wird ſo arg nicht ſeyn, verſetzte lächelnd die Baroneſſe, indem ſie ſich zuſammen nahm:

Wurm (lacht überlaut). Zum Herzog!

Louiſe. Ich weiß, worüber Sie lachen — aber ich will ja auch kein Erbarmen dort finden — Gott bewahre mich! nur Ekel — Ekel nur an meinem Geſchrei. Man hat mir geſagt, daß die Großen der Welt nicht belehrt ſind, was Elend iſt — nicht wollen belehrt ſeyn. Ich will ihm ſagen, was Elend iſt — will es ihm vormalen in allen Verzerrungen des Todes, was Elend iſt — will es ihm vorheulen in Mark und Bein zermalmenden Tönen, was Elend iſt — und wenn ihm jetzt über der Beſchreibung die Haare zu Berge fliegen, will ich ihm noch zum Schluß in die Ohren ſchreien, daß in der Sterbeſtunde auch die Lungen der Erdengötter zu röcheln anfangen, und das jüngſte Gericht Majeſtäten und Bettler in dem nämlichen Siebe rüttle. (Sie will gehen.)

Wurm (boshaft freundlich). Gehen Sie, o gehen Sie ja! Sie können wahrlich nichts Klügeres thun. Ich rathe es Ihnen, gehen Sie, und ich gebe Ihnen mein Wort, daß der Herzog willfahren wird.

Louiſe (ſteht plötzlich ſtill). Wie ſagen Sie? — Sie rathen mir ſelbſt dazu? (Kommt ſchnell zurück.) Hm! Was will ich denn? Etwas Abſcheuliches muß es ſeyn, weil dieſer Menſch dazu räth — Woher wiſſen Sie, daß der Herzog mir willfahren wird?

Wurm. Weil er es nicht wird umſonſt thun dürfen.

Louiſe. Nicht umſonſt? Welchen Preis kann er auf eine Menſchlichkeit ſetzen?

Wurm. Dieſe ſchöne Supplikantin iſt Preiſes genug.

ich mag nicht gerne befehlen, beſonders ſo freygeſinnten Menſchen; aber einen Rath will ich geben und eine Bitte will ich hinzufügen.

Hofmeiſter. Und beydes ſoll uns ein unverbrüchliches Geſetz ſeyn.

Baroneſſe. Es wäre thörigt, wenn ich das Intereſſe abzulenken gedächte, das jedermann an den groſſen Weltbegebenheiten nimmt, deren Opfer wir leider ſelbſt ſchon geworden ſind. Ich kann die Geſinnungen nicht ändern, die bey einem Jeden nach ſeiner Denkweiſe entſtehen, ſich befeſtigen, ſtreben und wirken, und es wäre eben ſo thörigt als grauſam zu verlangen, daß er ſie nicht mittheilen ſollte. Aber das kann ich von dem Zirkel erwarten, in dem ich lebe, daß Gleichgeſinnte ſich im Stillen zu einander fügen und ſich angenehm unterhalten, indem der eine dasjenige ſagt, was der andere ſchon denkt. Auf euren Zimmern, auf Spatziergängen und wo ſich Uebereindenkende treffen, eröffne man ſeinen Buſen nach Luſt, man lehne ſich auf dieſe oder jene Meynung, ja man genieſſe recht lebhaft der Freude einer leidenſchaftlichen Ueberzeugung. Aber, Kinder, in Geſellſchaft laßt uns nicht vergeſſen, wieviel wir ſonſt ſchon, ehe alle dieſe Sachen zur Sprache kamen, um geſellig zu ſeyn, von unſern Eigenheiten aufopfern mußten, und daß jeder ſo lange die Welt ſtehn wird, um geſellig zu ſeyn, wenigſtens äuſſerlich ſich wird beherrſchen müſſen. Ich fordere euch alſo nicht im Namen der Tugend, ſondern im Namen der gemeinſten Höflichkeit auf: das mir und andern in dieſen Augenblicken zu leiſten, was ihr von Jugend auf, ich darf faſt ſagen, gegen einen jeden beobachtet habt, der euch auf der Straſſe begegnete.

Ueberhaupt, fuhr die Baroneſſe fort: weiß ich nicht, wie wir geworden ſind? wohin auf einmal jede geſellige Bildung verſchwunden iſt? Wie ſehr hüthete man ſich ſonſt in der Geſellſchaft irgend etwas zu berühren, was einem oder dem andern unangenehm ſeyn konnte! Der Proteſtante vermied in Gegenwart des Katholicken irgend eine Zeremonie lächerlich zu finden; der eifrigſte Katholick ließ den Proteſtanten nicht merken, daß die alte Religion eine gröſſere Sicherheit ewiger Seligkeit gewähre. Man enthielt ſich vor den Augen einer Mutter, die ihren Sohn verloren hatte, ſich ſeiner Kinder lebhaft zu freuen, und jeder fühlte ſich verlegen, wenn ihm ein ſolches unbedachtſames Wort entwiſcht war. Jeder Umſtehende ſuchte das Verſehen wieder gut zu machen, — und thun wir nicht jetzo gerade das Gegentheil von allem dieſem? Wir ſuchen recht eifrig jede Gelegenheit, wo wir etwas vorbringen können, das den andern verdrießt und ihn aus ſeiner Faſſung bringt. O laßt uns künftig, meine Kinder und Freunde, wieder zu jener Art zu ſeyn zurückkehren! Wir haben bisher ſchon manches Traurige erlebt — und vielleicht verkündigt uns bald der Rauch bey Tage und die Flammen bey Nacht den Untergang unſrer Wohnungen und unſrer zurückgelaſſenen Beſitzthümer. Laßt uns auch dieſe Nachrichten nicht mit Heftigkeit in die Geſellſchaft bringen, laßt uns dasjenige nicht durch öftere Wiederholung tiefer in die Seele prägen, was uns in der Stille ſchon Schmerzen genug erregt.

Als euer Vater ſtarb habt ihr mir wohl mit Worten und Zeichen dieſen unerſetzlichen Verluſt bey jeder Gelegenheit erneuert? Habt ihr nicht alles, was ſein Andenken zur Unzeit wieder hervorrufen konnte, zu vermeiden und durch eure Liebe, eure ſtille Bemühungen und eure Gefälligkeit das Gefühl jenes Verluſtes zu lindern und die Wunde zu heilen geſucht? Haben wir jetzt nicht alle nöthiger, eben jene geſellige Schonung auszuüben, die oft mehr wirkt, als eine wohlgemeynte aber rohe Hülfe. Jetzt, da nicht etwa in der Mitte von Glücklichen ein oder der andere Zufall dieſen oder jenen verletzt, deſſen Unglück von dem allgemeinen Wohlbefinden bald wieder verſchlungen wird, ſondern wo unter einer ungeheuren Anzahl Unglücklicher kaum wenige, entweder durch Natur oder Bildung, einer zufälligen oder künſtlichen Zufriedenheit genieſſen.

Karl. Sie haben uns nun genug erniedrigt, liebe Tante, wollen Sie uns nicht wieder die Hand reichen?

Baroneſſe. Hier iſt ſie, mit der Bedingung, daß ihr Luſt habt euch von ihr leiten zu laſſen. Rufen wir eine Amneſtie aus! man kann ſich jetzt nicht geſchwind genug dazu entſchlieſſen.

In dem Augenblicke traten die übrigen Frauenzimmer, die ſich nach dem Abſchiede noch recht herzlich ausgeweint hatten, herein und konnten ſich nicht bezwingen Vetter Karln freundlich anzuſehen.

Kommt her, ihr Kinder, rief die Baroneſſe: wir haben eine ernſthafte Unterredung gehabt, die, wie ich hoffe, Friede und Einigkeit unter uns herſtellen, und den guten Ton, den wir eine Zeitlang vermiſſen, wieder unter uns einführen ſoll; vielleicht haben wir nie nöthiger gehabt uns an einander zu ſchlieſſen, und, wäre es auch nur wenige Stunden des Tages, uns zu zerſtreuen, Laßt uns dahin übereinkommen, daß wir, wenn wir beyſammen ſind, gänzlich alle Unterhaltung über das Intereſſe des Tages verbannen? Wie lange haben wir belehrende und aufmunternde Geſpräche entbehrt, wie lange haſt du uns, lieber Karl, nichts von fernen Landen und Reichen erzählt, von deren Beſchaffenheit, Einwohnern, Sitten und Gebräuchen du ſo ſchöne Kenntniſſe haſt. Wie lange haben Sie (ſo redete ſie den Hofmeiſter an) die alte und neue Geſchichte, die Vergleichung der Jahrhunderte und einzelner Menſchen ſchweigen laſſen, wo ſind die ſchönen und zierlichen Gedichte geblieben, die ſonſt ſo oft aus den Brieftaſchen unſerer jungen Frauenzimmer, zur Freude der Geſellſchaft, hervorkamen, wohin haben ſich die unbefangenen philoſophiſchen Betrachtungen verloren? Iſt die Luſt gänzlich verſchwunden, mit der ihr, von euren Spaziergängen, einen merkwürdigen Stein, eine, uns wenigſtens, unbekannte Pflanze, ein ſeltſames Inſekt zurückbrachtet, und dadurch Gelegenheit gabt, über den groſſen Zuſammenhang aller exiſtirenden Geſchöpfe wenigſtens angenehm zu träumen? Laßt alle dieſe Unterhaltungen, die ſich ſonſt ſo freywillig darboten, durch eine Verabredung, durch Vorſatz, durch ein Geſetz wieder bey uns eintreten, bietet alle eure Kräfte auf lehrreich, nützlich und beſonders geſellig zu ſeyn, und das alles werden wir — und noch weit mehr als jetzt, benöthigt ſeyn, wenn auch alles völlig drunter oder drüber gehen ſollte. Kinder verſprecht mir das.

Sie verſprachen es mit Lebhaftigkeit.

Und nun geht, es iſt ein ſchöner Abend, genieſſe ihn jeder nach ſeiner Weiſe und laßt uns beym Nachteſſen, ſeit langer Zeit zum erſtenmal, die Früchte einer freundſchaftlichen Unterhaltung genieſſen.

So ging die Geſellſchaft auseinander, nur Fräulein Luiſe blieb bey der Mutter ſitzen: ſie konnte den Verdruß, ihre Geſpielin verloren zu haben, nicht ſo bald vergeſſen, und ließ Karl'n, der ſie zum Spatziergange einlud, auf eine ſehr ſchnippiſche Weiſe abfahren. So waren Mutter und Tochter eine Zeitlang ſtill neben einander geblieben, als der Geiſtliche herein trat, der von einem langen Spatziergange zurückkam, und von dem was in der Geſellſchaft vorgekommen war nichts erfahren hatte. Er legte Hut und Stock ab, ließ ſich nieder und wollte eben etwas erzählen; Fräulein Luiſe aber, als wenn ſie ein angefangnes Geſpräch mit ihrer Mutter fortſetzte, ſchnitt ihm die Rede mit folgenden Worten ab.

Manchen Perſonen wird denn doch das Geſetz, das eben beliebt worden iſt, ziemlich unbequem ſeyn. Schon wenn wir ſonſt auf dem Lande wohnten, hat es manchmal an Stoff zur Unterredung gemangelt, denn da war nicht ſo täglich wie in der Stadt ein armes Mädchen zu verläumden, ein junger Menſch verdächtig zu machen; aber doch hatte man bisher noch die Ausflucht: von ein paar groſſen Nationen alberne Streiche zu erzählen, die Deutſchen wie die Franzoſen lächerlich zu finden und bald dieſen bald jenen zum Jakobiner und Clubbiſten zu machen; wenn nun auch dieſe Quelle verſtopft wird; ſo werden wir manche Perſonen wohl ſtumm in unſrer Mitte ſehen.

Iſt dieſer Anfall etwa auf mich gerichtet? mein Fräulein, fing der Alte lächelnd an, nun Sie wiſſen, daß ich mich glücklich ſchätze, manchmal ein Opfer für die übrige Geſellſchaft zu werden: denn, gewiß, indem Sie bey jeder Unterhaltung Ihrer fürtrefflichen Erzieherin Ehre machen, und Sie jedermann angenehm, liebenswürdig und gefällig findet; ſo ſcheinen Sie einem kleinen böſen Geiſt, der in Ihnen wohnt und über den Sie nicht ganz Herr werden können, für mancherley Zwang den Sie ihm anthun, auf meine Unkoſten gewöhnlich einige Entſchädigung zu verſchaffen. Sagen Sie mir gnädige Frau, fuhr er fort, indem er ſich gegen die Baroneſſe wandte: was iſt in meiner Abweſenheit vorgegangen? und was für Geſpräche ſind aus unſerm Zirkel ausgeſchloſſen?

Die Baroneſſe unterrichtete ihn von allem was vorgefallen war. Aufmerkſam hörte er zu und verſetzte ſodann: es dürfte auch nach dieſer Einrichtung manchen Perſonen nicht unmöglich ſeyn die Geſellſchaft zu unterhalten und vielleicht beſſer und ſichrer als andere.

Wir wollen es erleben, ſagte Luiſe.

Dieſes Geſetz, fuhr er fort: enthält nichts beſchwerliches für jeden Menſchen, der ſich mit ſich ſelbſt zu beſchäftigen wußte, vielmehr wird es ihm angenehm ſeyn, indem er dasjenige, was er ſonſt gleichſam verſtohlen trieb, in die Geſellſchaft bringen darf. Denn nehmen Sie mir nicht übel, Fräulein, wer bildet denn die Neuigkeitsträger, die Aufpaſſer und Verläumder, als die Geſellſchaft? Ich habe ſelten bey einer Lektüre, bey irgend einer Darſtellung einer intereſſanten Materie, die Geiſt und Herz beleben ſollten, einen Zirkel ſo aufmerkſam und die Seelenkräfte ſo thätig geſehen, als wenn irgend etwas Neues und zwar eben etwas das einen Mitbürger oder eine Mitbürgerin herunterſetzt, vorgetragen wurde. Fragen Sie ſich ſelbſt und fragen Sie viele andere, was giebt einer Begebenheit den Reiz? nicht ihre Wichtigkeit, nicht der Einfluß den ſie hat, ſondern die Neuheit. Nur das Neue ſcheint gewöhnlich wichtig, weil es ohne Zuſammenhang Verwunderung erregt und unſre Einbildungskraft einen Augenblick in Bewegung ſetzt, unſer Gefühl nur leicht berührt und unſern Verſtand völlig in Ruhe läßt. Jeder Menſch kann ohne die mindeſte Rückkehr auf ſich ſelbſt an allem was neu iſt lebhaften Antheil nehmen, ja, da eine Folge von Neuigkeiten immer von einem Gegenſtande zum andern fortreißt, ſo kann der groſſen Menſchenmaſſe nichts willkommener ſeyn, als ein ſolcher Anlaß zu ewiger Zerſtreuung und eine ſolche Gelegenheit Tück- und Schadenfreude auf eine bequeme und immer ſich erneuernde Weiſe auszulaſſen.

Nun! rief Luiſe, es ſcheint Sie wiſſen Sich zu helfen; ſonſt ging es über einzelne Perſonen her, jetzt ſoll es das ganze menſchliche Geſchlecht entgelten.

Ich verlange nicht, daß Sie jemals billig gegen mich ſeyn ſollen, verſetzte jener; aber ſo viel muß ich Ihnen ſagen, wir andern, die wir von der Geſellſchaft abhängen, müſſen uns nach ihr bilden und richten, ja wir dürfen eher etwas thun, das ihr zuwider iſt, als was ihr läſtig wäre, und läſtiger iſt ihr in der Welt nichts als wenn man ſie zum Nachdenken und zu Betrachtungen auffordert. Alles was dahin zielt muß man ja vermeiden und allenfalls das im Stillen für ſich vollbringen, was bey jeder öffentlichen Verſammlung verſagt iſt.

Für ſich im Stillen mögen Sie wohl allenfalls manche Flaſche Wein ausgetrunken und manche ſchöne Stunde des Tags verſchlafen haben, fiel Luiſe ihm ein.

Ich habe nie, fuhr der Alte fort: auf das was ich thue viel Werth gelegt: denn ich weiß, daß ich gegen andern Menſchen ein groſſer Faullenzer bin; indeſſen hab' ich doch eine Sammlung gemacht, die vielleicht eben jetzt dieſer Geſellſchaft, wie ſie geſtimmt iſt, manche angenehme Stunde verſchaffen könnte.

Was iſt es für eine Sammlung? fragte die Baroneſſe.

Gewiß nichts weiter als eine ſkandaleuſe Chronik, ſetzte Luiſe hinzu.

Sie irren ſich, ſagte der Alte.

Wir werden ſehen, verſetzte Luiſe.

Laß ihn ausreden, ſagte die Baroneſſe: und überhaupt gewöhne dir nicht an, einem, der es auch zum Scherze leiden mag, hart und unfreundlich zu begegnen. Wir haben nicht Urſache den Unarten, die in uns ſtecken, auch nur im Scherze Nahrung zu geben. Sagen Sie mir, mein Freund, worinn beſteht Ihre Sammlung? wird ſie zu unſrer Unterhaltung dienlich und ſchicklich ſeyn? iſt ſie ſchon lange angefangen? warum haben wir noch nichts davon gehört?

Ich will Ihnen hierüber Rechenſchaft geben, verſetzte der Alte. Ich lebe ſchon lange in der Welt und habe immer gern auf das acht gegeben, was dieſem oder jenem Menſchen begegnet. Zur Ueberſicht der groſſen Geſchichte fühl ich weder Kraft noch Muth, und die einzelnen Weltbegebenheiten verwirren mich; aber unter den vielen Privatgeſchichten, wahren und falſchen, mit denen man ſich im Publiko trägt, die man ſich insgeheim einander erzählt, giebt es manche die noch einen reineren, ſchönern Reiz haben, als den Reiz der Neuheit. Manche die durch eine geiſtreiche Wendung uns immer zu erheitern Anſpruch machen, manche die uns die menſchliche Natur und ihre innere Verborgenheiten auf einen Augenblick eröffnen, andere wieder, deren ſonderbare Albernheiten uns ergötzen. Aus der groſſen Menge, die im gemeinen Leben unſere Aufmerkſamkeit und unſre Bosheit beſchäftigen und die eben ſo gemein ſind als die Menſchen, denen ſie begegnen oder die ſie erzählen, habe ich diejenigen geſammelt, die mir nur irgend einen Charakter zu haben ſchienen, die meinen Verſtand, die mein Gemüth berührten und beſchäftigten und die mir, wenn ich wieder daran dachte, einen Augenblick reiner und ruhiger Heiterkeit gewährten.

Ich bin ſehr neugierig, ſagte die Baroneſſe, zu hören, von welcher Art Ihre Geſchichten ſind und was ſie eigentlich behandeln.

Sie können leicht denken, verſetzte der Alte: daß von Prozeſſen und Familienangelegenheiten nicht öfters die Rede ſeyn wird. Dieſe haben meiſtentheils nur ein Intereſſe für die welche damit geplagt ſind.

Luiſe. Und was enthalten ſie denn?

Der Alte. Sie behandeln, ich will es nicht leugnen, gewöhnlich die Empfindungen, wodurch Männer und Frauen verbunden oder entzweyet, glücklich oder unglücklich gemacht, öfters aber verwirrt als aufgeklärt werden.

Luiſe. So? Alſo wahrſcheinlich eine Sammlung lüſterner Späſſe geben Sie uns für eine feine Unterhaltung? Sie verzeihen mir Mama, daß ich dieſe Bemerkung mache, ſie liegt ſo ganz nahe, und die Wahrheit wird man doch ſagen dürfen.

Der Alte. Sie ſollen, hoffe ich, nichts was ich lüſtern nennen würde, in der ganzen Sammlung finden.

Luiſe. Und was nennen Sie denn ſo?

Der Alte. Ein lüſternes Geſpräch, eine lüſterne Erzählung ſind mir unerträglich. Denn ſie ſtellen uns etwas Gemeines, etwas das der Rede und Aufmerkſamkeit nicht werth iſt, als etwas Beſonderes, als etwas Reizendes vor und erregen eine falſche Begierde, anſtatt den Verſtand angenehm zu beſchäftigen. Sie verhüllen das, was man entweder ohne Schleyer anſehen, oder wovon man ganz ſeine Augen wegwenden ſollte.

Luiſe. Ich verſtehe Sie nicht. Sie werden uns doch Ihre Geſchichten wenigſtens mit einiger Zierlichkeit vortragen wollen? Sollten wir uns denn etwa mit plumpen Späſſen die Ohren beleidigen laſſen? Es ſoll wohl eine Mädchenſchule werden, und Sie wollen noch Dank dafür verlangen?

Louiſe (bleibt erſtarrt ſtehen, dann mit brechendem Laut). Allgerechter!

Wurm. Und einen Vater werden Sie doch, will ich hoffen, um dieſe gnädige Taxe nicht überfordert finden?

Louiſe (auf und ab, außer Faſſung). Ja! ja! Es iſt wahr! Sie ſind verſchanzt, eure Großen — verſchanzt vor der Wahrheit hinter ihre eigenen Laſter, wie hinter Schwerter der Cherubim — Helfe dir der Allmächtige, Vater! Deine Tochter kann für dich ſterben, aber nicht ſündigen!

Wurm. Das mag ihm wohl eine Neuigkeit ſeyn, dem armen verlaſſenen Mann — „Meine Louiſe," ſagte er mir, „hat mich zu Boden geworfen! Meine Louiſe wird mich auch aufrichten." — Ich eile, Mamſell, ihm die Antwort zu bringen! (Stellt ſich, als ob er ginge.)

Louiſe (eilt ihm nach, hält ihn zurück). Bleiben Sie! bleiben Sie! Geduld! — Wie flink dieſer Satan iſt, wenn es gilt, Menſchen raſend zu machen! Ich hab' ihn niedergeworfen. Ich muß ihn aufrichten. Reden Sie! Rathen Sie! Was kann ich? was muß ich thun?

Wurm. Es iſt nur ein Mittel!

Louiſe. Dieſes einzige Mittel?

Wurm. Auch Ihr Vater wünſcht —

Louiſe. Auch mein Vater? — Was iſt das für ein Mittel?

Wurm. Es iſt Ihnen leicht.

Louiſe. Ich kenne nichts Schwereres, als die Schande.

Der Alte. Keines von beyden. Denn erſtlich erfahren werden Sie nichts Neues, beſonders da ich ſchon ſeit einiger Zeit bemerke, daß Sie gewiſſe Recenſionen in den gelehrten Zeitungen niemals überſchlagen.

Luiſe. Sie werden anzüglich.

Der Alte. Sie ſind eine Braut und ich entſchuldige Sie gerne. Ich muß Ihnen aber nur zeigen, daß ich auch Pfeile habe, die ich gegen Sie brauchen kann.

Baroneſſe. Ich ſehe wohl wo Sie hinaus wollen, machen Sie es aber auch ihr begreiflich.

Der Alte. Ich müßte nur wiederhohlen was ich zu Anfange des Geſprächs ſchon geſagt habe; es ſcheint aber nicht, daß ſie den guten Willen hat aufzumerken.

Luiſe. Was brauchts da guten Willen und viele Worte, man mag es beſehen wie man will, ſo werden es ſkandaleuſe Geſchichten ſeyn, auf eine oder die andere Weiſe ſkandaleus, und weiter nichts.

Der Alte. Soll ich wiederhohlen, mein Fräulein: daß dem wohldenkenden Menſchen nur dann etwas ſkandaleus vorkomme, wenn er Bosheit, Uebermuth, Luſt zu ſchaden, Widerwillen zu helfen bemerkt, daß er davon ſein Auge wegwendet; dagegen aber kleine Fehler und Mängel luſtig findet, und beſonders mit ſeiner Betrachtung gern bey Geſchichten verweilt, wo er den guten Menſchen in leichtem Widerſpruch mit ſich ſelbſt, ſeinen Begierden und ſeinen Vorſätzen findet, wo alberne und auf ihren Werth eingebildete Thoren beſchämt, zurecht gewieſen oder betrogen werden; wo jede Anmaſſung auf eine natürliche, ja auf eine zufällige Weiſe beſtraft wird; wo Vorſätze, Wünſche und Hoffnungen bald geſtöhrt, aufgehalten und vereitelt, bald unerwartet genähert, erfüllt und beſtätigt werden. Da wo der Zufall mit der menſchlichen Schwäche und Unzulänglichkeit ſpielt, hat er am liebſten ſeine ſtille Betrachtung und keiner ſeiner Helden, deren Geſchichten er bewahrt, hat von ihm weder Tadel zu beſorgen noch Lob zu erwarten.

Baroneſſe. Ihre Einleitung erregt den Wunſch bald ein Probſtück zu hören. Ich wüßte doch nicht, daß in unſerm Leben, (und wir haben doch die meiſte Zeit in Einem Kreiſe zugebracht,) vieles geſchehen wäre, das man in eine ſolche Sammlung aufnehmen könnte.

Der Alte. Es kommt freylich vieles auf die Beobachter an, und was für eine Seite man den Sachen abzugewinnen weiß; aber ich will freylich nicht leugnen, daß ich auch aus alten Büchern und Traditionen manches aufgenommen habe. Sie werden mitunter alte Bekannte vielleicht nicht ungern in einer neuen Geſtalt wieder antreffen. Aber eben dieſes giebt mir den Vortheil, den ich auch nicht aus den Händen laſſen werde: — man ſoll keine meiner Geſchichten deuten!

Luiſe. Sie werden uns doch nicht verwehren unſre Freunde und Nachbarn wieder zu kennen und wenn es uns beliebt das Räthſel zu entziffern.

Der Alte. Keineswegs. Sie werden mir aber auch dagegen erlauben in einem ſolchen Falle einen alten Foliaiten hervorzuziehen um zu beweiſen, daß dieſe Geſchichte ſchon vor einigen Jahrhunderten geſchehen oder erfunden worden. Eben ſo werden Sie mir erlauben heimlich zu lächeln, wenn eine Geſchichte für ein altes Mährchen erklärt wird, die unmittelbar in unſrer Nähe vorgegangen iſt, ohne daß wir ſie eben gerade in dieſer Geſtalt wieder erkennen.

Luiſe. Man wird mit Ihnen nicht fertig; es iſt das Beſte wir machen Friede für dieſen Abend, und Sie erzählen uns noch geſchwind ein Stückchen zur Probe.

Der Alte. Erlauben Sie, daß ich Ihnen hierin ungehorſam ſeyn darf. Dieſe Unterhaltung wird für die verſammlete Geſellſchaft aufgeſpart. Wir dürfen ihr nichts entziehen, und ich ſage voraus: alles was ich vorzubringen habe, hat keinen Werth an ſich. Wenn aber die Geſellſchaft, nach einer ernſthaften Unterhaltung, auf eine kurze Zeit ausruhen, wenn ſie ſich, von manchem Guten ſchon geſättigt, nach einem leichten Nachtiſche umſieht, alsdann werd ich bereit ſeyn, und wünſche daß das, was ich vorſetze, nicht unſchmackhaft befunden werde.

Baroneſſe. Wir werden uns denn ſchon bis morgen gedulden müſſen.

Luiſe. Ich bin höchſt neugierig, was er vorbringen wird.

Der Alte. Das ſollten Sie nicht ſeyn, Fräulein: denn geſpannte Erwartung wird ſelten befriedigt.

IV

Ueber Belebung und Erhöhung des reinen Intereſſe für Wahrheit.

Vergebens erwartet man, durch irgend ein glückliches Ohngefähr die Wahrheit zu finden, wenn man ſich nicht von einem lebhaften Intereſſe begeiſtert fühlt, mit Verläugnung alles andern auſſer ihr, ſie zu ſuchen. Es iſt demnach eine wichtige Frage für jeden, der die Würde der Vernunft in ſich behaupten will: was habe ich zu thun, um reines Intereſſe für Wahrheit in mir zu erwecken, oder wenigſtens daſſelbe zu erhalten, zu erhöhen, und zu beleben?

Wie jedes Intereſſe überhaupt, ſo gründet ſich auch das Intereſſe für Wahrheit auf einen urſprünglich in uns liegenden Trieb. Unter unſern reinen Trieben aber iſt auch ein Trieb nach Wahrheit. Niemand will irren, und jeder Irrende hält ſeinen Irrthum für Wahrheit. Könnte man ihm auf eine für ihn überzeugende Art darthun, daß er irre, ſo würde er ſogleich den Irrthum aufgeben, und ſtatt deſſelben die entgegengeſetzte Wahrheit ergreifen.

Kommt etwas hinzu, das ſich auf dieſen Trieb bezieht; entdeckt man in unſerm Fall eine Wahrheit als ſolche, oder erkennt einen Irrthum für einen Irrthum, ſo entſteht nothwendig ein Gefühl des Beifalls für die erſtere, eine Abneigung gegen den letztern; und beides völlig unabhängig von dem Innhalt und den Folgen jener Wahrheit und dieſes Irrthums. Aus wiederhohlten Gefühlen der gleichen Art entſteht ein Intereſſe für Wahrheit überhaupt. Ein ſolches Intereſſe läßt ſich daher nicht hervorbringen; es gründet ſich der Anlage nach auf das Weſen der Vernunft, und wird ſeinen Aeuſſerungen nach, in der Erfahrung durch die Welt auſſer uns ohne unſer wiſſentliches Zuthun geweckt: aber man kann dieſes Intereſſe erhöhen.

Dies geſchieht durch Freiheit, wie jede ſittliche Handlung. Aber alle Regeln für Anwendung der Freiheit ſetzen die Anwendung derſelben ſchon voraus; und man kann vernünftiger Weiſe nur demjenigen zurufen: gebrauche deiner Freiheit, der dieſelbe ſchon gebraucht hat. Dieſer erſte Akt der Freiheit, dieſes Losreiſſen aus den Ketten der Naturnothwendigkeit geſchieht, ohne daß wir ſelbſt wiſſen, wie. So wenig wir uns des erſten Schritts in das Reich des Bewußtſeyns überhaupt bewußt werden, eben ſo wenig werden wir uns unſers Uebertritts in das Reich der Moralität bewußt. Irgend woher fällt ein Feuer-Funke in unſre Seele, der vielleicht lange in heimlichem Dunkel glüht. Er erhebt ſich, er greift umher, er wird zur Flamme, bis er endlich die ganze Seele entzündet.

Jedes praktiſche Intereſſe im Menſchen erhält und belebt ſich ſelbſt; darin beſteht ſein Weſen. Jede Befriedigung verſtärkt es, erneuert es, hebt es mehr hervor im Bewußtſeyn. Gefühl des erweiterten Bedürfniſſes iſt der einzige Genuß für das endliche Weſen. Die Hauptvorſchrift zu Erhöhung jedes Intereſſe im Menſchen, mithin auch des Intereſſe für Wahrheit heißt demnach: befriedige deinen Trieb! woraus für den gegenwärtigen Fall ſich folgende zwei Regeln ergeben: entferne jedes Intereſſe, das dem reinen Intereſſe für Wahrheit entgegen iſt, und ſuche jeden Genuß, der das reine Intereſſe für Wahrheit befördert!

Man nehme keinen Anſtoß an der ſonſt mit Recht verdächtigen Empfehlung des Genuſſes. Daß durch den Genuß, und allein durch dieſen jeder Trieb, der in der vernünftigen Natur des Menſchen gegründet iſt, ausgebildet werde, iſt einmal wahr. Genuß, der ſich blos auf Befriedigung der animaliſchen Sinnlichkeit gründet, verzehrt und vernichtet ſich in ſich ſelbſt, und von ihm iſt hier nicht die Rede. Geiſtiger Genuß, wie z. B. der äſthetiſche, erhöht ſich durch ſich ſelbſt. Es iſt demnach eben ſo wahr, daß die oben aufgeſtellte Regel die einzige iſt, die zur Erhöhung irgend eines geiſtigen Intereſſe gegeben werden kann. Die Beantwortung einer ganz andern Frage: ob nemlich irgend ein geiſtiger Genuß ganz unbedingt zu empfehlen ſey? hängt ab von der Beantwortung einer höhern Frage: ob der Trieb, auf den jener Genuß ſich bezieht, ins unbedingte zu erhöhen? und dieſe von der noch höhern: ob dieſer Trieb irgend einem andern unterzuordnen ſey? So iſt der äſthetiſche Trieb im Menſchen allerdings dem Triebe nach Wahrheit, und dem höchſten aller Triebe, dem nach ſittlicher Güte, unterzuordnen. Ob der Trieb nach Wahrheit mit einem höhern Triebe in Streit kommen könne, wird ſich aus unſerer Unterſuchung von ſelbſt ergeben. — Irgend einen Ausdruck aber zu vermeiden, weil er gemißbraucht worden, glaube ich wenigſtens hier nicht nöthig zu haben.

Unſer Intereſſe für Wahrheit ſoll rein ſeyn; die Wahrheit, blos weil ſie Wahrheit iſt, ſoll der letzte Endzweck alles unſers Lernens, Denkens und Forſchens ſeyn.

Die Wahrheit an ſich aber iſt blos formal. Uebereinſtimmung und Zuſammenhang in allem, was wir annehmen, iſt Wahrheit, ſo wie Widerſpruch in unſerm Denken Irrthum und Lüge iſt. Alles im Menſchen, mithin auch ſeine Wahrheit ſteht unter dieſem höchſten Geſetze: ſey ſtets einig mit dir ſelbſt! Heißt jenes Geſetz in der Anwendung auf unſre Handlungen überhaupt: Handle ſo, daß die Art deines Handelns, deinem beſten Wiſſen nach, ewiges Geſetz für alles dein Handeln ſeyn könne; ſo heißt daſſelbe, wenn es insbeſondere auf unſer Urtheilen angewendet wird: urtheile ſo, daß du die Art deines jetzigen Urtheilens als ewiges Geſetz für dein geſammtes Urtheilen denken könneſt. Wie du vernünftiger Weiſe in allen Fällen kannſt urtheilen wollen, ſo urtheile in dieſem beſtimmten Falle. Mache nie eine Ausnahme in deiner Folgerungsart. Alle Ausnahmen ſind ſicherlich Sophiſtereien. — Darin unterſcheidet ſich der Wahrheitsfreund vom Sophiſten: Beider Behauptungen an ſich betrachtet kann vielleicht der erſtere irren, und der letztere recht haben; und demnach iſt der erſtere ein Wahrheitsfreund, auch wenn er irrt, und der letztere ein Sophiſt, auch da, wo er die Wahrheit ſagt, weil ſie etwa zu ſeinem Zwecke dient. Aber in den Aeuſſerungen des Wahrheitsfreundes iſt nichts widerſprechendes, er geht ſeinen geraden Gang fort, ohne ſich weder rechts noch links zu wenden; der Sophiſt ändert ſtets ſeinen Weg, und beſchreibt ſeine krumme Schlangenlinie, ſo wie der Punct ſich verrückt, bei welchem er gern ankommen möchte. Der erſtere hat gar keinen Punct im Geſichte, ſondern zieht ſeine gerade Linie, welcher Punct auch immer hineinfallen möge.

Dieſem Intereſſe für Wahrheit um ihrer bloſſen *Form* willen, iſt gerade entgegengeſetzt alles Intereſſe für den *beſtimmten Innhalt* der Sätze. Einem ſolchen materiellen Intereſſe iſt es nicht darum zu thun, *wie* etwas gefunden ſey, ſondern nur *was* gefunden ſey.

Wir haben etwa einen Satz ſchon ehemals behauptet, vielleicht Beifall damit gefunden, und Ehre eingeärndtet, und meynten es damals aufrichtig. Damals war unſere Behauptung zwar nicht *allgemeine* Wahrheit, die ſich auf das Weſen der Vernunft, aber doch Wahrheit *für uns*, die ſich auf unſere damalige individuelle Denk- und Empfindungsart gründete. Wir irrten, aber wir täuſchten nicht, weder uns noch andere. Seitdem haben wir entweder ſelbſt weiter geforſcht, wir haben unſere individuelle Denkart dem Ideale der allgemeinen und nothwendigen Denkart mehr genähert, oder auch andere haben uns unſern Irrthum gezeigt. Derſelbe materielle Satz, der ehemals formale Wahrheit für uns war, iſt uns jetzt, aus dem nemlichen Grunde, aus dem er dieſes war, formaler Irrthum; und ſind wir uns ſelbſt treu, ſo werden wir ihn ſogleich aufgeben. Aber dann müßten wir erkennen, daß wir geirrt haben; vielleicht, daß ein anderer weiter geſehen habe, als wir. Iſt unſer Intereſſe für Wahrheit nicht rein, und nicht ſtark genug, ſo werden wir gegen die auf uns eindringende Ueberzeugung uns vertheidigen, ſo lange wir können; und nun iſt es uns nicht mehr um die Form zu thun, ſondern um die Materie des Satzes; wir vertheidigen denſelben, weil er der unſrige iſt, und weil ein eitler Ruhm uns mehr gilt, denn Wahrheit.

Eine Meinung ſchmeichelt unſerm Stolze, unſern Anmaaſſungen, unſrer Unterdrückungsſucht. Man erſchüttert ſie mit den ſtärkſten Gründen, gegen die wir nichts aufbringen können. Werden wir uns überzeugen laſſen? Aber wir müßten dann entweder unſre ungerechten Anſprüche aufgeben, oder uns für wohlbedächtige und überlegte Ungerechte anerkennen. Es iſt zu erwarten, daß wir gegen die Ueberzeugung uns verwahren werden, ſo lange wir können, und daß wir in allen Schlupfwinkeln unſers Herzens nach Ausflüchten ſuchen werden, um ihr auszuweichen.

Ein zweites Hinderniß des reinen Intereſſe für Wahrheit iſt die Trägheit des Geiſtes, die Scheu vor der Mühe des Nachdenkens. Der Menſch iſt von Natur ein vorſtellendes Weſen, aber er iſt durch ſie auch nichts weiter. Die Natur beſtimmt die Reihe ſeiner Vorſtellungen, wie ſie die Verkettung ſeiner körperlichen Theile beſtimmt. Sein Geiſt iſt eine Maſchine, wie ſein Körper; nur eine Maſchine anderer Art, eine vorſtellende Maſchine, beſtimmt durch die Einwirkung von auſſen, und durch ſeine nothwendigen Naturgeſetze von innen. Man kann viel wiſſen, viel ſtudieren, viel leſen, viel hören, und iſt doch nichts weiter. Man läßt durch Schriftſteller oder Redner ſich bearbeiten, und ſieht in behaglicher Ruhe zu, wie eine Vorſtellung in uns mit der andern abwechſelt. So wie die Weichlinge des Orients in ihren Bädern durch beſondere Künſtler ihre Gelenke durchkneten laſſen, ſo laſſen dieſe durch Künſtler andrer Art ihren Geiſt durchkneten, und ihr Genuß iſt um weniges edler, als der Genuß jener.

Dieſem blinden Hange thätig widerſtreben, eingreifen in den Mechanism der Ideenfolge, und ihr gebieten, ihr mit Freiheit eine Richtung geben auf ein beſtimmtes Ziel, und von dieſer Richtung nicht abweichen, bis das Ziel erreicht iſt: das iſt der rohen Natur zuwider, und koſtet Anſtrengung, und Verläugnung.

Jenes unthätige Hingeben iſt dem Intereſſe für Wahrheit geradezu entgegen. Es wird dabei gar nicht auf Wahrheit oder Nichtwahrheit, ſondern lediglich auf die Ergötzung geachtet, die jener Wechſel der Vorſtellungen uns gewährt. Wir kommen dadurch auch nicht zur Wahrheit; denn Wahrheit iſt Einheit, und dieſe muß thätig und mit Freiheit hervorgebracht werden, durch Anſtrengung und eigne Kraftanwendung. Geſetzt, man käme durch ein glückliches Ohngefähr auf dieſem Wege wirklich zu Vorſtellungen, die an ſich wahr wären, ſo wären ſie es doch nicht *für uns*, denn wir hätten von der Wahrheit derſelben uns nicht durch eignes Nachdenken überzeugt.

Beide Unarten vereinigen ſich in denjenigen, welche alle Unterſuchung fliehen, aus Furcht, dadurch in ihrer Ruhe, und in ihrem Glauben geſtört zu werden. Was kann eines vernünftigen Weſens unwürdiger ſeyn, als eine ſolche Ausrede? Entweder iſt ihre Ruhe, ihr Glaube gegründet; und was fürchten ſie dann die Unterſuchung? Die Güte ihrer Sache muß ja nothwendig durch die hellſte Beleuchtung gewinnen. — Aber ſie fürchten vielleicht

Wurm. Wenn Sie den Major wieder frei machen wollen.

Louiſe. Von ſeiner Liebe? Spotten Sie meiner? — Das meiner Willkühr zu überlaſſen, wozu ich gezwungen ward?

Wurm. So iſt es nicht gemeint, liebe Jungfer! Der Major muß zuerſt und freiwillig zurücktreten.

Louiſe. Er wird nicht.

Wurm. So ſcheint es. Würde man denn wohl ſeine Zuflucht zu Ihnen nehmen, wenn nicht Sie allein dazu helfen könnten?

Louiſe. Kann ich ihn zwingen, daß er mich haſſen muß?

Wurm. Wir wollen verſuchen! Setzen Sie ſich!

Louiſe (betreten). Menſch! was brüteſt du?

Wurm. Setzen Sie ſich! Schreiben Sie! Hier iſt Feder, Papier und Dinte!

Louiſe (ſetzt ſich in höchſter Beunruhigung). Was ſoll ich ſchreiben? An wen ſoll ich ſchreiben?

Wurm. An den Henker Ihres Vaters.

Louiſe. Ha! du verſtehſt dich darauf, Seelen auf die Folter zu ſchrauben! (Ergreift eine Feder.)

Wurm (dictirt). „Gnädiger Herr“ —

Louiſe (ſchreibt mit zitternder Hand).

Wurm. „Schon drei unerträgliche Tage ſind vorüber — — ſind vorüber — und wir ſahen uns nicht.“

Louiſe (ſtutzt, legt die Feder weg). An wen iſt der Brief?

Wurm. An den Henker Ihres Vaters.

Louiſe. O mein Gott!

blos unſre Trugſchlüſſe, unſre Ueberredungskünſte? Wenn ſie unſre Folgerungen nicht gehört haben, noch hören wollen, woher mögen ſie doch wiſſen, daß es Trugſchlüſſe ſind? Und ſetzen ſie denn in ihren Verſtand nicht das Vertrauen, daß er allen falſchen Schein, der ſich gegen ihre Ueberzeugung auflehnt, zerſtreuen werde, da ſie ihm doch das ungleich gröſſere zutrauen, daß er die einzig mögliche reine Wahrheit ohne ſonderliches Nachdenken aufgefunden habe? — Oder ihre Ruhe, ihr Glaube iſt grundlos, und alſo iſt es ihnen überhaupt nicht darum zu thun ob er gegründet ſey oder nicht, wenn ſie nur nicht in ihrer ſüſſen Behaglichkeit geſtört werden. Es liegt ihnen gar nicht an der Wahrheit, ſondern blos an der Vergünſtigung, dasjenige für wahr zu halten, was ſie bisher dafür gehalten haben, ſey es um der Gewohnheit willen, ſey es, weil der Innhalt deſſelben ihrer Trägheit und Verdorbenheit ſchmeichelt. Sie erhalten etwa dadurch die Hoffnung, ohne alles ihr Zuthun tugendhaft, und glückſelig, oder wohl gar ohne Tugend glückſelig zu werden, recht viel zu genieſſen, ohne etwas zu thun; andere für ſich arbeiten zu laſſen, wo ſie Luſt haben, träge und verdorben zu ſeyn.

Alles Intereſſe von der angezeigten Art iſt unächt, und in Ausrottung deſſelben beſteht der erſte Schritt zu Erhöhung des reinen Intereſſe für Wahrheit. Der zweyte iſt: man überlaſſe ſich jedem Genuſſe, den das reine Intereſſe für Wahrheit gewährt. Die Wahrheit an ſich ſelbſt, wiefern ſie bloß in der Harmonie alles unſers Denkens beſteht, gewährt Genuß, und einen reinen, edlen, hohen Genuß.

Das iſt eine gemeine Seele, der es gleichgültig iſt, ob ſie, ſo geringfügig der Gegenſtand auch ſeyn möge, irre, oder im Beſitz der Wahrheit ſey. Es iſt nemlich hierbei gar nicht um den Inhalt, und um die Folgen eines Satzes zu thun, ſondern lediglich um Einheit und Uebereinſtimmung in dem geſammten Syſtem des menſchlichen Geiſtes. Aber der Menſch *ſoll* einig mit ſich ſelbſt ſeyn; er *ſoll* ein eignes, für ſich beſtehendes Ganzes bilden. Nur unter dieſer Bedingung iſt er ein Menſch. Mithin iſt das Bewußtſeyn der völligen Uebereinſtimmung mit uns ſelbſt in unſerm Denken, oder doch des redlichen Strebens nach einer ſolchen Uebereinſtimmung unmittelbares Bewußtſeyn unſrer behaupteten Menſchenwürde, und gewährt einen moraliſchen Genuß.

Man bezeugt es ſich durch jenes Streben, und durch die vermittelſt deſſelben hervorgebrachte Harmonie, daß man ein ſelbſtſtändiges, von allem was nicht unſer Selbſt iſt, unabhängiges Weſen bilde. Man wird des erhabnen Gefühls theilhaftig: ich bin, was ich bin, weil ich es habe ſeyn wollen. Ich hätte mich können fortreiben laſſen durch die Räder der Nothwendigkeit; ich hätte meine Ueberzeugungen können beſtimmen laſſen durch die Eindrücke, die ich von der Natur überhaupt erhielt, durch den Hang meiner Leidenſchaften, und Neigungen, durch die Meinungen, die mir meine Zeitgenoſſen beibringen wollten: aber ich habe nicht gewollt. Ich habe mich losgeriſſen, ich habe durch eigne Thätigkeit nach einer durch mich ſelbſt beſtimmten Richtung hin unterſucht; ich ſtehe jetzt auf dieſem beſtimmten Punkte, und ich bin durch mich ſelbſt, durch eignen Entſchluß, und eigne Kraft darauf gekommen. — Man wird des erhabnen Gefühls theilhaftig: ich werde immer ſeyn, was ich jetzt bin, weil ich es immer wollen werde. Der Inhalt meiner Ueberzeugungen zwar wird durch fortgeſetztes Nachforſchen ſich ändern, aber um ihn iſt es mir auch nicht zu thun. Die Form derſelben wird ſich nie ändern. Ich werde nie der Sinnlichkeit, noch irgend einem Dinge, das auſſer mir iſt, Einfluß auf die Bildung meiner Denkart verſtatten; ich werde, ſo weit mein Geſichtskreis ſich erſtreckt, immer einig mit mir ſelbſt ſeyn, weil ich es immer wollen werde.

Dieſe ſtrenge und ſcharfe Unterſcheidung unſers reinen Selbſt von allem, was nicht wir Selbſt ſind, iſt der wahre Charakter der Menſchheit: die Stärke und der Umfang dieſes Selbſtgefühls beſtimmt den Grad unſrer Humanität; dieſer unſre ganze Würde, und unſre ganze Glückſeligkeit.

Mit dieſer ſichern Ueberzeugung, ſtets einig mit ſich ſelbſt zu ſeyn, geht der entſchiedne Freund der Wahrheit auf dem Wege der Unterſuchung ruhig fort; er geht muthig allem entgegen, was ihm auf demſelben aufſtoſſen möchte. Es iſt für denjenigen, der mit ſich ſelbſt noch nicht recht Eins geworden iſt, was er denn eigentlich ſuche, und wolle, äuſſerſt beängſtigend, wenn er auf ſeinem Wege auf Sätze ſtößt, die allen ſeinen bisherigen Meynungen, und den Meynungen ſeiner Zeitgenoſſen, und der Vorwelt widerſprechen; und gewiß iſt dieſe Aengſtlichkeit eine der Haupturſachen, warum die Menſchheit auf dem Wege zur Wahrheit ſo langſame Fortſchritte gemacht hat. Von ihr iſt derjenige, der die Wahrheit um ihrer ſelbſt willen ſucht, völlig frei. Er blickt jeder noch ſo befremdenden Folgerung kühn in das Geſicht. Ob ſie ein befremdendes, oder bekanntes Ausſehen habe, ob ſie ſeiner und aller bisherigen Meynung widerſpreche, oder nicht, darnach war nicht die Frage. Die Frage war: ob ſie, ſeinem beſten Wiſſen nach, mit den Geſetzen des Denkens übereinſtimme, oder nicht, und das wird er unterſuchen. Wird ſich finden, daß ſie damit übereinſtimme, ſo wird er ſie als heilige ehrwürdige Wahrheit aufnehmen; wird ſie nicht damit übereinſtimmen, ſo wird er ſie als Irrthum verwerfen, nicht weil ſie der gemeinen Meynung, ſondern weil ſie, ſeinem beſten Wiſſen nach, den Geſetzen des Denkens widerſpricht. Bis dahin iſt er völlig gleichgültig gegen ſie; über ihren Inhalt hat er die Frage nicht erhoben; derſelbe iſt ihm bekannt; ihre Form hat er noch zu unterſuchen.

Mit dieſer kalten Ruhe und feſten Entſchloſſenheit blickt er hinein in das Gewühl der menſchlichen Meynungen überhaupt und ſeiner eignen Einfälle und Zweifel. Es wirbelt und ſtürmt *um ihn herum*, aber nicht *in ihm*; Er ſelbſt ſieht aus ſeiner unerreichbaren Burg ruhig dem Sturme zu. Er wird ihm zu ſeiner Zeit gebieten, und eine Welle nach der andern wird ſich legen. — Er will nur Harmonie mit ſich ſelbſt, und er bringt ſie hervor, ſo weit er bis jetzt gekommen iſt. Dort iſt noch Verwirrung in ſeinen Meynungen; das iſt nicht ſeine Schuld, denn bis dahin hat er noch nicht kommen können. Er wird auch dahin kommen, und dann wird jene Unordnung in die ſchönſte Ordnung ſich auflöſen.

Was wäre denn wohl endlich das härteſte, was ihm begegnen könnte? Geſetzt er fände, entweder weil die Schranken der endlichen Vernunft überhaupt, welches unmöglich iſt, oder weil die Schranken ſeines Individuums ſolches mit ſich bringen, als letztes Reſultat ſeines Strebens nach Wahrheit, daß es überhaupt gar keine Wahrheit und keine Gewißheit gebe. Er würde auch dieſem Schickſale, dem härteſten, das ihn treffen könnte, ſich unterwerfen; denn er iſt zwar unglücklich, aber ſchuldlos; er iſt ſeines redlichen Forſchens ſich bewußt, und das iſt ſtatt alles Glücks, deſſen er nun noch theilhaftig werden kann.

Eben ſo ruhig — wenn dieſer Umſtand der Erwähnung werth iſt — bleibt der entſchiedne Freund der Wahrheit darüber, was andre zunächſt zu ſeinen Ueberzeugungen ſagen werden, wenn er in der Lage ſeyn ſollte, ſie mittheilen zu müſſen; und der Gelehrte iſt immer in dieſer Lage, da er nicht blos für ſich ſelbſt, ſondern zugleich für andre forſcht. Die Frage iſt ja gar nicht, ob wir mit andern, ſondern ob wir mit uns ſelbſt übereinſtimmend denken. Iſt das letztere, ſo können wir des erſtern ohne unſer Zuthun, und ohne erſt die Stimmen zu ſammeln, bey allen denen gewiß ſeyn, die mit ſich ſelbſt in Uebereinſtimmung ſtehen; denn das Weſen der Vernunft iſt in allen vernünftigen Weſen Eins, und eben daſſelbe. Wie andre denken, wiſſen wir nicht, und wir können davon nicht ausgehen. Wie wir denken ſollen, wenn wir vernünftig denken wollen, können wir finden; und ſo, wie wir denken ſollen, ſollen alle vernünftige Weſen denken. Alle Unterſuchung muß von innen heraus, nicht von auſſen herein, geſchehen. Ich ſoll nicht denken, wie andre denken; ſondern wie ich denken ſoll, ſo, ſoll ich annehmen, denken auch andre. — Mit denen übereinzuſtimmend zu ſeyn, die es mit ſich ſelbſt nicht ſind, wäre das wohl ein würdiges Ziel für ein vernünftiges Weſen?

Das Gefühl der für formale Wahrheit angewendeten Kraft gewährt einen reinen, edlen, dauernden Genuß.

Einen ſolchen Genuß kann uns überhaupt nur dasjenige gewähren, was unſer eigen iſt, und was wir durch würdigen Gebrauch unſrer Freiheit uns ſelbſt erworben haben. Was uns hingegen ohne unſer Zuthun von auſſen gegeben worden iſt, gewährt keinen reinen Selbſtgenuß. Es iſt nicht unſer, und es kann uns eben ſo wieder genommen werden, wie es uns gegeben wurde; wir genieſſen an demſelben nicht uns ſelbſt, nicht unſer eignes Verdienſt, und unſern eignen Werth. So verhält es ſich insbeſondre auch mit Geiſteskraft. Das, was man guten Kopf, angebohrnes Talent, glückliche Naturanlage nennt, iſt gar kein Gegenſtand eines vernünftigen Selbſtgenuſſes, denn es iſt dabei gar kein eignes Verdienſt. Wenn ich eine reizbarere, thätigere Organiſation erhielt, wenn dieſelbe gleich bei meinem Eintritte ins Leben ſtärker, und zweckmäſſiger afficirt wurde, was habe ich dazu beigetragen? Habe ich jene Organiſation entworfen, unter mehrern ſie ausgewählt, und mir zugeeignet? Habe ich jene Eindrücke, die mich bei meinem Eintritte ins Leben empfingen, berechnet, und geleitet?

Meine Kraft iſt mein, lediglich in wiefern ich ſie durch Freiheit hervorgebracht habe: ich kann aber nichts in ihr hervorbringen, als ihre Richtung; und in dieſer beſteht denn auch die wahre Geiſteskraft. Blinde Kraft iſt keine Kraft, vielmehr Ohnmacht. Die Richtung aber gebe ich ihr durch Freiheit; deren Regel iſt, ſtets übereinſtimmend mit ſich ſelbſt zu wirken; vorher war ſie eine fremde Kraft, Kraft der Willenloſen, und Zweckloſen Natur in mir.

Dieſe Geiſteskraft wird durch den Gebrauch verſtärkt, und erhöht; und dieſe Erhöhung giebt Genuß, denn ſie iſt Verdienſt. Sie gewährt das erhebende Bewußtſeyn: ich war Maſchine, und konnte Maſchine bleiben; durch eigne Kraft, aus eignem Antriebe habe ich mich zum ſelbſtſtändigen Weſen gemacht. Daß ich jetzt mit Leichtigkeit, frei, nach meinem eignen Zwecke fortſchreite, verdanke ich mir ſelbſt; daß ich feſt, frei und kühn an jede Unterſuchung mich wagen darf, verdanke ich mir ſelbſt. Dieſes Zutrauen auf mich, dieſen Muth, mit welchem ich unternehme, was ich zu unternehmen habe, dieſe Hoffnung des Erfolgs, mit der ich an die Arbeit gehe, verdanke ich mir ſelbſt.

Durch dieſe Geiſteskraft wird zugleich das moraliſche Vermögen geſtärkt, und ſie iſt ſelbſt moraliſch. Beyde hängen innig zuſammen, und wirken gegenſeitig ein aufeinander. Wahrheitsliebe bereitet vor zur moraliſchen Güte, und iſt ſelbſt ſchon an ſich eine Art derſelben. Dadurch, daß man alle ſeine Neigungen, Lieblingsmeinungen, Rückſichten, alles, was auſſer uns iſt, den Geſetzen des Denkens frei unterwirft, wird man gewöhnt vor der Idee des Geſetzes überhaupt ſich niederzubeugen und zu verſtummen; und dieſe freie Unterwerfung iſt ſelbſt eine moraliſche Handlung. Herrſchende Sinnlichkeit ſchwächt in gleichem Grade das Intereſſe für Wahrheit, wie für Sittlichkeit. Durch den Sieg, den das erſtere über dieſelbe erkämpft, wird zugleich für die Tugend ein Sieg erfochten. Freiheit des Geiſtes in Einer Rückſicht entfeſſelt in allen übrigen. Wer alles, was auſſer ihm liegt, in der Erforſchung der Wahrheit verachtet, der wird es auch in allem ſeinem Handeln überhaupt verachten lernen. Entſchloſſenheit im Denken führt nothwendig zur moraliſchen Güte und zur moraliſchen Stärke.

Ich ſetze kein Wort hinzu, um die Würde dieſer Denkart fühlbar zu machen. Wer ihrer fähig iſt, der fühlt ſie durch die bloſſe Beſchreibung; wer ſie nicht fühlt, dem wird ſie ewig unbekannt bleiben.

Ankündigung.

Es gehört unſtreitig mit unter die auffallendſten Phänomene, daß, während unſre Litteratur ſo reich an Journalen von entſchiedenem Werthe iſt, unſre Politik deren ſo wenige aufzuweiſen hat, und daß meiſt auch dieſe wenigen durch ihre einſeitige und beſchränkte Anſicht und Darſtellung der Weltbegebenheiten und ihren platten Zeitungs-Ton ſo tief unter der dermaligen Höhe unſrer ſtatswiſſenſchaftlichen Cultur, und ſo ſehr auſſer Verhältniß mit einem Zeitalter ſind, worinn die wichtigſten Ereigniſſe ſich mit Ungeſtümm drängen.

Ich glaube daher kein ganz unnöthiges oder verdienſtloſes Unternehmen zu wagen, wenn ich mit dem Anfang des nächſtkünftigen Jahres, im Verlage der J. G. Cottaiſchen Buchhandlung zu Tübingen, unter dem Titel:

Europäiſche Annalen

ein politiſches Journal herausgeben werde, wovon am Schluſſe eines jeden Monats ein Heft von 6 bis 7 Bogen, in median Octav, in einem ſaubern Umſchlage brochirt, erſcheinen ſoll.

Der Gehalt dieſes Journals wird deſſen Erſcheinung am beſten rechtfertigen. Indeß verbürge ich den Leſern hier vorläufig eine vollſtändige, unpartheyiſche, beſcheidenfreimüthige Darſtellung aller wichtigen Begebenheiten in allen Staaten Europens: ich verbürge ihnen — ja: nicht untereinander geworfne Bruchſtücke von Briefen, oder Rhapſodie von bloſen Zeitungs-Artikeln, noch viel minder jene ſchaalen Kannegieſereien, die dem Unterrichteten Ekel erregen, und den Ununterrichteten nur noch mehr verwirren; ſondern — ein treues hiſtoriſches Gemählde von Europa, ſo wie jedesmal deſſen neueſte Geſtalt iſt: eine fortlaufende Geſchichte aller der verſchiedenen Länder dieſes Welttheils. Eine Hauptrükſicht wird auch mit auf diejenigen politiſchen Schriften, die entweder durch innern Werth klaſſiſch oder als Gelegenheits-Schriften merkwürdig ſind, ſo wie auf die Geſchichte des Handels, der Erfindungen ꝛc. genommen werden.

Wurm. „Halten Sie ſich deßwegen an den Major — an den Major — der mich den ganzen Tag wie ein Argus hütet.“

Louiſe (ſpringt auf). Büberei, wie noch keine erhört worden! An wen iſt der Brief?

Wurm. An den Henker Ihres Vaters.

Louiſe (die Hände ringend, auf und nieder). Nein! nein! nein! Das iſt tyranniſch, o Himmel! Strafe Menſchen menſchlich, wenn ſie dich reizen, aber warum mich zwiſchen zwei Schreckniſſen preſſen? Warum zwiſchen Tod und Schande mich hin und her wiegen? Warum dieſen blutſaugenden Teufel mir auf den Nacken ſetzen? — Macht, was ihr wollt! Ich ſchreibe das nimmermehr!

Wurm (greift nach dem Hut). Wie Sie wollen, Mademoiſelle! Das ſteht ganz in Ihrem Belieben.

Louiſe. Belieben, ſagen Sie? In meinem Belieben? — Geh, Barbar! Hänge einen Unglücklichen über den Abgrund der Hölle auf, bitt' ihn um etwas, und läſtre Gott, und frag' ihn, ob's ihm beliebe. — O du weißt allzugut, daß unſer Herz an natürlichen Trieben ſo feſt als an Ketten liegt — nunmehr iſt Alles gleich! Diktiren Sie weiter! Ich denke nichts mehr. Ich weiche der überliſtenden Hölle. (Sie ſetzt ſich zum zweiten Mal.)

Wurm. „Den ganzen Tag wie ein Argus hütet“ — Haben Sie das?

Louiſe. Weiter! weiter!

Wurm. „Wir haben geſtern den Präſidenten im Haus gehabt. Es war poſſirlich zu ſehen, wie der gute Major um meine Ehre ſich wehrte.“

Uebrigens verſteht es ſich von ſelbſt, daß, ſo lange der ge Krieg, unter allen, die je geführt wurden, der wichtigſte, noch fortdauert, der Erzählung von deſſen Gange und den Wendungen, die er auf dem Schlachtfeld oder in den Kabinetten nimmt, die der Wichtigkeit dieſes Gegenſtandes angemeſſene vorzügliche Genauigkeit und Ausführlichkeit gewendet werden wird.

Alles Bisherige iſt in meinem beſondern Namen geſagt. Ich darf aber auch noch dem Publikum die angenehme Hoffnung machen, daß einige unſrer vorzüglichſten Geſchichtſchreiber wohl bald die Ausführung des obigen Unternehmens mit mir theilen werden.

D. Poſſelt.

Herr D. Poſſelts ſchriftſtelleriſche Talente ſind durch ſein: Leben Guſtav III, Krieg der Franken ꝛc. ſo vortheilhaft bekannt, und das Bedürfniß nach einer Zeitſchrift von dieſem Gegenſtand — von einem ſolchen Schriftſteller ausgeführt — ſo groß, daß wir obiger Ankündigung nichts beizufügen haben, als die Verſicherung, daß wir für die möglichſte typographiſche Schönheit dieſer Monatsſchrift, ſo wie für die ſchleunigſte Verſendung derſelbigen beſorgt ſeyn werden, und daß der ganze Jahrgang in den Reichslanden und ſo weit die Fürſtl. Tariſchen Poſten reichen, franko für 6 fl. 30 kr. rheiniſch, in Sachſen aber und entferntern Gegenden für 4 Rthl. ſächſiſch franko in allen Buchhandlungen und Poſtämtern zu haben ſeyn wird. Die Hauptſpedition für dieſe haben die löbl. Ober-Poſt-Aemter Stuttgardt und Canſtadt übernommen.

Wer die Gefälligkeit für uns haben will, Beſtellungen darauf anzunehmen, darf der billigſten Bedingungen verſichert ſeyn.

Tübingen, im Nov. 1794.

J. G. Cottaiſche Buchhandlung

Die Horen

Jahrgang 1795

Zweytes Stück.

Tübingen
in der J. G. Cottaischen Buchhandlung
1795

Innhalt des zweyten Stücks.

I Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten. Fortſetzung. Seite 1

II Ideen zu einer künftigen Geſchichte der Kunſt. — 19

III Briefe über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen. Fortſetzung. — 51

IV Epiſtel. — 95

V Ueber den Geſchlechtsunterſchied und deſſen Einfluß auf die organiſche Natur. — 99

Die Horen.

Erſter Jahrgang. Zweytes Stück.

I

Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten.

Fortſetzung.

Abends nach Tiſche als die Baroneſſe zeitig in ihr Zimmer gegangen war, blieben die übrigen beyſammen, und ſprachen über mancherley Nachrichten, die eben einlieſen, über Gerüchte, die ſich verbreiteten. Man war dabey, wie es gewöhnlich in ſolchen Augenblicken zu geſchehen pflegt, im Zweifel was man glauben und was man verwerfen ſollte.

Der alte Hausfreund ſagte darauf: ich finde am bequemſten, daß wir dasjenige glauben, was uns angenehm iſt, ohne Umſtände das verwerfen, was uns unangenehm wäre, und daß wir übrigens wahr ſeyn laſſen, was wahr ſeyn kann.

Man machte die Bemerkung, daß der Menſch auch gewöhnlich ſo verfahre, und durch einige Wendung des Geſprächs kam man auf die entſchiedene Neigung unſrer Natur das Wunderbare zu glauben; man redete vom Romanhaften, vom Geiſterhaften und als der Alte einige gute Geſchichten dieſer Art künftig zu erzählen verſprach, verſetzte Fräulein Louiſe: Sie wären recht artig und würden vielen Dank verdienen, wenn Sie uns gleich, da wir eben in der rechten Stimmung beyſammen ſind, eine ſolche Geſchichte vortrügen, wir würden aufmerkſam zuhören und Ihnen dankbar ſeyn.

Ohne ſich lange bitten zu laſſen, fing der Geiſtliche darauf mit folgenden Worten an:

Als ich mich in Neapel aufhielt, begegnete daſelbſt eine Geſchichte, die großes Aufſehen erregte, und worüber die Urtheile ſehr verſchieden waren. Die einen behaupteten, ſie ſey völlig erſonnen, die andern, ſie ſey wahr, aber es ſtecke ein Betrug dahinter. Dieſe Parthey war wieder unter einander ſelbſt uneinig; ſie ſtritten wer dabey betrogen haben könnte; andere dagegen behaupteten: es ſey keinesweges ausgemacht, daß geiſtige Naturen nicht ſollten auf Elemente und Körper wirken können, und man müſſe nicht jede wunderbare Begebenheit ausſchließlich entweder für Lüge oder Trug erklären. Nun zur Geſchichte ſelbſt.

Eine Sängerin, Antonelli genannt, war zu meiner Zeit der Liebling des neapolitaniſchen Publikums. In der Blüthe ihrer Jahre, ihrer Figur, ihrer Talente fehlte ihr nichts, wodurch ein Frauenzimmer die Menge reitzt und lockt, und eine kleine Anzahl Freunde entzückt und glücklich macht. Sie war nicht unempfindlich gegen Lob und Liebe; allein von Natur mäßig und verſtändig wußte ſie die Freuden zu genießen, die beyde gewähren, ohne daß ſie dabey aus der Faſſung kam, die ihr in ihrer Lage ſo nöthig war. Alle jungen, vornehmen, reichen Leute drängten ſich zu ihr, nur wenige nahm ſie auf, und wenn ſie bey der Wahl ihrer Liebhaber meiſt ihren Augen und ihrem Herzen folgte, ſo zeigte ſie doch bey allen kleinen Abentheuern einen feſten, ſichern Charakter, der jeden genauen Beobachter für ſie einnehmen mußte. Ich hatte Gelegenheit ſie einige Zeit zu ſehen, indem ich mit einem ihrer Begünſtigten in nahem Verhältniſſe ſtand.

Verſchiedne Jahre waren hingegangen, ſie hatte Männer genug kennen gelernt und unter ihnen viele Gecken, ſchwache und unzuverläßige Menſchen. Sie glaubte bemerkt zu haben, daß ein Liebhaber, der in einem gewiſſen Sinne dem Weibe alles iſt, gerade da, wo ſie eines Beyſtandes am nöthigſten bedürfte, bey Vorfällen des Lebens, häuslichen Angelegenheiten, bey augenblicklichen Entſchließungen meiſtentheils zu nichts wird, wenn er nicht gar ſeiner Geliebten, indem er nur an ſich ſelbſt denkt, ſchadet, und aus Eigenliebe ihr das Schlimmſte zu rathen, und ſie zu den gefährlichſten Schritten zu verleiten ſich gedrungen fühlt.

Bey ihren bisherigen Verbindungen war ihr Geiſt meiſtentheils unbeſchäftigt geblieben; auch dieſer verlangte Nahrung. Sie wollte endlich einen Freund haben und kaum hatte ſie dieſes Bedürfniß gefühlt, ſo fand ſich unter denen, die ſich ihr zu nähern ſuchten, ein junger Mann, auf den ſie ihr Zutrauen warf, und der es in jedem Sinne zu verdienen ſchien.

Es war ein Genueſer, der ſich um dieſe Zeit, einiger wichtigen Geſchäfte ſeines Hauſes wegen, in Neapel aufhielt. Bey einem ſehr glücklichen Naturell hatte er die ſorgfältigſte Erziehung genoſſen. Seine Kenntniſſe waren ausgebreitet, ſein Geiſt wie ſein Körper vollkommen ausgebildet; ſein Betragen konnte für ein Muſter gelten, wie einer, der ſich keinen Augenblick vergißt, ſich doch immer in andern zu vergeſſen ſcheint. Der Handelsgeiſt ſeiner Geburtsſtadt ruhete auf ihm; er ſah das, was zu thun war, im Großen an. Doch war ſeine Lage nicht die glücklichſte; ſein Haus hatte ſich in einige höchſt gefährliche Spekulationen eingelaſſen, und war in gefährliche Prozeſſe verwickelt. Die Angelegenheiten verwirrten ſich mit der Zeit noch mehr, und die Sorge, die er darüber empfand, gab ihm einen äußern Anſtrich von Traurigkeit, der ihm ſehr wohl anſtand, und der unſerm jungen Frauenzimmer noch mehr Muth machte, ſeine Freundſchaft zu ſuchen, weil ſie zu fühlen glaubte, daß er ſelbſt einer Freundin bedürfe.

Er hatte ſie nur bisher an öffentlichen Orten und bey Gelegenheit geſehen, ſie vergönnte ihm nunmehr auf ſeine erſte Anfrage den Zutritt in ihrem Hauſe, ja ſie lud ihn recht dringend ein und er verfehlte nicht zu kommen.

Sie verſäumte keine Zeit, ihm ihr Zutrauen und ihren Wunſch zu entdecken. Er war verwundert und erfreut über ihren Antrag. Sie bat ihn inſtändig ihr Freund zu bleiben, und keine Anforderungen eines Liebhabers zu machen. Sie eröffnete ihm eine Verlegenheit, in der ſie ſich eben befand, und worüber er bey ſeinen mancherley Verhältniſſen den beſten Rath geben, und die ſchleunigſte Einleitung zu ihrem Vortheil machen konnte. Er vertraute ihr dagegen ſeine Lage, und indem ſie ihn zu erheitern und zu tröſten wußte, indem ſich in ihrer Gegenwart manches entwickelte, was ſonſt bey ihm nicht ſo früh erwacht wäre, ſchien ſie auch ſeine Rathgeberin zu ſeyn, und eine wechſelſeitige auf die edelſte Achtung, auf das ſchönſte Bedürfniß gegründete Freundſchaft hatte ſich in kurzem zwiſchen ihnen befeſtigt.

Nur leider überlegt man bey Bedingungen die man eingeht, nicht immer, ob ſie möglich ſind. Er hatte verſprochen nur Freund zu ſeyn, keine Anſprüche auf die Stelle eines Liebhabers zu machen, und doch konnte er ſich nicht läugnen, daß ihm die von ihr begünſtigten Liebhaber überall im Wege, höchſt zuwider, ja ganz und gar unerträglich waren. Beſonders fiel es ihm höchſt ſchmerzlich auf, wenn ihn ſeine Freundin von den guten und böſen Eigenſchaften eines ſolchen Mannes oft launig unterhielt, alle Fehler des Begünſtigten genau zu kennen ſchien, und doch noch vielleicht ſelbigen Abend, gleichſam zum Spott des werthgeſchätzten Freundes, in den Armen eines Unwürdigen ausruhte.

Glücklicher oder unglücklicher Weiſe geſchah es bald, daß das Herz der Schönen frey wurde. Ihr Freund bemerkte es mit Vergnügen, und ſuchte ihr vorzuſtellen, daß der erledigte Platz ihm vor allen andern gebühre. Nicht ohne Widerſtand und Widerwillen gab ſie ſeinen Wünſchen Gehör; ich fürchte, ſagte ſie, daß ich über dieſer Nachgiebigkeit das Schätzbarſte auf der Welt, einen Freund verliere. Sie hatte richtig geweiſſagt; denn kaum hatte er eine Zeitlang in ſeiner doppelten Eigenſchaft bey ihr gegolten, ſo fingen ſeine Launen an beſchwerlicher zu werden; als Freund forderte er ihre ganze Achtung, als Liebhaber ihre ganze Neigung und als ein verſtändi-

Louiſe. O ſchön, ſchön! o herrlich! — Nur immer fort! —

Wurm. „Ich nahm meine Zuflucht zu einer Ohnmacht — zu einer Ohnmacht — daß ich nicht laut „lachte.“

Louiſe. O Himmel!

Wurm. „Aber bald wird meine Maske unerträglich — unerträglich — Wenn ich nur loskommen „könnte“ —

Louiſe (hält inne, ſteht auf, geht auf und nieder, den Kopf geſenkt, als ſuchte ſie was auf dem Boden; dann ſetzt ſie ſich wiederum, ſchreibt weiter). „Loskommen könnte.“

Wurm. „Morgen hat er den Dienſt — Paſſen „Sie ab, wenn er von mir geht, und kommen an den „bewußten Ort“ — Haben Sie „bewußten?“

Louiſe. Ich habe Alles!

Wurm. „An den bewußten Ort zu Ihrer zärtlichen . . . . . Louiſe.“

Louiſe. Nun fehlt die Adreſſe noch!

Wurm. An Herrn Hofmarſchall von Kalb.“

Louiſe. Ewige Vorſicht! Ein Name, ſo fremd meinen Ohren, als meinem Herzen dieſe ſchändlichen Zeilen! (Sie ſteht auf und betrachtet eine große Pauſe lang mit ſtarrem Blick das Geſchriebene, endlich reicht ſie es dem Sekretär mit erſchöpfter, hinſterbender Stimme.) Nehmen Sie, mein Herr! Es iſt mein ehrlicher Name — es iſt Ferdinand — iſt die ganze Wonne meines Lebens, was ich jetzt in Ihre Hände gebe — Ich bin eine Bettlerin!

Wurm. O nein doch! Verzagen Sie nicht, liebe Mademoiſelle! Ich habe herzliches Mitleid mit Ihnen.

ger und angenehmer Mann unausgeſetzte Unterhaltung. Dieß aber war keineswegs nach dem Sinne des lebhaften Mädchens; ſie konnte ſich in keine Aufopferung finden, und hatte nicht Luſt irgend jemand ausſchließliche Rechte zuzugeſtehen. Sie ſuchte daher auf eine zarte Weiſe ſeine Beſuche nach und nach zu verringern, ihn ſeltner zu ſehen und ihn fühlen zu laſſen, daß ſie um keinen Preis der Welt ihre Freyheit weggebe.

Sobald er es merkte, fühlte er ſich vom größten Unglück betroffen und leider beſiel ihn dieſes Unheil nicht allein: ſeine häuslichen Angelegenheiten fingen an äußerſt ſchlimm zu werden. Er hatte ſich dabey den Vorwurf zu machen, daß er von früher Jugend an ſein Vermögen als eine unerſchöpfliche Quelle angeſehen, daß er ſeine Handelsangelegenheiten verſäumt, um auf Reiſen und in der großen Welt eine vornehmere und reichere Figur zu ſpielen, als ihm ſeine Geburt und ſein Einkommen geſtatteten. Die Prozeſſe, auf die er ſeine Hoffnung ſetzte, gingen langſam und waren koſtſpielig. Er mußte deshalb einigemal nach Palermo und während ſeiner letzten Reiſe machte das kluge Mädchen verſchiedene Einrichtungen, um ihrer Haushaltung eine andere Wendung zu geben, und ihn nach und nach von ſich zu entfernen. Er kam zurück, und fand ſie in einer andern Wohnung, entfernt von der ſeinigen, und ſah den Markeſe von S. der damals auf die öffentlichen Luſtbarkeiten und Schauſpiele großen Einfluß hatte, vertraulich bey ihr aus und eingehen. Dieß überwältigte ihn, und er fiel in eine ſchwere Krankheit. Als die Nachricht davon zu ſeiner Freundin gelangte, eilte ſie zu ihm, ſorgte für ihn, richtete ſeine Aufwartung ein, und als ihr nicht verborgen blieb, daß ſeine Caſſe nicht zum beſten beſtellt war, ließ ſie eine anſehnliche Summe zurück, die hinreichend war ihn auf einige Zeit zu beruhigen.

Durch die Anmaßung ihre Freyheit einzuſchränken hatte der Freund ſchon viel in ihren Augen verloren, und wie ihre Neigung zu ihm abnahm, hatte ihre Aufmerkſamkeit auf ihn zugenommen, und die Entdeckung, daß er in ſeinen eigenen Angelegenheiten ſo unklug gehandelt habe, gab ihr nicht die günſtigſten Begriffe von ſeinem Verſtande und ſeinem Charakter. Indeſſen bemerkte er die große Veränderung nicht, die in ihr vorgegangen war, vielmehr ſchien ihre Sorgfalt für ſeine Geneſung, die Treue, womit ſie halbe Tage lang an ſeinem Lager aushielt, mehr ein Zeichen ihrer Freundſchaft und Liebe als ihres Mitleids zu ſeyn und er hofte nach ſeiner Geneſung in alle Rechte wieder eingeſetzt zu werden.

Wie ſehr irr'te er ſich! In der Maße wie ſeine Geſundheit wieder kam und ſeine Kräfte ſich erneuerten, verſchwand bey ihr jede Art von Neigung und Zutrauen, ja er ſchien ihr ſo läſtig, als er ihr ſonſt angenehm geweſen war. Auch war ſeine Laune, ohne daß er es ſelbſt bemerkte, während dieſer Begebenheiten höchſt bitter und verdrießlich geworden; alle Schuld, die er an ſeinem Schickſal haben konnte, warf er auf andere und wußte ſich in allem völlig zu rechtfertigen. Er ſah in ſich nur einen unſchuldig verfolgten, gekränkten, betrübten Mann und hoffte völlige Entſchädigung alles Uebels und aller Leiden von einer vollkommenen Ergebenheit ſeiner Geliebten.

Mit dieſen Anforderungen trat er gleich in den erſten

Tagen hervor, als er wieder ausgehen und ſie beſuchen konnte. Er verlangte nichts weniger, als daß ſie ſich ihm ganz ergeben, ihre übrigen Freunde und Bekannte verabſchieden, das Theater verlaſſen, und ganz allein mit ihm und für ihn leben ſollte. Sie zeigte ihm die Unmöglichkeit ſeine Forderungen zu bewilligen, erſt auf eine ſcherzhafte, dann auf eine ernſthafte Weiſe und war leider endlich genöthigt ihm die traurige Wahrheit, daß ihr Verhältniß gänzlich vernichtet ſey, zu geſtehen. Er verließ ſie um ſie nicht wieder zu ſehen.

Er lebte noch einige Jahre in einem ſehr eingeſchränkten Kreiſe, oder vielmehr blos in der Geſellſchaft einer alten frommen Dame, die mit ihm in einem Hauſe wohnte, und ſich von wenigen Renten erhielt. In dieſer Zeit gewann er den einen Prozeß und bald darauf den andern; allein ſeine Geſundheit war untergraben und das Glück ſeines Lebens war verloren. Bey einem geringen Anlaß fiel er abermals in eine ſchwere Krankheit; der Arzt kündigte ihm den Tod an. Er vernahm ſein Urtheil ohne Widerwillen, nur wünſchte er ſeine ſchöne Freundin noch Einmal zu ſehen. Er ſchickte ſeinen Bedienten zu ihr, der ſonſt in glücklichern Zeiten manche günſtige Antwort gebracht hatte. Er ließ ſie bitten, ſie ſchlug es ab. Er ſchikte zum zweytenmal und ließ ſie beſchwören; ſie beharrte auf ihrem Sinne. Endlich, es war ſchon tief in der Nacht, ſendete er zum drittenmal; ſie ward bewegt und vertraute mir ihre Verlegenheit, denn ich war eben mit dem Markeſe und einigen andern Freunden bey ihr zum Abendeſſen. Ich rieth ihr und bat ſie dem Freunde den letzten Liebesdienſt zu erzeigen; ſie ſchien unentſchloſſen, aber nach einigem Nachdenken nahm ſie ſich zuſammen. Sie ſchickte den Bedienten mit einer abſchläglichen Antwort weg und er kam nicht wieder.

Wir ſaßen nach Tiſche in einem vertrauten Geſpräch und waren alle heiter und gutes Muths. Es war gegen Mitternacht, als ſich auf einmal, mitten unter uns, eine klägliche, durchdringende, ängſtliche und lange nachtönende Stimme hören ließ. Wir fuhren zuſammen, ſahen einander an und ſahen uns um, was aus dieſem Abentheuer werden ſollte. Die Stimme ſchien an den Wänden zu verklingen, wie ſie aus der Mitte des Zimmers hervorgedrungen war. Der Markeſe ſtand auf und ſprang ans Fenſter, und wir andern bemühten uns um die Schöne, welche ohnmächtig da lag. Sie kam erſt langſam zu ſich ſelbſt. Der eiferſüchtige und heftige Italiener ſah kaum ihre wieder aufgeſchlagenen Augen, als er ihr bittre Vorwürfe machte. Wenn Sie mit Ihren Freunden Zeichen verabreden, ſagte er, ſo laſſen Sie doch ſolche weniger auffallend und heftig ſeyn. Sie antwortete ihm mit ihrer gewöhnlichen Gegenwart des Geiſtes, daß, da ſie jedermann und zu jeder Zeit bey ſich zu ſehen das Recht habe, ſie wohl ſchwerlich ſolche traurige und ſchreckliche Töne zur Vorbereitung angenehmer Stunden wählen würde.

Und gewiß, der Ton hatte etwas unglaublich ſchreckhaftes. Seine langen nachdrönenden Schwingungen waren uns allen in den Ohren, ja in den Gliedern geblieben. Sie war blaß, entſtellt und immer der Ohnmacht nahe; wir mußten die halbe Nacht bey ihr bleiben. Es ließ ſich nichts weiter hören. Die andre Nacht dieſelbe Geſellſchaft, nicht ſo heiter als Tags vorher, aber doch gefaßt genug, und — um dieſelbige Zeit derſelbe gewaltſame, fürchterliche Ton.

Wir hatten indeſſen über die Art des Schreyes und wo er herkommen möchte, unzählige Urtheile gefällt, und unſre Vermuthungen erſchöpft. Was ſoll ich weitläuftig ſeyn? So oft ſie zu Hauſe aß, ließ er ſich um dieſelbige Zeit vernehmen und zwar, wie man bemerken wollte, manchmal ſtärker, manchmal ſchwächer. Ganz Neapel ſprach von dieſem Vorfall. Alle Leute des Hauſes, alle Freunde und Bekannte nahmen den lebhafteſten Theil daran, ja die Polizey ward aufgerufen. Man ſtellte Spione und Beobachter aus. Denen auf der Gaſſe ſchien der Klang aus der freyen Luft zu entſpringen, und in dem Zimmer hörte man ihn auf das deutlichſte. So oft ſie auswärts aß, vernahm man nichts; ſo oft ſie zu Hauſe war, ließ ſich der Ton hören.

Aber auch außer dem Hauſe blieb ſie nicht ganz von dieſem böſen Begleiter verſchont. Ihre Anmuth hatte ihr den Zutritt in die erſten Häuſer geöffnet. Sie war als eine gute Geſellſchafterin überall willkommen und ſie hatte ſich, um dem böſen Gaſte zu entgehen, angewöhnt, die Abende außer dem Hauſe zu ſeyn.

Ein Mann, durch ſein Alter und ſeine Stelle ehrwürdig, führte ſie eines Abends in ſeinem Wagen nach Hauſe. Als ſie vor ihrer Thüre von ihm Abſchied nimmt, entſteht der Klang zwiſchen ihnen beyden, und man hebt dieſen Mann, der ſo gut wie tauſend andere die Geſchichte wußte, mehr todt als lebendig in ſeinen Wagen.

Ein andermal fährt ein junger Tenor, den ſie wohl leiden konnte, mit ihr Abends durch die Stadt eine Freundin zu beſuchen. Er hatte von dieſem ſeltſamen Phänomenen reden hören und zweifelte, als ein muntrer Knabe, an einem ſolchen Wunder. Sie ſprachen von der Begebenheit. Ich wünſchte doch auch, ſagte er, die Stimme Ihres unſichtbaren Begleiters zu hören: rufen Sie ihn doch auf, wir ſind ja zu Zweyen, und werden uns nicht fürchten. Leichtſinn oder Kühnheit, ich weiß nicht, was ſie vermochte, genug ſie ruft dem Geiſte, und in dem Augenblicke entſteht mitten im Wagen der ſchmetternde Ton, läßt ſich dreymal ſchnell hinter einander gewaltſam hören und verſchwindet mit einem bänglichen Nachklang. Vor dem Hauſe ihrer Freundin fand man beyde ohnmächtig im Wagen, nur mit Mühe brachte man ſie wieder zu ſich, und vernahm was ihnen begegnet ſey.

Die Schöne brauchte einige Zeit ſich zu erhohlen. Dieſer immer erneuerte Schrecken griff ihre Geſundheit an und das klingende Geſpenſt ſchien ihr einige Friſt zu verſtatten, ja ſie hoſte ſogar, weil es ſich lange nicht wieder hören ließ, endlich völlig davon befreyt zu ſeyn. Allein dieſe Hoffnung war zu frühzeitig.

Nach geendigtem Carneval unternahm ſie mit einer Freundin und einem Kammermädchen eine kleine Luſtreiſe. Sie wollte einen Beſuch auf dem Lande machen; es war Nacht ehe ſie ihren Weg vollenden konnten, und da noch am Fuhrwerke etwas zerbrach, mußten ſie in einem ſchlechten Wirthshaus übernachten und ſich ſo gut als möglich einrichten.

Schon hatte die Freundin ſich niedergelegt und das Kammermädchen, nachdem ſie das Nachtlicht angezündet hatte, wollte eben zu ihrer Gebieterin ins andre Bette ſteigen, als dieſe ſcherzend zu ihr ſagte: wir ſind hier am Ende der Welt und das Wetter iſt abſcheulich, ſollte er uns wohl hier finden können? Im Augenblick ließ er ſich hören, ſtärker und fürchterlicher als jemals. Die Freundin glaubte nicht anders als die Hölle ſey im Zimmer, ſprang aus dem Bette, lief wie ſie war, die Treppe hinunter und rief das ganze Haus zuſammen. Niemand that dieſe Nacht ein Auge zu. Allein es war auch das letztemal daß ſich der Ton hören ließ, nur hatte der ungebetene Gaſt noch eine andere läſtigere Weiſe ſeine Gegenwart anzuzeigen.

Einige Zeit hatte er Ruhe gehalten als auf einmal Abends zur gewöhnlichen Stunde, da ſie mit ihrer Geſellſchaft zu Tiſche ſaß, ein Schuß, wie aus einer Flinte oder ſtark geladenen Piſtole, zum Fenſter herein fiel. Alle hörten den Knall, alle ſahen das Feuer, aber bey näherer Unterſuchung fand man die Scheibe ohne die mindeſte Verletzung. Demohngeachtet nahm die Geſellſchaft den Vorfall ſehr ernſthaft und alle glaubten, daß man der Schönen nach dem Leben ſtehe. Man eilt nach der Polizey, man unterſucht die benachbarten Häuſer und da man nichts verdächtiges findet, ſtellt man darin den andern Tag Schildwachen von oben bis unten. Man durchſucht genau das Haus worinn ſie wohnt, man vertheilt Spione auf der Straße.

Alle dieſe Vorſicht war vergebens. Drey Monate hinter einander fiel in demſelbigen Augenblicke der Schuß durch dieſelbe Fenſterſcheibe, ohne das Glas zu verletzen, und, was merkwürdig war, immer genau eine Stunde vor Mitternacht, da doch gewöhnlich in Neapel nach der italieniſchen Uhr gezählt wird und Mitternacht daſelbſt eigentlich keine Epoke macht.

Man gewöhnte ſich endlich an dieſe Erſcheinung wie an die vorige, und man rechnete dem Geiſte ſeine unſchädliche Tücke nicht hoch an. Der Schuß fiel manchmal ohne die Geſellſchaft zu erſchrecken, oder ſie in ihrem Geſpräch zu unterbrechen.

Eines Abends, nach einem ſehr warmen Tage, öffnete die Schöne, ohne an die Stunde zu denken, das bewußte Fenſter und trat mit dem Markeſe auf den Balkon. Kaum ſtanden ſie einige Minuten drauſſen, als der Schuß zwiſchen ihnen beyden durchfiel und ſie mit Gewalt rückwärts in das Zimmer ſchleuderte, wo ſie ohnmächtig auf den Boden taumelten. Als ſie ſich wieder erhohlt hatten, fühlte er auf der linken, ſie aber auf der rechten Wange den Schmerz einer tüchtigen Ohrfeige und da man ſich weiter nicht verletzt fand, gab der Vorfall zu mancherley ſcherzhaften Bemerkungen Anlaß.

Von der Zeit an ließ ſich dieſer Schall im Hauſe nicht wieder hören und ſie glaubte nun endlich ganz von ihrem unſichtbaren Verfolger befreyt zu ſeyn, als auf einem Wege, den ſie Abends mit einer Freundin machte, ein unvermuthetes Abentheuer ſie nochmals auf das gewaltſamſte erſchreckte. Ihr Weg ging durch die Chiaia, wo ehemals der geliebte genueſiſche Freund gewohnt hatte. Es war heller Mondſchein. Eine Dame, die bey ihr ſaß, fragte: iſt das nicht das Haus, in welchem der Herr * geſtorben iſt? Es iſt eins von dieſen beyden, ſo viel ich weiß, ſagte die Schöne, und in dem Augenblicke fiel aus einem dieſer beyden Häuſer der Schuß und drang durch den Wagen durch. Der Kutſcher glaubte angegriffen zu ſeyn und fuhr mit aller möglichen Geſchwindigkeit fort. An dem Orte ihrer Beſtimmung hub man die beyden Frauen für todt aus dem Wagen.

Aber dieſer Schrecken war auch der letzte. Der unſichtbare Begleiter änderte ſeine Methode und nach einigen Abenden erklang vor ihren Fenſtern ein lautes Händeklatſchen. Sie war als beliebte Sängerin und Schauſpielerin dieſen Schall ſchon mehr gewohnt. Er hatte an ſich nichts ſchreckliches und man konnte ihn eher einem ihrer Bewunderer zuſchreiben. Sie gab wenig darauf acht. Ihre Freunde waren aufmerkſamer und ſtellten, wie das vorigemal, Poſten aus. Sie hörten den Schall, ſahen aber vor wie nach niemand, und die meiſten hofften nun bald auf ein völliges Ende dieſer Erſcheinungen.

Nach einiger Zeit verlohr ſich auch dieſer Klang und verwandelte ſich in angenehmere Töne. Sie waren zwar nicht eigentlich melodiſch, aber unglaublich angenehm und lieblich. Sie ſchienen den genaueſten Beobachtern von der Ecke einer Querſtraße her zu kommen, im leeren Luftraume bis unter das Fenſter hinzuſchweben und dann dort auf das Sanfteſte zu verklingen. Es war als wenn ein himmliſcher Geiſt durch ein ſchönes Präludium aufmerkſam auf eine Melodie machen wollte, die er eben vorzutragen im Begriff ſey. Auch dieſer Ton verſchwand endlich und ließ ſich nicht mehr hören, nachdem die ganze wunderbare Geſchichte etwa anderthalb Jahre gedauert hatte.

Als der Erzähler einen Augenblick inne hielt, fing die

Geſellſchaft an ihre Gedanken und Zweifel über dieſe Geſchichte zu äuſſern, ob ſie wahr ſey, ob ſie auch wahr ſeyn könne?

Der Alte behauptete, ſie müſſe wahr ſeyn, wenn ſie intereſſant ſeyn ſolle: denn für eine erfundene Geſchichte habe ſie wenig Verdienſt. Jemand bemerkte darauf: es ſcheine ſonderbar, daß man ſich nicht nach dem abgeſchiedenen Freunde und nach den Umſtänden ſeines Todes erkundigt, weil doch daraus vielleicht einiges zur Aufklärung der Geſchichte hätte genommen werden können.

Auch dieſes iſt geſchehen, verſetzte der Alte: ich war ſelbſt neugierig genug gleich nach der erſten Erſcheinung in ſein Haus zu gehen, und unter einem Vorwand die Dame zu beſuchen, welche zuletzt recht mütterlich für ihn geſorgt hatte. Sie erzählte mir, daß ihr Freund eine unglaubliche Leidenſchaft gegen das Frauenzimmer gehegt habe, daß er die letzte Zeit ſeines Lebens faſt allein von ihr geſprochen und ſie bald als einen Engel, bald als einen Teufel vorgeſtellt habe.

Als ſeine Krankheit überhand genommen, habe er nichts gewünſcht als ſie vor ſeinem Ende noch einmal zu ſehen, wahrſcheinlich in der Hoffnung nur noch eine zärtliche Aeuſſerung, eine Reue oder ſonſt irgend ein Zeichen der Liebe und Freundſchaft von ihr zu erzwingen. Deſto ſchrecklicher ſey ihm ihre anhaltende Weigerung geweſen und ſichtbar habe die letzte entſcheidende abſchlägliche Antwort ſein Ende beſchleunigt. Verzweifelnd habe er ausgerufen: nein, es ſoll ihr nichts helfen! Sie vermeidet mich; aber auch nach meinem Tod ſoll ſie keine Ruhe vor mir ha-

Vielleicht — wer weiß? — Ich könnte mich noch wohl über gewiſſe Dinge hinwegſetzen — Wahrlich! Bei Gott! Ich habe Mitleid mit Ihnen!

Louiſe (ſieht ihn ſtark und durchdringend an). Reden Sie nicht aus, mein Herr! Sie ſind auf dem Wege, ſich etwas Entſetzliches zu wünſchen.

Wurm (im Begriff, ihre Hand zu küſſen). Geſetzt, es wäre dieſe niedliche Hand — Wie ſo, liebe Jungfer?

Louiſe (groß und ſchrecklich). Weil ich dich in der Brautnacht erdroſſelte und mich dann mit Wolluſt auf's Rad flechten ließe. (Sie will gehen, kommt aber ſchnell zurück.) Sind wir jetzt fertig, mein Herr? darf die Taube nun fliegen?

Wurm. Nur noch die Kleinigkeit, Jungfer! Sie müſſen mit mir und das Sakrament darauf nehmen, dieſen Brief für einen freiwilligen zu erkennen.

Louiſe. Gott! Gott! und du ſelbſt mußt das Siegel geben, die Werke der Hölle zu verwahren? (Wurm führt ſie fort.)

* * *

den. Mit dieſer Heftigkeit verſchied er und nur zu ſehr mußten wir erfahren, daß man auch jenſeit des Grabes Wort halten könne.

Die Geſellſchaft fing aufs neue an über die Geſchichte zu meynen und zu urtheilen. Zuletzt ſagte der Bruder Fritz: ich habe einen Verdacht, den ich aber nicht eher äuſſern will, als bis ich nochmals alle Umſtände in mein Gedächtniß zurück gerufen und meine Combinationen beſſer geprüft habe.

Als man lebhafter in ihn drang, ſuchte er einer Antwort dadurch auszuweichen, daß er ſich erbot, gleichfalls eine Geſchichte zu erzählen, die zwar der vorigen an Intereſſe nicht gleiche, aber doch auch von der Art ſey, daß man ſie niemals mit völliger Gewißheit habe erklären können.

Bey einem wackern Edelmann, meinem Freunde, der ein altes Schloß mit einer ſtarken Familie bewohnte, war eine Waiſe erzogen worden, die, als ſie herangewachſen und vierzehn Jahr alt war, meiſt um die Dame vom Hauſe ſich beſchäftigte und die nächſten Dienſte ihrer Perſon verrichtete. Man war mit ihr wohl zufrieden und ſie ſchien nichts weiter zu wünſchen, als durch Aufmerkſamkeit und Treue ihren Wohlthätern dankbar zu ſeyn. Sie war wohlgebildet und es fanden ſich einige Freyer um ſie ein. Man glaubte nicht, daß eine dieſer Verbindungen zu ihrem Glück gereichen würde, und ſie zeigte auch nicht das mindeſte Verlangen ihren Zuſtand zu ändern.

Auf einmal begab ſich's, daß man, wenn das Mädchen in dem Hauſe Geſchäfts halber herumging, unter ihr, hier und da, pochen hörte. Anfangs ſchien es zufällig, aber da das Klopfen nicht aufhörte und beynahe jeden ihrer Schritte bezeichnete, ward ſie ängſtlich und traute ſich kaum aus dem Zimmer der gnädigen Frau heraus zu gehen, als in welchem ſie allein Ruhe hatte.

Dieſes Pochen ward von jedermann vernommen, der mit ihr ging oder nicht weit von ihr ſtand. Anfangs ſcherzte man darüber, endlich aber fing die Sache an unangenehm zu werden. Der Herr vom Hauſe, der von einem lebhaften Geiſt war, unterſuchte nun ſelbſt die Umſtände. Man hörte das Pochen nicht eher, als bis das Mädchen ging, und nicht ſowohl indem ſie den Fuß aufſetzte, als indem ſie ihn zum Weiterſchreiten aufhob. Doch fielen die Schläge manchmal unregelmäßig und beſonders waren ſie ſehr ſtark wenn ſie quer über einen großen Saal den Weg nahm.

Der Hausvater hatte eines Tages Handwerksleute in der Nähe und ließ, da das Pochen am heftigſten war, gleich hinter ihr die Dielen aufreiſſen. Es fand ſich nichts, auſſer daß bey dieſer Gelegenheit ein paar groſſe Ratten zum Vorſchein kamen, deren Jagd viel Lerm im Hauſe verurſachte.

Entrüſtet über dieſe Begebenheit und Verwirrung griff der Hausherr zu einem ſtrengen Mittel, nahm ſeine gröſte Hetzpeitſche von der Wand und ſchwur, daß er das Mädchen bis auf den Tod prügeln wolle, wenn ſich noch ein einzigmal das Pochen hören lieſſe. Von der Zeit an ging ſie ohne Anfechtung im ganzen Hauſe herum, und man vernahm von dem Pochen nichts weiter.

Woraus man denn deutlich ſieht, fiel Luiſe ein, daß das ſchöne Kind ſein eignes Geſpenſt war und aus irgend einer Urſache ſich dieſen Spaß gemacht und ſeine Herrſchaft zum Beſten gehabt hatte.

Keinesweges, verſetzte Fritz: denn diejenigen, welche dieſe Wirkung einem Geiſte zuſchrieben, glaubten, ein Schutzgeiſt wolle zwar das Mädchen aus dem Hauſe haben, aber ihr doch kein Leids zufügen laſſen. Andere nahmen es näher und hielten dafür, daß einer ihrer Liebhaber die Wiſſenſchaft oder das Geſchick gehabt habe, dieſe Töne zu erregen, um das Mädchen aus dem Hauſe in ſeine Arme zu nöthigen. Dem ſey wie ihm wolle, das gute Kind zehrte ſich über dieſen Vorfall beynah völlig ab, und ſchien einem traurigen Geiſte gleich, da ſie vorher friſch, munter und die Heiterſte im ganzen Hauſe geweſen. Aber auch eine ſolche körperliche Abnahme läßt ſich auf mehr als eine Weiſe deuten.

Es iſt Schade, verſetzte Karl, daß man ſolche Vorfälle nicht genau unterſucht, und daß man bey Beurtheilung der Begebenheiten, die uns ſo ſehr intereſſiren, immer zwiſchen verſchiedenen Wahrſcheinlichkeiten ſchwanken muß, weil die Umſtände, unter welchen ſolche Wunder geſchehen, nicht alle bemerkt ſind.

Wenn es nur nicht überhaupt ſo ſchwer wäre zu unterſuchen, ſagte der Alte, und in dem Augenblicke, wo etwas dergleichen begegnet, die Punkte und Momente alle gegenwärtig zu haben, worauf es eigentlich ankommt, damit man nichts entwiſchen laſſe, worin Betrug und Irrthum ſich verſtecken könne. Vermag man denn einem Taſchenſpieler ſo leicht auf die Sprünge zu kommen, von dem wir doch wiſſen, daß er uns zum Beſten hat?

Kaum hatte er ausgeredet, als in der Ecke des Zimmers auf einmal ein ſehr ſtarker Knall ſich hören ließ. Alle fuhren auf und Karl ſagte ſcherzend: es wird ſich doch kein ſterbender Liebhaber hören laſſen.

Er hätte gewünſcht ſeine Worte wieder zurück zu nehmen, denn Luiſe ward bleich und geſtand, daß ſie für das Leben ihres Bräutigams zittere.

Fritz, um ſie zu zerſtreuen, nahm das Licht und ging nach dem Schreibtiſche, der in der Ecke ſtand. Die gewölbte Decke deſſelben war quer völlig durchgeriſſen; man hatte alſo die Urſache des Klanges; aber demohngeachtet fiel es ihnen auf, daß dieſer Schreibtiſch von Rautchens beſter Arbeit, der ſchon mehrere Jahre an demſelben Platze ſtand, in dieſem Augenblicke zufällig geriſſen ſeyn ſollte. Man hatte ihn oft als ein Muſter einer vortrefflichen und dauerhaften Tiſchlerarbeit gerühmt und vorgezeigt, und nun ſollte er auf einmal reiſſen, ohne daß in der Luft die mindeſte Veränderung zu ſpüren war.

Geſchwind, ſagte Karl, laßt uns zuerſt dieſen Umſtand berichtigen und nach dem Barometer ſehen.

Das Queckſilber hatte ſeinen Stand vollkommen, wie ſeit einigen Tagen, das Thermometer ſelbſt war nicht mehr gefallen, als die Veränderung von Tag auf Nacht natürlich mit ſich brachte.

Schade, daß wir nicht einen Hygrometer bey der Hand haben, rief er aus: gerade das Inſtrument wäre das nöthigſte!

Es ſcheint, ſagte der Alte, daß uns immer die nöthigſten Inſtrumente abgehen, wenn wir Verſuche auf Geiſter anſtellen wollen.

Sie wurden in ihren Betrachtungen durch einen Bedienten unterbrochen, der mit Haſt herein kam und meldete, daß man ein ſtarkes Feuer am Himmel ſehe, man könne aber nicht wiſſen, ob es in der Stadt oder in der Gegend ſey.

Da man durch das Vorhergehende ſchon empfänglicher für den Schrecken geworden war, ſo wurden alle mehr, als es vielleicht ſonſt geſchehen ſeyn würde, von der Nachricht betroffen. Fritz eilte auf das Belvedere des Hauſes, wo auf einer groſſen horizontalen Scheibe die Karte des Landes ausführlich gezeichnet war, durch deren Hülfe man auch bey Nacht die verſchiedenen Lagen der Orte ziemlich genau beſtimmen konnte. Die andern blieben, nicht ohne Sorgen und Bewegung, bey einander.

Fritz kam zurück und ſagte: ich bringe keine gute Nachricht. Denn höchſt wahrſcheinlich iſt der Brand nicht in der Stadt, ſondern auf dem Guthe unſrer Tante. Ich kenne die Richtung ſehr genau und fürchte mich nicht zu irren. Man bedaurte die ſchönen Gebäude und überrechnete den Verluſt. Indeſſen, ſagte Fritz, iſt mir ein wunderlicher Gedanke eingekommen, der uns wenigſtens über das ſonderbare Anzeichen des Schreibtiſches beruhigen kann. Vor allen Dingen wollen wir die Minute berichtigen, in der wir den Klang gehört haben. Sie rechneten zurück und es konnte etwa halb Zwölfe geweſen ſeyn.

Nun, ihr mögt lachen oder nicht, fuhr Fritz fort, will ich euch meine Muthmaßung erzählen. Ihr wißt, daß unſre Mutter ſchon vor mehreren Jahren einen ähnlichen, ja man möchte ſagen einen gleichen Schreibtiſch an unſre Tante geſchenkt hat. Beyde waren zu Einer Zeit aus Einem Holze mit der größten Sorgfalt von Einem Meiſter verfertigt, beyde haben ſich bisher trefflich gehalten und ich wollte wetten, daß in dem Augenblicke mit dem Luſthauſe unſrer Tante der zweyte Schreibtiſch verbrennt, und daß ſein Zwillingsbruder auch davon leidet. Ich will mich morgen ſelbſt aufmachen und dieſes ſeltſame Factum ſo gut als möglich zu berichtigen ſuchen.

Ob Friedrich wirklich dieſe Meynung hegte, oder ob der Wunſch, ſeine Schweſter zu beruhigen, ihm zu dieſem Einfall geholfen, wollen wir nicht entſcheiden, genug ſie ergriffen die Gelegenheit über manche unleugbare Sympathien zu ſprechen und fanden am Ende eine Sympathie zwiſchen Hölzern die auf Einem Stamm erzeugt worden, zwiſchen Werken die Ein Künſtler verfertigt, noch ziemlich wahrſcheinlich. Ja ſie wurden einig, dergleichen Phänomene eben ſo gut für Naturphänomene gelten zu laſſen, als andre, welche ſich öfter wiederhohlen, die wir mit Händen greifen und doch nicht erklären können.

Ueberhaupt, ſagte Karl: ſcheint mir: daß jedes Phänomen, ſo wie jedes Factum an ſich eigentlich das Intereſſante ſey. Wer es erklärt oder mit andern Begebenheiten zuſammenhängt, macht ſich gewöhnlich eigentlich nur einen Spaß, und hat uns zum beſten, wie z. B. der Naturforſcher und Hiſtorienſchreiber. Aber eine einzelne Handlung oder Begebenheit iſt intereſſant, nicht weil ſie erklärbar oder wahrſcheinlich, ſondern weil ſie wahr iſt. Wenn gegen Mitternacht die Flamme den Schreibtiſch der Tante verzehrt hat, ſo iſt das ſonderbare Reiſſen des unſern zu gleicher Zeit für uns eine wahre Begebenheit, ſie mag übrigens erklärbar ſeyn und zuſammenhängen mit was ſie will.

So tief es auch ſchon in der Nacht war, fühlte niemand eine Neigung zu Bette zu gehen und Karl erbot ſich gleichfalls eine Geſchichte zu erzählen, die nicht minder intereſſant ſey, ob ſie ſich gleich vielleicht eher erklären und begreiffen laſſe, als die vorigen.

Der Marſchall von Baſſompierre, ſagte er, erzählt ſie in ſeinen Memoiren; es ſey mir erlaubt in ſeinem Namen zu reden.

Seit fünf oder ſechs Monaten hatte ich bemerkt, ſo oft ich über die kleine Brücke ging, (denn zu der Zeit war der Pont neuf noch nicht gebaut) daß eine ſchöne Krämerin, deren Laden an einem Schilde mit zwey Engeln kenntlich war, ſich tief und wiederhohlt vor mir neigte und mir ſo weit nachſah, als ſie nur konnte. Ihr Betragen fiel mir auf, ich ſah ſie gleichfalls an und dankte ihr ſorgfältig. Einſt ritt ich von Fontainebleau nach Paris, und als ich wieder die kleine Brücke herauf kam, trat ſie an ihre Ladenthüre und ſagte zu mir, indem ich vorbeyritt: mein Herr, Ihre Dienerin! Ich erwiederte ihren Gruß und indem ich mich von Zeit zu Zeit umſah, hatte ſie ſich weiter vorgelehnt, um mir ſo weit als möglich nachzuſehen.

Ein Bedienter nebſt einem Poſtillon folgten mir, die ich noch dieſen Abend mit Briefen an einige Damen nach Fontainebleau zurück ſchicken wollte. Auf meinen Befehl ſtieg der Bediente ab und ging zu der jungen Frau ihr in meinem Namen zu ſagen, daß ich ihre Neigung mich zu ſehen und zu grüßen bemerkt hätte, ich wollte, wenn ſie wünſchte mich näher kennen zu lernen, ſie aufſuchen, wo ſie verlangte.

Sie antwortete dem Bedienten: er hätte ihr keine beſſere Neuigkeit bringen können, ſie wolle kommen, wohin ich ſie beſtellte, nur mit der Bedingung, daß ſie eine Nacht mit mir unter Einer Decke zubringen dürfte.

Ich nahm den Vorſchlag an und fragte den Bedienten, ob er nicht etwa einen Ort kenne, wo wir zuſammen kommen könnten? Er antwortete, daß er ſie zu einer gewiſſen Kupplerin führen wollte; rathe mir aber, weil die Peſt ſich hier und da zeige, Matratzen, Decken und Leintücher aus meinem Hauſe hinbringen zu laſſen. Ich nahm den Vorſchlag an und er verſprach mir ein gutes Bett zu bereiten.

Des Abends ging ich hin und fand eine ſehr ſchöne Frau von ohngefähr zwanzig Jahren, mit einer zierlichen Nachtmütze, einem ſehr feinen Hemde, einem kurzen Unterrocke von grün wollenem Zeuge. Sie hatte Pantoffeln an den Füßen und eine Art von Pudermantel übergeworfen. Sie gefiel mir auſſerordentlich, und da ich mir einige Freyheiten herausnehmen wollte, lehnte ſie meine Liebkoſungen mit ſehr guter Art ab und verlangte mit mir zwiſchen zwey Leintüchern zu ſeyn. Ich erfüllte ihr Begehren und kann ſagen, daß ich niemals ein zierlicheres Weib gekannt, noch von irgend einer mehr Vergnügen genoſſen hätte. Den andern Morgen fragte ich ſie: ob ich ſie nicht noch einmal ſehen könnte, ich verreiſe erſt Sonntag, und wir hatten die Nacht vom Donnerſtag auf den Freytag mit einander zugebracht.

Sie antwortete mir: daß ſie es gewiß lebhafter wünſche als ich, wenn ich aber nicht den ganzen Sonntag bliebe, ſey es ihr unmöglich, denn nur in der Nacht vom Sonntag auf den Montag könne ſie mich wieder ſehen. Als ich einige Schwierigkeiten machte, ſagte ſie: Ihr ſeyd wohl meiner in dieſem Augenblicke ſchon überdrüßig und wollt nun Sonntags verreiſen; aber Ihr werdet bald wieder an mich denken und gewiß noch einen Tag zugeben, um eine Nacht mit mir zuzubringen.

Ich war leicht zu überreden, verſprach ihr den Sonntag zu bleiben und die Nacht auf den Montag mich wieder an dem nemlichen Orte einzufinden. Darauf antwortete ſie mir: ich weiß recht gut, mein Herr, daß ich in ein ſchändliches Haus um Ihrentwillen gekommen bin; aber ich habe es freywillig gethan, und ich hatte ein ſo unüberwindliches Verlangen mit Ihnen zu ſeyn, daß ich jede Bedingung eingegangen wäre. Aus Leidenſchaft bin ich an dieſen abſcheulichen Ort gekommen, aber ich würde mich für eine feile Dirne halten, wenn ich zum zweytenmal dahin zurückkehren könnte. Möge ich eines elenden Todes ſterben, wenn ich außer meinem Mann und Euch irgend jemand zu Willen geweſen bin, und nach irgend einem andern verlange. Aber was thäte man nicht für eine Perſon, die man liebt und für einen Baſſompierre? Um ſeinetwillen bin ich in das Haus gekommen, um eines Mannes willen, der durch ſeine Gegenwart dieſen Ort ehrbar gemacht hat. Wollt Ihr mich noch einmal ſehen, ſo will ich Euch bey meiner Tante einlaſſen.

Sie beſchrieb mir das Haus aufs genaueſte und fuhr fort: ich will Euch von zehn Uhr bis Mitternacht erwarten, ja noch ſpäter, die Thüre ſoll offen ſeyn. Erſt findet Ihr einen kleinen Gang, in dem haltet Euch nicht auf, denn die Thüre meiner Tante geht da heraus. Dann ſtößt euch eine Treppe ſogleich entgegen, die Euch ins erſte Geſchoß führt, wo ich Euch mit offnen Armen empfangen werde.

Ich machte meine Einrichtung, ließ meine Leute und meine Sachen vorausgehen und erwartete mit Ungeduld die Sonntags Nacht, in der ich das ſchöne Weibchen wieder ſehen ſollte. Um zehn Uhr war ich ſchon am beſtimmten Orte. Ich fand die Thüre, die ſie mir bezeichnet hatte, ſogleich, aber verſchloſſen und im ganzen Hauſe Licht, das ſogar von Zeit zu Zeit wie eine Flamme aufzulodern ſchien. Ungeduldig fing ich an zu klopfen, um meine Ankunft zu melden; aber ich hörte eine Mannsſtimme, die mich fragte, wer draußen ſey?

Ich ging zurück und einige Straßen auf und ab. Endlich zog mich das Verlangen wieder nach der Thüre. Ich fand ſie offen und eilte durch den Gang die Treppe hinauf. Aber wie erſtaunt war ich, als ich in dem Zim-

Vierter Akt.

Erste Scene.

Saal beim Präſidenten.

Ferdinand von Walter, einen offenen Brief in der Hand, kommt ſtürmiſch durch eine Thür, durch eine andere ein **Kammerdiener**.

Ferdinand. War kein Marſchall da?

Kammerdiener. Herr Major, der Herr Präſident fragen nach Ihnen!

Ferdinand. Alle Donner! Ich frag', war kein Marſchall da?

Kammerdiener. Der gnädige Herr ſitzen oben am Pharotiſche!

Ferdinand. Der gnädige Herr ſoll im Namen der ganzen Hölle daher kommen! (Kammerdiener geht ab.)

Zweite Scene.

Ferdinand (allein, den Brief durchfliegend, bald erſtarrend, bald wüthend herumſtürzend).

Es iſt nicht möglich! nicht möglich! Die himmliſche Hülle verſteckt kein ſo teufliſches Herz — — Und mer ein paar Leute fand, welche Bettſtroh verbrannten und bey der Flamme, die das ganze Zimmer erleuchtete, zwey nackte Körper auf dem Tiſche ausgeſtreckt ſahe. Ich zog mich eilig zurück und ſtieß im Hinausgehen auf ein paar Todtengräber, die mich fragten, was ich ſuchte? Ich zog den Degen, um ſie mir vom Leibe zu halten und kam nicht unbewegt von dieſem ſeltſamen Anblick nach Hauſe. Ich trank ſogleich drei bis vier Gläſer Wein, ein Mittel gegen die peſtilenzialiſchen Einflüſſe, das man in Deutſchland ſehr bewährt hält, und trat, nachdem ich ausgeruhet, den andern Tag meine Reiſe nach Lothringen an.

Alle Mühe, die ich mir nach meiner Rückkunſt gegeben, irgend etwas von dieſer Frau zu erfahren, war vergeblich. Ich ging ſogar nach dem Laden der zwey Engel; allein die Miethleute wußten nicht, wer vor ihnen darin geſeſſen hatte.

Dieſes Abentheuer begegnete mir mit einer Perſon vom geringen Stande, aber ich verſichere, daß ohne den unangenehmen Ausgang es eins der reizendſten geweſen wäre, deren ich mich erinnere, und daß ich niemals ohne Sehnſucht an das ſchöne Weibchen habe denken können.

Auch dieſes Räthſel, verſetzte Fritz, iſt ſo leicht nicht zu löſen. Denn es bleibt zweifelhaft, ob das artige Weibchen in dem Hauſe mit an der Peſt geſtorben, oder ob ſie es nur dieſes Umſtands wegen vermieden habe.

Hätte ſie gelebt, verſetzte Karl, ſo hätte ſie ihren Geliebten gewiß auf der Gaſſe erwartet, und keine Gefahr hätte ſie abgehalten, ihn wieder aufzuſuchen. Ich fürchte immer ſie hat mit auf dem Tiſche gelegen.

Schweigt, ſagte Luiſe: die Geſchichte iſt gar zu ſchrecklich! Was wird das für eine Nacht werden, wenn wir uns mit ſolchen Bildern zu Bette legen.

Es fällt mir noch eine Geſchichte ein, ſagte Karl, die artiger iſt und die Baſſompierre von einem ſeiner Vorfahren erzählt.

Eine ſchöne Frau, die den Anherrn auſſerordentlich liebte, beſuchte ihn alle Montage auf ſeinem Sommerhauſe, wo er die Nacht mit ihr zubrachte, indem er ſeine Frau glauben ließ, daß er dieſe Zeit zu einer Jagdparthie beſtimmt habe.

Zwey Jahre hatten ſie ſich ununterbrochen auf dieſe Weiſe geſehen, als ſeine Frau einigen Verdacht ſchöpfte, ſich eines Morgens nach dem Sommerhauſe ſchlich und ihren Gemahl mit der Schönen im tiefen Schlafe antraf. Sie hatte weder Muth noch Willen ſie aufzuwecken, nahm aber ihren Schleyer vom Kopfe und deckte ihn über die Füße der Schlafenden.

Als das Frauenzimmer erwachte und den Schleyer erblickte, that ſie einen hellen Schrey, brach in laute Klage aus und jammerte, daß ſie ihren Geliebten nicht mehr wieder ſehen, ia daß ſie ſich ihm auf hundert Meilen nicht nähern dürfe. Sie verließ ihn, nachdem ſie ihm drey Geſchenke, ein kleines Fruchtmaaß, einen Ring und einen Becher für ſeine drey rechtmäßigen Töchter verehrt und ihm die größte Sorgſalt für dieſe Gaben anbefohlen hatte. Man hub ſie ſorgfältig auf und die Abkömmlinge dieſer drey Töchter glaubten die Urſache manches glücklichen Ereigniſſes in dem Beſitz dieſer Gabe zu finden.

Das ſieht nun ſchon eher dem Mährchen der ſchönen Meluſine und andern dergleichen Feengeſchichten ähnlich, ſagte Luiſe.

Und doch hat ſich eine ſolche Tradition, verſetzte Friedrich: und ein ähnlicher Talismann in unſerm Hauſe erhalten.

Wie wäre denn das? fragte Karl.

Es iſt ein Geheimniß, verſetzte jener: nur der älteſte Sohn darf es allenfalls bey Lebzeiten des Vaters erfahren, und nach ſeinem Tode das Kleinod beſitzen.

Du haſt es alſo in Verwahrung? fragte Luiſe.

Ich habe wohl ſchon zu viel geſagt, verſetzte Friedrich, indem er das Licht anzündete, um ſich hinweg zu begeben.

Die Fortſetzung folgt.

II

Ideen

zu einer künftigen Geſchichte der Kunſt.

Erſtes Stück.

Es gehört zu den Vorzügen unſerer Zeit, daß die Alterthumskunde und beſonders die Geſchichte der Kunſt, durch verſchiedener vortrefflicher Männer und vorzüglich Winkelmann's Bemühungen von manchem Irrthum und von der unnützen Pedanterey, wodurch ſie ſonſt entſtellt war, gereinigt, und zu einer nicht weniger angenehmen als nützlichen Wiſſenſchaft gebildet worden iſt. Auch iſt nicht zu verkennen, daß dadurch das Intereſſe für die antiken Kunſtwerke allgemeiner geworden, und der Geſchmack ſelbſt bey vielen eine beſſere Richtung erhalten hat. Wie vieler Unrichtigkeiten man auch jenen Schriftſteller mit Recht beſchuldigen dürfte, ſo iſt er es doch vorzugsweiſe, dem der Dank für jene Vortheile gebührt. Aber ſeit dem Tode dieſes, um Kunſt und Wiſſenſchaft ſo verdienten, Mannes ſind wir dem Ziele nicht viel näher gekommen, obgleich eine Menge wichtiger und belehrender Monumente entdeckt worden, welche gehörig benutzt über manches Licht geben könnten, und die Gelehrten es keineswegs an Schriften über dieſen Gegenſtand haben fehlen laſſen. Um einen gewiſſen Grad von Vollkommenheit darinn möglich zu machen, müſſen Wiſſenſchaft und Kunſt einander nothwendig die Hände reichen. Unter welchen Umſtänden und durch welche Mittel dieſer Zweck erreicht werden könnte, wird aus dem Fortgang dieſer Bemerkungen erhellen, wo man verſuchen wird aus der ganzen Maſſe bekannter Alterthümer die merkwürdigſten auszuheben, und in eine ſolche Ordnung zu ſtellen, die den Gang, welchen die Kunſt bey den Griechen von ihren früheſten Zeiten her genommen hat, überſchauen läßt.

Als erſter Verſuch in dieſer Art kann eine ſolche Unternehmung nicht wohl anders als mangelhaft ausfallen, und ſie muß es um ſo mehr, da die unmittelbare Anſchauung der Monumente fehlt, auf die doch alles muß gegründet werden. Aber ſie iſt auch bloß dazu beſtimmt, zu beweiſen, daß, wenn man einſtens dazu gelangen ſollte, eine ſolche Reyhenfolge wohlgeprüft und verglichen aufzuſtellen, eben dadurch das wichtigſte Stück zur Erklärung und Ordnung aller vorhandener und noch zu entdeckender Monumente gethan ſeyn würde. Wenn dann in dieſer Reyhenfolge noch diejenigen Reſte aufgenommen würden, deren Herkunft und Alterthum auſſer Zweifel ſind, ſo könnte von dieſen aus, als wie von veſten Punkten, hinauf und hinunter ſicher und leicht auf die andern geſchloſſen, und ſo die Geſchichte der Kunſt in einen Zuſtand der Richtigkeit und Klarheit gebracht werden, von welchem ſie jetzt freylich noch ſehr weit entfernt iſt.

Indem wir von der älteſten griechiſchen Kunſt zu handeln gedenken, bietet ſich uns gleich zuerſt die Bemerkung dar, daß man ſehr unrecht gethan und ſehr wenig Scharfſinn bewieſen hat, dieſelbe von den Egyptiern, und zuweilen wohl gar von den Indiern ableiten zu wollen. Daß der Menſch, ſchon ſeiner Natur nach, eben ſo gut zu der bildenden Kunſt als zur Muſik und Dichtkunſt getrieben werde, lehrt die Erfahrung aller Zeiten, indem kaum ein Volk auf der Erde iſt, bey welchem ſich nicht, nach dem Grade ſeiner übrigen Kultur mehr oder minder rohe Verſuche bildender Kunſt gefunden hätten. Um ſo weniger glaublich iſt es, daß ein ſo allgemeiner Nachahmungstrieb gerade bey den Griechen, einem von der Natur ſo ſehr begünſtigten Volk, auf fremde Anregung und auswärtige Muſter gewartet haben ſollte.

Ein Basrelief in der Villa Albani, welches die Erziehung des Bachus vorſtellt, iſt wahrſcheinlich das älteſte griechiſche Werk in Marmor, von dem wir genaue Kenntniß haben. Es ſcheint aus den Zeiten der Kindheit ihrer Kunſt herzuſtammen, als ſie im Nachahmungs-Vermögen noch von den Egyptiern ſehr übertroffen wurden, und kaum mit den heutigen Indianern, Chineſen und Javanern die Vergleichung aushalten durften. Wiewohl es aber dieſem Werk an aller ſpeciellen Erkenntniß des Schönen durchgängig mangelt, ſo ſtrahlt dennoch aus aller Unförmlichkeit der Geſtalten der Schimmer eines gewiſſen Geſchmackes durch, der ihm, ſo wie ſeine große Simplicität, etwas zugleich Solides und Gefälliges mittheilt, was den rohen Arbeiten anderer Völker fehlt, und, wie uns dünkt, der ächte Stempel des griechiſchen Genius iſt.

Faſt nach gleichen Begriffen in Formen und Mienen und Arbeit iſt eine Statue der Minerva in eben dieſer Villa gebildet, welche daher mit jenem Basrelief von gleichem Alter oder doch nur um weniges jünger ſeyn möchte. Wenn dieſelbe, wie man bemerkt haben will, einen mühſamern Fleiß verräth, und weniger Gefälliges zeigt, ſo läßt ſich dieſer Unterſchied zum Theil aus dem ernſtern Gegenſtand, zum Theil aus der ernſtern Beſtimmung des letztern Bildes erklären, indem es wahrſcheinlich in einem Tempel der Göttinn zum Gegenſtand der allgemeinen Verehrung, jenes Basrelief aber nur zur Verzierung irgend eines offentlichen Platzes gedient haben mag. *

---

* Hieher gehören wahrſcheinlich auch verſchiedene bemahlte Gefäſſe in gebrannter Erde von uraltem Styl, deren Figuren zuweilen noch roher und unförmlicher ſind, und eben deßwegen ſogar noch für älter gehalten werden könnten. Allein es läßt ſich erwarten, daß von den alten Künſtlern mehr Fleiß und Sorgfalt an Werke in Marmor, als an dergleichen Gefäſſe verſchwendet worden ſey, deren Mahlerey offenbar Skizzenmäßig und flüchtig iſt. Uebrigens führen wir dieß nur im Vorbeygehn und zur Erinnerung an; denn unſre Abſicht iſt keineswegs im Fortgang dieſer Unterſuchungen, von Vaſen oder Gemmen oder kleinen Bronzen Beyſpiele oder Beweiſe herzunehmen. Vielmehr werden wir uns, um ſicherer zu gehen, hauptſächlich an diejenigen beträchtlichen Werke halten, die vermöge ihrer erſten Beſtimmung, ihrer Größe, und darauf verwandten Mühe einen ſo viel möglich vollſtändigen Begriff von dem Geiſt und der Kunſt ihrer Zeit zu geben im Stande ſind. Dieſes geſchieht nicht aus Geringſchätzung der kleinern Monumente, deren mehrere ſelbſt in Privat-Sammlungen ſehr merkwürdig ſind und in der Folge mit Nutzen zu dieſem Zweck könnten angewendet werden. Hier aber iſt es bloß darum zu thun, die weſentlichſten Züge einer Kunſtgeſchichte zu entwerfen, deren Vollendung vielleicht erſt künftigen Zeiten aufgehoben iſt.

Die weitern Fortſchritte der Kunſt laſſen ſich an dem Cippus mit den Figuren des Merkur, Apollo und der Diana, im Capitoliniſchen Muſäum; noch auffallender aber, an dem dreyeckigten Altar in der Villa Borgheſe bemerken. Beyde geben zu erkennen, wie damahls das Wiſſenſchaftliche geſucht und geliebt wurde. Die Künſtler dieſer Werke hatten ſich Kenntniſſe der Anatomie erworben, wodurch ſie ſich in den Stand geſetzt ſahen, die Natur genauer als ihre Vorgänger nachzuahmen. Zu ſublimen Ideen ſcheint ſich die damalige Kunſt noch nicht erhoben zu haben; Richtigkeit und Deutlichkeit in Nachahmung allgemeiner Formen der Natur war das Höchſte, wornach ſie ſtrebte. Indem man aber mit ängſtlicher Sorgfalt alles auszudrücken ſuchte, mußte man unvermeidlich in's Uebertriebene verfallen. Es begegnete den damaligen Künſtlern, was zum Theil noch manchem unter den neuern begegnet. Sie machten zu viel, weil ſie befürchteten, zu wenig zu machen.

Dieſer Styl, welchen wir den alten, oder zum beſſern Unterſchied der gleich darauf folgenden Werke, den älteſten nennen möchten, dauerte wahrſcheinlich eine ziemlich lange Zeit; denn aus einer Menge ſowohl der gröſſern als kleinern Ueberbleibſeln deſſelben läßt ſich ſchlieſſen, daß die Mühe und das Beſtreben vieler Generationen nöthig war, um der Kunſt Feinheit in der Ausarbeitung, und einige Leichtigkeit, Zierlichkeit und Richtigkeit zu verſchaffen.

Die bildende Kunſt hatte alſo in dieſer ihrer erſten Periode, ſo wie man von allen ihren Schweſtern wenigſtens bedingungsweiſe behaupten kann, mehr den mechaniſchen als geiſtigen Theil zu entwickeln angefangen;

nicht anders hat die Baukunſt erſt für Obdach und Schutz gegen Näſſe und Kälte ſorgen müſſen, ehe ſie Säulenordnungen, Glieder, ſchöne Verhältniſſe erfand. Indem man aber mehr darauf geachtet zu haben ſcheint, wie, als was man arbeitete, ſo wurde das Glatte und Mühſame klein und ängſtlich, die Leichtigkeit wurde mager, und aus einer geſuchten Richtigkeit entſtand Härte, Manier und Einförmigkeit. Daher ſind alle Figuren auf ebendieſelbe Weiſe gebildet, und ohne einen merklichen Unterſchied des Alters, der Würde und Verrichtung bloß durch die ihnen beygelegten Zeichen kennbar. Merkur wäre ohne Schlangenſtab dem Herkules ähnlich und dieſer dem Apoll, wenn man ihm die Löwenhaut nähme. Juno und Venus, Diana und Pallas ſind ebenfalls einander gleich. Merkwürdig iſt es, daß die anfangende und abnehmende Kunſt auf dieſer Stelle wieder zuſammen treffen. Der Begriff des Schönen und des Mannichfaltigen fängt an, an den Basreliefs, die den Bogen des Septimius Severus zieren, zu verſchwinden, und in den barbariſchen Arbeiten am Bogen des Conſtantin iſt auch nicht eine Spur mehr davon übrig. Die nemliche Figur iſt in ihrer Unförmlichkeit, in ihren Falten, in ihrer Stellung hundertmahl wiederhohlt.

Nachdem endlich die Schwierigkeiten der Behandlung überwunden, und der Stoff dem Willen unterworfen war, ſo eröffnete ſich bald eine ſchönere Epoche, und der geiſtige Theil der Kunſt fing an ſich zu bilden. Einem Basrelief in der Villa Albani, wo die neun Gottheiten vorgeſtellt ſind, und welches dem erſten Anſehn nach den vorhergehenden ziemlich gleich iſt, merkt man bey genauerer Unterſuchung das Streben des Künſtlers an, den Figuren mehr Größe und Schlankheit zu geben, und die Verſchiedenheit der Charaktere durch Varietät der Geſtalten und Geſichtszüge auszudrücken. Dieſes Werk iſt daher für unſern gegenwärtigen Zweck von ungemein groſſem Gewichte, da es gleichſam den Keim und Anfang aller derjenigen Bildungen zeigt, die in den folgenden Zeiten ſo herrlich vollendet wurden. Es läßt uns die Majeſtät des Jupiters, die Weichheit des Bachus, den Stolz und Troz der Juno, aber nur wie ein verwiſchtes Bild auf bewegtem Waſſer oder im düſtern Spiegel mehr errathen als ſehen, und gibt mehr zu vermuthen als den Sinnen offenbar wird.

Man rechne hieher noch ein dreyſeitiges Werk in der Sammlung von Alterthümern zu Dresden, welches dem Anſchein nach ehedem der Fuß eines dem Apollo geweyhten groſſen Leuchters geweſen, indem die Basreliefs und übrigen Zierrathen aller drey Seiten ſich auf dieſen Gott und den Dienſt deſſelben beziehn. Das Hauptſtück ſtellt denſelben vor, wie er den Herkules verfolgt, der ihm den Dreyfuß genommen. Obgleich beyde Figuren ziemlich hager und ſteif gezeichnet ſind, auch die Arbeit ängſtlich und mühſam iſt, ſo wußte doch der Künſtler ſein Werk durch einen Charakter-Ausdruck zu adeln. Apollo und Herkules unterſcheiden ſich wenigſtens in ihren Geſichtszügen, richtig und treffend von einander, und den Köpfen, beſonders der männlichen Figuren auf den Basreliefs der zwey übrigen Seiten wußte der Künſtler viele Würde, ja ſogar eine gewiße Zierlichkeit, Anmuth und Natürlichkeit mitzutheilen. Die Schnörkel, das Laubwerk und dergleichen, die das Werk zieren, ſind der Betrachtung werth, da ſie ſich hier noch in ihrer alten etwas redoch! doch! Wenn alle Engel herunter ſtiegen, für ihre Unſchuld bürgten — wenn Himmel und Erde, wenn Schöpfung und Schöpfer zuſammen träten, für ihre Unſchuld bürgten — es iſt ihre Hand — Ein unerhörter, ungeheurer Betrug, wie die Menſchheit noch keinen erlebte! — Das alſo war's, warum man ſich ſo beharrlich der Flucht widerſetzte! — Darum — o Gott! jetzt erwach' ich, jetzt enthüllt ſich mir Alles! Darum gab man ſeinen Anſpruch auf meine Liebe mit ſo viel Heldenmuth auf, und bald, bald hätte ſelbſt mich die himmliſche Schminke betrogen!

(Er ſtürzt raſch durch's Zimmer, dann ſteht er wieder nachdenkend ſtill.)

Mich ſo ganz zu ergründen! — Jedes kühne Gefühl, jede leiſe ſchüchterne Bebung zu erwidern, jede feurige Wallung — An der feinſten Unbeſchreiblichkeit eines ſchwebenden Lauts meine Seele zu faſſen — Mich zu berechnen in einer Thräne — Auf jeden jähen Gipfel der Leidenſchaft mich zu begleiten, mir zu begegnen vor jedem ſchwindelnden Abſturz — Gott! Gott! und alles das nichts als Grimaſſe? — Grimaſſe? — O wenn die Lüge eine ſo haltbare Farbe hat, wie ging es zu, daß ſich kein Teufel noch in das Himmelreich hineinlog?

Da ich ihr die Gefahr unſerer Liebe entdeckte, mit welch überzeugender Täuſchung erblaßte die Falſche da! Mit welch ſiegender Würde ſchlug ſie den frechen Hohn meines Vaters zu Boden, und in eben dem Augenblick fühlte das Weib ſich doch ſchuldig — Was? hielt ſie nicht ſelbſt die Feuerprobe der Wahrheit aus — die hen Geſtalt zeigen, mit Fratzen vermiſcht, welche der gefällige Geſchmack der ſpätern Kunſt nachher verſchönert hat.

Da wir der Kunſt auf ihrem Gange folgen, ſo treten wir nun auf einmal als aus einem engen Thale auf die weite Ebne hervor, wo die gränzenloſe Ausſicht in unabſehlicher Ferne ſich gleichſam mit dem Himmel zu miſchen ſcheint.

Der Grund zu allem Erhabenen, Schönen, Mannichfaltigen und Bedeutungsvollen war jetzt gelegt, und die Ideen dazu, wenn gleich nicht deutlich gedacht, doch in dunkler Ahnung empfunden. Es bedurfte auch wahrſcheinlich keine kleine Zeit, vielmehr unzählige Verſuche und Erfahrungen, ehe ſie ſich ſoviel conſolidirt hatten, daß man nur die erſten einfachſten Regeln und Theorien darauf zu gründen wagte. Sehr zu wünſchen wäre es, daß bald alle Monumente ſolcher Art möchten geſammlet werden, um dieſe ſo intereſſante Periode der Kunſt und ihres Fortgangs näher zu beleuchten.

Indem ſich die bildende Kunſt im Charakteriſtiſchen mehr empor hob und bildete, ſcheint ſie ſich in Rückſicht auf Geſchmack nicht in demſelben Grade verbeſſert zu haben. Wir bemerken noch immer ſowohl an dem runden Werk mit den zwölf Gottheiten als an dem Basrelief des Callimachus im Capitol, welches doch allem Anſchein nach ſpätere Arbeiten ſind, faſt dieſelbe Hagerkeit und Dürre wie bey den Werken des älteſten Styls. Dieſelbe kleine, gerade oder ſcharfgebrochne Falten, dieſelbe ſcharfe und eckigte Härte des Umriſſes, dieſelbe Steifigkeit und eben das Manierirte in der Bewegung der Glieder, beſonders der Finger, alles beynah noch eben ſo wie wir es an den Figuren jenes dreyeckigten Altars in der Villa Borgheſe und des Cippus im Capitol geſehn. Zu einem Beyſpiel wie weit man es in Abſicht auf Varietät und Andeutung des Charakters ſchon damals gebracht hatte, kann der Faun in gemeldetem Basrelief des Callimachus dienen, der das Ideal dieſes Begriffs ſo glücklich und in allen ſeinen Theilen übereinſtimmend darſtellt, daß hernach auch die ſchönſten Zeiten der Kunſt ihn nie anders als in dieſem Sinne, nur freylich mit mehr Grazie und Schönheit, gebildet haben.

Noch dürften hier die bekannte Juſtinianiſche Veſtalin und zwey andere männliche unbekleidete Statuen, welche vormals im Pallaſt Farneſe geſtanden und nunmehr nach Neapel gebracht worden, ihren Platz erhalten, obgleich wir eingeſtehen müſſen, daß ſie nicht mehr die Hagerkeit zeigen, welche wir ſonſt als ein beſonderes Kennzeichen dieſer Epoche angegeben haben, vielmehr in ihren Formen weit mehr viereckigt und breit gehalten ſind. Aber die Härte der Manier, der kleinliche Geiſt und ängſtliche Fleiß im Detail, und der noch ſo unvollkommene Begriff der Schönheit berechtigen uns, ſie den übrigen anzureyhen, und den Unterſchied der Formen dahin zu erklären, daß ſie wirklich jünger als die andern, mithin den folgenden Werken des hohen Styls ſchon näher verwandt ſind, und als eine der Stuffen betrachtet werden müſſen, über welche wir allmählig zu dem letztern hinan ſteigen.

Hieher würde noch der Sturz einer Bildſäule der Pallas zu rechnen ſeyn, der ſich unter den Alterthümern zu Dresden befindet; ein ſehr ſchätzbares Stück für die Alterthumskunde, und ohne Widerſpruch eins der unterrichtendſten Denkmahle der ältern griechiſchen Kunſt. Denn da dieſes Werk mit ungemeinem, faſt über alle Vorſtellung gehenden Fleiß ausgearbeitet iſt, ſo dürfen wir ſolches mit Grund für eines der vorzüglichſten Stücke jenes ältern Styls halten, ja zum Maaßſtab deſſelben nehmen. Da indeſſen der Kopf viel jünger iſt, und gar nicht zum Sturz gehört, ſo läßt ſich über die Bildung und den Charakter des Geſichts nicht urtheilen; aber aus den ſehr breiten Schultern, aus der Bruſt und aus den ſchmalen engen Hüſten läßt ſich ſchlieſſen, daß man in dem eben bemerkten Sinne fortgearbeitet hatte, und weiter gekommen war. Die Falten des Gewandes liegen ſehr nahe an, ſind häufig und kleinlicht, noch ganz auf die Weiſe wie im obigen Basrelief der neun Gottheiten in der Villa Albani, und in dem Basrelief des Callimachus im Capitolium; jedoch ungleich vorzüglicher an Genauigkeit, Feinheit und Sorgfalt der Zeichnung und der Ausführung. Von der Bruſt bis zu den Füßen hinunter geht über das Gewand ein gerader in Felder eingetheilter Streifen, mit vielen kleinen Figuren in halberhabener Arbeit geziert, welche kriegeriſche Thaten der Göttin vorſtellen. Dieſe kommen in Rückſicht des Styls, ſo viel uns erinnerlich iſt, mit den Arbeiten des Herkules auf dem bekannten Altar im Capitoliniſchen Muſäum überein, ſo wie dieſe wieder in dem Viereckigen und Gedrungenen ihrer Bildung, den beyden angezeigten Statuen im Pallaſt Farneſe gleichen. Es bildet ſich hierdurch der glücklichſte Zuſammenhang unter dieſen Werken, der uns den Uebergang des ältern Kunſt-Styls in den großen Styl anſchaulich machen hilft.

Wir haben nunmehr die Werke der älteſten griechiſchen Kunſt durchgegangen, und geſehn mit welcher beharrlichen Mühe, Unverdroſſenheit und Anſtrengung, Schwierigkeiten überwunden, Verſuche angeſtellt und Entdeckungen gemacht werden mußten, biß man das Vermögen erwarb, die Formen der Natur nachzuahmen, auf Begriffe zu bringen und zuletzt ihren Geiſt zu ergreifen. Allein die Künſtler wurden noch immer von dem Gewicht der Materie niedergezogen, und die Schwierigkeiten der Ausführung beſchäftigten ſie noch viel zu ſehr, als daß ſie ſich zu Gedanken erheben, und dem Fluge ihrer Einbildungskraft frey überlaſſen konnten. Nachdem ſie aber endlich Raum und Freyheit gewonnen, ſich von der Kleinlichkeit und Gebundenheit des alten Styls loszumachen, da erhuben ſich ihre entfeſſelten Kräfte mit einem kühneren Schwung, und der hohe Styl nahm ſeinen Anfang: die herrlichſte Kraftäußerung des menſchlichen Geiſtes, durch die er ſich ein unvergängliches Denkmahl errichtete.

Zweytes Stück.

Für den Uebergang der Kunſt aus dem alten zum hohen Styl und für das Mittel zwiſchen Beyden geben wir die Minerva in Marmor, welche auf der Treppe zum Muſäum in Portici ſteht. Wir bemerken an ihr ſchönere Züge, edlere Formen und Verhältniſſe, zugleich mehr Wahl und Geſchmack in den Falten, als in allen vorhergehenden Werken. Jedoch war die Lehre von den Proportionen noch zu unvollkommen, als daß man fähig geweſen wäre, derſelben einen wahrhaft göttlichen, über alle menſchliche Dürftigkeit und Schwäche erhabenen Charakter zu geben. Daher thut auch das raſche, freye und faſt gewaltſame der Stellung und Bewegung weit weniger Wirkung, und erregt nicht den Begriff von zerſtörender Kraft, den der Künſtler vermuthlich beabſichtigt hatte; indem er, nach dem Geiſte ſeiner Zeit, deren körperliche Stärke und Tapferkeit für die vornehmſte Tugenden galten, die Göttinn als das Symbol derſelben vorſtellen wollte. Man bemerke hier, daß alle jüngere Bildſäulen derſelben faſt ohne Ausnahme ſie ruhiger und ſanfter, als Vorſteherin der Wiſſenſchaften und Künſte abbilden.

Der coloſſaliſche Sturz einer Minerva in der Villa Medicis verdient als das älteſte von den uns bekannten Werken des hohen Styls betrachtet zu werden. Es iſt daſſelbe in einem hohen tragiſchen Sinne, groß, majeſtätiſch, und wenn man ſo ſagen darf, fürchterlich erhaben gedacht und gebildet. Selbſt die Manier der alten Kunſt ſcheint an derſelben zum Ausdruck und Zweck mitzuwirken, indem das Eckigte und Steife der Figur einen Zuſatz von Würde und Feſtigkeit gibt, und die gerade herunterfallenden Falten mit ihren tiefen Einſchnitten dazu beytragen, die mächtigen Glieder noch größer erſcheinen zu laſſen. Es iſt ein Verluſt ſowohl für die Kunſt als für die Alterthumskunde, daß ſich der Kopf zu dieſer Figur nicht erhalten hat, welches auch wahrſcheinlich die Urſache ſeyn mag, daß ſolche biß jetzt unbekannt geblieben, und nirgends auch nur mit einem Worte Erwähnung davon geſchehen iſt.

Ohngefähr von gleichem Alter, oder nur um weniges jünger mag die Barbariniſche Muſe ſeyn, welche ſchon durch Winkelmanns Beſchreibung, auf die wir uns berufen, bekannt iſt. Der wohl erhaltene Kopf dieſer Figur könnte zum Theil die Idee der vorhergehenden ergänzen; denn wenn man die etwas freyere Ausführung derſelben abrechnet, ſo herrſcht in beyden derſelbe hohe Rieſengeiſt, nur nach dem Verhältniß der Göttinn und der Muſe verſchieden.

Eine Minerva über Lebensgröße in der Sammlung von Alterthümern in Dresden wird ohne Zweifel auch in dieſe Periode geſetzt werden müſſen. Wiewohl das Ganze ſehr beſchädigt iſt, ſo hat ſich doch glücklicher weiſe noch das Geſicht erhalten. Streng und dabey regelmäßig, mehr mächtig und groß als ſchön ſind die Züge deſſelben, und in dieſem Charakter iſt die ganze Figur gebildet. Man bemerkt, daß die Falten derſelben etwas breiter und beßer variert ſind, als an den vorher beſchriebenen Werken, welches vermuthen läßt, daß der Geſchmack nunmehr angefangen habe, auch von Nebenwerken Nutzen zu ziehen, und dieſelbe mit dem Zweck und dem Charakter des Ganzen mehr in Verbindung zu bringen.

Bey aller Großheit, Hoheit und Vortreflichkeit dieſer Werke mangelt denſelben noch immer eine gewiße Freyheit und Leichtigkeit der Bewegung und der Behandlung. Das Erhabene daran nähert ſich dem Ungeheuern, und ſteht in allzu ungleichem Verhältniß mit unſerer Natur, daher ſie geſchickter ſind, die Sinne zu überraſchen, als das Herz zu rühren. Aber in derienigen Figur auf dem Monte Cavallo, welche den Nahmen des Phidias führt, iſt das noch fehlende hinzu gethan, und das überflüßige hinweggelaſſen worden. Haben wir in den bißher angezeigten Werken Stärke und Kühnheit, und die rohen Züge von Erhabenheit und Schönheit entdeckt, ſo finden wir ſie hier entwickelt, ausgebildet und zum ewigen Geſetze aufgeſtellt. Ja, wenn von dem menſchlichen Geiſte je etwas Großes erdacht und erſchaffen worden iſt, ſo ſind es dieſe Proportionen, die zwar allerdings im Einzelnen der Natur in ihren glücklichſten Formen abgelernt worden, aber von dem Verſtande im Ganzen geordnet, und nach ihrer Kraft und Wirkung zu einander und gegen einander mit dem höchſten Kunſtſinn berechnet ſind.

In der Fülle jugendlichen Muths und jugendlicher Kraft, unternehmend, thätig, vermögend ſehen wir den Helden und Halbgott vorgeſtellt; dagegen zeigt ſich uns die Minerva im Pallaſt Juſtiniani als eine Göttinn, ewig ruhig über alles Bedürfniß und über alle Leidenſchaft erhaben. In ſich ſelbſt geſammelt, ſich ſelbſt genugſam, voll eigner innerer Kraft ſteht ſie da in himmliſcher Schöne, zu hoch und zu ernſt zur Vertraulichkeit oder Liebe, bändigt und erſtickt ſie alle Begierde und allen Muthwillen, allen Leichtſinn in der Bruſt des Betrachters. Es athmet aus ihr, es umgibt ſie ein göttlicher Geiſt, der Ehrfurcht und Unterwürfigkeit fordert, von jedem der ſich dem Bilde naht. Die Statue der Göttinn zu Portici ſollte nach dem Sinne des Künſtlers Schrecken erregen, und der Sturz deſſelben in der Villa Medicis erweckt unſre Furcht; dieſe hingegen will in ihrer ſtillen Hoheit verehrt und angebetet ſeyn.

Nicht weniger vortrefflich und wohl erhalten iſt ein Kopf des Apollo in eben demſelben Pallaſt und verdient daher als ein würdiger Gegenſtand zur Minerva hier angezeigt zu werden. Es iſt derſelbe für unſern beſondern Zweck noch um ſo viel merkwürdiger, da er in Vergleichung mit dem vatikaniſchen Apollo, gewiſſermaßen als das Urbild deſſelben erſcheint, und ihn an Ernſt und Hoheit ſehr übertrift; dahingegen dieſer von dem Geiſt und der Kunſt ſeiner Zeit die gefällige Grazie, Rundung und Weichheit erhalten hat.

Die Niobe mit ihren Kindern folgt jetzt in der Reyhe von den Werken des hohen Styls. Da Beſchreibungen und Abgüße derſelben ſchon in den Händen aller Liebhaber ſich befinden, ſo halten wir die bloße Anzeige zu unſerer dermaligen Abſicht für hinreichend. Doch müſſen wir hiebey noch erinnern, daß nur die Mutter und zwey von den Töchtern, wahrſcheinlich Originale, die übrigen Figuren aber weit geringer an Werth und nur mehr oder weniger gute Copien von verlohren gegangenen beßeren Werken zu ſeyn ſcheinen. Auch muß noch bemerkt werden, daß in dem Wurfe der Falten, eine von andern Werken dieſer Kunſt und Zeit etwas verſchiedene Manier herrſcht. Da aber weder die Köpfe noch die Formen der Glieder noch der Geiſt in welchem alles gedacht iſt, noch die Arbeit der originalen Stücke, einigen Zweifel oder Vermuthung zulaſſen, daß das Werk vielleicht jünger ſeyn möchte, ſo bleibt hierüber kein anderer Ausweg übrig, als den Grund dieſes Unterſchieds in der Eigenthümlichkeit entweder des Meiſters oder der Schule, zu welcher er gehört haben mag, zu ſuchen.

Da der geringſte Ueberreſt dieſer edeln Art als ein koſtbares Kleinod der Kunſt zu betrachten iſt, ſo ſind wir ſchuldig auch noch eines coloſſaliſchen Bruſtbildes der Minerva und einer Statue derſelben etwas über Lebensgröße, beyde in der Villa Albani befindlich, hier Meldung zu thun — welche wenn auch ſchon der Juſtinianiſchen Bildſäule der Vorzug über ſie gebührt, doch nach gleichen Ideen und Geſetzen, und alſo wahrſcheinlich auch mit derſelben zu einer Zeit verfertigt worden ſind. Eben ſo gedenken wir auch des großen Löwens vor dem Arſenal zu Venedig, der zwar ſo ſehr beſchädigt iſt, daß ſich von der Arbeit und Ausführung wenig mehr erkennen läßt, doch auch noch in dieſem abgeſtoßenen verſtümmelten Klumpen die Geſtalt des Königs der Thiere in ihrer ganzen Größe, Macht und Herrlichkeit zeigt. Hieher iſt noch die Figur eines ſchönen Jünglings zu rechnen, die ſich im Muſäum zu Dresden befindet und wahrſcheinlich aus dieſer Zeit iſt.

Mit der Amazone im Clementiniſchen Muſäum beſchließt ſich die Reyhe derjenigen Monumente, welche dem hohen Styl anzugehören ſcheinen. Dieſe Figur hat noch alle Kennzeichen deſſelben, nehmlich die dratartigen Haare, den Saum um die Lippen, ſcharfangedeutete Augknochen und das Strenge des Contours überhaupt. Dennoch bricht in derſelben ſchon ein Schimmer von der Eleganz, dem Zärtlichen und Gefälligen der folgenden Zeit hindurch, und mit dem Ernſt iſt zugleich die Abſicht zu ergötzen verbunden.

Erſtaunt verlieren wir uns in heiliger Bewunderung beym Anſchaun dieſer Werke, welche uns gleichſam mit ſich, über uns ſelbſt, über die Welt und das Vergängliche erheben. Damals waren die Heldenzeiten der Kunſt, als ſie den Göttern und dem Vaterlande geweyhet ſolche Geſtalten nach den reinſten Geſetzen der höchſten Schönheit bildete, nur rühren wollte, nicht zu gefallen ſuchte, und zu reitzen verſchmähte.

Heuchlerin ſinkt in Ohnmacht. Welche Sprache wirſt du jetzt führen, Empfindung? Auch Koketten ſinken in Ohnmacht. Womit wirſt du dich rechtfertigen, Unſchuld? — Auch Metzen ſinken in Ohnmacht.

Sie weiß, was ſie aus mir gemacht hat. Sie hat meine ganze Seele geſehen. Mein Herz trat beim Erröthen des erſten Kuſſes ſichtbar in meine Augen — und ſie empfand nichts? empfand vielleicht nur den Triumph ihrer Kunſt? — Da mein glücklicher Wahnſinn den ganzen Himmel in ihr zu umſpannen wähnte! meine wildeſten Wünſche ſchwiegen! Vor meinem Gemüthe ſtand kein Gedanke, als die Ewigkeit und das Mädchen — Gott! da empfand ſie nichts? fühlte nichts, als ihren Anſchlag gelungen? nichts, als ihren Reizen geſchmeichelt? Tod und Rache! Nichts, als daß ich betrogen ſey?

Dritte Scene.

Der Hofmarſchall und Ferdinand.

Hofmarſchall (in's Zimmer trippelnd). Sie haben den Wunſch blicken laſſen, mein Beſter! —

Ferdinand (vor ſich hinmurmelnd). Einem Schurken den Hals zu brechen. (Laut.) Marſchall, dieſer Brief muß Ihnen bei der Parade aus der Taſche gefallen ſeyn — und ich (mit boshaftem Lachen) war zum Glück noch der Finder.

Hofmarſchall. Sie?

Drittes Stück.

So wie wir den alten Styl nicht durch einen Sprung, ſondern allmählig und Stufenweiſe, in den hohen übergehen ſahen, eben ſo werden wir auch von dem hohen Style zu dem gefälligen durch verſchiedene Monumente geleitet, welche die Eigenſchaften beyder in ſich vereinigen, und ſo zu einem Verbindungsmittel zwiſchen beyden Epochen dienen.

Unter dieſen möchte wohl die große Ludeviſiſche Juno unſere Aufmerkſamkeit zuerſt verdienen; indem ſie die meiſte Verwandtſchaft mit den Denkmählern der vorhergehenden Periode zu haben ſcheint. Denn ſo wie die Amazone, wegen ihrer größern Annäherung zum hohen Styl, noch zu jenen gezählt werden mußte; ſo iſt dieſe Juno mit der Hoheit und Würde der einen, und mit der Anmuth der andern, inſofern ſie vereinbar waren, zugleich geziert. Die ganze Ausführung iſt lieblicher und weicher, das Haar mehr in Locken gelegt, auch ſelbſt der Augenknochen weniger ſcharf und ſchneidend angegeben, als an der Juſtinianiſchen Minerva, Niobe oder Amazone, ob ſie gleich als ein coloſſaliſches Werk mehr aus der Ferne angeſehen werden muß. Es würde uns von unſerm eigentlichen Zwecke zu weit entfernen, wenn wir uns über die erſtaunenswürdige Präziſion und Weisheit, die in den Verhältniſſen dieſes herrlichen Kopfes herrſcht, umſtändlich verbreiten wollten. Dem Wißbegierigen und Selbſtforſchenden wird es genug ſeyn zu vernehmen, daß der ganze ſummariſche Begriff des ſpeculativſten Theils der Kunſt in dieſem Kopfe enthalten iſt.

Der Farneſiſche Stier, die Flora und der Borgheſiſche Gladiator werden nun wahrſcheinlich in der Reyhe folgen, denn an dieſen Figuren ſieht man den großen Sinn mit dem weichen und fließenden und mit der Anwendung der Maſſen verbunden, welche das beſtändige und untrügliche Merkzeichen oder vielmehr das Weſen des gefälligen Styls ausmachen. Dürften wir unſern Beobachtungen und den daraus gezogenen Schlüſſen trauen, ſo müßten der Stier und die Flora älter als der Gladiator ſeyn, indem die Kunſt, welche ſich ſonſt über die Natur in das Reich der Möglichkeiten erhoben hatte, bey dem letztern wieder mehr in die Gränzen des Wirklichen und der Nachahmung zurück tritt. *

An den Ringern zu Florenz, an der ſogenannten

---

* Daß man aber auch ſchon früher nicht verſchmahte, die Natur genau nachzuahmen, wenn nehmlich kein höherer Zweck die Anwendung des Ideal-Schönen erforderte, zeigt uns eine ſehr wohl erhaltene Statue in der Sammlung zu Dresden. Es iſt das Bildniß eines Knaben, an der Gränze des Jünglings-Alters, vielleicht eines, der in den Spielen geſiegt hatte. Bey aller Wohlgeſtalt und Schönheit der Bildung im Allgemeinen bemerkt man viel gewiſſenhafte Treue in Nachahmung des Eigenthümlichen einzelner Theile und Glieder. Uebrigens aber iſt die Arbeit und Behandlung an dieſem Werk genau eben ſo, wie an allen andern Monumenten aus der ſpätern Zeit des hohen Styls.

Zingara, dem Sturz einer Muſe in der Villa Borgheſe, am Sturz des Bachus zu Neapel, ſogar an dem berühmten nie genug zu lobenden Torſo vom Belvedere bemerkt man, wie die Kunſt immer mehr von ihrer Größe und Erhabenheit ablegt, ſich unſerer eignen Vorſtellung und Faßungskraft mehr nähert, und in demſelben Maaße an Reiz gewinnt. So wurden nach und nach die Werke vorbereitet, welche wir die Blume der Kunſt und den Triumph der gefälligen Grazien nennen möchten, wo das Erhabene, ja die Schönheit ſelbſt, dem Lieblichen untergeordnet und nur inſoweit angewandt iſt, als der Zweck des Reizes und der Anmuth dadurch befördert werden konnte. Von der zärteſten Empfindung erzeugt und mit dem feinſten Verſtand ausgebildet, ſprechen dieſe Werke unmittelbar zum Herzen und legen ſich gleichſam warm und ſchmeichelnd an den Buſen. Es iſt der Ludoviſiſche Bachus, der ſtehende Hermaphrodit in der Villa Borgheſe, der Flötenſpieler und die Bachantin eben daſelbſt, das Kind mit dem Vogel in der Gallerie Borgheſe, und Ganymed im Clementiniſchen Muſäum, welche wir als die vorzüglichſten Reſte dieſer Art anführen können. Beſcheiden und weiſe hat ſich in denſelben die Kunſt zu verſtecken bemüht, damit der Verſtand auf keinen einzelnen Theil geheftet, der Genuß durch keinen Begriff geſtört, und die liebliche Einheit des Ganzen ungeſchwächt und rein zu dem Gefühl ſprechen möchte. Dagegen läßt ſich am Laokoon, am Barbariniſchen Faun, am tanzenden Faun zu Florenz ꝛc. ſchon ein gewißer Anſpruch, und ein Verlangen des Künſtlers bemerken, ſeine Kunſt ſehen zu laſſen, und die große Keckheit und Sicherheit, mit der er den Meißel zu führen wußte, ſoll uns, wie es ſcheint überreden, daß er ſein

Werk mit geringem Aufwand von Zeit und Mühe verfertigt habe.

Wir glauben im Borgheſiſchen Centauren, im Silen, welcher den Bachus trägt, und im Vatikaniſchen Apollo die Stuffen wenigſtens zu ahnen, auf welchen ſich der Geiſt der Kunſt zu der Ueppigkeit, Weichheit und Zartheit ausbildete, von welcher der ſogenannte Antinous im Belvedere, der Apollino zu Florenz, die Venus mit dem Nahmen der Bupalus, die Venus Callipygis und der Kopf der Ariadne im Capitolium zeugen. Hier iſt in der Ausführung und Anlage, in dem Umriß und in der Grundlinie des Ganzen, den wallenden Linien des Reizes ſchon der äußerſte Schwung und die höchſte Biegung gegeben, alle Ecken oder Winkel ſind ſorgfältig vermieden und abgeründet, ohne Aufenthalt, ohne Mühe gleitet das Auge darüber hin, und findet nicht ſo wohl Beſchäftigung als Ruhe und unerſättliche Luſt im wiederholten Anblick derſelben. Aber hier ſcheint die Kunſt auch ihre Gränzen gefunden zu haben; denn ſobald ſie in ihrem weitern Fortgange dieſes Ziel überſchritten hatte, ſo gerieth ſie auf Abwege, und ihr Fall kündigt ſich dadurch an, deß die einfachen Grundſätze ſowohl des Reitzenden als des Schönen vergeſſen, wenigſtens vernachläßigt wurden. Denn an der ſogenannten Cleopatra, an der Gruppe von Elektra und Oreſt in der Villa Ludoviſi, an der Juno von Porphyr in der Villa Borgheſe, am Sturz von Porphyr auf der Treppe zum Capitolium, an einer Muſe zu Venedig, an den ſogenannten Veſtalinnen zu Dresden u. a. m. (welche alle aus Gründen, die an einem andern Ort entwickelt werden ſollen, für Werke aus den Zeiten der Ptolomäer zu halten ſind) nimmt man etwas Ueberladenes wahr; die Maſſen fangen immer mehr an, unterbrochen zu werden, und beſonders ſind die kleinlichen und gehäuften Falten nicht ſelten bis auf die höchſten Stellen der Glieder gezogen.

Weiter wollen wir unſere Betrachtungen nicht fortſetzen, weil nach dieſer Zeit die Kunſt nicht mehr die Natur allein zum Muſter nahm, und dieſelbe auf eine eigenthümliche Weiſe nachahmte, ſondern meiſtens aus den Werken der ältern Kunſt ſchöpfte; und obgleich die ſpätern Werke in andrer Rückſicht noch immer ſehr ſchäzbar ſind, ſo wäre es doch überflüßig, hier weitläuftig von ihnen zu handeln, da wir der Geſchichte der Kunſt, ſo wie ſie in die Zeiten der Römiſchen Monarchie fällt, hinlänglich kundig ſind.

III

Ueber die äſthetiſche Erziehung des Menſchen.

(Fortſetzung der im vorigen Stück angefangenen Briefe.)

Zehenter Brief.

Sie ſind alſo mit mir darinn einig, und durch den Innhalt meiner vorigen Briefe überzeugt, daß ſich der Menſch auf zwey entgegen geſetzten Wegen von ſeiner Beſtimmung entfernen könne, daß unſer Zeitalter wirklich auf beyden Abwegen wandle, und hier der Rohigkeit, dort der Erſchlaffung und Verkehrtheit zum Raub geworden ſey. Von dieſer doppelten Verwirrung ſoll es durch die Schönheit zurückgeführt werden. Wie kann aber die ſchöne Kultur beyden entgegen geſetzten Gebrechen zugleich begegnen, und zwey widerſprechende Eigenſchaften in ſich vereinigen? Kann ſie in dem Wilden die Natur in Feſſeln legen und in dem Barbaren dieſelbe in Freyheit ſetzen? Kann ſie zugleich anſpannen und erſchlaffen — und wenn ſie nicht wirklich beydes leiſtet, wie kann ein ſo groſſer Effekt, als die Ausbildung der Menſchheit iſt, vernünftigerweiſe von ihr erwartet werden?

Zwar hat man ſchon zum Ueberdruß die Behauptung hören müſſen, daß das entwickelte Gefühl für Schönheit die Sitten verfeinere, ſo daß es hiezu keines neuen Beweiſes mehr zu bedürfen ſcheint. Man ſtützt ſich auf die alltägliche Erfahrung, welche faſt durchgängig mit einem gebildeten Geſchmacke Klarheit des Verſtandes, Regſamkeit des Gefühls, Liberalität und ſelbſt Würde des Betragens, mit einem ungebildeten gewöhnlich das Gegentheil verbunden zeigt. Man beruft ſich, zuverſichtlich genug, auf das Beyſpiel der geſittetſten aller Nationen des Alterthums, bey welcher das Schönheitsgefühl zugleich ſeine höchſte Entwicklung erreichte, und auf das entgegen geſetzte Beyſpiel jener theils wilden, theils barbariſchen Völker, die ihre Unempfindlichkeit für das Schöne mit einem rohen oder doch auſteren Charakter büſſen. Nichts deſtoweniger fällt es zuweilen denkenden Köpfen ein, entweder das Factum zu läugnen, oder doch die Rechtmäſſigkeit der daraus gezogenen Schlüſſe zu bezweifeln. Sie denken nicht ganz ſo ſchlimm von jener Wildheit, die man den ungebildeten Völkern zum Vorwurf macht, und nicht ganz ſo vortheilhaft von dieſer Verfeinerung, die man an den gebildeten preißt. Schon im Alterthum gab es Männer, welche die ſchöne Kultur für nichts weniger als eine Wohlthat hielten, und deßwegen ſehr geneigt waren, den Künſten der Einbildungskraft den Eintritt in ihre Republik zu verwehren.

Nicht von denjenigen rede ich, die bloß darum die Grazien ſchmähn, weil ſie nie ihre Gunſt erfuhren. Sie, die keinen andern Maasſtab des Werthes kennen, als die Mühe der Erwerbung und den handgreiflichen Ertrag — wie ſollten ſie fähig ſeyn, die ſtille Arbeit des Geſchmacks an dem äuſſern und innern Menſchen zu würdigen, und über den zufälligen Nachtheilen der ſchönen Kultur nicht ihre weſentlichen Vortheile aus den Augen ſetzen? Der Menſch ohne Form verachtet alle Anmuth im Vortrage als Beſtechung, alle Feinheit im Umgang als Verſtellung, alle Delikateſſe und Großheit im Betragen als Ueberſpannung und Affektation. Er kann es dem Günſtling der Grazien nicht vergeben, daß er als Geſellſchafter alle Zirkel aufheitert, als Geſchäftsmann alle Köpfe nach ſeinen Abſichten lenkt, als Schriftſteller ſeinem ganzen Jahrhundert vielleicht ſeinen Geiſt aufdrückt, während daß Er, das Schlachtopfer des Fleiſſes, mit all ſeinem Wiſſen keine Aufmerkſamkeit erzwingen, keinen Stein von der Stelle rücken kann. Da er jenem das genialiſche Geheimniß, angenehm zu ſeyn, niemals abzulernen vermag, ſo bleibt ihm nichts anders übrig, als die Verkehrtheit der menſchlichen Natur zu bejammern, die mehr dem Schein als dem Weſen huldigt.

Aber es giebt achtungswürdige Stimmen, die ſich gegen die Wirkungen der Schönheit erklären, und aus der Erfahrung mit furchtbaren Gründen dagegen gerüſtet ſind. „Es iſt nicht zu läugnen," ſagen ſie, „die Reitze des Schönen können in guten Händen zu löblichen Zwecken wirken, aber es widerſpricht ihrem Weſen nicht, in ſchlimmen Händen gerade das Gegentheil zu thun, und ihre ſeelenfeſſelnde Kraft für Irrthum und Unrecht zu verwenden. Eben deßwegen, weil der Geſchmack nur auf die Form und nie auf den Innhalt achtet, ſo giebt er dem Gemüth zuletzt die gefährliche Richtung, alle Realität überhaupt zu vernachläſſigen, und einer reizenden Einkleidung Wahrheit und Sittlichkeit aufzuopfern. Aller Sachunterſchied der Dinge verliert ſich, und es iſt bloß die Erſcheinung, die ihren Werth beſtimmt. Wie viele Menſchen von Fähigkeit, fahren ſie fort, werden nicht durch die verführeriſche Macht des Schönen von einer ernſten und anſtrengenden Wirkſamkeit abgezogen, oder wenigſtens verleitet, ſie oberflächlich zu behandeln! Wie mancher ſchwache Verſtand wird bloß deßwegen mit der bürgerlichen Einrichtung uneins, weil es der Phantaſie der Poeten beliebte, eine Welt aufzuſtellen, worinn alles ganz anders erfolgt, wo keine Konvenienz die Meinungen bindet, keine Kunſt die Natur unterdrückt. Welche gefährliche Dialektik haben die Leidenſchaften nicht erlernt, ſeitdem ſie in den Gemählden der Dichter mit den glänzendſten Farben prangen und im Kampf mit Geſetzen und Pflichten gewöhnlich das Feld behalten? Was hat wohl die Geſellſchaft dabey gewonnen, daß jetzt die Schönheit dem Umgang Geſetze giebt, den ſonſt die Wahrheit regierte, und daß der äuſſere Eindruck die Achtung entſcheidet, die nur an das Verdienſt gefeſſelt ſeyn ſollte. Es iſt wahr, man ſieht jetzt alle Tugenden blühen, die einen gefälligen Effekt in der Erſcheinung machen, und einen Werth in der Geſellſchaft verleyhen, dafür aber auch alle Ausſchweifungen herrſchen, und alle Laſter im Schwange gehn, die ſich mit einer ſchönen Hülle vertragen." In der That muß es Nachdenken erregen, daß man beynahe in jeder Epoche der Geſchichte, wo die Künſte blühen und der Geſchmack regiert, die Menſchheit geſunken findet, und auch nicht ein einziges Beyſpiel aufweiſen kann, daß ein hoher Grad und eine groſſe Allgemeinheit äſthetiſcher Kultur bey einem Volke mit politiſcher Freyheit, und bürgerlicher Tugend, daß ſchöne Sitten mit guten Sitten, und Politur des Betragens mit Wahrheit deſſelben Hand in Hand gegangen wäre.

Solange Athen und Sparta ihre Unabhängigkeit behaupteten, und Achtung für die Geſetze ihrer Verfaſſung zur Grundlage diente, war der Geſchmack noch unreif, die Kunſt noch in ihrer Kindheit, und es fehlte noch viel, daß die Schönheit die Gemüther beherrſchte. Zwar hatte die Dichtkunſt ſchon einen erhabenen Flug gethan, aber nur mit den Schwingen des Genies, von dem wir wiſſen, daß es am nächſten an die Wildheit grenzt, und ein Licht iſt, das gern aus der Finſterniß ſchimmert; welches alſo vielmehr gegen den Geſchmack ſeines Zeitalters als für denſelben zeugt. Als unter dem Perikles und Alexander das goldne Alter der Künſte herbeykam, und die Herrſchaft des Geſchmacks ſich allgemeiner verbreitete, findet man Griechenlands Kraft und Freyheit nicht mehr, die Beredſamkeit verfälſchte die Wahrheit, die Weisheit beleidigte in dem Mund eines Sokrates, und die Tugend in dem Leben eines Phocion. Die Römer, wiſſen wir, mußten erſt in den bürgerlichen Kriegen ihre Kraft erſchöpfen, und durch morgenländiſche Ueppigkeit entmannt, unter das Joch eines glücklichen Dynaſten ſich beugen, ehe wir die griechiſche Kunſt über die Rigidität ihres Charakters triumphieren ſehen. Auch den Arabern gieng die Morgenröthe der Kultur nicht eher auf, als bis die Energie ihres kriegeriſchen Geiſtes unter dem Scepter der Abbaßiden erſchlafft war. In dem neuern Italien zeigt ſich die ſchöne Kunſt nicht eher, als nachdem der herrliche Bund der Lombarden zerriſſen war, Florenz ſich den Medicäern unterworfen, und der Geiſt der Unabhängigkeit in allen jenen muthvollen Städten einer unrühmlichen Ergebung Platz gemacht hatte. Es iſt beynahe überflüſſig, noch an das Beyſpiel der neuern Nationen zu erinnern, deren Verfeinerung in demſelben Verhältniſſe zunahm, als ihre Selbſtſtändigkeit endigte. Wohin wir immer in der vergangenen Welt unſre Augen richten, da finden wir, daß Geſchmack und Freyheit einander fliehen, und daß die

Ferdinand. Durch den luſtigſten Zufall. Machen Sie's mit der Allmacht aus.

Hofmarſchall. Sie ſehen, wie ich erſchrecke, Baron!

Ferdinand. Leſen Sie! Leſen Sie! (Von ihm weggehend.) Bin ich auch ſchon zum Liebhaber zu ſchlecht, vielleicht laſſ' ich mich deſto beſſer als Kuppler an.

(Während Jener lieſt, tritt er zur Wand und nimmt zwei Piſtolen herunter.)

Hofmarſchall (wirft den Brief auf den Tiſch und will ſich davon machen). Verflucht!

Ferdinand (führt ihn am Arm zurück). Geduld, lieber Marſchall! Die Zeitungen dünken mich angenehm! Ich will meinen Finderlohn haben! (Hier zeigt er ihm die Piſtolen.)

Hofmarſchall (tritt beſtürzt zurück). Sie werden vernünftig ſeyn, Beſter!

Ferdinand (mit ſtarker, ſchrecklicher Stimme). Mehr als zu viel, um einen Schelmen, wie du biſt, in jene Welt zu ſchicken. (Er dringt ihm die eine Piſtole auf, zugleich zieht er ſein Schnupftuch.) Nehmen Sie! Dieſes Schnupftuch da faſſen Sie! Ich hab's von der Buhlerin.

Hofmarſchall. Ueber dem Schnupftuch? Raſen Sie? Wohin denken Sie?

Ferdinand. Faſſ' dieſes End' an, ſag' ich! ſonſt wirſt du ja fehl ſchießen, Memme! — Wie ſie zittert, die Memme! Du ſollteſt Gott danken, Memme, daß du zum Erſtenmal etwas in deinen Hirnkaſten kriegſt! (Hofmarſchall macht ſich auf die Beine.) Sachte! dafür wird gebeten ſeyn. (Er überholt ihn und riegelt die Thür.)

Hofmarſchall. Auf dem Zimmer, Baron?

Schönheit nur auf den Untergang heroiſcher Tugenden ihre Herrſchaft gründet.

Und doch iſt gerade dieſe Energie des Charakters, mit welcher die äſthetiſche Kultur gewöhnlich erkauft wird, die wirkſamſte Feder alles Groſſen und Treflichen im Menſchen, deren Mangel kein anderer wenn auch noch ſo groſſer Vorzug erſetzen kann. Hält man ſich alſo einzig nur an das, was die bisherigen Erfahrungen über den Einfluß der Schönheit lehren, ſo kann man in der That nicht ſehr aufgemuntert ſeyn, Gefühle auszubilden, die der wahren Kultur des Menſchen ſo gefährlich ſind; und lieber wird man, auf die Gefahr der Rohigkeit und Härte, die ſchmelzende Kraft der Schönheit entbehren, als ſich bey allen Vortheilen der Verfeinerung ihren erſchlaffenden Wirkungen überliefert ſehen. Aber vielleicht iſt die Erfahrung der Richterſtuhl nicht, vor welchem ſich eine Frage wie dieſe ausmachen läßt, und ehe man ihrem Zeugniß Gewicht einräumte, müßte erſt auſſer Zweifel geſetzt ſeyn, daß es dieſelbe Schönheit iſt, von der wir reden, und gegen welche jene Beyſpiele zeugen. Dieß ſcheint aber einen Begriff der Schönheit voraus zu ſetzen, der eine andere Quelle hat, als die Erfahrung, weil durch denſelben erkannt werden ſoll, ob das, was in der Erfahrung ſchön heißt, mit Recht dieſen Nahmen führe.

Dieſer reine Vernunftbegriff der Schönheit, wenn ein ſolcher ſich aufzeigen lieſſe, müßte alſo — weil er aus keinem wirklichen Falle geſchöpft werden kann, vielmehr unſer Urtheil über jeden wirklichen Fall erſt berichtigt und leitet — auf dem Wege der Abſtraktion geſucht, und ſchon aus der Möglichkeit der ſinnlichvernünftigen Natur gefolgert werden können: mit einem Wort: die Schönheit müßte ſich als eine nothwendige Bedingung der Menſchheit aufzeigen laſſen. Zu dem reinen Begriff der Menſchheit müſſen wir uns alſo nunmehr erheben, und da uns die Erfahrung nur einzelne Zuſtände einzelner Menſchen, aber niemals die Menſchheit zeigt, ſo müſſen wir aus dieſen ihren individuellen und wandelbaren Erſcheinungsarten das Abſolute und Bleibende zu entdecken, und durch Wegwerfung aller zufälligen Schranken uns der nothwendigen Bedingungen ihres Daſeyns zu bemächtigen ſuchen. Zwar wird uns dieſer tranſcendentale Weg eine Zeitlang aus dem traulichen Kreis der Erſcheinungen und aus der lebendigen Gegenwart der Dinge entfernen und auf dem nackten Gefild abgezogener Begriffe verweilen, aber wir ſtreben ja nach einem feſten Grund der Erkenntniß, den nichts mehr erſchüttern ſoll, und wer ſich über die Wirklichkeit nicht hinauswagt, der wird nie die Wahrheit erobern.

Eilfter Brief.

Wenn die Abſtraktion ſo hoch als ſie immer kann hinaufſteigt, ſo gelangt ſie zu zwey letzten Begriffen, bey denen ſie ſtille ſtehen und ihre Grenzen bekennen muß. Sie unterſcheidet in dem Menſchen etwas, das bleibt, und etwas, das ſich unaufhörlich verändert. Das bleibende nennt ſie ſeine *Perſon*, das wechſelnde ſeinen *Zuſtand*.

Perſon und Zuſtand — das Selbſt und ſeine Beſtimmungen — die wir uns in dem nothwendigen Weſen als Eins und daſſelbe denken, ſind ewig Zwey in dem endlichen. Bey aller Beharrung der Perſon wechſelt der Zuſtand, bey allem Wechſel des Zuſtands beharret die Perſon. Wir gehen von der Ruhe zur Thätigkeit, vom Affekt zur Gleichgültigkeit, von der Uebereinſtimmung zum Widerſpruch, aber *wir* ſind doch immer, und was unmittelbar aus *uns* folgt, bleibt. In dem abſoluten Subjekt allein beharren *mit* der Perſönlichkeit auch alle ihre Beſtimmungen, weil ſie *aus* der Perſönlichkeit fließen. Alles *was* die Gottheit iſt, iſt ſie deßwegen, *weil* ſie iſt; ſie iſt folglich alles auf ewig, weil ſie ewig iſt.

Da in dem Menſchen, als endlichem Weſen, Perſon und Zuſtand verſchieden ſind, ſo kann ſich weder der Zuſtand auf die Perſon, noch die Perſon auf den Zuſtand gründen. Wäre das letztere, ſo müßte die Perſon ſich verändern; wäre das erſtere, ſo müßte der Zuſtand beharren; alſo in jedem Fall entweder die Perſönlichkeit oder die Endlichkeit aufhören. Nicht, weil wir denken, wollen, empfinden, ſind wir; nicht weil wir ſind, denken, wollen, empfinden wir. Wir ſind, weil wir ſind; wir empfinden, denken und wollen, weil auſſer uns noch etwas anderes iſt.

Die Perſon alſo muß ihr eigener Grund ſeyn, denn das Bleibende kann nicht aus der Veränderung fließen; und ſo hätten wir denn fürs erſte die Idee des abſoluten, in ſich ſelbſt gegründeten Seyns d. i. die *Freyheit*. Der Zuſtand muß einen Grund haben; er muß, da er nicht durch die Perſon alſo nicht abſolut iſt, *erfolgen*; und ſo hätten wir fürs zweyte die Bedingung alles abhängigen Seyns oder Werdens, die *Zeit*. Die Zeit iſt die Bedingung alles Werdens: iſt ein identiſcher Satz, denn er ſagt nichts anders, als: die Folge iſt die Bedingung, daß etwas erfolgt.

Die Perſon, die ſich in dem ewig beharrenden ICH und nur in dieſem offenbart, kann nicht werden, nicht anfangen in der Zeit, weil vielmehr umgekehrt die Zeit in ihr anfangen, weil dem Wechſel ein Beharrliches zum Grund liegen muß. Etwas muß ſich verändern, wenn Veränderung ſeyn ſoll; dieſes Etwas kann alſo nicht ſelbſt ſchon Veränderung ſeyn. Indem wir ſagen, die Blume blühet und verwelkt, machen wir die Blume zum Bleibenden in dieſer Verwandlung, und leyhen ihr gleichſam eine Perſon, an der ſich jene beyden Zuſtände offenbaren. Daß der Menſch erſt wird, iſt kein Einwurf, denn der Menſch iſt nicht blos Perſon überhaupt, ſondern Perſon, die ſich in einem beſtimmten Zuſtand befindet. Aller Zuſtand aber, alles beſtimmte Daſeyn entſteht in der Zeit, und ſo muß alſo der Menſch, als Phänomen, einen Anfang nehmen, obgleich die reine Intelligenz in ihm ewig iſt. Ohne die Zeit, das heißt, ohne es zu werden, würde er nie ein beſtimmtes Weſen ſeyn; ſeine Perſönlichkeit würde zwar in der Anlage, aber nicht in der That exiſtiren. Nur durch die Folge ſeiner Vorſtellungen wird das beharrliche Ich ſich ſelbſt zur Erſcheinung.

Die Materie der Thätigkeit alſo, oder die Realität, welche die höchſte Intelligenz aus ſich ſelber ſchöpft, muß der Menſch erſt empfangen, und zwar empfängt er dieſelbe als etwas auſſer ihm befindliches im Raume, und als etwas in ihm wechſelndes in der Zeit, auf dem Wege der Wahrnehmung. Dieſen in ihm wechſelnden Stoff begleitet ſein niemals wechſelndes Ich — und in allem Wechſel beſtändig Er ſelbſt zu bleiben, alle Wahrnehmungen zur Erfahrung d. h. zur Einheit der Erkenntniß, und jede ſeiner Erſcheinungsarten in der Zeit zum Geſetz für alle Zeiten zu machen, iſt die Vorſchrift, die durch ſeine vernünftige Natur ihm gegeben iſt. Nur indem er ſich verändert, exiſtirt er; nur indem er unveränderlich bleibt, exiſtirt er. Der Menſch, vorgeſtellt in ſeiner Vollendung, wäre demnach die beharrliche Einheit, die in den Fluthen der Veränderung ewig dieſelbe bleibt.

Ob nun gleich ein unendliches Weſen, eine Gottheit, nicht werden kann, ſo muß man doch eine Tendenz göttlich nennen, die das eigentlichſte Merkmal der Gottheit abſolute Verkündigung des Vermögens (Wirklichkeit alles Möglichen) und abſolute Einheit des Erſcheinens (Nothwendigkeit alles Wirklichen) zu ihrer unendlichen Aufgabe hat. Die Anlage zu der Gottheit trägt der Menſch unwiderſprechlich in ſeiner Perſönlichkeit in ſich; der Weg zu der Gottheit, wenn man einen Weg nennen kann, was niemals zum Ziele führt, iſt ihm aufgethan in den Sinnen.

Seine Perſönlichkeit, für ſich allein und unabhängig von allem ſinnlichen Stoffe betrachtet, iſt bloß die Anlage zu einer möglichen unendlichen Aeuſſerung; und ſolange er nicht anſchaut und nicht empfindet, iſt er noch weiter nichts als Form und leeres Vermögen. Seine Sinnlichkeit, für ſich allein und abgeſondert von aller Selbſtthätigkeit des Geiſtes betrachtet, vermag weiter nichts, als daß ſie ihn, der ohne ſie bloß Form iſt, zur Materie macht, aber keineswegs, daß ſie die Materie mit ihm vereinigt. Solange er bloß empfindet, bloß begehrt und aus bloßer Begierde wirkt, iſt er noch weiter nichts als Welt, wenn wir unter dieſem Namen bloß den formloſen Innhalt der Zeit verſtehen. Seine Sinnlichkeit iſt es zwar allein, die ſein Vermögen zur wirkenden Kraft macht, aber nur ſeine Perſönlichkeit iſt es, die ſein Wirken zu dem ſeinigen macht. Um alſo nicht bloß Welt zu ſeyn, muß er der Materie Form ertheilen; um nicht bloß Form zu ſeyn, muß er der Anlage, die er in ſich trägt, Wirklichkeit geben. Er verwirklichet die Form, wenn er die Zeit erſchafft und dem Beharrlichen die Veränderung, der ewigen Einheit ſeines Ichs die Mannichfaltigkeit der Welt gegenüber ſtellt; er formt die Materie, wenn er die Zeit wieder aufhebt, Beharrlichkeit im Wechſel behauptet, und die Mannichfaltigkeit der Welt der Einheit ſeines Ichs unterwürfig macht.

Hieraus flieſſen nun zwey entgegengeſetzte Anforderungen an den Menſchen, die zwey Fundamentalgeſetze der ſinnlich-vernünftigen Natur. Das erſte dringt auf abſolute Realität: er ſoll alles zur Welt machen, was bloß Form iſt, und alle ſeine Anlagen zur Erſcheinung bringen: das zweyte dringt auf abſolute Formalität: er ſoll alles in ſich vertilgen, was bloß Welt iſt, und Uebereinſtimmung in alle ſeine Veränderungen bringen; mit andern Worten: er ſoll alles innre veräußern und alles äuſſere formen. Beyde Aufgaben, in ihrer höchſten Erfüllung gedacht, führen zu dem Begriff der Gottheit zurücke, von dem ich ausgegangen bin.

Zwölfter Brief.

Zur Erfüllung dieſer doppelten Aufgabe, das Nothwendige in uns zur Wirklichkeit zu bringen und das Wirklich auſſer uns dem Geſetz der Nothwendigkeit zu unterwerfen, werden wir durch zwey entgegengeſetzte Kräfte gedrungen, die man, weil ſie uns antreiben ihr Objekt zu verwirklichen, ganz ſchicklich Triebe nennt. * Der

---

* Ich trage kein Bedenken, dieſen Ausdruck ſowohl von demjenigen, was nach Befolgung eines Geſetzes als von dem, was nach Befriedigung eines Bedürfniſſes ſtrebt, gemeinſchaftlich zu gebrauchen, wiewohl man ihn ſonſt nur auf das letztere einzuſchränken pflegt. So wie nehmlich Vernunftideen zu Imperativen oder Pflichten werden, ſobald man ſie überhaupt in die Schranken der Zeit ſetzt, ſo werden aus dieſen Pflichten Triebe, ſobald ſie auf etwas beſtimmtes und wirkliches bezogen werden. Die Wahrhaftigkeit z. B. als ein abſolutes und nothwendiges, welches die Vernunft allen Intelligenzen vorſchreibt, iſt in dem höchſten Weſen wirklich, weil ſie möglich iſt; denn dieß folgt aus dem Begriff eines nothwendigen Weſens. Eben dieſe Idee, in die Schranken der Menſchheit geſetzt, iſt zwar noch immer, aber nur moraliſcher weiſe, nothwendig, und ſoll erſt wirklich gemacht werden, weil bey einem zufälligen Weſen durch die Möglichkeit allein die Wirklichkeit noch nicht geſetzt iſt. Liefert nun die Erfahrung einen Fall, auf den dieſer Imperativ der Wahrhaftigkeit ſich beziehen läßt, ſo erweckt er einen Trieb, ein

erſte dieſer Triebe, den ich den *Sachtrieb* nennen will, geht aus von dem phyſiſchen Daſeyn des Menſchen oder von ſeiner ſinnlichen Natur, und iſt beſchäftigt, ihn in die Schranken der Zeit zu ſetzen und zur Materie zu machen: nicht ihm Materie zu geben, weil dazu ſchon eine freye Thätigkeit der Perſon gehört, welche die Materie aufnimmt, und von Sich, dem Beharrlichen, unterſcheidet. Materie aber heißt hier nichts als Veränderung oder Realität, die die Zeit erfüllt; mithin fodert der Sachtrieb, daß Veränderung ſey, daß die Zeit einen Innhalt habe. Dieſer Zuſtand der bloß erfüllten Zeit heißt Empfindung, und er iſt es allein, durch den ſich das phyſiſche Daſeyn verkündigt.

Da alles was in der Zeit iſt, *nach einander* iſt, ſo wird dadurch, daß etwas iſt, alles andere ausgeſchloſſen. Indem man auf einem Inſtrument einen Ton greift, iſt unter allen Tönen, die es möglicher weiſe angeben kann, nur dieſer einzige wirklich; indem der Menſch das Gegenwärtige empfindet, iſt die ganze unendliche Möglichkeit ſeiner Beſtimmungen auf dieſe einzige Art des Daſeyns beſchränkt. Wo alſo der Sachtrieb ausſchließend wirkt, da iſt nothwendig die höchſte Begrenzung vorhanden; der Menſch iſt in dieſem Zuſtande nichts als eine Größen-Einheit, ein erfüllter Moment der Zeit — oder

---

ein Streben nehmlich, jenes Geſetz in Ausübung zu bringen, und die durch Vernunft vorgeſchriebene Uebereinſtimmung mit ſich ſelbſt zu bewirken. Dieſer Trieb entſteht nothwendig, und fehlt auch bey demjenigen nicht, der ihm gerade entgegen handelt. Ohne ihn würde es keinen moraliſch böſen, folglich auch keinen moraliſch guten Willen geben.

vielmehr Er iſt nicht, denn ſeine Perſönlichkeit iſt ſolange aufgehoben, als ihn die Empfindung beherrſcht, und die Zeit mit ſich fortreißt. *

Soweit der Menſch endlich iſt, erſtreckt ſich das Gebiet dieſes Triebs; und da alle Form nur an einer Materie, alles abſolute nur durch das Medium der Schranken erſcheint, ſo iſt es freylich der Sachtrieb, an dem zuletzt die ganze Erſcheinung der Menſchheit beveſtiget iſt. Aber obgleich er allein die Anlagen der Menſchheit weckt und entfaltet, ſo iſt er es doch allein, der ihre Vollendung unmöglich macht. Mit unzerreißbaren Banden feſſelt er den höher ſtrebenden Geiſt an die Sinnenwelt, und von ihrer freyeſten Wanderung ins Unendliche ruft er die Ab-

---

* Die Sprache hat für dieſen Zuſtand der Selbſtloſigkeit unter der Herrſchaft der Empfindung den ſehr treffenden Ausdruck: auſſer ſich ſeyn, das heißt, auſſer ſeinem Ich ſeyn. Obgleich dieſe Redensart nur da ſtatt findet, wo die Empfindung zum Affekt, und dieſer Zuſtand durch ſeine längere Dauer mehr bemerkbar wird, ſo iſt doch jeder auſſer ſich, ſolange er nur empfindet. Von dieſem Zuſtande zur Beſonnenheit zurückkehren, nennt man eben ſo richtig: in ſich gehen, das heißt, in ſein Ich zurückkehren, ſeine Perſon wieder herſtellen. Von einem, der in Ohnmacht liegt, ſagt man nicht: er iſt auſſer ſich, ſondern: er iſt von ſich, d. h. er iſt ſeinem Ich geraubt, da jener nur nicht in demſelben iſt. Daher iſt derjenige, der aus einer Ohnmacht zurückkehrte, bloß bey ſich, welches ſehr gut mit dem Auſſer ſich ſeyn beſtehen kann.

Ferdinand. Als ob es ſich mit dir einen Gang vor den Wall verlohnte? Schatz, ſo knallt's deſto lauter, und das iſt ja doch wohl das erſte Geräuſch, das du in der Welt machſt — Schlag' an!

Hofmarſchall (wiſcht ſich die Stirn). Und Sie wollen Ihr koſtbares Leben ſo ausſetzen, junger hoffnungsvoller Mann?

Ferdinand. Schlag' an, ſag' ich! Ich habe nichts mehr in dieſer Welt zu thun!

Hofmarſchall. Aber ich deſto mehr, mein Allervortrefflichſter!

Ferdinand. Du, Burſche? Was du? — Der Nothnagel zu ſeyn, wo die Menſchen ſich rar machen? In Einem Augenblick ſiebenmal kurz und ſiebenmal lang zu werden, wie der Schmetterling an der Nadel? Ein Regiſter zu führen über die Stuhlgänge deines Herrn und der Miethgaul ſeines Witzes zu ſeyn? Eben ſo gut, ich führe dich, wie irgend ein ſeltenes Murmelthier mit mir. Wie ein zahmer Affe ſollſt du zum Geheul der Verdammten tanzen, apportiren und aufwarten und mit deinen höfiſchen Künſten die ewige Verzweiflung beluſtigen.

Hofmarſchall. Was Sie befehlen, Herr! wie Sie belieben — Nur die Piſtolen weg!

Ferdinand. Wie er daſteht, der Schmerzensſohn! — Daſteht, dem ſechſten Schöpfungstag zum Schimpfe! Als wenn ihn ein Buchdrucker dem Allmächtigen nachgedruckt hätte! — Schade nur, ewig Schade für die Unze Gehirn, die ſo ſchlecht in dieſem undankbaren Schädel wuchert! Dieſe einzige Unze hätte dem Pavian ſtraktion in die Grenzen der Gegenwart zurücke. Der Gedanke zwar darf ihm augenblicklich entfliehen, und ein feſter Wille ſetzt ſich ſeinen Foderungen ſieghaft entgegen; aber bald tritt die unterdrückte Natur wieder in ihre Rechte zurück, um auf Realität des Daſeyns, auf einen Innhalt unſerer Erkenntniſſe, und auf einen Zweck unſers Handelns zu dringen.

Der zweyte jener Triebe, den man den *Formtrieb* nennen kann, geht aus von dem abſoluten Daſeyn des Menſchen oder von ſeiner vernünftigen Natur, und iſt beſtrebt, ihn in Freyheit zu ſetzen, Harmonie in die Verſchiedenheit ſeines Erſcheinens zu bringen, und bey allem Wechſel des Zuſtands ſeine Perſon zu behaupten. Da nun die letztere, als abſolute und untheilbare Einheit, mit ſich ſelbſt nie im Widerſpruch ſeyn kann, *da wir in alle Ewigkeit wir ſind*, ſo kann derjenige Trieb, der auf Behauptung der Perſönlichkeit dringt, nie etwas anders fodern, als was er in alle Ewigkeit fodern muß; er entſcheidet alſo für immer wie er für jetzt entſcheidet, und gebietet für jetzt was er für immer gebietet. Er umfaßt mithin die ganze Folge der Zeit, das iſt ſoviel als: er hebt die Zeit, er hebt die Veränderung auf, er will daß das wirkliche nothwendig und ewig, und daß das ewige und nothwendige wirklich ſey: mit andern Worten: er dringt auf Wahrheit und auf Recht.

Wenn der Sachtrieb nur *Fälle* macht, ſo giebt der Formtrieb *Geſetze*; Geſetze für jedes Urtheil, wenn es Erkenntniſſe, Geſetze für jeden Willen, wenn es Thaten betrifft. Es ſey nun, daß wir einen Gegenſtand erkennen, daß wir einem Zuſtande unſers Subjekts objektive

Gültigkeit beylegen, oder daß wir aus Erkenntniſſen handeln, daß wir das objektive zum Beſtimmungsgrund unſers Zuſtandes machen — in beyden Fällen reiſſen wir dieſen Zuſtand aus der Gerichtsbarkeit der Zeit, und geſtehen ihm Realität für alle Menſchen und alle Zeiten, d. i. Allgemeinheit und Nothwendigkeit zu. Das Gefühl kann bloß ſagen: das iſt wahr *für dieſes Subjekt* und *in dieſem Moment*, und ein anderer Moment, ein anderes Subjekt kann kommen, das die Ausſage der gegenwärtigen Empfindung zurück nimmt. Aber wenn der Gedanke einmal ausſpricht: *das iſt*, ſo entſcheidet er für immer und ewig, und die Gültigkeit ſeines Ausſpruchs iſt durch die Perſönlichkeit ſelbſt verbürgt, die allem Wechſel Trotz bietet. Die Neigung kann bloß ſagen: das iſt für *dein Individuum* und *für dein jetziges Bedürfniß* gut, aber dein Individuum und dein jetziges Bedürfniß wird die Veränderung mit ſich fortreiſſen, und was du jetzt feurig begehrſt, dereinſt zum Gegenſtand deines Abſcheues machen. Wenn aber das moraliſche Gefühl ſagt: *das ſoll ſeyn*, ſo entſcheidet es für immer und ewig — wenn du Wahrheit bekennſt, weil ſie Wahrheit iſt, und Gerechtigkeit ausübſt, weil ſie Gerechtigkeit iſt, ſo haſt du einen einzelnen Fall zum Geſetz für alle Fälle gemacht, einen Moment in deinem Leben als Ewigkeit behandelt.

Wo alſo der Formtrieb die Herrſchaft führt, und das reine Objekt in uns handelt, da iſt die höchſte Erweiterung des Seyns, da verſchwinden alle Schranken, da hat ſich der Menſch aus einer Größen-Einheit, auf welche der dürftige Sinn ihn beſchränkte, zu einer *Ideen-Einheit* erhoben, die das ganze Reich der Erſcheinungen unter ſich faßt. Wir ſind bey dieſer Operation nicht mehr in der Zeit, ſondern die Zeit iſt in uns mit ihrer ganzen nie endenden Reyhe. Wir ſind nicht mehr Individuen, ſondern Gattung; das Urtheil aller Geiſter iſt durch das unſrige ausgeſprochen, die Wahl aller Herzen iſt repräſentiert durch unſre That.

Dreyzehenter Brief.

Beym erſten Anblick ſcheint nichts einander mehr entgegen geſetzt zu ſeyn, als die Tendenzen dieſer beyden Triebe, indem der eine auf Veränderung, der andre auf Unveränderlichkeit dringt. Und doch ſind es dieſe beyden Triebe, die den Begriff der Menſchheit erſchöpfen, und ein dritter Grundtrieb, der beyde vermitteln könnte, iſt ſchlechterdings ein undenkbarer Begriff. Wie werden wir alſo die Einheit der menſchlichen Natur wieder herſtellen, die durch dieſe urſprüngliche und radikale Entgegenſetzung völlig aufgehoben ſcheint?

Wahr iſt es, ihre Tendenzen widerſprechen ſich, aber was wohl zu bemerken iſt, nicht in denſelben Objekten, und was nicht aufeinander trift, kann nicht gegeneinander ſtoſſen. Der Sachtrieb fodert zwar Veränderung, aber er fodert nicht, daß ſie auch auf die Perſon und ihr Gebiet ſich erſtrecke: daß ein Wechſel der Grundſätze ſey. Der Formtrieb dringt auf Einheit und Beharrlichkeit — aber er will nicht, daß mit der Perſon ſich auch der Zuſtand fixiere, daß Identität der Empfindung ſey. Sie ſind einander alſo von Natur nicht entgegengeſetzt, und wenn ſie demohngeachtet ſo erſcheinen, ſo ſind ſie es erſt geworden durch eine freye Uebertretung der Natur, indem ſie ſich ſelbſt misverſtehen, und ihre Sphären verwirren.* Ueber dieſe zu wachen, und einem jeden dieſer beyden Triebe ſeine Grenzen zu ſichern, iſt die Aufgabe der Kultur, die alſo beyden eine gleiche Gerechtig-

---

* Sobald man einen urſprünglichen, mithin nothwendigen Antagoniſm beyder Triebe behauptet, ſo iſt freylich kein anderes

Mittel die Einheit im Menſchen zu erhalten, als daß man den ſinnlichen Trieb dem vernünftigen unbedingt unterordnet. Daraus aber kann bloß Einförmigkeit aber keine Harmonie entſtehen, und der Menſch bleibt noch ewig fort getheilt. Die Unterordnung muß allerdings ſeyn, aber wechſelſeitig: denn wenn gleich die Schranken nie das abſolute begründen können, alſo die Freyheit nie von der Zeit abhängen kann, ſo iſt es eben ſo gewiß, daß das abſolute durch ſich ſelbſt nie die Schranken begründen, daß der Zuſtand in der Zeit nicht von der Freyheit abhängen kann. Beyde Principien ſind einander alſo zugleich ſubordiniert und coordiniert, d. h. ſie ſtehen in Wechſelwirkung: ohne Form keine Materie, ohne Materie keine Form. (Dieſen Begriff der Wechſelwirkung und die ganze Wichtigkeit deſſelben findet man vortrefflich auseinander geſetzt in Fichte's Grundlage der geſammten Wiſſenſchaftslehre, Leipzig 1794.) Wie es mit der Perſon im Reich der Ideen ſtehe, wiſſen wir freylich nicht; aber daß ſie, ohne Materie zu empfangen, in dem Reiche der Zeit ſich nicht offenbaren könne, wiſſen wir gewiß; in dieſem Reiche alſo wird die Materie nicht bloß unter der Form, ſondern auch neben der Form, und unabhängig von derſelben, etwas zu beſtimmen haben. So nothwendig es alſo iſt, daß das Gefühl im Gebiet der Vernunft nichts entſcheide, eben ſo nothwendig iſt es daß die Vernunft im Gebiet des Gefühls ſich nichts zu beſtimmen anmaaſe. Schon indem man jedem von beyden ein Gebiet zuſpricht, ſchließt keit ſchuldig iſt, und nicht bloß den Formtrieb gegen den Sachtrieb, ſondern auch dieſen gegen jenen zu behaupten hat. Ihr Geſchäft iſt alſo doppelt: erſtlich: die Sinnlichkeit gegen die Eingriffe der Freyheit zu verwahren: zweytens: die Perſönlichkeit gegen die Macht der Empfindungen ſicher zu ſtellen. Jenes erreicht ſie durch Ausbildung des Gefühlvermögens, dieſes durch Ausbildung des Vernunftvermögens.

Da die Welt ein Ausgedehntes in der Zeit, Veränderung, iſt, ſo wird die Vollkommenheit desjenigen Vermögens, welches den Menſchen mit der Welt in Verbindung ſetzt, größtmöglichſte Veränderlichkeit und Extenſität ſeyn müſſen. Da die Perſon das Beſtehende in der Veränderung iſt, ſo wird die Vollkommenheit desjenigen Vermögens, welches ſich dem Wechſel entgegenſetzen ſoll,

---

man das andere davon aus, und ſetzt jedem eine Grenze, die nicht anders als zum Nachtheile beyder überſchritten werden kann.

In einer Tranſcendental-Philoſophie, wo alles darauf ankommt, die Form von dem Innhalt zu befreyen, und das Nothwendige von allem Zufälligen rein zu erhalten, gewöhnt man ſich gar leicht, das Materielle ſich bloß als Hinderniß zu denken, und die Sinnlichkeit, weil ſie gerade bey dieſem Geſchäfte im Wege ſteht, in einem nothwendigen Widerſpruch mit der Vernunft vorzuſtellen. Eine ſolche Vorſtellungsart liegt zwar auf keine Weiſe im Geiſte des Kantiſchen Syſtems, aber im Buchſtaben deſſelben könnte ſie gar wohl liegen.

größtmöglichſte Selbſtſtändigkeit und Intenſität ſeyn müſſen. Je vielſeitiger ſich die Empfänglichkeit ausbildet, je beweglicher dieſelbe iſt und je mehr Fläche ſie den Erſcheinungen darbietet, deſto mehr Welt ergreift der Menſch, deſto mehr Anlagen entwickelt er in ſich; je mehr Kraft und Tiefe die Perſönlichkeit, je mehr Freyheit die Vernunft gewinnt, deſto mehr Welt begreift der Menſch, deſto mehr Form ſchafft er auſſer ſich. Seine Kultur wird alſo darinn beſtehen: erſtlich: dem empfangenden Vermögen die vielfältigſten Berührungen mit der Welt zu verſchaffen, und auf Seiten des Gefühls die Paſſivität aufs höchſte zu treiben: zweytens dem beſtimmenden Vermögen die höchſte Unabhängigkeit von dem empfangenden zu erwerben, und auf Seiten der Vernunft die Aktivität aufs höchſte zu treiben. Wo beyde Eigenſchaften ſich vereinigen, da wird der Menſch mit der höchſten Fülle von Daſeyn die höchſte Selbſtſtändigkeit und Freyheit verbinden, und, anſtatt ſich an die Welt zu verlieren, dieſe vielmehr mit der ganzen Unendlichkeit ihrer Erſcheinung in ſich ziehen und der Einheit ſeiner Vernunft unterwerfen.

Dieſes Verhältniß nun kann der Menſch umkehren, und dadurch auf eine zweyfache Weiſe ſeine Beſtimmung verfehlen. Er kann die Intenſität, welche die thätige Kraft erheiſcht, auf die leidende legen, durch den Sachtrieb dem Formtriebe vorgreifen, und das empfangende Vermögen zum beſtimmenden machen. Er kann die Extenſität, welche der leidenden Kraft gebührt, der thätigen zutheilen, durch den Formtrieb dem Sachtriebe vorgreifen, und dem empfangenden Vermögen das beſtimmende unterſchieben. In dem erſten Fall wird er nie Er ſelbſt, in dem zweyten wird er nie etwas Anders ſeyn; mithin eben darum in beyden Fällen keines von beyden folglich — Null ſeyn. *

Eine der vornehmſten Urſachen, warum unſre Natur-Wiſſenſchaften ſo langſame Schritte machen, iſt offenbar der allgemeine und kaum bezwingbare Hang zu teleologiſchen Urtheilen, bey denen ſich, ſobald ſie conſtitutiv gebraucht werden, das beſtimmende Vermögen dem empfangenden unterſchiebt. Die Natur mag unſre Organe noch ſo nachdrücklich und noch ſo vielfach berühren — alle ihre Mannichfaltigkeit iſt verloren für uns, weil wir nichts in ihr ſuchen, als was wir in ſie hineingelegt haben, weil wir ihr nicht erlauben, ſich gegen uns herein zu bewegen, ſondern vielmehr mit ungeduldig vorgreifender Vernunft gegen ſie heraus ſtreben. Kommt alsdann in Jahrhunderten einer, der ſich ihr mit ruhigen, keuſchen und offenen Sinnen naht, und deßwegen auf eine Menge von Erſcheinungen ſtößt, die wir bey unſrer Prävention überſehen haben, ſo erſtaunen

---

* Der ſchlimme Einfluß einer überwiegenden Senſualität auf unſer Denken und Handeln fällt jedermann leicht in die Augen: nicht ſo leicht, ob er gleich eben ſo häufig vorkommt und eben ſo wichtig iſt, der nachtheilige Einfluß einer überwiegenden Rationalität auf unſre Erkenntniß und auf unſer Betragen. Man erlaube mir daher aus der großen Menge der hieher gehörenden Fälle nur zwey in Erinnerung zu bringen, welche den Schaden einer, der Anſchauung und Empfindung vorgreifenden Denk- und Willenskraft ins Licht ſetzen können.

Wird nehmlich der Sachtrieb beſtimmend, macht der Sinn den Geſetzgeber, und unterdrückt die Welt die Per-

---

wir höchlich darüber, daß ſo viele Augen bey ſo hellem Tag nichts bemerkt haben ſollen. Dieſes voreilige Streben nach Harmonie, ehe man die einzelnen Laute beyſammen hat, die ſie ausmachen ſollen, dieſe gewaltthätige Uſurpation der Denkkraft in einem Gebiete, wo ſie durchaus nichts zu ſagen hat, iſt der Grund der Unfruchtbarkeit ſo vieler denkenden Köpfe für das Beſte der Wiſſenſchaft, und es iſt ſchwer zu ſagen, ob die Sinnlichkeit, welche keine Form annimmt, oder die Vernunft, welche keinen Innhalt abwartet, der Erweiterung unſerer Kenntniſſe mehr geſchadet haben.

Eben ſo ſchwer dürfte es zu beſtimmen ſeyn, ob unſre praktiſche Philanthropie mehr durch die Heftigkeit unſrer Begierden, oder durch die Rigidität unſrer Grundſätze, mehr durch den Egoiſm unſrer Sinne, oder durch den Egoiſm unſrer Vernunft geſtört und erkältet wird. Um uns zu theilnehmenden, hülfreichen, thätigen Menſchen zu machen, müſſen ſich Gefühl und Charakter miteinander vereinigen, ſo wie, um uns Erfahrung zu verſchaffen, Offenheit des Sinnes mit Energie des Verſtandes zuſammentreffen muß. Wie können wir bey noch ſo lobenswürdigen Maximen, billig, gütig und menſchlich gegen andere ſeyn, wenn uns das Vermögen fehlt, fremde Natur treu und wahr in uns aufzunehmen, fremde Situationen uns anzueignen, fremde Gefühle zu den unſrigen zu machen? Dieſes Vermögen aber wird, ſowohl in der Erziehung die wir empfangen, als in ſeyn, ſo hört ſie in demſelben Verhältniſſe auf, Objekt zu ſeyn, als ſie Macht wird. Sobald der Menſch nur Jun-

der, die wir ſelbſt uns geben, in demſelben Maaſe unterdrückt, als man die Macht der Begierden zu brechen, und den Charakter durch Grundſätze zu beveſtigen ſucht. Weil es Schwierigkeit koſtet, bey aller Regſamkeit des Gefühls ſeinen Grundſätzen treu zu bleiben, ſo ergreift man das bequemere Mittel, durch Abſtumpfung der Gefühle den Charakter ſicher zu ſtellen; denn freylich iſt es unendlich leichter, vor einem entwaffneten Gegner Ruhe zu haben, als einen muthigen und rüſtigen Feind zu beherrſchen. In dieſer Operation beſteht dann auch größtentheils das, was man einen Menſchen formieren nennt; und zwar im beſten Sinne des Worts, wo es Bearbeitung des innern, nicht blos des äuſſern Menſchen bedeutet. Ein ſo formierter Menſch wird freylich davor geſichert ſeyn, rohe Natur zu ſeyn und als ſolche zu erſcheinen; er wird aber zugleich gegen alle Empfindungen der Natur durch Grundſätze geharniſcht ſeyn, und die Menſchheit von auſſen wird ihm eben ſo wenig als die Menſchheit von innen beykommen können.

Es iſt ein ſehr verderblicher Mißbrauch, der von dem Ideal der Vollkommenheit gemacht wird, wenn man es bey der Beurtheilung anderer Menſchen, und in den Fällen, wo man für ſie wirken ſoll, in ſeiner ganzen Strenge zum Grund legt. Jenes wird zur Schwärmerey, dieſes zur Härte und zur Kaltſinnigkeit führen. Man macht ſich freylich ſeine geſellſchaftlichen Pflichten ungemein leicht, wenn man dem noch vollends zum Menſchen geholfen, da ſie jetzt nur einen Bruch von Vernunft macht — Und mit dieſem ihr Herz zu theilen! — Ungeheuer! Unverantwortlich! — Einem Kerl, mehr gemacht, von Sünden zu entwöhnen, als dazu anzureizen.

Hofmarſchall. O! Gott ſey ewig Dank! Er wird witzig.

Ferdinand. Ich will ihn gelten laſſen! Die Toleranz, die der Raupe ſchont, ſoll auch dieſem zu gute kommen. Man begegnet ihm, zuckt etwa die Achſel, bewundert vielleicht noch die kluge Wirthſchaft des Himmels, der auch mit Träbern und Bodenſatz noch Kreaturen ſpeiſt; der dem Raben am Hochgericht und einem Höfling im Schlamme der Majeſtäten den Tiſch deckt — Zuletzt erſtaunt man noch über die große Polizei der Vorſicht, die auch in der Geiſterwelt ihre Blindſchleichen und Taranteln zur Ausfuhr des Gifts beſoldet — Aber (indem ſeine Wuth ſich erneuert) an meine Blume ſoll mir das Ungeziefer nicht kriechen, oder ich will es (den Marſchall faſſend und unſanft herumſchüttelnd) ſo, und ſo, und wieder ſo durcheinander quetſchen.

Hofmarſchall (vor ſich hinſeufzend). O mein Gott! Wer hier weg wäre! Hundert Meilen von hier im Bicetre zu Paris, nur bei dieſem nicht!

Ferdinand. Bube! Wenn ſie nicht rein mehr iſt! Bube! wenn du genoſſeſt, wo ich anbetete! (wüthender) ſchwelgteſt, wo ich einen Gott mich fühlte! (Plötzlich ſchweigt er, darauf fürchterlich.) Dir wäre beſſer, Bube, du flöheſt der Hölle zu, als daß dir mein Zorn im Himmel begegnete! — Wie weit kamſt du mit dem Mädchen? Bekenne!

halt der Zeit iſt, ſo iſt Er nicht, und er *hat* folglich auch keinen Innhalt. Mit ſeiner Perſönlichkeit iſt auch ſein Zuſtand aufgehoben, weil beydes Wechſelbegriffe ſind — weil die Veränderung ein Beharrliches, und die begrenzte Realität eine unendliche fodert. Wird der Formtrieb empfangend, das heißt, kommt die Denkkraft der Empfindung zuvor und unterſchiebt die Perſon ſich der Welt, ſo hört ſie in demſelben Verhältniß auf, ſelbſtſtändige Kraft und Subjekt zu ſeyn, als ſie ſich in den Platz des Objektes drängt, weil das Beharrliche die Veränderung, und die abſolute Realität zu ihrer Verkündigung Schranken fodert. Sobald der Menſch nur Form *iſt*, ſo *hat* er keine Form; und mit dem Zuſtand iſt folglich auch die Perſon aufgehoben. Mit einem Wort: nur inſofern er ſelbſtſtändig iſt, iſt Realität auſſer ihm, iſt er empfänglich; nur inſofern er empfänglich iſt, iſt Realität in ihm, iſt er eine denkende Kraft.

Beyde, der Sachtrieb und der Formtrieb haben alſo Einſchränkung, und inſofern ſie als Energieen gedacht werden, Abſpannung nöthig; jener, daß er ſich nicht ins Gebiet der Geſetzgebung, dieſer, daß er ſich nicht ins Ge-

wirklichen Menſchen, der unſre Hülfe auffodert, in Gedanken den *Ideal-Menſchen* unterſchiebt, der ſich wahrſcheinlich ſelbſt helfen könnte. Strenge gegen ſich ſelbſt mit Weichheit gegen andre verbunden, macht den wahrhaft vortreflichen Charakter aus. Aber meiſtens wird der gegen andre weiche Menſch es auch gegen ſich ſelbſt, und der gegen ſich ſelbſt ſtrenge es auch gegen andere ſeyn; weich gegen ſich und ſtreng gegen andre iſt der verächtlichſte Charakter.

biet der Empfindung eindringe. Jene Abſpannung des Sachtriebes darf aber keineswegs die Wirkung eines phyſiſchen Unvermögens und einer Stumpfheit der Empfindungen ſeyn, welche überall nur Verachtung verdient; ſie muß eine Handlung der Freyheit, eine Thätigkeit der Perſon ſeyn, die durch ihre moraliſche Intenſität jene ſinnliche mäſſigt, und durch Beherrſchung der Eindrücke ihnen an Tiefe nimmt, um ihnen an Fläche zu geben. Der Charakter muß dem Temperament ſeine Grenzen beſtimmen, denn nur an den Geiſt darf der Sinn verlieren. Jene Abſpannung des Formtriebs darf eben ſo wenig die Wirkung eines geiſtigen Unvermögens und einer Schlaffheit der Denk- oder Willenskräfte ſeyn, welche die Menſchheit erniedrigen würde. Fülle der Empfindungen muß ihre rühmliche Quelle ſeyn; die Sinnlichkeit ſelbſt muß mit ſiegender Kraft ihr Gebiet behaupten, und der Gewalt widerſtreben, die ihr der Geiſt durch ſeine vorgreifende Thätigkeit gerne zufügen möchte. Mit einem Wort: den Sachtrieb muß die Perſönlichkeit, und den Formtrieb die Empfänglichkeit oder die Natur in ſeinen gehörigen Schranken halten.

Vierzehenter Brief.

Wir ſind nunmehr zu dem Begriff einer ſolchen Wechſel-Wirkung zwiſchen beyden Trieben geführt worden, wo die Wirkſamkeit des einen die Wirkſamkeit des andern zugleich begründet und begrenzt, und wo jeder einzelne für ſich gerade dadurch zu ſeiner höchſten Verkündigung gelangt, daß der andere thätig iſt.

Dieſes Wechſelverhältniß beyder Triebe iſt zwar bloß eine Aufgabe der Vernunft, die der Menſch nur in der Vollendung ſeines Daſeyns ganz zu löſen im Stand iſt. Es iſt im eigentlichſten Sinne des Worts die Idee ſeiner Menſchheit, mithin ein unendliches, dem er ſich im Laufe der Zeit immer mehr nähern kann, aber ohne es jemals zu erreichen. „Er ſoll nicht auf Koſten ſeiner „Realität nach Form, und nicht auf Koſten der Form „nach Realität ſtreben; vielmehr ſoll er das abſolute „Seyn durch ein beſtimmtes, und das beſtimmte Seyn „durch ein unendliches ſuchen. Er ſoll ſich eine Welt ge„genüber ſtellen, weil er Perſon iſt, und ſoll Perſon „ſeyn, weil ihm eine Welt gegenüber ſteht. Er ſoll em„pfinden, weil er ſich bewußt iſt, und ſoll ſich bewußt ſeyn, „weil er empfindet.“ — Daß er dieſer Idee wirklich gemäß, folglich, in voller Bedeutung des Worts, Menſch iſt, kann er nie in Erfahrung bringen, ſolange er nur Einen dieſer beyden Triebe ausſchließend, oder nur Einen nach dem Andern befriedigt; denn ſolange er nur empfindet, bleibt ihm ſeine Perſon oder ſeine abſolute Exiſtenz, und ſolange er nur denkt, bleibt ihm ſeine Exiſtenz in der Zeit oder ſein Zuſtand Geheimniß. Gäbe es aber Fälle, wo er dieſe doppelte Erfahrung zugleich machte, wo er ſich zugleich ſeiner Freyheit bewußt würde, und ſein Daſeyn empfände, wo er ſich zugleich als Materie fühlte, und als Geiſt kennen lernte, ſo hätte er in dieſen Fällen, und ſchlechterdings nur in dieſen, eine vollſtändige Anſchauung ſeiner Menſchheit, und der Gegenſtand, der dieſe Anſchauung ihm verſchaffte, würde ihm zu einem Symbol ſeiner ausgeführten Beſtimmung, folglich (weil dieſe nur in der Allheit der Zeit zu erreichen iſt) zu einer Darſtellung des Unendlichen dienen.

Vorausgeſetzt, daß Fälle dieſer Art in der Erfahrung vorkommen können, ſo würden ſie einen neuen Trieb in ihm aufwecken, der eben darum, weil die beyden andern in ihm zuſammenwirken, einem jeden derſelben, einzeln betrachtet, entgegengeſetzt ſeyn, und mit Recht für einen neuen Trieb gelten würde. Der Sachtrieb will, daß Veränderung ſey, daß die Zeit einen Innhalt habe; der Formtrieb will, daß die Zeit aufgehoben, daß keine Veränderung ſey. Derjenige Trieb alſo, in welchem beyde verbunden wirken, (es ſey mir einſtweilen, bis ich dieſe Benennung gerechtfertigt haben werde, vergönnt, ihn Spieltrieb zu nennen) der Spieltrieb alſo würde dahin gerichtet ſeyn, die Zeit in der Zeit aufzuheben, Werden mit abſolutem Seyn, Veränderung mit Identität zu vereinbaren.

Der Sachtrieb will beſtimmt werden, er will ſein Objekt empfangen; der Formtrieb will ſelbſt beſtimmen, er will ſein Objekt hervorbringen: der Spieltrieb wird alſo beſtrebt ſeyn, ſo zu empfangen, wie er ſelbſt hervorgebracht hätte, und ſo hervorzubringen, wie der Sinn zu empfangen trachtet. Der Sachtrieb, kann man ſagen, iſt dahin gerichtet die Einheit in der Zeit zu vervielfältigen, weil die Empfindung Succeßion von Realitäten iſt; Der Formtrieb iſt dahin gerichtet, die Vielheit in der Idee zu vereinigen, weil der Gedanke Uebereinſtimmung des Verſchiedenen iſt: der Spieltrieb wird alſo damit umgehen, die Einheit der Idee in der Zeit zu vervielfältigen; das Geſetz zum Gefühl zu machen; oder was eben ſoviel iſt, die Vielheit in der Zeit in der Idee zu vereinigen; das Gefühl zum Geſetz zu machen.

Der Sachtrieb ſchließt aus ſeinem Subjekt alle Selbſtthätigkeit und Freyheit, der Formtrieb ſchließt aus dem ſeinigen alle Abhängigkeit, alles Leiden aus. Ausſchlieſſung der Freyheit iſt aber phyſiſche, Ausſchlieſſung des Leidens iſt moraliſche Nothwendigkeit. Beyde Triebe nöthigen alſo das Gemüth, jener durch Naturgeſetze, dieſer durch Geſetze der Vernunft. Der Spieltrieb alſo, als in welchem beyde verbunden wirken, wird das Gemüth zugleich moraliſch und phyſiſch nöthigen; er wird alſo, weil er alle Zufälligkeit aufhebt, auch alle Nöthigung aufheben, und den Menſchen, ſowohl phyſiſch als moraliſch, in Freyheit ſetzen. Wenn wir jemand mit Leidenſchaft umfaſſen, der unſrer Verachtung würdig iſt, ſo empfinden wir peinlich die Nöthigung der Natur. Wenn wir gegen einen andern feindlich geſinnt ſind, der uns Achtung abnöthigt, ſo empfinden wir peinlich die Nöthigung der Vernunft. Sobald er aber zugleich unſre Neigung intereßiert und unſre Achtung ſich erworben, ſo verſchwindet ſowohl der Zwang der Empfindung als der Zwang des Gewiſſens, und wir fangen an, ihn zu lieben

d. h. zugleich mit unſrer Neigung und mit unſrer Achtung zu ſpielen.

Indem uns ferner der Sachtrieb phyſiſch, und der Formtrieb moraliſch nöthigt, ſo läßt jener unſre formale dieſer unſre materiale Beſchaffenheit zufällig; das heißt, es iſt zufällig, ob unſere Glückſeligkeit mit unſrer Vollkommenheit, oder ob dieſe mit jener übereinſtimmen werde. Der Spieltrieb alſo, in welchem beyde vereinigt wirken, wird zugleich unſre formale und unſre materiale Beſchaffenheit, zugleich unſre Vollkommenheit und unſre Glückſeligkeit zufällig machen; er wird alſo, eben weil er beyde zufällig macht, und weil mit der Nothwendigkeit auch die Zufälligkeit verſchwindet, die Zufälligkeit in beyden wieder aufheben, mithin Form in die Materie und Realität in die Form bringen. In demſelben Maaße als er den Empfindungen und Affekten ihren dynamiſchen Einfluß nimmt, wird er ſie mit Ideen der Vernunft in Uebereinſtimmung bringen, und in demſelben Maaße, als er den Geſetzen der Vernunft ihre moraliſche Nöthigung benimmt, wird er ſie mit dem Intereſſe der Sinne verſöhnen. Unter ſeiner Herrſchaft wird das Angenehme zu einem Objekt, und das Gute zu einer Macht werden. Er wird in ſeinem Objekte die Materie mit der Form und die Form mit der Materie auswechſeln, er wird in ſeinem Subjekte Nothwendigkeit in Freyheit, und Freyheit in Nothwendigkeit verwandeln, und auf dieſe Art beyde Naturen in dem Menſchen in die innigſte Gemeinſchaft ſetzen.

Fünfzehenter Brief.

Immer näher komm ich dem Ziel, dem ich Sie auf einem wenig ermunternden Pfade entgegen führe. Laſſen Sie es Sich gefallen, mir noch einige Schritte weiter zu folgen, ſo wird ein deſto freyerer Geſichtskreis ſich aufthun, und eine muntre Ausſicht die Mühe des Wegs vielleicht belohnen.

Der Gegenſtand des Sachtriebes, in einem allgemeinen Begriff ausgedrückt, heißt Leben, in weiteſter Bedeutung; ein Begriff, der alles materiale Seyn, und alle unmittelbare Gegenwart in den Sinnen bedeutet. Der Gegenſtand des Formtriebes, in einem allgemeinen Begriff ausgedrückt, heißt Geſtalt, ſowohl in uneigentlicher als in eigentlicher Bedeutung; ein Begriff, der alle formalen Beſchaffenheiten der Dinge und alle Beziehungen derſelben auf die Denkkräfte unter ſich faßt. Der Gegenſtand des Spieltriebes, in einem allgemeinen Schema vorgeſtellt, wird alſo lebende Geſtalt heiſſen können; ein Begriff, der allen aeſthetiſchen Beſchaffenheiten der Erſcheinungen, und mit einem Worte dem, was man in weiteſter Bedeutung Schönheit nennt, zur Bezeichnung dient.

Durch dieſe Erklärung, wenn es eine wäre, wird die Schönheit weder auf das ganze Gebiet des Lebendigen ausgedehnt, noch bloß in dieſes Gebiet eingeſchloſſen. Ein Marmorblock, obgleich er leblos iſt und bleibt, kann darum nichts deſto weniger lebende Geſtalt durch den Architekt und Bildhauer werden; ein Menſch, wiewohl er lebt und Geſtalt hat, iſt darum noch lange keine lebende Geſtalt. Dazu gehört, daß ſeine Geſtalt Leben und ſein Leben Geſtalt ſey. Solange wir über ſeine Geſtalt bloß denken, iſt ſie leblos, bloſſe Abſtraktion; ſolange wir ſein Leben bloß fühlen, iſt es geſtaltlos, bloſſe Impreſſion. Nur indem ſeine Form in unſrer Empfindung lebt, und ſein Leben in unſerm Verſtande ſich formt, iſt er lebende Geſtalt, und dieß wird überall der Fall ſeyn, wo wir ihn als ſchön beurtheilen.

Dadurch aber, daß wir die Beſtandtheile anzugeben wiſſen, die in ihrer Vereinigung die Schönheit hervorbringen, iſt die Geneſis derſelben auf keine Weiſe noch erklärt; denn dazu würde erfodert, daß man jene Vereinigung ſelbſt begriffe, die uns, wie überhaupt alle Wechſelwirkung zwiſchen dem endlichen und unendlichen unerforſchlich bleibt. Die Vernunſt ſtellt aus transſcendentalen Gründen die Foderung auf: es ſoll eine Gemeinſchaft zwiſchen Formtrieb und Sachtrieb, das heißt, ein Spieltrieb ſeyn, weil nur die Einheit der Realität mit der Form, der Zufälligkeit mit der Nothwendigkeit, des Leidens mit der Freyheit den Begriff der Menſchheit vollendet. Sie muß dieſe Foderung aufſtellen, weil ſie Vernunſt iſt — weil ſie ihrem Weſen nach auf Vollendung und auf Wegräumung aller Schranken dringt, jede ausſchlieſſende Thätigkeit des einen oder des andern Triebes aber die menſchliche Natur unvollendet läßt, und eine Schranke in derſelben begründet. Sobald ſie demnach den Ausſpruch thut: es ſoll eine Menſchheit exiſtieren, ſo hat ſie eben dadurch das Geſetz aufgeſtellt: es ſoll eine Schönheit ſeyn. Die Erfahrung kann uns beantworten, ob eine Schönheit iſt, und wir werden es wiſſen, ſobald ſie uns belehrt hat, ob eine Menſchheit iſt. Wie aber eine Schönheit ſeyn kann, und wie eine Menſchheit möglich iſt, kann uns weder Vernunft noch Erfahrung lehren.

Der Menſch, wiſſen wir, iſt weder ausſchlieſſend Materie, noch iſt er ausſchlieſſend Geiſt. Die Schönheit, als Conſummation ſeiner Menſchheit, kann alſo weder ausſchlieſſend ein Obiekt des Sachtriebes, bloſſes Leben ſeyn, wie von ſcharfſinnigen Beobachtern, die ſich zu genau an die Zeugniſſe der Erfahrung hielten, behauptet worden iſt, und wozu der Geſchmack der Zeit ſie gern herabziehen möchte; noch kann ſie ausſchlieſſend ein Objekt des Formtriebs, bloſſe Geſtalt ſeyn, wie von ſpekulativen Weltweiſen, die ſich zu weit von der Erfahrung entfernten, und von philoſophierenden Künſtlern, die ſich in Erklärung derſelben allzuſehr durch das Bedürfniß der Kunſt leiten lieſſen, geurtheilt worden iſt *: ſie iſt das gemeinſchaftliche Objekt beyder Triebe, das heißt, des Spieltriebs.

---

* Zum bloſſen Leben macht die Schönheit Burke in ſeinen Phil. Unterſuchungen über den Urſprung unſrer Begriffe vom Erhabenen und Schönen. Zur bloſſen Geſtalt macht ſie, ſoweit mir bekannt iſt, jeder Anhänger des dogmatiſchen Syſtems, der über dieſen Gegenſtand je ſein Bekenntniß ablegte: unter den Künſtlern Raphael Mengs in ſeinen Gedanken über den Geſchmack in der Mahlerey; andrer nicht zu gedenken. So wie in allem, hat auch in dieſem Stück die kritiſche Philoſophie den Weg eröffnet, die Empirie auf Principien, und die Spekulation zur Erfahrung zurück zu führen.

Hofmarſchall. Laſſen Sie mich los! Ich will Alles verrathen.

Ferdinand. O! es muß reizender ſeyn, mit dieſem Mädchen zu buhlen, als mit andern noch ſo himmliſch zu ſchwärmen — Wollte ſie ausſchweifen, wollte ſie, ſie könnte den Werth der Seele herunter bringen und die Tugend mit der Wolluſt verfälſchen. (Dem Marſchall die Piſtole auf's Herz drückend.) Wie weit kamſt du mit ihr? Ich drücke ab, oder bekenne!

Hofmarſchall. Es iſt nichts — iſt ja Alles nichts! Haben Sie nur eine Minute Geduld! Sie ſind ja betrogen! —

Ferdinand. Und daran mahnſt du mich, Böſewicht? — Wie weit kamſt du mit ihr? Du biſt des Todes, oder bekenne!

Hofmarſchall. Mon Dieu! Mein Gott! Ich ſpreche ja — ſo hören Sie doch nur — Ihr Vater — Ihr eigener, leiblicher Vater —

Ferdinand (grimmiger). Hat ſeine Tochter an dich verkuppelt? Und wie weit kamſt du mit ihr? Ich ermorde dich, oder bekenne!

Hofmarſchall. Sie raſen. Sie hören nicht. Ich ſah ſie nie. Ich kenne ſie nicht. Ich weiß gar nichts von ihr. —

Ferdinand (zurücktretend). Du ſahſt ſie nie? Kennſt ſie nicht? Weißt gar nichts von ihr? — Die Millerin iſt verloren um deinetwillen; du leugneſt ſie dreimal in Einem Athem hinweg? — Fort, ſchlechter Kerl! (Er gibt ihm mit der Piſtole einen Streich und ſtößt ihn aus dem Zimmer.) Für Deinesgleichen iſt kein Pulver erfunden!

her im Beſitz dieſes Nahmens waren? Widerſpricht es nicht dem Vernunftbegriff und der Würde der Schönheit die doch als ein Inſtrument der Kultur betrachtet wird, ſie auf ein bloſſes Spiel einzuſchränken, und widerſpricht es nicht dem Erfahrungsbegriffe des Spiels, das mit Ausſchlieſſung alles Geſchmackes zuſammen beſtehen kann, es bloß auf Schönheit einzuſchränken?

Aber was heißt denn ein bloſſes Spiel, nachdem wir wiſſen, daß unter allen Zuſtänden des Menſchen gerade das Spiel und nur das Spiel es iſt, was ihn vollſtändig macht, und ſeine doppelte Natur auf einmal entfaltet? Was Sie, nach Ihrer Vorſtellung der Sache, Einſchränkung nennen, das nenne ich, nach der meinen, die ich durch Beweiſe gerechtfertigt habe, Erweiterung. Ich würde alſo vielmehr gerade umgekehrt ſagen: mit dem Angenehmen, mit dem Guten, mit dem Vollkommenen iſt es dem Menſchen nur ernſt, aber mit der Schönheit ſpielt er. * Freylich dürfen wir uns hier nicht an die Spiele erinnern, die in dem wirklichen Leben im Gange ſind, und die ſich gewöhnlich nur auf ſehr materielle Gegenſtände richten; aber in dem wirklichen Leben würden wir auch die Schönheit vergebens ſuchen, von der hier die Rede iſt. Die wirklich vorhandene Schönheit iſt des wirklich vorhandenen Spieltriebes werth; aber durch das Ideal der Schönheit, welches die Vernunft aufſtellt, iſt auch ein Ideal des Spieltriebs aufgegeben, das der Menſch in allen ſeinen Spielen vor Augen haben ſoll. Je

---

* Es giebt ein Chartenſpiel und giebt ein Trauerſpiel; aber offenbar iſt das Chartenſpiel viel zu ernſthaft für dieſen Nahmen.

nachdem ſich der Spieltrieb entweder dem Sachtriebe oder dem Formtriebe nähert, wird auch das Schöne entweder mehr an das bloſſe Leben oder an die bloſſe Geſtalt grenzen, und man wird niemals irren, wenn man das Schönheitsideal eines Menſchen auf dem nehmlichen Wege ſucht, auf dem er ſeinen Spieltrieb befriedigt. Wenn ſich die griechiſchen Völkerſchaften in den Kampfſpielen zu Olympia an den unblutigen Wettkämpfen der Kraft, der Schnelligkeit, der Gelenkigkeit und an dem edleren Wechſelſtreit der Talente ergötzen, und wenn das römiſche Volk an dem Todeskampf eines erlegten Gladiators oder ſeines libyſchen Gegners ſich labt, ſo wird es uns aus dieſem einzigen Zuge begreiflich, warum wir die Idealgeſtalten einer Venus, einer Juno, eines Apolls, nicht in Rom, ſondern in Griechenland aufſuchen müſſen.[*] Nun ſpricht aber die Vernunft: das Schöne ſoll nicht bloſſes Leben und nicht bloſſe Geſtalt, ſondern lebende Geſtalt, das iſt, Schönheit ſeyn; indem ſie ja dem Menſchen das doppelte Geſetz der abſoluten Formalität und der abſoluten Realität diktiert. Mithin thut ſie auch den Ausſpruch: der

---

[*] Wenn man (um bey der neuern Welt ſtehen zu bleiben) die Wettrennen in London, die Stiergefechte in Madrid, die Spectacles in dem ehemaligen Paris, die Gondelrennen in Venedig, die Thierhatzen in Wien, und das frohe ſchöne Leben des Korſo in Rom gegeneinander hält, ſo kann es nicht ſchwer ſeyn, den Geſchmack dieſer verſchiedenen Völker gegeneinander zu nüancieren. Indeſſen zeigt ſich unter den Volksſpielen in dieſen verſchiedenen Ländern weit weniger Einförmigkeit als unter den Spielen der feineren Welt in eben dieſen Ländern, welches leicht zu erklären iſt.

Spieltrieb ſoll nicht bloß Sachtrieb, und ſoll nicht bloß Formtrieb, ſondern beydes zugleich, das iſt, Spieltrieb ſeyn. Mit andern Worten: der Menſch ſoll mit der Schönheit *nur ſpielen*, und er ſoll *nur mit der Schönheit* ſpielen.

Denn, um es endlich auf einmal herauszuſagen, der Menſch ſpielt nur, wo er in voller Bedeutung des Worts Menſch iſt, und *er iſt nur da ganz Menſch, wo er ſpielt*. Dieſer Satz, der in dieſem Augenblicke vielleicht paradox erſcheint, wird eine große und tiefe Bedeutung erhalten, wenn wir erſt dahin gekommen ſeyn werden, ihn auf den doppelten Ernſt der Pflicht und des Schickſals anzuwenden; er wird, ich verſpreche es Ihnen, das ganze Gebäude der äſthetiſchen Kunſt und der noch ſchwürigern Lebenskunſt tragen. Aber dieſer Satz iſt auch nur in der Wiſſenſchaft unerwartet; längſt ſchon lebte und wirkte er in der Kunſt, und in dem Gefühle der Griechen, ihrer vornehmſten Meiſter; nur daß ſie in den Olympus verſetzten, was auf der Erde ſollte ausgeführt werden. Von der Wahrheit deſſelben geleitet lieſſen ſie ſowohl den Ernſt und die Arbeit, welche die Wangen der Sterblichen furchen, als die nichtige Luſt, die das leere Angeſicht glättet, aus der Stirne der ſeligen Götter verſchwinden, gaben die ewig zufriedenen von den Feſſeln jedes Zweckes, jeder Pflicht, jeder Sorge frey, und machten den *Müſſiggang* und die *Gleichgültigkeit* zum beneideten Looſe des Götterſtandes: ein bloß menſchlicherer Nahme für das freyeſte und erhabenſte Seyn. Sowohl der materielle Zwang der Naturgeſetze, als der geiſtige Zwang der Sittengeſetze verlor ſich in ihrem höhern Begriff von Nothwendigkeit, der beyde Welten zugleich umfaßte, und aus der Einheit jener beyden Nothwendigkeiten gieng ihnen erſt die wahre Freyheit hervor. Beſeelt von dieſem Geiſte löſchten ſie aus den Geſichtszügen ihres Ideals zugleich mit der Neigung auch alle Spuren des Willens aus, oder beſſer, ſie machten beyde unkenntlich, weil ſie beyde in dem innigſten Bund zu verknüpfen wußten. Es iſt weder Anmuth noch iſt es Würde, was aus dem herrlichen Antlitz einer Juno Ludoviſi zu uns ſpricht; es iſt keines von beyden, weil es beydes zugleich iſt. Indem der weibliche Gott unſre Anbetung heiſcht, entzündet das gottgleiche Weib unſre Liebe; aber indem wir uns der himmliſchen Holdſeligkeit aufgelößt hingeben, ſchreckt die himmliſche Selbſtgenügſamkeit uns zurück. In ſich ſelbſt ruhet und wohnt die ganze Geſtalt, eine völlig geſchloſſene Schöpfung, und als wenn ſie jenſeits des Raumes wäre, ohne Nachgeben, ohne Widerſtand; da iſt keine Kraft, die mit Kräften kämpfte, keine Blöße, wo die Zeitlichkeit einbrechen könnte. Durch jenes unwiderſtehlich ergriffen und angezogen, durch dieſes in der Ferne gehalten, befinden wir uns zugleich in dem Zuſtand der höchſten Ruhe und der höchſten Bewegung, und es entſteht jene wunderbare Rührung, für welche der Verſtand keinen Begriff und die Sprache keinen Nahmen hat.

Sechzehnter Brief.

Aus der Wechſelwirkung zwey entgegengeſetzter Triebe, und aus der Verbindung zwey entgegengeſetzter Principien haben wir das Schöne hervorgehen ſehen, deſſen höchſtes Ideal alſo in dem möglichſtvollkommenſten Bunde und *Gleichgewicht* der Realität und der Form wird zu ſuchen ſeyn. Dieſes Gleichgewicht bleibt aber immer nur Idee, die von der Wirklichkeit nie ganz erreicht werden kann. In der Wirklichkeit wird immer ein Uebergewicht des Einen Elements über das andere übrig bleiben, und das höchſte was die Erfahrung leiſtet, wird in einer *Schwankung* zwiſchen beyden Principien beſtehen, wo bald die Realität bald die Form überwiegend iſt. Die Schönheit in der Idee iſt alſo ewig nur eine untheilbare einzige, weil es nur ein einziges Gleichgewicht geben kann; die Schönheit in der Erfahrung hingegen wird ewig eine doppelte ſeyn, weil bey einer Schwankung das Gleichgewicht auf eine doppelte Art, nehmlich diſſeits und jenſeits, kann übertreten werden.

Ich habe in einem der vorhergehenden Briefe bemerkt, auch läßt es ſich aus dem Zuſammenhange des bisherigen mit ſtrenger Nothwendigkeit folgern, daß von dem Schönen zugleich eine auflöſende und eine anſpannende Wirkung zu erwarten ſey: eine *auflöſende*, um ſowohl den Sachtrieb als den Formtrieb in ihren Grenzen zu halten: eine *anſpannende*, um beyde in ihrer Kraft zu erhalten. Dieſe beyden Wirkungsarten der Schönheit ſollen aber, der Idee nach, ſchlechterdings nur eine einzige ſeyn. Sie ſoll auflöſen, dadurch daß ſie beyde Naturen gleichförmig anſpannt, und ſoll anſpannen, dadurch daß ſie beyde Naturen gleichförmig auflößt. Indem ſie zugleich mit dem Sachtriebe auch den Formtrieb in Thätigkeit ſetzt, hat ſie beyden ihre Grenzen gezogen; indem ſie beyde durcheinander in Schranken hält, hat ſie beyden die gehörige Freyheit gegeben. Dieſes folgt ſchon aus dem Begriff einer Wechſelwirkung, vermöge deſſen beyde Theile einander zugleich nothwendig bedingen, und durch einander bedingt werden, und deren reinſtes Produkt die Schönheit iſt. Aber die Erfahrung bietet uns kein Beyſpiel einer ſo vollkommenen Wechſelwirkung dar, ſondern hier wird jederzeit, mehr oder weniger das Uebergewicht einen Mangel und der Mangel ein Uebergewicht begründen. Was alſo in dem Ideal-Schönen nur in der Vorſtellung unterſchieden *wird*, das *iſt* in dem Schönen der Erfahrung der Exiſtenz nach verſchieden. Das Idealſchöne, obgleich untheilbar und einfach zeigt in verſchiedener Beziehung ſowohl eine ſchmelzende als energiſche Eigenſchaft; in der Erfahrung *giebt es* eine ſchmelzende und energiſche Schönheit. So iſt es und ſo wird es in allen den Fällen ſeyn, wo das Abſolute in die Schranken der Zeit geſetzt iſt, und Ideen der Vernunft in der Menſchheit realiſiert werden ſollen. So denkt der reflektirende Menſch ſich die Tugend, die Wahrheit, die Glückſeligkeit; aber der handelnde Menſch wird bloß *Tugenden* üben, bloß *Wahrheiten* faſſen, bloß *glückſelige Tage* genieſſen. Dieſe auf jene zurück zu führen — an die Stelle der Sitten die Sittlichkeit, an die Stelle der Kenntniſſe die Erkenntniß, an die Stelle des Glückes die Glückſeligkeit zu ſetzen, iſt das Geſchäft der phyſiſchen und moraliſchen Bildung;

aus Schönheiten Schönheit zu machen, iſt die Aufgabe der äſthetiſchen.

Die energiſche Schönheit kann den Menſchen eben ſo wenig vor einem gewiſſen Ueberreſt von Wildheit und Härte bewahren, als ihn die ſchmelzende vor einem gewiſſen Grade der Weichlichkeit und Entnervung ſchützt. Denn da die Wirkung der erſtern iſt, das Gemüth ſowohl im phyſiſchen als moraliſchen anzuſpannen und ſeine Schnellkraft zu vermehren, ſo geſchieht es nur gar zu leicht, daß der Widerſtand des Temperaments und Charakters die Empfänglichkeit für Eindrücke mindert, daß auch die zärtere Humanität eine Unterdrückung erfährt, die nur die rohe Natur treffen ſollte, und daß die rohe Natur an einem Kraftgewinn Theil nimmt, der nur der freyen Perſon gelten ſollte; daher findet man in den Zeitaltern der Kraft und der Fülle das wahrhaft Große der Vorſtellung mit dem Giganteſken und Abentheuerlichen und das Erhabene der Geſinnung mit den ſchauderhafteſten Ausbrüchen der Leidenſchaft gepaart; daher wird man in den Zeitaltern der Regel und der Form die Natur eben ſo oft unterdrückt als beherrſcht, eben ſo oft beleidigt als übertroffen finden. Und weil die Wirkung der ſchmelzenden Schönheit iſt, das Gemüth im moraliſchen wie im phyſiſchen aufzulöſen, ſo begegnet es eben ſo leicht, daß mit der Gewalt der Begierden auch die Energie der Gefühle erſtickt wird, und daß auch der Charakter einen Kraftverluſt theilt, der nur die Leidenſchaft treffen ſollte: daher wird man in den ſogenannten verfeinerten Weltaltern Weichheit nicht ſelten in Weichlichkeit, Fläche in Flachheit, Korrektheit in Leerheit, Liberalität in Willkührlichkeit, Leichtigkeit in Frivolität, Ruhe in Apathie anarten, und die verächtlichſte Karrikatur zunächſt an die herrlichſte Menſchlichkeit grenzen ſehen. Für den Menſchen unter dem Zwange entweder der Materie oder der Formen iſt alſo die ſchmelzende Schönheit Bedürfniß, denn von Gröſſe und Kraft iſt er längſt gerührt, ehe er für Harmonie und Grazie anfängt empfindlich zu werden. Für den Menſchen unter der Indulgenz des Geſchmacks iſt die energiſche Schönheit Bedürfniß, denn nur allzugern verſcherzt er im Stand der Verfeinerung eine Kraft, die er aus dem Stand der Wildheit herüberbrachte.

Und nunmehr, glaube ich, wird jener Widerſpruch erklärt und beantwortet ſeyn, den man in den Urtheilen der Menſchen über den Einfluß des Schönen, und in Würdigung der äſthetiſchen Kultur anzutreffen pflegt. Er iſt erklärt dieſer Widerſpruch, ſobald man ſich erinnert, daß es in der Erfahrung eine zweyfache Schönheit giebt, und daß beyde Theile von der ganzen Gattung behaupten, was jeder nur von einer beſondern Art derſelben zu beweiſen im Stande iſt. Er iſt gehoben dieſer Widerſpruch, ſobald man das doppelte Bedürfniß der Menſchheit unterſcheidet, dem jene doppelte Schönheit entſpricht. Beyde Theile werden alſo wahrſcheinlich Recht behalten, wenn ſie nur erſt miteinander verſtändigt ſind, welche Art der Schönheit und welche Form der Menſchheit ſie in Gedanken haben.

Ich werde daher im Fortgange meiner Unterſuchungen den Weg, den die Natur in äſthetiſcher Hinſicht mit dem Menſchen einſchlägt, auch zu dem meinigen machen, und mich von den Arten der Schönheit zu dem Gattungsbegriff derſelben erheben. Ich werde die Wirkungen der ſchmelzenden Schönheit an dem angeſpannten Menſchen, und die Wirkungen der energiſchen an dem abgeſpannten prüfen, um zulezt beyde entgegen geſetzte Arten der Schönheit in der Einheit des Ideal-Schönen auszulöſchen, ſo wie jene zwey entgegengeſetzten Formen der Menſchheit in der Einheit des Ideal-Menſchen untergehn.

Die Fortſetzung folgt.

IV

Zweyte Epiſtel.

Würdiger Freund, du runzelſt die Stirne, dir ſcheinen die Scherze
Nicht am rechten Orte zu ſeyn, die Frage war ernſthaft,
Und beſonnen verlangſt du die Antwort; da weiß ich, beym Himmel!
Nicht, wie eben ſich mir der Schalk im Buſen bewegte.
Doch ich fahre bedächtiger fort. Du ſagſt mir: es möchte
Meinetwegen die Menge ſich halten, im Leben und Leſen,
Wie ſie könnte; doch denke dir nur die Töchter im Hauſe,
Die mir der kupplende Dichter mit allem Böſen bekannt macht.
Dem iſt leichter geholfen, verſetz' ich, als es ein andrer
Denken möchte. Die Mädchen ſind gut, und machen ſich gerne
Was zu ſchaffen. Da gieb nur dem einen die Schlüſſel zum Keller,
Daß es die Weine des Vaters beſorge, ſobald ſie, vom Winzer,
Oder vom Kaufmann geliefert, die weiten Gewölbe bereichern.

Vierte Scene.

Ferdinand (nach einem langen Stillſchweigen, worin ſeine Züge einen ſchrecklichen Gedanken entwickeln).

Verloren! ja, Unglückſelige! — ich bin es. Du biſt es auch. Ja, bei dem großen Gott! wenn ich verloren bin, biſt du es auch — Richter der Welt! Fordre ſie mir nicht ab! Das Mädchen iſt mein. Ich trat dir deine ganze Welt für das Mädchen ab, habe Verzicht gethan auf deine ganze herrliche Schöpfung. Laß mir das Mädchen! — Richter der Welt! dort winſeln Millionen Seelen nach dir — dorthin kehre das Auge deines Erbarmens — mich laß allein machen, Richter der Welt! (Indem er ſchrecklich die Hände faltet.) Sollte der reiche, vermögende Schöpfer mit einer Seele geizen, die noch dazu die ſchlechteſte ſeiner Schöpfung iſt? — Das Mädchen iſt mein! Ich einſt ihr Gott, jetzt ihr Teufel!

(Die Augen graß in einen Winkel geworfen.)

Eine Ewigkeit mit ihr auf ein Rad der Verdammniß geflochten — Augen in Augen wurzelnd — Haare zu Berge ſtehend gegen Haare — auch unſer hohles Wimmern in Eins geſchmolzen — und jetzt ihr vorzuſingen ihre Schwüre — Gott! Gott! die Vermählung iſt fürchterlich — aber ewig! (Er will ſchnell hinaus. Der Präſident tritt herein.)

Manches hat die Jungfrau zu ſchaffen, die vielen Gefäſſe,
Leere Fäſſer und Flaſchen in reinlicher Ordnung zu halten.
Dann betrachtet ſie oft des ſchäumenden Moſtes Bewegung,
Gießt das Fehlende zu, damit die wallenden Blaſen
Leicht die Oeffnung des Faſſes erreichen, ſich trinkbar und helle
Endlich der edelſte Saft für künftige Jahre vollende.
Unermüdet iſt ſie alsdann, zu füllen, zu ſchöpfen
Daß der Trank ſtets geiſtig und rein die Tafel belebe.
Laß die andre die Küche beſorgen, da giebt es, wahrhaftig!
Arbeit genug, das tägliche Mahl, durch Sommer und Winter,
Schmackhaft ſtets zu bereiten und ohne Beſchwerde des Beutels.
Denn im Frühjahr ſorget ſie ſchon im Hofe die Küchlein
Bald zu erziehen, und bald die ſchnatternden Enten zu füttern.
Alles, was die Jahrszeit ihr bringt, das bringt ſie bey Zeiten
Dir auf den Tiſch, und weiß mit jeglichem Tage die Speiſen
Klug zu wechſeln, und kaum reift ihr der Sommer die Früchte,

Denkt ſie ſchon an Vorrath des Winters. Im kühlen Gewölbe
Gähret ihr ſchmackhaft der Kohl, und reifen im Eſſig die Gurken;
Aber die lüftige Kammer bewahrt die Gaben Pomonens.
Gerne nimmt ſie das Lob vom Vater und allen Geſchwiſtern;
Und wenn etwas mislingt, dann iſts ein gröſſeres Unglück,
Als wenn dein Schuldner davon geht, und dir den Wechſel zurück läßt.
Immer iſt ſo das Mädchen beſchäftigt, und reiſet im Stillen
Häuslicher Tugend entgegen, den klugen Mann zu beglücken.
Wünſcht ſie dann endlich zu leſen, ſo wählt ſie gewißlich ein Kochbuch,
Deren Hunderte ſchon die eifrigen Preſſen uns gaben.
Eine Schweſter beſorget den Garten, der ſchwerlich zur Wildniß,
Deine Wohnung romantiſch und feucht zu umgeben, verdammt iſt,
Sondern in zierliche Beete getheilet, als Vorhof der Küche,
Nützliche Kräuter ernährt und jugend-beglückende Früchte.
So erzeuge dir ſelbſt, patriarchaliſch, ein kleines
Königreich, und bevölkre dein Haus mit treuem Geſinde.

Haſt du der Töchter noch mehr, die lieber ſitzen, und ſtille
Weibliche Arbeit verrichten, da iſts noch beſſer, die Mädel
Ruht im Jahre nicht leicht; denn noch ſo häuslich im Hauſe,
Mögen ſie öffentlich gern als müſſige Damen erſcheinen.
Wie vermehrt ſich das Nähen und Flicken und Waſchen und Biegeln
Hundertfältig, ſeitdem in weiſſer arkadiſcher Hülle
Sich das Mädchen gefällt, mit langen Röcken und Schleppen
Gaſſen kehret und Gärten, und Staub erreget im Tanzſaal.
Wahrlich wären mir nur ein Dutzend Mädchen im Hauſe
Niemals wär ich verlegen um Arbeit, ſie machen ſich ſelber
Arbeit genug, es ſollte kein Buch im Laufe des Jahres
Ueber die Schwelle mir kommen, vom Bücherverleiher geſendet!

Die Fortſetzung folgt.

V

Ueber den Geſchlechtsunterſchied

und deſſen Einfluß auf die organiſche Natur.

Von der Wichtigkeit des Endzwecks erfüllt, welchem der Unterſchied der Geſchlechter zunächſt gewidmet iſt, pflegt man die Beſtimmung derſelben auf ihn allein zu beſchränken. Man nimmt ihn unmittelbar mit in den Begriff derſelben auf, denkt ſich unter dieſer Anſtalt der Natur weiter nichts, als ein zur Erzeugung nothwendiges Mittel, und würde, wenn dieſe auf einem andern Wege zu erhalten wäre, einen Unterſchied leicht entbehren zu können glauben, der die Entwicklung der Gattung in den Individuen nicht ſelten zu hindern ſcheint. Nur allenfalls im Menſchen wird auch die gemeinſte Beobachtung mehr auf die heilſame Einwirkung des einen Geſchlechts auf das andere aufmerkſam gemacht. Allein auch in der übrigen Natur iſt dieſe Erſcheinung nicht weniger ſichtbar, und es bedarf nur einer mäßigen Anſtrengung des Nachdenkens, um den Begriff des Geſchlechts weit über die beſchränkte Sphäre hinaus, in die man ihn einſchließt, in ein unermeßliches Feld zu verſetzen. Die Natur wäre ohne ihn nicht Natur, ihr Räderwerk ſtände ſtill, und ſowohl der Zug, welcher alle Weſen verbindet, als der Kampf, welcher jedes einzelne nöthigt, ſich mit ſeiner, ihm eigenthümlichen Energie zu wafnen, hörte auf, wenn an die Stelle dieſes Unterſchiedes eine langweilige und erſchlaffende Gleichheit träte.

Das Streben der Natur iſt auf etwas Unbeſchränktes gerichtet. Alles Groſſe und Trefliche, was in endlichen Kräften wohnt, will ſie, ohne Ausnahme, und zwar in ein Ganzes vereint, beſitzen. Aber da dieſe Kräfte immer endlich und an die Geſetze der Zeit gebunden ſind, ſo hebt die eine, ſofern ſie thätig iſt, die andre auf, und es iſt nicht möglich, daß ſie alle zugleich wirken. Dieß gilt aber nicht bloß von ihren einzelnen Kräften, ſondern überhaupt von ihren beyden hauptſächlichſten Wirkungsarten, der Ausbildung des Einzelnen, und der Verbindung des Ganzen. Denn indeß die Kraftübung Einſeitigkeit hervorbringt, auf die auch die Beſchaffenheit des Stoffs führt; ſo verlangt die verbindende Form Vielſeitigkeit, und die eine Forderung vernichtet in dem Augenblick, da ſie geſchieht, nothwendig die andre. Wenn alſo, bei allen Schranken der Endlichkeit, ein unendliches Wirken zu Stand kommen ſollte, ſo blieb nichts anders übrig, als die zugleich unverträglichen Eigenſchaften in verſchiedene Kräfte, oder wenigſtens in verſchiedene Zuſtände derſelben Kraft zu vertheilen, und ſie nun durch den Drang eines Bedürfniſſes zu gegenſeitiger Einwirkung zu nöthigen. Dieſe beyden Merkmale ſind aber gerade auch die einzigen, welche der Geſchlechtsbegriff in ſich faßt. Denn, geht man auch, um denſelben ſo aufzufinden, wie er ſich wirklich in der Natur zeigt, am beſten von dem Begriff der Zeugung aus, ſo kann man ihn doch auch, ohne alle Rückſicht auf dieſe, in ſeiner völligen Allgemeinheit faſſen; und alsdann bezeichnet er nichts anders, als eine ſo eigenthümliche Ungleichartigkeit verſchiedener Kräfte, daß ſie nur verbunden ein Ganzes ausmachen, und ein gegenſeitiges Bedürfniß, dieß Ganze durch Wechſelwirkung in der That herzuſtellen.

Denn auf der Wechſelwirkung allein beruht das Geheimniß der Natur. Ungleichartiger Stoff verknüpft ſich, das Verknüpfte wird wiederum Theil eines gröſſeren Ganzen, und bis ins Unendliche hin umfaßt immer jede neue Einheit eine reichere Fülle, dient jede neue Mannigfaltigkeit einer ſchöneren Einheit. Stoff und Form, ſo vielfach in einander verſchränkt, vertauſchen ihr Weſen, und nirgends iſt etwas bloß bildend oder gebildet. So erhält die Natur zugleich Einheit und Fülle, zwey ſcheinbar entgegengeſetzte, aber nah verwandte Eigenſchaften, deren eine dem Geiſt wohlthätige Ruhe gewährt, wenn ihn die andre zu thätigem Nachdenken angeſpannt hat.

Von dem zauberähnlichen Wirken dieſer zahlloſen Kräfte erſtaunt, verzweifelt der menſchliche Geiſt, je in dieß heilige Dunkel zu dringen. Dennoch fühlt er ſich durch ſeine Natur aufgefordert, es zu verſuchen. Soll nun der Verſuch nicht gänzlich mislingen, ſo wende er ſeinen Blick von dem Zuſammenfluß der Wirkungen ab auf die vereinzelten wirkenden Kräfte. Was dort durch vielfaches Eingreifen in fremder und mannigfaltig verſchiedener Geſtalt erſcheint, ſieht er hier, vereinzelt, in ſeiner eigenthümlichen wieder. Denn jede Verbindung in der Natur geht aus der innren Beſchaffenheit der Weſen hervor, und ihr ſtilles Wirken unterbricht keine eigenmächtige Willkühr. Was ſich mit einander vereinigt, trägt in ſeinem Weſen ſelbſt das Bedürfniß dieſer Vereinigung; und alle Erſcheinungen der Natur beſtimmt der Charakter der wirkenden Kräfte. Iſt indeß der Weg auf dieſe Weiſe vereinfacht, ſo darf man ihn nicht zugleich auch erleichtert nennen. Sehr ſchwierig iſt es, dieſen verborgenen Charakter zu erſpähen, der nicht in dem Inbegriff der, oft nur zufälligen Aeuſſerungen eines Dinges beſteht, ſondern ihr innerſtes Weſen ſelbſt ausmacht, nicht durch rhapſodiſtiſche Aufzählung der einzelnen Merkmale erſchöpft wird, ſondern in ſeiner ganzen Einheit aufgefaßt werden muß. Gerade weil er die letzte Verbindung von jenen iſt, darf er keine Trennung verſtatten, iſt er für die innere Anſchauung, was die äuſſere Geſtalt dem Auge, und enthüllt ſich faſt nur einem gewiſſen ahnenden Gefühle, da er doch auf Begriffe zurückgeführt, und durch Beweiſe beſtätigt werden ſoll.

Was, ſo wie dieſer Charakter, das letzte Reſultat aller vereinigten Kräfte iſt, kann wieder nur mit vereinigten Kräften verſtanden werden. In harmoniſchem Bunde muß das Gefühl mit dem Gedanken gemeinſchaftlich thätig ſeyn. Hat der Verſtand die Natur und die Wirkungsart des Weſens nach Begriffen unterſucht, ſo muß die Phantaſie das äuſſere Bild ſeines Erſcheinens, die Form jenes Inhalts, auffaſſen, und nur die Einheit, zu welcher der Geiſt dieß doppelte Reſultat zu verknüpfen ſtrebt, kann dem Geſuchten einigermaaßen entſprechen. Keine Erſcheinung einer Kraft darf daher der Forſcher zurückweiſen, und durch das ganze Gebiet ihrer Wirkſamkeit muß er ſie verfolgen. Bei Unterſuchung der Körperwelt muß er mit der moraliſchen ebenſowohl, als bey dieſer mit jener vertraut ſeyn, und ſein Bemühen gehe auf die gröſſere Naturökonomie oder den kleineren Kreis des Menſchen, ſo darf er nie das Ganze aus dem Geſichte verlieren. Denn die äußere ſinnliche Geſtalt der Gegenſtände giebt ihm einen Spiegel in die Hand, in welchem ſein Auge ihre innere Beſchaffenheit erblickt.

Vorzüglich aber bedarf der Menſch zu Ergründung und Veredlung auch ſeiner moraliſchen Natur einer anhaltenden und ernſten Betrachtung der phyſiſchen um ihn her, und ihre Vorſorge hat ihm ſogar dieß Studium erleichtert. Schon in dem bloß körperlichen Theil ſeines Weſens findet er mit unverkennbarer Schrift daſienige ausgedrückt, was er in ſeinem moraliſchen zum Daſeyn zu bringen ſtreben ſoll. Freilich verweilt das Auge des Betrachters nur ſelten hinlänglich auf den Zügen dieſer Schrift. Vorſichtige Beſorgniß durch leere Bilder der Phantaſie getäuſcht zu werden, zieht oft die Aufmerkſamkeit davon ab, und noch weit öfterer hindert ſie Mangel an Feinheit des Sinns, überhaupt nur rege zu werden. Dennoch iſt es unläugbar, daß die phyſiſche Natur nur Ein groſſes Ganze mit der moraliſchen ausmacht, und die Erſcheinungen in beyden nur einerley Geſetzen gehorchen. Nach der Erforſchung der Körperwelt und dem Studium des innern Lebens der Geiſter bleibt daher noch endlich ein Blick auf das gegenſeitige Verhältniß dieſer beiden völlig ungleichartigen Reiche übrig, um dieienigen Geſetze aufzufinden, welche, in beyden herrſchend, die höchſte Verknüpfung des Naturganzen vollenden. Dieſer Geſetze werden freylich immer nur ſehr wenige und äußerſt einfache ſeyn können, da ſie die reiche Mannigfaltigkeit aller beſondren unter ſich befaſſen müſſen. Allein eben dadurch wird es dem Menſchen leichter werden, ihnen auch an ſeinem Theil zu gehorchen, und gerade die verborgenſten Geheimniſſe ſeines Weſens in ihnen beſſer enthüllt zu ſehn. Denn vorzüglich in dem Felde der menſchlichen Empfindung und Begierde giebt es Tiefen, welche der Forſcher nie zu ergründen vermag, wenn er den Blick unmittelbar und allein auf ſie heftet. Wo die Verwandtſchaft mit der ſchlechterdings phyſiſchen Natur des Menſchen zu nah iſt, hört die Möglichkeit auf, alles durch ſeine bloß moraliſche zu erklären. Er muß daher zugleich auf jene zurückgehn, und dasjenige, was in einer feinen und verwickelten Organiſation undeutlich erſcheint, muß er da aufſuchen, wo es in groſſen und einfachen Zügen ausgedrückt iſt. Wohin aber wendete er ſich da beſſer, als an dieſelbe Natur in ihrer weniger verwickelten, aber gröſſern Oekonomie? Aus ihr muß der Menſch ſich beſſer verſtehn lernen, und bey ihr den Stamm aufſuchen, von dem nur die feinſte Blüthe in ihm ſproßt. Hat er dieſen entdeckt, ſo iſt es nun weniger ſchwer, den wunderbaren Bau bis in ſeine äuſſerſten Zweige zu verfolgen. Hier iſt der Standpunct, auf welchem der Kenner der phyſiſchen und der Erforſcher der moraliſchen Natur einander gegenſeitig die Hand bieten, um die ſteile Höhe zu erſteigen, von welcher jedes ſein eignes Gebiet in einer neuen und nun erſt in der wahren Geſtalt erblickt. Den äuſſerſten Gipfel dieſer Höhe zu erreichen, dürfte allerdings wohl menſchlichen Kräften verwehrt ſeyn. Aber die Kenntniß der Natur wird ſich immer ganz und gar von der Wahrheit entfernen, wenn man demſelben nicht wenigſtens entgegenſtrebt, und er nicht der Geſichtspunckt iſt, den man, auch bei der Beſchäftigung in jedem einzelnen der beiden Reiche, unverrückt im Auge behält.

Aus endlichen Kräften beſtehend, weiß die Natur ſich durch ihre Form Unendlichkeit zu verſchaffen. Dem Geſetze derſelben gehorſam, hinterläßt das hinſchwindende Weſen, ehe es von dem Schauplatz ſeiner Thätigkeit ſcheidet, ein neues an ſeiner Stelle, und indem ſo das Einzelne wechſelt, bleibt das Ganze in ununterbrochener Einheit. Dieſe Sorgfalt für die Fortdauer der Gattungen, bei der Vergänglichkeit der Individuen, iſt die erſte Erſcheinung, welche ſich dem allgemeinſten Blick auf das geſammte Gebiet der Natur darſtellt. Aber nicht auf bloſſe Fortdauer allein beſchränkt, iſt ihre Abſicht hiebey zugleich auf etwas höheres gerichtet. Weil bei endlichen Weſen das Vortrefliche nicht auf einmal entſteht, ſo erhebt ſie ſie von Stufe zu Stufe des beſſren. Dadurch hat ſie es möglich gemacht, nach dem erſten Wurf der Keime, ihre Hand von ihrem Werk abziehen zu können, und nun mit ruhigem Blick auf den Reihen der Weſen zu verweilen, die ſich jetzt, unendlichen Ketten gleich, von ſelbſt, und doch immer Einem Ziele zueilend entwickeln. Unter allen Verbindungen, die wir in ihr gewahr werden, ſind gerade die höchſten, mannigfaltigſten und innigſten dieſem doppelten Endzweck gewidmet; und gelänge es dem menſchlichen Geiſt dieſe durch Erforſchung des Charakters der dabey wirkſamen Kräfte genauer zu durchſpähen, ſo wäre es ihm dann möglich, dieß tiefe Geheimniß mit gröſſerem Recht zu bewundern.

Bei allem Erzeugen entſteht etwas vorher nicht vorhandenes. Gleich der Schöpfung, ruft die Zeugung neues Daſeyn hervor, und unterſcheidet ſich nur dadurch von derſelben, daß dem neu Entſtehenden ein ſchon vorhandener Stoff vorhergehen muß. Dieſer Nothwendigkeit ungeachtet, hat indeß das Erzeugte dennoch eine von dem Erzeugenden unabhängige Kraft des Lebens, und weit entfernt, daß dieſe aus demſelben erklärbar wäre, bleibt es vielmehr ein unergründliches Geheimniß, wie nur ſein Daſeyn daraus hervorgeht. Was durch Entwicklung oder Wachsthum entſteht, iſt ein Theil desjenigen, zu dem es gehört, und empfängt aus fremder Hand ſeine belebende Kraft. Was aber durch Zeugung ans Licht tritt, iſt ein

Fünfte Scene.

Der Präſident und Ferdinand.

Ferdinand (zurücktretend). O! — mein Vater!

Präſident. Sehr gut, daß wir uns finden, mein Sohn! Ich komme, dir etwas Angenehmes zu verkündigen, und etwas, lieber Sohn, das dich ganz gewiß überraſchen wird. Wollen wir uns ſetzen?

Ferdinand (ſieht ihn lange Zeit ſtarr an). Mein Vater! (Mit ſtärkerer Bewegung zu ihm gehend und ſeine Hand faſſend.) Mein Vater! (Seine Hand küſſend, vor ihm niederfallend.) O mein Vater!

Präſident. Was iſt dir, mein Sohn? Steh' auf! Deine Hand brennt und zittert!

Ferdinand (mit wilder, feuriger Empfindung). Verzeihung für meinen Undank, mein Vater! Ich bin ein verworfener Menſch! Ich habe Ihre Güte mißkannt! Sie meinten es mit mir ſo väterlich — O! Sie hatten eine weiſſagende Seele — jetzt iſt es zu ſpät — Verzeihung! Verzeihung! Ihren Segen, mein Vater!

Präſident (heuchelt eine ſchuldloſe Miene). Steh' auf, mein Sohn! Beſinne dich, daß du mir Räthſel ſprichſt!

Ferdinand. Dieſe Millerin, mein Vater! — O, Sie kennen den Menſchen — Ihre Wuth war damals ſo gerecht, ſo edel, ſo väterlich warm — nur verfehlte der warme Vatereifer des Weges — dieſe Millerin!

Präſident. Martre mich nicht, mein Sohn! Ich verfluche meine Härte: Ich bin gekommen, dir abzubitten! —

Weſen für ſich, beſitzt ſelbſt Leben und Organiſation, und kann, wie es ſelbſt hervorgebracht wurde, eben ſo wieder hervorbringen. Obgleich die Fähigkeit zu zeugen durch die ganze Natur verbreitet iſt, ſo vermag doch keine Kraft Leben und Organiſation mechaniſch zu bilden; keine Weisheit den Weg dazu vorzuſchreiben. Daher iſt Zeugung von Bildung verſchieden, und darf nur Erweckung genannt werden; die nachfolgende Bildung des Erzeugten gehört ihm ſelbſt, nicht dem Erzeugenden an. Man kennt, was der Zeugung vorhergeht, und ſieht das Daſeyn, das darauf erfolgt; wie beides verknüpft iſt? umhüllt ein undurchdringlicher Schleier. Denn wie die Zeugung von Seiten des Erzeugten Erweckung iſt, ſo iſt ſie von Seiten des erzeugenden Weſens nur eine augenblickliche Stimmung, die nicht bloß durch die höchſte Anſtrengung der Kräfte, ſondern beſonders durch die Vereinigung aller bezeichnet wird. Die Kraft, welche das Lebendige und Organiſche beſeelt, kann, wie ſie ſelbſt in ſich Eins iſt, nur aus dem ihr Gleichen, hervorgehen, und nicht bloß daß jedes zeugende Weſen ſeine eignen gleichartigen Kräfte zur höchſten Harmonie geſtimmt fühlt, ſo iſt auch jede Zeugung eine Verbindung zweier verſchiedener ungleichartiger Principien, die man, da die einen mehr thätig, die andern mehr leidend ſind, die zeugenden (im engern Verſtande des Worts) und die empfangenden nennt. So hat die Natur ihre Kinder, welchen, als endlichen Weſen, nicht alles zugleich zu beſitzen vergönnt war, wenigſtens an die Einheit erinnert, die allein jedem höheren Streben genügt, und ihrer Sehnſucht Momente geſchenkt, die ſie vergeſſen laſſen, daß ſie zu getrenntem Daſeyn verurtheilt ſind.

Dieſem gegenſeitigen Zeugen und Empfangen iſt nicht bloß die Fortdauer der Gattungen in der Körperwelt anvertraut. Auch die reinſte und geiſtige Empfindung geht auf demſelben Wege hervor, und ſelbſt der Gedanke, dieſer feinſte und letzte Sprößling der Sinnlichkeit, verläugnet dieſen Urſprung nicht. Die geiſtige Zeugungskraft iſt das Genie. Wo es ſich zeigt, ſey es in der Phantaſie des Künſtlers, oder in der Entdeckung des Forſchers, oder in der Energie des handlenden Menſchen, erweißt es ſich ſchöpferiſch. Was ſeiner Zeugung das Daſeyn dankt, war vorher nicht vorhanden, und iſt eben ſo wenig aus ſchon Vorhandenem oder ſchon Bekanntem bloß abgeleitet. Zwar wird ſich im Gebiete des Denkens, in welchem durchgängiger logiſcher Zuſammenhang herrſchen muß, immer die Verbindung deſſelben mit dem ſchon Gegebenen zeigen laſſen, aber dieſer Weg iſt darum nicht auch ebenderſelbe, auf welchem es gefunden werden konnte. Denn das wahrhaft Genialiſche iſt keine Folgerung aus, bloß ſchnell überſehenen, mittelbar zuſammenhängenden Sätzen, es iſt wirkliche Erfindung, wenn gleich das, was nicht dieſer Art iſt, ebenfalls auf genieähnliche Weiſe hervorgebracht ſeyn kann. Was hingegen das ächte Gepräge des Genies an der Stirn trägt, gleicht einem eigenen Weſen für ſich mit eignem organiſchen Leben. Durch ſeine Natur ſchreibt es Geſetze vor. Nicht wie die Theorie, welche der Verſtand langſam auf Begriffe gründet, giebt es die Regel in todten Buchſtaben, ſondern unmittelbar durch ſich ſelbſt, und mit ihr zugleich den Sporn ſie zu üben. Denn jedes Werk des Genies iſt wiederum begeiſternd für das Genie, und pflanzt ſo ſein eignes Geſchlecht fort.

Durch Begeiſterung gewirkt, iſt dem Genie ſeine eigene Wirkſamkeit unbegreiflich. Es geht nicht auf gebrechenen Bahnen fort, hier erſcheint es und dort, aber vergebens ſuchten wir die Spuren ſeines wandlenden Fußtritts. Daher iſt es nie zu berechnen, und vermag ſelbſt nicht zu verbürgen, ob ſein Produckt geſetzlos oder regelmäßig ſeyn werde? Es kann dieß Letztere nur mittelbar befördern, indem es ſich ſelbſt geſetzmäßig macht, und es iſt ihm kein andrer Einfluß auf das Erzeugte, in dem Augenblicke der Zeugung, erlaubt, als durch die allgemeine Stimmung ſeiner ſelbſt, als des Erzeugenden. Da alle ſeine Kräfte in dieſem Momente vereinigt ſind, bleibt keine zu müßigem Zuſchauen, oder kalter Leitung übrig. Selbſtthätigkeit und Empfänglichkeit ſind beide gleich geſchäftig in ihm, und dasjenige, deſſen es ſich einzig bewußt iſt, iſt gerade die Vermählung dieſer ungleichartigen Naturen. Nur durch dieſe Wechſelwirkung der Selbſtthätigkeit und Empfänglichkeit wird es ihm möglich, ſich aus ſich ſelbſt herauszuſtellen, und ſich ſelbſt, abgeſondert von allem Zufälligen, zum Object ſeiner Reflexion zu machen. Dieſe Trennung aber iſt zu jeder genialiſchen Hervorbringung unentbehrlich, da das Genie das Nothwendige nur aus der Tiefe ſeiner Vernunft hervorziehn, und es nicht anders, als durch gänzliche Entfernung aus dem Kreiſe ſeines empiriſchen Daſeyns, rein abſondern kann. Daher erfordert daſſelbe, wofern es ſchöpferiſch werden ſoll, die höchſte Objectivität, d. h. ein, in Bedürfniß übergehendes Vermögen, das Nothwendige zu ergreifen. Dieſes aber kann es nur aus ſeinem Innern ſchöpfen, oder es muß vielmehr ſein eignes ſubjectives und zufälliges Daſeyn in ein nothwendiges verwandeln. Nie wird der Hand des Künſtlers ein Meiſterwerk gelingen, wenn er nicht die idealiſche Schönheit, zu der doch ſeine Phantaſie die Züge ſelbſt bildend entwarf, als eine wirkliche Geſtalt zu umfaſſen vermag; nie wird der Philoſoph einen Fortſchritt gewinnen, der die Maſſe der Ideen weſentlich bereichert, wenn nicht die Wahrheit, die er aus der Tiefe ſeines Geiſtes hervorzog, ſeinen innren Sinn, gleich einem äuſſren Obiecte bewegt; und nie wird in ſchwierigen Fällen des Lebens der handlende Menſch alle verwickelte Knoten gegen einander wirkender Triebfedern genialiſch löſen, wenn er nicht über der Welt ſein eignes Ich vergißt, oder vielmehr ſein Ich zu dem Umfang einer Welt erweitert.

Leichter als der Augenblick, in welchem das neue Daſeyn erweckt wird, iſt der Zuſtand zu beobachten, welcher demſelben vorhergeht. In dieſer Stimmung der ſchöpferiſchen Weihe iſt, von welcher Art auch die Zeugung ſeyn möge, das Gefühl einer überflieſſenden Fülle mit dem eines bedürftigen Mangels verbunden. Die Kraft ſammelt ſich in ſich ſelbſt, nie fühlt ſie ſich reicher und gröſſer, nie lebhafter bewegt, nie rüſtiger zur herrlichſten Thätigkeit. Selbſt die Erinnerung an dieſe Stärke vermag noch, ſie in der Folge begeiſternd zu erwecken. Aber in dieſer Bewegung liegt der Keim einer unruhvollen Sehnſucht, die zur Hervorbringung reitzt. Sich, ihres Reichthums ungeachtet, ſo wie ſie iſt, nicht genügend, ahnet ſie etwas andres, mit dem vereint ſie erſt ein vollendetes Ganze bildet. Wird ihr Suchen hier mit glücklichem Finden gekrönt, ſo ſtrebt ſie nach einer Vereinigung, welche jedes einzelne Daſeyn vertilgt. Es entſteht ein Wogen, ein Hin- und Herwanken, und jene Sehnſucht erreicht eine ſchmerzliche Höhe. Die ganze Erwartung iſt nun auf die Hervorbringung geſpannt, und das eigne Ich entäuſſert ſich bis zu dem Grade, daß es ſich ſelbſt gern für die neue Schöpfung hingeben möchte. Aus dieſem höchſten Daſeyn ſpringt das Daſeyn hervor. Auf dieſem einzigen Moment beruht die Erzeugung auch des geiſtigſten Products. Hat die Phantaſie des Künſtlers einmal das Bild lebendig geboren, ſo iſt das Meiſterwerk vollendet, wenn auch ſeine Hand in demſelben Augenblick erſtarrte. Die wirkliche Darſtellung gehört nur noch dem Nachhall jenes entſcheidenden Moments an.

Eine befremdende Erſcheinung iſt es, daß Kräfte, die ſich ſo nothwendig ſind, und ſo heftig ſuchen, getrennt exiſtiren ſollen, und daß das zur Verbindung Beſtimmte nicht Eins ſeyn kann. Denn überall ſehen wir zur Zeugung zwei ungleichartige Kräfte erforderlich, dieſelben mögen nun, wie in einem Theil der Natur, in Einem Weſen verknüpft, oder in zwei verſchiedne vertheilt ſeyn. Da das Erzeugte mit dem Erzeugenden immer gleichartig und ihm ähnlich iſt, ſo ſcheint es wunderbar, warum nicht unmittelbar aus dem Leben das Leben, aus einer Kraft die andere hervorgehen könne? und da der Begriff der reinen Kraft hier nichts Widerſprechendes enthält, ſo müſſen wir dieß in den Schranken derſelben aufſuchen.

Die lebendige Kraft, welche jedes organiſche Weſen beſeelt, fordert einen Körper. Dieſer Körper und jene Kraft ſtehen in unaufhörlicher Gemeinſchaft, indem ſie gegenſeitig auf einander ein und zurück wirken. So iſt in jedem organiſchen Weſen Wirkung und Rückwirkung verbunden. Wie unbegreiflich nun auch das Geſchäft der Zeugung iſt, ſo wird doch ſoviel wenigſtens klar, daß das Erzeugte aus einer Stimmung des Erzeugenden hervorgeht, und, wie vorzüglich die Producte des Genies auffallend zeigen, derſelben ähnlich iſt. Die Erzeugung organiſcher Weſen erfordert daher eine doppelte, eine auf Wirkung und eine andre auf Rückwirkung gerichtete Stimmung, und dieſe iſt in derſelben Kraft und zu gleicher Zeit unmöglich.

Hier nun beginnt der Unterſchied der Geſchlechter. Die zeugende Kraft iſt mehr zur Einwirkung, die empfangende mehr zur Rückwirkung geſtimmt. Was von der erſtern belebt wird, nennen wir männlich, was die letztere beſeelt, weiblich. Alles Männliche zeigt mehr Selbſtthätigkeit, alles Weibliche mehr leidende Empfänglichkeit. Indeß beſteht dieſer Unterſchied nur in der Richtung, nicht in dem Vermögen. Denn wie die thätige Kraft eines Weſens, ſo auch ſeine leidende, und wiederum umgekehrt. Etwas bloß Leidendes iſt nicht denkbar. Zu allem Leiden (Empfinden einer fremden Einwirkung) gehört doch aufs mindeſte Berührung. Was aber gar kein Vermögen der Thätigkeit beſitzt, iſt gar nichts, wird durchdrungen, aber nicht berührt. Daher überall gleichviel Entgegenwirken, als Leiden. Die thätige Kraft hingegen iſt (wenn wir uns erinnern, daß hier nur von einer endlichen geredet wird) den Bedingungen der Zeit unterworfen, und an einen Stoff, mithin an etwas Leidendes gebunden. Ohne auch in tiefere Beweiſe einzugehen, ſehen wir im Menſchen immer Selbſtthätigkeit und Empfänglichkeit einander gegenſeitig entſprechen. Der ſelbſtthätigſte Geiſt iſt auch der reitzbarſte; und das Herz, das für jeden Eindruck am meiſten empfänglich iſt, giebt auch jeden mit der lebhafteſten Energie zurück. Nur alſo die verſchiedene Richtung unterſcheidet hier die männliche Kraft von der weiblichen. Die erſtere beginnt, vermöge ihrer Selbſtthätigkeit, mit der Einwirkung; nimmt aber, vermöge ihrer Empfänglichkeit, die Rückwirkung gegenſeitig auf. Die letztere geht gerade den entgegengeſetzten Weg. Mit ihrer Empfänglichkeit nimmt ſie die Einwirkung auf, und erwiedert ſie mit Selbſtthätigkeit.

Dieſen zwiefachen Charakter drückt auch der verſchiedene Zuſtand aus, welcher in beiden der Hervorbringung unmittelbar vorhergeht. In beiden iſt das Gefühl eines überſtrömenden Vermögens mit dem eines ſchmerzlichen Entbehrens gepaart. Aber wo die Männlichkeit herrſcht, iſt das Vermögen: Kraft des Lebens, bis zur Dürftigkeit von Stoff entblößt; und die entbehrende Sehnſucht auf ein Weſen gerichtet, das der Energie zugleich Stoff zur Thätigkeit gebe, und, indem es durch Rückwirkung ihre Empfänglichkeit beſchäftigt; ihre glühende Heftigkeit lindre. In dem Kreiſe der Weiblichkeit hingegen iſt das Vermögen: eine üppig überſtrömende Fülle, zu reich, als daß die eigne Kraft allein ihrer Belebung genügte; indeß die entbehrende Sehnſucht ein Weſen ſucht, das zugleich den innern Stoff erwecke, und der eignen Kraft, indem es ſie durch Einwirkung zu ſelbſtthätiger Rückwirkung nöthigt, eine gröſſere Stärke ertheile. In dem erſteren Fall iſt daher eine Stärke, die, auf Einen Punkt verſammelt, von dieſem nach außen hin ſtrebt. Außer ſich ſucht dasjenige einen Stoff, was in ſich nicht genug Beſchäftigung ſeiner Thätigkeit findet. In dem letzteren iſt eine Fülle des Stoffs, die ſich einen fremden Gegenſtand in einem Punkt innerhalb ihres Weſens aufzunehmen, und von ihm Einheit zu empfangen ſehnt. So befriedigt die eine Kraft die Sehnſucht der andren, und beide umſchlingen einander zu einem harmoniſchen Ganzen.

Auch in der geiſtigen Zeugung nehmen wir nicht bloß dieſelbe Wechſelwirkung, ſondern auch denſelben Unterſchied zwei verſchiedner Geſchlechter wahr. Ganz anders iſt es in Gemüthern beſchaffen, die zu zeugen; anders in ſolchen, die zu empfangen beſtimmt ſind. Es iſt ſchon ſchwer, ſo feine Verſchiedenheiten im intellectuellen und moraliſchen Leben nur zu bemerken, und bei weitem ſchwerer noch, ſie darzuſtellen. Wo indeß das Genie männliche Kraft beſitzt, da wird es, zeugend, mit ſelbſtthätiger Vernunft auf das idealiſche Object einwirken. Wo demſelben hingegen weibliche Fülle eigen iſt, wird es, empfangend, die Einwirkung dieſes Objects durch das Uebergewicht der Phantaſie erfahren und erwiedern. Vorzüglich offenbart ſich dieſer Unterſchied in der innern Stimmung bei der Hervorbringung ſelbſt; dem geübten Blick aber wird er ebenſowenig in den Producten entgehn. Denn iſt gleich jedes ächte Werk des Genies die Frucht einer freien, in ſich ſelbſt gegründeten, und in ihrer Art unbegreiflichen Uebereinſtimmung der Phantaſie mit der Vernunft; ſo kann ihm dennoch bald die männlichere Vernunft mehr Tiefe, bald die weiblichere Phantaſie mehr üppige Fülle und reitzende Anmuth gewähren. * Da aber der Ge-

---

* Dieſe Vergleichung in einzelnen Fällen wirklich anzuſtellen, iſt ſchon darum von vielen Schwierigkeiten begleitet, weil ſelten zwei Köpfe übrigens Aehnlichkeit genug zeigen, um gerade dieſen Unterſchied auffallend ſichtbar zu machen. Nur alſo um an Beiſpiele zu erinnern, ſey es erlaubt, hier Homer und Virgil, Arioſt und Dante, Thompſon und Young, Plato und Ariſtoteles einander gegenüber zu ſtellen. Wenigſtens dürfte niemand leicht in Abrede

ſchlechtsunterſchied überhaupt, als ein Unterſchied der Natur, durch den formenden Willen, ſo viel als möglich zur Einheit erhoben werden muß: ſo wird freilich dasjenige Genie, das ſich auf ſeine Bildung verſteht, jene beiden Kräfte, bis zur gänzlichen Verkennung deſſelben, in ein reines Gleichgewicht zu ſtimmen bemüht ſeyn. Deutlicher, als hier, erſcheint daher dieſer Unterſchied im praktiſchen Leben. Wo dort der Tugendhafte, von dem erhabenen Gefühl der Achtung des Geſetzes durchdrungen, der Ausübung ſeiner Pflicht ſein Glück und ſein Leben opfert, da iſt eine groſſe und heroiſche Handlung mit männlicher Kraft erzeugt. Der moraliſche Sinn fühlt ſich in rüſtiger Stärke, die Stimme der Pflicht ruft ihn zur That, und er empfindet ſich gedrungen, dem Rufe zu folgen. Wo hingegen die Tugend, im Bündniß mit der Phantaſie, durch ihre Anmuth reitzt, da iſt jenes moraliſche Gefühl mehr empfangend, als zeugend. Es erhält aus der Hand der Einbildungskraft die wohlthätige Geſtalt, ſchließt ſich mit Innigkeit an ſie an, und ſtrebt, ſie mit ſeinem Weſen zu vereinigen; und ſo iſt die tugendhafte Handlung, welche hervorgeht, nicht ſowohl das Werk einer völlig frei und ſelbſtthätig, als einer zurückwirkenden Kraft.

ſeyn, daß, in Rückſicht auf ihre Gegentheile, in den zuerſt genannten, wenigſtens in Vergleichung mit der aus ihnen hervorleuchtenden Kraft, mehr Ueppigkeit der Phantaſie herrſcht, da aus den letzteren die Form der Vernunft mit einer faſt an Härte gränzenden Beſtimmtheit ſpricht. Zugleich von dieſer Härte und von einer zu großen Ueppigkeit frei, kann Sophokles, in der Mitte zwiſchen Aeſchylus und Euripides, zum Beyſpiel des geſchlechtloſen Genies dienen.

Dieſelbe Eigenthümlichkeit der zeugenden und empfangenden Kräfte, welche wir in den Momenten ihrer höchſten Thätigkeit wahrnehmen, offenbart ſich auch durch ihr ganzes Daſeyn hindurch. Ueberall ſpricht aus den erſteren hervorbringende Kraft durch freies Geben aus eigner Fülle; überall iſt in den letzteren Stärke des Auffaſſens durch feſtes Umſchließen des Aufgenommenen ſichtbar. Aber über das ſtille Daſeyn der Weſen unaufmerkſam hinwegrollend, eilt unſer Blick immer nur ihren Wirkungen zu, und doch iſt es eben dieß unbemerkte Leben, dem die Kräfte der Natur ihre Fortdauer danken. Denn was iſt jenes Daſeyn andres, als eine ununterbrochene Wirkſamkeit, welche unaufhörlich die Thätigkeit vorbereitet, die wir nur in dem letzten Theil ihrer Laufbahn erblicken, wenn das fortgeſetzte Streben die Kraft endlich bis zum Ueberſtrömen anſchwellt? Nur die körperliche Wirkung rührt unſren gröberen Sinn, indeß der feine, aber mächtige Einfluß, den alles, was lebt, unmittelbar dadurch verbreitet, daß es iſt, uns gleich einem unſichtbaren Hauch entſchlüpft. Eben ſo iſt nun auch den zeugenden und empfangenden Kräften nicht die Sorge der Fortpflanzung allein anvertraut, nicht bloß die Erzeugung, die vor unſren Augen geſchieht. Auch die Erhaltung, und da die Erhaltung des Endlichen nur unaufhörlicher Tod iſt, an den immer wiederkehrendes Leben ſich anknüpft, auch die uns verborgene Wiedererzeugung iſt ihr Werk. Vermöchte daher auch die Natur jenen Zweck der Fortpflanzung auf einem andren Wege zu erreichen, ſo könnte ſie doch nie die Wechſelwirkung entbehren, in der die Kräfte der Geſchlechter einander gegenſeitig ergänzen.

Die Natur, welche mit endlichen Mitteln unendliche

Ferdinand. Abbitten an mir! — Verfluchen an mir — Ihre Mißbilligung war Weisheit! Ihre Härte war himmliſches Mitleid — — Dieſe Millerin, Vater —

Präſident. Iſt ein edles, ein liebes Mädchen! — Ich widerrufe meinen übereilten Verdacht! Sie hat meine Achtung erworben!

Ferdinand (ſpringt erſchüttert auf). Was? auch Sie? — Vater! auch Sie? — und nicht wahr, mein Vater, ein Geſchöpf wie die Unſchuld? — Und es iſt ſo menſchlich, dieſes Mädchen zu lieben!

Präſident. Sage ſo: Es iſt Verbrechen, es nicht zu lieben!

Ferdinand. Unerhört! Ungeheuer! — Und Sie ſchauen ja doch ſonſt die Herzen ſo durch! ſahen ſie noch dazu mit Augen des Haſſes! — Heuchelei ohne Beiſpiel — Dieſe Millerin, Vater! —

Präſident. Iſt es werth, meine Tochter zu ſeyn! Ich rechne ihre Tugend für Ahnen und ihre Schönheit für Gold. Meine Grundſätze weichen deiner Liebe — Sie ſey dein!

Ferdinand (ſtürzt fürchterlich aus dem Zimmer). Das fehlte noch! — Leben Sie wohl, mein Vater! (Ab.)

Präſident (ihm nachgehend). Bleib! Bleib! Wohin ſtürmſt du? (Ab.)

Sechste Scene.

Ein ſehr prächtiger Saal bei der Lady.

Lady und **Sophie** (treten herein).

Lady. Alſo ſahſt du ſie? Wird ſie kommen?

Zwecke verfolgt, gründet ihr Gebäude auf den Widerſtreit der Kräfte. Alles Beſchränkte zielt auf Zerſtörung, und der himmliſche Friede wohnt allein in dem Wirkungskreis deſſen, was ſich ſelbſt genügt. Der zerſtörenden Thätigkeit des einen muß daher das andre entgegenſtreben, und indem beide gegenſeitig einander ihren Endzweck vereiteln, erfüllen ſie den ſchrankenloſen Plan der Natur. Allein auch ſie gewinnt dieſen Sieg nur, wenn man ſie in ihrem ganzen Umfang und durch die Dauer aller ihrer Epochen betrachtet; oder vielmehr derſelbe liegt allein in dem Inhalte ihrer Geſetze. In jeder einzelnen Periode dauert der Kampf noch fort, und das Vollendete entbehrend, muß ſie ſich das Höchſtmögliche zu beſitzen begnügen. Da ſie die Schranken nicht entfernen kann, muß eine Kraft die Lücken der andren ausfüllen; und da jede Thätigkeit ſich endlich ſelbſt aufreibt, Unthätigkeit aber verbannt iſt, ſo muß die Ruhe in dem Wechſel der Wirkſamkeit beſtehen. Denn die höchſte Kraft erfordert die Vereinigung widerſprechender Bedingungen. Mit raſtloſer Anſtrengung ſoll beharrliches Ausdauern verbunden ſeyn. Aber die Anſtrengung iſt ein Feuer, das ſich ſelbſt verzehrt; um nicht an Intenſion zu verlieren, muß ſie ſich aller hindernden Maſſe entledigen, und den Stoff, den ſie beſitzt, energiſch zuſammendrängen. Denn giebt es gleich auch Kräfte, welche gerade durch Maſſe mächtig ſind, wovon vorzüglich die unbelebte Natur auffallende Beiſpiele zeigt, ſo wirkt doch da eigentlich nur die vereinte Stärke vieler einzelnen, zufällig in Gemeinſchaft ſtehenden Theile. Indem nun die Anſtrengung die Empfänglichkeit ausſchließt, nimmt ſie ſich ſelbſt den Genuß erquickender Ruhe. Dagegen erfordert die Stärke des Widerſtandes, welche zur ausdauernden Beharrlichkeit nothwendig iſt, mehr Fähigkeit, die fremde

Einwirkung aufzunehmen, als ſie zurückzuweiſen, mehr Stimmung zu leiden, und daher einen reicheren Stoff. Iſt aber dieſer, in ſich zurückgezogen, ſo ſehr zur Beſchäftigung mit fremder Energie aufgelegt, ſo verbietet er ſich dadurch ſelbſt die Möglichkeit eigner ſelbſtthätiger Anſtrengung. So verſchließt die Dichtungskraft, wenn ſie in glühendem Feuer Bilder auf Bilder ſchaft, die Sinne den äuſſeren Eindrücken; und ſo verwehren dieſe, wenn ſie mit lebendiger Wärme die Wirklichkeit umfaſſen, jener den kühnen Ausflug ins Land der Erfindung.

Die männliche Kraft, zu beleben beſtimmt, ſammelt ſich von ſelbſt, und durch eigne Bewegung. Allen Stoff, den ſie beſitzt, drängt ſie zu ungetheilter Einheit zuſammen. Je reicher und mannigfaltiger derſelbe iſt, deſto ermattender iſt die Anſtrengung, aber auch deſto gröſſer die Wirkung. Der Stoff darf nicht ſchon durch ſeine eigne Natur zur Verbindung geſtimmt ſeyn. Von ihr, als einem herrſchenden Prinzip, muß er die Leitung erhalten. So in ſich verſammelt, wirkt ſie aus ſich heraus. Von heftigem Drange thätig zu ſeyn beſeelt, wünſcht ſie einen Gegenſtand zu finden, den ſie durchdringe; aber ganz nur Selbſtthätigkeit, iſt ſie in dieſem Augenblick aller Empfänglichkeit verſchloſſen. Einer ſolchen Anſtrengung folgt jedoch bald Ermattung nach. und ſie gleicht einem Hauche, der mächtig belebt, aber bald verſchwindet. Mit dem Gefühl der ſinkenden Stärke erwacht in ihr die Sehnſucht der Empfänglichkeit, und gern ruht ſie da aus, wo ſie vorher bloß ſchöpferiſch war. So iſt ſie, was ſie iſt, durch ſich ſelbſt, und ihre eigenthümliche Form. Der Mann, deſſen Bruſt ein thatenkühner Muth begeiſtert, fühlt ſich in ſich verengt. Viel Erfahrungen hat er mit beobachtendem Geiſte auf der Bahn des Lebens geſammelt; hohe Ideale aus ſeinem Innern hervorzuſchaffen; mannigfaltige Gefühle bewegen ihn, bald die Würde der neuen Schöpfung, nach der er ſich ſehnt, bald theilnehmendes Mitgefühl mit den Weſen, die er zu veredlen ſtrebt. Für alle dieſe erhabenen Bilder hat ſein Buſen nicht Raum genug, und heißer Durſt nach Thätigkeit treibt ihn. Er ſucht eine Welt, die ſeiner Sehnſucht entſpreche. Uneigennützig und fern von jedem Gedanken an eignen Genuß, befruchtet er ſie mit der Fülle ſeiner Kraft. Die neue Schöpfung ſteht da, und freudig ruht er aus im Anblicke ſeiner Kinder.

Die weibliche Kraft, zur Rückwirkung beſtimmt, ſammelt ſich auf einen fremden Gegenſtand und durch fremden Reiz. Da der Stoff, den ſie in reicher Fülle beſitzt, ſich durch ſeine eigenthümliche Natur vereint; ſo wirkt er mehr durch ein leidendes, als ein ſelbſtthätiges Vermögen. Mit dem Grade ſeiner Mannigfaltigkeit wächſt gleichfalls die Schönheit der Wirkung, nicht aber zugleich auch die Anſtrengung. Vielmehr wird dieſe durch vielfachere Berührungspunkte erleichtert, und ihr Grad nur durch die Innigkeit des Umſchlieſſens beſtimmt, die von der gegenſeitigen Harmonie abhängt. Der Stoff der weiblichen Kraft bedarf weniger der Herrſchaft eines vereinenden Prinzips, ſondern verbindet ſich mehr durch ſeine eigene Gleichartigkeit. In dieſer Einheit erwiedert ſie die Einwirkung mit immer ſteigendem Feuer, bis endlich ihre ganze Thätigkeit angeſpannt iſt. Aber da ihre eigenthümliche Natur ſie fähiger macht, Widerſtand zu leiden, und ſie von der glühenden Heftigkeit frey iſt, welche die männliche verzehrt, ſo vergütet ſie die Langſamkeit ihrer Wirkung durch längeres Ausdauern. So dankt ſie der Beſchaffenheit ihres Stoffs ſelbſt einen Theil ihrer Wirkſamkeit, die durch ihn vorbereitet und unterſtützt wird. Ein Herz, das ſich, von mannigfaltigen Empfindungen bewegt und von einer edeln Strebſamkeit beſeelt, reich in ſich ſelbſt fühlt, aber den kühnen Muth vermißt, ſich eine eigne Richtung zu geben, wird von unruhiger Sehnſucht gefoltert. Sich ſelbſt unverſtändlich, und arm im Schooße des Ueberfluſſes, wünſcht es ein Weſen zu finden, das die verſchlungenen Knoten ſeiner Gefühle freundlich löſe. Je tiefer die Quelle dieſer verworrenen Stimmung verborgen liegt, deſto ſchwerer begegnet es der Gewährung ſeines Wunſches, aber deſto inniger ſchließt es ſich an die gefundene Erſcheinung an. Je länger es an ihr verweilt, deſto mehr Berührungspunkte entdeckt es, und verläßt ſie nicht eher, bis der Keim zur vollendeten Frucht gereift iſt.

Nicht alſo ihrem Grade, ſondern allein ihrer Gattung nach, ſind die zeugenden und empfangenden Kräfte von einander verſchieden. Bloſſes Aufnehmen iſt kein Empfangen, ſondern ſteht eben ſo unter dieſem, als das Geben unter dem Zeugen. Beyde, Zeugen und Empfangen, ſind höhere und kraftvollere Energien, beyde ein Hervorbringen durch Geben und Aufnehmen. Eigne fruchtbare Fülle muß bey jenem das Entäußerte begleiten, bey dieſem das Aufgenommene umfaſſen. Der wahre Charakterunterſchied beyder Kräfte beſteht darin, daß den empfangenden mehr Stoff, mehr Körper, den zeugenden mehr Seele eigen iſt, wenn nemlich Seele jedes ſelbſtthätige Prinzip bezeichnet. Gerade aber durch dieſe Verſchiedenheit thun ſie der Forderung der Natur ein Genüge. Sollte der Zerſtörung drohenden Heftigkeit der männlichen Kraft eine andre entgegengeſtellt werden, ſo durfte es keine gleichartiger ſeyn. Gegenſeitige Ermattung hätte dann den Kampf beſchloſſen, in dem, wie überall in der Natur, der Unterliegende ſelbſt neues Leben aus den Händen des Ueberwinders erhalten ſollte. Der überſtrömenden Fülle mußte daher ein Bedürfniß gegenüberſtehn; aber da die Natur in ihrem Gebiet eben ſo wenig Armuth als Selbſtgenügſamkeit verſtattet, ſo iſt das Bedürfniß wieder mit Reichthum verknüpft. Indem nun alles Männliche angeſtrengte Energie, alles Weibliche beharrliches Ausdauern beſitzt, bildet die unaufhörliche Wechſelwirkung von beiden die unbeſchränkte Kraft der Natur, deren Anſtrengung nie ermattet, und deren Ruhe nie in Unthätigkeit ausartet.

Zu jeder Zeugung wird alſo zweyerley erfordert, lebendige Energie der Kraft, die auf Einen Punkt ſich zuſammenzieht, und lebendige Fülle des Stoffs, der ihre Einſtrömung in allen ſeinen Punkten empfängt. Jene wird daher ihrer Natur nach, auf Trennung gerichtet ſeyn, weil alles, was nicht ſie ſelbſt iſt, ſie in ihrer reinen Wirkſamkeit hindert: Dieſe wird auf Einheit gerichtet ſeyn, um von allen Seiten aus die einwirkende Kraft zu umſchlieſſen. Wenn das Genie (da dieſe Erſcheinungen durch die ganze Kette der hervorbringenden Weſen dieſelben ſind) vermöge der reinen Selbſtthätigkeit der Vernunft, die belebende Flamme ausſtrömt, der, gleich einem Funken, das göttliche Werk entſprüht, ſo muß die Phantaſie ſie in ihren Schooß aufnehmen, und wohlthätig umſchlieſſen. Die zeugende Kraft vermöchte ſich nicht energiſch zu ſammeln, wenn ſie nicht alles zurückwieſe, was dieſe Anſtrengung ſtören könnte; und der empfangenden wäre es unmöglich, ſich von allen Seiten her nach Einem Punkt hin zu neigen, wenn ſie nicht die höchſte Uebereinſtimmung in ſich bewahrte. Die Heftigkeit, mit der die erſtere fortſtrebt, richtet ſie auf einzelne Geſichtspunkte, und ihre unaufgehaltene Wirkung müßte überall Trennung und Zerſtörung ſeyn. Dagegen macht der letzteren die harmoniſche Sanftmuth, mit der ſie entgegenkommt, eine mehr umfaſſende Einheit zum Geſetz, und ihre Frucht iſt Erhaltung. Was zu beleben beſtimmt iſt, muß reitzend erwecken. Aller Reitz aber richtet die Aufmerkſamkeit auf einen einzelnen Zuſtand, und das Gefühl durchgängiger Gleichgültigkeit würde Schlummer oder Tod ſeyn. Das Belebende darf daher nicht, mit allzugroſſer Schonung, jede Erſchütterung vermeiden. Dagegen muß der Stoff, welcher der Belebung entgegengeführt wird, gleichmäßig und ganz von ihr durchdrungen werden. Was endlich mehr Form beſitzt, zielt zwar auf Verbindung, aber, wie die Form überhaupt, nur durch Trennung; ſo wie, was dem Stoffe näher liegt, wie dieſer ſelbſt, zwar in ſich ein Mannigfaltiges, aber noch wenig geſchieden iſt.

Ueberall, wo der männliche und weibliche Charakter ſichtbar iſt, wird man in ihm dieſe Seiten gewahr; in dem erſteren ein Streben, mit trennender Heftigkeit erzeugend, in dem letzteren ein Bemühen, durch Verbindung erhaltend zu ſeyn. Alle Eigenſchaften, in welche gekleidet beyde Geſchlechter durch die ganze Natur, aber vorzüglich im Menſchen, erſcheinen, bringen denſelben verſchiedenen Eindruck hervor. Die reitzende Anmuth und die liebliche Fülle der Weiblichkeit bewegt die Sinne; die nicht ſowohl anſchauliche, als bildliche Vorſtellungsart und der ſinnliche Zuſammenhang aller Begriffe geben der Phantaſie ein reiches und lebendiges Bild; und die Einheit des Charakters, der, jedem Eindruck offen, jeden mit entſprechender Innigkeit erwiedert, rührt die Empfindung. So wirkt alles Weibliche vorzüglich auf diejenigen Kräfte, welche den ganzen Menſchen in ſeiner urſprünglichen Einfachheit zeigen. Was dem Mann und ſeinem Geſchlechte angehört, läßt dagegen dieſe minder befriedigt, beſchäftigt aber mehr das Vermögen der Begriffe. Die Geſtalt hat mehr Beſtimmtheit, als anmuthige Schönheit; die Begriffe ſind deutlicher und ſorgfältiger geſchieden, ſtehn aber auch in weniger leichter Verbindung; der Charakter iſt ſtark und hat feſte Richtungen, erſcheint aber nicht ſelten auch einſeitig und hart. Alles Männliche, kann man daher ſagen, iſt mehr aufklärend, alles Weibliche mehr rührend. Das eine gewährt mehr Licht, das andere mehr Wärme. Da in der endlichen Natur das Leben immer dem Tode zur Seite ſteht, und das Beßre nur an die Stelle des minder Guten tritt; ſo muß dem neuen Daſeyn das ſchon vorhandene weichen. Die Kraft nun, die, von eignem Entſchluß getrieben, auſſer ſich thätig iſt, muß mit einer Willkühr handeln, die, wenn ſie Hinderniſſe zerſtörend hinwegräumt, nicht anders als gewaltthätig erſcheinen kann. Daher iſt kein Muth zu gröſſeren Unternehmungen, ohne eine gewiſſe Härte denkbar. Da aber die neue Schöpfung nicht gedeiht, wenn ſie nicht mit weiblicher Schonung gepflegt wird, ſo wandelt in einem wahrhaft zum handlenden Leben gebornen Genie ſanfte Milde die Härte in ernſte Feſtigkeit um.

Denn nur die Verbindung der Eigenthümlichkeiten beyder Geſchlechter bringt das Vollendete hervor, und wenn das Studium des männlichen den Verſtand anhaltender beſchäftigt, und die Betrachtung des weiblichen die

Eigentum d.
Univ.-Bibl.
München

die Empfindung lebhafter bewegt, ſo befriedigt nur die Verknüpfung beyder, oder vielmehr das reine Weſen. abgeſondert von allem Geſchlechtsunterſchied, die Vernunft, als das Vermögen der Ideen. Die höchſte Einheit erfordert allemal zwey entgegengeſetzte Richtungen. Da die Einheit überhaupt nur dann Werth hat, wenn ſie aus der Fülle, nie aber, wenn ſie aus der Armuth entſpringt; ſo darf die Stärke und Ausbildung der einzelnen Theile nicht minder groß ſeyn, als die Innigkeit des Zuſammenhangs aller. Allein um das Einzelne zu üben, wird Trennung erfordert, und eben dieſe Trennung ſchränkt die Möglichkeit der Verbindung ein. Da nun das eine Geſchlecht jene, das andre dieſe mehr begünſtigt, ſo befördern beyde, indem ſie einander entgegenwirken, gemeinſchaftlich die wunderbare Einheit der Natur, welche zugleich das Ganze aufs innigſte verknüpft, und das Einzelne aufs vollkommenſte ausgebildet zeigt.

Denn die urſprünglich anfangende Thätigkeit iſt den zeugenden Kräften, ſo wie die erwiedernde den empfangenden eigen, und die Zeugung, als das gemeinſchaftliche Werk beider, iſt auf dieſe Weiſe zwiſchen ihnen vertheilt. Alle Hervorbringung ſetzt einen Stoff voraus; denn nur an das ſchon vorhandene knüpft die Natur das Neue an. Dieſer Stoff bildet ſich aus, und zwar durch einen Trieb, welcher mit eigenthümlicher Kraft, und nach einer Regel (die, wie vorhin bemerkt worden, die Erzeugung des Gleichartigen ſcheint) thätig iſt. Zu dieſem Triebe aber, als zu einer ihm vorher fremden Energie, muß er erweckt werden, und dieſe Erweckung iſt der Anfang des Lebens, als der Verbindung des Bildungstriebes (im allgemeinſten Verſtande) mit der rohen Materie. Das erſte Geſchäft dieſes Bildungstriebes iſt die Ausbildung ſelbſt, und, iſt dieſe vollendet, die Erſetzung deſſen, was der organiſche Körper zufällig verliert. Allein auch außerdem iſt er ununterbrochen fort thätig, um die einmal vollendete Bildung zu erhalten. Denn da die Geſetze der Materie hier vorzüglich die chemiſchen Verwandtſchaften den Geſetzen des Lebens, d. i der Organiſation, immerfort entgegenarbeiten, und das Leben wie die Reſultate neuerer Unterſuchungen zeigen, nichts andres iſt, als der Sieg der letzteren über die erſteren; ſo iſt ein unaufhörlicher Kampf nöthig, dieſe Oberherrſchaft zu behaupten. Das Prinzip, das hier thätig iſt, pflegt man die Lebenskraft zu nennen, und von ihr macht der Bildungstrieb (im engern Verſtande) nur eine beſondre Modification aus. Die Hervorbringung erfordert daher zwey unentbehrliche Elemente, rohen Stoff, und Belebung deſſelben zur Ausbildung.

Sollen dieſe beyde unter die zeugenden und empfangenden Kräfte vertheilt werden, ſo ſcheint es natürlich den Stoff den letzteren. die Belebung den erſteren zuzuſchreiben. Wenigſtens zeigte ſich, nach dem bisherigen Raiſonnement, bey den zeugenden Kräften die Energie, bey den empfangenden das urſprünglich Vorhandne, worauf die Energie wirkt, in höherem Grade. So ſchien in Abſicht der hervorbringenden Kraft den erſtern mehr ſelbſtthätiges Feuer, den letztern mehr entgegenwirkende Stärke; in Abſicht der Einheit der Wirkung den erſteren ein ſtärkeres vereinendes Prinzip, den letzteren mehr freiwillige Uebereinſtimmung des Einzelnen eigen zu ſeyn. Auch in der Betrachtung der Natur entdeckt ſchon ein flüchtiger Blick überall in dem männlichen Geſchlecht mehr Ausdruck von Kraft, in dem weiblichen, zwar nicht an ſich, aber in Vergleichung mit der, aus demſelben hervorleuchtenden Kraft, mehr Ausdruck von Fülle.

Jeder reinen Theilung widerſpricht indeß ſchon die Analogie der Naturgeſetze. Denn ſoweit unſre Beobachtung reicht, ſehen wir, daß die Natur, immer bemüht, den höchſten Reichthum durch die einfachſten Mittel hervorzuſchaffen. Weſen von ungleichartiger Wirkſamkeit nicht ſowohl durch den Grad, als die Richtung ihrer Kräfte von einander unterſcheidet. Eben ſo iſt nun auch in dem empfangenden nicht weniger Kraft, als in den zeugenden Stoff in dem Augenblick der Hervorbringung wirkſam; und die Verſchiedenheit liegt allein in der Art, wie beyde gegenſeitig geſtimmt ſind. In dem männlichen Geſchlechte iſt alles allein auf die Einwirkung gerichtet. Da der Stoff bloß beſtimmt iſt, ſie dadurch zu verſtärken, daß er ihr gleichſam einen Körper leiht, ſo ſucht ſie ihn ſich, faſt bis zur Vertilgung ſeiner eigenthümlichen Natur, zu aſſimiliren. In dem weiblichen geht dagegen die ganze Stimmung auf die Rückwirkung. Indem die Kraft dieſe in dem Stoff zu erhöhen ſtrebt, behandelt ſie ihn mit gröſſerer Schonung. Eigentlich geſchieht daher die Belebung durch beyde Geſchlechter zugleich, nur daß die männliche Kraft doch allein die Erweckung bewirkt, indeß die weibliche nur ihre Möglichkeit vorbereitet, und ihre Fortdauer ſichert. Nie vermöchte auch die belebende Kraft auf den Stoff zu wirken, wenn nicht zugleich eigne Thätigkeit desjenigen Weſens hinzukäme, welchem derſelbe angehört. Selbſt die ſtärkſte Einwirkung kann nur durch Rückwirkung in das eigne Weſen aufgenommen werden, und aus dem ganzen Umfange ihres Gebiets hat die organiſche Natur bloß unthätiges Leiden verbannt. Dadurch,

Sophie. Dieſen Augenblick! Sie war noch im Hausgewand und wollte ſich nur in der Geſchwindigkeit umkleiden.

Lady. Sage mir nichts von ihr — Stille — wie eine Verbrecherin zittre ich, die Glückliche zu ſehen, die mit meinem Herzen ſo ſchrecklich harmoniſch fühlt — Und wie nahm ſie ſich bei der Einladung?

Sophie. Sie ſchien beſtürzt, wurde nachdenkend, ſah mich mit großen Augen an und ſchwieg. Ich hatte mich ſchon auf ihre Ausflüchte vorbereitet, als ſie mit einem Blick, der mich ganz überraſchte, zur Antwort gab: Ihre Dame befiehlt mir, was ich mir morgen erbitten wollte.

Lady (ſehr unruhig). Laß mich, Sophie! Beklage mich! Ich muß erröthen, wenn ſie nur das gewöhnliche Weib iſt, und wenn ſie mehr iſt, verzagen.

Sophie. Aber, Milady! — das iſt die Laune nicht, eine Nebenbuhlerin zu empfangen! Erinnern Sie ſich, wer Sie ſind! Rufen Sie Ihre Geburt, Ihren Rang, Ihre Macht zu Hülfe! Ein ſtolzeres Herz muß die ſtolze Pracht Ihres Anblicks erheben!

Lady (zerſtreut). Was ſchwatzt die Närrin da?

Sophie (boshaft). Oder iſt es vielleicht Zufall, daß eben heute die koſtbarſten Brillanten an Ihnen blitzen? Zufall, daß eben heute der reichſte Stoff Sie bekleiden muß — daß Ihre Antichambre von Heiducken und Pagen wimmelt und das Bürgermädchen im fürſtlichen Saal Ihres Pallaſtes erwartet wird?

Lady (auf und ab voll Erbitterung). Verwünſcht! Unerträglich, daß Weiber für Weibesſchwächen ſolche daß ſie jedem Geſchlecht beyde zur Erzeugung nothwendige Kräfte verliehen , hat ſie es möglich gemacht , daß Mangel der Kraft auf der einen Seite durch ein Uebergewicht auf der andern gleichſam übertragen werden kann. Wo es der männlichen Kraft an Stärke gebricht, da kann die Lebendigkeit der weiblichen noch die Möglichkeit der Fruchtbarkeit retten , wie dieß die Erfahrung in der That nicht ſelten beweißt , und umgekehrt kann, wo die weibliche einen zur Empfänglichkeit wenig vorbereiteten Stoff darbietet, die männliche dieſen Fehler wiederum gut machen. Mag man ſich dieß nun durch einen wirklichen Austauſch der Functionen , oder, was wahrſcheinlicher iſt, durch eine Erweckung und Unterſtützung der Schwäche des einen Theils vermöge einer auſſerordentlichen Stärke des andren erklären, die, indem ſie ihrer Verrichtung in einem eminenten Grade genügt, die gegenſeitige erleichtert; ſo beſtätigen Fälle dieſer Art, ebenſo wie die, wo augenblickliche Stimmungen der Mutter auf die Beſchaffenheit der Frucht wirkſam ſchienen, das hier Geſagte auch auf dem Weg der Erfahrung. Wenn indeß Zeugung und Empfängniß beyde einen Stoff und eine Kraft erfordern; ſo iſt bei der erſteren der Stoff nur nothwendig, weil die Kraft nicht ohne Stoff zu wirken vermöchte, und bey der letzteren die Kraft nur erforderlich, weil ohne ſie die Einwirkung auf den Stoff nicht geſchehen kann. Redet man daher bloß von der Hauptrichtung beyder Geſchlechter; ſo gehört dennoch die Kraft bei der Hervorbringung bloß dem zeugenden, der Stoff bloß dem empfangenden an.

Den geweihten Schleier zu durchdringen , in den die Natur gerade ihr heiligſtes Bilden verhüllt, iſt von einer Schwierigkeit begleitet, welche ſich ſchon durch die mannigfaltigen und gänzlich verſchiedenen Theorien über dieſen Gegenſtand verräth. Die wahrſcheinlichſte unter denſelben ſtimmt jedoch genau mit dem eben Geſagten überein. Ueberall, wo die Natur Zeugung und Empfängniß zwey verſchiedenen Weſen anvertraut hat, iſt der Stoff in dem empfangenden, das belebende Prinzip in dem zeugenden. Damit aber beyde miteinander in Verbindung geſetzt werden können, muß noch eine Thätigkeit auch des erſteren hinzukommen, durch welche ein Theil des Stoffs ſich losreißt, und Keim zur ferneren Ausbildung wird. Gerade in ihrer geheimſten Werkſtätte wirkt daher die Natur am meiſten ſchöpferiſch und am wenigſten mechaniſch. Gerade hier läßt ſich am wenigſten die Wirkung aus den Urſachen berechnen; vielmehr zündet nur ein Funke den andern an. Dieß haben am meiſten diejenigen gefühlt, welche dieß Phänomen durch jene Wirkungsart zu erklären unternahmen, da doch dem menſchlichen Verſtand hier nichts übrig blieb, als die hervorbringenden Urſachen aufzuſuchen, den Erfolg zu beobachten, und nicht zu erklären, ſondern ſchweigend zu bewundern, ein Gipfel der beſcheidenen Achtung gegen die groſſe Werkmeiſterin, zu welchem nur die neuere philoſophiſche Naturkunde führen konnte. Wunderbar iſt es zu ſehen, wie die Natur, indem ſie ſich jener körperlichen Kräfte nur in ſoweit bedient, als es ihr gleichſam unentbehrlich ſchien, die Freiheit, dieß groſſe Vorrecht der Geiſterwelt, auch in das andre Gebiet ihres Reichs hinüberzuführen ſtrebt. Nur eine Partikel des Stoffs nimmt ſie auf, nur zur erſten Belebung entlehnt ſie eine fremde Kraft. Wie der erſte Funke glimmt, lodert er durch ſich ſelbſt auf, empfängt Nahrung, aber die er nach eignen Geſetzen gebraucht.

Achtung für alles wirkliche Daſeyn, und Streben demſelben eine beſtimmte Geſtalt nach eigner Willkühr zu geben, bezeichnen überall den weiblichen und männlichen Charakter, und ſo erfüllen ſie beide dadurch gemeinſchaftlich den großen Endzweck der Natur, die unaufhörliche Wechſelwirkung der Form und des Stoffes. Unmittelbar gegenübergeſtellt, müßten Form und Stoff einander feindlich begegnen. Da aber, bei der, den beiden Geſchlechtern eigenthümlichen Wirkungsart, die Strenge der Form durch den Stoff, den dieſelbe annehmen muß, gemildert, und der Stoff durch eine formende Kraft zur Empfänglichkeit vorbereitet wird; ſo iſt nun die innige Vereinigung möglich, auf welcher allein das Geheimniß der Organiſation beruht. Die Nothwendigkeit, mit welcher alle wechſelſeitig aufeinander wirkende Kräfte eine oder andren bedürfen, macht auch die zeugenden und empfangenden abhängig von einander. Indeß iſt den erſteren doch nicht alle Beſchäftigung ihrer Wirkſamkeit für ſich allein, ſo wie den letzteren, verwehrt, und dieß begründet eine gröſſere Unabhängigkeit von ihrer Seite. Eben darum aber ſind die entgegengeſetzten das höchſte Beförderungsmittel aller Verbindung, und da nun gerade die Kunſt der Verbindung das höchſte Daſeyn in der Natur bewahrt, ſo ſind dieſelbe durch ihre innre Beſchaffenheit mehr und dringender, dieß zu befördern, veranlaßt. Sie ſind es, die man als das eigentlich verknüpfende Band in dem Ganzen der Natur anſehen kann; die am emſigſten Gegenſtände aufſuchen, welche ihre Energie zu beleben vermögen, und bei den gefundenen am längſten verweilen.

Durch dieß Verweilen führt die Fähigkeit zu empfangen zu dauernder Beharrlichkeit. Mehr in ſich zurückzukehren, als in weite Fernen zu ſchweifen durch ihre Natur ſelbſt veranlaßt, ſind alle empfangende Weſen an einen ſtäteren, minder wechſelnden Gang gefeſſelt. Um der Kraft, die ihnen entgegen kommt, ausdauernde Stärke entgegen zu ſetzen, das Getrennte zu verbinden, und die Einwirkung zu erwiedern, bedürfen ſie eines harmoniſchen und gleichgeſtimmten Strebens. Da mit dem Empfangen auch zugleich die Ausbildung des Keims verbunden iſt, ſo erfordert dieſe häufig eine verwickeltere Organiſation; und wenigſtens muß die Natur, um dieſen Zweck nicht zu verfehlen, Weſen, die hiezu beſtimmt ſind, mit doppelter Wachſamkeit an ihre Geſetze binden. Beharrlichkeit aber iſt die Unveränderlichkeit des Endlichen, und ſo ſcheint die Natur auch dieſen letzten Vorzug, welcher erſt allen übrigen, die ohne ihn nur ein erbetenes und vergängliches Daſeyn beſitzen würden, den wahren innern Werth und den ſchönſten äußern Glanz giebt, den empfangenden Kräften vorzugsweiſe von ſelbſt und aus freier Gunſt zu ertheilen.

Aber die Beharrlichkeit hat nur dann einen Werth, wenn ſie das Geſetz der Thätigkeit iſt, nicht wenn ſie zur Unthätigkeit herabſinkt. Beſitzt nun das weibliche Geſchlecht ein Prinzip der Beharrlichkeit, ſo iſt ihm nicht auch zugleich ein andres der Thätigkeit eigen, ſondern es muß dieß von der wechſelſeitigen Einwirkung des männlichen erwarten. Die Kraft, die mit ſo groſſer Heftigkeit wirkt, daß ſie ſelbſt die Zerſtörung nicht ſcheut, und fremden Stoff nach eigner Willkühr zu formen unternimmt, iſt unermüdet, aber auch leicht dem Wechſel unterworfen. Da ſie nicht Raum genug in ſich fühlt, das ſchwellende Streben zu faſſen, ſo iſt ihr Ruhe unerträglich; und da ſie nicht ſowohl der Beſchaffenheit des Stoffs nachgiebt, als von eignem Feuer beſeelt wird, ſo läßt ſich die Stätigkeit ihrer Wirkſamkeit nicht verbürgen. In demjenigen Theil der Natur, in welchem überhaupt wenig oder gar keine Willkühr herrſcht, wird dieß wenig ſichtbar ſeyn; vielleicht aber iſt es auch nur, wie ſo vieles in dieſem Gebiet, wenig beobachtet, und wenigſtens beſtätigt in dem übrigen die Erfahrung dieſe, hier bloß aus Begriffen gefolgerte Behauptung. Soll der Menſch zu dem Ideale gelangen, das die Vernunft ihm vorſchreibt; ſo muß der Mann ſeine natürliche Thätigkeit an ein feſtes Geſetz binden, das Weib die Geſetzmäßigkeit, welche es ſeinem Weſen eingeprägt fühlt, durch innre Antriebe mit Thätigkeit beleben. Unterliegt aber das Bemühen der Vernunft hier dem Hang der Natur, ſo hebt der doppelte Fehler beider Geſchlechter ſich ſelbſt wieder auf. Mit verſchiedenen Eigenſchaften verſehen und doch unzertrennlich von einander, beſchränken ſie ſich ſelbſt bis auf die Gränze, welche dem Endzweck des Ganzen entſpricht.

Die Natur, in ihrem ganzen Umfang betrachtet, iſt unveränderlich. Die Thätigkeit ihrer Kräfte raſtet nie, und ihre Geſetze verſchaffen ſich immer gleichen Gehorſam. So unterbricht nichts je weder den Grad, noch die Form ihrer Wirkſamkeit. Dieſe Thätigkeit aber unveränderlich zu erhalten findet ſie in der gegenſeitigen Eigenthümlichkeit beider Geſchlechter eine mächtige Stütze. Indeß ſie aus dem einen Raſtloſigkeit ſchöpft, verbürgt ihr das andre die Stätigkeit.

So ſind nun zwiſchen beiden Geſchlechtern die Anlagen vertheilt, welche es ihnen möglich machen, dieß unermeßliche

Ganze zu bilden. Nur dadurch gelang es der Natur, widerſprechende Eigenſchaften zu verbinden, und das Endliche dem Unendlichen zu nähern. Denn überall droht angeſtrengte Thätigkeit dem ruhigen Daſeyn, ſo wie erhaltende Ruhe der regen Energie den Untergang. Darum beſeelte die Natur ihre Söhne mit Kraft, Feuer und Lebhaftigkeit, und hauchte ihren Töchtern Haltung, Wärme und Innigkeit ein. Indeß nun die einen ihr Gebiet zu erweitern ſtreben, bereichern es die andern mit ſorgſamer Hand innerhalb ſeiner Gränzen. Denn der ganze Charakter des männlichen Geſchlechts iſt auf Energie gerichtet; dahin zielt ſeine Kraft, ſeine zerſtörende Heftigkeit, ſein Streben nach Auſſenwirkung, ſeine Raſtloſigkeit. Dagegen geht die Stimmung des weiblichen, ſeine ausdauernde Stärke, ſeine Neigung zur Verbindung, ſein Hang die Einwirkung zu erwiedern und ſeine holde Stätigkeit, allein auf Erhaltung und Daſeyn. Mit gemeinſchaftlicher Sorgfalt verrichten ſie daher die beiden groſſen Operationen der Natur, die, ewig wiederkehrend, doch ſo oft in veränderter Geſtalt erſcheinen, Erzeugung und Ausbildung des Erzeugten. Vergleicht man indeß ihre eigenthümliche Beſchaffenheit noch näher mit einander; ſo hat die Natur die empfangenden Kräfte noch unter genauern Obhut genommen. Sie theilen mit ihr ihre entſchiedenſten Vorzüge, und, gleich den Töchtern im Hauſe, ſchließen ſie ſich näher an die ſorgſame Mutter an.

Daſeyn, von Energie beſeelt, iſt Leben, und das höchſte Leben das letzte Ziel, in dem ſich das Streben aller verſchiedenen Kräfte der Natur vereint. Die Verſchiedenheit beider Geſchlechter befördert die Erreichung dieſes Ziels, oder vielmehr ihre eigenthümliche Beſchaffenheit führt ſie zu demſelben hin, ohne daß ſie ſelbſt ſich deſſen bewußt ſind. Dann keine Kraft der Natur dient als Mittel einem Zweck, oder ſtrebt einer fremden Abſicht entgegen. Indem alle harmoniſch wirkſam ſind, folgt jede nur ihrem eignen Triebe, und das letzte Reſultat der Thätigkeit aller geht mit einer Nothwendigkeit hervor, die, da ſie alle Abſicht ausſchließt, auf den erſten Anblick zufällig ſcheinen kann. In gleicher Freiheit wirken nun auch die Kräfte beider Geſchlechter, und ſo kann man dieſelben als zwei wohlthätige Geſtalten anſehen, aus deren Händen die Natur ihre letzte Vollendung empfängt. Dieſer erhabenen Beſtimmung genügen ſie aber nur dann, wenn ſich ihre Wirkſamkeit gegenſeitig umſchlingt, und die Neigung, welche das eine dem andren ſehnſuchtsvoll nähert, iſt die Liebe. So gehorcht daher die Natur derſelben Gottheit, deren Sorgfalt ſchon der ahnende Weisheitsſinn der Griechen die Anordnung des Chaos übertrug.

Die Horen

Jahrgang 1795

Drittes Stück.

Tübingen
in der J. G. Cottaiſchen Buchhandlung
1795

Innhalt des dritten Stücks.

I Das eigene Schickſal. Seite 1

II Dante's Hölle. — 22

III Entzückung des Las Caſas, oder Quellen der Seelenruhe. — 70

IV Ueber die männliche und weibliche Form. — 80

Luchsaugen haben! — — Aber wie tief, wie tief muß ich ſchon geſunken ſeyn, daß eine ſolche Kreatur mich ergründet!

Ein Kammerdiener (tritt auf). Mamſell Millerin! —

Lady (zu Sophien). Hinweg, du! Entferne dich! (Drohend, da ſie noch zaudert.) Hinweg! Ich befehle es! (Sophie geht ab. Lady macht einen Gang durch den Saal.) Gut! Recht gut, daß ich in Wallung kam! Ich bin, wie ich wünſchte! (Zum Kammerdiener.) Die Mamſell mag hereintreten. (Kammerdiener geht. Sie wirft ſich in den Sopha und nimmt eine vornehm-nachläßige Lage an.)

Siebente Scene.

Louiſe Millerin tritt ſchüchtern herein und bleibt in einer großen Entfernung von der Lady ſtehen; **Lady** hat ihr den Rücken zugewandt und betrachtet ſie eine Zeitlang aufmerkſam in dem gegenüberſtehenden Spiegel.

(Nach einer Pauſe.)

Louiſe. Gnädige Frau, ich erwarte Ihre Befehle!

Lady (dreht ſich nach Louiſen um und nickt nur eben mit dem Kopfe, fremd und zurückgezogen). Aha! Iſt ſie — Ohne Zweifel die Mamſell — eine gewiſſe — Wie nennt man ſie doch?

Louiſe (etwas empfindlich). Miller nennt ſich mein Vater und Ihro Gnaden ſchickten nach ſeiner Tochter.

Lady. Recht! recht! ich entſinne mich — die arme Geigerstochter, wovon neulich die Rede war.

Die Horen.

Erſter Jahrgang. Drittes Stück.

I

Das eigene Schickſal.

Man hört ſo oft die Worte: „der Menſch hat doch *ein eignes* Schickſal" „*ſein* Schickſal verfolgt ihn; es hat ihn ereilet" oder: „das iſt nun einmal *mein* Schickſal; ich muß mich drein ergeben;" man hört ſogar dieſen Ausdruck von *Familien*, *Königreichen*, von *Ständen* und *Geſchäften* brauchen, daß es wohl der Mühe werth ſcheint, zu unterſuchen, was dieſe Worte, an denen Troſt und Schrecken, Furcht und Beruhigung, die kühnſten Unternehmungen, oder die ſtarre Verzweiflung haftet, bedeuten. Wiederum ſind die Ausdrücke: „jedermann baue *ſein Schickſal*; man ſei der Werkmeiſter *ſeines Glücks*;" oder „unſer Schickſal hänge von *Dem* und *Jenem*, es ſei Menſch oder Umſtand, ab" daß auch dieſe, oft im gegenſeitigen Sinne gebrauchten Worte der Unterſuchung nicht unwerth ſcheinen. Ueberhaupt ſind Redarten im Munde des Volks, ſie mögen Irrthümer oder Wahrheit enthalten, nie unbeträchtlich. Und dieſe ſind faſt allen Nationen gemein; auch die cultivirteſten Völker des Alterthums ſprachen vom *eignen Schickſal*, von einer doppelten *Fortuna*, einem Glück- oder Unglückbringenden *Genius* und *Dämon*, einer *Moira*; und wer auf die Zauberkraft gemerkt hat, die dergleichen Worte in den gröſſeſten Verlegenheiten, in den entſcheidendſten Augenblicken des Lebens, oft zur Bildung und Mißbildung eines ganzen Charakters haben, dem wird die Frage: „was iſt denn das *eigne Schickſal*? gewiß nicht unwichtig ſcheinen.

1. *Jeder Menſch hat ſein eignes Schickſal, weil jeder Menſch ſeine Art zu ſeyn und zu handeln hat.* In dieſem Verſtande nemlich bedeutet Schickſal die *natürliche Folge unſrer Handlungen, unſrer Art zu denken, zu ſehen, zu wirken.* Es iſt gleichſam unſer *Abbild*, der Schatte, der unſre geiſtige und moraliſche Exiſtenz begleitet. Daß es einen ſolchen *Zuſammenhang der Dinge*, mithin auch allgemeine, beſtändige, mit uns fortgehende *Reſultate unſrer Handlungen und Gedanken* gebe, kann niemand läugnen: denn, wie die alte Philoſophie ſagte, keine Wirkung iſt ohne Urſache, keine Urſache ohne Wirkung. Wie wir gegen andre handeln, ſo handeln andre gegen uns; ja ſie werden von uns gezwungen, alſo zu handeln. Wer den Ton in *Dur* angiebt, dem wird, früher oder ſpäter, in *Dur* geantwortet; es ſodert dies der natürliche Anklang, ich möchte ſagen, der *Wiederhall* unſrer Gedanken und Handlungsweiſe. Laß es z. B. ſeyn, daß eine Zeitlang der Starke gegen Schwächere übermüthig ſeine Kräfte gebrauche; dieſe nehmen ab, und die Wirkung, der *Ton ſeines Verfahrens* in ſeinem und andrer Gemüth iſt geblieben. Er findet einen Stärkeren, der mit ihm gleichmäßig verfährt, oder ihm ſiebenfach vergilt; ihn findet *ſein Schickſal*. Laß es ſeyn, daß der Gutherzige lange unterdrückt werde; mit der Zeit werden ſich andre Gutherzige zu ihm ſammeln, und ihre Kräfte mit den Seinigen vereinen. Er wird ge-

reitet: denn auch ſeine Gutmüthigkeit ſtand im Buche der Zeit angeſchrieben, und war nichts weniger, als verloren. So bei allen Gemüths-Charakteren, Tugenden und Laſtern. Fleiß und Trägheit, Klugheit und Thorheit, Stolz und Niederträchtigkeit, die oft Ein und dieſelbe Seele beſitzen und wechſelnd theilen, Menſchenhaß und Menſchengefälligkeit, Selbſtſucht und Liebe, alle haben und finden ihr Schickſal. Früher oder ſpäter, nach der Stärke ihrer Kraft von innen, oder nach Umſtänden von auſſen; die Nemeſis iſt da, ſie erſcheint, ſie ereilet.

Daß dieſe auf tauſend Erfahrungen geſtützte Wahrheit bezweifelt, daß ſie irgend noch als Problem angeſehen werden darf, zeugt nicht von der Blödheit unſers Verſtandes, ſondern von unſerer blöderen Aufmerkſamkeit in moraliſchen und menſchlichen, als in andern phyſiſchen Dingen. Alle wiſſen wir, daß die Echo uns nur den Schall unſrer Worte zurückgiebt, daß, wie wir fragen, ſie uns antworte. Niemand zweifelt daran, daß in eben dem Winkel, in welchem der Ball, die Kugel, das Hagelkorn, der Lichtſtral anpralleten, ſie auch abprallen; die Bewegungen der Kräfte im Stoß, im Druck, im Reiben u. ſ. ſind von der Mathematik nach ihrem innern Gehalt, nach Zeit, nach Medien, nach Form und Inhalt der Gegenſtände unter allgemeine Geſetze gebracht und berechnet. Wie? und in der geiſtigen, der moraliſchen Welt, im Reich der feinſten, der wirkſamſten, der ſchnelleſten Kräfte ſollte es dergleichen Naturgeſetze nicht, und überhaupt keinen Zuſammenhang geben? Eben hier herrſcht der feinſte von allen; und ich glaube dem erſten Lehrer der chriſtlichen Religion aus Einſicht und Erfahrung, daß wie wir geben, uns gegeben werde, daß, wie wir richten, auch wir unſer Urtheil empfangen; daß das kleinſte und gröſſeſte Gute und Böſe, ſeiner Art und Natur nach, vergolten werde in dieſer und jener Welt. Dem eignen Schickſal entgehet niemand; oder die Kette der Natur müßte brechen; das Licht müßte nicht mehr leuchten, die Flamme nicht wärmen, der Schall nicht tönen; vorausgeſetzt, daß menſchliche Organe dieſer Empfindungen fähig ſind, und daß man Alles im groſſen, unermäßlichen Zuſammenhange betrachtet. Ich bin feſt überzeugt, daß, je mehr unſre Aufmerkſamkeit auf Dinge dieſer Art gewandt, und unſer reine Sinn für den Zuſammenhang der geiſtigen und moraliſchen Welt, an deren Daſeyn jetzt mancher zweifelt, geſchärft würde, uns ein neues Licht hierüber aufgehen müßte.

Ehe uns dieſes als Wiſſenſchaft aufgeht, laſſet uns in unſerm Buſen unſer eigenes Schickſal als einen Apollo befragen. An welchem Unfall war nicht unſer Unbenehmen, an welchem Unglück nicht unſre Thorheit ſchuld? Wir ſäeten frühe, was wir ſpäter erndten, und erndten werden. Auch fehlte uns zu dieſem Verhältniß niemals in unſerm Herzen der Exponent, der Weiſer. Gehe, (ſagt mein Blatt,) geliebter Leſer, auf einem Spatziergange etwa, wenn du das Laub ſproſſen, die Blüthe treiben, die Bäume Frucht tragen, die Blätter fallen, oder das geſäete Korn unter dem Schnee begraben ſiehſt, gehe die vornehmſten Auftritte deines Lebens durch, ſo raſch oder ſo langſam als du die Schritte zähleſt. Von der Art an, wie du in der Kindheit deine Wärterinn oder deine Eltern, deine Freunde und Geſellen, deine Lehrer und die Geliebte deiner Jugend behandelt, wie du nachher jede deiner Situationen, vollendet und unvollendet, mißvergnügt oder befriedigt, beleidigend oder beleidigt verlaſſen haſt, wie du jeden Augenblick nützteſt, oder ſorglos vorbeiſtreichen ließeſt, Menſchen belogſt oder großmüthig, edel, unſchuldig, liebevoll wareſt: ſo, wird dir dein Herz ſagen, ward und wird dir dein Schickſal. Vieles, wird es dir ſagen, iſt noch ungebüßt; vieles reift noch zur Ernte. So ſchaamroth du Jenem und Dieſem vors Auge treten müßteſt: ſo gewiß iſt dies innre Auge in dir, und keine Treuloſigkeit, keine Unachtſamkeit iſt in die Lüfte verflogen. Den Ego, der ſie beging, trägſt du mit dir; das Buch der Zeiten iſt in deinem Herzen; deinem Bewußtſeyn kommen, oft an ſehr unrechtem Ort und unerwartet, alte Schulden zurück; jeder falſche Wechſel, der andre kränkte und mürbe gemacht, kommt dir zur Rechnung. Die Zeit iſt ein ſtrenger Buchhalter, ein wahres Continuum der Dinge, das nichts überſieht, das nie belüget. Frage dein Herz, und es wird dir ſagen, was gebüßt ſey, oder was noch gebüßt werden müße: denn dein Schickſal iſt der Nachklang, das Reſultat deines Charakters.

2. Das Schickſal ſcheint inconſequent mit uns zu handeln, weil wir ſelbſt inconſequent ſind. Es iſt mächtig groß, weil wir ſelbſt ſehr klein ſind.

Gewöhnlich, legt man dem Schickſal Inconſequenzen bei und nennet dieſe Zufall. Es giebt Zufälle in der Welt, und deren ſind unendlich viele; um ſo mehrere treffen uns, je mehr uns alles Zufall iſt, d. i. je weniger wir conſequent handeln. Da wird uns zuletzt alles Zufall. Das Wort Schickſal deutet indeſſen ganz etwas anders an, eine Reihe, eine unwandelbare Ordnung, nach veſtgeſtellten Grundſätzen, ſeyen dieſe in unſerm oder in einem höheren und dem höchſten Gemüthe. Es wäre ſehr anmaßend zu denken, daß im ungeheuren Inbegriff aller Dinge nirgend eine Conſequenz ſey, als die das ſchwache menſchliche Gemüth hineindichtet.

Gerade umgekehrt ſehen wir die ungeheuerſte Conſequenz im Reich der Natur, und finden den Samen der Inconſequenz allein in uns; und finden zu eben der Zeit, daß dieſe Inconſequenz, als ein Attentat gegen die zuſammenhangende Natur uns mächtig ſtrafe. Kein Verbrechen ſolcher Art findet Verzeihung; weder durch Reue kann es gebüßt, noch durch Thränen verſprochener Aenderung weggeheuchelt werden. Und ſo lange die Menſchen nicht die thörichte Vermeſſenheit aufgeben, „ſie können dem Gange der Natur Troz bieten, und als überirdiſche Weſen, die Geſetze derſelben ändern," ſo lange verfolgt und ereilt ſie billig ihr Schickſal.

Nicht der Menſch, keine Claſſe von Menſchen, hat die Geſetze der Natur geſtellt, unter ihnen iſt er da, und Er muß ihnen gemäß leben. Kleinheit des Geiſtes alſo iſt ein Attentat gegen die Majeſtät der Natur und muß als ſolche ihr Schickſal finden. Vom frechen Stolz gezeugt, von lüſterner Trägheit empfangen, von ſinnloſer Gewohnheit geſäugt und von Schmeichelei erzogen, was kann ſie anders ſeyn und geben als was ſie iſt? Vernunft- und Geſetzlos könnte ſie die Ordnung der

Dinge ändern? Groß, ſo lange das Andre um ſie her klein iſt; ſtark, ſo lange man keine andre Stärke kennet, kann ſie leicht in die narkotiſche Ueberzeugung gerathen, daß auſſer ihr nichts groß und ſtark ſey; ändern ſich die Umſtände, erwachen andre Kräfte, ſo ereilt die kleine Schwachheit ihr Schickſal.

Gleicherweiſe ſträubt ſich die Natur des Geſammten gegen den Egoismus: denn was iſt ein Menſch, wenn er auch der weiſeſte, der ſtärkſte, der kühnſte wäre, gegen den Inbegriff der Dinge um ihn her, und gegen die Folge der Zeiten nach ihm? Welcher Menſch findet nicht ſeines gleichen? welches Talent erlebt nicht die Zeit, daß man ſeiner gnug habe? welche ſelbſtſüchtige Macht muß nicht der Allmacht weichen, die um ſie her iſt? Sehet hier den vergrünten Baum, die veraltete hole Weide, dort den eingeſtürzten Berg, hier die abgemähete Flur, dort den zerfallenen Thurm, hier die verſtummete Nachtigal und Lerche; alle ſind, wozu ſie die Natur, ihr Schickſal geordnet. Keine Nachtigal ſchlägt im Winter, und kein Palmbaum hat eine Cypreſſe zu ſeyn begehret.

Hier alſo liegt das ſogenannte eigne Schickſal der Verfaſſungen, Stände und Reiche. Sofern ſie ein mechaniſches Gerüſt ſind, wer mag der Natur der Dinge widerſtreben, daß Jedes nicht einmal als das was es iſt erſcheine? Die alte Treppe zerfällt; die alte Latte wird unbrauchbar; dies Dach ſchützet nicht mehr; jener Stuhl iſt morſch und mürbe; was hat ſie in ſolchen Stand geſetzt, als die Zeit und die Nachläſſigkeit der Hände, die jenes Dach nicht beſſerten, dieſen Stuhl nicht erneuten, die thaten, als ob das Schickſal ihnen dienen ſollte, und ſie durchaus nicht dem Schickſal dienten. Sie alſo waren inconſequent gegen die conſequente Reihe der Dinge, gegen die zuſammenhangende Kette von Wirkungen und Folgen. Sollen wir nun wünſchen, daß Luft und Zeit gegen alles, nur nicht gegen dieſe arme hole Weide, gegen dieſe Treppe, gegen dieſen morſchen Stuhl ſich als Luft und Zeit erweiſe? Sollen wir wünſchen, daß der Argus mit tauſend Augen ſie nur gegen dieſe Gegenſtände verſchließe, mithin ſein ganzes Geſchäft des Wachens aufgebe? So nah uns dieſe Wünſche liegen, ſo werden wir ihnen entſagen, wenn wir bemerken, daß der Genius der Welt der zarteſten Lieblingsneigung, die gegen ſein Geſchäft iſt, nicht ſchonen könne: denn dies Geſchäft iſt nichts als zu zeigen, daß Jedes ſey, was es iſt, daß das Veraltete veraltet ſey, daß das Todte nicht mehr lebe. Wenn Menſchen dies nicht durch Vernunft begreifen wollen, lernen ſie es durch Erfahrung.

Man durchgehe den Compaß ſeines eignen kleinen Schickſals; das Meiſte, das wir ihm zur Inconſequenz anrechneten, (das groſſe Rad der Dinge ausgenommen, auf welches wir geflochten ſind, und das wir nicht zu lenken vermögen,) rührte von unſerer eignen Inconſequenz her. Wir blieben unſerm Beruf nicht treu; wir gingen aus unſerm Charakter; da verfolgte, da ereilte uns das Schickſal; d. i. unſre Inconſequenz ſtieß gegen ſeine conſequente Natur an und zerſtieß ſich die Stirn oder dem Faß den Boden. Wir fühlten, daß wir nicht ſo handeln ſollten; wir handelten alſo, und es mißlang; da ſagen wir dann; „Jener Menſch iſt mir immer ein fataler Menſch geweſen; ich fühlte, daß ich mit ihm nichts zu ſchaffen haben ſollte, und widerſtrebte meinem warnenden Dämon." Da nennen wir ſogar den Ort, die Zeit, die Stunde fatal, ſind gewohnt, den unſchuldigſten Dingen Schuld beizumeſſen, und ſie uns als Dienerinnen des Schickſals mit düſtern Farben zu bezeichnen, blos und allein, weil ſie uns an unſre Inconſequenz und Schwäche, an den gebrochenen Bund mit unſerm Bewußtſeyn, vor dem heiligen Altar unſres Herzens erinnern. Sollte man die Menge der Unglücklichen abhören, die nach ihrem eignen Bewußtſeyn durch ihre Schuld unglücklich wurden, ſo würde ſich immer das Bekenntniß wiederholen: „nur durch Schwäche, durch Ungehorſam gegen mich, durch Inconſequenz ward ich unglücklich." — Alſo

3. Vermeide Jeder, ſo viel er kann, der Sklave einer fremden Beſtimmung zu werden, und baue ſein eigenes Schickſal.

Am Looſe eines Andern, der uns nahe iſt, Antheil zu nehmen, ihm wo wir können mit Rath zu helfen, ſeine Laſt zu erleichtern, ſein Glück zu fördern, gebietet uns allen Menſchenliebe, oft Freundſchaft, Pflicht und Tugend. Aber uns ſelbſt, vielleicht auf Lebenslang, zu verlaſſen, um einem fremden Genius zu dienen, ihm mit Aufopferung unſrer ſelbſt blind zu folgen, das verbietet uns unſer Genius, der, wenn wir ſeine Warnung nicht achten, zu ſeiner Zeit dafür hart ſtrafet. Es giebt imperatoriſche Menſchen, die von der Natur dazu beſtimmt zu ſeyn glauben, die Führer andrer zu ſeyn, in entſcheidenden Augenblicken über ihr Schickſal zu gebieten und es

(Nach einer Pauſe vor ſich.) Sehr intereſſant, und doch keine Schönheit — (Laut zu Louiſen.) Trete ſie näher, mein Kind! (Wieder vor ſich.) Augen, die ſich im Weinen übten — Wie lieb' ich ſie, dieſe Augen! (Wiederum laut.) Nur näher — Nur ganz nah — Gutes Kind, ich glaube, du fürchteſt mich.

Louiſe (groß mit entſcheidendem Ton). Nein, Milady! Ich verachte das Urtheil der Menge.

Lady (vor ſich). Sieh doch! — und dieſen Trotzkopf hat ſie von ihm. (Laut.) Man hat ſie mir empfohlen, Mamſell! Sie ſoll was gelernt haben und auch ſonſt zu leben wiſſen — Nun ja. Ich will's glauben — auch nähm' ich die ganze Welt nicht, einen ſo warmen Fürſprecher Lügen zu ſtrafen.

Louiſe. Doch kenn' ich Niemand, Milady, der ſich die Mühe gäbe, mir eine Patronin zu ſuchen!

Lady (geſchraubt). Mühe um die Klientin oder Patronin?

Louiſe. Das iſt mir zu hoch, gnädige Frau!

Lady. Mehr Schelmerei, als dieſe offene Bildung vermuthen läßt! Louiſe nennt ſie ſich? Und wie jung, wenn man fragen darf?

Louiſe. Sechzehn geweſen.

Lady (ſteht raſch auf). Nun iſt's heraus! Sechzehn Jahre! Der erſte Puls dieſer Leidenſchaft! — Auf dem unberührten Klavier der erſte einweihende Silberton — Nichts iſt verführender — Setze dich, ich bin dir gut, liebes Mädchen. — Und auch er liebt zum Erſtenmal — Was Wunder, wenn ſich die Strahlen eines Morgenroths finden? (Sehr freundlich und ihre Hand ergreifend.)

mit einem Wink zu lenken. Wohl, wenn ſie auch Herren dieſes Schickſals wären, und ihre Macht ſich bis in die Bruſt des Andern erſtreckte, deſſen Verhängniß aus ihrer Meinung ſie zu beſtimmen wagen. Da dies aber nicht iſt, ſo bleibet dem, der andre für ſich rathen, wählen, ſorgen ließ, zuletzt nichts übrig, als entweder die von einem fremden Verſtande verwickelten Fäden mit eignem Verſtande, ſo gut er kann, aufzulöſen, oder dem Wagen des andern, der über ſein Schickſal gebot, demüthig zu folgen. Will er großmüthig ein Auge auf dich werfen, und mit den Zügeln, in denen du daherſchleichſt, ſeine Hand bemühen, ſo iſts Gnade; wo nicht, ſo ſchreibe dirs ſelbſt zu, wenn du dafür geachtet wirſt, wofür du dich ſelbſt achteteſt, da du dich als eine unbedeutende Zahl der hohen Nummer beigeſellteſt. Verſöhne deinen Genius, ſo viel du kannſt und mache dich ſelbſt geltend.

Es giebt Verbindungen in der Welt, da das Schickſal Eines Menſchen durch Naturgeſetze an das Schickſal des Andern geknüpft iſt. So folgt das Weib dem Schickſal des Mannes, und es iſt jederzeit etwas gefährlich, wenn Er dem Schickſal des Weibes folget. So ſind Unmündige an den Rath und Willen, an den Stand und die Beihülfe ihrer Eltern und Vormünder geknüpft; bald aber lehrt der Vogel ſeine Jungen fliegen, und wenn ſie den Flug erlernt haben, treibet der Adler ſie ſelbſt aus dem Neſte. Durch Bande der Liebe und des Zutrauens ſind Freunde verknüpft; es ſchlägt in ihnen Ein Herz; ihre gemeinſchaftliche Seele ſorgt für einander. Zeiten der Gefahr, Unternehmungen voll Muth und groſſer Geſinnung erheben, ſtärken, verknüpfen die Seelen, jeder vergißt ſein Ich, und wohnt in der Bruſt des Andern oder vielmehr am gemeinſchaftlichen Ziele. Lebens-Verhältniſſe einer langen Bekanntſchaft, die ſüſſe Gewohnheit einer daurenden Vertraulichkeit und Freundſchaft, bringen ſtille Gemüther ſehr nah und enge zuſammen, daß der Eine dem Schickſal des Andern, wohl auch im Tode ſelbſt folgt. So wünſchte Horaz mit ſeinem Mäcenas zugleich zu ſterben; ihm ward ſein Wunſch gewähret: er ſtarb Ein Jahr nach ihm. Und ſo iſts eine bekannte Sache, daß alte Freunde, liebende Ehegatten einander im Tode oft nachfolgen; der Eine Theil blieb verwaiſet zurück, konnte und wollte keine andre Bande knüpfen; er folgte dem andern an der ſanften Hand eines gemeinſchaftlichen Schickſals.

Was Natur und Liebe thut, wird Selbſtſucht, Ehrgeiz, angebohrner oder gewohnter Befehlhaber-Geiſt nie vermögen. Dieſe trennen die Gemüther, ſtatt ſie zu verbinden; denn auch nach langer Täuſchung kommt der Gefeſſelte auf den traurigen Erfahrungsſatz zurück: „Du wirſt nicht geliebt, nicht geachtet." Und da mangelnde Liebe und Achtung durch nichts erſetzt werden kann, ſo löſen ſich manche mühſam-zuſammengehaltene Verbindungen endlich in jenen Schluß einer Vorleſung über die Freundſchaft auf: „meine Freunde, es giebt keine Freunde," als die das Herz, die Natur, und eine Lebenslange Erfahrung knüpfte.

Es gab Zeiten, da eine Menge Menſchen mit ganzem und ſüſſem Zutrauen ihr Schickſal an das Schickſal eines groſſen Mannes, ſogar ſeiner Familie knüpfte; ihn ließ ſie für ſich denken und wollen; ſie vollbrachte ſeine Befehle, als wären dieſe von ihnen ſelbſt geſtellt und bekräftigt. Dies Zutrauen konnte nicht anders aufkommen und gedeihen, als dadurch, daß der groſſe Hauſe ſah: „er befinde ſich bei dieſem Zutrauen wohl; das Glück, die Würde, die Thätigkeit des groſſen Mannes ſey wirklich ſein beſſerer Genius, ſein Schutzgeiſt. Sobald ſich aber dieſe Verhältniſſe änderten, oder gar verkehrten, ſo daß ſichtbarer Weiſe das Glück des Führenden nicht eben oder immer das Glück des Geführten, ja jener ſogar auf Koſten der Unglücklichen glücklich war: ſo mußte ſich natürlich das Band dieſes hingebenden Zutrauens ſchwächen; zumal wenn man von Seiten der Führer ſich alle erſinnliche Mühe gab, dem Volk eindrücklich zu machen: „das Glück, die Macht, der Wille, die Würde, die Ergötzungen des Hirten ſey eine ſeparate Oekonomie und nicht das Schickſal der Heerde." — Seitdem wurden es eitle Schmeicheleien, wenn die Römer, bei dem Genius ihres Imperators, als bei ihrem Geſammt-Genius ſchwuren; ſie wußten alle, daß der Geiſt eines Tiberius, Caligula, Claudius, Nero, und ihrer Conſorten dies nicht ſey. Indeſſen blieben ſie bei der Familia Julia, Flavia, und lieſſen zuletzt Soldaten den Mann wählen, an den das Schickſal des Reichs geknüpft ſeyn ſollte. Wie in jedem Stande die Beßten nur die Wenigſten ſind, ſo waren es auch unter den Imperatoren nur die Wenigſten, die ihren hohen Beruf, „Schickſalsgötter des Reichs zu ſeyn" nicht nur kannten, ſondern auch edel erfüllten. Auch als Imperatoren waren ſie Beamte, Privatperſonen, auf denen die Laſt des Reichs ruhete, an die das Schickſal der Völker geknüpft war.

Ohne die mittleren Jahrhunderte zu durchgehen, wollen wir nur Eins bemerken, dies nämlich: daß Cultur, d. i. der wahre Geiſt der Aufklärung zwar das blinde Zutrauen ſchwäche und das alberne gar zerſtöre; dagegen aber ihrer Natur nach das gegründete Zutrauen deſto unverletzlicher mache, indem ſie es zur Regel der Vernunft ſelbſt erhebet. Je mehr der leere Wahn, der an unweſentlichen Dingen hing, ſchwindet, deſto mehr lernt man dem Weſentlichen vertrauen und ſich unter ein Schickſal, deſſen Geſetze man erkannt hat, fügen. Alle Verirrungen des menſchlichen Verſtandes, alle Gräuelvolle Scenen, die von wilden oder verkappten Leidenſchaften geſpielt werden, aller verlarvte Betrug muß, wenn er in ſeiner Natur oder in Folgen erkannt wird, zuletzt auf Grundſätze der Wahrheit führen; und dieſe können in unſerm Capitel keine andre ſeyn, als daß, ſoviel möglich, jeder Menſch die Macht, die Geſchicklichkeit und Bequemlichkeit erhalte, unter Geſetzen des öffentlichen allgemeinen Wohls, ſein Schickſal ſelbſt zu leiten. Will ers einem andern vertrauen, ſo wirds ihm niemand wehren; er merke ſich aber dabei Eine geprüfte Erfahrung, daß der, der uns viel Gutes erzeigt hat, oft wider ſeinen Willen uns auch Böſes erzeigen könne, ſo daß zuweilen auch hier die Schaalen der Waage im Verfolg der Zeiten gleich ſchweben.

4. Das Leben des Menſchen iſt auf Lebenszeiten berechnet, ſo auch ſein Schickſal. Eine Begebenheit iſt auf Momente berechnet, ſo auch ihr Schickſal.

Ueber den Zuſammenhang der menſchlichen Lebensalter bedarf es keiner Diſſertation; wir erkennen ſie alle, und ſehen ihren Bau auf einander. Wer im Frühlinge nicht ſäet, wird im Sommer nicht erndten, im Herbſt und Winter nicht genieſſen; er trage ſein Schickſal. Wer als Greis thun will und nicht mehr zu thun vermag, was er als Jüngling mit Ehren thun dörfte, geräth an eine unrechte Hora; er trage ſein Schickſal. Jedermann hat hierüber den Compaß in ſich, der ihm ſagt: „jetzt iſt es Zeit; jetzt nicht mehr Zeit. Die Stunde iſt vorüber." Will er das Schickſal herausfodern, ſo wage ers auf ſeine eigene Koſten. In der Jugend darf man wagen; das Glück, ſagt man, iſt ein Weib; es gefällt ſich an Etourderieen der Jugend. Wehe dem aber, der dieſe über den Punct bis zum Alter hinaus treibet! Wehe dem, der von allen Wagniſſen jüngerer Jahre, in welchen das Glück ihm beiſtand, nichts als einen übeln Namen und ein Bewußtſeyn lauter nichtiger, verfehlter Plane davon trägt. Er hat ſich einen übeln Winter bereitet, und darf nicht eben mit Freude ſagen: „das iſt mein Schickſal."

Von Schriftſtellern und berühmten Männern braucht man den Ausdruck: „um dieſe Zeit hat er geblühet." Von berühmten und glücklichen Schönen ſagt man ein Gleiches. Mancher blühete, wie der Feigenbaum früh, ehe noch ſeine Blätter da waren; die Blüthe ging bald vorüber. Mancher, wie der Mandelbaum ſpät und bei grauen Haaren; daher er auch ſeine Blüthe ins Grab nimmt. Der nüchterne Mann, der ſich die Sophroſyne zur Freundin erwählte, weiß, wenn er blühen und nicht mehr blühen, wenn er Früchte bringen ſoll. Er will und mag ſeine Jugend nicht verlängern, nicht das Höchſte ſeines Lebens zu einem noch höhern treiben; ſondern bereitet ſich, ſo lange es ſeyn kann, zu beſtehen, und allgemach hinabzuſchreiten. Die Göttinn Nüchternheit bewahrt ihn vor dem böſen Schickſal, ſich ſelbſt zu überleben. Er ändert ſeine Kleider nach der Jahrszeit, und erlebt zuweilen im Herbſt eine verſpätete Roſe, oder nach ruhig durchlebtem Winter die erſten Veilchen eines neuen Frühlings.

Traurig iſts aber, wenn eine ſchlechte Verfaſſung der Menſchen den Greis wider ſeinen Willen zum Jünglinge, zu einem Brautwerber des Glücks, der Gunſt und des Beifalls mit grauen Haaren macht, damit er und die Seinen nicht Hungers ſterben. Hinter dem fünfzigſten Jahre ſollte wohl kein würdiger Mann mehr betteln dörfen, wenn er dreiſſig derſelben in nützlicher Arbeit hingebracht hat. Meiſtens hat ſich in dieſen dreiſſig Jahren, die Welt und Er ſelbſt ſo verändert, daß er nicht mehr von vorn anfangen kann; ſo wenig es dem Strom, der dreiſſig Meilen fortfloß, zuzumuthen iſt, daß er zur Quelle zurückkehre. Einen verdienten Mann im Alter ſeinem Schickſal zu überlaſſen, iſt eine Undankbarkeit, von der auch die Wilden nichts wiſſen, bei denen das Alter geehrt iſt, und der Jugend mit ſeinem geprüften Rathe dienet.

Jede Begebenheit endlich hat ihre Momente des Daſeyns; vom Kleinſten fängt ſie an, ſteigt langſam oder ſchnell zu einem Höchſten, von welchem ſie wieder zum Minimum ſinket. Wer dieſe Begebenheit veranlaßt oder in ſie wirkt und eingreift, oder ihr entgegen ſtrebet, hat dieſe Momente ihres Schickſals zu bemerken. Manches Feuer läßt ſich im Funken erſticken;

wer aber, wenn die Flamme auflodert, blind in ſie hineingreift, verbreitet ſie eher, als daß er ſie dämpfe. Was nicht gerettet werden kann, brenne; man ſondre das Nächſtgelegene von ihm ab, daß es an dieſem fremden Schickſal nicht Theil nehme. Ueble Barmherzigkeit, die den umherfliegenden Funken und Feuerballen Häuſer und Kammern öfnet! In aller Geſchichte waren Die Helden des Schickſals, die den Gang der Begebenheiten, die kritiſchen Tage der Krankheit, überhaupt die Reife der Dinge geſund zu beurtheilen wußten. In eignen Unternehmungen nutzten ſie die Schwäche ſowohl als die Stärke der Menſchen, erweckten was in Trägheit ſchlief, veränderten durch neue oder neugebrauchte Hülfsmittel den Gang der alten Gewohnheit, brachten ihre Gegner aus der Faſſung und wandten die Unglücksfälle ſelbſt zum Glück an. Fremden Unternehmungen ſetzten ſie ſich am kräftigſten dadurch entgegen, daß ſie ſolche entweder im Keim vernichteten oder den Apfel reifen ließen, bis er in ihren Schoos ſank. Statt neuer Tafeln des Schickſals ſicherten ſie ſich, und lieſſen jede Hora ihr Werk vollenden.

Sehr unterrichtend lieſſen ſich dieſe Anmerkungen mit Beiſpielen der Geſchichte belegen, und auf groſze oder kleine Veränderungen der Welt anwenden; wir wollen indeß lieber, den vorigen Grundſätzen gemäß, noch einige Schickſalsworte durchgehn, deren Misbrauch viel Böſes ſtiftet.

Man ſpricht z. B. von glücklichen oder unglücklichen Menſchen; „jene dörfen ſich Alles erlauben und es gelingt; dieſe verfolgt auch bei den beſten Unternehmungen ein Unhold, ihr unglückliches Schickſal.“

Der Urſprung dieſer Benennungen fällt in die Augen. Es giebt, wie man ſagt, glücklichgebohrne Menſchen, denen Alles geräth, denen Alles wohl anſteht. Ihr Anblik gewinnt die Herzen, ihr Betragen ſchaft ihnen Freunde, ihre Zuthätigkeit zu Menſchen bringt Menſchen auf ihre Seite, ihre Behendigkeit, ihre Klugheit läſſet ſie nicht leicht einen Mißgriff thun; dies Glück ſtößt ihnen Zutrauen zu ſich, andern Zutrauen zu ihnen ein, es macht ihnen Muth — nur daß dieſer Muth kein Uebermuth werde! — Auch ſie haben einen höchſten Punct, den ſie nicht überſchreiten dörfen; ſonſt ſagt das alte Sprüchwort: „die hohen Steiger fallen gern; die guten Schwimmer ertrinken gern.“ Julius Cäſar, der dieſe Zuverſicht zu ſich in hohem Maaß und doch nicht im Uebermaaß hatte, der mit ſo vieler Würde ſprach: „fürchte dich nicht, du fährſt den Cäſar“ und ſich auch in den letzten Tagen, da er ſchon mistrauiſch zu werden anfing, dennoch der Republick unentbehrlich und ſicher glaubte, irrte ſich an ſeinem Glück; er ward ermordet.

Der Gedanke, daß uns das Unglück verfolge, iſt ein böſer Dämon; er macht trübſinnig, ſcheu, verzagt, mißtrauend, unzufrieden mit ſich und andern, endlich kühn, verzweifelnd; er wird alſo ſeiner Natur nach unſres Unglücks Vater und Stifter. Frühe muß man dieſen böſen Geiſt vertreiben, und einem jungen Mann nicht durch Worte ſondern durch wohlbeſtandene Proben zeigen, daß er Glück habe. Ein Freund thut hier oft mehr als ein Lehrer; Pylades und Minerva heilten den jungen Oreſtes. In ſpätern Jahren kommt es bei dieſem Gedanken darauf an, daß man ſich frage: „weßhalb man unglücklich ſeyn müſſe?“ Iſts, weil alte Schulden auf uns liegen, ſo büße man dieſe und zahle ſie ab; ſo lange leide man in der Stille. Oder weil man in ſich eine ungeſellige, widrige Denkart bemerkt; wohlan! ſo werde ein Arzt deiner ſelbſt; in dir iſt das Uebel, und die Vorſehung wird (glaube es) auf tauſend dir jetzt unbekannte Weiſen deinen Bemühungen beiſtehn. Oder meinſt du, du ſeyſt für andre ein Unglückbringendes Weſen; forſche auch dieſem ſchwarzen Gedanken nach, woher er komme? Verſuche es, und widerlege ihn durch die That. Deine Proben werden glücklich ſeyn; Herzen werden dir entgegen kommen; du wirſt überzeugt werden, daß du zum Glück daſeyn könneſt, weil du zu ihm daſeyn ſollſt. Die Natur und dein Herz werden ja nichts Unmögliches als Pflicht von dir fodern.

Wenns Unglückbringende Menſchen giebt, ſo ſind es nicht dieſe trübſinnige, ſondern jene kecke, ſtolze, freche Menſchen, die ſich dazu berufen glauben, alles zu ordnen, ihr Bildniß jedermann aufzuprägen. Verſtanden und mißverſtanden machen dieſe viele Verwirrung; ſie rücken die Stühle von ihrem Ort, rücken Menſchen aus ihrem Gedankenkreiſe, prägen dieſen ihre Grundſätze ein, nach denen jene doch nicht handeln können, und verwüſten damit menſchliche Gemüther. Gut, daß dieſe Dämonen, ſie mögen offenbar oder verſtohlen handeln, ſelten erſcheinen; wenige von ihnen können auf Generationen Unglück verbreiten. Gegen ſie aber ſollten ſich alle geſetzten Gemüther vereint wapnen.

Man ſpricht oft von unglücklichen Familien; und warum ſollte es deren nicht geben? Erben ſich nicht falſche Grundſätze und Gedankenverwirrungen, böſe Anlagen und Leidenſchaften wie Seuchen und Gebrechen fort? und werden ſie nicht oft durch Erziehung genähret? Die Geſchichte zeigt uns Exempel derſelben und giebt uns zugleich guten Rath an die Hand. Kannſt du, ſo heile das Familien-Uebel; und es wird eine geſunde Sproße hervorblühn, die den Unglücksnamen hinwegnimmt, die vom böſen Dämon das Haus reinigt. Kannſt du es nicht, ſo knüpfe, wenn der ſcheue Genius dich warnt, dein Schickſal nicht an das Schickſal des dir gefährlichſcheinenden Hauſes. Oft, ſinget Horaz,

— traf den Unſchuldigen
Zuſammt dem Schuldgen Jupiters Rächerſtral.
Mit hinkendem, doch ſicherem Tritte
Folgt dem Verbrecher die ernſte Strafe.

Wenn es aber unglückliche Familien giebt: warum ſollte es nicht auch glückliche geben? Es giebt deren, die Wahrheit, Verdienſt und Geſchichte ausgezeichnet haben; ihnen ſich zugeſellen, giebt Aufmunterung, Troſt und Muth. Die Laren und Penaten, die Genien der Geſchlechter ſind heilige Götter: natürlich aber nur in dem Heiligthume, das ihrer werth iſt.

Sonſt iſts überhaupt keine Menſchenfeindliche Regel der Klugheit, ſich vor denen zu hüten, die, (wie man ſagt) das Schickſal ausgezeichnet hat. Wie man nicht gern und aufs Gerathewohl einen Dienſtboten annimmt, der von ſeinen vorigen Herren mit oder ohne Grund weggejagt worden, wie man dem nicht eben am liebſten ſein Geſchäft anvertrauet, der wegen mißrathener Geſchäfte berühmt iſt, noch den zu ſeinem Rathgeber er-

Es bleibt dabei, ich will dein Glück machen, Liebe — Nichts, nichts als die ſüße, frühverfliegende Träumerei. (Louiſen auf die Wangen klopfend.) Meine Sophie heirathet! Du ſollſt ihre Stelle haben — Sechzehn Jahre! Es kann nicht von Dauer ſeyn!

Louiſe (küßt ihr ehrerbietig die Hand). Ich danke für dieſe Gnade, Milady, als wenn ich ſie annehmen dürfte.

Lady (in Entrüſtung zurückfallend). Man ſehe die große Dame! Sonſt wiſſen ſich Jungfern ihrer Herkunft noch glücklich, wenn ſie Herrſchaften finden. — Wo will denn ſie hinaus, meine Koſtbare? Sind dieſe Finger zur Arbeit zu niedlich? Iſt es ihr bischen Geſicht, worauf ſie ſo trotzig thut?

Louiſe. Mein Geſicht, gnädige Frau, gehört mir ſo wenig als meine Herkunft.

Lady. Oder glaubt ſie vielleicht, das werde nimmer ein Ende nehmen? — Armes Geſchöpf, wer dir das in den Kopf ſetzte, mag er ſeyn, wer er will — er hat euch beide zum Beſten gehabt. Dieſe Wangen ſind nicht im Feuer vergoldet. Was dir dein Spiegel für maſſiv und ewig verkauft, iſt nur ein angeflogener Goldſchaum, der deinem Anbeter über kurz oder lang in der Hand bleiben muß. — Was werden wir dann machen?

Louiſe. Den Anbeter bedauern, Milady, der einen Demant kaufte, weil er in Gold ſchien gefaßt zu ſeyn.

Lady (ohne darauf achten zu wollen). Ein Mädchen von ihren Jahren hat immer zwei Spiegel zugleich, den wahren und ihren Bewunderer — die gefällige wählen wird, dem bisher alle ſeine Plane verunglückten: ſo wird man immer auch behutſam ſeyn müſſen, einem notoriſch-Unglücklichen ein Geſchäft zu überlaſſen, bei dem es auf Glück ankommt; und bei welchem Geſchäft käme es, im rechten Sinne des Worts, darauf nicht an? Wer bürgt dir dafür, daß er an ſeinem Unglücke ganz unſchuldig war? wer iſt dir, bei ſeinem beſten Willen, für dein Geſchäft Bürge? Oder willſt du die Probe machen, das Glück zu belehren, daß es gegen ihn unrecht gehabt habe? — Was hängt weniger mit uns zuſammen, als unſer Name? und doch zeigt die Geſchichte, daß es Fälle giebt, wo man wohl thut, ſogar unglücklich-geglaubten Namen auszuweichen. Wie oft hängt der Menſchen Wahn an einem Wortſchall! und wie vieles hängt nicht, bei Glück und Unglück, am Wahn der Menſchen!

Im ſchönſten Sinne des Worts iſt mein eignes Schickſal, das ich mir ſelbſt durch Arbeitſamkeit, Mäſſigung, Gnügſamkeit, Verſtand und Tugend erwerbe. „Wozu Jemand Luſt und Liebe hat, das bekommt er ſein Lebenlang gnug" ſagt das ſchöne deutſche Sprüchwort; es kommt alſo nur darauf an, daß man zum Rechten und Beſten Lieb' und Luſt habe, und es mit unabläßigem Fleiß treibe. Früher oder ſpäter kommt man gewiß zum Ziele. Was einem Gott beſchert, nimmt ihm St. Peter nicht; item: Gott begegnet manchem, wer ihn nur grüſſen könnt — eine Reihe dergleichen ſinnbildliche Redarten in unſrer alten Sprache ſind von der treffendſten Wahrheit. Das Nicht zu viel! Maas iſt zu allen Dingen gut! rathen ſie uns treuherzig an, und vom falſchen Zutrauen, vom Umherlaufen, von der Allthuerei treuherzig ab. Das „vierzehn Handwerk, fünfzehn Unglück“ iſt ein goldnes Wort; desgleichen: „du haſt viel zu ſchaffen und wenig auszurichten.“ „Wer auf Gnad dient, den lohnt man mit Barmherzigkeit.“ „Wers kann, dem kommt es.“ „Recht findet ſich“ u. ſ. Sey, wer du ſeyn ſollt, und thue das Deine; ſo wird dich das Glück, dein gutes Schickſal ungeſucht finden; die ſchärfſte Waage deines, keines fremden Schickſals iſt in dir.

Jezt ſollte ich noch vom eignen Schickſal ganzer Nationen reden, von dem in der Geſchichte vortrefliche Sibyllenblätter enthalten ſind; einer andern Hora können ſie werden.

II

Dante's Hölle. *

Als ich die Bahn des Lebens halb vollendet,
Fand ich in einem dunkeln Walde mich,
Weil ich vom graden Weg mich abgewendet.
Es fällt mir hart zu ſagen, wie der wilde
Gewalt'ge rauhe Wald beſchaffen war,
Denn noch ergraut mein Geiſt vor ſeinem Bilde.
An Bitterkeit kommt er dem Tode nah,
Doch um des Heils, das ich darinn gefunden,
Will ich das andre melden, was ich ſah.
Ich weiß nicht mehr, wie ich mich drein verlohren,
So ganz voll Schlafes, war ich um die Zeit,
Als ich zuerſt den falſchen Weg erkohren.

Ein ſo ernſter ſchmuckloſer Anfang ohne voraus geſchickte Ankündigung ſcheint mehr die Geſchichte würklich erlebter Begebenheiten, als eine Reihe von willkührlichen Dichtungen zu verſprechen, und ſtimmt zum Glauben ſelbſt an das Wunderbarſte, das folgen ſoll. Die erſte Zeile bezeichnet nicht blos im Allgemeinen das männliche Alter, ſondern nahmentlich das fünf und dreyßigſte Lebensjahr des Dichters nach dem Ausſpruche: des Menſchen Leben wäh-

---

* Siehe Bürgers Akademie der ſchönen Redekünſten IIItes Stück, wo der Verfaſſer dem Publikum den erſten Verſuch ſeiner Darſtellung des Dante vorlegte, die hier vollendet erſcheint. D. H.

ret ſiebenzig Jahr; und ſezt alſo den Zeitpunkt der Viſion, den andre Stellen noch genauer auf Tag und Stunde beſtimmen, nicht ohne geheimnißvolle Beziehungen, in das Jubel-Jahr 1300. Von allen ſeit dem bis zu den Zeiten wo er ſchrieb, vorgefallenen Begebenheiten redet Dante, als wären ſie noch ungeſchehen, wodurch er Gelegenheit zu manchen Weiſſagungen erhält.

Er gelangt zum Fuße eines Hügels, deſſen Gipfel ſchon das Morgenlicht beſcheint. Als er ihn zu erklimmen verſucht, lockt ihn erſt ein ſchön geflecktes Pardel vom Wege ab; dann ſchreckt ihn ein Löwe, endlich eine gierige Wölfin in die finſtre Tiefe zurück. Die Allegorie iſt hier ſehr faßlich: es iſt der Wald der Irrthümer, die Thiere, die ihm den Ausgang verwehren, ſind menſchliche Leidenſchaften: Wolluſt, Herrſchbegierde, oder Hochmuth und Habſucht. Als er ſo umherirrt, bietet ſich ſeinem Blick ein Menſch oder der Schatte eines Menſchen dar. Dieſen ruft er um Hülfe an, wer er auch ſeyn möge, und vernimmt von ihm, er ſey im Leben der Dichter geweſen, der Aeneas Thaten beſang.

„So biſt du der Virgil, und biſt der Bronnen,"
Erwiedert ich ihm mit verſchämter Stirn,
„Aus dem ſo voll der Rede Fluß geronnen?
O du! der andern Dichter Licht und Preiß!
Gedenks mir nun, daß ich in deinem Buche
Geforſcht mit groſer Lieb' und ſtetem Fleiß:
Als Meiſter muß ich dich und Vorbild loben;
Du biſts allein, dem ich den ſchönen Styl
Verdanke, der zum Ruhme mich erhoben.

Du ſiehſt das Thier, das keck mit mir zu hadern
Nicht unterläßt: ſteh, groſer Meiſter, mir
Dargegen bey! Mir zittern Puls und Adern."

In Bezug auf ſich ſelbſt, geht Dante in dieſem Lobe Virgils unſtreitig viel zu weit. Das Ebenmaaß der Ausbildung und die kunſtreichen Schönheiten, worinn des Römers ganzes Verdienſt beſteht, wußte er nicht in ſich zu übertragen, und hätte jener die göttliche Komödie leſen können, ſo würde ſein Geſchmack vermuthlich die ſchöpferiſche Gröſe darin verkannt haben.* Eigentlich waren dieſe beyden Männer gar nicht für einander geſchaffen. Was Dante etwa geborgt hat, ſind wenige einzelne Züge, nicht immer zum glücklichſten in den Zuſammenhang ſeiner eigenen Dichtungen eingefugt.

Virgil räth ihm, weil die Wölfin ihm dieſen Weg durchaus verwehren würde, einen andern zu wählen, und verſpricht ihn durch die Hölle und durch die Welt der Büßung zu führen. In dem Himmel werde ihn dann eine würdigere Seele geleiten: denn das ſey ihm, einem Heiden, nicht verſtattet. Dante willigt ein, und beſchwört jenen bey dem Gott, den er im Leben nicht erkannt, ſein Verſprechen zu erfüllen.

---

* Ein geiſtreicher Schriftſteller, der Abbate Bettinelli hat ihn wirklich in ſeinen Lettere di Virgilio agli Arcadi dieſe Rolle ſpielen laſſen, und ihm viele ſpottende Kriticken über Dante und andern Italiäniſche Dichter in den Mund gelegt, zu deren Widerlegung ein ebenfalls lebhaft geſchriebenes Pamphlet: Giudicio degli antichi poeti sopra la moderna censura di Dante, da Gasparo Gozzi erſchienen iſt.

Um die Abenddämmerung machen ſie ſich auf, indeſſen ſich unterweges beym Dante Aengſtlichkeiten regen. Ich weiß nur zwey, ſagt er, die lebend in die Geiſterwelt gelangten, Aeneas und Paulus.* Beyde waren es wohl würdig; denn jener war Vater der heiligen Weltherrſcherin Rom, und dieſen nennt die Schrift das auſerwählte Rüſtzeug. Aber ich? — „Ein ſchönes ſeliges Weib“ ſo erklärt ihm Virgil ſeinen hohen Beruf zu der Reiſe, „kam „herab zu mir in den Vorhof der Hölle. Sie hat mich „dringend, ihren Freund aus der Verirrung zu retten, „und ſagte: Ich bin Beatrice, Lucia hat das Unglück „meines Freundes von einem andern holdſeligen Weibe „des Himmels erfahren, und es mir berichtet. Dies hat „mich bewogen, meinen Sitz dort oben zu verlaſſen. — „Hierauf wandte ſie ſich mit Thränen in ihren leuchtenden „Augen hinweg, und ich eilte, ihren Willen zu vollbringen.“ Beatrice, Lucia und die ungenannte Himmliſche ſind Allegorien, deren Deutung anderswo ſchicklicher ihren Platz finden wird. Im Virgil iſt die irrdiſche Weisheit perſonifizirt, wozu der Menſch ohne Hülfe der Offenbarung gelangen kann. An ihm finden wir gleich ein Beyſpiel von dem, was ich von den Allegorien der göttlichen Komödie im Allgemeinen bemerkte. Es iſt aus hundert Stellen klar, daß Dante ſich die Weisheit unter ſeinem Bilde gedacht, eine Menge andrer Züge machen hingegen das Emblem wieder zur individuell beſtimmten

---

* Dieſer ſeinem zweyten Briefe an die Korinther (XII. 2—4) jener dem ſechsten Buche der Aeneide zufolge. Wunderbar zuſammen geſtellt! Oder errieth der Dichter etwas von einer Analogie zwiſchen fabelnder Dichtung und ſchwärmeriſcher Extaſe?

Perſon. Virgil handelt und ſpricht wie die Weisheit, zugleich aber iſt er würcklich der Römiſche Dichter, deßen Nahmen er führt. Warum Dante gerade ihn zu dieſer Würde erhob? Er war ſein Lieblings-Dichter und nach einer natürlichen Ideen-Verbindung machte er den, der eine Reiſe in die Unterwelt beſungen hatte, zum Führer auch der ſeinigen. Außerdem hegte das ganze Mittelalter eine beynahe abergläubige Ehrfurcht vor ihm.* Man glaubte in ſeiner vierten Ekloge eine Ahnung vom Chriſtenthume, eine mit dunklem Bewußtſeyn gegebene Prophezeyhung davon zu finden, und ſchrieb deswegen auch ſeinen übrigen Schriften eine größere Heiligkeit zu, als irgend einem andern heidniſchen Buche. Auf Virgils Rede ermannt ſich Dante wieder:

So wie die Blümlein hängend und verſchloßen
  Vom Nachtfroſt, wenn das Sonnenlicht ſie färbt,
  Ihr Haupt erheben auf den zarten Sproßen;
So wurd' in mir die Kraft die mir gebrach;
  Durch Muth erfriſcht, der um mein Herz ſich drängte,
  So daß ich nun mit tapferm Sinne ſprach:
Dank für die Güte der Erbarmungsvollen!
  Dank dir, du Freundlicher: daß du ſo ſchnell
  Der Wahrheit die ſie ſprach, gehorchen wollen.
Du haſt mein Herz durch deines Wortes Lehre
  Mit ſolchem Trieb zu dieſer Reiſ' erfüllt,
  Daß ich zurück zum erſten Vorſatz kehre.
Ein Wille treibt uns beide: nun wohlan!

---

* S. Bettinelli Risorgimento delle arti et degli ſtudj. T. I. p. 193. 194.

Sey du mein Führer, Herr und Licht und Rath: —
So ſagt' ich: wir beſchritten, er voran
Und ich nach ihm, den tiefen Waldes Pfad.

Dritter Geſang.

Ich bin der Weg ins wehevolle Thal,
Ich bin der Weg zu den verſtoßnen Seelen,
Ich bin der Weg zur Stadt der ew'gen Qual.
Mich ſchuf mein Meiſter aus gerechtem Triebe,
Ich bin das Werk der göttlichen Gewalt,
Der höchſten Weisheit und der erſten Liebe.
Vor mir war nichts erſchaffenes zu finden,
Als ew'ges nur,[*] und ewig währ auch ich.
Ihr, die ihr eingeht, laßt die Hofnung ſchwinden!
So ſtand geſchrieben über einer Pforte
In dunkler Schrift. „O Meiſter!" ſprach ich drob,
„Zu hart iſt mir die Deutung dieſer Worte."[**]
Er aber ſprach nach ſeinem klugen Sinn:
Hier mußt du allen Zweifelmuth ertödten;
Hier ziemt ſich keine Zagheit fürderhin.

[*] Nehmlich die reinen Geiſter und die gleichfalls unvergänglichen Sphären, deren Schöpfung, nach Dante's Kosmologie, der des Menſchen und der übrigen organiſchen Naturen, lange vorhergieng.

[**] Ihr Sinn iſt mir zu ſchrekensvoll, da ſie auch mir, der ich nur hindurchreiſen will, die Unmöglichkeit eines Ausweges anzukündigen ſcheinen.

Wir ſind nun an dem Ort, wo ich dir ſagte,
Du werdeſt da das Volk des Elends ſehn,
Dem eigne Schuld das höchſte Gut verſagte. —
Dann faßt' er heitern Blickes meine Hand
Mit ſeiner, daß ich Troſt gewann, und führte
Mich ein in das geheimnißvolle Land.
Alda in unbeſternter Luft erſchollen
Gewinſel, Klag' und lauter Weheruf,
So daß zu Anfang Thränen mir entquollen.
Verſchiedene Sprachen, grauenvolle Zungen,
Des Jammers Worte, Stimmen hohen Zorns
Und heiſ'res Schreyn, wozwiſchen Fäuſte klungen,
Erregten ein Getöſ', das ohne Raſt
In dieſen ewig ſchwarzen Lüften kreiſet,
So wie der Staub, vom Wirbelwind erfaßt.
Und ich, des Haupt vom Irrthum war umſchlungen,
Sprach: Was vernehm' ich, Meiſter? Welch ein Volk
Iſt dieſes da, von Qualen ſo bezwungen? —

Die erſten neun Zeilen dieſes Geſanges ſind einſtimmig und mit Recht unter das Erhabenſte gezählt worden, was unſer Dichter, und vielleicht, was je irgend ein Dichter geſagt hat. Weniger umfaßend als jene uralte Inſchrift vom Tempel der Iſis, iſt dieſe über den Pforten der Hölle eben ſo geheimnißvoll und furchtbarer. Allein die Hölle ſoll nicht bloß als eine wilde Ausgeburt der Nothwendigkeit ſchrecken: ſie ſoll zugleich als das Werk unbegriffener göttlicher Vollkommenheiten, dem ſittlichen Weſen Ehrfurcht einflößen. Ihre innere Unzerſtörbarkeit endlich und gänzliche Ausſchließung der Ausſicht auf einen beſſern Zuſtand macht ſie zum vollendeten Bezirk des Elends.

Die Wiederholungen der erſten Terzine ſind keine leere Tavtologie: Das Langſame und Feyerliche darin bereitet das Gemüth auf den folgenden Eindruck vor; und vielleicht ſollte auch die Dreyzahl etwas Heiliges ahnen laſſen. Die leiſe Anſpielung auf die Dreyeinigkeit im fünften und ſechſten Verſe führt eben dahin.

Der Ort, wozu jener Eingang unmittelbar führt, iſt ein Vorhof, von Seelen bewohnt, welche die Hölle, wie der Himmel, verſtößt, weil ſie ganz thatenlos, ohne Lob und Schande gelebt, oder vielmehr nicht gelebt haben. Fruchtloſe Müh' und kleinliche Leiden beſtrafen ihre ehemahlige Unthätigkeit; ſie laufen einer Fahne nach, während Mücken und Weſpen ſie unaufhörlich zerſtechen und eckelhaftes Gewürm ihre mit Blut vermiſchten Thränen vom Boden auftrinkt. „Sprich nicht von ihnen! Schau und gehe vorüber!" ruft Virgil ſeinem Freunde zu. —

Ehe wir uns weiter wagen, müſſen wir uns, um nicht vieles mißzuverſtehen, von Dante's Hölle eine allgemeine Vorſtellung bilden. Man hat Abhandlungen oder eigene Bücher * darüber geſchrieben, ihren Grundriß und Aufriß gezeichnet, jeden ihrer Bezirke umſtändlich nach Meilen, nach Ellen gemeſſen: eine unnütze, ermüdende und beynahe lächerliche Genauigkeit, wenn ſie auch in den

---

* P. Giambullari Academico Fiorentino del sito forma e misure dello inferno di Dante. Firenze. 1544. Ich finde auch einen Dialog von Bonivieni erwähnt.

Geſchmeidigkeit des letztern macht die rauhe Offenherzigkeit des erſtern wieder gut. Der eine rügt eine häßliche Blatternarbe. Weit gefehlt, ſagt der andere, es iſt ein Grübchen der Grazien. Ihr guten Kinder glaubt jenem nur, was euch auch dieſer geſagt hat, hüpft von einem zum andern, bis ihr zuletzt die Ausſagen beider verwechſelt — — Warum begafft ſie mich ſo?

Louiſe. Verzeihen Sie, gnädige Frau! — Ich war ſo eben im Begriff, dieſen prächtig blitzenden Rubin zu beweinen, der es nicht wiſſen muß, daß ſeine Beſitzerin ſo ſcharf wider Eitelkeit eifert.

Lady (erröthend). Keinen Seitenſprung, Loſe! — Wenn es nicht die Promeſſen ihrer Geſtalt ſind, was in der Welt könnte ſie abhalten, einen Stand zu erwählen, der der einzige iſt, wo ſie Manieren und Welt lernen kann, der einzige iſt, wo ſie ſich ihrer bürgerlichen Vorurtheile entledigen kann?

Louiſe. Auch meiner bürgerlichen Unſchuld, Milady!

Lady. Läppiſcher Einwurf! Der ausgelaſſenſte Bube iſt zu verzagt, uns etwas Beſchimpfendes zuzumuthen, wenn wir ihm nicht ſelbſt ermunternd entgegen gehen. Zeige ſie, wer ſie iſt! Gebe ſie ſich Ehre und Würde und ich ſage ihrer Jugend für alle Verſuchung gut.

Louiſe. Erlauben Sie, gnädige Frau, daß ich mich unterſtehe, daran zu zweifeln! Die Palläſte gewiſſer Damen ſind oft die Freiſtätten der frechſten Ergötzlichkeit. Wer ſollte der Tochter des armen Geigers den Heldenmuth zutrauen, den Heldenmuth, mitten in die Peſt ſich zu werfen, und doch dabei vor der Vergiftung zu ſchaudern? Wer ſollte ſich träumen laſſen, daß Lady

Gedanken des ſinnenden Erfinders würklich Statt gefunden hätte. Um dieſe zu faſſen, iſt es hinlänglich ſich eine unterirrdiſche Höhlung vorzuſtellen, die ſich bis zum Mittelpunkt der Erde im Ganzen koniſch, aber doch mit einigen Abweichungen von dieſer Form erſtreckt und verengt. Es umgeben den Abgrund nehmlich auſſer dem Vorhofe acht Stufen oder Kreiſe, zu Wohnplätzen der Verdammten nach den verſchiedenen Graden und Arten der Schuld eingerichtet und jeder immer tiefer und kleiner als der Vorhergehende. Eine runde Fläche macht den neunten Abſatz und den Boden der Hölle aus, in deſſen Mitte der König der Finſterniß eingekerkert iſt. Die drey lezten Grade ſind wieder nach den Unterarten der Verbrechen in Ringe abgetheilt, die einander einſchlieſſen. Dante ſieht und durchwandert von jedem Kreiſe einen Theil, ehe er in den nächſten hinabſteigt, und hält ſich immer nach derſelben Seite zu, ſo daß ſein Weg am Ende ungefähr den ganzen Umfang beſchrieben hat. Gerade mitten auf der Erdfläche wovon die Hölle bedeckt wird, liegt Jeruſalem, welches der Dichter mehr nach einer gewißen chriſtlichen Mythologie, als durch wiſſenſchaftliche Irrthümer verleitet, wie den Mittelpunkt der bewohnten Sphäre betrachtet. Die andere räumt er dem Ozean — von Amerika ahnete man noch nichts — uneingeſchränkt ein; es erhebt ſich aus ihm nur eine Inſel mit einem Berge, dem Aufenthalte büßender Seelen, grade auf dem der Lage Jeruſalems auf unſerer Halbkugel entſprechenden Punkte.

Die lokalen Verhältniſſe dieſer Unterwelt werden im Fortgange des Gedichts, kurz, aber überall mit Beſtimmtheit ausgeführt. Eine perſpectiviſche Darſtellung die blos die nahen Gegenſtände hervortreten läßt, und das Entfernte nachläßig, mit abſichtlicher Verwirrung andeutet, thäte vielleicht mehr dichteriſche Wirkung, beſonders im Großen und Furchtbaren. Dante's Weiſe giebt ein Anſehen von hiſtoriſcher Wahrheit. Der allgemeine Plan hat nur ſeinem Verſtande vorgeſchwebt; er verliert ihn aus den Augen bei jeder einzelnen Szene, die er dagegen mit ſeiner ganzen Einbildungskraft feſt hält und ergründet. Vertraut mit der Welt ſeiner Viſionen wird er in ſeinen kargen Beſchreibungen ihres Innern oft unverſtändlich, wie man bey der Schilderung eines Gebäudes, das man ſelbſt bewohnt, leicht in Gefahr iſt, etwas für den fremden Zuhörer Nothwendiges auszulaſſen. Man kann daher den Inferno bis zu Ende geleſen haben, ohne noch zu einer deutlichen Ueberſicht vom Ganzen des Schauplatzes und der Folge ſeiner Theile gelangt zu ſeyn.

Dante's Zweck erlaubte es nicht, die Hölle in ungewiſſen Umriſſen, wie ein Chaos ſchreckender Dinge oder Undinge hinzuwerfen. Er öffnet ſie nicht, wie etwa Taſſo, nur um einzelne handelnde Perſonen daraus hervorgehen zu laſſen, und ſie dann wieder zu ſchlieſſen, ſondern ſeine ganze Handlung, die wunderbare Reiſe, liegt in ihr und den beyden andern Geiſterreichen, die er vollſtändig kennen lehren will. Der faſt unendliche Reichthum ſeiner belebten Gruppen müßte zum Labyrinth werden, ohne einen ſichern Leitfaden. Dazu dient ihm die mathematiſche Begränzung der verſchiedenen Geiſterwohnungen. Deswegen trennt und ordnet er die Arten der Verdammten, Büßenden und Seeligen, nach ſeinem Syſtem der philoſophiſchen Moral und der Theologie.

Ob ſeine Erfindungen in der Geſchichte der menſchlichen Einbildungskraft völlig abgeriſſen da ſtehen, oder ob er von irgend einem Kirchenvater, der ſich vielleicht über die Topographie der Hölle ausläßt, oder ſonſt woher geborgt hat, kann ich nicht mit Gewißheit ſagen. Zuverläßig aber und weit ſchwerer zu entſchuldigen iſt es, daß mehrere Mahler [*] ihm hinwiederum darinn gefolgt ſind, und ihrer Kunſt eine Darſtellung zugemuthet haben, die auf der Leinwand immer kindiſch, wie das überkünſtliche Meiſterſtück eines Handwerkers, ausfallen muß, und höchſtens nur für Albrecht Dürers mühſeligen Pinſel taugen möchte.

Zwey neuere Dichter haben uns an ſo ungeheure Bilder der Hölle gewöhnt, daß die des Dante, beſonders mit ihren vielen Abtheilungen, uns faſt enge und dürftig ſcheint, obgleich für die menſchliche Kleinheit, der es ſchon am Rande eines Berges, am Rande eines vulkaniſchen Abgrundes ſchwindelt, eine Tiefe von einem halben Durchmeſſer der Erde und verhältnißmäßiger Weite wirklich unermeßlich iſt. Nach den Begriffen des Zeitalters, die ſich ſeit Ariſtoteles wenig verändert hatten, war überall das Weltgebäude unendlich beſchränkter, als nach unſern Kenntniſſen und Vermuthungen: es gab nur Ein Planetenſyſtem, umgeben von einem Himmelsgewölbe, woran die Fixſterne angeheftet ſchienen. Auch mußte Dante nach philoſophiſchen Gründen, die böſen Geſchöpfe zum Mittelpunkte der Erde, und folglich des

---

[*] Man ſehe Vasari Vite de pittori. T. I. p. 115. 118. 168. (Ed. del. Bottari) im Leben des Andrea Orgagna und Taddeo Bartoli. Von einem Schnitzwerk, welches gleichfalls die Hölle nach Dante vorſtellete. p. 470.

Weltalls, wie in ein dumpfes Gefängniß hinabdrängen. Milton, kühner wie ſeine Vorgänger, hat, ſo viel ich weiß, zuerſt, und Klopſtock nach ihm, eine außerweltliche Schöpfung, eine Hölle weit hinaus im Ozean des weiten Raumes angelegt. * Denn die uralte Sage der meiſten Völker wies den Abgeſchiedenen im Innern des Erdbodens ihren Aufenthalt an. Vielleicht hat die ſehr allgemeine Sitte des Begrabens zur Entſtehung derſelben mitgewürkt: allein die dunkeln Träume vom Zuſtande nach dem Tode, die dem Menſchen in ſeiner ſinnlichen Einfalt natürlich ſind, ſchickten ſich nirgends ſo gut hin, als in den ſchauerlichen unerforſchten Schooß der Erde. Der Himmel war zu hell und ſchön, um ihn mit Schattengeſtalten zu bevölkern; ** er gehörte den Göttern. Und doch erſchienen die Todten den Lebenden oft, und blieben ihnen ſtets nahe: alſo mußte der Hades, das nie geſehene Land, unter ihren Füßen liegen. So fabelte die Vorwelt, ſo beſchrieben es die Dichter, altväteriſch oder mit vollendeter Ausbildung, und ſo phantaſirt noch jetzt ein gewöhnlicher Aberglaube.

Ich nehme den Faden der Erzählung wieder auf. Die beyden Reiſenden gelangen zum Acheron, der den

---

* Eξωκεανιζειν. Man ſehe Paradise lost vorzüglich im erſten und zweyten Buche, und den Meßias (Altona 1780. 8. S. 35. 36.)

** Oſſians Geiſtererſcheinungen, wenn ſie anders alt und ächt ſind, machen hiervon eine Ausnahme, die man vielleicht aus den düſtern Wolken und Nebeln ſeines Himmelſtriches erklären muß.

Vorhof von der eigentlichen Hölle trennt, und deſſen Ufer die Seelen Geſtorbener immerfort, wie abfallende Blätter des Herbſtes bedecken. Charon, ein bärtiger Greis mit glühenden Augen [*] bringt ſie in ſeinem Boot hinüber, doch kaum hat Virgil ſeinem Freunde, die traurigen Gegenſtände erklärt, die er vor ſich ſieht, als dieſer von der Erſchütterung überwältigt, ſein Bewußtſeyn verliert.

Hierauf begann der düſtre Grund zu wanken,
    So heſtiglich, daß mich das Graun noch jetzt
    Mit kaltem Schweiß bethaut bey dem Gedanken.
Ein Windſtoß fuhr aus der bethränten Erde,
    Und blitzt' ein rothes Licht umher ins Feld,
    Ich fiel, betäubt und ſinnlos, an Geberde
Gleich einem Menſchen, den der Schlaf befällt.

Vierter Geſang.

Es riß den tiefen Schlaf in meinem Haupte
    Ein ſchwerer Donner, daß empor ich fuhr,
    Wie einer, dem Gewalt den Schlummer raubte.
Und aufgerichtet wandt' ich rings umher
    Mein ruhig Aug', und ſchaute feſten Blickes
    Die Stätte zu erkennen, wo ich wär.
Wahr iſts, ich fand nunmehr mich an dem Hange
    Des qualenvollen Thals, durch deſſen Schooß
    Zahlloſes Wehe ruft mit Donnerklange.

---

[*] Virg. Aen. VI. 299. 300.

cui plurima mento
Canities inculta jacet; stant lumina flamma.

Umnachtet war es, tief und neblicht, ſo,
Daß, wie mein Aug' auch zu durchbohren ſtrebte
Doch unverkennbar alles mir entfloh.
„Laß in die blinde Welt hinab uns wandern,“
So hub der Dichter ganz erblichen an,
„Ich will zum erſten gehn, geh du zum andern!“
Ich, ſeine Farbe wohlgewahrend, ſprach:
Wie ſoll's ergehn, wenn du dich ſelbſt entſetzeſt,
Der meinen Zweifelmuth zu tröſten pflag? —
Dagegen er zu mir: „Die Quaal der Armen
„Hier unten, mahlt nicht, wie du wähneſt, Furcht
„In meinem Antlitz, aber wohl Erbarmen.
„Nun komm, weil uns des Pfades Länge drängt!“
So gieng er fort, und hies auch mich betreten
Den erſten Zirkel, der den Schlund umringt.
Allhier, ſo viel ich hören mochte, tönte
Kein Jammer, außer leiſe Seufzer nur,
Wovon die ew'ge Luft erbebend ſtöhnte.

Virgils Wehmuth rührt daher, daß er ſelbſt mit andern guten Heiden, und den ungetauftgeſtorbenen Kindern (ſo lehrte die Kirche, der Dante unbedingt gehorcht) dieſen Kreis bewohnt, wo man nur durch vergebliches Verlangen nach der ewigen Glückſeeligkeit leidet, und wo auch die frommen Erzväter ihre Befreyung durch Chriſtus Höllenfahrt abgewartet haben. Homer und andere groſſe Dichterſchatten des Alterthums begrüſſen ihren Genoſſen. Eine Helle, die ſie erblicken, führt ſie in eine ſchöne Burg mit ſieben Mauren, wo Dante die Schatten derer ſieht, die ſich im Leben durch Thaten oder Lehren ausgezeichnet haben.

Nun lag vor mir das grüne Ruhmgefilde,
Da wurden mir gezeigt die großen Seelen,
Ob deren Anblick ſtolz mein Muth erſchwillt.

Helden und Weiſen des Alterthums geſellen ſich hier friedlich; doch findet auch Averroes [*] neben Ariſtoteles, dem Fürſten der Schule und andern Griechiſchen Philoſophen, der edle Saladin neben Hecktor und Cäſar ſeinen Platz.

Man muß geſtehen, daß der Dichter, wenn er gleich die Forderungen ſeines unerbittlichen Glaubens nicht abzuweiſen wagte, wenigſtens alles gethan hat, was er konnte, um ſie mit denen ſeiner Vernunft in Frieden auszugleichen. Das Loos der edlen Heiden iſt erträglich: es beſteht in bloßer Entbehrung ohne poſitive Quaal; und dem Verdienſte wird ſelbſt hier noch eine ehrenvolle Unterſcheidung zu Theil.

Ueberhaupt werden in Dante's Hölle die Menſchen durchgängig mit eben den Eigenſchaften, auch den guten, dargeſtellt, die ſie in der Oberwelt hatten. Hierinn liegt freylich ein Widerſpruch: nur in dem abſoluten ſittlichen Unwerth eines Menſchen kann ſeine Verdammniß beſtehen; und wer noch Tugenden zur Hölle mit hinabnähme, für den würde ſie nicht mehr ganz Hölle ſeyn. Allein aus eben dieſer Inconſequenz entſpringt der ganze

---

[*] Er muß ihn alſo nicht wie einige neuere Gelehrte für den Verfaſſer einer Schmähſchrift gegen Moſes, Chriſtus und Mahomet gehalten haben. Man ſehe Brucker Hist. Crit. Phil. T. III. (Lips. 1766.) p. 166.

Reichthum des Gedichts an wahr und beſtimmt gezeichneten Charackteren; ſo daß es ſcheint, als hätte ſich der Denker gutwillig von dem Dichter einen Streich ſpielen laſſen.

Böſe Geiſter werden nur ſelten redend oder handelnd eingeführt, und auch dies iſt der künſtleriſchen Weisheit gemäß. Die Vorſtellung von ſchlechthin böſen und dabey höchſt elenden Weſen, an denen der Dichter, ſo viel an ihm iſt, keine Spur von Menſchheit erkennen läßt, iſt peinigend für das Gefühl, ohne es durch die mindeſte wohlthätige Theilnahme zu entſchädigen; zugleich gewährt ſie weder dem denkenden Geiſte, noch der Phantaſie mannigfaltigen Stoff zur Unterhaltung. Wenn ein Dichter ſich lange bey ſolchen Darſtellungen verweilt, ſo muß er freylich charakteriſiren. Aber wie ſoll Verſchiedenheit der Charaktere da Statt finden, wo die Miſchungen von Vernunft und Sinnlichkeit, Kraſt und Schwäche, Güte und Selbſtſucht wegfallen, woraus ſie in der menſchlichen Natur entſteht? Er wird es kaum bis zu einem täuſchenden Scheine der Nichtidentität bringen können. Er wird den Verſtand ſeines Leſers beleidigen, und dennoch, bey allem Aufwande von Erfindung, ohne den nicht einmal jenes zu erreichen möglich iſt, ſeiner Einbildungskraft keine wahre Gnüge leiſten.

Jetzt verlaſſen Dante und ſein Begleiter die Burg wieder und ſetzen ihre Wanderung weiter fort.

Fünfter Geſang.

So ſtieg ich aus dem erſten Zirkel nieder
Zum zweyten, der des Raumes minder faßt
Und mehr des Wehes, mehr der Jammerlieder.
Mit furchtbar'm Schnauben ſtehet Minos dort,
Erforſcht beym Eingang jede Sündenſchuld,
Entſcheidet dann, und ſchickt durch Zeichen fort.
Ich ſage, wenn die unglückſeel'ge Seele
Vor ihm erſcheint, ſo beichtet ſie durchaus;
Dann ſieht der Unterſucher aller Fehle,
Was in der Höll' ihr für ein Platz gebührt.
Sie wird, ſo oft er mit dem Schweif ſich gürtet,
So viele Stufen niederwärts geführt.
Viel ſtehn da immer; eine nach der andern
Muß ins Gericht vor ſeinem Antlitz gehn,
Muß reden, hören und hinunterwandern.
„O du, der in die Qualbewohnung bricht!“
So rufte Minos, als er mich erblickte,
Und ließ derweil die Uebung ſeiner Pflicht:
„Schau wem du trauſt! und laß dich das nicht täuſchen,
„Daß ſich der Eingang breit und offen zeigt!“
Mein Führer ſprach zu ihm! Was ſoll dein Kreiſchen?
Du wirſt umſonſt ihm dieſen Gang verſagen;
Er wurde dort geboren, wo man kann
Was man nur will; und fürder keine Fragen! —
Nun bin ich hingelangt, wo ſich das Chor
Von Klageſtimmen läßt von mir vernehmen,
Und viel Gewinſel ſchlägt nun an mein Ohr.

Hier ſchweigt das Licht, der dunkle Raum erbrüllt
So wie die See im Sturme, wenn vom Hadern
Feindſeel'ger Winde ſeine Fläche ſchwillt.
Die Höllenwindsbraut, welche nimmer ruht,
Durchſchüttelt, wirbelt die gequälten Geiſter
Und reißt ſie fort mit ſeiner ſtarken Wuth.
Und wo ſie ſo dem Abgrund nahe ſchweben,
Da iſt Geheul, Geſchrey und Weh und Ach,
Da hört man Flüche gegen Gott erheben.
Wie ich erfuhr, ſind der Begierden Sclaven,
Von denen die Vernunft in Fleiſchesluſt
Getödtet wird, verdammt zu ſolchen Strafen.
Wie einen Staarentrupp beym kalter Hauch
Der Herbſtluft raſch die Flügel weiter tragen,
So wurden hier vom Sturm die Seelen auch
Hinum, hinan, hinauf, hinab verſchlagen;
Sie hoffen, alles Troſtes ledig, nie
Auf Ruhe, nicht einmal auf mindre Plagen.
Und wie die Kraniche die Luft entlang
In langen Reihen ziehn, und Lieder krächzen,
So nahten in des Ungewitters Drang
Die Schatten ſich mit Winſeln und mit Aechzen.
„Wer ſind doch jene, Meiſter?" ſprach ich drob
„Die raſtlos in der ſchwarzen Wolke lechzen?" —
„Die erſte von der Schaar, wovon dein Sinn
„Bericht begehrt," erwiederte mein Führer,
„War mannigfacher Sprachen Herrſcherin.
„Sie lebt' in ſchnöder Wolluſt ohne Gleichen
„Und macht' aus ihren Lüſten ein Geſetz,
„Um ſo erworbner Schande zu entweichen.

Milford ihrem Gewiſſen einen ewigen Skorpion halte, daß ſie Geldſummen aufwende, um den Vortheil zu haben, jeden Augenblick ſchamroth zu werden? — Ich bin offenherzig, gnädige Frau! — Würde Sie mein Anblick ergötzen, wenn Sie einem Vergnügen entgegen gingen? Würden Sie ihn ertragen, wenn Sie zurückkämen? — — O beſſer, beſſer, Sie laſſen Himmelsſtriche uns trennen — Sie laſſen Meere zwiſchen uns fließen! — Sehen Sie ſich wohl vor, Milady! — Stunden der Nüchternheit, Augenblicke der Erſchöpfung könnten ſich melden — Schlangen der Reue könnten Ihren Buſen anfallen, und nun — welche Folter für Sie, im Geſichte ihres Dienſtmädchens die heitere Ruhe zu leſen, womit die Unſchuld ein reines Herz zu belohnen pflegt. (Sie tritt einen Schritt zurück.) Noch einmal, gnädige Frau! Ich bitte ſehr um Vergebung!

Lady (in großer innerer Bewegung herumgehend). Unerträglich, daß ſie mir das ſagt! Unerträglicher, daß ſie Recht hat! (Zu Louiſen tretend und ihr ſtarr in die Augen ſehend.) Mädchen, du wirſt mich nicht überliſten! So warm ſprechen Meinungen nicht. Hinter dieſen Maximen lauert ein feuriges Intereſſe, das dir meine Dienſte beſonders abſcheulich malt — das dein Geſpräch ſo erhitzte — das ich (drohend) entdecken muß.

Louiſe (gelaſſen und edel). Und wenn Sie es nun entdecken? Und wenn Ihr verächtlicher Ferſenſtoß den beleidigten Wurm aufweckte, dem ſein Schöpfer gegen Mißhandlung noch einen Stachel gab? — Ich fürchte Ihre Rache nicht, Lady! Die arme Sünderin auf dem berüchtigten Henkerſtuhl lacht zum Weltuntergang.

„Das iſt Semiramis, die, wie wir leſen,
„Dem Ninus nachgefolgt und deren Siz
„Die Stadt, wo jezt der Sultan herrſcht, geweſen.
„Zunächſt iſt die, ſo ſich aus Lieb' erſtach,
„Und treulos ward an des Sichäus Aſche;
„Kleopatra, die üpp'ge, folgt ihr nach.“ —
Nun ſah ich Helena, die arge Zeiten
Der Welt gebracht, ich ſah den Held Achill
Der noch zulezt mit Liebe mußte ſtreiten.*
Ich ſahe Paris, Triſtan,** und er wieß
Mit Fingern mir wohl mehr als tauſend Schatten,
Die einſt die Lieb' aus dieſem Leben ſtieß.***
Ich ſprach: O Dichter! ſiehſt du in der Fern
Die beyden, die vom Winde leicht gehoben
Beyſammen gehn? Mit ihnen ſpräch ich gern. —
Und er zu mir: Schau, wenn ſie näher kommen:
Alsdann beſchwöre bey der Liebe ſie
Die beyde führt, und jene werden kommen.

---

* Vermuthlich iſt nicht Deodamia, oder Briſeis, ſondern Polyrena unter dem Gegenſtande dieſer Liebe gemeint.

** So hetrogene Nahmen neben einander dürfen uns nicht befremden. In der Vorſtellungsart des Mittelalters verwandelten ſich die Griechiſchen Heldenfabeln in Ritterromane. Noch bey Shakeſpearn findet man den Herzog Theſeus und dergleichen mehr.

*** Auch in der Aeneide nehmen die Schatten, welchen Liebe den Tod zugezogen hat, einen eignen Wohnplaz, nicht weit vom Eingange des Orkus ein. Aen. VI. 440. seq.

Sobald der Wind ſie her zu uns gekehrt,
Erhub ich meinen Ruf: Gequälte Seelen!
Kommt, ſprecht mit uns, wenn es euch niemand wehrt!
Wie Turteltauben mit gelindem Schweben
Der offnen Flügel, wenn zum ſüßen Neſt
Sie Sehnen hinruft, in die Luft ſich heben:
So kamen beyde durch die wüſte Nacht
Aus jenem Heer, wo Dido war, herüber
So groß war meines Liebesrufes Macht.
„O gütevolles Weſen,[*] das mit Hulden
„Uns zu beſuchen kömmt, aus jener Welt,
„Die wir mit Blut befleckt, durch unſre Schulden!
„Wär der Monarch des Weltalls unſer Freund
„Wir wollten ihn für deinen Frieden bitten;
„Weil unſer Elend dich zu jammern ſcheint.
„Was dir geliebt zu hören und zu fragen,
„Das wollen wir, ſo lang der Wind wie jetzt
„Sein Schweigen hält, vernehmen und dir ſagen.
„Die Stadt die mich gebahr,[**] liegt an der Bucht,
„Allwo der Po ins Meer hinunterſteigend
„Mit ſeinem Flußgefolge Frieden ſucht.

[*] Der weibliche Schatten Franceſca's da Polenta redet. Sie war mit Lanciotto, Sohn des Herrn von Rimino, einem mächtigen und tapfern Ritter vermählt. Allein er war lahm und ungeſtalt; ſein Bruder Paolo, ſchön, edel, und von milden Sitten, ſah ſeine Schwägerin oft, und es entſpann ſich ein Verſtändniß unter ihnen, welches damit endigte, daß Lanciotto ſie einſt überraſchte und beyde ermordete.

[**] Ravenna.

„Die Liebe, die ein edles Herz ſo leiſe
„Beſchleicht, fing dieſen durch den holden Leib
„Des ich beraubt ward auf verhaßte Weiſe.
„Die Liebe, die zum Lohn ſtets Liebe fodert,
„Ergriff für ihn mit ſolcher Inbrunſt mich
„Daß, wie du ſiehſt, ſie ſtets noch in mir lodert.
„Die Liebe ſtürzt uns in ein einzig Grab.
„Dem der uns ſchlug, iſt Caina[*] bereitet.“ —
Dies war die Rede, die das Paar uns gab.
Als ich vernommen, was der Schatte klagte,
Verneigt ich mein Geſicht und hielts gebückt
Bis mein Begleiter mich: „was denkſt du?“ fragte.
Da hub ich an und ſprach: „O wehe mir!
„Wie ſüßes Wähnen, liebliches Begehren
„Trieb in die lezte Noth die beyden hier!“ —
Dann wandt' ich mich zu reden mit den Armen
Und ſprach: Franceſca, deine Quaal erregt
Mir bittres Weinen, inniges Erbarmen.
Doch ſag mir: in der Zeit der ſüßen Schmerzen
Wodurch und wie verrieth euch Liebe da
Den noch geheimen Wunſch der beyden Herzen? —
Dagegen ſie zu mir: Im Jammerſtand
Der ſeelgen Zeit gedenken, kränkt am tiefſten
Und dies hat auch dein Lehrer[**] wohl erkannt

---

[*] Der Wohnſitz verrätheriſcher Mörder ihrer Blutsfreunde im unterſten Kreiſe der Hölle.

[**] Virgil; Anſpielung auf eine Stelle ſeiner Gedichte, worüber die Ausleger nicht einig ſind.

Doch fühlſt du ein ſo ſehnliches Beſtreben
Zu wiſſen, wie die Lieb' in uns entſproß,
So will ich dir mit Thränen Kunde geben.
Mein Trauter las einmahl zur Luſt mit mir
Vom Lanzelot, wie ihn die Lieb umſtrickte,
Ohn' alles Arg und einſam waren wir.
Oft irrten unſre Blick', und unſre Wangen
Verfärbten ſich beym Leſen dieſes Buchs;
Doch eine Stelle war's, die uns befangen.
Wir laſen, wie ein Kuß das Bündniß ſchloß
Den er auf das begehrte Lächeln * drückte;
Da bot mein unzertrennlicher Genoß
Den erſten Kuß erbebend meinem Munde.
Galotto ** war das Buch, und der es ſchrieb;
Wir laſen fürder nicht zur ſelben Stunde.
Der andre Geiſt, der weil der eine dieß
Erzählte, weinte ſo, daß meine Glieder
Vor Mitleid alle Lebenskraft verließ;
Und wie ein Todter hinfällt, fiel ich nieder. —

Jedes nicht ganz erſtorbene Gefühl muß bey der traurigen Geſchichte zweyer Liebenden, die dieſen Geſang beſchließt, von der tiefſten Rührung ergriffen werden. Aus allen Reden Franceſca's athmet Weiblichkeit, Unſchuld, Liebe, Seele, eine zarte Seele der Liebe. In dem öden, dämmernden Schattenleben erinnert ſie ſich noch ſo warm und wahr jeder Lockung zu einer Leidenſchaft, die ſie und ihren Geliebten zum Verderben hinzog; die ſie nicht zu entſchuldigen ſtrebt, und nicht zu bereuen vermag. Die Geſtändniſſe Franceſca's ſind ſchüchtern und kühn, wie das erſte Wort der Liebe; ein ſchauerlich entzückendes Bewußtſeyn jener Gewährungen und ihres Werthes verräth ſich in ihnen, und der ſchnell abbrechende Schluß:

---

* Il desiato riso: kühn, ſtatt des lächelnden Mundes, den er zu küſſen wünſchte.

** So hieß der Vermittler zwiſchen Lanzelot und Genevra, deſſen Nahme damals zum Sprüchworte geworden war.

Galotto war das Buch, und der es ſchrieb;
Wir laſen fürder nicht zur ſelben Stunde —

Dieſer Schluß mag eben ſowohl Fülle des verſtummenden Gefühls ſeyn, als ein Schleyer den die Sittlichkeit wirft. Jedoch paart ſich mit der Hingegebenheit des ſchwachen Weibes unbeſingbare Seelenſtärke, die dem Tode nicht weicht, und Seeligkeit oder Verdammniß neben dem einzigen Verlangen der Leidenſchaft verſchwinden läßt. Nur zu der Buße gebräche ihr der Muth, den Urheber und Gefährten ihres Unglücks zu verlaſſen und der wehmuthsvollen Erinnerung zu entſagen; ihre Liebe iſt ewig wie ihre Leiden.

Die äußern Umſtände, die mit der Phantaſie beyder Liebenden gleichſam verſchworen, den entſcheidenden Augenblick herbeyführten, ſind auf das treffendſte gewählt. Einſam, ohne Beſorgniß vor Ueberraſchung, laſen ſie zur Luſt; laſen wie Lanzelot vom See, der untadliche Ritter, um die Minne ſeiner Königin warb, wie er beglückt wurde, und Genevra (auch ſie war vermählt) um ihn ihre Treu verletzte. Der Glanz jener fabelhaften Nahmen verkleidete die Gröſſe ihrer Schuld, und ach! das verrätheriſche Buch verſchönerte ſie wohl gar.

Jede Empfindung oder Leidenſchaft wird in uns durch eine Art von Reflexion aus dem Gemüthe anderer, an denen wir gleiche Eindrücke wahrnehmen, verſtärkt, und wenn die Gemeinſchaft zugleich innig und ausgebreitet iſt, beynahe vervielfacht: aber von den weichern Regungen, die den Buſen für Mittheilung öfnen, und denen Geſelligkeit weſentlich iſt, gilt dies ganz vorzüglich. Gewiß ſind daher Paolos ſtumme Thränen neben dem beredten Grame ſeiner Freundin, und das Mitgefühl Dante's, ſein gänzliches Ermatten unter der Laſt der Wehmuth, von ſehr bedeutender Wirkung, um dem Zuhörer oder Leſer das Schickſal jener Beyden noch näher an die Seele zu legen. Ich will dem Herzen des Dichters nicht ſo ſehr zu nahe treten, ihm die Art, wie er ſeine eigne Theilnahme ſchildert, für Kunſt anzurechnen. Die Kunſt hätte wohl eher eine zweyte Ohnmacht, ſo bald nach jener erſten am Ende des dritten Geſanges verſchmäht. Nein, dieſe Redlichkeit und Einfalt, womit Dante die Geſchichte ſeines Innern während der ganzen Handlung des Gedichts entfaltet, trägt einen Stempel, den nur die höchſte Künſtlerin, die Natur, aufzuprägen weiß. Vom Eintritt in die Hölle iſt es, als hätte er ſich gegen den verwirrten Andrang des Schmerzens kaum zu retten gewußt, und zur Betrachtung der empörendſten Verbrechen und ſchrecklichſten Strafen ſtählt er ſich nur allmählig. Da jene Menſchlichkeit, die in den Fehltritten des Einzelnen immer die allgemeinen Gebrechen unſerer Natur beklagt, und bey einer Sinnesart, die der Sittlichkeit unbeſtechlich ſtrenge huldigt, um ſo mehr Werth hat, ihn überall hinbegleitet; wie ſtark mußte ſie hier wirken? Er ſahe die Allgewalt des ſuſſeſten Triebes zugleich mit der unglückſeeligen Frucht ſeiner Abweichungen vor ſich.

Vielleicht hatte er die ſchöne Franceſca perſönlich gekannt: wenigſtens nennt er ſie ſogleich, ohne ihren Nahmen gehört zu haben; Auch weiß man, daß er an ihrem Vater, Guido da Polenta, in der Verbannung einen großmüthigen Freund hatte, unter deſſen gaſtfreyem Schutze er endlich zu Ravenna ſein Leben beſchloß. Sollten ſie nicht oft mit einander den grauſamen frühen Tod der Tochter Guido's beweint haben? [*]

[*] Nach der Beſchäftigung mit ſo traurigen Gegenſtänden ſey es mir erlaubt aus einem Franzöſiſchen Buche: Vie de Dante avec une notice détaillée de ses ouvrages par Mr. Chabanon eine Probe als zerſtreuende Unterhaltung mitzutheilen.

> Un jour de Lancelot l'amoureuse avanture
> Occupoit nos loisirs, charmoit notre lecture:
> En lisant le récit de ses heureux destins
> Plus d'une fois le livre échappa de nos mains;
> Et le trouble confus, peint sur notre visage
> Exprimant nos désirs, nous tint lieu de langage.
> Un moment plus fatal acheva tous nous maux;
> Le livre se r'ouvrit, et nous lûmes ces mots:
> „Lancelot d'un baiser, que ravit sa tendresse — "
> A ce mot ma rougeur attesta ma foiblesse:
> Eh! quelle amante, ô ciel! auroit pû resister?
> Ce que fit Lancelot, Paul osa le tenter;
> Sa bouche s'approcha de ma bouche tremblante
> Son ame se perdit au sein de son amante;
> Helas! depuis ce jour, si funeste à tous deux,
> Le livre ne s'est plus ouvert devant nos yeux.

In den Stürmen, denen die Verdammten des zweyten Kreiſes unterworfen ſind, erkennt man ein Bild des Zuſtandes, worein die Heftigkeit der Leidenſchaft ſchon in dieſem Leben verſetzt. Dieſe Anſpielung auf die unmittelbaren und natürlichen Folgen der Ausſchweifungen oder Laſter in der Beſchaffenheit der Strafen wird im Fortgange mehrmahls angebracht; nur muß man ſie nicht überall herausdeuten wollen, ſonſt verfällt man in Zwang. Minos zu Anfange des Geſanges iſt ein dantiſirtes Bild aus der Mythologie wie viele andere bey ihm. Solch eine Einbildungskraft konnte nicht umhin, ſelbſt an Geburten der Einbildung ihr unumſchränktes Herrſcherrecht geltend zu machen. Die Darſtellung erinnert faſt mehr an das Ungeheuer Minotaurus, als an Minos, den weiſen Richter. Vielleicht haben dem Dichter Vorſtellungen von beyden verwirrt vorgeſchwebt, oder er ſchmelzte ſie abſichtlich in eins. Indeſſen kömmt Minotaurus nachher noch beſonders vor. Wie dem auch ſey, Michelangelo, der mit Dante's Ideen überhaupt ſehr vertraut war, hat von

---

Wer erkennt hierin wohl noch das Original? Man kann nicht wohl ein milderes Urtheil über dieſe Parodie fällen, als daß ſie gewiß, ohne die Abſicht, lächerlich zu machen, und in dem vollen Glauben des Verfaſſers, er liefere eine poetiſche Ueberſetzung, oder wohl gar eine verfeinernde Nachbildung, geſchrieben iſt. In dem depuis ce jour ſtatt: quel giorno più non vi leggemmo avante, hat er ſich ſelbſt übertroffen. Ein Mitglied der ehmaligen Academie royale des inscriptions et belles lettres ſollte doch nicht ſo höchſt unglücklich mißverſtehen, oder ſo höchſt abgeſchmackt verſchönern.

dieſer Stelle Anlaß zu einem beißenden Künſtlereinfalle hergenommen. * Bey einem Beſuche, den der Pabſt Paul der Dritte bey ihm ablegte, während er an ſeinem jüngſten Gericht arbeitete, nahm der Zeremonienmeiſter des heiligen Stuhles an den vielen nackten Figuren Anſtoß, und ließ ſich verlauten: Dergleichen möchte ſich eher für ein Badezimmer, als für eine Kapelle ſchicken. Michelangelo ſchwieg; ſobald aber die Geſellſchaft fort war, mahlte er den Kunſtrichter als Minos mit einem groſſen Schlangenſchweif mitten unter einer Gruppe von Teufeln. Ob er ſich gleich dabey nur auf ſein Gedächtniß verlaſſen mußte, gerieth doch die Aehnlichkeit vollkommen; und als der Hofbediente ſich bey ſeinem Herrn über dieſe lächerliche Verewigung beklagte, und auf die Frage: in welchem Theil des Gemäldes Michelangelo ihn hingeſtellet? geſtehen mußte: Leider in die Hölle! — „Sehr übel, Meſſer Biagio!" erwiedert der Pabſt; „ſehr übel. Vielleicht hätte ſich etwas thun laſſen, um Sie dem Fegefeuer zu entreiſſen; aber aus der Hölle — nulla est redemtio!" Ein Scherz, der beynahe profan heiſſen könnte, wenn er nicht von einem Pabſte herrührte, aber der Ernſt, den er einkleidet, verdient Beyfall. Paul der Dritte wußte alſo ſelbſt den Muthwillen großer Talente zu ſchonen, und was bey Hofe ſelten der Fall iſt, ein Hofmarſchall galt ihm weniger als ein Künſtler.

In den nächſten drey Kreiſen, die unſer Dichter durchwandert, ſieht er die Beſtrafung der Schwelger, die unter ewigen kalten Regen, Schnee und Hagel in Schlamme verſunken liegen; der Geizigen und Verſchwender (unter jenen bemerkt er viele Geiſtliche, ſelbſt Kardinäle

---

* Vasari Vite de pittori (Ed. dell Bottari) T. III. p. 254. 255.

und Päbſte) die in entgegengeſetzter Richtung ſchwere Laſten wälzen, und jedesmahl, daß ſie damit zuſammenſtoſſen, wechſelſeitig die Thorheit der unähnlichen Brüder verhöhnen; der Jähzornigen, die tief im ſumpſigen Waſſer des Styx immerfort ſich ſelbſt oder andere wüthend zerfleiſchen. Beym Eintritte in jeden dieſer Kreiſe droht oder wehrt ihm ein Ungeheuer, ein Teufel mit einem mythologiſchen Nahmen, wie vorhin ſchon Charon und Minos gethan hatten: erſt Zerberus mit drey Kehlen, dickem Bauch, trieſenden Augen, ein Bild der Gefräßigkeit; dann Plutus, der Dämon der Reichthümer; endlich Flegyas, den, nach der Fabel, Rachſucht getrieben hat, ſich an dem Heiligſten zu vergreifen. * Alle drey, werden ſo wie jene, durch Virgils Zureden beſänftigt. Solch eine Symmetrie liebt Dante überhaupt in ſeinen Erfindungen. Flegyas fährt beyde Reiſende in ſeinem Nachen über den Styx, welcher faſt die ganze Breite des fünften Kreiſes einnimmt, und die ſchon von fern an ihren glühenden Thurmſpitzen ſichtbare Stadt Dis umfließt. Sie landen am Thore; tauſend böſe Geiſter brechen hervor, und weiſen Dante als einen noch Lebenden zurück. Virgil möge hereinkommen, und jenen allein den Rückweg finden laſſen. Nach einem geheimen Geſpräch mit Dante's Führer, der ſie zur Nachgiebigkeit zu bewegen ſucht, ziehen ſie ſich eilend in die Stadt, ſchlieſſen die Pforte, den einzigen

---

* So ganz Unrecht hatte er indeſſen nicht. Erbittert über die Entehrung ſeiner Tochter Koronis ſteckte er Apollo's Tempel zu Delfi in Brand, und mußte dafür ewig im Orkus büßen. Apollo tödtete darauf die von ihm noch ſchwangere Geliebte, wegen einer Untreue, deren ſie angeklagt wurde. Hätte er nicht neben Flegyas dort unten einen Platz verdient?

Mein Elend iſt ſo hoch geſtiegen, daß ſelbſt Aufrichtigkeit es nicht mehr vergrößern kann. (Nach einer Pauſe ſehr ernſthaft.) Sie wollen mich aus dem Staub meiner Herkunft reißen. Ich will ſie nicht zergliedern, dieſe verdächtige Gnade. Ich will nur fragen, was Milady bewegen konnte, mich für die Thörin zu halten, die über ihre Herkunft erröthet? Was Sie berechtigen konnte, ſich zur Schöpferin meines Glücks aufzuwerfen, ehe Sie noch wußten, ob ich mein Glück auch von Ihren Händen empfangen wolle? Ich hatte meinen ewigen Anſpruch auf die Freuden der Welt zerriſſen. — Ich hatte dem Glück ſeine Uebereilung vergeben — Warum mahnen Sie mich auf's Neue an dieſelbe? — Wenn ſelbſt die Gottheit dem Blick der Erſchaffenen ihre Strahlen verbirgt, daß nicht ihr oberſter Seraph vor ſeiner Verfinſterung zurückſchauere — warum wollen Menſchen ſo grauſam barmherzig ſeyn? — Wie kommt es, Milady, daß Ihr geprieſenes Glück das Elend ſo gern um Neid und Bewunderung anbettelt? — Hat Ihre Wonne die Verzweiflung ſo nöthig zur Folie? — O! ſo gönnen Sie mir doch lieber die Blindheit, die mich allein noch mit meinem barbariſchen Loos verſöhnt. — Fühlt ſich doch das Inſekt in einem Tropfen Waſſers ſo ſelig, als wär' es ein Himmelreich, ſo froh und ſo ſelig, bis man ihm von einem Weltmeer erzählt, worin Flotten und Wallfiſche ſpielen! — — Aber glücklich wollen Sie mich ja wiſſen? (Nach einer Pauſe plötzlich zur Lady hintretend und mit Ueberraſchung ſie fragend.) Sind Sie glücklich, Milady? (Dieſe verläßt ſie ſchnell und betroffen. Louiſe folgt ihr und hält ihr die Hand vor

Eingang zu den untern Bezirken der Hölle, hinter ſich, und verlaſſen beyde in der quälendſten Verlegenheit. Doch heißt Virgil ſeinen Freund auf die nahe Ankunft eines Retters vom Himmel hoffen.

Neunter Geſang.

Die Farb', womit mich Zagheit überdeckte,
Ward mein Begleiter kaum an mir gewahr,
Als er die eigne Bläße ſchnell verſteckte.
Aufmerkſam ſah ich ihn und horchend ſtehn,
Weil durch die ſchwarze Luft, den dichten Nebel
Sein Auge rings nur wenig konnt' erſpähn.
„Wir müſſen dennoch ſiegen im Gefechte,“
Sagt er; „wo nicht — Verhieß ſie uns nicht ſo? [*]
„O daß doch er[**] nicht länger weilen möchte!“
Ich merkte deutlich, wie er den Beginn
Der Rede plötzlich abbrach, und vertauſchte
Mit andern Worten von verſchiednem Sinn.
Und was er ſagte, gab mir dennoch Sorgen:
Mir ſchien vielleicht in dem zerrißnen Spruch
Ein ſchlimmrer Sinn, als würklich war, verborgen.
„Steigt jemals einer aus dem erſten Grade,
„Wo nur Vernichtung aller Hofnung ſtraft,
„Hinab an dieſes grauſere Geſtade?“
So fragt' ich ihn; er ſagte: „Selten nur
„Geſchah's, daß auf dem Pfade, den ich wandle
„Von uns da droben einer nieder fuhr.

---

[*] Nehmlich Beatrix.

[**] Der gehoffte Retter.

Wahr iſt, ich bin hier einmahl ſchon geweſen,
 Erichtho's Zauber, [*] der die Schatten oft
 Zurück in ihre Leiber zwang, zu löſen:
Der Höll' entnommen war ich kurz zuvor,
 Da trieb ſie mich um einen Geiſt herauf
 Aus Judas Kreis [**] zu bannen, durch dies Thor.
So tief, ſo dunkel iſt kein andrer Ort,
 So fern vom Himmel, der das All' umkreiſet.
 Ich weiß den Weg: dies ſey dein Troſt und Hort.
Der Sumpf aus dem die argen Dämpfe hauchen,
 Umgiebt ringsum die qualenvolle Stadt,
 Wo wir Gewalt um einzudringen brauchen.
Er ſprach noch mehr, doch ſchwebt mirs nicht im Sinne;
 Mein Auge hatte ganz mich weggerückt
 Zum hohen Thurme mit der glühnden Zinne.
Schnell aufgerichtet ſah' ich dort alsbald,
 Drey Höllenfurien mit Blut beſudelt
 Von weiblicher Geberdung und Geſtalt.
Umgürtet waren ſie mit grünen Nattern

---

[*] Man ſehe über dieſe fabelhafte Hexe, die Tochter eines überpoetiſchen Gehirns Pharsal. VI. 507. bis zu Ende. Die Freyheiten, die Dante ſich in dieſer Anſpielung mit Lukans Erzählung nimmt, ſind weniger bemerkenswerth, als der grobe Anachronismus Virgilen zur Zeit des Farſaliſchen Krieges ſchon unter die Todten zu verſetzen. Die Aeneide ſelbſt mußte ihn beſſer belehren, wenn er ſie überall recht verſtanden hätte.

[**] Dem Aufenthalte der verworfenſten Verräther.

Und Schlangenbrut und Ottern, ſtatt des Haars,
Sah' ich um ihre wilde Schläfe flattern.
Er kannte wohl der Sclavenweiber Schaar
Die die Monarchin ew'ger Pein * bedienen
„Nimm, ſagt er, dort der grimmen Furien wahr!
„Tiſifone ſteht in der Schweſtern Mitte,
„Es heult Alekto ihr zur rechten Hand,
„Megära heiſt zur Linken dort die Dritte.“
Die Bruſt zerriß ſich jede mit den Klaun
Sie ſchrieen laut und ſchlugen ſich mit Fäuſten;
Des drängt ich mich dem Dichter an vor Graun.
Sie ſahn herab, und huben an zu ſprechen:
„Meduſa komm! Erſteinen ſoll er hier.
„Wir wuſten Theſeus Anfall wohl zu rächen“ ** —
„Steh weggewandt und hüll' dein Antlitz ein!
„Wenn ſich die Gorgo zeigt und du ſie ſieheſt
„So wird's geſchehn um deine Rückkehr ſeyn! —“
Der Meiſter ſprachs, und war, mich abzuwenden
Voll raſcher Eil, verließ ſich nicht auf mich
Und deckte mein Geſicht mit beyden Händen —
O Menſchenkinder, die ihr Weisheit übt!
Schaut an die Lehre, der in dieſen Reimen
Die ſeltne Dichtung ihren Schleyer giebt! —
Und ſchon kam hallend auf den trüben Wogen,
So daß das Ufer rings erſchüttert ward,
Ein furchtbar Toſen zu uns her gezogen.

---

* Hekate oder Proſerpina.

** Theſeus hatte ſich mit ſehr unglücklichem Erfolge in den Orkus hinabgewagt.

So, wenn's der ſchwülen Hitz' entgegen ſtürmt,
So rauſcht der Gang des ungeſtümen Windes,
Vor deſſen Schlägen nichts die Waldung ſchirmt.
Die Aeſte ſplittert er, zerſtäubt die Blüthen,
Staubwolkig wallt er ſeinen ſtolzen Gang,
Daß Vieh und Hirten fliehn vor ſeinem Wüthen. —
Nun ließ er mir die Augen frey: „Wohlan!
„Dort, wo der Dampf ſich auf dem alten Schaume
„Am dickſten regt, mach deiner Sehkraft Bahn!“
Wie Fröſche plötzlich da und dorthin ſchlüpfen
Wenn ſich ihr Feind, die Waſſerſchlange naht,
Bis ſie hervor ans Land geklammert hüpfen;
So ſah ich tauſend bange Seelen fliehn
Vor einem, der mit unbenetzten Ferſen
Des Styx Gewäſſer zu betreten ſchien.
Er trieb den feuchten Dunſt, der überſchattet
Sein Antlitz hielt, oft mit der Linken weg,
Und ſchien allein durch dieſe Laſt ermattet.
Und weil er mir ein Himmelsbote dünkte,
So wandt' ich mich zum Meiſter, welcher mir
Zu ſchweigen und mich tief zu bücken winkte.
Ha! wie ſo zürnend war ſein Blick und Gang!
Er trat zum Thor und rührt's mit einem Stabe:
Da that ſichs auf und jeder Riegel ſprang.
„O du vom Himmel ausgeſtoßne Rotte!“
So rief er von der furchtbar'n Schwell herab,
„Was willſt du doch mit ſolchem Frevelſpotte?
„Was hilfts die Stirne gegen den empören
„Des Wille nie ſein Ziel verfehlen kann
„Der dir ſchon oft die Plagen ließ erſchweren?

„Was ſtrebſt du gegen das Verhängniß doch?
„Es trägt davon, wenn du dich recht beſinneſt
„Dein Zerberus die kahle Gurgel noch!“ [*]
Dann wandt' er ſich, ohn' uns ein Wort zu ſagen
Zum Sumpf zurück, und war ſo anzuſehn,
Wie einer, welchen andre Sorgen nagen,
Als um die Menſchen, welche vor ihm ſtehn,
Und wir nun ſicher, nach der heil'gen Rede
Erhuben uns, um in die Stadt zu gehn. —

Dieſe Feſte Pluto's, ihre eiſerne Mauern, die Furien als Thorwächterinnen, ſind aus der Aeneide entlehnt. Indeſſen wird man bey der Vergleichung bemerken, daß Dante nie ganz der Spur fremder Ideen folgen konnte. Sein Hinweiſen wie mit Fingern auf das Sinnbildliche der Erzählung (O Menſchenkinder, die ihr Weißheit übt, u. ſ. w.) ſollte wohl eigentlich ihren Eindruck ſchwächen: Meduſa kann ſchwerlich viel Schrecken erregen, wenn man weiß, daß ſie nur eine Redefigur iſt. Zum Glücke trift es ſich, daß Dante — er thut es noch ſonſt einige Mahle — gerade ſeine unergründlichſten oder willkührlichſten, alſo mislungenſten Allegorien mit einer ſolchen Aufforderung an den Leſer begleitet.

Durch die Unmöglichkeit, die verſteckte Bedeutung zu entziffern, wird die äußere Darſtellung wieder in ihre Rechte eingeſetzt. In der That ſind alle Bemühungen der Ausleger über dieſe Stelle ſehr unbefriedigend. So hat ſich denn hier das Unbegriffne, vielleicht gegen des Dichters Willen, dem Furchtbaren zugeſellt: eine ſchickliche Vereinigung, weil beydes gleichartig würkt und unſere geiſtige Natur vor jenem, wie der ſinnliche Menſch vor dieſem ſchauert.

---

[*] Weil ihn Herkules, dem er ſich bey ſeiner Höllenfahrt widerſetzte, gebändigt und an einer Kette fortgeſchleppt hatte:

— nexis adamante catenis
Cerberon abstraxit.

Durch die groſſen zu überſteigenden Schwierigkeiten und Gefahren wird Dante's Reiſe, die ſonſt nur das Intereſſe der Belehrung haben würde, handelnder und reicher an epiſcher Anziehungskraft. Der Widerſtand der Daemonen, ob ihnen gleich Virgil den göttlichen Willen bekannt gemacht hat, iſt wahrſcheinlich und ihrer Natur gemäß. Hieraus entſteht eine Verwickelung, die einen höhern Entſcheider nothwendig macht. Die Erſcheinung des Engels iſt alſo kein eitles Prachtſtück, wie ſo mancher Dichter ſeine Götter auf unnütze Botſchaften ſendet, den Kunſtrichtern zu gefallen, denen es nun einmal im epiſchen Gedicht an bloßen Menſchen durchaus nicht genügt. Es iſt ſonderbar genug, daß man aus dem Glauben der Vorwelt an die beſtändige Einmiſchung höherer Weſen in die Angelegenheiten der Menſchen, welcher allerdings die damahligen Sänger ſehr begünſtigte, ein Geſetz, ja ſogar ein unterſcheidendes Merkmahl der epiſchen Poeſie für alle Zeitalter abgeleitet hat. Seit jener Glaube verſchwand, ſind die Maſchinen der Epopöe (ſo heißt das Kunſtwort) das Steckenpferd des Kunſtrichters und die Krücke des Dichters geworden. Wohin ſoll dieſer ſich um Ausfüllung der Mängel wenden? Die erwachſene menſchliche Vernunſt hat gelernt, die Verkettung der Urſachen bis zur höchſten Einheit hinauf zu verfolgen. Nach ihren geläuterten Vorſtellungen liegt die

Vorſehung im allgemeinen Syſtem der Naturgeſetze, nicht in beſondern Eingriffen darein, um dieſes oder jenes Zwecks willen. Unſere Religion heißt uns zwar an Wunder glauben, denn ſie iſt ſelbſt ein Wunder; aber nur an ſolche, die auf ihre eigne Gründung und Beſtätigung Bezug haben. Dies berechtigt uns alſo nur bey Gedichten religiöſen Innhalts, die Handlung unmittelbar durch himmliſche Mächte lenken zu laſſen. Ueberdies läßt eine ſo genau beſtimmte Dogmatik wie die unſrige, wenig Spielraum für die Erdichtung übrig. Die Griechiſche, wie jede urſprüngliche Volksreligion, war aus Träumen der Phantaſie entſtanden, an denen ſich künſtleriſche Willkühr immerhin alles erlauben mochte. Sie war Poeſie. Der Dichter nahm alſo, wenn er ſie gebrauchte, nur ſein Eigenthum zurück. Nach ihren Mythen und Sagen gab es viel Geſetzloſigkeit im Himmel und auf Erden. Die Unterordnung und Eintracht der höhern Kräfte war ſehr unvollkommen; doch gehorchten auch die mächtigſten unter ihnen dann und wann einem unerforſchlichen Verhängniß. Dieſes Gewirr iſt der Poeſie, deren Element raſtloſes Beſtreben und Ringen der Weſen iſt, willkommen: ſie verſtummt vor einer allzu geregelten Ordnung der Dinge.

Zu den Schwierigkeiten der Erfindung für den chriſtlichen Dichter, wenn er ſein Epos nicht auf den Kreis der Menſchheit beſchränken will, geſellen ſich Schwierigkeiten der Darſtellung: er mag nun Gott ſelbſt oder die guten und gefallnen Engel zur Mitwürkung herbeyrufen. Das Weſen der Weſen redend und handelnd einführen, *

---

* Es macht keinen großen Unterſchied, ob dies in Miltons feyerlichen Tone geſchieht, oder einfältiglich, wie unſer ehr-

den unendlichen Geiſt den engen armſeligen Formen unſerer Pſychologie unterwerfen, iſt ein Wagſtück, wobey man ſich vergeblich auf das Beyſpiel der heiligen Bücher beruft. Was der Wahrheit erlaubt iſt, gilt darum nicht ſofort für die Erdichtung. Die Engel dürfen wir zwar nach menſchlicher Analogie ſchildern, allein es bleibt immer ſchwer, mit der Vorſtellung von fehlerloſen Weſen, welchen vertrautes Anſchaun der Gottheit alle Triebfedern des Handelns und gleichſam ihr unmittelbarer Odem die Kraft dazu leiht, die von einem individuellen freyen Willen zu vereinbaren. Unſtreitig ſind ihnen die Teufel, die Feinde Gottes ſeinen Dienern, an Spontaneität überlegen, wenn ſich nicht andre Rückſichten der Darſtellung des ſchlechthin ſittlich Verderbten widerſetzten.

In der göttlichen Komödie geht bis auf das Eine große Wunder, daß Dante noch lebend die Höhen und Tiefen jenſeits der Sterblichkeit durchwandern darf, das Meiſte natürlich zu; nehmlich den Geſetzen derjenigen Welt, wo jedesmal die Szene liegt, gemäß. Die wichtigſten handelnden Perſonen ſind Menſchen. Dante ſelbſt, Virgil, Beatrice. Ob ſich der Umfang des Gedichts gleich über alle Geiſterklaſſen, als Gegenſtände der Betrachtung verbreitet, ſo tritt doch ſelten einer aus ihnen dramatiſch auf. Unmittelbare Wirkſamkeit Gottes wird nur hier durch

licher Hanns Sachs eines ſeiner Schauſpiele anhebt. Gott der Vater tritt auf und ſpricht:

Ich hab geſchaffen alle Ding
Die Erden ſampt der Himmel Ring, u. ſ. w.

Mislingen muß es in jedem Falle.

die Sendung des Engels, und ein andres Mahl durch die Erhörung eines Gebets angedeutet.

Faſt immer ſind Heldenthaten der Engel von ſehr zweydeutigem Werthe. Was haben ſie zu befahren, da ihr ätheriſcher Körper kaum irgend einem phyſiſchen Angriffe verletzbar iſt, und ihrem geiſtigen unſterblichen Daſeyn viel weniger etwas Leides geſchehen kann? Sollten ſie einmal auf eine überlegene Macht der Böſen treffen, ſo ſteht ihnen am Ende ihr allmächtiger Bundesgenoſſe für alles. Es iſt freylich kein geringes ſich allein, ohne körperliche Waffen,* nur mit furchtbaren Worten gerüſtet, gegen die ganze Macht der Hölle zu ſtellen, und ihre Pforten zu ſprengen, die vielleicht von jeher, vermuthlich weil die Todten nie wieder ins Leben zurückkehren, für ein Sinnbild unerſchütterlicher Feſtigkeit gegolten haben. Dennoch iſt es weniger die That, als die Art, wie ſie geſchieht, die Würde des großen Ungenannten, was Bewunderung erregt und verdient. Sein Gang iſt Entſcheidung. Achtlos auf die Wirkung ſeiner Ankunft, die Erſchütterung der Unterwelt, die Angſt und Flucht der Verdammten, iſt er einzig auf die Vollbringung ſeines Auftrages geheftet. Kaum hat er ihn ausgeführt, ſo wendet er ſich weg, ohne für Dante und Virgil, um derentwillen er doch geſandt worden, auch nur ein Wort, nur einen Blick übrig zu haben. Es giebt eine erhabene Kürze im Thun wie im Reden. Es iſt wahrhaft groß, nach einer erſtaunlichen That ſich nicht anders zu fühlen, als wenn man ein gewöhnliches TagesGeſchäft verrichtet hätte.

---

* Zwiſchen Geiſtern ſollte doch nur mit Gedanken, nicht mit Lanzen, Pfeilen, Schwerdtern, am wenigſten mit Kanonen gefochten werden. Aber was nicht alles ein berühmter Name entſchuldigt! Man ſehe im Paradise lost das ſechſte Buch.

Den ſechſten Kreis, der ſich innerhalb der Stadt an den Mauern herumzieht, findet Dante voll offener glühender Särge, in deren jedem ein Ketzer büßt. Hier kömmt er mit zweyen ſeiner Landsleute, Farinata und Cavalcante Cavalcanti in eine Unterredung, die einige Bekanntſchaft mit den Perſonen vorausſetzt.

Farinata, * einer der edelſten und berühmteſten Bürger des freyen Florenz, lebte im nächſten Menſchenalter vor Dante. In einem Aufſtande des vielleicht durch die Herrſchbegierde ſeines Hauſes gereizten Volkes wurden mehrere Uberti umgebracht, und er ſammt allen Gibellinen aus der Stadt verjagt. Sie fanden Aufnahme und Schutz zu Siena. Einige Zeit darauf wurden die Florentiniſchen Guelfen durch Liſt nach Val d' Arbia, nahe bey Monte Aperto gelockt, und von den Vertriebenen, den Sienern, und einigen Hülfstruppen Manfreds, des wackern Baſtards von Hohenſtaufen, angegriffen, (am 4ten Sept. 1260). Sie erlitten eine ſchreckliche Niederlage, und da Farinata's kühne Klugheit in dieſem Gibellinenbunde die Seele aller Anſchläge war, ſo gebührt ihm der Ruhm, oder ihn trift der Vorwurf einer Schlacht, worinn viertauſend ſeiner Mitbürger, nicht gemietheter Soldaten,

---

* Sein Bildniß nebſt einer kurzen Lebensbeſchreibung findet man im erſten Theil der Serie di ritratti d'uomini illustri Toscani congli elogi istorici Le Firenze 1766—73. Villani handelt von ihm vorzüglich im ſechsten Buche, C. 75—80. 84.

den Buſen.) Hat dieſes Herz auch die lachende Geſtalt Ihres Standes? Und wenn wir jetzt Bruſt gegen Bruſt und Schickſal gegen Schickſal auswechſeln ſollten — und wenn ich in kindlicher Unſchuld — und wenn ich auf Ihr Gewiſſen — und wenn ich als meine Mutter Sie fragte — würden Sie mir wohl zu dem Tauſche rathen?

Lady (heftig bewegt in den Sopha ſich werfend.) Unerhört! Unbegreiflich! Nein! Mädchen! Nein! Dieſe Größe haſt du nicht auf die Welt gebracht, und für deinen Vater iſt ſie zu jugendlich. Lüge mir nicht! Ich höre einen andern Lehrer —

Louiſe (fein und ſcharf ihr in die Augen ſehend). Es ſollte mich doch wundern, Milady, wenn Sie jetzt erſt auf dieſen Lehrer fielen und doch vorhin ſchon eine Kondition für mich wußten!

Lady (ſpringt auf). Es iſt nicht auszuhalten! — Ja denn! weil ich dir doch nicht entwiſchen kann. Ich kenn' ihn — weiß Alles — weiß mehr, als ich wiſſen mag! (Plötzlich hält ſie inne, darauf mit Heftigkeit, die nach und nach bis beinahe zum Toben ſteigt.) Aber wag' es, Unglückliche, — wag' es, ihn jetzt noch zu lieben oder von ihm geliebt zu werden — Was ſage ich? — Wag' es, an ihn zu denken oder einer von ſeinen Gedanken zu ſeyn — Ich bin mächtig, Unglückliche — fürchterlich — ſo wahr Gott lebt! Du biſt verloren!

Louiſe (ſtandhaft). Ohne Rettung, Milady, ſobald Sie ihn zwingen, daß er Sie lieben muß.

Lady. Ich verſtehe dich — aber er ſoll mich nicht lieben! Ich will über dieſe ſchimpfliche Leidenſchaft ſiegen, das Leben verlohren. Hierauf geſchah bey einer Verſammlung der Toskaniſchen Städte und Barone Gibelliniſcher Parthey zu Empoli, der Vorſchlag, Florenz ganz zu ſchleifen, und die Einwohner in die umliegenden Flecken zu vertheilen, damit es nie wieder ein Vereinigungspunkt der Guelfen werden könnte. Man ruft laut und einſtimmig Beyfall, nur Farinata redet mit glühendem Eifer dagegen. In der rauhen Beredſamkeit des Zeitalters bietet er alle vaterländiſche Sprüchwörter auf, um ſeine Gründe zu bekräftigen, [*] endlich greift er an ſein Schwerdt, und ſchwört: Wenn er auch ganz allein ſtünde, ſo lange er noch einen Tropfen Bluts zu vergieſſen habe, ſolle niemand Florenz vernichten dürfen. Es iſt mehr als wahrſcheinlich, daß ohne ihn dieſe Stadt ſich nur noch in den Italiäniſchen Alterthümern finden würde. Nie ſollten wir alſo eine ſchöne Geiſtesblüthe des neuern Athen, — ſo heißt Florenz mit Recht wegen der Feinheit ſeiner Sprache, der Aufgewecktheit ſeiner Köpfe, und einſt auch wegen ſeines raſtloſen Demokratenſinnes — genieſſen oder bewundern, ohne dem Schatten Farinata's degli Uberti zu huldigen. Die obigen Züge von ihm beweiſen, daß er etwas mehr war, als ein ſelbſtſüchtiger Partheyenführer, an dem nur Schlauheit oder ſtürmender Muth geprieſen wird. Der Mann, in deſſen Bruſt, die fürchterliche, verderbliche Wuth eines Bürgerkrieges die Flamme der Vaterlandsliebe nicht erſtickte; der nicht um gemeine Befriedigungen rettete oder zerſtörte, ſondern nach dem innern Gebot ſeiner Seelengröße: der Mann könnte faſt für einen verſpäteten Römer gelten. Allein Florenz haßte oder vergaß, wie oftmahls

---

[*] Die Anwendung dieſer Denkſprüche auf den vorliegenden Fall, welche Villani übergeht, iſt mir ziemlich dunkel.

Rom, die Wohlthat eines ſo gefährlichen Bürgers, und bey den Amneſtieen, welche den vertriebenen Gibellinen nach den Siegen der Guelfiſchen Parthey heimzukehren erlaubten, blieben lange nachher noch die Uberti ausgeſchloſſen. [*]

Ohne ſich auf einen Platz in der Geſchichte Anſprüche zu erwerben, wie ſein Mitburger Farinata, genoß Cavalcante Cavalcanti aus einem alten und angeſehenen Geſchlechte, die Achtung ſeiner Zeitgenoſſen. Auf die Nachwelt iſt ſein Nahme mehr durch ſeinen Sohn Guido Cavalcanti, als durch ihn ſelbſt gekommen. Guido war unter den zahlreichen Vorgängern unſers Dichters und Petrarca's einer der zarteſten Liebesſänger, von dem auch vorzüglich viele Gedichte auf uns gekommen ſind. Er war ein genauer Freund Dante's, ſie wechſelten oft in dichteriſchem Wetteifer Sonette mit einander. Haben ſein Vater und Farinata würklich unter die Läugner der Unſterblichkeit gehört, bey welchen Dante ſie in der Hölle antrift (und ſchwerlich konnte er über ihre Denkart irren) ſo zeigt dieſe Abweichung an Republicanern und Helden des dreyzehnden Jahrhunderts, wo nicht von ausgezeichneter Stärke, doch gewiß von eigenthümlicher ſeltner Wendung des Verſtandes.

---

[*] Man ſehe Ditta Mundi oder Ditta mondo L. II. c. 29. Der Verfaſſer dieſes Werkes, mehr ein reimender Geograph und Chronickſchreiber als ein Dichter, und nur ein matter Nachahmer Dante's, blühte um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, war ein Enkel Farinata's, und lebte in der Verbannung von Florenz, zu der indeſſen damahls nicht nur die Uberti, ſondern alle Familien von altem Adel durch die demokratiſche Heftigkeit ihrer Landsleute verdammt waren. S. Leone Alacci in der Vorrede zu ſeinen Poeti antichi raccolti da Codici Mss. und Bettinelli Risorgimento delle arti et degli studi nel 1300. T. II. p. 83. Fagio degli Uberti würde ſeine nähere Theilnahme an dem Schickſale ſeiner Nahmensgenoſſen, wenn man ſie ſonſt nicht wüßte, beynahe durch die Wärme, womit er davon und von Farinata's Verdienſten ſpricht, verrathen. Doch geräth ja ſelbſt Villani, der Florentiniſche Herodot, eben ſo ehrlich, nur um ein gutes Theil einfältiger wie der Grieche in eine Art von Enthuſiasmus über den vertudioso e savio cittadino, che fece a guisa del buono anticho Camillo Romano.

Dante folgt ſeinem Begleiter auf einem Pfade zwiſchen den Mauern und Särgen hin, als eine fremde Stimme ihr Geſpräch unterbricht:

„Toskaner! der du durch die Stadt der Gluten
„Noch lebend gehſt und ſo gefüge ſprichſt,
„Laß etwas hier zu weilen, dir gemuthen!
„Denn deine Sprache macht dich offenbar
„Als bürtig aus dem edlen Vaterlande
„Dem ich vielleicht einſt allzuläſtig war."
Urplötzlich ſcholl aus einem von den Särgen
Solch eine Stimm'; ich ſuchte mich deshalb
Voll Furcht an meines Führers Näh' zu bergen.
Er ſprach: Was ſäumeſt du, dich umzudrehn?
Schau! dort hat Farinata ſich erhoben.
Vom Gürtel aufwärts wirſt du ganz ihn ſehn. —
Ich heftete den Blick auf ſeine Stirne:

Er reckte Bruſt und Angeſicht empor
Als ob er trotzig ob der Hölle zürne.
Und muthig ſtieß mit raſchem Ungeſtüm
Mein Führer mich hinan durch all die Grüfte,
Und ſagte: Rede ſonder Hehl zu ihm! —
Als ich nun ſtand an ſeines Grabes Fuß
Und er mich ſtolz ein Weilchen angeſchauet:
„Was hatteſt du für Ahnen?“ war ſein Gruß.
Gern dem Gebot des Meiſters unterthänig
Verſchwieg ich's nicht und thät ihm alles kund.
Darob erhob er ſeine Brau'n ein wenig,
Und ſagte dann: „Sie waren bitter gnug
„Mir, meinen Ahnen, meinem Bund gehaß. *
„So, daß ich zweymahl in die Flucht ſie ſchlug.
„Und waren ſie verbannt, ſie kehrten immer“
Erwidert' ich „von allen Seiten heim,
„Die Euern ** lernten dieſe Kunſt noch nimmer!“
Derweil erhob ſich ſichtbar bis ans Kinn
Dem Sarge neben ihm ein andrer Schatte, ***
Ich glaub' er lag auf ſeinen Knien drin.
Er blickte rings mich an, als wärs ihm wichtig
Zu wiſſen, ob noch jemand bey mir ſey;
Doch bald befand er ſeinen Argwohn nichtig.
Und jammerte: Wenn durch dies Nachtreſier
Dir hoher Geiſt und Witz die Wege bahnet:
Wo iſt mein Sohn? Weswegen nicht mit dir? —

---

* Dante's Vorfahren waren Guelfen.

** Die Gibellinen. Er redet im Sinne ſeiner Väter.

*** Cavalcante Cavalcanti.

„Ich komme nicht aus eigner Kraft und That."
Sagt' ich zu ihm; „dort wartet mein Begleiter,
„Den euer Guido wohl verachtet hat."
Schon hatt' ich ſeinen Nahmen mir gedeutet
Aus ſeiner Stadt und aus dem Ort der Quaal,
Drum war ich ſo zur Antwort vorbereitet.
„Wie?" rief er plötzlich ſtarr emporgericht't;
„Er hat, ſagſt du? So lebt er denn nicht mehr?
„Sein Aug' entbehret ſchon das ſüße Licht?"
Und als er ſahe, daß ich ſinnig ſtand,
Und zauderte, den Zweifel ihm zu löſen,[*]
Da fiel er rücklings nieder und verſchwand.
Doch jener Hochgeherzte, dem zu dienen
Ich dageblieben war, ſtand unbewegt,
Bog nicht den Hals, verzog auch nicht die Minen!
„Und wußten ſie ſo wenig dieſe Kunſt,"
So fuhr er fort im vorigen Geſpräche,
„Das quält mich mehr als dieſes Lagers Brunſt.
„Allein, es wird nicht funfzigmahl entbrennen
„Das Angeſicht der Frauen, die hier herrſcht[**]
„So wirſt ſchon dieſer Kunſt Beſchwerde kennen.

[*] Dante antwortet nur darum nicht, weil er in Gedanken über das Geſpräch mit Farinata verſunken iſt. Guido lebte damahls noch, und theilte nachher mit ihm das Schickſal der Weiſſen die Verbannung; ſtarb aber bald darauf. Villani VIII. c. 42.

[**] Proſerpina oder Hekate, in der Oberwelt Luna. In weniger als funfzig Monaten wirſt du aus eigner Erfahrung wiſſen, wie ſchwer jene Kunſt iſt. Im Jahr 1304 machte

„Doch ſage mir, ſo du die ſchöne Welt
„Noch mögeſt wiederſehn, warum den Meinen
„Dies Volk ſo hart in jeder Satzung fällt?“
Drauf ich zu ihm: Seit jenes groſſe Morden
Die Arbia [*] geröthet, iſt bey uns
Im Tempel ſolche Predigt Sitte worden — [**]
Er aber ſeufzend ſchüttelte ſein Haupt
Dort war ich nicht allein, und traun! ich hätte
Mir dieſe That nicht ohne Grund erlaubt.
Doch da wo alle willig leiden mochten
Daß man Florenz vernichte, war's nur ich,
Nur ich allein, der kühnlich ſie verfochten.

Unſer Dichter beſitzt die Zauberkunſt, einen tiefen Charakter, und in dem Charakter des Mannes den ſeines Jahrhunderts mit ſo wenigen Zügen zu faſſen, und an beyden die innerſte Eigenthümlichkeit zu offenbaren. Solche Menſchen, aus deren Thaten, auch den verheerendſten, immer noch ein freyes, heroiſches, unwandelbar-ſelbſtſtändiges Wollen hervorleuchtet, die bey gewaltigem Nachdruck der Leidenſchaften die einfachſte, ruhigſte Faſſung bewahren, wie dieſer ſtolze Florentiner; ſolche Menſchen

---

Dante mit den Weiſſen einen unglücklichen Verſuch, ihr Bürgerrecht wieder zu erobern. — Die Seltſamkeit und Dunkelheit des Ausdrucks kann damit entſchuldiget werden, daß es eine Weißagung iſt.

[*] Ein Fluß bey Monte Aperto.

[**] Vermuthlich bildlich: Tempel für Rathhauß und Predigt für die Reden oder Ausſprüche, die dort gehalten oder gethan werden.

trug Italien damahls: aber der Sinn, der ſo etwas rein und ganz wie es iſt, erkennt, wurde von jeher äuſſerſt wenigen zu Theil. Die Natur iſt ſo zurückhaltend mit ihren Geheimniſſen, wie verſchwenderiſch mit ihren Gaben, man möchte ihr faſt Eiferſucht auf die vertraute Bekanntſchaft mit ihren Lieblingen Schuld geben. Hoheit der Seele verſchmäht es, ſich ſelbſt zu unterſuchen und zu beklügeln. Sie iſt oft von einem wunderbaren Unbewußtſeyn begleitet, welches ſie gewißermaßen auch von ihren Darſtellern fordert. Wenigſtens wird nicht leicht ein Geſchichtſchreiber, Künſtler oder Dichter durch bloße Beſtrebungen des Verſtandes, ohne jenes heilige Ahnungsvermögen ſich ihr nähern.

Die Zuſammenſtellung mit dem andern Schatten, deſſen Schwäche Farinata's mannhafte Feſtigkeit um ſo viel abſtechender hervorhebt, iſt, wenn auch ein Werk der Ueberlegung, doch ein kühner und treffender Gedanke. Schauerlich iſt die ganze Epiſode von Cavalcanti, ſein Kauern im Sarge, ſein Schrecken über den vermeinten Tod ſeines Sohnes, ſein markloſes Hinfallen. Das bange Geſpenſt ſcheint zum zweyten mahle zu ſterben, während Farinata ſo wenig dadurch irre wird, als ob eine Fliege neben ihm umkäme.

Die Verdammniß dieſer beyden theilt unter andern auch der teutſche Kaiſer Friedrich der Zweyte. Es iſt ſchwer zu beſtimmen, ob ihm die Bannflüche und Anklagen der Päbſte,* oder das berüchtigte Buch: von den drey

---

* Comment peut-il être hérétique sans être chrétien? fragt Voltaire bey Gelegenheit derſelben.

Betrügern, deſſen mittelbarer oder unmittelbarer Urheber er geweſen ſeyn ſoll, oder unbeſonnene Spöttereyen, oder eine ſeinem Jahrhunderte weit vorauseilende, freye Denkart zu dieſem vielleicht ehrenvollen Platze verholfen haben. Da der Gibelline mit einem ruhmwürdigen Kaiſer ſo übel umgeht, ſo darf es nicht befremden, daß er ſogar einen Pabſt, Anaſtaſius den Zweyten, trotz ſeiner Unfehlbarkeit unter die feinern Ketzer verweiſet. Indeſſen hat den Verfechtern der Römiſchen Kirche, Baronio und Bellarmin, Dante's Anſehen wichtig gnug geſchienen, um die Beſchuldigung mit ernſtem Eifer zu widerlegen.

Vor dem Hinabſteigen in dem innern Abgrund giebt der Begleiter des Dichters dieſem einen ſummariſchen Begrif von der Einrichtung der Hölle, und von ihren verſchiedenen Bewohnern, die nach einem Eintheilungsgrunde aus der Ethik des Ariſtoteles geordnet ſind.

Zügelloſigkeit der Leidenſchaften (ακρασια) iſt weniger ſtrafbar als eigentliche Bösartigkeit (κακια). Die vielerley Laſter, welche aus jener entſpringen: Wolluſt, Schwelgerey, Ausſchweifung im Gebrauche der Güter, alſo Geitz oder Verſchwendung; endlich Jähzorn; büßen insgeſammt in den obern, auf die Vorhöfe der Hölle folgenden Kreiſen. Böſes wird ferner durch Gewalt oder Liſt verübt. Liſt verdient überhaupt ſtrengere Misbilligung als Gewalt, weil ſie auf einem Misbrauche der dem Menſchen eigenthümlichen Vorzüge beruht. * Die allgemeine

---

* Cic. de offic. I. 13. Cum autem duobus modis, id est, aut vi, aut fraude, fiat injuria: fraus vulpeculae, vis leonis

Pflicht der Redlichkeit gegen alle brechen, iſt hinwiederum weniger ſchändlich, als die mit uns durch näheres Zutrauen Verbundenen verrathen. Dem zufolge ſind drey Kreiſe innerhalb der Stadt des Dis, jeder mit ſeinen Unterabtheilungen für Gewaltthätige, für Betrüger, für Verräther beſtimmt. Weil Gewalt, gegen den Nächſten, den Thäter ſelbſt und Gott gerichtet ſeyn kann, ſo theilt ſich der Kreis der Gewaltthätigen in drey ſchmälere Zirkel auf derſelben Fläche: im äußerſten wird Raub und Mord geſtraft; im mittlern Selbſtmord und ſonſtige Zerſtörung eignen Glückes; im letzten Gotteslästerung, unnatürliche Wolluſt und Wucher, den Dante durch Spitzfindigkeiten der Schule zum Verbrechen gegen die Natur und alſo mittelbar gegen die Gottheit macht. Ferner nimmt er ſehr willkührlich zehn Unterarten des Betrugs an: Verführung; Schmeicheley; Simonie; falſche Wahrſagerey; Gaunerey, beſonders Beſtechlichkeit; * Heucheley; Dieberey; Mißbrauch des Scharfſinnes zu Erfindung ſchlauer Ränke; Zwietrachtſtiften; Verfälſchung. In der unterſten Fläche der Hölle endlich läßt er vier Bezirke einander anſchlieſſen, deren Nahmen: Kaina, Antenora, Tolommea, Guidecca, von Beyſpielen des Verraths an Blutsverwandten, an Freunden oder Schutzgenoſſen oder Wohlthätern, ihrer Beſtimmung gemäß abgeleitet ſind. Zwiſchen den blos ausſchweifenden und den eigentlichen Verbrechern ſchaltet er, wie wir ſchon geſehen haben, die Ketzer ein, über die ihm Ariſtoteles ſchwerlich viel Auskunft gab.

---

videtur: utrumque homine alienissimum: sed fraus odio digna majore.

* Baralteria; nach Dante's Sinne ungefähr eben das in weltlichen Angelegenheiten, was Simonie im geiſtlichen.

Wer könnte nun wohl von dieſem Gerippe auf die lebendige, kraftvolle Bekleidung, von dieſer ſcholaſtiſchen Tabelle auf ein Gedicht voll hoher Einfalt und freyer Naturgröſſe ſchlieſſen? Und wer (ſo läßt ſich eben die Frage allgemeiner faſſen) würde unter den Finſterniſſen des dreyzehenden Jahrhunderts einen Dante vermuthen, wenn das Werk, das von ihm zeugt, nicht vor ſeinen Augen ſtünde? Unabhängig von fremden Einflüſſen ſieht man ächten Genius öfter, weil er meiſtens ſeinen Gang unbekümmert bey ihnen vorübergeht; allein ſo auffallend, wie in Dante's Ueberlegenheit über das, warum er ſich ſelbſt bewarb, über den Ideenkreis, worein er ſich doch ſelbſt forſchend vertiefte, erſcheint das unvermiſchte Nebeneinanderſeyn des Erlernten und Unlernbaren faſt nie. —

Die Fortſetzung folgt.

mein Herz unterdrücken und das deinige zermalmen — Felſen und Abgründe will ich zwiſchen euch werfen; eine Furie will ich mitten durch euren Himmel gehn; mein Name ſoll eure Küſſe, wie ein Geſpenſt Verbrecher, auseinander ſcheuchen; deine junge blühende Geſtalt unter ſeiner Umarmung welk, wie eine Mumie, zuſammenfallen — Ich kann nicht mit ihm glücklich werden — aber du ſollſt es auch nicht werden — Wiſſe das, Elende! Seligkeit zerſtören, iſt auch eine Seligkeit!

Louiſe. Eine Seligkeit, um die man Sie ſchon gebracht hat, Milady! Läſtern Sie Ihr eigenes Herz nicht. Sie ſind nicht fähig, das auszuüben, was Sie ſo drohend auf mich herabſchwören! Sie ſind nicht fähig, ein Geſchöpf zu quälen, das Ihnen nichts zu Leide gethan, als daß es empfunden hat wie Sie — Aber ich liebe Sie um dieſer Wallung willen, Milady!

Lady (die ſich jezt gefaßt hat). Wo bin ich? Wo war ich? Was hab' ich merken laſſen? Wem hab' ich's merken laſſen? — O Louiſe, edle, große, göttliche Seele! Vergib einer Raſenden — Ich will dir kein Haar kränken, mein Kind! Wünſche! Fordre! Ich will dich auf den Händen tragen, deine Freundin, deine Schweſter will ich ſeyn — Du biſt arm — Sieh! (Einige Brillanten herunternehmend.) Ich will dieſen Schmuck verkaufen — meine Garderobe, Pferd und Wagen verkaufen — Dein ſey Alles, aber — entſag' ihm!

Louiſe (tritt voll Befremdung zurück). Spottet ſie einer Verzweifelnden, oder ſollte ſie an der barbariſchen That im Ernſt keinen Antheil gehabt haben? Ha! So könnt' ich mir ja noch den Schein einer Heldin geben und meine

III

Entzückung des Las Caſas

oder:

Quellen der Seelenruhe.

Las Caſas, deſſen Name unter der Zahl thätiger Menſchenfreunde ewig glänzen und um ſo heller glänzen wird, da er neben den Höllenſchwarzen Namen jener Ruchloſen erſcheint, die durch Schwert und Folter und Sclavendienſte eine Million von Unſchuldigen innerhalb funfzehn Jahren würgten; dieſer beredte, eifrige, unermüdete Fürſprecher der Indianer lag jezt, als ein neunzigjähriger Greis, auf dem Sterbebette. So ſehr ſchon längſt ſeine ganze Sehnſucht auf den Lohn im Himmel gerichtet war; ſo ward ihm doch im Angeſicht der Ewigkeit bange. Es war die Bangigkeit einer holden, liebenden Braut, die in dem Augenblick, wo das Glück ihres Lebens gegründet und alle ihre Wünſche gekrönt werden ſollen, vor der Veränderung ihres Standes zittert. Las Caſas war ſich der Reinigkeit ſeines Herzens und der Unſchuld ſeines Lebens bewußt; er hatte Königen ins Antliz geſehen, und ſcheute keinen irdiſchen Richter: aber der Richter, vor den er jezt treten ſollte, war Gott; und eine unendliche Heiligkeit und Gerechtigkeit ſchien ihm furchtbar. Auch das kühne Auge der Rechtſchaffenheit, wie das blöde der Schuld, ſchlägt den Blick vor der Sonne nieder.

Zu ſeinen Füſſen ſaß ein würdiger Ordensbruder; auch ein Greis, und ſeit vielen Jahren ſein Freund. Gleiche Rechtſchaffenheit hatte ihn mit zärtlicher Liebe gegen Las Caſas, und Bewußtſeyn geringerer Kräfte mit Bewunderung und Ehrfurcht erfüllt. Er ſah mit Wehmuth, wie ſein Freund, dem er nie von der Seite wich, immer ſtiller und ohnmächtiger ward, und ſprach ihm Hofnung ein, um Hofnung bey ſich ſelbſt zu erwecken. Aber der Greis, der des groſſen Gedankens an die Ewigkeit voll war, bat ihn hinauszugehen, und ihn mit ſeinem Richter allein zu laſſen.

Las Caſas lag und überdachte ſein Leben. Wohin er ſein Auge wandte, da ſah er Irrthümer und Fehler, und ſah ſie in ihrer ganzen Gröſſe, ihre Folgen breiteten ſich vor ihm aus, wie ein Meer: aber klein, und unlauter, und fruchtlos an dem gehofften Guten ſchien ihm jede beſſere That; eine Quelle der Wüſte, die im Sande dahinſchwindet, ohne daß Halm oder Blume ihr Ufer ſchmücke. Reuig, gedemüthigt, beſchämt, warf er ſich nieder in Gedanken vor Gott, und flehte aus der Tiefe der Seele: Gehe nicht ins Gericht mit mir! Laß mich Erbarmen vor deinem Throne finden, Vater der Menſchen!

Die Kräfte des Sterbenden waren zu matt für dieſe Anſtrengung der Seele: ſo ſehr er zu wachen rang, ſo verſiegelte bald der Schlaf ſeine Augenlieder. Und plötzlich war ihm, als hätt' er die Geſtirne des Himmels zu ſeinen Füſſen, und ging' auf Wolken einher in einem endloſen Raum, und ſäh' in tiefer Ferne ein maieſtätiſches Dunkel, durchbrochen von einzelnen Lichtfluthen göttlicher Glorie, und rings von Heerſchaaren umſchwebt, die aus den Wellen herauffuhren, und hinab in die Wellen. — Kaum hatte noch ſein Auge gefaßt und ſeine Seele bewundert; ſo ſtand vor ihm da, mit ernſtem Blick des Richters, ein Engel, und hielt in ſeiner Linken eine Rolle, die ſeine Rechte entwickelte. Todesſchauer, wie er den Verurtheilten beim Anblick der Richtſtätte ergreift, wo er bluten ſoll, durchfuhr den zitternden Greis, als zuerſt der Unſterbliche ſeinen Namen ausſprach, und ihm dann vorhielt die höhern, edleren Kräfte alle, in ſeine Seele geſenckt, und die beſſern, ſanfteren Neigungen alle, in ſeinem Blute bereitet, und die Anläſſe, die Hülfen zur Tugend alle, in ſeine Lage verwebt, ſo daß ihm dünkte, ſein Gutes komme Alles von Gott, und nichts werde ihm übrig bleiben, als ſeine Irrthümer und ſeine Sünden.

Jezt, da der Engel ſein Leben begann, ſuchte er nach den Vergehungen ſeiner Jugendjahre; aber er fand ſie nicht. Die erſte Thräne der Reue hatte ſie alle verwaſchen. Nur ſie ſelbſt ſtand bemerkt, dieſe Thräne, und jeder ernſte Vorſatz zum Guten, und jede Beſchämung über erneuerten Fehltritt, und jeder ſtille Triumph über vollbrachte Pflicht, und jedes williggenährte Gefühl der ſich ſelbſt verläugnenden Güte, und jeder edle, ſiegreiche Kampf mit der Sinnlichkeit, der Empörerinn gegen Gott. Da ging ſein Herz dem Gerichteten auf in Hofnung. Und obgleich ſeiner Fehler mehr war, als des Sandes am Meer; ſo war doch auch des Guten und des Edlen die Fülle: und das Gute wuchs, und der Fehler ward minder, je mehr er an Jahren fortſchritt, und Erfahrung und Nachdenken die Kraft der Seele, ſo wie Uebung im Guten die Neigung und das Vermögen ſtärkte. Doch war auch ſein Beſtes nicht vollkommen vor Gott, und der edelſten Thaten Quell war auf ſeinem Grunde noch trübe.

Bald aber, da erhöhte der Engel den Ton, und ſeine Rede ward ſtrömend; denn der Jüngling war zum Manne gereift, und war aufgetreten, als Held der Menſchheit, in jenen Eilanden, die einſt Eilande des Segens und Friedens, und jezt des Fluchs und des Mordens waren. Was er hier litt, der Edle, und noch mehr, was er hier that; wie jede Noth der Unſchuldigen ſeine eigene ward, und wie die ganze Seele ihm zu einer Thätigkeit aufflammte, die noch fortglühte im Greiſesalter; wie er, hohen Muthes im Gefühl ſeines Rechts, der Rache der Mächtigen Trotz bot, und lauten Fluch über den Golddurſt ausſprach, der mordete, und über den Glaubensſtolz, der es lächelnd anſah, und über die Staatsklugheit, die es zu ahnden vergaß; wie er hin und her, der Stürme und der Klippen nicht achtend, über die Tiefen des Meeres flog, um bald dem Thron ſeine Klagen, bald der Unſchuld den Troſt der Hofnung zu bringen; wie er hintrat vor den ſtolzen Eroberer, den erſten Herrſcher in zwoen Welten, und ihm ſeine Schuld in die Seele donnerte, daß ihm ward, als ſtänd er vor ſeinem ewigen Richter, und als lekten die ſchwarzen unauslöſchlichen Flammen der Hölle ſchon an ſein Krankenlager; wie er ſich hinwarf über die Trümmer geſcheiterter Hofnungen und laut aufweinte gen Himmel, aber ſich ſtets wieder aufriß, als Mann, und wieder da ſtand voll Muthes und Kraft, und rüſtig fortbaute an immer neuen Entwürfen; wie jeder Strahl der Hofnung, der den Elenden erſchien, ihm das Herz mit Entzücken ſchwellte, und als der lezte in trübe, ewige Nacht dahinſchwand, wie er da, jeder

Freude und jedem Troſt entſagend, ſich tief in die Einſamkeit barg, und die Erde ihm nichts mehr war, als ein Kerker, und die Sehnſucht nach Auflöſung und Ewigkeit ihm von nun an die ganze Seele füllte: alle dieſe Thaten und dieſe Leiden ſtanden geſchrieben vor Gott, nach ihrer ganzen Lauterkeit, Verdienſtlichkeit, Schönheit. — So wie er fortlas, der Engel, ſo glühte ihm ſeine Wange von immer höherm Feuer, ſein Athem ward lauter, ſein Blick beſeelter, und rings um ihn her wallte reineres, holderes Licht: denn Eifer für Wahrheit und Recht — und wenn er, thatenlos, nichts als Zeugnis und Thränen opferte, weil ihm Thaten verſagt waren — iſt von hohem, unnennbarem Werth im Himmel.

Aber noch ſtand der Greis, den Blick zur Wolke geſenkt, und trüben, denkenden Ernſt auf der Stirne: denn ihm preßte das Herz jener unſelige Rathſchlag, womit er einſt, in unbedachter Verzweiflung, um das eine Volk zu erleichtern, das andre erdrückte; alle Gedanken ſeiner Seele ſchweiften umher am Gambia und am Senegal, bis tief ins Innerſte jenes Welttheils, wo verrätheriſcher, ewiger Krieg den Barbaren Europens Myriaden auf Myriaden in ihre Ketten liefert. Und ſie kam endlich, nach unzähligen beſſern, dieſe furchtbare That; ſchwärzer in ihren Folgen, als alle Unthaten der Hölle, und reicher an Blut und an Thränen, als ſie je der reumüthige Greis in der finſterſten ſeiner Nächte träumte. Aller Greuel der Bosheit und alle Wehklage der Unſchuld war im Andenken vor Gott; aller unſägliche, undenkbare, unendliche Jammer, im Mutterlande, auf dem Meer, auf den Inſeln; alles Hinſinken der erſterbenden Kraft, und alle Geißelhiebe ſtatt Erquickung und Schlummers;

alles Wimmern der ſich ſträubenden Todesangſt, und alle Stille der dahingegebenen Verzweiflung. — Las Caſas ſtand, als ſollt' ihn das Entſetzen vernichten. Er dachte jezt nicht den Heiligen, den Gerechten, vor dem keine Finſternis deckt, und kein Flügel des Lichtes ſichert; voll des innigſten, tiefſten Erbarmens dacht' er nur das endloſe Elend aller dieſer Tauſende, ſeiner Brüder. Da der Engel ihn ſah, wie die Reue mit allen ihren Nattern ihm an die Seele fiel, und wie er das Kleinod ſeiner Natur, die Unſterblichkeit, hätte geben mögen, um ſeine Schuld zu vertilgen; da entfloß auch ihm eine Thräne.

Aber eine Stimme vom Heiligthum her, ſanft und liebreich, wie eines verſöhnten Vaters, gebot dem Engel: Zerreiß die Rolle!

Und der Engel zerriß die Rolle. Getilgt, ſprach er, ſind deine Schwachheiten vor Gott. Aber geſchrieben ſteht vor ſeinem Angeſichte mit Zügen des Lichts dein Name. Wollt' er Fehler ahnden, wie deine Fehler; ſo wäre deiner Brüder keiner gerecht vor ihm, und leer und Bürgerlos bliebe ſein Himmel. Er hat Seelen in Staub geſenkt, damit ſie durch Irrthümer zur Wahrheit hindurchbrächen, und durch Fehler zur Tugend, und durch Leiden zur Glückſeligkeit.

Nimm mir, nimm mir, ſchluchzte Las Caſas, dem mit einer Thränenfluth die Stimme zurückkam; nimm mir, wenn du's vermagſt, die Erinnerung jener That, oder ich werde ewig mein Gericht in mir ſelber tragen. Zerreiß, wie du dieſe Rolle zerriſſen haſt, auch das Andenken an ſie hier im Innerſten meines Herzens, oder ſelbſt in der Gegenwart Gottes werd' ich den Himmel ſuchen, und der Seligkeit im Schooße nach Ruhe jammern.

Sterblicher! rief der Engel; wo iſt Seligkeit, als in dir, als in deiner eigenen Seele? Und worinn ſonſt kann ſie dir Endlichen blühen, der du nie ohne Fehl und Irrthum ſeyn kannſt, wie Gott, als daß du dich wirkſam zum Guten fühleſt mit all deiner Kraft, und innige, treue Liebe nähreſt auch für den niedrigſten deiner Brüder, und in der Bitterkeit deines Schmerzens ſelbſt, wo du gefehlt haſt, den Adel deiner Seele empfindeſt?

O, aber dieß Grenzenloſe, unausſprechliche Elend durch lange Jahrhunderte — —

Wird zu Wonne werden, und zu Fülle der Seligkeit, in dem Weltentwurf deines Schöpfers. Du haſt dich ſelbſt in deiner Schwachheit erkannt; erkenne nun in ſeiner Herrlichkeit Ihn!

Und er gebot der Wolke, daß ſie ſich donnernd vom Boden des Himmels losriß, und Hand in Hand fuhren ſie nun hinab in die Schöpfung. Da rollte zu des Greiſes Füßen die Erde, und der Unſterbliche wies ihn hin auf rauhe, unwirthbare Gebirge, die ein ewiges Eis bedeckte, und auf Schrekniſſe ſchwarzer kämpfender Ungewitter, und auf Zerſtöhrungen wilder wütender Stürme. Von den Gebirgen herab quollen Bäche und Ströme, und an ihren Ufern freuten ſich Millionen; in den kämpfenden Ungewittern ſtieg der Segen vom Himmel, und Feld und Wald blühten ſchöner; und wo die Stürme zerſtört hatten, da athmete freier die Bruſt, und die Wange gewann wieder Röthe; denn zerbrochen war der Flügel der Peſt, die in Dämpfen daherzog, und ſie war zurückgeſtürzt in den Abgrund. — So führt' er den Staunenden fort von Uebel zu Uebel, aus der ſichtbaren in die unſichtbare Natur, und mit immer ſchwellender Wonne weiht' er ihn ein in jene höhern Erkenntniſſe, deren ganzes Geheimnis dem ſterblichen Blick keine ſterbliche Hand entſiegelt: wie durch alles Wogen und Empören des Endlichen der Unendliche ſeinen Weg hindurchgeht in ſeiner Herrlichkeit, daß kein Fehl und kein Irrthum da bleibt in aller Tiefe und Weite der Schöpfung, vom lezten bis zum lezten Geſtirn; — und wie, in der Welt der Seelen, Leiden die Thätigkeit weckt, und Mutter und Pflegerinn wird jedes größten und jedes ſchönſten Gefühls der Menſchheit; — und wie, unter dem fremden Himmel, der geraubte Sclave Eindrücke ſammelt, einen Beſitz für die Ewigkeit! Eindrücke, in denen der ſeligen Erkenntniſſe zu vielen Tauſenden ſchlafen, ſo wie im Fruchtkorne die Aernte ſchläft, oder im Schößling der Wald; — und wie, in höhern Zeitpuncten des Daſeyns, aus ſeiner duldenden, geängſteten, zerriſſenen Seele jede Tugend hervorblüht, und ihre Blüthen die ſanfteſte, edelſte krönt; ſie, der Sittlichkeit Wipfel und der Menſchheit Vollendung: Liebe, die auch den Todfeind umfängt; — und wie er ſelbſt, der Peiniger und Untertreter der Unſchuld, ſo krank und wund und zerrüttet jede Kraft ſeiner Natur iſt, vom Verderben geneſ't; ſo, daß all ſein Gericht nur Verzug ſeines Heils war, nur rauherer, dornenvollerer Umweg, der ſich weit vom Himmel hinwegſchlingt, und doch wieder hinführt zum Himmel; wie an der Spitze der Bosheit das Elend aufkeimt, und in dem Elend die Reue, und in der Reue die Tugend, und in der Tugend die

Seligkeit, und in der Seligkeit immer höhere Tugend; wie jeder Mißlaut der Erde hinſchmilzt in Harmonieen, und jeder Klagton in Jubel.

Horchend, von Schauder auf Schauder ergriffen, der ihm durch all ſein Gebein fuhr, im Gefühle der nähern Gegenwart Gottes, ſtand vor dem Engel der Greis, und ſtaunte, und lernte am Geheimnis der Liebe. Da fiel es ihm von ſeinem Auge, wie Schuppen; da ſchwanden die Schatten der Unwiſſenheit und ihre Unholden hin; da ging über dem Innern der Schöpfung für ihn der Tag auf, der volle, heitre, ſelige Tag, und Entzücken war ſeine Morgenröthe. Aber noch bebte heimlich jede Nerve in ihm von Mitleiden und Wehmuth; die kämpfenden Gefühle vermiſchten ſich, und neue Thränengüſſe quollen auf ſeine Wangen herab. — O du, rief er jezt aus, indem ſein Knie in die zitternde Wolke ſtürzte, und Arm und Auge ſich froh emporhuben gen Himmel; o du, den ich ſuchte von meiner Kindheit an, und der ſich mir jezt entwölkt, wie er iſt, als ganz Huld, ganz Erbarmen und Liebe; du, mein Vater und nicht mein Richter! und aller deiner Geſchöpfe Vater! und aller deiner zahlloſen Welten Vater! Gott! Gott! — der du mir Aernten des Heils zeigſt, auch wo meine Thorheit Verderben ſäte; der du von mir hinnimmſt jeden Kummer der Seele, und mich fühlen läſſeſt in meinem Innerſten, daß dir anhangen einzig Seligkeit iſt, und deine Herrlichkeit ſehn, ihre Vollendung; der du Wollen des Guten, ach! nur Wollen, nur Ringen darnach mit dieſen Entzückungen lohnſt, und Irrthümer ſelbſt durch ihre ſpäteſten Folgen in Quellen neuer Entzückungen wandelſt; Herrlicher! Unbegreiflicher! du, deſſen Ehre die Himmel — du, deſſen

Ehre ich Staub — — Aber ich kann nicht weiter. Meine Seele erliegt.

So war es. Seine Seele erlag; ſeine Zunge verſtummte. Hülfreich hob, die Hände gegen ihn ausgeſtreckt, der Engel ihn auf, und mit Blicken voll holder, unausſprechlicher Liebe, zog er ihn näher an ſeinen Buſen, und hieß ihn Bruder.

Hier erwachte Las Caſas. Als er den Blick erhob, ſah er ſeinen irdiſchen Engel, der geſchlichen kam, nach ſeinem Athem zu horchen. Er wollte reden, wollte ihm von der Seligkeit, die ſeine ganze Seele durchdrang, das Pflichttheil der Freundſchaft geben; aber ſchon brach ſein Auge; er ſank zurück, und ſtreckte ſein Gebein in den Tod hin. Zitternd und ſtumm hing über dem Entſeelten der Bruder. Dann ſank er nieder auf ihn, küßte ſeinen erſtarrten, verlornen Freund, und weinte. Sein gen Himmel gerichteter Blick und ſeine gefalteten Hände ſprachen ein Gebet zu Gott, daß ſein Hingang wäre, wie dieſes Gerechten Hingang. Denn der Tod des Edlen war ſanft, ein leiſes, ſtilles Hinſchlummern des Säuglings im Schooß der Mutter, und Ruhe der Seele, wie ſie aus Erkenntnis Gottes und ſeiner ſelbſt hervorging, lächelte noch im Tode auf ſeinem Angeſichte.

Ohnmacht zu einem Verdienſt aufputzen. (Sie ſteht eine Weile gedankenvoll, dann tritt ſie näher zur Lady, faßt ihre Hand und ſieht ſie ſtarr und bedeutend an.) Nehmen Sie ihn denn hin, Milady! — — Freiwillig tret' ich Ihnen ab den Mann, den man mit Haken der Hölle von meinem blutenden Herzen riß. — — Vielleicht wiſſen Sie es ſelbſt nicht, Milady, aber Sie haben den Himmel zweier Liebenden geſchleift, von einander gezerrt zwei Herzen, die Gott aneinander band; zerſchmettert ein Geſchöpf, das ihm nahe ging wie Sie, das er zur Freude ſchuf wie Sie, das ihn geprieſen hat wie Sie, und ihn nun nimmermehr preiſen wird — Lady! in's Ohr des Allwiſſenden ſchreit auch der letzte Krampf des zertretenen Wurms — Es wird ihm nicht gleichgültig ſeyn, wenn man Seelen in ſeinen Händen mordet! Jetzt iſt er Ihnen! Jetzt, Milady, nehmen Sie ihn hin! Rennen Sie in ſeine Arme! Reißen Sie ihn zum Altar — Nur vergeſſen Sie nicht, daß zwiſchen Ihren Brautkuß das Geſpenſt einer Selbſtmörderin ſtürzen wird — Gott wird barmherzig ſeyn — Ich kann mir nicht anders helfen! (Sie ſtürzt hinaus.)

Achte Scene.

Lady (allein, ſteht erſchüttert und außer ſich, den ſtarren Blick nach der Thür gerichtet, durch welche die Millerin wegeilte; endlich erwacht ſie aus ihrer Betäubung).

Wie war das? Wie geſchah mir? Was ſprach die Unglückliche? — Noch, o Himmel! noch zerreißen

IV

Ueber die männliche und weibliche Form.

Die Einheit der Gattung abgerechnet, welche ſich in der männlichen und weiblichen Bildung gemeinſchaftlich ausdrückt, ſtehen ſelbſt die Geſchlechtsverſchiedenheiten beider in einer ſo vollkommenen Uebereinſtimmung mit einander, daß ſie dadurch zu einem Ganzen zuſammenſchmelzen. Man abſtrahire nun entweder von dem Geſchlechtscharakter oder man vereinige denſelben, ſo erhält man in beiden Fällen ein Bild des Menſchen in ſeiner allgemeinen Natur. Die Züge beider Geſtalten beziehen ſich daher wechſelsweis auf einander; der Ausdruck der Kraft in der einen wird durch den Ausdruck von Schwäche in der andern gemildert, und die weibliche Zartheit richtet ſich an der männlichen Feſtigkeit auf. So wendet ſich das Auge von jeder einzelnen unbefriedigt zur andern, und jede wird nur durch die andere ergänzt. Und eben ſo wie das Ideal der menſchlichen Vollkommenheit, ſo iſt auch das Ideal der menſchlichen Schönheit unter beiden auf ſolche Art vertheilt, daß wir von den zwei verſchiedenen Principien, deren Vereinigung die Schönheit ausmacht, in jedem Geſchlecht ein anderes überwiegen ſehen. Unverkennbar wird bei der Schönheit des Mannes mehr der Verſtand durch die Oberherrſchaft der Form (Formoſitas) und durch die kunſtmäßige Beſtimmtheit der Züge, bey der Schönheit des Weibes mehr das Gefühl durch die freye Fülle des Stoffes und durch die liebliche Anmuth der Züge (venuſtas) befriedigt; obgleich keine von beyden auf den Nahmen der Schönheit Anſpruch machen könnte, wenn ſie nicht beyde Eigenſchaften in ſich vereinigte. Aber die höchſte und vollendete Schönheit erfordert nicht bloß Vereinigung, ſondern das genaueſte Gleichgewicht der Form und des Stoffes, der Kunſtmäſſigkeit und der Freyheit, der geiſtigen und ſinnlichen Einheit, und dieſes erhält man nur, wenn man das Charakteriſtiſche beyder Geſchlechter in Gedanken zuſammenſchmelzt, und aus dem innigſten Bunde der reinen Männlichkeit und der reinen Weiblichkeit die Menſchlichkeit bildet.

Aber eine ſolche reine Männlichkeit und Weiblichkeit auch nur aufzufinden, iſt unendlich ſchwer, und in der Erfahrung ſchlechterdings unmöglich. In der Erfahrung kommt immer der eigenthümliche Charakter des Individuums dazwiſchen, der den allgemeinen Geſchlechtscharakter in demſelben theils durch Einmiſchung fremder Züge entſtellt, theils durch Mittheilung ſeiner eigenen zufälligen Schranken ihn hindert, ſeine höchſte Vollendung zu erreichen. Jenes Fremdartige muß alſo durch den Verſtand davon abgeſondert, dieſe Schranken des Individuums müſſen entfernt werden, wenn der reine Geſchlechtscharakter zur Darſtellung kommen ſoll. Der Verſtand aber kann nur dürftige Abſtractionen liefern, und hier iſt es uns gerade um ein vollſtändiges ſinnliches Bild zu thun, weil der wahre Geiſt der Geſchlechtseigenthümlichkeit nur in dem lebendigen Zuſammenwirken aller einzelnen Züge ſich ausdrücken kann.

Aus dieſer Verlegenheit nun werden wir durch die productive Einbildungskraft geriſſen, welche aus dem Gebiet der Erfahrung in ein idealiſches übergeht, allen zufälligen Ueberfluß und alle zufällige Schranken von ihrem Gegenſtand abſondert, und das Unendliche der Vernunſt in eben ſo beſtimmte Formen einkleidet, als ſonſt nur die zufällige und beſchränkte Geburt der Zeit, das wirkliche Individuum, zeigt. Mit dieſem wunderbaren Vermögen vorzugsweiſe von der Natur ausgeſtattet, bevölkerte der Grieche ſeinen Olymp mit idealiſchen Geſtalten. Wenn er nun reine Eigenthümlichkeit und Schönheit ſuchte, wandte er ſich zum Kreiſe der Götter, und fand da, was er auf der Erde vermißte. Niemand in den folgenden Jahrhunderten hat dies Volk in der Kunſt übertroffen, den verborgenſten Charakter eines Weſens in ſeiner noch unentfalteten Knoſpe zu pflücken, und in dieſer Zartheit mit einer beſtimmten Geſtalt zu umgeben. Nur dem Griechiſchen Künſtler gelang es, das Ideal ſelbſt zu einem Individuum zu machen, und bey ihm werden wir auch den befriedigendſten Aufſchluß über den vorliegenden Gegenſtand ſchöpfen.

In dem Kreiſe der Göttinnen begegnet uns das Ideal der Weiblichkeit zuerſt in Dionens Tochter. Der kleine und zarte Gliederbau, welcher jedem ſchmeichelnden Liebreitz vereint, der üppige Wuchs, das ſchmachtend feuchte Auge, der ſehnſuchtsvoll geöfnete Mund, die holde Sittſamkeit, welche mehr jungfräuliche Schüchternheit als entfernende Strenge verräth, und die himmliſche Anmuth, die, gleich einem Hauche, über ihre ganze Geſtalt ausgegoſſen iſt, kündigen ein Geſchlecht an, das auf ſeine Schwäche ſelbſt ſeine Macht gründet. Was ſich ihrem Kreiſe naht, athmet Liebe und Genuß, und ihr Blick ſelbſt ladet freundlich dazu ein. Es war eine große und weilumfaſſende Idee, welche die Venus der Griechen darſtellte: die alles hervorbringende, und alles Lebendige durchſtrömende Kraft. Zu dieſer Idee konnten ſie kein glücklicheres Sinnbild wählen als die aufblühende Idealgeſtalt des Weibes, des ſchönſten aller hervorbringenden Weſen, und keinen glücklichern Moment als denjenigen, wo das erſte, noch unbeſtimmte, Verlangen den Buſen ſchwellt.

In dieſem erſten Jugendalter erſcheint die Weiblichkeit reiner, und läßt ſich eben deswegen, weil ſie ſich der übrigen Natur noch nicht ganz angeeignet hat, mehr vereinzelt wahrnehmen; ſie iſt weniger Charakter als Stimmung des Moments und der Neigung. In der ſeelenvollſten Miene, in dem lebendigſten Ausdruck des moraliſchen und ſogar des intellectuellen Charakters kann zwar die weibliche Eigenthümlichkeit ſichtbar ſeyn; aber am treueſten offenbart ſie ſich in der phyſiſchen Geſtalt und dem ſinnlichen Ausdruck, und gerade dieß, zum Ideale erhoben, ſtrahlt aus der Göttinn der Schönheit hervor. Was unſer dunkles Gefühl von weiblicher Bildung erwartet, finden wir darum in ihr am leichteſten wieder, und wenn wir den Eindruck prüfen, den ihr Anblick in uns erregt, ſo fühlen wir uns von einer üppigen Fülle des Reitzes durchdrungen, die von wundervoller Schönheit des Baues gehalten, und von ſeiner Grazie gemäßigt wird. Darum erſcheint ſie uns menſchlicher, und obgleich ſie auf keine Weiſe die Gottheit verläugnet, ſo nahen wir ihr dennoch mit vertrauender Hofnung.

Was aus der Göttinn der Liebe laut und unverkennbar ſpricht, das ruht in Dianens Geſtalt noch ſchlummernd und unentfaltet. Mit jedem Reitz ihres Geſchlechts geſchmückt, verſchmäht ſie die ſüſſen Freuden der Liebe, und ergötzt ſich nur an männlichen Beſchäftigungen. Mitten unter einer Schaar gleichgeſinnter Geſpielinnen, verfolgt ſie in den Tiefen der Wälder das Wild mit grauſamen Bogen, und beſtraft mit Strenge den Frevler, der ſich ihr mit unkeuſchen Augen naht. Durch dieſe jungfräuliche Sitte iſt ſie mit Minerven verwandt; aber der Charakter beyder Göttinnen iſt dennoch weſentlich unterſchieden. In Jupiters furchtbarer Tochter hat der Ernſt der Weisheit jede weibliche Schwäche vertilgt; das zeigt der ruhige, nachdenkend niedergeſchlagene Blick. Dianens Auge hängt mit lebhafter Begierde an dem Gegenſtand ihres Strebens; ſie hat nur Neigung mit Neigung vertauſcht. Die Weiblichkeit iſt ihr nicht fremd, vielmehr zeigt ſie nirgends männliche Kraft; in fröhlicher Unbefangenheit iſt ſie ſich ihrer nur ſelbſt nicht bewußt. Ueberhaupt iſt ſie kein Ideal einer Gattung, vielmehr einer individuellen Stimmung, oder beſtimmter, einer gewiſſen Stufe des Alters. Die zarte Sehnſucht, welche ein Geſchlecht an das andere knüpft, braucht zu ihrer Entwicklung den ruhigen Einfluß eines in ſich gekehrten Sinnes. Aber die erſten Aufwallungen des jugendlichen Gefühls ſchweifen, wie Dianens Blick, in die Ferne. Daher iſt das früheſte jungfräuliche Alter nicht ſelten von einer gewiſſen Gefühlloſigkeit, ja ſogar, da ein großer Theil der weiblichen Milde von der Entwicklung jener Empfindungen abhängt, von einer gewiſſen Härte begleitet. Nur ſchlüpfen einige Charaktere ſo ſchnell über dieſe Periode hinweg, daß ſie kaum noch bemerkbar iſt, indeß ſie ſich in andern länger erhält. Dieſer Zuſtand bringt die eigenthümliche Bildung hervor, welche Latonens Tochter aus der Hand des Künſtlers empfieng. Der weibliche Reiz ſtrömt nicht in ſchmelzender Schönheit von ihr aus, ſondern iſt noch verſchloſſen in ſich, und ſich ſelbſt verborgen. Der Bau der Glieder hat mehr Feſtigkeit und ſchlanke Behendigkeit, und der ganze Ausdruck ſagt, daß die Seele nicht in ſich zurückſinkt, ſondern auswärts nach fremden Gegenſtänden ſtrebt. Dabey aber ſtellt ſich der Hauptcharakter der göttlichen Weiblichkeit, Anmuth von Würde getragen, in ſo hohem Grade dar, daß er nur deſto mächtiger erſcheint, je mehr er zurücktritt. Dianens Strenge hat auch ſchon die Phantaſie der Dichter gemildert. Wenn die nächtliche Einſamkeit und das Schweigen der toſenden Jagd die Göttinn mehr in ſich ſelbſt zurückführen, wird ſie von Endymions Reitzen gerührt, indeß man die ernſte Pallas keiner Schwachheit zu zeihen vermag.

Wenn man Cytherens Anmuth mit der Würde der Juno vergleicht, ſo ſieht man die Weiblichkeit in eine neue und erweiterte Sphäre verſetzt. In der erſteren iſt ſie rege und thätig; bey der letzteren ergießt ſie ſich ruhig durch das ganze Weſen, und erſcheint weder allein, noch in einem einzelnen Moment der Neigung oder des Affects, ſondern iſt, aufs innigſte in die göttliche Perſönlichkeit verwebt, zum Charakter geworden. Zwar muß es dem Leſer der Dichter ſchwer werden, dieſe Züge in derjenigen Gottheit zu finden, die mit Rache athmender Eiferſucht ihre Feinde verfolgt, und an den Trümmern des rauchenden Iliums ſich weidet. Aber man muß den allgemeinen Charakter der Götter von den Fabeln unterſcheiden, womit die ſpielende Phantaſie eines ſinnlichen Volks denſelben verunſtaltet hat. Denn ſo wenig Jupiters Lüſternheit dem Vater der Götter weſentlich iſt, ſo wenig iſt es

Juno's Eiferſucht und Rachgier der Königin des Himmels. Doch ſelbſt in den Fabeln der Dichter verläugnet die Göttinn weder den Charakter der Erhabenheit noch der Milde, und nur auf Augenblicke kann ihn die Macht der Affekte verdunkeln. Allein in die höchſte weibliche Anmuth und Würde gekleidet, erſcheint ſie aus der Hand des bildenden Künſtlers, der ſeiner Phantaſie aus leicht begreiflichen Gründen weniger Willkührlichkeit als der Dichter verſtattete. Zwar zieht auch hier ehrwürdige Hoheit einen heiligen Kreis um die Göttinn. Aber iſt es dem ſtillen Verehrer gelungen, ſich ihr mit geweihtem Herzen zu nahen, ſo umſtrahlt ihn nun auf einmal ihre holdſelige Schönheit. Die Ungleichheit, mit welcher der bildende Künſtler und der Dichter dieſelbe Gottheit behandelten, beruht offenbar auf der ungleichen Entwicklung der Begriffe von der moraliſchen und phyſiſchen Bildung des Geſchlechts; denn nothwendig mußte der Künſtler, der ſich auf den Ausdruck der letztern einſchränkte, es dem Dichter eben ſo weit zuvorthun, als das Ideal der äuſſern Geſtalt mehr geläutert und ausgebildet war. Das Bild hingegen, welches der Dichter von der Göttinn entwarf, richtete ſich nach den eingeſchränkten Begriffen, die man ſich von der moraliſchen Beſtimmung des Geſchlechts bilden mochte; ſein Muſter war die züchtige Gattin, die Freundin der Ordnung und Häuslichkeit, aber zugleich auch die eifrige Beſchützerin ihrer Rechte, und dieſe idealiſirte er in der Königin der Götter.

Haben wir indeß unſere Phantaſie von dieſen Nebenbegriffen gereinigt, ſo ſtellt ſich uns in dieſer Gottheit das Bild wahrer Weiblichkeit nur auf einer erhabenen Stufe dar. In keinem einzelnen Zuge dringt ſie ſich vor, ſondern wirſt um die ganze Geſtalt einen zarten Schleier, durch welchen die Gottheit frey und ungehindert durchblickt. Sie zeigt ſich daher auch nicht in der Beſchränkung, welche ein beſtimmter einzelner Zuſtand allemal mit ſich führt; ſondern umſchließt vielmehr jede noch unentwickelte Anlage, und giebt dem Verſtande und der Phantaſie ein unbegränztes Feld zu verfolgen. Denn nicht, wie die Göttinn der Liebe, durch einladende Sehnſucht, noch, wie Latonens Tochter, durch jugendliche Unbefangenheit verräth Juno das Weib, ſondern durch eine ruhige, über das ganze Weſen verbreitete Fülle. Auch der Schatten der Begierde verſchwindet, und innere Selbſtgenügſamkeit hebt ſie aus dem Kreiſe irdiſcher Beſchränktheit hinweg. Ihre hehre Geſtalt, ihr weites rundgewölbtes Auge, und der Ausdruck der Hoheit in ihrem Munde geben ihr eine Würde, welche jede Spur der Bedürftigkeit vertilgt. Indem ſie aber hierin die Weiblichkeit gleichſam verläugnet, dankt ſie derſelben ihre ganze übrige Schönheit. Weiblich iſt die Fülle ihres Weſens, eine weibliche, langſam ausſtrömende Kraft ihre wohlthätige Macht, und zugleich iſt beydes mit lieblicher Anmuth und allen Reitzen der Jugend geſchmückt. Denn wie ſich jede Gottheit des Vorrechts erfreut, alles Menſchliche zu genießen und zu leiden, ohne über den Augenblick der Gegenwart hinaus, den Sterblichen gleich, beſchränkende Folgen zu erfahren, ſo kehrt auch Juno ewig als jungfräuliche Braut in Zevs Umarmung zurück.

Dennoch erſcheint die Weiblichkeit nicht in ihrer urſprünglichen Beſchaffenheit in ihr, nicht wie ſie, noch unverändert durch die Perſönlichkeit, aus der Hand der Natur kommt. Vielmehr mit der Gottheit vereint, wird ſie von dieſer empor getragen. Kühner erhebt ſich daher die Geſtalt der Göttinn, freyer wölbt ſich das Auge, ſtolzer gebietet der Mund, und frey von den Schranken des Geſchlechts, iſt ſie allein mit den Vorzügen deſſelben begabt. Der Ausdruck der göttlichen und weiblichen Natur verliert ſich ſanft in einander, und jeder wird durch den andern gegenſeitig erhöht oder gemäßigt. Die üppige Fülle der Weiblichkeit, der es leicht an Haltung gebricht, wird in einen ſich ſelbſt beherrſchenden Reichthum verwandelt, und die weibliche Kraft, die von äußrer Nothwendigkeit abhängt, erſcheint mehr durch eine innre gebunden. Wo hingegen die furchtbare Größe der Gottheit Schrecken erregen könnte, da verbannt ihn die Sanftmuth des Weibes. Durch ſie erſcheint der feſte Rathſchluß, den die Götterſtirn verkündet, nicht von der Willkühr der Laune abhängig, ſondern an die hohe Ordnung der Dinge geknüpft, und der feierliche Ernſt, welcher die Göttinn umgiebt, verliert jeden Anſchein der Härte, da er aus weiblicher Zucht und Sittſamkeit hervorgeht.

Hier alſo tritt die Weiblichkeit in einer neuen Geſtalt auf. Es iſt nicht das eigene Ideal derſelben, welches wir ſehen, nicht eine Geſtalt, welche ihre Vorzüge, wie ihre nothwendigen Schranken, zu zeigen beſtimmt wäre; es iſt das Ideal einer geiſtigen Natur überhaupt, welche um einen Körper anzunehmen, ſich nothwendig zu einem Geſchlechte bekennen mußte, und nun das weibliche wählte. Denn unabhängig von der Form der Geſchlechter, muß es noch eine andere mittlere geben, die ein reiner Abdruck der Menſchlichkeit, oder wenn wir uns dieſe idealiſch erhöht denken, der Göttlichkeit im Sinne der Alten iſt, und zu welcher jedes einzelne Geſchlecht emporſtreben ſollte.

Die Schwierigkeit iſt nur, bei dieſem Uebertritt in ein fremdes Gebiet, doch gleichſam das eigne nicht zu verlaſſen; ſondern es vielmehr idealiſch zu erweitern. Gerade die Forderung aber iſt hier erfüllt, da die Göttlichkeit den Charakter der Weiblichkeit als Naturcharakter vertilgt, und als Willenscharakter dargeſtellt, ihm eine unendliche Fläche eingeräumt, und indem ſie ſeine Schranken entfernte, ſeinen Vorzügen ſelbſt einen neuen Glanz mitgetheilt hat. Jeder Zug der erhabenen Bildung iſt weiblich; unverkennbar aber ſpricht zugleich aus jedem die Gottheit; und ſo gewinnt bey Weibern und Göttinnen die Menſchlichkeit und Göttlichkeit immer in eben dem Grade, in welchem die Weiblichkeit ihr ganzes Weſen lebendiger beſeelt.

Wenn man ſich ruhig den Eindrücken überläßt, welche in dieſen Idealen, wie in der Wirklichkeit ſelbſt, die weibliche Schönheit in dem Gemüthe hervorbringt, und ſie auf einen beſtimmten und allgemeinen Begriff zurückzuführen verſucht; ſo ſind es Lieblichkeit und Anmuth, welche den Sinnen von allen Seiten entgegenkommen. Ein zarter Gliederbau von verhältnißmäßiger Größe und mit ſchön wallenden Linien umſchloſſen, in allen Theilen Fülle und Weichheit, eine ſanfte und doch lebhafte Farbenmiſchung, eine feine und glatte Haut, lange und anmuthig fließende Locken. Dieſe und ähnliche Züge ſind es, welche in der Phantaſie des Betrachters zurück bleiben, und ſich in keiner wahrhaft weiblichen Bildung verläugnen, wenn ſie gleich in mannigfaltig verſchiedenen Geſtalten erſcheinen. Das charakteriſtiſche Merkmal der weiblichen Bildung iſt daher die ununterbrochene Stätigkeit der Umriſſe, mit welcher ein Theil aus dem andern gleichſam auszufließen ſcheint. Sie verwandelt die aus der ſie mein Ohr, die fürchterlichen, mich verdammenden Worte: Nehmen Sie ihn hin! — Wen, Unglückſelige? das Geſchenk deines Sterberöchelns — das ſchauervolle Vermächtniß deiner Verzweiflung! Gott! Gott! Bin ich ſo tief geſunken — ſo plötzlich von allen Thronen meines Stolzes herabgeſtürzt, daß ich heißhungrig erwarte, was einer Bettlerin Großmuth aus ihrem letzten Todeskampfe mir zuwerfen wird? — Nehmen Sie ihn hin! und das ſpricht ſie mit einem Tone, begleitet ſie mit einem Blicke — Ha! Emilie! biſt du darum über die Grenzen deines Geſchlechts weggeſchritten? Mußteſt du darum um den prächtigen Namen des großen brittiſchen Weibes buhlen, daß das prahlende Gebäude deiner Ehre neben der höheren Tugend einer Bürgerdirne verſinken ſoll? — Nein, ſtolze Unglückliche! nein! — Beſchämen läßt ſich Emilie Milford — doch beſchimpfen nie! Auch ich habe Kraft, zu entſagen!

(Mit majeſtätiſchen Schritten auf und nieder.)

Verkrieche dich jetzt, weiches, leidendes Weib! — Fahret hin, ſüße, goldene Bilder der Liebe — Großmuth allein ſey jetzt meine Führerin! — — Dieſes liebende Paar iſt verloren, oder Milford muß ihren Anſpruch vertilgen und im Herzen des Fürſten erlöſchen! (Nach einer Pauſe, lebhaft.) Es iſt geſchehen! — Gehoben das furchtbare Hinderniß — zerbrochen alle Bande zwiſchen mir und dem Herzog, geriſſen aus meinem Buſen dieſe wüthende Liebe! — — In deine Arme werf' ich mich, Tugend! — Nimm ſie auf, deine reuige Tochter Emilie! — Ha! wie mir ſo wohl iſt. Wie ich auf

Geſtalt hervorleuchtende Kraft in reitzende Fülle, und verbindet alle einzelne Züge in ungezwungener Leichtigkeit zu einem harmoniſchen Ganzen.

Dieſer materielle Reitz, welcher allein den Sinnen ſchmeichelt, muß, um zur Anmuth zu werden, eine Form annehmen, durch welche er der höheren Forderung des Geiſtes Genüge leiſtet. Ohne ſie geht er nicht in das Gebiet der Schönheit über, und ſie iſt es allein, die ihn zur Grazie erhebt. Zwar wird die Kunſtmäßigkeit in der Bildung des weiblichen Körpers durch die gröſſere Weichheit und den ſanfteren Fluß der Umriſſe verſteckt; aber ſie darf nicht verſchwinden, und in einem wahrhaft ſchönen weiblichen Bau muß die techniſche Vollkommenheit ebenſo durchſchimmern, als ſie in einigen übriggebliebenen Kunſtwerken des Alterthums dem Auge in der That ſichtbar iſt, wenigſtens wenn daſſelbe die Leitung des Gefühlſinns zu Hülfe ruft. Wie aus der ſinnlichen Harmonie des Baues die reine Kunſtmäßigkeit hervorblicken muß, ſo wird, wenn die Geſtalt vollendet heiſſen ſoll, von beyden noch ein Ausdruck der ſittlichen Harmonie des Charakters gefordert. Würde und Selbſtſtändigkeit ſtrahlen alsdann aus dem Wuchs und den Geſichtszügen hervor. Ohne ein übermüthiges Streben nach Herrſchaft zu verrathen, begnügt ſich die aufgerichtete Geſtalt, der Feſſeln entledigt zu ſeyn, die ſonſt alles Lebendige binden. In eigner Kraft erhebt ſie ſich, und unterwirft ſich willig den Geſetzen einer Ordnung, die ſich mit ihrer Freyheit vertragen. Alſo weit entfernt, daß der Ausdruck des Geiſtes an der weiblichen Bildung vermißt werden ſollte, ſo ordnet ſich derſelbe vielmehr nur jener gefälligen Grazie freywillig unter.

An dieſem Charakter einer gröſſeren Anmuthigkeit, als man ſie von der bloß menſchlichen Bildung erwartet, iſt die Weiblichkeit überall ohne Mühe erkennbar. Gleich ſichtbar muß nun zwar in der hohen männlichen Schönheit die Männlichkeit ſeyn; nur zeigt ſich hier der ſehr merkwürdige Unterſchied, daß die letztere nicht ſowohl, wenn ſie da iſt, leicht bemerkt, als, wo ſie fehlt, vermißt wird. Der eigentliche Geſchlechtsausdruck iſt in der männlichen Geſtalt weniger hervorſtechend, und kaum dürfte es möglich ſeyn, das Ideal reiner Männlichkeit eben ſo, wie in der Venus das Ideal reiner Weiblichkeit, zu vereinzeln. Schon bei dem erſten Anblick beyder Geſtalten wird man gewahr, daß der Geſchlechtsbau bey der männlichen bey weitem weniger mit dem ganzen übrigen Körper verbunden iſt. Bey der weiblichen hat die Natur mit unverkennbarer Sorgfalt alle Theile, die das Geſchlecht bezeichnen, oder nicht bezeichnen, in Eine Form gegoſſen, und die Schönheit ſogar davon abhängig gemacht. Bey jener hat ſie ſich hierin eine gröſſere Sorgloſigkeit erlaubt; ſie verſtattet ihr mehr Unabhängigkeit von dem, was nur dem Geſchlecht angehört, und iſt zufrieden, dieſes, unbekümmert um die Harmonie mit dem Ganzen, nur angedeutet zu haben. Vielleicht aber verwebte ſie auch den männlichen Charakter nur feiner in das übrige Weſen des Mannes, und zeichnete ihn durch den Ausdruck gröſſerer Kraft, mehr reger und ſchneller Anſtrengung und geringerer Maſſe. Dieſe beſondere Eigenthümlichkeit aber läßt ſich nicht gerade auf die Rechnung ſeines Geſchlechts ſetzen. Denn da ſie von keiner Seite dem Charakter der reinen Menſchheit widerſpricht, ſo kann ſie der rein menſchlichen, ſo wie die entgegengeſetzte der weiblichen Form eigenthümlich ſeyn; und die gröſſere Unabhängigkeit von dem Geſchlechtsunterſchied gehört daher unmittelbar mit zu dem Begriff der männlichen Bildung.

Je mehr Kraft und Freyheit auch die Geſtalt des Mannes verräth, deſto männlicher erklärt ihn ſelbſt das alltägliche Urtheil. Noch mehr, als in der weiblichen Schönheit muß die Kraft die Maſſe überwunden haben, und wir verzeihen es eher wenn ſich jene, ſelbſt mit Verletzung der bloſſen Anmuth. zu ſichtbar hervordrängt, als wenn ſie im Gegentheil dieſer unterliegt. Daher wird die männliche Schönheit immer in dem Grade erhöht, in welchem die Kraft geſtärkt wird, und ſinkt immer um ſo viel herab, als man dem Genuß Uebergewicht über die Thätigkeit verſtattet. Selbſt die Art, wie man das Wachsthum der Kraft befördert, iſt nicht gleichgültig, und immer wird ſie da weniger männlich erſcheinen, wo man ſie mehr mit Fülle nährt, als durch Anſtrengung übt. So dachten ſich die Alten den Bacchus. Reiche Fülle bezeichnet ihn; in fröhlichem Taumel durchzog er die Erde und bezwang entfernte und mächtige Völker mehr durch die üppige Macht ſeiner Natur, als durch die Anſtrengung ſeines Willens. Seine Bildung iſt noch zarter und jugendlicher, als die der übrigen Götter, ſeine Hüften ſind weiblicher ausgeſchweift, und der ganze Bau ſeiner Glieder iſt voller und runder. Indeß er, mit der thätigen Kraft des Mannes gerüſtet, gerade die Eigenthümlichkeiten des Geſchlechts in ſeinem Charakter ausdrückt, nähert er ſich dennoch der Gränze der Weiblichkeit. Wie Venus bezeichnet er eine Naturkraft, und iſt überhaupt, eben ſo wie dieſe, näher als die höheren Gottheiten, mit der Natur verwandt. Aber gerade wie ſie das treuſte Bild reiner Weiblichkeit iſt, ſo ſtellt er eine Abweichung von der

Mannheit dar; und überhaupt wird der Mann jederzeit in demſelben Grade mehr von ſeinem Geſchlechte ausarten, als er ſich von demſelben beherrſchen läßt. Obgleich dieß im Ganzen auch bei den Weibern der Fall iſt, und in der Heftigkeit des Affects die lieblichſten Züge der Weiblichkeit erlöſchen, ſo iſt doch hier die Gränze weiter geſteckt, und es iſt den Weibern in einem hohen Grade ihrem Geſchlecht nachzugeben verſtattet, indeß der Mann das ſeinige faſt überall der Menſchheit zum Opfer bringen muß. Aber gerade dieß beſtätigt aufs neue die groſſe Freyheit ſeiner Geſtalt von den Schranken des Geſchlechts. Denn ohne an ſeine urſprüngliche Naturbeſtimmung zu erinnern, kann er die höchſte Männlichkeit verrathen; da hingegen dem genauen Beobachter der weiblichen Schönheit jene allemal ſichtbar ſeyn wird, wie fein auch übrigens die Weiblichkeit über das ganze Weſen mag verbreitet ſeyn. Schon von ſelbſt ſtimmt der männliche Körperbau faſt durchaus mit den Erwartungen überein, die man ſich von dem menſchlichen Körper überhaupt bildet, und nicht die Partheilichkeit der Männer allein erhebt ihn gleichſam zur Regel, von welcher die Verſchiedenheiten des weiblichen mehr eine Abweichung vorſtellen. Auch der partheiloſeſte Betrachter muß geſtehen, daß der letztere mehr den beſtimmten, der männliche dagegen den allgemeinen Naturzweck alles Lebendigen ausdrückt, die Maſſe durch Form zu beſiegen.

Aber auch an der männlichen Bildung bleiben noch immer Spuren genug von der Geſchlechtseigenthümlichkeit übrig, welche da, wo die höchſte Schönheit hervorgehen ſoll, in der reinen Menſchlichkeit ſich verlieren müſſen. Wenn der Körper des Weibes eine ſanfte Fläche, von wellenförmigen Linien begränzt, darbietet, ſo erhebt die dem Manne eigenthümliche Kraft und Heftigkeit auf dem ſeinigen hervorragende Sehnen, und ſein ſtärkerer Bau, weniger mit milderndem Fleiſche bekleidet, deutet alle Umriſſe ſichtbarer an. Alle Ecken ſpringen ſchneller und minder vorbereitet hervor, der ganze Körper iſt in beſtimmtere Abſchnitte abgetheilt, und gleicht einer Zeichnung, die eine kühne Hand mit ſtrenger Richtigkeit, aber wenig bekümmert um Grazie, entwirft. Was hier in ſeinen Extremen geſchildert iſt, läßt freilich, auch mit genauer Beobachtung der natürlichen Wahrheit, eine groſſe Veredlung zu. Aber, ſelbſt bey der höchſten, wird eine Beſtimmtheit übrig bleiben, welche ſich der Gränze der Härte nähert. Solch ein Ideal iſt, nach dem Urtheil der Kunſtkenner, der Farneſiſche Hercules. Nach langer Arbeit ruht er aus, geſtützt auf das Werkzeug ſeiner Kraft. Rieſen und Ungeheuer hat er bezwungen, aber nicht mit der leichten Macht der Götter, die mit dem Gebot ihres Mundes und dem Wink ihrer Hand ihre Gegner vernichten; mit der Anſtrengung eines Sterblichen hat er gerungen, mit mühevollem Schweiß den Sieg erkämpft. Zu derſelben Gattung gehören auch die Fechterkörper. Arbeit und Kraftübung leuchten aus ihnen hervor, und der Ausdruck des empfangenden Genuſſes iſt überall, ſelbſt da entfernt, wo derſelbe die männliche Kraft belohnt. Feſtigkeit, Beſtimmtheit und eine Schärfe der Umriſſe, die leicht in Härte auszuarten Gefahr läuft, machen alſo ein zweites weſentliches Merkmal der Bildung des Mannes aus. Wo nicht ſchon die Hand der Natur oder die moraliſche Kultur dieſe Züge wohlthätig gemildert hat, da rauben ſie der männlichen Schönheit wieder etwas von der Freyheit, die ſie durch ihre gröſſere Unabhänkeit von dem Geſchlecht gewann.

In der Natur des Göttlichen ſtrebt alles der Reinheit und Vollkommenheit des Gattungsbegriffs entgegen. Auch der Charakter der Geſchlechter fängt an in demſelben zu erlöſchen, und in der jugendlichen Geſtalt der Götter verliert ſich die ſcharfe Zeichnung des männlichen Körpers in einer milden Grazie, welche die Härte hinwegnimmt, ohne die Beſtimmtheit zu vertilgen. Wenn Hercules ſich zum Olymp empor geſchwungen hat, und in Hebes Umarmung des mühevollen Erdelebens vergißt, ſo umwallt auch ſeine körperliche Bildung eine mehr geläuterte Schönheit, und mit jugendlicher Leichtigkeit bewegen ſich die entfeſſelten Glieder. Sich dieſem Ideale zu nähern, kann auch der Menſch verſuchen, und die Verbindung der menſchlichen Schönheit mit der männlichen hilft erſt die letztern vollenden. Groſſentheils vermag die Seele von innen heraus dieſen Vorzug hervorzuſchaffen; aber noch mehr iſt er, inſofern er nicht den Ausdruck des moraliſchen Charakters verſtärken, ſondern die eigentliche Schönheit erhöhen ſoll, eine Gabe der Natur. Vorzüglich iſt dieß in der Jugend der Fall, die, wenn die Bildung der Kindheit gewiſſermaſſen weiblicher iſt, auf der ſchmalen Gränze zwiſchen beyden Geſchlechtern ſteht. Alsdann erſcheint die eigenthümliche Schönheit des Mannes in ihrem herrlichſten Glanze. Jede einengende Schranke iſt entfernt, und alles vereint ſich zu dem lebendigſten Ausdruck einer mit Stärke gerüſteten Energie, die durch Anmuth gemäßigt iſt. Ein ſolches Ideal ächter Männlichkeit erblicken wir im Vaticaniſchen Apoll. Die höchſte männliche Kraft und Beſtimmtheit iſt in ihm in die ſchönſte Götterjugend gekleidet; alle Züge der Bildung ſind ſanft und oft nur noch dem Gefühle bemerkbar gezeichnet; und wenn uns der Bogen in ſeiner Hand und der Köcher auf der Schulter in Schrecken ſetzen, ſo durchdringt uns die ſtille Erhabenheit des Gottes mit ruhiger Ehrfurcht.

Wäre unſer Sinn genug an Schönheit gewöhnt, um überall auch Schönheit zu fordern; ſo würden wir die Härte, welche die Geſtalt des Mannes ſo oft begleitet, minder überſehn, und durch ſie mehr an das Geſchlecht, als an die Gattung erinnert werden. Indeß liegt es doch nicht ſowohl an einem Mangel aeſthetiſcher Reitzbarkeit in uns, als vielmehr an dem ganzen Geiſt ſeiner Bildung, wenn wir bey ihm mehr auf Beſtimmtheit, als auf Schönheit der Formen achten. Dieſe Beſtimmtheit iſt ein eben ſo charakteriſtiſches Merkmal *ſeiner* Bildung, als es Reitz und Anmuth bey der weiblichen iſt; daher man ihm eben ſo wenig Unbeſtimmtheit und Leere als dem Weibe Mangel an Grazie verzeiht. Dieß bringt den hohen Ausdruck ſelbſtthätiger Kraft in ihm hervor, und verbindet alle einzelne Theile mehr zu der Einheit des Begriffs eines lebendigen und ſelbſtſtändigen Weſens, als zu der ſinnlichen Einheit der Form, auf der wir ſo gern in dem weiblichen Körper verweilen.

Nach dieſen Merkmalen ſollte man indeß in der Geſtalt des Mannes nur Vollkommenheit ahnen, und an Schönheit verzweifeln, wenn ſich mit jener ſtrengen Richtigkeit des Baues nicht zugleich reitzende Anmuth verbinden könnte. Dieß aber iſt bey der männlichen Schönheit in der That der Fall; die abſtracte Einheit des Begriffs, welche dem Verſtand Genüge leiſtet, befriedigt durch die lebendige Einheit der Ausführung das Gefühl, und mit der höchſten Beſtimmtheit und Mannigfaltigkeit der Umriſſe iſt der lei-

leiſe Uebergang einer Form in die andere verträglich. Hat unter uns Mangel an gymnaſtiſchen Uebungen, harte Arbeit, welche die Bildung entſtellt, mindere Freyheit von Sorge und von mechaniſcher Beſchäftigung, und die ganze der Schönheit ungünſtige Neigung des Zeitalters es ſchwieriger gemacht, dieß an dem lebenden männlichen Körper zu beſtätigen; ſo dürfen wir uns nur an die Kunſtwerke des Alterthums wenden. Auch der Schatten der Härte iſt dort verbannt, und die Umriſſe der männlichen Geſtalt fließen gleich ſanft, nur mit mehr Sparſamkeit des Stoffs, als in der weiblichen, ineinander. Vorzüglich ſichtbar iſt dieß in dem höchſten Jdeale des Mannes, wo der phyſiſchen Eigenthümlichkeit zugleich die intellectuelle und moraliſche zur Seite ſteht. Reitz und Anmuth gatten ſich alſo nicht weniger mit der männlichen als mit der weiblichen Form, nur daß ſie der letzteren das Geſetz ſelbſt zu geben, bei der erſteren mehr das Geſetz des Verſtandes aufzuführen ſcheinen.

Bey dieſer Schilderung der Geſtalt beyder Geſchlechter iſt es unmöglich, nicht zugleich auch an ihre innere Eigenthümlichkeiten erinnert zu werden. Wie ſehr der Betrachter vermeiden möchte, eine Vergleichung mit denſelben anzuſtellen, um nicht dadurch die Lauterkeit der Beobachtung zu ſtören, ſo muß ſich die Aehnlichkeit, ſelbſt wider ſeinen Willen, ihm aufdringen. Denn überhaupt iſt keine Geſtalt eines organiſchen Weſens rein, nur von ſich ſelbſt abhängig, ſondern jede wird durch den Begriff deſſelben und die ihm inwohnende Kraft beſtimmt. Jn der unorganiſchen Natur iſt alle Geſtalt bloſſe Maſſe, wenn nicht willkührlich, doch wenigſtens nicht nach innren Geſetzen, ſondern durch äußre Einwirkungen an einander gehäuſt.

Von Kraft iſt keine Spur, als von derjenigen, durch welche die Maſſe mächtig iſt; und daher ſind Formen dieſer Art keiner andern Bedeutung fähig, als welche die Phantaſie ihnen willkührlich nach unbeſtimmten Aehnlichkeiten beylegen will. Ganz anders iſt es ſchon in dem Reiche, welches zunächſt an dieſes gränzt. Die Pflanze ſtrebt mit eignem Leben empor, und ſtreckt vielfach getheilte Wurzeln und Zweige aus, um fremden Stoff aufzunehmen und eignen abzuſondern. Hier iſt nicht mehr, wie dort, wo eine rohe ungeſchiedene Maſſe auf einem ſichren Grunde ruhte, die Geſtalt blos nach mechaniſchen Geſetzen begreiflich; es offenbart ſich in ihr eine innre formende Kraft. Dieſer ſtrebt indeß die Materie entgegen, und daher ſtellt jeder organiſche Körper das Bild eines Kampfes dar, in welchem bald der eine, bald der andere Theil die Oberhand behält. Wenn die Materie aufhört Widerſtand zu leiſten, ſo begünſtigt ſie die Kraft, indem ſie derſelben, gerade wie in dem innren Weſen die Empfänglichkeit der Selbſtthätigkeit, einen körperlichen Stoff leiht, und ſie durch Leichtigkeit mildert. Die Beſchaffenheit und das Verhältniß dieſer beiden Elemente, der Umfang der Kraft, und die Art, wie die Materie ſie verkörpert, beſtimmen eine Stufenfolge mehr oder weniger edler Bildungen, nach welcher ſich jeder Naturgeſtalt ihr Rang anweiſen ließe. Bei dieſem Geſchäft müßte man ſich aber hüten, über die äußre Bildung hinaus zu gehn. Unmittelbar die Geſtalt muß die Kraft ankündigen, auf die es hier ankommt, und thut dieß auch in der That. Wo die ganze Maſſe, in mehrere einzelne Glieder vertheilt, Leichtigkeit und Beweglichkeit gewinnt, wo in dieſer Vertheilung, wie in den Umriſſen überhaupt, Ebenmaaß und Regel herrſcht, da iſt eine bildende Kraft ſichtbar, welche dieſe, aus den Geſetzen der bloſſen Materie unerklärbare Erſcheinungen hervorbringt, und der Thätigkeit ſowohl ihren Umfang als ihre Gränzen beſtimmt. Das erſtere iſt vorzüglich in der menſchlichen Geſtalt offenbar, die nicht bloß, wie jede organiſche Bildung, eine bildende Kraft und einen bildſamen Stoff überhaupt zeigt, ſondern auch eine unbeſchränkte, ſchlechterdings zu keiner einzelnen Verrichtung ausſchließlich beſtimmte Kraft, und einen Stoff, der anſtatt derſelben zu widerſtreben, ihr vielmehr entgegen zu kommen ſcheint.

Durch die ganze übrige thieriſche Schöpfung ſehen wir, daß iedem Weſen eine beſtimmte Anzahl von Wegen zu verfolgen angewieſen, alle übrigen hingegen verſagt ſind. Nicht genug aber daß es die letzteren nicht wirklich einzuſchlagen vermag, ſo iſt es nicht einmal im Stande, dieß zu begehren, und ſeine Neigung iſt, wie ſein Vermögen gefeſſelt. Dagegen iſt der Thätigkeit des Menſchen ſchlechterdings keine einzelne Richtung ausſchließlich vorgeſchrieben; was ſeiner Natur unmittelbar verſagt ſcheint, dazu kann er die innern Schwierigkeiten durch Uebung, die äuſſern durch allerlei Hülfsmittel entfernen, und das gänzlich Unmögliche ſelbſt kann er wenigſtens verlangend verſuchen. Dieſe Eigenthümlichkeit nun verräth auch unmittelbar ſeine Geſtalt, und das unterſcheidende phyſiognomiſche Merkmal derſelben iſt eine ſolche Beſchaffenheit der Bildung, mit welcher ſelbſt der Gedanke des Zwangs unverträglich, und die nur durch Freyheit erklärbar iſt. *

---

* Auf ähnliche Weiſe, als hier, wenn gleich nur in den erſten Grundzügen, beym Menſchen geſchehn iſt, lieſſe ſich eine Phyſiognomik aller Thiergattungen entwerfen, bey der nur

einmal ſo leicht, ſo gehoben mich fühle! — Groß, wie eine fallende Sonne, will ich heute vom Gipfel meiner Hoheit herunterſinken, meine Herrlichkeit ſterbe mit meiner Liebe, und nichts als mein Herz begleite mich in dieſe ſtolze Verweiſung. (Entſchloſſen zum Schreibepult gehend.) Jetzt gleich muß es geſchehen — jetzt auf der Stelle, ehe die Reize des lieben Jünglings den blutigen Kampf meines Herzens erneuern.

(Sie ſetzt ſich nieder und fängt an zu ſchreiben.)

Neunte Scene.

Lady. Ein Kammerdiener. Sophie, hernach der Hofmarſchall, zuletzt Bediente.

Kammerdiener. Hofmarſchall von Kalb ſtehen im Vorzimmer mit einem Auftrag vom Herzog.

Lady (in der Hitze des Schreibens). Aufſtaunen wird ſie, die fürſtliche Drahtpuppe! Freilich! Der Einfall iſt auch drollig genug, ſo eine durchlauchtige Hirnſchale auseinander zu treiben. — Seine Hofſchranzen werden wirbeln. — Das ganze Land wird in Gährung kommen.

Kammerdiener und **Sophie.** Der Hofmarſchall, Milady! —

Lady (dreht ſich um). Wer? Was? — Deſto beſſer! Dieſe Sorte von Geſchöpfen iſt zum Sacktragen auf der Welt. Er ſoll mir willkommen ſeyn.

Kammerdiener (geht ab).

Zwar offenbart ſich dieſes nicht in irgend einem einzelnen Zuge, ſondern in dem ganzen Habitus des Körperbaues und in der freyen Zuſammenſtimmung aller Theile, daher es auch nur geſehn und empfunden, und nicht mit Worten beſchrieben werden kann. Wenn aber gleich der Menſch durch dieſe ihm eigenthümliche Freyheit über die Schranken der Endlichkeit hinweggerückt ſcheint, ſo tritt er darum noch nicht aus den Gränzen der Natur, ſondern dieſe ſind in dem menſchlichen Bau nur weiter gerückt. Denn indem die Materie die freye Thätigkeit des Geiſtes durch ihre Schwerfälligkeit und Trägheit beſchränkt, ſo mildert ſie auch durch ihre ruhige Stätigkeit die ungeſtüme Gewalt, mit welcher die Willkühr ſich äuſſert; und indem der Geiſt durch ſeine ſtrenge Geſetzmäßigkeit der Materie Zwang

vorzüglich die beyden Klippen zu vermeiden wären, weder der Willkühr einer ſpielenden Einbildungskraft, noch dem mit den innern Eigenſchaften des Geſchöpfs vertrauten Verſtande ein einſeitiges Uebergewicht einzuräumen; folglich 1. nicht bloſſen Grillen zu folgen, ſondern überall, an der Hand der Naturgeſchichte, von dem eigentlichen Körperbau, inſofern er auf die Geſtalt Einfluß hat, auszugehen; 2. dem Begriff der innern Vollkommenheit des Geſchöpfs, wie ſchon oben erinnert iſt, auf dieſe phyſiognomiſche Beurtheilung ſeiner Geſtalt keinen Einfluß zu verſtatten, und es ſich anfangs wenigſtens nicht ſtören zu laſſen, wenn auch vollkommnere Thiere in Abſicht ihrer Geſtalt einen niedrigeren Platz erhielten, oder umgekehrt. Von dem Thierreich dürfte man hernach den Uebergang zu den Pflanzen um vieles erleichtert finden.

anthut, ſo beſchränkt er zugleich ihren Ueberfluß, der unaufhörlich beſtrebt iſt, die Form zu vernichten.

Da der Menſch als ein gemiſchtes Weſen Freyheit mit Naturnothwendigkeit verknüpft, ſo erreicht er nur durch das vollkommenſte Gleichgewicht beyder das Ideal reiner Menſchheit. Zwar müßte, wenn die moraliſche Würde behauptet werden ſollte, der Wille herrſchen, aber nicht über eine widerſtrebende, ſondern mit ihm übereinſtimmende Natur, und eben dieß müßte auch die äußre Bildung verkündigen. Hier aber ſieht ſich die Einbildungskraft von der Wirklichkeit verlaſſen, welche ihr nirgends die Geſtalt eines ſolchen reinen, über alle Geſchlechtseigenthümlichkeit erhabenen Weſens zeigt, und es wird ihr ſogar ſchwer, auch nur ein Bild davon zu entwerfen. Denn indem ſie den Charakter des einen Geſchlechts zu verwiſchen bemüht iſt, läuft ſie Gefahr, den des andern an die Stelle zu ſetzen, oder, wenn ſie dieß vermeiden will, die übrigbleibenden Merkmale bis zur Unbeſtimmtheit zu ſchwächen. Indeß iſt es dennoch unläugbar, daß zuweilen ſelbſt in der Wirklichkeit, wenn gleich nur einzelne Züge einer Geſtalt durchſchimmern, die, als rein menſchlich, zwiſchen der männlichen und weiblichen mitten inne ſteht, und weil jeder ein dunkles Bild davon in ſeiner Seele trägt, von niemand verkannt wird. Hie und da findet man etwas Ueberweibliches, wenn der Ausdruck erlaubt iſt, das doch niemand darum unweiblich oder männlich nennen möchte; und eben ſo ſtößt man bey Männern auf Züge, die man nicht auf die Rechnung des Geſchlechts zu ſetzen vermag. Von dieſer Art iſt z. B. eine gewiſſe ruhige Größe, welche nicht durch Natur, ſondern durch Willensſtärke entſteht, und die in einer weiblichen

Geſtalt niemals unweiblich erſcheinen wird, aber in einer männlichen auch nicht ſowohl männlich, als menſchlich heiſſen muß. Sammelte man dieß und ähnliche Merkmale, (die man vielleicht ſo am richtigſten aufſuchte, daß man ſich fragte, was wohl von einer männlichen Bildung, mit Beybehaltung der vollen Weiblichkeit, auf eine weibliche übergetragen werden könnte?) in Ein Bild zuſammen; ſo würde ſich eine kunſtmäßige Beſtimmtheit der Züge zeigen, die aber von Härte und Gewaltthätigkeit gleich weit entfernt wäre, und mit dieſer würde ſich eine Anmuth gatten, die ohne ſie verdrängen zu wollen, eben ſo wenig von ihr verdrängt werden dürfte. Indem aber die eine der andern wiche, würde alsdann jede ſich ſchwächen; über dem Bemühen, beyde ganz aufzufaſſen, würde der Betrachter keine in ihrer Reinheit erblicken, und Vermiſchung würde an die Stelle der Verknüpfung treten.

Von dieſen beyden charakteriſtiſchen Merkmalen der menſchlichen Geſtalt, deren eigenthümliche Verſchiedenheit in der Einheit des Ideals verſchwindet, herrſcht in jedem Geſchlecht eins vorzugsweiſe, indeß das andere nur nicht vermißt wird. Dadurch beziehen ſich beyde, wie Hälften eines unſichtbaren Ganzen auf einander, und nöthigen durch ihren gegenſeitigen Mangel das Gemüth, ſie im Ideal zu ergänzen. In der Geſtalt des Mannes offenbart ſich durchaus eine ſtrengere, in der Geſtalt des Weibes eine liberalere Herrſchaft des Geiſtes; dort ſpricht der Wille lauter, hier die Natur. So wie größere Kraft und geringere Abhängigkeit von einzelnen beſtimmten Naturzwecken jenen fähiger machen, jede Lage zu ertragen und ſelbſt hervorzubringen, ſo verräth dieß auch ſein höherer Wuchs, ſeine mehr hervortretende Bruſt, ſeine ſtärkere

Knochenmaſſe, und das minder verdeckte Spiel ſeiner Muskeln. Kleiner, mit gröſſerer Fülle begabt und mit ſtätigeren Umriſſen genießt das weibliche Geſchlecht einer gleich groſſen Beweglichkeit, die aber, von geringerer Kraft begleitet, mehr als Geſchmeidigkeit erſcheint. In dem Manne hat der Wille den vollkommenſten Sieg errungen, und den Stoff, faſt bis zur gänzlichen Vertilgung ſeines Naturcharakters, ausgearbeitet. In dem Weibe hat der Stoff ſeine Eigenthümlichkeit mehr zu behaupten gewußt, und indem er ſich unterwirft, ſticht er den Ausdruck ſeines Unterliegens. Da nun auf dieſe Art jedes der beyden Geſchlechter zwar die ganze Menſchheit in allen ihren Eigenthümlichkeiten, aber nach einer mehr einſeitigen Richtung zeigt; ſo muß nothwendig immer das eine zu dem andern leiten. Gerade dadurch daß Eine Seite überwiegend iſt, entſteht unvermeidlich das Verlangen, auch einmal die andere herrſchen zu ſehen, und ſo, wenn nicht in der Wirklichkeit doch wenigſtens in der Phantaſie, das geſtörte Gleichgewicht wiederum herzuſtellen.

Die Fortſetzung folgt.

Die Horen

eine Monatsſchrift

herausgegeben von Schiller

Zweiter Band.

Tübingen
in der J. G. Cottaiſchen Buchhandlung
1795.

Druckfehler
im dritten, vierten und fünften Stück.

St. 3. S. 22. Z. 22. ſt. Redekünſten l. Redekünſte.
——— — 28. — 10. — Verſchiedene l. Verſchiedne.
——— — 32. — 25. — philoloſophiſchen l. philoſophiſchen.
——— — 44. — 14. — unbeſingbare l. unbeſiegbare.
——— — 46. — 20. — nous. l. nos.
——— — 67. — 12. — in dem l. in den.
——— — 77. — 12. — letzten bis l. erſten bis.
——— — 84. — 5. — grauſamem l. grauſamen.
——— — 89. — 4. — die l. dieſe.
—— 4. — 9. — 12. — Schlamme l. Schlamm.
——— — 13. — 9. — gewandten l. gewandtem.
——— — 26. — 1. — reinen l. einen.
——— — 27. — 5. — erſchaffende l. erſchlaffende.
——— — — — 6. — erſtern l. erſtere.
——— — — — 8. — fehlt nach: „jeder der" das Wort: beiden ;
——— — 29. — 28. ſt. Krais l. Kreis.
——— — 44. — 29. — dieſen l. dieſem.
——— — 49. — 3. und S. 51. Z. 23. ſt. gedultig l. geduldig.
——— — 59. — 9. ſt. mich l. mir.
——— — 91. — 27. — ihrem l. ſeinem.
—— 5. — 16. — 18. — kleinlichte l. kleinlichſte.
——— — 24. — 31. — Muſe l. Muße.
——— — 40. — 8. — zuvor l. bevor.
——— — 48. — 5. — demnach l. dennoch.
——— — 51. — 9. — Terſiten l. Therſiten.
——— — 57. — 17. — ſeye l. ſey.
——— — 60. — 8. iſt das (,) nach „Sinnlichkeit" wegzuſtreichen.
——— — 83. — 13. ſt. gedultigen l. geduldigen.
——— — 85. — 16. — freyen l. freyem.
——— — 89. — 1. — leztern l. lezten.
——— — 90. — 16. — Harmedius l. Harmodius.
——— — 96. — 19. — Phradman l. Phradmon.
——— — 105. — 12. — groſte l. gröſte.
——— — 119. — 28. und 29. ſt. den l. die.
——— — 240. unten ſt. noch l. nach.

Die Horen

Jahrgang 1795

Viertes Stück.

Tübingen
in der J. G. Cottaiſchen Buchhandlung
1795

Sophie (ängſtlich näher kommend). Wenn ich nicht fürchten müßte, Milady, es wäre Vermeſſenheit. (Lady ſchreibt hitzig fort). Die Millerin ſtürzte außer ſich durch den Vorſaal — Sie glühen — Sie ſprechen mit ſich ſelbſt. (Lady ſchreibt immer fort.) Ich erſchrecke — Was muß geſchehen ſeyn?

Hofmarſchall (tritt herein, macht dem Rücken der Lady tauſend Verbeugungen; da ſie ihn nicht bemerkt, kommt er näher, ſtellt ſich hinter ihren Seſſel, ſucht den Zipfel ihres Kleides wegzukriegen und drückt einen Kuß darauf, mit furchtſamem Lispeln). Sereniſſimus —

Lady (indem ſie Sand ſtreut und das Geſchriebene durchfliegt). Er wird mir ſchwarzen Undank zur Laſt legen — Ich war eine Verlaſſene. Er hat mich aus dem Elend gezogen — Aus dem Elend? — Abſcheulicher Tauſch! — Zerreiße deine Rechnung, Verführer! Meine ewige Schamröthe bezahlt ſie mit Wucher.

Hofmarſchall (nachdem er die Lady vergeblich von allen Seiten umgangen hat). Milady ſcheinen etwas diſtrait zu ſeyn — Ich werde mir wohl ſelbſt die Kühnheit erlauben müſſen. (Sehr laut.) Sereniſſimus ſchicken mich, Milady, zu fragen, ob dieſen Abend Vauxhall ſeyn werde oder deutſche Komödie?

Lady (lachend aufſtehend). Eins von beiden, mein Engel! — Unterdeſſen bringen Sie Ihrem Herzog dieſe Karte zum Deſert! (Gegen Sophien.) Du, Sophie, befiehlſt, daß man anſpannen ſoll, und rufſt meine ganze Garderobe in dieſen Saal zuſammen. —

Sophie (geht ab voll Beſtürzung). O Himmel! Was ahnet mir! Was wird das noch werden?

Innhalt des vierten Stücks.

I Dante's Hölle. Fortſetzung. Seite 1

II Ueber die männliche und weibliche Form. Fortſetzung. — 14

III Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten. Fortſetzung. — 41

IV Merkwürdige Belagerung der Stadt Antwerpen in den Jahren 1584 und 1585. — 68

Die Horen.

Erſter Jahrgang. Viertes Stück.

I

Dante's Hölle.

Fortſetzung.

Minotaurus bewacht den jähen zerrißnen Felſenhang, an dem man zum ſiebenden Kreiſe hinabſteigt. Längs dem äußern Rande eines kochenden Blutſtroms, der ihn umgiebt, laufen Schaaren mit Pfeilen bewafneter Zentauren umher, damit kein Verbrecher ſich höher daraus erhebe, als das Maas ſeiner Schuld es erlaubt. Am tiefſten ſind die Tyrannen untergetaucht, mit einer Anſpielung auf jenes: Sättige dich im Blut wornach dich durſtete! Von dem furchtbaren Verheerer der Lombarden, Ezzelino da Romano, iſt nur das ſchwarze krauſe Stirnhaar zu ſehen. An der ſeichteſten Stelle wird Dante durch den Zentauren Neßus hinübergetragen, und findet ſich nun in dem öden, ſchwarzen, dornigen Walde der Selbſtmörder, wo nur Wehegeſang der Harpyen und Aechzen aus den Büſchen ertönt. Die darinn wohnenden Seelen ſollen nicht wie die übrigen Verurtheilten beym lezten Gerichte ihren Leib wieder empfangen; weil ſie ihn ſelbſt zerſtört, wird er alsdann wie eine todte Laſt an ihre Stämme gehängt werden. Hier wiederholt Dante die Virgiliſche Dichtung von Polydorus, und der Schatte, den er unwiſſend verwundet iſt Pier delle Vigne, der berühmte Kanzler und Vertraute Kaiſer Friedrichs des zweyten, der ihm betheuert, er ſey völlig unſchuldig durch den Neid der Hofleute in der Gnade ſeines Herren geſtürzt, und habe ſich aus Verdruß darüber das Leben genommen: eine Behauptung, womit auch von einſichtsvollen Geſchichtſchreibern die Ehre jenes verdienten Mannes gerettet wird.

Der innerſte Raum des Kreiſes iſt eine brennende Sandwüſte, worauf die Gottesläſterer liegen, die Wucherer ſitzen, und die welche entehrenden Lüſten nachgehangen, umherwandern, ohne einen Augenblick der Ruhe vor den ſtets herabfallenden feurigen Flocken. Da dem Dichter unter den Letztgenannten ſein alter Lehrer begegnet, ruft er aus: Ey! ſeyd ihr hier, Ser Brunetto! Naiv genung, als ſchwebte es ihm auf der Zunge, hinzuzufügen: Und das für eine ſo häßliche Sünde? * Doch vermindert

---

* Dante's Zeugniß iſt in jeder Rückſicht unverwerflich, und Brunetto hat ſelbſt in ſeinem Teſoretto eine harte Verdammung über ſich ausgeſprochen:

E ben gran vituperio
Commetter avolterio
Con donne, o con donzelle
Quanto che paian belle
Ma ch'il fa con parente
Pecca più laidamente
Ma tra questi peccati
Via più son condannati
Que' che son sodomiti
Deh! come son periti

dieſe Entdeckung die Ehrerbietung und Dankbarkeit des ehemahligen Schülers ſo wenig, daß er ſich, bis ihr Weg ſie trennt, aufs freundſchaftlichſte mit Brunetto unterhält.

Die Steilheit des Abgrundes zwiſchen dem Kreiſe der Gewaltthätigen und dem der Betrüger macht den beyden Wanderern eine fremde Hülfe nothwendig. Auf ein vom Virgil gegebenes Zeichen ſchwimmt daher aus der dunkeln Tiefe, ein allegoriſches Ungeheuer, mit Nahmen: Geryones, herauf.

„Sieh da das Scheuſal und die Peſt der Welt:
„Das Thier mit ſeinem Schweif, womit es Berge
„Durchbohrt, Waffen bricht und Mauern fällt:"
So hub nun gegen mich mein Führer an,
Das Riesgeſchöpf heran zum Ufer winkend
Ans Ende der betretnen Marmorbahn.*
Und jenes Ungebild des Truges ſtrebte
Hinauf, und landete mit Kopf und Rumpf,
Doch ſo, daß noch ſein Schweif im freyen ſchwebte.
Es trug das Antlitz eines biedern Manns,
Und war von vorn mit Freundlichkeit bekleidet;
Am Hinterleibe war es Schlange ganz.

Quei, che contra natura
Feigan con tal luxuria!

Dieſe Probe mag zugleich zu einem Maaßſtabe dienen, wie viel etwa Dante als Dichter von Brunetto Latini lernen konnte.

* Eines Steindammes, der gerade durch die Sandwüſte hingeht, auf dem ſie unverletzt von den Feuerflocken fortgewandert ſind und noch ſtehen.

Es hatte zwey behaarte Vorderpfoten,
Und Rücken, Bruſt und Seiten überall
Bemahlt mit Schnörkeln und verſchlungnen Knoten.
So mannigfärbig weiß kein Morgenländer
Mit feiner Zier die Stoffe zu erhöhn;
So wirkte nie Arachne die Gewänder. —
Wie Barken dann und wann zur Winterszeit
Halb in den Fluten ſtehn und halb am Strande,
Und wie am Fluß zu ſeinem Krieg bereit,*
Der Biber ſitzt, dort in dem teutſchen Lande:**
So ringt und hängt nunmehr das ſchnöde Thier
An dem mit Mauern rings umſchloſſnen Sande.
Wie wild der Schweif auch durch die Leere fährt,
So bleibt doch ſtets mit Skorpionenſtacheln
Bewafnet, ſeine Zang' emporgekehrt.

Mit großem Entſetzen ſchwingt ſich Dante und mit ihm Virgil auf den Rücken dieſes Ungeheuers, deſſen ſonderliche Bildung für ſich ſelbſt redet. Es rudert mit den Klauen und ſteuert mit dem Schweife durch die Luft, ſenkt ſich allmählig mit kreisförmigen Schwingungen nieder, und eilt, ſo bald die Reiſenden auf feſten Boden gelandet ſind, mit Blitzesſchnelle hinweg.

Gegen die Einwendung, die mit einigem Scheine gemacht werden könnte: der Betrug handle nicht nach ſeinem Charakter, indem er den Fremdlingen ſo redlich den verlangten Dienſt leiſtet, iſt es leicht den Dichter zu retten. Er läßt jenen nicht als Perſon, das heißt, handelnd auftreten, ſondern ſtellt ihn nur zum Wahrzeichen des Ortes hin, wie Sphinxe am Eingange eines Aegyptiſchen Tempels liegen. Sollte nicht ein wichtiger Unterſchied zwiſchen hieroglyphiſcher Mahlerey und eigentlicher Perſonifizirung; zwiſchen Bezeichnung einer geiſtigen Eigenſchaft durch äuſſere Geſtalt, und Verwandelung derſelben in ein mit innerem Leben begabtes Weſen, ſtatt finden? Die Verrichtung des Thieres, als Werkzeuges der Herabfahrt, iſt durchaus körperlich, wie das Hinderniß der Reiſe, das dadurch weggeräumt wird, und ſeine dämoniſche Natur nimmt nicht den geringſten Antheil daran. Eben ſo würde es erlaubt ſeyn, eine ſinnbildliche Figur an einem Gebäude, für deſſen Beſtimmung ſie bedeutſam wäre, zugleich zu einem blos mechaniſchen Zwecke, etwan als Karyatide zu benutzen.

---

* Nehmlich mit dem Schwanz im Waſſer um Fiſche zu fangen.

** Im Original ſteht noch ein gar nicht ſchmeichelndes Beywort: i Tedeschi lurchi. Die Teutſchen möchten es wohl verdienen, aber Dante hatte auch das Wort zum Reime nöthig.

Malebolge (ſo heißt der achte Kreis) beſteht aus zehn zirkelförmigen Tiefen oder Gräben, die durch eben ſo viele ſtarke Felſendämme von einander getrennt werden. Aus verſchiedenen Punkten des Umkreiſes laufen Brücken über die Thäler, von einem Walle oder Bergrücken zum andern, etwas abhängig nach der Mitte zu, das heißt, nach der runden Oefnung über dem unterſten Abgrunde. Man hüte ſich wohl, von allem dieſen ſich gegen Dante's Abſicht zu kleinliche Bilder zu entwerfen. Eine der Brückenreihen dienet den Dichtern zum Pfade, von welchem herab ſie, meiſtentheils ohne hinunterzuſteigen, die Verdammten beobachten.

Die größte Mannigfaltigkeit von Martern findet ſich hier. Ueberhaupt iſt der in dieſem Fache aufgewandte Reichthum von Erfindung zum Erſtaunen, wenn gleich die Menge der hölliſchen Bezirke, die alle Geſtalten körperlichen Schmerzes mehr als erſchöpft, das Wiederkommen ähnlicher Vorſtellungen unvermeidlich macht. Die Kuppler und Verführer werden von gehörnten Teufeln mit Geiſſeln umhergetrieben. In ſcheußlichem Moder und Unrath, der die Luft verpeſtet, verſinken die Schmeichler. Die Simoniſten ſind mit dem Kopf zu unterſt, in enge Löcher geſtürzt, woraus nur die Beine hervorragen. Flammen nagen immerfort an ihren Fußſohlen. Hier hat man nun eigentlich, wie ſich leicht ermeſſen läßt, die Päbſte zu ſuchen.

Virgil trägt ſeinen Freund den ſteilen Abhang neben der Brücke hinab, und ſetzt ihn dadurch in Stand, mit einem Verdammten zu reden, der bey Dante's Anſprache ſich einbildet, Bonifacius der achte ſey nun da, um ſeine Stelle einzunehmen. Denn jedesmahl daß ein der Simonie ſchuldiger Pabſt ankömmt, wird der zuletzt deßwegen Verdammte tiefer hinab, und jener über ihn in dieſelbe Grube geworfen. So wird nachher, weiſſagt Nikolaus, Bonifacius dem noch ſchändlichern Klemens den Fünften den Ehrenplatz einräumen müſſen. Wie erfinderiſch weiß doch Dante's Haß ſogar die um die Epoche ſeines Gedichtes noch lebenden Päbſte in die Hölle zu bringen! — Er ſchärft hierauf Seiner Heiligkeit das Gewiſſen mit dem einfältigſten Ernſt, beklagt den verderblichen Reichthum der Geiſtlichkeit und Konſtantins vermeynte Schenkung aufs herzlichſte, daß man deutlich ſieht, die ganze Szene ſey ihm ohne Wiſſen und Wollen ſo gar komiſch gerathen.

Dies iſt Eine unter Hundert zum Theil noch freveren Stellen deſſelben Innhalts: ein Glück für die göttliche Komödie, daß im vierzehnden Jahrhunderte Zenſur und Bücherverbote noch nicht erfunden waren.

Falſche Propheten und Zauberer durchwandern die vierte Tiefe rückwärts, in gleicher Richtung mit ihren völlig verdrehten Köpfen. Dieſe Strafe, welche die Einbildungskraft empört, ohne daß man einſähe, worin eigentlich das Marternde beſtehen ſoll, gilt vorzüglich jene. Mit ihrer Anmaaßung über die Grenzen der menſchlichen Natur hinaus in die Zukunft zu blicken, ſteht das widernatürliche Zurückſehen in einem auffallenden, obgleich nur in einer ſinnlichen Vergleichung oder Verwechſelung der Zeit und des Raumes beruhenden Widerſpruche.

Die folgende Kluft bietet einen Reichthum abentheuerlicher Höllenſzenen dar. Eine kochende Pechfluth, die bald in Blaſen aufſchwillt, bald ſich wieder ſenkt, füllt hier die Tiefe aus. Gerade als Dante die Brücke betreten hat, kömmt ein ſchwarzer geflügelter Teufel angelaufen, mit einem eben geſtorbnen Sünder auf der Schulter, den er in den Abgrund hinabſchleudert. Da dieſer ſich über die Oberfläche des Pfuhles erhebt, ſtürzt eine Schaar von Teufeln, die Malebranche (böſe Klauen) heißen, unter der Brücke hervor, um ihn mit ihren Haackenſtangen wieder unterzutauchen. Virgil geht voraus auf ſie zu. Da ſie ihn anzufallen drohen, verlangt er eine Unterredung mit einem von ihnen, dem er die hohe Vollmacht zu ſeiner Reiſe erklärt. Hierauf wird er und ſein Freund friedlich herzugelaſſen; doch naht ſich Dante mit großer Angſt über die Tücke der Teufel, die ſich noch immer in ihren Geberden

Hofmarſchall. Sie ſind echauffirt, meine Gnädige?

Lady. Um ſo weniger wird hier gelogen ſeyn — Hurrah, Herr Hofmarſchall! Es wird eine Stelle vakant. Gut Wetter für Kuppler! (Da der Marſchall einen zweifelhaften Blick auf den Zettel wirft.) Leſen Sie, leſen Sie! Es iſt mein Wille, daß der Inhalt nicht unter vier Augen bleibe!

Hofmarſchall (lieſt, unterdeſſen ſammeln ſich die Bedienten der Lady im Hintergrund):

„Gnädigſter Herr!

„Ein Vertrag, den *Sie* ſo leichtſinnig brachen,
„kann *mich* nicht mehr binden. Die Glückſeligkeit Ihres
„Landes war die Bedingung meiner Liebe. Drei Jahre
„währte der Betrug. Die Binde fällt mir von den
„Augen. Ich verabſcheue Gunſtbezeugungen, die von
„den Thränen der Unterthanen triefen. — Schenken
„Sie die Liebe, die ich Ihnen nicht mehr erwidern
„kann, Ihrem weinenden Lande, und lernen von einer
„*brittiſchen Fürſtin* Erbarmen gegen Ihr *deut-
„ſches* Volk. In einer Stunde bin ich über der Grenze.

Johanna Norfolk.“

Alle Bediente (murmeln beſtürzt durcheinander). Ueber der Grenze?

Hofmarſchall (legt die Karte erſchrocken auf den Tiſch). Behüte der Himmel, meine Beſte und Gnädige! Dem Ueberbringer müßte der Hals eben ſo jucken, als der Schreiberin.

Lady. Das iſt deine Sorge, du Goldmann! — Leider weiß ich es, daß du und Deinesgleichen am Nachbeten deſſen, was Andre gethan haben, erwürgen! —

verräth. Malacoda, ihr Oberhaupt thut ihnen Einhalt. „Ihr könnt," ſagt er zu den beyden Freunden, „hier euren „Weg nicht fortſetzen, der ſechſte Schwibbogen wurde ge„ſtern vor 1266 Jahren zertrümmert.* Wendet euch alſo „links bis zur nächſten Brückenreihe; folgt meinen Unter„gebenen, die ich gerade jetzt dorthin ſchicke, um den Ver„dammten, die ſich aus dem Pfuhle hervorwagen zu weh„ren. Ich werde ihnen verbieten, euch irgend ein Leides „zu thun." Hierauf ernennt er dazu Barbariccia als Befehlshaber, Alichino, Calcabrina, Cagnazzo, Libicocco, Draghignazzo, Ciriatto, Graffiacane, Farfarello und Rubicante: phantaſtiſche, aber für die thieriſche Ungezähmtheit dieſer Ungeheuer, durch Klang und Bedeutung ſehr charakteriſtiſche Nahmen. Zum ſpottenden Zeichen, daß Malacoda die Fremden betrogen hat, ſchnalzen ſie mit den Zungen gegen ihren Anführer, dieſer erwidert den Hohn auf eine ſehr unanſtändige Art, und ſie brechen auf.

---

* Alſo eine Wirkung des Erdbebens, welches heiligen Zeugniſſen zufolge, die merkwürdigſte aller Begebenheiten begleitet hat. „Und die Erde erbebte, und die Felſen zerriſſen „und die Gräber thaten ſich auf." Den myſtiſchen Grund, warum jene Verwüſtung die Felſengewölbe der ſechſten Tiefe und nur dieſe traf, wage ich nicht oder bemühe ich mich nicht zu entziffern. Doch ſpüre ich gern den unbetretnen Pfaden nach, worauf des Dichters Geiſt ſich zu dieſer weit aus dem bewohnten Kreiſe entlegenen Erfindung mag hingeſonnen haben. — In dem hingeworfenen Winke liegt zugleich eine chronologiſche Beſtimmung, nach der Dante's Reiſe vom Charfreytage bis Oſtern des Jahres 1300 geſchah. Auf die Lebensjahre des Erlöſers werden nehmlich 34 Jahre gerechnet.

Mein ganzer Sinn war nach dem Pfuhl gewandt,
 Ich hätte gerne, was das Pech verhehlte
 Und wer darin geſotten ward, erkannt.
Wie ein Delphin mit hoch gekrümmtem Rücken
 Die Flut durchſpielt und ſo den Schiffer warnt
 Sein Fahrzeug ſchnell den Stürmen zu entrücken;
So ließ auch hier zur Linderung der Qual
 Ein Sünder dann und wann den Nacken ſehen
 Fuhr dann hinab gleich einem Wetterſtrahl.
Und wie der Fröſche Volk am Rand der Sümpfe
 Zuweilen ſitzt, man ſieht die Schnauze nur,
 Verborgen ſind im Schlamme die Bein' und Rümpfe:
So ſaß hier überall die Sünderbrut,
 Allein, ſo wie ſich Barbariccia nahte,
 Entwich ſie in die ſiedend heiße Flut.
Ich ſah, worob noch jetzt mein Herz erſchauert,
 Daß ihrer einer blieb, wie's wohl geſchieht,
 Daß nach der andern Flucht ein Froſch noch lauert.
Und Graffiacan, der ihm am nächſten ſtand,
 Schlug ihm den Haacken ins bepichte Haar,
 Und zog, als wär's 'ne Otter, ihn ans Land
(Ich wußte ſchon den Nahmen eines jeden,
 Bei ihrer Wahl hatt' ich darauf gemerkt;
 Auch nannten ſie einander oft im Reden)
„O Rubicante!“ die Verruchten ſchrien
 Mit Einer Stimme ſo; „die Krallen ſetze
 „Ihm ins Genick: zerfleiſche weidlich ihn!“ —
Und ich: Mein Meiſter! wenn du kannſt, erkunde:
 Wer wohl mag jener Unglückſel'ge ſeyn,
 Der ſich herausgewagt zur böſen Stunde? —

Mein Führer trat an ſeine Seite hin.
„Wer biſt du?" fragt' er ihn; und jener: Wiſſe
Daß ich gebürtig aus Navarra bin. *
Die Mutter ließ mich dienen, nothgedrungen
Denn ſie gebar von einem Praſſer mich,
Der ſich verderbet und ſein Gut verſchlungen.
Darauf erwarb ich meines Königs Gunſt
Des wackern Theobald; ** trieb Gaunereyen
Und büße drum in dieſer Höllenbrunſt. —
Und Ciriatto, dem an beyden Ecken
Des Mauls hervor ein großer Hauer ſtand,
Ließ ihn indeß des Einen Hiebe ſchmecken.
Die Maus war in den Klauen arger Katzen
Doch Barbariccia warf die Arm' um ihn:
„Ich halt' ihn," rief er; „fort mit euern Tatzen!"
Er kehrte dann zu meinem Meiſter ſich
Und ſagte: Willt du mehr von ihm noch wiſſen,
Eh' ihn mein Volk zerriſſen hat, ſo ſprich! —
Mein Führer ſprach: Sag' mir von deinen Brüdern!
Sind auch Lateiner *** die du kennſt, mit dir
Im heißen Pech? — Er eilte zu erwiedern:
„Nicht weit von hier ſaß einer; nur ſo eben
„Verließ ich ihn. Ha! wär' ich, wo er iſt,
„So dürft' ich nicht vor Klau'n und Haacken beben!" —

---

* Der Schatte, welcher redet, heißt Ciampolo. Von ſeinen Lebensumſtänden unterrichtet ſeine eigne Erzählung umſtändlich und hinlänglich.

** Theobald der Erſte von Navarra regierte von 1234—1270.

*** Italiener.

„Schon allzulang," rief Libicocco aus,
„Sehn wir es an!" traf zu mit der Harpune,
Und riß vom Arm ein ganzes Stück heraus.
Auch Draghignazzo wollt' am Bein ihn zwicken
Von unten her; ihr Hauptmann wandte drob
Sich rund herum mit grimmig finſtern Blicken.
Ein wenig ſtill ward nun der tolle Schwarm.
Mein Führer ſäumte nicht und fragte jenen
Der noch herab ſah auf den wunden Arm.
Wer war der Mitgenoß, von dem du dort
Dich wie du ſagſt, zu deinem Unglück trennteſt?
„Der Mönch Gomita,"* war des Sünders Wort,
„Der in Gallura ſich durch Ränk' erhoben;
„Der ſeines Herren Feind' in Händen hielt
„Und that an ihnen, was ſie höchlich loben
„Er nahm ihr Geld und ließ ſie friedlich ziehn,
„Wie er erzählt, auch ſonſt in Staatsgeſchäften
„Nennt man den Ausbund aller Gauner ihn.
„Und Zanche,** welcher Logodor beſeßen,
„Geht mit ihm um, ſie ſchwatzen ohne Maaß
„Und können nie Sardiniens vergeßen. —

---

* Er war Günſtling des Nino Visconti, Piſaniſchen Statthalters in Gallura, einem der vier Diſtrikte (judicati) von Sardinien. Als Nino erfuhr, daß jener ſeine Feinde die er in ſeiner Gewalt hatte, für Geld habe entfliehen laßen, ließ er ihn aufhängen.

** Michel Zanche, Statthalter von Logodoro, gleichfalls einem Sardiniſchen Diſtrikte.

„O ſeht! wie der die Zähne grinſend wetzt!
„Weh mir! ich ſpräche mehr, allein ich fürchte,
„Daß mir der Unhold einen Streich verſetzt.“ —
Schon rollte Farfarello ſcheele Blicke
Als lüſtet's ihm zu ſchlagen, doch ihn ſchalt
Ihr Oberhaupt: Verfluchte Beut! zurücke!
„Wollt' ihr,“ begann der bange Wicht nunmehr,
„Toſkaner und Lombarden ſehn und hören?
„Was gilt's? ich locke ſie ans Ufer her.
„Laßt drüben hin die Malebranche ſtehen,
„Weil jene ſonſt vor ihrer Wuth ſich ſcheun,
„Für Einen, den ihr habt, verſchaff' ich ſieben.
„Ich brauchte nur zu pfeifen, wie wir pflegen,
„Wenn einer unter uns hervor ſich wagt,
„Und wittert, daß wir frey uns fühlen mögen.“ —
Cagnazzo ſchüttelt ſeinen Kopf hiebei
Und rümpft' das Maul: Um ſich hinab zu werfen
Erſann er das; ſeht wie die Büberey!
Der andre, reich an fein gelegten Schlingen,
Erwidert': Ja! ein rechtes Bubenſtück
Die Meinigen in größre Qual zu bringen! —
Voll Ungeduld fiel Alichino ein:
Nun gut! Allein verſuchſt du zu entrinnen,
So komm' ich nicht mit Rennen hinterdrein,
So ſchwing ich übers Pech die leichten Flügel.
Sollt' er behender als wir alle ſeyn?
Nein! ſtellt mit mir euch hinter dieſen Hügel! —
O Leſer! ſolch ein Spiel vernahmſt du nie
Was hier geſchah: weg wandten ſie ſich alle,
Am erſten, der zuvor dagegen ſchrie.

Ciampolo hatte kaum es wahrgenommen
  So ſetzt' er an zum Sprung, entriß im Nu
  Sich Barbariccia's Arm und war entkommen.
Hierum erboßten all die Teufel ſich,
  Am meiſten der, ſo es verſchuldet hatte.
  Er ſchoß hinzu und rief: Ich habe dich!
Umſonſt! ſein Fittig war nicht ſchnell genug
  Für des Verfolgten Angſt; der fuhr zu Boden,
  Und er hinauf mit raſch gewandten Flug.
Ergrimmend über ſolche Narretey
  Flog Calcabrina nach, um mit dem Andern
  Sich gleich zu balgen, käm der Sünder frey.
Er ſah ihn nicht ſobald hinabgefallen
  So packt' er ſchon den Mitgeſellen an
  Und zauſt' ihn überm Pech mit ſcharfen Krallen;
Des Andern Klauen waren auch nicht ſtumpf,
  Er wußte ſie zu brauchen, wie ein Geyer
  Und beyde ſtürzten in den glüh'nden Sumpf.
Die Hitze ſtillt alsbald der Kämpfer Wüten
  Doch klebte Pech an ihren Flügeln ſo,
  Daß ſie umſonſt ſich zu erhebn bemühten.
Ihr Obermann, deß ſehr bekümmert, ließ
  Von ſeiner Rotte vier hinüber fliegen
  Die er in Eil an ihre Poſten wieß.
So ſtiegen ſie mit allen Haackenſtangen
  Zum Rand des Pechs hinunter, hier und dort,
  Um das geſottne Paar herauszulangen.
Wir aber zogen unſers Weges fort.

II

Ueber die männliche und weibliche Form.

Fortſetzung.

So wie ſich beide Geſchlechter zum Ideal reiner und geſchlechtsloſer Menſchheit verhalten, ſo verhält ſich auch ihre beiderſeitige Schönheit zum Ideal der Schönheit. In beiden, haben wir gehört, iſt die Menſchheit ausgedrückt, denn jedes ſtellt die beiden, in ihr vereinten Naturen dar; nur daß in jedem eine dieſer beiden Naturen das Uebergewicht hat. Eben ſo kommt nun auch beiden Schönheit zu, aber in jedem herrſcht nur Ein Beſtandtheil derſelben, ohne jedoch den andern auszuſchlieſſen. Wie in der Menſchheit ſich die Naturnothwendigkeit mit der Freiheit gattet, ſo ſehen wir in der Schönheit die Materie mit der Form gepaart. Wie in der veredelten Menſchheit das Gebot der Vernunft als der freie Wunſch der Neigung, und die Stimme des Affects als der Ausdruck des vernünftigen Willens erſcheint; ſo erſcheint in der hohen Schönheit die Geſetzmäßigkeit der Form als ein freies Spiel der Materie, und die Geburt der Willkühr als ein Werk des Geſetzes! Wo ſich daher die Menſchheit zeigt, da wird auch Schönheit möglich ſeyn; denn beide verhalten ſich wie Wirklichkeit und Erſcheinung, Urbild und Abbild zu einander, und wie die Menſchheit ſpecificiert iſt, ſo wird es auch jederzeit die Schönheit ſeyn. Der Ausdruck ſtrengerer Willensherrſchaft wird in der männlichen Bildung mehr Beſtimmtheit der Formen erzeugen; der Ausdruck größerer Naturfreiheit in der weiblichen mehr die Statigkeit des Stoffs unterſtützen. Aber beide Geſtalten müßten jedem Anſpruch auf Schönheit entſagen, wenn nicht jede dieſe beiden Vorzüge in ſich vereinte, und es nicht bloß ein Uebergewicht Eines derſelben wäre, welches die eine von der andern, und beide vom Ideal unterſcheidet. Denn erhaben über den Kampf, in den alles Wirkliche durch ſeine Schranken verwickelt wird, und von der Eigenthümlichkeit frei, welche die Gattungen von einander unterſcheidet, behauptet das Ideal der Schönheit, ſo wie das Ideal der Menſchheit, das vollkommenſte Gleichgewicht. Der Formtrieb und der Sachtrieb werden daher gleich befriedigt, und tauſchen in freiem Spiel ihre gegenſeitigen Functionen aus. *

Wenn dies Gleichgewicht beider Principien der Schönheit geſtört, nicht aber zugleich auch ihre Verbindung aufgehoben wird; ſo entſtehen ſtatt der einfachen idealiſchen Schönheit zwei verſchiedene, aber minder vollkommene Gattungen. Beide bringen die Harmonie hervor, welche das Schönheitsgefühl charakteriſirt, aber jede geht dieſem Ziel auf einem andern Wege entgegen. Indem ſich die eine durch einen überwiegenden Ausdruck von Geſetzmäßigkeit der Vernunft empfiehlt, ſo wird zugleich durch die Anmuth der Darſtellung die Einbildungskraft ins Intereſſe gezogen; indem die andere durch eine ſchein-

---

* Sowohl bei dieſem, als den nächſtfolgenden Abſätzen wird der Leſer erſucht, ſich an den, in den Briefen über aeſthetiſche Erziehung im 1ſten und 2ten St. der Horen aufgeſtellten Begriff der Schönheit zu erinnern.

bare Willkührlichkeit der Einbildungskraft ſchmeichelt, ſo unterwirft ſie dieſelbe zugleich durch eine wahre Nothwendigkeit dem Geſetze. Dieß erfahren wir in der Einwirkung der Schönheit beider Geſchlechter auf das Gefühl. Die männliche fodert durch verwickeltere Formen zunächſt nur den Verſtand auf, deſſen Befriedigung ſich erſt ſpäter in das wahre Schönheitsgefühl auflöſt. Die weibliche giebt durch ihre einfacheren Formen der Einbildungskraft mehr Freiheit; und ladet zunächſt bloß durch Ueppigkeit des Stoffes die Sinne ein, bis erſt bei längerem Verweilen und tieferem Studium auch die ernſteren Foderungen der Schönheit befriedigt werden. Weil aber auf dieſem Wege immer ein Uebergewicht auf der einen Seite, folglich auf der andern ein Mangel bleibt, ſo thut keine von beiden dem äſthetiſchen Gefühl Genüge, welches ſeiner Natur nach zum Vollendeten ſtrebt, und ſich nicht eher, als beim Ideale zur Ruhe giebt. Von der einen Bildung geht es daher zur andern über, und ſtrebt, indem es durch die Eigenthümlichkeiten der einen die entgegengeſetzten der andern aufhebt, beide in ein Ganzes zu verknüpfen, um wenigſtens Augenblicke lang das Ideal feſtzuhalten. Dieſe Beziehung der zweifachen Geſchlechtsbildung auf die idealiſche Schönheit macht, daß jede nur eigentlich inſofern wahrhaft ſchön erſcheint, als ihr die andere gegenüberſteht, jede (um ein kühneres Bild zu gebrauchen) nur einen Accord anſchlägt, welcher erſt in der andern vollkommen austönt. Auch hier ſtehen die Geſchlechter in gegenſeitiger Abhängigkeit von einander; denn beſchränkt für ſich, gewinnen ſie auch hier nur durch ihre innige Gemeinſchaft Vollendung. Aber eben ſo wie die Schranken der Geſchlechtsbildung die Phantaſie unaufhörlich zu Hervorbringung des Ideals auffodern, ſo führen die Schranken dieſes Vermögens nothwendig wieder zu der Geſchlechtsbildung zurück. Vergebens würde die Phantaſie die Herrſchaft der Form gegen die Freiheit des Stoffs völlig gleichmäßig abzuwägen verſuchen; denn da ſie immer nur von Einer Seite ausgehen könnte, ſo würde ſie auch entweder der einen oder der andern ein Uebergewicht einräumen, und dadurch, ohne es ſelbſt zu bemerken, zur männlichen und weiblichen Bildung zurückkehren.

Wenn nun aber das nach Vollendung ſtrebende äſthetiſche Gefühl von der einen Geſchlechtsbildung unbefriedigt zur andern übergeht, ſo wird es hierin ſelbſt von der eigenthümlichen Beſchaffenheit beyder unterſtützt. Denn ihrer charakteriſtiſchen Verſchiedenheiten ungeachtet, nähern ſich die männliche und weibliche Bildung dadurch einander, daß in jeder dem beſondern Ausdruck des Geſchlechts der allgemeine Ausdruck der Menſchheit zur Seite ſteht. Indem die Uebereinſtimmung mit dem Ideal, zu welcher der letztere berechtigt, durch die Schranken des erſteren begränzt wird, entſtehen die beſondren Arten der Schönheit, die wir die männliche und die weibliche nennen. Ohne den Charakter des Geſchlechts beſäße der Mann keine eigenthümliche Schönheit, ohne den Charakter der Menſchheit überhaupt keine Schönheit; und eben dieß iſt mit dem Weibe der Fall, wenn gleich die weibliche Bildung, gerade inſofern ſie weiblich iſt, der Schönheit näher verwandt ſcheint. Ueberall muß man ſich gewöhnen, das Geſchlecht als Schranke zu betrachten, da es von der Summe der Anlagen, welche der Begriff der Gattung in ſich faßt, immer eine gewiſſe Anzahl einſeitig ausſchließt. In der Menſchheit hebt es die gegenſeitige Freiheit auf, mit welcher die Selbſtthätigkeit und Empfänglichkeit im

Mein Rath wäre, man backte den Zettel in eine Wildpretpaſtete, ſo fänden ihn Sereniſſimus auf dem Teller —

Hofmarſchall. Ciel! Dieſe Vermeſſenheit! So erwägen Sie doch, ſo bedenken Sie doch, wie ſehr Sie ſich in Disgrace ſetzen, Lady!

Lady (wendet ſich zu der verſammelten Dienerſchaft und ſpricht das Folgende mit der innigſten Rührung). Ihr ſteht beſtürzt, gute Leute, erwartet angſtvoll, wie ſich das Räthſel entwickeln wird? — Kommt näher, meine Lieben! — Ihr dientet mir redlich und warm, ſahet mir öfter in die Augen, als in die Börſe; euer Gehorſam war eure Leidenſchaft, euer Stolz — meine Gnade! — — Daß das Andenken eurer Treue zugleich das Gedächtniß meiner Erniedrigung ſeyn muß! Trauriges Schickſal, daß meine ſchwärzeſten Tage eure glücklichen waren! (Mit Thränen in den Augen.) Ich entlaſſe euch, meine Kinder! — — Lady Milford iſt nicht mehr, und Johanna von Norfolk zu arm, ihre Schuld abzutragen — Mein Schatzmeiſter ſtürze meine Schatoulle unter euch — Dieſer Pallaſt bleibt dem Herzog — Der ärmſte von euch wird reicher von hinnen gehen, als ſeine Gebieterin. (Sie reicht ihre Hände hin, die Alle nach einander mit Leidenſchaft küſſen.) Ich verſtehe euch, meine Guten — Lebt wohl! Lebt ewig wohl!! (Faßt ſich aus ihrer Beklemmung.) Ich höre den Wagen vorfahren. (Sie reißt ſich los, will hinaus, der Hofmarſchall verrennt ihr den Weg.) Mann des Erbarmens, ſtehſt du noch immer da?

Hofmarſchall (der die ganze Zeit über mit einem Geiſtesbankerott auf den Zettel ſah). Und dieſes Billet ſoll ich Seiner Hochfürſtlichen Durchlaucht zu höchſteigenen Händen geben?

dem Ideale zuſammenwirken, und damit ſich jede in einem eigenen Weſen darſtelle, muß (da ſie einander doch niemals ganz entbehren können) die eine der andern untergeordnet werden. Wo nun die Selbſtthätigkeit die Empfänglichkeit unterdrückt, da muß auch in der Erſcheinung der Stoff der Form dienen, und das Gegentheil muß da ſtatt finden, wo die Selbſtthätigkeit der Empfänglichkeit weicht. Alle Schönheit aber beruht auf einer freien Verbindung der Form mit dem Stoff, und wenn ſich dieſelbe auch (inſofern man von ihren höchſten Graden abſtrahirt) mit dem einſeitigen Uebergewicht eines ihrer beiden Elemente verträgt, ſo erlaubt ſie doch nie gänzliche Unterdrückung des andern, oder was auf daſſelbe hinausläuft, wirkliche Trennung beyder.

Kaum iſt es indeß nöthig, dasjenige noch aus Begriffen beweiſen zu wollen, was ſich ſchon innerhalb des Kreiſes der Erfahrung ſo mannichfaltig beſtätigt. Im Mann und im Weibe findet unſer äſthetiſches Gefühl nur inſofern Schönheit, als der Charakter der Menſchheit den Charakter des Geſchlechts veredelt hat. Der uncultivirte männliche Naturcharakter, auſſer Zuſammenhang mit dem moraliſchen Menſchencharakter betrachtet, drückt den Zügen das Gepräge der Härte und Gewaltthätigkeit auf, und die zu ſcharfe Zeichnung der Form verbannt alle Weichheit des Stoffs, ohne deswegen auch nothwendig den Verſtand durch Geſetzmäßigkeit zu befriedigen. Dagegen zeigt die weibliche Bildung, wenn wir uns die Weiblichkeit gleich entblößt von menſchlicher Cultur denken, eine plumpe Maſſe, die allein Trägheit und Schlaffheit verräth, und der Ueberfluß des Stoffs unterdrückt alle Spuren der Form. Unfähig zu jedem freieren Ausſchwung, wird die Geſtalt nur durch den Ausdruck der Begierde belebt, und giebt dadurch das widrige Bild einer kraftloſen Heftigkeit. Könnte man ſich daher den Geſchlechtscharakter vereinzelt denken, ſo würde der Ausdruck der zeugenden Kraft bloß in gewaltthätiger Anſtrengung der Energie, der Ausdruck der empfangenden allein in üppigem Uebermaaße des Stoffs beſtehen, und indem jener dem auf einzelne Zwecke gerichteten Verſtande, dieſer der groben Sinnlichkeit einſeitig Genüge thäte, würde jeder den äſthetiſchen Sinn unbefriedigt laſſen.

Daß der Geſchlechtscharakter in der That nur in Verbindung mit dem höheren Menſchencharakter der Schönheit fähig iſt, wird alsdann noch anſchaulicher, wenn man ihn getrennt von dieſem betrachtet. Unmittelbar wie man das Gebiet der Menſchheit verläßt, ſinkt auch die Schönheit herab; aber unmittelbar zeigt ſich auch alsdann zwiſchen beyden Geſchlechtern eine, in ihren weſentlichen Eigenthümlichkeiten nothwendig gegründete Verſchiedenheit. Das männliche Geſchlecht behält, auch wann es gänzlich auf ſeinen bloſſen Naturcharakter zurückgeſetzt iſt, doch immer den Ausdruck einer Kraft, die zwar, von roher Wildheit begleitet, furchtbar und zurückſtoſſend iſt, aber doch immer, zumal wo alle moraliſche Foderungen hinwegfallen, Intereſſe und Staunen erweckt. In dem weiblichen hingegen unterdrückt alsdann die Materie die Kraft, und dieſer Verluſt wird durch keine Anmuth vergütet. Hieraus muß man ſich die auffallende Erſcheinung erklären, daß im Thierreiche beide Geſchlechter in Abſicht auf ihre Schönheit in einem ſo gänzlich umgekehrten Verhältniß, als in der Menſchheit, ſtehen. Denn anſtatt daß im Menſchen das ſchwächere Geſchlecht dem ſtärkeren an

Schönheit nicht nur vollkommen gleich iſt, ſondern es ſogar darinn übertriſt; ſo ſind dagegen durchaus alle weibliche Thiere auffallend weniger ſchön, als die männlichen ihrer Gattung. Vergebens würde man den Grund dieſer Verſchiedenheit in dem organiſchen Körperbau aufſuchen wollen, da die, aus der eigentlichen Structur des Körpers erkennbaren Urſachen der Geſchlechtsverſchiedenheit, der Analogie der Naturgeſetze zufolge, nothwendig überall dieſelben ſeyn müſſen. Auch findet man bei den Thieren in der That dieſelben phyſiſchen Eigenthümlichkeiten der Geſchlechter, wie bei dem Menſchen; auch dort iſt das weibliche, in Vergleichung mit dem männlichen, durchaus kleiner, ſchwächer, von zarterem Knochenbau, und mit mehr Maſſe begabt. Die allgemeine Natur der Thierheit iſt es daher, welche allein den Grund jener Erſcheinung enthält. Unfähig durch ſich ſelbſt Anſprüche auf Würde zu machen, ſinkt dieſelbe durch weibliche Kleinheit, Schwäche und Weichheit gänzlich herab, und kann nur noch durch männliche Gröſſe, Kraft und Feſtigkeit gewinnen. Da die phyſiſche Schwäche der Weiblichkeit in ihr nicht durch moraliſche Stärke gehoben wird, ſo erſcheint dieſelbe als bloſſer Ausdruck des Unvermögens, der auch in der weiblich-menſchlichen Geſtalt erſt ausgelöſcht ſeyn muß, wenn ſie der Schönheit fähig ſeyn ſoll; da aber von der thieriſchen Geſtalt nur phyſiſche Vorzüge gefodert werden, ſo ſchadet es dagegen nichts, wenn der Ausdruck männlicher Unabhängigkeit in einen Ausdruck geſetzloſer Willkühr ausartet.

Ohne indeß bis zur Thierheit hinabzuſteigen, laſſen ſich die obigen Behauptungen auch durch Beiſpiele aus der menſchlichen Natur ſelbſt beſtätigen. Unter denjenigen

Nationen, die noch, ohne alle Cultur, im urſprünglichen Stande der Wildheit leben, iſt die Geſtalt der Weiber faſt eben ſo wenig an Schönheit mit der Geſtalt der Männer vergleichbar; und wenn man auch unter gebildeten Nationen hie und da ähnliche Ungleichheiten bemerkt, ſo würde eine genauere Unterſuchung wahrſcheinlich auch auf ähnliche Urſachen führen. Wenigſtens ſehen wir auch unter uns, daß, wo männliche und weibliche Geſtalten das Gepräge ausſchweifender Sittenloſigkeit an ſich tragen, wo die Menſchheit in ihnen entadelt, und die Freiheit der Vernunft unterdrückt iſt, die letzteren immer einen noch eckelhafteren und widrigeren Eindruck hervorbringen, als die erſteren, die wenigſtens noch durch den Ausdruck phyſiſcher Kraft eine gewiſſe Haltung bekommen. In allen dieſen Fällen nun kehrt dieſelbe Erſcheinung zurück; überall iſt die weibliche Geſtalt nur für den höchſten Ausdruck geſchaffen, und wenn ſie nicht in *menſchlicher* Schönheit auftritt, ſo iſt ihr Schönheit überhaupt fremd. Freilich aber gilt dieß allein bei der äſthetiſchen Beurtheilung; nur da, wo der Menſch, nicht das Geſchlecht die Entſcheidung fällt. Hier ſchmeichelt ohne Unterſchied die Bildung des einen Geſchlechts der Neigung des andern, und leicht gewinnt hier jedes bei dem andern den Preis. Nur wo in feiner organiſirten Seelen das Gefühl für das Schöne alle Empfindungen harmoniſch geſtimmt hat, iſt auch dieſe Neigung höheren Foderungen untergeordnet, nur da wird der bloße Geſchlechtstrieb in menſchliche Liebe verwandelt, und von dem beſchränkten Gebiet der Sinne in das idealiſche der Phantaſie hinübergeführt. Sonſt dehnt ſich vielmehr dieſe Unlauterkeit des Geſchmacks auf alle Gegenſtände aus, die nur irgend dieſe Seite berühren; und unterſuchten wir die Urtheile genau, die im

Kreiſe des geſellſchaftlichen Lebens über Bildung, Mode, Anſtand, über Kunſtwerke, Theater, Schriften, u. ſ. w. kurz über alles gefällt werden, was im weiteſten Verſtande zum Gebiete des Geſchmacks gehört, ſo würden wir mit Erſtaunen wahrnehmen, wie ſelten uneigennütziger Beifall ächte Schönheit krönt.

„Der Geſchlechtscharakter iſt alſo als eine Schranke anzuſehen, welche die männliche und weibliche Schönheit von der idealiſchen entfernt; und ſo lange er auf die Form Einfluß hat, wird er es derſelben unmöglich machen, ſich zum Ideal zu erheben. Aber da es das Geſetz der endlichen Natur iſt, nur vermittelſt der Schranken zum Unendlichen aufzuſteigen, nur durch Materie zur Form, und nur durch Trennung zur Harmonie zu gelangen; ſo iſt die Geſchlechtsſchönheit, obgleich ſie für ſich allein der Idealſchönheit ewig widerſpricht, doch der einzige Weg zu derſelben. Ueberdieß iſt der Menſch nur inſofern er dem Geſchlecht angehört, an dieſe Schranke gebunden, aber inſofern er zugleich die Anlagen zur freien geſchlechtsloſen Menſchheit in ſich trägt, davon losgeſprochen. Vermöge der letztern kann er die Vollendung, welche die Gränzen ſeines Geſchlechts ihm verſagen, ſich durch Freiheit erwerben, und ſeinen einſeitigen Naturcharakter durch ſeinen moraliſchen zum Ideal ergänzen; und je lebendiger dieſer, ſey es durch die Gunſt der Natur, oder durch die innere Wirkſamkeit der Vernunft, auch aus der äuſſern Bildung ſpricht, deſto mehr verliert der Ausdruck des Geſchlechtscharakters ſeine Einſeitigkeit. Wir ſehen aus der Verbindung der Menſchheit mit dem Geſchlecht eine neue mittlere Schönheit hervorgehn, und dieſe iſt es, welche man gewöhnlich unter der männlichen und weiblichen Schönheit verſteht. In ihr iſt das Gleichgewicht des Ideals nur um ſo viel geſtört, als es die Beſchränktheit endlicher Naturen nothwendig macht, und dieſe Störung ſelbſt ertheilt der Geſtalt eine ſo individuelle Miſchung der Züge, daß ſie dadurch einen neuen Zauber gewinnt. Es iſt weder die Menſchheit allein, noch das Geſchlecht, welches im Mann und im Weibe erſcheint; eigne, in ſich geſchloſſene Geſtalten ſind beide, welche weder an jene, noch an dieſes einſeitig erinnern. Der Ausdruck der männlichen Stärke, welche vereinzelt für ſich zu leicht das Anſehn phyſiſcher Gewalt erhält, wird durch den Ausdruck menſchlicher Würde gemildert, und die blinde Herrſchaft der Willkühr, die den Mann, ehe er ſich der Herrſchaft der Vernunft unterwirft, in eine bedenkliche Anarchie verſetzt, kündigt ſich als moraliſche Freiheit an. So weicht in den Idealen der Kunſt der männliche Trotz des Heroen der milden Erhabenheit des Gottes, und ſo finden wir in dieſem den Charakter der Männlichkeit, der faſt bis auf ſeine letzten Spuren vertilgt iſt, nur in ſeiner Uebereinſtimmung mit der reinen Menſchheit wieder.

Noch inniger aber iſt in der weiblichen Schönheit die Weiblichkeit mit der Menſchheit verbunden; und noch mehr, als in der männlichen, geht aus beiden eine neue mittlere Bildung hervor, welche, indem ſie ihre Züge zugleich von beiden entlehnt, den einſeitigen Ausdruck jeder gleich täuſchend verbirgt. Denn ſelbſt in den höchſten Graden der Vollendung erhält ſich der Ausdruck der Weiblichkeit unverkennbar neben dem Ausdruck der reinen Menſchheit, und wenn er auch unaufhörlich in ihn überfließt, ſo geht er doch nie ganz in demſelben unter. Allein dieſer Eigenthümlichkeit ungeachtet, vermag dennoch das

Weib nicht weniger, als der Mann, ſeiner Schönheit eine von der einſeitigen Geſchlechtsbildung unabhängige Vollendung zu geben. Zwar kann weder die überwiegende Herrſchaft des Stoffs gänzlich aufgehoben, noch der Ausdruck phyſiſcher Schwäche und Abhängigkeit vertilgt werden, welcher immer die weibliche Geſtalt begleitet. Aber indem die freie Kraft der Menſchheit ſich jener phyſiſchen Schwäche zur Seite ſtellt, bringt ſie das Bild einer moraliſchen, durch ſich ſelbſt gemäßigten Stärke hervor, und eben ſo wird jene Naturabhängigkeit in eine freiwillige Unterwerfung unter ein ſelbſtgegebenes Geſetz verwandelt. Gleich ungehemmte Kraft ſpricht daher aus der männlichen und weiblichen Bildung, nur daß ſie in der erſteren ſich über einen ſchrankenloſen Wirkungskrais zu verbreiten, in der letzteren ſich freiwillig zu mäßigen ſcheint.

Weil aber beide Geſchlechter nie der Endlichkeit entfliehn, ſo ſetzt ſich dieſer idealiſchen Vollendung der Geſtalt in beiden ein ewiges Hinderniß entgegen; und nie iſt die höchſte Schönheit in der Wirklichkeit erreichbar. Das Endliche müßte zum Unendlichen werden, wenn jenes Gleichgewicht in der Erſcheinung dargeſtellt werden ſollte, und ſelbſt dann würde kein menſchlicher Sinn es aufzufaſſen vermögen. Allein auch hier zeigt der Ausdruck des zweifachen Geſchlechtscharakters einen Weg, ſich dem Ziele zu nähern, und auch dem Betrachter kommt er zu Hülfe, der ſich von der Erſcheinung zur Idee zu erheben verſucht. Da beide Geſchlechtsbildungen mit der rein menſchlichen verwandt ſind, ſo wecken ſie beide das Gefühl ächter Schönheit in ihm; da aber jede eine beſondere Gattung ausmacht, ſo wird auch ſeine Aufmerkſamkeit durch jede vorzugsweiſe auf eine der beiden Gattungen der

Schönheit geheſtet. Dadurch empfängt er beide Elemente des Ideals einzeln und in verſtändlicher Klarheit, ohne daß doch die Einheit aufgelöſt wird, in welcher das Weſen deſſelben beſteht. Ungeſtört kann er es nun durch die Schöpfungskraft ſeiner Phantaſie zu bilden verſuchen, und ſich, indem er auch hier, wie überall, von der Wirklichkeit auſſer ihm nur den beſchränkten Stoff entlehnt, durch innere ſelbſtthätige Kraft zur ſchrankenloſen Idee erheben.

Man mag daher obiectiv auf die Bildung der Geſchlechter ſelbſt, oder ſubiectiv auf den Eindruck ſehen, den ſie hervorbringen; ſo muß der Geſchlechtscharakter, der nur in Vergleichung mit dem Ideal eine einengende Gränze iſt, in Rückſicht auf die Schranken endlicher Naturen vielmehr ein Mittel zur Vollkommenheit heiſſen. Der Ausdruck des männlichen hebt in der Beſtimmtheit der Züge die Herrſchaft der Form mehr heraus, und da ihn der Ausdruck der reinen Menſchheit mildernd begleitet, ſo kann er ſich nicht weiter vom Ideale entfernen, als an ſich nothwendig iſt, iene Eine Seite des letzteren vorzugsweiſe darzuſtellen. Der Ausdruck des weiblichen zeigt in der Anmuth der Züge die Freiheit des Stoffs in einem lebhafteren Bilde, und wird auf eben die Weiſe von demſelben Ausdruck der reinen Menſchheit beherrſcht. Der Mann erſcheint nun feuriger, das Weib ſanfter, als man ſich den geſchlechtsloſen Menſchen denkt; und daher pflegt man zu ſagen, daß die männliche Schönheit zur Anſtrengung auffodere, die weibliche zur Ruhe einlade. Allein dieſe Ausdrücke ſchildern nur die gemeine Wirkung der verſchiednen Geſchlechtsbildung auf wenig verfeinerte Sinne, und vorzüglich den Eindruck, welchen die Geſtalt des reinen Geſchlechts in dem andern hervorbringt. Wenn die angeſtrengte Kraft des Mannes erquickende Ruhe die unbeſtimmte Sehnſucht des Weibes beſtimmende Einheit ſucht, ſo muß beiden ihre gegenſeitige Geſtalt Befriedigung gewähren, die aber, weil ſie Bedürfniſſen entſpricht, immer eigennützig und der äſthetiſchen Beurtheilung nachtheilig iſt.

Wo ſich der Menſch der Betrachtung des Schönen weiht, da muß er ſich von aller Partheilichkeit losſagen, und geſchlechtslos allein der Menſchheit angehören. Nur in ſolchen glücklichen Momenten gelingt es ihm, ſein Weſen zu dem höchſten Gleichgewichte zu ſtimmen, und die Kräfte, womit er der Natur und womit er der Gottheit verwandt iſt, in Eins zu verſchmelzen. Zu dieſem Ziel führt ihn die männliche und weibliche Form auf verſchiedenen Wegen. Die weibliche bezaubert zuerſt die Sinne durch ihre Anmuth; da aber der Stoff ganz Form, die ſcheinbare Willkühr ganz Nothwendigkeit, und die Fülle des ſinnlichen Reitzes nur Ausdruck zarter und feiner Geiſtigkeit iſt, ſo fließt die zuerſt geweckte ſinnliche Empfindung in unentweihter Reinheit in die geiſtige über. Die männliche fodert, indem ſie zu den Sinnen ſpricht, unmittelbar zugleich durch Beſtimmtheit den Geiſt zur Thätigkeit auf; da aber die Form in ihr als Stoff, die Nothwehdigkeit als Freiheit, und die geiſtige Würde in dem Gewande ſinnlicher Anmuth auftritt, ſo geht die zuerſt rege gemachte geiſtige Empfindung in die ſinnliche über. Dort geht das Gemüth vom Spiel zum Ernſt, hier vom Ernſt zum Spiele; und da in beiden Fällen zwei verſchiedene Empfindungen entſtehen, zwiſchen welchen das Gemüth unaufhörlich ſchwankt, und die es immer reproducirt; ſo bringt jede beider Bildungen eine gemiſchte Stimmung hervor, in welcher der eigenthümliche Charakter einer jeden durch den entgegengeſetzten gemäßigt iſt. Die weibliche Geſtalt legt durch dieſe Verbindung ihre erſchaffende, die männliche ihre anſpannende Eigenſchaft ab; und indem die erſtern mit Kraft beſeelt, die letztere durch Anmuth gemäßigt wird, wirken beide belebend auf das Herz. Dagegen hängt die Zuneigung zu jeder der Formen von der Uebereinſtimmung des eignen Charakters mit dem ihrigen ab, und die ſanftere Empfindung wird lieber bei der weiblichen, die mehr energiſche bei der männlichen Schönheit verweilen. Indem nun auf dieſe Weiſe die Betrachtung jeder von einer ihr analogen einſeitigen Stimmung auszugehn, aber eine gemiſchte hervorzubringen pflegt, ſo wird das Gemüth immer von der einen für die andere, und dadurch von beiden für die Ideal-Schönheit empfänglich gemacht.

Nie wird daher der Künſtler, der nach der höchſten Wirkung ſtreben ſoll, das Studium beider Geſtalten von einander trennen, oder ſich ausſchließlich der Darſtellung Einer widmen dürfen. Aber ſelbſt bei der ſorgfältigſten Vermeidung einer ſolchen Einſeitigkeit, wird er doch nie in beiden gleich glücklich ſeyn, und nie ganz die Neigung überwinden können, die ihn überwiegend zu der Einen hinzieht. Denn auch das Kunſtgenie fühlt den Einfluß des Geſchlechtscharakters, und das angeſtrengteſte Bemühen nach reiner Idealität wird denſelben doch nur zu veredlen, ſchwerlich aber zu vertilgen vermögen. Die männliche Bildung befriedigt ſichtbarer durch Richtigkeit der Verhältniſſe die Anfoderungen der Kunſt, die weibliche durch Anmuth der Umriſſe die Anfoderungen des Gefühls

Lady. Mann des Erbarmens! zu höchſteigenen Händen, und ſollſt melden zu höchſteigenen Ohren, weil ich nicht baarfuß nach Loretto könne, ſo werde ich um den Taglohn arbeiten, mich zu reinigen von dem Schimpf, ihn beherrſcht zu haben.

(Sie eilt ab. Alle Uebrigen gehen ſehr bewegt auseinander.)

an die Schönheit. Das Gefühl aber iſt nur dann ein ſicherer Führer, wenn der Verſtand es ausgebildet hat, und der angehende Künſtler muß ſich daher zuerſt an der männlichen Geſtalt üben, wo er den techniſchen Theil der Kunſt feſt und deutlich gezeichnet findet. Erſt wenn er in dieſem Studium beträchtliche Fortſchritte gemacht hat, wird es auch ſeinem Auge gelingen, dieſelbe Nothwendigkeit der Form auch unter der Hülle weiblicher Anmuth zu entdecken, und der lezte ſchwere Schritt ſeiner Ausbildung wird es ſeyn, dieſe Nothwendigkeit darzuſtellen, ohne der Grazie zu ſchaden. In den höchſten Graden der Vollendung iſt die Darſtellung der weiblichen Schönheit ſchwerer; denn zu allen Foderungen, welche die männliche an den Künſtler macht, kömmt noch die ſchwierigſte hinzu: indem er die ſtrengſte Geſetzmäßigkeit beweiſt, den Schein derſelben zu vermeiden. Verlangt man hingegen nur geringere Vollkommenheit, ſo iſt die weibliche Geſtalt wieder leichter. Denn wenn in der männlichen jeder Fehler gegen die Wahrheit zu ſichtbar iſt, und es ſchon ein tiefes Studium erfodert alle zu vermeiden; ſo begnügt ſich dagegen bei der weiblichen der mittelmäßige Künſtler, ſo wie der gewöhnliche Beurtheiler mit der bloſſen Auſſenſeite der Weiblichkeit, mit Weichheit, Gefälligkeit und Reiz, und überſieht darüber leichter wenn nicht wirkliche Unwahrheit, doch wenigſtens Leere.

Selbſt in dem ächten Künſtler, der aber vorzugsweiſe für weibliche Schönheit geſtimmt iſt, macht zuerſt die Phantaſie ihre Anſprüche auf ſanfte Stätigkeit und liebliche Anmuth geltend, und ſelbſt er fängt von dem ſinnlichen Theile der Kunſt an (wenn der Ausdruck erlaubt iſt) nur daß er nicht auch dabei ſtehen bleibt, ſondern von da zur

Idee übergeht. Dieſe ſucht er nun in ihrer höchſten Lauterkeit und Präciſion aufzufaſſen und darzuſtellen; aber wegen jenes Uebergewichts der Phantaſie beſitzt er nicht ſowohl Schärfe als Feinheit des Blicks, nicht ſowohl Kühnheit als Zartheit der Hand, und ſcheint nicht ſowohl die einzelnen Züge genau zu unterſcheiden, als er vielmehr das Ganze durch kaum bemerkbare Uebergänge verbindet. Gerade umgekehrt werden in dem, mehr für männliche Schönheit geſtimmten zuerſt die Foderungen des Geiſtes auf Beſtimmtheit und Nothwendigkeit der Form rege; er fängt von dem geiſtigen Theile der Kunſt an, ergreift mit tiefeindringendem Blick den Charakter der Geſtalt, und zeichnet ihn mit kraftvollen Zügen, indem er ihn zugleich in anmuthige Grazie kleidet, und ſich dadurch von der Wahrheit zur Schönheit erhebt. Zwar iſt es unvermeidlich, bei Schilderungen, wie die hier entworfenen ſind, nicht das noch zu ſehr zu trennen, was in der Wirklichkeit innig verbunden iſt; allein unläugbar wird doch ein ſolches Uebergewicht entgegengeſetzter Eigenſchaften in dieſen beiden verſchiednen Künſtleranlagen herrſchen, und durch das Studium des Ideal-Schönen zwar vermindert, nie aber gänzlich aufgehoben werden.

In welchen Verhältniſſen man daher die verſchiedne Geſchlechtsbildung betrachten mag, ſo findet man dieſelbe immer in einer doppelten Beziehung: auf ſich ſelbſt und auf das Ideal; und eben ſo wie beide Geſchlechter durch ihre innern, ſich gegenſeitig unterſtützenden Anlagen die menſchliche Kraft, über den Krais der Endlichkeit hinaus, erweitern, ſo fuhren ſie durch ihre äußere verſchiedne Geſtalt das Schönheitsgefühl dem Ideal entgegen. Denn ſo ſchwer ſich auch die äußere Bildung aus der innern erganiſchen Beſtimmung verſtändlich machen läßt, ſo belohnend iſt es doch, ſelbſt den verborgnen Zuſammenhang der Natur aufzuſuchen; und hier bedarf es keiner mühſamen Anſtrengung, um ſich zu überzeugen, daß keines von beiden Geſchlechtern, ſeiner innern Eigenthümlichkeit nach, unter einer andern Geſtalt, als die es wirklich zeigt, zu erſcheinen im Stande war. In dem männlichen iſt Uebergewicht der Kraft charakteriſtiſch und zwar einer Kraft, die zu zeugen beſtimmt iſt, ſich ſchnell zu ſammeln vermag, und immer von Einem Punkt aus nach auſſen hin ſtrebt. Mit Schnelligkeit ſehn wir ſie daher die Muskeln anſpannen, mit Heftigkeit ſich aller hindernden Maſſe entledigen, und ununterbrochene Thätigkeit athmend, den ruhigen Genuß entfernen. Dadurch nähert ſie ſich der bildenden Kunſt, die eben ſo, wie ſie, dem lebenden Princip Herrſchaft in der todten Maſſe verſchaft.

Die empfangende Kraft hingegen beſitzt eine gröſſere Fülle; ſie iſt mehr gemacht, Thätigkeit zu erwiedern, als urſprünglich zu erzeugen, aber was ihr an Feuer gebricht, das erſetzt ſie durch Beharrlichkeit. Durch ununterbrochene Stätigkeit der Umriſſe, Zartheit und Weichheit kündigt ſich daher die Weiblichkeit auch in der äuſſern Geſtalt an, und ertheilt derſelben dadurch, ſelbſt wenn ihr die Schönheit fehlt, doch wenigſtens immer den Reitz des Angenehmen, das ſo oft mit dem eigentlich Schönen verwechſelt wird. Da ſie nun zugleich keinem Theil ſich überwiegend vorzudrängen verſtattet, und nur die höchſte ſinnliche Einheit ihr vollkommen entſpricht, ſo ſteht die weibliche Geſtalt überhaupt der Schönheit näher, als die männliche, und hat ſelbſt da wenigſtens die Form derſelben, wo ſie auch ihren Gehalt entbehrt. Denn da Freiheit von allem Zwang die Seele jeder Schönheit iſt, und die ächte Schönheit ſich nur dadurch unterſcheidet, daß ſie mit dieſer Eigenſchaft die höchſte Realität und Beſtimmtheit verbindet, ſo muß ſchon die bloſſe Stätigkeit, Flüßigkeit und Kühnheit der Formen als ein Analogon der Schönheit erſcheinen, weil ſie jenen weſentlichen Charakter derſelben an ſich trägt. Hierauf gründet ſich unſtreitig die Foderung der Schönheit, die man vorzugsweiſe vor dem männlichen Geſchlecht an das weibliche richtet. Bei dem Mann iſt die Schönheit eine Zugabe und ein freies Geſchenk der, über den einſeitigen Geſchlechtscharakter ſiegenden, Menſchheit in ihm; von dem Weibe wird ſie als eine Schuld, die das Geſchlecht entrichtet, wie die Weiblichkeit ſelbſt, verlangt. Wie dieſe, kann ſie daher auch bei der Beurtheilung des Innern in Betrachtung kommen, und gewiſſermaaßen zur Pflicht gemacht werden; denn der innere Charakter der Weiblichkeit kann keinen andern Ausdruck als Schönheit haben. Mit Unrecht aber würde man dieſe noch gehaltloſe Schönheit, die nur eine eigene beſchränckte Gattung iſt, mit jener ächten und idealiſchen verwechſeln, zu welcher vielmehr jedes Geſchlecht ſich nur dadurch erhebt, daß es die reine Menſchheit mehr in ſich geltend zu machen, das männliche, daß es mehr Freiheit, das weibliche daß es mehr Nothwendigkeit zu erlangen verſucht.

Nicht immer aber wird durch dieß doppelte Bemühen die eigentliche Schönheit erhöht. Sehr oft erhält die Geſtalt nur einen lebhafteren Ausdruck dadurch, und der Ausdruck iſt weſentlich von der Schönheit verſchieden. Zwar werden in der Erfahrung oft beide mit einander verwechſelt, und nicht ſelten hören wir Bildungen ſchön nennen, die bloß intereſſant heiſſen dürften. Wie ſonſt ſo oſt durch die Sinnlichkeit, ſo wird hier das äſthetiſche Gefühl durch den Verſtand irre geführt, und es beſtätigt ſich aufs neue, wie ſelten die harmoniſche Stimmung des Gemüths iſt, welche allein für Schönheit empfänglich macht. Wo der Ausdruck vorwaltet, da beherrſcht das Gemüth die Züge, und hindert ſie, ihrer eignen Freiheit zu folgen. Daher erklärt ſich eine ſolche Bildung nicht, wie die bloß äſthetiſche, durch ſich ſelbſt und die Aufmerkſamkeit wird von der äuſſern Geſtalt auf den innern Charakter gezogen. Die bloß gefällige Bildung hingegen verkündigt die höchſte Freiheit der Züge; an keinen beſtimmten Ausdruck gebunden, überlaſſen ſie ſich allein einer anmuthigen Stätigkeit. Darum wird zwar hier das Auge nicht von der Geſtalt hinweg zu etwas anderm hinübergeführt, aber es iſt ihm gleich unmöglich auf dieſer Leerheit zu verweilen. Nur die ſchöne Geſtalt, die zwiſchen beiden in der Mitte ſteht, enthält in ſich vollendet, zugleich alles, was dem Sinn und was dem Geiſte genügt, und nur in ihr iſt der inhaltvollſte Ausdruck zugleich mit der freieſten Anmuth der Züge verbunden. Darum aber findet nun auch der Betrachter in ihr ſeine kühnſten Erwartungen übertroffen, und da er das ganze Weſen in vollkommener Einheit erblickt, ſo trennt ſeine Phantaſie nicht mehr die äußre Geſtalt von der innern Bedeutung. Alſo nicht deswegen weil ihr der Charakter mangelt, ſondern deswegen, weil ſie ihn nicht auf Unkoſten der Freiheit hervorſtechen läßt, iſt die Schönheit von dem Ausdruck zu unterſcheiden. Indem ſich der letztere bloß auf die Darſtellung des *gegenwärtigen* Zuſtandes, alſo auf eine enge Wirklichkeit beſchränkt, drückt die Schönheit vielmehr das *Total* des Charakters, und das unendliche Vermögen deſſelben aus, aus welchem alle einzelnen

Aeußerungen fließen. Da aber das Unendliche in der Erſcheinung unerreichbar iſt, ſo bleibt freilich auch die höchſte menſchliche Schönheit in gewiſſem Verſtande nur Ausdruck, und ſo kommt es nur darauf an, den letzteren der Schönheit zu nähern. Von einem Bilde des vorübergehenden Affekts muß er zu einem Bilde des bleibenden Charakters erhoben werden, und zwar eines Charakters, der nicht bloß von einer Seite, ſondern von allen harmoniſch ausgebildet iſt.

Eine auffallende Erſcheinung iſt es, daß, obgleich der Ausdruck der Schönheit ſogar Gefahr droht, dennoch der beſſere Geſchmack unſers Zeitalters faſt ausſchlieslich auf ihn gerichtet iſt. Sowohl in Gemählden als in den Werken der bildenden Kunſt vergeſſen wir Grazie und Schönheit über der Zeichnung der Charaktere, und oft nur der momentanen leidenſchaftlichen Stimmung derſelben; dem Dichter überſehen wir Fehler der Compoſition des Ganzen, auf welcher die Schönheit beruht, wenn er uns nur durch Charakter-Ausdruck Genüge leiſtet, und eben ſo verzeihen wir dem Schriftſteller überhaupt Mangel an kunſtvoller Einheit der Darſtellung, wenn er uns nur durch kühne und originelle Wendungen intereſſirt. Der wahre Tonkünſtler, der ſich über den willkührlichen Ausſpruch der Mode hinausſetzt, führet eine ähnliche Klage, und wer ſich gewöhnt hat, das Geſetz der Schönheit auch auf Gegenſtände des täglichen Lebens anzuwenden, der muß in unſerm Umgang, unſerm Anſtand, unſern Sitten ſehr oft die nöthige Grazie und das Beſtreben nach ächter Schönheit vermiſſen, ſo ſehr auch der Verſtand durch den innern Gehalt und Charakter im einzelnen befriedigt wird. Kaum iſt es möglich, ſich hiebei nicht an den Einfluß zu erinnern, welchen zwei Nationen von ganz entgegengeſetztem Charakter nach und nach auf unſern Geſchmack ausgeübt haben, und ſeine Blicke nicht erwartungsvoll auf eine dritte zu richten, welche den Gehalt, wie die Form, wieder in ihre Rechte einſetzte und beiden einander zu verdrängen wehrte, wenn ſich von einem beſondern Nationalcharakter die Vollendung erwarten ließe, die nur das Werk des allgemeinen Vernunftcharakters ſeyn kann. Aber ſo unmöglich es auch iſt, anders als auf dieſem Weg zu der ächten Schönheit hindurch zu dringen, ſo ſehr iſt man wieder in Gefahr, gerade auf dieſem Weg ſie gänzlich zu verfehlen.

Noch mehr als die Schönheit ſelbſt, muß die Weiblichkeit von dieſer Gefahr bedroht werden, da ſie nicht bloß der Schönheit ſo nah verwandt iſt, ſondern ſich ihr gerade von derjenigen Seite nähert, welche durch den Ausdruck verlohren geht; und in der That müßte man für die ächte Weiblichkeit im Ausdruck beſorgt ſeyn, wenn man jenem herrſchenden Zeitgeſchmack einen Einfluß auf weibliche Bildung zutrauen dürfte. Denn auch hier wird nicht ſelten das Anziehende mit dem Schönen verwechſelt, und unter den verſchiedenen Arten des Ausdrucks ſelbſt dem ſtärker hervorſtechenden der mehr ſanfte und gefällige nachgeſetzt. Wie es überhaupt das Schickſal der Weiber iſt, weit öfter den einſeitigen Foderungen der Sinne oder des Verſtandes, als dem Urtheil reiner Empfindung unterworfen zu werden, ſo wird auch bei Beurtheilung ihrer Schönheit, (wenn man ſich ja über das Sinnliche erhebt) noch zu ſehr auf irgend einen hervorſtechenden Ausdruck von Geiſt, Witz und Lebhaftigkeit Rückſicht genommen, und dagegen zu leicht der Ausdruck eines ruhigen, aber ſanften und zarten Gefühls überſehn, Auch jetzt noch hat man ſich nicht ganz entwöhnt, nur, was piquant iſt, zu ſuchen, und gleich als wäre man ſich ſeiner Schlaffheit bewußt, überall einen erweckenden Reitz zu verlangen. Darum wird gerade der höchſte Charakterausdruck, deſſen durchgängige Harmonie der Schönheit am meiſten empfänglich iſt, auch jetzt noch am meiſten verkannt, und der mehr in die Augen fallende Glanz des Verſtandes dem beſcheidenen Ausdruck der Empfindung vorgezogen, die ſich nur durch Ueberſpannung intereſſant machen kann. Gerade die ächtweiblichen Geſtalten, die nichts Ausgezeichnetes beſitzen, aus welchen aber Zartheit des Gefühls, ruhige Sittſamkeit, und ein anſpruchloſer Eifer für alles Wahre und Gute ſpricht, werden mit dem zweideutigen Lobe zurükgewieſen, womit man die bloße Herzensgute mehr zu beſchämen als zu belohnen pflegt. Nichts aber iſt dem Charakter wahrer Weiblichkeit in der äußern Bildung verderblicher, als dieſe Stimmung des Geſchmacks, die, obgleich ſie ſich, der beſſeren Richtung des Zeitalters nach, ihrem Ende naht, und bald nicht mehr die herrſchende ſeyn dürfte, doch noch immer zu allgemein iſt. Denn da die Eigenthümlichkeit der weiblichen Geſtalt auf Freiheit und Harmonie des Ganzen beruht, der Ausdruck aber immer einzelne Züge mehr oder minder heraushebt, ſo muß er mit demſelben in einem nothwendigen Widerſtreit ſtehen, und ſehr oft wird man die Unweiblichkeit gewißer Bildungen in der bloßen Stärke des Ausdrucks gegründet finden.

Wer indeß von der Vollkommenheit der weiblichen Geſtalt, ſelbſt in ihrer Unabhängigkeit von der Schönheit, durchdrungen iſt, der wird derſelben deshalb nicht weniger Ausdruck beimeſſen wollen, als der männlichen. Sie muß vielmehr, da ſie ſich ihrer Natur nach weniger an den Verſtand, als an die Sinne wendet, noch ſorgfältiger Leerheit vermeiden. Zwar ſind die Gränzen, innerhalb welcher der Ausdruck ſpielen darf, in der weiblichen Geſtalt gewiß enger gezogen, nur daß der weibliche Körper, durch ſeine größere Geſchmeidigkeit, feinere Verſchiedenheiten bemerkbar zu machen fähig iſt, und dadurch vorzugsweiſe Feinheit des Ausdrucks beſitzt. Denn nicht in einzelnen, ſcharf gezeichneten Zügen, ſondern innig in die ganze Geſtalt verwebt, auf den erſten Blick kaum bemerkbar, und in edle Einfachheit gekleidet muß ſich der innere Charakter in wahrhaft weiblichen Bildungen darſtellen. Iſt aber dieſe vollkommene Harmonie unerreichbar, ſo iſt es ſogar weiblicher, wenn die Seele ſich nur durchzublicken genügt, als wenn ſie ſich vorzudrängen ſtrebt. Unſtreitig iſt alſo die weibliche Schönheit mit dem Ausdruck, aber nur mit dem höchſten verträglich. Nur der Charakter, nicht der beſchränkte Zuſtand vorübergehender Neigungen und Affekte ſtellt ſich mit Glück in ihr dar, und auch jener nur in der harmoniſchen Einheit ſeiner Kräfte, und der Totalität ſeiner Anlagen. Leichter verſtattet daher die Weiblichkeit den Ausdruck der Phantaſie und Empfindung, als des Verſtandes, da dieſer mehr auf Trennung, wie jene auf Verbindung, gerichtet iſt. Allein ſelbſt die Verſtandeskräfte wirken in dem Weibe weniger trennend als verbindend, woraus vorzugsweiſe die eigenthümliche Erſcheinung entſpringt, die wir Geiſt nennen, und die der Mann nicht immer mit gleicher Leichtigkeit erwirbt. Durchaus ſtehen daher Schönheit und Weiblichkeit in gleichem Verhältniß zum Ausdruck in der Geſtalt; auf gleiche Weiſe droht er beiden Gefahr, und auf gleiche Weiſe iſt er mit beiden zu vereinigen.

Ganz anders verhält ſich dagegen der Ausdruck zur Eigenthümlichkeit der männlichen Bildung. Er mag auf einzelnen hervorſtechenden Zügen beruhen, oder in die ganze übrige Geſtalt ſeiner verflochten ſeyn, ſich vordrängen oder beſcheidner zurückſtehn; ſo kann er zwar durch ſeine Stärke die Schönheit beleidigen, welche immer beide Geſchlechter einander näher führt, aber das Charakteriſtiſche der Männlichkeit wird dabei eher gewinnen, als verlieren. Iſt er daher bei dem weiblichen Geſchlecht mehr verſteckt, als ſich von der rein menſchlichen Geſtalt erwarten ließe, ſo iſt er bei dem männlichen deutlicher ausgeſprochen. Deutlicher fällt er daher auch in der männlichen Bildung ins Auge, da er bei der weiblichen dem ungeübten Blick ſogar oft entgeht. Weil aber die Uebereinſtimmung in der männlichen Geſtalt mehr gedacht als empfunden wird, ſo ſcheint der männliche Ausdruck oft räthſelhafter und ſonderbarer, als der weibliche, der mit der ganzen Geſtalt in Verbindung ſteht, und durch dieſelbe erklärt wird. Eben darum aber erfodert der letztere, um vollkommen verſtanden zu werden, einen von Natur feinen und vielfach geübten Takt, jener mehr eindringenden Scharfſinn, und durch Erfahrung unterſtützte Urtheilskraft.

Das freieſte Gebiet eröfnet ſich dem Ausdruck in der Bewegung der Geſtalt, und hier vorzüglich entfaltet der weibliche Charakter ſeine ganze Eigenthümlichkeit, die ſich ungleich ſichtbarer in dem wechſelnden Mienenſpiel, als in den bleibenden Zügen des Geſichts offenbart. Durch-

Fünfter Akt.

Abends zwiſchen Licht in einem Zimmer beim Muſikanten.

Erste Scene.

Louiſe ſitzt ſtumm und ohne ſich zu rühren in dem finſtern Winkel des Zimmers, den Kopf auf den Arm geſunken. Nach einer großen und tiefen Pauſe kommt **Miller** mit einer Handlaterne, leuchtet ängſtlich im Zimmer herum, ohne Louiſen zu bemerken, dann legt er den Hut auf den Tiſch und ſetzt die Laterne nieder.

Miller. Hier iſt ſie auch nicht! Hier wieder nicht. — Durch alle Gaſſen bin ich gezogen, bei allen Bekannten bin ich geweſen, auf allen Thoren hab' ich gefragt — mein Kind hat man nirgends geſehen! (Nach einigem Stillſchweigen.) Geduld, armer, unglücklicher Vater! Warte ab, bis es Morgen wird. Vielleicht kommt deine Einzige dann an's Ufer geſchwommen. — Gott! Gott! Wenn ich mein Herz zu abgöttiſch an die Tochter hing? — Die Strafe iſt hart. Himmliſcher Vater, hart! Ich will nicht murren, himmliſcher Vater, aber die Strafe iſt hart! (Er wirft ſich gramvoll in einen Stuhl.)

Louiſe (ſpricht aus dem Winkel). Du thuſt recht, armer alter Mann! Lerne bei Zeit noch verlieren.

aus iſt die Geſtalt der Weiber ſprechender, als die männliche; und, der Harmonie einer ſeelenvollen Muſik ähnlich, ſind alle ihre Bewegungen feiner und ſanfter modulirt, da hingegen der Mann auch hier eine größere Heftigkeit und Schwere verräth. Da in der weiblichen Seele die Phantaſie immer dem Verſtande, die Empfindung der Vernunft zuvoreilt, und dadurch beide, indem ſie auch ſelbſt unaufhörlich in einander übergehn, gemeinſchaftlich die Einheit des Gemüths hervorbringen, nach welcher der Mann nur mit mühſamer Anſtrengung ſtrebt; ſo iſt bei den Weibern auch das innre Leben weniger von der äußern Erſcheinungsweiſe geſchieden, und mit freiwilliger Leichtigkeit mahlt ſich die Seele in dem bildſameren Bau. Von ſelbſt theilt ſich den Zügen die unbeſchränkte Freiheit der Umriſſe mit, durch welche der bloße Ausdruck in die Schönheit überfließt; denn nicht eine einzelne Bewegung, ſondern die ganze Seele iſt es, die aus derſelben ſpricht, und zwar eine weibliche Seele, die, weil Phantaſie und Empfindung in ihr herrſchen, mehr das harte und feſte, als das ſchwankende und unbeſtimmte flieht. Aber nicht die Geſtalt allein, auch die Stimme, die noch mächtiger iſt, unmittelbar die Empfindung zu wecken, trägt dieſelbe Eigenthümlichkeit in beiden Geſchlechtern an ſich. Sanfter und melodiſcher, aber in mannigfaltiger wechſelnden Schwingungen ertönt ſie aus dem Munde des Weibes; einfacher, aber eindringender und ſtärker aus dem Munde des Mannes, und beide drücken die Gefühle ihrer Seele ihrem Charakter gemäß aus.

Auf jener zarten Bildſamkeit der weiblichen Geſtalt, durch die ſie ein treuer und heller Spiegel des Innern wird, beruht der eigenthümliche Genuß, welchen der

Umgang mit dem andern Geſchlecht gewährt. Nirgends ſpricht die Empfindung ſo unmittelbar zu uns, und nichts vermag daher auch ſo tiefe Gefühle zu wecken, ſo harmoniſche Stimmungen hervorzubringen. Den Mann, der durch ſeine Thätigkeit leicht aus ſich ſelbſt herausgeriſſen wird, wieder in ſich zurückzuführen; was ſein Verſtand trennt, durch das Gefühl zu verbinden; ſeinen langſameren Fortſchritten zuvorzueilen, und die höchſte Vernunfteinheit, nach der er ſtrebt, ihm in der Sinnlichkeit darzuſtellen, iſt die ſchöne Beſtimmung dieſes Geſchlechts, mit der auch die äußere Bildung deſſelben aufs genaueſte zuſammenſtimmt. Daher beruhet auch die Macht des Weibes vorzugsweiſe auf der lebendigen Gegenwart, wo nicht vor den Sinnen, doch vor der Einbildungskraft. Zwar gilt eben dieß auch von dem Manne, wenn er in dem ganzen Adel ſeiner Bildung auftreten ſoll; auch ſeiner Geſtalt iſt eine Sprache eigen, welche das Herz mächtig ergreift, und die Stimmungen ſeiner Seele mit den feinſten Zügen mahlt. Allein um ſein Inneres zu dieſer Zartheit zu ſtimmen, und ſeinen äußern Bau einer ſolchen Bildſamkeit fähig zu machen, muß er ſich von ſeinem Geſchlecht gleichſam losſagen, und über den Naturzweck hinausgehen; alſo mehr leiſten, als ſelbſt ſeine höhere Beſtimmung erheiſcht. Das weibliche Geſchlecht hingegen muß gerade jede weibliche Eigenthümlichkeit mit ſchonender Sorgfalt zu erhalten bemüht ſeyn, um nicht jenen lebendigen Ausdruck ſeiner Geſtalt ſelbſt zu vernichten; und wenn ihm dieß Bemühen gänzlich mißlingt; ſo ſinkt es allein zu ſeiner Naturbeſtimmung und den Verrichtungen des äußern alltäglichen Lebens herab, oder geht zu Beſchäftigungen über, die eigentlich nicht zu ſeinem Kreiſe gehören. Denn auch hier iſt die Weiblichkeit, ſo bald man die Gränzen des bloßen Naturzwecks verläßt, nur das höchſte zu geben geſchaffen, und wer ſich mit andern Foderungen an ſie wendet, der beweißt bloß ſeine Unkenntniß des Geſchlechts.

III

Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten.

Fortſetzung.

Die Familie hatte zuſammen, wie gewöhnlich, das Frühſtück eingenommen und die Baroneſſe ſaß wieder an ihrem Stickrahmen. Nach einem kurzen allgemeinen Stillſchweigen begann der geiſtliche Hausfreund mit einigem Lächeln: es iſt zwar ſelten, daß Sänger, Dichter und Erzähler, die eine Geſellſchaft zu unterhalten verſprechen, es zur rechten Zeit thun, vielmehr laſſen ſie ſich gewöhnlich, wo ſie willig ſeyn ſollten, ſehr dringend bitten, und ſind zudringlich, wenn man ihren Vortrag gern ablehnen möchte. Ich hoffe daher eine Ausnahme zu machen, wenn ich anfrage, ob Ihnen in dieſem Augenblicke gelegen ſey irgend eine Geſchichte anzuhören?

Recht gerne, verſetzte die Baroneſſe, und ich glaube es werden alle übrige mit mir übereinſtimmen. Doch wenn Sie uns eine Geſchichte zur Probe geben wollen, ſo muß ich Ihnen ſagen, welche Art ich nicht liebe. Jene Erzählungen machen mir keine Freude, bey welchen, nach Weiſe der Tauſend und Einen Nacht, Eine Begebenheit in die andere eingeſchachtelt, Ein Intereſſe durch das andere verdrängt wird. Wo ſich der Erzähler genöthigt ſieht, die Neugierde, die er auf eine leichtſinnige Weiſe erregt hat, durch Unterbrechung zu reitzen, und die Aufmerkſamkeit, anſtatt ſie durch eine vernünftige Folge zu befriedigen, nur durch ſeltſame und keineswegs lobenswürdige Kunſtgriffe aufzuſpannen. Ich tadle das Beſtreben, aus Geſchichten, die ſich der Einheit des Gedichts nähern ſollen, rhapſodiſche Räthsel zu machen und den Geſchmack immer tiefer zu verderben. Die Gegenſtände Ihrer Erzählungen gebe ich Ihnen ganz frey, aber laſſen Sie uns wenigſtens an der Form ſehen, daß wir in guter Geſellſchaft ſind. Geben Sie uns zum Anfang eine Geſchichte von wenig Perſonen und Begebenheiten, die gut erfunden und gedacht ſey, wahr, natürlich und nicht gemein, ſo viel Handlung als unentbehrlich und ſo viel Geſinnung als nöthig iſt, die nicht ſtill ſtehe, ſich nicht auf Einem Flecke zu langſam bewege, ſich aber auch nicht übereile, in der die Menſchen erſcheinen wie man ſie gern mag, nicht vollkommen, aber gut, nicht außerordentlich, aber intereſſant und liebenswürdig. Ihre Geſchichte ſey unterhaltend, ſo lange wir ſie hören, befriedigend wenn ſie zu Ende iſt und hinterlaſſe uns einen ſtillen Reiz weiter nachzudenken.

Kennte ich Sie nicht beſſer, gnädige Frau, verſetzte der Geiſtliche, ſo würde ich glauben, Ihre Abſicht ſey mein Waarenlager, noch eh' ich irgend etwas davon ausgekramt habe, durch dieſe hohen und ſtrengen Forderungen völlig in Mißkredit zu ſetzen. Wie ſelten möchte man Ihnen nach Ihrem Maßſtab Genüge leiſten können. Selbſt in dieſem Augenblicke, fuhr er fort, als er ein wenig nachgedacht, nöthigen Sie mich die Erzählung die ich im Sinne hatte, zurück zu ſtellen und auf eine andere Zeit zu verlegen, und ich weiß wirklich nicht, ob ich mich in der Eile vergreiſe, wenn ich eine alte Geſchichte, an die ich aber immer mit einziger Vorliebe gedacht habe, ſogleich aus dem Stegreiſe vorzutragen anfange.

In einer italiäniſchen Seeſtadt lebte vor Zeiten ein Handelsmann, der ſich von Jugend auf durch Thätigkeit und Klugheit auszeichnete. Er war dabey ein guter Seemann und hatte groſſe Reichthümer erworben, indem er ſelbſt nach Alexandria zu ſchiffen, koſtbare Waaren zu erkaufen oder einzutauſchen pflegte, die er alsdann zu Hauſe wieder abzuſetzen oder in die nördlichen Gegenden Europens zu verſenden wußte. Sein Vermögen wuchs von Jahr zu Jahr um ſo mehr, als er in ſeiner Geſchäftigkeit ſelbſt das größte Vergnügen fand, und ihm keine Zeit zu koſtſpieligen Zerſtreuungen übrig blieb.

Bis in ſein funfzigſtes Jahr hatte er ſich auf dieſe Weiſe emſig fortbeſchäftigt und ihm war von den geſelligen Vergnügungen wenig bekannt worden, mit welchen ruhige Bürger ihr Leben zu würzen verſtehen; eben ſo wenig hatte das ſchöne Geſchlecht, bey allen Vorzügen ſeiner Landsmänninnen, ſeine Aufmerkſamkeit nicht weiter erregt, als inſofern er ihre Begierde nach Schmuck und Koſtbarkeiten ſehr wohl kannte, und ſie gelegentlich zu nutzen wußte.

Wie wenig verſah er ſich daher auf die Veränderung, die in ſeinem Gemüthe vorgehen ſollte, als eines Tags ſein reich beladen Schiff in dem Hafen ſeiner Vaterſtadt einlief, eben an einem jährlichen Feſte, das beſonders der Kinder wegen gefeyert wurde. Knaben und Mädchen pflegten nach dem Gottesdienſte in allerley Verkleidungen ſich zu zeigen, bald in Proceſſionen, bald in Schaaren durch die Stadt zu ſcherzen, und ſodann im Felde auf einem großen freyen Platz allerhand Spiele zu treiben, Kunſtſtücke und Geſchicklichkeiten zu zeigen, und in artigem Wettſtreit ausgeſetzte kleine Preiſe zu gewinnen.

Anfangs wohnte unſer Seemann dieſer Feyer mit Vergnügen bey; als er aber die Lebensluſt der Kinder und die Freude der Eltern daran lange betrachtet und ſo viele Menſchen im Genuß einer gegenwärtigen Freude und der angenehmſten aller Hoffnungen gefunden hatte, mußte ihm, bey einer Ruckkehr auf ſich ſelbſt, ſein einſamer Zuſtand äußerſt auffallen. Sein leeres Haus fing zum erſtenmal an, ihm ängſtlich zu werden, und er klagte ſich ſelbſt in ſeinen Gedanken an.

O ich Unglückſeliger! warum gehn mir ſo ſpät die Augen auf? Warum erkenne ich erſt im Alter jene Güter, die allein den Menſchen glücklich machen. So viel Mühe! ſo viele Gefahren! was haben ſie mir verſchafft? Sind gleich meine Gewölbe voller Waaren, meine Kiſten voll edler Metalle, und meine Schränke voll Schmuck und Kleinodien; ſo können doch dieſe Güter mein Gemüth weder erheitern noch befriedigen. Je mehr ich ſie aufhäufe, deſto mehr Geſellen ſcheinen ſie zu verlangen; Ein Kleinod fordert das andere, Ein Goldſtück das andere. — Sie erkennen mich nicht für den Hausherrn; ſie rufen mir ungeſtüm zu: geh und eile, ſchaffe noch mehr unſeresgleichen herbey! Gold erfreut ſich nur des Goldes, das Kleinod des Kleinods: So gebieten ſie mir ſchon die ganze Zeit meines Lebens, und erſt ſpät fühle ich, daß mir in allem dieſen kein Genuß bereitet iſt. Leider jetzt, da die Jahre kommen, fange ich an zu denken und ſage zu mir: du genießeſt dieſe Schätze nicht, und niemand wird ſie nach dir genießen! Haſt du jemals eine geliebte Frau damit geſchmückt? haſt du eine Tochter damit ausgeſtattet? haſt du einen Sohn in den Stand geſetzt, ſich die Neigung eines guten Mädchens zu gewinnen und zu befeſtigen? Niemals! Von allen deinen Beſitzthümern haſt du, hat niemand der Deinigen etwas beſeſſen, und was du mühſam zuſammengebracht haſt, wird nach deinem Tode ein Fremder leichtfertig verpraſſen.

O wie anders werden heute Abend jene glückliche Eltern ihre Kinder um den Tiſch verſammlen, ihre Geſchicklichkeit preiſen, und ſie zu guten Thaten aufmuntern! Welche Luſt glänzte aus ihren Augen, und welche Hoffnung ſchien aus dem Gegenwärtigen zu entſpringen. Sollteſt du denn aber ſelbſt gar keine Hoffnung faſſen können? Biſt du denn ſchon ein Greis? iſt es nicht genug, die Verſäumniß einzuſehen. jetzt, da noch nicht aller Tage Abend gekommen iſt. Nein in deinem Alter iſt es noch nicht thöricht, ans Freyen zu denken, mit deinen Gütern wirſt du ein braves Weib erwerben und glücklich machen, und ſiehſt du noch Kinder in deinem Hauſe, ſo werden dir dieſe ſpäten Früchte den größten Genuß geben, anſtatt daß ſie oft denen, die ſie zu früh vom Himmel erhalten, zur Laſt werden und zur Verwirrung gereichen.

Als er durch dieſes Selbſtgeſpräch ſeinen Vorſatz bey ſich befeſtigt hatte, rief er zwey Schiffsgeſellen zu ſich und eröffnete ihnen ſeine Gedanken. Sie, die gewohnt waren, in allen Fällen willig und bereit zu ſeyn, fehlten auch dießmal nicht, und eilten, ſich in der Stadt nach den jüngſten und ſchönſten Mädchen zu erkundigen, denn ihr

Patron, da er einmal nach dieſer Waare lüſtern ward, ſollte auch die beſte finden und beſitzen.

Er ſelbſt feyerte ſo wenig, als ſeine Abgeſandten. Er gieng, fragte, ſah und hörte, und fand bald, was er ſuchte in einem Frauenzimmer, das in dieſem Augenblick das Schönſte der ganzen Stadt genannt zu werden verdiente, ohngefähr ſechszehn Jahr alt, wohlgebildet und gut erzogen, deren Geſtalt und Weſen das Angenehmſte zeigte, und das Beſte verſprach.

Nach einer kurzen Unterhandlung, durch welche der vortheilhafteſte Zuſtand, ſowohl bey Lebzeiten als nach dem Tode des Mannes, der Schönen verſichert war, vollzog man die Heirath mit großer Pracht und Luſt, und von dieſem Tage an fühlte ſich unſer Handelsmann zum erſtenmal im wirklichen Beſitz und Genuß ſeiner Reichthümer. Nun verwandte er mit Freuden die ſchönſten und reichſten Stoffe zur Bekleidung des ſchönen Körpers, die Juwelen glänzten ganz anders an der Bruſt und in den Haaren ſeiner Geliebten, als ehemals im Schmuckkäſtchen, und die Ringe erhielten einen unendlichen Werth von der Hand, die ſie trug.

So fühlte er ſich nicht allein ſo reich, ſondern reicher als bisher, indem ſeine Güter ſich durch Theilnehmung und Anwendung zu vermehren ſchienen. Auf dieſe Weiſe lebte das Paar faſt ein Jahr lang in der größten Zufriedenheit, und er ſchien ſeine Liebe zu einem thätigen und herumſtreifenden Leben gegen das Gefühl häuslicher Glückſeligkeit gänzlich vertauſcht zu haben. Aber eine alte Gewohnheit legt ſich ſo leicht nicht ab, und eine Richtung, die wir früh genommen, kann wohl einige Zeit abgelenkt, aber nie ganz unterbrochen werden.

So hatte auch unſer Handelsmann oft, wenn er andere ſich einſchiffen oder glücklich in den Hafen zurückkehren ſah, wieder die Regungen ſeiner alten Leidenſchaft gefühlt, ja er hatte ſelbſt in ſeinem Hauſe, an der Seite ſeiner Gattin, manchmal Unruhe und Unzufriedenheit empfunden. Dieſes Verlangen vermehrte ſich mit der Zeit und verwandelte ſich zuletzt in eine ſolche Sehnſucht, daß er ſich äußerſt unglücklich fühlen mußte, und er zuletzt wirklich krank ward.

Was ſoll nun aus dir werden? ſagte er zu ſich ſelbſt, du erfährſt nun wie thöriqt es iſt in ſpäten Jahren eine alte Lebensweiſe gegen eine neue vertauſchen zu wollen. Wie ſollen wir das, was wir immer getrieben und geſucht haben, aus unſern Gedanken, ja aus unſern Gliedern wieder heraus bringen, und wie geht es mir nun? der ich bisher wie ein Fiſch das Waſſer, wie ein Vogel die freye Luft geliebt, da ich mich in einem Gebäude bey allen Schätzen und bey der Blume aller Reichthümer, bey einer ſchönen jungen Frau eingeſperrt habe? Anſtatt daß ich dadurch hoffte Zufriedenheit zu gewinnen und meiner Güter zu genießen, ſo ſcheint es mir daß ich alles verliere, indem ich nichts weiter erwerbe. Mit Unrecht hält man die Menſchen für Thoren, welche in raſtloſer Thätigkeit Güter auf Güter zu häufen ſuchen; denn die Thätigkeit iſt das Glück, und für den der die Freuden eines ununterbrochnen Beſtrebens empfinden kann, iſt der erworbene Reichthum ohne Bedeutung. Aus Mangel von Beſchäftigung werde ich elend, aus Mangel von Bewegung krank,

Miller (ſpringt auf). Biſt du da, mein Kind? Biſt du? — Aber warum denn ſo einſam und ohne Licht?

Louiſe. Ich bin darum doch nicht einſam. Wenn's ſo recht ſchwarz wird um mich herum, hab' ich meine beſten Beſuche.

Miller. Gott bewahre dich! Nur der Gewiſſenswurm ſchwärmt mit der Eule. Sünder und böſe Geiſter ſcheuen das Licht.

Louiſe. Auch die Ewigkeit, Vater, die mit der Seele ohne Gehülfen redet!

Miller. Kind! Kind! Was für Reden ſind das?

Louiſe (ſteht auf und kommt vorwärts). Ich hab' einen harten Kampf gekämpft! Er weiß es, Vater! Gott gab mir Kraft: der Kampf iſt entſchieden! Vater, man pflegt unſer Geſchlecht zart und zerbrechlich zu nennen! Glaub' er das nicht mehr! Vor einer Spinne ſchütteln wir uns, aber das ſchwarze Ungeheuer Verweſung drücken wir im Spaß in die Arme! Dieſes zur Nachricht, Vater! Seine Louiſe iſt luſtig!

Miller. Höre, Tochter! ich wollte, du heulteſt; du gefielſt mir beſſer.

Louiſe. Wie ich ihn überliſten will, Vater! Wie ich den Tyrannen betrügen will! — Die Liebe iſt ſchlauer als die Bosheit und kühner — das hat er nicht gewußt, der Mann mit dem traurigen Stern — O! ſie ſind pfiffig, ſo lang ſie es nur mit dem Kopf zu thun haben; aber ſobald ſie mit dem Herzen anbinden, werden die Böſewichter dumm — — Mit einem Eid gedachte er ſeinen Betrug zu verſiegeln! Eide, Vater, binden wohl die Lebendigen, im Tode ſchmilzt und wenn ich keinen andern Entſchluß faſſe, ſo bin ich in kurzer Zeit dem Tode nahe.

Freylich iſt es ein gewagtes Unternehmen, ſich von einer jungen liebenswürdigen Frau zu entfernen. Iſt es billig um ein reitzendes und reitzbares Mädchen zu freyen und ſie nach einer kurzen Zeit ſich ſelbſt, der langen Weile, ihren Empfindungen und Begierden zu überlaſſen? Spazieren dieſe jungen ſeidnen Herren nicht ſchon jetzt vor meinen Fenſtern auf und ab? Suchen ſie nicht ſchon jetzt, in der Kirche und in Gärten, die Aufmerkſamkeit meines Weibchens an ſich zu ziehen? und was wird erſt geſchehen, wenn ich weg bin? Soll ich glauben, daß mein Weib durch ein Wunder gerettet werden könnte? Nein, in ihrem Alter, bey ihrer Konſtitution wäre es thörigt zu hoffen. daß ſie ſich der Freuden der Liebe enthalten könnte? Entfernſt du dich, ſo wirſt du bey deiner Rückkunſt die Neigung deines Weibes, und ihre Treue zugleich mit der Ehre deines Hauſes verlohren haben.

Dieſe Betrachtungen und Zweifel, mit denen er ſich eine Zeitlang quälte, verſchlimmerten den Zuſtand, in dem er ſich befand, aufs äußerſte. Seine Frau, ſeine Verwandten und Freunde betrübten ſich um ihn, ohne daß ſie die Urſache ſeiner Krankheit hätten entdecken können. Endlich ging er nochmals bey ſich zu Rathe und rief nach einiger Ueberlegung aus: Thörigter Menſch! du läßt es dir ſo ſauer werden, ein Weib zu bewahren, das du doch bald, wenn dein Uebel fortdauert, ſterbend hinter dir und einem andern laſſen mußt. Iſt es nicht wenigſtens klüger und beſſer, du ſuchſt das Leben zu erhalten, wenn du gleich in Gefahr kommſt, an ihr dasjenige zu verlieren, was als das höchſte Gut der Frauen geſchätzt wird. Wie mancher Mann kann durch ſeine Gegenwart den Verluſt dieſes Schatzes nicht hindern, und vermißt geduldig, was er nicht erhalten kann. Warum ſollteſt du nicht Muth haben, dich eines ſolchen Gutes zu entſchlagen, da von dieſem Entſchluſſe dein Leben abhängt.

Mit dieſen Worten ermannte er ſich und ließ ſeine Schiffsgeſellen rufen. Er trug ihnen auf nach gewohnter Weiſe ein Fahrzeug zu befrachten, und alles bereit zu halten, daß ſie bey dem erſten günſtigen Winde auslaufen könnten. Darauf erklärte er ſich gegen ſeine Frau folgendermaßen:

Laß dich nicht befremden, wenn du in dem Hauſe eine Bewegung ſiehſt, woraus du ſchließen kannſt, daß ich mich zu einer Abreiſe anſchicke; betrübe dich nicht, wenn ich dir geſtehe, daß ich abermals eine Seefahrt zu unternehmen gedenke. Meine Liebe zu dir iſt noch immer dieſelbe, und ſie wird es gewiß in meinem ganzen Leben bleiben. Ich erkenne den Werth des Glücks, das ich bisher an Deiner Seite genoß, und würde ihn noch reiner fühlen, wenn ich mir nicht oft Vorwürfe der Unthätigkeit und Nachläſſigkeit im Stillen machen müßte. Meine alte Neigung wacht wieder auf und meine alte Gewohnheit zieht mich wieder an. Erlaube mir, daß ich den Markt von Alexandrien wieder ſehe, den ich jezt mit größerem Eifer beſuchen werde, weil ich dort die köſtlichſten Stoffe und die edelſten Koſtbarkeiten für Dich zu gewinnen denke. Ich laſſe Dich im Beſitz aller meiner Güter und meines ganzen Vermögens, bediene Dich deſſen und vergnüge Dich mit deinen Eltern und Verwandten.

Die Zeit der Abweſenheit geht auch vorüber, und mit vielfacher Freude werden wir uns wieder ſehen.

Nicht ohne Thränen machte ihm die liebenswürdige Frau die zärtlichſten Vorwürfe, verſicherte: daß ſie ohne ihn keine fröhliche Stunde hinbringen werde, und bat ihn nur, da ſie ihn weder halten könne noch einſchränken wolle, daß er ihrer auch in der Abweſenheit zum Beſten gedenken möge.

Nachdem er darauf verſchiedenes mit ihr über einige Geſchäfte und häusliche Angelegenheiten geſprochen, ſagte er nach einer kleinen Pauſe: ich habe nun noch etwas auf dem Herzen, davon Du mir frey zu reden erlauben mußt, nur bitte ich Dich aufs herzlichſte nicht, zu mißdeuten was ich ſage, ſondern auch ſelbſt in dieſer Beſorgniß meine Liebe zu erkennen.

Ich kann es errathen, verſetzte die Schöne darauf, Du biſt um meinetwegen beſorgt, indem Du nach Art der Männer unſer Geſchlecht ein für allemal für ſchwach hältſt. Du haſt mich bisher jung und froh gekannt, und nun glaubſt Du, daß ich in Deiner Abweſenheit leichtſinnig und verführbar ſeyn werde. Ich ſchelte dieſe Sinnesart nicht, denn ſie iſt bey euch Männern gewöhnlich; aber wie ich mein Herz kenne, darf ich Dir verſichern, daß nichts ſo leicht Eindruck auf mich machen, und kein möglicher Eindruck ſo tief wirken ſoll, um mich von dem Wege abzuleiten, auf dem ich bisher an der Hand der Liebe und Pflicht hinwandelte. Sey ohne Sorgen, Du ſollſt deine Frau ſo zärtlich und treu bey Deiner Rückkunft wieder finden, als Du ſie Abends fandeſt, wenn Du nach einer kleinen Abweſenheit in meine Arme zurückkehreteſt.

Dieſe Geſinnungen traue ich Dir zu, verſetzte der Gemahl, und bitte Dich darinn zu verharren. Laß uns aber an die äußerſten Fälle denken, warum ſoll man ſich nicht auch darauf verſehen? Du weißt wie ſehr deine ſchöne und reitzende Geſtalt die Augen unſerer jungen Mitbürger auf ſich zieht; ſie werden ſich in meiner Abweſenheit noch mehr als bisher um Dich bemühen; ſie werden ſich Dir auf alle Weiſe zu nähern, ja zu gefallen ſuchen. Nicht immer wird das Bild Deines Gemahls, wie jetzt ſeine Gegenwart, ſie von deiner Thüre und deinem Herzen verſcheuchen. Du biſt ein edles und gutes Kind, aber die Forderungen der Natur ſind rechtmäßig und gewaltſam; ſie ſtehen mit unſerer Vernunft beſtändig im Streite und tragen gewöhnlich den Sieg davon. Unterbrich mich nicht. Du wirſt gewiß in meiner Abweſenheit ſelbſt bey dem pflichtmäßigen Andenken an mich das Verlangen empfinden, wodurch das Weib den Mann anzieht, und von ihm angezogen wird. Ich werde eine Zeitlang der Gegenſtand Deiner Wünſche ſeyn; aber wer weiß was für Umſtände zuſammentreffen, was für Gelegenheiten ſich finden, und ein anderer wird in der Wirklichkeit erndten was die Einbildungskraft mir zugedacht hatte. Werde nicht ungeduldig, ich bitte Dich, höre mich aus.

Sollte der Fall kommen, deſſen Möglichkeit Du leugneſt, und den ich auch nicht zu beſchleunigen wünſche, daß Du ohne die Geſellſchaft eines Mannes nicht länger bleiben, die Freuden der Liebe nicht wohl entbehren könnteſt, ſo verſprich mir nur, an meine Stelle keinen von den leichtſinnigen Knaben zu wählen, die, ſo artig ſie auch ausſehen mögen, der Ehre noch mehr als der Tugend einer Frauen gefährlich ſind. Mehr durch Eitelkeit als durch Begierde beherrſcht, bemühen ſie ſich um eine jede, und ſie finden nichts natürlicher, als eine der andern aufzuopfern. Fühlſt Du dich geneigt, dich nach einem Freunde umzuſehen, ſo forſche nach einem, der dieſen Nahmen verdient, der beſcheiden und verſchwiegen die Freuden der Liebe noch durch die Wohlthat des Geheimniſſes zu erheben weiß.

Hier verbarg die ſchöne Frau ihren Schmerz nicht länger und die Thränen, die ſie bisher zurückgehalten hatte, ſtürzten reichlich aus ihren Augen. Was Du auch von mir denken magſt, rief ſie nach einer leidenſchaftlichen Umarmung aus, ſo iſt doch nichts entfernter von mir, als das Verbrechen, das Du gewiſſermaßen für unvermeidlich hältſt. Möge, wenn iemals auch nur ein ſolcher Gedanke in mir entſteht, die Erde ſich aufthun. und mich verſchlingen, und möge alle Hoffnung der Seeligkeit mir entriſſen werden, die uns eine ſo reitzende Fortdauer unſers Daſeyns verſpricht. Entferne das Mißtrauen aus Deiner Bruſt, und laß mir die ganz reine Hoffnung, Dich bald wieder in meinen Armen zu ſehen.

Nachdem er auf alle Weiſe ſeine Gattin zu beruhigen geſucht, ſchiffte er ſich den andern Morgen ein, ſeine Fahrt war glücklich, und er gelangte bald nach Alexandrien.

Indeſſen lebte ſeine Gattin in dem ruhigen Beſitz eines groſſen Vermögens nach aller Luſt und Bequemlichkeit, jedoch eingezogen, und pflegte außer ihren Eltern und Verwandten niemand zu ſehen, und indem die Geſchäfte ihres Mannes durch getreue Diener fortgeführt wurden, bewohnte ſie ein groſſes Haus, in deſſen prächtigen Zimwenn ſie mit Vergnügen täglich das Angedenken ihres Gemahls erneuerte.

So ſehr ſie aber auch ſich ſtille hielt und eingezogen lebte, waren doch die jungen Leute der Stadt nicht unthätig geblieben. Sie verſäumten nicht, häufig vor ihrem Fenſter vorbey zu gehen, und ſuchten des Abends durch Muſik und Geſänge ihre Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen. Die ſchöne Einſame fand Anfangs dieſe Bemühungen unbequem und läſtig, doch gewöhnte ſie ſich bald daran, und ließ an den langen Abenden, ohne ſich zu bekümmern woher ſie kämen, die Serenaden als eine angenehme Unterhaltung ſich gefallen, und konnte dabey manchen Seufzer, der ihrem Abweſenden galt, nicht zurückhalten.

Anſtatt daß ihre unbekannten Verehrer, wie ſie hoffte, nach und nach müde geworden wären, ſchienen ſich ihre Bemühungen noch zu vermehren und zu einer beſtändigen Dauer anzulaſſen. Sie konnte nun die wiederkehrenden Inſtrumente und Stimmen, die wiederholten Melodien ſchon unterſcheiden, und bald ſich die Neugierde nicht mehr verſagen, zu wiſſen, wer die Unbekannten, und beſonders wer die Beharrlichen ſeyn möchten? Sie durfte ſich zum Zeitvertreib eine ſolche Theilnahme wohl erlauben.

Sie fing daher an, von Zeit zu Zeit durch ihre Vorhänge und Halbläden nach der Straße zu ſehen, auf die Vorbeygehenden zu merken, und beſonders die Männer u unterſcheiden, die ihre Fenſter am längſten im Auge ehielten. Es waren meiſt ſchöne wohlgekleidete junge Leute, die aber freylich in Gebärden ſowohl als in ihrem anzen Aeußern eben ſoviel Leichtſinn als Eitelkeit ſehen ließen. Sie ſchienen mehr durch ihre Aufmerkſamkeit auf das Haus der Schönen ſich merkwürdig machen, als jener eine Art von Verehrung beweiſen zu wollen.

Wahrlich, ſagte die Dame manchmal ſcherzend zu ſich ſelbſt, mein Mann hat einen klugen Einfall gehabt! Durch die Bedingung, unter der er mir einen Liebhaber zugeſteht, ſchließt er alle diejenigen aus, die ſich um mich bemühen, und die mir allenfalls gefallen könnten. Er weiß wohl, daß Klugheit, Beſcheidenheit und Verſchwiegenheit Eigenſchaften eines ruhigen Alters ſind, die zwar unſer Verſtand ſchätzt, die aber unſre Einbildungskraft keineswegs aufzuregen, noch unſre Neigung anzureitzen im Stande ſind. Vor dieſen, die mein Haus mit ihren Artigkeiten belagern, bin ich ſicher, daß ſie kein Vertrauen erwecken, und die, denen ich mein Vertrauen ſchenken könnte, finde ich nicht im mindeſten liebenswürdig.

In der Sicherheit dieſer Gedanken erlaubte ſie ſich immer mehr, dem Vergnügen an der Muſik und an der Geſtalt der vorbeygehenden Jünglinge nachzuhängen, und ohne daß ſie es merkte, wuchs nach und nach ein unruhiges Verlangen in ihrem Buſen, dem ſie nur zu ſpät zu widerſtreben gedachte. Die Einſamkeit und der Müßiggang, das bequeme, gute und reichliche Leben waren ein Element, in welchem ſich eine unregelmäßige Begierde früher, als das gute Kind dachte, entwickeln mußte.

Sie fing nun an, jedoch mit ſtillen Seufzern, unter den Vorzügen ihres Gemahls auch ſeine Welt- und Menſchenkenntniß, beſonders die Kenntniß des weiblichen Herzens, zu bewundern. So war es alſo doch möglich, was ich ihm ſo lebhaft abſtritt, ſagte ſie zu ſich ſelbſt, und ſo war es alſo doch nöthig, in einem ſolchen Falle mir Vorſicht und Klugheit anzurathen. Doch was können Vorſicht und Klugheit, da wo der unbarmherzige Zufall nur mit einem unbeſtimmten Verlangen zu ſpielen ſcheint. Wie ſoll ich den wählen, den ich nicht kenne, und bleibt bey näherer Bekanntſchaft noch eine Wahl übrig?

Mit ſolchen und hundert andern Gedanken vermehrte die ſchöne Frau das Uebel, das bey ihr ſchon weit genug um ſich gegriffen hatte. Vergebens ſuchte ſie ſich zu zerſtreuen, jeder angenehme Gegenſtand machte ihre Empfindung rege, und ihre Empfindung brachte, auch in der tiefſten Einſamkeit, angenehme Bilder in ihrer Einbildungskraft hervor.

In ſolchem Zuſtande befand ſie ſich, als ſie unter andern Stadtneuigkeiten von ihren Verwandten vernahm, es ſey ein junger Rechtsgelehrter, der zu Bologna ſtudiert habe, ſo eben in ſeine Vaterſtadt zurückgekommen. Man wußte nicht genug zu ſeinem Lobe zu ſagen. Bey außerordentlichen Kenntniſſen zeigte er eine Klugheit und Gewandtheit die ſonſt Jünglingen nicht eigen iſt, und bey einer ſehr reitzenden Geſtalt die größte Beſcheidenheit. Als Procurator hatte er bald das Zutrauen der Bürger und die Achtung der Richter gewonnen. Täglich fand er ſich auf dem Rathhauſe ein, um daſelbſt ſeine Geſchäfte zu beſorgen und zu betreiben.

Die Schöne hörte die Schilderung eines ſo vollkommenen Mannes nicht ohne Verlangen, ihn näher kennen zu lernen, und nicht ohne ſtillen Wunſch, in ihm denjenigen zu finden, dem ſie ihr Herz, ſelbſt nach der Vorſchrift ihres Mannes übergeben könnte. Wie aufmerkſam ward ſie daher, als ſie vernahm, daß er täglich vor ihrem Hauſe vorbeygehe, wie ſorgfältig beobachtete ſie die Stunde, in der man auf dem Rathhauſe ſich zu verſammlen pflegte. Nicht ohne Bewegung ſah ſie ihn endlich vorbey gehen, und wenn ſeine ſchöne Geſtalt und ſeine Jugend für ſie nothwendig reitzend ſeyn mußten, ſo war ſeine Beſcheidenheit von der andern Seite dasjenige was ſie in Sorgen verſetzte.

Einige Tage hatte ſie ihn heimlich beobachtet und konnte nun dem Wunſche nicht länger widerſtehen, ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen. Sie kleidete ſich mit Sorgfalt, trat auf den Balkon, und das Herz ſchlug ihr, als ſie ihn die Straße herkommen ſah. Allein wie betrübt, ja beſchämt war ſie, als er wie gewöhnlich mit bedächtigen Schritten, in ſich gekehrt und mit niedergeſchlagenen Augen, ohne ſie auch nur zu bemerken, auf das zierlichſte ſeines Weges vorbey ging.

Vergebens verſuchte ſie mehrere Tage hintereinander auf eben dieſe Weiſe von ihm bemerkt zu werden. Immer ging er ſeinen gewöhnlichen Schritt, ohne die Augen aufzuſchlagen oder da und dorthin zu wenden. Je mehr ſie ihn aber anſah, deſtomehr ſchien er ihr derjenige zu ſeyn, deſſen ſie ſo ſehr bedurfte. Ihre Neigung ward täglich lebhafter, und, da ſie ihr nicht widerſtand, endlich ganz und gar gewaltſam. Wie! ſagte ſie zu ſich ſelbſt, nachdem dein edler verſtändiger Mann den Zuſtand vorausgeſehen, in dem du dich in ſeiner Abweſenheit befinden würdeſt, da ſeine Weiſſagung eintrifft, daß du ohne Freund

und Günſtling nicht leben kannſt, ſollſt du dich nun verzehren und abhärmen, zu der Zeit, da dir das Glück einen Jüngling zeigt, völlig nach deinem Sinne, nach dem Sinne deines Gatten, einen Jüngling, mit dem du die Freuden der Liebe in einem undurchdringlichen Geheimniß genießen kannſt. Thörigt, wer die Gelegenheit verſäumt, thörigt, wer der gewaltſamen Liebe widerſtehen will!

Mit ſolchen und vielen andern Gedanken ſuchte ſich die ſchöne Frau in ihrem Vorſatze zu ſtärken, und nur kurze Zeit ward ſie noch von Ungewißheit hin und her getrieben. Endlich aber wie es begegnet, daß eine Leidenſchaft, welcher wir lange widerſtehen, uns endlich auf einmal dahin reißt, und unſer Gemüth dergeſtalt erhöht, daß wir auf Beſorgniß und Furcht, Zurückhaltung und Schaam, Verhältniſſe und Pflichten mit Verachtung als auf kleinliche Hinderniſſe zurückſehen; ſo faßte ſie auf einmal den raſchen Entſchluß, ein junges Mädchen, das ihr diente, zu dem geliebten Manne zu ſchicken, und es koſte nun was es wolle, zu ſeinem Beſitze zu gelangen.

Das Mädchen eilte und fand ihn, als er eben mit vielen Freunden zu Tiſche ſaß, und richtete ihren Gruß, den ihre Frau ſie gelehrt hatte, pünktlich aus. Der junge Procurator wunderte ſich nicht über dieſe Botſchaft; er hatte den Handelsmann in ſeiner Jugend gekannt, er wußte, daß er gegenwärtig abweſend war, und ob er gleich von ſeiner Heirath nur von weitem gehört hatte, vermuthete er doch, daß die zurückgelaſſene Frau, in der Abweſenheit ihres Mannes, wahrſcheinlich in einer wichtigen Sache ſeines rechtlichen Beyſtandes bedürfe. Er antwortete deswegen dem Mädchen auf das Verbindlichſte auch der Sakramente eiſernes Band! Ferdinand wird ſeine Louiſe kennen! — Will er mir dies Billet beſorgen, Vater? Will er ſo gut ſeyn?

Miller. An wen, meine Tochter?

Louiſe. Seltſame Frage! Die Unendlichkeit und mein Herz haben mit einander nicht Raum genug für einen einzigen Gedanken an Ihn — Wann hätt' ich denn wohl an ſonſt Jemand ſchreiben ſollen?

Miller (unruhig). Höre, Louiſe! Ich erbreche den Brief!

Louiſe. Wie er will, Vater! — aber er wird nicht klug daraus werden. Die Buchſtaben liegen wie kalte Leichname da und leben nur Augen der Liebe.

Miller (lieſt). „Du biſt verrathen, Ferdinand! — „Ein Bubenſtück ohne Beiſpiel zerriß den Bund unſrer „Herzen, aber ein ſchrecklicher Schwur hat meine Zunge „gebunden und dein Vater hat überall ſeine Horcher „geſtellt. Doch, wenn du Muth haſt, Geliebter! — „Ich weiß einen dritten Ort, wo kein Eidſchwur mehr „bindet und wohin ihm kein Horcher geht.“ (Miller hält inne und ſieht ihr ernſthaft in's Geſicht.)

Louiſe. Warum ſieht er mich ſo an? Leſ' er doch ganz aus, Vater!

Miller. „Aber Muth genug mußt du haben, eine „finſtre Straße zu wandeln, wo dir nichts leuchtet, „als deine Louiſe und Gott. — Ganz nur Liebe mußt „du kommen, daheim laſſen alle deine Hoffnungen und „alle deine brauſenden Wünſche; nichts kannſt du brauchen, als dein Herz. Willſt du — ſo brich auf, „wenn die Glocke den zwölften Streich thut auf dem und verſicherte, daß er, ſobald man von der Tafel aufgeſtanden, nicht ſäumen würde, ihrer Gebieterin aufzuwarten. Mit unausſprechlicher Freude vernahm die ſchöne Frau, daß ſie den Geliebten nun bald ſehen und ſprechen ſollte. Sie eilte ſich aufs beſte anzuziehen und ließ geſchwind ihr Haus und ihre Zimmer auf das reinlichſte auspußen. Orangenblätter und Blumen wurden geſtreut, der Sopha mit den köſtlichſten Teppigen bedeckt. So ging die kurze Zeit, die er ausblieb, beſchäftigt hin, die ihr ſonſt unerträglich lang geworden wäre.

Mit welcher Bewegung ging ſie ihm entgegen, als er endlich ankam, mit welcher Verwirrung hieß ſie ihn, indem ſie ſich auf das Ruhebette niederließ, auf ein Tabouret ſetzen, das zunächſt dabey ſtand. Sie verſtummte in ſeiner ſo erwünſchten Nähe, ſie hatte nicht bedacht, was ſie ihm ſagen wollte, auch er war ſtill und ſaß beſcheiden vor ihr. Endlich ermannte ſie ſich und ſagte nicht ohne Sorge und Beklommenheit:

Sie ſind noch nicht lange in Ihrer Vaterſtadt wieder angekommen, mein Herr, und ſchon ſind Sie allenthalben für einen talentreichen und zuverläßigen Mann bekannt. Auch ich ſetze mein Vertrauen auf Sie in einer wichtigen und ſonderbaren Angelegenheit, die, wenn ich es recht bedenke, eher für den Beichtvater als für den Sachwalter gehört. Seit einem Jahre bin ich an einen würdigen und reichen Mann verheirathet, der ſo lange wir zuſammen lebten, die größte Aufmerkſamkeit für mich hatte, und über den ich mich nicht beklagen würde, wenn nicht ein unruhiges Verlangen zu reiſen und zu handeln ihn ſeit einiger Zeit aus meinen Armen geriſſen hätte.

Als ein verſtändiger und gerechter Mann fühlte er wohl das Unrecht, das er mir durch ſeine Entfernung anthat; er begrif, daß ein junges Weib nicht wie Juwelen und Perlen verwahrt werden könne. Er wußte, daß ſie vielmehr einem Garten voll ſchöner Früchte gleicht, die für jedermann, ſo wie für den Herrn verloren wären, wenn er eigenſinnig die Thüre auf einige Jahre verſchließen wollte. Er ſprach mir daher vor ſeiner Abreiſe ſehr ernſtlich zu, er verſicherte mich, daß ich ohne Freund nicht würde leben können, er gab mir dazu nicht allein die Erlaubniß, ſondern er drang in mich und nöthigte mir gleichſam das Verſprechen ab, daß ich der Neigung, die ſich in meinem Herzen finden würde, frey und ohne Anſtand folgen wollte.

Sie hielt einen Augenblick inne, aber bald gab ihr ein vielverſprechender Blick des jungen Mannes Muth genug in ihrem Bekenntniß fortzufahren.

Eine einzige Bedingung fügte mein Gemahl zu ſeiner übrigens ſo nachſichtigen Erlaubniß. Er empfahl mir die äußerſte Vorſicht und verlangte ausdrücklich, daß ich mir einen geſetzten, zuverläſſigen, klugen und verſchwiegnen Freund wählen ſollte. Erſparen Sie mir das übrige zu ſagen, mein Herr, erſparen Sie mir die Verwirrung, mit der ich Ihnen bekennen würde, wie ſehr ich für Sie eingenommen bin und errathen Sie aus dieſem Zutrauen meine Hoffnungen und meine Wünſche.

Nach einer kurzen Pauſe verſetzte der junge liebenswürdige Mann mit gutem Bedachte: wie ſehr bin ich Ihnen für das Vertrauen verbunden, durch welches Sie mich in einem ſo hohen Grade ehren und glücklich machen. Ich wünſche nur lebhaft, Sie zu überzeugen, daß Sie ſich an keinen Unwürdigen gewendet haben. Laſſen Sie mich Ihnen zuerſt als Rechtsgelehrter antworten, und als ein ſolcher geſteh ich Ihnen, daß ich Ihren Gemahl bewundere, der ſein Unrecht ſo deutlich gefühlt und eingeſehen hat: denn es iſt gewiß, daß ein ſolcher, der ein junges Weib zurück läßt um ferne Weltgegenden zu beſuchen, als ein ſolcher anzuſehen iſt, der irgend ein anderes Beſitzthum völlig derelinquirt und durch die deutlichſte Handlung auf alles Recht daran Verzicht thut. Wie es nun dem erſten beſten erlaubt iſt eine ſolche völlig ins Freye gefallene Sache wieder zu ergreifen; ſo ſind ich um ſo mehr natürlich und billig, daß eine junge Frau, die ſich in dieſem Zuſtande befindet, ihre Neigung abermals verſchenke, und ſich einem Freunde, der ihr angenehm und zuverläßig ſcheint, ohne Bedenken überlaſſe.

Tritt nun aber gar, wie hier, der Fall ein, daß der Ehemann ſelbſt, ſeines Unrechtes ſich bewußt, mit ausdrücklichen Worten ſeiner hinterlaſſenen Frau dasjenige erlaubt, was er ihr nicht verbieten kann; ſo bleibt gar kein Zweifel übrig, um ſo mehr, da demjenigen kein Unrecht geſchieht, der es willig zu ertragen erklärt hat.

Wenn Sie mich nun, fuhr der junge Mann mit ganz andern Blicken und dem lebhafteſten Ausdrucke fort, indem er die ſchöne Freundin bey der Hand nahm, wenn Sie mich zu Ihrem Diener erwählen, ſo machen Sie mich mit einer Glückſeligkeit bekannt, von der ich bisher keinen Begriff hatte. Seyn Sie verſichert, rief er aus, indem er die Hand küßte, daß Sie keinen ergebenern, zärtlichern, treuern und verſchwiegenern Diener hätten finden können.

Wie beruhigt fühlte ſich nach dieſer Erklärung die ſchöne Frau. Sie ſcheute ſich nicht ihm ihre Zärtlichkeit aufs lebhafteſte zu zeigen; ſie drückte ſeine Hände, drängte ſich näher an ihn und legte ihr Haupt auf ſeine Schultern. Nicht lange blieben ſie in dieſer Lage, als er ſich auf eine ſanfte Weiſe von ihr zu entfernen ſuchte, und nicht ohne Betrübniß zu reden begann: Kann ſich wohl ein Menſch in einem ſeltſamern Verhältniſſe befinden? ich bin gezwungen mich von Ihnen zu entfernen und mir die größte Gewalt anzuthun, in einem Augenblicke, da ich mich den ſüßeſten Gefühlen überlaſſen ſollte. Ich darf mir das Glück, das mich in Ihren Armen erwartet, gegenwärtig nicht zueignen. Ach! wenn nur der Aufſchub mich nicht um meine ſchönſten Hoffnungen betrügt.

Die Schöne fragte ängſtlich nach der Urſache dieſer ſonderbaren Aeußerung.

Eben als ich in Bologna, verſetzte er, am Ende meiner Studien war und mich aufs äußerſte angriff, mich zu meiner künftigen Beſtimmung geſchickt zu machen, verfiel ich in eine ſchwere Krankheit, die, wo nicht mein Leben zu zerſtöhren, doch meine körperlichen und Geiſtes-Kräfte zu zerrütten drohte. In der größten Noth und unter den heftigſten Schmerzen that ich der Mutter Gottes ein Gelübde, daß ich, wenn ſie mich geneſen ließe, ein Jahr lang in ſtrengem Faſten zubringen und mich alles Genuſſes, von welcher Art er auch ſey, enthalten wolle. Schon zehn Monate habe ich mein Gelübde auf das treulichſte erfüllt und ſie ſind mir in Betrachtung der großen Wohlthat die ich erhalten, keineswegs lang geworden, da es mir nicht beſchwerlich ward, manches gewohnte und bekannte Gute zu entbehren. Aber zu welcher Ewigkeit werden mir nun zwey Monate, die noch übrig ſind, da mir erſt nach Verlauf derſelben ein Glück zu Theil werden kann, welches alle Begriffe überſteigt. Laſſen Sie ſich die Zeit nicht lang werden und entziehen Sie mir Ihre Gunſt nicht, die Sie mir ſo freywillig zugedacht haben.

Die Schöne, mit dieſer Erklärung nicht ſonderlich zufrieden, faßte doch wieder beſſern Muth, als der Freund nach einigem Nachdenken zu reden fortfuhr: Ich wage zwar kaum Ihnen einen Vorſchlag zu thun und das Mittel anzuzeigen, wodurch ich früher von meinem Gelübde entbunden werden kann. Wenn ich jemand fände, der ſo ſtreng und ſicher wie ich das Gelübde zu halten übernähme, und die Hälfte der noch übrigen Zeit mit mir theilte; ſo würde ich um ſo geſchwinder frey ſeyn, und nichts würde ſich unſern Wünſchen entgegenſtellen. Sollten Sie nicht, meine ſüße Freundin, um unſer Glück zu beſchleunigen, willig ſeyn einen Theil des Hinderniſſes, das uns entgegenſteht, hinweg zu räumen. Nur der zuverläßigſten Perſon kann ich einen Antheil an meinem Gelübde übertragen; es iſt ſtreng, denn ich darf des Tages nur zweymal Brod und Waſſer genieſſen, darf des Nachts nur wenige Stunden auf einem harten Lager zubringen und muß ohnerachtet meiner vielen Geſchäfte eine große Anzahl Gebete verrichten. Kann ich, wie es mir heute geſchehen iſt, nicht vermeiden, bey einem Gaſtmal zu erſcheinen; ſo darf ich deswegen doch nicht meine Pflicht hintanſetzen, vielmehr muß ich den Reitzungen aller Leckerbiſſen, die vor mir vorbey gehen, zu widerſtehen ſuchen. Können Sie ſich entſchließen einen Monat lang gleichfalls alle dieſe Geſetze zu befolgen; ſo werden Sie alsdann ſich ſelbſt in dem Beſitz eines Freundes deſto mehr erfreuen, als Sie ihn durch ein ſo lobenswürdiges Unternehmen gewiſſermaßen ſelbſt erworben haben.

Die ſchöne Dame vernahm ungern die Hinderniſſe, die ſich ihrer Neigung entgegen ſetzten, doch war ihre Liebe zu dem jungen Manne durch ſeine Gegenwart dergeſtalt vermehrt worden, daß ihr keine Prüfung zu ſtreng ſchien, wenn ihr nur dadurch der Beſitz eines ſo werthen Guts verſichert werden konnte. Sie ſagte ihm daher mit den gefälligſten Ausdrücken: mein ſüßer Freund! das Wunder wodurch Sie Ihre Geſundheit wieder erlangt haben, iſt mir ſelbſt ſo werth und verehrungswürdig, daß ich es mir zur Freude und Pflicht mache, an dem Gelübde Theil zu nehmen, das Sie dagegen zu erfüllen ſchuldig ſind. Ich freue mich, Ihnen einen ſo ſichern Beweis meiner Neigung zu geben; ich will mich auf das genauſte nach Ihrer Vorſchrift richten, und ehe Sie mich losſprechen, ſoll mich nichts von dem Wege entfernen, auf den Sie mich einleiten.

Nachdem der junge Mann mit ihr aufs genauſte diejenigen Bedingungen abgeredet, unter welchen ſie ihm die Hälfte ſeines Gelübdes erſparen konnte, entfernte er ſich mit der Verſicherung, daß er ſie bald wieder beſuchen und nach der glücklichen Beharrlichkeit in ihrem Vorſatze fragen würde, und ſo mußte ſie ihn gehen laſſen, als er ohne

Händedruck, ohne Kuß, mit einem kaum bedeutenden Blicke von ihr ſchied. Ein Glück für ſie war die Beſchäftigung, die ihr der ſeltſame Vorſatz gab, denn ſie hatte manches zu thun, um ihre Lebensart völlig zu verändern. Zuerſt wurden die ſchönen Blätter und Blumen hinausgekehrt, die ſie zu ſeinem Empfang hatte ſtreuen laſſen, dann kam an die Stelle des wohlgepolſterten Ruhebettes ein hartes Lager, auf das ſie ſich, zum erſtenmal in ihrem Leben nur von Waſſer und Brod kaum geſättigt, des Abends niederlegte. Des andern Tages war ſie beſchäftigt Hemden zuzuſchneiden und zu nähen, deren ſie eine beſtimmte Zahl für ein Armen- und Krankenhaus fertig zu machen verſprochen hatte. Bey dieſer neuen und unbequemen Beſchäftigung, unterhielt ſie ihre Einbildungskraft immer mit dem Bilde ihres ſüßen Freundes und mit der Hoffnung künftiger Glückſeligkeit, und bey eben dieſen Vorſtellungen ſchien ihre ſchmale Koſt ihr eine herzſtärkende Nahrung zu gewähren.

So vergieng eine Woche, und ſchon am Ende derſelben fingen die Roſen ihrer Wangen an einigermaßen zu verbleichen. Kleider, die ihr ſonſt wohl paßten, waren zu weit und ihre ſonſt ſo raſchen und muntern Glieder matt und ſchwach geworden: als der Freund wieder erſchien und ihr durch ſeinen Beſuch neue Stärke und Leben gab. Er ermahnte ſie in ihrem Vorſatze zu beharren, munterte ſie durch ſein Beyſpiel auf, und ließ von weitem die Hoffnung eines ungeſtöhrten Genuſſes durchblicken. Nur kurze Zeit hielt er ſich auf, und verſprach bald wieder zu kommen.

Die wohlthätige Arbeit ging aufs neue muntrer fort, und von der ſtrengen Diät ließ man keineswegs nach. Aber auch leider! hätte ſie durch eine groſſe Krankheit nicht mehr erſchöpft werden können. Ihr Freund, der ſie am Ende der Woche abermals beſuchte, ſah ſie mit dem größten Mitleiden an, und ſtärkte ſie durch den Gedanken, daß die Hälfte der Prüfung nun ſchon vorüber ſey.

Nun ward ihr das ungewohnte Faſten, Beten und Arbeiten mit jedem Tage läſtiger, und die übertriebene Enthaltſamkeit ſchien den geſunden Zuſtand eines an Ruhe und reichliche Nahrung gewöhnten Körpers gänzlich zu zerrütten. Die Schöne konnte ſich zuletzt nicht mehr auf den Füßen halten, und war genöthigt, ohnerachtet der warmen Jahrszeit, ſich in doppelte und dreyfache Kleider zu hüllen, um die beynah völlig verſchwindende innerliche Wärme einigermaßen zuſammen zu halten. Ja ſie war nicht länger im Stande aufrecht zu bleiben, und ſogar genöthigt in der letzten Zeit das Bette zu hüten.

Welche Betrachtungen mußte ſie da über ihren Zuſtand machen? wie oft ging dieſe ſeltſame Begebenheit vor ihrer Seele vorbey, und wie ſchmerzlich fiel es ihr, als zehn Tage vergiengen, ohne daß der Freund erſchienen wäre, der ſie dieſe äußerſten Aufopferungen koſtete. Dagegen aber bereitete ſich in dieſen trüben Stunden ihre völlige Geneſung vor, ja ſie ward entſchieden. Denn als bald darauf ihr Freund erſchien und ſich an ihr Bette auf eben daſſelbe Tabourett ſetzte, auf dem er ihre erſte Erklärung vernommen hatte, und ihr freundlich, ja gewiſſermaßen zärtlich zuſprach, die kurze Zeit nach ſtandhaft auszudauern, unterbrach ſie ihn mit Lächeln und ſagte:

es bedarf weiter keines Zuredens, mein werther Freund, und ich werde mein Gelübde dieſe wenigen Tage mit Geduld und mit der Ueberzeugung ausdauern, daß Sie es mir zu meinem Beſten auferlegt haben. Ich bin jezt zu ſchwach, als daß ich Ihnen meinen Dank ausdrücken könnte, wie ich ihn empfinde. Sie haben mich mir ſelbſt erhalten; Sie haben mich mir ſelbſt gegeben, und ich erkenne, daß ich mein ganzes Daſeyn von nun an Ihnen ſchuldig bin.

Wahrlich mein Mann war verſtändig und klug, und kannte das Herz einer Frau; er war billig genug, ſie über eine Neigung nicht zu ſchelten, die durch ſeine Schuld in ihrem Buſen entſtehen konnte, ja er war großmüthig genug, ſeine Rechte der Foderung der Natur hintan zu ſetzen. Aber Sie mein Herr, Sie ſind vernünftig und gut; Sie haben mich fühlen laſſen, daß außer der Neigung noch etwas in uns iſt, das ihr das Gleichgewicht halten kann, daß wir fähig ſind, jedem gewohnten Gut zu entſagen und ſelbſt unſre heißeſten Wünſche von uns zu entfernen. Sie haben mich in dieſe Schule durch Irrthum und Hoffnung geführt, aber beyde ſind nicht mehr nöthig, wenn wir uns erſt mit dem guten und mächtigen Ich bekannt gemacht haben, das ſo ſtill und ruhig in uns wohnt, und ſo lange biß es die Herrſchaft im Hauſe erhält, wenigſtens durch zarte Erinnerungen ſeine Gegenwart unaufhörlich merken läßt. Leben Sie wohl. Ihre Freundinn wird Sie künftig mit Vergnügen ſehen; wirken Sie auf Ihre Mitbürger wie auf mich; entwickeln Sie nicht allein die Verwirrungen, die nur zu leicht über Beſitzthümer entſtehen, ſondern zeigen Sie ihnen auch durch ſanfte Anleitung und durch Beyſpiel, daß in jedem Menſchen die

Kraft der Tugend im Verborgenen keimt; die allgemeine Achtung wird Ihr Lohn ſeyn, und Sie werden mehr als der erſte Staatsmann und der größte Held den Namen Vater des Vaterlands verdienen.

Die Fortſetzung folgt

„Karmeliterthurm. Bangt dir — ſo durchſtreiche das „Wort *ſtark* vor deinem Geſchlechte, denn ein Mädchen hat dich zu Schanden gemacht.“ (Miller legt das Billet nieder, ſchaut lange mit einem ſchmerzlichen, ſtarren Blick vor ſich hinaus, endlich kehrt er ſich gegen ſie und ſagt mit leiſer, gebrochener Stimme:) Und dieſer dritte Ort, meine Tochter?

Louiſe. Er kennt ihn nicht? *er* kennt ihn wirklich nicht, Vater? — Sonderbar! Der Ort iſt zum Finden gemalt. Ferdinand wird ihn finden.

Miller. Hum! Rede deutlicher!

Louiſe. Ich weiß ſo eben kein liebliches Wort dafür. — Er muß nicht erſchrecken, Vater, wenn ich ihm ein häßliches nenne. Dieſer Ort — O warum hat die Liebe nicht Namen erfunden! den ſchönſten hätte ſie dieſem gegeben. Der dritte Ort, guter Vater — aber er muß mich ausreden laſſen — der dritte Ort iſt das Grab.

Miller (zu einem Seſſel hinwankend). O mein Gott!

Louiſe (geht auf ihn zu und hält ihn). Nicht doch, mein Vater! Das ſind nur Schauer, die ſich um das Wort herum lagern. — Weg mit dieſen, und es liegt ein Brautbette da, worüber der Morgen ſeinen goldenen Teppich breitet und die Frühlinge ihre bunten Guirlanden ſtreuen. Nur ein heulender Sünder konnte den Tod ein Gerippe ſchelten; es iſt ein holder, niedlicher Knabe, blühend, wie ſie den Liebesgott malen, aber ſo tückiſch nicht — ein ſtiller, dienſtbarer Genius, der der erſchöpften Pilgerin Seele den Arm bietet über den Graben der Zeit, das Feenſchloß der ewigen Herrlichkeit aufſchließt, freundlich nickt und verſchwindet.

IV

Merkwürdige Belagerung von Antwerpen

in den Jahren 1584 und 1585.

Es iſt ein anziehendes Schauſpiel, den menſchlichen Erfindungsgeiſt mit einem mächtigen Element im Kampf zu erblicken, und Schwierigkeiten, welche gemeinen Fähigkeiten unüberſteiglich ſind, durch Klugheit, Entſchloßenheit und einen ſtandhaften Willen beſiegt zu ſehen. Weniger anziehend aber deſto belehrender iſt das Schauſpiel des Gegentheils, wo der Mangel jener Eigenſchaften alle Anſtrengungen des Genies vereitelt, alle Gunſt der Zufälle fruchtlos macht, und weil er ihn nicht zu benutzen weiß, einen ſchon entſchiednen Erfolg vernichtet. Beyſpiele von beydem liefert uns die berühmte Blokade der Stadt Antwerpen durch die Spanier beym Ablauf des ſechszehnten Jahrhunderts, welche dieſer blühenden Handelsſtadt ihren Wohlſtand unwiederbringlich raubte, dem Feldherrn hingegen, der ſie unternahm und ausführte, einen unſterblichen Namen erwarb.

Zwölf Jahre ſchon dauerte der Krieg, durch welchen die nördlichen Provinzen Belgiens anfangs bloß ihre Glaubensfreyheit und ſtändiſchen Privilegien gegen die Eingriffe des ſpaniſchen Statthalters, zuletzt aber die Unabhängigkeit ihres Staats von der ſpaniſchen Krone zu behaupten ſtrebten. Schwach an Anzahl, an Hilfsmitteln noch ärmer und unkriegeriſch von Natur, aber durch ein gemeinſchaftliches Intereſſe begeiſtert, durch gehäuffte Mishandlungen zur Verzweiflung gebracht und furchtbar in dieſer Verzweiflung hatten ſie ſoviele Jahre lang den Ausſchlag eines Kampfs hingehalten, den die überlegene Macht ihres Feindes keinen Augenblick zweifelhaft zu laßen ſchien. Nie völlig Sieger, aber auch nie ganz beſiegt, ermüdeten ſie die ſpaniſche Tapferkeit durch langwierige Kriegsoperationen auf einem ungünſtigen Boden, und erſchöpften den Herrn beyder Indien, indem ſie ſelbſt Bettler hießen und es zum Theil wirklich waren. Zwar hatte ſich der Gentiſche Bund wieder aufgelößt, der die ſämmtlichen, ſowohl katholiſchen als proteſtantiſchen Niederlande in einen gemeinſchaftlichen, und, wenn er hätte Beſtand haben können, unüberwindlichen Körper verband; aber anſtatt dieſer unſichern und unnatürlichen Verbindung waren die nördlichen Provinzen im Jahr 1579 in eine deſto engere Union zu Utrecht getreten, von der ſich eine längere Dauer erwarten ließ, da ſie durch ein gleiches Staats- und Religions-Intereſſe geknüpft und zuſammen gehalten wurde. Was die neue Republik durch dieſe Trennung von den katholiſchen Provinzen an Umfang verloren, das hatte ſie an Innigkeit der Verbindung, an Einheit der Unternehmungen, an Energie der Ausführung gewonnen, und ein Glück war es für ſie, bey Zeiten zu verlieren, was mit Aufwendung aller Kräfte doch niemals hätte behauptet werden können.

Der größte Theil der Walloniſchen Provinzen war bald freywillig bald durch die Waffen bezwungen im Jahr 1584, unter die Herrſchaft der Spanier zurückgekehrt; nur in den nördlichen Gegenden hatten ſie noch immer nicht feſten Fuß faſſen können. Selbſt ein beträchtlicher Theil von Brabant und Flandern widerſtand noch hartnäckig den Waffen des Herzogs, Alexander von Parma, der die innere Regierung der Provinzen und das Oberkommando der Armee mit eben ſoviel Kraft als Klugheit verwaltete, und durch eine Reyhe von Siegen den ſpaniſchen Nahmen aufs neue in Anſehen gebracht hatte. Die eigenthümliche Organiſation des Landes, welche den Zuſammenhang der Städte untereinander und mit der See durch ſoviele Flüße und Kanäle begünſtigt, erſchwerte jede Eroberung, und der Beſitz eines Platzes konnte nur durch den Beſitz eines andern errungen werden. Solange dieſe Communication nicht gehemmt war, konnten Holland und Seeland mit leichter Mühe ihre Bundsverwandten ſchützen, und zu Waſſer ſowohl als zu Lande mit allen Bedürfniſſen reichlich verſorgen, daß alle Tapferkeit nichts half, und die Truppen des Königs durch langwierige Belagerungen vergeblich aufgerieben wurden.

Unter allen Städten Brabants war Antwerpen die wichtigſte, ſowohl durch ihren Reichthum, ihre Volksmenge und ihre Macht, als durch ihre Lage an dem Ausfluß der Schelde. Dieſe groſe und menſchenreiche Stadt, die in dieſem Zeitraum über achtzigtauſend Einwohner zählte, war eine der thätigſten Theilnehmerinnen an dem niederländiſchen Staatenbund, und hatte ſich im Laufe dieſes Kriegs durch einen unbändigen Freyheitsſinn vor allen Städten Belgiens ausgezeichnet. Da ſie alle drey chriſtliche Kirchen in ihrem Schooſe hegte, und dieſer uneingeſchränkten Religions-Freyheit einen großen Theil ihres Wohlſtands verdankte, ſo hatte ſie auch bey weitem am meiſten von der ſpaniſchen Herrſchaft zu befürchten, welche die Religionsfreyheit aufzuheben und durch die Schrecken des Inquiſitionsgerichts alle proteſtantiſchen Kaufleute von ihren Märkten zu verſcheuchen drohte. Die Brutalität ſpaniſcher Beſatzungen kannte ſie überdieß ſchon aus einer ſchrecklichen Erfahrung, und es war leicht vorherzuſehen, daß ſie ſich dieſes unerträglichen Joches, wenn ſie es einmal ſich hatte auflegen laſſen, im ganzen Laufe des Kriegs nicht mehr entledigen würde.

So große Urſachen aber die Stadt Antwerpen hatte, die Spanier aus ihren Mauren entfernt zu halten, ſo wichtige Gründe hatte der ſpaniſche Feldherr, ſich derſelben, um welchen Preiß es auch ſey, zu bemächtigen. An dem Beſitz dieſer Stadt hieng gewiſſermaaßen der Beſitz des ganzen Brabantiſchen Landes, welches ſich größtentheils durch dieſen Kanal mit Getraide aus Seeland verſorgte, und durch Einnahme derſelben verſicherte man ſich zugleich die Herrſchaft der Schelde. Dem Brabantiſchen Bunde, der in dieſer Stadt ſeine Verſammlungen hielt, wurde mit derſelben ſeine wichtigſte Stütze entzogen, der gefährliche Einfluß ihres Beyſpieles, ihrer Rathſchläge, ihres Geldes auf die ganze Parthey gehemmt, und in den Schätzen ihrer Bewohner den Kriegsbedürfniſſen des Königs eine reiche Hilfsquelle aufgethan. Der Fall derſelben mußte früher oder ſpäter den Fall des ganzen Brabants nach ſich ziehen, und das Uebergewicht der Macht in dieſen Gegenden entſcheidend auf die Seite des Königs neigen. Durch die Stärke dieſer Gründe bewogen zog der Herzog von Parma im Julius 1584 ſeine Macht zuſammen, und rückte von Dornick wo er ſtand, in ihre Nachbarſchaft heran, in der Abſicht ſie zu belagern. *

Aber ſowohl die Lage als die Beveſtigung dieſer Stadt ſchienen jedem Angriffe Trotz zu bieten. Von der Brabantiſchen Seite mit unerſteiglichen Werken und waſſerreichen Gräben umſchloßen, von der Flandriſchen durch den breiten und reißenden Strom der Schelde gedeckt, konnte ſie mit ſtürmender Hand nicht bezwungen werden; und eine Stadt von dieſem Umfange einzuſchließen ſchien eine dreymal größere Landmacht als der Herzog beyſammen hatte, und noch überdieß eine Flotte zu erfodern, die ihm gänzlich fehlte. Nicht genug daß ihr der Strom, von Gent aus, alle Bedürfniſſe im Ueberfluß zuführte, ſo öfnete ihr der nehmliche Strom noch einen leichten Zuſammenhang mit dem angrenzenden Seeland. Denn da ſich die Fluth der Nordſee biß weit hinein in die Schelde erſtreckt, und den Lauf derſelben periodiſch umkehrt, ſo genießt Antwerpen den ganz eigenthümlichen Vortheil, daß ihr der nehmliche Fluß zu verſchiednen Zeiten in zwey entgegengeſetzten Richtungen zuſtrömt. Dazu kam, daß die umliegenden Städte Brüßel, Mecheln, Gent, Dendermonde, und andre dazumal noch alle in den Händen des Bundes waren, und auch von der Landſeite die Zufuhr erleichtern konnten. Es bedurfte alſo zwey verſchiedener Heere an beyden Ufern des Stroms, um die Stadt zu Lande zu blokieren, und ihr den Zuſammenhang mit Flandern und Brabant abzuſchneiden; es bedurfte zugleich einer hinlänglichen Anzahl von Schiffen, um die Schelde

---

* Thuan. Hist. Tom. II. 527. Grot. Hist. de rebus Belgicis 84.

ſperren, und alle Verſuche, die von Seeland aus zum Entſatz derſelben unfehlbar gemacht werden würden, vereiteln zu können. Aber die Armee des Herzogs war durch den Krieg, den er noch in andern Diſtrikten zu führen hatte, und durch die vielen Beſatzungen, die er in den Städten und Veſtungen hatte zurück laßen müſſen, biß auf zehentauſend Mann Fußvolk und ſiebenzehnhundert Pferde geſchmolzen, eine viel zu geringe Macht, um zu einer Unternehmung von dieſem Umfange hinzureichen. Noch dazu fehlte es dieſen Truppen an dem Nothwendigſten, und das Ausbleiben des Soldes hatte ſie längſt ſchon zu einem geheimen Murren gereizt, welches ſtündlich in eine offenbare Meuterey auszubrechen drohte. Wenn man ſich endlich, trotz aller dieſer Hinderniſſe, an die Belagerung wagte, ſo hatte man alles von den feindlichen Veſtungen zu befürchten, die man im Rücken ließ, und denen es ein leichtes ſeyn mußte, durch lebhafte Ausfälle eine ſo ſehr vertheilte Armee zu beunruhigen, und durch Abſchneidung der Zufuhr in Mangel zu verſetzen. *

Alle dieſe Gründe machte der Kriegsrath geltend, dem der Herzog von Parma ſein Vorhaben jetzt eröffnete. So groß auch das Vertrauen war, das man in ſich ſelbſt und in die erprobte Fähigkeit eines ſolchen Heerführers ſetzte, ſo machten doch die erfahrenſten Generale kein Geheimniß daraus, wie ſehr ſie an einem glücklichen Ausſchlag verzweifelten. Nur zwey ausgenommen, welche die Kühnheit ihres Muths über jede Bedenklichkeit hinwegſetzte, Capizucchi und Mondragon, widerriethen alle ein ſo mißliches Wageſtück, wobey man Gefahr lief, die Frucht aller vo-

---

* Strada de Bello Belgico. Dec. II. Lib. VI.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52550-8
SCHILLER,F. FN. 13369/083

rigen Siege und allen erworbenen Kriegsruhm zu verſcherzen.

Aber Einwürfe, welche er ſich ſelbſt ſchon gemacht und auch ſchon beantwortet hatte, konnten den Herzog von Parma in ſeinem Vorſatz nicht wankend machen. Nicht aus Unwiſſenheit der damit verknüpften Gefahren, noch aus leichtſinniger Ueberſchätzung ſeiner Kräfte hatte er den kühnen Anſchlag gefaßt. Jener genialiſche Inſtinkt, der den großen Menſchen auf Bahnen, die der kleine entweder nicht betritt, oder nicht endigt, mit glücklicher Sicherheit leitet, erhob ihn über alle Zweifel, die eine kalte aber eingeſchränkte Klugheit ihm entgegen ſtellte, und ohne ſeine Generale überzeugen zu können, erkannte er die Wahrheit ſeiner Berechnung in einem dunkeln, aber darum nicht weniger ſichern Gefühl. Eine Reyhe glücklicher Erfolge hatte ſeine Zuverſicht erhoben, und der Blick auf ſeine Armee, die an Mannszucht, Uebung und Tapferkeit in dem damaligen Europa nicht ihres gleichen hatte, und von einer Auswahl der trefflichſten Offiziere kommandirt wurde, erlaubte ihm keinen Augenblick, der Furcht Raum zu geben. Denen, welche ihm die geringe Anzahl ſeiner Truppen entgegen ſetzten, gab er zur Antwort, daß an einer noch ſo langen Pike doch nur die Spitze tödte, und daß es bey militairiſchen Unternehmungen mehr auf die Kraft ankomme, welche bewege, als auf die Maſſe, welche zu bewegen ſey. Er kannte zwar den Mißmuth ſeiner Truppen, aber er kannte auch ihren Gehorſam; und dann hoffte er ihren Privatbeſchwerden am beſten dadurch zu begegnen, daß er ſie durch eine wichtige Unternehmung beſchäftigte, durch den Glanz derſelben ihre Ruhmbegierde, und durch den hohen Preis, den die Eroberung einer ſo begüterten Stadt verſprach, ihre Habſucht erregte. *

In dem Plane, den er nun zu der Belagerung entwarf, ſuchte er allen jenen mannichfaltigen Hinderniſſen mit Nachdruck zu begegnen. Die einzige Macht, durch welche man hoffen konnte, die Stadt zu bezwingen, war der Hunger; und dieſen furchtbaren Feind gegen ſie aufzuregen, mußten alle Zugänge zu Waſſer und zu Lande verſchloſſen werden. Um ihr fürs erſte jeden Zufluß von Seeland aus, wenn auch nicht ganz abzuſchneiden, doch zu erſchweren, wollte man ſich aller der Baſteyen bemächtigen, welche die Antwerper an beyden Ufern der Schelde zur Beſchützung der Schiffahrt angelegt hatten, und wo es anging, neue Schanzen aufwerfen, von denen aus die ganze Länge des Stroms beherrſcht werden könnte. Damit aber die Stadt nicht unterdeſſen von dem innern Lande die Bedürfniſſe ziehen möchte, die man ihr von der See-Seite abzuſchneiden ſuchte, ſo ſollten alle umliegenden Städte Brabants und Flanderns in den Plan der Belagerung mit verwickelt, und der Fall Antwerpens auf den Fall aller dieſer Plätze gegründet werden. Ein kühner, und, wenn man die eingeſchränkte Macht des Herzogs bedenkt, beynahe ausſchweifender Entwurf, den aber das Genie ſeines Urhebers rechtfertigte, und das Glück mit einem glänzenden Ausgang krönte. **

Weil aber Zeit erfodert wurde, einen Plan von dieſem Umfang in Erfüllung zu bringen, ſo begnügte man ſich einſtweilen, an den Kanälen und Flüſſen, welche Antwerpen mit Dendermonde, Gent, Mecheln, Brüſſel und andern Plätzen in Verbindung ſetzen, zahlreiche Baſteyen anzulegen, und dadurch die Zufuhr zu erſchweren. Zugleich wurden in der Nähe dieſer Städte, und gleichſam an den Thoren derſelben ſpaniſche Beſatzungen einquartirt, welche das platte Land verwüſteten, und durch ihre Streifereyen dit Gegenden umher unſicher machten. So lagen um Gent allein gegen dreytauſend Mann herum, und nach Verhältniß um die übrigen. Auf dieſe Art und vermittelſt der geheimen Verſtändniſſe, die er mit den Katholiſchgeſinnten Einwohnern derſelben unterhielt, hoffte der Herzog, ohne ſich ſelbſt zu ſchwächen, dieſe Städte nach und nach zu erſchöpfen, und durch die Drangſale eines kleinen, aber unaufhörlichen Kriegs, auch ohne eine förmliche Belagerung, endlich zur Uebergabe zu bringen. *

---

* Strad. loc. cit. 553.

** Strad. Dec. II. Lib. VI.

Unterdeſſen wurde die Hauptmacht gegen Antwerpen ſelbſt gerichtet, welches der Herzog nunmehr mit ſeinen Truppen gänzlich umzingeln ließ. Er ſelbſt nahm ſeine Stellung zu Bevern in Flandern, wenige Meilen von Antwerpen, wo er ein verſchanztes Lager bezog. Das Flandriſche Ufer der Schelde wurde dem Markgrafen von Rysburg, General der Reiterey, das Brabantiſche dem Grafen Peter Ernſt von Mansfeld übergeben, zu welchem noch ein anderer ſpaniſcher Anführer, Mondragon, ſtieß. Die beyden letztern paſſierten die Schelde glücklich auf Pontons, ohne daß das Antwerpiſche Admiralſchiff, welches ihnen entgegen geſchickt wurde, es verhindern konnte, kamen hinter Antwerpen herum, und

---

* Meteren Niederländ. Hiſtorien XII. Buch. 467. folg.

Miller. Was haſt du vor, meine Tochter? — Du willſt eigenmächtig Hand an dich legen.

Louiſe. Nenn' er es nicht ſo, mein Vater! Eine Geſellſchaft räumen, wo ich nicht wohl gelitten bin — an einen Ort vorausſpringen, den ich nicht länger miſſen kann — iſt denn das Sünde?

Miller. Selbſtmord iſt die abſcheulichſte, mein Kind! — Die einzige, die man nicht mehr bereuen kann, weil Tod und Miſſethat zuſammenfallen.

Louiſe (bleibt ſtarr ſtehen). Entſetzlich! — Aber ſo raſch wird es doch nicht gehen. Ich will in den Fluß ſpringen, Vater, und im Hinunterſinken Gott den Allmächtigen um Erbarmen bitten!

Miller. Das heißt, du willſt den Diebſtahl bereuen, ſobald du das Geſtohlene in Sicherheit weißt — Tochter! Tochter! Gib Acht, daß du Gottes nicht ſpotteſt, wenn du ſeiner am meiſten vonnöthen haſt. O! es iſt weit, weit mit dir gekommen! — Du haſt dein Gebet aufgegeben, und der Barmherzige zog ſeine Hand von dir!

Louiſe. Iſt Lieben denn Frevel, mein Vater?

Miller. Wenn du Gott liebſt, wirſt du nie bis zum Frevel lieben. — — Du haſt mich tief gebeugt, meine Einzige! tief, tief, vielleicht zur Grube gebeugt. — Doch, ich will dir dein Herz nicht noch ſchwerer machen. — Tochter, ich ſprach vorhin etwas. Ich glaubte allein zu ſeyn. Du haſt mich behorcht; und warum ſollt' ich's noch länger geheim halten? Du warſt mein Abgott! Höre, Louiſe, wenn du noch Platz für das Gefühl eines Vaters haſt — Du warſt mein Alles! Jetzt nahmen bey Stabrök im Lande Bergen ihren Poſten. Einzelne detaſchierte Corps vertheilten ſich längs der ganzen Brabantiſchen Seite, um theils die Dämme zu beſetzen, theils die Päſſe zu Lande zu verſperren.

Einige Meilen unterhalb Antwerpen wird die Schelde durch zwey ſtarke Forts vertheidigt, wovon das eine zu Liefkenshoek, auf der Inſel Doel in Flandern, das andre zu Lillo gerade gegenüber auf dem Brabantiſchen Ufer liegt. Das letzte hatte Mondragon ſelbſt ehmals auf Befehl des Herzogs von Alba erbauen müſſen, als dieſer noch in Antwerpen den Meiſter ſpielte, und eben darum wurde ihm jetzt auch der Angriff deſſelben von dem Herzog von Parma anvertraut. Von dem Beſitz dieſer beiden Forts ſchien der ganze Erfolg der Belagerung abzuhängen, weil alle Schiffe, die von Seeland nach Antwerpen ſegeln, unter den Kanonen derſelben vorbey ziehen müſſen. Beyde Forts hatten die Antwerper auch kurz vorher beveſtigt, und mit dem erſtern waren ſie noch nicht ganz zu Stande, als der Markgraf von Rysburg es angriff. Die Geſchwindigkeit, mit der man zu Werke gieng, überraſchte die Feinde, ehe ſie zur Gegenwehr hinlänglich bereitet waren, und ein Sturm, den man auf Liefkenshoek wagte, brachte dieſe Veſtung in ſpaniſche Hände. Dieſer Verluſt traf die Verbundenen an demſelben unglücklichen Tage, wo der Prinz von Oranien zu Delft durch Mörderhände ſiel. Auch die übrigen Schanzen, welche auf der Inſel Doel angelegt waren, wurden theils freywillig von ihren Vertheidigern verlaſſen, theils durch Ueberfall weggenommen, ſo daß in kurzem das ganze Flandriſche Ufer von Feinden gereinigt war. Aber das Fort zu Lillo auf dem Brabantiſcher Ufer leiſtete einen deſto lebhaftern Widerſtand, weil man den Antwerpern Zeit gelaſſen hatte, es zu beveſtigen, und mit einer tapfern Beſatzung zu verſehen. Wüthende Ausfälle der Belagerten unter der Anführung Odets von Teligny vernichteten, von den Kanonen der Feſtung unterſtützt, alle Werke der Spanier, und eine Ueberſchwemmung, welche man durch Eröffnung der Schleuſen bewirkte, verjagte ſie endlich nach einer drey Wochen langen Belagerung, und mit einem Verluſt von faſt zweytauſend Todten von dem Platz. Sie zogen ſich nun in ihr feſtes Lager bey Stabrök und begnügten ſich von den Dämmen Beſitz zu nehmen, welche das niedrige Land von Bergen durchſchneiden, und der eindringenden Oſter-Schelde eine Bruſtwehr entgegenſetzen. *

Der fehlgeſchlagene Verſuch auf das Fort Lillo veränderte die Maaßregeln des Herzogs von Parma. Da es auf dieſem Wege nicht gelingen wollte, die Schiffahrt auf der Schelde zu hindern, wovon doch der ganze Erfolg der Belagerung abhieng, ſo beſchloß er den Strom durch eine Brücke gänzlich zu ſperren. Der Gedanke war kühn, und viele waren, die ihn für abentheuerlich hielten. Sowohl die Breite des Stroms, welche in dieſen Gegenden über zwölfhundert Schritte beträgt, als die reiſſende Gewalt deſſelben, die durch die Fluth des nahen Meers noch verſtärkt wird, ſchienen jeden Verſuch dieſer Art unausführbar zu machen; dazu kam der Mangel an Bauholz, an Schiffen, an Werkleuten, und dann die gefährliche Stellung zwiſchen der Antwerpiſchen und Seeländiſchen Flotte,

---

* Meteren Niederl. Hiſtorien. XII. Buch. 477. 478. Strad. loc. cit. Thuan. Hiſt. Tom. II. 517.

denen es ein leichtes ſeyn mußte, in Verbindung mit einem ſtürmiſchen Element, eine ſo langwierige Arbeit zu ſtören. Aber der Herzog von Parma kannte ſeine Kräfte, und ſeinen entſchloſſenen Muth konnte nur das Unmögliche bezwingen. Nachdem er ſowohl die Breite als die Tiefe des Stroms hatte ausmeſſen laſſen, und mit zween ſeiner geſchickteſten Ingenieurs, Barocci und Plato darüber zu Rath gegangen war, fiel der Schluß dahin aus, die Brücke zwiſchen Kalloo in Flandern und Ordam in Brabant zu erbauen. Man erwählte dieſe Stelle deßwegen, weil der Strom hier die wenigſte Breite hat, und ſich etwas zur Rechten krümmt, welches die Schiffe aufhält, und ſie nöthigt, den Wind zu verändern. Zu Bedeckung der Brücke wurden an beyden Enden derſelben ſtarke Baſteyen aufgeführt, wovon die eine auf dem Flandriſchen Ufer das Fort S. Maria, die andre auf dem Brabantiſchen dem König zu Ehren das Fort S. Philipp genannt wurde. *

Indem man im ſpaniſchen Lager zu Ausführung dieſes Vorhabens die lebhafteſten Anſtalten machte, und die ganze Aufmerkſamkeit des Feindes dahin gerichtet war, that der Herzog einen unerwarteten Angriff auf Dendermonde, eine ſehr feſte Stadt zwiſchen Gent und Antwerpen, wo ſich die Dender mit der Schelde vereinigt. Solange dieſer bedeutende Platz noch in feindlichen Händen war, konnten die Städte Gent und Antwerpen einander gegenſeitig unterſtützen, und durch ihre leichte Communication alle Bemühungen der Belagerer vereiteln. Die Eroberung derſelben gab dem Herzog freye Hand gegen

---

* Strad. Dec. II. Lib. VI. 557.

beyde Städte und konnte für das ganze Glück ſeiner Unternehmung entſcheidend werden. Die Schnelligkeit, mit der er ſie überfiel, ließ den Belagerten keine Zeit, ihre Schleuſen zu eröffnen und das Land umher unter Waſſer zu ſetzen. Die Haupt-Baſtey der Stadt vor dem Brüſſeler Thore wurde ſogleich heftig beſchoſſen, aber das Feuer der Belagerten richtete unter den Spaniern eine groſſe Niederlage an. Anſtatt dadurch abgeſchreckt zu werden, wurden ſie nur deſto hitziger, und der Hohn der Beſatzung, welche die Bildſäule eines Heiligen vor ihren Augen verſtümmelte, und unter den ſchnödeſten Mißhandlungen von der Bruſtwehr herabſtürzte, ſetzte ſie vollends in Wuth. Sie drangen mit Ungeſtüm darauf, gegen die Baſtey geführt zu werden, ehe noch hinlänglich Breſche geſchoſſen war, und der Herzog, um dieſes erſte Feuer zu benutzen, erlaubte den Sturm. Nach einem zweyſtündigen mörderiſchen Gefecht war die Bruſtwehr erſtiegen, und was der erſte Grimm der Spanier nicht aufopferte, warf ſich in die Stadt. Dieſe war nun zwar dem feindlichen Feuer ſtärker ausgeſetzt, welches von dem eroberten Walle auf ſie gerichtet wurde; aber ihre ſtarken Mauren, und der breite waſſerreiche Graben, der ſie rings umgab, ließen wohl einen langen Widerſtand befürchten. Der unternehmende Geiſt des Herzogs von Parma beſiegte in kurzem auch dieſe Schwierigkeit. Indem Tag und Nacht das Bombardement fortgeſetzt wurde, mußten die Truppen ohne Unterlaß arbeiten, die Dender abzuleiten, von welcher der Stadt-Graben ſein Waſſer erhielt; und Verzweiflung ergriff die Belagerten, als ſie das Waſſer ihres Grabens, dieſe einzige noch übrige Schutzwehr der Stadt, allmählig verſchwinden ſahen. Sie eilten ſich zu ergeben und empfiengen im Auguſt 1584 ſpaniſche Beſatzung. In einem Zeitraum von nicht mehr als eilf Tagen war dieſe Unternehmung ausgeführt, zu welcher nach dem Urtheil der Sachverſtändigen eben ſo viele Wochen erſoderlich geſchienen. *

Die Stadt Gent, nunmehr von Antwerpen und von der See abgeſchnitten, von den Truppen des Königs, die in ihrer Nähe kampierten, immer ſtärker und ſtärker bedrängt, und ohne alle Hoffnung eines nahen Entſatzes, gab jetzt ihre Rettung auf, und ſah den Hunger nebſt ſeinem ganzen Gefolge mit ſchrecklichen Schritten ſich nähern. Sie ſchickte daher Abgeordnete in das ſpaniſche Lager zu Bevern, um ſich dem König auf die nehmlichen Bedingungen zu unterwerfen, die ihr der Herzog einige Zeit vorher vergeblich angeboten hatte. Man erklärte den Abgeordneten, daß die Zeit der Verträge vorbey ſey, und daß nur eine unbedingte Unterwerfung den erzürnten Monarchen beſänftigen könne. Ja man ließ ſie ſogar befürchten, daß man dieſelbe Demüthigung von ihnen verlangen würde, zu welcher ihre rebelliſchen Vorfahren unter Karl dem fünften ſich hatten verſtehen müſſen, nehmlich halb nackt und mit einem Strick um den Hals um Gnade zu flehn. Troſtlos reiſten die Abgeordneten zurück, aber ſchon am dritten Tag erſchien eine neue Geſandtſchaft, welche endlich auf die Fürſprache eines Freundes von dem Herzog von Parma der in Gentiſcher Gefangenſchaft war, noch unter erträglichen Bedingungen den Frieden zu Stande brachte. Die Stadt mußte eine Geldbuße von zweymalhunderttauſend Gulden erlegen, die verjagten Papiſten zurückrufen und ihre proteſtantiſchen Bewohner vertreiben;

---

* Strad. loc. cit. Meteren XII Buch. 479. Thuan. II. 529.

doch wurde den letztern eine Friſt von zwey Jahren vergönnt, um ihre Sachen in Ordnung zu bringen. Alle Einwohner, bis auf ſechs die man zur Strafe auszeichnete aber nachher doch noch begnadigte, erhielten Verzeyhung, und der Garniſon, die aus zweytauſend Mann beſtand, wurde ein ehrenvoller Abzug bewilligt. Dieſer Vergleich kam im September deſſelben Jahrs im Hauptquartier zu Bevern zu Stande, und unmittelbar darauf rückten dreytauſend Mann ſpaniſcher Truppen zur Beſatzung ein. *

Mehr durch die Furcht ſeines Nahmens und durch den Schrecken des Hungers als durch ſeine gewaffnete Macht hatte der Herzog von Parma dieſe Stadt bezwungen, die größte und feſteſte in den Niederlanden, die an Umfang der innern Stadt Paris nichts nachgiebt, ſieben und dreißigtauſend Häuſer zählt, und aus zwanzig Inſeln beſteht, die durch acht und neunzig ſteinerne Brücken verbunden werden. Glänzende Privilegien, welche dieſe Stadt im Laufe mehrerer Jahrhunderte von ihren Beherrſchern zu erringen gewußt hatte, nährten in ihren Bürgern den Geiſt der Unabhängigkeit, der nicht ſelten in Trotz und Frechheit ausartete, und mit den Maximen der öſterreichiſch-ſpaniſchen Regierung in einen ſehr natürlichen Streit gerieth. Eben dieſer muthige Freyheitsſinn verſchaffte auch der Reformation ein ſchnelles und ausgebreitetes Glück in dieſer Stadt, und beyde Triebfedern verbunden führten alle jene ſtürmiſchen Auftritte herbey, durch welche ſich

---

* Meteren. XII Buch. 479. 480. Strada. loc. cit. 562. 63. Allgem. Geſchichte der vereinigten Niederlande. XXI. Buch. 470.

dieſelbe im Laufe des Niederländiſchen Kriegs zu ihrem Unglück auszeichnete. Außer den Geldſummen, die der Herzog von Parma jetzt von der Stadt erhob, fand er in ihren Mauren noch einen reichen Vorrath von Geſchütz, von Wagen, Schiffen und allerley Baugeräthe, nebſt der erfoderlichen Menge von Werkleuten und Matroſen, wodurch er in ſeiner Unternehmung gegen Antwerpen nicht wenig gefördert wurde. *

Noch ehe Gent an den König übergieng waren die Städte Vilvorden und Herentals in die Hände der Spanier gefallen, auch die Blockhäuſer ohnweit dem Flecken Willebrock von ihnen beſetzt worden, wodurch Antwerpen von Brüſſel und Mecheln abgeſchnitten wurde. Der Verluſt aller dieſer Plätze, der in ſo kurzer Zeit erfolgte, entriß den Antwerpern jede Hoffnung eines Succurſes aus Brabant und Flandern, und ſchränkte alle ihre Ausſichten auf den Beyſtand ein, der aus Seeland erwartet wurde, und welchen zu verhindern der Herzog von Parma nunmehr die ernſtlichſten Anſtalten machte. **

Die Bürger Antwerpens hatten den erſten Bewegungen des Feindes gegen ihre Stadt mit der ſtolzen Sicherheit zugeſehen, welche der Anblick ihres unbezwingbaren Stroms ihnen einflößte. Dieſe Zuverſicht wurde auch gewiſſermaßen durch das Urtheil des Prinzen von Oranien gerechtfertigt, der auf die erſte Nachricht von dieſer Belagerung zu verſtehen gab, daß die ſpaniſche Macht an den Mauren Antwerpens ſich zu Grund richten werde. Um jedoch nichts zu verſäumen, was zu Erhaltung dieſer Stadt dienen konnte, berief er, kurze Zeit vor ſeiner Ermordung, den Bürgermeiſter von Antwerpen, Philipp Marnix von S. Aldegonde, ſeinen vertrauten Freund, zu ſich nach Delft, wo er mit demſelben wegen Vertheidigung Antwerpens Abrede nahm. Sein Rath gieng dahin, den groſen Damm zwiſchen Sanvliet und Lillo, der Blaauwgarendyk genannt, unverzüglich ſchleifen zu laſſen, um die Waſſer der Oſterſchelde ſobald es Noth thäte über das niedrige Land von Bergen ausgießen, und den Seeländiſchen Schiffen, wenn etwa die Schelde geſperrt würde, durch die überſchwemmten Felder einen Weg zu der Stadt eröffnen zu können. Aldegonde hatte auch wirklich nach ſeiner Zurückkunft den Magiſtrat und den größten Theil der Bürger bewogen, in dieſen Vorſchlag zu willigen, als die Zunft der Fleiſcher dagegen aufſtand, und ſich beſchwerte, daß ihr dadurch die Nahrung entzogen würde; denn das Feld, welches man unter Waſſer ſetzen wollte, war ein großer Strich Waideland, auf welchem jährlich gegen zwölftauſend Ochſen gemäſtet wurden. Die Zunft der Fleiſcher behielt die Oberhand und wußte die Ausführung jenes heilſamen Vorſchlags ſolange zu verzögern, bis der Feind die Dämme mit ſamt dem Waideland in Beſitz genommen hatte. *

---

* Meteren, am angef. Ort.

** Allgem. Geſchichte der vereinigten Niederlande 470. Meteren 470. Thuan. II. 529.

Auf den Antrieb des Bürgermeiſters, S. Aldegonde, der, ſelbſt ein Mitglied der Staaten Brabants, bey denſelben in großem Anſehen ſtand, hatte man noch vor An-

---

* Allgemeine Geſchichte der vereinigten Niederlande. III. 469. Grotius 88.

kunſt der Spanier die Veſtungswerke an beyden Ufern der Schelde in beſſeren Stand geſetzt und um die Stadt herum viele neue Schanzen errichtet. Man hatte bey Saftingen die Dämme durchſtochen, und die Waſſer der Weſterſchelde beynahe über das ganze Land Waes ausgegoſſen. In der angrenzenden Markgrafſchaft Bergen wurden von dem Grafen von Hohenlohe Truppen geworben, und ein Regiment Schottländer unter der Anführung des Oberſten Morgan ſtand bereits im Solde der Republik, während daß man neue Subſidien aus Engelland und Frankreich erwartete. Vor allem aber wurden die Staaten von Holland und Seeland zu der ſchleunigſten Hülfsleiſtung aufgefodert. Nachdem aber die Feinde an beyden Ufern des Stroms feſten Fuß gefaßt hatten, und durch das Feuer aus ihren Schanzen die Schiffahrt gefährlich machten, nachdem im Brabantiſchen ein Platz nach dem andern in ihre Hände fiel, und ihre Reiterey alle Zugänge von der Land-Seite ſperrte, ſo ſtiegen endlich bey den Einwohnern Antwerpens ernſtliche Beſorgniſſe wegen der Zukunft auf. Die Stadt zählte damals fünf und achtzig tauſend Seelen, und nach den angeſtellten Berechnungen wurden zum Unterhalt derſelben jährlich dreymal hunderttauſend Viertel oder Zentner Getraide erfodert. Einen ſolchen Vorrath aufzuſchütten fehlte es beym Anfang der Belagerung keineswegs weder an Lieferungen noch an Geld; denn trotz des feindlichen Geſchützes wußten ſich die Seeländiſchen Proviantſchiffe mit eintretender Meeresfluth Bahn zu der Stadt zu machen. Es kam alſo bloß darauf an, zu verhindern, daß nicht einzelne von den reicheren Bürgern dieſe Vorräthe aufkauften, und dann bey eintretendem Mangel ſich zu Meiſtern des Preiſes machten. Ein gewiſſer Gianibelli aus Mantua, der ſich in der Stadt niedergelaſſen und ihr in der Folge dieſer Belagerung ſehr erhebliche Dienſte leiſtete, that zu dieſem Ende den Vorſchlag, eine Auflage auf den hundertſten Pfenning zu machen, und eine Geſellſchaft rechtlicher Männer zu errichten, welche für dieſes Geld Getraide einkaufen, und wöchentlich liefern ſollte. Die Reichen ſollten einſtweilen dieſes Geld vorſchieſſen, und dafür die eingekauften Vorräthe gleichſam als zu einem Pfande in ihren Magazinen aufbewahren, auch an dem Gewinn ihren Antheil erhalten. Aber dieſer Vorſchlag wollte den reichern Einwohnern nicht gefallen, welche einmal beſchloſſen hatten, von der allgemeinen Bedrängniß Vortheil zu ziehen. Vielmehr hielten ſie dafür, daß man einem jeden befehlen ſolle, ſich für ſich ſelbſt auf zwey Jahre lang mit dem nöthigen Proviant zu verſehen; ein Vorſchlag, wobey ſie ſehr gut für ſich aber ſehr ſchlecht für die ärmern Einwohner ſorgten; die ſich nicht einmal auf ſoviele Monate vorſehen konnten. Sie erreichten dadurch zwar die Abſicht, dieſe letztern entweder ganz aus der Stadt zu jagen, oder von ſich abhängig zu machen; als ſie ſich aber nachher beſannen, daß in der Zeit der Noth ihr Eigenthum nicht reſpektiert werden dürfte, ſo fanden ſie rathſam, ſich mit dem Einkauf nicht zu beeilen. *

Der Magiſtrat der Stadt, um ein Uebel zu verhüten, das nur einzelne gedrückt haben würde, erwählte dafür ein andres, welches dem Ganzen gefährlich wurde. Seeländiſche Unternehmer hatten eine anſehnliche Flotte mit Proviant befrachtet, welche ſich glücklich durch die Kanonen der Feinde ſchlug und in Antwerpen landete. Die Hoffnung eines höhern Gewinns hatte die Kaufleute zu

---

* Allg. Geſch. d. v. N. III. 471.

verthuſt du nichts mehr von deinem Eigenthum. Auch ich habe Alles zu verlieren! Du ſiehſt, mein Haar fängt an grau zu werden. Die Zeit meldet ſich allgemach bei mir, wo uns Vätern die Kapitale zu ſtatten kommen, die wir im Herzen unſrer Kinder anlegten. — Willſt du mich darum betrügen, Louiſe? Wirſt du dich mit Hab' und Gut deines Vaters auf und davon machen?

Louiſe (küßt ſeine Hand mit der heftigſten Rührung). Nein, mein Vater! Ich gehe als eine große Schuldnerin aus der Welt und werde in der Ewigkeit mit Wucher bezahlen.

Miller. Gib Acht, ob du dich da nicht verrechneſt, mein Kind! (Sehr ernſt und feierlich.) Werden wir uns dort wohl noch finden? — — Sieh! wie du blaß wirſt! — Meine Louiſe begreift es von ſelbſt, daß ich ſie in jener Welt nicht wohl mehr einholen kann, weil ich nicht zu früh dahin eile, wie ſie. (Louiſe ſtürzt ihm in den Arm, von Schauern ergriffen — Er drückt ſie mit Feuer an ſeine Bruſt und fährt fort mit beſchwörender Stimme.) O Tochter! Tochter! gefallene, vielleicht ſchon verlorene Tochter! Beherzige das ernſthafte Vaterwort! Ich kann nicht über dich wachen. Ich kann dir die Meſſer nehmen, du kannſt dich mit einer Stricknadel tödten. Vor Gift kann ich dich bewahren, du kannſt dich mit einer Schnur Perlen erwürgen. — Louiſe — Louiſe — nur warnen kann ich dich noch. — Willſt du es darauf ankommen laſſen, daß dein treuloſes Gaukelbild auf der ſchrecklichen Brücke zwiſchen Zeit und Ewigkeit von dir weiche? — Willſt du dich vor des Allwiſſenden Thron mit der Lüge wagen: Deinetwegen, Schöpfer, bin ich da —

dieſer gewagten Spekulation ermuntert; in dieſer Erwartung aber fanden ſie ſich getäuſcht, als ſie ankamen, indem der Magiſtrat von Antwerpen um eben dieſe Zeit ein Edikt ergehen ließ, wodurch der Preiß aller Lebensmittel beträchtlich herabgeſetzt wurde. Um zugleich zu verhindern, daß einzelne nicht die ganze Ladung aufkaufen, und, um ſie nachher deſto theurer loszuſchlagen, in ihren Magazinen aufſchütten möchten, ſo verordnete er, daß alles aus freyer Hand von den Schiffen verkauft werden ſollte. Die Unternehmer, durch dieſe Vorkehrungen um den ganzen Gewinn ihrer Farth betrogen, ſpannten hurtig die Segel auf und verlieſſen Antwerpen mit dem größten Theil ihrer Ladung, welche hingereicht haben würde, die Stadt mehrere Monate lang zu ernähren. *

Dieſe Vernachläßigung der nächſten und natürlichſten Rettungsmittel wird nur dadurch begreiflich, daß man eine völlige Sperrung der Schelde damals noch für völlig unmöglich hielt und alſo den äußerſten Fall im Ernſt gar nicht fürchtete. Als daher die Nachricht einlief, daß der Herzog die Abſicht habe, eine Brücke über die Schelde zu ſchlagen, ſo verſpottete man in Antwerpen allgemein dieſen ſchimäriſchen Einfall. Man ſtellte zwiſchen der Republik und dem Strome eine ſtolze Vergleichung an, und meynte, daß der eine ſo wenig als die andre das ſpaniſche Joch auf ſich leiden würde. „Ein Strom, der zweytauſend vier hundert Fuß breit und wenn er auch nur ſein eigenes Waſſer hat, über ſechszig Fuß tief iſt, der aber, wenn ihn die Meeresfluth hebt, noch um zwölf Fuß zu ſteigen pflegt — ein ſolcher Strom, hieß es, ſollte ſich durch ein

---

* Grotius 92. Reidan. Belg. Annal. 69.

elendes Pfahlwerk beherrſchen laſſen? Wo würde man Baumſtämme hernehmen, hoch genug, um biß an den Grund zu reichen und über die Fläche emporzuragen? Und ein Werk dieſer Art ſollte im Winter zu Stande kommen, wo die Fluth ganze Inſeln und Gebirge von Eis, gegen welche kaum ſteinerne Mauren halten, an das ſchwache Gebälke treiben, und es wie Glas zerſplittern wird? Oder gedächte der Herzog, eine Brücke von Schiffen zu erbauen, woher wollte er dieſe nehmen und auf welchem Wege ſie in ſeine Verſchanzungen bringen? Nothwendig müßten ſie Antwerpen vorbey paßieren, wo eine Flotte bereit ſtehe, ſie entweder aufzufangen oder in Grund zu bohren." *

Aber indem man ihm in der Stadt die Ungereimtheit ſeiner Unternehmung bewies, hatte der Herzog von Parma ſie vollendet. Sobald die Baſteyen St. Maria und St. Philipp errichtet waren, welche die Arbeiter und den Bau durch ihr Geſchütz decken konnten, ſo wurde von beyden entgegenſtehenden Ufern aus ein Gerüſte in den Strom hinein gebaut, wozu man die Maſte von den größten Schiffen gebrauchte. Durch die kunſtreiche Anordnung des Gebälkes wußte man dem Ganzen eine ſolche Haltung zu geben, daß es, wie nachher der Erfolg bewies, dem gewaltſamen Andrange des Eiſes zu widerſtehen vermochte. Dieſes Gebälke, welches feſt und ſicher auf dem Grunde des Waſſers ruhte, und noch in ziemlicher Höhe daraus hervorragte, war mit Planken bedeckt, welche eine bequeme Straſſe formierten. Sie war ſo breit, daß acht Mann nebeneinander darauf Platz hetten, und ein Geländer, das zu beyden Seiten hinweglief, ſchützte vor dem Muſ-

---

* Strad. 560.

ketenfeuer der feindlichen Schiffe. Dieſe Eſtacade, wie man ſie nannte, lief von beyden entgegenſtehenden Ufern ſoweit in den Strom hinein, als es die zunehmende Tiefe und Gewalt des Waſſers verſtattete. Sie verengte den Strom um eilfhundert Fuß; weil aber der mittlere und eigentliche Strom ſie durchaus nicht duldete, ſo blieb noch immer zwiſchen beyden Eſtacaden ein Raum von mehr als ſechshundert Schritten offen, durch welchen eine ganze Proviantflotte bequem hindurch ſegeln konnte. Dieſen Zwiſchenraum gedachte der Herzog vermittelſt einer Schiffbrücke auszufüllen, wozu die Fahrzeuge von Dünkirchen ſollten hergeſchaft werden. Aber außerdem, daß dort Mangel daran war, ſo hielt es ſchwer, ſolche ohne großen Verluſt an Antwerpen vorbey zu bringen. Er mußte ſich alſo einſtweilen damit begnügen, den Fluß um die Hälfte verengt, und den Durchzug der feindlichen Schiffe um ſoviel ſchwieriger gemacht zu haben. Denn da, wo ſich die Eſtacaden in der Mitte des Stromes endigten, erweiterten ſie ſich beyde in ein länglichtes Viereck, welches ſtark mit Kanonen beſetzt war, und mitten im Waſſer zu einer Art Veſtung diente. Von da aus wurde auf alle Fahrzeuge, die durch dieſen Paß ſich hindurch wagten, ein fürchterliches Feuer unterhalten, welches jedoch nicht verhinderte, daß nicht ganze Flotten und einzelne Schiffe dieſe gefährliche Straſſe glücklich vorüber zogen. *

Unterdeſſen ergab ſich Gent, und dieſe unerwartet ſchnelle Eroberung riß den Herzog auf einmal aus ſeiner Verlegenheit. Er fand in dieſer Stadt alles Nöthige bereit, um ſeine Schiffbrücke zu vollenden, und die Schwierigkeit

---

* Strad. 560. ſq. Thuan. 530. Meteren XII. Buch.

war bloß, es ſicher herbeyzuſchaffen. Dazu eröfneten ihm die Feinde ſelbſt den natürlichſten Weg. Durch Eröfnung der Dämme bey Saſtingen war ein groſſer Theil von dem Lande Waes biß zu dem Flecken Borcht unter Waſſer geſetzt worden, ſo daß es gar nicht ſchwer hielt, die Felder mit flachen Fahrzeugen zu befahren. Der Herzog ließ alſo ſeine Schiffe von Gent auslaufen, und beorderte ſie, nachdem ſie Dendermonde und Rupelmonde paßiert, den linken Damm der Schelde zu durchſtechen, Antwerpen zur Rechten liegen zu laſſen, und gegen Borcht zu in das überſchwemmte Feld hinein zu ſegeln. Zur Verſicherung dieſer Fahrt wurde bey dem Flecken Borcht eine Baſtey errichtet, welche die Feinde im Zaum halten könnte. Alles gelang nach Wunſch, obgleich nicht ohne einen lebhaften Kampf mit der feindlichen Flottille, welche ausgeſchickt worden war, dieſen Zug zu ſtören. Nachdem man noch einige Dämme unterwegs durchſtochen, erreichte man die ſpaniſchen Quartiere bey Kalloo, und lief glücklich wieder in die Schelde. Das Frohlocken der Armee war um ſo gröſſer, nachdem man erſt die groſſe Gefahr vernommen, der die Schiffe nur eben entgangen waren. Denn kaum hatten ſie ſich der feindlichen Schiffe entlediget, ſo war ſchon eine Verſtärkung der letztern von Antwerpen unterwegs, welche der tapfre Vertheidiger von Lillo, Odet von Teligny, anführte. Als dieſer die Arbeit gethan und die Feinde entwiſcht ſah, ſo bemächtigte er ſich des Damms, an dem jene durchgebrochen waren, und warf eine Baſtey an der Stelle auf, um den Gentiſchen Schiffen, die etwa noch nachkommen möchten, den Paß zu verlegen. *

---

* Meteren. 481. Strad. 564.

Dadurch gerieth der Herzog von Parma aufs neu ins Gedränge. Noch hatte er bey weitem nicht Schiffe genug, weder für ſeine Brücke noch zur Vertheidigung derſelben, und der Weg, auf welchem die vorigen herbeygeſchafft worden, war durch das Fort des Teligny geſperrt. Indem er nun die Gegend in der Abſicht recognoſcierte, einen neuen Weg für ſeine Flotten ausfündig zu machen, ſtellte ſich ihm ein Gedanke dar, der nicht bloß ſeine gegenwärtige Verlegenheit endigte, ſondern der ganzen Unternehmung auf einmal einen lebhaften Schwung gab. Nicht weit von dem Dorfe Stecken im Lande Waes, von welchem Ort man noch etwa fünftauſend Schritte bis zum Anfang der Ueberſchwemmungen hatte, fließt die Moer ein kleines Waſſer vorbey, das bey Gent in die Schelde fällt. Von dieſem Fluſſe nun ließ er einen Kanal biß an die Gegend führen, wo die Ueberſchwemmung den Anfang nahm, und weil die Waſſer nicht überall hoch genug ſtanden, ſo wurde der Kanal zwiſchen Bevern und Verrebroek biß nach Kalloo fortgeführt, wo die Schelde ihn aufnahm. Fünfhundert Schanzgräber arbeiteten ohne Unterlaß an dieſem Werke, und um die Verdroßenheit der Soldaten zu ermuntern, legte der Herzog ſelbſt mit Hand an. Er erneuerte auf dieſe Art das Beyſpiel zweyer berühmten Römer Druſus und Korbulo, welche durch ähnliche Werke den Rhein mit der Süderſee und die Maas mit dem Rhein verbanden.

Dieſer Kanal, den die Armee ihrem Urheber zu Ehren den Kanal von Parma nannte, erſtreckte ſich vierzehntauſend Schritte lang, und hatte eine verhältnißmäßige Tiefe und Breite, um ſehr beträchtliche Schiffe zu tragen. Er verſchaffte den Schiffen aus Gent nicht nur einen ſichern, ſondern auch einen merklich kürzern Weg zu den ſpaniſchen Quartieren, weil ſie nun nicht mehr nöthig hatten, den weitläuftigen Krümmungen der Schelde zu folgen, ſondern bey Gent unmittelbar in die Moer traten, und von da aus bey Stecken durch den Kanal und durch das überſchwemmte Land bis nach Kalloo gelangten. Da in der Stadt Gent die Erzeugniße von ganz Flandern zuſammenfloſſen, ſo ſetzte dieſer Kanal das ſpaniſche Lager mit der ganzen Provinz in Zuſammenhang, von allen Orten und Enden ſtrömte der Ueberfluß herbey, daß man im ganzen Laufe der Belagerung keinen Mangel mehr kannte. Aber der wichtigſte Vortheil, den der Herzog aus dieſem Werke zog, war ein hinreichender Vorrath an flachen Schiffen, wodurch er in den Stand geſetzt wurde, den Bau ſeiner Brücke zu vollenden. *

Unter dieſen Anſtalten war der Winter herbeygekommen, der, weil die Schelde mit Eis ging, in dem Bau der Brücke einen ziemlich langen Stillſtand verurſachte. Mit Unruhe hatte der Herzog dieſer Jahrszeit entgegen geſehen, die ſeinem angefangenen Werk höchſt verderblich werden, den Feinden aber bey einem ernſthaften Angriff auf daſſelbe deſto günſtiger ſeyn konnte. Aber die Kunſt ſeiner Baumeiſter entriß ihn der einen Gefahr, und die Inconſequenz der Feinde befreyte ihn von der andern. Zwar geſchah es mehrmals, daß mit eintretender Meersfluth ſtarke Eisſchollen ſich in den Staketen verfiengen, und mit heftiger Gewalt das Gebälke erſchütterten, aber es ſtand, und der Anlauf des wilden Elements machte bloß ſeine Feſtigkeit ſichtbar.

---

* Strad. 565.

Unterdeſſen wurde in Antwerpen mit fruchtloſen Deliberationen eine koſtbare Zeit verſchwendet, und über dem Kampf der Partheyen das allgemeine Beſte vernachläßigt. Die Regierung dieſer Stadt war in allzuviele Hände vertheilt, und der ſtürmiſchen Menge ein viel zu groſſer Antheil daran gegeben, als daß man mit Ruhe überlegen, mit Einſicht wählen und mit Feſtigkeit ausführen konnte. Außer dem eigentlichen Magiſtrat, in welchem der Bürgermeiſter bloß eine einzelne Stimme hatte, waren in der Stadt noch eine Menge Korporationen vorhanden, denen die äußere und innere Sicherheit, die Proviantierung, die Beveſtigung der Stadt, das Schiffeweſen, der Kommerz u. dgl. oblag, und welche bey keiner wichtigen Verhandlung übergangen ſeyn wollten. Durch dieſe Menge von Sprechern, die ſo oft es ihnen beliebte in die Raths-Verſammlung ſtürmten, und was ſie durch Gründe nicht vermochten, durch ihr Geſchrey und ihre ſtarke Anzahl durchzuſetzen wußten, bekam das Volk einen gefährlichen Einfluß in die öffentlichen Berathſchlagungen, und der natürliche Widerſtreit ſo entgegengeſetzter Intereſſen hielt die Ausführung jeder heilſamen Maaßregel zurück. Ein ſo ſchwankendes und kraftloſes Regiment konnte ſich bey einem trotzigen Schiffsvolk und einer ſich wichtig dünkenden Soldateſka nicht in Achtung ſetzen, daher die Befehle des Staats auch nur ſchlechte Befolgung fanden, und durch die Nachläßigkeit, wo nicht gar offenbare Meuterey der Truppen und des Schiffsvolks mehr als einmal der entſcheidende Augenblick verloren gieng. *

Die wenige Uebereinſtimmung in der Wahl der Mil-

---

* Meteren 484. Thuan II. 529. Grotius 88.

tel, durch welche man dem Feind widerſtehen wollte, würde indeſſen bey weitem nicht ſoviel geſchadet haben, wenn man nur in dem Zwecke ſelbſt vollkommen einig geweſen wäre. Aber eben darüber waren die begüterten Bürger und der große Haufe in zwey entgegengeſetzte Partheyen getheilt, indem die erſtern nicht ohne Urſachen von der Extremität alles fürchteten, und daher ſehr geneigt waren mit dem Herzog von Parma in Unterhandlungen zu treten. Dieſe Geſinnungen verbargen ſie nicht länger, als das Fort Liefkenshoek in feindliche Hände gefallen war, und man nun im Ernſte anfieng, für die Schiffarth auf der Schelde zu fürchten. Einige derſelben zogen ganz und gar fort, und überließen die Stadt, mit der ſie das Gute genoßen aber das Schlimme nicht theilen mochten, ihrem Schickſal. Sechszig biß ſiebenzig der zurückbleibenden aus dieſer Klaſſe übergaben dem Rath eine Bittſchrift, worinn ſie den Wunſch äuſerten, daß man mit dem König traktieren möchte. Sobald aber das Volk davon Nachricht erhielt, ſo gerieth es in eine wüthende Bewegung, daß man es kaum durch Einſperrung der Supplikanten und eine denſelben aufgelegte Geldſtrafe beſänftigen konnte. Es ruhte auch nicht eher, als biß ein Edikt zu Stande kam, welches auf jeden, heimlichen oder öffentlichen, Verſuch zum Frieden die Todesſtrafe ſetzte. *

Dem Herzog von Parma, der in Antwerpen nicht weniger als in den übrigen Städten Brabants und Flanderns geheime Verſtändniße unterhielt, und durch ſeine Kundſchafter gut bedient wurde, entgieng keine dieſer Bewegungen, und er verſäumte nicht, Vortheil davon

---

* Meteren 481.

zu ziehen. Obgleich er in ſeinen Anſtalten weit genug vorwärts gerückt war, um die Stadt zu beängſtigen, ſo waren doch noch ſehr viele Schritte zu thun, um ſich wirklich von derſelben Meiſter zu machen, und ein einziger unglücklicher Augenblick konnte das Werk vieler Monate vernichten. Ohne alſo in ſeinen kriegeriſchen Vorkehrungen etwas nachzulaſſen, machte er noch einen ernſtlichen Verſuch, ob er ſich der Stadt nicht durch Güte bemächtigen könnte. Er erließ zu dieſem Ende im November dieſes Jahrs an den großen Rath von Antwerpen ein Schreiben, worinn alle Kunſtgriffe aufgeboten waren, die Bürger entweder zur Uebergabe der Stadt zu vermögen, oder doch die Trennung unter denſelben zu vermehren. Er betrachtete ſie in dieſem Brief als Verführte, und wälzte die ganze Schuld ihres Abfalls und ihrer bisherigen Widerſetzlichkeit auf den ränkevollen Geiſt des Prinzen von Oranien, von welchem die Strafgerechtigkeit des Himmels ſie ſeit kurzem befreyet habe. Jetzt, meynte er, ſtehe es in ihrer Macht, aus ihrer langen Verblendung zu erwachen, und zu einem König, der zur Verſöhnung geneigt ſey, zurück zu kehren. Dazu, fuhr er fort, biete er ſelbſt ſich mit Freuden als Mittler an, da er nie aufgehört habe, ein Land zu lieben, worinn er gebohren ſey, und den fröhlichſten Theil ſeiner Jugend zugebracht habe. Er munterte ſie daher auf, ihm Gevollmächtigte zu ſenden, mit denen er über den Frieden traktieren könne, ließ ſie die billigſten Bedingungen hoffen, wenn ſie ſich bey Zeiten unterwürfen, aber auch die härteſten fürchten, wenn ſie es aufs äußerſte kommen lieſſen.

Dieſes Schreiben, in welchem man mit Vergnügen die Sprache nicht wieder findet, welche ein Herzog von

Alba zehen Jahre vorher in ähnlichen Fällen zu führen pflegte, beantwortete die Stadt in einem anſtändigen und beſcheidenen Ton, und indem ſie dem perſönlichen Charakter des Herzogs volle Gerechtigkeit wiederfahren ließ, und ſeiner wohlwollenden Geſinnungen gegen ſie mit Dankbarkeit erwähnte, beklagte ſie die Härte der Zeitumſtände, welche ihm nicht erlaubten, ſeinem Charakter und ſeiner Neigung gemäß gegen ſie zu verfahren. In ſeine Hände, erklärte ſie, würde ſie mit Freuden ihr Schickſal legen, wenn er unumſchränkter Herr ſeiner Handlungen wäre, und nicht einem fremden Willen dienen müßte, den ſeine eigene Billigkeit unmöglich gut heiſſen könne. Nur zu bekannt ſey der unveränderliche Rathſchluß des Königs von Spanien, und das Gelübde, das derſelbe dem Pabſt gethan habe; von dieſer Seite ſey alle ihre Hoffnung verloren. Sie vertheidigte dabey mit edler Wärme das Gedächtniß des Prinzen von Oranien, ihres Wohlthäters und Retters, indem ſie die wahren Urſachen aufzählte, welche dieſen traurigen Krieg herbey geführt, und die Provinzen von der ſpaniſchen Krone abtrünnig gemacht hätten. Zugleich verhehlte ſie nicht, daß ſie eben jetzt Hoffnung habe, an dem Könige von Frankreich einen neuen und einen gütigern Herrn zu finden, und auch ſchon dieſer Urſache wegen keinen Vergleich mit dem ſpaniſchen Monarchen eingehen könne, ohne ſich des ſtrafbarſten Leichtſinns und der Undankbarkeit ſchuldig zu machen. *

Die vereinigten Provinzen nehmlich, durch eine Reyhe von Unglücksfällen kleinmüthig gemacht, hatten endlich den Entſchluß gefaßt, unter die Oberhoheit Frankreichs

---

* Thuan. II. 530. 531. Meteren 485. 486.

wenn deine ſtrafbaren Augen ihre ſterbliche Puppe ſuchen? — Und wenn dieſer zerbrechliche Gott deines Gehirns, jetzt Wurm wie du, zu den Füßen deines Richters ſich windet, deine gottloſe Zuverſicht in dieſem ſchwankenden Augenblick Lügen ſtraft und deine betrogenen Hoffnungen an die ewige Erbarmung verweiſt, die der Elende für ſich ſelbſt kaum erflehen kann — wie dann? (Nachdrücklicher, lauter.) Wie dann, Unglückſelige? (Er hält ſie feſter, blickt ſie eine Weile ſtarr und durchdringend an, dann verläßt er ſie ſchnell.) Jetzt weiß ich nichts mehr — (mit aufgehobener Rechte) ſtehe dir, Gott Richter! für dieſe Seele nicht mehr. Thu', was du willſt. Bringe deine ſchlanken Jüngling mein Opfer, daß deine Teufel jauchzen und deine guten Engel zurücktreten. — Zieh' hin! Lade alle deine Sünden auf, lade auch dieſe, die letzte, die entſetzlichſte auf, und wenn die Laſt noch zu leicht iſt, ſo mache mein Fluch das Gewicht vollkommen. — Hier iſt ein Meſſer — durchſtich dein Herz, und (indem er lautweinend fortſtürzen will) das Vaterherz!

Louiſe (ſpringt auf und eilt ihm nach). Halt! halt! O mein Vater! — Daß die Zärtlichkeit noch barbariſcher zwingt, als Tyrannenwuth! — Was ſoll ich? Ich kann nicht! Was muß ich thun?

Miller. Wenn die Küſſe deines Majors heißer brennen als die Thränen deines Vaters — ſtirb!

Louiſe (nach einem qualvollen Kampfe mit einiger Feſtigkeit). Vater! Hier iſt meine Hand! Ich will — Gott! Gott! Was thu' ich? Was will ich? Vater, ich ſchwöre — Wehe mir, wehe! Verbrecherin, wohin ich mich neige! — Vater, es ſey! — Ferdinand — Gott ſieht herab!

zu treten, und durch Aufopferung ihrer Unabhängigkeit ihre Exiſtenz und ihre alten Privilegien zu retten. Mit dieſem Auftrage war vor nicht langer Zeit eine Geſandtſchaft nach Paris abgegangen, und die Ausſicht auf dieſen mächtigen Beyſtand war es vorzüglich, was den Muth der Antwerper ſtärkte. Heinrich der Dritte, König von Frankreich war für ſeine Perſon auch nicht ungeneigt, dieſes Anerbieten ſich zu Nutz zu machen, aber die Unruhen, welche ihm die Intriguen der Spanier in ſeinem eigenen Königreich zu erregen wußten, nöthigten ihn wider ſeinen Willen davon abzuſtehen. Die Niederländer wandten ſich nunmehr mit ihrem Geſuch an die Königinn Eliſabeth von England, die ihnen auch wirklich, aber nur zu ſpät für Antwerpens Rettung, einen thätigen Beyſtand leiſtete. Während daß man in dieſer Stadt den Erfolg dieſer Unterhandlungen abwartete, und nach einer fremden Hülfe in die Ferne blickte, hatte man die natürlichſten und nächſten Mittel zu ſeiner Rettung verſäumt, und den ganzen Winter verloren, den der Feind deſto beſſer zu benutzen verſtand.

Zwar hatte es der Bürgermeiſter von Antwerpen, S. Aldegonde, nicht an wiederhohlten Auffoderungen fehlen laſſen, die Seeländiſche Flotte zu einem Angriff auf die feindlichen Werke zu vermögen, während daß man von Antwerpen aus dieſe Expedition unterſtützen würde. Die langen und öfters ſtürmiſchen Nächte konnten dieſe Verſuche begünſtigen, und wenn zugleich die Beſatzung zu Lillo einen Ausfall wagte, ſo würde es dem Feinde kaum

---

* Meteren. 489. u. folg. Allgem. Geſchichte der v. Niederlande III. 476 bis 491. Grotius 89.

möglich geweſen ſeyn, dieſem dreyfachen Anfall zu widerſtehen. Aber unglücklicherweiſe waren zwiſchen dem Anführer jener Flotte, Wilhelm von Blois von Treslong, und der Admiralität von Seeland Irrungen entſtanden, welche Urſache waren, daß die Ausrüſtung der Flotte auf eine ganz unbegreifliche Weiſe verzögert wurde. Um ſolche zu beſchleunigen entſchloß ſich endlich Teligny, ſelbſt nach Middelburg zu gehen, wo die Staaten von Seeland verſammelt waren; aber weil der Feind alle Päſſe beſetzt hatte, ſo koſtete ihm dieſer Verſuch ſeine Freyheit, und mit ihm verlor die Republik ihren tapferſten Vertheidiger. Indeſſen fehlte es nicht an unternehmenden Schiffern, welche unter Vergünſtigung der Nacht, und mit eintretender Fluth, trotz des feindlichen Feuers durch die damals noch offene Brücke ſich ſchlugen, Proviant in die Stadt warfen, und mit der Ebbe wieder zurückkehrten. Weil aber doch mehrere ſolcher Fahrzeuge dem Feind in die Hände fielen, ſo verordnete der Rath, daß inskünftige die Schiffe nie unter einer beſtimmten Anzahl ſich hinaus wagen ſollten; welches die Folge hatte, daß alles unterblieb, weil die erfoderte Anzahl niemals voll werden wollte. Auch geſchahen von Antwerpen aus einige nicht ganz unglückliche Verſuche auf die Schiffe der Spanier; einige der letztern wurden erobert, andre verſenkt, und es kam bloß darauf an, dergleichen Verſuche im Großen fortzuſetzen. Aber ſo eifrig auch S. Aldegonde dieſes betrieb, ſo fand ſich doch kein Schiffer, der ein Fahrzeug beſteigen wollte.*

Unter dieſen Zögerungen verſtrich der Winter, und kaum bemerkte man, daß das Eis ſich verlor, ſo wurde von den Belagerern der Bau der Schiffbrücke nun mit allem Ernſt vorgenommen. Zwiſchen beyden Staketen blieb noch ein Raum von mehr als ſechshundert Schritten auszufüllen, welches auf folgende Art bewerkſtelligt wurde. Man nahm zwey und dreyßig Playten (platte Fahrzeuge) jede ſechs und ſechzig Fuß lang und zwanzig breit, und dieſe fügte man am Vorder- und Hintertheile mit ſtarken Cabelthauen und eiſernen Ketten aneinander, doch ſo, daß ſie noch gegen zwanzig Fuß von einander abſtanden, und dem Strom einen freyen Durchzug verſtatteten. Jede Playte hieng noch außerdem an zwey Ankerthauen, ſowohl aufwärts als unterwärts des Stroms, welche aber, je nachdem das Waſſer mit der Fluth ſtieg oder mit der Ebbe ſank, nachgelaſſen und angezogen werden konnten. Ueber die Schiffe hinweg wurden große Maſtbäume gelegt, welche von einem zum andern reichten, und, mit Planken überdeckt, eine ordentliche Straße bildeten, auch, wie die Staketen, mit einem Geländer eingefaßt waren. Dieſe Schiffbrücke, davon beyde Staketen nur eine Fortſetzung ausmachten, hatte, mit dieſen zuſammen genommen, eine Länge von zweytauſend vierhundert Schritten. Dabey war dieſe furchtbare Maſchine ſo künſtlich organiſiert und ſo reichlich mit Werkzeugen des Todes ausgerüſtet, daß ſie gleich einem lebendigen Weſen ſich ſelbſt vertheidigen, auf das Kommandowort Flammen ſpeyen, und auf alles, was ihr nahe kam, Verderben ausſchütten konnte. Außer den beyden Forts S. Maria und S. Philipp, welche die Brücke an beyden Ufern begrenzten, und außer den zwey hölzernen Baſteyen auf der Brücke ſelbſt, welche mit Soldaten angefüllt und in allen vier Ecken mit Kanonen beſetzt waren, enthielt jedes der zwey und dreyßig Schiffe noch dreyßig Bewaffnete nebſt vier

---

* Strad. 564. **Meteren** 484. Reidan. Annal. 69.

Matroſen zu ſeiner Bedeckung, und zeigte dem Feind, er mochte nun von Seeland herauf oder von Antwerpen herunter ſchiffen, die Mündung einer Kanone. Man zählte in allem ſieben und neunzig Kanonen, die ſowohl über der Brücke, als unter derſelben vertheilt waren, und mehr als fünfzehen hundert Mann, die theils die Baſteyen theils die Schiffe beſetzten, und wenn es Noth that, ein furchtbares Mouſquetenfeuer auf den Feind unterhalten konnten.

Aber dadurch allein glaubte der Herzog ſein Werk noch nicht gegen alle Zufälle ſicher geſtellt zu haben. Es war zu erwarten, daß der Feind nichts unverſucht laſſen würde, den mittlern und ſchwächſten Theil der Brücke durch die Gewalt ſeiner Maſchinen zu ſprengen; dieſem vorzubeugen, warf er längs der Schiffbrücke und in einiger Entfernung von derſelben noch eine beſondre Schutzwehre auf, welche die Gewalt brechen ſollte, die auf die Brücke ſelbſt möchte ausgeübt werden. Dieſes Werk beſtand aus drey und dreyßig Barken von beträchtlicher Größe, welche in Einer Reyhe queer über den Strom hin gelagert, und je drey und drey mit Maſtbäumen aneinander beveſtigt waren, ſo daß ſie eilf verſchiedene Gruppen bildeten. Jede derſelben ſtreckte, gleich einem Glied Pikenierer, in horizontaler Richtung vierzehen lange hölzerne Stangen aus, die dem herannahenden Feind eine eiſerne Spitze entgegen kehrten. Dieſe Barken waren bloß mit Ballaſt angefüllt, und hiengen jede an einem doppelten aber ſchlaffen Ankerthau, um dem anſchwellenden Strome nachgeben zu können; daher ſie auch in beſtändiger Bewegung waren, und davon die Nahmen Schwimmer bekamen. Die ganze Schiffbrücke und noch ein Theil der Staketen wurden von dieſen Schwimmern gedeckt, welche ſowohl oberhalb als unterhalb der Brücke angebracht waren. Zu allen dieſen Vertheidigungsanſtalten kam noch eine Anzahl von vierzig Kriegsſchiffen, welche an beyden Ufern hielten und dem ganzen Werk zur Bedeckung dienten. *

Dieſes bewundernswürdige Werk war im März des Jahrs 1585 als dem ſiebenten Monat der Belagerung fertig, und der Tag, an dem es vollendet wurde, war ein Jubelfeſt für die Truppen. Durch ein wildes Freudenſchieſſen wurde der groſe Vorfall der belagerten Stadt verkündigt, und die Armee, als wollte ſie ſich ihres Triumphs recht ſinnlich verſichern, breitete ſich längs dem ganzen Gerüſte aus, um den ſtolzen Strom, dem man das Joch aufgelegt hatte, friedfertig und gehorſam unter ſich hinweg flieſſen zu ſehen. Alle ausgeſtandenen unendlichen Mühſeligkeiten waren bey dieſem Anblick vergeſſen, und keiner, deſſen Hand nur irgend dabey geſchäftig geweſen, war ſo verächtlich und ſo klein, daß er ſich nicht einen Theil der Ehre zueignete, die dem groſen Urheber lohnte. Nichts aber gleicht der Beſtürzung, welche die Bürger von Antwerpen ergriff, als ihnen die Nachricht gebracht wurde, daß die Schelde nun wirklich geſchloſſen, und alle Zufuhr aus Seeland abgeſchnitten ſey. Und zu Vermehrung ihres Schreckens mußten ſie zu derſelben Zeit noch den Verluſt der Stadt Brüſſel erfahren, welche endlich durch Hunger genöthigt worden, ſich zu ergeben. Ein Verſuch, den der Graf von Hohenlohe in eben dieſen Tagen auf Herzogenbuſch gewagt, um entweder dieſe Stadt

---

* Strad. Dec. II. Lib. VI. 566. 567. Meteren 482. Thuan. III. Lib. LXXXIII. 45. Allgem. Geſchichte der vereinigten Niederlande. III Band. 497.

wegzunehmen, oder doch dem Feind eine Diverſion zu machen, war gleichfalls verunglückt, und ſo verlor das bedrängte Antwerpen zu gleicher Zeit alle Hofnung einer Zufuhr von der See und zu Lande. *

Durch einige Flüchtlinge, welche ſich durch die ſpaniſchen Vorpoſten hindurch in die Stadt geworfen, wurden dieſe unglücklichen Zeitungen darinn ausgebreitet, und ein Kundſchafter, den der Bürgermeiſter ausgeſchickt hatte, um die feindlichen Werke zu recognoſcieren, vergrößerte durch ſeine Ausſagen noch die allgemeine Beſtürzung. Er war ertappt und vor den Herzog von Parma gebracht worden, welcher Befehl gab, ihn überall herumzuführen, und beſonders die Einrichtung der Brücke aufs genaueſte beſichtigen zu laſſen. Nachdem dieß geſchehen war und er wieder vor den Feldherrn gebracht wurde, ſchickte ihn dieſer mit den Worten zurück: „Gehe," rief er, „und hinterbringe denen, die dich herſchickten, was du geſehen haſt. Melde ihnen aber dabey, daß es mein feſter Entſchluß ſey, mich entweder unter den Trümmern dieſer Brücke zu begraben, oder durch dieſe Brücke in eure Stadt einzuziehen" **

Aber die Gewißheit der Gefahr belebte nun auch auf einmal den Eifer der Verbundenen, und es lag nicht an ihren Anſtalten, wenn die erſte Hälfte jenes Gelübdes nicht in Erfüllung gieng. Längſt ſchon hatte der Herzog mit Unruhe den Bewegungen zugeſehen, welche zum Entſatze der Stadt in Seeland gemacht wurden. Es war ihm nicht verborgen, daß er den gefährlichſten Schlag von vorher zu fürchten habe, und daß gegen die vereinigte Macht der Seeländiſchen und Antwerpiſchen Flotten, wenn ſie zu gleicher Zeit und im rechten Moment auf ihn losdringen ſollten, mit allen ſeinen Werken nicht viel würde auszurichten ſeyn. Eine Zeit lang hatten ihm die Zögerungen des Seeländiſchen Admirals, die er auf alle Art zu unterhalten bemüht war, Sicherheit verſchafft; jetzt aber beſchleunigte die dringende Noth auf einmal die Rüſtung, und ohne länger auf den Admiral zu warten, ſchickten die Staaten zu Middelburg den Grafen Juſtin von Naſſau mit ſoviel Schiffen als ſie aufbringen konnten, den Belagerten zu Hülfe. Dieſe Flotte legte ſich vor das Fort Lieſkenshoek, welches der Feind im Beſitz hatte, und beſchoß daſſelbe, von einigen Schiffen aus dem gegenüber liegenden Fort Lillo unterſtützt, mit ſo glücklichem Erfolge, daß die Wälle in kurzem zu Grund gerichtet und mit ſtürmender Hand erſtiegen wurden. Die darinn zur Beſatzung liegenden Wallonen zeigten die Feſtigkeit nicht, welche man von Soldaten des Herzogs von Parma erwartete; ſie überlieſſen dem Feinde ſchimpflich die Veſtung, der ſich in kurzem der ganzen Inſel Doel mit allen darauf liegenden Schanzen bemeiſterte. Der Verluſt dieſer Plätze, die jedoch bald wieder gewonnen waren, gieng dem Herzog von Parma ſo nahe, daß er die Befehlshaber vor das Kriegsgericht zog, und den ſchuldigſten darunter enthaupten ließ. Indeſſen eröfnete dieſe wichtige Eroberung den Seeländern einen freyen Paß biß zur Brücke, und nunmehr war der Zeitpunkt vorhanden, nach genommener Abrede mit den Antwerpern, gegen jenes Werk einen entſcheidenden Streich auszuführen. Man kam überein, daß während man von Antwerpen aus, durch ſchon bereit gehaltene Maſchinen, die Schiffbrücke ſprengte, die Seeländiſche Flotte mit einem hinlänglichen Vorrath von Proviant in der Nähe ſeyn ſollte, um ſogleich durch die gemachte Oefnung hindurch nach der Stadt zu ſegeln. *

---

* Strad. 567—571. Meteren 492. 494. Thuan. III. 44. 45.

** Strad. 568.

Denn ehe noch der Herzog von Parma mit ſeiner Brücke zu Stande war, arbeitete ſchon in den Mauren Antwerpens ein Ingenieur an ihrer Zerſtörung. Friderich Gianibelli hieß dieſer Mann, den das Schickſal beſtimmt hatte, der Archimed dieſer Stadt zu werden, und eine gleiche Geſchicklichkeit mit gleich verlorenem Erfolg zu deren Vertheidigung zu verſchwenden. Er war aus Mantua gebürtig, und hatte ſich ehedem in Madrid gezeigt, um, wie einige wollen, dem König Philipp ſeine Dienſte in dem niederländiſchen Krieg anzubiethen. Aber vom langen Warten ermüdet, verließ der beleidigte Künſtler den Hof, des Vorſatzes, den Monarchen Spaniens auf eine empfindliche Art mit einem Verdienſte bekannt zu machen, das er ſo wenig zu ſchätzen gewußt hatte. Er ſuchte die Dienſte der Königinn Eliſabeth von England, der erklärten Feindinn von Spanien, welche ihn, nachdem ſie einige Proben von ſeiner Kunſt geſehen, nach Antwerpen ſchickte. In dieſer Stadt ließ er ſich wohnhaft nieder, und widmete derſelben in der gegenwärtigen Extremität ſeine ganze Wiſſenſchaft und den feurigſten Eifer. **

Sobald dieſer Künſtler in Erfahrung gebracht hatte, daß es mit der Brücke ernſtlich gemeynt ſey, und das

---

* Strad. 573. 574. **Meteren** 495.

** **Meteren** 495. Strad. 574.

Werk der Vollendung ſich näherte, ſo bat er ſich von dem Magiſtrat drey groſſe Schiffe von hundert und fünfzig biß fünfhundert Tonnen aus, in welchen er Minen anzulegen gedachte. Außer dieſen verlangte er noch ſechszig Playten, welche mit Kabeln und Ketten aneinander gebunden und mit hervorragenden Haken verſehen, mit eintretender Ebbe in Bewegung geſetzt werden, und um die Wirkung der Minenſchiffe zu vollenden, in keilförmiger Richtung gegen die Brücke Sturm laufen ſollten. Aber er hatte ſich mit ſeinem Geſuch an Leute gewendet, die gänzlich unfähig waren, einen außerordentlichen Gedanken zu faßen, und ſelbſt da, wo es die Rettung des Vaterlandes galt, ihren Krämerſinn nicht zu verläugnen wußten. Man fand ſeinen Vorſchlag allzukoſtbar, und nur mit Mühe erhielt er endlich, daß ihm zwey kleinere Schiffe von ſiebenzig bis achtzig Tonnen, nebſt einer Anzahl Playten bewilligt wurden.

Mit dieſen zwey Schiffen, davon er das eine das Glück, das andre die Hofnung nannte, verfuhr er auf folgende Art. Er ließ auf dem Boden derſelben einen hohlen Kaſten von Quaderſteinen mauren, der fünf Schuh breit, vierthalb hoch, und vierzig lang war. Dieſen Kaſten füllte er mit ſechszig Zentnern des feinſten Schießpulvers von ſeiner eigenen Erfindung, und bedeckte denſelben mit groſſen Grab- und Mühlſteinen, ſo ſchwer das Fahrzeug ſie tragen konnte. Darüber führte er noch ein Dach von ähnlichen Steinen auf, welches ſpitz zulief und ſechs Schuhe hoch über den Schiffsrand empor ragte. Das Dach ſelbſt wurde mit eiſernen Ketten und Haken, mit metallenen und marmornen Kugeln, mit Nägeln, Meſſern und andern verderblichen Werkzeugen vollgeſtopft;

auch der übrige Raum des Schiffs, den der Kaſten nicht einnahm, wurde mit Steinen ausgefüllt, und das Ganze mit Brettern überzogen. In dem Kaſten ſelbſt waren mehrere kleine Oefnungen für die Lunten gelaſſen, welche die Mine anzünden ſollten. Zum Ueberfluß war noch ein Uhrwerk darinn angebracht, welches nach Ablauf der beſtimmten Zeit Funken ſchlagen, und, wenn auch die Lunten verunglückten, das Schiff in Brand ſtecken konnte. Um dem Feinde die Meynung beyzubringen, als ob es mit dieſen Maſchinen bloß darauf abgeſehen ſey, die Brücke anzuzünden, wurde auf dem Gipfel derſelben ein Feuerwerk von Schwefel und Pech unterhalten, welches eine ganze Stunde lang fortbrennen konnte. Ja um die Aufmerkſamkeit deſſelben noch mehr von dem eigentlichen Sitze der Gefahr abzulenken, rüſtete er noch zwey und dreyßig Schuyten (kleine platte Fahrzeuge) aus, auf denen bloß Feuerwerke brannten, und welche keine andre Beſtimmung hatten, als dem Feind ein Gaukelwerk vorzumachen. Dieſe Brander ſollten in vier verſchiedenen Transporten, von einer halben Stunde zur andern, nach der Brücke hinunter laufen, und die Feinde zwey ganzer Stunden lang unaufhörlich in Athem erhalten, ſo daß ſie endlich vom Schießen erſchöpft und durch vergebliches Warten ermüdet, in ihrer Aufmerkſamkeit nachließen, wenn die rechten Vulkane kämen. Voran ließ er zum Ueberfluß noch einige Schiffe laufen, in welchen Pulver verborgen war, um das fließende Werk vor der Brücke zu ſprengen, und den Hauptſchiffen Bahn zu machen. Zugleich hoffte er durch dieſes Vorpoſtengefechte den Feinden zu thun zu geben, ſie heran zu locken und der ganzen tödtenden Wirkung des Vulkans auszuſetzen. *

---

* Thuan. III. 46. Strad. 574. 575. Meteren 596.

— So zernicht' ich ſein letztes Gedächtniß. (Sie zerreißt ihren Brief.)

Miller (ſtürzt ihr freudetrunken an den Hals). Das iſt meine Tochter! Blick' auf! Um einen Liebhaber biſt du leichter, dafür haſt du einen glücklichen Vater gemacht. (Unter Lachen und Weinen ſie umarmend.) Kind! Kind, das ich den Tag meines Lebens nicht werth war! Gott weiß, wie ich ſchlechter Mann zu dieſem Engel gekommen bin! — Meine Louiſe, mein Himmelreich! O Gott! ich verſtehe ja wenig vom Lieben, aber daß es eine Qual ſeyn muß, aufzuhören — ſo was begreif' ich noch!

Louiſe. Doch hinweg aus dieſer Gegend, mein Vater! — Weg von der Stadt, wo meine Geſpielinnen meiner ſpotten und mein guter Name dahin iſt auf immerdar — Weg, weg, weit weg von dem Ort, wo mich ſo viele Spuren der verlornen Seligkeit anreden. Weg, wenn es möglich iſt! —

Miller. Wohin du nur willſt, meine Tochter! Das Brod unſers Herrgotts wächst überall, und Ohren wird er auch meiner Geige beſcheren. Ja! laß auch Alles dahingehen — Ich ſetze die Geſchichte deines Grams auf die Laute, ſinge dann ein Lied von der Tochter, die, ihren Vater zu ehren, ihr Herz zerriß — wir betteln mit der Ballade von Thür zu Thür, und das Almoſen wird köſtlich ſchmecken von den Händen der Weinenden.

Die Nacht zwiſchen dem vierten und fünften April war zur Ausführung dieſes großen Unternehmens beſtimmt. Ein dunkles Gerücht davon hatte ſich auch ſchon in dem ſpaniſchen Lager verbreitet, beſonders da man von Antwerpen aus mehrere Taucher entdeckt hatte, welche die Ankerthaue an den Schiffen hatten zerhauen wollen. Man war ſich daher auf einen ernſtlichen Angriff gefaßt; nur irrte man ſich in der eigentlichen Beſchaffenheit deſſelben, und rechnete mehr darauf, mit Menſchen als mit Elementen zu kämpfen. Der Herzog ließ zu dieſem Ende die Wachen längs dem ganzen Ufer verdoppeln, und zog den beſten Theil ſeiner Truppen in die Nähe der Brücke, wo er ſelbſt gegenwärtig war; um ſo näher der Gefahr, je ſorgfältiger er derſelben zu entfliehen ſuchte. Kaum war es dunkel geworden, ſo ſah man von der Stadt her drey brennende Fahrzeuge daher ſchwimmen, dann noch drey andre, und gleich darauf eben ſoviele. Man ruft durch das ſpaniſche Lager ins Gewehr, und die ganze Länge der Brücke füllt ſich mit Bewaffneten an. Indeßen vermehrten ſich die Feuerſchiffe und zogen, theils Paarweiſe theils zu Dreyen, in einer gewiſſen Ordnung den Strom herab, weil ſie am Anfang noch durch Schiffer gelenkt wurden. Der Admiral der Antwerpiſchen Flotte Jakob Jakobſohn hatte es, man wußte nicht ob aus Nachläßigkeit oder Vorſatz darinn verſehen, daß er die vier Schiffhaufen allzugeſchwind hintereinander ablaufen, und ihnen auch die zwey große Minenſchiffe viel zu ſchnell folgen ließ, wodurch die ganze Ordnung geſtört wurde.

Unterdeſſen rückte der Zug immer näher, und die Dunkelheit der Nacht erhöhte noch den auſſerordentlichen Anblick. So weit das Auge dem Strom folgen konnte war alles Feuer, und die Brander warfen ſo ſtarke Flammen aus, als ob ſie ſelbſt in Feuer aufgiengen. Weit hin leuchtete die Waſſerfläche; die Dämme und Baſteyen längs dem Ufer, die Fahnen, Waffen und Rüſtungen der Soldaten, welche ſowohl hier als auf der Brücke in Parade ſtanden, glänzten im Widerſchein. Mit einem gemiſchten Gefühl von Grauen und Vergnügen betrachtete der Soldat das ſeltſame Schauſpiel, das eher einer Fete als einem feindlichen Apparate glich, aber gerade wegen dieſes ſonderbaren Kontraſtes der äuſern Erſcheinung mit der innern Beſtimmung die Gemüther mit einem wunderbaren Schauer erfüllte. Als dieſe brennende Flotte der Brücke bis auf zweytauſend Schritte nahe gekommen, zündeten ihre Führer die Lunten an, trieben die zwey Minenſchiffe in die eigentliche Mitte des Stroms und überlieſſen die übrigen dem Spiele der Wellen, in dem ſie ſelbſt ſich auf ſchon bereit gehaltenen Kähnen hurtig davon machten. *

Jetzt verwirrte ſich der Zug, und die führerloſen Schiffe langten einzeln und zerſtreut bey den ſchwimmenden Werken an, wo ſie entweder hängen blieben, oder ſeitwärts an das Ufer prallten. Die vordern Pulverſchiffe, welche beſtimmt geweſen waren, das ſchwimmende Werk zu entzünden, warf die Gewalt eines Sturmwindes, der ſich in dieſem Augenblick erhob, an das Flandriſche Ufer; ſelbſt der eine von den beyden Brandern, welcher das Glück hieß, gerieth unterwegs auf den Grund, ehe er noch die Brücke erreichte, und tödtete, indem er zerſprang, etliche ſpaniſche Soldaten, die in einer nahgelegenen Schanze arbeiteten. Wenig fehlte, daß

---

* Strad. 576.

der andre und größere Brander, die **Hofnung** genannt, nicht ein ähnliches Schickſal gehabt hätte. Der Strom warf ihn an das ſchwimmende Werk auf der Flandriſchen Seite, wo er hängen blieb; und hätte er in dieſem Augenblick ſich entzündet, ſo war der beßte Theil ſeiner Würkung verloren. Von den Flammen getäuſcht, welche dieſe Maſchine, gleich den übrigen Fahrzeugen von ſich warf, hielt man ſie bloß für einen gewöhnlichen Brander, der die Schiffbrücke anzuzünden beſtimmt ſey. Und wie man nun gar eins der Feuerſchiffe nach dem andern ohne alle weitere Wirkung erlöſchen ſah, ſo verlor ſich endlich die Furcht, und man fieng an, über die Anſtalten des Feindes zu ſpotten, die ſich ſo prahleriſch angekündigt hatten, und nun ein ſo lächerliches Ende nahmen. Einige der verwegenſten warfen ſich ſogar in den Strom, um den Brander in der Nähe zu beſehen, und ihn auszulöſchen, als derſelbe vermittelſt ſeiner Schwere ſich durchriß, das ſchwimmende Werk, das ihn aufgehalten, zerſprengte, und mit einer Gewalt, welche alles fürchten ließ, auf die Schiffbrücke losdrang. Auf einmal kommt alles in Bewegung, und der Herzog ruft den Matroſen zu, die Maſchine mit Stangen aufzuhalten, und die Flammen zu löſchen, ehe ſie das Gebälke ergriffen.

Er befand ſich in dieſem bedenklichen Augenblick an dem äuſerſten Ende des linken Gerüſtes, wo daſſelbe eine Baſtey im Waſſer formirte und in die Schiffbrücke übergieng. Ihm zur Seite ſtanden der **Markgraf von Rysburg**, General der Reiterey und Gouverneur der Provinz Artois, der ſonſt den Staaten gedient hatte, aber aus einem Vertheidiger der Republik ihr ſchlimmſter Feind geworden war, der Freyherr von **Billy**, Gouverneur von Friesland und Chef der deutſchen Regimenter, die Generale Cajetan und Guaſto, nebſt mehreren der vornehmſten Offiziere; alle ihrer beſondern Gefahr vergeſſen, und bloß mit Abwendung des allgemeinen Unglücks beſchäftigt. Da nahte ſich dem Herzog von Parma ein ſpaniſcher Fähndrich, und beſchwur ihn, ſich von einem Orte hinwegzubegeben, wo ſeinem Leben augenſcheinlich Gefahr drohe. Er wiederhohlte dieſe Bitte noch dringender, als der Herzog nicht darauf merken wollte, und flehte ihn zuletzt fußfällig, in dieſem einzigen Stücke von ſeinem Diener Rath anzunehmen. Indem er dieß ſagte, hatte er den Herzog am Rock ergriffen, als wollte er ihn mit Gewalt von der Stelle ziehen, und dieſer, mehr von der Kühnheit dieſes Mannes überraſcht als durch ſeine Gründe überredet, zog ſich endlich, von Cajetan und Guaſto begleitet, nach dem Ufer zurück. Kaum hatte er Zeit gehabt, das Fort S. Maria am äußerſten Ende der Brücke zu erreichen, ſo geſchah hinter ihm ein Knall, nicht anders als börſte die Erde, und als ſtürzte das Gewölbe des Himmels ein. Wie todt fiel der Herzog nieder, die ganze Armee mit ihm, und es dauerte mehrere Minuten, bis man wieder zur Beſinnung erwachte.

Aber welch ein Anblick, als man jetzt wieder zu ſich ſelber kam! Von dem Schlage des entzündeten Vulkans war die Schelde bis in ihre unterſten Tiefen geſpalten und mit Mauerhoher Fluth über den Damm, der ſie umgab, hinaus getrieben worden, ſo daß alle Veſtungswerke am Ufer mehrere Schuh hoch im Waſſer ſtanden. Drey Meilen im Umkreis ſchütterte die Erde. Beynahe das ganze linke Gerüſte, an welchem das Brandſchiff ſich angehängt hatte, war nebſt einem Theil der Schiffbrücke auseinander geſprengt, zerſchmettert, und mit allem, was ſich darauf befand, mit allen Maſtbäumen, Kanonen und Menſchen in die Luft geführt worden. Selbſt die ungeheuren Steinmaſſen, welche die Mine bedeckten, hatte die Gewalt des Vulkans in die benachbarten Felder geſchleudert, ſo daß man nachher mehrere davon, tauſend Schritte weit von der Brücke, aus dem Boden herausgrub. Sechs Schiffe waren verbrannt, mehrere in Stücken gegangen. Aber ſchrecklicher als alles dieß war die Niederlage, welche das mörderiſche Werkzeug unter den Menſchen anrichtete. Fünfhundert, nach andern Berichten ſogar achthundert Menſchen wurden das Opfer ſeiner Wuth; diejenigen nicht einmal gerechnet, welche mit verſtümmelten oder ſonſt beſchädigten Gliedern davon kamen; und die entgegengeſetzteſten Todesarten vereinigten ſich in dieſem entſetzlichen Augenblick. Einige wurden durch den Blitz des Vulkans, andre durch das kochende Gewäſſer des Stroms verbrannt; noch andre erſtickte der giftige Schwefeldampf; jene wurden in den Fluthen, dieſe unter dem Hagel der geſchleuderten Steine begraben, viele von den Meſſern und Haken zerfleiſcht, oder von den Kugeln zermalmt, welche aus dem Bauch der Maſchine ſprangen. Einige, die man ohne alle ſichtbare Verletzung entſeelt fand, mußte ſchon die bloße Lufterſchütterung getödtet haben. Der Anblick, der ſich unmittelbar nach Entzündung der Mine darbot, war fürchterlich. Einige ſtaken zwiſchen dem Pfahlwerk der Brücke, andere arbeiteten ſich unter Steinmaſſen hervor, noch andre waren in den Schiffſeilen hängen geblieben; von allen Orten und Enden her erhub ſich ein herzzerſchneidendes Geſchrey nach Hülfe, welches aber, weil jeder genug mit ſich ſelbſt zu thun hatte, nur durch ein ohnmächtiges Wimmern beantwortet wurde.

Von den Ueberlebenden ſahen ſich viele durch ein wunderähnliches Schickſal gerettet. Einen Offizier, mit Nahmen Tucci, hob der Windwirbel wie eine Feder in die Luft, hielt ihn eine Zeitlang ſchwebend in der Höhe, und ließ ihn dann gemach in den Strom herabſinken, wo er ſich durch Schwimmen rettete. Einen andern ergriff die Gewalt des Schuſſes auf dem Flandriſchen Ufer und ſetzte ihn auf dem Brabantiſchen ab, wo er mit einer leichten Quetſchung an der Schulter wieder aufſtand, und es war ihm, wie er nachher ausſagte, auf dieſer ſchnellen Luftreiſe nicht anders zu Muth, als ob er aus einer Kanone geſchoſſen würde. Der Herzog von Parma ſelbſt war dem Tode nie ſo nahe geweſen als in dieſem Augenblick, denn nur der Unterſchied einer halben Minute entſchied über ſein Leben. Kaum hatte er den Fuß in das Fort S. Maria geſetzt, ſo hob es ihn auf wie ein Sturmwind, und ein Balken, der ihn am Haupt und an der Schulter traf, riß ihn ſinnlos zur Erde. Eine Zeitlang glaubte man ihn auch wirklich todt, weil ſich viele erinnerten, ihn wenige Minuten vor dem tödtlichen Schlag noch auf der Brücke geſehen zu haben. Endlich fand man ihn, die Hand an dem Degen, zwiſchen ſeinen Begleitern Cajetan und Guaſto ſich aufrichtend; eine Zeitung, die dem ganzen Heere das Leben wieder gab. Aber umſonſt würde man verſuchen, ſeinen Gemüthszuſtand zu beſchreiben, als er nun die Verwüſtung überſah, die ein einziger Augenblick in dem Werk ſo vieler Monate angerichtet hatte. Zerriſſen war die Brücke, auf der ſeine ganze Hoffnung beruhte, aufgerieben ein großer Theil ſeines Heers, ein andrer verſtümmelt und für viele Tage unbrauchbar gemacht, mehrere ſeiner beſten Offiziere getödtet; und als ob es an dieſem öffentlichen Unglück noch nicht genug wäre, ſo mußte er noch die ſchmerzliche Nachricht hören, daß der Markgraf von Roßburg, den er unter allen ſeinen Offizieren vorzüglich werth hielt, nirgends aufzufinden ſey. Und doch ſtand das allerſchlimmſte noch bevor; denn jeden Augenblick mußte man von Antwerpen und Lillo aus die feindlichen Flotten erwarten, welche bey dieſer ſchrecklichen Verfaſſung des Heers durchaus keinen Widerſtand würden gefunden haben. Die Brücke war auseinander geſprengt, und nichts hinderte die Seeländiſchen Schiffe mit vollen Segeln hindurch zu ziehen; dabey war die Verwirrung der Truppen in dieſen erſten Augenblicken ſo groß und allgemein, daß es unmöglich geweſen wäre, Befehle auszutheilen und zu befolgen, da viele Corps ihre Befehlshaber, viele Befehlshaber ihre Corps vermißten, und ſelbſt der Poſten, wo man geſtanden, in dem allgemeinen Ruin kaum mehr zu erkennen war. Dazu kam, daß alle Schanzen am Ufer im Waſſer ſtanden, daß mehrere Kanonen verſenkt, daß die Lunten feucht, daß die Pulvervorräthe vom Waſſer zu Grund gerichtet waren. Welch ein Moment für die Feinde, wenn ſie es verſtanden hätten, ihn zu benutzen! *

Kaum wird man es dem Geſchichtſchreiber glauben, daß dieſer über alle Erwartung gelungene Erfolg bloß darum für Antwerpen verloren gieng, weil — man nichts davon wußte. Zwar ſchickte S. Aldegonde, ſobald man den Knall des Vulkans in der Stadt vernommen hatte, mehrere Galeeren gegen die Brücke aus, mit dem Befehl,

---

*) Strada 577. ſeq. **Meteren** 497. Thuan. III. 47. Allgem. Geſch. d. v. N. III. 497.

Feuerkugeln und brennende Pfeile ſteigen zu laſſen, ſobald ſie glücklich hindurch paſſirt ſeyn würden, und dann mit dieſer Nachricht geradenwegs nach Lillo weiter zu ſegeln, um die Seeländiſche Hülfsflotte unverzüglich in Bewegung zu bringen. Zugleich wurde der Admiral von Antwerpen beordert, auf jenes gegebene Zeichen ſogleich mit den Schiffen aufzubrechen, und in der erſten Verwirrung den Feind anzugreifen. Aber obgleich den auf Kundſchaft ausgeſandten Schiffern eine anſehnliche Belohnung verſprochen worden, ſo wagten ſie ſich doch nicht in die Nähe des Feindes, ſondern kehrten unverrichteter Sachen zurück, mit der Botſchaft, daß die Schiffbrücke unverſehrt und das Feuerſchiff ohne Wirkung geblieben ſey. Auch noch am folgenden Tage wurden keine beſſere Anſtalten gemacht, den wahren Zuſtand der Brücke in Erfahrung zu bringen; und da man die Flotte bey Lillo, des günſtigſten Windes ungeachtet, gar keine Bewegung machen ſah, ſo beſtärkte man ſich in der Vermuthung, daß die Brander nichts ausgerichtet hätten. Niemand fiel es ein, daß eben dieſe Unthätigkeit der Bundsgenoſſen, welche die Antwerper irre führte, auch die Seeländer bey Lillo zurückhalten könnte, wie es ſich auch in der That verhielt. Einer ſo ungeheuren Inconſequenz konnte ſich nur eine Regierung ſchuldig machen, die ohne alles Anſehen und alle Selbſtſtändigkeit Rath bey der Menge hohlt, über welche ſie herrſchen ſollte. Je unthätiger man ſich indeſſen gegen den Feind verhielt, deſto heftiger ließ man ſeine Wuth gegen Gianibelli aus, den der raſende Pöbel in Stücken reiſſen wollte. Zwey Tage ſchwebte dieſer Künſtler in der augenſcheinlichſten Lebensgefahr, bis endlich am dritten Morgen ein Bote von Lillo, der unter der Brücke hindurchgeſchwommen, von der wirklichen Zerſtörung der Brücke, zugleich aber auch von der völligen Wiederherſtellung derſelben beſtimmten Bericht abſtattete. *

Dieſe ſchleunige Ausbeſſerung der Brücke war ein wahres Wunderwerk des Herzogs von Parma. Kaum hatte ſich dieſer von dem Schlage erhohlt, der alle ſeine Entwürfe darnieder zu ſtürzen ſchien, ſo wußte er mit einer bewundernswürdigen Gegenwart des Geiſtes allen ſchlimmen Folgen deſſelben zuvor zu kommen. Das Ausbleiben der feindlichen Flotte in dieſem entſcheidenden Augenblick belebte aufs neue ſeine Hofnung. Noch ſchien der ſchlimme Zuſtand ſeiner Brücke den Feinden ein Geheimniß zu ſeyn, und war es gleich nicht möglich, das Werk vieler Monate in wenigen Stunden wieder herzuſtellen, ſo war ſchon vieles gewonnen, wenn man auch nur den Schein davon zu erhalten wußte. Alles mußte daher Hand ans Werk legen, die Trümmer wegzuſchaffen, die umgeſtürzten Balken wieder aufzurichten, die zerbrochenen zu erſetzen, die Lücken mit Schiffen auszufüllen. Der Herzog ſelbſt entzog ſich der Arbeit nicht, und ſeinem Beyſpiel folgten alle Offiziere. Der gemeine Mann, durch dieſe Popularität angefeuert, that ſein Aeußerſtes, die ganze Nacht durch wurde die Arbeit fortgeſetzt, unter dem beſtändigen Lerm der Trompeten und Trommeln, welche längs der ganzen Brücke vertheilt waren, um das Geräuſch der Werkleute zu übertönen. Mit Anbruch des Tages waren von der Verwüſtung der Nacht wenige Spuren mehr zu ſehen, und obgleich die Brücke nur dem Schein nach wieder hergeſtellt war, ſo täuſchte doch dieſer Anblick die Kundſchafter, und der Angriff unterblieb.

---

* Meteren 496.

Mittlerweile gewann der Herzog Friſt, die Ausbeſſerung gründlich zu machen, ja ſogar in der Struktur der Brücke einige weſentliche Veränderungen anzubringen. Um ſie vor künftigen Unfällen ähnlicher Art zu verwahren, wurde ein Theil der Schiffbrücke beweglich gemacht, ſo daß derſelbe im Nothfall weggenommen und den Brandern der Durchzug geöfnet werden konnte. Den Verluſt, welchen er an Mannſchaft erlitten, erſetzte der Herzog durch Garniſonen aus den benachbarten Plätzen und durch ein deutſches Regiment, das ihm gerade zu rechter Zeit aus Geldern zugeführt wurde. Er beſetzte die Stellen der gebliebenen Offiziere, wobey der ſpaniſche Fähndrich, der ihm das Leben gerettet, nicht vergeſſen wurde. *

Die Antwerper, nachdem ſie den glücklichen Erfolg ihres Minenſchiffs in Erfahrung gebracht, huldigten nun dem Erfinder deſſelben eben ſo leidenſchaftlich als ſie ihn kurz vorher gemißhandelt hatten, und foderten ſein Genie zu neuen Verſuchen auf. Gianibelli erhielt nun wirklich eine Anzahl von Playten, wie er ſie anfangs, aber vergeblich verlangt hatte, und dieſe rüſtete er auf eine ſolche Art aus, daß ſie mit unwiderſtehlicher Gewalt an die Brücke ſchlugen, und ſolche auch wirklich zum zweytenmal auseinander ſprengten. Dießmal aber war der Wind der Seeländiſchen Flotte entgegen, daß ſie nicht auslaufen konnte, und ſo erhielt der Herzog zum zweytenmal die nöthige Friſt, den Schaden auszubeßern. Der Archimed von Antwerpen ließ ſich durch alle dieſe Fehlſchläge keineswegs irre machen. Er rüſtete aufs neue zwey groſſe Fahrzeuge aus, welche mit eiſernen Haken und ähnlichen

---

* Strad. 591. ſeq

Zweite Scene.

Ferdinand zu den Vorigen.

Louiſe (wird ihn zuerſt gewahr und wirft ſich Millern laut ſchreiend um den Hals). Gott! Da iſt er! Ich bin verloren!

Miller. Wo? Wer?

Louiſe (zeigt mit abgewandtem Geſicht auf den Major und drückt ſich feſter an ihren Vater). Er! er ſelbſt — Seh' er nur um ſich, Vater — Mich zu ermorden, iſt er da!

Miller (erblickt ihn, fährt zurück). Was? Sie hier, Baron?

Ferdinand (kommt langſam näher, bleibt Louiſen gegenüber ſtehen und läßt den ſtarren forſchenden Blick auf ihr ruhen, nach einer Pauſe). Ueberraſchtes Gewiſſen, habe Dank! — Dein Bekenntniß iſt ſchrecklich, aber ſchnell und gewiß, und erſpart mir die Folterung! Guten Abend, Miller!

Miller. Aber um Gottes willen! Was wollen Sie, Baron? Was führt Sie her? Was ſoll dieſer Ueberfall?

Ferdinand. Ich weiß eine Zeit, wo man den Tag in ſeine Sekunden zerſtückte, wo Sehnſucht nach mir ſich an die Gewichte der zögernden Wanduhr hing und auf den Aderſchlag lauerte, unter dem ich erſcheinen ſollte. — Wie kommt's, daß ich jetzt überraſche?

Miller. Gehen Sie, gehen Sie, Baron! — Wenn noch ein Funke von Menſchlichkeit in Ihrem Herzen zurückblieb, wenn Sie die nicht erwürgen wollen, die Sie zu

Inſtrumenten bewaffnet waren, um die Brücke mit Gewalt zu durchrennen. Aber wie es nunmehr dazu kam, ſolche auslaufen zu laſſen, fand ſich niemand, der ſie beſteigen wollte. Der Künſtler mußte alſo darauf denken, ſeinen Maſchinen von ſelbſt eine ſolche Richtung zu geben, daß ſie auch ohne Steuermann die Mitte des Waſſers hielten und nicht wie die vorigen von dem Winde dem Ufer zugetrieben würden. Einer von ſeinen Arbeitern, ein Deutſcher, verfiel hier auf eine ſonderbare Erfindung, wenn man ſie anders dem Strada [*] nacherzählen darf. Er brachte ein Segel unter dem Schiffe an, welches eben ſo von dem Waſſer, wie die gewöhnlichen Segel von dem Winde angeſchwellt werden und auf dieſe Art das Schiff mit der ganzen Gewalt des Stroms forttreiben könnte. Der Erfolg lehrte auch, daß er richtig gerechnet hatte, denn dieſes Schiff mit verkehrten Segeln folgte nicht nur in ſtrenger Richtung der eigentlichen Mitte des Stroms, ſondern rannte auch mit ſolcher Heftigkeit gegen die Brücke, daß es dem Feinde nicht Zeit ließ, dieſe zu eröffnen, und ſie wirklich auseinander ſprengte. Aber alle dieſe Erfolge halfen der Stadt zu nichts, weil ſie auf Gerathewohl unternommen und durch keine hinlängliche Macht unterſtützt wurden. Von einem neuen Minen-Schiff, welches Gianibelli nach Art des erſten, das ſo gut operiert hatte, zubereitete und mit viertauſend Pfund Schießpulver anfüllte, wurde gar kein Gebrauch gemacht, weil es den Antwerpern nunmehr einfiel, auf einem andern Weg ihre Rettung zu ſuchen. [**]

---

[*] Dec. II. Lib. VI 586.

[**] Meteren 497.

Abgeſchreckt durch ſo viele mißlungene Verſuche, die Schiffahrt auf dem Strom mit Gewalt wieder frey zu machen, dachte man endlich darauf, den Strom ganz und gar zu entbehren. Man erinnerte ſich an das Beyſpiel der Stadt Leiden, welche zehen Jahre vorher von den Spaniern belagert in einer zur rechten Zeit bewürkten Ueberſchwemmung der Felder ihre Rettung gefunden hatte, und dieſes Beyſpiel beſchloß man nachzuahmen. Zwiſchen Lillo und Stabroek im Lande Bergen ſtreckt ſich eine große etwas abhängige Ebene bis nach Antwerpen hin, welche nur durch zahlreiche Dämme und Gegendämme gegen die eindringenden Waſſer der Oſterſchelde geſchützt wird. Es koſtete weiter nichts, als dieſe Dämme zu ſchleifen, ſo war die ganze Ebene Meer und konnte mit flachen Schiffen bis faſt unter die Mauren von Antwerpen befahren werden. Glückte dieſer Verſuch, ſo mochte der Herzog von Parma immerhin die Schelde vermittelſt ſeiner Schiffbrücke hüten; man hatte ſich einen neuen Strom aus dem Stegreif geſchaffen, der im Nothfall die nehmlichen Dienſte leiſtete. Eben dieß war es auch, was der Prinz von Oranien gleich beym Anfange der Belagerung angerathen und S. Aldegonde ernſtlich zu befördern geſucht hatte, aber ohne Erfolg, weil einige Bürger nicht zu bewegen geweſen waren, ihr Feld aufzuopfern. Zu dieſem letzten Rettungsmittel kam man in der jetzigen Bedrängniß zurück, aber die Umſtände hatten ſich unterdeſſen gar ſehr geändert.

Jene Ebene nehmlich durchſchneidet ein breiter und hoher Damm, der von dem anliegenden Schloſſe Cowenſtein den Nahmen führt und ſich von dem Dorfe Stabroek in Bergen, drey Meilen lang, bis an die Schelde erſtreckt, mit deren großem Damm er ſich ohnweit Ordam vereinigt. Ueber dieſen Demm hinweg konnten auch bey noch ſo hoher Fluth keine Schiffe fahren, und vergebens leitete man das Meer in die Felder, ſolange ein ſolcher Damm im Wege ſtand, der die Seeländiſche Fahrzeuge hinderte, in die Ebene vor Antwerpen herabzuſteigen. Das Schickſal der Stadt beruhte alſo darauf, daß dieſer Cowenſteiniſche Damm geſchleift oder durchſtochen wurde; aber eben weil der Herzog von Parma dieſes vorausſah, ſo hatte er gleich bey Eröffnung der Blokade von demſelben Beſitz genommen, und keine Anſtalten geſpart, ihn bis aufs äußerſte zu behaupten. Bey dem Dorfe Stabroek ſtand der Graf von Mansfeld mit dem größern Theil der Armee gelagert, und unterhielt durch eben dieſen Cowenſteiniſchen Damm die Communication mit der Brücke, dem Hauptquartier und den ſpaniſchen Magazinen zu Kalloo. So bildete die Armee von Stabroek in Brabant bis nach Bevern in Flandern eine zuſammenhängende Linie, welche von der Schelde zwar durchſchnitten aber nicht unterbrochen wurde, und ohne eine blutige Schlacht nicht zerriſſen werden konnte. Auf dem Damm ſelbſt waren in gehöriger Entfernung von einander fünf verſchiedene Batterien errichtet, und die tapferſten Offiziere der Armee führten darüber das Commando. Ja, weil der Herzog von Parma nicht zweifeln konnte, daß nunmehr die ganze Wuth des Kriegs ſich hieher ziehen würde, ſo überließ er dem Grafen von Mansfeld die Bewachung der Brücke, und entſchloß ſich in eigner Perſon dieſen wichtigen Poſten zu vertheidigen. Jetzt alſo erblickte man einen ganz neuen Krieg und auf einem ganz andern Schauplatz. *

---

* Strad. 581. Thuan. III. 48.

Der Beſchluß folgt.

Die Horen

Jahrgang 1795

Fünftes Stück.

Tübingen
in der J. G. Cottaiſchen Buchhandlung
1795

Innhalt des fünften Stücks.

I Merkwürdige Belagerung von Antwerpen in den Jahren 1584 und 1585. Beſchluß. Seite 1

II Beitrag zu einer Geſchichte des franzöſiſchen Nationalcharakters. — 15

III Litterariſcher Sansculottismus. — 50

IV Das Spiel in ſtrengſter Bedeutung. — 57

V Die Lebenskraft oder der Rhodiſche Genius. Eine Erzählung. — 90

VI Ueber Charakterdarſtellung in der Muſik. — 97

VII Kunſtſchulen. — 122

VIII Weihe der Schönheit. — 135

IX Sängerlohn. — 138

Die Horen.

Erſter Jahrgang. Fünftes Stück.

I

Merkwürdige Belagerung von Antwerpen in den Jahren 1584 und 1585.

Beſchluß.

Die Niederländer hatten an mehrern Stellen, oberhalb und unterhalb Lillo den Damm durchſtochen, welcher dem Brabantiſchen Ufer der Schelde folgt, und wo ſich kurz zuvor grüne Fluren zeigten, da erſchien jetzt ein neues Element, da ſah man Fahrzeuge wimmeln und Maſtbäume ragen. Eine Seeländiſche Flotte, von dem Grafen Hohenlohe angeführt, ſchiffte in die überſchwemmten Felder, und machte wiederhohlte Bewegungen gegen den Kowenſteiniſchen Damm, jedoch ohne ihn im Ernſt anzugreifen; während daß eine andere in der Schelde ſich zeigte, und bald dieſes bald jenes Ufer mit einer Landung, bald die Schiffbrücke mit einem Sturme bedrohte. Mehrere Tage trieb man dieſes Spiel mit dem Feinde, der, ungewiß, wo er den Angriff zu erwarten habe, durch anhaltende Wachſamkeit erſchöpft, und durch ſo oft getäuſchte Furcht allmählig ſicher werden ſollte. Die Antwerper hatten dem Grafen Hohenlohe verſprochen, den Angriff auf den Damm von der Stadt aus mit einer Flotille zu unterſtützen; drey Feuerzeichen von dem Hauptthurm ſollten die Loſung ſeyn, daß dieſe ſich auf dem Wege befinde. Als nun in einer finſtern Nacht die erwarteten Feuerſäulen wirklich über Antwerpen aufſtiegen, ſo ließ Graf Hohenlohe ſogleich fünfhundert ſeiner Truppen zwiſchen zwey feindlichen Redouten den Damm erklettern, welche die ſpaniſchen Wachen theils ſchlafend überfielen, theils wo ſie ſich zur Wehr ſetzten, niedermachten. In kurzem hatte man auf dem Damm feſten Fuß gefaßt, und war ſchon im Begriff, die übrige Mannſchaft zweytauſend an der Zahl nachzubringen, als die Spanier in den nächſten Redouten in Bewegung kamen, und von dem ſchmalen Terrain begünſtigt auf den dichtgedrängten Feind einen verzweifelten Angriff thaten. Und da nun zugleich das Geſchütz anfieng, von den nächſten Batterien auf die anrückende Flotte zu ſpielen, und die Landung der übrigen Truppen unmöglich machte, von der Stadt aus aber kein Beyſtand ſich ſehen ließ, ſo wurden die Seeländer nach einem kurzen Gefecht überwältigt, und von dem ſchon eroberten Damm wieder heruntergeſtürzt. Die ſiegenden Spanier jagten ihnen mitten durch das Waſſer biß zu den Schiffen nach, verſenkten mehrere von dieſen, und zwangen die übrigen, mit einem großen Verluſt ſich zurück zu ziehen. Graf Hohenlohe wälzte die Schuld dieſer Niederlage auf die Einwohner von Antwerpen, die durch ein falſches Signal ihn betrogen hatten, und gewiß lag es nur an der ſchlechten Uebereinſtimmung ihrer beyderſeitigen Operationen, daß dieſer Verſuch kein beſſeres Ende nahm. *

---

* Strad. 583. Meteren 498.

lieben vergeben, fliehen Sie, bleiben Sie keinen Augenblick länger! Der Segen war fort aus meiner Hütte, ſobald Sie einen Fuß darein ſetzten. Sie haben das Elend unter mein Dach gerufen, wo ſonſt nur die Freude zu Hauſe war. Sind Sie noch nicht zufrieden? Wollen Sie auch in der Wunde noch wühlen, die Ihre unglückliche Bekanntſchaft meinem einzigen Kinde ſchlug?

Ferdinand. Wunderlicher Vater, jetzt komm' ich ja, deiner Tochter etwas Erfreuliches zu ſagen!

Miller. Neue Hoffnungen etwa zu einer neuen Verzweiflung? Geh, Unglücksbote! Dein Geſicht ſchimpft deine Waare.

Ferdinand. Endlich iſt es erſchienen, das Ziel meiner Hoffnung! Lady Milford, das furchtbarſte Hinderniß unſrer Liebe, floh dieſen Augenblick aus dem Lande. Mein Vater billigt meine Wahl. Das Schickſal läßt nach, uns zu verfolgen. Unſere glücklichen Sterne gehen auf. — Ich bin jetzt da, mein gegebenes Wort einzulöſen und meine Braut zum Altar abzuholen.

Miller. Hörſt du ihn, meine Tochter? Hörſt du ihn ſein Geſpötte mit deinen getäuſchten Hoffnungen treiben? O wahrlich, Baron! es ſteht dem Verführer ſo ſchön, an ſeinem Verbrechen ſeinen Witz noch zu kitzeln.

Ferdinand. Du glaubſt, ich ſcherze? Bei meiner Ehre nicht! meine Ausſage iſt wahr, wie die Liebe meiner Louiſe, und heilig will ich ſie halten, wie ſie ihre Eide — Ich kenne nichts Heiligeres — Noch zweifelſt du? noch kein freudiges Erröthen auf den Wangen

Endlich aber beſchloß man, einen planmäßigen Angriff mit vereinigten Kräften auf den Feind zu thun, und durch einen Hauptſturm ſowohl auf den Damm als auf die Brücke die Belagerung zu endigen. Der ſechszehente May 1585 war zu Ausführung dieſes Anſchlags beſtimmt, und von beyden Theilen wurde das äuſerſte aufgewendet, dieſen Tag entſcheidend zu machen. Die Holländer und Seeländer brachten, in Vereinigung mit den Antwerpern, über zweyhundert Schiffe zuſammen, welche zu bemannen ſie ihre Städte und Citadellen von Truppen entblößten, und mit dieſer Macht wollten ſie von zwey entgegengeſetzten Seiten den Cowenſteiniſchen Damm beſtürmen. Zu gleicher Zeit ſollte die ScheldBrücke durch neue Maſchinen von Gianibellis Erfindung angegriffen, und dadurch der Herzog von Parma verhindert werden, den Damm zu entſetzen. *

Alexander, von der ihm drohenden Gefahr unterrichtet, ſparte auf ſeiner Seite nichts, derſelben nachdrücklich zu begegnen. Er hatte, gleich nach Eroberung des Dammes an fünf verſchiedenen Orten Redouten darauf erbauen laſſen, und das Kommando darüber den erfahrenſten Offizieren der Armee übergeben. Die erſte derſelben, welche die Kreuzſchanze hieß, wurde an der Stelle errichtet, wo der Cowenſteiniſche Damm in den groſen Wall der Schelde ſich einſenkt und mit dieſem die Figur eines Creuzes bildet; über dieſe wurde der Spanier Mondragon zum Befehlshaber geſetzt. Tauſend Schritte von derſelben wurde in der Nähe des Schloßes Cowenſtein die St. Jakobs-Schanze aufgeführt, und dem

---

* Strad. 584. Meteren 498.

Kommando des Camillo von Monte übergeben. Auf dieſe folgte in gleicher Entfernung die St. Georgs-Schanze, und tauſend Schritte von dieſer die Pfahl-Schanze unter Gamboas Befehlen, welche von dem Pfahlwerk, auf dem ſie ruhte, den Nahmen führte. Am äuſerſten Ende des Dammes, ohnweit Stabroek, lag eine fünfte Baſtey, worinn der Graf von Mansfeld nebſt einem Italiener Capizucchi den Befehl führte. Alle dieſe Forts ließ der Herzog jezt mit friſcher Artillerie und Mannſchaft verſtärken, und noch überdiß an beyden Seiten des Dammes und längs der ganzen Richtung deſſelben Pfähle einſchlagen, ſowohl um den Wall dadurch deſto feſter, als den Schanzgräbern, die ihn durchſtechen würden, die Arbeit ſchwerer zu machen. *

Früh Morgens, am ſechzehenten May, ſetzte ſich die feindliche Macht in Bewegung. Gleich mit Anbruch der Dämmerung kamen von Lillo aus durch das überſchwemmte Land vier brennende Schiffe daher geſchwommen, wodurch die ſpaniſchen Schildwachen auf dem Damm, welche ſich jener furchtbaren Vulkane erinnerten, ſo ſehr in Furcht geſetzt wurden, daß ſie ſich eilfertig nach den nächſten Schanzen zurückzogen. Gerade diß war es, was der Feind beabſichtigt hatte. In dieſen Schiffen, welche blos wie Brander ausſahen, aber es nicht wirklich waren, lagen Soldaten verſteckt, die nun plözlich ans Land ſprangen, und den Damm an der nicht vertheidigten Stelle, zwiſchen S. Georgs und der Pfahlſchanze glücklich erſtiegen. Unmittelbar darauf zeigte ſich die ganze Seeländiſche Flotte mit zahlreichen Kriegsſchiffen, Proviantſchif-

---

* Strad. 582. 584.

ſen und eine Menge kleinerer Fahrzeuge, welche mit großen Säcken Erde, Wolle, Faſchinen, Schanzkörben und dgl. beladen waren, um ſogleich, wo es Noth that, Bruſtwehren aufwerfen zu können. Die Kriegsſchiffe waren mit einer ſtarken Artillerie und einer zahlreichen tapfern Mannſchaft beſezt, und ein ganzes Heer von Schanzgräbern begleitete ſie, um den Damm, ſobald man im Beſitz davon ſeyn würde, zu durchgraben. *

Kaum hatten die Seeländer auf der einen Seite angefangen, den Damm zu erſteigen, ſo rückte die Antwerpiſche Flotte von Oſterweel herbey, und beſtürmte ihn von der andern. Eilfertig führte man zwiſchen den zwey nächſten feindlichen Redouten eine hohe Bruſtwehre auf, welche die Feinde voneinander abſchneiden, und die Schanzgräber decken ſollte. Dieſe, mehrere hundert an der Zahl, fielen nun von beyden Seiten mit ihren Spaden den Damm an, und wühlten in demſelben mit ſolcher Emſigkeit, daß man Hofnung hatte, beyde Meere in kurzem miteinander verbunden zu ſehen. Aber unterdeſſen hatten auch die Spanier Zeit gehabt, von den zwey nächſten Redouten herbey zu eilen, und einen muthigen Angriff zu thun, während daß das Geſchütz von der Georgs-Schanze unausgeſetzt auf die feindliche Flotte ſpielte. Eine ſchreckliche Schlacht entbrannte jetzt in der Gegend, wo man den Teich durchſtach, und die Bruſtwehre thürmte. Die Seeländer hatten um die Schanzgräber herum einen dichten Cordon gezogen, damit der Feind ihre Arbeit nicht ſtören ſollte, und in dieſem kriegeriſchen Lerm, mitten unter dem feindlichen Kugelregen,

---

* Strad. 587. ſeq. Meteren 498. Thuan III. 48.

oft biß an die Bruſt im Waſſer, zwiſchen Todten und Sterbenden ſetzten die Schanzgräber ihre Arbeit fort, unter dem beſtändigen Treiben der Kaufleute, welche mit Ungeduld darauf warteten, den Damm geöfnet und ihre Schiffe in Sicherheit zu ſehen. Die Wichtigkeit des Erfolges, der gewiſſermaaßen ganz von ihrem Spaden abhing, ſchien ſelbſt dieſe gemeinen Taglöhner mit einem heroiſchen Muth zu beſeelen. Einzig nur auf das Geſchäft ihrer Hände gerichtet, ſahen ſie, hörten ſie den Tod nicht, der ſie rings umgab, und fielen gleich die vorderſten Reyhen, ſo drangen ſogleich die hinterſten herbey. Die eingeſchlagenen Pfähle hielten ſie ſehr bey der Arbeit auf, noch mehr aber die Angriffe der Spanier, welche ſich mit verzweifeltem Muth durch die feindlichen Haufen ſchlugen, die Schanzgräber in ihren Löchern durchbohrten, und mit den todten Körpern die Breſchen wieder ausfüllten, welche die Lebenden gegraben hatten. Endlich aber als ihre meiſten Offiziere theils todt, theils verwundet waren, die Anzahl der Feinde unaufhörlich ſich mehrte, und immer friſche Schanzgräber an die Stelle der gebliebenen traten, ſo entfiel dieſen tapfern Truppen der Muth, und ſie hielten für rathſam, ſich nach ihren Schanzen zurück zu ziehen. Jezt alſo ſahen ſich die Seeländer und Antwerper von dem ganzen Theil des Dammes Meiſter, der von dem Fort S. Georg biß zu der Pfahlſchanze ſich erſtreckt. Da es ihnen aber viel zu lang anſtand, die völlige Durchbrechung des Damms abzuwarten, ſo luden ſie in der Geſchwindigkeit ein Seeländiſches Laſt-Schiff aus, und brachten die Ladung deſſelben über den Damm herüber auf ein Antwerpiſches, welches Graf Hohenlohe nun im Triumph nach Antwerpen brachte. Dieſer Anblick erfüllte die geängſtigte Stadt auf einmal mit den froheſten Hofnungen, und als wäre der Sieg ſchon erfochten, überließ man ſich einer tobenden Fröhlichkeit. Man läutete alle Glocken, man brannte alle Kanonen ab, und die außer ſich geſetzten Einwohner rannten ungeduldig nach dem Oſterweeler Thore, um die Proviantſchiffe, welche unterwegs ſeyn ſollten, in Empfang zu nehmen. *

In der That war das Glück den Belagerten noch nie ſo günſtig geweſen, als in dieſem Augenblick. Die Feinde hatten ſich muthlos und erſchöpft in ihre Schanzen geworfen, und weit entfernt, den Siegern den eroberten Poſten ſtreitig machen zu können, ſahen ſie ſich vielmehr ſelbſt in ihren Zufluchtsörtern belagert. Einige Compagnien Schottländer, unter der Anführung ihres tapfern Oberſten Balfour griffen die S. Georgs Schanze an, welche Kamillo von Monte, der aus S. Jakob herbey eilte, nicht ohne großen Verluſt an Mannſchaft entſetzte. In einem viel ſchlimmern Zuſtand befand ſich die Pfahlſchanze, welche von den Schiffen aus heftig beſchoſſen wurde, und alle Augenblick in Trümmern zu gehen drohte. Gamboa, der ſie kommandirte, lag verwundet darinn, und unglücklicher weiſe fehlte es an Artillerie, die feindlichen Schiffe in der Entfernung zu halten. Dazu kam noch, daß der Wall, den die Seeländer zwiſchen dieſer und der Georgs-Schanze aufgethürmt hatten, allen Beyſtand von der Schelde her abſchnitt. Hätte man alſo dieſe Entkräftung und Unthätigkeit der Feinde dazu benutzt, in Durchſtechung des Dammes mit Eifer und Beharrlichkeit fortzufahren, ſo iſt kein Zweifel, daß man

---

* Strad. 589. Meteren 498.

ſich einen Durchgang geöfnet, und dadurch wahrſcheinlich die ganze Belagerung geendigt haben würde. Aber auch hier zeigte ſich der Mangel an Folge, welchen man den Antwerpern im ganzen Lauf dieſer Begebenheit zur Laſt legen muß. Der Eifer, mit dem man die Arbeit angefangen, erkaltete in demſelben Maaß, als das Glük ihn begleitete. Bald fand man es viel zu langweilig und mühſam, den Teich zu durchgraben; man hielt für beſſer, die große Laſtſchiffe in kleinere auszuladen, welche man ſodann mit ſteigender Fluth nach der Stadt ſchaffen wollte. S. Aldegonde und Hohenlohe, anſtatt durch ihre perſönliche Gegenwart den Fleiß der Arbeiter anzufeuren, verließen gerade im entſcheidenden Moment den Schauplatz der Handlung, um mit einem Getreideſchiff nach der Stadt zu fahren, und dort die Lobſprüche über ihre Weißheit und Tapferkeit in Empfang zu nehmen. *

Während daß auf dem Damme von beyden Theilen mit der hartnäckigſten Hitze gefochten wurde, hatte man die Scheldbrücke von Antwerpen aus mit neuen Maſchinen beſtürmt, um die Aufmerkſamkeit des Herzogs auf dieſer Seite zu beſchäftigen. Aber der Schall des Geſchützes vom Damm her entdeckte demſelben bald, was dort vorgehen mochte, und er eilte, ſobald er die Brücke befreyt ſah, in eigner Perſon den Teich zu entſetzen. Von zweyhundert ſpaniſchen Pikenierern begleitet flog er an den Ort des Angriffes, und erſchien noch gerade zu rechter Zeit auf dem Kampfplatz, um die völlige Niederlage der Seinigen zu verhindern. Eiligſt warf er einige Kanonen, die er mit gebracht hatte, in die zwey nächſten Redouten,

---

* Meteren 498.

und ließ von da aus nachdrücklich auf die feindlichen Schiffe feuern. Er ſelbſt ſtellte ſich an die Spitze ſeiner Soldaten, und in der einen Hand den Degen, den Schild in der andern, führte er ſie gegen den Feind. Das Gerücht ſeiner Ankunft, welches ſich ſchnell von einem Ende des Dammes biß zum andern verbreitete, erfriſchte den geſunkenen Muth ſeiner Truppen, und mit neuer Heftigkeit entzündete ſich der Streit, den das Lokal des Schlachtfelds noch mörderiſcher machte. Auf dem ſchmalen Rücken des Dammes, der an manchen Stellen nicht über neun Schritte breit war, fochten gegen fünftauſend Streiter; auf einem ſo engen Raume drängte ſich die Kraft beyder Theile zuſammen, beruhte der ganze Erfolg der Belagerung. Den Antwerpern galt es die letzte Vormauer ihrer Stadt, den Spaniern das ganze Glück ihres Unternehmens; beyde Partheyen fochten mit einem Muth, den nur Verzweiflung einflößen konnte. Von beyden äuſerſten Enden des Dammes wälzte ſich der Kriegsſtrom der Mitte zu, wo die Seeländer und Antwerper den Meiſter ſpielten, und ihre ganze Stärke verſammelt war. Von Stabroeck her drangen die Italiener und Spanier heran, welche an dieſem Tag ein edler Wettſtreit der Tapferkeit erhizte; von der Schelde her die Wallonen und Spanier, den Feldherrn an ihrer Spitze. Indem jene die Pfahlſchanze zu befreyen ſuchten, welche der Feind zu Waſſer und zu Lande heftig bedrängte, drangen dieſe mit alles niederwerfendem Ungeſtümm auf die Bruſtwehre los, welche der Feind zwiſchen St. Georg und der Pfahlſchanze aufgethürmt hatte. Hier ſtritt der Kern der niederländiſchen Mannſchaft hinter einem wohlbeveſtigten Wall, und das Geſchütz beyder Flotten deckte dieſen wichtigen Poſten. Schon machte der Herzog Anſtalt, mit ſeiner kleinen

Schaar dieſen furchtbaren Wall anzugreifen, als ihm Nachricht gebracht wurde, daß die Italiener und Spanier unter Capizucchi und Aquila mit ſtürmender Hand in die Pfahlſchanze eingedrungen, davon Meiſter geworden, und jetzt gleichfalls gegen die feindliche Bruſtwehr im Anzuge ſeyen. Vor dieſer letzten Verſchanzung ſammelte ſich alſo nun die ganze Kraft beyder Heere, und von beyden Seiten geſchah das äuſerſte, ſowohl dieſe Baſtey zu erobern als ſie zu vertheidigen. Die Niederländer ſprangen aus ihren Schiffen ans Land um nicht bloß müßige Zuſchauer dieſes Kampfes zu bleiben. Alexander ſtürmte die Bruſtwehre von der einen Seite, Graf Mansfeld von der andern; fünf Angriffe geſchahen und fünfmal wurden ſie zurück geſchlagen. Die Niederländer übertrafen in dieſem entſcheidenden Augenblick ſich ſelbſt; nie im ganzen Laufe des Krieges hatten ſie mit dieſer Standhaftigkeit gefochten. Beſonders aber waren es die Schotten und Engländer, welche durch ihre tapfre Gegenwehr die Verſuche des Feindes vereitelten. Weil da wo die Schotten fochten, niemand mehr angreifen wollte, ſo warf ſich der Herzog ſelbſt, einen Wurfſpieß in der Hand, biß an die Bruſt ins Waßer, um den Seinigen den Weg zu zeigen. Endlich nach einem langwierigen Gefechte gelang es den Mansfeldiſchen mit Hülfe ihrer Hellebarden und Piken eine Breſche in die Bruſtwehre zu machen, und indem der eine ſich auf die Schultern des andern ſchwang, die Höhe des Walls zu erſteigen. **Barthelemi Toralva**, ein ſpaniſcher Hauptmann, war der erſte, der ſich oben ſehen ließ, und faſt zu gleicher Zeit mit demſelben zeigte ſich der Italiener Capizucchi auf dem Rande der Bruſtwehr; und ſo wurde denn, gleich rühmlich für beyde Nationen der Wettkampf der Tapferkeit entſchieden. Es verdient bemerkt zu werden, wie der Herzog von Parma, den man zum Schiedsrichter dieſes Weltſtreits gemacht hatte, das zarte Ehrgefühl ſeiner Krieger zu behandeln pflegte. Den Italiener Capizucchi umarmte er vor den Augen der Truppen, und geſtand laut, daß er vorzüglich der Tapferkeit dieſes Offiziers die Eroberung der Bruſtwehr zu danken habe. Den ſpaniſchen Hauptmann Toraiva, der ſtark verwundet war, ließ er in ſein eignes Quartier zu Stabroek bringen, auf ſeinem eignen Bette verbinden, und mit demſelben Rocke bekleiden, den er ſelbſt den Tag vor dem Treffen getragen hatte. *

Nach Einnahme der Bruſtwehr blieb der Sieg nicht lange mehr zweifelhaft. Die Holländiſchen und Seeländiſchen Truppen, welche aus ihren Schiffen geſprungen waren, um mit dem Feind in der Nähe zu kämpfen, verloren auf einmal den Muth, als ſie um ſich blickten, und die Schiffe, welche ihre letzte Zuflucht ausmachten, vom Ufer abſtoßen ſahen.

Denn die Fluth fieng an, ſich zu verlaufen, und die Führer der Flotte, aus Furcht mit ihren ſchweren Fahrzeugen auf dem Strande zu bleiben, und bey einem unglücklichen Ausgang des Treffens dem Feind zur Beute zu werden, zogen ſich von dem Damme zurück und ſuchten das hohe Meer zu gewinnen. Kaum bemerkte dieß Alexander, ſo zeigte er ſeinen Truppen die fliehenden Schiffe, und munterte ſie auf, mit einem Feinde zu enden, der ſich ſelbſt aufgegeben habe. Die Holländiſchen Hülfstruppen waren die erſten, welche wankten, und bald

---

* Strad. 593.

folgten die Seeländer ihrem Beiſpiel. Sie warfen ſich eiligſt den Damm herab, um durch Waten oder Schwimmen die Schiffe zu erreichen, aber weil ihre Flucht viel zu ungeſtüm geſchah, ſo hinderten ſie einander ſelbſt, und ſtürzten haufenweiſe unter dem Schwerdt des nachſetzenden Siegers. Selbſt an den Schiffen fanden viele noch ihr Grab, weil jeder dem andern zuvorzukommen ſuchte, und mehrere Fahrzeuge, unter der Laſt derer, die ſich hinein warfen, unterſanken. Die Antwerper, die für ihre Freiheit, ihren Heerd, ihren Glauben kämpften, waren auch die letzten, die ſich zurückzogen, aber eben dieſer Umſtand verſchlimmerte ihr Geſchick. Manche ihrer Schiffe wurden von der Ebbe übereilt, und ſaßen feſt auf dem Strande, ſo daß ſie von den feindlichen Kanonen erreicht und mit ſamt ihrer Mannſchaft zu Grund gerichtet wurden. Den andern Fahrzeugen, welche voraus gelaufen waren, ſuchten die flüchtigen Haufen durch Schwimmen nachzukommen, aber die Wuth und Verwegenheit der Spanier gieng ſo weit, daß ſie, das Schwerdt zwiſchen Zähnen, den fliehenden nachſchwammen, und manche noch mitten aus den Schiffen heraus hohlten. Der Sieg der königlichen Truppen war vollſtändig, aber blutig; denn von den Spaniern waren gegen achthundert, von den Niederländern (die Ertrunkenen nicht gerechnet) etliche tauſend auf dem Platz geblieben; und auf beyden Seiten wurden viele von dem vornehmſten Adel vermißt. Mehr als dreißig Schiffe fielen mit einer großen Ladung von Proviant, die für Antwerpen beſtimmt geweſen war, mit hundert und fünfzig Kanonen und anderm Kriegsgeräthe in die Hände des Siegers. Der Damm, deſſen Beſitz ſo theuer behauptet wurde, war an dreyzehn verſchiedenen Orten durchſtochen, und die Leichname derer, welmeiner ſchönen Gemahlin? Sonderbar! die Lüge muß hier gangbare Münze ſeyn, wenn die Wahrheit ſo wenig Glauben findet. Ihr mißtraut meinen Worten? So glaubt dieſem ſchriftlichen Zeugniß. (Er wirft Louiſen den Brief an den Marſchall zu.)

Louiſe (ſchlägt ihn auseinander und ſinkt leichenblaß nieder).

Miller (ohne das zu bemerken, zum Major). Was ſoll das bedeuten, Baron? Ich verſtehe Sie nicht!

Ferdinand (führt ihn zu Louiſen hin). Deſto beſſer hat mich dieſe verſtanden!

Miller (fällt an ihr nieder). O Gott! meine Tochter!

Ferdinand. Bleich wie der Tod! — Jetzt erſt gefällt ſie mir, deine Tochter! So ſchön war ſie nie, die fromme, rechtſchaffene Tochter — Mit dieſem Leichengeſicht — — Der Odem des Weltgerichts, der den Firniß von jeder Lüge ſtreift, hat jetzt die Schminke verblaſen, womit die Tauſendkünſtlerin auch die Engel des Lichts hintergangen hat. Es iſt ihr ſchönſtes Geſicht! Es iſt ihr erſtes wahres Geſicht! Laß mich es küſſen! (Er will auf ſie zugehen.)

Miller. Zurück! Weg! Greife nicht an das Vaterherz, Knabe! Vor deinen Liebkoſungen konnt' ich ſie nicht bewahren, aber ich kann es vor deinen Mißhandlungen.

Ferdinand. Was willſt du, Graukopf? Mit dir hab' ich nichts zu ſchaffen. Menge dich ja nicht in ein Spiel, das ſo offenbar verloren iſt — oder biſt du auch vielleicht klüger, als ich dir zugetraut habe? Haſt du die Weisheit deiner ſechzig Jahre zu den Buhlſchaften deiner Tochter geborgt und dies ehrwürdige Haar mit che ihn in dieſen Zuſtand verſetzt hatten, wurden jetzt dazu gebraucht, jene Oefnungen wieder zuzuſtopfen. Den folgenden Tag fiel den Königlichen noch ein Fahrzeug von ungeheurer Größe und ſeltſamer Bauart in die Hände, welches eine ſchwimmende Veſtung vorſtellte, und gegen den Cowenſteiniſchen Damm hatte gebraucht werden ſollen. Die Antwerper hatten es mit unſäglichem Aufwand zu der nehmlichen Zeit erbaut, wo man den Ingenieur Gianibelli, der großen Koſten wegen, mit ſeinen heilſamen Vorſchlägen abwies, und dieſem lächerlichen Monſtrum den ſtolzen Nahmen Ende des Kriegs beygelegt, den es nachher mit der weit paßendern Benennung Verlorenes Geld vertauſchte. Als man dieſes Schiff in See brachte, fand ſichs, wie jeder Vernünftige vorher geſagt hatte, daß es ſeiner unbehülflichen Größe wegen ſchlechterdings nicht zu lenken ſey, und kaum von der höchſten Fluth konnte aufgehoben werden. Mit groſer Mühe ſchleppte es ſich biß nach Ordam fort, wo es, von der Fluth verlaſſen, am Strande ſitzen blieb, und den Feinden zur Beute wurde. *

Die Unternehmung auf den Cowenſteiniſchen Teich war der letzte Verſuch, den man zu Antwerpens Rettung wagte. Von dieſer Zeit an ſank den Belagerten der Muth, und der Magiſtrat der Stadt bemühte ſich vergebens, das gemeine Volk, welches den Druck der Gegenwart empfand, mit entfernten Hofnungen zu vertröſten. Biß jetzt hatte man das Brod noch in einem leidlichen Preiß erhalten, obgleich die Beſchaffenheit immer ſchlechter wurde; nach und nach aber ſchwand der Getreidevorrath ſo ſehr, daß

---

* Thuan III. 49. Meteren 485. Strad. 597. ſeq.

eine Hungersnoth nahe bevorſtand. Doch hoffte man die Stadt wenigſtens noch ſo lange hin zu halten, biß man das Getreide zwiſchen der Stadt und den äuſerſten Schanzen, welches in vollen Halmen ſtand, würde einärnten können; aber ehe es dazu kam, hatte der Feind auch die letzten Werke vor der Stadt eingenommen, und die ganze Aernte ſich ſelbſt zugeeignet. Endlich fiel auch noch die benachbarte und bundsverwandte Stadt Mecheln in des Feindes Gewalt, und mit ihr verſchwand die letzte Hofnung, Zufuhr aus Brabant zu erhalten. Da man alſo keine Möglichkeit mehr ſah, den Proviant zu vermehren, ſo blieb nichts anders übrig, als die Verzehrer zu vermindern. Alles unnütze Volk, alle Fremden, ja ſelbſt die Weiber und Kinder ſollten aus der Stadt hinweggeſchafft werden; aber dieſer Vorſchlag ſtritt allzuſehr mit der Menſchlichkeit, als daß er hätte durchgehen ſollen. Ein anderer Vorſchlag, die katholiſchen Einwohner zu verjagen, erbitterte dieſe ſo ſehr, daß es beynahe zu einem Aufruhr gekommen wäre. Und ſo ſah ſich denn S. Aldegonde genöthigt, der ſtürmiſchen Ungeduld des Volks nachzugeben und am ſiebenzehnten Auguſt 1585 mit dem Herzog von Parma wegen Uebergabe der Stadt zu traktiren. *

* Meteren 500. Strad. 600. ſeq. Thuan. III. 50. Allgem. Geſchichte der vereinigten Niederlanden III. 499.

II

Beitrag

zu einer Geſchichte des franzöſiſchen National-Charakters.

Den Charakter der neuern Nationen aufzufaſſen und darzuſtellen, war unter vielen andern Urſachen ſchon deshalb äuſſerſt ſchwierig, weil wir ſelten eine Nation, als ſolche, faſt immer nur als das Werkzeug von wenigen einzelnen handeln ſahen, bei welchen das Nationalgepräge gerade am meiſten verwiſcht war. Ueberraſchend iſt daher das Schauſpiel, wenn die Verhältniſſe ſich plözlich ändern, und ein Volk ſelbſt ſein Regent wird. Steht es auf einer zu niedrigen Stufe der Kultur, ſo wird dies Schauſpiel zu wenig verwickelt, als daß es dauernd intereſſiren könnte; iſt bei einer Nation die Urtheilskraft zu ſehr auf Koſten der übrigen Anlagen gebildet, oder ſind alle Kräfte verwandt worden, um üppige Blüthen der Phantaſie hervorzubringen, ſo wird der Anblik einer Revolution, die ſie bewirkt, im erſten Falle nicht ſehr unterhalten, weil es ſo ſelten Gelegenheit zu großen Szenen geben kann, und im zweiten, weil man die Menſchen oft an die Gränze der Raſerei fortgeriſſen, und ohne ausdauernde Kraft ſehen wird. Am intereſſanteſten muß das Schauſpiel werden, wenn eine Nation ſich erhebt, welche freilich die Phantaſie vorzüglich begünſtigte, aber die Blüthen derſelben nicht ganz von der Zone der kältern Vernunft entfernte; welche Kultur genug hat, um nicht ganz laſterhaft, und zu wenig, um tugendhaft zu ſeyn. In ihren Revolutionen, die weit mehr geiſtig ſind, als daß ſie den Phänomenen der phyſiſchen Natur gleichen, wird man gern nach ihrem Charakter forſchen, wiewohl es ſehr ſchwierig ſeyn muß, ihn dort aufzuſuchen, weil er ſich in ſo zahlloſen Stralen zeigen wird, daß der Blick kaum bis zu dem gemeinſchaftlichen Mittelpunkte derſelben vorzudringen vermag. Nur wann es möglich wäre, ihre Quelle, ehe ſie von ihr ausgingen, zu erblicken, dürfte man hoffen, auch ihr Farbenſpiel mit weniger Täuſchung betrachten zu können. Die franzöſiſche Nation ſcheint einen ſolchen Charakter zu haben. Welche ſich einander widerſprechende Erſcheinungen zeigt uns Frankreichs gegenwärtige Revolution in demſelben. Heroiſche Tugend gränzt in ihm an empörendes Laſter, ein Sinn, welcher alles verachtet, was nicht ungewöhnlich und groß iſt, an die kleinlichte Eitelkeit, Weichheit des Herzens und Wohlwollen gegen die Menſchheit an Barbarei gegen Freunde und Feinde, und ein Selbſtgefühl, welches zur unabhängigſten Exiſtenz auffodert, iſt mit einer ſonderbaren Geſchmeidigkeit, durch fremde Hände ſich regieren zu laſſen, verbunden. Der kalte Deutſche und der ſtolze Britte weiſen die Auflöſung dieſes Widerſpruchs von ſich, indem ſie auf die franzöſiſche Nation, wie auf ein thörichtes Volk herabſehen, und ſie entweder tödtlich haſſen, oder ſich an ihr, wie an einem Gaukler, ergötzen. Die Spanier und Italiäner, welche ihren urſprünglichen Anlagen nach mehr Sinn für die Harmonie in jenem anſcheinenden Widerſpruche haben würden, ſind in der Kultur zu weit hinter den Franzoſen zurück, als daß ſie nicht von denſelben, wie von einer frevelnden Nation, ihren Blick wegwenden ſollten.

Der Charakter unſrer neuen Nationen erhielt erſt da ſeine beſtimmte Form, als der dritte Stand emporkam: auf die Umſtände, welche in dieſer Epoche auf ihn wirkten, muß man daher vorzüglich ſeine Aufmerkſamkeit richten. Zu den Zeiten der herrſchenden Feudalariſtokratie, oder in der noch frühern Periode der rohen germaniſchen Verfaſſung iſt die Bildung der kultivirten Nationen des jezigen Europa ſich zu ähnlich, als daß man die feine Individualität, die es immerhin geben mußte, die aber ſo leicht durch die Nebel der Vergangenheit verhüllt wird, bemerken könnte. Nur wenn man von dem Nationalcharakter, wie er ſich ſeit dem Aufkommen des dritten Standes bildete, eine Schilderung entworfen hat, und dann die Entſtehung mancher Züge deſſelben ſchon in den frühern Zeitaltern zu finden glaubt, kann man ohne Gefahr auch in ihnen die Geſchichte deſſelben verfolgen.

Richten wir unſern Blick auf jene angegebene Epoche, da ein dritter Stand aufkeimte, in der Geſchichte Frankreichs, ſo iſt es unverkennbar, daß zur Entſtehung des franzöſiſchen Charakters dieſe beiden Umſtände entſcheidend beitrugen: erſtens, die Nationalkultur ging von der Phantaſie aus, und zweitens, dies geſchah zu einer Zeit, wo durch den Deſpotism der Könige die verſchiednen Provinzen Frankreichs mehr, als der Geiſt der Feudalariſtokratie es in andern Ländern erlaubte, zu einem großen Staate vereinigt waren. Unter dem glücklichen Himmel der Provenze entwickelten ſich in jener Periode die Blüthen der Phantaſie, und der Geiſt der Staatsverwaltung konnte ſie ſogar nach dem Norden Frankreichs hinwehen!

Schon war die Macht der Feudalariſtokratie durch die

Könige geſchwächt, und der Geiſt derſelben durch den Anfang der Kreuzzüge und durch eine gewiſſe Sehnſucht nach Abentheuern humaniſirt worden; ſchon war das Ritterweſen eine Bildungsſchule des Adels, in welcher ſeine Empfindung Feinheit, ſeine Phantaſie Reichthum erhielt, ſchon hatte Ludwig der Siebente den fleiſſigen Bürgerſinn in den ſtädtiſchen Gemeinheiten mit der Hoffnung beſchenkt, Menſchenrechte von dem Throne zu erhalten, als die liebliche Dichtkunſt der Troubadours in dem ſüdlichen Frankreich begann. Ihre Poeſien wurden ſo leicht zu Nationalgedichten, weil die Sänger und Minſtrels, die ſtets in ihrem Gefolge waren, ſie ſogleich durch Melodien belebten, und ihren Geſang mit der Muſik verſchiedener Inſtrumente begleiteten; weil ſie ſich auf Gegenſtände bezogen, die allgemein intereſſiren mußten. Die Troubadours unterhielten ihre Zuhörer gewöhnlich von Abentheuern aus Paläſtina, und würzten ihre Erzählung mit Spott über die Ungläubigen, in welchem der erſte Keim der franzöſiſchen Satyre lag; oder ſie unterſuchten die Geheimniſſe der Liebe. Welchen Schwung mußte die Phantaſie der Nation erhalten, wenn bei den Volksfeſten, wie bei den Feierlichkeiten der Groſſen ſelten das Lied dieſer Dichter fehlte. Die niedrigern Volksklaſſen gewöhnten ſich an eine höhere Art zu empfinden, und ein verſchönernder Schleier der Phantaſie ward durch die Dichtkunſt um den rauhen Geiſt des Adels gewunden. Es währte nicht lange, ſo begann der Herzog zu dichten, wie der niedrigſte Bürger, und es ward Mode, die Tiefen des menſchlichen Herzens ergründen zu wollen. Ein beſonderes Tribunal, vor welchem Streitigkeiten der Art geſchlichtet wurden, waren die Gerichtshöfe der Liebe. Unter dem Vorſitz von Damen führte man hier die Prozeſſe des Liebesgottes, und ſo allgemein die Troubadours geworden, wurden es auch dieſe Inſtitute, durch welche der phantaſtiſche Geiſt der Nation neues Feuer erhalten mußte. Die Königinnen ſelbſt hatten bisweilen in einem ſolchen Gerichtshofe den Vorſitz. Da wurde es bald eine Ehre, nach welcher man aus allen Gegenden Frankreichs ſtrebte, irgend ein Amt im Dienſte der Liebe zu bekleiden. Liebeshändel wurden als die wichtigſten Angelegenheiten betrachtet, und ein Ordensband, welches in Cytherens Namen ausgetheilt ward, achtete man ſo hoch, als nachher einen Orden aus den Händen der Könige.

Durch die Troubadours und die Gerichtshöfe der Liebe war der Geiſt, welcher die Chevalerie belebte, gleichſam feſtgehalten, und zum Nationalcharakter gemacht. Heroiſche Denkart, romantiſche Geſinnung, Schwärmerei in den Gefühlen der Liebe, und ein Beſtreben, über die Irrgänge des menſchlichen Herzens zu philoſophiren, wurden allgemein unter der Nation. Von der Poeſie und einem dichteriſchen Leben ging ihre Bildung aus, und Kultur der Phantaſie ward die Grundlage ihres Charakters. Sicher kann man ihr zu einem ſolchen Anfange Glück wünſchen. Zwar iſt es unvermeidlich, daß ein Volk, welches die Phantaſie vor allen andern Seelenkräften ausbildet, leichter in unſittliche Ausſchweifungen geräth, als eine Nation, welche ſich mit kaltem Urtheile zu einer höhern Stufe der Kultur allmählig fortarbeitet, denn jenes hat ſich einem weit unſichereren Führer anvertraut, als dieſe; ſeine Begierden werden lebhafter, die Gegenſtände, welche dieſelben reitzen, zahlreicher und anziehender, und das Laſter verliehrt vor ihm ſeine natürliche Häßlichkeit, weil die Phantaſie es mit ihren Blumen bedeckt; zwar iſt gleichwohl ſittliche Kultur das höchſte Ziel, zu welchem jeder Staat hinſtreben muß; allein es iſt zugleich unbezweifelt, daß man nie zur Humanität gelangen wird, als durch Kultur der Einbildungskraft, als durch das Gebiet einer anfänglich laſterhaften, doch allmählig mit Anmuth geſchmückten Sinnlichkeit. Wenn auch ein Volk ſchon zu einem hohen Grade der Sittlichkeit durch die Herrſchaft der Vernunft gekommen iſt, darf es ſich doch nicht ſchmeicheln, daß es auf derſelben ganz ſicher ſtehe, denn die Sinnlichkeit giebt ihre Rechte nicht auf, und kein Menſch vermag ſie derſelben durch ſeine Vernunft zu berauben, weil er es nicht darf. Die Sinnlichkeit ſoll nämlich durch Kultur der Phantaſie eine ſolche Anmuth erhalten, daß ſie, unabhängig von der Vernunft, gleichwohl nichts begehrt und unternimmt, welches der Würde derſelben Abbruch thäte. Nur aus dem völlig gleichen Bunde zwiſchen Sinnlichkeit und Vernunft, nicht aus der Herrſchaft der einen oder der andern kann ächte Humanität hervorgehen, und nur wann er geſchloſſen iſt, kann zwangloſe Bildung einer Nation eintreten. Die Griechen näherten ſich dieſem ſittlichen Zuſtande mehr als alle andern Nationen, wiewohl man unter ihnen vielleicht mehr Laſter, als bei vielen andern auffinden könnte: die Franzoſen kamen ihnen in dieſer Rückſicht vielleicht mehr nahe, als ſonſt irgend ein neueres Volk, wenn gleich die franzöſiſche Nationalbildung durch Phantaſie nicht den edlen Geiſt der griechiſchen erhielt. Die glückliche Leichtigkeit beider Nationen entſprang freilich aus mancherlei Urſachen, aber die vorzüglichſte derſelben liegt in dem Charakter, der ihnen frühe durch die Einbildungskraft aufgedrückt ward. Wem kein ähnliches glückliches Loos gefallen iſt, der bleibt ſelbſt bei einer hohen Aufklärung ſeines Verſtandes in einem pedantiſchen, zwangvollen Zuſtande. Wollen die Deutſchen zur Humanität gelangen, ſo iſt es nothwendig, daß ſie in der Aufklärung einige Schritte zurück thun, um der Phantaſie eine gröſſere Herrſchaft über ihre Geiſter zu verſchaffen. Der vornehmſte Grund von der ſo gänzlich verſchiedenen Richtung, welche der deutſche und der franzöſiſche Nationalcharakter erhielten, liegt darin: zur Zeit des Ritterweſens und der Troubadours waren die Einwohner Frankreichs ſchon ſo ſehr Eine Nation, daß ein Produkt des Süden dem Norden Genuß bringen konnte; die Deutſchen hingegen waren beim Erſcheinen der ſchwäbiſchen Minneſinger viel zu ſehr von einander abgeriſſen, als daß die Wirkung derſelben ſich über ganz Deutſchland hätte verbreiten, und in die kleineren Lebensverhältniſſe eingreiffen können.

Wenn man nun aus dieſem Geſichtspunkte den Charakter des franzöſiſchen Volkes in allen folgenden Zeiten betrachtet, ſo ergiebt ſich, daß alle Züge in demſelben ſich unmittelbar oder mittelbar auf dieſe erſte Bildung, welche er erhielt, zurückbringen laſſe: ſie ſind entweder gute oder ſchlimme Folgen der Erziehung der Nation durch die Einbildungskraft. Folgende Bemerkungen verbreiten vielleicht einiges Licht über die weitere Geſchichte des franzöſiſchen Nationalcharakters. Schon beim erſten Anfang ſeiner Bildung floß eine Quelle in Frankreich, aus welcher die Phantaſie ſchöpfen mußte, und ſicher nicht den Zaubertrank der Schönheit ſchöpfte; dann bewirkten alle Verhältniſſe, in welche die Franzoſen bald nach jener Epoche kamen, daß ihrer Einbildungskraft kein ruhiges Fortbilden zu Idealen erlaubt, ſondern das Feuer der Leidenſchaft eingehaucht wurde: und wie ſie ſchon dadurch für die Kunſt unempfänglicher gemacht waren, ſo kamen auch nachher keine glückliche Veranlaſſungen, welche ihre Phantaſie zur Schönheit hätten führen können. Sie verbreitete daher ihre üppigen Ranken im Gebiete menſchlicher Leidenſchaft an einem ſchmutzigen Boden; die griechiſche Einbildungskraft ſuchte mit ihren Sprößlingen den reinen Aether der Kunſt.

Die chriſtliche Religion in ihrer damaligen Geſtalt war es, welche die junge Phantaſie des franzöſiſchen Volks fern von der Gegend der Schönheit auf die Abwege eines abentheuerlichen Geſchmacks führte. Dieſe Anklage gegen dieſelbe wird durch einen Blick auf die Volksfeſte in Frankreich in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters gerechtfertigt. Im Anfange des vierzehnten wurde eine Feerei in Paris gegeben, wo religiöſe Bilder auf das lächerlichſte zuſammengeſetzt waren. Alle Straſſen der Hauptſtadt waren tapezirt, der Schein von zahlloſen Fackeln leitete am Abend die ſtrömende Volksmenge zu den Bühnen der Feereien. Man ſah hier den Sohn Gottes, wie er die Todten erweckte und richtete, aber zugleich, wie er ein Paternoſter mit ſeinen Apoſteln betete, Aepfel aß und mit ſeiner Mutter ſcherzte; man hörte die Seligen im Paradieſe vereint mit den Chören der Engel ſingen, die Verdammten in einer düſtern ſtinkenden Hölle unter Teufeln wehklagen; aber zugleich vernahm man das koſende Geſchwäz von Buhlern und Buhlerinnen, die im weißen Gewande zur Wolluſt reizten. Wenn Adam und Eva hier im Stande der Unſchuld erſchienen, ſo ſah man dort eine Gruppe von wilden Männern, welche beym Schmauſe lärmten. So wenig man Gott ſelbſt ſchonte, ſo wenig auch ſeine Diener. Ein Fuchs erſchien dem Gewerbe eines Kupplers geschändet? — O! wenn das nicht ist, unglücklicher alter Mann, lege dich nieder und stirb — Noch ist es Zeit. Noch kannst du in dem süßen Taumel entschlafen: Ich war ein glücklicher Vater! — Einen Augenblick später, und du schleuderst die giftige Natter ihrer höllischen Heimat zu, verfluchst das Geschenk und den Geber und fährst mit der Gotteslästerung in die Grube. (Zu Louisen.) Sprich, Unglückselige! Schriebst du diesen Brief?

Miller (warnend zu Louisen). Um Gottes willen, Tochter! Vergiß nicht! Vergiß nicht!

Louise. O dieser Brief, mein Vater! —

Ferdinand. Daß er in die unrechte Hände fiel? — Gepriesen sey mir der Zufall, er hat größere Thaten gethan, als die klügelnde Vernunft, und wird besser bestehn an jenem Tag, als der Witz aller Weisen. — Zufall, sag' ich? — O die Vorsehung ist dabei, wenn Sperlinge fallen, warum nicht, wo ein Teufel entlarvt werden soll? — Antwort will ich! — Schriebst du diesen Brief?

Miller (seitwärts zu ihr mit Beschwörung). Standhaft, meine Tochter! Nur noch das einzige Ja, und Alles ist überwunden.

Ferdinand. Lustig! lustig! Auch der Vater betrogen? Alles betrogen! Nun sieh, wie sie dasteht, die Schändliche, und selbst ihre Zunge nun ihrer letzten Lüge den Gehorsam aufkündigt! Schwöre bei Gott! bei dem fürchterlich Wahren! Schriebst du diesen Brief?

Louise (nach einem qualvollen Kampf, worin sie durch Blicke mit ihrem Vater gesprochen hat, fest und entschieden). Ich schrieb ihn!

anfänglich als ein einfacher Geiſtlicher gekleidet, der eine Epiſtel abſingt, dann im Schmuck eines Biſchofs und Erzbiſchofs, und endlich in päbſtlicher Kleidung; der Grund von ſeiner ſteigenden Würde iſt die immer größere Niederlage, die er unter Hühnern anrichtet. Noch mehr entartet, als in ſolchen abentheuerlichen Schauſpielen, zeigte ſich die Phantaſie des franzöſiſchen Volks in einem religiöſen Feſte, das lange allgemein in Frankreich gefeiert ward, in dem berühmten Eſelsfeſte. Um die Flucht der Jungfrau Maria nach Egypten feierlich zu begehen, wählte man das ſchönſte Mädchen eines Ortes, und ſetzte es köſtlich geſchmückt, mit einem Körbchen am Arm, auf einen prächtig aufgeſchirrten Eſel. In einer heiligen Prozeſſion folgte ihr die Geiſtlichkeit und das Volk in die Hauptkirche. Ihr Eſel ward neben dem Altar geſtellt, der ganze Gottesdienſt ſchien ihm zu Ehren veranſtaltet zu ſeyn. Das Gloria und das Credo ſchloß man mit den Worten Hinham!-Hinham! Der Prieſter endigte den Gottesdienſt nicht mit dem gewöhnlichen Segen, ſondern mit einem Laute, der dem Eſelsgeſchrei nachgeahmt war, und das Volk wiederholte denſelben ſtatt des Amen! Ein Lobgeſang, eben ſo abentheuerlich, wie das ganze Feſt, ward zu Ehren des Eſels angeſtimmt, und wenn er während demſelben ſchrie, ſo erhielt die Andacht der Gemeine einen neuen Schwung; und ihre Entzückung erreichte den höchſten Grad, wenn er niederkniete, und nun die Strophe begann: „ſage Amen, Amen, lieber Eſel!“

Eine ſolche Verwilderung der Phantaſie durch religiöſen Aberglauben bewirkte bald, daß der liebliche Geſang der Troubadours von einer Poeſie verdrängt ward, welche das Gepräge religiöſer Unart an ſich trug. Pilgrime, die aus Paläſtina zurückkamen, oder ſonſt irgendwo fromme Abentheuer beſtanden hatten, durchwanderten bald einzeln, und bald in Geſellſchaften das Königreich, und ſchilderten in Geſängen ihr Schickſal. Das Wunderbare in demſelben, welches die Phantaſie lebhaft beſchäftigte, und religiöſer Enthuſiasm hatten ihnen ſchon die Liebe des Volks gewonnen, als ſie anfingen ihren Geſang dramatiſch einzurichten, und durch die Geberden, mit welchen ſie denſelben begleiteten, die Zuhörer noch mehr an ſich zu ziehen. Ihr Spiel gefiel ſo, daß eine Geſellſchaft von Pariſer Bürgern ſich unter dem Namen der Paſſionsbrüderſchaft zuſammenthat, ein beſonderes Theater errichtete, und religiöſe Gegenſtände in förmlichen Schauſpielen darſtellte. Eine Frivolität, welche die Corruption der Phantaſie durch rohe Religionsbegriffe ſchon in den franzöſiſchen Charakter gebracht hatte, war auch von dieſer Geſellſchaft nicht ferne. Bald nach der Paſſionsbrüderſchaft kamen die ſorgloſen Kinder auf, größtentheils junge Leute, welche die lächerlichen beſonders verliebten Abentheuer, die ſich täglich in der Hauptſtadt ereigneten, in ihrem dramatiſchen Spiele darſtellten. Beide Geſellſchaften vereinigten ihren religiöſen und profanen Geiſt, und beſchloſſen, auf demſelben Theater zu ſpielen.

Durch die damalige Religion der Chriſten ward alſo der Werth des Geſchenks ſehr verringert, welches das Schickſal dem Nationalcharakter der Franzoſen mit der frühen Richtung zur Kultur der Phantaſie gemacht hatte. Leider gaben auch die politiſchen Verhältniſſe der Nation ihrer regegewordnen Einbildungskraft keine Zeit, ſich in ſorgloſer Muſe zu einer ſchönen idealiſchen Welt zu erheben. Gerade in dem Zeitpunkte, da ſie mit jungen kraftvollen Flügeln ſich hätte aufwärts ſchwingen ſollen, begann der ſtürmiſche Kampf mit England. Wie oft war Frankreich während deſſelben in Gefahr, ſeine Selbſtſtändigkeit zu verliehren. Ein Knabe, auf dem brittiſchen Throne gebohren, ward ſein König, ſeine Fluren waren verödet, ſeine ſchönſten Provinzen vom Feinde überſchwemmt, in mörderiſchen Schlachten ging die Blüthe ſeines Adels unter! Ungeſtümme Tapferkeit, kriegeriſchen Enthuſiasm hervorzubringen, ward unvermeidlich das Geſchäft der Nationalphantaſie, und die chriſtliche Religion erſchien auch in dieſem Kriege in Verbindung mit ihr, ſo wie überhaupt die Geſchichte deſſelben und der Befreiung Frankreichs von den Engländern ein lebhaftes Gemälde von dem Charakter der Franzoſen jener Zeit giebt. Eine Schwärmerin wie Jeanne d'Arc rührte eine doppelte Saite der franzöſiſchen Phantaſie, wie ſie durch das Ritterweſen und die Religion geſtimmt war, nämlich als ein heroiſches Mädchen und ein religiöſes Wunder. Darum waren die Folgen ihrer Erſcheinung ſo erſtaunenswürdig. Welches angenehme Beiſpiel von der Gewalt, welche durch die Geſänge der Troubadours und die Gerichtshöfe der Liebe edle und reitzende Weiber über das männliche Geſchlecht erhalten hatten, und von dem heroiſchen Sinne, der ihnen ſelbſt durch ihre Macht eingeflößt war, finden wir in der Gemahlin Karls des Siebenten und ſeiner Geliebten Agnes Sorel! Jene vergißt die Rachſucht, welche verſchmähte Liebe und verletzte eheliche Treue ihr einhauchen konnten; um den Ruhm ihres Gemahls und der Nation nicht ganz umkommen zu laſſen, ſtiftet ſie die innigſte Freundſchaft mit der Nebenbuhlerin, um derentwillen ſie verachtet wird, und dieſe droht auf den himmliſchen Genuß, den ein feurig geliebter Monarch ihr darbeut, gänzlich Verzicht zu thun, wenn er unritterlich genug denken kann, einem ſiegreichen Feinde zu weichen.

Während dieſem Kampfe mußte alſo die franzöſiſche Phantaſie alle Hoffnung aufgeben, in idealiſchen Welten Eroberungen zu machen, um nur das Gebiet der irrdiſchen Wirklichkeit nicht verlohren gehn zu laſſen: Leidenſchaften zu wecken, war ihre Beſtimmung. Nach dieſer Periode wurden die italiäniſchen Kriege die vorzüglichſte Beſchäftigung der Nation. In Italien konnte die Phantaſie nie ganz verwildern, ihre Ranken ſchlangen ſich aufwärts an den unſterblichen Idealwerken des Alterthums; allein es war nicht zu erwarten, daß die Einbildungskraft der Franzoſen in ihrer Nähe eine Zeitlang einheimiſch werde. Selbſt bei jener harmloſen Empfänglichkeit für die Kunſt, durch welche ſich die Griechen auszeichneten, wäre dies in einem ſolchen Kriege nicht möglich geweſen. Die Franzoſen kämpften mit einem Himmel, deſſen Einfluß ihnen tödtlich war, mit dem furchtbaren Haſſe der Nation, mit der hinterliſtigen italiäniſchen Politik, ſie mußten für ihr Daſeyn ſtreiten. Was Wunder, daß ihre Phantaſie, mit jenem leidenſchaftlichen Hange, die Gegenſtände in Italien ergriff, welche mit demſelben harmonirten, nämlich das Sittenverderbniß der Italiäner. Das neapolitaniſche Uebel war das Geſchenk, welches ihnen das Schickſal aus Italien mitgab, anſtatt des einzigen, was ihnen ſo noth war, anſtatt einer Stimmung der Einbildungskraft für die Schönheiten der Kunſt. Auch nachher traten keine Verhältniſſe ein, welche ſie ihnen hätten geben können. Hoffaktionen, die zu Nationalpartheien wurden, bürgerliche Kriege, welche mehr als alle übrigen Urſachen die

Leidenſchaften zügellos machen, lieſſen der Einbildungskraft keine Ruhe; und als endlich der Deſpotiſm ganz ſiegte, man nun ein Zeitalter, wie das des Auguſts in Rom. erwartete, war der Nationalgeiſt ſchon zuſehr vom Kunſtſinne entfernt worden, und überdies ward die Kraft des Staats noch in Eroberungs-Kriegen vergeudet. Wie ſehr alles im franzöſiſchen Charakter jezt blos durch Leidenſchaft beſtimmt ward, zeigt die Bemerkung, daß jeder Krieg Ludwigs des Vierzehnten eine groſſe Verändrung in dem Geſchmack an den Künſten und Wiſſenſchaften bewirkte. Nur in der einzigen Kunſt, die ſich ganz an das wirkliche Leben anſchließt, und die Leidenſchaften durch ihr eigenthümliches Werkzeug, durch den menſchlichen Körper darſtellt, nur in der Schauſpielkunſt thaten ſich die Franzoſen beſonders hervor: ihre ſtürmiſche Beweglichkeit erlaubte ihnen nicht, in dem feinen Aether der übrigen Künſte Athem zu ſchöpfen.

Am ſtärkſten ſpringen die Züge, welche eine Phantaſie, die nur an Leidenſchaften gewöhnt ward, dem Nationalcharakter einprägte, vielleicht kurz vor der Thronbeſteigung des Hauſes Bourbon ins Auge. Mit einem Geiſte der Schwärmerei, die ſich eben ſo ſehr in der Geſinnung gegen das weibliche Geſchlecht, als in kriegeriſchen Unternehmungen, in Spielereien als im Ernſte, im Wohlwollen gegen andere Menſchen und in Weichheit des Herzens, als in Grauſamkeit und Härte zeigt, trat die franzöſiſche Nation in jenes Zeitalter, wo mit der Reformation eine neue Morgenröthe für Europa anbrach. Nirgends war ein ſtiller Gang, alles mußte ſtürmiſch, ungewöhnlich ſeyn; an Tugend lag ihr wenig, alles an Enthuſiaſm und Kraftäuſſerung, das Laſter reitzte ſie nicht, aber die erfinderiſche Phantaſie im Laſter: Spott und Bewunderung, nicht Verachtung oder Achtung waren die Strafe und der Lohn, die ſie austheilte. Das ſtille Feuer der Freundſchaft ward durch Beſchwörungen zur lodernden Flamme aufgetrieben, durch fürchterliche Eide gelobten ſich die Jünglinge, in den Stürmen des Lebens ſich nie zu verlaſſen; wenn der Freund abweſend war, that ſein Genoſſe Verzicht auf jede Freude, er ließ ſeinen Bart wachſen, ſeine Geſtalt mußte den tiefſten Kummer verrathen. Verbindungen, wie die zwiſchen Waffengenoſſen zur Zeit der Chevalerie, waren noch allgemein, und der höchſte Ruhm vornehmer Männer beſtand darinn, wenn ſie viele geachtete Gefährten hatten. Ausgelaſſener, als in der Freundſchaft, war ſeiner Natur nach der Enthuſiasm in der Liebe. Auf den Wink ſeiner Dame verwundete ſich der Liebhaber mit einem Dolch, ließ ſein Blut ſtrömen, ſtürzte ſich in den Strom dem gewiſſen Tode entgegen, wagte im Kampfe mit wilden Thieren ſein Leben. Dieſe Schwärmerei erzeugte zugleich zwiſchen Verliebten einen Aberglauben, wie wir ihn in den Liebesgedichten der Römer finden. Die geheimen Kammern der Sterndeuter und Wahrſager waren mit dem vornehmſten Adel angefüllt, welcher begierig nach ſeinem Schickſale bei dem Betruge forſchte; die von Hoffnung verlaſſene Liebe ſuchte durch Zaubertränke ſich hier die Göttin gnädig zu machen, verſchmähte Liebe hier durch Zauberkünſte ihre Rachſucht zu befriedigen. Wie mancher Liebhaber, wie manche Dame war in der Einſamkeit beſchäftigt, einem Wachsbilde, welches den geliebten Gegenſtand darſtellte, eine Nadel in das Herz zu ſtoſſen, das bisher unverwundbar geweſen war, oder es unter tauſend Seufzern am Lichte herabſchmelzen zu laſſen. Der wilde Geiſt in der

Liebe zerſtörte jene Zartheit des Gefühls, womit das weibliche Geſchlecht ſich ſonſt von Gegenſtänden des Schreckens wegwendet. Die Königin Margaretha, Heinrichs von Navarra Gemahlin, ließ ſich das blutende Haupt ihres hingerichteten Liebhabers La Mole bringen, benetzte es mit ihren Thränen. und bedeckte es mit Küſſen. Schrecklich wüthete die Eiferſucht zwiſchen beiden Geſchlechtern, aber an wilder Rachſucht in Rückſicht auf jedes Vergehen, wodurch ſeine Ehre beleidigt ward, trug das männliche den Sieg davon. Von Eiferſucht verfolgt, tödtete Villequier, ein Edelmann an Heinrichs des Dritten Hofe, im Louvre ſeine mit Zwillingen ſchwangere Gemahlin mit einem Dolch: ſeine Handlung war dem Geiſte ſeiner Zeitgenoſſen angemeſſen, weil ſie verwegen und von raſender Liebe erzeugt war. Vor allen andern trug den Ruhm, ſeine Rache für ein Vergehn ſeiner Gemahlin auf die auſſerordentlichſte Weiſe genommen zu haben, der Korſe San Piedro davon, welcher in franzöſiſchen Dienſten ſtand. Sein muthiger Geiſt war durch Haß gegen die Genueſer, die Unterdrücker der Freyheit ſeines Vaterlands, früh zu glänzenden Thaten getrieben, und Vanina Ornano, die Tochter des Vizekönigs, die ſchönſte und reichſte Jungfrau, gab dem Helden gern ihre Hand, welcher ſeine niedrige Herkunſt durch ſeinen Ruhm längſt hatte vergeſſen gemacht. Mit dem Gelübde, ſeinen Haß gegen Genua nie einſchlummern zu laſſen, ging er nach Frankreich, und erfocht ſich hier unter Karl dem Neunten friſche Lorbeern in den bürgerlichen Kriegen. Lange ſchon hatte er ſich nach Konſtantinopel hingeſehnt, um den Feind der Chriſtenheit zur Abſendung einer Flotte gegen die Genueſer zu bereden. Freudig ſieht er endlich die Wimpel des Schiffs wehen, das ihn zum Großſultan bringen ſoll, aber unterdeſſen er bei dieſem gegen Genua einen verderblichen Anſchlag ſchmiedete, iſt dieſes ſchon im Begriff, den ſeinigen gegen ihn auszuführen. Man hatte ſich nämlich an Vanina zu Marſeille gewandt, und ſie durch die Hoffnung, daß man ihren Mann begnadigen, und ihr alle ihre Güter wieder geben würde, zur Rückkehr in ihr Vaterland beredet. Auf der Reiſe ward ſie von einem Freunde ihres Gemahls verfolgt und eingeholt, ſie lebte unter der Aufſicht des Parlements zu Aix, als San Piedro zurückkehrte. Bei der erſten Nachricht von dem vereitelten Vorhaben ſeiner Gemahlin, ſtößt er einen Bedienten nieder, welcher um daſſelbe gewußt hat, dann fliegt er nach Aix, fodert ſeine Gemahlin zurück, und, trotz den Warnungen des Parlaments, folgt ihm dieſe mit ſorgloſer, liebevoller Seele. Er findet ſein Haus zu Marſeille leer, Vanina hatte ihre Sachen ſchon eingeſchifft gehabt; ſein beleidigter Stolz erwacht von neuem, und er beſchließt den Tod ſeiner Gemahlin. Glühend vor Rache verletzte er dennoch durch keine ſeiner Reden die Ehrfurcht, die einem edlen Weibe gebührt; indem er zugleich ſeinen Sklaven befahl, das ausgeſprochne Todesurtheil zu vollziehen. Vanina zeigte, wie ſehr ſie jene Ehrfurcht verdiene, ſie flehte ihren Gemahl nicht um die Erhaltung ihres Lebens, ſondern bat ihn nur, daß er ſie nicht von ſo unwürdigen Händen wolle ſterben laſſen, daß er ſelbſt das Todesurtheil vollziehen möge. Schamvoll gab er den Sklaven Befehl, ſich zu entfernen, kniete vor ſeiner Gemahlin nieder, und bat ſie mit Thränen um Verzeihung, daß er ſie ſo ſchimpflich habe wollen ſterben laſſen. Er ließ die Kinder ins Gemach kommen, damit ſie ihrer Mutter das letzte Lebewohl ſagen ſollten; er ſchloß Kinder und Mutter in ſeine Arme, und weinte, und erdroſſelte ſein Weib! Die Kunde von ſeiner Handlung war ſchon an den Hof gekommen, als er ſelbſt an demſelben erſchien. Er drängte ſich durch den Schwarm, welcher den König umgab, riß ſein Gewand auf und zeigte ſeine narbenvolle Bruſt mit den Worten: was nützt dem König und dem Staate das gute oder das ſchlimme Verſtändnis des San Piedro mit ſeiner Frau?. Seine Handlung blieb unbeſtraft. Nach dem Geiſte des franzöſiſchen Volks, welcher nur auf die Energie und das Ungewöhnliche einer That achtete, nicht auf die Güte derſelben, mußte ſie Bewunderung erregen, und wiewohl ſie von einem Ausländer in Frankreich verrichtet ward, bleibt ſie doch ein Beleg für den Nationalcharakter der Franzoſen.

Eine ſolche Beurtheilung menſchlicher Handlungen, ein ſo leidenſchaftlicher Schwung der Phantaſie mußte ſchrecklich werden, wenn religiöſer oder politiſcher Fanatiſm ihn gleichſam rechtfertigte. Da jene beiden Dinge bis auf unſere Zeiten nationell blieben unter dem franzöſiſchen Volke, ſo zeigt uns die Zeitgeſchichte, wie ſie im Bunde mit dem letztern wirken. An ſittliche Grundſätze iſt auch jetzt bei den Handlungen der Franzoſen nicht zu denken, ob ſie teufliſch oder großmüthig ſeyn ſollen, hängt von der Richtung ab, welche ihre Phantaſie überhaupt genommen hat, oft von momentanen Beſtimmungen derſelben. Ihre Thaten ſind entweder unter oder über dem gewöhnlichen Maßſtabe; aber Energie iſt faſt immer in denſelben ſichtbar. Das Widerſprechende darinn wird nur für den auffallend ſeyn, welcher vergißt, daß ſie durch den Weg der Phantaſie zur Nationalbildung kamen. Religiöſe Schwärmerei wirkte unter ihnen oft auf dieſelbe Weiſe, wie jetzt die politiſche; ſie rief dieſelben Erſcheinungen des franzöſiſchen Charakters hervor. Ein Blick auf das ſchrecklichſte Schauſpiel, das ſie gab, auf die Bluthochzeit, lehrt uns die Wahrheit dieſer Bemerkung, und einige Züge aus derſelben, wodurch wir zugleich lebhaft an den Geiſt der erſten Bildungsepoche erinnert werden, können dazu dienen, den franzöſiſchen Nationalcharakter anſchauender darzuſtellen.

Eine Sommernacht hatte der Fanatiſm der Katholiken und des Despotiſm des Hofes dazu auserleſen, um in ihr die Hugenotten zu vertilgen, nachdem durch Ermordung des Greiſen Koligni der Anfang des Blutbades gemacht war. Sobald mit einer Glocke im königlichen Pallaſte das Zeichen gegeben war, ſollten Fackeln vor alle Fenſter gebracht werden, damit nicht nur das Ohr durch das Winſeln der Sterbenden, ſondern auch das Auge durch den Anblick ihrer Qualen vergnügt werde; die Katholiken mit dem Mordſtal in der Hand, wollten ſich einander an der Farbe der Unſchuld, an einem weißen Tuch erkennen, das um den linken Arm gebunden war. Eine grauſenvolle Stille ruhte auf der Hauptſtadt, ſorglos legten ſich die Proteſtanten zum Schlummer hin; ein ſolches Gewitter, wie über ihren Häuptern ſchwebte, konnten ſie nicht ahnen, wenn ſie nicht allen Glauben an die Menſchheit verlohren hatten. Es bedurfte nur einer einzigen menſchlichen Empfindung in einer einzigen Bruſt, im Herzen des Königs, und der Sturm verzog ſich, und tauſende ſind gerettet, und die Menſchheit iſt nicht entehrt. Einer von den Anführern der Proteſtanten, deſſen Name auch auf der Todtenliſte ſteht, der Graf La Rochefoucault iſt noch ſpät am Abend bei dem jungen Könige, welchen er durch die Anmuth ſeiner Sitten bezau-

Ferdinand (bleibt erſchrocken ſtehen). Louiſe! — Nein! So wahr meine Seele lebt! du lügſt — Auch die Unſchuld bekennt ſich auf der Folterbank zu Freveln, die ſie nie beging — Ich fragte zu heftig — Nicht wahr, Louiſe? — Du bekannteſt nur, weil ich heftig fragte?

Louiſe. Ich bekannte, was wahr iſt.

Ferdinand. Nein, ſag' ich! nein! nein! Du ſchriebſt nicht. Es iſt deine Hand gar nicht — Und wäre ſie's, warum ſollten Handſchriften ſchwerer nachzumachen ſeyn, als Herzen zu verderben? — Rede mir wahr, Louiſe! — Oder nein, nein, thu' es nicht! du könnteſt Ja ſagen, und ich wäre verloren. — Eine Lüge, Louiſe! eine Lüge! — O — wenn du jetzt eine wüßteſt, mir hinwürfeſt mit der offenen Engelmiene, nur mein Ohr, nur mein Auge überredeteſt, dieſes Herz auch noch ſo abſcheulich täuſchteſt — O Louiſe! Alle Wahrheit möchte dann mit dieſem Hauch aus der Schöpfung wandern und die gute Sache ihren ſtarren Hals von nun an zu einem höfiſchen Bückling beugen! (Mit ſcheuem bebenden Ton.) Schriebſt du dieſen Brief?

Louiſe. Bei Gott! Bei dem fürchterlich Wahren! Ja! —

Ferdinand (nach einer Pauſe, im Ausdruck des tiefſten Schmerzes). Weib! Weib! — Das Geſicht, mit dem du jetzt vor mir ſtehſt! — Theile mit dieſem Geſicht Paradieſe aus, du wirſt ſelbſt im Reich der Verdammniß keinen Käufer finden — Wußteſt du, was du mir warſt, Louiſe? Unmöglich! Nein! Du wußteſt nicht, daß du mir Alles warſt! Alles! — Es iſt ein armes, verächtliches Wort, aber die Ewigkeit hat Mühe, es zu bert hatte. Wehmüthig ſucht ihn dieſer zurück zu halten, als er weggehen will; er weigert ſich zu bleiben, gern hätte es ihm Karl befohlen, aber er zittert vor der Entdeckung der Verſchwörung, und läßt ſeinen Liebling zum Tode gehn. Von bangen Ahnungen verfolgt erwartet er die Stunde, wo auf ſeinen Wink das Blut ſeiner fleiſſigſten Unterthanen durch Mörder ſoll vergoſſen werden; aber ſeine Mutter ſtand wie eine Furie der Unterwelt neben ihm, und vertilgte durch das Gift ihrer Rede jedes menſchliche Gefühl in ſeinem Buſen. Durch Drohungen und Thränen erpreßte ſie von ihm den Befehl, daß das Zeichen zum Morde gegeben werden ſoll. Er eilte nach einem Zimmer am Thore des Pallaſtes, und ſahe zitternd in die Natur hinaus. Die Ruhe der Sommernacht ſcheint jeden Sturm menſchlicher Leidenſchaft beſänftigen zu müſſen; nur Ein Säuſeln von dem Geiſte des Friedens, der in ihr herrſcht, im Buſen dieſes Menſchen, der ſie wild anſtarrt, und die Bürger der Hauptſtadt werden ſich von ihrem Lager am Morgen glücklich erheben, wie ſie daſſelbe am Abend beſtiegen. Aber Katharina und ihr Lieblingsſohn, der Herzog von Anjou, drängen ſich, wie Dämonen, gewaltſam zwiſchen Karln und die Natur. Da ertönt der erſte gräßliche Schlag der Todtenglocke im Pallaſt! Karl zitterte, als würde der erſte Schuß ihn treffen; die Schläge der Glocke werden immer ſchneller und ſchneller, Todesſchweiß dringt auf Anjous Angeſicht hervor, ſchauerlich ſteigt das Getöſe der Glocken, der erſte Piſtolenſchuß fällt, und Katharina ſelbſt erblaßt; jetzt zum erſtenmal fühlt ſie, daß ſie eine Verbrecherin ſei. Karl und Anjou und Katharina laufen wie betäubt gegeneinander. Der König ruft, man ſolle zu Franz von Guiſe ſchicken, daß man gegen

Koligni nichts unternehmen, kein Blut vergieſſen ſollte; aber zu ſpät iſt die Menſchheit in ſeinen Buſen zurückgekehrt, ſchon wütet allenthalben die Mordſucht. Bald glich er auch ſelbſt dem wildeſten Mörder an Wildheit, er ſchoß aus dem Fenſter auf die vorbei eilenden Hugenotten, er zog mit ſeinem Hofe durch die Straßen von Paris und weidete ſeinen Blick an den Mordſzenen. Mit der Grauſamkeit vereinigte man Spott. Laſſet zur Ader, zur Ader, war das Kriegsgeſchrei vieler Katholiken, im Auguſt ſoll das Aderlaſſen heilſam ſeyn, wie im Mai! Kinder erwürgten die Säuglinge in der Wiege, und die Hofdamen ſtanden in Gruppen bei den Leichnamen der ermordeten Edelleute, mit denen ſie Buhlerei getrieben hatten, und machten mit Gelächter Anmerkungen über dieſelben.

Mitten unter dieſen Handlungen der Frivolität und Grauſamkeit erinnert die That des braven Vezins, eines Edelmanns aus Querci, an den biedern Sinn, der in jenen Zeiten herrſchte, als auch der Grund zu der Wildheit der Phantaſie gelegt ward, die jene Mordſzenen veranlaßte. Er lebte mit ſeinem Nachbar Regnier, einem Reformirten, in einer ſolchen Feindſchaft, daß er ihm ſchon öfters den Tod geſchworen hatte. Beide waren zur Zeit der Bluthochzeit in Paris. Sein entblößtes Schwert in der Hand, ſtürmte Vezins, von Soldaten begleitet, in Regniers Zimmer und rief ihm mit rauher Stimme zu, folge mir! und ſein Gegner folgte mit zitterndem Schritte. Er fürchtete zum Tode geführt zu werden, und mußte zu ſeinem Erſtaunen ein koſtbar aufgeſchirrtes Pferd beſteigen. Unter einer Begleitung von fünfzehn Reutern ward er nach Querci gebracht, Vezins ritt mit ihm nach

Univ. Bibl.
München

ſeinem Schloſſe. Nun ſeid in Sicherheit, ſagte er zu ihm; kein tapfrer Mann muß durch Meuchelmord ſterben. Darum rettete ich euch aus dem Blutbade. Wenn ein tapfrer Mann Rache nimmt, ſo muß er die Gefahr mit ſeinem Feinde theilen. Wollt ihr ſo, wie es einem Ritter geziemt, den Streit mit mir endigen, ich bin dazu bereit! Regnier konnte nichts erwiedern, als dankbare Aeuſſerungen, als Bitten um Freundſchaft. Haſſet oder liebt mich, ſagte Vezins, das ſteht bey euch; meine Pflicht war es euch zu retten, damit ihr zwiſchen Liebe und Haß gegen mich wählen könntet! Er gab ſeinem Roſſe die Sporen und verſchwand; das koſtbare Pferd, auf welchem er Regnier nach Querci gebracht hatte, ließ er ihm zum Geſchenke zurück.

Auch in den neueſten Zeiten blieb am Charakter der Franzoſen das Gepräge, welches ihm die Phantaſie aufdrückte, immer ſichtbar, und ſo deutlich, daß ſehr oft noch Spuren von jenen Mitteln erſcheinen, durch welche die Einbildungskraft zuerſt auf ihn wirkte. Spuren von ihren erſten Schickſalen. Ein Geiſt der Chevalerie belebte ſtets den edlern Theil der Nation: trotz aller der Hinderniſſe, welche unſre Art, Krieg zu führen, dem Heroiſm von Einzelnen entgegenſtellt, zeigte ſie eine ritterliche Tapferkeit in ihren zahlreichen Kriegen. Selbſt auf die franzöſiſche Litteratur leidet jene Bemerkung die Anwendung. Wie in den Zeiten der Troubadours, blieben immer Geſänge der Liebe der vorzüglichſte Theil der Poeſie der Franzoſen; Erzählungen, die einen gleichen Geiſt athmeten, wie die Erzählungen zur Zeit der Gerichtshöfe der Liebe, waren immer ein ſchöner Schmuck ihrer Litteratur; und ſeit jener Epoche zeichneten ſie ſich vor allen übrigen Nationen in der Erforſchung des menſchlichen Herzens aus. Sehr genau hängt auch das franzöſiſche Trauerſpiel mit jenem allgemeinen Geiſte zuſammen. Weil die Einbildungskraft von dem bürgerlichen Leben gefeſſelt ward, und ſich zu keinen Idealſchöpfungen der Kunſt erhob, mußte ſie in leidenſchaftlichen Gefühlen und glänzenden Maximen ihre Kraft äuſſern. Der Alexandriner war ganz dazu geſchaffen, den Glanz derſelben durch ſeinen ſtolzen Klang zu vermehren. Jenes Auffaſſen von Individualität, welches zu ſehr Künſtlerſinn vorausſetzt, war um ſo weniger von den tragiſchen Dichtern der Franzoſen zu erwarten, da eine gewiſſe Weiſe zu empfinden zur allgemeinen Beſtimmung des Nationalcharakters ward. Aus dieſem letztern Grunde wirkt das franzöſiſche Trauerſpiel unter andern Nationen vorzüglich nur auf ſolche Menſchen, die ihre Individualität in einer allgemeinen Form des Gefühls, welche dem Stande, zu welchem ſie gehören, eigenthümlich geworden iſt, verloren gehn lieſſen.

Weil jener Charakter, den die Franzoſen bei ihrer erſten Bildungsepoche erhielten, ſich den damaligen Staatsverhältniſſen gemäß über die ganze Nation ohne große Schwierigkeiten verbreiten konnte, bekamen alle Stände derſelben durch ihn mehr Gleichheit in ihrer Art zu denken und zu fühlen, als bei andern Nationen, obgleich es unmöglich war, daß er ſich nicht auf verſchiedne Weiſe bei verſchiednen Volksklaſſen hätte modifiziren ſollen. Die beiden Hauptmodifikationen deſſelben waren dieſe. Die Nationalphantaſie äuſſerte ſich entweder in einer hohen romantiſchen Stimmung, die für jeden großen Eindruck empfänglich macht, oder in einer Beweglichkeit der Seele, die ſich nur um Kleinigkeiten, aber doch in dem Kreiſe eigner Erſindung umherdreht. Frivolität, welche die franzöſiſche Nationalphantaſie der Entwicklung ihres Schickſals nach bald anſteckte, ward bei beiden Modifikationen bemerkbar. Hiedurch floſſen die Erſcheinungen von beiden noch mehr in einander, da ſchon die Phantaſie ihrer Natur nach und dem Leichtſinne gemäß, welcher ſie gewöhnlich begleitet, wenn ſie Herrſcherin iſt, einen ewigen Wechſel in den Charakter bringt. Jene Koketterie in Liebeleien, jener unermüdete Eifer, neue Moden zu ſchaffen, jenes Gefallen an witzigen Einfällen, die ſtatt der gründlichſten Wahrheit gelten, jene Geſchmeidigkeit im Gehorchen, waren mit dem Enthuſiasm der Liebe, der Empfänglichkeit für erhabne Ideen und große Erfindungen, der Theilnahme an tiefer Unterſuchung der Wahrheit, dem Hange zur Unabhängigkeit, und dem kraftvollen Auflehnen gegen Druck, Früchte deſſelben Baumes. Wo Phantaſie den Nationalcharakter auf eine ſolche Weiſe, wie bei den Franzoſen beſtimmt hat, müſſen dieſe ſich einander widerſtrebenden Eigenſchaften nothwendig erſcheinen, muß ein chaotiſcher Kampf zwiſchen allen Fähigkeiten der Menſchheit ſeyn, der nicht eher endigen wird, als bis der Geiſt der Kunſt über dem Chaos ſchwebt, und die Schönheit ihren Aetherſchleier über daſſelbe ausbreitet.

Auf ein Publikum, das aus zwei ſolchen Klaſſen beſtand, mußten Männer, wie Voltaire und Rouſſeau, denen man den erſten Platz unter den Schriftſtellern anweiſet, welche der jetzigen Revolution vorgearbeitet haben, hinreiſſend wirken. Jener war vorzüglich für die erſte, dieſer für die zweite jener Klaſſen geſchaffen, obgleich keiner ausſchlieſſend einer derſelben angehörte, ſo wie dieſe beiden gleichfalls in einander floſſen. Durch eine bezaubernde

Phantaſie, die ſich gewöhnlich in eine frohe und ſpottende Laune ergoß, und ſich am liebenswürdigſten in kleinern Erzählungen zeigte, welche ſo witzig in der Erfindung als Ausführung ſind, mußte Voltaire um ſo unwiderſtehlicher für ſeine Leſer werden, da er nicht vergaß Empfindung und Forſchungsgeiſt ſo viel zu beſchäftigen, als ihr Bedürfniß es erfoderte, und zugleich jenen Hang zur Frivolität, welcher ſo früh in den franzöſiſchen Nationalcharakter kam, nicht ungeſchmeichelt ließ. Wäre es noch nöthig geweſen, bei ſeinen Leſern irgend einen Argwohn gegen ſeine Lehre zu vertilgen, ſo hätte es der Ruhm thun können, welchen er ſich als Vertheidiger der Unſchuld erwarb. Zauberiſch wirkte Rouſſeau auf den edlern Theil der Nation. Das romantiſche Licht, welches über ſeine Darſtellungen der Liebe verbreitet iſt, beleuchtete jenen Heroism dieſer Leidenſchaft aus den Zeiten der Chevalerie, welcher ſich nicht aus Frankreich verloren hatte. Wie viele Seelen, in welchen noch ein Funke von jenem Geiſte verborgen lag, geriethen in Flammen bei den Briefen ſeiner Heloiſe! Wie viele gelobten nicht jede Aufopferung zugleich für die Tugend und für die Liebe, wenn ſie die Schilderung von dem letzten Sturme, in welchem die wiederkehrende Liebe zu den beiden Liebenden kam, mit voller Empfindung laſen! Erhabener kann kein Gemälde ſeyn, als dieſes von dem Siege der Sittlichkeit über eine Leidenſchaft, die ſchon Jahre hindurch gewütet hat, und die Liebenden von neuem mit Gewalt ergreift, als ſie in nächtlicher Stille, eingeſchloſſen in einem Nachen, auf den ſchwellenden Wogen des Genfer Sees, kaum der Lebensgefahr entflohn, in die Wohnung zurückgetragen wurden, welche der Tempel ihrer Tugend und das Grab ihrer Leidenſchaft ſeyn mußte! Dieſelben Seelen, welche ſich von der einfachen Hoheit dieſer Szene ergriffen fühlten, waren diejenigen, auf welche Rouſſeaus Darſtellung des Naturſtandes am meiſten wirken, auf welche das einfache Staatsgebäude, das er errichtete, den größten Eindruck machen mußte. Unterdeß Voltaire über den gegenwärtigen politiſchen Zuſtand ſpotten lehrte, zeigte er in der Ferne das einfachſte Syſtem des Staatsrechts. Ein Volk, das ſo leidenſchaftlich begehrt wie das franzöſiſche, bedurfte nur eines ſolchen Anblicks, um theils mit frivoler Leichtigkeit, theils mit Enthuſiasm für große, wohlthätige Ideen, alles um ſich her niederzureiſſen. Doch ſchien es unvermeidlich, daß aus einem ſolchen Charakter ſich die Stimmung, in welcher das Zerſtören geſchah, nicht ſchnell verlöre, und er ſich alsdann wieder in die alten Verhältniſſe ſchmiegte. Allein gerade in dieſem Hange zur Veränderlichkeit lag wiederum ein Mittel, die Revolution mit ihren Folgen fortdauernd zu machen. Aeuſſerſt glücklich und nothwendig war daher die ſchreckliche Idee, daß man dem Augenblicke der Revolution gleichſam Fortdauer geben, und den Zuſtand während derſelben auf eine Zeitlang zur förmlichen Staatsverfaſſung machen wollte. Ueberhaupt zeigen die Mittel, durch welche in unſrer Zeit jener furchtbare Enthuſiasm der Franzoſen hervorgebracht wurde, daß auf ihre Phantaſie vorzüglich gewirkt werden muß, und daß man durch dieſe ſo leicht bei ihnen Leidenſchaft hervorrufen kann. Weil es aber unmöglich iſt, daß ein ſolcher Revolutionszuſtand ewig dauert, ſo iſt es rathſam auf das Reſultat zu merken, welches uns die Geſchichte des franzöſiſchen Nationalcharakters für die Zukunft giebt, daß nämlich, wenn die republikaniſche Verfaſſung in Frankreich fortdauern ſoll, ſie unter keiner andern Bedingung beſtehn, und nie einen wohlthätigen Einfluß auf den Geiſt der Nation und auf die Menſchheit haben kann, als wenn es dem Schickſale geſiele, die Phantaſie des Volks von Leidenſchaften allmählig zum Kunſtſinne hinzuführen. Aeſthetiſche Erziehung iſt die einzige, welche für die Neufranken noch Nutzen haben kann; nur durch die Kunſt können ſie fähig gemacht werden. Republikaner zu ſeyn, unmöglich durch philoſophiſche Raiſonnements, Frankreich muß erſt zum Garten der Schönheit werden, zuvor die Früchte der Freiheit in ihm reifen ſollen; aber ehe es dazu bereitet wird, wie oft kann unterdeß das Gebäude, welches die zuvoreilende Vernunſt im Bunde mit der Leidenſchaft hier errichtet hat, durch dieſe letztere zerſtört werden!

Man kann dieſer Revolution nicht gedenken, ohne ſich an zwei Züge im Charakter der Franzoſen zu erinnern, an ihre geſellige Nationaleitelkeit, und an die Liebe für ihre Könige, wodurch ſie ſich ſonſt vor allen übrigen Nationen hervorthaten. Jene trug ſehr viel dazu bei, daß die Revolution gegen auswärtige Mächte behauptet ward, dieſe verwandelte ſich durch dieſelbe in die ihr entgegengeſetzte Leidenſchaft. Den Keim von dieſen beiden Charakterzügen muß man in Zeiten ſuchen, die über jene angegebene Bildungsepoche hinausgehen, obgleich er durch dieſelbe und ihre Folgen neue Lebenskraft erhielt. Schon die erſte Kunde, welche wir über den Zuſtand des heutigen Frankreichs erhalten haben, zeigt uns hier ein Völkerſyſtem, welches eine neugierige Geſelligkeit und Nationaleitelkeit hervorbringen mußte. Die vielen kleinen Völkerſchaften, die hier lebten, waren durch das Band, welches zwiſchen dem Beſchützer und dem Beſchützten iſt, aneinander geknüpft, indem ſich mehrere ſchwache unter ihnen an eine mächtige anſchloſſen, und durch ihren Beitritt dieſelbe ſtark genug machten, ſie zu vertheidigen. Es war natürlich, daß das Verhältniß zwiſchen den Völkervereinen, die auf dieſe Weiſe entſtanden, ſehr wechſelte, je nachdem die kleinen Völkerſchaften ſich bald in dieſen bald in jenen Schutz begaben. Daher war Streit zwiſchen ihnen unvermeidlich, und hieraus floß wieder ein Intereſſe für jede Gegend Frankreichs zu wiſſen, was in der andern vorging. Man hatte deshalb die Einrichtung getroffen, daß ſich, ſobald irgendwo etwas geſchah, das bedeutend war, ein Mann auf das offne Feld ſtellte, es mit lauter Stimme verkündigte, und ſeinem Beiſpiel ununterbrochen gefolgt wurde. In kurzer Zeit konnte man dadurch im Norden wiſſen, was ſich im Süden ereignet hatte. Wenn ein Fremdling an einen Ort kam, ſo umſtrömten ihn die Bewohner deſſelben, und forſchten bei ihm nach Neuigkeiten. Die gegenſeitige lebhafte Theilnahme, welche ſo an dem Thun aller Bewohner des Landes entſtand, brachte bei denſelben ein Vertrauen auf ſich ſelbſt hervor, das gewöhnlich die Begleiterin der Geſelligkeit iſt. Durch dieſen häufigen Verkehr entſprang zugleich eine gewiſſe Kultur, welche ſie vor den übrigen angränzenden Barbaren auszeichnete: mit Hohn blickten die Gallier zu Cäſars Zeit auf die rohen Germanen herab. Dieſes Verhältniß zwiſchen Gallien und Germanien dauerte auch nach der Völkerwandrung fort. Die kultivirteſten der germaniſchen Horden kamen nach Frankreich, ihre in der Heimath gebliebenen Brüder waren bald an Kultur weit hinter ihnen zurück. Früher, als irgend ein andres Land, arbeitete ſich der franzöſiſche Staat aus der Feudalariſtokratie hervor, und die italiäniſchen Städte ausgenommen, gedieh in ihm der dritte Stand am ſchnellſten und am ſchönſten. Mächtiger als irgend ein andrer konnte er daher auftreten, als das gegenwärtige politiſche Syſtem zwiſchen den europäiſchen Mächten ſeinen Anfang nahm. Durch ſeine Könige wurde Italien der erſte Zankapfel derſelben. Wie ſtaunte man am Ende des fünfzehnten und im Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts über den Muth, den raſtloſen Geiſt, die Kraft der Franzoſen in Italien; wie ſehr ſtieg die Bewunderung der franzöſiſchen Chevalerie, welche man ſchon vorher als die Zierde der Ritterſchaft anerkannt hatte, durch die italiäniſchen Kriege! Eines Ruhms, wie ihn Ritter Bayard ohne Furcht und Tadel beſaß, konnte ſich kein Ritter andrer Nationen erfreuen. Sobald ein gröſſerer Verkehr zwiſchen den europäiſchen Nationen hervorgebracht war, mußte der Eindruck, welchen der franzöſiſche Nationalcharakter auf andere Völker machte, der Nationaleitelkeit ſchmeicheln, denn weil er von der Phantaſie ausgegangen war, ſo vereinigte er in ſich jene Eigenſchaften, die am allgemeinſten und am ſchnellſten wirken. Durch ihn wurden die Vortheile erhöhet, die Frankreich ſeiner Lage und ſeiner phyſiſchen Beſchaffenheit nach hatte, um die erſte politiſche Rolle ſpielen zu können. Er erhielt denſelben Einfluß auf andere Nationalcharaktere, welchen das franzöſiſche Cabinet auf die übrigen Cabinette bekam. Die Eitelkeit der Nation mußte mit dieſem Einfluſſe ſteigen, und einen hohen Gipfel erreichen, ſobald die allgewaltige Mode, durch den Luxus eingeführt, vor ihr den Szepter ſenkte, damit ſie durch denſelben andre Nationen regieren ſollte. Es war ferner natürlich, daß aus ihr eine grobe Unwiſſenheit in allem, was nicht ihre Heimath anging, allmählig entſtand, und dieſe Ignoranz diente dann wieder dazu, um die Eitelkeit zu vermehren. Zum Unglück war noch ſtets das alte Verhältniß gegen Deutſchland, deſſen Bewohner durch ihre Verfaſſung immer mehr geunwandern; Weltſyſteme vollenden ihre Bahnen darin. — Alles! und ſo frevelhaft damit zu ſpielen — O es iſt ſchrecklich!

Louiſe. Sie haben mein Geſtändniß, Herr von Walter. Ich habe mich ſelbſt verdammt. Gehen Sie nun! Verlaſſen Sie ein Haus, wo Sie ſo unglücklich waren.

Ferdinand. Gut! gut! Ich bin ja ruhig — ruhig, ſagt man ja, iſt auch der ſchaudernde Strich Landes, worüber die Peſt ging — ich bin's. (Nach einigem Nachdenken.) Noch eine Bitte, Louiſe — die letzte! Mein Kopf brennt ſo fieberiſch. Ich brauche Kühlung. Willſt du mir ein Glas Limonade zurecht machen? (Louiſe geht ab.)

Dritte Scene.

Ferdinand und Miller.

(Beide gehen, ohne ein Wort zu reden, einige Pauſen lang auf den entgegengeſetzten Seiten des Zimmers auf und ab.)

Miller (bleibt endlich ſtehen und betrachtet den Major mit trauriger Miene). Lieber Baron, kann es Ihren Gram vielleicht mindern, wenn ich Ihnen geſteh', daß ich Sie herzlich bedaure?

Ferdinand. *Laß er es gut ſeyn, Miller! (Wieder einige Schritte.) Miller, ich weiß nur kaum noch, wie ich in ſein Haus kam — Was war die Veranlaſſung?

hindert wurden, als Nation gegen die franzöſiſche mit Ruhm aufzutreten, deſſen Bewohner durch ihren daher entſpringenden Mangel an Gemeinſinn geneigter wurden, den Anmaßungen ihrer Nachbarn zu fröhnen. Schwer ruhte auf dieſen dagegen die Hand des Deſpotism, deſſen Politik es aber erfoderte, der Nation, ſtatt Glückſeligkeit blendenden Glanz zu verleihen; eine neue Quelle für die Nationaleitelkeit!

Ein Volk, das einmal durch Eitelkeit hingeriſſen war, mußte natürlich, ſo wie es auf alles eitel ſeyn wird, vorzüglich auf ſeinen König eitel ſeyn. Schon darum ließ es ſich begreifen, warum die Franzoſen ihre Monarchen ſchwärmeriſch verehrten; ihre eigne Eitelkeit fand ihre Rechnung bei dieſer Liebe. Doch laſſen ſich individuellere Urſachen von dieſem Charakterzug auffinden. Durch die Könige war zuerſt das Elend gemildert, welches die Feudalariſtokratie über die Nation gebracht hatte, durch ihre Hand wurde offenbarer, wie in irgend einem andern Lande, dem dritten Stande emporgeholfen; ſie erhielten dafür die Liebe deſſelben, welche um ſo wichtiger war, je ſicherer er zuletzt den Ton für die Nationalmeinung angiebt. Als ſich durch das Ritterweſen, durch die Troubadours, durch die Gerichtshöfe der Liebe ein phantaſtiſcher Geiſt über Frankreich verbreitet hatte, fand er ſeinen glanzvollſten Sitz am Hofe, deſſen Mittelpunkt die Perſon des Königs war. Sicher hat auch der Thron irgend eines andern Volks nicht ſo viele Männer von erhabenem Charakter oder wenigſtens ſchimmernden Vorzügen aufzuweiſen, als der franzöſiſche. Wo war bei irgend einer andern Nation ein Monarch, der ein ſolches Ideal von Liebenswürdigkeit, wie Heinrich von Navarra, in ſich darſtellte, ſo unwiderſtehlich die Herzen feſſelte? Es bedurfte nur eines einzigen ſolchen Königs, wie er war, und die Nachfolger konnten lange von dem Kapital der Volksliebe zehren, das er dem Throne erworben hatte. Er lebte ferner gerade in dem Zeitpunkte, wo ſich der Rittergeiſt und der Bürgerſinn immer mehr voneinander ſchieden; und zum Vortheile der Krone beſaß er Humanität genug, um dieſen zu ſchonen, ritterliche Vorzüge und Achtung für den Werth des Adels genug, um jenen für ſich zu gewinnen. So beſtach er durch ſein Leben die Herzen aller Volksklaſſen für ſich. und ſetzte durch ſeinen Mitleid erregenden Tod ein Siegel auf dieſe Volksliebe, das keine frevelnde Hand abzureiſſen wagte. Nachdem die Könige keinen Kampf mit den Ständen mehr zu beſtehn hatten, und nun die Hoffaktionen die Parthie im Staate ausmachten, welche ſich gegen ſie auflehnten, ſo kam alles zuſammen, um die Nation auf die Seite der erſten zu ziehen; und als endlich der ſtolze Adel durch die Feſſeln der Pracht, Wolluſt und Königsgunſt an den Hof gefeſſelt war, fand ſie hier wiederum allen Nationalglanz vereinigt. Der König regierte den Hof, der Hof die Hauptſtadt, und was man in Paris bewunderte, welches der Vereinigungspunkt aller Talente in Frankreich wurde, das bewunderte man auch in den Provinzen. Auffallend iſt es freilich, daß jenes urſprüngliche Elend, welches die Könige und ihr verpeſteter Hof über Frankreich brachten, nicht die perſönliche Achtung der erſtern ſchwächte; allein man darf nicht überſehn, daß ſehr oft ihre Gemahlinnen Urheber deſſelben waren, welches die Franzoſen auch nie vergaßen, und daß man allen Haß um ſo lieber auf jene warf, je häufiger ſie Ausländerinnen waren. Den König ſelbſt traf ferner erſt dann der Unwille der Nation, wann dieſer ſeine erſte Wuth an den Miniſtern gekühlt hatte. Solange die Erbitterung der Unterthanen noch gegen ein ungeheiligtes Ziel ſtürmen konnte, wagte ſie ſich nicht an die geweihte Majeſtät; Miniſterdespotism, welcher durch keine Vorurtheile geſchützt ward, war ſoviel unerträglicher, als alle Willkühr der Könige! Dann erſt, als die Könige ſelbſt den heiligen Schleier zerriſſen, der ſie umgab, als man anfing, ſich Spott über ſie zu erlauben, als die beiden letzten unter ihnen durch keine glänzenden Vorzüge mehr einnahmen, als das Raiſonnement die Leidenſchaft für ſich gewann, war ihr Sturz unvermeidlich; und ſchwer würde es jetzt halten, das Band der zerriſſenen Liebe für den Monarchen wieder zuſammen zu knüpfen, wenn auch eine preißwürdige Reihe von Regenten den franzöſiſchen Thron in der Zukunft ſchmücken ſollte.

Nach allem bisher geſagten, kann es keine Verwunderung erregen, daß, ungeachtet der Flüchtigkeit des franzöſiſchen Nationalcharakters, ſich doch bei keinem andern ſo allgemeine Beſtimmungen, ſo ſichere Gränzen für das veränderlichſte im bürgerlichen Leben, für das ſchickliche in Sitten und Meinungen finden. Weil die erſte Kultur, welche die Nation erhielt, ſich allgemein verbreitete, weil die Beſchaffenheit derſelben ſie vorzüglich auf alles das bringen mußte, was in das Gebiet des Schicklichen gehört, weil endlich der Depotism auch über dieſes ſo ſeine Herrſchaft erſtreckte, wie es in keinem andern Staate geſchah: ſo konnte es nicht fehlen, daß beſtimmte Nationalmaximen über das Schickliche aufkamen. Nirgends wird die Macht derſelben ſichtbarer, als wenn man die Verſchiedenheit des komiſchen Schauſpiels der Franzoſen von dem andrer Nationen bemerkt. Die komiſchen Schauſpieldichter der Britten und der Deutſchen haben keinen gemeinſchaftlichen Geſichtspunkt, aus welchem ſie mit dem größten Theile ihrer Nation den Gegenſtand ihrer Darſtellung betrachten könnten. Wenn ſie auch noch ſo lächerliche Züge aufhaſchen, wird es ihnen doch ſchwer, ſie für ihre Leſer lächerlich darzuſtellen, weil dieſe zuvor auf den individuellen Standpunkt müſſen verſetzt werden, von welchem ſie ſelbſt beobachteten. Es giebt kaum eine andere Uebereinkunſt, als welche in der menſchlichen Natur gegründet iſt, zwiſchen ihnen und ihrem Publikum, daß und warum etwas lächerlich ſey. Die Verlegenheit, in welche ſie dadurch gerathen, verführt ſie dann gewöhnlich, daß ſie Leidenſchaften, daß ſie das Laſter zum Stoffe ihrer komiſchen Darſtellung nehmen. Abgerechnet den Nachtheil, welchen es für die Sittlichkeit haben muß, wenn man lernt, über dasjenige, was verderblich und haſſenswürdig iſt, zu lachen, ſind es doch eigentlich nur die Manieren, welche der komiſchen Darſtellung eigenthümlich geweiht ſeyn können. Wie fein iſt dies von den beſten komiſchen Schauſpieldichtern der Franzoſen beobachtet worden! Ueber die Perſonen, die ſie aufführen, lacht man nicht ſo ſehr, weil ſie ſolche Menſchen ſind, als weil ſie ſich als Nichtfranzoſen zeigen. Nur in einem Lande, wo es ſo allgemeine Maximen über das Schickliche, wie in Frankreich giebt, iſt ein ſolches komiſches Schauſpiel möglich. Der Charakterzug alſo, welcher der franzöſiſchen Tragödie verderblich war, wirkte vortheilhaft auf ihre Komödie. Bei den mächtigen Empfindungen, welche das Trauerſpiel beleben müſſen, iſt es unerträglich, wenn ihnen eine andre Gränze, als die der Kunſt überhaupt, vorgeſchrieben iſt; der mäßige Geiſt des Luſtſpiels bedarf keines weiten Kreiſes. Keine Nation wird in ihm der franzöſiſchen ſo wenig gleichkommen, als die deutſche, welcher ja Nationalcharakter ſelbſt in den grobern Verhältniſſen fehlt.

Alſo auch hierin ſind die Franzoſen und Deutſchen einander entgegengeſetzt, ſo wie faſt alle Züge in dem Charakter beider Nationen ſich einander widerſprechen. Um ſo mehr aber wird die Wißbegierde gereizt zu wiſſen, welchen weltbürgerlichen Werth beide Nationalcharaktere haben, welche Rolle ſie ſpielen in Hinſicht auf den Plan, den die Natur für die Menſchheit entwarf. Durch geſellſchaftliches Leben, durch Staaten, welche theils in ihrer innern Verfaſſung, theils in ihrem Verhältniſſe gegen einander ſich immer vollkommner ausbilden, können wir einzig zur Entwicklung unſrer Anlagen, zur Humanität gelangen. Bei allen Völkern des Alterthums war es der Natur nicht gelungen, einen Staatenverein zu bewirken, welcher den Schein der Legalität hatte; der erſte große Verſuch, der in dieſer Rückſicht gemacht ward, verunglückte ſo, daß ein einziges Volk, das römiſche, alle übrigen verſchlang. Sobald aber dieſes den Untergang, welchen es verdiente, durch den Sturm der Völkerwanderung geſunken hatte, und nun germaniſche Horden über die ſchönſten Provinzen des gefallenen Reichs ausgeſtrömt wurden, war ſchon durch die ähnliche Verfaſſung in den verſchiednen Staaten ein feſteres Band zwiſchen ihnen geknüpft. Bis dahin hatten Frankreichs und Deutſchlands Bewohner gleiches Verdienſt in weltbürgerlicher Rückſicht. Allein es ſchien, als liebte die Natur den Kontraſt in der verſchiednen Entwicklung der germaniſchen Stämme, die nun anfing. In Gallien bildeten ſie ihren Charakter mit der größten Individualität aus, unterdeſſen die in der alten Heimath zurückgebliebenen in ſolche Verhältniſſe kamen, daß ſie kaum Eine Nation wurden, wenigſtens keinen beſtimmten und allgemeinen Nationalcharakter gewannen. Demnach bleibt es unverkennbar, daß ſelbſt ihr ſo formloſer Charakter vielleicht einen größern weltbürgerlichen Werth hat, als der ſtarkgezeichnete franzöſiſche. Das deutſche Volk ſteht in der Mitte Europens, zuwenig eigenthümlich ausgebildet, als daß es nicht jede Entdeckung in den Wiſſenſchaften und Künſten, welches Nationalgepräge ſie auch tragen mag, ſich zueignen, und indem es ihr die Nationalindividualität nimmt, mit einem weltbürgerlichen Stempel für die Menſchheit bezeichnen könnte. Deutſchland iſt gleichſam das Magazin des erhabenen Genius, welcher die Menſchengeſchichte leitet, in das er die aus allen Gegenden zuſammengeholten Schätze niederlegt. Wie wir durch den Mangel an Individualität weltbürgerlichen Werth beſitzen, ſo die Franzoſen durch ihren ſtark ausgearbeiteten Charakter. Durch ihn erhielten ſie das Uebergewicht über andere Völker, und brachten einen häufigern Verkehr zwiſchen denſelben hervor; durch ihn wurden ſie über die Gränzen ihres Reichs getrieben, um Flammen des Enthuſiasm andern Nationen mitzutheilen; durch ihn gaben ſie der Wahrheit ein Feuer, das durch alle Nebel der Vorurtheile drang, bewaffneten ſie die Leidenſchaft für die Vernunft, welche ohne die Hülfe derſelben die menſchliche Trägheit nimmermehr überwinden wird. Die Deutſchen werden erſt in der Zukunft, wann alle Nationen ſich mehr wie Weltbürger, als wie Individuen betrachten, den verdienten Ruhm davon tragen. Alsdann wird man ihre Verfaſſung, welche jetzt ſo oft das Ziel des Spottes und der Verwünſchung iſt, gern ſegnen, weil vorzüglich durch ſie wir geſchickt wurden, ſo früh Weltbürger zu werden; dann wird man einſehen, daß wir als Nation aufgeopfert wurden, um einer höhern Pflicht deſto leichter nachkommen zu können. Die Franzoſen empfangen zugleich mit dem Verdienſt, das ſie ſich um die Menſchheit erwerben, den Lohn dafür; je mehr ſie ihren Nationalruhm ausbreiten, deſto höher ſteigern ſie auch jenes Verdienſt; es iſt Ein Opfer, welches ſie ihrer Eitelkeit und ihrer kosmopolitiſchen Pflicht darbringen. Mit je gröſſerer Selbſtverleugnung wir hingegen Nationaleitelkeit von uns entfernen, deſto pflichtmäßiger handeln wir als Weltbürger. Wunderbar muß für den erhabenen Plan der Natur in Hinſicht auf unſer Geſchlecht der Verſuch wirken, welchen die Neufranken machen, um Ideen, von welchen manche offenbar ein kosmopolitiſches Gepräge tragen, für ihre Individualität in Ausübung zu bringen; wohlthätiger aber für die Menſchheit werden dieſelben gewiß durch die Verarbeitung ſeyn, welche die Deutſchen ohne Zweifel mit ihnen vornehmen. Sollte eine Morgenröthe der Kunſt in Frankreich anbrechen, wenn die Nacht der Anarchie verſchwindet, dann Heil dem Verhältniſſe, in welchem es bisher zu Deutſchland ſtand! ein Schimmer derſelben wird ſich bald über unſern Horizont verbreiten; und dann dreimal Heil jenem hehren Zeitpunkte, wann nun die Schönheit, wie einen feurigen Nordſchein, ihr Licht über den Himmel von Gallien und Germanien ausſtrömet. Immerhin möchte alsdann eine neue fränkiſche Univerſalmonarchie aus beiden Staaten errichtet werden!

III

Litterariſcher Sanscülottiſmus.

In dem Berliniſchen Archiv der Zeit und ihres Geſchmacks, und zwar im Märzſtücke dieſes Jahres, findet ſich ein Aufſatz *über Proſa und Beredſamkeit der Deutſchen*, den die Herausgeber, wie ſie ſelbſt bekennen, nicht ohne Bedenken einrückten. Wir, unſrer Seits, tadeln ſie nicht, daß ſie dieſes unreife Product aufnahmen; denn wenn ein Archiv Zeugniſſe von der *Art* eines Zeitalters aufbehalten ſoll, ſo iſt es zugleich ſeine Pflicht auch deſſen *Unarten* zu verewigen. Zwar iſt der entſcheidende Ton und die Manier, womit man ſich das Anſehn eines umfaſſenden Geiſtes zu geben denkt, in dem Kreiſe unſerer Critik nichts weniger als neu; aber auch die Rückfälle einzelner Menſchen in ein roheres Zeitalter, ſind zu bemerken, da man ſie nicht hindern kann; und ſo mögen denn die *Horen* dagegen in demjenigen, was wir zu ſagen haben, ob es gleich auch ſchon oft und vielleicht beſſer geſagt iſt, ein Zeugniß aufbewahren: daß neben jenen unbilligen und übertriebenen Forderungen an unſre Schriftſteller, auch noch billige und dankbare Geſinnungen gegen dieſe, verhältnißmäßig zu ihren Bemühungen wenig belohnte, Männer im Stillen walten.

Der Verfaſſer bedauert *die Armſeligkeit der Deutſchen an vortrefflich claſſiſch proſaiſchen Werken* und hebt alsdann ſeinen Fuß hoch auf, um, mit einem Rieſenſchritte, über beinahe ein Dutzend unſerer beſten Autoren hinwegzuſchreiten, die er nicht nennt, und mit mäßigem Lob und mit ſtrengem Tadel ſo charakteriſiret, daß man ſie wohl ſchwerlich aus ſeinen Karrikaturen herausfinden möchte.

Wir ſind überzeugt, daß kein deutſcher Autor ſich ſelbſt für claſſiſch hält, und daß die Forderungen eines jeden an ſich ſelbſt, ſtrenger ſind, als die verworrnen Prätenſionen eines Terſiten, der gegen eine ehrwürdige Geſellſchaft aufſteht, die keineswegs verlangt, daß man ihre Bemühungen unbedingt bewundere; die aber erwarten kann, daß man ſie zu ſchätzen wiſſe.

Ferne ſey es von uns, den übelgedachten und übelgeſchriebenen Text, den wir vor uns haben, zu commentiren; nicht ohne Unwillen werden unſre Leſer jene Blätter am angezeigten Orte durchlaufen, und die ungebildete Anmaßung, womit man ſich in einen Kreis von Beſſern zu drängen, ja Beſſere zu verdrängen und ſich an ihre Stelle zu ſetzen denkt, dieſen eigentlichen Sansculottismus zu beurtheilen und zu beſtrafen wiſſen. Nur weniges werde dieſer rohen Zudringlichkeit entgegengeſtellt.

Wer mit den Worten, deren er ſich im Sprechen oder Schreiben bedient, beſtimmte Begriffe zu verbinden für eine unerläßliche Pflicht hält, wird die Ausdrücke: *claſſiſcher Autor, claſſiſches Werk*, höchſt ſelten gebrauchen. Wann und wo entſteht ein claſſiſcher Nationalautor? Wenn er in der Geſchichte ſeiner Nation große Begebenheiten und ihre Folgen in einer glücklichen und bedeutenden Einheit vorfindet; wenn er in den Geſinnungen ſeiner Landsleute Größe, in ihren Empfindungen Tiefe und in ihren Handlungen Stärke und Conſequenz nicht vermißt; wenn er ſelbſt, vom Nationalgeiſte durchdrungen, durch ein einwohnendes Genie ſich fähig fühlt, mit dem Vergangnen wie mit dem Gegenwärtigen zu ſympathiſiren, wenn er ſeine Nation auf einem hohen Grade der Kultur findet, ſo daß ihm ſeine eigene Bildung leicht wird; wenn er viele Materialien geſammelt, vollkommene oder unvollkommene Verſuche ſeiner Vorgänger vor ſich ſieht, und ſo viel äußere und innere Umſtände zuſammen treffen, daß er kein ſchweres Lehrgeld zu zahlen braucht, daß er in den beſten Jahren ſeines Lebens ein großes Werk zu überſehen, zu ordnen und in Einem Sinne auszuführen fähig iſt.

Man halte dieſe Bedingungen, unter denen allein ein claſſiſcher Schriftſteller, beſonders ein proſaiſcher möglich wird, gegen die Umſtände, unter denen die beſten Deutſchen dieſes Jahrhunderts gearbeitet haben, ſo wird, wer klar ſieht und billig denkt, dasjenige, was ihnen gelungen iſt, mit Ehrfurcht bewundern, und das was ihnen mißlang anſtändig bedauern.

Eine bedeutende Schrift iſt, wie eine bedeutende Rede, nur Folge des Lebens; der Schriftſteller ſo wenig als der handelnde Menſch bildet die Umſtände, unter denen er gebohren wird und unter denen er wirkt. Jeder, auch das größte Genie, leidet von ſeinem Jahrhundert in einigen Stücken, wie er von andern Vortheil zieht, und einen vortrefflichen Nationalſchriftſteller kann man nur von der Nation fordern.

Miller. Wie, Herr Major? Sie wollten ja Lection auf der Flöte bei mir nehmen? Das wiſſen Sie nicht mehr?

Ferdinand (raſch). Ich ſah ſeine Tochter! (Wiederum einige Pauſen.) Er hat nicht Wort gehalten, Freund! Wir akkordirten Ruhe für meine einſamen Stunden. Er betrog mich und verkaufte mir Scorpionen. (Da er Millers Bewegung ſieht.) Nein, erſchrick nur nicht, alter Mann! (Gerührt an ſeinem Hals.) Du biſt nicht ſchuldig!

Miller (die Augen wiſchend). Das weiß der allwiſſende Gott!

Ferdinand (auf's Neue hin und her, in düſteres Grübeln verſunken). Seltſam, o unbegreiflich ſeltſam ſpielt Gott mit uns! An dünnen unmerkbaren Seilen hängen oft fürchterliche Gewichte. — Wüßte der Menſch, daß er an dieſem Apfel den Tod eſſen ſollte. — Hum! — Wüßt' er das? (Heftiger auf und nieder, dann Millers Hand mit ſtarker Bewegung faſſend.) Mann! Ich bezahlte dir dein Bißchen Flöte zu theuer — — und du gewinnſt nicht einmal — auch du verlierſt vielleicht Alles. (Gepreßt von ihm weggehend.) Unglückſeliges Flötenſpiel, das mir nie hätte einfallen ſollen!

Miller (ſucht ſeine Rührung zu verbergen). Die Limonade bleibt auch gar zu lang aus. Ich denke, ich ſehe nach, wenn Sie mir's nicht übel nehmen. —

Ferdinand. Es eilt nicht, lieber Miller! (Vor ſich hinmurmelnd.) Zumal für den Vater nicht — Bleib' er nur — Was hatt' ich doch fragen wollen? — Ja! Iſt Louiſe ſeine einzige Tochter? Sonſt hat er keine Kinder mehr?

Aber auch der deutſchen Nation darf es nicht zum Vorwurfe gereichen, daß ihre geographiſche Lage ſie eng zuſammen hält, indem ihre politiſche ſie zerſtückelt. Wir wollen die Umwälzungen nicht wünſchen, die in Deutſchland claſſiſche Werke vorbereiten könnten.

Und ſo iſt der ungerechteſte Tadel derjenige, der den Geſichtspunkt verrückt. Man ſehe unſere Lage wie ſie war und iſt; man betrachte die individuellen Verhältniſſe, in denen ſich deutſche Schriftſteller bildeten, ſo wird man auch den Standpunkt, aus dem ſie zu beurtheilen ſind, leicht finden. Nirgends in Deutſchland iſt ein Mittelpunkt geſellſchaftlicher Lebensbildung, wo ſich Schriftſteller zuſammen fänden und nach Einer Art, in Einem Sinne, jeder in ſeinem Fache ſich ausbilden könnten. Zerſtreut gebohren, höchſt verſchieden erzogen, meiſt nur ſich ſelbſt und den Eindrücken ganz verſchiedener Verhältniſſe überlaſſen, von der Vorliebe für dieſes oder jenes Beiſpiel einheimiſcher oder fremder Litteratur hingeriſſen; zu allerley Verſuchen, ja Pfuſchereyen, genöthigt, um ohne Anleitung ſeine eigene Kräfte zu prüfen; erſt nach und nach durch Nachdenken von dem überzeugt, was man machen ſoll; durch Praktik unterrichtet, was man machen kann; immer wieder irre gemacht durch ein großes Publikum ohne Geſchmack, das das Schlechte nach dem Guten mit eben demſelben Vergnügen verſchlingt; dann wieder ermuntert durch Bekanntſchaft mit der gebildeten, aber durch alle Theile des großen Reichs zerſtreuten Menge; geſtärkt durch mitarbeitende, mitſtrebende Zeitgenoſſen. So findet ſich der deutſche Schriftſteller endlich in dem männlichen Alter, wo ihn Sorge für ſeinen Unterhalt, Sorge für eine Familie, ſich nach Außen umzuſehen zwingt, und wo er oſt mit dem traurigſten Gefühl durch Arbeiten, die er ſelbſt nicht achtet, ſich die Mittel verſchaffen muß, dasjenige hervor bringen zu dürfen, womit ſein ausgebildeter Geiſt ſich allein zu beſchäftigen ſtrebt. Welcher deutſche geſchätzte Schriftſteller wird ſich nicht in dieſem Bilde erkennen, und welcher wird nicht mit beſcheidener Trauer geſtehen, daß er oſt genug nach Gelegenheit geſeufzt habe, früher die Eigenheiten ſeines originellen Genius einer allgemeinen Nationalcultur, die er leider nicht vorfand, zu unterwerfen. Denn die Bildung der höheren Klaſſen durch fremde Sitten und ausländiſche Litteratur, ſo viel Vortheil ſie uns auch gebracht hat, hinderte doch den Deutſchen als Deutſchen ſich früher zu entwickeln.

Und nun betrachte man die Arbeiten deutſcher Poeten und Proſaiſten von entſchiednem Namen! Mit welcher Sorgfalt, mit welcher Religion folgten ſie auf ihrer Bahn einer aufgeklärten Ueberzeugung! So iſt es, zum Beiſpiel, nicht zuviel geſagt, wenn wir behaupten, daß ein verſtändiger, fleißiger Litterator, durch Vergleichung der ſämmtlichen Ausgaben unſres Wielands, eines Mannes, deſſen wir uns, trotz dem Knurren aller Smelfungen mit ſtolzer Freude rühmen dürfen, allein aus den ſtufenweiſen Correkturen dieſes unermüdet zum Beſſern arbeitenden Schriftſtellers, die ganze Lehre des Geſchmacks würde entwickeln können. Jeder aufmerkſame Bibliothekar ſorge, daß eine ſolche Sammlung aufgeſtellt werde, die jetzt noch möglich iſt, und das folgende Jahrhundert wird einen dankbaren Gebrauch davon zu machen wiſſen.

Vielleicht wagen wir in der Folge, die Geſchichte der Ausbildung unſrer vorzüglichſten Schriftſteller, wie ſie ſich in ihren Werken zeigt, dem Publikum vorzulegen. Wollten ſie ſelbſt, ſo wenig wir an Confeſſionen Anſprüche machen, uns nach ihrem Gefallen nur diejenigen Momente mittheilen, die zu ihrer Bildung am meiſten beigetragen haben, und dasjenige, was ihr am ſtärkſten entgegen geſtanden, bekannt machen; ſo würde der Nutzen, den ſie geſtiftet, noch ausgebreiteter werden.

Denn worauf ungeſchickte Tadler am wenigſten merken, das Glück, das junge Männer von Talent jetzt genieſſen, indem ſie ſich früher ausbilden, eher zu einem reinen, dem Gegenſtande angemeſſenen Styl gelangen können, wem ſind ſie es ſchuldig, als ihren Vorgängern, die in der letzten Hälfte dieſes Jahrhunderts mit einem unabläſſigen Beſtreben, unter mancherley Hinderniſſen ſich, jeder auf ſeine eigene Weiſe, ausgebildet haben? Dadurch iſt eine Art von unſichtbarer Schule entſtanden, und der junge Mann, der jetzt hinein tritt, kommt in einen viel gröſſeren und lichteren Kreis, als der frühere Schriftſteller, der ihn erſt ſelbſt beym Dämmerſchein durchirren mußte, um ihn nach und nach, gleichſam nur zufällig, erweitern zu helfen. Viel zu ſpät kommt der Halb-Critiker, der uns mit ſeinem Lämpchen vorleuchten will; der Tag iſt angebrochen, und wir werden die Läden nicht wieder zumachen.

Ueble Laune läßt man in guter Geſellſchaft nicht aus, und der muß ſehr üble Laune haben, der in dem Augenblick Deutſchland vortreffliche Schriftſteller abſpricht, da faſt jedermann gut ſchreibt. Man braucht nicht weit zu ſuchen, um einen artigen Roman, eine glückliche Erzählung, einen reinen Aufſatz über dieſen oder jenen Gegenſtand zu finden. Unſre critiſchen Blätter, Journale und Compendien, welchen Beweis geben ſie nicht oft eines übereinſtimmenden guten Styls! die Sachkenntniß erweitert ſich beym Deutſchen mehr und mehr und die Ueberſicht wird klärer. Eine würdige Philoſophie macht ihn, trotz allem Widerſtand ſchwankender Meynungen, mit ſeinen Geiſteskräften immer bekannter, und erleichtert ihm die Anwendung derſelben. Die vielen Beiſpiele des Styls, die Vorarbeiten und Bemühungen ſo mancher Männer ſetzen den Jüngling früher in Stand, das was er von Außen aufgenommen und in ſich ausgebildet hat, dem Gegenſtande gemäß mit Klarheit und Anmuth darzuſtellen. So ſieht ein heitrer billiger Deutſcher die Schriftſteller ſeiner Nation auf einer ſchönen Stufe und iſt überzeugt, daß ſich auch das Publikum nicht durch einen mißlauniſchen Krittler werde irre machen laſſen. Man entferne ihn aus der Geſellſchaft, aus der man jeden ausſchlieſſen ſollte, deſſen vernichtende Bemühungen nur die Handelnden mißmuthig, die Theilnehmenden läſſig und die Zuſchauer mißtrauiſch und gleichgültig machen könnten.

IV

Das Spiel in ſtrengſter Bedeutung.

Ein ſelbſtthätiges Weſen, das aber, ſo wie der Menſch, eine Mehrheit von Vermögen beſitzt, die einander gegenſeitig einſchränken, kann ſich ſehr verſchiedentlich beſtimmt fühlen, je nachdem der Einfluß dieſes oder jenes Vermögens in ihm die Oberhand hat, und der ſelbſtthätigen Kraft die Richtung giebt. Es iſt indeſſen, wenn ich von Stimmung ſpreche, hier nicht die Rede von jenen zufälligen und wandelbaren Gemüthslaunen, welche Folgen des beſondern Charakters ſind, der verſchiedene Menſchen verſchiedentlich zur Liebe, zum Scherz, zur Schwermuth u. ſ. w. ſtimmt. Die Stimmung, von welcher ich rede, iſt eine allgemeine, wozu Jedermann aufgelegt iſt, und die mit einer andern, eben ſo allgemeinen, beſtändig abwechſelt. Beyde ſind alſo gleich natürlich, wenn man ſchon nicht ſagen kann, daß die Eine dem Menſchen ſo nothwendig als die Andere ſeye.

Nämlich es giebt ein gewiſſes Verhältniß der thätigen Kraft, die wir beſitzen, dem zu Folge ihre Wirkſamkeit von einem fremdartigen Einfluſſe (deſſen Grund zwar im Menſchen, aber nicht in der Selbſtthätigkeit des Menſchen liegt) ganz abhängig erſcheint, und nach dieſem, als im Dienſte, durchaus ſich richten muß. Wiederum giebt es ein Verhältniß der thätigen Kraft in Uns, nach welchem ſelbige, obſchon mit den übrigen Gemüthsvermögen noch immer in genauer Verbindung, doch zuvörderſt ihrer urſprünglichen Tendenz folgt, und, ſo zu ſagen, mehr für eigne Rechnung thätig iſt. Wenn nun das erſtere ein untergeordnetes Verhältniß iſt, ſo muß dagegen das letztere ein freyes Verhältniß heiſſen.

Es findet aber das ſubordinirte Verhältniß der Selbſtthätigkeit ſodann in uns Statt, wenn wir beſtimmten Geboten der Vernunft Folge leiſten, oder den nöthigenden Trieben der Sinnlichkeit uns fügen. In dieſen Fällen giebt der beſtimmte Trieb oder Befehl den beſtimmten Zweck an, worauf die erforderlichen Kräfte in beſtimmter Richtung angeſtrengt werden. Hiebey nun kann es nur wenig oder gar keinen Unterſchied machen, ob die beſtimmten Zwecke zum Behuf eben vorhandner Bedürfniſſe wirklich ausgeführt, oder bloß als mögliche aber beſtimmte Zwecke gedacht, und die Kräfte darauf proviſoriſch geübt werden. Denn die Erwerbung von Fertigkeiten und Einſichten zu einem bloß möglichen aber beſtimmten Gebrauch, erfordert ein gleich untergeordnetes Verhältniß der arbeitenden Kräfte und Vermögen, und eben die angeſtrengte Richtung derſelben, als die wirkliche Anwendung erworbener Fertigkeiten und Einſichten. Aber welche Gemüthsſtimmung wird nun wohl im Menſchen herrſchen, wenn die Kräfte deſſelben in einem untergeordneten Verhältniſſe nach beſtimmten Zwecken wirken? Offenbar die ernſthafte, als die natürliche Begleiterin aller Anſtrengung, es ſey durch Vernunft oder Inſtinkt gewirkte Anſtrengung. Zwar kann, auch bey beſtimmten Zwecken, die Intenſion der Kraft oft lange nicht bis zur Anſtrengung gehn: die beſtimmte Richtung wird doch noch Anſtrengung nöthig machen; und Ernſt iſt nichts anders, als das

Gefühl der Anſtrengung, welches entweder die Spannung oder die beſtimmte Richtung der Selbſtthätigkeit, oder beyde zugleich begleitet. Noch einen Blick auf die Schattirungen des Ernſtes zu richten: ſo fühlt ſich der Menſch bey der Anſtrengung, die ihm ſeine Pflicht koſtet, jederzeit erhaben; und die Selbſtthätigkeit im Dienſte der Tugend, unterſcheidet ſich durch einen *hohen* Ernſt. Wer ſeine Kräfte der Anregung des Bedürfniſſes eben fügt, zeigt einen *gleichgültigen* Ernſt. Wer ſie ihm gern fügt, wird einen *gierigen*, und wer es ungern thut, einen *verdrießlichen* Ernſt entdecken. Ueberall blickt die äuſſerlich genöthigte Selbſtthätigkeit mit Ernſt auf ihr beſtimmtes Ziel. In den Wiſſenſchaften hat die Selbſtthätigkeit eine freyere Richtung auf einen Gebrauch überhaupt; weil aber ihr inneres Ziel dafür deſto genauer beſtimmt iſt, ſo ſtimmt die Methode, welche hier jeden Schritt vorſchreibt, den wiſſenſchaftlichen Menſchen auf einen *ſtrengen Ernſt*, der aber, wegen des freyern Intereſſe, womit er vergeſellſchaftet iſt, etwas Liberales und Edles bei ſich führt. Da übrigens in dieſer Stimmung des Gemüths die Selbſtthätigkeit durch etwas Aeuſſeres, das iſt, durch etwas im Subjecte, was ſie nicht ſelbſt iſt, ſich beſtimmt ſieht: ſo kann auch der *Genuß aus der Thätigkeit ſelbſt*, dabei entweder gar nicht, oder doch nicht zunächſt in Betrachtung kommen. Das Ziel, wohin man will, iſt hier Alles. Vielleicht giebt es einen leichten und angenehmen Weg dahin? Gut, ſo ſchlage man ihn ein! Wo nicht, ſo müſſen wir uns eine Bahn eröffnen, ſollte ſie auch über nichts als Dornen und Diſteln gehen; man müßte denn lieber den vorgeſetzten Zweck aufgeben wollen. Allein aus bloßer Bequemlichkeit nothwendige Zwecke aufgeben, iſt ein Vorwurf, den kein ernſthafter Menſch gern auf ſich wird haften laſſen. So bleibt uns auch der Erfolg hier weit dringender empfohlen. Wer ernſthaften Zwecken nachgeht, wird immer dahin bedacht ſeyn, von ſeinen Unternehmungen den Zufall, ſoviel möglich, auszuſchließen, und den ganzen Erfolg ſeiner Einſicht und Geſchicklichkeit zu unterwerfen. Dieſes erfordert die Nothwendigkeit, mit welcher hier Vernunft oder Sinnlichkeit, die untergeordnete Kraft auf beſtimmte Zwecke führen. Es wird ſich daher allzeit ein Mißvergnügen unter die Freude über ein gelungenes Geſchäft miſchen, wenn man ſieht, daß das Gelingen deſſelben dem Zufalle mit zu verdanken iſt; denn man ſieht zugleich, daß dieſes Geſchäft, ſoviel an uns war, mißlingen konnte. Unſere nothwendigen Zwecke waren ſo offenbar aufs Spiel geſetzt, welches nicht ſeyn ſollte.

Dem Ernſte, iſt in der Oekonomie des Menſchen das Spiel entgegengeſetzt. Es kann daher, mit Hülfe der ſo eben gelieferten Beſchreibung von jener Gemüthsſtimmung, ſoviel Schwierigkeit nicht haben, auch von dieſer einen beſtimmten Begriff zu bilden. Denn wenn es dem Gemüth, das ſich zum Spiel ſtimmt, nicht um irgend einen Zweck zu thun ſeyn kann, der auſſerhalb der Thätigkeit der ſpielenden Kräfte liegt: ſo muß er in dem Gefühl dieſer Thätigkeit ſelbſt liegen. Wenn ferner alle Anſtrengung der Kräfte, ſowohl der Intenſion als der Richtung nach, die Seele unausbleiblich ernſthaft macht: ſo werden die ſpielenden Kräfte ihre Thätigkeit, in Anſehung der Richtung und des Umfangs der Kraftanwendung, ganz unangeſtrengt und frey, das iſt, nur ſo, ſo lange und in dem Grade äuſſern, als ihre Thätigkeit durch ſich ſelbſt belebt wird. Dieſer allgemeine Begriff der ſpielenden Stimmung, wird nun durch das Spiel κατ' ἐξοχην dargeſtellt, welches, um dieſen Namen zu verdienen, den zweckmäßigſten Stoff für dieſe Stimmung des Menſchen zu liefern hat: um ihm den reinen Genuß einer unangeſtrengten Selbſtthätigkeit, durch alle Sphären ſeines Wirkens zu verſchaffen; und alſo den größten Umfang freyer Thätigkeit, mit dem kleinſten Maaſe von Anſtrengung zu verknüpfen. Denn da hier noch immer von Genuß die Rede bleibt, und die ſpielende Selbſtthätigkeit auf ſinnlichem Grund und Boden verharrt, indem ſie das Vergnügen nur zu reinigen ſucht, ohne ſelbiges zu verſchmähen: ſo kann auch Freyheit hier nichts mehr bedeuten, als Befreyung von aller Spannung und Richtung der Selbſtthätigkeit, diejenige ausgenommen, welche ſie, um überhaupt noch thätig zu ſeyn, ſich ſelbſt gefallen läßt, und ſucht.

Welches iſt nun das Spiel, das dieſer Stimmung ganz entſpricht? wie heißt es? wie lauten ſeine Regeln? wo iſt die Geſellſchaft, der Klubb, darinn es geſpielt wird? Dieſe Fragen ſcheinen auf weitausſehende Antworten zu deuten. Dem ſey wie ihm wolle: eine ſo natürliche und allgemeine Stimmung des Gemüths, als die Stimmung zum Spiel, hat alle Aufmerkſamkeit zu fordern. Auch läßt ſich mit der hierzu erforderlichen Unterſuchung, noch leicht der Zweck verbinden, welchen verſtändige Pädagogen haben, wenn ſie den Charakter ihrer Zöglinge beym Spiel beobachten. Hier zeigt ſich die Natur in ihrer größten Unbefangenheit, und ſcheint ſich ihren Launen gänzlich zu überlaſſen. Merkt man nun auf dasjenige, was ihr in der Stunde der Unbefangenheit gefällt: ſo bemerkt man gewiß auch Manches von demjenigen, was ſie iſt.

Erſter Abſchnitt.

Der Spieler, der bloß auf Gewinnſt ausgeht, iſt ein Spieler von Profeſſion. Ein wunderlicher Titel, der einen Widerſpruch im Beyworte enthält! Der rechte Spieler will nicht gewinnen; er will ohne Anſtrengung ſeine Kräfte am Gegenſtande verſuchen, und weiß von äuſſern Zwecken nichts. „Aber iſt Gewinnſt nicht ein äuſſerer Zweck, der in den meiſten Spielen doch wenigſtens Rückſicht fordert?" Fordert? Er fordert ſie nicht; denn er iſt durch kein nothwendiges Bedürfniß aufgeſtellt. Der Gewinnſt iſt in den meiſten Spielen ein bloßes Aufmunterungsmittel aus der Ferne. Auch wird das Spiel, wo Gewinnſt Statt findet, dadurch um nichts zweckmäßiger. Im Gegentheil; der Gewinnſt iſt ein Nothmittel an ſich ſelbſt unzulänglich beſchäftigender Spiele, die man durch ein *fremdes* Intereſſe aufzuſtutzen ſucht. Denn gerade ſo viel Rückſicht auf Gewinnſt im Spiele iſt, ſo viel weniger iſt freye Thätigkeit, ſo viel weniger iſt Spiel im Spiele.

Alſo nicht ein Zweck auſſer dem Spiele, ſondern Genuß aus freyer Thätigkeit der Kräfte, iſt das Augenmerk der Spielenden; und Gelegenheit dazu, die erſte Erforderniß des Spiels.

Allein wenn Jemand, ohne ernſthaften Zweck, bloß aus Gefallen am Geſchick zur Sache, *drechſelt*, oder *Schlöſſer fertiget*, oder nach einem *Ziel ſchießt*: ſo mag man dieſes Handthieren zwar in ſo fern Spiel heiſſen, als eine Abſpannung der gewohnten Anſtrengung und kein äußerer Zweck dabey Statt hat. Indeſſen ein

Miller (warm). Habe ſonſt keins mehr, Baron! — Wünſch' mir auch keins mehr. Das Mädel iſt juſt ſo recht, mein ganzes Vaterherz einzuſtecken — hab' meine ganze Baarſchaft von Liebe an der Tochter ſchon zugeſetzt.

Ferdinand (heftig erſchüttert). Ha! — — Geh' er doch lieber nach dem Trank, guter Miller! (Miller geht ab.)

Vierte Scene.

Ferdinand allein.

Das einzige Kind! — Fühlſt du das, Mörder? Das Einzige, Mörder! Hörſt du, das Einzige? — Und der Mann hat auf der großen Welt Gottes nichts, als ſein Inſtrument und das Einzige. — Du willſt's ihm rauben? — Rauben? — Rauben den letzten Nothpfennig einem Bettler? Die Krücke zerbrochen vor die Füße werfen dem Lahmen? Wie? Hab' ich auch Bruſt für das? — — Und wenn er nun hineilt und nicht erwarten kann, die ganze Summe ſeiner Freuden vom Geſicht dieſer Tochter herunter zu zählen, und hereintritt und ſie da liegt, die Blume — welk — todt — zertreten muthwillig, die letzte, einzige, unüberſchwengliche Hoffnung. — Ha! und er daſteht vor ihr, und daſteht und ihm die ganze Natur den lebendigen Odem anhält, und ſein erſtarrter Blick die entvölkerte Unendlichkeit fruchtlos durchwandert, Gott ſucht und Gott nicht mehr finden eigentliches Spiel wird man es doch nicht nennen. Aber warum nicht? Bloß darum nicht, weil der Zufall ſo wenig dabey zu ſchaffen hat, und alſo faſt der ganze Erfolg der Operation in unſrer Gewalt ſteht. Das Ziel, oder der innere Zweck der Handlung, ſcheint faſt immer ſo nahe und ferne, als es iſt. Denn um deſſen Entfernung zu meſſen, brauche ich bloß meine Geſchicklichkeit zu meſſen, die mir ſo unbekannt nicht ſeyn kann. Ganz beſtimmt muß ich ſie zwar nicht kennen, denn ſonſt würde ich ſie gar nicht am Gegenſtande verſuchen wollen; folglich findet auch noch ein Gelingen, folglich Zufall, folglich Spiel hier Statt. Aber doch offenbar nur ſehr wenig. Ein ſolches Handthieren iſt daher mehr freye Uebung, als Spiel zu nennen. Auf jeden Fall iſt der innere Zweck viel zu beſtimmt, und erfordert faſt einerley Richtung der Thätigkeit, alſo ſchon Anſtrengung. Mit andern Worten: die bey ſolchen freyen, ſpielähnlichen Uebungen intereſſirten Kräfte und Vermögen, finden, wegen des allzubeſtimmten Ziels, zu wenig Veranlaſſung den ganzen Zirkel ihrer Thätigkeit zu durchlaufen. Aber man mache einmal das Ziel unbeſtimmter und laſſe dem Zufall mehr Raum; man ſchieße z. B. nicht nach einem feſten, willkührlich beſtimmten Ziele, einer Scheibe, ſondern nach einem unſtäten, unwillkürlichen, einem Wilde: ſogleich wird die Uebung lebhafter, ſie nähert ſich dem Spiele, und aus einer ſpielähnlichen Uebung wird ein Uebungsſpiel. Oder man kann auch, bey einem übrigens beſtimmten Ziele, dem Zufalle dadurch Zutritt verſchaffen, daß man ſeine Geſchicklichkeit nicht mit ihr ſelbſt, ſondern gegen die weniger beſtimmbare Geſchicklichkeit eines Gegners mißt: ſo wird man Wettſpiele haben. Dem Schachſpiele, worinn der Zufall unmit-

telbar gar nichts zu thun hat, und wozu noch auſſerdem ein namhafter Umfang der Kraftanwendung erforderlich iſt, dieſem Spiele, das, nach Herrn Gotters gründlicher Deduction

> — — — „aus Uebermuth
> „Ein Schach, der nichts bedurft', als Arbeit einſt erfunden;" —

würde, um ganz Arbeit zu ſeyn, nichts als der äuſſere Zweck fehlen, wenn nicht *mittelbar* der Zufall dadurch wieder ins Spiel gezogen wäre, daß die Rolle deſſelben einem Mitſpieler zugetheilt iſt, der durch ſeine unbeſtimmten Pläne den unſrigen eine Diverſion macht, um die Thätigkeit des Verſtandes doch einigermaßen frey und lebendig zu erhalten.

Alſo der *Zufall* bringt Leben ins Spiel, und nur durch ſeinen Beytritt iſt der Zweck des Spiels, nämlich *Genuß aus freyer Thätigkeit der Kräfte*, erreichbar.

Nur muß der Zufall dem Spiele ſelbſt einverleibt ſeyn, und nicht wie beym Schach und allen Verſtandesſpielen, erſt durch den Antagonismus eines Mitſpielers hineingezogen werden. Denn ſonſt wird aus dem Spiele ſchon etwas Erzwungenes; eben weil die ſpielende Thätigkeit nicht bloß unmittelbar, durch die unſtäten Wendungen des Spiels, ſondern auch mittelbar, durch den Ehrgeiz einen Gegner zu beſiegen, geregt wird. Thätige Kraft bleibt zwar noch im Spiele; aber es iſt auch Leidenſchaft (Ehrgeiz) darinn, die ſie anſtrengt, und alſo mit ihr, *ſein* Spiel treibt. Die *öffentlichen* Wettſpiele haden dieſen Fehler, begreiflicher Weiſe, in einem noch höhern Grade. Daher ſind ſie für die Combattanten ſo wenig wahre Spiele, daß ſie es nicht einmal für die Zuſchauer ſind:

„Siehſt du nicht, wenn die Wagen geflügelten Kampf in das Feld hin
„Stürzen, und ungeſtüm den geöfneten Schranken entrollen,
„Wenn die Hoffnung geſpannt in der Jünglinge klopfendem Herzen
„Wühlt, und pochende Angſt? Sie drohn mit geſchwungener Geiſel
„Vorwärts, die Zügel gelößt, mit Gewalt ſtürmt glühend die Axe.
„Jetzo geſenkt und jetzo erhöht, erſcheinen ſie ſchwebend
„Durch die Oede der Luft, und emporgetragen zum Himmel:
„Nirgend iſt Raſt noch Verzug! Ein Gewölk des gelblichen Sandes
„Steigt, und ſie feuchtet der Schaum, und dampfender Hauch der Verfolger.
„Solch' iſt die Liebe des Ruhms, ſo brennend der Durſt des Triumphes.“

Welche Arbeit kann anſtrengender ſeyn, als ſolche Spiele ſind! Und die Zuſchauer?

„Tum vero ingeminat clamor, cunctique ſequentem
„Inſtigant ſtudiis, reſonatque fragoribus aether.“

Wie viel Bewegung und wie wenig Thätigkeit! doch das möchte noch hingehen; wenigſtens darf dieſer Umſtand hier noch nicht in Betrachtung kommen. Aber auch wie viel Leidenſchaft und wie wenig freye Thätigkeit! der Zuſchauer, der ſich mit der höchſten Anſtrengung des ehrgeitzigen Individuums, das er vor ſich ſieht, identificirt, muß ſtarke Anwandlungen von gleicher Leidenſchaft bekommen; und man laſſe ſich nicht dadurch täuſchen, daß die poetiſche Schilderung ſolcher Spiele ein freyeres Intereſſe erweckt.

Alſo die Leidenſchaft verdrängt die Selbſtthätigkeit aus dem Spiele und verwandelt es in Ernſt. Alle Wettſpiele, es ſtehe Verſtand oder körperliche Geſchicklichkeit auf der Wette, haben dieſen Fehler; mehr oder weniger.

Noch weit weniger, oder vielmehr gar nichts kann das Spiel von ſeiner unſere Selbſtthätigkeit belebenden, wohlthätigen Natur behalten, wenn man darinn dem Zufall, und mit ihm der Leidenſchaft, alles einräumt. Von dieſer zweckwidrigen Art ſind die ſogenannten Glücksſpiele. Hier iſt der äuſſere Zweck, der Gewinſt, ganz in den Händen des Zufalls, und was das Schlimmſte iſt, doch dabey das einzige Augenmerk des Spielers. Es findet daher in ſolchen Spielen nicht einmal eine angeſtrengte, geſchweige denn freye Thätigkeit, Platz. Wem kann es einfallen, Lotto z. B., mit Einſicht und Geſchicklichkeit ſpielen zu wollen? Kaum giebt es für den Witz noch etwas da zu rathen. Kurz der Zufall iſt hier gänzlich Meiſter, und dabey ſo eigenſinnig und übermüthig, daß er die Selbſtthätigkeit auch nicht zur Geſellin mag; er ſpielt mit einer Leidenſchaft die auch ohne Thätigkeit in uns ſtatt findet, nämlich mit der Habſucht, durch die er uns in einem wilden Cirkel von Furcht und Hofnung, nach Belieben herumtreibt. Uebrigens mit dem platten Zufalle einen beträchtlichen Gewinſt oder Verluſt ganz willkührlich verknüpfen, verräth Unverſtand; alſo doch immer einen negativen Gebrauch der Selbſtthätigkeit. Und das iſt auch der einzige Grund, warum die Hazardſpiele, Spiele heißen. Der gröbſte Unverſtand, das iſt, va banque! iſt daher das Maximum in dieſen heroiſchen Spielen.

Etwas zweckmäßiger geht es am Lombertiſche u. ſ. w. her; wo der präſidirende Dämon des Spiels, das Glück dem Spiele ſelbſt einverleibt, und das Geſchäft zwiſchen ihm und der Geſchicklichkeit vertheilt hat. Hier tritt alſo wieder Thätigkeit ins Spiel, indem der immer eingreifende Zufall, mit dem Gange des Spiels den Plan des Spielers, beſtändig abändert. Dennoch ſchleicht das Ding oft ſeinen Alltagsgang ſo fort, daß keiner Seele weder wohl noch wehe dabey wird. Ueberhaupt, wäre gegen die Langeweile nicht der Gewinſt zu Hülfe gerufen, die Thätigkeit würde bald einſchlummern. Aber mit dem Gewinſt drängt ſich auch Leidenſchaft herzu, und wo Leidenſchaft iſt, iſt abgenöthigte Spannung. Auch werden die Dilettanten zugeſtehen, daß es in die Länge etwas verdrießlich fällt, nichts als ſchlechtes Papier in die Hand zu bekommen. Summa: das dabey concurrirende Glück iſt offenbar ein Abkömmling von jener eigenwilligen, blinden, boßhaften Göttin, die nicht nur oft dem Dummen am liebſten beyſteht, ſondern auch gern Erwartungen erregt, um ſie am Ende zu betrügen. Man weiß, wie oft auch an dieſen Tiſchen, unter den Händen des geſchickteſten Spielers, das beſte Spiel ohne Rettung verloren geht! Und doch iſt ein malheur incroyable noch das Beſte, was Ein Spieler, zur Belebung des Spiels, dem Andern wünſchen kann.

Alſo der Zufall im Spiele, muß kein launigter Dämon, es muß ein günſtiger Genius ſeyn, der Erwartungen bloß hinhält, um ſie am Ende vollkommen zu befriedigen.

Von den übrigen *Geſellſchaftsſpielen*, mit welchen zuweilen erſprießliche Leibesbewegungen verknüpft ſind, merke noch an: daß ſie insgeſammt mit einem oder dem andern der bereits näher geprüften, in Verwandſchaft ſtehen, und mithin ähnliche Tugenden und Fehler beſitzen. Denn obgleich einige, insbeſondere von den mit Bewegung vermiſchten, vor den angeführten Vorzüge haben mögen: ſo kann doch ſelbſt das Billiardſpiel, die Königin von allen, nicht füglich ohne Gewinnſt beſtehen, und nicht leicht ohne Eiferſucht, Streit, Lärm und Langeweile, ſeinen Gang fortſetzen; indem bald zu viel Geſchicklichkeit von der einen, bald zu viel blinder Zufall von der andern Seite, das Spiel ärgerlich macht und in Ernſt verkehrt.

So hätten wir in der Geſchwindigkeit die *freyen Uebungen* (äuſſerer und innerer Thätigkeit,) die *Uebungsſpiele*, die *Wettſpiele*, die doppelte Art von *Glücksſpielen*, mit einem Worte, *alle* Spiele durchlaufen, in welchen die Materie des Spiels (der Gegenſtand, womit die Selbſtthätigkeit zu ſpielen denckt) aus *mathematiſchen* oder *mechaniſchen* Größen beſteht, die für das Gefühl unmittelbar gar keine Bedeutung haben. Daher konnte aber auch unter ihnen das Spiel κατ' ἐξοχὴν, nicht anzutreffen ſeyn. Denn da die Materie des Spiels die Selbſtthätigkeit nicht unmittelbar reitzte: ſo mußte die Anregung durch einen, dem Weſen des Spiels fremdartigen, Zuſatz geſchehen.

In den freyen Uebungen, wurde die beſondere Stimmung zu jeder mitgebracht. Das Spiel κατ' ἐξοχην kann nur Stimmung zum Spiel überhaupt fodern. Es ging alſo ein aeſthetiſches Vorurtheil für das Mannigfaltige einer gewiſſen Handlungsweiſe voraus. — In den Uebungsſpielen fand die gleiche, weniger geſpannte, aber dafür auch immer gegen das Langweilige durch Gewinſt zu ſtärkende, Triebfeder Statt. Zu beyderley Spielarten, geſellten ſich meiſt noch als Hülfs- und Nebenzwecke: Hinſicht auf ein Auslegen der Geſchicklichkeit, und Rückſicht auf erſprießliche Leibesbewegung. — Die öffentlichen Wettkämpfer, beſtimmte zur Uebernehmung der höchſten Anſtrengung, gehoffter Preis, und Beyfall der Zuſchauer, als der eigentlichen Spieler; welche theils Partheyſucht zuſammentrieb, theils Politick verſammlete, theils leidenſchaftliche Neugier aufregte. — Auf die fremde Triebfeder der Glücksſpiele, iſt nicht nöthig wiederholt aufmerkſam zu machen: indem Jedermann von ſelbſt zugeſtehen wird, daß die Materie dieſer Spiele für ſich keinen Reitz hat. Denn Karten, Steine, Würfel, Kugeln u. dgl., ſind offenbar nichts als trockne mathematiſche Größen, durch willkührliche Zeichen dargeſtellt.

Von einigen der angeführten hingegen, worinn die Materie etwas Belebtes iſt, wird man dieſes nicht ſogleich einräumen. Und allerdings läßt ſich auch hier die Sache nur durch ein Entweder, Oder beſtimmen. Die Materie des Spiels hat entweder zu wenig, oder zu viel Bedeutung. In den öffentlichen Wettſpielen, wo der Zuſchauer mit dem Ernſt der Kämpfer ſpielt, ermißt er entweder die Geſchicklichkeit und Stärke der Kämpfer als eine Größe des Beweglichen, die als ſolche doch immer ſehr ermeßbar bleibt. Da ſomit bey dieſer Ermeſſung ſeine eigne Thätigkeit nicht ſonderlich gereizt wird: ſo fühlt er ſich höchſtens zur froſtigen Bewunderung einer fremden geſtimmt, und der Gegenſtand hat zu wenig Bedeutung. Oder er ſympathiſirt zugleich mit der leidenſchaftlichen Anſtrengung und Gefahr der kämpfenden Individuen: ſo wird er auſſer ſich gezogen, ſtatt freyer Thätigkeit leidenſchaftlicher Ernſt in ihm erregt, und der Gegenſtand hat zu viel aeſthetiſche Bedeutung. In den Parforcejagden, Thierhatzen u. ſ. w., wo man mit dem Leben ſelbſt, obgleich nur eines Thieres, ſpielt: muß erſt die Sympathie ſo gar verdrängt werden. Dadurch kommt nun freylich eine neue Triebfeder ins Spiel, aber welche? der Menſch identificirt ſich auf einen Augenblick mit dem Thiere, um ſich im nächſtfolgenden Augenblicke über daſſelbe erhaben zu fühlen. Hier ſpielt alſo Philavtie mit Sympathie, und der Gegenſtand hat wiederum viel zu viel Bedeutung. Hat aber die Verhärtung ihr Sublimes erreicht: ſo iſt wieder nur froſtige Bewunderung, und zwar bloß thieriſcher Kräfte und Geſchwindigkeit, zu erzielen, und die Materie des Spiels hat ſo fern noch weniger Bedeutung als in den Wettſpielen. Gilt es vollends das Leben der Menſchen, wie in den Fechterſpielen: ſo wird entweder ein Gegenſtand von ganz gleicher Bedeutung gemißbraucht, nicht, welches unmöglich iſt, die Thätigkeit zu beleben, ſondern die Philavtie zu kitzeln (ſein Leben iſt Materie zum Spiel für mich!); oder der Menſch, mit Francklin zu reden, verkennt die Thiere ſeiner Gattung gänzlich, und dünckt ſich ein Dämon zu ſeyn: ſo ſind wiederum ſo leicht ermeßbare Größen der Geſchicklichkeit und Kraft der Gegenſtand ſeines Spiels, daß die Bewunderung derſelben, für einen Dämon, ſogar in's Läppiſche fällt. Und doch läßt ſich Verhärtung und Froſt, oder Kitzel der Philautie noch ſteigern! Nämlich wenn der Ehrſüchtige mit dem Leben einer groſſen Anzahl mit unter ſehr edler Menſchen, wie mit Schachſteinen ſpielt. Denn auf dieſen Standort muß er ſich gegen die Menſchheit ſetzen, wenn er ſo mit ihr ſpielen will. Geſetzt nun auch der Spieler ſetzte ſein eigenes Leben mit auf's Spiel: ſo iſt das nur ein Schachſtein mehr, den er bloß aus wahnſinniger Selbſtliebe wenigſtens ſolange regt, als er nicht wirklich der böſe Gott iſt, der allein befugt iſt, bey ſolcherley Spielen, worinn für ihn nicht einmal ein Antagonismus Statt findet, zu gähnen. Daher bleibt es von Alexander dem Großen immer ein ſehr conſequentes Stück, daß er ſich zum Sohn des Jupiters erheben ließ: es ſey nun zur Rechtfertigung ſeiner Kriegsſpiele auf der Erde, oder zur Beſchönigung ſeines vorhabenden Zugs in den Mond.

Zweyter Abſchnitt.

Ich unterſcheide unter den bisher kritiſirten Spielen, Handlungsſpiele und Schauſpiele. Dieſe Unterſcheidung indeſſen kann als allgemein angeſehen werden. Unter den erſtern, verſtehe ich alle diejenigen Spiele, worinn das Mannigfaltige des Spiels unmittelbar durch die Spieler ſelbſt hervorgebracht und geleitet wird. In dieſen Spielen iſt alſo die Thätigkeit der Spieler productiv. Hingegen in den letztern, den Schauſpielen, wird ein anderweitig gegebenes und für die ſpielende Stimmung geordnetes Mannigfaltige, von den Spielenden bloß aufgefaßt; und ihre Thätigkeit iſt mithin nur inductiv hier beſchäftiget. Nun ſind die möglichen Handlungsſpiele bereits ſämmtlich angegeben worden. Nämlich die freyen Uebungen, gränzen zunächſt an die proviſoriſchen Uebungen der Wiſſenſchaft und Kunſt, als die äuſſerſte Grenze der ernſthaft beſchäftigten Selbſtthätigkeit. — Ferner Uebungsſpiele, ſind nichts als freye Uebungen, nur unter mehrere Mitſpieler vertheilt. Auch iſt es darinn, wie in den freyen Uebungen, jedem Spieler doch möglich, den ihm zugefallenen Theil der ganzen Aufgabe, durch angeſtrengte Geſchicklichkeit vollkommen zu bewerkſtelligen. Wie z. B. im Schach-Billiard-Kegelſpiel, u. dgl. — Glücksſpiele hiernächſt, ſind Uebungsſpiele, worinn jeder Spieler, wegen Beytritt des Zufalls, möglicher Weiſe nur einen Theil ſeines übernommenen Theils; und Hazardſpiele, wo er wenig oder gar nichts mehr daran auslöſen kann, und ſich ſeine Thätigkeit, bey Leitung des Mannigfaltigen im Spiele, bloß auf Bewegung der Hände zur Darſtellung einer höchſt begreiflichen Regel. und auf Anwendung etwas nothdürftigen Witzes, eingeſchränkt ſieht. — Die übrigen Handlungsſpiele ſind Zuſammenſetzungen; und ſo nach iſt die Reihe geſchloſſen. Denn das nächſte, würde ein Spiel, wo man nicht einmal die Hand zu regen hätte, mithin gar kein Handlungsſpiel ſeyn.

Aus dieſen Beſtimmungen ergiebt ſich aber klärlich: daß eben darum, weil in den Handlungsſpielen, die Geſchicklichkeit zu Hervorbringung und Leitung des Mannigfaltigen des Spiels geſchäftig iſt, ſofern allzeit Anſtrengung nothwendig wird. Denn wie wollte man ſich kann und leer zurückkommt. — — Gott! Gott! Aber auch mein Vater hat dieſen einzigen Sohn — den einzigen Sohn, doch nicht den einzigen Reichthum. — (Nach einer Pauſe.) Doch wie? Was verliert er denn? Das Mädchen, dem die heiligſten Gefühle der Liebe nur Puppen waren, wird es den Vater glücklich machen können? — Es wird nicht! es wird nicht! Und ich verdiene noch Dank, daß ich die Natter zertrete, ehe ſie auch noch den Vater verwundet.

Fünfte Scene.

Miller, der zurückkommt, und Ferdinand.

Miller. Gleich ſollen Sie bedient ſeyn, Baron! — Draußen ſitzt das arme Ding und will ſich zu Tode weinen. Sie wird Ihnen mit der Limonade auch Thränen zu trinken geben.

Ferdinand. Und wohl, wenn's nur Thränen wären! — — Weil wir vorhin von der Muſik ſprachen, Miller! (Eine Börſe ziehend.) Ich bin noch ſein Schuldner!

Miller. Wie? Was? Gehen Sie mir, Baron! Wofür halten Sie mich? Das ſteht ja in guter Hand. Thun Sie mir doch den Schimpf nicht an, und ſind wir ja, will's Gott, nicht das Letztemal bei einander.

Ferdinand. Wer kann das wiſſen? Nehm' er nur. Es iſt für Leben und Sterben.

Miller (lachend). O deßwegen, Baron! Auf den Fall, denk' ich, kann man's wagen bei Ihnen.

Anwendung der Geſchicklichkeit, ohne Ziel und Richtung und Kraftaufwand dencken? Wird in die Handlungsſpiele zur Belebung Antagonismus eingemiſcht: ſo zeigen ſich ſogar ſtechende Reitze des Ehrgeitzes zur angeſtrengteſten Thätigkeit. Gewinnſt und Zufall mildern nun zwar dieſe; dafür aber läßt, wo Rückſicht auf Gewinnſt ſtatt findet, ſich gefeſſelte und feſſelnde, und wo Gewinnſt und Zufall alles iſt, ſelbſt erhitzte Begierde blicken, und die Thätigkeit verſchwindet faſt gänzlich. — Auf dieſem Wege kommt man alſo, von der einen Seite, bis an die höchſte Anſtrengung; und von der andern, bis dicht an die Grenze der bloß paſſiven Spiele, das iſt, ſolcher Spiele, wo man zu ſpielen wähnt, wenn man mit ſich ſpielen (ſich etwa z. B. magnetiſiren) läßt. Nun iſt aus dem bisher und ſo eben Geſagten ferner klar: daß unter Handlungsſpielen (von welchen die leidenſchaftliche die Grenze machen) das ächte freye Spiel wegen beygemiſchter, oft ſehr namhafter Anſtrengung nicht könne geſucht werden. Nicht minder klar iſt: daß es unter den paſſiven, die nur durch einen Widerſpruch Spiele heiſſen, noch weniger zu ſuchen ſey. Da nun, dem Allen zufolge, nur noch die Schauſpiele, worinn die Selbſtthätigkeit durch Intuition, Auffaſſung und Beurtheilung eines gegebenen Mannigfaltigen thätig bleibt, übrig ſind: ſo wird ſich das Spiel κατ᾽ ἐξοχην, entweder nirgends finden, oder unter dieſen ſich finden müſſen.

Wir ſind indeſſen dem ſchlechthin freyen Spiele ſchon um Vieles näher! Wie nahe, wird ſich ſogleich aus einer kurzen Recapitulation desjenigen ergeben, was über die Materie des Spiels iſt angemerckt worden. Ich glaube nämlich erwieſen zu haben: daß Spiele, worinn die Materie des Spiels, unmittelbar, für die Empfindung entweder zu wenig, oder zu viel Bedeutung hatte, keine vorzügliche Spiele ſeyn konnten. Im erſten Falle, war der Mangel natürlicher Reitze, nur durch den erkünſtelten Reitz der Hülfs- und Nebenzwecke, und des Antagonismus zu erſetzen, wodurch der Spieler was man wollte, nur keine freye Thätigkeit gewann. Im andern Falle, bey zu viel Bedeutung der Materie des Spiels, erhielt der Spieler einen Ruf von höherer Art, nämlich gar nicht damit zu ſpielen. That er es gleichwohl: ſo ergriff und ſchüttelte ihn unausbleiblich, entweder Leidenſchaft oder Froſt. Nun beſteht die Materie des Spiels (der Gegenſtand, das Ding, womit geſpielt wird) ſo fern ſie, *an und für ſich*, zur Reitzung der Thätigkeit nicht hinlänglich iſt, aus *mathematiſchen* und *mechaniſchen Gröſſen*; mit welchen im Gegenſatz, als die zu viel bedeutende Materie, die *moraliſchen Gröſſen* ſtehen. Beyde ſind aber, wie gezeigt worden, zur Materie des vorzüglichen, das iſt, *freyern* Spiels, gleich untauglich. Folglich wird die ſchicklichſte Materie zum Spiel, zwiſchen den *mathematiſchen* und *moraliſchen* Größen, in der Mitte liegen, und zum Unterſchied die *äſthetiſche Größe* heiſſen müſſen.

Demnach iſt das Spiel κατ᾽ ἐξοχην, ein *Schauſpiel*, welches *aeſthetiſche Größen* zum Gegenſtande hat.

Von der aeſthetiſchen Größe überhaupt und den Arten derſelben.

Ich mache mir von dieſer Art Größe, nach der vorhin gegebenen Anleitung, vorläufig folgenden Begriff:

Der Sinn muß davon unmittelbar angezogen werden, und die Selbſtthätigkeit dennoch frey bleiben. In der Anſchauung iſt der ſubjective Theil des Eindrucks, gegen den objectiven gering; in der Empfindung iſt das Verhältniß umgekehrt. Die aeſthetiſche Größe wird zwiſchen beyden ſchweben, und ſich bald der Anſchauung, bald der Empfindung nähern. So wird die Selbſtthätigkeit damit ſpielen können. Indem ſie den Sinn einen Augenblick dem Genuſſe überläßt, und im nächſten Augenblick ohne Anſtrengung davon zurückzieht, wird ſie ſich der Freyheit ihrer thätigen Kraft lebhaft bewußt werden. Die aeſthetiſche Größe wird Empfindung ſeyn, die nicht feſſelt; ſie wird Anſchauung ſeyn, die bey dem allen noch etwas Reizendes hat.

Wir ſammlen einige Data zu dieſem vorläufigen Begriff; aber auch dieſe fürs erſte nur wiederum vorläuf; und im Allgemeinen.

Wenn das Auge auf dem reizenden Grün einer Wieſe verweilt, oder wenn man ſich durch den Anblick des blauen Himmels angezogen fühlt: ſo iſt jenes Verweilen, und dieſer Zug, frey. Man iſt ſich bewußt, den Blick beliebig zurückziehen, den Genuß des Sinnes unterbrechen, und den reizenden Gegenſtand, ſo wie man ſich eben geſtimmt fühlt, auch als ein bloß angeſchautes Object behandeln zu können. Offenbar wird durch den Eindruck ſolcher Gegenſtände ſo wenig eine Begierde erregt, welche die Selbſtthätigkeit gefangen zu nehmen drohte, daß vielmehr der thieriſche Sinn dadurch niedergeſchlagen, und der Geiſt zu freyer Betrachtung ſich erweckt fühlt. Ein Reizendes und Anziehendes dieſer Art, kann daher demjenigen, was etwa den Gaumen kitzelt, oder irgend für das Gefühl behaglich iſt, auf keine Weiſe gleich geſtellt, und alſo auch nicht mit dem letztern unter eine und eben dieſelbe Benennung des *Angenehmen* gebracht werden. Annehmlichkeiten von der letztern Art genießt man, entweder mit ganz abgewandtem Geiſte, oder mit verſchämter Beſorgniß. Es iſt ein eckelhafter Anblick, Jemanden darauf *begierig* zu ſehen; und ſchon die *Lüſternheit* darnach, ſcheint, ihrem Begriffe nach, den Spott zu fürchten, der ſie auch gewöhnlich trifft. Kurz, es ſind *Annehmlichkeiten*; Genüſſe, die man eben *annimmt*, weil man ihrer Gegenſtände bedarf, ſein phyſiſches Daſeyn zu friſten, gemäß der alten ehrbaren Regel: Nicht zu leben, um zu eſſen, ſondern zu eſſen, um zu leben, u. ſ. f. Jene höhern Reize dagegen, geben dem Betrachter ein erheitertes Anſehen, welches etwas Edles bey ſich führet; und wenn er den Blick darauf mit Andacht verweilen läßt, gewinnt er vielmehr unſere Achtung als unſern Spott. Aehnliche, ja noch ſtärkere Reize haben die Töne. Dennoch ſind die dadurch erregten Empfindungen frey. Töne können ſogar in einem gewiſſen Verſtande trunken machen. Wer indeſſen von ſolchen Augenblicken des muſikaliſchen Taumels zu erzählen hat, oder ſich darinn betreffen läßt, hat weit mehr Luſt ſtolz darauf zu thun, als ſich deßhalb zu ſchämen. Daher giebt ſich auch die Affectation ſo gerne die Mine von ſolchen freyen Empfindungen; weil faſt Jedermann wenigſtens ſo viel fühlt, daß es rühmlich iſt, Sinn dafür zu haben.

Aber welches iſt dieſer Sinn? Denn wirklich ſcheint ein eigner Sinn, ein freyes Organ, dazu erforderlich; im Gegenſatze mit den gebundenen und in ſich verſchlungenen Organen, worauf die Thierheit in Uns ihr Object bezieht. Hier fühlt man ſich blindlings getrieben, den relativen Gegenſtand aufzuſuchen, und ſieht ſich unwillkührlich genöthigt, ſich damit, zur Erhaltung des Individuums oder der Gattung, zu vereinigen. Zunöthigungen, wobey wir (ſo dünkt es dem menſchlichen Geiſte) überhaupt eine erniedrigende Verwandſchaft zur Körperwelt bekennen; und deren wir uns noch insbeſondere zu ſchämen haben, ſobald die mit der geſuchten Vereinigung verknüpfte Luſt, nicht bloß als etwas davon unzertrennliches angenommen, ſondern als Zweck, an ſich mit Begierde ergriffen und mit Behaglichkeit und Hingebung genoſſen wird. Da es ſich nun mit den freyen Reizen ganz anders verhält: ſo läßt ſich auch eine ganz andere Beziehung derſelben auf ein höheres, freyes Organ, nicht wohl in Abrede ſtellen. Nur muß es, der Einheit des ganzen Subjects gemäß, immer noch in einer gewiſſen Verbindung mit dem thieriſchen gedacht werden; eine Verbindung und Uebergang, welche ſich unter andern auch aus der muſikaliſchen Harmonie, deutlich genug zu ergeben ſcheinen.

Jedoch die Sache des freyen Organs für jetzt dahin geſtellt, ſo iſt unſtreitig ſo viel gewiß: daß in dem Urtheile über die, vorhin als Beyſpiele angeführten, freyen Reize, jederzeit zweyerley Momente des Urtheilens ſich unterſcheiden laſſen. Das *Eine* iſt *ſinnlich* und geht auf den Reiz, als etwas, wodurch man ſich unmittelbar mit Luſt afficirt ſieht. Das *andere* geht auf die *Freyheit* des Reizes, und iſt ein ſelbſtthätiges Urtheil (der Reflexion), dem zu Folge die Luſt am Gegenſtande als etwas angeſehen wird, was in keiner Beziehung auf einen *beſtimmten* Trieb ſteht, und die Selbſtthätigkeit mithin frey (unbefangen) läßt. Denn dieſe Probe macht ſie augenblicklich, bey Vorhaltung ſolcher Reize, durch Reflexion oder Zurückziehung ihres freyen Vermögens. Daher folgt hier auf Wahrnehmung und Gefühl ſolcher Gegenſtände (vorausgeſetzt, daß ſich die Perſon in einer freyen Stimmung befindet) allzeit Contemplation und ein willkührliches Verweilen bey denſelben, als Gegenſtänden, die dem Sinne und der Selbſtthätigkeit gleich angemeſſen ſind, indem ſie beyde zugleich befriedigen; *jenen*, durch das unmittelbare Gefühl der Luſt, *dieſe*, durch das Bewußtſeyn der Freyheit, (hier nur Unbefangenheit,) bey und neben der ſinnlichen Luſt. Vereinigt man nun die beiden Momente wieder ſo, wie ſie, auſſerhalb der Analyſis, im Gemüth verknüpft erſcheinen: ſo wird durch dieſes vereinigte Urtheil der Gegenſtand für eine *aeſthetiſche Größe* erklärt; und das Urtheil ſelbſt iſt ein *Geſchmacksurtheil*. Aber freylich nur ein Geſchmacksurtheil vom niedrigſten Range; indem es lediglich die *Materie* der Gegenſtände betrifft, und bloß den Grad ihres *Eindrucks aufs Gefühl* ſchätzt, ob er dem Subject noch ſo viel Freyheit (Unbefangenheit) läßt, als zum freyen Spiel mit Gegenſtänden nothwendig gehört, und doch auch dabey dem Sinne nach ſo viel Reiz macht, als erforderlich iſt, die Selbſtthätigkeit überhaupt zur Reflexion anzuregen.

Uebrigens halte ich dieſe Unterſcheidung der Geſchmacksurtheile (die in Kants Kritik der Urtheilskraft übergangen iſt) nicht für unwichtig, und es läßt ſich abſehen, daß ſie in der Anwendung nicht bloß auf die angeführten Beyſpiele eingeſchränkt ſeyn wird. Vielmehr beruht alles, was *aeſthetiſche Wahrheit des Ausdrucks* genannt wird, bis auf die *Wahrheit* der Charactere in aller Art von aeſthetiſcher Darſtellung, auf ſolchen Geſchmacksurtheilen, die mit der freyen Form der Objecte noch gar nichts zu thun haben. Denn, bey unſern Beyſpielen ſtehen zu bleiben, war es wohl die mannigfaltige zur Einheit zufällig übereinſtimmende Form des Gegenſtandes, was daran gefiel? Gewiß nicht. Was kann einförmiger ſeyn, als ein grüner reingehaltner Raſenplatz, als ein Feld des blauen Himmels, das ſich überall gleich ſieht, als einzelne Töne, die auch ſchon einzeln, gegen die mehr objectiven Schallperceptionen, Reize haben? Fürs *Gefühl* ſind dieſe Gegenſtände nichts als Einheiten, die, als Perceptionen oder Anſchauungen, zwar ein Mannigfaltiges haben, ohne welches ſie ſonſt gar nicht könnten aufgefaßt und vorgeſtellt werden; aber als Reize betrachtet, ſind ſie Eins. Auch geht der *freye* Reiz derſelben, bloß durch die Beziehung auf ein höheres Vermögen, nicht des Mannigfaltigen und der Einheit, ſondern der Selbſtthätigkeit überhaupt, hervor; als welche hier, wie geſagt, den Gegenſtand nur ſo fern ſchätzt, als er *Einen*, den Sinn anziehenden, Eindruck macht, der ihr aber zugleich Veranlaſſung giebt, mitten auf ſinnlichen Grund und Boden, ihrer Unbefangenheit von den Feſſeln thieriſcher Triebe, als des niedrigſten Grades der Freyheit, ſich bewußt zu werden.

2. Es folgen die Geſchmacksurtheile vom *zweyten* Range, über die *gefällige* Form. Man kann den Sinn (ſofern er ſich an den äuſſern und innern Organen entdeckt) als *paſſives* Vermögen, das iſt, nach ſeiner Fähigkeit betrachten, von relativen Eindrücken mit Luſt oder Unluſt unwillkührlich gerührt zu werden. Und von dieſer Seite iſt er ſo eben in Betrachtung gekommen. Er läßt ſich aber auch als Inſtrument *willkührlicher* Aeuſſerungen, und als Schätzungs- und Beſtimmungsmittel der Selbſtthätigkeit anſehen. Die Hand *fühlt* und *befühlt*. Das Ohr, das Auge, und die tiefer hinein liegenden ſinnlichen Vermögen, ſind für Ton, Farbe und ſonſt ſo mancherley Gefühle reitzbar; dienen aber auch zugleich Objecte zu faſſen und zu beſtimmen. Letzteres iſt eben der höhere Gebrauch, welchen die Selbſtthätigkeit von ihnen macht, der ſie, bey geringer Anregung, ſo fort zu Gebote ſtehen, gleich fertig, das verlangte Object aufzuſuchen, oder Form und Geſtalt deſſelben, unter ihrer Aufſicht und nach ihrer Vorſchrift (Begriff, Regel) zu beſtimmen und zu ermeſſen. So wie nun das Thier, wenn deſſen willkührliche Organe gerade nicht zum Behuf *beſtimmter* und *beſtimmender* Triebe inſtinktmäßig geregt werden, ſich doch öfters, nach einem allgemeinen Antriebe der Lebensgeiſter, noch bewegt, und der Hund z. B. bloß um zu laufen, läuft: ſo iſt auch das ſinnliche Vermögen willkührlicher Handlungen im Menſchen (die ſinnlichen Werkzeuge) oft ohne beſondern Antrieb rege. Nur daß es, beym Menſchen, als zum Dienſt des Verſtandes gewöhnt, ſchon für ſich weniger wilde Sprünge

macht, und auch, lieber in der Sphäre der höhern, ungleich ſchnellern und feinern Sinne, ſein Spiel treibt. An *Träumereyen* der Phantaſie, bey offnen ſowohl als geſchloßnen Augen, muß aber hier nicht gedacht werden. Denn dieſen iſt jederzeit Empfindung mit beygemiſcht. Um die Stimmung zum Spiel mit *Formen*, von Seiten der Sinnlichkeit, ganz rein zu haben, ſtelle man ſich eine durch bloſſes, trocknes Denken *erhitzte* (nicht erwärmte) Phantaſie vor, die oft nachher noch lange, ſelbſt wider Willen der Selbſtthätigkeit, in Bewegung iſt. Hiernächſt Bewegungen dieſer Art als characteriſtiſch angenommen, werden nicht mehr das Phänomen tranſitoriſcher Erhitzung, ſondern den bleibenden Ausdruck natürlicher Munterkeit geben, und *dieſe* wird gerade dem Begriffe von der Stimmung entſprechen, der zu Folge das Gemüth, in müſſigen Stunden, ſo gern auf Formen und Geſtalten abſichtsloß herumſchweift. Geſetzt nun das Auge trifft bey dieſen Streifereyen auf Gegenſtände, worüber es ohne Anſtoß hingleitet, worauf der Blick mit Leichtigkeit herumreiſet, von deſſen flieſſenden und ſanft verſchlungenen Umriſſen es ſeinen Lauf noch mehr beflügelt fühlt: ſo kann dieſe erleichterte Anwendung ſeiner müſſigen Kraft, nicht anders als ihm Vergnügen machen. Nun denke man ſich hier das ſelbſtthätige Vermögen (als Einbildungskraft) an den ſchweifenden Sinn (der ſeiner Seits der Form der Gegenſtände folgt) ſo angeſchloſſen, und dem Schwunge deſſelben dergeſtalt überlaſſen, daß es zweifelhaft bleibt, von welchem von den beiden Vermögen, für jedes Moment, der reifere Antrieb herrührt: ſo wird das Urtheil des Sinnes und der Selbſtthätigkeit über die Form *ſofern* Eins ſeyn, wenigſtens dieſes mit jenem in ein Moment des Urtheilens zuſammenfallen.

Bis hieher wurde das Geſchmacksurtheil, von dem die Rede iſt, von der Seite in Betrachtung gezogen, wo es ein Urtheil der Phantaſie (Vermögen des unwillkührlichen Mannigfaltigen) und der Einbildungskraft (Vermögen des willkührlichen Mannigfaltigen) über Formen darlegt, die das muntere Spiel dieſer Vermögen unmittelbar zu beleben dienen. Aber die Selbſtthätigkeit wäre nicht Selbſtthätigkeit, wenn ſie blindlings * den gauckelnden Sinnen folgte; ſie muß und wird, ob ſie gleich fürs erſte mehr folgt, die gemachten Fortſchwünge, hinterdrein auch ermeſſen (viam vagantis relegere). Und dieſer Rückblick, als ein Punkt der Reflexion, iſt es, wodurch das äſthetiſche Urtheil über die gefällige oder mißfällige Form, erſt ſeine Vollendung erhält. Hiebey iſt nun nicht ganz gleichgültig, wie weit die Reflexion jedesmal den Weg zurück ermißt, und wie groß das Ganze iſt, welches ſie auf einmahl mit Leichtigkeit zu faſſen, Fähigkeit oder Uebung hat. Denn macht jener Umſtand das Geſchmacksurtheil über die Form etwas wandelbar, ſo bringt dieſer Verſchiedenheit hinein. Andere Abweichungen für jetzt zu geſchweigen, welche ſich bey Beurtheilung äſthetiſcher Größen hervorthun, je nachdem ſie mehr aus tranſitoriſchen oder coexiſtirenden Formen beſtehen. Soviel indeſſen weiß man ſchon aus dem allgemeinen Begriffe von dieſen Urtheilen: Formen, (beſonders des Coexiſtirenden, wo die ſubjective Faſſungskraft weniger in Anſchlag kommt) die in der erſten Auffaſſung gar nicht gefallen, können nie ſonderlich gefallen, weil die eine Hälfte des Urtheils, ſo weit näm-

---

* Der Verſtand, der ſo folgt, folgt gar nicht; und der Menſch iſt in dieſem Falle kein äſthetiſcher Betrachter, ſondern ein Gaffer.

Ferdinand. Man wagte wirklich. — Hat er noch nie gehört, daß Jünglinge gefallen ſind — Mädchen und Jünglinge, die Kinder der Hoffnung, die Luftſchlöſſer betrogener Väter. — Was Wurm und Alter nicht thun, kann oft ein Donnerſchlag ausrichten. — Auch ſeine Louiſe iſt nicht unſterblich.

Miller. Ich hab' ſie von Gott.

Ferdinand. Hör' er — Ich ſag' ihm, ſie iſt nicht unſterblich. Dieſe Tochter iſt ſein Augapfel. Er hat ſich mit Herz und Seel' an dieſe Tochter gehängt. Sey er vorſichtig, Miller! Nur ein verzweifelter Spieler ſetzt Alles auf einen einzigen Wurf. Einen Waghals nennt man den Kaufmann, der auf Ein Schiff ſein ganzes Vermögen ladet. — Hör' er, denk' er der Warnung nach! — — Aber warum nimmt er ſein Geld nicht?

Miller. Was, Herr? die ganze allmächtige Börſe? Wohin denken Euer Gnaden?

Ferdinand. Auf meine Schuldigkeit. — Da! (Er wirft den Beutel auf den Tiſch, daß Goldſtücke herausfallen.) Ich kann den Quark nicht eine Ewigkeit ſo halten.

Miller (beſtürzt). Was? Beim großen Gott, das klang nicht wie Silbergeld! (Er tritt zum Tiſch und ruft mit Entſetzen.) Wie, um aller Himmel willen, Baron? Baron! Was ſind Sie? Was treiben Sie! Baron? Das nenn' ich mir Zerſtreuung! (Mit zuſammengeſchlagenen Händen.) Hier liegt ja — oder bin ich verhext oder — Gott verdamm' mich! Da greif' ich ja das baare, gelbe, leibhaftige Gottesgold. — — Nein, Satanas! Du ſollſt mich nicht daran kriegen!

Ferdinand. Hat er Alten oder Neuen getrunken, Miller?

lich ſolches von Phantaſie und Einbildungskraft abhängt, damit ſo gut als geſchloſſen iſt. Denn Mannigfaltiges bleibt der Punkt, worauf im äſthetiſchen Urtheil über Form und Geſtalt, der Stimmung zum Spiel gemäß, zuerſt Rückſicht genommen wird. Beleidigt nun das Mannigfaltige allzuverſchlungener, eckigter, verwirrter und verwilderter Formen, den Sinn und die Einbildungskraft in der erſten Auffaſſung, wo ſie am meiſten geſchäftig ſind: ſo mag eine wiederhohlte Anſicht das Widerliche zwar in Etwas ſchwächen, aber alle Reflexion, die ein aufrichtiges und reines Gefallen hineinlegen will, kommt zu ſpät, und fällt zu kurz. Hemſterhuis zwar verſichert uns, durch wiederhohlte gedultige Contemplation, ſelbſt in die verwirrteſten und bey der erſten Anſicht ganz mißfälligen Formen, ein reines und freyes Gefallen hineinſtudirt zu haben. Allein das heißt ſich entweder aus Pflicht zu einem herzlichen Gelächter zwingen, oder ſo aufrichtig zu Werke gehen, als etwa ein Glücksſpieler, der von der reinen Belebung des Kartenſpiels ſpräche, und dabey an ſeinen Gewinnſt dächte. — Und doch iſt es noch weit ſchlimmer, wenn die Einheit der Form zu platt durchſticht. Denn in dieſem Falle bleibt die Einbildungskraft ganz müſſig. Folglich findet auch keine Reflexion ihres Schwunges, folglich auch gar kein Geſchmacksurtheil eigentlich hier Statt. Formen von dieſer Art werden bloß auf den Verſtand bezogen, der ſie entweder zu einem beſtimmten, oder zu einem möglichen (mathematiſchen, mechaniſchen) Gebrauche, zweckmäßig finden kann. Hingegen äſthetiſch geſchätzt, ſind ſie kalte Figuren, ohne alles Leben, und das Rad des Spiels ſteht bey ihrem Anblick gänzlich ſtille.

Ueberhaupt die Einſicht in dieſes verwickelte und flüchtigſte aller Geſchmacksurtheile etwas mehr zu fixiren, iſt nöthig, die Aufmerkſamkeit auf folgende Punkte zu ſchärfen:

Fürs erſte, wenn vom äſthetiſchen Spiel, insbeſondere mit Formen und Geſtalten, die Rede iſt, ſo iſt nicht mehr die Selbſtthätigkeit überhaupt, als ein *freyes Vermögen* im Gegenſatze und Verbindung mit der Sinnlichkeit, als *paſſivem* Vermögen unwillkührlicher, mit Luſt oder Unluſt percipirter Eindrücke, im Spiele; ſondern es iſt die Selbſtthätigkeit als *Vermögen der Begriffe*, im Gegenſatze und Verbindung mit der Sinnlichkeit, als ihrem *Schätzungsmittel* zur Beſtimmung der Begriffe. — *Zweytens*, Sinnlichkeit bedeutet hier jedes vorſtellbare Werkzeug des willkührlichen Handelns und Beſtimmens, vorzüglich jedoch die *Phantaſie*, als das nächſte Inſtrument der Selbſtthätigkeit, es mag ſich nun dieſe mit Begriffen beſchäftigen, oder ihre Gedanken realiſiren. Doch iſt die Phantaſie nichts, als ein blindes, untergeordnetes Vermögen. Einbildungskraft dagegen, iſt die Selbſtthätigkeit ſelbſt, nämlich als Vermögen des (willkührlichen) Mannigfaltigen betrachtet. Eben dieſelbe, als Vermögen der Einheit, wird gewöhnlich *Verſtand* genennt; und beyde vereinigt, machen das Vermögen der Begriffe. Hierdurch wird aber die Selbſtthätigkeit nur ſo fern beſtimmt, als ſie zur Intuition wirkſam iſt; welches hier, wo vom Spiel mit äſthetiſchen Größen gehandelt wird, zureicht. Denn dieſes Spiel iſt ein bloßes Schauſpiel, worinn gar kein ſelbſtthätiges Handeln vorkommt. — *Drittens*, das Vermögen der Begriffe iſt von ganz freyem Gebrauche, ſowohl der Einheit, als dem Mannigfaltigen nach. Denn nicht nur jeder Begriff läßt ſich beliebig erweitern und enger faſſen; auch das Vermögen der Begriffe ſelbſt kann ſich willkührlich ſtimmen, und dieſer Stimmung zufolge bald mit der Einheit, bald mit dem Mannigfaltigen vorausgehen. Hat ſich nun die Selbſtthätigkeit zum Spiel geſtimmt, ſo heißt das weder mehr noch weniger, als daß ſie zunächſt als Vermögen des Mannigfaltigen thätig ſeyn will. Denn wollte ſie hier zunächſt als Vermögen der Einheit thätig ſeyn, ſo wäre, nothwendiger Weiſe, vor allen Einheit in ihrer Richtung, und ſie mithin zur *Beſtimmung* der Form der Gegenſtände thätig. Das iſt aber ein Merkmal der *ernſthaften* Stimmung. Folglich muß ſie dießmal mit dem Mannigfaltigen vorausgehen, und, als Vermögen der Begriffe, Formen erwarten oder ſuchen, welche die Einbildungskraft fürs erſte zu beleben dienen, als deren freyen Schwunge ſich das Gemüth, ſeiner gegenwärtigen Stimmung nach, zunächſt überließ. Kommen ihr nun dergleichen Gegenſtände vor: ſo entſteht ein äſthetiſches Urtheil über die Form derſelben, worinn ſich folgende zwey Momente des Urtheilens jederzeit unterſcheiden laſſen: 1) das Urtheil der *Einbildungskraft* (in Verbindung mit der Phantaſie) über die Angemeſſenheit der gegebnen Form zur Freyheit (Entledigung vom Zwange der Begriffsbeſtimmung) ihres Schwunges. 2) Das Urtheil des *Verſtandes*, der den Schwung der Einbildungskraft in Etwas anhält, um die, dem Mannigfaltigen der Einbildungskraft, angemeſſene Form auf ſeine Einheit zu beziehen, ob ſie auch dieſer zuſagt? Nun ſagt ſie, der Vorausſetzung nach, auch dieſer zu. Der Verſtand findet mithin auch ſeine Einheit an eben der Form, auf die leichteſte Weiſe, durch bloßes Anhalten der Einbildungskraft (Reflexion) befriedigt; und nun erſt iſt dieſes äſthetiſche Urtheil geſchloſſen. So erhält denn die Selbſtthätigkeit, als Vermögen der Begriffe, was ſie eben ſuchte: das Bewußtſeyn ihrer ſpezifiſchen Thätigkeit des Denkens und Begreifens, ohne dabey die Anſtrengung und den Zwang der Richtung zu fühlen, die von aller Begriffsbeſtimmung ſonſt unzertrennlich ſind. Wie wäre es möglich, daß ſie Formen, die ſich ihrer müſſigen Laune ſo günſtig erzeigen, anders als mit Wohlgefallen und Gegengunſt betrachten könnte? Letzteres iſt jedoch ein Moment der Contemplation, welche auf das äſthetiſche Urtheil erſt folgt; alſo vom Urtheil ſelbſt kein Ingrediens ausmacht, als welches jederzeit mit der Reflexion ſich ſchließt.

Das iſt nun das äſthetiſche Urtheil vom zweyten Range, über die gefällige oder mißfällige Form. Ich nenne es darum ein Urtheil von höherm Range, als das vorhin in Betrachtung gezogene, weil es eine höhere Stimmung des Gemüths vorausſetzt. Die zu Begriffen wirkſame Selbſtthätigkeit, ſteht, nebſt ihrem zugeordneten Organ, offenbar auf einer höhern Stuffe der Willkühr, als wo ſie auſſer den Feſſeln thieriſcher Triebe an freyen Reitzen, ſich ſelbſt zu fühlen, erſt anfängt. Mithin iſt auch das äſthetiſche Urtheil über die Form, was ſie von dieſem Standort aus fället, höher anzuſetzen, als jenes über die Materie. Aber eben darum iſt auch die Abſonderung dieſer beyden Geſchmacksurtheile nicht gleichgültig; geſetzt auch, daß ſie, in dieſer gänzlichen Trennung, nur ſelten vorkämen. Es iſt die kalte, darum aber nichts weniger als unbelebte Phantaſie und Einbildungskraft, es iſt die begreifende, daher aber auch gleich urſprünglich höher geſtellte Selbſtthätigkeit, welche, beym Geſchmacksurtheil über die mißfällige oder gefällige, allzeit trockne, aber darum nichts weniger als todte Form, concurriren. Kommt nun zu dieſer gefälligen Form noch der freye Reiz des Gegenſtandes hinzu: dann erſt entſpringt Schönheit aus der Vereinigung beyder in einem und demſelben Objecte. Die beflügelte Einbildungskraft würde über die gefällige Form zu ſchnell hingleiten, wofern ihr der freye Reiz des Gegenſtandes nicht ſanfte Feſſeln zu weilender Betrachtung anlegte. Kurz, ein ſo inniges Gefühl, als mit dem Ausdruck ſchön doch meiſt verbunden wird, und immer ſollte verbunden ſeyn, könnte, ohne die angezeigte Vereinigung, gar nicht Statt finden.

Der Begriff des Schönen hat auch noch ein Diminutif. Es iſt dieſes das Niedliche. Die Vereinigung freyer Reitze mit gefälliger Form, iſt hier wie beym Schönen; nur alles nach einer kleineren Menſur. Gewiſſe ſubtile Geſchmacksrichter ſind daher ſehr geneigt, Gegenſtände dieſer Art für Maxima des Schönen auszugeben. Allein es iſt zu ſichtbar, daß es nur die Minima ſind. Eben dieſe Kenner entzücken ſich aus eben dem Grunde oft über Niedlichkeiten, die ſich ohne Brille kaum wahrnehmen laſſen. Eine Gabe, die man ihnen wirklich zum Vorzug rechnen müßte, wenn ſie nur nicht dadurch meiſt unfähig würden, das Große, Edle, Starke und Kraftvolle in der Natur und den Künſten, irgends noch äſthetiſch, das iſt, ohne Augenſchmerz und ſo zu ermeſſen, daß ein ächtes Gefühl darauf erfolgen und ein kompetentes Geſchmacksurtheil berechtigen könnte.

3. Und hier kommen wir auf das Geſchmacksurtheil

vom erſten Range, über das Erhabene; welches noch kürzlich zu betrachten übrig iſt.

Gegenſtände aufzuſuchen und aufzufaſſen, deren Apprehenſion Schmerzen macht, iſt die Sache des Sinnes und der Phantaſie, an und für ſich, nicht; am wenigſten Sache einer verwöhnten und verengerten. Wo es gleichwohl geſchieht, da iſt allzeit ein erweiterter Gebrauch des Erkenntnißvermögens, verknüpft mit einer nicht alltäglichen Capacität der höhern ſinnlichen Werkzeuge vorauszuſetzen. Vorausſetzungen übrigens, die überhaupt zur Stimmung fürs Erhabene erforderlich ſind. Rückt der individuelle, erhabene Gegenſtand wirklich heran, und tritt in den Sinn ein: ſo muß noch eine poſitive Anregung, ja Spannung des Sinnes von Seiten der Selbſtthätigkeit hinzukommen, die Größe des Eindrucks wo möglich zu überwinden, und der ſinnlichen Faſſungskraft zu unterwerfen. Eigentliche Anſtrengung indeſſen iſt es doch nicht. Denn erſtlich iſt ſie willkührlich, und gleicht ſofern gänzlich der muthwilligen Spannung (Spannung des willigen Muthes), wo etwa Jemand zur Luſt die Stärke ſeiner Muskeln an irgend einer körperlichen Laſt verſucht. Nur daß die Spannung des höhern Organs der Phantaſie, ungleich leichter wird, und dennoch das Bewußtſeyn einer unvergleichbar höhern und erweiterten Kraftanwendung giebt. Hiernächſt dringt ſich auch der erhabene Gegenſtand dem Intuitionsvermögen von ſelbſt zum Verſuche auf, und es iſt nur poſitiver Widerſtand nöthig. Ferner iſt, wie ſchon bemerkt, nicht die rohe Phantaſie hier im Spiele, ſondern die durch ſelbſtthätigen Gebrauch erweiterte. Endlich wird der Eindruck des erhabenen Gegenſtandes auch nur im letztern Momente erſt ſchmerzhaft, mit welchem aber auch ſogleich die Reflexion eintritt. Demnach iſt die Geneſis des erhabenen Gefühls (die Stimmung dazu vorausgeſetzt) überhaupt ſo vorzuſtellen: der für den Sinn (Phantaſie, Perzeptionsvermögen) überſchwengliche Gegenſtand beginnt den Eindruck, deſſen Größe die Selbſtthätigkeit ſogleich zum poſitiven Widerſtande, zur Spannung des Sinnes auffordert; der Eindruck wird geſteigert und mit ihm die Spannung der Selbſtthätigkeit, die immer einen höhern, befaſſendern Standort ſucht, bis ſie endlich, wenn die Phantaſie der möglichſten Spannung unterzuliegen droht, ſich in ihre eigenthümliche Sphäre des geiſtigen Bewußtſeyns zurückzieht, von welcher aus ſie alles, was immer Vorſtellung heißt, befaſſet, und in welcher Höhe ſie nichts als was ſie unmittelbar im Bewußtſeyn hat, nämlich ſich ſelbſt als reinen Geiſt, groß, und nichts als wovon der Menſch ſelbſt da noch ſich abhängig ſieht, nämlich die Gottheit, erhaben findet.

V

Die Lebenskraft

oder

der Rhodiſche Genius.

Eine Erzählung.

Die Syrakuſer hatten ihren Poikile wie die Athener. Vorſtellungen von Göttern und Heroen, griechiſche und italiſche Kunſtwerke bekleideten die bunten Hallen des Portikus. Unabläßig ſah man das Volk dahin ſtrömen, den jungen Krieger, um ſich an den Thaten der Ahnherrn, den Künſtler, um ſich an dem Pinſel groſſer Meiſter zu weiden. Unter den zahlloſen Gemählden, welche der emſige Fleiß der Syrakuſer aus dem Mutterlande geſammelt, war nur eines, das ſeit einem vollen Jahrhunderte die Aufmerkſamkeit aller Vorübergehenden auf ſich zog. Wenn es dem Olympiſchen Jupiter, dem Städtegründer Cekrops, dem Heldenmuth des Harmedius und Ariſtogiton an Bewunderern fehlte, ſo ſtand doch um jenes Bild das Volk in dichten Rotten gedrängt. Woher dieſe Vorliebe für daſſelbe? War es ein gerettetes Werk des Apelles, oder ſtammte es aus der Mahlerſchule des Kallimachus[*] her? Nein, Anmuth und Grazie ſtrahlten zwar aus dem Bilde hervor, aber an Verſchmelzung der Farden, an Charakter und Styl des Ganzen durfte es ſich mit vielen andern im Poikile nicht meſſen.

---

[*] Cacizotechnos Plin. XXXIV. 19. n. 35.

Das Volk ſtaunt an und bewundert, was es nicht kennt und dieſe Art des Volks begreift viel unter ſich. Seit einem Jahrhundert war das Bild aufgeſtellt und ohnerachtet Syrakus in ſeinen engen Mauren mehr Kunſtgenie umfaßte, als das ganze übrige meerumfloſſene Sizilien — ſo blieb der Sinn deſſelben doch immer unenträthſelt. Man wußte nicht einmal beſtimmt, in welchem Tempel daſſelbe ehemals geſtanden habe. Denn es ward von einem geſtrandeten Schiffe gerettet, und nur die Waaren, welche dieſes führten, lieſſen ahnen, daß es von Rhodus kam.

An dem Vorgrunde des Gemähldes ſah man Jünglinge und Mädchen in eine dichte Gruppe zuſammengedrängt. Sie waren ohne Gewand, wohlgebildet, aber nicht von dem ſchlanken Wuchſe, den man in den Statuen des Praxiteles und Alkamenes bewundert. Der ſtärkere Gliederbau, welcher Spuren mühevoller Anſtrengung trug, der menſchliche Ausdruck ihrer Sehnſucht und ihres Kummers, alles ſchien ſie des Himmliſchen oder Götterähnlichen zu entkleiden, und an ihre irrdiſche Heimath zu feſſeln. Ihr Haar war mit Laub und Feldblumen einfach geſchmückt. Verlangend ſtreckten ſie die Arme gegen einander aus, aber ihr ernſtes trübes Auge war nach einem Genius gerichtet, der von lichtem Schimmer umgeben, in ihrer Mitte ſchwebte. Ein Schmetterling ſaß auf ſeiner Schulter, und in der Rechten hielt er eine lodernde Fackel empor. Sein Gliederbau war kindlich, rund, ſein Blick himmliſch lebhaft. Gebieteriſch ſah er auf die Jünglinge und Mädchen zu ſeinen Füſſen herab. Mehr charakteriſtiſches war an dem Gemählde nicht zu unterſcheiden. Nur am Fuſſe glaubten einige noch die Buchſtaben ζ und ω zu bemerken, woraus man (denn die Antiquarier waren damals nicht minder kühn, als jetzt) den Namen eines Künſtlers Zenodorus, alſo gleichnamig mit dem ſpätern Koloß-Gieſſer, ſehr unglücklich zuſammen ſetzte.

Dem Rhodiſchen Genius, ſo nannte man das räthſelhafte Bild, fehlte es indeß nicht an Auslegern in Syrakus. Kunſtkenner, beſonders die jüngſten, wenn ſie von einer flüchtigen Reiſe nach Corinth oder Athen zurükkamen, hätten geglaubt, alle Anſprüche auf Genie verläugnen zu müſſen, wenn ſie nicht ſogleich mit einer neuen Erklärung hervorgetreten wären. Einige hielten den Genius für den Ausdruck geiſtiger Liebe, die den Genuß ſinnlicher Freuden verbietet; andere glaubten, er ſolle die Herrſchaft der Vernunft über die Begierden andeuten. Die Weiſeren ſchwiegen, ahneten etwas Erhabenes, und ergözten ſich im Poikile an der einfachen Kompoſition der Gruppe.

So blieb die Sache immer unentſchieden. Das Bild ward mit mannigfachen Zuſätzen copirt, in Reliefs geformt und nach Griechenland geſandt, ohne daß man auch nur über ſeinen Urſprung je einige Aufklärung erhielt. Als einſt mit dem frühen Aufgange der Plejaden die Schiffahrt ins Aegäiſche Meer wieder eröfnet ward, kamen Schiffe aus Rhodus im Hafen von Syrakus an. Sie enthielten einen Schatz von Statuen, Altären, Candelabern und Gemählden, welche die Kunſtliebe der Dionyſe

Miller (gafft). Donner und Wetter! Da ſchauen Sie nur hin! — Gold!

Ferdinand. Und was nun weiter?

Miller. In's Henkers Namen — ich ſage — ich bitte Sie um Gottes Chriſti willen — Gold!

Ferdinand. Das iſt nun freilich etwas Merkwürdiges!

Miller (nach einigem Stillſchweigen zu ihm gehend, mit Empfindung). Gnädiger Herr, ich bin ein ſchlichter, gerader Mann, wenn Sie mich etwa zu einem Bubenſtück anſpannen wollen; denn ſo viel Geld läßt ſich, weiß Gott, nicht mit etwas Gutem verdienen!

Ferdinand (bewegt). Sey er ganz getroſt, lieber Miller! Das Geld hat er längſt verdient, und Gott bewahre mich, daß ich mich mit ſeinem guten Gewiſſen dafür bezahlt machen ſollte!

Miller (wie ein Halbnarr in die Höhe ſpringend). Mein alſo! mein! Mit des guten Gottes Wiſſen und Willen, mein! (Nach der Thür laufend, ſchreiend.) Weib! Tochter! Viktoria! Herbei! (Zurückkommend.) Aber du lieber Himmel! wie komm' ich denn ſo auf einmal zu dem ganzen grauſamen Reichthum! Wie verdien' ich ihn? lohn' ich ihn? He?

Ferdinand. Nicht mit ſeinen Muſikſtunden, Miller! Mit dem Geld hier bezahl' ich ihm, (vom Schauer ergriffen hält er inne) bezahl' ich ihm (nach einer Pauſe, mit Wehmuth) den drei Monate lang unglücklichen Traum von ſeiner Tochter.

Miller (faßt ſeine Hand, die er ſtark drückt). Gnädiger Herr! Wären Sie ein ſchlechter, geringer Bürgersmann im Griechenland hatte ſammeln laſſen. Unter den Gemählden war eines, das man augenblicklich für ein Gegenſtück zum Rhodiſchen Genius erkannte. Es war von gleicher Größe, und zeigte ein ähnliches Kolorit; nur waren die Farben beſſer erhalten. Der Genius ſtand ebenfalls in der Mitte, aber ohne Schmetterling, mit geſenktem Haupte, die erloſchene Fackel zur Erde gekehrt, der Kreis der Jünglinge und Mädchen ſtürzte in mannigfachen Umarmungen, gleichſam über ihm zuſammen. Ihr Blick war nicht mehr trübe und gehorchend, ſondern kündigte den Zuſtand wilder Entfeſſelung, die Befriedigung lang genährter Sehnſucht an.

Schon ſuchten die Syrakuſiſchen Alterthumsforſcher ihre vorige Erklärungen vom Rhodiſchen Genius umzumodeln, damit ſie auch auf dieſes Kunſtwerk paßten, als der Tyrann Befehl gab, es in das Haus des Epicharmus zu tragen. Dieſer Philoſoph aus der Schule des Pythagoras, wohnte in dem entlegenen Theile von Syrakus, den man Tycha nannte. Er beſuchte ſelten den Hof der Dionyſe, nicht, als hätten nicht geiſtreiche Männer aus allen griechiſchen Pflanzſtädten ſich um ſie verſammlet, ſondern weil ſolche Fürſtennähe auch den geiſtreichſten Männern von ihrem Geiſte raubt. Er beſchäftigte ſich unabläßig mit der Natur der Dinge, und ihren Kräften, mit der Entſtehung von Pflanzen und Thieren, mit den harmoniſchen Geſetzen, nach denen Weltkörper im Großen und Schneeflocken und Hagelkörner im Kleinen ſich kugelförmig ballen. Da er überaus bejahrt war, ſo ließ er ſich täglich in dem Poikile und von da nach Naſos an den Hafen führen, wo ihm ſein Auge, wie er ſagte, ein Bild des Unbegrenzten, Unendlichen gab, nach dem ſein Geiſt vergebens ſtrebte. Er ward von dem niedern Volke und doch auch von dem Tyrannen geehrt. Dieſem wich er aus, wie er jenem freudig entgegen kam.

Epicharmus lag entkräftet auf ſeinem Ruhebette, als der Befehl des Dionyſius ihm das neue Kunſtwerk ſandte. Man hatte Sorge getragen ihm eine treue Kopie des Rhodiſchen Genius mit zu überbringen, und der Philoſoph ließ beyde neben einander vor ſich ſtellen. Sein Blick war lange auf ihnen geheftet, dann rief er ſeine Schüler zuſammen und hub mit gerührter Stimme an:

„Reißt den Vorhang vor dem Fenſter hinweg, daß ich mich noch einmal weide an dem Anblick der reichbelebten lebendigen Erde. Sechzig Jahre lang habe ich über die innern Triebräder der Natur, über den Unterſchied der Stoffe geſonnen und erſt heute läßt der Rhodiſche Genius mich klarer ſehen, was ich ſonſt nur ahnete. Wenn der Unterſchied der Geſchlechter lebendige Weſen wohlthätig und fruchtbar aneinander kettet, ſo wird in der unorganiſchen Natur der rohe Stoff von gleichen Trieben bewegt. Schon im dunkeln Chaos häufte ſich die Materie und mied ſich, je nachdem Freundſchaft oder Feindſchaft ſie anzog oder abſtieß. Das himmliſche Feuer folgt den Metallen, der Magnet dem Eiſen; das geriebene Elektrum bewegt leichte Stoffe; Erde miſcht ſich zur Erde; das Kochſalz gerinnt aus dem Meere zuſammen und die Säure der Stüptärie * ſtrebt, ſich mit dem Thone zu verbinden. Alles eilt in der unbelebten Natur ſich zu dem ſeinen zu geſellen. Kein irrdiſcher Stoff

---

* Alaun. — Schwefelſäure, den Alten bekannt.

„(wer wagt es, das Licht dieſen beyzuzählen?) iſt daher irgendwo in Einfachheit und reinem, jungfräulichen Zuſtande zu finden. Alles eilt von ſeinem Entſtehen an zu neuen Verbindungen und nur die ſcheidende Kunſt des Menſchen kann ungepaart darſtellen was Ihr vergebens im Inneren der Erde und in dem beweglichen Waſſer- und Luft-Oceane ſuchtet. In der todten unorganiſchen Materie iſt träge Ruhe, ſo lange die Bande der Verwandtſchaften nicht gelöſt werden, ſo lange ein dritter Stoff nicht eindringt, um ſich den vorigen beizugeſellen. Aber auch auf dieſe Störung folgt wieder unfruchtbare Ruhe."

„Anders iſt die Miſchung derſelben Stoffe im Thier- und Pflanzenkörper. Hier tritt die Lebenskraft gebieteriſch in ihre Rechte ein; ſie kümmert ſich nicht um die demokritiſche Freundſchaft und Feindſchaft der Atome; ſie vereinigt Stoffe, die in der unbelebten Natur ſich ewig fliehen, und trennt, was in dieſer ſich unaufhaltſam ſucht."

„Tretet näher um mich her, meine Schüler, und erkennet im Rhodiſchen Genius, in dem Ausdruck ſeiner jugendlichen Stärke, im Schmetterling auf ſeiner Schulter, im Herrſcherblick ſeines Auges, das Symbol der Lebenskraft, wie ſie jeden Keim der organiſchen Schöpfung beſeelt. Die irrdiſchen Elemente, zu ſeinen Füßen, ſtreben gleichſam, ihrer eigenen Begierde zu folgen, und ſich mit einander zu miſchen. Befehlend droht ihnen der Genius mit aufgehabener, hochlodernder Fackel, und zwingt ſie, ihrer alten Rechte uneingedenk, ſeinem Geſetze zu folgen."

„Betrachtet nun das neue Kunſtwerk, welches der Tyrann mir zur Auslegung geſandt; richtet Eure Augen vom Bilde des Lebens ab, auf das Bild des Todes. Aufwärts weggeflohen iſt der Schmetterling, ausgelodert die umgekehrte Fackel, geſenkt das Haupt des Jünglings. Der Geiſt iſt in andre Sphären entwichen, die Lebenskraft erſtorben. Nun reichen ſich Jünglinge und Mädchen frölich die Hände. Nun treten die irrdiſchen Stoffe in ihre Rechte ein. Der Feſſeln entbunden folgen ſie wild, nach langer Entbehrung, ihrem geſelligen Triebe, und der Tag des Todes wird ihnen ein bräutlicher Tag. — So gieng die todte Materie von Lebenskraft beſeelt, durch eine zahlloſe Reihe von Geſchlechtern, und derſelbe Stoff umhüllte vielleicht den göttlichen Geiſt des Pythagoras, in dem vormals ein dürftiger Wurm im augenblicklichen Genuſſe ſich ſeines Daſeyns freute!"

„Geh Polykles und ſage dem Tyrannen, was du gehört haſt. Und Ihr, meine Lieben, Phradman und Skopas und Timokles tretet näher und näher zu mir. Ich fühle, daß die ſchwache Lebenskraft auch in mir den irrdiſchen Stoff nicht lange mehr zähmen wird. Auch er fordert ſeine Freyheit wieder. Führt mich noch einmal in den Poikile, und von da ans offene Geſtade. Bald werdet ihr meine Aſche ſammlen!"

VI

Ueber Charakterdarſtellung in der Muſik.

So lange der Tonkünſtler kein höheres Ziel kennt als das Vergnügen ſeines Publikums, ſo ſind es bloß die Eigenheiten dieſes Publikums, die ihn in der Wahl und Behandlung ſeines Stoffes beſtimmen. Bald wird er durch ſchmetterndes Geräuſch erſchüttern, bald zärtere Nerven durch ſchmelzende Töne reitzen, bald einen Zuhörer, der mehr denckt als empfindet durch künſtliche Zuſammenſtellungen und kühne Uebergänge beſchäftigen, Ihm iſt die Muſik blos angenehme Kunſt; davon, daß ſie etwas mehr ſeyn könne, hat er keinen Begriff.

Mit dem Eintritte hingegen in das Reich der Schönheit unterwirft ſich auch der Tonkünſtler ganz andern Geſetzen. Befreyt von aller äuſern Herrſchaft der Vorurtheile, Moden und Launen ſeines Zeitalters wird er deſto ſtrenger gegen ſich ſelbſt, und ſein einziges Beſtreben iſt, ſeinen Werken einen unabhängigen, ſelbſtſtändigen Werth zu geben.

Wieviel hätte er dann gewonnen, wenn er nun in einer vollendeten Theorie des Schönen über die Bedingungen jenes unabhängigen Werths einen beſtimmten Unterricht vorfände, und ihn bloß auf das Eigenthümliche ſeiner Kunſt anzuwenden brauchte! Aber noch fehlt uns eine ſolche Theorie, und es gibt Denker vom erſten Range, die ſogar an ihrer Möglichkeit zweifeln. Ehe wir indeſſen eine befriedigende Entwicklung der nothwendigen und allgemeinen Kunſtgeſetze aus dem Weſen der Schönheit aufweiſen können, wird es nicht ohne Nutzen ſeyn, einzelne Merkmale desjenigen aufzuſuchen, was für jede Kunſt insbeſondere ohne Beziehung auf die Empfänglichkeit eines beſondern Publikums an ſich ſelbſt darſtellungswürdig iſt. Vorarbeiten dieſer Art giebt es zur Zeit noch weniger für die Muſik als für andere Künſte, und eben deswegen iſt ſie vielleicht öfter verkannt worden.

Ueber das Darſtellungswürdige in der Muſik herrſchten lange Zeit ſeltſame Vorurtheile. Auch hier wurde der Grundſatz misverſtanden, daß Nachahmung der Natur die Beſtimmung der Kunſt ſey; und Nachäffung alles Hörbaren, vom Rollen des Donners bis zum Krähen des Hahns galt manchem für das eigenthümliche Geſchäft des Tonkünſtlers. Ein beſſerer Geſchmack fängt an, allgemeiner ſich auszubreiten. Ausdruck menſchlicher Empfindung tritt an die Stelle eines ſeelenloſen Geräuſches. Aber iſt dies der Punkt, wo der Tonkünſtler ſtehen bleiben darf, oder giebt es für ihn noch ein höheres Ziel?

Wir unterſcheiden in dem was wir Seele nennen, etwas Beharrliches und etwas Vorübergehendes, das Gemüth, und die Gemüthsbewegungen, den Charakter (Ethos) und den leidenſchaftlichen Zuſtand (Pathos). Iſt es gleichgültig, welches von beyden der Muſiker darzuſtellen ſucht?

Das erſte Erforderniß eines Kunſtwerkes iſt unſtreitig, daß es ſich als ein menſchliches Produkt durch Spuren einer ordnenden Kraft von den Wirkungen des blinden Zufalls unterſcheide; daher das Geſetz der Einheit. Auch der beſſere Tonkünſtler ſtrebt ſeinen Werken dieſen Vorzug zu geben, aber nicht immer mit gleichem Erfolg.

Dichter und bildende Künſtler können ihrer Natur nach den Zuſtand nie ohne die Perſon darſtellen; aber bei dem Muſiker kann der Wahn leicht entſtehen, daß es ihm möglich ſey, Gemüthsbewegungen als etwas Selbſtſtändiges zu verſinnlichen. Begnügt er ſich dann, ein Chaos von Tönen zu liefern, das ein unzuſammenhängendes Gemiſch von Leidenſchaften ausdrückt, ſo hat er freylich ein leichtes Spiel, aber auf den Namen eines Künſtlers darf er nicht Anſpruch machen. Erkennt er hingegen das Bedürfniß der Einheit, ſo ſucht er ſie vergebens in einer Reihe von leidenſchaftlichen Zuſtänden. Hier iſt nichts als Mannichfaltigkeit, ſtete Veränderung, Wachſen und Abnehmen. Will er einen einzelnen Zuſtand feſt halten, ſo wird er einförmig, matt und ſchleppend. Will er Veränderung darſtellen, ſo ſetzt dieſe irgend etwas Beharrliches voraus, in welchem ſie erſcheint; und ein ſolches Beharrliche bildet ſich dann oft von ſelbſt, ohne daß der Künſtler ſich dabei einer Auswahl bewußt iſt. Aber eben weil er dieſe Auswahl vernachläßigt, ſinkt er in den meiſten Fällen zur gemeinſten Natur herab. Ihn täuſcht die Wirkung ſeines gemisbrauchten Talents, weil der niedrigſte Ausdruck grade der allgemein verſtändlichſte iſt. Oft erndtet er den lauteſten Beifall, wo er ſich an der Kunſt am ſchwerſten verſündigte; und dies entfernt ihn immer mehr von ſeiner Beſtimmung. Er wird der Sklave ſeines Publikums, anſtatt es zu beherrſchen.

Es bedarf ferner wohl keines Beweiſes, daß die Kunſt auf einer ſehr niedrigen Stufe ſteht, wenn ſie ſich begnügt, das, was die wirkliche Welt darbietet, unverändert zu wiederholen. Eine ſolche Wiederholung kann als Erneuerung eines ſinnlichen Eindrucks in andrer Rückſicht einen Werth haben; aber wenn wir Kunſtgenuß erwarten, ſodern wir mehr. Was wir in der Wirklichkeit bei einer einzelnen Erſcheinung vermiſſen, ſoll uns der Künſtler ergänzen; er ſoll ſeinen Stoff idealiſiren. In den Schöpfungen ſeiner Phantaſie ſoll die Würde der menſchlichen Natur erſcheinen. Aus einer niedern Sphäre der Abhängigkeit und Beſchränktheit ſoll er uns zu ſich emporheben, und das Unendliche, was uns auſerhalb der Kunſt nur zu denken vergönnt iſt, in einer Anſchauung darſtellen.

Aber der leidenſchaftliche Zuſtand iſt ſeiner Natur nach beſchränckt. Alle Kraft ſammelt ſich gleichſam in einem einzigen Punkt, um nach einem beſtimmten Ziele zu ſtreben. Hier kann die Phantaſie den Stoff nicht durch neue Beſtandtheile bereichern, ſondern nur den Grad des Strebens verſtärken.

Man hat oft verſucht, den Kummer, die Freude, die Begierde und den Abſcheu zu idealiſiren. Aber was war alsdann das eigentlich idealiſche? War es die Empfindung ſelbſt als ein für ſich beſtehender Gegenſtand, oder die Perſon, an der wir ſie wahrnehmen? Denken wir uns alles hinweg, was in dieſer Perſon die männliche Kraft oder die holde Weiblichkeit verſinnlicht, wieviel bleibt von dem Ideale noch übrig?

In der menſchlichen Natur giebt es nichts Unendliches, als die Freiheit. Die Kraft, welche gegen alle Einwirkungen der Auſenwelt, und gegen alle innere Stürme der Leidenſchaft ihre Unabhängigkeit behauptet, überſteigt jede bekannte Größe, und dieſe Freiheit iſt es, welche uns durch Darſtellung eines Charakters verſinnlicht wird.

Soll die Muſik auf alles Verzicht thun, was andere Künſte durch Charakter-Darſtellung gewinnen, ſo muß in dem Eigenthümlichen dieſer Kunſt ein Grund dazu vorhanden ſeyn. Und dies bedarf einer beſondern Unterſuchung.

Die Muſik würde das Ideal eines Charakters ſo wenig als irgend einen andern Gegenſtand darſtellen können, wenn der Vorwurf gegründet wäre, daß ſie für ſich allein uns nichts beſtimmtes zu denken gebe. Noch jetzt aber iſt dies eine herrſchende Meinung bei einem groſen Theile des Publikums. Noch immer hält man Poeſie, Schauſpiel oder Tanz für nöthig, um jenen Mangel an Beſtimmtheit zu ergänzen, und wo die Muſik als ſelbſtſtändige Kunſt auftritt, verkennt man den Sinn ihrer Produkte, weil er ſich nicht in Worte und Geſtalten übertragen läßt.

Die Unterſuchung, was jede einzelne Kunſt für ſich allein darzuſtellen vermöge, iſt in dem jetzigen Zeitalter — bei der Kargheit, mit der uns der Kunſtgenuß zugemeſſen wird — nicht unfruchtbar. Für uns giebt es nicht mehr ſolche Feſte, wo die menſchliche Natur in voller Pracht erſchien und zugleich für Aug, Ohr und Phantaſie alle ihre Schätze eröfnete. Unter dem Drucke der Bedürfniſſe haben wir gelernt, das Wenige, was uns von ſolchen Feſten noch übrig iſt, mit Mäßigkeit zu feiern. Und wenn in unſerm Zeitalter ein ſeltnes Zuſammentreffen von Umſtänden erfodert wird, daß vorzügliche Kunſttalente von verſchiedener Gattung ſich zu einem gemeinſchaftlichen Zwecke vereinigen, ſo bleibt nichts übrig, als die Sphäre jeder einzelnen Kunſt nach Möglichkeit zu erweitern, damit es ihren Werken auch ohne Beimiſchung fremdartiger Beſtandtheile an innerm Reichthume nicht fehle.

Es war eine Zeit, da man bei Tanz, Muſik und Poeſie noch gar nicht an Darſtellung eines beſtimmten Gegenſtandes dachte. Was in dem Menſchen zuerſt dieſe Kunſttalente entwickelte, war unſtreitig der Trieb, ſein Daſeyn zu verkündigen; ein Trieb, der zwar im geſunden Zuſtande immer vorhanden iſt, aber nur in ſolchen Momenten ſich äußert, wo er durch den Druck der äuſſern Verhältniſſe nicht gehemmet wird. Daher das Streben, die vorhandenen Kräfte an irgend einem nahe liegenden Gegenſtande zu verſinnlichen, und der unabhängige für ſich beſtehende Genuß in der Thätigkeit ſelbſt, ihre Wirkung ſey, welche ſie wolle. Was dem Menſchen am nächſten liegt, iſt ſein Körper, und die Luft, welche er einathmet und aushauchet. In beiden fand der Trieb nach unabhängiger Thätigkeit ſeinen erſten Wirkungskreis. In dem freien Schweben des Körpers, ohne vom Druck der Schwere beſchränkt zu werden, fühlt auch der Geiſt ſich gleichſam ſeiner Bande entledigt. Die irdiſche Maſſe, die ihn ſtets an die Abhängigkeit von der Auſſenwelt erinnerte, ſcheint ſich zu veredeln und es erweitern ſich die Gränzen ſeines Daſeyns. So vernimmt auch der Menſch in dem Tone ſeiner Stimme eine ſinnliche Wirkung ſeiner Thätigkeit ohne ſichtbare Schranken, das freie Spiel der Phan-

— (raſch) und mein Mädel liebte Sie nicht: erſtechen wollt' ich's, das Mädel! (Wieder beim Geld, darauf niederſchlagend.) Aber da hab' ich ja nun Alles und Sie Nichts, und da werd' ich nun das ganze Gaudium wieder herausblechen müſſen? He?

Ferdinand. Laß er ſich das nicht anfechten, Freund! — Ich reiſe ab, und in dem Land, wo ich mich zu ſetzen gedenke, gelten *die* Stempel nicht.

Miller (unterdeſſen mit unverwandten Augen auf das Geld hingeheftet, voll Entzückung). Bleibt's alſo mein? Bleibt's? — Aber das thut mir nur leid, daß Sie verreiſen. — Und wart', was ich jetzt auftreten will! Wie ich die Backen jetzt voll nehmen will! (Er ſetzt den Hut auf und ſchießt durch das Zimmer.) Und auf dem Markt will ich meine Muſikſtunden geben und Numero fünfe Dreikönig rauchen, und wenn ich wieder auf den Dreibatzenplatz ſitze, ſoll mich der Teufel holen. (Will fort.)

Ferdinand. Bleib' er! Schweig' er! und ſtreich' er ſein Geld ein! (Nachdrücklich.) Nur dieſen Abend noch ſchweig' er und geb' er, mir zu Gefallen, von nun an keine Muſikſtunden mehr.

Miller (noch hitziger und ihn hart an der Weſte faſſend, voll inniger Freude). Und, Herr! meiner Tochter! (Ihn wieder loslaſſend.) Geld macht den Mann nicht — Geld nicht — Ich habe Kartoffeln gegeſſen oder ein wildes Huhn: ſatt iſt ſatt, und dieſer Rock da iſt ewig gut, wenn Gottes liebe Sonne nicht durch den Aermel ſcheint. — Für mich iſt das Plunder. — Aber dem Mädel ſoll der Segen bekommen; was ich ihr nur an den Augen abſehen kann, ſoll ſie haben. —

taſie eröfnet ihm eine Sphäre von unermeßlichem Umfange, und ſein Geſang ſpricht mit der ganzen Natur. Der Geſang ſodert Worte, aber ſolche die des Singens werth ſind. Geiſt und Ohr erwarten Genuß von der Sprache, wenn ſie nicht als Mittel gebraucht wird die alltäglichen Bedürfniſſe der Geſelligkeit zu befriedigen, ſondern als Werkzeug dienen ſoll, um irgend einen Zuſtand der Begeiſterung laut werden zu laſſen. Die Einbildungskraft fühlt ihre Freiheit von den Schranken des Ortes und der Gegenwart. Sie ſchwelgt in Bildern der Abweſenheit, Vergangenheit und Zukunft. Aber ſie will nicht allein ſchwelgen. Ihre Dichtungen ſollen auch für andere in einem anſtändigen Gewande erſcheinen, und dieß erhalten ſie durch Wahl und Stellung der Worte.

In dieſer Periode der Kunſtgeſchichte ſind Tanz, Muſik, und Poeſie nicht Mittel zu irgend einem Zwecke, ſondern Zweck an ſich ſelbſt. Sie ſind freie Produkte der menſchlichen Natur in den Momenten des höhern Lebens. Was in ihnen erſcheint, iſt bloß das Perſönliche des Künſtlers. Ein Schritt weiter und er fühlt auch den Beruf, aus ſeiner Perſon herausgehen und ein für ſich beſtehendes Werk zu ſchaffen. Einem Gedanken, den die Begeiſterung in ihm erzeugte, will er auſſerhalb ſeiner eignen Phantaſie Realität geben. Er begnügt ſich nicht die feſtliche Stimmung, in der er ſich ſelbſt fühlt, um ſich zu verbreiten, ſondern die Ideenwelt ſeines Publikums ſoll auch durch ſeine Schöpfungen bereichert werden. Dies iſt die Periode der Darſtellung.

Aber auch als darſtellende Künſte ändern Tanz, Muſik und Poeſie nicht gänzlich ihre urſprüngliche Natur.

Die ſinnliche Form, in welcher der Gedanke des Künſtlers erſcheint, iſt nicht todt, ſondern beſeelt. Das freie Leben in ihren Beſtandtheilen ſträubt ſich oft gegen die Herrſchaft dieſes Gedankens. Daher giebt es in einer Reihe von Bewegungen, Tönen und Worten manches, was keinen beſtimmten Gegenſtand darſtellt, ſondern bloß die perſönliche Stimmung des Künſtlers verſinnlicht. Ein unbegränzter Trieb nach Darſtellung würde ſogar endlich die Form durch den Stoff zerſtören. Die höchſte Leidenſchaft iſt ſtarr und ſprachlos. Soll Tanz, Geſang und Poeſie auch dann noch fortdauern, ſo muß etwas von der Wahrheit aufgeopfert werden, und das Perſönliche des Künſtlers muß der Herrſchaft des Gegenſtandes das Gleichgewicht halten.

Daher darf man in allem dem, was nicht zur Darſtellung gehört, von der Muſik ſo wenig als vom Tanze und von der Dichtkunſt Beſtimmtheit fodern. Das Gefühl der Begeiſterung, das den Künſtler erweckt, indem er ſeine eigne Stimmung in ſeinem Wirkungskreiſe verbreitet, iſt ſeiner Natur nach dunkel und unbeſtimmt. Und eben dieſe Unbeſtimmtheit iſt der Einbildungskraft willkommen, weil ihr freies Spiel dadurch mehr geſchont wird. Nur wo die Muſik darſtellen will, müſſen die Zeichen, welche ſie gebraucht, eine beſtimmte Bedeutung haben, und um zu erforſchen, ob es für ſie ſolche Zeichen gebe, wollen wir verſuchen, das, was die allgemeinen Geſetze der Darſtellung in Anſehung der Beſtimmtheit fodern, auf die Muſik insbeſondere anzuwenden.

Ein dargeſtellter Gegenſtand wird nur dadurch zu einer Erſcheinung für die Phantaſie, daß er ihr mit deſtimmten Gränzen gegeben wird. Ein Unendliches in ſeiner Reinheit kann nicht erſcheinen. Indem es die Vernunft zu denken verſucht, und aus ihrer Vorſtellung alles Beſchränkte entfernt, entzieht ſie zugleich der Einbildungskraft alle Nahrung. Die Idee des Künſtlers muß daher ſchon gleichſam in einer körperlichen Hülle gedacht werden, ehe ſie dargeſtellt werden kann. Die vollkommenſte Darſtellung kann nicht mehr bewirken, als daß der Gedanke des Künſtlers ſich unſrer Phantaſie vollſtändig mittheilt. Iſt aber in dieſem Gedanken ſelbſt für die Phantaſie nichts Anſchauliches, ſo entbehren wir den eigentlichen Kunſtgenuß, und die große Pracht in der Einkleidung vermag uns nicht dafür zu entſchädigen.

Vorausgeſetzt nun, daß das Kunſtideal beſtimmt gedacht iſt, ſo wird es nur dadurch verſinnlicht, daß wir dieſe Beſtimmungen in beſondern Verhältniſſen wahrnehmen. Denn auch die Natur des wirklichen Gegenſtandes erkennen wir durch Erfahrung nie unmittelbar, ſondern nur mittelſt ſeiner Verhältniſſe, indem wir von den Wirkungen auf die Urſachen ſchließen. Je vollſtändiger alſo die Verhältniſſe des Ideals in der Darſtellung gegeben ſind, deſto beſtimmter iſt ſeine Erſcheinung.

Aber dieſe Vollſtändigkeit iſt für den Künſtler gefährlich. Verbreitet ſich die Darſtellung des Ideals auch über alle angränzenden Gegenſtände, welche mit jenem durch Zeit, Ort und den Zuſammenhang der Urſachen und Wirkungen verknüpft ſind; ſo nähert ſich die Erſcheinung der Wirklichkeit, und für die Phantaſie des Betrachters bleibt nichts zu ergänzen übrig. Gleichwohl will dieſe beim Kunſtgenuß nicht müſſig empfangen, ſondern zu eigner Thätigkeit aufgefodert werden.

Es gibt daher Künſtler, welche ſich einer ſolchen Vollſtändigkeit abſichtlich enthalten, und den Schauplatz, auf welchem ihr Ideal erſcheint undargeſtellt laſſen. Beiſpiele dieſer Art liefern uns mehrere Werke der griechiſchen Bildhauer, an denen der Alterthumsforſcher die ſogenannten Attribute vermißt, die aber demjenigen, der die Kunſt um ihrer ſelbſt willen liebt, eben deswegen werther ſind, weil ſie das freie Spiel ſeiner Phantaſie weniger beſchränken. Die überirrdiſchen Weſen, welche ihm der Bildhauer darſtellt, denkt er ſich in einer höhern Sphäre auſſer den Gränzen der Wirklichkeit. Er ordnet ſie in nothwendige Klaſſen, die in der Natur ſelbſt gegründet, und nicht von dem Zufälligen in der Mythologie und den Sitten eines beſondern Volkes abhängig ſind. Nur um die Kennzeichen dieſer Klaſſen wahrzunehmen, ſodert er Beſtimmtheit; in jeder andern Beziehung kann er ſie entbehren.

Das Sinnliche des Ideals beſteht hier in einem einzigen Verhältniſſe, nicht zu einem einzelnen beſondern Gegenſtande, ſondern zu der Totalvorſtellung des Raums überhaupt. Ein beſtimmter Theil dieſes Raums erſcheint hier ausgefüllt. Von demjenigen, was ihn ausfüllte, iſt nur eine dunkle Vorſtellung vorhanden, aber eine deſto deutlichere, vollſtändigere und beſtimmtere von ſeinen Gränzen. Und bloß durch Darſtellung dieſer Gränzen gelang es dem Künſtler, uns für das Bild ſeiner Phantaſie zu begeiſtern. Die Geſtalt, welche uns erſchien, war bis auf die kleinſten Theile ihrer Oberfläche bedeutend. Das einzige Merkmal des ſinnlichen Stoffs, was uns in der Anſchauung gegeben wurde, war die Ausdehnung; aber noch nie hatte uns eine Erſcheinung in der wirklichen Welt ſoviel in einem einzigen Merkmale geliefert.

Wie aber in dieſem Falle der höchſte Reichthum mit einer ſcheinbaren Armuth beſtehen könne, wird uns begreiflich, wenn wir uns an die Bedingungen erinnern, von denen der Gehalt eines Ideals überhaupt abhängig iſt. Wir ſchätzen die Erſcheinung nach demjenigen, was in ihr nicht erſcheint, ſondern gedacht werden muß, nach der Summe von Realität, welche durch ſie vorausgeſetzt wird, nach dem Innhalte unſers Begriffs von dem, was auſſerhalb unſrer Vorſtellung der Erſcheinung zum Grunde liegt. Was wir unmittelbar in der einzelnen Erſcheinung wahrnehmen, giebt uns nie eine vollſtändige Vorſtellung eines Gegenſtands; es bleiben Lücken übrig, die durch Schlüſſe und Ahnungen ergänzt werden müſſen. Zu dieſen Ergänzungen nimmt die Einbildungskraft den Stoff aus ihren eigenen Schätzen, aber in der Wahl dieſes Stoffs iſt ſie von dem abhängig, was ihr in der unmittelbaren Wahrnehmung gegeben wurde. Und je größer dieſe Abhängigkeit bey Betrachtung eines Kunſtwerks iſt, je unumſchränkter der Künſtler die Phantaſie des Kenners beherrſcht; deſto reichhaltiger iſt das Ideal, das durch ſeine Darſtellung verſinnlicht wird.

Das Sinnliche in der Erſcheinung iſt es, was die Einbildungskraft des Betrachters leitet, aber nicht inſofern es mannigfaltig, ſondern inſofern es beſtimmt iſt. Der bloße Umriß einer Figur, den eine Meiſterhand auf das Papier wirft, iſt hinreichend, unſrer Phantaſie

Geſetze zu geben. Jeder Punkt der zarten Linie iſt gleichſam beſeelt; aus jedem ſpricht ein unverkennbarer Ausdruck von Kraft oder Anmuth. Wir fühlen einen unwiderſtehlichen Drang in uns ſelbſt, das Bild auszumahlen, was hier nur angedeutet wird; aber wir fühlen auch die Unmöglichkeit irgend etwas in unſre Idee aufzunehmen, was mit dem Eigenthümlichen einer ſolchen Erſcheinung nicht vereinbar wäre.

Im Werke des Bildhauers ſind die Umriſſe der Geſtalt nach allen möglichen Richtungen zugleich beſtimmt. Deſto öfter alſo würde die Phantaſie gewarnt werden, wenn ſie ſich eine unpaſſende Dichtung erlauben wollte; aber deſto mehr Auffoderung findet ſie auch, ihre eigne Unthätigkeit zu äuſſern. Und für dieſe iſt ihr eben in Anſehung aller der Merkmale, worüber der Künſtler nichts beſtimmte, ein unermeßliches Feld eröffnet. Alles, was der Gegenſtand durch Farbe, durch Bewegung, durch äuſſere Verhältniſſe gewinnen kann, iſt in ihrer Gewalt. Auch in der Zeit iſt ſie nicht beſchränkt. Was ihr der Künſtler in der Anſchauung giebt, kann von ihr als ewig gedacht werden.

Ein einziges ſinnliches Merkmal giebt hier dem Ideale Beſtimmtheit und Reichhaltigkeit. Gilt dieß aber nur von den Umriſſen der Geſtalt? Oder giebt es auch ein andres eben ſo bedeutendes Merkmal für andre Künſte?

Unter die Verhältniße, welche der Vorſtellung eines Gegenſtandes Beſtimmtheit geben, gehört auch eine beſonders angewieſene Stelle in einer Reihe von Urſachen und Wirkungen. Dieß Verhältniß iſt es vorzugleich, was den Dichter beſchäftigt, und hier zeigt er ſeine Darſtellungskraft im weiteſten Umfange. Er geht bis zu den entfernteſten Veranlaſſungen der Begebenheiten zurück, und folgt ihrem Gange durch die kleinſten Fortſchritte bis zur endlichen Entwicklung.

Begnügt ſich der Dichter eine Reihe von Erſcheinungen darzuſtellen, die durch allgemeine Naturgeſetze verknüpft ſind, ſo kann er uns ein ſehr belehrendes Werk liefern, aber gewiß kein begeiſterndes. Um aus dem Reiche der beſchränkten Wirklichkeit in das Reich der Ideale überzugehen, bedarf er der Freyheit. Dieſe iſt die Seele ſeiner Dichtung. Indem er den Glauben an die Freyheit vorausſetzt, verbreitet ſich ſelbſtſtändige Lebenskraft über die Beſtandtheile ſeines Werks, und an die Stelle eines Puppenſpiels, das von einer unbekannten Macht durch unſichtbare Fäden bewegt wird, treten handelnde Perſonen. Für jede dieſer handelnden Perſonen giebt es dann einen beſondern Wirkungskreis, in dem ſie der Mittelpunkt iſt, und in dieſem Wirkungskreiſe erſcheint eine Reihe von Zuſtänden, welche Leben genannt wird. Jeder Zuſtand gründet ſich auf ein beſtimmtes Verhältniß des freyen ſelbſtſtändigen Weſens zu der Welt, welche es umgiebt. Beyde werden in einem Zuſammenhange gedacht, durch welchen die Thätigkeit des einen in die Empfänglichkeit des andern eingreift.

Freyheit, Perſönlichkeit, Zuſtand und Leben als Gegenſtände der Kunſt betrachtet, ſind keine metaphyſiſche Begriffe, ſondern Merkmale, die durch den innern Sinn in uns ſelbſt wahrgenommen, und auf andre Weſen übergetragen werden. Durch Selbſtbewußtſeyn unterſcheiden wir in uns Abhängigkeit und Unabhängigkeit von der Auſſenwelt. Das Unabhängige in uns nennen wir Vermögen. Dieß äuſſert ſich theils durch Empfänglichkeit, indem es das Beſtimmte in der Auſſenwelt auffaßt, theils durch Thätigkeit, indem es den gegebenen Stoff in der Auſſenwelt nach eigner Willkühr beſtimmt. Durch dieſes Beſtimmtwerden und Beſtimmen fühlen wir uns mit der Auſſenwelt in demienigen Zuſammenhange, welchen wir Zuſtand nennen. In einem ſolchen Zuſtande können wir beſtimmte Merkmale wahrnehmen, ohne von unſrer eignen Natur und der Beſchaffenheit der äuſſern Gegenſtände eine deutliche Vorſtellung zu haben. Alsdann betrachten wir das Verhältniß unſers Vermögens nicht zu einem einzelnen Gegenſtande, ſondern zu unſrer Auſſenwelt überhaupt. So gab es auch für die Geſtalt beſtimmte Umriße, ohne daß wir von dem, was ſowohl innerhalb, als auſſerhalb dieſer Umriſſe vorhanden war, etwas deutlich erkannten. Wie dort nur die Ausdehnung im Raume begränzt wurde, ſo hier nur das Vermögen in der Reihe von Urſachen und Wirkungen.

Unter der Vorausſetzung, daß ein innrer Trieb unſer Daſeyn zu erweitern und der äuſſern Beſchränkung zu widerſtehen ſeine Wirkſamkeit nie gänzlich verliert, ſind uns die Gränzen unſers Vermögens nicht gleichgültig. Ihre Wahrnehmung iſt daher von gewiſſen Gefühlen, von Freude oder Schmerz und ihren mannichfaltigen Mittelſtufen begleitet. An dieſen Gefühlen erkennt der innere Sinn, in wie weit jener allgemeine Lebenstrieb durch unſer gegenwärtiges Verhältniß zur Auſſenwelt befriedigt wird, und dieß gehört zu den beſtimmten Merkmalen des Zuſtandes.

Um nun diß Merkmal eines Zuſtandes auch an andern lebenden Weſen wahrzunehmen, bedürfen wir gewiſſer äuſſern Zeichen, welche den Grad jener Gefühle beſtimmt andeuten. Und ſolche Zeichen finden wir in der Bewegung. Daher iſt ſie für alle Künſte, welche unmittelbar auf die äuſſern Sinne wirken, das anerkannte Mittel zur Darſtellung eines Zuſtandes. Auch in den Werken des Bildhauers und Mahlers wird die Lage der beweglichen Theile des Körpers nur dadurch für den Zuſtand bedeutend, daß ſie die Spur einer vorhergegangenen Bewegung enthält. Im Tanz und in der Schauſpielkunſt erſcheint die Bewegung zwar mit Geſtalt verknüpft, aber auf jener allein haftet die Aufmerkſamkeit beym eigentlichen Kunſtgenuſſe, und die Geſtalt iſt gleichſam nur das Gerüſte des Kunſtwerks. Es entſteht daher die Frage, ob nicht auch Bewegung ohne Geſtalt zur Darſtellung zureichend ſey, ſo wie es Geſtalt ohne Bewegung iſt.

Die Geſtalt verſchwindet bey einer Bewegung, die wir nicht durch ſichtbare, ſondern durch hörbare Merkmale wahrnehmen. Daß wir aber ſolche Merkmale in einer Reihe von Tönen zu finden glauben, lehrt uns ſchon der Sprachgebrauch. Sind es nur bloß bildliche Ausdrücke, wenn wir von einer Fortſchreitung der Melodie, von einem Auf- und Abſteigen der Stimme reden, oder giebt es wirklich eine Aehnlichkeit zwiſchen der Bewegung der Geſtalt im Raum, und der Bewegung des Klangs innerhalb der Tonleiter?

Die Höhe und Tiefe der Töne wird von dem Ohr auf ähnliche Art unterſchieden, wie von dem Auge die Farben. Sind zwey Töne von verſchiedner Höhe gegeden, ſo wird die Phantaſie veranlaßt, noch höhere und tieſere Töne zu denken, und dadurch gelangt ſie zu der Vorſtellung einer Tonleiter, indem ſie die Reihe der Abſtuffungen gegen die beyden äuſſerſten Gränzen, wo das Ohr die Höhe und Tiefe nicht mehr unterſcheidet, verlängert.

Iſt in einer Reihe von Tönen auſſer der Mannigfaltigkeit der Höhe und Tiefe auch die Einheit eines beſondern Schalls hörbar, ſo vernehmen wir einen beſtimmten Klang. Dieſer Klang — das Beharrliche in der Melodie — iſt für das Ohr eben das, was in der ſichtbaren Bewegung die beharrliche Maſſe für das Auge iſt. Wie dieſe ihren Ort verändert, ſo verändert jener ſeine Stelle in der Tonleiter.

Eine ſolche Bewegung eines Klangs hören wir an uns ſelbſt nicht bloß im Geſange, ſondern auch in der Rede. Jeder Laut unſrer Stimme hat eine beſtimmte Stelle auf der Tonleiter, und dieſe Stelle würden wir auch im Sprechen wahrnehmen, wenn der Ton ſo zu uns gelangte, wie ihn die Stimmritze angiebt, und nicht wie er durch das Geräuſch der übrigen Sprachorgane unterdrückt wird. Eine beſtimmte Höhe oder Tiefe des Tons wird hörbar, ſobald man dieß Geräuſch von ihm abſondert, wie uns beym Aushalten eines Vokals die Erfahrung lehrt.

Durch Selbſtgefühl ſind wir uns bewußt, daß die Bewegung des Klangs unſrer Stimme durch unſre eigne Thätigkeit beſtimmt wird. Dieſe Bewegung gehört zu dem, was wir, als unabhängig von der Auſſenwelt,

Ferdinand (fällt raſch ein). Stille, o ſtille —

Miller (immer feuriger). Und ſoll mir Franzöſiſch lernen aus dem Fundament, und Menuett-Tanzen und Singen, daß man's in den Zeitungen leſen ſoll; und eine Haube ſoll ſie tragen, wie die Hofrathstöchter, und einen Kidebarri, wie ſie's heißen, und von der Geigerstochter ſoll man reden auf vier Meilen weit. —

Ferdinand (ergreift ſeine Hand mit der ſchrecklichſten Bewegung). Nichts mehr! Nichts mehr! Um Gottes willen, ſchweig' er ſtille! Nur noch heute ſchweig' er ſtille! Das ſey der einzige Dank, den ich von ihm fordre.

Sechſte Scene.

Louiſe (mit der Limonade) und die Vorigen.

Louiſe (mit rothgeweinten Augen und zitternder Stimme, indem ſie dem Major das Glas auf einem Teller bringt). Sie befehlen, wenn ſie nicht ſtark genug iſt.

Ferdinand (nimmt das Glas, ſetzt es nieder und dreht ſich raſch gegen Millern). O beinahe hätte ich das vergeſſen! — Darf ich ihn um etwas bitten, lieber Miller? Will er mir einen kleinen Gefallen thun?

Miller. Tauſend für einen! Was befehlen? —

Ferdinand. Man wird mich bei der Tafel erwarten. Zum Unglück habe ich eine ſehr böſe Laune. Es iſt mir ganz unmöglich, unter Menſchen zu gehen. — Will er einen Gang thun zu meinem Vater und mich entſchuldigen? —

von dem Abhängigen in uns unterſcheiden, zu den Aeuſſerungen unſrer Freyheit. Daher ahnen wir Freyheit und Perſönlichkeit in jeder Bewegung eines beſtimmten Klangs. Dieſer Klang iſt für unſer Ohr die ſinnliche Form eines freyen lebendigen Weſens, ſo wie es die bewegliche Geſtalt für unſer Auge iſt.

Sind nun in der Bewegung der Geſtalt die ſinnlichen Zeichen eines beſtimmten Zuſtands nicht zu verkennen, ſo fragt ſichs, ob die Bewegung des Klangs weniger bedeutend ſey. Die Gebehrdenſprache wird allerdings von einer gröſſern Anzahl für verſtändlicher gehalten, als die Sprache der Töne, allein dieſer Unterſchied verdient noch eine genauere Unterſuchung.

Was in der Gebehrdenſprache ein beſtimmtes Ziel der Bewegung bezeichnet, giebt ihrer Darſtellung ohne Zweifel eine Deutlichkeit, die wir in einer Reihe von Tönen vermiſſen. Durch Wahrnehmung dieſes Ziels entſteht eine beſtimmte Vorſtellung von dem Gegenſtande der Begierde, des Abſcheus, der Furcht, des Zorns und der Liebe. Auch in der Muſik giebt es zwar ein Ziel der Bewegung, den Hauptton der Melodie. In dem Verhältniſſe, wie ſich die Fortſchreitung des Klangs dieſem Ziele nähert, oder ſich von ihm entfernt, vermehrt oder vermindert ſich die Befriedigung des Ohrs. Aber dieſes Ziel der muſikaliſchen Bewegung bezeichnet nichts in der ſichtbaren Welt. Was es andeutet, iſt ein unbekanntes Etwas, das von der Phantaſie nach Willkühr als irgend ein einzelner Gegenſtand, oder als eine Summe von Gegenſtänden, als die Auſſenwelt überhaupt, gedacht werden kann.

Zugegeben aber, daß die muſikaliſche Darſtellung in dieſer Rückſicht weniger vollſtändig iſt, und der Einbildungskraft mehr zu ergänzen übrig läßt, als Tonkunſt und Mimik, ſo haben wir im Vorhergehenden an dem Beyſpiele der Bildhauerkunſt geſehen, daß die Beſtimmtheit der Darſtellung nicht von ihrer Vollſtändigkeit abhängt. Selbſt in der Gebehrdenſprache bleibt auch alsdann noch, wenn das Ziel der Bewegung nicht angedeutet wird, in der Art der Bewegung Beſtimmtheit genug übrig, und es entſteht die Frage, ob wir von dieſer Beſtimmtheit allein etwas dem ähnliches erwarten dürfen, was wir in den bloßen Umriſſen der Geſtalt finden.

Der ſchwebende Gang der Freude und der ſchwere Tritt des Kummers ſind in der Gebehrdenſprache allgemein verſtändlich, auch wenn wir in beyden Fällen von der Richtung dieſer Bewegungen keine deutliche Vorſtellung haben. Was dieſe Zeichen bedeutend macht, iſt ein gewiſſer Zuſammenhang, den wir in uns ſelbſt zwiſchen dieſen Unterſchieden der Bewegung und den Unterſchieden unſers Zuſtandes wahrgenommen haben, und den wir von uns auf andre lebende Weſen übertragen. In den Bewegungen der fremden Geſtalt erkennen wir uns ſelbſt wieder.

Von ähnlicher Art iſt der Unterſchied zwiſchen dem Jauchzen der Fröhlichkeit und dem gepreßten Tone des Schmerzens. Was für einen Zuſtand dieſe Verſchiedenheit bezeichnet, wiſſen wir nicht bloß aus eigner Erfahrung von der Art, wie dieſe Gefühle an uns ſelbſt ſich ankündigten, ſondern auch durch eine gewiſſe Sympathie, die ſchon bey der Gebehrdenſprache, obwohl in einem unmerklichern Grade, ſich äuſſert.

Vorausgeſetzt nun daß es ſelbſt für die ſtumpfeſten und ungeübteſten Sinne deutliche Merkmale giebt, wodurch ſich die Zeichen der Freude von den Zeichen des Schmerzens in Gebehrden und Tönen unterſcheiden, ſo ſind dadurch auch für eine unendliche Menge von Abſtuffungen beyder entgegengeſetzter Gefühle beſtimmte Zeichen gegeben. Der feinere und geübtere Sinn vergleicht die weniger verſtändlichen Gebehrden und Töne mit den allgemein verſtändlichen, und entdeckt mehr oder weniger Aehnlichkeit mit den anerkannten Zeichen der Freude und des Schmerzens. So bereichert ſich die Gebehrdenſprache, und, wo es nicht an Gelegenheit fehlt, den Sinn des Gehörs eben ſowohl, als den Sinn des Gefühls zu üben, auch die Sprache der Töne. Daß zu Wahrnehmung ſeiner Unterſchiede das Ohr weniger tauglich ſeyn, als das Auge, läßt ſich im Allgemeinen nicht behaupten, aber der einzelne Menſch kann ſich in Lagen befinden, wo er öfter veranlaßt wird, das Sichtbare, als das Hörbare zu vergleichen. Alsdann werden ihm Tanz und Schauſpielkunſt verſtändlicher ſeyn, als Muſik, ſo wie dieſe hingegen zu demjenigen deutlicher ſprechen wird, deſſen Aufmerkſamkeit mehr auf Tönen, als auf Geſtalten haftet.

Wenn es der Muſik nicht an deutlichen Zeichen fehlt, um einen beſtimmten Zuſtand zu verſinnlichen, ſo iſt ihr dadurch auch die Möglichkeit der Charakterdarſtellung gegeben. Was wir Charakter nennen, können wir überhaupt weder in der wirklichen Welt noch in irgend einem Kunſtwerke unmittelbar wahrnehmen, ſondern nur aus demjenigen folgern, was in den Merkmalen einzelner Zuſtände enthalten iſt. Es fragt ſich alſo nur, ob auch in einer ſolchen Reihe von Zuſtänden, wie ſie durch Muſik dargeſtellt wird, Stoff genug vorhanden ſey, um daraus die beſtimmte Vorſtellung eines Charakters zu bilden.

Der Begriff des Charakters ſetzt ein moraliſches Leben voraus, ein Mannichfaltiges im Gebrauche der Freyheit, und in dieſem Mannichfaltigen eine Einheit, eine Regel in dieſer Willkühr. Eine ſolche Regel wird entweder unmittelbar wahrgenommen, indem man aus der Reihe von Erſcheinungen eines moraliſchen Lebens das Gemeinſame heraushebt, oder ſie wird durch einen Schluß aus einzelnen Zügen gefolgert, wenn dieſe eine Urſache vorausſetzen, deren Wirkſamkeit ſich nach dem Geſetze der Analogie nicht auf einen einzigen Fall einſchränken kann. Zu dieſen charakteriſtiſchen Zügen gehören beſonders ſolche Handlungen, die mit den äuſſern Verhältniſſen im Widerſpruche ſtehen, und wozu wir alſo einen Grund innerhalb der Perſon zu ſuchen genöthigt werden. Durch dieſes Mittel bewirkt der Dichter eine reiche und lebendige Charakterdarſtellung auch in einem kleinen Umfange von Begebenheiten. So ſehen wir Achill und Priamus einander gegenüber bey einem traulichen Mahle — jener vergißt den Vater Hektors, dieſer den Mörder des Sohns — einer iſt im Anſchauen des andern verloren, und beyde ehren die höhere menſchliche Natur.

Auf ähnliche Art verfahren auch andre Künſtler, und je reichhaltiger ihre Produkte an ſolchen bedeutenden Zügen ſind, deſto vollkommner iſt ihre Charakterdarſtellung. Das Beyſpiel des Tänzers und Schauſpielers lehrt uns, wie viel beſonders durch die Zeichen der Bewegung für dieſen Zweck geleiſtet werden kann. Gilt nun eben diß auch von der Sprache der Töne, oder giebt es hierinn einen Unterſchied zwiſchen den Bewegungen der Geſtalt und den Bewegungen des Klangs?

Auch hier äuſſern ſich allerdings die Folgen des Umſtandes, daß in einer Reihe von Tönen kein beſtimmtes *Ziel*, ſondern nur eine beſtimmte *Art* der Bewegung wahrgenommen wird. Was der Tänzer und Schauſpieler durch dieſes Ziel andeutet, fehlt in der Charakterdarſtellung des Tonkünſtlers. Daher vermißt man alles dasjenige bey ihm, was irgend einen fortdauernden Trieb nach einem beſondern Gegenſtande betrifft. Aber es fragt ſich, ob nicht auch alsdann noch beſtimmte Merkmale in der Vorſtellung eines Charakters übrig bleiben, wenn ſie von irgend einer beſondern Richtung der Triebe nichts beſtimmtes enthält.

Auſſer den Verſchiedenheiten der beſondern Gegenſtände, auf welche unſre Triebe gerichtet ſind, giebt es noch einen allgemeinen Unterſchied, der die Triebe überhaupt in zwey Claſſen abtheilt. Ihr Zweck iſt entweder unſre *Thätigkeit* oder unſre *Empfänglichkeit* zu äuſſern, zu beſtimmen, oder beſtimmt zu werden. Von dieſen beyden entgegengeſetzten Claſſen der Triebe verliert keine ihre Wirkſamkeit gänzlich, ſo lange das Leben ſelbſt währt, aber ſie beſchränken einander gegenſeitig und in einzelnen Momenten hat bald der Trieb der Thätigkeit, bald der Trieb der Empfänglichkeit das Uebergewicht. Wird nun zwiſchen beyden ein beſtimmtes fortdauerndes Verhältniß wahrgenommen, ſo gehört dieß zu den Merkmalen des Charakters. Daher das *männliche* und *weibliche* *Ideal*, und die unendlich mannichfaltigen Abſtuffungen zwiſchen beyden.

Giebt es nun in der Muſik deutliche Zeichen für ein beſtimmtes Verhältniß der männlichen Kraft zur weiblichen Zartheit, ſo iſt dadurch eine Charakterdarſtellung möglich, welche in Anſehung dieſes Merkmals völlig beſtimmt iſt, wenn ſie gleich die Ergänzung der andern Merkmale dem freyen Spiele der Einbildungskraft überläßt. In den Umriſſen und Bewegungen der Geſtalt erkennt ein geübtes Auge die kleinſten Abſtuffungen der Männlichkeit und Weiblichkeit. Auch verliert das Bild der Phantaſie dadurch nichts an Beſtimmtheit, daß man es nicht durch Worte beſchreiben kann. Denn welche Sprache wäre wohl reich genug, um die unendliche Mannichfaltigkeit der feinſten Unterſchiede dieſes Merkmals andeuten zu können? Iſt aber die Frage, ob es für dieſe Unterſchiede in dem Klange und ſeiner Bewegung deutliche Zeichen gebe, ſo dürfen wir nicht vergeſſen, was ſchon bey den hörbaren Zeichen des Zuſtands bemerkt worden iſt, daß es nehmlich dem Sinn des Gehörs deswegen an ſich ſelbſt nicht an Feinheit fehlt, weil er in mehreren Fällen nicht eben ſo viel Gelegenheit zur Uebung und Ausbildung hatte, als der Sinn des Geſichts. Daß es für den äuſſerſten Grad der Männlichkeit und Weiblichkeit in einer Reihe von Tönen einen eben ſo allgemein verſtändlichen Ausdruck giebt, als für Freude und Schmerz, bedarf wohl keines Beweiſes. Auch dem ungeübteſten Ohr, das den Klang der Poſaune und der Flöte, den Marſch und die ländliche Tanzmuſik, den Kirchenhymnus und das Adagio des einzelnen Sängers oder Inſtrumentiſten gegeneinander hört, braucht man dieſe Unterſchiede nicht zu erklären. Aus dieſen Zeichen aber von anerkannter Bedeutung bildet ſich nach und nach eine Sprache wie bey den Zeichen des Zuſtands, indem man die undeutlichern Zeichen mit den deutlichern vergleicht, und mehr oder weniger Aehnlichkeit zwiſchen ihnen bemerkt.

Die unverkennbarſten Zeichen des Charakters finden ſich in der Verſchiedenheit des Klangs. Die mannichfaltigen Grade des Rauhen und Sanften, wodurch ſich Menſchenſtimmen und Inſtrumente unterſcheiden, ſind daher eines von den brauchbarſten, aber nicht das einzige Mittel der Charakterdarſtellung in der Muſik.

In der Bewegung des Klanges bemerken wir theils die Unterſchiede der Dauer, theils die Unterſchiede der Beſchaffenheit. Jene ſind für die Charakterdarſtellung die wichtigſten. Das Regelmäßige in der Abwechſelung von Tonlängen (Rhythmus) bezeichnet die Selbſtſtändigkeit der Bewegung. Was wir in dieſer Regel wahrnehmen iſt das Beharrliche in dem lebenden Weſen, das bey allen äuſſern Veränderungen ſeine Unabhängigkeit behauptet. Daher der hohe Werth des Rhythmus in der griechiſchen Muſik, Poeſie, und Tanzkunſt. Das ruhige Fortſchreiten der Würde, und das Schweben der Anmuth haben dieſe Künſte mit einander gemein. „Das Wortloſe" ſagt Klopſtock „wandelt in einem guten Gedicht umher, wie in Homers Schlachten die nur von wenigen geſehenen Götter."

Ueber die Melodie der Griechen haben wir nur dunkle und unvollſtändige Nachrichten, aber was ſie im Rhythmus leiſteten, können wir ſchon an dem einzigen Beyſpiele zweyer Versarten erkennen: den Alcäiſchen, und den Sapphiſchen. Jene iſt eine muſterhafte Darſtellung des *männlichen*, dieſe des *weiblichen* Ideals. Der Deutſche — der es aber bedarf von Zeit zu Zeit an ſeine Schätze erinnert zu werden — braucht ſolche Muſter ſo weit nicht zu ſuchen. Nur zwey Beyſpiele von eben dem Dichter, der den Werth des Rhythmus ſo gut erkannte:

Komm! ich bebe vor Luſt! Reich mir den Adler
Und das triefende Schwerdt! komm, athme und ruhe
  Hier in meiner Umarmung
  Aus von der donnernden Schlacht. —

Und dieſer Heldinn gegenüber das ängſtliche Mädchen:

Aber in dunkler Nacht erſteigſt du Felſen,
Schwebſt in täuſchender dunkler Nacht auf Waſſern;
  Theilt' ich nur mit dir die Gefahr zu ſterben;
  Würd' ich Glückliche weinen?

Was durch die *Melodie* unmittelbar dargeſtellt wird, iſt der *Zuſtand*, das Vorübergehende im Gegenſatz des Beharrlichen, der Grad des Lebens in dem einzelnen Momente. Die Bewegung innerhalb der Tonleiter beſteht in einem unaufhörlichen Schwanken zwiſchen Realität und Beſchränkung. Im Verhältnis der einzelnen Töne zum Haupttone, auf welchem die Einheit der Melodie beruht, erſcheint das Streben nach einem Ziele, bald Annäherung bald Entfernung, und endlich Ruhe, wenn es erreicht iſt. Neben dieſen Veränderungen kann es aber auch in der Melodie etwas Beharrliches geben, gewiſſe *Gränzen* nehmlich in dem *Umfange* der melodiſchen Bewegung, ein gewiſſes *Ebenmaas* in der *Art der Fortſchreitung*. Und in dieſem Beharrlichen erkennen wir eine beſtimmte Kraft oder Zartheit des Charakters. Daher vielleicht die ſcheinbare Aengſtlichkeit der Kunſt-Polizey bey den Griechen in Anſehung dieſer Merkmale des Charakters. Daher der Cenſor-Eifer des Spartaners, der auf der Cither des Timotheus nicht mehr als ſieben Saiten duldete.

Ob ſich die Muſik der Griechen bloß auf Rhythmus und Melodie einſchränkte, oder ob ſie auch das kannten, was wir Harmonie nennen, iſt in der Geſchichte der Tonkunſt noch eine Streitfrage. Es hat neuere Theoretiker gegeben, die wegen dieſes Umſtandes an dem Werthe der Harmonie überhaupt noch gezweifelt haben. Dieſe zu widerlegen iſt hier der Ort nicht; aber es bedarf nur eines flüchtigen Blicks, um ſich von der Wichtigkeit der Harmonie wenigſtens für die Charakterdarſtellung zu überzeugen. Durch eine Verbindung zugleich tönender Stimmen wird es möglich die Melodie und den Rhythmus unter dieſe Stimmen zu vertheilen. Leidenſchaft und Charakter können beydes abgeſondert durch verſchiedne Bewegungen lebendiger und beſtimmter verſinnlicht werden, ohne daß das Gleichgewicht zwiſchen beyden aufgehoben wird, was zur vollkommenſten Wirkung des Ganzen erfoderlich iſt. Jeder Gedanke, jede Empfindung, die durch den Zuſtand erweckt wird, und gleichſam als ein einzelnes lebendes Weſen ſich durch die Töne einer Menſchenſtimme, oder eines nachahmenden Werkzeugs verkündigt, bereichert das Ideal der Phantaſie, und erhöht die Vorſtellung von der Kraft, die in einem ſolchen Kampfe nicht unterliegt. In dieſem Umfange und Grade giebt es vielleicht keine andre Darſtellung in der Muſik für das Erhabene des Charakters.

VII

Kunſtſchulen.

Wer gute Kunſtſchulen errichten will, der erhebe ſich zu den ewigen und allgemeinen Geſetzen, nach welchen der Schöpfer das menſchliche Herz ſo wohlthätig gebildet hat. *Gefallen*: iſt Endzweck, Mittel und Antrieb in Bildung aller Kunſtwerke. Geiſt, Hand und Willen des Kunſtſchülers müſſen auf ſolche Weiſe gebildet werden, daß er ſeinen künftigen Werken das Recht verſchaffe, allenthalben und allzeit zu gefallen. Gute Kunſtſchulen bilden ſolche Künſtler, die ihren Arbeiten das Gepräge der Vollkommenheit aufzudrücken wiſſen, und die darin allen denjenigen Menſchen gefallen, die nicht durch Vorurtheil, Leidenſchaft, oder Krankheit der Sinne geblendet ſind.

Der ächte Kunſtſchüler überzeuge ſich, daß ſein Kunſtwerk nur alsdann allgemein und immer gefallen wird, wenn er in demſelben den harmoniſchen Dreiklang des ſinnlich Schönen, des geiſtig Angenehmen und des ſittlich Rührenden zu vereinigen weiß.

Das ſinnlich Schöne beſteht in der Reinheit, dem Ebenmaße, der Mannigfaltigkeit und Vollendung.

Louiſe (erſchrickt und fällt ſchnell ein). Den Gang kann ja ich thun.

Miller. Zum Präſidenten?

Ferdinand. Nicht zu ihm ſelbſt. Er übergibt ſeinen Auftrag in der Garderobe einem Kammerdiener. — Zu ſeiner Legitimation iſt hier meine Uhr. — Ich bin noch da, wann er wieder kommt. — Er wartet auf Antwort.

Louiſe (ſehr ängſtlich). Kann denn ich das nicht auch beſorgen?

Ferdinand (zu Millern, der eben fort will). Halt, und noch etwas! Hier iſt ein Brief an meinen Vater, der dieſen Abend an mich eingeſchloſſen kam. — Vielleicht dringende Geſchäfte. — Es geht in einer Beſtellung hin. —

Miller. Schon gut, Baron!

Louiſe (hängt ſich an ihn, in der entſetzlichſten Bangigkeit). Aber, mein Vater! dies alles könnt' ich ja recht gut beſorgen! —

Miller. Du biſt allein und es iſt finſtre Nacht, meine Tochter! (Ab.)

Ferdinand. Leuchte deinem Vater, Louiſe! (Während dem, daß ſie Millern mit dem Lichte begleitet, tritt er zum Tiſch und wirft Gift in ein Glas Limonade.) Ja! Sie ſoll dran! Sie ſoll! Die obern Mächte nicken mir ihr ſchreckliches Ja herunter, die Rache des Himmels unterſchreibt, ihr guter Engel läßt ſie fahren.

Geiſtig angenehm iſt dasjenige, was wahrhaft, beſtimmt, einfach im Ganzen und zuſammenhängend in ſeinen Theilen iſt.

Sittlich rührend ſind: das Wohlthätige, Gemeinnützige, Menſchenveredelnde, Nützlichausführende.

Der Künſtler beſtrebe ſich, alles dieſes, ſo viel möglich, in jedem ſeiner Kunſtwerke zu vereinigen und hiezu werde er in guten Kunſtſchulen gebildet.

Er beſtrebe ſich alles zu vermeiden, was mit Recht mißfallen könnte.

Mißfallen wird erregt durch eckelhafte Verſtimmung des Sinnlichhäßlichen, Geiſtigwidrigen, Unſittlichabſcheulichen.

Das Sinnlichhäßliche beſtehet in dem Schmutzigen, Krüppelhaften, Platten und Geſtümperten.

Das Geiſtigwidrige beſtehet in dem Lügenhaften, Schwankenden, Verworrenen, Unordentlichen.

Unſittlich abſcheulich ſind: das Schadenfrohe, Menſchenfeindliche, Tückiſchverführende, Boshaftzerſtörende.

Das alles vermeide der Künſtler in Ausübung ſeiner Kunſt, und vor jeder dieſer Klippen warne die gute Kunſtſchule.

Dieſe Grundſätze ſind auf alle Künſte anwendbar, müſſen allen Kunſtſchulen zur Richtſchnur dienen.

Der Kunſtſchüler, der ſich nicht gewöhnt, mit geübter, leichter und ſicherer Hand das Sinnlichſchöne zu bilden, wird kein ächter Künſtler werden. Er wird mehr ſudeln als mahlen; als Tonkünſtler ungeübt in der vollkommen reinen Tonleiter wird er nicht rein ſingen; als Redner wird er unkorreckt, rauh und ohne Rhythmus keinem Zuhörer gefallen; als Dichter werden ſeine lebhafteſten Darſtellungen durch Fehler gegen Proſodie und Wohllaut vieles verlieren.

Wenn jedoch der Kunſtſchüler erlernt hat, das Sinnlichſchöne mit Fertigkeit zu bilden, aber in ſeine Kunſtwerke keinen eignen Geiſt zu legen weiß: dann wird er kein groſſer Künſtler werden. Als Mahler wird er gut kopiren, als Tonkünſtler gut exekutiren, als Schriftſteller gut überſetzen; allein das Hohe der Kunſt, das Erfinden und Komponiren wird für ihn unerreichbar ſeyn.

Wenn die Kunſtſchüler nicht von der Würde der Kunſt überzeugt werden; wenn ſie ſich beſtimmt glauben, dem ſchwelgenden Laſter für bedungenen Miethlohn zu fröhnen; dann werden ſie die Kunſt meiſtens entweihen; werden dazu mitwirken, daß das Sittenverderbniß des Zeitalters vermehret werde; in ſchändlichen Gemälden, lüſternen Gedichten, reitzenden Darſtellungen werden ſie das Laſter durch die Zauberkraft der Kunſt verſchönern, und werden in manchem unſchuldigen Gemüthe den Keim der Verführung entwickeln. Ihre Kunſtwerke werden keinen allgemeinen Beifall einerndten; Verachtung und Tadel der Rechtſchaffnen erwartet ſie.

Der Kunſtſchüler lernet das Sinnlichſchöne bilden, indem er ſich beſtrebt, alle ſeine Werke mit vollkommner Reinheit zu verfertigen; indem der Bildner in jedem Pinſelſtrich, in jeder Farbenmiſchung oder in jedem Meiſelhiebe alles unterläßt, was nicht nothwendig dazu gehört; alles hineinlegt, was nöthig iſt. Die Reinheit des Tonkünſtlers beſtehet in der Gleichheit ſeiner Töne mit den Lauten des richtig eingetheilten Monochords, oder auch des wohlgeſtimmten Klaviers. Die Reinheit des Schriftſtellers beſtehet in der genauen Beobachtung des Syntaxes.

Das Ebenmaß beſtehet für den bildenden Künſtler in der richtigen Zeichnung, in dem Verhältniſſe der Umriſſen und Flächen aller ſinnlichen Gegenſtände, die er darſtellt. Es beſtehet für den Tonkünſtler in den Verhältniſſen der Tonleiter und Akkorde. Es beſtehet für den Schriftſteller in Rhythmus und Proſodie. Die Schönheit des Ebenmaßes liegt in den leicht zu faſſenden Verhältniſſen der Zahlen: Eins, Zwey und Drey. Die bildende Natur, die bildenden Künſte, die Baukunſt, die Tonkunſt in ihren Vorſchriften der Harmonie, und die Proſodie des Dichters, ſind und bleiben dieſem ungezweifelt richtigen Grundſatze getreu.

Das Mannichfaltige beſtehet für den bildenden Künſtler in ſanften Beugungen excentriſcher wellenförmiger Linien des Umriſſes, in zarten Wölbungen der Flächen, in gebrochenen Mitteltinten des Mahlers. Es beſteht für den Tonkünſtler in dem ſchicklich abwechſelnden Gebrauche der Halbtöne und Diſſonanzen. Für den Schriftſteller beſtehet es in Abwechslungen des Rhythmus und in mannichfaltigen Verhältniſſen der Proſodie.

Der Kunſtſchüler beſtrebe ſich alle und jede Theile ſeines Werkes ſo genau, ſo vollkommen auszuführen, als möglich iſt. So gewöhnt er ſich an Vollendung. Kein Kunſtwerk iſt wahrhaft und ohne Tadel ſchön, das nicht vollendet iſt. Ein Kunſtwerk iſt ein Ganzes. Die kleinſte Nachläſſigkeit in der Ausführung der Theile ſchadet ſeiner Vollkommenheit.

Die gute Kunſtſchule überzeugt den Kunſtſchüler ſehr bald, daß das Sinnlichſchöne des Kunſtwerkes nur nach und nach und mit unendlichem Fleiße erzeugt werden kann: denn es beſteht aus unzählig vielen Elementartheilen, deren jeder mit Reinheit im Ebenmaße und manchfaltig vollendet werden muß. Aber dann auch! welche ſichere kraftvolle Wirkung? So ſchnell, als der electriſche Feuerfunken erregt wird; eben ſo ſchnell wirkt das Sinnlichſchöne auf Herz und Geiſt. Wer erblickt das Gemälde eines Fügers, wer hört die Stimme der Mara, wer lieſt eine Stanze aus Oberon, der nicht Freude und Wohlgefallen augenblicklich empfindet?

Der Kunſtſchüler hat alsdann die ſo nöthige Fertigkeit erreicht, wenn ſeine Hand, als bildender Künſtler, wenn ſeine Kehle, als Sänger, wenn ſein leisprüfendes Gehör, als Schriftſteller mit Leichtigkeit und Gewißheit jedes Elementartheilchen der ſinnlichſchönen Darſtellung zweckmäßig wählt und bildet.

Erwerbung und Erhaltung dieſer Fertigkeit durch beſtändiges Ueben ſind für jeden Künſtler das Geſchäft ſeines ganzen Lebens. Dieſe Fertigkeit erliſcht, wenn ſie nicht unaufhörlich geübt wird. Sie wird in guten Kunſtſchulen am leichteſten in der erſten Jugend erlernet, weil in dieſem zarten Alter die Form der Elementartheilchen ſich am geſchwindeſten dem empfänglichen Gedächtniſſe einprägt, und weil in der Jugend die Hand und jedes ſinnliche Werkzeug gelenck und biegſam iſt.

Die Grundſätze desjenigen, was geiſtig angenehm iſt, ſind Vorſchriften die der Kunſtſchüler befolgen lernen muß, wenn er in ſeinem Werke dem denkenden Verſtande des Kunſtliebhabers gefallen will. Jeder denkende Verſtand beſchäftigt ſich alsdann auf eine angenehme Weiſe mit einem Kunſtwerk, wenn er alle und jede Verhältniſſe des Dargeſtellten darin deutlich und richtig wahrnimmt.

Das Geſetz der Wahrheit iſt in einem Kunſtwerke befolgt, ſobald es den Gegenſtand gerade ſo darſtellt, wie ſein Urbild in der Natur ſelbſt, unter den möglichſt zweckmäßigen Umſtänden erſcheinen würde, wenn es zugegen wäre. So mahlte Titian. So traf Pergoleſe die Tonfolge der leidenden Empfindung in ſeinem Stabat, ſo ſind die Modulationen in ſeiner serva padrona der Ausdruck der munterſten Laune, und ſo ſchildern Geßner und Thomſon die ſchöne Natur.

Das Beſtimmte wird erzielt, wenn der Künſtler jedem Theile ſeines Werkes den wahren Charakter gibt, wenn er diejenigen Züge wählt, welche ſeinen Gegenſtand auf die deutlichſte Weiſe von jedem andern unterſcheiden. So mahlte Raphael, ſo ſchrieben Gluck und Benda, ſo richtig und genau bezeichnete Shakeſpear die verſchiedenſten Zeiten und Gegenden.

Ein Kunſtwerk iſt einfach, wenn es einen Hauptgegenſtand in einer nämlichen Zeit, im nämlichen Orte vorſtellet, wenn es den Kunſtliebhaber nicht durch Verſchiedenheit der Gegenſtände zerſtreuet, ihn nicht in dem Vergnügen ſtört, alle Verhältniſſe des Gegenſtandes anhaltend und vollſtändig von allen Seiten zu bemerken. So liegt z. B. Einheit in Buonarolas jüngſtem Gericht; in dem gebundenen Muſikſtyl eines Paleſtrina, Händel, Bach, die jedesmal nur ein Thema unter allen Akkorden ausführen. Dichter und Redner beobachten Einheit in ihren Meiſterſtücken, und ohne Einheit beſtehet kein ächtes Kunſtwerk.

Die Theile des Kunſtwerks müßen unter ſich verbunden ſeyn, ſonſt ſind ſie kein zuſammenhängendes Ganze, und der Kunſtfreund vermißt alsdann mit Unwillen das vereinigende Verhältniß, das zwiſchen den Theilen eines jeden Kunſtwerks beſtehen muß. Die Gemälde des Pouſſin ſind hierin muſterhaft und in allen ächten Meiſterwerken der Tonkünſtler, Redner und Dichter iſt dieſer Grundſatz beobachtet. Verbunden ſind in jedem Kunſtwerke diejenigen Theile des Ganzen, die auf den nämlichen Endzweck ohne leeren Zwiſchenraum und ohne leere Zwiſchenzeit zuſammenwirken. Die Kunſtſchule überzeuge jeden Zögling von der Gewißheit dieſer Grundſätze, und er bemerke deren Anwendung in jedem Kunſtwerke, das ihm als Muſter vorgelegt wird.

Jedes Beſtreben muß einen guten Endzweck haben, in deſſen Erzielung der Menſch ſich und andern nützlich wird. Dieß iſt allgemeine Pflicht, und eine zweckmäßige Kunſtſchule muß von dieſem Geiſte beſeelt ſeyn.

Wohlthätig ſind die Werke ſchöner Künſte auch dann an ſich ſelbſt, wenn ſie gleichſam ſpielend und auf unſchuldige Weiſe das Gemüth ergözen. Ein Blumenſtück von Huiſum, eine Symphonie von Pleyel, ein anmuthvolles Liedchen von Matthiſon erheitern die Seele des Kunſtliebenden, der nachher zu ſeinen ernſtlichen Pflichten mit erneuerter Kraft zurückkehrt.

Gemeinnützig werden die bildenden Künſte, wenn ſie das Andenken verdienter Männer in öffentlichen Denkmälern verewigen; gemeinnützig ſind Dichtkunſt und Tonkunſt, wenn beide vereinigt in erhabnen Hymnen die Seele zu der innigſten Gottesverehrung erheben. Gemeinnützig iſt die Redekunſt, die in dem Lehramte das Herz der Zuhörer den Vorſchriften der Tugend öfnet, die vor dem Richterſtuhle den Unſchuldigen vertheidigt und rettet.

Veredelnd ſind die ſchönen Künſte, wenn ſie den Menſchen der rohen Sinnlichkeit, und der Härte des kalten Eigenſinns entziehen; wenn ſie zugleich der Tugend die reitzende Wonne ſinnlicher Schönheit geben, und der ſinnlichen Schönheit die himmliſchſanfte Würde der Unſchuld verſchaffen.

Nützlichausführend ſind die ſchönen Künſte, wenn ihre begeiſternden Muſen das Wort zur rechten Zeit ſprechen; wenn ſie ſich beſtreben, dem gegenwärtigen ſittlichen Bedürfniß des Zeitalters zu begegnen; wenn in Zeiten der Verderbniß, der Erſchlaffung und des verführenden Laſters ihre Stimme die Kraft und Würde der Tugend erhebt, und in Zeiten roher grauſamer Härte die Gemüther zu mildern ſucht.

Der rechtſchaffene Lehrer in einer jeden Kunſtſchule ſchildre bey jeder Gelegenheit ſeinen Schülern den hohen Werth und die Würde der Kunſt. Ein erhabnes Bewußtſeyn, daß ſie ſich und andern in gegenwärtigen und künftigen Zeiten nützlich werden, entflamme ihre Herzen! Dieſer hohe Sinn wird ihren anhaltenden Fleiß beleben, und ein reiner edler Geiſt wird künftig in ihren Kunſtwerken athmen. Mit einem Worte: der Lehrer präge dem Kunſtſchüler ein: daß nur alsdann ſein Kunſtwerk allgemein, und in allen Zeiten mit Recht gefallen werde, wenn der Gegenſtand durch Tugendliebe beſtimmt wird; wenn die prüfende Vernunft die Mittel wählt, und die kunſtfertige geſchickte Hand dieſe Mittel auf die ſchönſte Weiſe anwendet und ausführt. Die menſchliche Seele trägt das Gepräg ihres göttlichen Urſprungs. So bald ſie nicht durch Leidenſchaft oder Vorurtheil verwirrt, nicht durch Krankheit des Körpers in Aeuſerung ihres reinen innern Triebes gehemmt iſt; ſo ſtrebt ſie nach dem Unendlichen. Dasjenige gefällt ihr alsdann am beſten, was in ihr in der möglichſt kürzeſten Zeit und in der möglichſt größten Ausdehnung das meiſte Gefühl erregt, die richtigſte Kenntniß veranlaßt, für ſie der Gegenſtand der nützlichſten Wirkſamkeit wird, und ſie der denkbaren unendlichen Vollkommenheit in ihren beſchränkten Verhältniſſen am nächſten bringt. Alle Geſetze des Gefallens fließen aus dieſer Weſenheit der Seele. Dieſe Geſetze ſind ewig und allgemein, und ihr Innbegriff iſt, wie bereits geſagt worden, die wahre Richtſchnur guter Kunſtſchulen.

Die Lehrart iſt alsdann zweckmäßig: wenn die Liebe der Kunſt in den Schülern erregt und erhalten wird. Betrachtungen über den Werth der Kunſt, und der Anblick fürtreflicher ſchöner Kunſtwerke tragen weſentlich dazu bey. Das Fortſchreiten des Schülers werde durch verdienten und gemäßigten Beifall ermuntert, und nie werde ſeine Geisteskraft durch übermäßiges Arbeiten ermüdet. Wenn der Schüler aus eignem Antrieb fleißig iſt: dann liebt er die Kunſt, dieſes Kennzeichen iſt untrüglich.

Der Kunſtſchüler werde ſo geleitet, daß er jedesmal das Kunſtwerk, das er nachbildet, im Ganzen und in ſeinen kleinſten Theilen ſorgfältig betrachte. Durch eignes Nachdenken und Hülfe des Lehrers erkenne er Zweck, Mittel und Werth der Ausführung. Wenn er nichts bemerkt als das Sinnlichſchöne des Kunſtwerkes, wenn er ſich nicht zu deſſen geiſtigen und ſittlichen Werth im Ganzen erhebt: dann kann er wohl ein mechaniſch geſchickter Künſtler werden: allein der hohe wahre Sinn der Kunſt wird für ihn immer verſchloſſen bleiben.

In der Ausführung werde kein Fehler, auch nicht der geringſte nachgeſehen. Beſſer zehnmal das nämliche wiederholt, biß die Vollkommenheit erreicht iſt. Die Fertigkeit iſt die Frucht wiederholter Uebung. Die Hand und jedes Organ verwöhnt ſich ſehr bald, und bildet alsdann unwillkührlich das Fehlerhafte: ſobald ſie ſich nicht unermüdet beſtrebt, das Vollkommne zu erzielen. Die Nachgiebigkeit des Lehrers gegen unvollkommnes Ausführen der Schüler iſt Haupturſache, daß in den Kunſtſchulen ſo manche ſchlechte Künſtler entſtehen.

Dieſe Betrachtungen ſind anwendbar auf alle Künſte. Nicht allein bildende Künſte, nicht allein Tonkunſt, Redekunſt, Dichtkunſt; auch die wichtige Kunſt des Baumeiſters, die ſchätzbare Kunſt des Schauſpielers, die angenehme Kunſt des dramatiſchen Tänzers, die Noverre geſchaffen hat, kurz alle ſchönen Künſte, die bereits erfunden ſind, oder künftig erfunden werden, müſſen den harmoniſchen Dreiklang des ſittlich Nützlichen, des geiſtig Angenehmen und des ſinnlich Schönen in ſich vereinigen, ſonſt verdienen ſie nicht den Namen einer ſchönen Kunſt.

In Kunſtſchulen lernt der Schüler die Kunſt, dem innern Guten und Wahren die Auſſenſeite des Schönen zu geben. Dieſer Endzweck iſt dem Geiſt der ganzen Schöpfung gemäß. So glänzen Sonne und Sterne; der Weltkörper, den wir bewohnen; Pflanzen und Thiere ſind in ihren innern Beſtandtheilen, und ihrem Eingeweide nach zweckmäßigen Geſetzen des Guten und Wahren eingerichtet; und ihre Auſſenſeite iſt mit Blumen, Blättern, Farben und allen Reitzen der Schönheit und Anmuth ausgeſchmückt.

Es iſt Beſtimmung des einzelnen Menſchen, daß er ſich ſelbſt veredle, in ſich ſelbſt alle Keime des Guten, Wahren, und Schönen entwickle; und es iſt Pflicht des Staates, daß er alles beförderre, was zu dieſer groſſen Abſicht mitwirken kann. Der Endzweck der Staatsverbindung iſt die Glückſeligkeit ſeiner Mitglieder. Der Menſch iſt nur alsdann glücklich, wenn er mit ſich ſelbſt einig iſt, wenn ſeine Vernunft dem verirrten Herzen keine Vorwürfe macht, wenn das Herz den kalten und ernſtlichen Vorſchriften der Vernunft nicht heftig widerſtrebt. Die ſchönen Künſte vereinigen Kopf und Herz, ſie entziehen den Menſchen der thieriſchen Rohheit der Sinne,

Siebente Scene.

Ferdinand und Louiſe.

(Sie kommt langſam mit dem Lichte zurück, ſetzt es nieder und ſtellt ſich auf die entgegengeſetzte Seite vom Major, das Geſicht auf den Boden geſchlagen und nur zuweilen furchtſam und verſtohlen nach ihm hinüberſchielend. Er ſteht auf der andern Seite und ſieht ſtarr vor ſich hinaus.

(Großes Stillſchweigen, das dieſen Auftritt ankündigen muß.)

Louiſe. Wollen Sie mich akkompagniren, Herr von Walter, ſo mach' ich einen Gang auf dem Fortepiano! (Sie öffnet den Pantalon.)

(Ferdinand gibt ihr keine Antwort. Pauſe.)

Louiſe. Sie ſind mir auch noch Revange auf dem Schachbret ſchuldig. Wollen wir eine Partie, Herr von Walter? (Eine neue Pauſe.)

Louiſe. Herr von Walter, die Brieftaſche, die ich Ihnen einmal zu ſticken verſprochen — ich habe ſie angefangen — Wollen Sie das Deſſin nicht beſehen?

(Wieder eine neue Pauſe.)

Louiſe. O ich bin ſehr elend.

Ferdinand (in der vorigen Stellung). Das könnte wahr ſeyn.

Louiſe. Meine Schuld iſt es nicht, Herr von Walter, daß Sie ſo ſchlecht unterhalten werden.

Ferdinand (lacht beleidigend vor ſich hin). Denn was kannſt du für meine blöde Beſcheidenheit.

und der Trockenheit eines unbegrenztabſtrakten Denkens, indem ſie das Schöne mit dem Wahren und Guten vereinigen. Leicht und unbemerkt entſtehen in ruhigen Augenblicken des Lebens Begriffe und Grundſätze in dem Gemüthe des Menſchen; und dieſe ſind meiſtens nachher ſeine Richtſchnur, wenn er in dringenden Fällen ſich entſchließen und handeln muß. Aechte Kunſtwerke erregen die Liebe der Tugend, indem ſie das Wahre, und das ſittlich Rührende mit dem ſinnlich Schönen verbinden. Wie mancher Keim des Heldenſinns wurde durch die Leſung des Homers entwickelt! Wie manche Lebensweisheit wurde durch Horaz gebildet! Wie manche Flamme der reinſten Andacht wurde durch erhabne Bilder des Pſalmiſten erregt! Wie manches rauhe Gemüth wurde durch ſanfte Modulationen der Tonkunſt gemildert!

Ganz ungegründet iſt es, daß die ſchönen Künſte die Seele erſchlaffen. Alexander, Cäſar und Friedrich waren warme Freunde der ſchönen Künſte, und die gebildeten Römer und Griechen ſiegten über rohe Barbaren.

Durch gute Kunſtſchulen können die ſchönen Künſte im Staate verbreitet und erhalten werden. Freilich werden große Kunſtgenies — ein Homer, ein Shakeſpear — von der Natur ſelbſt erſchaffen. Allein zu den meiſten Kunſtwerken des nachbildenden Zeichners und Kupferſtechers, des Baumeiſters, des Tonkünſtlers, des Schauſpielers werden wenige ſchöpferiſche Geiſter, und viele geſchickte, geübte Künſtler erfodert; und dieſe werden am beſten in guten Kunſtſchulen gebildet.

Oft blühen die Künſte auf ohne Beförderung, und ohne daß ſie durch angelegte Kunſtſchulen erhalten werden; alsdann ſind ſie meiſtens ein ſchöner aber vergänglicher Uebergang einer Nation von der Rohheit zu einer künftigen Erſchlaffung; und ſehr bald werden dann die Künſte durch Mißbrauch und Sittenverderbniß entweihet werden! Wahr iſts, daß Kunſt und Schönheit nicht alles in allem ſind; daß Tugend an und für ſich Verehrung verdient; daß Weißheit in ſich ſelbſt unendlichen Werth hat; daß Schönheit ohne Weißheit und Tugend gefährlich iſt. Aber wahr iſt es auch, daß Vollkommenheit nur alsdann entſteht, wenn Tugend, Wahrheit und Schönheit in Werken der Natur und der Kunſt vereinigt ſind.

Gute Regenten, Väter des Vaterlandes, wollt ihr in euern Staaten Wahrheit, Schönheit und Tugend vereinigen? Wollt ihr auf eine dauerhafte Weiſe die ſchönen Künſte, dieſe Blüthe der Menſchheit, erhalten: ſo errichtet gute Kunſtſchulen! *

Aus einem Schreiben des Herrn Coadjutor von Dalberg an den Herausgeber.

Ich danke Ihnen, daß Sie meinem Aufſatz über Kunſtſchulen einen Platz in Ihren Horen vergönnen. Die drey Stücke dieſer Monatsſchrift, welche bißher erſchienen ſind, entſprechen der hohen Erwartung Ihrer Leſer. Um ſo mehr bedaure ich, daß der gegenwärtige Drang meiner Berufsgeſchäfte mich hindert an dieſer Unternehmung in Zukunft Antheil zu nehmen. Ich bin u. ſ. f.
Erfurt den 18 April 1795.

VIII

Weihe der Schönheit.

Die Schönheit iſt des Guten Hülle:
Der Schönheit wollen wir uns freun,
Und bei der ſchönen Gaben Fülle
Nicht Menſchen nur, auch menſchlich ſein.
Du, Blume, ſollſt uns kränzen;
Du, edler Wein, uns glänzen!
Schenk' ein, o Mädchen! Schall', o Chor!
Das ſchöne Mädchen ſingt uns vor!

Chor. Du, Blume ꝛc.

Ich ſchenk' in hellgeſchliffne Becher
Euch gern den edlen Feiertrank:
Als weiſe Trinker, nicht als Zecher,
Genießt ihr menſchlich mit Geſang.
Die Seele ſchweb' erhaben
Zum Geber aller Gaben,
Der uns dies ſchöne Paradies
Mit Menſchenſinn bewohnen hieß!

Chor. Die Seele ꝛc.

In tauſendfacher Schönheit pranget
Nicht Blume nur, auch Blütenbaum,
Auch Frucht und Traube: daß verlanget
Der Geiſt, und nicht allein der Baum.
Es blühe nicht vergebens
Die Blum' auch unſers Lebens!
Des Blattes ſchöne Raupe kreucht,
Entſchläft, wird ſchöner Sylf, und ſteigt!

Chor. Es blühe ꝛc.

Wo iſt er, der uns Menſchen wieder
Als Waldgeſchlecht nur weiden heißt,
Ohn' einmal aufzuſchaun, wer nieder
Vom ſchönen Baum die Eichel geußt?
Sein Herz erfreute nimmer
Der Blume Duft und Schimmer:
Sein Ohr, zu fühllos für Geſang,
Vernahm nur Golds und Schellenklang!

Chor. Sein Herz ꝛc.

Die Harmonie gemeßner Rede
Rief Waldgeſchlecht, zu baun das Feld:
Die Harmonie entſchied die Fehde
Dem Volk, in Dorf und Stadt geſellt.
Durch Lieder lebt' Erfahrung,
Und Gottes Offenbarung:
In Liedern trug der fromme Chor
Der Erſtlingsopfer Dank empor.

Chor. Durch Lieder ꝛc.

Der Menſchenrede Reiz und Klarheit
Erhob des Denkers kühnern Flug:
Von Wahrheit flog er auf zu Wahrheit,
Und ſah herab auf Wahn und Trug.
Doch niemals lockt' er Hörer,
Der hohen Weisheit Lehrer;
Ward nicht in ſchöner Rede Bild
Ihr Götterſtral ſanft eingehüllt.

Chor. Doch niemals ꝛc.

Der Weiſe lehrt das Herz der Menge
Sich edler Menſchlichkeit erfreun;
Ihm wards, durch Red' und durch Geſänge
Ein Volkverſchönerer zu ſein.
Wenn gleich, durch Zwang gelähmet,
Sein armes Volk ſich grämet;
Durch ihn an Geiſt und Sinn geklärt,
Erhebt ſichs einſt, der Freiheit werth.

Chor. Wenn gleich ꝛc.

Nicht fröhnet, niedres Geizes Diener,
Der freie Geiſt, nur Brot zu baun;
Geweiht der Schönheit, ſtrebt er kühner
Aus unſrer Sklavenzeiten Graun.
Ihm tanzt der Muſen Reihen
Mit Grazien im Freien;
Und doch entzückt, ein Grieche ſchon,
Bemerkt er weder Dank noch Hohn.

Chor. Ihm tanzt ꝛc.

IX

Sängerlohn.

Einer.

Ein neues Lied, ihr wackern Brüder,
Erſchall am Becher froh umher!
Zu altem Weine neue Lieder
Begehrte Pindar und Homer!
Ein altes Lied, zu oft geſungen,
Entfliegt gedankenlos den Zungen;
Und Geiſt und Seele bleiben leer!

Alle.

Das waren Griechen!
Wir Deutſchen ſiechen
Am Neid, am Neid!
Gehaßt wird neue Trefflichkeit!

Einer.

Von Künſtlern nur ward Kunſt gerichtet:
Ob wahr in Farbe, Stein, Metall
Gebildet ſei, ob wahr gedichtet
In Wort, Geſang, und Tanz, und Schall.
Ich lerne nicht von euch, Athener:
Ihr lernt von mir! ſo ſtrafte jener;
Und Beifall klatſcht' ihm überall.

Alle.

Das waren Griechen!
Wir Deutſchen ſiechen
Am Neid, am Neid!
Hier meiſtert jeder lang und breit!

Einer.

Zum Götterfeſt, zur Siegesfeier,
Zum Mahle ward Geſang geſellt.
Der frohe Weiſe ſang zur Leier,
Zur Leier ſang der frohe Held!
Geſang war Spiel und Rath der Jugend
Geſang erweckte Männertugend
In Land und Meer, im Haus und Feld.

Alle.

Das waren Griechen!
Wir Deutſchen ſiechen
Am Neid, am Neid!
Uns heißt Geſang Verderb der Zeit!

Einer.

Der Geiſt, durch Eintracht edler Künſte,
Ward nicht gelehrt nur, auch ergezt.
Was edler ſchuf, nicht was Gewinſte
Des Leibes brachte, ward geſchäzt.
Des weiſen Sängers holden Tönen,
Zum Dank des Guten und des Schönen,
War Ehr' und hoher Lohn geſezt.

Alle.

Das waren Griechen!
Wir Deutſchen ſiechen
Am Neid, am Neid!
Nur Klang des Geldes nüzt und freut!

Einer.

Der weiſe Sänger kam erfreulich
Des Hauſes Vätern und des Lands;
Vor Göttern ſelber ſaß er heilig
Auf hellem Stuhl, im Lorbeerkranz.
Der Himmel Stolz, des Volkes Ehre,
Gewann er Tempel und Altäre,
Verherlicht zum Heroenglanz.

Alle.

Das waren Griechen!
Wir Deutſchen ſiechen
Am Neid, am Neid!
Kaum leben wir noch Grabgeläut.

Die Horen

Jahrgang 1795

Sechstes Stück.

Tübingen
in der J. G. Cottaiſchen Buchhandlung
1795

Louiſe. Ich habe es ja wohl gewußt, daß wir jetzt nicht zuſammen taugen. Ich erſchrack auch gleich, ich bekenne es, als Sie meinen Vater verſchickten. — Herr von Walter, ich vermuthe, dieſer Augenblick wird uns beiden gleich unerträglich ſeyn. — Wenn Sie mir's erlauben wollen, ſo geh' ich und bitte einige von meinen Bekannten her.

Ferdinand. O ja doch, das thu'! Ich will auch gleich gehn und von den meinigen bitten.

Louiſe (ſieht ihn ſtutzend an). Herr von Walter!

Ferdinand (ſehr hämiſch). Bei meiner Ehre! Der geſcheiteſte Einfall, den ein Menſch in dieſer Lage nur haben kann. Wir machen aus dieſem verdrüßlichen Duett eine Luſtbarkeit und rächen uns mit Hülfe gewiſſer Galanterien an den Grillen der Liebe.

Louiſe. Sie ſind aufgeräumt, Herr von Walter.

Ferdinand. Ganz außerordentlich, um die Knaben auf dem Markt hinter mir her zu jagen! Nein! In Wahrheit, Louiſe! dein Beiſpiel belehrt mich — du ſollſt meine Lehrerin ſeyn. Thoren ſind's, die von ewiger Liebe ſchwatzen. Ewiges Einerlei widerſteht, Veränderung iſt nur das Salz des Vergnügens. — Topp, Louiſe! Ich bin dabei. — Wir hüpfen von Roman zu Roman, wälzen uns von Schlamm zu Schlamme. — Du dahin — ich dorthin — vielleicht, daß meine verlorne Ruhe ſich in einem Bordell wieder finden läßt — Vielleicht, daß wir dann nach dem luſtigen Wettlauf, zwei moderne Gerippe, mit der angenehmſten Ueberraſchung von der Welt zum Zweitenmal auf einander ſtoßen, daß wir uns da an dem gemeinſchaftlichen

Innhalt des ſechſten Stücks.

I Elegien. Seite 1

II Die ſchmelzende Schönheit. Fortſetzung der Briefe über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen. 45

Die Horen.

Erſter Jahrgang. Sechstes Stück.

I

Elegien.

Nos venerem tutam concessaque furta canemus,
Inque meo nullum carmine crimen erit.

Erſte Elegie.

Saget Steine mir an, o! ſprecht, ihr hohen Palläſte.
Straßen redet ein Wort! Genius regſt du dich nicht?
Ja es iſt alles beſeelt in deinen heiligen Mauern
Ewige Roma, nur mir ſchweiget noch alles ſo ſtill.
O! wer flüſtert mir zu, an welchem Fenſter erblick ich
Einſt das holde Geſchöpf, das mich verſengt und erquickt?
Ahnd' ich die Wege noch nicht, durch die ich immer und immer,
Zu ihr und von ihr zu gehn, opfre die köſtliche Zeit.

Noch betracht' ich Palläſt und Kirchen, Ruinen und Säulen,
Wie ein bedächtiger Mann ſich auf der Reiſe beträgt.
Doch bald iſt es vorbey, dann wird ein einziger Tempel,
Amors Tempel nur ſeyn, der den Geweihten empfängt.
Eine Welt zwar biſt du, o Rom, doch ohne die Liebe
Wäre die Welt nicht die Welt, wäre denn Rom auch nicht Rom.

Zweyte Elegie.

Ehret wen ihr auch wollt! Nun bin ich endlich geborgen!
Schöne Damen und ihr Herren der feineren Welt;
Fraget nach Oheim und Vettern und alten Muhmen und Tanten;
Und dem gebundnen Geſpräch folge das traurige Spiel.
Auch ihr übrigen fahret mir wohl in großen und kleinen
Zirkeln, die ihr mich oft nah der Verzweiflung gebracht,
Wiederhohlet politiſch und zwecklos jegliche Meynung,
Die den Wandrer mit Wuth über Europa verfolgt.
So verfolgte das Liedchen Malbrough den reiſenden Britten
Einſt von Paris nach Livorn, dann von Livorno nach Rom,
Weiter nach Napel hinunter und wär' er nach Smyrna geſegelt;
Malbrough! empfieng ihn auch dort, Malbrough im Hafen das Lied.
Und ſo mußt' ich bis jetzt, auf allen Tritten und Schritten,
Schelten hören das Volk, ſchelten der Könige Rath.

Nun entdeckt ihr mich nicht ſo bald in meinem Aſyle,
Das mir Amor der Fürſt königlich ſchützend verlieh.
Hier bedecket er mich mit ſeinem Fittig. Die Liebſte
Fürchtet, römiſch geſinnt, wüthende Gallier nicht,
Sie erkundigt ſich nie nach neuer Mähre, ſie ſpähet
Sorglich den Wünſchen des Mannes, dem ſie ſich eignete, nach,
Sie erfreut ſich an ihm, dem freyen rüſtigen Fremden,
Der von Bergen und Schnee, hölzernen Häuſern erzählt,
Theilt die Flammen, die ſie in ſeinem Buſen entzündet,
Freut ſich, daß er das Gold nicht wie der Römer bedenkt.
Beſſer iſt ihr Tiſch nun beſtellt, es fehlet an Kleidern,
Fehlet am Wagen ihr nicht, der nach der Oper ſie bringt.
Mutter und Tochter erfreun ſich ihres nordiſchen Gaſtes
Und der Barbare beherrſcht römiſchen Buſen und Leib.

Dritte Elegie.

Laß dich, Geliebte, nicht reun, daß du ſo ſchnell dich ergeben,
Glaub' es, ich denke nicht frech, denke nicht niedrig von dir.
Vielfach wirken die Pfeile des Amors, denn einige ritzen
Und vom ſchleichenden Gift kranket auf Jahre das Herz;
Aber mächtig befiedert, mit friſch geſchliffner Schärfe,
Dringen die andern ins Mark, zünden auf einmal uns an.
In der heroiſchen Zeit, da Götter und Göttinnen liebten,
Folgte Begierde dem Blick, folgte Genuß der Begier:
Glaubſt du, es habe ſich lange die Göttinn der Liebe beſonnen,
Als im Idäiſchen Hayn einſt ihr Anchiſes gefiel?
Hätte Luna geſäumt den ſchönen Schläfer zu küſſen;
O ſo hätt' ihn geſchwind neidend Aurora geweckt.

Hero erblickte Leandern beym lauten Feſt und bebende
Stürzte der Liebende ſich heiß in die nächtliche Fluth.
Rhea Sylvia wandelt, die fürſtliche Jungfrau, der Tyber
Waſſer zu ſchöpfen hinab, und ſie ergreifet der Gott.
So erzeugte ſich Mars zwey Söhne! — die Zwillinge tränket
Eine Wölfinn, und Rom nennt ſich die Fürſtin der Welt.

Vierte Elegie.

Fromm ſind wir Liebende, ſtill verehren wir alle Dämonen,
Wünſchen uns jeglichen Gott, jegliche Göttinn geneigt.
Und ſo gleichen wir euch, o römiſche Sieger! den Göttern
Aller Völker der Welt bietet ihr Wohnungen an.
Habe ſie ſchwarz und ſtreng aus altem Granit der Egypter,
Oder ein Grieche ſie weiß reizend aus Marmor geformt.
Doch verdrießet es nicht die Ewigen, wenn wir beſonders
Weihrauch köſtlicher Art Einer der Göttlichen ſtreu'n.
Ja wir bekennen euch gern, es bleiben unſre Gebete,
Unſer täglicher Dienſt Einer beſonders geweiht.
Schalkhaft, munter und ernſt begehen wir heimliche Feſte
Und das Schweigen geziemt allen Geweihten genau.

Eher lockten wir ſelbſt an die Ferſen, durch gräßliche Thaten,
Uns die Erinnyen her, wagten es eher des Zeus
Hartes Gericht an rollenden Rädern und Felſen zu dulden,
Als dem reitzenden Dienſt unſer Gemüth zu entziehn.
Dieſe Göttin, ſie heißt Gelegenheit! lernet ſie kennen,
Sie erſcheinet euch oft immer in andrer Geſtalt.
Tochter des Proteus möchte ſie ſeyn, mit Thetis gezeuget,
Deren verwandelte Liſt manchen Heroen betrog.
So betrügt nun die Tochter den Unerfahrnen, den Blöden,
Schlummernde necket ſie ſtets, wachende fliegt ſie vorbey;
Gern ergiebt ſie ſich nur dem raſchen thätigen Manne,
Dieſer findet ſie zahm, ſpielend und zärtlich und hold.
Einſt erſchien ſie auch mir, ein bräunliches Mädchen, die Haare
Fielen ihr dunkel und reich über die Stirne herab.

Familienzug, den kein Kind dieſer Mutter verleugnet, wie in Komödien, wieder erkennen, daß Ekel und Scham noch eine Harmonie veranſtalten, die der zärtlichſten Liebe unmöglich geweſen iſt.

Louiſe. O Jüngling! Jüngling! Unglücklich biſt du ſchon; willſt du es auch noch verdienen?

Ferdinand (ergrimmt durch die Zähne murmelnd). Unglücklich bin ich? Wer hat dir das geſagt? Weib, du biſt zu ſchlecht, um ſelbſt zu empfinden — womit kannſt du eines Andern Empfindungen wägen? — Unglücklich, ſagte ſie? — Ha! dieſes Wort könnte meine Wuth aus dem Grabe rufen! — Unglücklich mußt' ich werden, das wußte ſie. Tod und Verdammniß! das wußte ſie, und hat mich dennoch verrathen. — Siehe, Schlange! das war der einzige Fleck der Vergebung. — Deine Ausſage bricht dir den Hals — Bis jetzt konnt' ich deinen Frevel mit deiner Einfalt beſchönigen, in meiner Verachtung wärſt du beinahe meiner Rache entſprungen. (Indem er heftig das Glas ergreift.) Alſo leichtſinnig warſt du nicht — dumm warſt du nicht — du warſt nur ein Teufel. (Er trinkt.) Die Limonade iſt matt wie deine Seele — Verſuche!

Louiſe. O Himmel! Nicht umſonſt hab' ich dieſen Auftritt gefürchtet.

Ferdinand (gebieteriſch). Verſuche!

Louiſe (nimmt das Glas etwas unwillig und trinkt).

Ferdinand (wendet ſich, ſobald ſie das Glas an den Mund ſetzt, mit einer plötzlichen Erblaſſung weg und eilt nach dem hinterſten Winkel des Zimmers).

Louiſe. Die Limonade iſt gut.

Kurze Locken ringelten ſich ums zierliche Hälschen,
Ungeflochtenes Haar krauſte vom Scheitel ſich auf.
Und ich verkannte ſie nicht, ergriff die Eilende, lieblich
Gab ſie Umarmung und Kuß bald mir gelehrig zurück.
O wie war ich beglückt! — Doch ſtille, die Zeit iſt vorüber,
Und umwunden bin ich römiſche Flechten von euch.

Fünfte Elegie.

Froh empfind' ich mich nun auf klaſſiſchem Boden begeiſtert,
Lauter und reitzender ſpricht Vorwelt und Mitwelt zu mir.
Ich befolge den Rath, durchblättere die Werke der Alten
Mit geſchäftiger Hand täglich mit neuem Genuß.
Aber die Nächte hindurch hält Amor mich anders beſchäftigt,
Werd ich auch halb nur gelehrt, bin ich doch doppelt vergnügt.
Und belehr ich mich nicht? wenn ich des lieblichen Buſens
Formen ſpähe, die Hand leite die Hüften hinab.
Dann verſteh ich erſt recht den Marmor, ich denk' und vergleiche,
Sehe mit fühlendem Aug', fühle mit ſehender Hand.
Raubt die Liebſte denn gleich mir einige Stunden des Tages;
Giebt ſie Stunden der Nacht mir zur Entſchädigung hin.

Wird doch nicht immer geküßt, es wird vernünftig geſprochen,
Ueberfällt ſie der Schlaf, lieg ich und denke mir viel.
Oftmals hab' ich auch ſchon in ihren Armen gedichtet
Und des Hexameters Maas, leiſe, mit fingernder Hand,
Ihr auf den Rücken gezählt, ſie athmet in lieblichem Schlummer
Und es durchglühet ihr Hauch mir bis ins tiefſte die Bruſt.
Amor ſchüret indeß die Lampe und denket der Zeiten,
Da er den nämlichen Dienſt ſeinen Triumvirn gethan.

Sechſte Elegie.

„Kannſt du, o Grauſamer, mich in ſolchen Worten betrüben?
Reden ſo bitter und hart liebende Männer bey euch?
Wenn das Volk mich verklagt, ich muß es dulden und bin ich
Etwa nicht ſchuldig? Doch ach! ſchuldig nur bin ich mit dir!
Dieſe Kleider, ſie ſind der neidiſchen Nachbarinn Zeugen;
Daß die Wittwe nicht mehr einſam den Gatten beweint.
Biſt du unvorſichtig nicht oft bey Mondſchein gekommen?
Grau, im dunkeln Sürtout, hinten gerundet das Haar?
Haſt du dir ſcherzend nicht ſelbſt die geiſtliche Maske gewählet?
Solls ein Prälate denn ſeyn! Gut, der Prälate biſt du.
In dem geiſtlichen Rom, kaum ſcheint es glaublich, doch ſchwör ich
Nie hat ein Geiſtlicher ſich meiner Umarmung gefreut.

Arm war ich leider, und jung und wohlbekannt den Verführern,
Falkonieri hat mir oft in die Augen gegafft,
Und die Kuppler Albanis mich mit gewichtigen Zetteln
Bald nach Oſtia, bald nach den vier Brunnen gelockt.
Aber wer nicht kam, das war das Mädchen. So hab ich
Rothſtrumpf immer gehaßt und Violettſtrumpf dazu,
Denn ihr ſeyd am Ende doch nur betrogen! ſo ſagte
Mir der Vater! wenn auch leichter die Mutter es nahm.
Und ſo bin ich denn doch am Ende betrogen! du zürneſt
Nur zum Scheine mit mir, weil du zu fliehen gedenkſt.
Geh! ihr ſeyd der Frauen nicht werth! wir tragen die Kinder
Unter dem Herzen, und ſo tragen die Treue wir auch;
Aber ihr Männer ihr ſchüttet, mit eurer Kraft und Begierde,
Auch die Liebe zugleich in den Umarmungen aus!"

Alſo ſprach die Geliebte und nahm den Kleinen vom Stuhle,
Drückt ihn küſſend ans Herz, Thränen entquollen dem Blick.
Und wie ſaß ich beſchämt, daß Reden feindlicher Menſchen
Dieſes liebliche Bild mir zu beflecken vermocht.
Dunkel brennt das Feuer nur augenblicklich und dampfet,
Wenn das Waſſer die Glut ſtürzend und gähling verhüllt.
Aber ſie reinigt ſich ſchnell, verjagt die trübenden Dämpfe,
Neuer und mächtiger dringt leuchtend die Flamme hinauf.

Siebente Elegie.

O wie fühl ich in Rom mich ſo froh! Gedenk ich der Zeiten,
Da mich ein graulicher Tag hinten im Norden umfing,
Trübe der Himmel und ſchwer auf meinen Scheitel ſich neigte,
Farb' und geſtaltlos die Welt um den Ermatteten lag,
Und ich über mein Ich, des unbefriedigten Geiſtes
Düſtre Wege zu ſpähn, ſtill in Betrachtung verſank.
Nun umleuchtet der Glanz des hellen Aethers die Stirne,
Phöbus rufet, der Gott, Formen und Farben hervor.
Sternenhelle glänzet die Nacht, ſie klingt von Geſängen
Und mir leuchtet der Mond heller als ehmals der Tag.
Welche Seligkeit ward mir Sterblichen! Träum' ich? Empfänget
Dein ambroſiſches Haus, Jupiter Vater, den Gaſt?

Ach! hier lieg' ich und ſtrecke nach deinen Knieen die Hände
Flehend aus. O! vernimm Jupiter Xenius mich!
Wie ich hereingekommen, ich kanns nicht ſagen, es faßte
Hebe den Wandrer und zog mich in die Hallen heran.
Haſt du ihr einen Heroen herauf zu führen geboten?
Irrte die Schöne? Vergieb! Laß mir des Irrthums Gewinn!
Deine Tochter Fortuna ſie auch! die herrlichſten Gaben
Theilet ſie mädchenhaft aus, wie es die Laune gebeut.
Biſt du der wirthliche Gott? O ſo verſtoſſe den Gaſtfreund
Nicht von deinem Olymp wieder zur Erde hinab.
„Dichter! wo verſteigſt du dich hin?" — Vergieb mir, der hohe
Capitoliniſche Berg iſt dir ein zweyter Olymp.
Dulde mich Jupiter hier und Hermes führe mich ſpäter,
Ceſtius Denkmal vorbey, leiſe zum Orcus hinab.

Achte Elegie.

Wenn du mir ſagſt du habeſt als Kind, Geliebte, den Menſchen
Nicht gefallen und dich habe die Mutter verſchmäht,
Bis du größer geworden und dich entwickelt, ich glaub' es
Gerne denk' ich in dir mir ein beſonderes Kind.
So vermiſſet die Blüte des Weinſtocks Farben und Bildung
Wenn die Beere gereift Menſchen und Götter entzückt.

Neunte Elegie.

Herbſtlich leuchtet die Flamme vom ländlich geſelligen Heerde,
Kniſtert und glänzend wie raſch, ſauſend vom Reiſig empor!
Dieſen Abend erfreut ſie mich mehr, denn eh noch zur Kohle
Sich das Bündel verzehrt, unter die Aſche ſich neigt
Kommt mein liebliches Mädchen. Dann flammen Reiſig und Scheite,
Und die erwärmte Nacht wird uns ein glänzendes Feſt.
Morgen frühe geſchäftig verläßt ſie das Lager der Liebe,
Weckt aus der Aſche behend Flammen aufs neue hervor.
Denn das gab ihr Amor vor vielen andern, die Freude
Wieder zu wecken, wenn ſie ſtill wie zu Aſche verſank.

Ferdinand (ohne ſich umzukehren, von Schauern geſchüttelt). Wohl bekomm's!

Louiſe (nachdem ſie es niedergeſetzt). O wenn Sie wüßten, Walter, wie ungeheuer Sie meine Seele beleidigen!

Ferdinand. Hum!

Louiſe. Es wird eine Zeit kommen, Walter! —

Ferdinand (wieder vorwärts kommend). O! mit der Zeit wären wir fertig.

Louiſe. Wo der heutige Abend ſchwer auf Ihr Herz fallen dürfte —

Ferdinand (fängt an ſtärker zu gähren und beunruhigter zu werden, indem er Schärpe und Degen von ſich wirft). Gute Nacht, Herrendienſt!

Louiſe. Mein Gott! Wie wird Ihnen?

Ferdinand. Heiß und enge — Will mir's bequemer machen.

Louiſe. Trinken Sie! Trinken Sie! Der Trank wird Sie kühlen.

Ferdinand. Das wird er auch ganz gewiß — Die Metze iſt gutherzig — doch das ſind ſie alle!

Louiſe (mit dem vollen Ausdruck der Liebe ihm in die Arme eilend). Das deiner Louiſe, Ferdinand?

Ferdinand (drückt ſie von ſich). Fort! fort! Dieſe ſanften ſchmelzenden Augen weg! Ich erliege. Komm in deiner ungeheuren Furchtbarkeit, Schlange! ſpring' an mir auf, Wurm! — Krame vor mir deine gräßlichen Knoten aus, bäume deine Wirbel zum Himmel! — ſo abſcheulich, als dich jemals der Abgrund ſah — nur keinen Engel mehr — Nur jetzt keinen Engel mehr — Es iſt zu ſpät — Ich muß dich zertreten, wie eine Natter, oder verzweifeln. — Erbarme dich!

Zehnte Elegie.

Alexander und Cäſar und Heinrich und Friedrich die Großen
Gäben die Hälfte mir gern ihres erworbenen Ruhms,
Wenn ich ihnen dieß Lager auf eine Nacht nur vergönnte;
Aber die Armen, ſie hält ſtrenge des Orcus Gewalt.
Freue dich alſo Lebendger der lieberwärmenden Stätte,
Ehe den fliehenden Fuß ſchauerlich Lethe dir netzt.

Eilfte Elegie.

Euch, o Grazien! legt ein Dichter die wenigen Blätter
Auf den reinen Altar, Knoſpen der Roſe dazu
Und er thut es getroſt. Dahin beſtrebt ſich der Künſtler
Daß die Werkſtatt um ihn immer ein Pantheon ſey.
Jupiter ſenket die göttliche Stirne und Juno erhebt ſie,
Phöbus ſchreitet hervor, ſchüttelt das lockige Haupt,
Trocken ſchauet Minerva herab und Hermes der leichte
Wendet zur Seite den Blick, ſchalkhaft und zärtlich zugleich.
Aber nach Bacchus dem weichen, dem holden erhebet Cythere
Augen voll ſüßer Begier, ſelbſt in dem Marmor noch feucht.
Sie gedenket ſeiner Umarmung und ſcheinet zu fragen:
Sollte der herrliche Sohn uns an der Seite nicht ſtehn?

Zwölfte Elegie.

Hörest du, Liebchen! das muntre Geſchrey den Flamminiſchen Weg her?
Schnitter ſind es, ſie ziehn wieder nach Hauſe zurück,
Weit von hier. Sie haben dem Römer die Erndte vollendet,
Der für Ceres den Kranz ſelber zu flechten verſchmäht.
Keine Feſte ſind mehr der großen Göttinn gewidmet
Die ſtatt Eicheln zur Koſt goldenen Weizen verlieh.
Laß uns beyde das Feſt im Stillen freudig begehen!
Ein verſammeltes Volk, ſtellen zwey Liebende vor.
Haſt du wohl jemals gehört von jener myſtiſchen Feyer
Die von Eleuſis hieher frühe dem Sieger gefolgt?
Griechen ſtifteten ſie, und immer riefen nur Griechen
Selbſt in den Mauern von Rom: „kommt zur geheiligten Nacht!“

Und es floh der Profane, da bebte der wartende Neuling,
Den ein weißes Gewand Zeichen der Unſchuld umgab.
Wunderlich irrte darauf der Eingeführte durch Kreiſe
Seltner Geſtalten, im Traum ſchien er zu wallen, denn hier
Wanden ſich Schlangen am Boden des Tempels, verſchloſſene Käſtchen,
Reich mit Aehren umkränzt, trugen hier Mädchen vorbey,
Vielbedeutend gebärdeten ſich die Prieſter und ſummten,
Ungeduldig und bang harrte der Lehrling auf Licht.
Erſt nach vielen Proben, oft wiederkehrend, erfuhr er,
Was der geheiligte Kreiß ſeltſam in Bildern verbarg.
Und was war das Geheimniß? als daß Demeter die große
Sich gefällig einmal auch einem Helden bequemt,
Als ſie dem edlen Jaſion, dem rüſtigen König der Kreter,
Ihres unſterblichen Leibs holdes Verborgne gegönnt.

Da war Kreta beglückt, das Hochzeitbette der Göttinn
Schwoll von Aehren und reich drückte den Acker die Saat.
Aber die übrige Welt verſchmachtete, denn es verſäumte
Ueber der Liebe Genuß Ceres den ſchönen Beruf.
Voll Erſtaunen vernahm der Eingeweihte das Mädchen,
Winkte der Liebſten — verſtehſt du nun Geliebte den Wink?
Jene buſchige Myrte beſchattet ein heiliges Plätzchen;
Unſre Zufriedenheit bringt keine Gefärde der Welt.

Dreyzehnte Elegie.

Amor bleibet ein Schalk, wer ihm vertraut iſt betrogen!
Heuchlend kam er zu mir: „traue mir dießmal nur noch.
Redlich meyn' ichs mit dir, du haſt dein Leben und Dichten,
Dankbar erkenn' ich es wohl, meiner Verehrung geweiht.
Siehe, dir bin ich nun gar nach Rom gefolget, ich möchte
Dir im fremden Gebiet gern was gefälliges thun.
Jeder Reiſende klagt, er finde ſchlechte Bewirthung;
Welchen Amor empfiehlt köſtlich bewirthet iſt er.
Du betrachteſt mit Staunen die Trümmern alter Gebäude,
Und durchwandelſt mit Sinn dieſen geheiligten Raum
Du verehreſt noch mehr die werthen Reſte des Bildens
Einziger Künſtler, die ich ſtets in der Werkſtatt beſucht.

Dieſe Geſtalten, ich lehrte ſie formen. Verzeih mir, ich prahle
Dießmal nicht, du geſtehſt, was ich dir ſage ſey wahr.
Nun du mir läßiger dienſt wo ſind die ſchönen Geſtalten,
Wo die Farben, der Glanz deiner Erfindungen hin?
Denkſt du Freund nun wieder zu bilden; die Schule der Griechen
Blieb noch offen, das Thor ſchloſſen die Jahre nicht zu.
Ich der Lehrer bin ewig jung und liebe die Jungen.
Nicht ſo altklug gethan! Munter! Begreiſe mich wohl!
Das Antike war neu da jene Glückliche lebten,
Lebe glücklich und ſo lebe die Vorzeit in dir.
Stoff zum Liede, wo nimmſt du ihn her? Ich muß dir ihn geben
Und den höheren Styl lehret die Liebe dich nur."
Alſo ſprach der Sophiſte. Wer widerſpräch ihm? und leider
Bin ich zu folgen gewöhnt, wenn der Gebieter befiehlt. —

Nun verrätheriſch hält er ſein Wort, giebt Stoff zu Geſängen,
Ach und raubt mir die Zeit, Kraft und Beſinnung zugleich,
Blicke, Händedruck, und Küſſe, gemüthliche Worte,
Sylben köſtlichen Sinns wechſelt ein liebendes Paar.
Da wird ein Liſpeln Geſchwätze, da wird ein Stottern zur Rede,
Solch ein Hymnus verhallt ohne proſodiſches Maaß.
Dich Aurora wie kannt ich dich ſonſt als Freundinn der Muſen!
Hat Aurora dich auch Amor der loſe verführt?
Du erſcheinſt mir nun als ſeine Freundinn und weckeſt
Mich an ſeinem Altar, wieder zum feſtlichen Tag.
Find ich die Fülle der Locken an meinem Buſen! Das Köpfchen
Ruhet und drucket den Arm, der ſich dem Halſe bequemt.
Welch ein freudig Erwachen! Erhieltet ihr ruhige Stunden
Mir das Denkmal der Luſt, die in den Schlaf uns gewiegt. —

Sie bewegt ſich im Schlummer und ſinkt auf die Breite des Lagers
Weggewendet und doch läßt ſie mir Hand noch in Hand.
Herzliche Liebe verbindet uns immer und treues Verlangen,
Und den Wechſel behielt nur die Begierde ſich vor.
Einen Druck der Hand, ich ſehe die himmliſchen Augen
Wieder offen. — O nein! Laßt auf der Bildung mich ruhn!
Bleibt geſchloſſen! ihr macht mich verworren und trunken, ihr raubet
Mir den ſtillen Genuß reiner Betrachtung zu früh.
Dieſe Formen wie groß! Wie edel gewendet die Glieder!
Schlief Ariadne ſo ſchön, Theſeus du konnteſt entfliehn!
Einen Kuß nur auf dieſe Lippen! O Theſeus! und ſcheide! — —
Blick ihr ins Auge! Sie wacht! — Ewig nun hält ſie dich feſt.

Vierzehnte Elegie.

Zünde Licht an, o Knabe! — „Noch iſt es hell, ihr verzehret
Oel und Docht nur umſonſt. Schließet die Läden doch nicht!
Hinter die Häuſer verbarg ſich die Sonne, nicht hinter die Berge,
Noch ein halb Stündchen vergeht bis zum Geläute der Nacht!“ —
Unglückſeliger! geh und gehorche! Mein Mädchen erwart' ich,
Tröſte mich Lämpchen indeß lieblicher Bote der Nacht.

Louiſe. O! daß es ſo weit kommen mußte!

Ferdinand (ſie von der Seite betrachtend). Dieſes ſchöne Werk des himmliſchen Bildners — Wer kann das glauben? — Wer ſollte das glauben? (Ihre Hand faſſend und emporhaltend.) Ich will dich nicht zur Rede ſtellen, Gott Schöpfer! — Aber warum denn dein Gift in ſo ſchönen Gefäßen? — — Kann das Laſter in dieſem milden Himmelsſtrich fortkommen? — O es iſt ſeltſam!

Louiſe. Das anhören und ſchweigen zu müſſen!

Ferdinand. Und die ſüße melodiſche Stimme — Wie kann ſo viel Wohlklang kommen aus zerriſſenen Saiten? (Mit trunknem Auge auf ihrem Blick verweilend.) Alles ſo ſchön — ſo voll Ebenmaß — ſo göttlich vollkommen! — Ueberall das Werk ſeiner himmliſchen Schäferſtunde! Bei Gott! als wäre die große Welt nur entſtanden, den Schöpfer für dieſes Meiſterſtück in Laune zu ſetzen. — — Und nur in der Seele ſollte Gott ſich vergriffen haben? Iſt es möglich, daß dieſe empörende Mißgeburt in die Natur ohne Tadel kam? (Indem er ſie ſchnell verläßt.) Oder ſah er einen Engel unter dem Meiſel hervorgehen und half dieſem Irrthum in der Eile mit einem deſto ſchlechtern Herzen ab?

Louiſe. O des frevelhaften Eigenſinns! Ehe er ſich eine Uebereilung geſtände, greift er lieber den Himmel an.

Ferdinand (ſtürzt ihr heftig weinend um den Hals). Noch einmal, Louiſe! — Noch einmal wie am Tage unſers erſten Kuſſes, da du Ferdinand ſtammelteſt und das erſte Du auf deine brennenden Lippen trat — O eine Saat unendlicher, unausſprechlicher Freuden

Fünfzehnte Elegie.

Cäſarn wär ich wohl nie zu den Britanen gefolget,
Florus hätte mich leicht in die Popine geſchleppt!
Denn mir bleiben weit mehr die Nebel des traurigen Nordens
Als ein geſchäftiges Volk ſüdlicher Flöhe verhaßt.
Und noch ſchöner, von heut an, ſeyd mir gegrüßet ihr Schenken,
Oſterieen, wie euch ſchicklich der Römer benennt,
Denn ihr zeigtet mir heute die Liebſte vom Oheim begleitet,
Den die Gute ſo oft, mich zu beſitzen, betrügt.
Hier ſtand unſer Tiſch, den Deutſche vertraulich umgaben,
Drüben ſuchte das Kind neben der Mutter den Platz,
Rückte vielmals die Bank und wußt es artig zu machen,
Daß ich halb ihr Geſicht, völlig den Nacken gewann.

Lauter ſprach ſie, als hier die Römerinn pfleget, credenzte,
Blickte rükwärts nach mir, goß und verfehlte das Glas,
Wein floß über den Tiſch und ſie, mit zierlichem Finger,
Zog auf dem hölzernen Blatt Kreiſe der Feuchtigkeit hin.
Meinen Nahmen verſchlang ſie mit ihrem, ich ſchaute begierig
Immer dem Fingerchen nach und ſie bemerkte mich wohl.
Endlich zog ſie behende das Zeichen der römiſchen Fünfe
Und ein Strichlein davor; ſchnell und ſobald ichs geſehn
Schlang ſie Kreiſe durch Kreiſe, die Lettern und Ziffern zu löſchen,
Aber die köſtliche Vier blieb mir ins Auge geprägt.
Stumm war ich ſitzen geblieben und biß die glühende Lippe
Halb aus Schalkheit und Luſt, halb aus Begierde mir wund.
Noch ſo lange bis Nacht! dann noch vier Stunden zu warten!
Hohe Sonne du weilſt und du beſchauſt dein Rom!

Gröſſeres ſaheſt du nichts und wirſt nichts gröſſeres ſehen,
Wie es dein Prieſter Horaz in der Entzückung verſprach.
Aber heute verweile nicht länger und wende die Blicke
Von dem Siebengebirg früher und williger ab.
Einem Dichter zu Liebe verkürze die herrlichen Stunden,
Die mit begierigem Blick ſelig der Mahler genießt,
Glühend blicke noch ſchnell zu dieſen hohen Facaden,
Kuppeln und Säulen zuletzt und Obeliſken herauf;
Stürze dich eilig ins Meer, um Morgen früher zu ſehen
Was du, mit göttlicher Luſt, viele Jahrhunderte ſahſt.
Dieſe feuchte mit Rohr ſo lange bewachſnen Geſtade,
Dieſe mit Bäumen und Buſch düſter beſchatteten Höhn,
Wenig Hütten zeigten ſie dir, dann ſahſt du auf einmal
Sie vom wimmelnden Volk glücklicher Räuber belebt.

Alles ſchleppten ſie dann an dieſe Stätte zuſammen,
Kaum war das übrige Rund deiner Betrachtung noch werth,
Sahſt eine Welt hier entſtehn, dann eine Welt hier in Trümmern,
Aus den Trümmern aufs neu faſt eine größere Welt.
Daß ich dieſe noch lange, von dir beleuchtet, erblicke
Spinne die Parze mir klug langſam den Faden herab;
Aber ſie eile herbey die ſchön bezeichnete Stunde! —
Glücklich! Hör ich ſie ſchon? Nein, doch ich höre ſchon Drey.
So, ihr lieben Muſen, betrogt ihr wieder die Länge
Dieſer Weile die mich von der Geliebten getrennt.
Lebet wohl! nun eil ich und fürcht euch nicht zu beleidigen,
Denn ihr Stolzen, ihr gebt Amorn doch immer den Rang.

Sechszehnte Elegie.

„Warum biſt du Geliebter nicht heute zur Vigne gekommen?
Wie ich dir es verſprach wartet' ich einſam auf dich.“ —
„Beſte, ſchon war ich hinein, da ſah ich zum Glücke den Oheim
Neben den Stöcken bemüht, hinwärts und herwärts ſich drehn;
Schleichend eilt ich hinaus!“ — O welch ein Irrthum ergriff dich!
Nur ein Vogelſcheu war's was dich vertrieb! die Geſtalt
Flickt er emſig zuſammen aus alten Kleidern und Rohren,
Ach! ich half ihm daran, ſelbſt mir zu ſchaden bemüht.
Nun! ſein Wunſch iſt erfüllt, er hat den loſeſten Vogel
Heute verſcheuchet, der ihm Gärtchen und Nichte beſtiehlt.

Die Horen. 1795. 6tes St.

Siebzehnte Elegie.

Manche Töne ſind mir zuwider, doch bleibet am meiſten
Hundegebell mir verhaßt, kläffend zerreißt es mein Ohr.
Einen Hund nur hör' ich ſehr oft mit frohem Behagen
Bellend kläffen, den Hund den ſich der Nachbar erzog.
Denn er bellte mir einſt mein Mädchen an, das ſich heimlich
Zu mir ſtahl und verrieth unſer Geheimniß beynah.
Jetzo, hör' ich ihn bellen, ſo denk ich nur immer ſie kommt wohl,
Oder ich denke der Zeit, da die Erwartete kam.

Achtzehnte Elegie.

Eines iſt mir verdrießlich vor vielen Dingen, ein andres
Bleibt mir abſcheulich, empört jegliche Faſer in mir,
Nur der bloſe Gedanke. Ich will es euch Freunde geſtehen:
Gar verdrießlich iſt mir einſam das Lager zu Nacht.
Aber ganz abſcheulich iſts auf dem Wege der Liebe
Schlangen zu fürchten und Gift unter den Roſen der Luſt;
Wenn im ſchönſten Moment der hin ſich gebenden Freude
Deinem ſinkenden Haupt lispelnde Sorge ſich naht.
Darum macht mich Fauſtine ſo glücklich, ſie theilet das Lager
Gerne mit mir und bewahrt Treue dem Treuen genau.
Reitzendes Hinderniß will die raſche Jugend, ich liebe
Mich des verſicherten Guts lange bequem zu erfreun.

Welche Seligkeit iſts! wir wechſeln ſichere Küſſe,
Athem und Leben getroſt ſaugen und flößen wir ein.
So erfreuen wir uns der langen Nächte, wir lauſchen,
Buſen an Buſen gedrängt, Stürmen und Regen und Guß.
So erſcheinet uns wieder der Morgen, es bringen die Stunden
Neue Blumen herbey, ſchmücken uns feſtlich den Tag.
Gönnet mir, o Quiriten! das Glück, und jedem gewähre
Aller Güter der Welt erſtes und letztes der Gott.

Neunzehnte Elegie.

Schwer erhalten wir uns den guten Nahmen, denn Fama
Steht mit Amorn, ich weiß, meinem Gebieter im Streit.
Wißt auch ihr woher es entſprang, daß beyde ſich haſſen?
Alte Geſchichten ſind das und ich erzähle ſie wohl.
Immer war ſie die mächtige Göttinn, doch für die Geſellſchaft
Unerträglich, denn gern führt ſie das herrſchende Wort,
Und ſo war ſie von je, bey allen Götter-Gelagen,
Mit der Stimme von Erz, Großen und Kleinen verhaßt.
So berühmte ſie einſt ſich übermüthig, ſie habe
Jovis herrlichen Sohn ganz ſich zum Sclaven gemacht.
„Meinen Herkules führ ich dereinſt, o Vater der Götter!
Rief triumphirend ſie aus, wiedergebohren dir zu.
Es iſt nicht Herkules mehr den dir Alcmene gebohren,
Seine Verehrung für mich macht ihn auf Erden zum Gott.

Schaut er nach dem Olymp, ſo glaubſt du er ſchaue nach deinen
Mächtigen Knieen, vergieb! Nur in den Aether nach mir
Blickt der würdigſte Mann. Mich zu verdienen durchſchreitet
Leicht ſein mächtiger Fuß Bahnen die keiner betrat.
Aber auch ich begegn' ihm auf ſeinen Wegen und preiſe
Seinen Nahmen voraus, eh' er die That noch beginnt.
Mich vermählſt du ihm einſt, der Amazonen Beſieger
Werd auch meiner, und ihn nenn ich mit Freuden Gemahl."
Alles ſchwieg, ſie mogten nicht gern die Prahlerinn reitzen,
Denn ſie denkt ſich, erzürnt, leicht was gehäſſiges aus.
Amorn bemerkte ſie nicht, er ſchlich bey Seite, den Helden
Bracht er mit weniger Kunſt unter der Schönſten Gewalt.
Nun vermummt er ſein Paar, ihr hängt er die Bürde des Löwen
Ueber die Schultern und lehnt mühſam die Keule dazu.
Drauf beſpickt er mit Blumen des Helden ſträubende Haare,
Reichet den Rocken der Fauſt, die ſich dem Scherze bequemt.

ſchien in dem Augenblick wie in der Knoſpe zu liegen. — Da lag die Ewigkeit wie ein ſchöner Maitag vor unſern Augen; goldne Jahrtauſende hüpften, wie Bräute, vor unſerer Seele vorbei. — — Da war ich der Glückliche! — Louiſe! Louiſe! Louiſe! Warum haſt du mir das gethan?

Louiſe. Weinen Sie, weinen Sie, Walter! Ihre Wehmuth wird gerechter gegen mich ſeyn, als Ihre Entrüſtung.

Ferdinand. Du betrügſt dich. Das ſind ihre Thränen nicht — Nicht jener warme, wollüſtige Thau, der in die Wunde der Seele balſamiſch fließt und das ſtarre Rad der Empfindung wieder in Gang bringt. Es ſind einzelne — kalte Tropfen — das ſchauerlich ewige Lebewohl meiner Liebe. (Furchtbar feierlich, indem er die Hand auf ihren Kopf ſinken läßt.) Thränen um deine Seele, Louiſe! — Thränen um die Gottheit, die ihres unendlichen Wohlwollens hier verfehlte, die ſo muthwillig um das herrlichſte ihrer Werke kommt. — O mich däucht, die ganze Schöpfung ſollte den Flor anlegen und über das Beiſpiel betreten ſeyn, das in ihrer Mitte geſchieht. — Es iſt was Gemeines, daß Menſchen fallen und Paradieſe verloren werden; aber wenn die Peſt unter Engeln wüthet, ſo rufe man Trauer aus durch die ganze Natur.

Louiſe. Treiben Sie mich nicht auf's Aeußerſte, Walter! Ich habe Seelenſtärke ſo gut wie eine — aber ſie muß auf eine menſchliche Probe kommen. Walter, das Wort noch und dann geſchieden — — Ein entſetzliches Schickſal hat die Sprache unſrer Herzen

So vollendet er bald die neckiſche Gruppe, dann läuft er,
    Ruft durch den ganzen Olymp: herrliche Thaten geſchehn!
Nie hat Erd und Himmel die unermüdete Sonne
    Hat auf der ewigen Bahn keines der Wunder erblickt.
Alles eilte, ſie glaubten dem loſen Knaben, denn ernſtlich
    Hatt' er geſprochen und auch Fama, ſie blieb nicht zurück.
Wer ſich freute den Mann ſo tief erniedrigt zu ſehen
    Denkt ihr! Juno! Es galt Amorn ein freundlich Geſicht.
Fama daneben wie ſtand ſie beſchämt, verlegen, verzweifelnd!
    Anfangs lachte ſie nur: „Maſken, ihr Götter ſind das!
„Meinen Helden ich kenn ihn beſſer, es haben Tragöden
    Uns zum beſten!“ Doch bald ſah ſie mit Schmerzen er war's!
Nicht den tauſendſten Theil verdroß es Vulkanen ſein Weibchen
    Mit dem rüſtigen Freund unter den Maſchen zu ſehn,
Als das verſtändige Netz im rechten Moment ſie umfaßte,
    Die Verſchlungnen umſchlang, feſt die Genießenden hielt.

Wie ſich die Jünglinge freuten! Merkur und und Bacchus! Sie beyde
Mußten geſtehen, es ſey über dem Buſen zu ruhn
Dieſes herrlichen Weibes ein ſchöner Gedanke. Sie baten:
Löſe Vulkan ſie noch nicht! Laß ſie noch einmal beſehn.
Und der Alte war ſo Hahnrey und hielt ſie nur feſter.
Aber Fama ſie floh raſch und voll Grimmes davon.
Seit der Zeit iſt zwiſchen den beyden nicht Stillſtand der Fehde,
Wie ſie ſich Helden erwählt, gleich iſt der Knabe darnach,
Wer ſie am höchſten verehrt, den weiß er am beſten zu faſſen,
Und den Sittlichſten greift er am gefährlichſten an.
Will ihm einer entgehn, den bringt er vom Schlimmen ins Schlimmſte.
Mädchen bietet er an, wer ſie ihm thörigt verſchmäht
Muß erſt grimmige Pfeile von ſeinem Bogen erdulten;
Mann erhitzt er auf Mann, treibt die Begierden aufs Thier,
Wer ſich ſeiner ſchämt, der muß erſt leiden, dem Heuchler
Streut er bittern Genuß unter Verbrechen und Noth.

Aber auch ſie die Göttinn verfolgt ihn mit Augen und Ohren,
Sieht ſie ihn einmal bey dir; gleich iſt ſie feindlich geſinnt,
Schreckt dich mit ernſtem Blick, verachtenden Minen und heftig
Strenge verruft ſie das Haus das er gewöhnlich beſucht.
Und ſo geht es auch mir, ſchon leid ich ein wenig; die Göttinn
Eiferſüchtig ſie forſcht meinem Geheimniſſe nach.
Doch es iſt ein altes Geſetz, ich ſchweig und verehre,
Denn der Könige Zwiſt büßten die Griechen, wie ich.

Zwanzigſte Elegie.

Zieret Stärke den Mann, und freyes muthiges Weſen,
O ſo ziemet ihm faſt tiefes Geheimniß noch mehr.
Städtebezwingerinn, du Verſchwiegenheit! Fürſtinn der Völker!
Theure Göttinn, die mich ſicher durchs Leben geführt,
Welches Schickſal erfahr ich! Es löſet ſcherzend die Muſe,
Amor löſet, der Schalk! mir den verſchloſſenen Mund.
Ach! ſchon wird es ſo ſchwer der Könige Schande verbergen!
Weder die Krone bedeckt, weder ein phrygiſcher Bund
Midas verlängertes Ohr, der nächſte Diener entdeckt es
Und ihm ängſtet und drückt gleich das Geheimniß die Bruſt;
In die Erde möcht' ers vergraben, um ſich zu erleichtern,
Doch die Erde verwahrt ſolche Geheimniſſe nicht;

Rohre ſprießen hervor und rauſchen und liſpeln im Winde:
Midas! Midas, der Fürſt, trägt ein verlängertes Ohr!
Schwerer wird es nun mir ein ſchönes Geheimniß zu wahren
Ach den Lippen entquillt Fülle des Herzens ſo leicht!
Keiner Freundinn darf ichs vertrauen, ſie möchte mich ſchelten,
Keinem Freunde, vielleicht brächte der Freund mir Gefahr,
Mein Entzücken dem Hayn, dem ſchallenden Felſen zu ſagen
Bin ich endlich nicht jung, bin ich nicht einſam genug.
Dir Hexameter, dir Pentameter ſey es vertrauet
Wie ſie des Tags mich erfreut, wie ſie des Nachts mich beglückt.
Sie von vielen Männern geſucht, vermeidet die Schlingen
Die ihr der Kühnere frech, heimlich der Liſtige legt,
Klug und zierlich ſchlüpft ſie vorbey und kennet die Wege
Wo ſie der Liebſte gewiß lauſchend begierig empfängt.

Zaudre Luna! ſie kommt! daß ſie der Nachbar nicht ſehe,
Rauſche Lüſtchen durchs Laub, niemand vernehme den Tritt.
Und ihr, wachſet und blüht, geliebte Lieder und wieget
Euch im leiſeſten Hauch lauer und liebender Luſt,
Und, wie jenes Rohr geſchwätzig, entdeckt den Quiriten
Eines glücklichen Paars ſchönes Geheimniß zuletzt.

II

Die ſchmelzende Schönheit.

Fortſetzung der Briefe über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen.

(Im erſten und zweyten Stück der Horen.)

Siebenzehenter Brief.

So lange es bloß darauf ankam, die allgemeine Idee der Schönheit aus dem Begriffe der menſchlichen Natur überhaupt abzuleiten, durften wir uns an keine andere Schranken der letztern erinnern, als die unmittelbar in dem Weſen derſelben gegründet und von dem Begriffe der Endlichkeit unzertrennlich ſind. Unbekümmert um die zufälligen Einſchränkungen, die ſie in der wirklichen Erſcheinung erleiden möchte, ſchöpften wir den Begriff derſelben unmittelbar aus der Vernunft, als der Quelle aller Nothwendigkeit, und mit dem Ideale der Menſchheit war zugleich auch das Ideal der Schönheit gegeben.

Jetzt aber ſteigen wir aus der Region der Ideen auf den Schauplatz der Wirklichkeit herab, um den Menſchen *in einem beſtimmten* Zuſtand, mithin unter Einſchränkungen anzutreffen, die nicht urſprünglich aus ſeinem bloßen Begriff, ſondern aus äuſern Umſtänden und aus einem zufälligen Gebrauch ſeiner Freyheit fließen.

Auf wie vielfache Weiſe aber auch die Idee der Menſchheit in ihm eingeſchränkt ſeyn mag, ſo lehret uns ſchon der bloße Innhalt derſelben, daß im Ganzen nur *zwey* entgegengeſetzte Abweichungen von derſelben ſtatt haben können. Liegt nehmlich ſeine Vollkommenheit in der übereinſtimmenden Energie ſeiner ſinnlichen und geiſtigen Kräfte, ſo kann er dieſe Vollkommenheit nur entweder durch einen Mangel an Uebereinſtimmung oder durch einen Mangel an Energie verfehlen. Ehe wir alſo noch die Zeugniſſe der Erfahrung darüber abgehört haben, ſind wir ſchon im voraus durch bloße Vernunft gewiß, daß wir den wirklichen folglich beſchränkten Menſchen entweder in einem Zuſtande der Anſpannung oder in einem Zuſtande der Abſpannung finden werden, je nachdem entweder die einſeitige Thätigkeit einzelner Kräfte die Harmonie ſeines Weſens ſtört, oder die Einheit ſeiner Natur ſich auf die gleichförmige Erſchlaffung ſeiner ſinnlichen und geiſtigen Kräfte gründet. Beyde entgegengeſetzte Schranken werden, wie nun bewieſen werden ſoll, durch die Schönheit gehoben, die in dem angeſpannten Menſchen die Harmonie, in dem abgeſpannten die Energie wieder herſtellt, und auf dieſe Art, ihrer Natur gemäß, den eingeſchränkten Zuſtand auf einen abſoluten zurückführt, und den Menſchen zu einem in ſich ſelbſt vollendeten Ganzen macht. *

---

* Der vortrefliche Verfaſſer der Schrift: Grundſätze der Aeſthetik u. ſ. f. Erfurt 1791. unterſcheidet in der Schönheit die zwey Grundprincipien *Anmuth* und *Kraft* und ſetzt die Schönheit in die vollkommenſte Vereinigung beyder; welches mit der hier gegebenen Erklä-

Sie verläugnet alſo in der Wirklichkeit auf keine Weiſe den Begriff, den wir in der Spekulation von ihr faßten; nur daß ſie hier ungleich weniger freye Hand hat als dort, wo wir ſie auf den reinen Begriff der Menſchheit anwenden durften. An dem Menſchen, wie die Erfahrung ihn aufſtellt, findet ſie einen ſchon verdorbenen und widerſtrebenden Stoff, der ihr gerade ſo viel von ihrer idealen Vollkommenheit raubt, als er von ſeiner individualen Beſchaffenheit einmiſcht. Sie wird daher in der Wirklichkeit überall nur als eine beſondere und eingeſchränkte Species, nie als reine Gattung ſich zeigen, ſie wird in angeſpannten Gemüthern von ihrer Freyheit und Mannichfaltigkeit, ſie wird in abgeſpannten von ihrer belebenden Kraft ablegen; uns aber, die wir nunmehr mit ihrem wahren Charakter vertrauter geworden ſind, wird dieſe widerſprechende Erſcheinung nicht irre machen. Weit entfernt, mit dem großen Haufen der Beurtheiler aus einzelnen Erfahrungen ihren Begriff zu beſtimmen und ſie für die Mängel verantwortlich zu machen, die der Menſch unter ihrem Einfluſſe zeigt, wiſſen wir vielmehr, daß es der Menſch iſt, der die Unvollkommenheiten ſeines Individuums auf ſie überträgt, der durch ſeine ſubjective Begrenzung ihrer Vollendung unaufhörlich im Wege ſteht, und ihr abſolutes Ideal auf zwey eingeſchränkte Formen der Erſcheinung herabſetzt.

rung aufs genaueſte zuſammentrift. Auch in ſeiner Definition liegt alſo ſchon der Grund der Eintheilung der Schönheit in eine ſchmelzende, worinn die Anmuth, und in eine energiſche, worinn die Kraft überwiegt.

Die ſchmelzende Schönheit, wurde behauptet, ſey für ein angeſpanntes Gemüth und für ein abgeſpanntes die energiſche. Angeſpannt aber nenne ich den Menſchen ſowohl, wenn er ſich unter dem Zwange von Empfindungen, (unter der einſeitigen Gewalt des Sachtriebs) als wenn er ſich unter dem Zwange von Begriffen (unter der ausſchließenden Gewalt des Formtriebs) befindet. Jede ausſchlieſſende Herrſchaft eines ſeiner beyden Grundtriebe iſt für ihn ein Zuſtand des Zwanges und der Gewalt; und Freyheit liegt nur in der Zuſammenwirkung ſeiner beyden Naturen, in der Uebereinſtimmung beyder Nothwendigkeiten. Der von Gefühlen einſeitig beherrſchte oder ſinnlich angeſpannte Menſch wird alſo aufgelößt und in Freyheit geſetzt durch Form; der von Geſetzen einſeitig beherrſchte oder geiſtig angeſpannte Menſch wird aufgelößt und in Freyheit geſetzt durch Materie. Die ſchmelzende Schönheit, um dieſer doppelten Aufgabe ein Genüge zu thun, wird ſich alſo unter zwey verſchiednen Geſtalten zeigen. Sie wird erſtlich als ruhige Form das wilde Leben beſänftigen, und von Empfindungen zu Gedanken den Uebergang bahnen; ſie wird zweytens als lebendes Bild die abgezogene Form mit ſinnlicher Kraft ausrüſten, den Begriff zur Anſchauung und das Geſetz zum Gefühl zurükführen. Den erſten Dienſt leiſtet ſie dem Naturmenſchen, den zweyten dem künſtlichen Menſchen. Aber weil ſie in beyden Fällen über ihren Stoff nicht ganz frey gebietet, ſondern von demjenigen abhängt, den ihr entweder die formloſe Natur oder die naturwidrige Kunſt darbietet, ſo wird ſie in beyden Fällen noch Spuren ihres Urſprunges tragen, und dort mehr in das materielle Leben, hier mehr in die reine Form ſich verlieren.

verwirrt. Dürft' ich den Mund aufthun, Walter, ich könnte dir Dinge ſagen — ich könnte — — aber das harte Verhängniß band meine Zunge, wie meine Liebe, und dulden muß ich's, wenn du mich als eine gemeine Metze mißhandelſt.

Ferdinand. Fühlſt du dich wohl, Louiſe?

Louiſe. Wozu dieſe Frage?

Ferdinand. Sonſt ſollte mir's leid um dich thun, wenn du mit einer Lüge von hinnen müßteſt.

Louiſe. Ich beſchwöre Sie, Walter! —

Ferdinand (unter heftigen Bewegungen). Nein! nein! Zu ſataniſch wäre dieſe Rache! Nein! Gott bewahre mich! In jene Welt hinaus will ich's nicht treiben. — Louiſe! Haſt du den Marſchall geliebt? Du wirſt nicht mehr aus dieſem Zimmer gehen.

Louiſe. Fragen Sie, was Sie wollen. Ich antworte nichts mehr (Sie ſetzt ſich nieder.)

Ferdinand (ernſter). Sorge für deine unſterbliche Seele, Louiſe! — Haſt du den Marſchall geliebt? Du wirſt nicht mehr aus dieſem Zimmer gehen.

Louiſe. Ich antworte nichts mehr.

Ferdinand (fällt in fürchterlicher Bewegung vor ihr nieder). Louiſe! Haſt du den Marſchall geliebt? Ehe dieſes Licht noch ausbrennt — ſtehſt du — vor Gott!

Louiſe (fährt erſchrocken in die Höhe). Jeſus! Was iſt das? — — — und mir wird ſehr übel. (Sie ſinkt auf den Seſſel zurück.)

Ferdinand. Schon? — Ueber euch Weiber und das ewige Räthſel! Die zärtliche Nerve hält Frevel feſt, die die Menſchheit an ihren Wurzeln zernagen; ein elender Gran Arſenik wirft ſie um.

Um uns einen Begriff davon machen zu können, wie die Schönheit ein Mittel werden kann, jene doppelte Anſpannung zu heben, müſſen wir den Urſprung derſelben in dem menſchlichen Gemüth zu erforſchen ſuchen. Entſchließen Sie Sich alſo noch zu einem kurzen Aufenthalt im Gebiete der Spekulation, um es alsdann auf immer zu verlaſſen, und mit deſto ſichererem Schritt auf dem Feld der Erfahrung fortzuſchreiten.

Achtzehenter Brief.

Durch die ſchmelzende Schönheit wird der ſinnliche Menſch zur Form und zum Denken geleitet; durch die ſchmelzende Schönheit wird der geiſtige Menſch zur Materie zurückgeführt, und der Sinnenwelt wiedergegeben.

Aus dieſem ſcheint zu folgen, daß es zwiſchen Materie und Form, zwiſchen Leiden und Thätigkeit einen *mittleren Zuſtand* geben müſſe, und daß uns die Schönheit in dieſen mittleren Zuſtand verſetze. Dieſen Begriff bildet ſich auch wirklich der größte Theil der Menſchen von der Schönheit, ſo bald er angefangen hat, über ihre Wirkungen zu reflektieren, und alle Erfahrungen weiſen darauf hin. Auf der andern Seite aber iſt nichts ungereimter und widerſprechender, als ein ſolcher Begriff, da der Abſtand zwiſchen Materie und Form, zwiſchen Leiden und Thätigkeit, zwiſchen Empfinden und Denken *unendlich* iſt, und ſchlechterdings durch nichts kann vermittelt werden. Wie heben wir nun dieſen Widerſpruch? Die Schönheit verknüpft die zwey entgegengeſetzte Zuſtände des Empfindens und des Denkens, und doch giebt es ſchlechterdings kein Mittleres zwiſchen beyden. Jenes iſt durch Erfahrung; dieſes iſt unmittelbar durch Vernunft gewiß.

Dieß iſt der eigentliche Punkt, auf den zuletzt die ganze Frage über die Schönheit hinausläuft, und gelingt es uns, dieſes Problem befriedigend aufzulöſen, ſo haben wir zugleich den Faden gefunden, der uns durch das ganze Labyrinth der Aeſthetik führt.

Es kommt aber hiebey auf zwey höchſt verſchiedene Operationen an, welche bey dieſer Unterſuchung einander nothwendig unterſtützen müſſen. Die Schönheit, heißt es, verknüpft zwey Zuſtände miteinander, die einander entgegengeſetzt ſind, und niemals Eins werden können. Von dieſer Entgegenſetzung müſſen wir ausgehen; wir müſſen ſie in ihrer ganzen Reinheit und Strengigkeit auffaſſen und anerkennen, ſo daß beyde Zuſtände ſich auf das beſtimmteſte ſcheiden; ſonſt vermiſchen wir, aber vereinigen nicht. Zweytens heißt es: jene zwey entgegengeſetzte Zuſtände verbindet die Schönheit, und hebt alſo die Entgegenſetzung auf. Weil aber beyde Zuſtände einander ewig entgegengeſetzt bleiben, ſo ſind ſie nicht anders zu verbinden, als indem ſie aufgehoben werden. Unſer zweytes Geſchäft iſt alſo, dieſe Verbindung vollkommen zu machen, ſie ſo rein und vollſtändig durchzuführen, daß beyde Zuſtände in einem Dritten gänzlich verſchwinden, und keine Spur der Theilung in dem Ganzen zurükbleibt; ſonſt vereinzeln wir, aber vereinigen nicht. Alle Streitigkeiten, welche jemals in der philoſophiſchen Welt über den Begriff der Schönheit geherrſcht haben, und zum Theil noch heut zu Tag herrſchen, haben keinen andern Urſprung, als daß man die Unterſuchung entweder nicht von einer gehörig ſtrengen Unterſcheidung anfieng, oder ſie nicht bis zu einer völlig reinen Vereinigung durchführte. Diejenigen unter den Philoſophen, welche ſich bey der Reflexion über dieſen Gegenſtand der Leitung ihres Gefühls blindlings anvertrauen, können von der Schönheit keinen Begriff erlangen, weil ſie in dem Total des ſinnlichen Eindruks nichts einzelnes unterſcheiden. Die andern, welche den Verſtand ausſchließend zum Führer nehmen, können nie einen Begriff von der Schönheit erlangen, weil ſie in dem Total derſelben nie etwas anders als die Theile ſehen, und Geiſt und Materie auch in ihrer vollkommenſten Einheit ihnen ewig geſchieden bleiben. Die erſten fürchten, die Schönheit dynamiſch, d. h. als wirkende Kraft aufzuheben, wenn ſie trennen ſollen, was im Gefühl doch verbunden iſt; die andern fürchten, die Schönheit logiſch, d. h. als Begriff aufzuheben, wenn ſie zuſammenfaſſen ſollen, was im Verſtand doch geſchieden iſt. Jene wollen die Schönheit auch eben ſo denken, wie ſie wirkt; dieſe wollen ſie eben ſo wirken laſſen, wie ſie gedacht wird. Beyde müſſen alſo die Wahrheit verfehlen, jene, weil ſie es mit ihrem eingeſchränkten Denkvermögen der unendlichen Natur nachthun; dieſe, weil ſie die unendliche Natur nach ihren Denkgeſetzen einſchränken wollen. Die erſten fürchten, durch eine zu ſtrenge Zergliederung der Schönheit von ihrer Freyheit zu rauben; die andern fürchten, durch eine zu kühne Vereinigung die Beſtimmtheit ihres Begriffs zu zerſtören. Jene bedenken aber nicht, daß die Freyheit, in welche ſie mit allem Recht das Weſen der Schönheit ſetzen, nicht Geſetzloſigkeit, ſondern Harmonie von Geſetzen, nicht Willkührlichkeit, ſondern höchſte innere Nothwendigkeit iſt; dieſe bedenken nicht, daß die Beſtimmtheit, welche ſie mit gleichem Recht von der Schönheit fodern, nicht in der Ausſchließung gewiſſer Realitäten, ſondern in der abſoluten Einſchließung aller beſteht, daß ſie alſo nicht Begrenzung, ſondern Unendlichkeit iſt. Wir werden die Klippen vermeiden, an welchen beyde geſcheitert ſind, wenn wir von den zwey Elementen beginnen, in welche die Schönheit ſich vor dem Verſtande theilt, aber uns alsdann auch zu der reinen äſthetiſchen Einheit erheben, durch die ſie auf die Empfindung wirkt, und in welcher jene beyden Zuſtände gänzlich verſchwinden. *

---

* Einem aufmerkſamen Leſer wird ſich bey der hier angeſtellten Vergleichung die Bemerkung dargeboten haben, daß die *ſenſualen* Aeſthetiker, welche das Zeugniß der Empfindung mehr als das Raiſonnement gelten laſſen, ſich *der That nach* weit weniger von der Wahrheit entfernen als ihre Gegner, obgleich ſie *der Einſicht nach* es nicht mit dieſen aufnehmen können; und dieſes Verhältniß findet man überall zwiſchen der Natur und der Wiſſenſchaft. Die Natur (der Sinn) vereinigt überall, der Verſtand ſcheidet überall, aber die Vernunft vereinigt wieder; daher iſt der Menſch, ehe er anfängt zu philoſophieren, der Wahrheit näher als der Philoſoph, der ſeine Unterſuchung noch nicht durch alle Kategorien durchgeführt und geendigt hat. Man kann deßwegen ohne alle weitere Prüfung ein Philoſophem für irrig erklären, ſobald daſſelbe, *dem Reſultat nach*, die gemeine Empfindung gegen ſich hat: mit demſelben Rechte aber kann man es für verdächtig halten, wenn es, der Form und Methode nach, die gemeine Empfindung auf ſeiner Seite hat. Mit dem letztern mag ſich ein jeder Schriftſteller tröſten der eine philoſophiſche Deduction nicht, wie manche Leſer zu erwarten ſcheinen, wie eine Unterhaltung am Kaminfeuer vortragen kann. Mit dem erſtern mag man jeden zum Stillſchweigen bringen, der auf Koſten des Menſchenverſtandes neue Syſteme gründen will.

Neunzehnter Brief.

Es laſſen ſich in dem Menſchen überhaupt zwey verſchiedene Zuſtände der paſſiven und aktiven Beſtimmbarkeit, und eben ſo viele Zuſtände der paſſiven und aktiven Beſtimmung unterſcheiden. Die Erklärung dieſes Satzes führt uns am kürzeſten zum Ziel.

Der Zuſtand des menſchlichen Geiſtes *vor* aller Beſtimmung, die ihm durch Eindrücke der Sinne gegeben wird, iſt eine Beſtimmbarkeit ohne Grenzen. Das Endloſe des Raumes und der Zeit iſt ſeiner Einbildungskraft zu freyem Gebrauch hingegeben, und weil, der Vorausſetzung nach, in dieſem weiten Reiche des Möglichen nichts geſetzt, folglich auch noch nichts ausgeſchloſſen iſt, ſo kann man dieſen Zuſtand der Beſtimmungsloſigkeit eine *leere Unendlichkeit* nennen, welches mit einer unendlichen Leere keineswegs zu verwechſeln iſt.

Jetzt ſoll ſein Sinn gerührt werden, und aus der unendlichen Menge möglicher Beſtimmungen ſoll eine Einzelne Wirklichkeit erhalten. Eine Vorſtellung ſoll in ihm entſtehen. Was in dem vorhergegangenen Zuſtand der bloßen Beſtimmbarkeit nichts, als ein leeres Vermögen war, das wird jetzt zu einer wirkenden Kraft, das bekommt einen Innhalt; zugleich aber erhält es, als wirkende Kraft, eine Grenze, da es, als bloßes Vermögen, unbegrenzt war. Realität iſt alſo da, aber die Unendlichkeit iſt verloren. Um eine Geſtalt im Raum zu beſchreiben, müſſen wir den endloſen Raum *begren-*

zen; um uns eine Veränderung in der Zeit vorzuſtellen, müſſen wir das Zeitganze *theilen*. Wir gelangen alſo nur durch Schranken zur Realität, nur durch *Negation* oder Ausſchließung zur *Poſition* oder wirklichen Setzung, nur durch Aufhebung unſrer freyen Beſtimmbarkeit zur Beſtimmung.

Aber aus einer bloßen Ausſchließung würde in Ewigkeit keine Realität und aus einer bloßen Sinnenempfindung in Ewigkeit keine Vorſtellung werden, wenn nicht etwas vorhanden wäre, *von welchem* ausgeſchloſſen wird, wenn nicht durch eine abſolute Thathandlung des Geiſtes die Negation auf etwas poſitives bezogen, und aus Nichtſetzung Entgegenſetzung würde; dieſe Handlung des Gemüths heißt urtheilen oder denken, und das Reſultat derſelben der *Gedanke*.

Ehe wir im Raum einen Ort beſtimmen, giebt es überhaupt keinen Raum für uns; aber ohne den abſoluten Raum würden wir nimmermehr einen Ort beſtimmen. Eben ſo mit der Zeit. Ehe wir den Augenblick haben, giebt es überhaupt keine Zeit für uns; aber ohne die ewige Zeit würden wir nie eine Vorſtellung des Augenblicks haben. Wir gelangen alſo freylich nur durch den Theil zum Ganzen, nur durch die Grenze zum Unbegrenzten, nur durch Leiden zur Thätigkeit; aber wir gelangen auch nur durch das Ganze zum Theil, nur durch das Unbegrenzte zur Grenze, nur durch die Thätigkeit zum Leiden.

Wenn nun alſo von dem Schönen behauptet wird, daß es dem Menſchen einen Uebergang vom Empfinden zum Denken bahne, ſo iſt dieß keineswegs ſo zu verſtehen, als ob durch das Schöne die Kluft könnte ausgefüllt werden, die das Empfinden vom Denken, die das Leiden von der Thätigkeit trennt; dieſe Kluft iſt unendlich, und ohne Dazwiſchenkunft eines neuen und ſelbſtſtändigen Vermögens kann aus dem Einzelnen in Ewigkeit nichts Allgemeines, kann aus dem Zufälligen nichts Nothwendiges, aus dem Augenblicklichen nichts Beſtändiges werden. Der Gedanke iſt die unmittelbare Handlung dieſes abſoluten Vermögens, welches zwar durch die Sinne veranlaßt werden muß, ſich zu äußern, in ſeiner Aeuſſerung ſelbſt aber ſo wenig von der Sinnlichkeit abhängt, daß es ſich vielmehr nur durch Entgegenſetzung gegen dieſelbe verkündiget. Die Selbſtſtändigkeit, mit der es handelt, ſchließt jede fremde Einwirkung aus, und nicht in ſo fern ſie beym Denken hilft, (welches einen offenbaren Widerſpruch enthält) bloß in ſo fern ſie den Denkkräften Freyheit verſchaft, ihren eigenen Geſetzen gemäß ſich zu äuſſern, kann die Schönheit ein Mittel werden, den Menſchen von der Materie zur Form, von Empfindungen zu Geſetzen, von einem beſchränkten zu einem abſoluten Daſeyn zu führen.

Dieß aber ſetzt voraus, daß die Freyheit der Denkkräfte gehemmt werden könne, welches mit dem Begriff eines ſelbſtſtändigen Vermögens zu ſtreiten ſcheint. Ein Vermögen nehmlich, welches von auſſen nichts als den Stoff ſeines Wirkens empfängt, kann nur durch Entziehung des Stoffes, alſo nur negativ an ſeinem Wirken gehindert werden, und es heißt die Natur eines Geiſtes verkennen, wenn man den ſinnlichen Paſſionen eine Macht beylegt, die Freyheit des Gemüths poſitiv unterdrücken zu können. Zwar ſtellt die Erfahrung Beyſpiele in Menge auf, wo die Vernunftkräfte in demſelben Maaß unterdrükt erſcheinen, als die ſinnlichen Kräfte feuriger wirken, aber anſtatt jene Geiſtesſchwäche von der Stärke des Affekts abzuleiten, muß man vielmehr dieſe überwiegende Stärke des Affekts durch jene Schwäche des Geiſtes erklären; denn die Sinne können nicht anders eine Macht gegen den Menſchen vorſtellen, als inſofern der Geiſt frey unterlaſſen hat, ſich als eine ſolche zu beweiſen.

Indem ich aber durch dieſe Erklärung einem Einwurfe zu begegnen ſuche, habe ich mich, wie es ſcheint, in einen andern verwickelt, und die Selbſtſtändigkeit des Gemüths nur auf Koſten ſeiner Einheit gerettet. Denn wie kann das Gemüth aus ſich ſelbſt zugleich Gründe der Nichtthätigkeit und der Thätigkeit nehmen, wenn es nicht ſelbſt getheilt, wenn es nicht ſich ſelbſt entgegengeſetzt iſt?

Hier müſſen wir uns nun erinnern, daß wir den endlichen, nicht den unendlichen Geiſt vor uns haben. Der endliche Geiſt iſt derjenige, der nicht anders, als durch Leiden thätig wird, nur durch Schranken zum Abſoluten gelangt, nur inſofern er Stoff empfängt, handelt und bildet. Ein ſolcher Geiſt wird alſo mit dem Triebe nach Form oder nach dem Abſoluten einen Trieb nach Stoff oder nach Schranken verbinden, als welche die Bedingungen ſind, ohne welche er den erſten Trieb weder haben noch befriedigen könnte. In wiefern in demſelben Weſen zwey ſo entgegengeſetzte Tendenzen zuſammen beſtehen können, iſt eine Aufgabe, die zwar den

Metaphyſiker, aber nicht den Tranſcendentalphiloſophen in Verlegenheit ſetzen kann. Dieſer giebt ſich keineswegs dafür aus, die Möglichkeit der Dinge zu erklären, ſondern begnügt ſich, die Kenntniſſe feſtzuſetzen, aus welchen die Möglichkeit der Erfahrung begriffen wird. Und da nun Erfahrung eben ſo wenig ohne jene Entgegenſetzung im Gemüthe als ohne die abſolute Einheit deſſelben möglich wäre, ſo ſtellt er beyde Begriffe mit vollkommner Befugniß als gleich nothwendige Bedingungen der Erfahrung auf, ohne ſich weiter um ihre Vereinbarkeit zu bekümmern. Dieſe Innwohnung zweyer Grundtriebe widerſpricht übrigens auf keine Weiſe der abſoluten Einheit des Geiſtes, ſobald man nur von beyden Trieben *ihn ſelbſt* unterſcheidet. Beyde Triebe exiſtiren und wirken zwar *in ihm*, aber Er ſelbſt iſt weder Materie noch Form, weder Sinnlichkeit noch Vernunft, welches diejenigen, die den menſchlichen Geiſt nur da ſelbſt handeln laſſen, wo ſein Verfahren mit der Vernunft übereinſtimmt, und wo dieſes der Vernunft widerſpricht, ihn bloß für paßiv erklären, nicht immer bedacht zu haben ſcheinen.

Jeder dieſer beyden Grundtriebe ſtrebt, ſobald er zur Entwicklung gekommen, ſeiner Natur nach und nothwendig nach Befriedigung, aber eben darum, weil beyde nothwendig und beyde doch nach entgegengeſetzten Objekten ſtreben, ſo hebt dieſe doppelte Nöthigung ſich gegenſeitig auf, und der Wille behauptet eine vollkommene Freyheit zwiſchen beyden. Der Wille iſt es alſo, der ſich gegen beyde Triebe als eine *Macht* (als Grund der Wirklichkeit) verhält, aber keiner von beyden kann ſich für ſich ſelbſt, als eine Macht gegen den andern verhalten.

Louiſe. Gift! Gift! O mein Herrgott!

Ferdinand. So fürcht' ich. Deine Limonade war in der Hölle gewürzt. Du haſt ſie dem Tod zugetrunken.

Louiſe. Sterben! Sterben! Gott! Allbarmherziger! Gift in der Limonade und ſterben. — O meiner Seele erbarme dich, Gott der Erbarmer!

Ferdinand. Das iſt die Hauptſache. Ich bitt' ihn auch darum.

Louiſe. Und meine Mutter — mein Vater — Heiland der Welt! Mein armer, verlorner Vater! Iſt keine Rettung mehr? Mein junges Leben und keine Rettung! Und muß ich jetzt ſchon dahin?

Ferdinand. Keine Rettung, mußt jetzt ſchon dahin — aber ſey ruhig. Wir machen die Reiſe zuſammen.

Louiſe. Ferdinand, auch du! Gift, Ferdinand! Von dir? O Gott, vergib es ihm — Gott der Gnade, nimm die Sünde von ihm —

Ferdinand. Sieh du nach *deinen* Rechnungen — Ich fürchte, ſie ſtehen übel.

Louiſe. Ferdinand! Ferdinand! — O — Nun kann ich nicht mehr ſchweigen. — Der Tod — der Tod hebt alle Eide auf. — Ferdinand! — Himmel und Erde hat nichts Unglückſeligeres als dich! — Ich ſterbe unſchuldig, Ferdinand!

Ferdinand (erſchrocken). Was ſagt ſie da? — Eine Lüge pflegt man doch ſonſt nicht auf *dieſe* Reiſe zu nehmen?

Louiſe. Ich lüge nicht — lüge nicht — hab' nur *einmal* gelogen mein Lebenlang. — Hu! wie das

Univ. Bibl.

Durch den poſitivſten Antrieb zur Gerechtigkeit, woran es ihm keineswegs mangelt, wird der Gewaltthätige nicht vom Unrecht abgehalten, und durch die lebhafteſte Verſuchung zum Genuß der Starkmüthige nicht zum Bruch ſeiner Grundſätze gebracht. Es giebt in dem Menſchen keine andere Macht, als ſeinen Willen, und nur was den Menſchen aufhebt, der Tod und jeder Raub des Bewußtſeyns, kann die innere Freyheit aufheben.

Auf dem Willen beruht es alſo, ob der Sachtrieb, ob der Formtrieb befriedigt werden ſoll. Aber, was wohl zu bemerken iſt, nicht, daß wir empfinden, ſondern daß die Empfindung beſtimmend werde, — nicht, daß wir zum Selbſtbewußtſeyn gelangen, ſondern, daß die reine Selbſtheit beſtimmend werde, hängt von dem Willen ab. Der Wille äuſſert ſich nicht eher, als nachdem die Triebe gewirkt haben, und dieſe erwachen erſt, wenn ihre beyden Objekte, Empfindung und Selbſtbewußtſeyn, gegeben ſind. Dieſe müſſen alſo nothwendig erſt da ſeyn, bevor der Wille ſich äuſſert, und können folglich nicht durch den Willen da ſeyn.

Eine Nothwendigkeit außer uns beſtimmt unſern Zuſtand, unſer Daſeyn in der Zeit vermittelſt der Sinnenempfindung. Dieſe iſt ganz unwillkührlich und ſo wie auf uns gewirkt wird, müſſen wir leiden. Eben ſo eröffnet eine Nothwendigkeit in uns unſre Perſönlichkeit, auf Veranlaſſung jener Sinnenempfindung, und durch Entgegenſetzung gegen dieſelbe; denn das Selbſtbewußtſeyn kann von dem Willen, der es vorausſetzt, nicht abhangen. Dieſe urſprüngliche Verkündigung der Perſönlichkeit iſt nicht unſer Verdienſt, und der Mangel derſelden nicht unſer Fehler. Nur von demjenigen, der ſich bewußt iſt, wird Vernunft, das heißt, abſolute Conſequenz und Univerſalität des Bewußtſeyns gefodert; vorher iſt er nicht Menſch, und kein Akt der Menſchheit kann von ihm erwartet werden. So wenig nun der Metaphyſiker ſich die Schranken erklären kann, die der freye und ſelbſtſtändige Geiſt durch die Empfindung erleidet, ſo wenig begreift der Phyſiker die Unendlichkeit, die ſich auf Veranlaſſung dieſer Schranken in der Perſönlichkeit offenbart. Weder Abſtraktion noch Erfahrung leiten uns bis zu der Quelle zurük, aus der unſre Begriffe von Allgemeinheit und Nothwendigkeit fließen; ihre frühe Erſcheinung in der Zeit entzieht ſie dem Beobachter, und ihr überſinnlicher Urſprung dem metaphyſiſchen Forſcher. Aber genug, das Selbſtbewußtſeyn iſt da, und zugleich mit der unveränderlichen Einheit deſſelben iſt das Geſetz der Einheit für alles, was für den Menſchen iſt, und für alles, was durch ihn werden ſoll, für ſein Erkennen und Handeln aufgeſtellt. Unentfliehbar, unverfälſchbar, unbegreiflich, eine Theophanie, wenn es jemals eine gab, ſtellen die Begriffe von Wahrheit und Recht ſchon im Alter der Sinnlichkeit ſich dar, und ohne daß man zu ſagen wüßte, woher und wie es entſtand, bemerkt man das Ewige in der Zeit, und das Nothwendige im Gefolge des Zufalls. So entſpringen Empfindung und Selbſtbewußtſeyn, völlig ohne Zuthun des Subjekts, und beyder Urſprung liegt eben ſowohl jenſeits unſeres Willens, als er jenſeits unſeres Erkenntnißkreiſes liegt.

Sind aber beyde wirklich, und hat der Menſch, vermittelſt der Empfindung, die Erfahrung einer beſtimmten

Exiſtenz, hat er durch das Selbſtbewußtſeyn die Erfahrung ſeiner abſoluten Exiſtenz gemacht, ſo werden mit ihren Gegenſtänden auch ſeine beyden Grundtriebe rege. Der ſinnliche Trieb erwacht mit der Erfahrung des Lebens (mit dem Anfang des Individuums), der vernünftige mit der Erfahrung des Geſetzes (mit dem Anfang der Perſönlichkeit) und jetzt erſt, nachdem beyde zum Daſeyn gekommen, iſt ſeine Menſchheit aufgebaut. Biß dieß geſchehen iſt, erfolgt alles in ihm nach dem Geſetz der Nothwendigkeit; jetzt aber verläßt ihn die Hand der Natur und es iſt ſeine Sache, die Menſchheit zu behaupten, welche jene in ihm anlegte und eröffnete. Sobald nehmlich zwey entgegengeſetzte Grundtriebe in ihm thätig ſind, ſo verlieren beyde ihre Nöthigung, und die Entgegenſetzung zweyer Nothwendigkeiten giebt der Freyheit den Urſprung.

Um aller Mißdeutung vorzubeugen, bemerke ich, daß, ſo oft hier von Freyheit die Rede iſt, nicht diejenige gemeynt iſt, die dem Menſchen, als Intelligenz betrachtet, nothwendig zukommt, und ihm weder gegeben noch genommen werden kann, ſondern diejenige, welche ſich auf ſeine gemiſchte Natur gründet. Dadurch daß der Menſch überhaupt nur vernünftig handelt, beweißt er eine Freyheit der erſten Art, dadurch, daß er in den Schranken des Stoffes vernünftig, und unter Geſetzen der Vernunft materiell handelt, beweißt er eine Freyheit der zweyten Art. Man könnte die letztere ſchlechtweg durch eine natürliche Möglichkeit der erſtern erklären.

Zwanzigſter Brief.

Daß auf die Freyheit nicht gewirkt werden könne, ergiebt ſich ſchon aus ihrem bloßen Begriff; daß aber die Freyheit ſelbſt eine Wirkung der Natur (dieſes Wort in ſeinem weiteſten Sinne genommen) kein Werk des Menſchen ſey, daß ſie alſo auch durch natürliche Mittel befördert und gehemmt werden könne, folgt gleich nothwendig aus dem vorigen. Sie nimmt ihren Anfang erſt, wenn der Menſch vollſtändig iſt, und ſeine beyden Grundtriebe ſich entwickelt haben; ſie muß alſo fehlen, ſo lang er unvollſtändig und einer von beyden Trieben ausgeſchloſſen iſt, und muß durch alles das, was ihm ſeine Vollſtändigkeit zurückgiebt, wieder hergeſtellt werden können.

Nun läßt ſich wirklich, ſowohl in der ganzen Gattung als in dem einzelnen Menſchen, ein Moment aufzeigen, in welchem der Menſch noch nicht vollſtändig und einer von beyden Trieben ausſchließend in ihm thätig iſt. Wir wiſſen, daß er anfängt mit bloßem Leben, um zu endigen mit Form; daß er früher Individuum als Perſon iſt, daß er von den Schranken aus zur Unendlichkeit geht. Der ſinnliche Trieb kommt alſo früher als der vernünftige zur Wirkung, weil die Empfindung dem Bewußtſeyn vorhergeht, und in dieſer Priorität des Sachtriebes finden wir den Aufſchluß zu der ganzen Geſchichte der menſchlichen Freyheit.

Denn es giebt nun einen Moment, wo der Lebenstrieb, weil ihm der Formtrieb noch nicht entgegenwirkt, als Natur und als Nothwendigkeit handelt; wo die Sinnlichkeit eine Macht iſt, weil der Menſch noch nicht angefangen; denn in dem Menſchen ſelbſt kann es keine andere Macht als den Willen geben. Aber im Zuſtand des Denkens, zu welchem der Menſch jetzt übergehen ſoll, ſoll gerade umgekehrt die Vernunft eine Macht ſeyn, und eine logiſche oder moraliſche Nothwendigkeit ſoll an die Stelle jener phyſiſchen treten. Jene Macht der Empfindung muß alſo vernichtet werden, ehe das Geſetz dazu erhoben werden kann. Es iſt alſo nicht damit gethan, daß etwas anfange, was noch nicht war; es muß zuvor etwas aufhören, welches war. Der Menſch kann nicht unmittelbar vom Empfinden zum Denken übergehen; er muß *einen Schritt zurückthun*, weil nur, indem eine Determination wieder aufgehoben wird, die entgegengeſetzte eintreten kann. Er muß alſo, um Leiden mit Selbſtthätigkeit, um eine paſſive Beſtimmung mit einer aktiven zu vertauſchen, augenblicklich *von aller Beſtimmung frey ſeyn*, und einen Zuſtand der bloßen Beſtimmbarkeit durchlaufen, weil man, um von Minus zu Plus fortzuſchreiten, durch Null den Weg nehmen muß. Mithin muß er, auf gewiße Weiſe zu jenem negativen Zuſtand der bloßen Beſtimmungsloſigkeit zurückkehren, in welchem er ſich befand, ehe noch irgend etwas auf ſeinen Sinn einen Eindruck machte. Jener Zuſtand aber war an Innhalt völlig leer, und jetzt kommt es darauf an, eine gleiche Beſtimmungsloſigkeit, und eine gleich unbegrenzte Beſtimmbarkeit mit dem größtmöglichen Gehalt zu vereinbaren, weil unmittelbar aus dieſem Zuſtand etwas poſitives erfolgen ſoll. Die Beſtimmung, die er durch Senſation empfangen, muß alſo feſtgehalten werden, weil er die Realität nicht verlieren darf, zugleich aber muß ſie, inſofern ſie Begrenzung iſt, aufgehoben werden, weil eine unbegrenzte Beſtimmbarkeit ſtatt finden ſoll. Die Aufgabe iſt alſo, die Determination des Zuſtandes zugleich zu vernichten und beyzubehalten, welches nur auf die einzige Art möglich iſt, daß man ihr eine andere entgegenſetzt. Die Schalen einer Wage ſtehen gleich, wenn ſie leer ſind; ſie ſtehen aber auch gleich, wenn ſie gleiche Gewichte enthalten.

Das Gemüth geht alſo von der Empfindung zum Gedanken durch eine mittlere Stimmung über, in welcher Sinnlichkeit und Vernunft zugleich thätig ſind, eben deswegen aber ihre beſtimmende Gewalt gegenſeitig aufheben, und durch eine Entgegenſetzung eine Negation bewirken. Dieſe mittlere Stimmung, in welcher das Gemüth weder phyſiſch noch moraliſch genöthigt, und doch auf beyde Art thätig iſt, verdient vorzugsweiſe eine freye Stimmung zu heißen, und wenn man den Zuſtand ſinnlicher Beſtimmung den phyſiſchen, den Zuſtand vernünftiger Beſtimmung aber den logiſchen und moraliſchen nennt, ſo muß man dieſen Zuſtand der realen und aktiven Beſtimmbarkeit den aeſthetiſchen heißen.

Für Leſer, denen die reine Bedeutung dieſes durch Unwiſſenheit ſo ſehr gemißbrauchten Wortes nicht ganz geläufig iſt, mag folgendes zur Erklärung dienen. Alle Dinge, die irgend in der Erſcheinung vorkommen können, laſſen ſich unter vier verſchiedenen Beziehungen denken. Eine Sache kann ſich unmittelbar auf unſern ſinnlichen Zuſtand (unſer Daſeyn und Wohlſeyn) beziehen; das iſt ihre phyſiſche

Beſchaffenheit. Oder ſie kann ſich auf den Verſtand beziehen, und uns eine Erkenntniß verſchaffen; das iſt ihre logiſche Beſchaffenheit. Oder ſie kann ſich auf unſern Willen beziehen, und als ein Gegenſtand der Wahl für ein vernünftiges Weſen betrachtet werden; das iſt ihre moraliſche Beſchaffenheit. Oder endlich ſie kann ſich auf das Ganze unſrer verſchiedenen Kräfte beziehen, ohne für eine einzelne derſelben ein beſtimmtes Objekt zu ſeyn, das iſt ihre aeſthetiſche Beſchaffenheit. Ein Menſch kann uns durch ſeine Dienſtfertigkeit angenehm ſeyn; er kann uns durch ſeine Unterhaltung zu denken geben; er kann uns durch ſeinen Charakter Achtung einflößen; endlich kann er uns aber auch, unabhängig von dieſem allen und ohne daß wir bey ſeiner Beurtheilung weder auf irgend ein Geſetz, noch auf irgend einen Zwek Rükſicht nehmen, in der bloßen Betrachtung und durch ſeine bloße Erſcheinungsart gefallen. In dieſer letztern Qualität beurtheilen wir ihn aeſthetiſch. So giebt es eine Erziehung zur Geſundheit, eine Erziehung zur Einſicht, eine Erziehung zur Sittlichkeit, eine Erziehung zum Geſchmack und zur Schönheit. Dieſe letztere hat zur Abſicht das Ganze unſrer ſinnlichen und geiſtigen Kräfte in möglichſter Harmonie auszubilden. Weil man indeſſen von einem falſchen Geſchmack verführt, und durch ein falſches Raiſonnement noch mehr in dieſem Irrthum beveſtigt, den Begriff des Willkührlichen in den Begriff des Aeſthetiſchen gerne mit aufnimmt, ſo merke ich hier zum Ueberfluß noch an (obgleich dieſe Briefe über aeſthetiſche Erziehung faſt mit nichts anderm umgehen, als jenen Irrthum zu widerlegen) daß das Gemüth im aeſthetiſchen Zuſtande zwar frey und im höchſten Grade frey von allem Zwang, aber keineswegs frey von Geſetzen handelt, und daß dieſe aeſthetiſche Freyheit ſich von der logiſchen Nothwendigkeit beym Denken und von der moraliſchen Nothwendigkeit beym Wollen nur dadurch unterſcheidet, daß die Geſetze, nach denen das Gemüth dabey verfährt, nicht vorgeſtellt werden und weil ſie keinen Widerſtand finden, nicht als Nöthigung erſcheinen.

Ein und zwanzigſter Brief.

Es giebt, wie ich am Anfange des vorigen Briefs bemerkte, einen doppelten Zuſtand der Beſtimmbarkeit und einen doppelten Zuſtand der Beſtimmung. Jetzt kann ich dieſen Satz deutlich machen.

Das Gemüth iſt beſtimmbar, bloß inſofern es überhaupt nicht beſtimmt iſt; es iſt aber auch beſtimmbar, inſofern es nicht ausſchließend beſtimmt d. h. bey ſeiner Beſtimmung nicht beſchränkt iſt. Jenes iſt bloße Beſtimmungsloſigkeit (es iſt ohne Schranken, weil es ohne Realität iſt); dieſes iſt die aeſthetiſche Beſtimmbarkeit (es hat keine Schranken, weil es alle Realität vereinigt).

Das Gemüth iſt beſtimmt, inſofern es überhaupt nur beſchränkt iſt; es iſt aber auch beſtimmt, inſofern es ſich ſelbſt aus eigenem abſoluten Vermögen beſchränkt. In dem erſten Falle befindet es ſich, wenn es empfindet, in dem zweyten, wenn es denkt. Was alſo das Denken in Rükſicht auf Beſtimmung iſt, das iſt die aeſthetiſche Verfaſſung in Rükſicht auf Beſtimmbarkeit; jenes iſt Beſchränkung aus innerer unendlicher Kraft, dieſe iſt eine Negation aus innerer unendlicher Fülle. So wie Empfinden und Denken einander in dem einzigen Punkt berühren, daß in beyden Zuſtänden das Gemüth determinirt, daß der Menſch ausſchließungsweiſe Etwas — entweder Individuum oder Perſon — iſt, ſonſt aber ſich ins Unendliche von einander entfernen; gerade ſo trift die aeſthetiſche Beſtimmbarkeit mit der bloſſen Beſtimmungsloſigkeit in dem einzigen Punkt überein, daß beyde jedes beſtimmte Daſeyn ausſchließen, indem ſie in allen übrigen Punkten wie Nichts und Alles, mithin unendlich verſchieden ſind. Wenn alſo die letztere, die Beſtimmungsloſigkeit aus Mangel, als eine leere Unendlichkeit vorgeſtellt wurde, ſo muß die aeſthetiſche Beſtimmungsfreyheit, welche das reale Gegenſtück derſelben iſt, als eine erfüllte Unendlichkeit betrachtet werden; eine Vorſtellung, welche mit demjenigen, was die vorhergehenden Unterſuchungen lehren, aufs genaueſte zuſammentrifft. *

In dem aeſthetiſchen Zuſtande iſt der Menſch alſo Null, inſofern man auf ein einzelnes Reſultat, nicht auf das ganze Vermögen achtet, und den Mangel jeder beſondern Determination in ihm in Betrachtung zieht. Daher muß man denjenigen vollkommen Recht geben, welche das Schöne und die Stimmung, in die es unſer Gemüth verſetzt, in Rückſicht auf Erkenntniß und Geſinnung für völlig indifferent und unfruchtbar erklären. Sie haben vollkommen Recht, denn die Schönheit giebt ſchlechterdings kein einzelnes Reſultat weder für den Verſtand noch für den Willen, ſie führt keinen einzelnen weder intellektuellen, noch moraliſchen Zweck aus, ſie findet keine einzige Wahrheit, hilft uns keine einzige Pflicht erfüllen, und iſt, mit einem Worte, gleich ungeſchickt, den Charakter zu gründen und den Kopf aufzuklären. Die Schönheit iſt Natur, und ſowohl ſeine Begriffe als ſeine Entſchließungen kann der

---

* Man ſehe den vierzehenten und fünfzehenten Brief im zweyten Stück der Horen.

eiskalt durch meine Adern ſchauert — — als ich den Brief ſchrieb an den Hofmarſchall —

Ferdinand. Ha! dieſer Brief! — Gottlob! Jetzt hab' ich all meine Mannheit wieder.

Louiſe (ihre Zunge wird ſchwerer, ihre Finger fangen an gichteriſch zu zucken). Dieſer Brief — Faſſe dich, ein entſetzliches Wort zu hören — Meine Hand ſchrieb, was mein Herz verdammte — dein Vater hat ihn diktirt.

Ferdinand (ſtarr und einer Bildſäule gleich, in langer todter Pauſe hingewurzelt, fällt endlich wie von einem Donnerſchlag nieder).

Louiſe. O des kläglichen Mißverſtands — Ferdinand — man zwang mich — vergib — deine Louiſe hätte den Tod vorgezogen — aber mein Vater — die Gefahr — ſie machten es liſtig.

Ferdinand (ſchrecklich emporgeworfen). Gelobet ſey Gott! noch ſpür' ich das Gift nicht. (Er reißt den Degen heraus.)

Louiſe (von Schwäche zu Schwäche ſinkend). Weh! Was beginnſt du? Es iſt dein Vater —

Ferdinand (im Ausdruck der unbändigſten Wuth). Mörder und Mördervater! — Mit muß er, daß der Richter der Welt nur den Schuldigen ſtrafe. (Will hinaus.)

Louiſe. Sterbend vergab mein Erlöſer — Heil über dich und ihn. (Sie ſtirbt.)

Ferdinand (kehrt ſchnell um, wird ihre letzten ſterbenden Bewegungen gewahr und fällt in Schmerz aufgelöst vor der Todten nieder). Halt! Halt! Entſpringe mir nicht, Engel des Himmels! (Er faßt ihre Hand an und läßt ſie ſchnell wieder fallen.) Kalt, kalt und feucht! Ihre Seele iſt dahin.

Menſch nur ſich ſelbſt zu verdanken haben. Durch die aeſthetiſche Kultur bleibt alſo der perſönliche Werth eines Menſchen, oder ſeine Würde, inſofern dieſe nur von ihm ſelbſt abhängen kann, noch völlig unbeſtimmt, und es iſt weiter nichts erreicht, als daß es ihm nunmehr, von Natur wegen möglich gemacht iſt, aus ſich ſelbſt zu machen, was er will — daß ihm die Freyheit, zu ſeyn, was er ſeyn ſoll, vollkommen zurückgegeben iſt.

Eben dadurch aber iſt etwas unendliches erreicht. Denn ſobald wir uns erinnern, daß ihm durch die einſeitige Nöthigung der Natur beym Empfinden, und durch die ausſchließende Geſetzgebung der Vernunft beym Denken gerade dieſe Freyheit entzogen wurde, ſo müſſen wir das Vermögen, welches ihm in der aeſthetiſchen Stimmung zurückgegeben wird, als die höchſte aller Schenkungen, als die Schenkung der Menſchheit betrachten. Freylich beſitzt er dieſe Menſchheit der Anlage nach ſchon vor jedem beſtimmten Zuſtand, in den er kommen kann, aber der That nach verliert er ſie mit jedem beſtimmten Zuſtand, in den er kommt, und ſie muß ihm, wenn er zu einem entgegengeſetzten ſoll übergehen können, jedesmal aufs neue durch das aeſthetiſche Leben zurückgegeben werden.[*]

---

[*] Zwar läßt die Schnelligkeit, mit welcher gewiſſe Charaktere von Empfindungen zu Gedanken, und zu Entſchließungen übergehen, die aeſthetiſche Stimmung, welche ſie in dieſer Zeit nothwendig durchlaufen müſſen, kaum oder gar nicht bemerkbar werden. Solche Gemüther können den Zuſtand der Beſtimmungsloſigkeit nicht lang ertragen, und

Es iſt alſo nicht bloß poetiſch erlaubt, ſondern auch philoſophiſch richtig, wenn man die Schönheit unſre zweyte Schöpferin nennt. Denn ob ſie uns gleich die Menſchheit bloß möglich macht, und es im übrigen unſerm freyen Willen anheim ſtellt, in wie weit wir ſie wirklich machen wollen, ſo hat ſie dieſes ja mit unſrer urſprünglichen Schöpferin, der Natur, gemein, die uns gleichfalls nichts weiter, als das Vermögen zur Menſchheit ertheilte, den Gebrauch deſſelben aber auf unſere eigene Willensbeſtimmung ankommen läßt.

dringen ungeduldig auf ein Reſultat, welches ſie in dem Zuſtand aeſthetiſcher Unbegrenztheit nicht finden. Dahingegen breitet ſich bey andern, welche ihren Genuß mehr in das Gefühl des ganzen Vermögens, als einer einzelnen Handlung deſſelben ſetzen, der aeſthetiſche Zuſtand in eine weit größere Fläche aus. So ſehr die erſten ſich vor der Leerheit fürchten, ſo wenig können die letzten Beſchränkung ertragen. Ich brauche kaum zu erinnern, daß die erſten fürs Detail und für ſubalterne Geſchäfte, die letzten, vorausgeſetzt daß ſie mit dieſem Vermögen zugleich Realität vereinigen, fürs Ganze und zu groſſen Rollen gebohren ſind.

Zwey und zwanzigſter Brief.

Wenn alſo die aeſthetiſche Stimmung des Gemüths in Einer Rückſicht als *Null* betrachtet werden muß, ſobald man nehmlich ſein Augenmerk auf einzelne und beſtimmte Wirkungen richtet, ſo iſt ſie in anderer Rückſicht wieder als ein Zuſtand *der höchſten Realität* anzuſehen, inſofern man dabey auf die Abweſenheit aller Schranken, und auf die Summe der Kräfte achtet, die in derſelben gemeinſchaftlich thätig ſind. Man kann alſo denjenigen eben ſo wenig Unrecht geben, die den aeſthetiſchen Zuſtand für den fruchtbarſten in Rückſicht auf Erkenntniß und Moralität erklären. Sie haben vollkommen recht, denn eine Gemüthsſtimmung, welche das Ganze der Menſchheit in ſich begreift, muß nothwendig auch jede einzelne Aeuſerung derſelben, dem Vermögen nach in ſich ſchlieſſen; eine Gemüthsſtimmung, welche von dem Ganzen der menſchlichen Natur alle Schranken entfernt, muß dieſe nothwendig auch von jeder einzelnen Aeuſerung derſelben entfernen. Eben deswegen, weil ſie keine einzelne Funktion der Menſchheit ausſchließend in Schutz nimmt, ſo iſt ſie einer jeden ohne Unterſchied günſtig, und ſie begünſtigt ja nur deswegen keine einzelne vorzugsweiſe, weil ſie der Grund der Möglichkeit von allen iſt. Alle andere Uebungen geben dem Gemüth irgend ein beſondres Geſchick, aber ſetzen ihm dafür auch eine beſondere Grenze; die aeſthetiſche allein führt zum Unbegrenzten. Jeder andere Zuſtand, in den wir kommen können, weißt uns auf einen vorhergehenden zurük und bedarf zu ſeiner Auflöſung eines folgenden; nur der aeſthetiſche iſt ein

Ganzes in ſich ſelbſt, da er alle Bedingungen ſeines Urſprungs und ſeiner Fortdauer in ſich vereinigt. Hier allein fühlen wir uns wie aus der Zeit geriſſen; und unſre Menſchheit äuſert ſich mit einer Reinheit und Integrität, als hätte ſie von der Einwirkung äuſerer Kräfte noch keinen Abbruch erfahren.

Was unſern Sinnen in der unmittelbaren Empfindung ſchmeichelt, das öfnet unſer weiches und bewegliches Gemüth jedem Eindruck, aber macht uns auch in demſelben Grad zur Anſtrengung weniger tüchtig. Was unſre Denkkräfte anſpannt und zu abgezogenen Begriffen einladet, das ſtärkt unſern Geiſt zu jeder Art des Widerſtandes, aber verhärtet ihn auch in demſelben Verhältniß, und raubt uns eben ſo viel an Empfänglichkeit, als es uns zu einer gröſſern Selbſtthätigkeit verhilft. Eben deswegen führt auch das eine wie das andre zuletzt nothwendig zur Erſchöpfung, weil der Stoff nicht lange der bildenden Kraft, weil die Kraft nicht lange des bildſamen Stoffes entrathen kann. Haben wir uns hingegen dem Genuß ächter Schönheit dahin gegeben, ſo ſind wir in einem ſolchen Augenblick unſrer leidenden und thätigen Kräfte in gleichem Grad Meiſter und mit gleicher Leichtigkeit werden wir uns zum Ernſt und zum Spiele, zur Ruhe und zur Bewegung, zur Nachgiebigkeit und zum Widerſtand, zum abſtrakten Denken und zur Anſchauung wenden.

Dieſe hohe Gleichmüthigkeit und Freyheit des Geiſtes, mit Kraft und Rüſtigkeit verbunden, iſt die Stimmung, in der uns ein ächtes Kunſtwerk entlaſſen ſoll, und es giebt keinen ſicherern Probierſtein der wahren äſthetiſchen Güte. Finden wir uns nach einem Genuß dieſer Art zu irgend einer beſondern Empfindungsweiſe oder Handlungsweiſe vorzugsweiſe aufgelegt, zu einer andern hingegen ungeſchickt und verdroſſen, ſo dient dieß zu einem untrüglichen Beweiſe, daß wir keine rein äſthetiſche Wirkung erfahren haben; es ſey nun, daß es an dem Gegenſtand, oder an unſerer Empfindungsweiſe oder (wie faſt immer der Fall iſt) an beiden zugleich gelegen habe.

Da in der Wirklichkeit keine rein äſthetiſche Wirkung anzutreffen iſt, (denn der Menſch kann nie aus der Abhängigkeit der Kräfte treten) ſo kann die Vortreflichkeit eines Kunſtwerks bloß in ſeiner größern Annäherung zu jenem Ideale äſthetiſcher Reinigkeit beſtehen, und bey aller Freyheit, zu der man es ſteigern mag, werden wir es doch immer in einer beſondern Stimmung und mit einer eigenthümlichen Richtung verlaſſen. Je allgemeiner nun die Stimmung, und je weniger eingeſchränkt die Richtung iſt, welche unſerm Gemüth durch eine beſtimmte Gattung der Künſte und durch ein beſtimmtes Produkt aus derſelben gegeben wird, deſto edler iſt jene Gattung und deſto vortreflicher ein ſolches Produkt. Man kann dieß mit Werken aus verſchiedenen Künſten und mit verſchiedenen Werken der nehmlichen Kunſt verſuchen. Wir verlaſſen eine ſchöne Muſik mit reger Empfindung, ein ſchönes Gedicht mit belebter Einbildungskraft, ein ſchönes Bildwerk und Gebäude mit aufgewecktem Verſtand; wer uns aber unmittelbar nach einem hohen muſikaliſchen Genuß zu abgezogenem Denken einladen, unmittelbar nach einem hohen poetiſchen Genuß in einem abgemeſſenen Geſchäft des gemeinen Lebens gebrauchen, unmittelbar nach Betrachtung ſchöner Mahlereyen und Bildhauerwerke unſre Einbildungskraft erhitzen, und unſer Gefühl überraſchen wollte, der würde ſeine Zeit nicht gut wählen. Die Urſache iſt, weil auch die geiſtreichſte Muſik *durch ihre Materie* noch immer in einer gröſern Affinität zu den Sinnen ſteht, als die wahre äſthetiſche Freyheit duldet, weil auch das glücklichſte Gedicht von dem willkührlichen und zufälligen Spiele der Imagination, *als ſeines Mediums*, noch immer mehr participiert, als die innere Nothwendigkeit des wahrhaft Schönen verſtattet, weil auch das treflichſte Bildwerk und dieſes vielleicht am meiſten, *durch die Beſtimmtheit ſeines Begriffs* an die ernſte Wiſſenſchaft grenzt. Indeſſen verlieren ſich dieſe beſondren Affinitäten mit jedem höhern Grade, den ein Werk aus dieſen drey Kunſtgattungen erreicht, und es iſt eine nothwendige und natürliche Folge ihrer Vollendung, daß, ohne Verrückung ihrer objektiven Grenzen, die verſchiedenen Künſte *in ihrer Wirkung auf das Gemüth* einander immer ähnlicher werden. Die Muſik in ihrer höchſten Veredlung muß Geſtalt werden, und mit der ruhigen Macht der Antike auf uns wirken; die bildende Kunſt in ihrer höchſten Vollendung muß Muſik werden und uns durch unmittelbare ſinnliche Gegenwart rühren; die Poeſie, in ihrer vollkommenſten Ausbildung muß uns, wie die Tonkunſt mächtig faſſen, zugleich aber, wie die Plaſtik, mit ruhiger Klarheit umgeben. Darinn eben zeigt ſich der vollkommene Styl in jeglicher Kunſt, daß er die ſpecifiſchen Schranken derſelben zu entfernen weiß, ohne doch ihre ſpecifiſchen Vorzüge mit aufzuheben, und durch eine weiſe Benutzung ihrer Eigenthümlichkeit ihr einen mehr allgemeinen Charakter ertheilt.

Und nicht bloß die Schranken, welche der ſpecifiſche Charakter ſeiner Kunſtgattung mit ſich bringt, auch diejenigen, welche dem beſondern Stoffe, den er bearbeitet, anhängig ſind, muß der Künſtler durch die Behandlung überwinden. In einem wahrhaft ſchönen Kunſtwerk ſoll der Inhalt nichts, die Form aber alles thun; denn durch die Form allein wird auf das Ganze des Menſchen, durch den Innhalt hingegen nur auf einzelne Kräfte gewirkt. Der Innhalt, wie erhaben und weitumfaſſend er auch ſey, wirkt alſo jederzeit einſchränkend auf den Geiſt, und nur von der Form iſt wahre äſthetiſche Freyheit zu erwarten. Darinn alſo beſteht das eigentliche Kunſtgeheimniß des Meiſters, *daß er den Stoff durch die Form vertilgt*; und je impoſanter, anmaßender, verführeriſcher der Stoff an ſich ſelbſt iſt, je eigenmächtiger derſelbe mit *ſeiner* Wirkung ſich vordrängt, oder je mehr der Betrachter geneigt iſt, ſich unmittelbar mit dem Stoff einzulaſſen, deſto triumphirender iſt die Kunſt, welche jenen zurückzwingt und über dieſen die Herrſchaft behauptet. Das Gemüth des Zuſchauers und Zuhörers muß völlig frey und unverletzt bleiben, es muß aus dem Zauberkreiſe des Künſtlers rein und vollkommen, wie aus den Händen des Schöpfers gehn. Der frivolſte Gegenſtand muß ſo behandelt werden, daß wir aufgelegt bleiben, unmittelbar von demſelben zu dem ſtrengſten Ernſte überzugehen. Der ernſteſte Stoff muß ſo behandelt werden, daß wir die Fähigkeit behalten, ihn unmittelbar mit dem leichteſten Spiele zu vertauſchen. Künſte des Affekts, dergleichen die Tragödie iſt, ſind kein Einwurf: denn *erſtlich* ſind es keine ganz freyen Künſte, da ſie unter der Dienſtbarkeit eines beſondern Zweckes (des Pathetiſchen) ſtehen, und *dann* wird wohl kein wahrer Kunſtkenner läugnen, daß Werke, auch ſelbſt aus dieſer Klaſſe, um ſo vollkommener ſind, je mehr ſie auch im höchſten Sturme des Affekts die Gemüthsfreyheit ſchonen. Eine ſchöne Kunſt der Leidenſchaft giebt es, aber eine ſchöne leidenſchaftliche Kunſt iſt ein Widerſpruch, denn der unausbleibliche Effekt des Schönen iſt Freyheit von Leidenſchaften. Nicht weniger widerſprechend iſt der Begriff einer ſchönen lehrenden (didaktiſchen) oder beſſernden (moraliſchen) Kunſt, denn nichts ſtreitet mehr mit dem Begriff der Schönheit, als dem Gemüth eine beſtimmte Tendenz zu geben.

Nicht immer beweißt es indeßen eine Formloſigkeit in dem Werke, wenn es bloß durch ſeinen Innhalt Effekt macht; es kann eben ſo oft von einem Mangel an Form in dem Beurtheiler zeugen. Iſt dieſer entweder zu geſpannt oder zu ſchlaff; iſt er gewohnt, entweder bloß mit dem Verſtand oder bloß mit den Sinnen aufzunehmen, ſo wird er ſich auch bey dem glücklichſten Ganzen nur an die Theile, und bey der ſchönſten Form nur an die Materie halten. Nur für das rohe *Element* empfänglich muß er die aeſthetiſche Organiſation eines Werks erſt zerſtören, ehe er einen Genuß daran findet, und das Einzelne ſorgfältig aufſcharren, das der Meiſter mit unendlicher Kunſt in der Harmonie des Ganzen verſchwinden machte. Sein Intereſſe daran iſt ſchlechterdings entweder moraliſch oder phyſiſch, nur gerade, was es ſeyn ſoll, äſthetiſch iſt es nicht. Solche Leſer genieſſen ein ernſthaftes und pathetiſches Gedicht, wie eine Predigt, und ein naives oder ſcherzhaftes, wie ein berauſchendes Getränk; und waren ſie geſchmacklos genung, von einer Tragödie und Epopee, wenn es auch eine Meſſiade wäre, Erbauung zu verlangen, ſo werden ſie an einem anacreontiſchen oder catulliſchen Lied unfehlbar ein Aergerniß nehmen.

Drey und zwanzigſter Brief.

Ich nehme den Faden meiner Unterſuchung wieder auf, den ich nur darum abgeriſſen habe, um von den aufgeſtellten Sätzen die Anwendung auf die ausübende Kunſt und auf die Beurtheilung ihrer Werke zu machen.

Der Uebergang von dem leidenden Zuſtande des Empfindens zu dem thätigen des Denkens und Wollens geſchieht alſo nicht anders, als durch einen mittleren Zuſtand äſthetiſcher Freyheit, und obgleich dieſer Zuſtand an ſich ſelbſt weder für unſere Einſichten, noch Geſinnungen etwas entſcheidet, mithin unſern intellecktuellen und moraliſchen Werth ganz und gar problematiſch läßt, ſo iſt er doch die nothwendige Bedingung, unter welcher allein wir zu einer Einſicht und zu einer Geſinnung gelangen können. Mit einem Wort: es giebt keinen andern Weg, den ſinnlichen Menſchen vernünftig zu machen, als daß man denſelben zuvor äſthetiſch macht.

Aber, möchten Sie mir einwenden, ſollte dieſe Vermittlung durchaus unentbehrlich ſeyn? Sollten Wahrheit und Pflicht nicht auch ſchon für ſich allein und durch ſich ſelbſt bey dem ſinnlichen Menſchen Eingang finden können? Hierauf muß ich antworten: ſie können nicht nur, ſie ſollen ſchlechterdings ihre beſtimmende Kraft bloß ſich ſelbſt zu verdanken haben, und nichts würde meinen bisherigen Behauptungen widerſprechender ſeyn, als wenn ſie das Anſehen hätten, die entgegengeſetzte Meinung in Schutz zu nehmen. Es iſt ausdrücklich be-

(Er ſpringt wieder auf.) Gott meiner Louiſe! Gnade! Gnade dem verruchteſten der Mörder! Es war ihr letztes Gebet! — — Wie reizend und ſchön auch im Leichnam! Der gerührte Würger ging ſchonend über dieſe freundlichen Wangen hin. — Dieſe Sanftmuth war keine Larve, ſie hat auch dem Tod Stand gehalten. (Nach einer Pauſe.) Aber wie? Warum fühl' ich nichts? Will die Kraft meiner Jugend mich retten? Undankbare Mühe! Das iſt meine Meinung nicht. (Er greift nach dem Glaſe.)

Letzte Scene.

Ferdinand. Der Präſident. Wurm und **Bediente** (welche alle voll Schrecken in's Zimmer ſtürzen); darauf **Miller** mit Volk und Gerichtsdienern (welche ſich im Hintergrunde ſammeln).

Präſident (den Brief in der Hand). Sohn, was iſt das? — Ich will doch nimmermehr glauben —

Ferdinand (wirft ihm das Glas vor die Füße). So ſtirb, Mörder!

Präſident (taumelt hinter ſich. Alle erſtarren. Eine ſchreckliche Pauſe). Mein Sohn, warum haſt du mir das gethan?

Ferdinand (ohne ihn anzuſehen). O ja freilich! Ich hätte den Staatsmann erſt hören ſollen, ob der Streich auch zu ſeinen Karten paſſe? — Fein und bewundernswerth, ich geſteh's, war die Finte, den Bund unſrer Herzen zu zerreißen durch Eiferſucht. — Die Rechnung hat ein Meiſter gemacht, aber Schade nur, daß die wieſen worden, daß die Schönheit kein Reſultat weder für den Verſtand noch den Willen gebe, daß ſie ſich in kein Geſchäft weder des Denkens noch des Entſchließens miſche, daß ſie zu beyden bloß das Vermögen ertheile, aber über den wirklichen Gebrauch dieſes Vermögens durchaus nichts beſtimme. Bey dieſem fällt alle fremde Hülfe hinweg, und die reine logiſche Form, der Begriff, muß unmittelbar zu dem Verſtand, die reine moraliſche Form, das Geſetz, unmittelbar zu dem Willen reden.

Aber daß ſie dieſes überhaupt nur könne — daß es überhaupt nur eine reine Form für den ſinnlichen Menſchen gebe, dieß, behaupte ich, muß durch die aeſthetiſche Stimmung des Gemüths erſt möglich gemacht werden. Die Wahrheit iſt nichts, was ſo wie die Wirklichkeit oder das ſinnliche Daſeyn der Dinge von außen empfangen werden kann; ſie iſt etwas, das die Denkkraft ſelbſtthätig und in ihrer Freyheit hervorbringt, und dieſe Selbſtthätigkeit, dieſe Freyheit iſt es ja eben, was wir bey dem ſinnlichen Menſchen vermiſſen. Der ſinnliche Menſch iſt ſchon (phyſiſch) beſtimmt, und hat folglich keine freye Beſtimmbarkeit mehr: dieſe verlorne Beſtimmbarkeit muß er nothwendig erſt zurük erhalten, eh' er die leidende Beſtimmung mit einer thätigen vertauſchen kann. Er kann ſie aber nicht anders zurückerhalten, als entweder indem er die paßive Beſtimmung verliert, die er hatte, oder indem er die aktive ſchon in ſich enthält, zu welcher er übergehen ſoll. Verlöre er bloß die paßive Beſtimmung, ſo würde er zugleich mit derſelben auch die Möglichkeit einer aktiven verlieren, weil der Gedanke einen Körper braucht, und die Form nur an einem Stoffe realiſirt werden kann. Er wird alſo die letztere ſchon in ſich enthalten, er wird zugleich leidend und thätig beſtimmt ſeyn, das heißt, er wird aeſthetiſch werden müſſen.

Durch die aeſthetiſche Gemüthsſtimmung wird alſo die Selbſtthätigkeit der Vernunft ſchon auf dem Felde der Sinnlichkeit eröfnet, die Macht der Empfindung ſchon innerhalb ihrer eigenen Grenzen gebrochen, und der phyſiſche Menſch ſo weit veredelt, daß nunmehr der geiſtige ſich nach Geſetzen der Freyheit aus demſelben bloß zu entwickeln braucht. Der Schritt von dem aeſthetiſchen Zuſtand zu dem logiſchen und moraliſchen (von der Schönheit zur Wahrheit und zur Pflicht) iſt daher unendlich leichter, als der Schritt von dem phyſiſchen Zuſtande zu dem aeſthetiſchen (von dem bloßen blinden Leben zur Form) war. Jenen Schritt kann der Menſch durch ſeine bloße Freyheit vollbringen, da er ſich bloß zu nehmen, und nicht zu geben, bloß ſeine Natur zu vereinzeln, nicht zu erweitern braucht; der aeſthetiſch geſtimmte Menſch wird allgemein gültig urtheilen, und allgemein gültig handeln, ſobald er es wollen wird. Den Schritt von der rohen Materie zur Schönheit, wo eine ganz neue Thätigkeit in ihm eröfnet werden ſoll, muß die Natur ihm erleichtern, und ſein Wille kann über eine Stimmung nichts gebieten, die ja dem Willen ſelbſt erſt das Daſeyn giebt. Um den aeſthetiſchen Menſchen zur Einſicht und groſſen Geſinnungen zu führen, darf man ihm weiter nichts, als wichtige Anläſſe geben; um von dem ſinnlichen Menſchen eben das zu erhalten, muß man erſt ſeine Natur verändern. Bey jenem braucht es oft nichts, als die Aufforderung einer erhabenen Situation, (die am unmittelbarſten auf das Willensvermögen wirkt) um ihn zum Held und zum Weiſen zu machen; dieſen muß man erſt unter einen andern Himmel verſetzen.

Es gehört alſo zu den wichtigſten Aufgaben der Kultur, den Menſchen auch ſchon in ſeinem bloß phyſiſchen Leben der Form zu unterwerfen, und ihn ſo weit das Reich der Schönheit nur immer reichen kann, äſthetiſch zu machen, weil nur aus dem aeſthetiſchen nicht aber aus dem phyſiſchen Zuſtand der moraliſche ſich entwickeln kann. Soll der Menſch in jedem einzelnen Fall das Vermögen beſitzen, ſein Urtheil und ſeinen Willen zum Urtheil der Gattung zu machen, ſoll er aus jedem beſchränkten Daſeyn den Durchgang zu einem unendlichen finden, aus jedem abhängigen Zuſtand zur Selbſtſtändigkeit und Freyheit den Aufſchwung nehmen können, ſo muß dafür geſorgt werden, daß er in keinem Momente bloß Individuum ſey, und bloß dem Naturgeſetz diene. Soll er fähig und fertig ſeyn, aus dem engen Kreis der Naturzwecke ſich zu Vernunftzwecken zu erheben, ſo muß er ſich ſchon *innerhalb der erſtern* für die letztern geübt, und ſchon ſeine phyſiſche Beſtimmung mit einer gewiſſen Freyheit der Geiſter, d. i. nach Geſetzen der Schönheit ausgeführt haben.

Und zwar kann er dieſes, ohne dadurch im geringſten ſeinem phyſiſchen Zweck zu widerſprechen. Die Anfoderungen der Natur an ihn gehen bloß auf das, *was er wirkt*, auf den *Innhalt* ſeines Handelns, über die Art, *wie er wirkt*, über die Form deſſelben, iſt durch die Naturzwecke nichts beſtimmt. Die Anfoderungen der Vernunft hingegen ſind ſtreng auf die Form ſeiner Thätigkeit gerichtet. So nothwendig es alſo für ſeine moraliſche Beſtimmung iſt, daß er rein moraliſch ſey, daß er eine abſolute Selbſtthätigkeit beweiſe, ſo gleichgültig iſt es für ſeine phyſiſche Beſtimmung, ob er rein phyſiſch iſt, ob er ſich abſolut leidend verhält. In Rückſicht auf dieſe letztere iſt es alſo ganz in ſeine Willkühr geſtellt, ob er ſie bloß als Sinnenweſen, und als Naturkraft (als eine Kraft nehmlich, welche nur wirkt, je nachdem ſie erleidet) oder ob er ſie zugleich als abſolute Kraft, als Vernunftweſen ausführen will, und es dürfte wohl keine Frage ſeyn, welches von beyden ſeiner Würde mehr entſpricht. Vielmehr ſo ſehr es ihn erniedrigt und ſchändet, dasjenige aus ſinnlichem Antriebe zu thun, wozu er ſich aus reinen Motiven der Pflicht beſtimmt haben ſollte, ſo ſehr ehrt und adelt es ihn, auch da nach Geſetzmäßigkeit, nach Harmonie, nach Unbeſchränktheit zu ſtreben, wo der gemeine Menſch nur ſein erlaubtes Verlangen ſtillt. * Mit einem Wort: da, wo der Form-

---

* Dieſe geiſtreiche und aeſthetiſch freye Behandlung gemeiner Wirklichkeit iſt, wo man ſie auch antrifft, das Kennzeichen einer *edeln* Seele. Edel iſt überhaupt ein Gemüth zu nennen, welches die Gabe beſitzt, auch das beſchränkteſte Geſchäft und den kleinlichſten Gegenſtand durch die Behandlungsweiſe in ein Unendliches zu verwandeln. Edel heißt jede Form, welche dem, was ſeiner Natur nach bloß *dient* (bloßes Mittel iſt), das Gepräge der Selbſtſtändigkeit ausdrückt. Ein edler Geiſt begnügt ſich nicht damit, ſelbſt frey zu ſeyn, er muß alles andere um ſich her, auch das Lebloſe, in Freyheit ſetzen. Schönheit aber

trieb herrſchen ſoll, im Gebiete der Wahrheit und Moralität, darf keine Materie mehr ſeyn, darf die Empfin-

iſt der einzig mögliche Ausdruck der Freyheit in der Erſcheinung. Der vorherrſchende Ausdruck des *Verſtandes* in einem Geſicht, einem Kunſtwerk u. dgl. kann daher niemals edel ausfallen, wie er denn auch niemals ſchön iſt, weil er die Abhängigkeit (welche von der Zweckmäßigkeit zu trennen iſt) heraushebt, anſtatt ſie zu verbergen.

Der Moralphiloſoph lehrt uns zwar, daß man nie *mehr* thun könne als ſeine Pflicht, und er hat vollkommen recht, wenn er bloß die Beziehung meynt, welche Handlungen auf das Moralgeſetz haben. Aber bey Handlungen, welche ſich bloß auf einen Zweck beziehen, *über dieſen Zweck noch hinaus* ins Ueberſinnliche gehen (welches hier nichts anders heiſſen kann als das phyſiſche aeſthetiſch ausführen) heißt zugleich *über die Pflicht hinaus* gehen, indem dieſe nur vorſchreiben kann, daß der *Wille* heilig ſey, nicht daß auch ſchon die *Natur* ſich geheiligt habe. Es giebt alſo zwar kein moraliſches, aber es giebt ein aeſthetiſches Uebertreffen der Pflicht, und ein ſolches Betragen heißt edel. Eben deßwegen aber, weil bey dem Edeln immer ein Ueberfluß wahrgenommen wird, indem dasjenige auch einen freyen formalen Werth beſitzt, was bloß einen materialen zu haben brauchte, oder mit dem innern Werth, den es haben ſoll, noch einen äuſern, der ihm fehlen dürfte, vereinigt, ſo haben manche aeſthetiſchen Ueberfluß mit einem moraliſchen verwechſelt, und von der Erſcheinung des Edeln verführt, eine Willkühr und Zudung nichts zu beſtimmen haben; aber da, wo der Sachtrieb regiert, im Bezirke der Glückſeligkeit, darf Form ſeyn, und darf der Spieltrieb gebieten.

Alſo hier ſchon, auf dem gleichgültigen Felde des phyſiſchen Lebens, muß der Menſch ſein moraliſches anfangen; noch in ſeinem Leiden muß er ſeine Selbſtthätigkeit, noch innerhalb ſeiner ſinnlichen Schranken ſeine Vernunftfreyheit beginnen. Schon ſeinen Neigungen muß er das Geſetz ſeines Willens auflegen; er muß, wenn

---

fälligkeit in die Moralität ſelbſt hinein getragen, wodurch ſie ganz würde aufgehoben werden.

Von einem edeln Betragen iſt ein erhabenes zu unterſcheiden. Das erſte geht über die ſittliche Verbindlichkeit noch hinaus, aber nicht ſo das letztere, obgleich wir es ungleich höher als jenes achten. Wir achten es aber nicht deßwegen, weil es den Vernunftbegriff ſeines Objekts (des Moralgeſetzes) ſondern weil es den Erfahrungsbegriff ſeines Subjekts (unſre Kenntniſſe menſchlicher Willensgüte und Willensſtärke) übertrifft, ſo ſchätzen wir umgekehrt ein edles Betragen nicht darum, weil es die Natur des Subjekts überſchreitet, aus der es vielmehr völlig zwanglos hervorflieſſen muß, ſondern weil es über die Natur ſeines Objekts (den phyſiſchen Zweck) hinaus in das Geiſterreich ſchreitet. Dort, möchte man ſagen, erſtaunen wir über den Sieg, den der Gegenſtand über den Menſchen davon trägt; hier bewundern wir den Schwung, den der Menſch dem Gegenſtande giebt.

Sie mir den Ausdruck verſtatten wollen, den Krieg gegen die Materie in ihre eigene Grenze ſpielen, damit er es überhoben ſey, auf dem heiligen Boden der Freyheit gegen dieſen furchtbaren Feind zu fechten; er muß lernen edler begehren, damit er nicht nöthig habe, erhaben zu wollen. Dieſes wird geleiſtet durch aeſthetiſche Kultur, welche alles das, worüber weder Naturgeſetze die menſchliche Willkühr binden, noch Vernunftgeſetze, Geſetzen der Schönheit unterwirft, und in der Form, die ſie dem äuſern Leben giebt, ſchon das innere eröfnet.

Vier und zwanzigſter Brief.

Es laſſen ſich alſo drey verſchiedene Momente oder Stuffen der Entwicklung unterſcheiden, die ſowohl der einzelne Menſch als die ganze Gattung nothwendig und in einer beſtimmten Ordnung durchlaufen müſſen, wenn ſie den ganzen Kreis ihrer Beſtimmung erfüllen ſollen. Durch zufällige Urſachen, die entweder in dem Einfluß der äuſern Dinge oder in der freyen Willkühr des Menſchen liegen, können zwar die einzelnen Perioden bald verlängert, bald abgekürzt, aber keine kann ganz überſprungen, und auch die Ordnung, in welcher ſie auf einander folgen, kann weder durch die Natur, noch durch den Willen umgekehrt werden. Der Menſch in ſeinem phyſiſchen Zuſtand erleidet bloß die Macht der Natur; er entledigt ſich dieſer Macht in dem aeſthetiſchen Zuſtand, und er beherrſcht ſie in dem moraliſchen.

Was iſt der Menſch, ehe die Schönheit die freye Luſt ihm entlockt, und die ruhige Form das wilde Leben beſänftigt? Ewig einförmig in ſeinen Zwecken, ewig wechſelnd in ſeinen Urtheilen, ſelbſtſüchtig ohne Er Selbſt zu ſeyn, ungebunden ohne frey zu ſeyn, Sklave ohne einer Regel zu dienen. In dieſer Epoche iſt ihm die Welt bloß Schickſal, noch nicht Gegenſtand, alles hat nur Exiſtenz für ihn, inſofern es ihm Exiſtenz verſchaft, was ihm weder giebt noch nimmt, iſt ihm gar nicht vorhanden. Einzeln und abgeſchnitten, wie er ſich ſelbſt in der Reyhe der Weſen findet, ſteht jede Erſcheinung vor ihm da. Alles, was iſt, iſt ihm durch das

Machtwort des Augenblicks, jede Veränderung iſt ihm eine ganz friſche Schöpfung, weil mit dem Nothwendigen in ihm die Nothwendigkeit auſſer ihm fehlt, welche die wechſelnden Geſtalten in ein Weltall zuſammenbindet, und, indem das Individuum flieht, das Geſetz auf dem Schauplatze feſt hält. Umſonſt läßt die Natur ihre reiche Mannichfaltigkeit an ſeinen Sinnen vorüber gehen; er ſieht in ihrer herrlichen Fülle nichts, als ſeine Beute, in ihrer Macht und Größe nichts als ſeinen Feind. Entweder er ſtürzt auf die Gegenſtände, und will ſie in ſich reiſſen in der Begierde; oder die Gegenſtände dringen zerſtörend auf ihn ein, und er ſtößt ſie von ſich, in der Verabſcheuung. In beyden Fällen iſt ſein Verhältniß zur Sinnenwelt unmittelbare Berührung, und ewig von ihrem Andrang geängſtigt, raſtlos von dem gebieteriſchen Bedürfniß gequält, findet er nirgends Ruhe als in der Ermattung, und nirgends Grenzen als in der erſchöpften Begier.

Zwar die gewalt'ge Bruſt und der Titanen
Kraftvolles Mark iſt ſein . . . . .
Gewiſſes Erbtheil; doch es ſchmiedete
Der Gott um ſeine Stirn ein ehern Band,
Rath, Mäßigung und Weißheit und Geduld
Verbarg er ſeinem ſcheuen düſtern Blick.
Es wird zur Wuth ihm jegliche Begier,
Und grenzenlos dringt ſeine Wuth umher.
Iphigenie auf Tauris.

Mit ſeiner Menſchenwürde unbekannt, iſt er weit entfernt ſie in andern zu ehren, und der eignen wilden

Gier ſich bewußt, fürchtet er ſie in jedem Geſchöpf, das ihm ähnlich ſieht. Nie erblickt er andre in ſich, nur ſich in andern, und die Geſellſchaft, anſtatt ihn zur Gattung auszudehnen, ſchließt ihn nur enger und enger in ſein Individuum ein. In dieſer dumpfen Beſchränkung irrt er durch das nachtvolle Leben, bis eine günſtige Natur die Laſt des Stoffes von ſeinen verfinſterten Sinnen wälzt, die Reflexion ihn ſelbſt von den Dingen ſcheidet, und im Wiederſcheine des Bewußtſeyns ſich endlich die Gegenſtände zeigen.

Dieſer Zuſtand roher Natur läßt ſich freylich, ſo wie er hier geſchildert wird, bey keinem beſtimmten Volk und Zeitalter nachweiſen; er iſt bloß Idee, aber eine Idee, mit der die Erfahrung in einzelnen Zügen aufs genaueſte zuſammen ſtimmt. Der Menſch, kann man ſagen, war nie ganz in dieſem thieriſchen Zuſtand, aber er iſt ihm auch nie ganz entflohen. Auch in den roheſten Subiekten findet man unverkennbare Spuren von Vernunftfreyheit, ſo wie es in den gebildetſten nicht an Momenten fehlt, die an jenen düſtern Naturſtand erinnern. Es iſt dem Menſchen einmal eigen, das Höchſte und das Niedrigſte in ſeiner Natur zu vereinigen, und wenn ſeine Würde auf einer ſtrengen Unterſcheidung des einen von dem andern beruht, ſo beruht auf einer geſchickten Aufhebung dieſes Unterſchieds ſeine Glückſeligkeit. Die Kultur, welche ſeine Würde mit ſeiner Glückſeligkeit in Uebereinſtimmung bringen ſoll, wird alſo für die höchſte Reinheit jener beyden Principien in ihrer innigſten Vermiſchung zu ſorgen haben.

zürnende Liebe dem Drahte nicht ſo gehorſam blieb, wie deine hölzerne Puppe.

Präſident (ſucht mit verdrehten Augen im ganzen Kreis herum). Iſt hier Niemand, der um einen troſtloſen Vater weinte?

Miller (hinter der Scene rufend). Laßt mich hinein! Um Gottes willen! Laßt mich!

Ferdinand. Das Mädchen iſt eine Heilige — für ſie muß ein Andrer rechten. (Er öffnet Millern die Thür, der mit Volk und Gerichtsdienern hereinſtürzt.)

Miller (in der fürchterlichſten Angſt). Mein Kind! Mein Kind! — Gift, ſchreit man, ſey hier genommen worden. — Meine Tochter! Wo biſt du?

Ferdinand (führt ihn zwiſchen den Präſidenten und Louiſens Leiche). Ich bin unſchuldig. — Danke dieſem hier.

Miller (fällt an ihr zu Boden). O Jeſus!

Ferdinand. In wenig Worten, Vater! — Sie fangen an mir koſtbar zu werden. — Ich bin bübiſch um mein Leben beſtohlen, beſtohlen durch Sie. Wie ich mit Gott ſtehe, zittre ich; — doch ein Böſewicht bin ich niemals geweſen. Mein ewiges Loos falle, wie es will — auf Sie fall' es nicht. — Aber ich hab' einen Mord begangen, (mit furchtbar erhobener Stimme) einen Mord, den du mir nicht zumuthen wirſt, allein vor den Richter der Welt hinzuſchleppen. Feierlich wälz' ich dir hier die größte, gräßlichſte Hälfte zu: wie du damit zurecht kommen magſt, ſiehe du ſelber. (Ihn zu Louiſen hinführend.) Hier, Barbar! Weide dich an der entſetzlichen Frucht deines Witzes, auf dieſes Geſicht iſt mit Verzerrung dein Name geſchrieben und die Würgengel werden ihn leſen. — Eine Geſtalt wie dieſe

Die erſte Erſcheinung der Vernunft in dem Menſchen iſt darum noch nicht auch der Anfang ſeiner Menſchheit. Dieſe wird erſt durch ſeine Freyheit entſchieden, und die Vernunft fängt erſtlich damit an, ſeine ſinnliche Abhängigkeit grenzenlos zu machen; ein Phänomen, das mir für ſeine Wichtigkeit und Allgemeinheit noch nicht gehörig entwickelt ſcheint. Die Vernunft, wiſſen wir, giebt ſich in dem Menſchen durch die Foderung des Abſoluten (auf ſich ſelbſt gegründeten und nothwendigen) zu erkennen, welche, da ihr in keinem einzelnen Zuſtand ſeines phyſiſchen Lebens Genüge geleiſtet werden kann, ihn das phyſiſche ganz und gar zu verlaſſen, und von einer beſchränkten Wirklichkeit zu Ideen aufzuſteigen nöthigt. Aber obgleich der wahre Sinn jener Foderung iſt, ihn den Schranken der Zeit zu entreiſſen und von der ſinnlichen Welt zu einer Idealwelt empor zu führen, ſo kann ſie doch, durch eine (in dieſer Epoche der herrſchenden Sinnlichkeit kaum zu vermeidende) Mißdeutung auf das phyſiſche Leben ſich richten, und den Menſchen, anſtatt ihn unabhängig zu machen, in die furchtbarſte Knechtſchaft ſtürzen.

Und ſo verhält es ſich auch in der That. Auf den Flügeln der Einbildungskraft verläßt der Menſch die engen Schranken der Gegenwart, in welche die bloße Thierheit ſich einſchließt, um vorwärts nach einer unbeſchränkten Zukunft zu ſtreben; aber indem vor ſeiner ſchwindelnden Imagination das Unendliche aufgeht, hat ſein Herz noch nicht aufgehört im Einzelnen zu leben, und dem Augenblick zu dienen. Mitten in ſeiner Thierheit überraſcht ihn der Trieb zum Abſoluten — und da in dieſem dumpfen Zuſtande alle ſeine Beſtrebungen bloß auf das Materielle und Zeitliche gehen, und bloß auf ſein Individuum ſich begrenzen, ſo wird er durch jene Foderung bloß veranlaßt, ſein Individuum, anſtatt von demſelben zu abſtrahiren, ins Endloſe auszudehnen, anſtatt nach Form nach einem unverſiegenden Stoff, anſtatt nach dem Unveränderlichen nach einer ewig dauernden Veränderung und nach einer abſoluten Verſicherung ſeines zeitlichen Daſeyns zu ſtreben. Der nehmliche Trieb, der ihn auf ſein Denken und Thun angewendet zur Wahrheit und Moralität führen ſollte, bringt jetzt, auf ſein Leiden und Empfinden bezogen, nichts als ein unbegrenztes Verlangen, als ein abſolutes Bedürfniß hervor. Die erſten Früchte, die er in dem Geiſterreich ärndtet, ſind alſo Sorge und Furcht; beydes Wirkungen der Vernunft, nicht der Sinnlichkeit, aber einer Vernunft, die ſich in ihrem Gegenſtand vergreift, und ihren Imperativ unmittelbar auf den Stoff anwendet. Früchte dieſes Baumes ſind alle unbedingte Glückſeligkeitsſyſteme, ſie mögen den heutigen Tag oder das ganze Leben, oder, was ſie um nichts ehrwürdiger macht, die ganze Ewigkeit zu ihrem Gegenſtand haben. Eine grenzenloſe Dauer des Daſeyns und Wohlſeyns, bloß um des Daſeyns und Wohlſeyns willen, iſt bloß ein Ideal der Begierde, mithin eine Foderung, die nur von einer ins Abſolute ſtrebenden Thierheit kann aufgeworfen werden. Ohne alſo durch eine Vernunftäuſſerung dieſer Art etwas für ſeine Menſchheit zu gewinnen, verliert er dadurch bloß die glückliche Beſchränktheit des Thiers, vor welchem er nun bloß den unbeneidenswerthen Vorzug beſitzt, über dem Streben in die Ferne den Beſitz der Gegenwart zu verlieren, ohne doch in der ganzen grenzenloſen Ferne je etwas anders als die Gegenwart zu ſuchen.

Aber wenn ſich die Vernunft auch in ihrem Objekt nicht vergreift, und in der Frage nicht irrt, ſo wird die Sinnlichkeit noch lange Zeit die Antwort verfälſchen. Sobald der Menſch angefangen hat, ſeinen Verſtand zu brauchen und die Erſcheinungen umher nach Urſachen und Zwecken zu verknüpfen, ſo dringt die Vernunft, ihrem Begriffe gemäß, auf eine abſolute Verknüpfung und auf einen unbedingten Grund. Um ſich eine ſolche Foderung auch nur aufwerfen zu können, muß der Menſch über die Sinnlichkeit ſchon hinausgeſchritten ſeyn; aber eben dieſer Foderung bedient ſie ſich, um den Flüchtling zurückzuhohlen. Hier wäre nehmlich der Punkt, wo er die Sinnenwelt ganz und gar verlaſſen, und zum reinen Ideenreich ſich aufſchwingen mußte; denn der Verſtand bleibt ewig innerhalb des Bedingten ſtehen und frägt ewig fort, ohne je auf ein Letztes zu gerathen. Da aber der Menſch, von dem hier geredet wird, einer ſolchen Abſtraktion noch nicht fähig iſt, ſo wird er, was er in ſeinem ſinnlichen Erkenntnißkreiſe nicht findet, und über denſelben hinaus in der reinen Vernunft noch nicht ſucht, unter demſelben in ſeinem Gefühlkreiſe ſuchen und dem Scheine nach finden. Die Sinnlichkeit zeigt ihm zwar nichts, was ſein eigener Grund wäre, und ſich ſelbſt das Geſetz gäbe; aber ſie zeigt ihm etwas, was von keinem Grunde weiß, und kein Geſetz achtet. Da er alſo den fragenden Verſtand durch keinen letzten und innern Grund zur Ruhe bringen kann, ſo bringt er ihn durch den Begriff des Grundloſen wenigſtens zum Schweigen, und bleibt innerhalb nern Geſetzmäßigkeit kann gefunden werden, eben ſo ſchreitet er in Erklärung des Sittlichen über die Vernunft hinaus, und verſcherzt ſeine Menſchheit, indem er auf dieſem Weg eine Gottheit ſucht. Kein Wunder, wenn eine Religion, die mit Wegwerfung ſeiner Menſchheit erkauft wurde, ſich einer ſolchen Abſtammung würdig zeigt, wenn er Geſetze, die nicht von Ewigkeit her banden, auch nicht für unbedingt und in alle Ewigkeit bindend hält. Er hat es nicht mit einem heiligen, bloß mit einem mächtigen Weſen zu thun. Der Geiſt ſeiner Gottesverehrung iſt alſo Furcht, die ihn erniedrigt, nicht Ehrfurcht, die ihn in ſeiner eigenen Schätzung erhebt.

Obgleich dieſe mannichfaltigen Abweichungen des Menſchen von dem Ideale ſeiner Beſtimmung nicht alle in der nehmlichen Epoche ſtatt haben können, indem derſelbe von der Gedankenloſigkeit zum Irrthum, von der Willenloſigkeit zur Willensverderbniß mehrere Stuffen zu durchwandern hat, ſo gehören doch alle zum Gefolge des phyſiſchen Zuſtandes, weil in allen der Trieb des Lebens über den Formtrieb den Meiſter ſpielt. Es ſey nun, daß die Vernunft in dem Menſchen noch gar nicht geſprochen habe, und das Phyſiſche noch mit blinder Nothwendigkeit über ihn herrſche; oder daß ſich die Vernunft noch nicht genug von den Sinnen gereinigt habe, und das Moraliſche dem Phyſiſchen noch diene, ſo iſt in beyden Fällen das einzige in ihm gewalthabende Princip ein materielles und der Menſch wenigſtens ſeiner letzten Tendenz nach ein ſinnliches Weſen; mit dem einzigen Unterſchied, daß er in dem erſten Fall ein vernunftloſes, in dem zweyten ein vernünftiges Thier iſt. Er ſoll aber keines von beyden, er ſoll Menſch ſeyn; die Natur ſoll ihn nicht ausſchlieſſend und die Vernunft ſoll ihn nicht bedingt beherrſchen. Beyde Geſetzgebungen ſollen vollkommen unabhängig von einander beſtehen, und dennoch vollkommen einig ſeyn.

Fünf und zwanzigſter Brief.

Solange der Menſch, in ſeinem erſten phyſiſchen Zuſtande, die Sinnenwelt bloß leidend in ſich aufnimmt, bloß empfindet, iſt er auch noch völlig Eins mit derſelben, und eben weil er ſelbſt bloß Welt iſt, ſo iſt für ihn noch keine Welt. Erſt, wenn er in ſeinem äſthetiſchen Stande, ſie auſſer ſich ſtellt oder betrachtet, ſondert ſich ſeine Perſönlichkeit von ihr ab, und es erſcheint ihm eine Welt, weil er aufgehört hat, mit derſelben Eins auszumachen. *

---

* Ich erinnere noch einmal, daß dieſe beyden Perioden zwar in der Idee nothwendig von einander zu trennen ſind, in der Erfahrung aber ſich mehr oder weniger vermiſchen. Auch muß man nicht denken, als ob es eine Zeit gegeben habe, wo der Menſch nur in dieſem phyſiſchen Stande ſich befunden, und eine Zeit, wo er ſich ganz von demſelben losgemacht hätte. Sobald der Menſch einen Gegenſtand ſieht, ſo iſt er ſchon nicht mehr in einem bloß phyſiſchen Zuſtand, und ſolang er fortfahren wird, einen Gegenſtand zu ſehen, wird er auch jenem phyſiſchen Stand nicht entlaufen, weil er ja nur ſehen kann, inſofern er empfindet. Jene drey Momente, welche ich am Anfang des 24ſten Briefs nahmhaft machte, ſind alſo zwar im Ganzen betrachtet, drey verſchiedene Epochen für die Entwicklung der ganzen Menſchheit, und für die ganze Entwicklung eines einzelnen Menſchen, aber ſie laſſen ſich auch

Die Betrachtung (Reflexion) iſt das erſte liberale Verhältniß des Menſchen zu dem Weltall, das ihn umgiebt. Wenn die Begierde ihren Gegenſtand unmittelbar ergreift, ſo rückt die Betrachtung den ihrigen in die Ferne, und macht ihn eben dadurch zu ihrem wahren und unverlierbaren Eigenthum, daß ſie ihn vor der Leidenſchaft flüchtet. Die Nothwendigkeit der Natur, die ihn im Zuſtand der bloßen Empfindung mit ungetheilter Gewalt beherrſchte, läßt bey der Reflexion von ihm ab, in den Sinnen erfolgt ein augenblicklicher Friede, die Zeit ſelbſt, das ewig wandelnde, ſteht ſtill, indem des Bewußtſeyns zerſtreute Strahlen ſich ſammeln, und ein Nachbild des Unendlichen, die Form, reflektiert ſich auf dem vergänglichen Grunde. Sobald es Licht wird in dem Menſchen, iſt auch auſſer ihm keine Nacht mehr; ſobald es ſtille wird in ihm, legt ſich auch der Sturm in dem Weltall, und die ſtreitenden Kräfte der Natur finden Ruhe zwiſchen bleibenden Grenzen. Daher kein Wunder, wenn die uralten Dichtungen von dieſer großen Begebenheit im Innern des Menſchen als von einer Revolution in der Auſſenwelt reden, und den Gedanken, der über die Zeitgeſetze ſiegt, unter dem Bilde des Zeus verſinnlichen, der das Reich des Saturnus endigt.

Aus einem Sklaven der Natur, ſolang er ſie bloß empfindet, wird der Menſch ihr Geſetzgeber, ſobald er ſie denkt. Die ihn vordem nur als Macht beherrſchte,

bey jeder einzelnen Wahrnehmung eines Objekts unterſcheiden, und ſind mit einem Wort die nothwendigen Bedingungen jeder Erkenntniß, die wir durch die Sinne erhalten.

ſteht jetzt als Objekt vor ſeinem richtenden Blick. Was ihm Objekt iſt, hat keine Gewalt über ihn, denn um Objekt zu ſeyn, muß es die ſeinige erfahren. So weit er der Materie Form giebt und ſolang er ſie giebt, iſt er ihren Wirkungen unverletzlich; denn einen Geiſt kann nichts verletzen, als was ihm die Freyheit raubt, und er beweißt ja die ſeinige, indem er das Formloſe bildet. Nur wo die Maſſe ſchwer und geſtaltlos herrſcht, und zwiſchen unſichern Grenzen die trüben Umriſſe wanken, hat die Furcht ihren Sitz; jedem Schreckniß der Natur iſt der Menſch überlegen, ſobald er ihm Form zu geben und es in ſein Objekt zu verwandeln weiß. So wie er anfängt, ſeine Sebſtſtändigkeit gegen die Natur als Erſcheinung zu behaupten, ſo behauptet er auch gegen die Natur als Macht ſeine Würde, und mit edler Freyheit richtet er ſich auf gegen ſeine Götter. Sie werfen die Geſpenſterlarven ab, womit ſie ſeine Kindheit geängſtigt hatten, und überraſchen ihn mit ſeinem eignen Bild, indem ſie ſeine Vorſtellung werden. Das göttliche Monſtrum des Morgenländers, das mit der blinden Stärke des Raubthiers die Welt verwaltet, zieht ſich in der griechiſchen Phantaſie in den freundlichen Contour der Menſchheit zuſammen, das Reich der Titanen fällt, und die unendliche Kraft iſt durch die unendliche Form gebändigt.

Aber indem ich bloß einen Ausgang aus der materiellen Welt und einen Uebergang in die Geiſterwelt ſuchte, hat mich der freye Lauf meiner Einbildungskraft ſchon mitten in die letztere hineingeführt. Die Schönheit, die wir ſuchen, liegt bereits hinter uns, und wir haben ſie überſprungen, indem wir von dem bloßen Leben unmittelbar zu der reinen Geſtalt, und zu dem reinen Objekt übergiengen. Ein ſolcher Sprung iſt nicht in der menſchlichen Natur, und um gleichen Schritt mit dieſer zu halten, werden wir zu der Sinnenwelt wieder umkehren müſſen.

Die Schönheit iſt allerdings das Werk der freyen Betrachtung, und wir treten mit ihr in die Welt der Ideen — aber was wohl zu bemerken iſt, ohne darum die ſinnliche Welt zu verlaſſen, wie bey Erkenntniß der Wahrheit geſchieht. Dieſe iſt das reine Produkt der Abſonderung von allem, was materiell und zufällig iſt, reines Objekt, in welchem keine Schranke des Subjekts zurückbleiben darf, reine Selbſtthätigkeit ohne Beymiſchung eines Leidens. Zwar giebt es auch von der höchſten Abſtraktion einen Rückweg zur Sinnlichkeit, denn der Gedanke rührt die innre Empfindung, und die Vorſtellung logiſcher und moraliſcher Einheit geht in ein Gefühl ſinnlicher Uebereinſtimmung über. Aber wenn wir uns an Erkenntniſſen ergötzen, ſo unterſcheiden wir ſehr genau unſere Vorſtellung von unſerer Empfindung, und ſehen dieſe leztere als etwas zufälliges an, was gar wohl wegbleiben könnte, ohne daß deswegen die Erkenntniß aufhörte, und Wahrheit nicht Wahrheit wäre. Dieſe bleibt, was ſie iſt, auch wenn ſie keine Paſſion in den Sinnen machte, auch wenn es gar keine Sinne gäbe, und in dem Begriffe der Gottheit laſſen wir ja die Wahrheit bleiben, und alle Sinnlichkeit aufhören. Aber ein ganz vergebliches Unternehmen würde es ſeyn, dieſe Beziehung auf das Empfindungsvermögen von der Vorſtellung der Schönheit abſondern zu wollen; daher wir nicht damit ausreichen, uns die eine als den Effekt der ziehe den Vorhang von deinem Bette, wenn du ſchläfſt, und gebe dir ihre eiskalte Hand. — Eine Geſtalt wie dieſe ſtehe vor deiner Seele, wenn du ſtirbſt, und dränge dein letztes Gebet weg — Eine Geſtalt wie dieſe ſtehe auf deinem Grabe, wenn du auferſtehſt — und neben Gott, wenn er dich richtet. (Er wird ohnmächtig. Bediente halten ihn.)

Präſident (mit einer ſchrecklichen Bewegung des Arms gegen den Himmel). Von mir nicht, von mir nicht, Richter der Welt, fordre dieſe Seelen, von dieſem! (Er geht auf Wurm zu.)

Wurm (auffahrend). Von mir?

Präſident. Verfluchter, von dir! Von dir, Satan! — Du, du gabſt den Schlangenrath — Ueber dich die Verantwortung — Ich waſche die Hände.

Wurm. Ueber mich? (Er fängt gräßlich an zu lachen.) Luſtig! Luſtig! So weiß ich doch nun auch, auf was für Art ſich die Teufel bedanken. — Ueber mich, dummer Böſewicht? War es mein Sohn? War ich dein Gebieter? — Ueber mich die Verantwortung? Ha! bei dieſem Anblick, der alles Mark in meinen Gebeinen erkältet! Ueber mich ſoll ſie kommen! — Jetzt will ich verloren ſeyn, aber du ſollſt es mit mir ſeyn. — Auf! Auf! Ruft Mord durch die Gaſſen! Weckt die Juſtiz auf! Gerichtsdiener, bindet mich! Führt mich von hinnen! Ich will Geheimniſſe aufdecken, daß denen, die ſie hören, die Haut ſchauern ſoll. (Will gehen.)

Präſident (hält ihn). Du wirſt doch nicht, Raſender?

Wurm (klopft ihm auf die Schultern). Ich werde, Kamerad! Ich werde! — Raſend bin ich, das iſt wahr andern zu denken, ſondern beyde zugleich und wechſelſeitig als Effekt und als Urſache anſehen müſſen. In unſerm Vergnügen an Erkenntniſſen unterſcheiden wir ohne Mühe den Uebergang von der Thätigkeit zum Leiden, und bemerken deutlich, daß das erſte vorüber iſt, wenn das letztere eintritt. In unſerm Wohlgefallen an der Schönheit hingegen läßt ſich keine ſolche Succeſſion zwiſchen der Thätigkeit und dem Leiden unterſcheiden, und die Reflexion zerfließt hier ſo vollkommen mit dem Gefühle, daß wir die Form unmittelbar zu empfinden glauben. Die Schönheit iſt alſo zwar Gegenſtand für uns, weil die Reflexion die Bedingung iſt, unter der wir eine Empfindung von ihr haben; zugleich aber iſt ſie ein Zuſtand unſers Subjekts, weil das Gefühl die Bedingung iſt, unter der wir eine Vorſtellung von ihr haben. Sie iſt alſo zwar Form, weil wir ſie betrachten, zugleich aber iſt ſie Leben, weil wir ſie fühlen. Mit einem Wort: ſie iſt zugleich unſer Zuſtand und unſre That.

Und eben weil ſie dieſes beydes zugleich iſt, ſo dient ſie uns alſo zu einem ſiegenden Beweiß, daß das Leiden die Thätigkeit, daß die Materie die Form, daß die Beſchränkung die Unendlichkeit keineswegs ausſchlieſſe — daß mithin durch die nothwendige phyſiſche Abhängigkeit des Menſchen ſeine moraliſche Freyheit keineswegs aufgehoben werde. Sie beweißt dieſes, und, ich muß hinzuſetzen, ſie allein kann es uns beweiſen. Denn da beym Genuß der Wahrheit oder der logiſchen Einheit, die Empfindung mit dem Gedanken nicht nothwendig eins iſt, ſondern auf denſelben zufällig folgt, ſo kann uns dieſelbe bloß beweiſen, daß auf eine vernünftige Natur eine ſinnliche folgen könne, und umgekehrt, nicht daß beyde zuſammen beſtehen, nicht daß ſie wechſelſeitig auf einander wirken, nicht daß ſie abſolut und nothwendig zu vereinigen ſind. Vielmehr müßte ſich gerade umgekehrt aus dieſer Ausſchlieſſung des Gefühls, ſolange gedacht wird, und des Gedankens, ſolange empfunden wird, auf eine *Unvereinbarkeit* beyder Naturen ſchlieſſen laſſen, wie denn auch wirklich die Analyſten keinen beſſern Beweis für die Ausführbarkeit reiner Vernunft in der Menſchheit anzuführen wiſſen, als den, daß ſie geboten iſt. Da nun aber bey dem Genuß der Schönheit oder *der äſthetiſchen Einheit* eine wirkliche *Vereinigung* und Auswechslung der Materie mit der Form, und des Leidens mit der Thätigkeit vor ſich geht, ſo iſt eben dadurch die *Vereinbarkeit* beyder Naturen, die Ausführbarkeit des Unendlichen in der Endlichkeit, mithin die Möglichkeit der erhabenſten Menſchheit bewieſen.

Wir dürfen alſo nicht mehr verlegen ſeyn, einen Uebergang von der ſinnlichen Abhängigkeit zu der moraliſchen Freyheit zu finden, nachdem durch die Schönheit der Fall gegeben iſt, daß die letztere mit der erſtern vollkommen zuſammen beſtehen könne, und daß der Menſch, um ſich als Geiſt zu erweiſen, der Materie nicht zu entfliehen brauche. Iſt er aber ſchon in Gemeinſchaft mit der Sinnlichkeit frey, wie das Faktum der Schönheit lehrt, und iſt Freyheit etwas abſolutes und überſinnliches, wie ihr Begriff nothwendig mit ſich bringt, ſo kann nicht mehr die Frage ſeyn, wie er dazu gelange, ſich von den Schranken zum Abſoluten zu erheben, ſich in ſeinem Denken und Wollen der Sinnlichkeit entgegenzuſetzen, da dieſes ſchon in der Schönheit geſchehen iſt. Es kann, mit einem Wort, nicht mehr die Frage ſeyn, wie er von der Schönheit zur Wahrheit übergehe, die dem Vermögen nach ſchon in der erſten liegt, ſondern wie er von einer gemeinen Wirklichkeit zu einer äſthetiſchen, wie er von bloßen Lebensgefühlen zu Schönheitsgefühlen den Weg ſich bahne.

Sechs und zwanzigſter Brief.

Da die aeſthetiſche Stimmung des Gemüths, wie ich in den vorhergehenden Briefen entwickelt habe, der Freyheit erſt die Entſtehung giebt, ſo iſt leicht einzuſehen, daß ſie nicht aus derſelben entſpringen und folglich keinen moraliſchen Urſprung haben könne. Ein Geſchenk der Natur muß ſie ſeyn; die Gunſt der Zufälle allein kann die Feßeln des phyſiſchen Standes löſen, und den Wilden zur Schönheit führen.

Der Keim der letztern wird ſich gleich wenig entwickeln, wo eine karge Natur den Menſchen jeder Erquikkung beraubt, und wo eine verſchwenderiſche ihn von jeder eigenen Anſtrengung losſpricht — wo die ſtumpfe Sinnlichkeit kein Bedürfniß fühlt, und wo die heftige Begier keine Sättigung findet. Nicht da, wo der Menſch ſich *troglodytiſch* in Höhlen birgt, ewig einzeln iſt, und die Menſchheit nie *außer ſich* findet, auch nicht da, wo er *nomadiſch* in großen Heermaſſen zieht, ewig nur Zahl iſt, und die Menſchheit nie *in ſich* findet — da allein, wo er in eigener Hütte ſtill mit ſich ſelbſt, und ſobald er heraustritt, mit dem ganzen Geſchlechte ſpricht, wird ſich ihre liebliche Knoſpe entfalten. Da wo ein leichter Aether die Sinne jeder leiſen Berührung eröfnet, und den üppigen Stoff eine energiſche Wärme beſeelt — wo das Reich der blinden Maſſe ſchon in der lebloſen Schöpfung geſtürzt iſt, und die ſiegende Form auch die niedrigſten Naturen veredelt — dort in den fröhlichen Verhältnißen, und in der geſegneten Zone, wo nur die Thätigkeit zum Genuſſe und nur der Genuß zur Thätigkeit führt, wo aus dem Leben ſelbſt die heilige Ordnung quillt und aus dem Geſetz der Ordnung ſich nur Leben entwickelt, — wo die Einbildungskraft der Wirklichkeit ewig entflieht, und dennoch von der Einfalt der Natur nie verirret — hier allein werden ſich Sinne und Geiſt, empfangende und bildende Kraft in dem glücklichen Gleichmaaß entwickeln, welches die Seele der Schönheit, und die Bedingung der Menſchheit iſt. *

Und was iſt es für ein Phänomen, durch welches ſich bey dem Wilden der Eintritt in die Menſchheit verkündigt? Soweit wir auch die Geſchichte befragen, es iſt daſſelbe bey allen Völkerſtämmen, welche der Sklaverey des thieriſchen Standes entſprungen ſind: die Freude am Schein, die Neigung zum Putz und zum Spiele.

Die höchſte Stupidität und der höchſte Verſtand haben darinn eine gewiſſe Affinität miteinander, daß beyde nur das Reelle ſuchen, und für den bloſſen Schein gänzlich unempfindlich ſind. Nur durch die unmittelbare Gegenwart eines Objekts in den Sinnen wird jene aus ihrer Ruhe geriſſen, und nur durch Zurückführung ſeiner Begriffe auf Thatſachen der Erfahrung wird der letztere zur Ruhe gebracht; mit einem Wort, die Dummheit kann ſich nicht über die Wirklichkeit erheben,

---

* Man leſe über dieſen Gegenſtand, was Herder im dreyzehnten Buche der Ideen z. Philoſ. d. Geſchichte der Menſchheit über die veranlaſſenden Urſachen der griechiſchen Geiſtesbildung ſagt.

und der Verſtand nicht unter der Wahrheit ſtehen bleiben. Was dort der Mangel der Einbildungskraft bewirkt, das bewirkt hier die abſolute Beherrſchung derſelben. Inſofern alſo das Bedürfniß der Realität und die Anhänglichkeit an das Wirkliche bloße Folgen des Mangels ſind, iſt die Gleichgültigkeit gegen Realität und das Intereſſe am Schein eine wahre Erweiterung der Menſchheit und ein entſchiedener Schritt zur Kultur. Fürs erſte zeugt es von einer äußern Freyheit, denn ſolange die Noth gebietet, und das Bedürfniß drängt, iſt die Einbildungskraft mit ſtrengen Feßeln an das Wirkliche gebunden; erſt wenn das Bedürfniß geſtillt iſt, entwickelt ſie ihr ungebundenes Vermögen. Es zeugt aber auch von einer innern Freyheit, weil es uns eine Kraft ſehen läßt die unabhängig von einem äußern Stoffe ſich durch ſich ſelbſt in Bewegung ſetzt, und die Energie genug beſitzt die andringende Materie von ſich zu halten. Die Realität der Dinge iſt ihr (der Dinge) Werk; der Schein der Dinge iſt des Menſchen Werk, und ein Gemüth, das ſich am Scheine weidet, ergötzt ſich ſchon nicht mehr an dem, was es empfängt, ſondern an dem, was es thut. *

---

* Es verſteht ſich wohl von ſelbſt, daß hier nur von dem aeſthetiſchen Schein die Rede iſt, den man von der Wirklichkeit und Wahrheit unterſcheidet, nicht von dem logiſchen, den man mit derſelben verwechſelt — den man folglich liebt, weil er Schein iſt, und nicht, weil man ihn für etwas beſſeres hält. Nur der erſte iſt Spiel, da der letzte bloß Betrug iſt. Den Schein der erſten Art für etwas gelten laßen, kann der Wahrheit niemals Eintrag thun,

Die Natur ſelbſt iſt es, die den Menſchen von der Realität zum Scheine emporhebt, indem ſie ihn mit zwey Sinnen ausrüſtete, die ihn bloß durch den Schein zur Erkenntniß des Wirklichen führen. In dem Auge und dem Ohr iſt die andringende Materie ſchon hinweggewälzt von den Sinnen, und das Objekt entfernt ſich von uns, das wir in den thieriſchen Sinnen unmittelbar berühren. Was wir durch das Auge ſehen, iſt von dem verſchieden, was wir empfinden; denn der Verſtand ſpringt über das Licht hinaus zu den Gegenſtänden. Der Gegenſtand des Takts iſt eine Gewalt, die wir erleiden; der Gegenſtand des Auges und Ohrs iſt eine Form, die wir erzeugen. Solange der Menſch noch ein Wilder iſt, genießt er bloß mit den Sinnen des Gefühls, denen die Sinne des Scheins in dieſer Periode bloß dienen. Er erhebt ſich entweder gar nicht zum Sehen oder er befriedigt ſich doch nicht mit demſelben. Sobald er an-

---

weil man nie Gefahr läuft, ihn derſelben unterzuſchieben, was doch die einzige Art iſt, wie der Wahrheit geſchadet werden kann; ihn verachten, heißt alle ſchöne Kunſt überhaupt verachten, deren Weſen der Schein iſt. Indeſſen begegnet es dem Verſtande zuweilen, ſeinen Eifer für Realität biß zu einer ſolchen Unduldſamkeit zu treiben, und über die ganze Kunſt des ſchönen Scheins, weil ſie bloß Schein iſt, ein wegwerfendes Urtheil zu ſprechen; dieß begegnet aber dem Verſtande nur alsdann, wenn er ſich der obengedachten Affinität erinnert. Von den nothwendigen Grenzen des ſchönen Scheins werde ich noch einmal insbeſondere zu reden Veranlaſſung nehmen.

fängt, mit dem Auge zu genießen und das Sehen für ihn einen ſelbſtſtändigen Werth erlangt, ſo iſt er auch ſchon aeſthetiſch frey und der Spieltrieb hat ſich entfaltet.

Gleich ſo wie der Spieltrieb ſich regt, der am Scheine Gefallen findet, wird ihm auch der nachahmende Bildungstrieb folgen, der den Schein als etwas Selbſtſtändiges behandelt. Sobald der Menſch einmal ſo weit gekommen iſt, den Schein von der Wirklichkeit, die Form von dem Körper zu unterſcheiden, ſo iſt er auch im Stande, ſie von ihm abzuſondern; denn das hat er ſchon gethan, indem er ſie unterſcheidet. Das Vermögen zur nachahmenden Kunſt, iſt alſo mit dem Vermögen zur Form überhaupt gegeben; der Drang zu derſelben beruht auf einer andern Anlage, von der ich hier nicht zu handeln brauche. Wie frühe oder wie ſpät ſich der aeſthetiſche Kunſttrieb entwickeln ſoll, das wird bloß von dem Grade der Liebe abhängen, mit der der Menſch fähig iſt, ſich bey dem bloſſen Schein zu verweilen.

Da alles wirkliche Daſeyn von der Natur als einer fremden Macht, aller Schein aber urſprünglich von dem Menſchen als vorſtellendem Subjekte, ſich herſchreibt, ſo bedient er ſich bloß ſeines abſoluten Eigenthumsrechts, wenn er den Schein von dem Weſen zurück nimmt, und mit demſelben nach eignen Geſetzen ſchaltet. Mit ungebundener Freyheit kann er, was die Natur trennte, zuſammenfügen, ſobald er es nur irgend zuſammen denken kann, und trennen, was die Natur verknüpfte, ſobald er es nur in ſeinem Verſtande abſondern kann. Nichts darf ihm hier heilig ſeyn, als ſein eigenes Geſetz, ſobald er nur die Markung in Acht nimmt, welche ſein Gebiet von dem Daſeyn der Dinge oder dem Naturgebiete ſcheidet.

Dieſes menſchliche Herrſcherrecht übt er aus in der Kunſt des Scheins und je ſtrenger er hier das Mein und Dein von einander ſondert, je ſorgfältiger er die Geſtalt von dem Weſen trennt, und je mehr Selbſtſtändigkeit er derſelben zu geben weiß, deſto mehr wird er nicht bloß das Reich der Schönheit erweitern, ſondern ſelbſt die Grenzen der Wahrheit bewahren; denn er kann den Schein nicht von der Wirklichkeit reinigen, ohne zugleich die Wirklichkeit von dem Schein frey zu machen.

Aber er beſitzt dieſes ſouveraine Recht ſchlechterdings auch nur in der Welt des Scheins, in dem weſenloſen Reich der Einbildungskraft, und nur, ſolang er ſich im theoretiſchen gewiſſenhaft enthält, Exiſtenz davon auszuſagen, und ſolang er im praktiſchen darauf Verzicht thut, Exiſtenz dadurch zu ertheilen. Sie ſehen hieraus, daß der Dichter auf gleiche Weiſe aus ſeinen Grenzen tritt, wenn er ſeinem Ideal Exiſtenz beylegt, und wenn er eine beſtimmte Exiſtenz damit bezweckt. Denn beydes kann er nicht anders zu Stande bringen, als indem er entweder ſein Dichterrecht überſchreitet, durch das Ideal in das Gebiet der Erfahrung greift, und durch die bloße Möglichkeit wirkliches Daſeyn zu beſtimmen ſich anmaßt, oder indem er ſein Dichterrecht aufgiebt, die Erfahrung in das Gebiet des Ideals greifen läßt, und die Möglichkeit auf die Bedingungen der Wirklichkeit einſchränkt.

Nur ſoweit er aufrichtig iſt, (ſich von allem Anſpruch auf Realität ausdrücklich losſagt) und nur ſoweit er ſelbſtſtändig iſt, (allen Beyſtand der Realität entbehrt) iſt der Schein aeſthetiſch. Sobald er falſch iſt und Realität heuchelt, und ſobald er unrein und der Realität zu ſeiner Wirkung bedürftig iſt, iſt er nichts als ein niedriges Werkzeug zu materiellen Zwecken, und kann nichts für die Freyheit des Geiſtes beweiſen. Uebrigens iſt es gar nicht nöthig, daß der Gegenſtand, an dem wir den ſchönen Schein finden, ohne Realität ſey, wenn nur unſer Urtheil darüber auf dieſe Realität keine Rückſicht nimmt; denn ſoweit es dieſe Rückſicht nimmt, iſt es kein aeſthetiſches. Eine lebende weibliche Schönheit wird uns freylich eben ſo gut und noch ein wenig beßer als eine eben ſo ſchöne, bloß gemahlte, gefallen; aber inſoweit ſie uns beßer gefällt als die letztere (ich ſetze hier der Kunſt keine Grenzen) gefällt ſie nicht mehr als ſelbſtſtändiger Schein, gefällt ſie nicht mehr dem reinen aeſthetiſchen Gefühl, dieſem darf auch das Lebendige nur als Erſcheinung, auch das Wirkliche nur als Idee gefallen, aber freylich erfodert es noch einen ungleich höheren Grad der ſchönen Kultur, in dem Lebendigen ſelbſt nur den reinen Schein zu empfinden, als das Leben an dem Schein zu entbehren.

Bey welchem einzelnen Menſchen oder ganzen Volk man den aufrichtigen und ſelbſtſtändigen Schein findet, da darf man auf Geiſt und Geſchmack und jede damit verwandte Treflichkeit ſchließen — da wird man das Ideal das wirkliche Leben regieren, die Ehre über den Beſitz, den Gedanken über den Genuß, den Traum der Unſterblichkeit über die Exiſtenz triumphiren ſehen. Da

— das iſt dein Werk — ſo will ich auch jetzt handeln wie ein Raſender. — Arm in Arm mit dir zum Blutgerüſt! Arm in Arm mit dir zur Hölle! Es ſoll mich kitzeln, Bube, mit dir verdammt zu ſeyn! (Er wird abgeführt.)

Miller (der die ganze Zeit über, den Kopf in Louiſens Schooß geſunken, in ſtummem Schmerz gelegen hat, ſteht ſchnell auf und wirft dem Major die Börſe vor die Füße). Giftmiſcher! Behalt' dein verfluchtes Geld! — Wollteſt du mir mein Kind damit abkaufen? (Er ſtürzt aus dem Zimmer.)

Ferdinand (mit brechender Stimme). Geht ihm nach! Er verzweifelt. — Das Geld hier ſoll man ihm retten. — Es iſt meine fürchterliche Erkenntlichkeit. Louiſe! — Louiſe — Ich komme. — — Lebt wohl. — — Laßt mich an dieſem Altar verſcheiden. —

Präſident (aus einer dumpfen Betäubung zu ſeinem Sohn). Sohn! Ferdinand! Soll kein Blick mehr auf einen zerſchmetterten Vater fallen? (Der Major wird neben Louiſen niedergelaſſen.)

Ferdinand. Gott dem Erbarmenden gehört dieſer letzte.

Präſident (in der ſchrecklichſten Qual vor ihm niederfallend). Geſchöpf und Schöpfer verlaſſen mich. — Soll kein Blick mehr zu meiner letzten Erquickung fallen? —

Ferdinand (reicht ihm ſeine ſterbende Hand).

Präſident (ſteht ſchnell auf). Er vergab mir! (Zu den Andern.) Jetzt euer Gefangener! (Er geht ab, Gerichtsdiener folgen ihm. Der Vorhang fällt.)

wird die öffentliche Stimme das einzig furchtbare ſeyn, und ein Olivenkranz höher als ein Purpurkleid ehren. Zum falſchen und bedürftigen Schein nimmt nur die Ohnmacht und die Verkehrtheit ihre Zuflucht, und einzelne Menſchen ſowohl als ganze Völker, welche entweder „der Realität durch den Schein oder dem (aeſthetiſchen) Schein durch Realität nachhelfen" — beydes iſt gerne verbunden — beweiſen zugleich ihren moraliſchen Unwerth und ihr aeſthetiſches Unvermögen. *

---

* Auf die Frage „In wie weit darf Schein in der moraliſchen Welt ſeyn?" iſt alſo die Antwort ſo kurz als bündig dieſe: in ſo weit es aeſthetiſcher Schein iſt d. h. Schein, der weder Realität vertreten will, noch von derſelben vertreten zu werden braucht. Der aeſthetiſche Schein kann der Wahrheit der Sitten niemals gefährlich werden, und wo man es anders findet, da wird ſich ohne Schwierigkeit zeigen laſſen, daß der Schein nicht aeſthetiſch war. Nur ein Fremdling im ſchönen Umgang z. B. wird Verſicherungen der Höflichkeit, die eine allgemeine Form iſt, als Merkmale perſönlicher Zuneigung aufnehmen, und wenn er getäuſcht wird, über Verſtellung klagen. Aber auch nur ein Stümper im ſchönen Umgang wird, um höflich zu ſeyn, die Falſchheit zu Hülfe rufen, und ſchmeicheln, um gefällig zu ſeyn. Dem erſten fehlt noch der Sinn für den ſelbſtſtändigen Schein, daher kann er demſelben nur durch die Wahrheit Bedeutung geben; dem zweyten fehlt es an Realität, und er möchte ſie gern durch den Schein erſetzen.

Nichts iſt gewöhnlicher als von gewiſſen trivialen Critikern des Zeitalters die Klage zu vernehmen, daß alle Solidität aus der Welt verſchwunden ſey, und das Weſen über dem Schein vernachläſſigt werde. Obgleich ich mich gar nicht berufen fühle, das Zeitalter gegen dieſen Vorwurf zu rechtfertigen, ſo geht doch ſchon aus der weiten Ausdehnung, welche dieſe ſtrengen Herren Sittenrichter ihrer Anklage geben, ſattſam hervor, daß ſie dem Zeitalter nicht bloß den falſchen ſondern auch den aufrichtigen Schein verargen; und ſogar die Ausnahmen, welche ſie noch etwa zu Gunſten der Schönheit machen, gehen mehr auf den bedürftigen als auf den ſelbſtſtändigen Schein. Sie greifen nicht bloß die betrügeriſche Schminke an, welche die Wahrheit verbirgt, welche die Wirklichkeit zu vertreten ſich anmaßt; ſie ereifern ſich auch gegen den wohlthätigen Schein, der die Leerheit erfüllt, und die Armſeligkeit zudeckt, auch gegen den idealiſchen, der eine gemeine Wirklichkeit veredelt. Die Falſchheit der Sitten beleidigt mit Recht ihr ſtrenges Wahrheitsgefühl; nur ſchade, daß ſie zu dieſer Falſchheit auch ſchon die Höflichkeit rechnen. Es mißfällt ihnen, daß äuſſerer Flitterglanz ſo oft das wahre Verdienſt verdunkelt, aber es verdrüßt ſie nicht weniger, daß man auch Schein vom Verdienſte fodert, und dem innern Gehalte die gefällige Form nicht erläßt. Sie vermiſſen das Herzliche, Kernhafte und Gediegene der vorigen Zeiten, aber ſie möchten auch das Eckigte und Derbe der erſten Sitten, das Schwerfällige der alten Formen, und den ehemaligen gothiſchen Ueberfluß wieder eingeführt ſehen. Sie beweiſen durch Urtheile dieſer Art dem Stoff an ſich ſelbſt eine Achtung, die der Menſchheit nicht würdig iſt, welche vielmehr das Materielle nur inſoferne ſchätzen ſoll, als es Geſtalt zu empfangen und das Reich der Ideen zu verbreiten im Stand iſt. Auf ſolche Stimmen braucht alſo der Geſchmack des Jahrhunderts nicht ſehr zu hören, wenn er nur ſonſt vor einer beſſern Inſtanz beſteht. Nicht daß wir einen Werth auf den aeſthetiſchen Schein legen (wir thun dieß noch lange nicht genug) ſondern daß wir es noch nicht biß zu dem reinen Schein gebracht haben, daß wir das Daſeyn noch nicht genug von der Erſcheinung geſchieden, und dadurch beyder Grenzen auf ewig geſichert haben, dieß iſt es, was uns ein rigoriſtiſcher Richter der Schönheit zum Vorwurf machen kann. Dieſen Vorwurf werden wir ſolang verdienen, als wir das Schöne der lebendigen Natur nicht genieſſen können, ohne es zu begehren, das Schöne der nachahmenden Kunſt nicht bewundern können, ohne nach einem Zwecke zu fragen — als wir der Einbildungskraft noch keine eigene abſolute Geſetzgebung zugeſtehn, und durch die Achtung, die wir ihren Werken erzeigen, ſie auf ihre Würde hinweiſen.

Sieben und zwanzigſter Brief.

Fürchten Sie nichts für Realität und Wahrheit, wenn der hohe Begriff, den ich in dem vorhergehenden Briefe von dem aeſthetiſchen Schein aufſtellte, allgemein werden ſollte. Er wird nicht allgemein werden, ſo lange der Menſch noch ungebildet genug iſt, um einen Mißbrauch davon machen zu können; und würde er allgemein, ſo könnte dieß nur durch eine Kultur bewirkt werden, die zugleich jeden Mißbrauch unmöglich machte. Dem ſelbſtſtändigen Schein nachzuſtreben erfodert mehr Abſtraktionsvermögen, mehr Freyheit des Herzens, mehr Energie des Willens, als der Menſch nöthig hat, um ſich auf die Realität einzuſchränken, und er muß dieſe ſchon hinter ſich haben, wenn er bey jenem anlangen will. Wie übel würde er ſich alſo rathen, wenn er den Weg zum Ideale einſchlagen wollte, um ſich den Weg zur Wirklichkeit und Wahrheit zu erſparen! Von dem Schein, ſo wie er hier genommen wird, möchten wir alſo für die Wirklichkeit nicht viel zu beſorgen haben; deſto mehr dürfte aber von der Wirklichkeit für den Schein zu befürchten ſeyn. An das Materielle gefeſſelt, läßt der Menſch dieſen lange Zeit bloß ſeinen Zwecken dienen, ehe er ihm in der Kunſt des Ideals eine eigene Perſönlichkeit zugeſteht. Zu dem letztern bedarf es einer totalen Revolution in ſeiner ganzen Empfindungsweiſe, ohne welche er auch nicht einmal *auf dem Wege* zum Ideal ſich befinden würde. Wo wir alſo Spuren einer unintereſſierten freyen Schätzung des reinen Scheins entdecken, da können wir auf eine ſolche Umwälzung ſeiner

Natur und den eigentlichen Anfang der Menſchheit in ihm ſchließen. Spuren dieſer Art finden ſich aber wirklich ſchon in den erſten rohen Verſuchen, die er zur Verſchönerung ſeines Daſeyns macht, ſelbſt auf die Gefahr macht, daß er es dem ſinnlichen Gehalt nach dadurch verſchlechtern ſollte. Sobald er überhaupt nur anfängt, dem Stoff die Geſtalt vorzuziehen, und an den Schein, (den er aber dafür erkennen muß) Realität zu wagen, ſo iſt ſein thieriſcher Kreis aufgethan, und er befindet ſich auf einer Bahn, die nicht endet.

Mit dem allein nicht zufrieden, was der Natur genügt und was das Bedürfniß fodert, verlangt er Ueberfluß; anfangs zwar bloß einen Ueberfluß des Stoffes, um der Begier ihre Schranken zu verbergen, um den Genuß über das gegenwärtige Bedürfniß hinaus zu verſichern; bald aber einen Ueberfluß an dem Stoffe, eine aeſthetiſche Zugabe, um auch dem Formtrieb genug zu thun, um den Genuß über jedes Bedürfniß hinaus zu erweitern. Indem er bloß für einen künftigen Gebrauch Vorräthe ſammelt und in der Einbildung dieſelbe vorausgenießt, ſo überſchreitet er zwar den jetzigen Augenblick, aber ohne die Zeit überhaupt zu überſchreiten; er genießt mehr aber er genießt nicht anders. Indem er aber zugleich die Geſtalt in ſeinen Genuß zieht und auf die Formen der Gegenſtände merkt, die ſeine Begierden befriedigen, iſt er über die Zeit ſelbſt hinausgeſchritten, und hat ſeinen Genuß nicht bloß dem Umfang und dem Grad nach erhöht, ſondern auch der Art nach veredelt.

Zwar hat die Natur auch ſchon dem Vernunftloſen über die Nothdurft gegeben, und in das dunkle thieriſche Leben einen Schimmer von Freyheit geſtreut. Wenn den Löwen kein Hunger nagt, und kein Raubthier zum Kampf herausfodert, ſo erſchafft ſich die müßige Stärke ſelbſt einen Gegenſtand; mit muthvollem Gebrüll erfüllt er die hallende Wüſte, und in zweckloſem Aufwand genießt ſich die üppige Kraft. Mit frohem Leben ſchwärmt das Inſekt in dem Sonnenſtrahl; auch iſt es ſicherlich nicht der Schrey der Begierde, den wir in dem melodiſchen Schlag des Singvogels hören. Unläugbar iſt in dieſen Bewegungen Freyheit, aber nicht Freyheit von dem Bedürfniß überhaupt, bloß von einem beſtimmten, von einem äuſſern Bedürfniß. Das Thier *arbeitet*, wenn ein Mangel die Triebfeder ſeiner Thätigkeit iſt, und es *ſpielt*, wenn der Reichthum der Kraft dieſe Triebfeder iſt, wenn das überflüßige Leben ſich ſelbſt zur Thätigkeit ſtachelt. Selbſt in der unbeſeelten Natur zeigt ſich ein ſolcher Luxus der Kräfte und eine Laxität der Beſtimmung, die man in jenem materiellen Sinn gar wohl Spiel nennen könnte. Der Baum treibt unzählige Keime, die unentwickelt verderben, und ſtreckt weit mehr Wurzeln, Zweige und Blätter nach Nahrung aus, als zu Erhaltung ſeines Individuums und ſeiner Gattung verwendet werden. Was er von ſeiner verſchwenderiſchen Fülle ungebraucht und ungenoſſen dem Elementarreich zurückgiebt, das darf das Lebendige in fröhlicher Bewegung verſchwelgen. So giebt uns die Natur ſchon in ihrem materiellen Reich ein Vorſpiel des Unbegrenzten, und hebt hier ſchon *zum Theil* die Feſſeln auf, deren ſie ſich im Reich der Form ganz und gar entledigt. Von dem Zwang des Bedürfniſſes oder dem *phyſiſchen Ernſte* nimmt ſie durch den Zwang des Ueberfluſſes oder das phyſiſche Spiel den Uebergang zum aeſthetiſchen Spiele und ehe ſie ſich in der hohen Freyheit des Schönen über die Feſſel jedes Zweckes erhebt, nähert ſie ſich dieſer Unabhängigkeit wenigſtens von ferne ſchon in der freyen Bewegung, die ſich ſelbſt Zweck und Mittel iſt.

Wie die körperlichen Werkzeuge, ſo hat in dem Menſchen auch die Einbildungskraft ihre freye Bewegung und ihr materielles Spiel, in welchem ſie, ohne alle Beziehung auf Geſtalt, bloß ihrer Eigenmacht und Feſſelloſigkeit ſich freut. Inſofern ſich noch gar nichts von Form in dieſe Phantaſieſpiele miſcht, und eine ungezwungene Folge von Bildern den ganzen Reitz derſelben ausmacht, gehören ſie, obgleich ſie dem Menſchen allein zukommen können, bloß zu ſeinem animaliſchen Leben und beweiſen bloß ſeine Befreyung von jedem äuſſern ſinnlichen Zwang, ohne noch auf eine ſelbſtſtändige bildende Kraft in ihm ſchließen zu laſſen. * Von die-

---

* Die mehreſten Spiele, welche im gemeinen Leben im Gange ſind, beruhen entweder ganz und gar auf dieſem Gefühle der freyen Ideenfolge, oder entlehnen doch ihren größten Reitz von demſelben. So wenig es aber auch an ſich ſelbſt für eine höhere Natur beweiſt, und ſo gerne ſich gerade die ſchlaffeſten Seelen dieſem freyen Bilderſtrome zu überlaſſen pflegen, ſo iſt doch eben dieſe Unabhängigkeit der Phantaſie von äuſſern Eindrücken wenigſtens die negative Bedingung ihres ſchöpferiſchen Vermögens. Nur indem ſie ſich von der Wirklichkeit losreißt, erhebt ſich die bildende Kraft zum Ideale, und ehe die Imagina-

ſem Spiel der freyen Ideenfolge, welches noch ganz materieller Art iſt, und aus bloßen Naturgeſetzen ſich erklärt, macht endlich die Einbildungskraft in dem Verſuch einer freyen Form den Sprung zum aeſthetiſchen Spiele. Einen Sprung muß man es nennen, weil ſich eine ganz neue Kraft hier in Handlung ſetzt; denn hier zum erſtenmal miſcht ſich der geſetzgebende Geiſt in die Handlungen eines blinden Inſtinktes, unterwirft das willkührliche Verfahren der Einbildungskraft ſeiner unveränderlichen ewigen Einheit, legt ſeine Selbſtſtändigkeit in das Wandelbare und ſeine Unendlichkeit in das Sinnliche. Aber ſolange die rohe Natur noch zu mächtig iſt, die kein anderes Geſetz kennt, als raſtlos von Veränderung zu Veränderung fortzueilen, wird ſie durch ihre unſtete Willkühr jener Nothwendigkeit, durch ihre Unruhe jener Stätigkeit, durch ihre Bedürftigkeit jener Selbſtſtändigkeit, durch ihre Ungenügſamkeit jener erhabenen Einfalt entgegen ſtreben. Der aeſthetiſche Spieltrieb wird alſo in ſeinen erſten

tion in ihrer produktiven Qualität nach eignen Geſetzen handeln kann, muß ſie ſich ſchon bey ihrem reproduktiven Verfahren von fremden Geſetzen frey gemacht haben. Freylich iſt von der bloßen Geſetzloſigkeit zu einer ſelbſtſtändigen innern Geſetzgebung noch ein ſehr großer Schritt zu thun, und eine ganz neue Kraft, das Vermögen der Ideen, muß hier ins Spiel gemiſcht werden — aber dieſe Kraft kann ſich nunmehr auch mit mehrerer Leichtigkeit entwickeln, da die Sinne ihr nicht entgegen wirken, und das Unbeſtimmte wenigſtens negativ an das Unendliche grenzt.

Verſuchen noch kaum zu erkennen ſeyn, da der ſinnliche mit ſeiner eigenſinnigen Laune und ſeiner wilden Begierde unaufhörlich dazwiſchen tritt, die hohe Nothwendigkeit des Ideals mit der Nothdurft des Individuums verwechſelt, und die edle Darſtellung eines ewigen Willens, in der ſchönen Form, durch die unreine Spur eines vorübergehenden Verlangens befleckt. Daher ſehen wir den rohen Geſchmack das Neue und Ueberraſchende, das Bunte, Abentheuerliche und Bizarre, das Heftige und Wilde zuerſt ergreifen, und vor nichts ſo ſehr als vor der Einfalt und Ruhe fliehen. Er bildet groteske Geſtalten, liebt raſche und abrupte Uebergänge, üppige Formen, grelle Kontraſte, ſchreyende Lichter, einen pathetiſchen Geſang. Schön heißt ihm in dieſer Epoche bloß, was ihn aufregt, was ihm Stoff giebt — aber aufregt zu einem ſelbſtthätigen Widerſtand, aber Stoff giebt, *für ein mögliches Bilden*, denn ſonſt würde es ſelbſt ihm nicht das Schöne ſeyn. Mit der Form ſeiner Urtheile iſt alſo eine merkwürdige Veränderung vorgegangen; er ſucht dieſe Gegenſtände nicht, weil ſie ihm etwas zu erleiden, ſondern weil ſie ihm zu handeln geben; ſie gefallen ihm nicht, weil ſie einem Bedürfniß begegnen, ſondern weil ſie einem Geſetze Genüge leiſten, welches, obgleich noch leiſe, in ſeinem Buſen ſpricht.

Bald iſt er nicht mehr damit zufrieden, daß ihm die Dinge gefallen: er will ſelbſt gefallen, anfangs zwar nur durch das, was *ſein* iſt, endlich durch das, was *er* iſt. Was er beſitzt, was er hervorbringt, darf nicht mehr bloß die Spuren der Dienſtbarkeit, die ängſtliche Form ſeines Zwecks an ſich tragen; neben dem Dienſt, in dem es da iſt, muß es zugleich den geiſtreichen Verſtand, der es dachte, die liebende Hand, die es ausführte, den heitern und freyen Geiſt, der es wählte und aufſtellte, wiederſcheinen. Jetzt ſucht ſich der alte Germanier glänzendere Thierfelle, prächtigere Geweyhe, zierlichere Trinkhörner aus, und der Kaledonier wählt die netteſten Muſcheln für ſeine Feſte. Selbſt die Waffen dürfen jetzt nicht mehr bloß Gegenſtände des Schreckens, ſondern auch des Wohlgefallens ſeyn, und das kunſtreiche Wehrgehänge will nicht weniger bemerkt ſeyn, als des Schwerdtes tödtende Scheide. Nicht zufrieden, einen aeſthetiſchen Ueberfluß in das Nothwendige zu bringen, reißt ſich der freyere Spieltrieb endlich ganz von den Feſſeln der Nothdurft los, und das Schöne wird für ſich allein ein Objekt ſeines Strebens. Er ſchmükt ſich. Die freye Luſt wird in die Zahl ſeiner Bedürfniſſe aufgenommen, und das Unnöthige iſt bald der beſte Theil ſeiner Freuden.

So wie ſich ihm von auſſen her, in ſeiner Wohnung, ſeinem Haußgeräthe, ſeiner Bekleidung allmählig die Form nähert, ſo fängt ſie endlich an, von ihm ſelbſt Beſitz zu nehmen, und anfangs bloß den äuſſern, zuletzt auch den innern Menſchen zu verwandeln. Der geſetzloſe Sprung der Freude wird zum Tanz, die ungeſtalte Geſte zu einer anmuthigen harmoniſchen Gebärdenſprache, die verworrenen Laute der Empfindung entfalten ſich, fangen an dem Takt zu gehorchen und ſich zum Geſange zu biegen. Wenn das trojaniſche Heer mit gellendem Geſchrey gleich einem Zug von Kranichen ins Schlachtfeld heranſtürmt, ſo nahert ſich das griechiſche demſelben ſtill und mit edlem Schritt. Dort ſehen wir bloß den Uebermuth

blinder Kräfte, hier den Sieg der Form, und die ſimple Majeſtät des Geſetzes.

Eine ſchönere Nothwendigkeit kettet jetzt die Geſchlechter zuſammen, und der Herzen Antheil hilft das Bündniß bewahren, das die Begierde nur launiſch und wandelbar knüpft. Aus ihren düſtern Feſſeln entlaſſen, ergreift das ruhigere Auge die Geſtalt, die Seele ſchaut in die Seele, und aus einem eigennützigen Tauſche der Luſt wird ein großmüthiger Wechſel der Neigung. Die Begierde erweitert und erhebt ſich zur Liebe, ſo wie die Menſchheit in ihrem Gegenſtand aufgeht, und der niedrige Vortheil über den Sinn wird verſchmäht, um über den Willen einen edleren Sieg zu erkämpfen. Das Bedürfniß zu gefallen unterwirft den Mächtigen des Geſchmackes zartem Gericht; die Luſt kann er rauben, aber die Liebe muß eine Gabe ſeyn. Um dieſen höhern Preiß kann er nur durch Form, nicht durch Materie ringen. Er muß aufhören, das Gefühl als Kraft zu berühren, und als Erſcheinung dem Verſtand gegenüber ſtehn; er muß Freyheit laſſen, weil er der Freyheit gefallen will. So wie die Schönheit den Streit der Naturen in ſeinem einfachſten und reinſten Exempel, in dem ewigen Gegenſatz der Geſchlechter löſt, ſo löſt ſie ihn — oder zielt wenigſtens dahin, ihn auch in dem verwickelten Ganzen der Geſellſchaft zu löſen, und nach dem Muſter des freyen Bundes, den ſie dort zwiſchen der männlichen Kraft und der weiblichen Milde knüpft, alles Sanfte und Heftige in der moraliſchen Welt zu verſöhnen. Jetzt wird die Schwäche heilig, und die nicht gebändigte Stärke entehrt; das Unrecht der Natur wird durch die Großmuth ritterlicher Sitten verbeſſert. Den keine Gewalt erſchrecken darf, entwaffnet die holde Röthe der Schaam, und Thränen erſticken eine Rache, die kein Blut löſchen konnte. Selbſt der Haß merkt auf der Ehre zarte Stimme, das Schwerdt des Ueberwinders verſchont den entwaffneten Feind, und ein gaſtlicher Heerd, raucht dem Fremdling an der gefürchteten Küſte, wo ihn ſonſt nur der Mord empfieng.

Mitten in dem furchtbaren Reich der Kräfte und mitten in dem heiligen Reich der Geſetze baut der aeſthetiſche Bildungstrieb unvermerkt an einem dritten fröhlichen Reiche des Spiels und des Scheins, worin er dem Menſchen die Feſſeln aller Verhältniſſe abnimmt, und ihn von allem, was Zwang heißt, ſowohl im phyſiſchen als im moraliſchen entbindet.

Wenn in dem dynamiſchen Staat der Rechte der Menſch dem Menſchen als Kraft begegnet und ſein Wirken beſchränkt — wenn er ſich ihm in dem ethiſchen Staat der Pflichten mit der Majeſtät des Geſetzes entgegenſtellt, und ſein Wollen feſſelt, ſo darf er ihm im Kreiſe des ſchönen Umgangs, in dem aeſthetiſchen Staat, nur als Geſtalt erſcheinen, nur als Objekt des freyen Spiels gegenüber ſtehen. Freyheit zu geben durch Freyheit iſt das Grundgeſetz dieſes Reichs. Hier darf weder das Einzelne mit dem Ganzen, noch das Ganze mit dem Einzelnen ſtreiten. Nicht, weil das eine nachgiebt, darf das andre mächtig ſeyn; hier darf es nur Sieger, aber keinen Beſiegten geben.

Der dynamiſche Staat kann die Geſellſchaft bloß möglich machen, indem er die Natur durch Natur bezähmt; der ethiſche Staat kann ſie bloß (moraliſch) nothwendig machen, indem er den einzelnen Willen dem allgemeinen unterwirft; der aeſthetiſche Staat allein kann ſie wirklich machen, weil er den Willen des Ganzen durch die Natur des Individuums vollzieht. Wenn ſchon das Bedürfniß den Menſchen in die Geſellſchaft nöthigt, und die Vernunft geſellige Grundſätze in ihm pflanzt, ſo kann die Schönheit allein ihm einen geſelligen Charakter ertheilen. Der Geſchmack allein bringt Harmonie in die Geſellſchaft, weil er Harmonie in dem Individuum ſtiftet. Alle andre Formen der Vorſtellung trennen den Menſchen, weil ſie ſich ausſchlieſſend entweder auf den ſinnlichen oder auf den geiſtigen Theil ſeines Weſens gründen; nur die ſchöne Vorſtellung macht ein Ganzes aus ihm, weil ſeine beyden Naturen dazu zuſammen ſtimmen müſſen. Alle andere Formen der Mittheilung trennen die Geſellſchaft, weil ſie ſich ausſchlieſſend entweder auf die Privatempfänglichkeit, oder auf die Privatfertigkeit der einzelnen Glieder, alſo auf das Unterſcheidende zwiſchen Menſchen und Menſchen beziehen; nur die ſchöne Mittheilung vereinigt die Geſellſchaft, weil ſie ſich auf das Gemeinſame aller bezieht. Die Freuden der Sinne genieſſen wir bloß als Individuen, ohne daß die Gattung, die in uns wohnt, daran Antheil nähme; wir können alſo unſre ſinnlichen Freuden nicht zu allgemeinen erweitern, weil wir unſer Individuum nicht allgemein machen können. Die Freuden der Erkenntniß genieſſen wir bloß als Gattung, und indem wir jede Spur des Individuums ſorgfältig aus unſerm Urtheil entfernen; wir können alſo unſre Vernunftfreuden nicht allgemein machen, weil wir die Spuren des Individuums aus dem Urtheile anderer nicht ſo wie aus dem unſrigen ausſchlieſſen können.

Das Schöne allein genieſſen wir als Individuum und als Gattung zugleich, d. h. als Repräſentanten der Gattung. Das ſinnliche Gute kann nur Einen Glücklichen machen, da es ſich auf Zueignung gründet, welche immer eine Ausſchlieſſung mit ſich führt; es kann dieſen Einen auch nur einſeitig glücklich machen, weil die Perſönlichkeit nicht daran Theil nimmt. Das abſolut Gute kann nur unter Bedingungen glücklich machen, die allgemein nicht vorauszuſetzen ſind; denn die Wahrheit iſt nur der Preiß der Verläugnung, und an den reinen Willen glaubt nur ein reines Herz. Die Schönheit allein beglückt alle Welt, und jedes Weſen vergißt ſeiner Schranken, ſo lang es ihren Zauber erfährt.

Kein Vorzug, keine Alleinherrſchaft wird geduldet, ſo weit der Geſchmack regiert, und das Reich des ſchönen Scheins ſich verbreitet. Dieſes Reich erſtreckt ſich aufwärts, biß wo die Vernunft mit unbedingter Nothwendigkeit herrſcht, und alle Materie aufhört; es erſtreckt ſich niederwärts, biß wo der Naturtrieb mit blinder Nöthigung waltet, und die Form noch nicht anfängt; ja ſelbſt auf dieſen äuſſerſten Grenzen, wo die geſetzgebende Macht ihm genommen iſt, läßt ſich der Geſchmack doch die vollziehende nicht entreiſſen. Die ungeſellige Begierde muß ihrer Selbſtſucht entſagen, und das Angenehme, welches ſonſt nur die Sinne lockt, das Netz der Anmuth auch über die Geiſter auswerfen. Der Nothwendigkeit ſtrenge Stimme, die Pflicht, muß ihre vorwerfende Formel verändern, die nur der Widerſtand rechtfertigt, und die willige Natur durch ein edleres Zutrauen ehren. Aus den Myſterien der Wiſſenſchaft führt der Geſchmack die Erkenntniß unter den offenen Himmel des Gemeinſinns heraus, und verwandelt das Eigenthum der Schulen in ein Gemeingut der ganzen menſchlichen Geſellſchaft. In ſeinem Gebiete muß auch der mächtigſte Genius ſich ſeiner Hoheit begeben, und zu dem Kinderſinn vertraulich herniederſteigen. Die Kraft muß ſich binden laſſen durch die Huldgöttinnen, und der trotzige Löwe dem Zaum eines Amors gehorchen. Dafür breitet er über das phyſiſche Bedürfniß, das in ſeiner nackten Geſtalt die Würde freyer Geiſter beleidigt, ſeinen mildernden Schleyer aus, und verbirgt uns die entehrende Verwandtſchaft mit dem Stoff in einem lieblichen Blendwerk von Freyheit. Beflügelt durch ihn entſchwingt ſich auch die kriechende Lohnkunſt dem Staube, und die Feſſeln der Leibeigenſchaft fallen, von ſeinem Stabe berührt, von dem Lebloſen wie von dem Lebendigen ab. In dem aeſthetiſchen Staate iſt alles — auch das dienende Werkzeug ein freyer Bürger, der mit dem edelſten gleiche Rechte hat, und der Verſtand, der die duldende Maſſe unter ſeine Zwecke gewaltthätig beugt, muß ſie hier um ihre Beyſtimmung fragen. Hier alſo in dem Reiche des aeſthetiſchen Scheins wird das Ideal der Gleichheit erfüllt, welches der Schwärmer ſo gern auch dem Weſen nach realiſiert ſehen möchte; und wenn es wahr iſt, daß der ſchöne Ton in der Nähe des Thrones am früheſten und am vollkommenſten reift, ſo müßte man auch hier die gütige Schickung erkennen, die den Menſchen oft nur deswegen in der Wirklichkeit einzuſchränken ſcheint, um ihn in eine idealiſche Welt zu treiben. *

---

* Exiſtiert aber auch ein ſolcher Staat des ſchönen Scheins, und wo iſt er zu finden? Dem Bedürfniß nach exiſtiert er in jeder feingeſtimmten Seele, der That nach möchte

man ihn wohl nur, wie die reine Kirche und die reine Republik in einigen wenigen auserleſenen Zirkeln finden, wo nicht die geiſtloſe Nachahmung fremder Sitten, ſondern eigne ſchöne Natur das Betragen lenkt, wo der Menſch durch die verwickeltſte Verhältniſſe mit kühner Einfalt und ruhiger Unſchuld geht, und weder nöthig hat, fremde Freyheit zu kränken, um die ſeinige zu behaupten, noch ſeine Würde wegzuwerfen, um Anmuth zu zeigen. — Da es einem guten Staat an einer Conſtitution nicht fehlen darf, ſo kann man ſie auch von dem aeſthetiſchen fodern. Noch kenne ich keine dergleichen, und ich darf alſo hoffen, daß ein erſter Verſuch derſelben, den ich dieſer Zeitſchrift beſtimmt habe, mit Nachſicht werde aufgenommen werden.

Die Horen

eine Monatsſchrift

herausgegeben von Schiller

Dritter Band.

Tübingen
in der J. G. Cottaiſchen Buchhandlung
1795.

Universitäts-
Bibliothek
München

Der Menſchenfeind.

Ein Fragment.

Druckfehler im achten Stück.

S. 1. Z. 4. Punkt ſtatt Semicolon.
— • — 13. Wie ſt. Nie.
— 3. — 11. wieder; ſt. ,wieder.
— 4. — 12. nachgewieſen ſt. nach gewieſen.
— 6. — 16. Laios ſt. Lavos.
— 7. — 3. v. unten Ungeſtüme ſt. Ungeſtümme.
— 9. — 5. v. unten ſlammen ſt. Flammen.
— 11. — 13. dürſt ſt. durſt.
— 12. — 14. menſchl. ſt. Menſchl.
— 13. — 15. nach auf ein Comma.
— • — 6. v. unten nach verhelfen ein Semicolon.
— 15. — 4. zu üben ſt. üben.
— • — 4. v. unten das erſte noch iſt wegzuſtreichen.
— 18. — 12. werden ſt. wurden.
— 19. — 5. v. unten entſtehe ſt. entſtehn.
— 21. — 3. nehmen ſt. nahmen.
— 23. — 8. Ahndung ſt. Ahnung.
— 25. — 3. nach entwickeln ſetze einen Punkt.
— • — 18. nach überall ſetze und
— 28. — 16. nach ſelbſt, nicht;

Die Horen

Jahrgang 1795

Siebentes Stück.

Tübingen
in der J. G. Cottaiſchen Buchhandlung
1795

Innhalt des ſechsten Stücks.

I Die Idee der Gerechtigkeit als Princip einer Geſetzgebung betrachtet. Seite 1
II Dante's Hölle. Fortſetzung. — 31
III Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten. Fortſetzung. — 50
IV Die Dichtkunſt. — 77
V Der Dorfkirchhof. — 79
VI Lethe. — 8[illegible]
VII Saladin und der Sklave. — 8[illegible]
Muſik zu: Weihe der Schönheit und Sängerlohn (ſ. Heft V.) und die Dichtkunſt.

Die Horen.

Erſter Jahrgang. Siebentes Stück.

I

Die Idee der Gerechtigkeit als Princip einer Geſetzgebung betrachtet.

Das höchſte praktiſche Ziel der menſchlichen Weißheit, das die Menſchen in dieſem Leben vermöge ihrer moraliſchen Natur zu erreichen hoffen können, iſt, Ausbildung ihrer Kräfte ohne feindſelige Kämpfe, und freyer Lebensgenuß ohne Verletzung der Gerechtigkeit. Die einzigen Mittel, die zu dieſem Zweck führen können, ſind Erziehung und Geſetzgebung. Die Vollendung dieſer beyden Künſte ſetzt daher allen menſchlichen Bemühungen erſt die Krone auf, und beveſtigt das Reich der Weißheit auf immer.

Das Bedürfniß trieb die Menſchen zur Kultur dieſer beyden Künſte, und die erſten Spuren eines Verſuchs in der Ausübung derſelben, ſind gleich alt mit der erſten Entwicklung der Menſchen. Solange aber beyde nur Töchter des Bedürfniſſes ſind, ſolange können ſie auch mit keiner größern Kraft und Weißheit ausgeſtattet ſeyn, als zur Stillung deſſelben erforderlich iſt. Das Vermögen im Menſchen, dem Bedürfniß durch ſeine Veranſtaltung abzuhelfen, muß aber nothwendig vorhanden ſeyn, ehe er von den Umſtänden zur Entwicklung deſſelben aufgefordert werden kann, und jede Veränderung, jede Verbeſſerung, die nach und nach in der Erziehung und Geſetzgebung vorgenommen wurde, muß ſchon ihrer Möglichkeit nach in den ſie bewirkenden Seelenkräften gelegen haben, ehe ſie durch die Kultur zur Reife gelangte. Nur die Reflexion über die Aeuſſerungen dieſes Vermögens leitet ihn auf Principien, denen alle Verfügungen und Vorſchriften unterworfen ſeyn müſſen, um von ihm uneigennützig gebilligt werden zu können. Erſt wenn Erziehung und Geſetzgebung in gewiſſen Graden ſchon wirklich in der Welt waren, kann er ſich die Aufgabe machen, die Möglichkeit ihrer Wirkungen, und die Uebereinſtimmung mit ſeiner moraliſchen Natur einzuſehen, kurz, eine Theorie beyder Künſte zu verſuchen. Bey dieſem Verſuch ſogleich ſyſtematiſch verfahren zu wollen, und von Grundſätzen auszugehen, die ſich noch nicht durch den ganzen Zuſammenhang der bisherigen Entwicklung der Menſchen beſtätigt haben, ſondern vielmehr dieſe Entwicklung ſelbſt beſtimmen ſollen, iſt, (wenn es nicht eine bloße Uebung der ſynthetiſch verfahrenden Vernunft ſeyn ſoll, die ihre Reſultate noch einer weitern Kritik unterwirft) ein verwegenes Unternehmen, das, wenn der Eifer für das Syſtem und die Eile es zu realiſieren mit der Wichtigkeit ſeines Gegenſtandes im Verhältniß ſteht, für den Menſchen ſehr verderbliche Folgen haben kann. Sicherer iſt es an der Hand der Erfahrung, durch die Moralität orientiert, ſich in der Reflexion über den Gang des menſchlichen Geiſtes, inſoferne er der großen Aufgabe der Erziehung und der Geſetzgebung für das Bedürfniß gewiſſer Zeiten, theils Genüge leiſtete, theils zu leiſten glaubte, zu üben, und dadurch die Forderungen der Vernunft in ihrem Kampfe mit der Täuſchung der

Vorurtheile, den Begierden und dem deſpotiſchen Stolze genau und zuverſichtlich kennen zu lernen. Die Moralität (nicht die von gelehrter Wiſſenſchaft abhängt, ſondern die im Menſchen unerkennbar ſich äuſſert) iſt das einzige allgemein geltende Princip, durch das ſich die Menſchen über philoſophiſche Gegenſtände verſtändigen können. Sie iſt das einzige Ziel, das wir nie bey unſern Unterſuchungen aus den Augen laſſen dürfen, ohne Gefahr zu laufen, uns in leere Spekulationen zu verlieren; und obgleich die Philoſophen noch nicht über das Princip der Moral einig ſind, ſo iſt doch die Moralität das Einzige, wornach ſie ſich in der Unterſuchung über ein Princip der Moral orientieren müſſen.

Unter die vorzüglichſten Denkmale des Alterthums, die die Fortſchritte des menſchlichen Geiſtes in der Geſetzgebung auf einem Theil des angenehmſten Weges ſeiner Kultur darſtellen, gehört gewiß Platos Republik. Der Zweck derſelben iſt, die Möglichkeit zu zeigen, wie die Idee der Gerechtigkeit realiſiert werden könne. In den beyden erſten Geſprächen ſollte anſchaulich gemacht werden, wie unbeſtimmt und ſchwankend die Begriffe von Gerechtigkeit ſelbſt bey denkenden Menſchen ſeyen, und wie viel Schwierigkeit es habe, etwas, das ſich nicht auf die poſitiven Verfügungen des Staates gründet, über die Gerechtigkeit feſtzuſetzen. In dem erſten Buche bringt Sokrates den Sophiſten Thraſymachus, welcher behauptet, die Gerechtigkeit ſey weiter nichts als der Nutzen des Mächtigen, nach der ihm gewöhnlichen Methode zum Schweigen, indem er ihn in Widerſpruch mit ſich ſelbſt ſetzt. Man ſieht ſchon aus der Seichtigkeit des Angriffs, daß die Widerlegung keinen groſen Aufwand von Scharfſinn erfordert haben kann. Sokrates ſcheint dieſes ſelbſt zu fühlen, indem er den Dialog mit folgender Anmerkung beſchließt: „Mir iſt es, ſagt er, bey dieſem Streit ergangen, wie dem wollüſtigen Schlemmer, der an einer herrlich beſetzten Tafel von jedem Leckerbiſſen koſtet, aber darüber von keiner Speiſe ganz geſättigt wird.“

In dem zweyten Buche tritt Glaukon auf, und fordert Sokrates feyerlich auf, ihm zu ſagen, was Gerechtigkeit ſey. Es giebt, ſagt Glaukon, dreyerley Arten des Guten. Eine Sache iſt uns entweder wünſchenswerth um ihrer ſelbſt willen, wie die Vergnügungen der Sinne, oder ſie iſt es uns um ihrer ſelbſt und zugleich auch um ihrer Folgen willen, wie die Geſundheit der Seele und des Körpers, oder ſie iſt uns nur angenehm um der Vortheile willen, die ſie uns gewährt, von welcher Art alle Künſte ſind, welche wir des Gewinnſtes wegen treiben. Nun fragt ſichs, fuhr er fort, unter welche Art des Guten du die Gerechtigkeit ſetzeſt? Unter die vorzüglichſte, antwortete Sokrates, nehmlich unter die Art des Guten, welches wir um ſeiner ſelbſt und um der Folgen willen zugleich lieben. Hierüber denkt der groſe Hauſe ganz anders, verſetzte Glaukon: dieſer ſetzt die Gerechtigkeit unter die Künſte des Gewinnſtes, welche man bloß des Nutzens wegen liebt, den ſie uns gewähren. Nun läßt ſich Glaukon in eine nähere Unterſuchung der Gerechtigkeit ein, zeigt zuerſt die Natur und den Urſprung derſelben und ſucht alsdann zu beweiſen, daß alle Menſchen der Gerechtigkeit bloß gezwungen folgen, und daß ſie hierinn der Natur der Sache gemäß handeln, weil das Leben des Ungerechten weit beſſer und glücklicher iſt, als das Leben des Gerechten.

Anfangs, ſagt er, vor Errichtung der bürgerlichen Geſellſchaft, wußte man nichts von Gerechtigkeit. Ein jeder that, was er wollte, wenn er die Macht dazu hatte. Da aber der Schmerz, Unrecht zu leiden, noch weit das Vergnügen überwiegt, das uns das Unrechtthun gewährt, ſo traten die Menſchen zuſammen, machten den Vertrag unter ſich, einander nicht mehr Unrecht zu erweiſen, und ſchrieben ſich gewiſſe Geſetze und Verordnungen vor, deren Befolgung mit dem Namen: Gerechtigkeit bezeichnet wurde; ſo entſtand die Gerechtigkeit, welche alſo ſchon ihrem Urſprunge nach das Unangenehme der Einſchränkung mit ſich führt. Denn die Gerechtigkeit iſt nichts gutes für den, der ſie beobachten muß, ſondern für den, gegen welchen ſie beobachtet wird; ſo wie hingegen die Ungerechtigkeit etwas Gutes für den iſt, der ſie begeht, und etwas Böſes für den, wider welchen ſie begangen wird. Daß aber die Menſchen nur gezwungen der Gerechtigkeit folgen, zeigt er aus folgendem Beyſpiel. Wenn, ſagt er, beyde zugleich, der Gerechte und der Ungerechte, von Ungefähr den Ring des Gyges fänden, wodurch ſie unſichtbar würden und daher ungeſtraft alles thun könnten, was ihnen nur beliebt, wie lange würde wohl der Gerechte ſeinen Grundſätzen treu bleiben? Würde er ſich nicht bald auf die Seite des Ungerechten neigen, und am Ende auf einer Straße mit ihm wandeln? Der Ungerechte iſt auch weit glücklicher, als der Gerechte. Um dieß zu beweiſen, nimmt er zwey Perſonen an, von welchen der eine höchſt ungerecht und der andere in eben ſo hohem Grad gerecht iſt. Der eine als vollkommen in ſeiner Art weiß allen ſeinen Ungerechtigkeiten den Anſtrich der größten Gerechtigkeit zu geben, da hingegen der andre als ein ſchlichter und einfältiger Mann in der Bahn der Gerechtigkeit mit feſten Tritten wandelt, ohne ſich um die Meinungen der Menſchen zu bekümmern: und bey dem groſen Haufen eben dadurch, weil er der gerechteſte iſt, in den Verdacht kommt, als wär er der ungerechteſte. Was geſchieht nun? Der Ungerechte, weil man ihn für das Gegentheil hält, wird überall geſchätzt und verehrt; man iſt ſtolz darauf mit ihm in nähere Verbindung zu kommen, man verſchwendet Geſchenke und Ehrenſtellen an ihn. Er iſt der Abgott des Volks. Der wirklich Gerechte im Gegentheil wird gehaßt und verfolgt. Gefängniß und Schmach erwarten ihn, und es iſt ein Glück für ihn, wenn er unter ſo vielen Verfolgungen mit dem Leben davon kommt. Auf welcher Seite iſt nun das Glück? Ueberdieß hat auch der Ungerechte bey den Reichthümern, die er ſich zuzueignen gewußt hat, die herrlichſte Gelegenheit, ſich bey den Göttern durch prächtige Opfer und Geſchenke beliebt zu machen, und er iſt daher weit mehr ein Liebling der Götter, als der Gerechte, der den Göttern nichts geben kann. Jener iſt alſo mit den Göttern und Menſchen wohl daran, da dieſer von beyden verachtet und gehaſſet wird.

Adimantus, Bruder des Glaukons, welcher glaubte, daß jener noch nicht alles wider die Gerechtigkeit geſagt hätte, was ſich wider ſie vorbringen ließe, nimmt darauf das Wort: „Ich will, ſagt er, wie du die Tadler der Gerechtigkeit vor uns haſt ſprechen laſſen, nun auch diejenigen auftreten laſſen, welche ſie lobpreiſen. Wenn der Vater dem Sohn oder der Lehrer dem Zögling die Tugend anpreißt, ſo zeigt er ihm von weitem Ehrenſtellen und Belohnungen, welche den Gerechten erwarten. Nie loben ſie ihm die Gerechtigkeit als Gerechtigkeit, ſondern nur in Rückſicht des Vortheils, den ſie uns verſchaft. Aber alle dieſe Vortheile werden eigentlich dem Ungerechten zu Theil, der ſein Handwerk recht verſteht, und nicht dem Gerechten. Ueberdies ſind alle die Strafen, womit uns die Poeten im Unterreich bedrohen, bloß ſinnlich und um nichts ſchlimmer als die Uebel, denen der Gerechte hier in dieſem Leben, durch ſeine Gerechtigkeit ausgeſetzet iſt. Und noch oben darein ſagen uns die Poeten, dieſe Söhne der Götter, welche am beſten von der Natur derſelben unterrichtet ſeyn müſſen, daß die Götter ſowohl bey unſern Lebzeiten, als nach unſerm Tod, ſich durch Opfer ausſöhnen laſſen. Wer alſo viel opfert, dem wird auch viel erlaſſen, wer aber nichts opfert, dem wird auch nichts erlaſſen. Auf welche Seite wird ſich nun wohl der feurige Jüngling, wenn er dieß alles zuſammenhält, hinneigen? Wird er nicht lieber mit Klugheit ungerecht ſeyn und im Ueberfluß und Reichthum leben, als gerecht in Armuth und Verachtung ſchmachten wollen? Man beweiſe uns, fährt Adimantus fort, daß die Gerechtigkeit an und für ſich und nicht bloß in Rückſicht der Meinungen der Menſchen etwas Gutes und Ungerechtigkeit ſchon an und für ſich etwas Böſes ſey, und ieder, der das Gute liebt und das Böſe haßt, wird von ſich ſelbſt über ſich und ſeine Handlungen wachen, um an der Gerechtigkeit nicht treulos zu werden, ohne eines fremden Wächters nöthig zu haben. Wir fordern dich daher auf, Sokrates, uns dieſen Beweiß zu führen, denn niemand iſt dazu geſchickter als du, der du dein ganzes Leben dergleichen moraliſchen Unterſuchungen gewiedmet haſt.

Dieß alles iſt nun bloß Vorbereitung zu der Republik, deren ſich Sokrates, oder vielmehr Plato bedient, um ſeinen Begriff von der Gerechtigkeit auszuführen. Aber ohne noch die Richtigkeit oder Unrichtigkeit des platoniſchen Begriffs förmlich zu unterſuchen, glaube ich im voraus beweiſen zu können, daß Platos Begriff nicht richtig ſeyn kann; denn geht man bis zur Entſtehung des Begriffes der Gerechtigkeit unter den Menſchen zurück und bemerkt die verſchiedenen Stuffen ſeiner Entwicklung, ſo findet es ſich, daß zu Platos Zeiten noch Ein oder mehrere Hauptmomente dieſes Begriffes fehlten.

Alle Fähigkeiten unſerer Seele werden durch ſinnliche Eindrücke geweckt, und die Geſetze unſers Denkens ſelbſt werden uns erſt durch Reflexion über das Denken bekannt. Das Gemüth hat zwar an dieſer Entwickelung ſchon von Anfange ſo viel Antheil als die Sinne, aber es wirkt dann uns unbewußt, ſeinen Geſetzen nach, und wir erwerben uns nur nach und nach die Freyheit in unſern Reflexionen, ſie auf die Geſetze, nach welchen wir über Gegenſtände reflektierten, ſelbſt zu erſtrecken. Dieſer Fall findet nothwendig auch bey unſern moraliſchen Einſichten ſtatt. Alles was durch den Menſchen iſt, iſt auf zweyerley Art durch ihn; zuerſt durch ſeine Natur und dann durch ſeine Freyheit. Jede Sache iſt früher als ihr Begriff und jede Handlungsweiſe älter als ihre Regel. In dem Beſtreben, das dem Menſchen eigen iſt, die Naturwirkungen durch Freyheit nachzuahmen, liegt der Grund ſeiner Entwickelung, die alſo immer von zwey Bedingungen abhängt, nehmlich: von den Originalen, die ihm die Natur, ſowohl die phyſiſche, die der Stoff ſeiner Handlungen iſt, als die intellectuelle in ihm, die dieſen Stoff behandelt, aufſtellt, und von dem Beſtreben ſie mit ſeinem freyen Willen, durch Kunſt zu kopieren. Das erſte iſt in Rükſicht auf ſeine willkührliche Thätigkeit zufällig, und nur das zweyte hängt von ihm ab. Man hat bey der Erklärung der menſchlichen Handlungen immer auf Natur und auf Freyheit zu ſehen. Alles, was im geſetzlichen Zuſammenhang ſtehet, der nicht mit freyem Willen von uns ſelbſt geſezt wurde, gehört zur Natur im weiteſten Sinne, und die Moralität ſelbſt, inſoferne ihr Geſez in der Form unſerer Vernunft nothwendig gegründet iſt, gehört ſo lange zur Natur, als dieſe Form nicht durch uns ſelbſt, nicht bloß erkannt, ſondern auch anerkannt iſt. Die Ausbildung des Menſchen iſt alſo von einer Seite immer zufällig, und er kann weder von Geſetzen des Denkens, noch des Handelns etwas wiſſen, ehe er veranlaßt wird, ſie auszuüben, und ehe er mit Freyheit über das reflektiert, was er, durch ſeine bloße Natur getrieben, in Ausübung brachte. Seine moraliſchen Einſichten hangen daher vom Zufall ab, und er kann in ſeinem Zeitalter in dieſer Rükſicht wohl hervorragen, aber es nicht überſpringen. Das Verdienſt, das der Menſch bey ſeinen Handlungen hat, hängt nicht von ſeinen Einſichten, ſondern von ſeiner Geſinnung ab, und iſt an kein Zeitalter gebunden. Bey gleicher Geſinnung kann er ſehr verſchieden, nach dem Maaß ſeiner Einſichten, handeln, ohne dadurch in dieſer Rukſicht beſſer oder ſchlechter zu ſeyn. Nicht die Geſetze, die er erkennt, ſondern die er anerkennt und freythätig für ſeine Handlungsweiſe feſtſezt, beſtimmen nächſt der Beſtändigkeit, mit der er ſie ausübt, ſeinen wahren moraliſchen Werth. Der Stoff, der den Menſchen zur Entwicklung ſeiner moraliſchen Einſichten aufgedrungen wird, iſt von zweyerley Art; nehmlich er beſteht aus dem gefühlten Bedürfniß nach erkannten Geſetzen zu handeln und aus dem Erfolg, den die Erfahrung giebt, wenn er nach gewiſſen von ihm beſtimmten Regeln in der Wirklichkeit verfuhr. Das erſte treibt ihn zur Spekulation, das zweyte berichtigt ſeine Spekulationen durch die Erfahrung.

Die erſte Stufe ſowohl der moraliſchen Kultur als der Verſtandesbildung fängt damit an, daß der Menſch ſich gewöhnt etwas zu erwarten. In erſterer Rückſicht lernt er wünſchen, und in zweyter vorherſehen. Auf was Art er zu dieſer Gewohnheit etwas zu erwarten gelange, läßt ſich ſchwerlich weiter erklären, und ich nehme ſie als ein unbezweifeltes Faktum an. Der Wunſch iſt der Zeit nach als die erſte, und dem Werth nach als die geringſte Entwicklung unſerer Moralität anzuſehen. Er beweißt ſchon eine moraliſche Anlage in uns, denn wenn er auch noch keine moraliſche Kraftäuſerung zeigt, ſo iſt er doch ſchon eine Anzeige, daß wir uns als einen möglichen letzten Zweck der Naturbegebenheiten zu denken anfangen. Die Vorherſehung iſt der gröſte Feind der Wünſche, und ſie läßt ſich als das Negative des Wunſches betrachten, denn ſie hebt ihn auf. Solange der Menſch aber noch gar nichts erwartet, ſolange kann er auch nicht wünſchen. Der Antagoniſm zwiſchen Wünſchen und Vorherſehen, iſt der Urſprung aller intellectuellen Ausbildung des Menſchen. Der zweyte Schritt beſteht daher darinnen, zu ſuchen, ſeine Wünſche mit den Vorherſehungen in Einigkeit zu bringen, und ſie durch dieſe zu beſchränken. Von dieſer zweyten Epoche an wird erſt eine Geſchichte der Menſchheit möglich, da in erſterer der Menſch als moraliſches Weſen noch gleichſam als Embryon zu betrachten iſt, in dem die Triebe noch ganz ungeſtört durch ſeine freye Thätigkeit wirken. In der zweyten Epoche fängt er an, das Mißverhältniß zu bemerken, das ſich zwiſchen der Erwartung und dem Genuß bey vielen ſeiner Wünſche findet, und dadurch wird er auch auf den unangenehmen Zuſtand aufmerkſam, der daraus entſteht, daß er ungewiß iſt, wie ihm ſeine Mitmenſchen begegnen werden. Daraus entwickeln ſich die erſten Keime der Klugheitslehre, und die Bereitwilligkeit ſich einer Geſetzgebung zu unterwerfen. Bey zunehmender Kultur mußte ſich aber ein Widerſpruch entdecken, der ſich öfters zwiſchen ſeinen Klugheitslehren, die ſich nur auf die Beförderung ſeines angenehmen Zuſtandes erſtreckten, und dem Betragen fand, das er beobachten mußte, wenn eine allgemeine Geſetzgebung möglich ſeyn ſollte. Durch die Ideen einer Geſetzgebung mußte er nehmlich ſein Betragen nach einer Regel beſtimmen, die der andere auch beobachtete, und wodurch es möglich wurde, daß die Menſchen auf die Art ihres wechſelſeitigen Betragens gegeneinander rechnen konnten. Dieſe Regel konnte aber ſehr oft für den einen läſtig ſeyn; ohne daß er einſah, daß ihm die Klugheit verböte, ſie zu übertreten. Klugheit und Geſetzgebung kamen nun in Colliſion, und es entſtund die Frage, durch was die Lehren der Klugheit beſchränkt werden müßten, um nicht mit der Möglichkeit einer Geſetzgebung im Widerſpruch zu ſtehen. Dieß wurde mit dem Wort Gerechtigkeit bezeichnet, das urſprünglich, dem Wortſinne nach, diejenige Beſchaffenheit eines Menſchen bedeutet, wodurch andere auf ſeine Handlungsweiſe gegen ſie ſicher rechnen können. Das Princip der Gerechtigkeit mußte daher immer dem Princip der Geſetzgebung ähnlich ſeyn, und das Prädicat gerecht bezog ſich auf den Begriff, den man von dem, was geſetzmäſig ſey, hatte. Recht war, was überhaupt; gerecht, was ohne Rückſicht auf möglichen Zwang: dem Geſetz gemäß geſchah. Die Geſetzgebung konnte ſich urſprünglich nicht auf das Recht, ſondern dieſes mußte ſich auf die Geſetzgebung gründen. Das Recht kann nie den Geſetzen vorangehen, ſondern hängt entweder von gegebenen oder von a priori erkannten Geſetzen ab, und iſt alſo jederzeit ein Reſultat der Geſetze, es mag poſitiv oder natürlich heiſſen. Die erſte Entſtehung hat alſo das Recht, ſo wie die Geſetzgebung, dem Bedürfniß zu danken, das der Menſch hat, auf das Betragen anderer gegen ihn zu rechnen. Die Klugheit befiehlt dem Menſchen nur nach ſeinem größtmöglichſten Vortheil zu ſtreben, und alſo nur in ſo ferne Recht zu thun, als es nothwendig iſt, um von den andern auch Recht fordern zu können. Dazu iſt nun nicht nöthig, daß der Menſch gerecht ſey, ſondern nur, daß er es ſcheine. Aus dem Geſichtspunkt des Vortheils betrachtet, hat Thraſymachus völlig recht zu behaupten: die Gerechtigkeit ſey nur ein Gut für den, gegen den ſie ausgeübt wird, aber ein Nachtheil für den, der ſie ausübt. Daß ein Staat im Ganzen um ſo glüklicher ſey, je gerechter alle ſeine Mitbürger gegeneinander wären, mußte ſehr früh von den Menſchen erkannt werden, aber von dieſer theoretiſchen Erkenntniß bis zur Einſicht der Verbindlichkeit, meinen einzelnen klar eingeſehenen Vortheil der Idee eines Ganzen, wie der Staat iſt, nachzuſetzen, iſt ein ſehr groſſer Sprung. So leicht die objectiven Vortheile der Gerechtigkeit einzuſehen waren, ſo ſchwer waren ihre ſubjectiven Nachtheile zu widerlegen. Die Nothwendigkeit des Scheins der Gerechtigkeit wurde von allen zugeſtanden, aber über die Nothwendigkeit, es wirklich zu ſeyn, mußten ſich die Meinungen theilen. Diejenigen, welche die Gleichförmigkeit der Handlungsweiſe und die Uebereinſtimmung mit ſich ſelbſt, als das gröſere Gut empfanden, waren für die Sache, diejenigen, welche das größere Gut in die einzelnen Genüſſe und Vortheile ſetzten, waren für den Schein. Eigentliche Sittlichkeit zeigte ſich bey den Menſchen zwar ſchon in jeder Epoche als Thatſache, und ſie konnten, ihrer Natur nach, ihr die Achtung nicht verweigern; aber zu ſehr noch mit dem, was ihnen ein glükliches oder läſtiges Leben bereitete, beſchäftigt, hatten ſie noch nicht über das moraliſch Gute an ſich reflectiert.

Um ein Geſetzbuch zu verfaſſen, war dieſe Reflexion auch nicht nöthig, denn dieß braucht nur Rechte zu beſtimmen. Um Rechte zu beſtimmen, laſſen ſich zwey Wege denken: der eine gründet ein völlig poſitives, und der zweyte ein urſprünglich natürliches Recht, das erſt durch die Geſetze poſitiv wird. Die urſprüngliche Idee eines Rechts iſt, eine nach Regeln beſtimmte und dadurch vorauszuſehende Handlungsweiſe, inſoferne ſie auf das wechſelſeitige Betragen der Menſchen gegeneinander Bezug hat. Dieſer Zweck kann auf den eben gedachten zwey verſchiedenen Wegen erreicht werden, nehmlich: man kann feſtſetzen, das Betragen, das ſich Menſchen einmal von einander gefallen ließen, müſſen ſie ſich immer gefallen laſſen, und dieß erzeugt das poſitive Recht im engſten Sinne des Worts; oder man ſezt ſolche Regeln des Betragens feſt, wodurch alle, wenn ſie befolgt werden, gleiche Vortheile genieſſen, und dieß giebt ein natürliches Recht, weil dabey die Menſchen, als völlig im Stande der Natur, ohne daß noch einer vor dem andern etwas voraus oder ihn zu irgend einer Erwartung berechtigt hätte, vorausgeſetzt werden. Die letztern Rechte werden durch die Geſetzgebung nur der Form nach poſitiv, an ſich ſind ſie rational. Da aber die Menſchen, ehe ſie ſich zur Idee einer allgemeinen Geſetzgebung erheben konnten, ſchon durch das Bedürfniß, mit einander zu leben, gezwungen wurden, die erſte Art von Recht zu ehren, ſo war nie eine reine Geſetzgebung möglich, ſondern jede Geſetzgebung in der Wirklichkeit kann nicht ſowohl als urſprünglich Recht erzeugend, ſondern vielmehr als die, durch Zufall entſtandenen und für heilig gehaltenen, Rechte reinigend, betrachtet werden. Jede Geſetzgebung in der wirklichen Welt iſt daher nicht ſowohl *conſtituirend*, als vielmehr *reformirend*, indem ſie die Mißbräuche abſchafft, und dadurch die Menſchen wieder der urſprünglichen Gleichheit näher bringt.

Dieſer Widerſpruch zwiſchen der Geſetzgebung im Ideal, von der erſt alle Rechte anheben, und der Geſetzgebung in der Wirklichkeit, die ſchon Rechte antrift, trennte bald die Philoſophen von den Staatsmännern, und führte auf die uralte, aber, wie ich dafür halte, ſehr unrichtige Behauptung: daß etwas in der Speculation vortreflich und in der Praxis ſehr ſchlecht ſeyn könne. Was dieſer Behauptung in dem gegenwärtigen Fall einen Schein von Richtigkeit gab, iſt: daß das, was in der Speculation als die urſprüngliche *Quelle* aller Rechte erkannt wird, in der Praxis blos das *Ziel* ſeyn kann, dem man ſich nähert. Unternimmt man daher die Grundſätze der Speculation in der Wirklichkeit unmittelbar in Ausübung zu bringen, ſo muß man nothwendig auf unüberſteigliche Hinderniſſe ſtoſſen, weil man handelt als

Der Menſchenfeind.

Gegend in einem Park.

Erſte Scene.

Angelika von Hutten. **Wilhelmine von Hutten**, ihre Tante und Stiftsdame, kommen aus einem Wäldchen; bald darauf **Gärtner Biber**.

Angelika. Hier wollten wir ihn ja erwarten, liebe Tante. Sie ſetzen ſich ſo lange in's Kabinet und leſen. Ich hole mir meine Blumen beim Gärtner. Unterdeſſen wird's neun Uhr und er kommt. — Sie ſind's doch zufrieden?

Wilhelmine. Wie es dir Vergnügen macht, meine Liebe.
(Geht nach der Laube.)

Gärtner Biber (bringt Blumen).

Das Beſte, was ich heute im Vermögen habe, gnädiges Fräulein. Meine Hyacinthen ſind alle.

Angelika. Recht ſchönen Dank auch für dieſes.

Biber. Aber eine Roſe ſollen Sie morgen haben, die erſte vom ganzen Frühling, wenn Sie mir verſprechen wollen —

wäre der Zuſtand wirklich vorhanden, den die Speculation vorausſetzte, da doch dieſer Zuſtand erſt hervorgebracht werden muß. In der Idee ſetzt die Geſetzgebung völlige Gleichheit der Menſchen in Rückſicht auf die Gültigkeit der aus ihren Kräften und Bedürfniſſen entſpringenden Anſprüche voraus, und ſucht dieſe Gleichheit für immer zu bewahren; in der Wirklichkeit trift der Geſetzgeber auf eine auffallende Ungleichheit in der Schätzung der Gültigkeit der Anſprüche, die die Menſchen im Verhältniß ihrer Kräfte und Bedürfniſſe machen können, und muß jene Gleichheit, ehe er ſie bewahren kann, erſt zu bewirken ſuchen.

Aus dieſem Unterſchied der Geſetzgebung in der Speculation und in der Praxis entſteht nun ein doppelter Geſichtspunkt der Gerechtigkeit: ſie kann nehmlich als ein Betragen betrachtet werden, das ſich ohne Rückſicht auf möglichen äuſern Zwang den Regeln unterwirft, die für Geſetze gelten; und als ein ähnliches Betragen, das ſich nach den Regeln richtet, die durch ein Ideal der Geſetzgebung für die menſchlichen Handlungen beſtimmt werden. Dieß erzeugte den Unterſchied zwiſchen dem Betragen des gemeinen Bürgers und des Weiſen. Die Nothwendigkeit mit andern Menſchen umzugehen, zwang die Philoſophen, ſich im gemeinen Leben nach der gewöhnlichen Meinung zu richten; die Richtung ihrer Speculation aber leitete ſie darauf, die gewöhnliche Meinung als Richtſchnur deſſen, was an ſich für wahrhaft gut gehalten werden ſollte, zu verwerfen, und ſo wurde die Speculation gänzlich von der Praxis getrennt. Durch die Trennung ſank ſie zur Sophiſtik herab, und machte gleich andern unterhaltenden Künſten faſt gar nichts als einen Zeitvertreib aus.

So fand ſie Sokrates. Ihm entgieng der Widerſpruch nicht, in dem ſich dadurch die meiſten Menſchen mit ſich ſelbſt, über die wichtigſten Angelegenheiten der Menſchheit befanden, und er ſuchte ihn, ſoviel an ihm lag, zu heben. Das auffallendſte war, daß die Menſchen zu wiſſen glaubten, was Gerechtigkeit, Schönheit und Tugend u. ſ. w. an ſich ſeyen, und doch im praktiſchen ganz anders urtheilten und handelten. Um dieſen Widerſpruch zu zeigen, und auf Einheit im Menſchen zu dringen ohne ſich doch in ſeinem eigenen Betragen eines ähnlichen Widerſpruchs ſchuldig zu machen, mußten zwey Klippen von ihm vermieden werden. Er mußte das, was im gemeinen Leben für Recht galt, und es doch nicht nach der Vernunft war, in ſeiner Blöße darſtellen, und ſich doch im Umgange mit Menſchen darnach bequemen können. Er mußte die Wahrheit beſitzen, und durch ſie doch nicht genöthigt werden, ſich von den andern Menſchen abzuſondern. Der Mittelweg, den Sokrates hier einſchlug, war eine vorgegebene Unwiſſenheit über dieſe Gegenſtände; dadurch wich er dem Vorwurf aus: wenn du das, was wir glauben, für wahr hältſt, warum ſuchſt du weitere Erkenntniß, und wenn du beßre Erkenntniße beſitzeſt, warum lebſt du nach unſerer Weiſe? Er konnte mit Hülfe ſeiner vorgegebenen Unwiſſenheit jedem, der ihn belehren wollte, zeigen, daß er im Widerſpruch mit ſich ſelbſt ſey, alſo auch nichts wiße. Die Unwiſſenheit des Sokrates erkläre ich mir ſo. Ich ſehe ein, daß ich in Rückſicht auf die Reſultate meiner Speculation, und die Vorſchriften, die ich befolgen muß, um unter Menſchen leben zu können, in Widerſpruch mit mir ſelbſt bin; da ich nun das eine nicht befolgen, und das andere nicht für recht erkennen kann, ſo muß ich, weil es unmöglich iſt, daß der Menſch durch Nothwendigkeit zu etwas gezwungen ſeyn kann, von dem ſeiner Einſicht nach das Gegentheil nothwendig ſeyn ſollte, mich in dieſer Einſicht irren, und alſo bin ich unwiſſend. Ob dieß wirklich ſein Fall war, oder ob er es nur, um andere belehren zu können vorgab, laſſe ich für jetzt dahin geſtellt ſeyn. Aus dieſer Quelle floß aber nothwendig die Art, auf welche Plato den Sokrates ſeine Meinung über Gerechtigkeit vortragen läßt. Er mußte ihn eine ganz eigene Republik aufſtellen laſſen, damit er nicht, nach ſeiner eigenen Methode, welche darinn beſtand, die philoſophiſchen Definitionen der Menſchen nach den Urtheilen, die eben dieſe Menſchen in dem gemeinen Leben fällen, zu prüfen, widerlegt werden könnte.

Der Geſichtspunkt, aus dem aber Sokrates und nach ihm Plato die Gerechtigkeit betrachteten, konnte kein anderer ſeyn, als der des Bedürfniſſes der Gerechtigkeit und der daraus gebildeten Behauptung, daß ſie ein Gut ſey. Kein Staat kann ohne Gerechtigkeit beſtehen, war eine Einſicht, die die Erfahrung den Menſchen aufgedrungen hatte; aber weiter konnte ihn bloße Erfahrung auch nicht bringen. Die Unentbehrlichkeit der bürgerlichen Verfaſſung hatte er gleichfalls eingeſehen, und daraus bildete ſich für die Spekulation die Aufgabe: ob die Gerechtigkeit ein wahres Gut oder ein nothwendiges Uebel für den Menſchen ſey, dem er ſich, um anderer ihm unentbehrlicher Güter willen, unterwerfen mußte? Die bloß für die Klugheit kultivirte Vernunft entſchied für das letzte, ſeine moraliſche Natur für das erſte. Um beyde Ausſprüche zu vereinigen, mußte der letztere Ausſpruch entweder als Aberglaube verworfen, oder der erſte ihm aufgeopfert, oder es mußte gezeigt werden, daß beyde einander nur ſcheinbar widerſprechen. Die Entſtehung der Idee von Gerechtigkeit hatte der Menſch, wie ich gezeigt habe, dem Bedürfniß zu danken, das ihm dieſelbe als zu ſeiner Glückſeligkeit nothwendig darſtellte. Sie machte alſo einen Beſtandtheil ſeiner Idee von Glückſeligkeit aus. Er konnte daher, zumal da das moraliſche Gefühl laut für ſie ſprach, ſie nicht für eine Täuſchung und nicht nothwendiges Uebel erklären, aber eben ſo wenig, da ſie aus der Klugheit entſprang, dieſe ihr unterordnen. Er mußte, wenn er nicht einſeitig zu Werke gehen wollte, nothwendig verſuchen, Gerechtigkeit und Klugheit in Harmonie zu bringen und die Gerechtigkeit als einen Beſtandtheil des höchſten Gutes darzuſtellen. Als höchſtes Gut kann ſie aber nur inſoferne gut ſeyn, als ſie erreicht wird. Alles, was dazu gehört ſie zu erlangen, iſt nur ein Mittel zu einem Gut, aber eben deswegen nicht ſelbſt ein Gut, und dadurch wird die Gerechtigkeit zu etwas, das keine Eigenſchaft der einzelnen Handlungen der Menſchen, ſondern der durchgängigen Einhelligkeit aller zu ihrer Realiſirung erforderlichen Handlungen iſt. Dieß iſt ein neuer Grund, warum er ſeine Idee von der Gerechtigkeit nur in dem Ideal einer Republik darſtellen konnte. Dadurch wurde aber auch der Geſichtspunkt auf das gerichtet, was die Gerechtigkeit bewirkt, und davon abgelenkt, in welcher Geſinnung ſie eigentlich beſteht, oder woraus ſie hervorgeht. Auch wurde die Gerechtigkeit nur von ihrer thätigen Seite betrachtet, inſoferne ſie wirklich das Geſetzmäßige einem jeden ertheilt (Justitia distributiva) und in ſoferne ſie wechſelſeitig für die Forderungen, die die Menſchen aneinander machen und für die Dienſte, die ſie einander leiſten, das rechte

Maaß beſtimmt (Justitia commutativa) faſt ganz überſehen.

Um ſich bey dem Begriff der Gerechtigkeit nicht zu verwirren, muß man die Gerechtigkeit in der Geſinnung und die Gerechtigkeit, in ſoferne ſie ſich in Handlungen zeigt, unterſcheiden. In der Erfahrung wird die Gerechtigkeit eines Menſchen aus ſeinen Handlungen erkannt, in der Speculation heißt die Handlung gerecht, weil ſie aus der gerechten Geſinnung entſpringt. Die gerechte Geſinnung läßt ſich aber wieder auf zweyerley Art denken, nehmlich: als der Vorſatz alles das zu thun, was für recht unter den Menſchen, unter welchen man lebt, gilt, und als der Vorſatz alles das zu thun, was an ſich recht iſt. In erſter Rückſicht iſt die Gerechtigkeit ein aus der Erfahrung abſtrahierter Begriff, im zweyten eine Idee. Plato ſuchte die Idee der Gerechtigkeit, aber da er ſie nicht in dem, was ſie *im Menſchen* iſt, ſondern in dem, was ſie *für den Menſchen* iſt, aufſuchte, ſo mußte er anſtatt der Idee der Gerechtigkeit ein Ideal eines gerecht handelnden Staates aufſtellen, das aber, weil die Idee noch nicht richtig gefaßt war, auch nicht das beſte Ideal ſeyn konnte.

Um ſich von der Unvollkommenheit dieſer Betrachtungsart der Gerechtigkeit zu überzeugen, war die Erfahrung nothwendig, daß die Menſchen nie das Ideal der Gerechtigkeit als ein Produkt der politiſchen Kunſt darſtellen werden, ſondern daß ſie einzig durch die freye Befolgung des Sittengeſetzes durch jeden einzelnen Menſchen realiſirt werden könne, und daß ſie alſo nur durch einen ethiſchen Staat oder durch eine Kirche auf der

Welt möglich iſt. Die Politik kann nur eine Analogie der Gerechtigkeit bewirken, die den Gerechten ſichert, durch ſeine Gerechtigkeit in Rückſicht auf zeitliche Vortheile nicht ganz verlohren zu gehen. Der Menſch, der gerecht iſt, weil es gut iſt, gerecht zu ſeyn, muß mit eigenſinnigem Entſchluß handeln, denn er kann unmöglich ſich davon überzeugen, daß er ſich nicht ſehr oft andern Menſchen dadurch aufopfert; nur wenn er überzeugt iſt, daß er ſchlechthin gerecht ſeyn ſoll, kann er mit wahrer Seelenruhe gerecht handeln. Dieſe innere Verbindlichkeit, oder die Pflicht gerecht zu ſeyn, lehrte aber am erſten Chriſtus.

Wenn die Frage nicht davon iſt, was für gerecht gilt, ſondern was dafür gelten ſoll, ſo muß die Idee der Gerechtigkeit der Beſtimmung, welche Handlungen gerecht ſind, vorausgehen. Die Gerechtigkeit muß auch nicht in einer Menge von Handlungen geſucht werden, ſondern ſie muß einer jeden Handlung ihren ganzen Charakter geben können; denn ſonſt wäre gar keine Gerechtigkeit möglich, weil ſie in einer vollendeten Rede von Handlungen beſtehen müßte, und alſo in keiner gegebenen Zeit gefunden werden könnte. Sie iſt alſo nicht in dem, was die Handlungen hervorbringen, in der Materie derſelben, ſondern einzig in der Art der Handlung, in der Form derſelben, zu finden. In Rückſicht auf die Gerechtigkeit einer Handlung muß die Handlung immer durch ein und das nehmliche gerecht ſeyn. Soll die Gerechtigkeit von der Sittlichkeit überhaupt verſchieden ſeyn, und dieß iſt ſie nach allen Bedeutungen, die noch dieſem Wort gegeben wurden, und ſelbſt nach der urſprünglichen einfachen Bedeutung des Worts Recht, ſo muß ſie eine beſondere Beſtimmung einer ſittlichen Handlung ſeyn. Die Worterläuterung iſt: Gerechtigkeit iſt diejenige lebendige Geſinnung, wodurch wir einem jeden ſein Recht angedeihen laſſen, ohne daß wir auf einen möglichen Zwang dabei Rückſicht nehmen.

Dieſe Erklärung verträgt ſich ſowohl mit dem Verſtandesbegriff (conceptus), als mit dem Vernunftbegriff (der Idee) der Gerechtigkeit, denn ſie iſt von der Art unabhängig, nach der wir uns das Recht eines jeden beſtimmt denken, ob durch eine wirkliche oder durch das Ideal einer Geſetzgebung. Gerechtigkeit als Idee iſt alſo die uneigennützige lebendige Geſinnung, einem jeden das Recht angedeihen zu laſſen, das ihm durch das reine Ideal der Geſetzgebung zukommt. Das Ideal einer Geſetzgebung beſteht aber darinn, daß einem jeden Gerechtigkeit widerfährt, und dieſe Erklärung führt uns alſo in einen Zirkel. Sie zeigt uns aber doch, worauf es bey der Beſtimmung der Idee der Gerechtigkeit ankommt, nehmlich: ſie muß das Princip einer uneigennützigen Geſetzgebung ſeyn können, und wir haben dadurch wenigſtens ein negatives Kennzeichen derſelben gefunden. Von welcher Handlungsweiſe ſich zeigen läßt, daß ſie ſich nicht mit einer uneigennützigen Geſetzgebung verträgt, die kann nicht gerecht ſeyn. Uneigennützig iſt eine Geſetzgebung, wenn der Geſetzgeber durch keinen äuſern Vortheil ſich in ſeiner Wahl beſtimmen könnte, welchen Rang er ſelbſt in ſeiner eigenen Geſetzgebung haben wollte. Einen poſitiven Charakter der Gerechtigkeit haben wir aber oben ſchon darinn gefunden, daß jede Handlung durch ein und das nehmliche gerecht ſeyn muß: die Form der Handlungen muß alſo immer die nehmliche ſeyn. Die Form der

Handlung beſteht in der Maxime, nach der ſie geſchieht. Dieſe Maxime muß alſo um ihrer ſelbſt willen befolgt werden, wenn die Handlung gerecht ſeyn ſoll, denn wäre das, was die Handlung bewirkt, der Beweggrund, ſo wäre jede Handlung durch etwas anders gerecht. Auch die Maximen können nicht verſchieden ſeyn, denn wenn ſie nicht unter einer einzigen ſtünden, von der ſie nur beſondere Anwendungen ſeyn dürfen, ſo würde ſich nicht durch ſie ſelbſt, ſondern nur aus dem Erfolg beſtimmen laſſen, ob ſie gerecht wären. Die Gerechtigkeit muß alſo bey jeder Handlung die nehmliche Maxime befolgen, und die Maxime muß zu einer uneigennützigen Geſetzgebung tauglich ſeyn. Dieſe Maxime muß außer den Kennzeichen der Moralität noch die nähere Beſtimmung haben, daß ſie ein Recht auf der andern Seite, nicht bloß eine Verbindlichkeit auf der ihrigen anerkennt. Daraus entſteht folgende Beſtimmung der Idee der Gerechtigkeit: ſie iſt die lebendige Geſinnung alle Handlungen einer ſolchen Maxime unterzuordnen, die zur Begründung eines Rechts in einer uneigennützigen Geſetzgebung tauglich iſt. Ein Recht kann in einer ſolchen Geſetzgebung aber nur das werden, was ſchlechthin als Pflicht von den andern gefordert werden kann, und dazu wird erfordert, daß keine andre Kenntniß nöthig ſey, um über die Verpflichtung des andern zu urtheilen, als die ich mir erwerben kann, ohne an ſeiner Stelle zu ſeyn. Daraus ergiebt ſich nun der Charakter der Gerechtigkeit, inſoferne ſie von der Sittlichkeit überhaupt unterſchieden iſt, ſie iſt die Ausübung aller der Pflichten, die objectiv erkannt werden können. Die Gerechtigkeit iſt von Sittlichkeit überhaupt daher nur in Rückſicht auf menſchliche Erkenntniß verſchieden, in Rückſicht auf eine göttliche Erkenntniß oder

Eigentum d. Univ.-Bibl. München

Allwiſſenheit, ſind alle Pflichten als zur Gerechtigkeit gehörig anzuſehen. Da man das Gute, was der Menſch ausübt, ohne daß man es nach den Vorſchriften der bloſſen Gerechtigkeit von ihm fordern kann, Verdienſt nennt, ſo findet in Beziehung auf einen allwiſſenden Richter kein Verdienſt ſtatt.

Der Unterſchied zwiſchen dem Gang der Unterſuchungen, den Kant bey moraliſchen Gegenſtänden einſchlägt, und dem, welchen Plato befolgt, wird nunmehr, wie ich glaube, einleuchtend ſeyn. Auf dem Weg der Deutlichkeit führen uns Plato und alle ältere Philoſophen nur zur Klugheit und zum *Begriff* der Gerechtigkeit; die Moralität lehren ſie nur, durch ihr moraliſches Gefühl geleitet, und der *Idee* der Gerechtigkeit nähern ſie ſich nur, inſoferne ſie nicht das Glück einzelner Menſchen, ſondern einer geſellſchaftlichen Verbindung von Menſchen zu begründen ſuchen. In dieſem Siege der moraliſchen Natur des Menſchen über ſeine theoretiſchen Kenntniſſe, liegt aber auch der Reitz, den die Schriften der alten Claſſiker vor Kant voraus haben. So wie die Mittagsſonne zu unſern Geſchäften am beſten leuchtet, und uns auf allen Wegen die gröſte Sicherheit gewährt, aber ſelbſt kein angenehmer Gegenſtand für unſer Auge iſt; die Morgenröthe aber uns das entzückendſte Vergnügen gewährt, ohne ſoviel Nutzen zu ſtiften; eben ſo iſt auch Kants Philoſophie eine ſichere Leiterinn in den wichtigſten Angelegenheiten der Menſchheit, ermüdet aber, an ſich betrachtet, unſern Geiſt ſehr bald, da hingegen die Philoſophie der alten Claſſiker bey dieſen wichtigen Gegenſtänden uns bloß einen dunkeln Schimmer, dafür aber um ſo mehr Unterhaltung für unſern Geiſt und die ſüſſe Hoffnung der gänzlichen Erleuchtung verſchaft. Kants Philoſophie muß ſolange verkannt, ja ſogar verſchmähet werden, bis der Wahn verſchwindet, daß die Philoſophie ſelbſt eine Beſchäftigung für uns, und nicht bloſſe Geſetzgebung für unſere Handlungen ſeyn müſſe.

Die Gerechtigkeit als Princip der Geſetzgebung fordert nach der gegebenen Erklärung nur obiectiv zu erkennende Pflichten und erkennt die ihnen entſprechenden Rechte an. Sie giebt als Gerechtigkeit nicht was gut iſt, daß es jemand habe, ſondern nur was er fordern kann. Die Folgen, die es für die Geſetzgebung hat, wenn die Gerechtigkeit nicht bloß als formale Beſtimmung der Handlungen, ſondern als ein Gut, das nur durch die Uebereinſtimmung vieler Menſchen erreicht werden kann, betrachtet wird, deute ich jetzt nur ganz kurz an, da ſie ſich ſehr leicht aus den vorhergehenden Betrachtungen ergeben. 1) Wenn durch die Gerechtigkeit einem jeden gegeben werden ſoll, was ihm gehört, und darunter nicht bloß das verſtanden wird, was man ihm nach einem poſitiven Recht ſchuldig iſt, ſondern auch was er zu ſeiner größtmöglichſten Ausbildung braucht, ſo ſetzt ſie eine Kenntniß voraus, deren kein Menſch fähig iſt, und eine Gewalt, die beſtändig nach individuellen Umſtanden handeln müßte, und ſich alſo mit keiner univerſellen Geſetzgebung vertrüge. 2) Eine ſolche Geſetzgebung würde gegen den einzelnen Menſchen einen unnöthigen Zwang ausüben, indem ſie ſich zum Zweck ſetzte, ihn *wirklich* glücklich zu machen, welches widerſprechend iſt; weil der Menſch ſich nur durch Uebereinſtimmung ſeiner äuſern Lage mit *ſeinen Wünſchen* glücklich fühlt. Der Staat als geſetzgebend hat nur dafür

Angelika. Was wünſchen Sie, guter Biber?

Biber. Sehen Sie, gnädiges Fräulein, meine Aurikeln ſind nun auch fort und mein ſchöner Levkojenflor geht zu Ende, und der gnädige Herr haben mir wieder nicht ein Blatt angeſehen. Da hab' ich voriges Jahr den großen Sumpf laſſen austrocknen gegen Mitternacht und einige tauſend Stück Bäume darauf gezogen. Die junge Welt treibt ſich und ſchießt empor — es iſt ein Seelenvergnügen, drunter hinzuwandeln — Ich bin da, wie die Sonne kommt, und freue mich ſchon im Voraus der Herrlichkeit, wenn ich den gnädigen Herrn einmal werde hineinführen. Es wird Abend — und wieder Abend — und der Herr hat ſie nicht bemerkt. Sehen Sie, mein Fräulein, das ſchmerzt mich, ich kann's nicht leugnen.

Angelika. Es geſchieht noch, gewiß geſchieht's noch — haben Sie indeß Geduld, guter Biber.

Biber. Der Park koſtet ihm, Jahr aus Jahr ein, ſeine baaren zweitauſend Thaler, und ich werde bezahlt, wie ich's nicht verdiene — wozu nütz' ich denn, wenn ich dem Herrn für ſein vieles Geld nicht einmal eine fröhliche Stunde gebe? Nein, gnädiges Fräulein, ich kann nicht länger das Brod Ihres Herrn Vaters eſſen, oder er muß mich ihm beweiſen laſſen, daß ich ihn nicht darum beſtehle.

Angelika. Ruhig, ruhig, lieber Mann! Das wiſſen wir alle, daß Sie das und noch weit mehr verdienen.

Biber. Mit Ihrer Erlaubniß, mein Fräulein, davon können Sie nicht ſprechen. Daß ich meine zwölf zu ſorgen, die äuſern, in der Macht des Menſchen ſtehenden, Hinderniſſe hinwegzuſchaffen, damit jedermann nach ſeinem Willen glücklich werden könne. 3) Dadurch würde der Geſetzgebung die Vorſorge für alle Bedürfniſſe des Bürgers auferlegt werden, welches wohl ein Gegenſtand des Staats überhaupt, aber nicht der Geſetzgebung ſeyn kann. 4) Es läßt ſich aus dieſem Geſichtspunkt wohl darſtellen, was der Staat zum Wohl ſeiner Bürger thun kann, wenn er ſie nicht dadurch an ihren Rechten kränkt; aber nicht, was er von ihnen als eine Schuldigkeit fordern ſoll. 5) Platos Republik kann alſo kein Ideal der beſten Geſetzgebung ſondern nur eine Beſchreibung eines glücklichen Staats ſeyn, der es aber doch nur unter der Bedingung iſt, daß die Wünſche der Bürger, mit dem, was ihnen die Regierung ertheilt, von Jugend auf in Harmonie gebracht wurden.

Warum er gerade das Bild einer Republik gewählt habe, um den obiectiven Werth der Gerechtigkeit zu erweiſen, darüber rechtfertigt ſich Plato durch folgendes Gleichniß. Wenn man, ſagt Sokrates, einem, der kein gar ſcharfes Geſicht hat, aufgäbe, eine kleine Schrift von weitem zu leſen, und dieſer nun die nehmliche Schrift, nur vergröſſert und auf einem gröſſeren Raum geſchrieben fände, ſo würde ihm dieß gewiß eine willkommene Entdeckung ſeyn. Dieſem Beyſpiel wollen wir folgen. Ein ganzer Staat iſt weit gröſſer als ein einzelner Menſch; nothwendig muß ſich alſo in demſelben auch die Gerechtigkeit mehr im Groſſen und in weit hervorſtechenderen Formen zeigen, und wir werden ſie von da aus im Kleinen und Einzelnen deſto leichter beurtheilen können.

Dieſe Vorſtellung iſt dem Begriff ganz gemäß, welchen ſich Plato von der Gerechtigkeit bildet. Um dieſe als ein Gut darzuſtellen, mußte er ihre Unentbehrlichkeit zu demjenigen zeigen, was die Menſchen am meiſten ſchätzen, und dieß iſt nichts anders als geſellſchaftlicher, möglichſt freyer Genuß im Verhältniß des ganzen Umfangs ihrer ſowohl ſinnlichen als geiſtigen Bedürfniſſe. Wenn einmal nach Urtheil und Recht in der Welt gerichtet wird, ſo ſcheint es freylich, als wenn es der Vortheil der Menſchen wäre, das Recht ſelbſt zum Dienſte ihres Eigennutzes zu gebrauchen, aber wenn noch kein Recht vorausgeſetzt wird, ſo iſt es klar, daß der Menſch nicht einmal mit der geringſten Sicherheit auf eine Befriedigung ſeiner eigennützigen Begierden rechnen könne. So zweydeutig der Nutzen der Gerechtigkeit für den einzelnen Menſchen iſt, ſo offenbar zeigt er ſich in einem ganzen Staat. Es wird dadurch erwieſen, daß niemand die Vortheile eines Staats wollen könne, ohne das einzige dazu fuhrende Mittel, die Gerechtigkeit zu wollen, und daß er alſo, wenn er dieſe verletzt, zugleich auch die Geſetze der Vernunft verletzt. Der Nutzen der Gerechtigkeit iſt dadurch als objectiv gültig erwieſen, und die Vortheile, welche die Uebertretung ihrer Vorſchriften verſpricht, ſind in ihrer Blöſſe als ſubjectiver Schein dargeſtellt; wenn nun gleich daraus noch keine Verbindlichkeit erhellt, dem objectiv Nützlichen mehr nachzuſtreben, als dem ſubjectiven, ſo iſt doch gezeigt, daß man, ſobald man in burgerliche Geſellſchaft tritt, nicht zugleich ungerecht und rein vernünftig handeln kann. Alles, was man für die Gerechtigkeit als ein Gut ſagen kann, iſt daher durch Plato erſchöpft, und es läßt ſich nichts beſſers zur *Empfehlung* der Gerechtigkeit ſagen, als er geſagt hat. Allein nun bleibt noch übrig zu unterſuchen, was die Gerechtigkeit an ſich ohne Rückſicht auf ihren Nutzen in der Geſellſchaft ſey, und ob ſie um der Geſellſchaft willen, oder die Geſellſchaft um ihrentwillen da ſey. Daß ſich dieß durch Platos Methode nicht finden laſſe, habe ich zu zeigen geſucht, ſo wie auch, daß ſich keine bürgerliche Geſellſchaft als eine Vereinigung der Menſchen die Gerechtigkeit auszuüben, in der Wirklichkeit denken laſſe, ſondern daß ſie nur die einzig mögliche Verbindung der Menſchen iſt, in welche die Gerechtigkeit eingeführt werden kann. Die Speculation abſtrahirt daher von aller wirklichen Einrichtung der bürgerlichen Geſellſchaften, und ſtellt das Ideal auf, das ſie erreichen müſſen, wenn ſie der Moralität völlig Genüge leiſten ſollen. In der Wirklichkeit iſt die Gerechtigkeit der Zweck der bürgerlichen Verfaſſung, in der Speculation das Princip. Die Geſetzgebung als eine philoſophiſche Wiſſenſchaft muß von der Idee der Gerechtigkeit ausgehen und daraus beſtimmen, was ſeyn ſoll. Die Geſetzgebung als Kunſt muß den wirklichen Zuſtand nehmen, wie ſie ihn findet, und ihn dem Ideal ſo weit zu nähern ſuchen, als es möglich iſt. Geſetzgebung als eine philoſophiſche Wiſſenſchaft kann aber, weil wir nie unſere äußere Lage durch Ideen beſtimmen können, ſondern durch Natur in ſie verſetzt werden, nie praktiſch werden. Um dieß zu ſeyn, müßte der Staat und alle Verhältniſſe ſeiner Individuen aus der Geſetzgebung hervorgehen, und nicht ſchon von ihr gefunden werden, wo ſie dann nur beſtimmen kann, was in gewiſſen Lagen gerecht iſt, aber die Lage ſelbſt nicht zu ändern vermag. Die Idee der Gerechtigkeit, die bloß formal iſt, bleibt daher auch in ihrem Gebrauch nur formal, und kann nur gerechte Menſchen, aber keinen gerechten Staat hervorbringen. Ein gerechter Staat iſt daher nur durch gerechte Individuen möglich, doch mit der Erleichterung, daß er, um als Staat den Menſchen die Vortheile der Gerechtigkeit zu verſchaffen, nur Handlungen den Vorſchriften der Gerechtigkeit gemäß hervorbringen darf, ohne daß er die gerechte Geſinnung vorauszuſetzen brauchte. Die Aufgabe iſt alſo: auf welche Art erreicht ein Staat die äuſere Vortheile der Gerechtigkeit? Die Antwort iſt: durch eine dieſem Zweck entſprechende Geſetzgebung; und dieſe führt dann auf die Aufgabe: wie iſt Geſetzgebung möglich? Da die Erklärung der Möglichkeit, daß etwas geſchehe, Theorie heißt, ſo müſſen wir uns alſo mit einer Theorie der Geſetzgebung begnügen, deren Anwendung dann noch eine beſondere Kunſt erfordert. Die Theorie der Geſetzgebung hat die Idee der Gerechtigkeit durchaus zu ihrem regulativen Princip; was ihr widerſpricht, muß verworfen werden. Da aber die Geſetzgebung auch über Gegenſtände entſcheiden muß, die nicht allzeit eine Frage von Recht oder Unrecht betreffen, ſondern auch öfters vom Nützlichen und Schädlichen, ſo iſt die Idee der Gerechtigkeit nur in ſo weit zugleich konſtitutiv, als ſich über den Gegenſtand aus dem Geſichtspunkt des Rechts etwas entſcheiden läßt. Praktiſch im eigentlichen Sinne kann, wie ich oben ſchon bemerkt habe, die Idee der Gerechtigkeit gar nicht bey der Geſetzgebung, ſondern nur bey dem einzelnen Bürger ſeyn. Daß es nur eine Theorie der Geſetzgebung geben könne, und ſie keine rein philoſophiſche Wiſſenſchaft ſey, läßt ſich auch daraus zeigen, daß von der einen Seite die Geſetzgebung nothwendig und als Bedürfniß gefordert wird, von der andern die Tugend nur durch Freyheit möglich iſt. Die Aufgabe iſt alſo folgende: wie iſt es möglich, daß ſich freye moraliſche Weſen ohne Verluſt ihrer Würde gegebenen Geſetzen unterwerfen? Dieſe Möglichkeit kann nur darinn beſtehen, daß gegebene Geſetze denjenigen, welche ſich der Menſch als moraliſches Weſen ſelbſt geben muß, gleichlauten. Von der Beſchaffenheit dieſer gegebenen Geſetze hängt alſo die Möglichkeit der Geſetzgebung für moraliſche Weſen ab, und dieſe Beſchaffenheit beſtimmt die Theorie der Geſetzgebung. Da die Veranlaſſung zum Geſetz jederzeit gegeben iſt, und das Geſetz durch ſie erſt aufgeſucht wird, ſo entſcheidet die Theorie eigentlich nicht, was Geſetz ſeyn muß, ſondern was es ſeyn kann, welches Können aber dadurch ein Müſſen wird, wenn es einzig moraliſch möglich iſt.

Die Geſetzgebung als Kunſt gieng, wie jede Kunſt, ihrer Theorie voraus. Darinn hat ſie aber vor andern Künſten einen eigenen Charakter, daß eine Idee a priori ihr Princip iſt, und daß ſie ihr Produkt einer Kritik unterwerfen muß, deren Principien in einer, der Geſetzgebung als Kunſt ganz fremden, Region in der Moral liegen. Die Theorie der Geſetzgebung hat daher vor jeder andern Theorie das Eigene, daß ſie ſich nicht durch das, was die Kunſt je leiſten konnte, beſchränkt, ſondern daß ſie ihre Anſprüche auf die Kunſt in dem Grad erweitert, als ſie ſich erweitert. Jede Theorie der Geſetzgebung muß aber, wie jede andere, ſo lange mangelhaft oder gar falſch bleiben, als das, deſſen Möglichkeit ſie zeigen ſoll, noch nicht genau beſtimmt iſt. So lange man glaubte, nur erklären zu müſſen, auf welche Art die Menſchen am glücklichſten in Verbindung ſeyn können, ſolange hatte man ſich die Aufgabe noch falſch vorgelegt, und ſich eine praktiſche Aufgabe gemacht, da man ſich doch, wie ich eben gezeigt habe, mit einer theoretiſchen begnügen muß. Nicht wie die Menſchen glücklich werden, ſondern wie ſich gegebene durch das Bedürfniß veranlaßte Vorſchriften mit den unabhängigen ſelbſt beſtimmten und frey anerkannten Geſetzen freyer Weſen vertragen können, hat die Theorie der Geſetzgebung zu erklären.

Iſt meine Entwicklung der Idee der Gerechtigkeit richtig, ſo muß ſie zum Princip dienen, die Platoniſche Republik, inſoferne ſie ein Ideal der Geſetzgebung aufſtellen ſoll, zu beurtheilen.

II

Dante's Hölle.

Fortſetzung.

(Man ſehe das vierte Stück der Horen.)

Wer vom epiſchen Dichter nicht bloß in ſeinem eignen Vortrage, auch in den Reden und Handlungen aller aufgeführten Perſonen Anſtand und Würde verlangt, wird unfehlbar die hier beſchriebene, mit furchtbarer Lebendigkeit, ohne alle Schonung für ſchwache Nerven dramatiſirte Teufelhetze ſehr tadelhaft finden. Dante aber argwohnte nicht, daß er eine Epopöe ſchriebe;* alles irgend Darſtellbare hielt er ſich befugt, darzuſtellen, und es war ſeiner Phantaſie eigen, ſich keinem wirklichen oder möglichen Gegenſtande, wie hoch oder tief er auch liegen mochte, zu entziehen. Tief liegen nun allerdings die gemeinen Volksbegriffe von böſen Geiſtern, denen der Ton jener Schilderungen entſpricht; doch enthalten ſie das Wahre, daß ſittliche Ausartung ſich immer in Häßlichkeit und Unadel offenbart. Selbſt die menſchliche Geſtalt, unter der wir uns natürlicher Weiſe alle Wirkſamkeit der Geiſter verſinnlichen, iſt dem Erzfeinde der Menſchen nicht ohne entſtellende Zuſätze gegönnt werden.

---

* Dieß erhellt unter andern auch daraus, daß er die Aeneis, das einzige Gedicht dieſer Gattung, welches er kannte, im Gegenſatz mit dem Styl ſeiner Komödie eine hohe Tragödie nennt. Inf. XX, 113.

Unſre Einbildungskraft, wenn ſie außerirdiſche Weſen ſchafft, kann dieſelben zwar mit phyſiſchen Vorzügen wunderbar ausrüſten; ſie kann ihnen auch in unbeſtimmten Angaben ein übermenſchliches Maaß geiſtiger Kräfte leihen; aber zu den weſentlichen Beſtandtheilen unſrer innern Natur kann ſie durchaus nichts hinzufügen, und folglich auch, ſobald es zur näheren Ausführung kömmt, keinen Gedanken, keine Empfindung eines guten oder böſen Engels erfinden, deſſen ein Menſch, das Zufällige abgerechnet, nicht ebenfalls fähig wäre. Da wir alſo den Teufel nicht über die menſchliche Natur erheben können, ſo erfordert es das Intereſſe unſrer Ehre, ihn unter ſie hinabzuſtoſſen. Dieß geſchieht, wenn die Vorſtellungen von Vernunft und Freyheit, und aus ihrem Misbrauch entſprungener Verderbniß entfernt, und an ihre Stelle wilde Thierheit, urſprüngliche Bösartigkeit geſetzt wird, wie Dante bey Barbariccio's Rotte gethan hat. Man kann dabey unmöglich an gefallne Engel denken; dieſe Geiſter ſind zu unſauber, als daß ſie nicht in jedem, noch ſo weit von ihrem jetzigen verſchiednen Zuſtande den Himmel ſollten verunziert haben: es ſind gebohrne Teufel.

Wie es dem Dichter gelingen mag, die Theologie mit dieſer Vorſtellungsart auszuſöhnen, das kümmert uns hier nicht: aus der Naturgeſchichte lieſſe ſich manches für ſie anführen. Es giebt keine unedle oder feindſelige Eigenſchaft des Menſchen, von der die Natur nicht an irgend einem Thiergeſchlechte eine inſtinktmäßige Nachahmung lieferte; wie zum Beyſpiele die menſchenähnlichſten

Thiere, die Affen, gleichſam als thieriſche Schauſpieler der menſchlichen Narrheit, recht uns zum Spotte in die Welt geſetzt ſcheinen. Auch hat ein allgemeiner Gebrauch viele Laſter (freylich auch viele Tugenden) mit irgend einem Thiernahmen beynah ſprichwörtlich verknüpft. Indeſſen unterſcheidet unſer Gefühl den Inſtinkt auch in ſeinen widrigſten oder ſchrecklichſten Aeuſſerungen ſehr weſentlich von dem empörenden Eindrucke grober Unſittlichkeit. Jener bleibt immer eine unterhaltende Naturerſcheinung; in ſeiner Unfehlbarkeit iſt Uebereinſtimmung des Mittels mit dem Zweck, alſo Vollkommenheit, ſichtbar; und ſeine ſchädliche Macht wendet ſich nie nach innen gegen das Daſeyn, dem er zur Beſchützung gegeben iſt. Hingegen an dem tugendfähigen, aber entarteten, Geſchöpfe iſt alles Verzerrung, innerliche Zwietracht, unſelige Verworrenheit. Es beſtätigt die Richtigkeit des vorhin angegebenen Geſichtspunktes, daß man ſolche innre Qual und Selbſtverdammniß an den *Malebranche* durchaus nicht wahrnimmt, daß ſie vielmehr ihre Henkersrolle mit rohem zügelloſem Behagen ſpielen.

Spätere Dichter haben verſucht, wo nicht den Pöbel der Höllengeiſter, von welchem hier die Rede iſt, doch wenigſtens den oberſten Dämon, trotz ſeiner uralten Widerſpenſtigkeit, zur heroiſchen Perſon heraufzuadeln und zu idealiſiren *. Im *befreyten Jeru-*

---

* Auch die Kultur, die alle Welt beleckt,
Hat auf den Teufel ſich erſtreckt;
Das nordiſche Fantom iſt nun nicht mehr zu ſchauen:
Wo ſiehſt du Hörner, Schweif und Klauen?

Göthe im Fauſt.

ſalem erſcheint er in grauſer Hoheit und mit kunſtvoller Rhetorik, neben welcher zwar die großen Hörner, die noch nicht von ſeiner großen Stirn weggeräumt ſind,* eine etwas abſtechende Wirkung thun. Milton iſt in dieſem Stücke dem Tadel der Kunſtrichter glücklich ausgewichen. Die Bildung ſeines Satans iſt gigantiſch, aber durchaus edel. Auch ſpricht er in der That wie ein Cato:** wer könnte ſeinem Heldenmuthe, ſeiner Standhaftigkeit im Unglück, ſeiner innern Unabhängigkeit von der äußern Lage Beyfall und Bewunderung verſagen? Der Dichter ſelbſt verräth ganz offenherzig den Kunſtgriff, wodurch er die Bewohner der Hölle, die ſonſt aus der Poeſie eben ſowohl wie aus dem Himmel verbannt ſeyn müßten, einer ſchönen Darſtellung fähiger gemacht hat. Die verworfnen Geiſter, ſagt er, verlieren ihre Tugend nicht ganz:*** eine Behauſung, die nothwendig mehr oder weniger auffallende Inkonſiſtenzen

---

* Si la gran, fronte e le gran corna estolle.

** Im erſten Buche:

— to be weak is miſerable
Doing or ſuffering; —
The mind is its own place, and in itſelf
Can make a Heav'n of Hell, a Hell of Heav'n
What matter where, if I be ſtill the ſame?
                    — here at leaſt
We ſhall be free. —

*** Im zweyten Buche:

— for neither do the Spirits damn'd
Loſe all their virtue. —

Stunden des Tags ſeinen Garten beſchicke, daß ich ihm nichts veruntreue und Ordnung unter meinen Leuten erhalte, das bezahlt mir der gnädige Herr mit Geld. Aber daß ich es mit Freuden thue, weil ich es ihm thue, daß ich des Nachts davon träume, daß es mich mit der Morgenſonne heraustreibt — das, mein Fräulein, muß er mir mit ſeiner Zufriedenheit lohnen. Ein einziger Beſuch in ſeinem Park thut hier mehr als all ſein Mammon — und ſehen Sie, mein gnädiges Fräulein — das eben war's, warum ich Sie jetzt habe —

Angelika. Brechen Sie davon ab, ich bitte. Sie ſelbſt wiſſen, wie oft und immer vergeblich — Ach! Sie kennen ja meinen Vater.

Biber (ihre Hand faſſend und mit Lebhaftigkeit). Er iſt noch nicht in ſeiner Baumſchule geweſen. Bitten Sie ihn, daß er mir erlaube, ihn in ſeine Baumſchule zu führen. Es iſt nicht möglich, dieſen Dank einzuſammeln von der unvernünftigen Kreatur und Menſchen verloren zu geben. Wer darf ſagen, daß er an der Freude verzweifle, ſo lange noch Arbeiten lohnen und Hoffnungen einſchlagen? —

Angelika. Ich verſtehe Sie, redlicher Biber — vielleicht aber waren Sie mit Gewächſen glücklicher als mein Vater mit Menſchen.

Biber (ſchnell und bewegt). Und er hat eine ſolche Tochter? (Er will mehr ſagen, unterdrückt es aber und ſchweigt einen Augenblick.) Der gnädige Herr mögen viel erfahren haben von Menſchen — der ſchlecht belohnten Erwartungen viel, der geſcheiterten Plane viel — aber mit ſich führt, die indeſſen auch Dante ſtillſchweigend auf die verdammten Menſchenſeelen angewandt hat. Die Charaktere Satans und Adramelechs * im Meſſias nähern ſich weit mehr dem Begriffe ächter Teufeley, aber ihre Unglaublichkeit ſteigt in eben dem Grade. Wenn reine unbedingte Bosheit, die Geſinnung eines Weſens, welches nicht nur uneigennützig, ſondern allem Eigennutze entgegen, ja mit der gewiſſen Ausſicht auf ewiges Elend zum Lohne, alles Böſe liebt und verrichtet, und dieß bey einem urſprünglich freyem Willen, nicht im Wahnſinne, ſondern bey voller Beſonnenheit; wenn ſolch eine Geſinnung nicht ganz undenkbar iſt, ſo findet ihre Wahrheit wenigſtens in unſerm Innern nicht die geringſte Beglaubigung: denn ſie widerſpricht ſowohl der Sinnlichkeit als der Vernunft; allen Trieben wie allen Grundſätzen.

Virgil und Dante (hier verließen wir die Geſchichte) retten ſich eilig vor den Unholden, die, ergrimmt über den durch ſie veranlaßten Unfall, ihnen nachſetzen, ſobald ſie ihre Gefährten aus dem Pfuhle gezogen; indem jener ſeinen Freund in die Arme ſchließt, und an der ſteilen Felſenwand in den nächſten Bezirk hinabgleitet. Hier ſchleichen die Heuchler unter dem Druck bleyerner, von

---

* Doch heißt es von dieſem, da die Schwärze ſeines Charakters geſchildert werden ſoll:

„Wenn er was that: er that's nicht Satans Reiche zu ſchützen;
„Seinentwegen verübt er es." —

Kann ein unter Menſchen ſo allgemeiner Eigennutz an einem Teufel außerordentlich ſcheinen?

außen vergoldeter Mäntel und Kappen mühſelig einher. Von ihnen erfahren ſie Malacoda's Betrug, und ſind genöthigt bey der nächſten, aber hier wie alle übrigen unterbrochnen Brückenreihe über die zertrümmerten Felſen hinaufzuklettern.

Die ſiebente Vertiefung, die Wohnung der Diebe und ſolcher Räuber, die Liſt mit Gewalt verbunden, bietet ein entſetzliches Schauſpiel dar. Unzählige Drachen und Schlangen, die alle Geburten der Wüſten Lybiens an Mannichfaltigkeit und giftiger Art weit hinter ſich laſſen, verfolgen die Verdammten, umſchlingen ihre Glieder, peinigen ſie mit Biſſen. Hier büßt Cacus ſeinen Diebſtahl an den Heerden des Herkules. Die beyden Dichter ſehen ihn als Centauren: * tauſend Nattern auf dem Pferderücken; im Nacken einen flammenhauchenden Drachen. Ein andrer Verbrecher zerlodert durch einen Schlangenſtich in Aſche, aus welcher ſein voriger Körper ſogleich wieder erſteht. Nichts beharrt hier in eigner Form: Schlangenbildungen, worein ſich oft die Seelen Verdammter kleiden, werden mit menſchlichen, dieſe wieder mit jenen vertauſcht. In der abentheuerlichen Willkühr, womit dieſe Verwandlungen zu erfolgen ſcheinen, waltet dennoch ein furchtbares Geſetz, welches die Schrecken der Hölle ewig wechſeln, aber nie ſich verringern läßt.

Biſt du', o Leſer! auf mein Wort zu bauen
Jetzt ungeneigt, ſo wird's kein Wunder ſeyn.
Ich, der es ſah, mag kaum mir ſelbſt vertrauen.

---

* Dieß iſt ein Mißverſtand Dante's, den vermuthlich ſeines Führers Ausdruck: Semihominis Caci facies, veranlaßt hat

Als ſo mein Aug' auf ſie * erhoben war,
Da ſchleudert, ſieh! ein Drache ** mit ſechs Füßen
Sich vorn dem Einen *** an, und packt ihn gar.
Derweil den Leib die Mittelfüß' umfangen,
Greift er die Arme mit den Vordern ihm;
Dann ſchlägt er ihm die Zähn' in beyde Wangen.
Die Hinterpfoten ſchmiegen ausgeſtreckt
Sich um die Schenkel, zwiſchen die ſich windend
Sein Schweif hinauf ſich an den Nieren reckt.
Kein Efeu rankte je ſo drang und feſte
Sich um den Baum, als dieſer grimme Wurm
Des Mannes Glieder rings mit ſeinen preßte.
Als ob ihr Leib von heißem Wachſe wär',
Verſchmolzen ſie und miſchten ihre Farben:
Noch der, noch jener ſchien derſelbe mehr.
So ſieht man von der Glut Papier ſich färben
Und vor ihr her, ſo wie ſie weiter greift,
Eh ſich's vollkommen ſchwärzt, das Weiß erſterben.
„Weh! wie verwandelt, Angelo, wirſt du!
„Schon biſt du nicht mehr Zwey und auch nicht Einer!“
So rufend ſchauten jene Beyden an.
Die beyden Köpfe drängten ſich in Einen;
In einem Antlitz ſahen wir nunmehr
Zwey neue Zwitterbildungen erſcheinen.

---

* Auf drey Schatten, die eben vor ihnen ſtill ſtehen.

** Der Schatte des Cianfa Donati.

*** Angelo Brunelleſchi.

Mit Streiſen zeichneten die Arme ſich,
Und Bauch und Bruſt und Bein und Schenkel
wurden
Zu Gliedern, denen nie noch etwas glich.
Vom vor'gen Scheine wurd' ich nichts mehr innen;
Zwey und auch keiner ſchien das Mißgebild,
Und wandte ſo den trägen Schritt von hinnen.
So wie, gegeißelt von des Hundsſterns Hitze,
Die Eidechs, die den dürren Zaun verläßt,
Den Weg hinüberfährt gleich einem Blitze:
So kam ein Lindwurm, * heiß entglüht von Zorn,
Dem Bauch der beyden Andern angeſprungen,
Verſchrumpft und ſchwärzlich wie ein Pfefferkorn.
Die Stelle, wo zuerſt in unſre Glieder
Die Nahrung dringt, bohrt' er dem einen ** durch;
Dann fiel er ihm geſtreckt zu Füßen nieder.
Stillſchweigend ſtarrt' auf ihn der, den er traf,
That weiter keinen Schritt und gähnte ſo,
Als überfiel ihn Fieber oder Schlaf.
Er ſah den Drachen an, der ihn dagegen:
Dem dampfte ſtark die Wunde, dem der Schlund,
Und hier und dort kam ſich der Dampf entgegen.
Nun ſchweige nun Lucan, da, wo er lebet

---

* Dießmahl nicht wie vorhin ein ſechsfüßiges, ſondern ein vierfüßiges Geſchöpf. Unter dieſer Geſtalt iſt Franceſco Guercio Cavalcanti verborgen.

** Buoſo Abati.

Was einſt Sabellus und Naſidius [*] litten:
Denn ſeine Wunder ſind nicht dieſe werth.
Vom Kadmus ſchweig' Ovid, und Arethuſen:
Es regt ſich mir, wenn er in Schlange den,
In Quelle die verkehrt, kein Neid im Buſen:
Denn ſo verſchuf er zwey Naturen nie,
Daß Bildung, gegen Bildung umgewandelt,
Den Stoff einander wechſelnd nahm und lieh. —
Sie hielten Ebenmaaß im Umgeſtalten.
Des Menſchen Ferſen zogen ſich in eins,
Der Schweif des Drachen wurde zwiegeſpalten.
Die Beine ſamt den Schenkeln wuchſen ſo
Dem Sünder in einander, daß dazwiſchen
Die Fuge bald dem Auge ganz entfloh.
Dem Doppelſchweif ward die Geſtalt gegeben,
Die dort verſchwand, und rauhe Schuppenhaut
Erſtarrte dort, und ward hier weich und eben.
Und wie ſich, in die Achſeln eingedrängt,
Die Arme kürzten, wurd' in gleichem Maaße
Der Vorderfüße Paar dem Thier verlängt.

---

[*] Römiſche Krieger, die bey Cato's Zuge durch die Afrikaniſchen Wüſten von Schlangen gebiſſen wurden, deren Gift nicht nur tödtet, ſondern den Körper aufs fürchterlichſte entſtellt und faſt verwandelt. S. Pharſal. IX, 763—804. Man möchte den Rhetor Lucanus noch aus einem andern Grunde ſchweigen heißen. Seine Beſchreibungen, mit denen er niemals ruht, bis er ſie über die Gränzen des Wahren nicht nur, ſondern des Möglichen hinausgetrieben, ſind hier unausſprechlich eckelhaft und ſcheußlich.

Die hintern Klauen wurden dann verſchlungen,
Den Theil zu bilden, den der Menſch verhehlt,
Indeſſen dort zween Füße draus entſprungen.
Indem der Dampf in Wirbeln um ſie ſchwimmt,
In fremde Farbe den und jenen hüllend,
Hier Haare pflanzt und dort hinweg ſie nimmt,
Steht dieſer auf, der Andre fällt zur Erden;
Der Augen Schalkheit funkelt unverwandt,
Obſchon vertauſcht die beyden Köpfe werden.
Die Schnauze deſſen, der erſtanden war,
Zog ſich zum Schlaf zurück; und von dem Stoffe,
Der dort ſich häuft, erwuchs ein Ohrenpaar.
Ein Theil davon ward nicht zurückgeſchoben,
Wovon die Naſ hervor ins Antlitz trat,
Und um den Mund die Lippen ſich erhoben.
Gebiß und Mund des Hingefallnen reckt
Zum Drachenmaul ſich aus; die Ohren werden
Wie Schneckenhörner in den Kopf verſteckt.
Die Doppelzunge wird in eins verbunden;
Die, ſo zuvor der Rede fähig war,
Zerſpaltet ſich; auch iſt der Dampf verſchwunden.
Der Schatte, der zum wilden Thier nunmehr
Geworden iſt, flieht ziſchend durch die Klüfte,
Und jener ſpeyt und redet * hinterher.
Dann kehret er ihm den Rücken, ſpricht zum Andern,

---

* Zwey dem Menſchen ausſchließend eigenthümliche Handlungen.

Der bey ihm ſteht: * Ha! nun mag Buoſo auch,
Wie ich, auf ſeinem Bauch das Thal durchwandern. —

Es giebt Verwandlungen, die nur eine flüchtige Erwähnung leiden, weil man die Phantaſie mit ihnen überraſchen muß, wenn ſie ſich nicht, ſobald ſie bey mehrerer Muſe den Abſtand der Geſtalten unermeßlich, und die Schwierigkeiten ihres Ueberganqs unüberſteiglich findet, gegen die Zumuthung, die ihr geſchieht, auflehnen ſoll. Dahin gehört es zum Beyſpiele, wenn aus einem Rieſen ein Berg, wenn aus Schiffen Nymphen werden. ** Hier, wo der Formenwechſel ſich auf den Kreis analogiſch organiſirter Körper beſchränkt, brauchte der Dichter keinen raſchen Zauberſchlag, um ſeine Wunder vor der Prüfung zu retten. Er durfte ſie dem Auge nahe rücken, und durch die Ausführlichkeit ſeiner Beſchreibung den allmähligen Gang bezeichnen und nachahmen, womit ſich Metamorphoſen in der wirklichen Natur entwickeln. Was hierinn die täuſchende Kunſt vermag, hat er geleiſtet, ohne doch weder ins Kleinliche noch ins Weitſchweifige zu fallen. Allein der eigentliche Nachdruck der Stelle beruht auf etwas mehr, als auf der Anſchaulichkeit oder Neuheit des ſinnlichen Schauſpiels,

---

Puccio Sciancato, der einzige von den Fünfen, der unverwandelt geblieben.

Ovid. Metam. IV, 656—660. Virg. Aeneid. IX, 117—122. Beyde gleiten geſchickt über den entſcheidenden Augenblick weg; nur hätte jener etwa die Schatten der Nacht zu Hülfe nehmen mögen, wie dieſer ſeine Schiffe unter die Wellen taucht.

wie ſehr auch dieſe dem Dichter ſelbſt gefallen mag, der ſich in ihr des unabhängigen Reichthums ſeiner Einbildungskraft bewußt wird. Der ganze Vorgang, beſonders bey dem letzten Geſtaltentauſch, hat ein Anſehen von ſchwarzer, feindſeliger Zauberey. Ob ſich gleich die Umſtände, die zu allegoriſcher Deutung gleichſam einladen, nicht mit Sicherheit deuten laſſen, ſo wirken ſie doch eben dadurch als Myſterien der Hölle. Zugleich ahnet man etwas peinlich Zweydeutiges in dem Zuſtande der Seelen, die an den Körpern oder Schatten ihrer Mitverdammten wüſte Willkühr verüben, und im nächſten Augenblicke zu ohnmächtig ſind, ſich im Beſitz ihres eignen gegen ähnlichen Raub zu ſchützen.

Ueber den Umſtand, daß die fünf zuletzt erblickten Schatten alleſamt Florentiner, und zwar aus angeſehenen Geſchlechtern ſind, bricht Dante in eine ſarkaſtiſche Lobrede aus:

Freu dich, Florenz! denn du biſt hoch und hehr.
Du regſt die Flügel über See und Land,
Und in der Hölle prangt dein Nahme ſehr.
Von deinen Bürgern fand ich fünf der größten
Beym Räubervolk: daß ich erröthen muß,
Und deinem Ruhm gereicht es nicht zum beſten. —

Darauf ſieht er in dem achten Theile keine Bewohner, ſondern nur eine Menge irrender Feuer, deren jedes einen Argliſtigen einſchließt und verſteckt. Diomedes und Ulyſſes brennen, weil ſie ihre ſchlauen Anſchläge, beſonders die Entwendung des Palladium, gemeinſchaftlich vollführt,[*] in einer einzigen Flamme, die ſich aber nach oben zu theilt und zwey Gipfel bildet, wie jene, welche einſt vom Scheiterhaufen des Eteokles und Polynikes emporſtieg. Virgil befragt den Ulyſſes über ſeinen Tod.

Der Flamme größres Horn[**] begannte nun
Mit Murmeln ſich zu neigen und zu ſchwingen,
So wie vom Wind geſchürte Flammen thun.
Es wägte ſich die Zunge hin und her,
Aus der vernehmlich dieſe Worte kamen,
Als ob's die Zunge eines Menſchen wär':
Kaum daß mich Circe's Macht nicht länger bannte,
Die mich ein Jahr lang bey Cajeta hielt,
Eh noch Aeneas ſo den Ort benannte:[***]
So konnte nicht das Sehnen nach dem Sohn,
Des alten Vaters Gram, die ſtete Liebe
Penelope's und ihr verdienter Lohn,
In mir die heiße Leidenſchaft beſiegen,

---

[*] Virg. Aen. II, 163—168. Auch Ovidius konnte ihm dieſe Vorſtellung leihen.

At sua Tydides mecum communicat acta;
Me probat et socio semper confidit Ulixe.

[**] Die Spitze, welche dem Schatten des Ulyſſes zugehörte.

[***] Von ſeiner Amme, die daſelbſt geſtorben war. Es ſtimmt mit der Chronologie der Mythen (wenn anders dieſe Begriffe neben einander geſtellt werden dürfen) überein, daß Ulyſſes die dortigen Gegenden früher verließ, als Aeneas dahin kam. Man vergleiche nur die Odyſſee und Aeneide.

Des Menſchen Thun und Tichten zu erſchaun,
Und alle Länder forſchend zu durchfliegen;
So daß ich kühn ins weite Meer mich trieb,
Mit Einem Schiff und kleiner Zahl Gefährten,
Die mir, allein aus vielen, treu verblieb.
Nun fuhr ich an des Mittelmeers Geſtaden
Bis Spanien und bis Marokko hin,
Und wo die Fluten Sardo's Inſel baden.
Ich und mein Volk, wir waren alt und grau,
Eh wir die Enge [*] ſahn, wo Herkul's Hände
Ein Denkmahl aufgeſtellt zu ew'ger Schau,
Daß Menſchen nie ſich fürder wagen möchten. —
Zur linken Hand blieb Ceuta ſchon zurück:
Jetzt ließen wir Sevilla uns zur Rechten.
„O Brüder!“ ſagt' ich, „die zum fernen Weſt
„Sich hingekämpft durch tauſend Abentheuer!
„Weil das Geſchick ſo wen'ge Tag' euch läßt,
„Auf! leidet nicht, daß ſie vergebens fliehen!
„Gönnt eurem Geiſt die Luſt, der Sonne nach
„Zum unbewohnten Theil der Welt [**] zu ziehen
„Seyd eingedenk, zu welchem End' ihr lebt:
„Das ſondert euch von unvernünft'gen Thieren,
„Wenn ihr nach Tugend und Erkenntniß ſtrebt.“

---

[*] Die Straße von Gibraltar.

[**] Er meynt entweder die heiſſe Zone, die nach den Vorſtellungen der Alten nicht bewohnt werden konnte, oder die uns weſtlich liegende Hemiſphäre, die er ſich ganz vom Ozean eingenommen dachte.

[***] Die Seelengröße des Ulyſſes, der in der Aeneide faſt im-

(die Hand des Fräuleins mit Lebhaftigkeit ergreiſend) eine Hoffnung iſt ihm aufgegangen — Alles hat er nicht erfahren, was eines Mannes Herz zerreißen kann —

(Er entfernt ſich.)

Zweite Scene.

Angelika. Wilhelmine.

Wilhelmine (ſieht auf und folgt ihm mit den Augen). Ein ſonderbarer Mann! Immer fällt's ihm auf's Herz, wenn dieſe Saite berührt wird. Es iſt etwas Unbegreifliches in ſeinem Schickſal.

Angelika (ſich unruhig umſehend). Es wird ſehr ſpät. Er hat ſonſt nie ſo lange auf ſich warten laſſen — Roſenberg.

Wilhelmine. Er wird nicht ausbleiben. Wie ängſtlich wieder und ungeduldig!

Angelika. Und diesmal nicht ohne Grund, liebe Tante — Wenn es fehlſchlagen ſollte! Ich habe dieſen Tag mit Herzensangſt herannahen ſehen.

Wilhelmine. Erwarte nicht zu viel von dieſem einzigen Tage!

Angelika. Wenn er ihm mißfiele? — Wenn ſich ihre Charaktere zurückſtießen? — Wie kann ich hoffen, daß er mit ihm die erſte Ausnahme machen werde? — Wenn ſich ihre Charaktere zurückſtießen? — Meines Vaters kränkende Bitterkeit und Roſenbergs leicht zu

Ich ſpornte ſo zur Reiſe die Genoſſen
Durch dieſen kurzen Ruf: hätt' ich nachher
Auch nicht gewollt, ſie blieben doch entſchloſſen.
Das Steuer ward dem Oſten zugewandt;
Dann ſchwangen wir zum tollen Flug die Ruder,
Doch lenkten wir ihn ſtets zur linken Hand.[*]
Ich ſah bey Nacht des andern Pols Geſtirne
Schon insgeſamt, und unſer Angelſtern[**]
Enthob dem Ozean nicht mehr die Stirne.
Nun war des Mondes untre Scheib[***] in Schatten
Fünfmahl erloſchen, fünfmahl neu entglüht,
Seit wir die große Fahrt begonnen hatten.
Da ſchien ſich fern am blauen Rand der See
Ein dämmernd grauer Berg empor zu thürmen;
Von ſolcher Höhe ſahn wir keinen je.
Wir jubelten, doch Wehe folgte bald.
Ein Wirbelwind blies von dem neuen Lande,
Und traf das Schiff mit brauſender Gewalt.
Er trieb es dreymahl um mit allen Wogen.
Da ſchlug es über ſich: ſein Schnabel ſchoß
Tief in den Grund, von höh'rer Macht gezogen,
Bis über uns das Meer ſich wieder ſchloß.

wer nur scelerum inventor und fandi fictor heißt, hat Dante vielleicht aus dem Horatius geſchöpft:

aspera multa
Pertulit, adversis rerum immersabilis undis.

[*] Alſo ſüdweſtlich, und zwar bis jenſeit des Aequator.

[**] Der nördliche.

[***] Die nach der Erde zugekehrte Seite. Eine aſtronomiſche Genauigkeit!

Vermuthlich iſt es mehr eine beabſichtete Ergänzung der alten Fabel, die Dante aus einigen Römiſchen Dichtern nicht vollſtändig lernen konnte, als eine wiſſentliche Abweichung von ihr, daß er den Helden von Ithaka nicht heimkehren, ſondern auf dem Ozean den Tod eines Weltumſeglers finden läßt. Er kannte Homers Gedichte nicht; dieſer kurze Abriß einer Odyſſee iſt von ſeiner eigenen Erfindung gleichſam eine Weißagung von den Unternehmungen künftiger Seefahrer. Wenn Colombo ſie jemahls las, ſo mochte er daraus für ſich dasjenige nehmen, wozu ihn ſein Bewußtſeyn berechtigte: den hohen Muth, die Standhaftigkeit, die edlen Triebfedern jenes fabelhaften Helden. Sollte die Kataſtrofe ihn geſchreckt haben?

Die Erzählung ſteht im Zuſammenhange mit andern Dichtungen der göttlichen Komödie, für die ſie vorbereitende Winke giebt; denn die Szene des ganzen zweyten Theils liegt eben auf dieſer unzugänglichen Inſel, auf dieſer Atlantis, vor welcher Ulyſſes durch eine Anſtalt der Vorſehung Schiffbruch litt, damit nicht die Scheidewand zwiſchen Lebenden und Todten eingeriſſen, und die Wohnung frommer, ſich reinigender Seelen von einem Sterblichen erforſcht würde. *

Noch bleiben uns die zwey letzten Abtheilungen des Kreiſes zu durchlaufen übrig. Eine davon iſt den Zwietrachtſtiftern, beſonders auch den Schismatikern, beſtimmt, unter denen (ſeltſame Klaſſifikazion!) Mahomet vor allen bemerkt wird. Wie ſie lebend die Geſinnungen andrer

---

* Iupiter illa piae secrevit litora genti.
Horat.

Menſchen zu trennen und zu zerreißen geſucht haben, ſo wird in der Hölle ihr Leib von grauſamen Wunden aller Art, die ſtets wieder zuheilen, unaufhörlich zerfleiſcht. Die andre Vertiefung gleicht einem Siechhauſe, einem Sammelplatze der ärgſten Krankheiten und Plagen, mit denen die Verfälſcher behaftet ſind; ein Nahme, welchen der Dichter braucht, um ſehr ungleichartige Verbrecher: falſche Münzer, Alchemiſten (angebliche), und ſolche Betrüger, die eine fremde Perſon geſpielt, zuſammenzuordnen. Dante hat, auch in der Darſtellung ſo widriger Gegenſtände, ſeinen Charakter nicht verläugnet. Nur zu oft giebt er dem Leſer Gelegenheit, die ergreifende Wahrheit, die unwiderſtehliche Kraft, wodurch er anderswo entzückt, hier wegzuwünſchen.

Jetzt laſſen die Reiſenden das innwendige Ufer der letzten Vertiefung hinter ſich, und durchwandern den noch zum achten Kreiſe gehörigen Raum von da bis an den ſenkrechten Abhang des engſten und tiefſten Abgrundes der Hölle.

Hier war ein Zwielicht, weder Tag noch Nacht,
So daß nicht weit mein Auge tragen konnte;
Doch plötzlich ſcholl ein Horn mit großer Macht,
Deß Klang, vor welchem Donner würden ſchweigen,
Trieb mich alsbald, den angeſpannten Blick
Des Weges, wo er herkam, hinzuneigen.
An jenem Schreckenstag, als Karl dem großen
Die heil'ge Fahrt mißlang, * hat Roland einſt
So furchtbar laut nicht in ſein Horn geſtoßen.

* When Charlemain with all his peerage fell
By Fontarabbia. —

Das Haupt empor gewendet, ſchritt ich fort;
Da ſchien mir's bald, ich ſäh viel hoher Thürme,
Und ſprach: O Meiſter! welche Stadt liegt dort?

Die vermeynten Thürme ſind Rieſen, die auf dem Boden des neunten Kreiſes, und zwar in beſtimmten Entfernungen von einander ſtehen, und nur mit dem Oberleibe über den Rand des achten hinausragen. Hier ſehen die beyden Dichter, neben den Giganten der Fabelwelt, den Nimrod mit einem großen von der Schulter herabhängenden Horne, wohl demſelben, welches eben ihre Ankunft verkündigt hat. Gelegentlich läßt er ſie eine kleine Probe von der Babyloniſchen Verwirrung der Sprachen hören; * doch unterhalten ſie ſich nicht ſonderlich mit ihm: „Denn," ſagt Virgil, „es ergeht „ihm mit den Sprachen Andrer, wie Andern mit der „ſeinigen, welche kein Menſch verſteht." Dante ſieht mit Entſetzen den Ephialtes ſeine Ketten ſchütteln, die ihm, zur Strafe dafür, daß er einſt den Himmel zu erſtürmen verſucht, Bruſt und Arme fünffach umwinden. Anteus, weniger wild, verſteht ſich auf Virgils ziemlich ſchmeichelhafte Anrede zu der verlangten Dienſtleiſtung. Dieſer ſchließt alſo ſeinen Freund in die Arme, der

---

Die Vergleichung könnte uns weit hergehohlt ſcheinen: Dante's Zeitgenoſſen gewiß nicht. Sie ſpielte auf ein allgemein geleſenes Buch an.

Rafel mai amech zabi almi.
Es ſind Worte ohne Sinn: der Dichter ſcheint nur den Klang des Hebräiſchen, als der älteſten Sprache des Menſchengeſchlechts, nachgeahmt zu haben. Indeſſen hat auch dieſer Vers ſeine Ausleger gefunden.

Rieſe faßt beyde mit den Händen, und ſetzt ſie unverſehrt zu ſeinen Füßen nieder, obgleich Dante unterwegs eine andre Art zu reiſen wohl vorgezogen hätte.

Der Boden, worauf er nunmehr ſteht, iſt ein mit Eis bedeckter oder ganz daraus beſtehender See, Cocytus genannt, der zwar eine ununterbrochene Fläche ausmacht, aber doch nach den Unterarten von Verbrechern, welche verſchiedne Theile deſſelben einnehmen, vier verſchiedne Nahmen trägt. Beym Eintritt in dieſe kalte Region, in die Tiefen der Tiefen, wo man nur Heulen und Zähnklappern vernimmt, befällt den Dichter ein ungewohnter Schauder: denn der Anblick der hier vor ihm liegenden Qual, iſt grade der einzige erdenkliche, welcher ihm nach allem, was er ſchon geſehen, noch neu und unerhört ſcheinen kann. Der äußerſte Raum, von Verräthern ihrer Verwandten bewohnt, heißt nach dem Nahmen des erſten Brudermörders Caina. Darauf folgt nach innen zu Antenora, wo die Verräther des Vaterlandes ihre Strafe finden: Antenor ſoll nehmlich treulos an Troja gehandelt haben. Beyde Ordnungen von Verdammten ſind mit dem ganzen Rumpfe im Eiſe feſtgefroren. Nur die Köpfe erheben ſich über die Fläche des Sees; ihre Blicke ſind geſenkt; die Thränen, welche ſie vergießen, gefrieren ihnen zwiſchen den Wimpern. Die meiſten Verbrecher des zweyten Bezirkes, welche Dante bemerkt, gehören in die Geſchichte der Fehden zwiſchen Guelfen und Gibellinen: ſehr natürlich, weil ja eben die damalige Partheyenwuth politiſche Verräthereyen ſo häufig in der Wirklichkeit veranlaßte, oder in der Meynung erſchuf. Dieß gilt auch Ugolino und Ruggieri.

Die Fortſetzung folgt.

III

Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten.

Fortſetzung.

Man muß Ihren Prokurator loben, ſagte die Baroneſſe, er iſt zierlich, vernünftig, unterhaltend und unterrichtend; ſo ſollten alle diejenigen ſeyn, die uns von einer Verirrung abhalten oder davon zurück bringen wollen. Wirklich verdient die Erzählung vor vielen andern den Ehrentitel einer moraliſchen Erzählung. Geben Sie uns mehrere von dieſer Art, und unſre Geſellſchaft wird ſich deren gewiß erfreuen.

Der Alte. Wenn dieſe Geſchichte Ihren Beyfall hat, ſo iſt es mir zwar ſehr angenehm, doch thut mir's leid, wenn Sie mehr moraliſche Erzählungen wünſchen, denn es iſt die erſte und letzte.

Luiſe. Es bringt Ihnen nicht viel Ehre, daß Sie in Ihrer Sammlung gerade von der beſten Art nur eine einzige haben.

Der Alte. Sie verſtehn mich unrecht. Es iſt nicht die einzige moraliſche Geſchichte, die ich erzählen kann, ſondern alle gleichen ſich dergeſtalt, daß man immer nur dieſelbe zu erzählen ſcheint.

Luiſe. Sie ſollten ſich doch endlich dieſe Paradoxen abgewöhnen, die das Geſpräch nur verwirren; erklären Sie ſich deutlicher.

Der Alte. Recht gern. Nur diejenige Erzählung verdient moraliſch genannt zu werden, die uns zeigt, daß der Menſch in ſich eine Kraft habe, aus Ueberzeugung eines Beſſern, ſelbſt gegen ſeine Neigung, zu handeln. Dieſes lehrt uns dieſe Geſchichte, und keine moraliſche Geſchichte kann was anders lehren.

Luiſe. Und ich muß alſo, um moraliſch zu handeln, gegen meine Neigung handeln?

Der Alte. Ja.

Luiſe. Auch wenn ſie gut iſt?

Der Alte. Keine Neigung iſt an ſich gut, ſondern nur in ſo fern ſie etwas gutes wirkt.

Luiſe. Wenn man nun Neigung zur Wohlthätigkeit hätte?

Der Alte. So ſoll man ſich verbiethen, wohlthätig zu ſeyn, ſobald man ſieht, daß man ſein eigen Hausweſen dadurch zu Grunde richtet.

Luiſe. Und wenn man einen unwiderſtehlichen Trieb zur Dankbarkeit hätte.

Der Alte. Dafür iſt bey den Menſchen ſchon geſorgt, daß die Dankbarkeit bey ihnen niemals zum Triebe werden kann. Doch geſetzt auch, ſo würde der zu ſchätzen ſeyn, der ſich lieber undankbar zeigte, als daß er etwas Schändliches aus Liebe zu ſeinem Wohlthäter unternähme.

Luiſe. So könnte es denn alſo doch unzählige moraliſche Geſchichten geben.

Der Alte. In dieſem Sinne, ja; doch würden ſie alle nichts weiter ſagen, als was mein Prokurator geſagt hat, und deswegen kann man ihn einzig dem Geiſte nach nennen, denn darin haben Sie recht, der Stoff kann ſehr verſchieden ſeyn.

Luiſe. Hätten Sie ſich eigentlicher ausgedruckt, ſo hätten wir nicht geſtritten.

Der Alte. Aber auch nicht geſprochen. Verwirrungen und Mißverſtändniſſe ſind die Quellen des thätigen Lebens und der Unterhaltung.

Luiſe. Ich kann doch noch nicht ganz mit Ihnen einig ſeyn. Wenn ein tapferer Mann mit Gefahr ſeines eigenen Lebens andere rettet, iſt das keine moraliſche Handlung?

Der Alte. Nach meiner Art mich auszudrücken nicht. Wenn aber ein furchtſamer Menſch ſeine Furcht überwindet und eben daſſelbe thut, dann iſt es eine moraliſche Handlung.

Die Baroneß. Ich wollte, lieber Freund, Sie gäben uns noch einige Beyſpiele, und verglichen ſich gelegentlich mit Luiſen über die Theorie. Gewiß, ein Gemüth, das Neigung zum Guten hat, muß uns, wenn wir es gewahr werden, ſchon höchlich erfreuen; aber ſchöneres iſt nichts in der Welt als Neigung durch Vernunft und Gewiſſen geleitet. Haben Sie noch eine Geſchichte dieſer Art, ſo wünſchen wir ſie zu hören. Ich liebe mir ſehr Parallelgeſchichten. Eine deutet auf die andere hin und erklärt ihren Sinn beſſer als viele trockne Worte.

Der Alte. Ich kann wohl noch einige, die hieher gehören, vorbringen, denn ich habe auf dieſe Eigenſchaften des menſchlichen Geiſtes beſonders acht gegeben.

Luiſe. Nur eins möchte ich mir ausbitten. Ich läugne nicht, daß ich die Geſchichten nicht liebe, die unſre Einbildungskraft immer in fremde Länder nöthigen. Muß denn alles in Italien und Sicilien geſchehen? Sind denn Neapel, Palermo und Smyrna die einzigen Orte, wo etwas Intereſſantes vorgehen kann? Mag man doch den Schauplatz der Feenmährchen nach Samarcand und Ormus verſetzen, um unſre Einbildungskraft zu verwirren. Wenn Sie aber unſern Geiſt, unſer Herz bilden wollen, ſo geben Sie uns einheimiſche, geben Sie uns Familiengemälde, und wir werden uns deſto eher darin erkennen, und wenn wir uns getroffen fühlen, deſto gerührter an unſer Herz ſchlagen.

Der Alte. Auch darin ſoll Ihnen willfahrt werden. Doch iſt es mit den Familiengemälden eine eigene Sache. Sie ſehen einander alle ſo gleich, und wir haben faſt alle Verhältniſſe derſelben ſchon gut bearbeitet auf unſern Theatern geſehen. Indeſſen will ichs wagen und eine Geſchichte erzählen, von der Ihnen ſchon etwas ähnliches bekannt iſt, und die nur durch eine genaue Darſtellung deſſen was in den Gemüthern vorging, neu und intereſſant werden dürfte.

Man kann in Familien oft die Bemerkung machen, daß Kinder, ſowohl der Geſtalt als dem Geiſte nach, bald vom Vater bald von der Mutter Eigenſchaften zu haben ſcheinen, und ſo kommt auch manchmal der Fall vor, daß ein Kind die Naturen beyder Eltern auf eine beſondere und verwundernswürdige Weiſe verbindet.

Hievon war ein junger Menſch, den ich Ferdinand nennen will, ein auffallender Beweis. Seine Bildung erinnerte an beyde Eltern, und ihre Gemüthsart konnte man in der ſeinigen genau unterſcheiden. Er hatte den leichten und frohen Sinn des Vaters, ſo auch den Trieb den Augenblick zu genießen und eine gewiſſe leidenſchaftliche Art bey manchen Gelegenheiten nur ſich ſelbſt in Anſchlag zu bringen. Von der Mutter aber hatte er, ſo ſchien es, ruhige Ueberlegung, ein Gefühl von Recht und Billigkeit und eine Anlage zur Kraft ſich für andere aufzuopfern, und man ſieht hieraus leicht, daß diejenigen, die mit ihm umgingen, oft, um ſeine Handlungen zu erklären, zu der Hypotheſe ihre Zuflucht nehmen mußten, daß der junge Mann wohl zwey Seelen haben möchte.

Ich übergehe mancherley Scenen, die in ſeiner Jugend vorfielen, und erzähle nur eine Begebenheit, die reitzender Stolz! Jenes Trübſinn und Roſenbergs heitre muthwillige Freude! — Unglücklicher konnte die Natur nicht ſpielen. — Und wer iſt mir Bürge, daß er ihm einen zweiten Beſuch nicht eben darum verweigert, weil er ſchon bei dem erſten Gefahr lief, ihn hochzuſchätzen?

Wilhelmine. Leicht möglich, meine Liebe — Doch von allem den ſagte dir noch geſtern dein Herz nichts.

Angelika. Geſtern! So lang' ich nur ihn ſah, nur ihn fühlte, nichts wußte, als ihn! Da ſprach noch das leichtſinnige, liebende Mädchen. Jetzt ergreift mich das Bild meines Vaters, und alle meine Hoffnungen verſchwinden. O warum konnte denn dieſer liebliche Traum nicht fortdauern? Warum mußte die ganze Freude meines Lebens einem einzigen ſchrecklichen Wurf überlaſſen werden?

Wilhelmine. Deine Furcht macht dich Alles vergeſſen, Angelika. Von dem Tage an, da dir Roſenberg ſeine Liebe bekannte, da er deinetwegen alle Bande zerriß, die ihn an ſeinen Hof, an die Vergnügungen der Hauptſtadt gefeſſelt hielten, da er ſich freiwillig in die traurige Einöde ſeiner Güter verbannte, um dir näher zu ſeyn — ſeit jenem Tage hat der Gedanke an deinen Vater deine Ruhe vergiftet. Warſt du es nicht ſelbſt, die an der Heimlichkeit dieſes Verſtändniſſes Anſtoß nahm? die mit unabläſſigen Bitten und Mahnungen ſo lange in ihn ſtürmte, bis er, ungern genug, ſein Verſprechen gab, ſich um die Gunſt deines Vaters zu bewerben? Mein Vater, ſagteſt du, hängt nur noch durch ein einziges Band an den Menſchen, die ſeinen ganzen Charakter ins Licht ſetzt, und in ſeinem Leben eine entſchiedene Epoke machte.

Er hatte von Jugend auf eine reichliche Lebensart genoſſen, denn ſeine Eltern waren wohlhabend, lebten und erzogen ihre Kinder wie es ſolchen Leuten geziemt, und wenn der Vater in Geſellſchaften, beym Spiel und durch zierliche Kleidung mehr als billig war ausgab, ſo wußte die Mutter als eine gute Haushälterin dem gewöhnlichen Aufwande ſolche Grenzen zu ſetzen, daß im Ganzen ein Gleichgewicht blieb und niemal ein Mangel zum Vorſchein kommen konnte. Dabey war der Vater als Handelsmann glücklich; es geriethen ihm manche Speculationen, die er ſehr kühn unternommen hatte, und weil er gern mit Menſchen lebte, hatte er ſich in Geſchäften auch vieler Verbindungen und mancher Beyhülfe zu erfreuen.

Die Kinder, als ſtrebende Naturen, wählen ſich gewöhnlich im Hauſe das Beyſpiel deſſen, der am meiſten zu leben und zu genieſſen ſcheint. Sie ſehen in einem Vater, der ſichs wohl ſeyn läßt, die entſchiedene Regel, wornach ſie ihre Lebensart einzurichten haben, und weil ſie ſchon früh zu dieſer Einſicht gelangen, ſo ſchreiten meiſtentheils ihre Begierden und Wünſche in großer Disproportion der Kräfte ihres Hauſes fort. Sie finden ſich bald überall gehindert, um ſo mehr als jede neue Generation neue und frühere Anforderungen macht, und die Eltern den Kindern dagegen meiſtens nur gewähren möchten, was ſie ſelbſt in früherer Zeit genoſſen, da noch jedermann mäßiger und einfacher zu leben ſich bequemte.

Ferdinand wuchs mit der unangenehmen Empfindung heran, daß ihm oft dasjenige fehle, was er an ſeinen Geſpielen ſah. Er wollte in Kleidung, in einer gewiſſen Liberalität des Lebens und Betragens hinter niemanden zurück bleiben, er wollte ſeinem Vater ähnlich werden, deſſen Beyſpiel er täglich vor Augen ſah, und der ihm doppelt als Muſterbild erſchien, einmal als Vater, für den der Sohn gewöhnlich ein günſtiges Vorurtheil hegt, und dann wieder weil der Knabe ſah, daß der Mann auf dieſem Wege ein vergnügliches und genußreiches Leben führte und dabey von jedermann geſchätzt und geliebt wurde.

Ferdinand hatte hierüber, wie man ſich leicht denken kann, manchen Streit mit der Mutter, da er dem Vater die abgelegten Röcke nicht nachtragen, ſondern ſelbſt immer in der Mode ſeyn wollte. So wuchs er heran und ſeine Forderungen wuchſen immer vor ihm her, ſo daß er zuletzt, da er achtzehn Jahr alt war, ganz außer Verhältniß mit ſeinem Zuſtande ſich fühlen mußte.

Schulden hatte er bisher nicht gemacht, denn ſeine Mutter hatte ihm davor den größten Abſcheu eingeflößt, ſein Vertrauen zu erhalten geſucht und in mehreren Fällen das Aeußerſte gethan, um ſeine Wünſche zu erfüllen, oder ihn aus kleinen Verlegenheiten zu reißen. Unglücklicherweiſe war in eben dem Zeitpunkte, wo er nun als Jüngling noch mehr aufs Aeußere ſah, wo er durch die Neigung zu einem ſehr ſchönen Mädchen, verflochten in größere Geſellſchaft, ſich andern nicht allein gleich zu ſtellen, ſondern vor andern ſich hervorzuthun und zu gefallen wünſchte, die Mutter in ihrer Haushaltung gedrängter als jemals, und anſtatt ſeine Forderungen wie ſonſt zu befriedigen, fing ſie an ſeine Vernunft, ſein gutes Herz, ſeine Liebe zu ihr in Anſpruch zu nehmen, und ſetzte ihn, indem ſie ihn zwar überzeugte aber nicht veränderte, wirklich in Verzweiflung.

Er konnte ohne alles zu verlieren, was ihm ſo lieb als ſein Leben war, die Verhältniſſe nicht verändern, in denen er ſich befand. Von der erſten Jugend an war er dieſem Zuſtande entgegen gewachſen; er war mit allem, was ihn umgab, zuſammen gewachſen; er konnte keine Faſer ſeiner Verbindungen, Geſellſchaften, Spaziergänge und Luſtparthien zerreiſſen, ohne zugleich einen alten Schulfreund, einen Geſpielen, eine neue ehrenvolle Bekanntſchaft und, was das ſchlimmſte war, ſeine Liebe zu verletzen.

Wie hoch und werth er ſeine Neigung hielt, begreift man leicht, wenn man erfährt, daß ſie zugleich ſeiner Sinnlichkeit, ſeinem Geiſte, ſeiner Eitelkeit und ſeinen lebhaften Hoffnungen ſchmeichelte. Eins der ſchönſten, angenehmſten und reichſten Mädchen der Stadt gab ihm, wenigſtens für den Augenblick, den Vorzug vor ſeinen vielen Mitwerbern. Sie erlaubte ihm mit dem Dienſt, den er ihr widmete, gleichſam zu prahlen, und ſie ſchienen wechſelsweiſe auf die Ketten ſtolz zu ſeyn, die ſie einander angelegt hatten. Nun war es ihm Pflicht, ihr überall zu folgen, Zeit und Geld in ihrem Dienſte zu verwenden und auf jede Weiſe zu zeigen, wie werth ihm ihre Neigung und wie unentbehrlich ihm ihr Beſitz ſey.

Dieſer Umgang und dieſes Beſtreben machte Ferdinanden mehr Aufwand als es unter andern Umſtänden natürlich geweſen wäre. Sie war eigentlich von ihren abweſenden Eltern einer ſehr wunderlichen Tante anvertraut worden, und es erforderte mancherley Künſte und ſeltſame Anſtalten, um Ottilien, dieſe Zierde der Geſellſchaft, in Geſellſchaft zu bringen. Ferdinand erſchöpfte ſich in Erfindungen, um ihr die Vergnügungen zu verſchaffen, die ſie ſo gern genoß und die ſie jedem, der um ſie war, zu erhöhen wußte.

Und in eben dieſem Augenblicke von einer geliebten und verehrten Mutter zu ganz andern Pflichten aufgefordert zu werden; von dieſer Seite keine Hülfe zu ſehen, den lebhaften Abſchen vor Schulden zu fühlen, die auch ſeinen Zuſtand nicht lange würden gefriſtet haben, dabey von jedermann für wohlhabend und freygebig angeſehen zu werden, und das tägliche und dringende Bedürfniß des Geldes zu empfinden, war gewiß eine der peinlichſten Lagen, in der ſich ein junges, durch Leidenſchaften bewegtes Gemüth befinden kann.

Gewiſſe Vorſtellungen, die ihm früher nur leicht vor der Seele vorüber gingen, hielt er nun feſter; gewiſſe Gedanken, die ihn ſonſt nur Augenblicke beunruhigten, ſchwebten länger vor ſeinem Geiſte, und gewiſſe verdrießliche Empfindungen wurden daurender und bitterer. Hatte er ſonſt ſeinen Vater als ſein Muſter angeſehen, ſo beneidete er ihn nun als ſeinen Nebenbuhler. Von allem, was der Sohn wünſchte, war jener im Beſitz; alles, worüber dieſer ſich ängſtigte, ward jenem leicht. Und es war nicht etwa von dem Nothwendigen die Rede, ſondern von dem was jeder hätte entbehren können. Da glaubte denn der Sohn, daß der Vater wohl auch manchmal entbehren ſollte, um ihn genießen zu laſſen. Der Vater dagegen war ganz anderer Geſinnung; er war von denen Menſchen, die ſich viel erlauben und die deswegen in den Fall kommen denen, die von ihnen abhängen, viel zu verſagen. Er hatte dem Sohne etwas gewiſſes ausgeſetzt und verlangte genaue Rechenſchaft ja eine regelmäßige Rechnung von ihm darüber.

Nichts ſchärft das Auge des Menſchen mehr als wenn man ihn einſchränkt, darum ſind die Frauen durchaus klüger als die Männer, und auf niemand ſind Untergebene aufmerkſamer, als auf den, der befiehlt, ohne zugleich durch ſein Beyſpiel voraus zu gehen. So ward der Sohn auf alle Handlungen ſeines Vaters aufmerkſam, beſonders auf die, die Geldausgaben betrafen. Er horchte genauer auf, wenn er hörte, der Vater habe im Spiel verloren oder gewonnen, er beurtheilte ihn ſtrenger, wenn jener ſich etwas willkührlich koſtſpieliges erlaubte.

Iſt es nicht ſonderbar, ſagte er zu ſich ſelbſt, daß Eltern, indem ſie ſich mit Genuß allerley Art überfüllen, indem ſie blos nach Willkuhr ein Vermögen, das ihnen der Zufall gegeben hat, benutzen, ihre Kinder gerade zu der Zeit von jedem billigen Genuſſe ausſchlieſſen, da die Jugend am empfänglichſten dafür iſt! Und mit welchem Rechte thun ſie es? Und wie ſind ſie zu dieſem Rechte gelangt? Soll der Zufall allein entſcheiden, und kann das ein Recht werden, wo der Zufall wirkt? Lebte der Großvater noch, der ſeine Enkel wie ſeine Kinder hielt, es würde mir viel beſſer ergehen; er würde mir es nicht am Nothwendigen fehlen laſſen; denn iſt uns das nicht nothwendig, was wir in Verhältniſſen brauchen, zu denen wir erzogen und gebohren ſind? der Großvater würde mich nicht darben laſſen, ſo wenig er des Vaters Verſchwendung zugeben würde. Hätte er länger gelebt, hätte er klar eingeſehen, daß ſein Enkel auch werth iſt, zu genießen, ſo hätte er vielleicht in dem Teſtament mein früheres Glück entſchieden. Sogar habe ich gehört, daß der Großvater eben vom Tode übereilt worden, da er einen letzten Willen aufzuſetzen gedachte, und ſo hat vielleicht blos der Zufall mir meinen frühern Antheil an einem Vermögen entzogen, den ich, wenn mein Vater ſo zu wirthſchaften fortfährt, wohl gar auf immer verlieren kann.

Mit dieſen und andern Sophiſtereyen über Beſitz und Recht, über die Frage, ob man ein Geſetz oder eine Einrichtung, zu denen man ſeine Stimme nicht gegeben, zu befolgen brauche, und in wiefern es dem Menſchen erlaubt ſey im Stillen von den bürgerlichen Geſetzen abzuweichen, beſchäftigte er ſich oft in ſeinen einſamen verdrießlichſten Stunden, wenn er irgend aus Mangel des baaren Geldes eine Luſtparthie oder eine andere angenehme Geſellſchaft ausſchlagen mußte. Denn ſchon hatte er kleine Sachen von Werth, die er beſaß, vertrödelt und ſein gewöhnliches Taſchengeld wollte keineswegs hinreichen.

Sein Gemüth verſchloß ſich und man kann ſagen, daß er in dieſen Augenblicken ſeine Mutter nicht achtete, die ihm nicht helfen konnte, und ſeinen Vater haßte, der ihm überall im Wege zu ſtehen ſchien.

Zu eben der Zeit machte er eine Entdeckung, die ſeinen Unwillen noch mehr erregte. Er bemerkte, daß ſein Vater nicht allein kein guter, ſondern auch ein unordentlicher Haushälter war. Denn er nahm oft aus ſeinem Schreibtiſche in der Geſchwindigkeit Geld, ohne es aufzuzeichnen, und fing nachher manchmal wieder an zu zählen und zu rechnen, und ſchien verdrießlich, daß die Summen mit der Caſſe nicht übereinſtimmen wollten. Der Sohn machte dieſe Bemerkung mehrmals, und um ſo empfindlicher ward es ihm, wenn er zu eben der Zeit, da der Vater nur willkührlich in das Geld hinein griff, einen entſchiedenen Mangel ſpürte.

Zu dieſer Gemüthsart traf ein ſonderbarer Zufall, der ihm eine reizende Gelegenheit gab, dasjenige zu thun, wozu er nur einen dunkeln und unentſchiedenen Trieb gefühlt hatte.

Sein Vater gab ihm den Auftrag, einen Kaſten alter Briefe durch zu ſehen und zu ordnen. Eines Sonntags, da er allein war, trug er ihn durch das Zimmer, wo der Schreibtiſch ſtand, der des Vaters Caſſe enthielt. Der Kaſten war ſchwer; er hatte ihn unrecht gefaßt, und wollte ihn einen Augenblick abſetzen, oder vielmehr nur anlehnen. Unvermögend ihn zu halten, ſtieß er gewaltſam an die Ecke des Schreibtiſches, und der Deckel deſſelben flog auf. Er ſah nun alle die Rollen vor ſich liegen, zu denen er manchmal nur hinein geſchielt hatte, ſetzte ſeinen Kaſten nieder und nahm, ohne zu denken oder zu überlegen, eine Rolle von der Seite weg, wo der Vater gewöhnlich ſein Geld zu willkührlichen Ausgaben herzunehmen ſchien. Er druckte den Schreibtiſch wieder zu und verſuchte den Seitenſtoß, der Deckel flog jedesmal auf und es war ſo gut, als wenn er den Schlüſſel zum Pulte gehabt hätte.

Mit Heftigkeit ſuchte er nunmehr jede Vergnügung wieder, die er bisher hatte entbehren müſſen. Er war fleißiger um ſeine Schöne; alles was er that und vornahm, war leidenſchaftlicher; ſeine Lebhaftigkeit und Anmuth hatten ſich in ein heftiges ja beynahe wildes Weſen verwandelt, das ihm zwar nicht übel ließ, doch niemanden wohlthätig war.

Was der Feuerfunke auf ein geladnes Gewehr, das iſt die Gelegenheit zur Neigung, und jede Neigung, die wir gegen unſer Gewiſſen befriedigen, zwingt uns ein Uebermaaß von phyſiſcher Stärke anzuwenden; wir handeln wieder als wilde Menſchen, und es wird ſchwer, äußerlich dieſe Anſtrengung zu verbergen.

Jemehr ihm ſeine innere Empfindung widerſprach, deſtomehr häufte Ferdinand künſtliche Argumente an einander und deſto muthiger und freyer ſchien er zu handeln, je mehr er ſich ſelbſt von einer Seite gebunden fühlte.

Zu derſelbigen Zeit waren allerley Koſtbarkeiten ohne Werth Mode geworden. Ottilie liebte ſich zu ſchmücken; er ſuchte einen Weg, ſie ihr zu verſchaffen, ohne daß Ottilie ſelbſt eigentlich wußte, woher die Geſchenke kamen. Die Vermuthung ward auf einen alten Oheim geworfen, und Ferdinand war doppelt vergnügt, indem ihm ſeine Schöne ihre Zufriedenheit über die Geſchenke und ihren Verdacht auf den Oheim zugleich zu erkennen gab.

Aber um ſich und ihr dieſes Vergnügen zu machen mußte er noch einigemal den Schreibtiſch ſeines Vaters eröffnen, und that es mit deſto weniger Sorge, als der Vater zu verſchiedenen Zeiten Geld hinein gelegt und herausgenommen hatte, ohne es aufzuſchreiben.

Bald darauf ſollte Ottilie zu ihren Eltern auf einige Monate verreiſen. Die jungen Leute betrübten ſich äuſſerſt da ſie ſcheiden ſollten, und ein Umſtand machte ihre Trennung noch bedeutender. Ottilie erfuhr durch einen Zufall, daß die Geſchenke, die ſie erhalten hatte, von Ferdinanden kamen; ſie ſetzte ihn darüber zu Rede und als er es geſtand, ſchien ſie ſehr verdrießlich zu werden. Sie beſtand darauf, daß er ſie zurücknehmen ſollte, und dieſe Zumuthung machte ihm die bitterſten Schmerzen. Er erklärte ihr, daß er ohne ſie nicht leben könne noch wolle; er bat ſie ihm ihre Neigung zu erhalten, und beſchwur ſie ihm ihre Hand nicht zu verſagen, ſobald er verſorgt und häuslich eingerichtet ſeyn würde. Sie liebte ihn, ſie war gerührt, ſie ſagte ihm zu, was er wünſchte, und in dieſem glücklichen Augenblicke verſiegelten ſie ihr Verſprechen mit den lebhafteſten Umarmungen und mit tauſend herzlichen Küſſen.

Nach ihrer Abreiſe ſchien Ferdinand ſich ſehr allein. Die Geſellſchaften, in welchen er ſie zu ſehen pflegte, reitzten ihn nicht mehr, indem ſie fehlte. Er beſuchte nur noch aus Gewohnheit ſowohl Freunde als Luſtörter, und nur mit Widerwillen griff er noch einigemal in die

Caſſe des Vaters, um Ausgaben zu beſtreiten, zu denen ihn ſeine Leidenſchaften nöthigten. Er war oft allein und die gute Seele ſchien die Oberhand zu gewinnen. Er erſtaunte über ſich ſelbſt bey ruhigem Nachdenken, wie er jene Sophiſtereyen über Recht und Beſitz, über Anſprüche an fremdes Guth und wie die Rubriken alle heißen mochten, bey ſich auf eine ſo kalte und ſchiefe Weiſe habe durchführen und dadurch eine unerlaubte Handlung beſchönigen können. Es ward ihm nach und nach deutlich, daß nur Treue und Glauben die Menſchen ſchätzenswerth machen, daß der Gute eigentlich leben müſſe, um alle Geſetze zu beſchämen, indem ein anderer ſie entweder umgehen, oder zu ſeinem Vortheil gebrauchen mag.

Inzwiſchen ob dieſe wahren und guten Begriffe bey ihm ganz klar wurden und zu herrſchenden Entſchlüſſen führten, unterlag er doch noch einigemal der Verſuchung, aus der verbotenen Quelle in dringenden Fällen zu ſchöpfen. Niemals that er es aber ohne Widerwillen, und nur wie von einem böſen Geiſte an den Haaren hingezogen.

Endlich ermannte er ſich und faßte den Entſchluß, vor allen Dingen die Handlung ſich unmöglich zu machen und ſeinen Vater von dem Zuſtande des Schloſſes zu unterrichten. Er fing es klug an und trug den Kaſten mit den nunmehr geordneten Briefen in Gegenwart ſeines Vaters durch das Zimmer, beging mit Vorſatz die Ungeſchicklichkeit, mit dem Kaſten wider den Schreibtiſch zu ſtoſſen, und wie erſtaunte der Vater, als er den Deckel auffahren ſah. Sie unterſuchten beyde das

Welt hat ihn auf ewig verloren, wenn er die Entdeckung macht, daß auch ſeine Tochter ihn hintergangen hat.

Angelika (mit reger Empfindung). Nie, nie ſoll er das! — Erinnern Sie mich noch oft, liebe Tante. Ich fühle mich ſtärker, entſchloſſ'ner. Alle Welt hat ihn hintergangen — aber wahr ſoll ſeine Tochter ſeyn. Ich will keinen Hoffnungen Raum geben, die ſich vor meinem Vater verbergen müßten. Bin ich es ſeiner Güte nicht ſchuldig? Er gab mir ja Alles. Selbſt für die Freuden des Lebens erſtorben, was hat er nicht gethan, um mir ſie zu ſchenken? Mir zur Luſt ſchuf er dieſe Gegend zum Paradieſe und ließ alle Künſte wetteifern, das Herz ſeiner Angelika zu entzücken und ihren Geiſt zu veredeln. Ich bin eine Königin in dieſem Gebiet. An mich trat er das göttliche Amt der Wohlthätigkeit ab, das er mit blutendem Herzen ſelbſt niederlegte. Mir gab er die ſüße Vollmacht, das verſchämte Elend zu ſuchen, verhehlte Thränen zu trocknen und der flüchtigen Armuth eine Zuflucht in dieſen ſtillen Bergen zu öffnen. — Und für alles dieſes, Wilhelmine, legt er mir nur die leichte Bedingung auf, eine Welt zu entbehren, die ihn von ſich ſtieß.

Wilhelmine. Und haſt du ſie nie übertreten, dieſe leichte Bedingung?

Angelika. Ich bin ihm ungehorſam geworden. Meine Wünſche ſind über dieſe Mauern geflogen — Ich bereue es, aber ich kann nicht wieder umkehren.

Wilhelmine. Ehe Roſenberg in dieſen Wäldern jagte, warſt du noch ſehr glücklich.

Schloß und fanden, daß die Schließhaken durch die Zeit abgenutzt und die Bänder wandelbar waren. Sogleich ward alles reparirt und Ferdinand hatte ſeit langer Zeit keinen vergnügtern Augenblick, als da er das Geld in ſo guter Verwahrung ſah.

Aber dieß war ihm nicht genug. Er nahm ſich ſogleich vor, die Summe, die er ſeinem Vater entwendet hatte, und die er noch wohl wußte, wieder zu ſammlen und ſie ihm auf eine oder die andere Weiſe zuzuſtellen. Er fing nun an aufs genauſte zu leben und von ſeinem Taſchengelde, was nur möglich war zu ſparen. Freylich war das nur wenig, was er hier zurückhalten konnte, gegen das, was er ſonſt verſchwendet hatte, indeſſen ſchien die Summe ſchon groß, da ſie ein Anfang war, ſein Unrecht wieder gut zu machen. Und gewiß iſt ein ungeheurer Unterſchied zwiſchen dem letzten Thaler, den man borgt, und zwiſchen dem erſten, den man abbezahlt.

Nicht lange war er auf dieſem guten Wege, als der Vater ſich entſchloß, ihn in Handelsgeſchäften zu verſchicken. Er ſollte ſich mit einer entfernten Fabrikanſtalt bekannt machen. Man hatte die Abſicht in einer Gegend, wo die erſten Bedürfniſſe und die Handarbeit ſehr wohlfeil waren, ſelbſt ein Contoir zu errichten, einen Compagnon dorthin zu ſetzen, den Vortheil, den man gegenwärtig andern gönnen mußte, ſelbſt zu gewinnen, und durch Geld und Credit die Anſtalt ins Große zu treiben. Ferdinand ſollte die Sache in der Nähe unterſuchen und davon einen umſtändlichen Bericht abſtatten. Der Vater hatte ihm ein Reiſegeld ausgeſetzt und ihm vorgeſchrieben damit auszukommen; es war reichlich und er hatte ſich nicht darüber zu beklagen.

Auch auf ſeiner Reiſe lebte Ferdinand ſehr ſparſam, rechnete und überrechnete und fand, daß er den dritten Theil ſeines Reiſegeldes erſparen könnte, wenn er auf jede Weiſe ſich einzuſchränken fortführe. Er hoffte nun auch auf Gelegenheit, zu dem übrigen nach und nach zu gelangen, und er fand ſie. Denn die Gelegenheit iſt eine gleichgültige Göttinn, ſie begünſtigt das Gute wie das Böſe.

In der Gegend, die er beſuchen ſollte, fand er alles weit vortheilhafter, als man geglaubt hatte. Jedermann ging in dem alten Schlendrian handwerksmäßig fort. Von neu entdeckten Vortheilen hatte man keine Kenntniß, oder man hatte keinen Gebrauch davon gemacht. Man wendete nur mäßige Summen Geldes auf und war mit einem mäßigen Profit zufrieden, und er ſah bald ein, daß man mit einem gewiſſen Capital, mit Vorſchüſſen, Einkauf des erſten Materials im Großen, mit Anlegung von Maſchinen durch die Hülfe tüchtiger Werkmeiſter eine große und ſolide Einrichtung würde machen können.

Er fühlte ſich durch die Idee dieſer möglichen Thätigkeit ſehr erhoben. Die herrliche Gegend, in der ihm jeden Augenblick ſeine geliebte Ottilie vorſchwebte, ließ ihn wünſchen, daß ſein Vater ihn an dieſen Platz ſetzen, ihm das neue Etabliſſement anvertrauen und ſo auf eine reichliche und unerwartete Weiſe ausſtatten möchte.

Er ſah alles mit größrer Aufmerkſamkeit, weil er alles ſchon als das ſeinige anſah. Er hatte zum erſtenmal Gelegenheit, ſeine Kenntniſſe, ſeine Geiſteskräfte, ſein Urtheil anzuwenden. Die Gegend ſowohl als die Gegenſtände intereſſirten ihn aufs höchſte, ſie waren Labſal und Heilung für ſein verwundetes Herz, denn nicht ohne Schmerzen konnte er ſich des väterlichen Hauſes erinnern, in welchem er wie in einer Art von Wahnſinn eine Handlung begehen konnte, die ihm nun das größte Verbrechen zu ſeyn ſchien.

Ein Freund ſeines Hauſes, ein wackrer aber kränklicher Mann, der ſelbſt den Gedanken eines ſolchen Etabliſſements zuerſt in Briefen gegeben hatte, war ihm ſtets zur Seite, zeigte ihm alles, machte ihn mit ſeinen Ideen bekannt, und freute ſich, wenn ihm der junge Menſch entgegen, ja zuvorkam. Dieſer Mann führte ein ſehr einfaches Leben, theils aus Neigung, theils weil ſeine Geſundheit es ſo forderte. Er hatte keine Kinder, eine Nichte pflegte ihn, der er ſein Vermögen zugedacht hatte, der er einen wackern und thätigen Mann wünſchte, um mit Unterſtützung eines fremden Capitals und friſcher Kräfte dasjenige ausgeführt zu ſehen, wovon er zwar einen Begriff hatte, wovon ihn aber ſeine phyſiſchen und ökonomiſchen Umſtände zurück hielten.

Kaum hatte er Ferdinanden geſehen, als ihm dieſer ſein Mann zu ſeyn ſchien, und ſeine Hoffnung wuchs, als er ſo viel Neigung des jungen Menſchen zum Geſchäft und zu der Gegend bemerkte. Er ließ ſeiner Nichte ſeine Gedanken merken, und dieſe ſchien nicht abgeneigt. Sie war ein junges wohlgebildetes, geſundes und auf jede Weiſe gut geartetes Mädchen. Die Sorgfalt für ihres Oheims Haushaltung erhielt ſie immer raſch und thätig, und die Sorge für ſeine Geſundheit immer weich und gefällig. Man konnte ſich zur Gattin keine vollkommnere Perſon wünſchen.

Ferdinand, der nur die Liebenswürdigkeit und die Liebe Ottiliens vor Augen hatte, ſah über das gute Landmädchen hinweg, oder wünſchte, wenn Ottilie einſt als ſeine Gattin in dieſen Gegenden wohnen würde, ihr eine ſolche Haushälterin und Beſchließerin beygeben zu können. Er erwiederte die Freundlichkeit und Gefälligkeit des Mädchens auf eine ſehr ungezwungene Weiſe; er lernte ſie näher kennen und ſie ſchätzen; er begegnete ihr bald mit mehrerer Achtung und ſowohl ſie als ihr Oheim legten ſein Betragen nach ihren Wünſchen aus.

Ferdinand hatte ſich nunmehr genau umgeſehen und von allem unterrichtet. Er hatte mit Hülfe des Oheims einen Plan gemacht, und nach ſeiner gewöhnlichen Leichtigkeit nicht verborgen, daß er darauf rechne, ſelbſt den Plan auszuführen. Zugleich hatte er der Nichte viele Artigkeiten geſagt und iede Haushaltung glücklich geprieſen, die einer ſo ſorgfältigen Wirthin überlaſſen werden könnte. Sie und ihr Onkel glaubten daher, daß er wirklich Abſichten habe, und waren in allem um deſto gefälliger gegen ihn.

Nicht ohne Zufriedenheit hatte Ferdinand bey ſeinen Unterſuchungen gefunden, daß er nicht allein auf die Zukunft vieles von dieſem Platze zu hoffen habe, ſondern daß er auch gleich iezt einen vortheilhaften Handel ſchlieſſen, ſeinem Vater die entwendete Summe wieder erſtatten und ſich alſo von dieſer drückenden Laſt auf einmal befreyen könne. Er eröfnete ſeinem Freunde die Abſicht ſeiner Speculation, der eine auſſerordentliche Freude darüber hatte, und ihm alle mögliche Beyhülfe leiſtete, ja er wollte ſeinem jungen Freunde alles auf Credit verſchaffen, das dieſer jedoch nicht annahm, ſondern einen Theil davon ſogleich von dem Ueberſchuße des Reiſegelds bezahlte, und den andern in gehöriger Friſt abzutragen verſprach.

Mit welcher Freude er die Waaren packen und laden ließ, war nicht auszuſprechen, mit welcher Zufriedenheit er ſeinen Rückweg antrat, läßt ſich gedenken. Denn die höchſte Empfindung, die der Menſch haben kann, iſt die, wenn er ſich von einem Hauptfehler, ja von einem Verbrechen durch eigene Kraft erhebt und los macht. Der gute Menſch, der ohne auffallende Abweichung vom rechten Pfade vor ſich hinwandelt, gleicht einem ruhigen lobenswürdigen Bürger, da hingegen jener als ein Held und Ueberwinder Bewunderung und Preiß verdient, und in dieſem Sinne ſcheint das paradoxe Wort geſagt zu ſeyn, daß die Gottheit ſelbſt an einem zurückkehrenden Sünder mehr Freude habe, als an neun und neunzig Gerechten.

Aber leider konnte Ferdinand durch ſeine guten Entſchlüſſe, durch ſeine Beſſerung und Wiedererſtattung die traurigen Folgen der That nicht aufheben, die ihn erwarteten, und die ſein ſchon wieder beruhigtes Gemüth aufs neue ſchmerzlich kränken ſollten. Während ſeiner Abweſenheit hatte ſich das Gewitter zuſammengezogen, das gerade bey ſeinem Eintritte in das väterliche Haus losbrechen ſollte.

Ferdinands Vater war, wie wir wiſſen, was ſeine Privatcaſſe betraf, nicht der ordentlichſte, die Handlungsſachen hingegen wurden von einem geſchickten und genauen Aſſocie ſehr richtig beſorgt. Der Alte hatte das Geld, das ihm der Sohn entwendete, nicht eben gemerkt, auſſer daß unglücklicherweiſe darunter ein Paquet einer in dieſen Gegenden ungewöhnlichen Münzſorte geweſen war, die er einem Fremden im Spiel abgewonnen hatte. Dieſe vermißte er und der Umſtand ſchien ihm bedenklich. Allein was ihn äuſſerſt beunruhigte war, daß ihm einige Rollen, jede mit hundert Dukaten, fehlten, die er vor einiger Zeit verborgt, aber gewiß wieder erhalten hatte. Er wußte, daß der Schreibtiſch ſonſten durch einen Stoß aufgegangen war, er ſah als gewiß an, daß er beraubt ſey, und gerieth darüber in die äuſſerſte Heftigkeit. Sein Argwohn ſchweifte auf allen Seiten herum. Unter den fürchterlichſten Drohungen und Verwünſchungen erzählte er den Vorfall ſeiner Frau; er wollte das Haus um und um kehren, alle Bediente, Mägde und Kinder verhören laſſen, niemand blieb von ſeinem Argwohn frey. Die gute Frau that ihr möglichſtes, ihren Gatten zu beruhigen; ſie ſtellte ihm vor, in welche Verlegenheit und Diſcredit dieſe Geſchichte ihn und ſein Haus bringen könnte, wenn ſie ruchbar würde, daß niemand an dem Unglück, das uns betreffe, Antheil nehme, als nur um uns durch ſein Mitleiden zu demüthigen, daß bey einer ſolchen Gelegenheit weder er noch ſie verſchont werden würden, daß man noch wunderlichere Anmerkungen machen könnte, wenn nichts heraus käme, daß man vielleicht den Thäter entdecken, und, ohne ihn auf Zeitlebens unglücklich zu machen, das Geld wieder erhalten könne. Durch dieſe und andere Vorſtellungen bewog ſie ihn endlich ruhig zu bleiben, und durch ſtille Nachforſchungen der Sache näher zu kommen.

Und leider war die Entdeckung ſchon nahe genug. Ottiliens Tante war von dem wechſelſeitigen Verſprechen der jungen Leute unterrichtet. Sie wußte von den Geſchenken, die ihre Nichte angenommen hatte. Das ganze Verhältniß war ihr nicht angenehm, und ſie hatte nur geſchwiegen, weil ihre Nichte abweſend war. Eine ſichere Verbindung mit Ferdinand ſchien ihr vortheilhaft, ein ungewiſſes Abentheuer war ihr unerträglich. Da ſie alſo vernahm, daß der junge Menſch bald zurückkommen ſollte, da ſie auch ihre Nichte täglich wieder erwartete, eilte ſie, von dem, was geſchehen war, den Eltern Nachricht zu geben und ihre Meynung darüber zu hören, zu fragen, ob eine baldige Verſorgung für Ferdinand zu hoffen ſey, und ob man in eine Heirath mit ihrer Nichte willige.

Die Mutter verwunderte ſich nicht wenig, als ſie von dieſen Verhältniſſen hörte. Sie erſchrack, als ſie vernahm, welche Geſchenke Ferdinand an Ottilien gegeben hatte. Sie verbarg ihr Erſtaunen, bat die Tante, ihr einige Zeit zu laſſen, um gelegentlich mit ihrem Manne über die Sache zu ſprechen, verſicherte, daß ſie Ottilien für eine vortheilhafte Parthie halte, und daß es nicht unmöglich ſey, ihren Sohn nächſtens auf eine ſchickliche Weiſe auszuſtatten.

Als die Tante ſich entfernt hatte, hielt ſie es nicht für räthlich, ihrem Manne die Entdeckung zu vertrauen. Ihr lag nur daran, das unglückliche Geheimniß aufzuklären, ob Ferdinand, wie ſie fürchtete, die Geſchenke von dem entwendeten Geld gemacht habe? Sie eilte zu dem Kaufmann, der dieſe Art Geſchmeide vorzüglich verkaufte, feilſchte um ähnliche Dinge und ſagte zuletzt: er müſſe ſie nicht übertheuern, denn ihrem Sohn, der eine ſolche Commiſſion gehabt, habe er die Sachen wohlfeiler gegeben. Der Handelsmann betheuerte nein! zeigte die Preiße genau an und ſagte dabey: man müſſe noch das Agio der Geldſorte hinzurechnen, in der Ferdinand zum Theil bezahlt habe. Er nannte ihr zu ihrer größten Betrübniß die Sorte; es war die, die dem Vater fehlte.

Sie ging nun, nachdem ſie ſich zum Scheine die nächſten Preiſe aufſetzen laſſen, mit ſehr bedrängtem Herzen hinweg. Ferdinands Verirrung war zu deutlich, die Rechnung der Summe, die dem Vater fehlte, war groß, und ſie ſah nach ihrer ſorglichen Gemüthsart die ſchlimmſte That und die fürchterlichſten Folgen. Sie hatte die Klugheit, die Entdeckung vor ihrem Manne zu verbergen, ſie erwartete die Zurückkunft ihres Sohnes mit getheilter Furcht und Verlangen. Sie wünſchte ſich aufzuklären, und fürchtete das Schlimmſte zu erfahren.

Endlich kam er mit großer Heiterkeit zurück. Er konnte Lob für ſein Geſchäft erwarten, und brachte zugleich in ſeinen Waaren heimlich das Löſegeld mit, wodurch er ſich von dem geheimen Verbrechen zu befreyen gedachte.

Der Vater nahm ſeine Relation gut, doch nicht mit ſolchem Beyfall auf, wie er hofte, denn der Vorgang mit dem Gelde machte den Mann zerſtreut und verdrießlich, um ſo mehr als er einige anſehnliche Poſten in dieſem Augenblick zu bezahlen hatte. Dieſe Laune des Vaters drückte ihn ſehr, noch mehr die Gegenwart der Wände, der Mobilien, des Schreibtiſches, die Zeugen ſeines Verbrechens geweſen waren. Seine ganze Freude war hin, ſeine Hoffnungen und Anſprüche; er fühlte ſich als einen gemeinen, ja als einen ſchlechten Menſchen.

Er wollte ſich eben nach einem ſtillen Vertriebe der Waaren, die nun bald ankommen ſollten, umſehen, und ſich durch die Thätigkeit aus ſeinem Elende herausreißen, als die Mutter ihn bey Seite nahm und ihm mit Liebe und Ernſt ſein Vergehen vorhielt, und ihm auch nicht den mindeſten Ausweg zum Leugnen offen ließ. Sein weiches Herz war zerriſſen: er warf ſich unter tauſend Thränen zu ihren Füßen, bekannte, bat um Verzeihung, betheuerte, daß nur die Neigung zu Ottilien ihn verleiten können, und daß ſich keine andere Laſter zu dieſem jemals geſellt hätten. Er erzählte darauf die Geſchichte ſeiner Reue, daß er vorſetzlich dem Vater die Möglichkeit, den Schreibtiſch zu eröffnen, entdeckt, und daß er durch Erſparniß auf der Reiſe und durch eine glückliche Speculation ſich im Stande ſehe, alles wieder zu erſetzen.

Die Mutter, die nicht gleich nachgeben konnte, beſtand darauf zu wiſſen, wo er mit den großen Summen hingekommen ſey, denn die Geſchenke betrügen den geringſten Theil. Sie zeigte ihm zu ſeinem Entſetzen eine Berechnung deſſen, was dem Vater fehlte; er konnte ſich nicht einmal ganz zu dem Silber bekennen, und hoch und theuer ſchwur er, von dem Golde nichts angerührt zu haben. Hierüber war die Mutter äußerſt zornig. Sie verwies ihm, daß er in dem Augenblicke, da er durch aufrichtige Reue ſeine Beſſerung und Bekehrung wahrſcheinlich machen ſollte, ſeine liebevolle Mutter noch mit Leugnen, Lügen und Mährchen aufzuhalten gedenke, daß ſie gar wohl wiſſe, wer des einen fähig ſey, ſey auch des übrigen alles fähig. Wahrſcheinlich habe er unter ſeinen liederlichen Kameraden Mitſchuldige, wahrſcheinlich ſey der Handel, den er geſchloſſen, mit dem entwendeten Gelde gemacht, und ſchwerlich würde er davon etwas erwähnt haben, wenn die Uebelthat nicht zufällig wäre entdeckt worden. Sie drohte ihm mit dem Zorne des Vaters, mit bürgerlichen Strafen, mit völliger Verſtoßung, doch nichts kränkte ihn mehr, als daß ſie ihn merken ließ, eine Verbindung zwiſchen ihm und zwiſchen Ottilien ſey eben zur Sprache gekommen. Sie verließ ihn mit gerührtem Herzen in dem traurigſten Zuſtande. Er ſah ſeinen Fehler entdeckt, er ſah ſich in dem Verdachte, der ſein Verbrechen vergrößerte. Wie wollte er ſeine Eltern überreden, daß er das Gold nicht angegriffen? Bey der heftigen Gemüthsart ſeines Vaters mußte er einen öffentlichen Ausbruch befürchten; er ſah ſich im Gegenſatze von allem dem, was er ſeyn konnte. Die Ausſicht auf ein thätiges Leben, auf eine Verbindung mit Ottilien verſchwand. Er ſah ſich verſtoßen, flüchtig, und in fremden Weltgegenden allem Ungemach ausgeſetzt.

Aber ſelbſt alles dieſes, was ſeine Einbildungskraft verwirrte, ſeinen Stolz verletzte, ſeine Liebe kränkte, war ihm nicht das Schmerzlichſte. Am tiefſten verwundete ihn der Gedanke, daß ſein redlicher Vorſatz, ſein männlicher Entſchluß, ſein befolgter Plan, das Geſchehene wieder gut zu machen, ganz verkannt, ganz geleugnet,

Angelika. Glücklich wie eine Himmliſche — aber ich kann nicht wieder umkehren.

Wilhelmine. So auf einmal hat ſich Alles verändert? Auch deine ſonſt ſo traute Geſpielin, dieſe ſchöne Natur, iſt dieſelbe nicht mehr?

Angelika. Die Natur iſt die nämliche, aber mein Herz iſt es nicht mehr. Ich habe Leben gekoſtet, kann mich mit der todten Bildſäule nicht mehr zufrieden geben. O wie jetzt Alles verwandelt iſt um mich herum! Er hat alle Erſcheinungen um mich her beſtochen. Die aufſteigende Sonne iſt mir jetzt nur ein Stundenweiſer ſeiner Ankunft, die fallende Fontaine murmelt mir ſeinen Namen, meine Blumen hauchen mir ſeinen Athem aus ihren Kelchen. — Sehen Sie mich nicht ſo finſter an, liebe Tante — Iſt es denn meine Schuld, daß der erſte Mann, der mir außerhalb unſerer Grenzſteine begegnete, gerade Roſenberg war?

Wilhelmine (gerührt ſie anſehend). Liebes, unglückliches Mädchen — alſo auch du — ich bin unſchuldig, ich hab' es nicht hintertreiben können — Klage mich nicht an, Angelika, wenn du einſt deinem Schickſale nicht entfliehen wirſt.

Angelika. Immer ſagen Sie mir das vor, liebe Tante. Ich verſtehe Sie nicht.

Wilhelmine. Der Park wird geöffnet.

Angelika. Das Schnauben ſeiner Diana! — Er kommt. Es iſt Roſenberg.

(Ihm entgegen.)

gerade zum Gegentheil ausgelegt werden ſollte. Wenn ihn jene Vorſtellungen zu einer dunkeln Verzweiflung brachten, indem er bekennen mußte, daß er ſein Schickſal verdient hatte, ſo ward er durch dieſe aufs innigſte gerührt, indem er die traurige Wahrheit erfuhr, daß eine Uebelthat ſelbſt gute Bemühungen zu Grunde zu richten im Stande iſt. Dieſe Rückkehr auf ſich ſelbſt, dieſe Betrachtung, daß das edelſte Streben vergebens ſeyn ſollte, machte ihn weich; er wünſchte nicht mehr zu leben.

In dieſen Augenblicken dürſtete ſeine Seele nach einem höhern Beyſtand. Er fiel an ſeinem Stuhle nieder, den er mit ſeinen Thränen benetzte, und forderte Hülfe vom göttlichen Weſen. Sein Gebet war eines erhörenswerthen Innhalts: der Menſch, der ſich ſelbſt vom Laſter wieder erhebt, habe Anſpruch auf eine unmittelbare Hülfe, derjenige, der keine ſeiner Kräfte ungebraucht laſſe, könne ſich da, wo ſie eben ausgehen, wo ſie nicht hinreichen, auf den Beyſtand des Vaters im Himmel berufen.

In dieſer Ueberzeugung, in dieſer dringenden Bitte verharrete er eine Zeitlang und bemerkte kaum, daß ſeine Thüre ſich öffnete und jemand hereintrat. Es war die Mutter, die mit heiterm Geſichte auf ihn zukam, ſeine Verwirrung ſah und ihn mit tröſtlichen Worten anredete. Wie glücklich bin ich, ſagte ſie, daß ich dich wenigſtens als keinen Lügner finde, und daß ich deine Reue für wahr halten kann. Das Geld hat ſich gefunden, der Vater, als er es von einem Freunde wieder erhielt, gab es dem Caſſier aufzuheben, und durch die vielen Beſchäftigungen des Tages zerſtreut, hat er es vergeſſen. Mit dem Silber ſtimmt deine Angabe ziemlich zuſammen, die Summe iſt nun viel geringer. Ich konnte die Freude meines Herzens nicht verbergen, und verſprach dem Vater die fehlende Summe wieder zu verſchaffen, wenn er ſich zu beruhigen und weiter nach der Sache nicht zu fragen verſpräche.

Ferdinand ging ſogleich zur größten Freude über. Er eilte ſein Handelsgeſchäft zu vollbringen, ſtellte bald der Mutter das Geld zu, erſetzte ſelbſt das, was er nicht genommen hatte, was er wußte, daß bloß durch die Unordnung des Vaters in ſeinen Ausgaben vermißt wurde. Er war fröhlich und heiter, doch hatte dieſer ganze Vorfall eine ſehr ernſthafte Wirkung bey ihm zurückgelaſſen. Er hatte ſich überzeugt, daß der Menſch Kraft habe, das Gute zu wollen und zu vollbringen, er glaubte nun auch, daß dadurch der Menſch das göttliche Weſen für ſich intereſſiren und ſich deſſen Beyſtand verſprechen könne, den er ſo eben unmittelbar erfahren hatte. Mit großer Freudigkeit entdeckte er nun dem Vater ſeinen Plan, ſich in jenen Gegenden niederzulaſſen. Er ſtellte die Anſtalt in ihrem ganzen Werthe und Umfange vor; der Vater war nicht abgeneigt und die Mutter entdeckte heimlich ihrem Gatten das Verhältniß Ferdinands zu Ottilien. Dieſem gefiel eine ſo glänzende Schwiegertochter, und die Ausſicht, ſeinen Sohn ohne Koſten ausſtatten zu können, war ihm ſehr angenehm.

(Die Fortſetzung folgt.)

IV

Die Dichtkunſt.

Nicht ſchämet euch zu ſingen,
Ob Dünkel höhnt und grollt:
Noch goldner iſt, als Gold,
Geſang von edlen Dingen:
Geſang ward anvertraut,
Den ſtarren Geiſt zu lindern
Uns armen Menſchenkindern
Ein holder Ammenlaut.

Wer wars, der dich, Hellene,
Zur Menſchlichkeit ſo hoch
Vom Wildling auferzog?
Des Mäoniden Töne:
Wer ſchuf dich, Römer, fein?
Wer weckte Wälſch' und Franken
Und Angeln zu Gedanken?
Des Liedes Ruf allein:

Durch fremder Lieder Halle
Entwacht in Deutſchland kaum
Ein Häuflein dumpfem Traum:
Tief träumen noch faſt alle.

Der wähnt vom Mutterſchooß
Sich edler, der verengelt;
Der lallt und ſpielt gegängelt,
Der kaum der Windeln los.

Wo ſpäht ein freier Späher?
Gefeſſelt lahmt Vernunft
Durch Machtgebot und Zunft
Der Herſcherling' und Seher.
Was Ehre ſei, was gut,
Was ſchön und herzerhebend:
Der Ausſpruch hänget ſchwebend
An Wahn und Uebermut.

O Dichter, lehrt die Menge,
Verachtend Groll und Hohn,
Durch ſüßen Ammenton
Begeiſterter Geſänge!
Bald flieht von Herz und Ohr
Des Ungefühles Nebel;
Der hoch' und nieder Pöbel
Vernimmt, und ſtaunt empor.

V

Der Dorfkirchhof.

Nie goß das Abendroth den Purpurſchein
Auf eine Aehrenflur mit ſolcher Milde,
Nie ſank die Nacht auf einen Blütenhain
So lieblich, wie auf dieſe Schneegefilde.

Wie zauberiſch ſich Dämmerung und Licht
Um die Natur im Winterkleide ſtreiten,
Und zum Geſträuch, wo kaum ein Lüftchen ſpricht,
Die Schatten ſanft ergrauend niedergleiten:

Wo magiſcher als je der Elfen Chor
Im Tanz dahin auf glatter Erde ſäuſelt,
Und geiſtiger als je ein Nebelflor,
Wie ihre Tänze gehn, ſich folgſam kräuſelt.

Sie hören nicht, wie dumpf die nahe Nacht
Vom weißen Thurm der Glocken Klang verkündet,
Indeß ihr Blick von leichter Freude lacht,
Und ſich ihr Reihentanz um Gräber windet.

Sie ſchauen nicht das längſt bemooſte Mahl,
Das dort gebückt den Schnee vor ſich verdüſtert,
Vernehmen nicht, wie hier im Abendſtral
Ein Band der Jungfraun Todtenkreuz umflüſtert.

O ſtille Pracht! hier ſchlummert die Natur
Auf Grüften ſanft bei frommer Menſchen Seelen,
Die ferne von der Leidenſchaften Spur
Sich hier verloren in die düſtern Höhlen.

Sie ſchlummern tief im kalten Erdengrund,
Wie ſonſt am Winterabend in der Hütte
Beim Heerde, wo der Hinterlaßnen Bund
Jetzt ihrer denkt, die Flamm' in ſeiner Mitte.

Zum wohlbekannten lenkt ſich ihr Geſpräch,
Dem dennoch alles lauſcht mit ſtillen Zähren,
Wie jener Greis auf herbſtlich ödem Weg,
Und dieſe Jungfrau ſtarb zur Zeit der Aehren:

Wie jenen Mann der ſchwarze Leichenzug
Beim Nachtigallenlied in Blütengängen,
Und ſeine Frau durch Schnee zum Kirchhof trug,
Begleitet von der Schule Grabgeſängen.

Und mancher Zug aus ihrem Leben zeigt,
Wie oft der Genius den Aetherflügel
Zu Hütten ſenkt, von Dörfern aufwärts ſteigt,
Hinan der Phantaſie beſonnte Hügel.

Wie Mancher, der hier ſchläft, erblickt' im Hain
Cytherens Heiligthum, der Muſen Tänze,
Wie mancher, unverführet vom irren Schein,
Fand unbewußt ſich an des Wiſſens Gränze.

Die Glücklichen: ſie fühlten nur die Luſt
Vom Hauch des Genius: kein Ehrgeiz ſtörte
Der Harmonieen Spiel in ihrer Bruſt,
Fern war der Neid, der ihr Gefühl verheerte.

Jetzt ruhn ſie, wie in langer Winternacht,
Als wenn des Sonntags Licht ſie wecken würde,
Daß mit dem Liederbuch ſie froh erwacht
Zur Kirche gehn, voll Demuth und voll Würde.

Sie hören in der Gruft der Orgel Klang,
Der rauſchend in des Himmels blauen Räumen
Sich fortwälzt, ſie vernehmen den Geſang
Der Engel unter Edens Lebensbäumen,

Und ihres Heilands Ruf: erwacht, erwacht
Des Dorfes Kinder, kommt zur Himmelspforte!
Ihr hättet mich geſpeiſt, wär' in der Tracht
Des Pilgers ich geſehn an euerm Orte.

VI

Lethe.

Du rollſt, o Bach, mit ſtillem Stolz die Flut,
Und düſtergrün umhüllen dich Geſträuche;
In deiner Well' erſtirbt die Roſenglut,
Die lieblich glänzt vom fernen Geiſterreiche.

Dir bietet nie die Gunſt der Gegenwart
Den Blütenduft, des Zephyrs kühles Säuſeln,
Kein Glück, das in der Zukunft Schleier harrt,
Wird deine Weg' in holden Spielen kräuſeln:

Erbebend ſchaut es die Vergangenheit,
Wann deine Flut der Schatten Heer umwehen,
Wie die Gebilde der entflohnen Zeit
Zum öden Nichts auf deiner Well' entſchweben.

Du walleſt ſtolz! des Helden Lorbeerkranz,
Die Myrte, durch Entbehrens Hand erzogen,
Der Tugend Palm' in des Olympus Glanz
Verlieren ſich in deine düſtern Wogen:

Entführt durch ſie, dahin wo Zeit und Raum
Verſchwinden, wo in trüber Nebelferne
Dein dumpfer Fall ertönt, dein weißer Schaum
Im Chaos ſtralt ſtatt lichtbegabter Sterne.

Hinweg von dir! die blütenreiche Luſt,
Der Zauber in Elyſiums Gefilden
Verführt mich nicht, der roſenfarbne Duft
Mag ſich umſonſt an jenem Ufer bilden.

Vergebens weht hier magiſch ſüß ein Ton
Zu mir herab aus ſel'ger Geiſter Chören:
Erſchiene ſelbſt Latonens großer Sohn,
Zu Lethens Thau würd' er mich nicht bethören.

Für Seeligkeit, die ich noch nie genoß,
Soll' ich im Lethe meine Luſt verſenken?
Und Schmerzen, die ich lang' in mir verſchloß,
Für unbekannte Freuden hier verſchenken?

Nein, jegliches Gefühl zur Qual und Luſt
Vom Hauch der Erdenluſt in mir geboren,
Des Laſters Spur, bekämpft in dieſer Bruſt,
Der Tugend Stolz ſei ſtets mir unverloren.

Was hilft es mir, wenn eine fremde Macht
Mir Gottheit giebt? ſie giebt mir keine Würde:
Mit höherm Stolz, als wie in ſolcher Pracht,
Erſchein' ich unter meiner Erdenbürde.

Kann ich die Seeligkeit auf jener Flur
Nur durch den Tod von dieſem Ich erringen,
So führe fern von ihrer Zauberſpur
Mich die Erinnerung auf zarten Schwingen.

Ich trag' im Buſen mein Elyſium,
Und dieſes blühe mir auf Blumenmatten
Elyſiſcher Gefild'! ich bringe ſtumm
Es ſonſt zum Styx zu ungeweihten Schatten.

Dich aber ſeh' ich dann, Erinnerung:
O Göttinn, die den Gram um Freuden tauſchet,
Und wie im Lilienduft mit leiſem Schwung
Durch der Verzweiflung Nacht zum Troſte rauſchet,

Nimm deinen Wunderſtab und ſchlage kühn
Der ſtolzen Lethe Flut, daß ihre Wellen
Zum Reich des Nichts auf ewig bebend fliehn
Und vor Elyſium nicht ſpottend ſchwellen.

Die Schatten jauchzen dann: ein Götterglanz
Umſchwebt nun hehr ſelbſt ihrer Schwächen Bürde:
Wo Lethe floß, erſcheinen nun im Kranz
Der Ewigkeit die Anmuth und die Würde!

Schluſs der dritten Scene.

Angelika. Ach, Roſenberg, was haben Sie gethan? Sie haben ſehr übel gethan.

Roſenberg. Das fürcht' ich nicht, meine Liebe. Es war ja Ihr Wille, daß wir mit einander bekannt werden ſollten! Sie wünſchten, daß ich ihn intereſſiren möchte.

Angelika. Wie? und das wollen Sie dadurch erreichen, daß Sie ihn gegen ſich aufbringen?

Roſenberg. Für jetzt durch nichts anders. Sie haben mir ſelbſt erzählt, wie viele Verſuche auf ſeine Gemüthskrankheit ſchon mißlungen ſind. Alle jene unbeſtellten feierlichen Sachwalter der Menſchheit haben ihn nur ſeine Ueberlegenheit fühlen laſſen und ſind ſchlecht genug gegen die verfängliche Beredſamkeit ſeines Kummers beſtanden. Ihm mag es einerlei ſeyn, ob wir Uebrigen an die Gerechtigkeit dieſes Haſſes glauben, aber nie wird er's dulden, daß wir geringſchätzig davon denken. Dieſer Demüthigung fügt ſich ſein Stolz nicht. Uns zu widerlegen, war ihm freilich nicht der Mühe werth, aber in ſeinem Unwillen kann er ſich wohl entſchließen, uns zu beſchämen — Es kommt zum Geſpräch — das iſt Alles, was wir für's Erſte wünſchen.

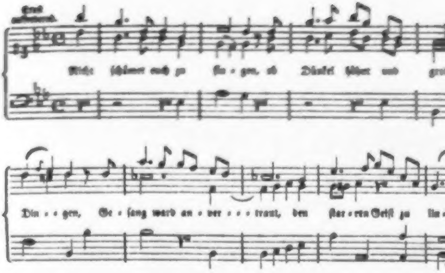
Angelika. Sie nehmen es zu leicht, lieber Roſenberg. — Sie getrauen ſich, mit meinem Vater zu ſpielen. Wie ſehr fürchte ich —

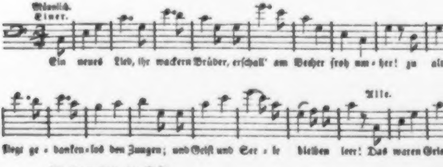
Roſenberg. Fürchten Sie nichts, meine Angelika.

VII

Saladin und der Sklave.

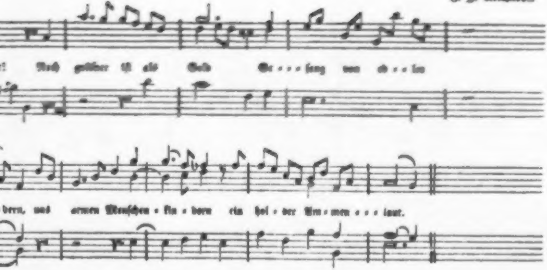
Zur Zeit des großen Saladin
Empörte die verworfne Rotte
Der Ruderſklaven ſeiner Flotte
Sich in der Stille gegen ihn.
Die Meuter, welche meiſt Corſaren,
Banditen oder Zöllner waren,
Vereinten ſich und hatten ſchon
Die ſchweren Ketten durchgefeilet;
Schon wurden zur Rebellion
Die Heldenrollen ausgetheilet;
Als einer von der frevlen Schaar,
Der ohne Schuld in Banden war,
Sich wegſtahl und den Streich entdeckte.
Wie kam es, daß nur dich allein,
Sprach der Monarch, die Unthat ſchreckte?
Verachteſt du die Freyheit? Nein:
Doch lieber will ich ſtets ſie miſſen,
Als frey mit Böſewichtern ſeyn,
Die ſie nicht zu gebrauchen wiſſen.
Du biſt, verſetzte Saladin,
Der Freyheit werth. Fahr hin im Frieden!
Die Meuter ſoll mein Heer umziehn
Und in noch härtre Feſſeln ſchmieden.


Nicht ſchämet euch zu ſin - gen, ob Dünkel höhnt und gro
Din - - gen, Ge - ſang ward an - ver - - - traut, den ſtar - ren Geiſt zu lin -

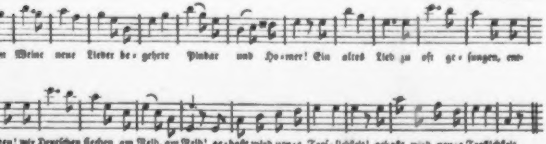

Männlich.
Einer.
Ein neues Lied, ihr wackern Brüder, erſchall' am Becher froh um - her! zu al
Liegt ge - danken - los den Zungen; und Geiſt und See - le bleiben leer! Das waren Grie
Alle.

Die Horen 1795. 7tes Stück.

F. J. Reichardt.

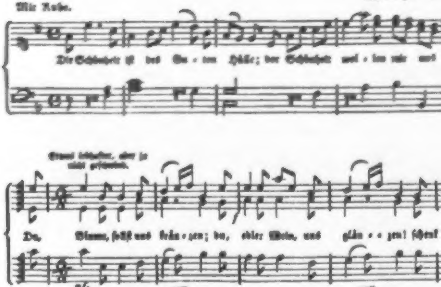

…! Noch größer iſt als Gold Ge - - - ſang von ed - - len
…dern, und armen Menſchen - Kin - dern ein hol - der Am - men - - - laut.

F. J. Reichardt.


…m Weine neue Lieder be - gehrte Pindar und Ho - mer! Ein altes Lied zu oft ge - ſungen, em-
…gen! wir Deutſchen ſiechen am Neid, am Neid! ge - haßt wird neu - e Tref - lichkeit! gehaßt wird neu - e Treflichkeit.

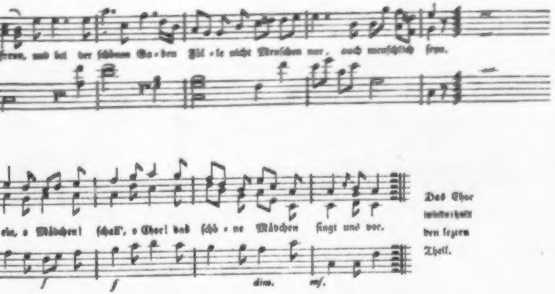
(Will man dieſes Lied mit Inſtrumenten begleiten, ſo geſchieht das überall nur in Uniſono.)

Weihe d


Mit Ruhe.
Die Schönheit iſt des Gu - ten Hülle; der Schönheit wol - len wir uns
Etwas lebhafter, aber ja nicht geſchwind.
Du, Blume, ſollſt uns kränzen; du, edler Wein, uns glän - - zen! ſchenk
pf.

J. F. Reichardt.

r Schönheit.


ſeyn, und bei der ſchönen Ga-ben Fül-le nicht Menſchen nur, auch menſchlich ſeyn.
ein, o Mädchen! ſchall', o Chor! das ſchö-ne Mädchen ſingt uns vor.
f
f
dim.
mf.

Das Chor
wiederholt
den letzten
Theil.

Eigentum d.
Univ.-Bibl.
München

Die Horen

Jahrgang 1795

Achtes Stück.

Tübingen
in der J. G. Cottaiſchen Buchhandlung
1795

Innhalt des achten Stücks.

I Zufällige Ergießungen eines einſamen Denkers, in Briefen an vertraute Freunde. Seite 1

II Ugolino und Ruggieri. Fortſetzung von Dantes Hölle. — 35

III Ueber die Idee der Alten vom Schickſal. — 75

IV Ueber griechiſche und gothiſche Baukunſt. 87

Ich fechte für Wahrheit und Liebe. Seine Sache iſt ſo ſchlimm, als die meinige gut iſt.

Wilhelmine (welche die ganze Zeit über wenig Antheil an der Unterredung zu nehmen geſchienen hat). Sind Sie deſſen wirklich ſo gewiß, Herr von Roſenberg?

Roſenberg (der ſich raſch zu ihr wendet, nach einem kurzen Stillſchweigen ernſthaft). Ich denke, daß ich's bin, mein gnädiges Fräulein.

Wilhelmine (ſteht auf). Dann Schade um meinen armen Bruder! Es iſt ihm ſo ſchwer gefallen, der unglückliche Mann zu werden, der er iſt, und, wie ich ſehe, iſt es etwas ſo Leichtes, ihm das Urtheil zu ſprechen.

Angelika. Laſſen Sie uns nicht zu voreilig richten, Roſenberg. Wir wiſſen ſo wenig von den Schickſalen meines Vaters.

Roſenberg. Mein ganzes Mitleid ſoll ihm dafür werden, liebe Angelika — aber nie meine Achtung, wenn ſie ihn wirklich zum Menſchenhaſſer machten. — Es iſt ihm ſchwer gefallen, ſagen Sie, (zu der Stiftsdame) dieſer unglückliche Mann zu werden — aber wollten Sie wohl die Rechtfertigung eines Menſchen übernehmen, der dasjenige an ſich vollendet, was ein ſchreckliches Schickſal ihm noch erlaſſen hat? Dem Raſenden wohl das Wort reden, der auch den einzigen Mantel noch von ſich wirft, den ihm Räuber gelaſſen haben? — Oder wiſſen Sie mir einen ärmern Mann zwiſchen Himmel und Erde, als den Menſchenfeind?

Wilhelmine. Wenn er in der Verfinſterung ſeines Jammers nach Giften greift, wo er Linderung ſuchte,

Die Horen.

Erſter Jahrgang. Achtes Stück.

I

Zufällige Ergießungen eines einſamen Denkers in Briefen an vertraute Freunde.

Erſter Brief.

an Erneſtine F***

*** den 21ſten Februar 1793.

Seit Montag vor acht Tagen, liebſte Erneſtine, da ich deinen köſtlichen Brief vom fünften erhielt, bin ich wie mit der Feder in der Hand herum gegangen um dir zu antworten, ohne ſie anſetzen zu können. Unvermögender den eigenen Willen zu vollbringen, als ich es in hundert Fällen bin, giebt es wenige andre Menſchen, und vielleicht keinen unter dieſen wenigen, der es ſo ſchmerzlich gewahr wird, es mit ſo tiefem Gram empfindet. Es haben in meiner innern Verfaſſung Volk und Stände eine ſolche übermäßige Gewalt in Händen, daß ihnen das Monarchiſche Ich beſtändig nach den Augen ſehen, und zu allerhand Mitteln ſich verſtehen muß, um ſie auf ſeine Seite zu bringen. Dennoch möchte ich meine Verfaſſung weder in eine reine Ariſtokratie noch Demokratie, um des Ungehorſams und der Widerſpenſtigkeiten weniger gewahr zu werden, umgeſchaffen ſehen, und muß alſo fortfahren, mich durchzuquälen, wie ich kann.

Zuerſt von deiner Trauer über König Ludwig. Ich finde dich darin ſo ganz nach meinem Herzen; Am mehrſten hat mich das gerührt, als treffend, groß und wahr, und iſt tief in mich gedrungen, was du von ſeinem entblößten Haupte ſagſt, von dem Glanz, der ſich auf ſeiner Stirne unerwartet ſehen ließ, nachdem die goldene Königskrone weggenommen war. Ich pflegte ihn vor dieſem Zeitpunkt Lear zu nennen; aber Lear den Unſchuldigen, der ſeine Cordelia verſtieß, ſeinen edlen Kent verbannte. Nun iſt er mir der im heiligen Wetter zum Grabe hinabſteigende, ſich verklärende Oedipus geworden.

Niemals werde ich den Tag vergeſſen, an dem ich ſein erſtes Verhör las. Er war mir noch Lear, da er vor jene Schranken geführt wurde, wo die Geiſter Gonerills und Regans, vornehmlich Edmunds zur Legion gewordener Dämon wider ihn zu Gericht ſaßen. Ich erwartete nicht, daß hier auf einmal ſeine Geſtalt ſich ſo verwandeln würde. Auch ſeine Richter waren nicht darauf gefaßt. Ich fühlte mit ihnen, fühlte mit dem Könige, und mit mir ſelbſt. Nie war ich erſchüttert, zerriſſen, und bewegt! Lears Worte: „Wer kann mir hier ſagen wer ich bin?“ — „Ich gab Euch alles!“ — „Ein ſo gütiger Vater!“ . . . ſie mußten in Ludwigs Herzen ſeyn dieſe nagenden Worte, mußten ſein Herz ihm um und um gewendet haben im Buſen — wie oft, und ſeit wie lange ſchon! Dennoch war dies Herz milde geblieben; Wehmuth ergriff den Mann, und ſeine Feſtigkeit ſchien einen Augenblick zu wanken, da man ihm Verrätherey darum anſchuldigte, weil er ein ſo gütiger Vater geweſen, und man ihn fragen durfte: In welcher Abſicht das?

Lies es einmal wieder, ich bitte dich, Shäkeſpears groſſes Meiſterwerk, dieſen Lear! Ich rede mit jedem, der zu mir kommt, davon, leſe jedem, der mich hören will, daraus vor. Alles was in dieſen Tagen vor unſeren Augen geſchehen iſt findeſt du hier, als ſchon vor Jahrhunderten begegnet, wieder dargeſtellt in Geſichten voll Weißagung für alle Zeiten. Dein Gedächtniß, da ich dich erinnert habe, wird dem Leſen zuvor eilen und die Hauptzüge des Drama dir vor die Seele bringen.

Armer Lear! für eine Liebe, die über alles gehen ſollte, verſchenkteſt du dein Königreich, und ſoderteſt nur Lebensunterhalt für dich und hundert Ritter, deine Freunde! das ſchien den Königinnen bald zu viel. Gonerill, die Eine Tochter, hieß dich fünfzig deiner Begleiter abdanken; von den fünfzig übrigen wollte Regan die Hälfte dir noch einmal nehmen — Und wozu haſt du nur die Uebrigen, die fünf und zwanzig, nöthig? Wozu nur zwölfe? Wozu nur Einen? — Endlich: wozu athmeſt du, wozu lebſt du noch, Thor, Wahnſinniger, Aufrührer, und Verräther? — „Ich gab Euch alles!" ſprach der Unglückliche. Darauf ward ihm zur Antwort: „Und es war hohe Zeit, daß du es gabſt!" — Tödlich gekränkt, mit zerbrochenem Herzen ſtürzt der Greis hinaus ben tobendem Ungewitter. — „Laßt ihn gehen, ſchreien die Töchter,

„er läßt ſich ja nicht bedeuten; es iſt ſeine „Schuld, daß er keine Ruhe hat, er mag die „Folgen ſeiner Thorheit fühlen." — Zuletzt gefangen mit Cordelia; gefeſſelt; in der Gewalt des ſcheuslichen Edmunds, der ihn vor Gericht ſtellen ſoll! ... Vor daſſelbe Gericht, mit dem man vorhin den treuen Gloſter ſchon bedroht hatte, da es hieß: „Bindet ihn wie einen Dieb und bringt ihn vor uns; wir können ihm zwar ohne gerichtliche Form das Leben nicht abſprechen; indeß ſoll unſre Gewalt unſerem Zorn willfahren, den man zwar tadeln, aber nicht verhindern kann.'

Wie auffallend jeder Zug! wie ſo ganz getroffen, nachgewieſen alles bis zum Sitze der kleinſten Bewegungen im Minenſpiel!

Aber was am mehrſten ergreift: Alles ſteht zugleich auch wieder da, nur wie Allegorie und Gleichniß. Nicht was Einmal geſchah, und Einmal wieder geſchieht; ſondern was immer da iſt und vorgeht erblicken wir. Der Geiſt wird weggezogen unvermerkt vom Einzelnen zum Allgemeinen; jede zufällige Beziehung verſchwindet, wird vergeſſen; und es ſteht allein der fürchterliche Umriß einer allgemeinen Welt- und Menſchengeſchichte da. Welch ein Anblick! Siehe, die ganze Natur, lebloſe und belebte, vernünftige und unvernünftige, wie aufgethürmte Wolken durcheinander wogend, hierhin und dorthin, über ſich, unter ſich, ſich entformend und formend, kaum noch ſchwebend: eine ſchwarze, ſchwere, ſtumme Nacht; und nur hie und da ein Wetterleuchten Gottes; Blitze der Vorſehung, welche das Gewölk zerreiſſen ... Sieheſt du das?

Unter einem Haufen von Ungeheuern und Scheuſalen, den wüſten Werkzeugen eines wüſten Schickſals, glänzt eine Cordelia, erhebt ſich ein Kent, wird man einen Edgar gewahr. Hier iſt Wohlthun! Es waltet ein guter Geiſt! Hier hat ein Gott geſchaffen! Ein Gott, dem Natur und Schickſal müſſen unterworfen ſeyn. — Edler Kent! „In deiner Verhüllung, wenn du deinen Feind, „den herumirrenden Lear, der als König dich verbannt „hatte, unerkannt begleiteſt, und ihm Dienſte thuſt, wozu „ſich kaum ein Sclav verſtanden hätte, weil er etwas „in ſeinen Minen hatte, was du gern deinen „Herrn nennen mochteſt;" du erſcheinſt als ein Bote des Himmels! In deinen Augen ſind Winke, die uns mit Zuverſicht, Geduld und Muth erfüllen; wir verzagen nicht mehr, murren nicht mehr; wir entdecken Züge, Minen, ein Etwas im Angeſicht der Schöpfung, das wir gern unſren Herrn nennen, dem wir gern durch die Nächte des Schickſals mit Ergebung folgen mögen.

Der mir Lear geweſen, ſagte ich vorhin, wäre mir der im Wetter zum Grabe hinab ſteigende, ſich verklärende Oedipus geworden.

Vor Jahren ſprach ich einmal mit dir von einer Aehnlichkeit des Eindrucks, den der Lear des Brittiſchen, und der Oedipus des Griechiſchen Sehers jedesmal in mir zurückließen. Du verſtandeſt mich nicht gleich, und ich wollte mich auf keine Zergliederung bey einer Sache, die nicht dafür gemacht war, einlaſſen. Hierin hatte ich recht, und will darum auch heute dies allein dir noch darüber zu Gemüth führen: daß Shäkeſpear nur Einen Lear; Sofokles aber zwey Oedipus gedichtet hat: und daß die zwey Gedichte des Griechen zuſammen gehören, wie Anfang und Ende; beyde ſich gegenſeitig bedürfen, wie die beyden Schwingen des Adlers. So betrachtet, in dieſer Vereinigung zweyer Begebenheiten zu Einer großen Offenbarung, ſtößt mir das Werk des Griechen eine Ehrfurcht ein, die mir die Kniee beugt. Dem Britten waren die Geſichte, die er hatte, ſelbſt zum Theil noch dunkel; der Grieche hingegen offenbarte in Gleichniſſen, was er ſelbſt ganz durchſchaut hatte:

Zeus, Allherrſcher des ewig,
Ewig dauernden Reichs!
Blicke herab! ſchon welkt des Götterſpruches
Ehre, der Layos drohte! Ach ſchon ſinket
Föbos Ruhm, und im Staube
Liegt die Religion!

Dies iſt das Thema des erſten Oedipus, des Königs. — Hörte der Menſch nur ſich ſelbſt, ſchaute er — das Auge nicht mehr empor gerichtet — nur auf Lebendiges der Erde: „wo bliebe die Unſchuld? wo das unabläßige Beſtreben, rein zu ſeyn in jedem Wort, in jeder That?" — Feſte Zuſage, heilige Treue, wo bliebeſt du, wenn die Olimpier nicht mehr walteten, nicht mehr, als Leiter der Schikſale, der Tugend Gewähr leiſteten für ihre Frucht, wenn auch nicht für ihren Lohn? Wenn nun jeder Menſch ſich an Zeus Stelle drängen, eine Vorſehung einſetzen, und der Weiſere ſeyn müſte mit Gewalt? — Tyrannen würde die Menſchheit vertilgen, das Gewiſſen ſich ſelbſt zerſtören; Friede und Vertrauen würden ohne Stätte ſeyn.

Darum mußte Oedipus „ein Zeugniß zeugen für der Götter Wort," das durch Mark und Gebein dränge allen die es vernähmen.

Schon waren die frevelnden Worte an Jokaſta aus des Königs Munde gegangen:

Und uns gebürte noch zu achten auf
Den Schickſalehrenden Altar, o Weib!
— — — — — Mein Vater
Liegt im Grab, und hat mit ſich den Götterſpruch
Genommen, der nicht werth der Achtung iſt.

Triumphirend hatte Jokaſta ausgerufen:

— — — — — O, du Götterſpruch;
Wo biſt du? — — — — — — —
Was ſoll der Menſch wohl fürchten? Zufall
Nur beherrſcht die Welt:

Da tritt plötzlich Erfüllung, allen andern noch unſichtbar, der Schmähenden ins Angeſicht. Sie bebt, ſie verſtummt — ſie iſt verſchwunden.

Oedipus weilt. Der Ungeſtümme muß, hartnäckig forſchend, noch verziehen, damit Alles Allen offenbar werde; damit er das lauteſte Zeugniß zeuge vor ſeinem Volk — einſt vor allen Völkern! — für der Götter Wort.

Unglückſeligſter der Menſchen!
Du, deſſen Pfeil der Ziele höchſtes überflog,
Du, der du ſchöpfteſt aus der vollen Quelle des Glücks!
Ach, wer iſt nun wie du
Unglückſelig und jammervertieft:
Wie du, ein Genoſſe des Racheſluchs?

Auf ihn, den Schuldloſen, kam von ſeinen Vätern her der Fluch und das Weh. Allen Menſchen und ſich ſelbſt ein Gräuel ſtand er da — mit reinem Herzen! Wuth, Verzweiflung, Wahnſinn mußten, über ſein Verhängniß, ihn ergreifen... Er beraubt, grauſam, ſich auf immer des Lichts; wünſcht, „alle Thore ſeines Lebens eben ſo auf immer verſchließen zu können"...

Da neigen die Himmliſchen ſich zu ihm, ziehen ihn in ihren Rath:

Gott, der ihn niederſchlug, hebt ihn empor —
— — Ihn lohnet Gott, der Gerechte.

Eine Majeſtät, wie kein Thron ſie gewährt, umgiebt den blinden Bettler; Seherkraft erfüllt den Geweihten, Apollons Geſandten, den keine Menſchenhand verletzen darf. Drohend und verheißend ſchwebt der Götter Macht auf ſeinen Lippen. Aus Delphi war ein Spruch, daß ihm die Eumeniden, die Allſchauenden, Rächerinnen, Helferinnen werden ſollten. Herumirrend an der frommen Antigone Hand gelangt er, auf unbekanntem Pfade, in der furchtbaren Göttinnen Hain zu Kolonos, ſetzt ſich, unwiſſend wo er war, um auszuruhn, auf einen Stein, ruht und erquickt ſich, wo ſonſt ſchaudernd jeder Fus zurück bebt. Da er den Nahmen des Orts vernimmt, erhebt er froh die Stimme:

Nun weiß ich, daß kein Ungefähr mich führt,
Daß ich nicht ohne Gottes Hand mich Euch,
Ihr Reinen, Keuſchen! nahte, ſelber keuſch
Und nüchtern, und mich hier auf euren Sitz,
Den heiligen, kunſtloſen, lagerte.

Hier war ihm das Ende ſeiner Wanderung, die letzte Entwickelung ſeines wundervollen Schickſals verheiſſen; hier ſollte der Fluch, der ihn getroffen, ſich in Heil und Segen ihm verwandeln: er war am Ziel!

Um den verbannten Laios Sohn verſammeln ſich nun bald Kolonos Greiſe, und mit König Theſeus, dem edelſten der Menſchen, Volk und Krieger aus Athen. Theſeus, um ein unterbrochnes Opfer zu vollenden, entfernt ſich. — Es tobt in der Luft.

Gewaltig, gewaltig ertönt
Zeus Geſchoß, mit des Schreckens Schall!
Blitze des Himmels, o ſeht! Flammen umher!
Und wieder! — Was kündet uns an
Dieſe Stunde des Grauns? Sie ſtürmt
Nicht umſonſt! — — — —
Wehe! Wehe! wieder umhallt

Aus des Donners ſchrecklicher Ruf!
Schiltſt du im Zorn die Erd, unſre Mutter, Gott?
O erbarme unſer dich!

Oedipus allein ſteht da mit ungebeugtem Geiſt; ihm winkt ein Bote des Himmels. — Er ſendet nach Theſeus; Theſeus erſcheint.

Keines Führers bedarf der Augenloſe mehr. Er geht voran und zeigt dem Könige den Weg zum heiligen Ort, zum SiegesHügel, wo auf ihn Verklärung wartet.

„Meine Töchter, folgt!
Ihr war't des Vaters Leiterinnen, nun
Bin euer Führer ich! — — — — —
Dorthin! Dorthin geht! dorthin treibet mich
Hermäs, der Schattenführer, und der Gruft
Schutzgöttinn! — O wo warſt, wo warſt du
Vordem, o du der blinden Augen Licht,
Das nun im Tode meinen Leib beſtrahlt?"

Angelangt am heiligen Hügel, umarmt er mit Inbrunſt ſeine Töchter, Antigone und Iſmene, ſegnet ſie mit heißem Dank.

Plötzlich ſcholl eine Stimme, rufte laut
Ihm; alle bebten, aller Haare ſtand hoch
Vor Graun empor: und abermal erſcholl
Die Stimme, Gottes Stimme, und abermal.
Sie rufte: Komm!

was geht das Sie Glücklichen an? Ich möchte den blinden Armen nicht hart anlaſſen, dem ich kein Auge zu ſchenken habe.

Roſenberg (mit aufſteigender Röthe und etwas lebhafter Stimme). Nein, bei Gott! nein! — aber meine Seele entbrennt über den Undankbaren, der ſich die Augen muthwillig zudrückt und dem Geber des Lichts flucht — Was kann er gelitten haben, das ihm durch den Beſitz dieſer Tochter nicht unendlich erſtattet wird? Darf er einem Geſchlechte fluchen, das er täglich, ſtündlich in dieſem Spiegel ſieht? Menſchenhaſſer, Menſchenfeind! Er iſt keiner. Ich will es beſchwören, er iſt keiner. Glauben Sie mir, Fräulein von Hutten, es gibt keinen Menſchenhaſſer in der Natur, als wer ſich allein anbetet oder ſich ſelbſt verachtet.

Angelika. Gehen Sie, Roſenberg. Ich beſchwöre Sie, gehen Sie. In dieſer Stimmung dürfen Sie ſich meinem Vater nicht zeigen.

Roſenberg. Recht gut, daß Sie mich erinnern, Angelika. — Wir haben hier ein Geſpräch angefangen, wobei ich immer verſucht bin, allzu lebhaft Partei zu nehmen — Verzeihen Sie, mein Fräulein. — Auch möcht' ich nicht gern Gefahr laufen, vorſchnell zu ſeyn, und ſoll doch erſt heute mit dem Vater meiner Angelika bekannt werden. — Von etwas Anderm denn! — Dieſes Geſicht wird ſo ernſthaft, und die Wangen der Tochter muß ich erſt heiter ſehen, wenn ich Muth haben ſoll, bei dem Vater für meine Liebe zu kämpfen. — Das ganze Städtchen war ja geſchmückt wie an einem Feſttag, als ich vorbeikam. Wozu dieſe Anſtalt?

Oedipus gebietet den Jungfrauen, ſich mit ihren Begleitern zu entfernen; Theſeus muß ihm ſchwören, daß er ſie beſchützen will. Dieſer allein darf bleiben: ein Zeuge deſſen, was geſchehen ſoll.

Mit lautem Angſtgeſchrey und Thränengüſſen gehen — werden weggeführt die Töchter. Einer der Begleiter, ein Bote nach Athen, erzählt:

Wir ſahn
Nach kurzer Zeit uns um: verſchwunden war
Der Greis! Der König ſtand, und ſchirmte mit
Der Hand das Aug', und ſtüzte ſich das Haupt,
Als ob ein Schauder ihn ergriff, und er
Aus Furcht nicht wagen durft emporzuſchaun.
Bald drauf erblickten wir, daß in den Staub
Geſenkt, mit eifrigen Gebeten er
Anbetete die Erd' und Gottes Himmel. —
Durch welchen Tod er ſtarb? — der Sterblichen
Verkündets, auſſer Theſeus, keiner Euch.
Nicht Gottes Blitzgeſchoß hat ihn verbrannt,
Kein Meerſturm — keiner ſauſte! — ihn entführet,
Ein Bote Gottes hat ihn abgeholt:

Gewiß ſteht, wenn du dieſes lieſeſt, mit glänzendem Angeſicht, der Bote Gottes an Oedipus vor dir, wie er vor mir in dieſem Augenblike ſteht. — Du begehrſt nicht, daß ich heute weiter ſchreibe. Ich lege meine Feder nieder auf dieſes Blatt, wo ich ſie morgen wieder finden werde.

Sonntag den 22ſten Februar.

Ich glaubte mich weit weg von der Beantwortung deines Brieſes verlohren zu haben, und finde jetzt, daß ich mir nur einen Uebergang gemacht habe, dahin, wo du von Ehrenburg ſprichſt, und mich in ſeinem Nahmen auffoderſt, mit ihm zu eifern wider jenen verderblichen Eifer, der der Geiſt unſerer Tage iſt, und im Menſchen alles Menſchliche vertilgen — einen neuen Himmel, eine neue Erde ſchaffen will — durch die Kraft ſeines wohlgeſpaltenen beredten Gänſekiels.

Ich gebe dem edeln Manne in ſeinen Geſinnungen vollkommen recht; ſpreche von ganzem Herzen ihm die Worte nach: „Nicht Gold, nicht Silber: unſre Gefühle, „Tugend, Religion vor den Feinden des Menſchlichen Geſchlechts zu retten iſt Gefahr! Laßt uns hiemit ins innere Heiligthum unſerer Seele flüchten!" — Aber, liebe Erneſtine! lieber Ehrenburg! Wohin ſollen diejenigen flüchten, welche jenes innere Heiligthum ſchon lange zu einem offenen Tempel für die Gottheiten des neuen Himmels und der neuen Erde verwandelt haben? dieſe Gottheiten vertragen, wie Ihr wißt, kein inneres Heiligthum; ihren Prieſtern und Profeten iſt dieſer bloße Nahme ſchon ein Gräuel, wegen der Götzen, die, nach ihrer Meynung, zu allen Zeiten ſich darin verborgen haben. Zu wem ſollen wir denn reden? Sollen wir uns an jene Prieſter und Profeten ſelbſt, dort an jenen Prediger auf den Dächern wenden? Oder nur an ihre liebe Andacht auf den Gaßen? O, laßt ſie reden und hören! Jene, ſo lange bis ſie ausgeredet ſind; dieſe, bis der Hunger in ihren Ohren Eckel geworden iſt.

Ich wundre mich über Ehrenburg, über dich, und über mich ſelbſt, daß wir zugleich ſo einig und ſo uneinig miteinander ſeyn können. „Für ein Weſen", ſagt Ihr, „das nicht weiß woher es kommt, noch wohin es geht, „iſt Glaube das größte Bedürfniß." Dieſes fühlt Ihr jezt mehr, ſtärker, inniger als jemals; ſeht es jezt weniger als jemals andre fühlen, und ruft deswegen aus: „Wer keine Religion hat, der ſchaffe ſich „jezt eine!"

Ja, Freunde, wenn das angienge! wenn es nur einer Ermahnung dazu bedürfte! denn könnte Euer Zuruf wenigſtens bei denen fruchten, welche ſich in dieſen trüben Zeiten ihren verlohrnen Glauben zurück wünſchen, um ſich daran aufzurichten. Leider kommt Religion am ſchwerſten da wieder auf wo ihre größte Nothdurft entſtanden iſt; am ſchwerſten gerade in ſolchen Zeiten wie die unſrigen; und am ſchwerſten gerade bey denen, welche die Gröſſe des Uebels nun am klareſten einſehen, am lebhafteſten empfinden. Die Urſache davon iſt, weil das Vermögen des Menſchen Religion zu haben, genau wie ſein Vermögen iſt, von einer weiſen und gütigen Regierung der Welt durch ein höchſtes Weſen, von einer allgemeinen und beſondern Vorſehung gewiß zu werden. Weder die alltägliche Erfahrung, denke ich, noch ihre Annalen, können uns zu einer ſolchen Gewißheit leicht verhelfen, wir brauchen, däucht mich, in dieſer Abſicht vielmehr eines Gegenmittels wider die alltägliche Erfahrung, wider ihre Geſchichte, und wider die Reſultate des ernſtlichern Nachdenkens über beyde. Könnt Ihr nun dem bekannten alten Gegenmittel ſeine volle Wirkung wieder geben: poſitive Religion in ihrer ganzen lebendigen Kraft bey Euern Zeitgenoſſen wieder herſtellen, ſo iſt die Sache Euers Eifers werth. Könnt Ihr dieſes nicht: Was wollt Ihr können? Beſänftiget Euch! der Schaden ſitzt gewiß da nicht wo Ihr ihn ſeht, und wo Ihr helfen — ſchneiden oder brennen möchtet. Sittlichkeit und Religion ſtehen und fallen mit keinem philoſophiſchen Syſtem, mit keiner zufälligen Denkungsart eines Zeitalters. Vorſtellungsarten und herrſchende Syſteme — überall weniger Urſache als Wirkung des Geiſtes der Zeit, den ſie jedesmal nur offenbaren, darſtellen; freylich auch entwickeln und befördern — gehen auf und gehen unter vor dem unveränderlichen Geiſte der Wahrheit, den ſie weder leiten noch verfuhren können. Laßt uns auf die Stimme, auf die Winke dieſes Geiſtes merken, und nicht hadern. Beßerer Rath, ſagt ein altes deutſches Sprichwort, Beßerer Rath kommt über Nacht!

Ein religiöſer und zugleich ſehr aufgeklärter Mann — ich darf ihn nennen: Mein Freund Kleuker, ſchrieb mir vor einiger Zeit: „Eine gewiſſe Zuverſicht des Herzens iſt allerdings die nothwendigſte Bedingung zum „Glauben an Dinge einer andern Welt. Sie ſelbſt aber „iſt keine Sache, die man ſich geben kann, wenn man „will. Sympathie mit gewiſſen Nichtglaubenden iſt mir „eben ſo natürlich, als Antipathie und tiefe Verachtung gegen die Schwätzer und Radoteurs, die uns nach „der Seichtheit ihres eigenen Bewußtſeyns weis machen „wollen, man bedürfe dieſer oder jener Stütze nicht, weil „man alles aus ſich ſelbſt haben, ſelbſt ſeinen Gott ſich „machen, ganz ſein eigner Gott ſeyn könne."

Dies, liebe Erneſtine, ſind meine eigenſten Geſinnungen! Aber wie groß auch meine Antipathie gegen die ſelbſtgenügſamen Schwätzer iſt, ſo heißt mich doch mein Gewiſſen Sanftmuth gegen ſie üben, und, immer demüthiger, ſo lange zu ſchweigen, bis ich etwas zu ſagen habe, das mehr als nur ein Geſchwätz anderer Art ſey.

Ich muß dir bekennen, beſte Freundinn, und du magſt es Ehrenburgen wieder ſagen, daß ich überhaupt zwiſchen ſeiner und meiner Anſicht des gegenwärtigen Zuſtandes der Dinge eine Verſchiedenheit je mehr und mehr gewahr werde, die es nicht zulaſſen wird, daß wir uns auf dieſelbe Weiſe in Abſicht dieſes Zuſtandes, offenſiv und defenſiv, verhalten. Er ſieht lauter widernatürliche Ereigniſſe, Wechſelbälge, Ungeheuer, Geburten der abſcheulichſten Lüſternheit und Willkür. Ich ſehe die nothwendige Entwickelung einer neuen Epoche der Natur. Geſetzmäßige Kinder der Zeit ſtehen in der Geburt, drängen ſich zur Geburt, wie es ſcheint, in ſehr verkehrten Lagen; wie ſie zur Welt kommen werden, iſt ungewiß. Aber die Mutter iſt unſterblich.

Ueberall iſt es ſchwer das Nothwendige von dem Zufälligen in den Dingen die geſchehen abzuſondern; am allerſchwerſten aber in denen Begebenheiten, die ſich vor unſern Augen zutragen. Dieſes oder jenes unveränderliche Naturgeſetz mag uns noch ſo bekannt ſeyn, wir mögen was noch nach ihm erfolgen muß noch ſo deutlich im Begriffe vor uns haben; in der wirklichen Erſcheinung überſehen wir es darum nicht weniger, und bleiben mit unſern Gedanken am Zufälligen und Veränderlichen hängen.

Es ſcheint unmöglich und iſt doch wahr, daß wir beſtändig fortdauernde Erſcheinungen in dem ſie charakteriſierenden Verhältniſſe von Urſache und Wirkung, und wie ſie von jeher eben ſo verknüpft geweſen, im allgemeinen wahrnehmen, und dieſer Wahrnehmung uns dergeſtalt bewußt ſeyn können, daß wir ſie unaufhörlich anführen; und denn doch in jedem beſondern Falle, wenn ſich Eine dieſer Erſcheinungen als gegenwärtig auffallender ankündigt, uns einzubilden vermögen, und beinah unfehlbar uns einbilden, daß hier nicht jene längſt ausgemachte Verknüpfung von Urſache und Wirkung, ſondern eine ganz andre ſtatt finde; alſo von dem allgemeinen Satz der uns erleuchtet niemals, weder im Urtheilen noch im Handeln, Gebrauch machen, und ſeine Wahrheit in der eigenen gegenwärtigen Erfahrung nie erfahren.

Zur Erläuterung und zum Beweiſe kann ein Beyſpiel dienen, welches wir beſtändig vor uns haben, und mir das auffallendſte von allen zu ſeyn ſcheint: Der *theoretiſch* allgemeine Glaube, und *practiſch* allgemeine Unglaube der Menſchen an die *Gewalt der Meynung*.

Die *Meynung*, ſagen wir, beherrſcht als Königinn die Welt; jedem Menſchen iſt die ſeine lieber als ſein Leben; man lehnt ſich wider die unbegränzte Gewalt dieſer Herrſcherinn vergebens auf; ſie fodert und gebietet mit einem Nachdrucke, der allen Widerſtand vereitelt:

> Coutume, opinion, reines de notre sort,
> Vous reglez des mortels, et la vie, et la mort!

Und zugleich mit allen dieſen Sprüchen im Munde maſſen wir uns doch alles nur erſinnliche an wider eben dieſe Herrſcherinn; hoffen, bald durch Liſt, bald durch Gewalt ſie uns zu unterwerfen, und ſehen Unternehmungen dieſer Art für das eigentliche Geſchäft der Weißheit an.

Dieſer Widerſpruch wäre unmöglich, wenn wir ihn, indem wir ihn entſtehen laſſen, gewahr würden; wir werden ihn aber nicht gewahr, weil wir von dem Dinge, welches wir die *Gewalt der Meynung* nennen, nur eine höchſt verworrene Erkenntniß aus nie unterſuchten Beyſpielen haben. Zufolge dieſer verworrenen Erkenntniß ſind wir geneigt die Gewalt der Meynung aus der Menge der Meynenden zu erklären, die Meynung ſelbſt aber als etwas an ſich leeres und unkräftiges zu verachten. Der oft ſchnelle Wechſel der Meynungen, und der ſonderbare Umſtand, daß ſich die gedankenloſeſten gewöhnlich als die hartnäckigſten, die zufälligſten, als die heftigſten beweiſen, ſcheint dieſe Verachtung und das Urtheil, welches die Meynungen überhaupt in die Claſſe der Geſpenſter oder Zauberweſen ſetzt, zu rechtfertigen. Für ſich ſelbſt ſind dieſe Weſen, ſind Geſpenſter, nichts; aber der Wahn, der Aberglaube, die Schwärmerey, die ſie zu Etwas für Andre machen — von dieſen giebt man zu, daß ſie die größte Aufmerkſamkeit verdienen.

Einigen Grund hat dieſe Anſicht allerdings. Aber es iſt weit gefehlt daß alle Meynungen die gewaltig wurden Geſpenſter waren, und nicht Eine davon iſt bloßes Geſpenſt geweſen. Die urſprüngliche Energie der Meynung iſt die Energie des Lebens ſelbſt; ihre Gewalt die Gewalt der Wahrheit, die, in die Zeiten verhüllt, unwiderſtehlich die Zeiten regiert.

Ich hatte das Blatt weggeſchoben, liebe Erneſtine, das bedeutet dieſer Strich. Ich wurde gewahr daß ich daran war eine Theorie der Wirkſamkeit der Meynungen auszuſpinnen, und erſchrak über die Verſuchung. Dies begegnete mir vorgeſtern, und geſtern den ganzen Tag habe ich mich beſonnen, wie ich, ohne dies unermeßliche Vorgebürge zu umſchiffen, zu der Stelle mit dir käme, wo ich ſo gern dich hätte. Laß uns einen Verſuch mit Fliegen machen; mit Fliegen und Laufen. Wir ſteigen auf wo wir anſchwammen, da ich die Segel plötzlich einzog.

Alle Meynungen wurden im Schooſſe der Wahrheit empfangen: alle Wahrheiten im Schooſſe der Meynung. Vor den Begriffen ſind die Vorſtellungen und Empfindungen: vor den Beweiſen die Urtheile. Die wichtigſten Lehrſätze hatten lange gegolten, ehe Philoſophie ſie nachbuchſtabierte, und die Gründe, warum ſie gelten mußten, gewahr wurde. Die höchſten Grundſätze, worauf ſich alle Beweiſe ſtützen, ſind, unverkleidet, bloſſe Machtſprüche, denen wir — blindlings? Wie dem Gefühl unſeres Daſeyns! — glauben. Man könnte ſie, ungeſchikt und verkehrt genug, aber doch nicht ganz unphiloſophiſch, urſprüngliche, allgemeine, unüberwindliche Vorurtheile nennen: als ſolche wären ſie das reine Licht der Wahrheit, oder gäben vielmehr der Wahrheit das Geſetz.

Daß Begriffe, Urtheile und Regeln, die wir durch Beweis empfangen, wenn ſie wirkſam in uns ſeyn, ſich als eine Kraft in uns beweiſen ſollen, erſt die Natur des Vorurtheils annehmen oder wieder erhalten, eine perſönliche Meynung oder Fertigkeit in uns werden müſſen, iſt eine alte Bemerkung. — Weiter!

„Von dem was Allen ſcheint, behaupten wir, daß „es iſt" — lehrt Ariſtoteles; denn: der Menſch iſt das Maaß aller Dinge. Was ſeine Vorſtellungen von den Dingen enthalten, ſchreibt er ihnen zu: das ſind die Dinge ihm. Was ſie auſſer dem ſeyn mögen, kann er nicht erfahren: er kann aus ſeinen Empfindungen, Wahrnehmungen und Urtheilen nicht herausgehen, und die Gegenſtände prüfen auſſerhalb ſeinem Verſtande, ſich ſelbſt auſſerhalb ſich ſelbſt berichtigen, ſich erleuchten mit einer Wahrheit, die er nicht verſtehen würde. Darum iſt überhaupt jedem Menſchen ſeine Meynung, mit Recht, die Wahrheit; und er behauptet ſie mit Recht, weil die Wahrheit jedes Menſchen ſein Leben iſt.

Hierin: daß jeder Menſch in dem was ihm Wahrheit iſt ſein Leben hat, hat die Gewalt der Meynung ihren Urſprung.

Durch Anregung von außen gelangt die ſchon vorhandene Seele in ſich erſt zum Leben, zum Bewußtſeyn. Die bloße leere Form des Lebens hätte keinen Werth, aus Mangel der Empfindung. Man könnte ſagen, ſie wäre das Leben ſelbſt und hätte doch kein Leben. Damit Genuß des Lebens entſtehn, muß es zu etwas angewendet, muß es gebraucht werden, einen Inhalt bekommen. Durch Anwendung, Inhalt und Gebrauch, wird das Leben erſt lebendig; es entwickelt ſich in ihm ein Daſeyn; es entſteht eine Perſon.

Gehe nur gerade in dich ſelbſt zurück; entäuſſere dich in Gedanken für einen Augenblick aller deiner ſinnlichen Vorſtellungen, aller der Erfahrungen, Empfindungen, Urtheile und Neigungen, die auf jene Vorſtellungen ſich beziehen: — Was bleibt dir nach einer ſolchen Ausleerung von deinem Weſen übrig? Nichts als eine ganz unbeſtimmte Vorſtellung eines reinen Lebensprincips, ohne Eigenheit, ohne Individualität, ohne irgend ein Merkmal des Weſens, von dem du gegenwärtig die Empfindung haſt, daß es deine Perſon, daß es Erneſtine iſt.

Was dir alſo deine Vorſtellungen, Begriffe, Urtheile und Neigungen ſichert, das ſichert dir dein perſönliches, dein eigentliches Daſeyn; und was ſie in Gefahr bringt, bringt dein Daſeyn in Gefahr, rührt dich mit dem Tode an.

Perſönliches Bewußtſeyn iſt ein aus Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zuſammengeſetzter Begriff. Indem wir dieſen Begriff erzeugen, erzeugen wir uns ſelbſt; indem wir ihn feſthalten und fortſetzen, erhalten wir uns. Von einem nicht alſo bedingtem, nicht zeitlichem Leben; von einem Leben ohne Erinnerung, das iſt, ohne Beſinnung; von einem Leben ohne Dichten und Trachten, haben wir keine Vorſtellung. Auch das blos thieriſche Bewußtſeyn erfodert dieſe Verknüpfung, obgleich das Thier ſich damit nie bis zur Perſönlichkeit erheben kann, weil ihm die Gabe allgemeiner Vorſtellungen und ſie beſonders zu betrachten, weil ihm Vernunft, und mit ihr das Vermögen der Sprache mangelt.

So wie Vernunft bey dem ſinnlichen Weſen eintritt

Angelika. Meinen Vater zu ſeinem Geburtstage zu begrüßen.

Vierte Scene.

Julchen, in Angelika's Dienſten, zu den Vorigen.

Julchen. Der Herr hat geſchickt, gnädiges Fräulein. Er will Sie vor Mittag noch ſprechen. — Sie auch da, Herr von Roſenberg! Sie will er auch ſprechen.

Angelika. Uns beide! Beide zuſammen — Roſenberg — Uns beide! Was bedeutet das?

Julchen. Zuſammen? Nein, davon weiß ich nichts.

Roſenberg (im Begriff wegzugehen, zu Angelika). Ich laſſe Sie vorangehen, gnädiges Fräulein. Sanfter werd' ich ihn aus Ihren Händen empfangen.

Angelika (ängſtlich). Sie verlaſſen mich, Roſenberg — Wohin? — Ich muß Sie noch etwas Wichtiges fragen.

Roſenberg (führt ſie bei Seite. Wilhelmine und Julchen verlieren ſich im Hintergrunde).

Julchen. Kommen Sie mit, gnädiges Fräulein, den feſtlichen Aufzug zu ſehen.

Angelika. Das iſt ein banger, fürchterlicher Morgen für uns, Roſenberg — Es gilt Trennung, ewige Trennung! Sind ſie auch vorbereitet — gefaßt auf Alles, was geſchehen kann? — Wozu ſind Sie entſchloſſen, wenn Sie meinem Vater mißfallen?

übermannt die ſinnlichen Vorſtellungen und Empfindungen — Gedanke; er verwandelt, er verſchlingt ſie. Triebe und Leidenſchaften nahmen ihre Richtung nach Begriffen, mit denen über alles geurtheilt, nach denen alles beſtimmt wird. Da aber Begriffe nur vermittelſt der, mit ihnen verknüpften, Zeichen feſtgehalten, fortgeleitet, ausgebreitet werden können; ſo ſind die Zeichen von Natur im Beſitz eines gefährlichen Einfluſſes, der ſich vermehrt, ſo wie ſie ſelbſt ſich vermehren, und immer willkührlicher werden. Allmählich gewinnen ſie die Oberhand; Worte gelten für Begriffe, es entſteht eine Fertigkeit zu denken ohne zu verſtehen, und eben ſo zu wünſchen und zu wollen; eine Fertigkeit der willkührlichſten Verknüpfungen im ganzen Gebiete des Denkens und Begehrens.

Eine Regierungskunſt der Zeichen und Worte, würde die gröſte und wichtigſte der Künſte ſeyn; denn alle Empfindungen, Urtheile, Meynungen und Leidenſchaften der Menſchen, ihr Haß und ihre Liebe hangen nothwendig an dieſen Fäden, werden damit zuſammen, auseinander, dann wieder anders zuſammen gezogen auf eine unendlich mannigfaltige Weiſe. Wem iſt es unbekannt, daß Menſchen an Zeichen, an äuſſerlichen Gebräuchen, an einem Worte, wie an ihrem Leben hangen?

Jedes Zeichen aber bezieht ſich nothwendig doch auf etwas bezeichnetes; jeder Gebrauch muß einen von ihm ſelbſt verſchiedenen Urſprung haben; jedes Wort irgend einen Sinn. Ein ganz leeres Wort iſt ein Unding; nicht einmal ein ganz leerer Schall iſt möglich. Offenbar alſo entſpringt die Gewalt der Worte und Zeichen jedes.

mal, näher oder entfernter, aus einem Begriffe; ihre Kraft iſt die Kraft des Begriffes. Der Begriff ſelbſt hingegen kann ſeine Kraft unmittelbar nicht äuſſern; er muß ſie einem Zeichen oder Worte anvertrauen. Ueberhaupt iſt in dieſer ſinnlichen Welt keine Wirkſamkeit der Geiſter ohne Körper möglich: jede Seele bedarf eines Leibes; und jeder Leib hat nothwendig eine gewiſſe Einrichtung und Geſtalt, ſteht nothwendig mit andern Körpern in einem mannigfaltigen Zuſammenhange.

Die Energie der Begriffe, haben wir bemerkt, iſt die Energie der Seele ſelbſt. Unſer perſönliches Bewußtſeyn iſt ein lebendiges Echo, unſer Ich ein Weſen das ſich ſelbſt erzeugt und im Daſeyn erhält durch Verknüpfung von Empfindungen und Vorſtellungen. Dieſen Faden zerſchneiden, heißt unſer Leben ſelbſt zerſchneiden. Wie alſo der individuelle Zuſammenhang unſerer Vorſtellungen auch beſchaffen ſeyn mag, ſo iſt der ganze Nachdruck des menſchlichen Inſtinktes für die Erhaltung und Erweiterung dieſes Zuſammenhanges: er macht unſer gegenwärtiges Leben aus.

Minder oder mehr zufällig iſt die Verknüpfung der Vorſtellungen, Urtheile und Begriffe in allen Menſchen, weswegen auch nie ein Menſch durchaus einerley Meynung mit einem andern Menſchen werden kann. Die ſtärkſte dieſer Verknüpfungen iſt diejenige, welche aus früher und langer Angewöhnung entſtanden iſt. Eine auf dieſe Weiſe eingepflanzte Denkungsart kann die ungereimteſte von der Welt ſeyn, und darum nicht im geringſten weniger Nachdrucke und Feſtigkeit beweiſen. Wahr oder falſch, der Nachdruck iſt derſelbe, wenn die Mennung nur lebendig iſt: denn in unſerer Meynung, ſie ſey welche ſie wolle, erkennen wir uns allein, ſie allein macht uns unſer Daſeyn wahr und wirklich.

Da wir nun keine gröſſere Gewißheit haben als die Gewißheit unſeres Daſeyns, unſerer Identität und Perſonalität, ſo wägen wir mit dieſer Grundwahrheit alle andre Erkenntniß. Was uns wahr macht daß wir ſind, davon ſagen wir daß es iſt, empfinden es als offenbar gewiß; was uns unwahr machen würde daß wir ſind, das läugnen wir, das empfinden wir als ungereimt.

Wohl hat dieſer Gedanke etwas ſehr niederſchlagendes: daß durch eine blos angewöhnte, zufällige, faſt durchaus ſchon Gedankenlos gewordene Verknüpfung von Vorſtellungen, Urtheilen und Empfindungen, das Wahrheitsgefühl des Menſchen gleichſam von ſeiner Stelle gerückt, ſich ſelbſt untreu werden und falſches Zeugniß geben kann; der Gedanke, daß wir nie die Wahrheit ſelbſt, ſondern immer nur unſer Leben lieb haben; nie recht erfahren können, was nur Wahrheit iſt. — Sie iſt verborgen in unſerm Leben: Geheimes in noch Geheimerem. Doch ſchimmert hier ein Licht der Hoffnung. Es iſt ein Gedanke hoher Ahnung, daß nur Entwickelung des Lebens, Entwickelung der Wahrheit iſt: beyde, Wahrheit und Leben, Eins und Daſſelbe.

Jener gewiſſen Erfahrung indeſſen: daß Begriffe, Urtheile, Meynungen und Leidenſchaften zu denen wir, wie zu unſerer Mutterſprache, die unſeren Verſtand uns allmählig einflößte, gekommen ſind, durch bloſſe Autorität und Angewöhnung auf unſeren Beyfall mächtiger als die bündigſten Schlüſſe, als die auffallendſten Beweiſe wirken, ſteht eine andre gleich gewiſſe Erfahrung zur Seite; die Erfahrung, daß eben dieſe Meynungen dennoch der Vernunft nicht unüberwindlich ſind.

Stärker und kräftiger iſt der implicite Glaube, der ſich ſeiner Gründe nicht bewußt iſt, immer, als der explicite, der kein Glaube im eigentlichen Verſtande iſt, und auch keine Stärke, die ihm für dieſe oder jene beſondre Sache eigen wäre, gar keine Kraft fur ſich ſelbſt im Grunde hat. Der implicite Glaube aber, wenn er nur auf zufälligen und willkuhrlichen Verknüpfungen beruhte, verſchwindet, ſobald er ſich ſelbſt zu verſtehen anfängt; die Zergliederung vernichtet ihn. Derjenige implicite Glaube hingegen, dem keine blos zufällige und willkuhrliche, ſondern eine der Natur der Dinge gemäße Verknüpfung zum Grunde liegt, kann die Zergliederung aushalten, und nach derſelben ſeine eigenthümliche Kraft und Stärke wieder annehmen.

Ein vollkommener Irrthum, eine durchaus ſinnloſe Gewohnheit, eine ganz und gar ungereimte Meynung oder Maxime ſind unmögliche Dinge. Jeder Glaube, wie unſinnig, wie verkehrt er in der Folge auch erſcheinen mag, iſt bey ſeinem Urſprunge ein wahrer Glaube, eine richtige Erkenntniß, das iſt, ein nothwendiges Reſultat der Verhältniſſe geweſen, worinn jene Menſchen, bey denen er entſtand, ſich gegen Gott, Welt und Mitmenſchen befanden. Aber rückwärts die Spur wieder aufzufinden bis dahin, wo eine jetzt ungereimte Meynung, Gewohnheit oder Maxime wahr und vernünftig geweſen, möchte in den mehrſten Fällen beynah eben ſo unmöglich ſeyn, als aus irgend einer Sprache die wir reden ihren erſten Anfang, und die Gründe ihrer Eigenheiten zu entwickeln, dennoch iſt es keinem Zweifel unterworfen, daß jede künſtliche, minder oder mehr willkührliche Bezeichnung durch Worte, Schriftzüge und Gebärden, aus einer natürlichen und unwillkührlichen hat entſpringen müſſen. Man mußte ſich unmittelbar und von ſelbſt verſtehen, ſich gegenſeitig ſchon verſtanden haben, ehe man ſich untereinander auf irgend eine andre Weiſe zu verſtehen — lernen, lehren, übereinkommen konnte. Auch wird dieſe Zunge Gottes unter allen Sprachverwirrungen ſich erhalten, und in jeder Mundart ſich als das beweiſen, was das Wort zum Worte, zur mächtigſten der Energien macht.

Wie mit dem Worte, ſo mit der Wahrheit. Sie iſt der Odem Gottes, Gottes ausgeſandter Geiſt. Ganz und rein kann der Menſch die Wahrheit nicht empfangen; er ſieht ſie nur im Bilde, in einem Bilde das ihm gleich iſt. Wie die Gottheit ſelbſt, iſt die Wahrheit überall nirgend: Alles, und Nichts von allem. Laßt uns keine ihrer Erſcheinungen verachten! Aber auch keine ſo verehren, als wär ſie in eigener Geſtalt die Wahrheit, die hier ganz und Ein für allemal erſchienen wäre. Das kann ſie nicht, und aller Bilderdienſt womit man ſie zu ehren meynt, iſt ihr ein Gräuel.

Siehe da, liebe Erneſtine, die Quelle meiner Duldung, meiner Ruhe, meines Muths. Eine Form und Geſtalt müſſen alle Dinge haben, und einem Dinge alle Geſtalt nehmen, hieße ſo viel als es vernichten. Doch iſt es nicht die Geſtalt was die Sache hervorbringt, ſondern es iſt allemal die Sache, die irgend eine Geſtalt nur annimmt. Freilich irgend Eine auch nothwendig annehmen muß, und zwar eine ihr angemeſſene, eine, worin ſie ſich darſtellen kann: dadurch wird die Geſtalt, Geſtalt der Sache, überhaupt Geſtalt. Alle die verſchiedenen Sprachen, welche Menſchen geredet haben und reden, Indiſche, Griechiſche, Lateiniſche, Galliſche, Deutſche, ſind ſo viele zufällige Formen und Geſtalten einer und derſelben Menſchenſprache. Jede dieſer beſondren Sprachen kann untergehen; Menſchenſprache wird nie untergehen.

Dieſe oder jene einzelne, beſondre, laß mich ſagen poſitive und formelle Menſchenſprache, kann geſchickter als die andre ſeyn, den Geiſt des Menſchen auſſer ihm darzuſtellen, ihm als Werkzeug zu dienen, ihn zu vertreten; aber keine kann zu der Vollkommenheit gelangen, daß ſie — nun in und durch ſich ſelbſt lebendig, an und für ſich ſelbſt verſtändlich — das todte und tödtende des Buchſtabens nicht mehr an ſich hätte. Dieſer iſt und bleibt, wie alles Körperliche, in ſich finſter und leblos. Schrift und Sprache, getrennt vom Leben der Menſchen, ſind nicht Schrift, nicht Sprache mehr, ſind nur formloſe Züge, ſinnloſe Laute.

Und wenn es ſich nun mit dem Worte, dieſer unmittelbarſten, nothwendigſten, geiſtigſten und innigſten der Formen und Einſetzungen ſo verhält: wie nicht eben ſo mit allen andern? wie nicht auch mit den Formen und Einſetzungen poſitiver Religionen und Geſetzgebungen?

Alle Formen haben Nothwendigkeit des Princips und Zufälligkeit der Ausbildung miteinander gemein, und ſie unterſcheiden ſich in ihren Zufälligkeiten von einander, wie ſich die verſchiedenen Sprachen und Mundarten voneinander unterſcheiden. Stelle dir vor, du wüßteſt von keiner andern als deiner Mutterſprache, und nun brächte dir jemand eine ganz wörtliche Ueberſetzung, z. B. der Canzone: In quella parte, des Petrarca. Du würdeſt nicht wiſſen, was man dir zu leſen gäbe, nicht begreifen können, daß dies eine menſchliche Sprache ſey. Hie und da witterteſt du einigen Sinn: Aber ſo, würdeſt du ſagen, kann nur ein Tollhäusler ſich ausdrüken! — Wie anders, wenn du die Sprache verſtehen lernſt, mit ihrem Geiſte vertraut wirſt!

Es iſt mir noch ganz gegenwärtig, wie ich mich als Knabe über die Franzoſen, die ich ſah, ärgerte, daß ſie kein Deutſch verſtehen wollten. Daß ſie es nicht ausſprechen könnten ließ ich gelten. Aber nicht verſtehen? Mußten ſie nicht, wenn ſie pain ſagen wollten, zuvor denken: Brod! Hernach, als Jüngling, ſpottete ich des albernen Kindes, und hätte nicht ſpotten ſollen; denn mein Unverſtand war mit den Jahren nur anders, weitläufiger und größer geworden. Jede Vorſtellungsart, die mir, wie meine Mutterſprache, geläufig worden war, hielt ich für die Wahrheit, die alle Menſchen fühlen, ſehen, greifen mußten; jede fremde mir ganz ungewohnte Vorſtellungsart, für den offenbarſten Unſinn. Ich war genau in dem Falle, den ich bey dir mit dem italiäniſchen Canzone angenommen habe. Was geradezu wider meinen Syntax anſtieß, kam aus dem Tollhaus. Endlich, langſam und allmählig lernte ich ein wenig überſetzen: Eine Meynung, Denkungsart, Gewohnheit in die Andre; immer weniger konnte das

Wörtliche mich irre machen, hier mich abſchrecken, dort mich verführen; immer leichter wurde mir es Sinn zu wittern, und aus den verſchiedenſten Redensarten den Verſtand, den ſie gemein hatten, heraus zu winden. So lerne ich noch immer, werde zu lernen haben bis an mein Lebensende; denn niemand, wie ernſt es ihm auch darum ſey, kann ſich von den Folgen jenes Schlangenbetrugs im Paradieſe ganz befreyen; es ſizt die Doppelzüngige noch immer auf dem Baume der Erkenntniß, und täuſcht, minder oder mehr, mit förmlicher Wahrheit und wirklichem Irrthum alle Söhne Adams.

Liebe Erneſtine, ich muß noch einmal ſagen: Siehe da die Quelle meiner Duldung, meiner Ruhe, meines Muths! Höre mich, verſuche es: Von jenen fürchterlichen Geſtalten, vor denen du erſchrocken zurück bebſt; ergreiffe kühn die nächſte, halte ſie feſt, noch feſter, laß ſie nicht entfliehn: es iſt Proteus, der Wahrſager! Dränge ihn, er wird dir erſcheinen, die in ihm verborgene Weißheit dir enthüllen.

Das Gute und Wahre in jeder Verwandlung, welche ſie auf Erden leiden, zu erkennen, und keine dieſer Um- und Ein-Bildungen für das weſentliche Wahre, und das weſentliche Gute ſelbſt zu halten; weder zu glauben, daß ſie gegenwärtig hier oder da leibhaftig vorhanden ſind, noch zu hoffen, daß ſie je auf dieſer Welt leibhaftig da ſeyn werden; je aufhören werden Geiſt zu ſeyn, um lauter Fleiſch und Bein, das jeder greifen kann, um durch und durch Buchſtabe zu werden: Dieſe Weißheit und dieſen Verſtand — O, daß wir einmal alle davon erfüllt ſeyn möchten! Aufmerkſam auf den Geiſt jeder Zeit, würden wir dann ohne Erbitterung, die Zeiten nur mit jenem Geiſte der Wahrheit und des Lebens zu vergleichen trachten, *der in die Zeiten verhüllt, unwiderſtehlich, die Zeiten regiert.*

Unwiderſtehlich ſie regiert! ... Ich muß abbrechen, liebe Erneſtine, ganz abbrechen, ein Ende machen, denn ein zu weites Feld der Betrachtung eröffnet ſich hier. Aengſtlich habe ich ſchon jeden vorhergegangenen Abſatz geſchrieben, weil ich immer verkürzen, zuſammen ziehen, nur weiter ſtreben mußte, nicht ſah wie ich durchkommen würde. Mehrmals habe ich die Feder weggeworfen, und ich weiß nicht durch welche Gewalt gezwungen, ſie doch immer wieder ergriffen.

Dieſe Winke noch.

Kein Buch beſteht aus lauter Varianten, und kein Buch kann weniger blos aus Varianten, blos aus *Lesarten* beſtehen, als das Buch der Natur.

Aus unmittelbaren Eingebungen der Natur geht alles Dichten und Trachten der Menſchen hervor. Sie gab ihnen lebendige Hände, und ſie erfinden Maſchienen, Werkzeuge, gleichſam todte Hände, die nun mehr als die lebendigen vermögen. Sie gab ihnen Triebe, und ſie erſinnen Geſetze, die ſich über die Triebe erheben, und Angewöhnungen, Fertigkeiten, künſtliche Leidenſchaften und Vorurtheile an die Stelle ſetzen. Entziehe der todten Hand die lebendige, und ſie hört auf zu wirken.

Entziehe dem Geſetze, der Angewöhnung, dem Vorurtheile das Leben, das ſie von dem Triebe, der ſich ſo geſtaltet hatte, nahmen, und ſie werden Schatten und verſchwinden. Die lebendige Hand entzieht ſich der todten, die ſie nicht mehr braucht; der Trieb dem Geſetze, das ſeiner veränderten Richtung nicht mehr gemäß iſt. Selten plötzlich und auf einmal; denn die Macht der Gewohnheit iſt wie die Macht der Triebe, ſie iſt ihre todte Hand, und iſt ſtark wie der Tod. Aber keine übergebliebene ganz leere Gewohnheit kann ſich gegen aufkeimende neue Sitte lange erhalten; keine todte Anſtalt gegen lebendige Angriffe beſtehen.

Blicke umher, was ſiehſt du? Lauter Geſtalten, aus denen der Bildungstrieb, der ſie hervorbrachte, entwichen iſt. Sie bewegen ſich noch, aber ſie athmen nicht mehr. Anderswo iſt die Seele, die ehmals ſie belebte, und wirkt neue Geſtalten. Werden jene hohlen Maſken der Entflohenen nachjagen, ſie einholen, ſie wieder erobern können? Sie vermiſſen ſie ja nicht einmal!

Mir fällt dieſen Augenblick ein, daß du der prachtvollen Krönung Kaiſers Leopolds zu Frankfurt beygewohnt haſt. Ich habe keine Krönung geſehen, aber in derſelben Stadt eine andre berühmte Feierlichkeit: die Einholung des Geleits zur Meſſe. Zu den Zeiten des Fauſtrechts hatten mehrere Städte und Fürſten ſich vereinigt, für die Sicherheit der Kaufleute, die nach Frankfurt auf die Meſſe ziehen wollten, zu ſorgen? Mit dieſer Anſtalt waren mancherley Gebräuche verknüpft, die man noch immer fortſetzt, ob man gleich von einem Theil derſelben nicht einmal mehr weiß, was ſie ehmals bedeu-

Roſenberg. Ich bin entſchloſſen, ihm nicht zu mißfallen.

Angelika. Jetzt nicht dieſen leichten Sinn, wenn ich Ihnen jemals theuer war, Roſenberg — Es ſteht nicht bei Ihnen, wie die Würfel fallen — Wir müſſen das Schlimmſte erwarten, wie das Erfreulichſte. Ich darf Sie nicht mehr ſehen, wenn Sie unfreundlich von einander ſcheiden — was haben Sie beſchloſſen zu thun, wenn er Ihnen Achtung verweigert?

Roſenberg. Gute, Liebe! — ſie ihm abzunöthigen.

Angelika. O wie wenig kennen Sie den Mann, dem Sie ſo zuverſichtlich entgegen gehen! Sie erwarten einen Menſchen, den Thränen rühren, weil er weinen kann — hoffen, daß die ſanften Töne Ihres Herzens widerhallen werden in dem ſeinigen? — Ach! es iſt zerriſſen, dieſes Saitenſpiel, und wird ewig keinen Klang mehr geben. Alle Ihre Waffen können fehlen, alle Stürme auf ſein Herz mißlingen — Roſenberg! noch einmal! was beſchließen Sie, wenn ſie alle mißlingen?

Roſenberg (ruhig ihre Hand faſſend). Alle werden's nicht, alle gewiß nicht! Faſſen Sie Herz, liebe Furchtſame! Mein Entſchluß iſt gefaßt. Ich habe mir dieſen Menſchen zum Ziele gemacht, habe mir vorgeſetzt, ihn nicht aufzugeben, alſo hab' ich ihn ja gewiß.

(Sie gehen ab.)

tet haben. Vormittags wird Gericht gehalten, und dies Gericht heißt das Pfeifergericht, weil ſich die Abgeordneten mehrerer Geleitgeber während Gericht gehalten wird am Rathsſaale melden, und mit klingendem Spiele herein ziehen. Jetzt halten die Pfeifer inne, damit Antrag und Antwort vernommen werde. Wenn die eine Geſandſchaft wieder mit klingendem Spiele abgezogen iſt, wird das Gericht fortgeſetzt, bis die Zweyte erſcheint; und ſo fort bis alle da geweſen ſind. Nachmittags wird das mit Prunk ankommende Geleit an der Gränze ſtattlich in Empfang genommen; die ganze Stadt iſt vor den Thoren: damit endigt dieſes Schauſpiel. Das einzige Reelle bey der Sache iſt ein Zoll, den die Geleitgeber während der Meſſe auf den Landſtraſſen erheben. Die bewaffnete Mannſchaft, die ſie ſenden, dient dazu, die Erhebung dieſes Gefälls zu ſichern.

Ich habe nur ein Gleichniß geben wollen, liebe Erneſtine. Die Frankfurter können ohne Bedenken das Spiel am Geleitstage alle Jahre einmal wiederholen. Wenn aber ihre ganze Verfaſſung nur ein ſolches Spiel wäre, das in einem fortgeſpielt, und durch das Fortſpielen immer ſinnloſer würde — Wie dann? Würde eine dumpfe Erinnerung an Bedürfniſſe und Zwecke, die nicht mehr ſind, die Oberhand behaupten können, über gegenwärtige Bedürfniſſe und Zwecke, die ſich unaufhörlich regen, weil ſie wirklich leben, und, da ihr Leben beſtändig zunimmt, wohl vordringen müſſen? Unmöglich!

Was unmöglich Nicht geſchehen kann, darüber ſollten wir uns, wenn es geſchieht, nicht wundern; das ſollten wir noch weniger, jetzt erſt, da es ſchon geſchehen, die eigentliche Begebenheit ſchon da iſt, noch am Geſchehen hindern wollen. „Wenn ein großes Rad eine „Anhöhe hinunter läuft, ſagt Lears Narr, ſo halte es „nicht auf, oder es bricht dir den Hals, wenn du dich „dran hängſt; das Große aber, was bergan läuft, laß „dich hinter drein ziehen.“ Er ſagt auch: „Alle, die ihren Naſen folgen, werden von ihren Augen geleitet, die „*Blinden* ausgenommen.“

Unter dem Bergan laufenden großen Rade verſtehe ich die mit dem Laufe der Zeiten ſich bildende, eine Epoche der Menſchheit bezeichnende Meynung, welcher die Natur den Nachdruck giebt, und die ſie durchſetzt. Unter dem herabrollenden Rade die Meynung, die ſchon nicht mehr iſt, nicht mehr ſeyn kann, weil die Wahrheit, die in ihr war, von ihr gewichen iſt, und lauter Lüge ſie erhalten müßte.

Wenn Altes untergeht und Neues aufkommt, ſo entſteht eine andre Miſchung von Wahrheit und Irrthum, von Gutem und Böſem. Die *beſte* Miſchung — wer kann ſie beſtimmen? Es wäre ungereimt es nur zu wollen. — Leider, eine ſehr blutig gewordene Schwärmerey unſeres Zeitalters! — Zuverläſſig aber iſt dies Eine: daß der Menſch überhaupt nur in dem, was er für wahr hält, leben, und mit dem, was ihm gerecht ſcheint, ſich vereinigen, Friede damit halten kann. Der Tod widerſteht ihm weniger als das auffallende Ungereimte. Jener droht ihm nur, wie etwas auſſer ihm, äuſſerliche Zerſtöhrung: Jenes will ihn in ihm ſelbſt, im Innerſten des Lebens tödten.

Dies mag jeder, der auf die Meynungen ſeiner Zeitgenoſſen Einfluß haben will, wohl zu Herzen nehmen. Er lerne zuerſt dieſe Meynungen ganz verſtehen, welches ſehr ſchwer iſt. Hernach faſſe er den Muth, der Meynung, womit er ſich befaſſen will, wie gefährlich ſie ihm auch ſcheinen möge, in allem, was ſie gegründetes hat, volle Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen. Wir müſſen denen, wobey wir uns, um ſie zurecht zu weiſen, Gehör verſchaffen wollen, vor allen Dingen erſt beweiſen, daß wir uns ganz in ſie hinein zu denken und zu fühlen wiſſen. Können wir dieſes nicht, oder vernachläſſigen wir es, ſo erregen wir nur Unwillen, erbittern, machen übel ärger. Sie hören uns aber gewiß und gewähren uns bald ihre ganze Aufmerkſamkeit, wenn wir ihnen darthun, daß wir ſie in ihren Meynungen und Anliegen, nicht allein vollkommen verſtehen, ſondern noch mehr als ſie ſelbſt dafür zu ſagen wiſſen. Sie werden alsdenn geneigt, ſich mit uns noch weiter eines Beſſeren zu beſinnen; und das iſt genug, ja alles Mögliche. Eine einmal erworbene klare Einſicht aufzugeben, darf und ſoll man keinem Menſchen zumuthen; wohl aber daß er ſich die Mühe nehme, ſeine Einſichten noch mehr zu erweitern, ſeine Begriffe vollſtändiger und überall zuſammenhangend zu machen.

Ich weiß nicht, liebe Erneſtine, ob ich den Lohn meiner Mühe erndten, und dich und Ehrenburgen zufriedener mit mir geſchrieben haben werde. Ich will Euch gern noch einmal Rede ſtehen, wenn ihr es verlangt. Ueber den Hauptgegenſtand Eurer Beſorgniſſe behalte ich noch vieles auf dem Herzen. Einige abgebrochene Gedanken mögen hier den Beſchluß machen.

Kein Menſch hat Gott je geſehen; weder Ihn ſelbſt, noch Seine Handlungen. Unſre Bekanntſchaft mit Ihm nennen wir Religion. Sie kann durch nichts äuſſerliches mit Wahrheit dargeſtellt werden. Dennoch kann ſie gelehrt werden: der beſſeren Seele, durch die Beſſere; nicht der Thieriſchen; nicht wie die mechaniſchen Künſte dem, der auch ohne allen Geiſt der Erfindung iſt, und nur Erwerb zur Abſicht hat; ſondern, wie die freye Kunſt, dem allein, der Genie hat — dem Geiſterſeher.

Lehre den Unbegeiſterten in Raphaels Gemälden, in Phidias Bildern die Bedeutung dieſer Kunſtwerke, ihre eigentliche Schönheit, ihren Urheber, ſeine Seele, den Geiſt des Schöpfers, ſeine Macht und ſeine Liebe entdecken und ergreiffen. Lehre ihn wie edle Seelen ſich finden, ſich unbedingt vertrauen ..... Wer das Genie der Liebe und der Tugend hat, der glaubt nothwendig an Gott, an Vorſehung, an Unſterblichkeit. Der Saame dieſer Begeiſterung iſt in allen Herzen. Wo er unter Menſchen nicht mehr aufgienge, ganz erſtürbe, würde alles wüſt werden, lauter Tod ſeyn. Das kann nie geſchehen. Lebe wohl.

Die Fortſetzung folgt.

II

Ugolino und Ruggieri.

Fortſetzung von Dantes Hölle.

Mit Recht hat man oft bemerkt, daß der Eindruck einer poetiſch dargeſtellten Handlung von ihrer hiſtoriſchen Wahrheit ganz unabhängig iſt: nur was in die Geſchichte hineingelegt, nicht was ihr abgeborgt iſt, kann für künſtleriſches Verdienſt gelten. Die Art des Unterrichts, die man von einem Gedichte nicht verlangt, will man auch zu ſeinem Genuſſe nicht bedürfen. Macht alſo die erzählte oder dramatiſirte Begebenheit ein Ganzes, ein für ſich beſtehendes Werk aus, ſo muß ſie dem Weſentlichen nach aus ſich ſelbſt erklärbar ſeyn, und es wäre innre Unvollſtändigkeit, wenn ſie erſt vermittelſt einer hiſtoriſchen Einleitung Theilnahme erregen könnte. Wird ſie hingegen nur epiſodiſch erwähnt, wie hier das tragiſche Ende Ugolino's, ſo iſt der Dichter berechtigt, zu übergehen, was er als allgemein bekannt bey ſeinen Zeit- und Landgenoſſen vorausſetzen kann; eben durch dieſes Mittel erreicht er die nachdrücklichſte Kürze, indem auch das wirket, was er nicht ſagt. Er verdient keinen Tadel, wenn hieraus in der Folge der Zeiten Dunkelheit und ſcheinbare Lücken entſtehen: denn wiewohl er ſeine Werke für die Unſterblichkeit und für ſein ganzes Geſchlecht beſtimmt, ſo wendet er ſich doch unmittelbar an einen enger um ihn her gezogenen Kreis von Leſern. Warum ſollte er ſich nicht in Allem, was zufällig iſt, nach dieſem beanemen? Warum nicht Gegenſtände, die ihnen im wirklichen Leben nahe liegen, für die Darſtellung herbeyziehen? Warum ein Lokal- und Nationalintereſſe verwerfen, wenn es ein allgemein menſchliches in ſich ſchließt? Er darf von zukünftigen oder entfernten Leſern fodern, daß ſie ſich, ſo viel möglich, in jenes zu verſetzen, und ſich die Kenntniſſe und Ideen des ihm bekannten Publikums geläufig zu machen ſuchen, grade wie der Mahler dem Betrachter ſeines Werks einen gewiſſen Stand vorſchreibt. Einem Gemählde, welches nicht auf einen einzigen genau beſtimmten Geſichtspunkt berechnet wurde, muß es für alle möglichen Lagen des Auges an Täuſchung fehlen; und ein Gedicht, welches ſeinem Zeitalter und Vaterlande nicht gleichſam zugeeignet iſt, wird allen Jahrhunderten und Nationen fremd bleiben.

Dante's Muſe iſt weit entfernt, der Geſchichte dienſtbar nachzuſchleichen: ſie macht es ſich gern zum Geſchäft, zu offenbaren, was jene verſchweigt; und dann und wann wirft ſie durch ihre abgerißnen Sprüche auf die dunkelſten Stellen derſelben ein furchtbares Licht. Ugolino's Erzählung hebt da erſt an, wo die Geſchichte endigt: den Umfang ſeiner Leiden in dem Kerker, aus welchem er nie wieder unter die Lebenden kam, hat noch kein Geſchichtſchreiber ermeſſen. Auch wird ſie nie aufhören allgemein verſtändlich zu ſeyn, ſo lange es Menſchenherzen giebt. Allein um jenen Eindruck wieder herzuſtellen, den Dante's Anmahnung zur Theilnahme, wie die eines öffentlichen Sprechers der Gerechtigkeit und Wahrheit, früher als ein Menſchenalter * nach der, ſelbſt in einer

---

* Ugolino's Tod fällt in das Jahr 1289, alſo nur eilf Jahre

Periode wüſter Greuel unerhörten, Begebenheit auf ſeine Zeitgenoſſen machen mußte, iſt es nöthig, dieſe hiſtoriſch im Zuſammenhange der Zeiten zu betrachten, und den unglücklichen Mann, den ſie betraf, ſeine politiſchen Verhältniſſe, ſeine Thaten, ſeinen Charakter näher zu kennen.

Schwierig allerdings, aber nicht unmöglich iſt es, zwiſchen den Widerſprüchen der Zeugniſſe über den letzten einen ſichern Weg auszufinden, wenn man nur auf die leidenſchaftlichen Einflüſſe achtet, wodurch ſie erzeugt wurden, und die Thatſachen von den darein verwebten Auslegungen ſcheidet. Jene beſtehen, wie mannichfaltig auch dieſe abweichen mögen. Die Florentiniſchen und Genueſiſchen Geſchichtſchreiber verrathen hier unſtreitig Partheylichkeit gegen Piſa, die Nebenbuhlerin oder Feindin ihrer Vaterſtädte: Doch umſonſt wenden die Piſaniſchen alles an, um zu zeigen, die am Ugolino und ſeiner Familie verübte Grauſamkeit, beiſpiellos wie ſie war, ſey nur gerechte Vergeltung geweſen. Einer von ihnen übergeht die wichtige Ausſage Dante's mit Stillſchweigen, wiewohl er an andern Stellen ſeine hiſtoriſche Glaubwürdigkeit anerkennt. * Mit der Heftigkeit eines Sachwalters, nicht mit der ruhigen Stimmung des Forſchers beſtreitet ſie ein Andrer. ** Ugolino war wohl eben ſo

---

vor die Epoche der göttlichen Komödie. Freylich erſchien ſie viel ſpäter.

* Paolo Tronci Memorie istoriche della città di Pisa, in den Jahren 1283—1289, verglichen mit dem Jahre 1300.

** Flaminio del Borgo diſſertazioni ſopra l'iſtoria Piſana. Dieſe Unterſuchung, in welche der ſcharfſinnige Geſchichtforſcher wenig ein unmenſchlicher Tyrann als ein tadelloſer Märtirer ſeiner Vaterlandsliebe. Herrſchbegierde und Härte

einen großen Theil von Dante's Leben hineingezogen hat, nimmt den ganzen erſten Band ein. Um zu zeigen, daß er bey ſeinem Reichthum an nützlichen Aufklärungen dennoch in der Hauptſache Unrecht hat, würde faſt ein eben ſo weitläuftiges Werk nöthig ſeyn. Ich kann hier nur einige der wichtigſten Gründe, wodurch er Dante's hiſtoriſches Anſehen herabzuwürdigen ſucht, mit einem kurzen Winke begleiten. 1. Der menſchenfeindliche Charakter des Dichters und ſein Hang zur Satyre. Hat dieſer ihn je zu verläumderiſchen Erdichtungen verleitet? Er ſagt viele bittre Wahrheiten, aber Wahrheiten. Haß der Boßheit iſt Menſchenliebe. 2. Seine Privatfeindſchaft gegen die Piſaner, welche daraus entſprungen ſeyn ſoll, daß Dante nach ſeiner Verbannung ſich vergeblich bemüht, ſie für die Parthey der Weißen zu gewinnen. Dieß iſt nach des Verfaſſers Eingeſtändniß bloß Piſaniſche Sage. 3. Die Länge des zwiſchen jener Begebenheit und ihrer poetiſchen Aufzeichnung verfloßnen Zeitraumes, indem die göttliche Komödie im Jahr 1318 noch nicht vollendet geweſen ſeyn ſoll. Ein unbedeutender Umſtand. Dante erfuhr die denkwürdige Geſchichte gewiß nicht erſt damahls, als er ſie beſang: ſie fällt in ſein vier und zwanzigſtes Lebensjahr; und wie hätten ſo tiefe und einzige Eindrücke je wieder in ihm verlöſchen können? Auch mußte er immer noch die Widerlegung der Zeitgenoſſen von gleichem Alter mit ihm ſcheuen, wenn er die Wahrheit verletzte. Im den Ritratti d'uomini illuſtri di Toscana, T. III. im Leben Ugolino's, entſtellen nur zu oft die Anlage des Gemüths zu großen Thaten, können aber ihren Werth nicht aufheben; und in Zeiten wilder, raſtloſer Verwirrung iſt die Sittlichkeit eines öffentlichen Lebens faſt immer zweydeutig. *

Graf Ugolino ſtammte aus dem alten und mächtigen Geſchlecht della Gherardesca, welches gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts der Republik Piſa ihren erſten Podeſta gegeben hatte. ** Die Erwartungen von ihm, wozu dieß ſeine Mitbürger, die Anſprüche, wozu es ihn berechtigte, wurden zum erſten Mahle in einem Kriege gegen Genua (1256.) befriedigt. Der Ausgang war glücklich: Cagliari, zuvor ein Piſaniſches Lehen, wie die drey übrigen Diſtrikte Sardiniens, wurde wieder erobert; und da der Staat die dabey geleiſteten

---

wird gegen den Ritter del Borgo unſres Dichters Zeugniß als das merkwürdigſte und ächteſte in dieſer Sache behauptet.

* Ein Bildniß aus Cimabur's Zeitalter kann ſchwerlich eine ſchmeichelhafte Aehnlichkeit darbieten: Doch nehmen Ugolino's Geſichtszüge nach dem Kupferſtiche in den Ritr. d'uom. ill. di Tosc. nicht gegen ihn ein. Sie verrathen nichts unedles noch gemeines: nur wird ihr männlicher Ausdruck von Stolz und düſterm Ernſte wie überwölkt.

** Tronci Memoire istor. di Piſa, unter dem Jahre 1190. Auf dieſen Annaliſten verweiſe ich auch im Folgenden, ſo oft von der einheimiſchen Geſchichte Piſa's die Rede iſt. Wo ſie in die Florentiniſche und Genueſiſche eingreift, habe ich hauptſächlich Giovanni Villani und Uberto Folieta gebraucht.

Dienſte mit dem Gegenſtande des Streites belohnte, empfingen die Brüder Gherardo und Ugolino ein Drittheil jenes Landſtriches. Es beweiſt einen ſchnellen Gang des Glückes oder der Thätigkeit, daß der letzte ſchon neun Jahre nachher, als zu mächtiger Bürger eines Freyſtaats, und als Partheyhaupt der Guelfen vom Volke verbannt wurde. Gibellinismus war von Alters her einheimiſch zu Piſa; Demokratie war erſt um die Mitte des Jahrhunderts aufgekommen: und, was zu verwundern iſt, die neue Verfaſſung hatte den Eifer für eine Parthey, die ſich eigentlich mit ihrem Geiſte nicht vertrug, durchaus nicht geſchwächt. Die übrigen um dieſe Zeit Guelfiſchen Städte Toscana's, hauptſachlich Florenz, nahmen die Verwieſenen, den Grafen mit ſeinem Anhange, auf, und unterſtützten ſie zur Fehde gegen ihre Vaterſtadt, einer damals gewöhnlichen That. Nach dem unbedeutenden Erfolge des erſten Feldzuges entſchied der zweyte: die Piſaner, ſicher, wie ſie glaubten, hinter einer Verſchanzungslinie, die ſich weit an ihren Gränzen hinzog, flohen vor dem eindringenden Feinde, und nur unter der Bedingung, Ugolino und ſeine Parthey wieder in ihre Rechte und Guter einzuſetzen, wurde ihnen der Friede gewährt. Wenige Jahre nachher brach ein neuer Krieg zwiſchen Piſa und Genua aus: wenn anders das Verhältniß dieſer beyden See- und Handelsmächte je einen ächten Frieden zuließ. Durch den Beſitz Sardiniens und der umherliegenden Inſeln, durch Handelsverträge mit Afrikaniſchen und Aſiatiſchen Fürſten blühte Piſa; durch beydes ſtand es den Genueſern im Wege. Die Nachbarſchaft an derſelben Küſte, gleichſam der beſtandige Anblick des feindlichen Wohlſtandes, ſetzte den Stoff zum Neide und zur Eiferſucht, der ſo reichlich vorhanden war, in noch häu-

Fünfte Scene.

Ein Saal.

Von Hutten aus einem Kabinet. Abel, ſein Haushofmeiſter, folgt ihm mit einem Rechnungsbuche.

Abel (lieſt). Herrſchaftlicher Vorſchuß an die Gemeine, nach der großen Waſſersnoth vom Jahr 1784. Zweitauſend neunhundert Gulden —

v. Hutten (hat ſich niedergeſetzt und durchſieht einige Papiere, die auf dem Tiſche liegen). Der Acker hat ſich erholt; der Menſch ſoll nicht länger leiden, als ſeine Felder. Streich' er aus dieſen Poſten. Ich will nicht mehr daran erinnert ſeyn.

Abel (durchſtreicht mit Kopfſchütteln die Rechnung). Ich muß mir's gefallen laſſen — blieben alſo noch zu berechnen die Intereſſen von ſechsthalb Jahren —

v. Hutten. Intereſſen! — Menſch?

Abel. Hilft nichts, Ihr Gnaden. Ordnung muß ſeyn in den Rechnungen eines Verwalters.

(Will weiter leſen.)

v. Hutten. Den Reſt ein andermal. Jetzt ruf' er den Jäger, ich will meine Doggen füttern.

Abel. Der Pachter vom Holzhof hätte Luſt zu dem Polacken, mit dem Euer Gnaden neulich verunglückten. Man ſoll ihm die Mähre hingeben, meint der Reitknecht, ehe ein zweites Unheil geſchähe.

v. Hutten. Soll das edle Thier darum vor dem Pfluge altern, weil es in zehen Jahren einmal falſch gegen mich war? So hab' ich es mit Keinem gehalten, ſigere Gährung. Doch nicht bloß im Liguriſchen Meerbuſen, überall im mittelländiſchen, bis in das ſchwarze Meer ſtellten ihre flüchtigen Galeren einander nach. So konnte ſich ein unerheblicher Zwiſt bald zum ernſtlichen Kriege, dann zum letzten entſcheidenden Kampfe entzünden, wozu der lange genährte Nationalhaß ungewöhnliche Kräfte aufbot oder verlieh. Piſa, mit ſich ſelbſt einig, ſo oft es gegen Genua und für ſeinen Handel ſtritt, rüſtete hundert Galeren, und übergab ſie der Führung Ugolino's, dem noch ein Admiral, und der Podeſta Moroſini, ein Venezianer, ich finde nicht beſtimmt angegeben, ob zu- oder untergeordnet wurden. Von einer Unternehmung auf den Hafen von Genua, welches damahls durch die Abweſenheit ſeiner Flotte wehrlos war, mehr einer höhnenden Ausfoderung als einem wirkſamen Angriffe, kehrten die Piſaner noch trotziger zurück; und als ſie zum zweyten Mahle ausfuhren, geſchah es nicht wie zu einer Schlacht, ſondern wie zu einem Triumph. Da eine warnende Vorbedeutung die Einſegnung der Flotte durch den Erzbiſchof Ruggieri unterbrach, trieben einige der rohen Seefahrer den Uebermuth bis zur Läſterung: möchte Gott ihnen zuwider ſeyn, wenn ſie nur Wind und Wellen für ſich hätten. Uberto Doria, aus einem Geſchlechte von Seehelden, kam ihnen mit hundert und dreyßig Genueſiſchen Galeren entgegen. Das Loos des blutigen Tages fiel gegen Piſa, und die kleine Inſel Meloria, zuvor ein unberühmter Nahme, wurde denkwürdig als der Fels, an welchem Piſa's Größe ſcheiterte. Der Verluſt des Schiffes mit dem Hauptbanner erzeugte Verwirrung und Flucht; fünftauſend Piſaner fielen durch das Schwert, oder verſanken mit ihren Galeren; und die Sieger brachten acht und zwanzig genommene Schiffe und neuntauſend Gefangne mit ſich zurück, ſo daß nachher ein Sprichwort entſtand: um Piſa zu ſehen, müſſe man nach Genua reiſen. Ugolino rettete ſich mit drey Galeren, und war der erſte Ueberbringer der Unglücksbotſchaft, die von den Seinigen mit unbeſchreiblicher Beſtürzung angehört wurde. Rühmlicher und glücklicher für ihn wäre es zwar geweſen, die Piſaniſche Seemacht nicht zu überleben; allein der blinde ſinnloſe Ungeſtüm einer allgemeinen Flucht macht Feige und Tapfre einander gleich. Sein Leben konnte dem Staate noch dienen: das Opfer deſſelben hätte vermuthlich nichts gefruchtet. Wäre es nicht bloß Privatmeynung ſpäterer Schriftſteller, * hätte ihn wirklich die öffentliche Stimme gleich damals beſchuldigt, er habe durch ſeine voreilige Flucht die Niederlage verrätheriſch verurſacht, und die beſte Blüthe ſeiner Mitbürger hingeopfert, um den Ueberreſt deſto ſicherer zu unterjochen; ſo wären ſeine Verfolger nachher nicht genöthigt geweſen, ſich auf weit geringere Verbrechen zu berufen. Aber das unvorſichtige Selbſtvertrauen der Piſaner, die Uebermacht der Genueſer, die Erfahrenheit ihres Anführers macht den Ausgang des Treffens ohne jene Behauptung ſehr begreiflich; ſie iſt unwahrſcheinlich, weil Ugolino, der ſchon in hohem Anſehen ſtand, durch ein für ſeine Ruhmbegierde ſo ſchmähliches Mittel alles aufs Spiel geſetzt hätte; und der Eifer für die Ehrenrettung Piſa's, der ſich bey ihrem Vortrage verräth, ſetzt ſie faſt zur willkührlichen Vermuthung herab. **

---

* S. Tronci Memor. unter dem Jahre 1284.

** Einem gleichzeitigen Chroniſten von Lucca, Fra Tolommeo, zufolge hat der Graf die Verbündeten gegen Piſa, Der Graf verſammelte den groſſen Rath, und beſchwor die niedergeſchlagenen Gemüther, ſich männlich zu faſſen: jetzt ſey der Augenblick gekommen, Entſchloſſenheit darzuthun; kein Zuſtand ſey rettungslos, als der des unthätigen Verzagens. Das Vaterland warf ſich ihm in die Arme: er wurde zum Podeſta erwählt. * Unterdeſſen ruhten die Genueſer nicht im Genuß des Sieges. Sie ſchloſſen ein Bündniß mit Lucca und Florenz, wobey es nichts geringeres galt, als den gänzlichen Untergang ihrer Erbfeindin. Dieſe beiden Städte fielen auch unverzüglich in das Piſaniſche Gebiet, und eroberten verſchiedne Burgen. Die weitere Ausführung ihrer Anſchläge blieb dem nächſten Feldzuge und förmlicheren Zurüſtungen vorbehalten, hätte Ugolino ſie nicht verhütet. Es iſt leicht zu begreifen, wie ungern er gegen eine Guelfiſch geſinnte Stadt, ſeine ehemalige Zuflucht, Krieg führen mußte. Auch drang er im Rathe nachdrücklich darauf, man ſolle ſich um den Frieden mit Florenz bemuhen; und wenn er hiebey den Zweck hatte, die Guelfiſche Parthey in Piſa zur herrſchenden zu erheben, ſo wußte er ihn wenigſtens in ſcheinbare Gründe zu kleiden, oder vielmehr, der Vortheil des Staates traf hier wirklich mit ſeinem eignen zuſammen. Die Piſaner, ſtellte er vor, müſſen mit ihren Nachbarn auf dem feſten Lande Freundſchaft halten, um die Herrſchaft zur See, den Beſitz der Inſeln und fremden

---

die ihn zur Theilnahme an ihren Entwürfen einluden, abgewieſen. S. Ritr. d'uom. ill. di Tosc. im Leben Ugolino's. Iſt dieß gegründet, ſo wird die obige Beſchuldigung vollends unglaublich.

* Es ſcheint alſo daß der Podeſta Moroſini bey Meloria geblieben oder gefangen genommen war.

Niederlaſſungen, worauf ihre Größe beruhe, ungeſtört behaupten zu können. Die Gefahr ſey dringend, wenn es nicht etwa gelänge, den Bund durch einen beſondern Friedensſchluß zu löſen; und Florenz, deſſen Feindſchaft, nur zufällig durch Partheygeiſt aufgereckt, nicht aus einem unabänderlichen Verhältniſſe entſpringe, werde am leichteſten auszuſöhnen ſeyn. [*] Der Graf, deſſen dortige Privatverbindungen hiebey ſehr nützlich ſeyn konnten, wurde zur Führung des Geſchäftes bevollmächtigt, und, vermittelſt des Ueberganges ſeiner Vaterſtadt zur Guelfiſchen Parthey, und der Abtretung jener ſchon eingebüßten Burgen, brachte er es zu Stande. In der That, Piſa befand ſich ſo ſehr im Nachtheile, daß der öffentliche Preis, wofür es den Frieden erkaufte, nur durch Schleichhandel auf dieſe Bedingungen herabgeſetzt werden konnte. Es bedurfte des Goldes, welches, in Weinkrügen verſteckt, Ugolino den Häuptern der Florentiniſchen Regierung zuſandte, um durch ſie das Volk zum treuloſen Bruche eines vortheilhaften Bundes zu verleiten, worüber Genua und Lucca in eben ſo gerechte als bittre Vorwürfe ausbrachen. Daß der Erzbiſchoff nachher eine in der größten Bedrängniß ausgemittelte Hülfe dem Grafen als Hochverrath auslegte, geſchah wohl nur aus Unvermögen, einen gültigeren Vorwand zu erſinnen. Jene Gränzörter haben mehrern Florentiniſchen Geſchichtſchreibern nicht einmahl der Erwähnung werth geſchienen; [**] und wären ſie auch weit beträchtlicher geweſen, die See, das eigentliche Gebiet der Piſaner, konnte ſie leicht für jede Einbuße auf dem feſten Lande entſchädigen. Noch weniger kann es ein Verbrechen ſcheinen, daß Ugolino den Staat, dem er vorſtand, zu ſeiner Parthey herüberzog. Um dazu die Gelegenheit zu verſäumen, hätte er die Sittenlehre und Denkart eines Zeitalters verläugnen müſſen, dem Partheyſucht für Patriotismus oder höher als Patriotismus galt. Ohne alle Erſchütterungen konnte zwar dieſer plötzliche Wechſel des Regierungsſyſtemes nicht erfolgen: aber wenn Ugolino damahls den Häuptern der Piſaniſchen Gebellinen erwiederte, was er ehedem von ihnen erlitten; wenn ſein Machtſpruch, nicht etwa ihr eigner Verdruß, ſie aus ihrer Vaterſtadt vertrieb, ſo können doch dieſe Verbannungen weder zahlreich noch von langer Dauer geweſen ſeyn: denn bey der Verſchwörung gegen ihn, nur drey Jahre ſpäter, finden wir die mächtigſten Gibelliniſchen Familien offenbar innerhalb der Stadt.

---

[*] Siehe Leonardo Bruni im dritten Buche ſeiner Florentiniſchen Geſchichte.

[**] Man findet ſie weder bey Villani, noch beym Aretin, noch bey Ammirato.

Indeſſen wurde, was der Tag bey Meloria an Muth und Macht übrig gelaſſen hatte, anhaltend auf den Krieg mit Genua verwandt. Unterhandlungen waren gleich im folgenden Jahre verſucht, aber abgebrochen worden. Selbſt den gefangnen Piſanern konnte die Sehnſucht nach der Heimath keine Einwilligung in die harten Bedingungen abdringen, die Genua vorſchrieb: ſie entſchloſſen ſich aus Liebe zum Vaterlande, es noch länger zu entbehren. Als zwey Jahre darauf die Genueſer ſich günſtiger für den Frieden erklärten, hintertrieb ihn Ugolino, indem er Piſaniſche Freybeuter zu neuen Feindſeligkeiten anſtiftete. Man behauptet, er habe, weit entfernt ſich über die Entvölkerung Piſa's und die Verwaiſung ſo vieler Familien zu bekümmern, befürchtet, die Rückkehr ſeiner gefangnen Mitburger möchte ſeiner Macht gefährlich werden. Dieß würde zugleich beweiſen, daß er ſich ihres Misbrauchs bewußt war, und von der öffentlichen Stimme das übelſte zu erwarten hatte, ſobald die Herſtellung auswärtiger Ruhe und häuslichen Wohlſtandes ſie laut werden ließ. Der Schein iſt allerdings gegen ihn: und wir ſind zu ſehr entfernt, zu wenig unterrichtet, um die Güte der politiſchen Gründe, die ihn vielleicht rechtfertigen, genau zu wägen. So erſchöpft war Piſa doch wohl nicht, daß die Hoffnung, ſich durch muthiges Ausdauern zu einem vortheilhafteren Frieden hinzukämpfen, verwegen geweſen wäre. Krieg war immer noch beſſer als Abhängigkeit oder gänzliches Zurücktreten in Allem, worin Piſa mit Genua wetteifern konnte; der Vertrag der lange nach Ugolino's Tode (1299.) einen hartnäckigen, auch für die Sieger ermüdenden, Krieg beſchloß, ſcheint nur jenes Verhältniß beſiegelt zu haben. Ein friedliches Gleichgewicht konnte nicht zwiſchen zwey Republiken beſtehen, deren gegenſeitige Feindſchaft Staatsmaxime war, weil jede in der Erniedrigung der andern ihre Größe zu finden glaubte. Nichts iſt überhaupt unverſöhnlicher als kaufmänniſche Eiferſucht. Ein Handelſtaat kann in einer entlegenen Zone empfindlicher verletzt werden, als innerhalb ſeiner Gränzen: ſelbſt der Ozean iſt ihm zu eng, ſo lange er noch die Schiffe des Nebenbuhlers trägt.

Nach Verlauf des erſten Jahres ſeiner Verwaltung wurde Ugolino noch auf zehn Jahre zum Podeſta erwählt. Dieſe Würde iſt unter den politiſchen Eigenthümlichkeiten des Mittelalters eine der merkwürdigſten; * doch ſcheint

* Mit gedankenreicher Kürze beſtimmt Gibbon das Weſen

ſie mehr eine Geburt des erfinderiſchen Bedürfniſſes geweſen zu ſeyn, als der vorſichtigen Staatskunde: gefährlicher für die Freyheit, als wirkſam gegen innre Zwietracht und Anarchie, die unheilbaren und zuletzt tödtlichen Krankheiten der meiſten damahligen Freyſtaaten Italiens. Schon der Nahme des Amtes deutet auf dictatoriſche Gewalt: aber nur auf Ein Jahr und nur einem Fremden, der ſeine Familienverbindungen daheim ließ, und wenig Verſuchung hatte, partheyiſch zu ſeyn, wurde das Recht anvertraut, zugleich als Heerführer und als Richter die öffentliche Sicherheit zu ſchützen, und ihre Störer zu bändigen oder zu beſtrafen. Durch die Wahl eines mächtigen Mitbürgers, durch ſeine Beſtätigung auf einen ſo langen Zeitraum hatten die Piſaner ſelbſt ſich Feſſeln angelegt: und wenn auch hiebey ihre wahren Wünſche durch den Guelfiſchen und Florentiniſchen Einfluß überſtimmt wurden, ſo gelangte der Graf doch ohne Gewaltthat, dem Aeußern nach rechtmäßig, zu einer faſt unumſchränkten Gewalt. Er wußte ſich unter den wühlenden Bewegungen oder dem offenbaren Gegenſtoß der Factionen, unerſchüttert darinn zu behaupten; und ein Nebenbuhler, der aus dem Schooße ſeiner Familie und ſeiner Parthey gegen ihn aufſtand, ſein Neffe Nino Visconti, * wagte umſonſt ihn zu ſtürzen.

---

derſelben. History of the decline etc. Chapt. 69. Vol. XII. p. 89. (Ed. of Basil.)

* Er war Giudice von Gallura in Sardinien. Aus einer Stelle des Purgatorio, VIII, 53 erhellet, daß Dante ihn perſönlich, und zwar genau gekannt. Giudice Nin gentil nennt er ihn.

Ugolino genoß alſo in ſtolzer Sicherheit ſeines Glückes. Ihn ſchmückte, außer dem Glanze des Reichthums und der Herrſchaft, ſein Geſchlecht, in Söhnen, Töchtern und Enkeln um ihn her verbreitet; und Vermählungen mit den angeſehenſten Häuſern vermehrten noch die blühende Fülle deſſelben. An dem prächtigen Hochzeitfeſte einer Tochter unterhielt er ſich mit Marco Lombardo, einem wegen ſeiner Weisheit berühmten Manne,* über die ſeltne und auserleſene Glückſeligkeit, die ſein Alter kröne. Er mahlte ſie mit erhöhten Farben, wies ihn gleichſam auf ihren glänzenden Anblick hin, und fragte ihn endlich: was ihm davon dünke? „Herr, ihr ſeyd ſo „beglückt," erwiederte Meiſter Marco, daß euch allein die Gnade Gottes fehlt. Bildlicher und ſchöner vielleicht, aber nicht mit mehr Wahrheit oder Nachdruck hätte ein Griechiſcher Weiſe geſagt: ehre die Nemeſis! Im Taumel der Hoheit, der jene Warnung veranlaßt hatte, ging ihr tiefer Sinn verloren: der verblendete Ugolino ſah die Wolken nicht, die dunkel über ihm aufzogen, und eilte ſelbſt ſeinem Falle entgegen. Er hätte vielleicht durch Theilung ſeiner Herrſchaft die Entwürfe eines unternehmenden Gegners entwaffnet, der nach ihm der mächtigſte Guelfe war. Statt deſſen war er mit dem Erzbiſchof Ruggieri Ubaldini, dem Haupte der Gibellinen, in einen Bund getreten, um Nino Visconti aus der Stadt zu verjagen, wodurch ſeine eigne Parthey geſchwächt und zerriſſen ward. Während er allzu ſicher auf dieſe neue und trügeriſche Freundſchaft baute, wandten grauſame

---

[*] Man ſehe über ſeinen Charakter Landini's Kommentar zum ſechszehnten Geſange des Purgatorio, wo ihn Dante auftreten und mit Weisheit und Weltkenntniß reden läßt.

Thaten des Uebermuthes die Gemüther von ihm ab. Er ſoll den Grafen Anſelmo von Capraja, deſſen Popularität ſein einziges Verbrechen war, heimlich haben umbringen laſſen. Zornig über die Vorwürfe, welche ihm wegen ſeiner Verwaltung von zwey jungen Männern gemacht wurden; um ſo zorniger vielleicht, je gerechter ſie waren, verwundete er den einen von ihnen, erſchlug den andern: ſeine Wuth achtete es nicht, daß jener ſein eigner Neffe, dieſer ein Neffe des Erzbiſchofs war. Ruggieri ſtand lange ſtumm, als ihm die Leiche gebracht wurde; ſagte zuletzt mit angenommener oder wirklicher Gleichgültigkeit: er könne ſich nimmermehr überreden, daß dieß ſein Neffe, und die Ermordung deſſelben Ugolino's That ſey; und überließ ſich öffentlich an eben dem Tage der lauteſten Fröhlichkeit. Schwerlich hätte auch der geübteſte Meiſter in der Verſtellungskunſt vermocht, im Augenblicke einer tödtlichen Beleidigung ſich ſo gefaßt zu zeigen, wenn ſie nicht etwa geheime feindſelige Anſchläge, wodurch er ihr längſt zuvorkam, zur Reife bringen half. Es iſt alſo nicht unwahrſcheinlich, daß der junge Ubaldini mit Vorwiſſen ſeines Oheims dem Beherrſcher Piſa's Trotz geboten hatte. Wie dem auch ſey, der Erzbiſchof konnte nun um ſo leichter ſeinem eigennützigen Verrath edlere Triebfedern unterlegen, und die Gibelliniſchen Häuſer, welche, wie er ſelbſt, Freundſchaft für den Grafen nur heuchelten, die Lanfranchi, Gualandi, Sismondi, in eine Verſchwörung gegen ihn ziehen. Wiederholtes und vergebliches Andringen im Rath auf den Frieden mit Genua, deſſen vorzüglichſtes Hinderniß Ugolino ſchien, wurde zur Veranlaſſung gebraucht, die Menge gegen ihn aufzuwiegeln. Alles war vorbereitet; die Glocken läuteten Sturm; ein furchtbares

Geſchrey: Tod dem Tyrannen! ſchallte durch die Straßen. Dennoch bot ſich der Podeſta entſchloſſen einem ungleichen Kampfe dar, und zog ſich erſt am Abend eines blutigen Tages in ſeine Burg zurück, welche im Umkreiſe der Stadt lag. Zu ſpät durch das nahende Ungewitter aufgeſchreckt, hatte er im Stillen zu ſeinen auswärtigen Freunden um Hülfe geſandt; allein der ſchlaue oder glückliche Anführer der Verſchwornen war ihm zuvorgekommen. Als die Mittel der Gegenwehr erſchöpft waren, und noch kein Erſatz erſchien, mußte Ugolino ſein Schloß dem eindringenden Feinde und den Flammen Preis geben. Er ſuchte ſich nach Lucca zu retten, * wurde aber nebſt zwey Söhnen, Uguccione und Brigata, und zwey Enkeln, Anſelmuccio und Gaddo ** unterwegs eingeholt, und in den ſogenannten Thurm der ſieben Straßen geworfen. Die eroberte Burg wurde geſchleift, und ewiger Verwüſtung gewidmet. Man verfolgte mit Wuth ſeine noch nicht entflohenen Freunde und Anhänger; die, welche ſich verſteckt hatten, mußten auf den drohenden Befehl des Erzbiſchofs ausgeliefert werden. Eine treue weibliche That fodert mitten unter dieſen Auftritten des Schreckens unſre Rührung: die That einer Amme, welche ihren Säugling, des Grafen Enkel, in der mir mit **Undank** lohnte. Ich werde es nie mehr reiten.

---

* Dieſer von den meiſten übergangene Umſtand erhellt aus Dante's Erzählung Inf XXXIII, 29. 30. Man vergleiche Borgo Diſſertaz. Vol. I p. 79 u. f.

** Andre nennen Gaddo unter den Söhnen, und Brigata unter den Enkeln des Grafen. Borgo's Angabe Vol. I. p. 133. ſcheint mehr mit Dante übereinzuſtimmen, welcher Gaddo als den jüngſten und zarteſten zuerſt erliegen läßt. Inf. XXXIII, 68.

Abel (nimmt das Rechnungsbuch und will gehen).

v. Hutten. Es fehlten ja neulich wichtige Empfangſcheine in der Kaſſe, ſagt' er mir, und der Rentmeiſter ſey ausgeblieben?

Abel. Ja, das war vorigen Donnerſtag.

v. Hutten (ſteht auf). Das freut mich, freut mich — daß er doch endlich noch zum Schelm geworden iſt, dieſer Rentmeiſter. Er hat mir elf Jahre ohne Tadel gedient — Setz' er das nieder, Abel. Erzähl' er mir mehr davon.

Abel. Schade um den Mann, Ihr Gnaden! Er hatte einen unglücklichen Sturz mit dem Pferde gethan und iſt heute Morgen mit einem gebrochenen Arm hereingebracht worden. Die Quittungen fanden ſich unter andern Papieren.

v. Hutten (mit Heftigkeit). Und er war alſo kein Betrüger! — Menſch, warum haſt du mir Lügen berichtet?

Abel. Gnädiger Herr, man muß immer das Schlimmſte von ſeinem Nächſten denken.

v. Hutten (nach einem düſtern Stillſchweigen). Er ſoll aber ein Betrüger ſeyn und die Quittungen ſoll man ihm zahlen.

Abel. Das war mein Gedanke auch, Ihr Gnaden. Steckbriefe waren einmal ausgefertigt und das Nachſetzen hat mir gewaltiges Geld gekoſtet. Es iſt verdrüßlich, daß dies alles nun ſo weggeworfen iſt.

einen Korb voll Leinwand verbarg, und mit Lebensgefahr aus der Stadt trug. Neun Monate lang wurde jenen unglücklichen Gefangnen das Leben gefriſtet. Zwar brauchte Ruggieri wahrſcheinlich nicht ſo lange Zeit, um die unmenſchlichſte Rache zu erſinnen; ſein Geiz verzögerte ſie: er erpreßte von Ugolino's Freunden groſſe Geldſummen für ſeine gehoffte Freylaſſung. Endlich (im März 1289) ward das Loos der Verurtheilten unwiderruflich entſchieden; die Thür ihres Kerkers ſchloß ſich für immer; die Schlüſſel wurden in den Arno verſenkt; und ſie erriethen, daß ſie beſtimmt ſeyen, Hungers zu ſterben. Der Erzbiſchof gefiel ſich ſonderlich in der Wahl dieſer Todesart: zu milde und fromm, um Menſchenblut zu vergießen, habe er den Schuldigen nur die Nahrung entzogen. Ein lautes Geſchrey um Erbarmen, drang durch die dicken Mauern; aber aus Furcht (denn der Haß gegen den Nahmen Gherardesca war nun doch wohl verſöhnt) regte ſich keiner ihrer Mitbürger. Um einen Beichtiger wenigſtens flehte der Graf; allein umſonſt: der Erzbiſchof ließ ihn (eine prieſterliche Rache) ohne das Sakrament der Buße zur Hölle fahren. Man verſcharrte nachher ihre abgezehrten Leichname ohne Ehrenzeichen; der Thurm, das Werkzeug ihrer Qualen, wurde durch ſeinen veränderten Nahmen ihr einziges Denkmahl. *

Wenn Ugolino ſchuldig heiſſen kann; und er kann es gewiß eher durch den Misbrauch der ihm anvertrauten Gewalt, als durch ſeine angebliche Verrätherey beym Friedensſchluſſe mit Florenz: ſo war doch die Strafe

---

* La torre della fame ſtand noch zu Tronci's Zeit, aber im Umkreiſe des Ordenshauſes von St. Stefan eingeſchloſſen.

ſelbſt fur den ſchwärzeſten Miſſethäter zu grauſam. Was aber kein Schein des Rechtes beſchönigen kann; was ſeine Verfolger ewig zum Abſcheu der Menſchheit machen muß; was den Piſanern, nach der Meynung der Zeitgenoſſen, unmittelbar Gottes Gerichte zuzog, iſt die Mitverdammung der unſchuldigen Söhne und Enkel. Vergebens bemüht ſich der unermüdliche aber misverſtandne Patriotismus eines Piſaniſchen Gelehrten * zu beweiſen, ſie ſeyen nicht mehr im Knabenalter, ſondern völlig erwachſen geweſen, und haben für Ugolino gefochten. Ueberwögen auch ſeine Gründe die Menge entgegengeſetzter Zeugniſſe, ſo waren ſie doch weder Hochverräther noch Tyrannen, und konnten, auf das ſtrengſte genommen, nur Verbannung verdienen. Bloß aus grenzenloſer Rachgier, oder aus Furcht, es möchte aus Ugolino's Blut ein Rächer der Unthat aufſtehen, wünſchte man ſeine ganze Nachkommenſchaft zu vertilgen. Dieß mislang: zwey ältere Söhne, die Väter der mitgefangenen Enkel, waren beym Ausbruch des Aufſtandes nicht zugegen geweſen; jener gerettete Säugling durfte als Mann in ſeine Vaterſtadt zurückkehren; und noch jetzt blüht das Haus der Gherardeschi.

Dieſe Begebenheit zog verderbliche Folgen für die Piſaner nach ſich. Der Sturz der Guelfiſchen Parthey verwickelte ſie in einen langwierigen Krieg mit den Toskaniſchen Guelfen, worin dieſe die Oberhand behielten. Mit Genua wurde zwar bald ein Nothfriede eingegangen; doch da die Harte der Bedingungen Piſa von ihrer Erfüllung abhielt, erneuerten ſich die Feindſeligkeiten, und

---

* Borgo Dissertaz. Vol. I. p. 40. u. f.

endigten erſt mit der entſchiednen Uebermacht des einen, und der gänzlichen Erſchöpfung des andern Staates. So ſank das reiche, mächtige, ruhmvolle Piſa, bis es ein Jahrhundert nachher, von den Florentinern unterjocht, zugleich mit der Freyheit ſein hiſtoriſches Daſeyn einbüßte.

Indem der Dichter die Antenora durchwandert, (hier verließen wir ſeine Erzählung) ſtößt er unverſehens mit dem Fuße an den Kopf eines Verdammten, der ſich weigert ihm zu entdecken, wer er ſey, worüber Dante in heftigen Zank mit ihm geräth. Es iſt Bocca degli Abati, ein Florentiner, durch deſſen Verrath die Niederlage bey Montaperti erfolte. Zufällig ruft ihn einer von ſeinen Mitgenoſſen bey Nahmen, und nun nennt er aus Rache dieſen ſowohl als die übrigen Verbrecher um ihn her. Hierauf fährt Dante fort:

Wir waren ſchon entfernt von dieſer Brut,
Da ſah ich zwey zuſammen eingefroren:
Der Kopf des Einen war des Andern Hut.
Und wo der Schädel gränzet an den Nacken,
Sah ich, wie man im Hunger Brot verſchlingt
Des obern Kerles Zahn den untern packen.
Nicht anders hat vor Wuth die Schläf und Stirn
Des Menalippus Tydeus einſt zerklaubet, *
Wie der des Andern Schädel, Haut und Hirn.

---

* Tydeus hatte den Menalippus umgebracht, war aber dabey ſelbſt tödtlich von ihm verwundet worden. Dante ſpielt hier auf eine Stelle des Statius an.

„O du,“ rief ich, deß viehiſche Geberden
Haß gegen den beweiſen, den du nagſt,
Sag mir den Grund davon: ich will auf Erden
Dein Schickſal kund thun, wenn du Wahrheit ſagſt;
Will rächen deinen Ruf an jenem dort,
Wofern du ihn mit Fug und Recht verklagſt,
Wenn die, womit ich ſpreche,[*] nicht verdorrt.

Drey und dreyßigſter Geſang.

Da hob vom angefreßnen Hinterkopfe
Der grauſe Sünder ſeinen Mund empor,
Und wiſcht' ihn ab in ſeines Feindes Schopfe.
Dann fing er an: Soll ich den grimmen Schmerz
Erneuern? Eh ich noch davon erzähle,
Zermalmt das Angedenken ſchon mein Herz.
Doch ſollen meine Worte dieſem ſchnöden
Verräther eine Saat der Schande ſeyn,
So wirſt zugleich mich weinen ſehn und reden.
Ich weiß nicht, wer du biſt, noch wie du hier
Herabgeſtiegen: doch ein Florentiner,
Wenn ich dich reden höre,[**] ſcheinſt du mir.
Ich war Graf Ugolino, mußt du wiſſen,
Und Erzbiſchof Ruggieri dieſer da.
Nun hör', warum ich ſo ſein Hirn zerbiſſen.

---

[*] Die Zunge.

[**] Nehmlich nach dem Dialekte zu urtheilen.

Wie er, derweil er ſeine Treu mir bot,
Mit arger Feindesſtücke mich gefangen,
Dann umgebracht, iſt nicht zu ſagen Noth. *
Doch das, was niemand droben dir erzählet,
Wie grimm mein Tod geweſen, höre nun;
Dann wirſt du wiſſen, wie er mich gequälet.
Ich hatt' aus einer engen Luk' im Erker
Des Thurms, der jetzt vom Hunger wird benannt,
Und der für viele dienen wird zum Kerker,
Verſchiedner Monden Wechſel ſchon erkannt,
Als einſt im Schlaf der Zukunft Schleyer riſſen,
Und mein Geſchick vor meinen Augen ſtand.
Es ſchien mir, der da jagt' als Herr und Haupt
Den Wolf und ſeine Wölflein ** zu dem Berge, ***
Der den Piſanern Lucca's Anblick raubt.
Mit magern, auf den Fang erpichten Hunden
Hetzt' er ſie fort; es liefen vor ihm her
Gualande mit Lanfranken und Sismunden. ****

---

* Weil es allgemein bekannt iſt.

** Ich kann nicht ſagen, ob hierin vielleicht eine heraldiſche Anſpielung liegt, dergleichen häufig in der göttlichen Komödie vorkommen. Sonſt wäre das Bild eines ſchädlichen Raubthiers nicht günſtig für Ugolino gewählt.

*** Monte de San Giuliano, auch der Piſaniſche Berg genannt.

**** Die mächtigſten Gibelliniſchgeſinnten Familien. Durch die Hunde wird der Pöbel bezeichnet.

Nach kurzem Laufe ſah ich kraftlos keichen
Den Vater und die Söhne, ſah ich bald
Von ſcharfen Hauern bluten ihre Weichen.
Erwacht war ich vor Tages Anbruch kaum,
Da hört' ich um mich her die Söhne * weinen,
Und flehn um Brot in ihrem bangen Traum.
Denk, was mein ahnend Herz begann zu wähnen!
Wohl grauſam biſt du, wenn dich das nicht rührt,
Und weinſt du hier nicht, was entlockt dir Thränen?
Schon tagt' es: unſer Schlummer war dahin,
Die Stunde nahte, Speiſe zu empfangen,
Und jedem lag ſein Traum noch ſchwer im Sinn.
Und riegeln hört' ich unter uns die Pforte
Des grauſenvollen Thurms: drob ſchaut' ich ſtarr
Ins Antlitz meinen Söhnen ohne Worte.
Ich weinte nicht, alſo verſteint' ich mich.
Sie aber weinten: mein Anſelmo ſagte:
Du blickſt ſo, Vater lieb: was haſt du? ſprich:
Doch weint' ich nicht, und ſagt' auch nichts zu ihnen.
Den ganzen Tag noch auch die Nacht darauf,
Bis wiederum der Welt die Sonn' erſchienen.
Den bangen Kerker hatt' ein wenig Licht
Nunmehr erleuchtet: vierfach wiederholt
Sah ich mein Leid auf jedem Angeſicht.
Da biß ich beyde Hände mir vor Wehe.
Sie glaubten, daß mich Gier nach Speiſe trieb,
Und fuhren ſchnell vom Lager in die Höhe,

---

* Im unbeſtimmteren Sinne für Söhne und Enkel.

Und ſagten: Minder wird es weh uns thun
  Wenn du von uns dich nährſt: du gabſt uns, Vater,
  Dieß arme Fleiſch und Bein: nimm's wieder nun!
Um ſie zu ſchonen, ward ich ſtill hierauf;
  Stumm blieben wir den Tag und dann noch Einen.
  O Erde? warum thatſt du dich nicht auf?
Gekommen war des vierten Tages Licht,
  Als Gaddo mir ſich vor die Füße ſtreckte,
  Und rief: Mein Vater! warum hilfſt mir nicht?
Daſelbſt verſchied er; von den Andern allen
  Sah ich je Einen, wie du hier mich ſiehſt,
  Am fünften und am ſechſten Tage fallen.
Ich rief die Todten noch drey Tage lang,
  Und tappte, blind ſchon, über jeder Leiche,
  Dann that der Hunger, was dem Schmerz mißlang.[*] —
Mit ſcheelen Augen, als er ſo geſprochen,
  Biß er den Unglücksſchädel wieder an,
  Zerknirſchend, wie ein Hund, die harten Knochen.
O Piſa! Piſa! Schande der Bewohner
  Des ſchönen Landes, wo das Si ertönt,[**]
  Sind deine Nachbarn nicht des Gräuels Lohner,
So komme bis vor deines Arno Kehlen
  Capraja und Gorgona[***] hergerückt,
  Daß du ertrinken mögſt mit allen Seelen.

---

[*] Nehmlich meinem Leben ein Ende zu machen.

[**] Eine ſonderbare aber damahls gebräuchliche Bezeichnungsart der Länder und Sprachen nach dem Wörtlein der Bejahung: z. B. langue d'oc, langue d'oyl.

[***] Zwey Inſeln im Tyrrheniſchen Meere, nicht weit von der Mündung des Arno entfernt.

Denn, ward Graf Ugolino auch verklagt
Er hab' um deine Burgen dich verrathen;
Warum haſt du die Söhne todt geplagt?
Sag', neue Thebe: [*] welche Bosheit kannte
Des Ugo [**] und Brigata zartes Herz,
Und Jener, [***] die mein Lied ſchon oben nannte? –

Meine Ueberſetzung dieſer Stelle bitte ich dem Schatten Dante's ab; aber ich möchte ſeine Vergebung nicht auch für die Schuld bedürfen, ihrem unwiderſtehlichen Gange durch mattere Umſchreibungen Schritt vor Schritt zu folgen. Die fürchterliche oder rührende Wahrheit einer Darſtellung macht eher ſtumm als beredt, weil man wieder zu ihren eignen Worten ſeine Zuflucht nehmen müßte, um den empfangenen Eindruck in ſeiner ganzen Kraft zurückzugeben; und die einfachſte Größe verſagt ſich allen Bemühungen ſie zu zergliedern. Jeden Zug beſeelt hier tiefes inniges Mitgefühl: keiner gehört der Abſicht oder ſelbſtgefälligen Kunſt. Welch ein beglaubigendes Gepräge drückt nicht die Einfalt, womit Ugolino anhebt, ſeiner ganzen Erzählung auf! Kaum ſcheint ſich der Dichter bewußt zu werden, daß er ihn redend einführt: für die Beſchreibung dieſer Sache hat er nur die Sache ſelbſt; er ſpricht die Laute des Schmerzes nach, wie ſie von den Lippen des Jammernden fallen, und legt ſie an unſer erſtauntes Herz. Wer hier untheilnehmend vorüberginge, müßte ſeine Natur verläugnen oder vergeſſen. Iſt es nicht, als ſtünde vor dem Anfange der Geſchichte von einer unſichtbaren Hand geſchrieben: an die Menſchheit? Wenn ſich auch das zartere Gefühl, durch den grauſenvollen Anblick empört, anfangs von dem Dichter, der es zu dieſen Auftritten hinzieht, faſt wie von den beyden Sündern ſelbſt, wegwendet, ſo wird doch die Regung, welche jenen beſeelt, es bald wieder ausſöhnen. Dieſe Schreckniſſe gehören nicht ihm; er hat ſie nicht erdacht: er fodert nur auf, über eine That zu richten und zu zittern, die von einem Menſchen an Menſchen verübt wurde. Eben da, wo er ſich nicht ſcheut, den ausgeartetſten Misbrauch der willkührlichen Gewalt ohne alle Schonung zu ſchildern, wird ſein eignes ſchuldloſes Gemüth, und ſeine unverrückte Menſchlichkeit offenbar. Der Nachruf, in den er unwillkührlich ausbricht, verräth was ihn drängte, mit einem nicht verhärteten, aber mit Schmerzen vertrauten und darin ſtark gewordnen Herzen der Geſchichtſchreiber ſolcher Leiden zu werden. Nur zu oft muß ſich der Glaube an eine über die menſchlichen Handlungen waltende Gerechtigkeit, um nicht zu erſterben, in ein künftiges Leben hinüberretten. Dieſe letzte Zuflucht der hülflos Unterdrückten genügt dem entbrannten Eifer Dante's nicht. Noch auf Erden, vor den Augen des Menſchengeſchlechts, auf dem Schauplatze der Miſſethat ſelbſt wünſcht er das Schickſal von dem Verdachte gereinigt zu ſehen, als begünſtige es die Anſchläge der Böſen.

---

[*] Thebe iſt wegen der vielen im Hauſe des Oedipus verübten Unthaten in der alten Fabel berüchtigt.

[**] Im Original Uguccione. Eben ſo habe ich auch weiter oben, des Sylbenmaaßes wegen, Anſelmuccio in Anſelmo abgeändert. Dante hat, ſelbſt in ſolchen Kleinigkeiten, die hiſtoriſche Treue beobachtet.

[***] Anſelmo und Gaddo.

So verworren ſind die Tiefen, in die wir genöthigt werden, hier hinabzuſchauen, daß wir über die menſchliche Natur verzagen möchten, daß unſer Geiſt ſich ſträubt zu begreifen, was ſie alles zu thun fähig und zu erdulden beſtimmt ſey. Es giebt kein Elend, welches die Menſchheit nicht erfahren, keine Qual, die ein Menſch dem andern nicht bereitet hätte. Dieſes Geſchöpf kennt keinen ärgern Feind, als ſeine eigne Gattung. Allein neben der furchtbaren Wahrheit liegt auch der tröſtende Erſatz. Wir ahnen in uns eine unzerſtörbare Kraft, durch die wir über jede äußre Gewalt erhaben, noch im Erliegen überwinden können. So wenig dürfen wir alſo ſagen, es ruhe ein nicht zu löſender Fluch auf unſerm Daſeyn, daß auch die ſchrecklichſte Erſcheinung noch wohlthätig und für unſre Veredlung wirkſam werden kann. Böte uns Ugolino's Geſchichte nichts anders dar, als die ungeheure Frevelthat eines herzloſen Unmenſchen, ſo möchte ein nie weggezogner Schleyer ſie decken, und ihr Andenken nur in den Jahrbüchern der Hölle aufbewahrt werden. Aber unter der todten Steinmaſſe, die ihn und ſeine Familie lebend begräbt, werden noch Tugenden, Heldenmuth und zärtliche Selbſtverläugnung, bewähret. Auf das Entſetzen folgt Bewunderung; die Wunden, welche ein zerreiſſendes Mitleid ſchlug, werden durch die Art geheilt, wie man uns dazu auffodert; und wir endigen mit einer Stimmung, die das ſchmerzlich aufgehobne Gleichgewicht in unſerer Seele wieder herſtellt.

Indeſſen gilt alles dieſes wohl am wenigſten von der erſten Eröffnung des Auftrittes, die doch ganz vorzüglich dem Dichter zugehört, weil er ſie, ohne einige Veranlaſſung in der Geſchichte, allein aus ſeinem eignen Geiſte

v. Hutten (ſieht ihn lange verwundernd an). Theurer Mann! Ein wahres Kleinod biſt du mir — wir dürfen nie von einander.

Abel. Das wolle Gott nicht — und wenn mir gewiſſe Leute auch noch ſo große Verſprechungen —

v. Hutten. Gewiſſe Leute! Was?

Abel. Ja, Ihr Gnaden. Ich weiß auch nicht, warum ich länger damit hinter dem Berge halte. Der alte Graf —

v. Hutten. Regt der ſich auch wieder? Nun?

Abel. Zweihundert Piſtolen ließ er mir bieten und doppelten Gehalt auf Zeitlebens, wenn ich ihm ſeine Enkelin, Fräulein Angelika, ausliefern wollte.

v. Hutten (ſteht ſchnell auf und macht einen Gang durch das Zimmer. Nachdem er ſich wieder gefaßt hat, zum Verwalter). Und dieſes Gebot hat er ausgeſchlagen?

Abel. Bei meiner armen Seele, ja! Das hab' ich.

v. Hutten. Zweihundert Piſtolen, Menſch, und doppelten Gehalt auf Zeitlebens! — Wo denkt er hin? hat er das wohl erwogen?

Abel. Reiflich erwogen, Ihr Gnaden, und rundweg ausgeſchlagen. Schelmerei gedeiht nicht, bei Euer Gnaden will ich leben und ſterben.

v. Hutten (kalt und fremd). Wir taugen nicht für einander. —

(Man hört von ferne eine muntere ländliche Muſik mit vielen Menſchenſtimmen untermiſcht. Sie kommt dem Schloſſe immer näher.)

Ich höre da Töne, die mir zuwider ſind. Folg' er mir in ein andres Zimmer.

geſchärft hat. In der kannibaliſchen Beſchäftigung Ugolino's liegt nichts, was dem menſchlichen Sinne nicht auf alle Weiſe widrig ſeyn müßte. Weſſen Einbildungskraft weit genug ausreichte, um hiebey verweilen zu können, den möchte nachher die folgende Erzählung geſtählt finden, wo ſie ihn erweichen ſollte. Mit körperlichen Leiden können wir uns in der Darſtellung ausſöhnen, mit den Wunden Philoktets und Laokoons Todesqual. Wir können das Bild ſelbſt dieſes Hungertodes ertragen, vielleicht mit deswegen, weil wir den Thäter nicht dabey vor Augen haben. Aber ein fortgeſetztes, phyſiſch grauſames Handeln erfüllt uns mit Ekel und Abſcheu, und gewährt keinen Erſatz für die Nothwendigkeit, es mit anzuſehn. Im erſten Augenblicke der lange entbehrten Befriedigung kann ſogar die entſetzlichſte Rache durch die Größe der erlittnen Beleidigung entſchuldigt werden. Allein ſo wie der Sturm der Leidenſchaft ſich legt, wird ſie gehäſſiger; gegen eine Rache wie dieſe, welche in alle Ewigkeit hin gleich unerſättlich bleibt, würde ſich jedes Gefühl in uns empören, wenn ſich nicht ſchon zuvor der Begriff gegen ihre Möglichkeit auflehnte. Eben in dieſer Unerklärlichkeit aus den Geſetzen, wonach menſchliche Leidenſchaften wirken, liegt aber der Aufſchluß und des Dichters Rechtfertigung. Ugolino wird nicht durch eine freye Handlung der Prometheusgeyer ſeines Feindes, denn bey Verdammten findet weder Wahl noch Wechſel der Geſinnungen Statt. Er iſt bloß ein Werkzeug der vergeltenden Macht, die für eine ganz einzige That auch eine außerordentliche Strafe erſonnen hat. Sein Loos wird dadurch nicht erſchwert: vielmehr ſcheint ihm gleichſam zur Entſchädigung für die im Leben ausgeſtandnen Leiden (ich ſchaudre mich weiter in dieſe

Berückungen zu vertiefen) ein Labſal der Hölle angewieſen zu ſeyn. Dante's Einrichtung, die Art der Verdammniß nach dem allgemeinen Namen der Schuld, nicht nach dem Grade der Ausartung, welchen ſie in einem einzelnen Falle vorausſetzt, zu beſtimmen, hat den Nachtheil, daß ſie oft ſehr verſchiedne Dinge mit demſelben Maaße mißt, und alſo eine unſrer Hauptfoderungen an die ſtrafende Gerechtigkeit nur unvollſtändig befriedigt. Hier mußte er ihr daher durch eine kühne Abweichung zu Hülfe kommen. Welch ein auffallendes Misverhältniß wäre es, wenn Ruggieri nicht mehr Strafe litte, als Ugolino, weil beyde Verräther heißen; beſonders da man ſie dicht neben einander ſieht! Und doch ſcheint dieſe Zuſammenſtellung ſo viel Reitz für den Dichter gehabt zu haben, daß er ſich, vermuthlich ihr zu Gefallen, ein etwas eigenmächtiges Verfahren erlaubt hat, ſo groß auch ſonſt ſeine Gewiſſenhaftigkeit in dieſem Stücke iſt. Ugolino büßt unter den Verräthern des Vaterlandes; Ruggieri's Verbrechen war die Verſchwörung gegen ſeinen Freund; die Geſchichte legt ihm keinen Hochverrath an Piſa zur Laſt: er hätte folglich erſt in der Tolommea (ſo heißt der nächſte Bezirk) ſeine Stelle finden ſollen.

Wie dem auch ſey, es iſt gewiß, daß das Atreiſche Gaſtmahl, wobey die Wanderer den Unglücklichen antreffen, der Theilnahme an ſeinen vorhergegangnen Schickſalen nicht den geringſten Eintrag thut. Dieß iſt nicht Ugolino ſelbſt, ſondern nur ſein verworfner Schatte. Erſt mit der Erinnerung an die Leiden ſeines Todes kehrt die ganze Menſchheit in ſeinen Buſen zurück, und verläßt ihn wieder, ſobald er ſie in Gedanken noch einmahl durchgelitten hat. Die Uebelthat, deren er durch ſeinen

Platz im unterſten Höllenkreiſe für ſchuldig erkannt wird, kömmt bey jener Kataſtrophe, welche die Schrecken der Verdammniß ſo weit überwiegt, vollends in keine Betrachtung. War auch zwiſchen ihr und ſeinem Falle einiger Zuſammenhang, ſo wird doch dieſer hier unſern Augen gänzlich entzogen. Der Schauplatz der Begebenheit iſt von der Erde geſchieden, ob er gleich noch auf ihr liegt. Mit dem letzten Schließen der Pforte, welches die Gemeinſchaft der Bewohner des Thurmes mit den Lebendigen aufhebt, wird auch jeder Rückblick auf das vergangne Leben gehemmt; und wenn wir noch des glücklich herrſchenden Ugolino gedenken, ſo muß dieß eher den Eindruck verſtärken. Je heftiger dieſer Mann war, je feuriger er die Plane ſeiner Ehrſucht verfolgte, um ſo fürchterlicher iſt es nun, ihn in dem engen Kerker eingeſchloſſen zu ſehen, wo ſeine Kraft an den Mauern ohne Ausgang ſich bricht, und zu ſchweigender Verzweiflung erſtarrt. Während des unermeßlichen Leidens ſcheint er den Urheber deſſelben vergeſſen zu haben. Er flucht dem Ruggieri nicht, an dem er doch nicht hoffen kann, ſich zu rächen: die Erde fleht er um das Erbarmen an, ſich unter ihm zu öfnen. Der Jammer über ſeine Kinder verſchlingt die Wuth, die ſich ſeiner Seele bemeiſtern würde, wenn er allein unter der Bosheit des Feindes litte. Die väterliche Wehmuth, das ſich ſelbſt vergeſſende Mitgefühl verdoppeln und adeln ſeinen Schmerz. Warum ſollte er ſolcher Regungen nicht fähig ſeyn, wenn ihn die Ehrſucht auch zum Verbrecher gemacht hatte? Dieſe Leidenſchaft erweitert ſich wenigſtens in ihrem Egoismus: ſie konnte ihm für ſeine Familie, ſeine Kinder einen Grad der Vorliebe und Zärtlichkeit mehr gegeben haben. Er hatte für ihren Glanz wie für den ſeinigen gearbeitet.

Gewiß hatte er ſie geliebt: dieſe Empfindung iſt ihm nicht neu. Liebten ſie ihn nicht? Die Kleinen boten ſich ja ſelbſt zu ſeiner Nahrung an.

Erwähnt wird das zarte Alter der Söhne und Enkel erſt am Ende; aber es mahlt ſich rührend in der kindlichen Unſchuld ihrer Reden. Die Aufzählung ihrer Nahmen und die Zurückweiſung auf die vorher erwähnten in der letzten Terzine beleidigt unfehlbar einen verzärtelten Geſchmack; ſelbſt einer männlicheren Beurtheilung könnte ſie von dem emphatiſchen Schwunge der Nachrede herabzuſinken ſcheinen. Nach meinem Gefühl iſt ſie völlig in dem Wahrheit-zeugenden Geiſte, der überall und vorzüglich hier des Dichters ernſte und unbeſtechliche Muſe war: ſie giebt dem Beſchluſſe gleichſam ein urkundliches Anſehen.

So wie Ugolino, während er noch mit dem Hungertode kämpfte, das Andenken an Ruggieri verlohren zu haben ſchien, ſo übergeben ihn Dante's Verwünſchungen. Alle erſinnlichen wären zu ſchwach. Dagegen ſieht er einen Thäter der gräßlichen That in jedem, der nicht aufſtand ihr zu wehren, und wendet ſich daher an die Stadt, deren Bewohner zu fühllos oder zu feig dazu waren.

Ehe wir dieſe Stelle verlaſſen, ſey es mir erlaubt, einige andre Behandlungen derſelben Geſchichte zu erwähnen, und nur mit wenigen Winken Geſichtspunkte anzudeuten, aus welchen ſich dem denkenden Betrachter des Schönen und Erhabnen weite Ausſichten öffnen. Denn zwiſchen Werken, die verſchiednen Künſten oder auch nur verſchiednen Gattungen in Einer Kunſt angehören, eine eigentliche ins Einzelne gehende Vergleichung anſtellen; in dieſem Stücke dem einen Künſtler, in jenem dem andern den Vorzug zuſprechen; dieß iſt vielleicht immer ein gewagtes Unternehmen. Da die Geſetze jeder Form und jedes Mediums der Darſtellung aus der beſondern Eigenthümlichkeit deſſelben entſpringen, ſo giebt es kaum einen gemeinſchaftlichen Maaßſtab für alle. Daß zwey Schöpfungen des Geiſtes einerley Stoff bearbeiten, richtiger geſprochen, daß ſie denſelben Nahmen tragen, iſt nur eine zufällige Uebereinkunft. Das Weſentliche eines Kunſtwerkes iſt die Form, nicht der Inhalt; und wenn unter dieſem, wie billig, nicht der nackte Begriff des Gegenſtandes verſtanden wird, ſondern das Gewebe von Vorſtellungen, welche ein beſtimmtes Individuum aus ihm gezogen, und durch die untheilbare, oft unwillkührliche Wirkſamkeit ſeiner Seelenkräfte und ſeiner innern Organiſation ſo oder anders gebildet hat, ſo fehlt ihm nur mehr Entwickelung um eins mit der Form zu ſeyn, deren Embryo er iſt. In dieſem Sinne kann man ſagen, daß niemahls mehrere Kunſtwerke ihren Stoff mit einander gemein haben.

Man ſollte ſich von der belebenden Kraft des Dialogs, auf ſo tragiſche Auftritte angewandt, eine erhöhte und ganz unwiderſtehliche Wirkung verſprechen. Doch eine nähere Betrachtung entdeckt in der Natur dieſer Geſchichte mancherley Unbequemlichkeiten für die dramatiſche Form, welche ſie mehr für die erzählende Gattung zu beſtimmen ſcheinen: und das bekannte Trauerſpiel von Gerſtenberg widerlegt, ungeachtet ſeines Reichthums an kühnen und originellen Zügen, dieſen Gedanken nicht. Gleich vom

Anfange an iſt das Schickſal aller auftretenden Perſonen unwiderruflich entſchieden: alſo findet eigentlich weder Verwickelung noch Auflöſung Statt; was nur Kataſtrophe hätte ſeyn ſollen, iſt zum dramatiſchen Ganzen ausgedehnt. Mit aller Erfindung und aller Kunſt, die der Dichter aufgewandt hat, um die Einförmigkeit hoffnungsloſen Elendes zu unterbrechen, und einen Schein von Handlung hervorzubringen, war es dennoch unmöglich zu verbergen, daß ſeine Perſonen nur leiden. Sie ergieſſen ſich entweder in unnütze Klagen, oder ihre Seele beſtrebt ſich, mit ihrer ganzen, in ſich geſammelten, Willenskraft, nicht zu erliegen. Solch eine Verfaſſung des Gemüths hemmt aber die Mittheilung, und drängt jeden Strom des Gefühls zu ſeiner innern Quelle zurück; ſie kann alſo nicht mit vollkommner Wahrheit in Geſprächen und noch weniger in Monologen ausgedrückt werden. Keine Rede kann ſo erhaben ſeyn als das Verſtummen Ugelino's, das ſich freylich nicht auf die Bühne übertragen ließ. Dem neuern Dichter fehlte das Hülfsmittel des Chorgeſanges, wodurch Aeſchylus die Zuſchauer beſchäftigte, während ſeine verhüllte Niobe ſchweigend und unbeweglich da ſaß; *

---

* Euripides klagt ihn in den Fröſchen des Ariſtofanes (Ed. Brunk p. 191. 192) heftig darüber an. „Er ſetzte," ſagt er, „irgend einen Achilles oder eine Niobe auf das Theater, und hüllte ſie ein, ſo daß man nicht einmahl ihr „Angeſicht ſehen konnte. Sie dienten ihm nur, ſeiner „Tragödie einen prächtigen Nahmen zu geben, denn ſie „ließen nicht den geringſten Laut vernehmen. Der Chor „reihte unterdeſſen ſeine Geſänge ununterbrochen an einander und der Zuſchauer ſaß und wartete, wann doch

und, geſetzt, er hätte der alten Sitte folgen wollen: wie wäre hier ein Chor anzubringen geweſen? Wollte er hingegen den ganz entgegengeſetzten Weg wählen, und den Kreis ſeiner Darſtellung von der Einfachheit des Griechiſchen Drama bis zum hiſtoriſchen Schauſpiele erweitern, ſo brauchte nur ein Theil der Handlung im Kerker vorzugehen; Ugolino's Leben bot reichen Stoff zu Sitten- und Charaktergemählden dar, den der Schöpfer der Minona gewiß zu benutzen gewußt hätte. Es iſt ein unterhaltendes Spiel für die Einbildungskraft, ſich vorzuſtellen, was etwa Shakeſpeare, wenn ihm die Geſchichte in irgend einer Chronik vorgekommen wäre, und ſeinen Geiſt getroffen hätte, daraus gebildet haben möchte.

Ein Künſtler, der, wie Dante, eine allumfaſſende Phantaſie forſchendem Tiefſinne unterwarf, Michelangelo Buonarotti, konnte die Größe dieſes Dichters ganz verſtehn. Auch bewunderte er ihn vor allen Andern, und

---

„wohl die Niobe einmahl ſprechen würde. Wann er ihn „nun lange genug zum Beſten gehabt hatte, und das Stück „ſchon zur Hälfte vorüber war, ſo ſtieß die Heldin ein „Dutzend Rieſenworte hervor, Worte mit finſtern Augen„braunen, mit Helmbüſchen und fürchterlichen Angeſich„tern, welche keiner von den Zuhörern kannte." — Es iſt Schade, daß wir dieſe Niobe nicht mehr haben, um zu wiſſen, ob ſie auf dem Theater verſteinert worden, wie man beinah vermuthen muß. Hätte der überweiſe Euripides das Trauerſpiel Ugolino beurtheilt, ſo möchte er dem Teutſchen Dichter auch wohl einige ἱππόκρημνα vorgeworfen haben.

belebte ſeine feſt gezeichneten Gruppen gern von neuem durch flüchtige Entwürfe der Feder, * oder durch ausgeführte Werke des Pinſels und Meißels. Eine erhobene Arbeit von ihm, welche den Ugolino mit ſeinen Söhnen vorſtellt, iſt weniger bekannt, als ſie es zu ſeyn verdiente. Selbſt Vaſari erwähnt ihrer nicht. Dennoch läßt ſich an der Aechtheit des Werkes nicht zweifeln, weil es den Beweis derſelben unverkennbar an ſich trägt. **

Dieſes Basrelief enthält ſieben Figuren, wovon fünf, welche die Hauptgruppe bilden, hiſtoriſch, die beyden übrigen allegoriſch ſind. Ungeachtet ſeiner Verehrung für

* Michelangelo beſaß einen Abdruck der göttlichen Komėdie mit einem breiten Rande, den er dazu gebrauchte, die für die Zeichnung günſtigen Stellen des Gedichts (ſie ſind in groſſer Anzahl) mit Skizzen zu begleiten. Dieſer Schatz für die Kunſt ſoll bey einer Verſendung auf dem Meere untergegangen ſeyn. Es iſt mir entfallen, wo ich dieſe Nachricht gefunden.

** Es iſt ein viereckiges Basrelief ausgebrannter Erde. In den Ritr. d'uom. illustri di Tosc. wo man hinter Ugolino's Lebensbeſchreibung eine Abbildung davon findet, wird geſagt, die Familie Gherardesca ſey im Beſitz deſſelben. Die Genauigkeit der Zeichnung von Trabaleſi, und die Eleganz des Stiches von Fauci läßt mich hoffen, daß die folgende Beſchreibung, welche darnach ohne eigne Anſicht des Originals entworfen iſt, keine Irrthümer enthalten wird. Ich folge dabey einem Italiäniſchen Aufſatze, welchen ich der Freundſchaft eines einſichtsvollen und gelehrten Künſtlers, des Herrn Fiorillo zu Göttingen, verdanke.

Dante verlor Michelangelo doch die Betrachtung nicht aus den Augen, daß die bildenden Künſte Schweſtern, nicht Dienerinnen der Poeſie ſind, und ſtellte nach dem Beyſpiele jener Rhodiſchen Bildner des Laokoon ſeine Perſonen unbekleidet dar.

Zur Rechten des Anſchauers ſitzt Ugolino, der, als die Hauptfigur, am meiſten erhoben iſt, mit der Linken auf den Stein geſtützt, der ihm zum Sitze dient, die Rechte feſt auf die Gegend des Herzens gedrückt. Er ſcheint ſtumm bey den Drangſalen, die ihn umgaben, und gefaßt auf alle, die ihn noch treffen möchten. Edler Trotz iſt in ſeiner Miene; die ganze Geſtalt verräth ſeinen innern Schmerz. Wenn gleich der Ausdruck der Leidenſchaft weniger heftig iſt als beym Laokoon, ſo hatte doch Michelangelo dieſen gewiß dabey vor Augen. Aus der rechten Hand fällt ein Tuch, worauf er ſitzt, und welches nur der Anſtändigkeit wegen da zu ſeyn ſcheint. Doch könnte der Künſtler auch die Abſicht gehabt haben, ihm etwas zum Druck in die Hand zu geben, weil dieß eine dem Zorne und verbißnen Schmerze natürliche Handlung iſt.

Ihm zur Rechten, und zum Theil durch den Schenkel des Vaters bedeckt, liegt einer der Söhne, mit dem rechten Arme ſich auf ſein linkes Knie ſtützend. Er wendet ſich nach ſeinem Vater, und haucht ſeine Qual in laute Klagen aus. Er iſt unter den Söhnen derjenige, in deſſen Geberden und Geſicht ſich noch das ſtärkſte Leben offenbart.

Die Mitte des Basreliefs nimmt ein andrer Sohn ein, der ſchon todt oder im Sterben, das Haupt gegen die linke Seite des Anſchauers gekehrt, ausgeſtreckt daliegt. Der obere Theil des Geſichts, ungefähr bis zu den Augenbraunen, wird durch einen ſeiner Brüder bedeckt, der mit zurückgezognen Beinen ſitzt, den geſtorbnen Bruder anblickt, und daſſelbe Loos zu erwarten ſcheint. Dieſe letzte Figur iſt ſehr erhoben.

Der vierte Sohn endlich, welcher vom Rücken her erſcheint, und auf die Linke geſtützt, den Vater anſieht, beſchließt die Gruppe. Er iſt wie ſein zuerſt beſchriebener Bruder nur flach gehalten.

Obgleich Michelangelo den Ausdruck in den Bewegungen hier ſehr zu mäßigen geſucht hat, ſo giebt doch ſeine Gewohnheit, das Spiel der Muskeln ſtark zu beleben, dieſen Figuren einen gewiſſen Reichthum. Sie haben unter ihren Leiden die Schönheit der Formen nicht verloren, und ſcheinen nach der Kraft der Muskeln zu urtheilen, in der Blüthe ihrer Jahre, nicht krank noch erſchöpft. An dem Vater allein erkennt man, auch ohne Hülfe des ehrwürdigen Bartes, das Alter eines Greiſes, und ſolche Formen, wie man ſie dem Saturnus geben würde.

In allem bisher Beſchriebnen iſt zwar Michelangelo's Hand und Geiſt ſehr ſichtbar, doch hat ihn die Geſchichte einigermaaßen gefeſſelt. In der Bildung des Fluſſes Arno hingegen, der unten zur rechten Hand ſich auf ſeine Urne lehnt, und die vorderſte Fläche einnimmt, konnte er ſeiner Einbildungskraft einen ungehemmten Flug erlauben. Sie hat einen Flußgott erſchaffen, der den ſchönſten der Alten

Abel (iſt auf den Altan getreten und kommt eine Weile darauf wieder). Das ganze Städtchen, Ihr Gnaden, kommt angezogen im Sonntagsſchmuck und mit klingendem Spiel, und hält unten vor dem Schloß. Der gnädige Herr, rufen ſie, möchten doch auf den Altan treten und ſich Ihren getreuen Unterthanen zeigen.

v. Hutten. Was wollen ſie von mir? Was haben ſie anzubringen?

Abel. Euer Gnaden vergeſſen —

v. Hutten. Was?

Abel. Sie kommen diesmal nicht ſo leicht los, wie im vorigen Jahre —

v. Hutten (ſteht ſchnell auf). Weg! weg! Ich will nichts weiter hören.

Abel. Das hab' ich ſchon geſagt, Ihr Gnaden — aber ſie kämen aus der Kirche, hieß es, und Gott im Himmel habe ſie gehört.

v. Hutten. Er hört auch das Bellen des Hundes und den falſchen Schwur in der Kehle des Heuchlers, und muß wiſſen, warum er Beides gewollt hat — (Indem das Volk hereindringt.) O Himmel! Wer hat mir das gethan? (Er will in ein Kabinet weichen. Viele halten ihn zurück und faſſen den Saum ſeines Kleides.)

nicht nachſteht. Daß er ihm nur dieſelbe Größe gegeben wie den übrigen Figuren, ob dieſe gleich entfernter ſind, iſt gewiß in der Abſicht geſchehen, der des Ugolino nichts von ihrer Großheit zu entziehen.

Ueber dem Ganzen ſchwebt ein weibliches Bild des Hungers mit hangenden Brüſten. Ihr verzerrtes Geſicht iſt auf Ugolino hingewandt; ſie weiſt mit ausgeſtrecktem Arm auf die andre Seite: eine Geberde, deren Bedeutung nicht ganz deutlich iſt. Dieſes Ungeheuer ſcheint für die Schönheit des Werkes eher nachtheilig als vortheilhaft, iſt aber auch durch die ſehr flache Arbeit bloß zum Nebenwerke beſtimmt. Es iſt eine häßliche Hieroglyphe, die indeſſen, auſſer daß ſie jeden Irrthum bey Auslegung des Werkes verhütet, den Künſtler der Nothwendigkeit überhoben hat, an den zur Gruppe gehörigen Körpern ſelbſt den Hungerstod, der ihnen bevorſteht, zu bezeichnen.

Die Sculptur erkauft die Vollkommenheit ihrer Zeichenſprache durch die Eingeſchränktheit derſelben. Will der Bildner daher ihrem Weſen getreu bleiben, ſo wird er, mit Hinweglaſſung alles Zufälligen, nur die weſentlichen Verhältniſſe zu ergründen und auszudrucken ſuchen. Täuſchung kann nie ſeine Abſicht ſeyn: er übergiebt ſeine Werke der ſtillen und nüchternen Betrachtung. Was nur jene hervorzuzaubern dient, was uns die Gegenſtände näher rückt, ohne ſie eigentlich an ſich ſelbſt zu erhöhen: Ausführlichkeit in den individuell bezeichnenden Umſtänden der Handlung, Koſtum der Völker und Zeiten, Dekoration des Schauplatzes; alles dieſes behandelt er entweder nur als Nebenſache, oder übergeht es ganz, um den einfachen Hauptgedanken jedes ſtörenden Zierrathes zu entladen. Eben dieſe Wendung ſeiner Kunſt leitet ihn auch auf das Ideale. Was er ſeinen Perſonen an beſondern Beziehungen und näherem Intereſſe für den Anſchauer nimmt, muß er ihnen an innerm Werthe, an Adel der Geſtalt und der in ihr ſich offenbarenden Seele wiederzugeben ſuchen. Es kümmert uns wenig, zu wiſſen wer ſie ſind; wir fragen nur, was ſie ſind. Bey vielen Griechiſchen Werken der Plaſtik und Glyphik iſt zwar auch jenes, ſogar ohne Hülfe der Attribute, welche meiſtens, mit geſchmackvoller Sparſamkeit für Götter oder Helden gewählt, ihre Schönheit nicht verhüllen, dem erſten Blike kenntlich, weil dieſe Künſte ſich in einem engen mythiſchen Kreiſe, wie in ihrem Eigenthum angepflanzt haben. Michelangelo hingegen, der ſich dießmahl in eine ganz fremde Gegend gewagt hatte, mußte, um mit völliger Sicherheit verſtanden zu werden, auf den Dienſt des Dichters als ſeines Auslegers rechnen. Wäre aber auch das Andenken der Begebenheit weder hiſtoriſch noch poetiſch aufbewahrt worden, ſo daß wir Ugolino's Familie in der Gruppe nicht erkennen könnten, ſo würde das Kunſtwerk dadurch an ſeinem Werthe nichts einbüßen. Als das Bild eines hoffnungsloſen, tödtlich ruhigen Zuſtandes; dem Schmerze hingegebner Jünglinge, welche vergebens von einem Greiſe Hülfe hoffen; des Greiſes, der, ſtandhaft oder erſtarrt, in verſchloßner Seele für ſie alle leidet; alſo in den weſentlichen Zügen, würde es nie zweydeutig ſeyn.

Ganz anders verhält es ſich mit dem Mahler. Wiewohl er im Ausdrucke der Gefühle ebenfalls nach dem Edelſten und Höchſten ſtrebt, ſo darf er doch in allem

Uebrigen der Wirklichkeit näher treten, auch wo ſie erſchütternd iſt. Man verlangt von ihm Umſtändlichkeit der Erzählung. Er wird vielleicht das Koſtum des Zeitalters, doch ohne antiquariſche Genauigkeit, an der zerrißnen Kleidung der Gefangnen noch zu bezeichnen wiſſen. Er wird den Hunger nicht perſonifizirt und abgeſondert, ſondern auf ihren bleichen Wangen, in ihren hohlen Augen mahlen. Er wird uns in das Innre des dumpfen Kerkergewölbes führen, und die gegenwärtige Szene, worauf dort der Flußgott und einige Felſenſtücke nur anſpielen, furchtbar durch jenen Lichtſtral beleuchten, bey welchem jeder der Unglücklichen eine vierfache Wiederholung ſeiner Qual um ſich her ſieht. Solche Erwartungen etwa würde ich zu Reynolds Ugolino hinzubringen, den ich nur aus Beſchreibungen kenne, welchen zufolge er ihnen in hohem Grade entſprechen muß. *

Nur wenig, aber nicht das leichteſte von ſeiner Höllenfahrt iſt dem Dichter nun noch zu vollbringen übrig. Er durchwandert die Tolommea und Giudecca: in jener ſind die Verdammten rücklings eingefroren; in dieſer ganz unter dem durchſichtigen Eiſe begraben. Itzt erblickt er den Fürſten der Finſterniß, den erſten Abtrünnigen, ungeheuer von Größe, mit der Bruſt über die Fläche hervorragend. Von den drey Angeſichtern ſeines Kopfes iſt

---

* Wohl nur durch ein Verſehen wird in Forſters Geſchichte der Kunſt in England (Anſichten 3ter Theil, S. 43.) dieſes Gemählde unter Weſt's Nahmen angeführt und gerühmt. Wenigſtens findet es ſich in einem Verzeichniſſe der hiſtoriſchen Kompoſitionen von Reynolds im European Magazine Febr. 1794.

das mittelſte roth, eines gelblich und eines ſchwarz; unter jedem ſchwingt er ein Paar Fledermausfittige, die einen kalten Wind erregen, wodurch der ganze Cocytus gefriert: lauter häßliche und zugleich ungeſchickte Allegorien. In jedem ſeiner Rachen zerfleiſcht er einen Erzverräther: Judas Iſcharioth im mittelſten, auf beyden Seiten Caſſius und Brutus. Es iſt ſchwer, hier ernſthaft zu bleiben, und vielleicht ſind die letzten Römer ſonſt nirgends in einer ſo abentheuerlichen Verbindung genannt worden. Nach den Begriffen des Gibellinen Dante hatten ſie ſich in der Perſon Cäſars an dem heiligſten aller irdiſchen Dinge, an der Majeſtät des Römiſchen Reichs, vergriffen. Virgil nimmt ſeinen Freund auf den Rücken, und ſteigt ſo zwiſchen dem haarigen Leibe des Ungeheuers und dem Eiſe hinab. Auf einmahl dreht er ſich völlig um, ſo daß ſein Kopf dahin gerichtet iſt, wo vorher ſeine Füße ſtanden, und fängt an mühſam aufwärts zu klimmen. Dante erſchrickt, und glaubt noch einmahl in die Hölle zurückzukehren. Er weiß nehmlich nicht, daß er ſchon jenſeit des allgemeinen Schwerpunktes in der andern Halbkugel iſt. Endlich ſieht er Satan unter ſich auf den Kopf geſtürzt; ſich in einer vom Mittelpunkte der Erde bis zu ihrer Oberfläche reichenden Höhle; und ſteigt, längs einem Bache, der ſich nach Art einer Wendelſtiege um ſie her ergießt, bis zum wohlthätigen Tageslichte hinauf.

III

Ueber die
Idee der Alten vom Schickſal.

Eines der anziehendſten und belehrendſten Schauſpiele, welche uns die Geſchichte des menſchlichen Geiſtes in ſo reichem Maaſe darbietet, iſt die Beobachtung des ununterbrochenen Einfluſſes, welchen die Forderungen der praktiſchen Vernunft auf die Speculationen der theoretiſchen behaupten. Ueberall zeigen ſich die Ausſprüche des natürlichen moraliſchen Gefühls als unveränderliche Leitungsbegriffe, die bey allen Verirrungen, welche die Bahn der Wahrheit in jeder Richtung durchkreuzen, eine gänzliche Abweichung von dem Ziele, welches die Natur dem forſchenden Geiſt aufgeſteckt hat, unmöglich machen. Dieſen Spuren nachzugehen, und ſo die widerſprechendſten Syſteme an der Quelle, woraus ſie gemeinſchaftlich abfloſſen, wieder zu vereinigen, iſt das Geſchäfte der Geſchichte der Philoſophie, welche ſich nur auf dieſem Wege von einer trockenen und wenig belehrenden Herzählung ungleichartigen Fragmente (und als Fragmente erſcheinen auſſer dieſem Standpunkte die conſequenteſten Lehrgebäude ſo gut wie einzelne Hypotheſen) zu einem Ganzen der Vernunfterkenntniß erheben, und in den ehrwürdigen Rang einer Wiſſenſchaft eintreten kann. Nach dieſer Idee bearbeitet, liefert die Geſchichte der Philoſophie zugleich die Belege, welche einer aus Vernunftgründen durchgeführten Kritik des menſchlichen Vorſtellungsvermögen zur Beſtätigung und gleichſam zur Probe dienen. Mit Bewunderung entdeckt hier der Forſcher als Reſultat der tiefſinnigſten und mühſamſten Prüfung aufgeſtellt, was ſich frühe ſchon dem ahnenden Wahrheitsſinn aufdrang, und unvergänglich, wie ein geiſtiges Weſen, die verſchiedenen Geſtalten der Mythen und Syſteme durchwanderte.

Vielleicht gibt es kein Dogma, das dem Intereſſe der moraliſchen Vernunft dem erſten Anblick nach mehr entgegen ſcheint, als die Lehre der Alten vom Schickſal. Die Idee einer blinden Nothwendigkeit, welche mit gleicher Strenge über dem Böſen und Guten waltet, ſcheint eine unendliche Kluft zwiſchen der phyſiſchen und moraliſchen Welt zu eröffnen, und, indem ſie auch die Handlungen der Menſchen, wie jede andere Begebenheit in der Sinnenwelt, an die ſtetig fortlaufende Naturkette anreyht, mit der Idee von Freyheit auch den Begriff von Zurechnung und Strafe zu zernichten. Da nun gleichwohl das moraliſche Gefühl ſeine Forderungen nicht zurücknimmt, ſo werden wir uns kaum wundern, wenn wir finden, daß die Vernunft im Gedränge widerſprechender Vorſtellungsarten ſich genöthigt ſieht, auch diejenige Vergehungen, welche durch die Gewalt des Schickſals nothwendig gemacht werden, für ſtrafwürdig zu erklären. Wirklich zeigt uns die Geſchichte des Oedipus, daß die Griechen es keineswegs für unnatürlich und ungerecht hielten, wenn die Götter auch ſolche Miſſethaten beſtraften, welche ohne Vorſatz begangen worden waren. Jener Unglückliche ermordet, ohne es zu wiſſen, ſeinen Vater, und heyrathet ſeine Mutter, weil eine höhere Macht, die ſeine Augen blendet, ihn von Verbrechen zu Verbrechen fortreißt; und dennoch wird er von den Furien in raſtloſer Qual von einem Ende der Erde zum andern verfolgt. — Sollte nicht hier eine irrige Theorie zum Grunde liegen, welche, um einem Widerſpruch auszuweichen, in einen weit gröſern ſich verwickelt, und in der Verzweiflung, zwiſchen der theoretiſchen und praktiſchen Vernunft eine Harmonie zu ſtiften, das Intereſſe der einen an die andere verräth? — Man kann nicht ſagen, daß blos die zu weit ausgedehnte Verbindung, welche die Vernunft, wie durch einen Machtſpruch, zwiſchen Verbrechen und Strafe feſtſetzt, auf dieſe Theorie geleitet habe; denn gerade dieſe zu weite Ausdehnung wäre dem Zwecke der Idee ſelbſt entgegen, weil die Vernunft entweder den Begriff von Strafwürdigkeit ganz aufgeben, oder mit eben der Nothwendigkeit, womit ſie ihn überhaupt aufſtellt, unvorſätzliche Handlungen davon ausnehmen muß. Es ſcheint vielmehr der Urſprung dieſer befremdenden Vorſtellungsart tiefer zu liegen, und vielleicht entdeckt ſich auch hier wieder, daß unter der harten Schaale des Syſtems ein zarter Keim von Wahrheit verborgen lag, der zwar durch den Schutz des gemeinen und unverdorbenen Menſchenverſtandes vor der Zerſtörung bewahrt, aber erſt ſpäter durch die Pflege einer mit ſich ſelbſt einig gewordenen Philoſophie zur Reiſe gebracht werden konnte.

Wird die Idee von Schickſal blos auf Naturbegebenheiten, ohne Rückſicht auf menſchliche Handlungen, bezogen, ſo läßt ſich ihr wohlthätiger Einfluß auf das menſchliche Gemüth nicht verkennen. Soll ſie nur dazu dienen, den Menſchen bey den mannigfaltigen Uebeln dieſes Lebens zu beruhigen, ſo gebührt ihr wenigſtens der Vorzug vor manchen, in neuern Zeiten beliebten Theodiceen, welche bald dadurch, daß ſie alles Uebel aus der Welt wegvernünfteln, dem natürlichen Gefühle Hohn ſprechen, bald durch weitausſehende Berechnungen, die ſich auf den unbegreiflichen Zuſammenhang des Ganzen berufen, oder auf künftige Perioden des Daſeyns verweiſen, eine erkünſtelte Ruhe hervorzubringen ſtreben. Die Idee von einem nothwendigen Schickſal hingegen giebt der Seele eine männliche Feſtigkeit, welche jedes Sträuben gegen unvermeidliche Zufälle als kindiſch verſchmäht, und ſchweigend duldet, was nicht zu ändern iſt; ſie mäßigt den unbegränzten Anſpruch auf Glückſeligkeit, und bereitet dadurch der Vernunft, welche denſelben der Bedingung der Würdigkeit unterwirft, ihren Weg zum menſchlichen Herzen; ſie erleichtert endlich jene erhabene Denkungsart, welche die Pflicht über alles achtet, und unter jedem Wechſel des Glücks, unter allem Ungemach, womit dieß Leben umringt iſt, ſelbſt unter Gefahren, welche die Vernichtung der ſinnlichen Natur drohen, unſere Perſönlichkeit ungebeugt erhält.

So vortheilhaft aber dieſe Idee für die Gründung einer immer gleichen Zufriedenheit, welche dem Weiſen ziemt, und ſelbſt für die Bildung einer der Sittlichkeit günſtigen Seelenſtimmung iſt, ſo wenig ſcheint ſie ſich gleichwohl mit dem eigentlichen Intereſſe der moraliſchen Vernunft zu vertragen. Zwar ſtellt dieſe ihr Geſetz ganz unbedingt auf; ſie bedarf weder zur Anerkennung noch ſelbſt zur Ausübung deſſelben irgend einen Zweck, der auſſer ihr liegt und durch jede Beymiſchung eines fremden Beweggrunds wird ihre ſelbſtſtändige Würde beeinträchtigt. Handelte alſo der Menſch wirklich als rein-moraliſches Weſen, wären nicht in ihm zwey Naturen vereinigt, deren Forderungen nicht aufgehoben, ſondern nur einander untergeordnet, und in einer dem Endzwecke ſeines Daſeyns angemeſſene Harmonie geſetzt werden ſollen, ſo würde jene Idee, indem ſie die Uneigennützigkeit und Reinheit der Geſinnung beförderte, der Sittlichkeit ſelbſt eher günſtig als nachtheilig ſeyn. Aber da bey allen Handlungen, ſelbſt auch bey ſolchen, deren Beſtimmungsgrund von allen durch ſie möglichen Zwecken unabhängig ſeyn ſoll, Rückſicht auf ihren Erfolg für ein ſinnlich-vernünftiges Weſen unumgänglich nöthig iſt; ſo würde die Vorſtellung einer blinden Nothwendigkeit, auf welche ſich der Weltlauf gründete, die Achtung für das Geſetz ſelbſt, ſo unbedingt dieſes immer gebieten mag, und mithin auch ſeine Wirkſamkeit auf den menſchlichen Willen zerſtören.

Es ſcheint daher kaum begreiflich, wie die Alten an ein blindes Schickſal glauben konnten, ohne zugleich das Intereſſe der moraliſchen Vernunft aufzugeben. Und in der That, hätten ſie ſich unter dem Schickſal wirklich eine völlig verſtandloſe Nothwendigkeit gedacht, wie man gewöhnlich, beſonders durch Ausdrücke der Dichter verleitet, glaubt, ſo wäre jenes Intereſſe gar nicht zu retten geweſen. Die Vernunft müßte unter dieſer Vorausſetzung zwar nicht ihr Geſetz, aber doch die Erreichbarkeit ihres Endzwecks als einen ſchönen Traum aufgeben, weil der bloße Mechanismus der Natur keine Hoffnung auf Uebereinſtimmung mit den Anſprüchen der Freyheit übrig läßt. Aber dieſer Idee ſtrebte ſchon das äſthetiſche Gefühl entgegen; und eine Nation, welche für alles

Schöne ſo empfänglich war, als die Griechen, hätte, wie es ſcheint, wenigſtens mittelbar durch den Geſchmack dagegen verwahrt werden können. Der Geſchmack beurtheilt nämlich das Schöne ſowohl in der Natur als Kunſt nur vermittelſt der Zweckmäßigkeit, welche ohne beſtimmten Zweck vorgeſtellt wird. Nun ſetzt aber die Zweckmäßigkeit der Natur nothwendig die Zufälligkeit ihrer Formen voraus, und durch dieſe wird der Mechanismus blind wirkender Kräfte ausgeſchloſſen. Hierauf beruht auch in der That der wichtigſte Theil des Wohlgefallens an der ſchönen Natur, worin ſich auf eine wunderbare Weiſe dem Gemüth eine Ausſicht in eine dem ſittlichen Intereſſe günſtige Ordnung der Dinge aufſchließt. Gleichwohl würde der Ausſpruch eines Gefühls, das auf einem blos ſubiectiven Grundſatz der reflectirenden Urtheilskraft beruht, ſich gegen eine aus ſpeculativen Gründen unwiderlegbare Theorie nicht behauptet haben, wenn nicht die praktiſche Vernunft ins Mittel getreten wäre, und ihr Recht, über Dinge, wohin keine Erfahrung reicht, die letzte entſcheidende Stimme zu haben, geltend gemacht hätte. Diß geſchah durch Aufſtellung des Begriffs von Strafe. Indem die Vernunft durch dieſen Begriff die Begebenheiten der Welt mit den freywilligen Handlungen der Menſchen als Folgen verknüpfte, mußte ſie zugleich die urſprüngliche Anordnung des Weltlaufs einer Cauſalität anvertrauen, welche nach andern als Naturgeſetzen beſtimmt wird. Die Begebenheiten ſelbſt, ſoweit ſie dem Verſtand begreiflich ſind, blieben dabey immer noch der gleichen Nothwendigkeit unterworfen, aber der letzte Grund derſelben, der nicht mehr erſcheint, der nur gedacht, nicht begriffen werden kann, wurde der Macht des Schickſals entzogen, und ſo die Ver-

Sechste Scene.

Vorigen. Die Vaſallen und Beamten Huttens, Bürger und Landleute, welche Geſchenke tragen, junge Mädchen und Frauen, die Kinder an der Hand führen oder auf dem Arme tragen. Alle einfach, aber anſtändig gekleidet.

Vorſteher. Kommt alle herein, Väter, Mütter und Kinder. Fürchte ſich keines. Er wird Graubärte keine Fehlbitte thun laſſen. Er wird unſre Kleinen nicht von ſich ſtoßen.

Einige Mädchen (welche ſich ihm nähern). Gnädiger Herr! dieſes Wenige bringen Ihnen Ihre dankbaren Unterthanen, weil Sie uns Alles gaben.

Zwei andre Mädchen. Dieſen Kranz der Freude flechten wir Ihnen, weil Sie das Joch der Leibeigenſchaft zerbrachen.

Ein drittes und viertes Mädchen. Und dieſe Blumen ſtreuen wir Ihnen, weil Sie unſre Wildniß zum Paradies gemacht haben.

Erſtes und zweites Mädchen. Warum wenden Sie das Geſicht weg, lieber gnädiger Herr? Sehen Sie uns an! Reden Sie mit uns! Was thaten wir Ihnen, daß Sie unſern Dank ſo zurückſtoßen? (Eine lange Pauſe.)

v. Hutten (ohne ſie anzuſehen, den Blick auf den Boden geſchlagen). Werf' er Geld unter ſie, Verwalter — Geld, ſo viel ſie mögen — Schon' er meine Kaſſe nicht — Er ſieht ja, die Leute warten auf ihren Lohn.

Ein alter Mann (der aus der Menge hervortritt). Das haben wir nicht verdient, gnädiger Herr. Wir ſind keine Lohnknechte.

nunft bey den verſchiedenen Aeuſſerungen ihrer Thätigkeit, wo ſie ſelbſt Geſetze gibt, und wo ſie den Verſtand blos in Anwendung der ihm gegebenen leitet, mit ſich ſelbſt in Uebereinſtimmung geſetzt. Die Idee einer blinden Nothwendigkeit mußte nun diejenige Bedeutung annehmen, welche allein mit dem Intereſſe der moraliſchen Vernunft verträglich iſt: jene Nothwendigkeit war eine blinde, das heißt, verſtandloſe Nothwendigkeit, nicht in ſoferne ſie nach ihrem letzten Grund durch keinen Verſtand, ſondern nur inſoferne ſie durch keinen menſchlichen oder dieſem ähnlichen möglich gedacht wurde. Die unendliche Kette, welche alle Naturweſen zuſammenhält, wurde an dem Throne der Gottheit befeſtigt; jenſeits des Mechanismus der Sinnenwelt, wodurch jede Veränderung in der Zeit mit einer frühern nothwendig zuſammenhängt, eröffnete ſich der gläubigen Vernunft ein mit Weißheit entworfener Plan einer ewigen Vorſehung.

Wenn nun aber auf dieſe Art Gott zum Urheber des Schickſals gemacht wurde, wie läßt ſich damit ein anderer Grundſatz ebendeſſelben Syſtems zuſammenreimen, dieſer nämlich: daß Gott ſelbſt unter dem Schickſal ſteht? Was nützt es der Vernunft, den letzten Grund der Natur, und damit auch den Glauben an die Erreichbarkeit ihres höchſten Zwecks in eine überſinnliche Welt hinüber zu retten, wenn auch hier dieſelbe Nothwendigkeit herrſcht, welcher die Sinnenwelt gehorcht? — Wäre blos von den Göttern die Rede, womit der Volksglaube und eine dichteriſche Mythologie den Olymp bevölkert, ſo lieſſe ſich die ganze Schwierigkeit dadurch löſen, daß man jene Götter als Agenten einer höhern Macht betrachtete, welche einen ihnen ſelbſt unbekannten Plan nach unabänderlichen Geſetzen aufzurichten hätten. Allein nach dem Lehrgebäude der Stoiker iſt das Schickſal das Werk eines ewigen, denkenden und weiſen Weſens, und dieſes ewige, denkende und weiſe Weſen iſt ſelbſt wieder dem Schickſal unterworfen. Soll dieſer Satz keinen Widerſpruch in ſich enthalten, ſo kann er ſich blos darauf beziehen, daß der Urheber des Schickſals die ſtetige Naturkette nie unterbricht, und von den Wirkungen ſeines erſten Entſchluſſes, welcher, als der beſte, nur dieſer und kein anderer ſeyn konnte, nicht abweicht. Nur führt alsdann die Nothwendigkeit der Welt wiederum auf Nothwendigkeit in ihrem Urheber, und gleichwohl ſprechen die Stoiker von dem Antheile des freyen Willens der Gottheit an dem Weltbau. Aber auch hier zeigt ſich eine unverkennbare Spur der nach Einheit und Uebereinſtimmung mit ſich ſelbſt ſtrebenden Vernunft. Die Anordnung des Schickſals iſt das Werk der Freyheit, inſoferne der abſolute Grund der Naturnothwendigkeit nicht wieder in der Natur, ſondern nur in der Freyheit enthalten ſeyn kann; aber dieſe Freyheit wird gleichfalls wieder als Nothwendigkeit gedacht, weil ſie einem Weſen zukömmt, das, nach dem Ausdruck eines ſtoiſchen Weltweiſen, ſelbſt eine Nothwendigkeit iſt.

Der Begriff der Strafe war es, den wir als Standpunkt annehmen, von welchem aus die Vernunft ſich den Weg aus dem Gebiete der Natur in eine überſinnliche Welt eröffnete, um ihre eigene Cauſalität gegen die Gewalt des Schickſals ſicher zu ſtellen. Strafe aber ſetzt ein Verbrechen, das heißt, eine willkührliche Uebertretung des Geſetzes voraus, und läßt ſich mithin nur auf ſolche Handlungen anwenden, welche wirklich mit Vorſatz und

Bewußtſeyn begangen worden ſind. Wären auch diejenige illegale Handlungen, welche ganz von dem Einfluß eines unüberwindlichen Schickſals abhängen, der Strafe unterworfen, ſo würde die moraliſche Vernunft eine ſolche Einrichtung noch ſtärker misbilligen, als ein völlig planloſes Spiel des Zufalls, worin gar keine Beziehung auf den Werth der menſchlichen Handlungen zu entdecken wäre. Selbſt in der dichteriſchen Darſtellung mußte die Geſchichte eines Unglücklichen, den eine unwiderſtehliche Gewalt erſt zum Verbrecher macht, und nachher für ebendieſe Vergehungen mit ſchweren Strafen büßen läßt, für das ſittliche Gefühl durchaus empörend ſeyn, wenn nicht etwa unter der Hülle der Fabel ein tieferer Sinn verſteckt war, wodurch ſich dem Gemüth eine für die Moralität wichtige Wahrheit in dunkler Ahnung offenbarte. In der That ſcheint dieſer Geſchichte eine Idee zum Grunde zu liegen, welche ſich auf eines der ſchwerſten Probleme für die philoſophirende Vernunft bezieht, und wir finden hier vielleicht eine Auflöſung deſſelben, die um ſo mehr unſrer Aufmerkſamkeit würdig iſt, da ſie auf einem Weg unternommen wird, der gerade am weiteſten vom Ziel abzuführen ſcheint, und gleichwohl mit derjenigen Bahn zuſammentrifft, welche durch eine lange nachher entworfene Verzeichnung aller möglichen Directionen als die einzig richtige beſtimmt worden iſt.

Um die Natur-Nothwendigkeit mit der moraliſchen Freyheit in einem und ebendemſelben Weſen, und ſogar in einer und ebenderſelben Handlung vereinigt zu denken, ſieht ſich die Vernunft genöthigt, in dem Menſchen einen gedoppelten Charakter anzunehmen. Der eine kömmt ihm als Erſcheinung zu; der andere gehört ſeiner höhern

Natur an, die ihn zum Bürger einer überſinnlichen Welt macht. Inſoferne ſeine Handlungen in der Zeit geſchehen, ſtehen ſie unter dem Geſetze der ſinnlichen Natur, dem jede andere Begebenheit unterworfen iſt. Aus dieſem Geſichtspunkt erſcheinen ſie als Wirkungen einer höhern Macht, eines unüberwindlichen Schickſals, das allen Antheil der Willkühr ausſchließt. In jedem Augenblick, da der Menſch handelt, findet er ſich ſchon in einer bereits angefangenen Reyhe begriffen, worinn jede Aeuſſerung ſeiner Thätigkeit durch etwas, was nicht mehr in ſeiner Gewalt ſteht, nothwendig beſtimmt iſt. Wäre nun ſein ganzes Daſeyn in den engen Kreis der Naturwirkungen beſchränkt, ſo würde die erhabene Idee von Freyheit mit allen darauf gebauten Begriffen zum leeren Traumbild herunterſinken. Selbſt das Gefühl eigener, innerer Kraft könnte ihn nicht berechtigen, ſich von der Naturkette losgefeſſelt zu glauben: es wäre die Täuſchung einer mit Bewußtſeyn begabten Maſchine, welche ihre Bewegung für frey hält, weil ſich dabey kein Stoß oder Druck von auſſen, ſondern nur die Kraft des eigenen Räderwerks wirkſam zeigt. Sobald aber der Menſch das, was an ihm der Erſcheinung angehört, von ſeinem eigentlichen Selbſt inſoferne dieſes von den Geſetzen der Erſcheinung unabhängig iſt, unterſcheidet, ſo gewinnt er einen Standpunkt, auf welchem die Naturnothwendigkeit keine Macht über ihn hat. Dann erſt iſt es ihm möglich, ſeine Handlungen als nothwendig in der Zeit beſtimmt, und doch zugleich als Wirkungen der Freyheit ohne Widerſpruch zu denken, und die ſittliche Zurechnung wird nun durch die Erklärbarkeit jeder einzelnen Handlung aus dem, was ihr vorangieng, nicht aufgehoben, weil jene ſich an ein Vermögen wendet, das über alle Zeitbedingungen erhaben und eine Reyhe von Wirkungen durch ſich ſelbſt anzufangen fähig iſt.

Dieſe Unterſcheidung des ſinnlichen und überſinnlichen Charakters im Menſchen findet ſich auch wirklich durch die Ausſprüche des moraliſchen Gemeinſinns beſtätigt. Die klarſte Einſicht in den Zuſammenhang von Urſachen und Wirkungen, wovon eine unerlaubte Handlung abhängt, vermag weder den Vorwurf des eigenen Gewiſſens noch die Strenge des fremden Urtheils zu mildern. Vor der richtenden Vernunft erſcheint der Menſch immer als ein Weſen, deſſen Exiſtenz nicht in der Zeit beſtimmbar iſt, und in dieſer Eigenſchaft kann ihm keine Naturnothwendigkeit zu Statten kommen. Nichts anders als dieſe, dem ſittlichen Gefühle ſo natürliche Vorſtellungsart iſt es auch, was die Geſchichte des Oedipus ſinnlich darſtellt: die Vergehungen deſſelben ſind in Umſtänden gegründet, welche nicht in ſeiner Gewalt ſtehen; dennoch wird er von den ſtrafenden Göttern den Geiſſeln der Furien übergeben, nachdem ihn ſeine eigene Hand des Tageslichts, deſſen er ſich ſelbſt für unwürdig hielt, beraubt hatte. Im Allgemeinen betrachtet, wird hier blos die Vereinbarkeit der moraliſchen Zurechnung mit dem nothwendigen Zuſammenhange der Weltbegebenheiten in einem concreten Falle dargeſtellt. Nun iſt es aber ein weſentliches Erfordernis der moraliſchen Zurechnung, daß eine Handlung mit Bewußtſeyn und mit Kenntnis ihres Verhältniſſes zum Geſetz unternommen ſey. Oedipus hingegen wird Verbrecher, weil er die Perſonen, an welchen er ſündigt, nicht kennt, und inſoferne muß ihn die Vernunft von Schuld und Strafe freyſprechen. Allein dieſer Umſtand gehört blos zur dichteriſchen Darſtellung, welche einzig auf Erregung des Mitleids über das traurige Schickſal eines Unglücklichen berechnet iſt; jene Vernunftidee, ſo wenig ihr das einzelne Beyſpiel in ſeiner individuellen Beſtimmung angemeſſen iſt, behauptet im Allgemeinen doch ihre Realität, und ohne den geheimen Einfluß derſelben würde die Geſchichte nur empörend, nicht rührend ſeyn. Das moraliſche Gefühl findet ſich befriedigt durch Verſinnlichung des allgemeinen Satzes, daß die Freyheit des menſchlichen Willens durch Naturnothwendigkeit nicht aufgehoben wird; die beſondere Art, wie in dem einzelnen Falle dieſe Naturnothwendigkeit beſtimmt iſt, fällt in das Gebiet der Dichtkunſt, welche auf die Empfindung zu wirken hat. Auf dieſe Art läßt es ſich erklären, wie die Zuſchauer des Griechiſchen Trauerſpiels das ſchreckliche Ende des Oedipus als ein unglückliches Schickſal beweinen und doch zugleich als verdiente Strafe billigen konnten.

IV

Ueber griechiſche und gothiſche Baukunſt.

Ich habe einſt bei einem, ich weiß nicht welchem, franzöſiſchen Schriftſteller folgende Worte geleſen: „le but de toute architecture est d'imiter la nature: mais pendant que l'architecte grec représente la nature portante, le goth nous fait voir celle, qui germe.“ Es liegt etwas Feines in dieſer Bemerkung, ob man gleich von der Natur gar nicht ſagen kann, daß ſie trage. Es liegt etwas darin, denn in der That ſieht jeder altgothiſche Thurm mit ſeinen Ecken und Spitzen einem Baum ähnlich, von dem ſich Zweige gewaltſam abreiſſen, auch ſcheinen alle Verzierungen des Hauptgebäudes aus der Natur geſchöpft zu ſeyn. Wenn des Griechen ganzes Augenmerk auf Sicherheit geht, wenn ſelbſt ſeine Verzierungen in dem Princip der Sicherheit ihren Grund zu finden ſcheinen, wenn die Tryglyphen unterſtützen, die Hohlleiſten und Wülſte nur ſoweit hineingehen oder hervorragen müſſen, als die ſichere Ruhe des Ganzen es erfordert; errichtet der Gothe auf dünne Pfeiler ungeheure, bis in die Wolken reichende Gewölber, bauet er ſo, daß alles zu fallen ſcheint, und doch nicht fällt, und bringt Fenſter, Spitzen und Roſen häufig zur Zierde an.*

---

* Un edifice grec n'a aucun ornement, qui ne serve à augmenter la beauté de l'ouvrage. Les pieces necessaires pour le soutenir ou pour le mettre à couvert, comme les co-

Dieſer ſo auffallende Unterſchied zwiſchen dem Griechiſchen und Gothiſchen Gebäude, leitet natürlich auf die Erörterung folgender Fragen:

1) Was beabſichtigten beyde Künſtler?

2) Wie kommt es, daß bey einerley Zweck der nützlichen Bauerey, die Baukunſt, als Schönheit ſo verſchieden ausfiel? und

3) Wenn es für die Schönheit eines Kunſtwerks ein regulatives Princip á priori giebt, * welches wird daſſelbe für die Baukunſt ſeyn?

---

lonnes et la corniche, tirent leur beauté de leur proportion: tout est simple, tout est mesuré, tout est borné à l'usage. On n'y voit ni hardiesse, ni caprice qui impose aux yeux. Les proportions sont si justes, que rien ne parait fort grand, quoique tout le soit. Au contraire l'architecte gothique elève sur des piliers très minces une voute immense, qui monte jusqu'aux nues: on croit que tout va tomber, mais tout dure pendant bien des siecles. Tout est plein de fenêtres, de roses et de pointes; la pierre semble decoupée comme du carton, tout est à jour, tout est à l'air. (Lettr. de Mr. de Fenelon sur l'eloquence.)

Ludwig XIV hatte einen Preiß für den ausgeſetzt, der eine neue Säulenordnung erfinden würde. Sturms deutſcher Fleiß zeigte durch die Combinationsrechnung, daß es noch eine, aber weiter keine Ordnung gäbe. Ob nun gleich Sturm von keinem Princip ausgieng, indem er blos die

Zur Beantwortung dieſer Fragen, ja ſelbſt zum beſſern Verſtändniß derſelben, glaube ich einige Betrachtungen über Kunſtwerke vorausſchicken zu dürfen.

Einige Kunſtrichter ſind der Meinung, daß ein Werk der Kunſt drey Einheiten habe: Einheit des Zweckes, der Regel und des Begriffes. Bleiben wir bey unſerm Gegenſtande: ſo gäbe die Bequemlichkeit des Gebäudes die Einheit des Zweckes, deſſen Symmetrie die der Regel, und die Wahl der Verzierungen die des Begriffes.

Ich weiß nicht, ob dieſes ſo ganz richtig iſt. Bequemlichkeit des Gebäudes ſcheint mehr die Brauchbarkeit als die Schönheit deſſelben zu betreffen: ein Bauernhaus kann ſehr bequem eingerichtet ſeyn, ohne ſich es je beykommen zu laſſen, auf Schönheit Anſprüche zu machen; und Symmetrie iſt an und für ſich eine ſo ſchwankende Vorſtellung, daß, wenn man ihren Grund nicht etwas tiefer ſucht, man Alles und Nichts für Symmetrie halten kann. Sie beſteht nicht bloß in dem Verhältniß der Gleichheit der Theile des Gebäudes zu einander; ſondern in dem leicht zu überſehenden Verhältniß einer Zahl zu einer andern überhaupt. So gehört es z. B. auch zur Symmetrie, daß die Höhe der Thüren zu ihrer Breite, ſich wie 5 : 2 verhalte; und da entſteht dann die Frage: welche Symmetrie iſt ſchön? Fenſter je zwey und zwey dicht nebeneinander, ohne Zwiſchenpfeiler, aber Paar-

---

Hohl- und Kehlleiſten als weſentlich anſah, und darauf ſeinen Calcul ſtützte, ſo ſcheint mir doch daraus zu erhellen, daß die Säulenordnungen ſich auf ein Princip zurückführen laſſen müſſen.

weiſe mit einem Zwiſchenraum von drey Fuß angebracht, geben eine ſehr ſymmetriſche, aber bey aller Symmetrie, eine unerträglich häßliche Façade. Dieſe Frage, die zu beantworten gar nicht zu meinem Plane gehört, zeigt aber, wie ich glaube, doch ſo viel an, daß die Einheit des Zweckes und der Symmetrie, wo nicht zur Schönheit des Gebäudes ganz außerweſentliche, doch gewiß nur der Einheit des Begriffes untergeordnete Bedingungen ſind.

Es läßt ſich aber, meiner Meinung nach, zeigen, daß die Schönheit des Gebäudes, ſo wie aller Kunſtwerke überhaupt, nur auf der Einheit des Begriffes beruhe, und die übrigen Dinge nur die Ueberſicht dieſer Einheit erleichtern, nicht ſie ſelbſt vergrößern.

Zu dieſem Behufe aber müſſen wir den Unterſchied beſtimmt angeben, der ſich zwiſchen einem Werke des Künſtlers und dem des Handwerkers, oder zwiſchen dem Künſtler und Handwerker vorfindet.

Man nennt den im ſtrengſten Sinne des Wortes einen Handwerker, deſſen Erzeugniſſe nur zum Gebrauche eines beſtimmten Individuums verfertigt werden, und die auch nur für daſſelbe vollkommen paſſen. Schuſter, Schneider ſind im ſtrengſten Verſtande Handwerker: ſie arbeiten für einen beſtimmten Fuß, einen beſtimmten Körper, und ihre Arbeit paßt niemand anders genau, als dem Subjekt, für das ſie gemacht werden.

Hingegen ſind die Erzeugniſſe des eigentlichen Künſtlers für gar niemand beſtimmt gemacht, müſſen aber allen paſſen, die davon den Gebrauch machen, den man von

Einige Andre. Wir wollen ein ſanftes Wort und einen gütigen Blick.

Ein Vierter. Wir haben Gutes von Ihrer Hand empfangen, wir wollen danken dafür, denn wir ſind Menſchen.

Mehrere. Wir ſind Menſchen, und das haben wir nicht verdient.

v. Hutten. Werft dieſen Namen von euch und ſeyd mir unter einem ſchlechtern willkommen — Es beleidigt euch, daß ich euch Geld anbiete? Ihr ſeyd gekommen, ſagt ihr, mir zu danken? — Wofür anders könnt ihr mir denn danken, als für Geld? Ich wüßte nicht, daß ich einem von euch etwas Beſſeres gegeben. Wahr iſt's, eh' ich Beſitz von dieſer Grafſchaft nahm, kämpftet ihr mit dem Mangel und ein Unmenſch häufte alle Laſter der Leibeigenſchaft auf euch. Euer Fleiß war nicht euer; mit ungerührtem Auge ſaht ihr die Saaten grünen und die Halme ſich vergolden, und der Vater verbot ſich jede Regung der Freude, wenn ihm ein Sohn geboren war. Ich zerbrach dieſe Feſſeln, ſchenkte dem Vater ſeinen Sohn und dem Sämann ſeine Ernte. Der Segen ſtieg herab auf eure Fluren, weil die Freiheit und die Hoffnung den Pflug regierten. Jetzt iſt keiner unter euch ſo arm, der des Jahrs nicht ſeinen Ochſen ſchlachtet; ihr legt euch in geräumigen Häuſern ſchlafen, mit der Nothdurft ſeyd ihr abgefunden und habt noch übrig für die Freude. (Indem er ſich aufrichtet und gegen ſie wendet.) Ich ſehe die Geſundheit in euren Augen und den Wohlſtand auf euren Kleidern. Es iſt nichts mehr zu wünſchen übrig. Ich hab' euch glücklich gemacht.

Kunſtſachen machen kann. Wer ſie ſieht, muß von ihrer Schönheit eingenommen werden, muß die Behaglichkeit dadurch empfinden, die der Anblick des Schönen gewährt, und muß es fühlen, daß des Künſtlers Hand das für den äußern Sinn ſchuf, wovon der innere Sinn des Kenners ſchon längſt belebt und erfüllt war. *

Je mehr Menſchen an dem Werke zu tadeln finden, je weniger man mit jedem beſondern Theile zufrieden ſeyn kann, und je enger der Künſtler ſich auf eine beſondere Claſſe von Menſchen beſchränkt, für die er arbeiten, denen er gefallen will, deſto mehr ſinkt derſelbe zum Handwerker herab; und Gegenſtände der Kunſt können handwerksmäßig betrieben werden, wenn ſie nur zu irgend einem beſtimmten Gebrauche tauglich ſind, aber übrigens keinem Menſchen paſſen. Beiſpiele hierzu liefern die Schilder an den Gaſthäuſern u. ſ. w.

Dieſer hohe Anſpruch an den Künſtler, daß ſein Werk allen gefallen ſoll, iſt freylich nur eine Idee. In dieſem Verſtande wird es nie einen Künſtler gegeben haben, noch geben können: an Apelles Meiſterſtück fand

---

* In den meiſten mir bekannten Sprachen geht die Stufenleiter folgender Geſtalt: Handwerker, Arbeiter, Mechanicus, Künſtler. Der Arbeiter iſt, dem Stoff nach Künſtler, der Form nach, Handwerker: der Mechanicus das Gegentheil. Der Erfinder einer jeden Sache iſt ſtets ein Künſtler; und Vulkan wird auch deßhalb ein Künſtler bey den Alten genannt, obgleich unſere heutigen Vulkane, ſelbſt die Goldſchmiede nur Arbeiter oder Mechanici ſind.

ein Schuſter etwas auszuſetzen. Aber ſie dient uns eben deshalb, wie jede Idee, als regulatives Princip. Der Künſtler ſoll *ſtreben*, allen zu gefallen, gelänge ihm auch dieß nie.

Dieß Streben nach allgemeinem Beyfall, das dem Künſtler ſeinen Namen erwirbt, ſetzt aber voraus, daß er ſich bey dem Entwurf ſeiner Arbeit, bey dem ſeiner Einbildungskraft vorſchwebenden Ideal das geſammte Urtheil aller Menſchen über den darzuſtellenden Gegenſtand zur Einheit gemacht habe. Der Künſtler *ſoll* allen gefallen, und er muß allen gefallen *können*; aber ohne dieſe in der Vernunft gehegte Einheit wäre es dem Künſtler ſchlechterdings unmöglich, durch bloße Abſtraktion von einzelnen Urtheilen, den Gegenſtand ſo darzuſtellen, daß er wenigſtens das Streben allen Menſchen zu gefallen verrathe. Praktiſch läßt ſich ohne Einheit des Begriffs nichts bewirken; und der Künſtler, der nicht von einem Begriffe ausgeht, der nicht die Abſicht hat, einen Begriff dem *Inhalte* ſeiner Arbeit zum Grunde zu legen, der daher bloß gefällige *Formen* willkührlich zuſammenträgt, in denen er und der Beobachter die Einheit hintennach hineinlegen, ein ſolcher Künſtler wird ſtets — wenn er gar den Namen Künſtler verdient — mehr Copiſt, als Originalkünſtler ſeyn: er hat abgeſchrieben, ohne zu wiſſen, was in der Urſchrift ſteht. *

---

* Ex hac templorum definitione (nempe a verbo contemplari) colligimus, ipsa absque ullo tecto fuisse, unde coelum facillime aspici posset. (Ciampini vetera monum. Roman. Romae, 1690. p. 4.) Das war alſo die Einheit des Begriffes bey den Tempeln und wenn wir auch keinen völlig

Auf dieſer Einheit des Begriffs beruht auch die Möglichkeit des Geſchmacks á priori beym Kenner. So ſehr nehmlich der empiriſche Geſchmack in jedem Menſchen verſchieden ſeyn kann, und wirklich verſchieden iſt; ſo heißt doch Geſchmack á priori nichts anders, als die Gabe die Einheit des Begriffes, die der Künſtler aufgeſtellt, leicht, wenn auch nicht deutlich zu erkennen, und davon gerührt zu werden. Hat daher der Künſtler keine Einheit des Begriffes zum Innhalte ſeiner Arbeit gewählt, wie ſoll ſie der Kenner herausfinden können? Einzelne Theile wird er bewundern, ohne zu wiſſen, was er aus dem Ganzen machen ſoll.

Rubens fleiſchigte Maßen, und der Angelica Kaufmann ſchlanke, ſeelte Figuren, gefallen beyde; und ſo verſchieden die Darſtellung ähnlicher Objekte von beyden Künſtlern bewirkt worden, ſo verſchieden auch das Urtheil des Beobachters ſeyn mag, wenn er ſich eine Freundinn nach dem Ideale Rubens oder nach dem der Angelica Kaufmann wählen ſollte, ſo ſehr kann er doch, als ein Mann von Geſchmack, beyde gleich ſchön finden. Er ſieht die Einheit des Begriffes, die beyde Künſtler für Weiberſchönheit feſtgeſetzt haben, und findet die Darſtellungen ſchön, weil ſie dieſem Begriffe entſprechen.

Rubens ſah die Fülle des üppigen Genuſſes, als den höchſten Zweck für Weiberſchönheit an; und von der

---

öffnen, wie C geſehen haben will, antreffen, ſo läßt ſich doch wenigſtens erklären, warum in vielen Tempeln das Licht von oben durch die Kuppel fällt.

äuſerſten Fußſpitze bis zur Bruſtwarze ſtellen ſeine Weiber dieſe Schönheit dem Auge des Beobachters dar. Angelica hingegen, ſelbſt Weib, und daher die Würde ihres Geſchlechts etwas höher ſetzend, als bloß die thieriſche Hälfte des Mannes zu ſeyn, Angelica ſah die weichgeſchaffene Seele des Weibes, deſſen Geſchmeidigkeit, deſſen Stärke beym Vorſatze, deſſen Schwäche in der Leidenſchaft, als den vorzüglichen Charakter der Weiberſchönheit an; und jede ihrer Figuren zeigt dem, nur mittelmäßig geübten Auge, dieſen Charakter aufs deutlichſte. Man eilt ungeduldig von Theil zu Theil des graciöſen Körpers, bis zum Mund, bis zum Auge, und wünſcht von jenem ein holdes Wort zu hören, in dieſem einen Funken von Leidenſchaft glühen zu ſehen.

Mit dem Verluſte der Einheit des Begriffes — die ich auch die Geſchmackseinheit nenne — fängt auch der gute Geſchmack an, zu ſinken, und er geht entweder gänzlich zu Grabe, oder es wird eine neue Geſchmackseinheit erfunden werden müſſen, oder endlich wird der alte Geſchmack durch vorgefundene Bilder und Muſter wieder aufs neue organiſirt, aber nicht eher beſeelt werden können, als bis man der alten Geſchmackseinheit wieder auf die Spur gekommen iſt.

Daß dieß der Erfahrung gemäß ſey, wird jeder einſehen, der nur im mindeſten über das nachgedacht hat, was man den Verfall des Geſchmacks nennt. Unſere Muſik und unſere Tanzkunſt, ſind ganz was anders, als ſie bey den Griechen geweſen. Ihre Geſchmackseinheit in dieſen beyden Künſten iſt für uns ganz verloren gegangen, und es lag wohl eine Kluft von mehreren Jahrhunderten dazwiſchen, ehe es einer neuen Schöpferkraft gelang, beyde Künſte wieder einiger Maaßen zu beleben.

In den übrigen bildenden Künſten arbeiten wir noch jetzt bloß nach dem Vorbilde der Alten, ohne ſie ſo eigentlich recht zu verſtehen; und der Künſtler muß ſich ſtreng an die Begriffe der Mythologie binden, wenn er bey dem Inhalte mythologiſcher Arbeiten verſtändlich werden will. Es wäre vielleicht nicht ſchwer aus der Geſchichte den Zeitpunkt zu beſtimmen, wann die Geſchmackseinheit in dieſer oder jener Kunſt verloren gegangen und warum ſie verloren gegangen.

Aber vorzüglich werde ich mich beſtreben in Anſehung der Baukunſt zu zeigen, was für eine Geſchmackseinheit ihr überhaupt zum Grunde liege, warum der griechiſche Geſchmack ſchon zu Konſtantin des großen * Zeiten zu verſchwinden angefangen, und der Gothe lieber nach arabiſchen ** als nach griechiſchen Muſtern gebauet habe.

Die Geſchmackseinheit wird nun entweder an und für ſich, oder ſymboliſch, oder bloß analog dargeſtellt. Die Tanzkunſt, inſofern ſie etwas mehr bedeutet, als herum-

---

[*] Quo argumento satis docemur, quantam cladem tractu temporis passa fuerit cum caeteris artibus Architectura, cum quarto nostrae salutis saeculo adeo a veteri sua dignitate prolapsa jaceret. Ciampini l. c. C. II. p. 21.

[**] M. Schmidts Geſch. d. Deutſch. Theil 1, S. 11., und Herders Ideen zur Philoſ. der Geſch. der Menſchh. Theil 4. S. 327.

hüpfen in durcheinanderlaufenden Linien, inſofern ſie auch einen Inhalt hat, ſtellt dieſe Einheit an und für ſich dar. Die Geſchichte wird vor unſern Augen aufgeführt; jede Gruppe, jede Bewegung iſt, oder ſoll ſeyn Ausdruck deſſen, was die handelnden Perſonen in dieſem Augenblicke fühlen: es ſind Perſonen aus verſchiedenen Ländern, mit verſchiedener Mutterſprache, denen nur die allgemein verſtändliche Sprache der Natur, die Mimik, zu Gebote ſteht.

Der Mahler oder Bildhauer des Alterthums, der das kindiſche Betragen, die blinde Partheylichkeit, die faſt nothwendige Unbeſtändigkeit, die ſchmerzhafte Freude, und den fröhlichen Schmerz der Liebenden als Einheit faßte, um darnach das Bild der Liebe zu perſonificiren, ſtellte alle dieſe Merkmahle ſymboliſch in Amor dar: ein Kind, mit einer Binde vor den Augen, Flügeln auf dem Rücken, mit goldnen aber ſpitzigen Pfeilen im Köcher.

Hingegen kann die Muſik die Geſchmackseinheit nur analog darſtellen. Wie der Gang der Leidenſchaft in der Zeit nach und nach wahrgenommen wird, entweder ſtets feyerlich wie die Liebe des Spaniers, oder zudringlich und tändelnd, wie die des Franzoſen, muß der Gang der Muſik ſeyn, die dieſe Leidenſchaft darſtellen ſoll. Daher wird man aus der Muſik, ohne Beyhilfe geſungener Worte, wohl wiſſen, ob ſie Traurigkeit oder Freude bezeichnen, nie aber den Grund zu dieſen Empfindungen.

Sind dieſe Vorausſetzungen gegründet, ſo ſchreite ich zu meinem Gegenſtande, woraus dann noch erhellen wird, daß die Baukunſt, eben ſo wie Mahler- und Bildhauerkunſt, die Geſchmackseinheit ſymboliſch darſtelle.

„Wie die Menſchen denken und leben, ſo bauen und wohnen ſie" ſagt unſer Herder; und das iſt gewiß wahr. Denn bey allen Menſchen hat Bauerey mit Geſetzgebung die ſtärkſte Aehnlichkeit: durch beyde ſoll der Menſch Sicherheit und Schutz erhalten. Unter ſein Dach rettet er ſich vor Wind, Wetter und Kälte; unter das Obdach der Geſetze vor dem Sturme boshafter Menſchen, vor ihren wetterwendiſchen Geſinnungen, und verwandelt ihre theilnehmungsloſe Kälte in thätige Wärme zum Heil und Frommen des Mitmenſchen. Hier wie dort wird er in den Stand geſetzt, Herr deſſen zu bleiben, was er rechtmäßig beſitzt, und ſein Eigenthum im Schooße ſeiner Familie ruhig genießen zu können.

Eine Art von Geſetzgebung hatten alle Völker der Erde: gut oder ſchlecht, gleichviel, wenn ſie nur für das Volk in ſeiner Lage paßte; auch baute jeder ſein Hüttchen ſo gut oder ſo ſchlecht er konnte, aber allemal gewiß ſo gut, als er es brauchte. Dort Schiedsrichter in jedem beſondern Falle, ein Anführer im Kriege, und wenn es hoch kam, ein Wahrſager, der auch zugleich Moraliſt war: hier ein Paar Lanzen in die Erde geſteckt, mit Kleidern zum Dache, ein Stein zur Lagerſtelle, und wenn es hoch kam, ein Graben um das Hauß zur Verſicht und zur Grenzſcheidung — dies war blos nützliche Geſetzgebung, nützliche Bauerey, ohne Kunſt in beyden.

Solange die Menſchen nomadiſch lebten, brauchte man wohl ſchwerlich etwas beſſeres in dem einen Falle, konnte man ſchwerlich was ſchöneres denken in dem andern: hier wie dort ſorgte man nicht für die künftige Generation, kaum für den künftigen Frühling.

Sobald aber die Menſchen anfiengen ſtät zu werden, und ſich in ihre Geſetzgebung Kunſt miſchte, konnte ſich auch ihre Bauerey in Baukunſt verwandeln. Begeiſtert von der Schönheit der Geſetze, konnte es ihnen einfallen, ihre Empfindung für dieſe Schönheit ſymboliſch darzuſtellen: und ſie führten ein ſchönes Gebäude auf. Der ſchöne Geſetzgeber Numa war auch in Rom der erſte, der auf Schönheit der Gebäude ſein Augenmerk richtete.

Aber nur eben die Empfindung des Künſtlichen in der Geſetzgebung, die der Menſch als ſchön erkennt, und die ſich ſeinem Gemüthe einprägt, kann er auch in ſeinem Gebäude als ſchön abbilden. Die ſymboliſche Darſtellung als Wirkung, wird nicht über die Urſache, die ſie aus der Geſetzgebung ſchöpfte, hinaus gehen; und ſo mußten denn Griechen und Gothen freylich ganz verſchiedene Geſchmackseinheiten in Betracht der Architektoniſchen Schönheit haben.

Schon von Dracos Zeiten an, verwandte der Grieche ſeinen ganzen Kunſtfleiß in der Geſetzgebung, auf die Haltbarkeit des Staatskörpers: jeder Theil mußte tragen, jeder Mittel werden, den Hauptzweck der Geſetzgebung, das Ganze zu erhalten, und jeder ſollte nur ſeines Daſeyns ſo weit froh werden, als es dieſen Zweck verherrlicht. Dieß war die Schönheit in der Geſetzgebung, dieß die Geſchmackseinheit in dem Griechiſchen Gebäude. Auf Fußgeſtellen ruhen Säulen, dieſe tragen

Capitäle, und beyde tragen die Kuppel, das Obdach des Gebäudes, den Endzweck des Ganzen.

Mit dem Verfall der griechiſchen Staaten, ſieng die Geſchmacksreinheit der Gebäude an, undeutlich zu werden, wurde nur von ſehr guten Augen noch zu Nero's Zeiten bemerkt, und verſchwand gänzlich aus dem Geſichte unter Conſtantin dem Groſen. Nun das Syſtem des griechiſchen Staatskörpers nur noch durch äuſſere Stützen zuſammenhielt, Nero mehr durch Grillen und Launen, als mit Bedachtſamkeit und Hinſicht auf die Erhaltung des Ganzen herrſchte, und endlich Conſtantin durch Verlegung der Reſidenz nach Byzanz, die erſte Urſache zu jenem Unheil des doppelten Kaiſerthums ward, nun konnte wohl auch ſchwerlich der Künſtler die Schönheit der Regierungsform in ſein Werk übertragen, und das Räthſel iſt ziemlich gelöſt, weshalb ſich auf dem von Conſtantin benannten Bogen ſo widerſprechende Dinge, und in allen ſeinen Gebäuden Säulen von aller Ordnung, ohne die mindeſte Auswahl vorfanden. So war ſeine Regierung, ſo mußten ſeine Kunſtwerke ſeyn. Der ſchöne griechiſche Einklang hatte aufgehört zu tönen, und ſchreckliche Diſſonanzen gellten in den Ohren der Künſtler.

Nun erſchien der Gothe, der, im Anfange des fünften Jahrhunderts, ſich mit Macht von der römiſchen Oberherrſchaft losreiſſen wollte, deſſen ganzes Beſtreben, deſſen ganze Verbindung zu einem Körper auf Freyheit und Erweiterung gieng, und der daher keine andere Schönheit in der Regierungsform kannte, als die ſeinen Zweck beförderte. Die politiſche Verbindung zu dieſem Endzwecke war der ſchönſte Anblick für ihn, und auch ſeine Gebäude mußten dieſen Geſchmack an den Tag legen. Alles reißt ſich, in den altgothiſchen Gebäuden, von dem Hauptſtamm ab, nichts trägt, alles iſt offen, alles, bis auf die Zierrathen, aus der Natur entlehnt, alles nach Eigenwillen verbunden, nichts ſoll dem Zwange unterliegen.

Seine Freyheit mitten unter einengenden Schwierigkeiten durchzuſetzen, kann durch kein Bild ſo ſchön ſymboliſch dargeſtellt werden, als durch die Tulpenblättrige Form, welche die Gothen ihren Bogen gaben, und die das Charakteriſtiſche der alten ſowohl als neuen gothiſchen Bauart iſt. Der Bogen iſt oben nicht zuſammengedruckt: er hat noch Spitze, noch Kraft durchzudringen und wartet nur gleichſam auf eine Gelegenheit auszubrechen, voneinander zu platzen, und ſeine, faſt bis oben parallel laufenden Schenkel ins Unendliche auszubreiten. Wo nichts die Kraft des nach Freyheit ſtrebenden Menſchen einengt, da erhebt er ſich ſo weit er kann, ohne Rückſicht auf die Frage: wie wird das halten? Er verläßt ſich auf ſeine Kraft. Daher des Gothen hohe Thürme, die die Athmoſphäre durchbohren, und fallen müßten, wenn die Materialien nicht ſo gut wären: daher keine Kuppel, keine Spiegelgewölber, keine Säulen, keine Capitäle — nichts trägt, nichts drückt, alles geht vorwärts.

Welche Schönheit konnte der Gothe in dem griechiſchen Gebäude finden, da er dieſe Schönheit in ſeiner Geſetzgebung nicht vor Augen hatte? Nach ſeinem Willen hätte hier das Oberſte von den Theilen zertrümmert werden ſollen; und nach ſeinem Geſchmacke brauchte es auch dort nicht mehr von ihnen ſo ängſtlich getragen zu

Ein alter Mann (aus dem Haufen). Nein, gnädiger Herr! Geld und Gut iſt Ihre geringſte Wohlthat geweſen. Ihre Vorfahren haben uns dem Vieh auf unſern Feldern gleich gehalten. Sie haben uns zu Menſchen gemacht.

Ein Zweiter. Sie haben uns eine Kirche gebaut und unſre Jugend erziehen laſſen.

Ein Dritter. Und haben uns gute Geſetze und gewiſſenhafte Richter gegeben.

Ein Vierter. Ihnen danken wir, daß wir menſchlich leben, daß wir uns unſers Lebens freuen.

v. Hutten (in Nachdenken vertieft). Ja, ja — das Erdreich war gut, und es fehlte nicht an der milden Sonne, wenn ſich der kriechende Buſch nicht zum Baume aufrichtete. — Es iſt meine Schuld nicht, wenn ihr da liegen bliebet, wo ich euch hinwarf. Euer eigen Geſtändniß ſpricht euch das Urtheil. Dieſe Genügſamkeit beweiſt mir, daß meine Arbeit an euch verloren iſt. Hättet ihr etwas an eurer Glückſeligkeit vermißt — es hätte euch zum Erſtenmal meine Achtung erworben. (Indem er ſich abwendet.) Seyd, was ihr ſeyn könnt — Ich werde darum nicht weniger meinen Weg verfolgen.

Einer aus der Menge. Sie gaben uns Alles, was uns glücklich machen kann. Schenken Sie uns noch Ihre Liebe!

v. Hutten (mit finſterm Ernſt). Wehe dir, der du mich erinnerſt, wie oft meine Thorheit dieſes Gut verſchleuderte. Es iſt kein Geſicht in dieſer Verſammlung, das mich zum Rückfall bringen könnte. — Meine Liebe? — Wärme dich an den Strahlen der Sonne, werden. Nur in dem arabiſchen Geſchmacke fand er Bedeutung, nur von einem Volke, das über Geſetzgebung ſo ziemlich gleich mit ihm dachte, konnte er die Geſchmackseinheit entlehnen.

Ich laſſe Goldmanns Muthmaßung dahingeſtellt ſeyn, daß die Corinthiſche Ordnung ſich an den Tempeln, die Doriſche aber an dem Pallaſte Salomons gefunden habe. Eben ſo gleichgültig iſt es, welche Ordnung zuerſt erfunden werden.

Allein, nach meiner Meynung, ſcheint Sturms * Behauptung, daß es nur drey verſchiedene Ordnungen überhaupt gebe, ſehr richtig zu ſeyn. Denn in einem Staate, in dem das Ganze von den Theilen getragen wird, giebt es nur drey Stände: Bürger, Edler und Souverain. Der erſte trägt, anſpruchslos, um Stütze des Ganzen zu ſeyn, mit natürlicher Einfalt, dem einzigen Charakter, der ſeinem Stand geziemt: die männliche und weibliche Toſcaniſche Ordnung. Der zweyte trägt auch ſeine Laſt: aber er ſieht auch dabey auf ſeine eigne Verherrlichung. Die Dienſte, die er dem Ganzen leiſtet, ſollen in die Augen ſpringen, und er trägt mit Anſtand: die männliche und weibliche Joniſche Ordnung. Endlich dient der Abglanz des Souverains ihm jene Ueberlegenheit über ſchwache Geiſter zu geben, die deſſen ſchlichten Nutzen nicht einzuſehen vermögen; er muß höher an Körper ſeyn, wenn er von ihnen für höher am Verſtande gehalten werden ſoll, muß ihnen ein Spiel, eine Augenweide zur Schau ſtellen. Der Pöbel

---

* S. Sturms Civilbaukunſt. Augsb. 1718.

gaſſt und ſtaunt hierüber, indeß der Einſichtsvollere in dem Souverain, nur inſofern er Staatsbürger iſt, ſeine Größe bewundert: die männliche und weibliche Corinthiſche Ordnung.

Dieſe drey Stände waren weder bey den Arabern, noch den Gothen ſo genau geſchieden, als bey Griechen und Römern; und daher hat auch das gothiſche Gebäude höchſtens Pfeiler, aber keine Säulen.

Als nun zu Hugo Kapets Zeiten der Staat ſich abermals zu organiſiren anfieng, verſtand man nicht mehr, was für eine Geſchmackseinheit die Gothen bey ihren Gebäuden gehabt hatten, und fand nur Schwerfälligkeit, Ueberladung und wildes Spiel der Einbildungskraft darinn. Man bauete, ohne allen Begriff, neu gothiſch, bloß ſymmetriſch, ohne Geſchmackseinheit; bis man endlich um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts anfieng, die vorgefundenen Muſter der griechiſchen Baukunſt nachzuahmen, ohne ihre Geſchmackseinheit zu verſtehen.

Die Horen

Jahrgang 1795

Neuntes Stück.

Tübingen
in der J. G. Cottaiſchen Buchhandlung
1795

Innhalt des neunten Stücks.

I Das Reich der Schatten. Seite 1

II Beyträge zur Geſchichte der neuern bildenden Kunſt. — 11

III Auf die Geburt des Apollo. Nach dem Griechiſchen. — 30

IV Schwarzburg. — 39

V Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten. Fortſetzung. — 45

VI Homer, ein Günſtling der Zeit. — 53

VII Natur und Schule. — 89

VIII Das verſchleierte Bild zu Sais. — 94

IX Von den nothwendigen Grenzen des Schönen beſonders im Vortrag philoſophiſcher Wahrheiten. — 99

X Der philoſophiſche Egoiſt. — 126

XI Die Antike an einen Wanderer aus Norden. — 128

XII Deutſche Treue. — 130

XIII Weißheit und Klugheit. — 132

XIV An einen Weltverbeſſerer. — 133

XV Das Höchſte. — 134

XVI Ilias. — 135

XVII Unſterblichkeit. — 136

Die Horen.

Erſter Jahrgang. Neuntes Stück.

I

Das Reich der Schatten.

Ewig klar und ſpiegelrein und eben
Fließt das zephyrleichte Leben
Im Olymp den Seligen dahin.
Monde wechſeln und Geſchlechter fliehen,
Ihrer Götterjugend Roſen blühen
Wandellos im ewigen Ruin.
Zwiſchen Sinnenglück und Seelenfrieden
Bleibt dem Menſchen nur die bange Wahl.
Auf der Stirn des hohen Uraniden
Leuchtet ihr vermählter Strahl.

Führt kein Weg hinauf zu jenen Höhen?
Muß der Blume Schmuck vergehen,
Wenn des Herbſtes Gabe ſchwellen ſoll?
Wenn ſich Lunens Silberhörner füllen,
Muß die andre Hälfte Nacht umhüllen,
Wird die Strahlenſcheibe niemals voll?
Nein, auch aus der Sinne Schranken führen
Pfade aufwärts zur Unendlichkeit.
Die von ihren Gütern nichts berühren,
Feßelt kein Geſetz der Zeit.

Wollt ihr ſchon auf Erden Göttern gleichen,
Frey ſeyn in des Todes Reichen,
Brechet nicht von ſeines Gartens Frucht.
An dem Scheine mag der Blick ſich weiden,
Des Genußes wandelbare Freuden
Rächet ſchleunig der Begierde Flucht.
Selbſt der Styx, der neunfach ſie umwindet,
Wehrt die Rückkehr Ceres Tochter nicht,
Nach dem Apfel greift ſie und es bindet
Ewig ſie des Orkus Pflicht.

Nur der Körper eignet jenen Mächten,
Die das dunkle Schickſal flechten,
Aber frey von jeder Zeitgewalt,
Die Geſpielin ſeliger Naturen
Wandelt oben in des Lichtes Fluren,
Göttlich unter Göttern, die Geſtalt.
Wollt ihr hoch auf ihren Flügeln ſchweben,
Werft die Angſt des Irrdiſchen von euch,
Fliehet aus dem engen dumpfen Leben
In der Schönheit Schattenreich!

Und von jenen fürchterlichen Schaaren
Euch auf ewig zu bewahren,
Brechet muthig alle Brücken ab.
Zittert nicht, die Heimat zu verlieren,
Alle Pfade, die zum Leben führen,
Alle führen zum gewiſſen Grab.
Opfert freudig auf, was ihr beſeſſen,
Was ihr einſt geweſen, was ihr ſeyd,
Und in einem ſeligen Vergeſſen
Schwinde die Vergangenheit.

Keine Schmerzerinnerung entweyt
Dieſe Freyſtatt, keine Reue,
Keiner Sorge, keiner Thräne Spur.
Losgeſprochen ſind von allen Pflichten,
Die in dieſes Heiligthum ſich flüchten,
Allen Schulden ſterblicher Natur.
Aufgerichtet wandle hier der Sklave,
Seiner Feſſeln glücklich unbewußt,
Selbſt die rächende Erinne ſchlafe
Friedlich in des Sünders Bruſt.

Jugendlich, von allen Erdenmaalen
Frey, in der Vollendung Strahlen
Schwebe hier der Menſchheit Götterbild,
Wie des Lebens ſchweigende Phantome
Glänzend wandeln an dem ſtyg'ſchen Strome,
Wie ſie ſtand im himmliſchen Gefild,
Ehe noch zum traurgen Sarkophage
Die Unſterbliche herunter ſtieg.
Wenn im Leben noch des Kampfes Waage
Schwankt, erſcheine hier der Sieg.

preiſe den Zufall, der ſie über deinen Weinſtock dahin führte; aber den ſchwindligen Wunſch unterſage dir, dich in ihre glühende Quelle zu tauchen. Traurig für dich und ſie, wenn ſie von dir gewußt haben müßte, um dir zu leuchten; wenn ſie, die eilende, in ihrer himmliſchen Bahn deinem Danke ſtill halten müßte! Ihrer ewigen Regel gehorſam, gießt ſie ihren Strahlenſtrom aus — gleich unbekümmert um die Ziege, die ſich darin ſonnt, und um dich, der ihr himmliſches Licht mit ſeinen Laſtern beſudelt — Was ſollen mir dieſe Gaben? — Von meiner Liebe habt ihr euer Glück nicht empfangen. Mir gebührt nichts von der ewigen.

Der Alte. O das ſchmerzt uns, mein theurer Herr, daß wir Alles beſitzen ſollen und nur die Freude des Dankes entbehren.

v. Hutten. Weg damit! Ich verabſcheue Dank aus ſo unheiligen Händen. Waſchet erſt die Verleumdung von euren Lippen, den Wucher von euren Fingern, die ſcheelſehende Mißgunſt aus euren Augen. Reinigt euer Herz von Tücke, werft eure gleißneriſchen Larven ab, laſſet die Wage des Richters aus euren ſchuldigen Händen fallen. Wie? Glaubet ihr, daß dieſes Gaukelſpiel von Eintracht mir die neidiſche Zwietracht verberge, die auch an den heiligſten Banden eures Lebens nagt? Kenne ich nicht jeden Einzelnen aus dieſer Verſammlung, die durch ihre Menge mir ehrwürdig ſeyn will? — Ungeſehen folgt euch mein Auge — Die Gerechtigkeit meines Haſſes lebt von euren Laſtern. (Zu dem Alten.) Du maßeſt dich an, mir Ehrfurcht abzufordern, weil das Alter deine Schläfe bleichte, weil die Laſt eines langen Lebens deinen Nacken beugt?

Nicht vom Kampf die Glieder zu entſtricken,
Den Erſchöpften zu erquicken,
Webet hier des Sieges duftger Kranz.
Mächtig, ſelbſt wenn eure Sehnen ruhten,
Reißt das Schickſal euch in ſeine Fluten,
Euch die Zeit in ihren Wirbeltanz.
Aber ſinkt des Muthes kühner Flügel
Bey der Schranken peinlichem Gefühl,
Dann erblicke von der Schönheit Hügel
Freudig das erſiegne Ziel.

Wenn es gilt, zu herrſchen und zu ſchirmen,
Kämpfer gegen Kämpfer ſtürmen
Auf des Glückes, auf des Ruhmes Bahn,
Da mag Kühnheit ſich an Kraft zerſchlagen,
Und mit krachendem Getös die Wagen
Sich vermengen auf beſtäubtem Plan.
Muth allein kann hier den Dank erringen,
Der am Ziel des Hippodromes winkt,
Nur der Starke wird das Schickſal zwingen,
Wenn der Schwächling unterſinkt.

Aber der, von Klippen eingeſchloſſen,
Wild und ſchäumend ſich ergoſſen,
Sanft und eben rinnt des Lebens Fluß
Durch der Schönheit ſtille Schattenlande,
Und auf ſeiner Wellen Silberrande
Mahlt Aurora ſich und Heſperus.
Aufgelößt in zarter Wechſelliebe,
In der Anmuth freyem Bund vereint,
Ruhen hier die ausgeſöhnten Triebe,
Und verſchwunden iſt der Feind.

Wenn das Todte bildend zu beſeelen,
Mit dem Stoff ſich zu vermählen
Thatenvoll der Genius entbrennt,
Da, da ſpanne ſich des Fleiſſes Nerve,
Und beharrlich ringend unterwerfe
Der Gedanke ſich das Element.
Nur dem Ernſt, den keine Mühe bleichet,
Rauſcht der Wahrheit tief verſteckter Born,
Nur des Meiſels ſchwerem Schlag erweichet
Sich des Marmors ſprödes Korn.

Aber dringt biß in der Schönheit Sphäre,
Und im Staube bleibt die Schwere
Mit dem Stoff, den ſie beherrſcht, zurück.
Nicht der Maſſe qualvoll abgerungen,
Schlank und leicht, wie aus dem Nichts geſprungen
Steht das Bild vor dem entzückten Blick.
Alle Zweifel, alle Kämpfe ſchweigen
In des Sieges hoher Sicherheit,
Ausgeſtoßen hat es jeden Zeugen
Menſchlicher Bedürftigkeit.

Wenn ihr in der Menſchheit traurger Blöße
Steht vor des Geſezes Größe,
Wenn dem Heiligen die Schuld ſich naht,
Da erblaſſe vor der Wahrheit Strahle
Eure Tugend, vor dem Ideale
Fliehe muthlos die beſchämte That.
Kein Erſchaffner hat dieß Ziel erflogen,
Ueber dieſen grauenvollen Schlund
Trägt kein Nachen, keiner Brücke Bogen,
Und kein Anker findet Grund.

Aber flüchtet aus der Sinne Schranken
In die Freyheit der Gedanken,
Und die Furchterſcheinung iſt entflohn,
Und der ewge Abgrund wird ſich füllen;
Nehmt die Gottheit auf in euren Willen
Und ſie ſteigt von ihrem Weltenthron.
Des Geſetzes ſtrenge Feſſel bindet
Nur den Sklavenſinn, der es verſchmäht,
Mit des Menſchen Widerſtand verſchwindet
Auch des Gottes Majeſtät.

Wenn der Menſchheit Leiden euch umfangen,
Wenn dort Priams Sohn der Schlangen
Sich erwehrt mit Namenloſem Schmerz,
Da empöre ſich der Menſch! Es ſchlage
An des Himmels Wölbung ſeine Klage,
Und zerreiſſe euer fühlend Herz:
Der Natur furchtbare Stimme ſiege,
Und der Freude Wange werde bleich,
Und der heilgen Sympathie erliege
Das Unſterbliche in euch!

Aber in den heitern Regionen,
Wo die Schatten ſelig wohnen,
Rauſcht des Jammers trüber Sturm nicht mehr.
Hier darf Schmerz die Seele nicht durchſchneiden,
Keine Thräne fließt hier mehr dem Leiden,
Nur des Geiſtes tapfrer Gegenwehr.
Lieblich wie der Iris Farbenfeuer
Auf der Donnerwolke duftgem Thau,
Schimmert durch der Wehmut düſtern Schleier
Hier der Ruhe heitres Blau.

Tief erniedrigt zu des Feigen Knechte
Gieng in ewigem Gefechte
Einſt Alcid des Lebens ſchwere Bahn,
Rang mit Hydern und umarmt' den Leuen,
Stürzte ſich, die Freunde zu befreyen,
Lebend in den Acherontſchen Kahn.
Alle Plagen, alle Erdenlaſten
Wälzt der unverſöhnten Göttin Liſt
Auf die will'gen Schultern des Verhaßten,
Biß ſein Lauf geendigt iſt,

Biß der Gott, des Irrdiſchen entkleidet,
Flammend ſich vom Menſchen ſcheidet,
Und des Aethers leichte Lüfte trinkt.
Froh des neuen ungewohnten Schwebens
Fließt er aufwärts, und des Erdenlebens
Schweres Traumbild ſinkt und ſinkt und ſinkt.
Des Olympus Harmonien empfangen
Den Verklärten in Chronions Saal,
Und die Göttin mit den Roſenwangen
Reicht ihm lächelnd den Pokal.

II

Beyträge

zur Geſchichte der neuern bildenden Kunſt.

Die Frage, wann und wodurch die bildenden Künſte am beſten gedeihen, hat man ſchon auf verſchiedene Weiſe zu beantworten geſucht. Einige behaupten, daß die Freyheit ihnen beſonders günſtig ſey, andere wollen ſie blos für Kinder des Reichthums und der Ueppigkeit gelten laſſen. Am öfteſten überredet man ſich, daß Ehre, Belohnungen, Theilnahme der Großen und öffentliche Lehr-Anſtalten die Mittel ſeyen, ſie empor zu bringen.

Da wir uns nicht anmaßen, hierüber zu entſcheiden, oder den verwickelten Knoten der Meynungen aufzulöſen, ſey es uns nur erlaubt zu bemerken, daß dieſe Wirkung nicht von einfachen Urſachen abzuhängen ſcheine, ſondern daß die Kunſt nur alsdann wachſen und blühen könne, wenn Zeit und Ort, Menſchen und Umſtände glücklich zuſammentreffen.

Die letzte Hälfte des dreyzehenden Jahrhunderts, das vierzehende und fünfzehende mit dem Anfang des ſechszehenden umfaſſen den ganzen Zeitraum, in welchem Kunſt und Geſchmack ſich aufs neue aus der Barbarey erhoben und zu der gröſten Höhe emporſtiegen, welche ſie damals erreichen konnten.

Italien hatte zu jener Zeit faſt die Geſtalt des alten Griechenlands, in welchem alle Künſte zum erſtenmal ſich zur ſchönſten Reife ausbildeten. Beyde waren in mehrere kleine Staaten und unabhängige Städte von ſehr verſchiedener Verfaſſung getheilt, die immer unruhig, eiferſüchtig und entzweyet, alle Mittel verſuchten, und alle Kräfte aufboten, Herrſchaft oder Vorzüge zu gewinnen. Eine allgemeine und außerordentliche Thätigkeit der Individuen belebte den Ackerbau, die Handlung und Manufakturen. Reichthum und Ueberfluß verbreitete ſich, und indem die einfachen halbrohen Sitten im bürgerlichen Leben verhältnißmäßig nur geringen Aufwand forderten und erlaubten, wurden öffentliche Gebäude, an denen die Liebe zur Pracht ſich uneingeſchränkt zeigen konnte, oft zum Erſtaunen groß angelegt und koſtbar verziert. Nicht ſelten verſchwendete man ſo viel an einzelne Theile, daß das Ganze nicht völlig ausgeführt werden konnte.

Ohne Zweifel trugen die Kreuzzüge viel zu dem neuen Leben der Kunſt bey; wahrſcheinlich kam durch ſie die Neigung zu Prachtgebäuden, Statüen, Gemählden und Moſaiken aus dem Orient wieder nach Italien. Die Schwärmerey gab allen Unternehmungen eine religiöſe Wendung, und brachte auf dieſe Weiſe der Kunſt großen Vortheil. So viele Kirchen und Klöſter wurden erbaut, und die Künſtler, die hiezu nothwendig waren, fanden häufig Gelegenheit, ſich durch öffentliche Arbeiten hervorzuthun, und reizten einander zum rühmlichen Wetteifer. Das Volk verglich und beurtheilte ihre Werke, fühlte ſich daran erſt erbaut, alsdann vergnügt und unterrichtet, und bildete allmählig ſeinen eigenen Geſchmack.

Noch bis auf dieſen Tag hat die italieniſche Nation hierin einen Vorzug vor allen andern. Ihr allgemeiner Geſchmack, ob er gleich die Kunſt nicht auf der höchſten Höhe erhalten konnte, hindert doch ihren gänzlichen Verfall.

Vor allen andern italieniſchen Städten und Staaten hat Florenz zu Wiederherſtellung der Künſte unſtreitig das meiſte beygetragen, und iſt als die Wiege derſelben anzuſehen. Die erſte berühmte Schule ward daſelbſt durch den Giotto * geſtiftet, und brachte ununterbrochen, bis auf die Zeit, da die Kunſt wieder zu ſinken anfieng, eine Reihe vortreflicher Künſtler hervor.

Die Periode, welche zwar nicht die glänzendſte, aber doch für den Fortgang der Kunſt die wichtigſte war, fällt ohngefähr in die Mitte des vorhin erwähnten Zeitraums, und kann unſre oben geäußerte Meynung beſtätigen. Florenz beſaß damals zugleich vier Künſtler von ſeltnen Talenten, welche ſich auf eine faſt unbegreifliche Weiſe in den Künſten hervorthaten.

---

* Wenn auch Cimabue, ſein Meiſter, ſchon einige Verbeſſerungen in der Kunſt gewagt, ſo hat doch Giotto, welcher mit ungleich größern Talenten begabt war, das meiſte zu Abſchaffung des barbariſchen Geſchmacks beygetragen und die Kunſt wieder auf den rechten Weg und zur Nachahmung der Natur, zurückgeführt. Er war zu Veſpignano, einem Dorf ohnweit Florenz, Anno 1276. gebohren, und ſtarb Anno 1336.

Donato [*] übertraf ſeine Vorgänger und Zeitgenoſſen, vorzüglich in größern Arbeiten von Marmor. Ghibertis [**] Werke in Erz gefallen durch die Simplicität, womit ſie erfunden, durch den Fleiß und Geiſt, womit ſie ausgeführt ſind. Maſſaccio [***] verbeſſerte den Geſchmack in der Mahlerey und dem Brunelleſchi [****] war es gelungen, durch emſiges Studieren der alten Reſte die Regeln der Baukunſt wieder zu finden. Soviel die Kunſt dieſen Männern zu verdanken hat, ſo viel ſind ſie wieder dem Zeitalter und ihrem Vaterlande ſchuldig, die ihnen eine ſo erwünſchte Gelegenheit verſchaften, an großen und prächtigen Werken alle ihre Fähigkeiten zu entwickeln und anzuwenden.

Man hat wenig Beyſpiele, daß ein Volk oder die Vorſteher deſſelben bey Errichtung öffentlicher Denkmale ſo zweckmäßig gehandelt und dadurch die Kunſt zugleich ſo ſehr befördert haben, als von den Florentinern geſchah,

---

[*] Donato, gewöhnlich Donatello genannt, geb. zu Florenz Anno 1383. geſt. den 13ten Sept. 1466.

[**] Lorenzo Ghiberti, ſein Biograph Vaſari hat weder das Jahr ſeiner Geburt noch ſeines Todes angegeben, ſcheint aber doch der Meynung zu ſeyn, Ghiberti ſey einige Jahre jünger geweſen als Donato oder Brunelleſchi.

[***] Maſaccio, geb. zu S. Giovanni del valdarno A. 1402. geſt. zu Florenz. A. 1443.

[****] Fillero Brunelleſchi, geb. zu Florenz A. 1377. geſt. den 16ten Apr. 1446.

— Deſto gewiſſer weiß ich nun, daß du auch meiner Hoffnung verloren biſt! Mit leeren Händen ſteigſt du von dem Zenith des Lebens herunter; was du bei voller Mannkraft verfehlteſt, wirſt du an der Krücke nicht mehr einholen. — War es eure Meinung, daß der Anblick dieſer ſchuldloſen Würmer (auf die Kinder zeigend) zu meinem Herzen ſprechen ſollte? — O ſie alle werden ihren Vätern gleichen; alle dieſe Unſchuldigen werdet ihr nach eurem Bilde verſtümmeln, alle dem Zweck ihres Daſeyns entführen — O warum ſeyd ihr hieher gekommen? — Ich kann nicht — Warum mußtet ihr mir dieſes Geſtändniß abnöthigen? — Ich kann nicht ſanft mit euch reden. (Er geht ab.)

Siebente Scene.

Eine abgelegene Gegend des Parks, ringsum eingeſchloſſen, von ausgebreitetem, etwas ſchwermüthigem Charakter.

v. Hutten (tritt auf, mit ſich ſelbſt redend). Daß ihr dieſes Namens ſo werth wäret, als er mir heilig iſt! — Menſch! Herrliche, hohe Erſcheinung! Schönſter von allen Gedanken des Schöpfers! Wie reich, wie vollendet gingſt du aus ſeinen Händen! Welche Wohllaute ſchliefen in deiner Bruſt, ehe deine Leidenſchaft das goldene Spiel zerſtörte!

Alles um dich und über dir ſucht und findet das ſchöne Maß der Vollendung — Du allein ſtehſt unreif und mißgeſtaltet in dem untadeligen Plan. Von keinem Auge ausgeſpäht, von keinem Verſtande welche einen Wettſtreit vieler Bildhauer veranſtalteten, als die ehernen Thüren zur Kirche St. Johannis des Täufers verfertigt werden ſollten, und zur Wölbung der Kuppel des Doms alle berühmte Baumeiſter zuſammenberiefen, um demjenigen, welcher ſich als der tüchtigſte Meiſter zeigen würde, die Ausführung zu übergeben. Wie ſehr mußte ein ſolches Verfahren die Künſtler reizen, und ihren Talenten einen höhern Schwung geben! Gewiß werden die berühmten Werke, die dadurch entſtanden ſind, die Bewunderung und Nacheiferung aller Jahrhunderte erregen.

Viel jünger als die Florentiniſche, iſt die Venetianiſche Schule. Sie fängt mit Vivarini * an, in deſſen Arbeiten ſchon die Spuren des guten Kolorits ſich finden, durch welches dieſe Schule ſich in der Folge ſo vortheilhaft ausgezeichnet hat. Die vorzüglichen Eigenſchaften des Johan Bellin gründeten aber ihr Anſehen, und in ſeinen Schülern Titian und Giorgione erreichte ſie ihren höchſten Flor.

---

* Es gibt verſchiedene Künſtler dieſes Nahmens, welche vermuthlich auch alle von einer Familie geweſen ſind. Ludwig Vivarini von Murano iſt der älteſte derſelben, und war in Rückſicht ſeines Zeitalters ein trefflicher Künſtler. Eines ſeiner Gemählde in der Sakriſtey der Kirche St. Giov. et Paolo zu Venedig iſt mit der Jahrzahl 1414. bezeichnet. Johannes und Antonius Vivarini von Murano mahlten um 1444 und 1446. Endlich war Bartholomäus Vivarini ein Zeit- und würdiger Kunſtgenoß von Johann Bellini, er arbeitete zwiſchen 1460 und 1490.

Unter dem Namen der römiſchen Schule verſtehe man in der genaueſten Bedeutung den Raphael, und diejenigen Maler, welche ſeiner Manier folgten, zuweilen aber begreift man darunter alle Künſtler, welche im Kirchenſtaate gebohren ſind, doch rechnet man das Bologneſiſche, und Ferrareſiſche Gebiet ſeiner Lage nach zur lombardiſchen Schule.

Dieſe hatte den Corregio zum Stifter, wenigſtens bildete ſie aus ſeiner Manier ihren eigenthümlichen Charakter. Durch die Carracci und ihre Zöglinge glänzte ſie zu Anfang des vorigen Jahrhunderts über alle andere Schulen und nur gleichſam aus ihren Trümmern iſt ſpäter die neue römiſche entſtanden.

Von den übrigen Schulen hier etwas weiter zu erwähnen, wurde uns vom Zwecke entfernen, den wir uns vorgeſteckt haben, indem ſie nichts weſentliches beytrugen, die Kunſt empor zu bringen und vollkommner zu machen. Strenge genommen wäre dies auch ſchon bey der altrömiſchen und lombardiſchen Schule der Fall. Wenn durch die groſen Häupter derſelben die Kunſt zur oberſten Höhe gelangte, ſo neigte ſie ſich in ihren Schülern und Nachahmern ſchon wieder zum Falle.

Der Zweck dieſer kurzen allgemeinen Ueberſicht, wie die neuere Kunſt entſtanden und aufgewachſen, war, die Herkunft und Abſtammung der Werke zu zeigen, welche wir in der Folge zu betrachten gedenken, und wir ſind über dieſe frühern Epoken flüchtig hinweggegangen, weil wir eigentlich nur das Höchſte und Schönſte zur Anſchauung bringen möchten. Ehe wir aber daſſelbe in den Werken Raphaels, Titians und Correggios aufſuchen, müſſen wir noch bey den Meiſtern dieſer Künſtler und ihren Zeitgenoſſen verweilen, damit wir unſre Leſer, wie durch einen Vorhof zum Tempel der neuern Kunſt hinaufführen, und uns Stufenweiſe mit ihnen bis zur Betrachtung des Vollkommenſten erheben, was ſie anzubieten hat.

Johannes Bellini.

Die Zeit, da Johannes Bellini gebohren worden, kann nicht genau beſtimmt werden; wahrſcheinlich hat er im Jahr 1514 nach einem ruhmvollen Leben, zu Venedig die Schuld der Natur bezahlt, und ſoll nach dem Zeugniſſe verſchiedener Schriftſteller 90 Jahre alt geſtorben ſeyn.

Setzen wir uns durch allgemeine Betrachtung ſeiner Werke in Stand, über den Gang und Charakter ſeiner Kunſt zu urtheilen, ſo erſcheint Bellini als einer der ehrwürdigſten und ſeltenſten Menſchen, welche in der Geſchichte der Kunſt auftreten. Wir rechnen ihn zwar nicht zu den allgewaltigen durchbrechenden Genie's, die einen hohen Flug nehmen, und ſich neue Bahnen eröfnen, nach dem glänzenden Ziele zu rennen, welches ſelbſt über die Gränzen der Möglichkeit hinaus geſtellt ſcheint; hingegen iſt er gemäßigt, ſtille, immer nüchtern, ein unbeſtechlicher Freund der Natur und der Wahrheit. Dem Erhabenen, Ausdrucksvollen oder Tiefrührenden hat er nie nachgeſtrebt, ſondern mehr das Angenehme, das Freundliche geliebt. Einfalt und Innigkeit ſchmücken alle ſeine Bilder, und darum ſind auch ſelbſt die aus den frühern Jahren gefällig, ungeachtet ſie noch in der alten trocknen Manier gearbeitet ſind. Nachher bemühte er ſich die Natur genauer nachzuahmen, und verbeſſerte dadurch ſeine Zeichnung, hauptſächlich aber die Farbe, auf welche ſeine Neigung beſonders gerichtet war.

Dieſe Manier, welche noch immer von Steifheit und Härte nicht ganz frey iſt, war die eigenthümliche und bekannteſte unſers Künſtlers, deren er ſich auch die meiſte Zeit ſeines Lebens bedient hat. Nachdem aber Giorgione und Titian der Mahlerey eine neue Geſtalt gegeben, ſo näherte er ſich mehr ihrer Art zu mahlen; ſeine Farbe wurde dann wärmer, der Pinſel freyer und überhaupt die Wirkung ſeiner Bilder weit angenehmer.

Hierin iſt es, wo ſich **Bellini** nach unſerer Meynung als ein außerordentlicher und in ſeiner Art einziger Menſch bewieſen hat, und deswegen Bewunderung verdient. Denn es bedurfte allerdings ſeltene Gaben, reine Liebe für die Kunſt, und ein groſes edles Gemüth, daß er in ſeinem Alter, als ſeine Schüler ihn übertrafen, und ſelbſt ſeinen Ruhm einigermaßen verdunkelt hatten, weder Neid noch Eiferſucht zeigte, ſondern den Werth ihrer Verbeſſerungen freywillig anerkannte und ſogar Verläugnung genug beſaß, dieſelben nachzuahmen.

Die Darſtellung der **Maria in der Churfürſtl. Gallerie zu Dresden** [*] ſcheint ein Bild aus der

---

[*] Man kann vorausſetzen, daß viele unſerer Kunſtliebenden Leſer die Gallerie zu Dresden kennen, und geſehen haben;

Jugendzeit unſers Künſtlers zu ſeyn. Es iſt flach und hart, in der Anordnung zwar natürlich, aber ganz kunſtlos, die Farben wechſeln nicht gehörig mit einander ab, und thun daher keine gute Wirkung: ungeachtet dieſes Fehlers iſt das Werk anziehend und unterhaltend, weil die Köpfe treu nach der Natur gemahlt ſind. Der Verfaſſer verräth gute Anlage zur Kunſt, ob er gleich mit den Theorien derſelben noch wenig bekannt iſt und die einzelnen getrennten Theile ſeines Bildes nicht kunſtmäßig in ein gefälliges Ganze zu verbinden verſteht. * Zu ſei-

---

darum wird in der Folge immer vorzüglich Rückſicht darauf genommen werden, Bilder aus derſelben zu benutzen, wenn ſie anders Reſultate geben können, welche unſern übrigen Abſichten entſprechen.

* Da dieſes Bild mit Oehlfarben gemahlt zu ſeyn ſcheint, ſo können wir nicht unbemerkt laſſen, daß unſer auf den Augenſchein gegründetes Angeben etwas verſchieden iſt von dem, was ſonſt die Geſchichte erzählt. Denn wenn es wahr wäre, daß die Oehlmahlerey erſt um das Jahr 1470 durch den Antonello da Messina nach Venedig gebracht worden, und Bellini A. 1424 gebohren wäre, ſo müßte er dieſes Bild in einem Alter von beynahe funfzig Jahren verfertiget haben, welches aber wegen des Jugendlichen und Unreifen in der Manier nicht wohl ſeyn kann; oder man müßte annehmen wollen, daß Bellini trotz ſeines Talents ſo lange ungebildet geblieben ſey, und erſt nach dieſer Zeit die großen Schritte gethan habe, von welchen ſeine letzten Werke zeugen. Wie ungereimt eine ſolche Vermuthung allenfalls wäre, fällt von ſelbſt in die Augen

ner Zeit werden wir uns zu zeigen bemühen, wie ein großer Meiſter dieſen rohen aber gehaltreichen Stoff zu benutzen gewußt, und eines ſeiner vortreflichſten Meiſterſtücke daraus bereitet hat.

Eine Chriſtus Figur, auch in der Gallerie zu Dresden iſt in einer mehr ausgebildeten Manier gearbeitet. Die Lichttinten des Fleiſches verdienen viel Lob, und überhaupt ſind die Farben in dieſem Bilde rein und kräftig; da die Figur aus der Landſchaft, welche ihr zum Grund dienet, hervortritt, ſo läßt ſich mit Grund vermuthen, Bellini ſey durch ſein ernſtes Studium über die Farbe auch zugleich zur Erkenntniß der Geſetze der Haltung oder Luftperſpektive gekommen, und habe zuerſt die Anwendung derſelben verſucht.

Die Manier, welche wir in der Darſtellung der Maria haben entſtehen, und in der Chriſtusfigur wachſen und fortſchreiten ſehen, iſt in dem ſchönen Gemählde in der Sakriſtey der Kirche de frari zu Venedig zu völliger Reife und Ausbildung gelangt. * Daſſelbe

---

— und weil nicht leicht eine billige Urſache zu finden ſeyn möchte, die Originalität des Stücks, von welchem wir hier geſprochen haben, verdächtig zu machen, ſo iſt wohl jeder, dem dieſer Zweifel-knoten ein Aergerniß ſeyn ſollte, genöthigt, ihn zu zerſchneiden, und dafür zu halten, daß Bellini um 20 Jahre jünger geweſen, als die Geſchichtſchreiber anzugeben pflegen, worauf alles das, was ſchwierig oder widerſprechend geſchienen, ſich ſogleich geben wird.

Iſt A. [illegible] gemahlt.

ſtellt die Maria mit dem Kinde vor; auf beyden Seiten ſtehen Heilige und zu ihren Füßen auf Stufen ſind zwey kleine Engel, von denen der eine, welcher die Flöte bläſt, vorzüglich wohl gerathen iſt. Bellini hatte eine beſondere Vorliebe zu dergleichen Gegenſtänden; daher findet man nicht ſelten in ſeinen Werken ſingende oder auf Inſtrumenten ſpielende Engel angebracht.

Eine Marienbild in der Kirche Santa Maria Maggiore zählen wir unter ſeine vorzüglichſten Werke, es gelang ihm, darin den eigenthümlichen Reiz der Venetianiſchen Frauen, die ſchönen heitern Augen mit unübertreflicher Treue und Wahrheit darzuſtellen.

In dem berühmten Bild zu St. Giobbe und in dem eben ſo ſchönen zu St. Zacharia * wird die Manier des Giorgione ſichtbar, welcher Bellini nun zu folgen angefangen hatte; der ältere Styl behält zwar noch ſein Recht, faſt möchte man ſagen, die Oberhand, aber der Fleiß iſt doch ſchon mehr verſteckt, die ſchneidende Härte gemäßigt, die Farbe wärmer, und es herrſcht durchgehends ein größerer und edlerer Geſchmack darinn als in allen vorher angezeigten Werken.

Das Abendmahl zu Emaus an der Seite des Hauptaltars in der Kirche St. Salvatore iſt endlich das Ziel in der Laufbahn und, wie wir glauben, die höchſte Stufe, die unſer Künſtler erreicht hat; jede Spur ſeiner frühern Manier iſt hier ausgetilgt, der Geiſt des Gior-

---

* A. 1505 gemahlt, und das Bild zu St. Giobbe wahrſcheinlich faſt um eben dieſe Zeit.

gione ſcheint über dieſem Bilde zu ſchweben. Täuſchend gleicht es in dem herrlichen glühenden Colorit, in der geiſtreichen freyen Behandlung, wie auch in Stärke und Wirkung, den beſſern Arbeiten dieſes Mahlers und es wird kein Verwurf ſeyn, wenn auch nach genauer Betrachtung etwas weniger Feuer und mehr Mäßigung bemerkt werden ſollte.

Ein allgemeiner Ueberblik über die Werke des Bellini lehrt uns, daß er die Manier des Giorgione mehr als die des Tizian geliebt und nachzuahmen geſucht habe; als Beweis hierfür kann auch noch eine Göttermahlzeit in der villa aldrovandini zu Rom, mit ſeinem Namen bezeichnet, angeführt werden, wo nach der Art des Giorgione mehr auf den allgemeinen Ton der Farbenmaſſen als auf zarte Nüanzirung derſelben geſehen worden, und überhaupt die flachen Partien beſſer als die Rundungen oder Uebergänge ausgedrückt ſind. Darum verdient auch die Sage wenig Glauben, daß Bellini dieſes Bild unausgemacht hinterlaſſen und Tizian daſſelbe geendigt habe.

Pietro Perugino.

Wenn es auch dieſem Künſtler, der vom Jahre 1446 an bis 1424 gelebt, und ſich in der Schule des Andreas Verocchio gebildet hat, zur groſſen Ehre gereichet wird, daß Raphael ſein Schüler geweſen; ſo iſt hingegen ſeinen eignen Verdienſten oft zu wenig Gerechtigkeit widerfahren. Um dieſelben nun nach Billigkeit zu beurtheilen, wird man das geſchmeidige Talent, welches wir ſo eben an Johann Bellini gelobt haben, als eine ſeltene Erſcheinung betrachten müſſen, und von keinem andern wieder eben ſo viel fodern wollen, als vielleicht nur dieſer einzige hat leiſten können.

Pietro Perugino war auch wirklich, wie es uns ſcheint, nicht geſchickt, den von ſeinen jüngern Zeitgenoſſen Leonhard da Vinci, Fra Bartholomeo, Michael Angelo, und hauptſächlich von Raphael eingeführten neuern Styl ganz anzunehmen; ſondern hat ſich immer näher an die ältere Manier gehalten. Da man aber nun einmal gewohnt iſt, ohne Unterſchied den Werth eines jeden Kunſtwerks, nach ſeinem Verhältniß zu den Arbeiten der genannten groſen Männer zu beſtimmen: ſo läßt ſich leicht begreifen, warum unſer Künſtler im allgemeinen weniger hochgeſchätzt wird, als wir glauben, daß in gehöriger Rükſicht auf dasjenige, was er zu Verbeſſerung der Kunſt beygetragen hat, geſchehen ſollte.

Jn ſeinen Werken finden ſich ſelten groſe, kühne oder glänzende Gedanken, oder ſonſt etwas, welches berechtigen könnte, Jhm ein beſonderes Talent für die Compoſition zuzueignen. Oft ordnet er ſeine Figuren zu ſymmetriſch, oft zu zerſtreut an, und beſitzt in dieſem Stück gar keinen weſentlichen Vorzug über die Aeltern. Seine Zeichnung iſt beſſer, aber das Nackende doch noch hager, und die Falten der Gewänder kleinlich und zu ſcharf gebrochen; überhaupt ſind alle Figuren mehr gebogen als gewendet und daher immer ein wenig ſteif, auch ſelbſt in den beſten Werken, in den geringern aber iſt die Manier des Giotto noch nicht völlig ausgetilgt. Seine meiſten Bilder ſind nur ſchwach beleuchtet, oft flach und nicht ohne Härte; nur in einigen wenigen (vermuthlich Früchten reiferer Jahre) bemerkt man mehr Rundung und Stärke, wozu aber, da es ſämmtlich Oehlgemählde ſind, die Zeit auch etwas beygetragen haben kann. Hingegen ſind ſeine Verdienſte um das Kolorit unſtreitig, und er hat darin alle ältere Meiſter der Florentiniſchen Schule übertroffen. Die Natur ahmte er in ſeinen Werken mit der lobenswürdigen Einfalt ſeiner Zeit ſehr getreu nach: ſein Ausdruck iſt wahrhaft, richtig, herzlich, weit entfernt von allem, was Karikatur oder Ueberladung heiſen könnte. Aber noch mehr Ehre gebührt ihm dafür, daß er (wie wir glauben bemerkt zu haben) der erſte geweſen iſt, der Schönheit und Grazie, die ſo lange von der Kunſt ſich verlohren hatten, zuerſt wiedergefunden und zurückgeführt hat. Raphael ſelbſt iſt die Grundzüge zu ſeinem Madonnen Ideal, dem reinſten und edelſten Produkt der neuern Kunſt, dieſem ſeinem Lehrer ſchuldig. Wir beziehen uns dießfalls nicht nur auf ein einzelnes Bild oder eine einzelne Figur, ſondern auf eine ſehr beträchtliche Anzahl Werke unſers Künſtlers, welche alle für uns zeugen; und jedermann, der nur Gelegenheit hat zwey oder drey ächte Stücke deſſelben zu ſehen, kann hierüber zur völligen Gewißheit gelangen. In allen offenbart ſich die Luſt am Gefälligen und Schönen, ein milder Hauch des zarten, ſanftfühlenden, ſich ergieſenden Herzens, der, wenn auch der Verſtand zuweilen in Rückſicht auf Regeln mehr fodert, doch immer das Gemüth befriedigt und erfreut.

Von dem, was wir bisher über die Kunſt des Pietro Perugino geſagt haben, können ſich Liebhaber aus einer kleinen Anbetung der Könige in der bewundert, ringt in der ſchweigenden Muſchel die Perle, ringt der Kryſtall in den Tiefen der Berge nach der ſchönſten Geſtalt; wohin nur dein Auge blickt — der einſtimmige Fleiß aller Weſen, das Geheimniß der Kräfte zur Verkündigung zu bringen. Dankbar tragen alle Kinder der Natur der zufriedenen Mutter die gereiften Früchte entgegen, und wo ſie geſäet hat, findet ſie eine Ernte — Du allein, ihr liebſter, ihr bevorrechteter Sohn, bleibſt aus — nur was ſie dir gab, findet ſie nicht wieder, erkennt ſie in ſeiner entſtellten Schönheit nicht mehr.

Sey vollkommen! Zahlloſe Harmonien ſchlummern in dir, auf dein Geheiß zu erwachen — Rufe ſie heraus durch deine Vortrefflichkeit! Fehlte je der ſchöne Lichtſtrahl in deinem Auge, wenn die Freude dein Herz durchglühte, oder die Anmuth auf deinen Wangen, wenn die Milde durch deinen Buſen floß? Kannſt du es dulden, daß das Gemeine, das Vergängliche in dir das Edle, das Unſterbliche beſchäme?

Dich zu beglücken iſt der Kranz, um den alle Weſen buhlen, wornach alle Schönheit ringt — deine wilde Begierde flieht dieſem gütigen Willen entgegen, gewaltſam verkehrſt du die wohlthätigen Zwecke der Natur — Fülle des Lebens hat die freundliche um dich her gebreitet, und Tod nöthigſt du ihr ab. Dein Haß ſchärfte das friedliche Eiſen zum Schwerte; mit Verbrechen und Flüchen belaſtet deine Habſucht das ſchuldloſe Geld, an deiner unmäßigen Liebe wird das Leben des Weinſtocks zum Gifte. Unwillig dient das Vollkommene deinen Laſtern, aber deine Laſter ſtecken es nicht an. Rein bewahrt ſich das mißbrauchte Werkzeug

Churfürſtl. Gallerie zu Dresden manches deutlich und anſchaulich machen. Die geiſtreichen und zum Theil ſchönen Köpfe und das gute Kolorit werden ihnen die vorzüglichen Eigenſchaften dieſes Meiſters zeigen, hingegen wird die Zuſammenſetzung, Licht und Schatten, die Bäume des fernern Hintergrundes, u. a. m. ſeinen und ſeines Zeitalters noch nicht ganz gebildeten Geſchmack verrathen. Zwey größere Bilder aus der Großherzoglichen Gallerie zu Florenz, umfaſſen und zeigen beynahe ſeine ganze Kunſt und zwar von der vortheilhafteſten Seite. Beyde ſtellen Madonnen vor und Heilige, welche neben ihnen ſtehen. Zeichnung, Ausdruck, Farbe, Kraft und Rundung iſt alles nach dem Maaß des Vermögens unſers Künſtlers fürtreflich. Eins dieſer Gemählde iſt in der Tribune aufgeſtellt, wo es bei auserleſenen Werken der größten Meiſter einen ehrenvollen Platz einnimmt; das andere hangt in der eigentlichen Gallerie und hat nicht geringere Verdienſte.

Noch angenehmer als dieſe beyden und ohne Zweifel das gefälligſte von allen ſeinen Bildern iſt die Vermählung der Maria in der Capelle des Sakraments, in der Domkirche zu Perugia: und obwohl das Ganze in ſeiner Art ſehr ſchön iſt, ſo wollen wir doch in Rückſicht auf unſern Zweck nur vorzüglich das beſcheidene reizende Weſen der Maria und das ſchöne zarte Geſicht des Jünglings, der ſeinen Stab zerbricht, bemerken.

Die Himmelfahrt Chriſti in der Kirche des heil. Petrus in eben dieſer Stadt, iſt ſchon lange berühmt geweſen, und die Apoſtel verdienen allerdings großes Lob. Aber Johannes leuchtet eigentlich ſchön mit goldnen Locken aus allen hervor; auch hat Raphael den ſeinigen in der Disputa dieſem ähnlich, nur mit noch mehr Kunſt und Wiſſenſchaft gebildet.

In der Zeit, da wir beſchäftigt geweſen ſind, die Verdienſte und Gaben des Pietro Perugino zu überdenken, und auseinander zu ſetzen, haben wir gleichſam nähere und innigere Bekanntſchaft und Freundſchaft mit demſelben gemacht. Um ſo mehr betrübt es uns denn, daß Er, der bey verſchiedenen Gelegenheiten die ehrlichſte Uneigennützigkeit bewieſen hat, und deſſen ſchöne Eigenſchaften durch ſeine Werke dargethan ſind, dennoch unbilliger Weiſe verdächtig gemacht worden iſt, er ſey bloß aus niedriger Habſucht in der Kunſt ſo fleißig, und überdem ein Erzböſewicht geweſen, der einige Dogmen der Kirche bezweifelt habe. Auch vermeinen ſeine Geſchicht- und Lebensſchreiber Ihn dadurch herunter zu ſetzen, daß ſie uns berichten, Er habe ſeine ſchöne junge Frau lieb gehabt, habe ihr, (was heut zu Tag für ſehr erlaubt gehalten wird) Schmuck und hübſche Kleider gekauft, und Sie oft gar mit eigner Hand angezogen. Vasari vita de Pittori. T. I. p. II. p. 478.

Andreas Mantegna.

Dieſer Künſtler hat ſeinen Nahmen von dem langen Aufenthalt zu Mantua bekommen, wo er den Fürſten aus dem Hauſe Gonzaga gedient hat, und im Jahr 1517 in einem Alter von 66 Jahren geſtorben iſt. Die Stadt Padua will als ſein eigentlicher Geburtsort angeſehen werden, und es kommt ihr dieſe Ehre wenigſtens in Abſicht ſeines Ruhms zu, den er ſich daſelbſt ſchon in früher Jugend durch öffentliche Arbeiten erworben hat.

Die Kunſt des Mantegna trägt den ſtrengen Charakter der äußerſten Beſtimmtheit. Er liebte dieſe ſo ſehr, und zog die Umriſſe in ſeinen Gemählden und Zeichnungen ſo ungemein ſcharf, daß es läßt, als ob er ſie gleichſam hätte eingraben wollen. Daher ſind alle ſeine ächten Werke, zwar hart, aber in einem hohen Grade geiſtreich, deutlich und bis auf die geringſten Kleinigkeiten mit unverdroſſenem Fleiß und Sorgfalt geendigt. Sie reitzen übrigens weder durch lebhaftes Kolorit noch durch Eleganz oder Großheit der Formen. Ob es gleich ſehr wahrſcheinlich iſt, daß er viel nach Antiken ſtudirt und eine große Zuneigung zu denſelben gehabt habe: ſo gelang es ihm doch nicht ganz, ſich über die Dürftigkeit und enge Beſchränkung der ältern Manier bis zur freyen Nachahmung des Schönen zu erheben. Indeß danken wir doch dieſem Studium eine lobenswürdige Zierlichkeit, welche ſich beſonders in den Gewändern ſeiner Figuren zu äußern pflegt, deren Falten oft recht gut und mit Geſchmack gelegt ſind.

Auch in der Compoſition hat unſer Künſtler ſchätzbare Verdienſte beſeſſen, und es iſt nicht daran zu zweifeln, daß er dieſelben ebenfalls in der Schule des Alterthums geſammelt habe. Jetzt dörfen wir ihn darum freylich nicht mehr zu Nachahmung empfehlen, denn es haben beſſere Künſtler ſeit der Zeit richtigere Wege gezeigt; aber man wird doch zugeben müſſen, daß ſeine meiſten Figuren gut gewendet, und vernünftig in Gruppen zuſammengeſtellt ſind, und daß er auch dieſe wieder untereinander in Verbindung zu bringen geſucht hat; welches alles vorher noch nicht, oder doch nur ſelten, und mehr wie durch Zufall, geſchehen zu ſeyn ſcheint.

In der Gallerie zu Dresden bemerkt man eine Verkündigung, welche, wie aus der fleißig gemahlten Architektur des Grundes und aus einigen guten Stellen des Gewandes zu vermuthen iſt, ein Werk des Mantegna ſeyn kann; allein dieſes Bild giebt keinen deutlichen Begriff von der Kunſt des Meiſters, weil, allem Anſcheine nach, eine ungeübte Hand durch Aufmahlen vieles daran verdorben hat.

Die Freſkogemählde in der bekannten Capelle zu St. Agoſtino in Padua, ſind zwar von ſeinen frühern Arbeiten; ſie unterſcheiden ſich aber doch im Styl nicht gar ſehr von zwey kleinen Oehlgemählden in der Florentiniſchen Gallerie, welche für Werke aus der beſten Zeit unſers Künſtlers gelten. Von dieſen ſtellt das eine die Darſtellung Chriſti im Tempel, das andere die Himmelfahrt der Maria vor. Beyde ſind einander an innerm Werth faſt ganz gleich, und nöthigen beyde den ungemeinen Fleiß, der daran faſt verſchwendet worden, zur Bewunderung. An den zierlich gelegten Falten, und der ſimpeln Stellung und Bewegung der Figuren, iſt beſonders im erſten Bild, das Studium der Antike unverkennbar.

Unter der Decke eines Saals im Clementiniſchen Muſeum ſind noch ein paar Figuren von der Capelle übrig geblieben, die Pabſt Innocentius VIII von Mantegna hat bemahlen laſſen. Dieſe ſchönen Reſte eines ehemals berühmten Werks machen Freunden der Kunſt den Verluſt deſſelben doppelt empfindlich.

Man muß den mit Leimfarben gemahlten Leichnam Chriſti in der Villa aldrovandini zu Rom, als ein Bravourſtück unſers Künſtlers anſehen, worin derſelbe ſeine Meiſterſchaft in Verkürzungen zu zeigen geſucht hat. Ueberdiß geben die äuſſerſt ſtrengen, harten Umriſſe, die aber doch nicht ängſtlich, ſondern mit Kühnheit und Sicherheit gezogen ſind, einen vollkommen deutlichen Begriff von dem Eigenthümlichen ſeiner Manier.

In eben dieſer Villa iſt eine groſſe getuſchte Zeichnung oder Karton von der Grablegung Chriſti, welche in Rückſicht auf Geiſt und Ausdruck, (in ſo fern er deſſen mächtig war) ein Meiſterſtück genannt zu werden verdient. Sie iſt fleißig ausgeführt, und ganz mit dem Pinſel auf weiſſes Papier ſchraffirt, ſo daß die Behandlungsweiſe mit der Schattirung der Freſkomahlereyen übereinkommt.

Eine andere kleinere Zeichnung, aber nicht geringer an Verdienſt, befindet ſich in dem Cabinet der Zeichnungen in der Gallerie zu Florenz. Die Vorſtellung iſt, Judith, welche das Haupt des Holofernes in einen Sack ſteckt, den ihre mohriſche Magd darhält. Vermuthlich iſt dieſes eben daſſelbe Stück, deſſen ſchon Vaſari im Leben des Montegna mit beſonderm Lob Erwähnung gethan hat.

Die Fortſetzung folgt.

III

Auf die Geburt des Apollo.

Nach dem Griechiſchen.

Dein gedenk ich Apollo du Fernetreffer, und werde
Nie vergeſſen dein Lob zu verkünden. In Jupiters Hauſe
Fürchten die Götter dich alle, ſie heben wie du hereintrittſt
Von den Stühlen ſich auf, den kommenden Sieger zu ehren.
Läto aber allein bleibt ſitzen neben dem Donnerer,
Spannt den Bogen dir ab, und ſchließt den Köcher, ſie löſet
Von der glänzenden Schulter die Waffen dir los, und hänget
An dem Pfeiler des Vaters ſie auf am goldenen Nagel,
Leitet zum Sitze den Gott. Es reicht der Vater, im goldnen
Becher, Nektar dem Sohn und grüßt ihn freundlich, die andern
Götter ſetzen ſich auch, es freut ſich Läto, die große
Ihres herrlichen Sohns. Begrüßet ſelige Läto

Sey uns, Mutter herrlicher Kinder! Apollo den König,
Artemis haſt du gebohren, die Freundinn treffender Pfeile,
Auf Ortygia dieſe, auf Delos jenen, der rauhen
Inſel; am groſen Gebirge, dem Cynthiſchen Hügel gebahrſt du
An die Palme gelehnt. Der Inopus rauſchte vorüber.

Wie beſing ich, o Phöbus, dich Liederreichen? Es kommen
Alle Lieder von dir, die auf der nährenden Erde
Auf den Inſeln des Meers den Menſchen feſtlich erſchallen.
Freye Gipfel gefallen dir wohl der höchſten Gebirge
Nach dem Meere ſich ſtürzende Flüße, die offnen, gekrümmten
Weitgeſtreckten Ufer des Meers, die Buchten und Häfen.

Sing ich wie dich Läto gebahr, dich Freude des Menſchen
An den Cynthiſchen Hügel gelehnt, im rauhen vom Meere
Ringsumfloſſenen Delos; es trieben die ſäuſelnden Winde
Die bewegliche Fluth von allen Seiten ans Ufer.

Dort entſprangſt du, beherrſcheſt nunmehr die Sterblichen Alle
Welche Creta, welche der Gau Athens ernähret,
Und Aigina die Inſel, Euboea ſchiffreich und Aiga
Eireſiai, Peparethos am Meere, der Thraciſche Athos,
Pelios hohes Gebirg, die trakiſche Samos, des Idas
Schattige Rücken, und Skyros, Phokaia, dann der erhabne
Berg Autokanes, Imbrus bewohnt von Vielen und Lemnos
Unwirthbares Geſtade, die göttliche Leskos, der ſel'ge
Sitz Aiolions, Chius, die ſchönſte der Inſeln im Meere,
Mimas ſteinig, und Corykos hoch, die herrliche Claros
Dann Aiſagees hohes Gebirg, das gewäßerte Samos
Mükales ſteiles Gebirge, Miletus, Koos, die hohe
Cnidus, die ſtürmiſche Karpathos, Naxus und Paros,
Und Rhinaia die ſteinige; ſchmerzlich verlegen durchwandert
Dieſe Länder und Inſeln, den Sohn zu gebähren die Göttinn,
Suchet Wohnung dem Sohn, allein die Länder erbebten

Keines wagte, das fruchtbarſte nicht, Apollen zu tragen.
Endlich ſtiegſt du auf Delos, verehrte Láto, und ſagteſt:

Delos, willſt du der Sitz des Sohnes, den ich gebähre
Phöb Apollons werden, und ſeinem herrlichen Tempel
Platz gewähren? — Fürwahr, dich wird kein andrer verlangen
In Beſitz zu nehmen, denn weder Stieren beförderſt
Du, noch Schafen den Wuchs, und es gedeihet der Weinſtock
Weder auf dir, noch gedeihet der Trieb der unendlichen Pflanzen.
Ehret dich aber Apollos des herrlichen Tempel, ſo bringen
Hekatomben die Menſchen dir alle verſammelt; es duftet
Immer glänzend der Rauch des dampfenden Opfers, dich ſchützen,
Biſt du die Wohnung des Gotts, die Götter für feindlichen Händen.
Nun bedenke, wie wenig du ſonſt durch Früchte berühmt biſt.

Alſo ſprach ſie, es freute ſich Delos, und ſagte dagegen:
Láto herrlichſte Tochter des großen Kronions, wie gerne

Nähm' ich den treffenden Gott bey ſeiner Geburt auf! die Menſchen
Reden Uebels von mir, ich weiß es, aber ich würde
Dann aufs höchſte verehrt. Allein die prophetiſchen Worte
Fürcht ich, Läto, verberge dirs nicht. Sie ſagen, es werde
Grimmig aus dir ein Verderber entſtehn, und über die Götter,
Ueber alle Menſchen gebieten; das fürcht ich, erblickt er
Erſt das Licht, ſo verachtet er mich und mein rauhes Geſtade,
Tritt mit den Füßen mich weg und in die Tiefe des Meeres,
Daß die Wellen mir über und über den Scheitel bedecken,
Geht und findet alsdann ſich eine gefällige Wohnung
Baut den Tempel daſelbſt, und pflanzt die ſchattigen Haine.
Mich umkriechen Polypen, die ſchwarzen Kälber des Meeres
Machen ſich Höhlen in mir, und mich vergeſſen die Völker.
Darum betheure mit heiligem Schwur, erhabene Göttinn,
Daß er hier den Tempel erbaut, den Sterblichen allen,
Die mit vielen Nahmen ihn nennen, Orakel verkündigt.

in deinem unreinen Dienſte. Seine Beſtimmung kannſt du ihm rauben, aber nie den Gehorſam, womit es ihr dient. Sey menſchlich oder ſey Barbar — mit gleich kunſtreichem Schlage wird das folgſame Herz deinen Haß und deine Sanftmuth begleiten.

Lehre mich deine Genügſamkeit, deinen ruhigen Gleichmuth, Natur — Treu, wie du, habe ich an der Schönheit gehangen, von dir laß mich lernen die verfehlte Luſt des Beglückens verſchmerzen. Aber damit ich den zarten Willen bewahre, damit ich den freudigen Muth nicht verliere — laß mich deine glückliche Blindheit mit dir theilen. Verbirg mir in deinem ſtillen Frieden die Welt, die mein Wirken empfängt. Würde der Mond ſeine ſtrahlende Scheibe füllen, wenn er den Mörder ſähe, deſſen Pfad ſie beleuchten ſoll? In dir flüchte ich dieſes liebende Herz — Tritt zwiſchen meine Menſchlichkeit und den Menſchen. — Hier, wo mir ſeine rauhe Hand nicht begegnet, wo die feindſelige Wahrheit meinen entzückenden Traum nicht verſcheucht, abgeſchieden von dem Geſchlechte, laß mich die heilige Pflicht meines Daſeyns in die Hand meiner großen Mutter, an die ewige Schönheit entrichten. (Zum Firmament.) Ruhige Pflanzenwelt, in deiner kunſtreichen Stille vernehme ich das Wandeln der Gottheit; deine verdienſtloſe Trefflichkeit trägt meinen forſchenden Geiſt hinauf zu dem höchſten Verſtande; aus deinem ruhigen Spiegel ſtrahlt mir ſein göttliches Bild. Der Menſch wühlt mit Wolken in den ſilberklaren Strom — wo der Menſch wandelt, verſchwindet mir der Schöpfer.

(Er will aufſtehen. Angelika ſteht vor ihm.)

Lâto hört es, und ſchwur ſogleich die heiligen Schwüre:
Wiße die Erde, der Himmel da droben, es wiße der ſchwarze
Drunten fließende Styx (die ſeligen Götter verbindet
Dieſe Betheurung des heiligen Eids) im Tempel des Phöbus
Hier an ſeinem Altar ſolls ewig duften, vor allen
Ländern und Inſeln des Meers ſoll er dich immer verehren.

Nach vollendetem Schwur erfreute ſich Delos, erwartend
Seines Gottes. Allein von ſchmerzlichen Wehen gequälet
Litt neun Tag' und Nächte die Göttinn. Es waren die andern
Göttlichen Frauen zu ihr die herrlichſten alle gekommen.
Rhea, ferner Diana, dazu die forſchende Themis,
Amphitrite mit ihnen, die Göttinn ſeufzender Wogen.
Andre mehr der unſterblichen Frauen. Es weilte mit Vorſatz
Häre, ſitzend im Hauſe Kronions, beſchäftigte künſtlich
Dich, gebährenden Frauen erwünſchteſte Eileithüia

Dir verbarg ſie die Schmerzen der leidenden Göttinn, mißgönnte
Jupiters herrlichen Sohn der ringellockigten Läto.

Aber die göttlichen Frauen verſendeten Iris von Delos
Eileithüia zu holen, die Helferinn, lieſſen zuſammen
Eine köſtliche Schnur um den Hals, von goldenem feinem
Drate künſtlich geflochten ihr, lang neun Ellen, verſprechen.
Heimlich ſolle ſie Iris berufen, daß Häre nicht etwa
Merkte die Abſicht und hinderlich wäre der ſcheidenden Göttinn.
Schnell entfernte ſich Iris mit leichten Füßen; und legte,
Zwiſchen Himmel und Erde den Raum in Kurzem zurücke,
Kam zum Sitze der Götter, dem hohen Olympus und winkte
Eileithüien heraus vor die Thüre des göttlichen Hauſes,
Sagte mit eilenden Worten ihr alles, was die erhabnen
Frauen ernſtlich befohlen; und ſie bewegte das Herz ihr.
Beyde gingen wie ſchüchterne Tauben, und kamen nach Delos.

Da Eleithüia, die Helferinn, Delos betreten,
Wirkten die Wehen gewaltig, es nahte Lätos Entbindung.
Mit den Armen umſchloß die Göttinn den Palmbaum; die Füße
Stemmte ſie gegen das Gras, die Erde lächelte. Mächtig
Sprang an's Licht der göttliche Sohn, es jauchzten die Frauen,
Wuſchen heilig und rein im klaren Waſſer, o Phöbus
Deine Glieder und wickelten dich in glänzende zarte
Neue weiße Gewande, die goldene Binde darüber.
Und es tränkete nicht die Mutter den göttlichen Knaben,
Themis reichte mit göttlichen Händen ihm Nektar zu ſaugen
Und Ambroſia hin, zur Freude Lätos der großen
Die den herrlichen Sohn nach vielen Sorgen gebohren.
Aber kaum genoß er die Koſt der unſterblichen Götter,
Als die goldenen Binden nicht mehr den Strebenden hielten,
Bande der ſterblichen Jugend, die Knoten lößten ſich alle.
Und die göttlichen Frauen vernahmen die Rede des Knaben:

Lieben werd ich Zither und Bogen, den Rathſchluß Kronions
Werd' ich wahrhaft und treu den Menſchen allen verkünden.
Alſo ſprach er und ſchritt die weiten Wege hernieder,
Phöbus der lockige Gott, der Fernetreffer. Es ſtaunten
Die unſterblichen Frauen, und wie von Golde beladen
Glänzte Delos für Freuden, den Sohn Kronions und Lätos
Endlich ſchauend, den Gott, der ſie vor allen erwählet,
Allen Ländern und Inſeln ſich einen Tempel zu bauen.
Und es ergriff ſie gewaltige Liebe, ſie leuchtete freundlich,
Wie im Frühling der Rücken des Berges von blühenden Wäldern.

IV

Schwarzburg.

In ſich gehüllt, umkränzt von grünen Hügeln,
Leis angeweht von milder Schwermuth Flügeln,
Ruht dort das Thal in ſtiller Dämmerung.
Ein kühler Luftſtrom wallt mir ſanft entgegen,
Und der Begeiſtrung ſüße Schauer regen
Des Herzens Saitenſpiel mit leiſem Schwung.

Hier lege, was ihm Menſchen aufgedrungen,
Des Vorurtheils erträumte Foderungen,
Der frohe Wandrer ehrerbiethig ab,
Und geh allein, ſich ſelbſt zurückgegeben,
Der Wahrheit und Natur mit reinem Sinn zu leben
Ein freyer Menſch, mit ſeinem Pilgerſtab.

O du Natur! Wie ſtrebt in deinem Reiche,
Voll ew'ger Harmonie der Grashalm und die Eiche,
In ihrer Kraft mit gleichem Recht empor.
Und alles lebt und wirkt mit fröhlichem Beginnen,
Und aus der Freyheit Götterſchaale rinnen,
Glückſeligkeit und Ruhe mild hervor!

Und nur der Menſch von auſſen und von innen,
Beſtürmt, geengt, wünſcht mit entflammten Sinnen,
Was ihn aus deinem ſtillen Kreiſe zieht,
Und giebt des Herzens ſüße Trunkenheiten,
Des Selbſtgefühls, der Freyheit Seeligkeiten,
Für ein erkünſtelt Glück, das bald ihn flieht!

Wie ſchwebt der Blick die Höhen auf und nieder,
Und kehrt, getränkt mit ſüßen Bildern wieder,
Und neue Ahnung ſchwellt das trunkne Herz.
Es fühlt den hohen Reitz mit leiſem Beben,
So ſtill und groß, ſo voll von Glut und Leben,
Und ringt mit Luſt und wunderbarem Schmerz.

Was für ein ſüßer weicher Wohllaut ſäuſelt
Zu mir empor! Sich über Kieſel kräuſelt
Ein Bach ſich hin mit ſanfter Melodie,
Bald rauſcht er fort gewaltig, wie auf Flügeln
Des Sturmes, bald, geküßt von grünen Hügeln,
Klagt er der Sehnſucht leiſe Harmonie.

Wie iſt mit einem Mal von einem rauhen
Gebürg', das ſich vermeſſen in die blauen
Gewölke drängt, der Eingang mir, entrückt!
Und durch den grünen waldigten Koloſſen,
Scheint, wie durch Feenhand der Ausgang mir verſchloſſen,
Der leiſe ſich um einen Felſen drückt.

Dort ſchwimmen, wie mit Flammen übergoſſen,
Im Sonnenſchein, von Azurblau umfloſſen,
Von ſüßen Düften freundlich überwallt,
Die jungen Büſche ſanft den Hügel nieder,
Und Fels und Hayn tönt vom Geſange wieder,
Der lieblich durch die zarten Zweige hallt.

Dicht nebenan, gehüllt in finſtre Trauer,
Stürzt, leis durchweht vom kühlen Abendſchauer,
Ein Fichtenwald den ſteilen Berg hinab,
Und ſeitwärts blickt, umweht von Ulm und Flieder
Ein dunkler Fels aus jäher Höh' hernieder,
Bedeutungsvoll und ſchweigend wie das Grab.

Bald wo der Blick an hohen Wänden ſcheitert,
Von keinem Blümchen, keinem Baum erheitert,
Drängt eine Klippe unſern Pfad hinweg,
Wir klimmen fort an ſchroffen Felſenwänden,
Der Abendſonne letzte Stralen ſenden
Noch mildes Licht auf den zerrißnen Steg.

Und immer tiefer taucht in graue Düfte
Der Himmel ſich und über ſtille Klüfte
Webt leiſe ſich der Dämmerung trüber Flor,
Verworren ſchweben jetzt Erinnerungen
Der Seele vor, von Schwermuth ſanft bezwungen
Und leiſe ſteigt der Ahnung Flug empor.

Hier unbemerkt, allein mit Moos und Steinen,
Sich jedes Weh dem Herzen zu entweinen,
Im tiefſten Hayn, vor jedem Blick verſteckt,
Und eingewiegt in ſüße Träumereyen,
Sich jedes ahnenden Gefühls zu freuen,
Von keiner kalten Wahrheit aufgeſchreckt,

Biß endlich ſich die dunkeln Farben mildern,
Und mit der Hofnung ſanft verklärten Bildern
Die raſche Zeit den ſtillen Schmerz ereilt,
Dann einſt von Harmonie herbey gewinket
Ein holdes Weſen ſtumm an unſern Buſen ſinket
Das unſre Menſchenflucht verſteht und theilt!

Das gleicher Drang auf ewig an uns bindet,
Das unſer Herz in unſerm Auge findet,
Durch kalte Weißheit nicht den edeln Schmerz entehrt,
Biß losgewunden nun zu neuem Leben
Die trunknen Seelen wieder aufwärts ſchweben
Iſt dann die Welt noch einer Sehnſucht werth?

Der Schimmer ſtirbt, die Sterne blicken nieder,
Der Nachtwind weht mit thauigtem Gefieder,
Und tiefe Ruhe wohnt im Fichtenhayn:
Verworren quellen nun aus leichten Schatten
Der Bäume Formen weich hervor, und gatten
Sich lieblicher im bleichen Mondenſchein.

Wir ſind am Ziel! Dem müden Wandrer winket
Ein mondbeglänztes Dörfchen, und er ſinket
Mit leichterm Muth auf weichen Raſen hin,
Und um ihn duften lieblicher die Linden
Singt lieblicher der Quell, und unvermerkt entſchwinden
Der Schwermuth Bilder dem befreyten Sinn.

Tief athmet er die Luſt, den ſtillen Frieden,
Der hier ihm winkt, er fühlt ſich abgeſchieden
Von jedem Weh, der Blumen Hauch, die Luft
Wehn freundlicher: er ſieht in muntern Reihen,
Ein glücklich Volk ſich lautem Jubel weyhen
Und folgt dem Trieb, der ihn zur Freude ruft.

Verhältniſſe ſind hinter ihm verſunken,
Wie ſchlägt ſein Herz von neuem Leben trunken!
Wie fließt ſein Blut ſo heiter wie der Quell!
Er glaubt beherzt mit heiligem Vertrauen
An Lieb' und Freundſchaft, wallt auf Blumenauen
Und o! wie wird die Zukunft ihm ſo hell!

Und immer leiſer ſchwebt in luſterfüllten Räumen
Die Phantaſie und unter leichten Träumen
Verweht die kurze mondbegränzte Nacht.
Schon ſchauert durch den Hayn ein neues Feuer,
Schon ſpielt die Luft im jungen Laube freyer
Schon iſt mit mildem Glanz der Tag erwacht.

Hinauf: dort wo der jungen Sonne Stralen
Mit Himmelsglanz des Vogels Schwingen mahlen,
Erwacht die Phantaſie mit neuem Schwung.
Wir ſteigen fröhlich durch bethaute Matten
Den Tannenwald hinan, wo Sonnenlicht mit Schatten
Zuſammenſchmilzt in ſüße Dämmerung.

Wie ſchwimmt in ſeinem lichten Farbenkranze
Von Sonnenſchein umſpielt, im Aetherglanze
Der ſchöne Grund vor meinem trunknen Blick!
Mit der Natur in hohem Einklang fühlet
Das rege Herz, von neuer Luſt durchwühlet,
Und athmet der Begeiſtrung nahes Glück.

Die reinſte Luft, geſchöpft aus Aetherquellen,
Umſäuſelt mich, auf ihren leichten Wellen
Wallt die entzückte Seele himmelan.
Wie wogt im Glanz der jungen Morgenſonne
Ein Meer von neuer Lebenskraft und Wonne,
Durch meine Bruſt ein Freudenocean!

Hinab! Ich will mir ſelbſt die Banden kürzen,
In dieſen Himmel mich hinab zu ſtürzen,
In dieſer Glut zu ſterben, Götterglück!
Ich ſeh die leichten Schranken niederfallen,
Mich aufgelößt im reinen Aether wallen
Und Gottheit ſeyn in dieſem Augenblick!

Achte Scene.

Angelika (tritt ſchüchtern zurück). Es war Ihr Befehl, mein Vater — Aber wenn ich Ihre Einſamkeit ſtöre —

v. Hutten (der ſie eine Zeitlang ſtillſchweigend mit den Augen mißt, mit ſanftem Vorwurf). Du haſt nicht gut an mir gehandelt, Angelika.

Angelika (betroffen). Mein Vater —

v. Hutten. Du wußteſt um dieſen Ueberfall — Geſteh' es — Du ſelbſt haſt ihn veranlaßt.

Angelika. Ich darf nicht Nein ſagen, mein Vater.

v. Hutten. Sie ſind traurig von mir gegangen. Keiner hat mich verſtanden. Sieh, du haſt nicht gut gehandelt.

Angelika. Meine Abſichten verdienen Verzeihung.

v. Hutten. Du haſt um dieſe Menſchen geweint. Leugne es nur nicht. Dein Herz ſchlägt für ſie. Ich durchſchaue dich. Du mißbilligſt meinen Kummer.

Angelika. Ich verehre ihn, aber mit Thränen.

v. Hutten. Dieſe Thränen ſind verdächtig — Angelika — Du wankſt zwiſchen der Welt und deinem Vater — Du mußt Partei nehmen, meine Tochter, wo keine Vereinigung zu hoffen iſt — Einem von beiden mußt du ganz entſagen oder ganz gehören — Sey aufrichtig. Du mißbilligſt meinen Kummer?

Angelika. Ich glaube, daß er gerecht iſt.

v. Hutten. Glaubſt du? Glaubſt du wirklich? — Höre, Angelika! — Ich werde deine Aufrichtigkeit [illegible]

V

Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten.

Fortſetzung.

Dieſe Geſchichte gefällt mir, ſagte Luiſe, als der Alte geendigt hatte, und ob ſie gleich aus dem gemeinen Leben genommen iſt; ſo kommt ſie mir doch nicht alltäglich vor. Denn wenn wir uns ſelbſt fragen und andere beobachten; ſo finden wir, daß wir ſelten durch uns ſelbſt bewogen werden, dieſem oder jenem Wunſche zu entſagen; meiſt ſind es die äußern Umſtände die uns dazu nöthigen.

Ich wünſchte, ſagte Karl, daß wir gar nicht nöthig hätten uns etwas zu verſagen, ſondern daß wir dasjenige gar nicht kennten was wir nicht beſitzen ſollen. Leider iſt in unſern Zuſtänden alles ſo zuſammen gedrängt, alles iſt bepflanzt, alle Bäume hängen voller Früchte und wir ſollen nur immer drunter weggehen, uns an dem Schatten begnügen und auf die ſchönſten Genüſſe Verzicht thun.

Laſſen Sie uns, ſagte Luiſe zum Alten, nun Ihre Geſchichte weiter hören.

Der Alte. Sie iſt wirklich ſchon aus.

Luiſe. Die Entwicklung haben wir freylich gehört, nun möchten wir aber auch gerne das Ende vernehmen.

Der Alte. Sie unterſcheiden richtig, und da Sie ſich für das Schickſal meines Freundes intereſſiren, ſo will ich Ihnen wie es ihm ergangen noch kürzlich erzählen.

Befreyt von der drückenden Laſt eines ſo häßlichen Vergehens, nicht ohne beſcheidne Zufriedenheit mit ſich ſelbſt, dachte er nun an ſein künftiges Glück und erwartete ſehnſuchtsvoll die Rückkunft Ottiliens, um ſich gegen ſie zu erklären und um ſein gegebenes Wort im ganzen Umfange zu erfüllen. Sie kam in Geſellſchaft ihrer Eltern; er eilte zu ihr, er fand ſie ſchöner und heiterer als jemals. Mit Ungedult erwartete er den Augenblick in welchem er ſie allein ſprechen und ihr ſeine Ausſichten vorlegen konnte. Die Stunde kam und mit aller Freude und Zärtlichkeit der Liebe erzählte er ihr ſeine Hofnungen, die Nähe ſeines Glücks und den Wunſch, es mit ihr zu theilen. Allein wie verwundert war er, ja wie beſtürzt, als ſie die ganze Sache, ſehr leichtſinnig, ja man dürfte beinahe ſagen höhniſch aufnahm. Sie ſcherzte nicht ganz fein über die Einſiedeley, die er ſich ausgeſucht habe, über die Figur die ſie beyde ſpielen würden, wenn ſie ſich als Schäfer und Schäferin unter ein Strohdach flüchteten und was dergleichen mehr war.

Betroffen und erbittert kehrte er in ſich zurück; ihr Betragen hatte ihn verdroſſen und er ward einen Augenblick kalt. Sie war ungerecht gegen ihn geweſen, und nun bemerkte er Fehler an ihr, die ihm ſonſt verborgen geblieben waren. Auch brauchte es kein ſehr helles Auge, um zu ſehen, daß ein ſo genannter Vetter, der mit angekommen war, ihre Aufmerkſamkeit auf ſich zog und einen groſſen Theil ihrer Neigung gewonnen hatte.

Bey dem unleidlichen Schmerz, den Ferdinand empfand, nahm er ſich doch bald zuſammen, und die Ueberwindung, die ihm ſchon einmal gelungen war, ſchien ihm zum zweytenmale möglich. Er ſah Ottilien oft und gewann über ſich, ſie zu beobachten; er that freundlich ja zärtlich gegen ſie, und ſie nicht weniger gegen ihn; allein ihre Reize hatten ihre gröſte Macht verlohren und er fühlte bald, daß ſelten bey ihr etwas aus dem Herzen kam, daß ſie vielmehr nach Belieben zärtlich und kalt, reizend und abſtoßend, angenehm und launiſch ſeyn konnte. Sein Gemüth machte ſich nach und nach von ihr los, und er entſchloß ſich auch noch die letzten Fäden entzwey zu reiſſen.

Dieſe Operation war ſchmerzhafter als er ſich vorgeſtellt hatte. Er fand ſie eines Tages allein und nahm ſich ein Herz, ſie an ihr gegebenes Wort zu erinnern und jene Augenblicke ihr ins Gedächtniß zurück zu rufen, in denen ſie beyde durch das zarteſte Gefühl gedrungen, eine Abrede auf ihr künftiges Leben genommen hatten. Sie war freundlich, ja man kann faſt ſagen zärtlich; er ward weicher und wünſchte in dieſem Augenblick, daß alles anders ſeyn möchte als er es ſich vorgeſtellt hatte. Doch nahm er ſich zuſammen und trug ihr die Geſchichte ſeines bevorſtehenden Etabliſſements mit Ruhe und Liebe vor. Sie ſchien ſich darüber zu freuen und gewiſſermaßen nur zu bedauern, daß dadurch ihre Verbindung weiter hinausgeſchoben werde. Sie gab zu erkennen, daß ſie nicht die mindeſte Luſt habe die Stadt zu verlaſſen, ſie ließ

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52550-8
SCHILLER,F. FN. 13370/084

ihre Hoffnung ſehen, daß er ſich durch einige Jahre Arbeit in jenen Gegenden, in den Stand ſetzen könnte, auch unter ſeinen jetzigen Mitbürgern eine groſe Figur zu ſpielen. Sie lies ihn nicht undeutlich merken, daß ſie von ihm erwarte, daß er künftig noch weiter als ſein Vater gehen und ſich in allem noch anſehnlicher und rechtlicher zeigen werde.

Nur zu ſehr fühlte Ferdinand, daß er von einer ſolchen Verbindung kein Glück zu erwarten habe, und doch war es ſchwer ſo vielen Reizen zu entſagen. Ja vielleicht wäre er ganz unſchlüßig von ihr weggegangen, hätte ihn nicht der Vetter abgelößt, und in ſeinem Betragen allzuviel Vertraulichkeit gegen Ottilien gezeigt. Ferdinand ſchrieb ihr darauf einen Brief, worin er ihr nochmals verſicherte, daß ſie ihn glücklich machen würde, wenn ſie ihm zu ſeiner neuen Beſtimmung folgen wollte; daß er aber für beyde nicht räthlich hielt, eine entfernte Hoffnung auf künftige Zeiten zu nähren, und ſich auf eine ungewiſſe Zukunft durch ein Verſprechen zu binden.

Noch auf dieſen Brief wünſchte er eine günſtige Antwort: allein ſie kam nicht wie ſein Herz, ſondern wie ſie ſeine Vernunft billigen mußte. Ottilie gab ihm auf eine ſehr zierliche Art ſein Wort zurück, ohne ſein Herz ganz los zu laſſen, und ſo ſprach das Billet auch von ihren Empfindungen; dem Sinne nach war ſie gebunden und ihren Worten nach frey.

Was ſoll ich nun weiter umſtändlich ſeyn? Ferdinand eilte in jene friedlichen Gegenden zurück, ſeine Einrichtung war bald gemacht; er war ordentlich und fleißig und ward es nur mehr als das gute natürliche Mädchen, die wir ſchon kennen, ihn als Gattin beglückte, und der alte Oheim alles that ſeine häusliche Lage zu ſichern und bequem zu machen.

Ich habe ihn in ſpätern Jahren kennen lernen, umgeben von einer zahlreichen wohlgebildeten Familie. Er hat mir ſeine Geſchichte ſelbſt erzählt und wie es Menſchen zu gehen pflegt, denen irgend etwas bedeutendes in früherer Zeit begegnet, ſo hatte ſich auch jene Geſchichte ſo tief bey ihm eingedruckt, daß ſie einen großen Einfluß auf ſein Leben hatte. Selbſt als Mann und Hausvater pflegte er ſich manchmal etwas das ihm Freude würde gemacht haben, zu verſagen, um nur nicht aus der Uebung einer ſo ſchönen Tugend zu kommen, und ſeine ganze Erziehung beſtand gewiſſermaßen darin, daß ſeine Kinder ſich gleichſam aus dem Stegreiſe etwas mußten verſagen können.

Auf eine Weiſe die ich im Anfang nicht billigen konnte unterſagte er, zum Beyſpiel, einem Knaben bey Tiſche von einer beliebten Speiſe zu eſſen. Zu meiner Verwunderung blieb der Knabe heiter, und es war als wenn weiter nichts geſchehen wäre.

Und ſo lieſſen die älteſten aus eigener Bewegung manchmal ein edles Obſt oder ſonſt einen Leckerbiſſen vor ſich vorbeygehen; dagegen erlaubte er ihnen ich möchte wohl ſagen alles, und es fehlte nicht an Arten und Unarten in ſeinem Hauſe. Er ſchien über alles gleichgültig zu ſeyn und ließ ihnen eine faſt unbändige Freyheit; nur fiel es ihm die Woche einmal ein, daß alles auf die

Minute geſchehen mußte, alsdann wurden des Morgens gleich die Uhren regulirt, ein jeder erhielt ſeine Ordre für den Tag, Geſchäfte und Vergnügungen wurden gehäuft und niemand durfte eine Sekunde fehlen. Ich könnte Ihnen ſtundenlang von ſeinen Geſprächen und Anmerkungen über dieſe ſonderbare Art der Erziehung unterhalten. Er ſcherzte mit mir als einem catholiſchen Geiſtlichen über meine Gelübde und behauptete, daß eigentlich jeder Menſch ſowohl ſich ſelbſt Enthaltſamkeit als andern Gehorſam geloben ſollte; nicht um ſie immer, ſondern um ſie zur rechten Zeit auszuüben.

Die Baroneß machte eben einige Anmerkungen und geſtand, daß dieſer Freund im Ganzen wohl recht gehabt habe; denn ſo komme auch in einem Reiche alles auf die executive Gewalt an; die Geſetzgebende möge ſo vernünftig ſeyn als ſie wolle, es helfe dem Staate nichts, wenn die ausführende nicht mächtig ſey.

Luiſe ſprang ans Fenſter, denn ſie hörte Friedrichen zum Hofe hereinreiten. Sie gieng ihm entgegen und führte ihn ins Zimmer. Er ſchien heiter, ob er gleich von Scenen des Jammers und der Verwüſtung kam, und anſtatt ſich in eine genaue Erzählung des Brandes einzulaſſen, der das Haus ihrer Tante betroffen, verſicherte er, daß es ausgemacht ſey, daß der Schreibetiſch zu eben der Stunde dort verbrannt ſey, da der ihrige hier ſo heftige Sprünge bekommen hatte.

In eben dem Augenblicke, ſagte er, als der Brand ſich ſchon dem Zimmer näherte rettete der Verwalter noch eine Uhr, die auf eben dieſem Schreibtiſche ſtand. Im

Hinantragen mochte ſich etwas am Werke verrücken und ſie blieb auf halb zwölfe ſtehen. Wir haben alſo wenigſtens was die Zeit betrift eine völlige Uebereinſtimmung. Die Baroneß lächelte, der Hofmeiſter behauptete, daß wenn zwey Dinge zuſammenträfen, man deswegen noch nicht auf ihren Zuſammenhang ſchließen könne! Luiſen gefiel es dagegen dieſe beyden Vorfälle zu verknüpfen, beſonders da ſie von dem Wohlbefinden ihres Bräutigams Nachricht gehabt hatte, und man ließ der Einbildungskraft abermals vollkommen freyen Lauf.

Wiſſen Sie nicht, ſagte Karl zum Alten, uns irgend ein Mährchen zu erzählen? Die Einbildungskraft iſt ein ſchönes Vermögen, nur mag ich nicht gern, wenn ſie das was wirklich geſchehen iſt, verarbeiten will; die luſtigen Geſtalten, die ſie erſchaft, ſind uns als Weſen einer eigenen Gattung ſehr willkommen, verbunden mit der Wahrheit bringt ſie meiſt nur Ungeheuer hervor und ſcheint mir alsdann gewöhnlich mit dem Verſtand und der Vernunft im Widerſpruche zu ſtehen. Sie muß ſich, deucht mich, an keinen Gegenſtand hängen, ſie muß uns keinen Gegenſtand aufdringen wollen, ſie ſoll, wenn ſie Kunſtwerke hervorbringt, nur wie eine Muſik auf uns ſelbſt ſpielen, uns in uns ſelbſt bewegen und zwar ſo daß wir vergeſſen, daß etwas auſſer uns ſey, das dieſe Bewegung hervorbringt.

Fahren Sie nicht fort, ſagte der Alte, Ihre Anforderungen an ein Product der Einbildungskraft umſtändlicher auszuführen. Auch das gehört zum Genuß an ſolchen Werken, daß wir ohne Forderungen genießen, denn ſie ſelbſt kann nicht fordern, ſie muß erwarten was ihr geſchenkt wird. Sie macht keine Plane, nimmt ſich keinen Weg vor, ſondern ſie wird von ihren eigenen Flügeln getragen und geführt, und indem ſie ſich hin und her ſchwingt, bezeichnet ſie die wunderlichſten Bahnen, die ſich in ihrer Richtung ſtets verändern und wenden. Laſſen Sie auf meinem gewöhnlichen Spaziergange erſt die ſonderbaren Bilder wieder in meiner Seele lebendig werden, die mich in frühren Jahren oft unterhielten. Dieſen Abend verſpreche ich Ihnen ein Mährchen, durch das Sie an nichts und an alles erinnert werden ſollen.

Man entließ den Alten gern, um ſo mehr, da jedes von Friedrichen Neuigkeiten und Nachrichten von dem was indeſſen geſchehen war einzuziehen hoffte.

(Die Fortſetzung folgt.)

VI

Homer,

ein Günſtling der Zeit.

Als Thales gefragt ward, was er für das Weiſeſte in der Welt halte? antwortete er: die Zeit, denn ſie hat alles erfunden.

Dem gemäß gaben die Griechen dem Zeit-Gott (Chronos) die größeſten und ſchönſten Namen. Vater der Dinge, Enthüller der Wahrheit, den Prüf- und Schleifſtein der Gedanken, den beſten Rathgeber der Sterblichen nannten ſie ihn, prieſen von ihm: daß er alles mildere, richte, polire; er fördre fortwährend Unbekanntes ans Licht, und laſſe Bekanntes in Dämmerung ſinken. u. f.

Eben ſo könnte man in einer andern Allegorie ſagen, daß die Sterblichen mit dieſem alten Gott in einem fortwährenden Streit leben, daß manche ſeiner Kinder ſich anmaßen, was keiner von ihnen, ſondern Er allein gethan hat, und thun konnte; endlich daß unter ſeinem Namen er manche Glückliche oft unerwartet mit dem reichſten Ruhm kröne.

Wem ſind nicht jene Fabelnahmen des Alterthums bekannt, deren Einer oft die Erfindungen ganzer Jahrauf eine entſcheidende Probe ſetzen — Du wankſt und ich habe keine Tochter mehr — Setze dich zu mir!

Angelika. Dieſer feierliche Ernſt —

v. Hutten. Ich habe dich rufen laſſen. Ich wollte eine Bitte an dich thun. Doch ich beſinne mich. Sie kann ein Jahr lang noch ruhen.

Angelika. Eine Bitte an Ihre Tochter, und Sie ſtehen an, ſie zu nennen?

v. Hutten. Der heutige Tag hat mir eine ernſtere Stimmung gegeben. Ich bin heute fünfzig Jahre alt. Schwere Schickſale haben mein Leben beſchleunigt, es könnte geſchehen, daß ich eines Morgens unverhofft ausbliebe, und ohne zuvor — (Er ſteht auf.) Ja, wenn du weinen mußt, ſo haſt du keine Zeit, mich zu hören.

Angelika. O halten Sie ein, mein Vater — Nicht dieſe Sprache — Sie verwundet mein Herz.

v. Hutten. Ich möchte nicht, daß es mich überraſchte, ehe wir mit einander in Richtigkeit ſind — Ja, ich fühle es, ich hange noch an der Welt — der Bettler ſcheidet eben ſo ſchwer von ſeiner Armuth, als der König von ſeiner Herrlichkeit — Du biſt Alles, was ich zurücklaſſe.

(Stillſchweigen.)

Kummervoll ruhen meine letzten Blicke auf dir — Ich gehe und laſſe dich zwiſchen zwei Abgründen ſtehen. Du wirſt weinen, meine Tochter, oder du wirſt beweinenswürdig ſeyn. — — Bis jetzt gelang mir's, dieſe ſchmerzliche Wahl dir zu verbergen. Mit heiterm Blicke ſiehſt du in das Leben und die Welt liegt lachend vor dir.

hunderte in ſich zu begreifen ſcheinet? Thaaut, Theut, Thot, Hermes, Orpheus; es iſt faſt keine Kunſt, keine Wiſſenſchaft, die das Leben der Menſchen menſchlich gemacht hat, deren Anfänge man ihnen nicht zugeſchrieben. Wie ihre, ſo gelten mehrere Namen des Alterthums als vielfaßende Sternbilder am dunkeln Himmel, als große Conſtellationen der alten Zeit.

Mit Begebenheiten und Unternehmungen iſts wie mit den Erfindungen; ſie, die bloß und allein Geburten der Zeit ſind, mögen wir gern einzelnen Unternehmern zuſchreiben. Romulus und Numa z. B. ſollen mit den Mauern und dem Gottesdienſte Roms, bereits alles im Sinne gehabt haben, was innerhalb dieſer Mauern nur durch Hülfe der Zeit entſtand, was ſich aus dieſen Mauern nur durch Hülfe der Zeit über die Welt verbreitet. Alexander bei ſeinem Uebergange nach Aſien, bei Errichtung Alexandriens, Babylons und anderer Städte ſoll im Sinne gehabt haben, was in vielen Jahrhunderten, unter Anläßen ſo verſchiedner Umſtände erſt die vielſinnige Zeit erſann und mit ihren tauſend Armen dennoch kaum ausführte. So Julius Cäſar, Muhamed; ſo manche andre Geſetzgeber, Religionsſtifter, Unternehmer, inſonderheit wenn ſie bei unvollendetem Werk jung ſtarben. Selbſt die Kunſtwerke der Menſchen, die eigenſten Geburten ihrer Seele, ihres Fleißes, ihrer Begierde — Doch ich will lieber durch Beiſpiele reden und über einige glückliche Günſtlinge der Zeit meine Gedanken eröfnen. Ich werde dabei ſelbſt dem Gange der Zeit folgen dörfen, in welchem dieſe Vermuthungen ſich bei mir entwickelt haben.

1.

Iſt die Ilias und Odyſſee von demſelben Dichter?

Als ich in jungen Jahren den Homer faſt völlig noch als ein Mährchen las, fragte ich unbefangen, ob das *derſelbe* Homer ſey, der die Ilias und die Odyſſee gedichtet? Man gab mir zur Antwort: „Allerdings! nur war er dort jung, hier alt; dort die aufgehende, hier die untergehende Sonne." Ich ließ es mir gefallen; nur deutete ich das Bild von der aufgehenden und untergehenden Sonne, (das meines Erachtens von *Longin* hier etwas unpaſſend angebracht war,) auf *meine* Weiſe. Die Iliade war mir fortan ihrem *Gebiet* nach eine *Morgen*-, die Odyſſee eine *Abendwelt*. So, ſprach ich, gehet es dort zu in Himmel und auf Erden; hier alſo. Der Oſt-*Homer* und der *Homer in Weſten*; beide ſollen in mir friedlich neben einander wohnen. Ich müßte ein kleines Buch ſchreiben, wenn ich die Verſchiedenheit beider Gedichte und der Dinge in ihnen, ihrer innern Beſchaffenheit und äuſſern Conſtruction nach entwickeln wollte. Und doch würde man vielleicht ſagen: du träumeſt! * Wie mich dünkt, haben beide Gedichte, jedes ſeine eigne Luft, ſeinen Himmel, ſeine eigne Zuſammenfaſſung der Geſtalten in der Ober- Mittel- und Unterwelt. Der Eine iſt unſer Homer der Oſtwelt, (προς ηω ηελιον τε,) der andre der Weſtwelt (προς ζοφον.) wie Homer ſelbſt ſeine Welt eintheilet.

---

* Was ich hier nicht ausführen kann, wünſchte ich von einem andern ausgeführt, nemlich die innere und äußere Verſchiedenheit der Ilias und Odyſſee. Es wäre dieß ein angenehmes und nützliches Werk, nur müßte es mit gehöriger Kenntniß, völlig unbefangen und nicht ohne lebendiges Anſchauen der Dinge geſchrieben werden.

2.

Der groſſe Umfang der Dinge in Homers Gedichten.

Als ich den Homer zum zweitenmal las, ſuchte ich mir, entfernt von allen Theorien und Regeln, ſeinen Inhalt lebendig vorzubilden; und erſtaunte über den Reichthum, über die Ordnung in Vorführung der Geſtalten, endlich über die ungeheure Anſicht des Ganzen in ſeinen kleinſten Theilen. Ich begriff es, warum die griechiſche Nachwelt den Homer zu einem Gott, und ſeine beiden Gedichte zu einer Encyklopädie alles menſchlichen Wiſſens habe machen können: * denn wahrlich eine Welt von Charaktern und Einſichten über Himmel und Erde liegt in ihm offen da. Welche Seite des menſchlichen Wiſſens iſt, die er nicht berührt hätte! Er, Vater der älteſten Weltkunde und Weltgeſchichte, der griechiſchen Geographie, Genealogie, Beredſamkeit, Dichtkunſt und

* Iſt Homerus ein Gott: ſo werd' er verehrt mit den Göttern,
War Er ein Menſch: ſo ſei dennoch als Gott er geehrt.
Anthol. B. 4. Kap. 27, 10.

Es erfand die Natur; ſie gebahr mit Schmerzen, und ruhte,
Da ſie in Einen Homer all' ihre Weisheit geſenkt.
Eb. daſ. Kap. 27, 11.

mehrerer Wiſſenſchaften. Wie, ſprach ich, kam Homer zu dieſer weiten Umfaſſung der Dinge mit ihrer genaueſten Bezeichnung? denn nicht etwa auf dem Olymp und im Schattenreiche allein, auch in der Welt, auf Ithaka, in Troja, in jedem Buſen und Thal Griechenlandes iſt er mit Gegenden, Flüßen, Völkern ſo bekannt; er charakteriſirt mehrere derſelben ſo genau und autoptiſch, daß man wohl ſiehet, eine gewiße Univerſalität in Umfaſſung und Beziehung dieſer Dinge im Geſichtskreiſe der Griechen ſei bei der Zuſammenordnung ſeiner Geſänge Abſicht geweſen. Auch dies alte Geſchlecht ſollte nicht übergangen, auch von jenem Volk, jener Stadt, jener Begebenheit und Gegend ſollte etwas geſagt werden. Es ſcheint, Alles für die Griechen Intreßante ſollte in dieſen beiden Gedichten vorkommen; und wenn es nirgend Raum hatte, ſo fand es Raum auf dem Schilde Achills, bei den Spielen zu Ehren Patroklus, oder am Rande der Erde. Und zwar fand Jegliches einen ſo ſchönen Raum, daß ich den alten Sänger eben ſo wohl über das, was er im flüchtigſten Vorbeigehen, als was er am ausführlichſten erzählt, beneiden mußte. Man verſuche es, und gehe in dieſer Abſicht die Iliade und Odyſſee durch; man wird über den Reichthum, die Wohlordnung, das Verhältniß dieſer Anſpielungen erſtaunen. *

---

* Reimann hat in dieſer Abſicht eine ſogenannte Ilias nach Homer zuſammengetragen; es ließe ſich hinter ihm eine neue Ilias zweckmäßiger bezeichnen, wenn man zum Grunde ſetzte, daß bei Zuſammenordnung der homeriſchen Geſänge dieſe Art griechiſcher Encyklopädie und Weltcharte mit eine Abſicht geweſen.

Wie? fragte ich, und dieſen vielumfaſſenden, genau ordnenden Geiſt hatte Ein Sänger? Offenbar iſt er hierinn einzig: denn Heſiod und alle übrigen Reſte aus dieſen uralten Sängerzeiten ſind gegen ihn rohe Maſſen, oder ein zuſammengewebeter Vorrath. Und doch iſt Homer der älteſte Dichter, und dieſe ärmeren, unvollendeten Sänger haben nach ihm gelebet. Ich las Blackwells vortrefliche Unterſuchung,* von dem man ſagen kann, daß er über den Homer und ſein Zeitalter zuerſt im Großen gedacht habe; er that mir in Vielem, aber nicht in Allem Gnüge. So auch ſpäterhin Wood ** nicht, ob er gleich, wenn ich ſo ſagen darf, noch näher an die Geburtsſtäte Homers hinanbringt. Ich begnügte mich alſo die Quellen dieſer Gedichte, wie die Quellen des Nilſtroms, da ich zu ihnen nicht kommen konnte, in heiliger Ferne zu verehren.

3.

Homer, als Sänger betrachtet.

Ein andermal galt es die Geſangweiſe des Dichters; bey Homer das Hauptwerk. Denn geleſen zu werden, ſind dieſe Geſänge urſprünglich nicht gedichtet; ſie wurden geſungen; ſie ſollten gehört werden. ***

---

* Blackwells Unterſuchung über das Leben und die Schriften Homers, überſetzt von Voß, Leipz. 1776.

** Wood über das Originalgenie des Homers, 1773.

*** Auf das Alter der Buchſtabenſchrift in Griechenland dürfen wir uns hiebey nicht einmal einlaſſen. Aus Phönicien

Dahin ſtrebt der ganze Bau des Hexameters, der abwechſelnde, immer fortſchreitende Gang ſeiner Bilder und Töne. Davon zeugen die oft wiederkommenden Worte und Beiworte, die wiederkehrenden Verſe und Halbverſe, die leichte Bindung der Gedanken durch eine Menge uns überflüßig-ſcheinender Partikeln, die dem lebendigen Vortrage Haltung und Schwung gaben, endlich die ganze Art *loſer Perioden*, in der hier alles erſcheinet. Für den Sänger war der Hexameter gemacht. Nie konnte, nie dorfte er ſtocken und ausbleiben; der Geſang zog mit ſich fort. Eben jene leichten und eintonigen Ausklänge des Verſes luden ohne Mühe zur Fort-

kam ſie; und wahrſcheinlich ward in Jonien zuerſt geſchrieben; man bedenke aber, was dazu gehöre, daß Werke wie die Ilias und Odyſſee mit Buchſtaben, deren einige ſo ſpät ins griechiſche Alphabet gekommen, vollſtändig und genau geſchrieben werden. Die Kunſt der Rhapſoden widerſtand eher dem Bücherſchreiben, als daß ſie ſolches hätte fördern wollen: denn wie in Konſtantinopel die Abſchreiber des Korans, die Kalligraphen der Einführung der Buchdruckerey entgegen waren, weil ihr Gewerb dadurch unterging: ſo ging durch Einführung der Buchſtabenſchrift jene Kunſt der Sänger allmählich unter. Es entſtand Proſe, aus dem Hexameter ein proſaiſcher Periodus; die Sagen der Menſchen wurden Buchſtaben anvertrauet; es verſtummte die Stimme der Muſen, die als Töchter Mnemoſynens, den Schatz des menſchlichen Gedächtniſſes vorher allein aufbehalten und lebendig verbreitet hatten. Bücher waren das Grab des Epos.

ſetzung des Bildes oder der Geſchichte ein; eine Reyhe von wiederkommenden Ausdrücken und Verſen gaben dem Sänger Zeit, weiter zu denken, indem ſie immer noch das Ohr der Verſammlung angenehm füllten. Stellen konnten verſetzt, unzählige kleine Züge wieder angebracht werden; ſo daß wer einige Geſänge der Iliade geſungen hatte, den ganzen Trojaniſchen Krieg in dieſer Manier ſingen konnte. Der Sänger ſchwamm und bewegte ſich in einem ſehr freien Elemente.

Gut für den Homer, der gleichſam erfindend ſang und ſingend erfinden konnte; gut auch für ſeine Nachſänger, die Homeriden; die Quelle des heroiſchen Hexameters floß ihnen unverſieget. Wie ſtand es hiebey aber mit der Erhaltung ſolcher Geſänge im Munde der Rhapſoden? Mochten ſie ihren Homer mit der gewiſſenhafteſten Treue gelernt haben und mit einer Art göttlicher Verehrung wiederholen, die Leichtigkeit des Verſes und der Erzählung ſelbſt lud zu Veränderungen ein. Hier konnte dieſer, dort jener Vers eingeſchaltet werden; bey ähnlichen An- und Ausklängen bot er ſich von ſelbſt dar. Ueberdem war die griechiſche Sprache auf allen den Küſten und Inſeln, in allen den Ländern und Städten, wo Jahrhunderte durch Homer geſungen ward, war und blieb ſie dieſelbe? In Aſien, dem Archipelagus, in Alt- und Groß-Griechenland, mußte nicht der Sänger, wenn er verſtanden, wenn er mit Entzücken gefühlt ſeyn wollte, ſich hie und da dem Ohr des Volks bequemen, und alſo verändern? Jedermann, der es verſucht hat, weiß, was die lebendige Gegenwart einer Verſammlung dem Sprechenden für Geſetze auflegt; hier kann er nicht

Univ.-Bibl.
München

alles ſagen, was er dort ſagen konnte; er kann es nicht auf dieſelbe Art ſagen. Und da es der Zweck des Rhapſoden war, mit der Verſammlung gleichſam ganz Eins zu werden, und aus ſeiner in ihre Seelen homeriſche Begeiſterung, Vergnügen und Muſe hinüber zu ſtrömen, wozu er ſogar auch mimiſche Kunſt anwandte; ſo iſt, wenn man ſich dabey die griechiſche Lebhaftigkeit im Vortrage, im Erzählen, im Extemporiren erdichteter Geſchichte einigermaſſen vorſtellt, * ein ſteifes Recitiren auswendig gelernter Verſe, die unter allen Völkern Griechenlandes Jahrhunderte lang dieſelbe geblieben wären, ganz undenkbar. Kaum läßt ſich eine Geſchichte, zumal im Feuer der Beredſamkeit, zweymal mit denſelben Worten erzählen; und obgleich hier der Geſang und das Sylbenmaas dazu da war, daß es den Sänger innerhalb veſter Schranken erhalten ſollte:

---

* Dieſe griechiſche Lebhaftigkeit im Vortrage, dem Erzählen, dem Extemporiren iſt aus mehreren Reiſebeſchreibungen noch jezt als Charakter der Nation bekannt. In jenen alten dichteriſchen Zeiten mußte ſie es ungeheuer-mehr ſeyn. „Ich habe oft, ſagt Wood (S. 49) die lebhafte theatraliſche Declamation der italiäniſchen und orientaliſchen Dichter bewundert, wenn ſie unter freiem Himmel Gedichte herſagen, und jeden Gegenſtand, den ſie beſchreiben, in einer eingebildeten Scene zeigen, die ſich ihre Phantaſie den Augenblick ſchaft, zugleich aber ſich jedes natürlichen Vortheils der Gegend bedienen, der ſich auf ihren Gegenſtand anwenden läßt, wodurch ſie ihr Gedicht mit dem Ort, wo ſie es recitiren, in Verbindung ſetzen." S. auch Guys literariſche Reiſen in Griechenland. u. a.

ſo waren dieſe Schranken doch ſo weit geſteckt, daß er unmöglich zu einer Sprachmaſchine werden konnte, die unabänderlich dieſelben Töne wiederholte. Es iſt ein Trieb in unſrer Natur, zu dem Gelernten Eignes hinzuzuthun; es iſt ein Trieb in ihr, dieſen Augenblick, dieſe Stunde, dieſen Kreis mit etwas Eignem zu bezeichnen, wenn es auch mit etwas Ungehörigem und Entbehrlichem wäre. So variiren alle Volkslieder auf der Erde; keine Provinz ſingt die Ihrigen ohne Veränderung. Selbſt unſre langſam-tönenden Kirchenlieder, wenn ſie vom Volk auswendig gelernt werden, ſind von Zuſätzen, Worteinſchaltungen und Herzens-Ergieſſungen nicht frei. Wer alſo an einen Urtext Homers, wie er aus ſeinem Munde floß, glauben kann, der glaubt viel.

4.

Villoiſons Homer. Studium Homers in Italien.

Unvermuthet zeigete ſich mir eine groſſe Erſcheinung: Villoiſons Ilias. [*] Wie ſtaunte ich, dieſen Reichthum griechiſcher Kritik und Urtheile an! Hier fand ich meinen Jugendzweifel, ob die Ilias und Odyſſee von Einem und Demſelben Homer ſey, im Namen einer ganzen Secte griechiſcher Kritiker, der Sonderer (Χωριζοντεσ,) wieder; dieſe ſagten: die Ilias und Odyſſee ſey nicht von demſelben Dichter.

---

[*] Homeri Ilias, edid. Villoiſon. Venet. 1788. Die Bekanntmachung dieſer Schätze des Alterthums iſt ein Verdienſt, das allein ſchon Villoiſons Namen verewigen kann: wie ſehr iſt zu wünſchen, daß dieſer unermüdete Gelehrte ſeiner Ilias auch eine Odyſſee, die gelehrte Reiſe durch Griechenland nämlich, wie er ſie zu Erläuterung der geſammten griechiſchen Literatur ans Licht ſtellen will, hinzufügen möge.

In den Anmerkungen über den Homer fand ich die Idee, Homers Geſänge als eine Art Encyklopädie des Wiſſenswürdigen zu betrachten, ſo verbreitet, wie ſie uns das geſammte Alterthum zeiget.

Endlich erſchrack ich beynah über die Freiheit, die man ſich mit dem Text Homers nehmen zu können, ja nehmen zu müſſen lange Jahrhunderte durch geglaubt hat. *

Villoiſons Homer kam mir in Italien vor, als ich unter Denkmalen der griechiſchen Kunſt, mithin auch in Homer lebte. Denn wie uns der nördliche Herbſt zu Oſſian treibt, ſo laden uns die griechiſchen Alterthümer, ja ſelbſt die Sitten und Gegenden Groß-Griechenlandes zu Homer ein, als ob in ihnen hie und da ſein Geiſt noch ſchwebe. Dreyerlen inſonderheit lernte ich an dieſen unſchätzbaren Reſten der alten Zeit, das mir auch für Homer ſehr diente:

---

* Wer die Urſachen hievon, ſammt einer Ideenreichen und bündigen Geſchichte der Behandlung Homers leſen will, leſe Wolfs Einleitung zu ſeiner Ausgabe Homers Homeri et Homeridarum opera et reliquiae, P. I. Hal. 1794. Er wird vortrefliche Winke, die der weitern Unterſuchung vorzüglich werth ſind, darinn finden.

Angelika. O möchte ſich dieſes Auge erheitern, mein Vater — Ja, dieſe Welt iſt ſchön.

v. Hutten. Ein Widerſchein deiner eigenen ſchönen Seele, Angelika — Auch ich bin nicht ganz ohne glückliche Stunden — Dieſen lieblichen Anblick wird ſie fortfahren, dir zu geben, ſo lange du dich hüteſt, den Schleier aufzuheben, der dir die Wirklichkeit verbirgt, ſo lange du Menſchen entbehren wirſt und dich mit deinem eigenen Herzen begnügen.

Angelika. Oder dasjenige finde, mein Vater, das dem meinigen harmoniſch begegnet.

v. Hutten (düſter und ernſt). Du wirſt es nie finden — — — Aber hüte dich vor dem unglücklichen Wahn, es gefunden zu haben. (Nach einem Stillſchweigen, worin er in Gedanken verloren ſteht.) Unſere Seele, Angelika, erſchafft ſich zuweilen große, bezaubernde Bilder, Bilder aus ſchönern Welten, in edlere Formen gegoſſen. In fern nachahmenden Zügen erreicht ſie zuweilen die ſpielende Natur, und es gelingt ihr, das überraſchte Herz mit dem erfüllten Ideale zu täuſchen. — Das war deines Vaters Schickſal, Angelika. Oft ſah ich dieſe Lichtgeſtalt meines Gehirns von einem Menſchenangeſicht mir entgegenſtrahlen; freudetrunken ſtreckt' ich die Arme darnach aus, aber das Dunſtbild zerfloß bei meiner Umhalſung.

Angelika. Doch, mein Vater —

v. Hutten (unterbricht ſie). Die Welt kann dir nichts darbieten, was ſie von dir nicht empfinge. Freue dich deines Bildes in dem ſpiegelnden Waſſer, aber ſtürze dich nicht hinab, es zu umfaſſen; in ſeinen Wellen ergreift dich der Tod. Liebe nennen ſie dieſen ſchmeichelnden

1. Die Wahrheit, Einfalt und Pracht der griechiſchen Bilder in ihrer ſchönen homeriſchen Fortſchreitung.

2. Die mancherlei Epochen der griechiſchen Kunſt und Dichtkunſt, in denen Ein Styl ſich aus dem andern gleichförmig gebildet.

3. Den Werth und die Wirkungen der griechiſchen Schule in Wiſſenſchaften und Künſten.

5.

Von der Wahrheit, Einfalt und Pracht der griechiſchen Bilder angewandt auf ihre ſchöne Homeriſche Fortſchreitung.

Unbeſchreiblich iſt der Eindruck, den die Wahrheit und Einfalt der griechiſchen Gedanken in ihrer Kunſt apſauns macht. Nie wollten ſie zu viel ſagen; und deßhalb ſagten ſie es ganz, anſchaulich, vollſtändig. Wie in der Kunſt, ſo thaten ſie dies auch in ihren Geſängen. In Homers lichter Welt ſteht alles ſo leibhaft da; Götter und Menſchen ſind ſo wahre Weſen, wie dieſe Statuen, wenn ſie ſich belebten. Der Wohllaut, der in dieſem Gliederbau herrſchet, die Wahrheit, die in dieſe Stellung gegoſſen iſt, hebt auch die Geſtalten jener Geſänge; und Winkelmann hat recht geſagt: die Nordländer ſprechen in Bildern, da die Griechen allein auch in der Sprache Bilder geben.

Ich genoß das zauberiſche Vergnügen, die Kunſtwerke des Vatikans, des Kapitoliums u. ſ. unter einer verſtändigen Fackel-Beleuchtung zu ſehen; hier belebten ſich Götter und Helden, und mein Auge ſah, wovon ſo viel geſchrieben war, wovon auch ich im Nebel geſchrieben hatte, den Gang der Griechiſchen Epopee, den veſten und ſanften Tritt ihrer Erſcheinungen und Geſtalten. So, ſprach ich, ſchreitet Apoll auch im Homerus einher; ſo ſaß Zevs im Olymp, als Thetis zu ihm trat; dies iſt das Haupt der königlichen Juno. So ging Diana einher; ſo die mütterliche Demeter; und alſo zeigte ſich die kriegende Pallas. Dies iſt des göttlich-ſchönen Achilles, jenes des vielgewandten Ulyſſes Haupt; ſo blickte Ajax zum Jupiter empor; ſo rettete er den todten Patroklus.

Auch auf allen erhobnen Arbeiten der griechiſchen Kunſt aus guten Zeiten, herrſcht dieſe ſchöne Fortſchreitung in nüchterner Einfalt, in einer bedeutungsvollen Ruhe und Wahrheit. Allenthalben iſt eine daurende Handlung vorgeſtellt, die etwas hinter ſich etwas vor ſich hat, und im Fortſchreiten den rechten Punkt, gleichſam das Moment eines Epos traf, von der Kunſt erfaßt und verewigt.

Hier kam alſo der Takt der alten griechiſchen Dichtung in meine Seele; dieſe ſang, ſie ſtellte dar, erzählend. Da dorfte kein Bild, kein Zug des Bildes in der lebendigen Rede länger verweilen, als es der anſchauende Sinn des Hörenden wollte; jeder Zug trat auf der Stelle hervor, wie er ſich der ganzen Geſtalt nach in der Seele des Hörenden mahlte. Nichts dorfte ausgelaſſen werden, bis dieſer Zweck erreicht war; dann aber ſäumte das Bild auch keinen Augenblick länger; das innere Auge des ſtaunenden Zuhörers eilte und verlangte weiter. Daher der prächtige und gehaltne Gang Homers; daher, daß in ihm bei allen Wiederholungen eigentlich nichts müßig daſteht, obgleich alles ſo loſe erſcheinet. Daher auch, daß bei jeder anſcheinenden Leichtigkeit überſetzt zu werden, Homer (ſo wie alle Dichter, die lebendig ſangen und nicht ſchrieben,) in dieſem Stück faſt unüberſetzbar bleibet. * Denn nicht die Harmonie des Verſes iſt eigentlich das Steuer ſeiner Rede, ſondern nur ihr Ruder. Der anſchauliche Fortgang der Begebenheit, der wachſende Gang der Rede, mit jedem neu hinzuflieſſenden Zuge; Er iſt das Hauptwerk, über welchem man ſelbſt die Harmonie des Verſes vergißt, und faſt unwillig wird, wenn man, unzeitig erinnert, an ſie als an etwas Beſonderes denket. Bei den alten Sängern dorfte dies der Fall nie ſeyn, oder die Harmonie ſelbſt hinderte die Wirkung des Epos. Dies nahm ſich Zeit, Alles ganz darzuſtellen, daß, auf dem Flügel der Rede fortgetragen, der Hörer mit Vergnügen eilte und weilte.

---

* Wenn Eine der gebildeten Sprachen Europa's in dieſem Fortſchreiten der Bilder und ihrer Züge der griechiſchen nachſtreben kann und darf, iſt es die Deutſche: ſie kann ſie aber dennoch nie erreichen. Voſſens herkuliſches Verdienſt in Ueberſetzung des Mäoniden iſt von jedermann anerkannt und geachtet.

6.

Vom Fortgange der griechiſchen Kunſt aus Einem Styl in den Andern, auf Homer und die alten Sänger angewendet.

Der ſichtbare Formung der griechiſchen Kunſt lehrete mich, wodurch Homer vor ſo viel andern Sängern vor, neben und nach ihm zu der Höhe geſtiegen ſey, auf der er den Griechen, als ein Einzelner da ſtand. Er gelangte zu ihr auch als Künſtler, als ein begünſtigter Sohn der Zeit.

Viele der Sänger vor ihm hatten Kosmogonieen und Theogonieen, Thaten der Götter, Abentheuer der Titanen und Helden, des Herkules, der Argonauten, des Theſeus u. a., wahrſcheinlich auch den Trojaniſchen Krieg und die Rückkehr der griechiſchen Führer beſungen; und gewiß waren darunter treſliche Geſänge. Durch ihn entſtand eine Ilias und Odyſſee; wie dies zugieng, erkläret uns die griechiſche Kunſt deutlich.

Auch ſie hatte ſich nemlich vom Roheſten hinauf durch allerlei Härten, zum Theil in den gewaltſamſten Vorſtellungen, zu der Höhe hinbilden müſſen, die man erhabnen Götter- und Heldenſtyl zu nennen gewohnt iſt. Welch einen Weg hatte ſie zurückgelegt, ſeit ſie von den Figuren auf dem Kaſten des Cypſelus zu den Verzierungen der Propyläen, zu Phidias Pallas, oder von Dädalus Geſtalten zum Olympiſchen Jupiter gelangt war! Einen gleichen Weg hatte der Geſang früher zurückgelegt, ſeit er von der roheſten Götter- und Heldenſage zu einem Epos in Homeriſchem Styl gelangte. Wer dies ſehen will, vergleiche den Homer und Heſiodus, oder der Kürze wegen, nur das Schild Achilles bey Homer, und Herkules Schild in der Heſiodiſchen Sage; ein Unterſchied, wie zwiſchen Phidias, und einem alten Kampaniſchen Gebilde.

Das Weſen der Kunſt nemlich gehet auf Umriß, auf bedeutenden Entzweck, auf Anmuth, Fülle und Einheit. Unvermerkt arbeitet ſie dahin, das Ueberflüſſige wegzuſchaffen, dem Nothwendigen aber Kraft zu geben, und es in höchſter Einfalt darzuſtellen, göttlich, würdig, angenehm, zierlich. Wie ſich aus der Kunſt alſo jene Zähneblecken den, häßlichen Todes- und Plagegeſtalten, ſammt allen Ungeheuern menſchlicher Leidenſchaften nothwendig verlieren mußten, ſo mußten mit Hülfe der Zeit auch im Geſange, der gleichſam im Wettkampf mit der Kunſt, und ſelbſt eine hörbare Kunſt war, die Ungeheuer der Titanen, wilde Abentheuer in Heldenzügen und Ritterthaten abgethan oder ſittlicher geformt werden; und hievon ward uns Homer ein frühes Muſter. Auch Er kennet jene rohe Mythologie älterer Zeiten; nur er gebraucht ſie äußerſt ſparſam und zweckmäßig. Kaum vorübergehend legt er ſie ſeinen Göttern oder Helden in den Mund; ins wilde Getümmel der Schlacht, an die Grenzen der Erde hat er ſie verleget, oder ſie iſt ihm nur Redart. Seine eigne Darſtellungen ſind alleſamt von der Unform geſondert, rein göttlich und menſchlich.

Laſſet uns ſehen, wie auf dieſem Wege, ohn' alle

Regel und Vorſchrift des *Ariſtoteles*, der *Umriß* einer *Homeriſchen Epopee*, als *Begriff* und *Werk*, entſtehen mußte.

Alle Sagen (επη) nemlich, ſie betreffen Götter oder Helden, gehen unausgebildet ins Unendliche fort. Sie knüpfen und hangen ſich an, oder ſie löſen ſich von einander, ohne nähern Zweck, in unermeßlichen Weiten. Wahrſcheinlich waren die alten griechiſchen Sagen, die Theogonieen und Kosmogonieen, die Herakliden und Theſeiden, die Argonautiſchen und Cypriſchen Gedichte, ſelbſt der Trojaniſche Krieg, und die Irren der Helden im weiten unendlichen Meer, dergeſtalt unumſchriebene *Abentheuer und Sagen*. Nothwendig aber mußte es einem glücklichen Sänger (wer der auch geweſen ſeyn möge,) einfallen, dieſer Unendlichkeit *Umriß*, dieſen Begebenheiten *Form* zu geben, und zwar *auf die leichteſte Weiſe*; wozu ihn dann mehrere Urſachen und Umſtände einluden.

Zuerſt. Nicht alle *Momente* einer Begebenheit oder eines langfortgeführten Abentheuers konnten für den Hörer gleich anziehend und unterhaltend ſeyn. Um die intereſſanteſten verſammlete ſich die Menge; ſie hielten die Aufmerkſamkeit mit wachſendem Vergnügen veſt. Alſo wurden Geſänge dieſer Art mehr geſungen; natürlich alſo der Sänger auch auf die Ausbildung derſelben als auf das glückliche Moment einer *Haupthandlung* geleitet.

Zweitens. Was von Begebenheiten gilt, gilt auch von *Helden*. Einer war beliebter als der andre; an jenen knüpften ſich mehr ineinandergreifende Merkwürdigkeiten. Er ward alſo der Hauptheld einer beliebteren Sage; ſein Leben gab Momente einer Haupthandlung.

Drittens. Dem Sänger ſelbſt war eine Zuſammenfügung mehrerer Geſänge zu Einem Ganzen vortheilhaft und angenehm. Ein Geſang wies ſodann auf den andern, Einer floß aus dem andern; nach Jenem ward dieſer gefodert. Die Einheit einer Haupthandlung war alſo nicht nur Hülfe für ſein Gedächtniß, ſondern auch eine wirkliche Erweiterung der Seelenkräfte und der Aufmerkſamkeit für den Hörer. Aus Einem anmuthigen Labyrinth ward dieſer in ein andres Labyrinth, oder von Höhe zu Höhe geführet. War Einmal ein Knote des Geſanges geſchürzt, ſo wollte er den Knoten gelöſet ſehen; der Sänger mußte ihn löſen, oder er war kein Meiſter.

Viertens. Auch die Geſänge hielten ſich durch dieſe Verkettung an einander veſter. Indem Einer an den andern erinnerte und ſich an ihn ſchloß, konnte jener ſo wenig, als dieſer vergeſſen werden. Das vorgeſteckte Ziel der Handlung war die Achſe des ſich wälzenden Rades, der Mittelpunkt, (ομφαλοσ) der alle Felder des Schildes an ſich beveſtigte und mit ſich forttrug.

Laßet uns die Erweiſe davon in Homer, verglichen mit andern Dichtern ſehen.

Unter Orpheus Namen haben wir ein Gedicht, die Reiſe der Argonauten. Der Sänger Orpheus erzählt ſeinem Schüler Muſäus eine berühmte Fahrt, der er mit beigewohnet, und die Erzählung geht fort, wie die Reiſe. Man kann, wenn uns an der Charte nichts liegt, Glieder auslaßen und hinzuthun, am Ende gelangt man doch mit Orpheus zurück in ſeine Behauſung.

Ganz anders iſts in der Iliade. Neun Jahre des Trojaniſchen Krieges waren verfloßen, an die der Sänger nur epiſodiſch denket. Sein Gedicht leitet ſogleich eine Handlung und mit ihr eine Reihe von Handlungen ein, die an einander leiſe und veſter, bis zum Ausgange hinaus geknüpft ſind. Ja hinter dieſem Ausgange iſt man ſelbſt noch das Ende des Helden, das uns an mehreren Orten als nahe verkündigt wird, zu wißen begierig.

Wie die Iliade den größeſten griechiſchen Helden vor Troja, und aus ſeinem Leben die wichtigſte Periode emporhob, ſo wählt die Odyſſee unter allen rückkehrenden Helden, den Vielgewandteſten, der das meiſte erfahren hat, der alſo auch am beſten erzählen konnte. Von Agamemnon, Menelaus u. a. hören wir hie und da, was wir hören ſollen, nur epiſodiſch. Um Ulyßes ſchlingt und windet ſich der Kranz aller Erzählungen dieſer Abendgegend; und zwar ſo zierlich iſt er geſchlungen, ſo weiſe, daß es nicht gleichgültig bleibt, ob dies der Dichter oder Ulyß erzählt? ob es Eidothea, Circe, Tireſias ſagen? alles iſt durch und in einander ſchlau und verſtändig geordnet.

7.

Von Verknüpfung der Geſänge in Homer.

Bei Homer iſt die Verknüpfung mehrerer Geſänge auf die leichteſte, loſeſte Weiſe, d. i. rhapſodiſch bewirkt worden; laßet uns ſehen, was in dieſer Manier liege.

Der alte griechiſche Sänger (αοιδος) ſang ſeine Sage unendlich fort; der Rhapſode verknüpft Geſänge; (ῥαπτειν αοιδην, αοιδας.) Davon hat er den Namen, dies iſt, nebſt dem lebendigen Vortrage, (υποκρισις) ſein Kunſtwerk. Hiermit iſt in Abſicht auf Homer Alles geſaget.

Fragt man nämlich: wo hört Homers Ilias auf? ſo iſt die Antwort: wo man will. Es ſind und bleiben loſe Geſänge. Willt du aufhören, wo Achilles nicht mehr zürnet, (weil im Anfange nur der Zorn Achills angekündigt worden:) ſo höre auf. Andre werden eben jetzt entflammt ſeyn, den Achilles, der zwar gegen Agamemnon nicht mehr, aber gegen Hektor und die Trojaner deſto mehr zürnet, in ſeiner Rache, in ſeiner Trauer um den Patroklus zu ſehen; und zittern für Hektor. Die Textur von Geſängen (ὑφη αοιδων) die ſie wünſchen, geht alſo jetzt erſt an. So mit andern Geſängen. Willt du die nächtliche Kundſchaft des Ulyßes, die Dolonie nicht leſen; laß ſie aus. Scheint mit den Spielen bei Patroklus Grabe dir der Geſang zu lange fortgezogen, ſo möge Patroklus ohne dieſe ihm gebührende Ehre, durch die Achilles Herz allein beruhigt werden kann, ſchlafen. Es kann wohl ſeyn, daß dieſem und jenem Rhapſoden dieſe und jene Rhapſodie gefehlt habe: denn nach Belieben der Zuhörer ſang er bald dieſes, bald jenes; die Textur aller dieſer Geſänge aber aus Einem Knoten in Einem Geiſt und Ton bleibt unverkennbar.

So auch bei der Odyſſee. Gefällt uns Ithaka, oder Menelaus-Alcinous Hof, die Behauſung der Circe, der göttliche Sauhirt, Polyphem, das Todtenreich; alles iſt aufgethan; alles ſteht einzeln vor uns. In der Odyſſee aber iſts, wie in einer Kunſtſammlung, ſchön geordnet.

Fragt man: warum iſt die Iliade ſo leicht und loſe angekündigt, daß dieſe Ankündigung den Inhalt aller Geſänge kaum unter ſich begreift? ſo dient zur Antwort: eben dieſe leichte Ankündigung war rhapſodiſch. [*] Der Sänger nähete und reihete an den Zorn Achills, was aus ihm hervorging oder was an ihn ſchicklich zu reihen war; den Zorn Achills aber war und blieb der Nabel (ομφαλος. ombilicus) d. i. der Vereinigungspunkt ſeiner Geſänge und Sagen. Die Odyſſee ſcheinet genauer angekündigt; und doch ſagt die Ankündigung bei weitem nicht alles, was in ihr vorgeht. Selbſt des Hauptzweckes der Erzählung, der Ankunft Ulyſſes auf Ithaka, und deſſen, was dort geſchah, thut ſie faſt keine Erwähnung.

Wie entfernt ſind wir vom Geiſt der alten Sänger-

---

[*] Außer dem was Köppen u. a. hierüber geſchrieben, enthält Ilgens disquisitio actionis principis in Iliade Homeri, einen Vorrath von Gelehrſamkeit über dieſen oft wiederholten Zweifel.

Wahnſinn. Hüte dich, an dieſes Blendwerk zu glauben, das uns die Dichter ſo lieblich malen. Das Geſchöpf, das du anbeteſt, biſt du ſelbſt; was dir antwortet, iſt dein eigenes Echo aus einer Todtengruft, und ſchrecklich allein bleibſt du ſtehen.

Angelika. Ich hoffe, es gibt noch Menſchen, mein Vater, die — von denen — —

v. Hutten (aufmerkſam). Du hoffeſt es? — Hoffeſt? — (Er ſteht auf. Nachdem er einige Schritte auf und nieder gegangen.) Ja, meine Tochter — das erinnert mich, warum ich dich jetzt habe rufen laſſen. (Indem er vor ihr ſtehen bleibt und ſie forſchend betrachtet.) Du biſt ſchneller geweſen als ich, meine Tochter — Ich verwundere mich — ich erſchrecke über meine ſorgloſe Sicherheit — So nahe war ich der Gefahr, die ganze Arbeit meines Lebens zu verlieren!

Angelika. Mein Vater! Ich verſtehe nicht, was Sie meinen.

v. Hutten. Das Geſpräch kommt nicht zu frühe — Du biſt neunzehn Jahre alt, du kannſt Rechenſchaft von mir fordern. Ich habe dich herausgeriſſen aus der Welt, der du angehörſt, ich habe in dieſes ſtille Thal dich geflüchtet. Dir ſelbſt ein Geheimniß, wuchſeſt du hier auf. Du weißt nicht, welche Beſtimmung dich erwartet. Es iſt Zeit, daß du dich kennen lerneſt. Du mußt Licht über dich haben.

Angelika. Sie machen mich unruhig, mein Vater —

v. Hutten. Deine Beſtimmung iſt nicht, in dieſem ſtillen Thal zu verblühen — Du wirſt mich hier begraben, Zeiten, wenn wir dieſe zwo leicht und prächtig geſchlungene Kränze des Alterthums, die Ilias und Odyſſee, nach Regeln richten wollen, die ein neuerer Geſchmack für eine Gattung, die Homer ganz und gar nicht kannte, das ſogenannte HeldenGedicht (Epopee) erfand, und in der man Werke, die faſt nichts miteinander gemein haben, die Aeneis, Dante's göttliche Komödie, Arioſt, Taſſo, Milton, Klopſtock, Wieland, wiederum die Henriade und Araucana mit Einem Maasſtabe mißt und richtet! — Homers Ilias und Odyſſee ſind zwo lebendige Kriegsheere, die ſich, jetzt in dieſem, jetzt in jenem Trupp einzeln bewegten; aber auch im ganzen Fortrücken ſind es wohl geſtellete wohlgeordnete Heere.

Ohne alle Rückſicht auf die Umſtände, unter denen aus einzelnen Geſängen und Sagen zuſammengeordnete Geſänge (ῥαψαι ἀοιδῶν) entſtanden: wie leichter und milder war überhaupt der Geſchmack der Griechen in Allem, was ſie Zuſammenordnung (συνθεσις) nannten, ſey es in Kunſt oder in Weisheit. Sehet ihre erhobne Bildwerke, ihre Gruppen, ihre Gemählde. Da drängt ſich nichts auf einander, um im Dreieck oder in einem Flammenpunkt gen Himmel zu fahren; friedlich ſind die Figuren neben einander. Das Auge des Anſchauenden ſoll ſie in Ruhe genieſſen, und im Gemüth zuſammenordnen. Vom Zugeſpitzten unſrer Perſpectiv wußten ſie nichts. Man leſe Homers Beſchreibung von Achilles Schilde. Pauſanias Erzählung vom Amykläiſchen und Olympiſchen Thron, ja alle Stellen, wo er von Zuſammenordnung eines Vielen zu Einem redet; man leſe Philoſtrats Gemählde, allenthalben wird man gerade eine ſo leiſe und loſe Zuſammenſtellung, wie in der Iliade und Odyſſee bemerken, ja oft ſogar nach unſern Begriffen über Mangel an Einheit klagen, da ſich doch die Griechen unter Morgen- und Abendländern in dem, was wahre und ſchöne Einfalt iſt, ſo einzig ausgezeichnet haben. Dieſe Einfalt aber war bei ihnen nicht todter Mechanismus, ſondern Einheit und Einfalt der Gedanken, eine gehaltene daurende Empfindung. In ihren epiſchen, lyriſchen, dramatiſchen Gedichten blieben ſie auf dieſem Wege; ſelbſt ihre Denkſprüche, ihre Geſpräche, ihre Epigramme lieben dies ruhige Aus- und Nebeneinander. Was die Homeriſche Schule hierinn für ganz Griechenland auf alle künftige Zeiten für Gutes bewirkt habe, wollen wir jetzt mit Wenigem andeuten.

8.

Werth und Wirkung der Homeriſchen Schule auf Griechenland.

Ich bemerkte von der griechiſchen Kunſt, daß ſie den Werth und die Wirkung deſſen was Schule iſt, zeige. Oft iſt ein Denkmal des Alterthums mittelmäßig gearbeitet; indeſſen iſt ſeine Idee groß; mithin auch ſeine Wirkung. Die Regel Polyklets iſt in ihm ſichtbar; man kann ihm ſeine Aufmerkſamkeit nicht verſagen. Daß die Griechen dieſer Kunſtregel ſo treu blieben, ſicherte ſie; ſie ſchweiften nicht wie die neuern umher, die ſich alles für erlaubt halten.

Homer ſtiftete mit ſeiner Geſangsweiſe die wahre Schule Griechenlandes, die ſich bis auf ſehr ſpäte

Zeiten in Blüthe erhielt. Der griechiſche Geſchmack in Kunſt, Dichtkunſt und Weisheit iſt dem Homer und ſeinen Homeriden faſt alles ſchuldig.

Es gab einen Orphiſchen Geſchmack, der ſich in den Geheimnißen der Eingeweiheten lange erhielt. Wir haben davon ſpäte Proben in Fragmenten und Hymnen; wahrſcheinlich aber wird niemand unter uns dieſen Orphiſchen mit dem Homeriſchen Geſchmack vertauſchen wollen und jenem die Allgemeinheit wünſchen.

In Heſiodus haben wir andre Proben mehrerer uralter griechiſcher Denkarten; die wenigſten davon werden wir gegen Homers reine Geſtalten, gegen ſeine heitere, weiſe Denkart verwechſeln.

Homer nämlich änderte den alten Geſchmack, dadurch, daß er gleichſam den Himmel auf die Erde zog, und, indem er jene ungeheuren abgelebten Fabeln der Vorwelt an ihrem Ort ließ, alle ſeine Geſtalten rein menſchlich machte. Von Heldenbegebenheiten wählte er die jüngſte unter den alten, die ganz Griechenland intereßirte. Von Helden die Blume der Helden, den tapferſten, und den ſchlaueſten. Hiedurch legte er in ſeine Gedichte Keime zu einer groſſen, blühenden Pflanzung; ganz im Kreiſe der Menſchheit. Um ſeinen Achill vereinigte ſich Griechenland und Troja mit tauſend Schickſalen und Menſchencharakteren; durch ſeinen Ulyß ward uns in den vielfachſten Anſichten eine Charte der weſtlichen Welt, und in ihr die verſchiedenſten Verfaſſungen und Situationen des häuslichen und bürgerlichen Lebens, wohl aneinander geordnet, ſichtbar.

Fragte man mich: ſang das alles ſchon Homer? ſteheſt du für jeden Zug jedes Verſes, daß auch Er vom großen Altvater ſey? ſo wüßte ich auf ſolche Frage keine Antwort, als etwa dieſe: wenn er ſie nicht ſelbſt ſang, ſo war er *Vater dieſer Geſänge.* Wo eine *Epigeneſe*, d. i. ein lebendiger Zuwachs in regelmäßiger Geſtalt an Kräften und Gliedern ſtattfinden ſoll, da muß, wie die ganze Natur zeigt, ein *lebendiger Keim*, ein *Natur- und Kunſtgebilde* da ſeyn, deſſen Wachsthum jetzt alle Elemente freudig fördern. Homer pflanzte einen ſolchen Keim, ein Epiſches Kunſtgebilde. Seine *Familie*, die Schule der Homeriden erzog dieſen Baum; allenthalben umher wurden durch lebendigen Geſang ſeine Sproßen verpflanzet, und durch Wind und Wetter unter mancherlei Händen, die ihn bearbeiteten, die ihn vielleicht einimpften, ihn beſchnitten und an ihm feilten, gedieh der Baum zu der Geſtalt, in der er jetzt vor uns ſtehet und wahrſcheinlich, (wenige Verbeſſerungen ausgenommen,) ſtehen wird, ſo lange menſchliche Cultur dauret.

9.

Vom Homeriſchen Gedankenkreiſe.

Daß es in der Schule der Homeriden auf einen *Cyklus* d. i. auf eine Art Encyklopädie des Wiſſenswürdigen göttlicher und menſchlicher Dinge im Geſichtskreiſe damaliger Zeiten angelegt geweſen, wird jedem eindrücklich werden, der ſich vom Inhalt unſrer Ilias und Odyſſee ein reines Bild macht, zugleich aber auch mit ihnen die andern dem Homer zugeſchriebenen Werke in Betracht nimmt. Margites z. B. iſt das Erſte derſelben: denn, wie ſpäterhin in Athen, hinter vier Trauerſpielen heroiſchen Inhalts eine Komödie zum Schluß gegeben ward: ſo ſollte wahrſcheinlich Margites das auch im Hochfrölichen und Komiſchen ſeyn, was die Ilias und Odyſſee, jene im Königlichen, dieſe im Bürgerlichen Geſchmack waren; Margites ründete gleichſam die cykliſche Tafel. Das Schickſal hat uns um dieſes äuſſerſt wünſchenswerthe Gedicht, deſſen auch Ariſtoteles oft erwähnt, beneidet; die Urſache des Unterganges läſſet ſich aber bald einſehn. Das Komiſche menſchlicher Sitten nemlich verändert ſich ſchneller als ſich die Gegenſtände der Odyſſee oder Ilias verändern; Götter- und HeldenCharaktere, Gegenden, Inſeln, Wunder der Natur, Königreiche, Geſchlechter, dauren, wenn das Lächerliche eines Zeitgeſchmacks mit der Zeit vorübergegangen iſt, und künftige Geſchlechter weniger reitzet.

Ob uns alſo gleich ein Haupttheil deſſen, was zum Homeriſchen Kreiſe des Wiſſenswürdigen gehöret, entwandt iſt: ſo darf man dennoch nur die Ilias und Odyſſee ſelbſt, ſogar in dem, was uns das Entbehrlichſte ſcheint, mit Aufmerkſamkeit anſehn, um an der Idee eines ſolchen Kreiſes von dem, was dem damaligen Griechenlande wiſſenswürdig ſchien, nicht zu zweifeln.*

Um Mißverſtändniſſen zuvorzukommen, merke ich an, daß hier nicht von jenem mythiſchen oder epiſchen Cyklus, d. i. von einer geſchloſſenen Sammlung alter Dichter und Mährchen die Rede ſey, wie ihn die Alexandriner feſtſetzten; dieſe Anordnung, ſcheinet es, war blos bibliothe-

Man gebe zu dieſem Zweck das Verzeichniß der griechiſchen Schiffe, Länder, und Familien, die Felder auf dem Schilde Achilles, die ganze Umfaſſung der Odyſſee durch; man verfolge beide Gedichte in ihren Gleichniſſen, Charakteren, Sitten, Situationen, Regierungsarten in der Oſt- und Weſtwelt; ſodann gehe man muthmaaſſend den Inhalt andrer Geſänge der berühmteſten Cykliſchen Dichter durch, die dem Homer, was in ihm zu mangeln ſchien, jeder nach ſeinen Kräften beifügte:

kariſch und literariſch. Wir ſprechen hier von einem Kreiſe des Wiſſenswürdigen in einer gewiſſen Denk- und Sehart; ein ſolcher liegt in allen Epiſchen Dichtern, in Jedem nach dem Begriff ſeiner Zeiten. Er iſt in Homer, Dante, Arioſt, Milton u. ſ. Er bildet ſich, ohne daß es der Dichter weiß: denn dieſer trägt eine Welt in ſich (κοσμον) und ſuchet für ſie Raum in ſeinem Gedichte. Da nun in jenen Zeiten der lebendige Geſang und zwar im Ton der epiſchen Erzählung die Stelle aller Bücher vertrat, da er ſelbſt die einzige Kunſt der Unterweiſung war, indem man andre Dichtungsarten, z. B. Komödie, Tragödie u. ſ. noch nicht kannte: ſo mußte man, gleichſam ohne daß man es wollte, darauf hinausgehn, in die beliebteſten Geſänge alles das zu bringen, was in Himmel und auf Erde die Menſchheit intereſſirte. Es war Natur der Sache, das Werk der ewig-fortbildenden Zeit. War Homer einmal der Held der Dichter, der beliebteſte Sänger geworden, ſo ward an ihn, wie an einen Olympiſchen Jupiter oder an eine Pallas-Athene alles gewandt, was ſeine Werke vollkommener darſtellen konnte.

mich dünkt, ſo wird man die Idee, daß die fortbildende Zeit es bei einer Reihe verehrter Geſänge, die man für die vollkommenſten hielt, und die es auch waren, immer mehr auf eine Art Encyklopädie, d. i. auf einen Umriß des Wiſſenswürdigen in der damaligen Sphäre der Menſchheit anlegen, und darinn fortarbeiten mußte, der Natur der Sache gemäß finden. Geſänge (Epos) und zwar Geſang in dieſer Form war damals das einzige, und ein ſo angenehmes Mittel der Unterweiſung, in welches man daher alles brachte, was man wußte oder was man wiſſenswerth fand. Hätten wir die ſämmtlichen Cykliſchen Dichter der Griechen, von denen wir jetzt keinen haben, ſo könnten wir ſelbſt die Arten des Geſchmacks beſtimmen, in denen man, in Homers Schule ſowohl, als auſſer ſeiner Schule dies Wiſſenswürdige aneinander gereihet und fortgebildet; jetzt kennen wir unter Homers Namen, oder aus ſeiner Schule, nur wenige, aber ſehr ſchätzbare Stücke und Fragmente, die uns eben auch dahin weiſen.

Unter Homers Namen haben wir z. B. einen Froſch-Mäuſekrieg. Von wem er auch ſey, er erinnert uns ſogleich nicht nur an ſo manche Spiele und Scherze (παιγνια) die man dem guten Altvater zuſchreibt: ſondern auch an die ganze Manier, in der er Götter und Menſchen betrachtet; ſie iſt leicht und fröhlich. Zur Iliade und Odyſſee war alſo in der Homeriſchen Schule der Froſch-Mäuſekrieg ein vortrefliches Drittes; eine Sehart menſchlicher Dinge, die nicht weniger als die Ilias und Odyſſee im Geſchmack Homers ſeyn konnte. Sie hatte mehrere Nachahmungen in der Homeriſchen Manier, den Krieg der

Spinnen, der Kraniche, die Cicaden, die Ziege; (die man daher auch dem Homer zuſchrieb:) und es wird ihr hoffentlich nie an frölichen Nachahmern fehlen. Ueberhaupt iſt in beiden Gedichten Homers eine Summe ruhiger Vernunft und des unbefangenen frölichen Selbſtgenuſſes merkbar; wie in keinem andern Dichter. Dieſer fröliche Selbſtgenuß ſcheint das Erbtheil geweſen zu ſeyn, das der Vater der Homeriden ſeiner Familie nachließ; daher aus Homers Gedichten und aus ſeiner Denkart, der geſunde Verſtand und fröliche Sinn der Griechen nicht nur ausgehn ſondern auch fortwährend ſchöpfen konnte.

Auch die Hymnen Homers ſind davon Zeugen. Welche Frage, ob Einer derſelben von Homer ſey? Vielleicht keiner: ſie ſtammen aber alle von ihm her; denn alle ſind in ſeiner Denkart. Gebt uns ſtatt dieſer 32 oder 34 Hymnen der Homeriden, die offenbar freie Eingänge zum Geſange waren, noch einmal ſoviel aus dieſer Schule: (die orphiſche Schule hat 86.) ſo würden wir auch hier einen Hymnenkreis der Homeriden ſehen, ſchöner und wirkſamer als der Cyklus orphiſcher Hymnen.

Es war Natur der Sache, daß ſich nicht alle, ſelbſt Hauptwerke der homeriſchen Schule in immer-friſcher Blüthe des Andenkens erhalten konnten; Vielleicht waren ihrer zu viele: oder die Ilias und Odyſſee verdrängten die andern. Dieſe gingen unter, wie ehmals die Geſänge der ältern roheren Dichter durch ſie untergegangen waren. Die Tafel des Gedächtniſſes der Menſchen iſt eine enge Tafel; vor ihr ſitzet die Zeit, unaufhörlich beſchäftiget mit Hinzuſchreiben, Aendern und Wegthun.

Nur das Wiſſenswürdigſte, das Vortreflichſte ſoll dieſe Tafel aufbewahren; Dank ihr, daß von Homer ſie uns die Ilias und Odyſſee erhalten. Wir können zufrieden ſeyn, daß wir neben ihnen aus dieſer Schule noch einige Hymnen, aus Heſiodus und Orpheus Schule kleine Reſte, (aus der letzten vielleicht nur das Echo des Echo) beſitzen: wir können vergleichen, und durch Vergleichung zu dem Urtheil kommen, daß die Homeriſche Schule für alle Zeiten den wahren, guten und ſichern Geſchmack gegründet.

10.

Verdienſt Lykurgus, Solons und der Piſiſtratiden um Homer.

Ohne Zweifel iſt man dem Lykurg und Solon, den beiden gröſeſten Geſetzgebern Griechenlandes vielen Dank ſchuldig, daß ſie von ihrer Seite dazu beitrugen, uns den Homer zu erhalten; ſie thaten es aber nicht für uns, es erforderte ſolches ihre eigne Geſinnung, und der Zweck ihrer Geſetzgebung. Kein Fürſt und Weiſer Griechenlandes wollte muthwillig ein Barbar ſeyn, noch weniger glaubte er, barbariſche Völker könnten beſſer als gebildete regiert werden; auf dem Boden der Cultur ſproßte der Ruhm der Griechen; ſich von Barbaren zu unterſcheiden, war und blieb ihr wachſender Nachruhm.

Eben ſo gereicht es dem Piſiſtratus und Hipparch zur Ehre, daß ſie auf Solons Wege fortgingen und den Geſang Homers an den Panathenäen einführten; nur laſſe man auch dieſer groſſer Männer

Lykurgus und Solons, Piſiſtratus und Hipparchus Verdienſt beſtehn in ſeinen Gränzen.

Lykurg brachte Homers Gedichte aus Aſien in ſeine Stadt; man weiß nicht, wie? ob in Schrift oder im Munde lebender Sänger? wenigſtens hat die Homeriſche Dichtkunſt in Lacedämon nie geblühet.

Drei Jahrhunderte ſpäter führte Solon ſeine Gedichte in Athen ein; und befahl ſie, Reihab, alſo daß Ein Sänger den andern ablöſete, zu ſingen. (εξ υποβολης ραψωδεισθαι.) Wenn keine Zuſammen-Ordnung (συνθεσις) in den Gedichten Homers geweſen wäre, ſo hätte ſie ihnen Solon, den wir aus ſeinen eignen Gedichten kennen, ſchwerlich geben können. Alſo glaube man nicht, Er habe die Iliade und Odyſſee geſchaffen; er ordnete etwa die Rhapſodieen, (ſoviel ihrer damals waren,) wie ſie im öffentlichen Vortrage folgen ſollten, und traf dazu von Seiten der Sänger Vorkehrung. Sein Verdienſt um die Erhaltung Homers war politiſch.

So auch das Verdienſt Piſiſtratus und Hipparchus. Ich zweifle, ob dieſe, übrigens verdiente Männer Dichter-Verdienſt um den Homer haben, und in ihn bringen konnten, was nicht da war. Als Fürſten ordneten ſie, ſie regulierten. Hätten ſie dabei auch alle Weiſen der damaligen Zeit in einer Regulativ-Synode zu Hülfe genommen; wir kennen ja den Simonides, Anakreon, Onomakritus u. f. aus eignen Gedichten. In ihren Zeiten war jener Geiſt, der die Iliade und Odyſſee ſchuf, längſt entwichen; ſie konn-

und dann gehörſt du der Welt an, für die ich dich ſchmückte.

Angelika. Mein Vater, in die Welt wollen Sie mich ſtoßen, wo Sie ſo unglücklich waren?

v. Hutten. Glücklicher wirſt du ſie betreten. (Nach einem Stillſchweigen.) Auch wenn es anders wäre, meine Tochter — Deine Jugend iſt ihr ſchuldig, was mein frühzeitiges Alter ihr nicht mehr entrichten kann. Meiner Führung bedarfſt du nicht mehr. Mein Amt iſt geendigt. In verſchloſſener Werkſtätte reifte die Bildſäule ſtill unter dem Meißel des Künſtlers heran; die vollendete muß von einem erhabenen Geſtelle ſtrahlen.

Angelika. Nie, nie, mein Vater, geben Sie mich aus Ihrer bildenden Hand.

v. Hutten. Einen einzigen Wunſch behielt ich noch zurück. Zugleich mit ihr wuchs er groß in meinem Herzen, mit jedem neuen Reize, der ſich auf dieſen Wangen verklärte, mit jeder ſchönen Blüthe dieſes Geiſtes, mit jedem höhern Klange dieſes Buſens ſprach er lauter in meinem Herzen — Dieſer Wunſch, meine Tochter — reiche mir deine Hand!

Angelika. Sprechen Sie ihn aus. Meine Seele eilt ihm entgegen.

v. Hutten. — Angelika! Du biſt eines vermögenden Mannes Tochter. Dafür hält mich die Welt, aber meinen ganzen Reichthum kennt Niemand. Mein Tod wird dir einen Schatz offenbaren, den deine Wohlthätigkeit nicht erſchöpfen kann — — Du kannſt den Unerſättlichſten überraſchen.

Angelika. So tief, mein Vater, laſſen Sie mich ſinken!

ten ſchwerlich hervorbringen, was nicht da war, aber was da war, konnten ſie überſehen, redigiren und revidiren, ordnen. (διασκευάζειν)

Wie wenig man ſich nachher an dieſe Redaction gekehret, zeigt die Geſchichte der Auslegung Homers in den folgenden Zeiten; indeſſen bleibt den groſſen Namen Solons, Piſiſtratus und Hipparchus das unſterbliche Verdienſt, daß ſie die Gedichte Homers, wie ſie ſich ihnen gaben, auf ewig vom Untergange errettet haben, und in der Pallas Schleier gleichſam bargen. Fortan wurden ſie nicht nur alle fünf Jahre in den Panathenäen abgeſungen, ſondern in Athen, der Mutter der Schriften, kamen ſie als Schrift in die Hände der Dichter, der Sophiſten, der Redner, Staatsmänner und Philoſophen; ſie wurden ein claſſiſches Buch der Schulen, (ſo wenige Schulen damals waren,) noch mehr aber ein claſſiſches Buch aller gebildeten Menſchen, die ſich auf Vortrag in Poeſie oder Proſe legten.

11.

Schluß.

Irre ich nicht, ſo hing Homers Glück von drei Dingen ab, die alle unter dem Gebiet der Zeit ſtanden. Wir wollen ſie mit drei Worten, Epos, Geſang, Rhapſodie uns wiederholen.

Epos war das lebendige Wort, die Stimme der Vorwelt. Sie brachte aus dem grauen Alterthum Geſtalten und Sagen herab, die auf dem Flügel der Zeit ſich gleichſam höher ſchwangen und fortwuchſen. Was Virgil von ſeiner Fama ſingt:

Mobilitate viget, viresque adquirit eundo;
Parva quidem primo; mox ſeſe attollit in auras
Ingrediturque ſolo et caput inter nubila condit; *

gilt edler von jener göttlichen Stimme, (Φημη, οσσα) die wie ein weiſſagender, lehrender Ton aus der Vorzeit hinabkam und ſich auf künftige Zeiten forterbte. Die Muſe des Gedächtniſſes weihte ihren Sänger, daß er ſich dieſe Stimme eigen machte, ſie veredelte, und den Menſchen menſchlicher zuhauchte. Würden Achill und Ulyßes ſich wieder erkennen in Homers Gedichten? Schwerlich. Auf dem Flügel der Zeit, auf der Schwinge des lebendigen Worts und Geſanges ſind ihre Geſtalten ſo heroiſch, göttlich und groß worden, daß ſie hier andre Weſen ſind, als ſie im ſterblichen Leben waren.

Das Epos gehört in die Kindheit der Welt. Da horcht das abergläubiſche Ohr auf Stimmen der Vorwelt, und erträumt ſich gern wunderbare, höhere Geſtalten. Was das Auge nüchtern ſieht, wird durch die Rede, zumal durch die von Geſchlecht zu Geſchlecht forttönende Rede, wie in trunkener Begeiſterung fortge-

---

* Regend belebt ſie ſich: fortſchreitend wächſet die Kraft ihr;
Klein zuerſt und erhebt ſich ſchnell in die Lüfte; ſie wandelt
Unten am Boden, das Haupt hoch in der Wolke verbergend.

bildet und erhebt ſich wachſend. Da traf nun Homer den rechten Punct; ein Bote der Vorwelt, der aber weiſe für ſeine Zeit war, und in allem die Umriſſe traf, die, wohlgedacht, leicht überſehbar, geſchlank und fröhlich, das Auge künftiger Geſchlechter mit Anmuth und Würde ewig veſthielten. Dazu half ihm ſein Geſang, ein einfacher Strom, in den alle Belehrung floß, der in lyriſche und dramatiſche Ströme, wie in bunte Mäander noch nicht vertheilt war. Geſang und Drama, Redekunſt und Weisheit blühen in ihm noch auf Einem Baume; erſt ſpätere Zeiten kamen und pflanzten jede beſonders. Denn aus Homers Kunſt, die aus dem Munde der Muſe Geſänge reihet und ordnet, aus dieſem einfachen Kunſtwerk, in welchem ſich Vieles zu Einem auf die leichteſte Weiſe fügte, entſprang eben unter den Händen der Zeit jede andre Kunſt und Dichtung, die beide immer ein Eins in Mehrerem, mithin Handlung, Knote, Fortleitung und Auflöſung lieben. Nur Er ſchlang dies Band der Geſänge mit faſt unmerklicher leiſer Hand; die holde, günſtige Zeit wars, die dieſem alten Propheten eine Familie, d. i. Kinder gewährte, die das von ihm geſchlungene Band weiter zogen und fortknüpften. Das liebliche Jonien, die Mutter aller Künſte, gebahr Homer; die griechiſchen Inſeln bis zur weſtlichen Welt hin haben ſeine Geſänge erzogen; Athen nahm ſie auf, bildete ſie im Drama und ſonſt vielfach aus und ſprach darüber. In Alexandrien endlich gelangten ſie, nach vielen Fragen und Zweifeln, mit Obelisken und Aſteriſken geſchmückt, zu der Geſtalt, in der ſie uns die Zeit übergeben.

Als ich in Rom das berühmte Denkmal der Apotheoſe Homers* ſah: „Jupiter, Apollo, Mnemoſyne und die Muſen ſind über ihm vom Gipfel herab in höheren Gegenden des Felſen; Er ſitzet da wie ein Gott: die Ilias und Odyſſee knieen an ſeinem Stuhl und ſtützen denſelben. Ihn, der darauf ſitzt, krönen die geflügelte Zeit und die bewohnte Erde (οικουμενη.) Vor ihm ſtehet ein Altar, bei dem der Mythus als Knabe dienet, auf dem die Geſchichte Weihrauch opfert; die Poeſie, das Trauer- und Luſtſpiel ſtimmen den Opfergeſang an; die Natur als ein Kind, die männliche Tugend, das aufbewahrende Ge-

---

[*] Bekanntlich haben es Cuper, Schott u. a. erkläret. Eine andre Vergötterung Homers führe ich aus Winkelmanns Geſch. der Kunſt (S. 339. Dresdn. Ausg.) mit ſeinen eignen Worten an: „Der Dichter ſitzet auf einem Adler, von welchem er in die Luft getragen wird. Auf beiden Seiten ſitzen zwo weibliche Figuren auf Zierrathen von Zweigen, beide mit einem kurzen Schwert an der Seite. Die zur Rechten hat einen Helm; mit der rechten Hand faſſet ſie an ihr Schwert, und ſitzt mit geſtütztem Haupt, in tiefen Gedanken. Die andre hat einen ſpitzigen Hut, wie er dem Ulyſſes gegeben iſt, hat ebenfalls die Eine Hand am Schwert und mit der andern Hand hält ſie ein Ruder. Jene bedeutet die Ilias: dieſe die Odyſſee. Die Schwäne unter den Zierrathen über der vergötterten Figur haben auch ihre Deutung auf den Dichter.“ Dieſe Apotheoſe, da ſie auf einem Silbergefäß iſt, iſt zierlich: jene, im Pallaſt Colonna, gewiß nach einem ältern Kunſtwerke gemacht, iſt groß.

dächtniß, die Treue, die Weisheit wohnen dem Feſt bei;" da erinnerte ich mich ganz des Glückes dieſes ruhmvollen Sohnes der Zeiten. Er ſtand auf ſeiner Stelle, empfing von ſeinen Vorfahren einen reichen Schatz deſſen, was er durch Geſchmack, und zwar den wahren Geſchmack eines reinen Menſchengefühls zu veredeln wußte; und ſtiftete damit eine ewige Schule ſeiner fortarbeitenden Verehrer. Dichter ſangen nach ihm weiter; Geſetzgeber ehreten ihn und führten ſeine Geſänge ein, Aeſchylus nährte ſich von Broſamen ſeiner Tafel; die Genoſſen deſſelben, mit ihnen die Dichter jeder andern Gattung ſchöpften aus ſeiner Quelle; nach ihm bildete ſich der erſte Geſchichtſchreiber; die Kunſt wetteiferte mit ihm; und er gab dem Phidias ſeinen Jupiter, ſeine Pallas Athene; die Philoſophen ſprachen über ihn; die Redner aus ihm — bis endlich eine Literatur und Cultur ſich unter die Völker verbreitete, der Er der erſte große Beförderer geweſen. Sein lebendiges Wort, (επος) das die Zeit auf ihren Flügeln umher getragen, war zu Athen, im Tempel der Pallas feſtliche, ewige Schrift worden, und tönt vom Cecropiſchen Felſen noch fort in die Seelen der Menſchen. Von ihm kann man ſagen: er habe den Flug der Zeit durch Kunſt der Rede gefeſſelt; willig nahm ſie die Blumenfeſſel an und hat ihn dafür mit ewigem Ruhm gekränzet.

VII

Natur und Schule.

„Iſt es denn wahr, ſprichſt du, was der Weisheit Meiſter mich lehren,
Was der Lehrlinge Schaar ſicher und fertig beſchwört;
Kann die Wiſſenſchaft nur zum wahren Frieden mich führen,
Nur des Syſtemes Gebälk ſtützen das Glück und das Recht?
Muß ich dem Trieb mistraun, der leiſe mich warnt, dem Geſetze,
Das du ſelber, Natur, mir in den Buſen geprägt,
Biß auf die ewige Schrift die Schul' ihr Siegel gedrücket,
Und der Formel Gefäß bindet den flüchtigen Geiſt?
Sage du mirs, du biſt in dieſe Tiefen geſtiegen,
Aus dem modrigten Grab kamſt du erhalten zurück,
Dir iſt bekannt was die Gruft der dunkeln Wörter bewahret,
Ob der Lebenden Troſt dort bey den Mumien wohnt?

Muß ich ihn wandeln den nächtlichen Weg? Mir graut, ich bekenn' es,
 Wandeln will ich ihn doch, führt er zu Wahrheit und Recht."
Freund, du kennſt doch die goldene Zeit, (Es haben die Dichter
 Manche Sage von ihr rührend und einfach erzählt.)
Jene Zeit da das Heilige noch in der Menſchheit gewandelt,
 Da jungfräulich und keuſch noch der Inſtinkt ſich bewahrt,
Da noch das große Geſetz, das oben im Sonnenlauf waltet,
 Und verborgen im Ey reget den hüpfenden Punkt,
Der Nothwendigkeit ſtilles Geſetz, das ſtätige, gleiche,
 Auch der menſchlichen Bruſt freyere Wellen bewegt,
Da ein ſichres Gefühl noch treu, wie am Uhrwerk der Zeiger,
 Auf das Wahrhaftige nur, nur auf das Ewige wies?
Da war kein Profaner, kein Eingeweihter zu ſehen,
 Was man lebendig empfand, ward nicht bey Todten geſucht.

Gleich verſtändlich für jegliches Herz war die ewige Regel,
Gleich verborgen der Quell, dem ſie belebend entfloß.
Aber die glückliche Zeit iſt nicht mehr. Vermeſſene Willkühr
Hat der getreuen Natur göttlichen Einklang entweiht.
Wolkigt fließt der himmliſche Strom in ſchuldigen Herzen,
Lauter wird er und rein nur an dem Quell noch geſchöpft.
Dieſer Quell, tief unten im Schacht des reinen Verſtandes,
Fern von der Leidenſchaft Spur, rieſelt er ſilbern und kühl.
Aus der Sinne wildem Geräuſch verſchwand das Orakel,
Nur in dem ſtilleren Selbſt hört es der horchende Geiſt.
Aber die Wiſſenſchaft nur vermag den Zugang zu öfnen,
Und den heiligen Sinn hütet das myſtiſche Wort.
Hier beſchwört es der Forſcher, der reines Herzens hinabſteigt,
Und die verlorne Natur giebt ihm die Weißheit zurück.

Haſt du, Glücklicher, nie den ſchützenden Engel verloren,
Nie des frommen Inſtinkts liebende Warnung verwirkt,
Mahlt in dem keuſchen Auge noch treu und rein ſich die Wahrheit,
Tönt ihre Stimme dir noch hell in der kindlichen Bruſt,
Schweigt noch in dem zufriednen Gemüth des Zweifels Empörung,
Wird ſie, weißt du's gewiß, ſchweigen auf ewig wie heut,
Wird der Empfindungen Streit nie eines Richters bedürfen,
Nie den hellen Verſtand trüben das tückiſche Herz,
Nie der verſchlagene Witz des Gewißens Einfalt beſtricken,
Niemals, weißt du's gewiß, wanken das ewige Steur?
O dann gehe du hin in deiner köſtlichen Unſchuld,
Dich kann die Wiſſenſchaft nichts lehren. Sie lerne von dir!
Jenes Geſetz, das mit eiſernem Stab den Sträubenden lenket,
Dir gilt es nicht. Was du thuſt, was dir gefällt, iſt Geſetz.

Herrſchen wird durch die ewige Zeit, wie Polyklets Regel,
 Was du mit heiliger Hand bildeſt, mit heiligem Mund
Redeſt, wird die Herzen der Menſchen allmächtig bewegen,
 Du nur merkſt nicht den Gott, der dir im Buſen gebeut,
Nicht des Siegels Gewalt, das alle Geiſter dir beuget,
 Einfach gehſt du und ſtill durch die eroberte Welt;
Aber blind erringſt du, was wir im Lichte verfehlen,
 Und dem ſpielenden Kind glückt, was dem Weiſen mislingt.

v. Hutten. Du biſt ein ſchönes Mädchen, Angelika! Laß deinen Vater dir geſtehen, was du keinem andern Manne zu danken haben ſollſt. Deine Mutter war die Schönſte ihres Geſchlechts — Du biſt ihr geſchöntes veredeltes Bild. Männer werden dich ſehen und die Leidenſchaft wird ſie zu deinen Füßen führen. Wer dieſe Hand davon trägt —

Angelika. Iſt das meines Vaters Stimme? — O, ich höre es, Sie haben mich aus Ihrem Herzen verſtoßen.

v. Hutten (mit Wohlgefallen bei ihrem Anblick verweilend). Dieſe ſchöne Geſtalt belebt eine ſchönere Seele — Ich denke mir die Liebe in dieſe friedliche Bruſt — Welche Ernte blüht hier der Liebe — O dem Edelſten iſt hier der ſchönſte Lohn aufgehoben.

Angelika (tief bewegt, ſinkt an ihm nieder und verbirgt ihr Geſicht in ſeinen Händen).

v. Hutten. Mehr des Glückes kann ein Mann aus eines Weibes Hand nicht empfangen! — Weißt du, daß du *mir* alles dieſes ſchuldig biſt? Ich habe Schätze geſammelt für deine Wohlthätigkeit, deine Schönheit hab' ich gehütet, dein Herz hab' ich bewacht, deines Geiſtes Güte hab' ich entfaltet. *Eine* Bitte gewähre mir für dies alles — in dieſe einzige Bitte faſſe ich Alles zuſammen, was du mir ſchuldig biſt — wirſt du mir ſie verweigern?

Angelika. O mein Vater! Warum dieſen weiten Weg zum Herzen Ihrer Angelika?

v. Hutten. Du beſitzeſt Alles, was einen Mann glücklich machen kann. (Er hält hier inne und mißt ſie ſcharf mit den Augen.) Mache nie einen Mann glücklich!

VIII

Das verſchleierte Bild zu Sais.

Ein Jüngling, den des Wiſſens heißer Durſt
Nach Sais in Egypten trieb, der Prieſter
Geheime Weißheit zu erlernen, hatte
Schon manchen Grad mit ſchnellem Geiſt durcheilt,
Stets riß ihn ſeine Forſchbegierde weiter,
Und kaum beſänftigte der Hierophant
Den ungeduldig ſtrebenden. „Was hab ich,
Wenn ich nicht Alles habe, ſprach der Jüngling
Giebts etwa hier ein Weniger und Mehr?
Iſt deine Wahrheit wie der Sinne Glück
Nur eine Summe, die man größer, kleiner
Beſitzen kann und immer doch beſitzt?
Iſt ſie nicht eine einzge, ungetheilte?
Nimm einen Ton aus einer Harmonie,
Nimm eine Farbe aus dem Regenbogen,
Und alles was dir bleibt iſt Nichts, ſolang
Das ſchöne All der Töne fehlt und Farben.

Indem ſie einſt ſo ſprachen, ſtanden ſie
In einer einſamen Rotonde ſtill,

Wo ein verſchleiert Bild von Rieſengröße
Dem Jüngling in die Augen fiel.

Verwundert
Blickt er den Führer an und ſpricht. Was iſts,
Das hinter dieſem Schleier ſich verbirgt?

„Die Wahrheit" iſt die Antwort.

Wie? ruft jener,
Nach Wahrheit ſtreb ich ja allein, und dieſe
Gerade iſt es, die man mir verhüllt?

„Das mache mit der Gottheit aus, verſetzt
Der Hierophant. Kein Sterblicher, ſagt ſie,
Rückt dieſen Schleier, biß ich ſelbſt ihn hebe.
Und wer mit ungeweihter ſchuldger Hand
Den heiligen verbotnen früher hebt,
Der, ſpricht die Gottheit" —

Nun?

„Der ſieht die Wahrheit"
Ein ſeltſamer Orakelſpruch! Du ſelbſt
Du hätteſt alſo niemals ihn gehoben?

„Ich? Warlich nicht! Und war auch nie dazu

Verſucht.“

Das faß ich nicht. Wenn von der Wahrheit
Nur dieſe dünne Scheidewand mich trennte —

„Und ein Geſetz, fällt ihm ſein Führer ein.
Gewichtiger mein Sohn als du es meynſt
Iſt dieſer dünne Flor — Für deine Hand
Zwar leicht, doch Zentner ſchwer für dein Gewiſſen“

Der Jüngling gieng gedankenvoll nach Hauſe,
Ihm raubt des Wiſſens brennende Begier
Den Schlaf, er wälzt ſich glühend auf dem Lager,
Und rafft ſich auf um Mitternacht. Zum Tempel
Führt unfreywillig ihn der ſcheue Tritt.
Leicht ward es ihm die Mauer zu erſteigen,
Und mitten in das Innre der Rotonde
Trägt ein beherzter Sprung den Wagenden.

Hier ſteht er nun, und grauenvoll umfängt
Den Einſamen die Lebenloſe Stille,
Die nur der Tritte hohler Wiederhall
In den geheimen Grüften unterbricht.
Von oben durch der Kuppel Oefnung wirft
Der Mond den bleichen ſilberblauen Schein,

Und furchtbar wie ein gegenwärtger Gott
Erglänzt durch des Gewölbes Finſterniſſe
In ihrem langen Schleier die Geſtalt.

Er tritt hinan mit ungewiſſem Schritt,
Schon will die freche Hand das Heilige berühren,
Da zuckt es heiß und kühl durch ſein Gebein,
Und ſtößt ihn weg mit unſichtbarem Arme.
Unglücklicher, was willſt du thun? So ruft
In ſeinem Innern eine treue Stimme.
Verſuchen den Allheiligen willſt du?
Kein Sterblicher, ſprach des Orakels Mund,
Rückt dieſen Schleier, biß ich ſelbſt ihn hebe.

Doch ſetzte nicht derſelbe Mund hinzu:
Wer dieſen Schleier hebt, ſoll Wahrheit ſchauen.
Sey hinter ihm, was will! Ich heb ihn auf.
(Er rufts mit lauter Stimm) Ich will ſie ſchauen.

Schauen!
Gellt ihm ein langes Echo ſpottend nach.

Er ſprichts und hat den Schleier aufgedeckt.
„Nun, fragt ihr, und was zeigte ſich ihm hier?"
Ich weiß es nicht. Beſinnungslos und bleich

So fanden ihn am andern Tag die Prieſter
Am Fußgeſtell der Iſis ausgeſtreckt.
Was er allda geſehen und erfahren
Hat ſeine Zunge nie bekannt. Auf ewig
War ſeines Lebens Heiterkeit dahin,
Ihn riß ein tiefer Gram zum frühen Grabe.
„Weh dem, dieß war ſein warnungsvolles Wort,
Wenn ungeſtümme Fragen in ihn drangen,
„Weh dem, der zu der Wahrheit geht durch Schuld,
„Sie wird ihm nimmermehr erfreulich ſeyn.“

IX

Von den nothwendigen Grenzen des Schönen
beſonders im Vortrag philoſophiſcher Wahrheiten.

Der Misbrauch des Schönen und die Anmaßungen der Einbildungskraft, da, wo ſie nur die ausübende Gewalt beſitzt, auch die geſetzgebende an ſich zu reiſſen, haben ſowohl im Leben als in der Wiſſenſchaft ſo vielen Schaden angerichtet, daß es von nicht geringer Wichtigkeit iſt, die Grenzen genau zu beſtimmen, die dem Gebrauch ſchöner Formen geſetzt ſind. Dieſe Grenzen liegen ſchon in der Natur des Schönen, und wir dürfen uns bloß erinnern, wie der Geſchmack ſeinen Einfluß äuſert, um beſtimmen zu können, wie weit er denſelben erſtrecken darf.

Die Wirkungen des Geſchmacks überhaupt genommen ſind, die ſinnlichen und geiſtigen Kräfte des Menſchen in Harmonie zu bringen, und in einem innigen Bündniß zu vereinigen. Wo alſo ein ſolches inniges Bündniß zwiſchen der Vernunft und den Sinnen zweckmäßig und rechtmäßig iſt, da iſt dem Geſchmack ein Einfluß zu geſtatten. Giebt es aber Fälle, wo wir, ſey es nun, um einen Zweck zu erreichen, oder ſey es, um einer Pflicht Genüge zu thun, von jedem ſinnlichen Einfluß frey und als reine Vernunftweſen handeln müſſen, wo alſo das Band zwiſchen dem

Geiſt und der Materie augenblicklich aufgehoben werden muß, da hat der Geſchmack ſeine Grenzen, die er nicht überſchreiten darf, ohne entweder einen Zweck zu vereiteln, oder uns von unſerer Pflicht zu entfernen. Dergleichen Fälle giebt es aber wirklich, und ſie werden uns ſchon durch unſere Beſtimmung vorgeſchrieben.

Unſere Beſtimmung iſt, uns Erkenntniſſe zu erwerben und aus Erkenntniſſen zu handeln. Zu beyden gehört eine Fertigkeit, von dem, was der Geiſt thut, die Sinne auszuſchließen, weil bey allem Erkennen vom Empfinden, und bey allem moraliſchen Wollen von der Begierde abſtrahirt werden muß.

Wenn wir *erkennen*, ſo verhalten wir uns *thätig* und unſre Aufmerkſamkeit iſt auf einen *Gegenſtand*, auf ein Verhältniß zwiſchen Vorſtellungen und Vorſtellungen gerichtet. Wenn wir *empfinden*, ſo verhalten wir uns *leidend* und unſre Aufmerkſamkeit (wenn man es anders ſo nennen kann, was ganz und gar keine Handlung des Geiſtes iſt) iſt bloß auf unſern *Zuſtand* gerichtet, inſoferne derſelbe durch einen empfangenen Eindruck verändert wird. Da wir nun das Schöne bloß empfinden und nicht erkennen, ſo merken wir dabey auf kein Verhältniß derſelben zu andern Objecten, ſo beziehen wir die Verſtellung deſſelben nicht auf andere Vorſtellungen, ſondern auf unſer empfindendes Selbſt. An dem ſchönen Gegenſtand erfahren wir nichts, aber *von* demſelben erfahren wir eine Veränderung unſers Zuſtands, davon die Empfindung der Ausdruck iſt. Unſer Wiſſen wird alſo durch Urtheile des Geſchmacks nicht erweitert, und keine Erkenntniß, ſelbſt nicht einmal von der Schönheit wird durch die Empfindung der Schönheit erworben. Wo alſo Erkenntniß der Zweck iſt, da kann uns der Geſchmack, wenigſtens direkt und unmittelbar keine Dienſte leiſten; vielmehr wird die Erkenntniß gerade ſo lange ausgeſetzt, als uns die Schönheit beſchäftigt.

Wozu dient denn aber nun, wird man einwenden, eine geſchmackvolle Einkleidung der Begriffe, wenn der Zweck des Vortrags, der doch kein anderer ſeyn kann, als Erkenntniß hervorzubringen, vielmehr dadurch gehindert als befördert wird?

Zur Ueberzeugung des Verſtandes kann allerdings die Schönheit der Einkleidung eben ſo wenig beytragen als das geſchmackvolle Arrangement einer Mahlzeit zur Sättigung der Gäſte, oder die äuſſere Eleganz eines Menſchen zu Beurtheilung ſeines innern Werths. Aber eben ſo, wie dort durch die ſchöne Anordnung der Tafel die Eßluſt gereitzt und hier durch das Empfehlende im Aeuſſern die Aufmerkſamkeit auf den Menſchen überhaupt geweckt und geſchärft wird, ſo werden wir durch eine reitzende Darſtellung der Wahrheit in eine günſtige Stimmung geſetzt, ihr unſre Seele zu öfnen, und die Hinderniſſe in unſerm Gemüth werden hinweggeräumt, die ſich der ſchwierigen Verfolgung einer langen und ſtrengen Gedankenkette ſonſt würden entgegengeſetzt haben. Es iſt niemals der Inhalt, der durch die Schönheit der Form gewinnt, und niemals der Verſtand, dem der Geſchmack beym Erkennen hilft. Der Inhalt muß ſich dem Verſtand unmittelbar durch ſich ſelbſt empfehlen, indem die ſchöne Form zu der Einbildungskraft ſpricht, und ihr mit einem Scheine von Freyheit ſchmeichelt.

Aber ſelbſt dieſe unſchuldige Nachgiebigkeit gegen die Sinne, die man ſich bloß in der Form erlaubt, ohne dadurch etwas an dem Inhalt zu verändern, iſt großen Einſchränkungen unterworfen, und kann völlig zweckwidrig ſeyn, je nachdem die Art der Erkenntniß, und der Grad der Ueberzeugung iſt, die man bey Mittheilung ſeiner Gedanken beabſichtet.

Es giebt eine wiſſenſchaftliche Erkenntniß, welche auf deutlichen Begriffen und erkannten Principien ruht, und eine populäre Erkenntniß, welche bloß auf mehr oder weniger entwickelte Gefühle ſich gründet. Was der letztern oft ſehr beförderlich iſt, kann der erſtern gerade zu widerſtreiten.

Da, wo man eine ſtrenge Ueberzeugung aus Principien zu bewirken ſucht, da iſt es nicht damit gethan, die Wahrheit bloß dem Inhalt nach vorzutragen, ſondern auch die Probe der Wahrheit muß in der Form des Vortrags zugleich mit enthalten ſeyn. Dieß kann aber nichts anders heiſſen, als, nicht bloß der Inhalt, ſondern auch die Darlegung deſſelben muß den Denkgeſetzen gemäß ſeyn. Mit derſelben ſtrengen Nothwendigkeit, mit welcher ſich die Begriffe im Verſtand aneinander ſchlieſſen, müſſen ſie ſich auch im Vortrag zuſammenfügen, und die Stätigkeit in der Darſtellung muß der Stätigkeit in der Idee entſprechen. Nun ſtreitet aber jede Freyheit, die der Imagination bey Erkenntniſſen eingeräumt wird, mit der ſtrengen Nothwendigkeit, nach welcher der Verſtand Urtheile mit Urtheilen und Schlüſſe mit Schlüſſen zuſammenkettet. Die Einbildungskraft ſtrebt, ihrer Natur gemäß, immer nach Anſchauungen, d. h. nach ganzen und durchgängig beſtimmten Vorſtellungen, und iſt ohne Unterlaß bemüht, das Allgemeine in einem einzelnen Fall darzuſtellen, es in Raum und Zeit zu begrenzen, den Begriff zum Individuum zu machen, dem Abſtrakten einen Körper zu geben. Sie liebt ferner in ihren Zuſammenſetzungen *Freyheit* und erkennt dabey kein anderes Geſetz als den Zufall der Raum- und der Zeitverknüpfung; denn dieſe iſt der einzige Zuſammenhang, der zwiſchen unſern Vorſtellungen übrig bleibt, wenn wir alles, was Begriff iſt, was ſie innerlich verbindet, hinwegdenken. Gerade umgekehrt beſchäftigt ſich der Verſtand nur mit *Theilvorſtellungen* oder Begriffen, und ſein Beſtreben geht dahin, im lebendigen Ganzen einer Anſchauung Merkmale zu unterſcheiden. Weil er die Dinge *nach ihren innern Verhältniſſen* verknüpft, die ſich nur durch Abſonderung entdecken laſſen, ſo kann der Verſtand nur in ſo fern, als er vorher *trennte* d. h. nur durch Theilvorſtellungen, *verbinden*. Der Verſtand beobachtet in ſeinen Kombinationen ſtrenge Nothwendigkeit und Geſetzmäßigkeit und es iſt bloß der ſtätige Zuſammenhang der Begriffe, wodurch er befriedigt werden kann. Dieſer Zuſammenhang wird aber jedesmal geſtört, ſo oft die Einbildungskraft *ganze* Vorſtellungen (einzelne Fälle) in dieſe Kette von Abſtraktionen einſchaltet, und in die ſtrenge Nothwendigkeit der Sachverknüpfung den Zufall der Zeitverknüpfung miſcht.*

---

* Ein Schriftſteller, dem es um wiſſenſchaftliche Strenge zu thun iſt, wird ſich deswegen der *Beyſpiele* ſehr ungern und ſehr ſparſam bedienen. Was vom Allgemeinen mit vollkommner Wahrheit gilt, erleidet in jedem beſondern Fall Einſchränkungen; und da in jedem beſondern Fall

Angelika (erblaßt, ſchlägt die Augen nieder).

v. Hutten. Du ſchweigſt? — dieſe Angſt — dieſes Zittern — Angelika!

Angelika. Ach, mein Vater —

v. Hutten (ſanfter). Deine Hand, meine Tochter — Verſprich mir — Gelobe mir — Was iſt das? Warum zittert dieſe Hand? Verſprich mir, nie einem Mann dieſe Hand zu geben.

Angelika (in ſichtbarer Verwirrung). Nie, mein Vater — als mit Ihrem Beifall.

v. Hutten. Auch wenn ich nicht mehr bin — Schwöre mir, nie einem Mann dieſe Hand zu geben.

Angelika (kämpfend, mit bebender Stimme). Nie — niemals, wenn nicht — wenn Sie nicht ſelbſt dieſes Verſprechens mich entlaſſen.

v. Hutten. Alſo niemals. (Er läßt ihre Hand los. Nach einem langen Stillſchweigen.) Sieh dieſe welken Hände! Dieſe Furchen, die der Gram auf meine Wangen grub! Ein Greis ſteht vor dir, der ſich zum Rande des Grabes hinunterneigt, und ich bin noch in den Jahren der Kraft und der Mannheit! Das thaten die Menſchen — Das ganze Geſchlecht iſt mein Mörder — Angelika — Begleite den Sohn meines Mörders nicht zum Altar. Laß meinen blutigen Gram nicht in ein Gaukelſpiel enden. Dieſe Blume, gewartet von meinem Kummer, mit meinen Thränen bethaut, darf von der Freude Hand nicht gebrochen werden. Die erſte Thräne, die du der Liebe weinſt, vermiſcht dich wieder mit dieſem niedern Geſchlechte — die Hand, die du einem Mann am Altar reichſt, ſchreibt meinen Namen an die Schandſäule der Thoren.

Es iſt daher unumgänglich nöthig, daß da, wo es um ſtrenge Conſequenz im Denken zu thun iſt, die Imagination ihren willkührlichen Charakter verläugne, und ihr Beſtreben nach möglichſter Sinnlichkeit in den Vorſtellungen und möglichſter Freyheit in Verknüpfung derſelben dem Bedürfniß des Verſtandes unterordnen und aufopfern lerne. Deswegen muß ſchon der Vortrag darnach eingerichtet ſeyn, durch Ausſchließung alles Individuellen und Sinnlichen jenes Beſtreben der Einbildungskraft niederzuſchlagen, und ſowohl durch Beſtimmtheit im Ausdruck ihrem unruhigem Dichtungstrieb, als durch Geſetzmäſſigkeit im Fortſchritt ihrer Willkühr in Kombinationen Schranken zu ſetzen. Freylich wird ſie ſich nicht ohne Widerſtand dieſem Joch unterwerfen, aber man rechnet hier auch billig auf einige Selbſtverläugnung, und auf einen ernſtlichen Entſchluß des Zuhörers oder Leſers, um der Sache willen, die Schwierigkeiten nicht zu achten, welche von der Form unzertrennlich ſind.

Wo ſich aber ein ſolcher Entſchluß nicht vorausſetzen läßt, und wo man ſich keine Hofnung machen kann, daß das Intereſſe an dem Inhalt ſtark genug ſeyn werde, um zu dieſer Anſtrengung Muth zu machen, da wird man

ſich Umſtände finden, die in Rückſicht auf den allgemeinen Begriff, der dadurch dargeſtellt werden ſoll, zufällig ſind, ſo iſt immer zu fürchten, daß dieſe zufälligen Beziehungen in jenen allgemeinen Begriff mit hineingetragen werden, und ihm von ſeiner Allgemeinheit und Nothwendigkeit etwas rauben freylich auf Mittheilung einer wiſſenſchaftlichen Erkenntniß Verzicht thun müſſen, dafür aber in Anſehung des Vortrags, etwas mehr Freyheit gewinnen. Man verläßt in dieſem Falle die Form der Wiſſenſchaft, die zuviel Gewalt gegen die Einbildungskraft ausübt, und nur durch die Wichtigkeit des Zwecks kann annehmlich gemacht werden, und erwählt dafür die Form der Schönheit, die unabhängig von allem Inhalt ſich ſchon durch ſich ſelbſt empfiehlt. Weil die Sache die Form nicht in Schutz nehmen will, ſo muß die Form die Sache vertreten.

Der populäre Unterricht verträgt ſich mit dieſer Freyheit. Da der Volksredner oder Volksſchriftſteller (eine Benennung, unter der ich jeden befaſſe, der nicht ausſchlieſſend an den Gelehrten ſich wendet) zu keinem vorbereiteten Publikum ſpricht, und ſeine Leſer nicht wie der andere auswählt, ſondern ſie nehmen muß, wie er ſie findet, ſo kann er auch bloß die allgemeinen Bedingungen des Denkens, und bloß die allgemeinen Antriebe zur Aufmerkſamkeit, aber noch keine beſondere Denkfertigkeit, noch keine Bekanntſchaft mit beſtimmten Begriffen, noch kein Intereſſe an beſtimmten Gegenſtänden bey denſelben vorausſetzen. Er kann es alſo auch nicht darauf ankommen laſſen, ob die Einbildungskraft derer, die er unterrichten will, mit ſeinen Abſtraktionen den gehörigen Sinn verknüpfen, und zu den allgemeinen Begriffen, auf die der wiſſenſchaftliche Vortrag ſich einſchränkt, einen Inhalt darbieten werde. Um ſicher zu gehen, giebt er daher lieber die Anſchauungen und einzelnen Fälle gleich mit, auf welche ſich jene Begriffe beziehen, und überläßt es dem Verſtand ſeiner Leſer, den

Begriff aus dem Stegreif daraus zu bilden. Die Einbildungskraft wird alſo bey dem populären Vortrag ſchon weit mehr ins Spiel gemiſcht, aber doch immer nur *reproduktif*, (empfangene Vorſtellungen erneuernd) nicht aber *produktif* (ihre ſelbſtbildende Kraft beweiſend). Jene einzelnen Fälle oder Anſchauungen ſind für den gegenwärtigen Zweck viel zu genau berechnet, und für den Gebrauch, der davon gemacht werden ſoll, viel zu beſtimmt eingerichtet, als daß die Einbildungskraft es vergeſſen könnte, daß ſie bloß *im Dienſt des Verſtandes* handelt. Der Vortrag hält ſich zwar etwas näher an das Leben und an die Sinnenwelt, aber er verliert ſich noch nicht in derſelben. Die Darſtellung iſt alſo noch immer bloß *didaktiſch*, denn, um ſchön zu ſeyn, fehlen ihr noch die zwey vornehmſten Eigenſchaften, *Sinnlichkeit im Ausdruck und Freyheit in der Bewegung*.

Frey wird die Darſtellung, wenn der Verſtand den Zuſammenhang der Ideen zwar beſtimmt, aber mit ſo verſteckter Geſetzmäßigkeit, daß die Einbildungskraft dabey völlig willkührlich zu verfahren, und bloß dem Zufall der Zeitverknüpfung zu folgen ſcheint. *Sinnlich* wird die Darſtellung, wenn ſie das Allgemeine in das Beſondere verſteckt, und der Phantaſie das lebendige Bild (die *ganze* Vorſtellung) hingiebt, wo es bloß um den Begriff (die Theilvorſtellung) zu thun iſt. Die ſinnliche Darſtellung iſt alſo, von der Einen Seite betrachtet, *reich*, weil ſie da, wo nur *eine* Beſtimmung verlangt wird, ein vollſtändiges Bild, ein Ganzes von Beſtimmungen, ein Individuum gibt; ſie iſt aber von einer andern Seite betrachtet wieder *eingeſchränkt* und arm, weil ſie nur von einem Individuum und von einem einzelnen Fall behauptet, was doch von einer ganzen Sphäre zu verſtehen iſt. Sie verkürzt alſo den Verſtand gerade um ſo viel, als ſie der Imagination im Ueberfluß darbietet, denn je vollſtändiger an Inhalt eine Vorſtellung iſt, deſto kleiner iſt ihr Umfang.

Das Intereſſe der Einbildungskraft iſt, ihre Gegenſtände nach Willkühr zu wechſeln, das Intereſſe des Verſtandes iſt, die ſeinigen mit ſtrenger Nothwendigkeit zu verknüpfen. So ſehr dieſe beyden Intereſſen mit einander zu ſtreiten ſcheinen, ſo giebt es doch zwiſchen beyden einen Punkt der Vereinigung, und dieſen auszufinden, iſt das eigentliche Verdienſt der ſchönen Schreibart.

Um der Imagination Genüge zu thun, muß die Rede einen materiellen Theil oder Körper haben, und dieſen machen die Anſchauungen aus, von denen der Verſtand die einzelnen Merkmale oder Begriffe abſondert; denn ſo abſtrakt wir auch denken mögen, ſo iſt es doch immer zuletzt etwas ſinnliches, was unſerm Denken zum Grund liegt. Nur will die Imagination ungebunden und regellos von Anſchauung zu Anſchauung überſpringen, und ſich an keinen andern Zuſammenhang, als den der Zeitfolge binden. Stehen alſo die Anſchauungen, welche den körperlichen Theil zu der Rede hergeben, in keiner Sachverknüpfung untereinander, ſcheinen ſie vielmehr als unabhängige Glieder und als eigene Ganze für ſich ſelbſt zu beſtehen, verrathen ſie die ganze Unordnung einer ſpielenden und bloß ſich ſelbſt gehorchenden Einbildungskraft, ſo hat die Einkleidung aeſthetiſche Freyheit, und das Bedürfniß der Phantaſie iſt befriedigt. Eine ſolche Darſtellung, könnte man ſagen, iſt ein *organiſches* Produkt, wo nicht bloß das Ganze lebt, ſondern auch die einzelnen Theile ihr eigenthümliches Leben haben; die bloß wiſſenſchaftliche Darſtellung iſt ein *mechaniſches* Werk, wo die Theile, leblos für ſich ſelbſt, dem Ganzen durch ihre Zuſammenſtimmung ein künſtliches Leben ertheilen.

Um auf der andern Seite dem Verſtande Genüge zu thun und Erkenntniß hervorzubringen, muß die Rede einen geiſtigen Theil, *Bedeutung*, haben, und dieſe erhält ſie durch die Begriffe, vermittelſt welcher jene Anſchauungen auf einander bezogen und in ein Ganzes verbunden werden. Findet nun zwiſchen dieſen Begriffen, als dem geiſtigen Theil der Rede der genaueſte Zuſammenhang ſtatt, während daß ſich die ihnen korreſpondirenden Anſchauungen, als der ſinnliche Theil der Rede, bloß durch ein willkührliches Spiel der Phantaſie zuſammen zu finden ſcheinen, ſo iſt das Problem gelößt, und der Verſtand wird durch Geſetzmäßigkeit befriedigt, indem der Phantaſie durch Geſetzloſigkeit geſchmeichelt wird.

Unterſucht man die Zauberkraft der ſchönen Diktion, ſo wird man allemal finden, daß ſie in einem ſolchen glücklichen Verhältniß zwiſchen äußerer Freyheit und innerer Nothwendigkeit enthalten iſt. Zu dieſer Freyheit der Einbildungskraft trägt die *Individualiſirung* der Gegenſtände, und der figürliche oder *uneigentliche Ausdruck* das meiſte bey, jene, um die Sinnlichkeit zu erhöhen, dieſer, um ſie da, wo ſie nicht iſt, zu erzeugen. Indem wir die Gattung durch ein Individuum repräſentiren und einen allgemeinen Begriff in einem einzelnen

Falle darſtellen, nehmen wir der Phantaſie die Feſſeln ab, die der Verſtand ihr angelegt hatte, und geben ihr Vollmacht, ſich ſchöpferiſch zu beweiſen. Immer nach Vollſtändigkeit der Beſtimmungen ſtrebend, erhält und gebraucht ſie jetzt das Recht, das ihr hingegebene Bild nach Gefallen zu ergänzen, zu beleben, umzuſtalten, ihm in allen ſeinen Verbindungen und Verwandlungen zu folgen. Sie darf augenblicklich ihrer untergeordneten Rolle vergeſſen, und ſich als eine willkührliche Selbſtherrſcherinn betragen, weil durch den ſtrengen innern Zuſammenhang hinlänglich dafür geſorgt iſt, daß ſie dem Zügel des Verſtandes nie ganz entfliehen kann. Der uneigentliche Ausdruck treibt dieſe Freyheit noch weiter, indem er Bilder zuſammengattet, die ihrem Inhalt nach ganz verſchieden ſind, aber ſich gemeinſchaftlich unter einem höhern Begriff verbinden. Weil ſich nun die Phantaſie an den Inhalt, der Verſtand hingegen an jenen höhern Begriff hält, ſo macht die erſtere eben da einen Sprung, wo der letztere die vollkommenſte Stätigkeit wahrnimmt. Die Begriffe entwickeln ſich nach dem Geſetz der Nothwendigkeit, aber nach dem Geſetz der Freyheit gehen ſie an der Einbildungskraft vorüber; der Gedanke bleibt derſelbe, nur wechſelt das Medium, das ihn darſtellt. So erſchafft ſich der beredte Schriftſteller aus der Anarchie ſelbſt die herrlichſte Ordnung, und errichtet auf einem immer wechſelnden Grunde, auf dem Strome der Imagination, der immer fortfließt, ein feſtes Gebäude.

Stellt man zwiſchen der wiſſenſchaftlichen, der populären und der ſchönen Diktion eine Vergleichung an, ſo zeigt ſich, daß alle drey zwar den Gedanken, um den es zu thun iſt, der Materie nach, gleich getreu überliefern, und uns alſo alle drey zu einer Erkenntniß verhelfen, daß aber die Art und der Grad dieſer Erkenntniß bey einer jeden merklich verſchieden ſind. Der ſchöne Schriftſteller ſtellt uns die Sache, von der er handelt, vielmehr als möglich und als wünſchenswürdig vor, als daß er uns von der Wirklichkeit oder gar von der Nothwendigkeit derſelben überzeugen könnte; denn ſein Gedanke kündigt ſich bloß als eine willkührliche Schöpfung der Einbildungskraft an, die für ſich allein nie im Stand iſt, die Realität ihrer Vorſtellungen zu verbürgen. Der populäre Schriftſteller erweckt uns den Glauben, daß es ſich wirklich ſo verhalte, aber weiter bringt er es auch nicht; denn er macht uns die Wahrheit jenes Satzes zwar fühlbar, aber nicht abſolut gewiß. Das Gefühl aber kann wohl lehren was iſt, aber niemals was ſeyn muß. Der philoſophiſche Schriftſteller erhebt jenen Glauben zur Ueberzeugung, denn er erweißt aus unbezweifelten Gründen, daß es ſich nothwendig ſo verhalte.

Wenn man von den bisherigen Grundſätzen ausgehet, ſo wird es nicht ſchwer ſeyn, einer jeden von dieſen drey verſchiedenen Formen der Diktion ihre ſchickliche Stelle anzuweiſen. Im Ganzen genommen wird ſich als Regel annehmen laſſen, daß da, wo nicht bloß an dem Reſultat, ſondern zugleich an den Beweiſen liegt, die wiſſenſchaftliche Schreibart, und da, wo es überhaupt nur um das Reſultat zu thun iſt, die populäre und ſchöne Schreibart den Vorzug verdienen. Wann aber der populäre Ausdruck in den ſchönen übergehen darf, das entſcheidet der größere oder geringere

Grad des Intereſſe, den man vorauszuſetzen und zu bewirken hat.

Der reine wiſſenſchaftliche Ausdruck ſetzt uns (mehr oder weniger, je nachdem er philoſophiſcher oder populärer iſt) in den Beſitz einer Erkenntniß; der ſchöne Ausdruck leiht uns dieſelbe bloß zu augenblicklichem Genuß und Gebrauche. Der erſte giebt uns — wenn ich mir die Vergleichung erlauben darf — den Baum mit ſamt der Wurzel, aber freylich müſſen wir uns gedulden, bis er blühet und Früchte trägt; der ſchöne Ausdruck bricht uns bloß die Blüthen und Früchte davon ab, aber der Baum, der ſie trug, wird nicht unſer, und wenn jene verwelkt und genoſſen ſind, iſt unſer Reichthum verſchwunden. So widerſinnig es nun wäre, demjenigen die bloße Blume oder Frucht abzubrechen, der den Baum ſelbſt in ſeinen Garten verpflanzt haben will, eben ſo ungereimt würde es ſeyn, dem, welchem gerade jetzt nur nach einer Frucht gelüſtet, den Baum ſelbſt mit ſeinen künftigen Früchten anzubieten. Die Anwendung ergiebt ſich von ſelbſt, und ich bemerke blos, daß der ſchöne Ausdruck eben ſo wenig für den Lehrſtuhl, als der ſchulgerechte für den ſchönen Umgang und für die Rednerbühne taugt.

Der Lernende ſammelt für ſpätere Zwecke, und für einen künftigen Gebrauch; daher der Lehrer dafür zu ſorgen hat, ihn zum völligen Eigenthümer der Kentniſſe zu machen, die er ihm beybringt. Nichts aber iſt unſer, als was dem Verſtand übergeben wird. Der Redner hingegen bezweckt einen ſchnellen Gebrauch, und hat ein gegenwärtiges Bedürfniß ſeines Publikums zu befriedigen. Sein Intereſſe iſt es alſo, die Kenntniſſe, welche er ausſtreut, ſo ſchnell, als er immer kann, praktiſch zu machen, und dies erreicht er am ſicherſten, wenn er ſie dem Sinn übergiebt, und für die Empfindung zubereitet. Der Lehrer, der ſein Publikum bloß auf Bedingungen übernimmt, und berechtigt iſt, die Stimmung des Gemüths, die zur Aufnahme der Wahrheit erfodert wird, ſchon bey demſelben vorauszuſetzen, richtet ſich bloß nach dem Object ſeines Vortrags, da im Gegentheil der Redner, der mit ſeinem Publikum keine Bedingung eingehen darf, und die Neigung erſt zu ſeinem Vortheil gewinnen muß, ſich zugleich nach den Subjecten zu richten hat, an die er ſich wendet. Jener, deſſen Publikum ſchon da war, und wieder kommt, braucht bloß Bruchſtücke zu liefern, die mit vorhergegangenen Vorträgen erſt ein Ganzes ausmachen; dieſer, deſſen Publikum ohne Aufhören wechſelt, unvorbereitet kommt und vielleicht nie zurückkehrt, muß ſein Geſchäft bey jedem Vortrag vollenden, jede ſeiner Ausführungen muß ein Ganzes für ſich ſeyn, und ihren vollſtändigen Aufſchluß enthalten.

Daher iſt es kein Wunder, wenn ein noch ſo gründlicher dogmatiſcher Vortrag in der Konverſazion und auf der Kanzel kein Glück macht, und ein noch ſo geiſtvoller ſchöner Vortrag auf dem Lehrſtuhl keine Früchte trägt — wenn die ſchöne Welt Schriften ungeleſen läßt, die in der gelehrten Epoche machen, und der Gelehrte Werke ignoriert, die eine Schule der Weltleute ſind, und von allen Liebhabern des Schönen mit Begierde verſchlungen werden. Jedes kann in dem Kreis, für den es beſtimmt iſt, Bewunderung verdienen, ja an innerm Gehalt können beide vollkommen gleich ſeyn, aber es hieſſe etwas unmögliches verlangen, wenn ein Werk, das den Denker anſtrengt, zugleich dem bloſſen Schöngeiſt zum leichten Spiele dienen ſollte.

Aus dieſem Grunde halte ich es für ſchädlich, wenn für den Unterricht der Jugend Schriften gewählt werden, worinn wiſſenſchaftliche Materien in ſchöne Form eingekleidet ſind. Ich rede hier ganz und gar nicht von ſolchen Schriften, wo der Inhalt der Form aufgeopfert worden iſt, ſondern von wirklich vortreflichen Schriften, die die ſchärfſte Sachprobe aushalten, aber dieſe Probe in ihrer Form nicht enthalten. Es iſt wahr, man erreicht mit ſolchen Schriften den Zweck, geleſen zu werden, aber immer auf Unkoſten des wichtigeren Zweckes, warum man geleſen werden will. Der Verſtand wird bey dieſer Lecture, immer nur in ſeiner Zuſammenſtimmung mit der Einbildungskraft geübt, und lernt alſo nie die Form von dem Stoffe ſcheiden, und als ein reines Vermögen handeln. Und doch iſt ſchon die bloſſe Uebung des Verſtandes ein Hauptmoment bey dem Jugendunterricht, und an dem Denken ſelbſt liegt in den meiſten Fällen mehr, als an dem Gedanken. Wenn man haben will, daß ein Geſchäft gut beſorgt werde, ſo mag man ſich ja hüten, es als ein Spiel anzukündigen. Vielmehr muß der Geiſt ſchon durch die Form der Behandlung in Spannung geſetzt und mit einer gewiſſen Gewalt von der Paſſivität zur Thätigkeit fortgeſtoſſen werden. Der Lehrer ſoll ſeinem Schüler die ſtrenge Geſetzmäſſigkeit der Methode keineswegs verbergen, ſondern ihn vielmehr darauf aufmerkſam, und wo möglich darnach begierig machen. Der Studierende ſoll lernen, einen Zweck ver-

Angelika. Nicht weiter, mein Vater. Jetzt nicht weiter. Vergönnen Sie, daß ich —

(Sie will gehen. Hutten hält ſie zurück.)

v. Hutten. Ich bin kein harter Vater gegen dich, meine Tochter. Liebt' ich dich weniger, ich würde dich einem Mann in die Arme führen. Auch trag' ich keinen Haß gegen die Menſchen. Der thut mir Unrecht, der mich einen Menſchenhaſſer nennt. Ich habe Ehrfurcht vor der menſchlichen Natur — nur die Menſchen kann ich nicht mehr lieben. Halte mich nicht für den gemeinen Thoren, der die Edeln entgelten läßt, was die Unedeln gegen ihn verbrachen. Was ich von den Unedeln litt, iſt vergeſſen. Mein Herz blutet von den Wunden, die ihm die Beſten und Edelſten geſchlagen.

Angelika. Oeffnen Sie es den Beſten und Edelſten — Sie werden heilenden Balſam in dieſe Wunden gießen. Brechen Sie dieſes geheimnißvolle Schweigen!

v. Hutten (nach einigem Stillſchweigen). Könnt' ich dir die Geſchichte meiner Mißhandlungen erzählen, Angelika! — Ich kann es nicht. Ich will es nicht. Ich will dir die fröhliche Sicherheit, das ſüße Vertrauen auf dich ſelbſt nicht entreißen — Ich will den Haß nicht in dieſen friedlichen Buſen führen. Verwahren möcht' ich dich gegen die Menſchen, aber nicht erbittern. Meine treue Erzählung würde das Wohlwollen auslöſchen in deiner Bruſt, und erhalten möchte ich dieſe heilige Flamme." Ehe ſich eine neue und ſchönere Schöpfung von ſelbſt hier gebildet hat, möchte ich die wirkliche Welt nicht von deinem Herzen reißen. (Pauſe. Angelika neigt ſich über ihn mit thränenden Augen.)

folgen, und um des Zwecks willen auch ein beſchwerliches Mittel ſich gefallen laſſen. Frühe ſchon ſoll er nach der edlern Luſt ſtreben, welche der Preiß der Anſtrengung iſt. Bey dem wiſſenſchaftlichen Vortrag werden die Sinne ganz und gar abgewieſen, bey dem ſchönen werden ſie ins Intereſſe gezogen. Was wird die Folge davon ſeyn? Man verſchlingt eine ſolche Schrift, eine ſolche Unterhaltung mit Antheil, aber, wird man um die Reſultate befragt, ſo iſt man kaum im Stande, davon Rechenſchaft zu geben. Und ſehr natürlich! denn die Begriffe dringen zu ganzen Maſſen in die Seele, und der Verſtand erkennt nur, wo er unterſcheidet; das Gemüth verhielt ſich, während der Lectüre vielmehr leidend als thätig, und der Geiſt beſitzt nichts, als was er thut.

Dieß gilt übrigens bloß von dem Schönen gemeiner Art und von der gemeinen Art das Schöne zu empfinden. Das wahrhaft Schöne gründet ſich auf die ſtrengſte Beſtimmtheit, auf die genaueſte Abſonderung, auf die höchſte innere Nothwendigkeit; nur muß dieſe Beſtimmtheit ſich eher finden laſſen, als gewaltſam hervordrängen. Die höchſte Geſetzmäſſigkeit muß da ſeyn, aber ſie muß als Natur erſcheinen. Ein ſolches Produkt wird dem Verſtand vollkommen Genüge thun, ſobald es ſtudiert wird, aber eben weil es wahrhaft ſchön iſt, ſo dringt es ſeine Geſetzmäſſigkeit nicht auf, ſo wendet es ſich nicht an den Verſtand *ins beſondere*, ſondern ſpricht als reine Einheit zu dem harmonierenden Ganzen des Menſchen, als Natur zur Natur. Ein gemeiner Beurtheiler findet es vielleicht leer, dürftig, viel zu wenig beſtimmt; gerade dasjenige, worinn der Triumph der Darſtellung beſteht, die vollkommene Auflöſung der Theile in einem reinen

Ganzen beleidigt ihn, weil er nur zu unterſcheiden verſteht, und nur für das Einzelne Sinn hat. Zwar ſoll bey philoſophiſchen Darſtellungen der Verſtand, als Unterſcheidungsvermögen, befriediget werden, es ſollen einzelne Reſultate für ihn daraus hervorgehen; dieß iſt der Zweck, der auf keine Weiſe hintangeſetzt werden darf. Wenn aber der Schriftſteller durch die ſtrengſte innere Beſtimmtheit dafür geſorgt hat, daß der Verſtand dieſe Reſultate nothwendig finden muß, ſobald er ſich nur darauf einläßt, aber damit allein nicht zufrieden und genöthigt durch ſeine Natur (die immer als harmoniſche Einheit wirkt, und wo ſie durch das Geſchäft der Abſtraktion dieſe Einheit verloren, ſolche ſchnell wieder herſtellt) wenn er das Getrennte wieder verbindet, und durch die vereinigte Auffoderung der ſinnlichen und geiſtigen Kräfte immer den ganzen Menſchen in Anſpruch nimmt, ſo hat er wahrhaftig nicht um ſo viel ſchlechter geſchrieben, als er dem Höchſten näher gekommen iſt. Der gemeine Beurtheiler freylich, der ohne Sinn für jene Harmonie immer nur auf das Einzelne dringt, der in der Peterskirche ſelbſt nur die Pfeiler ſuchen würde, welche dieſes künſtliche Firmament unterſtützen, dieſer wird es ihm wenig Dank wiſſen, daß er ihm eine doppelte Mühe machte; denn ein ſolcher muß ihn freylich erſt *überſetzen*, wenn er ihn verſtehen will, ſo wie der bloſſe nackte Verſtand, entblößt von allem Darſtellungsvermögen, das Schöne und Harmoniſche in der Natur wie in der Kunſt erſt in ſeine Sprache umſetzen und auseinander legen, kurz, ſo wie der Schüler, um zu leſen, erſt buchſtabieren muß. Aber von der Beſchränktheit und Bedürftigkeit ſeiner Leſer empfängt der darſtellende Schriftſteller niemals das Geſetz. Dem Ideal, das er in ſich ſelbſt trägt, geht er entgegen, unbekümmert, wer ihm etwa folgt und wer zurück bleibt. Es werden viele zurück bleiben; denn ſo ſelten es ſchon iſt, auch nur denkende Leſer zu finden, ſo iſt es doch noch unendlich ſeltener, ſolche anzutreffen, welche darſtellend denken können. Ein ſolcher Schriftſteller wird es alſo der Natur der Sache nach ſowohl mit denjenigen verderben, welche nur anſchauen und nur empfinden; denn er legt ihnen die ſaure Arbeit des Denkens auf: als mit denjenigen, welche nur denken, denn er fodert von ihnen, was für ſie ſchlechthin unmöglich iſt, lebendig zu bilden. Weil aber beyde nur ſehr unvollkommene Repräſentanten gemeiner und ächter Menſchheit ſind, welche durchaus Harmonie jener beyden Geſchäfte fodert, ſo bedeutet ihr Widerſpruch nichts; vielmehr beſtätigen ihm ihre Urtheile, daß er erreichte, was er ſuchte. Der abſtrakte Denker findet ſeinen Inhalt gedacht, und der anſchauende Leſer ſeine Schreibart lebendig; beyde billigen alſo, was ſie faſſen und vermiſſen nur, was ihr Vermögen überſteigt.

Ein ſolcher Schriftſteller iſt aber aus eben dieſem Grunde ganz und gar nicht dazu gemacht, einen Unwiſſenden mit dem Gegenſtande, den er behandelt, bekannt zu machen, oder im eigentlichſten Sinne des Worts, zu lehren. Dazu iſt er glücklicher weiſe auch nicht nöthig, weil es für den Unterricht der Schüler nie an Subjecten fehlen wird. Der Lehrer in ſtrengſter Bedeutung, muß ſich nach der Bedürftigkeit richten; er geht von der Vorausſetzung des Unvermögens aus, da hingegen jener von ſeinem Leſer oder Zuhörer ſchon eine gewiſſe Integrität und Ausbildung fodert. Dafür ſchränkt ſich aber ſeine Wirkung auch nicht darauf ein, bloß todte Begriffe mitzutheilen, er ergreift mit lebendiger Energie das Lebendige und bemächtiget ſich des ganzen Menſchen, ſeines Verſtandes, ſeines Gefühls, ſeines Willens zugleich.

Wenn es für die Gründlichkeit der Erkenntniß nachtheilig befunden wurde, bey dem eigentlichen Lernen, den Foderungen des Geſchmacks Raum zu geben, ſo wird dadurch keineswegs behauptet, daß die Bildung dieſes Vermögens bey dem Studirenden zu frühzeitig ſey. Ganz im Gegentheil ſoll man ihn aufmuntern und veranlaſſen, Kenntniſſe, die er ſich auf dem Wege der Schule zu eigen machte, auf dem Wege der lebendigen Darſtellung mitzutheilen. Sobald das erſtere nur beobachtet worden iſt, kann das zweite keine andere als nützliche Folgen haben. Gewiß muß man einer Wahrheit ſchon in hohem Grad mächtig ſeyn, um ohne Gefahr die Form verlaſſen zu können, in der ſie gefunden wurde; man muß einen groſſen Verſtand beſitzen, um ſelbſt in dem freyen Spiele der Imagination ſein Obiect nicht zu verlieren. Wer mir ſeine Kenntniſſe in Schulgerechter Form überliefert, der überzeugt mich zwar, daß er ſie richtig faßte, und zu behaupten weiß: wer aber zugleich im Stande iſt, ſie in einer ſchönen Form mitzutheilen, der beweißt nicht nur, daß er dazu gemacht iſt, ſie zu erweitern, er beweißt auch, daß er ſie in ſeine Natur aufgenommen und in ſeinen Handlungen darzuſtellen fähig iſt. Es giebt für die Reſultate des Denkens keinen andern Weg zu dem Willen und in das Leben, als durch die ſelbſtthätige Bildungskraft. Nichts als was in uns ſelbſt ſchon lebendige That iſt, kann es auſſer uns werden, und es iſt mit Schöpfungen des Geiſtes wie mit organiſchen Bildungen: nur aus der Blüthe geht die Frucht vor.

Wenn man überlegt, wie viele Wahrheiten als innere Anſchauungen längſt ſchon lebendig wirkten, ehe die Philoſophie ſie demonſtrierte, und wie kraftlos öfters die demonſtrierteſten Wahrheiten für das Gefühl und den Willen bleiben, ſo erkennt man, wie wichtig es für das praktiſche Leben iſt, dieſen Wink der Natur zu befolgen, und die Erkenntniſſe der Wiſſenſchaft wieder in lebendige Anſchauung umzuwandeln. Nur auf dieſe Art iſt man im Stande, an den Schätzen der Weißheit auch diejenigen Antheil nehmen zu laſſen, denen ſchon ihre Natur unterſagte, den unnatürlichen Weg der Wiſſenſchaft zu wandeln. Die Schönheit leiſtet hier in Rückſicht auf die Einſicht eben das, was ſie im moraliſchen, in Rückſicht auf die Handlungsweiſe leiſtet; ſie vereinigt die Menſchen in den Reſultaten und in der Materie, die ſich in der Form und in den Gründen niemals vereinigt haben würden.

Das andre Geſchlecht kann und darf, ſeiner Natur und ſeiner ſchönen Beſtimmung nach, mit dem Männlichen nie die Wiſſenſchaft, aber durch das Medium der Darſtellung kann es mit demſelben die Wahrheit theilen. Der Mann läßt es ſich noch wohl gefallen, daß ſein Geſchmack beleidigt wird, wenn nur der innere Gehalt den Verſtand entſchädigt. Gewöhnlich iſt es ihm nur deſto lieber, je härter die Beſtimmtheit hervortritt, und je reiner ſich das innere Weſen von der Erſcheinung abſondert. Aber das Weib vergiebt dem reichſten Inhalt die vernachläßigte Form nicht, und der ganze innre Bau ſeines Weſens giebt ihm ein Recht zu dieſer ſtrengen Foderung. Dieſes Geſchlecht, das, wenn es auch nicht durch Schönheit herrſchte, ſchon allein deswegen, das ſchöne Geſchlecht heiſſen müßte, weil es durch Schönheit beherrſcht wird, zieht alles, was ihm vorkommt, vor den Richterſtuhl der Empfindung, und was dieſe entweder beleidigt, oder leer läßt, iſt für daſſelbe verloren. Freylich kann ihm in dieſem Kanal nur die Materie der Wahrheit, aber nicht die Wahrheit ſelbſt überliefert werden, die von ihrem Beweiß unzertrennlich iſt. Aber glücklicher Weiſe braucht es auch nur die Materie der Wahrheit, um ſeine höchſte Vollkommenheit zu erreichen, und die bisher erſchienenen Ausnahmen können den Wunſch nicht erregen, daß ſie zur Regel werden möchten.

Das Geſchäft alſo, welches die Natur dem andern Geſchlecht nicht bloß nachließ, ſondern verbot, muß der Mann doppelt auf ſich nehmen, wenn er anders dem Weibe in dieſem wichtigen Punkt des Daſeyns auf gleicher Stuffe begegnen will. Er wird alſo ſo viel, als er nur immer kann, aus dem Reich der Abſtraktion, wo Er regiert, in das Reich der Einbildungskraft und Empfindung hinüber zu ziehen ſuchen, wo das Weib zugleich Muſter und Richterinn iſt. Er wird, da er in dem weiblichen Geiſte keine dauerhaften Pflanzungen anlegen kann, ſo viele Blüthen und Früchte, als immer möglich iſt, auf ſeinem eigenen Feld zu erzielen ſuchen, um den ſchnell verwelkenden Vorrath auf dem andern deſto öfter erneuern, und da, wo keine natürliche Aerndte reift, eine künſtliche unterhalten zu können. Der Geſchmack verbeſſert — oder verbirgt — den natürlichen Geiſtesunterſchied beider Geſchlechter, er nährt und ſchmückt den weiblichen Geiſt mit den Produkten des männlichen, und läßt das reitzende Geſchlecht empfinden, wo es nicht gedacht, und genieſſen, wo es nicht gearbeitet hat.

Dem Geſchmack iſt alſo, unter den Einſchränkungen, deren ich bisher erwähnte, bey Mittheilung der Erkenntniß zwar die Form anvertraut, aber unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er ſich nicht an dem Inhalt vergreife. Er ſoll nie vergeſſen, daß er einen fremden Auftrag ausrichtet und nicht ſeine eignen Geſchäfte führt. Sein ganzer Antheil ſoll darauf eingeſchränkt ſeyn, das Gemüth in eine der Erkenntniß günſtige Stimmung zu verſetzen; aber in allem dem, was die Sache betrift, ſoll er ſich durchaus keiner Autorität anmaßen.

Wenn er das letztere thut — wenn er ſein Geſetz, welches kein anderes iſt, als der Einbildungskraft gefällig zu ſeyn, und in der Betrachtung zu vergnügen, zum oberſten erhebt — wenn er dieſes Geſetz nicht bloß auf die Behandlung, ſondern auch auf die Sache anwendet, und nach Maßgabe deſſelben die Materialien nicht bloß ordnet, ſondern wählt, ſo überſchreitet er nicht nur, ſondern veruntreut ſeinen Auftrag, und verfälſcht das Obiekt, das er uns treu überliefern ſollte. Nach dem, was die Dinge ſind, wird jetzt nicht mehr gefragt, ſondern wie ſie ſich am beſten den Sinnen empfehlen. Die ſtrenge Conſequenz der Gedanken, welche blos hätte verborgen werden ſollen, wird als eine läſtige Feſſel weggeworfen, die Vollkommenheit wird der Annehmlichkeit, die Wahrheit der Theile der Schönheit des Ganzen, das innere Weſen dem äuſſern Eindruck aufgeopfert. Wo aber der Inhalt ſich nach der Form richten muß, da iſt gar kein Inhalt; die Darſtellung iſt leer, und anſtatt ſein Wiſſen vermehrt zu haben, hat man blos ein unterhaltendes Spiel getrieben.

Schriftſteller, welche mehr Witz als Verſtand und mehr Geſchmack als Wiſſenſchaft beſitzen, machen ſich dieſer Betrügerey nur allzuoft ſchuldig, und Leſer, die mehr zu empfinden als zu denken gewohnt ſind, zeigen ſich nur zu bereitwillig, ſie zu verzeihen. Ueberhaupt iſt es bedenklich, dem Geſchmack ſeine völlige Ausbildung zu geben, ehe man den Verſtand als reine Denkkraft geübt, und den Kopf mit Begriffen bereichert hat. Denn da der Geſchmack nur immer auf die Behandlung und nicht auf die Sache ſieht, ſo verliert ſich da, wo er der alleinige Richter iſt, aller Sachunterſchied der Dinge. Man wird gleichgültig gegen die Realität, und ſetzt endlich allen Werth in die Form und in die Erſcheinung.

Daher der Geiſt der Oberflächlichkeit und Frivolität, den man ſehr oft bey ſolchen Ständen und in ſolchen Zirkeln herrſchen ſieht, die ſich ſonſt nicht mit Unrecht der höchſten Verfeinerung rühmen. Einen jungen Menſchen in dieſe Zirkel der Grazien einzuführen, ehe die Muſen ihn als mündig entlaſſen haben, muß ihm nothwendig verderblich werden, und es kann gar nicht fehlen, daß eben das, was dem reifen Jüngling die äußere Vollendung giebt, den unreifen zum Gecken macht.*

---

* Herr Garve hat in ſeiner einſichtsvollen Vergleichung Bürgerlicher und Adelicher Sitten im I Theil ſeiner Verſuche ꝛc. (einer Schrift, von der ich vorausſetzen darf, daß ſie in Jedermanns Händen ſeyn werde) unter den Prärogativen des adelichen Jünglings auch die frühzeitige Kompetenz deſſelben zu dem Umgange mit der großen Welt angeführt, von welchem der Bürgerliche ſchon

Stoff ohne Form iſt freylich nur ein halber Beſitz, denn die herrlichſten Kenntniſſe liegen in einem Kopf, der ihnen keine Geſtalt zu geben weiß, wie todte Schätze vergraben. Form ohne Stoff hingegen iſt gar nur der Schatte eines Beſitzes, und alle Kunſtfertigkeit im Ausdruck kann denjenigen nichts helfen, der nichts auszudrücken hat.

Wenn alſo die ſchöne Kultur nicht auf dieſen Abweg führen ſoll, ſo muß der Geſchmack nur die äuſſere Ge-

---

durch ſeine Geburt ausgeſchloſſen iſt. Ob aber dieſes Vorrecht, welches in Abſicht auf die äuſſere und äſthetiſche Bildung unſtreitig als ein Vortheil zu betrachten iſt, auch in Abſicht auf die innere Bildung des adelichen Jünglings, und alſo auf das Ganze ſeiner Erziehung, noch ein Gewinn heiſſen könne, darüber hat uns Herr Garve ſeine Meinung nicht geſagt, und ich zweifle, ob er eine ſolche Behauptung würde rechtfertigen können. Soviel auch auf dieſem Wege an Form zu gewinnen iſt, ſoviel muß dadurch an Materie verſäumt werden, und wenn man überlegt, wie viel leichter ſich Form zu einem Inhalt, als Inhalt zu einer Form findet, ſo dürfte der Bürger den Edelmann um dieſes Prärogativ nicht ſehr beneiden. Wenn es freylich auch fernerhin bey der Einrichtung bleiben ſoll, daß der Bürgerliche arbeitet, und der Adeliche repräſentirt, ſo kann man kein paſſenderes Mittel dazu wählen, als gerade dieſen Unterſchied in der Erziehung, aber ich zweifle, ob der Adeliche ſich eine ſolche Theilung immer gefallen laſſen wird.

Eigentum d.
Univ.-Bibl.
München

ſtalt, Vernunft und Erfahrung aber das innere Weſen beſtimmen. Wird der Eindruck auf den Sinn zum höchſten Richter gemacht, und die Dinge blos auf die Empfindung bezogen, ſo tritt der Menſch niemals aus der Dienſtbarkeit der Materie, ſo wird es niemals Licht in ſeinem Geiſt, kurz ſo verliert er eben ſo viel an Freyheit der Vernunft, als er der Einbildungskraft zuviel verſtattet.

Das Schöne thut ſeine Wirkung ſchon bey den bloſſen Betrachtung, das Wahre will Studium. Wer alſo blos ſeinen Schönheitsſinn übte, der begnügt ſich auch da, wo ſchlechterdings Studium nöthig iſt, mit der ſuperfiziellen Betrachtung, und will auch da blos verſtändig ſpielen, wo Anſtrengung und Ernſt erfordert wird. Durch die bloſſe Betrachtung wird aber nie etwas gewonnen. Wer etwas Groſſes leiſten will, muß tief eindringen, ſcharf unterſcheiden, vielſeitig verbinden, und ſtandhaft beharren. Selbſt der Künſtler und Dichter, obgleich beyde nur für das Wohlgefallen bey der Betrachtung arbeiten, können nur durch ein anſtrengendes und nichts weniger als reitzendes Studium dahin gelangen, daß ihre Werke uns ſpielend ergötzen.

Dieſes ſcheint mir auch der untrügliche Probierſtein zu ſeyn, woran man den bloſſen Dilettanten von dem wahrhaften Kunſtgenie unterſcheiden kann. Der verführeriſche Reitz des Groſſen und Schönen; das Feuer womit es die jugendliche Imagination entzündet und der Anſchein von Leichtigkeit, womit es die Sinne täuſcht, haben ſchon manchen Unerfahrnen beredet, Palette oder Leyer zu ergreifen, und auszugieſſen in Geſtalten oder Tönen, was

Ich gönne dir den lachenden Anblick des Lebens, den ſeligen Glauben an die Menſchen, die dich jetzt noch gleich holden Erſcheinungen umſpielen; er war heilſam, er war nothwendig, den göttlichſten der Triebe in deinem Herzen zu entfalten. Ich bewundre die weiſe Sorgfalt der Natur. Eine gefällige Welt legt ſie um unſern jugendlichen Geiſt, und der aufkeimende Trieb der Liebe findet, was er ergreife. An dieſer hinfälligen Stütze ſpinnt ſich der zarte Schößling hinauf und umſchlingt die nachbarliche Welt mit tauſend üppigen Zweigen. Aber ſoll er, ein königlicher Stamm, in ſtolzer Schönheit zum Himmel wachſen — o dann müſſen dieſe Nebenzweige erſterben und der lebendige Trieb, zurückgedrängt in ſich ſelbſt, in gerader Richtung über ſich ſtreben. Still und ſanft fängt die erſtarrte Seele jetzt an, den verirrten Trieb von der wirklichen Welt abzurufen und dem göttlichen Ideale, das ſich in ihrem Innern verklärt, entgegen zu tragen. Dann bedarf unſer ſeliger Geiſt jener Hülfe der Kindheit nicht mehr und die gereinigte Glut der Begeiſterung lodert fort an einem innern unſterblichen Zunder.

Angelika. Ach, mein Vater! Wie viel fehlt mir zu dieſem Bilde, das Sie mir verhalten! — Auf dieſem erhabenen Fluge kann Ihre Tochter Sie nicht begleiten. Laſſen Sie mich das liebliche Phantom verfolgen, bis es von ſelbſt von mir Abſchied nimmt. Wie ſoll ich — wie kann ich außer mir haſſen, was Sie mich in mir ſelbſt lieben lehrten? was Sie ſelbſt in Ihrer Angelika lieben?

v. Hutten (mit einiger Empfindlichkeit). Die Einſamkeit in ihm lebendig wurde. In ſeinem Kopf arbeiten dunkle Ideen, wie eine werdende Welt, die ihn glauben machen, daß er begeiſtert ſey. Er nimmt das Dunkle für das Tiefe, das Wilde für das Kräftige, das Unbeſtimmte für das Unendliche, das Sinnloſe für das Ueberſinnliche — und wie gefällt er ſich nicht in ſeiner Geburt! Aber des Kenners Urtheil will dieſes Zeugniß der warmen Selbſtliebe nicht beſtätigen. Mit ungefälliger Kritik zerſtört er das Gauckelwerk der ſchwärmenden Bildungskraft, und leuchtet ihm in den tiefen Schacht der Wiſſenſchaft und Erfahrung hinunter, wo, jedem Ungeweihten verborgen, der Quell aller wahren Schönheit entſpringt. Schlummert nun ächte Geniuskraft in dem fragenden Jüngling, ſo wird zwar anfangs ſeine Beſcheidenheit ſtutzen, aber der Muth des wahren Talents wird ihn bald zu Verſuchen ermuntern. Er ſtudiert, wenn die Natur ihn zum plaſtiſchen Künſtler ausſtattete, den menſchlichen Bau unter dem Meſſer des Anatomikers, ſteigt in die unterſte Tiefe, um auf der Oberfläche wahr zu ſeyn, und frägt bey der ganzen Gattung herum, um dem Individuum ſein Recht zu erweiſen. Er behorcht, wenn er zum Dichter gebohren iſt, die Menſchheit in ſeiner eigenen Bruſt, um ihr unendlich wechſelndes Spiel auf der weiten Bühne der Welt zu verſtehen, unterwirft die üppige Phantaſie der Diſciplin des Geſchmackes, und läßt den nüchternen Verſtand die Ufer ausmeſſen, zwiſchen welchen der Strom der Begeiſterung brauſen ſoll. Ihm iſt es wohlbekannt, daß nur aus dem unſcheinbar Kleinen das Große erwächst, und Sandkorn für Sandkorn trägt er das Wundergebäude zuſammen, das uns in einem einzigen Eindruck jetzt ſchwindelnd faßt. Hat ihn hingegen die Natur blos zum

Dilettanten geſtempelt, ſo erkältet die Schwierigkeit ſeinen kraftloſen Eifer, und er verläßt entweder, wenn er beſcheiden iſt, eine Bahn, die ihm Selbſtbetrug anwieß, oder, wenn er es nicht iſt, verkleinert er das groſſe Ideal nach dem kleinen Durchmeſſer ſeiner Fähigkeit, weil er nicht im Stand iſt, ſeine Fähigkeit nach dem groſſen Maaßſtab des Ideals zu erweitern. Das ächte Kunſtgenie iſt alſo immer daran zu erkennen, daß es bey dem glühendſten Gefühl für das Ganze Kälte und ausdauernde Geduld für das Einzelne behält, und, um der Vollkommenheit keinen Abbruch zu thun, lieber den Genuß der Vollendung aufopfert. Dem bloſſen Liebhaber verleidet die Mühſeligkeit des Mittels den Zweck, und er möchte es gern beym Hervorbringen ſo bequem haben, als bey der Betrachtung.

X

Der philoſophiſche Egoiſt.

Haſt du den Säugling geſehn, der, unbewuſt noch der Liebe,
Die ihn wärmet und wiegt, ſchlafend von Arme zu Arm
Wandert, biß bey der Leidenſchaft Ruf der Jüngling erwachet,
Und des Bewuſtſeyns Bliz dämmernd die Welt ihm erhellt?
Haſt du eine Mutter geſehn, wenn ſie Schlummer dem Kinde
Kauft mit dem eigenen Schlaf, und für das Sorgloſe ſorgt,
Nährt mit ihrem eigenen Leben die zitternden Flamme,
Und mit der Sorge ſelbſt ſich für die Sorge belohnt?
Und du läſterſt die groſſe Natur, die bald Kind und bald Mutter
Jezt empfänget, jezt giebt, nur durch Bedürfniß beſteht?

Selbſtgenügſam willſt du dem ſchönen Ring dich entziehen,
Der Geſchöpf an Geſchöpf reyht in vertraulichem Bund,
Willſt, du Armer, ſtehen allein und allein durch dich ſelber,
Wenn durch der Kräfte Tauſch ſelbſt das Unendliche ſteht?

XI

Die Antike

an einen Wanderer aus Norden.

Ueber Ströme haſt du geſetzt und Meere durchſchwommen,
Ueber der Alpen Gebirg trug dich der ſchwindliche Steg,
Mich in der Nähe zu ſchauen und meine Schöne zu preiſen,
Die der begeiſterte Ruf rühmt durch die ſtaunende Welt;
Und nun ſtehſt du vor mir, du darfſt mich heilge berühren,
Aber biſt du mir jetzt näher und bin ich es dir?
Hinter dir liegt zwar dein nebligter Pol und dein eiſerner Himmel,
Deine arkturiſche Nacht flieht vor Auſoniens Tag,
Aber haſt du die Alpenwand des Jahrhunderts geſpalten,
Die zwiſchen dir und mir finſter und traurig ſich thurmt?

Haſt du von deinem Herzen gewälzt die Wolke des Nebels,
Die von dem wundernden Aug' wälzte der fröhliche Strahl?
Ewig umſonſt umſtrahlt dich in mir Joniens Sonne,
Den verdüſterten Sinn bindet der nordiſche Fluch.

XII

Deutſche Treue.

Um den Scepter Germaniens ſtritt mit Ludwig dem Bayer
Fridrich aus Habspurgs Stamm, beyde gerufen zum Thron,
Jenen ſchützte Luxemburgs Macht, und die Mehrheit der Wähler,
Dieſen der Kirche Gewalt und des Geſchlechtes Verdienſt.
Aber den Prinzen Oeſterreichs führt das neidiſche Kriegsglück
In die Feſſeln des Feinds, der ihn im Kampfe bezwingt.
Mit dem Thron erkauft er die Freyheit; ſein Wort muß er geben,
Für den Sieger das Schwerdt gegen die Freunde zu ziehn;
Aber was er in Banden gelobt, kann er frey nicht erfüllen,
Siehe, da ſtellt er aufs neu willig den Banden ſich dar.
Tief gerührt umhalſt ihn der Feind, ſie wechſeln von nun an
Wie der Freund mit dem Freund traulich die Becher des Mahls,

Arm in Arm ſchlummern auf Einem Lager die Fürſten,
    Da noch blutiger Haß grimmig die Völker zerfleiſcht.
Gegen Friderichs Heer muß Ludwig ziehen. Zum Wächter
    Bayerns läßt er den Feind, den er beſtreitet, zurück.
„Wahrlich! So iſts! Es iſt wirklich ſo. Man hat mirs geſchrieben"
    Rief der Pontifex aus, als er die Kunde vernahm.

XIII

Weißheit und Klugheit.

Willſt du Freund die erhabenſten Höhn der Weißheit erſteigen,
Wag es auf die Gefahr, daß dich die Klugheit verlacht.
Die kurzſichtige ſieht nur das Ufer, von welchem du ſcheideſt,
Jenes nicht, wo dereinſt landet dein muthiger Flug.

XIV

An einen Weltverbeſſerer.

Alles, ſagſt du mir, opfert' ich hin, der Menſchheit zu helfen,
Eitel war der Erfolg, Haß und Verfolgung der Lohn.
Soll ich dir ſagen, Freund, wie Ich mit Menſchen es halte?
Traue dem Spruche! Noch nie hat mich der Führer getäuſcht.
Von der Menſchheit — du kannſt von ihr nie groß genug denken
Wie du im Buſen ſie trägſt, prägſt du in Thaten ſie aus.
Auch dem Menſchen, der dir im engen Leben begegnet,
Reich' ihm, wenn er ſie mag, freundlich die helfende Hand.
Nur für Regen und Thau und fürs Wohl der Menſchengeſchlechter
Laſſ du das liebe Geſchick walten wie geſtern ſo heut.

hat dich mir verdorben, Angelika. — Unter Menſchen muß ich dich führen, damit du ſie zu achten verlerneſt. Du ſollſt ihm nachjagen, deinem lieblichen Phantom — Du ſollſt dieſes Götterbild deiner Einbildung in der Nähe beſchauen. — Wohl mir, daß ich nichts dabei wage — Ich habe dir einen Maßſtab in dieſer Bruſt mitgegeben, den ſie nicht aushalten werden. (Mit ſtillem Entzücken ſie betrachtend.) O noch eine ſchöne Freude blüht mir auf und die lange Sehnſucht naht ſich ihrer Erfüllung. — Wie ſie ſtaunen werden, von nie empfundenen Gefühlen entglühen werden, wenn ich den vollendeten Engel in ihre Mitte ſtelle — Ich habe ſie — ja, ich habe ſie gewiß — ihre Beſten und Edelſten will ich in dieſer goldenen Schlinge verſtricken — Angelika! (Er naht ſich ihr mit feierlichem Ernſte und läßt ſeine Hand auf ihr Haupt niederſinken.) Sey ein höheres Weſen unter dieſem geſunkenen Geſchlechte! — Streue Segen um dich, wie eine beglückende Gottheit! — Uebe Thaten aus, die das Licht nie beleuchtet hat! — Spiele mit den Tugenden, die den Heldenmuth des Helden, die die Weisheit des Weiſeſten erſchöpfen. Mit der unwiderſtehlichen Schönheit bewaffnet, wiederhole du vor ihren Augen das Leben, das ich in ihrer Mitte unerkannt lebte, und durch deine Anmuth triumphire meine verurtheilte Tugend. Milder ſtrahle durch deine weibliche Seele ihr verzehrender Glanz, und ihr blödes Auge öffne ſich endlich ihren ſiegenden Strahlen. Bis hieher führe ſie — bis ſie den ganzen Himmel ſehen, der an dieſem Herzen bereitet liegt, bis ſie nach dieſem unausſprechlichen Glück ihre glühenden Wünſche ausbreiten

XV.

Das Höchſte.

Suchſt du das Höchſte, das Größte? Die Pflanze kann es dich lehren.
Was ſie Willenlos iſt, ſey du es wollend — das iſts!

XVI

Ilias.

Immer zerreiſſet den Kranz des Homer, und zählet die Väter
Des vollendeten ewigen Werks!
Hat es doch Eine Mutter nur und die Züge der Mutter,
Deine unſterblichen Züge, Natur.

XVII

Unſterblichkeit.

Vor dem Tod erſchrickſt du? Du wünſcheſt unſterblich zu leben?
Leb' im Ganzen! Wenn Du lange dahin biſt, es bleibt.

Die Horen

eine Monatsſchrift

herausgegeben von Schiller

Vierter Band.

Tübingen
in der J. G. Cottaiſchen Buchhandlung
1795.

Die Horen

Jahrgang 1795

Zehntes Stück.

Tübingen
in der J. G. Cottaiſchen Buchhandlung
1795

Innhalt des zehnten Stücks.

I Herr Lorenz Stark. Ein Charaktergemälde. Seite 1
II Der rauſchende Strom. — 67
III Pallas-Athene, von Proklus. — 68
IV Elegie. — 72
V Homer und Oſſian. — 86
VI Mährchen, (zur Fortſetzung der Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten.) — 108
VII Leukothea's Binde. — 152

Die Horen.

Erſter Jahrgang. Zehentes Stück.

I

Herr Lorenz Stark

Ein Charaktergemälde.

I.

Herr Lorenz Stark galt in ganz H...., wo er lebte, für einen ſehr wunderlichen, aber ſehr vortreflichen alten Mann. Das Aeuſſerliche ſeiner Kleidung und ſeines Betragens verkündigte auf den erſten Blick die altdeutſche Einfalt ſeines Charakters. Er ging, in ein einfarbigtes aber ſehr feines Tuch, grau oder bräunlich, gekleidet; auf dem Kopfe trug er einen kurzen Stutz, oder wenn's galt, eine wohlgepuderte Troddelperüke; mit ſeinem kleinen Hute kam er zweimal auſſer die Mode, und zweimal wieder hinein; die Strümpfe waren mit großer Zierlichkeit über das Knie hinaufgewickelt, und die ſtark beſohlten Schuhe, auf denen ein Paar ſehr kleiner, aber ſehr hell polirter Schnallen glänzten, waren vorne ſtumpf abgeſchnitten. Von überflüſſiger Leinewand vor dem Buſen und über den Händen war er kein Freund; ſein größter Staat war eine feine Halskrauſe mit Spitzen.

— und jetzt fliehe in deine Glorie hinauf — in ſchwindliger Ferne ſehen ſie über ſich die himmliſche Erſcheinung! ewig unerreichbar ihrem Verlangen, wie der Orion unſerm ſterblichen Arm in des Aethers heiligen Feldern — zum Schattenbilde wurden ſie mir, da ich nach Weſen dürſtete; in Schatten zerfließe du ihnen wieder. — So ſtelle ich dich hinaus in die Menſchheit — Du weißt, wer du biſt — Ich habe dich meiner Rache erzogen.*

---

* **Anmerkung des Herausgebers.** Im 11ten Stück der Thalia, wo dies Fragment zuerſt erſchien, findet ſich am Schluß die Note:

„Die hier eingerückten Scenen ſind Bruchſtücke eines Trauerſpiels, welches ſchon vor mehreren Jahren angefangen wurde, aber aus verſchiedenen Urſachen unvollendet blieb. Vielleicht dürfte die Geſchichte dieſes Menſchenfeindes und dieſes ganze Charaktergemälde dem Publikum einmal in einer andern Form vorgelegt werden, welche dieſem Gegenſtand günſtiger iſt, als die dramatiſche.“

Unter **Schillers** nachgelaſſenen Papieren war über dieſen Stoff nichts vorhanden. Die Ueberſchrift der Thalia: **Der verſöhnte Menſchenfeind**, gibt indeſſen ſchon einigen Aufſchluß über den Plan. Auch erinnert ſich der Herausgeber aus damaligen Unterredungen mit dem Verfaſſer, daß Roſenberg nach einigem hartnäckigen Widerſtande endlich ſiegen ſollte und daß die Erſcheinungen einiger Menſchenfeinde anderer Art beſtimmt waren, dieſen Erfolg zu begünſtigen.

Die Fehler, deren dieſer vortrefliche Mann nicht wenige hatte, und die denen, welche mit ihm leben mußten, oft ſehr zur Laſt fielen, waren ſo innig mit den beſten ſeiner Eigenſchaften verwebt, daß die einen ohne die andern kaum beſtehen zu können ſchienen. Weil er in der That klüger war, als faſt alle, mit denen er zu thun hatte, ſo war er ſehr eigenwillig und rechthaberiſch; weil er fühlte, daß man ihm ſelbſt ſeiner Geſinnungen und Handlungen wegen keinen gegründeten Vorwurf machen könnte, ſo war er gegen andre ein ſehr freier, oft ſehr beſchwerlicher Sittenrichter; und weil er, bei ſeiner natürlichen Gutmüthigkeit, über keinen Fehler ſich leicht erhitzen, aber auch keinen ungeahndet konnte hingehen laſſen, ſo war er ſehr ironiſch und ſpöttiſch.

In ſeiner Caſſe ſtand es außerordentlich gut; denn er hatte die langen lieben Jahre über, da er gehandelt und gewirthſchaftet hatte, den einfältigen Grundſaz befolgt, daß man, um wohlhabend zu werden, weniger ausgeben als einnehmen müſſe. Da ſein Anfang nur klein geweſen, und er ſein ganzes Glük ſich ſelbſt, ſeiner eigenen Betriebſamkeit und Wirthlichkeit ſchuldig war; ſo hatte er, in frühern Jahren, ſich nur ſehr karg beholfen: aber auch nachher, da er ſchon längſt die erſten Zwanzigtauſend geſchaft hatte, von denen er zu ſagen pflegte, daß ſie ihm ſaurer, als ſein nachheriger ganzer Reichthum geworden, blieb noch immer der urſprüngliche Geiſt der Sparſamkeit in ſeinem Hauſe herrſchend, und dieſer war der vornehmſte Grund von dem immer ſteigenden Wachsthum ſeines Vermögens.

Herrn Stark waren von ſeinen vielen Kindern nur zwei am Leben geblieben; ein Sohn, der ſich nach dem Beiſpiel des Vaters der Handlung gewidmet hatte, und eine Tochter. Leztere war an einen der berühmteſten Aerzte des Ortes, Herrn Doctor Herbſt, verheurathet; einen Mann, der nicht weniger Geſchicklichkeit beſaß, Leben hervorzubringen, als zu erhalten. Er hatte das ganze Haus voll Kinder, und eben dieß machte die Tochter zum Liebling des Alten, der ein großer Kinderfreund war. Weil der Schwiegerſohn unfern der Kirche wohnte, die Herr Stark zu beſuchen pflegte; ſo war es ausgemacht, daß er jeden Sonntag bei dem Schwiegerſohn aß, und ſeine Frömmigkeit hätte zuweilen wohl gern die Kirche verſäumt, wenn nur ſeine Großvaterliebe den Anblick ſo werther Enkel und Enkelinnen hätte verſäumen können. Es ging ihm immer das Herz auf, wenn ihm der kleine Schwarm, bei'm Hereintreten ins Haus, mit Jubelgeſchrei entgegenſprang, ſich an ſeine Hände und Rockſchöße hing, und ihm die kleinen Geſchenke abſchmeichelte, die er für ſie in den Taſchen hatte. Unter dem Tiſchgebete ſchweiſten zuweilen die Augen der Kleinen umher, und er pflegte ihnen dann leiſe zuzurufen: Andacht! Andacht! aber der gerade am wenigſten Andacht hatte, war er ſelbſt; denn ſein ganzes Herz war, wo ſeine Augen waren, bei ſeinen Enkeln.

Mit ſeinem Sohne war dagegen Herr Stark deſto unzufriedner. Auf der einen Seite war er ihm zu verſchwenderiſch, weil er ihm zu viel Geld verkleidete, verritt und verfuhr, insbeſondre aber, weil er zu viel auf Coffeehäuſer und in Spielgeſellſchaften ging. Auf der andern Seite verdroß es ihn, daß er als Kaufmann zu wenig Unternehmungsgeiſt, und als Menſch zu wenig von der Wohlthätigkeit und Großmuth ſeines eigenen Charakters hatte. Er hielt ihn für ein Mittelding von einem Geizhalſe und einem Verſchwender; zwei Eigenſchaften, die Herr Stark in gleichem Grade verabſcheute. Er ſelbſt war der wahre Sparſame, der bei ſeinem Sammeln und Aufbewahren nicht ſowohl das Geld, als vielmehr das viele Gute im Auge hat, das mit Gelde bewirkt werden kann. Wo er keine Abſicht fand, da gab er ſicherlich keinen Heller; aber wo ihm die Abſicht des Opfers werth ſchien, da gab er mit dem kälteſten Blut von der Welt ganze Hunderte hin. Was ihn aber am meiſten auf den Sohn verdroß, war der Umſtand, daß dieſer noch in ſeinem dreißigſten Jahre unverheurathet geblieben war, und daß es allen Anſchein hatte, als ob er die Zahl der alten Hageſtolzen vermehren würde. Der Vater hatte den Sohn zu keiner Heurath bereden, der Sohn keine Heurath ohne des Vaters Einwilligung ſchlieſſen wollen; und beide waren in Geſchmack und Denkungsart allzuverſchieden, als daß ihre Wahl oder ihr Wunſch je hätte übereinſtimmen können.

Herr Stark hatte ſeine ganze Handlung der Aufſicht des Sohns übergeben, und ihm, zur Vergeltung für ſeine Mühe, einige nicht unwichtige Zweige derſelben völlig abgetreten. Nur die Geldgeſchäfte, deren er viele und ſehr beträchtliche machte, hatte er ſich ſelbſt vorbehalten. Indeſſen unterließ er nie, beſonders weil er in die kaufmänniſche Klugheit ſeines Stellvertreters nicht das meiſte Vertrauen ſezte, ſich um die übrige Handlung, ſo wie um das ganze Leben des Sohns, zu bekümmern; und da er ohne Unterlaß etwas verſäumt oder nicht ganz nach ſeinen Grundſäzen fand, ſo gab dies zwiſchen Vater und

Sohn zu ſehr unangenehmen Auftritten Anlaß, die am Ende von beiden Seiten ein wenig bitter und beleidigend wurden.

Man ſehe hier zur Probe nur einen der lezten dieſer Auftritte, der für die Ruhe und Glükſeligkeit der Familie die bedeutendſten Folgen hatte.

II.

Der junge Herr Stark hatte ſein Wort gegeben, im öffentlichen Concert zu erſcheinen, und ſich zu dieſem Ende in ein lichtbraunes ſammtenes Kleid mit Goldgeſtikter Weſte geworfen. Er hatte ſich über dem Anziehen ein wenig verſäumt, und fuhr jezt mit großer Eile in das gemeinſchaftliche Arbeitszimmer, wo eben der Alte beim Geldzählen ſaß. — Friederich! Friederich! rief er, indem er die kaum zugeworfene Thüre mit Geräuſch wieder aufriß.

Gott ſey bei uns! ſagte der Alte; was giebts? — und nahm die Brille herunter.

Der Sohn foderte Licht zum Siegeln, warf ſich an ſeinen Schreibtiſch, und murmelte dem Alten ſeitwärts die Worte zu: Ich habe zu arbeiten — Briefe zu ſchreiben.

So eilfertig? ſagte der Alte. Ich wiederhol' es dir ſchon ſo oft: bedächtig arbeiten und anhaltend, hilft weiter, als hizig arbeiten und rukweis. — Doch freilich! freilich! Je eher man ſich vom Arbeitstiſch hilft, deſto früher — —

Kommt man zum Spieltiſch, wollte er ſagen; aber weil eben Friederich mit Licht hereintrat, ſo beſann er ſich, und verſchluckte das Wort.

An wen ſchreibſt du denn da? fing er nach einiger Zeit wieder an.

An Eberhard Born in S**

Den Sohn?

Der Vater heißt Auguſt, nicht Eberhard.

Gut! Meine Empfehlung an ihn! — Ich denke noch oft an die Reiſe von vorigem Sommer, wo ich ihn kennen lernte. Es iſt doch ein vortreflicher junger Mann.

O ja! murmelte der Sohn in ſich hinein. Wer nur auch ſo wäre!

Ein ordentlicher, arbeitſamer, geſitteter Mann, wie gebohren zum Kaufmann. Voll Muths, etwas zu unternehmen, aber nie ohne Bedacht; in ſeinem Aeußerlichen ſo anſtändig, ſo einfach; von Sammt und Stickereien kein Freund, und was ich an ihm ganz vorzüglich ſchätze — kein Spieler. Ich denke, er ſoll in ſeinem Leben noch kein erſtes Solo verlieren. — Wenn er ja einmal ſpielt, ſo iſt es nicht in der Karte, ſondern mit ſeinen Kindern. Er hat ſo liebenswürdige Kinder! — Ach, und der Alte! ſein Vater! Der kann ſo ganz aus vollem Herzen gegen ihn Vater ſeyn. Das iſt ein glücklicher Mann! — Ich kenne Väter, fuhr er ein wenig leiſer fort, die ſich an ihm verſündigen, die ihn beneiden könnten.

Schreib, oder — ſagte der Sohn, indem er eine Feder nach der andern auf den Tiſch ſtampfte und hinwarf.

Der Alte ſah das eine Weile mit an. — Du biſt ja ganz ärgerlich, wie es ſcheint?

Wer's nicht wäre! murmelte der Sohn wieder in ſich.

Bin etwa ich daran Urſache? Hab' ich deinen Geſchmack nicht getroffen? — Er ſtand auf, und ging zum Tiſche des Sohns. — Ich weiß, du biſt von Winken und von Anſpielungen eben kein Freund, und ich kann ja auch deutlicher reden.

O, es braucht deſſen nicht, ſagte der Sohn, und ſchrieb fort.

Der Alte nahm ihm ruhig die Feder aus der Hand, ſprüzte ſie aus, und legte ſie hin. — Sieh! fing er dann an, es wird mir von Tage zu Tage immer ärgerlicher, daß ich einen Menſchen von ſo weitläuftigem Kopfe und von ſo engem Herzen zum Sohn haben muß. Einen Menſchen, der für ſeinen Putz, ſein Vergnügen, der in L'hombre und Whiſt ein Ducätchen nach dem andern, oft auch wohl dutzendweiſe, vertändelt; der nur noch geſtern wieder bis in die ſinkende Nacht geſpielt hat, und der, wenn er eine großmüthige Handlung thun ſollte, vielleicht keines Thalers Herr wäre; — einen Menſchen, der ewig ledig bleibt, weil keine Partie ihm reich genug iſt, und der doch immer übrig hat, zu fahren, zu reuten, den Cavalier zu machen, Sammt und Stickereien zu tragen. — Ich muß wohl nicht Unrecht haben, fuhr er nach einigem Stillſchweigen fort; denn du kannſt mir nicht antworten.

O, ich könnte, ſagte der Sohn, indem er mit Hitze aufſtand; aber — —

So ſprich! Was verhinderte dich?

Bei Gott! ich bin es müde, ſo fortzuleben. —

Daß ich das hoffen dürfte!

Ich bin nun, denk' ich, ein Mann und kein Kind mehr. Warum wird mir denn noch immer begegnet, wie einem Kinde?

Sohn! Sohn! Es giebt alte Kinder.

Ich bin aufmerkſam; ich verſäume nichts, was zu thun iſt; ich ſetze nie die Achtung und die Ehrerbietung gegen Sie aus den Augen —

Nur den Gehorſam ein wenig.

Ich verwaltete das Ihrige mit Redlichkeit und mit Treue: und doch — doch kann ich keine Stunde in Ruhe leben; doch wird mir durch Vorwürfe ohne Ende jeder Augenblick meines Daſeyns verkümmert; doch wird mir jede Zerſtreuung, jedes elende Vergnügen gemißgönnt.

Du ſprichſt ſehr hart, aber ſehr wahr. Jedes elende Vergnügen!

Elend — weil es mir nichts, oder eine Wenigkeit koſtet. Was hab' ich denn noch verloren, wenn ich verlor?

Das Koſtbarſte, was wir haben: die Zeit.

Und ſoll ich denn gar keinen Genuß meiner Jugend haben? Soll ich immer ſo fortarbeiten, wie Sie, mich eben ſo tragen, eben ſo einſchränken, wie Sie? eben ſo — —

Nun, was ſtockſt du? Sprich aus!

Eben ſo — bei Thalern zuſammenſparen, um bei Hunderten wegzuwerfen?

Wegzuwerfen! ſagte der Alte, dem nichts in der Welt ſo unerträglich ſchien, als daß Kinder ihre Aeltern über den freien Gebrauch eines ſelbſterworbenen Vermögens richten ſollten. — Dacht' ich es doch, daß der junge Menſch noch würde mein Vormund werden! Wegzuwerfen! Was verſtehſt du darunter? Was heißt bei dir wegwerfen? Sprich! — Er ging ihm nach, und hielt ihn etwas unſanft am Arme. — Seinen Beutel für jeden ehrlichen Mann offen halten, der Beiſtand braucht; etwa das?

Ehrlich! ſagte der Sohn mit ziemlich geſunkener Stimme. Wenn ſie es alle wären!

O, ich bin noch wenig betrogen. Ich faſſe meinen Mann erſt ins Geſicht, ehe ich gebe. Und was nennſt du denn wegwerfen? Sprich!

Sie borgen Allen — ohne das Geringſte davon zu haben.

Thor! Ohne das Geringſte davon zu haben? — Er zog die Hand von ſeinem Arme, und gab ihm einen Blick voll Verachtung! — Ich habe das davon, zu ſehn, daß es meinem Mitmenſchen wohlgeht. Rechneſt du das für nichts? — Und wenn ſie mich einſt die lange Straße hinabtragen, und ich hier Alles dahintenlaſſe; ſo hoff' ich, es ſoll da Mancher mit Thränen in ſeinen Augen ſprechen: Schade um den rechtſchaffnen Mann! Ich hab' ihm mit Weib und Kindern meinen ganzen Wohlſtand zu danken. Ich war in Noth und kam zu ihm; da half er mir auf, und ich konnte bei Ehren bleiben. — Bei dir hingegen — — Doch was ſtehe ich da und predige in den Wind? Dein Kopf hat einmal ſeine eigene Philoſophie, und wollte Gott, daß es eine geſcheutere wäre! — Nur immer wieder an deine Arbeit! Schreib! Schreib!

III.

Herr Stark ſezte ſich wieder ruhig an ſeinen Tiſch, und achtete wenig darauf, daß der Sohn eine geraume Zeit mit großen, heftigen Schritten umherging. Er hatte den Grundſaz, daß man einem geſchlagnen, weinenden Kinde Zeit laſſen müſſe, um auszuheulen, und daß es unvernünftig ſey, von einer aufgeregten Leidenſchaft augenblickliche Stille und Ruhe zu fodern. Der Kampf im Herzen des Sohns würde ſich wahrſcheinlich, wie ſchon ſo oft, zum Vortheil der kindlichen Liebe und Ehrerbietung entſchieden, und Alles würde ſeine vorige Geſtalt angenommen haben, wenn nicht unglüklicher Weiſe ein Menſch hereingetreten wäre, der dem jungen Herrn Stark aus mehr als Einer Urſache verhaßt war. Es war ein gewiſſer Herr Specht, einer der kleinen Anfänger, die auf die Güte des alten Herrn bei jeder Gelegenheit Anſpruch machten, und die für die Wünſche des Sohns nur allzuoft darinn glücklich waren. Dieſer hier hatte den Vorzug vor allen Uebrigen; denn er war Pathe und Gevatter zugleich: Verhältniſſe, die dem Herrn Stark, nach alter Sitte, noch ſehr wichtig und ehrwürdig ſchienen. Was aber den Sohn beſonders gegen ihn aufbrachte, war der aus gewiſſen aufgefangenen Reden geſchöpfte Verdacht, als ob Herr Specht eine junge liebenswürdige Wittwe, Madame Lyk, die bei dem Sohne ſehr viel und bei dem Vater ſehr wenig galt, bei leztern angeſchwärzt, und ihm Veranlaſſung zu allen den bittern Gloſſen gegeben hätte, womit er dann und wann über ſie herzufahren pflegte.

Ei! ſagte nach ſeiner gewöhnlichen gleißneriſchen Art der Herr Specht, indem er gerade beim Hereintreten zu ſeinem großen Verdruß auf den Sohn ſtieß, der noch immer umherging — ei mein werthſter Herr Stark! Gleich hier an der Schwelle bin ich ſo glücklich — —?

Seine tiefen Verbeugungen und ſeine ſüßen Minen hatten dem Sohne noch nie ſo fade und unausſtehlich geſchienen, als jezt. — Was giebts? Was ſolls? fuhr er den ganz erſtaunten und erſchrocknen Beſuch ein wenig unartig an.

Himmel! ſagte Herr Specht, und griff wieder nach dem Drücker der Thüre; ich hoffe doch nicht, daß ich ungelegen komme? daß ich Stöhrung verurſache?

Es wäre möglich. Die Zeit iſt edel, mein Herr. —

Ja wohl! ja wohl! Schon bei Unſer einem, und erſt vollends bei Ihnen! bei einem Manne, der ſolche Geſchäfte macht, ſolch ein Werk führt! — Wahrlich, ich begreife oft nicht — —

Was es giebt? Was Sie wollen? hab' ich gefragt. — Borgen etwa? noch ehe die alte Schuld ganz getilgt iſt? — Oder wieder Nachrichten von der Wittwe, Ihrer Nachbarinn, bringen? — Da! Wenden Sie ſich an meinen Vater, und nicht an mich! —

Indem noch Herr Specht mit den Augen in allen Winkeln war, und nicht wußte, ob er gehen oder bleiben, ob er ſchweigen oder antworten ſollte, drehte der alte Herr Stark, dem nachgerade das Gehör ein wenig ſchwach ward, und der nicht wußte, ob er etwas und was er hörte, ſich auf ſeinem Stuhle herum, und half

ihm durch den freundlichſten Willkommen von ſeiner Herzensangſt. — Der Sohn warf ſich wieder an ſeinen Tiſch, um weiter zu ſchreiben.

Nun? Und was ſteht denn zu Dienſten? ſagte Herr Stark, nach mehrern unbedeutenden Fragen — denn umſonſt pflegt er nicht zu kommen, mein lieber Pathe.

Ich — ich wollte ſo frei ſeyn, ſtotterte dieſer, indem er ſchielende, mißtrauiſche Blicke nach dem Sohn zurükwarf — ich habe, dieſe Tage über, Gelegenheiten gefunden — ſo allerhand kleine Gelegenheiten — —

Das verſteh' ich ja nicht. Was für Gelegenheiten?

Ich meyne: einen vortheilhaften Handel zu ſchießen, mir einen kleinen Gewinn zu verſchaffen —

Ja ſo! — das iſt mir lieb; das iſt ſchön. — Immer zugegriffen, mein lieber Specht!

Aber — wie's denn bei Anfängern geht — die Beutel ſind ſo eng und ſo flach. So wie man hineingreift, hat man auch auf den Boden gegriffen. — Dies war, beiläufig zu ſagen, einer der eigenen Einfälle des Herrn Stark, die Herr Specht ſich ſorgfältig zu merken und gelegentlich bei ihm ſelbſt, mit immer gutem Erfolg, wieder anzubringen pflegte. — Und da wollt' ich denn alſo — wenn's ohne Beſchwerde geſchehen konnte — —

Sich friſchen Vorrath holen. Nicht wahr? — Nur heraus mit der Sprache!

Herr Specht lächelte, und ſchlug den Alten mehrmalen hinter einander, mit den äußerſten Fingerſpitzen, ſanft und ſchmeichleriſch auf die Schulter. — Sie ſind doch ein vortreflicher Mann, liebſter Herr Pathe —

Ja, ja! Weil ich ein ſo guter Prophet bin. — Aber was war's denn, das er vorhin mit meinem Sohne abſprach? Hat er ſich dem ſchon entdeckt?

Ich wollte. — Ich hatte die Abſicht; aber — der junge Herr —

Wird vermuthlich bedauert haben? wird ſich auſſer Stande geſehen haben, zu dienen?

So ſchien's beinahe. —

Es kann Ernſt damit ſeyn — die Zeiten ſind ſich nicht immer gleich, und ich denke, es mag ihm jetzt ſelber fehlen.

Hehehe! — liebſter, beſter Herr Stark! Wie Sie doch manchmal zu ſpaßen wiſſen!

Zu ſpaßen? ſagte der Alte, und wies nach dem andern Tiſch auf die reichgeſtickte Weſte hinüber. — Sieht er denn nicht, daß mein Sohn ſein Gold hat verarbeiten laſſen? — Ein jeder freilich nach ſeinem Geſchmack! Der Eine hälts mit einer vollen, der Andre mit einer ſimmernden Taſche.

Dieſes Wort, in keiner ganz üblen Laune und mit einem ziemlich gutmüthigen Tone geſagt — denn Herr Stark war wohl Spötter, aber kein hämiſcher, und wenn er im Verdruſſe erſt wieder witzig ward, ſo war das immer ein Zeichen ſeiner ſchon wiederkehrenden Ruhe — dieſes Wort folgte auf zu bittre, zu ernſtliche Vorwürfe, und ward in Gegenwart eines zu gehaßten, zu verachteten Menſchen geſprochen, als daß es auf das Herz des Sohns nicht eine ſehr unglückliche Wirkung hätte thun ſollen. Er ſprang mit Ungeſtümm auf, murmelte heftige, unverſtändliche Worte zwiſchen den Zähnen, und warf die Thüre.

IV.

Mein Gott! ſagte Herr Specht, dem vor Schrecken beide Arme am Leibe niederſanken; der junge Herr war ganz erhitzt, ganz ergrimmt. Ich will doch nicht hoffen, daß meine Gegenwart — —

Nicht doch; tröſtete ihn der Alte, dem ſeine Uebereilung ſchon innerlich zu gereuen anfing; es iſt nur ſeine Art ſo; er machts nicht anders. — Dann gab er Herrn Specht die benöthigte Summe, mit hinzugefügter Warnung, daß er ſein Geld nicht verſtecken, ſich nicht in mehr oder in größere Geſchäfte verwickeln ſollte, als die er verſtände, und die er bezwingen könnte. — Uebrigens, ſagte er, wünſchte ich, um Lebens und Sterbens willen, eine kleine Verſchreibung. Er kann ſie mir dieſen Nachmittag bringen.

Gewiß! gewiß! ſagte Herr Specht, und klopfte ihm wieder, wie zuvor, mit leichter ſchmeichelnder Hand, auf die Schulter. — Ich dacht' es doch gleich, liebſter Herr Pathe, daß mir von Ihnen würde geholfen werden. Auch meine Frau ſagte: geh immer! So ein Mann, ſagte ſie, wie der Herr Stark iſt, lebt auf der Welt nicht weiter. — Nun, guten Morgen! guten Morgen!

Er hätte ein Vieles darum gegeben, wenn er das unglückliche Wort von der Frau hätte zurückholen können; aber es war heraus, und mit dem Forteilen wollt' es nicht glücken. Herr Stark winkte ihm, wieder umzukehren, und drohte ihm, nicht ohne Ernſt, mit dem Finger. — Weil er doch ſelbſt von ihr anfängt; mein lieber Specht, und weil ichs bisher immer vergeſſen habe; — ſag' er mir einmal recht aufrichtig: Wär' er nicht ein wenig verliebt in die Frau?

Je nun, ſtotterte dieſer — ein junger Ehemann — freilich —

Der ſelige Lyck, denk' ich, war's auch. Und nun, die Wittwe — die ihm das Seinige vertändelte, verputzte, vertanzte, verſchmauſ'te — er weiß ja wohl beſſer, als ich's ihm ſagen kann, in was für Umſtänden die iſt. — Nehm' er ſich in Acht, lieber Specht! Sey er auf ſeiner Hut!

Aber wie ſo, beſter Herr Pathe? wie ſo? — Meine Frau — —

Iſt mir gar ſehr nach der Mode. Alles, was nur aufkommt, das macht ſie mit. Und darum ſtell' ich mir vor — weil er doch nur ein Anfänger iſt, und weil ich ihn doch ſonſt als guten Haushälter kenne — ich ſtelle mir vor: Er hat ſo eine gewiſſe ſchwache Seite, und die junge Frau hat die ausgekundſchaftet. — Hab' ich's getroffen?

Liebſter, beſter Herr Pathe — —

Man geſteht das nicht gerne. Schon gut! — Aber ich bitt' ihn, als Freund: nehm' er ſich in Acht! Sey' er ein Mann! — Bei einer ſchlechten Wirthinn geht der beſte Wirth von der Welt zu Grunde; da iſt kein Haltens. Er füllt da in ein löcherichtes Sieb; und wenn er ſich auch zu Schanden füllte; er bringt in Ewigkeit nichts hinein. — Ich weiß zwar wohl, fuhr er nach einem Weilchen mit Schmunzeln fort, wie's die Weiber zu machen pflegen —

Ja freilich, freilich, ſeufzte hier Specht, und fuhr ſich mit dem Finger hinter die Ohren. Da ſteckts!

Wie ſie den jungen Mann in die Enge treiben; Launen haben, Zufälle haben, Beklemmungen und Ohnmachten haben — Gott weiß, was Alles? — und wie dann auf einmal wieder das Wetterglas ſteigt und heitre Sommerluft wird; wie ſie da ſchmeicheln, liebkoſen, tändeln, und dann ſo unverſehens, als wenn ihnen nichts drum wäre, damit herausrücken: die da, die trägt dieß und trägt das; die geht hier hin und dort hin; die macht dieß mit und das mit: — die Närrinn! — Unſer eine iſt doch eben, was ſie iſt. —

Nun wahrhaftig! rief Specht, dem über der guten Laune des Alten das Herz wieder ganz leicht ward. Es iſt, als ob Sie hätten dabei geſtanden.

Und wenn ſie dann den guten Tropf in der Schlinge haben: wie ſie da küſſen, liebäugeln, herzen —

Ganz, wie ſie's zu machen pflegen! — indem er die größte Verwunderung vorgab — ganz nach der Natur! Zug vor Zug!

Ei, ich weiß das. Ich bin ja alle die Schulen durchgegangen. — Aber zum Henker, Pathe! Der Mann muß Mann ſeyn; er muß ein Herz von Stahl und von Eiſen haben. — Immer liebreich, nie verliebt, iſt die Regel. — Und was verliert man denn, wenn man ſich darnach hält? Man gewinnt! Denn wer der Frau nachgiebt, der hat nur dann und wann gute Tage; wer ſein Anſehen behauptet, der hat ſie immer. — Oder meynt er etwa, daß die junge Frau des Mannes nicht eben ſo bedürftig iſt, als der junge Mann ihrer? — Poſſen, Poſſen, mein lieber Specht! Eben ſo bedürftig, und unter uns: oft wohl mehr!

Nun wart! ſagte dieſer, indem er hinter ſich ſah, und die ſtrengſte Mine zog, die in ſein flaches Geſicht nur hineinwollte — an das Geſpräch will ich denken. Ich will dich mir künftig anders ziehen.

Aber mit Art, verſteht ſich. Mit Art!

Ei freilich! die Art iſt die Hauptſache. Die muß nicht vergeſſen werden. — Und nun wandt' er Geſchäfte vor, die ihn eiligſt nach Hauſe riefen, und ging. Des feſten Vorſatzes vermuthlich, nichts zu wagen, was ihm vielleicht gereuen, und nichts anzufangen, was er vielleicht nicht durchſetzen mögte.

V.

Während Herr Stark über ſeinem Streifzuge gegen das ſchöne Geſchlecht aller Sorgen vergaß, ging der Sohn, voll der äuſſerſten Erbitterung, auf ſeinem Zimmer umher. — So mich zu mißhandeln, rief er; ſeinen einzigen leiblichen Sohn; und das in Gegenwart eines ſo verächtlichen, eines ſo nichtswürdigen Menſchen!

Eines ſo unbedeutenden, armen Wichts, hätte er ſagen können, der ſich mit Bücklingen und Schmeicheleien durch's Leben windet, und der übrigens noch eine ganz gute, ehrliche Haut iſt —

Mich der Verachtung, dem Spott, dem bitterſten Hohngelächter Preiß zu geben, und das auf eine ſo hämiſche, ſo geſuchte, ſo recht ausgekünſtelte Art! —

Auf eine freilich ärgerliche, aber dem Alten nun einmal gewöhnliche, und hier von ſelbſt ſich darbietende Art, wobei doch, wie ſonſt immer, der Ehre und des guten Namens geſchont ward. —

Mir in dem Augenblicke, wo ich mich hinſetze und für ihn arbeite, ſo grundloſe, ſo aus der Luft gegriffne, ſo abſcheuliche Vorwürfe zu machen! —

Grundlos nun in der That, wenigſtens was Spiel und was Nachtſchwärmen betraf; aber darum nicht aus der Luft gegriffen: denn unmöglich konnte der Vater von den jetzigen geheimen Gängen des Sohns anders, als nach Aehnlichkeit der ehemaligen, urtheilen; und ſo waren ſie, in ſeinen Gedanken, noch immer auf die Caffeehäuſer und zum Spieltiſch gerichtet. — Daß jetzt wirklich die müßigen Augenblicke des Sohns, und mitunter auch halbe Nächte, zu ſehr lobenswürdigen, ſehr edlen Handlungen verwandt wurden; das war niemanden weniger, als dem Vater, bekannt: und dieſe lobenswürdigen, edlen Handlungen hatten auch ſo ein gewiſſes Aber, daß ſie der Sohn für keinen Preis dem Alten hätte wollen bekannt werden laſſen. —

Doch zu Bemerkungen, die den Vater hätten entſchuldigen oder gar rechtfertigen können, war fürizt der Sohn nicht geſtimmt; er ſprach vielmehr ſich ſelbſt durch die heftigſten, überſpannteſten Ausdrücke immer tiefer in den Verdruß hinein, und endigte zuletzt mit dem Entſchluß, ſeine Lage auf einmal und ſo ganz zu verändern, daß er ſchlechterdings auſſer aller Verbindung mit dem Vater hinausträte, nicht bloß das väterliche Haus, ſondern auch die väterliche Stadt verließe, und an einem ganz fremden Orte mit dem Wenigen, was er vor ſich gebracht hatte, ein eigenes Haus errichtete. Die Vernunft ſelbſt, glaubte er, billigte nicht nur, ſondern beföhle dieſen Entſchluß; denn ſeine vollen dreißig Jahre hatt' er bereits verlebt, und zwar in ſo herznagendem Kummer, in ſo tödtenden Aergerniſſen und Sorgen, daß die zweiten dreiſſig zu hoffen Thorheit war; und warum er, eines wunderlichen, grillenhaften, unverbeſſerlichen Vaters wegen, mehr als die erſte, ſchönſte Hälfte ſeines Lebens aufopfern ſollte, das könnt' er nicht einſehn. Sein Herz ſprach dagegen zu laut, und im Geſetz fand er's nirgends geſchrieben.

In der That war dieſe Trennung vom Vater kein neuer, ſondern ein ſchon oft gehegter, und ſelbſt bis zum vollſtändigſten Entwurf durchdachter Einfall, bei dem das Wie? und Wohin? und durch was für Mittel? ſchon längſt beantwortet, und nur das Wann? noch unentſchieden geblieben war. Immer war indeß dieſer Einfall mit dem Zorne, der ihn erzeugt, und dem Grolle, der ihn genährt hatte, wieder verſchwunden. Wenn er ſich jetzt in dem höchſterbitterten Gemüthe des jungen Mannes feſter ſetzte, als je, und im kurzen zum entſchiedenen, unwiderruflichen Vorſatze ward; ſo hatte das einen noch ganz andern Grund, als die Launen des Vaters; aber einen Grund, womit Herr Stark ſich ſo äuſſerſt geheim hielt, daß er ihn kaum ſich ſelbſt zu geſtehen wagte. Von jeher war es ſein Lieblingsentwurf geweſen, ſich mit einer der reichſten und glänzendſten Partieen der Stadt zu verbinden: jetzt auf einmal ſpielte die Liebe ihm den muthwilligen, hämiſchen Streich, daß ſie ihn mit allen ſeinen Neigungen zu einer Perſon hinriß, die von den

Vorzügen, welche ſonſt Liebe entſchuldigen, auch nicht einen beſaß. Weder war ſie von beſonderer Schönheit des Geſichts oder des Wuchſes, noch ſtand ſie in der erſten Blüthe der Jugend, noch zeichnete ſie ſich durch groſſe, ſchimmernde Geiſtestalente aus, die auch ohnehin an Herrn Stark keinen gar eifrigen Bewunderer mögten gefunden haben. Güter hatte dieſe Perſon vollends gar nicht, außer ſolchen, die es eigentlich bloß für den erſten Beſitzer ſind, und die auf Andre als Güter nie ſo recht übergehen können: ein Paar liebenswürdige Kinder. Kurz, es war eben die Madame Lyk, wegen deren Herr Specht ſo verhaßt war, und über die wir den Vater ſo ſtrenge haben Kunſtrichtern hören.

Es iſt bekannt, daß man in lebhaften Träumen zuweilen ſich ſelbſt fragt: ob man denn wache oder nur träume? und daß die Antwort immer das Gegentheil des wirklichen Zuſtandes auszuſagen pflegt: man wache. Herr Stark hatte mehrmalen, wenn er der Madame Lyk in ſehr zärtlichen Empfindungen gegenüber ſaß, ſich ganz ernſtlich befragt: ob er noch frei oder verliebt ſey? und immer war noch die Antwort gefallen: frei. Gleichwohl war ihm bei dieſer Freiheit nicht ſo ganz wohl zu Muthe: denn auf den zwar undenkbaren, aber doch an ſich nicht unmöglichen, und nur zum Scherz ſo angenommenen Fall, daß er irre, konnte er alle die bittern Höhnereien vorausdenken, womit ihn zu Hauſe der Vater, und auſſer dem Hauſe die vielen Familien verfolgen würden, die mit der beſchwerlichen Waare ihrer erwachſenen Töchter auf einen ſo reichen Erben und zugleich ſo ſchönen, blühenden Mann, als Herr Stark, trotz allen vom Vater erlittenen Drangſalen, noch immer war, etwa ein

Auge haben mögten. Das Beſte wäre auf dieſen Fall geweſen, Madame Lyk nicht weiter zu ſehen; aber dieſes ging, ſo lange man mit ihr an Einem Orte lebte, aus hundert Gründen nicht an; und ſo ward denn jenes erkannte, oder vielmehr nur ganz undeutlich empfundene Beſte dahin näher beſtimmt, daß man ſich von dieſem Orte, je eher je lieber, müßte loszureiſſen ſuchen. — Doch, wie geſagt, mit dieſem ſtärkern, eigentlich entſcheidenden Bewegungsgrunde kam es zu keinem rechten Bewußtſeyn; Herr Stark hätte Leib und Leben darauf verſchworen, daß es bloß der wunderliche, unausſtehliche Alte ſey, der ſeinen verdienſtvollen, einzigen Sohn, welcher ſo lange Jahre für ihn und die Familie gearbeitet hatte, in die weite Welt jagte. Wie gut ſein Herz ſeyn müſſe, erkannt' er hiebei aus dem Kummer, womit er an den üblen Ruf und an die außerordentliche Verlegenheit dachte, in die der Alte unausbleiblich gerathen müßte; aber einmal wollt' es dieſer nicht anders haben, und der Sohn konnte nicht helfen.

VI.

Der Einzige in der Familie, der von dem Herzenszuſtand des jungen Herrn Stark zwar nicht völlige Kenntnis, aber doch ziemlich wahrſcheinliche Spuren hatte, war der Schwager, Herr Doctor Herbſt. Er hatte dem ſeligen Lyk, als Hausarzt, in ſeiner letzten Krankheit gedient; er wußte, daß wegen Handlungsverdrüßlichkeiten große Feindſchaft zwiſchen ihm und Herrn Stark, dem Sohne, geherrſcht hatte, und er ſelbſt war Vermittler bei der ſehr rührenden Ausſöhnung geweſen, die vor dem

Tode des erſtern vorhergegangen war. Bei dieſer Ausſöhnung hatte Herr Stark dem Sterbenden in die Hand verſprochen, daß er, auf den Fall ſeines Hintritts, die Wittwe mit Rath und That unterſtützen, und beſonders die Handlungsangelegenheiten, von denen Herr Lyk geſtand, daß ſie in nicht geringer Unordnung wären, möglichſt aufs Reine bringen wollte. Dieſes edelmüthige Verſprechen hatte Herr Stark mit dem größten Eifer erfüllt; er hatte ganze Monate hindurch jeden Augenblick, den er eigenen Arbeiten hatte abſparen können, den Angelegenheiten der Wittwe gewidmet, und ſchon mehrmalen hatte der Doctor, wenn er der ſehr kränklich gewordenen Frau noch ſpät Abends einen Beſuch gab, ihn in voller, eifriger Arbeit über ihren Büchern getroffen. Er hatte bei dieſer Gelegenheit bemerkt, daß die wirklich großen und liebenswürdigen Tugenden, welche Madame Lyk in ihrer jetzigen traurigen Lage ſo viel Anläſſe zu entwickeln fand, und welchen er ſelbſt volle Gerechtigkeit widerfahren ließ, das Herz des Schwagers nicht ungerührt mögten gelaſſen haben. Beſonders war ihm die Verwirrung und der raſche Unwille aufgefallen, womit einſt Herr Stark eine ganz unſchuldige, mehr im Scherz ſo hingeworfene Warnung, ſich nicht zu verlieben, aufgenommen hatte; auch hatte er viel Licht aus der gleich darauf folgenden dringenden Bitte geſchöpft, daß er doch, ums Himmels willen, von dem ganzen Umgange mit Madame Lyk, in den er ja ſelbſt ihn hineingezogen, der Familie, und beſonders dem Vater, kein Wort verrathen mögte.

Indeſſen, ſo gewiß, nach der Semiotik des Doctors, dieſes Zuſammentreffen von Dienſteifer, Blödigkeit und

Geheimthun auf Liebe hindeutete: ſo glaubte er's mit dieſer Liebe doch keinesweges ſo weit gediehen, daß er ſie in irgend einiger Verbindung mit dem Entſchluß hätte denken ſollen, den ihm iezt der iunge Mann zu ſeinem größten Mißfallen kund that. Herr Stark verlangte auch über dieſen Entſchluß das Geheimnis; aber dieſes ſchlug der Doctor ihm förmlich ab; er verſicherte ſich vielmehr ſogleich des lebhafteſten Beiſtandes der Frau und der Schwiegermutter, um den iungen Mann von einem ſo raſchen und für die ganze Familie ſo höchſtnachtheiligen Schritte zurückzuhalten. Daß es mit dieſem Schritte voller Ernſt ſey; daran konnt' er nach Allem, was er ſah und hörte, und beſonders nach den Briefen, die man ihm vorgezeigt hatte, nicht zweifeln.

Alle Mühe, die man nunmehro vereinigt anwandte, um Herrn Stark zu beſänftigen und ihn von ſeinem Vorſatze abzuziehen, war rein verloren. Den Grunden des Schwagers ſezte er andere Gründe, den Bitten und Thränen der Mutter die feurigſten Betheurungen der Liebe und des Gehorſams, mit Ausnahme dieſes einzigen Punets, und den abwechſelnden Liebkoſungen und Spöttereien der Schweſter Unempfindlichkeit und Unart entgegen. Man bemerkte, daß, je mehr man ihn zu beugen und zu erweichen ſuchte, deſto ſteifer und hartnäckiger er auf ſeiner Meinung beſtand; und ſo ward denn, in einer geheimen Familienſitzung zwiſchen Mutter, Schwiegerſohn und Tochter beſchloſſen, daß man einen ganz andern Weg einſchlagen, und da mit dem Sohne nichts auszurichten ſey, ſein Heil mit dem Vater verſuchen wollte. Man hielt ſich verſichert, daß auf das erſte freundliche Zureden des Vaters der Sohn mit Freuden einen Entſchluß würde fahren laſſen, wobei er ſelbſt am erſten und am meiſten verlieren müßte; auch war man ganz darinn einig, daß der hofmeiſternde Ton und die ſpöttelnde Laune des Alten zuweilen ins Unerträgliche fielen; daß ein Sohn in männlichen Jahren anders, als im Knaben- und Jünglings-Alter müßte behandelt werden, und daß jeder Menſch ſeine ihm eigene Sinnesart habe, die man wohl in gewiſſen zufälligen Aeuſſerungen leiten, aber nie im Ganzen und im Weſentlichen umſchaffen könne. Der Alte ſelbſt, hoffte man, würde, nach ſeiner ſonſtigen Billigkeit und Vernunft, ſich hievon leicht überzeugen laſſen.

Doch, was die Leichtigkeit des Ueberzeugens betraf, ſo gerieth man bald wieder in Zweifel. Herr Stark hatte der Proben von Steifheit und Unbiegſamkeit des Charakters zu viele gegeben, und man ward daher einig, den Angriff auf ihn ja nicht übereilt oder tumultuariſch, ſondern behutſam und methodiſch zu machen. Die Beobachtungen, nach welchen man den Plan verabredete, waren folgende. Der Alte hegte von dem Verſtande und der geſunden Beurtheilung des Doctors ſehr vortheilhafte Begriffe; der Doctor demnach ſollte zuerſt erſcheinen, ihm die Entſchlieſſung des Sohns eröffnen, und ihn von der Nothwendigkeit ſowohl als Billigkeit, ſein Betragen zu ändern, mit Ehrerbietung, aber auch mit Nachdruck, belehren. — Das Wort der Mutter war in Familien-Angelegenheiten immer vom größten Gewicht geweſen, und ſchon oft, obzwar nie in einem ſo kitzlichten Falle, war ihren dringenden Vorſtellungen, wenn auch mit einigem Kopfſchütteln, nachgegeben worden: die Mutter alſo ſollte nach dem Doctor hereintreten, und wenn die

Vernunſt des Alten ſchon wankte, den Widerſtand ſeines Herzens durch Bitten, und allenfalls auch durch Thränen, zu brechen ſuchen. — Von der Tochter wußte man, daß ſie mit ihren Schmeicheleien und Einfällen eine wunderbare Gewalt über den Vater hatte, und daß ſie, wegen großer Uebereinſtimmung ihrer eigenen Gemüthsart mit der ſeinigen, ſich in allen Krümmungen und Wendungen ſeiner Laune geſchickt ihm nachzuſchmiegen und ihn faſt immer zu ihrer Abſicht herumzuholen wußte: die Tochter alſo ſollte zuletzt erſcheinen, und dem durch Mann und Mutter ſchon ganz erſchöpften und abgematteten Eigenſinne des Alten den lezten Gnadenſtreich geben. — Bei dieſem ganzen ſchönen Entwurfe äuſſerte bloß die Mutter noch etwas Furcht: der Doctor hielt ſich, unter göttlichem Beiſtande, guten Erfolgs verſichert, und die Tochter vollends vermaß ſich mit großer Freudigkeit, daß keine — wenn nur erlaubte und ehrliche Sache in der Welt ſeyn müßte, wozu ſie ihren lieben, alten, Seelenguten Vater nicht hinſchmeicheln oder hinbitten wollte. Doch ſäumen, meynte ſie, müſſe man nicht mit dem Angriff: denn der Bruder mache ſchon allerlei bedenkliche Anſtalten, die auf eine nahe Abreiſe zielten; auch ſey nur eben der jährliche Abſchluß der Handlungsbücher geendigt, und dieſer Zeitpunct müſſe dem Sohn zur Trennung vom Vater nothwendig der ſchicklichſte dünken. Das Scharfſinnige dieſer Bemerkung, die den beiden Andern entwiſcht war, ward erkannt und gelobt: ihr zufolge ward nun einmüthig feſtgeſetzt, daß man gleich den andern Morgen ſich friſch an das Werk machen wollte.

VII.

Es war ein Capital zahlbar, und Herr Stark ſaß vor einem Tiſche voll Sächſiſcher, Brandenburgiſcher, Hannöveriſcher und Braunſchweigiſcher Neuer Zweidrittelſtücke. Er zählte, da der Doctor hereintrat, das angefangene Häufchen von funfzehn Stück geſchwind zu Ende, und hieß ihn dann mit frohem Herzen willkommen. Seine erſte Frage war nach ihm ſelbſt, und gleich die zweite war nach den Kleinen.

Die ſitzen zu Hauſe über den Büchern, ſagte der Doctor.

Bravo! bravo! die fangen früh an; die werden ſchon vorwärts kommen. — Und iſt denn wirklich Trieb da? iſt Kopf da?

So viel ich jezt noch beurtheilen kann: beides. Ich bin zufrieden mit meinen Kindern.

Ich auch. Ich auch. — Ha, wenn ich die guten Kleinen nicht hätte! Wär ich nicht ein armer Mann mit alle dem Bettel? — indem er die Hand verächtlich gegen den Tiſch warf. — Für wen in der Welt hätt' ich geſammelt? gearbeitet? Denn mein Sohn da, der Freigeiſt — —

Eben von dem, beſter Vater, mögt' ich mit Ihnen reden.

Sehr gerne. Nun?

Nur müſſen Sie auch Geduld haben, mich anzuhören.

Ich habe. — Zeit und Geduld; alles beides.

Sie ſind ſo eingenommen gegen den Sohn. Sie werfen die Schuld ſeiner Fehler immer auf ihn allein. — Sollt' es nicht vielleicht einen Andern geben, der mit ihm theilte?

Einen andern? Der möchte mir ſchwer zu errathen werden. Der iſt —?

Ein ſonſt guter, billiger, vortreflicher Mann. — Denn um nur Eins zu erwähnen, und eben das, was Sie doch am meiſten auf ihn verdreußt: Iſt's ſo ganz ſeine eigene Schuld, wenn er noch ledig blieb?

Nun? iſt es denn meine?

Ein wenig, dächt ich.

O ja! Oder wenn's um und um kommt, wohl ganz. — Freilich, ſo ein Weib, wie man ſie jezt täglich zu ſeinem Aerger herumflattern ſieht; — ein Weib mit Tauſenden, das ihm Tauſende durchgebracht hätte, das keinen Ball, keine Redoute verſäumt, Triſſet und Liebensintriguen geſpielt, weder Mann noch Kinder geachtet hätte; kurz, Herr Sohn — ſo ein Weib, wie ſie die neuſte Mode-Erziehung ausbrütet, und womit er am Ende wohl gar — mir wird übel und wehe; — zu Schimpf und Spott der ganzen Familie vor's geiſtliche Gericht hätte laufen müſſen; ſo eins hätt' er wohl gerne gehabt, von Herzen gerne: und konnt' ich das dulden? konnt' ichs recht ſprechen, daß er mit ſichtlichen Augen in ſein Verderben rennte? — Wenn ich zu ihm ſagte: Sieh, Sohn! Da iſt ein hübſches, ſtilles, ſittſames Mädchen, braver, ehrlicher Eltern Kind; — das wird zwar nur wenig haben, wird vielleicht nichts haben; aber es iſt in Gottesfurcht und in Einfalt erzogen: — nimm's! und es wird dankbar gegen dich ſeyn; es wird dich lieben, wird deine Kinder lieben, wird ſie erziehen, daß Gott und Menſchen an ihnen Freude haben; wird dir mehr Tauſende erſparen, als dir jenes zubringt: — konnt' ich da durchdringen? Stand er da nicht vor mir — mit einem Geſichte, mit einer Unterlippe — ſo hängend! ſo albern!

Sie haben da freilich Recht — völlig Recht —

Nun dann!

Aber wenn Sie's auch ſonſt in Allem, wenn Sie's in jeder erdenklichen Abſicht hätten: — in einer einzigen, weiß ich doch nicht, ob Sie's haben? — Er ſagte dieß mit einem ſehr beſcheidnen, beinahe furchtſamen Tone.

Die mögt' ich wohl näher kennen. Die iſt —?

Ihre ganze Art, wie Sie ſich mit ihm nehmen. Ihr Ton, worinn Sie von früh bis in die Nacht mit ihm reden.

Hm! — Aber ich bin nicht unbedeutſam; ich nehme Lehre an. — Wie ſoll er geſtimmt ſeyn, mein Ton?

Liebreicher, freundlicher — väterlicher, wenn ich das ſagen darf.

Und iſt er denn rauh? Iſt er ſtürmiſch?

Wenn er das lieber wäre! — Dann und wann ein wenig Jähzorn, Unfreundlichkeit, Eigenwillen; wer verzeiht das nicht gern einem Vater, und einem ſo guten Vater?

Verzeiht das! — Drolligt!

Nur dann wieder Güte, Offenheit, Liebe, Vertrauen! — Aber Ihr ſchneidender, Ihr empfindlicher Ton — — Hier rückte der Alte am Stutz, und der Doctor fand für gut, etwas lindernde Mittel hinzuzuſetzen — — Sie müſſen mir das nicht ungütig nehmen; es geziemt mir freilich nicht, ſo zu reden; ich ſag' es nur im Vertrauen auf Ihre Nachſicht — — Ihre ewig fortgeſetzten Spöttereien und Anſpielungen, die, gleich kleinen Schlägen, jeder an ſich nur ſanft ſind, aber zu ſchnell hinter einander und immer denſelben Fleck treffend, zuletzt unerträglich werden; — kurz, Ihr Necken, Ihre witzigen Ausfälle — —

Genug! ſagte der Alte; genug! Dagegen läßt ſich nichts aufbringen. Sie haben Recht.

Und dürft' ich denn alſo hoffen —?

Was? — was? — indem er ihn mit ein Paar großen und ſtieren Augen anſah, die den Doctor ganz irre machten: — daß *ich* in *meinen* Jahren mich ändern; daß ein alter, verwachſener, knotigter Stamm ſich nun noch biegen und ziehen ſollte? — Das iſt unmöglich, Herr Doctor; unmöglich!

Nun ward der Doctor, der es ſo gut gemeynt hatte, auch an *ſeiner* Seite verdrüßlich. — Sie verfallen ſchon wieder in Ihren Ton. —

Schon wieder? Und das mit Ihnen, mit dem ich doch ſonſt eben nicht witzle? — Er ſagte das Wörtchen: Witzeln mit einem ganz eigenen Nachdruck. — Nun, Sie ſehn dann wohl ſelbſt: iſt unmöglich, unmöglich!

Gleichwohl — habe ich Mitleiden mit meinem Sohn, und ich komme da eben auf einen Gedanken — auf einen, glaub' ich, guten Gedanken — den aber nur Sie würden ausführen können.

Nur ich? —

Sie haben mir ſo eben Ihre groſſe Gabe dazu bewieſen.

Wie verſteh' ich das? Welche Gabe?

Je, die glückliche Gabe, Fehler zu ſehn und zu ſagen. Wie, wenn Sie nun gingen, und meinem Sohn auch die ſeinigen ſagten? — denn daß er ihrer hat, dafür ſteh ich. Recht derbe Fehler! — Wenn Sie zu ihm ſprächen: „Sie müſſen mir das nicht ungütig nehmen; es geziemt mir freilich nicht ſo zu reden; ich ſag' es nur im Vertrauen auf Ihre Nachſicht" — oder wie Sie es ſonſt herumbringen; wie Sie ſonſt Ihre Pille verſilbern wollten: — Sie werden das ja wiſſen, Herr Doctor —

Gut! gut! ſagte dieſer, und biß voll Unmuths die Lippen.

Kurz, wenn Sie ſprächen: „die *bewußte* Unterredung mit unſerm Alten hab' ich gehabt. Es iſt doch ein wunderlicher, eigenwilliger, hartnäckigter alter Mann. Steif iſt ſein Rücken, und ſteif iſt ſein Kopf. Beide würden eher brechen, als biegen. — Wie, wenn lieber Sie, der jüngere Mann, die Fehler ablegten, die den grämlichten Alten auf Sie verdrüſſen? wenn Sie, zum Beiſpiel, ein geſetzterer Menſch, ein ſparſamerer Wirth, ein aufmerkſamerer Kaufmann würden? Ich ſtünde Ihnen dann mit meiner Ehre dafür" — und hier meine Hand darauf, daß Sie Ihr Wort nicht bereuen ſollten! — „ich ſtünd' Ihnen mit meiner Ehre dafür: der Alte ſollte uns anders werden; er ſollte ſeinen Sohn lieber haben, als ſeinen Witz; er ſollte keine gröſſere Sorge auf dem Herzen tragen, als wie er den einzigen Erben ſeines Hauſes und ſeines Namens glücklich machte." — Hier drehte ſich Herr Stark wieder gegen den Tiſch, und griff nach den Beuteln. — Denken Sie der Sache gelegentlich nach! Es iſt ein Vorſchlag zur Güte.

Ich ſehe wohl, ſagte der Doctor, der ſeinen Verdruß kaum mehr bergen konnte — es iſt nichts mit Ihnen zu machen.

Finden Sie das? — Das hat ſchon Mancher gefunden. Das iſt faſt immer ſo mit Leuten, die nach Grundſätzen handeln.

Und ſo muß ich's Ihnen denn nur gerade herausſagen. Sie werden erſchrecken; aber — — Ihr Sohn — —

Mein Sohn?

Er will von Ihnen — will fort!

Dem Alten war jetzt eben ein Zweidrittelſtück in die Hände gefallen, das ihm nicht ſo recht echt ſchien. Er beſah es von vorn und von hinten, warf es auf den Tiſch, um den Klang zu hören, und muſterte es endlich aus. — Dreizehn, vierzehn, funfzehn. — Will von mir? Wohin?

So gelaſſen dabei? — Aber Sie denken vielleicht: es ſey nur Vorwand, nur Kunſtgriff. — Ich ſchwör' es

Schillers

ſämmtliche Werke.

Ihnen dann auf Ehre: er will fort, will nach Br**, auf nimmer Wiederſehen.

Will er? — Hahahaha!

Sie lachen?

Ueber etwas ſehr Lächerliches.

Nun beim Himmel! So finde ichs nicht.

Aber ich! — Lieber, lieber Herr Sohn! So etwas für Ernſt zu nehmen!

Und wofür ſonſt?

Für nichtigen, leidigen, elenden Trotz.

Ich fürchte, Sie werden bald anders denken. — Ja, wenn es das erſte Mal wäre, daß er den Einfall hätte! Aber er hatt' ihn ſchon öfter. — Und ſo leicht es mir Anfangs ward, ihn zurückzuhalten, ſo ſchwer ward mir's nachher.

Natürlich! Weil Sie ſich gleich Anfangs zu viele Mühe gaben.

Er geht aber. Denken Sie an mich, lieber Vater! Er geht! — Und nun — was wird die Welt davon urtheilen? Ihr Sohn iſt für keinen üblen Mann bekannt, und Sie ſelbſt werden ihn ſo nicht bekannt machen wollen. — Ihre Handlung werden Sie fremden Händen vertrauen müſſen. Sie ſind zu alt und mit andern Geſchäften zu überhäuft, um dieſe Hände genug zu beobachten. — Ihre Frau wird ihren einzigen Sohn — denken Sie ſelbſt, wie ungern! verlieren: Wir Alle — —

Ach Thorheit! Thorheit! ſagte der Alte, und zählte fort.

Wenn Sie's ſo anſehen — —

Wie anders?

Ich habe dann das Meinige gethan, und muß ſchweigen.

Lieber, lieber Herr Sohn! — und er drehte ſich zu einem ernſthaften Geſpräch herum, mit bei Seite gelegter Brille. — Ihre Gründe ſind gut, ſind vortreflich; aber für wen? Für meinen Sohn oder für mich? — Wenn ihn die Welt als keinen üblen Mann kennt; ſo hoff' ich ſagen zu dürfen: mich kennt ſie als einen guten. Auf wen wird alſo der meiſte Vorwurf, der meiſte Tadel fallen? — Wenn die Handlung zu Grunde geht: wer iſt's, der den Schaden trägt? der verliert? Ich, der Greis, der ſein Gutes genoſſen hat und nun auf die Grube geht? oder Er, der Jüngling, der erſt genieſſen ſoll, und — ſo gerne genieſſen mag? — Mit dieſer einzigen, ihm ganz zufällig entfahrenen Spötterei war der Alte auf einmal wieder in voller Laune. — Was? was? fuhr er mit einer Art von komiſchen Unwillen fort; ein Menſch, der nicht das Herz hat, bei einer Frau zu ſchlafen; der hätte Herz, daß er davon ginge? daß er ſich auf ſeine eigene Hand ſetzte? daß er hier Alles im Stiche lieſſe? — Ach Thorheit! Thorheit!

VIII.

Madame Stark, die ſchon einige Zeit auf ihrem Poſten geſtanden hatte, glaubte jetzt eine unglückliche Wendung des Geſprächs zu bemerken, und kam herein. Das Mutterherz war ihr übergetreten, und ſie hielt das Tuch vor die Augen.

Biſt du da, lieber Vater?

Auch die? ſagte der Alte in ſich, und ſah nun im Geiſt, mit voller Ueberzeugung, auch ſchon die Tochter kommen. — Ja, wie du ſiehſt, liebe Mutter. — Er ſtand auf, und ging ihr freundlich entgegen.

Dieſe Freundlichkeit beunruhigte Madame Stark; ſie hätte, nach dem Antrage des Doctors, ihn weit lieber mürriſch und verdrießlich gefunden. — O ich ſehe ſchon, ſagte ſie, ich werde wieder einmal vergeblich bitten.

Warum? Weil ich freundlich bin, meynſt du? — Ich fürcht' es beinahe auch, weil du weinſt. — So ein vierzig Jahre mit einander leben, macht doch ſehr mit einander bekannt. — Wenn du dein Recht fühlſt, weiß ich, da kommſt du ſo zuverſichtlich, ſo freudig, und ich bleibe dann in meiner gleichmüthigen Ruhe: aber wenn du dein Unrecht fühlſt, da beweinſt du den ſchlechten Erfolg, den du vorausſiehſt, und ich bin dann ſein freundlich, um dich zu tröſten. — Nur gleich die Probe zu machen: Was giebts?

Dein Sohn will von dir — fuhr ſie mit groſſer Wehmuth heraus.

Wenn er will — Du weißt, er iſt kein Jüngling mehr; er iſt Mann.

Freilich! Freilich! Und eben darum — —

Richtig! — Eben darum mag er wiſſen, was er zu thun hat.

Aber ihn verlieren zu ſollen! —

Das iſt nicht anders. Söhne gehn in die Welt.

Wenn du nur mit ihm reden, nur ein einziges Mal mit ihm freundlich ſeyn, ihm dein Wort geben wollteſt — —

Wie? — wie? — Nun da ſieh einmal, Mutter! Sieh, wie recht du haſt, daß du weinſt! — Ich mein Wort geben? ihm? Und worüber? — Der junge Menſch, ſeh' ich, wird mir fein aufſätzig, fein trotzig; es verdreußt ihn, einen ſo wachſamen Beobachter, einen ſo beſchwerlichen Erinn'rer zu haben; er mögte gar zu gern den Mund geſtopft wiſſen, aus dem er ſo unangenehme Wahrheiten hört; er macht da Plänchen, mich in Furcht zu ſetzen, in Reſpect zu erhalten; er mögte mir — wie heißt doch die Redensart? — er mögte mir Brillen verkaufen. Eben jetzt hat er da eine fertig, wovon er glaubt, daß ſie mir unvergleichlich ſtehen müßte; und da kommſt du nun, und bitteſt mit heißen Thränen, daß ich die Naſe hinhalten ſoll, um ſie mir aufſetzen zu laſſen. — Sage: iſt das recht, Mutter? Iſt das vernünftig?

Sie hören! ſagte die Alte, und ſtreckte die Hand mit dem Tuche gegen den Doctor. — So hat er es immer mit mir getrieben! Das gelt ich ihm! Das bin ich ihm werth! — So hab' ich mich von jeher müſſen verächtlich machen und mißhandeln laſſen.

Herr Stark bat, daß ſie ſchweigen mögte; denn das Jammern ſey ihm in der Seele zuwider, und Unvernunft hör' er nicht gerne; aber er bat umſonſt, und er hätte ſelbſt können ſchweigen. Endlich beſann er ſich, daß er ja auf dem einen Ohre taub ſey, und daß er über das andre nur den Stutz ziehen dürfe: was er denn unverzüglich that, und ſich gemächlich wieder an ſeine Arbeit ſetzte.

IX.

Wo ſind ſie denn? rief die Tochter, indem ſie den Kopf zwiſchen die Thürflügel ſteckte. — Ei ſieh! Alle hier bei dem Vater? — Guten Morgen! guten Morgen!

Schon ſo frühe? ſagte der Alte. Vor Tiſche?

Ich hatte einzukaufen, mußte vorbei. Huſch flog ich herein, um meinem Väterchen einen guten Morgen zu ſagen. Denn ich weiß, er ſieht mich ſo gerne. Nicht wahr?

Als ob das noch Fragens brauchte!

Wenn ich nicht ſo ganz zufällig käme, ſo hätte mich eins von den Kleinen begleitet; das, was am artigſten oder am fleiſſigſten geweſen. — Ich küſſe Ihnen in Aller Namen die Hand.

Danke. Danke. — Er ſah ſie bedenklich, aber nicht ungütig an. — Du thuſt ja heut auſſerordentlich freundlich?

Ich thäte nur ſo? Ich bin's.

Und haſt hier noch niemand geſehen? — Deinen Mann nicht?

Den wohl. Am Theetiſch.

Deine Mutter noch nicht? — Sie log mit einem Kopfſchütteln, um nicht mit einem ausdrücklichen Nein zu lügen. — Dann iſt's aber nicht artig, ihr nicht die Hand zu küſſen.

Ach verzeihn Sie! ſagte die Tochter, und küßte ihr, ſeitwärts lachend, die Hand.

Deinen Bruder wohl noch vielweniger?

Geſehn: aber kein Wörtchen mit ihm geſprochen. Er lief mir da mit einem Geſichte vorbei, mit einem Geſichte! — Hun, dacht' ich, was kümmern mich deine Geſichter? Lauf immer! — Aus meinem guten Humor bringt mich kein Menſch. Denn Sie wiſſen wohl: ich bin ganz ihre Tochter.

Biſt du? ſagte der Alte, und lachte mit innigem Wohlbehagen.

Immer munter, immer fröhlich und guter Dinge. Wer's nicht mit mir iſt, mag ſeine Launen für ſich behalten. Oder wenn ich mich ja mit ihm abgebe, ſo geſchieht es nur, um ihn auszulachen. Da, der Herr — indem ſie mit dem Finger auf den Doctor wies — hat die Erfahrung.

Närriſches Weib! ſagte dieſer. Hab ich den Launen?

O, du haſt! haſt! du biſt Mann. — Aber doch wirklich, mein lieber Vater; nahe geht's mir, daß ich den Bruder immer ſo unluſtig ſehe. Ich wollte von ganzem Herzen, er wäre glücklich. — Ich meiner Seits, wenn ich dazu helfen könnte — ich thäte Alles.

Doch? Thäteſt du Alles? — Jaja! — Er war aufgeſtanden und packte die Beutel zuſammen.

Wollen Sie denn fort, lieber Vater?

Ich bin hier fertig. —

Aber Sie könnten doch noch immer ein wenig bleiben.

Wozu? — Er gab ihr einen ſcharfen, bedeutenden Seitenblick, und drohte ihr mit dem Finger. — Weib! Weib! du haſt mit deinem Mann geſprochen, haſt mit deiner Mutter geſprochen, haſt mit deinem Bruder geſprochen.

Sie meynen: heut? hier im Hauſe? — Nein wahrlich! Mit Mann und mit Bruder kein Wort.

Alſo doch mit der Mutter!

Nun? Wäre denn das nicht recht?

Gar ſehr. — Aber da kommſt du nun mit eben der Bitte, wie ſie; nur anders eingekleidet, verſteht ſich. Was ſie tragiſch geſagt hat, das willſt du komiſch ſagen. — — Geh! geh! Mit denen da ward ich fertig; aber mit dir — —

Da getraun Sie ſich nicht?

Aus Urſache. — Denn ſieh! wenn du bitteſt, da bitten gleich alle deine Kinderchen mit; und das mögte mir denn zu viel werden. — Geh!

O, nun — nun kommen Sie mir gewiß nicht von dannen. Oder wenn Sie gehn, lauf' ich nach. — Gutes, liebes, beſtes Väterchen — —

Schmeichlerinn!

Schmeichlerinn? — Das bin ich nur dann, wenn Sie ſich nicht erbitten laſſen.

Nun, was willſt du? Nimm Alles! — Er hielt ihr beide Geldbeutel hin.

Nicht doch! Geben ſollen Sie nichts. Keinen Heller.

Aber eine Thorheit begehn, für die ich hinterdrein, um ſie nicht begangen zu haben, das Zwiefache, Dreifache gäbe.

Thorheit, ſagen Sie? Lieber Gott! — Als ob's Thorheit wäre, einmal recht gütig, recht liebreich zu ſeyn! — Sie ſind das gegen mich; ſind's ſo ſehr: Seyn Sie es um meinetwillen auch gegen den Bruder! — Um meinetwillen! Denn Sie helfen mir da von der unangenehmſten Empfindung, die ich nur kenne. — Er beneidet mich — ich habe das mehrmalen bemerkt; — er hat allerhand kleinen Argwohn, daß ich Ihrer wohlthätigen Zärtlichkeit mißbrauche: und faſt — wenn man bloß nach dem Scheine geht — hat er Urſache dazu. Denn ſagt er nicht eben ſo gut Vater, als ich, und genießt doch ſo viel weniger Liebe?

Er von der Mutter, und du vom Vater. So iſt's in der Ordnung.

Nein, ich bitte; bitte, ſo ſehr ich kann: Machen Sie, daß er bleibt! daß er nicht fortgeht!

Kann ich ihn halten?

Mit einem einzigen guten Worte.

Hm! — Das, meynſt du, ſoll der Vater dem Kinde geben?

Gut heißt freundlich, nicht bittend. — Wahrlich, er hat Gefühl, er iſt dankbar. Er wartet nur auf die erſte Eröfnung des väterlichen Herzens, und Sie haben den beſten Sohn von der Welt. — Wenn er nun glauben müßte, daß ich ſeine Entfernung zu ſeinem Schaden nutzte? daß ich Ihnen für mich und meine Kleinen abſchmeichelte, worauf wir zwar Alle kein Recht haben, was aber doch ihm eben ſo gut zukommen würde, als mir? — Sie wiſſen, daß das nicht iſt, und daß ich dazu ganz unfähig bin; aber er würd' es doch glauben; er würd' es ganz ſicher glauben, und meine Empfindung dabei — — Sie hatte Thränen im Auge.

Dieſe Beweiſe von Zartgefühl, Schweſterliebe und Uneigennützigkeit, deren Wahrheit außer Verdacht war, freuten den Alten innigſt, und er ſah ſie mit großer Zärtlichkeit an. Er glaubte, nicht bloß ſein Fleiſch und ſein Blut, ſondern auch ſein Herz und ſeine Seele in ihr zu finden.

Liebes, gutes, beſtes Väterchen, fuhr ſie fort, und nahm Alles zuſammen, was ſie im Tone Süßes und in der Mine Liebkoſendes hatte — alle meine Kinderchen bitten mit. Könnten Sie's abſchlagen?

Je nun, ſagte der Alte, und fuhr ſich mit den Fingern ein paar Mal über die grauen, etwas naß gewordenen Augenwimper — dran werd' ich ſchon müſſen. Ich will mit ihm reden.

Gewiß? gewiß?

Ja doch! — So freundlich, wie noch jemals in meinem Leben.

Und bald?

So bald ſich's thun läßt. In dieſen Tagen.

Ein Mann, ein Wort? Schlagen wir ein?

Da! — So freundlich, wie noch jemals in meinem Leben.

Sie lächeln aber ſo in ſich. Worüber?

Ach — über mich ſelbſt. Laß das gut ſeyn? — Er hatte ſchon ohngefähr die Art, wie er ſich nehmen müßte, im Korſe, und lächelte fort bis zur Thüre.

Armer Mann! ſagte er noch, im Vorbeigehen, zum Doctor; Sie ſind gewaltig betrogen. Sie foderten von mir eine Frau, und ich habe Ihnen eine Schlange gegeben.

X.

Nun? triumphirte die Tochter, ſobald der Vater hinaus war; hatt' ich nicht recht, liebe Mutter? War's des Schreckens und des Aufhebens werth? — So ein kleiner Zwiſt in einer Familie gemahnt mich, wie ein Feuer in einer Brandmauer. Das brennt ſchon aus, ohne Lärmſchlagen.

Und du glaubſt dich am Ende? ſagte der Doctor.

Völlig. Völlig. Der Vater hält Wort.

Er müſte erſt mehr verſprochen haben. — Aber geſezt auch, daß du zu deinem Zweck kommſt, und daß der Bruder für dießmal bleibt — —

Für dießmal? Warum denn nicht immer?

Wird er von ſeinen Schwachheiten laſſen? Wird der Vater von ſeinem Eigenſinn laſſen?

Niemals! niemals! ſeufzte die Mutter.

Schwerlich! ſtimmte die Tochter mit ein.

Und alſo! Was ſind wir weiter gekommen? — Wir wollten die inneren Urſachen der Uneinigkeit heben, wollten die Quellen des Uebels verſtopfen: und da uns nun das nicht gelang — da ſtellen wir uns hin, und pinſeln und pflaſtern an einem Geſchwürchen, das, wenn wir es heute heilen, morgen wieder aufbrechen wird. — Das iſt falſche Heilart, fuhr er mit Kopfſchütteln fort, wovon ich bei Zeiten zurüktrete, und ſie dir allein überlaſſe.

Klug! klug und gelehrt! ſagte die Frau. — Aber auch PfuſcherArbeit wird manchmal gute Arbeit. Laß mich nur machen!

Wie aber, wenn du ein Meiſterſtück machen könnteſt?

Ein Meiſterſtück? — Nun?

Er ging mit einem Blick voll Mißmuths umher, und rieb ſich die Stirne. — Ach, es iſt nicht zu machen. Es iſt ein frommer Wunſch, weiter nichts. — Heurathen, heurathen müßte der Bruder. Ein kluges, ſittſames, zärtliches Weib müßt' er nehmen.

So eins, wie du haſt. Nicht wahr? — Sie ſah ihm freundlichlächelnd unter die Augen.

Nun ja! Und wenn auch nur ſo eins — —

Boshafter! —

Er bot ihr liebreich die Hand, und zog ſie in ſeine Arme. — So ein Weib würd' ihn zu Hauſe bei ſeinen Geſchäften halten; denn zu Hauſe wäre ja ſie: es würd' ihm alle die Vergnügungen, denen er jetzt nachläuft, verleiden; denn bei ihr fänd er ja beßre: es würd' ihn von den kleinen Thorheiten des Putzes und der Modeſucht abziehn; denn man putzt ſich ja nicht für die Seinigen, nur für die Welt. —

Er fand den größten Beifall mit dieſer Rede. Die Frau liebkoſte ihm, und die Schwiegermutter ertheilte ihm Lobſprüche.

Alle Quellen des Mißvergnügens wären dann auf einmal verſtopft. Der Vater und wir Alle wären zufrieden. — Ja, wenn es möglich wäre, fuhr er mit einer Art von Begeiſterung fort, indem er lebhafter umherging — wenn es möglich wäre, daß er die Wittwe — die gute Wittwe — —

Hier flogen beide Frauenzimmer zu ihm hinan, und brachten ihm ihre Geſichter ſo nahe, daß er erſchrack und zurücktrat. — Was iſt denn? Was hab' ich geſagt? fing er an.

Die Wittwe! riefen ſie beide aus Einem Munde. — Sprachen Sie nicht von einer Wittwe, Herr Sohn? — Erwähnteſt du nicht einer Wittwe, mein Beſter? — — —

Der Doctor war unzufrieden, daß er ſich mit ſeinem Geheimnis ſo bloß gegeben, und verſuchte ſein Möglichſtes, um es feſtzuhalten. Er war durchaus nicht zu bewegen, daß er es im Ganzen hätte herausgeben ſollen. Indeſſen riß, durch das ewige Fragen, bald die Frau, und bald die Schwiegermutter, ein Stück davon ab; und ſo bekamen ſie endlich ſo viel davon in die Hände, daß er nicht abſah, warum er den unbedeutenden Reſt nicht noch freiwillig dazu geben ſollte. Ueberdem hatte man ihm das heiligſte Stillſchweigen gelobt, und Mutter und Tochter hatten einander ſelbſt recht inſtändig darum gebeten. —

Jetzt, da die Frauenzimmer ihr Geheimnis zu beſichtigen anfingen, fand ſich, daß ſie ſehr wenig daran erbeutet hatten. — Die Wittwe hatte Kinder — war ohne Vermögen — war nicht mehr jung; — ihr vier oder fünf und zwanzigſtes Jahr mogte ſie immer ſchon zurückgelegt haben; — der Liebhaber ſchien noch gar nicht entſchieden; — der Vater hatte Vorurtheile gegen die Frau; — ihn von Vorurtheilen zurückzubringen, war immer ſehr ſchwer, faſt unmöglich: — alle dieſe Umſtände lieſſen von der Liebe des Sohns, wie aufrichtig und zärtlich ſie übrigens ſeyn mogte, keine Heurath, und noch weniger von ſo einer Heurath eine feſte Grundlage für die Ruhe und Zufriedenheit der Familie hoffen. Man war alſo wieder in gleicher Verlegenheit, als zuvor.

Indeſſen tröſtete ſich die Doctorinn mit dem Gemeinſpruche, daß der Menſch nicht zu weit vorausdenken, und wenn nur ſeine nächſte Ausſicht nicht trübe und gewitterhaft ſey, ſich beruhigen müßte. Voller Friede, meynte ſie, ſey wohl freilich das Beſte; aber auch Waffenſtillſtand — und dieſen wenigſtens glaubte ſie für die Familie bewirkt zu haben — ſey ſchon nicht zu verachten.

XI.

Abends bei Tiſch erlitt der Muth der Frau Doctorinn, durch einen einzigen Blick des Alten, einen gar unſanften Stoß. Es war Donnerſtag, wo, nach der Regel, das ganze Herbſtiſche Haus, bis auf das kleinſte Enkelchen herunter, bei dem Alten verſammelt, und dieſer dann gemeiniglich ſehr vergnügt und beredt war. Eins der erſten Geſpräche pflegte von denjenigen Kranken des Doctors zu ſeyn, die der Alte kannte, und an denen er, wenn ſie auch ſonſt ihn nichts angingen, bloß darum, und weil ſie Kunden ſeines Schwiegerſohnes waren, viel Theil nahm.

Dießmal fragte er beſonders nach einem gewiſſen Herrn Heil, einem Manne von mittlern Jahren, der eine ſtarke Familie hatte.

O der, ſagte der Doctor; der iſt ſchon völlig auſſer Gefahr.

Doch? Das iſt mir eine ſehr liebe Nachricht! — der Mann hat viel Unglück gehabt, und es kann nur ſehr wenig Vermögen da ſeyn: was wär' aus den vielen lieben Kindern geworden? — Es iſt übrigens ein ſo rechtlicher, ein ſo ſtattlicher Mann: er hat mir Tag und Nacht in Gedanken gelegen. — Aber — wenn ich nicht irre, ſo ſagten Sie ja nur noch vorgeſtern: er ſey der Schlimmſte von Ihren Kranken; es ſey Ihnen ganz bange um ihn?

Da ſtand's auch mit ihm ſoſo. Er lag da eben in einer Kriſis.

Was heißt das? — Kriſis; — Das Wort, deucht mir, hab ich ſchon öfter gehört.

Das Wort iſt griechiſch, mein lieber Vater.

Ei meinetwegen arabiſch! Ich mögte den Sinn davon wiſſen. — Ihr Herrn nennt immer Alles mit fremden Namen; wozu das? — Eine deutſche Krankheit wird doch keine griechiſchen Zufälle haben?

Aber Zufälle, die ſich zu deutſch nicht ſo kurz wollen ſagen laſſen. — Kriſis nennt man bei hitzigen Fiebern die letzte, ſtärkſte Anſtrengung der Natur, der Krankheit durch irgend eine hinreichende Ausleerung gekochter Krankheitsmaterie ein Ende zu machen.

Gekochter Krankheitsmaterie! wiederholte der Alte, und wiegte mit dem Kopf vor ſich hin. — Das iſt nun deutſch; — in der That!

Deutſch, wie Griechiſch. Nicht wahr?

Beinahe. —

Ich will mich näher erklären. Gekocht nennen wir eine Krankheitsmaterie, wenn ſie ſich von den geſunden Säften, denen ſie beigemiſcht war, ſchon ſo abgeſondert hat, daß der Körper ſich ihrer entſchütten, oder wo nicht völlig entſchütten, ſie doch nach auſſen hin abſetzen kann. — Hat die Natur zu dieſer Wirkung noch Kraft, ſo geneſt der Kranke; hat ſie keine, ſo ſtirbt er. — So lange nun dieſes glückliche oder unglückliche Beſtreben der Natur fortdauert, ſagt man von einem Kranken: er ſey in der Kriſis.

Ja nun — nun wird's helle, Herr Sohn; nun verſteh' ich. — Und ſo kann man denn auch in einer Kriſis, wo es ſich mit der Krankheit beſſert, ſo herzlich krank ſeyn?

Nicht anders. — Während der ganzen Zeit, da die Materie gekocht, und dadurch die Kriſis vorbereitet wird — — Sie verſtehn mich nun ſchon — —

Vollkommen.

Während dieſer ganzen Zeit iſt die Krankheit im Wachsen, im Zunehmen; und kurz vor der Kriſis, oder vor dem glücklichen Auswurf der Unreinigkeiten, pflegen heftige, drohende Bewegungen zu entſtehen, die das Uebel auf ſeinen höchſten Grad treiben, und die man füglich einen kritiſchen Tumult nennen kann.

Bewahre Gott! rief der Alte, der einſt einen Tumult erlebt hatte, und vor dem Worte erſchrack.

Nicht doch! — Helfe Gott! muß man ſprechen.

Was? Helfe Gott! zu einem Tumulte? — Doch freilich; wenn's mit dem Bewahren zu ſpät iſt, da hat man ſchon Recht, daß man um's Helfen bittet. — Und die Hülfe kommt denn wohl durch den Doctor; nicht wahr?

Der kann dabei wenig, ſehr wenig. Das Meiſte und das Beſte muß die Natur thun.

So! — Aber der Doctor nimmt doch ſein Geld, und da, dächt' ich, wär's denn auch Pflicht, daß er zur Hand wäre, und mit Allem, was er von Pulvern und Mixturen nur auftreiben könnte, wacker in den Tumult hineinwürfe, um deſto eher Frieden zu ſtiften.

Die Anweſenden lachten — bis auf den Sohn, der in Gedanken vertieft ſaß — und am meiſten lachte der Doctor. — Sie wären mir ein treflicher Arzt, lieber Vater. Wiſſen Sie, daß Sie durch Ihre zu große Thätigkeit, die Kriſis ſtöhren und dadurch den Kranken in's Grab bringen könnten?

Ei wie ſo? Das mögt' ich doch ungern. Der arme Heil!

Eine geſtöhrte Kriſis zieht immer entweder ſchleunigen Tod, oder doch gefährliche, in der Folge tödliche Verſetzungen nach ſich, die wir abermals mit einem griechiſchen Worte Metaſtaſen nennen.

Genug! genug! ſagte der Alte; kein Griechiſch weiter! — Ich merke wohl, ihr Herrn macht's Euch bequem, deckt euren Kranken fein warm zu, und gebt mit untergeſchlagenen Armen Achtung, wo die Natur hinaus will.

Viel beſſer iſt's wirklich nicht. Ich geſteh' es Ihnen.

Je nun — Wenns ſo am ſicherſten oder am heilſamſten iſt, iſt's am beſten. — Er ſaß hier einen Augenblick nachdenkend, und ſpielte mit ſeinem Teller. — Lieb iſt mir's denn doch, daß ich bei der Gelegenheit dahinter gekommen, wie ein kritiſcher Tumult muß behandelt werden. Ich hätte da einen erzeinfältigen Streich können machen.

Wie ſo? fragte der Doktor.

Ich hätte mich können verführen laſſen, mitten in einer Kriſis die Cur zu verſuchen.

Sie? fragte der Doctor noch einmal.

Der Alte ſchwieg; aber ein bedeutender, lächelnder

Blick, den er nicht ſowohl auf den Sohn, als nach der Seite hinwarf, wo dieſer ſaß, ließ den drei Verbündeten keinen Zweifel, daß er mit ſeinen Reden auf den Zuſtand des Sohnes ziele; nur, wie er ihn in dieſem Zuſtande zu behandeln denke, das blieb ein Räthſel. Nach Tiſche rieth man und rieth; aber mit allem Rathen ward die Neugier mehr geſpannt als befriedigt. Endlich that die Doctorinn, die gewiſſermaßen das Orakel der Familie war, und die ſeit dem Siege von dieſem Morgen noch an Anſehen gewonnen hatte, den wirklich nicht üblen Vorſchlag, daß man ſich fürizt den Kopf nicht weiter zerbrechen, ſondern die eigne Erklärung, die der Vater durch ſein Betragen geben würde, ruhig abwarten ſolle: ein Vorſchlag, den Mutter und Mann höchlich billigten; denn daß dieſe Erklärung völlig befriedigend und völlig zuverläſſig ſeyn müßte, ſprang in die Augen.

XII.

Herr Stark, der Sohn, war mit ſeinen Anſtalten zur Abreiſe bis auf's Einpacken fertig: er war nur noch unentſchloſſen, *wie* er Abſchied nehmen ſollte? Heimlich ſich aus dem väterlichen Hauſe wegzuſchleichen, in welchem er kein anderes Andenken, als an geleiſtete gute Dienſte, zurückzulaſſen ſich bewußt war, fiel ihm nicht ein; auch legte ihm ſein Herz die Verbindlichkeit auf, eh' er ginge, ſeinem Vater für die erhaltenen vielen Liebesbeweiſe ſo ehrerbietig als zärtlich zu danken. Er hatte ſich eine Art von Anrede ausgedacht, die dem Alten gleich ſehr die Feſtigkeit und Unabänderlichkeit ſeines Entſchluſſes, als die rechtſchaffnen, kindlichen Geſinnungen eines Sohnes beweiſen ſollte, den er ſo hartherzig aus ſeinem Hauſe ſtieſſe. Die Ausdrücke, womit er beſonders den lezten Zweck zu erreichen hoffte, waren die gewählteſten, die er hatte finden können, und beim Zuſammenſetzen derſelben war ihm eine Menge Thränen entfloſſen, die inſoferne wahre Freudenthränen waren, als ſie ihm für unverkennbare Beweiſe des vortreflichſten Herzens galten. Indeſſen ward, ſchon bei dieſer Vorbereitung, dem jungen Manne immer bänger und ängſtlicher, je lebhafter in ſeiner Einbildung die Züge des ehrwürdigen väterlichen Geſichts hervortraten; und als er ſich endlich zuſammennahm, um wirklich ſein Wort an den Mann zu bringen, ſo gerieth das ſo äuſſerſt übel, daß der Alte keinen geringen Schreck davon hatte.

Die erſten Worte der Anrede: „mein lieber“ — kamen ſo ziemlich heraus, und ein Mann von etwas ſchärferm Gehör, als Herr Stark, mögte ſie haben verſtehen können: dann aber gerieth der Redner plötzlich in ſo ein Stottern, Zittern und Erblaſſen, daß der Alte, der von den Urſachen dieſer Erſcheinung keinen Verdacht hatte, mit groſſer Beängſtigung auffuhr, dem Sohne kräftigſt unter die Arme griff, und durch ſein Rufen um Hülfe das ganze Haus auf die Beine brachte. Das eigne Zittern, das bei dieſer Gelegenheit den Alten befiel, die Eile und Sorgfalt, womit er ſelbſt einige dienliche Arzeneien mit Allem, was zum Einnehmen nöthig war, herbeiſchaffte, und die unabläſſigen liebreichen Fragen: wie dem Sohne jezt ſey? und wie der Zufall ihn angewandelt? machten es dieſem, der nicht wenig dadurch gerührt ward, unmöglich, von dem eigentlichen Grunde der Sache nur Ein Wort zu erwähnen. Lieber beſtättigte er den Alten in der Vorausſetzung, daß eine Lieblingsſpeiſe, wovon des Mittags zu reichlich genoſſen worden, an dem ganzen, übrigens unbedeutenden, Zufalle Schuld ſey, und ließ ſich eine lange, nachdrückliche Ermahnungsrede gefallen, deren Inhalt das Lob der Mäßigkeit war. — Da er wohl ſah, daß es mit dem mündlichen Vortrage durchaus nicht gehen würde, ſo entſchloß er ſich nun, zu ſchreiben, und eh' er in den Wagen ſtiege, den Brief an Monſieur Schlich:, einen alten invaliden Handlungsdiener, der, nach geſchwächtem Geſicht und Gedächtniß, in dem Hauſe des Herrn Stark eine Art von Haushofmeiſter vorſtellte, ſich zu allerhand kleinen Geſchäften willigſt gebrauchen ließ, und, trotz ſeines wunderlichen Weſens, das Vertrauen der Kinder, wie der Aeltern, in hohem Grade beſaß. —

Ein andrer peinlicher Abſchied, den Herr Stark unmöglich anders, als perſönlich, nehmen konnte, weil ein ſchriftlicher, nach dem bisherigen engen Verhältnis, allzukalt würde geſchienen haben, war der von der Wittwe.

Die gute Frau befand ſich eben in einer ſehr beunruhigenden Lage. Ein harter, ungeſtümer Gläubiger, der an das Lykiſche Haus eine nicht unbeträchtliche Foderung hatte, beſtand durchaus auf Befriedigung, und die Caſſe hatte ſchon zu anſehnliche Zahlungen geleiſtet, um auch noch dieſe leiſten zu können. Die Wittwe wußte, daß, wenn alle auſſenſtehenden ſichern Schulden eingegangen und dadurch die fremden Foderungen völlig getilgt wären, ihr nur äuſſerſt wenig zu ihrem eigenen und ihrer Kinder Fortkommen übrig bliebe; ſie wußte, daß auch dieſes Wenige unausbleiblich verloren gehen, und zu dem Elende der Armuth noch die Schande eines öffentlichen

Schiller's

ſämmtliche Werke

mit Stahlſtichen.

Dritter Band.

Stuttgart und Tübingen.
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1835.

Bruchs hinzukommen würde, wenn das Beiſpiel von nur Einem Glaubiger alle übrigen ermunterte, ohne Zeitverluſt auf ſie einzubrechen. Der natürlichſte Weg, aus dieſer Verlegenheit herauszukommen, war der, ſich an ihren ſo dienſtfertigen und zu Dienſten dieſer Art durch ſein Ehrenwort ſogar verpflichteten Freund zu wenden; es konnte kein Hindernis für ſie ſeyn, daß die Entdeckung ihrer Noth in der That nur eine verſteckte Bitte um thätigen Beiſtand war; denn niemand wußte ſo gut, als Herr Stark, daß bei den Vorſchüſſen, die er ihr etwa machen könne, nichts zu verlieren ſtehe. Sie ſezte ſich alſo nieder, ihn um ſeinen freundſchaftlichen Rath zu erſuchen; allein ſie brachte kein Wort aufs Papier; ein noch nie gefühlter, unüberwindlicher Widerwille zwang ſie, von ihrem Schreibtiſche wieder aufzuſtehen. So ging es ein, ſo ging es mehrere Male. Endlich fiel natürlicher Weiſe die Aufmerkſamkeit der Wittwe von ihrer äußern auf ihre innere Lage; ſie befragte ſich ſelbſt wegen der Urſache eines Widerwillens, den wenigſtens ihr Freund durch ſein Betragen nicht verſchuldet haben konnte, da er immer die Güte und die Gefälligkeit ſelbſt geweſen. Sollte ſie die Schuld etwa bloß in ihrer Beſcheidenheit, in dem Gefühle ſuchen, daß es empfangene Freundſchaftsdienſte ſehr ſchlecht erkennen heiße, wenn man ſo leichtſinnig bereit ſey, immer neue zu fodern? Ihr innres beß'res Bewußtſeyn überzeugte ſie, nicht zwar von der Falſchheit, aber von der Unzulänglichkeit dieſer Erklärung. Sie ward endlich zu einem Geſtändnis genöthigt, welches ihr, ſo einſam ſie war, vor Scham das Blut in die Wangen jagte; zu dem leiſen, unwillkommnen Geſtändnis: daß ſie ihren Freund mit etwas zärtlichern, als bloß freundſchaftlichen Augen betrachte, und daß ſie nur darum, weil ſie ihn liebe, ihm ſo ungern in ihrer Blöße erſcheine. Ihre nach Entſchuldigung umherſpähende Selbſtliebe fand indeſſen den Grund dieſer Leidenſchaft — die ſie zwar aufs äuſſerſte bekämpfen zu müſſen einſah — nicht allein verzeiblich, ſondern ſelbſt lobenswürdig: dankbare Empfindungen, und mehr noch für die ihren kleinen Waiſen erwieſene Liebe und Achtung, als für alle ihr ſelbſt erzeigte große, nie zu vergeltende Gefälligkeiten, hatten ein Herz verſtrickt, das ſich noch immer jeder guten und edlen Empfindung ohne Rückhalt dahingegeben hatte.

Dieſe nur eben geendigte Selbſtprüfung gab der Mine der Wittwe, als Herr Stark hereintrat, eine Schamhaftigkeit und Verlegenheit, ihrem Tone eine Sanftheit und Weichheit, wodurch ſie einem Manne, der ihr ohnehin ſchon ſo ſehr ergeben wär, äuſſerſt reitzend erſcheinen mußte. Er forſchte nach der Urſache ihres kränklichen Ausſehens und ihrer Bläſſe; ſie ſchlug voll Verwirrung die Augen nieder: — Er bat, wenn ſie irgend einen geheimen Kummer nähre, ſich ihm mitzutheilen, und ſeine Dienſte, falls er ihr nützlich ſeyn könne, nicht zu verſchmähen; ſie dankte ihm mit inniger Rührung, aber ohne den Muth zu haben, mit ihrem dringenden wichtigen Anliegen herauszugeben: — Er geſtand ihr die Abſicht, worinn er komme, und daß er nicht lange mehr ſo glücklich ſeyn werde, ihr ſeine Dienſte perſönlich anzutragen; ſie war ſichtbar erſchrocken, forſchte nach den Urſachen eines ſo unerwarteten Entſchluſſes, bat ihn, wenn es irgend möglich ſey, davon abzuſtehen, und klagte, da ihr Bitten vergeblich war, mit naſſen Augen ihr Schickſal an, das ſie, nach ſo mancherlei harten Prüſungen, nun auch ihres beſten, ihres einzigen Freundes beraube. — Ohne Zweifel hatte das unglückliche Verhältnis mit ihrem Gläubiger, aus welchem ſie nun durch Herrn Stark herausgeriſſen zu werden nicht mehr hoffte, oder doch, bei ſeinen jezt eintretenden eignen Bedürfniſſen, auch nur von fern darauf anzutragen nicht die Dreiſtigkeit hatte, den gröſten Antheil an ihrer Wehmuth: Herr Stark indeſſen, der von jenem Verhältnis nicht im mindeſten unterrichtet war, konnte unmöglich anders, als ihre Rührung ganz auf Rechnung ihrer innigen Dankbarkeit, ihrer zärtlichen Freundſchaft ſetzen; und durch dieſen Irrthum ſtieg ſeine eigene Rührung zu einem ſo hohen Grade, daß er, nach mehrern fruchtloſen Verſuchen, ein Lebewohl hervorzuſtammeln, und nach nur Einem, aber deſto heiſſerm Kuſſe auf ihre Hand, ſich eiligſt von ihr losreiſſen mußte. Er ſegnete, indem er auf die Straße hinaustrat, die ſchon eingebrochne Dunkelheit, die es ihm erlaubte, unbemerkt hinter ſeinem Tuche zu weinen. Dann erlauſchte er vor dem väterlichen Hauſe den Augenblick, wo er ungeſehen in ſein Schlafzimmer entſchlüpfen konnte, warf ſich, nur halb entkleidet, aufs Bette, und erleichterte ſein gepreßtes Herz durch Seufzer und Thränen. Er ward von mancherlei zärtlichen Wünſchen, von mancherlei ſchmeichelhaften Hofnungen beſtürmt; aber endlich gelang es ihm, durch die Rückerinnerung an ſeine ausgeſtandenen Leiden, ſie alle von ſich zurückzuweiſen, und dadurch eine Seelenſtärke und Entſchloſſenheit an den Tag zu legen, wie er ſie, nach der ſonſtigen Weichheit ſeines gar zu guten Charakters, in ſich ſelbſt kaum geſucht hatte. Er ſprang auf, zog noch dieſen Abend den ReiſeCoffre aus ſeiner Kammer, öffnete Kaſten und Schränke, und belegte alle Stühle mit Wäſche und Kleidungsſtücken, um ſie am folgenden Morgen beim Einpacken beſſer zur Hand zu haben.

Nein! ſagte er, während dieſer Arbeit, zu ſich ſelbſt; wer nicht die Kraft hat, ſich feſt und unwandelbar zu entſchlieſſen, der bleibt, was er zu bleiben werth iſt: ein Sclave. — Ich habe angefangen; ich muß hindurch. — Mag es doch mein Vater nun mit andern verſuchen! Mag er es doch erfahren, was für ein Unterſchied zwiſchen einem Diener und einem Sohn iſt! Mag er es doch erfahren und mich zurückſehnen! Ich werd' ihm nicht kommen. — Hab' ich denn ſonſt keine Pflichten zu erfüllen, als nur gegen ihn? keine gegen mich ſelbſt? —

XIII.

So laß er's doch gut ſeyn! ſagte der Alte zu Monſieur Schlicht, als ihm dieſer in voller Beſtürzung die auf dem Zimmer des Sohns gemachte Entdeckung mittheilte, und nicht fertig werden konnte, das Haus ſeines guten alten Wohlthäters zu bejammern, wenn es mit dem jungen Herrn ſeine erſte und feſteſte Stütze verlieren ſollte. Er ſah es in Gedanken ſchon von allen Seiten baufällig werden und in Trümmer zerfallen.

Hat nichts zu ſagen, meynte der Alte, der ſich hinſetzte, um für ſeinen Sohn einen offnen Wechſel zu ſchreiben.

Nichts zu ſagen! erwiderte Schlicht, und war unentſchlüſſig, ob er über die Gleichgültigkeit des Alten mehr erſtaunen oder ſich ärgern ſollte. — Nichts zu ſagen, Herr Stark! So erwägen Sie doch — —

Daß dich! rief hier der Alte; — da muß ich nun den Wechſel, der beinahe ſchon fertig war, wieder zerreiſſen, und einen andern anfangen. — Kann er denn keinen Augenblick ſchweigen? Iſt ihm denn das Plaudern ſo zur andern Natur geworden? —

Monſieur Schlicht hatte das Eigne, daß er die Wörter: Plaudern und Schweigen, wenn ſie mit Beziehung auf ihn ſelbſt geſagt wurden, gar nicht hören konnte, ohne mißlaunigt und ſtöckiſch zu werden. Er hatte, in jüngern Jahren, ſich lange und viel in der Welt umhergetrieben, hatte, wie er immer zu rühmen pflegte, ſeine Augen wie in die Taſche geſteckt, und wenn andre Leute ſich Einſichten und Erfahrungen geſammelt hatten, ſo hatt' er's wohl auch. Ein ſolcher Mann, meynte er, müßte Freiheit zu reden haben, oder es hätte ſie niemand, und alle Welt müßte ſchweigen.

Er kehrte kurz um und wollte fort, als Herr Stark ihm ernſtlich befahl, zu warten, und ihn dann zu ſeinem Sohn zu begleiten, wenn ſich etwa noch dieſes oder jenes zu veranſtalten fände. —

Die übrige Familie, die Monſieur Schlicht ſchon etwas früher, als den Vater, von ſeiner Entdeckung benachrichtiget hatte, war eben in vollem fruchtloſen Kampf mit dem Sohn begriffen, als Herr Stark, in Begleitung des alten Handlungsdieners, hereintrat. Seine Erſcheinung auf einem ſo abgelegenen Zimmer, das er gewiß ſeit der Blatternkrankheit der Kinder mit keinem Fuß mehr betreten hatte, ſetzte Alle in die größte Erwartung, und den Sohn in eine ſichtbare Verwirrung. So gut es indeſſen in der Geſchwindigkeit möglich war, raffte ſich dieſer zuſammen, um den Vorwürfen oder Verſtellungen des Vaters, und wenn er die leztere auch noch ſo kräftig mit dem vollen Beutel in ſeiner linken Hand unterſtüzen ſollte, nachdrücklich entgegenzuarbeiten. —

Das ſind viel Sachen, Monſieur Schlicht, ſagte der Alte, indem er die Augen auf die vollen Stühle umherwarf, und ich ſehe hier nichts, als den einzigen kleinen Coffre. Da gehn ſie ja nimmer hinein.

So bleiben ſie heraus, murmelte Schlicht, ohne daß es der Alte hörte; warum iſt er nicht größer?

Wäre denn ſonſt keiner da? denn in dieſen hier bringt er ja kaum das Drittel von allen den Kleidungsſtucken. Das könnt' er, dächt' ich, mit halben Augen ſehen.

Ach, ich — mit meinen Augen, Herr Stark — ich ſehe nur mein Leiden an der Geſchichte.

Warum denn aber? — Sey er nicht wunderlich, Freund! Geb' er mir Auskunft!

Der alte Mantelſack mag noch da ſeyn, den Sie vor etwa dreiſſig oder vierzig Jahren auf Ihren Reiſen brauchten. Er war ja ſchon damals in lauter Fetzen.

Der Alte konnte ſich kaum enthalten, zu lachen. — Ich weiß nicht, wie er mir manchmal vorkommt, Monſieur Schlicht. Solche feine und koſtbare Kleidungsſtücke — denn er ſieht ja wohl, daß das ein Garderobbe iſt, die für keine tauſend Thaler geſchafft worden; — die will er in den ſchmuzigen alten Mantelſack ſchnüren.

Ich nicht, Herr Stark. Ich will ſie weder packen noch ſchnüren.

Noch einmal: Sey er nicht wunderlich, Freund! Steck' er Geld ein, und geh er zu dem Manne gegen der Börſe über! Der hat Coffres, den ganzen Laden voll, von allerhand Gröſſe und allerhand Art: da ſuch' er ſich einen aus! — Zu hoch und zu breit, denk' ich, wird er ihn wohl nicht nehmen können; aber mit der Länge wird er ſich vorzuſehn haben. — Am beſten, er geht vorher in den Schuppen, und nimmt an meiner Chaiſe das Maaß.

An welcher Chaiſe? —

Der Alte ſah ihn einen Augenblick an, und ſchüttelte mit dem Kopfe. — An der zerbrochnen nun doch wohl nicht? denn von der iſt ja nichts als der Kaſten übrig.

Nun, ich höre ja wohl! An der neuen, die Sie zur Reiſe von vorigem Sommer kauften.

Recht! — Ich ſchenke ſie meinem Sohne; denn mir ſteht ſie da nur im Wege: mit meinen Reiſen iſt's aus. — Und, Monſieur Schlicht — daß er mir das ja nicht vergißt! — Laß er doch vorher erſt recht nachſehen, ob auch noch Alles in haltbarem Stande iſt; Riemen und Eiſenwerk, Räder und Achſe. Nichts ſo ärgerlich, als wenn man unterweges mit ſeinem Fuhrwerk in Krüppeleien geräth! — Die Chaiſe, fuhr er mit einem unwilligen, verweiſenden Tone fort, hat mir da, den ganzen Sommer hindurch, in der Trockniß geſtanden. — Woran ich ſelbſt nicht denke, denkt niemand.

Ich wollte, ſie wär' in tauſend Trümmern, brummte

Schlicht vor ſich hin, und verließ das Zimmer, um das Befohlne entweder auszurichten, oder auch nicht auszurichten — wie es ihm gut dünken würde.

Der Alte ſah mit einem trüben, mitleidigen Lächeln hinter ihm her. — Wie ſchwach einen doch manchmal das Alter macht! ſagte er dann, mit einer Wendung gegen den Doctor. Der gute, ehrliche Schlicht iſt meinem Sohne ſo herzlich, ſo herzlich ergeben, daß er ihn, vor lauter Ergebenheit, lieber hier würde umkommen, als auswärts ſein größtes Glück machen ſehen. — Nein, Gottlob! da bin ich feſt'rer Natur. — Es iſt freilich wohl angenehm, die lieben Seinigen immer um ſich zu haben! aber wenn das einmal nicht ſeyn kann — —

Und warum nicht? Warum kann das nicht ſeyn? fragte die Alte, die ihre Bewegung nicht länger bergen konnte. —

Aus mehr, als aus einer Urſache nicht, gute Mutter.

Darf ich die hören? — Nur eine einzige, bitt ich.

Alle! — Es ſind ja keine Geheimniſſe.

Nun? —

Zuerſt ſchon deßwegen nicht: weil ich und er, wenn wir länger zuſammenblieben, uns einander das bischen Leben nur ſchwer machen würden.

Das ſey Gott geklagt! Und die Schuld? —

Die iſt mein. Das verſteht ſich. — Ferner deßwegen nicht, weil ich ſo oft ihm vorgeworfen, daß es ihm an Entſchluß und Unternehmungsgeiſt fehle, und weil es ſeltſam herauskommen würde, wenn ich gerade bei'm erſten Beweiſe vom Gegentheil — wie nun dieſer auch immer ſeyn mag — ihm durch den Sinn fahren wollte. Endlich und hauptſächlich deßwegen nicht: weil die Errichtung eines neuen Handlungshauſes und der dazu nöthige Vorſchuß ihn zu einer Thätigkeit zwingen, ihn zu einer Sparſamkeit und Ordnung gewöhnen werden, wie ich ſie ihm hier, mit allem meinem Predigen, nicht habe beibringen können. Ich hoffe, er ſoll mir jezt eine ganz andere Denkungsart annehmen; ſoll mir jezt ganz ſo werden, wie ich ihn immer wünſchte.

Und deine Handlung? fuhr die Alte mit etwas geſunkenem Tone fort; deine Geſchäfte? —

Für die, Mutter, hab ich zu ſorgen, nicht du. Wer ſie ſo lange gut zu führen gewußt hat, wird's auch jezt wohl noch wiſſen. — Denke du lieber an das, was dir noch wird zu beſorgen bleiben.

Mir? — Und was iſt das?

Du wirſt ihn doch nicht ſo troken entlaſſen wollen! wirſt ihm doch einen Abſchiedsſchmaus geben? — Ich hoffe, Sie kommen dazu auch, lieber Doctor. Und du — indem er die Tochter anſah — und euer ganzer kleiner Anhang, verſteht ſich. — Er lächelte mit ſeiner gewöhnlichen Freundlichkeit gegen ſie hin. — Da wollen wir noch einmal recht von Herzen mit einander vergnügt ſeyn.

Vergnügt? Recht von Herzen? ſeufzte die Mutter. — Wirſt du das können?

Warum nicht? Was in der Welt ſoll mich hindern? — Der Ort, wohin er zieht, iſt ſo nahe. Wir dürfen nur anſpannen laſſen, wenn uns künftig das Herz zu groß wird, dürfen nur zu ihm fahren. — Ja, wenn es zur See nach America, oder gar bis nach China ginge! oder gar bis nach der Botanybay!

Behüte Gott! rief die Alte.

Amen! Und nun keine Seufzer weiter! Es iſt genug. — — Du hörſt, fuhr er dann fort, indem er ſich mit gütigem Ernſt gegen den Sohn herumwandte, daß ich von deinen Abſichten weiß, und daß ich ſie, nach Lage der Umſtände, wie dieſe nun einmal ſind, eben nicht tadle. — Geh mit Gott, mein Sohn! Meinen Segen zu deiner Reiſe! — An deine Stelle hier kann der erſte Buchhalter treten, Monſieur Burg; den kennſt du ſelbſt, als einen gewandten, thätigen, rechtſchaffnen Mann, und ich, ſo alt ich bin, habe doch auch noch Kräfte, um arbeiten, und Augen, um nachſehen zu können. Für meine Handlung alſo ſorge nur nicht; aber wie es mit deiner gehn wird? — Aller Anfang, ſagt man, iſt ſchwer, und was du dir ſelbſt, bei ſo mancherlei Nebenausgaben, erübriget haben kannſt, mag dich eben nicht drücken. — Da! indem er den ziemlich ſchweren Beutel, den er bisher gegen die linke Hüfte geſtüzt hatte, auf den Tragkaſten unter den Spiegel ſetzte — eine kleine Erkenntlichkeit für geleiſtete Dienſte! Ich hob ſie dir immer auf, um eine Zeit damit abzuwarten, wo ſie dir eben gelegen käme; und dieſe, denk' ich, iſt jezt. — Aber, da es dir doch noch fehlen, und dieſer oder jener, wegen unſrer unvermutheten Trennung, bedenklich werden und dir ſein Zutrauen verſagen mögte; ſo iſt hier noch ein offner Wechſel, der hoffentlich allen Bedürfniſſen abhelfen und alles Mißtrauen entfernen wird.

Der Alte ſchwieg, und ſchien einen Augenblick auf die ſchuldige Dankſagung des Sohns zu warten; aber es erfolgte nichts, als eine ſteife, ungeſchickte Verbeugung. — Ich ſehe wohl, ſagte er dann, daß ich dir in einer Arbeit gekommen bin, worinn man ſich eben darum ſo ungern ſtöhren läßt, weil man ſie ſo ungern anfängt. — Ich will dich jezt länger nicht aufhalten. Wenn du hier fertig biſt, ſprechen wir einander ſchon weiter. —

XIV.

Die Verbündeten ſahen dem Alten, als er das Zimmer verließ, mit ſehr verſchiednen Empfindungen nach. Die Mutter war voll Aergers und Jammers, daß er dem Sohne, den er ſollte zu halten ſuchen, ſelbſt das Fortgehen erleichterte; die Tochter voll Empfindlichkeit und Beſchämung, daß ſie mit dem guten Worte, welches ihr verſprochen und in gewiſſer Abſicht freilich gehalten worden, ſo ſchlau hinter das Licht geführt war; und der Doctor voll ſtiller Bewunderung des ſcharfen, richtigen Blicks, womit der Vater den Charakter ſeines Sohns mußte gewürdiget haben. So, wie man dieſen nur anſah, entdeckte man ſogleich ſein ganzes Inners in ſeinem Aeuſſern. Das Licht der Augen, die bedeutungslos vor ſich hinſtarrten, ſchien bis auf den lezten Funken verlöſcht; aus den Geſichtsmuskeln war alle Feſtigkeit, alle Spannung verſchwunden, und die Arme hingen an beiden Seiten ſo ſchlaff und welk, wie die Zweige einer Zitterespe, herunter.

Erſt, als Mutter und Schweſter zu ihm hintraten, um ihre Theilnahme an ſeiner Entlaſſung zu bezeugen, kam auf einmal in die todte, Seelenloſe Geſtalt wieder Leben; er bat ſie, mit abwärts gekehrtem Blick und hinter ſich ausgeſtreckter verwandter Hand, daß ſie, wenn ſie noch einige Zärtlichkeit für ihn hegten, ihn auf der Stelle verlaſſen mögten. Dieſe Bitte ward von dem Doctor, der ſelbſt voranging, mit Wink und Blick unterſtüzt; er urtheilte, daß der Schwager noch ein wenig mehr beſchämt, als gekränkt ſey, und Scham, glaubte er, ſey eine Empfindung, bei der man überhaupt keine Zeugen, und am wenigſten die mitleidigen, liebe. —

Wirklich war die Art, wie ſich der Alte benommen hatte, eben weil ſie ſo äuſſerſt nachgebend und ſanft ſchien, für die Eitelkeit des Sohns ſehr verwirrend. So wenig auch dieſer die Abſicht gehegt hatte, ſeinem Vater wehe zu thun — denn dazu war er bekanntlich zu gut und zu fromm; — ſo lag es doch leider! in der Natur der Sache, daß der Alte für ſo manche Kränkungen, die er erwieſen, jezt an ſeinem Theil eine empfinden mußte: und da hätt' es der Anſtand nun wohl erfodert, daß er ſich dieſe Kränkung auch ein wenig hätte merken laſſen. So ohne die mindeſten Schwierigkeiten und ohne eine Spur von Mißmuth und Kummer in den Abgang des Sohnes einwilligen, hieß von den Verdienſten deſſelben um die Handlung ſehr herabwürdigend denken, und gegen ſeine Unentbehrlichkeit, die doch ſo vollgültig durch die Unruhe der Familie und durch das Schrecken des alten Schlichts beſtätiget war, ſehr beleidigende Zweifel äußern. Noch mehr mußte es ſchmerzen, daß der Alte, durch ſein Betragen eine heimlichgenährte ſichre Hofnung des Sohns, die zwar dieſer durchaus nicht anerkennen wollte, geradehin für eitel und thöricht erklärte. Die Unentbehrlichkeit des Sohnes einmal feſtgeſezt, ließ es ſich nehmlich vorausſehn, daß der Alte ſich alle erſinnliche Mühe geben würde, ihn zurück zu erhalten: und da hätte dann jener, nach ſeinem ſo vorzüglich guten Charakter, ſich gewiß am Ende bewegen laſſen, über alles Vergangne einen Schleier zu werfen, und auf gute vortheilhafte Bedingungen wieder an ſeinen alten Platz zu treten. Jezt, da ſich einmal der Alte ſo ganz anders erklärt hatte, war bei ſeiner ſtörriſchen Sinnesart nichts gewiſſer, als daß er ſich in Ewigkeit nicht zum Ziele legen, ſondern, wenn Noth an Mann ginge, lieber ſeine Geſchäfte äuſſerſt zuſammenziehen, als das geringſte gute Wort gegen den Sohn verlieren würde. Und ſo ſtand denn dieſer mit ſeiner Wahl zwiſchen den zwei gleich unangenehmen Entſchlüſſen: entweder Reue zu zeigen, und das Joch, das er hatte abſchütteln wollen, ganz geduldig wieder auf ſeinen Nacken zu nehmen, oder auch den unglücklichen Vorſatz zur Abreiſe ins Werk zu ſetzen, ohne daß er davon irgend einen der geahneten Vortheile hätte. Er bereute es jezt zu ſpät, daß er ſich das prophetiſche Herzklopfen bei dem verſuchten Abſchiede vom Vater nicht ein wenig mehr hatte warnen laſſen.

Was ihm dieſe Unannehmlichkeiten noch weit peinlicher machte, war der Umſtand: daß ſeine Geſinnungen in Betreff der Wittwe nicht mehr völlig die alten waren. Von den Schwierigkeiten, die einer Verbindung mit ihr entgegenſtanden, hatten die meiſten, durch das längere und öftere Betrachten, wie das ſo oft zu geſchehen pflegt, an ihrer Wichtigkeit ſchon verloren, und vollends ſeit geſtern, wo ſich die Wittwe ſo äuſſerſt liebenswürdig gezeigt hatte, waren ſie faſt gänzlich verſchwunden. Ueber den Mangel an Vermögen konnte ein Mann, der deſſen ſelbſt genug hatte, hinwegſehn; die Kinder, da ſie Ebenbilder einer ſo liebreizenden Mutter waren, ſchienen eher eine angenehme, als eine beſchwerliche Zugabe; und das Gerede einer albernen Menge, das ohnehin nie lange Dauer hat, läßt kein Kluger ſich irren. Es blieb alſo von allen Steinen des Anſtoſſes nur der gröſte, der zu fürchtende Widerſpruch des Vaters, übrig: und dieſen wegzuräumen, war wohl ſchwerlich ein beßres Mittel, als daß man die Verbindung mit Madame Lyk zum erſten und weſentlichſten Vergleichspuncte bei der gehofften triumphirenden Wiederkehr machte. Statt alſo, wie es der anfängliche Wunſch des Herrn Stark geweſen war, ſeiner Liebe aus dem Wege zu gehen, wollt' er jezt dieſer Liebe vielmehr entgegeneilen; es war nichts, als eine der Selbſttäuſchungen, denen der junge Mann ſo ſehr unterworfen war, wenn er ſich am vorigen Abende zu einem ſo herrlichen Siege ſeiner Vernunft über ſeine Schwachheit Gluck wünſchte; denn gar nicht die Vernunft, ſondern die Schwachheit, hatte geſiegt, und in dem Entſchluß zur Trennung hatte die Hofnung der Vereinigung verſteckt gelegen. Seine vielen Thränen hatte ihm weniger der Schmerz des Abſchieds, als der heimliche Gedanke entlockt, daß ſein Entwurf nicht vor aller Gefahr des Scheiterns geſichert ſeyn mögte; wenigſtens, wie es jezt leider! am Tage lag, wäre ſo ein Gedanke eben nicht unvernünftig geweſen. — —

Der Doctor, der die Gemüthslage des Herrn Stark, bis auf den Punct von der Wittwe, durch und durch ſah, kam jezt in der Abſicht zurück, ihm mit ſeinem guten Rathe zu dienen. — Es wandelte ihn einige Verachtung an, als er den Schwager, in armſelig zuſammengekrümmter Geſtalt, auf dem zugeworfnen Coffre ſitzend fand, wie er mit der einen Hand auf das Knie griff, und mit der andern das ſchwere, Sorgenvolle Haupt unterſtüzte. Er ſah wohl, daß ſo einem Manne ſich der Rath unmöglich geben lieſſe, den er ſich ſelbſt, unter ähnlichen Umſtänden, ganz gewiß würde gegeben haben; nehmlich: einen Entwurf, mit dem es einmal ſo weit gediehen, trotz allen Unannehmlichkeiten lieber durchzuſetzen, als ſchimpflicher Weiſe davon zurückzutreten. Für den Schwager, glaubte er, ſey nichts anders zu thun, als daß er irgend eine erträgliche Wendung ausſpürte, womit er ſich dem Vater, ohne zu große Beſchämung, wieder anbieten könnte; und dieſe Wendung ſchien ihm durch die großmüthigen Geſchenke des Vaters, gleichſam abſichtlich, vorbereitet. Es war natürlich, daß das Herz des Sohnes davon lebhaft gerührt worden, und eben ſo natürlich, daß dieſe Rührung das Verlangen erzeugen mußte, einen ſo edeldenkenden Vater lieber nie verlaſſen zu dürfen. Wenn man dann dem Alten noch in dem Hauptpuncte willfahrte und ſich geneigt zu einer Heurath erklärte; ſo ließ ſich erwarten, daß dieſer mit Freuden einſchlagen, und daß er dem Sohne wohl gar ſeine Handlung, mit dem einzigen Vorbehalt der Geldgeſchäfte, völlig abtreten würde.

Herr Stark hörte dieſen Entwurf, den ihm der Doctor mit aller möglichen Feinheit und Schonung vortrug, zwar nicht ohne Scham, aber doch mit Gelaſſenheit an; nur bei dem Worte Heurath ſtieß er auf einmal einen ſo mächtigen, ſo tief aus dem Herzen geſchöpften Seufzer aus, daß der Doctor ſogleich einen neuen Sorgenſtein argwöhnte, der härter, als alle übrigen, drücken müſſe. Er ließ jezt, im Fortgange der Rede, ein Wörtchen von Madame Lyk und ihrer Liebenswürdigkeit flieſſen: — die Wirkung davon übertraf alle Erwartung; Herr Stark riß ſich vom Coffre, floh in ein Fenſter, und entdeckte durch laute Thränen, wie weit es mit ſeinem Herzen ſchon müſſe gediehen ſeyn. Jezt ward nun guter Rath etwas theurer, und der Knoten verwickelte ſich allzuſehr, als daß der Doctor auf der Stelle gewußt hätte, wie er ihn löſen ſollte. Um Zeit zu gewinnen, fiel er auf das Mittel, daß er ſich, als Bruder und Arzt, für die Geſundheit des Schwagers beſorgt ſtellte, ihn um ſeine Hand bat, und in ſeinem Pulſe fieberhafte Bewegungen entdeckte. Herr Stark, als ob er ſchon ſehnlich auf einen Vorwand, ſeine Reiſe aufzuſchieben, gewartet hätte, ergriff dieſes Wort des Doctors mit vielem Eifer; er ließ ſogleich einen kleinen freiwilligen Froſt über ſich hinſchaudern, ſezte ſich, wie ermattet, nieder, und verſicherte, daß er wirklich ſeit einigen Tagen etwas Fieberhaftes bei ſich verſpüre. Der Doctor verſchrieb ihm nun Arzeneien, die weder helfen noch ſchaden konnten, und Herr Stark fing an, eines Flußfieberchens wegen, worüber die Familie ſich nicht ſonderlich beunruhigen durfte, das Zimmer zu hüten.

II

Der rauſchende Strom.

Wollt ihr den Strom der Rede, dieweil er rauſchet, vertrocknen?
Laßt ihn. Wenn er nur rauſcht, iſt er am wenigſten tief.

III

Pallas-Athene

von Proklus. *

Höre mich, Tochter Zevs, die aus dem Haupte des Vaters,
Wie aus dem lebenden Quell entſprang, der unendlichen Kette

---

* Ein vor wenigen Jahren zu Madrit gefundener Hymnus, den **Iriarte** zuerſt und **Tychſen** verbeſſert herausgegeben. Ein Commentar zu ihm ſteht im zweyten Stück der Göttingiſchen **Bibliothek der alten Literatur und Kunſt**. Die friedliche Göttinn der Weisheit, die Erfinderinn der Künſte, **Athene-Polymetis** wird hier beſungen; und dabei aus der alten Mythologie mehrere Fabeln zu dieſem Zweck gedeutet. Inſonderheit wird ihr Sieg über den ſtürmiſchen Neptun, der Oelbaum, den ſie der Mutter aller Künſte, Athen, ſchenkte, und ihr hoher Sitz in der Burg zu Athen ſo anſtändig und lokal geprieſen, daß man dieſen Hymnus ein Tempelgeſchenk fürs **Parthenon**, den großen Minerventempel dieſer Stadt, nennen könnte. Da der Geſang von **Proklus**, mithin aus ſpäten Zeiten: ſo wird man in ihm die fröhliche Einfalt der Homeriſchen Hymnen nicht erwarten. Er iſt gelehrt, orpheiſch, theurgiſch.

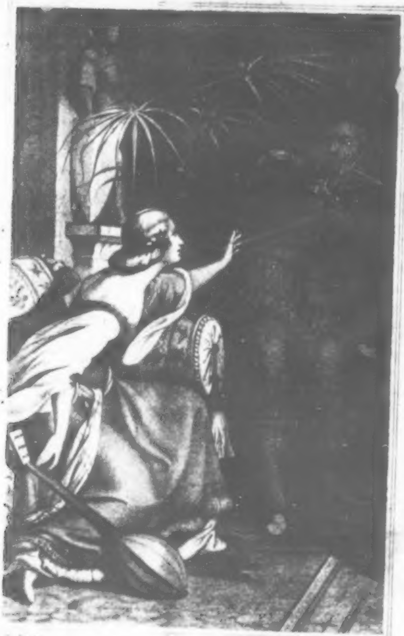
Höchſtes Glied, Du männlich geſinnte, die du den Schild trägſt,
Und den Spieß, und den goldenen Helm, des Ewigen Tochter,
Pallas Tritogenia! Nimm an mit holdem Gemüthe
Meinen Geſang und laß mein Wort nicht öd' in die Luſt gehn.
Die du der Rieſen Geſchlecht, die Himmelsſtürmer, gebändigt,
Die du der Brunſt Vulkans, des Lüſternen, züchtig entfliehend,
Deiner Jungfräulichkeit Blume mit ehernem Zügel bewahrteſt,
Und des Dionyſus Herz, als unter der Hand der Titanen
Er in den Lüften zerfleiſcht ward, unbeſchadet erhielteſt,
Und es dem Vater brachteſt, damit nach heiligem Rathſchluß
Uns in Semelens Schooß ein neuer Bacchus entſpränge;
Du, die der zaubernden Hekate Händen die Häupter hinabſchlug,
Und die Ungeheuer der thieriſchen Lüſte vertilgend,
Uns der Weisheit Pforten, wo Götter wandeln, eröffnet,
Heiliger Gipfel du der Menſchen erweckenden Tugend,
Die, der Erfindung ſpürenden Sinn mittheilend den Seelen,

Unſer Leben mit vielfach-blühenden Künſten geſchmückt hat.
Auf dem Gipfel Athens, in Akropolis, ſtehet dein Tempel,
Sinnbild deiner Höh' in der großen Kette der Weſen.

Liebend das heldenernährende Land, die Mutter der Schriften
Widerſtandeſt du kühn Poſeidons wildem Verlangen,
Und gabſt deinen Namen der Stadt und weiſe Gemüther.
Dieſes Sieges ein herrliches Zeichen den ſpäter gebohrnen,
Pflanzeteſt du hoch auf des Berges Gipfel den Oelbaum;
Indeß tauſend Wellen des Meers von Poſeidon erreget,
Aufs Cekropiſche Land mit wildem Gebrauſe ſich ſtürzten.
Höre mich, du, deren Antlitz ein reines friedliches Licht ſtrahlt,
Gib der Seele das Licht von deinen heiligen Lehren,
Gib ihr Weisheit und Liebe. Die Liebe ſtärke mit Kräften,
Daß ſie vom Schooß der Erde ſich ſchwinge zum Sitze des Vaters.

Bin ich aber beſtrickt auf böſer Irre des Lebens:

(Denn ich weiß, wie ſo viel, aus einer der Thaten die andre,
Mich unheilig beſtürmt und mir den beſſeren Sinn raubt,)
O ſo verzeih, du Mildegeſinnte, der Sterblichen Vormund,
Und laß marternden Strafen mich nicht zur Beute, gequälet,
Hingeſtreckt auf dem Boden, der ich doch dein zu ſeyn wünſche.
Gib den Gliedern zu ſtehen Gewalt, und halte mit deiner
Holden ambroſiſchen Rechte die Schaar der Plagen entfernt mir.
Gib dem Schiffer, das Leben hindurch, ſanft tragende Winde,
Kinder und Weib und Güter und Ruhm und heitere Stunden,
Süß überredendes Freundegeſpräch und kluge Beſinnung,
Kraft den Gegnern entgegen und in der Verſammlung den Vorſitz.
Höre mich, höre mich, Königin! neig' ein günſtiges Ohr mir.



[illegible]

[illegible]

IV

Elegie.

Sey mir gegrüßt mein Berg mit dem röthlich ſtralenden Gipfel,
  Sey mir Sonne gegrüßt, die ihn ſo lieblich beſcheint,
Dich auch grüß ich lachende Flur, euch ſäuſelnde Linden,
  Und den fröhlichen Chor, der auf den Aeſten ſich wiegt,
Ruhige Bläue dich auch, die unermeßlich ſich ausgießt
  Um das braune Gebirg, über den grünenden Wald,
Auch um mich, der endlich entflohen des Zimmers Gefängnis
  Und dem engen Geſpräch freudig ſich rettet zu dir,
Deiner Lüfte balſamiſcher Strom durchrinnt mich erquickend,
  Und den durſtigen Blick labt das energiſche Licht,
Kräftig brennen auf blühender Au die wechſelnden Farben,
  Aber der reizende Streit löſet in Wohllaut ſich auf,

Frey, mit weithin verbreitetem Teppich empfängt mich die Wieſe,
Durch ihr freundliches Grün ſchlingt ſich der ländliche Pfad,
Um mich ſummen geſchäftige Bienen, mit zweifelndem Flügel
Wiegt der Schmetterling ſich über dem röthlichten Klee,
Durch die Lüfte ſpinnt ſich der Sonnenfaden, und zeichnet
Einen farbigten Weg weit in den Himmel hinauf,
Glühend trift mich der Sonne Pfeil, ſtill liegen die Weſte,
Nur der Lerche Geſang wirbelt in heiterer Luft.
Doch jetzt braußts aus dem nahen Gebüſch, tief neigen der Erlen
Kronen ſich, und im Wind wogt das verſilberte Gras,
Mich umfängt ambroſiſche Nacht; in duftende Kühlung
Nimmt ein prächtiges Dach ſchattender Buchen mich ein,
In des Waldes Geheimniß entflieht mir auf einmal die Landſchaft,
Und ein myſtiſcher Pfad leitet mich ſteigend empor.
Nur verſtohlen durchdringt der Zweige laubigtes Gitter
Sparſames Licht, und es blickt lachend das Blaue herein.

Aber plötzlich zerreißt die Hülle. Der offene Wald giebt
Ueberraſchend des Tags blendendem Glanz mich zurück.
Unabſehbar ergießt ſich vor meinen Blicken die Ferne,
Und ein blaues Gebirg endigt im Dufte die Welt.
Tief an des Berges Fuß, der gählings unter mir abſtürzt,
Wallet des grünlichten Stroms flieſſender Spiegel vorbey.
Unter mir ſeh ich endlos den Aether und über mir endlos,
Blicke mit Schwindeln hinauf, blicke mit Schaudern hinab,
Aber zwiſchen der ewigen Höh und der ewigen Tiefe
Trägt ein geländerter Steig ſicher den Wandrer dahin.
Lachend fliehen an mir die reichen Ufer vorüber,
Und den fröhlichen Fleiß rühmet das prangende Thal,
Jene Linien, die des Landmanns Eigenthum ſcheiden,
In den Teppich der Flur hat ſie Demeter gewirkt,
Freundliche Schrift des Geſetzes, des Menſchenerhaltenden Gottes,
Seit aus der ehernen Welt fliehend die Liebe verſchwand,

Aber in freyeren Schlangen durchkreuzt die geregelten Felder
Jetzt verſchlungen vom Wald, jetzt an den Bergen hinauf
Klimmend, ein ſchimmernder Streif, die Länder verknüpfende Straße,
Auf dem ebenen Strom gleiten die Flöße dahin,
Vielfach ertönt der Heerden Geläut im belebten Gefilde,
Und den Wiederhall weckt einſam des Hirten Geſang,
Muntre Dörfer bekränzen den Strom, in Gebüſchen verſchwinden
Andre, vom Rücken des Bergs ſtürzen ſie gäh dort herab,
Nachbarlich wohnet der Menſch noch mit dem Acker zuſammen,
Seine Felder umruhn friedlich ſein ländliches Dach,
Traulich rankt ſich der Weinſtock empor an dem niedrigen Fenſter,
Einen umarmenden Zweig ſchlingt um die Hütte der Baum,
Glückliches Volk der Gefilde! Noch nicht zur Freyheit erwachet,
Theilſt du mit deiner Flur fröhlich das enge Geſetz.
Deine Wünſche beſchränkt der Aernten ruhiger Kreislauf,
Gleich, wie dein Tagewerk, windet dein Leben ſich ab:

Aber wer raubt mir auf einmal den lieblichen Anblick? Ein fremder
Geiſt verbreitet ſich ſchnell über die fremdere Flur!
Spröde ſondert ſich ab, was kaum noch liebend ſich miſchte,
Und das gleiche nur iſt's, was an das Gleiche ſich reyht.
Stände ſeh ich gebildet, der Pappeln ſtolze Geſchlechter
Ziehn in geordnetem Pomp vornehm und prächtig daher,
Unbemerkt entfliehet dem Blick die einzelne Staude,
Leyht nur dem Ganzen, empfängt nur von dem Ganzen den Reiz.
Regel wird alles und alles wird Wahl und alles Bedeutung,
Dieſes Dienergefolg meldet den Herrſcher mir an,
Majeſtätiſch verkündigen ihn die beleuchteten Kuppeln,
Aus dem felſigten Kern hebt ſich die thürmende Stadt.
In die Wildniß hinaus ſind des Waldes Faunen verſtoßen,
Aber die Andacht leyht höheres Leben dem Stein.
Näher gerückt iſt der Menſch an den Menſchen. Enger wird um ihn
Reger erwacht, es umwälzt raſcher ſich in ihm die Welt.

Sieh, da entbrennen in feurigem Kampf die eiſernden Kräfte,
Großes wirket ihr Streit, größeres wirket ihr Bund.
Tauſend Hände belebt Ein Geiſt, in tauſend Brüſten
Schlägt, von Einem Gefühl glühend, ein einziges Herz,
Schlägt für das Vaterland und glüht für der Ahnen Geſetze,
Hier auf dem theuren Grund ruht ihr verehrtes Gebein.
Von dem Himmel ſteigen die ſeligen Götter, und nehmen
In dem geweyhten Bezirk feſtliche Wohnungen ein,
Herrliche Gaben beſcheerend erſcheinen ſie; Ceres vor allen
Bringet des Pfluges Geſchenk, Hermes den Anker herbey,
Bacchus die Traube, Minerva des Oelbaums grünende Reiſer,
Auch das kriegriſche Roß führet Poſeidon heran,
Mutter Cybele ſpannt von des Wagens Deichſel die Löwen,
In das gaſtliche Thor zieht ſie als Bürgerinn ein.
Heilige Steine! Aus euch ergoſſen ſich Pflanzer der Menſchheit,
Fernen Inſeln des Meers ſandtet ihr Wahrheit und Kunſt,

Weiſe ſprachen das Recht an dieſen geſelligen Thoren,
Helden ſtürzten zum Kampf für die Penaten heraus.
Auf den Mauren erſchienen, den Säugling im Arme, die Mütter,
Blickten dem Zuge nach, bis ihn die Ferne verſchlang,
Betend ſtürzten ſie dann vor der Götter Altären ſich nieder,
Flehten um Ruhm und Sieg, flehten um Rückkehr für euch.
Ehre ward euch und Sieg, doch nur der Ruhm kam zurücke,
Eurer Thaten Verdienſt meldet der rührende Stein:
„Wanderer, kommſt du nach Sparta, gieb Kunde dorten, du habeſt
„Uns hier liegen geſehn, wie das Geſetz es befahl"
Ruhet ſanft ihr Theuren! Von eurem Blute begoſſen
Grünet der Oelbaum, es keimt luſtig die köſtliche Saat.
Munter entbrennt, des Eigenthums froh, das freye Gewerbe,
Aus dem Schilfe des Stroms winket der bläulichte Gott.
Ziſchend fliegt in den Baum die Axt, es erſeufzt die Dryade,
Hoch von des Berges Haupt ſtürzt ſich die donnernde Laſt.

Aus dem Bruche wiegt ſich der Fels, vom Hebel beflügelt,
In der Gebirge Schlucht taucht ſich der Bergmann hinab.
Mulcibers Ambos ertönt von dem Takt geſchwungener Hämmer,
Unter der nervigten Fauſt ſprützen die Funken des Stahls,
Glänzend umwindet der goldene Lein die tanzende Spindel,
Durch die Saiten des Garns ſauſet das webende Schiff,
Fern auf der Rhede ruft der Pilot, es warten die Flotten,
Die in der Fremdlinge Land tragen den heimiſchen Fleiß,
Andre ziehn frohlockend dort ein, mit den Gaben der Ferne,
Hoch von dem thürmenden Maſt wehet der feſtliche Kranz.
Siehe da wimmeln von fröhlichem Leben die Krahne, die Märkte,
Seltſamer Sprachen Gewirr brauſt in das wundernde Ohr.
Auf den Stapel ſchüttet die Aernten der Erde der Kaufmann,
Was dem glühenden Stral Afrikas Boden gebiert,
Was Arabien kocht, was die äuſſerſte Thule bereitet,
Hoch mit erfreuendem Gut füllt Amathea das Horn.

Da gebiert dem Talente das Glück die göttlichen Kinder,
Von der Freyheit geſäugt wachſen die Künſte empor,
Mit nachahmendem Leben erfreuet der Bildner die Augen,
Und von Dädal beſeelt redet das fühlende Holz,
Künſtliche Himmel ruhn auf ſchlanken joniſchen Säulen
Und den ganzen Olymp ſchließet ein Pantheon ein,
Leicht wie der Iris Sprung durch die Luft, wie der Pfeil von der Senne
Hüpfet der Brücke Joch über den brauſenden Strom.
Aber im ſtillen Gemache zeichnet bedeutende Zirkel
Sinnend der Weiſe, beſchleicht forſchend den ſchaffenden Geiſt,
Prüft der Elemente Gewalt auf verſuchender Waage,
Folgt durch die Lüfte dem Klang, folgt durch den Aether dem Strahl,
Sucht das vertraute Geſetz in des Zufalls grauſenden Wundern,
Sucht den ruhenden Pol in der Erſcheinungen Flucht.
Körper und Stimme leyht dem ſtummen Gedanken die Preſſe,
Durch der Jahrhunderte Strom trägt ihn das redende Blatt.

Da zerrinnt vor dem wundernden Blick der Nebel des Wahnes
Und die Gebilde der Nacht weichen dem tagenden Licht.
Seine Feßeln zerbricht der Menſch. Der Beglückte! Zerriß er
Mit den Feßeln der Furcht nur nicht den Zügel der Schaam!
Freyheit heiſcht die Vernunft, nach Freyheit rufen die Sinne,
Beyden iſt der Natur züchtiger Gürtel zu eng.
Ach, da reiſſen im Sturme die Anker, die an dem Ufer
Warnend ihn hielten, ihn faßt mächtig der flutende Strom,
Ins Unendliche reißt er ihn hin, die Küſte verſchwindet,
Hoch auf der Fluten Gebirg wieget ſich maſtlos der Kahn,
Hinter Wolken erlöſchen des Wagens beharrliche Sterne,
Bleibend iſt nichts mehr, es irrt ſelbſt in dem Buſen der Gott.
Unnatürlich tritt die Begier aus den ewigen Schranken,
Lüſterne Willkühr vermiſcht, was die Nothwendigkeit ſchied,
Aus dem Geſpräche verſchwindet die Wahrheit, die heilige Treue
Aus dem Leben, es lügt ſelbſt auf der Lippe der Schwur.

Die Horen. 1795. 10tes St.

Univ. Bibl.
München

Ihren Schleyer zerreißt die Schaam, Aſträa die Binde,
Und der freche Geluſt ſpottet der Nemeſis Zaum,
In der Herzen vertraulichſten Bund, in der Liebe Geheimniß
Drängt ſich der Sykophant, reißt von dem Freunde den Freund,
Auf die Unſchuld ſchielt der Verrath mit verſchlingendem Blicke,
Mit vergiftendem Biß tödtet des Läſterers Zahn.
Feil iſt in der geſchändeten Bruſt der Gedanke, die Liebe
Wirft des freyen Gefühls göttliches Vorrecht hinweg,
Keine Zeichen mehr findet die Wahrheit, verpraßt hat ſie alle
Alle der Trug, der Natur köſtlichſte Töne entehrt,
Die das Sprachbedürftige Herz in der Freude erfindet,
Kaum giebt wahres Gefühl noch durch Verſtummen ſich kund,
Leben wähnſt du noch immer zu ſehn, dich täuſchen die Züge,
Hohl iſt die Schaale, der Geiſt iſt aus dem Leichnam geflohn.
Auf der Tribune prahlet das Recht, in der Hütte die Eintracht,
Des Geſetzes Geſpenſt ſteht an der Könige Thron,

Lange Jahre, Jahrhunderte mag die Mumie dauren
Mag der Sitten, des Staats kernloſe Hülſe beſtehn,
Biß die Natur erwacht, und mit ſchweren ehernen Händen
An das hohle Gebäu rühret die Noth und die Zeit,
Biß, verlaſſen zugleich von dem Führer von außen und innen,
Von der Gefühle Geleit, von der Erkenntniſſe Licht,
Eine Tygerin, die das eiſerne Gitter durchbrochen,
Und des numidiſchen Walds plötzlich und ſchrecklich gedenkt,
Aufſteht mit des Verbrechens Wuth und des Elends die Menſchheit,
Und in der Aſche der Stadt ſucht die verlorne Natur.
O ſo öfnet euch Mauren, und gebt den Gefangenen ledig,
Zu der verlaſſenen Flur kehr er gerettet zurück!
Weit von dem Menſchen fliehe der Menſch! Dem Sohn der Veränderung
Darf der Veränderung Sohn nimmer und nimmer ſich nahn,
Nimmer der Freye den Freyen zum bildenden Führer ſich nehmen,
Nur was in ruhiger Form ſicher und ewig beſteht.

Aber wo bin ich? Es birgt ſich der Pfad. Abſchüßige Gründe
Hemmen mit gähnender Kluft vorwärts und rückwärts den Schritt.
Hinter mir blieb der Gärten, der Hecken vertraute Begleitung,
Hinter mir jegliche Spur menſchlicher Hände zurück.
Nur die Stoffe ſeh ich gethürmt, aus welchem das Leben
Keimet, der rohe Baſalt hofft auf die bildende Hand,
Brauſend ſtürzet der Gießbach herab durch die Rinne des Felſen
Unter den Wurzeln des Baums bricht er entrüſtet ſich Bahn.
Wild iſt es hier und ſchauerlich öd'. Im einſamen Luftraum
Hängt nur der Adler, und knüpft an das Gewölke die Welt.
Hoch herauf biß zu mir trägt keines Windes Gefieder
Den verlorenen Schall menſchlicher Arbeit und Luſt.
Bin ich wirklich allein? In deinen Armen, an deinem
Herzen wieder, Natur, ach! und es war nur ein Traum,
Der mit des Lebens furchtbarem Bild mich ſchaudernd ergriffen,
Mit dem ſtürzenden Thal ſtürzte der finſtre hinab.

Reiner von deinem reinen Altare nehm ich mein Leben,
Nehme den fröhlichen Muth hoffender Jugend zurück!
Ewig wechſelt der Wille den Zweck und die Regel, in ewig
Wiederhohlter Geſtalt wälzen die Thaten ſich um.
Aber jugendlich immer, in immer veränderter Schöne
Ehrſt du, fromme Natur, züchtig das alte Geſetz,
Immer dieſelbe, bewahrſt du in treuen Händen dem Manne,
Was dir das gaukelnde Kind, was dir der Jüngling vertraut,
Wiegeſt auf gleichem Mutterſchooſe die wechſelnden Alter;
Unter demſelben Blau, über dem nehmlichen Grün
Wandeln die nahen und wandeln vereint die fernen Geſchlechter,
Und die Sonne Homers, ſiehe! ſie lächelt auch uns.

V

Homer und Oſſian.

Das groſſe Geſchäft, das den Händen der Zeit anvertrauet iſt, Kunſtwerke der Menſchen ans Licht zu fördern, lebendige Geburten des Geiſtes wachſend zu machen, ihnen Fülle, Blüthe, endlich auch Frucht in andern Hervorbringungen zu gewähren, dies Geſchäft bildet eine *goldene Kette menſchlicher Geiſter.* Wo irgend ein Name aus der Vergangenheit hervorblickt, der auf einen Punct der Vollkommenheit traf, an den heften ſich früher oder ſpäter die Namen derer, die ſein Werk fortrieben. Vielleicht erlöſchen dieſe Namen; aber das Werk, der Name des Anführers bleibt; ihre Bemühung ſelbſt theilte Jenem neuen Glanz mit. *Wer da hat, dem wird gegeben;* die geſammte Nachwelt arbeitet ſodann in des groſſen Meiſters Schule.

Im Orient ſind die Namen *Salomons*, *Lockmanns* u. a. bekannt. Was an Natur- an Spruch- und Fabelweisheit ſpäterhin erfunden ward, ward an jene Namen im Tempel der Unſterblichkeit geheftet; es hieß *Lockmanniſche*, *Salomoniſche* Weisheit. So hieſſen die ſpäteſten Pſalmen immer noch *Davidiſche* Pſalmen; durch ganz Morgenland iſt *Alexander* als Zerſtörer, *Solimann* als Erbauer alles Groſſen und Prächtigen berühmt; ſie gelten als fortlebende Monarchen im Reich der Zeiten. — Bei den Griechen nicht anders. An Homer, Heſiod, Aeſop, Anakreon, Sappho, Theognis u. ſ. reihete ſich, was ſich an ſie reihen konnte; Namenlos traten ſpätere Krieger in die Glieder dieſer alten Feldherrn; und die neuere Kritick wendet oft faſt vergebliche Mühe an, bei dieſem und jenem Werk Urheber und Zeiten zu ſondern. Pythagoras und Plato lebten nach Chriſti Geburt zum zweitenmal in philoſophiſchen Schulen auf; ihnen ward zugeſchrieben, woran ſie hie und da ſchwerlich gedacht hatten; ihre Geſtalt wuchs auf der Schwinge der Zeiten.

Sollte es mit Oſſian anders ſeyn? Wir wollen nicht behaupten; ſondern auch bei ihm, wie bei Homer, dem Gang der Zeit, wie ſie uns ihn offenbarte, folgen.

1.

Viele Leſer werden ſich erinnern, was für ein ſüßes Staunen die Erſcheinung Oſſians in den Jahren 1761 bis 1765 gewährte. Zuerſt traten kleine Geſänge als Fragmente hervor, und vielleicht ſind mehrere Liebhaber Oſſians, die ihn in dieſer Geſtalt, in der ſie ihn zuerſt kennen lernten, immer noch am meiſten lieben. In kleinen romantiſchen Erzählungen wurden wir mit Schilrick und Vinvela, mit Connal und Crimora, mit Ronnan und Rivina, mit Fingal, Oſſian, Oſcar, Minona bekannt; wir hörten die Geſänge Selma's; Comala erſchien; Carthon, der Tod Cuchullins, Berrathon, Karricthura. * Allenthalben

---

* Ueberſetzt erſchienen dieſe einzelne Gedichte unter dem Titel:

ſahen wir Scenen der Unſchuld, der Freundſchaft, der väterlichen, kindlichen, der Bruder- und Schweſterliebe, und hörten von der Wehmuth getrennter Liebenden und Gatten die rührendſten Töne. Offenbar trug die abgeriſſene Geſtalt dieſer Erzählungen, ihre hohe Einfalt, und wenn ich ſo ſagen darf, ihr niedrer Himmel, ihre ſchmale Einfaſſung zu dem Eindruck bei, den ſie auf alle, inſonderheit jugendliche Seelen machten. Wie aus der Ferne, aus einer Höle, über das Meer, vom Thal oder von Gebürgen der Nebelinſel her, hörte man ſüſſe Stimmen und ſah wie im Traume die engbeſchränkte, von Wolken umfaßte Hütte der Edlen und Geliebten.

Fingal erſchien; bald auch, nebſt andern Gedichten, Temora. Sie wurden als Epopeen angekündigt, die mit Homer wetteifern, und ihn wohl gar übertreffen ſollten. Dahin zielte in mehreren Anmerkungen Mac-Pherſon ſelbſt, Oſſians unſterblicher Herausgeber; dahin Hugh Blairs kritiſche Abhandlungen; * noch mehr Ceſarotti's Anmerkungen zu ſeiner Italiäniſchen Ueberſetzung dieſer Gedichte. Dem zu Folge ſang Denis in wohlklingenden homeriſchen Hexametern, mit lyriſchen Sylbenmaaſſen untermiſcht, ſie den Deutſchen vor, und

---

Fragmente der alten hochſchottländiſchen Dichtkunſt. Hamb. 1764. Auch Fingal, ein Heldengedicht nebſt verſchiednen andern Gedichten Oſſians. Hamb. 1764.

* Ueberſetzt von Denis im dritten Bande ſeines Oſſians; ſo wie auch durch die ganze Sammlung hin Ceſarotti's Mac-Pherſons Noten.

gab ihnen dadurch noch mehr das Anſehen eines einförmig-fortgehenden Ganzen. Mehrere Ueberſetzungen in Proſe folgten. Zugleich aber erſchienen auch Einwendungen und Zweifel, die von ſehr verſchiedner Art waren. *

Die Irländiſchen Zweifel dünkten mir vom wenigſten Belange. Irland nämlich, (Erin) wollte ſich Fingal und Oſſian landsmänniſch zueignen; es reclamirte den Sänger, wie den Helden. Fingal ſollte Fion oder Fin, König in Leinſter, Oſſian ſoll Oiſin, der Sohn Fions geweſen ſeyn, u. f. ** Auf alle dies, dünkt mich, kann man kurz antworten: „beweiſet, daß er es geweſen. Bringt irländiſche Geſänge, ſchönere Geſänge hervor, als die Schotten hervorbrachten; und wir wollen Euch glauben." Sei Fingal in der Geſchichte, wer er wolle; in Oſſians Gedichten iſt er nicht Fion oder Fin in Leinſter mehr, ſondern Fingal, der König der Menſchen, Anführer der Helden. Der Geſang hat ihn auf ſeine Fittige genommen, und über die Sterblichen erhöhet. Würden Achill, und Ajax, Ulyſſes, Penelope, Agamemnon ſich in Homers Bildern erkennen? Ich glaube ſchwerlich; ſo wenig ſah König Artus, Carl der groſſe, Gottfried von

---

* Ein vollſtändiges Verzeichnis deſſen, was über Oſſian geſtritten und geſchrieben worden, liegt auſſer meinem Wege; wahrſcheinlich iſts auch von andern ſchon geliefert worden.

** Eine Abhandlung hierüber iſt in den Unterhaltungen (Hamburg 1766. B. 1. S. 329. u. f.) überſetzt worden; gut, daß wir mit mehreren dergleichen verſchont geblieben.

Jeruſalem, oder die Helden Arioſts in den Geſängen ihrer Dichter erkennen würden. Eben nur durch eine Verwandlung wurden ſie epiſche Helden. Die Sage hatte ſie von Munde zu Munde fortgetragen; da war ihre Geſtalt zwiſchen Himmel und Erde gewachſen. Der Sänger nahm ſie auf und verewigte ſie; in ihrer alltäglichen, gemeinen Geſtalt wären ſie keine Geſchöpfe für ihn geweſen. Fingal, Oſſian, Oſkar ſind Kinder der Sage, Gebilde der erhöhenden, fortſingenden Zeit.

Was ſollen überhaupt in dieſer Sache geographiſch-hiſtoriſch-chronologiſche Rivalitäten? Oſſians Gedichte gehören dem ganzen Galiſchen Völkerſtamm, ja jedem zu, der ſeine Urſprache verſtehet, oder Oſſian zu ſchätzen weiß; er lebe dies- oder jenſeit des Meeres. Zwar auch die Griechen ſtritten unter einander, wem Homer zugehöre? und es wetteiferten hiebei mehr als ſieben Städte und Länder. Nicht aber thaten ſie es in der Abſicht, daß ſie dadurch Homers Geſänge, wie man ſie hatte, verunglimpfen wollten; vielleicht mit manchen Abwechſelungen ſangen Alle Einen Homer. Und ſo mögen denn auch Schotten und Irländer Einen Oſſian ſo lange leſen und an Einen Fingal ſo lange glauben, bis Irland aus ſeinen Mitteln uns einen zarteren Oſſian, einen edleren Fingal hervorruft, als ihn Mac-Pherſon darſtellte. Sodann wollen wir der romantiſchen Sage dankbar ſeyn, die ſich in zweien Mundarten zwar verſchieden, in jeder aber vortreflich erhalten. Bisher iſt von Iriſchen Gedichten nichts bekannt, das an die Schottiſchen reiche.

2.

Ein ungleich wichtigerer Zweifel war der, den man gegen die Aechtheit des Mac-Pherſoniſchen Oſſians machte; und es iſt zu verwundern, daß man ihn, der kecken Manier ungeachtet, mit der ihn die Engländer vorbrachten, bisher noch ſo unbefriedigend aufgelöſet hat. Mac-Pherſon konnte dies am leichteſten thun, ja den Zweifel auf einmal zu Boden ſchlagen, wenn er einzeln und treu anzeigte: „woher Er jedes Stück habe? in welcher Geſtalt er es empfangen? und was daran ſein ſei?" Der Urtext dieſer Geſänge in ihrer bruchigen Form, mit den Sylbenmaaſſen und Geſangweiſen begleitet, deren entzückende Einfalt und Abwechſelung mehrere Verehrer Oſſians rühmen, wäre, ohne alle kritiſche Noten, ein Erweis der Wahrheit für Welt und Nachwelt geweſen, gegen welchen kein Britte, kein Johnſon einen Laut hätte thun mögen. Meines Wiſſens iſt dies nicht geſchehen; und daß es nicht geſchehen iſt, daß es von Mac-Pherſon nicht ſelbſt geſchah; freilich dies vermehrte den Zweifel. Seid ihr denn ſo arm, ihr Schotten, daß ihr Euern Homer, den Ihr über den Griechen preiſet, nicht in der Urſprache, ganz wie ihr ihn habt, wie er bei Euch noch geſungen wird, mit Melodien und Sprach-Erläuterungen ans Licht ſtellen, ihn dadurch vom Abgrund der Vergeſſenheit, dem er ſo nah iſt, retten, ihn auf einmal der Unſterblichkeit vergewiſſern, und eurer Sprache dadurch ſelbſt die Unſterblichkeit, und zwar die edelſte, claßiſche Unſterblichkeit ſichern könnt? Oder erwartet Ihr ein ſchöneres Product in ihr, als Oſſian? Oder glaubt ihr, daß man dieſe Geſänge immerhin fortſingen werde? Oder bildet ihr

Inhalt.

Metriſche Ueberſetzungen.

Seite
Iphigenie in Aulis. Ueberſetzt aus dem Euripides 3
Scenen aus den Phönizierinnen des Euripides . 105
Don Karlos, Infant von Spanien. Ein dramatiſches Gedicht 137

euch ein, daß man bei Euren Behauptungen von der unausſprechlichen Schönheit dieſer Gedichte in der Urſprache, und ihrem entzückenden Reiz in den Geſangweiſen, ohne Proben, etwas denke? Verlangen und am Ende Ueberdruß erwecken dergleichen unkräftige Anpreiſungen; Proben, Proben allein geben Sicherheit und Belehrung. *

---

* Von ächten Melodieen zu Oſſian hat mir das Glück bisher noch nichts zugeführet. Von einer ächten Ausgabe Oſſians im Erſiſchen iſt mir auch nichts bewußt; das Specimen aus dem 7. Buch der Temora konnte nichts entſcheiden. Woher hätte es Mac-Pherſon? Iſt alles, wie es gedruckt iſt, gefunden? Iſts aus lebendigen Geſängen genommen oder aus Handſchriften? Stimmen die Handſchriften unter einander? ſtimmt jede derſelben mit dem lebendigen Geſange? Aus welcher Zeit iſt die Diction des Geſanges und der Handſchriften? Unterſuchungen und Belehrungen ſolcher Art wären verdienſtlicher als alle Lobpreiſungen Oſſians. — Die Galic Antiquities ſollen zwar unter dem Titel Scan Dana Erſiſch herausgegeben ſeyn; daß aber dieſe und nicht Mac-Pherſons Oſſian, daß ſie, ſoviel ich weiß, ohn' alle Kritick herausgegeben ſind, bringt uns nicht weiter. Im Jahr 1784 hat ein Irländer Arthur Young Galiſche Gedichte, die ſich auf die Geſchichte der Fians beziehen, in Nordſchottland geſammlet; (überſetzt ins Deutſche 1792) ſie ſind mir noch nicht zu Händen gekommen. Eine treffende Anzeige, worauf es bei ihnen ankomme, ſtehet im 139 Stück der allgemeinen Literaturzeitung 1795. Wenn auf dieſem Wege

Daß eine ſolche Behandlung Oſſians ſehr nützlich ſeyn müſſe, iſt ſchon daher erſichtlich, weil ſie die einzig-vernünftige iſt. Entſpringe daraus ein Reſultat, wie es wolle; Mac-Pherſons Ruhm kann es nicht ſchaden. Sei alles der Tradition entnommen, wie Ers gab; Er hats geſammlet, Er hats gegeben. Er war der Solon und Hipparch, der die Geſänge dieſes Homers der Vergeſſenheit entzog, ſie der ganzen gebildeten Welt annehmlich machte, ſie in der Verſtändigen Ohr, in der Empfindenden Herz hinübertönte. Sein Name bleibt unvergeßlich. Oder empfing er nur rohen Stof, und ſezte mit Schöpferhand zuſammen, was er dargeſtellt hat; um ſo rühmlicher für ihn, um ſo belehrender für uns. Hier ließ er ſodann niedrige Züge aus; dort ſezte er aus Hebräern, Griechen oder Neueren ähnliche, feinere Züge hinzu, und gab dem Ganzen, ſeinem Fingal, ſeinem Oſſian, ſeiner Bragela die edelſte und zarteſte Bildung; um ſo beſſer. Er that, wie ein kluger Mann thun mußte. Zu eignen Geſängen ſolcher Art fühlte er ſich ſchwerlich ſtark genug; aber der Geiſt ſeines Vaterlandes, ſeiner Verfahren, der Geiſt ſeiner Sprache

---

von andern, inſonderheit von Galen ſelbſt, fortgeſchritten würde, käme man zum Ziel. Gemeiniglich aber geſchieht am ſpäteſten oder gar nicht, was zuerſt hätte geſchehen ſollen. Späterhin ſind mehrere Gedichte z. B. the Works of the Caledonian Bards herausgekommen, deren Mythologie ſogar vom Mac-Pherſonſchen Oſſian auszuweichen ſcheint. Vielleicht iſt keine Geſangesart, in der ſich, dem Anſchein nach, ſo leicht fortſingen läßt, als die Geſangweiſe Oſſians.

und der in ihr geſungenen Lieder ergriff ihn. In ſie legte er alſo den Schatz vieler ſowohl aus andern Zeitaltern geſammelten Schönheiten als der Empfindungen ſeines eignen Herzens. Daß er dies unter der Maske Oſſians that, iſt ihm ſodann nicht nur zu verzeihen, ſondern es war für ihn vielleicht eine Pflicht der Dankbarkeit und der Noth. Unter ſolchen Geſängen war er erzogen; ſie hatten ſein Innerſtes erweckt; auf ihren Flügeln ſchwang er ſich empor; über dem war ein heiliger Betrug dieſer Art bei der überſchwenglich-geltenden Mode-Poeſie der Engländer faſt nothwendig: denn was gleicht dem Stolze dieſes Handels-Volkes, auf die Grimaces, faces und Graces, ſeiner faſhionable Poëtry, auf die pleasure's, measure's und treaſure's ſeiner gereimten Verſe? Was ſtand dieſen mehr entgegen als der ſchlichte, einfache Oſſian? Da war es ja ganz an Ort und Stelle, daß Mac-Pherſon den literariſchen Krämern alte Handſchriften in die Läden zu London legte, daß ſie ſich daran ſatt ſehen könnten; er wußte doch, daß ſie damit nichts thun würden.

Aber was Mac-Pherſon nicht that, thue jetzt einer ſeiner Freunde, deren Mehrere doch gewiß die genaueſte Kenntniß der Sache haben. Man laſſe weiter keinen Engländer oder Irländer umherreiſen, ſondern entdecke zu Ehren Oſſians und Mac-Pherſons die Beſchaffenheit der Sache kritiſch, klar und wahr. Bei einiger Genauigkeit müſſen ſich dabei in Anſehung des Urſprungs der Verbreitung, der Erhaltung und Abänderung dieſer Sagen, in Anſehung der moraliſchen, geiſtigen und politiſchen Begriffe dieſer Gedichte Unterſuchungen ergeben, die alle äſthetiſche Belehrungen über den Werth dieſer

Geſänge, weit überwiegen. Ich traue der gütigen Zeit es zu, daß ſie auch dieſes Werk zu *ihrer Stunde* fördern werde.

3.

Denn was ſollte die ganze Parallele zwiſchen *Homer* und *Oſſian* ſagen? Daß *Homer* kein *Oſſian* und *Oſſian* kein *Homer* ſei? wer hätte daran gezweifelt?

Unſere Erde hat mancherlei Klima; unſer Menſchenſtamm hat mancherlei Geſchlechter. Jonien iſt nicht Schottland, die Galen ſind keine Griechen; hier iſt kein Troia, keine Helena, kein Pallaſt der Circe. Was wollen wir unnütz vergleichen? Gegend, Welt, Sprache, die ganze Seh- und Denkart beider Nationen iſt anders; das verſchiedene Zeitalter, in welchem Homer und Oſſian lebten, noch ganz ungerechnet. Was ein Tauſend von Jahren und Meilen von einander trennt, wollt Ihr als ein *Symplegma* zu Einer Form vereinen?

Schon das unterſcheidet *Homer* von *Oſſian* ganz und gar, daß Jener, wenn ich ſo ſagen darf, *rein-objectiv*, dieſer *rein-ſubjectiv* dichtet. Jener iſt blos ein Erzähler; ſein Hexameter ſchreitet ein- und vielförmig dahin, ohne alle Theilnehmung, als die ihm der Inhalt auflegt. An dieſem *gleichgehaltenen* Hexameter haftet gleichſam die ganze Kunſt Homers; in ihm trägt er alle Leidenſchaften vor, in ihm ſchildert er alle Gegenſtände und Situationen im Himmel, auf Erden und im Orkus; mit ihm miſſet er Götter, Helden und Menſchen *gleichförmig*. Aus dem *gleichförmigen*

Hexameter Homers und aus der *ruhigen Weisheit*, die ihn belebet, entſprang daher jener Styl Griechenlandes, der von der heitern Denkart dieſes Volkes zeuget. An ihm bildete *Herodot* dem Vortrage und Perioden nach ſeine Geſchichte; nach ihm formete ſich ein Syſtem der Götterlehre, der Kunſt und Weisheit. — Bei Oſſian geht alles von der *Harfe der Empfindung*, aus dem *Gemüth des Sängers* aus; um ihn ſind ſeine Hörer verſammlet, und er theilt ihnen ſein *Inneres* mit. In dieſe Welt ziehet er ſie hinein; dieſe Zauberwelt verbreitet er rings um ſich. Daher die Einleitungen in ſeine Geſänge, durch welche er die Seelen der Zuhörer in ſeinen Ton gleichſam ſtimmet und füget. Er mahlet die Gegenſtände umher, den Ort, die Tages- und Jahrszeit. Meiſtens ſinds Töne des *Ohrs*, dadurch er ſie mahlet: denn dieſe ſtimmen das Gemüth mehr, als Anſichten des Auges. Nun hebt er an; jede Sage iſt mit ſeiner eignen individuellen Empfindung, wie mit dem Finger der Liebe bezeichnet; und ſobald er kann, wird die Begebenheit ſelbſt *Stimme*, *Klage der Wehmuth*, *Harfengeſang*. Auch in den großen Gedichten, *Fingal* und *Temora* geht alles von Tönen der einſamen Harfe aus, und kommt auf dieſe zurück; an ihren Saiten hangen alle Gefühle des Herzens, ſo wie die verlebten Schickſale der Väter. Und der Geſang ändert ſich nach *jeder* Empfindung; die Schotten können das Rührende jeder unerwarteten Abwechſelung des ſanften, traurigen, oder wilden und kühnen Sylbenmaaſſes nicht genug preiſen; von welchem allen *Homer* nichts weiß. Unermüdet irret dieſer immer auf derſelben lieblichen Saite, und ward auf ihr ein Muſter des Wohlklangs für alle Gegenſtände und Situationen. Er iſt ein *rein-epiſcher*, Oſſian iſt, wenn man ſo will, ein lyriſch-epiſcher Dichter.

Mit dieſer verſchiednen Art des Geſanges unterſcheidet ſich auch der ganze Genius beider Dichter. Bei Homer treten alle Geſtalten wie unter freiem und heitern Himmel in hellem Licht hervor; als Statuen ſtehen ſie da, oder vielmehr ſie ſchreiten handelnd fort, leibhaft, in völliger Wahrheit. Auch alle ſeine Gleichniſſe und Naturbilder nehmen an dieſer völligen Sichtbarkeit Theil; langſam wälzen ſie ſich umher, um gleichſam von allen Seiten ihre Naturbeſtandheit in ewigveſten Zügen darzuſtellen und zu gewähren. Kein hellerer Platz iſt, als das Feld vor Troja; unter dem immerheitern Aſiatiſchen Himmel geht Eine Heldengeſtalt nach der andern hervor und läßt keinen Zug ihrer Handlung, ich möchte ſagen, kein Glied, mit welchem ſie wirket, in ungewiſſer Deutung. Auch für die Sonderung der Gruppen hat Homer dergeſtalt geſorget, daß ſelbſt im wilden Schlachtgetümmel das Auge des Zuſchauers ohne Nebel und Verwirrung bleibet. Und was den Faden des Gedichts betrift, ſo entwickelt ſich ſolcher aus dem Knäuel der Geſchichte ſo ununterbrochen und ruhig, als ob die Hand der Parze ihn führte.

Bei Oſſian iſt alles anders. Seine Geſtalten ſind Nebelgeſtalten, und ſollten es ſeyn; aus dem leiſen Hauch der Empfindung ſind ſie geſchaffen, und ſchlüpfen wie Lüfte vorüber. So erſcheinen nicht nur jene in Wolken wohnende Geiſter, durch welche die Sterne durchſchimmern; auch die Geſtalten ſeiner Geliebten deutet Oſſian mehr an, als daß er ſie darſtellete und mahlte. Man höret ihren Tritt oder ihre Stimme; man ſiehet den Schimmer ihrer Arme, ihres Antlitzes wie einen vorübergleitenden Strahl. Ihr Haar fliegt ſanft im Winde; ſo ſchlüpfen ſie her; ſo vorüber. Gleichergeſtalt mahlet er ſeine Helden, nicht wie ſie ſind, ſondern wie ſie ſich nahen, wie ſie erſcheinen und verſchwinden. Es iſt eine Geiſterwelt in Oſſian, ſtatt daß in Homer eine leibhafte Körperwelt ſich beweget. In ihm ſiehet man die Handlung, die man in Oſſian an Tritten, Zeichen und Wirkungen gleichſam nur ahnet. Was endlich die Expoſition der Gedichte betrift: ſo hätten Mac-Pherſon und Blair ſich hüten ſollen, hierinn beide Dichter auch nur zu vergleichen. Bei Homer erzählet ſich alles ſelbſt; Eins folgt aus dem andern unaufhaltbar; dagegen ſind Fingal und Temora dunkel-zuſammengereihete Gedichte, voll Epiſoden, denen ſinnlich zu folgen hie und da ſchwer wird. Die lieblichſte Geſtalt macht Oſſian in kleinen einzelnen Erzählungen, die man bald als heroiſche Romanzen, bald als rührende Idyllen, bald als reine lyriſche Stücke betrachten kann, deren einige z. B. Comala ſich dem Drama nähern. In ſolchen zeigt ſich ſeine geiſtige Schilderei, ſein Herz voll Wehmuth, Liebe und Unſchuld. Eine epiſche Fortleitung, die vielleicht blos Mac-Pherſon in die größern Stücke gebracht hat, ſcheinet ihr ganz fremde.

Es ergiebt ſich hieraus, wie verſchiedene Wirkungen und Folgen beide Dichter haben mußten. Wer Götter und Helden bilden will, gehe zu Homer, nicht zu Oſſian; in dieſem iſt Eine Geſtalt wie die andre und für den Künſtler eigentlich keine gezeichnet. Der Mahler, den Oſſian begeiſtert, muß aus ſich ſelbſt ſchöpfen; aus ſeinem Dichter kann er nur die Farbe der Empfindung, und das Helldunkel der Situation anwenden. Dagegen iſt in Oſſian eine Quelle des Gefühls, voll der zarteſten, ſittlichen Geſinnungen, die Homer ſeinen Helden nicht beilegen konnte. Beide Dichter unterſcheiden ſich hierinn, wie ſich die Welt dieſſeit und jenſeit der Alpen unterſcheidet. In Norden hat die Natur die Menſchen mehr zuſammengedrückt, und indem ſie ihnen eine härtere Rinde, dazu mehrere Mühe von auſſen gab, in ihrer Bruſt vielleicht eine tiefere Quelle des ſittlichen Gefühls aus dem Felſen gebohret. In den ſüdlichen, wärmeren Gegenden breitete ſich die Natur mehr aus; lockerer gehet die Menſchheit aus einander und theilt ſich allem, was um ſie iſt, leichter und lebendiger mit. Dagegen aber bleiben vielleicht auch Empfindungen unerweckt, die nur der nordiſche Himmel, einſame Geſelligkeit, Noth und Gefahr ausbilden konnten. Die intenſive Kraft des Geſanges, wiewohl in einem engern Kreiſe iſt Oſſians; die extenſive im weiteſten Felde der Mittheilung bleibt Homers großer Vorzug.

Aus Homer entſprang alſo, was aus Oſſian die Zeit nicht entwickeln konnte. Jener blühete mit einem jungen Volk auf; und in jeden neuen Ruhmeskranz dieſes Volks ſchlang ſich ſein Lorbeer. Die erſte Kriegsunternehmung des geſammten Griechenlandes hatte er beſungen; wenn ſpäterhin Griechenland gegen die Perſer noch größere Unternehmungen ausfocht: ſo konnten Aeſchylus, Sophokles u. ſ. mit Homers Gaſtmahle, nach neuerem Geſchmack zubereitet, ihre Mitbürger bewirthen. Die Ehre des ganzen griechiſchen Stammes ſproßte in ſeinen Geſängen; ſie trug reiche Blüthen und Früchte in jeder Art, mit jeder neuen Betriebſamkeit des Volkes: denn über ihnen ſchien ein heiterer Himmel; um ſie weheten Joniſche, Griechiſche, Italiſche Lüfte.

4.

Und Oſſian? Es iſt ungerecht von einem Baume Früchte zu erwarten, die er, ſeiner Art nach, nicht bringen kann; Oſſian ſei an ſeinem Orte das, was Homer war; nur ſtand er auf einer ganz andern Stelle. Er, der letzte des Heldenſtammes ſeiner Väter, Zeuge der Thaten des Ruhmreichen Fingals und ihr Mithelfer, jetzt in ſeinem Alter die letzte Stimme der Heldenzeit für die ſchwächere Nachwelt; dies iſt der Standpunct des Sängers, der zugleich den ganzen Charakter ſeiner Dichtungsart mit ſich führet. Er iſt die *Stimme voriger Zeiten*; aber eine traurige Stimme, mit keinem erweckenden Aufruf für die Nachzeit begleitet.

In jedem Lande bildet ſich der Volksgeſang nach innern und äußern Veranlaſſungen der Nation; auf Einem Punct derſelben ſteht er ſodann ſtille und gewinnt Charakter. Bei den Griechen gab dieſen Charakter-Punct der *Trojaniſche Krieg*, und Homer war der Sänger, der ihn veſtſtellte; unter den Galen war es der *Ausgang des Heldenſtammes*; und Oſſian deſſen trauriger Verkünder. Woher in aller Welt kam den Galen dieſer jammernde *Abſchnitt der Zeiten*? und mit ihm für alle Nachzeit zwar ein ſchmelzender, aber zugleich ein niederſchlagender Ton der alten Sage? Veranlaßete ihn eine fremde Unterjochung? oder die eindringende Religion der Culdäer, der chriſtlichen Mönche? Auf beides ſpielen die Gedichte an; aber warum nur ſo dunkel? haben die bisherigen Sammler etwa nur aus Höflichkeit die harten Stellen und Töne verſchwiegen, denen die Stimme der Galen den Untergang ihres alten Heldenruhms beimißt? oder war dieſe Stimme ſo ſanft, daß ſie duldend gleichſam ſchwieg und vielleicht ſchweigen mußte? Wie es ſei; ſo ſollte darüber Auskunft gegeben werden: denn es ſcheint unmöglich, daß ein Volk nur klage, ohne ſich zu beklagen, ohne die Urſache ſeines Verfalls anzuzeigen und den Geiſt der Väter, wenn auch mit leeren Verſuchen, zurückzurufen und anzufeuren. — Hievon nun zeigt ſich in den Oſſianiſchen Geſängen faſt keine Spur. Die Wolkengegend, der luftige Aufenthalt der Väter iſt ihr einziger Troſt; auf der Erde ſehen ſie traurige Wüſten, erloſchne Tritte; ſie hören verklingende Töne. Man ſiehet, daß die Geſänge in einem duldenden, unterjochten Volk fortgeſungen worden ſind, das ſich am Ruhm und an der Glückſeligkeit ſeiner Vorfahren unmächtig labte. *

Wie es mancherlei Jahrszeiten in der Natur giebt: ſo giebt es deren auch in der menſchlichen Geſchichte. Auch Völker haben ihren Frühling, Sommer, Herbſt

---

* Die iriſche Akademie hat ein Geſpräch Oſſians mit einem chriſtlichen Prieſter bekannt gemacht, das auch im Deutſchen überſetzt iſt. Es enthält harte Stellen, deren Einige, wie es ſcheint, haben unterdrückt werden müſſen; offenbar aber iſts von einem ſpäten Datum, und hat nicht den edeln Charakter, der die andern Gedichte Oſſians bezeichnet.

und Winter. Oſſians Gedichte bezeichnen den Herbſt ſeines Volkes. Die Blätter färben und krümmen ſich; ſie fallen und fallen. Der Lufthauch, der ſie ablöſet, hat keine Erquickung des Frühlinges in ſich; ſein Spiel indeſſen iſt traurig-angenehm mit den ſinkenden Blättern.

Auch Klagen ſind nicht ohne Anmuth. Mimnermus und Solons Elegieen, die Wehklagen aus der Jüdiſchen Gefangenſchaft in Jeremias und den Pſalmen rühren uns; noch mächtiger Hiobs Jammergeſchrei; und an weſſen Herz ertönte je eine Oſſianiſche Klage des zurückgebliebenen Sohnes und Vaters, der verlaſſenen Braut, des einſamen Gatten, des verſchwindenden Heldenſtammes vergebens? Der Klageton iſt dieſer Muſe ſo eigen, daß er bis in die Wurzeln der Sprache, in die Ableitung und Verkettung ihrer Worte eingedrungen iſt; der Klang derſelben und die Geſangweiſe der Lieder hat nach allen Berichten denſelben Ausdruck.

Ich gebe es zu, daß Oſſian mißbraucht werden kann, nicht nur, wenn man ohne ſeine Empfindung ſeine Töne nachſinget, ſondern auch, wenn man ſeinen wehmüthigen Gefühlen ſich zu einſam überläßt, und ſich mit erliegender Ohnmacht an ſeinen Bildern, an ſeinem ſüſſen Wolkentroſt labet. Indeſſen giebts in ihm auch eine ſo reine Ueberſicht der Menſchheit, in ihren innigſten Verbindungen und Situationen, daß ich dieſe, wenn ich ſo ſagen darf, rein-menſchliche Stellen und Empfindungen, wie Perlen gefaßt, ſämmtlich componirt wünſchte.[*] Von ſelbſt würde der Geſang hier ein ſanftes Recitativ, dort ein wehmüthiger Ausruf der Empfindung, hier eine leidenſchaftliche Declamation, dort wechſelnde Stimmen und Chöre werden, denen man ſchwerlich ſein Ohr und Herz verſchlieſſen könnte. Wer z. B. hat Sigmund Seckendorfs Grabgeſang der Darthula bei einem Saitenſpiel ſingen gehört, ohne von dem Zuruf:

---

[*] Wir können die Hoffnung geben, daß eine ſolche Samm-

Darthula wach auf!
Frühling iſt drauſſen, die Lüfte ſäuſeln,
Auf grünen Hügeln, holdſeliges Mädchen,
Weben die Blumen! im Hain wallt ſprießendes Laub.

und von dem traurigen Abſchiede:

Nimmer o nimmermehr kommt dir die Sonne
Weckend an deine Ruheſtäte: wach auf:
Du ſchläfſt im Grabe langen Schlaf,
Dein Morgenroth iſt fern.

Auf immer, auf immer weiche dann, Sonne
Dem Mädchen von Kola, ſie ſchläft:
Nie erſteht ſie wieder in ihrer Schöne,
Nie ſiehſt du die Liebliche wandeln mehr!

innig bewegt zu werden. Wenn ich dieſen Geſang und die ſeufzende Vinvela ebenfalls in Seckendorfs Compoſition hörte: ſo dünkte mich, ſein Geiſt ſchwebe zu den lieblichen Tönen hernieder und höre ſie mit an.

Unter allen Nationen, die Italiäniſche ſelbſt nicht

lung ausgeſuchter Oſſianiſcher Stellen für die Compoſition bald erſcheinen werde.

aufgenommen hat Oſſian ſeine Probe beſtanden. Wir Deutſche verdanken ihm nicht nur mehrere zarte Töne in Gerſtenbergs Minona, in Klopſtocks Oden, in Koſegartens, Denis Gedichten u. a.; ſondern wer das Schickſal der Zeiten, unter mehreren Europäiſchen Nationen zur Stimme bringen wollte; könnte er anders als Oſſian ſingen und ſeufzen?

5.

Wer wiſſen will, wie es jetzt mit dieſer alten ſingenden Helden-Nation, Oſſians Nachkommen ſtehe? leſe Buchanans Reiſen durch die weſtlichen Hebriden, während der Jahre 1782 bis 90.* Der edelmüthige Verfaſſer fodert Jeden auf, ihm in ſeinen Berichten die kleinſte Unwahrheit zu erweiſen. — Wozu ſind dieſe alten edlen Geſchlechter hinabgewürdigt! in welchen Zuſtand ſind ſie gerathen! „Ueberſicht man, ſpricht Buchanan, wie wir gethan haben, die weſtlichen Hebriden im Allgemeinen, ſo zeigt ſich das Bild der Traurigkeit und Unterdrückung am häufigſten, und tritt allenthalben hervor. Im Ganzen genommen, ſind dieſe Inſeln der ſchwermüthige Aufenthalt des Jammers und des vielgeſtaltigen Elends: denn ihre Bewohner werden als Laſtvieh, ſchlimmer als Laſtvieh behandelt. Können Mangel und Striemen den Sklaven, gegen ſeine Abhängigkeit, gegen den Spott und die Schmach, welche ſich über ihn häufen, nicht völlig abhärten: ſo rufen ſicherlich die Thränen, die Seufzer, das Geſchrei, eines vielzähligen, unterdrückten, aber keinesweges ſinn-und geiſtloſen Volks, die Staatsverwalter um Mitleid und Rettung an." *

---

* Ueberſetzt, Berlin 1795.

Nach Jahrhunderten der Unterdrückung, ſind Oſſians Galen auch hier noch kenntlich. „Im Ganzen, ſagt Buchanan, ** beſitzen die weſtlichen Hebrider, gute natürliche Fähigkeiten, begreifen ſchneller, und dringen vielleicht tiefer in einen Gegenſtand ein, als irgendwo innere Landesbewohner zu thun pflegen. Dies muß daher kommen, weil ſie ſo vielen Umgang mit Leuten von verſchiedner Gemüthsſtimmung haben, welche ihnen die Schiffahrt täglich zuführt, derentwegen ſie vorſichtig, thätig und gefällig werden müſſen. Auch ſetzt ſie ihre beſtändige Gefahr, auf dem Elemente mit welchem ſie ſich unabläſſig beſchäftigen, in die unumgängliche Nothwendigkeit, zu ihrer Selbſterhaltung, Augen und Sinnen ſtets wachſam zu erhalten: und dieſe anhaltende Uebung wird bei ihnen zur feſten Gewohnheit, die ſich bei jeder Handlung des Lebens an ihnen offenbaret."

„Sie haben eine glückliche Anlage zur Dichtung, wie zur Sing- und Inſtrumental-Muſik, beſonders auf beiden Uiſts, wo man nicht bloß ſtudierte, ſondern augenblickliche Ergieſſungen einer ſehr ſcharfen und beiſſenden Satyre zu hören bekommt, die durch Mark und Bein dringt und den Stachel ſitzen läßt."

---

* S. 174. 175. der Deutſchen Ueberſetzung. So leſe man S. 43. 44. 184. überhaupt das kleine Buch von Anfang bis zu Ende. Der Verfaſſer hat ſich auf eine ſeltne, Menſchenfreundliche Art für dies Volk bemühet; möge die Vorſehung ſeine ernſten Bemühungen ſegnen. Vielleicht bringt ſeine Rettung der Galen gegen Pinkerton oder die Galiſchen Alterthümer, die er verſpricht, uns auch in dem, was wir über Oſſian wünſchen, weiter.

** S. 71—73. 74. 76. 125.

„Durch eben dieſe Geſänge ſtrömt ein zarter weicher Laut tief empfundener Rührung, der die Seele zu herzlichen Gefühlen und Liebe ſtimmt. Auch vernimmt man wehmüthige Klagen und Jammertöne um verlohrne Geliebten und Freunde: und ſolche Sänger findet man nicht bloß unter Vornehmen, ſondern unter der niedrigſten Volksklaſſe. Darin übertreffen ſie alle alten engliſchen und ſchottiſchen, bis jetzt bekannt gewordene Lieder: ſo vielen und verdienten Beifall dieſe auch bei wahren Kennern des Geſanges gefunden haben. Wäre die Galiſche Sprache bekannt genug, die Meiſterſtücke ihrer Tonkunſt würden allen Schaubühnen, wo Geſchmack und Anmuth herrſcht, zur Zierde und Bewunderung gereichen."

„Ihre Luinneags, und der Einklang aller hineinfallenden Stimmen, ſind dem Ohr unausſprechlich angenehm. Auch das Auge wird beſchäftigt, wenn man ſie im Kreiſe ſtehn und Hand und Tuch bewegen ſieht. Sing- und Inſtrumental-Muſik ſind ihre geſellſchaftliche Unterhaltung. An Geſchicklichkeit im Tanz übertreffen ſie wahrſcheinlich alle andern Völkerſchaften."

„Die gemeinen Leute ſind wundernswürdig ſchnell in ihren Begriffen. Weiber werden ſo gute Weber als Manner. Sie lernen dieſe Kunſt in wenig Monathen. Dabei ſingen ſie herzhaft ihre Jorrams und Luinneags. Eine macht die Hauptſtimme, die andern den Chor, der nach jedem Geſetz des Liedes zwei oder dreimal wiederholt wird. Der ſüſſe Laut ihrer Lieder zieht gewöhnlich eine Menge Zuhörer herbei, welche mit in den Chor fallen."

Von Sankt Kilda ſchreibt er: „Männer und Weiber lieben den Geſang, und haben ſchöne Stimmen. Ihre natürliche Anlage und Neigung zur Dichtkunſt iſt nicht geringer, als die der andern eingebohrnen Hebrider. In ihren Liedern lieben ſie Beſchreibungen, und beweiſen ungemeine Einbildungskraft. Der Gegenſtand derſelben ſind die Reize ihrer Geliebten, und die Heldenthaten der Vogelſteller oder Fiſcher, wie auch der traurige Tod, welcher ſie zwiſchen Klippen überfällt."

„Wie auf Harris ſingen die Männer am Ruder, und beleben ſich bei der Arbeit durch Wett- und Chorgeſang, der zum Schlage den Takt hält." — — Käme dieſen armen Galen ein zweiter Fingal wieder: ſo würde ſein Sohn Oſſian auch erſcheinen. Er ſänge nicht mehr, wozu jener den Ton angab und was die traurige Zeit leider fortſingen mußte: Untergang der Helden, Unterdrückung, Jammer und Wehmuth. — —

VI

Mährchen

(zur Fortſezung der Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten.)

An dem großen Fluße, der eben von einem ſtarken Regen geſchwollen und übergetreten war, lag, in ſeiner kleinen Hütte, müde von der Anſtrengung des Tages, der alte Fährmann und ſchlief. Mitten in der Nacht weckten ihn einige laute Stimmen, er hörte, daß Reiſende übergeſetzt ſeyn wollten.

Als er vor die Thür hinaus trat ſah er zwey große Irrlichter über dem angebundenen Kahne ſchweben, die ihn verſicherten daß ſie große Eile hätten und ſchon an jenem Ufer zu ſeyn wünſchten. Der Alte ſäumte nicht, ſtieß ab und fuhr, mit ſeiner gewöhnlichen Geſchicklichkeit, quer über den Strohm, indeß die Fremden in einer unbekannten ſehr behenden Sprache gegen einander ziſchten und mit unter in ein lautes Gelächter ausbrachen, indem ſie bald auf den Rändern und Bänken, bald auf dem Boden des Kahns hin und wieder hüpften.

Der Kahn ſchwankt! rief der Alte und wenn ihr ſo unruhig ſeyd kann er umſchlagen; ſetzt euch ihr Lichter!

Sie brachen über dieſe Zumuthung in ein großes Gelächter aus, verſpotteten den Alten und waren noch unruhiger als vorher. Er trug ihre Unarten mit Geduld, und ſtieß bald am jenſeitigen Ufer an.

Hier iſt für Eure Mühe, riefen die Reiſenden, und es fielen, indem ſie ſich ſchüttelten, viele glänzende Goldſtücken in den feuchten Kahn. — Ums Himmels willen was macht ihr! rief der Alte, ihr bringt mich ins größte Unglück! wäre ein Goldſtück ins Waſſer gefallen, ſo würde der Strohm, der dieß Metall nicht leiden kann, ſich in entſetzliche Wellen erhoben, das Schiff und mich verſchlungen haben, und wer weiß, wie es euch gegangen ſeyn würde; nehmt euer Geld wieder zu euch!

Wir können nichts wieder zu uns nehmen, was wir abgeſchüttelt haben, verſetzten jene.

So macht ihr mir noch die Mühe, ſagte der Alte, indem er ſich bückte und die Goldſtücke in ſeine Mütze las, daß ich ſie zuſammen ſuchen, ans Land tragen und vergraben muß.

Die Irrlichter waren aus dem Kahne geſprungen, und der Alte rief: wo bleibt nun mein Lohn?

Wer kein Gold nimmt, mag umſonſt arbeiten! riefen die Irrlichter. — Ihr müßt wiſſen, daß man mich nur mit Früchten der Erde bezahlen kann. — Mit Früchten der Erde? Wir verſchmähen ſie, und haben ſie nie genoſſen — Und doch kann ich euch nicht loslaſſen, bis ihr mir verſprecht, daß ihr mir drey Kohlhäupter, drey Artiſchocken und drey große Zwiebeln liefert.

Die Irrlichter wollten ſcherzend davon ſchlüpfen; allein ſie fühlten ſich auf eine unbegreifliche Weiſe an den Boden gefeſſelt; es war die unangenehmſte Empfindung die ſie jemals gehabt hatten. Sie verſprachen ſeine Forderung nächſtens zu befriedigen, er entließ ſie und ſtieß ab. Er war ſchon weit hinweg als ſie ihm nachriefen: Alter! hört Alter! wir haben das wichtigſte vergeſſen! Er war fort und hörte ſie nicht. Er hatte ſich an derſelben Seite den Fluß hinab treiben laſſen, wo er in einer gebirgigten Gegend, die das Waſſer niemals erreichen konnte, das gefährliche Gold verſcharren wollte. Dort fand er zwiſchen hohen Felſen eine ungeheure Kluft, ſchüttete es hinein und fuhr nach ſeiner Hütte zurück.

In dieſer Kluft befand ſich die ſchöne grüne Schlange, die durch die herabklingende Münze aus ihrem Schlafe geweckt wurde. Sie erſah kaum die leuchtenden Scheiben als ſie ſolche auf der Stelle, mit großer Begierde verſchlang, und alle Stücke die ſich in dem Gebüſch und zwiſchen den Felsritzen zerſtreut hatten, ſorgfältig aufſuchte.

Kaum waren ſie verſchlungen, ſo fühlte ſie mit der angenehmſten Empfindung das Gold in ihren Eingeweiden ſchmelzen und ſich durch ihren ganzen Körper ausbreiten und zur größten Freude bemerkte ſie, daß ſie durchſichtig und leuchtend geworden war. Lange hatte man ihr ſchon verſichert, daß dieſe Erſcheinung möglich ſey; weil ſie aber zweifelhaft war, ob dieſes Licht lange dauern könne, ſo trieb ſie die Neugierde und der Wunſch ſich für die Zukunft ſicher zu ſtellen aus dem Felſen heraus, um zu unterſuchen, wer das ſchöne Gold herein geſtreut haben könnte. Sie fand niemanden; deſto angenehmer war es ihr, ſich ſelbſt, da ſie zwiſchen Kräutern und Geſträuchen hinkroch, und ihr anmuthiges Licht, das ſie durch das friſche Grün verbreitete, zu bewundern. Alle Blätter ſchienen von Smaragd, alle Blumen auf das herrlichſte verklärt; vergebens durchſtrich ſie die einſame Wildniß, deſto mehr aber wuchs ihre Hoffnung, als ſie auf die Fläche kam und von weiten einen Glanz der dem ihrigen ähnlich war, erblickte. Find ich doch endlich meines Gleichen! rief ſie aus und eilte nach der Gegend zu. Sie achtete nicht die Beſchwerlichkeit durch Sumpf und Rohr zu kriechen; denn ob ſie gleich auf trockenen Bergwieſen, in hohen Felsritzen am liebſten lebte, gewürzhafte Kräuter gerne genoß und mit zartem Thau und friſchem Quellwaſſer ihren Durſt gewöhnlich ſtillte; ſo hätte ſie doch des lieben Goldes willen und in Hoffnung des herrlichen Lichtes alles unternommen was man ihr auferlegte.

Sehr ermüdet gelangte ſie endlich zu einem feuchten Ried, wo unſere beyden Irrlichter hin und wieder ſpielten. Sie ſchoß auf ſie los, begrüßte ſie, und freute ſich ſo angenehme Herren von ihrer Verwandtſchaft zu finden. Die Lichter ſtrichen an ihr her, hupften über ſie weg und lachten nach ihrer Weiſe. Frau Muhme, ſagten ſie, wenn Sie ſchon von der horizontalen Linie ſind, ſo hat das doch nichts zu bedeuten; freylich ſind wir nur von Seiten des Scheins verwandt, denn ſehen Sie nur

Metriſche Ueberſetzungen.

(hier machten beyde Flammen, indem ſie ihre ganze Breite aufopferten, ſich ſo lang und ſpitz als möglich) wie ſchön uns Herren von der vertikalen Linie dieſe ſchlanke Länge kleidet; nehmen Sie's uns nicht übel, meine Freundin; welche Familie kann ſich das rühmen? ſo lang es Irrlichter giebt, hat noch keins weder geſeſſen noch gelegen.

Die Schlange fühlte ſich in der Gegenwart dieſer Verwandten ſehr unbehaglich, denn ſie mochte den Kopf ſo hoch heben als ſie wollte, ſo fühlte ſie doch daß ſie ihn wieder zur Erde biegen muſte um von der Stelle zu kommen, und hatte ſie ſich vorher im dunkeln Hayn außerordentlich wohlgefallen, ſo ſchien ihr Glanz in Gegenwart dieſer Vettern ſich jeden Augenblick zu vermindern, ja ſie fürchtete, daß er endlich gar verlöſchen werde.

In dieſer Verlegenheit fragte ſie eilig, ob die Herren ihr nicht etwa Nachricht geben könnten, wo das glänzende Gold herkomme, das vor kurzem in die Felskluft gefallen ſey; ſie vermuthe es ſey ein Goldregen, der unmittelbar vom Himmel träufle. Die Irrlichter lachten und ſchüttelten ſich und es ſprangen eine große Menge Goldſtücke um ſie herum. Die Schlange fuhr ſchnell darnach ſie zu verſchlingen. Laßt es euch ſchmecken, Frau Muhme, ſagten die artigen Herren, wir können noch mit mehr aufwarten. Sie ſchüttelten ſich noch einige Male mit großer Behendigkeit, ſo daß die Schlange kaum die koſtbare Speiſe ſchnell genug hinunter bringen konnte. Sichtlich fing ihr Schein an zu wachſen und ſie leuchtete wirklich aufs herrlichſte, indeß die Irrlichter ziemlich mager und klein geworden waren, ohne jedoch von ihrer guten Laune das mindeſte zu verlieren.

Ich bin euch auf ewig verbunden, ſagte die Schlange, nachdem ſie von ihrer Mahlzeit wieder zu Athem gekommen war, fordert von mir was ihr wollt, was in meinen Kräften iſt, will ich euch leiſten.

Recht ſchön! riefen die Irrlichter, ſage, wo wohnt die ſchöne Lilie? Führ uns ſo ſchnell als möglich zum Pallaſte und Garten der ſchönen Lilie, wir ſterben vor Ungedult, uns ihr zu Füßen zu werfen.

Dieſen Dienſt, verſetzte die Schlange mit einem tiefen Seufzer, kann ich euch ſogleich nicht leiſten. Die ſchöne Lilie wohnt leider jenſeit des Waſſers. — Jenſeit des Waſſers! Und wir laſſen uns in dieſer ſtürmiſchen Nacht überſetzen! wie grauſam iſt der Fluß, der uns nun ſcheidet! ſollte es nicht möglich ſeyn, den Alten wieder zu errufen.

Sie würden ſich vergebens bemühen, verſetzte die Schlange, denn wenn Sie ihn auch ſelbſt an dem dieſſeitigen Ufer anträfen, ſo würde er Sie nicht einnehmen; er darf jedermann herüber, niemand hinüber bringen. — Da haben wir uns ſchön gebettet; giebt es denn kein ander Mittel, über das Waſſer zu kommen? — Noch einige, nur nicht in dieſem Augenblick. Ich ſelbſt kann die Herren überſetzen, aber erſt in der Mittagsſtunde. — Das iſt eine Zeit, in der wir nicht gerne reiſen. — So können Sie Abends auf dem Schatten des Rieſen hinüber fahren — Wie geht das zu? — Der groſſe Rieſe, der nicht weit von hier wohnt, vermag mit ſeinem Körper nichts; ſeine Hände heben keinen Strohhalm, ſeine Schultern würden kein Reisbündel tragen; aber ſein Schatten vermag viel, ja alles, deswegen iſt er beym Aufgang und Untergang der Sonne am mächtigſten, und ſo darf man ſich Abends nur auf den Nacken ſeines Schatten ſetzen, der Rieſe geht alsdann ſachte gegen das Ufer zu und der Schatten bringt den Wanderer über das Waſſer hinüber. Wollen Sie aber um Mittagszeit ſich an jener Waldecke einfinden, wo das Gebüſch dicht ans Ufer ſtößt, ſo kann ich Sie überſetzen und der ſchönen Lilie vorſtellen; ſcheuen Sie hingegen die Mittagshitze, ſo dürfen Sie nur gegen Abend in jener Felſenbucht den Rieſen aufſuchen, der ſich gewiß recht gefällig zeigen wird.

Mit einer leichten Verbeugung entfernten ſich die jungen Herren und die Schlange war zufrieden von ihnen loszukommen, theils um ſich in ihrem eigenen Lichte zu erfreuen, theils eine Neugierde zu befriedigen, von der ſie ſchon lange auf eine ſonderbare Weiſe gequält ward.

In den Felsklüften, in denen ſie oft hin und wieder kroch, hatte ſie an einem Orte eine ſonderbare Entdeckung gemacht. Denn ob ſie gleich durch dieſe Abgründe ohne ein Licht zu kriechen genöthiget war, ſo konnte ſie doch durchs Gefühl die Gegenſtände recht wohl unterſcheiden. Nur unregelmäßige Naturproducte war ſie gewohnt überall zu finden; bald ſchlang ſie ſich zwiſchen den Zacken großer Criſtalle hindurch, bald fühlte ſie die Hacken und Haare des gediegenen Silbers und brachte ein und den andern Edelſtein mit ſich ans Licht hervor. Doch hatte ſie zu ihrer großen Verwunderung in einem ringsum verſchloſſenen Felſen Gegenſtände gefühlt, welche die bildende Hand des Menſchen verriethen. Glatte Wände, an denen ſie nicht aufſteigen konnte, ſcharfe regelmäßige Kanten, wohlgebildete Säulen, und, was ihr am ſonderbarſten vorkam, menſchliche Figuren, um die ſie ſich mehrmals geſchlungen hatte, und die ſie für Erz oder äuſſerſt polirten Marmor halten mußte. Alle dieſe Erfahrungen wünſchte ſie noch zuletzt durch den Sinn des Auges zuſammen zu faſſen und das was ſie nur muthmaßte, zu beſtätigen. Sie glaubte ſich nun fähig durch ihr eigenes Licht dieſes wunderbare unterirrdiſche Gewölbe zu erleuchten, und hoffte auf einmal mit dieſen ſonderbaren Gegenſtänden völlig bekannt zu werden. Sie eilte und fand auf dem gewohnten Wege bald die Ritze, durch die ſie in das Heiligthum zu ſchleichen pflegte.

Als ſie ſich am Orte befand, ſah ſie ſich mit Neugier um, und obgleich ihr Schein alle Gegenſtände der Rotonde nicht erleuchten konnte, ſo wurden ihr doch die nächſten deutlich genug. Mit Erſtaunen und Ehrfurcht ſah ſie in eine glänzende Niſche hinauf, in welcher das Bildniß eines ehrwürdigen Königs in lauterm Golde aufgeſtellt war. Dem Maaß nach war die Bildſäule über Menſchengröße, der Geſtalt nach aber das Bildniß eher eines kleinen als eines großen Mannes. Sein wohlgebildeter Körper war mit einem einfachen Mantel umgeben, und ein Eichenkranz hielt ſeine Haare zuſammen.

Kaum hatte die Schlange dieſes ehrwürdige Bildniß angeblickt, als der König zu reden anfing und fragte: wo kommſt du her? — Aus den Klüften, verſetzte die Schlange, in denen das Gold wohnt. — Was iſt herrlicher als Gold, fragte der König? — Das Licht, antwortete die Schlange. — Was iſt erquicklicher als Licht? fragte jener — das Geſpräch antwortete dieſe.

Sie hatte unter dieſen Reden bey Seite geſchielt und in der nächſten Niſche ein anderes herrliches Bild geſehen. In derſelben ſaß ein ſilberner König, von langer, und eher ſchmächtiger Geſtalt; ſein Körper war mit einem verzierten Gewande überdeckt, Krone, Gürtel und Scepter mit Edelſteinen geſchmückt; er hatte die Heiterkeit des Stolzes in ſeinem Angeſichte und ſchien eben reden zu wollen, als an der marmornen Wand eine Ader, die dunkelfarbig hindurchlief, auf einmal hell ward und ein angenehmes Licht durch den ganzen Tempel verbreitete. Bey dieſem Lichte ſahe die Schlange den dritten König, der von Erz in mächtiger Geſtalt da ſaß, ſich auf ſeine Keule lehnte, mit einem Lorbeerkranze geſchmückt war, und eher einem Felſen als einem Menſchen glich. Sie wollte ſich nach dem vierten umſehen, der in der größten Entfernung von ihr ſtand, aber die Mauer öffnete ſich, indem die erleuchtete Ader wie ein Blitz zuckte und verſchwand.

Ein Mann von mittlerer Größe, der heraustrat, zog die Aufmerkſamkeit der Schlange auf ſich. Er war als ein Bauer gekleidet und trug eine kleine Lampe in der Hand, in deren ſtille Flamme man gerne hinein ſah, und die auf eine wunderbare Weiſe, ohne auch nur einen Schatten zu werfen, den ganzen Dom erhellte.

Warum kommſt du, da wir Licht haben? fragte der ſilberne König. — Ihr wißt, daß ich das Dunkle nicht erleuchten darf. — Endigt ſich mein Reich? fragte der ſilberne König. — Spät oder nie, verſetzte der Alte.

Mit einer ſtarken Stimme fing der eherne König an zu fragen: wann werde ich aufſtehn? — Bald, verſetzte der Alte. — Mit wem ſoll ich mich verbinden? fragte der König. — Mit deinen ältern Brüdern, ſagte der Alte. — Was wird aus dem jüngſten werden? fragte der König. — Er wird ſich ſetzen, ſagte der Alte.

Ich bin nicht müde, rief der vierte König mit einer rauhen ſtotternden Stimme.

Die Schlange war, indeſſen jene redeten, in dem Tempel leiſe herumgeſchlichen, hatte alles betrachtet und beſah nunmehr den vierten König in der Nähe. Er ſtand an eine Säule gelehnt, und ſeine anſehnliche Geſtalt war eher ſchwerfällig als ſchön. Allein das Metall, woraus es gegoſſen war, konnte man nicht leicht unterſcheiden. Genau betrachtet war es eine Miſchung der drey Metalle, aus denen ſeine Brüder gebildet waren. Aber beym Guſſe ſchienen dieſe Materien nicht recht zuſammen geſchmolzen zu ſeyn; goldne und ſilberne Adern liefen unregelmäßig durch eine eherne Maſſe hindurch, und gaben dem Bilde ein unangenehmes Anſehn.

Indeſſen ſagte der goldne König zum Manne: wie viel Geheimniſſe weißt du? — Drey verſetzte der Alte — Welches iſt das wichtigſte? fragte der ſilberne König. — Das offenbare, verſetzte der Alte. — Willſt du es auch uns eröffnen? fragte der eherne. — Sobald ich das vierte weiß, ſagte der Alte — Was kümmerts mich! murmelte der zuſammengeſetzte König vor ſich hin.

Ich weiß das vierte, ſagte die Schlange, näherte ſich dem Alten und ziſchte ihm etwas ins Ohr. — Es iſt an der Zeit! rief der Alte mit gewaltiger Stimme. Der Tempel ſchallte wieder, die metallenen Bildſäulen klangen, und in dem Augenblick verſank der Alte nach Weſten und die Schlange nach Oſten, und jedes durchſtrich mit großer Schnelle die Klüfte der Felſen.

Alle Gänge, durch die der Alte hindurch wandelte, füllten ſich hinter ihm ſogleich mit Gold, denn ſeine Lampe hatte die wunderbare Eigenſchaft, alle Steine in Gold, alles Holz in Silber, todte Thiere in Edelſteine zu verwandeln, und alle Metalle zu zernichten; dieſe Wirkung zu äuſſern mußte ſie aber ganz allein leuchten. Wenn ein ander Licht neben ihr war, wirkte ſie nur einen ſchönen hellen Schein, und alles Lebendige ward immer durch ſie erquickt.

Der Alte trat in ſeine Hütte, die an dem Berge angebauet war, und fand ſein Weib in der größten Betrübniß. Sie ſaß am Feuer und weinte und konnte ſich nicht zufrieden geben. Wie unglücklich bin ich, rief ſie aus, wollt ich dich heute doch nicht fortlaſſen! — Was giebt es denn? fragte der Alte ganz ruhig.

Kaum biſt du weg, ſagte ſie mit Schluchzen, ſo kommen zwey ungeſtüme Wanderer vor die Thüre; unvorſichtig laſſe ich ſie herein, es ſchienen ein paar artige, rechtliche Leute; ſie waren in leichte Flammen gekleidet, man hätte ſie für Irrlichter halten können; kaum ſind ſie im Hauſe, ſo fangen ſie an, auf eine unverſchämte Weiſe, mir mit Worten zu ſchmeicheln, und werden ſo zudringlich, daß ich mich ſchäme daran zu denken.

Nun, verſetzte der Mann lächelnd, die Herren haben wohl geſcherzt; denn deinem Alter nach ſollten ſie es wohl bey der allgemeinen Höflichkeit gelaſſen haben.

Was Alter! Alter! rief die Frau, ſoll ich immer von meinem Alter hören? Wie alt bin ich denn? Gemeine Höflichkeit! Ich weiß doch was ich weiß. Und ſieh dich nur um, wie die Wände ausſehen; ſieh nur die alten Steine, die ich ſeit hundert Jahren nicht mehr geſehen habe; alles Gold haben ſie herunter geleckt, du glaubſt nicht, mit welcher Behendigkeit, und ſie verſicherten immer, es ſchmecke viel beſſer als gemeines Gold. Als ſie die Wände rein gefegt hatten, ſchienen ſie ſehr gutes Muthes, und gewiß ſie waren auch in kurzer Zeit ſehr viel größer, breiter und glänzender geworden. Nun fingen ſie ihren Muthwillen von neuem an, ſtreichelten mich wieder, hießen mich ihre Königin, ſchüttelten ſich und eine Menge Goldſtücke ſprangen herum; du ſiehſt noch wie ſie dort unter der Bank leuchten; aber welch ein Unglück! unſer Mops fraß einige davon und ſieh da liegt er am Kamine todt; das arme Thier! ich kann mich nicht zufrieden geben. Ich ſah es erſt, da ſie fort waren, denn ſonſt hätte ich nicht verſprochen, ihre Schuld beym Fährmann abzutragen. — Was ſind ſie ſchuldig? fragte der Alte — Drey Kohlhäupter, ſagte die Frau, drey Artiſchocken und drey Zwiebeln, wenn es Tag wird, habe ich verſprochen, ſie an den Fluß zu tragen.

Du kannſt ihnen den Gefallen thun, ſagte der Alte, denn ſie werden uns gelegentlich auch wieder dienen.

Ob ſie uns dienen werden, weiß ich nicht, aber verſprochen und betheuert haben ſie es.

Indeſſen war das Feuer im Kamine zuſammengebrannt, der Alte überzog die Kohlen mit vieler Aſche, ſchaffte die leuchtenden Goldſtücke bey Seite und nun leuchtete ſein Lämpchen wieder allein, in dem ſchönſten Glanze, die Mauern überzogen ſich mit Gold und der Mops war zu dem ſchönſten Onyx geworden, den man ſich denken konnte. Die Abwechſelung der braunen und ſchwarzen Farbe des koſtbaren Geſteins machte ihn zum ſeltenſten Kunſtwerke.

Nimm deinen Korb, ſagte der Alte, und ſtelle den Onyx hinein; alsdann nimm die drey Kohlhäupter, die drey Artiſchocken und die drey Zwiebeln lege ſie umher und trage ſie zum Fluſſe. Gegen Mittag laß dich von der Schlange überſetzen und beſuche die ſchöne Lilie, bring ihr den Onyx, ſie wird ihn durch ihre Berührung lebendig machen, wie ſie alles Lebendige durch ihre Berührung tödtet; ſie wird einen treuen Gefährden an ihm haben. Sage ihr, ſie ſolle nicht trauern, ihre Erlöſung ſey nahe, das größte Unglück könne ſie als das größte Glück betrachten, denn es ſey an der Zeit.

Die Alte packte ihren Korb und machte ſich, als es Tag war, auf den Weg. Die aufgehende Sonne ſchien hell über den Fluß herüber, der in der Ferne glänzte, das Weib gieng mit langſamem Schritt, denn der Korb drückte ſie aufs Haupt und es war nicht der Onyx der ſo laſtete. Alles todte was ſie trug fühlte ſie nicht, vielmehr hob ſich alsdann der Korb in die Höhe und ſchwebte über ihrem Haupte. Aber ein friſches Gemüß oder ein kleines lebendiges Thier zu tragen war ihr äußerſt beſchwerlich. Verdrießlich war ſie eine Zeitlang hingegangen als ſie auf einmal, erſchreckt, ſtille ſtand, denn ſie hätte beynahe auf den Schatten des Rieſen getreten, der ſich über die Ebene bis zu ihr hin erſtreckte, und nun ſah ſie erſt den gewaltigen Rieſen, der ſich im Fluß gebadet hatte, aus dem Waſſer herausſteigen und ſie wußte nicht, wie ſie ihm ausweichen ſollte. Sobald er ſie gewahr ward, fing er ſie ſcherzhaft zu begrüßen an und die Hände ſeines Schattens griffen ſogleich in den Korb. Mit Leichtigkeit und Geſchicklichkeit nahmen ſie ein Kohlhaupt, eine Artiſchocke und eine Zwiebel heraus und brachten ſie dem Rieſen zum Munde, der ſodann weiter den Fluß hinauf ging und dem Weibe den Weg frey ließ.

Sie bedachte, ob ſie nicht lieber zurückgehen und die fehlende Stücke aus ihrem Garten wieder erſetzen ſollte, und ging unter dieſen Zweifeln immer weiter vorwärts, ſo daß ſie bald an dem Ufer des Fluſſes ankam. Lange ſaß ſie in Erwartung des Fährmanns, den ſie endlich mit einem ſonderbaren Reiſenden herüberſchiffen ſah. Ein junger edler ſchöner Mann, den ſie nicht genug anſehen konnte, ſtieg aus dem Kahne.

Was bringt Ihr? rief der Alte. — Es iſt das Gemüſe das Euch die Irrlichter ſchuldig ſind, verſetzte die Frau und wieß ihre Waare hin. Als der Alte von jeder Sorte nur zwey fand ward er verdrießlich und verſicherte daß er ſie nicht annehmen könne. Die Frau bat ihn inſtändig, erzählte ihm daß ſie jetzt nicht nach Hauſe gehen könne und daß ihr die Laſt auf dem Wege den ſie vor ſich habe beſchwerlich ſey. Er blieb bey ſeiner abſchläglichen Antwort, indem er ſie verſicherte daß es nicht einmal von ihm abhange. Was mir gebührt, muß ich

neun Stunden zuſammen laſſen, und ich darf nichts annehmen, bis ich dem Fluß ein Drittheil übergeben habe. Nach vielen hin und wiederreden verſetzte endlich der Alte: es iſt noch ein Mittel. Wenn Ihr Euch gegen den Fluß verbürgt und Euch als Schuldnerin bekennen wollt, ſo nehm ich die ſechs Stücke zu mir, es iſt aber einige Gefahr dabey. — Wenn ich mein Wort halte, ſo laufe ich doch keine Gefahr? — Nicht die geringſte. Steckt Eure Hand in den Fluß, fuhr der Alte fort, und verſprecht daß Ihr in vier und zwanzig Stunden die Schuld abtragen wollt.

Die Alte thats, aber wie erſchrack ſie nicht als ſie ihre Hand kohlſchwarz wieder aus dem Waſſer zog. Sie ſchalt heftig auf den Alten, verſicherte, daß ihre Hände immer das ſchönſte an ihr geweſen wären, und daß ſie, ohnerachtet der harten Arbeit, dieſe edlen Glieder weiß und zierlich zu erhalten gewußt habe. Sie beſah die Hand mit großem Verdruſſe und rief verzweiflungsvoll aus: Das iſt noch ſchlimmer! ich ſehe ſie iſt gar geſchwunden, ſie iſt viel kleiner als die andere.

Jetzt ſcheint es nur ſo, ſagte der Alte, wenn Ihr aber nicht Wort haltet, kann es wahr werden. Die Hand wird nach und nach ſchwinden und endlich ganz verſchwinden, ohne daß Ihr den Gebrauch derſelben entbehrt. Ihr werdet alles damit verrichten können nur daß ſie niemand ſehen wird. — Ich wollte lieber ich könnte ſie nicht brauchen und man ſah' mir's nicht an, ſagte die Alte, indeſſen hat das nichts zu bedeuten, ich werde mein Wort halten, um dieſe ſchwarze Haut und dieſe Sorge bald los zu werden. Eilig nahm ſie darauf den Korb, der ſich von ſelbſt über ihren Scheitel erhob und frey in die Höhe ſchwebte und eilte dem jungen Manne nach, der ſachte und in Gedanken am Ufer hinging. Seine herrliche Geſtalt und ſein ſonderbarer Anzug hatten ſich der Alten tief eingedruckt.

Seine Bruſt war mit einem glänzenden Harniſch bedeckt, durch den alle Theile ſeines ſchönen Leibes ſich durchbewegten. Um ſeine Schultern hing ein purpur Mantel, um ſein unbedecktes Haupt wallten braune Haare in ſchönen Locken; ſein holdes Geſicht war den Strahlen der Sonne ausgeſetzt, ſo wie ſeine ſchön gebauten Füße. Mit nackten Sohlen ging er gelaſſen über den heiſſen Sand hin und ein tiefer Schmerz ſchien alle äuſſere Eindrücke abzuſtumpfen.

Die geſprächige Alte ſuchte ihn zu einer Unterredung zu bringen, allein er gab ihr mit kurzen Worten wenig Beſcheid, ſo daß ſie endlich ungeachtet ſeiner ſchönen Augen müde ward ihn immer vergebens anzureden, von ihm Abſchied nahm und ſagte: Ihr geht mir zu langſam, mein Herr, ich darf den Augenblick nicht verſäumen um über die grüne Schlange den Fluß zu paſſiren und der ſchönen Lilie das vortrefliche Geſchenk von meinem Manne zu überbringen. Mit dieſen Worten ſchritt ſie eilends fort und eben ſo ſchnell ermannte ſich der ſchöne Jüngling und eilte ihr auf dem Fuße nach. Ihr geht zur ſchönen Lilie! rief er aus, da gehen wir Einen Weg. Was iſt das für ein Geſchenk das Ihr tragt?

Mein Herr, verſetzte die Frau dagegen, es iſt nicht billig nachdem Ihr meine Fragen ſo einſylbig abgelehnt habt, Euch mit ſolcher Lebhaftigkeit nach meinen Geheimniſſen zu erkundigen. Wollt Ihr aber einen Tauſch eingehen und mir Eure Schickſale erzählen, ſo will ich Euch nicht verbergen wie es mit mir und meinem Geſchenke ſteht. Sie wurden bald einig; Die Frau vertraute ihm ihre Verhältniſſe, die Geſchichte des Hundes und ließ ihn dabey das wundervolle Geſchenk betrachten.

Er hob ſogleich das natürliche Kunſtwerk aus dem Korbe und nahm den Mops der ſanft zu ruhen ſchien, in ſeine Arme. Glückliches Thier! rief er aus, du wirſt von ihren Händen berührt, du wirſt von ihr belebt werden, anſtatt daß Lebendige vor ihr fliehen um nicht ein trauriges Schickſal zu erfahren. Doch was ſage ich traurig! iſt es nicht viel betrübter und bänglicher durch ihre Gegenwart gelähmt zu werden, als es ſeyn würde von ihrer Hand zu ſterben. Sieh mich an, ſagte er zu der Alten, in meinen Jahren, welch einen elenden Zuſtand muß ich erdulten. Dieſen Harniſch, den ich mit Ehren im Kriege getragen, dieſen Purpur, den ich durch eine weiſe Regierung zu verdienen ſuchte, hat mir das Schickſal gelaſſen, jenen als eine unnöthige Laſt, dieſen als eine unbedeutende Zierde. Krone, Scepter und Schwert ſind hinweg, ich bin übrigens ſo nackt und bedürftig als jeder andere Erdenſohn, denn ſo unſelig wirken ihre ſchönen blauen Augen, daß ſie allen lebendigen Weſen ihre Kraft nehmen und daß diejenigen, die ihre berührende Hand nicht tödtet, ſich in den Zuſtand lebendig wandelnder Schatten verſetzt fühlen.

So fuhr er fort zu klagen und befriedigte die Neugierde der Alten keineswegs, welche nicht ſowohl von ſeinem innern als von ſeinem äußern Zuſtande unterrichtet ſeyn wollte. Sie erfuhr weder den Nahmen ſeines Vaters noch ſeines Königreichs. Er ſtreichelte den harten Mops, den die Sonnenſtrahlen und der warme Buſen des Jünglings als wenn er lebte erwärmt hatten. Er fragte viel nach dem Mann mit der Lampe, nach den Wirkungen des heiligen Lichtes und ſchien ſich davon für ſeinen traurigen Zuſtand künftig viel Gutes zu verſprechen.

Unter dieſen Geſprächen ſahen ſie von ferne den majeſtätiſchen Bogen der Brücke, der von Einem Ufer zum andern hinüber reichte, im Glanz der Sonne auf das wunderbarſte ſchimmern. Beyde erſtaunten, denn ſie hatten dieſes Gebäude noch nie ſo herrlich geſehen. Wie! rief der Prinz; war ſie nicht ſchon ſchön genug, als ſie vor unſern Augen wie von Jaſpis und Praſem gebaut da ſtand, muß man nicht fürchten ſie zu betreten, da ſie aus Smaragd, Chryſopras und Chryſolit mit der anmuthigſten Mannigfaltigkeit zuſammengeſetzt erſcheint. Beyde wuſten nicht die Veränderung, die mit der Schlange vorgegangen war, denn die Schlange war es, die ſich jeden Mittag über den Fluß hinüber bäumte und in Geſtalt einer kühnen Brücke da ſtand. Die Wanderer betraten ſie mit Ehrfurcht und giengen ſchweigend hinüber.

Sie waren kaum an jenſeitigem Ufer, als die Brücke ſich zu ſchwingen und zu bewegen anfing, in kurzem die Oberfläche des Waſſers berührte und die grüne Schlange in ihrer eigenthümlichen Geſtalt den Wanderern auf dem Lande nachgleitete. Beyde hatten kaum für die Erlaubniß auf ihrem Rücken über den Fluß zu ſetzen gedankt, als ſie bemerkten, daß auſſer ihnen dreyen noch mehrere Perſonen in der Geſellſchaft ſeyn müßten, die ſie jedoch mit ihren Augen nicht erblicken konnten. Sie hörten neben ſich ein Geziſch, dem die Schlange gleichfalls mit einem Geziſch antwortete, ſie horchten auf und konnten endlich folgendes vernehmen: wir werden, ſagten ein paar wechſelnde Stimmen, uns erſt Incognito in dem Park der ſchönen Lilie umſehen, und erſuchen euch uns mit Anbruch der Nacht, ſobald wir nur irgend präſentabel ſind, der vollkommenen Schönheit vorzuſtellen. An dem Rande des groſſen Sees werdet ihr uns antreffen. Es bleibt dabey, antwortete die Schlange und ein ziſchender Laut verlohr ſich in der Luft.

Unſre drey Wanderer beredeten ſich nunmehr in welcher Ordnung ſie bey der Schönen vortreten wollten, denn ſo viel Perſonen auch nun ſie ſeyn konnten, ſo durften ſie doch nur einzeln kommen und gehen, wenn ſie nicht empfindliche Schmerzen erdulten ſollten.

Das Weib mit dem verwandelten Hunde im Korbe nahte ſich zuerſt dem Garten und ſuchte ihre Gönnerin auf, die leicht zu finden war, weil ſie eben zur Harfe ſang; die lieblichen Töne zeigten ſich erſt als Ringe auf der Oberfläche des ſtillen Sees, dann wie ein leichter Hauch ſetzten ſie Gras und Büſche in Bewegung. Auf einem eingeſchloſſenen grünen Platze in dem Schatten einer herrlichen Gruppe mannigfaltiger Bäume ſaß ſie und bezauberte beym erſten Anblick aufs neue die Augen, das Ohr und das Herz des Weibes das ſich ihr mit Entzücken näherte und bey ſich ſelbſt ſchwur, die Schöne ſey während ihrer Abweſenheit nur immer ſchöner geworden. Schon von weitem rief die gute Frau dem liebenswürdigſten Mädchen Gruß und Lob zu. Welch ein Glück Euch anzuſehen, welch einen Himmel verbreitet Eure Gegenwart um Euch her! Wie die Harfe ſo reizend in Eurem Schoße lehnt, wie Eure Arme ſie ſo ſanft umgeben, wie ſie ſich nach Eurer Bruſt zu ſehnen ſcheint und wie ſie unter der Berührung Eurer ſchlanken Finger ſo zärtlich klingt! Dreyfach glücklicher Jüngling, der du ihren Platz einnehmen konnteſt!

Unter dieſen Worten war ſie näher gekommen, die ſchöne Lilie ſchlug die Augen auf, ließ die Hände ſinken und verſetzte: betrübe mich nicht durch ein unzeitiges Lob, ich empfinde nur deſto ſtärker mein Unglück. Sieh hier zu meinen Füßen liegt der arme Canarienvogel todt, der ſonſt meine Lieder auf das angenehmſte begleitete; er war gewöhnt auf meiner Harfe zu ſitzen und ſorgfältig abgerichtet mich nicht zu berühren; heute, indem ich vom Schlaf erquickt, ein ruhiges Morgenlied anſtimme, und mein kleiner Sänger munterer als iemals ſeine harmoniſchen Töne hören läßt, ſchießt ein Habicht über meinem Haupte hin, das arme kleine Thier, erſchrocken, flüchtet in meinen Buſen und in dem Augenblick fühl ich die letzten Zuckungen ſeines ſcheidenden Lebens. Zwar von meinem Blicke getroffen ſchleicht der Räuber dort ohnmächtig am Waſſer hin, aber was kann mir ſeine Strafe helfen, mein Liebling iſt todt und ſein Grab wird nur das traurige Gebüſch meines Gartens vermehren.

Ermannt euch, ſchöne Lilie! rief die Frau indem ſie ſelbſt eine Thräne abtrocknete, welche ihr die Erzählung des unglücklichen Mädchens aus den Augen gelockt hatte, nehmt Euch zuſammen, mein Alter läßt Euch ſagen, Ihr ſollt eure Trauer mäßigen; das gröſte Unglück als Vorbote des größten Glückes anſehen; denn es ſey an der Zeit; und wahrhaftig, fuhr die Alte fort, es geht bunt in der Welt zu. Seht nur meine Hand wie ſie ſchwarz geworden iſt, wahrhaftig ſie iſt ſchon um vieles kleiner ich muß eilen eh' ſie gar verſchwindet! Warum mußt ich den Irrlichtern eine Gefälligkeit erzeigen, warum mußt ich dem Rieſen begegnen und warum meine Hand in den Fluß tauchen? Könnt Ihr mir nicht ein Kohlhaupt, eine Artiſchocke und eine Zwiebel geben? ſo bring ich ſie dem Fluße und meine Hand iſt weiß wie vorher, ſo daß ich ſie faſt neben die Eurige halten könnte.

Kohlhäupter und Zwiebel könnteſt du allenfalls noch finden; aber Artiſchocken ſucheſt du vergebens. Alle Pflanzen in meinem groſſen Garten tragen weder Blüthen noch Früchte, aber jedes Reis das ich breche und auf das Grab eines Lieblings pflanze grünt ſogleich und ſchießt hoch auf. Alle dieſe Gruppen, dieſe Büſche, dieſe Hayne habe ich leider wachſen ſehen. Die Schirme dieſer Pinien, die Obelisken dieſer Zypreſſen, die Coloſſen von Eichen und Buchen, alles waren kleine Reißer als ein trauriges Denkmal von meiner Hand in einen ſonſt unfruchtbaren Boden gepflanzt.

Die Alte hatte auf dieſe Rede wenig acht gegeben und nur ihre Hand betrachtet, die in der Gegenwart der ſchönen Lilie immer ſchwärzer und von Minute zu Minute kleiner zu werden ſchien. Sie wollte ihren Korb nehmen und eben forteilen, als ſie fühlte daß ſie das

Beſte vergeſſen hatte. Sie hub ſogleich den verwandelten Hund heraus und ſetzte ihn nicht weit von der Schönen ins Gras. Mein Mann, ſagte ſie, ſchickt Euch dieſes Andenken, Ihr wißt, daß Ihr dieſen Edelſtein durch Eure Berührung beleben könnt. Das artige treue Thier wird Euch gewiß viel Freude machen und die Betrübniß, daß ich ihn verliehre, kann nur durch den Gedanken aufgeheitert werden, daß Ihr ihn beſitzt.

Die ſchöne Lilie ſah das artige Thier mit Vergnügen und wie es ſchien mit Verwunderung an. Es kommen viele Zeichen zuſammen, ſagte ſie, die mir einige Hoffnung einflößen; aber ach! iſt es nicht bloß ein Wahn unſrer Natur, daß wir dann, wenn vieles Unglück zuſammen trift, uns verbilden das Beſte ſey nah.

Was helfen mir die vielen guten Zeichen?
Des Vogels Tod, der Freundin ſchwarze Hand?
Der Mops von Edelſtein, hat er wohl ſeines gleichen?
Und hat ihn nicht die Lampe mir geſandt?
Entfernt vom ſüßen menſchlichen Genuſſe,
Bin ich doch mit dem Jammer nur vertraut.
Ach! warum ſteht der Tempel nicht am Fluſſe,
Ach! warum iſt die Brücke nicht gebaut!

Ungeduldig hatte die gute Frau dieſem Geſange zugehört, den die ſchöne Lilie mit den angenehmen Tönen ihrer Harfe begleitete und der jeden andern entzückt hätte. Eben wollte ſie ſich beurlauben, als ſie durch die Ankunft der grünen Schlange abermals abgehalten wurde. Dieſe hatte die letzten Zeilen des Liedes gehört und ſprach deshalb der ſchönen Lilie ſogleich zuverſichtlich Muth ein.

Die Weiſſagung von der Brücke iſt erfüllt! rief ſie aus, fragt nur dieſe gute Frau wie herrlich der Bogen gegenwärtig erſcheint. Was ſonſt undurchſichtiger Jaſpis, was nur Praſem war, durch den das Licht höchſtens auf den Kanten durchſchimmerte, iſt nun durchſichtiger Edelſtein geworden. Kein Beryll iſt ſo klar und kein Smaragd ſo ſchön farbig.

Ich wünſche euch Glück dazu, ſagte Lilie, allein verzeihet mir wenn ich die Weiſſagung noch nicht erfüllt glaube. Ueber den hohen Bogen eurer Brücke können nur Fußgänger hinüber ſchreiten und es iſt uns verſprochen, daß Pferde und Wagen und Reiſende aller Art zu gleicher Zeit über die Brücke herüber und hinüber wandern ſollen. Iſt nicht von den groſſen Pfeilern geweiſſagt, die aus dem Fluſſe ſelbſt herausſteigen werden?

Die Alte hatte ihre Augen immer auf die Hand geheftet, unterbrach hier das Geſpräch und empfahl ſich. Verweilt noch einen Augenblick ſagte die ſchöne Lilie, und nehmt meinen armen Canarienvogel mit. Bittet die Lampe, daß ſie ihn in einen ſchönen Topas verwandle, ich will ihn durch meine Berührung beleben und er, mit Eurem guten Mops, ſoll mein beſter Zeitvertreib ſeyn; aber eilt was Ihr könnt, denn mit Sonnenuntergang ergreift unleidliche Fäulniß das arme Thier und zerreißt den ſchönen Zuſammenhang ſeiner Geſtalt auf ewig.

Die Alte legte den kleinen Leichnam zwiſchen zarte Blätter in den Korb und eilte davon.

Wie dem auch ſey, ſagte die Schlange indem ſie das abgebrochene Geſpräch fortſetzte, der Tempel iſt erbauet.

Er ſteht aber noch nicht am Fluſſe, verſetzte die Schöne.

Noch ruht er in den Tiefen der Erde, ſagte die Schlange; ich habe die Könige geſehen und geſprochen.

Aber wann werden ſie aufſtehen? fragte Lilie.

Die Schlange verſetzte, ich hörte die groſſen Worte im Tempel ertönen: es iſt an der Zeit.

Eine angenehme Heiterkeit verbreitete ſich über das Angeſicht der Schönen. Höre ich doch, ſagte ſie, die glücklichen Worte ſchon heute zum zweytenmal, wann wird der Tag kommen, an dem ich ſie dreymal höre?

Sie ſtand auf und ſogleich trat ein reitzendes Mädchen aus dem Gebüſch, das ihr die Harfe abnahm. Dieſer folgte eine andere, die den elfenbeinernen, geſchnitzten Feldſtuhl, worauf die Schöne geſeſſen hatte, zuſammenſchlug und das ſilberne Kiſſen unter den Arm nahm. Eine Dritte die einen groſſen, mit Perlen geſtickten Sonnenſchirm trug, zeigte ſich darauf erwartend ob Lilie, auf einem Spatziergange, etwa ihrer bedürfe. Ueber allen Ausdruck ſchön und reitzend waren dieſe drey Mädchen und doch erhöhten ſie nur die Schönheit der Lilie, indem ſich jeder geſtehen mußte, daß ſie mit ihr gar nicht verglichen werden konnten.

Mit Gefälligkeit hatte indeß die ſchöne Lilie den wunderbaren Mops betrachtet. Sie beugte ſich, berührte ihn und in dem Augenblicke ſprang er auf. Munter ſah er

Iphigenie in Aulis.

Ueberſezt

aus dem Euripides.

ſich um, lief hin und wieder und eilte zuletzt ſeine Wohlthäterin auf das freundlichſte zu begrüßen. Sie nahm ihn auf die Arme und drückte ihn an ſich. So kalt du biſt, rief ſie aus, und obgleich nur ein halbes Leben in dir wirkt, biſt du mir doch willkommen, zärtlich will ich dich lieben, artig mit dir ſcherzen, freundlich dich ſtreicheln, und feſt dich an mein Herz drücken. Sie ließ ihn darauf los jagte ihn von ſich, rief ihn wieder, ſcherzte ſo artig mit ihm und trieb ſich ſo munter und unſchuldig mit ihm auf dem Graſe herum, daß man mit neuem Entzücken ihre Freude betrachten und Theil daran nehmen mußte, ſo wie kurz vorher ihre Trauer jedes Herz zum Mitleid geſtimmt hatte.

Dieſe Heiterkeit, dieſe anmuthigen Scherze wurden durch die Ankunft des traurigen Jünglings unterbrochen. Er trat herein wie wir ihn ſchon kennen, nur ſchien die Hitze des Tages ihn noch mehr abgemattet zu haben und in der Gegenwart der Geliebten ward er mit jedem Augenblicke bläſſer. Er trug den Habicht auf ſeiner Hand, der wie eine Taube ruhig ſaß und die Flügel hängen ließ.

Es iſt nicht freundlich, rief Lilie ihm entgegen, daß du mir das verhaßte Thier vor die Augen bringſt. Das Ungeheuer, das meinen kleinen Sänger heute getödtet hat.

Schilt den unglücklichen Vogel nicht, verſetzte darauf der Jüngling, klage vielmehr dich an und das Schickſal, und vergönne mir daß ich mit dem Gefährten meines Elends Geſellſchaft mache.

Indeſſen hörte der Mops nicht auf, die Schöne zu necken, und ſie antwortete dem durchſichtigen Liebling durch das freundlichſte Betragen. Sie klatſchte mit den Händen um ihn zu verſcheuchen, dann lief ſie um ihn wieder nach ſich zu ziehen. Sie ſuchte ihn zu haſchen wenn er floh und jagte ihn von ſich weg wenn er ſich an ſie zu drängen verſuchte. Der Jüngling ſah ſtillſchweigend und mit wachſendem Verdruſſe zu; aber endlich da ſie das häßliche Thier das ihm ganz abſcheulich vorkam, auf den Arm nahm, an ihren weiſſen Buſen drückte und die ſchwarze Schnauze mit ihren himmliſchen Lippen küßte, verging ihm alle Geduld und er rief voller Verzweiflung aus: muß ich, der ich durch ein trauriges Geſchick vor dir, vielleicht auf immer, in einer getrennten Gegenwart lebe, der ich durch dich alles, ja mich ſelbſt, verlohren habe, muß ich vor meinen Augen ſehen daß eine ſo widernatürliche Mißgeburt dich zur Freude reizen, deine Neigung feſſeln und deine Umarmung genieſſen kann. Soll ich noch länger nur ſo hin und wieder gehen und den traurigen Creiß den Fluß herüber und hinüber abmeſſen? Nein, es ruht noch ein Funke des alten Heldenmuthes in meinem Buſen; er ſchlage in dieſem Augenblick zur letzten Flamme auf. Wenn Steine an deinem Buſen ruhen können, ſo möge ich zu Stein werden wenn deine Berührung tödtet, ſo will ich von deinen Händen ſterben.

Mit dieſen Worten machte er eine heftige Bewegung; der Habicht flog von ſeiner Hand, er aber ſtürzte auf die Schöne los, ſie ſtreckte die Hände aus ihn abzuhalten und berührte ihn nur deſto früher. Das Bewußtſeyn verließ ihn und mit Entſetzen fühlte ſie die ſchöne Laſt an ihrem Buſen. Mit einem Schrey trat ſie zurück und der holde Jüngling ſank entſeelt aus ihren Armen zur Erde.

Das Unglück war geſchehen! Die ſüſſe Lilie ſtand unbeweglich, und blickte ſtarr nach dem entſeelten Leichnam. Das Herz ſchien ihr im Buſen zu ſtocken und ihre Augen waren ohne Thränen. Vergebens ſuchte der Mops ihr eine freundliche Bewegung abzugewinnen, die ganze Welt war mit ihrem Freunde ausgeſtorben. Ihre ſtumme Verzweiflung ſah ſich nach Hülfe nicht um, denn ſie kannte keine Hülfe.

Dagegen regte ſich die Schlange deſto emſiger, ſie ſchien auf Rettung zu ſinnen und wirklich dienten ihre ſonderbaren Bewegungen wenigſtens die nächſten ſchrecklichen Folgen des Unglücks auf einige Zeit zu hindern. Sie zog mit ihrem geſchmeidigen Körper einen weiten Creiß um den Leichnam, faßte das Ende ihres Schwanzes mit den Zähnen und blieb ruhig liegen.

Nicht lange, ſo trat eine der ſchönen Dienerinnen Liliens hervor, brachte den elfenbeinernem Feldſtuhl, und nöthigte, mit freundlichem Gebärden, die Schöne ſich zu ſetzen, bald darauf kam die Zweyte, die einen feuerfarbenen Schleyer trug und das Haupt ihrer Gebieterinn damit mehr zierte als bedeckte, die Dritte übergab ihr die Harfe und kaum hatte ſie das prächtige Inſtrument an ſich gedruckt, und einige Töne aus den Saiten hervorgelockt, als die erſte mit einem hellen runden Spiegel zurück kam, ſich der Schönen gegen über ſtellte, ihre Blicke auffing und ihr das angenehmſte Bild das in der Natur zu finden war darſtellte. Der Schmerz erhöhte ihre Schönheit, der Schleyer ihre Reitze, die Harfe ihre Anmuth, und ſo ſehr man hoffte ihre traurige Lage verändert zu ſehen; ſo ſehr wünſchte man ihr Bild ewig wie es gegenwärtig erſchien feſt zu halten.

Mit einem ſtillen Blick nach dem Spiegel lockte ſie bald ſchmelzende Töne aus den Saiten, bald ſchien ihr Schmerz zu ſteigen, und die Saiten antworteten gewaltſam ihrem Jammer; einigemal öfnete ſie den Mund zu ſingen, aber die Stimme verſagte ihr, doch bald lößte ſich ihr Schmerz in Thränen auf, zwey Mädchen faßten ſie hülfreich in die Arme, die Harfe ſank aus ihrem Schoß, kaum ergriff noch die ſchnelle Dienerin das Inſtrument und trug es bey Seite.

Wer ſchafft uns den Mann mit der Lampe, ehe die Sonne untergeht? ziſchte die Schlange leiſe, aber vernehmlich; die Mädchen ſahen einander an, und Liliens Thränen vermehrten ſich. In dieſem Augenblicke kam athemloß die Frau mit dem Korbe zurück. Ich bin verlohren und verſtümmelt rief ſie aus! ſeht wie meine Hand beynahe ganz weggeſchwunden iſt, weder der Fährmann noch der Rieſe wollten mich über ſetzen, weil ich noch eine Schuldnerin des Waſſers bin, vergebens habe ich hundert Kohlhäupter und hundert Zwiebeln angeboten, man will nicht mehr als die drey Stücke und kein Artiſchocke iſt nun einmal in dieſen Gegenden zu finden.

Vergeßt eure Noth ſagte die Schlange und ſucht hier zu helfen, vielleicht kann euch zugleich mit geholfen werden. Eilt was ihr könnt die Irrlichter aufzuſuchen, es iſt noch zu hell ſie zu ſehen, aber vielleicht hört ihr ſie lachen und flattern. Wenn ſie eilen, ſo ſetzt ſie der Rieſe noch über den Fluß und ſie können den Mann mit der Lampe finden und ſchicken.

Das Weib eilte ſo viel ſie konnte und die Schlange ſchien eben ſo ungeduldig als Lilie die Rückkunft der beyden zu erwarten. Leider vergoldete ſchon der Strahl der ſinkenden Sonne nur den höchſten Gipfel der Bäume des Dickichts und lange Schatten zogen ſich über See und Wieſe, die Schlange bewegte ſich ungeduldig und Lilie zerfloß in Thränen.

In dieſer Noth ſah die Schlange ſich überall um, denn ſie fürchtete jeden Augenblick die Sonne werde untergehen, die Fäulniß den magiſchen Creiß durchdringen und den ſchönen Jüngling unaufhaltſam anfallen. Endlich erblickte ſie hoch in den Lüften, mit purpurrothen Federn, den Habicht, deſſen Bruſt die letztern Strahlen der Sonne auffing. Sie ſchüttelte ſich für Freuden über das gute Zeichen und ſie betrog ſich nicht, denn kurz darauf ſah man den Mann mit der Lampe über den See hergleiten, gleich als wenn er auf Schrittſchuhen ginge.

Die Schlange veränderte nicht ihre Stelle, aber die Lilie ſtand auf und rief ihm zu: welcher gute Geiſt ſendet dich in dem Augenblick, da wir ſo ſehr nach dir verlangen und deiner ſo ſehr bedürfen.

Der Geiſt meiner Lampe, verſetzte der Alte, treibt mich und der Habicht führt mich hierher. Sie ſpratzelt wenn man meiner bedarf, und ich ſehe mich nur in den Lüften nach einem Zeichen um, irgend ein Vogel oder Meteor zeigt mir die Himmelsgegend an, wohin ich mich wenden ſoll. Sey ruhig, ſchönſtes Mädchen, ob ich helfen kann weiß ich nicht, ein einzelner hilft nicht, ſondern wer ſich mit vielen zur rechten Stunde vereinigt. Aufſchieben wollen wir und hoffen. Halte deinen Creiß geſchloſſen, fuhr er fort, indem er ſich an die Schlange wendete, ſich auf einen Erdhügel neben ſie hinſetzte und den todten Körper beleuchtete. Bringt den artigen Kanarienvogel auch her und leget ihn in den Creiß! Die Mädchen nahmen den kleinen Leichnam aus dem Korbe, den die Alte ſtehen ließ, und gehorchten dem Manne.

Die Sonne war indeſſen untergegangen, und wie die Finſterniß zunahm fing nicht allein die Schlange und die Lampe des Mannes nach ihrer Weiſe zu leuchten an, ſondern der Schleyer Liliens gab auch ein ſanftes Licht von ſich, das wie eine zarte Morgenröthe ihre blaſſen Wangen und ihr weißes Gewand mit einer unendlichen Anmuth färbte. Man ſah ſich wechſelsweiſe mit ſtiller Betrachtung an, Sorge und Trauer waren durch eine ſichere Hoffnung gemildert.

Nicht unangenehm erſchien daher das alte Weib in Geſellſchaft der beyden muntern Flammen, die zwar zeither ſehr verſchwendet haben muſten, denn ſie waren wieder äuſſerſt mager geworden, aber ſich nur deſto artiger gegen die Prinzeſſin und die übrigen Frauenzimmer betrugen. Mit der gröſten Sicherheit und mit vielem Ausdruck ſagten ſie ziemlich gewöhnliche Sachen, beſonders zeigten ſie ſich ſehr empfänglich für den Reitz den der leuchtende Schleyer über Lilien und ihre Begleiterinnen verbreitete. Beſcheiden ſchlugen die Frauenzimmer ihre Augen nieder und das Lob ihrer Schönheit verſchönerte ſie wirklich. Jedermann war zufrieden und ruhig bis auf die Alte. Ohngeachtet der Verſicherung ihres Mannes, daß ihre Hand nicht weiter abnehmen könne ſolange ſie von ſeiner Lampe beſchienen ſey, behauptete ſie mehr als

Einmal daß wenn es ſo fort gehe noch vor Mitternacht dieſes edle Glied völlig verſchwinden werde.

Der Alte mit der Lampe hatte dem Geſpräch der Irrlichter aufmerkſam zugehört und war vergnügt, daß Lilie durch dieſe Unterhaltung zerſtreut und aufgeheitert worden. Und wirklich war Mitternacht herbey gekommen man wuſte nicht wie. Der Alte ſah nach den Sternen und fing darauf zu reden an: Wir ſind zur glücklichen Stunde beyſammen, jeder verrichte ſein Amt, jeder thue ſeine Pflicht und ein allgemeines Glück wird die einzelnen Schmerzen in ſich auflöſen, wie ein allgemeines Unglück einzelne Freuden verzehrt.

Nach dieſen Worten entſtand ein wunderbares Geräuſch, denn alle gegenwärtige Perſonen ſprachen für ſich und druckten laut aus was ſie zu thun hätten, nur die drey Mädchen waren ſtille, eingeſchlafen war die eine neben der Harfe, die andere neben dem Sonnenſchirm, die dritte neben dem Seſſel, und man konnte es ihnen nicht verdenken denn es war ſpät, die flammenden Jünglinge hatten nach einigen vorübergehenden Höflichkeiten, die ſie auch den Dienerinnen gewidmet, ſich doch zuletzt nur an Lilien, als die allerſchönſte gehalten.

Faſſe, ſagte der Alte zum Habicht, den Spiegel und mit dem erſten Sonnenſtrahl beleuchte die Schläferinnen und wecke ſie mit zurückgeworfenem Lichte aus der Höhe.

Die Schlange fing nunmehr an ſich zu bewegen, löſte den Creiß auf und zog langſam in großen Ringen nach dem Fluſſe. Feyerlich folgten ihr die beyden Irrlichter, und man hätte ſie für die ernſthafteſten Flammen halten ſollen. Die Alte und ihr Mann ergriffen den Korb, deſſen ſanftes Licht man bisher kaum bemerkt hatte, ſie zogen von beyden Seiten daran, und er ward immer größer und leuchtender, ſie hoben darauf den Leichnam des Jünglings hinein und legten ihm den Canarienvogel auf die Bruſt, der Korb hob ſich in die Höhe und ſchwebte über dem Haupte der Alten und ſie folgte den Irrlichtern auf dem Fuße. Die ſchöne Lilie nahm den Mops auf ihren Arm und folgte der Alten, der Mann mit der Lampe beſchloß den Zug und die Gegend war von dieſen vielerley Lichtern auf das ſonderbarſte erhellt.

Aber mit nicht geringer Bewunderung ſah die Geſellſchaft, als ſie zu dem Fluße gelangte, einen herrlichen Bogen über denſelben hinüber ſteigen, wodurch die wohlthätige Schlange ihnen einen glänzenden Weg bereitete. Hatte man bey Tage die durchſichtigen Edelſteine bewundert, woraus die Brücke zuſammengeſetzt ſchien, ſo erſtaunte man bey Nacht über ihre leuchtende Herrlichkeit. Oberwärts ſchnitt ſich der helle Creiß ſcharf an dem dunklen Himmel ab, aber unterwärts zuckten lebhafte Strahlen nach dem Mittelpunkte zu und zeigten die bewegliche Feſtigkeit des Gebäudes. Der Zug ging langſam hinüber und der Fährmann, der von ferne aus ſeiner Hütte hervorſahe, betrachtete mit Staunen den leuchtenden Creiß und die ſonderbaren Lichter, die darüber hinzogen.

Kaum waren ſie an dem andern Ufer angelangt, als der Bogen nach ſeiner Weiße zu ſchwanken und ſich

Der Alte machte ſogleich Anſtalt die Steine in den Korb zu faſſen, wozu ihm ſeine Frau behülflich ſeyn mußte. Beyde trugen darauf den Korb gegen das Ufer an einen erhabenen Ort und er ſchüttete die ganze Ladung nicht ohne Widerwillen der Schönen und ſeines Weibes, die gerne davon ſich etwas ausgeſucht hätten, in den Fluß. Wie leuchtende und blinkende Sterne ſchwammen die Steine mit den Wellen hin, und man konnte nicht unterſcheiden ob ſie ſich in der Ferne verloren oder unterſanken.

Meine Herrn ſagte darauf der Alte ehrerbietig zu den Irrlichtern, nunmehr zeige ich ihnen den Weg und eröfne den Gang, aber ſie leiſten uns den gröſten Dienſt, wenn ſie uns die Pforte des Heiligthums öfnen, durch die wir dießmal eingehen müſſen und die außer ihnen niemand aufſchließen kann.

Die Irrlichter neigten ſich anſtändig und blieben zurück, der Alte mit der Lampe gieng voraus in den Felſen, der ſich vor ihm aufthat, der Jüngling folgte ihm, gleichſam mechaniſch, ſtill und ungewiß hielt ſich Lilie in einiger Entfernung hinter ihm, die Alte wollte nicht gerne zurückbleiben und ſtreckte ihre Hand aus, damit ja das Licht von ihres Mannes Lampe ſie erleuchten könne. Die Irrlichter ſchloßen den Zug, indem ſie die Spitzen ihrer Flammen zuſammen neigten und mit einander zu ſprechen ſchienen.

Sie waren nicht lange gegangen, als der Zug ſich vor einem groſſen ehernen Thore befand, deſſen Flügel mit einem goldenen Schloß verſchloſſen waren. Der

Perſonen.

Agamemnon.
Menelaus.
Achilles.
Clytemnestra, Agamemnons Gemahlin.
Iphigenie, Agamemnons Tochter.
Ein alter Sklave Agamemnons.
Ein Bote.
Chor, fremde Frauen aus Chalcis, einer benachbarten Landſchaft, die gekommen ſind, die Kriegs- und Flottenrüſtungen der Griechen in Aulis zu ſehen.

Die Scene iſt das griechiſche Lager in Aulis, vor dem Zelte Agamemnons.

Scenarium. 1) Agamemnon. Greis. — 2) Chor. — 3) Menelaus. Greis. Chor. — 4) Agamemnon. Menelaus. Chor. — 5) Agamemnon. Menelaus. Bote. Chor. — 6) Agamemnon. Menelaus. Chor. — 7) Chor. — 8) Clytemnestra. Iphigenie. Oreſt. Agamemnon. Chor. — 9) Agamemnon. Clytemnestra. Iphigenie. Chor. — 10) Agamemnon. Clytemnestra. Chor. — 11) Chor. — 12) Achilles. Chor. — 13) Clytemnestra. Achilles. Chor. — 14) Clytemnestra. Achilles. Greis. Chor. — 15) Clytemnestra. Achilles. Chor. — 16) Chor. — 17) Clytemnestra. Chor. — 18) Agamemnon. Chor. Clytemnestra. — 19) Agamemnon. Iphigenie. Clytemnestra. Chor. — 20) Clytemnestra. Iphigenie. Chor. Oreſt. — 21) Clytemnestra. Iphigenie. Oreſt. Achilles. Chor. — 22) Clytemnestra. Iphigenie. Oreſt. Chor.

Alte rief ſogleich die Irrlichter herbey, die ſich nicht lange aufmuntern ließen ſondern geſchäftig mit ihren ſpitzeſten Flammen Schloß und Riegel aufzehrten.

Laut tönte das Erz als die Pforten ſchnell aufſprangen und im Heiligthum die würdigen Bilder der Könige, durch die hereintretenden Lichter beleuchtet, erſchienen. Jeder neigte ſich vor den ehrwürdigen Herrſchern, beſonders ließen es die Irrlichter an krauſen Verbeugungen nicht fehlen.

Nach einiger Pauſe fragte der goldne König woher kommt ihr? — aus der Welt! antwortete der Alte. Wohin geht ihr? fragte der ſilberne König — in die Welt! ſagte der Alte — Was wollt ihr bey uns? fragte der eherne König — euch begleiten, ſagte der Alte.

Der gemiſchte König wollte eben zu reden anfangen als der goldne zu den Irrlichtern, die ihm zu nahe gekommen waren, ſprach: hebet euch weg von mir, mein Gold iſt nicht für euren Gaum. Sie wandten ſich darauf zum ſilbernen und ſchmiegten ſich an ihn, ſein Gewand glänzte ſchön von ihrem gelblichen Wiederſchein. Ihr ſeyd mir willkommen, ſagte er, aber ich kann euch nicht ernähren, ſättiget euch auswärts und bringt mir euer Licht. Sie entfernten ſich und ſchlichen, bey dem ehernen vorbey, der ſie nicht zu bemerken ſchien, auf den zuſammengeſetzten loß. Wer wird die Welt beherrſchen? rief dieſer mit ſtotternder Stimme. — Wer auf ſeinen Füßen ſteht, antwortete der Alte — Das bin ich! ſagte der gemiſchte König — Es wird ſich offenbahren, ſagte der Alte, denn es iſt an der Zeit.

Die ſchöne Lilie fiel dem Alten um den Hals und küßte ihn aufs herzlichſte. Heiliger Vater! ſagte ſie, tauſendmal dank ich dir, denn ich höre das ahnungsvolle Wort zum dritten mal. Sie hatte kaum ausgeredet, als ſie ſich noch feſter an den Alten anhielt, denn der Boden fing unter ihnen an zu ſchwanken, die Alte und der Jüngling hielten ſich auch an einander, nur die beweglichen Irrlichter merkten nichts.

Man konnte deutlich fühlen daß der ganze Tempel ſich bewegte, wie ein Schiff das ſich ſanft aus dem Hafen entfernt, wenn die Anker gelichtet ſind, die Tiefen der Erde ſchienen ſich vor ihm aufzuthun als er hindurchzog. Er ſtieß nirgends an, kein Felſen ſtand ihm in den Weg.

Wenig Augenblicke ſchien ein feiner Regen durch die Oefnung der Kuppel hereinzurieſeln, der Alte hielt die ſchöne Lilie feſter und ſagte zu ihr: Wir ſind unter dem Fluße und bald am Ziel. Nicht lange darauf glaubten ſie ſtill zu ſtehn doch ſie betrogen ſich, der Tempel ſtieg aufwärts.

Nun entſtand ein ſeltſames Getöße über ihrem Haupte. Bretter und Balken in ungeſtalter Verbindung, begannen ſich zu der Oefnung der Kuppel krachend herein zu drängen. Lilie und die Alte ſprangen zur Seite, der Mann mit der Lampe faßte den Jüngling und blieb ſtehen. Die kleine Hütte des Fährmanns, denn ſie war es die der Tempel, im Aufſteigen, vom Boden abgeſondert und in ſich aufgenommen hatte, ſank allmählich herunter und bedeckte den Jüngling und den Alten.

Die Weiber ſchrien laut, und der Tempel ſchütterte wie ein Schiff das unvermuthet ans Land ſtößt. Aengſtlich irrten die Frauen in der Dämmerung um die Hütte, die Thüre war verſchloſſen und auf ihr Pochen hörte niemand; Sie pochten heftiger und wunderten ſich nicht wenig als zuletzt das Holz zu klingen anfing. Durch die Kraft der verſchloſſenen Lampe war die Hütte von innen heraus zu Silber geworden. Nicht lange, ſo veränderte ſie ſogar ihre Geſtalt; denn das edle Metall verließ die zufälligen Formen der Bretter, Pfoſten und Balken und dehnte ſich zu einem herrlichen Gehäuſe von getriebener Arbeit aus. Nun ſtand ein herrlicher kleiner Tempel in der Mitte des Großen, oder wenn man will ein Altar des Tempels würdig.

Durch eine Treppe, die von innen heraufging trat nunmehr der edle Jüngling in die Höhe, der Mann mit der Lampe leuchtete ihm und ein anderer ſchien ihn zu unterſtützen, der in einem weiſſen kurzen Gewand hervorkam und ein ſilbernes Ruder in der Hand hielt, man erkannte in ihm ſogleich den Fährmann, den ehemaligen Bewohner der verwandelten Hütte.

Die ſchöne Lilie ſtieg die äußeren Treppen hinauf, die von dem Tempel auf den Altar führten, aber noch immer mußte ſie ſich von ihrem Geliebten entfernt halten. Die Alte, deren Hand, ſo lange die Lampe verborgen geweſen, immer kleiner geworden war, rief: ſoll ich doch noch unglücklich werden, iſt bey ſo vielen Wundern durch kein Wunder meine Hand zu retten. Ihr Mann deutete ihr nach der offenen Pforte und ſagte: ſiehe der Tag bricht an, eile und bade dich im Fluße. —

Welch ein Rath! rief ſie, ich ſoll wohl ganz ſchwarz werden und ganz verſchwinden, habe ich doch meine Schuld noch nicht bezahlet — Gehe, ſagte der Alte, und folge mir! alle Schulden ſind abgetragen.

Die Alte eilte weg, und in dem Augenblick erſchien das Licht der aufgehenden Sonne an dem Kranze der Kuppel, der Alte trat zwiſchen den Jüngling und die Jungfrau und rief mit lauter Stimme: drey ſind die da herrſchen auf Erden: die Weisheit, der Schein und die Gewalt. Bey dem erſten Worte ſtand der goldne König auf, bey dem zweyten der ſilberne und bey dem dritten hatte ſich der eherne langſam empor gehoben, als der zuſammengeſetzte König ſich plötzlich ungeſchickt niederſetzte.

Wer ihn ſah konnte ſich, ohngeachtet des feierlichen Augenblicks, kaum des Lachens enthalten, denn er ſaß nicht, er lag nicht, er lehnte ſich nicht an, ſondern er war unförmlich zuſammengeſunken.

Die Irrlichter, die ſich bisher um ihn beſchäftigt hatten, traten zur Seite, ſie ſchienen, obgleich blaß beym Morgenlichte, doch wieder gut genährt und wohl bey Flammen, ſie hatten auf eine geſchickte Weiſe die goldnen Adern des koloſſaliſchen Bildes mit ihren ſpitzen Zungen bis aufs innerſte herausgeleckt, die unregelmäßigen leeren Räume, die dadurch entſtanden waren, erhielten ſich eine Zeit lang offen und die Figur blieb in ihrer vorigen Geſtalt. Als aber auch zuletzt die zarteſten Aederchen aufgezehrt waren, brach auf einmal das Bild zuſammen und leider grade an den Stellen die ganz bleiben wenn der Menſch ſich ſetzt, dagegen blieben die Gelenke, die ſich hätten biegen ſollen, ſteif. Wer nicht lachen konnte, muſte ſeine Augen wegwenden, das Mittelding zwiſchen Form und Klumpen war widerwärtig anzuſehn.

Der Mann mit der Lampe führte nunmehr den ſchönen aber immer noch ſtarr vor ſich hinblickenden Jüngling vom Altare herab, und grade auf den ehernen König los. Zu den Füßen des mächtigen Fürſten lag ein Schwerdt, in eherner Scheide. Der Jüngling gürtete ſich — Das Schwerdt an der Linken, die Rechte frey! Rief der gewaltige König. Sie giengen darauf zum ſilbernen, der ſein Scepter gegen den Jüngling neigte. Dieſer ergriff es mit der linken Hand, und der König ſagte mit gefälliger Stimme: Weide die Schafe. Als ſie zum goldenen Könige kamen, drückte er mit väterlich ſegnender Gebährde dem Jüngling den Eichencranz aufs Haupt und ſprach: erkenne das Höchſte.

Der Alte hatte während dieſes Umgangs den Jüngling genau bemerkt. Nach umgegürtetem Schwerdt hob ſich ſeine Bruſt, ſeine Arme regten ſich und ſeine Füße traten feſter auf; indem er den Scepter in die Hand nahm, ſchien ſich die Kraft zu mildern und durch einen unausſprechlichen Reitz noch mächtiger zu werden; als aber der Eichencranz ſeine Locken zierte, belebten ſich ſeine Geſichtszüge, ſein Auge glänzte von unausſprechlichem Geiſt und das erſte Wort ſeines Mundes war Lilie.

Liebe Lilie! rief er, als er ihr die ſilbernen Treppen hinauf entgegen eilte, denn ſie hatte von der Zinne des Altars ſeiner Reiſe zugeſehn, liebe Lilie! was kann der Mann, ausgeſtattet mit allem, ſich köſtlicheres wünſchen als die Unſchuld und die ſtille Neigung die mir dein Buſen entgegen bringt? O! mein Freund, fuhr er fort, indem er ſich zu dem Alten wendete und die drey heiligen Bildſäulen anſah. Herrlich und ſicher iſt das Reich unſerer Väter, aber du haſt die vierte Kraft vergeſſen, die noch früher, allgemeiner, gewiſſer die Welt beherrſcht, die Kraft der Liebe. Mit dieſen Worten fiel er dem ſchönen Mädchen um den Hals, ſie hatte den Schleyer weggeworfen und ihre Wangen färbten ſich mit der ſchönſten unvergänglichſten Röthe.

Hierauf ſagte der Alte lächelnd: die Liebe herrſcht nicht, aber ſie bildet und das iſt mehr.

Ueber dieſer Feyerlichkeit, dem Glück, dem Entzücken hatte man nicht bemerkt, daß der Tag völlig angebrochen war, und nun fielen auf einmal durch die ofne Pforte ganz unerwartete Gegenſtände der Geſellſchaft in die Augen. Ein groſſer mit Säulen umgebener Platz machte den Vorhof, an deſſen Ende man eine lange und prächtige Brücke ſah, die mit vielen Bogen über den Fluß hinüber reichte; ſie war an beyden Seiten mit Säulengängen für die Wanderer bequem und prächtig eingerichtet, deren ſich ſchon viele tauſende eingefunden hatten, und emſig hin und wieder gingen. Der groſſe Weg in der Mitte war von Heerden und Maulthieren, Reutern und Wagen belebt, die an beyden Seiten, ohne ſich zu hindern, ſtromweiſe hin und her floſſen, ſie ſchienen ſich alle über die Bequemlichkeit und Pracht zu verwundern, und der neue König mit ſeiner Gemahlin war über die Bewegung und das Leben dieſes großen Volks ſo entzückt, als ihre wechſelſeitige Liebe ſie glücklich machte.

Gedenke der Schlange in Ehren, ſagte der Mann mit der Lampe, du biſt ihr das Leben, deine Völker ſind ihr die Brücke ſchuldig, wodurch dieſe nachbarlichen Ufer erſt zu Ländern belebt und verbunden werden. Jene ſchwimmenden und leuchtenden Edelſteine, die Reſte ihres aufgeopferten Körpers, ſind die Grundpfeiler dieſer herrlichen Brücke, auf ihnen hat ſie ſich ſelbſt erbaut und wird ſich ſelbſt erhalten.

Man wollte eben die Aufklärung dieſes wunderbaren Geheimnißes von ihm verlangen, als vier ſchöne Mädchen zu der Pforte des Tempels herein traten. An der Harfe, dem Sonnenſchirm und dem Feldſtuhl erkannte man ſogleich die Begleiterinnen Liliens, aber die vierte, ſchöner als die drey, war eine unbekannte, die ſcherzend ſchweſterlich mit ihnen durch den Tempel eilte und die ſilbernen Stufen hinanſtieg.

Wirſt du mir künftig mehr glauben liebes Weib, ſagte der Mann mit der Lampe zu der Schönen, wohl dir und jedem Geſchöpfe, das ſich dieſen Morgen im Fluße badet.

Die verjüngte und verſchönerte Alte, von deren Bildung keine Spur mehr übrig war, umfaßte mit belebten jugendlichen Armen den Mann mit der Lampe, der ihre Liebkoſungen mit Freundlichkeit aufnahm. Wenn ich dir zu alt bin, ſagte er lächelnd, ſo darfſt du heute einen andern Gatten wählen, von heute an iſt keine Ehe gültig, die nicht aufs neue geſchloſſen wird.

Weiſt du denn nicht, verſetzte ſie, daß auch du jünger geworden biſt — Es freut mich, wenn ich deinen jungen Augen als ein wackrer Jüngling erſcheine, ich nehme deine Hand von neuem an, und mag gern mit dir in das folgende Jahrtauſend hinüberleben.

Die Königin bewillkommte ihre neue Freundin und ſtieg mit ihr und ihren übrigen Geſpielinnen in den Altar hinab, indeß der König in der Mitte der beyden Männer nach der Brücke hinſah' und aufmerkſam das Gewimmel des Volks betrachtete.

Aber nicht lange dauerte ſeine Zufriedenheit, denn er ſahe einen Gegenſtand, der ihm einen Augenblick Verdruß erregte. Der große Rieſe, der ſich von ſeinem Morgenſchlaf noch nicht erholt zu haben ſchien, taumelte über die Brücke her und verurſachte daſelbſt große Unordnung. Er war, wie gewöhnlich, ſchlaftrunken aufgeſtanden und gedachte ſich in der bekannten Bucht des Fluſſes zu baden, anſtatt derſelben fand er feſtes Land und tapte auf dem breiten Pflaſter der Brücke hin. Ob er nun gleich zwiſchen Menſchen und Vieh auf das ungeſchickteſte hineintrat, ſo war doch ſeine Gegenwart zwar von allen erſtaunt, doch von niemand empfunden; als ihm aber die Sonne in die Augen ſchien und er die Hände aufhub ſie auszuwiſchen, fuhr der Schatten ſeiner ungeheuren Fäuſte hinter ihm, ſo kräftig und ungeſchickt, unter der Menge hin und wieder, daß Menſchen und Thiere in großen Maſſen zuſammen ſtürzten, beſchädigt wurden, und Gefahr liefen in den Fluß geſchleudert zu werden.

Der König, als er dieſe Unthat erblickte, fuhr mit einer unwillkührlichen Bewegung nach dem Schwerdte, doch beſann er ſich und blickte ruhig erſt ſeinen Scepter, dann die Lampe und das Ruder ſeiner Gefährten an. Ich errathe deine Gedanken, ſagte der Mann mit der Lampe, aber wir und unſere Kräfte ſind gegen dieſen Ohnmächtigen ohnmächtig. Sey ruhig, er ſchadet zum leztenmal, und glücklicherweiſe iſt ſein Schatten von uns abgekehrt.

Indeſſen war der Rieſe immer näher gekommen, hatte für Verwunderung über das, was er mit ofnen Augen ſah, die Hände ſinken laſſen, that keinen Schaden mehr, und trat gaffend in den Vorhof herein.

Grade ging er auf die Thüre des Tempels zu, als er auf einmal in der Mitte des Hofes an dem Boden feſtgehalten wurde. Er ſtand als eine koloſſaliſche mächtige Bildſäule, von röthlich glänzendem Steine, da, und ſein Schatten zeigte die Stunden, die in einem Creiß auf den Boden um ihn her, nicht in Zahlen, ſondern in edlen und bedeutenden Bildern, eingelegt waren.

Nicht wenig erfreut war der König, den Schatten des Ungeheuers in nützlicher Richtung zu ſehen, nicht wenig verwundert war die Königin, die, als ſie mit gröſter Herrlichkeit geſchmückt aus dem Altare, mit ihren Jungfrauen, herauf ſtieg, das ſeltſame Bild erblickte, das die Ausſicht aus dem Tempel nach der Brücke faſt zudeckte.

Indeſſen hatte ſich das Volk dem Rieſen nachgedrängt, da er ſtillſtand, ihn umgeben und ſeine Verwandlung angeſtaunt, von da wandte ſich die Menge nach dem Tempel, den ſie erſt jetzt gewahr zu werden ſchien und drängte ſich nach der Thüre.

In dieſem Augenblick ſchwebte der Habicht mit dem Spiegel hoch über dem Dom, fing das Licht der Sonne auf und warf es über die auf dem Altar ſtehende Gruppe. Der König, die Königin und ihre Begleiter erſchienen in dem dämmernden Gewölbe des Tempels, von einem himmliſchen Glanze erleuchtet und alles Volk fiel auf ſein Angeſicht. Als die Menge ſich wieder erholt hatte und aufſtand, war der König mit den Seinigen in den Altar hinabgeſtiegen, um durch verborgene Hallen nach ſeinem Pallaſte zu gehen, und das Volk zerſtreute ſich in dem Tempel, ſeine Neugierde zu befriedigen. Es betrachtete die drey aufrecht ſtehenden Könige mit Staunen und Ehrfurcht, aber es war deſto begieriger zu wiſſen, was unter dem Teppiche in der vierten Niſche für ein Klumpen verborgen ſeyn möchte, denn, wer es auch mochte geweſen ſeyn, wohlmeinende Beſcheidenheit hatte eine prächtige Decke über den zuſammen geſunkenen König hingebreitet, die kein Auge zu durchdringen vermag und keine Hand wegzuheben wagen darf.

Das Volk hätte kein Ende ſeines Schauens und ſeiner Bewunderung gefunden, und die zudringende Menge hätte ſich in dem Tempel ſelbſt erdrückt, wäre ihre Aufmerkſamkeit nicht wieder auf den großen Platz gelenkt worden.

Unvermuthet fielen Goldſtücke, wie aus der Luft,

Erſter Akt.

Erſte Scene.

Agamemnon. Der alte Sklave.

Agamemnon (ruft in das Zelt).

Hervor aus dieſem Zelte, Greis!

Sklave (indem er herauskommt).

Hier bin ich.

Was ſinnſt du Neues, König Agamemnon?

Agamemnon.

Du wirſt es hören, komm.

Sklave.

Ich bin bereit.

Mein Alter flieht den Schlummer, und noch friſch
Sind meine Augen.

Agamemnon.

Das Geſtirn dort oben!
Wie heißt's?

Sklave.

Du meinſt den Sirius, der nächſt
Dem Siebenſterne der Pleiaden rollt?
Noch ſchwebt er mitten in dem Himmel.

klingend auf die marmornen Platten, die nächſten Wanderer ſtürzten darüber her, um ſich ihrer zu bemächtigen, einzeln wiederholte ſich dieß Wunder, und zwar bald hier und bald da. Man begreift wohl, daß die abziehenden Irrlichter ſich hier nochmals eine Luſt machten und das Gold aus den Gliedern des zuſammengeſunkenen Königs auf eine luſtige Weiſe vergeudeten. Begierig lief das Volk noch eine Zeitlang hin und wieder, drängte und zerriß ſich, auch noch da keine Goldſtücke mehr herabfielen. Endlich verlief es ſich allmählig, zog ſeine Straße und bis auf den heutigen Tag wimmelt die Brücke von Wanderern, und der Tempel iſt der beſuchteſte auf der ganzen Erde.

VII

Leukothea's Binde.

Lerne die Lehren der Schule; doch, gleich der Leukothea Binde,
Biſt du am Ufer, ſo wirf ſie in die Wellen zurück.

Die Horen

Jahrgang 1795

Eilftes Stück.

Tübingen
in der J. G. Cottaiſchen Buchhandlung
1795

Innhalt des eilften Stücks.

I Das Feſt der Grazien. Seite 1

II Die Theilung der Erde. — 27

III Die Thaten der Philoſophen. — 29

IV Ueber die Gefahr äſthetiſcher Sitten. — 31

V Theophanie. — 40

VI Einem jungen Freund, als er ſich der Weltweißheit widmete. — 41

VII Archimedes und der Schüler. — 42

VIII Ueber das Naive. — 43

IX Briefe über Poeſie, Silbenmaaß und Sprache. 77

X Die Horen. — 103

XI Der heilige Wahnſinn. — 104

Die Horen.

Erſter Jahrgang. Eilftes Stück.

I

Das Feſt der Grazien.

Unvermuthet habe ich auf meiner Reiſe das Vergnügen genoſſen, einem Feſt beizuwohnen, das man das *Feſt der Grazien* nannte. Mein Freund empfing mich in ſeiner reizenden Gegend und machte mich mit einigen Familien bekannt, die ſeit langen Jahren in Freundſchaft mit einander lebten. Sie waren in einem großen und ſchönen Land-Hauſe verſammlet; und kaum hatte ich ihre Bekanntſchaft gemacht, kaum hatten ſie mir geſagt, daß ſie am heutigen ſchönen Tage, das Feſt *ihrer Freundſchaft und eines gemeinſchaftlichen Geburtstages* feierten: ſo trat ein Chor Kinder mit einem Geſange herein, der das Feſt begann. Sie brachten Blumen, ſie brachten Kränze, und jedes erzählte ohne Prunk, *was ihm im vorigen Jahr das Angenehmſte, das Erfreulichſte geweſen.* Einige erinnerten die Eltern an dieſe und jene Gegend, die ſie genoſſen, an Geſchenke die ſie empfangen hatten, an mancherlei kleine Umſtände und Augenblicke, die ihnen inſonderheit liebgeweſen waren. Es war ein freudiger Wettſtreit zwiſchen ihnen; Jenes pries den Aufgang der Sonne, den es zum erſtenmal geſehen hatte; dieſes die

Abendröthe: ein andres Geſchenke an Kleidern, an Büchern; dies Lectionen im Unterricht, oder an der Hausarbeit. Man ſagte Stellen aus Dichtern her, und hatte Kränze gewunden, um das Bruſtbild Dieſes und Jenes Dichters zu ſchmücken. Ich freuete mich, die Namen unſrer beſten lebenden und verſtorbenen Weiſen nennen zu hören; und bemerkte in jedem Kranz die Blumen *charakteriſtiſch* gewählet. Noch merkbarer war die verſchiedne Neigung der Kinder zu dem oder jenem Vergnügen, die jedes frei bekannte, und von der es die Züge in ſeinem Geſicht, wie in ſeinem Betragen trug. Hausliche, ſittliche, literariſche Vergnügungen flogen wie Schmetterlinge von mancherlei Farben durch und über einander hin; einige der Aeltern nannten ſehr ernſte Bücher, ſehr ernſte Geſchäfte und Freuden. Die Eltern, als ob dieſe Kinder ihnen gemeinſchaftlich angehörten, nahmen an jeder frohen Erinnerung Theil; hie und da bogen ſie den Kranz des Andenkens ſanft zurecht und verſchönten ihn gleichſam durch neue Blumen der Erinnrung. Kleine Winke an ſie wurden miteingeflochten; man munterte auf, man lobte, man dankte; allenthalben aber blickte aus dieſen Unterredungen die Seele des Tages durch, *Freude über ſein Daſeyn, über ſein thätiges Zuſammenleben mit einander in ſittlicher Bildung.* Die Eltern freueten ſich in den Kindern, die Kinder in den Eltern, dieſe ſich *unter* und *mit* einander. Es war wirklich ein Feſt des *Genius dieſer Familien*, und der *ſittlichen Grazie*, die ſie in ſich und in andern anbaueten, genoſſen und liebten.

Nachdem das junge Heer ſich in den Garten zerſtreu er hatte, um das Andenken ſeiner vergnügten Augenblicke hie und da *emblematiſch* zu bezeichnen, ſetzten die Eltern das Geſpräch fort. Auch ſie erinnerten ſich des Angenehmen und Unangenehmen voriger Tage; letzteres wurde kurz abgethan, und meiſtens dabei bemerkt, wie auch aus dem Böſen etwas Gutes entſproſſen ſei, oder wie es noch daraus erwachſen könne. Hiezu bot Einer dem Andern ſeine Hand, ſeinen Rath, ſeine Beihülfe an, weil ſie ſich alle als Eine Familie anſahen. Der erfreuenden Scenen wurde deſto reicher gedacht; dieſe wurden von Jugend auf gleichſam noch einmal durchlebet. Da die Geſchichte eines jeden Menſchen intereſſant iſt, ſobald das Herz daran Theil nimmt: ſo erſchienen mir bei dieſen Erzählungen viel angenehme Scenen. Der Traum des menſchlichen Lebens, fühlte ich, werde dann nur ſchön geträumt, wenn er ſympathetiſche Erinnerungen erwecket und nachläßt.

Die fröhliche Jugend rufte uns jetzt zur Anſicht ihrer Embleme, unter welchen wir viel artige Gedanken, einfach- und rührend ausgedruckte Empfindungen, allgemein aber eine *Grazie des Vergnügens* bemerkten, die dem ganzen Feſt Leben und Wonne gab. Kränze, Inſchriften, Tänze gehörten mit darunter, ohne welche ſich die Jugend, inſonderheit des weiblichen Geſchlechts kaum freuen zu können glaubet. So kamen wir zu einem kleinen offenen Tempel, in welchem drei bekleidete Grazien ſtanden, mit der Inſchrift: *Wohlwollen, Dankbarkeit, Freude*; ineinander geſchlungen ſtanden ſie auf einem Altar, an deſſen Einer Seite das Profil des Mannes erhoben gearbeitet war, der Stifter dieſes Feſtes geweſen. Wir lagerten uns um dies verborgne

Tempelchen; die Chöre der Kinder zerſtreuten ſich zu ihren Spielen und Erfriſchungen; unter uns fiel das Geſpräch natürlich auf den *Stifter des Feſtes*. Man rühmte deſſen menſchenfreundliche, holdſelige Denkart, und zeigte mir das Papier, worauf er in wenigen Worten zu dieſer Anſtalt Gelegenheit gegeben hatte. Ich theile den Anfang des Aufſatzes mit:

„Die Menſchen beklagen ſich über die Unannehmlichkeiten des Lebens, und geſtehen ein, daß dieſe meiſtentheils von den Geſinnungen der Menſchen gegen einander herrühren. Wie alſo? wenn einige unter uns zuſammenträten mit dem veſten Entſchluß, einander ſo viel an uns iſt, das *Leben angenehm zu machen*, und auch unſre Kinder dazu zu gewöhnen?

„Man beklaget ſich oft über Undank; und ſind wir ſelbſt wohl in Allem und über Alles dankbar? Wie wäre es, wenn wir zuſammenträten, *Erkenntlichkeit* in unſerm Gemüth über Alles zu erwecken, was uns im Lauf der Dinge von der Vorſehung oder von Menſchen Gutes wiederfähret, und auch unſre Kinder zu dieſer dankbaren Gemüthsart zu gewöhnen?

„Man beklaget ſich oft über Erſchlaffung der Seele, über Mangel der Triebe zu guten Handlungen. Damit wir dieſe leicht und fröhlich verrichten; wie? wenn wir zuſammenträten, die *fröhliche Thätigkeit* in uns zu ſtärken, und auch die Unſrigen dazu zu gewöhnen?

„*Wohlwollen* iſt die erſte Grazie des Lebens. Eine Handlung; die ich aus Zwang verrichte, wird mir ſchwer; leicht wird, wozu uns die Liebe beflügelt. Es giebt keinen holderen Aufenthalt, als in menſchlichen Seelen zu wohnen, mit dem Gemüth für ein andres Gemüth ſich zu bemühen, zu wachen, zu wirken, und auch die kleinſte Handlung mit einem guten Willen zu bezeichnen.

„Erkenntlichkeit, iſt die zweite Grazie des Lebens. Wie durch Vergleichung und Ableitung der Dinge von einander, durch Bemerkung der Urſachen und Folgen die Vernunft der Menſchen gebildet wird: ſo durch Erkenntlichkeit die ſittliche Vernunft des Menſchen. Ich fühle, was ich andern ſchuldig bin, indem ich in ihren Seelen leſe, was ſie mir Gutes thun wollten. Dieſe Wiederholung ihrer Wohlthaten, dies Zurückfügen meiner in ihre Empfindung macht Seelen mit einander Eins; ihre Wohlthaten ſelbſt machen die ihrige zu einem Theil meiner Seele. Ich gehöre mir nicht ganz, ſondern auch ihnen; wie ſie ſich mir gaben und mir zugehören. Die zwote Huldgöttin ſchließet ſich alſo veſt an die erſte.

„Und die dritte iſt von ihnen unabtrennlich: freudige Thätigkeit im Fortwirken für andre. Möge der Erfolg ſeyn wie er wolle; ich gehöre mir nicht zu, ſondern andern. Ich habe empfangen und muß geben. Je gutmüthiger und freudiger; deſto ſchöner. Was von Herzen kommt, geht zu Herzen, untrennbar von der wahren Grazie iſts, daß ſie das Gemüth erhebt und beflügelt, daß ſie des andern Gemüth ergreift und ihm das Herz raubet. So umfaſſen ſich die Drei und wirken auf Menſchen und Geſchlechter.“

Agamemnon.

Auch
Läßt noch kein Vogel ſich vernehmen, kein
Geräuſch des Meeres und der Winde. Stumm liegt Alles
Um den Euripus her.

Sklave.

Und doch verläſſeſt
Du dein Gezelt, da überall noch Ruhe
In Aulis herrſcht und auch die Wachen ſich
Nicht rühren? König Agamemnon, komm!
Laß uns hineingehn!

Agamemnon.

Ich beneide dich,
Und jeden Sterblichen beneid' ich, der
Ein unbekanntes, unberühmtes Leben
Frei von Gefahren lebt. Weit weniger
Beneid' ich den, den hohe Würden krönen.

Sklave.

Doch ſind es dieſe, die das Leben zieren.

Agamemnon.

Zweideutige Zier! Verrätheriſche Hoheit!
Dem Wunſche ſüß, doch ſchmerzhaft dem Beſitzer!
Jetzt iſt im Dienſt der Götter was verſehn,
Das uns das Leben wüſte macht — Jetzt iſt's
Der Meinungen verhaßtes Mancherlei,
Die Menge, die es uns verbittert.

Sklave.

Von dir, o Herr, dem Hochgewaltigen,
Hör' ich das ungern. Hat denn Atreus nur
In thränenloſen Freuden dich gezeugt?

Nach dieſem Anfange beſchreibt der Stifter die Anordnung ſeines Feſtes, zu welchem dann ſeine Freunde gern beitraten und das bereits viele Jahre hindurch viel Gutes geſtiftet hatte. Wirkſame Fröhlichkeit, häuſliche Vertraulichkeit, und jener Liebreiz des zuvorkommenden, dankbaren, geſelligen Umgangs waren dieſer Familien auszeichnender Charakter. Mich ergrif das Wohlgefühl der Harmonie, die in dieſem Kreiſe herrſchte, wie die Muſik aus einer *Welt der Seelen*. Ich fühlte, daß, was die innigſte, eine unverſiegbare Freude des menſchlichen Lebens gewähre, ſei die *Zuſammenſtimmung der Gemüther*, ein *gemeinſchaftliches Empfangen und Geben*, ein *Fortwirken mit und zu einander*, nach der großen Regel des *Wohllauts*, der in uns tönet und der unſer *wahres Seyn* iſt.

Aber, ſagte ich, verzeihen Sie mir Einen Zweifel. Schweigt Ihnen dieſe Muſik der Seele niemals? Werden Ihre Saitenſpiele nie verſtimmt, hier durch Neid, dort durch das Uebelwollen einer niedern Begierde? Wie iſts, wenn Sie Undank erleben, oder ſonſt gegen ſich ſelbſt auf der Hut ſeyn müſſen? Wird Ihre Seele durch dieſe Grazientugend nicht zu weich, zu weiblich, da unſer Leben eher ein Kampf als ein fortwährender Freudentanz iſt.

Ein ernſter Mann nahm das Wort und ſagte: Ich weiß worauf Sie denken; viele Philoſophen gebieten eine Tugend, die immer ſteif und müßig ſteht, mit geſchloßnen Armen, das Gewehr auf der Schulter und ruft: *wer da?* Dieſe Tugend hat einen vornehmen Ton, an ihrem Plaz iſt ſie auch nöthig; nur ſtehet ſie einſam da; ſie ſtehet ſich müde, und wartet auf Ablöſung. Die Gemüthsneigung eines fortwirkenden, ich möchte ſagen, eines lebendigen Lebens, auf welches doch die Natur gerechnet hat, iſt eine andre.

„Laſſen Sie mich hierüber als Mutter reden, unterbrach ihn beſcheiden eine Frau vom edelſten Anſtande: Einer der uneigennützigſten, und wenn Sie ſo wollen, der unbelohnteſten Triebe iſt doch wohl die Mutterliebe. Er iſt ſo ſtark, daß er alle Gefahren verachtet, daß ihm keine Mühe verdrießlich, und der Tod ſelbſt nicht ſchmerzhaft iſt, wenn dieſer ein geliebtes Kind rettet, oder ſonſt ſein Glück befördert. Woher, meinen Sie, entſteht dieſer Heroismus? Etwa dadurch, daß eine Mutter ſich von ihrem Kinde zuförderſt getrennet denkt, und ſich fragt: ob dies oder jenes zu thun, ihr ihre Würde, die Würde des Geſezes der Vernunft gebiete? Nicht alſo; und ich wäre faſt überzeugt, daß ſteife Ueberlegungen dieſer Art ſie vielleicht zu einer gelehrten, aber nicht zu einer thätigen, liebenden Mutter machen werden. Wohlwollen iſts, was ſie treibt, was ſie beſeelet, das uneigennützigſte und zugleich eigennützigſte Wohlwollen: denn ſie ſieht ihre Kinder nicht getrennet von ſich, ſondern als ihre Kinder, als Gebilde an, die unter ihrem Herzen erwuchſen. So wenig ſie damals einen Unterſchied zwiſchen ſich und ihrer ungeſehenen Frucht kannte; um ſo weniger kennt ſie jezt einen Unterſchied, da ſie ihre Kinder, gebildet, vernünftig, fühlend, liebens- oder mitleidswurdig vor ſich ſiehet. Mit ſiebenfacher Stimme ruft ihr jezt die Natur zu; das Wort derſelben iſt ihr deutlicher, vernehmlicher gewerden, da es ſich in mancherlei Sorgen und Rückſichten getheilt hat. Sie lebt jetzt ungleich mehr in ihren Kindern, als da ſie körperlich mit ihr Eins waren; in jedem iſolirten Zurückkommen auf ſich, würde ſie ſich als einen vertrockneten Stamm, als eine verdorrete Blume fühlen."

Ein Vater verfolgte das Wort. „Mit allen andern Banden reiner menſchlichen Beziehungen nicht anders. Welcher Vater genieſſet nicht ſiebenfach, wenn ſeine Kinder ſich freuen und genieſſen? Welcher Freund lebt nicht in ſeinem Freunde, der Ehegatte im Ehegatten, der Geliebte im Geliebten, unendlich zarter und inniger, als ob er ſelbſt mit abſtrahirtem Genuß empfände? Das ganze Geheimniß der Liebe, ja ich möchte ſagen der ganze Zuſammenhang der Schöpfung iſt auf dieſe heilige Verwirrung und Mittheilung der Gemüther, auf einen wechſelſeitigen, im Genuß des andern ſiebenfach verſtärkten Genuß gegründet. Wir ſollen nicht in uns ſelbſt, abgetrennt und ſelbſtſüchtig leben; ſonſt ſind wir falbe Herbſtblätter, die in der Luft flattern, um bald am Boden ganz zu erſterben. In andern ſollen wir leben; da ſagt der Stifter unſers Feſtes, da leben wir geläutert, rein, vielfach, verjünget, unſterblich. Nicht in ſich, wohnet das Wohlwollen, die erſte Grazie, ſondern in ihren Schweſtern. Das Gemüth anderer iſt ihr heiliger, unzerſtörbarer Tempel." —

Eben kam der Chor der Kinder im Tanze bei uns vorüber, der, was geſagt werden ſollte, ungezwungen ſagte! Es war ein Wechſeltanz, der das Du für Mich, Ich für Dich, geiſtvoll, naiv und beſcheiden ausdrückte. Der Chor ſchwebte vorüber.

Und einer der ältern Söhne, der ſich hinter uns gelagert hatte, nahm das Wort. Nicht anders, ſagte er, haben die Griechen das Wort Charis (Grazie) ehemals verſtanden. „Ich thue das deinethalben, dir zu Liebe, dir zur Freude und zum Wohlgefallen;“ das war der urſprüngliche Sinn dieſes Worts, aus dem ſodann die zweite Grazie „ich freue mich; ich empfinde dies Wohlgefallen und bringe dir erfreulichen Dank dafür,“ natürlich folgen mußte. An eine erkünſtelte Anmuth oder gar an nackte Figuren dachte man damals bei dieſen Worten noch nicht. — Der Jüngling führte eine Reihe von Ausdrücken an, da die Griechen jede Gefälligkeit, Gunſt und Wohlthat, wenn ſie mit Artigkeit gegeben und genommen wird, Charis nannten. Bei dem Lateiniſchen gratia und dem Deutſchen Huld wurde ihm die Sache noch klärer, und er war beredt zu zeigen, daß was auch in der Schönheit Grazie (Anmuth) ſei, immer von einem Zuge der Gefälligkeit, von einer Gebehrde herrühre, in welchem ſich ein gefallendes Gemüth offenbare. „So, ſagte er, ſprachen die Griechen von Augen und Augenbraunen, von Lippen und Küßen der Grazie, eben um ſie von der todten Schönheit zu unterſcheiden.“ — Er war mit der jüngern Kunſt unzufrieden, die durch die Entkleidung dieſer Göttinnen beinah ihren Charakter verfehlt habe. „Was iſt, fragte er, an dieſen drei wiederholten, weiblichen Körpern bedeutend? Nur ihre Stellung, ihre zuſammengeſchlungene Hände, ihre Angeſichte; würden dieſe bei einer leichten Bekleidung nicht noch bedeutender ſeyn?“ Er wies auf die drei bekleideten Sokratiſchen Grazien im kleinen Familien-Tempel.

„Gnug, (unterbrach ihn ein Alter, der als der Vater aller Familien angeſehen ward,) gnug mein Sohn, von Worten und Bildern; laß uns zur Sache ſelbſt zurückkehren. Mögen die Griechen unter Charis zuerſt Reiz des Körpers oder Gefälligkeit der Seele verſtanden haben; alle Grazien ſind Schweſtern und ſtreiten nicht unter einander, welche von ihnen die ältere ſei. Wahre Anmuth ſtralt allein aus der Seele, ſie theilt ſich aber allem mit, nicht nur jeder Gebehrde des Körpers, ſondern auch jedem Wurf des Gewandes. Wir feiern das Feſt ſittlicher Grazien; mich dünkt, ſprach er, und winkte auf mich, daß Sie auch gegen unſre zweite Huldgöttinn, die Dankbarkeit, einen Zweifel hegten."

„Kennen Sie, wiederholte ich, keinen Undank?"

„Unter uns, antwortete der Alte, fürchten wir ihn nicht; wo er ſich auſſer unſerm Kreiſe findet, ſuchen wir auch ihn in Dank zu verwandeln. Und es gelingt uns meiſtens. Glauben Sie, mein Freund fuhr er fort, es ſpricht von Undank, wer am wenigſten davon ſprechen ſollte. Man beklaget ſich über ihn, und behauptet doch in demſelben Athem, daß die Tugend Pflicht ſei, und Großmuth keinen Dank erwarte. Man beklaget ſich über Undank, und iſt überzeugt, daß man ihn verdiene: denn der verdient ihn, der mit einer geringen Wohlthat nach groſſem ewigem Dank haſchet, der durch eine kleine Gefälligkeit, die Pflicht war, den andern Zeitlebens zum Knecht, zum Schmeichler, zum unwürdigen Sklaven gemacht haben will. Ich kann deßwegen die Worte Devotion, Verbindlichkeit, Verbundenheit, ſo wenig als die goldnen Worte, Huld und Gnade recht leiden: denn ſie werden zu oft gemißbraucht. Das ſchöne Wort Huld, z. B. das meiſtens mit Gnade zuſammengeſezt wird, hat dadurch ganz ſeinen Werth verlohren. Ein Menſch, der, wodurch es auch ſei, ſich über alle Sterblichen erhoben glaubt, und ihnen mit ſeiner Macht, mit ſeinen Talenten, mit ſeiner Geſchicklichkeit oder ſeinem Reichthum nur Gnade erweiſet, für welche er auf unermeßlichen Dank rechnet, iſt dieſes Danks weder werth noch fähig. Hatte Er ſich vom Bande der Gefälligkeit, das ihn mit ſeinen Brüdern zuſammenſchlang, losgemacht und iſt ein Gott geworden, ſo ſind auch andre von ihm los; ihm dufte Weihrauch. Die ächte Grazie des Danks, die ihrer ältern Schweſter dem wirklichen und wahren Wohlwollen unzertrennt zur Seite iſt, ſucht er vergebens. Wie kann jemand andre der Undankbarkeit anklagen, ohne zu fühlen was er mit dieſem Wort ſage? welchen harten Vorwurf er ihnen vielleicht ungerecht mache? wer das kann, der hat die Grazie nicht geſehen: er ſuchet ſie ſcheltend, und ſie fliehet ihn als einen Wilden.

„Undankbarkeit fuhr er fort, iſt vielleicht nicht immer ein Laſter; aber eine Barbarei des Gemüths, und wie das Wort Unerkenntlichkeit ſelbſt ſagt, ein Unbeſinnen, eine Rohheit der Seele iſt ſie, die ihren Verſchuldeten ſelbſt peinigt. Haben Sie je die häßlichen Charaktere bemerkt, die einen Menſchen nicht leiden können, ſobald ſie ihm verbunden zu ſeyn glauben? Er iſt ihrem Gedanken, ihrem Anblick unerträglich, weil ſie durchaus niemanden verbunden ſeyn wollen: je gröſſer die Wohlthat iſt, die er ihnen erzeigt hat, deſto verdrießlicher wird er ihnen. Hätte er ihnen das Leben, oder ſie aus einer Verlegenheit gerettet, die ſie ſelbſt ſchaamroth macht; fortan trage er die Schuld dieſer Schaamröthe! — Was halten Sie von einer ſolchen Gemüthsart? Strafet ſie nicht aufs empfindlichſte ſich ſelbſt? Was iſt ſüßer als Dank!" —

„Was iſt ſüßer als Dank, fuhr die Tochter des Greiſes fort, die ſeine Knie umfaßte. So oft ich daran denke, was meine Mutter, mit der ich nicht mehr ſprechen, der ich meinen Dank ſichtbar nicht mehr bezeugen kann, an mir that, ſo oft lebe ich mit ihr, und mit Euch, Vater, meine fröhliche Kindheit und Jugend noch einmal wieder. Jede ſchöne Situation meines Lebens kommt mir, und mich dünkt, geläutert, wie ein ſchöner Engel wieder. Die Gebehrde meiner Mutter iſt vor mir; ihr ſanfter Ton klingt meinem Ohre; ich glaube, ſie ſei um mich, ſie ſei auch jetzt um mich, da ich ſo innig an ſie gedenke. Vergelten kann ich ihr nichts, was ſie an mir that; ihre Aſche hört meinen Dank nicht; aber ihr guter Geiſt hört ihn, ihr Geiſt, der mit dem Meinigen Eins iſt: denn ein Theil von Ihr wohnt gewiß in meiner Seele. Das Beſte, was in mir iſt, iſt das Ihrige; meine beſten Gedanken ſind noch jetzt ihre Gedanken; meine reinſten Empfindungen und Gewohnheiten hat ſie mir angebildet. Sie iſt um mich, ſie iſt in mir!" —

Die Tochter ſchwieg und ſenkte ihr Haupt auf den Schoos des Vaters; ſie erhob es wieder und ſagte: „Die Griechen, ſo traurig ihre Bilder vom Todtenreich waren, ließen dennoch auch in dieſen düſtern Gegenden, dem Verſtorbenen mit ſeinen Nachlebenden die Mitempfindung. Auch der Schatte freuete ſich, wenn zu ihm von den Hinterlaſſenen eine fröhliche Nachricht hinabkam; und ihre Geſänge ſandten deßhalb die Echo, als eine Bothſchafterin zu den Vätern hinunter. Man glaubte, daß Verſtorbene die Opfer annähmen, die man ihnen am Grabe brachte, und auch da noch Liebe mit Dank belohnten" —

Der Greis der die zu ſtarke Regung ſeiner Tochter mäßigen wollte, antwortete ſchmeichelnd: „mein Kind! der beſte Dank, den man den Verſtorbenen bringt, iſt ein Leben nach ihrem Sinn. Dann leben ſie in uns, wir ſetzen ihr Leben fort: auch mir lebt deine Mutter in dir."

Er wandte die Rede zu mir. „Meine Tochter hat Recht, daß ein großer Theil der Undankbarkeit wirklich aus Mangel von Nachdenken, aus Ungefühl herrühre. Es iſt ein eigner Zauber in der Wiedererinnerung an empfangene Wohlthaten. Das Leben, das wir in ihrem Andenken nochmals leben iſt, geiſtig, genialiſch, ambroſiſch. Alles Widrige, alles Störende iſt davon getrennt; die Charis hat ihren ſüßeſten Reiz darüber ausgegoſſen und es gleichſam von jeder Schlacke der Sterblichkeit geläutert. Dankloſigkeit kann alſo wirklich nur aus Zerſtreuung, aus Schwäche des Gemüths und bloßer Unbeſonnenheit herrühren: man will nicht nachdenken, man kann nicht nachdenken; ſonſt würde man ſich die ſüßen Augenblicke dieſes Zurücklebens in einer freundlichen Wiederholung genoſſener Wohlthaten gewiß nicht verſagen. In meiner Familie iſt es jeden Abend, jeden Sonnabend ein angenehmes Feſt, das von andern empfangene Gute des Tages oder der Woche durchzugehn, und wir bereiten uns dadurch wöchentlich und täglich zur Feier des heutigen Tages. Wie mancher Groll wird dadurch abgethan, wenn Einer am Andern unzeitigen Verdacht geſchöpft hat! wie mancher geheime Vorwurf wird in Dank und Liebe verwandelt!"

„Wenn Ein Stand zu ſolchen Feſten der Dankbarkeit buchſtäblich ermuntert wird, ſo iſts Euer Stand, ihr Gelehrten. Was wißt ihr, das ihr nicht gelernt? was habt ihr, das ihr nicht von andern empfangen habt? Jedes Buch iſt ja ein Repertorium der Gedanken Andrer; jede Wiſſenſchaft ein Gebäude, an welchem Völker und Jahrhunderte bauten. Nehmt weg, was ihr alten und neuen Nationen ſchuldig ſeyd, was bleibt euch? und was ſeyd ihr euren Lehrern, dem täglichen Umgange, der fortgeſetzten Lectur nicht ſchuldig? Ihr ſolltet alſo bei jedem Buch ein benedicite und gratias beten, nirgend aber fluchen und läſtern. Könnt und wißt Ihrs beſſer, ſo ſagts und thuts mit Grazie; der Andre half euch vielleicht auf eure beſſern Gedanken. Ein Schüler, der ſeinen Lehrer verfolgt, weil dieſer jetzt alt iſt, und Er weiter zu ſehen glaubt, trägt die Nemeſis auf dem Rücken und das Zeichen der Verwerfung an ſeiner Stirn. Wir wollen ihm nicht wünſchen, daß die Zeiten des Undanks einer ſo häßlichen Harpye noch fortdauern und ihm in ſeinem Alter ein Gleiches wiederfahre."

„Arme Menſchen, worauf ſeyd ihr ſtolz? warum verbittert ihr euch das Leben? Giebt es nicht viele und mancherlei Gaben? Bedarf das Auge nicht der Hand? die Hand des Auges? Haben wir nicht alle in der Welt, und wenn wir es verdienen, im Tempel der Unſterblichkeit Raum? Bedarf die Menſchheit nicht noch unzählicher neuer Verdienſte? Glauben Sie mir, mein Freund, was allen Neid austreibt, und den Verdienſtvolleſten, nicht nur dankbar und beſcheiden, ſondern ſelbſt demüthig macht, iſt Mnemoſynens Tochter, die erinnernde Muſe. Mit den Grazien wohnt ſie zuſammen; ſie iſt ſelbſt eine Charis."

„Ich hatte einen Bruder, fuhr er fort, der ein Gelehrter, aber ein ſehr beſcheidener Gelehrter war, und als er uns einmal während dieſes Feſtes beſuchte, ſich außer dieſem Tempelchen noch einen ungeheuergroßen Tempel, ein Pandämonium ausbat. Hier ſollte das Andenken aller um die Menſchheit verdienten und berühmten Männer und Weiber laut gefeiert werden; das ſtille Verdienſt ſollte dieſem verborgnen Tempelchen heilig bleiben. „Ihr könnt nicht glauben, ſagte er, was eine laute Anerkennung und richtige Abwägung fremder Verdienſte für eine heilſame Kraft aufs menſchliche Gemüth hat. Sie giebt ihm Beſcheidenheit und Würde, Schranken und Umriß, Entſchluß und Demuth. Wenn ich, ſagte mein Bruder, mit euch in dies Pandämonium treten und euch erzählen würde, was jeder dieſer Geiſter fürs menſchliche Geſchlecht gedacht, gewollt oder gethan hat? wie weit ers brachte, und warum es nicht weiter gedieh? wie würdet ihr euch freuen, wie werdet ihr hoffen und danken!" —

„Und warum richteten Sie ein ſolches Denkmal der Verdienſte nicht auf?"

„Theils, weil mein Bruder nicht bei uns blieb.

O Agamemnon! Sterblicher, wie wir,
Biſt du mit Luſt und Leiden ausgeſtattet.
Du magſt es anders wollen — alſo wollen es
Die Himmliſchen. Schon dieſe ganze Nacht
Seh' ich der Lampe Licht von dir genähret,
Den Brief, den du in Händen haſt, zu ſchreiben.
Du löſcheſt das Geſchrieb'ne wieder aus,
Jetzt ſiegelſt du den Brief, und gleich darauf
Eröffneſt du ihn wieder, wirfſt die Lampe
Zu Boden, und aus deinen Augen bricht
Ein Thränenſtrom. Wie wenig fehlt, daß dich
Nicht Herzensangſt der Sinne gar beraubt!
Was drückt dich, Herr? O ſage mir's! Was iſt
So Außerordentliches dir begegnet?
Komm, ſage mir's. Du ſagſt es einem guten
Getreuen Mann, den Tyndar deiner Gattin
Im Heirathsgut mit übermachte, den er
Der Braut zum ſichern Wächter mitgegeben.

Agamemnon.

Drei Jungfraun hat die Tochter Theſtias
Dem Tyndareus geboren. Phöbe hieß
Die älteſte, die zweite Clytemneſtra,
Mein Weib, die jüngſte Helena. Es warben
Um Helena's Beſitz mit reichen Schätzen
Die Fürſten Griechenlands, und blut'ger Zwiſt
War von dem Heere der verſchmähten Freier
Dem Glücklichen gedroht. Lang zauderte,
Dies fürchtend, bang und ungewiß der König,
Den Ehgemahl der Tochter zu entſcheiden.
Dies Mittel fand er endlich aus: Es müßten

am meiſten aber weil wir keine Gelehrte ſind, uns alſo auch die namentliche Erinnerung aller verdienten Männer in allen Zeiten nicht obliegt. Wir wieſen ihn in ſeine Bibliothek, als in ein ächtes Pandämonium, wenn er in ihr Bücher und Bilder gut ſammle; und verſicherten ihn, daß uns das Tempelchen des Namenloſen, ſtillen Verdienſtes heilig bliebe. Meine Kinder, wie hold und ſüß iſt die Grazie eines Namenloſen, ſtillen Verdienſtes! Was iſt Name? der Schall einiger Sylben, der mit uns keine Gemeinſchaft hat. Unſre Form ſelbſt, iſt ſie nicht abwechſelnd und verſchwindend? Aber wir haben empfangen und ſollen geben. Verwebt in die Kette der Dinge können wir nicht anders als auf einander wirken; wie wollen wirs thun? Uns mit Gefälligkeit einander die Hände bieten, oder uns einander fortſtoßen? Die Grazien, ſingen die Dichter, tanzen in ewigverſchlungenen Reigentänzen, nicht nur am Cephiſusſtrom, ſondern auch an Jupiters Throne, nahe ſeinem unſterblichen Haupt; die ganze Schöpfung iſt auf dies freudige Fortwirken im Geben und Nehmen berechnet."

„Am ſchönſten alſo, meine Kinder, leben wir für und in einander. Schauet umher, wie Gott in ſeinen Werken lebet; ihr ſehet ihn nirgends ſtehen, nirgends umherwandeln. Aber die Blume ſprießt durch ſeine Kraft; ſein Saft iſt in allen Gewächſen, und der edelſte Lebensſaft den wir kennen, ſind wohlwollende Neigungungen, fröhlich fortwirkende Gedanken. In dem allen erfreuet ſich Gott: er erfreuet ſich in uns, wenn dieſer edelſte Lebensſaft ſich in uns rein läutert, und in andern Seelen erfreuet. Da lebt unſer beſter Theil in andern. Die Kette dieſer Gedanken und Empfindungen iſt unendlich; ſie reichet übers Grab hinaus, ſo wie ſie auch jenſeit des Grabes herkommt. Unſre Sichtbarkeit iſt nur Form und Schein; was uns beſeelt, ſtärkt, erquicket und regelt, haben wir von denen, die vor uns waren; wir laſſen es denen, die nach uns ſeyn werden. Jenen geben wir Dank, den ſie vielleicht mit uns empfinden; mit Wohlwollen und Liebe reichen wir, was wir empfinden, vermehrt weiter. Dieſe freundliche Thätigkeit, voll Erkenntlichkeit, und voll guten Willens iſt unſer Elyſium hier, es iſt die wahre Geiſter- und Menſchenwelt, ein Reich Gottes in menſchlichen Seelen, wo auch das Grab nichts trennet und abreißt." —

Mit ſtiller Rührung hatte der Greis dies geſprochen; die Sonne ging unter, der Mond auf. Ein paar Geſandte der kleinen Geſellſchaft luden uns zu einem Spaziergange ein; er endigte zwiſchen Gräbern. Zwei Geſchwiſter hatten im vorigen Jahr ihre Geſchwiſter, ein Neffe ſeinen Oheim verlohren, der als Vater ihn geliebt und erzogen hatte. Denkmale der Liebe ſtanden auf den Gräbern der Verſtorbenen; und mit herzlicher Einfalt bekannten die Ueberbliebenen den Abgeſchiedenen den Dank für ihr Leben. Nicht Worte waren es, was ſie ſprachen, ſondern Thaten die ſie hervorrieſen, Situationen des Lebens, an welche ſie die Abgeſchiedenen gleichſam erinnerten, und zu denſelben vom Himmel herab rieſen. Der Mond ſchien freundlich; ſchön ging die Sonne unter; es dunkte uns ſämmtlich einige Augenblicke, als ob die Verſtorbenen noch mit uns wären. An ihren Gräbern ward ein Bund geſchloſſen, ein

Band des unſterblichen Dankes gegen ſie, und des freudigen Fortlebens in und mit einander durch Wohlwollen, Dank und thätige Liebe.

Wir ſchieden. Der Freund, der mich eingeführt hatte, begleitete mich und machte mir im Namen ſeiner Freunde ein Geſchenk: das Geſangbuch der Geſellſchaft: die drei bekleideten Grazien ſtanden voran. Ich freuete mich, in ihm die ſchönſten Geſänge der Dichter alter und neuer Zeiten zu finden, die dieſe drei Huldinnen des menſchlichen Geſchlechts beſungen hatten, kein einziges entehrendes Lied des Bacchus, Mars oder der ſinnlichen Venus fand ich darunter. Noch erfreuender aber wars für mich, als auf den folgenden Tag mein Freund erſchien und mir das Archiv der Geſellſchaft zeigte. Vielleicht kann ich Ihnen Einiges daraus mittheilen. —

Die griechiſche Charis.

Eine Anmerkung.

Es ſei mir erlaubt, Dem was im vorſtehendem Aufſatz der Jüngling über die Bedeutung des Worts Charis (Grazie) bei den Griechen ſagt, mit einer Note nachzuhelfen.

Zuerſt iſts keinem Zweifel unterworfen, daß das Wort Charis von Freude, Fröhlichkeit (χαρα, χαιρειν) abſtammt; mithin heißt das Gratioſe (χαριεν) alles, was Freude und Fröhlichkeit gewähret

Dies iſt der älteſte und weiteſte Begrif des Worts, ohne Rückſicht, wodurch dieſe Freude und Fröhlichkeit gewährt werde.

Auch perſonificirt führten die Griechen die Grazien urſprünglich als Freudegeberinnen auf den Altar. Bei den Lacedämoniern hieſſen ſie Phaenna und Kleta, Göttinnen, die einen glänzenden Ruhm verleihn, weil Lacedämon vor Allem den Ruhm liebte. In Athen war ihr Name Hegemone und Auxo; jene die Führerin, dieſe die Mehrerin des Wohlſtandes, den Athen wünſchte. So nennet Pindar alles was uns erfreulich begegnet, Ruhm, Sieg, Reichthum, Wohlſtand, jede Anmuth des Lebens Charis: und hat in ſeinen Glückpreiſungen darüber die herrlichſten Stellen.

Zweitens. Eben ſo unzweifelhaft iſt die Bedeutung des Worts χαρίζεσθαι, das jede Gefälligkeit und Gegengefälligkeit, wodurch ich den andern erfreue oder ihm dankend meine Freude bezeuge, ausdrückt. Inſonderheit bemächtigte ſich die Liebe dieſes Worts; ihre höchſte, letzte Gunſt hieß Charis. Grazienlos, (oder gar eine Steingrazie) nannte Sappho jenes Mädchen, das der Liebe ungefällig war; die ſtolzen Centauren waren in wilden Umarmungen ohne die Grazien erzeuget.

Sehr natürlich war alſo jene Perſonification Homers, der eine Anzahl Grazien zum Gefolge der Königlichen Juno machte; aufwartende Gefälligkeit war ihr Charakter. Für eine Gefälligkeit, die ihr der Schlaf erwieſen hatte, verſprach ſie ihm Eine der jüngſten, als auch der gefälligſten Grazien, Paſithea, zum Dank, zum Lohne.

Drittens. Da Schönheit und Reiz ſowohl zum Erfreulichen als Gefälligen des menſchlichen Lebens gehören: ſo ging der Begrif der Grazie ſehr bald auf perſönliche Anmuth über. Jener Jüngling war mit Grazie geſchmückt, (übergoſſen, geſalbet,) dieſen Helden zierte Pallas mit Anmuth.

Auch dieſe dritte Bedeutung ward frühe zur Perſonification. Schon beim Homer iſt es der Grazien Amt, als Dienerinnen die göttliche Aphrodite zu ſchmücken, zu ſalben, zu kleiden; und bei Heſiodus ſchmücken die Grazien ſammt der Pitho die junge Pandora. Hephäſtus (Vulkans) Gemahlin iſt eine Charis, weil Kunſt das Gefällige ſucht und ſich mit Anmuth paaret. Bei Pindar iſt es die Charis, die Allem, inſonderheit der Poeſie, dem Geſange, dem fröhlichen Gaſtmal, dem Tanz, jedem SiegsAufzuge Leben und Anmuth giebt. Nichts iſt gefällig, nichts iſt erquickend, was nicht in ihrem Garten wuchs, was ihre holde Hand nicht berührte. Hier geſelleten ſich alſo Grazien und Muſen, die auf dem Parnaß neben einander wohnen: denn auch die Werke der Muſen waren ohne ſie ungefällig und reizlos.

— Die Charis iſts, die den Menſchen alles verſüßt,
Die den Reden Anſehen ſchaft;
Oft macht ſie ſelbſt das Unglaubliche glaubhaft.

Der Dichter Hermeſianax konnte alſo mit Recht

Eine der Huldinnen Pitho, die Ueberredung nennen; und Pindar iſt der Dichter der Grazien dadurch worden, daß er ſie in jeder Bedeutung des Worts als Dank, Ruhm, Freude, Anmuth des Lebens, Süßigkeit des Wohlgefallens und des guten Beifalls, als die Blüthe jeder Kunſt und Weisheit preiſet.

Pindars Geſang an die Grazien.

Die ihr den Cephiſusſtrom und der ſchönen Roſſe
Nährerin-Flur zu eurem Sitze bekamt,
Ihr des glänzenden Orchomenus geprieſenen Königinnen,
Von Alters her, Aufſeherinnen des Minyerſtamms,
Ich fleh' euch, Grazien, hört!
Denn nur durch Euch, wird, was den Sterblichen lieblich
Und ſüß iſt. Wer ein weiſer, wer ein ſchöner,
Ein glänzender Mann ward, wars durch Euch.
Selber die Götter begehn
Ohn' Euch, Ehrwürdige,
Weder Reigentänze, noch Mahle;
Alles ordnen im Himmel
Die Grazien an;
Neben dem Pythiſchen,
Mit dem goldnen Bogen bewehrten Apollo
Setzen ſie ihre Thron' und preiſen
Des Olympiſchen Vaters unendlichen Ruhm.

Töchter des mächtigſten unter den Göttern,
Ehrwürdige Aglaja, du

Liederfreundin Euphroſyne, höret mich:
Du auch Geſangesfreundin, Thalia, die jetzt
Auf günſtigem Glük den Hymnenchor
Leichtſchwebend daherziehen ſieht:
(Denn in lydiſcher Weiſe
Mit vorbedachten Geſängen
Den Aſopichus zu ſingen kam ich hieher;
Da der Minyer Stadt in Olympia Siegerin ward,
Thalia durch dich.)

Echo, geh' in das ſchwarzummauerte Haus
Der Proſerpina, bringend
Dem Vater die fröhliche Botſchaft.
Wenn du dort den Kleodamus ſiehſt,
Melde vom Sohn ihm,
Daß er ſein jugendlich Haar
Im Schoos der herrlichen Piſa
Gekränzt hat mit der edelſten Kämpfe Fittigen!

Viertens. Nach dieſem Geſange Pindars ſollte man kaum erwarten, daß die ehrwürdigen Göttinnen Aglaja, Thalia und Euphroſyne blos als hübſche Mädchen, als geſellige Schweſtern, und angenehme Geſellſchafterinnen vorgeſtellet würden, an denen nichts bedeutend iſt, als Hände die ſich umſchlingen, und etwa ein Anblick fröhlicher Unſchuld. Man wird ſagen: Dies ſeyn die Grazien Heſiods; * von Anbeginn

---

* Aber Oceanus Tochter, Eurynome, herrlich an Anſehn,
Ward die Mutter der drei Huldinnen, ſchönwangige Mädchen,

aber iſts nicht alſo geweſen. Nicht im Olymp allein ſitzen Pindars Grazien neben Apollo und ſingen mit ihm das Lob des höchſten Gottes; auf Erden auch waren ſie, ſobald ſie nicht mehr in rohen Steinen verehrt wurden, und goldene, marmorne, oder aus Marmor und Golde zuſammengeſetzte Bildniße bekamen, nie ohne Bekleidung. Neben dem Apollo, oder mit den Eumeniden verehrt, waren ſie Ehrwürdige Göttinnen; zu Delphi ſelbſt ſtanden ihre Bilder neben dem Gottesbilde; in Smyrna ſtanden ſie den Göttinnen des Orts, der zwiefachen Nemeſis zur Seite. In Athen hatten ſie ausgezeichnete Altäre, im Odeum, beim Eingange der Acropolis (wo Sokrates ſie gebildet hatte,) allenthalben bekleidet. Pauſanias weiß nicht, wer ſie zuerſt nackt zur Schau geſtellet habe; wenigſtens war es kein Weiſer. Denn unſer Jüngling hat Recht: Drei unbekleidete, weibliche Körper in Einerlei Stellung, in welcher kaum die Hände bedeutend ſind, können am Ende zu nichts, als zum müßigen Zierrath dienen; daher wir für den Charakter, den dieſe Grazien ausdrücken ſollen, unſtreitig lieber die Kindheit wählen würden.

Dieſer vierte Charakter iſt ſchweſterliche Geſel-

Euphroſyne, Thalia, die lieblich, ſamt der Aglaja
Holde, von deren Augenliedern die ſüßeſte Liebe
Träuſt, die die Glieder uns löſ't; ſo huldreich blicket ihr Auge.

Heſiod. Theogon. 907.

Auch im Orphiſchen Hymnus heißen ſie Καλυκωπιδες ιμεροεσσαι.

ligkeit im jugendlichen Tanz und fröhlicher Unſchuld. Weder Liebreiz ſoll er ausdrücken, noch eine Würde hoher Anmuth; er tändelt jugendlich mit Roſe, Myrte und dem Spielwürfel (talus.)

Wenn alſo von Vorſtellungen der Kunſt die Rede iſt, ſo muß man durchaus Grazie (χαρις) als eine Eigenſchaft oder Charakter, von den drei nackten Grazien des neuern Styls unterſcheiden. Jener, die Grazie, iſt ein ſo umfaſſender, hoher und reicher Begrif, daß er durch drei nackte Mädchen, die ſich einander die Hände reichen, weder ausgedrückt werden konnte, noch ſollte.

Selbſt wenn Winkelmann in ſeiner vortreflichen Beſchreibung der Grazie in den Werken der Kunſt, (Geſch. der Kunſt S. 229. Dresdn. Ausg.) die zwei älteſten Ehrwürdigen Grazien der Griechen hieher zieht und ſie mit der himmliſchen und irrdiſchen Venus vergleicht, wenn er die Bilder dieſer Göttinnen an Jupiters Thron und in der Juno Krone hieher zieht; ſo iſts blos Schmuck der Rede: denn ſeine Beſchreibung der hohen Grazie in Werken der Kunſt iſt faſt ein Hymnus. Sonſt hat jene himmliſche Charis, die ſich über Werke der Schönheit ausgießt, von den Kunſtgebilden, die man Grazien nennet, ſehr wohl unterſchieden, und die letzten blos als Dienerinnen an den Ort geſetzt, der ihnen gebühret.

Es wäre zu wünſchen, daß dieſer Unterſchied von allen bemerkt wäre, die über Grazie und die Grazien ſchrieben. Drei Zierrathgeſtalten haben das Glück gehabt, welches ſelbſt Pallas, Juno und Aphrodite nicht hatten, daß man von ihnen theils nie etwas Böſes, wohl aber ein tauſendfaches Gutes ſagte, das nicht ihnen, ſondern der Charis ſelbſt gebührte. Faſt haben ſie uns erſtickt mit ſüßduftenden Worten.

Künſtler von gutem Geſchmack trugen Sorge, ihren Grazien etwas zu thun zu geben, um ſie ihrem Handumſchlingendem Müſſiggange zu entreiſſen. Die Jungfrau'n mußten an ihr Geſchäft, eine Göttinn oder wer der Göttinn gleich ſeyn ſollte, zu ſchmücken, zu ſalben, zu zieren. Sie brachten ſie mit Kindern, mit dem Amor, dem Merkur, Apollo, oder ſonſt in Geſellſchaft. Die Kleider, die ihnen Amor geraubt hatte, wurden ihnen wiedergegeben, und ſo konnten ſie in tauſend Schmeicheleien und Artigkeiten anmuthig werden.

Endlich gieng ihre urſprüngliche Beſtimmung, die das Wort Gefälligkeit, Dank (χαρις, gratia) ſagte, auch in ſittlichen Deutungen hervor. Plutarch, die Anthologie u. a. haben dergleichen Bezeichnungen; die Subtilſte von allen hat Seneka aus dem Chryſippus; (de benefic. L. 1. C. 3. 4.) wo ſogar jeder Umſtand ihrer Vorſtellung auf das Geben, Empfangen und Wiedergeben der Wohlthaten deutet. Ich wünſchte die ſchöne Stelle anführen zu können; ſie iſt aber zu lang und etwas zu ſubtil; dadurch ſchadet ſie der unſtreitig ſchönſten Bedeutung dieſes Bildes: Geben, Empfangen und Wiedergeben der Wohlthat con grazia mit Anmuth.

Unſre deutſchen Worte: hold, holdſelig, Huld, Huldinn, Anmuth u. ſ. drücken aus, was die griechiſchen Worte χαρις, χαριτες, und die lateiniſchen

Die Freier ſich mit hohen Schwüren binden,
Trankopfer gießen auf den flammenden
Altar, und freundlich ſich die Rechte bieten.
Ein fürchterlich Gelübd' entreißt er ihnen,
Das Recht des Glücklichen — ſey auch wer wolle
Der Glückliche — einträchtig zu beſchützen,
Krieg und Verheerung in die feſte Stadt
Des Griechen oder des Barbaren, der
Von Haus und Bette die Gemahlin ihm
Gewaltſam rauben würde, zu verbreiten.
Als nun gegeben war der Schwur, durch ihn
Der Freier Sinn mit ſchlauer Kunſt gebunden,
Verſtattet Tyndarus der Jungfrau, ſelbſt
Den Gatten ſich zu wählen, dem der Liebe
Gelinder Hauch das Herz entgegen neigte.
Sie wählt — o hätte ſie und nimmermehr
So die verderbliche gewählt! — ſie wählt
Den blonden Menelaus zum Gemahle.
Nicht lang, ſo läßt in Lacedämons Mauern,
In reichem Kleiderſtaate blühend, blitzend
Von Gold, im ganzen Prunke der Barbaren,
Der junge Phrygier ſich ſehen, der,
Wie das Gerücht verbreitet, zwiſchen drei
Göttinnen einſt der Schöne Preis entſchieden,
Gibt Liebe und empfängt, und flüchtet nach
Des Ida fernen Triſten die Geraubte.
Es ruft der Zorn des Schwerbeleidigten
Der Fürſten alte Schwüre jetzt heraus.
Zum Streite ſtürzt ganz Griechenland. In Aulis
Verſammelt ſich mit Schiffen, Roſſen, Wagen

gratia, Gratiae ausdrückten; nur in Fortleitung und Anwendung dieſes Begrifs, haben wir nicht eben wie die Griechen der Grazie geopfert. Jeder Verſuch, der uns die ächten Grazien der Menſchheit, Wohlwollen, Dankbarkeit und thätige Freude bekannt macht, iſt eines freundlichen Blicks der Charis werth, die in wohlwollenden Herzen wohnet: denn was heißt anmuthig, als was uns hold anmuthet, was wahr und lieblich unſerm Herzen zuſpricht?

An die Huldgöttinnen.

Ein Orphiſcher Hymnus.

Höret mich Huldgöttinnen, in groſſem Namen Verehrte,
Töchter Zevs und der ſchönen Eunomia, glänzend an Anſehn,
Du Aglaia, Thalia, Euphroſyne, Fröhliche, Holde,
Freudegewährerinnen, ihr Liebenswürdige, Reine,
Immerblühende, Vielgeſtaltige, ſchwebend in Tänzen;
Stets den Menſchen erwünſcht und erfleht, Anmuthige, Süße,
Kommt, Glückbringerinnen, und ſeid den geweiheten günſtig.

II

Die Theilung der Erde.

Da! Nehmt ſie hin, die Welt! rief Zeus von ſeinen Höhen
Den Menſchenkindern zu. Nehmt! Sie ſoll euer ſeyn
Euch ſchenk ich ſie zum ewgen Leben,
Doch theilt euch brüderlich darein!

Da griff, was Hände hatte, zu, ſich einzurichten,
Es regte ſich geſchäftig Jung und Alt.
Der Ackermann griff nach des Feldes Früchten,
Der Junker birſchte durch den Wald.

Der Kaufmann füllte ſein Gewölb, die Scheune
Der Fermier, das Faß der Seelenhirt,
Der König ſagte: Jeglichem das Seine:
Und mein iſt — was geärntet wird!

Ganz ſpät erſchien, nachdem die Theilung längſt geſchehen,
Auch der Poet, (er kam aus weiter Fern)
Ach! Da war überall nichts mehr zu ſehen,
Und alles hatte ſeinen Herrn.

„Weh mir! So ſoll denn ich allein von allen
„Vergeſſen ſeyn, ich dein getreuſter Sohn!"
So ließ er laut der Klage Ruf erſchallen,
Und warf ſich hin vor Jovis Thron.

Wenn du zu lang dich in der Träume Land verweilet,
Antwortete der Gott, ſo hadre nicht mit mir.
Wo warſt du denn, als man die Welt getheilet?
„Ich war, ſprach der Poet, bey dir."

„Mein Auge hieng an deinem Stralenangeſichte,
„An deines Himmels Harmonie mein Ohr,
„Verzeyh dem Geiſte, der von deinem Lichte
„Berauſcht, das Irrdiſche verlor!"

Was kann ich thun, ſpricht Zevs. Die Welt iſt weggegeben,
Der Herbſt, die Jagd, der Markt iſt nicht mehr mein.
Willſt du in meinem Himmel mit mir leben?
So oft du kommſt, er ſoll dir offen ſeyn.

III

Die Thaten der Philoſophen.

Den Satz, durch welchen alles Ding
Beſtand und Form empfangen,
Den Kloben, woran Zeus den Ring
Der Welt, die ſonſt in Scherben gieng,
Vorſichtig aufgehangen,
Den nenn ich einen großen Geiſt,
Der mir ergründet, wie er heißt,
Wenn Ich ihm nicht drauf helfe.
Er heißt: Zehn iſt nicht Zwölfe.

Der Schnee macht kalt, das Feuer brennt,
Der Menſch geht auf zwey Füßen,
Die Sonne ſcheint am Firmament,
Das kann, wer auch nicht Logik kennt,
Durch ſeine Sinne wiſſen.
Doch wer Philoſophie ſtudiert,
Der weiß, daß wer verbrennt, nicht friert,
Weiß, daß das Naſſe feuchtet
Und daß das Helle leuchtet.

Homerus ſingt ſein Hochgedicht,
Der Held beſteht Gefahren,
Der brave Mann thut ſeine Pflicht,
Und that ſie, ich verhehl es nicht,
Eh noch Weltweiſe waren,
Doch hat Genie und Herz vollbracht,
Was Lock und Leibniz nie gedacht.
Sogleich wird auch von dieſen
Die Möglichkeit bewieſen.

Im Leben gilt der Stärke Recht,
Dem Schwachen trotzt der Kühne,
Wer nicht gebieten kann, iſt Knecht;
Sonſt geht es ganz erträglich ſchlecht
Auf dieſer Erdenbühne.
Doch wie es wäre, fieng der Plan
Der Welt nur erſt von vornen an,
Iſt in Moralſyſtemen
Ausführlich zu vernehmen.

„Der Menſch bedarf des Menſchen ſehr
Zu ſeinem groſſen Ziele,
Nur in dem Ganzen wirket er,
Viel Tropfen geben erſt das Meer,
Viel Waſſer treibt die Mühle.
Drum flieht der wilden Wölfe Stand,
Und knüpft der Staaten daurend Band“
So lehren vom Katheder
Herr Puffendorf und Feder.

Doch weil, was ein Profeſſor ſpricht,
Nicht gleich zu allen dringet,
So übt Natur die Mutterpflicht,
Und ſorgt, daß nie die Kette bricht,
Und daß der Reif nie ſpringet.
Einſtweilen bis den Bau der Welt
Philoſophie zuſammenhält,
Erhält ſie das Getriebe
Durch Hunger und durch Liebe.

IV

Ueber die Gefahr äſthetiſcher Sitten.

In einem der vorigen Aufſätze * iſt von den Nachtheilen geredet worden, welche aus einer übertriebenen Empfindlichkeit für das Schöne der Form und aus zu weit ausgedehnten äſthetiſchen Foderungen für das Denken und für die Einſicht erwachſen. Von weit gröſſerer Bedeutung aber ſind eben dieſe Anmaßungen des Geſchmackes, wenn ſie den Willen zu ihrem Gegenſtand haben; denn es iſt doch etwas ganz anders, ob uns der übertriebene Hang für das Schöne an Erweiterung unſers Wiſſens verhindert, oder ob er den Charakter verderbt, und uns Pflichten verletzen macht. Belletriſtiſche Willkührlichkeit im Denken iſt freilich etwas ſehr Uebles, und muß den Verſtand verfinſtern; aber eben dieſe Willkührlichkeit auf Maximen des Willens angewandt, iſt etwas Böſes, und muß unausbleiblich das Herz verderben. Und zu dieſem gefahrvollem Extrem neigt die äſthetiſche Verfeinerung den Menſchen, ſobald er ſich dem Schönheitsgefühle ausſchlieſſend anvertraut, und den Geſchmack zum unumſchränkten Geſetzgeber ſeines Willens macht.

---

* Ueber die nothwendigen Grenzen des Schönen, beſonders im Vortrag philoſophiſcher Wahrheiten. Neuntes Stück der Horen.

Die moraliſche Beſtimmung des Menſchen fodert völlige Unabhängigkeit des Willens von allem Einfluß ſinnlicher Antriebe, und der Geſchmack, wie wir wiſſen, arbeitet ohne Unterlaß daran, das Band zwiſchen der Vernunft und den Sinnen immer inniger zu machen. Nun bewirkt er dadurch zwar, daß die Begierden ſich veredeln, und mit den Foderungen der Vernunft übereinſtimmender werden, aber ſelbſt daraus kann für die Moralität zuletzt große Gefahr entſtehen.

Dafür nehmlich, daß bei dem äſthetiſch verfeinerten Menſchen die Einbildungskraft *auch in ihrem freien Spiele ſich nach Geſetzen richtet*, und daß der Sinn ſich gefallen läßt, nicht ohne Beiſtimmung der Vernunft zu genießen, wird von der Vernunft gar leicht der Gegendienſt verlangt, *in dem Ernſt ihrer Geſetzgebung ſich nach dem Intereſſe der Einbildungskraft zu richten*, und nicht ohne Beiſtimmung der ſinnlichen Triebe dem Willen zu gebieten. Die ſittliche Verbindlichkeit des Willens, die doch ganz ohne alle Bedingung gilt, wird unvermerkt als ein Kontrakt angeſehen, der den Einen Theil nur ſo lange bindet, als der andere ihn erfüllt. Die *zufällige* Zuſammenſtimmung der Pflicht mit der Neigung wird endlich als *nothwendige* Bedingung feſtgeſetzt, und ſo die Sittlichkeit in ihren Quellen vergiftet.

Wie der Karakter nach und nach in dieſe Verderbniß gerathe, läßt ſich auf folgende Art begreiflich machen.

So lange der Menſch noch ein Wilder iſt, ſeine Triebe blos auf materielle Gegenſtände gehen, und ein Egoihm von der gröbern Art ſeine Handlungen leitet, kann die Sinnlichkeit nur durch ihre blinde Stärke der Moralität gefährlich ſeyn, und ſich den Vorſchriften der Vernunft blos als eine Macht widerſetzen. Die Stimme der Gerechtigkeit, der Mäſſigung, der Menſchlichkeit wird von der lauter ſprechenden Begierde überſchrien. Er iſt fürchterlich in ſeiner Rache, weil er die Beleidigung fürchterlich empfindet. Er raubt und mordet, weil ſeine Gelüſte dem ſchwachen Zügel der Vernunft noch zu mächtig ſind. Er iſt ein wüthendes Thier gegen andre, weil ihn ſelbſt der Naturtrieb noch thieriſch beherrſcht.

Vertauſcht er aber dieſen wilden Naturſtand mit dem Zuſtande der Verfeinerung, veredelt der Geſchmack ſeine Triebe, weiſ't ſo er denſelben würdigere Objekte in der moraliſchen Welt an, mäſſigt er ihre rohen Ausbrüche durch die Regel der Schönheit, ſo kann es geſchehen, daß eben dieſe Triebe, die vorher nur durch ihre blinde Gewalt furchtbar waren, durch einen Anſchein von Würde und durch eine angemaßte Autorität der Sittlichkeit des Karakters noch weit gefährlicher werden, und unter der Maske von Unſchuld, Adel und Reinigkeit eine weit ſchlimmere Tyranney gegen den Willen ausüben.

Der Menſch von Geſchmack entzieht ſich freiwillig dem groben Joch des Inſtinkts. Er unterwirft ſeinen Trieb nach Vergnügen der Vernunft, und verſteht ſich dazu, die Objekte ſeiner Begierden ſich von dem denkenden Geiſt beſtimmen zu laſſen. Je öfter nun der Fall ſich erneuert, daß das moraliſche und das äſthetiſche Urtheil, das Sittengefühl und das Schönheitsgefühl, in demſelben Objekte zuſammentreffen und in demſelben Ausſpruche ſich begegnen, deſto mehr wird die Vernunft geneigt, einen ſo ſehr vergeiſtigten Trieb für einen der Ihrigen zu halten, und ihm zuletzt das Steuer des Willens mit uneingeſchränkter Vollmacht zu übergeben.

So lange noch Möglichkeit vorhanden iſt, daß Neigung und Pflicht in demſelben Objekt des Begehrens zuſammentreffen, ſo kann dieſe Repräſentation des Sittengefühls durch das Schönheitsgefühl keinen poſitiven Schaden anrichten, obgleich, ſtreng genommen, für die Moralität der einzelnen Handlungen, dadurch nichts gewonnen wird. Aber der Fall verändert ſich gar ſehr, wenn Empfindung und Vernunft ein verſchiedenes Intereſſe haben — wenn die Pflicht ein Betragen gebietet, das den Geſchmack empört, oder wenn ſich dieſer zu einem Objekt hingezogen ſieht, das die Vernunft, als moraliſche Richterinn, zu verwerfen gezwungen iſt.

Jetzt nemlich tritt auf einmal die Nothwendigkeit ein, die Anſprüche des moraliſchen und äſthetiſchen Sinnes, die ein ſo langes Einverſtändniß beinahe unentwirrbar vermengte, auseinander zu ſetzen, ihre gegenſeitige Befugniſſe zu beſtimmen, und den wahren Gewalthaber im Gemüth zu erfahren. Aber eine ſo ununterbrochene Repräſentation hat ihn in Vergeſſenheit gebracht, und die lange Obſervanz, den Eingebungen des Geſchmacks unmittelbar zu gehorchen, und ſich dabei wohl zu befinden, mußte dieſem unvermerkt den Schein eines Rechts erwerben. Bei der Untadelhaftigkeit, womit der Geſchmack ſeine Aufſicht über den Willen verwaltete, konnte es nicht fehlen, daß man ſeinen Ausſprüchen nicht eine gewiſſe Achtung zugeſtand, und dieſe Achtung iſt es eben, was die Neigung iezt mit verfänglicher Dialektik gegen die Gewiſſenspflicht geltend macht.

Achtung iſt ein Gefühl, welches nur für das Geſez und was demſelben entſpricht kann empfunden werden. Was Achtung fodern kann, macht auf unbedingte Huldigung Anſpruch. Die veredelte Neigung, welche ſich Achtung zu erſchleichen gewußt hat, will alſo der Vernunſt nicht mehr untergeordnet, ſie will ihr beigeordnet ſeyn. Sie will für keinen treubrüchigen Unterthan gelten, der ſich gegen ſeinen Oberherrn auflehnt; ſie will als eine Maieſtät angeſehen ſeyn, und mit der Vernunft, als ſittliche Geſezgeberinn, wie Gleich mit Gleichem handeln. Die Wagſchaalen ſtehen alſo, wie ſie vorgiebt, dem Rechte nach gleich, und wie ſehr iſt da nicht zu fürchten, daß das Intereſſe den Ausſchlag geben werde!

Unter allen Neigungen, die von dem Schönheitsgefühl abſtammen, und das Eigenthum feiner Seelen ſind, empfiehlt keine ſich dem moraliſchen Gefühl ſo ſehr, als der veredelte Affekt der Liebe, und keine iſt fruchtbarer an Geſinnungen, die der wahren Würde des Menſchen entſprechen. Zu welchen Höhen trägt ſie nicht die menſchliche Natur, und was für göttliche Funken weiß ſie nicht oft auch aus gemeinen Seelen zu ſchlagen! Von ihrem heiligen Feuer wird jede eigennüzige Neigung verzehrt, und reiner können Grundſäze ſelbſt die Keuſchheit des Gemüths kaum bewahren, als die Liebe des Herzens Adel bewacht. Oft, wo jene noch kämpften, hat die Liebe ſchon für ſie geſiegt, und durch ihre allmächtige Thatkraft Entſchlüſſe beſchleunigt, welche die bloße Pflicht der

Und Schilden ſchnell ein fürchterlicher Mars.
Mich, des Erzürnten Bruder, wählen ſie
Zu ihrem Oberhaupt. Unſel'ges Scepter,
Wärſt du in andre Hände doch gefallen!
Nun liegt das ganze aufgebotne Heer,
Weil ihm die Winde widerſtreben, müßig
In Aulis Engen. Unter fürchterlichen
Beängſtigungen bringt der Seher Kalchas
Den Götterſpruch hervor, daß, wenn die Winde
Sich drehn und Trojas Thürme fallen ſollen,
Auf Artemis Altar, der Schützerin
Von Aulis, meine Iphigenia, mein Kind,
Als Opfer bluten müſſe; blutete
Sie nicht, dann weder Fahrt, noch Sieg. Sogleich
Erhält Thalthybius von mir Befehl,
Mit lautem Heroldsruf das ganze Heer
Der Griechen abzudanken. Nimmermehr
Will ich zur Schlachtbank meine Tochter führen.
Durch ſeiner Gründe Kraft, und Erd' und Himmel
Bewegend, reißt der Bruder endlich doch
Mich hin, das Gräßliche geſchehn zu laſſen.
Nun ſchreib' ich an die Königin, gebiet'
Ihr, ungeſäumt, zur Hochzeit mit Achill,
Die Tochter mir nach Aulis herzuſenden.
Hoch rühm' ich ihr des Bräutigams Verdienſt;
Sie raſcher anzutreiben, ſetz' ich noch
Hinzu, es weig're ſich Achill, mit uns
Nach Ilion zu ziehn, bevor er ſie
Als Gattin in ſein Phthia heimgeſendet.
In dieſer fälſchlich vorgegebnen Hochzeit

ſchwachen Menſchheit umſonſt würde abgefodert haben. Wer ſollte wohl einem Affekte mißtrauen, der das Vortrefliche in der menſchlichen Natur ſo kräftig in Schutz nimmt, und den Erbfeind aller Moralität, den Egoism, ſo ſiegreich beſtreitet?

Aber man wage es ja nicht mit dieſem Führer, wenn man nicht ſchon durch einen beſſern geſichert iſt. Der Fall ſoll eintreten, daß der geliebte Gegenſtand unglücklich iſt, daß er um unſertwillen unglücklich iſt, daß es von uns abhängt, ihn durch Aufopferung einiger moraliſchen Bedenklichkeiten glücklich zu machen. „Sollen wir ihn leiden laſſen, um ein reines Gewiſſen zu behalten? Erlaubt dieſes der uneigennützige, großmüthige, ſeinem Gegenſtand ganz dahin gegebene, über ſeinen Gegenſtand ganz ſich ſelbſt vergeſſende Affekt? Es iſt wahr, es läuft wider unſer Gewiſſen, von dem unmoraliſchen Mittel Gebrauch zu machen, wodurch ihm geholfen werden kann — aber heißt das *lieben*, wenn man bei dem Schmerz des Geliebten noch an ſich ſelbſt denkt? Wir ſind doch alſo mehr für uns beſorgt, als für den Gegenſtand unſerer Liebe, weil wir lieber dieſen unglücklich ſehen als es durch die Vorwürfe unſers Gewiſſens ſelbſt ſeyn wollen?" So ſophiſtiſch weiß dieſer Affekt die moraliſche Stimme in uns, wenn ſie ſeinem Intereſſe entgegenſteht, *als eine Anregung der Selbſtliebe* verächtlich zu machen, und unſre ſittliche Würde *als ein Beſtandſtück unſerer Glückſeligkeit* vorzuſtellen, welche zu veräußern in unſrer Willkühr ſteht. Iſt unſer Karakter nicht durch gute Grundſätze feſt verwahrt, ſo werden wir ſchändlich handeln bei allem Schwung einer exaltierten Einbildungskraft, und über unſre Selbſtliebe einen glorreichen

Sieg zu erfechten glauben, indem wir, gerade umgekehrt, ihr verächtliches Opfer ſind. In dem bekannten franzöſiſchen Roman *Liaisons dangereuses* findet man ein ſehr treffendes Beiſpiel dieſes Betruges, den die Liebe einer ſonſt reinen und ſchönen Seele ſpielt. Die Präſidentinn von Tourvel iſt aus Ueberraſchung gefallen, und nun ſucht ſie ihr gequältes Herz durch den Gedanken zu beruhigen, daß ſie ihre Tugend der Grosmuth geopfert habe.

Die ſogenannten unvollkommenen Pflichten ſind es vorzüglich, die das Schönheitsgefühl in Schutz nimmt, und nicht ſelten gegen die vollkommenen behauptet. Da ſie der Willkühr des Subjekts weit mehr anheim ſtellen, und zugleich einen Glanz von Verdienſtlichkeit von ſich werfen, ſo empfehlen ſie ſich dem Geſchmack ungleich mehr, als die vollkommenen, die unbedingt mit ſtrenger Nöthigung gebieten. Wie viele Menſchen erlauben ſich nicht, ungerecht zu ſeyn, um großmüthig ſeyn zu können! Wie viele giebt es nicht die um einem Einzelnen wohl zu thun, die Pflicht gegen das Ganze verletzen, und umgekehrt; die ſich eher eine Unwahrheit als eine Indelikateſſe, eher eine Verletzung der Menſchlichkeit als der Ehre verzeihen, die, um die Vollkommenheit ihres Geiſtes zu beſchleunigen, ihren Körper zu Grund richten, und, um ihren Verſtand auszuſchmücken, ihren Karakter erniedrigen. Wie viele giebt es nicht, die ſelbſt vor einem Verbrechen nicht erſchrecken, wenn ein löblicher Zweck dadurch zu erreichen ſteht, die ein Ideal politiſcher Glückſeligkeit durch alle Greuel der Anarchie verfolgen, Geſetze in den Staub treten, um für beſſere Platz zu machen, und kein Bedenken tragen, die gegenwärtige Generation dem Elende Preiß zu geben, um das Glück der nächſtfolgenden dadurch zu beveſtigen. Die ſcheinbare Uneigennützigkeit gewiſſer Tugenden giebt ihnen einen Anſtrich von Reinigkeit, der ſie dreiſt genug macht, der Pflicht ins Angeſicht zu trotzen, und manchem ſpielt ſeine Phantaſie den ſeltſamen Betrug, daß er über die Moralität noch hinaus, und vernünftiger als die Vernunft ſeyn will.

Der Menſch von verfeinertem Geſchmack iſt in dieſem Stück einer ſittlichen Verderbniß fähig, vor welcher der rohe Naturſohn, eben durch ſeine Rohheit geſichert iſt. Bei dem letztern iſt der Abſtand zwiſchen dem, was der Sinn verlangt, und dem, was die Pflicht gebietet, ſo abſtechend und ſo grell, und ſeine Begierden haben ſo wenig geiſtiges, daß ſie ſich, auch wenn ſie ihn noch ſo deſpotiſch beherrſchen, doch nie bei ihm in Anſehen ſetzen können. Reitzt ihn alſo die überwiegende Sinnlichkeit zu einer unrechten Handlung, ſo kann er der Verſuchung zwar unterliegen, aber er wird ſich nicht verbergen, daß er fehlt, und der Vernunft ſogar in demſelben Augenblick huldigen, wo er ihrer Vorſchrift entgegenhandelt. Der verfeinerte Zögling der Kunſt hingegen will es nicht Wort haben, daß er fällt, und um ſein Gewiſſen zu beruhigen, belügt er es lieber. Er möchte zwar gern der Begierde nachgeben, aber ohne dadurch in ſeiner eigenen Achtung zu ſinken. Wie bewerkſtelligt er nun dieſes? Er ſtürzt die höhere Autorität vorher um, die ſeiner Neigung entgegenſteht, und ehe er das Geſetz übertritt, zieht er die Befugniß des Geſetzgebers in Zweifel. Sollte man es glauben, daß ein verkehrter Wille den Verſtand ſo verkehren könne? Alle Würde, auf welche eine Neigung Anſpruch machen kann, hat ſie blos ihrer Uebereinſtimmung mit der Vernunft zu verdanken, und nun iſt ſie ſo verblendet als dreiſt, auch bei ihrem Widerſtreit mit der Vernunft ſich dieſer Würde anzumaßen, ja ſich derſelben ſogar gegen das Anſehen der Vernunft zu bedienen.

So gefährlich kann es für die Moralität des Karakters ausſchlagen, wenn zwiſchen den ſinnlichen und den ſittlichen Trieben, die doch nur im Ideale und nie in der Wirklichkeit vollkommen einig ſeyn können, eine zu innige Gemeinſchaft herrſcht. Zwar die Sinnlichkeit wagt bei dieſer Gemeinſchaft nichts, da ſie nichts beſitzt, was ſie nicht hingeben müßte, ſobald die Pflicht ſpricht, und die Vernunft das Opfer fodert. Für die Vernunft aber, als ſittliche Geſetzgeberin, wird deſto mehr gewagt, wenn ſie ſich von der Neigung ſchenken läßt, was ſie ihr abfodern könnte; denn unter dem Schein von Freiwilligkeit kann ſich leicht das Gefühl der Verbindlichkeit verlieren, und ein Geſchenk läßt ſich verweigern, wenn der Sinnlichkeit einmal die Leiſtung beſchwerlich fallen ſollte. Ungleich ſicherer iſt es alſo für die Moralität des Karakters, wenn die Repräſentation des Sittengefühls durch das Schönheitsgefühl wenigſtens momentweiſe aufgehoben wird, wenn die Vernunft öfters unmittelbar gebietet, und dem Willen ſeinen wahren Beherrſcher zeigt.

Man ſagt daher ganz richtig, daß die ächte Moralität ſich nur in der Schule der Widerwärtigkeit bewähre, und eine anhaltende Glückſeligkeit leicht eine Klippe der

Tugend werde. Glückſelig nenne ich den, der um zu genieſſen nicht nöthig hat, unrecht zu thun, und um recht zu handeln, nicht nöthig hat, zu entbehren. Der ununterbrochen glückliche Menſch ſieht alſo die Pflicht nie von Angeſicht, weil ſeine geſetzmäßigen und geordneten Neigungen das Gebot der Vernunft immer antizipiren, und keine Verſuchung zum Bruch des Geſetzes das Geſetz bei ihm in Erinnerung bringt. Einzig durch den Schönheitsſinn, den Statthalter der Vernunft in der Sinnenwelt, regiert, wird er zu Grabe gehen, ohne die Würde ſeiner Beſtimmung zu erfahren. Der Unglückliche hingegen, wenn er zugleich ein Tugendhafter iſt, genießt den erhabenen Vorzug, mit der göttlichen Majeſtät des Geſetzes unmittelbar zu verkehren, und da ſeiner Tugend keine Neigung hilft, die Freiheit des Dämons noch als Menſch zu beweiſen.

V

Theophanie.

Zeigt ſich der Glückliche mir, ich vergeſſe die Götter des Himmels,
Aber ſie ſtehn vor mir, wenn ich den Leidenden ſeh.

VI

Einem jungen Freund

als er ſich der Weltweißheit widmete.

Schwere Prüfungen mußte der griechiſche Jüngling beſtehen,
Eh das Eleuſiſche Haus nun den Bewährten empfieng.
Biſt du bereitet und reif, das Heiligthum zu betreten,
Wo den verdächtigen Schatz Pallas Athene verwahrt?
Weiſt du ſchon, was deiner dort harret? Wie theuer du kaufeſt?
Daß du ein ungewiß Gut mit dem gewiſſen bezahlſt?
Fühlſt du dir Stärke genug der Kämpfe ſchwerſten zu kämpfen
Wenn ſich Verſtand und Herz, Sinn und Gedanken entzweyn,
Muth genug, mit des Zweifels unſterblicher Hydra zu ringen,
Und dem Feind in dir ſelbſt männlich entgegen zu gehn,
Mit des Auges Geſundheit, des Herzens heiliger Unſchuld
Zu entlarven den Trug, der dich als Wahrheit verſucht?

Fliehe, biſt du des Führers im eigenen Buſen nicht ſicher,
Fliehe den lockenden Rand, ehe der Schlund dich verſchlingt.
Manche giengen nach Licht, und ſtürzten in tiefere Nacht nur;
Sicher im *Dämmerſchein* wandelt die Kindheit dahin.

VII

Archimedes und der Schüler.

Zu Archimedes kam ein wißbegieriger Jüngling:
Weyhe mich, ſprach er zu ihm, ein in die göttliche Kunſt,
Die ſo herrliche Früchte dem Vaterlande getragen,
Und die Mauren der Stadt vor der Sambuca * beſchützt.
„Göttlich nennſt du die Kunſt? Sie iſt's, verſetzte der Weiſe,
Aber das war ſie mein Sohn, eh ſie dem Staat noch gedient.
Willſt du nur Früchte, die kann auch eine Sterbliche zeugen,
Wer um die *Göttinn* freyt, ſuche in ihr nicht das *Weib.*"

---

* Der Nahme einer Belagerungsmaſchine, deren ſich Marcellus gegen Syrakus bediente.

VIII

Ueber das Naive.

Es giebt Augenblicke in unſerm Leben, wo wir der Natur in Pflanzen, Mineralen, Thieren, Landſchaften, ſo wie der menſchlichen Natur in Kindern, in den Sitten des Landvolks und der Urwelt, nicht weil ſie unſern Sinnen wohlthut, auch nicht weil ſie unſern Verſtand oder Geſchmack befriedigt (von beyden kann oft das gerade Gegentheil ſtatt finden) ſondern bloß *weil ſie Natur iſt*, eine Art von Liebe und von rührender Achtung widmen. Jeder feinere Menſch, dem es nicht ganz und gar an Empfindung fehlt, erfährt dieſes, wenn er im Freyen wandelt, wenn er auf dem Lande lebt, oder ſich bey den Denkmälern der alten Zeiten verweilet, kurz, wenn er in künſtlichen Verhältniſſen und Situationen mit dem Anblick der einfältigen Natur überraſcht wird. Dieſes, nicht ſelten zum Bedürfniß erhöhte Intereſſe iſt es, was vielen unſrer Liebhabereyen für Blumen und Thiere, für einfache Gärten, für Spaziergänge, für das Land und ſeine Bewohner, für manche Produkte des fernen Alterthums, u. dgl. zum Grund liegt; vorausgeſetzt, daß weder Affektation, noch ſonſt ein zufälliges Intereſſe dabey im Spiele ſey. Dieſe Art des Intereſſe an der Natur findet aber nur unter zwey Bedingungen ſtatt. Fürs erſte iſt es durchaus nöthig, daß der Gegenſtand, der uns daſſelbe einflößt, Natur ſey oder doch von uns dafür gehalten werde; zweytens daß er (in weiteſter Bedeutung des Worts) *naiv* ſey, d. h. daß die Natur mit der Kunſt im Kontraſte ſtehe und ſie beſchäme. Sobald das letzte zu dem erſten hinzukommt, und nicht eher, wird die Natur zum Naiven.

Natur in dieſer Betrachtungsart iſt uns nichts anders, als das freiwillige Daſeyn, das Beſtehen der Dinge durch ſich ſelbſt, die Exiſtenz nach eignen und unabänderlichen Geſetzen.

Dieſe Vorſtellung iſt ſchlechterdings nöthig, wenn wir an dergleichen Erſcheinungen Intereſſe nehmen ſollen. Könnte man einer gemachten Blume den Schein der Natur, mit der vollkommenſten Täuſchung geben, könnte man die Nachahmung des Naiven in den Sitten bis zur höchſten Illuſion treiben, ſo würde die Entdeckung daß es Nachahmung ſey, das Gefühl, von dem die Rede iſt, gänzlich vernichten. * Daraus erhellet, daß dieſe

---

* Kant, meines Wiſſens der erſte, der über dieſes Phänomen eigends zu reflektiren angefangen, erinnert, daß wenn wir von einem Menſchen den Schlag der Nachtigall bis zur höchſten Täuſchung nachgeahmt fänden, und uns dem Eindruck deſſelben mit ganzer Rührung überlieſſen, mit der Zerſtörung dieſer Illuſion alle unſere Luſt verſchwinden würde. Man ſehe das Kapitel *vom intellektuellen Intereſſe am Schönen* in der Critik der äſthetiſchen Urtheilskraft. Wer den Verfaſſer nur als einen großen Denker bewundern gelernt hat, wird ſich freuen, hier auf eine Spur ſeines Herzens zu treffen, und ſich durch dieſe Ent-

Art des Wohlgefallens an der Natur kein äſthetiſches, ſondern ein moraliſches iſt; denn es wird durch eine Idee vermittelt, nicht unmittelbar durch Betrachtung erzeugt; auch richtet es ſich ganz und gar nicht nach der Schönheit der Formen. Was hätte auch eine unſcheinbare Blume, eine Quelle, ein bemooßter Stein, das Gezwitſcher der Vögel, das Summen der Bienen ꝛc. für ſich ſelbſt ſo gefälliges für uns? Was könnte ihm gar einen Anſpruch auf unſere Liebe geben? Es ſind nicht dieſe Gegenſtände, es iſt eine durch ſie dargeſtellte *Idee*, was wir in ihnen lieben. Wir lieben in ihnen das ſtille ſchaffende Leben, das ruhige Wirken aus ſich ſelbſt, das Daſeyn nach eignen Geſetzen, die innere Nothwendigkeit, die ewige Einheit mit ſich ſelbſt.

Sie *ſind*, was wir *waren*; ſie ſind, was wir wieder *werden ſollen*. Wir waren Natur, wie ſie, und unſere Kultur ſoll uns, auf dem Wege der Vernunft und der Freyheit, zur Natur zurückführen. Sie ſind alſo zugleich Darſtellung unſerer verlorenen Kindheit, die uns ewig das theuerſte bleibt; daher ſie uns mit einer gewiſſen Wehmuth erfüllen. Zugleich ſind ſie Darſtellungen unſerer höchſten Vollendung im Ideale, daher ſie uns in eine erhabene Rührung verſetzen.

Aber ihre Vollkommenheit iſt nicht ihr Verdienſt, weil ſie nicht das Werk ihrer Wahl iſt. Sie gewähren uns alſo die ganz eigene Luſt, daß ſie, ohne uns zu be-

deckung von dem hohen philoſophiſchen Beruf dieſes Mannes (welcher ſchlechterdings beyde Eigenſchaften verbunden fodert) zu überzeugen.

Hab' ich des Kindes Opferung der Mutter
Verhüllet. Außer Menelaus, Kalchas
Und mir weiß nur Ulyß um das Geheimniß.
Doch was ich damals ſchlimm gemacht, mach' ich
In dieſem Briefe wieder gut, den du
Im Dunkel dieſer Nacht mich öffnen und
Verſiegeln haſt geſehen — Nimm! und gleich
Damit nach Argos! — Halt! — der Königin
Und meinem Hauſe, weiß ich, warſt du ſtets
Mit Treu' und Redlichkeit ergeben. Was
Verborgen iſt in dieſes Briefes Falten,
Will ich mit Worten dir zu wiſſen thun.
(Er lieſt.)
»Geborene der Leda, meinem erſten
»Send' ich dies zweite Schreiben nach« —
(Er hält inne.)

Sklave.

Lies weiter!
Verbirg mir ja nichts, Herr, daß meine Worte
Mit dem Geſchriebenen gleich lauten.

Agamemnon (fährt fort zu leſen).

»Sende
»Die Tochter nicht zum wogenſichern Aulis,
»Euböas Buſen. Die Vermählung bleibt
»Gelegeneren Tagen aufgehoben.«

Sklave.

Und glaubſt du, daß der heftige Achill,
Dem du die Gattin wieder nimmſt, nicht gegen
Die Königin und dich in wilder Wuth

ſchämen, unſre Muſter ſind. Eine beſtändige Göttererſcheinung umgeben ſie uns, aber mehr erquickend als blendend. Was ihren Character ausmacht, iſt gerade das, was dem unſrigen zu ſeiner Vollendung mangelt; was uns von ihnen unterſcheidet, iſt gerade das, was ihnen ſelbſt zur Göttlichkeit fehlt. Wir ſind frey und ſie ſind nothwendig; wir wechſeln, ſie bleiben eins. Aber nur, wenn beydes ſich mit einander verbindet — wenn der Wille das Geſetz der Nothwendigkeit frey befolgt und bey allem Wechſel der Phantaſie die Vernunft ihre Regel behauptet, geht das Göttliche oder das Ideal hervor. Wir erblicken in ihnen alſo ewig das, was uns abgeht, aber wornach wir aufgefodert ſind zu ringen, und dem wir uns, wenn wir es gleich niemals erreichen, doch in einem unendlichen Fortſchritte zu nähern hoffen dürfen. Wir erblicken in uns einen Vorzug, der ihnen fehlt, aber deſſen ſie entweder überhaupt niemals, wie das vernunftloſe, oder nicht anders als indem ſie unſern Weg gehen, wie die Kindheit, theilhaftig werden können. Sie verſchaffen uns daher den ſüßeſten Genuß unſerer Menſchheit als Idee, ob ſie uns gleich in Rückſicht auf jeden beſtimmten Zuſtand unſerer Menſchheit nothwendig demüthigen müſſen.

Da ſich dieſes Intereſſe für Natur auf eine Idee gründet, ſo kann es ſich nur in Gemüthern zeigen, welche für Ideen empfänglich ſind, d. h. in moraliſchen. Bey weitem die mehreſten Menſchen affektiren es bloß, und die Allgemeinheit dieſes ſentimentaliſchen Geſchmacks zu unſern Zeiten, welcher ſich beſonders ſeit der Erſcheinung gewiſſer Schriften, in empfindſamen Reiſen, dergleichen Gärten, Spaziergängen, und andere Liebhabereyen dieſer

Art äuſſert, iſt noch ganz und gar kein Beweis für die Allgemeinheit dieſer Empfindungsweiſe. Doch wird die Natur auch auf den gefühlloſeſten immer etwas von dieſer Wirkung äuſſern, weil ſchon die, allen Menſchen gemeine, Anlage zum Sittlichen dazu hinreichend iſt, und wir alle ohne Unterſchied, bey noch ſo großer Entfernung unſerer Thaten von der Einfalt und Wahrheit der Natur, in der Idee dazu hingetrieben werden. Beſonders ſtark und am allgemeinſten äuſſert ſich dieſe Empfindſamkeit für Natur bey Veranlaſſung ſolcher Gegenſtände, welche in einer engern Verbindung mit uns ſtehen, und uns den Rückblick auf uns ſelbſt und die Unnatur in uns näher legen, wie z. B. bey Kindern. Man irrt, wenn man glaubt, daß es bloß die Vorſtellung der Hülfloſigkeit ſey, welche macht, daß wir in gewiſſen Augenblicken mit ſoviel Rührung bey Kindern verweilen. Das mag bey denjenigen vielleicht der Fall ſeyn, welche der Schwäche gegenüber nie etwas anders als ihre eigene Ueberlegenheit zu empfinden pflegen. Aber das Gefühl, von dem ich rede, (es findet nur in ganz eigenen moraliſchen Stimmungen ſtatt, und iſt nicht mit demjenigen zu verwechſeln, welches die fröhliche Thätigkeit der Kinder in uns erreget) iſt eher demüthigend als begünſtigend für die Eigenliebe; und wenn ja ein Vorzug dabey in Betrachtung kommt, ſo iſt dieſer wenigſtens nicht auf unſerer Seite. Nicht weil wir von der Höhe unſerer Kraft und Vollkommenheit auf das Kind herabſehen, ſondern weil wir aus der Beſchränktheit unſers Zuſtands, welche von der Beſtimmung, die wir einmal erlangt haben, unzertrennlich iſt, zu der granzenloſen Beſtimmbarkeit in dem Kinde und zu ſeiner reinen Unſchuld hinauf ſehen, gerathen wir in Rührung, und unſer Gefühl in einem ſolchen Augenblick iſt zu ſichtbar mit einer gewißen Wehmuth gemiſcht, als daß ſich dieſe Quelle deſſelben verkennen lieſſe. In dem Kinde iſt die *Anlage* und *Beſtimmung*, in uns iſt die *Erfüllung* dargeſtellt, welche immer unendlich weit hinter jener zurückbleibt. Das Kind iſt uns daher eine Vergegenwärtigung des Ideals, nicht zwar des erfüllten, aber des aufgegebenen, und es iſt alſo keinesweges die Vorſtellung ſeiner Bedürftigkeit und Schranken, es iſt ganz im Gegentheil die Vorſtellung ſeiner reinen und freyen Kraft, ſeiner Integrität, ſeiner Unendlichkeit, was uns rührt. Dem Menſchen von Sittlichkeit und Empfindung wird ein Kind deswegen ein *heiliger* Gegenſtand ſeyn, ein Gegenſtand nehmlich, der durch die Größe einer Idee jede Größe der Erfahrung vernichtet; und der, was er auch in der Beurtheilung des Verſtandes verlieren mag; in der Beurtheilung der Vernunft wieder in reichem Maaße gewinnt.

Eben aus dieſem Widerſpruch zwiſchen dem Urtheile der Vernunft und des Verſtandes geht die ganze eigene Erſcheinung des gemiſchten Gefühls hervor, welches das *Naive* der Denkart in uns erreget. Es verbindet die *kindliche* Einfalt mit der *kindiſchen*; durch die letztere giebt es dem Verſtand eine Blöße und bewirkt jenes Lächeln, wodurch wir unſre (*theoretiſche*) Ueberlegenheit zu erkennen geben. Sobald wir aber Urſache haben zu glauben, daß die kindiſche Einfalt zugleich eine kindliche ſey, daß folglich nicht Unverſtand, nicht theoretiſches Unvermögen, ſondern eine höhere *praktiſche* Stärke, ein Herz voll Unſchuld und Wahrheit, die Quelle davon ſey, welches die Hülfe der Kunſt aus innrer Größe verſchmähte, ſo iſt jener Triumph des Verſtandes verbey, und der Spott über die Einfältigkeit geht in Bewunderung der hohen Einfachheit über. Wir fühlen uns genöthigt, den Gegenſtand zu achten, über den wir vorher gelächelt haben, und, indem wir zugleich einen Blick in uns ſelbſt werfen, uns zu beklagen, daß wir demſelben nicht ähnlich ſind. So entſteht die ganz eigene Erſcheinung eines Gefühls, in welchem fröhlicher Spott, Ehrfurcht und Wehmuth zuſammenflieſſen.*

---

* Kant in einer Anmerkung zu der Analytik des Erhabenen (Critik der äſthetiſchen Urtheilskraft. S. 225. der erſten Auflage) unterſcheidet gleichfalls dieſe dreyerley Ingredienzien in dem Gefühl des Naiven, aber er giebt davon eine andre Erklärung. „Etwas aus beidem (dem animaliſchen Gefühl des Vergnügens und dem geiſtigen Gefühl der Achtung) zuſammengeſetztes findet ſich in der Naivität, die der Ausbruch der der Menſchheit urſprünglich natürlichen Aufrichtigkeit wider die zur andern Natur gewordene Verſtellungskunſt iſt. Man lacht über die Einfalt, die es noch nicht verſteht ſich zu verſtellen und erfreut ſich doch auch über die Einfalt der Natur, die jener Kunſt hier einen Querſtrich ſpielt. Man erwartete die alltägliche Sitte der gekünſtelten und den ſchönen Schein vorſichtig angelegten Aeuſſerung und ſiehe es iſt die unverdorbene ſchuldloſe Natur, die man anzutreffen gar nicht gewärtig und der, ſo ſie blicken ließ, zu entblößen auch nicht gemeynet war. Daß der ſchöne, aber falſche Schein, der gewöhnlich in unſerm Urtheile ſehr viel bedeutet, hier plötzlich in Nichts verwandelt, daß

„gleichſam der Schalk in uns ſelbſt bloß geſtellt wird, „bringt die Bewegung des Gemüths nach zwey entgegen„geſetzten Richtungen nach einander hervor, die zugleich „den Körper heilſam ſchüttelt. Daß aber etwas, was un„endlich beſſer als alle angenommene Sitte iſt, die Lauter„keit der Denkungsart, (wenigſtens die Anlage dazu) doch „nicht ganz in der menſchlichen Natur erloſchen iſt, miſcht „Ernſt und Hochſchätzung in dieſes Spiel der Urtheilskraft. „Weil es aber nur eine kurze Zeit Erſcheinung iſt und die „Decke der Verſtellungskunſt bald wieder vorgezogen wird, „ſo mengt ſich zugleich ein Bedauren darunter, welches „eine Rührung der Zärtlichkeit iſt, die ſich als Spiel mit „einem ſolchen gutherzigen Lachen ſehr wohl verbinden läßt, „und auch wirklich damit gewöhnlich verbindet, zugleich „auch die Verlegenheit deſſen, der den Stoff dazu hergiebt, „darüber daß er noch nicht nach Menſchenweiſe gewitzigt „iſt, zu vergüten pflegt. —" Ich geſtehe, daß dieſe Erklärungsart mich nicht ganz befriedigt, und zwar vorzüglich deswegen nicht, weil ſie von dem Naiven überhaupt etwas behauptet, was höchſtens von einer Species deſſelben, dem Naiven der Ueberraſchung, von welchem ich nachher reden werde, wahr iſt. Allerdings erregt es *Lachen*, wenn ſich jemand durch Naivheit bloß giebt, und in manchen Fällen mag dieſes Lachen aus einer vorhergegangenen Erwartung, die in Nichts aufgelöſt wird, flieſſen. Aber auch die Naivheit der edelſten Art, das Naive der Geſinnung erregt immer ein *Lächeln*, welches doch ſchwerlich eine in Nichts

Kunſt den Sieg davon trage[*] es geſchehe dieß nun wider Wiſſen und Willen der Perſon, oder mit völligem Bewußtſeyn derſelben. In dem erſten Fall iſt es das Naive der Ueberraſchung und beluſtigt; in dem andern iſt es das Naive der Geſinnung und rührt.

Bey dem Naiven der Ueberraſchung muß die Perſon moraliſch fähig ſeyn, die Natur zu verläugnen; bey dem Naiven der Geſinnung darf ſie es nicht ſeyn,

---

aufgelößte Erwartung zum Grunde hat, ſondern überhaupt nur aus dem Kontraſt eines gewiſſen Betragens mit den einmal angenommenen und erwarteten Formen zu erklären iſt. Auch zweifle ich, ob die Bedauerniß, welche ſich bey dem Naiven der letztern Art in unſre Empfindung miſcht, der naiven Perſon und nicht vielmehr uns ſelbſt oder vielmehr der Menſchheit überhaupt gilt, an deren Verfall wir bey einem ſolchen Anlaß erinnert werden. Es iſt zu offenbar eine moraliſche Trauer, die einen edlern Gegenſtand haben muß, als die phyſiſchen Uebel, von denen die Aufrichtigkeit in dem gewöhnlichen Weltlauf bedrohet wird, und dieſer Gegenſtand kann nicht wohl ein anderer ſeyn, als der Verluſt der Wahrheit und Simplicität in der Menſchheit.

Ich ſollte vielleicht ganz kurz ſagen: die Wahrheit über die Verſtellung, aber der Begriff des Naiven ſcheint mir noch etwas mehr einzuſchließen, indem die Einfachheit überhaupt, welche über die Künſteley, und die natürliche Freyheit, welche über Steifheit und Zwang ſiegt, ein ähnliches Gefühl in uns erregen.

doch dürfen wir ſie uns nicht als *phyſiſch* unfähig dazu denken, wenn es als naiv auf uns wirken ſoll. Die Handlungen und Reden der Kinder geben uns daher auch nur ſolange den reinen Eindruk des Naiven, als wir uns ihres Unvermögens zur Kunſt nicht erinnern, und überhaupt nur auf den Kontraſt ihrer Natürlichkeit mit der Künſtlichkeit in uns Rükſicht nehmen. Das Naive iſt eine *Kindlichkeit, wo ſie nicht mehr erwartet wird*, und kann eben deßwegen der wirklichen Kindheit in ſtrengſter Bedeutung nicht zugeſchrieben werden.

In beyden Fällen aber, beym Naiven der Ueberraſchung wie bey dem der Geſinnung muß die Natur Recht, die Kunſt aber Unrecht haben.

Erſt durch dieſe leztere Beſtimmung wird der Begriff des Naiven vollendet. Der Affekt iſt auch Natur und die Regel der Anſtändigkeit iſt etwas Künſtliches, dennoch iſt der Sieg des Affekts über die Anſtändigkeit nichts weniger als naiv. Siegt hingegen derſelbe Affekt über die Künſteley, über die falſche Anſtändigkeit, über die Verſtellung, ſo tragen wir kein Bedenken, es naiv zu nennen. * Es wird alſo erfodert, daß die Natur nicht durch ihre blinde Gewalt als dynamiſche, ſondern daß ſie durch ihre Form als moraliſche Größe, kurz daß ſie nicht als Nothdurft, ſondern als innre Nothwendigkeit über die Kunſt triumphiere. Nicht die Unzulänglichkeit ſondern die Unſtatthaftigkeit der letztern muß der erſtern den Sieg verſchaft haben; denn jene iſt Mangel, und nichts, was aus Mangel entſpringt, kann Achtung erzeugen. Zwar iſt es bey dem Naiven der Ueberraſchung immer die Uebermacht des Affekts und ein Mangel an Beſinnung, was die Natur bekennen macht: aber dieſer Mangel und jene Uebermacht machen das Naive noch gar nicht aus, ſondern geben bloß Gelegenheit, daß die Natur ihrer moraliſchen Beſchaffenheit, d. h. dem Geſetze der Uebereinſtimmung ungehindert folgt.

---

* Ein Kind iſt ungezogen, wenn es aus Begierde, Leichtſinn, Ungeſtüm den Vorſchriften einer guten Erziehung entgegenhandelt, aber es iſt naiv, wenn es ſich von dem Manierierten einer unvernünftigen Erziehung, von den ſteifen Stellungen des Tanzmeiſters u. dgl. aus freyer und geſunder Natur diſpenſiert. Daſſelbe findet auch bey dem Naiven in ganz uneigentlicher Bedeutung ſtatt, welches durch Ue-

Das Naive der Ueberraſchung kann nur dem Menſchen und zwar dem Menſchen nur, inſofern er in dieſem Augenblicke nicht mehr reine und unſchuldige Natur iſt, zukommen. Es ſetzt einen Willen voraus, der mit dem was

---

bertragung von dem Menſchen auf das Vernunftloſe entſtehet. Niemand wird den Anblick naiv finden, wenn in einem Garten, der ſchlecht gewartet wird, das Unkraut überhand nimmt, aber es hat allerdings etwas naives, wenn der freye Wuchs hervorſtrebender Aeſte das mühſelige Werk der Scheere in einem franzöſiſchen Garten vernichtet. So iſt es ganz und gar nicht naiv, wenn ein geſchultes Pferd aus natürlicher Plumpheit ſeine Lection ſchlecht macht, aber es hat etwas vom Naiven, wenn es dieſelbe aus natürlicher Freyheit vergißt.

die Natur auf ihre eigene Hand thut, nicht übereinſtimmt. Eine ſolche Perſon wird, wenn man ſie zur Beſinnung bringt, über ſich ſelbſt erſchrecken; die naiv geſinnte hingegen wird ſich über die Menſchen und über ihr Erſtaunen verwundern. Da alſo hier nicht der perſönliche und moraliſche Charakter, ſondern bloß der, durch den Affekt freygelaſſene natürliche Charakter die Wahrheit bekennt, ſo machen wir dem Menſchen aus dieſer Aufrichtigkeit kein Verdienſt und unſer Lachen iſt verdienter Spott, der durch keine perſönliche Hochſchätzung deſſelben zurückgehalten wird. Weil es aber doch auch hier die Aufrichtigkeit der Natur iſt, die durch den Schleier der Falſchheit hindurch bricht, ſo verbindet ſich eine Zufriedenheit höherer Art, mit der Schadenfreude, einen Menſchen ertappt zu haben; denn die Natur im Gegenſatz gegen die Künſteley und die Wahrheit im Gegenſatz gegen den Betrug muß jederzeit Achtung erregen. Wir empfinden alſo auch über das Naive der Ueberraſchung ein wirklich moraliſches Vergnügen, obgleich nicht über einen moraliſchen Gegenſtand. *

Da das Naive bloß auf der Form beruht, wie etwas gethan oder geſagt wird, ſo verſchwindet uns dieſe Eigenſchaft aus den Augen, ſobald die Sache ſelbſt entweder durch ihre Urſachen oder durch ihre Folgen einen überwiegenden oder gar widerſprechenden Eindruck macht. Durch eine Naivheit dieſer Art kann auch ein Verbrechen entdeckt werden, aber denn haben wir weder die Ruhe noch die Zeit, unſre Aufmerkſamkeit auf die Form der Entdeckung zu richten, und der Abſcheu über den perſönlichen Charakter verſchlingt das Wohlgefallen an dem natürlichen. So

Bey dem Naiven der Ueberraſchung achten wir zwar immer die *Natur*, weil wir die Wahrheit achten müſſen; bey dem Naiven der Geſinnung achten wir hingegen die *Perſon*, und genieſſen alſo nicht bloß ein moraliſches Vergnügen ſondern auch über einen moraliſchen Gegenſtand. In dem einen wie in dem andern Falle hat die Natur *Recht*, daß ſie die Wahrheit ſagt; aber in dem letztern Fall hat die Natur nicht bloß Recht, ſondern die Perſon hat auch *Ehre*. In dem erſten Falle gereicht die Aufrichtigkeit der Natur der Perſon immer zur Schande, weil ſie unfreywillig iſt; in dem zweyten gereicht ſie ihr immer zum Verdienſt, geſetzt auch, daß dasjenige, was ſie ausſagt, ihr Schande brächte.

Wir ſchreiben einem Menſchen eine naive Geſinnung zu, wenn er in ſeinen Urtheilen von den Dingen ihre gekünſtelten und geſuchten Verhältniße überſieht und ſich bloß an die einfache Natur hält. Alles was innerhalb der geſunden Natur davon geurtheilt werden kann, fodern wir von ihm, und erlaſſen ihm ſchlechterdings nur das, was eine Entfernung von der Natur, es ſey nun im Denken oder im Empfinden, wenigſtens Bekanntſchaft derſelben vorausſetzt.

Wenn ein Vater ſeinem Kinde erzählt, daß dieſer oder

wie uns das empörte Gefühl die moraliſche Freude an der Aufrichtigkeit der Natur raubt, ſobald wir durch eine Naivheit ein Verbrechen erfahren; eben ſo erſtickt das erregte Mitleiden unſere Schadenfreude ſobald wir jemand durch ſeine Naivheit in Gefahr geſetzt ſehen.

Ergrimmen werde? — Herr, von daher droht
Gefahr — Sag' an, was haſt du hier beſchloſſen?

Agamemnon.

Unwiſſend leiht Achill mir ſeinen Namen;
Verborgen, wie der Götterſpruch, iſt ihm
Die vorgegebne Hochzeit. Ihm alſo
Raubt dieſes Opfer keine Braut.

Sklave.

O König!
Ein grauſenvolles Unternehmen iſt's,
In das du dich verſtricket haſt. Du lockeſt
Die Tochter, als des Göttinſohnes Braut,
In's Lager her, und deine Abſicht war,
Den Danaern ein Opfer zuzuführen.

Agamemnon.

Ach, meine Sinne haben mich verlaſſen! — Götter!
Verſunken bin ich in des Jammers Tiefen.
Doch eile! lauf! Nur jetzt vergiß den Greis.

Sklave.

Herr, fliegen will ich.

Agamemnon.

Laß nicht Müdigkeit,
Nicht Schlaf an eines Baches Ufer, nicht
Im Schatten der Gehölze dich verweilen!

Sklave.

Denk' beſſer von mir, König!

Agamemnon.

Gib beſonders
Wohl Acht, wo ſich die Straßen ſcheiden, ob
Nicht etwa ſchon voraus iſt zu den Schiffen

jener Mann für Armuth verſchmachte, und das Kind hingeht, und dem armen Mann ſeines Vaters Geldbörſe zuträgt, ſo iſt dieſe Handlung naiv; denn die geſunde Natur handelte aus dem Kinde, und in einer Welt, wo die geſunde Natur herrſchte, würde es vollkommen recht gehabt haben, ſo zu verfahren. Es ſieht bloß auf das Bedürfniß, und auf das nächſte Mittel es zu befriedigen; eine ſolche Ausdehnung des Eigenthumsrechtes, wobey ein Theil der Menſchen zu Grunde gehen kann, iſt in der bloßen Natur nicht gegründet. Die Handlung des Kindes iſt alſo eine Beſchämung der wirklichen Welt, und das geſteht auch unſer Herz durch das Wohlgefallen, welches es über jene Handlung empfindet.

Wenn ein Menſch ohne Weltkenntniß, ſonſt aber von gutem Verſtande, einem andern, der ihn betrügt, ſich aber geſchickt zu verſtellen weiß, ſeine Geheimniſſe beichtet, und ihm durch ſeine Aufrichtigkeit ſelbſt die Mittel leyht ihm zu ſchaden, ſo finden wir das naiv. Wir lachen ihn aus, aber können uns doch nicht erwehren, ihn deßwegen hochzuſchätzen. Denn ſein Vertrauen auf den andern quillt aus der Redlichkeit ſeiner eigenen Geſinnungen; wenigſtens iſt er nur in ſo fern naiv, als dieſes der Fall iſt.

Das Naive der Denkart kann daher niemals eine Eigenſchaft verdorbener Menſchen ſeyn, ſondern nur Kindern und kindlich geſinnten Menſchen zukommen. Dieſe letztern handeln und denken oft mitten unter den gekünſtelten Verhältniſſen der großen Welt naiv; ſie vergeſſen aus eigener ſchöner Menſchlichkeit, daß ſie es mit einer verderbten Welt zu thun haben, und betragen ſich ſelbſt an den Höfen der Könige mit einer Ingenuität und Unſchuld, wie man ſie nur in einer Schäferwelt findet.

Es iſt übrigens gar nicht ſo leicht, die kindiſche Unſchuld von der kindlichen immer richtig zu unterſcheiden, indem es Handlungen giebt, welche auf der äuſerſten Grenze zwiſchen beyden ſchweben, und bey denen wir ſchlechterdings im Zweifel gelaſſen werden, ob wir die Einfältigkeit belachen oder die edle Einfalt hochſchätzen ſollen. Ein ſehr merkwürdiges Beyſpiel dieſer Art findet man in der Regierungsgeſchichte des Pabſtes Adrian des Sechſten, die uns Herr Schröckh mit der ihm eigenen Gründlichkeit und pragmatiſchen Wahrheit beſchrieben hat. Dieſer Pabſt, ein Niederländer von Geburt, verwaltete das Pontifikat in einem der kritiſchten Augenblicke für die Hierarchie, wo eine erbitterte Parthey die Blößen der römiſchen Kirche ohne alle Schonung aufdeckte, und die Gegenparthey im höchſten Grad intereſſiert war, ſie zuzudecken. Was der wahrhaft naive Charakter, wenn ja ein ſolcher ſich auf den Stuhl des heiligen Peters verirrte, in dieſem Falle zu thun hatte iſt keine Frage; wohl aber wie weit eine ſolche Naivität der Geſinnung mit der Rolle eines Pabſtes verträglich ſeyn möchte. Dieß war es übrigens, was die Vorgänger und die Nachfolger Adrians in die geringſte Verlegenheit ſetzte. Mit Gleichförmigkeit befolgten ſie das einmal angenommene römiſche Syſtem, überall nichts einzuräumen. Aber Adrian hatte wirklich den geraden Charakter ſeiner Nation, und die Unſchuld ſeines ehemaligen Standes. Aus der engen Sphäre des Gelehrten war er zu ſeinem erhabenen Poſten emporgeſtiegen, und ſelbſt auf der Höhe ſeiner neuen Würde jenem einfachen Charakter nicht untreu geworden. Die

Mißbräuche in der Kirche rührten ihn, und er war viel zu redlich, öffentlich zu dißimulieren, was er im ſtillen ſich eingeſtand. Dieſer Denkart gemäß ließ er ſich in der Inſtruktion, die er ſeinem Legaten nach Deutſchland mitgab, zu Geſtändnißen verleiten, die noch bey keinem Pabſte erhört geweſen waren, und den Grundſätzen dieſes Hofes ſchnurgerade zuwiderliefen. „Wir wiſſen es wohl, hieß es unter andern, daß an dieſem heiligen Stuhl ſchon ſeit mehrern Jahren viel Abſcheuliches vorgegangen; kein Wunder, wenn ſich der kranke Zuſtand von dem Haupt auf die Glieder, von dem Pabſt auf die Prälaten fortgeerbt hat. Wir alle ſind abgewichen, und ſchon ſeit lange iſt keiner unter uns geweſen, der etwas Gutes gethan hätte auch nicht Einer." Wieder anderswo befiehlt er dem Legaten in Seinem Nahmen zu erklären, „daß er, Adrian, wegen deſſen, was vor ihm von den Päbſten geſchehen, nicht dürfe getadelt werden, und daß dergleichen Ausſchweifungen, auch da er noch in einem geringen Stande gelebt, ihm immer mißfallen hätten u. ſ. f. Man kann leicht denken, wie eine ſolche Naivität des Pabſtes von der römiſchen Kleriſey mag aufgenommen worden ſeyn; das wenigſte, was man ihm Schuld gab war, daß er die Kirche an die Ketzer verrathen habe. Dieſer höchſt unkluge Schritt des Pabſtes wurde indeſſen unſerer ganzen Achtung und Bewunderung werth ſeyn, wenn wir uns nur überzeugen könnten, daß er wirklich naiv geweſen d. h. daß er ihm bloß durch die natürliche Wahrheit ſeines Charakters ohne alle Rückſicht auf die möglichen Folgen abgenöthiget worden ſey, und daß er ihn nicht weniger gethan haben würde, wenn er die begangene Sottiſe in ihrem ganzen Umfang eingeſehen hätte. Aber wir haben vielmehr Urſache zu glauden, daß er dieſen Schritt für gar nicht ſo unpolitiſch hielt, und in ſeiner Unſchuld ſo weit gieng zu hoffen, durch ſeine Nachgiebigkeit gegen die Gegner etwas ſehr wichtiges für den Vortheil ſeiner Kirche gewonnen zu haben. Er bildete ſich nicht bloß ein, dieſen Schritt als redlicher Mann thun zu müſſen, ſondern ihn auch als Pabſt verantworten zu können, und indem er vergaß, daß das künſtlichſte aller Gebäude ſchlechterdings nur durch eine fortgeſetzte Verläugnung der Wahrheit erhalten werden könnte, begieng er den unverzeyhlichen Fehler, Verhaltungsregeln, die in natürlichen Verhältniſſen ſich bewährt haben mochten, in einer ganz entgegengeſetzten Lage zu befolgen. Dieß verändert allerdings unſer Urtheil ſehr; und ob wir gleich der Redlichkeit des Herzens, aus dem jene Handlung floß, unſere Achtung nicht verſagen können, ſo wird dieſe letztere nicht wenig durch die Betrachtung geſchwächt, daß die Natur an der Kunſt und das Herz an dem Kopf einen zu ſchwachen Gegner gehabt habe.

Naiv muß jedes wahre Genie ſeyn, oder es iſt keines. Seine Naivheit allein macht es zum Genie, und was es im Intellektuellen und Aeſthetiſchen iſt, kann es im Moraliſchen nicht verläugnen. Unbekannt mit den Regeln, den Krücken der Schwachheit und den Zuchtmeiſtern der Verkehrtheit, bloß von der Natur oder dem Inſtinkt, ſeinem ſchützenden Engel, geleitet, geht es ruhig und ſicher durch alle Schlingen des falſchen Geſchmackes, in welchen, wenn es nicht ſo klug iſt, ſie ſchon von weitem zu vermeiden, das Nichtgenie unausbleiblich verſtrickt wird. Nur dem Genie iſt es gegeben, auſſerhalb des Bekannten noch immer zu Hauſe zu ſeyn, und die Natur zu erweitern, ohne über ſie hinauszugehen. Zwar begegnet letzteres zuweilen auch den größten Genies, aber nur, weil auch dieſe ihre phantaſtiſchen Augenblicke haben, wo die ſchützende Natur ſie verläßt, weil die Macht des Beyſpiels ſie hinreißt, oder der verderbte Geſchmack ihrer Zeit ſie verleitet.

Die verwickeltſten Aufgaben muß das Genie mit anſpruchloſer Simplicität und Leichtigkeit löſen; das Ey des Columbus gilt von jeder genialiſchen Entſcheidung. Dadurch allein legitimiert es ſich als Genie, daß es durch Einfalt über die verwickelte Kunſt triumphiert. Es verfährt nicht nach erkannten Prinzipien ſondern nach Einfällen und Gefühlen; aber ſeine Einfälle ſind Eingebungen eines Gottes (alles was die geſunde Natur thut iſt göttlich) ſeine Gefühle ſind Geſetze für alle Zeiten und für alle Geſchlechter der Menſchen.

Den kindlichen Charakter, den das Genie in ſeinen Werken abdrückt, zeigt es auch in ſeinem Privat-Leben und in ſeinen Sitten. Es iſt ſchaamhaft, weil die Natur dieſes immer iſt; aber es iſt nicht decent, weil nur die Verderbniß decent iſt. Es iſt verſtändig, denn die Natur kann nie das Gegentheil ſeyn; aber es iſt nicht liſtig, denn das kann nur die Kunſt ſeyn. Es iſt ſeinem Charakter und ſeinen Neigungen treu, aber nicht ſowohl weil es Grundſätze hat, als weil die Natur bey allem Schwanken immer wieder in die vorige Stelle rückt, immer das alte Bedürfniß zurückbringt. Es iſt beſcheiden, ja blöde, weil das Genie immer ſich ſelbſt ein Geheimniß bleibt, aber es iſt nicht ängſtlich, weil es die Gefahren des Weges nicht kennt, den es wandelt. Wir wiſſen wenig von dem Privatleben der größten Genies, aber auch das wenige, was uns z. B. von Sophokles, von Archimed, von Hippokrates, und aus neueren Zeiten von Arioſt, Dante und Taſſo, von Raphael, von Albrecht, Dürer, Zervantes, Shakeſpear, von Fielding, Sterne u. a. aufbewahrt worden iſt, beſtätigt dieſe Behauptung.

Ja, was noch weit mehr Schwürigkeit zu haben ſcheint, ſelbſt der große Staatsmann und Feldherr, werden ſobald ſie durch ihr Genie groß ſind einen naiven Charakter zeigen. Ich will hier unter den Alten nur an Epaminondas und Julius Cäſar, unter den Neuern nur an Heinrich IV von Frankreich, Guſtav Adolph von Schweden und den Czar Peter den Großen erinnern. Der Herzog von Marlborough, Türenne, Vendome zeigen uns alle dieſen Charakter. Dem andern Geſchlecht hat die Natur in dem naiven Charakter ſeine höchſte Vollkommenheit angewieſen. Nach nichts ringt die weibliche Gefallſucht ſo ſehr als nach dem Schein des Naiven; Beweis genug, wenn man auch ſonſt keinen hätte, daß die größte Macht des Geſchlechts auf dieſer Eigenſchaft beruhet. Weil aber die herrſchenden Grundſätze bey der weiblichen Erziehung mit dieſem Charakter in ewigem Streit liegen, ſo iſt es dem Weibe im moraliſchen eben ſo ſchwer als dem Mann im intellektuellen mit den Vortheilen der guten Erziehung jenes herrliche Geſchenk der Natur unverloren zu behalten; und die Frau, die mit einem geſchickten Betragen für die große Welt dieſe Naivheit der Sitten verknüpft, iſt eben ſo hochachtungswürdig als der Gelehrte, der mit der ganzen Strenge der Schule Genialiſche Freyheit des Denkens verbindet.

Aus der naiven Denkart fließt nothwendiger weiſe auch ein naiver Ausdruck ſowohl in Worten als Bewegungen, und er iſt das wichtigſte Beſtandſtück der Grazie. Mit dieſer naiven Anmuth drückt das Genie ſeine erhabenſten und tiefſten Gedanken aus; es ſind Götterſprüche aus dem Mund eines Kindes. Wenn der Schulverſtand, immer vor Irrthum bange, ſeine Worte wie ſeine Begriffe an das Kreuz der Grammatik und Logik ſchlägt, hart und ſteif iſt, um ja nicht unbeſtimmt zu ſeyn, viele Worte macht, um ja nicht zu viel zu ſagen, und dem Gedanken, damit er ja den Unvorſichtigen nicht ſchneide, lieber die Kraft und die Schärfe nimmt, ſo giebt das Genie dem ſeinigen mit einem einzigen glücklichen Pinſelſtrich einen ewig beſtimmten, feſten und dennoch ganz freyen Umriß. Wenn dort das Zeichen dem Bezeichneten ewig heterogen und fremd bleibt, ſo ſpringt hier wie durch innere Nothwendigkeit die Sprache aus dem Gedanken hervor, und iſt ſo ſehr eins mit demſelben, daß ſelbſt unter der körperlichen Hülle der Geiſt wie entblößet erſcheint. Eine ſolche Art des Ausdrucks, wo das Zeichen ganz in dem Bezeichneten verſchwindet, und wo die Sprache den Gedanken, den ſie ausdrückt, noch gleichſam nackend läßt, da ihn die andre nie darſtellen kann, ohne ihn zugleich zu verhüllen, iſt es, was man in der Schreibart vorzugsweiſe genialiſch und geiſtreich nennt.

Frey und natürlich, wie das Genie in ſeinen Geiſteswerken, drückt ſich die Unſchuld des Herzens im lebendigen Umgang aus. Bekanntlich iſt man im geſellſchaftlichen Leben von der Simplicität und ſtrengen Wahrheit des Ausdrucks in demſelben Verhältniß, wie von der Einfalt der Geſinnungen abgekommen, und die leicht zu verwundende

Schuld ſo wie die leicht zu verführende Einbildungskraft haben einen ängſtlichen Anſtand nothwendig gemacht. Ohne falſch zu ſeyn redet man öfters anders, als man denkt; man muß Umſchweife nehmen, um Dinge zu ſagen, die nur einer kranken Eigenliebe Schmerz bereiten, nur einer verderbten Phantaſie Gefahr bringen können. Eine Unkunde dieſer konventionellen Geſetze, verbunden mit natürlicher Aufrichtigkeit, welche jede Krümme und jeden Schein von Falſchheit verachtet, (nicht Roheit, welche ſich darüber, weil ſie ihr läſtig ſind, hinwegſetzt) erzeugen eine Naivheit des Ausdrucks im Umgang, welche darinn beſteht, Dinge, die man entweder gar nicht oder nur künſtlich bezeichnen darf, mit ihrem rechten Nahmen und auf dem kürzeſten Wege zu benennen. Von der Art ſind die gewöhnlichen Ausdrücke der Kinder. Sie erregen Lachen durch ihren Kontraſt mit den Sitten, doch wird man ſich immer im Herzen geſtehen, daß das Kind recht habe.

Das Naive der Geſinnung kann zwar, eigentlich genommen, auch nur dem Menſchen als einem der Natur nicht ſchlechterdings unterworfenen Weſen beygelegt werden, obgleich nur inſofern als wirklich noch die reine Natur aus ihm handelt; aber durch einen Effekt der poetiſierenden Einbildungskraft wird es öfters von dem Vernünftigen auf das Vernunftloſe übergetragen. So legen wir öfters einem Thiere, einer Landſchaft, einem Gebäude, ja der Natur überhaupt, im Gegenſatz gegen die Willkühr und die phantaſtiſchen Begriffe des Menſchen einen naiven Charakter bey. Dieß erfodert aber immer, daß wir dem Willenloſen in unſern Gedanken einen Willen leyhen, und auf die ſtrenge Richtung deſſelben nach dem Geſetz der Nothwendigkeit merken. Die Unzufriedenheit über unſere eigene ſchlecht gebrauchte moraliſche Freyheit und über die in unſerm Handeln vermißte ſittliche Harmonie führt leicht eine ſolche Stimmung herbey, in der wir das Vernunftloſe wie eine Perſon anreden, und demſelben, als wenn es wirklich mit einer Verſuchung zum Gegentheil zu kämpfen gehabt hätte, ſeine ewige Gleichförmigkeit zum Verdienſt machen, ſeine ruhige Haltung beneiden. Es ſteht uns in einem ſolchen Augenblicke wohl an, daß wir das Prärogativ unſerer Vernunft für einen Fluch und für ein Uebel halten, und über dem lebhaften Gefühl der Unvollkommenheit unſres wirklichen Leiſtens die Gerechtigkeit gegen unſre Anlage und Beſtimmung aus den Augen ſetzen.

Wir ſehen alsdann in der unvernünftigen Natur nur eine glücklichere Schweſter, die in dem mütterlichen Hauſe zurückblieb, aus welchem wir im Uebermuth unſerer Freyheit heraus in die Fremde ſtürmten. Mit ſchmerzlichem Verlangen ſehnen wir uns dahin zurück, ſobald wir angefangen, die Drangſale der Kultur zu erfahren und hören im fernen Auslande der Kunſt der Mutter rührende Stimme. Solange wir bloße Naturkinder waren, waren wir glücklich und vollkommen; wir ſind frey geworden, und haben beydes verloren. Daraus entſpringt eine doppelte und ſehr ungleiche Sehnſucht nach der Natur; eine Sehnſucht nach ihrer Glückſeligkeit, eine Sehnſucht nach ihrer Vollkommenheit. Den Verluſt der erſten beklagt nur der ſinnliche Menſch; um den Verluſt der andern kann nur der moraliſche trauren.

Frage dich alſo wohl, empfindſamer Freund der Natur, ob deine Trägheit nach ihrer Ruhe, ob deine beleidigte Sittlichkeit nach ihrer Uebereinſtimmung ſchmachtet? Frage dich wohl, wenn die Kunſt dich anekelt und die Mißbräuche in der Geſellſchaft dich zu der lebloſen Natur in die Einſamkeit treiben, ob es ihre Beraubungen, ihre Laſten, ihre Mühſeligkeiten, oder ob es ihre moraliſche Anarchie, ihre Willkür, ihre Unordnungen ſind, die du an ihr verabſcheuſt? In jene muß dein Muth ſich mit Freuden ſtürzen und dein Erſatz muß die Freyheit ſelbſt ſeyn, aus der ſie flieſſen. Wohl darfſt du dir das ruhige Naturglück zum Ziel in der Ferne aufſtecken, aber nur jenes, welches der Preiß deiner Würdigkeit iſt. Alſo nichts von Klagen über die Erſchwerung des Lebens, über die Ungleichheit der Konditionen, über den Druck der Verhältniſſe, über die Unſicherheit des Beſitzes, über Undank, Unterdrückung, Verfolgung; allen Uebeln der Kultur mußt du mit freyer Reſignation dich unterwerfen, mußt ſie als die Naturbedingungen des Einzig guten reſpektieren; nur das Böſe derſelben mußt du, aber nicht bloß mit ſchlaffen Thränen, beklagen. Sorge vielmehr dafür; daß du ſelbſt unter jenen Befleckungen rein, unter jener Knechtſchaft frey, unter jenem launiſchen Wechſel beſtändig, unter jener Anarchie geſetzmäßig handelſt. Fürchte dich nicht vor der Verwirrung auſſer dir, aber vor der Verwirrung in dir; ſtrebe nach Einheit, aber ſuche ſie nicht in der Einförmigkeit; ſtrebe nach Ruhe, aber durch das Gleichgewicht, nicht durch den Stillſtand deiner Thätigkeit. Jene Natur, die du dem Vernunftloſen beneideſt, iſt keiner Achtung, keiner Sehnſucht werth. Sie liegt hinter dir, ſie muß ewig hinter dir liegen. Verlaſſen von der Leiter, die dich trug, bleibt dir jetzt keine andere Wahl mehr, als mit freyem Bewußtſeyn und Willen das Geſetz zu ergreifen, oder rettungslos in eine bodenloſe Tiefe zu fallen.

Der Wagen, der ſie bringen ſoll. Es iſt
Gar etwas Schnelles, wie die Räder laufen.

Sklave.

Sey meiner Wachſamkeit gewiß.

Agamemnon.

Ich halte
Dich nun nicht länger. Eil' aus dieſen Grenzen —
Und — hörſt du, — trifft ſich's, daß dir unterwegs
Der Wagen aufſtößt, o ſo drehe du,
Du ſelbſt, die Roſſe rückwärts nach Mycene.

(Es iſt indeſſen Tag geworden.)

Sklave.

Wie aber — ſprich — wie find' ich Glauben bei
Der Jungfrau und der Königin?

Agamemnon.

Nimm nur
Das Siegel wohl in Acht auf dieſem Briefe.
Hinweg! Schon färbt die lichte Morgenröthe
Den Himmel weiß, und flammenwerfend ſteigen
Der Sonne Räder ſchon herauf — Geh, nimm
Die Laſt von meiner Seele!

(Sklave geht ab.)

Ach, daß keiner
Der Sterblichen ſich ſelig nenne, keiner
Sich glücklich bis an's Ende! — Leidenfrei
Ward keiner noch geboren.

(Er geht ab.)

Aber wenn du über das verlorene *Glück* der Natur getröſtet biſt, ſo laß ihre *Vollkommenheit* deinem Herzen zum Muſter dienen. Trittſt du heraus zu ihr aus deinem künſtlichen Kreis, ſteht ſie vor dir in ihrer großen Ruhe, in ihrer naiven Schönheit, in ihrer kindlichen Unſchuld und Einfalt; dann verweile bey dieſem Bilde, pflege dieſes Gefühl, es iſt deiner herrlichſten Menſchheit würdig. Laß dir nicht mehr einfallen, mit ihr *tauſchen* zu wollen, aber nimm ſie in dich auf und ſtrebe, ihren unendlichen Vorzug mit deinem eigenen unendlichen Prärogativ zu vermählen, und aus beydem das Göttliche zu erzeugen. Sie umgebe dich wie eine liebliche *Idylle*, in der du dich ſelbſt immer wiederfindeſt, aus den Verirrungen der Kunſt, bey der du Muth und neues Vertrauen ſammelſt zum Laufe und die Flamme des *Ideals*, die in den Stürmen des Lebens ſo leicht erliſcht, in deinem Herzen von neuem entzündeſt.

Wenn man ſich der ſchönen Natur erinnert, welche die alten *Griechen* umgab, wenn man nachdenkt, wie vertraut dieſes Volk unter ſeinem glücklichen Himmel mit der freyen Natur leben konnte, wie ſehr viel näher ſeine Vorſtellungsart, ſeine Empfindungsweiſe, ſeine Sitten der einfältigen Natur lagen, und welch ein treuer Abdruck derſelben ſeine Dichterwerke ſind, ſo muß die Bemerkung befremden, daß man ſo wenige Spuren von dem *ſentimentaliſchen* Intereſſe, mit welchem wir Neuere an Naturſcenen und an Naturcharaktere hangen können, bey demſelben antrift. Der Grieche iſt zwar im höchſten Grade genau, treu, umſtändlich in Beſchreibung derſelben, aber doch gerade nicht mehr und mit keinem vorzüglicheren Herzensantheil, als er es auch in Beſchreidung eines Anzuges, eines Schildes, einer Rüſtung, eines Hausgeräthes oder irgend eines mechaniſchen Produktes iſt. Er ſcheint, in ſeiner Liebe für das Objekt, keinen Unterſchied zwiſchen demjenigen zu machen, was durch ſich ſelbſt und dem was durch die Kunſt und durch den menſchlichen Willen iſt. Die Natur ſcheint mehr ſeinen Verſtand und ſeine Wißbegierde, als ſein moraliſches Gefühl zu intereſſieren; er hängt nicht mit Innigkeit, mit Empfindſamkeit, mit ſüſſer Wehmuth an derſelben, wie wir Neuern. Ja, indem er ſie in ihren einzelnen Erſcheinungen perſonifiziert und vergöttert, und ihre Wirkungen als Handlungen freyer Weſen darſtellt, hebt er die ruhige Nothwendigkeit in ihr auf, durch welche ſie für uns gerade ſo anziehend iſt. Seine ungeduldige Phantaſie führt ihn über ſie hinweg zum Drama des menſchlichen Lebens. Nur das Lebendige und Freye, nur Charaktere, Handlungen, Schickſale, und Sitten befriedigen ihn, „und wenn wir in gewiſſen moraliſchen Stimmungen des Gemüths wünſchen können, den Vorzug unſerer Willensfreyheit, der uns ſo vielem Streit mit uns ſelbſt, ſo vielen Unruhen und Verirrungen ausſetzt, gegen die wahlloſe aber ruhige Nothwendigkeit des Vernunftloſen hinzugeben, ſo iſt, gerade umgekehrt, die Phantaſie des Griechen geſchäftig, die menſchliche Natur ſchon in der unbeſeelten Welt anzufangen, und da, wo eine blinde Nothwendigkeit herrſcht, dem Willen Einfluß zu geben.“

Woher wohl dieſer verſchiedene Geiſt? Wie kommt es, daß wir, die in allem was Natur iſt, von den Alten ſo unendlich weit übertroffen werden, gerade hier der Natur in einem höheren Grade huldigen, mit Innigkeit an ihr hangen, und ſelbſt die lebloſe Welt mit der wärmſten Empfindung umfaſſen können? Daher kommt es, weil die Natur bey uns aus der Menſchheit verſchwunden iſt, und wir ſie nur auſſerhalb dieſer, in der unbeſeelten Welt, in ihrer Wahrheit wieder antreffen. Nicht unſere größere Naturmäßigkeit, ganz im Gegentheil die Naturwidrigkeit unſrer Verhältniſſe, Zuſtände und Sitten treibt uns an, dem erwachenden Triebe nach Wahrheit und Simplicität, der, wie die moraliſche Anlage, aus welcher er fließet, unbeſtechlich und unaustilgbar in allen menſchlichen Herzen liegt, in der phyſiſchen Welt eine Befriedigung zu verſchaffen, die in der moraliſchen nicht zu hoffen iſt. Deßwegen iſt das Gefühl, womit wir an der Natur hangen, dem Gefühle ſo nahe verwandt, womit wir das entflohene Alter der Kindheit und der kindiſchen Unſchuld beklagen. Unſre Kindheit iſt die einzige unverſtümmelte Natur, die wir in der kultivirten Menſchheit noch antreffen, daher es kein Wunder iſt, wenn uns jede Fußſtapfe der Natur auſſer uns auf unſre Kindheit zurückführt.

Sehr viel anders war es mit den alten Griechen. *

---

* Aber auch nur bey den Griechen; denn es gehörte gerade eine ſolche rege Bewegung und eine ſolche reiche Fülle des menſchlichen Lebens dazu, als den Griechen umgab, um Leben auch in das Lebloſe zu legen, und das Bild der Menſchheit mit dieſem Eifer zu verfolgen. Oſſians Menſchenwelt z. B. war dürftig und einförmig; das Lebloſe um ihn her hingegen war groß, koloſſaliſch, mächtig, drang ſich alſo auf, und behauptete ſelbſt über den Menſchen ſeine Rechte.

Bey dieſen artete die Kultur nicht ſo weit aus, daß die Natur darüber verlaſſen wurde. Der ganze Bau ihres geſellſchaftlichen Lebens war auf Empfindungen, nicht auf einem Machwerk der Kunſt errichtet; ihre Götterlehre ſelbſt war die Eingebung eines naiven Gefühls, die Geburt einer fröhlichen Einbildungskraft, nicht der grübelnden Vernunft, wie der Kirchenglaube der neuern Nationen; da alſo der Grieche die Natur in der Menſchheit nicht verlohren hatte, ſo konnte er, auſſerhalb dieſer, auch nicht von ihr überraſcht werden, und kein ſo dringendes Bedürfniß nach Gegenſtänden haben, in denen er ſie wieder fand. Einig mit ſich ſelbſt, und glücklich im Gefühl ſeiner Menſchheit mußte er bey dieſer als ſeinem Maximum ſtille ſtehen, und alles andre derſelben zu nähern bemüht ſeyn; wenn wir, uneinig mit uns ſelbſt, und unglücklich in unſern Erfahrungen von Menſchheit, kein dringenderes Intereſſe haben, als aus derſelben herauszufliehen, und eine ſo mislungene Form aus unſern Augen zu rücken.

In den Geſängen dieſes Dichters tritt daher die lebloſe Natur (im Gegenſatz gegen den Menſchen) noch weit mehr, als Gegenſtand der Empfindung hervor. Indeſſen klagt auch ſchon Oſſian über einen Verfall der Menſchheit, und ſo klein auch bey ſeinem Volke der Kreis der Kultur und ihrer Verderbniſſe war, ſo war die Erfahrung davon doch gerade lebhaft und eindringlich genug, um den gefühlvollen moraliſchen Sänger zu dem Lebloſen zurückzuſcheuchen, und über ſeine Geſänge jenen elegiſchen Ton auszugießen, der ſie für uns ſo rührend und anziehend macht.

Das Gefühl, von dem hier die Rede iſt, iſt alſo nicht das, was die Alten hatten; es iſt vielmehr einerley mit demjenigen, welches wir *für die Alten haben*. Sie empfanden natürlich; wir empfinden das natürliche. Es war ohne Zweifel ein ganz anderes Gefühl, was Homers Seele füllte, als er ſeinen göttlichen Sauhirt den Ulyſſes bewirthen ließ, als was die Seele des jungen Werthers bewegte, da er nach einer läſtigen Geſellſchaft dieſen Geſang las. Unſer Gefühl für Natur gleicht der Empfindung des Kranken für die Geſundheit.

So wie nach und nach die Natur anfieng, aus dem menſchlichen Leben als *Erfahrung* und als das (handelnde und empfindende) *Subjekt* zu verſchwinden, ſo ſehen wir ſie in der Dichterwelt als *Idee* und als *Gegenſtand* aufgehen. Diejenige Nation, welche es zugleich in der Unnatur und in der Reflexion darüber am weiteſten gebracht hatte, mußte zuerſt von dem Phänomen des *Naiven* am ſtärkſten gerührt werden, und demſelben einen Nahmen geben. Dieſe Nation waren, ſo viel ich weiß die *Franzoſen*. Aber die Empfindung des Naiven und das Intereſſe an demſelben iſt natürlicherweiſe viel älter, und datirt ſich ſchon von dem Anfang der moraliſchen und äſthetiſchen Verderbniß. Dieſe Veränderung in der Empfindungsweiſe iſt zum Beyſpiel ſchon äuſſerſt auffallend im *Euripides*, wenn man dieſen mit ſeinen Vorgängern beſonders dem Aeſchylus vergleicht, und doch war jener Dichter der Günſtling ſeiner Zeit. Die nehmliche Revolution läßt ſich auch unter den alten *Hiſtorikern* nachweiſen. *Horaz*, der Dichter eines kultivirten und verdorbenen Weltalters preißt die ruhige Glückſeligkeit in ſeinem Tibur, und ihn könnte man als den wahren Stifter dieſer ſentimentaliſchen Dichtungsart nennen, ſo wie er auch in derſelben ein noch nicht übertroffenes Muſter iſt. Auch im Properz, Virgil u. a. findet man Spuren dieſer Empfindungsweiſe, weniger beym Ovid, dem es dazu an Fülle des Herzens fehlte, und der in ſeinem Exil zu Tomi die Glückſeligkeit ſchmerzlich vermißt, die Horaz in ſeinem Tibur ſo gern entbehrte.

Die Dichter ſind überall, ſchon ihrem Begriffe nach, die Bewahrer der Natur. Wo ſie dieſes nicht ganz mehr ſeyn können, und ſchon in ſich ſelbſt den zerſtörenden Einfluß willkürlicher und künſtlicher Formen erfahren oder doch mit denſelben zu kämpfen gehabt haben, da werden ſie als die Zeugen und als die Rächer der Natur auftreten. Sie werden alſo entweder Natur ſeyn, oder ſie werden die verlorene ſuchen. Daraus entſpringen zwey ganz verſchiedene Dichtungsweiſen, durch welche das ganze Gebiet der Poeſie erſchöpft und ausgemeſſen wird. Alle Dichter, die es wirklich ſind, werden, je nachdem die Zeit beſchaffen iſt, in der ſie blühen, oder zufällige Umſtände auf ihre allgemeine Bildung und auf ihre vorübergehende Gemüthsſtimmung Einfluß haben, entweder zu den naiven oder zu den ſentimentaliſchen gehören.

Der Dichter einer naiven und geiſtreichen Jugendwelt, ſo wie derjenige, der in den Zeitaltern künſtlicher Kultur ihm am nächſten kommt, iſt kalt, gleichgültig, verſchloſſen, ohne alle Vertraulichkeit. Streng und ſpröde, wie die jungfräuliche Diana in ihren Wäldern, entflieht er dem Herzen, das ihn ſucht, dem Verlangen, das ihn umfaſſen will. Nichts erwiedert er, nichts kann ihn ſchmelzen, oder den ſtrengen Gürtel ſeiner Nüchternheit löſen. Die trockene Wahrheit, womit er den Gegenſtand behandelt, erſcheint nicht ſelten als Unempfindlichkeit. Das Obiekt beſitzt ihn gänzlich, ſein Herz liegt nicht wie ein ſchlechtes Metall gleich unter der Oberfläche, ſondern will wie das Gold in der Tiefe geſucht ſeyn. Wie die Gottheit hinter dem Weltgebäude, ſo ſteht er hinter ſeinem Werk; Er iſt das Werk und das Werk iſt Er; man muß des erſtern ſchon nicht werth oder nicht mächtig oder ſchon ſatt ſeyn, um nach Ihm nur zu fragen.

So zeigt ſich z. B. Homer unter den Alten und Shakeſpeare unter den Neuern; zwey höchſt verſchiedene, durch den unermeßlichen Abſtand der Zeitalter getrennte Naturen, aber gerade in dieſem Charakterzuge völlig eins. Als ich in einem ſehr frühen Alter den letztern Dichter zuerſt kennen lernte, empörte mich ſeine Kälte, ſeine Unempfindlichkeit, die ihm erlaubte, im höchſten Pathos zu ſcherzen, die herzzerſchneidenden Auftritte im Hamlet, im König Lear, im Makbeth u. ſ. f. durch einen Narren zu ſtören, die ihn bald da feſt hielt, wo meine Empfindung forteilte, bald da kaltherzig fortriß, wo das Herz ſo gern ſtill geſtanden wäre. Durch die Bekanntſchaft mit neuern Poeten verleitet, in dem Werke den Dichter zuerſt aufzuſuchen, ſeinem Herzen zu begegnen, mit ihm gemeinſchaftlich über ſeinen Gegenſtand zu reflektieren; kurz das Obiekt in dem Subiekt anzuſchauen, war es mir unerträglich, daß der Poet ſich hier gar nirgends faſſen ließ und mir nirgends Rede ſtehen wollte. Mehrere Jahre hatte er ſchon meine ganze Verehrung und war mein Studium, ehe ich ſein Individuum lieb gewinnen lernte. Ich war noch nicht fähig, die Natur aus der erſten Hand zu verſtehen. Nur ihr durch den Verſtand reflektiertes und durch die Regel zurecht gelegtes Bild konnte ich ertragen, und dazu waren die ſentimentaliſchen Dichter der Franzoſen und auch der Deutſchen, von den Jahren 1750 bis etwa 1780, gerade die rechten Subjekte. Uebrigens ſchäme ich mich dieſes Kinderurtheils nicht, da die bejahrte Kritik ein ähnliches fällte, und naiv genug war, es in die Welt hineinzuſchreiben.

Daſſelbe iſt mir auch mit dem Homer begegnet, den ich in einer noch ſpätern Periode kennen lernte. Ich erinnere mich jezt der merkwürdigen Stelle im VI Buch der Ilias, wo Glaukus und Diomed im Gefecht auf einander ſtoſſen, und nachdem ſie ſich als Gaſtfreunde erkannt, einander Geſchenke geben. Dieſem rührenden Gemählde der Pietät, mit der die Geſetze des *Gaſtrechts* ſelbſt im Kriege beobachtet wurden, kann eine Schilderung des *ritterlichen Edelmuths* im Arioſt an die Seite geſtellt werden, wo zwey Ritter und Nebenbuler, *Ferrau* und *Rinald*, dieſer ein Chriſt, jener ein Saracene, nach einem heftigen Kampf und mit Wunden bedeckt, Friede machen, und um die flüchtige Angelika einzuhohlen, das nehmliche Pferd beſteigen. Beyde Beyſpiele, ſo verſchieden ſie übrigens ſeyn mögen, kommen einander in der Wirkung auf unſer Herz beynahe gleich, weil beyde den ſchönen Sieg der Sitten über die Leidenſchaft mahlen, und uns durch Naivheit der Geſinnungen rühren. Aber wie ganz verſchieden nehmen ſich die Dichter bey Beſchreibung dieſer ähnlichen Handlung. Arioſt, der Bürger einer ſpäteren und von der Einfalt der Sitten abgekommenen Welt kann bey der Erzählung dieſes Verfalls, ſeine eigene Verwunderung, ſeine Rührung nicht verbergen. Das Gefühl des Abſtandes jener Sitten von denjenigen, die Sein Zeitalter charakteriſieren, überwältigt ihn. Er verläßt auf einmal das Gemählde des Gegenſtandes und erſcheint in eigener Perſon: Man kennt die ſchöne Stanze und hat ſie immer vorzüglich bewundert:

O Edelmuth der alten Ritterſitten!
Die Nebenbuler waren, die entzweyt
Im Glauben waren, bittern Schmerz noch litten
Am ganzen Leib von feindlich wilden Streit,
Frey von Verdacht und in Gemeinſchaft ritten
Sie durch des krummen Pfades Dunkelheit.
Das Roß, getrieben von vier Sporen, eilte
Biß wo der Weg ſich in zwey Straßen theilte.

Und nun der alte Homer! Kaum erfährt Diomed aus Glaukus ſeines Gegners Erzählung, daß dieſer von Väterzeiten her ein Gaſtfreund ſeines Geſchlechts iſt, ſo ſteckt er die Lanze in die Erde, redet freundlich mit ihm, und macht mit ihm aus, daß ſie einander im Gefechte künftig ausweichen wollen. Doch man höre den Homer ſelbſt:

„Alſo bin ich nunmehr dein Gaſtfreund mitten in Argos,
Du in Lykia mir, wenn jenes Land ich beſuche.
Drum mit unſeren Lanzen vermeiden wir uns im Getümmel.
Viel ja ſind der Troer mir ſelbſt und der rühmlichen Helfer,

---

[*] Der raſende Roland. Erſter Geſang. Stanze 32.

Daß ich tödte, wen Gott mir gewährt, und die Schenkel erreichen;
Viel auch dir der Achaier, daß, welchen du kannſt, du erlegeſt.
Aber die Rüſtungen beide vertauſchen wir, daß auch die andern
Schaun, wie wir Gäſte zu ſeyn aus Väterzeiten uns rühmen.
Alſo redeten jene, herab von den Wagen ſich ſchwingend
Faßten ſie beide einander die Händ und gelobten ſich Freundſchaft.“

Schwerlich dürfte ein *moderner* Dichter (wenigſtens ſchwerlich einer, der es in der moraliſchen Bedeutung dieſes Worts iſt) auch nur biß hieher gewartet haben um ſeine Freude an dieſer Handlung zu bezeugen. Wir würden es ihm um ſo leichter verzeyhen, da auch unſer Herz beym Leſen einen Stillſtand macht, und ſich von dem Objekte gern entfernt, um in ſich ſelbſt zu ſchauen. Aber von allem dieſem keine Spur im Homer; als ob er etwas alltägliches berichtet hätte, ja als ob er ſelbſt kein Herz in dem Buſen trüge, fährt er in ſeiner trockenen Wahrhaftigkeit fort:

„Doch den Glaukus erregete Zeus, daß er ohne Beſinnung
Gegen den Held Diomedes die Rüſtungen, goldne mit ehrnen
Wechſelte, hundert Farren werth, neun Farren die andern [*]

---

[*] Iliad. Voßiſche Ueberſetzung. I Band. Seite 153.

Zwiſchenhandlung.

Chor tritt auf.

Aus Chalcis, meiner Heimat, bin ich gezogen,
Die mit meerantreibenden Wogen
Die ruhmreiche Arethuſa benetzt.
Ueber den Euripus hab' ich geſetzt,
Der Griechen herrliche Schaaren zu ſehn,
Und die Schiffe am lebendigen Strand,
Die ſo raſch und gelehrig ſich drehen
Unter dieſer Halbgötter Hand.
In der Trojer fernes Land
Folgen ſie, wie ich daheim erfahren,
Agamemnons fürſtlichem Haupt
Und dem Bruder mit den blonden Haaren,
Heimzuführen, die der Phrygier geraubt,
Helena vom Ufer der Barbaren.
Von des Eurotas ſchilfreichem Strand
Führte ſie Paris in Priamus Land,
Paris, dem am thauenden Bach,
Ringend mit der göttlichen Athene
Und mit Heren um den Preis der Schöne,
Cypria das ſchöne Weib verſprach.

Antiſtrophe.

Ich bin durch die heiligen Haine gegangen,
Wo ſie Dianen mit Opfern erfreun;
Junge Glut auf den ſchamhaften Wangen,
Miſcht' ich mich in die krieg'riſchen Reihn,
An des Lagers eiſernen Schätzen,

Dichter von dieſer naiven Gattung ſind in einem künſtlichen Weltalter nicht ſo recht mehr an ihrer Stelle. Auch ſind ſie in demſelben kaum mehr möglich, wenigſtens auf keine andere Weiſe möglich als daß ſie in ihrem Zeitalter wild laufen, und durch ein günſtiges Geſchick vor dem verſtümmelnden Einfluß deſſelben geborgen werden. Aus der Societät ſelbſt können ſie nie und nimmer hervorgehen; aber außerhalb derſelben erſcheinen ſie noch zuweilen, doch mehr als Fremdlinge die man anſtaunt, und als ungezogene Söhne der Natur, an denen man ſich ärgert. So wohlthätige Erſcheinungen ſie für den Künſtler ſind, der ſie ſtudiert, und für den ächten Kenner, der ſie zu würdigen verſteht, ſo wenig Glück machen ſie im Ganzen und bey ihrem Jahrhundert. Das Siegel des Herrſchers ruht auf ihrer Stirne; wir hingegen wollen von den Muſen gewiegt und getragen werden. Von den Kritikern, den eigentlichen Zaunhütern des Geſchmacks, werden ſie als Grenzſtörer gehaßt, die man lieber unterdrücken möchte; denn ſelbſt Homer dürfte es bloß der Kraft eines mehr als tauſendjährigen Zeugniſſes zu verdanken haben, daß ihn dieſe Geſchmacksrichter gelten laſſen; auch wird es ihnen ſauer genug, ihre Regeln gegen ſein Beyſpiel, und ſein Anſehen gegen ihre Regeln zu behaupten.

Im nächſten Stück einige Worte über die ſentimentaliſchen Dichter.

IX

Briefe
über Poeſie, Silbenmaaß und Sprache.

Erſter Brief.

Der Dichter, ſo rühmten von jeher die glühenden Bewunderer ſeiner Kunſt, iſt vor allen andern Sterblichen ein begünſtigter Liebling der Natur, ein Vertrauter und Bote der Götter, deren Offenbarungen er jenen überbringt. Die irdiſche Sprache, die nur zu unverkennbar die Spuren des Bedürfniſſes und der Eingeſchränktheit, welche ſie erzeugten, an ſich trägt, kann ihm hiezu nicht genügen; die ſeinige athmet in reinem Aether, ſie iſt eine Tochter der unſterblichen Harmonie. Faſt ohne daß er ſelbſt es weiß, verwandelt ſich auf ſeinen Lippen das Wort in Geſang. Das Entzücken, womit er das von oben empfangne wieder ausſtrömt, wird die Belohnung ſeiner Wohlthat. Leicht und frey wie auf Flügeln wird er über das Loos der Sterblichkeit hinweggehoben, und der heilige Schimmer, der ſeine begeiſterte Stirn verklärt, fodert Anbetung von ſeinen erſtaunten, hingeriſſenen Zuhörern.

Aber ach! (verzeih mir die getäuſchte Erwartung, liebſte Freundin, wenn anders mein feyerlicher Ton dich irre führen konnte) dieſer Dichter iſt ſelbſt nur ein Geſchöpf der dichtenden Phantaſie. Wie viel anders erſcheint er in der Wirklichkeit, wenn man ihn in ſeiner Werkſtätte belauſcht! Denn er hat eine Werkſtätte wie jeder andre Künſtler. Wohl nur ſcherzend hat man ſie mit einer Schmiede verglichen: hier ſcheinen nicht ſo wohl Donnerkeile wie auf dem Ambos der Cyklopen, als Nadeln zugeſpitzt zu werden. Das ſchönſte Gedicht beſteht nur aus Verſen; die Verſe aus Wörtern; die Wörter aus Sylben; die Sylben aus einzelnen Lauten. Dieſe müſſen nach ihrem Wohlklange oder Uebelklange geprüft, die Sylben gezählt, gemeſſen und gewogen, die Wörter gewählt, die Verſe endlich zierlich geordnet und an einander gefügt werden. Doch dieß iſt noch nicht alles. Man hat bemerkt, daß es das Ohr angenehm kitzelt, wenn nach beſtimmten Zwiſchenräumen gleichlautende Endungen der Wörter wiederkehren. Dieſe muß der Dichter alſo aufſuchen, und oft einer einzigen wegen das ganze Gebiet der Sprache von Weſten bis Oſten durchſtreifen. Bey großer Anſtrengung körperlicher Kraft findet noch ein gewiſſes erhebendes Gefühl Statt: aber was kann für den langweiligen Fleiß, für die kleinliche Sorgfalt entſchädigen, womit ein vollendetes Gedicht allmählig zuſammenbuchſtabirt wird? Wie muß dieß alles den erhabnen Geiſt demüthigen, der des Umganges mit Göttern gewohnt iſt! Gewiß, der Fluch der Mühſeligkeit, der ſich über alles menſchliche Thun verbreitet, drückt ihn vorzüglich hart. Auch an ihn ergeht eine drohende Stimme: Im Schweiße deines Angeſichtes ſollſt du Verſe machen! Mit Schmerzen ſollſt du Gedichte zur Welt bringen.

Ich bitte dich indeſſen, liebe Amalie, was ich dir hier anvertraue, ja nicht weiter zu erzählen. Du würdeſt mich unfehlbar in üble Händel mit der Zunft verwickeln, für deren Mitglied du mich aus unverdienter Güte zählen willſt. Sieh, das iſt eben das ſchlimmſte. Andre wackre Leute dürfen ſich wenigſtens ihrer Arbeit nicht ſchämen; ja ſie finden eine Erleichterung darin, es unverhohlen zu äußern, daß ihre Geduld oder ihre Kräfte der Erſchöpfung nahe ſind. Um den Dichter wäre es geſchehen, wenn er ſich nur von fern etwas dergleichen merken ließe. Er muß ſich knechtiſchem Zwange mit der ſtolzen Miene der Freyheit unterwerfen. Seine mit Feſſeln beladenen Hände und Füße bewegt er zum leichten anmuthigen Tanze. Du glaubſt, er ruhe wollüſtig auf Roſen, während er ſich auf dem Bette des Prokruſtes peinlich dehnt oder krümmt.

Freylich gelingt es auch nicht immer damit. Irgend ein hartnäckiges Wort will nicht aus ſeiner Stelle. Ein Reim, ein einziger, unerbittlicher Reim iſt hinlänglich, um ihn in dem kühnſten und glücklichſten Fluge aufzuhalten. Stundenlang ruft er dieſe ſpröde Echo, ohne daß ſie ihm antwortet. Ja, nicht ſelten bricht der geheime und anhaltende Zwieſpalt zwiſchen Gedanken und Ausdruck auf der einen, Sylbenmaaß und Reim auf der andern Seite in ſo heftige Thätlichkeiten aus, daß er, unvermögend die Rechte beyder Parteyen zu ſchonen, zu einem Machtſpruch genöthiget wird, wodurch er es mit dem Ohr oder dem Geiſte ſeiner Zuhörer, oder auch wohl mit beyden verderbt.

Hiemit hängt der Umſtand zuſammen, der dich gewiß in deiner Meynung von der geringen Wichtigkeit metriſcher Vollendung beſtärkt hat, und ſie in der That zu begünſtigen ſcheint: daß nähmlich die größten Originaldichter oft ein gewiſſes Ungeſchick zum Versbau verrathen, und ſich mehr als billig darin erlauben. Wem Bilder und Gedanken wie etwas Fremdes und Zufälliges gleichſam von außenher gegeben werden, der kann leicht verändern und vertauſchen, weglaſſen und hinzuſetzen. Der ſelbſtſtändige Geiſt hingegen, welcher ſie tief aus ſeinem Innern ſchöpft, würde bey dieſen Umwandlungen an ſeinem theuerſten Eigenthum, ja gewiſſermaaßen an ſeiner Perſon leiden. Nicht zum Dienen erſchaffen, unterwirft er ſich daher das Sylbenmaaß; und ſollte ſelbſt der Ausdruck hier und da ins Gedränge kommen, er bleibt unbekümmert dabey. Es iſt zweifelhaft, ob Dante und Shakeſpeare, auch in einem mehr gebildeten Zeitalter, ſich um Taſſo's und Popens glückliche Geſchmeidigkeit beworben hätten, und noch zweifelhafter, ob es ihnen damit gelungen wäre. Wenn ſich indeſſen jene unabhängige Fülle nicht mit dieſem Talent in derſelben Organiſation verträgt, ſo macht ſie es auch entbehrlich

Vielleicht biſt du mir bey der obigen, leider nicht übertriebnen Schilderung ſchon mit den Fragen zuvorgeeilt, die ſich hier natürlich darbieten: Wozu alſo jene Einſchränkungen? Iſt das Sylbenmaaß der Poeſie weſentlich? Iſt es nicht vielmehr unnatürlich, die Ergüſſe eines bewegten Herzens, einer entflammten Einbildung, eines ganz von ſeinem Gegenſtande erfüllten Geiſtes, nach einer mechaniſchen Regel abzumeſſen? Und ſollte man den Dichter nicht mehr über die Thorheit ſeines Vornehmens als über die Schwierigkeit der Ausführung beklagen? Es iſt unläugbar, daß nur die Allgemeinheit der Sitte das Fremde und Auffallende, was darin liegt, unſrer Bemerkung entziehen kann. Aber eben dieß muß uns auch vor einer zu raſchen Beantwortung jener Fragen warnen. Ueberall finden wir die Poeſie vom Sylbenmaaß begleitet, damit verſchwiſtert, davon unzertrennlich. Sein Gebrauch erſtreckt ſich alſo faſt eben ſo weit als die bewohnte Erde; ſeine Erfindung iſt nicht viel jünger als das Menſchengeſchlecht.

Bey einer ſo allgemeinen Anſicht verdienen einige neuere Ausnahmen (bey den Alten würde man ſie vergeblich ſuchen) kaum erwähnt zu werden. Ganz allgemein iſt das Sylbenmaaß bey keinem heutigen Volke von der Bühne verbannt worden; wenn der dramatiſche Dichter dieſen Schmuck verwirft oder vernachläßigt, ſo muß er zugleich alle Anſprüche auf eigentlich dichteriſche Schönheiten des Dialogs aufgeben, und ſelbſt der tragiſche Schauſpieler thut in dieſem Falle wohl, den Kothurn abzulegen. Dieß kann daher eher für eine Beſchränkung des Gebietes der Poeſie gelten als für eine Erweiterung, wie man ſie bey der ſogenannten poetiſchen Proſe im Sinne gehabt zu haben ſcheint. Wirſt du es auf dich nehmen, dieſer zweydeutigen Erfindung eine Schutzrede zu halten? Der Nahme weißagt nicht viel Gutes, und wenn man ſich bey den Alten nach etwas Aehnlichem umſieht, ſo wird man unglücklicher Weiſe an die Romane der ſpätern Sophiſten erinnert. Denn es gilt ziemlich gleich, ob rhetoriſche Anmaaßung, oder eine Art von dichteriſchem Unvermögen eine ſolche Gattung erzeugt, die, indem ſie die ausſchließenden Vorrechte der Poeſie und Proſe vereinigen will, die ächte Vollkommenheit beyder verfehlt. Bemerke auch, daß ſie unter den neuern Sprachen am beſten in der Franzöſiſchen gediehen iſt, welche mehr den Zwang als die Muſik der Sylbenmaaße kennt. Es mag ihr alſo hingehen, daß ſie ſich für eine Verwahrloſung der Natur an der Kunſt zu rächen ſucht. Bey einigen geſchätzten Werken dieſer Art unterſcheidet man billig den Geiſt der Urheber von dem Werthe der von ihnen gewählten Form.

Jene Uebereinſtimmung der verſchiedenſten Völker und Zeiten läßt ſich unmöglich zu einem willkührlichen, zufälligen Einverſtändniſſe herabſetzen. So unſtatthaft es iſt, von der Allgemeinheit einer Meynung auf ihre Wahrheit zu ſchließen, wie man oft gewagt hat, ſo zuverläßig berechtigt uns die Allgemeinheit einer Sitte, ihr Gültigkeit für den Menſchen zuzuſchreiben; zu behaupten, ſie gründe ſich auf irgend ein körperliches oder geiſtiges Bedürfniß ſeiner Natur. Strenge genommen iſt überhaupt nichts im menſchlichen Thun willkührlich, auch das nicht, woran ſich keine Spur von Abſicht wahrnehmen läßt: wenn man ſich vornimmt, einmahl ohne allen Grund bloß nach Willkühr zu handeln, ſo iſt eben dieß ſchon der Grund, welcher den Willen beſtimmt; und am unwillkührlichſten handeln wir unter dem Einfluſſe dunkler Antriebe, die ſich unſerm Bewußtſeyn entziehen. Zufällig nennen wir in Werken und Anordnungen des Menſchen, was nicht durch weſentliche Verhältniſſe nothwendig beſtimmt, ſondern durch fremde Umſtände hervorgebracht wird. Was daher unter ganz entgegengeſetzten Einwirkungen des Himmelſtrichs und der Lebensweiſe, bey der abweichendſten Mannigfaltigkeit der Anlagen, und auf jeder Stufe ihrer Entwickelung, immer wieder, dem Weſen nach unverändert, hervorgeht: wie könnte man das für zufällig erklären?

Hieraus folgt unläugbar, daß der rhytmiſche Gang der Poeſie dem Menſchen nicht weniger natürlich iſt als ſie ſelbſt. Beydes iſt keine überlieferte Erfindung, ſondern eben ſo einheimiſch in den erſtarrten Wüſten längs dem Eismeere wie auf den lieblichen Südſeeinſeln; am Ontario wie am Ganges. Ueberall wo nur Menſchen athmeten und lebten, empfanden und ſprachen, da dichteten und ſangen ſie auch. Dieß bezeugt die älteſte Sage der Vorwelt, die ſelbſt nur durch den Mund der Poeſie zu uns redet; die Beobachtung ungebildeter roher Völker legt es uns täglich vor Augen.

In ihrem Urſprunge macht Poeſie mit Muſik und Tanz ein untheilbares Ganzes aus. Der Tanz hat in allen ſeinen Geſtalten, von der einfachſten Natur bis zu den ſinnreichſten Erweiterungen der Kunſt, vom Freudenſprunge des Wilden bis zum Noverriſchen Ballet, nie die Begleitung der Muſik entbehren gelernt. Dagegen beſtehen jetzt Poeſie und Muſik ganz unabhängig von einander: ihre Werke bilden ſich vereinzelt in den Seelen verſchiedner, oft ſich misverſtehender Künſtler, und müſſen abſichtlich darauf gerichtet werden, durch die Täuſchung des Vortrages wieder eins zu ſcheinen. Es iſt mit dieſen Künſten wie mit den Gewerben ergangen. In den altväterlichen Zeiten trieb jeder ſie alle für ſeine eigne Nothdurft; mit dem Fortgange der geſelligen Ausbildung ſchieden ſie ſich mehr und mehr. Der abſondernde Verſtand hat ſich ſelbſt an dem Eigenthume des Dichtungsvermögens geübt, deſſen Wirkſamkeit im Verknüpfen beſteht. Je mehr er die Oberhand gewinnt, deſto mehr gelingt es ihm, jeden Zuſammenhang zu löſen, der ſich nicht auf die Begriffe zurückführen läßt. Alsdann ſpielt er gern den Ungläubigen, und behauptet, was ſeine Geſchäftigkeit zerſtört hat, ſey nie wirklich vorhanden geweſen. Aber der geheimſte Zuſammenhang iſt oft auch der innigſte, eben weil er nicht auf dem, was der Begriff erſchöpft, ſondern auf ſolchen Beſchaffenheiten der Dinge beruht, welche nur durch die unmittelbare Anſchauung aufgefaßt werden können, das heißt, auf ihrem eigentlichen Leben. Wir dürfen ihn nicht wegzuklügeln ſuchen, weil wir ihn bloß fühlen: denn was nicht iſt, kann nicht auf uns wirken.

Die Sprache, die wunderbarſte Schöpfung des menſchlichen Dichtungsvermögens, gleichſam das große, nie vollendete Gedicht, worinn die menſchliche Natur ſich ſelbſt darſtellt, bietet uns von dem, was ich eben ſagte, ein auffallendes Beyſpiel dar. So wie ſie auf der einen Seite, vom Verſtande bearbeitet, an Brauchbarkeit zu allen ſeinen Verrichtungen zunimmt, ſo büßt ſie auf der andern an jener urſprünglichen Kraft ein, die im nothwendigen Zuſammenhange zwiſchen den Zeichen der Mittheilung und dem Bezeichneten liegt. So wie die gränzenloſe Mannigfaltigkeit der Natur in abgezognen Begriffen verarmt, ſo ſinkt die lebendige Fülle der Töne immer mehr zum todten Buchſtaben hinab. Zwar iſt es unmöglich, daß dieſer jene völlig verdrängen ſollte, weil der Menſch immer ein empfindendes Weſen bleibt, und ſein angebohrner Trieb, Andern von ſeinem innerſten Daſeyn Zeugniß zu geben, und es dadurch in ihnen zu vervielfältigen, (wie ſehr ihn auch die Herrſchaft des Verſtandes, der ſein Weſen, ſo zu ſagen, immer außer uns treibe, ſchwächen möge) doch nie ganz verloren gehen kann. Allein in den gebildeten Sprachen, hauptſächlich in der Geſtalt, wie ſie zum Vortrage der deutlichen Einſicht, der Wiſſenſchaft gebraucht werden, wittern wir kaum noch einige verlohrne Spuren ihres Urſprunges, von welchem ſie ſo unermeßlich weit entfernt ſind; wir können ſie faſt nicht anders als wie eine Sammlung durch Uebereinkunft feſtgeſetzter Zeichen betrachten. Indeſſen liegt doch jene innige, unwiderſtehliche, eingeſchränkte, aber ſelbſt in ihrer Eingeſchränktheit unendliche Sprache der Natur in ihnen verborgen; ſie muß in ihnen liegen: nur dadurch wird eine Poeſie möglich. Der iſt ein Dichter, der die unſichtbare Gottheit nicht nur entdeckt, ſondern ſie auch andern zu offenbaren weiß; und der Grad von Klarheit, womit dieß noch in ſeiner Sprache geſchehen kann, beſtimmt ihre poetiſche Stärke.

Ich hatte dir vorgeworfen, du wäreſt bey deinem ſeelenvollen Vorleſen doch in Gefahr, einem Gedichte hier und da Schaden zuzufügen, oder wenigſtens nicht alle Schönheiten gelten zu machen, weil du dich niemahls im mindeſten um die Verskunſt bekümmert haſt. Du wollteſt dieß zwar nicht eingeſtehn, doch einige proſodiſche Erörterungen dir wohl gefallen laſſen, wenn ſie nur recht kurz und bündig wären; und nun findeſt du dich unverſehens von der Mühe, die es heut zu Tage unſern Dichtern koſtet, die Geburten ihrer Phantaſie in Verſe, oder, wie die ehrlichen Alten ſagten, in Reime zu zwingen, bis zum Urſprunge der Poeſie, ja bis zur erſten Entwickelung der Sprache weggerückt. Schreibe dieß indeſſen lieber jener ſinnreich bemerkten Aehnlichkeit zwiſchen der Sprache der Philoſophie und dem Dithyramben, als der Abſicht zu, dich mit Hinterliſt in theoretiſche Unterſuchungen der Kunſt zu verſtricken, vor welchen ich deine Ab-

An der Schilde furchtbarer Wehr'
Meinen bewundernden Blick zu ergötzen,
An der Roſſe ſtreitbarem Heer.

Erſt ſah ich die tapfern Zeltgenoſſen,
Der Ajare Heldenpaar, vereint
Mit Proteſilas, dem Freund,
Auf den Sitzen friedlich hingegoſſen;
Des Oileus Sohn, und dich — die Krone
Salamis — furchtbarer Telamone!
An des Würfels wechſelndem Glück
Labte ſich der Helden Blick.

Gleich nach dieſen ſah ich Diomeden,
Ares tapfern Sprößling, Merion,
Und Poſeidons Enkel, Palameden,
Und Laertes liſtenreichen Sohn,
Seiner Felſen-Ithaka entſtiegen,
Nireus dann, den Schönſten aus dem Zug,
An des Discus mannichfachem Flug
Luſtig ſich vergnügen.

Epode.

Auch der Thetis Sohn hab' ich geſehen,
Den der weiſe Chiron auferzog,
Raſchen Laufes, wie der Winde Wehen,
Mit Erſtaunen hab' ich's angeſehen,
Wie er flüchtig längs dem Ufer flog,
Schwergeharniſcht mit geſchwinden Sohlen
Eines Wagens Flug zu überholen,
Den die Schnelle von vier Roſſen zog.

neigung kenne. Du weißt, daß ich ſelbſt die Theorie, an ſich betrachtet, nicht liebe, ſondern ſie nur als ein nothwendiges Uebel anſehe. Sie iſt für die Poeſie der Baum der Erkenntniß des Guten und Böſen: ſobald dieſe davon gekoſtet hatte, war ihr Paradies der Unſchuld verloren. Das Glück des goldnen Zeitalters beſtand darin, keine Geſetze zu bedürfen; aber in dem unſrigen können wir leider ſo wenig in der Kunſt als in der bürgerlichen Geſellſchaft ihrer entrathen. Der Eifer mancher warmen Freunde des Schönen gegen ſie darf ſich daher, um nicht unbillig zu ſeyn, nur wider die Machtgebote des Syſtems oder des Vorurtheils, welche man für ächte Geſetze der Kunſt ausgiebt, oder wider die geſetzgebende Anmaaßungen des Philoſophen in einem ihm fremden Gebiete auflehnen. Dieſem Misverſtändniſſe wäre vielleicht vorgebeugt worden, wenn man der Theorie, ſtatt des wiſſenſchaftlichen Vortrags, die mehr anziehende hiſtoriſche Form geliehen hätte. Sie kann ſie annehmen: denn indem man erklärt, wie die Kunſt wurde, zeigt man zugleich auf das einleuchtendſte, was ſie ſeyn ſoll. Auch iſt nicht zu beſorgen, die Anſichten der Theorie möchten dadurch beſchränkt werden; ſie hat vielmehr Erweiterung davon zu hoffen. Eben deswegen haben ja viele Kunſtrichter ein ſo enges Regelgebäude errichtet, weil ſie nur die Werke ihres eignen Volkes und zwar im Zeitalter der künſtlichen Bildung vor Augen hatten; weil ſie ſich nie bis zur Weltgeſchichte der Phantaſie und des Gefühls erhoben. Welch ein weiter Horizont iſt es, der alles uns bekannte Schöne der Poeſie, was jemahls irgendwo unter den Menſchen erſchien, in ſich faßt! Gewiß, der Forſcher hat keine Urſache, ſich darüber zu beklagen, daß er jenſeit deſſelben nichts wahrzunehmen vermag, und es dem dichtenden Geiſte überlaſſen muß, die noch nicht vorhandne Vortreflichkeit vorherzuſehen.

Meine Abſicht iſt, dir darzuthun, daß das Sylbenmaaß keinesweges ein äußerlicher Zierrath, ſondern innig in das Weſen der Poeſie verwebt iſt, und daß ſein verborgner Zauber an ihren Eindrücken auf uns weit größern Antheil hat, als wir gewöhnlich glauben. Ich unternehme es nicht, hiebey von allgemeinen Grundſätzen auszugehen, weil mir das meiſte von unſrer ſo wunderbar zuſammengeſetzten äuſſern und innern Organiſation abzuhängen ſcheint, welche wir als eine Thatſache erſt aus einzelnen Beobachtungen kennen lernen. Eine förmliche Geſchichte der Metrik würde bey mir weit mehr Kenntniſſe, bey dir vielleicht mehr Geduld erfodern, als wir beyde haben. Indeſſen dürfen wir doch nicht bey den Werken unſrer heutigen Dichtkunſt ſtehen bleiben, deren muſikaliſcher Theil, ganz vernachläßigt, beynah verſtummend in Büchern aufbewahrt wird. Hier erſcheint ſie uns durch Erfindungen des geſchäftig müßigen Witzes ſo vielfach bereichert oder entſtellt, und dem Eigenſinn der Gewohnheit oft ſo unterthänig, daß wir in Gefahr kommen möchten, das Urſprüngliche und Unwandelbare in ihr vergebens zu ſuchen, oder, fänden wir es auch, es nicht für das, was es iſt, anzuerkennen. Nein, laß uns in jene früheren Zeiten zurückkehren, wo die erſt unmündige, bald kindliche, dann jugendliche Kunſt (wenn ſie anders da ſchon dieſen Nahmen tragen ſoll, der die Vorſtellung von beſonnenen Abſichten und von kühlem Ueberrechnen der Wirkung eines Verfahrens erregt) von der gütigen Natur ſelbſt gepflegt und erzogen ward. Dieſe Wandrung wird wohlthätig für uns ſeyn: wir werden ſie nicht in Geſellſchaft jenes höchſt verfeinerten Geſchmacks anſtellen, welcher oft nur in Empfindlichkeit gegen oberflächliche Berührungen bey einer gänzlichen Erſtorbenheit des innern beſteht.

Die Folge meiner Betrachtungen war etwa dieſe. Der Zwang des Sylbenmaaßes ſcheint bey der Aeuſſerung lebhafter Vorſtellungen und nachdrücklicher Regungen nicht natürlich, und daher auch mit der Abſicht des Dichters, ſie andern ſo vollkommen als möglich mitzutheilen, im Widerſpruch zu ſeyn. Dennoch tritt die Poeſie überall und zu allen Zeiten in irgend einer gemeſſenen Bewegung auf. Dieß muß, wie jede durchaus allgemeine Sitte ſeinen Grund in der menſchlichen Natur haben, dem man am leichteſten im Urſprunge derſelben nachſpüren kann, weil Abſicht und Ueberlegung ſich da noch am wenigſten in die Spiele des ſicher leitenden Inſtinktes miſchen. Poeſie entſtand gemeinſchaftlich mit Muſik und Tanz, und das Sylbenmaaß war das ſinnliche Band ihrer Vereinigung mit dieſen verſchwiſterten Künſten. Auch nachdem ſie von ihnen getrennt iſt, muß ſie immer noch Geſang und gleichſam Tanz in die Rede zu bringen ſuchen, wenn ſie noch dem dichtenden Vermögen angehören und nicht bloß Uebung des Verſtandes ſeyn will. Dieß hängt genau mit ihrem Beſtreben zuſammen, die Sprache durch eine höhere Vollendung zu ihrer urſprünglichen Kraft zurückzuführen, und Zeichen der Verabredung durch die Art des Gebrauches beynah in natürliche und an ſich bedeutende Zeichen umzuſchaffen.

Hier bin ich nun auf den Punkt gelangt, wovon ich wieder auszugehen wünſchte. Ich mußte dir dieſen Zuſammenhang wenigſtens in flüchtigen Zügen entwerfen, damit du mich nicht beſchuldigteſt, ich mache es wie jener Sänger des Trojaniſchen Krieges, der vom Ey der Leda anhob, oder wie ſo mancher Chronikſchreiber, der die Begebenheiten ſeiner kleinen Ortſchaft unmittelbar an die Geſchichte der Schöpfung anſchließt. Laß mich erſt in den einfachen Anlagen zur Metrik den Beweis ihrer Wichtigkeit, ich möchte ſagen ihrer Unentbehrlichkeit, aufſuchen; hierauf an ihrer fortſchreitenden Ausbildung im allgemeinen die Schönheit entwickeln, welche ſie zu erreichen ſtrebt; und endlich zeigen, wie dieſe durch den unendlich verſchiednen Bau der Sprachen in jeder eigenthümlich, und zwar ſehr abweichend beſtimmt, bald begünſtigt und bald gehindert wird.

Zweyter Brief.

Faſt gereut mich meines Vorhabens, liebe Freundin, da du mir bey ſeiner Ausführung ſo harte Bedingungen vorſchreibſt. Was ich nicht ohne Hülfe eines Kunſtwortes ſagen kann, ſoll ich nur verſchweigen. Allem eigentlich Wiſſenſchaftlichen, ſey es nun Metaphyſik oder Grammatik, willſt du den Zutritt durchaus nicht verſtatten. Geſtehe nur, deine Abſicht hiebey iſt weniger, es dir leicht, als es mir ſchwer zu machen. Du beſorgſt, ich möchte ein unwillkommenes Licht auf Gegenſtände werfen, die du lieber in einer freundlichen Dämmerung erblickſt, und den Zauber vernichten, indem ich mich bemühe ihn zu erklären. Aber gieb mir nur Raum auch nach den ſtrengſten und ſorgfältigſten Zergliederungen bleibt unſre eigne Natur uns immer noch ein Räthſel; beſonders iſt das Gewebe unſrer Empfindungen ſo fein und dicht, daß ſich die einzelnen Faden, woraus es beſteht, kaum unterſcheiden, geſchweige dann unverſehrt auftrennen laſſen. Wir werden oft Gelegenheit finden, im Genuße des Ahnens und halben Errathens den forſchenden Ernſt aufzuheitern.

Wenn du gleich auf der einen Seite die Langeweile eines methodiſchen Unterrichts flieheſt, ſo biſt du doch wohl auf der andern nicht von jener Begierde nach verſagter Erkenntniß frey, die zwar uns allen angebohren ſcheint, ſich aber doch, wenn wir einer ehrwürdigen Urkunde trauen ſollen, in deinem Geſchlechte am früheſten verrathen hat. Sie lockt auch mich, ich will es nicht läugnen, zu Unterſuchungen über jene Geſchichte hin, die aller eigentlichen Geſchichte vorausgeht. Wir ſteigen gar zu gern in die Tiefe der Zeiten bis zu einer unbekannten und eben deswegen heiligen Urwelt hinab. Wir bekümmern uns genauer um den erſten Menſchen, als manchmahl um unſre Vettern und Muhmen. Wir ängſtigen uns, wie er doch ſeine von der armſeligſten Thierheit gefeſſelten Anlagen entwickeln, wie er ſich aus ſo manchen Verlegenheiten ziehen wird. Was gäben wir nicht darum, bey ſeiner Erſchaffung, ja bey der Schöpfung überhaupt gegenwärtig geweſen zu ſeyn!

Die Frage vom Urſprunge der Sprache ſteht mit den Meynungen über den anfänglichen Zuſtand des Menſchen in engem Bezuge. Sie iſt ſehr alt, denn ſie hat ſchon vor ein paar tauſend Jahren Denker beſchäftigt; und die mancherley entgegengeſetzten Auflöſungen, welche man damahls wie in den neueſten Zeiten verſucht hat, erinnern uns zwar, daß es faſt eben ſo ſchwer iſt, neue Irrthümer, als neue Wahrheiten zu erſinnen; aber ſie dürfen uns keine Zweifel erregen, ob eine vollſtändige und genugthuende Beantwortung auch wohl möglich ſey. Hiſtoriſche Nachrichten kann die Philoſophie freylich nicht ertheilen: ſie begnügt ſich darzuthun, aus und mit welchen Anlagen des Menſchen die Sprache ſich entwickeln konnte und mußte, ohne den wirklichen Vorgang dieſer Begebenheit nach Zeit, Ort und Umſtänden erzählen zu wollen. Zwiſchen der letzten, beſtimmteſten Anwendung ihrer allgemeinen Lehren, und den älteſten Urkunden, die wir in aufbewahrten Schriften oder in der Kindheit noch vorhandner Sprachen entziffern können, iſt der Abſtand ſo groß, daß man nur durch einen tödtlichen Sprung hinüber gelangen kann. Viele haben ihn indeſſen von dieſſeits und jenſeits gewagt, die Lucke iſt mit ſinnreichen Spielen oder ſchwerfälligen Grübeleyen einer gewiſſen philoſophiſchen Etymologie, die weder der genaue Sprachforſcher noch der nüchterne Philoſoph anerkennt, reichlich bevölkert, ſcheinbar ausgefüllt worden; und wenn man jene Schattenweſen nicht ſo unſtät und ohne Haltung herumſchweben ſähe, könnte man wirklich glauben, ſie hätten feſten Boden unter ſich. Was das übelſte iſt, ſo haben die mislungenen Bemühungen, die Sprachen aller Völker von einem gemeinſchaftlichen Stamme abzuleiten, indem man ſie mit der philoſophiſchen Theorie über ihren Urſprung verwechſelte, dieſe ſelbſt verdächtig gemacht. Du erläſſeſt mir es gern, dir von den Schulübungen unſers erſten Stammvaters zu erzählen, von dem göttlichen Unterricht, der ſeiner Unfähigkeit die Sprache zu erfinden zu Hülfe gekommen ſeyn ſoll, da doch zu ihrer

Erlernung daſſelbe Vermögen erfodert wird, dem ihre Erfindung angehört: nähmlich das Vermögen, Vorſtellungen durch Zeichen feſtzuhalten und zu erneuern; oder von der müßigen und überlegten Verabredung der Menſchen, kraft welcher ſie den Dingen dieſe oder jene beliebigen Nahmen gaben, wie man etwa ſeine Kinder tauft, und ſich alſo verſtändigten, ehe ſie ein Mittel der Verſtändigung hatten. Dieſe beyden Meynungen ſind vielleicht noch nicht für immer abgewieſen, doch gewiß für immer widerlegt. Aber ihre ſiegreichen Gegner ſind nur darin einig, daß ſie keine Verirrung aus der menſchlichen Natur oder über ſie hinaus gelten laſſen, und einen weſentlichen Zuſammenhang zwiſchen den erſten Zeichen und ihrer Bedeutung anerkennen: ſie widerſprechen ſich in der Art ihn zu erklären. Die Sprache iſt entweder aus Tönen der Empfindung ganz allein, oder aus Nachahmungen der Gegenſtände ganz allein, oder aus beyden zuſammen entſtanden. Der Hauptſache und dem Weſen nach laſſen ſich nicht mehr Syſteme denken als dieſe drey; und wenn die zahlreichen Schriften, worinn ſie vorgetragen werden, eine gröſſere Mannigfaltigkeit darbieten, ſo liegt ſie nur in ihrer Begründung und ausführlicheren Beſtimmung.

Nicht dem Menſchen allein, auch vielen Gattungen von Thieren dringt das Gefühl ihres Zuſtandes gewiſſe Laute ab, die von verwandten Geſchöpfen mit einer ähnlichen, oft faſt eben ſo ſtarken, Erſchütterung der Nerven, wie die, welche ſie erzeugte, vernommen werden. Bey manchen bleibt die Stimme nur für die dringendſte Noth, für die heftigſten Leidenſchaften aufgeſpart, und ſelbſt ihre Geſelligkeit iſt meiſtens ſtumm. Andere hingegen iſt bey einer Organiſation, die ſich der menſchlichen weit weniger nähert, zum Theil auch bey beſchränkteren Anlagen und einem geringern Maaße von Gelehrigkeit, der vielfachſte, beredteſte Ausdruck ſogar der zarteren Regungen, und, wie es ſcheint, eine unermüdliche Luſt an ihren eignen Tönen gegönnet.

Wenn man den Menſchen, bloß nach ſeiner körperlichen Zuſammenſetzung betrachtet, zu ienem rechnet: (und dieß hat allen Anſchein für ſich; denn zu unſrer Demüthigung gleichen wir dem häßlichſten Affen viel mehr als der Nachtigall) ſo iſt es allerdings einleuchtend, daß der Schrey körperlicher Schmerzen oder thieriſcher Begierden, vom erſten Wimmern des Neugebohrnen bis zum letzten Aechzen des Sterbenden, ſich nie bis zur Rede erheben kann; und der Empfindung wird folglich mit Recht aller Antheil an ihrer Entſtehung abgeſprochen. Selbſt die einfachen Ausrufe der Leidenſchaft, (Interjektionen) welche auch die verfeinteſte Sprache noch gelten läßt, ſind eigentlich nicht mehr iene unwillkuhrlich hervorgebrachten Laute ſelbſt, ſondern vertreten ſie nur durch ihren gemilderten Ausdruck, und flieſſen alſo mit allen übrigen Wörtern aus der gemeinſchaftlichen Quelle der Nachahmung her.

Dennoch iſt es unläugbar, und wir erfahren es täglich, daß der Menſch eben ſo wohl für ſeine Empfindungen als für ſeine Gedanken Zeichen der Mittheilung hat; und zwar nicht allein für die, welche ſeinen Organen von außen durch eine körperliche Gewalt eingedruckt werden, ſondern auch für ſolche, deren ihn bloß ſeine höhere Natur empfänglich macht, und wodurch der Prometheiſche

Funke in dem Stoffe, den er belebt, ſich freythätig und herrſchend beweiſet. Dieſe Zeichen beſtehen im lebendigen Vortrage der Rede und in den Gebährden: wenn anders alles, wodurch ſich das Innre im Aeuſſern offenbart, mit Recht Sprache heißt, ſo verdienen ſie eben ſo ſehr dieſen Nahmen zu tragen, als die Schätze des Wörterbuchs. Einige Gebährden ſind nachahmend, oder zeigen auch gleichſam auf die Gegenſtände hin; manche Biegungen der Stimme dienen dazu, die Beziehung der Begriffe auf einander deutlich, ihre größere oder geringere Wichtigkeit anſchaulich zu machen; allein in den meiſten redet das Gefühl, und zwar wendet es ſich hiebey nicht an den Verſtand, als an den Ausleger ſeiner Aeuſſerungen, ſondern weiß ſich unmittelbar mitzutheilen. Wenn wir zum Beyſpiel die Mienen eines Traurigen ſehen, und den Ton ſeiner Stimme hören, ohne die Worte zu verſtehn; iſt etwa erſt ein Schluß nöthig, um uns von ſeiner Gemüthslage zu unterrichten? Oder wird nicht vielmehr durch die Eindrücke auf Auge und Ohr in unſern innern Organen, und dadurch in unſrer Seele eine ähnliche Bewegung hervorgebracht? „Jede Regung," ſagt ein alter Philoſoph, „hat von Natur ihre Gebährde, „Miene und Stimme; der ganze Körper des Menſchen „gleicht den Saiten einer Leyer, welche, je nachdem die „Seele ſie rührt, verſchiedne Töne angeben." Könnte man dieß ſchöne Gleichniß nicht auch auf die Mittheilung der Gefühle anwenden, und, um ſie zu erklären, an jenes Geſetz der tönenden Körper erinnern, nach welchem gleichgeſtimmte Saiten, ohne ſich ſichtbar zu berühren, nur durch die erſchütterte Luft ihre Bebungen gegenſeitig bis zu einander fortpflanzen? Aber wie es auch zugehen mag: wohl uns, daß ein innigeres Band des Mitgefühls als der eigennützige Ideenhandel des Verſtandes das menſchliche Geſchlecht zu einem Ganzen verknüpft! Wir würden ſonſt mitten in der Geſellſchaft einſam, im Leiden von aller Theilnahme verlaſſen, im Glücke ſelbſt zu den todten Freuden des Egoismus verdammt ſeyn.

Dieſe Sprache ſchränkt ſich keinesweges bloß auf die ſtärkſten Regungen oder eigentlichen Leidenſchaften ein. Sie folgt mit ihrem Ausdrucke den unendlich verſchiednen Graden und Abſtufungen der Empfindung, im weiteſten Sinne des Wortes, für Wahrnehmung des eignen Zuſtandes genommen; ja ſelbſt die Gleichgültigkeit hat den ihrigen. Irgend einer wird daher mit allen ausgeſprochnen Gedanken vernommen, und nur, indem wir ihnen durch das künſtliche Hülfsmittel der Schrift eine Art von Fortdauer außer uns verſchaffen, wird es möglich, ihn ganz davon abzuſondern. Sobald aber dieſe Zeichen wieder durch die Stimme belebt werden ſollen, ſo muß der Leſer den Ausdruck hinzubringen, mit welchem er vermuthen kann, daß der Urheber eines Gedankens ihn ausgeſprochen hätte.

Weit entfernt, daß die Sprache der Gebährden, Mienen und Akzente von irgend einer Uebereinkunft abhinge, oder erſt durch die Erziehung erlernt würde, iſt aller Zwang der Erziehung und des Wohlſtandes nicht im Stande, ſie je ganz zu unterdrücken, oder, wo es an innrer Empfänglichkeit fehlt, den Mangel im Aeußern vollkommen zu erſetzen. Wie weit man es auch in der Herrſchaft über die Bewegungen des Körpers und der Stimme bringen mag: einige Gefühle ſind dennoch zu ſtark, als daß man ihren Ausdruck völlig erſticken, andre zu heilig, als daß man ihn erheucheln könnte. Selbſt wo die verſtrickenden Ver-

Uebergoldet waren ihre Zügel,
Bunte Schenkel, gelbes Mähnenhaar
Schmückten das Geſpann auf jedem Flügel;
Weißgefleckt war das Deichſelpaar.
Mit dem Stachel und mit lautem Rufen
Trieb die Renner Pheres König an,
Aber immer dicht an ihren Hufen
Ging des waffenſchweren Läufers Bahn.

Zweite Strophe.

Jetzt ſah ich — ein Schauſpiel zum Entzücken!
Ihrer Wimpel zahlenloſes Wehn!
Nein, kein Mund vermag es auszudrücken,
Was mein weiblich Auge hier geſehn.
Fünfzig Schiffe tapfrer Myrmidonen —
Zeus glorreicher Enkel führt ſie an —
Zieren rechts der Flotte ſchönen Plan.
Auf erhabenem Verdecke thronen,
Zeichen des unſterblichen Peliden,
Goldne Nereiden.

Zweite Antiſtrophe.

Fünfzig Schiffe zählt' ich, die, vereinet
Von Capaneus und Meciſteus Sohn,
Der Argiver Mars herangeführt.
Sechzig führt zum Streit nach Ilion
Theſeus Sohn von der Athener Küſte;
Pallas mit geflügeltem Geſpann
Iſt ihr Zeichen — auf der Waſſerwüſte
Eine Helferin dem Steuermann!

hältniſſe der bürgerlichen Geſellſchaft die Verſtellung zum täglichen Geſchäfte machen, täuſcht man ſich nicht ſonderlich, weil der Scharfſinn im Unterſcheiden mit der Geſchicklichkeit im Nachahmen immer im gleichen Grade zunimmt. Die Einfalt der Natur iſt als Schauſpielerin deſſen, was ſie wirklich fühlt, der geübteſten Kunſt überlegen, die eine fremde Rolle übernimmt.

Nicht wahr, meine Freundin: jetzt gewinnt die Lehre, welche, mit Ausſchlieſſung der Nachahmung, die Empfindung zur einzigen Bildnerin der Sprache macht, ein ganz andres Anſehen? Wir forſchen nach dem Urſprunge der Sprache; wir betrachten ihre jetzigen Beſtandtheile, wir finden darunter etwas, was ſo wenig der künſtlichen Verabredung oder dem Witze einzelner Menſchen angehört, daß es vielmehr durch alle von dieſen herrührende Zuſätze und Veränderungen unfehlbar geſchwächt und entſtellt wird; das ſich in ſeiner größten Reinheit und Stärke gerade unter ſolchen Völkern findet, deren Zuſtand ſich am wenigſten von dem Urſprünglichen zu entfernen ſcheint, oder deren reiche und regſame Empfänglichkeit den Wirkungen der feinern Ausbildung das Gegengewicht hält; etwas, worin jedes Kind und jeder Wilde die Beredtſamkeit eines Demoſthenes beſchämt; wodurch endlich Menſchen aus den entfernteſten Zonen, und, würden ſie wieder ins Leben gerufen, aus den entfernteſten Jahrhunderten, einander mittheilen könnten, was in ihrem Innern vorgeht. Dürfen wir alſo noch anſtehen, dieß für die ächte, ewige, allgemein gültige Sprache des Menſchengeſchlechts anzuerkennen? Und iſt ſie das: wie lieſſe ſich noch zweifeln, daß ſie in allen einzelnen und abgeleiteten Sprachen das Urſprüngliche ausmacht?

Nun ſcheint auch der Einwurf wegzufallen, der von dem Gegenſatze zwiſchen thieriſchem Geſchrey und artikulirter Rede hergenommen wird, indem man behauptet, der gänzliche Mangel an Verwandſchaft zwiſchen beyden mache einen Uebergang unmöglich. Es iſt wahr, die vierfüßigen Thiere ſchreyen nur; aber die Vögel ſingen zum Theil: hier ſehen wir alſo ſchon zwey ganz verſchiedne Sprachen, (ohne die vielen Dialekte der beſondern Thiergeſchlechter zu rechnen) welche die Natur durch die verſchiedne Einrichtung der Organe mit ähnlichen Empfindungen verknüpft hat. Wäre es denn ſo unwahrſcheinlich, daß ſie auch dem edelſten Thier eine ihm ausſchließend eigne Sprache der Empfindung verliehen hätte? Jeder Menſch fängt freylich den Gebrauch ſeiner Stimme mit Schreyen an, wenn wir nicht etwa jene Kinder der Chorasmier ausnehmen wollen, die nach der Erzählung eines morgenländiſchen Geſchichtſchreibers * ſchon in der Wiege die muſikaliſchen Anlagen des Volkes verrathen, indem ſie faſt melodiſch weinen. Allein, man würde ſich ſehr irren, wenn man von den erſten Uebungen eines noch ſchwachen Organs einen ungünſtigen Schluß auf das, wozu die Natur es im Zuſtande ſeiner völligen Entwickelung und Stärke beſtimmt hat, herleiten wollte. Die Jungen der Nachtigall konnte man nach ihrem unbedeutenden Zwitſchern mit Sperlingen verwechſeln. Die Kinder lernen erſt durch Nachahmung der Erwachſenen ſprechen: beweiſt dieß, daß die dazu erfoderliche Bewegung ihren Organen nicht von Natur eigen iſt! Zeigt nicht vielmehr ihr früher Trieb dazu das Gegentheil! Ihre Fortſchritte hierin ſind im Vergleich mit denen,

---

* Ibn Arabſchah. S. Jones de poesi Asiat. im erſten Kapitel.

welche ſie in jeder andern Verrichtung machen, nicht vorzüglich langſam; ja, viele Kinder lernen die Zunge weit eher fertig bewegen, als die Füße. Vielleicht findet auch bey Thieren eine Nachahmung der Alten durch die Jungen, bey manchen ſogar eine Art von Unterricht Statt. Einige Vögel ſcheinen ja ihren Kleinen fliegen zu lehren: warum nicht auch ſingen? Von der Nachtigall wirſt du es dem Dichter und Muſiker, die dieſen Gedanken ſo bezaubernd ausgeführt haben *, gewiß willig glauben, ohne auf die Beſtätigung des Naturforſchers zu warten. Zwar iſt ſchöner Geſang dem Menſchen nicht ſo angebohren, wie dieſem beneideten zarten Geſchöpfe, das gleichſam ganz Kehle, ganz Wohllaut iſt; aber die Stimme auf irgend eine Art ſingend zu biegen, iſt auch den menſchlichen Organen ſehr natürlich, wie man es oft an Kindern beobachten kann. Die erſte Sprache mag ein wüſtes Gemiſch von Geſchrey und Geſange geweſen ſeyn: und warum wäre es unmöglich, daß dieſes nach und nach gemäßigt und herabgeſtimmt, durch viele Mittelſtufen ſich endlich in eine artikulirte Rede umgebildet hätte? Viele Sprachen der Wilden wurden von Reiſenden noch ſehr unartikulirt gefunden, ſo daß ſie mit aller Mühe die gehörten Laute nicht nachſprechen, geſchweige dann in unſrer Schrift aufzeichnen konnten.

Wie nun? Wofür ſollen wir uns im Gedränge zwiſchen dieſen zwey entgegengeſetzten Syſtemen entſcheiden? Da wir nicht beyde zugleich gelten laſſen, und doch weder das eine noch das andre unbedingt verwerfen können, ſo

---

* Klopſtok und Bach. Das Lied heißt, wo ich nicht irre, Aedon.

müſſen wir ſie friedlich zu vereinigen ſuchen. Beyde ſcheinen mir Theil an der Wahrheit zu haben, und nur darin unrichtig zu ſeyn, daß ſie ihr Grundgeſetz des Urſprunges der Sprache als das einzige, mit Ausſchließung des andern, behaupten. Die, welche alles auf die Aehnlichkeit der Zeichen mit den benannten Gegenſtänden, erſt mit den hörbaren, dann durch entferntere Beziehungen zwiſchen den verſchiednen Sinnen auch mit andern, zurückführen, ſchränken den der menſchlichen Organiſazion eignen Ausdruck der Empfindung willkührlich zu enge ein: denn Erfahrungen an Menſchen in einem widernatürlichen Zuſtande, zum Beyſpiel an ſolchen, die unter Thieren verwilderten, oder an Taubgebohrnen taugen zum Beweiſe ihrer Vorausſetzung nicht. Die ausdrucksvolle Beweglichkeit der menſchlichen Glieder, vorzüglich des Antlitzes, widerſpricht ihr vielmehr. Gleicht der Menſch hierin einem vielbeſaiteten, von Leidenſchaften mannigfaltig gerührtem Inſtrumente, indeſſen der thieriſchen Eingeſchränktheit eine oder wenige Saiten genügen: warum nicht auch in den Tönen der Empfindung? Will man hingegen die Sprache ganz von dieſen ableiten, ſo bleibt es unerklärlich, wie ſie ſo unendlich hat erweitert und vervollkommt werden können. In der Empfänglichkeit des Menſchen allein, wäre ſie auch noch ſo vieles zarter und umfaſſender als in den übrigen Thieren, liegt kein unterſcheidendes Kennzeichen ſeiner Natur. Er würde alſo, wie wir es an jenen ſehen, mit den Vorzügen ſeiner Organiſazion durch alle Geſchlechter hin beſtändig auf eben dem Punkte beharren, wäre ihm nicht eine ſelbſtthätige Richtung derſelben verliehen. Bey dem Eindruck der Gegenſtände durch die Sinne auf die innern Organe, und bey der Gegenwirkung dieſer auf die äußern verhält er ſich bloß leidend: der Gebrauch einer ganz hierauf beruhenden Sprache würde folglich gar nicht von ſeinem Willen abhängen. Unſer Liebling Hemſterhuys hat bey dem Syſtem, das er vertheidigt *, dieſer Einwendung dadurch vorzubeugen geſucht, daß er bey der Sprache, als Werkzeug der Mittheilung betrachtet, die innre Sprache der Seele, das Vermögen, Vorſtellungen durch Zeichen feſtzuhalten und zu erneuern, ſchon vorausſetzt, und nur die Beſchaffenheit der Mittheilungszeichen durch den nothwendigen Zuſammenhang zwiſchen den Bewegungen der innern und äußern Organe beſtimmen läßt. Allein warum ſollte die Selbſtthätigkeit grade hier ſtill ſtehen, da doch ihre Macht ſich ſo viel weiter erſtreckt? Wir wiſſen nur zu gut, daß ihr Einfluß den Ausdruck der Empfindungen eher verfälſcht und ſtört als befördert. Aber Zeichen mit den Vorſtellungen von Gegenſtänden auſſer uns, vorzüglich nach dem Geſetz der Aehnlichkeit, verknüpfen, und ſie dadurch auch in andern erwecken, iſt ihr eigentliches Geſchäft: und wie ſollte ſie es bey der erſten Bildung der menſchlichen Rede nicht ausgeübt haben?

Mehrere Philoſophen ſind zwar einen Mittelweg gegangen, und haben zwey Quellen der Sprache anerkannt: allein ſie räumen dabey der Empfindung meiſtens zu wenig ein; bleiben bey den Interjektionen, als dem Einzigen, was ihr angehöre, ſtehen; und bemerken ganz richtig, daß dieſe nur im Zeitalter der rohen Sinnlichkeit, der ungezähmten Leidenſchaft eine bedeutende Rolle unter

---

[*] S. Lettre sur l'homme et ses rapports, in den Oeuvres philosophiques de M. F. Hemsterhuys. T. I. vorzüglich p. 181—190.

den Wörtern ſpielen konnten, ſich aber mit dem Fortgange der Verfeinerung immer mehr verlieren müſſen. Es iſt wahr, jene mächtigen Eindrücke, welche auf einen Augenblick alle Vorſtellungen verdunkeln, äuſſern ſich nur in abgebrochnen Ausrufungen. Aber daß die Empfindung, in ſo fern ſie als Wahrnehmung des eignen Zuſtandes jede Vorſtellung von etwas auſſer uns nothwendig begleitet, ſowohl an dem Urſprunge als an der weitern Ausbildung der Sprache, mit dem Beſtreben, die Dinge nachahmend zu bezeichnen, einen gleich weſentlichen und allgemeinen Antheil habe, ſcheint mir durch alles Bisherige ausgemacht. Freylich läßt ſich ihr Werk nicht an einzelnen Worten darlegen; auch in der ganzen Maſſe einer Sprache iſt ſie nicht ſichtbar vorhanden und gleichſam mit Händen zu greifen, eben ſo wenig, wie man den lebhaften Vortrag einer Rede in Schriftzüge würde auffaſſen können. Es iſt eine geiſtige Gegenwart, wie die der Luft in ſo vielen von ihr durchdrungenen Körpern unſichtbar und belebend. Indeſſen will ich dir doch nachher, wann ich von dem ſinnlich Schönen in den Sprachen reden werde, wenigſtens flüchtig anzudeuten verſuchen, wie dieſes hauptſächlich von dem Reichthum und dem Charakter der Empfänglichkeit eines Volkes abhängt.

Nun zum Urſprunge der Poeſie, worauf ich mit allen meinen Betrachtungen hinzielte. Hiſtoriſch wiſſen wir davon eben ſo wenig als von der Entſtehung der Sprache. Denn, obgleich die fabelnden Sagen einzelner Völker darüber vielleicht auf manchen wirklichen Umſtand in ihrer früheſten Geſchichte anſpielen, ſo ſind ſie doch immer an ihre beſondre Szene gebunden; und das wunderbare Alterthum, wohin ſie alles zurückſchieben, iſt jung neben dem Menſchengeſchlechte. Die erwachſene Muſe mochte ſich von ihrer Kindheit einiges dunkel erinnern: wie hätte ſie es von dem erſten Augenblicke ihres Daſeyns gekonnt? Wir müſſen uns alſo mit den allgemeinen Aufſchlüſſen begnügen, die uns die Lehre vom Urſprunge der Sprache geben kann. Aus der Beſchaffenheit des Bodens, woraus der erſte Keim der Poeſie aufſproßte, läßt ſich ungefähr vermuthen, wie er gediehen ſeyn mag. War die älteſte Sprache wirklich das Werk jener beyden vereinigt wirkenden Anlagen der menſchlichen Natur, denen wir ſie zugeſchrieben haben, ſo war ſie auch zuverläſſig ganz Bild und Gleichniß, ganz Akzent der Leidenſchaften: die ſinnlichen Gegenſtände lebten und bewegten ſich in ihr, und das Herz bewegte ſich mit allen. Dieß iſt es, was man ſo oft geſagt hat, und was doch nur in einem gewiſſen Sinne wahr iſt: Poeſie und Muſik ſey vom Anfange an da geweſen, und gleich alt mit der Sprache. Welch eine Poeſie und welch eine Muſik kann man ſich hiebey denken? Beyden fehlte noch etwas, woran doch ihre ganze Entwickelung zu ſchönen Künſten hieng, nähmlich ein Geſetz der äußern Form; und wie dieſes gefunden worden, iſt dadurch noch im geringſten nicht erklärt. Zwar brauchte nur einmal die Freyheit von äußern Bedürfniſſen und ungewöhnlich ſtarke Regung der innern Lebensfülle in Einer Stunde zuſammenzutreffen, ſo miſchte ſich die noch ungeübte rauhe Kehle des Menſchen unter die übrigen Waldgeſänge und ſtimmte den erſten Hymnus an. Allein wie kam eine gleichförmige Bewegung, ein Zeitmaaß in ſeinen Geſang, oder (denn beydes war ja urſprünglich eins) ein Rhythmus, ſey er auch noch ſo unförmlich geweſen, in ſeine Worte? Mußten ſie nicht vielmehr, den augenblicklich wechſelnden Antrieben gemäß, regellos hinſtrömen? Und wie verfiel der freye Sohn der Natur darauf, dem Ungeſtüm ſeiner Phantaſie und ſeiner Gefühle ſelbſt irgend einen Zügel anzulegen? — Das nächſte Mahl will ich dieß Räthſel zu löſen ſuchen.

Die Fortſetzung folgt.

X

Die Horen.

Seyd mir gegrüßet, die ihr um Jupiters ewigen Thron tanzt,
Selige Horen, o ſeyd immer mir gütig und hold.
Schwebet vorüber mir, jetzt ernſt, jetzt hüpfend: die Erſte,
Die mich gebohren einſt hat, ſegn' und begrabe mich ſanft.

XI

Der heilige Wahnſinn.

Einſt ließ ein König in Arabien
Sich Meznu's Liebe zu der Laila leſen, [*]
Wie Er, ein kluger und beredter Mann
Sich ſeiner ſo vergeſſen, daß er liebend
Der Welt entſagt und lebt' in Einſamkeit.

Der König ließ ihn kommen. Meznu ſprach:
„O König, ſäheſt Du nur meine Laila!“

Der König ließ ſie kommen. Laila trat
Vor ihn, ein blaſſes hagres Angeſicht.
„O, rufte Meznu, ſieh o König Laila
Mit meinen, nicht mit Deinen Augen an!“

Die ihr nimmer geliebt, kennt Ihr die Quaalen der Liebe?
Da ja keinem der Schmerz ohne die Wunde ſich naht.
Gib mir Einen, o Fürſt, der ſelber erfahren, was Ich litt,
Daß mein Leiden ich ihm Tage nach Tagen vertrau.
Könnte die Turteltaube mich hören, ſie ſeufzete mit mir;
Aber dem Glücklichen dünkt Leid des Unglücklichen Traum.

Der König wandte ſich und ſprach gerührt:
„Der Liebe Wahnſinn iſt ein heilger Wahnſinn.“

---

[*] Eine ſehr berühmte Liebesgeſchichte bey den Morgenländern.

Die Horen

Jahrgang 1795

Zwölftes Stück.

Tübingen
in der J. G. Cottaiſchen Buchhandlung
1795

Dritte Strophe.

Der Böoten fünfzig Schiffe kamen,
Kenntlich an des Stiſters Schlangenbild.
König Leitus, aus der Erde Samen,
Bringt ſie aus dem phociſchen Gefild.
Fünfzig Schiffe führt' der Oilide,
Ajax, aus der Lokrier Gebiete.

Dritte Antiſtrophe.

Von Mycene kam mit hundert Maſten
Agamemnon, Atreus Sohn,
Seinen Scepter theilend mit Adraſten,
Dem Gewaltigen von Sicyon.
Treu und dienſtlich ſeines Freundes Harme,
Folgt' auch er der Griechen Heldenzug,
Heimzuholen, die in Räubers Arme
Des geflohnen Hymens Freuden trug.
Neſtors Flotte hab' ich jetzt begrüßet;
Alpheus ſchönen Stromgott ſieht man hier,
Der die Heimat nachbarlich umfließet,
Oben Menſch und unten Stier.

Dritte Epode.

Mit zwölf Schiffen ſchließt an die Achäer
Guneus, Fürſt der Enier, ſich an.
Elis Herrſcher folgen die Epeer,
Des Euritus Scepter unterthan.
Von den Echinaden, wo zu wagen
Keine Landung, führt der Taphen Macht,
Die das Meer mit weißen Rudern ſchlagen,
Meges, Sohn des Phyleus, in die Schlacht.

Subſcribenten-Verzeichniß.

Altenburg.

Hr. Buchhändler Richter. 2 Ex.

Altona.

Hr. Bchhdlr. Hammerich. 14 Ex.
— — Kave. 8 —
Löbl. Verlagsgeſellſchaft.

Anspach.

Hr. Commerzienrath und Buchhändler Haueiſen. 4 Ex.

Augsburg.

Hr. Stadtbuchdruk. Späth. 5 Ex.
— Buchhändler Stage. 3 —

Baireuth.

Hr. Buchhändler Lübecks ſeel. Erben. 10 Ex.

Balingen.

Hr. Special-Superintendent M. G. C. Reinhardt.

Bamberg.

Hr. Buchhändl. Göbhardt. 6 Ex.
— — und Kunſthändler Lachmüller jun.

Baſel.

Hr. Buchhändler Flick.
— — Schweighäuſer.
— — Joh. Jac. Thurneiſen.

Berlin.

Hr. Candidat Bülow.
— Buchhändler Feliſch. 3 Ex.
— — Franke. 5 —
— — Haude u. Spener. 15 —
— — Himburg. 12 —
— — Lange. 7 —
— Inſpector Masmal.
— Buchhändler Maurer. 22 —
— — Matzdorff. 1 —
— — Mylius. 9 —
— — Nauck. 5 —
— — Nicolai. 23 —
— — Oehmigke jun. 8 —
— — Pauli. 3 —
Löbl. Realſchul-Buchhandl. 5 —
Hr. Buchhändl. Rottmann. 2 —
— — Schöne. 1 —
— — Vieweg sen. 5 —
— — Vieweg jun. 1 —
— Kaufmann Ulmann. 1 Ex.
— Buchhändl. Weyer. 4 —
— Sekretair Zähe. 1 —

Bern.

Hr. Buchhändl. Haller. 5 —
— Hofmeiſter M. Hegel.
— Buchhändl. Hortin. 4 —
— — Ochs. 4 —

Berneck.

Hr. Obervogt J. U. L. Eccard.

Bilin.

Hr. D. M. Franz. Ambroſ. Reuß.

Braunſchweig.

Löbl. Schulbuchhandlung. 17 Ex.

Bremen.

Hr. Buchhdlr. Willmanns. 4 Ex.

Breslau.

Hr. Buchhändler Gehrs und Comp. 2 Ex.
— — W. G. Korn jun. 28 —
— — J. F. Korn ſen. 18 —
— — Mayer. 3 —

Brünn.

Hr. Buchhändler. Gaſſl. 3 Ex.

Budiſſin.

Hr. Buchhändler Arnold.

Burgwerben.

Hr. M. Schiller.

Calw.

Hr. Dr. Jahn.

Carlsruhe.

Hr. Hofbuchhdlr. Macklot. 6 Ex.
— Buchhdlr. Schmieder. 2 —

Caſſel.

Ihro hochfürſtliche Durchlaucht Frau Erbprinzeſſin von Anhalt Bernburg.
Ihro hochfürſtliche Durchlaucht Frau Prinzeſſin Caroline zu Heſſen-Caſſel.
Hr. Geh. Kriegsrath und Oberpoſtamts-Director Kunckel.
— Buchhändler Cramer. 4 Ex.

Chemnitz.

Hr. Buchhändler Hoffmann.

Clagenfurt.

Hr. Fr. Paul Baron von Herbert. 30 Ex.

Cleve.

Hr. Buchhändler Hannesmann.

Coburg.

Hr. Buchhändler Ahl. 4 Ex.

Cöthen.

Hr. Baron von Pfiſter.
— Buchhändler Aue. 2 Ex.

Coppenhagen.

Hr. Buchhändler Proft. 18 Ex.
— — Rothe. 2 —
— — Schubothe. 11 —

Danzig.

Hr. Buchhändler Troſchel. 12 Ex.

Deiziſau bei Eßlingen.

Hr. Vic. M. Zeller.

Deſſau.

Hr. C. F. Keil.

Donaueſchingen.

Ihro Durchlaucht die regierende Frau Fürſtin Antoinette von Fürſtenberg.

Dortmund.

Hr. Buchhändler Blothe.

Dresden.

Hr. Hauptcaſſirer Beſchorner.
— Buchhändler Gerlach. 6 Ex.
— — Hilſcher. 4 —
— Appellationsr. Körner. 2 —
— Buchhändler Walther. 4 —

Düſſeldorf.

Hr. Buchhändler Dänzer. 1 Ex.
— — Schreiner. 5 —

Duisburg.

Hr. Buchhändler Hellwing. 6 —

Durlach.

Hr. Hof-Diaconus Welper.

Eiſenach.

Hr. Buchhdlr. Krumbhaar. 12 Ex.

Erfurt.

Hr. Buchhändler Keyſer. 5 Ex.

Erlangen.

Hr. Buchhändler Palm. 8 Ex.
— — Walther. 4 —

Eſchenau.

Hr. Baron von Killinger.

Farchentien.

Hr. von Klinggräffe königl. däniſcher Etatsrath.

Flensburg.

Hr. Buchhändler Korte. 2 Ex.

Frankfurt am Main.

Löbl. Andräiſche Bchhdlg. 18 Ex.
Hr. Buchhändler Brönner. 4 —
— — Eichenberg. 3 —
— — Eßlinger. 9 —
— — u. Kunſthändler Wilh. Fleiſcher. 22 —
Löbl. Fleiſcherſche Bchhdlg. 17 —
Hr. Buchhändler Gebhard und Körber. 2 —
— Kaufmann Göriz.
— Buchhändl. Herrmañ. 17 —
— — Jäger. 1 —
— — Streng. 1 —
— — Varrentrapp u. Wenner. 14 —

Freiburg.

Hr. Buchhändler Wagner. 2 Ex.

Freyberg.

Löbl. Craziſche Buchhandlg. 2 Ex.

Gailſdorf.

Hr. Dr. Walther.

St. Gallen.

Hr. Buchhändler Huber und Comp. 2 Ex.

Gera.

Hr. Buchhändler Heinſius. 4 Ex.
— — Rothe. 4 —

Gernſpach.

Hr. Oberamtm. Dr. E. L. Poſſelt.

Gieſſen.

Hr. Buchhändler Heyer. 10 Ex.
— — Krieger. 21 —

Gochsheim.

Hr. Diaconus M. Bührer.

Görliz.

Hr. Buchhändler Hermmsdorf u. Anton. 4 Ex.

Göttingen.

Hr. Buchhändler Dietrich. 8 Ex.
— Profeſſor Grellmann.
— Diſputations-Händler Schneider.
— Buchhändler Vandenhöck u. Ruprecht. 12 Ex.

Gotha.

Hr. Buchhändler Ettinger. 14 Ex.

Grätz.

Hr. Buchhändler Ferſtl. 2 Ex.
— — Miller. 1 —
— — Tuſch.

Haaslach.

Hr. Rentmeiſter von Gagg.

Halberſtadt.

Hr. Buchhändler Groſſens ſel. Erben. 2 Ex.

Halle.

Hr. Buchhändler Hemmerde und Schwetſchke. 10 Ex.
— Profeſſor Klein.
— Buchhändler Renger. 6 —
— — Ruff. 1 —
Löbl. Waiſenhaus Buchhdlg. 5 —

Hamburg.

Hr. Buchhändler Bachmann und Gundermann. 16 Ex.
— — Bohn. 35 —
— — Hoffmann. 48 —

Hannover.

Hr. Buchhändl. Gebrüder Hahn. 34 Ex.
— — Hellwing. 10 —
Löbl. churfürſtl. Intelligenzcomptoir. 2 —
Hr. Buchhändler Ritſcher. 3 —

Hattenhofen.

Hr. Vic. M. Greiner.

Heidelberg.

Hr. Buchhändler Pfähler. 6 Ex.

Heilbronn.

Hr. Buchhändler Claß. 3 Ex.
— Pfarrer M. Duttenhofer.

Schloß Heiligenberg.

Hr. Baron von Laßberg Oberforſtmeiſter.

Helmſtädt.

Hr. Buchhändler Fleckeiſen.

Hildburgshauſen.

Fräulein Oberhofmeiſterinn Baroneſſe von Wöhlingen.
Hr. Regierungsſekretair Hieronymi.
— Buchhändler Haniſch. 2 Ex.
— Studioſ. Kühner.
— Hofadvokat Sprenger.

Hildesheim.

Leſegeſellſchaft daſelbſt unter Aufſicht K. und D.

Hof.

Hr. Buchhändler Grau. 4 Ex.

Ichtershauſen.

Hr. Amtsactuarius A. Knauer für die Leſefreunde daſelbſt.

Jena.

Löbl. Akademiſche Buchhandlung 12 Ex.
Hr. Stud. Albrecht aus dem Baaden-Baadiſchen.
Löbl. Cunoſche Buchhandl. 5 —
Hr. Stud. Frey aus Carlsruhe.
— Buchhändler Gabler. 10 —
— Stud. Mehlhof aus Churſachſen.
Löbl. fahrendes Poſtamt. 3 —
Hr. Hofrath Schütz. 1 —
— Hofbuchercommiſſär Voigt. 2 —

Inſpruck.

Hr. Buchhändler Wagner. 3 Ex.

Kempten.

Hr. Buchhändler Dannheimer. 2 Ex.
Löbl. Hochfürſtl. Hofbuchhandlg.
Hr. Buchhändler Lorenz.

Kirchheim a. d. Teck.

Hr. Oberamtmann Dr. Lempp.

Königsberg in der Neumark.

Hr. Profeſſor Wolfram.

Königsberg in Preuſſen.

Hr. Buchhändler Hartung. 10 Ex.
— — Nicolovius. 22 —

Kyritz.

Hr. Prediger Buttermann.

Landſhut.

Hr. Graf v. Lamberg k. k. Hauptmann.

Leipzig.

Hr. Buchhändler Barth. 1 Ex.
— — Baumgärtner. 4 —
— — Beer. 4 —
— — Beygang. 5 —
— — Böhme. 1 —
— Ober - Poſtcommiſſär Berberg. 45 —
— Profeſſor C. A. Cäſar.
— Buchhändl. Cruſius. 10 —
— — Dyck. 10 —
— — Feind. 2 —
— — J. B. G. Fleiſcher. 6 —
— — Göſchen. 5 —
— — Gräff. 18 —
— — Griesbammer. 3 —
— — Heinſius. 3 —
— — Hertel. 1 —
— — Hilſcher. 1 —
— Dr. Rudolph Himmel.
— Buchhändl. Jacobäer. 2 —
— — Köhler. 2 —
— — Kummer. 7 —
— — Leo. 1 —
— — Müller. 4 —
— — Rabenhorſt. 5 —
— — Reinicke. 3 —
— — Schäfer. 2 —
— — Schneider. 1 —
— v. Tunk Rittmeiſter bei den churfürſtl. ſächſiſchen Huſaren bei der Armee am Rhein.
— Hofmeiſter Vollart.
Löbl. Weidmanniſche Buchhandlung. 1 —

Leitmeritz.

Hr. Profeſſor Franz Fitze.

Lemgo.

Löbl. Meyeriſche Buchhandlung.

Libau.

Hr. Buchhändl. Friedrich. 11 Ex.

Licher.

Hr. Cantor, Fr. Jacob.

Liegnitz.

Hr. Buchhändl. Siegert. 11 Ex.

Lindau.

Hr. Wein und Umgelds-Beamter Ott.

Ludwigsburg.

Hr. Hofmedicus Dr. v. Hoven.
— Lieutenant Notter.

Lübeck.

Hr. Buchhändl. Bohn u. Comp. 10 Ex.

Magdeburg.

Hr. Buchhändler Creutz. 4 Ex.
— — Scheidhauer. 2 —

Mannheim.

Hr. Buchhändler Schwan und Göz. 16 Ex.

Marggröningen.

Hr. Hofrath Krais.

Meersburg.

Frau Geh. Räthin v. Bauer zu Herrenſtein.

Meiſſen.

Hr. Buchhändler Erbſtein. 4 Ex.

Memmingen.

Hr. Buchhändler und Buchdrucker Mayer.

Mindelheim.

Hr. Baron v. Hertling, Churbayeriſcher Kreisgeſandter und Stadtpfleger.

Minden.

Hr. Buchhändler Körber. 1 Ex.

München.

Hr. Buchhändler Lentner. 3 Ex.
— — Lindauer. 9 —
— — Strobl. 2 —

Münſter.

Hr. Buchhändl. Perrenon. 7 Ex.

Neapel.

Ihro Majeſtät die regirende Königinn.

Neubrandenburg.

Hr. Hofrath Walther.

Neuenſtein.

Hr. Oekonomierath Schmidt.

Neuſchatel.

Hr. Legationsrath Huber.

Neuſtreliz.

Ihro Durchlaucht der regierende Herzog Carl, von Mecklenburg-Strelitz.
Hr. Pagenhofmeiſter Berling.
— Hofjägermeiſter von Moltke.
— Graf v. Schulenburg.
Madame Veit, geb. Mendelsſohn aus Berlin.
Die neu privilegirte Hofbuchhandlung. 14 Ex.

Neuweiler.

Hr. Pfarrer M. Maier.

Neuwied.

Hr. Buchhändler Gehra. 2 Ex.

Nördlingen.

Hr. Buchhändler Beck. 2 Ex.

Nordhauſen.

Hr. Buchhändler Groß.

Nürnberg.

Hr. Buchhdlr. Bauer u. Mann.
Hr. Buchhändlr. Felſecker. 10 Ex.
— — Grattenauer. 5 —
— — Monath und Kußler. 6 —
— — Stein.
— — Weigel u. Schneider.

Nürtingen.

Hr. Diac. M. Mauchart.

Odenhauſen.

Hr. Freiherr von Nordeck zu Rabenau.

Offenbach.

Hr. Bhdlr. Weiß u. Brede. 6 Ex.

Peſt.

Hr. Buchhdlr. Kilian. 6 Ex.

Pfullendorf.

Hr. Weiß, Herzogl. wirtemb. Pfleger.

Poſen.

Hr. Obermeiſter und Zollrath v. Held.

Potsdam.

Hr. Bhdlr. Horvath. 4 Ex.

Prag.

Hr. Buchhändler Calve. 20 Ex.
— — Geers 4 —
— Graf Franz Xav. v. Herzan.
— Dr. jur. Carl Helminger.

Quedlinburg.

Hr. Bhdlr. Ernſt. 2 Ex.

Regensburg.

Die mit der Stadtbibliothek vereinigte Leſegeſellſchaft.
Hr. Bhdlr. Montag und Weiß. 4 Ex.
— Erbmarſchalls Canzliſt Preu.

Reutlingen.

Löbl. Stadtbibliothek.
Hr. Buchdrucker Rehm.

Riga.

Hr. Bbdlr. Hartknoch. 29 Ex.
— — Müller. 3 —

Roſtock.

Hr. Bbdlr. Stiller. 11 Ex.

Ronneburg.

Hr. Kaufmann Schumann.

Salzburg.

Hr. Bbdlr. Duyle.
Löbl. Mayerſche Buchhdl. 15 Ex.

Schaffhauſen.

Löbl. Hurterſche Buchhdlg. 3 Ex.

Schleswig.

Hr. Bbdlr. Röhß. 12 Ex.

Reichsſtift Schüſſenried.

Hr. Chr. Dom. Zimmermann, Canonicus und Bibliothekar daſelbſt.

Groſſen Solſchen.

Hr. Pfarrer Rave.

Stettin.

Hr. Bbdlr. Kaffke. 3 Ex.

Stendal.

Hr. Bbdlr. Franzen und Groſſe. 3 Ex.

Strasburg.

Hr. Bbdlr. A. König.

Stuttgardt.

Hr. Hofbuchdrucker Cotta. 4 Ex.
— Graf v. Dürkheim.
— Bbdlr. Erhard und Löflund. 4 —
Hr. Bildhauer Frank.
— Geh. Secretair Haug
— ViceOberſtallmeiſter Baron v. Kniestädt.
Löbl. Künſtlergeſellſchaft.
Hr. Buchhändler Metzler. 4 Ex.
— Nicolai, bei Hrn. Obriſt-Lieutnant Boger.
— Geometer Nördlinger.
Löbl. Poſtamt. 148 Ex.
— Kaufmann Rapp sen.
Herzogl. öffentl. Bibliothek

Sulz.

Hr. Advocat Müller.

Thonſtetten.

Hr. Pfarrer Thomer.

Tübingen.

Herr M. Bahnmayer.
— Rep. Elß.
— M. Georgi.
— Stud. Götz.
— M. Hartmann.
— Buchhändler Heerbrandt. 4 Exemplar.
— Rep. Maier.
— Stud. Märklin.
— — Weihenmayer.
— Poſtverwalter Wölfing. 3 Exemplar.

Tuttlingen.

Herr Oberamtmann Dr. Conz.

Ulm.

Herr Stud. Cellarius.
Löbl. Stettiniſche Buchhandlung. 17 Ex.
— Wohlerſche Buchhdlg. 3 —

Unter Weiſach.

Herr Hofgerichtsadvocat Keller.

Urach.

Herr Stiftsverwalter Klett.

Vaihingen an der Enz.

Herr Oberamtmann Schott.

Wallerſtein.

Se. Durchl. der regierende Fürſt von Oettingen Wallerſtein.

Warthauſen.

Reichsgräflich Stadioniſche Bibliotheck.

Waſter.

Herr Candidat Lauer.

Weimar.

Herr Buchhdlr. Hofmann. 9 Ex.
Löbl. Induſtriecomptoir.

Weiſſenfels.

Herr Buchhdlr. Severin.

Wezlar.

Herr Wittenbach, Hofmeiſter bei Herrn Kammeraſſeſſor Gr. von Spauer.

Wien.

Hr. Buchhdlr. Blumauer.
— — Camesina. 7 Ex.
— — Degen. 1 —
— — Pakowsky. 2 —
— — Stabel. 57 —
— — Wappler. 10 —

Wieſenſtetten.

Herr Pfarrer Filſer.

Winterthur.

Löbl. Steineriſche Buchhdlg. 1 Ex.

Wismar.

Löbl. Bödnerſche Buchhdlg. 4 Ex.

Wittenberg.

Herr Buchhdlr. Zimmermann. 3 Exemplar.

Würzburg.

Herr Buchhdlr. Rienner. 1 Ex.
— Stranſino, Profeſſor der ſchönen Wiſſenſchaften.

Zerbſt.

Herr Buchhändler Füchſel.

Zittau.

Herr Buchhändler Schöps. 6 Ex.

Züllichau.

Herr Buchhdlr. Frommann. 6 Ex.

Zürich.

Herr Buchhändler Orell, Geßner, Füßli und Comp. 17 Ex.
— Dr. Römer.
— Buchhändler Ziegler und Söhne. 13 Ex.

Druckfehler und Verbeſſerungen.

Stück.	Seite.	Zeile.	Anſtatt	Lies
V.	140	11	der Himmel Stolz	der Heimat Stolz
		15	noch Grabgeläut	nach Grabgeläut.
VI.	4 Vers	6	Mannes	Manns
	5	5	geſchliſner	geſchliſſener
	10	3	durchblätterre	durchblättre
	11	1	Grauſame	Grauſamer
	23	5	Mädchen	Mädrchen
	31	11	beleidigen	beleid'gen
	83 Zeile	6	(Anmerk.) zu trennen	nicht zu trennen
	118	11	Scheide	Schneide.
VII.	3	4	unerkennbar	unverkennbar.
	9	30	den	dem.
	10	10	Reide	Reihe.
	34	16	Behauſung	Behauptung
	45	23	lelerum	Selerum.
	56 61	4 10	niemanden	niemandem.
	78	19	hoch'	hoh'
VIII.	2	23	war ich erſchüttert	war ich gleich erſchüttert.
	10	22	Haare	Haar
	13	11	denn	dann
	19	25	entſtehn	entſtehe.
	20	20	bedingtem zeitlichem	bedingten zeitlichen.
	21	3	nahmen	nehmen.
IX.	3	11	von	vor
	5	9	erblicke	erblicket
	8	12	Chronions	Kronions.
	10	8	dort Priams Sohn	Laokoon.
	14	10	Baiuri	Bajeri
	21	7	Eine	Ein
	32	15	Leskos	Lesbos
	41	21	Dämmerung	Dämmrung
	126	14	zitternden	zitternde
	131	1	Arm in Arm	Arm in Arme
X.	79	31	Amathea	Amalthea
	84	9	welchem	welchen
	93	27	auszuweichen	abzuweichen
	96	29	allen	allem
	126	17	uum	um
	127	2	weiten	weitem
	140	13 14	beſugte	bewegte.
XI.	27 Vers	3	füllte	füllte hurtig
	29 V.	1	Kloben	Nagel
	48	i. d. Mitte	mag;	mag,
	59	11 v. u.	Naivheit	Naivetät
			und ſo oft daſſelbe vorkommt.	
	68	5	Albrecht, Dürer	Albrecht Dürer
	74	11	von	vom

Beide Flügel bindend, ſchließt der Telamone,
Den die ſtolze Salamis gebar,
Mit zwölf Schiffen — dieſes Zuges Krone.
So erfragt' ich's, und ſo nahm ich's wahr.
Dieſes Volk, im Ruderſchlag erfahren,
Mit Verwundrung hab' ich's nun erblickt.
Weh dem kühnen Fahrzeug der Barbaren,
Das die Parze ihm entgegenſchickt!
In die Bucht der väterlichen Laren
Hoffe keines freudig einzufahren!
Auch das Schlachtgeräthe und der Schiffe Menge
(Vieles wußt' ich ſchon) hab' ich geſehn,
Die Erinnerung an dieſe Dinge,
Nimmer, nimmer wird ſie mir vergehn.

Innhalt des zwölften Stücks.

I Die ſentimentaliſchen Dichter. Seite 1
II Menſchliches Wiſſen. — 55
III Die Dichter der alten und neuen Welt. — 56
IV Schön und Erhaben. — 57
V Amor und Pſyche auf einem Grabmahl. — 58
VI Der Geſang des Lebens. — 60
VII Drey Schweſtern. — 61
VIII Der Skrupel. — 61
IX Sobiesky. Ein hiſtoriſches Fragment. — 62
X Karthago. — 114
XI Ausgang aus dem Leben. — 114
XII Der Strom des Lebens. — 115
XIII Die Königinn. — 115
XIV Mars als Friedensſtifter. — 115

Die Horen.

Erſter Jahrgang. Zwölftes Stück.

I

Die ſentimentaliſchen Dichter.

Der Dichter, hieß es in dem vorhergehenden Verſuch über das Naive * iſt entweder Natur, oder er wird ſie ſuchen. Jenes macht den naiven, dieſes den ſentimentaliſchen Dichter. Mit der Erklärung dieſes Satzes wird der gegenwärtige Verſuch ſich beſchäftigen.

Der dichteriſche Geiſt iſt unſterblich und unverlierbar in der Menſchheit; er kann nicht anders als zugleich mit derſelben und mit der Anlage zu ihr ſich verlieren. Denn entfernt ſich gleich der Menſch durch die Freyheit ſeiner Phantaſie und ſeines Verſtandes von der Einfalt, Wahrheit und Nothwendigkeit der Natur, ſo ſteht ihm doch nicht nur der Pfad zu derſelben immer offen, ſondern ein mächtiger und unvertilgbarer Trieb, der moraliſche, treibt ihn auch unaufhörlich zu ihr zurück, und eben mit dieſem Triebe ſteht das Dichtungsvermögen in der engſten Verwandtſchaft. Dieſes verliert ſich alſo nicht auch zugleich mit der natürlichen Einfalt, ſondern wirkt nur nach einer andern Richtung.

---

* Man ſehe das eilfte Stück der Horen.

Auch jetzt iſt die Natur noch die einzige Flamme, an der ſich der Dichtergeiſt nähret, aus ihr allein ſchöpft er ſeine ganze Macht, zu ihr allein ſpricht er auch in dem künſtlichen, in der Kultur begriffenen Menſchen. Jede andere Art zu wirken, iſt dem poetiſchen Geiſte fremd; daher, beiläufig zu ſagen, alle ſogenannten Werke des Witzes ganz mit Unrecht poetiſch heißen, ob wir ſie gleich lange Zeit, durch das Anſehen der franzöſiſchen Litteratur verleitet, damit vermenget haben. Die Natur, ſage ich, iſt es auch noch jetzt, in dem künſtlichen Zuſtande der Kultur, wodurch der Dichtergeiſt mächtig iſt, nur ſteht er jetzt in einem ganz andern Verhältniß zu derſelben.

So lange der Menſch noch reine, es verſteht ſich, nicht rohe Natur iſt, wirkt er als ungetheilte ſinnliche Einheit, und als ein harmonierendes Ganze. Sinne und Vernunft, empfangendes und ſelbſtthätiges Vermögen, haben ſich in ihrem Geſchäfte noch nicht getrennt, vielweniger ſtehen ſie im Widerſpruch miteinander. Seine Empfindungen ſind nicht das formloſe Spiel des Zufalls, ſeine Gedanken nicht das gehaltloſe Spiel der Vorſtellungskraft; aus dem Geſetz der *Nothwendigkeit* gehen jene, aus der *Wirklichkeit* gehen dieſe hervor. Iſt der Menſch in den Stand der Kultur getreten, und hat die Kunſt ihre Hand an ihn gelegt, ſo iſt jene *ſinnliche* Harmonie in ihm aufgehoben. und er kann nur noch als *moraliſche* Einheit, d. h. als nach Einheit ſtrebend, ſich äußern. Die Uebereinſtimmung zwiſchen ſeinem Empfinden und Denken, die in dem erſten Zuſtande *wirklich* ſtatt fand, exiſtiert jetzt bloß *idealiſch*; ſie iſt nicht mehr in ihm, ſondern außer ihm; als ein Gedanke, der erſt realiſiert werden ſoll, nicht mehr als Thatſache ſeines Lebens.

Wendet man nun den Begriff der Poeſie, der kein anderer iſt, als *der Menſchheit ihren möglichſt vollſtändigen Ausdruck zu geben*, auf jene beyden Zuſtände an, ſo ergiebt ſich, daß dort in dem Zuſtande natürlicher Einfalt, wo der Menſch noch, mit allen ſeinen Kräften zugleich, als harmoniſche Einheit wirkt, wo mithin das Ganze ſeiner Natur ſich in der Wirklichkeit vollſtändig ausdrükt, die möglichſt vollſtändige *Nachahmung des Wirklichen* — daß hingegen hier in dem Zuſtande der Kultur, wo jenes harmoniſche Zuſammenwirken ſeiner ganzen Natur bloß eine Idee iſt, die Erhebung der Wirklichkeit zum Ideal oder was auf eins hinausläuft, die *Darſtellung des Ideals den Dichter machen muß*. Und dieß ſind auch die zwey einzig möglichen Arten, wie ſich überhaupt der poetiſche Genius äuſſern kann. Sie ſind, wie man ſieht, äuſſerſt von einander verſchieden, aber es giebt einen höhern Begriff, der ſie beyde unter ſich faßt, und es darf gar nicht befremden, wenn dieſer Begriff mit der Idee der Menſchheit in eins zuſammentrift.

Es iſt hier der Ort nicht, dieſen Gedanken, den nur eine eigene Ausführung in ſein volles Licht ſetzen kann, weiter zu verfolgen. Wer aber nur irgend, dem Geiſte nach, und nicht bloß nach zufälligen Formen eine Vergleichung zwiſchen alten und modernen Dichtern * anzuſtellen verſteht, wird ſich leicht von der Wahrheit deſſelben überzeugen können. Jene rühren uns durch Natur, durch ſinnliche Wahrheit, durch lebendige Gegenwart; dieſe rühren uns durch Ideen.

---

* Es iſt vielleicht nicht überflüſſig zu erinnern, daß, wenn hier die neuen Dichter den alten entgegengeſetzt werden, nicht ſowohl der Unterſchied der Zeit, als der Unterſchied der Manier zu verſtehen iſt. Wir haben auch in neuern ja ſogar in neueſten Zeiten naive Dichtungen in allen Klaſſen

Dieſer Weg, den die neueren Dichter gehen, iſt übrigens derſelbe, den der Menſch überhaupt ſowohl im Einzelnen als im Ganzen einſchlagen muß. Die Natur macht ihn mit ſich Eins, die Kunſt trennt und entzweyet ihn, durch das Ideal kehrt er zur Einheit zurück. Weil aber das Ideal ein unendliches iſt, das er niemals erreicht, ſo kann der kultivierte Menſch in ſeiner Art niemals vollkommen werden, wie doch der natürliche Menſch es in der ſeinigen zu werden vermag. Er müßte alſo dem letztern an Vollkommenheit unendlich nachſtehen, wenn bloß auf das Verhältniß, in welchem beide zu ihrer Art und zu ihrem Maximum ſtehen, geachtet wird. Vergleicht man hingegen die Arten ſelbſt mit einander, ſo zeigt ſich, daß das Ziel, zu welchem der Menſch durch Kultur ſtrebt, demjenigen, welches er durch Natur erreicht, unendlich vorzuziehen iſt. Der eine erhält alſo ſeinen Werth durch abſolute Erreichung einer endlichen, der andre erlangt ihn durch Annäherung zu einer un-

wenn gleich nicht mehr ganz reiner Art und unter den alten lateiniſchen ja ſelbſt griechiſchen Dichtern fehlt es nicht an ſentimentaliſchen. Nicht nur in demſelben Dichter, auch in demſelben Werke trifft man häufig beyde Gattungen vereinigt an; wie zum Beyſpiel in Werthers Leiden, und dergleichen Produkte werden immer den größern Effekt machen.

endlichen Größe. Weil aber nur die letztere Grade und einen Fortſchritt hat, ſo iſt der relative Werth des Menſchen, der in der Kultur begriffen iſt, im Ganzen genommen, niemals beſtimmbar, obgleich derſelbe im einzelnen betrachtet ſich in einem nothwendigen Nachtheil gegen denjenigen befindet, in welchem die Natur in ihrer ganzen Vollkommenheit wirkt. Inſofern aber das letzte Ziel der Menſchheit nicht anders als durch jene Fortſchreitung zu erreichen iſt, und der letztere nicht anders fortſchreiten kann, als indem er ſich kultiviert und folglich in den erſtern übergeht, ſo iſt keine Frage, welchem von beyden in Rückſicht auf jenes letzte Ziel der Vorzug gebühre.

Daſſelbe, was hier von den zwey verſchiedenen Formen der Menſchheit geſagt wird, läßt ſich auch auf jene beyden, ihnen entſprechenden, Dichterformen anwenden.

Man hätte deßwegen alte und moderne — naive und ſentimentaliſche — Dichter entweder gar nicht, oder nur unter einem gemeinſchaftlichen höhern Begriff (einen ſolchen giebt es wirklich) miteinander vergleichen ſollen. Denn freylich, wenn man den Gattungsbegriff der Poeſie zuvor einſeitig aus den alten Poeten abſtrahiert hat, ſo iſt nichts leichter, aber auch nichts trivialer, als die modernen gegen ſie herabzuſetzen. Wenn man nur das Poeſie nennt, was zu allen Zeiten auf die einfältige Natur gleichförmig wirkte, ſo kann es nicht anders ſeyn, als daß man den neuern Poeten gerade in ihrer eigenſten und erhabenſten Schönheit den Nahmen der Dichter wird ſtreitig machen müſſen, weil ſie gerade hier nur zu dem Zögling der Kunſt ſprechen, und der einfältigen Natur nichts zu ſagen haben. [*] Weſſen Gemüth nicht ſchon zubereitet iſt, über die Wirklichkeit hinaus ins Ideenreich zu gehen, für den wird der reichſte Gehalt leerer Schein und der höchſte Dichterſchwung Ueberſpannung ſeyn. Keinem Vernünftigen kann es einfallen, in demjenigen, worinn Homer groß iſt, irgend einen Neuern ihm an die Seite ſtellen zu wollen, und es klingt lächerlich genug, wenn man einen Milton oder Klopſtock mit dem Nahmen eines neuern Homer beehrt ſieht. Eben ſo wenig aber wird irgend ein alter Dichter und am wenigſten Homer in demjenigen, was den modernen Dichter charakteriſtiſch auszeichnet, die Vergleichung mit demſelben aushalten können. Jener, möchte ich es ausdrücken, iſt mächtig durch die Kunſt der Begrenzung, dieſer iſt es durch die Kunſt des Unendlichen.

---

[*] Moliere als naiver Dichter durfte es allenfalls auf den Ausſpruch ſeiner Magd ankommen laſſen, was in ſeinen Comödien ſtehen bleiben und wegfallen ſollte; auch wäre zu wünſchen geweſen, daß die Meiſter des franzöſiſchen Kothurns mit ihren Trauerſpielen zuweilen dieſe Probe gemacht hätten. Aber ich wollte nicht rathen, daß mit den Klopſtockiſchen Oden, mit den ſchönſten Stellen im Meſſias, im verlorenen Paradies, in Nathan dem Weiſen, und vielen andern Stücken eine ähnliche Probe angeſtellt würde. Doch was ſage ich? dieſe Probe iſt wirklich angeſtellt, und die Molieriſche Magd raiſonniert ja langes und breites in unſern kritiſchen Bibliotheken, philoſophiſchen und litterariſchen Annalen und Reiſebeſchreibungen über Poeſie, Kunſt und dergleichen, nur, wie billig, auf deutſchem Boden ein wenig abgeſchmakter als auf franzöſiſchem, und wie es ſich für die Geſindeſtube der deutſchen Litteratur geziemt.

Und eben daraus, daß die Stärke des alten Künſtlers (denn was hier von dem Dichter geſagt worden, kann unter den Einſchränkungen, die ſich von ſelbſt ergeben, auch auf den ſchönen Künſtler überhaupt ausgedehnt werden) in der Begrenzung beſtehet, erklärt ſich der hohe Vorzug, den die bildende Kunſt des Alterthums über die der neueren Zeiten behauptet, und überhaupt das ungleiche Verhältniß des Werths, in welchem moderne Dichtkunſt und moderne bildende Kunſt zu beyden Kunſtgattungen im Alterthum ſtehen. Ein Werk für das Auge findet nur in der Begrenzung ſeine Vollkommenheit; ein Werk für die Einbildungskraft kann ſie auch durch das Unbegrenzte erreichen. In plaſtiſchen Werken hilft daher dem Neuern ſeine Ueberlegenheit in Ideen wenig; hier iſt er genöthigt, das Bild ſeiner Einbildungskraft auf das genaueſte *im Raum zu beſtimmen*, und ſich folglich mit dem alten Künſtler gerade in derjenigen Eigenſchaft zu meſſen, worinn dieſer ſeinen unabſtreitbaren Vorzug hat. In poetiſchen Werken iſt es anders, und ſiegen gleich die alten Dichter auch hier in der Einfalt der Formen und in dem was ſinnlich darſtellbar und *körperlich* iſt, ſo kann der neuere ſie wieder im Reichthum des Stoffes, in dem was undarſtellbar und unausſprechlich iſt, kurz, in dem was man in Kunſtwerken *Geiſt* nennt, hinter ſich laſſen. *

---

* Individualität mit einem Wort iſt der Charakter des Alten, und Idealität die Stärke des Modernen. Es iſt alſo natürlich, daß in allem, was zur unmittelbaren ſinnlichen Anſchauung gelangen und als Individuum wirken muß,

Zweiter Akt.

Erster Auftritt.

Menelaus. Der alte Sklave (kommen in heftigem Wortwechsel).

Sklave.

Das iſt Gewalt! Gewalt iſt das! Du wagſt,
Was du nicht wagen ſollſt, Atride!

Menelaus.

Geh!
Das heißt zu treu an ſeinem Herrn gehandelt.

Sklave.

Ein Vorwurf, der mir Ehre bringt.

Menelaus.

Du ſollſt
Mir heulen, Alter, thuſt du deine Pflicht
Nicht beſſer.

Sklave.

Du haſt keine Briefe zu
Erbrechen, die ich trage.

Menelaus.

Du haſt keine
Zu tragen, die ganz Griechenland verderben.

Da der naive Dichter bloß der einfachen Natur und Empfindung folgt, und ſich bloß auf Nachahmung

der erſte über den zweyten den Sieg davon tragen wird. Eben ſo natürlich iſt es auf der andern Seite, daß da wo es auf geiſtige Anſchauungen ankommt und die Sinnenwelt überſchritten werden ſoll und darf, der erſte nothwendig durch die Schranken der Materie leiden, und eben weil er ſich ſtreng an dieſe bindet, hinter dem andern, der ſich davon freyſpricht, wird zurückbleiben müſſen.

Nun entſteht natürlicherweiſe die Frage (die wichtigſte, die überhaupt in einer Philoſophie der Kunſt kann aufgeworfen werden) ob und in wie fern in demſelben Kunſtwerke Individualität mit Idealität zu vereinigen ſey — ob ſich alſo (welches auf eins hinausläuft) eine Coalition des alten Dichtercharakters mit dem modernen gedenken laſſe, welche, wenn ſie wirklich ſtatt fände, als der höchſte Gipfel aller Kunſt zu betrachten ſeyn würde. Sachverſtändige behaupten, daß dieſes, in Rückſicht auf bildende Kunſt, von den Antiken gewiſſermaaßen geleiſtet ſey, indem hier wirklich das Individuum ideal ſey und das Ideal in einem Individuum erſcheine. Soviel iſt indeſſen gewiß, daß in der Poeſie dieſer Gipfel noch keinesweges erreicht iſt; denn hier fehlt noch ſehr viel daran, daß das vollkommenſte Werk, der Form nach, es auch dem Inhalte nach ſey, daß es nicht bloß ein wahres und ſchönes Ganze ſondern auch das möglichſt reichſte Ganze ſey. Es ſey dieß aber nun erreichbar und erreicht oder nicht, ſo iſt es wenigſtens die Aufgabe auch in der Dichtkunſt, das Ideale zu individuader Wirklichkeit beſchränkt, ſo kann er zu ſeinem Gegenſtand auch nur ein einziges Verhältniß haben, und es giebt, in dieſer Rückſicht, für ihn keine Wahl der Behandlung. Der verſchiedene Eindruck naiver Dichtungen beruht, (vorausgeſezt, daß man alles hinweg denkt, was daran dem Inhalt gehört und jenen Eindruck nur als das reine Werk der poetiſchen Behandlung betrachtet) beruht ſage ich bloß auf dem verſchiedenen Grad einer und derſelben Empfindungsweiſe; ſelbſt die Verſchiedenheit in den äuſern Formen kann in der Qualität jenes aeſthetiſchen Eindrucks keine Veränderung machen. Die Form ſey lyriſch oder epiſch, dramatiſch oder beſchreibend; wir können wohl ſchwächer und ſtärker, aber (ſobald von dem Stoff abſtrahiert wird) nie verſchiedenartig gerührt werden. Unſer Gefühl iſt durchgängig daſſelbe, ganz aus Einem Element, ſo daß wir nichts darinn zu unterſcheiden vermögen. Selbſt der Unterſchied der Sprachen und Zeitalter ändert hier nichts, denn eben dieſe reine Einheit ihres Urſprungs und ihres Effekts iſt ein Charakter der naiven Dichtung.

liſieren und das individuelle zu idealiſieren. Der moderne Dichter muß ſich dieſe Aufgabe machen, wenn er ſich überall nur ein höchſtes und leztes Ziel ſeines Strebens gedenken ſoll. Denn, da er einerſeits durch das Ideenvermögen über die Wirklichkeit hinausgetrieben, andrerſeits aber durch den Darſtellungstrieb beſtändig wieder zu derſelben zurückgenöthiget wird, ſo geräth er in einen Zwieſpalt mit ſich ſelbſt, der nicht anders als dadurch, daß er eine Darſtellbarkeit des Ideals regulativ annimmt, beyzulegen iſt.

Ganz anders verhält es ſich mit dem ſentimentaliſchen Dichter. Dieſer reflektiert über den Eindruck, den die Gegenſtände auf ihn machen und nur auf jene Reflexion iſt die Rührung gegründet, in die er ſelbſt verſetzt wird, und uns verſetzt. Der Gegenſtand wird hier auf eine Idee bezogen und nur auf dieſer Beziehung beruht ſeine dichteriſche Kraft. Der ſentimentaliſche Dichter hat es daher immer mit zwey ſtreitenden Vorſtellungen und Empfindungen, mit der Wirklichkeit als Grenze und mit ſeiner Idee als dem Unendlichen zu thun, und das gemiſchte Gefühl, das er erregt, wird immer von dieſer doppelten Quelle zeugen. * Da alſo hier eine Mehrheit der Principien ſtatt findet, ſo kommt es darauf an, welches von beyden in der Empfindung des Dichters und in ſeiner Darſtellung überwiegen wird, und es iſt folglich eine Verſchiedenheit in der Behandlung möglich. Denn nun

---

* Wer bey ſich auf den Eindruck merkt, den naive Dichtungen auf ihn machen, und den Antheil, der dem Inhalt daran gebührt, davon abzuſondern im Stand iſt, der wird dieſen Eindruck, auch ſelbſt bey ſehr pathetiſchen Gegenſtänden, immer fröhlich, immer rein, immer ruhig finden; bey ſentimentaliſchen wird er immer etwas ernſt und anſpannend ſeyn. Das macht, weil wir uns bey naiven Darſtellungen, ſie handeln auch wovon ſie wollen, immer über die Wahrheit, über die lebendige Gegenwart des Objects in unſerer Einbildungskraft erfreuen, und auch weiter nichts als dieſe ſuchen, bey ſentimentaliſchen hingegen die Vorſtellung der Einbildungskraft mit einer Vernunftidee zu vereinigen haben, und alſo immer zwiſchen zwey verſchiedenen Zuſtänden in Schwanken gerathen.

entſteht die Frage, ob er mehr bey der Wirklichkeit, ob er mehr bey dem Ideale verweilen — ob er jene als einen Gegenſtand der Abneigung, ob er dieſes als einen Gegenſtang der Zuneigung ausführen will. Seine Darſtellung wird alſo entweder ſatyriſch oder ſie wird (in einer weitern Bedeutung dieſes Worts, die ſich nachher erklären wird) elegiſch ſeyn; an eine von dieſen beyden Empfindungsarten wird jeder ſentimentaliſche Dichter ſich halten.

Satyriſche Dichtung.

Satyriſch iſt der Dichter, wenn er die Entfernung von der Natur und den Widerſpruch der Wirklichkeit mit dem Ideale (in der Wirkung auf das Gemüth kommt beydes auf eins hinaus) zu ſeinem Gegenſtande macht. Dieß kann er aber ſowohl ernſthaft und mit Affekt, als ſcherzhaft und mit Heiterkeit ausführen; je nachdem er entweder im Gebiethe des Willens oder im Gebiethe des Verſtandes verweilt. Jenes geſchieht durch die ſtrafende, oder pathetiſche, dieſes durch die ſcherzhafte Satyre.

Streng genommen verträgt zwar der Zweck des Dichters weder den Ton der Strafe noch den der Beluſtigung. Jener iſt zu ernſt für das Spiel, was die Poeſie immer ſeyn ſoll; dieſer iſt zu frivol für den Ernſt, der allem poetiſchen Spiele zum Grund liegen ſoll. Moraliſche Widerſprüche intereſſieren nothwendig unſer Herz, und rauben alſo dem Gemüth ſeine Freyheit; und doch ſoll aus poetiſchen Rührungen alles eigentliche Intereſſe, d. h. alle Beziehung auf ein Bedürfniß verbannt ſeyn. Verſtandes-

Widerſprüche hingegen laſſen das Herz gleichgültig, und doch hat es der Dichter mit dem höchſten Anliegen des Herzens, mit der Natur und dem Ideal, zu thun. Es iſt daher keine geringe Aufgabe für ihn, in der pathetiſchen Satyre nicht die poetiſche Form zu verletzen, welche in der Freyheit des Spiels beſteht, in der ſcherzhaften Satyre nicht den poetiſchen Gehalt zu verfehlen, welcher immer das Unendliche ſeyn muß. Dieſe Aufgabe kann nur auf eine einzige Art gelöſet werden. Die ſtrafende Satyre erlangt poetiſche Freyheit, indem ſie ins Erhabene übergeht, die lachende Satyre erhält poetiſchen Gehalt, indem ſie ihren Gegenſtand mit Schönheit behandelt.

In der Satyre wird die Wirklichkeit als Mangel, dem Ideal als der höchſten Realität gegenüber geſtellt. Es iſt übrigens gar nicht nöthig, daß das leztere ausgeſprochen werde, wenn der Dichter es nur im Gemüth zu erwecken weiß; diß muß er aber ſchlechterdings, oder er wird gar nicht poetiſch wirken. Die Wirklichkeit iſt alſo hier ein nothwendiges Objekt der Abneigung, aber worauf hier alles ankömmt, dieſe Abneigung ſelbſt muß wieder nothwendig aus dem entgegenſtehenden Ideale entſpringen. Sie könnte nehmlich auch eine bloß ſinnliche Quelle haben und lediglich in Bedürfniß gegründet ſeyn, mit welchem die Wirklichkeit ſtreitet; und häufig genug glauben wir einen moraliſchen Unwillen über die Welt zu empfinden, wenn uns bloß der Widerſtreit derſelben mit unſerer Neigung erbittert. Dieſes materielle Intereſſe iſt es, was der gemeine Satyriker ins Spiel bringt, und weil es ihm auf dieſem Wege gar nicht fehl ſchlägt, uns in Affekt zu verſetzen, ſo glaubt er unſer Herz in ſeiner Gewalt zu haben und im pathetiſchen Meiſter zu ſeyn. Aber jedes Pathos aus dieſer Quelle iſt der Dichtkunſt unwürdig, die uns nur durch Ideen rühren und nur durch die Vernunft zu unſerm Herzen den Weg nehmen darf. Auch wird ſich dieſes unreine und materielle Pathos jederzeit durch ein Uebergewicht des Leidens und durch eine peinliche Befangenheit des Gemüths offenbaren, da im Gegentheil das wahrhaft poetiſche Pathos an einem Uebergewicht der Selbſtthätigkeit und an einer, auch im Affekte noch beſtehenden Gemüthsfreyheit zu erkennen iſt. Entſpringt nehmlich die Rührung aus dem, der Wirklichkeit gegenüber ſtehenden Ideale, ſo verliert ſich in der Erhabenheit des letztern jedes einengende Gefühl und die Größe der Idee, von der wir erfüllt ſind, erhebt uns über alle Schranken der Erfahrung. Bey der Darſtellung empörender Wirklichkeit kommt daher alles darauf an, daß das Nothwendige der Grund ſey, auf welchem der Dichter oder der Erzähler das Wirkliche aufträgt, daß er unſer Gemüth für Ideen zu ſtimmen wiſſe. Stehen wir nur hoch in der Beurtheilung, ſo hat es nichts zu ſagen, wenn auch der Gegenſtand tief und niedrig, unter uns zurückbleibt. Wenn uns der Geſchichtſchreiber Tacitus den tiefen Verfall der Römer des erſten Jahrhunderts ſchildert, ſo iſt es ein hoher Geiſt, der auf das Niedrige herabblickt, und unſere Stimmung iſt wahrhaft poetiſch, weil nur die Höhe, worauf er ſelbſt ſteht und zu der er uns zu erheben wußte, ſeinen Gegenſtand niedrig machte.

Die pathetiſche Satyre muß alſo jederzeit aus einem Gemüthe fließen, welches von dem Ideale lebhaft durchdrungen iſt. Nur ein herrſchender Trieb nach Uebereinſtimmung kann und darf jenes tiefe Gefühl moraliſcher Widerſprüche und jenen glühenden Unwillen gegen moraliſche Verkehrtheit erzeugen, welcher in einem Juvenal, Lucian, Dante, Swift, Young, Rouſſeau, Haller und andern zur Begeiſterung wird. Die nehmlichen Dichter würden und müßten mit demſelben Glück auch in den rührenden und zärtlichen Gattungen gedichtet haben, wenn nicht zufällige Urſachen ihrem Gemüth frühe dieſe beſtimmte Richtung gegeben hätten; auch haben ſie es zum Theil wirklich gethan. Alle die hier genannten lebten entweder in einem ausgearteten Zeitalter und hatten eine ſchauderhafte Erfahrung moraliſcher Verderbniß vor Augen, oder eigene Schickſale hatten Bitterkeit in ihre Seele geſtreut. Auch der philoſophiſche Geiſt, da er mit unerbittlicher Strenge den Schein von dem Weſen trennt, und in die Tiefen der Dinge dringet, neigt das Gemüth zu dieſer Härte und Auſterität, mit welcher Rouſſeau, Haller und andre die Wirklichkeit mahlen. Aber dieſe äuſern und zufälligen Einflüſſe, welche immer einſchränkend wirken, dürfen höchſtens nur die Richtung beſtimmen, niemals den Innhalt der Begeiſterung hergeben. Dieſer muß in allen derſelbe ſeyn, und, rein von jedem äuſern Bedürfniß, aus einem glühenden Triebe für das Ideal hervorflieſſen, welcher durchaus der einzig wahre Beruf zu dem ſatyriſchen wie überhaupt zu dem ſentimentaliſchen Dichter iſt.

Wenn die pathetiſche Satyre nur erhabene Seelen kleidet, ſo kann die ſpottende Satyre nur einem ſchönen Herzen gelingen. Denn jene iſt ſchon durch ihren ernſten Gegenſtand vor der Frivolität geſichert; aber dieſe, die nur einen moraliſch gleichgültigen Stoff behandeln darf, würde unvermeidlich darein verfallen, und jede poetiſche Würde verlieren, wenn hier nicht die Behandlung den Innhalt veredelte und das Subjekt des Dichters nicht ſein Objekt verträte. Aber nur dem ſchönen Herzen iſt es verliehen, unabhängig von dem Gegenſtand ſeines Wirkens, in jeder ſeiner Aeußerungen ein vollendetes Bild von ſich ſelbſt abzuprägen. Der erhabene Charakter kann ſich nur in einzelnen Siegen über den Widerſtand der Sinne, nur in gewiſſen Momenten des Schwunges und einer augenblicklichen Anſtrengung kund thun; in der ſchönen Seele hingegen wirkt das Ideal als Natur, alſo gleichförmig, und kann mithin auch in einem Zuſtand der Ruhe ſich zeigen.

Es iſt mehrmals darüber geſtritten worden, welche von beyden, die Tragödie oder die Comödie vor der andern den Rang verdiene. Wird damit bloß gefragt, welche von beyden das wichtigere Objekt behandle, ſo iſt kein Zweifel, daß die erſtere den Vorzug behauptet; will man aber wiſſen, welche von beyden das wichtigere Subjekt erfodre, ſo muß der Ausſpruch eben ſo entſcheidend für die letztere ausfallen. In der Tragödie geſchieht ſchon durch den Gegenſtand ſehr viel, in der Comödie geſchieht durch den Gegenſtand nichts und alles durch den Dichter. Da nun bey Urtheilen des Geſchmacks der Stoff nie in Betrachtung kommt, ſo muß natürlicher weiſe der äſthetiſche Werth dieſer beyden Kunſtgattungen in umgekehrtem Verhältniß zu ihrer materiellen Wichtigkeit ſtehen. Den tragiſchen Dichter trägt ſein Objekt, der komiſche hingegen muß durch ſein Subjekt das ſeinige in der äſthetiſchen Höhe erhalten. Jener darf einen Schwung nehmen, wozu ſoviel eben nicht gehöret; der andre muß ſich gleich bleiben, er muß alſo ſchon dort ſeyn und dort zu Hauſe ſeyn, wohin der andre nicht ohne einen Anlauf gelangt. Und gerade das iſt es, worinn ſich der ſchöne Charakter von dem erhabenen unterſcheidet. In dem erſten iſt jede Größe ſchon enthalten, ſie fließt ungezwungen und mühelos aus ſeiner Natur, er iſt, dem Vermögen nach, ein Unendliches in jedem Punkte ſeiner Bahn; der andere kann ſich zu jeder Größe anſpannen und erheben, er kann durch die Kraft ſeines Willens aus jedem Zuſtande der Beſchränkung ſich reiſſen. Dieſer iſt alſo nur ruckweiſe und nur mit Anſtrengung frey, jener iſt es mit Leichtigkeit und immer.

Dieſe Freyheit des Gemüths in uns hervorzubringen und zu nähren, iſt die ſchöne Aufgabe der Comödie, ſo wie die Tragödie beſtimmt iſt, die Gemüthsfreyheit, wenn ſie durch einen Affekt gewaltſam aufgehoben worden, auf äſthetiſchem Weg wieder herſtellen zu helfen. In der Tragödie muß daher die Gemüthsfreyheit künſtlicherweiſe und als Experiment künſtlich aufgehoben werden, weil ſie in Herſtellung derſelben ihre poetiſche Kraft beweiſt; in der Comödie hingegen muß verhütet werden, daß es niemals zu jener Aufhebung der Gemüthsfreyheit komme. Daher behandelt der Tragödiendichter ſeinen Gegenſtand immer praktiſch, der Comödiendichter den ſeinigen immer theoretiſch; auch wenn jener (wie Leſſing in ſeinem Nathan) die Grille hätte einen theoretiſchen, dieſer, einen praktiſchen Stoff zu bearbeiten. Nicht das Gebieth aus welchem der Gegenſtand genommen, ſondern das Forum vor welches der Dichter ihn bringt, macht denſelben tragiſch oder komiſch. Der Tragiker muß ſich vor dem ruhigen Raiſonnement in Acht nehmen und immer das Herz intereſſieren, der Comiker muß ſich vor dem Pathos hüten und immer den Verſtand unterhalten. Jener zeigt alſo durch beſtändige Erregung, dieſer durch beſtändige Abwehrung der Leidenſchaft ſeine Kunſt; und dieſe Kunſt iſt natürlich auf beyden Seiten um ſo gröſſer, je mehr der Gegenſtand des Einen abſtrakter Natur iſt, und der des Andern ſich zum pathetiſchen neigt. * Wenn alſo die Tragödie von einem wichtigern Punkt ausgeht, ſo muß man auf der andern Seite geſtehen, daß die Comödie einem wichtigern Ziel entgegen geht, und ſie würde, wenn ſie es erreichte, alle Tragödie überflüßig und unmöglich machen. Ihr Ziel iſt einerley mit dem höchſten, wornach der Menſch zu ringen hat, frey von Leidenſchaft zu ſeyn, immer klar immer ruhig um ſich und in ſich zu ſchauen, überall mehr Zufall als Schickſal zu finden, und mehr über Ungereimtheit zu lachen als über Boßheit zu zürnen oder zu weinen.

---

* Im Nathan dem Weiſen iſt dieſes nicht geſchehen, hier hat die froſtige Natur des Stoffs das ganze Kunſtwerk erkältet. Aber Leſſing wußte ſelbſt, daß er kein Trauerſpiel ſchrieb, und vergaß nur, menſchlicher weiſe, in ſeiner eigenen Angelegenheit die in der Dramaturgie aufgeſtellte Lehre, daß der Dichter nicht befugt ſey, die tragiſche Form zu einem andern als tragiſchen Zweck anzuwenden. Ohne ſehr weſentliche Veränderungen würde es kaum möglich geweſen ſeyn, dieſes dramatiſche Gedicht in eine gute Tragödie umzuſchaffen; aber mit bloß zufälligen Veränderungen möchte es eine gute Comödie abgegeben haben. Dem letztern Zweck nehmlich hätte das Pathetiſche dem erſtern das Raiſonnirende aufgeopfert werden müſſen, und es iſt wohl keine Frage, auf welchem von beyden die Schönheit dieſes Gedichts am meiſten beruht.

Sklave.

Das mache du mit Andern aus. Mir gib
Den Brief zurücke!

Menelaus.

Nimmermehr.

Sklave.

Ich laſſe
Nicht eher ab —

Menelaus.

Nicht weiter, wenn dein Kopf
Nicht unter meinem Scepter bluten ſoll.

Sklave.

Mag's! Es iſt ehrenvoll, für ſeinen Herrn
Zu ſterben.

Menelaus.

Her den Brief! Dem Sklaven ziemen
So viele Worte nicht.

(Er entreißt ihm den Brief.)

Sklave (rufend).

O mein Gebieter!
Gewalt, Gewalt geſchieht uns, Agamemnon!
Gewaltſam reißt er deinen Brief mir aus
Den Händen. Menelaus will die Stimme
Der Billigkeit nicht hören, und entreißt
Mir deinen Brief!

Wie in dem handelnden Leben ſo begegnet es auch oft bey dichteriſchen Darſtellungen, den bloß leichten Sinn, das angenehme Talent, die fröhliche Gutmüthigkeit mit Schönheit der Seele zu verwechſeln, und da ſich der gemeine Geſchmack überhaupt nie über das Angenehme erhebt, ſo iſt es ſolchen *niedlichen* Geiſtern ein leichtes, jenen Ruhm zu uſurpieren, der ſo ſchwer zu verdienen iſt. Aber es giebt eine untrügliche Probe, vermittelſt deren man die Leichtigkeit des Naturells von der Leichtigkeit des Ideals, ſo wie die Tugend des Temperaments von der wahrhaften Sittlichkeit des Charakters unterſcheiden kann, und dieſe iſt, wenn beyde ſich an einem ſchwürigen und großen Objekte verſuchen. In einem ſolchen Fall geht das niedliche Genie unfehlbar in das Platte, ſo wie die Temperamentstugend in das Materielle, die wahrhaft ſchöne Seele hingegen geht eben ſo gewiß in die erhabene über.

So lange *Lucian* bloß die Ungereimtheit züchtigt, wie in den Wünſchen, in den Lapithen, in dem Jupiter, Tragödus u. a. bleibt er Spötter, und ergötzt uns mit ſeinem fröhlichen Humor; aber es wird ein ganz anderer Mann aus ihm in vielen Stellen ſeines Nigrinus, ſeines Timons, ſeines Alexander, wo ſeine Satyre auch die moraliſche Verderbniß trift. „Unglückſeliger", ſo beginnt er in ſeinem Nigrinus das empörende Gemählde des damaligen Roms, „warum verließeſt du das Licht der Sonne, Griechenland, und jenes glükliche Leben der Freyheit, und kammſt hieher in dieß Getümmel von prachtvoller Dienſtbarkeit, von Aufwartungen und Gaſtmälern, von Sykophanten, Schmeichlern, Giftmiſchern, Erbſchleichern und falſchen Freunden? u. ſ. w." Bey ſolchen und ähnlichen Anläſſen muß ſich der hohe Ernſt des Gefühls offenbaren, der allem Spiele, wenn es poetiſch ſeyn ſoll, zum Grunde liegen muß. Selbſt durch den boßhaften Scherz, womit ſowohl Lucian als Ariſtophanes den Sokrates mißhandeln, blickt eine ernſte Vernunft hervor, welche die Wahrheit an dem Sophiſten rächt, und für ein Ideal ſtreitet, das ſie nur nicht immer ausſpricht. Auch hat der erſte von beyden in ſeinem Diogenes und Dämonax dieſen Charakter gegen alle Zweifel gerechtfertigt; unter den Neuern welchen großen und ſchönen Charakter drückt nicht Cervantes bey jedem wurdigen Anlaß in ſeinem Don Quixote aus, welch ein herrliches Ideal mußte nicht in der Seele des Dichters leben, der einen Tom Jones und eine Sophia erſchuf, wie kann der Lacher Yorik ſobald er will unſer Gemüth ſo groß und ſo mächtig bewegen. Auch in unſerm Wieland erkenne ich dieſen Ernſt der Empfindung; ſelbſt die muthwilligen Spiele ſeiner Laune beſeelt und adelt die Grazie des Herzens; ſelbſt in den Rhythmus ſeines Geſanges drückt ſie ihr Gepräg, und nimmer fehlt ihm die Schwungkraft, uns, ſobald es gilt, zu dem Höchſten empor zu tragen.

Von der Voltairiſchen Satyre läßt ſich kein ſolches Urtheil fällen. Zwar iſt es auch bey dieſem Schriftſteller einzig nur die Wahrheit und Simplicität der Natur, wodurch er uns zuweilen poetiſch rührt; es ſey nun, daß er ſie in einem naiven Charakter wirklich erreiche, wie mehrmal in ſeinem Ingenu, oder daß er ſie, wie in ſeinem Candide u. a. ſuche und räche. Wo keines von beyden der Fall iſt, da kann er uns zwar als witziger Kopf beluſtigen, aber gewiß nicht als Dichter bewegen. Aber ſeinem Spott liegt überall zu wenig Ernſt zum

Grunde, und dieſes macht ſeinen Dichterberuf mit Recht verdächtig. Wir begegnen immer nur ſeinem Verſtande, nicht ſeinem Gefühl. Es zeigt ſich kein Ideal unter jener luſtigen Hülle, und kaum etwas abſolut Feſtes in jener ewigen Bewegung. Seine wunderbare Mannichfaltigkeit in äuſern Formen, weit entfernt für die innere Fülle ſeines Geiſtes etwas zu beweiſen, legt vielmehr ein bedenkliches Zeugniß dagegen ab, denn ungeachtet aller jener Formen hat er auch nicht Eine gefunden, worinn er ein Herz hätte abdrücken können. Beynahe muß man alſo fürchten, es war in dieſem reichen Genius nur die Armuth des Herzens, die ſeinen Beruf zur Satyre beſtimmte. Wäre es anders, ſo hätte er doch irgend auf ſeinem weiten Weg aus dieſem engen Geleiſe treten müſſen. Aber bey allem noch ſo groſen Wechſel des Stoffes und der äuſern Form ſehen wir dieſe innere Form in ewigem, dürftigem Einerley wiederkehren, und trotz ſeiner voluminöſen Laufbahn hat er doch den Kreis der Menſchheit in ſich ſelbſt nicht erfüllt, den man in den obenerwähnten Satyrikern mit Freuden durchlaufen findet.

Elegiſche Dichtung.

Setzt der Dichter die Natur der Kunſt und das Ideal der Wirklichkeit ſo entgegen, daß die Darſtellung des erſten überwiegt, und das Wohlgefallen an demſelben herrſchende Empfindung wird, ſo nenne ich ihn elegiſch. Auch dieſe Gattung hat wie die Satyre zwey Klaſſen unter ſich. Entweder iſt die Natur und das Ideal ein Gegenſtand der Trauer, wenn jene als verloren, dieſes als unerreicht dargeſtellt wird. Oder beyde ſind ein Gegenſtand der

Freude, indem ſie als wirklich vorgeſtellt werden. Das erſte giebt die Elegie in engerer, das andre die Idylle in weiteſter Bedeutung. *

* Daß ich die Benennungen Satyre, Elegie und Idylle in einem weitern Sinne gebrauche, als gewöhnlich geſchieht, werde ich bey Leſern, die tiefer in die Sache dringen, kaum zu verantworten brauchen. Meine Abſicht dabey iſt keineswegs die Grenzen zu verrücken, welche die bisherige Obſervanz ſowohl der Satyre und Elegie als der Idylle mit gutem Grunde geſteckt hat; ich ſehe bloß auf die in dieſen Dichtungsarten herrſchende Empfindungsweiſe, und es iſt ja bekannt genug, daß dieſe ſich keineswegs in jene engen Grenzen einſchlieſſen läßt. Elegiſch rührt uns nicht bloß die Elegie, welche ausſchließlich ſo genannt wird: auch der dramatiſche und epiſche Dichter können uns auf elegiſche Weiſe bewegen. In der Meßiade, in Thomſons Jahrszeiten, im verlorenen Paradieß, im befreyten Jeruſalem finden wir mehrere Gemählde, die ſonſt nur der Idylle, der Elegie, der Satyre eigen ſind. Eben ſo, mehr oder weniger, faſt in jedem pathetiſchen Gedichte. Daß ich aber die Idylle ſelbſt zur elegiſchen Gattung rechne, ſcheint eher einer Rechtfertigung zu bedürfen. Man erinnere ſich aber, daß hier nur von derjenigen Idylle die Rede iſt, welche eine Species der ſentimentaliſchen Dichtung iſt, zu deren Weſen es gehört, daß die Natur der Kunſt und das Ideal der Wirklichkeit entgegen geſetzt werde. Geſchieht dieſes auch nicht ausdrücklich von dem Dichter, und ſtellt er das Gemählde der unverdorbenen Natur oder des erfüllten Ideales rein und ſelbſtſtändig vor unſere An-

Wie der Unwille bey der pathetiſchen und wie der Spott bey der ſcherzhaften Satyre, ſo darf bey der Elegie die Trauer nur aus einer, durch das Ideal erweckten Begeiſterung fließen. Dadurch allein erhält die Elegie poetiſchen Gehalt, und jede andere Quelle derſelben iſt völlig

---

gen, ſo iſt jener Gegenſatz doch in ſeinem Herzen, und wird ſich, auch ohne ſeinen Willen, in jedem Pinſelſtrich verrathen. Ja wäre dieſes nicht, ſo würde ſchon die Sprache, deren er ſich bedienen muß, weil ſie den Geiſt der Zeit an ſich trägt und den Einfluß der Kunſt erfahren, uns die Wirklichkeit mit ihren Schranken, die Kultur mit ihrer Künſteley in Erinnerung bringen; ja unſer eigenes Herz würde jenem Bilde der reinen Natur die Erfahrung der Verderbniß gegenüber ſtellen, und ſo die Empfindungsart, wenn auch der Dichter es nicht darauf angelegt hätte, in uns elegiſch machen. Dieß letztere iſt ſo unvermeidlich, daß ſelbſt der höchſte Genuß, den die ſchönſten Werke der naiven Gattung aus alten und neuen Zeiten dem kultivierten Menſchen gewähren, nicht lange rein bleibt, ſondern früher oder ſpäter von einer elegiſchen Empfindung begleitet ſeyn wird. Schließlich bemerke ich noch, daß die hier verſuchte Eintheilung, eben deßwegen weil ſie ſich bloß auf den Unterſchied in der Empfindungsweiſe gründet, in der Eintheilung der Gedichte ſelbſt und der Ableitung der poetiſchen Arten ganz und gar nichts beſtimmen ſoll; denn da der Dichter, auch in demſelben Werke, keineswegs an dieſelbe Empfindungsweiſe gebunden iſt, ſo kann jene Eintheilung nicht davon, ſondern muß von der Form der Darſtellung hergenommen werden.

unter der Würde der Dichtkunſt. Der elegiſche Dichter ſucht die Natur, aber in ihrer Schönheit, nicht bloß in ihrer Annehmlichkeit, in ihrer Uebereinſtimmung mit Ideen, nicht bloß in ihrer Nachgiebigkeit gegen das Bedürfniß. Die Trauer über verlorne Freuden, über das der Welt verſchwundene goldene Alter, über das entflohene Glück der Jugend, der Liebe u. ſ. w. kann nur alsdann der Stoff zu einer elegiſchen Dichtung werden, wenn jene Zuſtände ſinnlichen Friedens zugleich als Gegenſtände moraliſcher Harmonie ſich vorſtellen laſſen. Ich kann deßwegen die Klaggeſänge des Ovid, die er aus ſeinem Verbannungsort am Euxin anſtimmt, wie rührend ſie auch ſind, und wie viel Dichteriſches auch einzelne Stellen haben, im Ganzen nicht wohl als ein poetiſches Werk betrachten. Es iſt viel zu wenig Energie, viel zu wenig Geiſt und Adel in ſeinem Schmerz. Das Bedürfniß, nicht die Begeiſterung ſtieß jene Klagen aus; es athmet darinn, wenn gleich keine gemeine Seele, doch die gemeine Stimmung eines edleren Geiſtes, den ſein Schickſal zu Boden drückte. Zwar wenn wir uns erinnern, daß es Rom, und das Rom des Auguſtus iſt, um das er trauert, ſo verzeyhen wir dem Sohn der Freude ſeinen Schmerz; aber ſelbſt das herrliche Rom mit allen ſeinen Glückſeligkeiten iſt, wenn nicht die Einbildungkraft es erſt veredelt, bloß eine endliche Größe, mithin ein unwürdiges Objekt für die Dichtkunſt, die erhaben über alles, was die Wirklichkeit aufſtellt, nur das Recht hat, um das Unendliche zu trauern.

Der Inhalt der dichteriſchen Klage kann alſo niemals ein äußrer, jederzeit nur ein innerer idealiſcher Gegenſtand ſeyn; ſelbſt wenn ſie einen Verluſt in der Wirklichkeit betrauert, muß ſie ihn erſt zu einem idealiſchen umſchaffen. In dieſer Reduktion des Beſchränkten auf ein Unendliches beſteht eigentlich die poetiſche Behandlung. Der äuſſere Stoff iſt daher an ſich ſelbſt immer gleichgültig, weil ihn die Dichtkunſt niemals ſo brauchen kann, wie ſie ihn findet, ſondern nur durch das, was ſie ſelbſt daraus macht, ihm die poetiſche Würde giebt. Der elegiſche Dichter ſucht die Natur aber als eine Idee und in einer Vollkommenheit, in der ſie nie exiſtirt hat, wenn er ſie gleich als etwas da geweſenes und nun verlorenes beweint. Wenn uns Oſſian von den Tagen erzählt, die nicht mehr ſind, und von den Helden, die verſchwunden ſind, ſo hat ſeine Dichtungskraft jene Bilder der Erinnerung längſt in Ideale, jene Helden in Götter umgeſtaltet. Die Erfahrungen eines beſtimmten Verluſtes haben ſich zur Idee der allgemeinen Vergänglichkeit erweitert, und der gerührte Barde, den das Bild des allgegenwärtigen Ruins verfolgt, ſchwingt ſich zum Himmel auf, um dort in dem Sonnenlauf ein Sinnbild des Unvergänglichen zu finden. *

Ich wende mich ſogleich zu den neuern Poeten in der elegiſchen Gattung. Rouſſeau, als Dichter, wie als Philoſoph, hat keine andere Tendenz als die Natur entweder zu ſuchen, oder an der Kunſt zu rächen. Je nachdem ſich ſein Gefühl entweder bey der einen oder der andern verweilt, finden wir ihn bald elegiſch gerührt, bald zu Juvenaliſcher Satyre begeiſtert, bald, wie in ſeiner Julie, in das Feld der Idylle entzückt. Seine Dichtungen haben unwiderſprechlich poetiſchen Gehalt, da ſie ein Ideal behandeln, nur weiß er denſelben nicht auf poetiſche

---

* Man leſe z. B. das trefliche Gedicht Charton betitelt.

Weiſe zu gebrauchen. Sein ernſter Charakter läßt ihn zwar nie zur Frivolität herabſinken, aber erlaubt ihm auch nicht, ſich bis zum poetiſchen Spiel zu erheben. Bald durch Leidenſchaft, bald durch Abſtraktion angeſpannt, bringt er es ſelten oder nie zu der äſthetiſchen Freyheit, welche der Dichter ſeinem Stoff gegenüber behaupten, ſeinem Leſer mittheilen muß. Entweder es iſt ſeine kranke Empfindlichkeit, die über ihn herrſchet, und ſeine Gefühle bis zum Peinlichen treibt; oder es iſt ſeine Denkkraft, die ſeiner Imagination Feſſeln anlegt und durch die Strenge des Begriffs die Anmuth des Gemähldes vernichtet. Beyde Eigenſchaften, deren innige Wechſelwirkung und Vereinigung den Poeten eigentlich ausmacht, finden ſich bey dieſem Schriftſteller in ungewöhnlich hohem Grad, und nichts fehlt, als daß ſie ſich auch wirklich miteinander vereinigt äuſſerten, daß ſeine Selbſtthätigkeit ſich mehr in ſein Empfinden, daß ſeine Empfänglichkeit ſich mehr in ſein Denken miſchte. Daher iſt auch in dem Ideale, das er von der Menſchheit aufſtellt, auf die Schranken derſelben zu viel, auf ihr Vermögen zu wenig Rückſicht genommen, und überall mehr ein Bedürfniß nach phyſiſcher Ruhe als nach moraliſcher Uebereinſtimmung darinn ſichtbar. Seine leidenſchaftliche Empfindlichkeit iſt Schuld, daß er die Menſchheit, um nur des Streits in derſelben recht bald los zu werden, lieber zu der geiſtloſen Einförmigkeit des erſten Standes zurückgeführt, als jenen Streit in der geiſtreichen Harmonie einer völlig durchgeführten Bildung geendigt ſehen, daß er die Kunſt lieber gar nicht anfangen laſſen, als ihre Vollendung erwarten will, kurz, daß er das Ziel lieber niedriger ſteckt, und das Ideal lieber herabſetzt, um es nur deſto ſchneller, um es nur deſto ſicherer zu erreichen.

Unter Deutſchlands Dichtern in dieſer Gattung w
ich hier nur *Hallers*, *Kleiſts* und *Klopſtocks*
wähnen. Der Charakter ihrer Dichtung iſt ſentimen
liſch; durch Ideen rühren ſie uns, nicht durch ſinnli
Wahrheit, nicht ſowohl weil ſie ſelbſt Natur ſind,
weil ſie uns für Natur zu begeiſtern wiſſen. Was
deſſen von dem Charakter ſowohl dieſer als aller ſentim
taliſchen Dichter *im Ganzen* wahr iſt, ſchließt nat
licherweiſe darum keineswegs das Vermögen aus,
Einzelnen uns durch naive Schönheit zu rühren: oh
das würden ſie überall keine Dichter ſeyn. Nur ihr
gentlicher und herrſchender Charakter iſt es nicht,
ruhigem, einfältigem und leichtem Sinn zu empfang
und das Empfangene eben ſo wieder darzuſtellen.
willkührlich drängt ſich die Phantaſie der Anſchauun
die Denkkraft der Empfindung zuvor und man verſchli
Auge und Ohr, um betrachtend in ſich ſelbſt zu verſink
Das Gemüth kann keinen Eindruck erleiden, ohne ſogle
ſeinem eigenen Spiel zuzuſehen, und was es in ſich h
durch Reflexion ſich gegenüber und aus ſich herauszuſ
len. Wir erhalten auf dieſe Art nie den Gegenſtand,
was der reflektierende Verſtand des Dichters aus dem
genſtand machte, und ſelbſt dann, wenn der Dichter ſel
dieſer Gegenſtand iſt, wenn er uns ſeine Empfindung
darſtellen will, erfahren wir nicht ſeinen Zuſtand unm
telbar und aus der erſten Hand, ſondern wie ſich derſel
in ſeinem Gemüth reflektiert, was er als Zuſchauer ſei
ſelbſt darüber gedacht hat. Wenn Haller den Tod ſei
Gattin betrauert (man kennt das ſchöne Lied) und folg
dermaaßen anfängt:

Soll ich von deinem Tode ſingen
O Mariane welch ein Lied!
Wenn Seufzer mit den Worten ringen
Und ein Begriff den andern flieht ꝛc.

ſo finden wir dieſe Beſchreibung genau wahr, aber wir fühlen auch, daß uns der Dichter nicht eigentlich ſeine Empfindungen, ſondern ſeine Gedanken darüber mittheilt. Er rührt uns deßwegen auch weit ſchwächer, weil er ſelbſt ſchon ſehr viel erkältet ſeyn mußte, um ein Zuſchauer ſeiner Rührung zu ſeyn.

Schon der größtentheils überſinnliche Stoff der Halleriſchen und zum Theil auch der Klopſtockiſchen Dichtungen ſchließt ſie von der naiven Gattung aus; ſobald daher jener Stoff überhaupt nur poetiſch bearbeitet werden ſollte, ſo mußte er, da er keine körperliche Natur annehmen und folglich kein Gegenſtand der ſinnlichen Anſchauung werden konnte, ins Unendliche hinübergeführt und zu einem Gegenſtand der geiſtigen Anſchauung erhoben werden. Ueberhaupt läßt ſich nur in dieſem Sinne eine didaktiſche Poeſie ohne innern Widerſpruch denken; denn, um es noch einmal zu wiederhohlen, nur dieſe zwey Felder beſitzt die Dichtkunſt; entweder ſie muß ſich in der Sinnenwelt oder ſie muß ſich in der Ideenwelt aufhalten, da ſie im Reich der Begriffe oder in der Verſtandeswelt ſchlechterdings nicht gedeihen kann. Noch, ich geſtehe es, kenne ich kein Gedicht in dieſer Gattung, weder aus älterer noch neuerer Litteratur, welches den Begriff, den es bearbeitet, rein und vollſtändig entweder bis zur Individualität herab oder bis zur Idee hinaufgeführt hätte. Der gewöhnliche Fall iſt, wenn es noch glücklich

Zweiter Auftritt.

Agamemnon zu den Vorigen.

Agamemnon.

Wer lärmt ſo vor den Thoren?
Was für ein unanſtändig Schrein?

Sklave.

Mich, Herr,
Nicht dieſen mußt du hören. *

Agamemnon (zu Menelaus).

Nun, was ſchiltſt
Du dieſen Mann und zerrſt ihn ſo gewaltſam
Herum?

Menelaus.

Erſt ſieh mir in's Geſicht; antworten
Werd' ich nachher.

Agamemnon.

Ich — ein Sohn Atreus — ſoll
Etwa die Augen vor dir niederſchlagen?

Menelaus.

Siehſt du dies Blatt, das ein verdammliches
Geheimniß birgt?

Agamemnon.

Gib es zurück, dann ſprich!

Menelaus.

Nicht eher, bis das ganze Heer erfahren,
Wovon es handelt.

---

* Es muß angenommen werden, daß der Sklave ſich hier zurückzieht oder auch ganz entfernt.

geht, daß zwiſchen beyden abgewechſelt wird, während daß der abſtrakte Begriff herrſchet, und daß der Einbildungskraft, welche auf dem poetiſchen Felde zu gebieten haben ſoll, bloß verſtattet wird, den Verſtand zu bedienen. Dasjenige didaktiſche Gedicht, worinn der Gedanke ſelbſt poetiſch wäre, und es auch bliebe, iſt noch zu erwarten.

Was hier im allgemeinen von allen Lehrgedichten geſagt wird, gilt auch von den Halleriſchen insbeſondere. Der Gedanke ſelbſt iſt kein dichteriſcher Gedanke, aber die Ausführung wird es zuweilen, bald durch den Gebrauch der Bilder bald durch den Aufſchwung zu Ideen. Nur in der letztern Qualität gehören ſie hieher. Kraft und Tiefe und ein pathetiſcher Ernſt charakteriſiren dieſen Dichter. Von einem Ideal iſt ſeine Seele entzündet, und ſein glühendes Gefühl für Wahrheit ſucht in den ſtillen Alpenthälern die aus der Welt verſchwundene Unſchuld. Tiefrührend iſt ſeine Klage, mit energiſcher, faſt bittrer Satyre zeichnet er die Verirrungen des Verſtandes und Herzens und mit Liebe die ſchöne Einfalt der Natur. Nur überwiegt überall zu ſehr der Begriff in ſeinen Gemählden, ſo wie in ihm ſelbſt der Verſtand über die Empfindung den Meiſter ſpielt. Daher lehrt er durchgängig mehr als er darſtellt, und ſtellt durchgängig mit mehr kräftigen als lieblichen Zügen dar. Er iſt groß, kühn, feurig, erhaben; zur Schönheit aber hat er ſich ſelten oder niemals erhoben.

An Ideengehalt und an Tiefe des Geiſtes ſteht Kleiſt dieſem Dichter um vieles nach; an Anmuth möchte er ihn übertreffen, wenn wir ihm anders nicht, wie zuweilen geſchieht, einen Mangel auf der einen Seite für eine

Stärke auf der andern anrechnen. Kleiſts gefühlvolle Seele ſchwelgt am liebſten im Anblick ländlicher Scenen und Sitten. Er flieht gerne das leere Geräuſch der Geſellſchaft und findet im Schooß der lebloſen Natur die Harmonie und den Frieden, den er in der moraliſchen Welt vermißt. Wie rührend iſt ſeine Sehnſucht nach Ruhe! * Wie wahr und gefühlt, wenn er ſingt:

„O Welt du biſt des wahren Lebens Grab.
Oft reitzet mich ein heißer Trieb zur Tugend,
Für Wehmuth rollt ein Bach die Wang' herab,
Das Beyſpiel ſiegt und du o Feuer der Jugend.
Ihr trocknet bald die edeln Thränen ein.
Ein wahrer Menſch muß fern von Menſchen ſeyn.“

Aber hat ihn ſein Dichtungstrieb aus dem einengenden Kreis der Verhältniſſe heraus in die geiſtreiche Einſamkeit der Natur geführt, ſo verfolgt ihn auch noch biß hieher das ängſtliche Bild des Zeitalters und leider auch ſeine Feſſeln. Was er fliehet, iſt in ihm, was er ſuchet, iſt ewig auſſer ihm; nie kann er den üblen Einfluß ſeines Jahrhunderts verwinden. Iſt ſein Herz gleich feurig, ſeine Phantaſie gleich energiſch genug, die todten Gebilde des Verſtandes durch die Darſtellung zu beſeelen, ſo entſeelt der kalte Gedanke eben ſo oft wieder die lebendige Schöpfung der Dichtungskraft, und die Reflexion ſtört das geheime Werk der Empfindung. Bunt zwar und prangend wie der Frühling, den er beſang, iſt ſeine Dichtung, ſeine Phantaſie iſt rege und thätig, doch möchte man ſie eher veränderlich als reich, eher ſpielend als

---

* Man ſehe das Gedicht dieſes Nahmens in ſeinen Werken.

ſchaffend, eher unruhig fortſchreitend als ſammelnd und bildend nennen. Schnell und üppig wechſeln Züge auf Züge, aber ohne ſich zum Individuum zu concentrieren, ohne ſich zum Leben zu füllen und zur Geſtalt zu runden. Solange er bloß lyriſch dichtet und bloß bey landſchaftlichen Gemählden verweilt, läßt uns theils die größere Freyheit der lyriſchen Form, theils die willkührlichere Beſchaffenheit ſeines Stoffs dieſen Mangel überſehen, indem wir hier überhaupt mehr die Gefühle des Dichters als den Gegenſtand ſelbſt dargeſtellt verlangen. Aber der Fehler wird nur allzu merklich, wenn er ſich, wie in ſeinem Ciſſides und Paches, und in ſeinem Seneka, heraus nimmt, Menſchen und menſchliche Handlung darzuſtellen; weil hier die Einbildungskraft ſich zwiſchen feſten und nothwendigen Grenzen eingeſchloſſen ſieht, und der poetiſche Effekt nur aus dem Gegenſtand hervorgehen kann. Hier wird er dürftig, langweilig, mager und bis zum Unerträglichen froſtig: ein warnendes Beyſpiel für alle, die ohne innern Beruf aus dem Felde muſikaliſcher Poeſie in das Gebiet der bildenden ſich verſteigen. Einem verwandten Genie, dem Thomſon, iſt die nehmliche Menſchlichkeit begegnet.

In der ſentimentaliſchen Gattung und beſonders in dem elegiſchen Theil derſelben möchten wenige aus den neuern und noch wenigere aus den ältern Dichtern mit unſerm Klopſtock zu vergleichen ſeyn. Was nur immer, außerhalb den Grenzen lebendiger Form und außer dem Gebiete der Individualität, im Felde der Idealität zu erreichen iſt, iſt von dieſem muſikaliſchen Dichter geleiſtet. * Zwar würde man ihm großes Unrecht thun,

---

* Ich ſage muſikaliſchen, um hier an die doppelte Ver-

wenn man ihm jene individuelle Wahrheit und Lebendigkeit, womit der naive Dichter ſeinen Gegenſtand ſchildert, überhaupt abſprechen wollte. Viele ſeiner Oden, mehrere einzelne Züge in ſeinen Dramen und in ſeinem Meſſias ſtellen den Gegenſtand mit treffender Wahrheit und in ſchöner Umgrenzung dar; da beſonders, wo der Gegenſtand ſein eigenes Herz iſt, hat er nicht ſelten eine große Natur, eine reitzende Naivetät bewieſen. Nur liegt hierinn ſeine Stärke nicht, nur möchte ſich dieſe Eigenſchaft nicht durch das Ganze ſeines dichteriſchen Kreiſes durchführen laſſen. So eine herrliche Schöpfung die Meſſiade in muſikaliſch poetiſcher Rückſicht, nach der oben gegebenen Beſtimmung, iſt, ſo vieles läßt ſie in plaſtiſch poetiſcher noch zu wünſchen übrig, wo man beſtimmte und für die Anſchauung beſtimmte Formen erwartet. Beſtimmt genug möchten vielleicht

wandtſchaft der Poeſie mit der Tonkunſt und mit der bildenden Kunſt zu erinnern. Je nachdem nehmlich die Poeſie entweder einen beſtimmten Gegenſtand nachahmt, wie die bildenden Künſte thun, oder je nachdem ſie, wie die Tonkunſt, bloß einen beſtimmten Zuſtand des Gemüths hervorbringt, ohne dazu eines beſtimmten Gegenſtandes nöthig zu haben, kann ſie bildend (plaſtiſch) oder muſikaliſch genannt werden. Der letztere Ausdruck bezieht ſich alſo nicht bloß auf dasjenige, was in der Poeſie, wirklich und der Materie nach, Muſik iſt, ſondern überhaupt auf alle diejenigen Effekte derſelben, die ſie hervorzubringen vermag, ohne die Einbildungskraft durch ein beſtimmtes Objekt zu beſchränken; und in dieſem Sinne nenne ich Klopſtock vorzugsweiſe einen muſikaliſchen Dichter.

noch die Figuren in dieſem Gedichte ſeyn, aber nicht für die Anſchauung; nur die Abſtraktion hat ſie erſchaffen, nur die Abſtraktion kann ſie unterſcheiden. Sie ſind gute Exempel zu Begriffen, aber keine Individuen, keine lebende Geſtalten. Der Einbildungskraft, an die doch der Dichter ſich wenden, und die er durch die durchgängige Beſtimmtheit ſeiner Formen beherrſchen ſoll, iſt es viel zu ſehr frey geſtellt, auf was Art ſie ſich dieſe Menſchen und Engel, dieſe Götter und Satane, dieſen Himmel und dieſe Hölle verſinnlichen will. Es iſt ein Umriß gegeben, innerhalb deſſen der Verſtand ſie nothwendig denken muß, aber keine feſte Grenze iſt geſetzt, innerhalb deren die Phantaſie ſie nothwendig darſtellen müßte. Was ich hier von den Charakteren ſage, gilt von allem, was in dieſem Gedichte Leben und Handlung iſt oder ſeyn ſoll; und nicht bloß in dieſer Epopee, auch in den dramatiſchen Poeſien unſers Dichters. Für den Verſtand iſt alles treflich beſtimmt und begrenzet (ich will hier nur an ſeinen Judas, ſeinen Pilatus, ſeinen Philo, ſeinen Salomo, im Trauerſpiel dieſes Nahmens erinnern) aber es iſt viel zu formlos für die Einbildungskraft und hier, ich geſtehe es frey heraus, finde ich dieſen Dichter ganz und gar nicht in ſeiner Sphäre.

Seine Sphäre iſt immer das Ideenreich, und ins Unendliche weiß er alles, was er bearbeitet, hinüber zu führen. Man möchte ſagen, er ziehe allem, was er behandelt, den Körper aus, um es zu Geiſt zu machen, ſo wie andre Dichter alles geiſtige mit einem Körper bekleiden. Beynahe jeder Genuß, den ſeine Dichtungen gewähren, muß durch eine Uebung der Denkkraft errungen werden; alle Gefühle, die er, und zwar ſo innig und ſo mächtig in uns zu erregen weiß, ſtrömen aus überſinnlichen Quellen hervor. Daher dieſer Ernſt, dieſe Kraft, dieſer Schwung, dieſe Tiefe, die alles charakteriſieren, was von ihm kommt; daher auch dieſe immerwährende Spannung des Gemüths, in der wir bey Leſung deſſelben erhalten werden. Kein Dichter (Young etwa ausgenommen, der darinn mehr fodert als Er, aber ohne es, wie er thut, zu vergüten) dürfte ſich weniger zum Liebling und zum Begleiter durchs Leben ſchicken, als gerade Klopſtock, der uns immer nur aus dem Leben herausführt, immer nur den Geiſt unter die Waffen ruft, ohne den Sinn mit der ruhigen Gegenwart eines Objekts zu erquicken. Keuſch, überirrdiſch, unkörperlich, heilig wie ſeine Religion iſt ſeine dichteriſche Muſe, und man muß mit Bewunderung geſtehen, daß er, wiewohl zuweilen in dieſen Höhen verirret, doch niemals davon herabgeſunken iſt. Ich bekenne daher unverhohlen, daß mir für den Kopf desjenigen etwas bange iſt, der wirklich und ohne Affektation dieſen Dichter zu ſeinem Lieblingsbuche machen kann; zu einem Buche nehmlich, bey dem man zu jeder Lage ſich ſtimmen, zu dem man aus jeder Lage zurückkehren kann; auch, dächte ich, hätte man in Deutſchland Früchte genug von ſeiner gefährlichen Herrſchaft geſehen. Nur in gewiſſen exaltierten Stimmungen des Gemüths kann er geſucht und empfunden werden; deswegen iſt er auch der Abgott der Jugend, obgleich bey weitem nicht ihre glücklichſte Wahl. Die Jugend, die immer über das Leben hinausſtrebt, die alle Form fliehet, und jede Grenze zu enge findet, ergeht ſich mit Liebe und Luſt in den endloſen Räumen, die ihr von dieſem Dichter aufgethan werden. Wenn dann der Jüngling Mann wird, und aus dem Reiche der Ideen in die Grenzen der

Erfahrung zurückkehrt, ſo verliert ſich vieles, ſehr vieles von jener enthuſiaſtiſchen Liebe, aber nichts von der Achtung, die man einer ſo einzigen Erſcheinung, einem ſo außerordentlichen Genius, einem ſo ſehr veredelten Gefühl, die der Deutſche beſonders einem ſo hohen Verdienſte ſchuldig iſt.

Ich nannte dieſen Dichter vorzugsweiſe in der elegiſchen Gattung groß, und kaum wird es nöthig ſeyn, dieſes Urtheil noch beſonders zu rechtfertigen. Fähig zu jeder Energie und Meiſter auf dem ganzen Felde ſentimentaliſcher Dichtung kann er uns bald durch das höchſte Pathos erſchüttern, bald in himmliſch ſüße Empfindungen wiegen; aber zu einer hohen geiſtreichen Wehmuth neigt ſich doch überwiegend ſein Herz, und wie erhaben auch ſeine Harfe, ſeine Lyra tönt, ſo werden die ſchmelzenden Töne ſeiner Laute doch immer wahrer und tiefer und beweglicher klingen. Ich berufe mich auf jedes rein geſtimmte Gefühl, ob es nicht alles Kühne und Starke, alle Fictionen, alle prachtvollen Beſchreibungen, alle Muſter oratoriſcher Beredtſamkeit im Meſſias, alle ſchimmernden Gleichniſſe, worinn unſer Dichter ſo vorzüglich glücklich iſt, für die zarten Empfindungen hingeben würde, welche in der Elegie an Ebert, in dem herrlichen Gedicht Bardale, den frühen Gräbern, der Sommernacht, dem Zürcher See und mehrere andere aus dieſer Gattung athmen. So iſt mir die Meſſiade als ein Schatz elegiſcher Gefühle und idealiſcher Schilderungen theuer, wie wenig ſie mich auch als Darſtellung einer Handlung und als ein epiſches Werk befriedigt.

Vielleicht ſollte ich, ehe ich dieſes Gebiet verlaſſe, auch noch an die Verdienſte eines Uz, Denis, Geßner (in ſeinem Tod Abels) Jacobi, von Gerſtenberg, eines Hölty, von Göckingk, und mehrerer andern in dieſer Gattung erinnern, welche alle uns durch Ideen rühren, und, in der oben feſtgeſetzten Bedeutung des Worts, ſentimentaliſch gedichtet haben. Aber mein Zweck iſt nicht, eine Geſchichte der deutſchen Dichtkunſt zu ſchreiben, ſondern das oben geſagte durch einige Beyſpiele aus unſrer Litteratur klar zu machen. Die Verſchiedenheit des Weges wollte ich zeigen, auf welchem alte und moderne, naive und ſentimentaliſche Dichter zu dem nehmlichen Ziele gehen — daß, wenn uns jene durch Natur, Individualität und lebendige Sinnlichkeit rühren, dieſe durch Ideen und hohe Geiſtigkeit eine eben ſo große, wenn gleich keine ſo ausgebreitete, Macht über unſer Gemüth beweiſen.

An den bisherigen Beyſpielen hat man geſehen, wie der ſentimentaliſche Dichtergeiſt einen natürlichen Stoff behandelt; man könnte aber auch intereſſiert ſeyn zu wiſſen, wie der naive Dichtergeiſt mit einem ſentimentaliſchen Stoff verfährt. Völlig neu und von einer ganz eigenen Schwierigkeit ſcheint dieſe Aufgabe zu ſeyn, da in der alten und naiven Welt ein ſolcher Stoff ſich nicht vorfand, in der neuen aber der Dichter dazu fehlen möchte. Dennoch hat ſich das Genie auch dieſe Aufgabe gemacht, und auf eine bewundernswürdig glückliche Weiſe aufgelößt. Ein Charakter, der mit glühender Empfindung ein Ideal umfaßt, und die Wirklichkeit fliehet, um nach einem weſenloſen Unendlichen zu ringen, der was er in ſich ſelbſt unaufhörlich zerſtört, unaufhörlich auſſer ſich ſuchet, dem nur ſeine Träume das Reelle, ſeine Erfahrungen ewig nur Schranken ſind, der endlich in ſeinem eigenen Daſeyn nur eine Schranke ſieht, und auch dieſe, wie billig iſt, noch einreißt, um zu der wahren Realität durchzudringen — dieſes gefährliche Extrem des ſentimentaliſchen Charakters iſt der Stoff eines Dichters geworden, in welchem die Natur getreuer und reiner als in irgend einem andern wirkt, und der ſich unter modernen Dichtern vielleicht am wenigſten von der ſinnlichen Wahrheit der Dinge entfernt.

Es iſt intereſſant zu ſehen, mit welchem glücklichen Inſtinkt alles was dem ſentimentaliſchen Charakter Nahrung giebt, im Werther zuſammengedrängt iſt; ſchwärmeriſche unglückliche Liebe, Empfindſamkeit für Natur, Religionsgefühle, philoſophiſcher Contemplationsgeiſt, endlich, um nichts zu vergeſſen, die düſtre, geſtaltloſe, ſchwermüthige Oſſianiſche Welt. Rechnet man dazu, wie wenig empfehlend, ja wie feindlich die Wirklichkeit dagegen geſtellt iſt, und wie von auſſen her alles ſich vereinigt, den Gequälten in ſeine Idealwelt zurückzudrängen, ſo ſieht man keine Möglichkeit, wie ein ſolcher Charakter aus einem ſolchen Kreiſe ſich hätte retten können. In dem Taſſo des nehmlichen Dichters kehrt der nehmliche Gegenſatz, wiewohl in ganz verſchiedenen Charakteren; ſelbſt in ſeinem neueſten Roman ſtellt ſich, ſo wie in jenem erſten, der poetiſierende Geiſt dem nüchternen Gemeinſinn, das Ideale dem Wirklichen, die ſubjektive Vorſtellungsweiſe der objektiven — — aber mit welcher Verſchiedenheit! entgegen: ſogar im Fauſt treffen wir den nehmlichen Gegenſatz, freylich wie auch der Stoff dieß erfoderte, auf beyden Seiten ſehr vergröbert und materialiſiert wieder an; es verlohnte wohl der Mühe, eine pſychologiſche Entwicklung dieſes auf vier ſo verſchiedne Arten ſpecificierten Charakters zu verſuchen.

Es iſt oben bemerkt worden, daß die bloß leichte und joviale Gemüthsart, wenn ihr nicht eine innere Ideenfülle zum Grund liegt, noch gar keinen Beruf zur ſcherzhaften Satyre abgebe, ſo freygebig ſie auch im gewöhnlichen Urtheil dafür genommen wird; eben ſo wenig Beruf giebt die bloß zärtliche Weichmüthigkeit und Schwermuth zur elegiſchen Dichtung. Beyden fehlt zu dem wahren Dichtertalente das energiſche Princip, welches den Stoff beleben muß, um das wahrhaft ſchöne zu erzeugen. Produkte dieſer zärtlichen Gattung können uns daher bloß ſchmelzen und ohne das Herz zu erquicken und den Geiſt zu beſchäftigen, bloß der Sinnlichkeit ſchmeicheln. Ein fortgeſetzter Hang zu dieſer Empfindungsweiſe muß zuletzt nothwendig den Charakter entnerven und in einen Zuſtand der Paſſivität verſenken, aus welchem gar keine Realität, weder für das äußre noch innre Leben, hervorgehen kann. Man hat daher ſehr Recht gethan, jenes Uebel der Empfindeley[*] und weinerliche Weſen, welches durch Mißdeutung und Nachäffung einiger vortreflichen Werke, vor etwa achtzehn Jahren, in Deutſchland überhand zu nehmen anfieng, mit unerbittlichem Spott zu verfolgen; obgleich die Nachgiebigkeit, die man gegen das nicht viel beſſere Gegenſtück jener elegiſchen Karrikatur, gegen das

---

[*] „Der Hang, wie Herr Adelung ſie definiert, zu rührenden ſanften Empfindungen, ohne vernünftige Abſicht und über das gehörige Maaß" — Herr Adelung iſt ſehr glücklich, daß er nur aus Abſicht und gar nur aus vernünftiger Abſicht empfindet.

Agamemnon.

Was? du unterfängſt dich,
Das Siegel zu erbrechen? zu erfahren,
Was nicht beſtimmt war, dir bekannt zu werden?

Menelaus.

Und, dich noch ſchmerzlicher zu kränken, ſieh,
Da deckt' ich Ränke auf, die du im Stillen
Verübteſt.

Agamemnon.

Eine Freiheit ohne Gleichen!
Wo — o ihr Götter! — wo kam dieſer Brief
In deine Hände?

Menelaus.

Wo ich deine Tochter
Von Argos endlich kommen ſehen wollte.

Agamemnon.

Wer hat zu meinem Hüter dich beſtellt?
Iſt das nicht frech?

Menelaus.

Ich übernahm es, weil's
Mir ſo gefiel, denn deiner Knechte bin
Ich keiner.

Agamemnon.

Unerhörte Dreiſtigkeit!
Bin ich nicht Herr mehr meines Hauſes?

Menelaus.

Höre,
Sohn Atreus! Feſten Sinnes biſt du nicht!
Heut' willſt du dieſes, geſtern war es jenes,
Und etwas anders iſt es morgen.

ſpaßhafte Weſen, gegen die herzloſe Satyre, und die geiſtloſe Laune * zu beweiſen geneigt iſt, deutlich genug an den Tag legt, daß nicht aus ganz reinen Gründen dagegen geeifert worden iſt. Auf der Wage des ächten Geſchmacks kann das eine ſo wenig als das andere etwas gelten, weil beyden der aeſthetiſche Gehalt fehlt, der nur in der innigen Verbindung des Geiſtes mit dem Stoff und in der vereinigten Beziehung eines Produktes auf das Gefühlvermögen und auf das Ideenvermögen enthalten iſt.

Ueber Siegwart und ſeine Kloſtergeſchichte hat man geſpottet, und die Reiſen nach dem mittäglichen Frankreich werden bewundert; dennoch haben beyde Produkte gleich großen Anſpruch auf einen gewiſſen Grad von Schätzung, und gleich geringen auf ein unbedingtes Lob. Wahre, obgleich überſpannte Empfindung macht den

---

* Man ſoll zwar gewiſſen Leſern ihr dürftiges Vergnügen nicht verkümmern, und was geht es zuletzt die Critik an, wenn es Leute giebt, die ſich an dem ſchmutzigen Witz des Herrn Blumauer erbauen und erluſtigen können. Aber die Kunſtrichter wenigſtens ſollten ſich enthalten, mit einer gewiſſen Achtung von Produkten zu ſprechen, deren Exiſtenz dem guten Geſchmack billig ein Geheimniß bleiben ſollte. Zwar iſt weder wahres Talent noch Laune darinn zu verkennen, aber deſto mehr iſt zu beklagen, daß beydes nicht mehr gereiniget iſt. Ich ſage nichts von unſern deutſchen Comödien; die Dichter mahlen die Zeit, in der ſie leben.

erſtern Roman, ein leichter Humor und ein aufgeweckter feiner Verſtand macht den zweyten ſchätzbar; aber ſo wie es dem einen durchaus an der gehörigen Nüchternheit des Verſtandes fehlt, ſo fehlt es dem andern an aeſthetiſcher Würde. Der erſte wird der Erfahrung gegenüber ein wenig lächerlich, der andere wird dem Ideale gegenüber beynahe verächtlich. Da nun das wahrhafte Schöne einerſeits mit der Natur und andrerſeits mit dem Ideale übereinſtimmend ſeyn muß, ſo kann der eine ſo wenig als der andre auf den Nahmen eines ſchönen Werks Anſpruch machen. Indeſſen iſt es natürlich und billig, und ich weiß es aus eigner Erfahrung, daß der Thümmeliſche Roman mit großem Vergnügen geleſen wird. Da er nur ſolche Foderungen beleidigt, die aus dem Ideal entſpringen, die folglich von dem größten Theil der Leſer gar nicht, und von den beßern gerade nicht in ſolchen Momenten, wo man Romanen ließt, aufgeworfen werden, die übrigen Foderungen des Geiſtes und — des Körpers hingegen in nicht gemeinem Grade erfüllt, ſo muß er und wird mit Recht ein Lieblingsbuch unſerer und aller der Zeiten bleiben, wo man aeſthetiſche Werke bloß ſchreibt, um zu gefallen, und bloß ließt, um ſich ein Vergnügen zu machen.

Aber hat die poetiſche Litteratur nicht ſogar klaſſiſche Werke aufzuweiſen, welche die hohe Reinheit des Ideals auf ähnliche Weiſe zu beleidigen, und ſich durch die Materialität ihres Inhalts von jener Geiſtigkeit, die hier von jedem aeſthetiſchen Kunſtwerk verlangt wird, ſehr weit zu entfernen ſcheinen? Was ſelbſt der Dichter, der keuſche Jünger der Muſe, ſich erlauben darf, ſollte das dem Romanſchreiber, der nur ſein Halbbruder iſt und die

Erde noch ſo ſehr berührt, nicht geſtattet ſeyn? Ich darf dieſer Frage hier um ſo weniger ausweichen, da ſowohl im elegiſchen als im ſatyriſchen Fache Meiſterſtücke vorhanden ſind, welche eine ganz andre Natur, als diejenige iſt, von der dieſer Aufſatz ſpricht, zu ſuchen, zu empfehlen, und dieſelbe nicht ſowohl gegen die ſchlechten als gegen die guten Sitten zu vertheidigen das Anſehen haben. Entweder müßten alſo jene Dichterwerke zu verwerfen oder der hier aufgeſtellte Begriff elegiſcher Dichtung viel zu willkührlich angenommen ſeyn.

Was der Dichter ſich erlauben darf, hieß es, ſollte dem proſaiſchen Erzähler nicht nachgeſehen werden dürfen? Die Antwort iſt in der Frage ſchon enthalten: was dem Dichter verſtattet iſt, kann für den, der es nicht iſt, nichts beweiſen. In dem Begriffe des Dichters ſelbſt und nur in dieſem ligt der Grund jener Freyheit, die eine bloß verächtliche Licenz iſt, ſobald ſie nicht aus dem Höchſten und Edelſten, was ihn ausmacht, kann abgeleitet werden.

Die Geſetze des Anſtandes ſind der unſchuldigen Natur fremd; nur die Erfahrung der Verderbniß hat ihnen den Urſprung gegeben. Sobald aber jene Erfahrung einmal gemacht worden, und aus den Sitten die natürliche Unſchuld verſchwunden iſt, ſo ſind es heilige Geſetze, die ein ſittliches Gefühl nicht verletzen darf. Sie gelten in einer künſtlichen Welt mit demſelben Rechte, als die Geſetze der Natur in der Unſchuldwelt regieren. Aber eben das macht ja den Dichter aus, daß er alles in ſich aufhebt, was an eine künſtliche Welt erinnert, daß er die Natur in ihrer urſprünglichen Einfalt wieder in ſich herzuſtellen weiß.

Hat er aber dieſes gethan, ſo iſt er auch eben dadurch von allen Geſetzen losgeſprochen, durch die ein verführtes Herz ſich gegen ſich ſelbſt ſicher ſtellt. Er iſt rein, er iſt unſchuldig und was der unſchuldigen Natur erlaubt iſt, iſt es auch ihm; biſt du, der du ihn lieſeſt oder hörſt, nicht mehr ſchuldlos, und kannſt du es nicht einmal momentweiſe durch ſeine reinigende Gegenwart werden, ſo iſt es dein Unglück und nicht das ſeine; du verläßeſt ihn, er hat für dich nicht geſungen.

Es läßt ſich alſo, in Abſicht auf Freyheiten dieſer Art folgendes feſtſetzen.

Fürs erſte: nur die Natur kann ſie rechtfertigen. Sie dürfen mithin nicht das Werk der Wahl und einer abſichtlichen Nachahmung ſeyn, denn dem Willen, der immer nach moraliſchen Geſetzen gerichtet wird, können wir eine Begünſtigung der Sinnlichkeit niemals vergeben. Sie müſſen alſo Naivetät ſeyn. Um uns aber überzeugen zu können, daß ſie dieſes wirklich ſind, müſſen wir ſie von allem übrigen, was gleichfalls in der Natur gegründet iſt, unterſtützt und begleitet ſehen, weil die Natur nur an der ſtrengen Conſequenz, Einheit und Gleichförmigkeit ihrer Wirkungen zu erkennen iſt. Nur einem Herzen, welches alle Künſteley überhaupt, und mithin auch da, wo ſie nützt, verabſcheut, erlauben wir, ſich da, wo ſie drückt und einſchränkt, davon loszuſprechen; nur einem Herzen, welches ſich allen Feßeln der Natur unterwirft, erlauben wir, von den Freyheiten derſelben Gebrauch zu machen. Alle übrigen Empfindungen eines ſolchen Menſchen müſſen folglich das Gepräge der Natürlichkeit an ſich tragen: er muß wahr, einfach, frey, offen, gefühlvoll, gerade ſeyn; alle Verſtellung, alle Liſt, alle Willkühr, alle kleinliche Selbſtſucht muß aus ſeinem Charakter, alle Spuren davon aus ſeinem Werke verbannt ſeyn.

Fürs zweyte: nur die *ſchöne* Natur kann dergleichen Freyheiten rechtfertigen. Sie dürfen mithin kein einſeitiger Ausbruch der Begierde ſeyn, denn alles, was aus bloßer Bedürftigkeit entſpringt, iſt verächtlich. Aus dem Ganzen und aus der Fülle menſchlicher Natur müſſen auch dieſe ſinnlichen Energien hervorgehen. Sie müſſen *Humanität* ſeyn. Um aber beurtheilen zu können, daß das Ganze menſchlicher Natur, und nicht bloß ein einſeitiges und gemeines Bedürfniß der Sinnlichkeit ſie fodert, müſſen wir das Ganze, von dem ſie einen einzelnen Zug ausmachen, dargeſtellt ſehen. An ſich ſelbſt iſt die ſinnliche Empfindungsweiſe etwas unſchuldiges und gleichgültiges. Sie mißfällt uns nur darum an einem Menſchen, weil ſie thieriſch iſt, und von einem Mangel wahrer vollkommener Menſchheit in ihm zeuget: ſie beleidigt uns nur darum an einem Dichterwerk, weil ein ſolches Werk Anſpruch macht, uns zu gefallen, mithin auch *uns* eines ſolchen Mangels fähig hält. Sehen wir aber in dem Menſchen, der ſich dabey überraſchen läßt, die Menſchheit in ihrem ganzen übrigen Umfange wirken; finden wir in dem Werke, worinn man ſich Freyheiten dieſer Art genommen, alle Realitäten der Menſchheit ausgedrückt, ſo iſt jener Grund unſers Mißfallens weggeräumt, und wir können uns mit unvergällter Freude an dem naiven Ausdruck wahrer und ſchöner Natur ergötzen. Derſelbe Dichter alſo, der ſich erlauben darf, uns zu Theilnehmern ſo niedrig menſchlicher Gefühle zu machen, muß uns auf der andern Seite wieder zu allem, was groß und ſchön und erhaben menſchlich iſt, empor zu tragen wiſſen.

Und ſo hätten wir denn den Maaßſtab gefunden, dem wir jeden Dichter, der ſich etwas gegen den Anſtand herausnimmt, und ſeine Freyheit in Darſtellung der Natur biß zu dieſer Grenze treibt mit Sicherheit unterwerfen können. Sein Produkt iſt gemein, niedrig, ohne alle Ausnahme verwerflich, ſobald es kalt und ſobald es leer iſt, weil dieſes einen Urſprung aus Abſicht und aus einem gemeinen Bedürfniß und einen heilloſen Anſchlag auf unſre Begierden beweißt. Es iſt hingegen ſchön, edel, und ohne Rückſicht auf alle Einwendungen einer ſtrengen Decenz Beyfallswürdig, ſobald es naiv iſt, und Geiſt mit Herz verbindet. *

Wenn man mir ſagt, daß unter dem hier gegebenen Maaßſtab die meiſten franzöſiſchen Erzählungen in dieſer Gattung, und die glücklichſten Nachahmungen derſelben in Deutſchland nicht zum beſten beſtehen möchten — daß dieſes zum Theil auch der Fall mit manchen Produkten unſers anmuthigſten und geiſtreichſten Dichters ſeyn dürf-

---

* Mit Herz: denn die bloß ſinnliche Glut des Gemähldes und die üppige Fülle der Einbildungskraft machen es noch lange nicht aus. Daher bleibt Ardinghello bey aller ſinnlichen Energie und allem Feuer des Kolorits immer nur eine ſinnliche Karrikatur, ohne Wahrheit und ohne äſthetiſche Würde. Doch wird dieſe ſeltſame Produktion immer als ein Beyſpiel des beynahe poetiſchen Schwungs, den die bloße Begier zu nehmen fähig war, merkwürdig bleiben.

te, ſeine Meiſterſtücke ſogar nicht ausgenommen, ſo habe ich nichts darauf zu antworten. Der Ausſpruch ſelbſt iſt nichts weniger als neu, und ich gebe hier nur die Gründe von einem Urtheil an, welches längſt ſchon von jedem feineren Gefühle über dieſe Gegenſtände gefällt worden iſt. Eben dieſe Principien aber, welche in Rückſicht auf jene Schriften vielleicht allzu rigoriſtiſch ſcheinen, möchten in Rückſicht auf einige andere Werke vielleicht zu liberal befunden werden; denn ich läugne nicht, daß die nehmlichen Gründe, aus welchen ich die verführeriſchen Gemählde des römiſchen und deutſchen Ovid, ſo wie eines Crebillon, Voltaire, Marmontels (der ſich einen moraliſchen Erzähler nennt) Laclos und vieler andern, einer Entſchuldigung durchaus für unfähig halte, mich mit den Elegien des römiſchen und deutſchen Properz, ja ſelbſt mit manchem verſchrienen Produkt des Diderot verſöhnen; denn jene ſind nur witzig, nur proſaiſch, nur lüſtern, dieſe ſind poetiſch, menſchlich und naiv. *

---

* Wenn ich den unſterblichen Verfaſſer des Agathon, Oberon ꝛc. in dieſer Geſellſchaft nenne, ſo muß ich ausdrücklich erklären, daß ich ihn keineswegs mit derſelben verwechſelt haben will. Seine Schilderungen, auch die bedenklichſten von dieſer Seite, haben keine materielle Tendenz (wie ſich ein neuerer etwas unbeſonnener Critiker vor kurzem zu ſagen erlaubte) der Verfaſſer von Liebe um Liebe und von ſo vielen andern naiven und genialiſchen Werken, in welchen allen ſich eine ſchöne und edle Seele mit unverkennbaren Zügen abbildet, kann eine ſolche Tendenz gar nicht haben. Aber er ſcheint mir von dem ganz eigenen Unglück verfolgt zu

Idylle.

Es bleiben mir noch einige Worte über dieſe dritte Species ſentimentaliſcher Dichtung zu ſagen übrig, wenige Worte nur, denn eine ausführlichere Entwicklung derſelben, deren ſie vorzüglich bedarf, bleibt einer andern Zeit vorbehalten. *

ſeyn, daß dergleichen Schilderungen durch den Plan ſeiner Dichtungen nothwendig gemacht werden. Der kalte Verſtand, der den Plan entwarf, foderte ſie ihm ab, und ſein Gefühl ſcheint mir ſo weit entfernt, ſie mit Vorliebe zu begünſtigen, daß ich — in der Ausführung ſelbſt immer noch den kalten Verſtand zu erkennen glaube. Und gerade dieſe Kälte in der Darſtellung iſt ihnen in der Beurtheilung ſchädlich, weil nur die naive Empfindung dergleichen Schilderungen äſthetiſch ſowohl als moraliſch rechtfertigen kann. Ob es aber dem Dichter erlaubt iſt, ſich bey Entwerfung des Plans einer ſolchen Gefahr in der Ausführung auszuſetzen, und ob überhaupt ein Plan poetiſch heißen kann, der, ich will dieſes einmal zugeben, nicht kann ausgeführt werden, ohne die keuſche Empfindung des Dichters ſowohl als ſeines Leſers zu empören, und ohne beyde bey Gegenſtänden verweilen zu machen, von denen ein veredeltes Gefühl ſich ſo gern entfernt — dieß iſt es, was ich bezweifle und worüber ich gern ein verſtändiges Urtheil hören möchte.

Nochmals muß ich erinnern, daß die Satyre, Elegie und Idylle, ſo wie ſie hier als die drey einzig möglichen Arten ſentimentaliſcher Poeſie aufgeſtellt werden, mit den drey beſondern Gedichtarten, welche man unter dieſem Nahmen kennt, nichts gemein haben, als die Empfindungswei-

Die poetiſche Darſtellung unſchuldiger und glücklicher Menſchheit iſt der allgemeine Begriff dieſer Dichtungsart.

ſe, welche ſowohl jenen als dieſen eigen iſt. Daß es aber, auſſerhalb den Grenzen naiver Dichtung, nur dieſe dreyfache Empfindungsweiſe und Dichtungsweiſe geben könne, folglich das Feld ſentimentaliſcher Poeſie durch dieſe Eintheilung vollſtändig ausgemeſſen ſey, läßt ſich aus dem Begriff der letztern leichtlich deducieren.

Die ſentimentaliſche Dichtung nehmlich unterſcheidet ſich dadurch von der naiven, daß ſie den wirklichen Zuſtand, bey dem die letztere ſtehen bleibt auf Ideen bezieht, und Ideen auf die Wirklichkeit anwendet. Sie hat es daher immer, wie auch ſchon oben bemerkt worden iſt, mit zwey ſtreitenden Objekten, mit dem Ideale nehmlich und mit der Erfahrung, zugleich zu thun, zwiſchen welchen ſich weder mehr noch weniger als gerade die drey folgenden Verhältniſſe denken laſſen. Entweder iſt es der Widerſpruch des wirklichen Zuſtandes oder es iſt die Uebereinſtimmung deſſelben mit dem Ideal, welche vorzugsweiſe das Gemüth beſchäftigt; oder dieſes iſt zwiſchen beyden getheilt. In dem erſten Falle wird es durch die Kraft des innern Streits, durch die energiſche Bewegung, in dem andern wird es durch die Harmonie des innern Lebens, durch die energiſche Ruhe befriedigt; in dem dritten wechſelt Streit mit Harmonie, wechſelt Ruhe mit Bewegung. Dieſer dreyfache Empfindungszuſtand giebt drey verſchiedenen Dichtungsarten die Entſtehung, denen die gebrauchten Benennungen Satyre, Idylle, Elegie vollkommen entſprechend ſind, ſobald man ſich nur an die Stimmung erinnert, in welche die, unter dieſem Nahmen vorkommenden Gedichtarten das Gemüth verſetzen, und von den Mitteln abſtrahiert, wodurch ſie dieſelbe bewirken.

Wer daher hier noch fragen könnte, zu welcher von den drey Gattungen ich die Epopee, den Roman, das Trauerſpiel u. a. m. zähle, der würde mich ganz und gar nicht verſtanden haben. Denn der Begriff dieſer letztern, als einzelner Gedichtarten, wird entweder gar nicht oder doch nicht allein durch die Empfindungsweiſe beſtimmt; vielmehr weiß man, daß ſolche in mehr als einer Empfindungsweiſe, folglich auch in mehrern der von mir aufgeſtellten Dichtungsarten können ausgeführt werden.

Schließlich bemerke ich hier noch, daß, wenn man die ſentimaliſche Poeſie, wie billig, für eine ächte Art (nicht bloß für eine Abart) und für eine Erweiterung der wahren Dichtkunſt zu halten geneigt iſt, in der Beſtimmung der poetiſchen Arten ſo wie überhaupt in der ganzen poetiſchen Geſetzgebung, welche noch immer einſeitig auf die Obſervanz der alten und naiven Dichter gegründet wird, auch auf ſie

Weil dieſe Unſchuld und dieſes Glück mit den künſtlichen Verhältniſſen der größern Societät und mit einem gewiſſen Grad von Ausbildung und Verfeinerung unverträglich ſchienen, ſo haben die Dichter den Schauplatz der Idylle aus dem Gedränge des bürgerlichen Lebens heraus in den einfachen Hirtenſtand verlegt, und derſelben ihre Stelle *vor dem Anfange der Kultur* in dem kindlichen Alter der Menſchheit angewieſen. Man begreift aber wohl, daß dieſe Beſtimmungen bloß zufällig ſind, daß ſie nicht als der Zweck der Idylle, bloß als das natürlichſte Mittel zu demſelben in Betrachtung kommen. Der Zweck ſelbſt iſt überall nur der, den Menſchen im Stand der Unſchuld, d. h. in einem Zuſtand der Harmonie und des Friedens mit ſich ſelbſt und von auſſen darzuſtellen.

Aber ein ſolcher Zuſtand findet nicht bloß vor dem Anfange der Kultur ſtatt, ſondern er iſt es auch, den die Kultur, wenn ſie überal nur eine beſtimmte Tendenz haben ſoll, als ihr letztes Ziel beabſichtet. Die Idee dieſes Zuſtandes allein und der Glaube an die mögliche Realität derſelben kann den Menſchen mit allen den Uebeln verſöhnen, denen er auf dem Wege der Kultur unterworfen iſt, und wäre ſie bloß Schimäre, ſo würden die Klagen derer,

---

einige Rückſicht muß genommen werden. Der ſentimentaliſche Dichter geht in zu weſentlichen Stücken von dem naiven ab, als daß ihm die Formen, welche dieſer eingeführt, überal ungezwungen anpaſſen könnten. Freilich iſt es hier ſchwer, die Ausnahmen, welche die Verſchiedenheit der Art erfodert, von den Ausflüchten, welche das Unvermögen ſich erlaubt, immer richtig zu unterſcheiden, aber ſoviel lehrt doch die Erfahrung, daß unter den Händen ſentimentaliſcher Dichter (auch der vorzüglichſten) keine einzige Gedichtart ganz das geblieben iſt, was ſie bey den Alten geweſen, und daß unter den alten Nahmen öfters ſehr neue Gattungen ſind ausgeführt worden.

Agamemnon.

Scharfling,
Das biſt du! Unter vielen ſchlimmen Dingen iſt
Das ſchlimmſte eine ſcharfe Zunge.

Menelaus.

Ein ſchlimm'res iſt ein wankelmüth'ger Sinn,
Denn der iſt ungerecht und undurchſchaulich
Den Freunden. Den Beweis will ich gleich führen.
Laß nicht, weil jetzt der Zorn dich übermeiſtert,
Die Wahrheit dir zuwider ſeyn. Groß Lob
Erwarte nicht. Iſt jene Zeit dir noch
Erinnerlich, da du der Griechen Führer
In den Trojanerkrieg zu heißen brannteſt?
Sehr ernſtlich wünſchteſt du, was du in ſchlauer
Gleichgültigkeit zu bergen dich bemühteſt.
Wie demuthsvoll, wie kleinlaut warſt du da!
Wie wurden alle Hände da gedrücket!
Da hatte, wer es nur verlangte, wer's
Auch nicht verlangte, freien Zugang, freies
Und offnes Ohr bei Atreus Sohn! Da ſtanden
Geöffnet allen Griechen deine Thore.
So kaufteſt du mit ſchmeichleriſchem Weſen
Den hohen Rang, zu dem man dich erhoben.
Was war dein Dank? Des Wunſches kaum gewährt,
Sieht man dich plötzlich dein Betragen ändern.
Der Freunde wird nicht mehr gedacht; ſchwer hält's,
Nur vor dein Angeſicht zu kommen; ſelten
Erblickt man dich vor deines Hauſes Thoren.
Die alte Denkart tauſcht kein Ehrenmann
Auf einem höhern Poſten. Mehr als je,

welche die größere Societät und die Anbauung des Verſtandes bloß als ein Uebel verſchreyen und jenen verlaſſenen Stand der Natur für den wahren Zweck des Menſchen ausgeben, vollkommen gegründet ſeyn. Dem Menſchen der in der Kultur begriffen iſt, liegt alſo unendlich viel daran, von der Ausführbarkeit jener Idee in der Sinnenwelt, von der möglichen Realität jenes Zuſtandes eine ſinnliche Bekräftigung zu erhalten, und da die wirkliche Erfahrung, weit entfernt dieſen Glauben zu nähren, ihn vielmehr beſtändig widerlegt, ſo kömmt auch hier, wie in ſo vielen andern Fällen das Dichtungsvermögen der Vernunft zu Hülfe, um jene Idee zur Anſchauung zu bringen und in einem einzelnen Fall zu verwirklichen.

Zwar iſt auch jene Unſchuld des Hirtenſtandes eine poetiſche Vorſtellung, und die Einbildungskraft mußte ſich mithin auch dort ſchon ſchöpferiſch beweiſen; aber auſſerdem daß die Aufgabe dort ungleich einfacher und leichter zu löſen war, ſo fanden ſich in der Erfahrung ſelbſt ſchon die einzelnen Züge vor, die ſie nur auszuwählen und in ein Ganzes zu verbinden brauchte. Unter einem glücklichen Himmel, in den einfachen Verhältniſſen des erſten Standes, bey einem beſchränkten Wiſſen wird die Natur leicht befriedigt, und der Menſch verwildert nicht eher, als biß das Bedürfniß ihn ängſtiget. Alle Völker, die eine Geſchichte haben, haben ein Paradies, einen Stand der Unſchuld, ein goldnes Alter; ja jeder einzelne Menſch hat ſein Paradies, ſein goldnes Alter, deſſen er ſich, je nachdem er mehr oder weniger poetiſches in ſeiner Natur hat, mit mehr oder weniger Begeiſterung erinnert. Die Erfahrung ſelbſt bietet alſo Züge genug zu dem Gemählde dar, welches die Hirtenidylle behandelt. Deßwegen bleibt aber dieſe immer eine ſchöne, eine erhebende Fiction, und die Dichtungskraft hat in Darſtellung derſelben wirklich für das Ideal gearbeitet. Denn für den Menſchen, der von der Einfalt der Natur einmal abgewichen und der gefährlichen Führung ſeiner Vernunft überliefert worden iſt, iſt es von unendlicher Wichtigkeit, die Geſetzgebung der Natur in einem reinen Exemplar wieder anzuſchauen, und ſich von den Verderbniſſen der Kunſt in dieſem treuen Spiegel wieder reinigen zu können. Aber ein Umſtand findet ſich dabey, der den äſthetiſchen Werth ſolcher Dichtungen um ſehr viel vermindert. *Vor den Anfang der Kultur* gepflanzt ſchließen ſie mit den Nachtheilen zugleich alle Vortheile derſelben aus, und befinden ſich ihrem Weſen nach, in einem nothwendigen Streit mit derſelben. Sie führen uns alſo *theoretiſch* rückwärts, indem ſie uns *praktiſch* vorwärts führen und veredeln. Sie ſtellen unglücklicherweiſe das Ziel *hinter* uns, dem ſie uns doch *entgegen führen* ſollten, und können uns daher bloß das traurige Gefühl eines Verluſtes, nicht das fröhliche der Hofnung einflößen. Weil ſie nur durch Aufhebung aller Kunſt und nur durch Vereinfachung der menſchlichen Natur ihren Zweck ausführen, ſo haben ſie, bey dem höchſten Gehalt für das *Herz*, allzuwenig für den *Geiſt*, und ihr einförmiger Kreis iſt zu ſchnell geendigt. Wir können ſie daher nur lieben und aufſuchen, wenn wir der Ruhe bedürftig ſind, nicht wenn unſre Kräfte nach Bewegung und Thätigkeit ſtreben. Sie können nur dem kranken Gemüthe *Heilung*, dem geſunden keine *Nahrung* geben; ſie können nicht beleben, nur beſänftigen. Dieſen in dem Weſen der Hirtenidylle gegründeten Mangel hat alle Kunſt der Poeten nicht gut machen können. Zwar fehlt es auch dieſer Dichtart nicht an enthuſiaſtiſchen Liebhabern, und es giebt Leſer genug, die einen Amintas und einen Daphnis den größten Meiſterſtücken der epiſchen und dramatiſchen Muſe vorziehen können; aber bey ſolchen Leſern iſt es nicht ſowohl der Geſchmack als das individuelle Bedürfniß, was über Kunſtwerke richtet, und ihr Urtheil kann folglich hier in keine Betrachtung kommen. Der Leſer von Geiſt und Empfindung verkennt zwar den Werth ſolcher Dichtungen nicht, aber er fühlt ſich ſeltner zu denſelben gezogen und früher davon geſättigt. In dem rechten Moment des Bedürfniſſes wirken ſie dafür deſto mächtiger; aber auf einen ſolchen Moment ſoll das wahre Schöne niemals zu warten brauchen, ſondern ihn vielmehr erzeugen.

Was ich hier an der Schäferidylle tadle, gilt übrigens nur von der ſentimentaliſchen; denn der naiven kann es nie an Gehalt fehlen, da er hier in der Form ſelbſt ſchon enthalten iſt. Jede Poeſie nehmlich muß einen unendlichen Gehalt haben, dadurch allein iſt ſie Poeſie; aber ſie kann dieſe Foderung auf zwey verſchiedene Arten erfüllen. Sie kann ein Unendliches ſeyn, der Form nach, wenn ſie ihren Gegenſtand mit allen ſeinen Grenzen darſtellt, wenn ſie ihn individualiſiert; ſie kann ein Unendliches ſeyn der Materie nach, wenn ſie von ihrem Gegenſtand alle Grenzen entfernt, wenn ſie ihn idealiſiert; alſo entweder durch eine abſolute Darſtellung oder durch Darſtellung eines Abſoluten. Den erſten Weg geht der naive, den zweyten der ſentimentaliſche Dichter. Jener kann alſo ſeinen Gehalt nicht verfehlen, ſo bald er ſich nur treu an die Natur hält, welche immer durchgängig begrenzt, d. h. der Form nach unendlich iſt. Dieſem hingegen ſteht die Natur mit ihrer durchgängigen Begrenzung im Wege, da er einen abſoluten Gehalt in den Gegenſtand legen ſoll. Der ſentimentaliſche Dichter verſteht ſich alſo nicht gut auf ſeinen Vortheil, wenn er dem naiven Dichter ſeine Gegenſtände abborgt, welche an ſich ſelbſt völlig gleichgültig ſind, und nur durch die Behandlung poetiſch werden. Er ſetzt ſich dadurch ganz unnöthiger Weiſe einerley Grenzen mit jenem, ohne doch die Begrenzung vollkommen durchführen und in der abſoluten Beſtimmtheit der Darſtellung mit demſelben wetteifern zu können; er ſollte ſich alſo vielmehr gerade in dem Gegenſtand von dem naiven Dichter entfernen, weil er dieſem, was derſelbe in der Form vor ihm voraus hat, nur durch den Gegenſtand wieder abgewinnen kann.

Um hievon die Anwendung auf die Schäferidylle der ſentimentaliſchen Dichter zu machen, ſo erklärt es ſich nun, warum dieſe Dichtungen bey allem Aufwand von Genie und Kunſt weder für das Herz noch für den Geiſt völlig befriedigend ſind. Sie haben ein Ideal ausgeführt und doch die enge dürftige Hirtenwelt beybehalten, da ſie doch ſchlechterdings entweder für das Ideal eine andere Welt, oder für die Hirtenwelt eine andre Darſtellung hätten wählen ſollen. Sie ſind gerade ſo weit ideal, daß die Darſtellung dadurch an individueller Wahrheit verliert, und ſind wieder gerade um ſo viel individuel, daß der idealiſche Gehalt darunter leidet. Ein Geßneriſcher Hirte z. B. kann uns nicht als Natur, nicht durch Wahrheit der Nachahmung entzücken, denn dazu iſt er ein zu ideales Weſen; eben ſo wenig kann er uns als ein Ideal durch das unendliche des Gedankens befriedigen, denn dazu iſt er ein viel zu dürftiges Geſchöpf. Er wird alſo zwar biß auf einen gewiſſen Punkt allen Klaſſen von Leſern ohne Ausnahme gefallen, weil er das Naive mit dem Sentimentalen zu vereinigen ſtrebt, und folglich den zwey entgegengeſetzten Foderungen, die an ein Gedicht gemacht werden können, in einem gewiſſen Grade Genüge leiſtet; weil aber der Dichter, über der Bemühung, beydes zu vereinigen, keinem von beyden ſein volles Recht erweißt, weder ganz Natur noch ganz Ideal iſt, ſo kann er eben deßwegen vor einem ſtrengen Geſchmack nicht ganz beſtehen, der in aeſthetiſchen Dingen nichts halbes verzeyhen kann. Es iſt ſonderbar, daß dieſe Halbheit ſich auch biß auf die Sprache des genannten Dichters erſtreckt, die zwiſchen Poeſie und Proſa unentſchieden ſchwankt, als fürchtete der Dichter in gebundener Rede ſich von der wirklichen Natur zu weit zu entfernen, und in ungebundener den poetiſchen Schwung zu verlieren. Eine höhere Befriedigung gewährt Miltons herrliche Darſtellung des erſten Menſchenpaares und des Standes der Unſchuld im Paradieſe; die ſchönſte, mir bekannte Idylle in der ſentimentaliſchen Gattung. Hier iſt die Natur edel, geiſtreich, zugleich voll Fläche und voll Tiefe, der höchſte Gehalt der Menſchheit iſt in die anmuthigſte Form eingekleidet.

Alſo auch hier in der Idylle wie in allen andern poetiſchen Gattungen, muß man einmal für allemal zwiſchen der Individualität und der Idealität eine Wahl treffen, denn beyden Foderungen zugleich Genüge leiſten wollen, iſt, ſolange man nicht am Ziel der Vollkommenheit ſtehet, der ſicherſte Weg, beyde zugleich zu verfehlen. Fühlt ſich der Moderne griechiſchen Geiſtes genug, um bey aller Widerſpenſtigkeit ſeines Stoffs mit den Griechen auf ihrem eigenen Felde, nehmlich im Felde naiver Dichtung, zu ringen, ſo thue er es ganz, und thue es ausſchließend, und ſetze ſich über jede Foderung des ſentimentaliſchen Zeitgeſchmacks hinweg. Erreichen zwar dürfte er ſeine Muſter ſchwerlich; zwiſchen dem Original und dem glücklichſten Nachahmer wird immer eine merkliche Diſtanz offen bleiben, aber er iſt auf dieſem Wege doch gewiß, ein ächt poetiſches Werk zu erzeugen. * Treibt ihn hingegen der ſentimentaliſche Dichtungstrieb zum Ideale, ſo verfolge er auch dieſes ganz, in völliger Reinheit, und ſtehe nicht eher als bey dem Höchſten ſtille, ohne hinter ſich zu ſchauen, ob auch die Wirklichkeit ihm nachkommen möchte. Er verſchmähe den unwürdigen Ausweg, den Gehalt des Ideals zu verſchlechtern, um es der menſchlichen Bedürftigkeit anzupaſſen, und den Geiſt auszuſchließen, um mit dem Herzen ein leichteres Spiel zu haben. Er führe uns nicht rückwärts in unſre Kindheit, um uns mit den koſtbarſten Erwerbungen des Verſtandes eine Ruhe erkaufen zu laſſen, die nicht länger

* Mit einem ſolchen Werke hat Herr **Voß** noch kürzlich in ſeiner Luiſe unſre deutſche Litteratur nicht bloß bereichert, ſondern auch wahrhaft erweitert. Dieſe Idylle, obgleich nicht durchaus von ſentimentaliſchen Einflüſſen frey, gehört ganz zum naiven Geſchlecht und ringt durch individuelle Wahrheit und gediegene Natur den beſten griechiſchen Muſtern mit ſeltnem Erfolge nach. Sie kann daher, was ihr zu hohem Ruhm gereicht, mit keinem modernen Gedicht aus ihrem Fache, ſondern muß mit griechiſchen Muſtern verglichen werden, mit welchen ſie auch den ſo ſeltenen Vorzug theilt, uns einen reinen, beſtimmten und immer gleichen Genuß zu gewähren.

dauren kann als der Schlaf unſrer Geiſteskräfte; ſondern führe uns vorwärts zu unſrer Mündigkeit, um uns die höhere Harmonie zu empfinden zu geben, die den Kämpfer belohnet, die den Ueberwinder beglückt. Er mache ſich die Aufgabe einer Idylle, welche jene Hirtenunſchuld auch in Subjekten der Kultur und unter allen Bedingungen des rüſtigſten feurigſten Lebens, des ausgebreitetſten Denkens, der raffinirteſten Kunſt, der höchſten geſellſchaftlichen Verfeinerung ausführt, welche mit einem Wort, den Menſchen, der nun einmal nicht mehr nach *Arkadien* zurückkan, bis nach *Eliſium* führt.

Der Begriff dieſer Idylle iſt der Begriff eines völlig aufgelößten Kampfes ſowohl in dem einzelnen Menſchen, als in der Geſellſchaft, einer freyen Vereinigung der Neigungen mit dem Geſetze, einer zur höchſten ſittlichen Würde hinaufgeläuterten Natur, kurz, er iſt kein andrer als das Ideal der Schönheit auf das wirkliche Leben angewendet. Ihr Charakter beſteht alſo darinn, daß *aller Gegenſatz der Wirklichkeit mit dem Ideale*, der den Stoff zu der ſatyriſchen und elegiſchen Dichtung hergegeben hatte, vollkommen aufgehoben ſey, und mit demſelben auch aller Streit der Empfindungen aufhöre. *Ruhe* wäre alſo der herrſchende Eindruck dieſer Dichtungsart, aber Ruhe der Vollendung, nicht der Trägheit; eine Ruhe, die aus dem Gleichgewicht nicht aus dem Stillſtand der Kräfte, die aus der Fülle nicht aus der Leerheit fließt, und von dem Gefühl eines unendlichen Vermögens begleitet wird. Aber eben darum, weil aller Widerſtand hinwegfällt, ſo wird es hier ungleich ſchwüriger, als in den zwey vorigen Dichtungsarten, die *Bewegung* hervorzubringen, ohne welche doch überall keine poetiſche Wirkung ſich denken läßt. Die höchſte Einheit muß ſeyn, aber ſie darf der Mannichfaltigkeit nichts nehmen; das Gemüth muß befriedigt werden, aber ohne daß das Streben darum aufhöre. Die Auflöſung dieſer Frage iſt es eigentlich, was die Theorie der Idylle zu leiſten hat.

(Der Beſchluß im nächſten Stück.)

II

Menſchliches Wiſſen.

Weil du lieſeſt in ihr, was du ſelber in ſie geſchrieben,
Weil du in Gruppen fürs Aug ihre Erſcheinungen reyhſt,
Deine Schnüre gezogen auf ihrem unendlichen Felde,
Wähnſt du, es faſſe dein Geiſt ahnend die große Natur.
So beſchreibt mit Figuren der Aſtronome den Himmel,
Daß in dem ewigen Raum leichter ſich finde der Blick,
Knüpft entlegene Sonnen, durch Siriusfernen geſchieden,
Aneinander im Schwan, und in den Hörnern des Stiers.
Aber verſteht er darum der Sphären myſtiſche Tänze,
Weil ihm das Sternengewölb ſein Planiglobium zeigt?

III

Die Dichter
der alten und neuen Welt.

Sagt, wo ſind die Vortreflichen hin, wo find ich die Sänger,
Die mit dem lebenden Wort horchende Völker entzückt,
Die vom Himmel den Gott, zum Himmel den Menſchen geſungen,
Und getragen den Geiſt hoch auf den Flügeln des Lieds?
Ach, die Sänger leben noch jetzt, nur fehlen die Thaten
Würdig der Leyer, es fehlt ach! ein empfangendes Ohr.
Glückliche Dichter der glücklichen Welt! Von Munde zu Munde
Flog, von Geſchlecht zu Geſchlecht euer empfundenes Lied!
Jeder, als wär ihm ein Sohn gebohren, empfieng mit Entzücken,
Was der Genius ihm, redend und bildend, erſchuf.
An der Glut des Geſangs entbrannten des Hörers Gefühle,
An des Hörers Gefühl nährte der Sänger die Glut,

Nährte und reinigte ſie: Der Glückliche dem in des Volkes
Stimme der weiſen Natur neues Orakel noch klang,
Dem noch von auſſen das Wort der richtenden Wahrheit erſchallte,
Das der Neuere kaum — kaum noch im Buſen vernimmt.
Weh ihm, wenn er von auſſen es jetzt noch glaubt zu vernehmen,
Und ein betrogenes Ohr leyht dem verführenden Ruf!
Aus der Welt um ihn her ſprach zu dem Alten die Muſe,
Kaum noch erſcheint ſie dem Neu'n, wenn er die ſeine — vergißt.

IV

Schön und Erhaben.

Zweyerley Genien ſinds, die durch das Leben dich leiten,
Wohl dir, wenn ſie vereint helfend zur Seite dir gehn!
Mit erheiterndem Spiel verkürzt dir der Eine die Reiſe,
Leichter an ſeinem Arm werden dir Schickſal und Pflicht.
Unter Scherz und Geſpräch begleitet er biß an die Kluft dich,
Wo an der Ewigkeit Meer ſchaudernd der Sterbliche ſteht.
Hier empfängt dich entſchloſſen und ernſt und ſchweigend der Andre,
Trägt mit gigantiſchem Arm über die Tiefe dich hin.
Nimmer widme dich Einem allein. Vertraue dem erſten
Deine Würde nicht an, nimmer dem andern dein Glück.

Hebt ihn das Glück, denkt ſeiner alten Freunde
Der Ehrenmann, denn nun erſt kann er ihnen
Vergangne Dienſte kräftiglich vergelten.
Sieh, damit fingſt du's an! Das war's, was mich
Zuerſt von dir verdroß! Du kommſt nach Aulis,
Das Heer der Danaer mit dir. Der Zorn
Der Himmliſchen verweigert uns die Winde.
Gleich biſt du weg. Der Streich ſchlägt dich zu Boden.
Es dringt in dich der Griechen Ungeduld,
Der Schiffe müß'ge Laſt zurückgeſandt,
In Aulis länger unnütz nicht zu raſten.
Wie kläglich ſtand es da um deine Feldherrnſchaft!
Was für ein Leiden, keine tauſend Schiffe
Mehr zu befehligen, auf Trojas Feldern
Nicht mehr der Griechen Schaaren auszubreiten!
Da kam man zu dem Bruder. „Was zu thun?
Wo Mittel finden, daß die ſüße Herrſchaft
Und die erworbne Herrlichkeit mir bleibe?“
Es kündigt eine günſt'ge Fahrt den Schiffen
Der Seher Kalchas aus dem Opfer an,
Wenn du dein Kind Dianen ſchlachteteſt.
Wie fiel dir plötzlich da die Laſt vom Herzen!
Gleich, gleich biſt du's zufrieden, ſie zu geben.
Aus freiem Antrieb, ohne Zwang (daß man
Dich zwang, kannſt du nicht ſagen) ſendeſt du
Der Königin Befehl, dir ungeſäumt
Zum hochzeitlichen Band mit Peleus Sohn
(So gabſt du vor) die Tochter herzuſenden.
Nun haſt du plötzlich eines Andern dich
Beſonnen, ſendeſt heimlich widerſprechenden

V

Amor und Pſyche
auf einem Grabmahl.

Ein Traum, ein Traum iſt unſer Leben
Auf Erden hier.
Wie Schatten auf den Wogen ſchweben
Und ſchwinden wir.
Und meſſen unſre trägen Tritte
Nach Raum und Zeit;
Und ſind (und wiſſens nicht) in Mitte
Der Ewigkeit.

Nach manchem voller Müh' und Sehnen
Verſeufzten Jahr
Umarmte ſich in frohen Thränen
Ein liebend—Paar.
Der Mond ſah freundlich auf ſie nieder:
Ein zarter Ton
Aus allen Büſchen hallte wieder:
„Endymion!"

„Ach, daß uns ewig, ewig bliebe
Der Augenblick!
Im erſten holden Kuß der Liebe
Das reinſte Glück!"
Verſtummend, halbvollendet weilte
Das ſüße Wort;
Die Seel' auf beider Lippen eilte,
Sie eilte fort —

Denn ſieh' ein Engel ſchwebte nieder
Zu ihrem Kuß.
Gold, himmelblau war ſein Gefieder;
Ihr Genius.
Berührend ſie mit ſanftem Stabe,
Sprach er: „Erhört
Iſt euer Wunſch. Dort überm Grabe
Liebt ungeſtört.“

Entſchwungen auf dem Hauch der Liebe
Im reinſten Glück,
Gewiß, daß ihnen ewig bliebe
Der Augenblick,
Auf amaranthnen Auen ſchwebte
Das beide Paar,
Mit Allem, was je liebt' und lebte
Und glücklich war.

Mit Allem, was in Wunſch und Glauben
Sich je erfreut,
Genoſſen ſie in vollen Trauben
Unſterblichkeit.
Des Weltalls ſüße Symphonien
Umtönten ſie:
Der Liebe ſüße Harmonieen
Durchwallten ſie.

„Wollt Ihr zurück in jene Ferne
Auf Euer Grab?“
Sie ſahn vom Himmel goldner Sterne
Zur Erd' hinab.
„O Genius, die Zeit danieden
Iſt träge Zeit.
„Ein Augenblick hier giebt uns Frieden
Der Ewigkeit.

Sahſt du auf Jenem Grabeshügel
Die Liebenden?
Der erſte Kuß gab ihnen Flügel,
Den Seligen.
Und daß ein Bild von ihnen bliebe
Im ewgen Kuß,
Verewigte hier Seel' und Liebe
Der Genius.

VI

Der Geſang des Lebens.

„Wie die Tage der Menſchen, ſo iſt der Menſchen Geſinnung,
Wie ſie, bös oder gut, Jupiter ihnen verhängt."
Nein, er verhängt nichts böſes; doch läßt er wechſeln die Tage,
Daß du im Wechſel lernſt immer derſelbige ſeyn.
Alſo ſchweift der Geſang in hoch- und niedrige Stimmen,
Aber Kalliope winkt, nie zu verlieren den Ton.

VII

Drey Schweſtern.

Hoffnung und Liebe ſind des Lebens fröhliche Schweſtern;
Jene flieget voran; dieſe regieret den Flug,
Trägt auf ihren Schwingen und weht der leidenden Seele
Kühlenden Athem zu, hebt und erquicket ſie ſanft.
Untrennbare! verlaßt mich nimmer, ihr lieblichen Schweſtern,
Ohne die Hoffnung ſind Leben und Liebe dahin.

VIII

Der Skrupel.

Was vor züchtigen Ohren dir laut zu ſagen erlaubt ſey?
Was ein züchtiges Herz leiſe zu thun dir erlaubt!

IX

Sobiesky.

Ein hiſtoriſches Fragment.

Pohlen, ein altes Reich, das in unſern Tagen, von einem Jahrzehend zum andern immer mehr ſinkend, endlich aus der Reihe der Staaten verſchwand, gröſtentheils weil es in einem erleuchteten Zeitalter durch ſeine Staats-Verfaſſung ſehr zurückgeblieben war, giebt den Nationen der Erde eine ſehr wichtige Lehre. Dies Volk hatte jedoch in ſeinen Jahrbüchern auch ſehr glänzende Perioden: damahls, als deſſen Nachbarn in der Cultur nicht viel weiter, und überdies, in Vergleichung ihres nachherigen Zuſtandes, entweder ſchwach, oder doch durch ihre Verhältniſſe wenig furchtbar waren; als Wiſſenſchaften und Künſte in den Augen aller Völker nur wenig Werth hatten, und die Waffen allein Ruhm oder Unruhm beſtimmten; als noch die Kriege mit weniger Aufwand und mit weniger Kunſt wie jetzt geführt wurden, und folglich der kriegeriſche Geiſt der pohlniſchen Nation ſich völlig entwickeln konnte. Da zitterten die Ruſſen vor den Pohlen; da gaben dieſe ſelbſt in Moscau Geſetze, und zählten die Coſaken unter ihre Unterthanen; da waren ſie furchtbare Feinde der Schweden und Preuſſen, lieferten allein ohne Hilfstruppen den mächtigen Heeren der Tatarn und Türken groſſe Feldſchlachten, und retteten die Kayſerſtadt der Deutſchen. Dieſe Thaten der Pohlen, einer durch ihre Conſtitution, Sitten und Kleidung, unter allen Europäern ausgezeichneten Nation, verlieren ſich nicht im hohen Alterthum. Nein! ſie gehören zur Geſchichte des vorigen Jahrhunderts.

Die Maſſe des Volks, die in allen nicht ganz deſpotiſchen Ländern doch etwas in Betrachtung kommt, die im alten Rom unter den Conſuln ſehr viel, und im neuern Frankreich unter den Sansculotten alles galt, wurde in Pohlen für nichts geachtet. Nur allein die Edelleute gehörten hier zur Claſſe der Menſchen; ſie allein genoſſen Freyheit; die Macht fiel dem Senat zu, und dem König blieb allein die Majeſtät übrig. Die Freyheit als Geſetzgeber in den National-Verſammlungen zu reden, beſtimmte den ſtolzen Charakter der Pohlen; ſie erzeugte und entwickelte bey ihnen jene ſehr achtungswürdige, oft erhabene Beredſamkeit, die mit ihrer geringen Cultur andrer Künſte und Wiſſenſchaften ſo ſeltſam contraſtirte. Die Redner ſprachen hier vor den Augen der ganzen Nation, und ſelbſt unter dem Schilde der Nation. Eine ſonderbare Eigenheit, und die man ſonſt nirgends ſah, war, daß dieſe nehmlichen privilegirten Menſchen zu gleicher Zeit Geſetzgeber, Lehrer der Nation, Richter und Soldaten waren. Sie thaten hier alles; ſie wählten ihren König, berathſchlagten im Senat, belehrten das Volk in den National-Verſammlungen, und gaben hier Geſetze; ſie fällten Urtheile in den Tribunälen, und zogen auch gegen die Feinde zu Felde.

Pohlen ſtellte uns noch ganz neuerlich in mancher Hinſicht das Sittengemählde jener finſtern Zeiten vor

Augen, die wir weit hinter uns ſehen. Der Landmann lebte in der tiefſten Sklaverey; der Stadtbewohner war ohne alle Achtung und in beſtändiger Furcht eine Beute raubgieriger Groſſen zu werden, die mit Pracht auf ihren Schlöſſern hauſeten, von keiner Abhängigkeit wiſſen wollten, und für nichts als für Fehden einen Sinn hatten. Selbſt die Geſetzgeber berathſchlagten in den Reichs-Verſammlungen mit ihrem Säbel an der Seite, den ſie nicht ſelten zur Behauptung ihrer Meynungen zogen. Indeß war noch im 17ten Jahrhundert die pohlniſche Nation in Wiſſenſchaften, Künſten, kurz in allem was ein Volk veredelt, ſehr wenig hinter den andern cultivirten Völkern in Europa zurück. Ihre elenden Städte und Dörfer, die uns jetzt ſo auffallen, ihre geringe Induſtrie, ihren Aberglauben, hatte ſie damahls mit andern Nationen gemein, die jetzt auf einer hohen Stuffe der Cultur ſtehen; dagegen waren weiſe Geſetze bey den Pohlen weniger ſelten, wie bey ihren Nachbarn, den Deutſchen, den Schweden, den Ruſſen; und während man in Deutſchland die Glaubensfreyheit durch einen dreyſigjährigen bürgerlichen Krieg nur ſehr unvollkommen erringen konnte, während ſie in Frankreich durch Blut vertilgt, in England durch barbariſche Geſetze beſchränkt, und in Italien als verabſcheuungswürdig proſcribirt wurde, war die Toleranz in Pohlen mit der Verfaſſung dieſes Staats verbunden; die Diſſidenten, oder Nicht Catholiken, genoſſen hier geſetzmäſſig Menſchen-Rechte, die man in jedem andern Reiche durchaus nicht anerkennen wollte; und ſo ſehr auch die Pohlen an Rom hiengen, ſo waren doch ihre Geſetzgeber nicht zu bewegen, ein Römiſches Inquiſitions-Tribunal in ihrem Reiche einzuführen.

Man ſahe in Pohlen ſeltſame Contraſte, und überhaupt viel Auſſerordentliches. Orientaliſche Pracht neben Irokeſiſcher Nacktheit; Alt-Römiſche Gebräuche, vermiſcht mit gothiſcher Barbarey; einen König umgeben mit Kronbeamten an der Spitze einer Republik, und Negerartige Sklaverey der bei weitem gröſſern Anzahl der Einwohner Pohlens, mitten unter dem Geſchrey von beſtehender Freyheit; Edelleute, die den Handel für entehrend hielten, nicht aber die niedrigſten Dienſte und Peitſchenhiebe, die ſie als Stallknechte empfiengen. Der Päbſtliche Nuntius beſaß hier eine ausübende Gewalt, wie in keinem andern Staate; ſelbſt die Könige konnten nicht ohne Erlaubniß des Römiſchen Stuhls proclamirt werden; die Biſchöffe ſaſſen im Senat; Jeſuiten waren Beichtväter aller groſſen Familien; Prieſter und Mönche waren in erſtaunlicher Anzahl; allein doch hatte der Pabſt auf die Königswahl ſehr wenig Einfluß. Es wurden Geſetze gemacht, und dennoch ward von der Republik die ausſchweifendſte Deſpotie begünſtigt, und die Feudal-Anarchie geduldet. Ein jeder Groſſer war biß zum Uebermuth eiferſüchtig auf ſeine Gewalt, die er durch beſtändig unterhaltene Truppen zu Pferde und zu Fuß zu behaupten ſuchte; und doch war es dem ärmſten Landboten erlaubt durch ſein einfaches Veto die durch die ganze geſetzgebende Macht beſchloſſenen Geſetze zu verwerfen, und einen Reichstag zu zerreiſſen.

Dies ſo berufene Pohlniſche Veto, ein Machtſpruch, der durch das franzöſiſche königliche Veto in Europa bekannter worden iſt, gehörte nicht zur Conſtitution von Pohlen. Es war ein Mißbrauch, nicht älter als das 17te Jahrhundert. Der Landbote Sycinsky war der erſte, der auf dem Reichstag zu Warſchau 1652 ſein Véto ausſprach. Man wollte ihn dafür in Stücken hauen; er entgieng den Säbelhieben, nicht aber dem Blitz, der ihn bald nachher, wie die Pohlen ſeiner Zeit ſagten, für dies Verbrechen, tödtete. Es wurde jedoch kurz darauf als ein Privilegium der Landboten betrachtet, das nicht verletzt werden konnte.

Der Stolz der Pohlen hinderte ſie nicht, ihre Könige faſt immer im Auslande zu ſuchen. Fremde, die ihre Verfaſſung, ihre Geſetze, ihre Sitten, ihre Sprache nicht kannten, wurden ihre Beherrſcher, und dieſe, durch den Glanz einer Krone getäuſcht, unterwarfen ſich gerne allen Demüthigungen, die mit dem Looſe eines Königs der Pohlen verbunden waren. Der Kronkanzler konnte ihm das Reichsſiegel verweigern, der Kron-Kammerherr hatte das Recht, nach Gutdünken die königlichen Zimmer zu viſitiren, und jeder Edelmann durfte ihm ungeſtraft trozen.

Nicht minder charakteriſtiſch und originell als ihre Staatsverfaſſung waren ihre NationalGebräuche. Manche derſelben hatten das Gepräge von Größe. So war z. B. die Wahl ihrer Könige ein ſehr auſſerordentliches Schauſpiel, verbunden mit einer Feyerlichkeit, die der erhabenen Handlung angemeſſen war, und wozu man das Muſter nirgends in Europa geſucht hatte; denn alle Wahlen gekrönter Häupter in andern Reichen waren ſowohl unter ſich, als von der Pohlniſchen Wahl ſehr verſchieden. Die Wahl der Kayſer geſchah in den Cabinetten; das Looß beſtimmte die Dogen-Würde, und die Päbſte wurden im Gefängniß erwählt. Die Pohlen verführen anders; bey ihnen war die Wahl keine leere Ceremonie, ſondern eine ſehr ernſthafte Handlung; auch war der Ausgang immer ſehr ungewiß, bis in unſerm Jahrhundert, als nicht mehr die Pohlen, ſondern fremde Mächte hier die Krone austheilten.

Der Wahlort der Pohlniſchen Könige, wo dieſe in Europa einzige National-Scene vorgieng, die bis in unſern Tagen beſtändig fortgeſezt wurde, war ein großes Feld an der Weichſel, ganz nahe bey der Hauptſtadt. Die ganze Nation, das heißt, alle Edelleute des Reichs, die dahin reiſen wollten und konnten, waren hier gegenwärtig, und formirten ein ungeheures Heer, das oft 150,000 auch 200,000 Mann ſtark war. Es herrſchte jedoch bey demſelben Ordnung. Die Schaaren waren alle nach ihren Woywodſchaften geordnet. Dieſe abgetheilten Staatskörper erſchienen bey ſolcher Gelegenheit mit überaus großer Pracht an koſtbaren Kleidungen, Pferden, Fahnen und Waffen. Ganze Schaaren Reuter hatten vergoldete Lanzen. Die vornehmen Edelleute ritten auf Parade-Pferden, deren Sättel und Zäume mit Emaille und Gold eingelegt, oft auch mit koſtbaren Edelſteinen bedeckt waren. Alle wetteiferten hier untereinander ſich an äuſſerlichem Glanz zu übertreffen.

Der gröſte Theil der hier verſammleten Edelleute war zu Pferde und bewafnet. Die Pohlen lagerten ſich auf der einen Seite des Fluſſes, die Lithauer auf der andern. Der innere Wahlort war ein groſſes Gebäude, mitten auf dem Felde, mit Schanzen und Graben umgeben. Es war einem Fort ähnlich, und hatte drey Thore, nach Oſten, Weſten und Süden. Innerhalb dieſem Wahl-

Befehl nach Argos; nun und nimmermehr
Willſt du zum Mörder werden an dem Kinde.
Doch iſt die Luft, die jetzo dich umgibt,
Die nämliche, die deinen erſten Schwur
Vernommen. Doch ſo treiben es die Menſchen!
Zu hohen Würden ſieht man Tauſende
Aus freier Wahl ſich drängen, in vermeſſ'nen
Entwürfen ſchwindelnd ſich verſteigen; doch
Bald legt den Wahn des Hauſens Flatterſinn,
Und ihres Unvermögens ſtiller Wink
Bringt ſchimpflich ſie zum Widerruf. Nur um
Die Griechen thut mir's leid; voll Hoffnung ſchon,
Vor Troja hohen Heldenruhm zu ernten,
Jetzt deinetwegen, deiner Tochter wegen,
Das Hohngelächter niedriger Barbaren!
Nein! eines Heeres Führung, eines Staates
Verwaltung ſollte Reichthum nie vergeben;
Kopf macht den Herrn. Es ſey der Erſte, Beſte
Der Einſichtsvolle! Er ſoll König ſeyn!

Chor.

Zu was für ſchrecklichen Gezänken kommt's,
Wenn Streit und Zwiſt entbrennet zwiſchen Brüdern!

Agamemnon.

Die Reih' iſt nun an mir, dich anzuklagen.
Mit kürzern Worten will ich's thun — ich will's
Mit ſanftern Worten thun, als du dem Bruder
Zu hören gabſt. Vergeſſen darf ſich nur
Der ſchlechte Menſch, der kein Erröthen kennt.
Sag' an, was für ein Dämon ſpricht aus deinem
Entflammten Aug'? Was tobeſt du? Wer that

theater befanden ſich alle Großen des Reichs, die Senatoren und Landboten. Die letztern, als wahre Volks-Repräſentanten, brachten immer den Schaaren Nachricht von dem Gang des Wahlgeſchäfts und hohlten Inſtructionen.

Dies Wahlſchauſpiel, wobei niemand in den vorigen Jahrhunderten auf den Preiß ſicher rechnen konnte, war einem altrömiſchen Circus nicht unähnlich, ein ungeheurer Plaz, eine unermeßliche Menge Zuſchauer, Wettläuffer, die nach dem Ziele lieffen, und hoher Ruhm für den Sieger. Alle reichen Magnaten hielten mehr oder weniger Truppen; allein keine dieſer Art durften ſich dem Wahlort nähern, ſelbſt die Truppen der Republik ſtanden in einiger Entfernung. Auch war nach den Geſetzen die Gegenwart der Kron-Candidaten nicht erlaubt, um ihren perſönlichen Einfluß auf die Stimmfreyheit zu verhindern.

Die kriegeriſchen Eigenſchaften der Pohlen, die Sattelfeſtigkeit ihrer Reuterey, und ihre Geſchicklichkeit den Säbel und die Lanze zu gebrauchen, machten dieſe Nation bey allen Mängeln ihrer Staatsverfaſſung, und ihrer nicht großen Truppenzahl, furchtbar im Kriege. Hier waren die Pohlen kühn bis zur Verwegenheit; ſie griffen ihre Feinde an, ohne auf deren Stärke zu achten, beſtürmten die feſteſten Läger, und ſchwammen durch große Flüſſe. Dies leztere ſahe man von ihnen oft in ihren Kriegen gegen die Türken, ja ſelbſt in Deutſchland. Czarnecky ſchwamm im Jahr 1657 in Pommern mit ſeiner Cavallerie durch die Oder. Der Muth erſezte bey den Pohlen, was ihnen an Kunſt fehlte; denn auch in der

Art Krieg zu führen, blieben ſie noch in neuern Zeiten zurück. Ihre Artillerie war und blieb immer ſehr unbedeutend. Die Infanterie, die unter allen mannigfaltigen Syſtemen der Kriegskunſt, bey Griechen und Römern, ſo wie bey den aufgeklärteſten Nationen unſers Zeitalters, beſtändig die Hauptkraft der Armeen ausmachte, wurde bey den Pohlen, noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, für nichts geachtet; ihre Cavallerie war ihnen alles. Sie trug Lanzen, floh im Treffen, fechtend wie die Parther, und marſchirte wie die Tatarn mit allen zum Feldzuge nöthigen Lebensmitteln. Auch hatten ſie noch in dieſem neuen Zeitraum ganz beſonders bewafnete Soldaten, die Bardyſſe, oder gekrümmte Aexte führten, und Bardyſſaner genannt wurden.

Die Geſchichte dieſer Nation zeigt keine ſolche Vorfälle, die das Schickſal ſo vieler andern europäiſchen Staaten waren. Sie ſtellt uns keine Verſchwörungen auf, keine ermordeten Könige, keine Religionskriege, keine fanatiſche Blutbäder, ja bey der gröſten Anhänglichkeit an Rom, keine Ketzer-Gerichte. Die Herrſcher, obgleich nur ein kleiner Theil der Nation, waren jedoch in zu großer Menge und zu ſehr untereinander verbunden, um ſich nicht von dem weit größern Theil Gehorſam zu verſchaffen; daher es in Pohlen nie zu bürgerlichen Kriegen kam. Die unterdrückte Maſſe des Volks bewegte ſich nicht; nur unter dem Adel entſtanden oft Conföderationen, oder bewafnete Verbindungen, die nicht ſelten zu blutigen Auftritten, aber nie zu innerlichen Kriegen führten.

Die Aufſtellung einiger hiſtoriſcher Züge dieſer weiland achtbaren, nun aber vom Staaten-Theater wahrſcheinlich auf ewig abtretenden Nation, dürfte jezt größeres Intereſſe als je haben; daher dies Fragment. Es iſt ein kleines Denkmahl; eine Art Standrede an dem Grabe eines erlauchten Todten.

Einer der gröſten Männer dieſer Nation war Johann Sobiesky, entſprungen aus einem Heldenſtamm. Sein Großvater Marcus Sobiesky, Woywod von Lublin, rettete in der Moldau die Pohlniſche Armee, die ihrem Untergange nahe war, und jezt einen Sieg erfocht. Er ſchlug die Rebellen in Pohlniſch Preuſſen im Jahr 1577, und blieb bey einem Sturm auf die Ruſſiſche Feſtung Sokol. Noch berühmter war der Sohn Jacob Sobiesky, der als Feldherr im Jahr 1621 die große Schlacht bey Chozim lieferte, mit 65,000 Pohlen mehr als 200,000 Türken und Tatarn ſchlug, und hernach als bevollmächtigter Miniſter nach Conſtantinopel gieng, um hier die Friedensbedingungen vorzuſchreiben. Er war Schriftſteller, rief Künſtler aus Italien, um die Cultur ſeiner Landsleute zu verfeinern, und war ſelbſt Lehrer ſeiner beyden Söhne, von denen Johann der jüngſte war.

Von mütterlicher Seite war der Großvater dieſes Johanns der berühmte Zolniewsky, der im Jahr 1610 die Ruſſen geſchlagen, Moſcau erobert, und den Czaar Baſilius gefangen genommen hatte. Zehn Jahre nachher war er in der Moldau, an der Spitze einer nicht ſehr beträchtlichen Pohlniſchen Armee von 100,000 Türken und Tatarn umringt. Er bahnte ſich den Weg durch dies furchtbare Heer, und, obgleich von demſelben beſtändig verfolgt, machte er doch einen glücklichen Rückzug von ſechzig deutſchen Meilen bis an die Ufer des Dnieſters.

Hier aber verließ ihn ſchändlich ſeine Cavallerie, ſchwamm durch den Fluß, und ließ die vom Feinde hart gedrängte Infanterie im Stich; ſelbſt die Troßknechte ſpannten die Pferde in der Wagenburg aus, und ergriffen die Flucht. Dies geſchah in der Finſterniß der Nacht, die das Schrecken noch vermehrte. Alles war nun für die Pohlen verlohren. Zolkiewsky konnte ſich retten; ſein Sohn, der an ſeiner Seite focht, beſchwor ihn dies zu thun. Der Vater antwortete: „Nimmermehr! die Republik hat mir „die ganze Armee anvertraut." Er ſah nun ſeine ihm übrig gebliebene Infanterie in Stücken hauen, und ſeinen Sohn todt zur Erde ſtürzen, und einige Stunden nachher fiel er ſelbſt mit Wunden bedeckt, als ein Opfer des Kriegs. Seine und ſeines Sohnes Ueberreſte wurden von den Türken losgekauft, und in ein gemeinſchaftliches Grab gelegt, das die Innſchrift hatte:

„Möge aus unſrer Aſche ein Rächer hervorgehn!"

Ein noch übrig gebliebener Sohn wollte dieſer Rächer ſeyn; er warb auf eigne Koſten Soldaten, mit denen er ein weit ſtärkeres Korps Tatarn angrif; allein er erlag der Menge, und blieb ſelbſt todt auf dem Wahlplaze. Die beſtürzte Reichsverſammlung beſchloß 60,000 Mann anzuwerben, die Coſaken ins Feld zu rufen, ja den ganzen Adel aufzubieten, allein der Entſchluß wurde nicht ausgeführt.

Es war Johann Sobiesky, dem Neffen des ehrwürdigen Zolkiewsky, vorbehalten ſein Rächer zu ſeyn. Er hatte als Jüngling in Begleitung ſeines Bruders die vornehmſten Länder in Europa geſehn, und war eben über

Conſtantinopel in ſein Vaterland zurückgekehrt, als er zu deſſen Vertheidigung die Waffen ergreifen muſte. Die Zeporower Coſaken verheerten es; ſie, die noch kürzlich Bewohner der Ukraine und Unterthanen der Republik Pohlen geweſen waren; ein Volk, das durch ſeine kriegeriſchen Eigenſchaften die Gränzen dieſes Reichs bisher beſchüzt hatte, das aber die gehäufte Mißhandlung der Pohlniſchen Groſſen nun nicht länger ertragen wollte. Der Unterdrückungsgeiſt, der von jeher unter allen Himmelsſtrichen mit der Herrſchaft gepaart war, verwandelte nun die eifrigſten Vertheidiger der Republik in ihre grauſamſten Feinde. Ihr erſter Aufſtand wurde jedoch durch eine groſſe Niederlage gedämpft; und ſo ſehr entſank ihnen nun der Muth, daß ſie ſelbſt ihren Anführer Pauluk den Siegern auslieferten, um nur Begnadigung zu erlangen. Die Mißhandlungen gegen ſie wurden nun verdoppelt; man nahm ihnen alle Privilegien, desgleichen viele ihrer Kirchen, ſandte Soldaten in ihr Land, und behandelte ſie wie Sklaven. Jatinsky, ein hier commandirender Pohlniſcher General, trieb dieſe ſehr weit, und als er bey Chmielniky, dem Notarius der Coſaken (nächſt dem Feldherrn die vornehmſte Magiſtrats-Perſon dieſes Volks) einigen Widerſtand fand, verbrannte er deſſen Landgebäude, ließ ſeinen Sohn in Stücken hauen, nothzüchtigte ſeine Frau, und erwürgte ſie nachher mit eignen Händen.

Dieſe empörende Grauſamkeiten blieben troz allen Klagen ungeſtraft. Der König Wladislas IV. der damahls die Pohlen beherrſchte, und nicht zu den ſchlechten Fürſten dieſes Reichs gehört, kannte jedoch ſeine Schwäche als vollziehender Richter, und wollte daher die Kläger nicht hören. Die Coſaken griffen nun von neuem zu den Waffen; Chmielniky, ein im Kriege erfahrner und durch wiſſenſchaftliche Kenntniſſe ausgezeichneter Mann, wurde ihr Anführer, und das Glück begleitete ſeine Fahnen. Er drang ins Herz von Pohlen, ſchlug bey Pilawicz die von dem Kron-Feldherrn Potoky angeführte Pohlniſche Armee, eroberte Lemberg, und ſezte ſelbſt die Hauptſtadt Cracau in ſolches Schrecken, daß man von hier die königliche Krone wegbrachte. Verheerung und Mord bezeichneten die Schritte der ſiegenden Coſaken. Alle Edelleute, auf die man ſtieß, wurden niedergeſäbelt, allein die Bauern wurden verſchont; die Prieſter und Mönche aber gezwungen, ſich mit den Nonnen zu verheyrathen, und die Juden ſich taufen zu laſſen.

Die Brüder Sobiesky kamen gerade von ihren Reiſen zurück, als dieſe ganz unerwartete Niederlage der Kron-Armee, und zwar nach der damahligen Ariſtocraten-Sprache, durch verächtliche Rebellen, alles in Beſtürzung geſezt hatte. Ihre Mutter, die Tochter des großen Zolkiewsky, empfieng ſie mit den Worten: „Ihr kommt „zu rechter Zeit uns zu rächen. Ich würde Euch nicht „für meine Söhne erkennen, wenn auch Ihr bey Pi„lawicz geflohen wäret. Der Pohlniſche Adel marſchirte nun mit 50,000 Mann gegen die Coſaken, mit denen ſich jezt die Tatarn verbunden hatten; es kam in Volhynien am Bogfluß zu einer zweyten Schlacht, die den Pohlen eben ſo ungünſtig, wie die erſte war. Sie wurden total geſchlagen, und eine Menge vornehmer Edelleute gefangen genommen, unter denen ſich auch der ältere Sobiesky befand. Man führte ſie mit Ketten beladen vor den Chan der Tatarn, der ihnen allen die Köpfe abhauen ließ.

Dies geſchah im Jahr 1649; in einem Zeitpunct, der den Königen nicht günſtig war. Caſimir hatte eben jezt nach dem Tode des Wladislas den Pohlniſchen Thron beſtiegen, der anfieng zu wanken; König Philipp IV von Spanien hatte Portugal und alle aſiatiſchen Beſitzungen verlohren; Ludwig XIV flohe mitten in Frankreich vor ſeinen ſieghaften Unterthanen, und Carl I von England hatte ſeinen Kopf aufs Blutgerüſte tragen müſſen.

Caſimir marſchirte nun in Perſon gegen die Coſaken, ohne jedoch eine Schlacht zu wünſchen. Er hielt ſich vertheidigungsweiſe in ſeinem feſten Lager bey Zoborow. Der kühne Chmielniky grif es mit der gröſten Wuth an, allein ohne Erfolg. Noch andre Treffen und Gefechte waren für ihn nicht glücklicher. Er verlohr dabey 20,000 Mann; ein Verluſt, der den Frieden nach ſich zog. Caſimir bewilligte den Coſaken alles, nur verlangte er eine demüthige Scene, die auch ſtatt hatte. Chmielniky muſte auf den Knien um Verzeihung bitten, die Waffen ergriffen zu haben. Die Pohlniſchen Großen aber waren hiemit nicht zufrieden; es war ihnen um mehr, als um Demüthigung zu thun; ſie ſchrien, daß der König die Republik verrathen hätte. Die durch dieſe Wuth aufgeſchreckten Coſaken wollten den förmlichen Bruch nicht erſt abwarten; ſie vereinigten ſich wieder mit den Tatarn, und bey Bereſteck kam es zu einem Treffen, worin jedoch die Pohlen Sieger waren. Allein der Sieg kam ihnen ſehr theuer zu ſtehen; ſie hatten eine große Menge Todter und Verwundeter, unter welchen leztern ſich auch Sobiesky befand. Chmielniky floh nun zu den Ruſſen, die damahls der Czaar Alexis beherrſchte, und mit ihnen verſtärkt drang er bald nachher wieder in Pohlen ein.

Die Lage dieſes Reichs wurde bald ſchrecklich. Während daß die Ruſſen Lithauen verheerten, die Coſaken und Tatarn die ſüdlichen Gegenden mit Feuer und Schwerdt verwüſteten, fielen die Schweden im weſtlichen Pohlen ein, und unterwarfen ſich einen groſſen Theil des Landes. Auch Ragozy, Fürſt von Siebenbürgen, trat zu dieſem Bunde, um ebenmäſſig ſeinen Antheil an der groſſen Länderbeute zu haben, die bey einer ſo ungeheuren Allianz unfehlbar ſchien. Jeder Monat, jede Woche, rechtfertigte dieſe Erwartung. Die Pohlniſchen Truppen wurden allenthalben geſchlagen, oder zerſtreut, der Schrecken wurde allgemein, und der König Caſimir ſelbſt flüchtete nach Schleſien.

In dieſer Zeit der National-Verzweiflung ſtanden zwey Männer von groſſem Geiſte, Sobiesky und Czarnecky, zur Vertheidigung ihres Vaterlandes auf, entſchloſſen alles zu benutzen, was Muth erzeugen, und günſtige Umſtände nur immer darbieten würden. Die Schweden, die in Lithauen ganz unbeſorgt im Winterquartiere lagen, wurden theilweiſe überfallen, und niedergehauen. Nur eine kleine Zahl dieſer kriegeriſchen Truppen entkam, und in wenig Wochen war kein Schwede mehr in Pohlen zu finden.

Was die Geſchichte aller Zeiten bey verbündeten Kriegern lehrte, ſahe man auch hier. Die Bundsgenoſſen wurden uneinig, und dies rettete Pohlen. Man fand Mittel, die Tatarn von dem Bunde zu trennen, und ſie mit den Pohlen zu verbinden; und was die Vortheile dieſer neuen Allianz vermehrte, war daß dieſe Tatarn der Führung des Sobiesky überlaſſen wurden. Er verſammlete nun auch die zerſtreuten Pohlen, und ſezte ſie mit kluger Ueberlegung in Thätigkeit; Czarnecky that ein gleiches; und ſo geſchah, was in ähnlichen Fällen ſich immer ereignete, und was wir noch am Ende des 18ten Jahrhunderts geſehen haben. Die tapfern, die ſiegreichen Schweden waren unter Anführung ihres Königs Carl Guſtav von neuem in Pohlen eingefallen, allein ſie drangen zu weit vor, und mußten in einem entlegenen feindlichen Lande ihren Unterhalt vom Glücke erwarten. Hiezu kam, daß der lange Marſch und die großen Strapatzen die Truppen ſehr geſchwächt hatten. Sobiesky benuzte alle dieſe Umſtände, um unabläſſig die Feinde zu necken, und ihnen die Zufuhren abzuſchneiden. Die Schweden waren in der gröſten Bedrängniß, und ihre ganze Hofnung beruhete nun auf einem Corps ihrer Nation, von 6000 Mann, womit der General Douglas ihnen zu Hülfe eilte. Dieß Corps aber wurde von Sobiesky angegriffen und geſchlagen.

Die Pohlen konnten jedoch wegen der andern Feinde ihre Vortheile nicht verfolgen; ſie muſten ſich theilen; denn Ragotzy rückte vor, und auch der Churfürſt von Brandenburg, Friedrich Wilhelm der Groſſe, kam den Schweden zu Hülfe. In Verbindung mit dieſen wurde bey Warſchau ein groſſer Sieg erfochten, der die Eroberung und Plünderung dieſer Hauptſtadt zur Folge hatte, und der überhaupt alle Hofnungen der Pohlen und Tatarn zu vernichten ſchien. Dies Waffenglück aber brachte die europäiſchen Cabinette in Bewegung; die Schweden und Preuſſen wurden durch die politiſchen Maasregeln groſſer Mächte genöthigt, Pohlen zu räumen; ein kühner Einfall der Pohlen in Siebenbürgen zwang auch Ragotzy zum Rückzuge, und auch die Ruſſen wurden aus allen ihren eroberten Plätzen vertrieben. Der Olivaſche Frieden machte bald nachher dem Kriege der Pohlen mit ihren Hauptfeinden, den Schweden und Preuſſen, ein Ende.

Das Pohlniſche Reich war nun der Ruhe nahe, allein die Ungerechtigkeit des Königs gegen einen edlen Patrioten, den Unterfeldherrn Lubomirsky, entfernte ſie; und veranlaßte einen Bürgerkrieg. Lubomirsky that alles um ihn zu vermeiden, allein der ungroßmüthige Monarch wollte von keiner Unterwerfung hören, ſelbſt nicht, als der erſtere an der Spitze einer Armee ſtand. Von Gefechten kam es endlich in Cujavien zu einer Schlacht, bey welcher der König ſelbſt zugegen war, und wo Polubinsky als Feldherr die Armee der Republik, Sobiesky aber als General unter ihm commandirte. Ein Moraſt trennte beyde Heere. Der König befahl dieſen zu paſſiren und den Feind anzugreifen. Sobiesky fand dies ſehr gefährlich; ſeine Vorſtellungen aber wurden nicht gehört, und die Schlacht gieng durch den Eigenſinn des Monarchen verlohren, von deſſen Truppen 13,000 Mann auf dem Platz blieben. Lubomirsky behandelte die Gefangenen, unter denen ſich ſelbſt Polubinsky befand, wie ſeine Freunde, und ließ ſie alle frey, benutzte ſeinen Sieg um die Hände zur Verſöhnung zu bieten, und ſo groß war ſein Edelmuth, daß er, der die Bedingungen vorſchrieb, und den Lieblings-Entwurf des Hofes in Betref der Thronfolge vereitelte, nicht einmahl die Wiedereinſetzung in ſeine Würden und Aemter verlangte, die ihm der König entzogen hatte.

Sobiesky, deſſen ſtarker Character, Tugenden und Verdienſte, ſeine Lobredner waren, hatte das ungewöhn-

Dir wehe? Wornach ſieht dein Sinn? Die Freuden
Des Ehebettes wünſcheſt du zurücke?
Bin ich's, der dir ſie geben kann? Iſt's recht,
Wenn du die Heimgeführte ſchlecht bewahrteſt,
Daß ich Unſchuldiger es büßen ſoll?
Mein Ehrgeiz bringt dich auf? — Wie aber nennſt
Du das, Vernunft und Billigkeit verhöhnen,
Um eine ſchöne Frau im Arm zu haben?
O wahrlich! eines ſchlechten Mannes Freuden
Sind Freuden, die ihm ähnlich ſehn! Weil ich
Ein raſches Wort nach beſſ'rer Ueberlegung
Zurückenahm, bin ich darum gleich raſend?
Iſt's Einer, wer iſt's mehr als du, der wieder
Zu haben die Abſcheuliche, die ihm
Ein gnäd'ger Gott genommen, keine Mühe
Zu groß und keinen Preis zu theuer achtet?
Um deinetwillen, meinſt du, haben Tyndarn
Durch tollen Schwur die Fürſten ſich verpflichtet?
Der Hoffnung ſüße Göttin riß, wie dich,
Die Liebestrunkenen dahin. So führe
Sie denn zum Krieg nach Troja, dieſe Helfer!
Es kommt ein Tag, ſchon ſeh' ich ihn, wo euch
Des nichtigen, gewaltſam ausgepreßten
Gelübdes ſchwer gereuen wird. Ich werde
Nicht Mörder ſeyn an meinen eignen Kindern.
Tritt immerhin, wie deine Leidenſchaft es heiſcht,
Gerechtigkeit und Billigkeit mit Füßen,
Der Rächer einer Elenden zu ſeyn.
Doch mit verruchten Mörderhänden gegen
Mein theures Kind, mein eigen Blut zu raſen —

liche Schickſal, zu gleicher Zeit die allgemeine Hochachtung des Volks, und die Gunſt des Königs zu genieſſen, der auf ihn die höchſten Reichswürden häufte. Er ernannte ihn, was man nie zuvor vereinigt geſehn hatte, zum Kron-Groſsmarſchall und auch zum Kron-Groſsfeldherrn. Die erſtere Würde machte ihn, zufolge der Staatsverfaſſung, in der Hauptſtadt, die andere bey der Armee unumſchränkt. Durch dieſe leztere war der Kronfeldherr Deſpot in allen Provinzen, beſonders in Hinſicht der Winterquartiere, die er ganz nach eigener Willkühr anordnen, und dadurch die groſſen Güterbeſitzer ruiniren konnte. Sobiesky war ſo groſsmüthig, nicht allein dieſem Theil ſeiner Gewalt für ſich zu entſagen, ſondern auch durch eine Acte dies ſo grauſam gemiſsbrauchte Privilegium für alle ſeine Nachfolger zu vernichten. Hiedurch ſtillte er das Murren über eine allzugroſe Gewalt, das ſelbſt die Hochachtung des Volks nicht hatte unterdrücken können.

Nie waren groſſe Talente der Republik nöthiger. Die Tatarn thaten mit 80,000 Mann einen neuen Einfall in Pohlen, und verheerten Podolien und Volhinien. Die Coſaken vereinigten ſich mit ihnen, und auch die Türken bedroheten die Republik. Ihre Länder waren nach ſo vielen Kriegen von ſtreitfähigen Männern entblöſst, und die Armee biſs auf 12,000 Mann zuſammengeſchmolzen; und ſo ſchlecht war der Zuſtand der Finanzen, daſs auch dieſe wenigen Truppen nicht mehr beſoldet werden konnten. Sobiesky zeigte hier ſeine Thätigkeit und ſeinen Patriotiſmus. Er wandte alles an, die Armee zu verſtärken, nahm dazu ſowohl die Recruten als deren Unterhalt aus ſeinen eignen Ländereyen, erſtand aus ſeinem Vermögen

Geſchütz und Kriegsbedürfniſſe, und machte ſelbſt in ſeinem Namen Anleihen, um den National-Schaz zu verſorgen, ſodann gieng er mit 20,000 Mann, dem 100,000 Mann ſtarken Heer der Tatarn und Coſaken entgegen, und lagerte ſich bey Pobance. Seine Maaßregeln ſchienen vielen pohlniſchen Befehlshabern verwegen; ſie brachen in lautem Tadel aus. Der Feldherr erklärte, daß er von ſeinem Plan nicht abweichen würde, allein einem jeden die Freiheit gäbe, die Armee zu verlaſſen. Sein kleines Lager war ganz von den Feinden eingeſchloſſen; kein Entſatz war zu hoffen, und die Pohlniſchen Truppen ſchienen verlohren zu ſeyn. So voller Zuverſicht war jedoch Sobiesky bey ſeinen geringen Hülfsmitteln, und in ſeiner ſehr bedenklichen Lage, daß er es wagte, dem Tatariſchen Heerführer, dem Chan Nuradin, auf eine ſonderbare Weiſe zu drohen. Man hatte einige Gefangene gemacht; er ſchickte ſie zurück mit dem Auftrag: „Sagt „dem Nuradin, daß ich ihn ſo behandeln werde, wie er „meinen Bruder behandelt hat: Kopf für Kopf.“

Die Antwort des Tatarn war die Beſchleunigung des Angriffs, der von allen Seiten zugleich geſchah. Das Lager der Pohlen war ſtark verſchanzt, ihre Stellung vortrefflich, und ihre Vertheidigung geſchah mit außerordentlichem Muth. Die Wuth der Angreifenden war daher fruchtlos; ſie wurden mit großem Verluſt zurückgeſchlagen. Am folgenden Tage ward der Angriff erneuert, und der Erfolg war nicht beſſer. Es war weder den Tatarn noch den Coſaken möglich, ins Pohlniſche Lager zu dringen. Dieſe blutigen Verſuche wurden ſechzehn Tage hintereinander fortgeſezt. Ein Sturm folgte dem andern, ſo wie auch ein Ausfall dem andern. Am ſiebzehnten Tage ſollte ein General-Sturm geſchehen. Sobieſky wollte dieſen nicht abwarten; er verließ ſeine Verſchanzungen, und gieng ſelbſt den Feinden entgegen, die bey dieſem Anblick ein Freudengeſchrey erhoben. Sie hielten ihren Sieg nun für gewiß; aber eben dieſe Zuverſicht hatte auch die Pohlniſche Armee, zu der ſich ſogar freywillige Bauren geſellten, und bey welcher ſich ſelbſt die Troßknechte bewaſnet hatten. Das Treffen war hartnäckig und blieb lange zweifelhaft, bis die Pohlniſchen leichten Truppen den Tatarn in die Flanke brachen. Nun ſuchten dieſe ihre Rettung in der Flucht, und riſſen die Coſaken mit ſich fort. Sobieſky ließ den Nuradin aufſuchen, um ſein Wort zu halten; allein auch er war bereits entflohen, und ließ 20,000 Todte auf dem Schlachtfelde zurück. Der Friede war die herrlichſte Frucht dieſes Sieges, der ſo ganz als das Werk des Sobieſky betrachtet werden konnte. Auch war ſeine Rückreiſe nach Warſchau ein ununterbrochener Triumph, der in der Reichsverſammlung noch erhöhet wurde. Der Vice-Kanzler dankte hier auf eine feyerliche Weiſe, im Namen aller Stände, dem Feldherrn für ſeine dem Staat geleiſteten groſſen Dienſte.

Pohlen ſah nun eine noch nie gehabte Scene. Der König Caſimir, dieſer des Throns ſo unwürdige Monarch, der letzte des Jagelloſchen Geſchlechts, das dreyhundert Jahre lang dies Reich beherrſcht hatte, erklärte dem Reichstag, daß er den Regierungsgeſchäften nicht länger vorſtehen, ſondern ſich zur Ewigkeit vorbereiten wolle. Die Senatoren, voller Beſorgniß neue Unruhen in ihrem verheerten Reiche zu ſehen, vergaſſen die königlichen Verbrechen, und baten den König fußfällig ſeinem Entſchluß zu entſagen, womit nach vielen harten Reden gegen den Monarchen endlich auch die Landboten einſtimmten, aber vergebens: er legte (im Jahr 1668) ſeine Krone nieder, und gieng nach Frankreich, wo er in einem Kloſter ſtarb.

Dieſe Krone wurde jetzt das Ziel der eifrigſten Beſtrebungen vieler auswärtigen Fürſten. Der Czar von Rußland wünſchte ſie für ſeinen Sohn, und um den Weg dazu zu ebnen, geſchah ſogar das Anerbieten, daß er die Griechiſche Religion abſchwören ſollte. Frankreich, das damahls anfieng, ſich in die Angelegenheiten aller Staaten zu miſchen, bemühete ſich für einen Prinzen des Bourbonſchen Hauſes, und wollte anfangs dem Sohn des Prinzen Conde, nicht aber dem mit Ruhm gekrönten Vater den Thron verſchaffen; an der Spitze dieſer Parthey ſtand der durch ſeine Würde viel vermögende Primas Prazmowsky; auch zeigten ſich als Kron-Candidaten der Fürſt von Siebenbürgen, Ragotzy, der Herzog von Neuburg, und der Prinz Carl von Lothringen; ja ſelbſt die Königin Chriſtina, die die Schwediſche Krone bereits niedergelegt, hatte den ſonderbaren Einfall, unterſtützt von dem Pabſt, um die Pohlniſche zu werben. Der Ruſſiſche Prinz fand wenig Anhänger; Ragotzy noch weniger, von deſſen Verheerungen ſich noch überal in Pohlen die Spuren zeigten, und der dennoch, durch die mächtige Kronluſt getrieben, die Stirne hatte, als Mitwerber aufzutreten. Der Herzog von Angouleme, Sohn des Prinzen von Conde, wurde wegen ſeiner Jugend, und wegen der zu ſeinem Vortheil von Caſimir angeſponnenen unglücklichen Intriguen verworfen; auf den Vater aber wäre vielleicht die Wahl gefallen, wenn nicht Ludwig XIV ſelbſt gegen dieſen Helden, den er haßte, gearbeitet hätte. Dieſer Monarch trat endlich auf die Seite des Herzogs von Neuburg, der auch von dem Kayſer, von Schweden, und von den Churfürſten von Brandenburg und Sachſen unterſtüzt wurde.

Die Pohlen bereiteten ſich nun das edelſte Recht auszuüben, das ein Volk nur genieſſen kann: ſich durch freye Wahl ein Oberhaupt zu geben. Man achtete nicht auf die drohende Forderungen des Czar Alexis, der 80,000 Mann in Bewegung ſetzte, um die Wahl ſeines Sohnes Feodor zu erzwingen. Das Wahl-Lager war auf den Feldern bey Warſchau aufgeſchlagen. Der Kern der Nation war hier verſammlet. Es waren 90,000 Bewafnete zugegen, ohne den von allen Seiten herbeiſtrömenden Pöbel zu rechnen. Auf einmahl verbreitete ſich das Gerücht, daß man durch eine liſtige Ueberraſchung den Prinzen von Conde erwählen würde. Debitzky, ein Mann von groſſem Anſehn, bemühte ſich in einer Rede, dieſen Entwurf als entehrend für die Nation zu ſchildern, und vermochte den Adel auf der Stelle, von dem Senat die Ausſchlieſſung dieſes Prinzen zu fordern. Der Senat war in Verlegenheit, und der Primas ſchwieg. Sobiesky, durch den Heldengeiſt mit dem groſſen Conde verwandt, zeigte hier ſeinen gewöhnlichen Edelmuth; er, der Liebling der Nation, obgleich nicht unter den Kronbewerbern, konnte doch nicht ohne alle Hofnungen für ſich ſeyn, und die verlangte Ausſchlieſſung muſte dieſe Hofnungen näher bringen. Dieß kam jedoch bey ihm in keine Betrachtung. Er nahm das Wort, lehnte ſich gegen die Forderung auf, und ſagte: „Es iſt ganz was anders, ſeine Stimme zu
„verſagen, als auszuſchlieſſen. Das eine iſt eine Aus-
„übung der Freiheit, das andre eine Beleidigung. Wenn
„der Ritterſtand ſo ſehr die Freiheit des Senats ein-
„ſchränken will, ſo entferne ich mich, um keinen Antheil

„an der Dienſtbarkeit des Senats, und an der Kränkung
„eines ruhmvollen Fürſten zu nehmen."

Die Ausſchlieſſung wurde jedoch am folgenden Tage Volksſtimme, und erfolgte gegen den Willen des Senats. Nun lag die Krone zwiſchen den zwey Mitwerbern, dem Prinzen von Lothringen, und dem Herzog von Neuburg. Der gröſte Theil des verſammleten Adels war für den erſtern, dagegen aber der Senat, die meiſten Landboten, und faſt alle Groſſen des Reichs ſich als Anhänger des letztern zeigten; es traten Redner auf, die von ſeinen groſſen Länder-Beſitzungen ſprachen, die jene groſſen, von ihm der Nation zugeſagten Vortheile erhoben, und endlich unter ihren Argumenten für ſeine Wahl, auch die Armeen ſeiner mächtigen Beſchützer anführten, die keine abſchlägige Antwort annehmen würden. Dieſe Reden waren zu demüthigend für ein ſtolzes Volk, zumahl bey einer ſolchen Gelegenheit; auch ſetzten ſie alles in Bewegung, und es erfolgte eine ſchreckliche Scene. Man beſtürmte die Verſchanzung, die den innern Wahlort deckte, und beſchoß die Senatoren mit Piſtolen; in wenig Minuten geſchahen einige tauſend Schüſſe. Viele dieſer Edlen warfen ſich von ihren Sitzen zur Erde, um den Kugeln auszuweichen; andre wollten fliehen, allein man hielt ſie mit Gewalt zurück; zwey Senatoren wurden dabey erſchoſſen, und mehrere verwundet. Der Tumult nahm jeden Augenblick zu, und keine Bitten und Vorſtellungen vermochten ihn zu ſtillen. Nur allein die Entſchloſſenheit des Sobiesky ſtellte die Ruhe her; er drohete die Truppen vorrücken zu laſſen, um alle diejenigen niederzuſchieſſen, die ſich der ruhigen Stimmen-Sammlung ferner widerſetzen würden.

Jetzt fand Opalinsky, der Weywode von Kaliſch, Gehör. „Warum, ſagte er, wollen wir uns einander „für Fürſten erwürgen, die wir nie geſehen haben, und „deren Scepter vielleicht ſchwer auf uns liegen wird? „Unſre Vorfahren waren weiſer. Kaum hatte ſich die „Nation geformt, als ſie ſich, ſo wie heute, zwiſchen „mehrern auswärtigen Pretendenten getheilt fand. Das „ſie bedrohende Unglück führte ſie zur Vernunft. Sie „wählte Piaſt, einen gebohrnen Pohlen, und dieſer, „ohne Geburth, ohne Vermögen, regierte ſo weiſe, daß „noch jetzt aus Grundſätzen von Ehre und Dankbarkeit, „ein jeder Pohle ſich einen Piaſten nennt. Laßt uns alſo „unſern Vorfahren nachahmen und einen Piaſten wählen!"

Dieſe Rede gefiel. Man benutzte die Stimmung, und ſofort ſtellten zwey Woywoden, den Michael Wisnowiecky dem Volke zur Annahme dar. Das Geſchrey ertönte nun von allen Seiten: Es lebe der König Michael! Nur allein die verweigerte Proclamation des Primas fehlte; ſie wurde aber durch vorgehaltene Piſtolen erpreßt, und nun war Michael König! er, der arm war, der nie ein Staatsamt verwaltet, und kein ander Verdienſt hatte, als ein Sohn des berühmten Jeremias Wisnowiecky, und ein Abkömmling von Koribut, dem Onkel des groſſen Jagello, zu ſeyn.

Dieſer Wahl-Fechterſtreich, wodurch das Volk überraſcht wurde, war eine Nachahmung der im Römiſchen Conclave üblichen Intriguen. Die Groſſen beneideten den ohnehin mächtigen Sobiesky; ſie fürchteten ſeinen ernſten Charakter, und hoften unter dem ſchwachen kenntnißloſen Michael unabhängig zu ſeyn. Dieſer Mann fühlte auch ſo ſehr ſeine Unfähigkeit, daß er bey den Ehrfurchtsbezeugungen wie ein Kind weinte, und die Krone anfangs gar nicht annehmen wollte. Die Brüder Pac, zwey ehrgeizige Männer, von denen der eine Großkanzler von Lithauen, und der andre Groß-Feldherr von Lithauen war, wurden ſeine Vertrauten und regierten den Staat, der abermahls von den Coſaken bedroht wurde; von Menſchen, die gute Unterthanen geweſen waren, bevor man ſie zu ſchlechten Sklaven gemacht hatte. Sie bemächtigten ſich eines groſſen Landſtrichs, und fanden nur geringen Widerſtand. Sobiesky gieng ihnen mit wenigen Truppen entgegen, vertrieb ſie allenthalben ohne viel Blutvergieſſen, unterjochte ſie in kurzer Zeit wieder, und zwang ihren Anführer Doroscensko nach Conſtantinopel zu flüchten. Sein Betragen dabey und die darauf folgende Ausübung des Grundſatzes, daß man die Coſaken mit Güte zu ihrer Pflicht zurückzuführen, und ſie durch die Ausſicht ihres eignen Wohls feſſeln müſſe, forderten den Senat und die Nation zur Bewunderung auf; auch ſchrieb ihm der Vice-Kanzler im Namen des Königs und der Republick: „Man kann bey dieſer Expedition nicht genug Ihren Muth und Ihre Klugheit bewundern. Sie „zwingen den Neid ſelbſt zu geſtehn, daß Pohlen Ihnen „ſeine Rettung verdankt."

Der ſiegreiche Muhamed IV, das Schrecken der Oeſterreichiſchen Staaten, beherrſchte damahls das Türkiſche Reich, und der berühmte Kiuperli, ein Mann von ſeltenen Geiſtesfähigkeiten, war ſein Groß-Vezier. Dieſer durch die Vorſtellungen des Doroscensko und durch das Waffenglück der Türken angefeuert, machte jezt den Entwurf, die Ukraine den Pohlen zu entreiſſen. Doroscensko wurde daher von den Türken wohl empfangen. Ein ſtolzes Schreiben von Kiuperli an den Senat, kündigte den Pohlen an, daß Muhamed dieſe Provinz in ſeinen Schutz genommen, und mit einem ungeheuren Heere ſich den Gränzen nähere; allwo er die Antwort erwarten würde. In dieſem Schreiben eines Deſpoten ſtanden die in unſern Tagen viel bedeutenden Worte: „Die Coſaken haben „nach dem Natur-Recht die Waffen ergriffen, um ihre „Freiheit wieder zu erlangen.“

Der Senat verſammlete ſich. Die Patrioten verlangten, daß man die Coſaken zufrieden ſtellen ſollte; die königliche Parthey hingegen hielt das Schreiben für eine leere Drohung, und verſprach ſich im äuſſerſten Fall einen mächtigen Beyſtand von den Ruſſen und dem Kayſer Leopold, der ſeine Schweſter dem König Michael zur Gemahlin gegeben hatte. Sobiesky war abweſend, und ſo groß war die Ehrfurcht der Majorität für dieſen Feldherrn, daß trotz dem Widerſpruch der Hof-Creaturen alle fernere Berathſchlagungen über dieſe Sache biß zu ſeiner Ankunft ausgeſetzt wurden. Sie geſchah am folgenden Tage. Die meiſten Senatoren giengen ihm entgegen, und führten ihn mitten unter den gröſten Lobſprüchen in den Senat. Hier redte Sobiesky nachdrücklich für die Coſaken. Die Hofparthie wagte es nicht die Sache durchs Stimmen entſcheiden zu laſſen; allein ſie ſchlug einen andern Weg ein: die Pforte erhielt keine Antwort.

Der ſchwache König Michael wurde immer verächtlicher, ſein Anhang kleiner, und die Gefahr des Reichs unter einer ſolchen Regierung mit jedem Tage gröſſer. Nun entſtand eine Verbindung zwiſchen vielen Magnaten, an deren Spitze der Primas ſtand, den unwürdigen König zu entthronen. Sie ſchrieben deshalb an den Kayſer Leopold, deckten ihm alle Wunden des Staats auf, zeigten die Nothwendigkeit, einen andern Herrſcher zu haben, und erklärten, daß bloß ihre Ehrfurcht gegen den Kayſer die Entthronung noch verſchoben hätte. Leopold beklagte die Unfähigkeit ſeines Schwagers und die üble Lage der Republick, allein mit der Aeuſſerung, daß er ſeiner Schweſter Entthronung nicht zugeben könnte. Er ſchlug daher einen Ausweg vor, uhd dieſer war: den König der ehelichen Unmacht zu beſchuldigen, und dadurch ſeine Vermählung canoniſch aufzulöſen. Die Königin war damit zufrieden, jedoch mit der ausdrücklichen Bedingung, wieder des neuen Königs Gemahlin zu werden. Ihr Bruder empfahl nun zu dieſer Würde den neuerlich verworfenen Kron-Candidaten, Prinzen von Lothringen.

Die Verbündeten wandten ſich an Sobiesky, da nur allein ſeine Zuſtimmung den Erfolg leiten konnte. Der Großfeldherr gab dem Entwurf ſeinen Beyfall, fand es aber der Republick unanſtändig, von einem fremden Hofe Vorſchriften zu erhalten, und höchſt unwürdig Theil an der Intrigue zu nehmen, dem König durch eine Farce ſeine Gemahlin zu entreiſſen. Zum künftigen König ſchlug er den franzöſiſchen Herzog von Longueville vor, der ſich durch ſeinen kriegeriſchen Muth ausgezeichnet hatte; und auch mit dieſem war die Königin zufrieden, um nur ihre Krone zu behalten. Dieſe Beſchluſſe blieben jedoch ſowohl dem König Michael, als dem Wiener-Hofe verborgen.

Der König war indeß durch die Bewegungen der

Abſcheulich! Nein! Das würde Nacht und Tag
In heißen Thränenfluten mich verzehren.
Hier meine Meinung, kurz und klar und faßlich:
Wenn du Vernunft nicht hören willſt, ſo werd'
Ich meine Rechte wiſſen zu bewahren.
Chor.
Ganz von dem Jetzigen verſchieden klang,
Was Agamemnon ehedem verheißen.
Doch welcher Billige verargt es ihm,
Möcht' er des eignen Blutes gerne ſchonen?
Menelaus.
So bin ich denn — ich unglückſel'ger Mann! —
Um alle meine Freunde:
Agamemnon.
Fordre nicht
Der Freunde Untergang — ſo werden ſie
Bereit ſeyn, dir zu dienen.
Menelaus.
Und woran
Erkenn' ich, daß ein Vater uns gezeuget?
Agamemnon.
In Allem, was du Weiſes mit mir theileſt,
In deinen Raſereien nicht.
Menelaus.
Es macht
Der Freund des Freundes Kummer zu dem ſeinen.
Agamemnon.
Dring' in mich, wenn du Liebes mir erweiſeſt,
Nicht, wenn du Jammer auf mich häufſt.

Türken genöthigt, einen Reichstag zuſammen zu rufen. Hier muſte er die bitterſten Vorwürfe anhören. Der Primas ſelbſt überſchritt hiebey die Gränzen der Mäſſigung, und ſagte: „Die Nation hat Sie zum Könige „gemacht; und Sie machen dieſe Nation unglücklich. „Anſtatt alles anzuwenden die Ukraine zu beruhigen, „haben Sie dort alles noch mehr aufgebracht. Die Feſtungswerke von Kaminiec, dies Bollwerk des Reichs, „haben Sie verfallen laſſen. Sie haben Menſchen an „Ihrem Hofe und in Ihrem Cabinet, die das Intereſſe des „Reichs dem ihrigen aufopfern. Es waren Landboten „auf dem Wege, um Sie zu bitten dieſe öffentliche Peſt „zu entfernen, und Sie haben dieſe Abgeordneten ſelbſt „entfernt. Sie geben die Staroſteyen auf eine conſtitutionswidrige Art weg — Welches Vertrauen können wir nun länger in Ihre Schwüre ſetzen! Sie haben ſolche verletzt; wir brechen auch die unſrigen nach „Ihrem Beyſpiel." Viele Senatoren ſagten nun dem König ins Angeſicht, daß er vom Throne ſteigen ſollte.

Ein Zufall gab jedoch dem Monarchen neue Hofnung. Der als Thronfolger vorgeſchlagene Herzog von Longueville verlohr im Kriege wider die Holländer ſein Leben. Michael benutzte dieſen Umſtand; er verdankte gröſtentheils ſeine Krone dem untern Adel, und dieſen rief er nun zu ſeinem Beyſtand. Sofort entſtand eine groſſe Conföderation; an 100,000 dieſer Edelleute verſammleten ſich in der Woywodſchaft Lublin. Czarnecky wurde zum Conföderations-Marſchal erwählt, auch mit ſehr ausgedehnter Vollmacht verſehn; und in ſeine Hände ſchwuren dieſe Conföderirten, den König zu vertheidigen. Alle Senatoren und Staatsbeamten wurden zur Vereinigung eingeladen, bey Strafe ihre Würden und Güter zu verlieren. Die Friſt war kurz und die Beſtürzung der Groſſen auſſerordentlich. Alle richteten die Augen auf Sobiesky, der ſeine Armee bey Lowitz verſammlete. Dieſe Truppen machten eine Gegen-Conföderation, und ſchwuren bey dem Namen Gottes und Sobiesky, die Rechte und Freiheiten Pohlens zu vertheidigen, und einen jeden Soldaten, der ſich nicht mit ihnen vereinigen würde, als einen Feind des Vaterlandes zu betrachten. Der Primas, der gröſte Theil der Senatoren und Reichsbeamten, flüchteten nun in das Lager bey Lowitz, und ſchlugen hier gleichſam den Sitz der Republick auf, ſo wie in Roms Bürgerkriegen die Römiſchen Senatoren, um dem ſiegenden Cäſar auszuweichen, ihre Zuflucht ins Lager des Pompejus nahmen, und hier einen Senat bildeten.

In dieſem höchſt critiſchen Zuſtande war Pohlen, gerade in dem Anfange eines Bürgerkrieges, der ſchrecklich zu werden drohte, als die von ihrem Sultan Muhamed angeführten Türken, 150,000 Mann ſtark, wie eine Fluth einbrachen. Der unwürdige König dachte nicht daran, ſein Reich gegen ſo mächtige Feinde zu vertheidigen, ſondern beſchäftigte ſich bloß mit ſeinem Haß und ſeiner Rache. Alle gegen ihn feindlich geſinnten Groſſen wurden ihrer Aemter und Würden entſetzt, ihre Güter eingezogen, und die Anführer gerichtlich zum Tode verdammt. Dies leztere Looß traf auch Sobiesky und den Primas; da man aber ſehr wenig Hofnung hatte, ihrer mit Gewalt habhaft zu werden, ſo wurden 20,000 Ducaten auf ihre Köpfe geſetzt. Die Nachricht davon ſetzte die Truppen in Wuth; ſie ſchwuren auf gekreuzten Säbeln ihren Feldherrn zu rächen. Sobiesky antwortete: „Ich neh-

„me euren Schwur an, aber erſt laßt uns das Vaterland „vertheidigen.“

Sein erſter Schritt war, die Beſatzung von Kaminiec anſehnlich zu verſtärken, da ihm ein naher Angrif dieſes wichtigen Orts wahrſcheinlich dünkte; allein der Commandant, ein Anhänger des Königs, wollte die von einem Geächteten geſandte Verſtärkung durchaus nicht annehmen. Sobiesky hatte nur 35,000 Mann, und mit dieſen war er entſchloſſen, nach den Umſtänden zu agiren. Er hatte ſich nicht geirrt; Muhamed rückte zuerſt mit ſeiner ganzen Macht auf Kaminiec loß, das der Pohlniſche Feldherr jetzt ſeinem Schickſal überlaſſen muſte. Er ſah mehr Wahrſcheinlichkeit eines glücklichen Erfolgs, wenn er den 100 000 Tatarn entgegen gienge; dieſen wegen ihres Verwüſtungs-Syſtems furchtbaren Kriegern, die unter Anführung ihres Chans Selim Giray, eines durch Kenntniſſe und Charakter ausgezeichneten Fürſten, den Türken gefolgt waren, ſich in drey groſſe Corps getheilt hatten, und ſo die ſüdlichen Provinzen von Pohlen verheerten. Das Haupt-Corps commandirte der Chan ſelbſt, die andern beyden ſeine Söhne Nuradin und Galga. Sobiesky ſtieß auf den erſtern in der Woywodſchaft Lublin, und erfocht einen glänzenden Sieg. Nuradin entkam mit genauer Noth, und rettete ſich mit dem Reſt ſeiner Truppen zu ſeinem Bruder, der in der Beſtürzung ſo fort nach dem Dnieſter zu aufbrach, um ſich mit ſeinem Vater zu vereinigen; allein Sobiesky kam ihm durch ſtarke Märſche zuvor, griff ihn bey Nimirow an, und erfocht einen vollkommenen Sieg. Er ließ nun ſeine Infanterie auf dem Schlachtfelde zurück, und verfolgte die Flüchtlinge allein mit ſeiner Cavallerie. Vergebens verſuchten die Tatarn bey Grudeck und Komarne Stand zu halten; ſie wurden in beyden Gefechten zurückgeſchlagen, und raſtloß verfolgt, und ſo gieng die Jagd über den Dnieſter, über die Flüſſe Stry und Chewitz, biß die flüchtigen Tatarn zum Hauptlager des Chans ſtieſſen.

Selim war betroffen, und trat gleich ſeinen Rückmarſch an; er fürchtete ein neues Treffen, das ihn in Gefahr ſezte, die unermeßliche Beute zu verlieren, die ſich in ſeinem Lager befand. Es waren Koſtbarkeiten aller Art, Gold, Silber, Pelzwerke, Pferde, Schlachtvieh, und überdies 30,000 zu Sklaven gemachte Pohlen von jedem Stande, Alter und Geſchlecht. Aber die Rettung eben dieſer Beute war der Gegenſtand des Sobiesky, der die feindliche Armee beſtändig verfolgte, biß er in einer Schlucht am Fuß der Carpathiſchen Gebürge einen ſehr vortheilhaften Ort zum Angrif fand. Die Tatarn konnten ſich hier nicht entwickeln, und erlitten eine ſchreckliche Niederlage; ſie lieſſen 15,000 Todte auf dem Plaz, eine groſſe Menge wurde zu Gefangenen gemacht, und ihre ganze zuſammengeſchleppte Beute gieng verlohren. Dies veranlaßte eine ſehr rührende Scene. Die 30,000 unglücklichen Pohlen, die als Sklaven der Tatarn, nie mehr gehoft hatten, die Ihrigen und ihr Vaterland wiederzuſehn, und mit Ketten belaſtet, einem elenden Leben entgegen ſahen, erhielten jetzt ihre Freiheit wieder. Im Taumel ihrer Freude fielen ſie in groſſen Schaaren zur Erde, um ihrem Erretter zu danken, der ſelbſt auf die Knie fiel, und die Hände zum Dank gen Himmel ſtreckte.

Sobiesky gieng nun mit ſeiner ſiegreichen Armee auf die Türken loß, die Kaminiec erobert hatten, und jezt im

Innern von Pohlen eindringen wollten. Muhamed hatte ſich bey Budziac gelagert. Ihn hier anzugreifen war der Entwurf des Pohlniſchen Feldherrn, allein der König Michael, der mit ſeinem Heer von Edelleuten in dieſer critiſchen Zeit ganz unthätig geweſen war, fürchtete weniger die Eroberungen der Türken, als die Triumphe des Sobiesky, und ſchickte deshalb Abgeordnete ins Lager des Sultans, um von ihm den Frieden zu erflehn. Er wurde auch bewilligt; allein unter ſehr harten Bedingungen, die Kiuperli vorſchrieb. Pohlen entſagte durch dieſen Friedens-Tractat dem Beſitz von zwey groſſen Provinzen, der Ukraine und Podolien, und verband ſich zu einem jährlichen Tribut von 22,000 Ducaten, mit dem Zuſatz, daß dies Geld alle Jahr im November, vom Jahr 1673 an, durch einen Pohlniſchen Geſandten an die Pforte geſchickt werden ſollte; und dieſen ſchändlichen Tractat unterzeichnete der König gegen die Grundgeſetze des Reichs, die bey Krieg und Frieden die Zuſtimmung der Nation verlangen. Muhamed und Kiuperli giengen nun nach Conſtantinopel zurück, nachdem ſie 80,000 Mann im Lager bey Chozim zurück gelaſſen hatten.

Der König war jedoch für die Folgen des Bürgerkriegs beſorgt, der jetzt wieder ſeinen Anfang nehmen ſollte. Er ſchickte daher dem Feldherrn und der Armee Befehl zu, ihm einen neuen Eid zu leiſten, unter dieſer Bedingung wollte er alles vergeſſen, und den Geächteten ihre Güter und Würden wiedergeben. Sobiesky, dem alles anlag, ſeine Vortheile zu nutzen, und der Dictator Pohlens zu ſeyn, war jedoch dazu nicht geneigt; er wünſchte das Blut ſeiner Landsleute zu ſchonen, und bewilligte daher das Anſinnen des Monarchen; allein er verlangte ſeiner Seits auch vom König einen neuen Eid, den aber Michael für eine Beleidigung hielt. Nur auf die Bitten ſeiner Gemahlin und auf die Ermahnungen des Pabſtes Clemens X bequemte er ſich, Sobiesky nach Warſchau auf einen Friedens-Reichstag einzuladen. Dieſe Entfernung von der Armee ſchien ſeinen Freunden bedenklich; allein der Beſieger der Tataren kannte keine Furcht; er gieng nach Warſchau, wo ihn der König mit verſtellter Höflichkeit empfieng, die der Feldherr kalt erwiederte.

Der Reichstag zeigte große Scenen. Sobiesky führte keine perſönlichen Beſchwerden; deſto nachdrücklicher aber waren ſeine Klagen in Gegenwart des Königs über die ſchändliche Staatsverwaltung und über den ehrloſen Friedenstractat. Er appellirte an die Republick, die ihn nicht unterzeichnet hatte, und erklärte ihn daher für nichtig. Viele Senatoren zitterten bey dieſem Vorſchlag; ſelbſt die Feinde des Königs erſchracken darüber, ſprachen von der Macht des Sultans, von den 80,000 Feinden, die noch an den Gränzen ſtünden, von dem ſchlechten Zuſtande der Finanzen, und von der Wuth der Türken nach einem ſolchen Friedensbruch. Die mehr Entſchloſſenen ſprachen von Aufſchub, und von Maaßregeln zu Allianzen und Subſidien. Sobiesky erwiederte: „Wir haben „noch Muth und Säbel. Laßt uns nicht warten, bis „der Feind zu uns kommt. Wir müſſen ihm entgegen „gehen." Der Feldherr unterſtüzte dies durch viele Gründe in einer vortreflichen Rede; er verlangte nur 60,000 Mann, um die Nation vom türkiſchen Joche zu befreyen, und beſtand darauf, in dieſer Noth den im Schloß von Cracau befindlichen Schatz zu benutzen, um ſo mehr, weil er ſonſt Muhamed in die Hände fallen dürfte. „Ihr wollt, ſagte er, eine günſtigere Gelegenheit, Allianzen und Subſidien abwarten; allein Unterhandlungen erfordern Zeit; das Künftige iſt ungewiß, „und nur das Gegenwärtige iſt in unſrer Macht. Eure „Vorfahren hätten den Tod der Sklaverey eines einzigen „Jahres vorgezogen.“

Dieſe Rede und das groſſe Anſehn des Redners in der Verſammlung, riß alles mit ſich fort; der Tractat von Budziac wurde für nichtig erklärt, und der Friede gebrochen. Die Miniſter und Günſtlinge des Königs, die den Feldherrn tödlich haßten, ſezten jezt ihrer Rache keine Gränzen mehr, da er alle ihre Maaßregeln vernichtete, und mit Schande bedeckte. Um dieſe Schmach von ſich abzuwenden, machten ſie einen verzweifelten Verſuch. Es ward ihnen nicht ſchwer, unter den Landboten einen verwegenen Menſchen zu finden, der gegen eine große Belohnung es auf ſich nahm, öffentlich im Senat eine ſchändliche Rolle zu ſpielen. Loczinsky trat auf und ſagte, er habe der Republick ein großes National-Verbrechen anzuzeigen, einen Verräther, der die Türken und Tatarn herbeygerufen, und Kaminiec für 1200,000 Gulden[*] verkauft hätte; er ſelbſt habe die mit dieſem Geld beladenen Wagen geſehen, die den Weg nach Zloczow (einen Landſiz des Sobiesky) genommen, desgleichen ſey er zufällig bey einem Officier im Dienſt des Groß-Feldherrn, eines Wechſels anſichtig geworden, deſſen Betrag aus Conſtantinopel, für einen Pohlniſchen Magnaten erwartet wurde. Mit großem Leidweſen müſſe er daher den Kronfeldherrn Sobiesky der Verrätherey anklagen.

---

[*] 200,000 Reichsthaler.

Nur ein Wahnſinniger konnte im Ernſte eine ſolche Beſchuldigung vorbringen, und nur Blödſinnige konnten ſie glauben; ſie war indeß hinreichend, die Feinde und Neider des Feldherrn in Bewegung zu ſetzen. Die Beſtürzung war auſſerordentlich und allgemein; nur Sobiesky zeigte keine. Er wandte ſich an den König und an die ganze Verſammlung mit folgenden Worten: „Wenn „ich ſchuldig bin, ſo muß ich geſtraft werden, und bin „unwürdig mehr im Senat zu ſitzen. Ich entferne mich „alſo, und werde mein Hauß nicht verlaſſen, bis ich „überwieſen, oder gerechtfertigt ſeyn werde."

Dieſe kurze aber nachdrückliche Rede brachte die Senatoren zur Beſonnenheit. Es muſte ſelbſt den Gleichgültigſten auffallen, daß derjenige nicht Kaminiec verkauft haben konnte, der ſo eifrig bemüht geweſen war, die Beſatzung zu verſtärken; daß der Mann, der die Tatarn ſo raſtloß verfolgt, und ihr großes Heer faſt aufgerieben hatte, ſie nicht herbeygerufen haben konnte; und daß der Pohlniſche Patriot, der jezt die Vernichtung des Tractats mit Muhamed bewirkt hatte, nicht ein Freund dieſes Sultans ſey. Auch erhob ſich die Majorität des Senats, die Entfernung des Sobiesky zu hindern, und ihn zu beſchwören, dieſe Verläumdung zu verachten. Der König that Ehrenhalber ein Gleiches, und ſtieg deshalb vom Thron herab; allein Sobiesky war unerbittlich und entfernte ſich mit dem Primas und allen ſeinen Freunden. Der Ankläger wurde auf der Stelle in Verhaft genommen, und die Unterſuchung der Sache vier Senatoren und acht Landboten übertragen. Loczinsky konnte nicht das geringſte beweiſen, nicht einmahl durch Aufſtellung falſcher Zeugen; er widerſprach ſich beſtändig und erklärte endlich geradezu, daß die Beſchuldigung ungegründet ſey, und daß er durch große Verſprechungen zu ſeiner Rolle vermocht worden wäre; er nannte auch einige Perſonen, die hohe Staatsämter bekleideten. Nun drohte der Proceß ernſthaft zu werden; allein der großmüthige Sobiesky ſchlug ſich ins Mittel. Jezt begab er ſich in den Senat, und bat dringend, da er nunmehr hinreichend gerechtfertigt wäre, alles weitere Verfahren einzuſtellen, das viele Familien unglücklich machen, und der öffentlichen Ruhe nachtheilig ſeyn könnte; hiezu fügte er die Bitte, ſeinen Ankläger zu begnadigen. Je mehr man den Werth dieſer Handlung erkannte, je weniger war man geneigt, das Verlangen zu erfüllen, und Loczinsky wurde zum Tode verdammt. Die Hinrichtung hieng jezt von dem Befehl des Großfeldherrn ab; und nun war das Leben des Miſſethäters gerettet; der ſogar ſeine völlige Befreyung erhielt. Seine vornehmen Mitſchuldigen entgiengen der Strafe, weil ſich Sobiesky mit der Aeuſſerung ihrer Reue begnügte.

Jezt war Pohlen am Scheidewege ſeines Schickſals. Es muſte ſich durch auſſerordentliche Anſtrengungen retten, oder untergehn. Man dachte daher in dieſer Criſis auf nichts, als auf die Kriegsrüſtung; und da man mit Anſchaffung der Gelder anfangen muſte, ſo wurden die in Cracau befindlichen National-Reichs-Kleinodien nach Warſchau gebracht. Es waren koſtbare in Gold gefaßte Steine, die man in jener Krönungsſtadt, ſeit Jahrhunderten aufbehalten hatte, und die jezt zur Errichtung der Armee aufgeopfert wurden. So gering waren jedoch damahls, troz alles Luxus, die Kenntniſſe und Cultur in Pohlen, daß man vor der Vertheilung dieſer Edelſteine, Leute aus Wien, Breslau und Venedig kommen ließ, um den Werth der verſchiedenen Articel zu beſtimmen. Da dieſe Gelder zu den neuen Bedürfniſſen nicht zureichten, ſo ſchritt man zu Kriegsſteuern, die auch aus Furcht vor den Türken willig bezahlt wurden.

In Pohlen gieng durch die raſtloſe Thätigkeit des Sobiesky alles geſchwinder, als in Lithauen, wo, zu ſeinem großen Leidweſen, der Aufbruch der Truppen bis zum September verzögert wurde. Der Sommer war vorüber, und jezt wollte man den Feldzug eröfnen. Zu dieſem nachtheiligen Umſtand kam noch ein andrer. Der König war auf das immer zunehmende Anſehn des Groß-Feldherrn eiferſüchtiger als je, und beſchloß, um dieſes zu ſchwächen, ſich ſelbſt an die Spitze des Heeres zu ſtellen. Seine erſte Handlung gleich nach ſeiner Ankunft ins Lager bey Lemberg zeigte ſchon die Geiſtesſchwäche dieſes Monarchen. Er hielt einen Kriegsrath, worinn er die Frage aufwarf: ob es rathſam ſey, eine ſo furchtbare Macht als die Türken zu reitzen? Seine eignen Miniſter waren über dieſe jezt ſo unzeitige Aeußerung erſtaunt; auch nahm der zu ſeinen Günſtlingen gehörige Großkanzler Olſowsky gleich das Wort, und ſagte: „Wir „ſind über den Rubicon gegangen; jezt iſt es nicht mehr „Zeit, hinter uns zu ſehen." Der Großfeldherr von Lithauen Pac, der auf den Ruhm des Sobiesky nicht minder als der König eiferſüchtig war, ſagte ironiſch: „Ich „habe meine Truppen mit dem Nöthigen auf ſieben Jahre „verſehn, und bedaure nur bey dieſem Kreuzzuge, daß „das wahre Kreuz Chriſti nicht mehr in Jeruſalem iſt." Sobiesky gab endlich der Berathſchlagung eine andre Wendung, und ſagte: „Ich erwartete ganz andre Gegen-

Menelaus.

Du könnteſt
Doch der Achiver wegen etwas leiden.

Agamemnon.

In den Achivern raſet, wie in dir,
Ein ſchwarzer Gott.

Menelaus.

Auf deinen König ſtolz,
Verräthſt du, Untheilnehmender, den Bruder.
Wohlan! ſo muß ich andre Mittel ſuchen,
Und andre Freunde für mich wirken laſſen.

Dritter Auftritt.

Ein Bote zu den Vorigen.

Bote.

Ich bringe ſie, o König aller Griechen!
Ich bringe, Hochbeglückter, dir die Tochter,
Die Tochter Iphigenia. Es folgt
Die Mutter mit dem kleinen Sohn; gleich wirſt du
Den langentbehrten lieben Anblick haben.
Jetzt haben ſie, vom weiten Weg erſchöpft,
Am klaren Bach ausruhend, ſich gelagert;
Auf naher Wieſe grast das losgebundene
Geſpann. Ich bin vorausgeſchritten, daß
Du zum Empfange dich bereiten möchteſt;
Denn ſchon im ganzen Lager iſt's bekannt,
Sie ſey's! — Kann deine Tochter ſtill erſcheinen?

„ſtände der Unterſuchung. Wollen wir erſt hier in unſerm Conſeil prüfen, was die verſammlete Nation bereits entſchieden hat? Nein! wir wollen nicht den Gehorſam vergeſſen, den wir der Republick ſchuldig ſind. Alles iſt angeordnet, nur bedarf es der Ausführung. Wir haben ſchon zu viel Zeit verlohren."

Der König muſterte nun die Truppen, und war ſehr freundlich gegen ſie; allein dieſe Höflichkeit eines allgemein gehaßten Fürſten fiel auf einen unfruchtbaren Boden; die Armee erwiederte ſie nicht; auch erhielt er noch andre Zeichen ihrer Verachtung. Dies wirkte auf ihn ſo ſehr, daß er mit einem Todesſchweiß bedeckt hinſank, und die Muſterung nicht endigen konnte. Er wurde nach Lemberg gebracht, und nun war die Armee von ihm befreyt, die ſich gleich in Bewegung ſezte.

Nach einem Marſch von ſechs Wochen langte Sobiesky an den Ufern des Dnieſters an. Die Truppen aber, die bisher zufrieden geweſen waren, fiengen jezt an zu murren, da der Winter ſich zeigte, die Lebensmittel ſeltener, und die Wege ſchwieriger wurden. In der That war die Erſchlaffung des Muths nicht ohne Grund. Man hatte bey zunehmendem Mangel angeſchwollene große Flüſſe, ungeheure Wälder, und die Carpathiſchen Gebirge zu paſſiren, um ſodann erſt, nach allen glücklich überſtandenen Schwierigkeiten, mächtige Heere aufzuſuchen. Die bey der Armee befindlichen Anhänger des Hofes, verbunden mit den vornehmen Neidern des Sobiesky, unterhielten dieſe Unzufriedenheit. Es wurde ein Kriegsrath verlangt, und hierin ſchlug man den Rückzug vor. Der Feldherr both alle ſeine Beredſamkeit auf, den Ober- und Unter-Befehlshabern ſeiner

Armee die Schande eines ſolchen Marſches und die Folgen zu ſchildern. Er ſagte, ſchon wäre ein Aga unterwegs, um den Tribut vom König zu fordern, und ihm den Caftan zu bringen, der die vornehmen Sklaven der Pforte bezeichnet; für Lebensmittel hätte er geſorgt, und noch wäre nicht die ganze Macht des Sultans in Bewegung; nur 80,000 Mann ſtünden bey Choczim, und dieſe müſte man beſiegen. „Wenn, ſagte er, am Ende ſeiner „Rede, die Officiere mich verlaſſen ſo ſchmeichle ich „mir doch, daß die Soldaten, mit denen ich ſo oft unſre „Feinde überwunden, mir folgen werden." Der Lithauiſche Feldherr Pac machte hierauf mit ſeinen Truppen Anſtalten zum Rückmarſch; nur durch die eifrigſten Vorſtellungen gelang es Sobiesky, den Marſch zu verhindern. Der Uebergang über den Dnieſter wurde nun beſchloſſen. Ein andrer Geiſt bemächtigte ſich der Truppen; ſie konnten jezt nicht geſchwind genug über den Fluß kommen, und wollten herüber ſchwimmen. Mehrere verlohren bey dem Verſuch das Leben, und nur mit Mühe konnte man ſie ſolange zurückhalten, bis eine Brücke von Fahrzeugen vollendet war.

Der Marſch gieng nun über den Fluß und durch die ſchrecklichen Wälder der Bucowina. Hier ſtieß die Armee auf einen Abgeordneten des Sultans, deſſen Geſandtſchaft die groſſe Verſchiedenheit der politiſchen Künſte jener Zeit in Vergleichung mit der unſrigen auffallend zeigt. So lange auch die Pohlen mit ihrer Kriegsrüſtung gezögert hatten, und ſo ernſthaft auch die Anſtalten dazu in dem ganzen Umfang des Reichs geweſen waren, ſo wußte man dennoch nichts von dieſem Bruch in Conſtantinopel, und ahnete ihn hier ſo wenig, daß man dieſen Abgeordneten mit voller Zuverſicht nach Warſchau ſchickte, um die erſte Zahlung des Tributs einzufordern. Sobiesky ließ ihn ſeine Reiſe fortſetzen, marſchirte längs dem Pruth, und traf endlich (am 9ten November 1673) bey Chocim ein, wo ſein Vater bereits ein Siegsdenkmahl hinterlaſſen hatte. Hier befanden ſich zur Deckung der Gränzen 80,000 Türken unter Anführung des Seraskiers Huſſein, in einem ſtark verſchanzten Lager; es waren gröſtentheils kriegserfahrne Truppen, die auch Candia erobert hatten. Die ganze umliegende Gegend war erſchöpft worden, um Ueberfluß ins türkiſche Lager zu bringen; daher die Pohlniſche Armee nichts fand, und an allem Mangel litt. Dieſer Umſtand der Entfernung von allen Hülfsquellen bey einer Niederlage, die Ungleichheit der Zahl, bey den entgegengeſezten Heeren, und die Beſtandtheile des Pohlniſchen, bey welchem die im Kriege gedienten Soldaten nicht in groſſer Menge waren; alles dies veranlaßte jezt an den Gränzen des Ziels, ſchreckliche Beſorgniſſe. Man hielt wenig Stunden nach der Ankunft der Armee noch in der Nacht Kriegsrath, worin der Feldherr Pac es eine Verwegenheit nannte, die ganze Macht der Republick ihrem gewiſſen Untergange auszuſetzen. Er fügte die Erklärung hinzu, daß er bey Anbruch des Tages mit ſeinen Lithauern zurückmarſchiren würde. Sobiesky bewieß ſeinem wankelmüthigen Collegen, daß jezt ein Rückzug im Angeſicht des Feindes viel gefährlicher, als ein Angriff wäre, der jezt durchaus erfolgen müſte; auch ſollte dieſer bloß mit den Pohlen, ohne Pacs Beyſtand geſchehen, nur bate er ihn ſo lange noch zu bleiben, um Zuſchauer der groſſen Scene zu ſeyn. Dieſe beſtimmte Erklärung wirkte; Pacs Ehrgeitz wurde wieder rege; er blieb, und ſogleich wurden alle Anſtalten zur Schlacht gemacht.

Der Angriff des Lagers zeigte den Proſpect eines ſchrecklichen Blutbades. Um dies zu vermindern, wünſchte Sobiesky die Türken auf die Ebne zu locken; ſie blieben aber unbeweglich in ihren Verſchanzungen. An der Seite derſelben befand ſich ein abgeſondertes Lager von 8000 Mann Moldauer und Wallacher, unter Anführung ihrer Fürſten. Dieſe, von dem Seraskier Huſſein gröblich gemißhandelt, gaben blos der Rache Gehör, und giengen im Angeſicht der erſchrockenen Türken mit allen ihren Truppen zu den Pohlen über. Die Witterung war ſehr kalt, und es fiel ein gewaltiger Schnee. Beide Heere ſtanden ganz nahe an einander, und blieben doch trotz der Kälte den ganzen Tag und die folgende Nacht unterm Gewehr.

Die an einen milden Himmel gewohnten Türken litten bey dieſer Wachtordnung weit mehr von der Kälte, als die Pohlen; ſie überlieſſen ſich dem Schlummer, und ſehr deutlich wurde man bey anbrechendem Tage die in ihrem Lager herrſchende Ruhe gewahr. „Dies iſt der Augenblick, den ich erwartet habe," ſagte Sobiesky, und ſogleich gab er Befehl zum Angriff. Da die Truppen etwas zögerten, rief er ſein Dragoner-Regiment, das er ſelbſt zum Kriege abgerichtet hatte, ließ es abſitzen, ſtellte ſich ſelbſt an die Spitze, und ſo erſtieg er eine Verſchanzung. Dies Beiſpiel belebte die Infanterie, die ſogleich herbeiſtürzte, und von allen Seiten auch in die Verſchanzungen drang, während daß der Palatin Jablonowsky mit der Cavallerie das türkiſche Lager umgieng, und ſich von hinten zu auch den Eingang bahnte. Die betäubten Feinde thaten nur geringen Widerſtand, biß die unbehutſamen Pohlen ihn ſelbſt erzeugten. Sie ſcheiterten an der Klippe, deren Vermeidung in der Stunde des Siegs, das groſſe Criterium der militäriſchen Diſciplin iſt. Das türkiſche Lager ſtrozte von Beute und Reichthümern; die Habſucht ungeordneter Soldaten kennt bey einem ſolchen Anblick keine Geduld, und ſo wurde es geplündert. Die Türken benuzten dieſe koſtbare Zeit ſich zu ſammlen, und nun war es nicht ſchwer, die auf die Sicherheit ihrer Beute bedachten Pohlen zurückzutreiben. Die Ordnung wurde bey ihnen jedoch wieder hergeſtellt, und endlich der Sieg für die Pohlen völlig entſchieden.

Gleich im Anfange der Schlacht war Sobiesky bedacht, die Niederlage der Feinde ſo vollkommen als möglich zu machen; er wollte ihnen den Rückzug abſchneiden, und ließ daher durch ein Corps die Brücke über den Dnieſter beſetzen. Die dahin fliehenden Türken kamen nun in der gröſten Unordnung zurück; allein nicht durch Verzweiflung getrieben; ſie ſuchten bloß ſich zu retten. Nur ein Felſenweg war dazu übrig, wo ſich jezt Reiter und Fußſoldaten von einer beträchtlichen Höhe herabſtürzten; andere flüchteten nach dem Fort zu, wo man ſie aber auch nicht aufnehmen wollte. Ein Theil der Cavallerie warf ſich in den Fluß, da dann viele in den Fluthen ihren Tod fanden. Auch einige tauſend Mann von der Pohlniſchen Reiterey ſtürzten ſich in den Dnieſter, um den fliehenden Feind zu verfolgen, der keine andre Sicherheit vor ſich ſah, als unter den Mauern von Kaminiec. Hier erſt ſammlete ſie der ſchwer verwundete Seraskier, der auch glücklich entkommen war. Die Pohlen machten eine unermeßliche Beute; ſie zählten an dieſem Tage 6000 Todte und Verwundete; von den Türken blieben 26,000 auf dem Schlachtfelde, und 10,000 wurden von den Fluthen verſchlungen.

Der ſonſt ſo edelgeſinnte Sobiesky begieng nun eine barbariſche That, die die Erinnerung an die Manen ſeiner hingeopferten Verwandten erzeugte. Er hatte geſchworen, ihr Rächer zu ſeyn. Am Ende eines feyerlichen Hochamts, das im Prachtzelte des türkiſchen Heerführers gehalten wurde, ließ er eine Anzahl Gefangener niederhauen, unter denen ſich mehrere vornehme Baſſen befanden; auch ſandte er Befehle in die umliegende Gegend, bey Todesſtrafe keinem Entflohenen einen Zufluchtsort zu geſtatten. Die mit Reichthümern und Kriegsvorräthen angefüllte Feſtung Choczim, worin ſich viele Griechen, Armenier und Juden befanden, wurde nun aufgefordert; mit der Drohung, bei einem Widerſtande alles niederzuſäbeln. Ein gefangener Baſſa begleitete dieſe Botſchaft. Die Türken verlangten zu capituliren, und forderten einen freyen Abzug nach Kaminiec mit vierzig beladenen Wagen. Der Baſſa überbrachte dieſe Bedingungen zitternd dem Sobiesky, und beſchwur ihn mit thränenden Augen an den Unbeſtand des Kriegsglücks zu denken. Der Pohlniſche Feldherr glaubte ſeine Rache befriedigt zu haben, und bewilligte alles.

Der König lag in dieſer Zeit immer noch krank in Lemberg. Seine Krankheit wurde bald ſehr gefährlich; die Aerzte hatten keine Hofnung mehr, und die Günſtlinge waren in Verzweiflung; ſie fürchteten nach dem Tode des Königs mehr den ſtrengen Sobiesky, als die Türken, von deren Schickſal ſie noch nichts wußten. In dieſer Lage der Dinge kam der mit allen Ereigniſſen unbekannte, zum Tribut fordern Abgeordnete des Groß-Sultans in Lemberg an. Der Monarch war nicht im Stande Audienz zu geben, die jedoch der alle Vorſtellungen verachtende Türke mit groſſem Stolz durchaus verlangte. Er beſtand darauf vor das Bette des Königs gelaſſen zu werden, um ihm perſönlich den Brief des Großſultans und ein Kiſtgen zu übergeben. Die Miniſter waren in der gröſten Verlegenheit; ſie fürchteten nicht ſowohl den Inhalt, als die im Vaſallen-Styl geordnete Form des Briefes, und den im Kiſtgen muthmaßlich liegenden Caftan, als das Zeichen der Knechtſchaft. Man war überzeugt, daß eine ſolche Audienz den Tod des Königs beſchleunigen, und die Pohlniſche Nation mit Schande bedecken würde. Es blieben nun gegen den Aga allein höfiſche Waffen übrig: Verſtellung, Vorſpiegelung von koſtbaren Geſchenken, und groſſe Schmeicheleyen; und dieſe Waffen wurden auch mit Erfolg gebraucht, um Zeit zu gewinnen. Der Türke glaubte immer noch den König in der Beſſerung, als er ſeinen Tod erfuhr.

Sobiesky benutzte indeß ſeine groſſen Kriegsvortheile. Er erfuhr, daß die Pforte ihrer Armee bey Choczim 10,000 Mann zu Hülfe geſchickt hatte, die auch über die Donau gegangen waren, und ſich näherten. Der Pohlniſche Feldherr nahm bloß einige tauſend Mann Cavallerie, ohne alle Bagage, und eilte den Feinden entgegen, dieſe aber hatten jetzt keine Luſt ſich mit den Pohlen zu ſchlagen durch die Nachricht von der Niederlage bey Choczim erſchreckt, hatten ſie bereits ſchleunig ihren Rückmarſch angetreten. Sobiesky konnte ſie nicht mehr erreichen; ſein Endzweck war jedoch erfüllt, und auch dieſe Feinde waren aus Pohlen vertrieben.

Die Abweſenheit des Feldherrn von ſeiner Armee hatte nur zwölf Tage gedauert; dieſe kurze Zeit war aber hinreichend geweſen, groſſe Unordnung zu erzeugen. Der durch den Neid gegen ſeinen Collegen gefolterte Pac wollte die Nachricht von deſſen neuen Lorbeern nicht abwarten; er hatte ſich daher mit ſeinen Lithauern entfernt, und war im vollen Marſch nach Hauſe. Dies unwürdige Betragen und die Verminderung von beynahe der Hälfte der Pohlniſchen Armee vernichtete jedoch nicht die Plane des Sobiesky. Er wollte ſeine Vortheile nun allein mit den Pohlen verfolgen, die ihm ganz ergeben waren, und davon ſo viele Beweiſe gegeben hatten. Dieſe Zuneigung aber ſtritt jezt mit ihrer Habſucht; ſie waren fur ihre Beute beſorgt, und wünſchten ſolche in Sicherheit zu bringen; hiezu kam die rauhe Jahreszeit im December. Vielleicht aber wäre es dennoch dem Feldherrn gelungen, ſie zu ſeinem Zweck zu vermögen, allein die ſo eben im Lager eingetroffene Nachricht von dem Tode des Königs, gab einen treflichen Vorwand zum Rückmarſch. Alle verlangten ihn nun; nur Sobiesky, obwohl ihm das königliche Wahlgeſchäft gar nicht gleichgültig ſeyn konnte, wollte ſich nicht bequemen, die errungenen Vortheile ungenuzt zu laſſen. Er opferte ſeinen Ehrgeiz, der ihm eine Krone im Proſpect zeigte, ganz dem Patriotiſmus auf. Sein Entwurf war dieſen Winter die Türken vollends aus der Ukraine zu vertreiben, und Kaminiec zu erobern. Er ſtellte der Armee vor, daß ihre Gegenwart zur Königswahl noch nicht vonnöthen ſey, da dieſe erſt im Frühling vor ſich gehen könnte. Schon wankten die Truppen, und der Feldherr rüſtete ſich zum Vorrücken, als er vom Primas als Interims-Regenten des Reichs den Befehl erhielt, mit der Armee zurückzumarſchieren. Dieſer Befehl, der nach der Staatsverfaſſung Gehorſam erheiſchte, entſchied den Rückmarſch, aber auch das Schickſal der Moldauer und Wallacher, die dadurch den durch ihre Verrätherey auf's höchſte erbitterten Türken Preiß gegeben wurden. Sobiesky fühlte dieſe ihre ſchreckliche Lage, allein ſein Wille war jetzt beſchränkt; er ließ jedoch zu ihrem Schutz 8000 Mann zurück, die aber die Rache der Türken nicht lange abzuwenden vermochten. Nach dieſem glorreichen Feldzuge, der einen mächtigen Feind ſehr ſchwächte, den ſchändlichen Kron-Tribut annullirte, groſſe Provinzen von fernerer Verheerung rettete, Pohlen von dem bereits auferlegten türkiſchen Joche befreyte, kam Sobiesky nach Lemberg, wo er als der Retter ſeines Vaterlandes mit auſſerordentlichen Ehrenbezeugungen aufgenommen wurde.

Seine Feinde und Neider fürchteten, daß die Nation im Taumel ihrer Dankbarkeit ihn zum Könige wählen könnte. Beſonders beſorgte dies der Lithauiſche Feldherr Pac und ſein Bruder der Großkanzler; mehr aber als alle die Königin, die immer noch Vermählungs-Abſichten hatte, und deren Herz durch königlichen Stolz und Liebe gefoltert war. Um daher die gefürchtete Wahl nachdrücklich zu hindern, begieng man eine für Pohlen ſchimpfliche Handlung. Die Lithauer, an deren Spitze die Brüder Pac ſtanden, ſchloſſen gleich bey Eröfnung des Reichstags, einen jeden Piaſten von der Wahl aus. Sie ſagten: „Die Republick hat neuerlich unter der Regierung eines Piaſten ſo viel gelitten; wir müſſen daher nothwendig einen Ausländer zum König haben." Die Pohlen wollten jedoch von dieſer Ausſchlieſſung nichts hören; die Lithauer aber beſtanden auf dieſem Punkt, und droheten einen Eingebohrnen nicht als König anzuerkennen. Sie wurden ruhig, da ſie ſahen, daß Sobiesky keine Anſprüche auf die Krone machte, und auch keinen Schritt that, der eine ſolche geheime Abſicht vermuthen ließ.

Pohlen war nun abermahls das Augenmerk aller Europäiſchen Fürſten, die nach Kronen trachteten. Selbſt mächtige Monarchen, die nicht hoffen konnten, ein ſo groſſes Reich zu einer Provinz zu machen, nahmen wenigſtens Theil an der Wahl, um ſolche nach ihrem Staats-Intereſſe, oder nach Hofgunſt zu lenken. Noch nie waren hier ſo viel Kron-Candidaten aufgetreten, als diesmahl. Der mit dem Beſitz einer Krone verbundene Zauber, wirkte nahe und ferne mit hinreiſſender Macht, und warf auf Pohlen einen ſonderbaren Glanz. Die Bittenden legten ihren Fürſtenſtolz ab; ſie ſcheuten keine Demüthigungen, und bewafneten ihre Gemüther gegen verächtliche Abweiſungen, die immer mit dieſer Kronbewerbung verbunden waren. Ohne die kleinen zu rechnen, meldeten ſich nicht weniger als zehn auswärtige Prinzen, alle aus groſſen regierenden Häuſern. Es waren: der Prinz von Savoyen; der Herzog von Modena; Abaffe der Fürſt von Siebenburgen; der Prinz George von Dännemark, der nachher Gemahl der Königin Anna von England wurde; der Prinz Carl von Lothringen, der ſchon einmahl in Pohlen ſein Kronglück verſucht hatte, und der Fürſt Wilhelm von Neuburg, nachheriger Churfürſt von der Pfalz, deſſen Vater bey der letzten Wahl auch nicht glücklich geweſen war. Hiezu kamen noch: Don Juan von Oeſterreich, ein natürlicher Sohn des Königs Philipp IV von Spanien; der Sohn des Czars von Rußland; Wilhelm von Naſſau, nachheriger König von Großbritannien, und Carl Emil, der Churprinz von Brandenburg. Die drey erſtern hatten aus Mangel an Anhang nur ſehr geringe

Zu ganzen Schaaren drängt man ſich herbei,
Dein Kind zu ſehn — Es ſind der Menſchen Augen
Mit Ehrfurcht auf die Glücklichen gerichtet.
Was für ein Hymen, fragt man dort und hier,
Was für ein andres Feſt wird hier bereitet?
Rief König Agamemnon, nach der lang'
Abweſenden Umarmungen verlangend,
Die Tochter in das Lager? Ganz gewiß,
Verſetzt ein Anderer, geſchieht's, der Göttin
Von Aulis die Verlobte vorzuſtellen.
Wer mag der Bräutigam wohl ſeyn? — Doch eilt,
Zum Opfer die Gefäße zu bereiten!
Bekränzt mit Blumen euer Haupt!
(Zu Menelaus.)
Du ordne
Des Feſtes Freuden an! Es halle von
Der Saiten Klang und von der Füße Schlag
Der ganze Pallaſt wider. Siehe da
Für Iphigenien ein Tag der Freude!

Agamemnon (zum Boten).
Laß es genug ſeyn! Geh! Das Uebrige
Sey in des Glückes gute Hand gegeben.

Vierter Auftritt.

Agamemnon. Menelaus. Chor.

Agamemnon.
Unglücklichſter, was nun? — Wen — wen bejammr' ich
Zuerſt? Ach, bei mir ſelbſt muß ich beginnen!

Hofnung zur Krone; und in Betreff des leztern, blieb es bloß bey einem Verſuch, da ſein Vater die Bedingung äuſſerte, daß ſein Sohn als König bey der proteſtantiſchen Religion verbleiben ſollte. Die Intriguen hatten nun ein freyes Feld; den Goldgierigen Magnaten wurden Summen gegeben. den Ehrgeizigen Aemter und Würden angetragen, den patriotiſchgeſinnten Landesvortheile, und den beſorgten Hülfe und Schuz gegen die Türken verſprochen.

Der Wetteifer bey dieſem Kronhandel, wo einer den andern überboth, war auſſerordentlich, und zeigte dem Philoſophen ein ungewohnliches Schauſpiel. Wenn man kein Geld anwenden wollte oder konnte, ſo war man deſto verſchwenderiſcher mit Worten und ausſchweiffenden Verſprechungen, die auch, ſelbſt bey dem beſten Willen nicht gehalten werden konnten. Der Prinz von Savoyen ließ es nicht bey Privat-Geſchenken bewenden, ſondern erboth ſich zwey Millionen Pohlniſcher Gulden in die Kriegs-Caſſe zu zahlen, und 5000 Mann auf eigne Koſten biß zu Ende des Türkenkriegs zu unterhalten; auch wollte er alle ſeine in Frankreich und Savoyen liegend Güter verkauffen, und das Geld zum Beſten der Republick anwenden. Der vom Römiſchen Stuhle unterſtützte, und mit mächtigen Häuſern verwandte Herzog von Modena, ſparte ſein Geld und verſprach dagegen Allianzen. Der Prinz von Dännemark verſprach auch Geldſummen zu den Bedürfniſſen des Staats und ein Offenſiv-Bündniß mit Dännemark, desgleichen Handelsvortheile, die Pohlen jedoch nicht im Stande war zu benutzen, und die bey den ſtolzen Magnaten das ſchlechteſte aller Argumente waren. Der Fürſt von Siebenbürgen erbot ſich funfzehn Millionen Gulden in den National-Schaz zu zahlen, 15,000 Mann auf eigne Koſten biß zum Frieden zu unterhalten, und ſein Fürſtenthum mit Pohlen zu verbinden. Der Prinz von Lothringen verſprach 5000 Mann gegen die Türken zu halten, eine Garde von fünfhundert Pohlniſchen Edelleuten zu errichten, eine Ritter-Academie zur Erziehung hundert adelicher Jünglinge zu ſtiften, zwey Feſtungen anzulegen, neun Monat lang die Pohlniſche Armee zu beſolden, und wenn er zum Beſitz ſeiner Herzogthümer Lothringen und Bar gelangte, die Hälfte der Einkunfte dieſer Länder bloß der Republick zu widmen. Hiezu kam noch für ihn die dringende Verwendung des Kayſers, deſſen Hülfe man gegen die Pforte ſo nöthig brauchte. Der Grund dieſer Verwendung war das Verſprechen des Prinzen ſich mit der verwittweten Königin Eleonora, der Schweſter Leopolds, zu vermählen, die daher auch für ihn eine ſtarke Parthey angeworben hatte.

Der Prinz von Neuburg war von allen dieſen Kron-Candidaten der freygebigſte in Verſprechungen. Er verband ſich, die Armee ein ganzes Jahr zu beſolden, die ſämmtlichen Einkünfte des ihm von ſeinem Vater überlaſſenen Herzogthums Jülich für Pohlen zu verwenden, und auf eigne Koſten 20,000 Schweden nebſt 6000 Preuſſen gegen die Turken ins Feld zu ſtellen.

Nur allein die beyden lezten Kronbewerber konnten ſich mit Hofnungen ſchmeicheln; denn die Anhänger aller andern waren ganz unbeträchtlich. Der Primas, der Lithauiſche Groß-Feldherr Pac, ſo wie überhaupt die meiſten Magnaten waren für den Prinzen von Lothringen; dagegen aber alle Feinde der vorigen Regierung, unterſtützt von dem franzöſiſchen Hofe und dem untern Adel, ſich für den Prinzen von Neuburg erklärten. Ganz Pohlen war gleichſam zwiſchen beyden Partheyen getheilt, und es ſchien nichts gewiſſer, als daß einer von ihnen König werden würde.

Aller Augen waren nun auf Sobiesky gerichtet, weil ſeine Stimme allein auf dieſer Waage den Ausſchlag zu geben vermochte. Niemand konnte errathen, zu welcher Parthey er ſich ſchlagen würde, und an ſeine Wahl dachte man gar nicht. Ein Mann ſeiner Größe, nicht gewohnt dem Beiſpiel andrer zu folgen, ſondern ſelbſt Muſter zu ſeyn, und ſtillſchweigend ſeinen eignen Weg zu gehn, hatte ſich von allen Factionen abgeſondert gehalten. Man erſtaunte, als er ſich jezt gegen beide Prinzen erklärte; er zeigte die Nothwendigkeit, daß die Republick in ihrer jetzigen Lage durchaus einen Helden zum Oberhaupt haben müſte, und ſchlug daher den ſchon ehmals verworfenen Prinzen von Conde zum König vor. Es war vielleicht ein politiſcher Fechterſtreich, um die Wähler zu theilen, und die Augen der Nation auf ſich zu ziehen.

Man ſchrie gegen dieſen Antrag, und ſparte keine Verläumdungen, den großen Conde herabzuwürdigen. Die Partheyen erhizten ſich; ein Bürgerkrieg war zu beſorgen. Die Pohlniſche Armee ſtimmte ganz mit ihrem Feldherrn überein, dagegen die Lithauer den Brüdern Pac blindlings folgten. Dieſe ehrgeizigen Männer wollten ihre Truppen mit der in Schleſien befindlichen Armee des Prinzen von Lothringen vereinigen, und ihn, troz dem Widerſtand des Pohlniſchen Heeres mit Gewalt auf den Thron ſetzen.

Der patriotiſche Sobiesky verabſcheute einen Bürgerkrieg. In allem ſeinen Gegnern überlegen, verſuchte er eine neue Liſt. Er erboth ſich ſeine Stimme dem Prinzen von Neuburg zu geben, dabey aber ſchlug er als Bedingung, und als Vereinigungsmittel aller Partheyen vor, daß die Königin ihre Hand zum Beſten der Republick dieſem Prinzen reichen ſollte. Dies wurde nun der Königin durch Abgeordnete des Senats vorgetragen; allein ihre von der Liebe dictirte Antwort ließ keinen Raum für Hofnungen dieſer Art übrig; auch blieben die vornehmſten Magnaten ihrer erſten Wahl getreu.

Nie ſchien die Ruhe Pohlens entfernter; nie war ſie näher. Der Zufall löſste den Knoten auf einmahl. Ein jählinger Tod überraſchte den Primas Czartorisky bey einem Feſtin. Die große Gewalt dieſes Interims-Regenten, die Macht und Reichthümer ſeiner Familie, ſein Genie und ſeine auſſerordentlichen Talente, alles verbunden hatten ihn zu einem furchtbaren Gegner des Sobiesky gemacht. Er war die Seele der Parthey von Lothringen geweſen, und mit ſeinem Tode war aller Zuſammenhang der Maaßregeln bey derſelben vernichtet. Jezt ſtritten im Senat, ſo wie im Landboten-Saal, die Anhänger von Lothringen, von Neuburg und von Conde miteinander um die Wette, und die Unordnung war allgemein.

In dieſer Lage trat der Woywode von Rußland Jablonowsky auf; ein Mann, der ſich auf den Reichstagen durch Klugheit, ſo wie im Kriege als General ausgezeichnet hatte, und überdies durch ſeine Geburt und Reichthümer in groſſem Anſehn ſtand. Er zeigte in einer ſchönen Rede das Unſchickliche, einen Ausländer aufzuſuchen, der weder die Sprache der Pohlen, noch ihre Geſetze, noch ihre Freiheit, noch ihre Sitten und Gebräuche kenne; dabey bezog er ſich auf das Bedürfniß der Republick, in ihrer jetzigen äuſſern Lage, einen Helden zu krönen, und auf die Leichtigkeit der Wahl, die durch erhabene Verdienſte ſo auffallend bezeichnet würde. Der Redner ſagte: „Der Held iſt unter euern Augen. „Er hat ſich ſelbſt vergeſſen; ſollten wir daher an ihn „nicht denken? Alles ſpricht für ihn. Er iſt unter euch „gebohren; eure Grundſätze ſind die ſeinigen; er hat euch „im Senat und auf den Reichstagen durch ſeine Einſichten geleitet; er hat euch ſo oft zum Siege geführt. Er „hat dieſe Krone unterſtüzt, und wird ſie auch mit Würde „tragen. Ihr ſeyd zu nichts mehr gegen die Königin „Eleonora verpflichtet, da ſie den von euch vorgeſchlagenen Gemahl verworfen hat; aber die Verpflichtung gegen euer Vaterland bleibt, deſſen Wohlfahrt mit Sobiesky verbunden iſt."

Dieſe Rede that eine erſtaunliche Wirkung. Eine Menge der anweſenden Weywoden, Landboten und andrer, zogen ſogleich ihre Säbel und ſchrien: „Es lebe „Sobiesky. Wir wollen alle ſterben, oder er ſoll unſer „König ſeyn!" Dieſe lärmende Zuſtimmung wurde unter den Pohlen bald allgemein; nur die Lithauer wollten daran keinen Antheil nehmen; auch verlieſſen die Brüder Pac mit allen ihren Anhängern, ſofort die Verſammlung, um gegen eine Wahl zu proteſtiren, die nicht einmüthig geſchehen war. Keiner der fremden Geſandten war mit dieſer Wahl zufrieden, die von den Höfen nicht geahnet wurde, und wovon auch in ihren Inſtructionen nichts ſtand; am wenigſten war es der franzöſiſche Geſandte Fourbin, der Repräſentant des ſtolzen Ludwig XIV, der damahls das bis in unſern Tagen fortgeſetzte Syſtem des Hofes von Verſailles gründete, ſich in die Angelegenheiten aller Staaten zu miſchen; daher auch der Miniſter gegen die Gemahlin des Sobiesky geradezu äuſſerte, daß ſein Monarch mit der Wahl unzufrieden ſeyn würde. Dieſe Dame aber antwortete: „Zufrieden oder nicht; eine „Krone ſchlägt man nicht aus!“

Die Brüder Pac verſuchten alle Mittel zur Widerſetzung. Es entſtanden unruhige Bewegungen, die die ganze Nacht durch dauerten. Die Entſcheidung aber blieb nicht lange aus. Die Lithauer hatten Zeit, ihre Schwäche, und die Häupter ihre Gefahr bey einer fortdauernden Widerſetzung zu berechnen; ein Widerſtand, der dennoch die Krönung ihres Feindes nicht hindern würde. Schon am folgenden Tage erklärten ſie ihre Zuſtimmung, und gaben ſolche bald darauf feyerlich auf dem Wahlfelde, und nun war Sobiesky der einmüthig erwählte König der Pohlen, und Großherzog der Lithauer.

Dieſe große Volkshandlung geſchah am 21ſten May 1674. Sie war für die Nation die ehrenvollſte dieſer Art, aber auch die lezte freye Wahl in den Jahrbüchern der Pohlen. Es war ein glänzender Triumph, erhabener Verdienſte und Tugenden; denn dies allein waren die Anſprüche des Sobiesky, der nicht durch große Monarchen zur Krone empfohlen, nicht durch auswärtige Armeen unterſtüzt, wohl aber von mächtigen Neidern umringt war, der ſich nicht herabließ, ſelbſt um die Krone zu bitten, ſondern ohne Intriguen und Goldausſpendungen, bloß ſeine Dienſte fürs Vaterland reden ließ. Die Geſchichte liefert genug Beyſpiele von Männern, die nicht zum Herrſchen gebohren, durch ihr Genie, durch ihren Muth, und durch die Größe ihrer Talente, ſich auf den Thron ſchwangen, und ihre Mitbürger unterjochten; aber der Beyſpiele ſind ſehr wenige, wo ſo wie hier, die Wahl einer ſtolzen, ſehr zahlreichen Nation, bey der Austheilung ihrer Krone, ohne allen Einfluß von innen und auſſen, geradezu auf den Würdigſten fiel.

X

Karthago.

Ausgeartetes Kind der beſſern menſchlichen Mutter,
Das mit des Römers Trotz paaret des Tyriers Liſt.
Aber jener beherrſchte mit Kraft die eroberte Erde,
Dieſer belehrte die Welt, die er mit Klugheit beſtahl.
Sprich, was rühmt die Geſchichte von dir? Wie der Römer erwirbſt du
Mit dem Eiſen, was du tyriſch mit Golde regierſt.

XI

Ausgang aus dem Leben.

Aus dem Leben heraus ſind der Wege zwey dir geöfnet,
Zum Ideale führt einer, der andre zum Tod.
Siehe, wie du bey Zeit noch frey auf dem erſten entſpringeſt,
Ehe die Parze mit Zwang dich auf dem andern entführt.

XII

Der Strom des Lebens.

Fließe, des Lebens Strom! Du gehſt in Wellen vorüber,
Wo mit wechſelnder Höh' Eine die andre begräbt.
Mühe folget der Mühe; doch, kenn' ich ſüſſere Freuden,
Als beſiegte Gefahr, oder vollendete Müh?
Leben iſt Lebens Lohn; Gefühl ſein ewiger Kampfpreis.
Fließe, wogiger Strom! nirgend ein ſtehender Sumpf.

XIII

Die Königinn.

Soll ich, o Königinn, Dich, um das, was Jedem gefället
Preiſen? Ich preiſ' in Dir, was nur den Göttern gefällt.
Deine Schönheit opferſt Du gern der edleren Tugend,
Deine Höhe der Huld ſittlicher Grazien auf.
Kronen bietet man Dir: Du kennſt der Kronen nur Eine,
Dich. Sie glänzet aus Dir rings in der Liebe des Volks.

XIV

Mars als Friedensſtifter.

Bringſt du ſelber o Mars, in deiner Rechte den Oelzweig,
Und des blühenden Horns Freuden die Fülle zurück?
Schild und Bogen und Spieß ſind dir zu Fuße geſunken,
Deinen umlorberten Helm träget der ruhige Arm.
Wohl dir! Biete den Zweig der paphiſchen Göttinn; ſie wird dir
Lohnen im ſeligſten Kuß, was du im Frieden uns ſchenkſt.

Innhalt
des ganzen Jahrganges
1795.

I.

1 Epiſtel von Göthe. Seite 1

2 Briefe über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen von Schiller. 7

3 Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten. Anonym. [illegible] 49

4 Ueber Belebung und Erhöhung des reinen Intereſſe für Wahrheit, von Fichte. 78

II.

1 Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten. Fortſetzung. 1

2 Ideen zu einer künftigen Geſchichte der Kunſt, von Meyer, (Profeſſor in Weimar.) 29

3 Briefe über äſthetiſche Erziehung. Fortſetzung. 51

4 Epiſtel von Göthe. 95

5 Ueber den Geſchlechtsunterſchied und deſſen Einfluß auf die organiſche Natur, von W. v. Humboldt. 99

III.

1 Das eigne Schickſal von Herder. 1

2 Dantes Hölle überſezt von A. W. Schlegel. 22

3 Entzückung des Las Caſas oder Quellen der Seelenruhe von Engel. 70

4 Ueber männliche und weibliche Form, von W. v. Humboldt. S. 80

IV.

1 Dantes Hölle. Fortſetzung. 1
2 Ueber männliche und weibliche Form. Fortſetzung. 14
3 Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten. Fortſetzung. 41
4 Belagerung von Antwerpen in den Jahren 1584 und 1585 von Schiller. 62

V.

1 Belagerung von Antwerpen. Beſchluß. 1
2 Beitrag zu einer Geſchichte des franzöſiſchen Nationalcharakters von Woltmann. 15
3 Litterariſcher Sansculottismus. Anonym. 50
4 Das Spiel in ſtrengſter Bedeutung von Weißhuhn. 57
5 Die Lebenskraft oder der Rhodiſche Genius. Eine Erzählung von A. v. Humboldt. 90
6 Ueber Charakterdarſtellung in der Muſik, von Körner. 97
7 Kunſtſchulen, von Herrn Coadjuter von Mainz, Freyherrn von Dalberg. 122
8 Weihe der Schönheit von Voß. 135
9 Sängerlohn, von demſelben. 138

VI.

1 Elegien von Göthe. 1
2 Schmelzende Schönheit von Schiller. 45

In welche Schlingen hat das Schickſal mich
Verſtrickt — ein Dämon, liſtiger als ich,
Vernichtet alle meine Künſte. Auch
Nicht einmal weinen darf ich. Seliges Loos
Der Niedrigkeit, die ſich des ſüßen Rechtes
Der Thränen freuet und der lauten Klage!
Ach, das wird Unſer Einem nie! Uns hat
Das Volk zu ſeinen Sklaven groß gemacht.
Es iſt unköniglich, zu weinen — Ach
Und hier nicht weinen, iſt unväterlich!
Wie vor die Mutter treten? Was ihr ſagen?
Wie ihr in's Auge ſehen? — Mußte ſie,
Mein Elend zu vollenden, ungeladen
Die Tochter hergeleiten? — Doch wer nimmt's
Der Mutter, das geliebte Kind der ſüßen
Vermählung zuzuführen? — Nur zu ſehr,
Treuloſer! hat ſie dir gedient, da ſie,
Was ſie auf Erden Theures hat, dir liefert!
Und ſie, die unglückſel'ge Jungfrau! — Jungfrau?
Ach nein, nein! Bald wird Hades ſie umfangen.
Erbarmungswürdige! Da liegt ſie mir
Zu Füßen — „Vater! morden willſt du mich?
Iſt das die Hochzeit, die du mir bereitet?
So gebe Zeus, daß du und Alles, was
Du Theures haſt, nie eine beſſ're feire!“
Oreſt, der Knabe, ſteht dabei und jammert
Unſchuldig mit, unwiſſend, was er weinet,
Ach, von dem Vater nur zu gut verſtanden!
O Paris! Paris! Paris! welchen Jammer
Hat deine Hochzeit auf mein Haupt geladen!

VII.

1 Idee der Gerechtigkeit als Princip einer Geſetzgebung betrachtet, von Erhardt. S. 1
2 Dante. Fortſetzung. 31
3 Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten. Fortſetzung. 50
4 Die Dichtkunſt von Voß. 77
5 Der Dorfkirchhof von Woltmann. 79
6 Lethe von demſelben. 82
7 Saladin und der Sklave von Pfeffel. 85

VIII.

1 Zufällige Ergieſſungen eines einſamen Denkers in Briefen an vertraute Freunde von Friedrich Jacobi. 1
2 Dante. Fortſetzung. 35
3 Ueber die Idee der Alten vom Schickſal von Gros. 75
4 Ueber griechiſche und gothiſche Baukunſt von Ben David. 87

IX.

1 Das Reich der Schatten von Schiller. 1
2 Beyträge zur Geſchichte der neuern bildenden Kunſt, von Meyer. 11
3 Auf die Geburt des Apollo. Nach dem Griechiſchen, von Göthe. 30
4 Schwarzburg von Sophie Mereau. 39
5 Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten. Fortſetzung. 45

6 Homer, ein Günſtling der Zeit von Herder. S. 53
7 Natur und Schule von Schiller. 89
8 Das verſchleierte Bild zu Sais von eben demſelben. 94
9 Von den nothwendigen Grenzen des Schönen, beſonders im Vortrag philoſophiſcher Wahrheiten, von eben demſelben. 99
10 Der philoſophiſche Egoiſt, von eben demſ. 126
11 Die Antike an einen Wanderer aus Norden, von eben demſelben. 128
12 Deutſche Treue v. e. demſ. 130
13 Weißheit und Klugheit v. e. demſ. 132
14 An einen Weltverbeſſerer v. e. demſ. 133
15 Das Höchſte v. e. demſ. 134
16 Ilias v. e. demſ. 135
17 Unſterblichkeit v. e. demſ. 136

X.

1 Herr Lorenz Stark. Ein Charakter-Gemälde von Engel. 1
2 Der rauſchende Strom von Herder. 67
3 Pallas Athene von Proklus, überſetzt von Herder. 68
4 Elegie von Schiller. 72
5 Homer und Oßian von Herder. 86
6 Mährchen. Fortſetzung der Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten. 108
7 Leukotheas Binde von Herder. 152

XI.

1 Das Feſt der Grazien von Herder. 1

[illegible] Theilung der Erde. Anonym. S.
3 Thaten der Philoſophen. Anonym.
4 Gefahr äſthetiſcher Sitten von Schiller. 3
5 Theophanie von Schiller. 4
6 Einem jungen Freund, als er ſich der Weltweißheit widmete, v. e. demſ. 4
7 Archimedes und der Schüler, v. e. demſ. 4
8 Ueber das Naive, v. e. demſ. 4
9 Briefe über Poeſie, Sylbenmaas und Sprache von A. W. Schlegel. 7
10 Die Horen von Herder. 10
11 Der heilige Wahnſinn, von eben demſ. 10

XII.

1 Die ſentimentaliſchen Dichter von Schiller.
2 Menſchliches Wiſſen von e. demſ. 5
3 Die Dichter der alten und neuen Welt v. e. demſ. 5
4 Schön und Erhaben v. e. demſ. 5
5 Amor und Pſyche auf einem Grabmal von Herder. 5
6 Der Geſang des Lebens von eben demſ. 6
7 Drey Schweſtern v. e. demſ. 6
8 Der Skrupel von Schiller. 6
9 Sobiesky. Ein hiſtoriſches Fragment von J. W. v. Archenholz. 6
10 Karthago von Schiller. 11
11 Ausgang aus dem Leben von eben demſ. 11
12 Der Strom des Lebens von Herder. 11
13 Die Königinn von e. demſ. 11
14 Mars als Friedensſtifter von e. demſ. 11

7
9
1
0

1
2
3

7
8
4

1
5

5

Die Horen

eine Monatsſchrift

herausgegeben von Schiller

Fünfter Band.

Tübingen
in der J. G. Cottaiſchen Buchhandlung
1796.

Universitäts-
Bibliothek
München

[illegible]

Die Horen

Jahrgang 1796

Erſtes Stück

Tübingen
in der J. G. Cottaiſchen Buchhandlung
1796.

Innhalt des erſten Stücks.

I. Iduna, oder der Apfel der Verjüngung. Seite 1
II. Zwo Gattungen des Epigramms. — 28
III. Elegien von Properz. — 29
IV. Der unſterbliche Homer. — 53
V. Ueber Poeſie, Sylbenmaaß und Sprache. — 54
VI. Der Dichter an ſeine Kunſtrichterin. — 74
VII. Beſchluß der Abhandlung über naive und ſentimentaliſche Dichter, nebſt einigen Bemerkungen einen charakteriſtiſchen Unterſchied unter den Menſchen betreffend. — 75
VIII. Der Löwe und die Kuh. — 121
IX. Der Fiſcher, der Aal und die Schlange. — 123

Chor.
Er jammert mich, der unglücksvolle Fürſt.
So ſehr ich Fremdling bin, ſein Leiden geht mir nahe.

Menelaus.
Mein Bruder! Laß mich deine Hand ergreifen.

Agamemnon.
Da haſt du ſie. Du biſt der Hochbeglückte,
Ich der Geſchlagene.

Menelaus.
Bei Pelops, deinem
Und meinem Ahnherrn, Bruder, und bei deinem
Und meinem Vater Atreus ſey's geſchworen!
Ich rede wahr und ohne Winkelzug
Mit dir, gerad' und offen, wie ich's meine.
Wie dir die Augen ſo von Thränen floſſen,
Da, Bruder — ſieh, ich will dir's nur geſtehn —
Da ward mein inn'res Mark bewegt, da konnt' ich
Mich ſelbſt der Thränen länger nicht erwehren.
Ich nehme, was ich vorhin ſprach, zurück.
Ich will nicht grauſam an dir handeln. Nein,
Ich denke nunmehr ganz wie du. Ermorde
Die Tochter nicht, ich ſelber rath' es dir.
Mein Glück geh' deinem Glück nicht vor. Wär's billig,
Daß mir's nach Wunſche ginge, wenn du leideſt?
Daß deine Kinder ſtürben, wenn die meinen
Des Lichts ſich freun? Um was iſt mir's denn auch
Zu thun? Laß ſehn! Um eine Ehgenoſſin?
Und find' ich die nicht aller Orten, wie's
Mein Herz gelüſtet? Einen Bruder ſoll ich
Verlieren, um Helenen heimzuholen?

Die Horen.

Zweyter Jahrgang. Erſtes Stück.

I.

Iduna,
oder
der Apfel der Verjüngung.

Vor einigen Jahren ertönte unten am Parnaß ein Ruf, daß oben auf dem Parnaß einige Deutſche Dichter für unſre Nation und Sprache den Gebrauch der griechiſchen Mythologie abſchaffen, dagegen aber die Isländiſche einführen wollten. Für Apollo ſollte künftig Braga, für Jupiter Thor oder Odin, für den Olymp Walhalla gelten u. ſ. f.

Wiewohl nun dieſes Gerücht durch ſich ſelbſt nichtig war, indem ja kein Dichter mit ſeinen Geſängen der Nation Geſetze, am wenigſten verbietende Abolitions-Edicte vorſchreibt; und Einer dieſer angeklagten Dichter, der mit dem ſüßeſten Wohlklange und einem Reichthum von Dichtungen in unſerer Sprache die feinſte Kritik und einen Reichthum von Dichtungen mehrerer gebildeten Sprachen verbindet, ſeinen Skalden * eben dazu

---

* Gedicht eines Skalden, Kopenhagen, Odenſee u. Leipz. 1766. 4.

erweckt hatte, daß er ſinge und ſage, wie alle ſeine alten Götter gefallen, und daß dieſe ganze nordiſche Ideenwelt wie ein Zauberbild, wie ein Traum verſchwunden ſey: ſo hätte doch die ganze Erſcheinung dieſer Dichtungsart, die ſich von Dännemark aus als ein wunderbares Nordlicht zeigte, wenigſtens Känntniſſe und Unterſuchungen veranlaſſen können, die ſie damals wahrſcheinlich nicht veranlaßt hat. War es nicht der Mühe werth, es auf's Reine zu bringen: *was dieſe Mythologie ſey? woher ſie ſey? wiefern ſie uns angehe? worinn ſie uns dienen könne?* u. ſ. Dieſe Fragen betreffen ja eine Sache ganzer Nationen, einen Schatz menſchlicher Erfindungen, Sprache und Gedanken. Uns iſt darüber ein Geſpräch zu Händen gekommen, das dieſen Gegenſtand zwar nicht erſchöpfet, aber von mehreren Seiten in Betracht nimmt. Es ſoll nicht entſcheiden, aber Gedanken veranlaſſen und Entſchlüſſe fördern.

Erſte Unterredung.

Alfred.

Meynſt Du nicht auch, *Frey*, daß wenn eine Nation eine Mythologie haben muß, es ihr daran gelegen ſei, *eine in ihrer eignen Denkart und Sprache entſproßene Mythologie zu haben?* Von Kindheit auf wird uns ſodann die Ideenwelt dieſer Dichtungen näher und inniger; mit dem Stammwort jeder derſelben vernehmen wir ſogleich ihren erſten Begriff und verfolgen ihn in ſeinen Zweigen und Ableitungen leicht und vernünftig. Alles in der Einkleidung Enthaltene dünkt uns glaubhafter, natürlicher; der dichteriſche Sinn, einer Sprache genialiſch eingepräget, ſcheint mit ihr entſtanden, mit ihr gleich ewig.

Frey.

Ich wollte, daß keine Dichtungen in der Welt wären! Wir mühen uns mit dem Gerüſt, und vergeſſen das Gebäude. In der Kindheit, wie viel Zeit wird auf's Lernen der Mythologie verwandt und verſchwendet. Vor lauter Hüllen lernen wir den Kern, vor lauter Dichtungen die Wahrheit nicht finden; an jenen verwöhnen wir uns dergeſtalt, daß wir zuletzt mit den heiligſten Sachen tändeln. Wir wollen immer Hülle, Einkleidung; was ſich nicht in einer ſchönen Geſtalt zeigt, iſt auch nicht wahr; es wird vergeſſen und verachtet. Selbſt der eigne Dichtergeiſt erliegt unter einer hergebrachten Mythologie; vielmehr der Sinn, der die reine Wahrheit ſucht, und den man bei Dichtungen immer doch in ein Schattenreich alter Perſoniſicationen verweiſet.

Alfred.

Ich hätte nichts dagegen, wenn wir anders organiſirt wären; nun ſind wir aber, was wir ſind, Menſchen. Unſre Vernunſt bildet ſich nur durch Fictionen. Immerdar ſuchen und erſchaffen wir uns ein Eins in Vielem und bilden es zu einer Geſtalt; daraus werden Begriffe, Ideen, Ideale. Gebrauchen wir ſie unrecht, oder werden wir gar gewöhnt, falſch zu configuriren; ſtaunen wir Schattenbilder an, und ermüden uns wie Laſtthiere, falſche Idole als Heiligthümer zu tragen: ſo liegt die Schuld an uns, nicht an der Sache. Ohne Dichtung können wir einmal nicht ſeyn; ein Kind iſt nie glücklicher, als wenn es imaginirt und ſich ſogar in fremde Situationen und Perſonen dichtet. Lebenslang bleiben wir ſolche Kinder; nur im Dichten der Seele, unterſtützt vom Verſtande, geordnet von der Vernunft, beſteht das Glück unſres Daſeyns. Laß uns, Frey, dieſe unſchuldigen Freuden; laß ſie uns. Die Fictionen der Rechtswiſſenſchaft und der Politik ſind ſelten ſo erfreulich, wie ſie.

Frey.

So dichte denn fort, Alfred.

Alfred.

Ich fragte Dich, ob es einem Volk nicht angenehm, bequem und nützlich ſei, eine in ſeiner Sprache entſproſſene Mythologie zu haben; mich dünkt, die Geſchichte der Völker gebe darüber Auskunft. Was z. B. gab den Griechen die ſchöne Uebereinſtimmung ihrer Bilder in Kunſt, Weisheit und Dichtkunſt? woher, daß ohngeachtet aller Local- und Zeitverſchiedenheiten eine gewiße große Regel des Geſchmacks in allen ihren Werken feſtſtehet? Unter andern daher, daß Alles, was ſie auch von andern Nationen nahmen, ſie ſich eigen machten. Sie originirten es bei ſich, ſie idiotiſirten es in ihrer Denkart und Sprache. Die Römer dagegen hatten für ſich eine harte Mythologie, bei welcher ſie griechiſche Dichtungen und Bilder zwar oft als ein fremdes Spielwerk brauchten, dagegen aber zu einer eignen Poeſie, Philoſophie und Kunſt nie gelangten. Ihre Fictionen waren kriegeriſch und Geſezgebend; eingebohren oder congenialiſch ward ihnen die griechiſche Muſe ſelten.

Gehe einmal die Zeiten hinter den dunkeln Jahrhunderten durch, als der freye Geiſt der Wiſſenſchaften in Europa wieder erwachte; Du wirſt finden, daß die Dichter und Weiſen aller Nationen am glücklichſten in ihrer Mutterſprache imaginirt haben. Dante, Petrarca, Arioſt waren unter den Alten erzogen; der letzte ſchrieb ſelbſt beinah klaſſiſches Latein, und Petrarca erwartete nicht aus der Hand der Italieniſchen ſondern ſeiner lateiniſchen Muſe den Kranz der Unſterblichkeit. Indeſſen hat ihn die Zeit widerleget. Die Ideen und Dichtungen, die den Werth dieſer Dichter auf die Nachwelt brachten, waren aus der Denkart der Nation genommen und ihrer Mutterſprache einverleibet. Bei den Britten wars nicht anders. Erinnere Dich, wie mühſam ſich Spenſer und Shakeſpear unter der Mythologie der Alten winden; wie leicht und glücklich aber ſie denken und dichten, wenn ſie, inſonderheit Shakeſpear aus Sagen, aus dem Aberglauben ſeines Volks Begriffe ſchaffen, Geſtalten dichten. Du kennſt Miltons klaßiſche Denkart und ſeine ſchöne lateiniſche Verſe; die ſtärkſten und beſten Stellen indeß ſeiner beiden Paradieſe, ſeiner Ode auf die Chriſtnacht, ſeines *allegro* und *penseroso* ſind rein Gothiſch.

Frey.

Da ſchickſt Du mir einen unglücklichen Traum, Alfred. Unſre Meiſterſänger, wie elend ſchleppten die ſich mit der Geſchichte und Mythologie der Alten umher! und als unſer gelehrter Opitz dichtete oder reimte, war er mehr Ueberſetzer oder mehr Dichter? Was iſt gegen Shakeſpear unſer Andreas Gryphius? u. ſ.

Alfred.

Und doch waren bereits treſliche Erzählungen, Kern- und Lehrſprüche in der Deutſchen Sprache; nur ſie ſtanden in ihr ohne Imagination da. Es fehlte der Sprache an einer eignen Mythologie, an einer fortgebildeten Heldenſage, an poetiſcher Darſtellung und Ausbildung ihrer urſprünglich ſo vielfaſſenden, vollen und ſchönen Stammes-Ideen. Willſt Du Dich davon überzeugen, wie niedrig ſie dieſen einſt beſeſſenen Reichthum veruntreuet habe, ſo gehe mit mir ein deutſches Wörterbuch durch, welches Du willſt, Scherz, Wachter, Friſch, Haltaus, Adelung, und verfolge den Gebrauch unſrer lieblichſten Stammworte. Du wirſt erſtaunen, wie knechtiſch die Sprache geworden, wie nicht etwa der kirchliche, ſondern ein viel ärgerer, der juriſtiſche, und der ärgſte von allen der Hofſtyl (stylus curiae) dergeſtalt die Herrſchaft über ſie gewonnen, daß er ihre ſchönſten Ableitungen bis zur Quelle verderbt hat. Gerechtſame und Feierlichkeiten herrſchen in unſrer Sprache; darauf iſt alles gewandt, dahin alles gedeutet. Die vornehmſten, edelſten Worte ſind dergeſtalt in Formlichkeiten, oder gar in poſſirliche Niederträchtigkeiten verwandelt worden, daß man ſich ſchämt, die kräftigſten Samenkörner in ſolche Gebüſche, verſchrumpft und verkünſtelt, aufgeſchoſſen zu ſehen. Wollen wir uns die Mühe nehmen, einmal in dieſer Abſicht den Haltaus oder Glafey durchzugehen, um die Wappenzierde unſrer gerichtlich- und höfiſch-gewordnen Sprache ſtattlich zu erwägen?

Frey.

Verſchone mich damit. Ich muß mich täglich in dieſem Styl üben.

Alfred.

Nun vergleiche die ſchönen Stammworte unſrer mit der griechiſchen Sprache, und ſiehe was aus beiden geworden ſei? Haſt Du Schillers Gedicht: die Götter Griechenlands geleſen?

Frey.

Und auch Manches, was darüber geſagt iſt.

Alfred.

Man würde Manches nicht geſagt haben, wenn man das Wort Götter genommen hätte, wie es der Dichter nimmt; ihm ſinds dichteriſche, mythologiſche Götter, Perſonificationen, Ideen, Ideale. Gehe dies Gedicht durch, und vergleiche die Deutſche mit der griechiſchen Sprache. Aus unſrer ſchönen Morgenröthe iſt keine Aurora und Eos, aus unſerm lieblichen Abendſtern kein Heſperus, aus unſerm Wiederhall keine Echo, aus unſrer ſüßtönenden

Nachtigall keine Philomele werden. Die ſchönen Namen unſrer Bäume und Blumen, unſrer Auen und Ströme, unſer Mond und unſre Sonne haben keine Mährchen erzeugt, wie die Erzählungen der Griechen von Apollo und der Daphne, von Apoll und dem Hyacinthus, von einer Luna und Diana mit ihren Nymphen und Dryaden. Unſre alte Mutter Erde (Hertha) iſt erſtorben; die Elfen auf Bergen und Auen ſind Kobolde werden, und was ſich von Hexen und Berggeiſtern, von unterirrdiſchen Zwergen, Nixen, dem Alp, dem wütenden Heer, dem Jäger u. ſ. in Pöbelſagen erhalten hat, iſt zu ſo grobem, rohem Aberglauben ausgeartet, daß es nicht ernſt gnug hat hinweggeſchafft werden mögen —

Frey.

Und nun? —

Alfred.

Wie nun? Wenn aus der Mythologie eines benachbarten Volks, auch Deutſchen Stammes, uns hierüber ein Erſatz käme, der für unſre Sprache gleichſam gebohren, ſich ihr ganz anſchlöſſe, und ihrer Dürftigkeit an ausgebildeten Fictionen abhülfe, wer würde ihn von ſich ſtoſſen? Wer wollte ihn nicht vielmehr als einen Zaubergarten betrachten, den nach langen Jahren der Dürre und Theurung eine gütige Fee uns geſchenkt habe? Warum wollten wir nicht den höchſten Gott als Allvater, Freia, als die Göttinn der Liebe, Lofna als die Beſchützerinn der ehelichen Eintracht, Saga als die Göttinn der Geſchichte, Wara als die Aufſeherinn der Gelübde, inſonderheit der Liebesbetheurungen, annehmen, da ihre Namen, was ſie ſind, deutlich und ſchön ſagen? Andre Namen ſind ſo wohllautend, die Erzählungen von den Perſonen, die ſie bezeichnen, ſind unſrer Denkart und Sprache ſo angemeſſen, daß man ja bald lernen wird, wie Thor den Donner, Braga den Gott der Dichtkunſt, Iduna, die Göttinn der Unſterblichkeit und der Neuverjüngung, Lyna, die Erretterinn aus Gefahren, Noſſa die Vortreflichkeit bedeute. Wird man dieſen wiederkommenden Altvätern und Großmüttern, den Ureltern unſrer Sprache nicht gern Stühle ſetzen und den ehrenhafteſten Platz im Hauſe einräumen, ſelbſt wenn dies Haus der wohlverſehenſte Pallaſt wäre?

Frey.

Gib mir die Bücher, die dahingehören; ich will leſen.

Zweite Unterredung.

Frey.

Ich habe geleſen, und mir ſogleich zu Anfang der Edda ein Wort gemerkt, das Gangler (ein guter Name für neugierige Reiſende) ſagte, als man ihn in den Goldbedeckten Pallaſt dieſer Götter einlud. „Man muß, ehe man hineingeht, zuförderſt ſich nach allen Thüren umſehen, wo man wieder hinaus kann.“ Dies dünkt mich, Alfred, iſt auch uns bei dieſer Mythologie zuträglich.

Denn zuerſt ſage mir: ſind wohl alle Namen der

Das hieße Gutes ja für Böſes tauſchen!
Ein Thor, ein heißer Jünglingskopf war ich
Vorhin; jetzt, da ich's reifer überdenke,
Jetzt fühl' ich, was das heißt — ſein Kind erwürgen!
Die Tochter meines Bruders am Altar
Um meiner Heirath willen hingeſchlachtet,
Nein, das erbarmt mich, wenn ich nur dran denke!
Was hat dein Kind mit dieſer Helena
Zu ſchaffen? Die Armee der Griechen mag
Nach Hauſe gehn. Drum, lieber Bruder, höre
Doch auf, in Thränen dich zu baden und
Auch mir die Thränen in das Aug' zu treiben.
Will ein Orakel an dein Kind — das hat
Mit mir nichts mehr zu ſchaffen. Meinen Antheil
Erlaſſ' ich dir. Es ſiegt die Bruderliebe.
Entſag' ich einem grauſamen Begehren,
Was hab' ich mehr, als meine Pflicht gethan?
Ein guter Mann wird ſtets das Beſſ're wählen.

Chor.

Das nenn' ich brav gedacht und ſchön — und wie
Man denken ſoll in Tantalus Geſchlechte!
Du zeigſt dich deiner Ahnherrn werth, Atride.

Agamemnon.

Jetzt redeſt du, wie einem Bruder ziemt.
Du überraſcheſt mich. Ich muß dich loben.

Menelaus.

Lieb' und Gewinnſucht mögen oft genug
Die Eintracht ſtören zwiſchen Brüdern. Mich
Hat's jederzeit empört, wenn Blutsverwandte
Das Leben wechſelſeitig ſich verbittern.

nordiſchen Mythologie ſo Deutſch, daß ſie noch in unſrer Sprache leben? Wer kennt Odin, Aeger, Balder, Forſete, Häner und Hoder, Locke, Tyr, Uller und Widar? Wer die Göttinnen und Jungfrauen, Eyra, Fülla, Gna und Gefiona, Svena, Siphia, Skada und Snotra? Wer die Walkyren, Nornen, die Wald- und Meer-Jungfern, die Elfen, Zwerge, Rieſen, nach ihren Verrichtungen, Arten und Namen? Sollen wir da abermals eine Mythologie lernen? ſoll wiederum ein Natalis Comes, Pomey und Damm geſchrieben, oder ein Heſiodus, Callimachus, Apollodor commentirt werden? Da liebe ich mir die Antwort jenes Weltweiſen, den man um die Bedeutung des Worts Telyn, das unſre Dichter damals oft brauchten, fragte. „Das ſind ſolche Wörter, ſagte er, die neuerdings zur Zierde oder zur Ausfüllung des Verſes gebraucht werden, deren Bedeutung aber man eben ſo genau nicht wiſſen darf.“ — Ich fürchte, daß ohne einen erläuternden, äuſſerſt verdrießlichen Commentar bei den Leſern nordiſcher Gedichte dies lange der Fall ſeyn möchte. Die griechiſche Mythologie lernt man als ein Alphabet in den Schulen; Dichter und Künſtler erinnern uns unaufhörlich daran, und halten ſie veſt in unſerm Gedächtniß; wo aber lernen, wodurch verewigen wir uns dieſe Namen?

Alfred.

Hiezu wäre der Weg leicht. Iſt dieſe Mythologie der Aufmerkſamkeit werth, ſo lerne man ſie, wie die griechiſche; oder vielmehr, der Dichter führe ſie verſtändlich, angenehm, und behutſam ein. Wenn man das Fach der nordiſchen Litteratur auch blos als einen Theil der Europäiſchen VölkerGeſchichte, als einen Zweig des menſchlichen Wiſſens betrachtet, ſo ſind die ungeheuren, gelehrten und großmüthigen Bemühungen, die eine Reihe Beförderer dieſes Studiums von Verelius, Magnäus und Torfäus an bis zu Thorkelin und Suhm darauf gewandt haben, doch wohl der Aufmerkſamkeit werth. Und da wirklich ſchöne poetiſche Stücke in dieſer Mythologie da ſind, ſo muß, wer jene leſen will, dieſe kennen lernen. In unſern Tagen giebt ſich Gräter * zu ihrer Bekanntmachung eine unſägliche, bisher unbelohnte Mühe; wäre es eine Entweihung der Kunſt, wenn er eine kleine nordiſche Mythologie mit Kupferſtichen ſchriebe? —

Frey.

Mit Kupferſtichen?

Alfred.

Warum nicht? ja ich getraue mir mehr zu ſagen. Nach den Griechen kenne ich auf unſerm ganzen Erdrund keine Mythologie und Geſchichte, die der Kunſt fähiger und würdiger ſei, als dieſe. Die Galiſche, Jüdiſche, Sineſiſche, Indiſche, ſelbſt (wenn man ſie von den Griechen trennt), die eigentlich-Römiſche müſſen ihr an Reichthum, Würde und Fähigkeit zur Kunſt nachſehn. Geh in dieſem Betracht beide Edden und nur einige Sagen durch; Du wirſt über den Reichthum an mahleriſchen Scenen erſtaunen. Kühn und ſanft, trotzig und milde, zu Lande und Waſſer erſcheinen hier Abentheuer der Götter und Helden in beiderlei Geſchlecht, die einen Michael-Angelo, Raphael, Correggio und Titian, einen Guido und Dominichino beſchäftigen könnten; ſo viel Abwechslung giebt es in der Götterſtadt und im Rieſenlande, an Ufern, Bergen, und Thälern. Das Wunderbare iſt mit dem Großen und Lieblichen hier dergeſtalt gemiſcht, daß wenn man, (wie es auch die Griechen thaten), das Rohe und Ungeheure abſondert, ſelbſt die Zaubereien zu den frappanteſten Vorſtellungen Anlaß geben. Beſinne dich, Frey. Das originalſte, anziehendſte, wunderbarſte Stück Shakeſpears, Hamlet, iſt es nicht eben aus dieſer nordiſchen Fabel? Die am meiſten mahleriſchen Scenen im Sturm, im Lear, im Macbeth grenzen ſie nicht an dieſe Fabel? Und zu wie manchen dergleichen Stücken liegt noch Stof in ihr! — Wäre ich ein nordiſcher König; ich ließe mir, wie die Britten eine Galerie Shakeſpears und Miltons haben, eine Galerie der alten Geſchichte meiner Völker mahlen, und unterſagte meinen Künſtlern die zu oft wiederholte Römergeſchichten. Die Welt iſt groß; die Muſe muß umherziehn, wie mit der Lyra, ſo mit dem Pinſel.

---

* Gräter's Nordiſche Blumen. Bragur u. ſ.

Frey.

Alles zugegeben; wie und woher aber ſind dieſe Scenen für uns Deutſche *einheimiſch*? Ein Theil der Fabeln iſt fürchterlich nordpolariſch.

Wenn ich z. B. die Schöpfung der Welt leſe: „Von „ihren Quellen entfernten ſich die Ströme der Hölle; „der Gift, der ſie fortwälzte, fror. Ueber ihnen froren „die Dünſte; unter ihnen ſtürmten Wirbelwinde; von „Süden ſprühten Funken und Blitze; in Mitte aller weht' „ein ſchrecklicher, eiſiger Wind. — Da breitete ſich aus „ein wärmender Hauch über die Dünſte von Eis und „ſchmelzte ſie zu Tropfen. Aus dieſen Tropfen ward „der erſte Menſch." — Wenn ich dies leſe, ſo grauſet und friert mich.

„Der erſte Menſch war ein Rieſe; er ſchwitzte, als „er ſchlief. Unter ſeinem rechten Arm ward ein Mann, „unter dem linken ein Weib gebohren. Auch einer ſeiner „Füſſe zeugte mit dem andern; daher das Geſchlecht der „*Rieſen des Froſtes*." Kein zarter Urſprung.

Alfred.

Für die Rieſen des Froſtes zart genung.

Frey.

„Sobald der Hauch vom Mittag die Eiſesdünſte geſchmelzet, bildete ſich daraus eine Kuh, mit vier Milchſtrömen. Sie nährte den erſten Rieſen, und leckte zu eigener Nahrung die mit Salz und Reif bedeckten Steine. Als ſie leckte, kamen am erſten Tage Menſchenhaare, am zweiten ein Haupt, am dritten ein Menſch hervor, *Bure*; ſein Sohn hieß *Bore*."

„*Bore's* Söhne tödteten den Rieſen; alle Rieſen des Froſtes erſoffen in ſeinem Blut. Sie ſchleppten den Leib des Erſchlagenen in den Abgrund, und machten die Erde daraus. Waſſer und Meer entſtanden aus ſeinem Blut; die Berge aus ſeinen Gebeinen; aus ſeinen Zähnen die Steine, aus ſeinem Schädel der Himmel, aus ſeinem Gehirn die traurigen Wolken." Iſt dies eine Anſicht der Welt, wie Wir ſie wünſchen?

„Bore's Söhne ergingen ſich an einem Bach; zwei Stücke Holz ſchwammen darauf, eine Eſche und eine Erle. Sie baueten daraus Aſke und Emla, Mann und Weib." Ein harter Urſprung beider Geſchlechter.

Alfred.

Ich will Dir die Mühe erſparen, Frey, und noch ſtärkere Züge des Fremdartigen und von uns Entfernten anführen, als Du gethan haſt. Ein groſſer Theil dieſer nordiſchen Fabelſagen gehört nach Jotunheim, dem Lande der Rieſen, das glücklicher Weiſe unſer Klima nicht iſt. Ein kaltes, gefrornes, oder thauendes Land, voll Eiſenwälder, Ungeheuer, Rieſinnen und Rieſen; uns weit entlegen.

Ich will Dir Züge anführen, von einem uns noch fernern Local der nordiſchen Fabel; ſie ſpielt nicht blos in Norden. Auf der brennenden Südſeite der Welt regiert Surtur der Schwarze mit ſeinem Flammenſchwerte; an der Brücke des Himmels hält Heimdall gegen ihn Wache. Am Ende der Tage wird er mit ſeinen Muſpelheimern kommen, die Brücke hinaufreiten, den Pallaſt Odins erobern; da geht dann alles in Trümmer, und eine neue Welt tritt hervor.

Endlich, Frey, der wahre Mittelpunkt der nordiſchen Fabel iſt Odins Stadt, der Aufenthalt ſeines Geſchlechts, Asgard. Er liegt im Mittelpunkt der Erde, Midgard. Da wohnten einſt die Aſen; da wohnt jeder Tapfre mit ihnen nach ſeinem Tode; in Norden waren ſie nur Ankömmlinge, Fremde. Du haſt vom Berge Ida geleſen, auf dem ſich die Aſen verſammlen; und wo er auch liege, es iſt kein nordiſcher Berg. Der Keim der Edda iſt aus dem Vaterlande aller Mythologien und Fabeln, aus Aſien her.

Frey.

Das habe ich bemerkt, und gewünſcht, Aufſchluß zu haben.

Alfred.

So viel über Odins Züge und ſein Asgard geſchrieben iſt, ſo kann ich Dir dieſen Aufſchluß im Kurzen nicht geben. Offenbar iſt dieſe Mythologie nicht an Einem Ort, nicht zu Einer Zeit entſtanden. Große Weltſtriche, lange Jahrhunderte trugen dazu bei; und ich wünſchte von der Geſellſchafft der Wiſſenſchaften zu Kopenhagen die Preisfrage aufgeſetzt: aus inneren und äußern Gründen zu unterſuchen, wo, wann und wie in ihren Hauptvorſtellungen und Sagen dieſe Mythologie entſtanden ſei? zugleich mitbedungen, daß die Beantwortung der Frage ohne alle Rückſicht auf angenommene National- oder geltende Lieblingshypotheſen verſucht werden müßte. —

Aber, wozu dies alles bei unſrer Frage? Sei die nordiſche Mythologie am Ida in Phrygien, oder am ſchwarzen Meer, am Kaukaſus oder unter dem Nordpol entſtanden; eine ächte, reine deutſche Stammſprache hat ſie aufbewahrt, und deßhalb wollen wir uns etwas von ihr zueignen. Völker von teutoniſchem Stamm haben ſich weit umher getummelt, ſogar nach Afrika verlohren; wir nehmen das, was für uns dient, wo wirs finden.

Frey.

Recht. Und ich wollte eben wiſſen, was in dieſem Vorrath für uns ſei? Sei aufrichtig, Alfred.

Naturdichtungen lieben wir, wenn ſie uns die Entſtehung der Dinge, und ihr Verhältniß zu einander, in angenehmen lehrreichen Einkleidungen, gleichſam wie eine verhüllete Braut zuführen. Sage mir aber, was, als Naturweisheit betrachtet, in dieſen Fabeln angenehm und lehrreich ſei? Eine Schöpfung der Welt aus des Rieſen Ymers Leichnam; eine Schöpfung der Menſchen aus zwo Holzarten, der Eſche und Erle; die Imagination des Regenbogens als einer flammenden und dennoch veſten Brücke; die Vorſtellung des Tages und der Nacht, der Sonne und des Mondes als zweier geraubten Kinder; die Erklärung der Morgen- und Abendkühle durch einen Schlauch, der mit Luft gefüllet dem Roß des Tages und der Nacht zugegeben iſt, um beide in ihrem Lauf zu erfriſchen; die Erklärung des Thaues aus dem Schweiß dieſer Roſſe; endlich das Ende der Welt durch den Sonn- und Mond verſchlingenden Fenris — wahrlich, das iſt eine Phyſik aus Zeiten, die wir auch in Gedichten nicht wiederbringen müſſen.

Oder meinſt Du, Alfred, daß die Sitten dieſer Helden für uns ſind? Im Lande der Rieſen geht es wilde zu; in Odins Pallaſt kämpft, ſpielet, ißt und zecht man. Der Witz dieſer Helden iſt nicht fein; nicht fein ſind ihre Manieren. Gewalt entſcheidet; dem Stärkeren iſt die Welt gegeben; er erſchlägt, raubt, und entführet. — Willſt Du dieſe Sitten preiſen, dieſe Fauſt-Grundſätze wiederbringen? ſie, die ganz Europa verwüſtet haben, und unter feineren Masken noch verwüſten. Das aſetiſche Heldenleben, da Jemand mit dem Schwert in der Fauſt ſich alles erlaubt hält; das willſt Du preiſen, Alfred?

Oder endlich willſt Du uns die Form dieſer Gedichte und Sagen empfehlen? Welches unter den hundert ſechs und dreißig lyriſchen Sylbenmaaßen, die Worm aufgezählt hat, iſt Dir das liebſte? welche Stellung und Harmonie der Anfangsbuchſtaben, auf welche ſie ſo viele Kunſt wandten? —

Oder willſt Du uns die allegoriſche Räthſelweisheit anpreiſen, da weil der Buchſtab A (aar) Korn, der Buchſtab F (Fee) Geld bedeutet, beide zuſammen eine Gabe des Himmels bezeichnen, die Urſache zum Zank wird. Willſt Du die ungeheuren Umſchreibungen loben, da Schwert, Schiff, Schlacht, Blut, Sieg, Wolf, Geier auf tauſendfache Art ſo verblümt, ſo umſchreibend geſagt werden, daß im weiten Umfange der Worte ſich die Wirkung des Bildes an dieſer Stelle ganz verlieret. Alfred, verderbe Dir den Geſchmack nicht; wir ſind über jene Zeiten, und über eine *ſolche* Kunſt des Geſangs hinüber. Wir wollen bei dem alten *Skalda-Spiller* nicht in die Lehre.

Alfred.

Haſt Du die Fabel von der *Iduna* geleſen, Frey?

Frey.

Sie iſt eine der beſten. „*Braga*, der Gott der Dichtkunſt, hat eine Gemahlinn, der die Götter die Aepfel der Unſterblichkeit anvertraut haben. Altern die Götter; ſo verjüngen ſie ſich durch den Genuß derſelben.“ Ich fürchte aber, daß dieſe Götter ganz todt ſind, und ſich nie mehr verjüngen werden. Die nordiſche Morgenröthe leuchtet ohne zu erwärmen.

Alfred.

Haſt Du noch Luſt zu Einer Unterredung?

Dritte Unterredung.

Alfred.

Idunens Apfel iſt heut unſre Loſung. Ich verliere alſo kein Wort darüber, daß wir weder aus dieſer noch aus irgend einer andern Mythologie *rohe* Begriffe, ſie betreffen Natur oder Sitten, *roh* auftragen müſſen. Auch die Griechen hatten ihre Titanen- und Giganten-Geſchichten; ihre älteſte war eine ſehr rohe Koſmogonie. Jene aber wußten ſie ſchicklich unterzuordnen, und aus dieſer eine beſſere, zuletzt bis zur feinſten Spekulation hervorzurufen. Glaubſt Du nicht, daß aus *Ymers*

Geheimen, aus Bure's Söhnen, die Midgard erbauten, aus der Eſche des Weltbaums über dem Brunnen der Urzeit und aus den drei Jungfrauen unter ihren Zweigen, der Vergangenheit, Gegenwart, und Zukunft Dichtungen gebildet werden mögen, die dieſes Quells der Urzeit werth ſind? Haſt Du Heimdalls Lied gehört, des ſchönen Gottes, der an des Himmels heiligem Blau die Welt bewacht und ihrem Untergange zuvorkommt? Haſt Du vom Brunnen der Weisheit geſchöpft, in dem des höchſten Gottes Auge glänzet? und die feine Bildung der nordiſchen Schutzgöttinnen bemerkt, in allem was ſie verrichten auf der Erde? Haſt Du die Geſchichte von des guten Balders frühem Tode vernommen, und was für Trauren daraus erwuchs? ja die ganze Zuſammenordnung der Dinge zwiſchen dem Guten und Böſen, dem Himmel und der Hela, endlich den Ausgang der Dinge, jene ſchreckliche Abenddämmerung, auf welche eine verjüngte Welt ein fröhlicher Morgen folget? Laſſen ſich daraus nicht Dichtungen ſchöpfen, die unſterblich ſind, ſobald ſie Idunens Apfel berühret?

Frey.

Zeige ſie mir.

Alfred.

Das werd' ich Dir nicht. — Aber Dichtung iſt nicht alles; Du ſprachſt, Frey, auch gegen die Sitten dieſer Männer. Suchſt Du bei ihnen Sitten nach unſrer Weiſe? bedürfte es einer Reiſe ins Land der Hel-

Agamemnon.
Wahr!
Doch ach! dies wendet die entſetzliche
Nothwendigkeit nicht ab. Ich muß, ich muß
Die Hände tauchen in ihr Blut.

Menelaus.
Du mußt?
Wer kann dich nöthigen, dein eigen Kind
Zu morden?

Agamemnon.
Die verſammelte Armee
Der Griechen kann es.

Menelaus.
Nimmermehr, wenn du
Nach Argos ſie zurücke ſendeſt.

Agamemnon.
Laß
Auch ſeyn, daß mir's von dieſer Seite glückte,
Das Heer zu hintergehn — von einer andern —

Menelaus.
Von welcher andern? Allzuſehr muß man
Den großen Haufen auch nicht fürchten.

Agamemnon.
Bald
Wird er von Kalchas das Orakel hören.

Menelaus.
Laß dein Geheimniß mit dem Prieſter ſterben!
Nichts iſt ja leichter.

Agamemnon.
Eine ehrbegier'ge
Und ſchlimme Menſchenart ſind dieſe Prieſter.

den und der Vorzeit, um Weichlichkeiten zu finden? Weisheit des Mannes iſt ein veſter Muth, ein geſunder Verſtand, Gegenwart des Geiſtes und in Nothfällen, wo Macht nicht helfen kann, Zauberei, die dem Feinde die Augen blendet. Durchgehe die Geſchichten, und ich trotze Dir, daß Du irgend wo einen biederern und ſchärfern Stahl der Seele findeſt, als bei dieſen Jünglingen und Männern. Freundſchaft mit dem Freunde bis auf den Tod, Tapferkeit und ein guter Muth im Leben und Sterben, Redlichkeit in Haltung ſeines Worts, Keuſchheit, Hochachtung und zarte Gefälligkeit gegen die Frauen, ein hülfreich Gemüth gegen die Unterdrückten; das waren Eigenſchaften, die dieſen Volksſtamm von allen Stämmen der Erde unterſchieden. Wir Deutſche gehören zu ihm; ſoll die Tugend, die aus unſern Vätern hervorglänzte, durchaus keine Macht mehr über uns haben? Man vermiſcht uns mit den Galen; man fodert einen Oſſian von uns. Nie gab es zwei verſchiedenere Völkerſtämme, als dieſe beiden; ſie ſind daher auch jederzeit gegen einander geweſen. Der Gale ſang weiche, traurige Empfindungen; der Normann ſang Thaten. Möge er damit andern Völkern oft zur Laſt gefallen und bei dem Muth auf ſein Schwert ſtolz geweſen ſeyn; unterdrückend war er nie. Die älteſten Nordländer waren die Befreier der Welt, die von einer feigen, üppigen Knechtſchaft unterjocht war. Das drückende Feudalſyſtem der ſpätern Normannen war eine Uebereinkunft aus Noth, geformt nach den Sitten der Zeit und der Kirche. Und auch dieſen Zeitraum hat kein Volk romantiſch-glänzender geendigt, als dieſes. Was ſind die Helden von Theben und Troja, gegen jene in der Normandie, in Sicilien, Neapel und Jeruſalem? An Heldenmuth und Artigkeit waren ſie die Blüthe des Rittergeiſtes aller Völker. Willſt Du davon Proben ſehen in älteren und ſpäteren nordiſchen Sagen?

Frey.

Zeige ſie mir.

Alfred.

Suche ſie Dir ſelbſt. — Du ſprachſt weiter, Frey, gegen die Sitten der Weiber. Geh mit Deinen Griechinnen und Römerinnen; und laß mir das Ideal eines deutſchen Weibes, wie es in den nordiſchen Liedern und Sagen erſcheinet. Das Verſtändige, Sittliche, Keuſche, das Arbeitſame, Leitende, Prophetiſche, das Leben der Mutter für ihren Mann und für ihre Kinder iſt auch hier allenthalben merkbar. Dem Charakter der Sage nach iſt das Deutſche Weib zwar nicht das Gebildetſte, aber vielleicht das Würdigſte und Edelſte ihres Geſchlechts. Sollen Züge dieſer Art verlohren ſeyn? will die verzärtelte Urenkelinn das Bild ihrer Urältermutter nicht ſehen und davor erröthen? Hier ſind wenig Liebesgeſänge; aber tiefe Züge der Liebe. —

Frey.

Zeige ſie mir.

Alfred.

Suche ſie Dir ſelbſt. — Du ſprachſt ferner vom rohen Witz dieſer Völker. Glaube mir, daß ſich ſo muntre, treffende Antworten, als muthige Entſchlüſſe, eben ſo lebhafte Spottreden als kühne Thaten in dieſen Liedern und Sagen finden. Nur alles iſt kurz, wie ihr Schritt, wie der Klang ihrer Verſe.

Du ſpotteteſt über dieſe Verſe und nannteſt ſie Buchſtabenwählerinnen; Ordnerinnen des Klanges hätteſt Du ſollen ſagen: denn eigentlich die Vocalen ordneten ſie zu einander, in deren Vorgange oder Gefolg die Conſonanten waren. Manche unſrer Verſificatoren thäten ſehr wohl, darauf zu merken, was für Vocalen in jeder Reihe von Wörtern, einander ablöſen, wie ſie wechſeln, und ob ſie ſich, oder auch die Anklänge der Wörter unangenehm wiederholen. Sie dörfen deßwegen nicht erſt jene alte, ſeitdem ganz veränderte Urſprache, ſie dörfen darüber nur ihr eigenes Ohr fragen.

Endlich ſpotteteſt Du über das Regiſter von poetiſchen Beinamen und künſtlichen Umſchreibungen der Dinge, die dieſe Dichter öfters nennen mußten. Ich hätte hierüber Manches zu ſagen: denn dieſer ganze Apparat zeigt eben auf das eigentliche Vaterland der Cultur dieſes Völkerſtammes; wenigſtens deutet er auf eine alte Kunſt des Geſanges, die in ſpäten Zeiten endlich zum Handwerk geworden war. Denn von wem haben wir dieſe Namen-Regiſter? Von Stopplern; und denen wollen wir danken, daß wir ſie haben. Bei mancher zu künſtlichen Umſchreibung der Sachen, die der Dichter oft nennen muß, erinnere Dich

Pindars. Wer umſchreibt Sieg und Lieder, Ort und Kämpfe abwechſelnder und künſtlicher als Er? und wie laufen ſeine Bilder in einander! —

Geſchmack ſollen wir von den Nordländern nicht lernen, Frey: Dieſer ändert ſich mit Zeiten, Sitten, ſelbſt mit dem Wohnort und Klima eines Volkes; aber Geiſt der Nation im Verſtande, den Sitten, dem Gebrauch der Sprache, der Dichtung ſoll uns anwehen: denn Compoſition, Dichtung iſt hier allenthalben. Siehe die Edda an. Sie iſt bloß eine Sammlung von Fabeln, wie Heſiods Genealogie der Götter, und eben wie dieſe eine ſehr gemiſchte Sammlung. Indeſſen macht ſie ein Ganzes; ſie hat Ein- und Ausgang, wie Heſiodus nicht hat. Die leichteſten Scherzlieder in der zweiten Edda haben Zuſammenordnung, Umriß, Handlung, Eurythmie von Anfange bis zu Ende. Nur müſſen wir billig ſeyn und von keinem Stück fodern, was der Zeit und dem Volk nach in ihm nicht liegen konnte. Durch eine völlige Verjüngung muß für uns die Nachbildung hervorgehn, ſie betreffe Gegenſtände der gegenwärtigen oder der künftigen Welt. —

Frey.

Alſo auch der künftigen Welt?

Alfred.

Auch dieſer. Mich dünkt, daß die Bilder, die in dieſer Mythologie über Hölle und Himmel gegeben werden, unſerm nordiſchen Gefühl angemeſſener ſind, als die morgenländiſchen Bilder. Hela iſt eine unglückliche Tochter des Gottes der Verführung, *Lock*, mit einer Riesinn gezeugt. Ihre Geſchwiſter ſind Ungeheuer, die der Schöpfung den Untergang drohen. *Hela's* Aufenthalt iſt die geräumige Unterwelt; ihr Saal heißt *Schmerz*, ihr Tiſch *Hunger*; *Säumniß* heißt ihr Knecht, *Langſamkeit* ihre Magd; ihre Thür iſt der *Abgrund*, ihr Vorhof die *Mattigkeit*, ihr Bette *Krankheit*, ihr Gezelt der *Fluch*. Die Feigegeſtorbenen kommen zu ihr. Miſſethäter, Treuloſe, Meineidige, Mörder, Verführer der Ehefrauen und wer ſonſt unter dem Namen der *Nichtswürdigen* begriffen iſt, den erwartet ein noch ſchrecklicherer Ort, das Leichenufer, der *Naſtrand*; dagegen die Tapfern, die Würdigen, treue Gatten, redliche Freunde, in den Palläſten der *Freude*, des *Friedens* und der *Freundſchaft*, in *Wingolf* und *Gladheim* wohnen. Haſt du bemerkt, *Frey*, woher dieſe Nordländer an ein *Fortleben nach dem Tode* ſo veſt glaubten? Weil ſie tapfer und geſund dachten. Nur ein Feigherziger vergehet im Tode; er fühlet oder wünſcht ſich aufgelöſet und vernichtet. Der geſunde Menſch lebt fort; das Nichtſeyn iſt ihm Nichts; es iſt ihm nicht denkbar. Glaubſt Du nicht, daß Erzählungen aus jenen Palläſten des *Friedens* und der *Freundſchaft* rührend und gefällig ſeyn werden? Der *Freundſchafts Bund bis auf den Tod* war dieſen Tapfern der heiligſte Augenblick des Lebens; das Wiederfinden in *Wingolf* war ihnen alſo auch ein Lohn der Freundſchaft nach dem Tode; ein ſüßer Lohn.

Noch muß ich Dich an jene große Eſche erinnern, deren Zweige ſich über die Welt verbreiten, deren Gipfel über die Himmel hinausreicht. Sie hat drei weit von einander entfernte Wurzeln, bei den Göttern, bei den Rieſen, unter der Hela. An der mittleren Wurzel iſt der Brunn der Klugheit, Mimers Brunn; an der himmliſchen Wurzel iſt die heilige Quelle, bei welcher die Götter Rath halten und ihre Urtheile kund thun. Immerdar ſteigen aus dieſer Quelle drei ſchöne Jungfrauen hervor, Urda, Verandi, Skulda, das Vergangene, die Gegenwart und die Zukunft. Sie ſinds, die den Rath der Götter, der Menſchen Schickſal und Leben beſtimmen, und durch ihre Dienerinnen, (die wie Genien dem Menſchen, dem ſie zugehören, an Geſtalt gleich ſind), hülfreich oder ſtrafend auf ihn wirken. Glaubſt Du nicht, Frey, daß dieſe Göttinnen und Genien auch uns das Vergangene, die Gegenwart und Zukunft, ja unſer Inneres im Spiegel zu zeigen vermögen? — Und ſiehe, oben auf der Eſche ſitzt ein Adler, der weit umher blickt; ein Eichhörnchen läuft auf und ab am Baum; vier Hirſche durchſtreifen ſeine Aeſte, und benagen die Rinde; die Schlange unten nagt an der Wurzel; Fäulniß an den Seiten des Baumes — und immer ſchöpfen die Jungfraun aus dem heiligen Brunn und begießen ihn, daß er nicht dorre. Das Laub der Eſche thaut ſüßen Thau, die Speiſe der Bienen; über dem Brunnen ſchwimmen zwei ſingende Schwäne. Wollteſt Du nicht ihren Geſang, nicht Heimdalls Lied vom Schickſal des groſen Weltbaumes, nicht die Stimme der Vergangenheit, der Gegenwart und Zukunft im Rathe der Götter, unter dieſem Baume hören?

Frey.

Laß mich ſie hören.

Alfred.

Wenn Idunens Apfel das Alte wieder verjünget, werden auch ſie nicht ſchweigen.

Frey.

Du haſt viel und manches räthſelhaft geſprochen, Alfred; laß mir Bedenkzeit.

Vierte Unterredung.

Frey.

Mich dünkt, wir könnten Eins werden über unſre Materie.

Alfred.

Das dünkt mich auch; und dazu ſprachen wir eben.

Frey.

Vorausgeſezt alſo, daß Du die griechiſche Mythologie nicht herabſetzen, nicht kränken willſt —

Alfred.

Auf keine Weiſe; ich halte ſie für die gebildetſte der Welt.

Frey.

Vorausgeſezt, daß Du die Regel des griechiſchen Geſchmacks in Kunſt und Dichtkunſt nicht verkennſt —

Alfred.

Ich weiß, was wir ihr zu verdanken haben. Bildende Kunſt und eine Philoſophie der Künſte war unter dem nordiſchen Himmel nie zu Hauſe.

Frey.

Vorausgeſetzt alſo, daß Du keinen barbariſchen, nordiſchen Ungeſchmack weder in Ihnen, noch ſonſt in Worten und Werken aufzubringen Luſt haſt —

Alfred.

Ich habe ſchon bezeugt, daß ich Rohes roh aufgetragen nirgendher wünſche.

Frey.

So kann Dir zugeſtanden werden —

Alfred.

Ich will mir nichts zugeſtanden wiſſen, als was jedem Dichter und Mährchenerzähler aus einem fremden, fernen oder verlebten Volk zuſteht, nämlich daß er den Reichthum, den ihm dies Volk und deſſen Zeitalter gewährt, brauchen dörfe. Einem Dichter z. B. der aus der Ritterzeit erzählt, ſteht alles Wunderbare, alles Eigenthümliche der Ritterzeit zu Dienſt. —

Frey.

Nicht anders.

Alfred.

Deßgleichen dem, der aus der Feenwelt dichtet —

Frey.

Ihm ſteht die ganze Feenwelt zu Gebote.

Alfred.

Und dem, der morgenländiſche Erzählungen und Mährchen ſchreibt —

Frey.

Das Coſtume der morgenländiſchen Erzählungen und Mährchen. In allen dieſen Gattungen haben wir ſo trefliche Proben, daß darüber kein Zweifel obwalten kann.

Alfred.

Ein Mehreres als dies will ich nicht, für meine nordiſche Fabel. Nun möge das *Ideal*, das in dieſen Sagen, in dieſer Denkart, in dieſer Sprache liegt, hervortreten und ſelbſt wirken.

Frey.

Meinſt Du, auf unſer Leben wirken?

Alfred.

Deßhalb bleibe ich unbekümmert. Verſchaffe uns nur den *Apfel Idunens*.

II.

Zwo Gattungen des Epigramms.

Dir iſt das Epigramm die kleine geſchäftige Biene,
Die auf Blumen umher flieget und ſauſet und ſticht.
Mir iſt das Epigramm die kleine knoſpende Roſe,
Die aus Dornengebüſch Nektar-Erfriſchungen haucht.
Laß uns beyde ſie dann in Einem Garten verſammeln;
Hier ſind Blumen, o Freund; ſende die Bienen dazu.

III.

Elegien von Properz.

Erſte Elegie

des zweyten Buchs zwölfte.

Wahrlich ein ſeltener Geiſt beſeelte den Pinſel des Künſtlers,
Welcher den Amor zuerſt mahlte in Kindesgeſtalt!
Er ſah ein, daß Verliebte mit unberathenen Sinnen
Leben, ein großes Glück leicht und im Scherze verthun.
Auch gab er mit gutem Bedacht ihm luſtige Schwingen,
Ließ mit menſchlichem Sinn ſchweben im Fluge den Gott.
Schaukelt uns nicht die Woge der Liebe bald dahin und dorthin?
Iſt die Luſt, die uns treibt, irgend von ſicherm Beſtand?
Und gar wohl hat er ihn mit gegenſpitzigen Pfeilen
Ausgerüſtet, um ihn zierlich den Köcher gehängt.

Menelaus.

Nichts ſind ſie, und zu nichts ſind ſie vorhanden.

Agamemnon.

Und — eben fällt mir's ein — was wir am meiſten
Zu fürchten haben — davon ſchweigſt du ganz.

Menelaus.

Entdecke mir's, ſo weiß ich's.

Agamemnon.

Da iſt ein
Gewiſſer Sohn des Siſyphus — der weiß
Schon um die Sache.

Menelaus.

Der kann uns nicht ſchaden.

Agamemnon.

Du kennſt ſein liſtig überredend Weſen
Und ſeinen Einfluß auf das Volk.

Menelaus.

Und was
Noch mehr iſt, ſeinen Ehrgeiz ohne Grenzen.

Agamemnon.

Nun denke dir Ulyſſen, wie er laut
Vor allen Griechen das Orakel offenbart,
Das Kalchas uns verkündigt, offenbart,
Wie ich der Göttin meine Tochter erſt
Verſprach und jetzt mein Wort zurücknehme.
Durch mächt'ge Rede reißt der Plauderer
Das ganze Lager wüthend fort, erſt mich,
Dann dich und dann die Jungfrau zu erwürgen.

Siehe ſchon trift das Geſchoß, noch ehe den Feind man gewahr wird;
Keiner geneſet ſobald, dem er die Wunde verſezt.
In mir haftet der Pfeil, mir blieb das kindiſche Bildniß;
Nur die Flügel ſind ihm gänzlich entfallen bey mir.
Ach, er fliegt nicht davon, er ſizet feſt mir im Buſen,
Und mit meinem Blut führet und nährt er den Krieg.
Was ergötzeſt du dich an dieſem vertrockneten Marke,
Grauſamer! Schleudre den Pfeil irgend auf andere hin:
Steck' ein geſundes Herz mit deinem brennenden Gift an:
Nicht mich ſchlägſt du, du ſchlägſt doch nur den Schatten von mir.
Haſt du dieſen vernichtet, wer ſinget künftig dein Loblied?
Zwar iſt die Muſe leicht, doch dir ein ewiger Ruhm.
Laß ſie das zierliche Köpfchen, die zarten Finger des Mädchens
Singen, ihr ſchwarzes Aug', und den bezaubernden Tritt.

Zweyte Elegie

des zweyten Buchs neun und zwanzigſte.

Als ich in geſtriger Nacht von vielem Weine berauſchet;
Trunken die Straßen durchſchwärmt', ohne der Diener Geleit,
Kommt mir ein kindiſcher Trupp von Knaben entgegen: den Schwarm konnt'
Ich nicht zählen, der Schreck nahm die Beſinnung mir weg.
Einige trugen Fackeln, die andern ſpitzige Pfeile,
Noch ein Theil, wie es ſchien, rüſtete Ketten mir zu.
Alle waren ſie nackt, und der muthwilligſten einer
Springt aus der Mitte, und ruft: „dieſen ergreifet mir hier!
„Der iſts, den ihr ſchon kennt: den nannte das zürnende Mädchen.“
Und ſchon fühlt ich am Hals feſt mir den Knoten geſchnürt.

Noch ein anderer ſchreyt: „nur fort mit ihm!“ wieder ein andrer:
„Der ſoll ſterben, der uns Ehre der Götter verſagt!
„Dieſen Unwürd'gen erwartet in langen Stunden, die Holde!
„Indeß treibt ſich der Thor drauſſen bey andern herum.
„Hauchen nicht, wenn ſie die purpurnen Schleifen der nächtlichen Binde
„Löſet, und ihre vom Schlaf trunkenen Augen bewegt,
„Wohlgerüche von ihr, nicht die der arabiſchen Staude,
„Nein, wie mit Götterhand Amor ſie ſelber erpreßt!
„Doch nun laßt ihn, ihr Brüder! Nun wird er ſchon Treue geloben,
„Denn hier ſind wir bereits an dem bezeichneten Haus.“ —
Und ſie werfen mir wieder den Mantel über die Schulter:
„Geh, und lerne daß man Nachts aus dem Hauſe nicht ſchweift.“
Allbereits nahte der Morgen. Ich wollte ſpähn, ob alleine
Cynthia ſchlafe; ich fand Cynthien einſam im Bett.

Wie erſtaunt ich! So ſchön hatt' ich noch nie ſie geſehen;
  Nie, in dem purpurnen Kleid ſchien ſie ſo reizend mir nicht.
Aufſtehn wollt' ſie, und gehn in der Veſta Tempel, zu wenden
  Eines ungünſtigen Traums Deutung von ſich und von mir.
Und ſo zeigt' ſie ſich mir, vom Schlummer eben verlaſſen;
  Ach was vermag die Geſtalt bloß durch natürlichen Reiz!
„Woher kommſt du ſo früh zu deiner Freundinn auf Kundſchaft?
  „Glaubſt du an Sitten vielleicht ähnlich den Männern die Frau?
„Nicht leichtſinnig bin ich, wie du dir denkeſt, mir genügt
  „Ein Freund; ſey es nun du, oder ein treuerer Mann.
„Zeugt mein Lager nicht ſelbſt von der Ruhe der nächtlichen Stunden?
  „Nur Ein Körper hat hier ſich in die Pfühle gelenkt.
„Sieh, ob verdächtige Hitze von meinem Buſen emporwallt,
  „Oder die athmende Bruſt mich des Verbrechens bezeiht?“ —

Alſo ſagt ſie, und wendet mit vorgehaltenen Händen
Von ſich die Küſſe, ſpringt in den Pantoffel bebend.
Seitdem ſeh ich mich ganz vom Heiligthume der Liebe
Ausgeſchloſſen, nie kehrt glücklich mir wieder die Nacht.

Dritte Elegie

des erſten Buchs achtzehnte.

Einſam iſt dieſer Ort, und meinen Klagen verſchwiegen,
Nur des Zephyrs Hauch wohnt im verödeten Hain.
Ohne Furcht mag ich hier geheime Leiden erzählen;
Wenn der Felſen mir nur Treue zu halten vermag!
Aber wo ſoll ich beginnen von deinen Kränkungen? Welches
Harte Verſahren von dir, Cynthia, wein' ich zuerſt?
Einſt in der Liebe beglückt, ſo nannten mich alle, nun trag ich
Ach unwillig die Schmach, die mir die Liebe verhängt!
Aber was hab ich verbrochen? Womit verdient ich den Kaltſinn?
Welcher neue Verdacht hat dir den Unmuth erregt?

Räche, den Frevel an mir, wenn irgend eines der Mädchen
Mir den zierlichen Fuß über die Schwelle geſetzt!
Reizt mich dein Vorwurf gleich zu den allerbitterſten Schmerzen,
Soll doch mein äußerſter Zorn nie ſo an dir ſich vergehn,
Daß ich dein Wüthen verdiene, daß deine fallende Zähre
Mich verklage, wenn ſie Wangen und Aug' dir entſtellt.
Iſt dir zu kalt mein Betragen, und nährt daher der Verdacht ſich,
Daß mir der Treue Schwur ſtets von der Lippe nicht ſchallt?
Seyd mir Zeugen, wenn je in Bäumen Liebe gewohnt hat,
Ihr, o Buchen, und du, von dem arkadiſchen Gott
Freundin, o Pinie! wie oft ertönet Cynthiens Nahme
Euren Schatten, wie oft grab' ich den Rinden ihn ein!
Welchen Gram hat mir nicht dein grauſamer Vorwurf erregt!
Stummen Wänden jedoch hab' ich allein ihn vertraut.

Trag ich nicht ſtets den gebiethriſchen Stolz in ſchweigender Demuth?
Wagt' ichs zu klagen wann ie neuen Verdruß ſie erſann?
Und was iſt mir dafür? Ihr Götter! die lebenden Quellen,
Und der nackende Fels, und hier mein Lager auf ihm;
Daß ich die bitteren Klagen, wozu mein Elend mich zwinget,
Hier den Vögeln allein noch zu erzählen vermag.
Aber ſey wie du willſt; noch ſollen die Wälder den Nahmen
Cynthia tönen! und noch ſchall er vom Felſen zurück!

Vierte Elegie

des erſten Buchs vierzehnte.

An Tullus.

Magſt du am Ufer der Tiber in weicher Ruhe geſtrecket,
Schlürſen den lesbiſchen Wein aus dem Mentor'ſchen Pokal,
Und mit verwunderndem Aug' den leicht hingleitenden Nachen
Nachſehn, des trägeren Schiffs ſeilegeleitetem Gang;
Mag dein eigener Forſt mit hochaufſtrebenden Gipfeln
Stämme dir zeigen, werth daß ſie der Kaukaſus trägt:
Alles dieſes mag ſich mit meiner Liebe nicht gleichen;
Wer dem Amor gehört achtet nicht Schätze der Welt.
Ruht ſie an meiner Seite in ſüß verlängertem Schlummer,
Scherzt mit der Liebe Spiel leicht ſie den Tag mir hinweg,

Dann fleußt unter dem eigenen Dach mir der gold'ne Paktolus,
Perlen fiſch' ich alsdann des erythräiſchen Meers.
Dann verbürgt mir die Liebe ein Glück das Könige neiden;
Mög es doch dauern ſo lang' meiner die Parze noch ſchont!
Wie kann Reichthum ergötzen, wenn ihn die Liebe befeindet!
Iſt mir Venus nicht hold, bringt kein Geſchenke mir Glück.
Dieſe vermag auch den Sinn des härteſten Kriegers zu brechen:
Felſenherzen hat ſie ſchmerzliche Wunden verſetzt.
Sie tritt ein mit kühnerem Fuß auf marmornem Boden,
Oefnet mit dreiſter Hand da ſich das purpurne Bett,
Um den unglücklichen Jüngling auf raſtloſem Lager zu foltern
Armer, was hilft dir anjetzt ſeidegeſticktes Gedeck?
Doch iſt die Göttinn mir hold, was frag ich nach ſtolzen Provinzen?
Auch des Alcinous Reich iſt mir des Wunſches nicht werth.

Laß auch nach Argos mich entkommen; mit
Vereinten Schaaren fallen ſie auf mich,
Zerſtören feindlich die Cyclopenſtadt
Und machen meinem Reiche dort ein Ende.
Du weißt mein Elend — Götter, wozu bringt
Ihr mich in dieſem fürchterlichen Drange!
Den einz'gen Dienſt noch, lieber Menelaus,
Erweiſe mir — gehſt du durch's Lager, ſuche
Ja zu verhüten, daß der Mutter nicht
Kund werde, was hier vorgehn ſoll, bevor
Der Erebus ſein Opfer hat — So bin ich
Doch mit der kleinſten Thränenſumme elend.

(Zum Chor.)

Ihr aber, fremde Frau'n — Verſchwiegenheit!

(Agamemnon und Menelaus gehen.)

Zweite Zwiſchenhandlung.

Chor.

Strophe.

Selig, ſelig ſey mir geprieſen,
Dem an Hymens ſchamhafter Bruſt
In gemäßigter Luſt
Sanft die Tage verfließen.

Wilde, wüthende Triebe
Weckt der reizende Gott.
Zweierlei Pfeile der Liebe
Führt der goldlockige Gott.

Fünfte Elegie

des zweyten Buchs zweyte.

Frey war ich, dachte für mich allein mein Bettchen zu hüten;
Amor betrog mich, er bot lügenden Frieden mir an.
Solche Menſchengeſtalt warum verweilt ſie auf Erden?
Hier zu rauben, o Zevs! würde verzeihlicher ſeyn.
Dieſes blonde Haar, und die längliche Hand, und die hohe
Volle Geſtalt; der Gang, würdig der Schweſter des Zevs!
So trat Pallas einher, Dulichiens Opfer beſuchend,
Das Gorgonenhaupt feſt an den Buſen gedruckt.
So war Iſchomache einſt, vom Lapithengeſchlechte die Heldinn,
Euch Centauren, ein Raub, unter dem feſtlichen Mahl!

So ſah an dem Böbriſchen See, von Liebe berauſchet,
Deinen jungfräulichen Leib, göttliche Brimo! * Merkur.
Weicht ihr Göttinnen alle, die ihr auf den Gipfeln des Ida
Euch dem phrygiſchen Hirt ſchleyerenthüllet gezeigt!
Nichts ſoll dieſe Geſtalt, nichts dieſe Schöne verzehren,
Würde an Jahren ſie dir, kumiſche Prieſterinn, gleich!

---

* Hekate.

Sechste Elegie

des erſten Buchs neunzehnte.

Furchtlos will ich anjetzt das Reich der Manen be
ſuchen,
Meinen traurigen Reſt lodernder Flamme ve
traun.
Eine Sorge hatt' ich, daß deine Liebe der Le
che
Künftig fehle; dieß war grauſamer mir als de
Tod.
Nicht ſo leicht hat der Pfeil des Knaben mein Aug
berühret,
Daß nicht die Aſche von mir Liebe noch fühlt
für dich.
Auch der phylaciſche Held * konnt' ſeiner anmuthiger
Gattinn
Nicht vergeſſen, als er ſtieg in des Tartaru
Nacht:
Einmal ſie noch zu umfaſſen, obgleich mit nichtiger
Händen,
Kehrte der Held zurück in ſein theſſaliſche
Haus.
Wer ich dort unten auch ſey, doch heiß ich dei
liebender Schatten;
Ueber des Schickſals Fluth ſchreitet der Liebe Ge
walt.

---

* Proteſilas.

Dort verſammelt ſich dann das ſchöne Chor Heroinen;
Einſt Dardaniens Stolz, dann ein argiviſcher Raub!
Keiner von allen wirſt du an Schönheit, o Cynthia, weichen!
Keine, o Erde vergönn's! ſcheint mir ſo reizend als du.
Sollt' auch über das Ziel dir das Schickſal die Jahre verlängern,
Würden die Reſte von dir immer mir theuer noch ſeyn.
Könnteſt du lebend auch dieß bey meiner Aſche noch fühlen,
Sey auch, wo er mich trift, ſtets mir willkommen der Tod.
Aber wie fürcht' ich, es zieht von meinem verachteten Grabe,
Meinem Staube, zu bald, andere Liebe dich weg,
Zwingt dich, die Thränen um mich, auch wider Willen zu trocknen:
Unter häufigem Droh'n wanket das zärtlichſte Herz.
Drum erfreuen wir uns der Liebe, ſo lang es vergönnt iſt!
Allzuvergänglich nur iſt zärtlicher Liebe Genuß.

Siebente Elegie

des erſten Buchs dritte.

So lag Ariadne, als Theſeus Segel entwichen,
Tief im Schlummer verſenkt an dem verlaßnen Geſtad;
So lag, eben entfeſſelt vom Fels, die Tochter des Cepheus,*
Nun, nach langer Pein, wieder der Ruhe geſchenkt;
Und ſo ſinkt die Edone, von raſtlos tanzenden Chören
Matt, an des Apidanus blumichtem Ufer dahin.
So fand Cynthien ich, in weicher Ruhe geſtrecket
Schlummerathmend; ihr Haupt ſtützte der wankende Arm.
Trunken, in ſpäter Nacht, ſchleppt' ich die trägeren Schritte,
Und der Knaben Gefolg ſchwungen die Fackeln mir aus.

---

* Andromeda.

Doch ſo gänzlich noch nicht von allen Sinnen beraubet,
    Leiſ' mit gehaltenem Tritt wagt ich dem Bette zu nah'n;
Und beredten mich ſchon die beyden der heftigſten Götter,
    Amor und Bacchus zugleich, brennend von zwiefacher Glut,
Unterzuſchieben den Arm der holden Schläferinn, Küſſe
    Ihr zu rauben, und ſie ſanfter zu drücken ans Herz;
Dennoch wagt' ich es nicht der Gebieterinn Ruhe zu ſtören,
    Eingedenk nur zu wohl ihres beſtrafenden Zorns.
Aber wie Argus hieng an der Inachis heimlichen Hörnern,
    Hieng mein trunkenes Aug an dem entzückenden Reiz.
Und nun lös'te ich mir die Kränze von Stirne und Schläfen,
    Legte mit ſachter Hand Cynthien ſie um den Schlaf;
Und nun ringelt' ich auf die herabgefallenen Locken,
    Aepfel ſchob ich ſogar ihr in die Höhle der Hand.

Alles ſendet' ich nur dem unerkenntlichen Schlafe,
  Denn es rollten alsbald wieder die Gaben herab.
Regte ſich dann in der Bruſt ein zurückgehaltener Seufzer,
  Stutzt' ich, und glaubte ſogleich eine Bedeutung zu ſehn:
Irgend ein Schreckenbild ſey dir erſchienen im Traume,
  Irgend ein Frecher vielleicht zwing' dich die ſeine zu ſeyn.
Endlich erreichet der Mond die genüberſtehenden Fenſter,
  Und ſein verweilendes Licht breitet er emſig umher,
Oefnet mit leiſem Strale die ſanftgeſchloſſenen Aeuglein;
  Alſo begann ſie, indem ſie auf den Pfülben ſich ſtützt:
„Rächet endlich an dir ein anderes Mädchen, die Freundinn?
„Jagt von der Thüre dich weg, drängt zu der meinen dich hin?
„Wo verbringſt du die Stunden, die mir alleine gehören?
„Kehrſt, laß nun am Tag, matt und entkräftet zurück.

„Möchten, Ungetreuer! doch ſo die Nächte dir werden,
„Wie mir durch deine Schuld immer die meinigen ſind.
„Erſt betrog ich den Schlaf mit der Purpurſpindel, dann nahm ich
„Orpheus Leyer zur Hand, ſang mir ermattet ein Lied:
„Klagte den Zuſtand der armen verlaß'nen in ſchmerzlichen Tönen,
„Deiner Ausſchweifungen Zahl, deinen vergeſſenen Eid!
„Endlich umwehete mich der Schlaf mit leiſem Gefieder,
„Ich ſank hin, und hier fand ich dem Kummer ein Ziel.“

Achte Elegie

des erſten Buchs zweyte.

Mag es, o Theure, ſo ſehr dich ergötzen im prächtigen Haarſchmuck,
Unter des koiſchen Flors üppigen Wellen zu gehn?
Soll vom Orontes die Narde durch deine Locke nur düften?
Angebohrenen Reitz giebſt du für fremden zum Kauf?
Und durch erhandelten Putz vernichteſt du eigene Gaben,
Nimmſt den Gliedern ſogar ihre natürliche Zier!
Glaube mir, deine Geſtalt braucht keiner helfenden Mittel;
Amors nackte Geſtalt liebt nicht erkünſtelten Putz.
Schaue die Blumen nur an, die hold dem Boden entſprießen,
Ungezwungen rankt froher der Epheu empor;

Schau wie der Hagedorn um Höhlen ſchöner hervorragt,
Ununterrichtet der Bach ſchlängelnde Pfade ſich ſucht;
Wie ſich die Ufer von ſelbſt mit bunten Steinchen bemahlen,
Süßer Waldgeſang kunſtlos der Vögel erſchallt:
Nicht ſo ſiegten, durch eiteln Schmuck, Hilaire und Phoebe,
Jene den Pollux, und die Kaſtorn in zärtlichen Brand;
Zwiſchen Apoll und Idas erregete ſo nicht Marpeſſa
Jenen brünſtigen Zwiſt an dem Geſtade Neptuns;
Nicht durch erſchminkten Reiz bezauberte Hippodamia
Ihren Phryger, und flog mit ihm auf Rädern davon.
Ein Geſicht, an Farbe gemiſcht wie die Bilder Apelles,
Borgte vom ſchimmernden Glanz falſcher Geſchmeide noch nichts.
Nicht durch gemeine Kunſt erregten ſie Glut in den Herzen;
Mit der holden Schaam dünkten ſie ſchön ſich genug.

Jener bringt ſelige Freuden,
Dieſer mordet das Glück.
Reizende Göttin, den zweiten
Wehre vom Herzen zurück!

Sparſame Reize verleih'-mir, Dione,
Keuſche Umarmungen, heiligen Kuß,
Deiner Freuden beſcheid'nen Genuß!
Göttin, mit deinem Wahnſinn verſchone!

Gegenſtrophe.

Verſchieden iſt der Sterblichen Beſtreben
Und ihre Sitten mancherlei;
Doch eine That wird ewig leben,
Genug, daß ſie vortrefflich ſey.
Zucht und Belehrung lenkt der Jugend
Bildſame Herzen früh zur Tugend.

Wenn Scham und Weisheit ſich vereinen,
Sieht man die Grazien erſcheinen,
Und Sittlichkeit, die fein entſcheidet,
Was ehrbar iſt und edel kleidet —
Das gibt den hohen Ruhm des Weiſen,
Der nimmer altert mit den Greiſen.

Groß iſt's, der Tugend nachzuſtreben.
Das Weib dient ihr im ſtillen Leben
Und in der Liebe ſanftem Schooß.
Doch in des Mannes Thaten malen
Sich prangend ihre tauſend Strahlen,
Da macht ſie Städt' und Länder groß.

Warlich, ich fürchte nicht, du ſeyſt mir geringer als jene;
Schön iſt ein Mädchen genug wenn ſie nur Einem gefällt.
Und dir, welcher Apoll den Geiſt der Lieder geſchenkt hat,
Du, der Kalliope ſelbſt willig die Leyer gereicht;
Die du einzigen Reiz der ſüßen Worte beſitzeſt,
Alles was Venus nur giebt, was nur Minerven gefällt;
Damit wirſt du, o Liebe, mein ganzes Leben beglücken;
Wirf ihn nur weit von dir jenen verächtlichen Prunk;

Neunte Elegie

des erſten Buchs ſiebzehnte.

Und zwar mit Recht — wie konnt' ich das theure Mädchen verlaſſen?
  Sprech ich allein mit des Meers traurigen Vögeln anjetzt?
Meinem Schiffe verſagt den Blick Kaſſiope ſelber;
  Hin fällt jedes Gelübd' an dem unwirthbaren Strand.
Cynthia, auch abweſend ſind dir die Winde gehorſam!
  Horch, wie gewaltig brauſt fernher der wilde Okean!
Wird kein günſtiger Blick die raſenden Stürme verſöhnen?
  Soll ein geringer Sand decken die Leiche von mir?
Aendere doch den Sinn, beſänftige den zürnenden Unmuth!
  Dieſe Stürme, die Nacht, ſind mir zur Strafe genug!

Könnteſt du meine Leiche mit trockenen Augen beſtatten?
Nicht noch an deiner Bruſt wärmen die Reſte von mir?
Weh ihm, welcher zuerſt ein Schiff und Segel erfunden;
Durch den Abgrund des Meers lehrte die Balken zu gehn!
Wär' der Gebieterinn Launen zu tragen nicht beſſer geweſen?
War ſie grauſam, doch war keine an Schönheit ihr gleich!
Nun erblick' ich die Ufer mit wilden Wäldern umwachſen;
Suche das Zwillingspaar, ach, nur am Himmel umſonſt:
Hätte das Schickſal bey ihr vom langen Schmerz mich befreyet,
Meine Liebe verſcharrt, und mir den Grabſtein geſetzt;
Hätte vielleicht ſie dem Grab die theuren Locken geſchenket,
Unter Roſen vielleicht meine Gebeine gelegt,
Ueber dem letzten Staube noch meinen Nahmen gerufen:
O, ſo deckte dann leichter die Erde den Staub!

Aber ihr, Meererzeugte, der ſchönen Doris gebohrne,
Eurer glücklicher Hauch löſe die Segel mir auf!
Bringt an ein freundliches Ufer den Mitgeſellen der Liebe,
Wenn ſich Amor zu euch je in die Fluthen gewandt!

IV.

Der unſterbliche Homer.

Immer noch tönen ſie mir, der Andromache Klagen. In Flammen
Stehet Troja vor uns, ſtürzend in Trümmer und Graus.
Ajax kämpfet noch jetzt vor Ilions heiligen Mauern,
Hektorn ſehen wir noch ſinken in ſchmählichen Staub.
Einer, der Mäonide, gab Allem unſterbliches Leben,
Und ſein Vaterland iſt Jede bewohnete Welt.

V.

Ueber Poeſie, Sylbenmaaß und Sprache.

Dritter Brief.

(Siehe das Eilfte Stück der Horen. Jahrg. 1795.)

Ein Kayſer von Sina, Nahmens Tſcho-yong, welcher vor vielen Jahrtauſenden lebte, hörte eines Tages auf einem Spaziergange (die Regierungsgeſchäfte mochten ihm wohl einige Muße übrig laſſen) ein Konzert der Vögel. Es gefiel ihm ungemein, er beſchloß auch eins dergleichen anzuſtellen, und erfand durch dieſe Veranlaſſung eine wunderwürdige und unwiderſtehliche Muſik, welche die Leidenſchaften beſänftigte, die unregelmäßigen Wallungen im menſchlichen Körper hemmte, und dadurch ſogar das Leben verlängerte. Seitdem ſind nun die Sineſer, Dank dem klugen und geſchmackvollen Tſcho-yong, im Beſitz einer ſo vortrefflichen Kunſt; und da es unmöglich ſeyn würde, die Erfindungen eines Kayſers unvollkommen zu finden, ſo kann man ſich leicht denken, daß ſie nur weniges werden hinzugeſetzt oder verändert haben. Vermuthlich werden ſie auch, wenn es dem Himmel gefällt, in alle Ewigkeit auf eben den Fuß zu muſiziren fortfahren.

Verachte mir dieß alberne Mährchen nicht zu ſehr, liebe Amalie. Vielleicht iſt es recht paſſend für den Charakter der Sineſiſchen Muſik, deren Langweiligkeit leicht an die Langeweile eines Monarchen erinnern mag. Freylich wird darin nicht erwähnt, ob ſeine Majeſtät den Takt aus eignem Belieben erſonnen; oder ob die Vögel in Sina zur Zeit Tſcho-vongs, welcher der ſechzehnte Fürſt der neunten Periode war, taktmäßig geſungen haben; oder ob dieſe kayſerliche Muſik ganz ohne Takt beſtehen konnte. Allein ich habe in mehreren angeblich philoſophiſchen Schriften, die von der Verwandſchaft der Poeſie und Muſik und von ihrem gemeinſchaftlichen Urſprunge handeln, keinen beſſern Aufſchluß über die Erfindung des Zeitmaaßes gefunden. Man nimmt darinn den natürlichen Hang des Menſchen, ſeine Gefühle durch Töne und Bewegungen des Körpers auszudrücken, für die einzige und hinreichende Grundlage des Geſanges und Tanzes an. In ſo fern man hierunter nichts weiter als ſtarke, leidenſchaftliche Biegungen der Stimme, und wilde Gebährden und Sprünge verſteht, (und nur zu ſolchen beſeelt die bloße Empfindung) gehört die Vorſtellung von einem Zeitmaaße gar nicht dazu. Trägt man aber dieſe gleich mit in die Worte hinein, wie es ihr gewöhnlicher Gebrauch erfodert, ſo verwechſelt man willkührlich die Bedeutungen, und überſpringt die eigentliche Schwierigkeit der Frage, indem man das als ſchon vorhanden vorausſetzt, wovon die Entſtehung erſt erklärt werden ſoll.

Allerdings läßt ſich eine Muſik von Inſtrumenten ohne Takt gar nicht denken; auch die von Inſtrumenten begleitete Stimme iſt durchaus an die Beobachtung deſſelben gebunden; aber wenn ſie ſich ganz allein hören läßt, ſo darf ſie in dieſem Stücke ihre natürliche Freyheit wieder geltend machen, und darin auch neben dem künſtlichſten Reichthum muſikaliſcher Zuſammenſetzung gefallen wollen. Du ſiehſt, ich rede vom Rezitatif, das beſonders in der Italiäniſchen Oper eine ſo ſchöne Stelle einnimmt, und dem man doch den Nahmen eines Geſanges nicht verſagen kann. Die Kennzeichen, woran das Ohr die ſingende Stimme von der redenden unterſcheidet, (auf welchem verſchiednen Spiel der Organe die Eigenthümlichkeit beyder auch beruhen möge) ſind ein gewiſſes Schweben, das den Tönen Dauer verleiht; ihre Beſtimmbarkeit in Anſehung der Höhe und Tiefe; und der Uebergang von einem zum andern nach beſtimmbaren Zwiſchenräumen oder Stufen. Im Geſange der Nachtigall, bey welchem dieß alles eintrifft, und der ſo ſehr Geſang iſt, daß man verſuchen konnte, ihn muſikaliſch aufzuzeichnen, bemerkt man nichts, was einem Zeitmaaße gliche.

Dürfte man in der Geſchichte der Entwickelung der menſchlichen Fähigkeiten die Erfindung eines Inſtruments vor den erſten Uebungen der Stimme im Geſange vorangehen laſſen, ſo wäre dadurch die Schwierigkeit der Auflöſung um vieles verringert, aber keinesweges ganz gehoben. Da muſikaliſche Inſtrumente erſt durch eine künſtliche Nachahmung einigermaaßen den Ausdruck der Empfindung erreichen können, welcher den Stimmen lebender Geſchöpfe urſprünglich eigen iſt, ſo kann ihre erſte Anwendung keine andre ſeyn, als bloß das Ohr zu ergötzen. Dieß vermögen ſie durch einzelne Töne in keinem erheblichen Grade, und durch eine Folge derſelben, nach unſerm Urtheile wenigſtens, nicht anders, als wenn darin ein Geſetz des Zeitmaaßes obwaltet. Es iſt daher nicht fremde, daß der Menſch, wenn er ſich einmahl das Ergötzen zum Geſchäft machte, mancherley Verſuche anſtellte, und gleichſam ſo lange herumtaſtete, bis er das Rechte traf. Indeſſen ſind ungeübte, aber nach allem begierige Sinne äuſſerſt leicht zu befriedigen. Das armſeligſte Geklimper oder Geklingel bezaubert das Ohr eines Kindes oder eines Wilden, und ihr Entzücken über das ſchon Gefundne entfernt ſie von dem Streben nach einer höhern, noch unbekannten Vollkommenheit. Vaillant beſchreibt ſehr artig ein Konzert ſeiner Hottentotten: er hatte ihnen Maultrommeln und andre dergleichen Inſtrumente ausgetheilt; nun ſpielten ſie ohne allen Takt auf das betäubendſte durch einander, und fanden dennoch ein unbeſchreibliches Vergnügen daran. Doch wir brauchen ſo weit nicht zu ſuchen: wie lärmen unſre Knaben nach einem Jahrmarkte mit ihren neuen Trommeln, Pfeifen oder Geigen durch die Gaſſen! Und ſcheinen ſie bey dieſer muſikaliſchen Ergötzlichkeit wohl im geringſten das Bedürfniß des Taktes zu fühlen?

Der Schriftſteller, bey dem ich das obige Mährchen angeführt ſah, nimmt es ſo, als ob demſelben zufolge, in Sina die Inſtrumentalmuſik früher erfunden wäre als der Geſang. Mir ſcheint es nicht ausdrücklich der Vorſtellung zu widerſprechen, der Kayſer habe ſein menſchliches Vögelkonzert bloß durch Singſtimmen zu Stande gebracht. Allein, geſetzt auch, das Gegentheil würde deutlich gemeldet, ſo muß das Anſehen einer Sage immer durch die innre Wahrſcheinlichkeit der Begebenheiten unterſtützt werden, und kann gegen ſie nichts gelten. Die Vermuthung, daß die Menſchen, als Spiel und Geſang ſchon durch viele Fortſchritte zu einer üblichen Unterhaltung geworden, und ihr Ohr für muſikaliſchen Genuß mehr gebildet war, eine beſchämende Vergleichung zwiſchen dem lieblichen Klange einiger Vögelſtimmen und der Rauhigkeit ihrer eignen angeſtellt, und ſich bemüht haben, jene nachzuahmen: dieſe Vermuthung möchte ich nicht ganz verwerfen. Dagegen wiſſen wir hiſtoriſch, daß die meiſten Völker nie eine eigentliche, das heißt ohne Geſang für ſich beſtehende, Inſtrumentalmuſik gekannt haben, und daß dieſe, wo ſie etwa eingeführt ward, zu den ſpäten, ſchwächenden Verfeinerungen der Kunſt gehörte. Das Werkzeug des Geſanges bringt der Menſch mit auf die Welt, es begleitet ihn in jedem Augenblicke ſeines Lebens, und die Antriebe des Gefühls ſetzen es früh auf mannichfaltige Weiſe in Bewegung: die erſten unförmlichen Lieder mußten daher ohne Abſicht, faſt ohne Bewußtſeyn entſtehn. Aber der Gebrauch eines äußern

Werkzeuges, wäre es auch nur ein geſpaltnes Bambusrohr, zur Begleitung des Geſanges, erfodert Ueberlegung, Benutzung der Natur, die nichts ohne Zubereitung dazu taugliches darbietet, ja ſogar einige Beobachtungen über die Geſetze des Schalles. So wunderwürdig ſchienen auch der Vorwelt ſolche Erfindungen, daß nach der Griechiſchen Sage nur der ſinnreichſte aller Götter den Einfall haben konnte, einige Schaafsdärme über eine Schildkrötenſchale zu ſpannen.

Aber wie? ſo haſt du mir vielleicht ſchon vorhin eingewandt: ſchreibt nicht die Beſchaffenheit der Empfindung ſelbſt den Bewegungen einen gewiſſen Takt vor? Hüpft nicht die Freude mit raſchem, ſchleicht nicht die Traurigkeit mit gedehntem Tritt? Und verhält es ſich nicht eben ſo mit ſchnellen und langſamen Tonfolgen? Um dieſen Zweifel aufzuklären, denke dir eine Reihe von gleich lange daurenden, oder in gleichen Zeiträumen auf einander folgenden Schällen; zum Beyſpiel den Schlag des Pulſes, das Picken einer Uhr, das Läuten einer Glocke. Du ſiehſt, alles dieß kann uns durchaus keine andre Vorſtellung als die von Schnelle und Langſamkeit geben, und hat nicht die entfernteſte Beziehung auf den Charakter verſchiedner Empfindungen. Sobald hingegen Rhythmus entſteht, das heißt, ſobald Abwechſelung in die Dauer der einzelnen Eindrücke gebracht, und Längen mit Kürzen gemiſcht werden, ſo kann eine ſolche Tonfolge auch ohne Hülfe der Modulazion ſchon einigen Einfluß auf unſer Gemüth haben, es erwecken oder beruhi-

Epode.

O Paris! Paris! wäreſt du geblieben,
Wo du das Licht zuerſt geſehn,
Wo du die Heerde ſtill getrieben
Auf Ida's triftenreichen Höhn!
Dort ließeſt du auf grünen Raſen
Die ſilberweißen Rinder graſen,
Und buhlteſt auf dem phryg'ſchen Kiele
Mit dem Olymp im Flötenſpiele,
Und ſangeſt dein barbariſch Lied.
Dort war's, wo zwiſchen drei Göttinnen
Dein richterlicher Spruch entſchied,
Ach! der nach Hellas dich geführet
Und in den glänzenden Pallaſt,
Mit prächt'gem Elfenbein gezieret,
Den du mit Raub entweihet haſt.
Helenens Auge kam dir da entgegen,
Und liebewund zog ſie's zurück.
Helenen kam dein Blick entgegen,
Und liebetrunken zogſt du ihn zurück.
Da erwachte die Zwietracht, die Zwietracht entbrannte,
Und führte der Griechen verſammeltes Heer,
Bewaffnet mit dem tödtenden Speer,
In Schiffen heran gegen Priamus Lande.

gen. Bemerke ferner, daß wir aus dem langſameren oder ſchnelleren Zeitmaaße der Schritte eines Menſchen an ſich nichts weiter erfahren, als den Grad ſeiner Eile nach einem gewiſſen Ziele zu gelangen; ſeine Gemüthslage verräth ſich erſt durch andre hinzukommende Bewegungen, die zwar mit dem Gange übereinſtimmen, aber doch nicht bloß durch die Art der Folge, ſondern jede für ſich betrachtet, bedeutend ſind. Ueberhaupt muß eine Leidenſchaft ſchon bis zur Stimmung, zum fortwährenden Zuſtande der Seele, gemildert ſeyn, wenn ein gewiſſes Ebenmaaß in ihrem Ausdrucke Statt finden ſoll. Denn was uns am ſtärkſten erſchüttert, hat am wenigſten Beſtand, und deßwegen äußern ſich in der Natur die lebhafteſten Gefühle, in ſtürmiſchen, völlig unregelmäßigen Folgen von Bewegungen und Tönen. Führt dieß nicht auf die Folgerung, daß alſo in beyden nicht das Abgemeſſene, das gleichförmig Wiederkehrende, ſondern das Abwechſelnde, die Uebergänge von einem zum andern, der Empfindung entſprechen und ſie wieder erregen?

Und doch, wirſt du ſagen, iſt es ſo fühlbar, daß der jeder Melodie angemeſſene Takt die Seele derſelben iſt. Das iſt er allerdings: allein erinnre dich, wir ſind hier ſchon im Gebiete der Kunſt, die nicht bey unmittelbarer Nachahmung der Natur ſtehen bleibt, ſondern durch eine Art von Erdichtung ſich ihr wieder nähert. Ein zuſammengeſetztes Gefühl, welches die Seele aber doch auf einmahl faſſen kann, entfaltet der Muſiker nach der ſeineſten Eigenthümlichkeit deſſelben in einer melodiſchen Folge von Tönen, und legt durch das beſtimmte Verhältniß ihres Fortſchrittes dem fliehenden Augenblicke gleichſam Feſſeln an; oder man kann auch ſagen, er bildet aus Empfindungen ein geordnetes Ganze, was ſie eigentlich in der Wirklichkeit niemahls ſind. Das Sylbenmaaß kann in der Poeſie etwas ähnliches leiſten: aber welche geübte, beſonnene Empfänglichkeit gehört dazu, ſolch eine Wirkung nur wahrzunehmen, geſchweige denn, ſie ſelbſt hervorbringen zu wollen! Wir müſſen uns wohl hüten, den ſchönen Gebrauch einer Erfindung mit dem, was ſie zuerſt veranlaßte, zu verwechſeln.

Ein Schriftſteller, der glücklicher darin war, Geheimniſſe in die Gegenſtände ſeiner Nachforſchung hineinzulegen, als die darin liegenden zu löſen, oder der dieß wenigſtens gern auf eine geheimnißvolle Art that; dem es eine allzu reizbare Organiſation ſchwer machen mußte, das wirklich Wahrgenommene vom Eingebildeten zu ſcheiden; findet den Urſprung des Zeitmaaßes im Tanze und Geſange darin, daß den körperlichen Bewegungen, und den ausgeſprochnen oder geſungnen Worten, wozu bloß Leidenſchaft den Menſchen bringt, ein äußrer Zweck mangelt. Der gewöhnliche Gang, ſagt er, hat zur Abſicht irgend wohin zu führen; die gewöhnliche Rede, uns Andern verſtändlich zu machen. Da beym Tanze und Geſange ſolch ein äußres Bedürfniß ganz wegfällt, und folglich dieſe Handlungen um ihrer ſelbſt willen vorgenommen werden, etwas an ſich ganz zweckloſes aber uns kein Vergnügen gewähren kann, ſo ſtrebt die Seele unwillkührlich darnach, ſich einen Grund angeben zu können, warum ſie jedesmahl die Bewegungen und Töne ſo oder ſo auf einander folgen laſſe. Dieß erlangt ſie nun durch ein inneres Geſetz, ein Maaß ihrer Folge. Indeſſen ſtrebte ſie vielleicht lange vergeblich, bis etwa zufälliger Weiſe dieſelbe Abwechſelung langſamerer und ſchnellerer Bewegungen mehrere Mahle auf einander folgte. Dieß immer in gleicher Ordnung Wiederkehrende feſſelte die Aufmerkſamkeit, prägte ſich dem Gedächtniſſe ein, ward bewundert, nachgeahmt und allmählich zum künſtlichen, regelmäßigen Tanze, oder in Anſehung der Poeſie zum künſtlichen regelmäßigen Versbau gebildet.

Ich habe dir dieſe Erklärung umſtändlich angeführt, weil ſie in einem ſonſt ſchätzbaren Buche, nähmlich der Deutſchen Proſodie von Moriz, ſteht; denn freylich iſt ſie zu luſtig, als daß ſie uns lange aufhalten dürfte. Die Redensart „zufälliger Weiſe" gebraucht der Verfaſſer mehrmahls, und das iſt ſchon ein übles Zeichen. Erlaubt man es ſich einmahl, bey einer, wenn ich ſo ſagen darf, dem ganzen Menſchengeſchlechte gemeinſchaftlichen Erfindung, den Zufall zu Hülfe zu rufen, ſo kann man ſich die Mühe dieſer und aller ähnlichen Unterſuchungen erſparen, und jenem blinden Gotte die Entwickelung der menſchlichen Fähigkeiten überhaupt anvertrauen. Wäre der Satz wahr, daß nichts Zweckloſes und Vergnügen gewähren könne, ſo müßte man entweder behaupten, kein bloß ſinnlicher Genuß reiche über die Befriedigung des Bedürfniſſes hinaus, oder man müßte dem Worte „Zweck“ eine höchſt ſeltſame Ausdehnung geben. In dem gebräuchlichen Sinne ſind Zwecke bloß Sache des Verſtandes; folglich handelt nur der gebildete Menſch nach ihnen, und auch dieſer nicht, ſobald Leidenſchaften ſeinen Verſtand ganz übermeiſtern. Dieß iſt in der kindiſchen Seele des unerzognen Naturſohns unaufhörlich der Fall: er iſt daher der Gewalt jedes dunkeln Antriebes hingegeben. Eine lebhafte Regung nöthigt ihn, ohne allen weitern Zweck, ſie in Gebährden und Tönen auszudrücken: aber wird wohl jemand noch nach einem Zwecke fragen, wo ein dringendes Bedürfniß befriedigt wird? Nähme man indeſſen auch an, die Erfindung des Taktes gehöre erſt in die Zeiten, wo durch Geſang und Tanz nicht mehr eigne und gegenwärtige Leidenſchaft ausgedrückt, ſondern fremde oder vormahlige zur Ergötzung nachgeahmt wurde, ſo iſt ja doch Genuß des Daſeyns der Mittelpunkt aller Zwecke, und was unmittelbar dazu dient, ſteht in ihrer Rangordnung oben an. Wenn alſo die wahrſte Nachahmung, die gewiß als ſolche kein Zeitmaaß beobachtete, wie aus der Natur der Leidenſchaften erhellt, ſchon an ſich ergötzen mußte, ſo war ja nichts Zweckloſes darin.

Ferner begreife ich nicht, wie Moritz den Zweck der Rede darauf einſchränken kan, daß man ſich verſtändlich machen will. Soll ſie nicht noch in Zeiten der Verfeinerung, ſollte ſie nicht um ſo viel mehr, je näher die Sprache ihrem Urſprunge war, Theilnahme an den Empfindungen des Redenden erregen? Und ſollten dieß nicht gleichfalls die älteſten Lieder, wofern man nicht etwa annimmt, ihre Urheber haben ſie nur ſich ſelbſt vorgeſungen? Endlich iſt das Fortſchreiten von einem Orte zum andern, worauf hier die Vergleichung des Tanzes mit dem Gange ſich gründet, ein durchaus unweſentlicher Umſtand. Es giebt ſehr belebte Tänze, bey denen man ſeine Stelle gar nicht verläßt; ja auf den freundſchaftlichen Inſeln im Südmeer ſah man dergleichen, wobey nicht einmahl die Füße wechſelsweiſe gehoben wurden. Der Tanz hat freylich kein beſtimmtes Ziel der Bewegungen wie der Gang; aber die ausdrucksvollen Gebährden, aus denen er mit Hinzufügung des Taktes entſtanden iſt, haben es eben ſo wenig.

Es fehlt ſo viel, daß die Rede, ſobald ſie ſich in die Form eines Geſanges fügt, dem Dienſte eines äußern Zweckes entzogen würde, daß Poeſie vielmehr in den früheſten Zeiten nicht nur als Angelegenheit betrieben wurde; ſondern auch an allen Angelegenheiten des Lebens den wichtigſten Antheil hatte; und daß ſich bey einigen, zum Beyſpiel beym Gottesdienſte, die uralte Sitte ſogar bis auf uns fortgepflanzt hat. In Liedern wurden von jeher die Götter angefleht und geprieſen; in Liedern die Todten betrauert; Lieder bereiteten die Krieger zum Kampfe vor. Bey Völkern, die ſchon längſt in vielen Hinſichten geſittet heißen konnten, wurden die Geſetze noch als Lieder abgefaßt und geſungen. Die Araber haben im Tempel zu Mekka zwey Liedern einen unſterblichen Platz angewieſen, wodurch die Abgeſandten zweyer Stämme im Namen derſelben ein Bündniß feyerlich beſiegelten. Der eine von ihnen, Hareth Ben Helſa, ließ, auf ſeinen Bogen gelehnt, die Eingebungen des Augenblicks im höchſten Feuer der Begeiſterung hinſtrömen. Sowohl auf den Inſeln des Südmeers als in andern Gegenden wurden die Europäiſchen Weltumſegler von den Eingebohrnen mit abgemeſſenem Geſange bewillkommt. Durch ſtolze Lieder bietet der Amerikaniſche Wilde mitten in der Todesqual ſeinen Feinden Trotz. Es iſt daher auch nichts unglaubliches in der Sage, daß die Nordiſchen Helden oft mit Liedern, in denen ſie ihre eignen Thaten verherrlichten, vom Leben Abſchied nahmen. Du kennſt vielleicht den Geſang, womit Regner Lodbrog, der Däniſche König, lächelnd im Kerker ſtarb. Ein andrer Held, Hallmund genannt, dichtete, tödtlich verwundet, ein Lied von ähnlichem Inhalt, und ließ ſeine Tochter es aufbewahren. Solche Gedichte waren kein Gedicht: die Poeſie, welche dieſe Männer im Leben und Tode begleitete, war ihr heiligſter Ernſt, ihre lebendigſte Wahrheit.

Wüßte man nicht hiſtoriſch das Gegentheil, ſo könnte man leicht auf den Gedanken gerathen, das Zeitmaaß gehöre unter die ſpätern Erfindungen; der Geſang habe, ſo lange nur wirkliche Leidenſchaft ihn eingab, in dithyrambiſcher Freyheit geſchwärmt, und erſt als er zum ergötzenden Spiele geworden, habe man den Mangel jenes urſprünglichen Nachdrucks durch einen kunſtmäßigen Reiz zu erſetzen geſucht. Aber die Beobachter wilder Völker rühmen einſtimmig die wunderwürdige Genauigkeit im Takt, womit ſie ihre Geſänge und Tänze aufführen. Selbſt die kannibaliſchen Schlachtlieder der Neuſeeländer, wobey die furchtbarſte Wuth ihre Augen verdreht und alle ihre Geſichtszüge verzerrt, werden vollkommen taktmäßig geſungen.

Wenn man alſo nicht annehmen kann, der ordnende Geiſt ſey es, der ſich durch Regelmäßigkeit in den Ausbrüchen der ungeſtümſten Leidenſchaften herrſchend beweiſe; wenn ferner die, beſonders in kindiſchen Seelen, ſo unſtäten und raſch wechſelnden Gefühle nichts abgemeſſenes an ſich haben: ſo müſſen wir uns nach einem andern Grunde dieſer Erſcheinung umſehn, und diejenige Art ſie zu erklären, wobey man der beſonnenen Abſicht am wenigſten einräumt, wird die wahrſcheinlichſte ſeyn. Indeſſen ſcheint alles Meſſen, weil es auf einer Vergleichung beruht, ein Geſchäft der denkenden Kraft in uns zu ſeyn. Körperliche Gegenſtände, die man nach ihrer Ausdehnung gegen einander meſſen will, hat man oft zugleich vor Augen: aber in einer Zeitfolge iſt kein Theil mit dem andern zugleich vorhanden; die Vorſtellung von dem Zeitraume, welcher den übrigen zum Maaßſtabe dienen ſoll, muß folglich im Gedächtniſſe feſtgehalten werden. Ueberdieß iſt die Wahrnehmung von der Dauer der Zeit ſehr abhängig von der Beſchaffenheit und Menge der ſie ausfüllenden Eindrücke. Man ſollte alſo denken, es müſſe für die Seele höchſt ſchwierig ſeyn, den Vergleich nur einigermaaßen genau anzuſtellen, und dennoch fühlen wir die Leichtigkeit, womit wir Bewegungen nach einem Zeitmaaße vornehmen. Dieß führt natürlich auf den Schluß, daß wir dieſelbe nicht ſowohl der Seele als dem Körper verdanken, daß ſie mit Einem Worte bloß mechaniſch iſt. Unſer Körper iſt ein belebtes Uhrwerk; ohne unſer Zuthun gehn in ihm unaufhörlich mancherley Bewegungen, zum Beyſpiele das Herzklopfen, das Athemhohlen, und zwar in gleichen Zeiträumen vor, ſo daß jede Abweichung von dieſem regelmäßigen Gange irgend eine Unordnung in der Maſchine anzuzeigen pflegt. Auch bey andern Bewegungen, die von unſerm Willen abhängen, gerathen wir leicht, vorzüglich wenn wir ſie anhaltend wiederhohlen, von ſelbſt und ohne es zu wiſſen in ein gewiſſes Zeitmaaß. Nehmen wir mehrerley ſolche Handlungen zugleich vor, zum Beyſpiel Gehen und Sprechen, ſo richtet ſich die Geſchwindigkeit der einen gewöhnlich nach der andern, wenn wir nicht etwa vorſätzlich die Uebereinſtimmung zwiſchen ihnen aufheben wollen. Eben ſo ſetzen ſich mehrere Menſchen bey gemeinſchaftlichen Arbeiten ohne Abſicht oder Verabredung in eine gleichmäßige Bewegung. Freylich kommt alsdann der Umſtand hinzu, daß man einander ſonſt mit den Werkzeugen, zum Beyſpiel beym Rudern, Dreſchen, Mähen, hinderlich ſeyn würde; aber auch wer ganz allein angreifende Arbeiten der Art verrichtet, wird, ſobald er darin geübt iſt, ohne beſondre Aufmerkſamkeit einen Takt beobachten. Gleichmäßig wiederhohlte Bewegungen erſchöpfen am wenigſten: das Wohlthätige davon für den Körper muß ſich leicht fühlen.

Daß die Seele ſich mehr leidend als durch Vergleichen und Urtheilen thätig beweiſe, indem eine Folge von Zeiten ſich, wenn ich ſo ſagen darf, von ſelbſt an der Organiſazion abmißt, wird dadurch noch wahrſcheinlicher, daß auch mehrere Arten von Thieren an Beobachtung des Taktes in ihren Bewegungen, einige Vögel ſogar in ihrem Geſange, gewöhnt werden können. Auch das ſcheint dieſe Vermuthung zu beſtätigen, daß wir nur innerhalb eines gewiſſen Kreiſes Zeitmaaße genau und ſicher wahrnehmen, und daß wir dabey eben auf ſolche Grade der Geſchwindigkeit oder Langſamkeit eingeſchränkt ſind, die mit dem fühlbaren Zeitmaaß der Bewegungen im Körper in einem nahen Verhältniſſe ſtehn. Bey einer ſehr ſchnellen Folge iſt dieß weniger zu verwundern: die Eindrücke vermiſchen ſich unter einander, ſo daß eine große Menge derſelben in die Vorſtellung von einem einzigen zuſammengedrängt wird, wie wir zum Beyſpiel nach der verſchiednen Anzahl der Bebungen einer Saite in einer gegebnen Zeit nur einen einzigen höheren oder tieferen Ton vernehmen. Wir brauchen nur an die Schnelligkeit zu denken, womit ſich Schall und Licht durch unermeßliche Räume fortpflanzen, um überzeugt zu ſeyn, daß dasjenige, was uns wie ein einziger untheilbarer Augenblick vorkommt, eine ſehr zuſammengeſetzte Maſſe von Zeiten iſt. Aber wie käme es, daß bey einer ſehr langſamen Folge, wo wir doch um ſo mehr Muſſe haben, die einzelnen Zeiträume zu unterſcheiden, die Wahrnehmung von ihrer Gleichheit oder Ungleichheit ſich ebenfalls verliert, wenn ſie nicht auf Verhältniſſen zu unſrer Organiſazion beruhte? Man laſſe eine Glocke alle Minuten einmahl ſchlagen: niemand wird auch mit dem geübteſten Ohre entſcheiden können, ob die Zwiſchenräume ſich immer gleich ſind, er müßte ſie dann etwa durch ein körperliches Hülfsmittel eintheilen und die Anzahl der Theile in jedem mit einander vergleichen.

„Die Vorſtellung vom Zeitmaaße,“ ſagt Hemſterhuys, „iſt vielleicht die erſte von allen unſern Vorſtellungen, und geht ſogar der Geburt voran; denn es „ſcheint, daß wir ſie einzig den auſeinander folgenden „Wallungen des Bluts in der Nachbarſchaft des Ohres „verdanken.“

Es ließe ſich hiebey fragen: ob die Fähigkeit Zeiten zu meſſen unter unſern Organen dem Ohre ausſchließend gehöre? ob die Wallungen des Bluts in ſeiner Nähe, auch bey der größten äußern Stille, wirklich hörbar ſeyn können? wie früh Vorſtellungen ohne Bewußtſeyn in uns wirkſam zu werden anfangen? und dergleichen mehr. Du ſiehſt, eine gründliche Erörterung jenes Satzes würde uns in Labyrinthe der Phyſiologie und Pſychologie führen. Es iſt mir indeſſen lieb, mich wenigſtens in ſo weit mit Hemſterhuys auf Einem Wege zu finden, daß er die Anlage zum Takte auch für körperlich hält, und annimmt, nur die Regelmäßigkeit gewiſſer Bewegungen in unſrer Organiſazion mache ſie zum tauglichen Werkzeuge der Zeitmeſſung.

Dritter Akt.

Erster Auftritt.

Chor.

(Man ſieht von weitem Clytemneſtren und ihre Tochter nahn im Wagen, nebſt einem Gefolge von Frauen.)

Wie das Glück doch den Mächtigen lachet!
Auf Iphigenien werfet den Blick,
Auf Clytemneſtren, die Königlichgroße,
Tyndars Tochter! — wie herrlich geboren!
Wie umleuchtet vom lieblichen Glück!
Ha, dieſe Reichen — wie göttliche Weſen
Stehn ſie vor armer Sterblichen Blick!
Stehet ſtill! Sie ſteigen vom Sitze.
Kommt, ſie mit Ehrfurcht zu grüßen! Zur Stütze
Reichet ihr freundlich die helfende Hand!
Empfanget ſie mit erheiterter Wange,
Schreckt mit keinem traur'gen Klange
Ihren Tritt in dieſes Land.
Keine Furcht, kein unglückbringend Zeichen
Soll der Fürſtin Antlitz bleichen,
Fremd, wie wir, an Aulis Strand.

Zwar iſt auf dieſe Art noch nicht erklärt, wie die Menſchen darauf fallen konnten, die fremdartige Vorſtellung vom Takt auf den Ausdruck durch Gebährden und Töne anzuwenden; doch iſt die Auflöſung, die ich jetzt deiner Prüfung übergeben will, dadurch vorbereitet.

Je mehr der Menſch noch ganz in den Sinnen lebt, deſto mächtiger ſind ſeine Leidenſchaften. Zwar eröffnet ihnen die Entwickelung des Verſtandes und die Vervollkommnung der geſelligen Künſte eine Welt von vorher unbekannten Gegenſtänden: aber eben dadurch, daß der Kreis ihrer Wirkſamkeit ſich erweitert, muß ihr blinder Ungeſtüm gemäßigt werden. Hiezu kommt die tauſendfache Abhängigkeit von Verhältniſſen, die dem verfeinerten Menſchen bey ihrer Befriedigung im Wege ſtehn. Ein Zögling des Anſtandes hat er ſchon früh gelernt, ihre Ausbrüche zu erſticken, und Gleichgewicht in ſeinem Betragen zu erhalten. Der rohen Einfalt hingegen ſcheint alles anſtändig, was die Natur fodert. Noch unbekannt mit den Anreizungen erkünſtelter Verderbniß läßt ſie ſich nur von natürlichen Trieben, aber von dieſen auch unumſchränkt beherrſchen. Wie eine Krankheit in einem geſunden Körper um ſo heftiger wütet, je größern Ueberfluß an Lebenskräften ſie vorfindet, ſo iſt es auch mit den Leidenſchaften: die gewaltſamſten Zuſtände, worein ſie den künſtlich erzognen Menſchen verſetzen, ſcheinen neben ihrer ausſchweifenden Unbändigkeit in der Seele des freyen und kräftigen Wilden nur ein beſonnener Rauſch zu ſeyn. Sey es nun Freude oder Betrübniß, was ſich ſeiner bemächtigt, ſo würden die aufgeregten Lebensgeiſter ihre Gewalt nach innen zu wenden, und ſeine ganze Zuſammenſetzung zerrütten, wenn er ihnen nicht durch den heftigſten Ausdruck in Worten, Ausrufungen und Gebährden Luft machte. Er folgt der Anfoderung eines ſo dringenden Bedürfniſſes; durch jede äußre Verkündigung der Leidenſchaft fühlt er ſich eines Theils ihrer Bürde entledigt, und hält daher inſtinktmäßig Stunden, ja Tage lang mit Jauchzen oder Wehklagen an, bis ſich der Aufruhr in ſeinem Innern allmählig gelegt hat. Bey ſchmerzlichen Gemüthsbewegungen werden ſogar körperliche Verletzungen für nichts geachtet, wenn ſich die Seele dadurch nur die Linderung verſchaffen kann, ſie auszulaſſen. Hierin liegt unſtreitig der Grund jener ſo vielen Völkern gemeinſchaftlichen Sitte, beym Trauern über die Todten ſich Wangen und Bruſt mit den Nägeln oder andern ſcharfen Werkzeugen zu zerſetzen, wenn auch nachher ein bloß äußerlicher Gebrauch oder eine Pflicht daraus wurde.

Freude iſt zwar die wohlthätigſte Leidenſchaft für den Körper; allein ihr ſinnloſer Taumel kann doch bis zu einer erſchöpfenden Verſchwendung der unaufhaltſam überſtrömenden Lebensfülle gehen. Selbſt Jubeln und Springen, ſo ausgelaſſen und anhaltend wie es der wilde Naturſohn treibt, wird zu einer Art von Arbeit. Dennoch, wie ermüdet auch der Körper ſich fühlen möge, reißt ihn die Seele mit ſich fort, und gönnt ihm keine Ruhe. So leitete den Menſchen dann der Inſtinkt, oder, wenn man lieber will, eine dunkle Wahrnehmung auf das Mittel, ſich dem berauſchendſten Genuſſe ohne abmattende Anſtrengung lange und ununterbrochen hingeben zu können. Unvermerkt gewöhnten ſich die Füße nach einem Zeitmaaße zu hüpfen, wie es ihnen etwa der raſche Umlauf des Bluts, die Schläge des hüpfenden Herzens angaben; nach einem natürlichen Geſetze der Organiſazion mußten ſich die übrigen Gebährden, auch die Bewegungen der Stimme in ihrem Gange darnach richten; und durch dieſe ungeſuchte Uebereinſtimmung kam Takt in den wilden Jubelgeſang, der anfangs vielleicht nur aus wenigen oft wiederholten Ausrufungen beſtand.

Hatte man erſt einmahl das Wohlthätige dieſes Zügels gefühlt, woran die Natur ſelbſt die ungeſtüme Seele lenkte, ohne daß ſie ſich eines Zwanges bewußt worden wäre, ſo iſt es nicht wunderbar, daß auch andre Leidenſchaften ſich willig ihn anlegen ließen. Wenn gleich die Betrübniß nicht zu ſo raſchen Bewegungen hinreißt wie die Freude, ſo führt ſie dagegen auch gar keinen Erſatz für ihre zerrüttenden Wirkungen mit ſich. Tage lang jammern iſt noch weit angreifender für den Körper als Tage lang jauchzen; und doch konnte das ganz von ſeinem Verluſte überwältigte Gemüth dieſe einzige Linderung nicht entbehren; es weidete ſich, wie Homer es ausdrückt, an der verzehrenden Wehklage. Indem dieſe, vom Zeitmaaße gefeſſelt, in Melodie übergeht, iſt ſie ſchon nicht ganz troſtlos mehr: der erquickende mildernde Einfluß wird von den Sinnen der Seele mitgetheilt.

Wenn jemand unter uns den Tod eines Angehörigen mit Geſang betrauerte, ſo würden wir entweder glauben, es ſey ihm kein Ernſt damit, oder er ſey wenigſtens ſchon getröſtet und erneuere ſeinen Schmerz nur in der Erinnerung. Dieſelbe Handlung unter einem noch ungebildeten, ſinnlichen Volke eben ſo zu beurtheilen, würde ſehr gewagt und wahrſcheinlich irrig ſeyn. Den Trojaniſchen Frauen war es gewiß Ernſt mit dem Wehklagen um Hektors Leiche, denn ſie ſahen verzweifelnd ihren eignen Untergang vor ſich: dennoch waren Sänger beſtellt, um ihnen dabey mit der Stimme vorzugehn. Gehörte dieß auch in den Zeiten, welche Homer ſchildert, ſchon zu den feyerlichen Gebräuchen der Trauer, ſo deutet es doch auf einen natürlichen Urſprung hin. Als Cook auf ſeiner dritten Reiſe Neuſeeland verließ, ſo befiel zwey daſelbſt einheimiſche Knaben, die er mitgenommen hatte, eine tödliche Schwermuth. Sie weinten und klagten unaufhörlich viele Tage lang, und drückten beſonders ihren Schmerz durch ein Lied aus, worin ſie, ſo viel man verſtand, ihr nun für immer verlohrnes Vaterland prieſen. An eine hergebrachte Sitte läßt ſich hiebey nicht denken, und da dieß Lied ſich auf eine ganz ungewöhnliche Lage bezog, ſo muß man vermuthen, daß die jungen Wilden es nicht aus dem Gedächtniſſe geſungen, ſondern daß ſie es mitten in ihrer tiefſten Bekümmerniß gedichtet haben. Es würde nicht ſchwer ſeyn, ähnliche Beyſpiele zu häufen.

Was ich von der Freude und der Betrübniß geſagt, wirſt du, wenn meine Vermuthung dir anders Genüge leiſtet, leicht auf die übrigen Leidenſchaften anwenden. Die Seele, von der Natur allein erzogen und keine Feſſeln gewohnt, foderte Freyheit in ihrer äuſſern Verkündigung; der Körper bedurfte, um nicht der anhaltenden Heftigkeit derſelben zu unterliegen, ein Maaß, worauf ſeine innre Einrichtung ihn fühlbar leitete. Ein geordneter Rhythums der Bewegungen und Töne vereinigte beydes, und darin lag urſprünglich ſeine wohlthätige Zaubermacht. So wäre es denn erklärt, was uns ſonſt ſo äußerſt fremde dünkt, wie etwas, das uns, die wir ſo vieles bedürfen, entbehrlicher Ueberfluß oder höchſtens ein angenehmer geſelliger Luxus ſcheint, Tanz und Geſang, für den beſchränkten, einfältigen Wilden unter die erſten Nothwendigkeiten des Lebens gehören kann.

(Die Fortſetzung folgt.)

VI.

Der Dichter an ſeine Kunſtrichterin.

Zürne nicht auf mein fröhliches Lied, weil die Wange dir brennet,
Nicht was ich las — was du denkſt hat ſie mit Purpur gefärbt.

VII.

Beſchluß der Abhandlung
über
# naive und ſentimentaliſche Dichter,
nebſt einigen Bemerkungen
einen charakteriſtiſchen Unterſchied unter den Menſchen
betreffend.

Ueber das Verhältniß beyder Dichtungsarten zu einander und zu dem poetiſchen Ideale iſt in den vorhergehenden Unterſuchungen folgendes feſtgeſetzt worden.

Dem naiven Dichter hat die Natur die Gunſt erzeigt, immer als eine ungetheilte Einheit zu wirken, in jedem Moment ein ſelbſtſtändiges und vollendetes Ganze zu ſeyn und die Menſchheit, ihrem vollen Gehalt nach, in der Wirklichkeit darzuſtellen. Dem ſentimentaliſchen hat ſie die Macht verliehen oder vielmehr einen lebendigen Trieb eingeprägt, jene Einheit, die durch Abſtraktion in ihm aufgehoben worden, aus ſich ſelbſt wieder herzuſtellen, die Menſchheit in ſich vollſtändig zu machen, und aus einem beſchränkten Zuſtand zu einem unendlichen überzugehen. * Der menſchlichen Natur ihren völligen Ausdruck zu geben iſt aber die gemeinſchaftliche Aufgabe beyder, und ohne das würden ſie gar nicht Dichter heiſſen können; aber der naive Dichter hat vor dem ſentimentaliſchen immer die ſinnliche Realität voraus, indem er dasjenige als eine wirkliche Thatſache ausführt, was der andere nur zu erreichen ſtrebt. Und das iſt es auch, was jeder bey ſich erfährt, wenn er ſich beym Genuſſe naiver Dichtungen beobachtet. Er fühlt alle Kräfte ſeiner Menſchheit in einem ſolchen Augenblick thätig, er bedarf

---

* Für den wiſſenſchaftlich prüfenden Leſer bemerke ich, daß beyde Empfindungsweiſen, in ihrem höchſten Begriff gedacht, ſich wie die erſte und dritte Kategorie zu einander verhalten, indem die letztere immer dadurch entſteht, daß man die erſtere mit ihrem geraden Gegentheil verbindet. Das Gegentheil der naiven Empfindung iſt nehmlich der reflektierende Verſtand, und die ſentimentaliſche Stimmung iſt das Reſultat des Beſtrebens, auch unter den Bedingungen der Reflexion die naive Empfindung, dem Innhalt nach, wieder herzuſtellen. Dieß würde durch das erfüllte Ideal geſchehen, in welchem die Kunſt der Natur wieder begegnet. Geht man jene drey Begriffe nach den Kategorien durch, ſo wird man die Natur und die ihr entſprechende naive Stimmung immer in der erſten, die Kunſt als Aufhebung der Natur durch den frey wirkenden Verſtand immer in der zweyten, endlich das Ideal in welchem die vollendete Kunſt zur Natur zurückkehrt, in der dritten Kategorie antreffen.

nichts, er iſt ein Ganzes in ſich ſelbſt; ohne etwas in ſeinem Gefühl zu unterſcheiden, freut er ſich zugleich ſeiner geiſtigen Thätigkeit und ſeines ſinnlichen Lebens. Eine ganz andre Stimmung iſt es, in die ihn der ſentimentaliſche Dichter verſetzt. Hier fühlt er bloß einen lebendigen Trieb, die Harmonie in ſich zu erzeugen, welche er dort wirklich empfand, ein Ganzes aus ſich zu machen, die Menſchheit in ſich zu einem vollendeten Ausdruck zu bringen. Daher iſt hier das Gemüth in Bewegung, es iſt angeſpannt, es ſchwankt zwiſchen ſtreitenden Gefühlen; da es dort ruhig, aufgelößt, einig mit ſich ſelbſt und vollkommen befriedigt iſt.

Aber wenn es der naive Dichter dem ſentimentaliſchen auf der einen Seite an Realität abgewinnt, und dasjenige zur wirklichen Exiſtenz bringt, wornach dieſer nur einen lebendigen Trieb erwecken kann, ſo hat letzterer wieder den großen Vortheil über den erſtern, daß er dem Trieb einen größeren Gegenſtand zu geben im Stand iſt, als jener geleiſtet hat und leiſten konnte. Alle Wirklichkeit, wiſſen wir, bleibt hinter dem Ideale zurück; alles exiſtierende hat ſeine Schranken, aber der Gedanke iſt grenzenlos. Durch dieſe Einſchränkung, der alles ſinnliche unterworfen iſt, leidet alſo auch der naive Dichter, da hingegen die unbedingte Freyheit des Ideenvermögens dem ſentimentaliſchen zu ſtatten kommt. Jener erfüllt zwar alſo ſeine Aufgabe, aber die Aufgabe ſelbſt iſt etwas begrenztes; dieſer erfüllt zwar die ſeinige nicht ganz, aber die Aufgabe iſt ein unendliches. Auch hierüber kann einen jeden ſeine eigne Erfahrung belehren. Von dem naiven Dichter wendet man ſich mit Leichtigkeit und Luſt zu der lebendigen Gegenwart; der ſentimentaliſche wird immer, auf einige Augenblicke, für das wirkliche Leben verſtimmen. Das macht, unſer Gemüth iſt hier durch das Unendliche der Idee gleichſam über ſeinen natürlichen Durchmeſſer ausgedehnt worden, daß nichts vorhandenes es mehr ausfüllen kann. Wir verſinken lieber betrachtend in uns ſelbſt, wo wir für den aufgeregten Trieb in der Ideenwelt Nahrung finden; anſtatt daß wir dort aus uns heraus nach ſinnlichen Gegenſtänden ſtreben. Die ſentimentaliſche Dichtung iſt die Geburt der Abgezogenheit und Stille, und dazu ladet ſie auch ein: Die naive iſt das Kind des Lebens, und in das Leben führt ſie auch zurück.

Ich habe die naive Dichtung eine Gunſt der Natur genannt, um zu erinnern, daß die Reflexion keinen Antheil daran habe. Ein glücklicher Wurf iſt ſie; keiner Verbeßerung bedürftig, wenn er gelingt, aber auch keiner fähig, wenn er verfehlt wird. In der Empfindung iſt das ganze Werk des naiven Genies abſolviert; hier ligt ſeine Stärke und ſeine Grenze. Hat es alſo nicht gleich dichteriſch d. h. nicht gleich vollkommen menſchlich empfunden, ſo kann dieſer Mangel durch keine Kunſt mehr nachgeholt werden. Die Critik kann ihm nur zu einer Einſicht des Fehlers verhelfen, aber ſie kann keine Schönheit an deſſen Stelle ſetzen. Durch ſeine Natur muß das naive Genie alles thun, durch ſeine Freyheit vermag es wenig; und es wird ſeinen Begriff erfüllen, ſobald nur die Natur in ihm nach einer innern Nothwendigkeit wirkt. Nun iſt zwar alles nothwendig, was durch Natur geſchieht, und das iſt auch jedes noch ſo verunglückte Product des naiven Genies, von welchem nichts mehr entfernt iſt als Willkührlichkeit; aber ein andres iſt die Nöthigung des Augenblicks, ein andres die innre Nothwendigkeit des Ganzen. Als ein Ganzes betrachtet iſt die Natur ſelbſtſtändig und unendlich; in jeder einzelnen Wirkung hingegen iſt ſie bedürftig und beſchränkt. Dieſes gilt daher auch von der Natur des Dichters. Auch der glücklichſte Moment, in welchem ſich derſelbe befinden mag, iſt von einem vorhergehenden abhängig; es kann ihm daher auch nur eine bedingte Nothwendigkeit beygelegt werden. Nun ergeht aber die Aufgabe an den Dichter, einen einzelnen Zuſtand dem menſchlichen Ganzen gleich zu machen, folglich ihn abſolut und nothwendig auf ſich ſelbſt zu gründen. Aus dem Moment der Begeiſterung muß alſo jede Spur eines zeitlichen Bedürfniſſes entfernt bleiben, und der Gegenſtand ſelbſt, ſo beſchränkt er auch ſey, darf den Dichter nicht beſchränken. Man begreift wohl, daß dieſes nur in ſoferne möglich iſt, als der Dichter ſchon eine abſolute Freyheit und Fülle des Vermögens zu dem Gegenſtande mitbringt, und als er geübt iſt, alles mit ſeiner ganzen Menſchheit zu umfaßen. Dieſe Uebung kann er aber nur durch die Welt erhalten, in der er lebt, und von der er unmittelbar berührt wird. Das naive Genie ſteht alſo in einer Abhängigkeit von der

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52550-8
SCHILLER,F. FN. 13353/067

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52550-8
SCHILLER,F. FN. 1371/085

Erfahrung, welche das ſentimentaliſche nicht kennet. Dieſes wiſſen wir, fängt ſeine Operation erſt da an, wo jenes die ſeinige beſchließt; ſeine Stärke beſteht darinn, einen mangelhaften Gegenſtand aus ſich ſelbſt heraus zu ergänzen, und ſich durch eigene Macht aus einem begrenzten Zuſtand in einen Zuſtand der Freyheit zu verſetzen. Das naive Dichtergenie bedarf alſo eines Beyſtandes von auſſen, da das ſentimentaliſche ſich aus ſich ſelbſt nährt und reinigt; es muß eine formreiche Natur, eine dichteriſche Welt, eine naive Menſchheit um ſich her erblicken, da es ſchon in der Sinnenempfindung ſein Werk zu vollenden hat. Fehlt ihm nun dieſer Beyſtand von auſſen, ſieht es ſich von einem geiſtloſen Stoff umgeben, ſo kann nur zweyerley geſchehen. Es tritt entweder, wenn die Gattung bey ihm überwiegend iſt, aus ſeiner Art, und wird ſentimentaliſch, um nur dichteriſch zu ſeyn, oder, wenn der Artcharakter die Obermacht behält, es tritt aus ſeiner Gattung, und wird gemeine Natur, um nur Natur zu bleiben. Das erſte dürfte der Fall mit den vornehmſten ſentimentaliſchen Dichtern in der alten römiſchen Welt und in neueren Zeiten ſeyn. In einem andern Weltalter gebohren, unter einem andern Himmel verpflanzt, würden ſie, die uns jetzt durch Ideen rühren, durch individuelle Wahrheit und naive Schönheit bezaubert haben. Vor dem zweyten möchte ſich ſchwerlich ein Dichter vollkommen ſchützen können, der in einer gemeinen Welt die Natur nicht verlaſſen kann.

Die wirkliche Natur nehmlich; aber von dieſer kann die *wahre* Natur, die das *Subjekt* naiver Dichtungen iſt, nicht ſorgfältig genug unterſchieden werden. Wirkliche Natur exiſtiert überall, aber wahre Natur iſt deſto ſeltener, denn dazu gehört eine innere Nothwendigkeit des Daſeyns. Wirkliche Natur iſt jeder, noch ſo gemeine Ausbruch der Leidenſchaft, er mag auch wahre Natur ſeyn, aber eine wahre *menſchliche* iſt er nicht; denn dieſe erfodert einen Antheil des ſelbſtſtändigen Vermögens an jeder Aeuſſerung, deſſen Ausdruck jedesmal Würde iſt. Wirkliche menſchliche Natur iſt jede moraliſche Niederträchtigkeit, aber wahre menſchliche Natur iſt ſie hoffentlich nicht; denn dieſe kann nie anders als edel ſeyn. Es iſt nicht zu überſehen, zu welchen Abgeſchmacktheiten dieſe Verwechslung wirklicher Natur mit wahrer menſchlicher Natur in der Critik wie in der Ausübung verleitet hat: welche Trivialitäten man in der Poeſie geſtattet, ja lobpreißt, weil ſie leider! wirkliche Natur ſind: wie man ſich freuet, Karrikaturen, die einen ſchon aus der wirklichen Welt herausängſtigen, in der dichteriſchen ſorgfältig aufbewahrt, und nach dem Leben konterfeyt zu ſehen. Freylich darf der Dichter auch die ſchlechte Natur nachahmen und bey dem ſatyriſchen bringt dieſes ja der Begriff ſchon mit ſich: aber in dieſem Fall muß ſeine eigne ſchöne Natur den Gegenſtand *übertragen*, und der gemeine Stoff den Nachahmer nicht mit ſich zu Boden ziehen. Iſt nur Er ſelbſt, in dem Moment wenigſtens wo er ſchildert, wahre menſchliche Natur, ſo hat es nichts zu ſagen, was er uns ſchildert: aber auch

---

ſchlechterdings nur von einem ſolchen können wir ein treues Gemählde der Wirklichkeit vertragen. Wehe uns Leſern; wenn die Fratze ſich in der Fratze ſpiegelt; wenn die Geißel der Satyre in die Hände desjenigen fällt, dem die Natur eine viel ernſtlichere Peitſche zu führen beſtimmte; wenn Menſchen, die, entblößt von allem, was man poetiſchen Geiſt nennt, nur das Affentalent gemeiner Nachahmung beſitzen, es auf Koſten unſers Geſchmacks gräulich und ſchrecklich üben!

Aber ſelbſt dem wahrhaft naiven Dichter, ſagte ich, kann die gemeine Natur gefährlich werden; denn endlich iſt jene ſchöne Zuſammenſtimmung zwiſchen Empfinden und Denken, welche den Charakter deſſelben ausmacht, doch nur eine Idee, die in der Wirklichkeit nie ganz erreicht wird, und auch bey den glücklichſten Genies aus dieſer Klaſſe wird die Empfänglichkeit die Selbſtthätigkeit immer um etwas überwiegen. Die Empfänglichkeit aber iſt immer mehr oder weniger von dem äuſſern Eindruck abhängig, und nur eine anhaltende Regſamkeit des produktiven Vermögens, welche von der menſchlichen Natur nicht zu erwarten iſt, würde verhindern können, daß der Stoff nicht zuweilen eine blinde Gewalt über die Empfänglichkeit ausübte. So oft aber dieß der Fall iſt wird aus einem dichteriſchen Gefühl ein gemeines. *

---

* Wie ſehr der naive Dichter von ſeinem Objekt abhänge, und wie viel, ja wie alles auf ſein Empfinden ankomme, darüber kann uns die alte Dichtkunſt die beſten Belege geben. So weit die Natur in ihnen und außer ihnen ſchön iſt, ſind es

Kein Genie aus der naiven Klaſſe, von Homer biß auf Bodmer herab, hat dieſe Klippe ganz vermieden;

auch die Dichtungen der Alten; wird hingegen die Natur gemein, ſo iſt auch der Geiſt aus ihren Dichtungen gewichen. Jeder Leſer von feinem Gefühl muß z. B. bey ihren Schilderungen der weiblichen Natur, des Verhältniſſes zwiſchen beyden Geſchlechtern und der Liebe insbeſondere eine gewiße Leerheit und einen Ueberdruß empfinden, den alle Wahrheit und Naivetät in der Darſtellung nicht verbannen kann. Ohne der Schwärmerey das Wort zu reden, welche freylich die Natur nicht veredelt ſondern verläßt, wird man hoffentlich annehmen dürfen, daß die Natur in Rükſicht auf jenes Verhältniß der Geſchlechter und den Affekt der Liebe eines edleren Charakters fähig iſt, als ihr die Alten gegeben haben; auch kennt man die zufälligen Umſtände, welche der Veredlung jener Empfindungen bey ihnen im Wege ſtanden. Daß es Beſchränktheit, nicht innere Nothwendigkeit war, was die Alten hierinn auf einer niedrigern Stuffe feſt hielt, lehrt das Beyſpiel neuerer Poeten, welche ſoviel weiter gegangen ſind, als ihre Vorgänger, ohne doch die Natur zu übertreten. Die Rede iſt hier nicht von dem, was ſentimentaliſche Dichter aus dieſem Gegenſtande zu machen gewußt haben, denn dieſe gehen über die Natur hinaus in das idealiſche und ihr Beyſpiel kann alſo gegen die Alten nichts beweiſen: bloß davon iſt die Rede, wie der nehmliche Gegenſtand von wahrhaft naiven Dichtern, wie er z. B. in der Sakontala, in den Minneſängern, in manchen Ritterromanen und Ritterepopeen, wie er von Shaaber freylich iſt ſie denen am gefährlichſten, die ſich einer gemeinen Natur von auſſen zu erwehren haben, oder die durch Mangel an Diſciplin von innen verwildert ſind. Jenes iſt Schuld, daß ſelbſt gebildete Schriftſteller nicht immer von Plattheiten frey bleiben, und dieſes verhinderte ſchon manches herrliche Talent, ſich des Platzes zu bemächtigen, zu dem die Natur es berufen hatte. Der Komödiendichter, deſſen Genie ſich am meiſten von dem wirklichen Leben nährt, iſt eben daher auch am meiſten der Plattheit ausgeſetzt, wie auch das Beyſpiel des Ariſtophanes und Plautus, und faſt aller der ſpätern Dichter lehret, die in die Fußtapfen derſelben getreten ſind. Wie tief läßt uns nicht der erhabene Shakeſpeare zuweilen ſinken, mit welchen Trivialitäten quälen uns nicht Lope de Vega, Moliere, Regnard, Goldoni, in welchen Schlamm zieht uns nicht Holberg hinab. Schlegel, einer der geiſtreich-

---

keſpeare, von Fielding und mehrern andern, ſelbſt deutſchen Poeten behandelt iſt. Hier wäre nun für die Alten der Fall geweſen, einen von auſſen zu rohen Stoff von innen heraus, durch das Subjekt, zu vergeiſtigen, den poetiſchen Gehalt, der der äuſſern Empfindung gemangelt hatte, durch Reflexion nachzuhohlen, die Natur durch die Idee zu ergänzen, mit einem Wort, durch eine ſentimentaliſche Operation aus einem beſchränkten Objekt ein unendliches zu machen. Aber es waren naive, nicht ſentimentaliſche Dichtergenies; ihr Werk war alſo mit der äuſſern Empfindung geendigt.

ſten Dichter unſers Vaterlands, an deſſen Genie es nicht lag, daß er nicht unter den erſten in dieſer Gattung glänzt, Gellert, ein wahrhaft naiver Dichter, ſo wie auch Rabener, Leſſing ſelbſt, wenn ich ihn anders hier nennen darf, Leſſing der gebildete Zögling der Critik, und ein ſo wachſamer Richter ſeiner ſelbſt — wie büßen ſie nicht alle, mehr oder weniger, den geiſtloſen Charakter der Natur, die ſie zum Stoff ihrer Satyre erwählten. Von den neueſten Schriftſtellern in dieſer Gattung nenne ich keinen, da ich keinen ausnehmen kann.

Und nicht genug, daß der naive Dichtergeiſt in Gefahr iſt, ſich einer gemeinen Wirklichkeit allzuſehr zu nähern — durch die Leichtigkeit, mit der er ſich äuſert, und durch eben dieſe größere Annäherung an das wirkliche Leben macht er noch dem gemeinen Nachahmer Muth, ſich im poetiſchen Felde zu verſuchen. Die ſentimentaliſche Poeſie, wiewohl von einer andern Seite gefährlich genug, wie ich hernach zeigen werde, hält wenigſtens dieſes Volk in Entfernung, weil es nicht jedermanns Sache iſt, ſich zu Ideen zu erheben; die naive Poeſie aber bringt es auf den Glauben, als wenn ſchon die bloße Empfindung, der bloße Humor, die bloße Nachahmung wirklicher Natur den Dichter ausmache. Nichts aber iſt widerwärtiger, als wenn der platte Charakter ſich einfallen läßt, liebenswürdig und naiv ſeyn zu wollen; er, der ſich in alle Hüllen der Kunſt ſtecken ſollte, um ſeine eckelhafte Natur zu verbergen. Daher denn auch die unſäglichen Platituden, welche ſich die Deutſchen unter dem

Titel von naiven und ſcherzhaften Liedern vorſingen laſſen, und an denen ſie ſich bey einer wohlbeſetzten Tafel ganz unendlich zu beluſtigen pflegen. Unter dem Freybrief der Laune, der Empfindung duldet man dieſe Armſeligkeiten — aber einer Laune, einer Empfindung, die man nicht ſorgfältig genug verbannen kann. Die Muſen an der Pleiſſe bilden hier beſonders einen eigenen kläglichen Chor, und ihnen wird von den Camönen an der Leine und Elbe in nicht beſſern Akkorden geantwortet.[*] So inſipid dieſe Scherze ſind, ſo kläglich läßt ſich der Affekt auf unſern tragiſchen Bühnen hören, welcher, anſtatt die wahre Natur nachzuahmen, nur den geiſtloſen und unedeln Ausdruck der wirklichen erreicht; ſo daß es uns nach einem ſolchen Thränenmahle gerade zu Muth iſt, als wenn wir einen Beſuch in Spitälern abgelegt oder Salzmanns menſchliches Elend geleſen hätten. Noch viel ſchlimmer ſteht es um die ſatyriſche Dichtkunſt, und um den komiſchen Roman insbeſondre, die ſchon ihrer Natur nach dem gemeinen Leben ſo nahe liegen, und daher billig, wie jeder Grenzpoſten, gerade in den beſten Händen ſeyn ſollten. Derjenige hat wahrlich den wenigſten Beruf der Mahler ſeiner Zeit zu werden, der das Geſchöpf und die Karrikatur derſelben iſt; aber da es etwas ſo leichtes iſt, irgend einen luſtigen Charakter, wär es auch nur einen dicken Mann unter ſeiner Bekanntſchaft aufzujagen, und die Fratze mit einer groben Feder auf dem Papier abzureiſſen, ſo fühlen zuweilen auch die geſchworenen Feinde alles poetiſchen Geiſtes den Kitzel, in dieſem Fache zu ſtümpern, und einen Zirkel von würdigen Freunden mit der ſchönen Geburt zu ergötzen. Ein rein geſtimmtes Gefühl freylich wird nie in Gefahr ſeyn, dieſe Erzeugniſſe einer gemeinen Natur mit den geiſtreichen Früchten des naiven Genies zu verwechſeln; aber an dieſer reinen Stimmung des Gefühls fehlt es eben, und in den meiſten Fällen will man bloß ein Bedürfniß befriedigt haben, ohne daß der Geiſt eine Foderung machte. Der ſo falſch verſtandene, wiewohl an ſich wahre Begriff, daß man ſich bey Werken des ſchönen Geiſtes erhohle, trägt das ſeinige redlich zu dieſer

---

[*] Dieſe guten Freunde haben es ſehr übel aufgenommen, was ein Recenſent in der A. L. Z. vor etlichen Jahren an den Bürger'ſchen Gedichten getadelt hat; und der Ingrimm, womit ſie wider dieſen Stachel lecken, ſcheint zu erkennen zu geben, daß ſie mit der Sache jenes Dichters ihre eigene zu verfechten glauben. Aber darinn irren ſie ſich ſehr. Jene Rüge konnte bloß einem wahren Dichtergenie gelten, das von der Natur reichlich ausgeſtattet war, aber verſäumt hatte, durch eigne Kultur jenes ſeltene Geſchenk auszubilden. Ein ſolches Individuum durfte und mußte man unter den höchſten Maaßſtab der Kunſt ſtellen, weil es Kraft in ſich hatte, demſelben ſobald es ernſtlich wollte genug zu thun; aber es wäre lächerlich und grauſam zugleich, auf ähnliche Art mit Leuten zu verfahren, an welche die Natur nicht gedacht hat, und die mit jedem Produkt, das ſie zu Markte bringen, ein vollgültiges Testimonium paupertatis aufweiſen.

Nachſicht bey; wenn man es anders Nachſicht nennen kann, wo nichts höheres geahnet wird, und der Leſer wie der Schriftſteller auf gleiche Art ihre Rechnung finden. Die gemeine Natur nehmlich, wenn ſie angeſpannt worden, kann ſich nur in der Leerheit erhohlen, und ſelbſt ein hoher Grad von Verſtand, wenn er nicht von einer gleichmäßigen Kultur der Empfindungen unterſtützt iſt, ruht von ſeinem Geſchäfte nur in einem geiſtloſen Sinnengenuß aus.

Wenn ſich das dichtende Genie über alle zufälligen Schranken, welche von jedem beſtimmten Zuſtande unzertrennlich ſind, mit freyer Selbſtthätigkeit muß erheben können, um die menſchliche Natur in ihrem abſoluten Vermögen zu erreichen, ſo darf es ſich doch auf der andern Seite nicht über die nothwendigen Schranken hinwegſetzen, welche der Begriff einer menſchlichen Natur mit ſich bringt; denn das Abſolute aber nur innerhalb der Menſchheit iſt ſeine Aufgabe und ſeine Sphäre. Wir haben geſehen, daß das naive Genie zwar nicht in Gefahr iſt, dieſe Sphäre zu überſchreiten, wohl aber ſie nicht ganz zu erfüllen, wenn es einer äuſſern Nothwendigkeit oder dem zufälligen Bedürfniß des Augenblicks zu ſehr auf Unkoſten der innern Nothwendigkeit Raum giebt. Das ſentimentaliſche Genie hingegen iſt der Gefahr ausgeſetzt, über dem Beſtreben, alle Schranken von ihr zu entfernen, die menſchliche Natur ganz und gar aufzuheben, und ſich nicht bloß, was es darf und ſoll, über jede beſtimmte und begrenzte Wirk-

Zweiter Auftritt.

Clytemneſtra mit dem kleinen Oreſtes. Iphigenie.
Gefolge. Chor.

Clytemneſtra (noch im Wagen zum Chor).
Ein glücklich Zeichen, ſchöne Hoffnungen
Und eines frohen Hymens Unterpfand,
Dem ich die Tochter bringe, nehm' ich mir
Aus eurem Gruß und freundlichen Empfange.
So hebet denn die hochzeitlichen Gaben,
Die ich der Jungfrau mitgebracht, vom Wagen,
Und bringt ſie ſorgſam nach des Königs Zelt.
Du, meine Tochter, ſteige aus! Empfanget
Sie ſanft in euren jugendlichen Armen!
Wer reicht auch mir nun ſeines Armes Hülfe,
Daß ich vom Wagenſitz gemächlich ſteige?
(Zu ihren Sklavinnen.)
Ihr Andern tretet vor das Joch der Pferde,
Denn wild und ſchreckhaft iſt der Pferde Blick.
Auch dieſen Kleinen nehmet mit! Es iſt
Oreſtes, Agamemnons Sohn. — Dein Alter
Kann noch nicht von ſich geben, was es meinet.
Wie? ſchläfſt du, ſüßes Kind? Der Knabe ſchläft,
Des Wagens Schaukeln hat ihn eingeſchläfert.
Wach' auf, mein Sohn, zum Freudentag der Schweſter!
So groß du ſchon und edel biſt geboren,
So höher wird der neue ſchöne Bund
Mit Thetis göttergleichem Sohn dich ehren.
Du, meine Tochter, gehe ja nicht weg,
Daß dieſe fremden Frauen dort, die dich

lichkeit hinweg zu der abſoluten Möglichkeit zu erheben oder zu idealiſiren, ſondern über die Möglichkeit ſelbſt noch hinauszugehen oder zu ſchwärmen. Dieſer Fehler der Ueberſpannung iſt eben ſo in der ſpecifiſchen Eigenthümlichkeit ſeines Verfahrens wie der entgegengeſetzte der Schlaffheit, in der eigenthümlichen Handlungsweiſe des naiven gegründet. Das naive Genie nehmlich läßt die Natur in ſich unumſchränkt walten, und da die Natur, in ihren einzelnen zeitlichen Aeuſſerungen immer abhängig und bedürftig iſt, ſo wird das naive Gefühl nicht immer exaltiert genug bleiben, um den zufälligen Beſtimmungen des Augenblicks widerſtehen zu können. Das ſentimentaliſche Genie hingegen verläßt die Wirklichkeit, um zu Ideen aufzuſteigen und mit freyer Selbſtthätigkeit ſeinen Stoff zu beherrſchen; da aber die Vernunft ihrem Geſetze nach immer zum Unbedingten ſtrebt, ſo wird das ſentimentaliſche Genie nicht immer nüchtern genug bleiben, um ſich ununterbrochen und gleichförmig innerhalb der Bedingungen zu halten, welche der Begriff einer menſchlichen Natur mit ſich führt, und an welche die Vernunft auch in ihrem freyeſten Wirken hier immer gebunden bleiben muß. Dieſes könnte nur durch einen verhältnißmäßigen Grad von Empfänglichkeit geſchehen, welche aber in dem ſentimentaliſchen Dichtergeiſte von der Selbſtthätigkeit eben ſo ſehr überwogen wird, als ſie in dem Naiven die Selbſtthätigkeit überwiegt. Wenn man daher an den Schöpfungen des naiven Genies zuweilen den Geiſt vermißt, ſo wird man bey den Geburten des ſentimentaliſchen oft vergebens nach dem Gegenſtande fragen. Beyde werden alſo, wiewohl auf ganz entgegengeſetzte Weiſe in den Fehler der Leerheit verfallen; denn ein Gegenſtand ohne Geiſt und ein Geiſtesſpiel ohne Gegenſtand ſind beyde ein Nichts in dem äſthetiſchen Urtheil.

Alle Dichter, welche ihren Stoff zu einſeitig aus der Gedankenwelt ſchöpfen, und mehr durch eine innre Ideenfülle als durch den Drang der Empfindung zum poetiſchen Bilden getrieben werden, ſind mehr oder weniger in Gefahr, auf dieſen Abweg zu gerathen. Die Vernunft zieht bey ihren Schöpfungen die Grenzen der Sinnenwelt viel zu wenig zu Rath und der Gedanke wird immer weiter getrieben, als die Erfahrung ihm folgen kann. Wird er aber ſo weit getrieben, daß ihm nicht nur keine beſtimmte Erfahrung mehr entſprechen kann, (denn bis dahin darf und muß das Idealſchöne gehen) ſondern daß er den Bedingungen aller möglichen Erfahrung überhaupt widerſtreitet, und daß folglich um ihn wirklich zu machen, die menſchliche Natur ganz und gar verlaſſen werden müßte, dann iſt es nicht mehr ein poetiſcher, ſondern ein überſpannter Gedanke: vorausgeſetzt nehmlich, daß er ſich als darſtellbar und dichteriſch angekündiget habe; denn hat er dieſes nicht, ſo iſt es ſchon genug, wenn er ſich nur nicht ſelbſt widerſpricht. Widerſpricht er ſich ſelbſt, ſo iſt er nicht mehr Ueberſpannung, ſondern Unſinn; denn was überhaupt nicht iſt, das kann auch ſein Maaß nicht überſchreiten. Kündigt er ſich aber gar nicht als ein Objekt für die Einbildungskraft an, ſo iſt er eben ſo wenig Ueberſpannung; denn das bloße Denken iſt grenzenlos und was keine Grenze hat, kann auch keine überſchreiten. Ueberſpannt kann alſo nur dasjenige genannt werden, was zwar nicht die logiſche aber die ſinnliche Wahrheit verletzt, und auf dieſe doch Anſpruch macht. Wenn daher ein Dichter den unglücklichen Einfall hat, Naturen, die ſchlechthin übermenſchlich ſind, und auch nicht anders vorgeſtellt werden dürfen, zum Stoff ſeiner Schilderung zu erwählen, ſo kann er ſich vor dem Ueberſpannten nur dadurch ſicher ſtellen, daß er das Poetiſche aufgiebt und es gar nicht einmal unternimmt, ſeinen Gegenſtand durch die Einbildungskraft ausführen zu laſſen. Denn thäte er dieſes, ſo würde entweder dieſe ihre Grenzen auf den Gegenſtand übertragen, und aus einem abſoluten Objekt ein beſchränktes menſchliches machen (was z. B. alle griechiſchen Gottheiten ſind und auch ſeyn ſollen); oder der Gegenſtand würde der Einbildungskraft ihre Grenzen nehmen, d. h. er würde ſie aufheben, worinn eben das Ueberſpannte beſteht.

Man muß die überſpannte Empfindung von dem Ueberſpannten in der Darſtellung unterſcheiden; nur von der erſten iſt hier die Rede. Das Objekt der Empfindung kann unnatürlich ſeyn, aber ſie ſelbſt iſt Natur, und muß daher auch die Sprache derſelben führen. Wenn alſo das Ueberſpannte in der Empfindung aus Wärme des Herzens und einer wahrhaft dichteriſchen Anlage fließen kann, ſo zeugt das Ueberſpannte in der Darſtellung jederzeit von einem kalten Herzen und ſehr oft von einem poetiſchen Unvermögen. Es iſt alſo kein Fehler, vor welchem das ſentimentaliſche Dichtergenie gewarnt werden müßte, ſondern der bloß dem unberufenen Nachahmer deſſelben drohet, daher er auch die Begleitung des Platten, Geiſtloſen, ja des Niedrigen keineswegs verſchmäht. Die überſpannte Empfindung iſt gar nicht ohne Wahrheit, und als wirkliche Empfindung muß ſie auch nothwendig einen realen Gegenſtand haben. Sie läßt daher auch, weil ſie Natur iſt, einen einfachen Ausdruck zu, und wird vom Herzen kommend auch das Herz nicht verfehlen. Aber da ihr Gegenſtand nicht aus der Natur geſchöpft, ſondern durch den Verſtand einſeitig und künſtlich hervorgebracht iſt, ſo hat er auch bloß logiſche Realität, und die Empfindung iſt alſo nicht rein menſchlich. Es iſt keine Täuſchung, was Heloiſe für Abelard, was Petrarch für ſeine Laura, was S. Preux für ſeine Julie, was Werther für ſeine Lotte fühlt, und was Agathon, Phanias, Peregrinus Proteus (den Wielandiſchen meyne ich) für ihre Ideale empfinden; die Empfindung iſt wahr, nur der Gegenſtand iſt ein gemachter und liegt auſſerhalb der menſchlichen Natur. Hätte ſich ihr Gefühl bloß an die ſinnliche Wahrheit der Gegenſtände gehalten, ſo würde es jenen Schwung nicht haben nehmen können; hingegen würde ein bloß willkührliches Spiel der Phantaſie ohne allen innern Gehalt auch nicht im Stande geweſen ſeyn.

das Herz zu bewegen, denn das Herz wird nur durch Vernunft bewegt. Dieſe Ueberſpannung verdient alſo Zurechtweiſung, nicht Verachtung, und wer darüber ſpottet, mag ſich wohl prüfen, ob er nicht vielleicht aus Herzloſigkeit ſo klug, aus Vernunftmangel ſo verſtändig iſt. So iſt auch die überſpannte Zärtlichkeit im Punkt der Galanterie und der Ehre, welche die Ritterromane, beſonders die ſpaniſchen charakteriſiert, ſo iſt die ſkrupuloſe, bis zur Koſtbarkeit getriebene Delikateſſe in den franzöſiſchen und engliſchen ſentimentaliſchen Romanen (von der beſten Gattung) nicht nur ſubjektiv wahr, ſondern auch in objektiver Rückſicht nicht gehaltlos; es ſind ächte Empfindungen, die wirklich eine moraliſche Quelle haben, und die nur darum verwerflich ſind, weil ſie die Grenzen menſchlicher Wahrheit überſchreiten. Ohne jene moraliſche Realität — wie wäre es möglich, daß ſie mit ſolcher Stärke und Innigkeit könnten mitgetheilt werden, wie doch die Erfahrung lehrt. Daſſelbe gilt auch von der moraliſchen und religiöſen Schwärmerey, und von der exaltierten Freyheits- und Vaterlandsliebe. Da die Gegenſtände dieſer Empfindungen immer Ideen ſind und in der äuſſern Erfahrung nicht erſcheinen, (denn was z. B. den politiſchen Enthuſiaſten bewegt, iſt nicht was er ſiehet, ſondern was er denkt) ſo hat die ſelbſtthätige Einbildungskraft eine gefährliche Freyheit und kann nicht, wie in andern Fällen, durch die ſinnliche Gegenwart ihres Objekts in ihre Grenzen zurückgewieſen werden. Aber weder der Menſch überhaupt noch der Dichter insbeſondre darf ſich der Geſetzgebung der Natur anders entziehen, als um ſich unter die entgegengeſetzte der Vernunft zu begeben; nur für das Ideal darf er die Wirklichkeit verlaſſen, denn an einem von dieſen beyden Ankern muß die Freyheit beveſtiget ſeyn. Aber der Weg von der Erfahrung zum Ideale iſt ſo weit, und dazwiſchen liegt die Phantaſie mit ihrer zügelloſen Willkühr. Es iſt daher unvermeidlich, daß der Menſch überhaupt wie der Dichter insbeſondere, wenn er ſich durch die Freyheit ſeines Verſtandes aus der Herrſchaft der Gefühle begiebt, ohne durch Geſetze der Vernunft dazu getrieben zu werden, d. h. wenn er die Natur aus bloßer Freyheit verläßt, ſolang ohne Geſetz iſt, mithin der Phantaſterey zum Raube dahingegeben wird.

Daß ſowohl ganze Völker als einzelne Menſchen, welche der ſichern Führung der Natur ſich entzogen haben, ſich wirklich in dieſem Falle befinden, lehrt die Erfahrung, und eben dieſe ſtellt auch Beyſpiele genug von einer ähnlichen Verirrung in der Dichtkunſt auf. Weil der ächte ſentimentaliſche Dichtungstrieb, um ſich zum idealen zu erheben, über die Grenzen wirklicher Natur hinausgehen muß, ſo geht der unächte über jede Grenze überhaupt hinaus, und überredet ſich, als wenn ſchon das wilde Spiel der Imagination die poetiſche Begeiſterung ausmache. Dem wahrhaften Dichtergenie, welches die Wirklichkeit nur um der Idee willen verläſſet, kann dieſes nie oder doch nur in Momenten begegnen, wo es ſich ſelbſt verloren hat; da es hingegen durch ſeine Natur ſelbſt zu einer überſpannten Empfindungsweiſe verführt werden kann. Es kann aber durch ſein Beyſpiel andre zur Phantaſterey verführen, weil Leſer von reger Phantaſie und ſchwachem Verſtand ihm nur die Freyheiten abſehen, die es ſich gegen die wirkliche Natur herausnimmt, ohne ihm bis zu ſeiner hohen innern Nothwendigkeit folgen zu können. Es geht dem ſentimentaliſchen Genie hier, wie wir bey dem naiven geſehen haben. Weil dieſes durch ſeine Natur alles ausführte, was es thut, ſo will der gemeine Nachahmer an ſeiner eigenen Natur keine ſchlechtere Führerinn haben. Meiſterſtücke aus der naiven Gattung werden daher gewöhnlich die platteſten und ſchmutzigſten Abdrücke gemeiner Natur, und Hauptwerke aus der ſentimentaliſchen ein zahlreiches Heer phantaſtiſcher Produktionen zu ihrem Gefolge haben, wie dieſes in der Litteratur eines jeden Volks leichtlich nachzuweiſen iſt.

Es ſind in Rückſicht auf Poeſie zwey Grundſätze im Gebrauch, die an ſich völlig richtig ſind, aber in der Bedeutung, worinn man ſie gewöhnlich nimmt, einander gerade aufheben. Von dem erſten, „daß die Dichtkunſt zum Vergnügen und zur Erhohlung diene" iſt ſchon oben geſagt worden, daß er der Leerheit und Platitüde in poetiſchen Darſtellungen nicht wenig günſtig ſey; durch den andern Grundſatz „daß ſie zur moraliſchen Veredlung des Menſchen diene" wird das Ueberſpannte in Schutz genommen. Es iſt nicht überflüßig beyde Principien, welche man ſo häufig im Munde führt, oft ſo ganz unrichtig auslegt und ſo ungeſchickt anwendet, etwas näher zu beleuchten.

Wir nennen Erhohlung den Uebergang von einem gewaltſamen Zuſtand zu demjenigen, der uns natürlich iſt. Es kommt mithin hier alles darauf an, worin wir unſern natürlichen Zuſtand ſetzen, und was wir unter einem gewaltſamen verſtehen. Setzen wir jenen lediglich in ein ungebundenes Spiel unſrer phyſiſchen Kräfte und in eine Befreyung von jedem Zwang, ſo iſt jede Vernunftthätigkeit, weil jede einen Widerſtand gegen die Sinnlichkeit ausübt, eine Gewalt, die uns geſchieht, und Geiſtesruhe mit ſinnlicher Bewegung verbunden, iſt das eigentliche Ideal der Erhohlung. Setzen wir hingegen unſern natürlichen Zuſtand in ein unbegrenztes Vermögen zu jeder menſchlichen Aeuſſerung und in die Fähigkeit über alle unſre Kräfte mit gleicher Freyheit diſponiren zu können, ſo iſt jede Trennung und Vereinzelung dieſer Kräfte ein gewaltſamer Zuſtand, und das Ideal der Erhohlung iſt die Wiederherſtellung unſeres Naturganzen nach einſeitigen Spannungen. Das erſte Ideal wird alſo lediglich durch das Bedürfniß der ſinnlichen Natur, das zweyte wird durch die Selbſtſtändigkeit der menſchlichen aufgegeben. Welche von dieſen beyden Arten der Erhohlung die Dichtkunſt gewähren dürfe und müſſe, möchte in der Theorie wohl keine Frage ſeyn; denn niemand wird gerne das Anſehen haben wollen, als ob er das Ideal der Menſchheit dem Ideale der Thierheit nachzuſetzen verſucht ſeyn könne. Nichts deſtoweniger ſind die

Foderungen, welche man im wirklichen Leben an poetiſche Werke zu machen pflegt, vorzugsweiſe von dem ſinnlichen Ideal hergenommen, und in den meiſten Fällen wird nach dieſem — zwar nicht die Achtung beſtimmt, die man dieſen Werken erweißt, aber doch die Neigung entſchieden und der Liebling gewählt. Der Geiſteszuſtand der mehreſten Menſchen iſt auf Einer Seite anſpannende und erſchöpfende Arbeit, auf der andern erſchlaffender Genuß. Jene aber, wiſſen wir, macht das ſinnliche Bedürfniß nach GeiſtesRuhe und nach einem Stillſtand des Wirkens ungleich dringender als das moraliſche Bedürfniß nach Harmonie und nach einer abſoluten Freyheit des Wirkens, weil vor allen Dingen erſt die Natur befriediget ſeyn muß, ehe der Geiſt eine Foderung machen kann; dieſer bindet und lähmt die moraliſchen Triebe ſelbſt, welche jene Foderung aufwerfen müßten. Nichts iſt daher der Empfänglichkeit für das wahre Schöne nachtheiliger als dieſe beyden nur allzugewöhnlichen Gemüthsſtimmungen unter den Menſchen, und es erklärt ſich daraus, warum ſo gar wenige, ſelbſt von den Beßern ja den Beſten, in aeſthetiſchen Dingen ein Urtheil haben. Die Schönheit iſt das Produkt der Zuſammenſtimmung zwiſchen dem Geiſt und den Sinnen, es ſpricht zu allen Vermögen des Menſchen zugleich, und kann daher nur unter der Vorausſetzung eines vollſtändigen und freyen Gebrauchs aller ſeiner Kräfte empfunden und gewürdiget werden. Einen offenen Sinn, ein erweitertes Herz, einen friſchen und ungeſchwächten Geiſt muß man dazu mitbringen, ſeine ganze Natur muß man beyſammen haben; welches keineswegs der Fall derjenigen iſt, die durch abſtraktes Denken in ſich ſelbſt getheilt, durch kleinliche Geſchäftsformeln eingeenget, durch anſtrengendes Aufmerken ermattet ſind. Dieſe verlangen zwar nach einem ſinnlichen Stoff, aber nicht um das Spiel der Denkkräfte daran fortzuſetzen, ſondern um es einzuſtellen. Sie wollen frey ſeyn, aber nur von einer Laſt, die ihre Trägheit ermüdete, nicht von einer Schranke, die ihre Thätigkeit hemmte.

Darf man ſich alſo noch über das Glück der Mittelmäßigkeit und Leerheit in aeſthetiſchen Dingen, und über die Rache der ſchwachen Geiſter an dem wahren und energiſchen Schönen verwundern? Auf Erhohlung rechneten ſie bey dieſem, aber auf eine Erhohlung nach ihrem Bedürfniß und nach ihrem armen Begriff, und mit Verdruß entdecken ſie, daß ihnen jetzt erſt eine Kraftäuſerung zugemuthet wird, zu der ihnen auch in ihrem beßten Moment das Vermögen fehlen möchte. Dort hingegen ſind ſie willkommen, wie ſie ſind, denn ſo wenig Kraft ſie auch mitbringen, ſo brauchen ſie doch noch viel weniger, um den Geiſt ihres Schriftſtellers auszuſchöpfen. Der Laſt des Denkens ſind ſie hier auf einmal entledigt, und die losgeſpannte Natur darf ſich im ſeligen Genuß des Nichts, auf dem weichen Polſter der Platitüde pflegen. In dem Tempel Thaliens und Melpomenens, ſo wie er bey uns beſtellt iſt, thront die geliebte Göttinn, empfängt in ihrem weiten Schooß den ſtumpfſinnigen

An meiner Seite ſehen, mir's bezeugen,
Wie glücklich deine Mutter iſt — Sieh da!
Dein Vater! Auf, ihn zu begrüßen!

Dritter Auftritt.

Agamemnon zu den Vorigen.

Iphigenie.

Wirſt
Du zürnen, Mutter, wenn ich, meine Bruſt
An ſeine Vaterbruſt zu drücken, ihm
Entgegen eile?

Clytemneſtra.

O mir über Alles
Verehrter König und Gemahl! — Hier ſind
Wir angelangt, wie du gebotſt.

Iphigenie.

O laß
Mich nach ſo langer Trennung, Bruſt an Bruſt
Geſchloſſen, dich umarmen, Vater! Laß
Mich deines lieben Angeſichts genießen!
Doch zürnen mußt du nicht.

Agamemnon.

Genieß' es, Tochter.
Ich weiß, wie zärtlich du mich liebſt — du liebſt
Mich zärtlicher als meine andern Kinder.

Iphigenie.

Dich nach ſo langer Trennung wieder
Zu haben — wie entzückt mich das, mein Vater!

Gelehrten und den erſchöpften Geſchäftsmann, und wiegt den Geiſt in einen magnetiſchen Schlaf, indem ſie die erſtarrten Sinne erwärmt, und die Einbildungskraft in einer ſüßen Bewegung ſchaukelt.

Und warum wollte man den gemeinen Köpfen nicht nachſehen, was ſelbſt den Beſten oft genug zu begegnen pflegt. Der Nachlaß, welchen die Natur nach jeder anhaltenden Spannung fodert und ſich auch ungefodert nimmt, (und nur für ſolche Momente pflegt man den Genuß ſchöner Werke aufzuſparen) iſt der aeſthetiſchen Urtheilskraft ſo wenig günſtig, daß unter den eigentlich beſchäftigten Klaſſen nur äuſerſt wenige ſeyn werden, die in Sachen des Geſchmacks mit Sicherheit und, worauf hier ſo viel ankommt, mit Gleichförmigkeit urtheilen können. Nichts iſt gewöhnlicher als daß ſich die Gelehrten, den gebildeten Weltleuten gegenüber, in Urtheilen über die Schönheit die lächerlichſten Blößen geben, und daß beſonders die Kunſtrichter von Handwerk der Spott aller Kenner ſind. Ihr verwahrloßtes, bald überſpanntes bald rohes Gefühl leitet ſie in den mehreſten Fällen falſch, und wenn ſie auch zu Vertheidigung deſſelben in der Theorie etwas aufgegriffen haben, ſo können ſie daraus nur *techniſche* (die Zweckmäßigkeit eines Werks betreffende) nicht aber *aeſthetiſche* Urtheile bilden, welche immer das Ganze umfaſſen müſſen, und bey denen alſo die Empfindung entſcheiden muß. Wenn ſie endlich nur gutwillig auf die letztern Verzicht leiſten und es bey den erſtern bewenden laſſen wollten, ſo möchten ſie immer noch

Nutzen genug ſtiften, da der Dichter in ſeiner Begeiſterung und der empfindende Leſer im Moment des Genuſſes das Einzelne gar leicht vernachläßigen. Ein deſto lächerlicheres Schauſpiel iſt es aber, wenn dieſe rohen Naturen, die es mit aller peinlichen Arbeit an ſich ſelbſt höchſtens zu Ausbildung einer einzelnen Fertigkeit bringen, ihr dürftiges Individuum zum Repräſentanten des allgemeinen Gefühls aufſtellen, und im Schweiß ihres Angeſichts — über das Schöne richten.

Dem Begriff der Erhohlung, welche die Poeſie zu gewähren habe, werden, wie wir geſehen, gewöhnlich viel zu enge Grenzen geſetzt, weil man ihn zu einſeitig auf das bloße Bedürfniß der Sinnlichkeit zu beziehen pflegt. Gerade umgekehrt wird dem Begriff der Veredlung, welche der Dichter beabſichten ſoll, gewöhnlich ein viel zu weiter Umfang gegeben, weil man ihn zu einſeitig nach der bloßen Idee beſtimmt.

Der Idee nach geht nehmlich die Veredlung immer ins Unendliche, weil die Vernunft in ihren Foderungen ſich an die nothwendigen Schranken der Sinnenwelt nicht bindet, und nicht eher als bey dem abſolut Vollkommenen ſtille ſteht. Nichts, worüber ſich noch etwas höheres denken läßt, kann ihr Genüge leiſten; vor ihrem ſtrengen Gerichte entſchuldigt kein Bedürfniß der endlichen Natur: ſie erkennt keine andern Grenzen an, als des Gedankens, und an dieſem wiſſen wir, daß er ſich über alle Grenzen der Zeit und des Raumes ſchwingt. Ein ſolches Ideal der Veredlung, welches die Vernunft in ihrer reinen Geſetzgebung verzeichnet darf ſich alſo der Dichter eben ſo wenig als jenes niedrige Ideal der Erhohlung, welches die Sinnlichkeit aufſtellt, zum Zwecke ſetzen, da er die Menſchheit zwar von allen zufälligen Schranken befreyen ſoll, aber ohne ihren Begriff aufzuheben und ihre nothwendigen Grenzen zu verrücken. Was er über dieſe Linien hinaus ſich erlaubt, iſt Ueberſpannung, und zu dieſer eben wird er nur allzuleicht durch einen falſch verſtandenen Begriff von Veredlung verleitet. Aber das ſchlimme iſt, daß er ſich ſelbſt zu dem wahren Ideal menſchlicher Veredlung nicht wohl erheben kann, ohne noch einige Schritte über daſſelbe hinaus zu gerathen. Um nehmlich dahin zu gelangen, muß er die Wirklichkeit verlaſſen, denn er kann es, wie jedes Ideal, nur aus innern und moraliſchen Quellen ſchöpfen. Nicht in der Welt die ihn umgiebt und im Geräuſch des handelnden Lebens, in ſeinem Herzen nur trift er es an, und nur in der Stille einſamer Betrachtung findet er ſein Herz. Aber dieſe Abgezogenheit vom Leben wird nicht immer bloß die zufälligen — ſie wird öfters auch die nothwendigen und unüberwindlichen Schranken der Menſchheit aus ſeinen Augen rücken, und indem er die reine Form ſucht, wird er in Gefahr ſeyn, allen Gehalt zu verlieren. Die Vernunft wird ihr Geſchäft viel zu abgeſondert von der Erfahrung treiben, und was der contemplative Geiſt auf dem ruhigen Wege des Denkens aufgefunden, wird der handelnde Menſch auf dem drangvollen Wege des Lebens nicht in Erfüllung bringen können. So bringt gewöhnlich eben das den Schwärmer hervor, was allein im Stande war, den Weiſen zu bilden, und der Vorzug des letztern möchte wohl weniger darinn beſtehen, daß er das erſte nicht geworden, als darinn, daß er es nicht geblieben iſt.

Da es alſo weder dem arbeitenden Theile der Menſchen überlaſſen werden darf, den Begriff der Erholung nach ſeinem Bedürfniß, noch dem contemplativen Theile, den Begriff der Veredlung nach ſeinen Speculationen zu beſtimmen, wenn jener Begriff nicht zu phyſiſch und der Poeſie zu unwürdig, dieſer nicht zu hyperphyſiſch und der Poeſie zu überſchwenglich ausfallen ſoll — dieſe beyden Begriffe aber, wie die Erfahrung lehrt, das allgemeine Urtheil über Poeſie und poetiſche Werke regieren, ſo müſſen wir uns, um ſie auslegen zu laſſen, nach einer Klaſſe von Menſchen umſehen, welche ohne zu arbeiten thätig iſt, und idealiſiren kann, ohne zu ſchwärmen; welche alle Realitäten des Lebens mit den wenigſtmöglichen Schranken deſſelben in ſich vereiniget, und vom Strome der Begebenheiten getragen wird, ohne der Raub deſſelben zu werden. Nur eine ſolche Klaſſe kann das ſchöne Ganze menſchlicher Natur, welches durch jede Arbeit augenblicklich, und durch ein arbeitendes Leben anhaltend zerſtört wird, aufbewahren, und in allem was rein menſchlich iſt durch ihre Gefühle dem allgemeinen Urtheil Geſetze geben. Ob eine ſolche Klaſſe wirklich exiſtiere, oder vielmehr ob diejenige, welche unter ähnlichen äuſern Verhältniſſen wirklich exiſtiert, dieſem Begriffe auch im innern entſpreche, iſt eine andre Frage, mit der ich hier nichts zu ſchaffen habe. Entſpricht ſie demſelben nicht, ſo hat ſie bloß ſich ſelbſt anzuklagen, da die entgegengeſetzte arbeitende Maſſe wenigſtens die Genugthuung hat, ſich als ein Opfer ihres Berufs zu betrachten. In einer ſolchen Volksklaſſe (die ich aber hier bloß als Idee aufſtelle, und keineswegs als ein Faktum bezeichnet haben will) würde ſich der naive Charakter mit dem ſentimentaliſchen alſo vereinigen, daß jeder den andern vor ſeinem Extreme bewahrte, und indem der erſte das Gemüth vor Ueberſpannung ſchützte, der andere es vor Erſchlaffung ſicher ſtellte. Denn endlich müſſen wir es doch geſtehen, daß weder der naive noch der ſentimentaliſche Charakter für ſich allein betrachtet, das Ideal ſchöner Menſchlichkeit ganz erſchöpfen, das nur aus der innigen Verbindung beyder hervorgehen kann.

Zwar ſolange man beyde Charaktere biß zum dichteriſchen exaltiert, wie wir ſie auch bißher betrachtet haben, verliert ſich vieles von den ihnen adhärierenden Schranken und auch ihr Gegenſatz wird immer weniger merklich, in einem je höhern Grad ſie poetiſch werden; denn die poetiſche Stimmung iſt ein ſelbſtſtändiges Ganze, in welchem alle Unterſchiede und alle Mängel verſchwinden. Aber eben darum, weil es nur der Begriff des poetiſchen iſt, in welchem beyde Empfindungsarten zuſammentreffen können, ſo wird ihre gegenſeitige Verſchiedenheit und Bedürftigkeit in demſelben Grade merklicher, als ſie den poetiſchen Charakter ablegen; und dieß iſt der Fall im gemeinen Leben. Je tiefer ſie zu dieſem herabſteigen, deſto mehr verlieren ſie von ihrem generiſchen Charakter der ſie einander näher bringt, biß zuletzt in ihren Karrikaturen nur der Artcharakter übrig bleibt, der ſie einander entgegen ſetzt.

Dieſes führt mich auf einen ſehr merkwürdigen pſychologiſchen Antagonism unter den Menſchen in einem ſich kultivierenden Jahrhundert: einen Antagonism, der, weil er radikal und in der innern Gemüthsform gegründet iſt, eine ſchlimmere Trennung unter den Menſchen anrichtet, als der zufällige Streit der Intereſſen je hervorbringen könnte; der dem Künſtler und Dichter alle Hoffnung benimmt, allgemein zu gefallen und zu rühren, was doch ſeine Aufgabe iſt, der es dem Philoſophen auch wenn er alles gethan hat, unmöglich macht, allgemein zu überzeugen, was doch der Begriff einer Philoſophie mit ſich bringt, der es endlich dem Menſchen im praktiſchen Leben niemals vergönnen wird, ſeine Handlungsweiſe allgemein gebilliget zu ſehen: kurz einen Gegenſatz, welcher Schuld iſt, daß kein Werk des Geiſtes und keine Handlung des Herzens bey Einer Klaſſe ein entſcheidendes Glück machen kann, ohne eben dadurch bey der andern ſich einen Verdammungsſpruch zuzuziehen. Dieſer Gegenſatz iſt ohne Zweifel ſo alt, als der Anfang der Kultur und dürfte vor dem Ende derſelben ſchwerlich anders als in einzelnen ſeltenen Subjekten, deren es hoffentlich immer gab und immer geben wird, beygelegt werden; aber obgleich zu ſeinen Wirkungen auch dieſe gehört, daß er jeden Verſuch zu ſeiner Beylegung vereitelt, weil kein Theil dahin zu bringen iſt, einen Mangel auf ſeiner Seite und eine Realität auf der andern einzugeſtehen, ſo iſt es doch immer Gewinn genug, eine ſo wichtige Trennung bis zu ihrer letzten Quelle zu verfolgen, und dadurch den eigentlichen Punkt des Streits wenigſtens auf eine einfachere Formel zu bringen.

Man gelangt am beſten zu dem wahren Begriff dieſes Gegenſatzes, wenn man, wie ich eben bemerkte, ſowohl von dem naiven als von dem ſentimentaliſchen Charakter abſondert, was beyde poetiſches haben. Es bleibt alsdann von dem erſtern nichts übrig, als, in Rückſicht auf das theoretiſche, ein nüchterner Beobachtungsgeiſt und eine feſte Anhänglichkeit an das gleichförmige Zeugniß der Sinne; in Rückſicht auf das praktiſche eine reſignirte Unterwerfung unter die Nothwendigkeit (nicht aber unter die blinde Nöthigung) der Natur: eine Ergebung alſo in das, was iſt und was ſeyn muß. Es bleibt von dem ſentimentaliſchen Charakter nichts übrig, als (im theoretiſchen) ein unruhiger Speculationsgeiſt, der auf das Unbedingte in allen Erkenntniſſen dringt, im praktiſchen ein moraliſcher Rigoriſm, der auf dem Unbedingten in Willenshandlungen beſtehet. Wer ſich zu der erſten Klaſſe zählt, kann ein Realiſt, und wer zur andern, ein Idealiſt genannt werden; bey welchen Namen man ſich aber weder an den guten noch ſchlimmen Sinn, den man in der Metaphyſik damit verbindet, erinnern darf.*

---

* Ich bemerke, um jeder Mißdeutung vorzubeugen, daß es

Da der Realiſt durch die Nothwendigkeit der Natur ſich beſtimmen läßt, der Idealiſt durch die Nothwendigkeit der Vernunft ſich beſtimmt, ſo muß zwiſchen beyden daſſelbe Verhältniß Statt finden, welches zwiſchen den Wirkungen der Natur und den Handlungen der Vernunft angetroffen wird. Die Natur, wiſſen wir, obgleich eine unendliche Größe im Ganzen, zeigt ſich in jeder einzelnen Wirkung abhängig und bedürftig; nur in dem All ihrer Erſcheinungen drückt ſie einen ſelbſtſtändigen groſſen Charakter aus. Alles individuelle in ihr iſt nur deßwegen, weil etwas anderes iſt; nichts ſpringt aus ſich ſelbſt, alles nur aus dem vorhergehenden Moment

---

bey dieſer Eintheilung ganz und gar nicht darauf abgeſehen iſt, eine Wahl zwiſchen beyden, folglich eine Begünſtigung des Einen mit Ausſchließung des andern zu veranlaſſen. Gerade dieſe Ausſchließung, welche ſich in der Erfahrung findet, bekämpfe ich; und das Reſultat der gegenwärtigen Betrachtungen wird der Beweiß ſeyn, daß nur durch die vollkommen gleiche Einſchließung beyder dem Vernunftbegriffe der Menſchheit kann Genüge geleiſtet werden. Uebrigens nehme ich beyde in ihrem würdigſten Sinn und in der ganzen Fülle ihres Begriffs, der nur immer mit der Reinheit deſſelben, und mit Beybehaltung ihrer ſpecifiſchen Unterſchiede beſtehen kann. Auch wird es ſich zeigen, daß ein hoher Grad menſchlicher Wahrheit ſich mit beyden verträgt, und daß ihre Abweichungen von einander zwar im einzelnen, aber nicht im Ganzen, zwar der Form aber nicht dem Gehalt nach eine Veränderung machen.

hervor, um zu einem folgenden zu führen. Aber eben dieſe gegenſeitige Beziehung der Erſcheinungen auf einander ſichert einer jeden das Daſeyn durch das Daſeyn der andern, und von der Abhängigkeit ihrer Wirkungen iſt die Stätigkeit und Nothwendigkeit derſelben unzertrennlich. Nichts iſt frey in der Natur aber auch nichts iſt willkührlich in derſelben.

Und gerade ſo zeigt ſich der Realiſt, ſowohl in ſeinem Wiſſen als in ſeinem Thun. Auf alles, was bedingungsweiſe exiſtiert, erſtreckt ſich der Kreis ſeines Wiſſens und Wirkens, aber nie bringt er es auch weiter als zu bedingten Erkenntniſſen, und die Regeln, die er ſich aus einzelnen Erfahrungen bildet, gelten in ihrer ganzen Strenge genommen, auch nur Einmal; erhebt er die Regel des Augenblicks zu einem allgemeinen Geſetz, ſo wird er ſich unausbleiblich in Irrthum ſtürzen. Will daher der Realiſt in ſeinem Wiſſen zu etwas unbedingten gelangen, ſo muß er es auf dem nehmlichen Wege verſuchen, auf dem die Natur ein unendliches wird, nehmlich auf dem Wege des Ganzen und in dem All der Erfahrung. Da aber die Summe der Erfahrung nie völlig abgeſchloſſen wird, ſo iſt eine comparative Allgemeinheit das höchſte, was der Realiſt in ſeinem Wiſſen erreicht. Auf die Wiederkehr ähnlicher Fälle baut er ſeine Einſicht, und wird daher richtig urtheilen in allem, was in der Ordnung iſt; in allem hingegen, was zum erſtenmal ſich darſtellt, kehrt ſeine Weißheit zu ihrem Anfang zurück.

Was von dem Wiſſen des Realiſten gilt, das gilt auch von ſeinem (moraliſchen) Handeln. Sein Charakter hat Moralität, aber dieſe liegt, ihrem reinen Begriffe nach, in keiner einzelnen That, nur in der ganzen Summe ſeines Lebens. In jedem beſondern Fall wird er durch äuſre Urſachen und durch äuſre Zwecke beſtimmt werden; nur daß jene Urſachen nicht zufällig, jene Zwecke nicht augenblicklich ſind, ſondern aus dem Naturganzen ſubjektiv flieſſen, und auf daſſelbe ſich objektiv beziehen. Die Antriebe ſeines Willens ſind alſo zwar in rigoriſtiſchem Sinne weder frey genug, noch moraliſch lauter genug, weil ſie etwas anders als den bloſſen Willen zu ihrer Urſache und etwas anders als das bloſſe Geſetz zu ihrem Gegenſtand haben; aber es ſind eben ſo wenig blinde und materialiſtiſche Antriebe, weil dieſes andre das abſolute Ganze der Natur, folglich etwas ſelbſtſtändiges und nothwendiges iſt. So zeigt ſich der gemeine Menſchenverſtand, der vorzügliche Antheil des Realiſten, durchgängig im Denken und im Betragen. Aus dem einzelnen Falle ſchöpft er die Regel ſeines Urtheils, aus einer innern Empfindung die Regel ſeines Thuns; aber mit glücklichem Inſtinkt weiß er von beyden alles Momentane und Zufällige zu ſcheiden. Bey dieſer Methode fährt er im Ganzen vortreflich und wird ſchwerlich einen bedeutenden Fehler ſich vorzuwerfen haben; nur auf Gröſſe und Würde möchte er in keinem beſondern Fall Anſpruch machen können. Dieſe iſt nur der Preiß der Selbſtſtändigkeit und Freyheit, und davon ſehen wir in ſeinen einzelnen Handlungen zu wenige Spuren.

Agamemnon.
Auch mich — auch mich entzückt es. Was du ſagſt,
Gilt von uns beiden.

Iphigenie.
Sey mir tauſendmal
Gegrüßt! Was für ein glücklicher Gedanke,
Mein Vater, mich nach Aulis zu berufen!

Agamemnon.
Ein glücklicher Gedanke? — Ach! das weiß
Ich doch nicht —

Iphigenie.
Wehe mir! Was für
Ein kalter, freudenleerer Blick, wenn du
Mich gerne ſiehſt.

Agamemnon.
Mein Kind! für einen König
Und Feldherrn gibt's der Sorgen ſo gar viele.

Iphigenie.
Laß dieſe Sorgen jetzt und ſey bei mir!

Agamemnon.
Bei dir bin ich und wahrlich nirgends anders!

Iphigenie.
O ſo entfalte deine Stirn! Laß mich
Dein liebes Auge heiter ſehen!

Agamemnon.
Ich
Entfalte meine Stirne. Sieh! ſo lang
Ich dir in's Antlitz ſchaue, bin ich froh.

Iphigenie.
Doch ſeh' ich Thränen deine Augen wäſſern.

Ganz anders verhält es ſich mit dem Idealiſten, der aus ſich ſelbſt und aus der bloſſen Vernunft ſeine Erkenntniſſe und Motive nimmt. Wenn die Natur in ihren einzelnen Wirkungen immer abhängig und beſchränkt erſcheint, ſo legt die Vernunft den Charakter der Selbſtſtändigkeit und Vollendung gleich in jede einzelne Handlung. Aus ſich ſelbſt ſchöpft ſie alles, und auf ſich ſelbſt bezieht ſie alles. Was durch ſie geſchieht, geſchieht nur um ihrentwillen; eine abſolute Größe iſt jeder Begriff den ſie aufſtellt, und jeder Entſchluß den ſie beſtimmt. Und eben ſo zeigt ſich auch der Idealiſt, ſoweit er dieſen Nahmen mit Recht führt, in ſeinem Wiſſen, wie in ſeinem Thun. Nicht mit Erkenntniſſen zufrieden, die bloß unter beſtimmten Vorausſetzungen gültig ſind, ſucht er biß zu Wahrheiten zu dringen, die nichts mehr vorausſetzen und die Vorausſetzung von allem andern ſind. Ihn befriedigt nur die philoſophiſche Einſicht, welche alles bedingte Wiſſen auf ein unbedingtes zurückführt, und an dem Nothwendigen in dem menſchlichen Geiſt alle Erfahrung beveſtiget; die Dinge, denen der Realiſt ſein Denken unterwirft, muß Er Sich, ſeinem Denkvermögen unterwerfen. Und er verfährt hierinn mit völliger Befugniß, denn wenn die Geſetze des menſchlichen Geiſtes nicht auch zugleich die Weltgeſetze wären, wenn die Vernunft endlich ſelbſt unter der Erfahrung ſtände, ſo würde auch keine Erfahrung möglich ſeyn.

Aber er kann es biß zu abſoluten Wahrheiten gebracht haben, und dennoch in ſeinen Kenntnißen dadurch nicht viel gefördert ſeyn. Denn alles freylich ſteht zuletzt unter nothwendigen und allgemeinen Geſetzen, aber nach zufälligen und beſondern Regeln wird jedes einzelne regiert; und in der Natur iſt alles einzeln. Er kann alſo mit ſeinem philoſophiſchen Wiſſen das Ganze beherrſchen, und für das Beſondre, für die Ausübung, dadurch nichts gewonnen haben: ja, indem er überal auf die oberſten Gründe dringt, durch die alles möglich wird, kann er die nächſten Gründe, durch die alles wirklich wird, leicht verſäumen; indem er überal auf das Allgemeine ſein Augenmerk richtet, welches die verſchiedenſten Fälle einander gleich macht, kann er leicht das beſondre vernachläſſigen, wodurch ſie ſich von einander unterſcheiden. Er wird alſo ſehr viel mit ſeinem Wiſſen umfaſſen können, und vielleicht eben deßwegen wenig faſſen, und oft an Einſicht verlieren, was er an Ueberſicht gewinnt. Daher kommt es daß, wenn der ſpeculative Verſtand den gemeinen um ſeiner Beſchränktheit willen verachtet, der gemeine Verſtand den ſpeculativen ſeiner Leerheit wegen verlacht; denn die Erkenntniſſe verlieren immer an beſtimmten Gehalt, was ſie an Umfang gewinnen.

In der moraliſchen Beurtheilung wird man bey dem Idealiſten eine reinere Moralität im einzelnen, aber weit weniger moraliſche Gleichförmigkeit im Ganzen, finden. Da er nur in ſo fern Idealiſt heißt, als er aus reiner Vernunft ſeine Beſtimmungsgründe nimmt, die Vernunft aber in jeder ihrer Aeuſerungen ſich abſolut beweißt, ſo tragen ſchon ſeine einzelnen Handlungen, ſobald ſie überhaupt nur moraliſch ſind, den ganzen Charakter moraliſcher Selbſtſtändigkeit und Freyheit, und giebt es überhaupt nur im wirklichen Leben eine wahrhaft ſittliche That, die es auch vor einem rigoriſtiſchen Urtheil bliebe, ſo kann ſie nur von dem Idealiſten ausgeübt werden. Aber je reiner die Sittlichkeit ſeiner einzelnen Handlungen iſt, deſto zufälliger iſt ſie auch; denn Stätigkeit und Nothwendigkeit iſt zwar der Charakter der Natur aber nicht der Freyheit. Nicht zwar, als ob der Idealiſm mit der Sittlichkeit je in Streit gerathen könnte, welches ſich widerſpricht; ſondern weil die menſchliche Natur eines conſequenten Idealiſm gar nicht fähig iſt. Wenn ſich der Realiſt, auch in ſeinem moraliſchen Handeln, einer phyſiſchen Nothwendigkeit ruhig und gleichförmig unterordnet, ſo muß der Idealiſt einen Schwung nehmen, er muß augenblicklich ſeine Natur exaltieren, und er vermag nichts, als inſofern er begeiſtert iſt. Alsdann freylich vermag er auch deſto mehr, und ſein Betragen wird einen Charakter von Hoheit und Größe zeigen, den man in den Handlungen des Realiſten vergeblich ſucht. Aber das wirkliche Leben iſt keineswegs geſchickt, jene Begeiſterung in ihm zu wecken und noch viel weniger ſie gleichförmig zu nähren. Gegen das Abſolutgroße, von dem er jedesmal ausgeht, macht das Abſolutkleine des einzelnen Falles, auf den er es anzuwenden hat, einen gar zu ſtarken Abſatz. Weil ſein Wille der Form nach immer auf das Ganze gerichtet iſt, ſo will er ihn, der Materie nach, nicht auf Bruchſtücke richten, und doch ſind es mehrentheils nur geringfügige Leiſtungen, wodurch er ſeine moraliſche Geſinnung beweiſen kann. So geſchieht es denn nicht ſelten, daß er über dem unbegrenzten Ideale den begrenzten Fall der Anwendung überſiehet, und von einem Maximum erfüllt, das Minimum verabſäumt, aus dem allein doch alles Große in der Wirklichkeit erwächst.

Will man alſo dem Realiſten Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, ſo muß man ihn nach dem ganzen Zuſammenhang ſeines Lebens richten; will man ſie dem Idealiſten erweiſen, ſo muß man ſich an einzelne Aeuſſerungen deſſelben halten, aber man muß dieſe erſt herauswählen. Das gemeine Urtheil, welches ſo gern nach dem einzelnen entſcheidet, wird daher über dem Realiſten gleichgültig ſchweigen, weil ſeine einzelnen Lebensakte gleich wenig Stoff zum Lob und zum Tadel geben; über den Idealiſten hingegen wird es immer Parthey ergreifen, und zwiſchen Verwerfung und Bewunderung ſich theilen, weil in dem einzelnen ſein Mangel und ſeine Stärke liegt.

Es iſt nicht zu vermeiden, daß bey einer ſo großen Abweichung in den Principien beyde Partheyen in ihren Urtheilen einander nicht oft gerade entgegengeſetzt ſeyn, und, wenn ſie ſelbſt in den Objekten und Reſultaten überein träfen, nicht in den Gründen auseinander ſeyn ſollten. Der Realiſt wird fragen, wozu eine Sache gut ſey? und die Dinge nach dem, was ſie werth ſind, zu taxiren wiſſen: der Idealiſt wird fragen, ob ſie gut ſey? und die Dinge nach dem taxiren, was ſie würdig ſind. Von dem was ſeinen Werth und Zweck in ſich ſelbſt hat (das Ganze jedoch immer ausgenommen) weiß und hält der Realiſt nicht viel; in Sachen des Geſchmacks wird er dem Vergnügen, in Sachen der Moral wird er der Glückſeligkeit das Wort reden, wenn er dieſe gleich nicht zur Bedingung des ſittlichen Handelns macht; auch in ſeiner Religion vergißt er ſeinen *Vortheil* nicht gern, nur daß er denſelben in dem Ideale des *höchſten Guts* veredelt und heiligt. Was er liebt wird er zu *beglücken*, der Idealiſt wird es zu *veredeln* ſuchen. Wenn daher der Realiſt in ſeinen poetiſchen Tendenzen den *Wohlſtand* bezweckt, geſetzt daß es auch von der moraliſchen Selbſtſtändigkeit des Volks etwas koſten ſollte, ſo wird der Idealiſt, ſelbſt auf Gefahr des Wohlſtandes, die *Freyheit* zu ſeinem Augenmerk machen. Unabhängigkeit *des Zuſtandes* iſt jenem, Unabhängigkeit *von dem Zuſtand* iſt dieſem das höchſte Ziel, und dieſer charakteriſtiſche Unterſchied läßt ſich durch ihr beyderſeitiges Denken und Handeln verfolgen. Daher wird der Realiſt ſeine Zuneigung immer dadurch beweiſen, daß er *giebt*, der Idealiſt dadurch, daß er *empfängt*; durch das, was er in ſeiner Großmuth aufopfert, verräth jeder, was er am höchſten ſchätzt. Der Idealiſt wird die Mängel ſeines Syſtems mit ſeinem Individuum und ſeinem zeitlichen Zuſtand bezahlen, aber er achtet dieſes Opfer nicht; der Realiſt büßt die Mängel des ſeinigen mit ſeiner perſönlichen Würde, aber er erfährt nichts von dieſem Opfer. Sein Syſtem bewährt ſich an allem, wovon er Kundſchaft hat, und wornach er ein Bedürfniß empfindet — was bekümmern ihn Güter, von denen er keine Ahnung und an die er keinen Glauben hat? Genug für ihn, er iſt im Beſitze, die Erde iſt ſein, und es iſt Licht in ſeinem Verſtande, und Zufriedenheit wohnt in ſeiner Bruſt. Der Idealiſt hat lange kein ſo gutes Schickſal. Nicht genug, daß er oft mit dem Glücke zerfällt, weil er verſäumte, den Moment zu ſeinem Freunde zu machen, er zerfällt auch mit ſich ſelbſt, weder ſein Wiſſen, noch ſein Handeln kann ihm Genüge thun. Was er von ſich fodert, iſt ein Unendliches, aber beſchränkt iſt alles, was er leiſtet. Dieſe Strenge, die er gegen ſich ſelbſt beweißt, verläugnet er auch nicht in ſeinem Betragen gegen andre. Er iſt zwar großmüthig, weil er ſich Andern gegenüber, ſeines Individuums weniger erinnert, aber er iſt öfters unbillig, weil er das Individuum eben ſo leicht in andern überſieht. Der Realiſt hingegen iſt weniger großmüthig, aber er iſt billiger, da er alle Dinge mehr *in ihrer Begrenzung* beurtheilt. Das Gemeine, ja ſelbſt das Niedrige im Denken und Handeln kann er verzeyhen, nur das Willkührliche, das Excentriſche nicht; der Idealiſt hingegen iſt ein geſchworner Feind alles Kleinlichen und Platten, und wird ſich ſelbſt mit dem Extravaganten und Ungeheuren verſöhnen, wenn es nur von einem großen Vermögen zeugt. Jener beweißt ſich als Menſchenfreund, ohne eben einen ſehr hohen Begriff von den Menſchen und der Menſchheit zu haben; dieſer denkt von der Menſchheit ſo groß, daß er darüber in Gefahr kommt, die Menſchen zu verachten.

Der Realiſt für ſich allein würde den Kreis der Menſchheit nie über die Grenzen der Sinnenwelt hinaus erweitert, nie den menſchlichen Geiſt mit ſeiner ſelbſtſtändigen Größe und Freyheit bekannt gemacht haben; alles Abſolute in der Menſchheit iſt ihm nur eine ſchöne Schimäre und der Glaube daran nicht viel beſſer als Schwärmerey, weil er den Menſchen niemals in ſeinem reinen Vermögen, immer nur in einem beſtimmten und, eben darum begrenzten Wirken erblickt. Aber der Idealiſt für ſich allein würde eben ſo wenig die ſinnlichen Kräfte cultiviert und den Menſchen als Naturweſen ausgebildet haben, welches doch ein gleich weſentlicher Theil ſeiner Beſtimmung, und die Bedingung aller moraliſchen Veredlung iſt. Das Streben des Idealiſten geht viel zu ſehr über das ſinnliche Leben und über die Gegenwart hinaus; für das Ganze nur, für die Ewigkeit will er ſäen und pflanzen; und vergißt darüber, daß das Ganze nur der vollendete Kreis des Individuellen, daß die Ewigkeit nur eine Summe von Augenblicken iſt. Die Welt wie der Realiſt ſie um ſich herum bilden möchte, und wirklich bildet, iſt ein wohlangelegter Garten, worinn alles nützt, alles ſeine Stelle verdient, und was nicht Früchte trägt verbannt iſt; die Welt unter den Händen des Idealiſten iſt eine weniger benutzte aber in einem größeren Charakter ausgeführte Natur. Jenem fällt es nicht ein, daß der Menſch noch zu etwas andern da ſeyn könne, als wohl und zufrieden zu leben; und daß er nur deßwegen Wurzeln ſchlagen ſoll, um ſeinen Stamm in die Höhe zu treiben. Dieſer denkt nicht daran, daß er vor allen Dingen wohl leben muß, um gleichförmig gut und edel zu denken, und daß es auch um den Stamm gethan iſt, wenn die Wurzeln fehlen.

Wenn in einem Syſtem etwas ausgelaſſen iſt, wornach doch ein dringendes und nicht zu umgehendes Bedürfniß in der Natur ſich vorfindet, ſo iſt die Natur nur durch eine Inconſequenz gegen das Syſtem zu befriedigen. Einer ſolchen Inconſequenz machen auch hier beyde Theile ſich ſchuldig, und ſie beweißt, wenn es bis jetzt noch zweifelhaft geblieben ſeyn könnte, zugleich die Einſeitigkeit beyder Syſteme und den reichen Gehalt der menſchlichen Natur. Von dem Idealiſten brauch ich es nicht erſt insbeſondere darzuthun, daß er nothwendig aus ſeinem Syſtem treten muß, ſobald er eine beſtimmte Wirkung bezweckt; denn alles beſtimmte Daſeyn ſteht unter zeitlichen Bedingungen und erfolgt nach empiriſchen Geſetzen. In Rückſicht auf den Realiſten hingegen könnte es zweifelhafter ſcheinen, ob er nicht auch ſchon innerhalb ſeines Syſtems allen nothwendigen Foderungen der Menſchheit Genüge leiſten kann. Wenn man den Realiſten fragt: warum thuſt du was recht iſt und leideſt was nothwendig iſt? ſo wird er im Geiſt ſeines Syſtems darauf antworten: weil es die Natur ſo mit ſich bringt, weil es ſo ſeyn muß. Aber damit iſt die Frage noch keineswegs beantwortet, denn es iſt nicht davon die Rede, was die Natur mit ſich bringt, ſondern was der Menſch will, denn er kann ja auch nicht wollen, was ſeyn muß. Man wird ihn alſo wieder fragen können: warum willſt du denn, was ſeyn muß? Warum unterwirft ſich dein freyer Wille dieſer Naturnothwendigkeit, da er ſich ihr eben ſo gut, (wenn gleich ohne Erfolg, von dem hier auch gar nicht die Rede iſt) entgegenſetzen könnte, und ſich in Millionen deiner Brüder derſelben wirklich entgegenſetzt? Du kannſt nicht ſagen, weil alle andern Naturweſen ſich derſelben unterwerfen, denn du allein haſt einen Willen, ja du fühlſt, daß deine Unterwerfung eine freywillige ſeyn ſoll. Du unterwirfſt dich alſo, wenn es freywillig geſchieht, nicht der Naturnothwendigkeit ſelbſt, ſondern der Idee derſelben; denn jene zwingt dich bloß blind, wie ſie den Wurm zwingt, deinem Willen aber kann ſie nichts anhaben, da du, ſelbſt von ihr zermalmt, einen andern Willen haben kannſt. Woher bringſt du aber jene Idee der Naturnothwendigkeit; aus der Erfahrung doch wohl nicht, die dir nur einzelne Naturwirkungen aber keine Natur (als Ganzes) und nur einzelne Wirklichkeiten aber keine Nothwendigkeit liefert. Du gehſt alſo über die Natur hinaus, und beſtimmſt dich idealiſch, ſo oft du entweder moraliſch handeln oder nur nicht blind leiden willſt. Es iſt alſo offenbar, daß der Realiſt würdiger handelt, als er ſeiner Theorie nach zugiebt, ſo wie der Realiſt erhabener denkt, als er handelt. Ohne es ſich ſelbſt zu geſtehen, beweißt jener durch die ganze Haltung ſeines Lebens die

Selbſtſtändigkeit, dieſer durch einzelne Handlungen die Bedürftigkeit der menſchlichen Natur.

Einem aufmerkſamen und partheyloſen Leſer werde ich nach der hier gegebenen Schilderung (deren Wahrheit auch derjenige eingeſtehen kann, der das Reſultat nicht annimmt) nicht erſt zu beweiſen brauchen, daß das Ideal menſchlicher Natur unter beyde vertheilt; von keinem aber völlig erreicht iſt. Erfahrung und Vernunft haben beyde ihre eigene Gerechtſame, und keine kann in das Gebiet der andern einen Eingriff thun, ohne entweder für den innern oder äußern Zuſtand des Menſchen ſchlimme Folgen anzurichten. Die Erfahrung allein kann uns lehren, was unter gewiſſen Bedingungen iſt, was unter beſtimmten Vorausſetzungen erfolgt, was zu beſtimmten Zwecken geſchehen muß. Die Vernunft allein kann uns hingegen lehren, was ohne alle Bedingung gilt, und was nothwendig ſeyn muß. Maſſen wir uns nun an, mit unſerer bloßen Vernunft über das äußre Daſeyn der Dinge etwas ausmachen zu wollen, ſo treiben wir bloß ein leeres Spiel und das Reſultat wird auf Nichts hinauslaufen; denn alles Daſeyn ſteht unter Bedingungen und die Vernunft beſtimmt unbedingt. Laſſen wir aber ein zufälliges Ereigniß über dasjenige entſcheiden, was ſchon der bloße Begriff unſers eigenen Seyns mit ſich bringt, ſo machen wir uns ſelber zu einem leeren Spiele des Zufalls und unſre Perſönlichkeit wird auf nichts hinauslaufen. In dem erſten Fall iſt es alſo um den Werth (den zeitlichen Gehalt) unſers Lebens, in

Agamemnon.

Weil wir auf lange von einander gehn.

Iphigenie.

Was ſagſt du? Liebſter Vater, ich verſtehe
Dich nicht — ich ſoll es nicht verſtehn!

Agamemnon.

So klug
Iſt Alles, was ſie ſpricht? — Ach! das erbarmt
Mich deſto mehr!

Iphigenie.

So will ich Thorheit reden,
Wenn das dich heiter machen kann.

Agamemnon (für ſich).

Ich werde
Mich noch vergeſſen — — Ja doch, meine Tochter —
Ich lobe dich — ich bin mit dir zufrieden.

Iphigenie.

Bleib' lieber bei uns, Vater! Bleib' und ſchenke
Dich deinen Kindern!

Agamemnon.

Daß ich's könnte! Ach!
Ich kann es nicht — ich kann nicht, wie ich wünſche —
Das iſt es eben, was mir Kummer macht.

Iphigenie.

Verwünſcht ſey'n alle Kriege, alle Uebel,
Die Menelaus auf uns lud!

Agamemnon.

Dein Vater
Wird nicht der Letzte ſeyn, den ſie verderben.

dem zweyten um die Würde (den moraliſchen Gehalt) unſers Lebens gethan.

Zwar haben wir in der bißherigen Schilderung dem Realiſten einen moraliſchen Werth und dem Idealiſten einen Erfahrungsgehalt zugeſtanden, aber bloß inſofern beyde nicht ganz conſequent verfahren und die Natur in ihnen mächtiger wirkt als das Syſtem. Obgleich aber beyde gegen das Ideal vollkommener Menſchheit verlieren, ſo iſt zwiſchen beyden doch der wichtige Unterſchied, daß der Realiſt zwar dem Vernunftbegriff der Menſchheit in keinem einzelnen Falle Genüge leiſtet, dafür aber dem Verſtandesbegriff derſelben auch niemals widerſpricht, der Idealiſt hingegen zwar in einzelnen Fällen dem höchſten Begriff der Menſchheit näher kommt, dagegen aber nicht ſelten ſogar unter dem niedrigſten Begriffe derſelben bleibet. Nun kommt es aber in der Praxis des Lebens weit mehr darauf an, daß das Ganze gleichförmig menſchlich gut als daß das Einzelne zufällig göttlich ſey — und wenn alſo der Idealiſt ein geſchikteres Subjekt iſt, uns von dem was der Menſchheit möglich iſt, einen großen Begriff zu erwecken und Achtung für ihre Beſtimmung einzuflößen, ſo kann nur der Realiſt ſie mit Stätigkeit in der Erfahrung ausführen, und die Gattung in ihren ewigen Grenzen erhalten. Jener iſt zwar ein edleres aber ein ungleich weniger vollkommenes Weſen; dieſer erſcheint zwar durchgängig weniger edel, aber er iſt dagegen deſto vollkommener; denn das Edle liegt ſchon in dem Beweis eines großen Vermögens, aber das Vollkommene liegt in der Haltung des Ganzen und in der wirklichen That.

Was von beyden Charakteren in ihrer beſten Bedeutung gilt, das wird noch merklicher in ihren beyderſeitigen Karrikaturen. Der wahre Realism iſt wohlthätiger in ſeinen Wirkungen und nur weniger edel in ſeiner Quelle; der falſche iſt in ſeiner Quelle verächtlich und in ſeinen Wirkungen nur etwas weniger verderblich. Der wahre Realiſt nehmlich unterwirft ſich zwar der Natur und ihrer Nothwendigkeit; aber der Natur als einem Ganzen, aber ihrer ewigen und abſoluten Nothwendigkeit nicht ihren blinden und augenblicklichen Nöthigungen. Mit Freyheit umfaßt und befolgt er ihr Geſetz, und immer wird er das individuelle dem allgemeinen unterordnen; daher kann es auch nicht fehlen, daß er mit dem ächten Idealiſten in dem endlichen Reſultat übereinkommen wird, wie verſchieden auch der Weg iſt, welchen beyde dazu einſchlagen. Der gemeine Empiriker hingegen unterwirft ſich der Natur als einer Macht, und mit wahlloſer blinder Ergebung. Auf das Einzelne ſind ſeine Urtheile, ſeine Beſtrebungen beſchränkt; er glaubt und begreift nur was er betaſtet, er ſchätzt nur, was ihn ſinnlich verbeſſert. Er iſt daher auch weiter nichts, als was die äuſern Eindrücke zufällig aus ihm machen wollen, ſeine Selbſtheit iſt unterdrückt, und als Menſch hat er abſolut keinen Werth und keine Würde. Aber als Sache iſt er noch immer etwas, er kann noch immer zu etwas gut ſeyn. Eben die Natur, der er ſich blindlings überliefert, läßt ihn nicht ganz ſinken; ihre ewigen Grenzen ſchützen ihn, ihre unerſchöpflichen Hülfsmittel retten ihn, ſobald er ſeine Freyheit nur ohne allen Vorbehalt aufgiebt. Obgleich er in dieſem Zuſtand von keinen Geſetzen weiß, ſo walten dieſe doch unerkannt über ihm, und wie ſehr auch ſeine einzelnen Beſtrebungen mit dem Ganzen im Streit liegen mögen, ſo wird ſich dieſes doch unfehlbar dagegen zu behaupten wiſſen. Es giebt Menſchen genug, ja wohl ganze Völker, die in dieſem verächtlichen Zuſtande leben, die bloß durch die Gnade des Naturgeſetzes, ohne alle Selbſtheit beſtehen, und daher auch nur *zu etwas* gut ſind, aber daß ſie auch nur leben und beſtehen beweißt, daß dieſer Zuſtand nicht ganz gehaltlos iſt.

Wenn dagegen ſchon der wahre Idealiſm in ſeinen Wirkungen unſicher und öfters gefährlich iſt, ſo iſt der falſche in den ſeinigen ſchrecklich. Der wahre Idealiſt verläßt nur deßwegen die Natur und Erfahrung, weil er hier das unwandelbare und unbedingt nothwendige nicht findet, wornach die Vernunft ihn doch ſtreben heißt; der Phantaſt verläßt die Natur aus bloßer Willkühr, um dem Eigenſinne der Begierden und den Launen der Einbildungskraft deſto ungebundener nachgeben zu können. Nicht in die Unabhängigkeit von phyſiſchen Nöthigungen, in die Losſprechung von moraliſchen ſetzt er ſeine Freyheit. Der Phantaſt verläugnet alſo nicht bloß den menſchlichen — er verläugnet allen Charakter, er iſt völlig ohne Geſetz, er iſt alſo gar nichts und dient auch zu gar nichts. Aber eben darum, weil die Phantaſterey keine Ausſchweiſung der Natur ſondern der Freyheit iſt, alſo aus einer an ſich achtungswürdigen Anlage entſpringt, die ins unendliche perfektibel iſt, ſo führt ſie auch zu einem unendlichen Fall in eine bodenloſe Tiefe, und kann nur in einer völligen Zerſtörung ſich endigen.

VIII.

Der Löwe und die Kuh.

Der Löwe trieb die Tyranney
So grob, daß ihn das Volk verjagte;
Das Leben ließ es ihm; es ſagte:
Daß er genug beſtrafet ſey.

Einſt kam er lechzend von den Höhen
Des Atlas; alle die ihn ſahn
Entflohn. Nur eine Kuh blieb ſtehen
Und bot ihm gar ihr Euter an.

Durch ihren frommen Muth bezähmet,
Legt der Tarquin ſich auf den Bauch
Und ſaugt ſo derb am vollen Schlauch,
Daß ihm das Blut vom Barte ſtrömet.

[illegible] d.
Univ.-Bibl.
München

Die Amme brüllt und bäumet ſich
Und weinet eine bittre Zähre.
Vergieb, ſprach er, es dünckte mich
Als ob ich noch ein König wäre.

IX.

Der Fiſcher, der Aal und die Schlange.

In einem Garne trug ein Fiſcher einen Aal
Nach Rom zu Markt und ſtieß auf ſeinem Gange,
Es war in einem engen Thal,
Auf eine fürchterliche Schlange:
Sie lag und wärmte ſich im Morgenſtrahl.
Dem Fiſcher ward von Herzen bange;
Er ſah umſonſt ſich um; der Pfad war allzuſchmal;
Nichts als ein kühner Sprung kann ſeine Tage friſten.
Er that ihn und entrann. Der Aal nahm alles wahr
Und ſprach zum Fiſcher: wie, Barbar!
Die Natter läſſeſt du ſich ſtolz im Graſe brüſten?
Sie, deren Gift ſo oft dem Menſchen tödtlich war,
Und mich verfolgt dein Netz, mich weiheſt du dem Tode,
Mich, der dir nie das kleinſte Leid gethan?
Ganz recht, verſetzt der Menſch; diß iſt bey uns die Mode:
Der Unſchuld ſtellt man nach, das Laſter fürchtet man.

Die Verlagshandlung an das Publikum.

Wir haben dem allgemeinen Verlangen nachgegeben, und ſtatt des, als zu eng und zu groß getadelten, Drukes des vorigen Jahrgangs der Horen, einen andern gewählt, von dem wir hoffen können, daß er beſſer gefallen werde. Ueberhaupt werden wir mit Vergnügen jedem Wunſch des Publikums entſprechen, von welcher Geſinnung wir bei dem vorigen Jahrgang einen hinlänglichen Beweiß dadurch gegeben haben, daß wir ſtatt der nach der Anzeige verſprochenen jährlichen 24 Bogen deren 96 1/2 geliefert haben: ein Ueberſchuß, der bei dieſer Unternehmung ſehr beträchtlich iſt.

J. G. Cottaiſche Buchhandlung.

Die Horen

Jahrgang 1796

Zweytes Stück.

Tübingen
in der J. G. Cottaiſchen Buchhandlung
1796.

Innhalt des zweyten Stücks.

I. Herr Lorenz Stark. Fortſetzung. Seite 1

II. Verſuch über die Dichtungen. — 20

III. Fortſetzung der Briefe über Poeſie, Sylbenmaaß und Sprache. — 56

IV. Der Ritter von Tourville. — 74

Iphigenie.

Wie lang iſt's nicht ſchon, daß du, fern von uns,
In Aulis Buſen müßig liegſt!

Agamemnon.

Und auch
Noch jetzt ſetzt ſich der Abfahrt meiner Flotte
Ein Hinderniß entgegen.

Iphigenie.

Wo, ſagt man,
Daß dieſe Phryger wohnen, Vater?

Agamemnon.

Wo —
Ach! wo der Sohn des Priamus nie hätte
Geboren werden ſollen!

Iphigenie.

Wie? So weit
Schiffſt du von dannen, und verläſſeſt mich?

Agamemnon.

Wie weit es auch ſeyn möge — du, mein Kind,
Wirſt immer mit mir gehen!

Iphigenie.

Wäre mir's
Anſtändig, lieber Vater, dir zu folgen,
Wie glücklich würd' ich ſeyn!

Agamemnon.

Was für ein Wunſch!
Auch dich erwartet eine Fahrt, wo du
An deinen Vater denken wirſt.

Iphigenie.

Reiſ' ich

Die Horen.

Zweyter Jahrgang. Zweytes Stück.

I.

Herr Lorenz Stark.

(Fortſetzung.)

XV.

Was giebſt du mir, wenn ich dir eine Entdeckung mache? — ſagte der Doctor, als er zu ſeiner Frau zurückkam.

Laß hören! — Vielleicht eine Gegenentdeckung.

Der Bruder iſt ſterblich verliebt in die Lyk. —

Die Lyk iſt ſterblich verliebt in den Bruder. —

Iſt's möglich? — Und nun erfolgte von beiden Seiten eine HerzensErleichterung, die mit allen Holdſeligkeiten ehelicher Vertraulichkeit gewürzt war. —

Sie iſt krank, ſagte die Doctorinn, herzlich krank; ich habe die Freundinn von ihr, die eben da war, um dich zu ihr zu bitten, über alle Umſtände befragt; ſie hat geſtern Abend — und merke dir's wohl: weil eben der Bruder von ihr gegangen — —

Der Bruder? Da hat er Abſchied genommen!

Natürlich! — Sie hat, ſagt mir die gute Freundinn, gar nicht fertig werden können mit Weinen; die ganze Nacht hindurch hat ſie kein Auge geſchloſſen; alle Munterkeit, alle Eßluſt iſt bei ihr fort; — dazu hat ſie Krämpfe — die ſchreklichſten! —

Krämpfe? Hm!

Kurz: das arme Weib ſteckt in Liebe bis über die Ohren. — Und nun bitt' ich dich, Herzensmann: laß Eſſen und Alles, und mach, daß du hinkommſt, damit wir das näher erfahren!

Sie iſt ohnehin nicht die ſtärkſte, ſagte der Doctor, der ein wenig ungläubig ſchien; — ſie iſt dem Bruder ungemein viel Verbindlichkeit ſchuldig; — ſie hat ein dankbares Herz —

Eben deßwegen! Solche Herzen ſind dir die rechten; die fangen Feuer, wie Zunder. — Der Bruder iſt ein ganz artiger Mann. —

Das wohl. —

Und ich kenne dir eine, die Anfangs auch nur dankbar war, weil ein Gewiſſer — ein noch artigerer Mann — ihr von einem böſen Fieber geholfen hatte, und die nachher — —

Das verdiente einen Kuß, der gegeben ward, und der Doctor flog fort.

Er fand die Wittwe freilich nicht wohl; aber ſo krank denn doch nicht, als die gute Freundinn, und dann weiter die Frau Doctorinn, es gemacht hatten. Sie geſtand, nach einigem Kampf mit ſich ſelbſt, daß der

Hauptgrund ihres Uebelbefindens in einer Unruhe des Herzens liege. Der Doctor horchte mit beiden Ohren; denn er glaubte ſchon den außerordentlichen Fall vor ſich zu haben, daß ein Frauenzimmer die Schwachheiten ſeines eigenen Herzens verplaudre; aber als das Geheimnis an den Tag kam, war es weiter nichts, als ihr Verhältnis mit ihrem Gläubiger. Der Doctor war Hausarzt des Mannes, und hatte ihm und ſeiner Familie große Dienſte geleiſtet: die Wittwe gründete hierauf die Hofnung, daß ein von ihm eingelegtes gutes Wort ihr Nachſicht auf einige Wochen bewirken könnte, und ſie beſchwur ihn um dieſes Wort, als um eine Freundſchaft, die ihre Geneſung mehr, als alle Arzeneimittel, befördern würde. Ihre Lage, ſagte ſie, ſey die dringendſte von der Welt, aber nichts weniger, als verzweifelt: ſie ſey im Stande, wenn man ihr Zeit laſſe, alle ihre Schulden bis auf den lezten Heller zu tilgen, und ſie berufe ſich deßwegen auf das Zeugnis ſeines Schwagers, des Herrn Stark — wenn er anders noch hier ſey —

Das Eigne in der Modulation der Stimme, womit ſie dieſe lezten Worte ausſprach, zuſammengenommen mit einem kleinen übelverheelten Seufzer und mit dem Niederſinken ihres bis dahin aufgehobenen Blicks in den Buſen, ſchien dem Doctor eine Indication zu geben, der er weiter nachſpüren müßte.

Ich bin zu Ihrem Befehl, ſagte er, liebe Freundinn; aber ich bitte Sie zu erwägen, daß die Summe, die Sie mir angeben, von keinem Belang, und daß der Mann, mit dem wir zu thun haben, von rauher, unfreundlicher Art iſt. So wenig ich zweifle, meinen Antrag bei ihm durchzuſetzen; ſo könnte er doch leicht ſich herausnehmen, bei dieſer Gelegenheit Dinge zu ſagen, die mir wehe thun würden. — Warum denn auch einen rauhen, beſchwerlichen Umweg zum Ziele gehen, wenn ein gerader, gebahnter Weg offen da liegt?

Welcher? ſeufzte die Wittwe.

Sie nannten vorhin einen Freund, dem jede Gelegenheit, Ihnen gefällig zu werden, das größte Vergnügen erweckt. Ich bürge Ihnen für ſeine Geſinnungen gegen Sie.

Dieſer Freund — —

Gönnen Sie ihm doch das Glück, Madam, Ihnen dienen zu können!

Das Glück? — Aber wenn's denn ein Glück iſt; ſo geſtehn Sie: er hat es nur zu reichlich genoſſen. — Ich erliege unter der Laſt meiner Verbindlichkeiten. Ich kann ſie ewig nicht tilgen. — Und will er jetzt nicht fort, dieſer Freund? Will er uns nicht verlaſſen? Wird er des Geldes genug nur zu eigener Einrichtung haben? — Ihre Stimme ſchwankte, und ſie ſchien in außerordentlicher Bewegung.

Es mangelt ihm nicht, Madam; ganz gewiß nicht! — Geben Sie ihm die Freude mit auf den Weg, Ihre Wohlfarth geſichert zu haben! Laſſen Sie mich hin, ihm es vorzutragen! Es iſt in wenig Augenblicken geſchehen. — Er ſtand auf, und machte Mine, ſich zu entfernen.

Nein! Nein! — war Alles, was die Wittwe hervorbringen konnte. Sie hatte die Hand des Doctors, um ihn zurückzuhalten, mit einer ihr ungewöhnlichen Hitze ergriffen. Er fühlte das Brennen und Zittern der ihrigen, und bat ſie, ihrer ſchwachen Geſundheit zu ſchonen. — Ich rede dann, weil Sie's ſo wollen, mit Ihrem Gläubiger, und ich halte die Sache mit ihm für ſo gut, als berichtigt. Werden Sie ruhiger, liebe Freundinn! — —

Der Doctor hatte an dieſem Wenigen ſchon genug, um bei ſeiner Zuhauſekunft ſeiner Frau zu ſagen, daß ſie wohl ſchwerlich geirrt haben mögte. — Aber, ſetzte er hinzu, wie in aller Welt ſoll das werden? Wo ſoll das hinaus?

Du fragſt? — Wenn ſie wirklich ſo liebenswürdig und ſanft und gut iſt, wie du ſie mir immer gerühmt haſt — —

Das iſt ſie wahrlich! wahrlich!

Nun gut! — So läßt man den dritten Mann kommen, den Prieſter. Der hat Mittel für ſolche Uebel.

Mir wär's recht; in der That! Ich nenne die gute Frau mit Vergnügen Schweſter. — Aber ich geſtehe dir: daß ich zittre, wenn ich an deinen Vater denke.

O, der wunderliche, alte — liebe, böſe Mann der, der Vater! — Ich bin ſo erbittert auf ihn; ich mögt' ihn gleich — — ja, was mögt' ich, ich Närrinn? — — Aber je lieber ich ihn habe, deſto abſcheulicher wär's, mich ſo herumzuführen, ſo zum Beſten zu haben. — Ich vergeſſ' ihm das nicht; nimmermehr! Ich ſpiel ihm irgend einen Gegenſtreich, und einen recht argen. — Wart! Eben mit der Lyk muß ich ihm einen ſpielen. — Wie? Soll denn darum, weil er ſich gegen die arme Frau eine wunderliche Grille in den Kopf geſetzt hat — —

Und eine falſche. Denn nicht ſie hatte Hang zur Verſchwendung, aber der Mann.

Nun ja! — Und ſoll denn darum die arme Frau ein ſo ſchönes Glück nicht machen, das ſich ihr anbeut? Soll darum der Bruder eine Leidenſchaft aufgeben müſſen, die den ſchönſten, edelſten Grund von der Welt hat? — Da ſitzt er nun in ſeinem Käfigt, der arme Narre! und hängt das Köpfchen. — — Hahahaha! Es iſt doch ein närriſches Ding um's Verliebtſeyn. — Aber Geduld nur! Geduld! Er ſoll mir heraus, und ſoll mir ins Ehebette zur Lyk, oder ich will nicht das Leben haben.

Du unternimmſt da viel, ſagte der Doctor. Wie willſt du deinen Vater gewinnen? — Daß Zureden bei ihm nicht hilft, haſt du erfahren; und mit Liſt ihn zu fangen? — Ich fürchte: er geht dir in keine Falle.

Geſteh: es iſt doch ein kluger, ein wirklich außerordentlicher Mann, mein Vater?

Der klügſte, den ich in meinem Leben gefunden habe.

Sieh in mir ſeine Tochter! — —

Ah! — ſagte der Doctor, der ſich verbeugte und über ihr komiſches Pathos von Herzen lachte; alle Verehrung, Madam! Aber darf man denn dieſes oder jenes von Ihrem Plane voraus wiſſen?

So bald er da ſeyn wird; ja! — Weißt du indeſſen, was vor allen Dingen zu thun iſt, und was von Niemanden ſo gut gethan werden kann, als von dir? — Bring dem Vater beſſere Begriffe bei von dem Bruder! Erzähl' ihm ſein Betragen gegen den ſeligen Lyk! Ich bin verſichert, das wird ihm gefallen, recht ſehr gefallen. — Auch das erzähl' ihm, wie edelmüthig er ſein Verſprechen erfüllt, und wie treu er, ganze Monate lang, für die Wittwe gearbeitet hat. Solche Züge, weiß ich, freuen den alten Mann in die Seele, und ein wildfremder Menſch, von dem er ſo etwas hört, wird auf der Stelle ſein Blutsfreund. — Gewiß, er hätte das ſchon früher erfahren ſollen.

Und würd' auch, ſo wie ihr alle, wenn ich nicht dem Bruder hätte mein Wort geben müſſen, zu ſchweigen. — Jetzt; ſo bald ich Gelegenheit dazu finde — —

Willſt du thun, was dein braves Weib dir aufgiebt. Nicht wahr?

Schuldiger Maßen.

Schön! — Und ich will Bekanntſchaft mit unſrer Wittwe machen; eheſter Tage! Ich hab' es mit der Freundinn von ihr ſchon eingeleitet. Ich bin ganz neugierig auf ſie. — Da ſind auch die beiden Kleinen von ihr, die hier täglich vorbei in die Schule müſſen; ein paar Engel von Kindern! Morgen ruf' ich ſie mir herein, und da will ich ſie herzen und lieb haben, als ob's meine eigenen wären.

XVI.

Die Gelegenheit, ſein gegebenes Wort zu erfüllen, fand ſich für den Doctor gar bald. — Willkommen! Willkommen! ſagte der Alte, als er das nächſte Mal zu ihm hineintrat; wie ſtehts? — Und vor Allem, Herr Sohn: wie ſtehts mit unſrem kritiſchen Kranken? Ich ſehe ja die Mutter noch keine Anſtalten machen.

Anſtalten, lieber Vater? Wozu?

Zu dem Abſchiedsſchmauſe, den ich beſtellt habe. Hat er denn immer noch Fieber? — Ein ihm eigenes flüchtiges Muſkelnſpiel um die Gegend der Lippen ſchien anzudeuten, daß er die Krankheit des Sohns eben nicht für die ernſthafteſte halte.

Es ſteht, wie es ſteht, ſagte der Doctor, der dieſe Gelegenheit, für den Schwager zu reden, um ſo lieber ergriff, da der Alte nur eben ſeinen ſchwerſten Poſttag abgefertiget hatte, und jezt, ſeiner Gewohnheit nach, im Seſſel der Ruhe pflegte. In ſolchen Augenblicken, wußte er, war das Herz des Alten für Eindrücke des Angenehmen und Guten immer am meiſten offen: denn die Gegenwart, die allein ihm zuweilen zur Laſt fiel, hatte er dann bei Seite geſchaft, und in die Vergangenheit pflegte er immer mit groſſer Gemüthsruhe zurück, ſo wie in die Zukunft mit froher Hofnung vorwärts zu blicken.

Sie reden ja ganz bedenklich, erwiederte er dem Doctor. Es wird doch nichts Schleichendes werden? — Da mögt' es mit der vorhabenden Reiſe noch langen Anſtand haben. — Er lächelte wieder.

Bis jezt iſt es Flußfieber; ſonſt nichts. — Daß ſich etwas Schlimmers dahinter verſteckt halten ſollte, will ich nicht hoffen. Indeſſen *hat* man der Fälle.

Aber es läßt ſich doch verbauen. Nicht?

Allerdings. — Auch wüßt' ich nicht leicht, für welchen Kranken, wenn es zum Ernſt kommen ſollte, ich treuer und herzlicher ſorgen würde, als für den Bruder. Ich lieb' ihn gar ſehr; denn ſo wenig ich ſeine kleinen Schwachheiten an ihm verkenne, ſo weiß ich doch, daß er zu unſren rechtſchaffenſten, ſelbſt zu unſren edelſten jungen Bürgern gehört.

Das klingt gar ſchön; in der That! Und am ſchönſten wohl in dem Ohr eines Vaters.

Sie haben mich faſt abgeſchreckt, über den Bruder mit Ihnen zu reden. —

Wie das? — Wenn Sie mir ſolche Dinge von ihm zu ſagen, und noch mehr, wenn Sie mir Beweiſe davon zu erzehlen haben; ſo reden Sie bis in die ſinkende Nacht! Ich will hören. — Leider! würden ſolche Dinge für mich nur zu ſehr den Reiz der Neuheit haben.

Und woher wollten Sie auch, daß ſie Ihnen bekannt ſeyn ſollten? — Ihr Sohn iſt mit dem Guten, was er gethan hat, nie laut geworden.

Das klingt ja immer noch ſchöner. — Er beugte ſich gegen den Doctor vor, und ſezte mit einem kleinen ungläubigen Kopfſchütteln hinzu: Ich bin ganz neugierig geworden. Was für Wunderdinge werd' ich denn hören?

Der Doctor hatte keine Noth, unter den Beweiſen von dem Edelmuthe ſeines Schwagers zu wählen; er hatte nur Einen, aber auch deſto wichtigern, in ſeinem Gedächtnis. — Sie erinnern ſich doch, fing er an, des unglüklichen Verhältniſſes, worinn Ihr Sohn mit dem ſeligen Lyk ſtand? Sie wiſſen doch, zu welchen boshaften, verläumderiſchen Briefen nach A . . . ſich dieſer leichtſinnige Mann durch kaufmänniſchen Eigennutz hatte verleiten laſſen?

Ich weiß das freilich, Herr Sohn. Aber ich bitte: wenn's zu Ihrem Zwecke nicht unumgänglich nöthig iſt, ſo laſſen Sie's ruhen! — Als der Mann ſich hinlegte und ſtarb, ging mir das nahe, und da gab ich ihm die Erinnerung daran in ſein Grab.

Edel! — Und wahrlich! will dort ich ſie nicht wieder hervorziehn. — Nur geſtehen Sie: daß es noch edler, als bloßes Vergeſſen iſt, wenn man ſo bittre Beleidigungen, die für den Menſchen nicht minder kränkend, als für den Kaufmann waren, mit den wichtigſten, langwierigſten, mühſamſten Dienſten erwiedert.

Und wer that das? fragte der Alte begierig.

Wer denn ſonſt, als Ihr Sohn? — Meine wenige Hofnung, den ſeligen Lyk zu retten, da ſein Fieber ſo heftig und ſein Körper ſo ſehr entnervt war, ward mir noch vollends durch eine ganz ſichtbare Unruhe ſeines Gemüths vereitelt. Ich ſuchte ihr auf den Grund zu kommen, und es fand ſich, daß er die ſchmerzlichſte Sehnſucht fühlte, ſein dem Bruder erwieſenes Unrecht wieder gut zu machen, und daß er nicht ruhig glaubte ſterben

Allein, mein Vater, oder von der Mutter
Begleitet?

Agamemnon.

Du allein. Dich wird kein Vater
Begleiten, keine Mutter.

Iphigenie.

Alſo willſt
Du in ein fremdes Haus mich bringen laſſen?

Agamemnon.

Laß gut ſeyn! Forſche nicht nach Dingen, die
Jungfrauen nicht zu wiſſen ziemt:

Iphigenie.

Komm du
Von Troja uns recht bald und ſiegreich wieder!

Agamemnon.

Erſt mußt ich noch ein Opfer hier vollenden.

Iphigenie.

Das iſt ein heiliges Geſchäft, worüber
Du mit den Prieſtern dich berathen mußt.

Agamemnon.

Du wirſt's mit anſehn, meine Tochter! Gar
Nicht weit vom Becken wirſt du ſtehn.

Iphigenie.

So werden
Wir einen Reigen um den Altar führen?

Agamemnon.

Die Glückliche in ihrer kummerfreien
Unwiſſenheit! — Geh jetzt in's Vorgemach,
Den Jungfraun dich zu zeigen.

(Sie umarmt ihn.)

zu können, wenn er nicht durch die aufrichtigſte und wehmüthigſte Bitte um Vergebung ſein Gewiſſen erleichtert hätte. Ich erbot mich zum Mittelsmanne, und ich ward mit Freuden dazu angenommen. Wenn der Bruder nicht gleich auf mein erſtes Wort bereit war, den unglücklichen Mann zu beſuchen; ſo lag das nicht, wie ich Anfangs glaubte, an einem Reſt von Rachgier oder an einer natürlichen Herzenshärte, ſondern bloß an ſeinem allgemeinen Abſcheu vor allen Krankenzimmern, und an der Furcht vor dem zu heftigen Eindrucke, den ein Sterbender auf ihn machen konnte. Als er ſich endlich entſchloß, mir zu folgen, und nun den Unglücklichen anſichtig ward, der ihm unter lautem Schluchzen die zitternden Arme entgegenſtreckte; da war auf einmal jener Abſcheu und jene Furcht aus ſeinem Herzen ſo rein verſchwunden, daß er mit der lebhafteſten Begierde auf den Kranken zuſtürzte und ihn mit Inbrunſt umarmte. Das Menſchliche, Edle, Großmüthige ſeines Benehmens rührte jeden Gegenwärtigen, und auch mich, der ich wahrlich! nicht der Weichmüthigſte bin, bis zu Thränen. Wie viel Mühe gab er ſich, den armen Leidenden zu beruhigen, und ein Bekenntnis zurückzuhalten, das für ihn ſo beſchämend und kränkend ſeyn mußte! Aus wie vollem Herzen ſtrömte ihm das Wort der Verſöhnung, als ihm ſeine innre Erſchütterung es endlich auszuſprechen erlaubte! Fodern Sie, ſagte er, fodern Sie einen Beweis von der Aufrichtigkeit meiner Geſinnungen, und wenn er irgend in meinen Kräften ſteht, ſo betheur' ich

Ihnen vor Gott: ich will ihn mit Freuden geben. Kann ich Ihnen; kann ich den Ihrigen dienen? Kann ich's in dieſem Augenblicke? kann ich's in Zukunft? Womit? Womit? — Ich erwarte nur Ihr Wort, beſter Lyck; und was es auch immer ſeyn mag — —

Der Alte ſaß in ſeinem Seſſel, vor lauter Zuhören, ſo ſtille, daß er kein Glied bewegte. Nur war er ſich gleich Anfangs mit der Hand nach dem Stutz gefahren, um ihn von dem guten Ohre ein wenig zurückzuſtoßen, und jetzt auf einmal fuhr er ſich mit den Fingern an ſeine Augenwimper.

Der Sterbende, fuhr der Doctor fort, nützte die Erklärung des Bruders zu einer Bitte, deren Wichtigkeit ich erſt hintenher aus der ungeheuren Arbeit kennen lernte, die ihre Erfüllung koſtete. Er geſtand, daß ſeine Handlungsgeſchäfte in Verwirrung, ſeine Bücher in nicht geringer Unordnung wären.

Das will ich glauben, ſagte der Alte. —

Er bejammerte das Schickſal ſeiner Frau und ſeiner unmündigen Kleinen, wenn ihn Gott von der Welt rufen ſollte.

Und das mit Recht! Er war ganz nahe am Bruche. —

Der auch ſicher erfolgt wäre, wenn die unermüdbare Geſchäftigkeit Ihres Sohns nicht gethan hätte.

Wie? —

Das Geſtändniß des Sterbenden war kaum abgelegt, als Ihr Sohn ihm ſein heiliges Wort gab, daß er auf den Fall ſeines Todes nicht ruhen wolle, als bis er Alles, ſo gut er es immer möglich finde, in Ordnung gebracht habe.

Und er hielt's? rief hier der Alte hitzig.

Mit der pünctlichſten Treue. Ganze Monate lang brachte er, Abend vor Abend, in jenem Hauſe der Trauer unter den verdrüßlichſten Geſchäften zu, verglich Brüche, zog Rechnungen aus, ſchrieb oder beantwortete Briefe, indeſſen Sie, mein lieber Vater, ihn auf Bällen, oder in Concertſälen, oder an Spieltiſchen glaubten. —

Es wäre beſſer geweſen, wenn der Doctor dieſen unnöthigen Zuſatz unterdrückt hätte; denn ohne dem Schwager damit zu nützen, that er ſich ſelbſt damit Schaden. Er brachte ſich um ein Fäßchen Weins, oder um irgend ein andres Geſchenk, das er ſonſt für ſeine angenehme Erzählung gewiß erhalten hätte.

Ich habe denn eben keinen Wahrſagergeiſt, ſagte der Alte empfindlich. — Die Thorheiten meines Sohns, die mich verdrüſſen mußten, durft ich erfahren; aber ſein Gutes, was mir hätte können Freude machen — —

Der Doctor entſchuldigte ſich, wegen ſeines Geheimhaltens, mit dem abgenöthigten Verſprechen, zu ſchweigen; einem Verſprechen, das er vielleicht zu gewiſſenhaft bis auf den Vater ausgedehnt habe. Die kleine Falſchheit, die in dieſer Erklärung lag, da vorzüglich um des Vaters willen jenes Verſprechen war gefodert worden, glaubte er ſich vergeben zu können. — Bald darauf erinnerte er ſich einiger Kranken, denen er noch Beſuche zu geben hatte, und empfohl ſich dem Alten.

Er war ſchon mehrere Minuten hinaus, als dieſer noch in ſeinem Seſſel, von dem er beide Arme bequem herabhangen ließ. mit feuchtem Blick vor ſich hinſchmunzelte, und in Gedanken das unbegreifliche Bild ſeines geputzten und gepuderten Sohnes anſtaunte, wie er vor dem Krankenbett eines Feindes edelmüthige Thränen vergoß, und ganze Monate lang alles Vergnügen aufgab, um in das Chaos vernachläſſigter Handlungsbücher Licht und Ordnung zu bringen. — Er ward durch den Beſuch von ein paar Fremden geſtört, die für die abgebrannte Kirche zu L.. und die mit abgebrannten Pfarr- und Schulgebäude milde Beiträge ſammelten. Er nahm ſie mit vieler Leutſeligkeit auf, und ſtatt der dreißig oder funfzig Reichsthaler, die er ſonſt vielleicht würde geſchrieben haben, ſchrieb er jetzt volle hundert. — Der erſte Buchhalter, Monſieur Burg, trat herein, und ſuchte mit verlegner Mine einen Brief vorzubereiten, wor'nn ein Verluſt von mehrern Tauſenden als höchſtwahrſcheinlich vorausgeſagt ward. — So etwas fällt in einer Handlung ſchon vor, ſagte der Alte, und gab ihm den Brief, nach nur flüchtiger Durchſicht, mit einer Freundlichkeit wieder, als ob er die angenehmſte Nachricht von der Welt ertheilte. Den ganzen Abend hindurch war er über der Entdeckung, die er ſo unvermuthet gemacht hatte, ungewöhnlich heiter und froh; es war ihm, als ob ihm erſt jetzt in ſeinem hohen Alter ein Sohn wäre gebohren worden. Als er in ſeine Schlafkammer ging. gab er vorher der Alten, die ſolcher ehelichen Zärtlichkeiten ſchon ſeit lieben langen Jahren entwöhnt, und daher nicht wenig, aber auch nicht unangenehm, erſtaunt war, einen recht herzlichen Kuß. Das Einzige, was ihn noch innerlich ärgerte, war der Umſtand: daß an einer Waare, die doch tiefer hinein ein ſo gutes und feines Geſpinnſt zeigte, gerade das SchauEnde ſo ſchlecht ſeyn mußte.

XVII.

Unter ſo angenehmen Vorſtellungen der Alte eingeſchlummert war, unter ſo unangenehmen wachte er auf. Da er ſein Herz von der Erzählung des Doctors voll hatte; ſo verſetzte ihn ein Traum in das Lyckiſche Haus, wo er das Vergnügen genoß, ſeinen Sohn, mit Schweiß und Staub bedeckt, unter einem Haufen ganz verſchiedenartiger, höchſt unordentlich durch einander geworfener Waaren zu ſehn, die er mit großem Fleiß aus einander ſuchte. Er wollte ſo eben zugreifen, um ihm zu helfen, als in ſeiner Einbildung die bisher mit dem Namen Lyck verbundenen Bilder lebendig wurden, und ihn aufs bitterſte den Entſchluß bereuen ließen, in ein Haus voll ſo toller Verſchwendung und ſo ärgerlicher Ausſchweifung zu treten. Indeſſen hielt er den Anblick der prächtigen Zimmer, die in ſeinen Gedanken ſich eher für einen Fürſten, als einen Kaufmann ſchickten, der mit größtem Ueberfluſſe beſetzten Tafeln, der umherſchwärmenden Bedienten, ja ſogar der wilden, lärmenden Trinker, die Champagner wie Waſſer hinuntergoſſen, eine Zeitlang aus; aber als endlich ſein Sohn mit der Hausfrau ſüße Blicke zu wechſeln anfing, und beide auf einmal in bebänderten Domino's, mit Maſken in den Händen und rothen Abſätzen unter den Schuhen vor ihm ſtanden; ſo ſtürzte er, voll des äußerſten Widerwillens, zur Thüre, und dankte dem Himmel, auf die große Hausflur hinauszukommen, die ihm aus frühern Jahren, von den Zeiten des alten Lyk her, ſo wohl bekannt war. Er hob hier ſorgfältig beide Rockſchöße auf, und drückte ſie dicht an den Leib, um unbeſchmuzt durch die Packen und Ballen und Kiſten und Fäſſer zu kommen, zwiſchen denen ehemals nur ein ganz ſchmaler Weg hindurchgieng; aber plözlich ward er zu ſeinem Erſtaunen inne, daß ſeine Vorſicht unnüz, und daß die ganze Flur von Waaren ſo ausgeleert war, wie eine Schatzkammer nach einem Kriege von Gelde. Alle Wände umher hiengen voll angezündeter Lampen, und nicht lange, ſo ertönte aus dem Hintergrunde des Saals — denn das war die Flur nun geworden — eine luſtige Tanzmuſik; Paar an Paar hüpften, wie unſinnig, gegen und durch einander; und als er ſich leiſe niederdrückte, um wo möglich hinter ihnen weg und zum Hauſe hinauszuſchleichen, ſo tanzte ihm unverſehens eine der munterſten und galanteſten Frauen der Stadt von gar nicht gutem Rufe entgegen, riß ihn, wie ſehr er ſich ſträubte, in die Reihe hinein, und wirbelte dann, in Verbindung mit der ganzen Geſellſchaft, den guten Alten, der nie als in ſeiner Jugend ein Tänzchen, und auch da nur ein Ehrentänzchen, gemacht hatte, ſo unbarmherzig auf und nieder, daß er bei ſeinem endlichen

Stillſtehen kaum wieder Athem gewinnen konnte. Er fand ſich hier einem Spiegel gegenüber, der ihm ſeine ganze gegen die übrige Geſellſchaft ſo abſtechende Geſtalt, zugleich mit ſeinen grauen Wimpern und den ehrwürdigen Runzeln ſeines Alters zeigte; ein Anblick, worüber er augenblicklich wach ward, und ſich völlig ſo athemlos und ſo eingefeuchtet fand, als ob die geträumte heftige Leibesbewegung wirklich Statt gehabt hätte.

Gottlob! rief er, indem er die Augen weit aufthat, und ſich des einſamen Schimmers ſeiner Nachtlampe von Herzen freute; es war nichts, als ein Traum. Hätt' ichs doch kaum geglaubt, daß man im Traume ein ſo ſchweres und angreifendes Stück Arbeit machen könnte! — Die tollen, raſenden Menſchen! — Und nun fing er an, weil die Wallung in ſeinem Blute noch fortwährte, und die verhaßten Bilder noch ihre volle Lebhaftigkeit hatten, ſich recht ernſtlich über den Unſinn zu ärgern, womit ſo Mancher für die läppiſchen, armſeligen Vergnügungen, deren er nur eben beigewohnt hatte, Vermögen und Geſundheit und ehrlichen Namen auf's Spiel ſetze. Er dachte ſich mit dem äußerſten Abſcheu die Möglichkeit, daß auch *ſein* ſo ſauer erworbenes Gut, eben wie das Lykiſche, in wenig Jahren verpraßt, und der Name Stark, den er bisher in Ehre und Anſehen gehalten, mit Schimpf und Schande belegt werden könnte. Hier fielen ihm die ſüßen, zärtlichen Blicke auf's Herz, die er ſeinen Sohn mit Madame Lyk hatte wechſeln ſehen. Es fuhr ihm kalt über den Rücken. Doch tröſtete ihn wieder die Betrachtung: daß die Liebe zum Gelde in dem Herzen ſeines Sohns keine ſchwächere Leidenſchaft, als die Eitelkeit, ſey, und daß es ihm jene gewiß nicht erlauben werde, ſich mit einer Frau von ſo mittelmäßigen, wo nicht gar ſchlechten Umſtänden, und noch obendrein mit einer Mutter von Kindern, zu belaſten. So weit, ſagte er, kann ſein Geſchmack an Galanterie ihn doch unmöglich verleiten. — Zwar, wandt' er ſich wieder ein, hat er ja meine Erwartung ſchon in Einem Stücke getäuſcht; und könnt' er's nicht leicht auch in dieſem? — Doch ich träume noch, glaub' ich; die Fälle ſind einander nicht ähnlich. Das Opfer, das er bei ſo einer Heurath brächte, wäre zu groß; auch hat er hier volle Zeit zur Beſinnung: — denn in eine Liebe verſtrickt zu werden, die ihn aller Beſinnung beraubte, ſieht ihm nicht ähnlich — und welche Wahl er treffen kann, wenn ihm nur die Beſinnung dazu frei bleibt, iſt keine Frage. Am Krankenbett des ſeligen Lyk ſah er ſich überraſcht; er iſt nur ein eitler und ſchwacher, kein verderbter, kein boshafter Menſch; es war natürlich, daß der erſchütternde, ihm ſo neue Anblick eines Sterbenden und die dringende Auffoderung, die ſo ſehr zu rechter Zeit an ſein Herz erging, ihn zu einem Verſprechen hinriſſen, das er bei kalter Ueberlegung wohl ſchwerlich gethan hätte, das aber, einmal gethan, nicht unerfüllt bleiben durfte, wenn er nicht geradezu als ein Mann von ſchlechter Geſinnung erſcheinen wollte. Und warum ſollt' er denn nicht auch freudig gethan haben, was einmal gethan werden mußte?

Warum ſollt' er nicht, während er's that, in dem Bewußtſeyn ſeiner Rechtſchaffenheit und in der Achtung die er gegen ſich ſelbſt empfinden mußte, ſich ſo wohlgefallen haben, daß er immer freudiger fortfuhr? Ich danke dem Himmel, wenn er bei dieſer Gelegenheit in den Geſchmack des Guten gekommen. Vielleicht, daß ihn das edlere Vergnügen wohl noch ganz von den armſeligen Eitelkeiten abzieht, zu denen er bisher einen ſo unglücklichen Hang hatte. Und dann vollends leben Sie wohl, Madame Lyk, mit Ihrer Feinheit, und Ihrem Weltton, und mit dem ganzen Gefolge von Liebenswürdigkeiten, das hinter Ihnen drein treten mag! Für meinen Sohn ſind Sie nicht. —

Wenn dieſe Gedankenfolge des Herrn Stark, ſo richtig und bündig ſie ſchien, dennoch nur wenig zutraf; ſo lag das an den beiden ſo gewöhnlichen Fehlern: daß er einen Charakter, der ſich bis jezt nur von gewiſſen Seiten entwikelt hatte und von andern ſich ſelbſt noch ein halbes Geheimnis war, als ſchon völlig bekannt und ergründet vorausſezte, und daß er in die Vorſtellung der Verhältniſſe, worinn er dieſen Charakter handeln ließ, einige bedeutende Irrthümer brachte, deren Entſtehungsart wir vielleicht künftig erfahren werden. Genug, daß für den Augenblick Herr Stark ſich beruhigt fühlte, und wieder einſchlief; doch hatten wirklich die aufgeſtiegenen Dünſte ſeinen Horizont ein wenig getrübt, und Sonnen-Aufgang war daher nicht ganz ſo heiter, als man bei Sonnen-Untergang hätte erwarten ſollen.

(Der Beſchluß künftig.)

II.

Verſuch über die Dichtungen.

Keine ſeiner Fähigkeiten iſt dem Menſchen werther, als die Einbildungskraft. Das menſchliche Leben ſcheint ſo wenig auf Glück berechnet, daß man nur mit Hülfe einiger Schöpfungen und gewiſſer Bilder, nur durch glückliche Wahl unſerer Erinnerungen die vertheilten Freuden der Erde ſammeln, und, nicht durch die Kraft der Philoſophie, ſondern durch die weit mächtigere Wirkung der Zerſtreuungen gegen die Leiden zu kämpfen vermag, die uns das Schikſal auflegt.

Man hat viel von den Gefahren der Einbildungskraft geſprochen, und es wäre unnütz aufzuſuchen, was eine unfähige Mittelmäßigkeit, oder eine ſtrenge Vernunft hierüber wiederholt haben. Die Menſchen werden nicht aufgeben, ſich intereſſiren zu laſſen, und diejenigen, die das Talent beſitzen, uns zu rühren, werden noch weniger Verzicht thun, es mit Glück auszuüben.

Die kleine Anzahl nothwendiger und gewiſſer Wahrheiten wird niemals Geiſt und Herz völlig befriedigen; wer ſie entdeckt, hat ohne Zweifel den höchſten Ruhm,

Eine ſchwere
Umarmung war das und ein bitt'rer Kuß!
Es iſt ein langer Abſchied, den wir nehmen.
O Lippen — Buſen — blondes Haar, wie theuer
Kommt dieſes Troja mir und dieſe Helena
Zu ſtehen! — Doch genug der Worte — Geh,
Geh! Unfreiwillig bricht aus meinen Augen
Ein Thränenſtrom, da dich mein Arm umſchließet.
Geh in das Zelt!
(Iphigenie entfernt ſich.)

Vierter Auftritt.

Agamemnon. Clytemneſtra. Chor.

Agamemnon.

O Tochter Tyndars, wenn
Du allzuweich mich fandeſt, ſieh dem Schmerz
Des Vaters nach, der die geliebte Tochter
Jetzt zu Achillen ſcheiden ſehen ſoll.
Ich weiß es. Ihrem Glück geht ſie entgegen.
Doch welchen Vater ſchmerzt es nicht, die er
Mit Müh' und Sorgen auferzog, die Lieben,
An einen Fremden hinzugeben.

Clytemneſtra.

Mich
Soll man ſo ſchwach nicht finden. Auch der Mutter
— Kommt's nun zur Trennung — wird es Thränen
koſten,

aber auch nützlich für das menſchliche Geſchlecht haben die Verfaſſer ſolcher Werke gearbeitet, die uns rühren oder angenehm betrügen. Will man die Leidenſchaften des Menſchen mit metaphyſiſcher Genauigkeit behandeln, ſo thut man ſeiner Natur Gewalt. Auf dieſer Erde giebt es nur Anfänge; keine Gränze iſt bezeichnet, die Tugend ſteht feſt, aber das Glück ſchwebt im Weiten; und wenn es eine Unterſuchung nicht aushält, wird es durch ſie vernichtet, wie glänzende Nebelbilder, aus leichten Dünſten emporſteigend, für den verſchwinden, der durch ſie hindurchgeht.

Demohngeachtet aber iſt das Vergnügen, das die Dichtungen hervorbringen, nicht ihr einziger Vortheil; ſie unterhalten, wenn ſie zu den Augen ſprechen, aber ſie haben einen großen Einfluß auf das moraliſche, wenn ſie das Herz bewegen und dieß Talent iſt vielleicht das mächtigſte, um aufzuklären oder Richtungen zu geben.

In dem Menſchen giebt es nur zwey, deutlich zu unterſcheidende Kräfte, die Vernunft und die Einbildungskraft; alle die andern, ſelbſt die Empfindung, ſind nur abhängig oder zuſammengeſetzt. Das Reich der Dichtungen iſt deswegen wie das Reich der Einbildungskraft ſehr ausgearbeitet; auch die Leidenſchaften, anſtatt ihr im Wege zu ſtehen, ſind ihr willkommen. Die Philoſophie muß die unſichtbare Gewalt ſeyn, die ihren Wirkungen die Richtung giebt, aber wenn ſie ſich zu bald zeigte, würde ſie den Zauber zerſtören.

Ich werde deswegen, indem ich von Dichtungen ſpreche, ſowohl ihren Gegenſtand als ihren Reitz betrachten; denn in dieſer Art Werken kann die Anmuth ohne Nutzen beſtehn, niemals aber der Nutzen ohne Anmuth. Die Dichtungen ſind berufen uns zu verführen, und je feſter man ſich dabey einen moraliſchen oder philoſophiſchen Zweck vorſetzte, deſto mehr müßte man ſie mit gefälligem Reitz ausſtatten, um ſeinen Zweck zu erreichen, ehe ihn jemand gewahr werden könnte. In den Mythologiſchen Dichtungen werde ich nur auf das Talent des Dichters ſehen, da ihr religiöſes Verhältniß nicht zu meiner Betrachtung gehört; ich werde von den Werken der Alten nach dem Eindrucke reden, den ſie zu unſern Tagen machen, und ich werde nur von ihrem Talent, nicht von ihren Lehrſätzen mich unterhalten.

Die Dichtungen können in drey Klaſſen getheilt werden. 1) Die wunderbaren und allegoriſchen Dichtungen. 2) Die hiſtoriſchen. 3) Die Dichtungen, wo alles zugleich erfunden und nachgeahmt iſt, in denen nichts wahr, aber alles wahrſcheinlich iſt.

Wollte man hierüber ausführlich ſchreiben, ſo würde man ein weitläufiges Werk hervorbringen, das die meiſten dichteriſchen Arbeiten begriffe; faſt alles würde darin zur Sprache kommen, denn Ein Gedanke kann nur vollkommen durch die Verbindung aller übrigen entwickelt werden. Aber meine Abſicht iſt nur zu Gunſten der Romane zu ſchreiben, und ich werde zu zeigen ſuchen, daß ein Roman, der mit Feinheit, Beredtſamkeit, Tiefe und Moralität das Leben darſtellt, wie es iſt, die nützlichſte von allen Dichtungen ſey, und ich habe aus dieſem Verſuch alles, was dahin nicht zielen möchte, entfernt.

I.

Die wunderbare Dichtung verurſacht ein Vergnügen, das ſich ſehr bald erſchöpft. Die Menſchen müſſen erſt Kinder werden, um dieſe unnatürlichen Schilderungen zu lieben, um ſich durch unwahre Darſtellungen zu Schrecken und Neugierde reitzen zu laſſen.

Die Philoſophen müſſen erſt wieder Volk werden, um nützliche Gedanken unter dem Schleyer der Allegorie zu lieben. Die Mythologie der Alten enthält manchmal nur einfache Fabeln, wie ſie die Leichtgläubigkeit, die Zeit und die Prieſter in allen abgöttiſchen Religionen fortgepflanzt haben, aber man kann ſie auch öfter als eine Folge von Allegorien betrachten; man ſieht perſonifizierte Leidenſchaften, Talente oder Tugenden.

Ohne Zweifel gehört zu der Wahl dieſer Dichtungen ein gewiſſes Glück, eine Gewalt der Einbildungskraft, die den Erfindern einen wahren Ruhm verſichert. Sie haben eine Sprache geſchaffen, dem Style eine Geſtalt gegeben, und, um die poetiſchen Ideen in ihrer Würde zu erhalten, ſie von der gemeinen Sprache geſondert. Werke, die zu dieſen einmal angenommenen Fictionen noch andere hinzuthun wollten, würden gar keinen weitern Nutzen haben.

Wunderbare Dichtungen erkälten immer die Empfinbungen, denen man ſie beygeſellt. Wenn man nur Bilder verlangt, die gefallen ſollen, ſo iſt es erlaubt auf tauſend Arten zu blenden. Man hat geſagt: die Augen ſeyen immer Kinder und es gilt noch vielmehr von der Einbildungskraft, ſie verlangt nur unterhalten zu ſeyn, ihr Zweck iſt in ihrem Mittel, ſie dient das Leben zu betrügen, die Zeit zu rauben, ſie kann dem Tag die Träume der Nacht geben; ihre leichte Thätigkeit iſt ſtatt der Ruhe, indem ſie zugleich alles was rührt und alles was beſchäftigt, entfernt. Aber wenn man ſich des Vergnügens dieſer Einbildungskraft zu einem moraliſchen Zwecke mit Conſequenz bedienen will, ſo muß man ſowohl mehr Folge als mehr Einheit in den Plan legen. Jene Verbindung der Helden und der Götter, der Leidenſchaften und der Geſetze des Schickſals ſchaden ſelbſt den Gedichten Homers und Virgils; kaum verzeiht man dem Erfinder eine Gattung, deren Erfindung ihm ſo viel Ehre macht. Wenn Dido den Aeneas liebt, weil ſie unter den Zügen des Askanius den Amor an ihren Buſen gedrückt hat; ſo bedauert man das Talent, das die Geburt dieſer Leidenſchaft durch das Gemählde der Bewegungen des Herzens viel beſſer gezeigt hätte. Wenn die Götter den Zorn, den Schmerz und den Sieg Achill's befehlen, ſo kann man weder Jupitern noch den Helden bewundern; der eine iſt ein abſtractes Weſen, der andere ein Menſch durch das Schickſal unterjocht; die Allmacht des Charakters wird durch das Wunderbare verdeckt, das ihn umgiebt.

Auch kommt bey dieſer Art des Wunderbaren bald etwas Gewiſſes bald etwas Unerwartetes vor; wir können deshalb nicht nach unſern eigenen Empfindungen fürchten oder hoffen, und ſehn uns auf dieſe Weiſe des ſchönſten Vergnügens beraubet. Wenn Priam den Leichnam Hectors von Achill zurück zu verlangen geht, ſo ſollten mich die Gefahren, in die ſeine väterliche Liebe ihn ſtürzte, in Furcht ſetzen; ich ſollte zittern wenn ich ihn in das Zelt des ſchrecklichen Achills eintreten ſehe und ſollte in Ungewißheit bey allen Worten dieſes unglücklichen Vaters, durch ſeine Beredtſamkeit ſowohl den Eindruck der Gefühle die ſie darlegt, als die Ahnung der Begebenheiten, die ſie entſcheiden wird, empfinden. Aber ich weiß ſchon, daß Merkur den Priam durch das Lager der Griechen führt, daß Thetis, auf Befehl des Jupiters, ihrem Sohn die Rückgabe des Leichnams befohlen hat, ich bin über Priams Unternehmen nicht mehr zweifelhaft, mein Geiſt iſt mehr aufmerkſam und ohne den Rahmen des göttlichen Homers würde ich eine Rede nicht leſen, die erſt auf die Situation folgt, anſtatt ſie herbey zu führen.

Wenn ich ſagte, daß auch etwas Unerwartetes im Wunderbaren ſey, das die ganz entgegengeſezte Wirkung der erſt getadelten Gewißheit hervorbringt, und uns das Vergnügen raubt was wir hoffen und wünſchen voraus zu ſehen, meinte ich die Fälle wenn die Götter die beſt verknüpften Maaßregeln reiſſen, ihren Günſtlingen einen unwiderſtehlichen Schutz gegen die größten Mächte verleihen, und alles Verhältniß der Begebenheiten wie ſie dem Menſchen angemeſſen ſind aufheben.

Ich geſtehe wohl, die Götter nehmen hier nur den Platz des Schickſals ein, ſie ſind der perſonificierte Zufall; aber bey Dichtungen iſt es beſſer ſeinen Einfluß zu entfernen. Alles was erfunden iſt, ſoll wahrſcheinlich ſeyn, alles was uns in Erſtaunen ſezt, muß durch Verkettung moraliſcher Urſachen erklärt werden können; in ſolchen Werken entdeckt man alsdann ein philoſophiſches Reſultat, und das Talent, das ſie hervorbringt übernimmt eine gröſſere Arbeit; denn eingebildete oder wirkliche Situationen, aus denen man ſich durch einen Machtſtreich des Schickſals zieht, können keine Bewunderung erregen.

Ich wünſchte, daß, indem man zum Menſchen ſpricht, man auch die groſſen Wirkungen durch den Character des Menſchen hervorbrächte. Hier iſt die unerſchöpfliche Quelle, aus denen das Talent tiefe und ſchreckliche Schilderungen ſchöpfen kann, ja ſelbſt Dante hat ſeine höllıſchen Bilder nicht ſo weit getrieben als die blutigen Verbrechen unſerer Tage ſich einander übertreffen haben.

Sind nicht in den epiſchen Gedichten, die wir wegen des Wunderbaren ihrer Fictionen ſchätzen, eben die Stellen die erhabenſten, derer Schönheiten ganz unabhängig vom Wunderbaren ſind? Was man in Miltons Satan bewundert, iſt der Menſch, was von Achill übrig bleibt iſt ſein Character, was man bey der Leidenſchaft Reinalds zu Armiden vergeſſen möchte, iſt die Zauberey, die ſich zu den Reitzen geſellt, die ihn entzündet haben. Was in der Aeneis wirkt, ſind die Empfindungen die zu aller Zeit allen Herzen angehören und unſere tragiſchen Dichter, die aus alten Schriftſtellern Gegenſtände wählten, haben ſie faſt ganz von den wunderbaren Maſchinen abgeſondert die man meiſt an der Seite der groſſen Schönheiten, wodurch die Werke des Alterthums ſich auszeichnen, wirkſam findet.

Die Ritterromane laſſen noch mehr die Unbequemlichkeit des Wunderbaren fühlen; bey ihnen ſchadet es nicht allein dem Intereſſe der Begebenheiten, ſondern es miſcht ſich auch in die Entwickelung der Charaktere und Empfindungen. Die Helden ſind rieſenmäßig, die Leidenſchaften überſchreiten die Wahrheit und eine eingebildete moraliſche Natur, hat noch weit mehr Unbequemlichkeiten als die Wunder der Mythologie und der Feeren. Das Falſche iſt inniger mit dem Wahren verbunden, und die Einbildungskraft ſelbſt wirkt weniger; denn es iſt hier die Rede nicht zu erfinden, ſondern zu übertreiben was da iſt, und eben was in der Wirklichkeit ſehr ſchön iſt, in einer Art von Caricatur darzuſtellen, wodurch ſowohl Tapferkeit als Tugend lächerlich werden könnten, wenn Geſchichtſchreiber und Moraliſten die Wahrheit nicht wieder herſtellten.

Doch muß man die menſchlichen Dinge nicht nach ausſchließlichen Grundſätzen richten, ich weiß daher das ſchöpferiſche Genie zu ehren, das jene poetiſchen Dichtungen hervorgebracht hat, auf denen der Geiſt ſo lange ruht und die zu ſo viel glücklichen und glänzenden Vergleichungen gedient haben; aber man kann wünſchen, daß künftige Talente einen andern Weg einſchlagen, und ich möchte jenen lebhaften Seelen, denen Geſpenſter ſo oft als wahre Bilder erſcheinen können, auf die einzige Nachahmung des Wahren einſchränken oder vielmehr zu ihr erheben.

Bey den Werken, wo die Heiterkeit herrſcht, könnte man ungern die lieblichen Dichtungen vermiſſen, von denen Arioſt einen ſo ſchönen Gebrauch gemacht hat und wirklich iſt auch in dem glücklichen Zufall, der die Anmuth des Herzens hervorbringt, keine Regel und kein Gegenſtand. Der Eindruck kann nicht analyſirt werden, das Nachdenken kann ſich nichts davon zueignen. In dem Wahren findet man ſo wenig Urſache zur Fröhlichkeit, daß gewiß in den Werken, die ihr gewidmet ſind, das Wunderbare manchmal nöthig iſt. Empfindung und Nachdenken erſchöpfen ſich nie, aber der Scherz iſt ein Glück des Ausdrucks oder des Gewahrwerdens, deſſen Rückkehr man nicht berechnen kann. Jede Idee die Lachen erregt, könnte die lezte ſeyn, die man jemals entdeckte, es iſt kein Weg, der zu dieſer Gattung führte; es giebt keine Quelle aus der man mit Gewißheit ſchöpfen könnte. Man weiß ſie exiſtirt, weil ſie ſich immer erneuert, aber man kennt weder die Urſache noch die Mittel. Der Ton des Scherzes bedarf mehr Begeiſterung, als der erhöhte Enthuſiasmus ſelbſt. Dieſe

Heiterkeit in dichteriſchen Werken, die nicht aus einem Gefühl von Glück entſteht, dieſe Heiterkeit von der der Leſer weit mehr Genuß als der Schriftſteller hat, iſt ein Talent zu dem man auf einmal gelangt, das ſich ohne Abſtufung verliert, dem man wohl eine Richtung geben, an deſſen Stelle man aber keine Fähigkeit des größten Geiſtes ſetzen kann. Wenn alſo das Wunderbare oft zu den Werken, die immer heiter ſind, paßt, ſo mag wohl die Urſache ſeyn, weil ſie niemals die Natur vollkommen mahlen; niemals kann eine Leidenſchaft, ein Schickſal, eine Wahrheit munter ſeyn; nur aus einigen flüchtigen Schattierungen ſolcher ernſthafter Ideen können lächerliche Contraſte hervorſpringen.

Es giebt eine Gattung, weit über diejenige erhaben, von der ich eben ſprach, die zwar auch ſcherzhafte Situationen hervorbringt, ich meine die Werke des komiſchen Talents; aber eben der Vorzug daß ſeine ganze Stärke auf natürlichen Characteren und Leidenſchaften beruht, würde ganz verändert und geſchwächt werden, wenn man dabey das Wunderbare brauchen wollte. Miſchte ſich in den Character des Gil Blas, des Tartuffe, des Menſchenfeindes irgend etwas Wunderbares, ſo würde unſer Geiſt durch dieſe Werke weniger getroffen, weniger verführt werden.

Die Nachahmung des Wahren bringt immer größere Wirkungen hervor als übernatürliche Mittel. Ohne Zweifel erlaubt uns die hohe Metaphyſik anzunehmen, daß es über unſere Faſſungskraft, Gedanken, Gegenſtände, Wahrheiten und Weſen giebt, die über alle unſere Begriffe reichen; aber da wir von dieſen abſtracten Regionen nicht den mindeſten Begriff haben, ſo können wir, ſelbſt mit unſern Wunderbaren ihnen nicht näher kennen; das Wunderbare bleibt vielmehr unter der Wirklichkeit, die wir kennen; übrigens begreifen wir nichts als was mit der Natur des Menſchen und der Dinge übereinſtimmt. Alles alſo, was wir unſere Schöpfungen nennen, iſt nichts als eine unzuſammenhängende Verſammlung von Ideen, die wir aus eben der Natur ziehen, von der wir uns zu entfernen ſuchen. In dem Wahren iſt der göttliche Stempel. Man giebt zu, das Genie erfinde und doch nur indem es entdeckt, vereinigt darſtellt das was iſt, verdient es den Ehrennamen eines Schöpfers.

Es giebt noch eine andere Art von Dichtungen deren Wirkung mir noch geringer ſcheint, als die des Wunderbaren, es ſind die Allegorien. Mir ſcheint, daß ſie den Gedanken ſchwächen, wie das Wunderbare das Gemählde der Leidenſchaften entſtellt. Unter der Form der Fabel haben die Allegorien manchmal dienen können nützliche Wahrheiten allgemein zu machen, aber ſelbſt dieſer Urſprung iſt ein Beweiß, daß wenn man dem Gedanken dieſe Form giebt, man ihn herabzuſenken glaubt, um ihn den Menſchen überhaupt begreiflich zu machen. Wer Bilder braucht, um ſich einen Begriff zu verſchaffen, zeigt eine Schwäche des Geiſtes an; denn ſelbſt einem Gedanken, den man auf dieſe Weiſe klar machen

Und ohne dein Erinnern — doch die Ordnung
Und deiner Tochter Jahre heiſchen ſie.
Laß auf den Bräutigam uns kommen. Wer
Er iſt, weiß ich bereits. Erzähle mir
Von ſeinen Ahnherrn jetzt und ſeinem Lande.

Agamemnon.

Aegina kenneſt du, Aſopus Tochter.

Clytemneſtra.

Wer freite ſie, ein Sterblicher, ein Gott?

Agamemnon.

Zevs ſelbſt, dem ſie den Aeakus, den Herrſcher
Oenopiens, gebar.

Clytemneſtra.

Wer folgte dieſem
Auf ſeinem Königsthrone nach?

Agamemnon.

Derſelbe,
Der Nereus Tochter freite, Peleus.

Clytemneſtra.

Mit
Der Götter Willen freit' er dieſe, oder
Geſchah es wider ihren Rathſchluß?

Agamemnon.

Zevs
Verſprach ſie, und der Vater führte ſie ihm zu.

Clytemneſtra.

Wo war die Hochzeit? In des Meeres Wellen?

Agamemnon.

Die Hochzeit war auf dem erhab'nen Sitze
Des Pelion, dem Aufenthalte Chirons.

könnte, würde es doch, bis auf einen gewiſſen Grad an Abſtraction und Feinheit mangeln. Die Abſtraction iſt weit über alle Bilder, ſie hat eine geometriſche Genauigkeit, und man kann ſie nicht anders als mit ihren beſtimmten Zeichen ausdrücken. Die vollkommene Feinheit des Geiſtes kann durch keine Allegorie feſt gehalten werden; die Schattirungen der Darſtellungen ſind niemals ſo zart als metaphyſiſche Ideen und was man körperlich darſtellen kann wird niemals das geiſtreich-feinſte des Gedankens ſeyn. Aber auſſer dem daß die Allegorie dem Gedanken, welchen ſie ausdrücken will, ſchadet, ſind die Werke dieſer Gattung, faſt ohne irgend einer Art von Anmuth. Der Zweck iſt doppelt; man will eine moraliſche Wahrheit anſchaulich machen und durch ihr Bild, durch die Fabel, einnehmen; immer mißglückt eins durch das Bedürfniß das andere zu erreichen. Der abſtracte Begriff iſt unbeſtimmt dargeſtellt und das Gemählde hat keine dramatiſche Wirkung; es iſt eine Fiction in der Fiction, an deren Begebenheiten wir keinen Antheil nehmen können, weil ſie nur da ſind um philoſophiſche Reſultate vorzuſtellen, die man weit mühſamer begreift als wenn ſie rein metaphyſiſch ausgedruckt wären; man muß in Allegorien das Abſtracte von dem, was dem Bilde zugehört, ſondern, die Begriffe unter dem Nahmen der Perſonen, die ſie vorſtellen, entdecken und das Räthſel zu errathen ſuchen ehe man den Gedanken begreift. Wenn man erklären will, was dem ſonſt ſo angenehmen Gedichte, Telemach, Einförmigkeit giebt, ſo wird man finden, daß es die Figur des Mentors iſt, die, zugleich wunderbar und allegoriſch auf doppelte Weiſe beſchwerlich iſt. Als wunderbar benimmt ſie uns alle Unruhe über Telemachs Schickſal, denn man iſt gewiß, daß die Götter ihn aus allen Gefahren ſiegreich herausführen werden; als allegoriſch zerſtört ſie die ganze Wirkung der Leidenſchaften die aus dem innern Streite derſelben entſpringt. Die zwey Gewalten welche die Moraliſten in dem Herzen des Menſchen unterſcheiden, ſind in Fenelons Gedicht als zwey Perſonen aufgeſtellt. Mentors Character iſt ohne Leidenſchaft und Telemach ohne Herrſchaft über ſich ſelbſt; der Menſch ſteht zwiſchen beyden und nun weiß man nicht, an welchem Gegenſtand man Theil nehmen ſoll.

Jene auffallenden Allegorien, wo, wie in Theleme und Macare der Wille reiſt, um das Glück zu finden, dieſe verlängerten Allegorien in denen, wie in Spenſers *Fairy Queen*, jeder Geſang eine Tugend als Ritter im Streite gegen ein Laſter verſtellt, können uns eigentlich nicht anziehen, von welcher Art auch das Talent ſey, das ſie verziert. Ermüdet von dem romanhaften Theil der Allegorie gelangt man zum Ende, und man hat nicht mehr Kraft den philoſophiſchen Sinn zu faſſen.

Die Fabeln, in denen man die Thiere reden läßt, dienten im Anfang zu einer Art Gleichniß, in welcher das Volk leichter den Sinn begriff, nachher hat man daraus eine eigene Gattung der Dichtkunſt gemacht, in welcher viele Schriftſteller ſich geübt haben. Es gab einen Mann, der ſich einzig in dieſer Laufbahn zeigte, deſſen Naturell ſo vollkommen war, daß es weder zweymal entſtehn noch einmal nachgeahmt werden konnte. Ein Mann, der die Thiere reden läßt als wenn ſie eine Art von denkenden Weſen wären, in einer Welt, in der weder Vorurtheile noch Anmaßungen herrſchen. Eben Lafontainens Talent entfernt von ſeinen Schriften die Idee der Allegorie, indem er den Character der Thierarten perſonificiret, und ihn nach ſeinen eigenen Verhältniſſen ausmahlt; das Comiſche ſeiner Fabeln kommt nicht aus Anſpielungen, ſondern es entſpringt aus dem wahrhaften Bilde der Sitten der Thiere, die er auf den Schauplatz bringt. Nothwendig war dieſer Erfolg begrenzt, und alle andern Fabeln, die man in verſchiedenen Sprachen verſucht hat, theilen, indem ſie zur Allegorie zurückkehren, auch ihre Unbequemlichkeit.

Die Werke voll Anſpielungen ſind auch eine Art Dichtung, deren Verdienſt nur die Zeitgenoſſen recht lebhaft empfinden; die Nachwelt beurtheilt dieſe Schriften ohne auf das Verdienſt der Wirkung zu ſehen, die ſie zu ihrer Zeit haben konnten, und ohne die Schwierigkeiten in Anſchlag zu bringen, die ihre Verfaſſer zu überwinden hatten. Sobald das Talent in einem gewiſſen Bezuge arbeitet, verliehrt es ſeinen Glanz mit den Umſtänden die es in Bewegung ſetzten. Hudibras zum Beiſpiel iſt vielleicht eins von denen, worinn man am meiſten Witz findet, aber weil man immer in dem was der Verfaſſer geſagt hat, aufſuchen muß, was er ſagen wollte, weil Noten ohne Zahl nöthig ſind um ſeine Scherze zu verſtehen und weil man ehe man lachen oder Theil nehmen kann, ſich vorläufig unterrichten muß, ſo kann der Werth dieſes Gedichts nicht mehr allgemein empfunden werden. Ein philoſophiſches Werk kann fodern, daß man nachforſche um es zu verſtehen, aber eine Dichtung von welcher Art ſie ſey, bringt keine entſchiedene Wirkung hervor, als wenn ſie in ſich ſelbſt alles enthält wodurch ſie allen Leſern, in allen Momenten, einen vollkommenen Eindruck geben kann. Je mehr eine Handlung zu den gegenwärtigen Umſtänden paßt, deſto nützlicher iſt ſie, deßwegen iſt ihr Ruhm unſterblich; die Werke des Schriftſtellers aber gewinnen nur, in ſo fern ſie ſich von den gegenwärtigen Begebenheiten losmachen, um ſich zur unveränderlichen Natur der Dinge zu erheben und alles was die Schriftſteller für den Augenblick thun, iſt, wie Maſſillion ſich ausdrückt, verlohrne Zeit für die Ewigkeit.

Einzelne Gleichniſſe, die auch gewiſſermaſſen Allegorien ſind, zerſtreuen die Aufmerkſamkeit weniger, und der Gedanke, der vor ihnen meiſt vorausgeht, wird nur durch ſie aufs neue entwickelt; aber ſelten iſt ein Gefühl oder ein Gedanke in ſeiner ganzen Stärke, wenn man ſie durch ein Bild ausdrücken kann, das: ſterben ſollt' er! des alten Horatz, hätte kein Bild vertragen. Wenn man das Kapitel des Montesquieu lieſſet, wo er, um den Despotiſmus zu ſchildern, ihn mit den Wilden der Louiſiane vergleicht, ſo wünſchte man an der Stelle dieſes Bildes einen Gedanken des Tacitus oder des Verfaſſers ſelbſt zu leſen. Freylich würde es zu ſtreng ſeyn allen dieſen Putz zu verbannen, deſſen der menſchliche Geiſt ſo nothwendig hat, um von neuen Begriffen auszuruhen, oder den bekannten Mannigfaltigkeit zu geben. Die Bilder, die Schilderungen bringen den Zauber der Poeſie hervor und beleben alles was ihr ähnlich iſt, aber was aus dem Nachdenken entſpringt erlangt eine größere Gewalt, eine weit mehr concentrirte Kraft, wenn der Ausdruck des Gedankens ſeine Stärke nur aus ihm ſelbſt nimmt.

Auch unter den Allegorien, wie unter den wunderbaren Dichtungen, finden wir Werke, die philoſophiſche Ideen ſcherzhaft vortragen wollen, ſo iſt das Mährchen von der Tonne, Gulliver, Mikromegas, u. ſ. w. Ich könnte von dieſer Gattung wiederholen, was ich von der andern geſagt habe: wenn man Lachen erregt, ſo iſt der Zweck erfüllt; aber doch giebt es einen höhern Zweck in dieſer Art von Schriften; man will einen philoſophiſchen Gegenſtand anſchaulich machen, und es geſchieht nur unvollkommen. Wenn die Allegorie an ſich ſelbſt unterhaltend iſt, ſo merken die Menſchen mehr auf die Fabel als auf das Reſultat und Gulliver hat mehr als Mährchen gereizt, als ſeine Reſultate unterrichtet und moraliſch gebeſſert haben. Die Allegorie wandelt immer zwiſchen zwey Klippen. Iſt ihr Zweck zu deutlich ausgeſprochen, ſo wird er läſtig; iſt er verborgen, ſo vergißt man ihn; verſucht man die Aufmerkſamkeit zu theilen, ſo kommt man in Gefahr, gar keine zu erregen.

II.

In dem zweyten Theil verſprach ich von hiſtoriſchen Dichtungen zu reden, von Erfindungen nämlich die auf wahre Begebenheiten gegründet ſind.

Die Gegenſtände der Tragödien ſind meiſt aus der Geſchichte genommen; doch wenn man ſo viele Empfindungen in einen Raum von vier und zwanzig Stunden und fünf Acten einſchließen ſoll, oder wenn man ſeinen Helden in der Höhe der epiſchen Poeſie erhalten will, ſo zeigt uns kein Menſch, keine Geſchichte ein vollkommenes Muſter. Hier iſt Dichtung nöthig, aber ſie nähert ſich nicht dem Wunderbaren. Es iſt keine andere Natur, hier iſt keine Wahl aus der, die vor uns liegt. Wir dürfen alsdann der poetiſchen Sprache nur das, was ihr eigen iſt, nachgeben, ſo iſt unſer Herz der beſte Richter der ſchönſten Situationen und der epiſchen oder dramatiſchen Charaktere; ſie ſind von der Geſchichte entlehnt; nicht aber entſtellt, ſie ſind von dem was ſie ſterbliches hatten, abgeſondert und ſo gewiſſermaßen vergöttert, nichts iſt außer der Natur in dieſer Dichtungsart; natürliche Verhältniſſe natürlicher Gang; und wenn ein Menſch, der zum Ruhme gebohren iſt, ein Meiſterſtück wie die Henriade, den Gengiskan, Mithridat oder Tancred anhört, wird er bewundern ohne zu ſtaunen, er wird genießen ohne an den Verfaſſer zu denken, und ohne hier die Schöpfung eines talentreichen Künſtlers zu vermuthen.

Aber es giebt eine andere Art von hiſtoriſchen Dichtungen die ich völlig verbannt wünſchte, es ſind Romane auf die Geſchichte gepfropft, wie die Anecdoten des Hofs Philipp Auguſts und andere. Man könnte dieſe Romane artig finden, wenn man die bekannten Nahmen veränderte, aber jetzt ſtellen ſich dieſe Erzählungen zwiſchen uns und die Geſchichte, um uns Details zu zeigen, deren Empfindung, indem ſie den gewöhnlichen Lauf des Lebens nachahmt, ſich dergeſtalt mit dem Wahren verwirrt, daß man ſie davon nicht wieder abſcheiden kann.

Dieſe Gattung zerſtöhrt die Moralität der Geſchichte, indem ſie die Handlungen mit einer Menge Beweggründe, die niemals exiſtirt haben, überladen muß, und reicht nicht an den Werth des Romans, weil ſie, genöthigt ſich an ein wahres Gewebe zu halten, den Plan nicht mit Freyheit und mit der Folge ausbilden kann, wie es bey einem Werk von reiner Empfindung nöthig iſt. Das Intereſſe, das ein ſchon berühmter Nahme für den Roman erregen ſoll, gehört zu den Vortheilen der Anſpielungen, und ich habe ſchon zu zeigen verſucht, daß eine Dichtung, die Erinnerungen ſtatt Entwickelungen zu Hülfe nimmt, niemals in ſich ſelbſt vollkommen ſey. Auch iſt es übrigens gefährlich die Wahrheit ſo zu entſtellen; man mahlt in ſolchen Romanen nur die Verwickelungen der Liebe. Die übrigen Begebenheiten der Epoche die man wählt ſind alle ſchon durch den Geſchichtſchreiber dargeſtellt, nun will man ſie durch den Einfluß der Liebe erklären, um den Gegenſtand ſeines Romans zu vergrößern; und ſo ſtellt man ein ganz falſches Bild des menſchlichen Lebens auf. Man ſchwächt durch dieſe Dichtung die Wirkungen welche die Geſchichte hervorbringen ſollte, von der man den erſten Gedanken geborgt hat, wie ein übles Gemählde dem Eindruck des Originals ſchaden kann, woran es durch einige Züge unvollkommen erinnert.

III.

Die dritte und letzte Abtheilung dieſes Verſuchs ſoll von dem Vorzuge ſolcher Dichtungen handeln, in denen alles zugleich erfunden und nachgeahmt iſt. Die Trauerſpiele, deren Inhalt ganz erfunden iſt, werden aber nicht in dieſer Abtheilung begriffen ſeyn, ſie mahlen eine erhöhtere Natur, einen hohen Stand und eine beſondere Lage. Die Wahrſcheinlichkeit dieſer Stücke hängt von ſehr ſeltenen Begebenheiten ab, aus denen nur wenig Menſchen ſich etwas zueignen können. Zwar nehmen die Dramen, die Comödien auf dem Theater denſelben Rang ein, den die Romane unter den andern Dichtungsarten haben, auch hier erſcheint das Privatleben und natürliche Umſtände; aber die theatraliſchen Bedürfniſſe hindern ſolche Entwickelungen, durch welche man das Beiſpiel zunächſt auf ſich beziehen kann. Man hat zwar dem Drama erlaubt, ſeine Perſonen anders woher als aus der Klaſſe der Könige und Helden zu wählen, aber man kann nur ſtarke Verhältniſſe mahlen, weil man nicht die Zeit hat die Schattierungen abzuſtuffen. Das Leben iſt nicht ſo eingeſchränkt, nicht in Contraſten, nicht theatraliſch, wie ein Stück erfunden ſeyn muß. Die dramatiſche Kunſt hat andere Wirkungen, andere Mittel, andere Vortheile, von denen man beſonders reden müßte; aber nur der neue Roman iſt im Stande, auf unſere Bildung durch das Gemählde unſerer gewohnten Empfindungen nützlich zu wirken.

Man hat eine beſondere Klaſſe für die philoſophiſchen Romane errichten wollen, und hat nicht bedacht, daß alle philoſophiſch ſeyn ſollen. Alle ſollen, aus der innern Natur des Menſchen geſchöpft, wieder zu ſeinem Innern ſprechen, und hierzu gelangt man weniger wenn man alle Theile der Erzählung auf einen Hauptbegriff richtet, denn man kann alsdann weder wahr noch wahrſcheinlich in der Verbindung der Begebenheiten ſeyn; jedes Kapitel iſt eine Art von Allegorie, deren Begebenheiten nichts als das Bild des Grundſatzes darſtellen, der nun folgen ſoll. Die Romane Candide, Zadik und Memnon, die übrigens ſo allerliebſt ſind, würden viel tiefer auf uns wirken, wenn ſie erſtlich nicht wunderbar wären, wenn ſie ein Beiſpiel und kein Gleichniß darſtellten, und dann wenn die Geſchichte nicht gewaltſam auf Einen Zweck hindeutete. Dieſen Romanen geht es wie den Lehrmeiſtern, denen die Kinder nicht glauben, weil alles, was begegnet, zu der Lection paſſen ſoll die ſie ihnen einſchärfen wollen; da doch die Kinder ſchon ohngefähr merken, daß in dem wahren Gang der Begebenheiten weniger Regelmäßigkeit iſt.

Aber in den Romanen Richardſons und Fieldings, die ſich an der Seite des Lebens halten um die Abſtufungen, die Entwickelungen, die Inkonſequenzen der Geſchichte des menſchlichen Herzens darzuſtellen und doch dabey die beſtändige Rückkehr der Reſultate aller Erfahrung zur Moralität der Handlungen und zum Vortheil der Tugend zu zeigen, ſind die Begebenheiten erfunden, aber die Empfindungen dergeſtallt aus der Natur, daß der Leſer oft glaubt, man rede mit ihm, und habe nur die kleine Rückſicht genommen, den Nahmen der Perſon zu verändern.

Die Kunſt Romane zu ſchreiben ſteht nicht in dem Rufe den ſie verdient, denn eine Menge ungeſchickter Verfaſſer haben mit ihren elenden Arbeiten eine Gattung erdrückt, in der die Vollkommenheit das größte Talent erfodert, und in welchem jedermann mittelmäßig ſeyn kann. Dieſe unzählbare Menge geſchmackloſer Romane hat faſt die Leidenſchaft ſelbſt, welche ſie ſchildern, abgenutzt, und man fürchtet ſich in ſeiner eigenen Geſchichte das mindeſte Verhältniß zu Situationen zu finden, welche ſie beſchreiben. Nur die Autorität großer Meiſter konnte dieſe Gattung wieder emporheben, ohngeachtet ſo viele Schriftſteller ſie herunter gebracht hatten. Wie ſehr zu bedauern iſt es, daß man ſolche Werke erniedrigt, indem man die häßlichen Gemählde des Laſters hineinmiſchte, und anſtatt ſich des Vortheils der Dichtung zu bedienen, um alles was in der Natur belehren und als Muſter dienen könnte, um den Menſchen zu

Clytemneſtra.
Wo man erzählt, daß die Centauren wohnen?
Agamemnon.
Dort feierten die Götter Peleus Feſt.
Clytemneſtra.
Den jungen Sohn — hat ihn der Vater oder
Die Göttliche erzogen?
Agamemnon.
Sein Erzieher
War Chiron, daß der Böſen Umgang nicht
Des Knaben Herz verderbe.
Clytemneſtra.
Ihn erzog
Ein weiſer Mann. Und weiſer noch war der,
Der einer ſolchen Aufſicht ihn vertraute.
Agamemnon.
Das iſt der Mann, den ich zu deinem Eidam
Beſtimme.
Clytemneſtra.
An dem Mann iſt nichts zu tadeln.
Und welche Gegend Griechenlands bewohnt er?
Agamemnon.
Die Grenze von Phthiotis, die der Strom
Apidanus durchfließt, iſt ſeine Heimat.
Clytemneſtra.
So weit wird er die Tochter von uns führen?
Agamemnon.
Das überlaſſ' ich ihm. Sie iſt die Seine.
Clytemneſtra.
Das Glück begleite ſie! — Wann aber ſoll
Der Tag ſeyn?

ſammeln, geglaubt hat daß man die gehäſſigen Gemählde der verdorbenen Sitten nicht ohne gute Wirkung darſtellen könne, eben als wenn ein Herz, das ſie abſtößt, ſo rein bliebe, als das Herz das ſie niemals kannte.

Dagegen iſt ein Roman, wie man ſich davon einen Begriff machen kann, wie wir auch einige Muſter haben, eine der ſchönſten Productionen des moraliſchen Geiſtes. Sie wirkt mit ſtiller Gewalt auf die Geſinnungen der Privatperſonen, aus denen nach und nach die öffentlichen Sitten ſich bilden. Dem ohngeachtet iſt aus gewiſſen Urſachen die Achtung für das Talent das nöthig iſt um ſolche Werke hervorzubringen, nicht allgemein genug, da ſie ſich gewöhnlich der Liebe widmen, der gewaltſamſten, allgemeinſten und wahrſten aller Leidenſchaften, dieſe aber ihren Einfluß nur über die Jugend ausübt, und in den übrigen Epochen des Lebens nicht mehr zur Theilnahme aufruft.

Aber ſind nicht alle tiefe und zärtliche Empfindungen von der Natur der Liebe? Wer iſt zum Enthuſiasmus der Freundſchaft fähig? wer zur Ergebung im Unglück? wer zur Verehrung ſeiner Eltern? wer zur Leidenſchaft für ſeine Kinder? als ein Herz das die Liebe gekannt oder verziehen hat. Man kann Ehrfurcht für ſeine Pflichten haben, aber niemals ſie mit frohem Hingeben erfüllen, wenn man nicht mit allen Kräften der Seele geliebt hat, wenn man nicht Einmal aufgehört hat zu ſeyn um ganz in einem andern zu leben. Das Schickſal der Weiber, das Glück der Männer, die nicht berufen ſind, Reiche zu regieren, hängt oft für das übrige Leben von dem Einfluß ab, den ſie in der Jugend der Liebe auf ihre Herzen erlaubt haben; aber in einem gewiſſen Alter vergeſſen ſie jene Eindrücke ganz und gar, ſie nehmen einen andern Character an, beſchäftigen ſich mit andern Gegenſtänden, und überlaſſen ſich andern Leidenſchaften.

Dieſe neuen Bedürfniſſe müßte man auch zum Innhalt der Romane wählen, dann, ſcheint mir, würde ſich eine neue Laufbahn denjenigen eröfnen, die das Talent beſitzen zu ſchildern und durch die innerſte Kenntniß aller Bewegungen des menſchlichen Herzens uns anzulocken. Der Ehrgeitz, der Stolz, die Habſucht, die Eitelkeit könnten Gegenſtände zu Romanen werden, deren Vorfälle neuer und deren Begebenheiten eben ſo mannichfaltig ſeyn würden, als diejenigen, die aus der Liebe entſpringen. Wollte man ſagen, daß die Schilderung jener Leidenſchaften ſchon in der Geſchichte aufgeſtellt wird, und daß man ſie eigentlich da aufſuchen müſſe, ſo läßt ſich antworten: daß die Geſchichte niemals zu dem Privatleben der Menſchen reicht, nicht bis zu den Empfindungen und Charaktern, woraus keine öffentlichen Begebenheiten entſprungen ſind.

Auch wirkt die Geſchichte nicht auf uns durch ein moraliſches und unterhaltendes Intereſſe. Das Wahre iſt öfters unvollſtändig in ſeinen Wirkungen. Uebrigens würde man durch Entwickelungen, die allein tiefe Eindrücke hinterlaſſen, den ſchnellen und nothwendigen Gang der Erzählung aufhalten, und einem hiſtoriſchen Werk eine Art von dramatiſcher Form geben, da es doch ein ganz anderes Verdienſt haben ſoll. Endlich iſt die Moral der Geſchichte niemals vollkommen ausgeſprochen, entweder, weil man nicht beſtändig und mit Gewißheit die innern Empfindungen darſtellen kann, wodurch die Böſen in der Mitte ihres Glücks geſtraft werden und tugendhafte Seelen ſich bey allem Unglück belohnt fühlen, oder weil das Schickſal des Menſchen überhaupt in dieſem Leben nicht zu ſeinem Ende gelangt.

Die practiſche Moral, die auf die Vortheile der Tugend gegründet iſt, wird durch das Leſen der Geſchichte nicht immer geſtärkt. Zwar verſuchen die großen Geſchichtſchreiber, und beſonders Tacitus, die Moralität aller Begebenheiten, die ſie erzählen, zu zeigen; man beneidet den ſterbenden Germanikus und verabſcheut Tiberen auf ſeiner Höhe, aber doch können Geſchichtſchreiber nur diejenigen Empfindungen mahlen, von welchen die Handlungen zeugen, und das, was ſich bey der Geſchichte am lebhafteſten eindruckt, iſt mehr das Uebergewicht des Talents, der Glanz des Ruhms und der Vortheil der Macht, als eine ſtille Sittenlehre, die zart und ſanft das Glück der einzelnen Menſchen, in ihren nächſten Verhältniſſen, hervorbringt.

Ich will dadurch keinesweges der Geſchichte zu nahe treten, und hier die Erfindungen ausſchließlich vorziehen, denn dieſe müſſen ja ſelbſt aus der Erfahrung geſchöpft werden. Die feinen Schattierungen, die uns der Roman vorlegt, fließen aus philoſophiſchen Reſultaten her, aus jenen Grundideen, die uns das große Bild der öffentlichen Begebenheiten gleichfalls darſtellt. Aber die Moralität der Geſchichte kann nur in ihrer großen Maſſe beruhen. Nur durch die Rückkehr einer gewiſſen Anzahl von Veränderungen lehrt uns die Geſchichte wichtige Reſultate, die jedoch nicht einzelne Menſchen, wohl aber ganze Nationen ſich zueignen können.

Ein Volk kann von den Regeln, welche die Geſchichte aufſtellt, Gebrauch machen, weil ſie unveränderlich ſind, und man ſie auf allgemeine und große Verhältniſſe immer anwenden kann, aber man ſieht in der Geſchichte nicht die Urſachen der vielfachen Ausnahmen und eben dieſe Ausnahmen können jeden einzelnen Menſchen verführen; denn wenn die Geſchichte uns bedeutende Umſtände bewahrt, ſo bleiben doch dazwiſchen ungeheure Lücken, in welchen vieles Unglück, viele Fehler Raum haben, woraus doch die meiſten Schickſale der Privatperſonen beſtehen. Dagegen können die Romane mit ſo viel Gewalt und ſo ausführlich Character und Empfindungen mahlen, daß keine Lectüre einen ſo tiefen Haß gegen das Laſter und eine ſo reine Liebe für die Tugend hervorbringen könnte. Die Moralität der Romane hängt mehr von der Entwickelung innerer Bewegungen der Seele, als von den Begebenheiten ab, die man erzählt; nicht aus dem willkührlichen Umſtand, den der Verfaſſer erfindet, um das Laſter zu ſtrafen, zieht man die nützliche Lehre; aber die Wahrheit der Gemählde, die Steigerung oder Verkettung der Fehler, der Enthuſiasmus bey Aufopferungen, die Theilnahme am Elend läßt unauslöſchliche Züge zurück. Alles iſt in ſolchen Romanen ſo wahrſcheinlich, daß man ſich leicht überredet, alles könne ſo begegnen; es iſt nicht die Geſchichte des Vergangenen, aber man könnte oft ſagen, es ſey die Geſchichte der Zukunft. Man hat behauptet, daß Romane eine falſche Idee vom Menſchen geben, das iſt von ſchlechten Romanen wahr, wie von Gemählden, welche die Natur übel nachahmen; aber nichts giebt eine ſo tiefe Kenntniß des menſchlichen Herzens, als dieſe Gemählde aller Umſtände des gemeinen Lebens und der Eindrücke, die ſie hervorbringen; nichts übt ſo ſehr das Nachdenken, das in dem Einzelnen ſehr viel mehr zu entdecken findet, als in allgemeinen Ideen.

Die Schriften, welche uns die Denkwürdigkeiten einzelner Menſchen überliefern, und die wir unter dem allgemeinen Nahmen der Memoiren begreifen, würden auch dieſen Endzweck erreichen, wenn ſie nicht auch, wie die Geſchichte, nur berühmte Männer und öffentliche Angelegenheiten allein beträfen. Und wären auch die meiſten Menſchen geiſtreich und aufrichtig genug, um eine getreue und characteriſtiſche Rechenſchaft von dem zu geben, was ſie im Lauf ihres Lebens erfahren haben; ſo könnten doch dieſe aufrichtigen Erzählungen nicht alle Vortheile des Romans in ſich vereinigen, denn man würde in ihnen eine Art dramatiſchen Effects vermiſſen, der die Wahrheit nicht entſtellen darf, aber der ſie, indem er ſie zuſammendrängt, auffallender macht; ſo wie die Kunſt des Mahlers die Gegenſtände nicht verändert, ſondern ſie nur fühlbarer darſtellt. Die Natur läßt uns oft die Gegenſtände ohne Abſtufung ſehen, ſie zeigt Contraſte nicht auffallend; und indem man ſie knechtiſch nachahmte, würde man ſie niemals darſtellen; die genaueſte Erzählung enthält zwar eine gewiſſe Wahrheit der Nachahmung; vom Bilde verlangt man aber eine Harmonie, die ihm eigen ſey und eine wahre Geſchichte, merkwürdig durch ihre Schattirungen, durch Empfindungen und Charactere bedarf dennoch zu ihrer Darſtellung eines Talents, das auch fähig wäre, eine Dichtung hervorzubringen.

Wenn uns nur nicht auch das Genie, das wir bewundern müſſen, weil es uns in die Tiefen des menſchlichen Herzens blicken läßt, manchmal durch ſo viele Details beſchwerlich fiele, mit welchen die berühmteſten Romane gleichſam erdrückt ſind. Der Autor glaubt, daß ein Gemählde dadurch an Wahrſcheinlichkeit gewinne, und ſieht nicht, daß alles, was das Intereſſe ſchwächt, die einzige Wahrheit der Fiction zerſtöhrt, den Eindruck nämlich, den ſie hervorbringt. Wenn man auf dem Theater alles, was in dem Zimmer vorgeht, vorſtellen wollte, ſo würde man die theatraliſche Illuſion völlig zerſtöhren. So haben die Romane auch ihre dramatiſchen Bedingungen, und es giebt in der Erfindung nichts nothwendiges, als was die Wirkung des Erfundenen vergrößern kann. Wenn ein Blick, eine Bewegung, ein unbemerkter Umſtand, dienen kann, einen Character zu mahlen, eine Empfindung zu entwickeln; ſo hat man, je einfacher das Mittel iſt, deſto mehr Verdienſt, es ergriffen zu haben; aber die genaue einzelne Darſtellung einer gewöhnlichen Begebenheit vermindert die Wahrſcheinlichkeit, anſtatt ſie zu vermehren. Wenn man zur poſitiven Idee des Wahren durch Details, die nur ihm gehören, zurückgeführt wird, ſo tritt man aus der Illuſion heraus, und man iſt bald ermüdet, weder den Unterricht der Geſchichte, noch das Intereſſe des Romans zu finden.

In der Gabe zu bewegen liegt die große Gewalt der Dichtungen; man kann faſt alle moraliſche Wahrheiten fühlbar machen, wenn man ſie in Handlung ſetzt. Die Tugend hat einen ſolchen Einfluß auf das Glück oder Unglück des Menſchen, daß man die meiſten Lagen des Lebens von ihr abhängig machen kann. Es giebt ſtrenge Philoſophen, die alle Rührung verdammen, die verlangen, daß die Sittenlehre ihre Gewalt allein durch den Ausſpruch ihrer Pflichten ausübe, aber nichts paßt weniger zu der Natur des Menſchen überhaupt, als eine ſolche Meinung; man muß die Tugend beleben, wenn ſie mit Vortheil gegen die Leidenſchaften ſtreiten ſoll, nur ein erhöhtes Gefühl findet Freude bey der Aufopferung. Man muß das Unglück auszieren, wenn es allen Gaukeleien verderblicher Verführungen vorgezogen werden ſoll. Ja! die rührenden Dichtungen ſind es, welche die Seele in großmüthigen Leidenſchaften üben und ihr darinn eine Gewohnheit geben. Ohne es zu wiſſen, geht ſie ein Bündniß mit ſich ſelbſt ein, und ſie würde ſich ſchämen, zurückzutreten, wenn ihr eine ſolche Lage perſönlich werden könnte.

Aber je mehr die Gabe zu rühren eine wirkliche Gewalt hat, deſto nöthiger iſt es, ihren Einfluß auf Leidenſchaften eines jeden Alters, auf Pflichten einer jeden Lage auszudehnen; die Liebe iſt meiſt der Gegenſtand der Romane, und Charactere, auf die ſie nicht wirkt, ſind nur wie Beywerke angebracht. Wenn man einem andern Plan folgte, würde man eine Menge neuer Gegenſtände entdecken. Tom Jones hat von allen Werken dieſer Art die allgemeinſte Moral, die Liebe erſcheint darinn nur als ein Mittel, damit das philoſophiſche Reſultat deſto lebhafter hervortrete. Zu zeigen, wie ungewiß das Urtheil ſich auf den äußern Schein gründe; zu zeigen, welches Uebergewicht die natürlichen Eigenſchaften über jene Reputationen haben, denen nur die Rückſicht äußerer Verhältniſſe zu gute kommt, dieſes hatte der Verfaſſer des Tom Jones vor Augen, und es iſt einer der nützlichſten und mit Recht berühmteſten Romane. Neuerlich iſt einer erſchienen, dem man zwar hie und da Längen und Nachläſſigkeiten vorwerfen kann, aber der genau die Idee der unerſchöpflichen Gattung giebt, von der ich geſprochen habe, es iſt Caleb William von Godwin. Die Liebe hat wenig Einfluß in dieſe Dichtung, nur eine gränzenloſe Leidenſchaft für äußeres Anſehn in dem Helden des Romans und in Caleb eine verzehrende Neugierde: ob auch Falkland die Achtung verdiene, die er erworben hat, bringt das Intereſſe der Erzählung hervor, und indem man von dieſer romanhaften Darſtellung hingeriſſen wird, wird man daben zum tiefſten Nachdenken aufgefodert.

Einige unter Marmontel's moraliſchen Erzählungen, einige Kapitel der empfindſamen Reiſen, einige abgeſonderte Anecdoten aus dem Zuſchauer und andern moraliſchen Schriften, einige Stücke aus der deutſchen Litteratur, welche ſich täglich mehr erhebt, zeigen uns eine kleine Anzahl glücklicher Dichtungen, die uns die Verhältniſſe anderer Leidenſchaften als der Liebe darſtellen. Aber ein neuer Richardſon hat ſich noch nicht gewidmet, die übrigen Leidenſchaften der Menſchen in einem Roman zu ſchildern, ihren Fortſchritt, ihre Folgen ganz zu entwickeln, das Glück eines ſolchen Werks könnte nur aus der Wahrheit der Charactere, aus der Stärke der Contraſte, der Energie der Situationen entſtehen und nicht aus jener Empfindung, die ſo leicht zu mahlen iſt, die uns ſobald einnimmt, die den Weibern gefiele, durch das, woran ſie erinnert, wenn ſie auch nicht durch Gröſſe oder Neuheit der Bilder anzöge. Was für Schönheiten lieſſen ſich nicht in einem ehrgeitzigen Lovelace entdecken? auf welche Entwickelungen würde man gerathen, wenn man alle Leidenſchaften zu ergründen und bis in ihre einzelnen Wirkungen zu kennen bemüht wäre, wie biſher die Liebe in den Romanen behandelt worden iſt.

Man ſage nicht, daß moraliſche Schriften zur Kenntniß unſerer Pflichten vollkommen hinreichen; ſie können nicht die Schattirungen einer zarten Seele verfolgen, ſie können nicht zeigen, was alles in einer Leidenſchaft liegt. Man kann aus guten Romanen eine reinere höhere Moral herausziehen, als aus einem didactiſchen Werk über Tugend; eine ſolche Schrift, indem ſie trockner iſt, muß zugleich nachſichtiger ſeyn, und die Grundſätze, welche man im allgemeinen muß anwenden können, werden niemals den Heroismus der Zartheit erreichen, von dem man wohl ein Beyſpiel aufſtellen, daraus aber mit Vernunft und Billigkeit niemals eine Pflicht machen kann.

Welcher Moraliſt hätte ſagen dürfen: wenn deine Familie dich zwingen will einen abſcheulichen Menſchen zu heyrathen, und du dich durch dieſe Verfolgung verleiten läſſeſt, einem Mann, der dir gefällt, nur einige Zeichen der reinſten Neigung zu geben, ſo wirſt du dir Schande und Tod zuziehen! und doch iſt das der Plan von Clariſſen, das iſts, was man mit Bewunderung lieſt, ohne ſich gegen den Verfaſſer aufzulehnen, der uns rührt und gewinnt.

Welcher Moraliſt hätte zu behaupten gewagt, daß es beſſer ſey, ſich der tiefſten Verzweifelung zu überlaſſen, der Verzweifelung, die den Verſtand angreift und das Leben bedroht, als den tugendhafteſten Mann zu heyrathen, deſſen Religion von der eurigen verſchieden iſt, und doch rührt uns Clementinens Liebe, indem ſie gegen Gewiſſensſcrupel kämpft, wenn wir auch ihre abergläubiſchen Meinungen nicht billigen. Der Gedanke der Pflicht, die über Leidenſchaft ſiegt, iſt ein Anblick, der auch ſelbſt diejenigen erweicht und rührt, deren Grund-

Agamemnon.

Wenn der ſegenvolle Kreis
Des Mondes wird vollendet ſeyn.

Clytemneſtra.

Haſt du
Das hochzeitliche Opfer für die Jungfrau
Der Göttin ſchon gebracht?

Agamemnon.

Ich werd' es bringen.
Das Opfer iſt es, was uns jetzt beſchäftigt.

Clytemneſtra.

Ein Hochzeitmahl gibſt du doch auch?

Agamemnon.

Wenn erſt
Die Himmliſchen ihr Opfer haben werden.

Clytemneſtra.

Wo aber gibſt du dieſes Mahl den Frauen?

Agamemnon.

Hier bei den Schiffen.

Clytemneſtra.

Wohl. Es läßt ſich anders
Nicht thun. Ich ſeh's. Ich muß mich drein ergeben.

Agamemnon.

Jetzt aber höre, was von dir dabei
Verlangt wird — Doch, daß du mir ja willfahreſt!

Clytemneſtra.

Sag' an, du weißt, wie gern ich dir gehorche.

Agamemnon.

Ich freilich kann mich an dem Orte, wo
Der Bräutigam iſt, finden laſſen —

ſätze nicht im mindeſten ſtreng ſind, und die mit Verachtung ein ſolches Reſultat verworfen hätten, wenn es ſich vor der Schilderung als Grundſatz hätte aufdringen wollen; da es als Folge und Wirkung ganz natürlich aus ihr herfließt. So finden ſich in Romanen einer weniger erhabenen Art die zarteſten Grundſätze über das Betragen der Frauen; in den Meiſterſtücken, die unter dem Nahmen der Prinzeßin von Cleve, des Grafen Comminge, Ceciliens bekannt ſind, in den Romanen der Madam Riccoboni, in Carolinen, deren Reitz ſo allgemein empfunden wird, in der rührenden Epiſode von Calliſten, in Camillens Briefen, worinn die Fehler einer Frau und das Unglück, das ſie nach ſich ziehen, ein ſittlicheres, ein ſtrengeres Bild ſind, als ſelbſt der Anblick der Tugend, und wie viel franzöſiſche, engliſche und deutſche Werke könnte ich anführen, um dieſe Meinung zu beſtätigen. Ich wiederhole: die Romane haben das Recht, die ſtrengſte Tugend darzuſtellen, ohne daß wir uns dagegen auflehnen. Sie haben unſer Gefühl gewonnen, und das allein ſpricht für die Nachſicht, und indeſſen moraliſche Schriften und ihre ſtrengen Grundſätze durch das Mitleid gegen das Unglück oder durch den Antheil an der Leidenſchaft beſtritten werden, beſitzen die Romane die Kunſt, ſelbſt dieſe Regungen auf ihre Seite zu ziehen und ſie zu ihrem Endzweck zu gebrauchen.

Was man gegen die Romane, in welchen die Liebe behandelt wird, immer mit vielem Rechte ſagen kann, iſt, daß dieſe Leidenſchaft darinn ſo gemahlt iſt, daß ſie dadurch erzeugt werden kann, und daß es Augenblicke des Lebens giebt, in welchen dieſe Gefahr größer iſt, als alle Vortheile, die man davon erwarten könnte; aber dieſe Gefahr würde niemals entſtehn, wenn man andere Leidenſchaften der Menſchen zum Gegenſtand wählte. Indem man die erſten flüchtigſten Symptome einer gefährlichen Leidenſchaft characteriſtiſch zeichnete, könnte man ſich und andere davor zu bewahren ſuchen; der Ehrgeiz, der Stolz, die Habſucht erzeugen ſich oft ohne Wiſſen derer, die ſich ihnen nach und nach ergeben, nur die Liebe wächſt durch die Darſtellung ihrer eignen Gefühle, aber das beſte Mittel, die übrigen Leidenſchaften zu beſtreiten iſt, ſie zu entdecken und aufzuſtellen. Wenn ihre Züge, ihre Triebfedern, ihre Mittel und ihre Wirkungen ſo an den Tag gebracht, ſo durch die Romane populariſiert würden, wie es mit der Geſchichte der Liebe gegangen iſt, ſo würde man, in der Geſellſchaft, über alle Verhandlungen des Lebens, die Regeln weit ſicherer und die Grundſätze zarter finden.

Aber wenn auch bloß philoſophiſche Schriften, wie es Romane thun, alle möglichen Schattirungen unſerer Handlungen vorausſehen und aufſtellen könnten, ſo würde die dramatiſche Moral doch noch immer den großen Vortheil haben, daß ſie uns zur Indignation bewegen, unſere Seele erheben, und eine ſanfte Melancholie über ſie ausbreiten, und, durch dieſe verſchiedenen Wirkungen romanhafter Situationen, die Erfahrung gleichſam ſuppliren kann. Dieſer Eindruck iſt demjenigen ähnlich, den wir erhalten hätten, wenn wir Zeugen bey den Fällen ſelbſt geweſen wären, aber, indem er immer auf Einen Zweck gerichtet iſt, wird der Gedanke nicht zerſtreuet, wie es durch die unzuſammenhängenden Gegenſtände, die uns umgeben, geſchieht, und, laßt uns noch eins bedenken, es giebt Menſchen, über welche die Pflicht keine Gewalt hat, und die man vielleicht noch vom Laſter abhalten könnte, wenn man ihnen zeigte, es ſey möglich ſie zu rühren. Zwar würden Charactere, die nur durch Beyhülfe der Rührung menſchlich ſeyn könnten, die, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, des phyſiſchen Vergnügens der Seele bedürfen, um gut und edel zu ſeyn, unſere Achtung wenig verdienen, aber wenn die Wirkung rührender Fictionen allgemein und populär würde, dürfte man vielleicht hoffen, in einer Nation ſolche Weſen nicht mehr zu finden, deren Character eine unbegreifliche moraliſche Aufgabe bleibt. Der Stufengang vom Bekannten zum Unbekannten iſt lange unterbrochen, ehe man begreifen kann, was vor Empfindungen die Henker Frankreichs geleitet haben. Keine Beweglichkeit des Geiſtes, keine Erinnerung eines einzigen mitleidigen Eindrucks muß ſich in ihre Seele bey keiner Gelegenheit durch keine Schrift entwickelt haben, daß es ihnen möglich ward, ſo anhaltend, ſo unnatürlich grauſam zu ſeyn und dem menſchlichen Geſchlecht, zum erſtenmal, eine vollkommene gränzenloſe Idee des Verbrechens zu geben.

Es giebt Werke, wie der Brief Abelard's von Popen, Werther, die Portugieſiſchen Briefe; es giebt ein Werk in der Welt: die neue Heloiſe, deren größtes Verdienſt in der Beredtſamkeit der Leidenſchaften beſteht, und obgleich der Gegenſtand oft moraliſch iſt, ſo gewinnen wir doch eigentlich nur dadurch den Begriff von der Allmacht des Herzens. Man kann dieſe Art Romane in keine Claſſe ſtellen. Es giebt in einem Jahrhundert Eine Seele, Ein Genie, das dahin zu reichen vermag, es kann keine Gattung werden, man kann dabey keinen Endzweck ſehen; aber wollte man wohl dieſe Wunder der Sprache verbieten, dieſe tiefgeholten mächtigen Ausdrücke, die allen Bewegungen paſſionierter Charactere genug thun. Leſer, die ein ſolches Talent mit Enthuſiasmus aufnehmen, ſind nur in einer kleinen Anzahl und ſolche Werke thun ihren Bewunderern immer wohl. Laßt brennenden und gefühlvollen Seelen dieſen Genuß, ſie können ihre Sprache nicht verſtändlich machen; die Gefühle, von denen ſie bewegt werden, begreift man kaum, und man verdammt ſie immer. Sie würden ſich auf der Welt ganz allein glauben, ſie würden bald ihre Natur, die ſie von allen Menſchen trennt, verwünſchen; wenn leidenſchaftliche und melancholiſche Werke ihnen nicht eine Stimme in der Wüſte des Lebens hören ließen, und in ihre Einſamkeit einige Strahlen des Glücks brächten, das ihnen in der Mitte der Welt entflieht. In dieſen Freuden der Abgeſchiedenheit finden ſie Erholung von den vergeblichen Anſtrengungen betrogner Hoffnung, und wenn die Welt ſich fern von dem unglücklichen Weſen bewegt, ſo bleibt eine beredte und zärtliche Schrift bey ihm, wie ein treuer Freund, der ihn genau kennt. Ja das Buch verdient unſern Dank, das nur einen einzigen Tag den Schmerz zerſtreut; es dient gewöhnlich den beſten Menſchen, denn zwar giebt es Schmerzen, die aus Fehlern des Characters entſpringen, aber wie viele kommen nicht aus einer Superiorität des Geiſtes, oder aus einer Fühlbarkeit des Herzens, und man würde das Leben viel beſſer ertragen, wenn man einige Eigenſchaften weniger hätte. Eh' ich es noch kenne, hab' ich Achtung für das Herz, das leidet, und gebe ſolchen Dichtungen Beyfall, wenn ſie auch nur Linderung ſeiner Schmerzen zum Zweck hätten. In dieſem Leben, wodurch man beſſer hindurch geht, je weniger man es fühlt, ſollte man nur den Menſchen von ſich und andern abzuziehen ſuchen, die Wirkung der Leidenſchaften aufhalten, und an ihre Stelle einen unabhängigen Genuß ſetzen. Wer es vermöchte, könnte für den größten Wohlthäter des menſchlichen Geſchlechts gehalten werden, wenn der Einfluß ſeines Talents nicht auch verſchwände. *

---

* Einige Bemerkungen über dieſen Aufſatz der Madame Stael werden in dem nächſten Stücke folgen.

III.

Fortſetzung der Briefe über Poeſie, Sylbenmaaß und Sprache.

Vierter Brief.

Mit der Erfindung des Zeitmaaßes treten wir ſogleich in ein ganz andres Gebiet hinüber. Was man vor derſelben mit den Nahmen Geſang und Klang geehrt hat, iſt nichts dem Menſchen ausſchlieſſend eigenthümliches; wenn er ſich darin vor andern lebenden Geſchöpfen auszeichnet; so iſt es nicht der Art ſondern höchſtens dem Grade nach, und der Unterſchied hat ſeinen Grund bloß in der Verſchiedenheit ſeiner Organiſazion von andern thieriſchen. Die Fähigkeit ſich ſelbſt zu bewegen hebt auf der Grenze an, wo das Pflanzenreich ſich in das Thierreich verliert. Alle Bewegungen des Lebendigen ſind aber von zweifacher Art: entweder verurſacht ſie eine Begierde oder das Gegentheil derſelben; (wir haben kein ſchickliches Wort dafür, wo bloß von thieriſcher Natur die Rede iſt: in die Ausdrücke Abneigung, Verabſcheuung, iſt ſchon zuviel Menſchliches hineingetragen) oder Schmerz und Vergnügen drückt ſich in ihnen aus, Sie laſſen ſich nicht weniger leicht unterſcheiden, wenn ſie auch, wie häufig geſchieht, in demſelben Augenblicke zuſammentreffen. Jene haben eine beſtimmte Richtung zu einem Gegenſtande hin oder davon hinweg: etwas Aeußres hat alſo auch nach Erregung der Begierde oder ihres Gegentheils, Einfluß darauf. Man kann ſie mit den Bewegungen lebloſer Körper vergleichen, welche durch Kräfte des Anziehens und Zurückſtoſſens bewirkt werden. Dieſe hingegen erfolgen, wenn einmal ein gewiſſer Zuſtand des Schmerzens oder des Vergnügens da iſt, ganz nach innern Geſetzen des körperliches Baues. Sie haben kein äußres Ziel, aber einen gemeinſchaftlichen Mittelpunkt, wovon ſie ausgehen, nähmlich das nach auſſen hin wirkende Leben. Durch jene wird Befriedigung der Bedürfniſſe und Vermeidung deſſen betrieben, was Zerſtörung droht oder zu drohen ſcheint; das Thier verrichtet dadurch die zur Erhaltung ſeines Daſeyns nothwendigen Geſchäfte. In dieſen offenbaren ſich ſeine Zuſtände, ohne daß es dabey auf Veränderung derſelben abgeſehen wäre. Sind ſie ſchmerzlich, ſo haben die dadurch hervorgebrachten Aeuſſerungen immer das Anſehen von etwas unwillkührlich erpreßtem, wie ſie es denn auch wirklich ſind, weil kein Thier ſich darein ergiebt zu leiden, auſſer wenn es innrer Zerrüttung oder äußrer Gewalt durchaus nicht entfliehen kann. Die Bewegungen, welche aus Gefühlen des Wohlſeyns und einem Ueberfluſſe an Lebenskraft entſpringen, ſind zwar eben ſo ſehr ein bloſſes Spiel der Organe, und hängen von körperlichen Reitzen ab, die unwiderſtehlich auf die Muskeln wirken; aber ſie ſchmeicheln uns mit einem täuſchenden Schein von Freyheit, und es giebt nichts in der thieriſchen Welt, was dem menſchlichen Genuſſe des Daſeyns ſo ähnlich wäre. Der Hund begrüßt ſeinen Herrn, den er nach einiger Abweſenheit wiederſieht, durch tauſend lebhafte Sprünge; das Füllen jagt ſich muthwillig wiehernd auf der Weide herum; ſelbſt das träge Rind, wenn es nach langem Aufenthalte in den Winterſtällen zum erſtenmal wieder Frühlingsluft wittert, wird zu ungeſchickt ausgelaſſenen Bewegungen und zu einem freudigen Brüllen erweckt. Was liegt wohl im Freudenſprunge, im Jubelgeſchrey des Wilden, ſo lange in beyden noch die urſprüngliche Regelloſigkeit mit ihrem ganzen Ungeſtüm herrſcht, das ein höheres Leben verriethe als das, welches er mit jenen Geſchöpfen theilt? Ja es giebt Thiere, deren Organiſazion ſich noch viel weiter von der unſrigen entfernt, denen aber die Natur, weil ſie nicht wie wir am Erdboden haften ſollten, ſondern für ein leichteres Element beſtimmt waren, eine uns verſagte behende und unermüdete Beweglichkeit verliehen hat, welche weit ſeltner ihren leicht befriedigten Bedürfniſſen zu dienen, als ihnen an ſich ſelbſt ein feineres Ergötzen zu gewähren ſcheint. Von den Mücken, wenn ſie in der Abendſonne ſpielen, ſagen wir, ſie tanzen; und das freye Umhergaukeln des Schmetterlings iſt oft beneidet, und zum Sinnbilde eines erhöhten Daſeyns erwählt worden.

Eben ſo verhält es ſich mit dem Gebrauch der Stimme. Die meiſten thieriſchen Laute gehören wohl zu den Bewegungen der zweyten Art, welche einen Zuſtand verſtändigen, nicht zu jenen, wodurch etwas erreicht oder vermieden werden ſoll. Zwar ſcheinen ſich manche Thiere allerley dadurch zu verſtehen zu geben, einander herbeyzurufen, ja ganze Unterredungen zu halten. Indeſſen könnte man, ohne ſich grade wie jener morgenländiſche Weiſe dafür auszugeben, man wiſſe die Sprache der Vögel zu deuten, doch wohl unternehmen, dergleichen Laute und die Antworten darauf, mit Ausſchlieſſung alles Abſichtlichen, bloß aus dem Antriebe eines gefühlten Bedürfniſſes, und aus ähnlichen, durch die gehörte Stimme eines verwandten Thiers angeregten Reitzen zu erklären. Wie dem auch ſey, betrachtet man die Bewegungen der Stimme nicht als Mittel, Gegenſtände zu bezeichnen, ſondern nur als Ausdruck innrer Zuſtände, worauf ſie doch beym Geſange zurückgeführt werden, ſo fehlt ſo viel, daß der Menſch ſich hierin eines angebohrnen Vorzugs rühmen könnte, daß er vielmehr nur durch eine Ausbildung, die er allein ſich ſelbſt zu geben vermag. und durch die fortgeſezte Uebung vieler Geſchlechter, ſich die Biegſamkeit, den Umfang der Singſtimmen, und das feine Gehör für das Harmoniſche in den Uebergängen erwirbt, welche manchen Gattungen der Vögel ohne Unterricht eigen ſind. Doch an künſtlicher Schönheit des Geſanges mag der Menſch ſie noch ſo weit übertreffen; die zarte Regſamkeit der Organiſazion, wodurch bey ihnen allen Gefühlen der Luſt und des Verlangens Stimme gegeben wird, ſo daß ihr innigſtes Leben in der Kehle zu wohnen ſcheint, muß er an dieſen kleinen Muſen der thieriſchen Schöpfung bewundernd lieben, und kann dieſelbe höchſtens nur mit ihnen theilen.

An den Bewegungen der Glieder und der Stimme, wodurch der Menſch wirkliche Gefühle ausdrückt (von Nachahmung kann hier noch nicht die Rede ſeyn) iſt alſo das Zeitmaaß das erſte unterſcheidende Kennzeichen ſeiner Natur. Daraus, daß auch manche Thiere an Beobachtung deſſelben gewöhnt werden können, folgt, wie wir geſehen haben, daß die Fähigkeit, Bewegungen in gemeßnen Zeiten vorzunehmen, auch im Menſchen bloß der Organiſazion angehört. Aber kein Thier beſchränkt auf dieſe Weiſe von ſelbſt, ohne menſchliche Anleitung, die Freyheit ſeiner gleichgültigen, geſchweige dann ſeiner leidenſchaftlichen Verrichtungen. Daraus folgt unwiderleglich, daß es durch kein Bedürfniß dazu getrieben wird. Da folglich das Bedürfniß, welches den Menſchen allgemein auf Erfindung des Zeitmaaßes geleitet hat, unter allen mit ähnlichen Sinnen verſehenen Geſchöpfen von ihm allein gefühlt wird, ſo kann es nicht bloß körperlich ſeyn, ſondern muß aus der ihm eigenthümlichen geiſtigen Beſchaffenheit herrühren. Wenn dich ſo trockne Erörterungen nicht ermüden, meine Freundin; ſo laß uns auf dem zurückgelegten einige Schritte umkehren, um dieß deutlicher zu entwickeln.

Ich ſchilderte dir in meinem vorigen Briefe die über-

Clytemneſtra.

Was?
Ich will nicht hoffen, daß man ohne mich
Vollziehen wird, was nur der Mutter ziemt.

Agamemnon.

Im Angeſicht des ganzen griech'ſchen Lagers
Geb' ich dem Sohn des Peleus deine Tochter.

Clytemneſtra.

Und wo ſoll dann die Mutter ſeyn?

Agamemnon.

Nach Argos
Zurückekehren ſoll die Mutter — dort
Die Aufſicht führen über ihre Kinder.

Clytemneſtra.

Nach Argos? und die Tochter hier verlaſſen?
Und wer wird dann die Hochzeitfackel tragen?

Agamemnon.

Der Vater wird ſie tragen.

Clytemneſtra.

Nein, das geht nicht!
Du weißt, daß dir die Sitten dies verbieten.

Agamemnon.

Daß ſie der Frau verbieten, in's Gewühl
Von Kriegern ſich zu mengen, dieſes weiß ich.

Clytemneſtra.

Es heiſcht die Sitte, daß aus Mutterhänden
Die Braut der Bräutigam empfange.

Agamemnon.

Sie heiſcht, daß deine andern Töchter in
Mycen der Mutter länger nicht entbehren.

wältigende Heftigkeit der Leidenſchaft in rohen Gemüthern, und den ſtarken Trieb, ſie in die wildeſten Aeußerungen zu ergießen, der ſelbſt dem Gefühle gänzlicher Erſchöpfung nicht nachgiebt. So ſchwer es uns fällt in ſolchen Ausſchweifungen die Würde der Vernunft zu erkennen, ſo iſt es doch unläugbar, daß der Menſch nur durch das, was ihn über die Thiere erhebt, derſelben fähig wird. Thieriſche Leidenſchaften werden bloß durch körperliche Antriebe erregt; ſie werden daher auch durch dergleichen Antriebe von entgegengeſetzter Art, ſobald die letzten die ſtärkern ſind, unfehlbar wieder aufgehoben. Nur ſolche Leidenſchaften, die ein wahres Bedürfniß zum Ziele haben, können, wenn die Befriedigung verſchoben wird, zu einer für das Thier ſelbſt zerrüttenden Heftigkeit gelangen. Andre, wobey dieß nicht der Fall iſt, zum Beyſpiele, wenn ein Thier durch Neckereyen zum Zorne gereizt worden, hören bald von ſelbſt auf, befriedigt oder unbefriedigt, wenn der Gegenſtand den Sinnen entrückt iſt. Der Menſch hingegen iſt mit ſeinem Daſeyn nicht auf die Eindrücke des Augenblicks eingeſchränkt. Er hat das Vermögen, Vorſtellungen ſelbſtthätig feſtzuhalten und zu erwecken. So wie darauf die ganze Entwickelung der menſchlichen Erkenntnißkräfte beruht, ſo läßt ſich auch ohne daſſelbe keine Anlage zur Sittlichkeit denken. Ohne Vergleichung könnte der Verſtand nicht urtheilen und der Wille nicht wählen. Aber lange ehe der Menſch von ſeinen Vorſtellungen einen ſittlichen Gebrauch machen, und ſich durch ihr Gegengewicht wider alle ſinnlichen Reize bey einem Vorſatze behaupten lernt, wirken ſie ſinnlich, und ihre ganze Macht wirft ſich verſtärkend auf die Seite der Leidenſchaften. Dieſe beherrſchen alſo, bis die Vernunft ſie unter ihre Botmäßigkeit gebracht hat, den menſchlichen Körper unumſchränkt, da ſie bey dem Thiere nur ſeinen Bedürfniſſen oder ſeiner Sicherheit dienen, weswegen auch jede Zähmung derſelben, wie nützlich der Menſch ſie für ſeine Abſichten mit den Thieren finden möge, als eine wahre Ausartung anzuſehen iſt. Wie frühe ſchon leidenſchaftliche Vorſtellungen über körperliche Empfindungen im Menſchen die Oberhand gewinnen, darüber laſſen ſich an ganz kleinen Kindern die auffallendſten Beobachtungen machen. Wie oft laſſen ſie ihren Verdruß über ein weggenommenes Spielzeug, wodurch doch kein eigentliches Bedürfniß, ſondern nur der Trieb nach Beſchäftigung befriedigt wird, ſo laut und anhaltend ausbrechen, daß ihnen die Anſtrengung ſehr ſchmerzlich werden muß, und laſſen dennoch nicht davon ab! Die Unart des Kindes und die Ausgelaſſenheit des Wilden fließen aus Einer Quelle her; den ganzen Unterſchied machen unentwickelte und entwickelte Organe, Mangel und Ueberfluß an Kräften.

Da der Menſch nun, vermöge der Zuſammenſetzung ſeines Weſens, einem verderblichen Uebermaaße in den Leidenſchaften ausgeſetzt iſt, und bey dem erſten Erwachen ſeiner Freyheit unvermeidlich darein verfällt, ſo iſt ihm eben dadurch aufgegeben, ſie zu mäßigen, und Ordnung in ſeinem Innern zu erſchaffen. Aber die gewaltigen Stürme des Gemüths, wodurch dieſe Foderung um ſo nothwendiger und dringender wird, verhindern den unerzognen Sohn der Natur ſie anzuerkennen, ja ſie nur zu vernehmen. Ungezügelte Freyheit iſt ſein höchſtes Gut; in ihr genießt er das volle Gefühl ſeiner Kraft: wie ſollte er nicht alles von ſich weiſen, was ſich anmaaßt ſie im geringſten einzuſchränken? Der Menſch hätte alſo immerfort durch alle Zeiten im Stande der Wildheit verharren können, er hätte durchaus darin verharren müſſen, wäre nicht die Natur ſelbſt durch manche wohlthätige Kraft, die ſie in ihm, und um ihn her verbarg, Vermittlerin zwiſchen ſeinen Sinnen und ſeiner Vernunft geworden. Er nimmt die Hand nicht wahr, welche ihn leitet, und erſt wann er von einer höhern Stufe der Bildung zurückſieht, erſtaunt er in ſeinen frühen Träumen Vorbilder ſeiner theuerſten Wahrheiten, in dem, was oft ſein Spiel war, Vorübungen der ernſten Pflicht zu erkennen. Geſang und Tanz, die liebſten Beſchäftigungen des Menſchengeſchlechts in ſeiner Kindheit, bieten ein Beyſpiel hievon dar. Der Ausdruck der Leidenſchaften wurde weit früher als ſie ſelbſt gebändigt. Das letzte hätte einen Vorſatz erfodert, welchen zu faſſen das ſinnliche Geſchöpf noch ganz unfähig war; jenes geſchah ohne ein abſichtliches Wollen durch das Bedürfniß. Die anfangs unwillkührliche und inſtinktmäßige Beobachtung des Zeitmaaßes in ausdrückenden Bewegungen und Tönen ſtellte das Gleichgewicht zwiſchen Seele und Körper wieder her, welches durch die Uebermacht wilder Gemüthsbewegungen und des gleich ſtarken Triebes, ſie auszulaſſen, aufgehoben worden war. Hatte der Menſch dieſe wohlthätige Wirkung erſt einmal erfahren, ſo kehrte er natürlicher Weiſe bey jedem neuen Anlaſſe zu dem zurück, was ſie ihm verſchafft hatte, und machte es ſich zur Gewohnheit. Die geordnete Freyheit, die er in ſeinem Innern noch nicht kannte, mußte ihm doch in den äußern Verkündigungen deſſelben gefallen: er ahnete darin entfernt ſeine höhere Beſtimmung. Indem er ſich ſeiner Leidenſchaft ungebunden hingab, ſchmeichelte ihm ein gemeſſener Rhythmus mit einer Art von Herrſchaft über ſie. Zwar ſtellt ſich der Menſch in ſeinem ganzen äußern Thun ſo dar, wie es der Beſchaffenheit und Lage ſeines Innern gemäß iſt; allein dieſe innige Gemeinſchaft zwiſchen Gefühl und Ausdruck iſt nicht bloß einſeitige Abhängigkeit. Der Ausdruck, wie ſich jeder dieß leicht durch eigne Erfahrung beſtätigen kann, wirkt nach innen zurück, und verändert das Gefühl ſelbſt, wenn ihm eine fremde Urſache einen verſchiednen Grad der Stärke, oder eine verſchiedne Richtung gegeben hat. Auf ſolche Weiſe mußten die Leidenſchaften, indem ihre kräftigen Ausbrüche durch Einführung eines ordnenden Maaßes in Geſang und Tanz umgeſchaffen wurden, ebenfalls gemildert werden.

Daß der Rhythmus gleich von den früheſten Zeiten nach ſeiner Entſtehung dieſe Wirkung gehabt, darüber giebt es, wie ſich von ſelbſt verſteht, keine hiſtoriſchen Nachrichten, und kann dergleichen nicht geben. Welches

Alterthum viele Sagen der Völker auch von ſich rühmen mögen, ſo ſind ſie doch gewiß alle viel ſpätern Urſprungs, und nur der Geiſt des Wunderbaren, welcher in ihnen herrſcht, entrückt ſie in jene dämmernde Ferne. Poeſie wurde nachher das einzige Mittel, wodurch jedes Geſchlecht dem folgenden die Haupteindrücke ſeines Lebens als den köſtlichſten Nachlaß übergab. In ihrer erſten Geſtalt, wo ſie noch nichts weiter war als unmittelbarer Ausbruch einer beſtimmten, gegenwärtigen Leidenſchaft, lebte ſie ſelbſt nicht länger als das, was ihr Odem gegeben hatte. Allein geſetzt auch, Ueberlieferung wäre ſchon möglich geweſen: wie hätte der Menſch, noch kaum zur Beſinnung erwacht, der Rückkehr in ſich ſelbſt fähig ſeyn ſollen, welche erfodert wurde, um ſich von einer ſolchen allmähligen, nie von andern Gefühlen abgeſonderten Wirkung auf ſein Innres Rechenſchaft zu geben? Wie viel gehörte nicht dazu, bis er überhaupt nur ſo weit kam, zu ſich ſelbſt zu ſagen, er habe eine Seele! Wir ſehen es ja aus manchem Denkmahl alter oder wenig gebildeter Sprachen, daß Völker, unter denen ſchon viele andre Betrachtungen angeſtellt worden waren, immer noch große Mühe hatten, von der wollenden und denkenden Kraft, welche dem Menſchen inwohnt, ſich eine nur nicht gar verworrene Vorſtellung, wie von einem körperlichen Werkzeuge zu machen. Indeſſen haben wir doch in einigen Mythen, welche die erſten Fortſchritte des Menſchengeſchlechts bildlich erklären ſollten, das gültigſte Zeugniß, das man in einer Sache dieſer Art verlangen kann. Die Anfänge des geſitteten Lebens werden mit der Erfindung der Muſik zuſammengeſtellt; die als Götter oder Herren verehrten Stifter beyder, Oſiris und Iſis bey den Aegyptiern, bey den Griechen vorzüglich Orpheus, ſollen ſich der Macht des Geſanges bedient haben, um die rohen Gemüther zu zähmen. Freylich läßt ſich hievon auch eine andre nicht zu verwerfende Deutung geben, daß man nähmlich ein ſo großes Wunder nicht ſowohl dem Rhythmus der Lieder, als den Empfindungen, die aus ihnen athmeten, den Lehren, die ſie vortrugen, zuſchreibt. Aber alsdann verjüngt man dieſe Sagen gewiſſermaaßen, und betrachtet jene Nahmen, mit welchen ein religiöſer Glaube nachher ſo viel allgemeines verflocht, als wirkliche Perſonen, deren Wohlthaten ihr Andenken auf die Nachwelt gebracht haben. Denn damit ſich einzelne Menſchen unter ihren Mitbrüdern durch menſchlicheres Gefühl und höhere Erkenntniß auszeichnen können, muß ſchon das ganze Geſchlecht nicht mehr auf der unterſten Stufe ſtehn. Der Geſang muß ſchon ein Gegenſtand des Wohlgefallens geworden ſeyn, wenn durch ſeine Hülfe ſanften Empfindungen, weiſen Sprüchen Eingang verſchafft werden ſoll. Die älteſten aller Erfindungen dankt das Menſchengeſchlecht Niemanden insbeſondre: ſie gehören ſeiner eignen Natur, und demnächſt dem Himmel und der Erde an, inſofern dieſe durch günſtige Einflüſſe ihrer Entwickelung zu Hülfe kamen. Der älteſte Orpheus war wohl nirgends perſönlich gegenwärtig: er wohnte überall verborgen im thieriſchen Menſchen, und als er zum erſten Mahl göttlich hervortrat, und das wüſte Toben der Leidenſchaft durch melodiſchen Rhythmus feſſelte und zähmte, konnte kein Ohr und kein Herz ſeiner Zaubergewalt widerſtehen.

Der Trieb, Andre gleichſam in ſein eignes Daſeyn aufzunehmen, und wiederum in ihnen vervielfacht zu leben, der zwar nicht ſelbſt die Fähigkeit zur Sprache iſt, aber ſie doch hervorgerufen hat, macht die eigentlich menſchliche Grundlage der Geſelligkeit aus, wie viel andre Umſtände und Bedürfniſſe auch dazu einladen oder nöthigen mögen. Schon in den früheſten Zeiten des geſelligen Standes (und wann lebte der Menſch wohl völlig einſam?) mußte daher häufig der Fall kommen, daß dieſelben Gefühle mehrere Gemüther zu gleicher Zeit bewegten, entweder weil Einer ſie den Uebrigen durch ſichtbaren und hörbaren Ausdruck mitgetheilt hatte, oder weil das, was ſie hervorbrachte, alle gemeinſchaftlich betraf. Das Beyſammenſeyn einer Anzahl von Menſchen in leidenſchaftlichem Zuſtande, von denen jeder ſich ganz ſeiner Willkühr überläßt, muß auch dann, wann ſie alle nach derſelben Richtung hinſtreben, unausbleiblich tumultuariſch werden. Man hat es ja häufig unter geſitteten Völkern erlebt, daß in ſolchen Fällen die Wahrheit Raſende machte, und der Patriotismus Gräuelthaten verübte. Es entſteht ein Chaos von Kräften, worin ſelbſt das Gleichartige ſich zu kennen aufhört und mit blinder Feindſeligkeit gegen einander treibt. Will eine Verſammlung ihrer würdig handeln, das heißt, nicht als roh zuſammengehäufte Maſſe, ſondern als ein Ganzes, von Einem Willen beſeelt, ſo muß jeder Einzelne ſich bis auf einen gewiſſen Grad ſeiner Freyheit entäußern, um dagegen von allen Uebrigen vertreten zu werden. Der allgemeine Wille bedarf einer Stimme, die ihn rein und vernehmlich verkündige: wenn die Eintracht einer verſammelten Menge nicht mit ſinnlicher Gegenwart in ihrer Mitte erſcheint, ſo iſt ſie ſo gut als nicht vorhanden. Gäbe es nun ein Mittel, wodurch viele Menſchen ſich im Ausdrucke derſelben Empfindungen vereinigen könnten, ohne ſich gegenſeitig zu ſtören noch zu übertäuben, und wodurch bey einem noch ſo vielfachen, gewaltigen Wiederhalle des lauten Lebensodems doch alles Mißfällige vermieden würde: ſo müßte dabey die gemeinſchaftliche Regung, durch die erklärte Theilnahme Aller beſtätigt, ſich zwar um ſo tiefer in die Gemüther pflanzen, aber es könnte nicht fehlen, der milde Sieg des geſelligen Triebes über den ſelbſtiſchen, würde ihre äußere Stürme um vieles beſänftigen. Die Leidenſchaften der einzelnen Glieder der Geſellſchaft glichen alsdann nicht mehr wild laufenden Waſſern, die beym geringſten Aufſchwellen eine Ueberſchwemmung verurſachen müſſen, ſondern wären wie Bäche in einem Strom verſammelt, und flöſſen in ihm zwar unaufhaltſam, doch um ſo ruhiger fort, je tiefer und breiter ſein Bett geworden wäre. Ein ſolches Mittel iſt aber Geſang und Tanz, ſobald beyde durch das Zeitmaaß geordnet ſind, denn das wird weſentlich erfodert, wenn man nicht bacchantiſch durcheinander toden ſoll. Dieſes könnte man als die zweyte Art anſehen, wie der Rhythmus, bloß als Geſetz der Bewegung betrachtet, den wilden Menſchen ein wohlthätiger, göttlicher Orpheus ward. Er war es, der ausdrückende Gebährden und Töne, in denen ſonſt nur uneingeſchränkte, hartnäckige Willkühr geherrſcht, an ein friedliches Nebeneinanderſeyn gewöhnte, ſie zum Bande der Geſelligkeit und zugleich zu ihrem ſchönſten Sinnbilde umſchuf. Kein Wunder alſo, wenn Geſang und Tanz unter wenig gebildeten Völkern von jeher die Seele aller Zuſammenkünfte war, und noch iſt. Ein gemiſchter Haufe wird dadurch in Chöre geſondert und gereiht.

Daß dieſe menſchlich natürlichen Künſte Sache der Geſellſchaft wurden, konnte und mußte zum Theil auf ihre weitere Bildung den entſchiedenſten Einfluß haben. Zuverläſſig beſchränkte es zuvörderſt ihre urſprüngliche Freyheit, und fügte zu dem, worin man ohne Abſicht, faſt ohne Bewußtſeyn übereinſtimmte, äußerliche Geſetze der Uebereinkunft und des Herkommens hinzu. Um Verwirrung zu vermeiden war eine gewiſſe Anordnung, beſonders beym Tanze, unentbehrlich; und da dieſe nicht im Weſen des Alle beſeelenden Gefühls lag, ſo gewann der Verſtand dabey Raum, beſonnener zu verfahren, zu wählen und das an ſich Gleichgültige allmählig mit dem Gefallenden zu vertauſchen. Das Verlangen nach dieſem iſt ſo tief und weſentlich im Menſchen gegründet, daß er es faſt eben ſo früh zu offenbaren anfängt, als er Erzeugniſſe der Natur für irgend einen Zweck benutzt. Es genügt ihm nicht, daß ſein Werkzeug dieſen erreiche: er will ſich gern durch etwas höheres als Schöpfer darin erkennen. Der Bogen des Wilden muß nicht bloß in die Ferne treffen; das Holz oder Horn, woraus er verfertigt iſt, muß auch zierlich geſchnitzt und geglättet ſeyn. Bald wird die Auſſenſeite ſeines eignen Körpers ihm ein Gegenſtand dieſes künſtleriſchen Triebes: Putz war überall, ausgenommen in ganz rauhen Himmelsſtrichen, das frühere Bedürfniß, und bedeckende Kleidung nur ein ſpäterer Fortſchritt zur Ueppigkeit. Mag uns der Putz der Wilden (ſo ſchelten wir einander Nationenweiſe, ſagt ein wackrer Forſcher, ohne daß einmahl jemand ſo keck oder ſo billig wäre, zu ſagen, was ein Menſch und was ein Wilder ſey) noch ſo abentheuerlich, widerſinnig, ja abſcheulich vorkommen; das eigenthümliche Gepräge unſrer Natur, welches ihm ſeine Beſtimmung giebt, kann zwar darin entſtellt, aber nie ganz ausgelöſcht werden. Im Wohlgefallen an vermeyntlich ſchönem Zierrath, und in dem Vermögen der Einbildungskraft, ihn zu erfinden, liegen die edelſten Künſte, die ſich je unter geiſtreichen Völkern bis zur Reife entfaltet haben, wie in ihrem Keime beſchloſſen. Man glaube auch nicht etwa, daß eine beträchtliche Höhe der Ausbildung dazu gehöre, ehe dieſe Anlagen wirkſam werden können, weil wir im geſitteten Europa unter den geringeren Ständen oft jede Spur davon vermiſſen. Wenn durch eine drückende Lage das freye Spiel der Kräfte, und mit ihm zugleich der wohlthätige Einfluß der Natur

Clytemneſtra.

Wohl aufgehoben und verwahrt ſind die
In ihrem Frauenſaal.

Agamemnon.

Ich will Gehorſam.

Clytemneſtra.

Nein!
Bei Argos königlicher Göttin! nein!
Du haſt dich weggewandt in's Ausland. Dort
Mach' dir zu thun! [5] Mich laß im Hauſe walten,
Und meine Töchter, wie ſich's ziemt, vermählen.

(Sie geht ab.)

Agamemnon (allein).

Ach! zu entfernen hofft' ich ſie. — Ich habe
Umſonſt gehofft. Umſonſt bin ich gekommen.
So häuf' ich Trug auf Trug, berücke die,
Die auf der Welt das Theuerſte mir ſind,
Durch ſchnöde Liſt, und Alles ſpottet meiner.
Nun will ich gehn, und was der Göttin wohl
Gefällt und mir ſo wenig Segen bringet,
Und allen Griechen ſo belaſtend iſt,
Vom Seher Kalchas näher auskundſchaften.
Wer's aber mit ſich ſelbſt gut meint, der nehme
Ja eine Gattin, die gefällig iſt
Und ſanften Herzens — oder lieber keine!

(Er geht ab.)

gehemmt wird, ohne daß die Vortheile der Verfeinerung zum Erſatz dafür dienen, ſo wird der Menſch dadurch in einen Stand der Barbarey zurückgeworfen, dem ungebundne, kräftige Wildheit gewiß weit vorzuziehen iſt.

Doch ich kehre von dieſer kleinen Abſchweifung zurück. Das erſte Aufdämmern des vorher ſchlafenden Triebes nach Schönheit eröffnet wieder eine ganz neue, weite Ausſicht künftiger Entwickelungen der drey rhythmiſchen Künſte. Die Seele fing an ſich im Ausdrucke ihrer Gefühle, wenigſtens ſolcher, die nicht gradezu ſchmerzlich ſind, zu gefallen, und wiederhohlte ihn daher gern, auch wenn das Bedürfniß, was ſie anfangs dazu gedrungen hatte, ſchon geſtillt war. Nun erſt wurde alſo Tanz und Geſang als Ergötzung getrieben. Es mußte endlich dahin kommen, daß man ſich durch Hülfe der Phantaſie freywillig aus einem ruhigen Zuſtande in lebhafte Regungen verſetzte. So entſtand eigentliche Dichtung; ſo kam Nachahmung zum Vorſchein; denn alles Vorhergehende war reine, unvermiſchte Wahrheit geweſen.

Du wirſt bemerkt haben, liebe Freundin, daß ich im Gange aller obigen Betrachtungen zwey Sätze ohne Beweis angenommen und ſtillſchweigend zum Grunde gelegt, weil ſie mir von ſelbſt einzuleuchten ſchienen Erſtlich: Poeſie ſey urſprünglich von der Art geweſen, die man in der Kunſtſprache lyriſch nennt. Zweytens: man habe ſie immer unvorbereitet nach der Eingebung des Augenblicks geſungen; mit einem Ausdrucke, der uns Deutſchen wie die Sache ſelbſt fremd iſt, improviſirt. Was jenes betrifft, ſo erinnre ich hier nur mit wenigen Worten, daß dem empfindenden Weſen ſein eigner Zuſtand das Nächſte iſt; daß der Geiſt der Dinge zuerſt nur in ihrer Beziehung auf dieſen wahrnimmt, und ſchon zu einer ſehr hellen Beſonnenheit gediehen ſeyn muß, um ſeine Betrachtung derſelben, wenn ich ſagen darf, ganz aus ſich heraus zu ſtellen. Durch welche Veranlaſſungen und auf welchen Wegen die andern Gattungen, die in der lyriſchen eingewickelt lagen, ſich in der Folge von ihr geſondert, erzähle ich dir ein andres Mahl. Vorbereitung läßt ſich ohne Abſicht nicht denken: und wie ſollte dieſe bey den älteſten Geſängen, Kindern der Leidenſchaft und des Bedürfniſſes Statt gefunden haben? Das Natürliche geht immer vor dem Künſtlichen her. Zu der Zeit, da noch alle Menſchen dichteten, waren die Dichter wohl nicht ſo ängſtlich für die Ewigkeit ihrer Werke beſorgt, als heut zu Tage: das Lied, das auf ihren Lippen gebohren ward, ſtarb auch in demſelben Augenblicke. Es dem Gedächtniſſe einzuprägen, konnte ihnen ſchwerlich einfallen, eben ſo wenig als wir alle Worte, in der Hitze eines leidenſchaftlichen Geſprächs ausgeſchüttet, aufzubewahren gedenken. Das gemeinſchaftliche Singen gab vielleicht auch hiezu den erſten Anlaß. Sollte der Chor wiederhohlen, was Einer vorgeſungen hatte, ſo mußte er ſich Worte und Melodie wenigſtens für ſo lange merken; das Gedächtniß wurde mit ins Spiel gezogen, wie gering auch der Dienſt ſeynmochte, den man ihm anfangs zumuthete. Doch dieß läßt ſich auch aus einer andern Urſache ableiten. Die Sprache war ſo äußerſt arm an Worten und Wendungen, der Kreis der Vorſtellungen ſo enge gezogen, daß man nicht vermeiden konnte, häufig auf eben daſſelbe zurückzukommen. Wenige Ausrufungen hießen ſchon ein Lied: ſie genügten dem einfältigen Herzen, erſchöpften aber auch den ganzen Reichthum des kindiſchen Geiſtes. Oft geſungen, blieben ſie natürlich ſamt ihren Anordnungen im Gedächtniſſe hängen, und boten ſich bey einer ähnlichen Gelegenheit von ſelbſt wieder dar.

Um deine Geduld zu belohnen, liebſte Amalie, wenn du dieſen Brief, ohne etwas zu überſpringen, bis zu Ende geleſen haſt, füge ich etwas hinzu, worüber du wenigſtens einen Augenblick lächeln magſt; ein Paar Proben von Poeſie, welche ein Weltumſegler aus der Südſee zurückgebracht. Folgendes Lied dichteten einige Neuſeeländer aus dem Stegereif, als ſie den Tod eines ihnen befreundeten Taheitiers erfuhren:

Aeghih, matte, ah wäh, Tupaia!
Gegangen, todt! O weh! Tupaia!

Das zweyte iſt fröhlicher. Die Taheitierinnen begrüßten damit ihre Göttin O-Hinna, die nach ihrem Glauben in den Flecken des Mondes wohnt:

Te-Uwa no te malama,
Te-Uwa te hinarro.

Dem Monde iſt doch von jeher in allen Landen viel artiges geſagt worden. Lebe wohl!

Die Fortſetzung folgt.

IV.

Der Ritter von Tourville.

Annas Hilarion von Certentin und Tourville ſtammte aus einem alten, berühmten, in der Normandie angeſeßenen Hauſe ab, das den gräflichen Titel führte, und dem Vaterlande ſeit mehrern Jahrhunderten viele wichtige Dienſte geleiſtet hatte. Schon in ſeinem vierten Jahre ward ihm durch die Sorge ſeines Vaters, des Grafen Ceſar von Tourville eine Laufbahn eröfnet, die glücklicherweiſe ſeinen Neigungen und Talenten angemeſſen war, und ihn nachher zu einem glänzenden Ziele führte; er erhielt das Kreutz des Maltheſer Ordens. Der Tod ſeines Vaters überließ die Erziehung des jungen Ritters, der Gräfinn von Tourville. Die Lieblichkeit ſeiner Geſtalt, ſein freyer, heitrer Blick, die Sanftheit ſeiner kindiſchen Sitten, nahmen auf den erſten Anblick für ihn ein. Sein ſanftes, blaues, dennoch blitzendes Auge ſchien der Wiederſchein einer reinen und muthigen Seele; die Roſen der Jugend blühten auf ſeinen Wangen; eine immer freundliche Miene bürgte für die Güte ſeines Herzens; und ein vollendeter Körperbau verbunden mit den Grazien der Leichtigkeit und Gewandheit, machten ihn zu einem der ſchönſten Jünglinge ſeiner Zeit.

Ungeachtet dieſer Bildung, die ihn mehr zu einem Helden der Liebe zu beſtimmen ſchien, entdeckte ſich bald die herrſchende Neigung des Ritters für den Krieg. Die Spielwerke des Knaben waren Waffen, Schlachten ſein Lieblingsgedanke, und mit einer ungewöhnlichen Aufmerkſamkeit horchte er auf die Erzählungen alter Krieger von den Thaten ihrer jungen Jahre. Die Gräfinn war weit entfernt, dieſe Neigung ihres Sohnes zu unterdrücken. Sie ſandte den Liebling ihres Herzens in ſeinem ſechszehnten Jahre nach Paris, wo ein naher Verwandter, der Herr de la Rochefoucault die fernere Sorge für ſeine Erziehung nahm. Das Inſtitut des Herrn von Renocour ſtand damals in dem größten Rufe, und der Ritter von Tourville zeichnete ſich durch die günſtigſten Anlagen für die körperlichen Uebungen, und durch ſeinen Fleiß und Eifer in den Wiſſenſchaften ſehr bald vor allen ſeinen Kameraden aus.

Drey Jahre hatte er in dieſem Inſtitute zugebracht, und ſein Lehrer hielt ihn für geſchickt genug, um die Ausübung der erlernten Grundſätze im Dienſte des Königs verſuchen zu dürfen. Dieſe günſtige Meinung traf mit ſeinen brennenden Wünſchen zuſammen; aber die Bemühungen des Herrn de la Rochefoucault, ihm in den Armeen des Königs eine Stelle zu verſchaffen, waren vergebens. Die Vermählung des Königs mit einer ſpaniſchen Infantinn hatte dem Reiche den Frieden gegeben; viele Offiziere waren verabſchiedet worden; und dieſe hatten bey einer neuen Formirung des Heeres einen gegründeten Anſpruch auf den Dienſt. Schon verlor der Ritter von Tourville alle Hofnung, ſeiner herrſchenden Neigung folgen zu können, und war im Begriff, ſich in der Einſamkeit ſeines väterlichen Wohnſitzes zu begraben, als das Gerücht von einer SeeRüſtung, die der Ritter von Hecquincour auf eigne Koſten in dem Hafen von Marſeille veranſtalte, ſeinen Wünſchen neues Leben gab.

Dieſer merkwürdige Mann ſpielte eine zu wichtige Rolle in der Geſchichte des Ritters von Tourville, deſſen Lehrer, Freund und Gefährte er war, als daß eine kurze Nachricht von ihm, hier am unrechten Orte ſtehen ſollte. Als der jüngere Sohn ſeines Vaters des Marſchall von Hecquincour, hatte auch er im Kriege ſein Glück geſucht, und in den letztern Feldzügen mit vielem Ruhme gedient. Die rauhen Sitten ſeines Standes hatten keinen Einfluß auf ſein Betragen in der Geſellſchaft gehabt; bey einem geraden Sinn beſaß er alles gefällige des Umgangs, ohne die Manieren eines Höflings anzunehmen; immer bey gleicher Laune hat niemand mehr Freunde gehabt, als er. Wer ihn ſah, liebte ihn, wer ihn kennen lernte, opferte ſich für ihn auf. Der Friede hatte ihn an den Hof geführt, wo man ihn ſchätzte; aber das müſſige Leben am Hofe war nicht nach ſeinem Geſchmack, und der Donner einer Batterie ergötzte ihn mehr, als der glänzende Zirkel in den Zimmern des Monarchen von Frankreich. Als Maltheſer-Ritter hatte er ſchon in ſeinen jüngern Jahren ſeinen Nahmen, auf den Kreutzzügen dieſes Ordens gegen die Seeräuber und Türken, in den Gewäſſern des Archipel furchtbar gemacht. Er entſchloß ſich jetzt, einen ſolchen Kreutzzug auf ſeine eigne Hand zu unternehmen, gieng heimlich nach Marſeille, und rüſtete eine Fregatte von 36 Kanonen aus; das geſchickteſte Fahrzeug für eine Expedition dieſer Art. Die Equipage war ſorgfältig ausgewählt, das Schiff mit allem verſehen, was es bedurfte, und Hocquincour gieng wieder nach Paris zurück, um ſeine häuslichen Geſchäfte in Ordnung zu bringen. Man ſprach bey Hofe von nichts als dem Unternehmen des Ritters von Hocquincour; man bewunderte ſeinen Muth, ſeinen Rittergeiſt. Eine große Anzahl von Jünglingen aus den erſten Häuſern, die das romantiſche dieſes ſeltenen Einfalls reizte, erwarteten mit Ungeduld ſeine Ankunft, um ihm ihre Dienſte anzubieten, und unter ſeiner Anführung zu lernen, der Gefahr zu trotzen. Er ſchränkte ſich auf zwölf ein, die er doch in der Folge bis auf zwanzig zu vermehren, nicht umhin konnte.

Tourvilles feuriger Geiſt brannte vor Begierde, dieſen Kreutzzug mitzumachen; die erſte Nachricht, die er davon hörte, entſchied auf immer ſeine Neigung für den Seedienſt; er eilte zu ſeinem Oheim; er bat ihn, ſich bey ſeinem alten Freunde Hocquincour für ihn zu verwenden. Rochefoucault entzückt über den Eifer ſeines jungen Neffen — geht noch an demſelben Tage zu Hocquincour; er entwirft ihm ein ſo vortheilhaftes Bild von Tourville, daß dieſer einen ſo ſeltenen Jüngling kennen zu lernen wünſcht. Tourville wird ihm vorgeſtellt; die Schönheit des jungen Ritters und ſein zartes weiches Anſehn, das nicht gemacht zu ſeyn ſchien, die zahlloſen Beſchwerden eines Seezugs ertragen zu können, waren keine Empfehlung für ihn. Ungeachtet alles deſſen, was Rochefoucault von ſeinen körperlichen Kräften ſprach, von ſeinem Muth, von den Beweiſen, die er davon ſchon in der Akademie gegeben hatte, ſchien der Ritter von Hocquincour zu befürchten, daß er ihm nur eine unnütze Laſt ſeyn, und mehr verſprechenden Jünglingen den Platz benehmen möchte. Er ſagte ihm das alles ſelbſt, er entwarf ihm ein ſo treues aber zugleich ſo wenig einladendes Gemälde der anſtrengenden Arbeit, des Mangels an aller gewohnten Bequemlichkeit, der täglichen Gefahren, denen ein Zögling des Seekrieges auf den Schiffen der Maltheſer, die gegen die Türken kreutzen, ausgeſetzt iſt, daß wahrſcheinlich ein jeder andere, von minder feſtem Charakter gewankt haben würde. Aber Tourville antwortete dem alten Ritter mit ofner Stirne und von Muth blitzenden Augen: „Ich kenne freylich weder das Meer, „noch den Krieg auf dem Meer; aber ich bin doch alt „genug, um einzuſehen, daß er mit Gefahren verknüpft „iſt; und Gefahren ſinds eben was ich ſuche.“ — Eine ſo feſte Antwort überraſchte den Ritter von Hocquincour. Er umarmte den kühnen Jüngling, nahm ihn unter ſeine Gefährten auf, und befahl ihm, ſich innerhalb acht Tagen zur Abreiſe bereit zu machen.

Der Ritter von Hocquincour fand bey ſeiner Ankunft in Marſeille ſeine Fregatte ſchon faſt ſeegelfertig auf der Rhede liegen; es bedurfte nur noch einiger Anordnungen, und in wenig Tagen konnte er ſchon die Küſten von Frankreich verlaſſen. Dieſe wenigen Tagen wurden von den jungen Leuten ſeines Gefolges dem Genuß des Lebens, unter dem ſchönen Himmel der Provence gewidmet, wo die lieblichſte Natur in ewig jungem Glanze erſcheint; bald wurden ſie alle in den Taumel einer allgemeinen Freude hineingezogen; nur erſchien unter ihnen nirgends der Ritter von Tourville. Er war gleich bey ihrer Ankunft in Marſeille verſchwunden, und niemand hatte ſich um ihn bekümmert. Hocquincour, der ſchon nicht wenig Vergnügen an ſeiner Unterhaltung fand, bemerkte ſeine Abweſenheit ſehr bald, der ſeine Kameraden eben nicht die günſtigſte Auslegung gaben; er erkundigte ſich genauer, und erfuhr, daß Tourville beſtändig am Bord der Fregatte ſey, ſich von frühen Morgen biß in die ſpäte Nacht in den Manövren eines gemeinen Matroſen übe, die Schiffsoffiziere um alles befrage, was die Conſtruktion eines Schiffes, das Tauwerk, die Behandlung der Seegel, kurz die ganze Nautik angehe; daß er alle Arbeiten der Matroſen mit einer bewunderungswürdigen Leichtigkeit und Geſchicklichkeit nachmache, keine Mühe ſcheue, und den Gedanken an das Land ganz und gar vergeſſen zu haben ſcheine.

Eine ſolche Aufführung muſte dem Ritter von Hocquincour eine hohe Idee von ſeinem Zöglinge beybringen; aber zugleich konnte ein ſo ſeltenes, wiewohl ruhmwürdiges Benehmen, den Neid der andern Freywilligen erwecken, und die Einigkeit untergraben, die bey einer ſo großen Anzahl junger Leute auf einem Schiffe, ſo höchſt nothwendig iſt. Hocquincour, der überdiß der Meinung war, einem Jünglinge ſchade ein übel angebrachter Fleiß, der oft in eine pedantiſche Sonderbarkeit ausarten könne, zuweilen mehr, als er ihm nütze, hielt daher fürs beſte, demſelben Grenzen zu ſetzen.

Tourville gehorchte den Befehlen ſeines Capitains, und kam ans Land. Marſeille war damals voll ſchöner Weiber. Hocquincour, der den Geſchmack an den Weibern noch nicht verlohren hatte, war durch die Reize einer jungen Dame gefeſſelt worden, die das allgemeine Urtheil für die ſchönſte Marſeillerin erklärte. „Kommen „Sie, mein lieber Ritter, rief er dem zu ihm eintretenden „den Tourville entgegen, wir werden auf dem Meere „Zeit genug haben zu ſtudiren, laſſen Sie uns jetzt fröh„lich ſeyn. Folgen Sie nur mir. Ich will Sie zu einem „Corſaren führen, der fürchterlicher iſt als die von Al„gier, und dem Sie ſchwerlich widerſtehen werden." — „Solche Feinde fürchte ich am wenigſten, Herr Ritter, „antwortete Tourville." In dem Augenblicke trat jemand ins Zimmer, der mit dem Capitain von Geſchäften zu ſprechen hatte, und Tourville empfahl ſich, um in der Kirche der großen Auguſtiner die Meſſe zu hören. Es war gerade ein Sonntag. Beym Herausgehen aus der Kirche, und im Gedränge des ſtrömenden Volkes verwirrt ſich der Degen des Ritters in dem Spitzenbeſatz ei-

Dritte Zwiſchenhandlung.

Chor.

Strophe.

Sie ſehen des Simois ſilberne Strudel,
Der griechiſchen Schiffe verſammelte Macht;
Mit dem Geräthe zur blutigen Schlacht
Betreten ſie Phöbus heilige Erde,
Wo Kaſſandra mit wilder Geberde,
Die Schläfe mit grünendem Lorbeer umlaubt,
Das goldene Haar, wie die Sagen erzählen,
Wallen läßt um das begeiſterte Haupt,
Wenn die Triebe des Gottes ſie wechſelnd beſeelen.

Gegenſtrophe.

Sie rennen auf die Mauern,
Sie ſteigen auf die Burg,
Sie erblicken mit Schauern,
Hoch herunter von Pergamus Burg,
Den unſre ſchnellen Schiffe brachten,
Den fürchterlichen Gott der Schlachten,
Der, in tönendes Erz eingekleidet,
Sich um den Simois zahllos verbreitet,
Helenen, die Schweſter des himmliſchen Paars,
Unter den Lanzen und krieg'riſchen Schilden
Heimzuführen nach Sparta's Gefilden.

Epode.

Einen Wald von eh'rnen Lanzen
Seh' ich ſie um deine Felſenthürme pflanzen,
Stadt der Phryger, hohe Pergamus!

ner reichgekleideten jungen Dame. Unter den Bemühungen ſich los zu machen wird die Verwickelung immer größer. Er hält es für Pflicht, bey der Dame ſeine Unachtſamkeit zu entſchuldigen; ihn frappirt ihre blendende Schönheit, und des Mädchens Wangen färbt eine höhere Röthe. Die Vorbeygehenden ſcherzen über den ſchönen Jüngling, der an ein ſchönes Mädchen gefeſſelt iſt, und beyde werden von dem lebhaften Volke mit Schmeicheleyen überſchüttet.

Tourville erzählte dem Commandeur bey ſeiner Zurückkunft, daß es ihm beynahe vorkäme, als wenn er, oder vielmehr ſein Degen, in die Schlingen der reizenden Geliebten des Ritters von Hocquincour gefallen wäre. „Das werd' ich Nachmittag erfahren, lieber Ritter, erwiederte der Capitain, und heute Abend ſollen Sie „Nachricht haben." Er hatte der jungen Dame ſchon längſt von ſeinem ſchönen Freywilligen mit beſonderm Enthuſiaſmus geſprochen, und ſie um die Erlaubniß gebeten, ihn bey ihr einführen zu dürfen. Jetzt verlangte ihn zu wiſſen, ob die Bekanntſchaft vielleicht ſchon ohne ſein Zuthun gemacht ſey. Es bedurfte keiner weitläuftigen Worte, als er zur Dame kam; ſie rief ihm entgegen: „ich müſte mich ſehr irren, Herr Ritter, wenn nicht ihr „ſchöner Freywilliger mir heute in der Auguſtiner Kirche „das Kleid zerriſſen hat" — Hocquincour fand es etwas auffallend, daß Tourville und das Mädchen ſich gleich auf den erſten Anblick, blos nach ſeiner Schilderung erkannt hatten; ihm ahnete etwas, das ſeine ſonſt immer heitere Stirne in Falten zog. Er äuſerte dieſe Ahnung vielleicht nicht auf die delikateſte Art; das Mädchen ward darüber launiſch, ſie ſagte ihm gerade zu, daß ſie ſich gar nicht irren könne, er habe ihr ja ſelbſt den Ritter von Tourville als den ſchönſten Jüngling beſchrieben, und ſie müſte aufrichtig geſtehn, nie einen ſchönern Mann geſehen zu haben. Hocquincour ſchlich davon; unzufrieden mit ſeiner Dame, unzufrieden mit ſich ſelbſt. An das Verſprechen, dem Ritter von Tourville dieſen Abend Aufklärung über den Vorfall in der Auguſtiner Kirche zu geben, wurde nicht weiter gedacht; noch weniger daran, ihn bey der Dame einzuführen. Tourville ſelbſt hatte vielleicht die ganze Geſchichte ſchon wieder vergeſſen; immer in Gedanken auf die Fregatte, bemerkte er nicht einmal die Veränderung, die mit ſeinem Capitain vorgegangen war.

Da ihn in Marſeille nichts feſſelte, ſo kehrte er ſchon am andern Morgen ganz frühe auf die Fregatte zurück. Hocquincour, dem es herzlich lieb war, einen ſo gefährlichen Nebenbuhler los geworden zu ſeyn, eilte wie gewöhnlich um eilf Uhr zu ſeiner Geliebten; aber er fand Niemanden. Mutter, Tochter, das ganze Haus waren aufs Land verreiſet, und man zweifelte an ihrer baldigen Zurückkunft. Eine ſo geheimgehaltene Reiſe befremdet ihn; er wirft ſich gleich nach Tiſche auf ein Pferd, und fliegt nach dem Landhauſe der Familie. Man ſitzt bey der Tafel. Unangemeldet, tritt er in den Speiſeſaal, und ſieht — den Ritter von Tourville neben der jungen

Marquiſe ſitzen. Diesmal war das Vergnügen der Ueberraſchung nicht auf ſeiner Seite. Denn obgleich ein froher Zuruf der ganzen Geſellſchaft ihm entgegenſchallte, und Tourville ſelbſt ihm mit der herzlichſten Freude entgegenſprang, und ihm ſeine ſchöne Stelle anbot, ſo ſtand doch Hocquincour wie zu Eis geworden da. Ein unfreundlicher Blick auf den Ritter von Tourville geworfen, ließ dieſen befürchten, daß ſein Capitain dieſe Luſtparthie als abgeredet anſehn möchte, und zum erſtenmale fiel es ihm ein, daß er vielleicht unſchuldigerweiſe die Eiferſucht ſeines Befehlshabers gereizt haben könnte.

Nicht wenig kränkte es ihn, ſeinem Capitain durch einen bloſen Zufall eine ſo unangenehme Stunde verurſacht zu haben. Als er nehmlich am frühen Morgen mit ſeiner Schaluppe den Hafen von Marſeille verlaſſen wollte, ward er gezwungen, am Eingange des Hafens zu halten, um ein Schiff vorbeypaſſiren zu laſſen. Mehrere kleine Fahrzeuge hatten ein gleiches Schickſal. Auf einem, ihm ganz nahe liegenden Boote bemerkte er eine Geſellſchaft ſauber gekleideter Herren und Damen, und unter dieſen ſeine ſchöne Unbekannte aus der Auguſtiner Kirche. In dem Augenblick ward auch er von ihr erkannt. Ein verbindlicher Gruß von ſeiner Seite ſpann eine Unterhaltung an. Man frug ihn, wohin er gedächte? — „Auf meine Fregatte, die bey der Inſel Chateau „d'If liegt." — Mutter und Tochter baten ihn nunmehr, zwey oder drey Stunden dem Vergnügen zu widmen, und mit ihnen nach ihrem nahe am Seeufer gelegenen Landhauſe zu kommen, zumal ihn das von ſeinem Wege nicht ableiten würde. So vieler Höflichkeit konnte der Ritter nicht widerſtehen; er folgte ihnen, und ſchikte bey ſeiner Ankunft auf dem Landhauſe, die Schaluppe mit dem Befehl zurück, ihn um drey oder vier Uhr Nachmittags abzuhohlen.

Der Ritter von Hocquinceur hatte ſich aus Eingebungen von Eiferſucht gegen die junge Dame eine Schilderung des Ritters von Tourville erlaubt, die mit dem Original nicht die geringſte Aehnlichkeit hatte. Bey aller gefälligen Außenſeite ſeines Körpers, ſchrieb er ihm einen ſtörriſchen, des geſellſchaftlichen Umgangs ganz unfähigen Sinn, und einen erklärten Widerwillen gegen das weibliche Geſchlecht zu; wenige Augenblicke, die der Ritter unter den Damen auf dem Landhauſe zugebracht hatte, reichten hin, dieſe Anſchuldigung zu widerlegen. Man fand ihn ſanft und zuvorkommend in ſeinem Betragen, geiſtvoll und lebhaft in ſeiner Unterhaltung. Sie konnten ihm nicht verhehlen, daß ſie lange die Hofnung genährt hatten, ihn bey ſich zu ſehen, und daß ſie jetzt äuſerſt zufrieden wären, die Erfüllung ihrer Wünſche dem Zufall, und nicht der Vermittelung gewißer Perſonen ſchuldig zu ſeyn. Tourville verſtand was man ſagen wollte, und auf wen man deutete; er fühlte ſich verbunden, ſeinen Capitain zu vertheidigen, und verſicherte die Damen, daß es ſein eigner freyer Wille geweſen ſey, in den wenigen Tagen ſeines Aufenthalts in Marſeille allen Umgang zu meiden. Dieß veranlaßte Vorwürfe über ſelnen Hang zur Einſamkeit, und gab dem Witze der ſchönen Provenzalerinn freyes Spiel. Der Ritter vertheidigte ſich mit vieler Geſchicklichkeit und wußte das Geſpräch auf den Commandeur zu lenken, deſſen Lob verſchwenderiſch von ſeinen Lippen ſtrömte. Man gab nicht acht auf ſeine Reden, unterbrach ihn öfters, und der witzigen Provenzalerinn entwiſchte die Bemerkung, daß wer ſo geſchickt zu ſeyn ſchiene, die Hauptrolle zu ſpielen, wie Er, ſich ſelbſt beleidige, wenn er die undankbare Nebenrolle eines Vertrauten ſich aufbürden laſſe. Eine ſo deutliche Erklärung war dem Ritter nicht lieb, zumal die Dame dieſen für ſie ſo reichhaltigen Text auf eine Art zu kommentiren anfieng, die ihn am Ende, wider ſeinen Willen zu einer beſtimmten Antwort würde gezwungen haben. Der Ruf zur Tafel befreyte ihn von ſeiner Verlegenheit. Man wieß ihm den vorzüglichſten Platz zwiſchen der ſchönen Marquiſe und ihrer Mutter an, und war unerſchöpflich in Erfindungen, ihm zu gefallen. Tourville erwiederte dieſe Höflichkeit, und man befand ſich eben in der vorzüglichſten Laune von der Welt, als der Commandeur erſchien, und durch ſeine zu wenig verhehlte Eiferſucht der allgemeinen Freude ein Ende machte. Man trennte ſich daher bald, und Hocquincour, des Aufenthalts in einer Stadt überdrüſſig, wo er ſein voriges Glück bey dem ſchönen Geſchlecht hatte ſcheitern ſehen, rief am andern Tage alle ſeine Freywilligen an Bord, und verließ die Rhede von Marſeille.

Mit Hülfe eines günſtigen Windes gleitete die Fregatte ſanft über die Wellen des mittelländiſchen Meeres, und am vierten Tage entdeckte man die Inſel Maltha, wo der Ritter von Hocquincour ſeiner Pflicht gemäß einzulaufen, und ſich von dem Großmeiſter die Ordensflagge zu erbitten, verbunden war. In den erſten Tagen ſchien eine trübe Laune den Mund des ſonſt ſo geſprächigen Mannes verſiegelt zu haben; aber je deutlicher ſich die Ufer von Maltha aus den Nebeln des Meers vor ihm entwickelten, je mehr erheiterte ſich ſeine Stirne. Seine Unterhaltungen mit den Freywilligen waren nicht mehr ſo abgekürzt; ſie wurden nach und nach vertrauter, obgleich ſein Benehmen gegen den Ritter von Tourville, ſo gefällig es auch war, dennoch immer etwas gezwungenes behielt.

So ſtanden die Sachen auf der Fregatte, als ſie im Hafen la Valetta die Anker warf. Die Ankunft des Ritters von Hocquincour in dieſem Hauptſitz des Ordens verurſachte eine allgemeine Freude. Die angeſehenſten Ritter, alle ſeine Freunde und Bewunderer, eilten am frühen Morgen an Bord, um ihn zu bewillkommen. Von ihnen und ſeinen Freywilligen begleitet zog er nach dem Pallaſte des Großmeiſters, und ſeit langer Zeit hatte man auf dieſer Inſel keinen ſchönern Zug geſehn. Die Freywilligen wurden dem Großmeiſter vorgeſtellt, und der Beyfall, den er ihrem Entſchluß gab, unter den Flaggen des Ordens den Seekrieg zu erlernen, ſchmeichelte ihnen nicht wenig. Ganz Maltha beeyferte ſich, dem Ritter von Hocquincour und ſeinem Gefolge zu zeigen, wie lieb man ihn hielt. Frohe Feſte wechſelten mit frohen Feſten ab. Hier aber war keine Marſeillerinn, die den Capitain feſſelte; nur der Krieg war ſein Gedanke. Mehrere Ritter boten ſich ihm zu Begleitern auf ſeinem Zuge an; und wiewohl ihm der geringe Umfang ſeines Schiffes nicht erlaubte, die Zahl ſeiner Mitſtreiter zu ſehr zu vermehren, ſo ſtand er doch nicht an, fünf bis ſechs der erfahrenſten aufzunehmen, um ſeinen Zöglingen wahre Vorbilder des Muthes und der Geſchicklichkeit aufſtellen zu können. Mehr aber als das erfreute ihn das Anerbieten eines alten, in den Gewäſſern der Levante ſehr bekannten Kreuzfahrers Cruvillier, der im Hafen von la Valette eine Fregatte von vier und zwanzig Kanonen ſeegelfertig liegen hatte, und unter dem Ritter von Hocquincour den Seezug mitzumachen, bereit war. Hocquincour ſäumte keinen Augenblick, ſich mit einem ſo erfahrenen und kühnen Manne zu verbinden, und ſie wurden beyde in kurzem über die Bedingungen einig.

In dem Hafen des Ordens hatte vielleicht nie eine ſchönere Escadre gelegen. Zwey feſte, dauerhafte, mit allem nothwendigen überflüſſig verſehene Fregatten; zwey berühmte, tapfre Anführer und eine Equipage, die an Muth und gutem Willen ihres gleichen ſuchte. Aber die Gefälligkeit und Freundſchaft der Ritter hatte die Zöglinge des Seeweſens in einen Wirbel von Zerſtreuungen und Lebensgenuß gezogen, der zu allerley kleinen Ausſchweifungen Anlaß gab, und den Commandeur nöthigte, dieſem gefährlichen Müſſiggange ein Ende zu machen. Auch hier war der Ritter von Tourville ſeinen Grundſätzen treu geblieben. Den rauſchenden Feſten, die in den Hotels der verſchiedenen Zungen des Ordens gegeben wurden, hatte er ſelten beygewohnt. Die Verfaſſung des Ordens, ſeine Geſchichte, und die Pflichten eines Ritters des heiligen Johannes von Jeruſalem, waren ſein Studium geweſen, indeß ſeine Kameraden einer zügelloſen Freude opferten; und ſeine Aufmerkſamkeit auf den Großmeiſter, dem er täglich aufzuwarten nicht unterließ, hatte ihm die Gunſt dieſes Fürſten erworben. Glücklicherweiſe erfuhr Cruvillier durch einige aus der Levante kommende Fahrzeuge, daß zwey tripolitaniſche Schiffe im Archipel viel Unheil anrichteten; und folglich entſchloß ſich Hocquincour, ſie aufzuſuchen: Habſucht füllte die Seele dieſer beyden Helden nicht; ſie würden ſonſt lieber über wehrloſe aber reiche türkiſche Kauffahrer hergefallen ſeyn. Ehre war ihr Ziel, und der Ruf ihres Nahmens ihr Endzweck. Man gab daher ſogleich das Signal an Bord zu kommen, ließ die Equipage die Muſterung paſſiren, hob die Anker, und ſegelte ins Meer.

Ein günſtiger Wind, ein liebliches Wetter, und die Sicherheit des Meeres an den Küſten von Italien, gab den Maltheſer-Rittern und den Freywilligen Muße genug, die Fröhlichkeit, und gute Laune, die ſie noch aus la Valetta mit an Bord genommen hatten, gegeneinander auszutauſchen; wiewohl bey dieſem Austauſch die letztern nicht ſelten verloren. Die alten Seemänner von

Maltha hielten ſich für berechtigt, die jungen Neulinge, die noch nie das Meer geſehn hatten, auf mancherley Art zu neken; eine Sitte, die mehr oder minder bey allen Seefahrenden Nationen herrſcht, aber deswegen um nichts geſcheuter iſt. Vorzüglich ſchienen ſie den Ritter von Tourville zum Gegenſtande ihrer Spöttereyen gemacht zu haben. Beſtändig auf die Arbeiten der Steuermänner und Matroſen aufmerkſam, und Tag und Nacht bereit, ihnen zur Hand zu gehen, verſuchte er dennoch in ſeiner Kleidung eine Reinlichkeit und Nettheit zu beobachten, die man nur auf dem Lande gelten laſſen wollte, und die auf den Schiffen der Maltheſer etwas ungewohntes war. Es ſchien den Rittern eine übel angebrachte Künſteley zu ſeyn, und ſie trauten ihm wegen dieſes Scheines von Delikateſſe wenig Kraft und Muth zu. Tourville ergrif die beſtmöglichſte Parthie, bey allen dieſen Neckereyen; er ſchwieg. Indeſſen wurde der Witz eines dieſer Herren doch zuweilen zu beiſſend, als daß er nicht eine kleine Beſchämung verdient hätte. Tourville wartete nur auf eine Gelegenheit, und ſie zeigte ſich bald.

Der Wind ward heftiger, und mehrere Anzeigen eines nahen Sturmes machten die Einziehung der Seegel nothwendig. Tourville wandte ſich an den Witzling, und bot ihm eine Wette an, wer von beyden ſchneller auf der groſſen Mars-Raa ſeyn würde. Der Maltheſer verſicherte aber, zu ſehr ſein Freund zu ſeyn, als daß er ihn einer Gefahr ausſetzen ſollte, die ihm leicht den

Hals koſten könnte. In dem Augenblick wird das Signal gegeben; in dem Augenblicke ruft ihm Tourville zu: „Folgen Sie mir, alter Seemann, wenn Sie können;“ in dem Augenblicke wirft er ſich auf die Wand des großen Maſtes, erſteigt mit einer bewundernswürdigen Schnelligkeit und Leichtigkeit die große Mars-Raa, und hilft den Matroſen das Seegel einziehen, als wenn er dieſer Arbeiten ſchon lange gewohnt geweſen wäre. Ein belohnender und aufmunternder Zuruf des Capitains, der laute Beyfall ſeiner Kameraden empfangen ihn, wie er ſich ohne die Wand des Maſtes zu berühren, an einem Tau herunterläßt. Seitdem hörten auch die Neckereyen auf, und Tourville konnte ungeſtört ſich mit den Manövern beſchäftigen.

Die Fregatten waren indeß in minder ſichere Gegenden des mittelländiſchen Meeres gekommen. Jedes Cap, das ſie umſeegelten, und deren es in dieſen Gewäſſern ſo viele giebt, war ein Schlupfwinkel für die türkiſchen und afrikaniſchen Corſaren, aus dem ſie plötzlich über ihre Beute herzufallen gewohnt waren. Man muſte daher beſtändig auf ſeiner Hut ſeyn. Auf der Inſel Zante, bey der ſie Anker warfen, um von den beyden tripolitaniſchen Schiffen, die ſie aufſuchten, Nachrichten einzuziehen, erfuhren ſie, daß man dieſe Seeräuber vor einigen Tagen bey den Starivaliſchen Eylanden geſehen hätte, daß der eine mit einer Admiralsflagge, zwey und vierzig und der andre, vier und dreyßig Kanonen führte, und daß ſie der Macht der Maltheſer weit überlegen wären.

Deiner Männer Häupter, deiner Frauen
Unerbittlich von dem Nacken hauen,
Leichen über Leichen häufen,
Deine ſtolze Veſte ſchleifen,
Unglücksvolle Pergamus!
Da wird's Thränen koſten deinen Bräuten
Und der Gattin Priamus.
Wie wird nach dem geflohenen Gemahl
Die Tochter Jovis jetzt zurückeweinen!
Ihr Götter! ſolche Angſt und Qual,
Entfernet ſie von mir und von den Meinen!
Wie wird die reiche Lydierin
Den Buſen jammernd ſchlagen,
Und wird's der ſtolzen Phrygerin
Am Webeſtuhle klagen!
Ach! wenn nun die Sagen ſchallen,
Daß die hohe Stadt gefallen,
Die die Wehre meiner Heimat war!
Wer, wenn es herum erſchollen,
Schneidet wohl der Thränenvollen
Von dem Haupt das ſchön gekämmte Haar?
Helene, die der hochgehalſte Schwan
Gezeuget — das haſt du gethan!
Sey's nun, daß in einem Vogel
Leda, wie die Sage ging,
Zeus verwandelte Geſtalt umfing,
Sey's, daß eine Fabel aus dem Munde
Der Kamönen ſehr zur ſchlimmen Stunde
Das Geſchlecht der Menſchen hinterging.

Das beugte den Muth der Helden nicht; ſie giengen wieder in See, durchſeegelten das Meer um die Inſeln Sapienra, Carrera und Venetica, und fanden überall nichts; als am fünften Tage, auf der Höhe des Golfo von Corena, der Capitain Cruvillier, der die Avant-Garde machte, das Signal zweyer erſcheinender Seegel gab, und zugleich, um den Ritter von Hocquincour zu erwarten, beylegte.

Auf dieſes Signal bereitete man ſich zum Gefecht; ein Theil der Seegel wurde eingezogen, jedem ſein Poſten angewieſen, und der Gleichmuth und die Kaltblütigkeit der jungen Freywilligen zum erſtenmale auf die Probe geſtellt. Tourville, auf den in dieſem feyerlichen Momente Hocquincour ſein ganzes Augenmerk gerichtet hatte, empfand indeſſen nichts als den flüchtigen Schauer, deſſen ſich auch der Held in dem ernſten Moment der Prüfung nicht erwehren kann, und der Menſch nicht zu ſchämen hat; die Natur hatte ihn zum Helden beſtimmt, und ein ernſterer, wenn gleich feſter Blick, ein ſtilles Zurückziehen in ſich ſelbſt, war alles, was ſeine Offiziere an der gefährlichen Stelle, an der er ſtand, an ihm gewahr werden konnten. Mit ſechs andern Freywilligen und zwey Malteſerrittern war ihm die Vertheidigung des Verdeks gegen das, den Türken ſo gewöhnliche und ihnen oft ſo günſtige, Entern anbefohlen worden.

Indeſſen hatten mit ſtolzen, von einem günſtigen Winde aufgeſchwollenen Seegeln die feindlichen Schiffe ſich genähert. Es waren zwey Algierer, wenig an Größe von den Tripolitanern unterſchieden, die man aufſuchte. In einer Entfernung von zwey Kabellängen öfnen ſich ihre Feuerſchlünde, auf den Spizen der Wellen leuchten die ſchnellen Blitze; undurchdringlich ſcheinende Rauchwolken wälzen ſich ſchwer und furchtbar über die Fluten hin, an den fernen Ufern hallen dreyfach die Donner wieder; ringsum die Schiffe der Maltheſer tanzen ziſchende Kugeln auf den Wogen des Meeres, und hundert Springbrunnen ſpritzen einen weißen Schaum empor. Die tapfern Capitaine erwiedern dieſen Angriff nicht; mit kalter Ruhe warten ſie den Augenblick ab, der die feindlichen Schiffe ihnen näher bringt, und nun ſchleudern auch ſie Tod und Verderben mit ununterbrochenem Feuer auf die Fregatten der Seeräuber. Eine dicke Hülle von Dampf umgiebt die Kämpfer, ein hartnäckiges Gefecht beginnt, und bald weicht die minder ſchnell und ſicher bediente Artillerie der Algierer, der Uebermacht der chriſtlichen. Ihr Tauwerk iſt zerriſſen; von dem Blute ihrer Streiter das Meer gefärbt, und Unordnung, Unentſchlüſſigkeit und Schwanken in ihren Manövern ſichtbar. Plötzlich benutzen ſie den ihnen ſo günſtigen Wind, und, dem Kugelregen von den Batterien der Maltheſer trotzend, verſuchen ſie zu entern. Dreymal ſcheitert ihr Vorſatz, aber nicht ihr Muth; und es gelingt ihnen, ſich an das Schiff des Ritters von Hocquincour zu hängen. Wüthend ſtürzen ſie ſich auf ſein Verdek, und der Säbel ſoll nun entſcheiden, was die Kanonen nicht konnten. Die Gefahr iſt dringend, zwiſchen Tod oder Sieg keine Wahl.

Eine kühne Verzweiflung ſcheint den Armen der Chriſten ungewohnte Kräfte zu leihen; mit ihrem Leben büßen die tapfern Muſelmänner für den Entſchluß ihres Anführers. Das maltheſiſche Schiff wird von dem Algierer getrennt, ſeine Bewegungen verrathen eine nahe Flucht; einen zweyſtündigen Kampf ſcheint ein gewiſſer Sieg belohnen zu wollen; als unerwartet ein verdoppelt Geſchrey der Feinde, ein mörderiſches Feuer ihrer Batterien, die Erſcheinung zweyer Corſaren verkündigt, die von der Gegend des Cap de Matapa der Szene des Gefechtes zueilen. Es ſind die Tripolitaner. In ſolchen Lagen findet nur ein wahrer Held neue Quellen des Muthes und der Unerſchrockenheit in ſich ſelbſt. Mit ruhigem und feſten Blick durchfliegt Hocquincour ſein Schiff, ermuntert den Wankenden, unterſtützt den Müden, bläſt den erlöſchenden Eifer zu neuen Flammen auf, und wagts, friſche, noch unermüdete Feinde anzugreifen. Die Geſchichte des kleinen Seekrieges in den Gewäſſern der Levante kennt kein ſchrecklicheres Gefecht. Nach dreyen Stunden iſt Hocquincours Fregatte ohne Seegel, ohne Tauwerk, ohne Maſte; die eine Hälfte ſeiner Equipage dahin, oder verwundet, die andre Hälfte ohne Kraft; und dennoch ſtreicht er nicht, und dennoch, — da eine ſichtbare Unordnung auf den Tripolitanern ihn ahnen läßt, daß der Capitain vielleicht getödtet worden — ruft er plötzlich ſeinen Freunden zu: „Meine Brüder! Sieg oder Tod! Wer Muth hat, der folge mir! Wir entern!" — Es glückt; der verwundete Tourville ſpringt mit ſechs und dreyßig ſeiner tapfern Kameraden, die die Kühnheit ihres Anführers beſeelt, auf das feindliche Schiff, das eines ſolchen Entſchluſſes ſich gar nicht verſehend, von wilder Verzweiflung ergriffen, mit unerhörter Wuth kämpft. Aber ſelbſt mehr als zweyhundert wehrhafte Türken, können der Gewalt der Chriſten nicht widerſtehen, und dieſe wenigen Jünglinge erobern in einer halben Stunde ein Schiff, auf dem ſie nichts gewiſſers als ihren Tod zu finden geglaubt hatten. Die Flagge der Maltheſer, die von dem tripolitaniſchen Schiffe als ein ſchönes Siegeszeichen weht, belehrt die Feinde von dem Unglück ihrer Brüder. Außer Stand, die gekränkte Ehre des halben Mondes zu rächen, ſetzen zwey von ihnen alle ihre Seegel bey, und ſuchen in dem weiten Meere ihre Sicherheit; nur dem einen Algierer iſt dieſe Rettung verſagt; entmaſtet, und ohne Steuer, und dennoch zu ſtolz ſich zu ergeben, kämpft er einige Minuten lang gegen Cruvilliers Schiff, und ſinkt endlich in die Fluten des Meeres hinab.

So endigte ſich ein Gefecht, das freylich mit dem Leben einer blühenden Jugend erkauft, doch dem Nahmen der Maltheſer einen neuen Glanz gab, und ihrer Flagge in dem Archipel eine gegründete Achtung erwarb. Der Ritter von Tourville hatte die Hofnungen erfüllt, die die Lehrer ſeiner Jugend von ihm zu faſſen ſich veranlaßt hielten, er hatte bewieſen, daß das Heldendiplom, das ihm die Natur gegeben, ächt und unverfälſcht ſey. Der Sieg ſchien an ſeiner Seite zu ſtehen, und wo er ſich zeigte, ſank alles. Dieſen Ruhm konnten ihm ſelbſt ſeine Feinde nicht verſagen. Bey der Unterſuchung des gewonnenen Schiffes entdeckte man einen franzöſiſchen Renegaten, der in Tripoli die Religion ſeiner Väter verlaſſen, und als ein geſchikter Steuermann bey den Corſaren Dienſte genommen hatte. Hocquincour befrug ihn über verſchiedenes, und unter andern auch darüber, warum eine ſo große Menge von Türken ſo wenigen Chriſten nur einen ſo ſchwachen Widerſtand geleiſtet hätte? — „Gab „es nicht einen unter euch, erwiederte der Türke, der „ſchön wie ein Engel, mit unbegreiflicher Kraft und „Stärke überall herumflog? der allein mehr leiſtete, als „alle übrigen zuſammen? und der entweder ein Gott oder „ein Teufel ſeyn muß, um das gethan zu haben, was „er that?“

Der zerrüttete Zuſtand der Schiffe, und die Menge der Verwundeten, unter denen auch der Ritter von Tourville ſich befand, nöthigte die Anführer, ſo ſchnell als möglich, einen ſichern Hafen zu ſuchen. Man entſchloß ſich nach der Inſel Siffanto, einer der lieblichſten und geſundeſten des Archipels zu ſegeln, wo in zehn kleinen Dörfern ein freundliches Völkchen wohnte, und ein vornehmer Athenienſer, der durch ſeltene Unglücksfälle aus ſeinem Vaterlande geſtoßen, ſeiner Reichthümer beraubt, und gezwungen worden war, durch Ausübung der Arzeneykunde, ſeinen Unterhalt zu erwerben, einen Zufluchtsort gewählt hatte. Seit zwölf Jahren lebte Gianni ſchon auf dieſer Inſel, gleich geliebt und geſchäzt von

Türken und Chriſten, denen er mit wahrhaft menſchenfreundlicher Güte ſeine Hülfe nie verſagte. Cruvillier, der dreyßig Jahre lang in dieſen Gewäſſern herumſtrich, kannte ihn genau, und hielt es für nothwendig, den Ritter von Tourville, für deſſen Leben man fürchtete, ſeinen geſchikten Händen anzuvertrauen.

Mit vieler Mühe kamen die ſchadhaften Schiffe am andern Tage auf der Rhede von Siſſanto an. Gianni, deſſen Haus nahe am Hafen lag, und den der Anblik der Fregatten vermuthen ließ, daß man ſeiner Hülfe bedürftig ſey, war ſelbſt an das Ufer geeilt, um die Verwundeten zu empfangen. Der erſte, den man ans Land brachte, war der Ritter von Tourville. Die äuſerſte Sorgfalt, mit der man ihn behandelte, und die einen Mann von Stande verrieth, ſeine ſanfte Bildung, das gefällige Weſen, das er ſelbſt unter den Schmerzen ſeiner Wunden nicht vergaß, nahmen den Athenienſer ſogleich für ihn ein; und auf Cruvilliers Bitten, dem Ritter eine bequeme Wohnung zu verſchaffen, erbot ſich Gianni ſogleich, ihn in ſein eignes Haus aufzunehmen. Mit Freuden wurde dies Anerbieten aufgenommen, man brachte ihn auf der Stelle hin, und ſorgte für die übrigen Verwundeten, ſo gut man konnte.

Auch die Anführer, und die unverlezt gebliebenen Ritter ſäumten nicht, einen Boden zu betreten, der ihnen die lang entbehrten Vergnügungen im Uebermaaß zu verſprechen ſchien. Häufiges Wild lud ſie zur Jagd ein, und eine von den griechiſchen Kayſern ehemals hier geſtiftete Abtey vor Kloſter Frauen, deren milde Ordensregel den Umgang mit Männern nicht verſagte, bot mancherley Gelegenheit zu ſeinen Zeitverkürzungen dar. Die Kloſter Frauen waren aus den angeſehenſten griechiſchen Häuſern, verſtanden mehrentheils die italiäniſche Sprache, waren faſt alle jung und ſchön; — welche Anläſſe für feurige Franzoſen, für kühne Seeleute, den Aufenthalt auf Siſſanto bezaubernd zu finden.

Unter dieſen Zerſtreuungen vergaßen ſie doch ihrer kranken Mitbrüder nicht; die beyden Capitains beſuchten regelmäßig jeden Tag den Ritter von Tourville, und ſein gefälliger Wirth nahm ſich ſeiner mit beſonderer Liebe an. Seine Wunden beſſerten ſich augenſcheinlich, und die tiefe Kenntniß ſeines Wirthes trug zu ſeiner Heilung wenigſtens eben ſo viel bey, als das Uebermaaß des Guten, das er in dieſem Hauſe genoß.

Gianni brachte manche Stunden bey ſeinem lieben Kranken zu. Die edeln Grundſätze, die er in dieſen einſamen Unterhaltungen entwickelte, die Leichtigkeit und Grazie, mit der er in italiäniſcher Sprache ſich ausdrückte, der hohe Anſtand, die gebildeten Sitten, die ihn ſo mächtig vor den unterjochten Griechen auszeichneten, ließen den Ritter von Tourville einen angeſehenen, vielleicht unglücklichen Mann in ſeinem Wirthe ahnen. Er ward begierig auf ſeine Geſchichte, und der Athenienſer hatte eines Abends die Gefälligkeit, ihn von den ſonderderbaren Begebenheiten ſeines Lebens zu unterrichten. Die Unterhaltung hatte biß ſpät in die Nacht gedauert;

aber den Ritter wandelte kein Schlaf an. Das was er ſo eben gehört hatte, veranlaßte mancherley Bemerkungen bey ihm. Der Erzählung zu Folge muſte der Grieche eine Tochter haben. Warum hatte der Ritter in einem Zeitraum von zehn Tagen, die er ſchon in dieſem Hauſe wohnte, ſie niemals geſehn? nicht eine Spur von ihr entdeckt? nicht einmal von ihr gehört? und das in einem Lande, wo keine türkiſche Eiferſucht das weibliche Geſchlecht in unzugangbare Gefängniſſe verſchloß, ja wo ſelbſt ſtrenge Kloſter Frauen ihre einſamen Zellen den Fremdlingen öfnen durften! Warum hatte Gianni, bey aller Gefälligkeit, die er dem Ritter bewieß, ſeiner Tochter nie erlaubt, die trüben Stunden des Kranken zu erheitern?

Einſamkeit iſt die Mutter der Schwärmerey, und Jugend das Alter der Ideale. Was bedurfte es mehr um die lebhafte Phantaſie eines Jünglings rege zu machen, der den möglichen Fall, daß ein ſchönes Mädchen unter einem Dache mit ihm wohnen könne, bald zur unumſtößlichen Gewißheit erhob, und in der unbekannten Griechinn allen Reiz vereinigte, den ſeine Augen je geſehn hatten. Dieſe Beſchäftigungen waren um ſo gefährlicher, da, ihm unbewußt, ein mächtiger Inſtinkt ſich mit der Phantaſie vereinigte. Fortan floh ihn Ruhe und Schlaf, und ſein Zuſtand ward ſtündlich peinlicher, zumal er keine Möglichkeit entdeckte, mit guter Art an die Auflöſung des Räthſels zu kommen. Sich an Gianni ſelbſt zu wenden, ſchien aus vielen Urſachen nicht rathſam, und dürfte vielleicht auf einmal alle Hofnungen abgeſchnitten haben.

Auſſer ihm kam ſonſt niemand von den Hausgenoſſen in das Zimmer des Ritters. War es ihnen verboten worden, oder hielt ſie ein übel angebrachter Reſpekt zurück? Freylich erſchien ſeit einigen Tagen eine alte häßliche Mohrinn, und brachte dem Kranken Blumen und Früchte; er hatte ſonſt gar nicht auf ſie gemerkt, was ging ihn eine elende Sklavinn an; aber jetzt ward die verachtete Mohrinn plötzlich intereſſant. Worauf konnten wohl die Zeichen deuten, zu denen dieſes Weib, wann ſie Blumen und Früchte brachte, ihre Zuflucht nahm, da der Ritter ihre Sprache nicht verſtand? Von wem konnten wohl dieſe in geſchmakvollen vergoldeten Körbchen mit ſichtbarer Kunſt und Sorgfalt geordneten Blumen kommen, dieſe Orangenblüthen, Roſen, Amaranten, Tauſendſchönchen und Aurikeln, unter denen die lieblichſten Früchte hervorſchimmerten? War es vielleicht die alte Sklavinn ſelbſt? aber dieſer leiſe Anſtrich von Grazie in dem Flechtwerk der Blumen, wie ließ ſich der mit dem rohen Geſchmak einer zurückſchrekenden Mohrinn vereinigen? War es vielleicht Gianni, der aus Sorge für das Vergnügen ſeines Kranken, dieſe Blumen ihm zu bringen angeordnet hatte? Aber warum erwähnte er niemals etwas davon? und wie ſollte der geſchäftvolle Mann an ſolche Kleinigkeiten denken können? — Und woher kam es, daß die Mohrinn, um die Blumenkörbchen zu überreichen, immer die Zeit wählte, wann der Arzt ſeine Geſchäfte außer dem Hauſe beſorgte? O nur zu gewiß war es die ſchöne Tochter des Hausherrn, deren reitzende Hände dieſe Blumen Guirlanden geflochten hatten, die, nach der Sitte der phantaſiereichen Morgenländer, ein Symbol ihrer geheimſten Empfindungen, aber leider dem unglücklichen Ritter unerklärbar blieben. In einem zauberiſchen Lichte ſtand dieſer Gedanke vor ſeiner Seele, und nur die Unmöglichkeit, dieſe myſteriöſe Sprache zu verſtehen, beunruhigte ihn.

Der Ritter irrte ſich nicht. Von allen Freuden des Lebens, die dem unglücklichen Gianni ehemals geblüht hatten, war ihm nur eine Tochter übrig geblieben. Mit mütterlichem Wohlgefallen hatte unter dem reinen griechiſchen Himmel die Natur ihr Aeuſeres gebildet, und eine ſorgfältige Erziehung ihren Geiſt ausgeſchmückt. Dieſe Tochter war das einzige Kleinod des alten Athenienſers. Mit ängſtlicher Sorgfalt wachte er über ſie; und da ihre ungewöhnliche Schönheit, und die Unſchuld ihrer Sitten, bey einem freyen Umgange mit lebhaften, nach Genuß dürſtenden Jünglingen ſehr gefährlich werden konnten, ſo hatte er es bey allem Glauben an ihre Tugend doch für das ſicherſte gehalten, von ihrem Daſeyn weder gegen Tourville noch ſeine Gefährten etwas zu erwähnen, ſie während des Aufenthalts der Maltheſer auf Siffanto, unter der Aufſicht einer alten mohriſchen Sklavinn in ein entferntes Zimmer ſeines Hauſes einzuſchließen, und die Anordnung zu treffen, daß durch die übrigen Hausgenoſſen das Geheimniß ihrer Exiſtenz nicht zu den Ohren des Ritters kommen konnte. Die zärtliche Liebe des Vaters entſchuldigte vielleicht dieſe harten Maasregeln; aber zu viel Vorſicht iſt oft gefährlicher als gar keine.

Vierter Akt.

Erſter Auftritt.

Achilles. Der Chor.

Achilles.

Wo ſind' ich hier den Feldherrn der Achiver?
(Zu einigen Sklaven.)
Wer von euch ſagt ihm, daß Achill ihn hier
Vor dem Gezelt erwarte? — Müßig liegt
An des Euripus Mündung nun das Heer;
Ein Jeder freilich nimmt's auf ſeine Weiſe.
Der, noch durch Hymens Bande nicht gebunden,
Ließ öde Wände nur zurück und weilet
Geruhig hier an Aulis Strand. Ein Andrer
Entwich von Weib und Kindern. So gewaltig
Iſt dieſe Kriegesluſt, die zu dem Zug
Nach Ilion ganz Hellas aufgeboten,
Nicht ohne eines Gottes Hand! — Nun will ich,
Was mich angeht, zur Sprache kommen laſſen.
Wer ſonſt was vorzubringen hat, verfecht'
Es für ſich ſelbſt. — Ich habe Pharſalus
Verlaſſen und den Vater. — Wie? etwa

Die häßliche Blumenträgerinn erſchien unausgeſetzt mit friſchen Blumen; jedesmal begleitete ſie ihr Geſchäft mit allerley unverſtändlichen Zeichen, und jedesmal nahm ſie, um ihre Botſchaft auszurichten, der Stunden wahr, in denen der Hausherr ſeine Krankenbeſuche machte. Tourville beobachtete ihre Bewegungen genauer. Er glaubt ſie eines Morgens zu verſtehen; ihre Winke ſchienen anzudeuten, daß ihn jemand zu ſprechen verlange. Er wirft ſeine Augen auf die Thüre, denn ſeine Wunde erlaubte ihm noch nicht, den Sopha zu verlaſſen; die Mohrinn hebt die Vorhänge vor den Glasfenſtern auf, und er ſieht jenſeits eines dunkeln halb geöffneten Zimmers eine reitzende weibliche Geſtalt ſchweben, gekleidet in ein Gewand von weißem Taffet, um das ein goldfarbener Gürtel nach griechiſcher Sitte, unter einem leicht verhüllten Buſen ſich windet; ein heller Sonnenblick, der in dem Moment die Szene erleuchtet, verbreitet ein magiſches Licht über die ganze liebliche Erſcheinung. Ueberraſcht und zitternd wagt er furchtſam die Bitte, daß ſie doch näher treten möchte; eine ſanfte melodiſche Stimme antwortet in italiäniſcher Sprache: „Man darf nicht!“ plötzlich verſchließt ſich jenes Zimmer, der Vorhang der Thüre wird wieder niedergelaſſen, und alles iſt verſchwunden.

Ein Theil des Geheimniſſes war nun entſchleyert, die italiäniſchen Laute ließen die Möglichkeit näherer Aufklärung hoffen, und die alte Blumenträgerinn ſchien die geſchikteſte Mittelsperſon zu ſeyn. Ein Goldſtück, das der

Ritter ihr in die Hand drückte, die eine ſolche Münze in ihrem Leben nie geſehen hatte, ſetzte ſie vor Freuden außer ſich; taumelnd vor Vergnügen flog ſie zu ihrer jungen Gebieterinn, zeigte ihren Schatz, und quälte ſolche, um einen neuen Strauß für den Kranken.

Die junge Dame befürchtete nicht ohne Grund, der Kranke möchte, hingeriſſen von der Geſprächigkeit ſeiner Nation, und in einem Anfall von muntrer Laune, dem Gianni erzählen, daß er ſeine Tochter, wiewohl nur einen Augenblick und in der Thüre ihres Zimmers geſehen, und ſie um ihren Beſuch gebeten hätte. Das würde ihr wahrſcheinlich eine engere Gefangenſchaft zugezogen und ihr ein Vergnügen geraubt haben, das in ihren Augen das unſchuldigſte von der Welt war. Ein paar Worte, unter friſchen Blumen begraben, waren im Stande, alle dem Unheil vorzubeugen.

Sie ſchrieb, ohne daß die Mohrinn es bemerkte, ein Billet, und ſchikte ſie mit einem neuen Strauß, in das Zimmer des Ritters. Tourville, der dieſe Blumen für nichts anders als eine Spekulation der Sklavinn auf mehrere Goldſtücke hielt, wollte ſie ihr gleichgültig aus der Hand nehmen; in dem Augenblicke aber bemerkte er das Hervorſchimmern eines Papiers unter den Orangenblüthen und Roſen; es war ein Billet in italiäniſcher Sprache: „Nicht überal erlaubt der Wohlſtand einem „Mädchen, das Zimmer eines jungen Mannes zu be„ſuchen. Man begnügt ſich alſo an dem Vergnügen, „Sie zu ſehen, das freylich ein Geheimniß bleiben muß,

„obgleich die Tugend eines Mädchens bey einer ſolchen „Unterhaltung keine Gefahr laufen kann. Man würde „ſehr unglücklich ſeyn, wenn man ſich ſo ſchuldloſe Freuden verſagen ſollte. Verluſt genug, ſich nur zu ſehn; „oder nur zu ſehen, ohne geſehen zu werden. Männer „haben die Geſetze gemacht; ſchwache Weiber müſſen „gehorchen. Wir leiden, aber die Männer gewiß noch „mehr.“ Andronica.

Der Geiſt, den dieſe wenigen Zeilen blicken ließen, entzückte den Ritter noch mehr, als die Zaubergeſtalt der Griechinn. Sein erſter Gedanke war eine Antwort; aber er hatte kein Papier. In dieſer Verlegenheit bediente er ſich eines Taſchenbuchs, um folgende Zeilen hineinzuſchreiben.

„Was kann die ſchöne Andronica bey mir befürchten? „das tugendhafteſte Mädchen darf mein Zimmer betreten, „ohne die Geſetze des Wohlſtandes zu verletzen. Welchen „Bewegungsgrund würde man einem ſolchen Beſuche geben können, als das Mitleid? Andre Empfindungen bin „ich einzuflößen nicht im Stande; man ſehe mich nur, „um ſich davon zu überzeugen. Uebrigens kann das Geheimniß nur durch Sie ſelbſt verrathen werden. Bewilligen Sie dieſe Gunſt, die durchaus von keinen Folgen iſt, einem Ritter, dem unter allen Umſtänden die „Tugend einer Dame heilig ſeyn muß.“ Der Ritter von Tourville.

Er hatte kaum ſeinen Nahmen unterſchrieben, ſo war die Mohrinn auch ſchon da. Ihre Gebieterinn hatte ſie geſchikt, die der Sklavinn, als ſie den letzten Blumenſtrauß hinüber trug, gefolgt war, um durch die Vorhänge der Thüre zu beobachten, ob ihr Billet würde gefunden werden. Sie ſah, daß es entdeckt und geleſen wurde, und daß der ſchöne Corſar, wie ſie den Ritter nannte, ein kleines Buch aus der Taſche zog, um hineinzuſchreiben. Ihre Ungeduld nach einer Antwort trieb die Mohrinn in das Zimmer des Ritters, der anfangs aus Furcht, einen Mißverſtand zu veranlaſſen, Anſtand nahm, ihr das Taſchenbuch zu überliefern. Der Nahme **Andronica** ſchien ihm indeß der beſte Wegweiſer für ſein Billet zu ſeyn; die Mohrinn machte ein Zeichen, daß ſie ihn verſtehe, eilte hinaus, und übergab das Taſchenbuch ihrer Gebieterinn, die entzückt über den glücklichen Ausgang ihrer Unternehmung in ihr Cabinet zurückeilte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Horen

Jahrgang 1796

Drittes Stück.

Tübingen
in der J. G. Cottaischen Buchhandlung
1796.

Inhalt des dritten Stücks.

I. Elegien von Properz. Seite 1
II. Der Ritter von Tourville. Fortſetzung. — 26
III. Ueber den moraliſchen Nutzen äſthetiſcher Sitten. — 78
IV. Scenen aus Romeo und Julie von Shakeſpeare. — 92

Die Horen.

Zweyter Jahrgang. Drittes Stück.

I.

Elegien von Properz.

Zehnte Elegie

des zweyten Buchs dreyzehnte.

Suſa * bewafnet ſich nicht mit ſo vielen Pfeilen zum Kriege,
  Als der grauſame Gott Stachel mir drücket ins Herz.
Eine geringere Muſe gebot er mir nicht zu verachten,
  Und des Askräiſchen Hayns Schatten zu ſuchen mit ihr:
Nicht die pieriſchen Eichen durch meinen Geſang zu entwurzeln,
  Noch von des Ismarus Höhn nach mir zu führen das Wild:
Nein, nur Cynthiens Ohr in ſüßes Erſtaunen zu ſetzen:
  Linus Zaubergeſang weichet dem meinigen dann!
Nicht die ſchöne Geſtalt allein entführet das Herz mir;
  Nicht ein Mädchen das ſich glänzender Ahnen berühmt:

---

* Hauptſtadt Perſiens.

Aber mein Lied, das ſie fühlt, auf ihrem Schooße zu leſen,
  Ihres gereinigten Ohrs Beyfall iſt was mich ergötzt.
Wird mir dieſer zu Theil, dann lebe wohl, du verworr'nes
  Mährchen der Stadt! Mich ſchützt meiner Gebieterin Wort.
Wenn mir nur freundliches Lächeln von ihrer Lippe begegnet,
  Sey mir Jupiter ſelbſt wie er auch wolle geſinnt.
Wann nun künftig die Nacht des Todes mein Auge beſchließet,
  Laſſe dir ſagen wie dann du die Beſtattung befolgſt:
Nicht umher ſoll mein Bild im Feyerzeuge man tragen,
  Nicht von der Tuba ſchall' eitele Klage dem Ohr.
Mein Bett ſtütze ſich nicht auf helfenbeinerne Pfoſten,
  Und mein Leichnam ruh' nicht auf attaliſchem Pomp!
Stell' mir die Reihe nicht hin der duftaushauchenden Schalen!
  Einer Bürgerleich' kleines Begängniß ſey mir.

Drey der Büchelchen ſind mir ein prächtiges Leichengefolge;
Als ein großes Geſchenk reich' ich Perſephonen ſie.
Du auch folge der Leiche mit wundentblößetem Buſen,
Und mein Nahme ſey dir immererwiederter Ruf!
Drücke den letzten Kuß der kalterſtarrenden Lipp' auf;
Dann mit Narde gefüllt, gieße den Onix mir aus!
Hat nun die untergelegte Glut mich in Aſche verwandelt,
Faß' ein geringes Gefäß meinen noch übrigen Reſt;
Und ein Lorbeer werde geſetzt auf niedrigem Hügel;
Unter dem Schatten von ihm ruh' mein verweſend Gebein.
Und es ſtehen die Verſe: „der hier in ſchauriger Aſche
Liegt, er diente einſt Einer in Liebe getreu."
Weiter wird ſich der Ruf von meinem Grabe verbreiten,
Als von des phtiiſchen Manns blutbeſprützetem Grab. *

* Achills Grabmal, vom Blute der Polyxena.

Wenn dich, grau nun im Alter, das Schickſal endlich erreichet,
 Suche zu mir den Weg, auch zu demſelbigen Stein.
Aber hüt' dich indeß mein Grab mit Verachtung zu ſchauen;
 Auch die Erde noch hat irgend von Recht ein Gefühl.
Hätte doch früh in der Wiege von meinen Tagen der Parzen
 Eine, wie ſie auch heißt! ſchneidend den Faden gelöſt!
Denn wozu mir der Athem bey ſolch verwirrendem Zweifel!
 Dreyer Säklen Lauf machte doch Neſtorn zu Staub.
Hätt' auf Ilions Wällen ein galliſches Schwerdt ihm die langen
 Lebenstage verkürzt, und ihn des Lichtes beraubt:
Hätt' er das Grab nicht müſſen von ſeinem Antilochus ſehen,
 Klagend nicht rufen: warum kommſt du ſo ſpät mir, o Tod!
Doch du wirſt den geſchiedenen Freund zuweilen beweinen:
 Nach dem Tode gebührt Liebe noch einem Gemahl.

Daß des Euripus ſchwache Winde mich
An dieſem Strand verweilen? Kaum geſchweig'
Ich meine Myrmidonen, die mich fort
Und fort beſtürmen — „Worauf warten wir
Denn noch, Achill? Wie lang wird noch gezaudert,
Bis wir nach Troja unter Segel gehn?
Willſt du was thun, ſo thu' es bald! ſonſt führ'
Uns lieber wieder heim, anſtatt noch länger
Ein Spiel zu ſeyn des zögernden Atriden.“

Zweiter Auftritt.

Clytemneſtra zu den Vorigen.

Clytemneſtra.

Glorwürd'ger Sohn der Thetis! deine Stimme
Vernahm ich drinnen im Gezelt; drum komm' ich
Heraus und dir entgegen —

Achilles (betroffen).

Heilige
Schamhaſtigkeit! — Ein Weib — von dieſem Anſtand —

Clytemneſtra.

Kein Wunder, daß Achill mich nicht erkennet,
Der mich vordem noch nie geſehn — Doch Dank ihm,
Daß ihm der Scham Geſetze heilig ſind.

Achilles.

Wer biſt du aber? Sprich! was führte dich
In's griech'ſche Lager, wo man Männer nur
Und Waffen ſieht?

Als ein grauſamer Eber dem ſchönen Adonis, auf Idas
Bergen jagend, des Zahns tödtende Wunde verſetzt,
Lag der ſchneeweiße Leib in blutigen Sümpfen, und Venus
Irrte um ihn, wie man ſagt, bang mit zerriſſenem Haar.
Cynthia, nur umſonſt wirſt meine Manen du rufen!
Und was könnte dir auch ſagen mein ſtummes Gebein?

Eilfte Elegie

des dritten Buchs zehnte.

Heute an meinem Bette beym erſten Schimmer Aurorens
Standen die Muſen: ich ſtaunt, horchend auf ihren Befehl.
Und ſie gaben das Zeichen zu meines Mädchens Geburtstag:
Dreymal klatſchten ſie laut, dreymal ertönte der Ruf.
Jede Wolk' entweiche! die Luft ſey heiter und ſtille!
Sanfter küſſe des Meers zürnende Woge den Strand!
Mir ſoll kein Trauerbild an dieſem Tage erſcheinen:
Niobes Marmor ſelbſt hemme den thränenden Schmerz.
Es verſtumme das Klaglied der traurenden Alcyonen,
Itys ſchmerzlichen Fall weine die Mutter nicht mehr!
Wache denn auf, o Geliebte! dem beſten Schickſal gebohrne!
Bringe den Göttern zuerſt deine gebührende Pflicht.

Waſche dir dann mit reinlichem Quell den Schlummer vom Auge,
Lege das zierliche Haar dir mit dem Finger zurecht.
Und dann nimm dir das Kleid worin du zuerſt mich entzücket,
Laſſe die Blume nicht fehlen dem lockigten Haupt.
Flehe den Göttern, daß ſie dir ewige Reitze gewähren;
Ewig ſtehe mein Haupt unter der Herrſchaft von dir:
Haſt du nun auf bekränztem Altar geopfert den Weyrauch,
Leuchten durchs ganze Haus glückliche Flammen umher,
So bereite das Mahl; die Nacht vergehe beym Becher!
Murrhiſcher Onyx enthauch' balſamberauſchenden Duft!
Möge die Flöt' ermüden bey unſern nächtlichen Tänzen!
Deinem Muthwill entſchlüpf leichter der üppige Scherz!
Niemand denke des Schlafs beym freudetrunkenen Schmauſe,
Und der fröhliche Lerm ſchalle die Straſſen hindurch!

Uns bezeichne der Würfel, welch' Schickſal jedem bevorſteht,
Wen der Flügel des Kindes peitſchet mit ſtrengerem Schlag.
Sind beym trunknen Pokal uns nun die Stunden entflohen,
Ordnet die Weihe, der Nacht Dienerinn, Venus uns ſelbſt.
Auf dem weicheren Lager entrichten wir jährliche Feyer;
Und ſo vollenden des Feſts zirkelnde Freuden ſich uns.

Zwölfte Elegie

des zweyten Buchs vier und zwanzigſte.

Jupiter, magſt du dich endlich des kranken Mädchens erbarmen?
Einer ſo Schönen Tod fiele dir, wahrlich, zur Schuld!
Denn ſchon nahet die Zeit der allverzehrenden Hitze,
Und die Erde glüht unter dem Sirius auf.
Doch nicht der Hundſtern ſo hat Schuld, noch der brennende Himmel,
Als der Frevel, der oft heilige Schwüre nicht hält.
Dieſes brachte Verderben ſo vielen, und wird es noch bringen;
Führen nicht Wellen und Wind jedes Gelübde davon?
Oder ſchmerzte Venus vielleicht mit dir die Vergleichung?
Auch ſie, Göttinn und ſtolz, liebet die Schönen nicht ſehr.
Oder verachteteſt du den Altar der pelaſgiſchen Juno?
Sprachſt du von Pallas Aug' nicht mit gebührendem Lob?

Werdet, ihr Schönen, denn nie der Zunge lernen gebieten?
Wahrlich die Schönheit hat dies, dies dir die Zunge gebracht!
Doch ſey getroſt! Nach trüben und widerwärtigen Tagen,
Eilt des ſanften Glüks frohere Stunde herbey.
Unter den Heerden gieng mit niederhängendem Haupte
Io; die brüllende Kuh wird nun die Göttinn des Nils.
Ino ſchweifte zuerſt umher verſcheucht und verirret,
Und der Schiffer in Noth ruft nun Leukotheen an.
Sich Andromeden angeſchloſſen zur Beute dem Seethier,
Bald des Perſeus hernach ehregeſchmücketes Weib.
Eine Bärinn durchſtreift Arkadiens Wälder Kalliſto,
Nachts lenkt nun der Pilot nach ihr das ſteuernde Schiff.
Sollte zu eilend ein Schickſal zur früheren Ruhe dich führen,
Wahrlich dies Schickſal wär dir auch ein ſeliger Loos!

Semelen könnteſt du dann der Schönheit Gefahren erzählen,
Und ſie glaubt es: ſie hat ſelbſt es, die Arme! geprüft.
Vor dir erheben ſich dann die Mäoniſchen Heroinen
Alle; keine verſagt dir den vorzüglichern Platz.
Folge, ſo gut du nun kannſt, mit wundem Herzen dem Schickſal;
Auch der Götter Zorn legt ſich, es ändert die Zeit.
Zwar verſtummet der Kräuſel, bey magiſchen Liedern gedrehet;
Am verloſchenen Heerd kniſtert der Lorbeer nicht auf.
Luna verſagt dem Zaubergeſang vom Himmel zu ſteigen;
Böſer Bedeutungen voll krächzet der Rabe mir zu.
Ein Brett trage der Liebenden Paar auf bläulichem Nachen,
Hin auf ſtygiſcher Fluth ſegelnd, nach Pluto's Gefild!
Nicht Ein Leben retteſt du, Zevs: du retteſt ſie beyde!
Nur ihr Leben iſt mein's, mir iſt ihr Tod auch der Tod.

Dir verlob' ich mich dann zu dieſem geweiheten Verſe:
„Heil dem Retter Zevs, welcher das Mädchen erhielt!"
In den Schleyer verhüllt ſitzt ſie an deines Altares
Fuſſe, und ſie erzählt, was ſie für Leiden betraf.
Juno ſelber wird dir die helfende Güte verzeihen;
Juno ſelber beklagt blühender Mädchen Verluſt.
Huldreich zeig' dich auch du, Perſephone, unſerem Flehen;
Und laß deinen Gemahl ähnlich an Güte dir ſeyn!
Habt ihr nicht tauſende ſchon im finſtern Reich des Avernus?
Einer der Schönen doch nur gönnet das himmliſche Licht!
Iſt Antiope nicht bey euch, und die glänzende Tyro,
Und Europa, und du, Minos verbrechriſches Weib!
Alle Joniſche Schönen, und alle Schönen Achaja's,
Alle die Theben erzeugt, Priams zerſtöhretes Reich.

Welches römiſche Mädchen, von ſeltner Schöne, verſchlang nicht,
 Grauſamer Tartarus, dein allesverzehrender Schlund!
Schönheit iſt ſterblich! Es iſt kein Glück ausdauernd auf Erden;
 Früh ſenkt oder auch ſpät jeden ſein Schickſal ins Grab.
Aber o du, mein Leben, aus großen Gefahren entronnen,
 Gieb im Tempel den Tanz, den du Dianen verſprachſt.
Heilige Wachen der Göttinn, die einſt am Nile geweidet;
 Und der Nächte mir zehn, die du gelobet mir haſt!

Dreyzehnte Elegie

des zweyten Buchs ſechste.

Nicht ſo voll war das Haus der korinthiſchen Lais von Freunden,
Ob ganz Gräzien ſchon ſich vor die Thüre gelegt;
Nicht die Menandriſche Thais hat ſo viel Buhler gewonnen,
Sie, das Spiel und die Luſt des Erichthoniſchen Volks;
Phrynen ſelbſt — und konnte das eingeäſcherte Theben
Neu ſie erbauen — ſo viel Männer beglückten ſie nicht.
Ja, Verwandte erdichtet ſich Cynthia, daß ihr nicht fehle
Einer, dem ſie mit Recht reiche die Wange zum Kuß.
Aber dieſe gemahlten Geſichter, die Nahmen ſchon, haß' ich;
In der Wiege das Kind reitzt mich, ob kaum es noch lallt.
Mich beleid'gen der Mutter zu häufige Küſſe, der Schweſter,
Und der Freundinn, die Nachts mit dir im Kämmerchen ſchläft.

Clytemneſtra.
Ich bin der Leda Tochter,
Und Clytemneſtra heiß' ich. Mein Gemahl
Iſt König Agamemnon.

Achilles.
Viel und genug
Mit wenig Worten! Ich entferne mich.
Nicht wohlanſtändig wäre mir's, mit Frauen
Geſpräch zu wechſeln.

Clytemneſtra.
Bleib! Was flieheſt du?
Laß, deine Hand in meine Hand gelegt,
Das neue Bündniß glücklich uns beginnen.

Achilles.
Ich dir die Hand? Was ſagſt du, Königin?
Zu ſehr verehr' ich Agamemnons Haupt,
Als daß ich wagen ſollte, zu berühren,
Was mir nicht ziemt.

Clytemneſtra.
Warum dir nicht geziemen,
Da du mit meiner Tochter dich vermähleſt?

Achilles.
Vermählen — Wahrlich — Ich bin voll Erſtaunen —
Doch nein, du redeſt ſo, weil du dich irreſt.

Clytemneſtra.
Auch dies Erſtaunen find' ich ſehr begreiflich.
Uns alle pflegt — ich weiß nicht welche — Scheu
Beim Anblick neuer Freunde anzuwandeln,
Wenn ſie von Heirath ſprechen ſonderlich.

Alles beleidiget mich. Vergieb mir! Entſchuld'ge die Schwäche!
Unter dem wallenden Rock ſcheint mir verſtecket ein Feind.
Sey mir geſegnet die Gattinn Admets, die Genoſſinn Ulyſſes,
Jegliche Frau die das Haus ihres Gemahles verehrt!
Wozu Tempel der Zucht den unverlobeten Töchtern?
Iſt der verehlichten doch alles zu wagen erlaubt.
Wahrlich, die Hand die zuerſt die Bilder des ſchlüpfrigen Leichtſinns
An die Wände gemahlt, oder zur Schau ſie geſtellt,
Dieſe befleckte das Auge des keuſchen geſitteten Mädchens,
Hat ein verderbliches Gift in ihr Gemüthe gehaucht!
Drücke die Erd' ihn ſchwer, der durch ſolche Künſte die Reize
Heimlicher Freuden zum Quell bitterer Kämpfe gemacht!
So verzierte man nicht vor Zeiten Decken und Wände;
Schuld und Verbrechen ſprach nicht von der Mauer herab.

Billig hänget anjetzt die Spinn' ihr Geweb' an die Tempel,
Und das Unkraut ſteigt auf am verlaß'nen Altar.
Doch wen ſoll' ich zum Wächter dir Cynthia, ſetzen? Wohin die
Schwelle, über die nie ſchreite des Frevelnden Fuß?
Die nicht ſelbſt ſich bewacht, bey der iſt die Sorge vergebens;
Ueberall ſicher iſt die, die des Verbrechens ſich ſchämt.

Vierzehnte Elegie

des zweyten Buchs achte.

Siehe, ſo lange iſt mir das theure Mädchen entriſſen,
Und ich weine, und du ſpotteſt der Thränen, o Freund!
Feindſchaft der Liebenden iſt die allerbitterſte Feindſchaft;
Stoß mir das Meſſer ins Herz leichter ertrag ich es noch.
Sie ſoll ruhen im Arme des Andern, und ich ſoll es wiſſen?
Sie, die die Meine nur war, iſt nun die Meine nicht mehr!
Fielen die beyden Fürſten von Theben,* im Streit um die Herrſchaft,
Ihrer Mutter in Arm, unter dem eigenen Stahl:
Und was ward mir zu theil als Knechtſchaft? wirſt mir nicht ewig,
Uebermüthge, dein Stolz Schmach und Verachtung nur zu?
Lebte Penelope doch in unbeſcholtener Treue
Zwanzig Jahre: und ihr huldigte jeder mit Recht.

---

* Eteokles und Polynices. Die Mutter Jokaſta.

Klug' erſann ſie die Arbeit, mit der ſie der Freyer Bewerbung
  Von ſich hielte; denn Nachts löſt' ſie ihr Tagesgeſchäft.
Und doch konnte ſie kaum den Gatten wiederzuſehen
  Hoffen: veraltete ſchon in dem Verlangen nach ihm.
Mit der wüthenden Hand die Lilienwange zerfleiſchend,
  Stürzt auf ihres Achills Leichnam Briſeis ſich hin;
Wäſcht mit trauerndem Sinn das Blut von ihrem Gebieter,
  Hin an des Simois gelbliche Furthen gebeugt;
Sie begieſſet ſein Haar, den ganzen groſſen Achilleus,
  Und in der kleinen Hand trägt ſie ſein mächtig Gebein:
Peleus war nicht zugegen, es fehlte die göttliche Mutter,
  Deidamia ſah nicht ihr verwittbetes Bett.
Gräzien freute ſich damals noch ächten Blutes; es herrſchte
  Unter den Waffen ſelbſt Scham und holdſeelige Zucht.

Aber du, Sittenloſe, in eingezogener Stille,
Mochteſt du nicht den Tag, einſam nicht bleiben die Nacht!
Dich ergötzten beym Wein die ausgelaſſenen Scherze;
Hab ich nicht ſelbſt vielleicht dir noch zum Spotte gedient?
Ihn, der dich erſtlich verließ, den ſuchſt du ſelber nun wieder:
Gäben die Götter doch auch dieſen dir noch zum Gemahl!
Sind das meine für dich zum Himmel geſandten Gelübde,
Als um dein krankes Haupt ſtygiſche Waſſer gerauſcht,
Und wir thränend umher ums Bette ſtanden? wo war er
Damals! Ihr Götter! und was, Treuloſe, that er für dich?
Und was würdeſt du thun, wenn zu fernen Waffen ich zöge?
Wenn in des Oceans Fluth weilte mein trägeres Schiff?
Aber leicht iſt es auch Betrug und Worte zu finden:
Iſt noch ein Weib das nicht hiezu die Künſte gelernt?

So oft ändert ſich nicht der Sand bey wechſelnden Winden,
Nicht ſo treibet der Nord Blätter des Herbſtes umher,
Als im Eifer ein Weib Gelübd und Schwüre verändert,
Aus dem nichtigſten Grund wie um das nichtigſte Werk.
Und ich ſollte mich ſcheuen im Arme des Mädchens zu ſterben?
Hab' ich mit letzter Kraft ihm nur das Leben geraubt.
Welch ein Schmerz bracht' tauſend unſchuld'gen Achivern den Tod einſt,
Als des Atriden Herz ſich zu Briſeïs gewandt.
Solches Uebel war Schuld ſo vielen verderblichen Schlachten:
Hier erblickſt du den Keim jenes Trojaniſchen Kriegs!
Dieſer raſende Unſinn erregte den Streit der Centauren;
Becher flogen dir ſchon tapfrer Pirithous', nach!
Was ſoll Gräzien mir zum Beyſpiel dienen! Du ſelber,
Wölfingeſäugter, du biſt aller Verwegenheit Grund!

Unbeſcholtne Sabinerinnen empfahlſt du zu rauben;
Welcher Frevel iſt nun Amorn in Rom nicht vergönnt?
Jener große Achill, als ihm ſein Mädchen entführt ward,
Ließ er die Waffen, und hielt trotzig ſich ferne vom Streit;
Sah gleichgültig die Flucht, den Untergang der Achiven,
Sah, von des Hectors Fauſt, Doriſche Lager im Brand;
Sah des Patroklus geſtreckete Leiche vom Staube beſudelt,
Sein bluttriefendes Haar ihm um die Schulter zerſtreut:
Alles bewegte ihn nicht, auch ihm ward Briſeis geraubet:
Alſo raſet der Schmerz, wenn man die Lieb' uns entreißt.
Doch nicht ſobald ward ihm die ſchöne Gefangne gegeben,
Schleppten ſchon Hectors Leib thraziſche Roſſe umher.
Mich, den keine Göttinn gebahr, noch Waffen mir ſchenkte,
Iſt es Wunder daß mich Amor noch mächt'ger beherrſcht?

Funfzehnte Elegie

des zweyten Buchs neunte.

Große Führer der Heere, Gebieter mächtiger Reiche
Sind gefallen: du ſtandſt, Theben! und Troia war einſt.
Nichts bleibt ſo wie es iſt: wie ſollte die Liebe beſtehen?
Untergang oder Triumph drehet ihr wechſelndes Rad.
Dieſer iſt nun, was ich war: bald wird ein andrer es werden,
Wenn die Schmach nun auch ihn weg durch den glücklichern treibt.
Welche Geſchenke bracht' ich ihr nicht? was für Lieder erſann ich?
Und doch entlockt' ich ihr kaum ein gefälliges Wort.
Hab ich nicht unbeſonnener Weiſe ſo manche der Jahre,
Undankbare, dein Haus, dich und die deinen ernährt?
Aber genug, du willſt's! Ich will gehorchen dem Ausſpruch.
Götter der Liebeſ, o ſchärft! ſchärft mir die Pfeile noch mehr!

Schießt, durchbohret dies Herz in die Wette! vernichtet mein Leben!
 Nehmt dies Blut von mir hin; nicht ein geringer Triumph!
Armer Properz! ſo wirſt du ſchon in der Blüthe der Jahre
 Hingehn? Aber, o ſtirb, gieb ihr noch dieſes zur Luſt!
Meinen Schatten ſoll ſie, ſie ſoll die geſchiedene Seele
 Peinigen! Höhnen mein Grab! treten noch auf mein Gebein!
Wie? auf Antigonens Grabe hat doch der böotiſche Hämon
 Sich, vom eigenen Schwerdt blutend, die Seite durchbohrt?
In ſein väterlich Haus nicht ohne das Mädchen zu kehren,
 Hat er mit ihrem Gebein ſeine Gebeine vermiſcht.
Aber auch du ſollſt ſterben und nicht dem Schickſal entgehen;
 Unſer beyder Blut tropfe vom nämlichen Stahl.
Und iſt mir gleich unrühmlich dein Tod, ſo ſollſt du doch ſterben!
 Sterben ſollſt du, obgleich mir den unrühmlichen Tod!

Seyd mir Zeugen, ihr Sterne! Ihr froſtigen Schauer des Morgens!
  Und du meiner Qual heimlichentriegelte Thür:
Daß mir nichts ſo theuer im Leben geweſen, als du warſt!
  Und auch noch biſt du's, obſchon die Feindinn von mir.
Keine Frau ſoll den Saum von meinem Bette betreten;
  Kann ich der deine nicht ſeyn, will ich auch keiner mehr ſeyn.
Möchte nach frommen Tagen, vielleicht mir das Schickſal gewähren
  Daß dir im Arme ſelbſt jener erſtarrte zum Stein!

Achilles.

Nie, Königin, hab' ich um deine Tochter
Gefreit — und nie iſt zwiſchen dem Atriden
Und mir ein ſolches unterhandelt worden.

Clytemneſtra.

Was für ein Irrthum muß hier ſeyn? Gewiß,
Wenn meine Rede dich beſtürzt, ſo ſetzt
Die deine mich nicht minder in Erſtaunen.

Achilles.

Denk' nach, wie das zuſammenhängt! Dir muß,
Wie mir, dran liegen, es herauszubringen.
Vielleicht, daß wir nicht beide uns betrügen!

Clytemneſtra.

O der unwürdigen Begegnung! — Eine
Vermählung, fürcht' ich, läßt man mich hier ſtiften,
Die nie ſeyn wird und nie hat werden ſollen.
O wie beſchämt mich das!

Achilles.

Ein Scherz vielleicht,
Den Jemand mit uns beiden treibt. Nimm's nicht
Zu Herzen, edle Frau! Veracht' es lieber!

Clytemneſtra.

Leb' wohl! In deine Augen kann ich ferner
Nicht ſchaun, da ich zur Lügnerin geworden,
Da ich erniedrigt worden bin.

Achilles.

Mich laß
Vielmehr ſo reden. — Doch ich geh' hinein,
Den König, deinen Gatten, aufzuſuchen.

(Wie er auf das Zelt zugeht, wird es geöffnet.)

Sechzehnte Elegie

des zweyten Buchs eilfte.

Mögen andere ſchreiben von dir, mag keiner dich nennen,
Mag dich loben wer gern ſät auf unfruchtbaren Sand.
Glaube mir, alle die Gaben, ſie träget alle der letzte
Schwarze Trauertag fort auf der Bahre mit ſich.
Und kein Wanderer ſteht an deinem Grabe mit Achtung,
Saget: ein Mädchen war dies, warlich — von ſeltenem Geiſt!

II.

Der Ritter von Tourville.

Fortſetzung.

(Man ſehe das zweyte Stück dieſes Jahrgangs.)

Nie war dem Ritter ſeine Einſamkeit lieber geweſen, als jetzt; liebliche Geſtalten ſtanden vor ſeiner Seele, eine unbekannte Gewalt bewegte ſein Inneres. Keine Sehnſucht mehr nach der Geſellſchaft ſeiner Freunde, kein Bedürfniß der Zerſtreuung; wahrſcheinlich dürfte er aller ſeiner Bekannten, ſelbſt ſeines Commandeurs vergeſſen haben, wenn dieſer letztere nicht an dem Nachmittage eben dieſes Tages, ſeinen Beſuch bey ihm zu machen, gekommen wäre.

Hecquincour wuſte auf Siſſanto ſeine Zeit gut zu nützen. Die Stunden, die weder die Beſorgung ſeiner Geſchäfte, noch die Jagd ausfüllten, brachte er in der Abtey, unter den ſchönſten Mädchens Griechenlands zu. Seine Kunſt mit Weibern umzugehen, ſein Geſchmak in der Anordnung kleiner Feſte, noch mehr aber die Leichtigkeit, mit der das Gold aus ſeinen Händen flos, waren das Geheimniß, das ihm das Herz aller dieſer Klo-

Mädchen, das er je geſehn, ſein Herz gefeſſelt habe. Aber dieſe Aufrichtigkeit vermochte nichts über den Ritter. Eben ſo ſchwieg er bey jedem andern Verſuche des Commandeur, ohne eben errathen zu haben, was eigentlich ſeine Abſicht ſeyn möchte. Und was hätte er auch ſagen können? Seine Delikateſſe erlaubte ihm nicht, von einem Mädchen zu ſprechen, das er noch nicht kannte und das ihm nur wie eine Lichtgeſtalt erſchienen war.

Da es dem Commandeur auf dieſem Wege nicht glücken wollte, ſo verſuchte er es mit freundſchaftlichen Vorwürfen und Klagen über die Verſchloſſenheit des Ritters. „Mehr Zutrauen hätte ich mir wahrlich von Ihnen vermuthet! Warum dieſes Heimlichthun? Niemand wird Ihnen das ſchöne Mädchen nehmen, in deſſen Beſitz Sie Sich ſchon geſetzt haben, zumal hier, wo man das Ausſuchen hat; woher denn dieſes beleidigende Schweigen? Haben Sie in dieſem Hauſe auch die Sitten des ſtrengen Athenienſers angenommen, und ſind Sie unter dem Himmel von Siſſanto kein Franzoſe mehr? Man hat mir ſo viel reitzendes von der Tochter dieſes Hauſes geſagt, daß ich vor Begierde brenne, ihr mein Compliment zu machen, ohne Ihnen, Herr Ritter, im geringſten Anlaß zum Mißvergnügen geben zu wollen."

Tourville hatte ihn mit ſeiner gewöhnlichen Gelaſſenheit angehört, und antwortete mit dem kaltblütigſten Tone: „Da lehren Sie mich wahrhaftig mehr, Herr Commandeur, als ich ſelbſt von der Familie weiß, bey der ich wohne. Der Athenienſer hat zwar eine Tochter,

„wie ich vor zwey Tagen von ihm erfahren habe, aber ich „verſichre Ihnen auf meine Ehre, daß ich ſie nicht kenne, und daß Niemand zu mir kömmt, als der Hausherr, „und zuweilen eine alte Mohrinn, die mir dieſe Blumen „bringt, und die ich nicht verſtehe.“

Die offene Miene, mit der der Ritter dieſe Worte ſprach, ſchien ihre Wahrheit zu beſtätigen, aber doch zweifelte Hocquincour bey aller guter Meinung von ihm an ſeiner Aufrichtigkeit. „Verzeyhen Sie mir, Herr Ritter, erwiederte er, ich habe alle Achtung für Sie; aber „ich kann es mir unmöglich einbilden, daß Sie nicht „wiſſen ſollten, was ganz Siſſanto weiß! das ſchönſte „Mädchen von Griechenland iſt in Ihrem Hauſe, und „Sie ſollten nicht die Neugierde gehabt haben, Sie zu „ſehen?“

„Und geſetzt nun, ich hätte dieſe Neugierde gehabt, „wie hätte ich ſie befriedigen ſollen? Kann ich mein „Zimmer verlaſſen? und trauen Sie einem ſolchen Mädchen zu, daß ſie mich ohne Erlaubniß ihres Vaters beſuchen werde, der, wenn ſie wirklich ſo ſchön iſt, wie „Sie behaupten, ſich wohl hüten dürfte, uns ſeine Tochter vorzuführen?“

„Mein lieber Freund! ich kenne dieſe Nation beſſer „als Sie; man macht nicht ſo viel Umſtände, und bey „aller Strenge, die der Athenienſer affektiert, würde er „ſeine Tochter wahrhaftig nicht vor Ihnen verſteckt haben, „wenn Sie ernſtlich mit ihm geſprochen hätten. Der „Menſch iſt ja wie bezaubert von Ihnen; man ſollte bey-

„nahe denken, er ſey in Sie verliebt. Benutzen Sie eine „ſo glückliche Diſpoſition, eine kleine Schmeicheley an „den Vater, und Sie erreichen Ihren Zweck. Wenigſtens, wenn Sie ſelbſt kein Intereſſe dabey haben, thun „Sie's aus Freundſchaft für mich. Denn aufrichtig, „Freund, ich habe eine raſende Begierde, das Mädchen „kennen zu lernen."

Dieſer Vorſchlag brachte den Ritter etwas aus der Faſſung. Es war ihm im Ernſte daran gelegen, ſich die gute Geſinnung des Commandeur zu erhalten, und doch ſchien der Charakter des Athenienſers ein unüberwindliches Hinderniß in den Weg zu legen. Er ſtellte ihm dieſes vor, und bat ihn endlich, wenigſtens ein Zeuge der Unterhaltung mit dem Hausherrn zu ſeyn. „Thun Sie, „was Ihnen gut deucht, Herr Ritter, ſprach der Commandeur etwas verdrüßlich, nur vergeſſen Sie nicht, „daß ſich Ihnen jetzt die beſte Gelegenheit darbietet, mir „Ihre Freundſchaft zu beweiſen." So endigte ſich dieſe Viſite mit wenig Zufriedenheit auf Seiten des Commandeur.

Die reizende Andronica war indeſſen nicht ſo leicht zu erobern. Sie hatte Geiſt und war tugendhaft. Eng und ſtill erzogen, hatte ſie vor der Ankunft des ſchönen Corſaren, die Liebe nur aus Büchern gekannt; die Erfahrung eines Augenblicks, vollendete ihren Unterricht. Die Fremden, die biß jetzt an den Küſten von Siffanto, Schutz oder Erholung geſucht hatten, wilde Seeleute, nur mit den groben Sitten ihres Standes bekannt, hatten ihr nur Furcht, und Abſcheu einflößen können; daher ſetzte ſie auch jetzt die Aufnahme eines dieſer Abentheurer in ihrem eigenen Hauſe in nicht geringeres Schreken, und ſie machte ihrem Vater ſogar Vorwürfe über eine ſo gefährliche Dienſtfertigkeit.

Der gute Alte, ſchon auf den erſten Blick von dem Fremdlinge eingenommen, dem er ſein Zimmer angeboten, beruhigte ſeine Tochter. „Du fürchteſt von ihm geſehn „zu werden, ſagte er ihr, hüte dich nur, ihn zu ſehn; „das letztere iſt faſt gefährlicher." Von dieſem Augenblick an giengen ihre Gedanken nur darauf, das Wunder von Corſaren kennen zu lernen. Die Mohrinn war ihr behülflich, wie wir geſehn haben; aber dieſe ließ ſich durch den Anblik des ſchönen jungen Ritters täuſchen, und dieſe Täuſchung ward Andronica's Unglück. In der Meinung eine große Entdeckung gemacht zu haben, kam ſie zu ihrer Gebieterinn. „Was du einen Franken nennſt, „rief ſie, iſt ein Mädchen in Männerkleidung, und die „Krone der Schönheit!" Nichts ſchien der jungen Griechinn wahrſcheinlicher. Der Fremde war in ihren Augen die Geliebte eines Corſarenhauptmanns, vielleicht eine Heldinn, die an ſeiner Seite gefochten hatte; woher ſonſt ihre Verwundung? Die Sorge ihres Vaters für den Kranken, ſein Eifer, ihm jede Bequemlichkeit zu verſchaffen, ließen kaum noch einem Zweifel Raum; nur wünſchte ſie noch ihre Vermuthung durch den Augenſchein beſtätigen zu können. Auch dazu half ihr die gefällige Mohrinn. Der Garten des Hauſes ward ſeiner Zierden beraubt, und Blumenkränze, von Andronica's ſchöner Hand geflochten, die die Duegna dem Ritter ins Zimmer trug, gaben der Griechinn hinlänglich Gelegenheit, wenn die Thüre geöfnet wurde, das vermeintliche Mädchen nach Gefallen zu betrachten.

Sein Anblick beſtätigte Andronica's Irrthum. Die Schönheit ſeiner Züge, die blendende Weiße ſeiner Haut, unter dem Himmelsſtrich von Siſſante eine ſeltene Erſcheinung, das weiche blonde Haar, das in ungekünſtelten Locken über ſeine Schultern herabfloß, der ſanfte Ton ſeiner Stimme, ſein gefälliges Betragen gegen die Sklavinn, wie ſie es noch nie an andern ſeines Geſchlechts bemerkt hatte, alles dieß ſchien die Entdeckung der Mohrinn zu beſtätigen. Von jetzt an alſo überließ ſie ſich ohne Rückhalt den ſüſſen Empfindungen des Mitleids, ihr unbewuſt trat bald eine zärtlichere Empfindung an die Stelle deſſelben, die ihr keine Ruhe ließ, und ſie ſo oft und ſo lange unbemerkt an das Zimmer des Ritters lokte, biß ſie endlich durch Veranſtaltung der Mohrinn von ihm geſehn wurde. Bey aller Ueberzeugung, die ſie zu haben glaubte, war ſie doch über Tourvilles Billet in großer Unruhe. Ihr gutes Herz überredete ſie zu der Gefälligkeit, um die das Billet bat; aber die Furcht, ſich einer üblen Nachrede auszuſetzen, und ihrem Vater zu mißfallen, rieth ihr, den vermeintlichen Fremden zuerſt zu eröfnen, daß das Geheimniß der Verkleidung verrathen ſey und daß man nur allein unter der Bürgſchaft eines gemeinſchaftlichen Geſchlechts ſich zu dem verlangten Schritte würde entſchließen können. Das Taſchenbuch ward daher mit folgenden Zeilen zurückgeſchickt:

„Ich bin überzeugt, daß meine Unſchuld bey Ihnen keiner Gefahr ausgeſetzt iſt; aber nicht Jedermann kennt Sie ſo wie ich. Die Regeln des Wohlſtandes ſind nur der Welt wegen gegeben.“

„Ich bedaure Sie; gerne möchte ich Ihre Einſamkeit aufheitern, gerne Ihre Leiden mit Ihnen theilen, gerne Sie ſehen, Sie ſprechen hören! Ich weiß ja, daß ich Sie ohne Gefahr lieben, von Ihnen ohne Vorwurf geliebt werden kann. Aber es iſt immer beſſer, mir Freuden zu verſagen, die ſich mit dem Tage Ihrer Abreiſe in tiefen Kummer verwandeln müßten. Und doch zieht mich mein Herz zu Ihnen; wer weiß, ob ich dieſen Lockungen werde widerſtehen können. Urtheilen Sie deßwegen nicht ſchlechter von mir; iſt es doch ein ſo ſüſſes Vergnügen, Leidenden beyzuſtehn, und was kann ich mir verwerfen, wenn ich nur thue, was ein Weib für das andre zu thun verbunden iſt.“

In dem Taumel der ſüſſeſten Empfindungen, in die dieß Billet den feurigen Jüngling verſetzte, hatte er anfangs den geheimnißvollen Sinn deſſelben überſehen. Ein zweytes Durchleſen entdeckte ihm den Irrthum der ſchönen Griechinn. Das ganze Glück ſeiner Liebe, und der Genuß der ſeligſten Tage auf Siffanto, ſchienen von der Benutzung dieſes ſo günſtigen Irrthums abzuhängen, ſelbſt das Romanhafte eines ſolchen Verhältniſſes lud ihn dazu ein. Er ſchrieb an ſie, wie ein Weib an das andre ſchreibt, kunſtlos und voll Empfindung. Andronica widerſtand nicht mehr, und die Zuſammenkunft ward auf den folgenden Tag beſtimmt.

Schlaflos entfloh beyden die Nacht; in dem Buſen des Ritters kämpften Liebe und Ehre. Der Schritt, den er gethan hatte, ſchien ihm keines ehrlichen Mannes würdig, er nahm es ſich vor, der Griechinn ihren Irrthum bey dem erſten Worte zu benehmen. Aber das ſchnellere Klopfen ſeines Herzens, jener mächtige Inſtinkt, der ſein Weſen durchzitterte, und ſeine arbeitende Phantaſie, vor der ein ſüſſer Genuß in tauſend reizenden Bildern vorüberflog, machten die edle Entſchließung wankend. Andronica dagegen ſann in der Stille der Nacht auf die leichteſten Mittel, ſich gegen Ueberraſchungen von Seiten ihres Vaters ſicher zu ſtellen, und auf die Wahl ihrer Kleidung, um der Critik der ſchönen Corſarin ſo wenig als möglich Veranlaſſung zu geben.

Die Mohrinn kündigte am andern Tage das Erſcheinen ihrer Gebieterinn an, und Andronica trat in Tourvilles Zimmer. Beyde blieben eine Minute lang ſtumm und erſtarrt gegen einander über ſtehen. Er, überraſcht, von einer Schönheit, die das Urbild jener vollkommnen Kunſtwerke der alten Zeit zu ſeyn ſchien, und nicht ohne Beſchämung über die Rolle, die er ſich ihr gegenüber zu ſpielen erlaubte; ſie, die nicht gewohnt war, einen Mann zu ſehen, ſelbſt über den Schein deſſelben erröthend. Dieſes beredte Stillſchweigen machte endlich einer ſchüchternen Unterredung Platz, welche aber mehr durch Blicke

Dritter Auftritt.

Der alte Sklave zu den Vorigen.

Sklave
(In der Thüre des Gezeltes).
Halt, Aeacide! Göttinſohn, mit dir
Und auch mit dieſer hier hab' ich zu reden.

Achilles.
Wer reißt die Pforten auf und ruft — Er ruft
Wie außer ſich.

Sklave.
Ein Knecht. Ein armer Name,
Der mir den Dünkel wohl vergehen läßt,
Mich —

Achilles.
Weſſen Knecht? Er iſt nicht mein, der Menſch.
Ich habe nichts gemein mit Agamemnon.

Sklave.
Des Hauſes Knecht, vor dem ich ſtehe. Tyndar,
(Auf Clytemneſtra zeigend.)
Ihr Vater, hat mich drein geſtiftet.

Achilles.
Nun!
Wir ſehn und warten. Sprich! was dich bewog,
Mich aufzuhalten.

Sklave.
Iſt kein Zeuge weiter
Vor dieſen Thoren? Seyd ihr ganz allein?

als durch Worte belebt wurde. Unbemerkt lag Andronica's zitternde Hand in der Hand des Jünglings; unbemerkt war der kleine Zwiſchenraum auf dem Sopha verſchwunden; Andronica fürchtete bey einer Freundinn ihres Alters nichts, und folgte ſchuldlos der Neigung ihres Herzens. Im Feuer des Geſprächs ruhten ihre Blicke auf dem Geſichte des Ritters, und plötzlich ſchwieg ihr Mund, eine höhere Röthe flog über ihre Wangen, und das verwirrte Auge ſchweifte ungewiß umher. Sie hatte auf dem Kinn, auf den Wangen ihrer neuen Freundinn, den Schatten eines Barts entdeckt. Aber nicht mehr Meiſterinn ihres Herzens, war ſie auſſer Stande, von dieſer Bemerkung Gebrauch zu machen; vielmehr ſuchte ſie ſich ſelbſt zu täuſchen, und vermied es ſorgfältig, den Vorſtellungen nachzuhängen, die ihren glücklichen Wahn hätten zerſtreuen können. Die Furcht überraſcht zu werden, und das Mißtrauen in die Wachſamkeit der Mohrinn, die auf der Lauer ſtand, nöthigten ſie, dieſe erſte Unterhaltung zu verkürzen. Man trennte ſich von einander mit dem Verſprechen einer baldigen längern Zuſammenkunft.

Der entzückte Ritter dachte nun jenes ſchönen Vorſatzes nicht mehr, den er zu Gunſten des Commandeur gefaßt hatte. Andronica war ſein einziger Gedanke, und es konnte gar nicht mehr die Rede davon ſeyn, auf Koſten ſeines eigenen Herzens, jenem ein ſo gefährliches Vergnügen zu machen. Das Stillſchweigen, welches er über dieſen Gegenſtand bey wiederhohlten Beſuchen des Commandeur beobachtete, mußte dieſen natürlicherweiſe befremden und argwöhniſch machen, und es ward nun von ihm beſchloſſen, daß er die Befriedigung ſeiner Neugierde niemand als ſich ſelbſt zu verdanken haben wollte.

Andronica fand nach wenigen Unterredungen ſo vielen Reiz in dem ſchuldloſen Umgang mit dem Ritter, daß die Stunden, die ſie auf ihrem Zimmer zubringen muſte, ihr unerträglich läſtig wurden. Die gewohnten weiblichen Arbeiten hatten keinen Reiz mehr für ſie, das Plaudern der Mohrinn war ihr langweilig, ſelbſt die Gegenwart ihres Vaters verdrüßlich. Nur an der Seite des Ritters lachte ihr das Leben; jene Furcht, die Täuſchung über ſein Geſchlecht vernichtet zu ſehen, war von der mächtigern Liebe unterdrückt, und bald ganz und gar vergeſſen. Eben ſo war Tourvillen der Umgang mit dieſem Mädchen alles; ſeine wiederkehrende Geſundheit erlaubte ihm zwar, gleich ſeinen Kameraden den Vergnügungen auf der Inſel nachzugehn; aber welche Freuden konnten ihm die Geſellſchaft ſeiner Andronica erſetzen! Lange ſchon war er weder vom Commandeur, noch von ſeinen übrigen Gefährten geſtört worden; ſeine Beßerung ſchien ſie der Beſuche zu überheben, als einmal ganz unerwartet, eben als er, mit ſeiner Geliebten allein, vor ihr auf das Knie niedergeſunken war, und ihre ſchöne Hand einen Ring an ſeinen Finger ſteckte, die Thüre aufgieng, und der Commandeur von Hecquincour ins Zimmer trat.

Man kann ſich leicht vorſtellen, daß eine ſo unangenehme Erſcheinung die beyden Liebenden nicht in geringe Verlegenheit ſetzte. Tourville faßte ſich indeſſen bald, ſprang auf, und ſtürzte ſich dem eintretenden Commandeur entgegen, umarmte ihn mit einer ungewohnten Heftigkeit, überſchüttete ihn mit einer Menge Complimente, und hoffte dadurch der erſchrekten Griechinn Gelegenheit zu geben, unbemerkt, wenigſtens ungeſtört, das Zimmer verlaſſen zu können. Aber der Commandeur, gewandter als er, ward dadurch nicht irre gemacht. Er machte ſich mit einer geſchikten Wendung aus Tourvilles Armen los, trat der eben entſchlüpfenden Griechinn in den Weg, ergrif ihre zitternde Hand, welche ſie, zu ſchwach ihm widerſtehn zu können, in der ſeinigen laſſen muſte, und weidete, indeß ſein Mund in Entſchuldigungen überſtrömte, die die bebende Athenienſerinn nur mit halbem Ohr vernahm, ſeine lüſternen Augen an den Schönheiten dieſes Mädchens, denen Scham und Verlegenheit in dieſem Augenblick einen höhern Reiz zu geben ſchienen. Sobald ſeine Neugierde hinlänglich geſättigt war, entließ er die Königinn der griechiſchen Inſeln, in der Hofnung, durch dieſes ſchmeichelhafte Compliment der Geliebten des Ritters hinreichenden Erſatz für die ſichtbare Angſt gegeben zu haben, die ſie in dieſen wenigen Minuten ausgeſtanden. Kaum hatten ſie ſeine Blicke bis über die Thürſchwelle verfolgt, als er ſich mit ſcherzhaftem Tone an den Ritter wandte, der bisher in der peinlichſten Lage geweſen war. „Ich bin in Verzweiflung, Herr Ritter, meine „Eilfertigkeit, meine Unhöflichkeit, mein Dienſteyfer, „nennen Sie es, wie Sie wollen, hat den Schleyer vor „einem ſo reitzenden Geheimniſſe weggezogen, und Sie

„um den Genuß einer ſchönen Stunde gebracht! Aber, „nicht wahr? Sie ſind ja Herr im Hauſe, und es wird „Ihnen alſo nicht ſchwer fallen, eine ſo liebliche Szene „bald wieder zu erneuern."

„Ich maaße mir nicht an, irgendwo Herr zu ſeyn, „erwiederte Tourville; von jeher gewohnt, mich meinen „Verhältniſſen anzuſchmiegen, verlange ich nichts, als „was ein freyer Wille mir darbietet."

„Das iſt eben Ihr großer Vortheil, lieber Ritter! „Ihren Blicken kann ja kein Mädchenherz widerſtehen; „man kann Ihnen ja nichts abſchlagen; man kömmt Ihnen ja entgegen!"

„Wohl möglich Herr Commandeur! aber zufrieden „mit meinem Glück, würde ich wenigſtens, andre nicht „beneiden."

Dieſe Antwort grif den Commandeur auf ſeiner empfindlichen Seite an. Es beleidigte ſeinen Stolz, den Vorwurf des Neides aus dem Munde eines Jünglings zu hören, dem er doch in jeder Rückſicht überlegen zu ſeyn wähnte. „Mein lieber junger Ritter," erwiederte er daher mit einiger Wärme; „dafür ſtehe ich Ihnen, daß ich „nicht ſchwach genug bin, ein ſo gewöhnliches Glück zu „beneiden. Ich wünſchte freylich durch Sie die Tochter „des Arztes kennen zu lernen, da es Ihnen ſehr leicht „ſeyn muſte, mir eine ſolche Gefälligkeit zu erweiſen; „aber deßwegen in Ihr Gehege zu gehn, das kam mir „nicht in den Sinn. Alſo ſind Sie wirklich eiferſüchtig?" —

„Wenn ich es wäre, Herr Commandeur!" — wollte der erhizte Tourville antworten. Aber Hocquincour hielt es doch für beſſer, dieſem unangenehmen Geſpräch eine andre Wendung zu geben; zumal die Erläuterungen, zu denen man zu kommen im Begriff war, doch am Ende zu nichts führen konnten. „Laſſen Sie das gut ſeyn!" fiel er daher dem Ritter ins Wort. „Wir ſind ſegelfertig; „ich wollte mich ſelbſt von Ihrer Geſundheit überzeugen. „Das iſt die unſchuldige Urſache meines Hierſeyns." — Tourville verſicherte, daß er bereit ſey, und die Ordre an Bord zu gehen erwarte. Und ſo entfernte ſich der Commandeur.

Auf eine ſolche lebhafte Szene muſte natürlich bey den Hauptperſonen eine ernſthafte Stille folgen. Den Ritter von Tourville kränkte es im Innerſten ſeiner Seele, ein Geheimniß verrathen zu ſehen, das er bisher ſo ſorgſam gehegt hatte. Die zärtlichſte Beſorgniß für die Ehre ſeines Wohlthäters bekümmerte ſein Herz. Er fürchtete an der flekenloſen Unſchuld und Reinheit des edeln Mädchens zum Verräther geworden zu ſeyn. Er warf ſich die unglücklichen Schritte vor, zu denen ihn anfangs Neugierde, und dann die Leidenſchaft verleitet, und ahnete ſchon im Voraus alles das Unglück, zu dem er, wider ſeinen Willen, die Veranlaſſung gegeben. Seine aufgeregte Phantaſie mahlte ihm das zerſtörte Glück dieſes von ihm ſo geliebten Hauſes; er ſah das ſchönſte und unſchuldigſte Geſchöpf um den Frieden ihrer Seele gebracht; und ſich ſelbſt, durch das zweydeutige Licht, in das ihn dieſe Entdeckung bey ſeinem Befehlshaber und ſeinen Kameraden ſetzen muſte, von einem Range erniedrigt, den er bisher mit ſo vieler Ehre behauptet hatte.

Nicht minder angſtvoll und bekümmert war Andronica in ihr Zimmer geſlohen. Thränen ſtürzten aus ihren Augen; einen ſolchen Tumult hatte ihr junger Buſen noch nie erfahren, und die Laſt der Einſamkeit lag nie größer auf ihr, als in dieſem ſchreklichen Augenblik. Es ſchien ihr nur zu gewiß, daß ihr Verſtändniß mit Tourville das allgemeine Geſpräch der Franken, und ihr Vater in Kurzem von allem unterrichtet ſeyn würde. Was ſtand ihr alsdann bevor? Trennung von dem Geliebten ihres Herzens, die Einſamkeit eines Kloſters, vielleicht der Tod. Ein Brief an den Ritter machte ihrem gepreßten Herzen endlich Luft, und ſeine Antwort beruhigte einigermaßen ihr empörtes Herz; als die Entdeckung des Geheimnißes, das den Ritter bisher geängſtigt hatte, die Entdeckung ſeiner nahe bevorſtehenden Abreiſe, einen neuen und fürchterlichen Sturm drohte.

Vergebens war die Vorſicht, mit der der Ritter ſeiner Geliebten dieſe traurige Neuigkeit eröfnete. Das Herz des feurigen Mädchens, das in dem reizenden Jüngling das Ideal ſeiner Träume gefunden, und den unverdächtigen Gefühlen einer ſchuldloſen Liebe ſich unbeſorgt überlaſſen hatte, dieſes Herz war nicht dazu gemacht, den kalten Vorſtellungen der Vernunft nachzugeben. Umſonſt ſprach der Ritter von einer baldigen Zurückkunft; ſie traute ihm nicht; eine entfernte Hofnung konnte ſie nicht beruhigen. Ihre ſchönen Arme um ihn ſchlingend, ihr glühendes von heißen Thränen benetztes Geſicht auf ſeinen Schultern legend, verlangte ſie mit der rührendſten Beredſamkeit ihres Schmerzens einen Platz auf ſeinem Schiffe. Sie beſchwor ihn, ſie nicht der Verzweiflung zu überlaſſen, ſie, die kein anderes Glück kenne, als ihn zu ſehen, kein anderes Unglück, als von ihm getrennt zu ſeyn.

Welcher Jüngling würde in einem ſolchen Kampfe nicht untergelegen haben? Aber Pflicht und Ehre ſprachen lauter und mächtiger in dem Herzen des Ritters, als die Stimme der Leidenſchaft. Ein Blick auf ſeine Verhältniſſe in dieſem Hauſe; eine ſchnelle Ueberſicht der Verbindlichkeiten, die er dem Vater ſeiner Geliebten ſchuldig war; eine leichte Erinnerung an das edle Zutrauen, das Gianni in ihn geſetzt hatte; mehr bedurfte es nicht, um ſein Herz gegen alle Verführungen der Leidenſchaft zu verhärten, und ſo gieng er vielleicht größer aus dieſem Kampf der Liebe, als in ſpätern Tagen ſeines Lebens aus der fürchterlichen Schlacht beym Cap de la Hogue! *

---

* In dieſer berühmten Seeſchlacht, in der der Admiral von Tourville mit 44 Linienſchiffen gegen einige 80 engliſche und holländiſche, 12 Stunden lang, von 10 Uhr Vormittags, bis 10 Uhr Abends kämpfte, ohne ein einziges Schiff zu verlieren; indeß den Feinden eins in die Luft geſprengt wurde, und ein anderes ſank, muſte er freylich der Uebermacht weichen und ſich zurückziehn. Dieſer Zurückzug wurde über-

Solche Rückſichten aber konnten bey der Griechinn keinen Eingang finden. Er ſchwieg daher davon, und ſtellte ihr, indem er ſich ſanft aus ihren Armen wand, alle die Unbequemlichkeiten vor, die die Befriedigung ihres Wunſches unmöglich machten. Wie, und unter welchem Vorwande ſollte er ſie auf einem Schiffe unterbringen können, wo ihm, einem bloßen Volontair, ſeine wenigen Dienſte noch keinen Rang erworben hatten, und

---

dem von Wind und Wetter ſo wenig begünſtigt, daß ſich die Flotte in einzelnen Escadren auf verſchiedene Rheden retiriren muſte; daher die Feinde in den folgenden Tagen, drey Schiffe auf der Rhede von Cherbourg, und zwölf auf der Rhede von la Hogue verbrannten, und der franzöſiſchen Seemacht einen empfindlichen Verluſt verurſachten. Indeſſen war nach dem eignen Geſtändniß der Feinde, dieſesmal der Vortheil zwar auf Seiten der Sieger, aber Ehre und Ruhm auf Seiten der Beſiegten; und die feindlichen Admiräle, ſelbſt ein Ruſſel, lieſſen dem Muth, der Unerſchrokenheit, und der Kunſt, mit welchen der franzöſiſche Seeheld einen ſo ungleichen Kampf gewagt und ausgehalten hatte, alle Gerechtigkeit wiederfahren. Auch empfieng Ludwig XIV, der das militäriſche Verdienſt ſo wohl zu unterſcheiden, und ſo fein zu belohnen wuſte, ſeinen geſchlagenen Admiral mit folgenden Worten: „Ich höre, Graf von „Tourville, daß Sie Sich mit 44 Schiffen gegen beynahe „90 feindliche einen ganzen Tag lang geſchlagen haben; „und das freut mich unendlich mehr, als mich mein erlittener Verluſt kränket.“

wo der Capitain vielleicht ſein mächtiger Nebenbuhler war? Wie ſollte er ſie ſchützen können, gegen die Spöttereyen und Scherze der jungen Seeleute, die die Gränzen des Anſtändigen nicht immer zu beobachten gewohnt ſind! Wie ſollte er es wagen dürfen, die zarte Blume den Stürmen des Meeres, den Donnern einer Schlacht auszuſetzen! dieſes ſanfte Mädchen, das noch wenige Tage zuvor bey dem Gedanken erzitterte, durch die Ueberraſchung des Commandeurs von Hocquincour das Geſpräch der Franken und aller griechiſchen Inſeln zu werden, achtete jetzt ihre Ehre nicht; unter dem Schutze der Liebe glaubte ſie gegen jede Kränkung ſicher zu ſeyn, und war bereit, um auch den letzten Einwürfen des Ritters zu begegnen, ihm in Matroſen-Kleidung auf das Meer zu folgen. Ein Stral von Heldenmuth blizte durch ihre Seele, und das holde Geſchöpf, das den Tod nie in der Nähe geſehen hatte, kämpfte ſchon in Gedanken an der Seite des geliebten Ritters, und bahnte ſich, über die Todtenopfer der Schlacht, einen ſchrecklichen Weg zu den ſüſſeſten Freuden des Lebens.

In dem Rauſche dieſer Stunde war für den Ritter nichts auszurichten. Seinem edelmüthigen Entſchluß getreu, hielt er es fürs beſte, den Schein des Nachgebens anzunehmen, und in kältern Augenblicken für die ernſte Stimme der Pflicht ein gefälligeres Ohr zu erwarten. Es iſt zu hoffen, daß es vielleicht dem Ritter gelungen ſeyn würde, die ſchwärmende Andronica aus dieſem Labyrinthe herauszuführen, wenn nicht ein unerwarteter

Umſtand ihren Hofnungen neue Nahrung gegeben hätte.

Die drey Fregatten waren ſchon wieder zu einem neuen Seezuge in Stand geſetzt, und man war jeden Augenblick bereit, den Hafen von Siſſanto zu verlaſſen; nur hatte der Commandeur von Hocquincour für die genommene Priſe noch keinen Capitain gewählt. Die vereinigte Stimme des Seevolks verlangte dieſe Ehre für den jungen Helden, dem es größtentheils den glücklichen Erfolg der letzten Unternehmung danken zu müſſen glaubte. Die beyden Capitaine, Hocquincour und Cruvillier, waren zwar bereit, dieſem für den Ritter von Tourville ſo ſchmeichelhaften Urtheil beyzutreten; aber mit Recht trauten ſie ihm noch nicht die Kenntniſſe zu, die zu Führung eines Schiffes erfodert werden. Dazu kam die Verpflichtung, die der Commandeur gegen die alten MalteſerRitter, ſeine Begleiter, auf ſich hatte, die durch den Vorzug, den er einem Anfänger im Seedienſt über ſie gab, empfindlich gekränkt werden mußten. Die Wahl fiel alſo auf den Ritter d'Artigny. Um aber Tourvillen zu zeigen, wie hoch man ihn hielt, und zugleich den vereinigten Wünſchen des Schiffsvolks ein Genüge zu leiſten, ward er zum Lieutenant eben dieſer Fregatte ernannt.

Der Schaden, den die Schiffe im letzten Gefechte erlitten, war indeſſen ausgebeſſert, und ſie mit allem nöthigen verſehen worden. Den Verluſt an Mannſchaft hatten die auf der türkiſchen Priſe gefundenen chriſtlichen Sklaven, die ſämtlich gediente Seeleute waren, hinläng-

Clytemneſtra.
So gut als ganz allein. Sprich dreiſt! — Erſt aber
Verlaß das Königszelt und komm hervor.

Sklave (kommt heraus).
Jetzt, Glück und meine Vorſicht, helft mir, die
Erretten, die ich gern erretten möchte!

Achilles.
Er ſpricht von Etwas, das noch kommen ſoll,
Und von Bedeutung ſcheint mir ſeine Rede.

Clytemneſtra.
Verſchieb's nicht länger, ich beſchwöre dich,
Mir, was ich wiſſen ſoll, zu offenbaren.

Sklave.
Iſt dir bekannt, was für ein Mann ich bin,
Und wie ergeben ich dir ſtets geweſen,
Dir und den Deinigen?

Clytemneſtra.
Ich weiß, du biſt
Ein alter Diener ſchon von meinem Hauſe.

Sklave.
Daß ich ein Theil des Heirathsgutes war,
Das du dem König zugebracht — iſt dir
Das noch erinnerlich?

Clytemneſtra.
Recht gut. Nach Argos
Bracht' ich dich mit, wo du mir ſtets gedienet.

Sklave.
So iſt's. Drum war ich dir auch jederzeit
Getreuer zugethan, als ihm.

lich erſetzt, auch die fruchtbare Inſel Siſſanto zureichende Proviſionen geliefert; aber die Bemannung der genommenen Fregatte fand große Schwierigkeiten, weil man es für zu gefährlich hielt, die Equipage der beyden andern Schiffe zu vermindern. Die Capitains beſchloſſen daher, nach Zante zu ſeegeln, die gemachten Türkenſklaven dort zu verkaufen, und die Bewafnung ihrer kleinen Escadre zu vollenden. Dies ward zugleich dem Ritter mit der Ordre bekannt gemacht, auf das erſte Signal, das nur von einem günſtigen Winde abhinge, an Bord zu gehen.

So hoch auch einerſeits, bey dem Gedanken an das Meer, dem Ritter von Tourville das Herz ſchlug, zumal ſich ihm, in dem erhöhten Poſten, den er durch ſeinen Muth errungen hatte, ein erweiterter Kreis von Thätigkeit darbot, ſo niederdrückend war ihm doch der Gedanke des Abſchiedes von ſeiner geliebten Andronica. Auf dieſe traurige Viertelſtunde hatte er ſich zwar ſchon ſeit drey bis vier Tagen vorbereitet, und oft und reiflich an die Maaßregeln gedacht, das liebevolle Mädchen zu beruhigen, und ſich ſelbſt gegen jede Anwandlung von Leidenſchaft ſicher zu ſtellen; aber alle dergleichen Vorbereitungen verfehlen gewöhnlich ihren Zwek. Kaum hatte die zärtliche Griechinn von der Veränderung gehört, die mit ihrem Ritter vorgefallen war, als ſie dadurch alle Hinderniſſe, und vorzüglich dasjenige, was den Commandeur von Hocquincour betraf, gehoben wähnte. Es konnte ihm nun, nach ihrer Meinung, ein leichtes ſeyn, ſie auf das Meer mitzunehmen, zumal ihre geſchäftige Phantaſie, dem Ritter von Artigny allen den guten Willen lieh, der ſeinerſeits zur Ausführung des Projekts ſo nöthig ſchien. Dieß hatte Tourville nicht vorhergeſehn. Mit beklemmter Bruſt, mit Thränen in den Augen, hingeſtürzt auf ſeine Knie, lag er vor ihr. Ein tiefer Seufzer war ſeine Antwort. In dieſem beredten Schweigen glaubte aber die Griechinn das ſchrekliche Geheimniß zu leſen, daß der Ritter ſie nicht liebe, daß überal ſein hartes Herz keiner ſanftern Empfindungen fähig ſey. Eine flüchtige Erinnerung an den leichtſinnigen Charakter ſeiner Nation, von dem ſie ſo oft gehört hatte, treibt den Keim dieſes für ſie ſo ſchreklichen Argwohns empor; ein ungewohntes Feuer blizt aus ihren Augen; ihre Zunge ſcheint zu ſtarren; auf ihrem ſonſt ſo lieblichen Geſichte wechſelt Röthe mit Todesbläſſe, und, in dieſem entſcheidenden Moment fällt der SignalSchuß. Tourville ſpringt auf; ſein edler Muth, das Gefühl für Pflicht und Ehre ſcheint mit dieſem Rufe zu wachſen, aber in eben dem Maaße ſteigen auch die Befürchtungen des Mädchens. Die furchtbaren Ausbrüche ihrer Leidenſchaft laſſen ihn ahnen, wie leicht ſich Liebe in Haß verkehrt, er wähnt in ſich einen Jaſon, in ihr eine Medea zu ſehn, und dieſen ſchreklichen Vorſtellungen auszuweichen, verſpricht er, was er zu halten nicht geſonnen iſt. Er will nur an Bord eilen, um die nöthigen Veranſtaltungen zu treffen, und ſeinen Capitain von allem zu unterrichten. Wie ein matter Sonnenſtral durch düſtre Gewitterwolken bricht, ſo überflog das Geſicht der traurenden Andronica, das Lächeln der Hofnung. Aber nur für einen Augenblick. Aengſtigende Zweifel an der Aufrichtigkeit des Ritters ſtiegen in ihr auf, und ihre Zuflucht, im Falle dieſer geahndeten Verrätherey war ein Dolch, den ſie aus ihrem Buſen hervorzog, und dem erſchrekten Ritter mit dieſen Worten zeigte: „Leben oder Tod liegt in deinen Händen; „bedenke welches von beyden die zärtliche Andronica um „dich verdient hat!“

Die Stunde der nächſten Mitternacht ward zur Entführung der geliebten Tochter des Athenienſers beſtimmt. Eine Schaluppe, geführt von treuen und ſichern Leuten, ſollte an einem beſtimmten Orte des Hafens von Siffanto bereit liegen, um ſie, die mohriſche Sklavinn, nebſt dem Bedienten ihres Vaters, der von dem Geheimniß unterrichtet werden muſte, an Bord zu bringen. So ward dies traurige Projekt verabredet, aber ohne Aufrichtigkeit von Seiten des Ritters. In der ſchmerzlichen Wahl zwiſchen der Ehre und der Liebe zog er das Verbrechen gegen dieſe einer Verletzung der erſtern vor, und hofte von der Entfernung, von der Zeit, von der Stille der Ueberlegung, die dem Sturme der Leidenſchaft gewöhnlich folgt, die Heilung des kranken Herzens ſeiner Geliebten.

Er verließ gegen Abend das Haus des Gianni, wo ihm mit ſo vieler Freundſchaft und Güte begegnet worden war. Sein Abſchied von dem redlichen Athenienſer war unter ſolchen Umſtänden, für ihn ſehr rührend und angreiſend. Wie oft ſchwebte es ihm auf der Zunge, dem guten Vater alles zu entdecken, was vorgefallen war; aber die Betrachtung, daß der Unwille deſſelben ihn zu harten Maasregeln gegen die ganz verlaſſene Andronica verleiten könnte, hielt ein Bekenntniß auf ſeinen Lippen zurück, von dem es unausgemacht iſt, ob es mehr verdorben, oder mehr gut gemacht haben würde. Der edle Grieche wollte von keiner Belohnung etwas hören; nur zum Andenken an ſeinen lieben Ritter, nahm er einen Diamanten von ihm an, begleitete ihn auf die Fregatte, und ſchickte ihm nach ſeiner Zurückkunft, ein mit den beſten Lebensmitteln, den ſchönſten Weinen, und lieblichſten Früchten, die das fruchtbare Siffanto nur liefern konnte, angefülltes Boot, als einen Beweis ſeiner Sorgſamkeit für die Geſundheit ſeines Freundes.

Tourville verſuchte die wehmüthigen Empfindungen des Abſchieds, durch die mancherley Beſchäftigungen zu zerſtreuen, zu denen ihn ſein Dienſt rief. In dieſen Arbeiten ward er gegen die Stunde des Abendeſſens geſtört. Der Commandeur von Hocquincour mit ſeinen Volontairs und allen übrigen Offizieren der kleinen Escadre kamen an Bord der Fregatte des Capitain von Artigny, um nach der Sitte des Meeres, dem jungen Offizier ihr Compliment zu machen, und auf ſeine Koſten einen vergnügten Abend bey ihm zuzubringen. Sie glaubten ihn zu überraſchen, aber ſie wurden ſelbſt überraſcht, als ſie ein Mahl vor ſich fanden, das nicht ausgeſuchter hätte ſeyn können. Denn auſſer dem Ueberfluß von delikaten Proviſionen, die der Ritter von der Güte des Athenienſers empfangen, hatte er noch in der Eil das beſte aufgekauft, was nur in Siſſanto zu finden geweſen war, um ſo viel wie möglich auch von dieſer Seite der Erwartung, die man von ihm hatte, zu entſprechen.

Heiterkeit und Scherz, laute Freude und ſchallendes Gelächter, erwekt durch das Feuer der griechiſchen Weine, belebte bald die frohe Geſellſchaft, und nahm ſeinen Sitz neben Kugeln und Kanonen. Die Jugend, die von den Reizen der Gegenwart gefeſſelt wird, das Alter, das durch die Erfahrung ſo mancher Jahre abgehärtet, für den Eindruck ſchauervoller Kontraſte nicht mehr empfänglich iſt, vergaßen beyde bey dem Klange der Gläſer jener fürchterlichen Szenen, die nur noch vor wenig Wochen auf dieſer Fregatte vorgefallen waren. Von der Seite dieſer frohen Menſchen war ſo mancher geriſſen; ſie vermißten ihn nicht; der ſchwärmende Jüngling hatte den Geſpielen ſeiner Kinderjahre, den Gefährten ſeines Berufs verlohren, er dachte ſeiner nicht; ihm ſtand vielleicht in kurzem ein ähnliches Schickſal bevor, das rührte ihn nicht. Alle, vom Commandeur bis zum letzten Matroſen, hatte der Taumel der Freude ergriffen. Nur ſchien er an dem Ritter von Tourville nicht ſeine ganze Gewalt äuſern zu können, den der Gedanke an ſeine Andronica mit Unruhe erfüllte. Der Tag vergieng; in die brennende Flut tauchte ſich die Sonne nieder; immer näher und näher rückte die abgeredete Stunde! Er dachte ſich ſeine geliebe Andronica, wie ſie, voll ſchwärmeriſcher Hofnung an das Ufer des Meeres eilt, kein mitleidig Boot findet, das ſie aufnimmt, von Schrecken und Furcht ergriffen, ohnmächtig niederſinkt, wieder zu ſich ſelbſt gebracht in Wuth und Verwünſchungen ausbricht, und, entweder eine zweyte Sappho, in den Fluten das Ende ihrer Leiden ſucht, oder den ſchreklichen Stahl gegen ſich ſelbſt richtet. So oft es nur ohne Aufſehen zu erregen möglich war, ſah er nach der bezeichneten Stelle des Hafens von Siſſanto, ob ihm nicht das ſo günſtige Mondenlicht etwas entdecken ließe; ob er nicht, da die Fregatte nicht fern vom Ufer lag, in den Pauſen der frohen Geſänge, die ſo geliebte, und jetzt ſo gefürchtete Stimme vernehmen könnte. Er ſah nichts; er hörte nichts. Endlich nahte ſich die Stunde der Mitternacht; ängſtlicher ſchlug ſein Herz; aufmerkſamer blikte er nach dem Ufer. Der heitre Mond ſchien ſein Vorhaben zu begünſtigen; kein Wölkchen ſchwamm an dieſem ſchönen Himmel, und die Gegend umher glänzte in zauberiſcher Helle. Aber in dieſem Augenblick brachte der Commandeur die Geſundheit des Königs von Frankreich aus; ein lautes Hurrah erſchell aus dem Munde der Matroſen, und das Geſchütz der Fregatte verkündigte dem ſchlummernden Siſſanto den Ruhm des groſſen Ludwigs. Der Abendwind, der aus der See herblies, trieb die Rauchwolken gegen das Ufer, und jede Hofnung, in dem Hafen etwas zu entdecken, oder von daher einen Laut zu vernehmen, war für den Ritter verloren, denn den Prinzen des königlichen Hauſes, dem Großmeiſter von Maltha, dem Commandeur der Eſcadre, den tapfern Kreuzfahrern ward gleiche Ehre erwieſen, und die Ruhe der glücklichen Inſel eine Stunde lang geſtört.

Indeſſen hatte ſich der Wind gewandt; Hocquincour und ſämtliche Offiziers eilen zurück, und kurz darauf gab das CommandeurSchiff das Signal zum ſeegeln. Die Anker wurden gehoben, und da die türkiſche Priſe, die der Ritter von Artigny befehligte, und auf der ſich Tourville befand, ihrer Bauart wegen ſehr geſchikt zu ſeyn ſchien, die Fahrzeuge der Seeräuber anzulocken und ſie zu täuſchen; ſo hatte ſie, wiewohl vielleicht noch eine andre geheime Urſache dabei mitwirken mochte, die Ordre erhalten, voraus zu ſeegeln, und die Avantgarde zu machen. Die zwey andern Schiffe folgten in kurzem nach.

Mit gepreßtem Herzen, und Augen voll Thränen ſah der Ritter von Tourville nach und nach die Ufer von Siffanto ſich in Nebel verhüllen, und die anbrechende Morgenröthe zeigte ihm die Szene einiger wenigen glücklichen Tage nur noch als einen grauen Wolkenſtrich am fernen Horizont. Oft in den Kämpfen zwiſchen Pflicht und Neigung, hatte er ſich ſelbſt zu überreden verſucht, daß es nicht Liebe ſey, was ſein Herz beſtürme, und daß eine ſo plötzlich und ſo ſchnell emporgewachſene Neigung eben ſo ſchnell wieder verſchwinden würde. Aber zu ſeinem Erſtaunen ward er ſeine Schwachheit inne, die Gründe der Vernunft richteten gegen das empörte Herz nichts mehr aus. Es reuete ihn, das liebenswürdigſte Mädchen der Welt verlaſſen zu haben, er klagte ſich als einen Verbrecher an, der die ſchwärzeſte Verrätherey begangen habe, und ſo niedergebeugt von finſterm Kummer und tiefem Schmerz, fing das Leben an, ihm eine Laſt zu werden. Darüber ward er mis-müthig und auffahrend. Dieſe ſeltſame und plötzliche Veränderung an einem bisher ſo gefälligen Jünglinge fiel ſeinen Kameraden auf, die für ihre gutgemeinte Bemühungen, ihn aufzuheitern, auf eine Art behandelt wurden, die bisher nicht in ſeinem Charakter geweſen war. Sein Capitain ließ ihn zur Tafel bitten, er kam nicht; und das Feſt des vorigen Tages, das, wie er vorgab, eine ſchlimme Wirkung auf ſein Befinden gehabt habe, mußte zu einer Entſchuldigung dienen. Man ließ ihn alſo mit ſeinen düſtern Träumereyen allein, biß aus oieſem gefährlichen Schlummer aller ſeiner edlern Kräfte, ihn plötzlich die Stimme des auf dem großen Maſte wachhaltenden Matroſen wekte, der herabrief, daß er in der Ferne drey Segel, zwey Türken und einen Chriſten gewahr werde.

Dieſer Ruf brachte auf der Fregatte alles in Bewegung. Man gab dem Commandeur die Signale, und Tourville erhielt von ſeinem Capitain die Ordre, indeß die entdeckten Schiffe noch ziemlich entfernt waren, alles zum Schlagen bereiten zu laſſen. Kein Umſtand konnte für den Ritter glücklicher eintreten. Er ſprang auf bey dem Rufe der Matroſen, und dem Commando ſeines Capitains, war jetzt eben ſo ſehr mit ſeiner Pflicht beſchäftigt, und ſchien dem nahen Gefechte mit eben ſo vieler Freude entgegen zu gehen, als er kurz vorher bey dem Gedanken, nach Siffanto zurückzukehren, empfunden haben mochte.

Indeſſen konnte man die ſignaliſierten Schiffe deutlich erkennen. Es waren zwey Tuneſiſche ziemlich ſtarke Fahrzeuge, und ein chriſtlicher Kauffahrer, den ſie vor kurzem genommen zu haben ſchienen und der einigermaßen von ihnen armirt worden war. Getäuſcht durch die Fregatte des Ritters von Artigny, die ſie für ein türkiſches Schiff hielten, waren ſie zu nahe gekommen, um, als ſie ihren Irrthum gewahr wurden, einem Gefechte ausweichen zu können, zumal ihre Flucht durch den Wind nicht begünſtigt werden konnte. Die türkiſche Priſe, auf der ſich Tourville befand, fieng das Gefecht an, und da nun auch Hocquincour und Cruvillier herbeygekommen waren, ward es in kurzem allgemein. Der Tuneſer, mit dem ſich der Capitain von Artigny eingelaſſen hatte, war ihm zwar nicht an Kanonenzahl, wohl aber an Mannſchaft überlegen; daher hielt es der Corſar fürs beſte, ſobald wie möglich zum Entern zu kommen; denn ſchon damals, wie noch jetzt, konnte die Artillerie der Türken ſelten etwas gegen die beſſer bediente chriſtliche ausrichten. Aber die Ritter, die ihrerſeits die ſtarke Anzahl ihrer Feinde fürchteten, ſuchten den Plan derſelben durch die geſchickteſten Manövres, und ein wohl unterhaltenes Feuer ſo viel wie möglich zu vereiteln. Tourville war überal gegenwärtig; der Lerm einer Schlacht ſchien das Element zu ſeyn, in dem er ſich am beſten befand. Sich immer gleich, brachte ihn kein Geſchrey der Verwundeten, kein Röcheln der Sterbenden, nicht die Kugeln, die ihn umziſchten, nicht die gefährlichen Splitter, die auf dem

Verdek herumſlogen, aus ſeiner Faſſung. Wo Ermunterung und guter Rath gewünſcht wurde, wo ſtrenge Befehle nöthig waren, rief man nur nach ihm, und ſein Muth, ſeine Verachtung der Gefahren und des Todes, dies glänzende Beyſpiel, das er ſeinen Kameraden gab, vereint mit den Bemühungen des Capitains, der, ein erfahrner und geſchikter Seemann, die Manövres beſorgte, vereitelten alle Verſuche der Türken, zum Entern zu kommen.

Schon hatte das Gefecht eine Stunde gedauert, und noch ſchwankte unentſchieden die Wage des Sieges, als plötzlich Tourville, mitten unter den Donnern der ſchlagenden Schiffe, und wie über den Rauchwolken ſchwebend, die Stimme ſeiner geliebten Andronica zu vernehmen wähnte. War es Täuſchung? war es ein leeres Spiel ſeiner erhitzten Einbildungskraft? wo kamen ſie her, dieſe ſüſſen italiäniſchen Worte: Ritter, lieber Ritter, die in den augenblicklichen Pauſen der Kanonade, wie aus tiefer Ferne zu ihm herüber hallten? Seine Kaltblütigkeit verließ ihn; ergriffen von dem tiefſten Schmerz focht' er wie ein Verzweifelter, ſuchte die gefährlichſten Stellen, und ſchien vorſätzlich dem Tode entgegen zu gehen. Zu gleicher Zeit hörte er nur zu deutlich von dem Schiffe her, gegen das er ſchlug, mehrere Weiberſtimmen, die ihn in franzöſiſcher Sprache um Hülfe und Rettung anflehten. Er ſtuzte; Zaubereyen ſchienen ihn zu umſtriken; die angeſtrengteſten Verſuche, irgend eine Dame auf dem Corſaren zu entdecken, waren

Clytemneſtra.

Zur Sache.
Heraus mit dem, was du zu ſagen haſt!

Sklave.

Der Vater will — mit eigner Hand will er —
— Das Kind ermorden, das du ihm geboren.

Clytemneſtra.

Was? wie? — Entſetzlich! Menſch! du biſt von Sinnen.

Sklave.

Den weißen Nacken der Bejammernswerthen
Will er mit mörderiſchem Eiſen ſchlagen.

Clytemneſtra.

Ich Unglückſeligſte! — Raſt mein Gemahl?

Sklave.

Sehr bei ſich ſelbſt iſt er — Nur gegen dich
Und gegen deine Tochter mag er raſen.

Clytemneſtra.

Warum? Welch böſer Dämon gibt's ihm ein?

Sklave.

Ein Götterſpruch, der nur um dieſen Preis,
Wie Kalchas will, den Griechen freie Fahrt
Verſichert.

Clytemneſtra.

Fahrt? Wohin? — Beweinenswerthe Mutter!
Beweinenswürdigeres Kind, das in
Dem Vater ſeinen Henker finden ſoll!

Sklave.

Die Fahrt nach Ilion, Helenen heim
Zu holen.

vergebens; und doch dauerten dieſe klagenden Töne immer fort, indeſſen aus tiefer Ferne, jener ſüſſe Laut: Ritter, lieber Ritter! mitten durch das ſchrekliche Geräuſch der Schlacht zu ſeinen Ohren drang. Aber die Gefahr, die durch das wiederhohlte Entern der Tuneſer immer dringender wurde, ließ ihm nicht Zeit, über dieſe ſeltſame Begebenheit nachzudenken, beſonders da ihm nun endlich gar durch den plötzlichen Tod des Capitain von Artigny, den eine Kugel von ſeinem Poſten riß, das Commando des Schiffes zufiel. Von ihm hing nun der ganze glückliche oder unglückliche Ausgang des Gefechtes ab; auf ihn ſah das erſchrekte Schiffsvolk, das ſo gewöhnlich mit ſeinen Befehlshabern auch ſeinen Muth zu verlieren pflegt. Tourville ermannte ſich; den Steuermännern übergab er die Manövres des Schiffes, ſeinen Unterlieutenant die Beſorgung der Batterien, und ſich ſelbſt behielt er die kühnſten Unternehmungen und gröſten Gefahren vor. Geliebt und geachtet von allen, war es ihm ein leichtes, dem geſunkenen Muthe neues Feuer und neue Hofnungen zu geben; der Verluſt des braven Capitains ſchien keinen nachtheiligen Einfluß gehabt zu haben; jeder that mehr als ſeine Pflicht, und man hofte einen glänzenden Sieg.

Plötzlich erſchallte aus dem untern Raume die niederſchlagende Nachricht herauf, daß das Schiff von einigen unter das Waſſer gegangenen Schüſſen, einen ſolchen Lek bekommen habe, den zu verſtopfen unmöglich ſey, daß die Arbeit bey dem Pumpen nichts mehr helfe, und daß man ſich ergeben oder ſinken müſſe. — „Ergeben oder ſinken?" rief wüthend der Ritter von Tourville aus; — „Nein Kameraden! laßt es immerhin ſinken „dieſes Schiff, dort iſt eins, wo wir uns retten können. „Auf! wir entern."

Die einzige, wiewohl weitausſehende Hofnung, auf dieſem gefährlichen Wege wenigſtens das Leben zu retten, wenn gleich ſchwerlich den Sieg zu erkämpfen, gewann dieſem kühnen Vorſchlage des Ritters, den mehr Verzweiflung, als kalte Ueberlegung eingegeben hatte, den lauteſten Beyfall. Man widerſetzte ſich den Verſuchen der Tuneſer nicht, und in kurzem ſtürzten die Kämpfenden herüber und hinüber auf die feindlichen Schiffe. Was unter den Säbelhieben der Corſaren nicht erlag, oder in den Wellen ſeinen Tod nicht fand, rettete ſich mit Tourville auf das tuneſiſche Schiff. Die Verwundeten wurden ihrem Schickſale und der Plünderung der Feinde überlaſſen, die unbekannt mit dem traurigen Zuſtande ihrer Eroberung, unter lautem Siegsgeſchrey nur nach Beute ſuchten, als die Fregatte zu ſinken anfieng, und die zu früh triumphirenden Feinde, ohne Hülfe und Rettung in den Fluten des Meeres begrub.

Tourville und ſeine kühnen Begleiter hatten indeſſen einen harten Kampf zu kämpfen. Immer noch waren ihnen die Türken überlegen, und der Vortheil, den dieſe von der Cajüte und der Schanze zogen, auf der ſie ſich erhielten, und die ſie als ein Retranchement benutzten, würde die abgematteten, und zum Theil verwundeten

Chriſten, ohngeachtet alles perſönlichen Muthes, am Ende doch dem Schwerdte ihrer Feinde unterworfen haben, wenn ſie nicht durch eine groſſe Menge in dem Raum des Schiffes verſchloſſener Chriſtenſklaven unterſtützt worden wären. Man hörte ihr Geſchrey; man ſchlug die Lucke mit Beilen ein, und mehr als fünfzig wehrhafte Männer, ſtürzten von dem Feuer belebt, das die Hofnung der Freiheit giebt, aus ihrer Höhle heraus. Noch mit friſchen Kräften fielen ſie über die Feinde her, die eine halbe Stunde lang, die Ehre ihrer Nation zu retten verſuchten. Umſonſt; am Flaggenſtock verſchwand der halbe Mond, und das Kreutz der Maltheſer wehte auf demſelben.

Nach einem ſo wenig gehoften Siege, war Tourvilles erſte Sorge auf die geretteten Chriſten gerichtet. Ein Herr und zwei junge Damen, wurden von ihm, ſoviel es ſeine Wunden erlaubten in die Capitainscajüte geführt. Er verſchafte ihnen ſo viele Bequemlichkeiten, als nach der traurigen Beſchaffenheit des Schiffes möglich war, das ſehr übel zugerichtet, und beynahe entmaſtet, weder den beyden andern, die auf den flüchtigen Feind Jagd machten, folgen, noch See halten konnte. Zudem verlangte die Menge der Verwundeten Ruhe und Hülfe; man beſchloß alſo nach Siffanto zurückzukehren, das Schiff dort wieder in Stand zu ſetzen und die beyden andern Fregatten zu erwarten. Tourville ſtimmte dieſem Beſchluß mit geheimer Freude bey. Die Hofnung, ſeine theure Andronica wieder zu ſehen, und an ihrer Seite, von ihren lieben Händen gepflegt, ſich von den Ermattungen dieſes Kampfes zu erhohlen, gab ihm ſeine alte Heiterkeit wieder, und er dachte kaum daran, ſeine Wunden verbinden zu laſſen.

Die befreyte Familie war aus der Provence; Herr von Gerr*** hatte in Geſellſchaft ſeiner Gemahlin ihre jüngere Schweſter nach Smyrna begleiten wollen, wo ſie an den franzöſiſchen Conſul verheurathet werden ſollte. Sie erzählten ihm, daß ſie wenige Tage nach ihrer Abreiſe von Marſeille das Unglück gehabt hatten, den Corſaren in die Hände zu fallen, und daß ihrer Freude nichts gleich gekommen ſey, als ſie ſich von einem Schiffe angegriffen geſehen, deſſen Commandeur ihnen ein Franzoſe zu ſeyn geſchienen habe. In die ConſtabelsKammer eingeſchloſſen, und von ihren Feinden umgeben, hätten ſie es doch gewagt, ſo laut wie möglich um Hülfe und Rettung zu ſchreyen, und die Freude, die ſie jetzt empfänden, würde nur allein von den Empfindungen der Dankbarkeit überwogen, mit der ſie ſich ihm verpflichtet fühlten.

So war demnach ein Theil des Räthſels in Betreff jener Zauberſtimmen, die der Ritter in der Hitze des Gefechts zu vernehmen geglaubt, und die er am Ende für bloſſe Wirkungen ſeiner Phantaſie gehalten hatte, erklärt. Die beyden Damen überzeugten ihn von der Wahrheit ihrer Erzählung, und ſetzten hinzu, daß auſſer ihnen noch eine andre Dame aus dem Fenſter der CapitainsCajüte eines der übrigen chriſtlichen Schiffe, und wie es ihnen geſchienen, ebenfalls mit groſſer Angſt, in italiäniſcher

Sprache geſchrien habe: „Ritter, lieber Ritter!“ Plötzlich erblaßte Tourville bey dieſen Worten; eine trübe Wolke des Unmuths überzog ſein Geſicht, und kein Wort gieng aus ſeinem Munde. Die Provenzaleriſinnen, die ſehr bald das Verhältniß erriethen, das zwiſchen ihm und jener Dame ſtatt finden mochte, hielten es nicht für rathſam, ihm mit weitern Fragen beſchwerlich zu fallen. Tourville eilte ſogleich fort, um zur möglichſten Beſchleunigung der Fahrt nach Siſſanto, durch Beyſetzung aller noch übrigen Seegel, Befehl zu geben. Er wollte aus dieſer ſchreklichen Unruhe herausgeriſſen ſeyn; er wollte den Ritter von Hocquincour, dem er ſo viele Verbindlichkeiten ſchuldig war, gegen die entehrende Anklage, als habe er ihm ſeine Geliebte entführt, vertheidigt ſehen. War es möglich, daß dieſer, ſonſt ſo edle Franzoſe einer ſolchen Verrätherey ſchuldig ſeyn könnte?

Ermüdet von den Beſchwerden des Tages, ſank auf dem Schiffe alles in einen tiefen Schlaf; Tourvilles Augen nur floh dieſer Tröſter des Kummers. Die Stimme ſeiner geliebten Andronica, wie er ſie in den Donnern der Schlacht vernahm, wekte ihn, wenn er einzuſchlummern verſuchte; Angſt und Ungewißheit trieben ihn von ſeinem Lager aufs Verdek, zu ſehen, ob ſich denn noch nicht der Morgenhimmel röthe, und ob der günſtige Wind noch immer dem Steuermann den Strich nach Siſſanto zu halten erlaube. Endlich brach er an, der erharrte Tag, und die Hügel der lieblichen Inſel ſtiegen aus den Fluthen empor. Je deutlicher die Gegenſtände ſich enthüllten, jemehr nahm ſeine Furcht und Beklemmung zu; und wie er im Stande war, das Haus des Gianni zu unterſcheiden, dieſes geliebte Haus, wo noch vor kurzem ein edler Vater, durch die Tugenden und Reitze ſeiner Tochter, für alle Leiden früherer Jahre hinlänglich entſchädigt zu ſeyn glaubte, wo häusliches Glück und ſtiller Friede gewohnt hatten, und wo dieſes alles vielleicht durch ihn zerſtört worden war, — traten dem jungen Helden Thränen der Reue in die Augen. Man warf auf der Rhede von Siſſanto die Anker; er ermannte ſich, ließ die Chalouppe ausſetzen, und eilte dem Ufer zu, das er mit zitterndem Fuß betrat. Gebebt hatte er nicht in dem Getümmel der Schlacht, und er bebte auf dieſem Gange.

Das Geſicht eines neuen Bedienten, der ihm die Hausthüre des Arztes eröfnete, und der ihm, auf ſeine Nachfrage, erwiederte, daß der gute Herr an einer ſchweren Krankheit niederliege, vermehrte ſeine Befürchtungen, und trübte den letzten Stral von Hofnung, der ihm bisher noch geleuchtet hatte. Ohne Muth, Andronicas Nahmen zu nennen, ließ er ſich anmelden, und ward in das Zimmer des Kranken geführt. Die ſchauerliche Dunkelheit, die hier herrſchte, und nur in langen Pauſen durch das Aechzen des geliebten Kranken unterbrochen wurde, überraſchte den Ritter. Es war ihm, als ob er ein Heiligthum beträte, und mit langen Athemzügen ſuchte er ſeiner gepreßten Bruſt Luſt zu verſchaffen. So ſtand er unentſchloſſen einige Minuten an der Thüre des Zimmers, bis ihn die Krankenwärterinn näher führte.

Kaum wird ihn der Athenienſer gewahr, als er mit ſchwacher, von Seufzern unterbrochener Stimme, ſeine zitternden Arme ihm entgegenſtreckend, ſo ihn anredete: „Was haben Sie mit meiner Tochter gemacht, lieber „Herr! — Womit habe ich das verdient? — Ich nahm „Sie in mein Haus auf, ich behandelte Sie wie meinen „Sohn! — und zur Belohnung entführen und entehren „Sie mein Kind." Mehr konnte er nicht ſprechen, der Schmerz erſtickte ſeine Stimme. Tourville, dem bey dieſem Anblick das Herz brach, ſtürzte nieder zu den Füſſen ſeines Bettes, ergriff die zitternde Hand des Mannes, und drückte ſie an ſeine bebende Bruſt. „Ich bin," ſprach er, und blickte mit ofnem Geſicht, das ſich keines Verbrechens bewußt iſt, den leidenden Vater an, — „ich „bin keiner ſolchen Niederträchtigkeit fähig, großmüthiger Mann; in dieſen Vorwürfen verkennen Sie, ach! „wie Sie mich nannten, Ihren Sohn, verkennen Sie einen franzöſiſchen Ritter! — Das Schickſal ihrer geliebten Tochter iſt mir unbekannt. Ich weiß nicht, wohin „ſie gekommen ſeyn mag. Alles, was ich mir vorzuwerfen habe — und o! daß ich das nicht früher dem „edelſten Menſchen bekannte — iſt dies, daß ich die reizende Andronica wider den Willen ihres Vaters kennen „lernte, und daß ich ſie mehr wie mein Leben liebe. Sie „wollte mir folgen; ich hörte auf ihr Flehen nicht; ein „rechtſchaffener Mann opfert die Ruhe ſeines Gewiſſens „keinen augenblicklichen Gelüſten auf. Zwar ahne ich, „wer ſie aus den Armen ihres Vaters geriſſen haben mag,

„und bey der Pflicht meines Ordens, die die Unſchuld zu „rächen und zu retten mir auferlegt, ſchwöre ich Ihnen „den heiligſten Eyd, ich will ihn aufſuchen, und wenn „er an den Enden der Welt wäre. Ich will mich vor Ihren Augen ſo rein machen, als ich rein bin vor den Augen des Allſehenden!“

Ein lang verhaltner Thränenguß hemmte ſeine Worte, er ſank mit glühendem Geſicht auf Giannis Bette, und es herrſchte eine tiefe Stille um ſie her. Denn Tourvilles Herz war nun entlaſtet; er war gerechtfertigt vor dem beleidigten Vater, und der Sturm ſeiner Seele ging nun in eine ſtille Traurigkeit über. Nicht ſo war es mit dem redlichen Athenienſer. Hingeriſſen von dieſem freyen Blick, und rührenden Tone, den Heucheley und Nichtswürdigkeit vergebens nachzubilden wagen, konnte er ſich nicht enthalten, den Verſicherungen des Ritters zu glauben. Aber minderte das ſeinen Kummer? War nicht vielmehr alle Hofnung, durch den Ritter etwas von ſeiner theuren Andronica zu erfahren, auf einmal verloren? Auf dieſen Fall war er nicht vorbereitet geweſen. Sein von Kummer und Schmerzen niedergebeugter Geiſt, konnte einem ſolchen Schlage nicht widerſtehen. Man fürchtete für ſein Leben. Ein alter griechiſcher Geiſtlicher, der neben der Beobachtung der Cärimonien, zu denen ihn ſein Amt verband, die Arzneikunde trieb, und außer dem Athenienſer der einzige Arzt auf Siſſanto war, wuſte indeſſen die Hitze des Fiebers zu dämpfen, auf welche ein kurzer ſtärkender Schlaf folgte, aus dem der Kranke mehr geſammelt, erwachte.

Tourville, der ſich die Zeit über nicht von ſeinem Bette entfernt hatte, nahm dieſe Augenblicke wahr, um ihm alles, was er von Andronicas Schickſal wuſte, zu erzählen, wornach er ſich überzeugt glaubte, daß ſie nirgends anders, als bey dem Ritter von Hocquincour ſeyn könnte. Nur wie ſie dahin gekommen, ob Irrtum, Liſt oder Gewalt ſie in ſeine Hände geliefert; das war der Knoten, von deſſen Löſung künftig die Achtung abhängen ſollte, die der junge Seemann für ſeinen alten Lehrer und Freund in ihrem ganzen Umfange zu erhalten, ſo ſehnlich wünſchte. Irgend etwas muſte ſich doch immer aus den Nachforſchungen ſchlieſſen laſſen, die Gianni ohne Zweifel am Tage ihrer Flucht angeſtellt hatte. Er bat ihn alſo um die Mittheilung deſſen, was er erfahren.

„Was ich weiß, ſagte der Alte, iſt ſehr wenig. In der Stille der Nacht, indeß ich ſo ruhig ſchlief, ward ſie mir entführt. Denn entführt iſt ſie mir; das gute Kind konnte freywillig das Haus ihres alten Vaters nicht verlaſſen haben. Am Morgen des unglücklichen Tages ſtand ich zu meiner gewöhnlichen Stunde auf. Ich rief meinen Bedienten; er kam nicht. Ich rief die alte Mohrinn; ſie ließ ſich nicht hören. Verwundert darüber eilte ich in das Zimmer meiner Tochter. Ach! es war ledig! Angſtvoll, und mein trauriges Schickſal fürchtend, durchlief ich das ganze Haus, und fand ſie nicht. Meiner ſelbſt nicht mächtig, ohne zu wiſſen, wohin, lief ich auf die Straße. Kein Nachbar wuſte etwas. Der Bube hatte ſeine Zeit zu gut gewählt. Endlich war es,

„als ob eine geheime Macht mich weiter führte; ich kam „in den Hafen; aber auch hier war mein Nachfragen vergebens. Die Escadre war nicht mehr zu ſehen, am frühen Morgen ſchon waren ihre letzten Wimpel verſchwunden. Unwillkührlich ſtreckte ich meine Arme gegen das „Meer aus, als ob es mein Alles in ſeinen Schooß aufgenommen hätte. Da lief ich an dem Ufer umher, ſo „weit ich kommen konnte. Niemand gab mir Licht in dieſer Finſterniß. Ermattet und außer mir ſelbſt, war ich „ſchon im Begriff niederzuſinken, als ein alter Fiſcher, den „mein Jammern herbeygezogen hatte, mir endlich erzählte, daß um Mitternacht, zwey Weiber, und ein Mann, „in einer Schaluppe, die an dem Ufer gewartet hätte, „zu den Schiffen der Franken gefahren wären. Die Sinne vergingen mir; ich weiß nicht, was mir weiter begegnet iſt. Auf dieſem Bette, unter den Händen dieſes „guten Geiſtlichen fand ich mich wieder. O hätte er mich „doch nicht ins Leben zurückgerufen! ich wäre jetzt glücklicher, und meine Leiden hätten ein Ende. — Das iſt „alles, was ich weiß, edler Franke; mehr werde ich jenſeits erfahren. —"

Alles, was die wärmſte Theilnahme zu ſagen vermag, ward von Tourville angewandt, ſeinem redlichen Arzt mehr Zutrauen zu einer vielleicht noch glücklichen Wendung ſeines Schickſals einzuflößen. Er ſtellte ihm vor, daß ſo muthlos ſeinem Kummer hingegeben, er ſich ſelbſt aller Mittel beraubte, ſeine verlorne Tochter wiederzufinden; und es glückte ihm endlich, einen Vorſchlag

Clytemneſtra.

Daß Helene wiederkehre,
Stirbt Iphigenie?

Sklave.

Du weißt's. Dianen
Will Agamemnon ſie zum Opfer ſchlachten.

Clytemneſtra.

Und dieſe vorgegebene Vermählung,
Die mich von Argos rief — wozu denn die?

Sklave.

Daß du ſo minder ſäumteſt, ſie zu bringen,
Im Wahn, ſie ihrer Hochzeit zuzuführen.

Clytemneſtra.

O Kind! zum Tode kameſt du. Wir kamen
Zum Tode!

Sklave.

Ja, bejammernswürdig, ſchrecklich
Iſt euer Schickſal. Schreckliches begann
Der König.

Clytemneſtra.

Weh mir! weh! Ich bin verloren.
Ich kann nicht mehr. Ich halte meine Thränen
Nicht mehr.

Sklave.

Ein armer, armer Troſt ſind Thränen
Für eine Mutter, der die Tochter ſtirbt.

Clytemneſtra.

Sprich aber: woher weißt du das? durch wen?

Sklave.

Ein zweiter Brief ward mir an dich gegeben.

zu thun, der den leidenden Vater wenigſtens für eine Zeitlang beruhigte. „Kommen Sie mit mir, ſprach er zu „ihm, auf mein Schiff; meine Dienſte ſind von nun an „nur Ihnen und Ihrer unglücklichen Andronica gewidmet. „Wir wollen das Meer durchſtreichen, und keine Inſel „des Archipelagus unbeſucht laſſen. Der Ritter von „Hocquincour kann nicht weit ſeyn; ich verließ ihn im „Nachjagen feindlicher Schiffe. Er muß in irgend einem „Hafen liegen, und am Ende doch immer nach Maltha „zurückkehren. Oder wollen Sie hier, wo jeder Gegenſtand Sie an die verlornen Freuden Ihres Lebens erinnert, ein einſam unglücklich Leben führen, und von keiner freundſchaftlichen Hand gepflegt, langſam dem Grabe „zuſinken? Kommen Sie, ermannen Sie ſich. Den Guten iſt der Himmel günſtig." Der Athenienſer nahm einen Vorſchlag mit Freuden an, der bey der Hofnung, die er gewährte, ſelbſt wenn dieſe nicht erfüllt werden ſollte, wenigſtens durch Thätigkeit und Zerſtreuung, zur Erheiterung ſeines Gemüths, ſo vieles beytragen konnte.

Nach einem Verfluß von zehn Tagen war die Priſe wieder in Stand geſetzt, und ſegelfertig. Man beſchloß nach Zante zu gehen, wo man den Ritter von Hocquincour, oder wenigſtens Nachrichten von ihm zu finden hoffte. Die Provenzaliſche Familie, obgleich ſie ſich von ihrem Wege entfernte, ſchiffte ſich dennoch aus Dankbarkeit für den Ritter von Tourville freywillig mit ein, und Gianni verließ einen Wohnſitz, wo ihm in Ruhe und Abgeſchiedenheit von der Welt, zwölf glückliche Jahre ſeines Lebens verfloſſen waren.

So verſchloſſen und nachdenkend der Ritter von Tourville während der ganzen Reiſe geweſen war, ſo heiter und geſprächig ward er, als ſich das Schiff, das wie von einem guten Genius geführt, ſanft und leiſe über die Wellen dahinglitt, der Rhede von Zante näherte. Die Freude, hier am Ziel ihrer Nachforſchungen zu ſeyn, hatte auf alle einen gleich glücklichen Einfluß; und kaum waren die Anker geworfen, als Gianni, ungeduldiger als die übrigen, ſogleich nach der Stadt eilte, wo er alte Bekanntſchaften hatte. Der Zufall ließ ihn einen ſeiner Freunde treffen, von dem er erfuhr, daß die beyden maltheſiſchen Corſaren vor zwey Tagen abgeſegelt wären, daß aber ein Kaufmann, einer von Cruvilliers Freunden, einen Brief an den Ritter von Tourville abzugeben habe. Man ſuchte den Kaufmann auf, mit dem, weil er ſein Geſchäft ſelbſt bey dem Ritter ausrichten wollte, Gianni voller Freuden an Bord eilte, wo er folgenden Brief des Ritters von Hocquincour übergab.

„Sie werden vielleicht einige Mühe haben, mein lieber Ritter, mir den Streich zu verzeyhen, den ich Ihrer Geliebten geſpielt habe; Sie werden etwas von Verrätherey ahnen, und mir, Gott weiß was alles, zur Laſt legen. Aber ich bin unſchuldig. Der bloße Zufall hat mir das ſchöne Mädchen in die Hände geliefert; und ſollte ich, alter Freund der Weiber, einen ſo reitzenden Zufall etwa nicht benutzen? Auch geſtehe ich Ihnen auf-

„richtig, daß es meine Schuld nicht iſt, wenn ich ihn
„nicht habe benutzen können. Sie kennen mich; ich werde
„mich keinem Mädchen mit Gewalt aufdringen, und ſelbſt
„das ſchönſte Weib hat Ruhe vor mir, wenn ſie mir nicht
„wenigſtens etwas entgegen kömmt.“

„Das iſt aber der Fall bey der lieben Eigenſinnigen
„gar nicht. Sie iſt Ihnen über alle Beſchreibung treu;
„und alle meine Verſuche, die Härte, mit der Sie ihr
„einen kleinen Platz in Ihrer Cajüte abgeſchlagen, zu meinem
„Vortheile geltend zu machen, waren vergebens;
„obgleich ich in ſolchen Geſchäften, wie Sie wiſſen, nicht
„unerfahren bin. Nicht einmal ein kleines freundliches
„Lächeln konnte ich von ihr erhalten; ſie wurde nur noch
„immer aufgebrachter, und ich habe dabey wieder Gelegenheit
„gehabt zu bemerken, daß Sie, mein Freund,
„einige Jahre jünger ſind als ich. Seitdem hat ſie nichts
„mehr von mir zu befürchten.“

„Zehn Tage lang haben wir auf der Rhede von Zante
„auf Sie gewartet, aber vergebens; ich will alſo wieder
„unter Seegel gehen, und die liebe Eigenſinnige, die gegen
„die Fahrt nach Siffanto ernſtlich proteſtirt, weil ſie
„vermuthlich keinen guten Empfang von Seiten des alten
„Herrn ahnet, nach Maltha bringen, wohin ſie ſich, in
„der Hofnung, ihren lieben Ritter dort zu treffen, nicht
„wenig ſehnt. Denn ſie iſt Ihrentwegen in großen Aengſten,
„weil ſie ihr Schiff im letzten Gefechte ſinken ſah;
„obgleich uns andre die auf dem feindlichen Schiffe zu
„gleicher Zeit erſcheinende maltheſiſche Flagge wieder be-

ruhigte, und uns für Ihre Tapferkeit und Ihren Muth ein beſſeres Schickſal hoffen ließ."

„Mir, und Cruvillier ſind die beyden Türken durch Hülfe der Nacht entwiſcht. Sie, Herr Ritter, waren glücklicher, und haben wenigſtens Ehre und Ruhm, wenn gleich keine Vortheile erkämpft. Ueberhaupt ſcheint Ihnen die Kriegsgöttinn ſehr gewogen zu ſeyn, und der Sieg iſt Ihnen eben ſo günſtig, als die Liebe."

„Leben Sie wohl, und geſtatten Sie Ihrem Herzen keinen Groll gegen mich, denn ich bin Ihnen aufrichtig zugethan. In la Vallette ſehen wir uns wieder."

So wenig Aufklärung dieſer Brief auch über die Art und Weiſe gab, wie die ſchöne Griechinn auf das Schiff des Ritters von Hocquincour gekommen ſey; und ſo viel gegründeter Argwohn auch, trotz allen Verſicherungen des letztern, immer gegen ihn übrig blieb, ſo war der Ritter von Tourville dennoch auſſerordentlich beruhigt. Dem auf gute Nachrichten von ſeiner geliebten Tochter ſo begierigen Athenienſer las er indeſſen nur ſo viel vor, als hinlänglich zu ſeyn ſchien, um ihn in der guten Meinung, die er von dem Commandeur gefaßt hatte, zu beſtärken, und jede Befürchtung einer üblen Behandlung des lieben Mädchens von ihm zu entfernen. Denn er hielt es doch nicht für rathſam, den alten Vater über die Größe und den Grad ihrer gegenſeitigen Leidenſchaft für einander, vollkommen zu verſtändigen. So kehrte nun Ruhe und Heiterkeit in aller Bruſt zurück und ihr einziger Gedanke war Maltha, wohin der Ritter ſogleich unter Segel ging.

In wenigen Tagen erreichten ſie den Ort ihrer Beſtimmung, aber kein Ritter von Hocquincour, kein Cruvillier lag im Hafen. So glänzend auch der junge Held von den Maltheſern empfangen wurde, ſo koſtete es ihm doch nicht wenig Mühe, den Schmerz über ſeine verfehlte Hofnung zu verbergen. Noch niedergeſchlagener war Gianni ans Land getreten. Ach! die Hofnung ſein Liebſtes wieder zu finden, war getäuſcht, und er ſowohl, als Tourville, fanden nirgends mehr Beruhigung, als in der Geſellſchaft des Herrn von Gerr*** und der beyden Damen, die, weil ſobald kein Fahrzeug von la Valletta nach Smyrna abging, den Winter auf der Inſel Maltha zur großen Freude der beyden Leidenden zuzubringen ſich entſchloſſen. Indeſſen gelang es ihnen doch nicht, weder den trauernden Athenienſer, der jeden Morgen dem Hafen zueilte, und hinaus ſah in das weite Meer, um irgend ein erſcheinendes Segel zu entdecken, noch den ſchwermüthigen Ritter zu beruhigen.

Eines Abends kehrte dieſer aus dem Ordens-Pallaſt zurück; er ſieht eine Menge Menſchen um ſeine Wohnung verſammelt; er bemerkt ein ungewöhnliches Geräuſch im Hauſe. Er frägt nach der Urſache; niemand weiß ſie einer nur antwortet ihm eilig: ich ſuche einen Arzt. Beſtürzt, und ein Unglück ahnend, eilt er hinein. Er wird den Herrn von Gerr*** gewahr. — „Um Gotteswillen, „was iſt hier?" — „Ach! unſer guter Alter! Leblos, ohne Beſinnung haben ſie ihn vor einer halben Stunde von „dem Ufer des Meeres hergebracht." — Was dem redlichen Gianni begegnet war, wußte niemand. In dem Augenblicke erſcheint der Arzt. Seine Hülfe iſt noch nicht zu ſpät. Der Sterbende kommt von den Pforten des Todes zurück; ſeine Augen ſind erleſchen; ſeine Stimme iſt matt; er ſpricht in langſamen Pauſen:

„Warum ruft ihr mich ins Leben zurück? — was ſoll ich, wo Andronica nicht mehr iſt? — Ein Schiff aus der Levante, hat heute die ſchreckliche Nachricht mitgebracht, daß Hecquincour und Cruvillier, von drey Türken angegriffen, untergegangen oder genommen ſind."

Er ſank wieder in eine tödtliche Ohnmacht zurück. Seinem Freunde von Gerr***, den Provenzalerinnen und dem Arzt, überließ Tourville die Sorge für den armen Leidenden, und ſtürzte von Verzweiflung ergriffen, in ſein einſames Zimmer. Die Herrſchaft der Vernunft hat ein Ende, wo das Herz ſo beſtürmt wird. Sich klagte er als ihren Mörder an; ſich warf er es vor, die unglückliche um alle Freuden des Lebens gebracht, und in wenig Tagen die Ruhe und den Frieden eines ſo geliebten Hauſes, auf immer zerſtört zu haben; ein ſo plötzlicher Verluſt alles deſſen, was ihm allein bis jetzt in der Welt theuer und werth geweſen war, zerrüttete ſein Inneres, und er hatte es nur der Kraft ſeiner Jugend zu verdanken, daß er in dieſen Kämpfen nicht unterlag.

Am Sterbebette des unglücklichen Athenienſers war indeß alle Hofnung verſchwunden; die niedergedrückte Natur nahm keine Hülfe mehr an. Vier und zwanzig Stunden lag er ſo in dumpfem Hinbrüten; dann flammten plötzlich des Lebens letzte Reſte auf; eine unerwartete Heiterkeit glänzte aus ſeinen Augen, und er verlangte den Ritter zu ſprechen. Man rief ihm; ſeiner kaum mächtig wankte er hin; ſeine Knie zitterten. Alle mußten ſich entfernen.

„Noch am Grabe, wo ich bald Ruhe zu finden hoffe; „an den Gränzen einer beſſern Welt, wo jede Täuſchung „verſchwindet, danke ich Ihnen, lieber Ritter, für die „Theilnahme, die Sie mir unglücklichen angedeihen ließen. „Im Laufe meiner kummervollen Jahre, ach! wie wenig „Menſchen habe ich gefunden, die Ihnen gleichen! — „Seyn Sie ruhig, mein Freund, wie ich es in dieſer „feyerlichen Stunde bin. Wenn es Sie tröſten kann, daß „ich Ihnen nicht die geringſte Schuld an dem ſchreklichen „Schlage beymeſſe, der mich Unglücklichen niedergeworfen „hat, ſo thue ich dieſes Bekenntniß gern und freywillig; „und als einen kleinen Beweiß, daß ich mit keinem Groll „im Herzen von Ihnen ſcheide, übergebe ich Ihnen mein „ſämtliches nicht unbeträchtliches Vermögen, worüber „Sie auf Siſſanto nähere Nachricht finden werden. — „Meine Andronica iſt ja nicht mehr; wem gehört es alſo „rechtlicher, als dem, der auch ſie liebte, und als ein „guter Sohn und Bruder, mir verlaßnen Vater den Todeskampf erleichtert. — Sollte ſie aber nicht todt, und, „was noch ſchreklicher wäre, in den Händen der Türken „ſeyn, ſo verlaſſe ich mich auf Ihre Liebe, Ihre Klugheit, Ihren Muth. — Sie werden ihr nachſpüren und „ſie loskaufen. — Dann erzählen Sie ihr meinen Tod,

„und die traurigen Folgen der Verirrungen eines Augenblicks. Ohne Vater, ohne Mutter, von allen verlaſſen, „und in fremder Gewalt, ſoll ſie in der Abtey von Siffanto, „bey ihrer Tante, den Reſt ihrer Tage, geſichert gegen „alle Verführung, in frommen Uebungen zubringen. — „Will ſie das nicht, ſo führen Sie ſie nach Athen, zu „ihrem Oheim Zacharias Veninzeli. Er iſt ein redlicher „Mann, er wird ſie an Kindesſtatt annehmen. Auch als„dann behalten Sie die Hälfte meines Vermögens. —— „Mein Haus iſt beſtellt! — meines Lebens Ziel iſt da!“

Er ſchwieg; dieſe Anſtrengung hatte den Reſt ſeiner Kräfte erſchöpft; ſeine Augen brachen. Dieſer rechtſchaffene Mann, nahm den kleinen Reſt von Frohſinn, der zuweilen noch in der Geſellſchaft geherrſcht hatte, vollends mit ſich hinweg. Tourville ſchien alle Kraft ſeines Geiſtes verloren zu haben. Nichts reitzte ihn, nichts konnte die Wolken der Schwermuth von ſeiner Stirne verſcheuchen. Es war ein trauriger Winter, den ſie in la Valletta verlebten.

Allgemach näherte ſich indeſſen der Frühling, das Meer ward wieder fahrbar, und Tourville begann die nöthigen Anſtalten zu einem neuen Seezuge zu treffen. Ihn rief ſein Herz, ihn rief der letzte Wille des ſterbenden Gianni in den Archipelagus, denn von Hocquincour und Cruvillier waren noch keine aufklärende Nachrichten eingegangen. Da es aber für ihn zu viel gewagt geweſen wäre, mit ſeiner Fregatte allein, ſich den Angriffen der Corſaren auszuſetzen, ſo nahm er das Anerbieten des

Großmeiſters, der ihm einen gewiſſen Carlini, einen Neapolitaner und erfahrnen Seemann zum Gefährten auf ſeinen Zügen vorſchlug, ohne Bedenken an. Dieſer Carlini, ein damals ſehr bekannter Kreuzfahrer, war mit einem Schiffe von fünfzig Kanonen nach Maltha gekommen, um ſich die Erlaubniß zu erbitten, unter der Flagge des Ordens gegen die Türken ziehn zu können. Der Orden, der nicht gerne eine Gelegenheit vorbeyließ, ſeinen Namen und ſeine Flagge den Muſelmännern furchtbar zu erhalten, zumal wenn es ohne Koſten geſchehen konnte, bewilligte dieſe Bitte ſehr gerne, und Tourville ſtand keinen Augenblick an, ſich mit einem Manne zu verbinden, von deſſen Geſchicklichkeit und Muth er für die Erweiterung ſeiner Kenntniſſe im Fach der Marine, und für den glücklichen Erfolg ſeiner Unternehmungen die beſten Hoffnungen zu faſſen berechtigt war. Sie ſchloſſen einen Contrakt mit einander, worinn der Antheil eines jeden an den etwaigen Priſen auf das genaueſte beſtimmt wurde, und der jüngere Tourville überließ dem erfahrnern Seemann das Oberkommando. Jünglinge aus den edelſten Familien Italiens, ein Moroſini, ein Marini und andre, hielten es für ein Glück, ſich unter der Anführung dieſer Helden verſuchen zu können; und in kurzem waren ihre Schiffe ſeegelfertig.

Mit ſo vieler Freude der Ritter dem Augenblick ſeiner Abreiſe entgegen ſah, denn aus der qualvollen Unruhe über das Schickſal ſeiner geliebten Griechinn muſte er jetzt durch ſeine Nachforſchungen auf eine oder die andere

Weiſe geriſſen werden; mit eben ſo vieler Bekümmerniß näherte ſich die Provenzaliſche Familie dem traurigen Tage der Trennung von einem Freunde, an deſſen Schickſal ſie den lebhafteſten Antheil genommen hatte, und dem ſie ſo viele und ſo große Verbindlichkeiten ſchuldig war. Sie hätte ſich ſo gerne mit ihm eingeſchifft; aber die kriegeriſche Beſtimmung ſeines Schiffes erlaubte es nicht, und ſie muſte ſich entſchlieſſen, in la Valetta zurückzubleiben, und ein nach der Levante beſtimmtes Schiff abzuwarten. Rührend und herzlich war ihr Abſchied, und lange noch ſtanden ſie traurend am Ufer, als ſchon die Seegel und Wimpel ihres Freundes und Erretters, am Horizont verſchwunden waren.

Nachdem die kleine Escadre eine Zeitlang vergebens das Meer durchſtrichen, entſchloß ſich Carini, nach der Inſel Zante zu ſegeln, um dort nähere Nachrichten von den Corſaren einzuziehen. Tourville, der ſeinen Commandeur nicht das geringſte von ſeinen Abſichten hatte merken laſſen, vernahm dieſe Ordre mit geheimer Freude. Sie kamen glücklich auf der Rhede von Zante an, und wurden hier von einem venetianiſchen Kauffahrer, den die Furcht vor den Türken, die am Eingange des Golfs von Venedig kreuzen ſollten, in dieſem ſichern Hafen zurückgehalten hatte, hinlänglich von dem unterrichtet, was ſie wiſſen wollten. Indeß Carini mit dem Venetianer ſich beſprach, eilte Tourville ans Land, um den Kaufmann, der ihm ehmals hier den Brief des Ritter von Hocquincour abgegeben hatte, aufzuſuchen. Bey ihm erfuhr er,

Clytemneſtra.

Mich abzumahnen oder anzutreiben,
Daß ich die Tochter dem Verderben brächte?

Sklave.

Dir abzurathen, daß du ſie nicht brächteſt.
Der Herr war Vater wiederum geworden.

Clytemneſtra.

Unglücklicher! Warum mir dieſen Brief
Nicht überliefern?

Sklave.

Menelaus fing
Ihn auf. Ihm dankſt du Alles, was du leideſt.
(Er geht ab.)

Clytemneſtra (wendet ſich an Achilles).

Sohn Peleus! Sohn der Thetis! Hörſt du es?

Achilles.

Bejammernswerthe Mutter! — — Aber mich
Hat man nicht ungeſtraft mißbraucht.

Clytemneſtra.

Mit dir
Vermählen ſie mein Kind, um es zu würgen.

Achilles.

Ich bin entrüſtet über Agamemnon,
Und nicht ſo leicht werd' ich es hingehn laſſen.

Clytemneſtra (fällt ihm zu Füßen).

Und ich erröthe nicht, mich vor dir nieder
Zu werfen, ich, die Sterbliche, vor dir,
Den eine Himmliſche gebar. Weg, eitler Stolz!
Kann ſich die Mutter für ihr Kind entehren?
O Sohn der Göttin! hab' Erbarmen mit

daß ſeine Freunde, Hocquincour und Cruvillier, den letzten Winter in Zante zugebracht, daß der erſtere, an dem man eine ungewöhnliche Traurigkeit und Niedergeſchlagenheit bemerkt, in einem hartnäkigen Gefecht ſeine Fregatte verloren, dagegen aber ein türkiſches Schiff geführt habe, und beyde an gefährlichen Wunden lange niedergelegen, auch ihr Geſchwader in einem ſehr üblen Zuſtande geweſen wäre. Vor ungefähr vierzehn Tagen hätten ſie wieder in See gehen können.

Es war eine beruhigende Nachricht für den Ritter, daß ſein Freund der Commandeur, über den er ſich doch aus ſo mancherley gerechten Urſachen zu beſchweren hatte, nicht umgekommen ſey; aber ſein Herz wurde darum nicht erleichtert. In einem ängſtlichen Tone frug er den Kaufmann, ob die Maltheſer keine Dame bey ſich gehabt hätten? — Mit klopfendem Herzen erwartete er die Antwort. Ach! ſie fiel unbefriedigend aus. Der Kaufmann, der doch ſelbſt zugegen geweſen war, als die Schiffsbeſatzung ans Land geſtiegen, hatte keine Dame geſehn. Nie hatte er in Geſellſchaft der Capitains, irgend etwas von einer Dame gehört.

So waren ſie alſo erfüllt, jene traurigen Ahnungen! So war alſo Andronica durch einen fürchterlichen Tod den ſüſſeſten Hofnungen des Ritters entriſſen werden! denn welches Wunder hätte ſie retten können in einem Gefecht, wo Hocquincour ſein Schiff verlor? — Von einem betäubenden Schmerz niedergedrückt, verließ er das Haus des Kaufmanns, und eilte an Bord. Keine Hofnung wohnte mehr in ſeiner Bruſt; ſchwarz und fürchterlich erſchien ihm die Zukunft, und der Gedanke, denen, die den beſten Theil ſeiner Selbſt mit ſich hinweggenommen hatten, bald nachzufolgen, und auf dem blutigen Wege der Ehre ſein Leben zu enden, hatte jetzt nur allein Reiz für ihn.

Mit einem Muth, der nahe an Verzweiflung gränzt, folgte er ſeinem Commandeur Carini in das Meer. Ihnen hatte ſich der venetianiſche Kauffahrer beygeſellt, um unter ihrem Schutze die minder gefährlichen Gegenden des Golfo von Venedig zu erreichen. Lange kreuzten ſie um die Buchten und Vorgebürge der Albaniſchen Küſte, die gewöhnlichen Schlupfwinkel der türkiſchen Corſaren, ohne die Feinde zu entdecken. Nach mehrern Wochen endlich ward man auf der Höhe der Inſel Carera drey feindliche Seegel gewahr, die ſich voll Hofnung einer reichen Beute mit günſtigem Winde näherten. Mit Entzücken vernahm der Ritter das Signal zum Treffen.

Das Gefecht war ſo hartnäckig, wie man es nur immer von der blinden Wuth der Türken, und der überlegten Tapferkeit der Chriſten erwarten konnte. Vier Stunden lang ward ein unaufhörliches Feuer unterhalten, zweymal von Tourvilles Schiff der enternde Feind abgeſchlagen, und dennoch der Sieg nicht erkämpft. Umſonſt ſtürzte ſich der Ritter dahin, wo der dichteſte Kugelregen fiel; an ſeiner Seite ſanken ſeine Freunde und Kameraden, er ſtand unverſehrt; ein ſchützender Genius ſchien ſich ſeiner anzunehmen, aber darum minderte ſich die Gefahr für die Chriſten nicht; bis endlich ein glückliches Manoevre die Türken aus der Faßung brachte, den Maltheſern das Entern erleichterte, und der geſchwächte Feind, nach einem kurzen Widerſtande den Siegern erliegen muſte. Kaum wurden die beyden andern Raubſchiffe den Verluſt ihres Gefährten gewahr, als ſie, da ſich Tourville bereit machte, ſeinem Freunde Carini und dem Kauffahrer zu Hülfe zu eilen, alle Seegel beyſetzten, und die Flucht nahmen.

So bedeutend auch die Eroberung war, die der Ritter gemacht hatte — denn man fand in der Priſe einen großen Vorrath reicher Güther, viel baares Geld, und was mehr als alles das werth ſeyn muſte, eine nicht geringe Anzahl unglücklicher Chriſtenſklaven, — ſo machte das alles doch wenig Eindruck auf den unglücklichen jungen Mann. Mit thränenden Augen ſtand er da unter den Opfern des Sieges, und ſchien das Schickſal derer zu beneiden, die mit ihrem Blut und Leben den Ruhm der Maltheſer bezahlt hatten. Kaum konnte er ſich entſchlieſſen, der genaueren Beſichtigung des eroberten Schiffes beyzuwohnen. Die Gefangenen und die geretteten Chriſten wurden ihm vorgeführt; mit untheilnehmendem Auge blikte er ſie an, als plötzlich aus dem Haufen ſich eine alte Mohrinn hervordrängte. Gott! es war die Mohrinn ſeiner geliebten Griechinn! Außer ſich für Freude und Angſt, will er mit ihr ſprechen! Ach! ſie verſteht ihn nicht. Aber ein bedeutender Wink von ihr ſcheint zu ſagen, daß er ihr folgen ſolle. Zitternd ſteigt er ihr nach in den Raum; ſie führt ihn zur verſchloſſenen Konſtabels-Kammer; man ſprengt die Thüre, und in tiefe Schleyer eingewickelt, liegt hier ein weibliches Geſchöpf auf dem Boden. Man hebt ſie auf. Er erkennt ſeine Andronica!

(Die Fortſetzung folgt.)

III.

Ueber den moraliſchen Nutzen äſthetiſcher Sitten.

Der Verfaſſer des Aufſatzes über die Gefahr aeſthetiſcher Sitten, im eilften Stücke der Horen des vergangenen Jahrs, hat eine Moralität mit Recht in Zweifel gezogen, welche bloß allein auf Schönheitsgefühle gegründet wird und den Geſchmack allein zu ihrem Gewährsmann hat. Aber auf das moraliſche Leben hat ein reges und reines Gefühl für Schönheit offenbar den glücklichſten Einfluß, und von dieſem werde ich hier handeln.

Wenn ich dem Geſchmack das Verdienſt zuſchriebe, zur Beförderung der Sittlichkeit beyzutragen, ſo kann meine Meinung gar nicht ſeyn, daß der Antheil, den der gute Geſchmack an einer Handlung nimmt, dieſe Handlung zu einer ſittlichen machen könne. Das Sittliche darf nie einen andern Grund haben, als ſich ſelbſt. Der Geſchmack kann die Moralität des Betragens begünſtigen, wie ich in dem gegenwärtigen Verſuche zu erweiſen hoffe, aber er ſelbſt kann durch ſeinen Einfluß nie etwas moraliſches erzeugen.

Es iſt hier mit der innern und moraliſchen Freiheit ganz derſelbe Fall, wie mit dem äußern phyſiſchen; frey in dem letztern Sinn handle ich nur alsdann, wenn ich, unabhängig von jedem fremden Einfluß, bloß meinem Willen folge. Aber die Möglichkeit meinem eignen Willen uneingeſchränkt zu folgen, kann ich doch zuletzt einem von mir verſchiedenen Grund zu danken haben, ſobald angenommen wird, daß der letztere meinen Willen hätte einſchränken können. Eben ſo kann ich die Möglichkeit, gut zu handeln, zuletzt doch einem von meiner Vernunft verſchiedenen Grunde zu danken haben, ſobald dieſer letztere als eine Kraft gedacht wird, die meine Gemüthsfreiheit hätte einſchränken können. Wie man alſo gar wohl ſagen kann, daß ein Menſch von einem andern Freiheit erhalte, obgleich die Freiheit ſelbſt darinn beſteht, daß man überhoben iſt, ſich nach Andern zu richten; eben ſo gut kann man ſagen, daß der Geſchmack zur Tugend verhelfe, obgleich die Tugend ſelbſt es ausdrücklich mit ſich bringt, daß man ſich dabey keiner fremden Hülfe bediene.

Eine Handlung hört deßwegen gar nicht auf, frey zu heißen, weil glücklicherweiſe derjenige ſich ruhig verhält, der ſie hätte einſchränken können; ſobald wir nur wiſſen, daß der Handlende dabey bloß ſeinem eigenen Willen folgte, ohne Rückſicht auf einen fremden. Eben ſo verliert eine innere Handlung deßwegen das Prädikat einer ſittlichen noch nicht, weil glücklicherweiſe die Verſuchungen fehlen, die ſie hätten rückgängig machen können; ſobald wir nur annehmen, daß der Handlende dabey bloß dem Ausſpruch ſeiner Vernunft, mit Ausſchließung fremder Triebfedern folgte. Die Freiheit einer äußern Handlung beruht bloß auf ihrem unmittelbaren Urſprung aus dem Willen der Perſon; die Sittlichkeit einer innern Handlung bloß auf der unmittelbaren Beſtimmung des Willens durch das Geſetz der Vernunft.

Es kann uns ſchwerer oder leichter werden, als freye Menſchen zu handeln, je nachdem wir auf Kräfte ſtoßen, die unſrer Freiheit entgegenwirken und bezwungen werden müſſen. In ſo fern gibt es Grade der Freiheit. Unſere Freiheit iſt größer, ſichtbarer wenigſtens, wenn wir ſie bey noch ſo heftigem Widerſtand feindſeliger Kräfte behaupten, aber ſie hört darum nicht auf, wenn unſer Wille keinen Widerſtand findet, oder wenn eine fremde Gewalt ſich ins Mittel ſchlägt, und dieſen Widerſtand ohne unſer Zuthun vernichtet.

Eben ſo mit der Moralität. Es kann uns mehr oder weniger Kampf koſten, unmittelbar der Vernunft zu gehorchen, je nachdem ſich Antriebe in uns regen, die ihren Vorſchriften widerſtreiten und die wir abweiſen müſſen. In ſo fern gibt es Grade der Moralität. Unſere Moralität iſt größer, hervorſtehender wenigſtens, wenn wir bey noch ſo großen Antrieben zum Gegentheil unmittelbar der Vernunft gehorchen; aber ſie hört deßwegen nicht auf, wenn ſich keine Anreizung zum Gegentheil findet, oder wenn etwas anders, als unſre Willenskraft, dieſe Anreizung entkräftet. Genug, wir handeln ſittlich, gut, ſo bald wir nur darum ſo handeln, weil es ſittlich iſt und ohne uns erſt zu fragen, als ob es auch angenehm iſt; geſetzt auch, es wäre eine Wahrſcheinlichkeit vorhanden, daß wir anders handeln würden, wenn es uns Schmerz machte, oder ein Vergnügen entzöge.

Zur Ehre der menſchlichen Natur läßt ſich annehmen, daß kein Menſch ſo tief ſinken kann, um das Böſe bloß deßwegen, weil es böſe iſt, vorzuziehen; ſondern daß jeder, ohne Unterſchied das Gute vorziehen würde, weil es das Gute iſt, wenn es nicht zufälligerweiſe das Angenehme ausſchlöſſe, oder das Unangenehme nach ſich zöge. Alle Unmoralität in der Wirklichkeit ſcheint alſo aus der Colliſion des Guten mit dem Angenehmen, oder was auf eins hinaus läuft, der Begierde mit der Vernunft zu entſpringen und einer Seits die Stärke der ſinnlichen Antriebe, anderer Seits die Schwäche der moraliſchen Willenskraft zur Quelle zu haben.

Moralität kann alſo auf zweierlei Weiſe befördert werden, wie ſie auf zweierlei Weiſe gehindert wird. Entweder man muß die Parthey der Vernunft und die Kraft des guten Willens verſtärken, daß keine Verſuchung ihn überwältigen könne, oder man muß die Macht der Verſuchung brechen, damit auch die ſchwächere Vernunft und der ſchwächere gute Wille ihnen noch überlegen ſeyen.

Zwar könnte es ſcheinen, als ob durch die letztere Operation die Moralität ſelbſt nichts gewönne, weil mit dem Willen, deſſen Beſchaffenheit doch allein eine Handlung moraliſch macht, keine Veränderung dabey vorgeht.

Das iſt aber auch in dem angenommenen Fall gar nicht nöthig, wo man keinen ſchlimmen Willen, der verändert werden mußte, nur einen guten, der ſchwach iſt, vorausſetzt. Und dieſer ſchwache gute Wille kommt auf dieſen Weg doch zur Wirkung, was vielleicht nicht geſchehen wäre, wenn ſtärkere Antriebe ihm entgegengearbeitet hätten. Wo aber ein guter Wille der Grund einer Handlung wird, da iſt wirklich Moralität vorhanden. Ich trage alſo kein Bedenken, den Satz aufzuſtellen, daß dasjenige die Moralität wahrhaft befördert, was den Widerſtand der Neigung gegen das Gute vernichtet.

Der natürliche innere Feind der Moralität iſt der ſinnliche Trieb, der, ſobald ihm ein Gegenſtand vorgehalten wird, nach Befriedigung ſtrebt, und ſobald die Vernunft etwas ihm anſtößiges gebietet, ihren Vorſchriften ſich entgegenſetzt. Dieſer ſinnliche Trieb iſt ohne Aufhören geſchäftig, den Willen in ſein Intereſſe zu ziehen, der doch unter ſittlichen Geſetzen ſteht, und die Verbindlichkeit auf ſich hat, ſich mit den Anſprüchen der Vernunft nie im Widerſpruch zu befinden.

Der ſinnliche Trieb aber erkennt kein ſittliches Geſetz und will ſein Object durch den Willen realiſirt haben, was auch die Vernunft dazu ſprechen mag. Dieſe Tendenz unſerer Begehrungskraft, dem Willen unmittelbar und ohne alle Rückſicht auf höhere Geſetze zu gebieten, ſteht mit unſerer ſittlichen Beſtimmung im Streite, und iſt der ſtärkſte Gegner, den der Menſch in ſeinem moraliſchen Handeln zu bekämpfen hat. Rohen Gemüthern, denen es zugleich an moraliſcher und an aeſthetiſcher Bildung fehlt, gibt die Begierde unmittelbar das Geſetz, und ſie handeln bloß, wie ihren Sinnen gelüſtet. Moraliſchen Gemüthern, denen aber die aeſthetiſche Bildung fehlt, gibt die Vernunft unmittelbar das Geſetz, und es iſt bloß der Hinblick auf die Pflicht, wodurch ſie über Verſuchung ſiegen. In aeſthetiſch verfeinerten Seelen iſt noch eine Inſtanz mehr, welche nicht ſelten die Tugend erſetzt, wo ſie mangelt, und da erleichtert, wo ſie iſt. Dieſe Inſtanz iſt der Geſchmack.

Der Geſchmack fodert Mäßigung und Anſtand, er verabſcheut alles, was eckigt, was hart, was gewaltſam iſt und neigt ſich zu allem, was ſich leicht und harmoniſch zuſammenfügt. Daß wir auch im Sturm der Empfindung die Stimme der Vernunft anhören, und den rohen Ausbrüchen der Natur eine Grenze ſetzen, dieß fodert ſchon bekanntlich der gute Ton, der nichts anders iſt als ein aeſthetiſches Geſetz, von jedem civiliſirten Menſchen. Dieſer Zwang, den ſich der civiliſirte Menſch bey Aeuſerung ſeiner Gefühle auflegt, verſchafft ihm über dieſe Gefühle ſelbſt einen Grad von Herrſchaft, erwirbt ihm wenigſtens eine Fertigkeit den bloß leidenden Zuſtand ſeiner Seele durch einen Akt von Selbſtthätigkeit zu unterbrechen und den raſchen Uebergang der Gefühle in Handlungen durch Reflexion aufzuhalten. Alles aber, was die blinde Gewalt der Affekte bricht, bringt zwar noch keine Tugend hervor (denn dieſe muß immer ihr eigenes Werk ſeyn) aber es macht dem Willen Raum, ſich zur Tugend zu wenden. Dieſer Sieg des Geſchmacks über den rohen Affekt iſt aber ganz und gar keine ſittliche Handlung, und die Freiheit, welche der Wille hier durch den Geſchmack gewinnt, noch ganz und gar keine moraliſche Freiheit. Der Geſchmack befreit das Gemüth bloß inſofern von dem Joch des Inſtinkts, als er es in ſeinen Feſſeln führet, und indem er den erſten und offenbaren Feind der ſittlichen Freiheit entwaffnet, bleibt er ſelbſt nicht ſelten als der zweyte noch übrig, der unter der Hülle des Freundes nur deſto gefährlicher ſeyn kann. Der Geſchmack nehmlich regiert das Gemüth auch bloß durch den Reiz des Vergnügens — eines edlern Vergnügens freilich, weil die Vernunft ſeine Quelle iſt — aber wo das Vergnügen den Willen beſtimmt, da iſt noch keine Moralität vorhanden.

Etwas Großes iſt aber doch bey dieſer Einmiſchung des Geſchmacks in die Operationen des Willens gewonnen worden. Alle jenen materiellen Neigungen und rohe Begierden, die ſich der Ausübung des Guten oft ſo hartnäckig und ſtürmiſch entgegen ſetzen, ſind durch den Geſchmack aus dem Gemüthe verwieſen, und an ihrer Statt edlere und ſanftere Neigungen darinn angepflanzt werden, die ſich auf Ordnung, Harmonie und Vollkommenheit beziehen, und, wenn ſie gleich ſelbſt keine Tugenden ſind, doch ein Objekt mit der Tugend theilen. Wenn alſo jetzt die Begierde ſpricht, ſo muß ſie eine ſtrenge Muſterung vor dem Schönheitsſinn aushalten; und wenn jetzt die Vernunft ſpricht, und Handlungen der Ordnung,

Der Mutter, mit der Unglückſeligen Erbarmen,
Die deiner Gattin Namen ſchon getragen!
Mit Unrecht trug ſie ihn. Doch hab' ich ſie
Als deine Braut hieher geführt, dir hab' ich
Mit Blumen ſie geſchmücket — Ach! ein Opfer
Hab' ich geſchmückt, ein Opfer hergeführt.
O! das wär' ſchändlich, wenn du ſie verließeſt.
War ſie durch Hymens Bande gleich die Deine
Noch nicht — Du wardſt als der geliebteſte
Gemahl der Unglückſel'gen ſchon geprieſen.
Bei dieſer Wange, dieſer Rechte, bei
Dem Leben deiner Mutter ſey beſchworen!
Verlaß uns nicht! Dein Name iſt's, der uns
In's Elend ſtürzt — Drum rette du uns wieder!
Dein Knie, o Sohn der Göttin! iſt der einz'ge
Altar, zu dem ich Aermſte fliehen kann.
Hier lächelt mir kein Freund. Du haſt gehört,
Was Agamemnon Gräßliches beſchloſſen.
Da ſteh' ich unter rohem Volk — ein Weib,
Und unter wilden, meiſterloſen Banden,
Zu jedem Bubenſtück bereit — auch brav,
Gewiß, recht brav und werth, ſobald ſie mögen!
Verſichre du uns deines Schutzes, und
Gerettet ſind wir! Ohne dich verloren.

Chor.

Gewaltſam iſt der Zwang des Bluts. Mit Qual
Gebiert das Weib, und quält ſich für's Geborne.

Achilles.

Mein groſſes Herz kam deinem Wunſch entgegen.
Es weiß zu trauern mit dem Gram und ſich
Des Glücks zu freuen mit Enthaltſamkeit.

Harmonie und Vollkommenheit gebietet, ſo findet ſie nicht nur keinen Widerſtand, ſondern vielmehr die lebhafteſte Beſtimmung von Seiten der Neigung. Wenn wir nehmlich die verſchiedenen Formen durchlaufen, unter welchen ſich die Sittlichkeit äuſern kann, ſo werden wir ſie alle auf dieſe zwei zurückführen können. Entweder macht die Sinnlichkeit die Motion im Gemüth, daß etwas geſchehe oder nicht geſchehe, und der Wille verfügt darüber nach dem Vernunftgeſetz; oder die Vernunft macht die Motion, und der Wille gehorcht ihr, ohne Anfrage bey den Sinnen.

Die griechiſche Prinzeßinn Anna Komnena erzählt uns von einem gefangenen Rebellen, den ihr Vater Alexius, da er noch General ſeines Vorgängers war, den Auftrag gehabt habe, nach Konſtantinopel zu eskortiren. Unterwegs als beyde allein zuſammen ritten, bekömmt Alexius Luſt, unter dem Schatten eines Baums halt zu machen, und ſich da vor der Sonnenhitze zu erholen. Bald übermannte ihn der Schlaf, nur der Andere, dem die Furcht des ihn erwartenden Todes keine Ruhe ließ, blieb munter. Indem jener nun in tiefem Schlafe liegt, erblickt der letztere des Alexius Schwerdt, das an einem Baumzweige aufgehangen iſt, und geräth in Verſuchung, ſich durch Ermordung ſeines Hüters in Freiheit zu ſetzen. Anna Komnena gibt zu verſtehen, daß ſie nicht wiſſe, was geſchehen ſeyn würde, wenn Alexius nicht glücklicherweiſe ſich noch ermuntert hätte. Hier war nun ein moraliſcher Rechtshandel der erſten Gattung, wo der ſinnliche Trieb die erſte Stimme führte, und die Vernunft erſt darüber als Richterinn erkannte. Hätte jener nun die Verſuchung aus bloßer Achtung für die Gerechtigkeit beſiegt, ſo wäre kein Zweifel, daß er moraliſch gehandelt hätte.

Als der verewigte Herzog Leopold von Braunſchweig an den Ufern der reiſſenden Oder mit ſich zu Rathe ging, ob er ſich mit Gefahr ſeines Lebens dem ſtürmiſchen Strom überlaſſen ſollte, damit einige Unglückliche gerettet würden, die ohne ihn hülflos waren — und als er, ich ſetze dieſen Fall, einzig aus Bewußtſeyn dieſer Pflicht, in den Nachen ſprang, den kein andrer beſteigen wollte, ſo iſt wohl Niemand, der ihm abſprechen wird, moraliſch gehandelt zu haben. Der Herzog befand ſich hier in dem entgegengeſetzten Fall von dem vorigen. Die Vorſtellung der Pflicht ging hier vorher, und dann erſt regte ſich der Erhaltungstrieb, die Vorſchrift der Vernunft zu bekämpfen. In beyden Fällen aber verhielt ſich der Wille auf dieſelbe Art; er folgte unmittelbar der Vernunft, daher ſind beyde moraliſch.

Ob aber beyde Fälle es auch noch dann bleiben, wenn wir dem Geſchmack darauf Einfluß geben?

Geſetzt alſo, der Erſte, welcher verſucht wurde, eine ſchlimme Handlung zu begehen und ſie aus Achtung für die Gerechtigkeit unterließ, habe einen ſo gebildeten Geſchmack, daß alles Schändliche und Gewaltthätige ihm einen Abſcheu erweckt, den nichts überwinden kann, ſo wird in dem Augenblick, als der Erhaltungstrieb auf etwas ſchändliches dringt, ſchon der bloße aeſthetiſche Sinn es verwerfen — es wird alſo gar nicht einmal vor das moraliſche Forum, vor das Gewiſſen, kommen, ſondern ſchon in einer frühern Inſtanz fallen. Nun regiert aber der aeſthetiſche Sinn den Willen bloß durch Gefühle, nicht durch Geſetze. Jener Menſch verſagt ſich alſo das angenehme Gefühl des geretteten Lebens, weil er das Widrige, eine Niederträchtigkeit begangen zu haben, nicht ertragen kann. Das ganze Geſchäft wird alſo ſchon im Forum der Empfindung verhandelt, und das Betragen dieſes Menſchen, ſo legal es iſt, iſt moraliſch indifferent; eine bloße ſchöne Wirkung der Natur.

Geſetzt nun der Andere, dem ſeine Vernunft vorſchrieb etwas zu thun, wogegen ſich der Naturtrieb empörte, habe gleichfalls einen ſo reizbaren Schönheitsſinn, den alles, was groß und vollkommen iſt, entzückt, ſo wird in demſelben Augenblick, als die Vernunft ihren Ausſpruch thut, auch die Sinnlichkeit zu ihr übertreten, und er wird das *mit* Neigung thun, was er ohne dieſe zarte Empfindlichkeit für das Schöne *gegen* die Neigung hätte thun müſſen. Werden wir ihn aber deßwegen für minder vollkommen halten? Gewiß nicht, denn er handelt urſprünglich aus reiner Achtung für die Vorſchrift der Vernunft, und daß er dieſe Vorſchrift mit Freuden befolgt, das kann der ſittlichen Reinheit ſeiner That keinen Abbruch thun. Er iſt alſo *moraliſch* eben ſo vollkommen, *phyſiſch* hingegen iſt er *bey weitem* vollkommener; denn er iſt ein weit zweckmäßigeres Subject für die Tugend.

Der Geſchmack giebt alſo dem Gemüth eine für die Tugend zweckmäßige Stimmung, weil er die Neigungen entſent, die ſie hindern, und diejenigen erweckt, die ihr günſtig ſind. Der Geſchwack kann der wahren Tugend keinen Eintrag thun, wenn er gleich in allen den Fällen, wo der Naturtrieb die erſte Anregung macht, dasjenige ſchon vor ſeinem Richterſtuhl abthut, worüber ſonſt das Gewiſſen hätte erkennen müſſen, und alſo Urſache iſt, daß ſich unter den Handlungen derer, die durch ihn regiert werden, weit mehr indifferente als wahrhaft moraliſche befinden. Denn die Vortrefflichkeit der Menſchen beruht ganz und gar nicht auf der größern Summe einzelner rigoriſtiſch-moraliſcher Handlungen, ſondern auf der größern Congruenz der ganzen Natur-Anlage mit dem moraliſchen Geſetz, und es gereicht ſeinem Volk oder Zeitalter eben nicht ſo ſehr zur Empfehlung, wenn man in demſelben ſo oft von Moralität und einzelnen moraliſchen Thaten hört; vielmehr darf man hoffen, daß am Ende der Kultur, wenn ein ſolches ſich überhaupt nur gedenken läßt, wenig mehr davon die Rede ſeyn werde. Der Geſchmack kann hingegen der wahren Tugend in allen den Fällen poſitiv nützen, wo die Vernunft die erſte Anregung macht und in Gefahr iſt von der ſtärkern Gewalt der Naturtriebe überſtimmt zu werden. In dieſen Fällen nämlich ſtimmt er unſere Sinnlichkeit zum Vortheil der Pflicht und macht alſo auch ein geringes Maas moraliſcher Willenskraft der Ausübung der Tugend gewachſen.

Wenn nun der Geſchmack als ſolcher, der wahren Moralität in keinem Fall ſchadet, in mehreren aber offenbar nützt, ſo muß der Umſtand ein großes Gewicht erhalten, daß er der Legalität unſers Betragens im höchſten Grade beförderlich iſt. Geſetzt nun, daß die ſchöne Kultur ganz und gar nichts dazu beytragen könnte, uns beſſer geſinnt zu machen, ſo macht ſie uns wenigſtens geſchickt, auch ohne eine wahrhaft ſittliche Geſinnung alſo zu handeln, wie eine ſittliche Geſinnung es würde mit ſich gebracht haben. Nun kommt es zwar vor einem moraliſchen Forum ganz und gar nicht auf unſere Handlungen an, als in ſo fern ſie ein Ausdruck unſerer Geſinnungen ſind; aber vor dem phyſiſchen Forum und im Plane der Natur kommt es gerade umgekehrt ganz und gar nicht auf unſere Geſinnungen an, als in ſo fern ſie Handlungen veranlaſſen, durch die der Naturzweck befördert wird. Nun ſind aber beyde Weltordnungen die phyſiſche, worinn Kräfte, und die moraliſche, worinn Geſetze regieren, ſo genau auf einander berechnet, und ſo innig mit einander verwebt, daß Handlungen, die ihrer Form nach moraliſch zweckmäßig ſind, durch ihren Innhalt zugleich eine phyſiſche Zweckmäßigkeit in ſich ſchlieſſen; und ſo wie das ganze Naturgebäude nur darum vorhanden zu ſeyn ſcheint, um den höchſten aller Zwecke, der das Gute iſt, möglich zu machen, ſo läßt ſich das Gute wieder als ein Mittel gebrauchen, um das Naturgebäude aufrecht zu halten. Die Ordnung der Natur iſt alſo von der Sittlichkeit unſerer Geſinnungen abhängig gemacht, und wir können gegen die moraliſche Welt nicht verſtoßen, ohne zugleich in der phyſiſchen eine Verwirrung anzurichten.

Wenn nun von der menſchlichen Natur — ſo lange ſie menſchliche Natur bleibt, nie und immer zu erwarten iſt, daß ſie ohne Unterbrechung und Rückfall gleichförmig und beharrlich als reine Vernunft handle, und nie gegen die ſittliche Ordnung anſtoße — wenn wir bey aller Ueberzeugung ſowohl von der Nothwendigkeit als von der Möglichkeit reiner Tugend uns geſtehen müſſen, wie ſehr zufällig ihre wirkliche Ausübung iſt, und wie wenig wir auf die Unüberwindlichkeit unſerer beßern Grundſätze bauen dürfen — wenn wir uns bey dieſem Bewußtſeyn unſerer Unzuverläßigkeit erinnern, daß das Gebäude der Natur durch jeden unſerer moraliſchen Fehltritte leidet — wenn wir uns alles dieſes ins Gedächtniß rufen, ſo würde es die frevelhafteſte Verwegenheit ſeyn, das Beſte der Welt auf dieſes Ohngefähr unſerer Tugend ankommen zu laſſen. Vielmehr erwächſt hieraus eine Verbindlichkeit für uns, wenigſtens der phyſiſchen Weltordnung durch den Inhalt unſerer Handlungen Genüge zu leiſten, wenn wir es auch der moraliſchen durch die Form derſelben nicht recht machen ſollten — wenigſtens als vollkommene Inſtrumente dem Naturzwecke zu entrichten, was wir, als unvollkommene Perſonen der Vernunft ſchuldig bleiben, um nicht vor beyden Tribunalen zugleich mit Schande zu beſtehen. Wenn wir deßwegen, weil ſie ohne moraliſchen Werth iſt, für die Legalität unſers Betragens keine Anſtalten treffen wollten, ſo könnte ſich die Weltordnung darüber auflöſen, und ehe wir mit unſern Grundſätzen fertig würden, alle Bande der Geſellſchaft zerriſſen ſeyn. Je zufälliger aber unſre Moralität iſt, deſto nothwendiger iſt es, Vorkehrungen für die Legalität zu treffen, und eine leichtſinnige oder ſtolze Verſäumniß dieſer letztern kann uns moraliſch zugerechnet werden. Eben ſo, wie der Wahnſinnige, der ſeinen nahenden Paroxyſmus ahnet, alle Meſſer entfernt und ſich freiwillig den Banden darbietet, um für die Verbrechen ſeines zerſtörten Gehirnes nicht im geſunden Zuſtand verantwortlich zu ſeyn — eben ſo ſind auch wir verpflichtet, uns durch Religion und durch äſthetiſche Geſetze zu binden, damit unſre Leidenſchaft in den Perioden ihrer Herrſchaft nicht die phyſiſche Ordnung verletze.

Ich habe hier nicht ohne Abſicht Religion und Geſchmack in Eine Klaſſe geſetzt, weil beide das Verdienſt gemein haben dem Effekt, wenn gleich nicht dem innern Werth nach, zu einem Surrogat der wahren Tugend zu dienen, und die Legalität da zu ſichern, wo die Moralität nicht zu hoffen iſt. Obgleich derjenige im Range der Geiſter unſtreitig eine höhere Stelle bekleiden würde, der weder die Reize der Schönheit noch die Ausſichten auf eine Unſterblichkeit nöthig hätte, um ſich bey allen Vorfällen der Vernunft gemäß zu betragen, ſo nöthigen doch die bekannten Schranken der Menſchheit ſelbſt den rigideſten Ethiker, von der Strenge ſeines Syſtems in der Anwendung etwas nachzulaſſen, ob er demſelben gleich in der Theorie nichts vergeben darf, und das Wohl des Menſchengeſchlechts, das durch unſre zufällige Tugend gar übel beſorgt ſeyn würde, noch zur Sicherheit an den beiden ſtarken Ankern, der Religion und des Geſchmacks, zu beveſtigen.

IV.

Scenen aus Romeo und Julie von Shakeſpeare.

Probe einer neuen, metriſchen Ueberſetzung
dieſes Dichters.

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Die Straße. Romeo allein tritt auf.

Romeo.

Kann ich von hinnen, da mein Herz hier bleibt?
Geh, froſt'ge Erde, ſuche deine Sonne! [ab.]

Benvolio und Mercutio treten auf.

Benvolio.

He, Romeo! mein Vetter!

Mercutio.

Er iſt weiſe,
Und hat, mein Seel' ſich heim ins Bett geſtohlen.

Benvolio.

Er lief hieher und ſprang die Gartenmau'r
Hinüber: ruf' ihn, Freund Mercutio.

Mercutio.

Ja, obendrein beſchwören will ich ihn. —
He, Romeo! Wahn! Toller! Glut! Verliebter!,
Erſcheine du, geſtaltet wie ein Seufzer!

Sprich nur ein Reimchen, ſo genügt mirs ſchon;
Ein Ach nur weine, paare Lieb' und Triebe,
Gieb der Gevatt'rin Venus Ein gut Wort,
Schimpf eins auf ihren blinden Sohn und Erben
Held Amor, der ſo flink gezielt, als König
Cophetua das Bettlermädchen liebte.
Er höret nicht, er regt ſich nicht, er rührt ſich nicht;
Der Aff iſt todt, ſo muß ich ihn beſchwören.
Nun wohl! bey Roſalindens hellem Auge,
Bey ihrer Purpurlipp und hohen Stirn,
Bey ihrem zarten Fuß, dem ſchlanken Bein,
Den üpp'gen Hüften und der Region,
Die ihnen nahe liegt, beſchwör' ich dich,
Daß du in eigner Bildung uns erſcheineſt.

Benvolio.

Wenn er dich hört, ſo wird er zornig werden.

Mercutio.

Hierüber kann er's nicht; er hätte Grund,
Bannt' ich hinauf in ſeiner Dame Kreis
Ihm einen Geiſt von ſeltſam eigner Art,
Und ließe den da ſtehn, bis ſie den Trotz
Gezähmt und nieder ihn beſchworen hätte:
Das wär' Beſchimpfung! *Meine* Anrufung
Iſt gut und ehrbar; mit der Liebſten Nahmen
Beſchwör' ich ihn, bloß um ihn aufzurichten.

Benvolio.

Komm! Er verbarg ſich unter jenen Bäumen,
Und pflegt des Umgangs mit der feuchten Nacht.
Denn Lieb' iſt blind: das Dunkel iſt ihr recht.

Mercutio.

Iſt Liebe blind, ſo zielt ſie freylich ſchlecht. —
Nun ſitzt er wohl an einen Baum gelehnt,
Und wünſcht, ſein Liebchen wär' die reife Frucht
Und fiel' ihm in den Schooß. Doch, gute Nacht,
Freund Romeo! Ich will ins Federbett;
Das Feldbett iſt zum Schlafen mir zu kalt.
Komm! Gehn wir?

Benvolio.

Ja, wir gehn. Es iſt umſonſt,
Ihn, der nicht will gefunden ſeyn, zu ſuchen.

Des zweyten Aufzugs, zweyter Auftritt.

Capulets Garten. Romeo tritt auf.

Romeo.

Der Narben lacht, wer Wunden nie gefühlt. —
Doch ſtill! was ſchimmert durch das Fenſter dort?
Es iſt der Oſt und Julia die Sonne.

Julia läßt ſich oben an einem Fenſter ſehn.

Geh' auf, du holde Sonn': Ertödte Lunen,
Die neidiſch iſt, und bleich und krank vor Gram,
Daß du, ihr dienend, ſo viel ſchöner biſt.
O dien' ihr nicht, da ſie voll Neides iſt!
Nur Thoren gehn in ihrer kranken, blaſſen
Veſtalentracht einher: wirf du ſie ab! —
Sie iſt es, meine Göttin! meine Liebe!
O wüßte ſie, daß ſie es iſt! —
Sie ſpricht, doch ſagt ſie nichts; was ſchadet das?
Ihr Auge redt, ich will ihm Antwort geben. —
Ich bin zu kühn, es redet nicht zu mir.
Ein Paar der ſchönſten Stern' am ganzen Himmel
Hat ein Geſchäft, und bittet ihre Augen
Zu funkeln droben, bis es wiederkehrt.
Doch wie? wenn ihre Augen dort, die Sterne
In Ihrem Antliz wären? Würde nicht
Der Wangen Lichtglanz jene ſo beſchämen,
Wie Taglicht eine Lampe? Würd' ihr Aug'
Aus Aetherhöhn ſich nicht ſo hell ergießen,
Daß Vögel ſängen, froh den Tag zu grüßen?
O wie ſie auf die Hand die Wange lehnt!
Wär ich der Handſchuh dieſer ſchönen Hand,
Und küßte dieſe Wange!

Julia.

Weh mir!

Chor.

Die Klugheit ſich zur Führerin zu wählen,
Das iſt es, was den Weiſen macht.

Achilles.

Es kommen Fälle vor im Menſchenleben,
Wo's Weisheit iſt, nicht allzuweiſe ſeyn;
Es kommen andre, wo nichts ſchöner kleidet,
Als Mäßigung. Geraden Sinn ſchöpft' ich
In Chirons Schule, des Vortrefflichen.
Wo ſie Gerechtes mir befehlen, finden
Gehorſam die Atriden mich; die Stirn
Von Erz, wo ſie Unbilliges gebieten.
Frei kam ich her, frei will ich Troja ſehn,
Und den Achiverkrieg, was an mir iſt,
Mit meines Armes Heldenthaten zieren.
Du jammerſt mich. Zuviel erleideſt du
Von dem Gemahl, von Menſchen deines Blutes.
Was dieſem jungen Arme möglich iſt,
Erwart's von mir! — Er ſoll dein Kind nicht ſchlachten.
An eine Jungfrau, die man mein genannt,
Soll kein Atride Mörderhände legen.
Es ſoll ihm nicht ſo hingehn, meines Namens
Zu ſeinem Mord mißbraucht zu haben!
Mein Name, der kein Eiſen aufgehoben,
Mein Name wär' der Mörder deiner Tochter,
Und Er, der Vater hätte ſie erſchlagen.
Doch theilen würd' ich ſeines Mordes Fluch,
Wenn meine Hochzeit auch den Vorwand nur
Gegeben hätte, ſo unwürdig, ſo
Unmenſchlich, ungeheuer, unerhört,

Romeo.

Horch,
Sie ſpricht! O ſprich noch Einmahl, holder Engel!
Denn über meinem Haupt erſcheineſt du
Der Nacht ſo glorreich, wie ein Flügelbote
Des Himmels dem erſtaunten, über ſich
Gekehrten Aug' der Menſchenſöhne, die
Sich rücklings werfen, um ihm nachzuſchaun,
Wenn er dahin fährt über trägen Wolken,
Und auf der Luft gewölbtem Buſen ſchwebt.

Julia.

O Romeo! warum denn Romeo?
Verläugne deinen Vater, deinen Nahmen!
Willſt du es nicht, ſchwör' dich zu meinem Liebſten,
Und ich bin länger keine Capulet!

Romeo.

Horch' ich noch länger, oder ſoll ich reden?

Julia.

Dein Nahm' iſt nur mein Feind. Du bliebſt du ſelbſt,
Und wärſt du auch kein Montague. Was iſt
Denn Montague? Es iſt nicht Hand, nicht Fuß,
Nicht Arm, noch Antliz, noch ein andrer Theil.
Was iſt ein Nahme? Was uns Roſe heißt,
Wie es auch hieße, würde lieblich duften.
So Romeo, wenn er auch anders hieße,
Er würde doch den köſtlichen Gehalt
Behaupten, welcher ohne Titel ſein.
O Romeo, leg deinen Nahmen ab,
Und für den Nahmen, der dein Selbſt nicht iſt,
Nimm meines ganz.

Romeo

indem er näher herzutritt.

Ich nehme dich beym Wort.
Nenn Liebſter mich, ſo bin ich neu getauft,
Und will hinfort nicht Romeo mehr ſeyn.

Julia.

Wer biſt du, der du von der Nacht beſchirmt,
Dich drängſt in meines Herzens Rath?

Romeo.

Mit Nahmen
Weiß ich dir nicht zu ſagen, wer ich bin.
Mein eigner Nahme, theure Heil'ge, wird,
Weil er dein Feind iſt, von mir ſelbſt gehaßt.
Stünd' er geſchrieben hier, zerriß ich ihn.

Julia.

Ich kenne dieſen Ton, obſchon mein Ohr
Nicht hundert Worte ſog von jenen Lippen.
Biſt du nicht Romeo? Ein Montague?

Romeo.

Nein, Holde! keines, wenn dir eins mißfällt.

Julia.

Wie kamſt du her, o ſag' mir! und warum?
Hoch iſt die Gartenmau'r, ſchwer zu erklimmen;
Die Stätt iſt Tod, bedenk nur, wer du biſt,
Wenn einer meiner Vettern hier dich ſieht.

Romeo.

Der Liebe leichte Schwingen trugen mich.
Kein ſteinern Bollwerk kann der Liebe wehren,
Und Liebe wagt, was irgend Liebe kann;
Drum ſtehn mir deine Vettern nicht im Weg.

Julia.

Wenn ſie dich ſehn, ſie werden dich ermorden.

Romeo.

Ach, deine Augen drohn mir mehr Gefahr
Als zwanzig ihrer Schwerter: Blick du freundlich,
So bin ich gegen ihren Haß geſtählt.

Julia.

Ich wollt' um alles nicht, daß ſie dich fänden.

Romeo.

Vor ihnen hüllt mich Nacht in ihren Mantel.
Liebſt du mich nicht, ſo laß ſie nur mich ſehn.

Durch ihren Haß zu ſterben wär' mir beſſer,
Als, ohne deine Liebe, Lebensfriſt.

Julia.

Wer zeigte dir den Weg zu dieſem Ort?

Romeo.

Die Liebe, die nach ihm mich forſchen hieß.
Sie lieh mir Rath, ich lieh ihr meine Augen.
Ich bin zwar kein Pilot, doch wärſt du fern
Wie Ufer, von dem fernſten Meer beſpült,
Ich wagte mich nach ſolchem Kleinod hin.

Julia.

Du weißt, die Nacht verſchleyert mein Geſicht,
Sonſt färbte Mädchenröthe meine Wangen
Um das, was du vorhin mich ſagen hörteſt.
Gern hielt ich ſtreng auf Sitte, möchte gern
Verläugnen, was ich ſprach; doch weg mit Förmlichkeit!
Sag', liebſt du mich? Ich weiß, du wirſt bejahn,
Und will dem Worte traun. Doch, wenn du ſchwörſt,
So kannſt du treulos werden; wie ſie ſagen,
Lacht Jupiter des Meineids der Verliebten.
O holder Romeo! wenn du mich liebſt,
Red' ohne Falſch! Doch dächteſt du, ich ſey
Zu ſchnell beſiegt, ſo will ich finſter ſehn,
Will widerſpänſtig ſeyn, und Nein dir ſagen,
So du dann werben willſt, ſonſt nicht um alles.
Gewiß, mein Montague, ich bin zu zärtlich;
Du könnteſt denken, ich ſey leichten Sinns.
Doch glaube, Mann, ich werde treuer ſeyn,
Als ſie, die fremd zu thun geſchickter ſind.
Auch ich, bekenn' ich, hätte fremd gethan,
Wär' ich von dir, eh' ichs gewahrte, nicht
Belauſcht in Liebesklagen. Drum vergieb!
Schilt dieſe Hingebung nicht Flatterliebe,
Die ſo die ſtille Nacht verrathen hat.

Romeo.

Ich ſchwöre, Fräulein, bey dem heil'gen Mond,
Der ſilbern dieſer Bäume Wipfel ſäumt —

Julia.
O ſchwör' beym Monde nicht, dem Wandelbaren,
Der monathlich in ſeiner Scheibe wechſelt,
Damit nicht wandelbar dein Lieben ſey!

Romeo.
Wobey denn ſoll ich ſchwören?

Julia.
Laß es ganz.
Doch willſt du, ſchwör' bey deinem edlen Selbſt,
Dem Götterbilde meiner Anbetung;
So will ich glauben.

Romeo.
Wenn die Herzensliebe —

Julia.
Gut, ſchwöre nicht! Ob ich wohl dein mich freue,
Freu' ich mich nicht des Bundes dieſer Nacht.
Er iſt zu raſch, zu unbedacht, zu plötzlich;
Gleicht allzuſehr dem Blitz, der nicht mehr iſt,
Noch eh man ſagen kann: es blitzt. — Schlaf ſüß!
Des Sommers warmer Hauch kann dieſe Knoſpe
Der Liebe wohl zur ſchönen Blum' entfalten,
Bis wir das nächſte Mahl uns wiederſehn.
Nun, gute Nacht! So ſüße Ruh und Frieden
Als mir im Buſen wohnt, ſey dir beſchieden! [will gehn.]

Romeo.
Ach, du verläßeſt mich ſo unbefriedigt?

Julia.
Was für Befriedigung begehrſt du noch?

Romeo.
Gib' deinen treuen Liebesſchwur für meinen.

Julia.
Das that ich ſchon, eh' du darum gefleht.
Und dennoch wollt' ich, daß er mein noch wäre.

Romeo.
So nähmſt du ihn zurück? Wozu das, Liebe?

Julia.
Um ihn großmüthig dir zurück zu geben.

Allein ich wünſche nur, was mein ſchon iſt.
So gränzenlos iſt meine Huld, die Liebe
So tief ja wie das Meer. Je mehr ich gebe,
Je mehr auch hab' ich; beydes iſt unendlich.
Ich höre drinnen Lärm: leb' wohl Geliebter! —

Die Amme ruft hinter der Szene.

Gleich, Amme! — Holder Montague, ſey treu!
Wart' einen Augenblick, ich komme wieder. [ab.]

Romeo.

O ſel'ge, ſel'ge Nacht! Nur fürcht' ich, weil
Mich Nacht umgiebt, dieß alles ſey nur Traum,
Zu ſchmeichelnd ſüß, um wirklich zu beſtehn.

Julia

erſcheint wieder am Fenſter.

Drey Worte Romeo; dann gute Nacht!
Wenn deine Liebe, tugendſam geſinnt,
Vermählung wünſcht, ſo laß mich morgen wiſſen,
Durch jemand, den ich zu dir ſenden will,
Wo du und wann die Trauung willſt vollziehn.
Dann leg' ich dir mein ganzes Glück zu Füſſen
Und folge durch die Welt dir als Gebieter. —

[Drinnen: Fräulein!]

Ich komme; gleich! — Doch meynſt du es nicht gut,
So bitt' ich dich —

[Drinnen: Fräulein!]

Im Augenblick ich komme! —
Hör auf zu werben; laß mich meinem Gram.
Ich ſende morgen früh.

Romeo.

Beym ew'gen Heil —

Julia.

Nun tauſend gute Nacht! [ab.]

Romeo.

Raubſt du dein Licht ihr, wird ſie bang durchwacht.
Wie Knaben aus der Schul' eilt Liebe hin zum Lieben;
Wie Knaben an ihr Buch wird Liebe weggetrieben.
[will gehn.]

Julia.
St! Romeo! St! O eines Jägers Stimme,
Den edlen Falken wieder herzulocken!
Abhängigkeit iſt heiſer, wagt nicht laut
Zu reden, ſonſt zerſprengt' ich Echo's Kluft,
Und machte heiſ'rer ihre luft'ge Kehle
Als meine, mit dem Nahmen Romeo.

Romeo
kömmt zurück.
Mein Leben iſts, das meinen Nahmen ruft.
Wie ſilberſüß tönt bey der Nacht die Stimme
Der Liebenden, gleich lieblicher Muſik,
Dem Ohr des Lauſchers!

Julia.
Romeo!

Romeo.
Mein Herz?

Julia.
Um welche Stunde ſoll ich morgen ſenden?

Romeo.
Um neun.

Julia.
Ich will nicht ſäumen; zwanzig Jahre
Sinds bis dahin. Doch ich vergaß, warum
Ich dich zurückgerufen.

Romeo.
Laß hier mich ſtehn, indeß du dich bedenkſt.

Julia.
Auf daß du ſtets hier weilſt, werd' ich vergeſſen,
Bedenkend, wie mir deine Näh' ſo lieb.

Romeo.
Auf daß du ſtets vergeſſeſt, werd' ich weilen,
Vergeſſend, daß ich irgend ſonſt daheim.

Julia.
Es tagt beynah; ich wollte nun, du gingſt,
Doch weiter nicht als eine Tändlerin
Ihr Vögelchen der Hand entſchlüpfen läßt,

Wie einen Armen in der Banden Druck,
Und dann zurück ihn zieht am ſeidnen Faden:
So liebevoll mißgönnt ſie ihm die Freyheit.

Romeo.

Wär' ich dein Vogel doch!

Julia.

Ach, wärſt du's Lieber!
Doch hegt' und pflegt' ich dich gewiß zu Tod.
Nun gute Nacht! So ſüß iſt trennungswehe,
Ich rief gut' Nacht, bis ich den Morgen ſähe. [ab.]

Romeo.

Schlaf wohn' auf deinem Aug', Fried' in der Bruſt!
O wär' ich Fried' und Schlaf, und ruht' in ſolcher Luſt!
Ich will zur Zell' des frommen Vaters gehen,
Mein Glück ihm ſagen und um Hülf' ihn flehen. [ab.]

Dritter Auftritt.

Ein Kloſtergarten. Bruder Lorenzo tritt auf, mit einem Korbe.

Lorenzo.

Der Morgen lächelt froh der Nacht ins Angeſicht,
Und ſäumet das Gewölk im Oſt mit Streifen Licht.
Die matte Finſterniß flieht wankend, wie betrunken,
Von Titans Pfad, beſprüht von ſeiner Roſſe Funken.
Eh' höher nun die Sonn' ihr glühend Aug' erhebt,
Den Thau der Nacht verzehrt und neu die Welt belebt,
Muß ich dieß Körbchen hier voll Kraut und Blumen leſen,
Voll Pflanzen gift'ger Art und dienſam zum Geneſen.
Die Mutter der Natur, die Erd', iſt auch ihr Grab,
Und was ihr Schooß gebahr, ſinkt todt in ihn hinab.
Und Kinder mannichfalt, ſo all' ihr Schooß empfangen,
Sehn wir, geſäugt von ihr, an ihren Brüſten hangen.
An vielen Tugenden ſind viele drunter reich,
Ganz ohne Werth nicht eins, doch keins dem andern gleich.
O große Kräfte ſind's, weiß man ſie recht zu pflegen,
Die Pflanzen, Kräuter, Stein in ihrem Innern hegen.

Was nur auf Erden lebt, da iſt auch nichts ſo ſchlecht,
Daß es der Erde nicht beſondern Nutzen brächt'.
Doch iſt auch nichts ſo gut, das, dieſem Ziel entwendet,
Abtrünnig ſeiner Art, ſich nicht durch Misbrauch ſchändet.
In Laſter wandelt ſich ſelbſt Tugend, falſch geübt,
So wie dem Laſter wohl die Führung Würde giebt.
Zwey Feinde lagern ſo im menſchlichen Gemüthe
Sich, immerdar in Kampf, verderbter Will' und Güte.
Und wo das Schlechtere herrſcht mit ſiegender Gewalt
Dergleichen Pflanze frißt des Todes Wurm gar bald.

Romeo tritt auf.

Romeo.

Mein Vater, guten Morgen!

Lorenzo.

Sey der Herr geſegnet!
Weß iſt der frühe Gruß, der freundlich mir begegnet?
Mein junger Sohn, es zeigt, daß wildes Blut dich plagt,
Daß du dem Bett ſo früh ſchon Lebewohl geſagt.
Die wache Sorge lauſcht im Auge jedes Alten,
Und Schlummer bettet nie ſich da, wo Sorgen walten.
Doch da wohnt goldner Schlaf, wo mit geſundem Blut,
Und grillenfreyem Hirn die friſche Jugend ruht.
Drum läßt mich ſicherlich dein frühes Kommen wiſſen,
Daß inn're Unordnung vom Lager dich geriſſen.
Wie? oder hätte gar mein Romeo die Nacht,
(Nun rath' ichs beſſer) nicht im Bette hingebracht?

Romeo.

So iſts: ich wußte mir viel ſüß're Ruh zu finden.

Lorenzo.

Verzeih die Sünde Gott! Warſt du bey Roſalinden?

Romeo.

Bey Roſalinden ich? Ehrwürd'ger Vater, nein!
Vergeſſen iſt ihr Nahm' und ihres Nahmens Pein.

Lorenzo.

Das iſt mein wackrer Sohn! Allein wo warſt du? ſage!

Romeo.

So hör'! Ich ſpare gern dir eine zweyte Frage.
Ich war bey meinem Feind auf einem Freudenmahl,
Und da verwundete mich Jemand auf einmahl.
Desgleichen that ich ihm, und für die beyden Wunden
Wird heil'ge Arzeney bey deinem Amt gefunden.
Ich hege keinen Groll, mein frommer alter Freund:
Denn ſieh, zu Statten kömmt die Bitt' auch meinem Feind.

Lorenzo.

Einfältig, lieber Sohn! Nicht Sylben fein geſtochen!
Wer Räthſel beichtet, wird in Räthſeln losgeſprochen.

Romeo.

Dann wiſſ' einfältiglich, ich wandte Seel' und Sinn
In Lieb' auf Capulets holdſel'ge Tochter hin.
Sie gab ihr ganzes Herz zurück mir für das meine,
Und uns Vereinten fehlt zum innigſten Vereine
Die heil'ge Trauung nur: doch wie und wo und wann
Wir uns geſehn, erklärt, und Schwur um Schwur gethan,
Das alles will ich dir auf unſerm Weg' erzählen;
Nur bitt' ich, will'ge drein, noch heut uns zu vermählen.

Lorenzo.

O heiliger Sankt Franz! Was für ein Unbeſtand?
Iſt Roſalinde ſchon aus deiner Bruſt verbannt,
Die du ſo heiß geliebt? Ach, junger Männer Liebe
Liegt in den Augen nur, nicht in des Herzens Triebe.
O heiliger Sankt Franz! Wie wuſch ein ſalzig Naß
Um Roſalinden dir ſo oft die Wangen blaß!
Und löſchen konnten doch ſo viele Thränenfluten
Die Liebe nimmer dir: ſie ſchürten ihre Gluten.
Noch ſchwebt der Sonn' ein Dunſt von deinen Seufzern vor;
Dein altes Stöhnen ſummt mir noch im alten Ohr.
Sieh! auf der Wange hier iſt noch die Spur zu ſehen
Von einer alten Thrän', und will noch nicht vergehen.
Und warſt du je dein ſelbſt, und dieſe Schmerzen dein,
So war der Schmerz und du für Roſalind' allein.
Und ſo verwandelt nun? Dann leide, daß ich ſpreche:
Ein Weib darf fallen, wohnt in Männern ſolche Schwäche.

Romeo.
Oft ſchmählteſt du mit mir um Roſalinden ſchon.
Lorenzo.
Weil ſie dein Abgott war, nicht weil du liebteſt, Sohn.
Romeo.
Und mahnteſt oft mich an, die Liebe zu beſiegen.
Lorenzo.
Nicht um in deinem Sieg der zweyten zu erliegen.
Romeo.
O bitte, ſchmähl' nicht! Sie, der jezt mein Herz gehört,
Hat Lieb' um Liebe mir, und Gunſt um Gunſt gewährt.
Das that die andre nie.
Lorenzo.
Sie wußte wohl, dein Lieben
Sey zwar ein köſtlich Wort, doch nur in Sand geſchrieben.
Komm, junger Flattergeiſt! komm nur! wir wollen gehn.
Ich bin aus Einem Grund geneigt, dir beyzuſtehn.
Vielleicht, daß dieſer Bund zu großem Glück ſich wendet,
Und eurer Häuſer Groll durch ihn in Freundſchaft endet.
Romeo.
O laß uns fort von hier! Ich bin in großer Eil.
Lorenzo.
Wer haſtig läuft, der fällt; drum eile nur mit Weil'.
[Beyde ab.]

Die unſchuldsvolle Jungfrau zu mißhandeln.
Der Griechen Letzter müßt' ich ſeyn, der Menſchen
Verächtlichſter, ja haſſenswerther ſelbſt,
Als Menelaus müßt' ich ſeyn. ' Mir hätte
Nicht Thetis, der Erinnen eine hätte
Das Leben mir gegeben, wenn ich mich
Des Königs Mordbegier zum Werkzeug borgte.
Nein, bei des Meerbewohners Haupt, beim Vater
Der Göttlichen, die mich zur Welt geboren!
Er ſoll ſie nicht berühren — nicht ihr Kleid
Mit ſeines Fingers Spitze nur berühren.
Eh' dies geſchiehet, decke ewige
Vergeſſenheit mein Phthia, mein Geburtsland,
Wenn der Atriden Stammplatz, Sipylus,
Im Ohr der Nachwelt unvergänglich lebet.
Es mag der Seher Kalchas das Geräthe
Zum Opfer nur zurücketragen — Seher?
Was heißt ein Seher? — Der auf gutes Glück
Für eine Wahrheit zehen Lügen ſagt.
Geräth es? Gut. Wo nicht, ihm geht es hin.
Es gibt der Jungfraun Tauſende, die mich
Zum Gatten möchten — Davon iſt auch jetzt
Die Rede nicht! Beſchimpft hat mich der König.
In meinen Willen hätt' er's ſtellen ſollen,
Ob mir's gefiele, um ſein Kind zu frein?
Gern und mit Freuden würde Clytemneſtra
In dieſes Bündniß eingewilligt haben.
Und hätte Griechenland aus meinen Händen
Alsdann zum Opfer ſie verlangt, ich würde
Sie meinen Kriegsgenoſſen, würde ſie

Die Horen

eine Monatsſchrift

herausgegeben von Schiller.

Sechster Band.

Tübingen
in der J. G. Cottaiſchen Buchhandlung
1796.

Die Horen

Jahrgang 1796

Viertes Stück.

Tübingen
in der J. G. Cottaiſchen Buchhandlung
1796.

Inhalt des vierten Stücks.

I. Benvenuto Cellini. Seite 1

II. Etwas über William Shakeſpeare bey Gelegenheit Wilhelm Meiſters. — 57

Die Horen.

Zweyter Jahrgang. Viertes Stück.

I.

Benvenuto Cellini.*

(1506)

Mein Vater fing an mich die Flöte zu lehren und unterwieß mich im Singen, aber ungeachtet meines zarten Alters, in welchem die kleinen Kinder ſich an einem Pfeifchen und anderm ſolchen Spielzeuge ergötzen, mißfiel mirs unſäglich, und ich ſang und blies nur aus Gehorſam. Mein Vater machte zu ſelbiger Zeit wunderſame Orgeln mit hölzernen Pfeifen, Claviere ſo ſchön und gut, als man ſie damals nur ſehen konnte, Violen, Lauten und Harfen auf das beſte.

---

* Dieſer merkwürdige Künſtler, Goldſchmied und Bildhauer, war zu Florenz, im Jahr Funfzehnhundert, gebohren: er ſchrieb ſein Leben ſelbſt, als er nach mancherley wunderbaren Schikſalen, im acht und funfzigſten Jahre ſeines Alters, ſich wieder in ſeiner Vaterſtadt befand. Wenn unſere Leſer ihn, durch gegenwärtigen Auszug, näher kennen und ſich für ihn intereſſiren werden, gedenken wir einige Bemerkungen über ſeinen Character, ſeine Talente und Werke, ſo wie über ſeine Kunſt- und Zeitgenoſſen nachzubringen.

Er war auch in der Kriegsbaukunſt erfahren und verfertigte mancherley Werkzeuge, als Modelle zu Brücken, Mühlen und andere Maſchinen; er arbeitete wunderſam in Elfenbein, und war der erſte, der in dieſer Kunſt etwas leiſtete; aber, da er ſich in meine nachherige Mutter verliebt hatte, mochte er ſich mehr als billig mit der Flöte beſchäftigen, und ward von den Rathspfeifern erſucht, mit ihnen zu blaſen. So trieb er es eine Weile zu ſeinem Vergnügen, bis ſie ihn endlich feſthielten, anſtellten und unter ihre Geſellſchaft aufnahmen. Lorenz Medicis und Peter ſein Sohn, die ihm ſehr günſtig waren, ſahen nicht gern, daß er, indem er ſich ganz der Muſik ergab, ſeine übrige Fähigkeiten und ſeine Kunſt vernachläſſigte, und entfernten ihn von gedachter Stelle. Mein Vater nahm es ſehr übel, er glaubte man thue ihm das gröſte Unrecht an.

Nun begab er ſich wieder zur Kunſt und machte einen Spiegel ungefähr eine Elle im Durchmeſſer, von Knochen und Elfenbein, Figuren und Laubwerk waren ſehr zierlich und wohlgezeichnet. Das Ganze war wie ein Rad gebildet, in der Mitte befand ſich der Spiegel, und ringsherum waren ſieben Rundungen angebracht, in welchen die ſieben Tugenden aus Elfenbein und ſchwarzen Knochen geſchnitten waren. Sowohl der Spiegel als die Tugenden hingen im Gleichgewicht, ſo, daß, wenn man das Rad drehte, ſich die Figuren bewegten, ſie hatten ein Gegengewicht, das ſie grad hielte, und da mein Vater einige Kenntniß der lateiniſchen Sprache beſaß, ſetzte er einen Vers umher, welcher ſagte, daß bey allen Umwälzungen des Glücksrads die Tugend immer aufrecht bleibe.

Rota ſum, ſemper, quò quò me verto, ſtat virtus.

Nachher ward ihm bald ſein Platz unter den Rathspfeifern wiedergegeben. Damals, vor der Zeit meiner Geburt, wurden zu dieſen Leuten lauter geehrte Handwerker genommen, einige arbeiteten Wolle und Seide im großen, daher verſchmähte mein Vater auch nicht, ſich zu ihnen zu geſellen, und das größte Verlangen, das er in der Welt für mich hatte, war, daß ich ein großer Muſikus werden möchte. Dagegen war mirs äuſſerſt unangenehm, wenn er mir davon erzählte und mir verſicherte: wenn ich nur wollte könnte ich der erſte Menſch in der Welt werden.

Wie geſagt war mein Vater ein treuer und verbundener Diener des Hauſes Medicis, und da Peter vertrieben wurde, vertraute er meinem Vater viele Dinge von großer Bedeutung. Als nun darauf Peter Soderino Gonfaloniere ward, und mein Vater unter den Rathspfeifern ſein Amt fortthat, erfuhr jener, wie geſchikt der Mann übrigens war, und bediente ſich ſeiner als Kriegsbaumeiſter in bedeutenden Fällen. Um dieſe Zeit ließ mein Vater mich ſchon vor dem Rathe mit den andern Muſicis den Diſcant blaſen, und, da ich noch ſo jung und zart war, trug mich ein Rathsdiener auf dem Arme. Soderrino fand Vergnügen, ſich mit mir abzugeben und mich ſchwätzen zu laſſen, er gab mir Zuckerwerk und ſagte zu meinem Vater: Meiſter Johann, lehre ihn, neben der Muſik, auch die beyden andern ſchönen Künſte. Mein Vater antwortete: Er ſoll keine andere Kunſt treiben als blaſen und komponiren, und auf dieſem Wege, wenn ihm Gott das Leben läßt, hoffe ich ihn zum erſten Mann in der Welt zu machen. Darauf ſagte einer von den alten Herrn: thue nur ja, was der Gonfalonier ſagt, denn warum ſollte er nichts anders als ein guter Muſikus werden?

So ging eine Zeit vorbey, bis die Medicis zurückkamen. Der Cardinal, der nachher Pabſt Leo wurde, begegnete meinem Vater ſehr freundlich. Aus dem Wappen am Mediceiſchen Pallaſt hatte man die Kugeln genommen, ſobald die Familie vertrieben war, und man hatte das Wappen der Gemeine, ein rothes Kreutz, in das Feld mahlen laſſen. Als die Medicis zurückkehrten, ward das Kreutz wieder ausgekratzt, die rothen Kugeln kamen wieder hinein, und das goldne Feld ward vortrefflich ausſtaffirt.

(1513)

Wenig Tage nachher ſtarb Pabſt Julius II, der Cardinal Medicis ging nach Rom und ward gegen alles Vermuthen zum Pabſt erwählt, er ließ meinen Vater berufen und wohl wär es dieſem geweſen, wenn er gegangen wäre, denn er verlohr ſeine Stelle im Pallaſt, ſobald Jacob Salviati Gonfalonier geworden war. Nun be-

Dem Wohl der Griechen nicht verweigert haben.
So aber gelt' ich nichts vor den Atriden,
Nichts, wo was Großes ſoll verhandelt werden.
Doch dürſte, eh' wir Ilion noch ſehn,
Dies Schwert von Blut und Menſchenmorde trieſen,
Wenn man's verſuchte, mir ſie zu entreißen.
Sey du getroſt! Ein Gott erſchien ich dir.
Ich bin kein Gott. Dir aber will ich's werden.

Chor.

An dieſer Sprache kennt man dich, Achill,
Und die Erhabene, die dich geboren.

Clytemneſtra.

O Herrlichſter! wie ſtell' ich's an, wie muß
Ich reden, um zu ſparſam nicht zu ſeyn
In deinem Preis, und deine Gunſt auch nicht
Durch mein ausſchweifend Rühmen zu verſcherzen?
Zu vieles Loben, weiß ich wohl, macht dem,
Der edel denkt, den Lober nur zuwider.
Doch ſchäm' ich mich, mit ew'ger Jammerklage,
Mit Leiden, die nur ich empfinde, dich,
Den Glücklichen, den Fremdling, zu ermüden.
Doch, Fremdling oder nicht, wer Leidenden
Beiſpringen kann, wird auch mit ihnen trauern.
Drum hab' mit uns Erbarmen! Unſer Schickſal
Verdient Erbarmen. Meine Hoffnung war,
Dich Sohn zu nennen — Ach! ſie war vergebens.
Auch ſchreckt vielleicht dein künftig Ehebette
Mein ſterbend Kind mit ſchwarzer Vorbedeutung,
Und du wirſt eilen, ſie zu fliehn. Doch nein,
Was du geſagt, war Alles wohl geſprochen,

ſtimmte ich mich ein Goldſchmied zu werden, und lernte zum theil dieſe Kunſt, zum theil mußte ich viel, gegen meinen Willen, blaſen. Ich bat meinen Vater, er möchte mich nur gewiße Stunden des Tages zeichnen laſſen, die übrige Zeit wollte ich Muſik machen, wenn er es befehle. Darauf ſagte er zu mir: ſo haſt du denn kein Vergnügen am Blaſen? ich ſagte: Nein! denn dieſe Kunſt ſchien mir zu niedrig gegen jene, die ich im Sinn hatte.

Mein guter Vater gerieth darüber in Verzweiflung und that mich in die Werkſtatt des Vaters des Cavalier Bandinello, der Michel Agnolo hieß, trefflich in ſeiner Kunſt war, aber von geringer Geburt, denn er war der Sohn eines Kohlenhändlers. Ich ſage das nicht, um den Bandinello zu ſchelten, der ſein Haus zuerſt gegründet hat, wäre er nur auf dem rechten Wege dazu gelangt! Doch wie es zugegangen iſt, davon hab ich nichts zu reden. Nur einige Tage blieb ich daſelbſt, als mein Vater mich wieder wegnahm, denn er konnte nicht leben, ohne mich immer um ſich zu haben, und ſo mußte ich wider Willen blaſen, bis ich fünfzehn Jahr alt war. Wollte ich die ſonderbaren Begebenheiten erzählen, die ich bis zu dieſem Alter erlebt, und die Lebensgefahren, in welchen ich mich befunden habe, ſo würde ſich der Leſer gewiß verwundern.

Als ich funfzehn Jahr alt war, begab ich mich wider den Willen meines Vaters in die Werkſtatt eines Goldſchmiedes, der Antonio Sandro hieß, er war ein trefflicher Arbeiter, ſtolz und frey in ſeinen Handlungen, mein Vater wollte nicht, daß er mir Geld gäbe, wie es andere Unternehmer thun, damit ich, bey meiner freywilligen Neigung zur Kunſt, auch zeichnen könnte, wann es mir gefiele. Das war mir ſehr angenehm, und mein redlicher Meiſter hatte große Freude daran. Er erzog einen einzigen, natürlichen Sohn bey ſich, dem er manches befahl, um mich zu ſchonen. Meine Neigung war ſo groß, daß ich, in wenig Monaten, die beſten Geſellen einholte, und ich fing an Vortheil von meinen Arbeiten zu ziehen. Demohngeachtet verfehlte ich nicht, meinem Vater zu Liebe bald auf der Flöte bald auf dem Hörnchen zu blaſen, und ſo oft er mich hörte fielen ihm, unter vielen Seufzern, die Thränen aus den Augen. Ich that mein möglichſtes zu ſeiner Zufriedenheit, und ſtellte mich, als wenn ich auch großes Vergnügen dabey empfände.

Ich hatte einen Bruder, zwey Jahr jünger als ich, der ſehr kühn und heftig war. Er ward nachher einer der beſten Soldaten, die in der Schule des vortrefflichen Herrn Johannes von Medicis, Vater des Herzogs Cosmus, gebildet worden. Dieſer Knabe war ohngefähr vierzehn Jahr alt und bekam eines Sonntags, zwey Stunden vor Nacht, zwiſchen dem Thor St. Gallo und Pinti mit einem Menſchen von zwanzig Jahren Händel, forderte ihn auf den Degen, ſetzte ihm tapfer zu und wollte nicht ablaſſen, ob er ihn gleich ſchon übel verwundet hatte. Viele Leute ſahen zu, und unter ihnen mehrere

Verwandte des jungen Menſchen. Da ſie merkten, daß die Sache übel ging, griffen ſie nach Steinen, trafen meinen armen Bruder an den Kopf, der für todt zur Erden fiel. Zufällig kam ich auch in die Gegend, ohne Freunde und ohne Waffen, ich hatte meinem Bruder aus allen Kräften zugerufen: er ſolle ſich zurück ziehen! Als er fiel nahm ich ſeinen Degen und hielt mich, in ſeiner Nähe, gegen viele Degen und Steine, einige tapfre Soldaten kamen mir zu Hülfe und befreyten mich von der Wuth der Gegner. Ich trug meinen Bruder für todt nach Hauſe, mit vieler Mühe ward er wieder zu ſich ſelbſt gebracht und geheilt. Die Achte verbannten unſere Gegner auf einige Jahre und uns auf ſechs Monate zehn Meilen von der Stadt. So ſchieden wir von unſerm armen Vater, der uns ſeinen Segen gab, da er uns kein Geld geben konnte. Ich ging nach Siena zu einem braven Manne, der Meiſter Franzesco Caſtoro hieß, ich war vorher ſchon einmal bey ihm geweſen, denn ich war meinem Vater entlaufen und hatte dort gearbeitet, nun erkannte er mich wieder, gab mir zu thun und freyes Quartier, ſo lange ich in Siena blieb, wo ich mich mit meinem Bruder mehrere Monate aufhielt.

Sodann ließ uns der Cardinal Medicis, der nachher Pabſt Clemens ward, auf die Bitte meines Vaters wieder nach Florenz zurückkehren. Ein gewiſſer Schüler meines Vaters ſagte aus böſer Abſicht zum Cardinal: er ſolle mich doch nach Bologna ſchicken, damit ich dort von einem geſchikten Meiſter das Blaſen in Vollkommenheit lernen möchte. Der Cardinal verſprach meinem Vater, mir Empfehlungsſchreiben zu geben, mein Vater wünſchte nichts beſſeres und ich ging gerne, aus Verlangen die Welt zu ſehen. In Bologna gab ich mich zu einem in die Lehre, der Meiſter Herkules der Pfeifer hieß. Ich fing an Geld zu verdienen, nahm zugleich täglich meine Lektionen in der Muſik, und in kurzer Zeit brachte ich es weit genug in dem verfluchten Blaſen. Aber weit mehr Vortheil zog ich von der Goldſchmiedkunſt; denn da mir der Cardinal keine Hülfe reichte, begab ich mich in das Haus eines Bologneſer Miniaturmahlers, der Scipio Cavalletti hieß, ich zeichnete und arbeitete für einen Juden, und gewann genug dabei.

Nach ſechs Monaten kehrte ich nach Florenz zurück, worüber der ehemalige Schüler meines Vaters, Peter der Pfeifer, ſehr verdrießlich war; aber ich ging doch meinem Vater zu Liebe in ſein Haus und bließ mit ſeinem Bruder Hieronymus auf der Flöte und dem Hörnchen. Eines Tages kam mein Vater hin um uns zu hören, er hatte große Freude an mir und ſagte: ich will doch einen großen Muſikus aus dir machen zum Trotz eines jeden, der mich daran zu verhindern wünſcht. Darauf antwortete Peter: weit mehr Ehre und Nutzen wird euer Benvenuto davon haben, wenn er ſich auf die Goldſchmiedekunſt legt, als von dieſer Pfeiferey. Das war nun freylich wahr geſprochen, aber es verdroß meinen Vater um deſto mehr, je mehr er ſahe, daß ich auch derſelben Meinung war, und ſagte ſehr zornig zu Peter:

ich wußte wohl, daß du der ſeyſt, der ſich meinem ſo erwünſchten Zwecke entgegen ſezt, durch dich habe ich meine Stelle im Pallaſt verlohren, mit ſolchem Undank haſt du meine große Wohlthat belohnt, dir hab ich ſie verſchaft, mir haſt du ſie entzogen; aber merke dieſe prophetiſchen Worte! Nicht Jahre und Monate, nur wenig Wochen werden vorbey gehen, und du wirſt wegen deines ſchändlichen Undanks umkommen. Darauf antwortete Peter: Meiſter Johann, viele Menſchen werden im Alter ſchwach und kindiſch, wie es euch auch geht, man muß euch nichts übel nehmen, denn ihr habt ja alles verſchenkt und nicht bedacht, daß eure Kinder etwas nöthig haben dürften. Ich denke das Gegentheil zu thun und meinen Söhnen ſo viel zu hinterlaſſen, daß ſie den euern allenfalls zu Hülfe kommen können.

Darauf antwortete mein Vater: kein ſchlechter Baum bringt gute Früchte hervor, und ich ſage dir, da du böß biſt, werden deine Söhne arm und Narren werden, und werden bey meinen braven und reichen Söhnen in Dienſten gehn.

So eilten wir aus dem Hauſe und es fielen noch manche heftige Worte, ich nahm die Parthie meines Vaters und ſagte im Herausgehen zu ihm: wenn er mich wollte bey der Zeichenkunſt laſſen, ſo wollte ich ihn an dem unartigen Menſchen rächen. Er ſagte darauf: Lieber Sohn! ich bin auch ein guter Zeichner geweſen und habe es mir in meinem Leben ſauer werden laſſen, willſt du nun nicht deinen Vater, der dich gezeugt und erzogen und den Grund zu ſo vieler Geſchicklichkeit gelegt hat, manchmal erquicken und die Flöte, und das allerliebſte Hörnchen in die Hand nehmen? Darauf ſagte ich, aus Liebe zu ihm wollte ichs gerne thun! Der gute Vater verſetzte: mit ſolchen Geſchicklichkeiten und Tugenden würde man ſich am ſicherſten an ſeinen Feinden rächen.

Kein ganzer Monat war vorbey und Pierino hatte in ſeinem Hauſe ein Gewölbe machen laſſen, und war mit mehrern Freunden in einem Zimmer über dem Gewölbe, ſprach über meinen Vater, ſeinen Meiſter, und ſcherzte über die Drohung, daß er zu Grunde gehen ſolle. Kaum war es geſagt, ſo fiel das Gewölbe ein, entweder weil es ſchlecht geſprengt war, oder durch Gottes Schickung, der die Frevler beſtraft. Er fiel hinunter und die Steine und Ziegeln des Gewölbes, die mit ihm hinabſtürzten, zerbrachen ihm beyde Beine, aber alle, die mit ihm waren, blieben auf dem Rand des Gewölbes, und niemand that ſich ein Leid. Sie waren erſtaunt und verwundert genug, beſonders, da ſie ſich erinnerten, wie er kurz vorher geſpottet hatte. Sobald mein Vater das erfuhr, eilte er zu ihm und ſagte, in Gegenwart ſeines Vaters: Piero, mein lieber Schüler, wie betrübt mich dein Unfall, aber erinnerſt du dich, wie ich dich vor kurzem warnte? und ſo wird auch das, was ich von deinen und meinen Söhnen geſagt habe, wahr werden. Bald darauf ſtarb der undankbare Piero an dieſer Krankheit, er hinterließ ein liederliches Weib und einen Sohn, der einige Jahre nachher in Rom mich um Almoſen anſprach, ich gab ſie ihm, denn es iſt in meiner Natur, und erinnerte mich mit Thränen an den glücklichen Zuſtand Pierins, zur Zeit, da mein Vater zu ihm die prophetiſchen Worte geſagt hatte.

Ich fuhr fort der Goldſchmiedekunſt mich zu ergeben und ſtand meinem Vater mit meinem Verdienſte bey. Mein Bruder Cecchino mußte anfangs lateiniſch lernen, denn, wie der Vater aus mir den größten Tonkünſtler bilden wollte, ſo ſollte mein Bruder, der jüngere, ein gelehrter Juriſt werden, nun konnte er aber in uns beyden die natürliche Neigung nicht zwingen, ich legte mich aufs Zeichnen und mein Bruder, der von ſchöner und angenehmer Geſtalt war, neigte ſich ganz zu den Waffen. Einſt kam er aus der Schule des Herrn Johann von Medicis nach Hauſe, wo ich mich eben nicht befand, und, weil er ſehr ſchlecht mit Kleidern verſehen war, bewegte er unſere Schweſtern, daß ſie ihm ein ganz neues Kleid gaben das ich mir hatte machen laſſen, denn auſſerdem daß ich meinem Vater und meinen guten Schweſtern durch meinen Fleis beyſtand, hatte ich mir auch ein hübſches anſehnliches Kleid machen laſſen. Ich kam und fand mich hintergangen und beraubt, mein Bruder hatte ſich davon gemacht und ich ſezte meinen Vater zur Rede, warum er mir ſo großes Unrecht geſchehen ließe, da ich doch ſo gerne arbeitete um ihm beyzuſtehen. Darauf antwortete er mir: ich ſey ſein guter Sohn, was ich glaubte verloren zu haben würde mir Gewinſt bringen, es ſey nöthig, es ſey Gottes Gebot, daß derjenige, der etwas beſitzt, dem Bedürftigen gebe, und wenn ich dieſes Unrecht aus Liebe zu ihm ertrüge, ſo würde Gott meine Wohlfahrt auf alle Weiſe vermehren. Ich antwortete meinem armen, bekümmerten Vater wie ein Knabe ohne Erfahrung, nahm einen armſeligen Reſt von Kleidern und Geld und ging grade zu einem Stadtthor hinaus, und da ich nicht wußte, welches Thor nach Rom führte, fand ich mich in Lucca und von da ging ich nach Piſa, ich mochte ohngefähr ſechszehn Jahr alt ſeyn, und blieb auf der mittelſten Brücke, wo ſie es zum Fiſchſtein nennen, bey einer Goldſchmiedwerkſtatt ſtehen, und ſah mit Aufmerkſamkeit, auf das, was der Meiſter machte. Er fragte: wer ich ſey und was ich gelernt hätte? Darauf antwortete ich: daß ich ein wenig in ſeiner Kunſt arbeitete. Er hieß mich herein kommen und gab mir gleich etwas zu thun, wobey er ſagte: dein gutes Anſehn überzeugt mich, daß du ein wakrer Menſch biſt, und ſo gab er mir Gold, Silber und Juwelen hin. Abends führte er mich in ſein Haus, wo er mit einer ſchönen Frau und einigen Kindern wohl eingerichtet lebte.

Nun erinnerte ich mich der Betrübniß, die mein Vater wohl empfinden mochte, und ſchrieb ihm, daß ich in dem Hauſe eines ſehr guten Mannes aufgenommen ſey, und mit ihm große und ſchöne Arbeiten verfertigte, er möchte ſich beruhigen, ich ſuchte was zu lernen, und hoffe mit meiner Geſchicklichkeit ihm bald Nutzen und Ehre zu bringen. Geſchwind antwortete er mir: Mein lieber Sohn! meine Liebe zu dir iſt ſo groß', daß ich, wenn es nur ſchicklich wäre, mich gleich aufgemacht hätte zu dir zu kommen, denn gewiß! mir iſts als wenn ich des Lichts dieſer Augen beraubt wäre, daß ich dich nicht täglich ſehe und zum Guten ermahnen kann. Dieſe Antwort fiel in die Hände meines Meiſters, er las ſie heimlich und geſtand es mir dann mit dieſen Worten: Wahrlich, mein Benvenuto, dein gutes Anſehn betrog mich nicht, ein Brief deines Vaters, der ein recht braver Mann ſeyn muß, giebt dir das beſte Zeugniß, rechne als wenn du in deinem Hauſe und bey deinem Vater ſeyſt.

Ich ging nun, den Gottesacker von Piſa zu beſehen, und fand dort beſonders antike Sarkophagen von Marmor, und an vielen Orten der Stadt noch mehr Alterthümer, an denen ich mich, ſo bald ich in der Werkſtatt frey hatte, beſtändig übte. Mein Meiſter faßte darüber große Liebe zu mir, beſuchte mich oft auf meiner Kammer, und ſah mit Freuden, daß ich meine Stunden ſo gut anwendete.

Das Jahr, das ich dort blieb, nahm ich ſehr zu, arbeitete in Gold und Silber, ſchöne und bedeutende Sachen, die meine Luſt weiter vorwärts zu gehn immer vermehrten.

Indeſſen ſchrieb mir mein Vater auf das liebreichſte, ich möchte doch wieder zu ihm kommen, dabey ermahnte er mich in allen Briefen, daß ich doch das Blaſen nicht unterlaſſen ſollte, das er mich mit ſo großer Mühe gelehrt hatte. Darüber verging mir die Luſt, jemals wieder zu ihm zurückzukehren, dergeſtalt haßte ich das abſcheuliche Blaſen, und wirklich ich glaubte das Jahr in Piſa im Paradieſe zu ſeyn, wo ich niemals Muſik machte.

Am Ende des Jahrs, fand mein Meiſter Urſache nach Florenz zu reiſen, um einige Gold- und Silberabgänge zu verkaufen, und weil mich in der böſen Luſt ein kleines Fieber angewandelt hatte, ſo ging ich mit ihm nach meiner Vaterſtadt, wo ihn mein Vater ins geheim, und auf das inſtändigſte bat, mich nicht wieder nach Piſa zu führen.

So blieb ich krank zurück und mußte ungefähr zwey Monate das Bette hüten. Mein Vater ſorgte für mich mit großer Liebe, und ſagte immer, es ſchienen ihm tauſend Jahre bis ich geſund wäre, damit er mich wieder könnte blaſen hören. Als er nun zugleich den Finger an meinem Puls hatte, denn er verſtand ſich ein wenig auf die Medicin und auf die lateiniſche Sprache, ſo fühlt' er daß in meinem Blute, da ich vom Blaſen hörte, die größte Bewegung entſtand, und er gieng ganz bekümmert und mit Thränen von mir. Da ich nun ſein großes Herzeleid ſahe, ſagte ich zu einer meiner Schweſtern, ſie ſollte mir eine Flöte bringen, und ob ich gleich ein anhaltendes Fieber hatte, ſo machte mir doch dies Inſtrument, das keine große Anſtrengung erfordert, nicht die mindeſte Beſchwerlichkeit, ich bließ mit ſo glücklicher Diſpoſition der Finger und der Zunge, daß mein Vater, der eben unvermuthet hereintrat, mich tauſendmal ſegnete, und mich verſicherte, daß ich in der Zeit, die ich auswärts geweſen, unendlich gewonnen habe, er bat mich, daß ich

Und willſt du nur, ſo lebt mein Kind. Soll ſie
Etwa ſelbſt flehend deine Knie umfaſſen?
So wenig dies der Jungfrau ziemt, gefällt
Es dir, ſo mag ſie kommen, züchtiglich,
Das Aug' mit edler Freiheit aufgeſchlagen.
Wo nicht, ſo laß an ihrer Statt mich der
Gewährung ſüßes Wort von dir vernehmen.

Achilles.

Die Jungfrau bleibe, wo ſie iſt. Daß ſie
Verſchämt iſt, bringt ihr Ehre.

Clytemneſtra.

Auch verſchämt ſeyn
Hat ſein gehörig Maß und ſeine Stunde.

Achilles.

Ich will es nicht. Ich will nicht, daß du ſie
Vor meine Augen bringeſt, und wir beide
Boshaftem Tadel Preis gegeben werden.
Ein zahlreich Heer, der heimatlichen Sorgen
Entſchlagen, trägt ſich gar zu gern, das kenn' ich,
Mit häm'ſchen, ehrenrührigen Gerüchten.
Und mögt ihr flehend oder nicht vor mir
Erſcheinen, ihr erhaltet weder mehr,
Noch minder — denn beſchloſſen iſt's bei mir,
Koſt's, was es wolle, euer Leid zu enden.
Das laß dir gnügen. Glaub', ich rede ernſtlich.
Und ſterben mög' ich, hab' ich deine Hoffnung
Mit eitler Rede nur getäuſcht. Rett' ich
Die Jungfrau — nein, da werd' ich leben.

vorwärts gehen, und ein ſo ſchönes Talent nicht vernachläßigen ſolle.

Als ich nun wieder geſund war, kehrte ich zu meinem braven Marcone, dem Goldſchmied zurück, und mit dem was er mir zu verdienen gab unterſtützte ich meinen Vater und mein Haus. Zu dieſer Zeit kam ein Bildhauer nach Florenz der Peter Torrigiani hieß, er hatte ſich lange in England aufgehalten und kam täglich zu meinem Meiſter, zu dem er große Freundſchaft hegte. Da er meine Zeichnungen und meine Arbeiten geſehen hatte, ſagte er: Ich bin zurückgekommen um ſo viel junge Leute als möglich anzuwerben, und da ich eine große Arbeit für meinen König zu machen habe, ſo will ich mir beſonders meine Florentiner zu Gehülfen nehmen, deine Arbeiten und deine Zeichnungen ſind mehr eines Bildhauers als eines Goldſchmieds, und da ich große Werke von Erz zu machen habe, ſo ſollſt du bey mir zugleich geſchickt und reich werden.

Es war dieſer Mann von der ſchönſten Geſtalt und von dem kühnſten Betragen, er ſah eher einem großen Soldaten als einem Bildhauer ähnlich, ſeine entſchiedenen Gebährden, ſeine klingende Stimme, das Runzeln ſeiner Augbraunen hätten auch einen braven Mann erſchrecken können, und alle Tage ſprach er von ſeinen Händeln mit den Beſtien, den Engländern. So kam er auch einmal auf Michelagnolo Buonarotti zu reden, und zwar bei Gelegenheit einer Zeichnung, die ich nach dem Carton dieſes göttlichſten Mannes gemacht hatte.

Dieſer Carton war das erſte Werk, in welchem Michelagnolo ſein erſtaunliches Talent zeigte, er hatte ihn in die Wette mit Leonard da Vinci gemacht, der einen andern in die Arbeit nahm, beyde waren für das Zimmer des Conſeils, im Palaſt der Signorie beſtimmt; ſie ſtellten einige Begebenheiten der Belagerung von Piſa vor, durch welche die Florentiner die Stadt eroberten. Der treffliche Leonard da Vinci hatte ein Treffen der Reuterey unternommen, dabey einige Fahnen erobert werden, ſo göttlich gemacht, als man ſichs nur vorſtellen kann; Michelagnolo dagegen hatte eine Menge Fußvolks vorgeſtellt, die bey dem heißen Wetter ſich im Arno badeten, der Augenblik war gewählt, wie unverhoft das Zeichen zur Schlacht gegeben wird und dieſe nakten Völker ſchnell nach den Waffen rennen; ſo ſchön und vortrefflich waren die Stellungen und Gebährden, daß man weder von alten noch neuen ein Werk geſehen hatte das auf dieſen hohen und herrlichen Grad gelangt wäre, ſo war auch die Arbeit des großen Leonard höchſt ſchön und wunderbar. Es hingen dieſe Cartone einer in dem Palaſt der Medicis, einer in dem Saale des Pabſtes, und, ſo lange ſie ausgeſtellt blieben, waren ſie die Schule der Welt. Denn ob gleich der göttliche Michelagnolo die große Kapelle des Pabſtes Julius mahlte, ſo erreichte er doch nicht zur Hälfte die Vortrefflichkeit dieſes erſten Werks und ſein Talent erhob ſich niemals zur Stärke dieſer früheren Studien wieder.

Um nun wieder auf Peter Torrigiani zu kommen!

Er hatte meine Zeichnung in der Hand und ſagte: dieſer Buonarotti und ich gingen als Knaben in die Kirche del Carmine, um in der Kapelle des Maſaccio zu ſtudiren, und Buonarotti hatte die Art alle zu foppen, die dort zeichneten. Eines Tages machte er ſich unter andern auch an mich, und es verdroß mich mehr als ſonſt, ich ballte die Fauſt und ſchlug ihn ſo heftig auf die Naſe, daß ich Knochen und Knorpel ſo mürbe fühlte als wenn es eine Oblate geweſen wäre, und ſo habe ich ihn für ſein ganzes Leben gezeichnet.

Dieſe Worte erregten in mir einen ſolchen Haß, da ich die Arbeiten dieſes unvergleichlichen Mannes vor Augen hatte, daß ich, weit entfernt mit Torrigiani nach England zu gehen, ihn nicht wieder anſehen mochte.

Und ſo fuhr ich fort mich nach der ſchönen Manier des Michelagnolo zu bilden, von der ich mich niemals getrennt habe, und zu gleicher Zeit ging ich mit einem liebenswürdigen jungen Menſchen um, zu dem ich die größte Freundſchaft faßte. Er war von meinem Alter, gleichfalls ein Goldſchmied und der Sohn des trefflichen Mahlers Filippo di fra Filippo. Wir liebten uns ſo ſehr, daß wir uns weder Tags noch Nachts trennen konnten, ſein Haus war voller ſchöner Studien, die ſein Vater nach den Römiſchen Alterthümern gezeichnet hatte, die in mehrern Büchern aufbewahrt wurden, von dieſen Dingen war ich ganz hingeriſſen, und faſt zwey Jahre arbeiteten wir zuſammen.

Alsdann machte ich eine erhobene Arbeit in Silber, ſo groß wie eine kleine Kindshand, ſie diente zum Schloß für einen Mannsgürtel, das man damals ſo groß trug. Es war auf demſelben, nach antiker Art, eine Verwicklung von Blättern, Kindern und artigen Masken zu ſehen. Ich machte dieſe Arbeit in der Werkſtatt eines Franceſco Salimbeni und die Gilde der Goldſchmiede, der ſie vorgezeigt wurde, erklärte mich für den geſchickteſten Geſellen.

Zu der Zeit entzweyte ich mich wieder mit meinem Vater über das Blaſen, und ein gewiſſer Holzſchneider, den man Taſſo nannte, hatte ſich auch mit ſeiner Mutter überworfen. Ich ſagte zu ihm: wenn du nur der Menſch wärſt, ſtatt vieler Worte etwas zu unternehmen! Er antwortete mir: hätte ich nur ſo viel Geld um nach Rom zu kommen, ſo wollte ich nicht einmal umkehren, um meine armſelige Werkſtatt zu verſchließen. Darauf ſagte ich: wenn ihn weiter nichts hindere, ſo hätte ich ſo viel bey mir, als wir beyde bis Rom brauchten. Da wir ſo im Gehen zuſammen ſprachen, fanden wir uns unvermuthet am Thore St. Peter Gattolini, darauf ſagte ich: mein Taſſo das iſt göttliche Schickung, daß wir, ohne daran zu denken, an dies Thor gekommen ſind, nun da ich hier bin iſt mirs als wenn ich ſchon die Hälfte des Wegs zurückgelegt hätte. Wir gingen weiter und ſprachen zuſammen, was werden unſere Alten dieſen Abend ſagen? Dann nahmen wir uns vor nicht weiter daran zu denken, bis wir nach Rom gekommen wären, banden unſre Schurzfelle auf den Rücken und gingen ſtillſchweigend bis nach Siena.

Taſſo hatte ſich wund gegangen, wollte nicht weiter, und bat mich daß ich ihm Geld borgen ſollte, um wieder zurückzukehren; ich antwortete: daran hätteſt du denken ſollen ehe du von Hauſe weggingſt, ich habe nur noch ſo viel um nach Rom zu kommen, kannſt du zu Fuße nicht fort, ſo iſt da ein Pferd das retour nach Rom geht zu haben, und du haſt keine weitere Entſchuldigung. Ich miethete das Pferd, und, da er mir nicht antwortete, ritt ich gegen das Römiſche Thor zu. Als er mich entſchloſſen ſah, kam er murrend und hinkend hinter mir drein, am Thore wartete ich mitleidig auf ihn, nahm ihn hinter mich und ſagte zu ihm: was würden morgen unſere Freunde von uns ſagen, wenn wir den Entſchluß nach Rom zu gehen, nicht weiter als Siena hätten feſt halten können? Er gab mir recht, und weil er ein froher Menſch war, fing er an zu lachen und zu ſingen, und ſo kamen wir immer lachend und ſingend nach Rom.

Ich zählte neunzehn Jahre mit dem Jahrhundert und begab mich gleich in die Werkſtatt eines Meiſters der Firenzuola di Lombardia hieß und in Gefäßen und großen Arbeiten höchſt geſchickt war. Ich zeigte ihm das Modell des Schloßes, das ich gearbeitet hatte, es gefiel ihm außerordentlich, und er ſagte zu einem florentiner Geſellen, der ſchon einige Jahre bey ihm ſtand: das iſt ein Florentiner der's verſteht, und du biſt einer von denen die's nicht verſtehen. Ich erkannte darauf den Menſchen, und wollte ihn grüßen, denn wir hatten ehemals oft mit einander gezeichnet, und waren viel mit einander umgegangen; er aber, höchſt mißvergnügt über die Worte ſeines Meiſters, behauptete, mich nicht zu kennen, noch etwas von mir zu wiſſen. Ich antwortete ihm mit Verdruß: o Gianotto! ehmals mein Hausfreund, mit dem ich da und da zuſammen gezeichnet, auf deſſen Landhaus ich gegeſſen und getrunken habe, ich brauche dein Zeugniß nicht bey dieſem braven Manne, deinem Meiſter, und hoffe daß meine Hände ohne deinen Beyſtand beweiſen ſollen wer ich bin. Hierauf wendete ſich Firenzuola, der ein lebhafter und wackrer Mann war, zu ſeinem Geſellen und ſagte: ſchlechter Menſch! ſchämſt du dich nicht, einem alten Freund und Bekannten ſo zu begegnen! und mit eben der Lebhaftigkeit wendete er ſich zu mir und ſagte: Komm herein und thue wie du geſagt haſt, deine Hände mögen ſprechen wer du biſt, und ſogleich gab er mir eine ſchöne Silberarbeit für einen Kardinal zu machen. Es war ein Käſtchen nach dem porphyrnen Sarg vor der Thüre der Rotonde. Was ich von dem meinen dazu that, und womit ich die Arbeit bereicherte, die Menge ſchöner kleiner Masken, erfreuten meinen Meiſter ſo ſehr, daß er das Werk überall zeigte und ſich rühmte, daß ein ſolches aus ſeiner Werkſtatt gekommen ſey. Das Käſtchen war ungefähr eine halbe Elle groß, und eingerichtet das Salzfaß bey Tafel aufzunehmen.

Das war mein erſter Verdienſt in Rom, einen Theil ſchickte ich meinem Vater, von dem andern lebte ich, indeſſen ich nach den Alterthümern ſtudirte. Endlich, da mir das Geld ausging, war ich genöthigt mich wieder an die Arbeit zu begeben. Taſſo aber, mein Geſelle, kehrte bald nach Florenz zurück.

Da meine neue Arbeit geendigt war, kam mir die Luſt zu einem andern Meiſter zu gehen. Ein gewiſſer Mailänder Paul Arſago hatte mich an ſich gezogen. Darüber fing Firenzuola mit ihm große Händel an, und ſagte ihm in meiner Gegenwart beleidigende Worte. Ich nahm mich meines neuen Meiſters an und verſezte, daß ich frey geboren ſey und auch frey leben wolle, ich habe mich nicht über ihn, und er ſich nicht über mich zu beklagen, vielmehr habe er mir noch einiges heraus zu zahlen, und, als ein freyer Arbeiter, wolle ich hingehen, wohin es mir gefiele, weil ich dadurch Niemand ein Leid thäte. Auch mein neuer Meiſter ſagte ohngefähr daſſelbe, und verſicherte, daß er mich nicht verleitet habe, und daß es ihm angenehm ſeyn werde, wenn ich zu meinem erſten Meiſter zurückginge. Auf das ſagte ich: ich wollte niemanden ſchaden, ich hätte meine angefangenen Arbeiten geendigt, würde immer nur mir ſelbſt und niemand anders angehören, und wer mich brauchte, möchte mit mir übereinkommen.

Ich habe nichts mehr mit dir zu thun, verſezte Firenzuola, du ſollſt mir nicht mehr unter die Augen kommen! Da erinnerte ich ihn an mein Geld, worauf er mir ſpöttiſch antwortete: Hab' ich, ſo ſagte ich darauf, Stahl und Eiſen gebraucht, um deine Arbeiten zu machen, ſo ſollen ſie mir auch zu dem Lohn meiner Arbeit verhelfen. Als ich ſo ſprach, blieb ein alter Mann am Laden ſtehen, der Meiſter Antonio von St. Marino hieß, der erſte vortrefflichſte Goldſchmied von Rom und Meiſter des Firenzuola, er hörte meine Gründe an, gab mir recht und verlangte, daß Firenzuola mich bezahlen ſolle.

Man ſtritt ſich lebhaft, denn Firenzuola, ein weit beſſerer Fechter als Goldſchmied, wollte nicht nachgeben, doch zulezt fand die Vernunft ihren Plaz, und meine Feſtigkeit verſchafte mir Recht, er bezahlte mich und in der Folge erneuerten wir unſre Freundſchaft und er erſuchte mich bey ihm Gevatter zu ſtehn.

Bey meinem neuen Meiſter verdiente ich genug und ſchickte den größten Theil meinem guten Vater. Dem ohngeachtet lag dieſer mir immer an, nach Florenz zurückzukehren, und am Ende von zwey Jahren that ich ihm ſeinen Willen. Ich arbeitete wieder bey Salimbeni, verdiente viel, und ſuchte immer zu lernen; ich erneuerte meinen Umgang mit Franceſco di Philippo und ob mir gleich das verwünſchte Blaſen viel Zeit verdarb, ſo unterließ ich doch nicht, gewiſſe Stunden des Tags und der Nacht zu ſtudiren.

Ich machte damals ein ſilbernes Herzſchloß, ſo nannte man einen Gürtel, drey Finger breit, den die Bräute zu tragen pflegten, er war in halb erhobener Arbeit gemacht, und einige runde Figuren dazwiſchen, und ob ich gleich äuſſerſt ſchlecht bezahlt ward, ſo war mir doch die Ehre, die ich dadurch erlangte, unſchätzbar.

Indeſſen hatte ich bey verſchiedenen Meiſtern gearbeitet und ſehr wohldenkende Männer, wie zum Beyſpiel Marcone darunter gefunden. Andere hatten einen ſehr guten Nahmen und bevortheilten mich aufs äuſſerſte; ſobald ich es merkte, machte ich mich von ihnen loß und hütete mich vor dieſen Räubern. Als ich nun fortfuhr zu arbeiten und zu gewinnen, beſonders da ein Meiſter, Sogliani genannt, freundlich ſeine Werkſtatt mit mir theilte, waren jene gehäſſigen Leute neidiſch, und, da ſie drey große Werkſtätten und viel zu thun hatten, drückten ſie mich auf alle mögliche Weiſe. Ich beklagte mich darüber gegen einen Freund und ſagte: es ſollte ihnen genug ſeyn, daß ſie mich unter dem Schein der Güte beraubt hätten. Sie erfuhren es wieder und ſchwuren, ich ſollte meine Worte bereuen; ich aber, der ich nicht wußte, was die Furcht für eine Farbe hatte, achtete ihre Drohungen nicht. Eines Tages trat ich an den Laden des einen, er hatte mich gerufen und wollte mich ſchelten und gegen mich großthun, dagegen ſagte ich: ſie möchten ſich's ſelbſt zuſchreiben, denn ich hätte von ihren Handlungen geſprochen wie ſie wären.

Indeſſen da ich ſo ſprach paßte ein Vetter, den ſie wahrſcheinlich angeſtiftet hatten, heimtückiſch auf, als ein Maulthier mit Ziegeln vorbeygetrieben wurde, und ſchob mir den Korb ſo auf den Leib, daß mir ſehr weh geſchah. Schnell kehrte ich mich um, ſah daß er lachte und ſchlug ihn mit der Fauſt ſo tüchtig auf den Schlaf, daß er für todt zur Erden fiel. dann rief ich ſeinen Vettern zu: ſo behandelt man feige Spitzbuben eures gleichen! und da ſie Mine machten, ſo viel ihrer waren, auf mich zu fallen, zog ich in der Wuth ein Meſſer und rief: Komme einer zum Laden heraus, ſo laufe der andere zum Beichtvater, denn der Arzt ſoll hier nichts zu thun kriegen. Sie erſchracken hierüber ſo ſehr, daß keiner von der Stelle ging.

Als ich weg war, liefen Väter und Söhne zu dem Collegio der Achte und klagten, ich habe ſie mit bewaffneter Hand angefallen, was in Florenz unerhört ſey. Die Herrn Achte lieſſen mich rufen und machten mich tüchtig herunter, ſowohl, weil ich in der Jacke gelaufen kam, da die andern Mäntel umgenommen hatten, als weil die Herren ſchon zu Hauſe einzeln durch meine Gegner eingenommen waren, welches ich als ein unerfahrner Knabe verſäumt hatte, der ich mich auf mein vollkommenes Recht verließ.

Ich ſagte: daß ich, aufgebracht durch die große Beleidigung, dem Gherardo nur eine Ohrfeige gegeben hätte, und deßhalb keinen ſo heftigen Ausputzer verdiente.

Kaum ließ mich Prinzivalle della Stuffa, der von den Achten war, das Wort: Ohrfeige, ausſprechen, ſo rief er: keine Ohrfeige, einen Fauſtſchlag haſt du ihm gegeben! Er zog darauf die Glocke, ſchickte uns alle hinaus und ſprach, wie ich nachher vernahm, zu meinen Gunſten. Betrachtet, ſagte er, ihr Herren! die Einfalt dieſes armen Menſchen, er klagt ſich an eine Ohrfeige gegeben zu haben, da ſeine Gegner nur von einem Fauſtſchlag reden. Eine Ohrfeige auf dem neuen Markt koſtet fünf und zwanzig Scudi, ein Fauſtſchlag wenig

Clytemneſtra.

Lebe

Und rette immer Leidende!

Achilles.

Nun höre,

Wie wir's am beſten einzurichten haben.

Clytemneſtra.

Laß hören. Dir gehorch' ich gern.

Achilles.

Zuvor erſt

Muß man es mit dem Vater noch verſuchen.

Clytemneſtra.

Ach, der iſt feig und zittert vor der Menge!

Achilles.

Vernünft'ge Gründe können viel.

Clytemneſtra.

Ich hoffe nichts. Doch ſprich, was muß ich thun?

Achilles.

Fall' ihm zu Füßen! Fleh' ihn an, daß er
Sein Kind nicht tödte. Bleibt er unerbittlich,
Dann komm' zu mir. — Erweichſt du ihn, noch beſſer!
Dann braucht es meines Armes nicht, die Jungfrau
Bleibt leben, ich erhalte mir den Freund;
Auch bei dem Heer vermeid' ich Tadel, hab' ich
Durch Gründe mehr als durch Gewalt geſtritten.
Und ſo wird Alles glücklich abgethan,
Zu deinem und der Freunde Wohlgefallen,
Und meines Armes braucht es nicht.

Clytemneſtra.

Du räthſt

Verſtändig. Es geſchehe wie du meineſt.

oder nichts, es iſt ein braver Junge und erhält ſein Haus durch anhaltende Arbeit. Wollte der Himmel, es gäbe viel ſolche in unſerer Stadt!

Es waren aber einige unter den Rothkappen durch Bitten und falſche Vorſtellungen meiner Feinde bewegt, auch ohnedies von ihrer Parthey, die mich gern ins Gefängniß geſchickt und mir eine ſtarke Strafe auferlegt hätten; aber der gute Prinzivalle gewann die Oberhand und verurtheilte mich vier Maas Mehl, als Almoſen, in ein Kloſter zu geben. Man ließ uns wieder hereinkommen, er verbot mir bey Strafe ihrer Ungnade nicht zu reden und meine Buſe ſogleich zu erlegen. Sie wiederholten ihren derben Verweiß und ſchickten uns zum Aktuarius; ich aber murmelte immer vor mich hin: Ohrfeige! keinen Fauſtſchlag! ſo daß die Achte über mich lachen mußten. Der Aktuarius befahl uns, daß wir einander Bürgſchaft leiſten ſollten. So gingen die andern frey aus und mich allein verdammten ſie in die vier Maas Mehl, welches mir die größte Ungerechtigkeit ſchien. Ich ſchickte nach einem Vetter, der ſich für mich verbürgen ſollte, er aber wollte nicht kommen, darüber wurd' ich ganz raſend, und giftig wie eine Otter, da ich bedachte, wie ſehr dieſer Mann meinem Hauſe verbunden war. Ich faßte mich in meiner Wuth ſo gut ich konnte und wartete, bis das Collegium der Achte zu Tiſche ging. Da ich nun allein war, und niemand von den Gerichtsdienern auf mich acht gab, ſprang ich wüthend aus dem Pallaſt, lief nach meiner Werkſtatt, ergriff einen Dolch und rannte in das Haus meiner Gegner, die ich beym Eſſen fand. Gherardo, der Urheber des Streits, fiel gleich über mich her, ich ſtieß ihm aber den Dolch nach der Bruſt und durchbohrte Rock und Weſte, ſonſt geſchah ihm kein Leid, ob ich gleich dachte, er wäre ſchwer verwundet, weil der Stoß ein gewaltig Geräuſch in den Kleidern machte, und er vor Schrecken zur Erde fiel. Verräther! rief ich aus, heut ſollt ihr alle ſterben!

Vater, Mutter und Schweſter glaubten, der jüngſte Tag ſey gekommen, ſie warfen ſich auf die Knie und flehten ſchreyend um Barmherzigkeit. Da ſie ſich nicht gegen mich vertheidigten und der andere für todt auf der Erde lag, ſchien es mir niedrig ſie zu verletzen. Wüthend ſprang ich die Stiegen hinunter und fand auf der Straße die ganze Sippſchaft beyſammen. Mehr als zwölfe waren herbey gelaufen; einer hatte einen eiſernen Stab, der andere einen Flintenlauf, die übrigen Hämmer und Stöcke; ich fuhr unter ſie hinein wie ein wüthender Stier, und warf vier oder fünfe nieder, ich ſtürzte mit ihnen und führte meinen Dolch bald gegen dieſen, bald gegen jenen; die noch ſtanden ſchlugen tüchtig auf mich zu, und doch lenkte es Gott, daß wir einander keinen Schaden thaten, nur blieb ihnen meine Mütze zurück, auf die ſie, weil ich ihnen entgangen war, wacker zuſchlugen, dann wollten ſie nach ihren Verwundeten und Todten ſehen, aber es war niemand beſchädigt. Ich ging in das Kloſter St. Maria Novella, und gleich begegnete ich dem Bruder Alexius Strozzi, dem ich mich empfahl, ohne ihn zu kennen. Ich bat ihn, mir das Leben zu retten, denn ich hätte einen großen Fehler begangen. Der gute Frater ſagte zu mir: ich ſollte mich nicht fürchten, denn wenn ich alles Uebel auf der Welt angeſtellt hätte, wäre ich doch in ſeiner Kammer vollkommen ſicher. Ohngefähr eine Stunde nachher hatten ſich die Achte auſſerordentlich verſammelt, ſie lieſſen einen ſchrecklichen Bann ausgehen, und drohten dem die größten Strafen, der mich verbärge, oder von meinem Aufenthalt wiſſe, ohne Anſehn des Orts und der Perſon. Mein betrübter armer Vater kam zu den Achten hinein, warf ſich auf die Knie, und bat um Barmherzigkeit; da ſtand einer von ihnen auf und ſchüttelte die Quaſte ſeines Käppchens und ſagte, unter andern beleidigenden Worten, zu meinem Vater: Hebe dich weg und mache daß du fortkommſt! Morgen des Tags ſoll er ſeinen Lohn empfangen. Mein Vater antwortete: was Gottes Wille iſt, werdet ihr thun, und nicht mehr; aber der andre ſagte drauf: das wird wohl Gottes Wille ſeyn. Mein Vater verſetzte dagegen: es iſt mein Troſt, daß ihr das gewiß nicht wißt.

Er kam ſogleich mich aufzuſuchen, mit einem jungen Menſchen von meinem Alter, der Peter Landi hieß, wir liebten uns als leibliche Brüder. Dieſer hatte, unter ſeinem Mantel, einen trefflichen Degen und das ſchönſte Panzerhemd. Mein lebhafter Vater erzählte wie es ihm bey den Achten ergangen ſey, dann küßte er mir die Stirne und beyde Augen, ſegnete mich von Herzen und ſagte: die Macht Gottes ſtehe dir bey! und ſo reichte er mir Degen und Waffen und half mir mit eignen Händen ſie anlegen. Dann fuhr er fort: Lieber Sohn! mit dieſen in der Hand leb oder ſtirb.

Peter Landi hörte indeſſen nicht auf zu weinen und gab mir zehn Goldgulden. Ich ließ mir noch einige Haare aus dem Barte wegnehmen, die eben hervorzukeimen anfingen. Frater Alexius gab mir die Kleidung eines Geiſtlichen und einen Layenbruder zum Begleiter. Ich ging aus dem Kloſter und längſt der Mauer bis auf dem Platz, nicht weit davon fand ich in einem Hauſe einen Freund, entmönchte mich ſogleich, ward wieder Mann, wir beſtiegen zwey Pferde, die man bereit hielt, und ritten die Nacht auf Siena. Als mein Freund zurückkam und meinem Vater meldete, daß ich glücklich entkommen ſey, hatte derſelbe eine unendliche Freude, und konnte nicht erwarten, den von den Achten zu finden, der ihn ſo angefahren hatte. Endlich begegnete er ihm und ſagte: ſeht, Antonio, Gott wußte beſſer als ihr, was aus meinem Sohn werden ſollte. Jener antwortete: Er ſoll uns nur wieder unter die Hände kommen! Indeß, verſetzte mein Vater, will ich Gott danken, der ihn dießmal glücklich errettet hat.

In Siena wartete ich den ordinären Poſtreuter von Rom ab und verdung mich bey ihm, unterwegs begegnete uns ein Courier, der den neu erwählten Pabſt Clemens ankündigte. (1523). In Rom arbeitete ich wieder in der Werkſtatt des Meiſter Santi, der verſtorben war, und deſſen Sohn ſein Gewerb fortſezte, nicht ſelbſt arbeitete, ſondern alles in der Werkſtatt durch einen jungen Menſchen beſorgen ließ, der ſich Lucagnolo von Jeſi nannte. Er war Sohn eines Mailändiſchen Bauren und hatte von Jugend auf bey Meiſter Santi gearbeitet, klein von Statur und wohlgebildet. Dieſer junge Menſch arbeitete beſſer als irgend einer, den ich bis dahin gekannt hatte, mit der größten Leichtigkeit, und zwar nur große Gefäſſe, Becken und ſolche Dinge.

Ich übernahm für den Biſchoff von Salamanka, einen Spanier, Leuchter zu machen, ſie wurden ſehr reich gearbeitet, wie es für ſolche Werke gehört. Ein Schüler Raphaels, Johann Franziskus Penni, mit dem Zunahmen il Fattore, ein trefflicher Mahler und Freund des gedachten Biſchoffs, ſetzte mich bey ihm in Gunſt, man gab mir viel zu arbeiten und ich ward gut bezahlt.

Zu derſelbigen Zeit ging ich an Feſttagen manchmal in der Kapelle des Michelagnolo und manchmal in das Haus des Auguſtin Chigi von Siena, um zu zeichnen. Hier waren die ſchönſten Arbeiten von der Hand des vortrefflichen Mahlers Raphael vom Urbino, und Gismondo Chigi, der Bruder, wohnte daſelbſt. Sie waren ſtolz darauf, wenn junge Leute meines gleichen bey ihnen ſtudiren kamen. Die Frau des gedachten Gismondo, welche ſehr angenehm und äuſſerſt ſchön war, hatte mich oft in ihrem Hauſe geſehen; ſie trat eines Tages zu mir, beſah meine Zeichnungen und fragte, ob ich Mahler oder Bildhauer ſey? Ich antwortete ihr, ich ſey ein Goldſchmied, worauf ſie verſetzte, daß ich zu gut für einen

Goldſchmied zeichnete. Sie ließ ſich durch ihr Kammermädchen eine Lilie von ſchönen Diamanten bringen, die in Gold gefaßt waren, und verlangte, daß ich ſie ſchätzen ſollte. Ich ſchätzte ſie auf achthundert Scudi; ſie ſagte, ich habe es getroffen und fragte, ob ich Luſt hätte, ſie recht gut umzufaſſen? Ich verſicherte, daß ich es mit Freuden thun würde und machte auf der Stelle eine kleine Zeichnung, die ich um deſto beſſer ausführte, je mehr ich Luſt hatte, mich mit dieſer ſchönen und angenehmen Frau zu unterhalten. Als die Zeichnung fertig war, kam eine andere ſchöne, edle Römerin aus dem Hauſe herunter und fragte ihre Freundin, was ſie da mache? Porzia antwortete lächelnd, ich ſehe dieſem wackern jungen Menſchen mit Vergnügen zu, der ſo ſchön als gut iſt. Ich ward roth und verſetzte halb verſchämt und halb muthig: wie ich auch ſey, bin ich bereit Euch zu dienen. Die ſchöne Frau erröthete auch ein wenig und ſagte: Du weißt, daß ich deine Dienſte verlange. Sie gab mir die Lilie und zwanzig Goldgulden, die ſie in der Taſche hatte. Faſſe mir die Steine nach deiner Zeichnung ſagte ſie und bringe mir das alte Gold zurück. Ihre Freundin ſagte darauf: wenn ich in dem jungen Menſchen ſtäke, ſo ging ich in Gottes Nahmen durch. Porzia antwortete: ſolche Talente ſind ſelten mit Laſtern verbunden, er wird das Anſehen eines braven Jünglings nicht zu Schanden machen; ſie nahm ihre Freundin bey der Hand, und, indem ſie ſich umwendete, ſagte ſie mit dem freundlichſten Lächeln: Lebe wohl Benvenuto.

Ich vollendete noch erſt meine Zeichnung, die ich nach Raphaels Jupiter angefangen hatte, dann ging ich, ein kleines Wachsmodell zu machen und zu zeigen, wie die Arbeit werden ſollte. Ich wieß es den beyden Damen, die mich ſo ſehr lobten und mir ſo artig begegneten, daß ich kühn genug war zu verſprechen, die Arbeit ſolle doppelt ſo ſchön als das Modell werden. So machte ich mich daran, und endigte das Werk in zwölf Tagen, zwar wieder in Geſtalt einer Lilie, aber mit ſo viel Masken, Kindern und Thieren gezieret, und ſo ſorgfältig emaillirt, daß die Diamanten dadurch einen doppelten Werth erhielten.

Indeſſen ich daran arbeitete, war der geſchikte Lucagnolo mit mir unzufrieden und behauptete: es würde mir zu viel mehr Nutzen und Ehre gereichen, wenn ich ihm an ſeinen ſilbernen Gefäſſen hülfe; ich aber behauptete, daß Arbeiten, wie die meine, nicht alle Tage kämen, und daß man damit eben ſo viel Ehre und Geld erwerben könne. Er lachte mich aus und ſagte: wir wollen ſehen! Ich habe dieſes Gefäß zugleich mit dir angefangen, und denke auch mit dir zu endigen, wir können alsdann vergleichen, was wir beyde gewinnen. Ich ſagte es würde mich freuen, mit einem ſo geſchickten Manne in die Wette zu arbeiten, und ſo bückten wir, ein wenig verdrießlich, unſere Köpfe über die Arbeit und hielten uns beyde ſo fleißig daran, daß, in zehn Tagen ohngefähr, jeder mit aller Kunſt und Reinlichkeit ſein Werk geendigt hatte.

Das Gefäß des Lucagnolo ſollte dem Pabſt Klemens bey Tafel dienen, um Knochen und Schaalen der Früchte hinein zu werfen, überhaupt mehr zur Pracht als zur Nothwendigkeit. Es war mit zwey ſchönen Henkeln geziert und mit vielen Masken, großen und kleinen, und mit den ſchönſten Blättern; alles von ſolcher Zeichnung und Zierde, als man nur wünſchen konnte. Ich verſicherte in meinem Leben nichts ſchöners geſehen zu haben!

Lucagnolo glaubte ich habe meinen Sinn verändert, lobte gleichfalls meine Arbeit, ſagte aber: den Unterſchied werden wir bald ſehen. Er trug ſein Gefäß zum Pabſt und ward nach dem Maaßſtab dieſer groſſen Arbeiten bezahlt; indeſſen trug ich meinen Schmuck zur Frau Porzia, die mich mit großer Verwunderung verſicherte, daß ich mein Verſprechen weit übertreffen habe, ich ſolle für meine Arbeit was ich wolle verlangen, denn ſie glaube nicht mich belohnen zu können, und wenn ſie im Stande wäre mir ein Landgut zu ſchenken. Ich verſetzte, meine größte Belohnung ſey ihr Beyfall, ich verlange keine andere, und ſo wollte ich mich ihr empfehlen.

Porzia ſagte darauf zu ihrer Freundin: ſehet, wie ſich in Geſellſchaft ſeiner Talente auch die Tugenden befinden, und ſo ſchienen beyde Frauen verwundert zu ſeyn. Darauf ſagte Porzia: du haſt wohl ſagen hören, wenn der Arme dem Reichen ſchenkt, ſo lacht der Teufel. Ich verſetzte, der Böſe habe Verdruß genug, diesmal möchte er immer lachen. Darauf ging ich weg und ſie riefen mir nach: er ſolle den Spaß nicht haben.

Als ich in die Werkſtätt zurückkam zeigte Lucagnolo eine Rolle Geld und ſagte: laß nun einmal deinen Verdienſt neben dem meinigen ſehen. Ich erſuchte ihn, bis auf den nächſten Tag zu warten, da ich denn, weil ich mich in meiner Arbeit ſo brav wie er in der ſeinigen gehalten hätte, auch in Abſicht der Belohnung nicht mit Schande zu beſtehen hoffte.

Den andern Tag kam ein Hausmeiſter der Frau Porzia, rief mich aus der Werkſtatt, und gab mir eine Rolle Geld. Sie wolle nicht, ſagte er, daß der Teufel ſich gar zu luſtig machen ſollte; doch ſeye das, was ſie mir ſchicke, weder mein ganzes Verdienſt noch die ganze Belohnung. Er ſetzte noch mehr freundliche Worte hinzu, wie eine ſolche vortreffliche Dame ſich ausdrückt. Lucagnolo konnte nicht erwarten, meine Rolle mit der ſeinigen zu vergleichen, und brachte ſie, ſobald ich zurückkam, in Gegenwart von zwölf Arbeitern und andern Nachbarn, die, auf die Entſcheidung des Streits neugierig, herbeygekommen waren, hervor, lachte verächtlich, ſagte drey oder viermal Au! und goß mit vielem Lärm ſein Geld auf die Tafel aus. Es waren fünf und zwanzig Scudi in Münze. Mich hatten ſein Geſchrey, ſeine Blicke, die Späſſe und das Gelächter der Umſtehenden ein wenig irre gemacht, ich ſchielte nur in die Hülſe hinein und da ich merkte, daß es lauter Gold war, hub ich, am andern Ende der Tafel, mit niedergeſchlagenen Augen und ohne Geräuſch, mit beyden Händen, meine Rolle ſtark in die Höhe, und ließ das Geld wie aus einem Mühltrichter auf den Tiſch laufen. Da ſprangen noch die Hälfte ſo viel Stücke als bey ihm hervor, und alle Augen, die mich erſt mit einiger Verachtung angeblickt hatten, wendeten ſich auf ihn. Man rief: hier ſiehts viel beſſer aus; hier ſind Geldſtücke und die Hälfte mehr.

Ich dachte er wollte für Neid und Verdruß auf der Stelle umkommen, und ob er gleich als Meiſter den dritten Theil meines Verdienſtes erhielt; ſo kannte er ſich doch nicht vor Boßheit. Auch ich war verdrießlich und ſagte: jeder Vogel ſinge nach ſeiner Weiſe. Er verfluchte darauf ſeine Kunſt und den, der ſie ihn gelehrt hatte und ſchwur, er wolle keine großen Arbeiten mehr machen, ſondern ſich auf ſolche Lumpereyen legen, da ſie ſo gut bezahlt würden. Ich antwortete darauf: er möchte es immer verſuchen, aber ich ſagte ihm voraus: ſeine Arbeiten wollte ich wohl auch machen, aber dieſe Lumpereyen würden ihm nicht gelingen. So ging ich erzürnt weg und ſchwur, ich wolle es ihm ſchon zeigen. Die Umſtehende gaben ihm laut Unrecht und ſchalten ihn, wie ers verdiente, von mir aber ſprachen ſie, wie ich mich erwieſen hatte.

Den andern Tag ging ich Mad. Porzia zu danken und ſagte, daß ſie, gerade umgekehrt, anſtatt dem Teufel Gelegenheit zum lachen zu geben, Urſache wäre, daß er nochmals Gott verläugnete. Wir lachten freundlich zuſammen und ſie beſtellte bey mir noch mehr ſchöne und gute Arbeiten.

Mißlingt mir's aber — wo ſeh' ich dich wieder?
Wo find' ich Aermſte dieſen Heldenarm,
Die letzte Stütze noch in meinem Leiden?

Achilles.

Wo's meiner Gegenwart bedarf, werd' ich
Dir nahe ſeyn, und dir's erſparen, vor
Dem Heer der Griechen dich und deine Ahnherrn
Durch Jammer zu erniedrigen. So tief
Herunter müßte Tyndars Blut nicht ſinken:
— Ein großer Name in der Griechen Land [illegible].

Clytemneſtra.

Wie dir's gefällt. Ich unterwerfe mich.
Und, gibt es Götter, Trefflichſter! dir muß
Es wohlergehn. Gibt's keine — warum leid' ich?

(Achilles und Clytemneſtra gehen ab.)

Vierte Zwiſchenhandlung.

Chor.

Wie lieblich erklang
Der Hochzeitgeſang,
Den zu der Cither tanzluſtigen Tönen,
Zur Schalmei und zum libyſchen Rohr
Sang der Kamönen
Verſammelter Chor
Auf Peleus Hochzeit und Thetis, der Schönen!

Zu derſelben Zeit verſchaffte mir Franz Penni abermals Arbeit vom Biſchoff von Salamanka. Dieſer Herr wollte zwey groſſe Waſſerkeſſel von gleicher Gröſſe auf die Kredenztiſche haben, den einen ſollt' ich, den andern Lucagnolo machen, und, wie es bey ſolchen Werken gebräuchlich war, gab uns Penni die Zeichnungen dazu.

So legte ich mit der größten Begierde Hand an das Gefäß. Ein Mailänder hatte mir ein Eckchen in ſeiner Werkſtatt gegeben, dabey überſchlug ich mein Geld und ſchickte, was ich entbehren konnte, meinem Vater, der, als es ihm in Florenz ausgezahlt wurde, zufällig jenem unfreundlichen Mitglied der Achte begegnete, deſſen Söhne ſich ſehr ſchlecht aufführten. Mein Vater ließ ihn ſein Unrecht und mein Glück recht lebhaft empfinden, wie er es denn mir auch gleich mit Freuden ſchrieb und mich dabey um Gottes willen bat, daß ich doch von Zeit zu Zeit blaſen und das ſchöne Talent, das er mich mit ſo vieler Mühe gelehrt hätte, nicht vernachläſſigen ſollte. Ich nahm mir vor, ihm noch vor ſeinem Ende die Freude zu machen, daß er mich recht gut ſollte blaſen hören, in Betrachtung da ja Gott ſelbſt, wenn wir ihn darum bitten, uns ein erlaubtes Vergnügen gewährt.

Indeſſen ich an dem Gefäß des Salamanka arbeitete hatte ich, zu meiner Beyhülfe, nur einen Knaben, den ich auf inſtändiges Bitten meiner Freunde, halb wider Willen, zu meiner Aufwartung genommen hatte. Er war ungefähr vierzehn Jahr alt, hieß Paulin und war der Sohn eines Römiſchen Bürgers, der von ſeinen Einkünften lebte. Paulin war ſo glücklich gebohren, der ehrbarſte und ſchönſte Knabe, den ich im Leben geſehen hatte, ſein gutes Weſen, ſein angenehmes Betragen, ſeine unendliche Schönheit, ſeine Anhänglichkeit an mich waren die gerechten Urſachen, daß ich ſo große Liebe für ihn empfand, als die Bruſt eines Menſchen faſſen kann. Dieſe lebhafte Neigung bewog mich, um dieſes herrliche Geſicht, das von Natur ernſthaft und traurig war, erheitert zu ſehen, manchmal mein Hörnchen zur Hand zu nehmen. Denn wenn er mich hörte, ſo lächelte er ſo ſchön und herzlich, daß ich mich gar nicht mehr über jene Fabeln verwunderte, welche die Heiden von ihren Göttern des Himmels erzählten. Ja gewiß, wenn er zu jener Zeit gelebt hätte, ſo würde er die Menſchen ganz auſſer ſich gebracht haben. Er hatte eine Schweſter, die ſo ſchön war wie er und Fauſtina hieß, der Vater führte mich oft in ſeinen Weinberg, und ich konnte merken, daß er mich gern zu ſeinem Schwiegerſohn gehabt hätte. Durch dieſe Veranlaſſung bließ ich mehr als gewöhnlich.

Um dieſe Zeit ließ mich ein gewiſſer Jacob von Ceſena, ein trefflicher Muſikus, der bey dem Pabſte in Dienſten war, fragen, ob ich ihnen am erſten Auguſt helfen und den Sopran blaſen wollte? ſie hätten auf dieſen Tag die ſchönſten Stücke zu des Papſtes Tafelmuſik ausgeſucht.

So ein großes Verlangen ich trug, mein ſchönes, angefangenes Gefäß zu endigen, ſo reizte mich doch die Muſik, als eine wunderbare Sache an ſich, wobey ich zugleich meinem Vater zu gefallen dachte, und ich nahm mir vor von der Geſellſchaft zu ſeyn. Acht Tage vorher probirten wir täglich zwey Stunden und gingen ſodann am Feſttage ins Belvedere und bließen, als der Pabſt ſpeiſte, die geübten Motetten, ſo daß der Pabſt ſagte, er habe keine angenehmere Muſik gehört. Er rief jenen Jacob von Ceſena zu ſich und fragte ihn: wie er es angefangen habe um einen ſo guten Sopran zu finden, und fragte ihn genau wer ich wäre; als er meinen Nahmen erfuhr, ſagte er: iſt das ein Sohn des Meiſter Johannes? den will ich in meine Dienſte haben. Jacob verſetzte, er wird ſchwer zu bereden ſeyn, denn er iſt ein Goldſchmied, ſehr fleißig bey ſeiner Kunſt, in der er vortrefflich arbeitet, und die ihm mehr einbringt, als die Muſik nicht thun würde. Deſto beſſer, verſetzte der Pabſt, daß er noch ein anderes Talent hat, das ich nicht erwartete, er ſoll ſeine Beſoldung, wie die übrigen empfangen, und mir dienen; in ſeiner andern Profeſſion will ich ihm auch ſchon zu arbeiten geben. Darauf reichte ihm der Pabſt ein Schnupftuch mit hundert Goldgulden, unter uns zu vertheilen. Jacob wiederholte uns des Pabſtes Rede, und theilte das Geld unter uns Achte. Als er mir meinen Theil gab ſagte er: ich will dich in unſere Zahl einſchreiben laſſen! Ich verlangte Bedenkzeit bis morgen.

Da ich allein war, dachte ich hin und her ob ich die Stelle annehmen ſollte? denn ich ſah wohl welchen Schaden meine Kunſt darunter leiden würde. Die folgende

Nacht erſchien mir mein Vater im Traume, und bat mich mit den liebevollſten Thränen, daß ich, um Gott und um ſeinetwillen, doch das Anerbieten annehmen möchte. Ich glaubte ihm zu antworten, daß ich es auf keine Weiſe thun könne; ſchnell erſchreckte mich ſeine fürchterliche Geſtalt, er drohte mir mit ſeinem Fluch, wenn ich es ausſchlüge, und verſprach mir, wenn ich gehorchte, ſeinen ewigen Seegen. Kaum war ich erwacht, ſo lief ich, mich einſchreiben zu laſſen, und meldete es meinem Vater, der aus übergroſſer Freude darüber, beynahe den Tod gehabt hätte. Er ſchrieb mir, daß auch er beynah daſſelbe geträumt habe, und ich glaubte nun, da ich das billige Verlangen meines Vaters erfüllt hatte, daß mir auch alles zu Glück und Ehre gereichen müſſe.

Inzwiſchen arbeitete ich, mit großer Sorgfalt, das angefangene Gefäß für den Biſchoff von Salamanka zu endigen. Er war ein trefflicher Mann, ſehr reich, aber ſchwer zu befriedigen, er ſchickte täglich, um zu erfahren was ich machte, und wenn der Abgeordnete mich nicht fand, war er wüthend, und drohte: er wolle mir die Arbeit wegnehmen, und ſie durch einen andern endigen laſſen. Daran war denn doch das verdammte Blaſen ſchuld, denn übrigens arbeitete ich doch Tag und Nacht mit dem größten Fleiße, ſo, daß ich dem Biſchoff das Gefäß wenigſtens zeigen konnte.

Aber ich hatte es darum nicht beſſer, denn nun ward erſt ſeine Luſt ſo groß, daß ich viel Unbequemlichkeit davon empfand. Nach drey Monaten war das Gefäß endlich fertig, mit ſo viel ſchönen Thieren, Laubwerk und Masken, als man ſich vorſtellen kann. Sogleich ſchickte ich es durch meinen Paulin zu Lucagnolo, dem der Knabe mit ſeiner gewöhnlichen Zierlichkeit ſagte: hier ſchickt euch Benvenuto ſein Verſprechen und eure H****eien, er hofft von euch bald auch ſeine Lumpereien zu ſehn. Lucagnolo nahm das Gefäß in die Hand, und nachdem er es lang genug betrachtet hatte, ſagte er zu Paulin: ſchöner Knabe! ſage deinem Herrn daß er ein trefflicher Mann iſt, er ſoll mein Freund ſeyn, und das übrige auf ſich beruhen laſſen. Der gute Knabe brachte mir freudig die Bothſchaft, das Gefäß wurde zu Salamanka getragen, der verlangte, daß es geſchätzt werden ſollte. Lucagnolo kam dazu, ſeine Schätzung war ehrenvoll, und ſein Lob weit größer, als ichs zu verdienen glaubte. Salamanka nahm das Gefäß, und ſagte in ſpaniſcher Manier: bey Gott, er ſoll ſo lange auf die Zahlung warten, als er mich mit der Arbeit hat warten laſſen. Hierüber ward ich äuſſerſt verdrießlich, ich verfluchte ganz Spanien, und jeden der dem Volke wohlwollte.

Unter andern Zierrathen daran, war ein Henkel von Einem Stücke auf das zarteſte gearbeitet, der durch Hülfe einer gewiſſen Stahlfeder grade über der Oefnung des Gefäßes gehalten wurde. Eines Tages zeigte der Biſchoff, mit großer Zufriedenheit, einigen ſeiner Spanier dieſes Gefäß, einer ſeiner Edelleute mochte mit dem Henkel nicht auf das feinſte umgegangen ſeyn, die zarte Feder konnte ſeiner bäuriſchen Gewalt nicht widerſtehen, und der Henkel brach ab. Der Biſchoff war ſchon weggegangen, und der Edelmann, äuſſerſt erſchrocken, bat den Mundſchenken: er möchte doch geſchwind das Gefäß zum Meiſter tragen, damit es ſchnell wieder hergeſtellt würde, es möchte koſten was es wollte. So kam mir dieß Gefäß wieder in die Hände, ich verſprach es ſchnell zu ergänzen und that es auch, denn zu Mittag war es mir gebracht worden, und zwey Stunden vor Nacht hatte ich es ſchon fertig. Nun kam der Mundſchenk wieder, eilig und im Schweiß, denn der Herr hatte es nochmals verlangt um es andern Gäſten zu zeigen. Der Mundſchenk ließ mich nicht zum Worte kommen und rief: nur ſchnell! ſchnell das Gefäß her! Ich, der ich keine Luſt hatte es heraus zu geben, ſagte nur: ich habe keine Eile.

Er kam darüber in ſolche Wuth, daß er mit der einen Hand nach dem Degen griff und mit der andern gewaltſam in die Werkſtatt eindringen wollte. Ich widerſetzte mich ihm mit den Waffen in der Hand, und ließ es an heftigen Reden nicht fehlen. Ich geb' es nicht heraus! rief ich, geb' ſage deinem Herrn daß ich Geld für meine Bemühung haben will, ehe es wieder aus meinem Laden kommt. Da er ſahe, daß ſein Drohen nichts half, bat er mich, wie man das heilige Creuz anzurufen pflegt, und verſprach, wenn ich es heraus gäbe, wollte er mir zu meiner Bezahlung verhelfen. Ich veränderte darum meinen Vorſatz nicht, und da ich ihm immer daſſelbe antwortete, verzweifelte er endlich, und ſchwur mit ſo viel Spaniern wieder zu kommen, daß ſie mich in Stücken hauen ſollten, und ſo lief er fort. Da ich ſie nun zu ſolcher Mordthat fähig hielte, nahm ich mir vor, mich lebhaft zu vertheidigen, nahm meine Jagdbüchſe zur Hand und dachte: wenn mir jemand meine Sachen und meine Mühe rauben will, ſo kann ich ja wohl das Leben daran wagen. Da ich ſo mit mir zu Rathe ging, erſchienen viele Spanier mit dem Haushofmeiſter, der auf ungeſtüm ſpaniſche Weiſe befahl ſie ſollten hinein dringen. Darauf zeigte ich ihm die Mündung der Büchſe, mit geſpanntem Hahn und ſchrie mit lauter Stimme: nichtswürdige Verräther und Meuchelmörder! ſtürmt man ſo Häuſer und Läden in Rom? ſo viel ſich von euch Spitzbuben dieſer Thüre nähern, ſo viel will ich mit dieſer Büchſe todt hinſtrecken. Ich zielte ſogleich auf den Haushofmeiſter und rief: du Erzſchelm, der du ſie ſtifteſt, ſollſt mir zuerſt ſterben. Schnell gab er ſeinem Pferde die Sporn und floh mit verhängtem Zügel. Ueber dieſen großen Lerm waren alle Nachbarn herausgekommen, und eben gingen auch einige römiſche Edelleute vorbey und ſagten: ſchlag die Hunde nur todt, wir wollen dir helfen. Dieſe kräftigen Worte jagten meinen Gegnern große Furcht ein, ſie ſahen ſich genöthigt zu fliehen und ihrem Herrn den Fall mit allen Umſtänden zu erzählen. Der ſtolze Mann machte ſeinen Bedienten und Officianten heftig herunter, theils weil ſie einen ſolchen Exzeß begangen, theils weil ſie den Handel, den ſie einmal angefangen hatten, nicht beſſer durchſezten.

Franz Penni, der in der ganzen Sache den Mittelsmann gemacht hatte, kam dazu und Monſignor ſagte zu ihm: er könne mir nur melden daß wenn ich ihm das Gefäß nicht geſchwind brächte, ſo ſollten meine Ohren das größte Stück ſeyn, das an mir bleibe; brächte ich das Gefäß gleich, ſo ſollte ich die Zahlung erhalten. Ich fürchtete mich keineswegs, und ließ ihm wiſſen, daß ich die Sache gleich an den Pabſt bringen würde. Indeſſen waren wir beyde kälter geworden, einige römiſche Edelleute ſchlugen ſich ins Mittel und verbürgten ſich daß er mich nicht beleidigen, vielmehr mir die Zahlung meiner Arbeit leiſten würde. Darauf machte ich mich auf den Weg in meinem Panzerhemde und mit einem großen Dolche; ſo kam ich in das Haus des Biſchoffs, der ſein ganzes Geſinde hatte auftreten laſſen. Ich hatte meinen Paulin an der Seite, der das Gefäß trug, und es war als wenn ich durch den Thierkreiß zu gehen hätte, einer ſah aus wie der Löwe, einer wie der Scorpion, andere glichen dem Krebs, bis wir endlich vor den Pfaffen ſelbſt kamen; der ſprudelte äuſſerſt pfäffiſche und überſpaniſche Worte hervor. Ich hub den Kopf nicht auf, ihn anzuſehen und antwortete nicht; darüber wurde er noch giftiger, ließ ein Schreibzeug bringen und befahl mir ich ſollte quittiren daß ich bezahlt und mit ihm wohl zufrieden ſey. Darauf hob ich den Kopf auf und ſagte ihm: ich würde es gerne thun, wenn ich nur erſt mein Geld hätte. Der Biſchoff ereiferte ſich noch mehr und fuhr fort zu drohen und zu ſchreyn, endlich zahlte man mir erſt das Geld, dann ſchrieb ich, und munter und zufrieden ging ich von dannen.

Pabſt Clemens vernahm die Geſchichte und hatte große Freude daran. Man hatte ihm vorher das Gefäß, aber nicht als meine Arbeit gezeigt, und nun ſagte er öffentlich: daß er mir ſehr wohl wolle, ſo daß Monſignor Salamanka ſein übles Betragen bereute, und, um mich wieder anzukörnen, mir durch Franz Penni ſagen ließ: daß er mir noch große Werke auftragen wolle. Ich antwortete, daß ich ſie gerne übernehmen würde, aber voraus die Bezahlung verlange.

Auch dieſe Worte kamen zu den Ohren des Pabſtes, der herzlich darüber lachte. Kardinal Cibo war eben gegenwärtig, dem der Pabſt die Händel zwiſchen mir und Salamanka erzählte, dann wandte er ſich zu ſeinen Leuten und befahl, daß man mir immer ſollte für den Pallaſt zu thun geben. Kardinal Cibo ſelbſt ſchickte zu mir, und, nachdem er mir viel angenehmes geſagt hatte, beſtellte er ein Gefäß, größer als das für Salamanka, ſo gaben mir auch die Kardinäle Cornaro und beſonders Ridolphi und Salviati vieles zu verdienen.

Madonna Porzia Chigi trieb mich daß ich ſelbſt eine Werkſtatt eröfnen ſollte; ich folgte ihr und fuhr fort für dieſe treffliche Frau zu arbeiten, und vielleicht iſt ſie die Urſache, daß ich mich in der Welt als etwas gezeigt habe.

Ich gewann die Freundſchaft des Herrn Gabriel Ceſarini, der Gonfalonier von Rom war, für dieſen Herrn machte ich viele Werke, unter andern eine große Medaille von Gold, an einem Hute zu tragen. Darauf war Leda mit dem Schwane zu ſehen. Sehr zufrieden mit meiner

Arbeit, wollte er ſie ſchäzen laſſen, um mich nach Verdienſt zu bezahlen. Sie war mit größter Sorgfalt gemacht, und die Meiſter ſchätzten ſie viel höher als er geglaubt hatte. So behielt er meine Arbeit in der Hand, und zauderte mich zu bezahlen. Faſt wäre mirs damit, wie mit dem Gefäß von Salamanka gegangen.

Da ich mein Leben beſchreiben will, ſo muß ich andere Dinge, die ſich zwar nicht auf meine Profeſſion beziehen, doch im Vorbeygehen bemerken. Am Feſte unſers Patrons St. Johann, aßen viele Florentiner zuſammen, von verſchiedenen Profeſſionen, Mahler, Bildhauer und Goldſchmiede, unter andern angeſehenen Leuten war Roſſo, der Mahler und Penni, Raphaels Schüler dabey. Ich hatte ſie eigentlich zuſammen gebracht. Sie lachten und ſcherzten, wie es geſchieht, wenn viele Männer beyſammen ſind, die ſich eines gemeinſamen Feſtes erfreuen. Zufällig ging ein tollköpfiger junger Menſch vorbey, der Travaccio hieß, und Soldat unter Rienzo da Ceri war. Da er uns ſo luſtig hörte, ſpottete er auf eine unanſtändige Weiſe über die florentiniſche Nation. Ich hielt mich für den Anführer ſo vieler geſchickten und braven Leute, und konnte das nicht hingehen laſſen; ſtill, und ohne daß es jemand bemerkte, erreichte ich ihn noch, er ging mit ſeiner Liebſten und um ſie zum Lachen zu bringen, ſezte er ſein albernes Geſchwäze fort. Ich ſtellte ihn zur Rede und fragte ihn, ob er der Freche ſey, der ſchlecht von der florentiniſchen Nation ſpreche? Er antwortete ſchnell: ich bins! Drauf ſchlug ich ihn ins Geſicht und

Wo die Becher des Nektars erklangen
Auf des Pelion wolkigem Kranz,
Kamen die zierlich gelockten und ſchwangen
Goldene Sohlen im flüchtigen Tanz.
Mit dem melodiſchen Jubel der Lieder
Feierten ſie der Verbundenen Glück,
Der Berg der Centauren hallte ſie wider,
Pelions Wald gab ſie ſchmetternd zurück.
Unter den Freuden
Des feſtlichen Mahls
Schöpfte des Nektars himmliſche Gabe
Jovis Liebling, der phrygiſche Knabe,
In die Bäuche des goldnen Pokals.
Fünfzig Schweſtern der Göttlichen hüpften
Luſtig daneben im glänzenden Sand,
Tanzten den Hochzeitreigen und knüpften
Reizende Ring' mit verſchlungener Hand.

Gegenſtrophe.

Grüne Kronen in dem Haar,
Und mit fichtenem Geſchoſſe,
Menſchen oben, unten Roſſe,
Kam auch der Centauren Schaar,
Angelockt von Bromius Pokale
Kamen ſie zum Göttermahle.

Heil dir, hohe Nereide!
Sang mit lautem Jubelliede
Der Theſſalierinnen Chor;
Heil dir! ſang der Mädchen Chor,

ſagte: das bin ich! und ſogleich waren unſere Degen gezogen. Aber kaum war der Handel begonnen, als ſich viele dazwiſchen legten, und, da ſie die Sache vernahmen, mir recht gaben.

Den andern Tag wurde mir eine Ausforderung von ihm zugeſtellt, ich nahm ſie freudig an und ſagte: damit wollte ich wohl eher als mit einem Werke meiner andern Kunſt fertig werden. Sogleich ging ich zu einem Alten der Bevilaqua hieß, er hatte den Ruf der erſte Degen von Italien geweſen zu ſeyn, denn er hatte ſich wohl zwanzigmal geſchlagen, und war immer mit Ehren aus der Sache geſchieden. Dieſer brave Mann hatte viel Freundſchaft für mich, er kannte mich und mein Talent in der Kunſt und hatte auch mir bey fürchterlichen Händeln beygeſtanden. Er pflegte zu ſagen: Mein Benvenuto! wenn du mit dem Kriegsgott zu thun hätteſt, ſo bin ich gewiß, du würdeſt mit Ehren beſtehen, denn ſo viel Jahre ich dich kenne, habe ich dich noch keinen ungerechten Handel anfangen ſehen. So nahm er Theil an meinem Unternehmen und führte uns auf den Platz, wo wir, doch ohne Blutvergießen, mit Ehren den Streit endigten. Ich übergehe viele ſchöne Geſchichten dieſer Art um von meiner Kunſt zu reden, um derentwillen ich eigentlich ſchreibe, und ich werde darin nur zu viel zu ſagen haben.

Man weiß wie ich aus einem löblichen Wetteifer mich nicht allein auf die Art zu arbeiten des Lucagnolo legte, und dabey die Kunſt des Juweliers nicht verſäumte; eben ſo ſuchte ich auch die Geſchicklichkeiten anderer, Künſtler nachzuahmen. Es war zur ſelbigen Zeit in Rom ein treflicher Peruginer, mit Nahmen Lautitio, der nur eine Profeſſion trieb, in dieſer aber auch einzig war. Es iſt gewöhnlich daß in Rom jeder Kardinal ſein Wappen im Siegel führt. Dieſe Siegel ſind groß, wie die ganze Hand eines zehnjährigen Knaben, und da in dem Wappen viele Figuren vorkommen, ſo bezahlt man für ein ſolches hundert und mehr Scudi. Auch dieſem braven Manne wünſchte ich nachzueifern, obgleich dieſe Kunſt ſehr von denen entfernt war, die ein Goldſchmied nöthig hat, auch verſtand Lautitio nichts als nur das Siegelgraben, und ſo legte ich mich auch unvermuthet auf dieſe Kunſt, ſo ſchwer ich ſie auch fand. Dann war in Rom ein anderer trefflicher Künſtler, er arbeitete bloß getriebene Medaillen von Metallblech und andere Dinge dieſer Art, er machte einige Friedensbilder in halb erhobener Arbeit, auch Cruzifixe einen Palm groß, von dem zarteſten Goldblech, auf das vortrefflichſte gearbeitet, und ich wünſchte ihm mehr als jemand nachzueifern. Ueberdieß fanden ſich andere Meiſter, welche Stahlſtempel, durch welche man die ſchönen Münzen hervorbringt, verfertigten. Alle dieſe verſchiedenen Arbeiten unternahm ich, und ſuchte ſie unermüdet zur Vollkommenheit zu bringen. Auch die ſchöne Kunſt des Emaillirens ließ ich mir angelegen ſeyn, und nahm mir darin einen unſerer Florentiner der Amerigo hieß, den ich niemals perſönlich gekannt hatte, zum Vorbild. Niemand hat ihn, daß ich wüßte, erreicht. Auch dieſe ſchwere Bemühungen übernahm ich, wo man ſeine ganze Arbeit und die Frucht ſeines Fleißes, zuletzt dem Feuer überlaſſen muß das alles wieder verderben kann; aber die Freude die ich daran hatte, machte daß ich die großen Schwierigkeiten für ein Ausruhen anſahe. Denn Gott und die Natur haben mir die glücklichſte Gabe, eine ſo gute und wohl proportionirte Komplexion gegeben, daß ich damit frey, alles was mir in den Sinn kam ausrichten konnte. Was ich in dieſen ſo ganz verſchiedenen Profeſſionen geleiſtet habe, werde ich an ſeinem Orte anzeigen.

Zu dieſer Zeit, ich war ohngefähr drey und zwanzig Jahr alt, wüthete in Rom eine peſtilenzialiſche Krankheit, viele Tauſende ſtarben jeden Tag, und dadurch geſchreckt, begab ich mich in eine gewiſſe Lebensart, die ich gemüthlich fand, und zwar durch folgenden Anlaß. An Feſttagen ging ich gewöhnlich nach Alterthümern aus, und ſtudirte nach ihnen, entweder in Wachs oder mit Zeichnen. Weil ſich nun viele ſchöne Sachen in den Ruinen finden, und dabey viele Tauben niſten, fand ich Vergnügen meine Büchſe gegen ſie zu gebrauchen. Nun gab ich öfters, aus Furcht vor der Peſt, und um allen menſchlichen Umgang zu fliehn, meinem Paulin das Gewehr auf die Schulter und wir gingen allein nach jenen Alterthümern aus, und wir kamen gewöhnlich mit einer großen Beute nach Hauſe. Ich lud immer nur eine Kugel in das Gewehr, und es vergnügte mich durch Kunſt und Geſchicklichkeit ſo große Jagd zu machen. Ich hatte mir ſelbſt meine Büchſe eingerichtet, ſie war von außen und innen ſpiegelglat, dazu machte ich mir ſelbſt das feinſte Schießpulver, wobey ich Geheimniſſe fand, die noch niemand entdeckt hatte; ich will nur dieſen Wink geben, daß ich mit dem fünften Theil des Gewichts der Kugel, mit meinem Pulver auf zweihundert Schritte einen weiſſen Punct traf, worüber ſich die, welche das Handwerk verſtehen, gewiß verwundern werden.

So ein großes Vergnügen fand ich an dieſer Uebung, daß ſie mich manchmal von meiner Kunſt und von meinen Studien zu entfernen ſchien, allein ich zog von der andern Seite daraus wieder großen Vortheil, denn ich verbeſſerte dadurch meine Lebenskräfte und die Luſt war mir ſehr heilſam, da ich von Natur zur Melancholie geneigt bin. Dieſes Vergnügen erfreute mir gleich das Herz, ich ward geſchickter zur Arbeit, und mein Talent zeigte ſich mehr als wenn ich immer bey meinen Studien und Uebungen blieb, ſo daß mir am Ende meine Büchſe mehr zum Vortheil als zum Nachtheil gereichte.

Bey dieſer Gelegenheit hatte ich auch die Bekanntſchaft mit Antiquitätenſuchern gemacht, die den lombardiſchen Bauern aufpaßten, welche zu beſtimmten Zeiten nach Rom kamen, um die Weinberge zu bearbeiten, und im Umwenden des Erdreichs immer alte Medaillen, Achate, Praſem, Carniole und Cameen fanden, manchmal hatten ſie ſogar das Glück, Edelſteine, zum Beyſpiel Smaragde, Sapphire, Diamanten und Rubinen auszugraben. Jene Aufſucher kauften gewöhnlich ſolche Dinge von den Bauern für geringes Geld, und indem ich ſie öfters auf der Stelle antraf, zahlte ich ihnen oft ſo viele Goldgulden als ſie Julier dafür gegeben hatten. Ich verhandelte dieſe Dinge wieder, und, ob ich dabey gleich wieder Zehen gegen Eins gewann, machte ich mir dadurch faſt alle Kardinäle zu Freunden. Um nur von den ſeltenſten Stücken zu reden, die mir in die Hand fielen, nenne ich den Kopf eines Delphins, groß, wie eine mäßige Bohne, in dem ſchöngefärbteſten Smaragd, einen Minervenkopf in Topas, einer ſtarken Nuß groß, einen Camee mit Herkules und Cerberus, ein Werk das unſer großer Michelagnolo höchlich bewunderte. Unter vielen Münzen erhielt ich einen Jupiterskopf von der größten Schönheit und auf der andern Seite waren einige gleich treffliche Figuren gebildet.

Daß ich hier noch eine Geſchichte erzähle, die früher vorfiel! Es kam ein großer Chirurgus nach Rom, der Meiſter Jacob da Carpi hieß, dieſer treffliche Mann curirte unter andern, beſonders deſperate franzöſiſche Uebel; er verſtand ſich ſehr auf Zeichnung, und da er eines Tages vor meiner Werkſtatt vorbey ging, ſahe er zufälliger Weiſe einige Zeichnungen, worunter ſich wunderliche Vaſen befanden, die ich zu meinem Vergnügen erfunden hatte, ſie waren ganz verſchieden von allem was man bis dahin geſehen hatte. Meiſter Jacob verlangte, ich ſollte ſie ihm von Silber machen, welches ich äußerſt gern that, weil ich dabey meinen Grillen folgen konnte, er bezahlte mir ſie gut; aber hundertfach war die Ehre, die ſie mir verſchafften. Denn die Goldſchmiede lobten die

Arbeit über die Maaſen, und ich hatte ſie nicht ſobald ihrem Herrn übergeben, als er ſie dem Pabſt zeigte und den andern Tag verreißte. Er war ſehr gelehrt und ſprach zum Erſtaunen über die Medicin. Der Pabſt verlangte, er ſollte in ſeinen Dienſten bleiben, aber er ſagte: er wolle in keines Menſchen Dienſte treten, und wer ihn nöthig hätte ſollte ihn aufſuchen. Es war ein verſchlagener Mann und er that wohl von Rom wegzugehen, denn wenige Monate darauf befanden ſich alle, die er curirt hatte, viel ſchlimmer als vorher, ſie hätten ihn umgebracht, wenn er geblieben wäre.

Er zeigte meine Gefäſſe dem Herzog von Ferrara und vielen andern Herrn, auch unſerm durchlauchtigſten Herzog und ſagte: er habe ſie von einem groſſen Herrn in Rom erhalten, den er nur unter der Bedingung, daß er ihm dieſe Gefäſſe abträte, habe curiren wollen, der Herr habe ſich ſehr geweigert, ihm verſichert, daß ſie antik ſeyen, und ihn gebeten, er möchte lieber alles andere verlangen. Er aber ſey darauf beſtanden und habe ihn nicht eher in die Cur genommen, als bis er die Gefäſſe herausgegeben.

Dieſes erzählte mir Alberto Bendidio, der mir mit großen Umſtänden einige Copien wieß, die in Ferrara in Thon gemacht worden waren. Ich lachte und ſagte nichts weiter. Der ſtolze Mann erzürnte ſich und rief: du lachſt und ich ſage dir, ſeit tauſend Jahren iſt keiner gebohren, der ſie nur zeichnen könnte. Ich war ſtill, um ihnen den großen Ruf nicht zu rauben, und ſchien ſie ſelbſt zu bewundern.

Viele Herrn in Rom, und darunter auch einige meiner Freunde, ſprachen mit Verwunderung von dieſen Arbeiten, die ſie ſelbſt für alt hielten, ich konnte meinen Stolz nicht verbergen und behauptete, daß ich ſie gemacht habe, man wollte es nicht glauben, und zum Beweiß machte ich neue Zeichnungen, denn die alten hatte Meiſter Jacob klüglich mitgenommen.

Die Peſt war vorüber und ich hatte mich glücklich durchgebracht, aber viele meiner Geſellen waren geſtorben. Man ſuchte ſich wieder auf und umarmte freudig und getröſtet diejenigen, die man lebend antraf. Daraus entſtand in Rom eine Geſellſchaft der beſten Mahler, Bildhauer und Goldſchmiede, die ein Bildhauer von Siena Nahmens Michelagnolo ſtiftete; er konnte in ſeiner Kunſt ſich neben jedem andern zeigen und man konnte dabey keinen gefälligern und luſtigern Mann finden. Er war der älteſte in der Geſellſchaft, aber der jüngſte nach der Geſundheit ſeines Körpers; wir kamen wöchentlich wenigſtens zweymal zuſammen, Julius Roman und Franziscus Penni waren von den unſern.

Wir hatten uns öfters zuſammen gefunden, als es unſerm guten Anführer beliebte, uns auf den nächſten Sonntag bey ſich zu Tiſche zu laden, jeder ſollte ſeine Elſter mitbringen, das war der Nahme, den er unſern Mädchen gegeben hatte, und wer ſie nicht mitbrächte, ſollte zur Strafe die ganze Geſellſchaft zunächſt zu Tiſche laden. Wer nun von uns mit ſolchen Mädchen keinen Umgang hatte, mußte mit großen Koſten und Anſtalten eine für den Tag ſich aufſuchen, um nicht beſchämt bey dem herrlichen Gaſtmahl zu erſcheinen. Ich dachte wunder, wie gut verſehen ich wäre, denn ein ſehr ſchönes Mädchen, Pantaſilea mit Nahmen, war ſterblich in mich verliebt; ich fand mich aber genöthigt, ſie meinem beſten Freunde Bachiacca zu überlaſſen, der gleichfalls heftig in ſie verliebt war; darüber gab es einigen Verdruß, denn das Mädchen, als ſie ſah, daß ich ſie ſo leicht abtrat, glaubte, daß ich ihre große Liebe ſchlecht zu ſchätzen wiſſe; darüber entſtand mir ein böſer Handel in der Folge, deſſen ich an ſeinem Ort gedenken will.

Schon nahte ſich die Stunde, da jeder mit ſeiner Elſter in die treffliche Geſellſchaft kommen ſollte, bey einem ſolchen Spaſſe mich auszuſchlieſſen hielt ich für unſchicklich, und dann hatte ich wieder Bedenken, unter meinem Schutz und Anſehen, irgend einen ſchlechten gerupften Vogel einzuführen. Alsbald fiel mir ein Scherz ein, durch den ich die Freude zu vermehren gedachte. So entſchloſſen rief ich einen Knaben von ſechszehn Jahren, der neben mir wohnte, den Sohn eines ſpaniſchen Meſſingarbeiters, der hieß Diego, ſtudirte fleiſſig latein, war ſchön von Figur und hatte die beſte Geſichtsfarbe, der Schnitt ſeines Geſichtes war viel ſchöner als des alten Antinous, ich hatte ihn oft gezeichnet und hatte in meinen Werken große Ehre dadurch eingelegt; er ging mit niemand um, ſo, daß man ihn nicht kannte, er war gewöhnlich ſehr ſchlecht gekleidet und nur in ſeine Studien verliebt; ich rief ihn in meine Wohnung und bat ihn, daß er die Frauenkleider anlegen möchte, die er daſelbſt vorfand. Er war willig und zog ſich ſchnell an und ich ſuchte mit allerley Schmuck ſein reizendes Geſicht zu verſchönern, ich legte ihm zwey Ringe mit großen ſchönen Perlen an die Ohren, die Ringe waren offen und klemmten das Läppchen, ſo als wenn es durchſtochen wäre, dann ſchmückte ich ſeinen Hals mit goldnen Ketten und andern Edelſteinen, auch ſeine Finger ſteckte ich voll Ringe, nahm ihn dann freundlich beym Ohr und zog ihn vor meinen großen Spiegel, er erſtaunte über ſich ſelbſt und ſagte mit Zufriedenheit: iſts möglich, das wäre Diego?

Ja! verſetzte ich, das iſt Diego, von dem ich niemals eine Gefälligkeit verlangt habe, nur gegenwärtig bitt ich ihn, daß er mir den Gefallen thue, mit dieſen Kleidern zu jener vortrefflichen Geſellſchaft zu Tiſche zu kommen, von der ich ihm ſo oft erzählt habe. Der ehrbare, tugendſame und kluge Knabe ſchlug die Augen nieder und blieb eine Weile ſtille, dann hob er auf einmal ſein himmliſches Geſicht auf und ſagte: Mit Benvenuto komme ich, laß uns gehen. Darauf ſchlug ich ihm ein großes ſeidnes Tuch über den Kopf, wie die Römerinnen im Sommer tragen. Als wir an dem Platz ankamen, waren ſchon alle beyſammen und kamen mir ſämmtlich entgegen; Michelagnolo, der Sanneſer, zwiſchen Julius Roman und Penni nahm den Schleyer meiner ſchönen Figur ab, und wie er der allerluſtigſte und launigſte Mann von der Welt war, faßte er ſeine Freunde zu beyden Seiten an und nöthigte ſie, ſich ſo tief als möglich zur Erde zu bücken. Er ſelbſt fiel auf die Knie, flehte um Barmherzigkeit, rief alle zuſammen und ſagte: ſehet nur, ſo ſehen die Engel im Paradieſe aus! Man ſagt immer nur Engel, aber da ſeht ihr, daß es auch Engelinnen giebt. Dann mit erhobener Stimme ſprach er, o ſchöner Engel, o würdiger Engel, beglücke mich, ſegne mich! Darauf erhob die angenehme Creatur lächelnd ihre Hand und gab ihm den Päbſtlichen Segen, darauf erhub ſich Michelagnolo und ſagte: dem Pabſt küſſe man die Füſſe, den Engeln die Wangen, ſo that er auch, der Knabe ward über und über roth und ſeine Schönheit erhöhte ſich über die Maſſen. Wir ſahen uns weiter um, und in dem Zimmer waren viele Sonnette angeſchlagen, die jeder gemacht und dem Michelagnolo zugeſchickt hatte. Das ſchöne Kind fing an ſie zu leſen und las ſie alle, mit ſo viel Ausdruck, daß jedermann erſtaunen mußte. Auf dieſe Weiſe ward ſo viel geſprochen und jeder bewieß ſeine Verwunderung, davon ich nur die Worte des berühmten Julius erwähnen will. Nachdem er alle die Anweſenden und beſonders die Frauen angeſehen hatte, ſagte er: lieber Michelagnolo! wenn ihr die Mädchen Elſtern benennt, ſo habt ihr dießmal doppelt recht, denn ſie nehmen ſich noch ſchlimmer aus als Elſtern neben dem ſchönſten Pfau.

Die Speiſen waren aufgetragen und Julius erbat ſich die Erlaubniß, uns die Plätze anzuweiſen; als es ihm geſtattet war, nahm er die Mädchen bey der Hand

Heil dir! Heil dem ſchönen Sterne,
Der aus deinem Schooß erſteht!

Und Apoll, der in der Ferne
Der verborgnen Zukunft ſpäht,
Und der auf den unbekannten
Stamm der Muſen ſich verſteht,
Chiron, der Centaure — nannten
Beide ſchon mit Namen ihn,
Der zu Priams Königsſitze
Kommen würde an der Spitze
Seiner Myrmidonenſchaaren,
In des Speeres Wurf erfahren,
Wüthen dort mit Mord und Brand
In des Räubers Vaterland —
Auch die Rüſtung, die er würde tragen,
Künſtlich von Hephäſtos Hand
Aus gediegnem Gold geſchlagen,
Ein Geſchenk der Göttlichen,
Die den Göttlichen empfangen.
So ward von den Himmliſchen
Thetis Hochzeitfeſt begangen.

Epode.

Dir, Agamemnons thränenwerthem Kinde,
Nicht bei der Hirten Feldgeſang
Erzogen und der Pfeife Klang,
Still aufgeblüht im mütterlichen Schooß,
Dem tapferſten der Inachiden
Dereinſt zur ſüßen Braut beſchieden,
Dir, Arme, fällt ein ander Loos!

und ließ ſie alle an der einen Seite und die meine in der Mitte niederſetzen, alsdann die Männer an der andern Seite und mich in der Mitte, mit dem Ausdruck, daß ich dieſe Ehre wohl verdiente. Im Rücken unſerer Frauenzimmer war eine Wand von natürlichen Jesminen, worauf ſich die Geſtalten und beſonders meiner Schönen über alle Begriffe herrlich ausnahmen, und ſo genoſſen wir eines Gaſtmahls, das mit Ueberfluß und Zierlichkeit bereitet war. Gegen Ende des Tiſches kamen einige Singſtimmen, zugleich mit einigen Inſtrumenten, und da ſie ihre Notenbücher bey ſich hatten, verlangte meine ſchöne Figur gleichfalls mitzuſingen. Sie leiſtete ſo viel mehr als die andern, daß Julius und Michelagnolo nicht mehr, wie vorher, munter und angenehm ſcherzten, ſondern ernſthaft, wichtige und tiefſinnige Betrachtungen anſtellten.

Darauf fing ein gewiſſer Aurelius von Ascoli, der ſehr glücklich aus dem Stegreif ſang, mit göttlichen und herrlichen Worten, an die Frauenzimmer zu loben. Indeſſen hatten die beyden Frauen, die meine Figur in der Mitte hatten, nicht aufgehört zu ſchwätzen. Die eine erzählte, wie es ihr übel ergangen und die andere fragte mein Geſchöpfchen, wie ſie ſich geholfen hätte? wer ihre Freunde wären? und wie lange ſie ſich in Rom befände und andere Dinge der Art. Indeſſen hatte Pantaſilea, meine Liebſte, aus Neid und Verdruß, auch allerley Händel erregt, die ich der Kürze willen übergehe. Endlich wurden meiner ſchönen Figur, welche den Nahmen Pomona führte die abgeſchmackten Zudringlichkeiten zur Laſt und ſie drehte ſich, verlegen, bald auf die eine bald auf die andere Seite, da fragte das Mädchen, das Julius mitgebracht hatte, ob ſie ſich übel befinde? Mit einigem Mißbehagen ſagte meine Schönheit ja! und ſetzte hinzu, ſie glaube ſeit einigen Monaten guter Hoffnung zu ſeyn, und ſie fürchte ohnmächtig zu werden. Sogleich hatten ihre beyden Nachbarinnen Mitleid mit ihr, und wollten ihr Luft machen; da ergab ſichs, daß es ein Knabe war, ſie ſchrien, ſchalten und ſtanden vom Tiſche auf. Da erhub ſich ein lauter Lärm und ein unbändiges Gelächter. Michelagnolo verlangte die Erlaubniß mich beſtrafen zu dürfen und erhielt ſie unter großem Geſchrey. Er ſoll leben! rief der Alte aus, wir ſind ihm Dank ſchuldig, daß er durch dieſen Scherz unſer Feſt vollkommen gemacht hat; ſo endigte ſich dieſer Tag, von dem wir jeder vergnügt nach Hauſe kehrten.

Die Fortſezung folgt.

II.

Etwas über William Shakeſpeare

bey Gelegenheit Wilhelm Meiſters.

Unter tauſend verſtrickenden Anlockungen für den Geiſt, das Herz und die Neugierde, unter manchem hingeworfnen Räthſel, und mancher mit ſchalkhaftem Ernſt vorgetragnen Sittenlehre, bieten Wilhelm Meiſters Lehrjahre jedem Freunde des Theaters, der dramatiſchen Dichtkunſt und des Schönen überhaupt, eine in ihrer Art einzige Gabe dar. Die Einführung Shakeſpeare's, die Prüfung und Vorſtellung ſeines Hamlet iſt ein eben ſo lebendiges Gemählde für die Phantaſie, als ſie den Verſtand lehrreich beſchäftigt, und ihm Gegenſtände des tiefen Nachdenkens mit den flüchtigſten Wendungen zuſpielt. Sie kann keinesweges als Epiſode in dieſem Roman angeſehen werden. Nichts wird von dem Erzähler in ſeinem eignen Nahmen abgehandelt: die Geſpräche, die er ſeine Perſonen darüber halten läßt, werden auf das natürlichſte durch ihre Lagen und Character herbeygeführt; alles greift in die Handlung ein, und endlich wird durch die geheimnißvolle Erſcheinung eines bekannten Unbekannten, eines, wie man denken ſollte, nichts weniger als entkörperten Geiſtes in eben der Rolle, welche der wackre Meiſter William Shakeſpeare ſelbſt zu ſpielen pflegte, ein neuer Knote geſchürzt. Mit Einem Wort, das Lob und die Auslegung des größten dramatiſchen Dichters iſt auf die gefälligſte Weiſe dramatiſirt. Es wird keine Standrede an ſeinem Grabe gehalten, noch weniger ergeht ein ägyptiſches Todtengericht über ihn. Er iſt auferſtanden und wandelt unter den Lebenden, nicht durch irgend eine peinliche Beſchwörung gezwungen, ſondern willig und froh ſtellt er ſich auf das Wort eines Freundes und Vertrauten in verjüngter Kraft und Schönheit dar.

Armer Shakeſpeare! durch welches Fegefeuer kunſtrichterlicher Beurtheilungen haſt du gehen müſſen!

I could a tale unfold, whose lightest word —

Nie wurde ein Sterblicher mehr vergöttert als du, aber auch nie einer alberner bewundert und läſterlicher geſchmäht. Dieß mag nun vielleicht daher kommen, weil du, wie der ſinnreiche Pope zierlich bemerkt, wie beſſer, ſo auch ſchlechter als jeder andre Dichter geſchrieben. Allein durch welche Verſündigungen an der Natur hatteſt du Warburtons Erläuterungen und Voltairens Nachahmungen verdient? Von dem Briefe des letzten an die Franzöſiſche Akademie ſchweige ich: er hätte dir vielleicht keinen zu verwerfenden Dienſt geleiſtet, wenn er die Ueberſetzung ins Franzöſiſche dadurch hätte hintertreiben können. Noch viel mehr zweifle ich, du werdeſt es ſelbſt übel empfunden haben, daß gewiſſe deutſche Rezenſenten in gewiſſen ſchönen Bibliotheken ſo eifrig gegen die Ueberſetzung deiner Werke in unſre Sprache proteſtirten, * als der ſelige Gottſched aus billiger Beſorgniß für ſeine tragiſchen Reimereyen nur immer hätte thun können, wenn er dieß Herzeleid noch erlebt hätte. Hätteſt du aber gewiſſe Kommentatoren, Nachahmer und Rezenſenten erlebt, welch einen Stoff zu luſtigen Szenen würden ſie dir geliefert haben!

Man muß geſtehen, auch die ächtere Kritik, wie nützlich und nothwendig ſie ſeyn möge, gehört, für ſich betrachtet, keinesweges unter die ergötzlichſten Dinge auf dieſer Erde, wenn ſie ſchon nicht immer ein ſo fürchterliches Antlitz hat, wie Doktor Samuel Johnſon, der alle Welt richtete. Der Genuß edler Geiſteswerke iſt unab-

---

Dieß iſt etwa vor dreyßig Jahren bey Gelegenheit der Wielandiſchen, und wiederum vor ungefähr zwanzig Jahren bey Gelegenheit der Eſchenburgiſchen Ueberſetzung geſchehen. Aber der Ton und Geiſt (man verzeihe den unſchicklichen Gebrauch dieſes Wortes) einiger Zeitſchriften bleibt ſich in einem langen Zeitraume bey veränderten Verfaſſern ſo ähnlich, daß man nicht umhin kann, eine Art von Seelenwanderung dabey anzunehmen, und zu glauben, daß dieſe Kritiker beym Abſterben einander ihren Geſchmack vermachen. Sie meynen es unſtreitig gut mit ihren Nachfolgern, und doch möchte es ſchwer halten, unter ihren Habſeligkeiten ein Erbſtück von geringerem Werthe auszufinden.

hängig von ihr, denn er muß ihr vorangehn; ſie kann ihn eigentlich nicht erhöhen. wohl aber ihm vieles abziehen, aufs höchſte ihn zergliedern und erklären. Ihr rühmlichſtes Geſchäft iſt es, den großen Sinn, den ein ſchöpferiſcher Genius in ſeine Werke legt, den er oft im Innerſten ihrer Zuſammenſetzung aufbewahrt, rein, vollſtändig, mit ſcharfer Beſtimmtheit zu faſſen und zu deuten, und dadurch weniger ſelbſtſtändige, aber empfängliche Betrachter auf die Höhe des richtigen Standpunktes zu heben. Dieß hat ſie jedoch nur ſelten geleiſtet. Warum? Weil jenes nahe und unmittelbare Anſchauen fremder Eigenthümlichkeit, als wäre ſie mit im eignen Bewußtſeyn begriffen, mit dem göttlichen Vermögen, ſelbſt zu ſchaffen, innig verwandt iſt, und weil dieſes ſich immer lieber mit den Gegenſtänden zunächſt zu thun macht, als mit den Begriffen davon, den Hülfsmitteln einer unvollkommenen Erkenntniß, wodurch die Klarheit der ſeinigen nichts gewinnen kann. Nur das, was man ſelbſt auf dem Umwege des Nachdenkens gefunden, was man gelernt hat, kann man Andern durch eben dieſes Mittel lehren, und ſie durch Beweiſe davon überzeugen. Was uns hingegen ſchon vermöge unſrer Anlagen ſo gegeben iſt, daß es nur einer äuſſern Berührung bedarf, um es ohne unſer weiteres Zuthun auf einmahl in uns zur Wirklichkeit zu bringen, das offenbaren wir eigentlich nur; wir ſagen: ſo iſt es; und fodern von andern Weſen, bey welchen wir ähnliche Anlagen vorausſetzen, Glauben für unſre Ausſage. So verhält es ſich mit der anſchaulichen Erkenntniß vom Daſeyn und der Beſchaffenheit ſinnlicher Gegenſtände. Wie ſehr auch darin die Menſchen wegen der Verſchiedenheit ihrer Organe von einander abweichen, ſo lange ſie die Richtigkeit ihrer Empfindungen nicht zu einer Angelegenheit des Verſtandes machen, werden ſie niemahls mit Gründen darüber ſtreiten, ſondern ſich durchaus nur auf die Wirklichkeit berufen. Von der weſentlichen Beſchaffenheit menſchlicher Gemüther, ihrer unſichtbaren Geſtalt, wenn ich ſo ſagen darf, fallen nur die äußerlichen Wirkungen, kund gegebne Geſinnungen und Handlungen, in die Sinne. Die Fertigkeit auch die feineren unwillkührlichen Aeußerungen des innern Menſchen zu bemerken, und die durch Erfahrung und Nachdenken herausgebrachte Bedeutung dieſer Zeichen mit Sicherheit anzugeben, macht den Menſchenbeobachter; der Scharfſinn, hieraus noch weiter zu ſchließen und einzelne Angaben nach Gründen der Wahrſcheinlichkeit zu einem bündigen Zuſammenhange zu ordnen, den Menſchenkenner. Die auszeichnende Eigenſchaft des großen dramatiſchen Dichters iſt etwas hievon noch ganz Verſchiednes; das aber, wie man es nehmen will, entweder jene Fertigkeit und jenen Scharfſinn in ſich faßt, oder ihn (zwar nicht für das wirkliche Leben, aber für die Ausübung ſeiner Kunſt) beyder überhebt. Es iſt ein Blick, ein wunderbarer Blick in die Seelen, vor dem ſich das Unſichtbare ſichtbar enthüllt, verbunden mit der Gabe, die vermöge einer ſo außerordentlichen Sehkraft geſammelten Bilder wiederum auf die Oberfläche des geiſtigen Auges zurückſenden, und ſie Andern darin wie in einem klaren Spiegel erſcheinen laſſen zu können. Wenn alſo ein großer dramatiſcher Dichter Werke eines ihm verbrüderten Geiſtes nach ihrem Gehalt und Weſen prüft, ſo wird er auch hier ſeine Art nicht verläugnen, und nicht ſo wohl beweiſen, was er denkt, als darſtellen, was er ſieht. Sehr unſinnlichen Begriffen wird er das Einleuchtende ſinnlicher Wahrheit und Gegenwart zu geben wiſſen, und was er ſagt, wird vielmehr der Kunſt ſelbſt, als ihrer Theorie anzugehören ſcheinen.

Die Gedanken, welche Wilhelm Meiſter über Shakeſpeare's Hamlet vorträgt, ſind ſo einzig treffend, ſie umfaſſen das Ganze mit einem ſolchen Seherauge, daß man vielleicht den Einwurf machen könnte, er gehe dabey zu weit über ſeinen bisherigen Kreis hinaus, wie vieles auch ſchon von ſeinen Talenten vorgekommen ſeyn mag; und ſein Geſchichtſchreiber habe ihm zu reichlich aus eigner Fülle geliehen, was er nicht wieder im Handel und Wandel anbringen könne, ohne durch Bild und Ueberſchrift der Münze den wahren Eigenthümer zu verrathen. Aber der Held des Romans iſt grade in den Jahren der entſcheidendſten Entwickelung; dieſe geht nicht immer gleichförmig vor ſich: wie ſie zuweilen ſtillſteht, ſo thut ſie auch wohl plötzlich einen Rieſenſchritt, wenn ein ungewöhnlicher Anlaß ſchlummernde Kräfte weckt, und ein ſolcher Anlaß iſt eben für Wilhelmen die mit dem großen Dichter geſtiftete Bekanntſchaft. Auch iſt durch einige

Bemerkungen Aureliens über ihren Freund jener Einwendung ſchon hinlänglich vorgebeugt.

Hamlet iſt von jeher vielleicht das bewundertſte und gewiß das mißverſtandenſte unter allen Stücken Shakeſpeare's geweſen. Wie verträgt ſich dieß beides miteinander? Woher die große Popularität eines Schauſpiels, das den Denker in troſtloſe Labyrinthe der Betrachtung verſtrickt, und in deſſen Gange die Armuth an Handlung auch einem gemeinen Blick ſchwerlich entgehen kann. Wenigſtens bleibt der Held, für den man ſich ſo ſehr intereſſirt, unter allen auf ihn losdringenden Vorfällen größtentheils leidend. Thaten werden von ihm gefodert, und er giebt nur Gefühle und Gedanken. Allein wenn gleich wenig gethan wird, ſo geſchieht doch viel, und viel wird zu denken aufgegeben. Grauſen, Erſtaunen und Mitleid ketten den großen Haufen an die Bühne, die von den wundervollen und furchtbaren Schlägen des Schickſals gleichſam in ihren Grundfeſten wankt, während den weiſeren Hörer die unaufgelösten Räthſel ſeines Daſeyns, welche er in Hamlets Seele ließ, in ſein eignes Innre verſenken.

Es konnte befremden, daß es möglich war, über Hamlets Charakter, nachdem er ſich ſo unzählig vielen Leſern und Zuſchauern dargeſtellt, und ſo viele gute Köpfe beſchäftigt, nachdem ihn ſchätzbare Philoſophen zergliedert, und die größten Schauſpieler, die es in neuern Zeiten, die es vielleicht jemals gab, mit dem höchſten Aufwande

---

Wilh. Meiſters Lehrj. 2ter Band. S. 310—313.

ihrer Kunſt vollendet und ausgemahlt, noch etwas Neues und Wahreres wie bisher zu ſagen. Freylich ſollte der Sittenlehrer den Menſchen kennen; der große Schauſpieler weiß ihn zuverläßig auf das feinſte zu beobachten: aber es iſt nicht nöthig, daß beyden auch nur ein Funke von dramatiſchem Genius, vielleicht dem ſeltenſten aller Vorzüge des menſchlichen Geiſtes, inwohne. Je mehr der Philoſoph ſich gewöhnt hat, vorſichtig zu ſchließen, deſto weniger iſt es ſeine Sache, glücklich kühn zu errathen, und Verhältniſſe, die ſich vielfach durchkreuzen und unüberſehlich auseinander laufen, durch einen raſchen Griff bey dem einzigen gemeinſchaftlichen Berührungspunkte aller zu faſſen. Die Beſtrebungen des Schauſpielers ſind immer am meiſten auf die Außenſeite des Menſchen gerichtet. Er kann daher ſehr gut im Stande ſeyn, ſich treu in die vorgezeichneten Umriſſe zu fügen, und ſie durch das kräftigſte und ſchönſte Kolorit ſeiner Perſon, ſeiner Stimme, ſeiner Gebährden zu beleben, ja er kann eine vollkommene Harmonie in die Aeußerungen eines Charakters bringen, ohne doch die geheimſten und erſten Gründe, warum jedes ſo oder ſo iſt, zu durchſchauen. *

---

* Man hat öfter den Fall gehabt, daß vortreffliche Schauſpieler nur untergeordnete Schauſpieldichter waren. Da ihre Einbildungskraft ſich unaufhörlich anſtrengen muß, den theatraliſchen Vortrag zu erfinden, ſo iſt es nicht zu verwundern, wenn bey eignen Werken ihre Erfindung in allem Uebrigen, beſonders in den Reden, die ſie ſonſt immer bloß auswendig lernen müſſen, dürftig ausfällt. Wenn man aber ihre Stücke,

Dir flechten einen Kranz von Blüthen
Die Griechen in das ſchöngelockte Haar.
Gleich einem Rinde, das der wilde Berg gebar,
Das, unberührt vom Joch, aus Felſenhöhlen,
Unfern dem Meer, geſtiegen war,
Wird dich der Opferſtahl entſeelen;
Dann rettet dich nicht deine Jugend,
Nicht das Erröthen der verſchämten Tugend,
Nicht deine reizende Geſtalt!
Das Laſter herrſcht mit ſiegender Gewalt.
Es ſpricht mit frechem Angeſichte
Den heiligen Geſetzen Hohn.
Die Tugend iſt aus dieſer Welt geflohn,
Und dem Geſchlecht der Menſchen drohn
Nicht ferne mehr die göttlichen Gerichte.

Alſo könnte wohl gar ein Schauſpieler den Hamlet übereinſtimmend mit Wilhelm Meiſters Erklärung vorſtellen, ohne von dieſer zu wiſſen, und ohne im Stande zu ſeyn, ſie ſelbſt zu geben? Nicht anders. Genug, wenn es ihm nur gelungen iſt, alles Einzelne (nicht die einzelnen Stellen, denn das reicht nicht hin, wie Wilhelm ſehr richtig bemerkt; ſondern die verſchiedenen Seiten des Charakters) vollkommen zu faſſen und auszudrücken. Der Dichter überhebt ihn der Sorge für einen großen, innigen Zuſammenhang in allem dieſem. Wenn er denſelben nur nicht zerſtört, ſo werden ihn die Zuſchauer nach Maaßgabe ihrer Fähigkeiten mehr oder weniger dunkel fühlen, bis ihnen einmahl ein überlegener Geiſt hilft, die Ahnung bis zur Erkenntniß aufzuhellen. Unternehmen ſie ohne das, ihn nach Begriffen zu erklären, ſo können ſie ſich freylich leicht verirren.

Doch wie? möchte man fragen: iſt es nicht ein weſentlicher Fehler an einer Dichtung, die ja nicht bloß für wenige Menſchen von ausgezeichneten Fähigkeiten, ſondern für Menſchen überhaupt beſtimmt iſt, wenn ſie ſo ſehr Gefahr läuft, misverſtanden oder wenigſtens nicht vollſtändig begriffen zu werden? Die Antwort iſt nicht ſchwer. Es giebt Künſtler, die gute Gedanken haben, aber wegen einer gewiſſen Ohnmacht der Darſtellung nicht

---

worin die Verfaſſer eine Rolle ausdrücklich für ſich zu beſtimmen pflegen, von ihnen ſelbſt aufführen ſieht, ſo wird man getäuſcht, und geſteht ihnen ein viel höheres Verdienſt zu. Das Beſte daran iſt das, was ſich nicht aufſchreiben läßt.

umhin können, immer die beſte Hälfte davon zurückzubehalten[*]; fruchtbare Phantaſien giebt es, die dabey mit einer Art von Verworrenheit behaftet ſind, welche ſie hindert, ihre Geburten jemahls recht aufs reine zu bringen. Aus dieſen beyden Gebrechen entſtehen zwey Arten der Dunkelheit; beyde verwerflich und dem Vergnügen, das ein ſchönes Geiſteswerk gewähren ſoll, mehrentheils tödlich. Hingegen iſt Klarheit eben ſo ſehr wie Fülle und Kraft ein unterſcheidendes Merkmahl des Genius, und folglich kann in ſeinen Schöpfungen nicht wohl eine andre Art von Dunkelheit Statt finden, als die Unergründlichkeit der ſchaffenden Natur, deren Ebenbild er im Kleinen iſt. An den wirklichen Dingen, wie ſie aus der Hand der Natur hervorgehen, iſt das Gepräge einer höhern ſelbſtſtändigen Macht auch für das beſchränkteſte Erkenntnißvermögen im geringſten nicht zweydeutig oder unbeſtimmt; es fühlt ſehr wohl, ſo wenig es von ihrer Beſchaffenheit einſieht, daß ſie, unabhängig von ſeinen Vorſtellungen oder Irrthümern, ſind, was ſie ſind. Jeder mehr umfaſſende, auch der höchſte endliche Verſtand ſteht in demſelben Verhältniſſe zur Natur. Er treibe ſeine

Ich weiß nicht, welchem franzöſiſchen Schriftſteller es begegnete, bey einem Gönner, dem er ſein Buch übergeben hatte, der es aber dunkel fand, und ſich daher über viele Stellen Erklärungen ausbat, häufig die Redensarten zu gebrauchen: hiemit habe ich folgendes gemeynt; hiemit habe ich ſagen wollen, u. ſ. w. Vous avez voulu dire de belles choses, erwiederte endlich der Gönner: Pourquoi ne les dites vous pas?

Forſchungen noch ſo weit, endlich wird er doch bey der Betrachtung der Weſen auf einen Punkt gelangen, wo er mit ſeinem Gefühle ſtillſtehen, und ſich unerkannten Geſetzen des Daſeyns gläubig unterwerfen muß. Ob ſich gleich die menſchliche Wiſſenſchaft nicht rühmen darf, das Weſen eines einzigen Atoms erſchöpft zu haben, ſo kann ſie doch die todten Erzeugniſſe der Körperwelt in ihre einfacheren Beſtandtheile zerlegen; ſie kann an organiſirten Geſchöpfen alle Werkzeuge des Lebens nach ihrem Bau und ihren Beſtandtheilen ſehr genau unterſuchen: allein hat ſie jemahls die lebendigen Kräfte ſelbſt erhaſcht, die wir überall um uns her wirkend ſehen, deren eine wir in uns fühlen? Leben iſt das große Geheimniß der Natur; es iſt der Nilſtrom, der Länder befruchtet und ſich mit vielen Armen in das Meer ſtürzt, aber deſſen Quelle kein Sterblicher erblickt hat.* Um nun die Anwendung zu machen und Großes mit Kleinem zu vergleichen: der dramatiſche Künſtler im höchſten Sinne des Wortes, ſey er Mahler oder Dichter, bildet Menſchen; er beſeelt ſie durch einen göttlichen Funken des Lebens, den er rauben muß, denn auf einem rechtmäßigen Wege iſt nicht daran zu kommen. Die andern Menſchen, welche die Natur ſelbſt erſchaffen hat, können ſich nicht erwehren, jene anziehenden Geſchöpfe für ihres Gleichen anzuerkennen, und ſich des Umgangs mit ihnen zu freuen, wenn ſchon in ihrer Art zu ſeyn und zu handeln manches ihnen nicht ganz verſtändlich iſt. Wiſſen wir doch von unſern vertrauteſten

---

* Ausgenommen James Bruce!

Bekannten, wenn ſie einige Tiefe und Umfang des Charakters haben, nicht immer mit deutlichen Gründen darzuthun, warum ſie ſich jedes Mahl unter beſondern Umſtänden ſo oder ſo benehmen, ohne daß wir darum an dem Beſtande ihrer Perſönlichkeit irre würden. Jene entweder in der Ausführung verfehlten, oder ſchon in der Anlage verworrenen Darſtellungen, wovon ich oben ſprach, könnte man mit trüben Strömen vergleichen, worin das ſchärfſte Geſicht ſo wenig etwas unterſcheiden kann, als das blödeſte; die Werke des ächten Genius hingegen mit einem reinen und ſtillen Waſſer von unermeßlicher Tiefe. Sollte auch kein Auge ganz bis auf den Boden dringen, ſo findet doch jedes für ſeine Sehkraft Befriedigung: denn ſo weit dieſe reicht, erblickt es die in dem flüſſigen Elemente enthaltnen Gegenſtände vollkommen deutlich und unentſtellt. Nur der iſt durch eigne Schuld irrigen Vorſtellungen ausgeſetzt, der ſich einbildet oder anmaaßt, tiefer zu ſehen, als er wirklich ſieht.

Ob der Dichter beym Hamlet alles ſo gedacht hat, wie Wilhelm Meiſter ihn auslegt, das iſt ein Zweifel, den Shakeſpeare allein, wenn er könnte, zu bekräftigen das Recht hätte. Es muß aber dabey die anſchauliche Wahrnehmung von dem entwickelten Begriffe unterſchieden werden. Man kann ſich recht gut denken, daß Shakeſpeare mehr von ſeinem Hamlet wußte als ihm ſelbſt bewußt war; ja er läßt ihn vielleicht ausführlicher über ſich und ſeine ſittlichen Verhältniſſe philoſophiren, als er es bey Anlegung dieſes Charakters in eigner Perſon that.

In einem ſolchen Dichtergeiſte müſſen alle Kräfte in ſo inniger Gemeinſchaft wirken, daß es gar nicht zu verwundern iſt, wenn der Verſtand erſt hinterdrein ſeine Verdienſte geltend zu machen, und ſeinen Antheil an der vollendeten Schöpfung zurückzufodern weiß. Am Hamlet iſt er in der That ſo hervorſtechend, daß man das Ganze wie Göthens Fauſt, ein Gedankenſchauſpiel nennen könnte. Nähmlich nicht ein Schauſpiel, durch welches eine Reihe von Gedanken neben der Handlung hinläuft, und zwar ſo, daß dieſe ſich in ihren Fortſchritten nach der Folge jener richten muß, um damit immer in gleich naher Beziehung zu bleiben; wo alſo die dramatiſche Verknüpfung gewiſſermaaßen ein Bild des logiſchen Zuſammenhanges wird (wie etwa in Leſſings Nathan) ſondern ein ſolches, aus deſſen Verwickelung Aufgaben hervorgehen, welche aufzulöſen dem Nachdenken des Leſers oder Zuſchauers überlaſſen wird. Hiezu wird der Charakter eines Helden am brauchbarſten ſeyn, dem die Widerſprüche ſeiner ſittlichen Natur zum Hauptgegenſtande der Betrachtung werden müſſen, weil ſeine Erkenntniß ſeiner Willenskraft weit überlegen iſt; und darauf beruht eben die Aehnlichkeit zwiſchen den beyden genannten Schauſpielen.

Doch nichts weiter über Hamlets Charakter, nach dem was Wilhelm Meiſter geſagt: keine Ilias nach dem Homer! Aus demſelben Grunde ſchweige ich auch von den Bemerkungen über Ophelia, und den wenigen aber köſtlichen Worten über Polonius und das doppelte Exemplar von Höflingen, Roſenkranz und Güldenſtern. Was die

Aufführung betrifft, ſo iſt ſehr zu wünſchen, daß jeder Schauſpieler, der ſie künftig anordnen oder nur daran Theil nehmen ſoll, die darüber gegebnen Winke auf das ſorgfältigſte erwäge und beherzige. Nur hüte ſich der, welcher den Geiſt ſpielen ſoll, nicht, wie der Unbekannte hier thut ſein Viſier herunter zu laſſen. Dort in dem Schauſpiel mußte Hamlet die Geſichtszüge ſeines Vaters ſehen, um vollkommen überzeugt zu werden, daß ihm wirklich ſein Geiſt erſchienen; * hier im Roman war es weſentlich, daß Wilhelm den Schalk im Harniſch nicht erkennte, um allerliebſte Abentheuer vorzubereiten; und nur einem Dichter ziemt es, ſich mit den offenbaren Abſichten eines andern poetiſche Lizenzen herauszunehmen. Hingegen läßt ſich ſchwerlich mit Gewißheit ausmachen, wie Shakeſpeare in der Szene zwiſchen Hamlet und ſeiner Mutter es mit den Bildniſſen hat gehalten wiſſen wollen, da die älteſten Ausgaben ſeiner Schauſpiele ganz ohne theatraliſche Anweiſungen ſind, und in den Zeiten des barbariſchen Geſchmacks in England, wo Shakeſpeare's Stücke entweder gar nicht oder ſehr ſelten geſpielt wurden, die urſprüngliche Ueberlieferung der Bühne ſich nicht

---

* Haml. A. 1. S. 2.

Hamlet. Arm'd, say you?
Alt. Arm'd, mylord?
Haml. From top to toe?
Alt. Mylord, from head to foot.
Haml. Then saw you not his face?
Horat. O yes, mylord, he wore his beaver up.

erhalten haben kann. Wilhelm erklärt ſich, gegen den allgemein eingeführten Gebrauch, nach welchem Hamlet zwey Miniaturbilder hervorzieht, oft auch das eine zu Boden wirft, für zwey Gemählde in Lebensgröße, an der Dekorazion angebracht. Der Gedanke, durch die Aehnlichkeit zwiſchen der Abbildung des verſtorbnen Königs und ſeinem Geiſte die Täuſchung zu erhöhen, iſt neu und groß, und überwiegt leicht den Einwurf: es ſey nicht wahrſcheinlich, daß die Königin das Bildniß ihres erſten Gemahls, gleichſam einen beſtändigen Zeugen ihrer Schande, in ihrem Kabinet habe dulden können. Für die Miniaturbilder ließe ſich eine Stelle des Hamlet anführen, woraus man ſieht, daß dem Dichter die Verſtellung geläufig war, ſich dergleichen von geſchätzten Perſonen machen zu laſſen. [*] Ja, Shakeſpeare iſt zuweilen ſo ſeltſam in ſeinen Ausdrücken, daß ſich ſelbſt die Meynung derer nicht ganz verwerfen läßt, welche annehmen, es ſey nur von Bildniſſen im metaphoriſchen Sinne die Rede, und Hamlet ſehe die Geſtalten der beyden Brüder bloß in ſeiner erhitzten Einbildungskraft vor ſich. [**]

---

[*] A. II. S. 2. It is not very ſtrange: for my uncle is king of Denmark, and those, that would make mouth's at him while my father liv'd, give forty, fifty, an hundred ducats a-piece for his picture in little.

[**] So ſagt Hamlet einmahl, da ihm Horatio eben die Erſcheinung des Geiſtes erzählen will:
— methinks, Jsee my father.
Horat. O where mylord?
Haml. In my minds eye, Horatio.

Manche Bewunderer Shakeſpeare's werden Wilhelm Meiſtern dafür lieb haben, daß er ſich ſo ernſtlich gegen eine Verſtümmelung des Stückes ſträubt, daß er am Ende nur der gebieteriſchen Konvenienz nachgiebt, und die Umarbeitung ſelbſt übernimmt, um größeren Uebeln vorzubeugen. Bey dem Gleichniß mit einem Baume, das er gebraucht, möchte man immer noch zugeben, daß Zweige weggeſchnitten, andre eingeimpft werden könnten, ohne den freyen königlichen Wuchs zu entſtellen, und die Spur der Scheere ſichtbar werden zu laſſen. Wie aber? wenn ein dramatiſches Gedicht dieſer Art noch mehr Aehnlichkeit mit höhern Organiſazionen hätte, an denen zuweilen die angebohrne Mißgeſtalt eines einzigen Gliedes nicht geheilt werden kann, ohne dem Ganzen ans Leben zu kommen? Indeſſen die Bühne hat ihre Rechte: um einig zu werden, müſſen ſich Dichter und Schauſpieler auf halbem Wege entgegenkommen. Shakeſpeare hat ſich gewiß in vielen Aeußerlichkeiten nach den Bedürfniſſen ſeines Theaters gerichtet; würde er weniger für das unſrige thun, wenn er jetzt lebte? Da er ſo reich an tief liegenden und feinen Schönheiten iſt, die bey dem ſchnellen Fortgange und unter den unvermeidlichen Zerſtreuungen einer öffentlichen Vorſtellung leicht verlohren gehn, und, um ganz gefühlt zu werden die ruhigſte Sammlung des einſamen Leſers erfordern, ſo mögen die eigenſinnigen Leute, (worunter ich bekennen muß mit zu gehören) die ihren Dichter durchaus ſo verlangen, wie er iſt, wie ſich Verliebte die Sommerſproſſen ihrer Schönen nicht wollen nehmen laſſen, ſich damit zufrieden ſtellen, daß ihnen der Original-Kodex nicht genommen werden ſoll noch kann.

Die hier vorgeſchlagne Veränderung des Hamlet bloß nach der Ueberſicht des Plans, wie ihn Wilhelm Meiſter angiebt, beurtheilen zu wollen, wäre unſtreitig zu voreilig. Was für ſchöne Stellen dem zu Folge übergangen werden müſſen, fällt ſogleich in Augen; aber um den Gewinn, der aus der Vereinfachung der äußerlichen Verhältniſſe für den Gang des Stückes zu hoffen iſt, recht einzuſehn, müßte man die ausgeführte Bearbeitung im Zuſammenhange vor ſich haben. Und um einzelne neue Schönheiten vorherzuſehen, wodurch ſeine Einbuße etwa vergütet werden möchte, müßte man ſelbſt eine Dichtungskraft beſitzen, die fähig wäre, Shakeſpeare zu bereichern. Die Reiſemoral, welche Polonius ſeinem Sohn mitgiebt, erließe man man ihm noch wohl. Deſto mehr iſt es Schade um die unvergleichliche Szene zwiſchen Polonius und Reynaldo, und doch muß ſie ohne Gnade fort; denn wenn Laertes nicht ſeiner Ausbildung wegen auf Reiſen geht, ſondern in königlichen Angelegenheiten abgeſandt wird, ſo möchte ſichs nicht ſonderlich paſſen, daß ihm der Vater einen Bedienten nachſchickt, um auf eine pfiffige Weiſe hinter ſeine wahre Lebensart zu kommen. Auch verliert durch denſelben Umſtand der Zweykampf einen Beweggrund, der ihn beym Shakeſpeare wahrſcheinlicher macht, ob er gleich immer noch ſonderbar genug bleibt. In Frankreich, welches Laertes als den Hauptſitz ritterlicher Vorzüge beſucht, konnte er die Fechtkunſt als einen derſelben auf eine in Dänemark ſeltne Höhe getrieben haben, und dadurch Hamlets Wetteifer rege machen: aber auch in Norwegen, einer eroberten Provinz? Daß der an ſich vortreffliche Monolog Hamlets im vierten Aufzuge, wie er die Armee des Fortinbras auf ihrem Zuge nach Pohlen geſehn hat, wegfällt, iſt vielleicht weniger zu beklagen, da er im Weſentlichen mit dem, welchen der rauhe Pyrrhus veranlaßt, übereinkömmt. Verlohren geht er dennoch nicht, wenn die Aufſchlüſſe über Hamlets Charakter, an denen er faſt noch reichhaltiger iſt als jener, anderweitig benutzt werden. Den Fortinbras, dieſen wackern jungen Krieger, pflegt man überhaupt bey allen Abänderungen immer am erſten aufzuopfern, und doch wüßt' ich im ganzen Stücke nichts, was, wenigſtens beym Leſen, inniger erſchütterte, als ſeine feyerlich wundervolle Erſcheinung auf der Wahlſtatt, wo das Schickſal eben ſeine furchtbaren Entſcheidungen vollendet hat. Bleibt ſie weg, ſo werden Gute und Böſe einander auch im Tode gleich gemacht, alle ſterben ohne Feyerklage, und der einzige überlebende Horatio kann ſich als Zeuge jener Begebenheiten nur an unbedeutende Hörer wenden. Wie groß tritt Fortinbras auf, um dem unglücklichen Edlen im Nahmen der Nachwelt, deren Ausſpruch ſeine letzte Bekümmerniß war, zum erſten Mahle Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Eine ſo außerordentliche Verwüſtung verlangt einen erhabenen Zuſchauer, und nur ein Held iſt würdig einer zertrümmer-

Fünfter Akt.

Erſter Auftritt.

Clytemneſtra kommt. Der Chor.

Clytemneſtra.

Ich komme, meinen Gatten aufzuſuchen.
Noch immer bleibt er aus, es iſt ſchon lange,
Daß er das Zelt verließ — und drinnen weint
Und jammert die Unglückliche, nun ſie
Erfuhr, was für ein Schickſal ſie erwartet.
Er nähert ſich, den ich genannt. Der iſt's,
Das iſt der Agamemnon, den man bald
Verrucht wird handeln ſehn an ſeinen Kindern.

Zweiter Auftritt.

Agamemnon. Die Vorigen.

Agamemnon.

Gut, Clytemneſtra, daß ich außerhalb
Des Zelts dich treffe und allein. Ich habe

ten Welt (denn mit dieſem Eindrucke endigt das Trauerſpiel) die letzte Ehre zu erweiſen.

Soll indeſſen Hamlet unter uns verändert aufgeführt werden, wie es bisher immer geſchehen, und wie er ſichs ja auch in England muß gefallen laſſen, ſo iſt nichts mehr zu wünſchen, als daß die von Wilhelm Meiſters Geſchichtſchreiber erregte Hoffnung[*] bald erfüllt werden mag. Eine ſolche neue Bearbeitung würde durch ihren Werth alle künftigen überflüßig und durch ihr Anſehen verdächtig machen. Daß niemand mehr Beruf haben kann, in Shakeſpeare's Sinne zu dichten, als der Schöpfer des Götz von Berlichingen, des Fauſt, des Egmont, leuchtet von ſelbſt ein. Schwerlich wird ſich einer der Schriftgelehrten unterſtehn, ihn zu fragen: aus waſer Macht thuſt du das?

Aus ein paar kleinen Bruchſtücken ſieht man, daß Wilhelm Meiſters Ueberſetzung des Hamlet proſaiſch war. Es begreift ſich, daß er vor der Aufführung keine Muße zu einer poetiſchen hatte; und wozu auch, bey einer zunächſt für das Theater beſtimmten Arbeit, da doch unſre meiſten Schauſpieler nicht gern mit Verſen zu thun haben, weil ſie wohl fühlen, daß ſie ſelbige entweder radebrechen oder ſkandiren? Allein bey weitem die meiſten Stücke Shakeſpear's werden bey uns nicht auf die Bühne gebracht, und man hat auch keine Hoffnung ſie darauf zu ſehen. Es bleibt dem Leſer überlaſſen, ſich mit ihren Schönheiten vertraut zu machen, und dieſem würde vermuthlich eine poetiſche Ueberſetzung nicht unwillkommner ſeyn, als die proſaiſche geweſen iſt.

---

[*] Im dritten Bande S. 94.

Vor mehr als dreyßig Jahren wagte ſich zuerſt ein Schriftſteller, der wegen der eignen Fruchtbarkeit ſeines Geiſtes am wenigſten zum Ueberſetzer beſtimmt ſchien, der aber nachher auch in dieſem Fache für uns klaſſiſch geworden, an die herkuliſche Arbeit, den gröſſern Theil der Werke Shakeſpear's zu verdeutſchen. Sie war es damahls noch weit mehr, da man weniger Hülfsmittel zur Kenntniß der Engliſchen Sprache hatte, und ſelbſt in England noch wenig für die Erläuterung des oft ſo ſchweren, hier und da ganz unverſtändlichen Dichters geſchehen war. Indeſſen wurde dieſes Verdienſt nicht gleich gehörig anerkannt, und das war nicht zu verwundern, da auf unſerer Bühne ſchaale Nachahmungen der Franzoſen noch allgemein herrſchten, und auch unſre beſten dramatiſchen Werke ganz nach ihrem Muſter gearbeitet waren. Wer hätte ſich's damahls einbilden dürfen, daß ſo heidniſch regelloſe, barbariſche Stücke, wie man aus einem dunkeln Gerüchte wußte, daß ein gewiſſer Engländer, Shakeſpeare, geſchrieben habe, uns jemahls würden vor die Augen gebracht werden dürfen? Leſſing, dieſer rüſtige Feind der Vorurtheile, zeigte zuerſt die tragiſche Kunſt der Franzoſen in ihrer Blöße, erhob eine nachdrückliche Stimme über Shakeſpeare's Verdienſte, und erinnerte die Deutſchen, weil ſie es ſo bald vergeſſen zu haben ſchienen, ſie beſitzen eine Ueberſetzung des großen Dichters, woran ſie, ungeachtet ihrer Mängel, noch lange genug würden zu lernen haben, ehe ſie nothwendig eine beſſere haben müßten. *

Freylich konnte er nicht vorherſehen, was wenige Jahre nachher geſchah, und wofür er ſelbſt durch den Styl ſeiner dramatiſchen Werke, beſonders der Emilia Galotti, die Empfänglichkeit ſeiner Landsleute hatte wecken helfen. Die Erſcheinung des Götz von Berlichingen ſtiftete, in Verbindung mit einigen andern Umſtänden, eine ganz neue Epoche unſrer Bühne im Guten und Böſen. ** Nicht lange vorher war der einzige Britte mit glühender Beredtſamkeit, die ſeine Gegner, wo nicht überzeugen, doch hinreißen mußte, geprieſen, und beſonders die Wahrheit eingeſchärft worden, daß ſich der Regelnkram modiger Verfeinerung ſchlechterdings nicht als Maaßſtab für ſeine Schöpfungen gebrauchen laſſe. * Schon neun Jahre nach Erſcheinung der Wielandiſchen Ueberſetzung ſtellte ſich das Bedürfniß, nicht eines neuen Abdrucks derſelben, ſondern einer verbeſſerten Verdeutſchung der ſämmtlichen Werke Shakeſpeare's ein. Da Wieland ſelbſt dieſe Arbeit nicht übernehmen konnte, fiel ſie glücklicher Weiſe einem unſrer gelehrteſten und geſchmackvollſten Litteratoren in die Hände, der mit gründlicher Sprachkunde, ſeltnem Scharfſinn im Auslegen, und beharrlicher Sorgfalt der Ueberſetzung ertheilte, was ihr bisher noch gefehlt, nähmlich Vollſtändigkeit im Ganzen und Genauigkeit im Einzelnen. Jetzt wurde auch mehreren Schauſpielen Shakeſpeare's eine öffentlichere Huldigung geleiſtet; von der Bühne herab bemächtigten ſie ſich der Gemüther, und lieſſen unauslöſchliche Eindrücke zurück. Unſre größten Schauſpieler fanden hier freyen Spielraum für Talente, die ſie ſonſt nicht ſo glänzend hätten entwickeln können. ** Er wurde immer mehr einheimiſch unter uns. Auch Layen in der ausländiſchen Litteratur lernten ſeinen Nahmen mit Ehrerbietung ausſprechen, und man darf kühnlich behaupten, daß er nächſt den Engländern keinem Volke ſo eigenthümlich angehört, wie den Deutſchen, weil er von keinem im Original und in der Kopie ſo viel geleſen, ſo tief ſtudirt, ſo warm geliebt, und ſo einſichtsvoll bewundert wird. Und dieß iſt nicht etwa eine vorübergehende Mode; es iſt nicht, daß wir uns auch einmahl zu dieſer Form dramatiſcher Poeſie bequemt hätten, wie wir immer vor andern Nazionen geneigt und fertig ſind, uns in fremde Denkarten und Sitten zu fügen. Nein, er iſt uns nicht fremd: wir brauchen keinen Schritt aus unſerm Charakter herauszugehn, um ihn ganz unſer nennen zu dürfen. Die Sonne kann zuweilen durch Nebel, der Genius durch Vorurtheile verdunkelt werden; aber bis etwa aller Sinn für Einfalt und Wahrheit unter uns ausſtirbt, werden wir immer mit Liebe zu ihm zurückkehren. Was er ſich hie und da erlaubt, findet bey uns am leichteſten Nachſicht, weil uns eine gewiſſe gezierte Aengſtlichkeit doch nicht natürlich iſt, wenn wir ſie uns auch anſchwatzen laſſen; die Ausſchweifungen ſeiner Phantaſie und ſeines Gefühls (giebt es anders dergleichen) ſind gerade die, denen wir ſelbſt am meiſten ausgeſetzt ſind, und ſeine eigenthümlichen Tugenden gelten einem edlen Deutſchen unter allen am höchſten. Ich meyne damit ſowohl die Tugenden des Dichters als des Menſchen, in ſo fern ſich dieſer in jenem offenbaren kann; in Shakeſpeare iſt beydes auf das innigſte verbunden: er dichtete wie er war. In Allem, was aus ſeiner Seele gefloſſen,[*] lebt und ſpricht altväterliche Treuherzigkeit, männliche Gediegenheit, beſcheidne Gröſſe, unverlierbare heilige Unſchuld, göttliche Milde.

---

* In der Hamburg. Dramaturgie. St. 15.

** Im Böſen, verſteht ſich, ganz ohne Shakſpears und Göthens Schuld. Man hat behauptet, durch Hintanſetzung der konvenzionellen Regeln ſey es leichter geworden, ſchlechte Schauſpiele zu ſchreiben. Nicht doch: es iſt von jeher ſehr leicht geweſen. Es iſt wahr, mancherley dramatiſche Mißgeburten unſrer Tage kannte man in jener früheren Periode nicht: dagegen gab es in Menge mittelmäßige Stücke nach dem alten Zuſchnitt, die nun vergeſſen ſind. Die heutigen ſind unvernünftiger: dieſe waren dagegen noch langweiliger und froſtiger. Bey ähnlichem Unwerth des Gehalts werden alle Formen gleichgültig. Nicht durch Zurückführung auf die geprieſenen, verrufenen, angefochtnen, behaupteten, in den Staub getretnen, vergötterten drey Einheiten des Ariſtoteles ſtände manchen wüſten Ritterſpielen, rußiſchen Familiengemählden u. ſ. w. zu helfen: unter alle möglichen Einheiten, auf Null ſollte man ſie herabſetzen.

---

* In den fliegenden Blättern von deutſcher Art und Kunſt.

* Nicht ohne eine ſchmerzliche Empfindung erinnre ich mich Schröders in den Rollen des Shylok, Hamlet, Lear, eben in dem Zeitpunkte, da er, wie man verſichert, ſich dem Publikum entziehen will.

His life was gentle, and the elements
So mix'd in him, that nature might stand up
And say to all the world: this is a man!

Doch zu ſo herrlichen Schätzen iſt die Engliſche Sprache der einzige Schlüſſel; zwar nicht ein goldner, wie Gibbon mit Recht die Griechiſche Sprache nennt, doch wenn ſchon aus mehr gemiſchtem, gewiß aus eben ſo edlem Metall als die unſrige. Wie ſehr ſich auch die Kenntniß derſelben in Deutſchland verbreitet hat, ſo iſt ſie doch ſelten genug in dem Grade, der erfodert wird, um von der Menge der Schwierigkeiten nicht beſtändig im Genuſſe unterbrochen, oder gar von der Leſung des Dichters abgeſchreckt zu werden. Wie Wenige giebt es wohl wieder unter denen, welche ihn im Ganzen (d. h. die Stellen ausgenommen, wo die Engländer ſelbſt eines Kommentars bedürfen, weil die Wörter veraltet, die Anſpielungen unbekannt, oder die Leſarten verderbt ſind) ohne Anſtoß leſen können, denen alle die feineren Schönheiten, die zarten Abſchattungen des Ausdrucks, worauf die Harmonie eines poetiſchen Gemähldes beruht, ſo fühlbar und geläufig wären, wie in ihrer Mutterſprache! Wie Wenige, die es in der Engliſchen Ausſprache zu der Fertigkeit gebracht hätten, die dazu gehört, ſich den Dichter mit dem gehörigen Nachdruck und Wohlklang vorzuleſen! Und dennoch erhöht dieß immer die Wirkung beträchtlich, denn die Poeſie iſt einmahl keine ſtumme Kunſt. Solche Leſer Shakeſpeare's, bey denen alles obige zutrifft, möchten ſichs denn doch wohl der Abwechſelung wegen gefallen laſſen, zuweilen auf vaterländiſchem Boden im Schatten ſeiner Dichtungen auszuruhen, wenn ſie ſich nur ohne zu beträchtlichen Verluſt an ihrem ſchönen Blätterſchmuck dahin verpflanzen lieſſen. Wäre alſo eine Ueberſetzung derſelben nicht eine ſehr wünſchenswerthe Sache? „Wir haben ja ſchon eine, und zwar eine vollſtändige, richtige, gute.“ Ganz recht! ſo viel mußten wir auch haben, um noch mehr begehren zu können. Nach der Befriedigung des Bedürfniſſes thut ſich der Hang zum Wohlleben hervor; jetzt iſt das Beſte in dieſem Fache nicht mehr zu gut für uns. Soll und kann Shakeſpeare nur in Proſa überſetzt werden, ſo müßte es allerdings bey den bisherigen Bemühungen ſo ziemlich ſein Bewenden haben. Allein er iſt ein Dichter, auch in der Bedeutung, da man dieſen Nahmen an den Gebrauch des Syldenmaaßes knüpft. Wenn es nun möglich wäre, ihn treu und zugleich poetiſch nachzubilden? Schritt vor Schritt dem Buchſtaben des Sinnes zu folgen, und doch einen Theil der unzähligen, unbeſchreiblichen Schönheiten, die nicht im Buchſtaben liegen, die wie ein geiſtiger Hauch über ihm ſchweben, zu erhaſchen? Es gilt einen Verſuch. Bildſamkeit iſt der ausgezeichnetſte Vorzug unſrer Sprache, und ſie hat in dieſer Art ſchon vieles geleiſtet, was andern Sprachen mißglückt, oder weniger gelungen iſt: man muß an nichts verzweifeln.

---

[*] Auch in ſeinen nicht dramatiſchen Gedichten, vorzüglich ſeinen Sonnetten, die ſo vernachläßigt worden, daß unter allen Herausgebern ſeiner Werke zuerſt Steevens und Malone es der Mühe werth gehalten, ihrer, und jener noch dazu ſehr ungünſtig Erwähnung zu thun. Sie athmen kindliche Gefühle eines Mannes, ſelbſt da, wo der tändelnde Witz eines Kindes ihren Ausdruck verfälſcht. Sie haben ſchon deswegen einen Werth, weil ſie von einer nicht erdichteten Freundſchaft und Liebe eingegeben ſcheinen; da wir ſo gar wenig von den Lebensumſtänden des Dichters wiſſen.

Wir ſind jedoch an proſaiſchen Dramen aller Art, von der Poſſe bis zum heroiſchen Trauerſpiel, ſo ſehr gewöhnt, daß Mancher hiebey denken möchte: Shakeſpeare ſey ja ein dramatiſcher Dichter; an ſeinen Verſen, als ſolchen, könne daher nicht viel gelegen ſeyn. Es komme auf die Handlung die Charactere, die Reden der Perſonen an, und der Ueberſetzer, der ihn in Proſa überträgt, nehme ihm höchſtens einen entbehrlichen, zufälligen Zierrath, befreye ihn wohl gar von einem wahren Fehler. Wie ſehr würde er ſich irren! Doch um dieß einleuchtend zu beweiſen, muß ich tiefer in Shakeſpeare's eigenthümliche Form der Darſtellung eingehn.

„Die Nataks oder Indiſchen Schauſpiele," ſagt der berühmte Sir William Jones in ſeiner Vorrede zur Sakontala, „ſind durchgehends in Verſen, wo der Dialog einen höheren Schwung nimmt, und in Proſa, wo er ſich zur gewöhnlichen Unterredung herabläßt. Den Vornehmen und Gelehrten wird das reine Sanſkrit in den

Mund gelegt, die Weiber hingegen ſprechen Prakrit, welches nicht viel anders iſt, als die Bramenſprache durch eine weichere Ausſprache bis zur Zartheit des Italiäniſchen verſchmelzt, und die geringen Leute den Dialekt der Provinz, den ſie jedesmahl nach der Vorausſetzung bewohnen." Dieß iſt ſchon an ſich merkwürdig genug: es lieſſe ſich eine Abhandlung von Schlußfolgen darüber ſchreiben, welchen Grad der Bildung es bey den Hindus in dem Zeitpunkte vorausſetzt, da jene Schauſpiele geſchrieben wurden. Aber ungemein merkwürdig wird es, wenn man einen Blick der Vergleichung auf unſern Dichter wirft. Eine ſo auffallende, genaue Uebereinſtimmung in einem ganz beſondern Punkte zwiſchen zwey Dichtern, die durch ein paar Jahrtauſende, durch ganze Welttheile, durch den größten möglichen Abſtand des Klima, des Nazionalgeiſtes, der Sitten und Sprachen, von einander geſchieden werden! Man wird wohl annehmen müſſen, daß ſie nicht durch ein blindes Spiel der Willkühr zuſammentreffen, ſondern daß beyde aus einer gemeinſchaftlichen Quelle geſchöpft haben, die in allen Zonen und Zeitaltern fließt, wenn menſchliche Verkehrtheit ſie nicht verſtopft. Zu argwöhnen, Sir William Jones habe ſeinen Landsleuten durch eine vorgegebne Aehnlichkeit mit ihrem Lieblingsdichter zu ſchmeicheln, oder jenem mehr Eingang zu verſchaffen geſucht, wäre ohne weitere Gründe ungerecht gegen den großen verdienten Kenner des Morgenlandes, beſonders da er gar keine ſolche Anwendung davon macht; und wider die Aechtheit der

Sakontala möchte es ſchwer halten, Zweifel aufzutreiben.

Shakeſpeare's Schauſpiele insgeſammt, gleichviel, ob ſie Tragödien, Komödien oder Hiſtorien heißen, (denn, wie bekannt, gehören ſie alle eigentlich zu einer einzigen Hauptgattung) ſind aus Poeſie und Proſa, aus dem vertraulichen Ton des Umgangs und einem edleren Gange der Rede gemiſcht. Nur wenige ſind faſt ganz in Proſa geſchrieben, in den mehrſten überwiegt um ein großes der poetiſche Theil. In dieſem iſt der fünffüßige reimloſe Jambe die herrſchende Versart; aber häufig ſind am Schluſſe der Szenen und Aufzüge einige gereimte Zeilen in demſelben Sylbenmaaße angebracht, in verſchiednen Stücken ſind auch ſonſt Reime eingeſtreut, oder ganze Szenen darin gearbeitet. Außerdem kommen Lieder vor, wo es die Gelegenheit giebt, und zwar gewöhnlich nicht als epiſodiſche Ergötzlichkeit, ſondern ſie ſind in das Geſpräch, ja in die Handlungen ſelbſt mit eingewebt. Ob es gleich in England keine zwey völlig abgeſonderten Sprachen der Vornehmen und Geringen, kein Sanſkrit und Prakrit giebt, ſo weicht doch Shakeſpeare's poetiſche Sprache von ſeiner proſaiſchen durch die Wahl, Zuſammenſetzung, Anordnung und Bindung der Worte vielleicht eben ſo weit ab, als jene Indiſchen Dialekte von einander. Aber der Gebrauch der einen oder der andern, hängt bey ihm nicht ſo ſehr am Stande, als am Charakter und den Gemüthsſtimmungen der redenden Perſonen. Freylich paßt ſich das Edle und Auserleſene nur zu einer ge-

Mich über Dinge mit dir zu beſprechen,
Die einer Jungfrau, die bald Braut ſeyn wird,
Nicht wohl zu hören ziemt.

Clytemneſtra.

Und was iſt das,
Wozu die Zeit ſich dir ſo günſtig zeiget?

Agamemnon.

Laß deine Tochter mit mir gehen. — Alles
Iſt in Bereitſchaft, das geweihte Waſſer,
Das Opfermahl, das heil'ge Feu'r, die Rinder,
Die vor der Hochzeit am Altar Dianens,
Im ſchwarzen Blute röchelnd, fallen ſollen.

Clytemneſtra.

Gut redeſt du. Daß ich von deinem Thun
Ein Gleiches rühmen könnte! — Aber komm
Du ſelbſt heraus, mein Kind!

(Sie geht und öffnet die Thür des Gezelts.)

Was dieſer da
Mit dir beſchloſſen hat, weißt du ausführlich.
Nimm unter deinen Mantel auch den Bruder,
Oreſtes, mit dir!

(Zu Agamemnon, indem Iphigenie heraustritt.)

Sieh, da iſt ſie, deine
Befehle zu vernehmen. Was noch ſonſt
Für ſie und mich zu ſagen übrig bleibt,
Werd' ich hinzuzuſetzen wiſſen.

wiſſen Anſtändigkeit der Sitten, die ſowohl Laſter als Tugenden überkleidet, und auch unter heftigen Leidenſchaften nicht ganz verſchwindet. Wie nun dieſe den höheren Ständen, wenn gleich nicht ausſchließend, doch natürlicher Weiſe mehr eigen iſt als den geringen, ſo iſt auch bey Shakeſpeare Würde und Vertraulichkeit der Rede, Poeſie und Proſa, auf eben die Art unter die Perſonen vertheilt. Daher ſprechen ſeine gemeinen Bürger, Bauren, Soldaten, Matroſen, Bedienten, hauptſächlich aber ſeine Narren und Poſſenreiſſer faſt ohne Ausnahme im Tone ihres wirklichen Lebens. Indeſſen offenbart ſich innre Würde der Geſinnungen, wo ſie ſich immer finden mag, durch einen gewiſſen äuſſern Anſtand, ohne daß es dazu durch Erziehung und Gewohnheit angekünſtelter Zierlichkeiten bedürfte; jene iſt ein allgemeines Recht der Menſchen, der niedrigſten wie der höchſten: und ſo gilt bey Shakeſpeare die Rangordnung der Natur und der Sittlichkeit hierin mehr wie die bürgerliche. Auch läßt er nicht ſelten dieſelben Perſonen zu verſchiednen Zeiten die erhabenſte und dann wieder die gemeinſte Sprache führen, und dieſe Ungleichheit iſt ebenfalls in der Wahrheit gegründet. Auſſerordentliche Lagen, die den Kopf lebhaft beſchäftigen und mächtige Leidenſchaften ins Spiel ſetzen, heben und ſpannen die Seele: ſie rafft alle ihre Kräfte zuſammen, und zeigt, wie in ihrem ganzen Wirken, ſo auch in der Mittheilung durch Worte einen ungewöhnlichen Nachdruck. Hingegen giebt es ſelbſt für den größten Menſchen Augenblicke des Nachlaſſens, wo er die Würde ſeines Charakters bis auf einen gewiſſen Grad in ſorgloſer Ungebundenheit vergißt. Um ſich an den Scherzen Andrer zu beluſtigen, oder ſelbſt zu ſcherzen, was keinen Helden entehrt, iſt ſogar dieſe Stimmung nöthig. Man gehe zum Beyſpiel die Rolle Hamlets durch. Welche kühne, kräftige Poeſie ſpricht er, wenn er den Geiſt ſeines Vaters beſchwört, ſich ſelbſt zu der blutigen That anſpornt, ſeiner Mutter in die Seele donnert! Und wie ſteigt er in ſeinem Tone in das gemeine Leben hinab, wenn er ſich wahnſinnig ſtellt, oder es mit Perſonen zu thun hat, mit denen er nach ihrer Würdigkeit nicht anders umgehen kann: wenn er den Polonius und die Höflinge zum Beſten hat, die Schauſpieler unterrichtet und ſich auf die Späſſe des Todtengräbers einläßt. Unter allen ernſten Hauptcharakteren des Dichters iſt keiner ſo reich wie Hamlet an Witz und Laune, denen er ſich mitten in ſeiner Schwermuth überläßt; darum bedient er ſich auch unter allen am meiſten des vertraulichen Styls. Andre verfallen gar nicht darein, entweder weil der Pomp des Ranges ſie beſtändig umgiebt, oder weil ein gleichförmiger Ernſt ihnen natürlich iſt, oder endlich weil eine Leidenſchaft, nicht von der niederdrückenden Art, wie Hamlets Kummer, ſondern eine erweckende Leidenſchaft ſie das ganze Stück hindurch beherrſcht. So feine Unterſcheidungen findet man in dieſem Punkte überall von Shakeſpeare beobachtet; ja ich möchte behaupten, wo er eine Perſon in derſelben Rede aus Proſa in Poeſie, oder umgekehrt, übergehen läßt, würde man dieß nicht ohne Gefahr, ihm zu ſchaden, ändern können. Nicht als ob er immer dabey mit beſonnener Ueberlegung verfahren wäre; vermuthlich vertrat ein faſt untrüglicher Inſtinkt des Schicklichen auch hier die Stelle der Kunſt.

Die Rückſichten oder Leitungen des Gefühls, wornach er ſich beym Gebrauch des Reimes richtete, laſſen ſich nicht ganz ſo beſtimmt angeben. Man ſieht wohl, daß er ſinnreiche Sprüche gern in Reime kleidet, beſonders wo ſie ſymmetriſch neben oder gegen einander geſtellt ſind: dieß iſt nicht ſelten der Fall am Schluſſe der Szenen, der zuweilen eine epigrammatiſche Wendung nimmt, ſo daß gleichſam das Reſultat des Vorhergegangnen in einige Zeilen zuſammengedrängt wird. Fortgehend gereimt findet man andre Stellen, wo Feyerlichkeit und theatraliſcher Pomp paſſend iſt, wie die ſogenannte Maske im Sturm, und das Schauſpiel, das im Hamlet aufgeführt wird. Räumte er deßwegen vielleicht an einigen Stücken, am Sommernachtstraum, an Romeo und Julia, dem Reime einen bedeutenden Antheil ein, weil ihr Stoff vorzüglich viele Anläſſe zu gefälligen Spielen der Phantaſie darbot? Es mag immer ſeyn, daß er mitunter auch aus keinem andern Grunde in Reimen gedichtet, als weil er grade Luſt daran fand. Denn, daß er den Reim geliebt, erhellet theils aus ſeiner Fruchtbarkeit an Sonetten, theils aus mehreren ſeiner Lieder, worin er mit dieſem dichteriſchen Wiederhall gar künſtlich und artig tändelt. Man hat bemerkt, daß in ſeinen ſpätern dramatiſchen Arbeiten wenige gereimte Stellen angetroffen werden, und bey der Unterſuchung über ihre muthmaßliche Zeitfolge dieß ſogar zu einem Merkmahle gemacht. Aber würde jene Bemerkung auch durchgängig beſtätigt, (und ſie leidet ihre Ausnahmen: Was ihr wollt, das letzte Stück Shakeſpeare's nach Malone's eigner Angabe, gewiß eines ſeiner reifſten, enthält unter den Verſen ziemlich viel Reime, ob es gleich groſſentheils in Proſa geſchrieben iſt) ſo folgt daraus noch nicht, daß er ſeinen jugendlichen Geſchmack in der Folge verworfen. Er konnte ja auch im höheren Alter die Biegſamkeit der Einbildungskraft, und den Reichthum an Wendungen verlohren haben, welcher dazu gehört, um mit Leichtigkeit zu reimen. Dem ſey wie ihm wolle, ſo iſt es offenbar, daß die Verſchiedenheit der metriſchen Bearbeitung ſehr weſentlich auf den Innhalt zurückgewirkt. Seine gereimten Jamben ſind ſeinen reimloſen nicht nur im Ton und Gange unähnlich, ſie haben auch eine ganz andre Farbe des Ausdrucks, und ſind, ſo zu ſagen, in einer andern Gegend der Bilder und poetiſchen Figuren zu Hauſe.

Allein macht eine ſo bunte Vermiſchung verſchiedner Style nicht einen häßlichen Uebelſtand? Wohl mehr für das Auge, das dieſe Ungleichheiten neben einander ſieht, mit dem wir aber hier nichts zu ſchaffen haben, als für das Ohr, das ſie nach einander vernimmt. Ueberhaupt möchten ſie den mehr beleidigen, der gewohnt iſt, die Alexandriner des franzöſiſch modernen Trauerſpiels alle von gleichem Maaß, und mit gleichem Tritt auf ihre Parade ziehen zu ſehn, als den Leſer der griechiſchen Tragödien, wo nicht nur lyriſcher Geſang das Geſpräch unterbricht, ſondern auch zu dieſem, auſſer den Jamben, Anapäſtiſche und Trochäiſche Versarten gebraucht werden; ja, wo zuweilen eine Perſon in derſelben Rede aus Jamben in lyriſchen Geſang übergeht. Indeſſen bleibt der Styl in allen verſchiednen Sylbenmaaßen immer edel und poetiſch, und dieß mußte auch ſo ſeyn. Auf ſchöne Einfachheit und harmoniſches Ebenmaaß war im griechiſchen Heldendrama alles gerichtet. Der Charakter der einzelnen Perſonen mußte ſich unter den allgemeinen, erhöhten Charakter einer Darſtellung fügen, welche den Zuſchauer durchaus in eine vergötterte Vorwelt verſetzen ſollte: auch der Bote, der Diener, die Magd oder Wärterin, trugen von der Würde des vorgeſtellten Mythus, wozu ſie mit gehörten, ihr beſcheidnes Theil davon. Shakeſpeare's Theaterwelt iſt eben ſo gränzenlos mannichfaltig als die wirkliche nach ſeinen Anſichten; er ſchloß nichts davon aus, was irgend in der menſchlichen Natur und in der bürgerlichen Geſellſchaft Statt fand. Wie hätte er ſich nun dabey auf einen einzigen, gleichförmigen Styl der Darſtellung beſchränken können? Die Natur der Sache bewahrte ihn vor einer ſolchen Abgeſchmacktheit, denn ſobald er es verſuchte, mußten ſeine Dramen aufhören zu ſeyn, was ſie ſind; und aus höchſt intereſſanten wären nicht ſchöne, ſondern gleichgültige Gedichte geworden. Jede ſeiner Perſonen hatte gleiche Rechte auf die Behauptung ihrer Eigenthümlichkeit: nach weſſen Weiſe hätte ſie alſo reden ſollen, wenn ihr verboten worden wäre, es nach ihrer eignen zu thun? Wir haben die Wahl, ob wir uns, was nur eine kleine Angewöhnung erfodert, zu dem äußern, ich darf ſagen, nur ſcheinbaren Misverhältniß des häufigen und ſchnellen Wechſels der Style bequemen, oder die ganze dramatiſche Gattung verwerfen wollen, welche ohne jene Vergünſtigung nicht beſtehen kann, ſie aber auch mit unendlichen Vorzügen bezahlt. Ich darf Leſer vorausſetzen, die ſich darüber ſchon auf eine oder die andre Art entſchieden haben: es würde mich daher nur von meinem Zwecke abführen, die ſo oft unternommenen Rechtfertigungen Shakeſpeare's wegen ſeiner Verknüpfung komiſcher und tragiſcher Theile zum Ganzen Einer Handlung von neuem vorzutragen.

„Gut!" könnte man ſagen: „wenn er uns denn ſchlechterdings in ſo geringe Geſellſchaft führen wollte, ſo mußte er auch ſeinen Ton darnach ſtimmen. Wir verlangen keine tragiſche Würde: aber was verhinderte ihn, eine Gleichförmigkeit der entgegengeſetzten Art zu beobachten? Warum legt er den höchſten Charaktern nicht Proſa, zwar edlere, aber doch ſchlichte Proſa in den Mund, ſo gut wie den gemeinſten? Wir wollen auf der Bühne natürliche, wirkliche Menſchen auf das täuſchendſte nachgeahmt ſehen. Man rühmt von Shakeſpeare's Menſchen, daß ſie das ſind, und doch wiſſen wir wohl, niemand ſpricht in Verſen. Ein wohlklingendes Sylbenmaaß, eine gewählte poetiſche Sprache ſind ſchön: aber darf das Wahre, worauf doch allein die Theilnahme an einem Schauſpiele ſich gründet, dem Schönen aufgeopfert werden? Dieſe Einwendungen, welche dem geſunden Urtheile, wenn es nicht recht in das Weſen der Poeſie eingedrungen iſt, ſo nahe liegen, laſſen ſich nicht wohl ohne weitere Umſtände mit einer bloßen Berufung auf das Beyſpiel der Alten, und mancher vortrefflichen Neuern abfertigen, da in den neueſten Zeiten einſichtsvolle Kenner ſie durch Lehre und Beyſpiel unterſtützt haben. * Das Anſehen der Alten ſoll nichts mehr gelten als die Gründe, welche ſie ſelbſt bey dem oder jenem Verfahren für ſich hatten, und man könnte ihm hier mit aller Ehrerbietung ausweichen, wenn man ſagte: der Gebrauch des Sylbenmaaßes ſey bey ihnen mehr eine Sache der Nothwendigkeit als der Wahl geweſen, wie ſchon dadurch wahrſcheinlich werde, daß ſie es in allen Gattungen vom Trauerſpiele des Aeſchylus an bis zur neuern Komödie, ja bis zu den Mimen des Syrus und Laberius herunter, durchgängig angebracht. Wenn die Stimme des Schauſpielers auf ihren großen Theatern nicht ungehört verhallen ſollte, ſo mußte ſie ſich zur muſikaliſchen Rezitazion erheben, und dieſe ſetzte einen regelmäßigen Rhythmus voraus. In der That loben auch alte Schriftſteller den Jambus, als den fürs Theater paſſenden Vers, wegen ſeiner akuſtiſchen Eigen-

---

* Diderot, Leſſing, (dieſer doch nicht unbedingt, wie ſein Nathan beweiſt) und am ausführlichſten Engel in ſeiner vortrefflichen Mimik, gegen deſſen Gründe ich mir vorbehalte, meine Einwürfe bey einer andern Gelegenheit vorzutragen.

ſchaft.* Um alſo die obigen Zweifel gründlich zu löſen, müſſen wir uns an das Weſen des Dialogs, und den Grundſatz der Nachahmung ſelbſt nach ſeinem gültigen Sinne und ſeinen Einſchränkungen wenden.

Menſchen will man auf dem Theater ſehn und hören, wirkliche Menſchen, und ſie ſollen ſo genau nachgemacht ſeyn, daß man ſie durch keinen einzigen Zug von den andern außerhalb des Theaters unterſcheiden könne. Nichts weiter? Das ließe ſich wohlfeiler haben, ſollte man denken. Auf Straßen und Märkten begegnen einem ja wirkliche Menſchen zu ganzen Haufen, man kann ihnen faſt nirgends aus dem Wege gehen: und doch hält man ſie für etwas ſo ſeltnes und ſehenswürdiges, daß man ein eignes Gebäude errichtet, ein Gerüſt erleuchtet, viele mühſame Anſtalten macht, um ein Dutzend derſelben vor einer Verſammlung, die aus eben dergleichen beſteht, zur Schau zu ſtellen! Wahrlich, man möchte auf den Verdacht kommen, es widerfahre bloß deswegen einigen wirklichen Menſchen eine ſo unverdiente Auszeichnung um den übrigen einen hohen Begriff von ihrer eignen Wichtigkeit zu geben. „Nein, ſo iſt es nicht gemeynt: man muß merkwürdige oder unterhaltende Eigenſchaften haben, wenn man dieſer Ehre würdig geachtet werden ſoll.“ Das wäre denn doch ein Umſtand, der die theatraliſchen Perſonen ſtark von den wirklichen, wie ſie ſo gewöhnlich ſind unterſcheiden würde. Denn jeder geſteht, mit der gehörigen Ausnahme für ſich ſelbſt, gern ein, daß er ſie im Ganzen genommen, weder ſehr merkwürdig, noch ſehr unterhaltend findet. Aber auch Menſchen, die eins oder das andre in hohem Grade ſind, ſtellen ſich doch in ihrem ganzen Lebenslaufe ſo dar: es giebt Augenblicke, ja beträchtliche Zeiten, wo der merkwürdige Mann in ſeinem Thun ganz alltäglich ſcheint, und der unterhaltende Kopf zur Langweiligkeit hinabſinkt. Oft entwickeln ſich erſt nach einem fortgeſetzten Umgange die am meiſten charakteriſtiſchen Eigenſchaften eines Menſchen vollſtändig und entſchieden. Mit den Perſonen auf der Bühne muß unſre Bekanntſchaft in ein paar kurzen Stunden geſtiftet werden, und ihren höchſten Punkt erreichen. Dazu iſt es nun erforderlich, daß ſie in mancherley, und zwar in ſolche Lagen verſetzt werden, die am geſchickteſten ſind, das Weſen ihres Charakters in ein helles Licht zu ſtellen. Wir erlauben dem Dichter daher (und müſſen es, wenn wir nicht ſelbſt unſre Abſichten, durch die Bedingungen, denen wir ihre Ausführung unterwerfen, vereiteln wollen) eine Verwickelung, eine Anordnung der Eräugniſſe zu erfinden, die dergleichen am beſten herbeyführt, ob wir ſchon ſehr gut wiſſen, daß im wirklichen Leben intereſſante Lagen nie oder faſt nie ſo gedrängt, und von gleichgültigen nicht unterbrochen, auf einander folgen. Aber Lagen ſind nur das entferntere Mittel, Menſchen kennen zu lernen: zunächſt kommt es dabey auf ihr eignes Benehmen an, auf ihre Gebährden, Reden und Handlungen. Die Gebährden ſind die Sache des Schauſpielers, nicht des Dichters; ſchon deswegen nicht, weil ihre ſchriftliche Bezeichnung bey den gröberen Merkmahlen ſtehen bleiben muß, und von dem feineren Seelenvollen nur dem eine Vorſtellung zu geben vermag, der ſie ſchon hat. Der Dichter darf höchſtens einige Anweiſungen für jenen einſtreuen: eine Rolle wäre unvollkommen ausgeführt, wenn ein guter Schauſpieler aus den Reden und Handlungen nicht hinlänglich einſehen könnte, wie er ſie zu ſpielen hat. Worte werden häufig den Thaten entgegengeſetzt, und in einem gewiſſen Sinne mit Recht: in ſo fern ſie nähmlich Richtungen der Willenskraft ankündigen, die entweder gar nicht vorhanden ſind, oder doch ohne weitere Wirkungen bleiben. Aber Worte können auch Thaten ſeyn; die größten Dinge wurden nicht ſelten bloß durch Worte verrichtet. So wenig in einem Schauſpiel müßige Reden geduldet werden dürfen, die ſelbſt nicht Handlung ſind und ſie weder fördern noch aufhalten, ſo wird auf der andern Seite großentheils nur redend gehandelt, und das muß ſo ſeyn, weil wir die ſittlichen Verhältniſſe der Perſonen zu einander, worauf uns alles ankömmt, allein vermittelſt gegenſeitiger Mittheilungen ihrer Gedanken, Abſichten, Geſinnungen einſehen können. Müſſen auch Handlungen vorgeſtellt werden, die nicht bloß in dergleichen beſtehen, ſo erhalten ſie doch erſt durch die vorhergegangenen oder begleitenden Reden ihren dramatiſchen Werth: denn nur dieſe können uns Aufſchlüſſe über die Triebfedern geben, woraus ſie entſprungen ſind. Am En-

---

* Horat. Art. poët. v. 81.

— Populares
Vincentem ſtrepitus.

Dritter Auftritt.

Iphigenie mit dem kleinen Oreſtes zu den Vorigen.

Agamemnon.

Was iſt dir, Iphigenie? — — — Du weinſt?
Du ſiehſt nicht heiter aus — du ſchlägſt die Augen
Zu Boden und verbirgſt dich in den Schleier?

Iphigenie.

Ich Unglückſelige! Wo fang' ich an?
Bei welchem unter allen meinen Leiden?
Verzweiflung, wo ich nur beginnen mag,
Verzweiflung, wo ich enden mag!

Agamemnon.

Was iſt das?
Hat Alles hier zuſammen ſich verſtanden,
Mich zu beſtürzen — Kind und Mutter außer ſich
Und Unruh' im Geſichte —

Clytemneſtra.

Mein Gemahl,
Antworte mir auf das, was ich dich frage,
Aufrichtig aber!

Agamemnon.

Braucht's dazu Ermahnung?
Zur Sache.

Clytemneſtra.

Iſt's an dem — willſt du ſie wirklich
Ermorden, deine Tochter und die meine?

de muß alſo die ganze Darſtellung der Charakter bloß durch den Dialog bewerkſtelligt werden: alles was mittelbar dazu helfen kann, bleibt ohne Anwendung, wenn der Dichter es nicht in Dialog zu verwandeln weiß. Muß ihm alſo nicht bey Benutzung des einzigen Mittels zu einem ſo großen und ſchwierigen Zwecke eine ähnliche Freyheit verſtattet werden, wie bey der Anlegung des Plans? Darf er nicht, wenn er nur das Weſen des Dialogs ſchont, die zufälligen Beſchaffenheiten deſſelben ſo einrichten, wie es ihm am vortheilhafteſten dünkt? Darf er dabey nicht, nach dem allgemeinen, nie beſtrittenen Vorrechte der Dichtkunſt, über die Wirklichkeit hinausgehen, wenn ſeine Erdichtungen nur in den Gränzen der Wahrſcheinlichkeit bleiben? Die Verneinung dieſer Fragen möchte aller dramatiſchen Kunſt ein Ende machen.

Zum Weſen des Dialogs gehört zweyerley: augenblickliche Entſtehung der Reden in den Gemüthern der Sprechenden, und Abhängigkeit derſelben von einander, ſo daß ſie eine Reihe von Wirkungen und Gegenwirkungen ausmachen. Das erſte iſt in dem letzten gewiſſermaaßen mit enthalten: denn ſoll meine Rede ganz ſo beſchaffen ſeyn, wie die Rede des Andern ſie in mir veranlaſſen muß, ſo kann ich ſie nicht beſtimmt zuvor ausgeſonnen haben, weil ich höchſtens nur ungefähr muthmaaße, was er ſagen wird. Alles Uebrige iſt beym Dialog zufällig: die Zahl der Perſonen, die Länge der Reden, u. ſ. w. Sogar ein Monolog kann in hohem Grade dialogiſch ſeyn, und er ſollte in einem Schauſpiele nie etwas anders ſcheinen, als was man im gemeinen Leben nennt, „ſich mit ſich ſelbſt beſprechen.“ Dabey findet nicht bloß augenblickliche Eingebung Statt, ſondern auch eine Art von Wirkung und Gegenwirkung, indem man ſich gleichſam in zwey Perſonen theilt. Man erinnere ſich an die berühmte Monologe Hamlets. Was die Länge betrifft, ſo haben wir Dramen, deren Verfaſſer zu glauben ſcheinen, die Lebhaftigkeit des Dialogs beſtehe darin, daß ihre Perſonen immer nur drey Worte hinter einander ſagen, und ſich gegenſeitig faſt nicht zu Worten kommen laſſen, da doch im wirklichen Leben ſchwerlich ein bedeutendes Geſpräch in ſolchen Brocken zum Vorſchein kömmt, und das letzte unter geſitteten Leuten gar nicht hergebracht iſt.

Man kann den Dialog in zwey verſchiednen Bedeutungen vollkommen oder unvollkommen nennen: nähmlich insbeſondere als Dialog; dann in allgemeiner Hinſicht nach ſeinem Gehalt und Ausdruck. Mit beyden Arten der Unvollkommenheiten iſt er im gemeinen Umgange oft reichlich genug ausgeſteuert, um Verdruß und Langeweile zu erregen. Billig entfernt daher der Dichter alle ſolche, die nicht aus den Charaktern und Lagen der Perſonen entſpringen. Zufällig begegnet es wohl jedem Menſchen, daß er nur mit halbem Ohre hört, und mit halber Beſinnung antwortet; daß er ſich wiederhohlen laſſen muß, was der Andre geſagt, weil er es nicht begriffen; daß er immer auf daſſelbe zurückkömmt, ohne auf die Gründe des Andern zu achten; aber nur an dem Zerſtreuten, dem langſamen Kopfe, dem Hartnäckigen iſt es charakteriſtiſch.

Sobald dialogiſche Unvollkommenheiten dieſes ſind, kann man ſie nicht von der dramatiſchen Darſtellung ausſchlieſſen; ſie dürfen ſogar Hauptgegenſtand derſelben werden.* Eben das gilt von den Mängeln der Reden, für ſich, außer dem Zuſammenhange des Geſprächs betrachtet. Dagegen darf der Dichter denſelben alle Vorzüge verleihen, welche den Charaktern und Lagen der Perſonen nicht widerſprechen, und er wird dadurch unſre Luſt unfehlbar erhöhen. Finden wir wohl jemahls im wirklichen Leben, wenn ſich nicht Eigenliebe ins Spiel miſcht, daß jemand zu treffend, zu lebhaft, zu witzig, zu darſtellend, zu ſeelenvoll ſpricht? Nur müſſen wir ja keine Spuren von Vorbereitung entdecken, die augenblickliche Eingebung muß immer die Muſe des Geſprächs bleiben. Sonſt ſagen wir, er rede wie ein Buch, und die vortrefflichſten Dinge, ſo er vorbringt, können uns keine geſellſchaftliche Unterhaltung mehr gewähren. Einen ſolchen Dialog verwerfen wir, nicht als ob er allzu unvollkommen wäre, ſondern weil es eigentlich gar kein Dialog iſt.

Die Anwendung dieſer letzten Bemerkung auf die dramatiſche Kunſt macht ſich von ſelbſt. Nun fragt ſichs nur: kann Poeſie des Styls die Vollkommenheit des Dialogs, als ſolchen, vermehren, oder hebt ſich vielmehr ſein Weſen unvermeidlich auf? Es iſt ein grobes aber gewöhnliches Mißverſtändniß, das Geſchmückte und Redneriſche mit dem wahrhaft Poetiſchen für ſchlechthin einerley zu halten: leider wird es durch ſo viele angebliche Gedichte beſtätigt, worin man ſtatt dichteriſcher Kunſt mit rhetoriſchen Künſten abgefunden wird. Nur die anſchaulichſte Bezeichnung der Vorſtellungen, der innigſte Ausdruck der Empfindungen heißt mit Recht poetiſch, und dieß iſt unſrer Natur ſo wenig fremd, daß man es vielmehr in den unvorbereiteten Reden von Menſchen ohne Bildung und Unterricht, wenn ihre Einbildungskraft erhitzt oder ihr Herz bewegt iſt, oft am auffallendſten wahrnimmt. Aechte Poeſie des Styls iſt daher nichts anders als die unmittelbarſte, natürlichſte Sprache, die wir nähmlich reden würden, wenn unſre Natur ſich immer von zufälligen Einſchränkungen befreyt, in ihrer ganzen Kraft und Fülle offenbarte; ſie iſt mehr die Sprache der Seelen als der Zungen. Hieraus folgt, daß der Gebrauch derſelben den Dialog. in ſo fern er eine Reihe von Wechſelwirkungen iſt, allerdings vollkommner machen kann. Je geſchickter das Werkzeug der Mittheilung iſt Gedanken und Gefühle nicht bloß ſo ungefähr nach ihrem Stoff und ihrer allgemeinen Beſchaffenheit anzudeuten, ſondern ihre beſonderſte, eigenthümlichſte Bildung darzuſtellen, deſto vollſtändiger verſteht man ſich gegenſeitig, und deſto genauer wird jede Rede der, wodurch ſie veranlaßt worden, entſprechen. Eher könnte es Zweifeln ausgeſetzt ſeyn, ob ſich der poetiſche Ausdruck mit dem zweyten weſentlichen Kennzeichen des Dialogs, der augenblicklichen Entſtehung verträgt? Ich bemerke hier zuerſt, daß alle Poeſie mehr oder weniger nach den Gattungen Anſprüche darauf macht, für eine zwar ungewöhnliche, aber doch ſchnelle, ungetheilte, ununterbrochne Eingebung, nicht für eine allmählige Hervorbringung gehalten zu werden; daß die letzte und nicht die leichteſte Kunſt des Dichters darin beſteht, alle Kunſt zu verbergen, und über das tiefſte Studium, die ſorgſamſte Wahl den Anſtand ungezwungner Leichtigkeit zu verbreiten, als hätte er alles nur ſo eben hingegoſſen. Zweytens: wie aus dem Weſen jeder Dicht-Art beſondre Geſetze des Styls herfließen, ſo hat auch das Drama die ſeinigen. Vieles muß darin vermieden werden, was ſchön und vortrefflich wäre, wenn der Dichter es in ſeinem eignen Nahmen ſagte. Dramatiſche Schicklichkeit iſt hier die erſte Rückſicht, der alle andern nachſtehen müſſen. Aber nicht genug, daß die poetiſche Behandlung der Wahrheit des Dialogs nicht nothwendig Eintrag thut, ich möchte behaupten, er könne durch ſie noch dialogiſcher gemacht werden. Daß den Redenden das, was ſie ſagen, in demſelben Augenblicke einfällt, erkennen wir an gewiſſen Merkmahlen, die in der Wirklichkeit nicht immer in gleichem Maaße vorhanden ſind; zufällig fehlen oder abſichtlich nachgeahmt werden können. Giebt es nicht Menſchen, welche das, was ſich in der That erſt eben in ihnen entwickelt, ſo feyerlich und abgemeſſen vorbringen, als hätten ſie es zuvor auswendig gelernt, während andre durch Impromtü's überraſchen, worauf ſie drey Tage lang geſonnen? Für das Vergnügen der Unterhaltung entſcheidet hiebey der Schein mehr als die Wahrheit; im Drama verſteht es ſich ja ſo ſchon, daß das Anſehen des Unvorbereiteten in den Reden bloßer Schein iſt. Es beruht aber, außer dem Ton und den Gebährden, die immer ſehr viel thun müſſen, auf allerley kleinen in der Bücherſprache nicht erlaubten Freyheiten und Nachläſſigkeiten; auf Verſchweigungen und zuweilen ſogar einem ſcheinbaren Mangel an Zuſammenhang; auf der Stellung, welche ſo beſchaffen ſeyn muß, wie die Ideen am natürlichſten nach und durch einander rege werden, nicht wie man ſie nachgehends am vortheilhafteſten anordnen könnte; auf einfachen und geraden Wortfügungen. Künſtlich verflochtene Perioden (die überhaupt mehr der Beredſamkeit als der Poeſie angehören) verrathen immer eine Art von Vorbereitung: man kann ſie nicht wohl anfangen, ohne zu wiſſen, wie man ſie zum Ende führen will, und dazu muß man ſchon die ganze Reihe von Sätzen, woraus ſie beſtehn, im Zuſammenhange überſchaut haben. Alle jene Merkmahle muß der Schauſpieldichter Sorge tragen, auch im proſaiſchen Dialog anzubringen. Behandelt er ihn aber poetiſch, ſo wird er durch die unumſchränktere Gewalt über die Sprache, wodurch die Poeſie alles, was im Menſchen vorgeht, anſchaulicher zu machen geſchickt iſt, in den Stand geſetzt, die Zeichen der unmittelbaren Entſtehung noch entſchiedner hervorzuheben. Schon wegen der ſonſtigen Schönheit und Stärke des Ausdrucks müſſen ſie die Aufmerkſamkeit mehr an ſich ziehn, weil man nicht gewohnt iſt, ſie in ſolcher Geſellſchaft anzutreffen, ſo wie hinwieder jene Vorzüge dadurch, daß ſie freywillige Gaben des Augenblicks ſcheinen, einen ganz eignen Zauber gewinnen. Das Sylbenmaaß ſelbſt, wenn es nicht an eine ſteife Regelmäßigkeit gebunden iſt, kann durch einen geſchickten Gebrauch die Täuſchung vermehren helfen: kleine Unebenheiten darin, unerwartete Pauſen, dann wieder fortſtrömende Fülle oder ein ſanfter und ſtetiger Fluß, können den Anſtoß, den Stillſtand der Gedanken, die raſche Bewegung des Gemüths oder das Gleichgewicht ſeiner Kräfte einigermaaßen ſinnlich bezeichnen.

---

* So hat man ein artiges Nachſpiel, le Babillard. Aber von franzöſiſchen Schauſpielern muß man es aufführen ſehen: hier ſind ſie in ihrem Fache.

„Das Sylbenmaaß! Alſo doch durchaus in Verſen?" Freylich weil Poeſie des Styls aus Urſachen, welche zu ergründen hier nicht der Ort iſt, ohne geordnete Verhältniſſe der Bewegung gar nicht beſtehen kann. Der wiederkehrende Rhythmus iſt der Pulsſchlag ihres Lebens. Nur dadurch, daß die Sprache ſich dieſe ſinnlichen Feſſeln anlegen läßt und ſie gefällig zu tragen weiß, erkauft ſie die edelſten Vorrechte, die innre höhere Freyheit von allerley irdiſchen Obliegenheiten. Soll das Sylbenmaaß im Drama nicht Statt finden, ſo muß es ja bey der ſchlichteſten Proſa ſein Bewenden haben. Denn ſonſt wird unvermeidlich eine ſogenannte poetiſche Proſa entſtehen, und poetiſche Proſa iſt nicht nur überhaupt ſehr unpoetiſch, ſondern vollends im höchſten Grade undialogiſch. Sie hat die natürliche Leichtigkeit der Proſa verloren, ohne die künſtliche der Poeſie wieder zu gewinnen, und wird durch ihren Schmuck nur belaſtet, nicht wirklich verſchönert. Ohne Flügel, um ſich kühn in die Lüfte zu heben, und zu anmaaßend für den gewöhnlichen Gang der Menſchenkinder, fährt ſie, unbeholfen und ſchwerfällig wie der Vogel Strauß, zwiſchen Fliegen und Laufen über dem Erdboden hin.

„Indeſſen bleibt das Sylbenmaaß im Munde dramatiſcher Perſonen immer Erdichtung: und iſt es nicht die unwahrſcheinlichſte, die ſich denken läßt? Wie ſoll man glauben, daß Brutus und Caſſius als ſie Cäſarn ermordeten, in ihren Reden auf den Wechſel der langen und kurzen Sylben geachtet haben?“ Man muß geſtehn, es iſt um nichts glaublicher, als daß Cäſar, von dem wir wiſſen, daß er vor achtzehn Jahrhunderten auf dem Kapitol umgebracht worden, vor unſern Augen zu Paris oder London unter den Dolchen der Verſchwornen fällt. Die angeführten Beyſpiele ſind nicht gleichartig, wird man ſagen: hier braucht ſich der Zuſchauer nur in Gedanken von ſeinem Ort, ſeiner Zeit wegzuverſetzen; dort wird ihm zugemuthet, etwas für wahr zu halten, das von dem ewigen Lauf der Dinge abweicht, und ſchlechthin unmöglich iſt. Wie die Frage oben geſtellt war, würde es ſich freylich ſo verhalten: allein warum ſollte man nicht, eben ſo gut als man jene Römer Engliſch oder Deutſch ſprechen läßt, ihre Reden in eine Sprache überſetzen dürfen, worin ſich alles, was man ſagt, nothwendiger Weiſe und wie von ſelbſt rhythmiſch ordnet? Und ſolch eine allen menſchlichen Zungen gemeinſchaftliche Mund-Art iſt ja doch in gewiſſem Betracht die Poeſie. Bey der theatraliſchen Täuſchung, deren eigentliche Art und Gränzzen ich übrigens dahin geſtellt ſeyn laſſe, ohne mich auf die Gründe zu berufen, womit Johnſon ihr Daſeyn ſcharf beſtritten hat: bey der theatraliſchen Täuſchung kömmt es gar nicht auf die Wahrſcheinlichkeit an, die man unter mehreren möglichen Erfolgen demjenigen zuſchreibt, welcher die meiſten Gründe für ſich hat, und die ſich in vielen Fällen ſogar arithmetiſch beſtimmen läßt, ſondern auf den ſinnlichen Schein der Wahrheit. Was in jener Bedeutung unwahrſcheinlich, völlig falſch, ja unmöglich iſt, kann dennoch wahr zu ſeyn ſcheinen, wenn nur der Grund der Unmöglichkeit auſſer dem Kreiſe unſrer Erkenntniß liegt, oder uns geſchickt verſchleyert wird. Mit dem Verſtande unterſucht, muß das Sylbenmaaß freylich für das, was es iſt, nähmlich für eine Erdichtung erkannt werden; aber der zergliedernde Verſtand und die Täuſchung vertragen ſich überhaupt nicht zum Beſten mit einander; genug, wenn der Eindruck deſſelben auf das Gehör bey einem lebendigen Vortrage ſie nicht zerſtört. Der Versbau mag dem Dichter noch ſo viel Mühe gekoſtet haben, wofern ſie gelungen iſt, ſo wird ſie im geringſten nicht mehr hörbar ſeyn, ſondern nur durch Schlüſſe vermuthet werden können. Die Verſe ſind bey ihrer Ausarbeitung nach einer Regel abgemeſſen worden, aber es wäre höchſt fehlerhaft, durch die Art ſie herzuſagen, die Aufmerkſamkeit hauptſächlich auf dieſe zu lenken. Sie kann fühlbar bleiben, ohne daß man ſich ihrer abgeſondert bewußt wird. Sie ſoll dem Wohlklange nur zur Unterlage dienen, und indem ſie die endloſe Mannichfaltigkeit der Töne bis zum ſchönen Wechſel begränzt, dem Ohr ihre harmoniſchen Verhältniſſe faßlich machen. Wie ſollte nicht der Zuhörer, iſt nur der Inhalt ſo beſchaffen, daß er ſeinen Geiſt lebhaft beſchäftigt, den proſodiſchen Maaßſtab anzulegen vergeſſen, da ihn der Dichtende ſelbſt im Feuer der Empfindung zugleich beobachten und vergeſſen kann? Daß dieß möglich ſey, wird unwiderſprechlich durch das Improviſiren dargethan; ich meyne hier nicht die ſpätere Kunſt der Improviſatoren vom Handwerk, die man eine poetiſche Seiltänzerey nennen könnte, ſondern das natürliche, zum Theil dialogiſche Dichten aus dem Stegreif, das bey mehreren Völkern eine gewöhnliche geſellſchaftliche Ergötzung war oder noch iſt.* Sehr merkwürdig iſt

---

* Das älteſte mir bekannte und in jedem Betracht der Erwägung ſehr würdige Zeugniß hierüber enthält der angeblich Homeriſche Hymnus auf den Hermes. V. 54—56:

— θεὸς δ' ὑπὸ καλὸν ἄειδεν
ἐξ αὐτοσχεδίης πειρώμενος, ἠΰτε κοῦροι
ἡβηταὶ θαλίῃσι παραιβόλα κερτομέουσιν.

Man vergleiche Rousseau Dictionn. de Musique Art. Improviser. „C'est faire et chanter impromptu des chansons, airs et paroles, qu'on accompagne communément d'une Guitarre ou d'autre pareil instrument. Il n'y a rien de plus commun en Italie, que de voir deux masques se rencontrer, se défier, s'attaquer, se riposter ainsi par des couplets sur le même air, avec une vivacité de dialogue,

Agamemnon (fährt auf).
Unglückliche! Was für ein Wort haſt du geſprochen!
Was argwöhnſt du? — Du ſollſt es nicht!
Clytemneſtra.
Antworte
Auf meine Frage!
Agamemnon.
Frage, was ſich ziemt,
So kann ich dir antworten, wie ſich's ziemt.
Clytemneſtra.
So frag' ich. Sage du mir nur nichts anders.
Agamemnon.
Furchtbare Göttinnen des Glücks und Schickſals
Und du, mein böſer Genius!
Clytemneſtra.
Und meiner —
Und dieſer hier! Ihn theilen drei Elende!
Agamemnon.
Worüber klagſt du?
Clytemneſtra.
Dieſes fragſt du noch?
O dieſer Liſt gebricht es an Verſtande.
Agamemnon.
Ich bin verloren. Alles iſt verrathen.
Clytemneſtra.
Ja, Alles iſt verrathen. Alles weiß ich
Und Alles hört' ich, was du uns bereiteſt.
Dies Schweigen, dieſes Stöhnen iſt Beweiſes
Genug. Das Reden magſt du dir erſparen.

es, und kann gewiſſermaßen für einen hiſtoriſchen Beweis gelten, daß der dramatiſche Gebrauch des Sylbenmaaßes unſrer Natur nicht ſogar fremde ſey, daß ſchon in der früheſten Kindheit der theatraliſchen Kunſt die Reden, welche man noch nicht aufſchrieb und auswendig lernte, ſondern aus dem Stegreif erfand, doch ſchon in Verſen, ſo gut oder ſo ſchlecht man ſie zu machen verſtand, hingeſchüttet wurden. *

Alles obige findet, wie ſich verſteht, nur bey einer ſchicklichen Wahl des Sylbenmaaßes Statt: es muß weder die feyerliche Fülle des epiſchen, noch die melodiſchen Schwünge der lyriſchen haben; es muß den gewöhnlichen Schritt der Rede beflügeln, ohne ſich zu auffallend von ihm zu entfernen. Dieſe Eigenſchaften hat der Jambe, der eigentliche dialogiſche Vers, wofür ihn ſchon die Alten rühmen. ** Ariſtoteles bemerkt, daß man im Ge-

---

de Chant, d'accompagnement, dont il faut avoir ete temoin pour la comprendre.

** Hunc socci cepere pedem, grandesque cothurni,
Alternis aptum sermonibus, et populares,
Vincentem strepitus, et natum rebus agendis.

Ausdrücklich ſagt dieß Ariſtoteles (Poet. c. IV) zwar nicht; allein wenn man zwey ſeiner Sätze erſt: Γενομένη οὖν ἀπ' ἀρχῆς αὐτοσχεδιαστικὴ καὶ αὐτὴ (ἡ τραγῳδία) καὶ ἡ κωμῳδία u. ſ. w. und nachher: τὸ μὲν γὰρ πρῶτον τετραμέτρῳ ἐχρῶντο; ſo wird es über allen Zweifel erhoben. Daß es mit den Atellaniſchen Spielen ſpräch ſehr häufig Jamben einmiſcht, aber ſelten Hexameter. Der Trimeter der Alten iſt zwar noch merklich von dem Engliſchen blank verse und unſern fünffüßigen Jamben unterſchieden; aber für unſre Sprachen leiſten dieſe ungefähr eben das, was jener für die Griechiſche und Römiſche. Um über die dramatiſche Untauglichkeit des Reimes, den das allgemeine Urtheil in England ſchon vor geraumer Zeit, ſpäter bey uns, von der Bühne verbannt hat, gründlich zu entſcheiden, müßte man wohl noch tiefer in ſein Weſen eindringen, als bisher geſchehen. Das iſt offenbar, daß er ſehr fehlerhaft iſt, wenn er der Symmetrie einer eintönigen Versart ſymmetriſch angehängt wird, wie in den franzöſiſchen Trauerſpielen. Ueberhaupt geben dieſe ziemlich vollſtändige Muſter ab, wie man ſowohl das Sylbenmaaß als die Poeſie des Styls im Drama nicht gebrauchen ſoll, wenn wir ſie anders im Gebiet der Dichtkunſt anerkennen und nicht lieber gerades Weges in die Schulen der Rhetoren, als ihre Heimath, verweiſen wollen.

Wie viel anders Shakeſpeare! Die Darſtellung in ſeinen proſaiſchen Szenen iſt meiſterhaft: die keckſten

---

bey ihrem Urſprunge dieſe Bewandtniß gehabt, verſichert Livius, VII, 2. auf die beſtimmteſte Weiſe: imitari deinde eos iuventus, simul inconditis inter se iocularia fundentes versibus; hernach: iuventus ipsa inter se more antiquo ridicula intexta versibus iactitare coepit, quae deinde exodia postea appellata, consertaque fabellis potissimum Atellanis sunt.

Züge einer komiſchen Alltagewelt ſcheint er mit eben ſo unbekümmertem Muthwillen hinzuzeichnen, als er ſie aufgefaßt haben mochte. Aber dennoch erreicht er erſt vermittelſt der dichteriſchen Behandlung den Gipfel ſeiner dramatiſchen Vortrefflichkeit. Hier iſt ſein Styl einfältig kräftig. groß und edel. Wer wird ſich nicht gern zu einigen Härten bequemen, wo ihn ſo viel einſchmeichelnde Zartheit dafür entſchädigt? Shakeſpeare hat alles Hohe und Tiefe in ſeinem Daſeyn verknüpft; ſeine fremdartigſten Eigenſchaften beſtehen friedlich neben einander: in ſeiner kühnſten Erhabenheit iſt er noch ſchlicht und beſcheiden, in ſeiner Seltſamkeit natürlich. So zieht ſich ſelbſt die höchſte tragiſche Würde niemahls wie eine Glorie um ſeine Menſchen her; nein, es wird uns immer eine gleich vertraute Nähe geſtattet. In den vergleichungsweiſe wenigen Stellen, wo ſeine Poeſie aus dem wahren Dialog heraustritt, machten ihm eine zu gewaltige Einbildungskraft, ein zu üppiger Witz die völlige dramatiſche Entäuſſerung ſeiner ſelbſt unmöglich. Er giebt alsdann mehr als er ſollte, aber oft iſt es von der Art, daß man es ſich nicht ohne Bedauern würde nehmen laſſen.

Die Vorzüge ſeines Versbaues zu fühlen und zu würdigen, ſteht fremden Leſern weniger zu, als den Landsleuten des Dichters. Auch haben ihm Engliſche Beurtheiler in dieſem Stück volle Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Seine reimloſen Jamben ſind überaus mannichfaltig, bald mehr bald weniger regelmäßig, hier und da ſogar regellos; (wovon doch manches auf die veränderte Ausſprache, manches auch darauf zu ſchieben iſt, daß Shakeſpeare gar nicht für genaue Abſchriften ſeiner Stücke ſorgte) immer aber ausdrucksvoll und gedrängt, oft von groſſer Schönheit und Lieblichkeit. Er iſt darin das älteſte, aber in ſeiner Gattung (denn Miltons Versbau mit ſeinen athemloſen Perioden würde für das Schauſpiel höchſt unpaſſend ſeyn) immer noch unübertroffene Vorbild der Engländer. Von ſeinen gereimten Verſen läßt ſich nicht daſſelbe ſagen. Sey es nun, daß die Engliſche Dichtkunſt ſich von dieſer Seite ſpäter ausgebildet, oder daß gewiſſe Reize der Sprache, wie manche Arten der Mahlerey, den Verwüſtungen der Zeit mehr ausgeſetzt ſind als andre: genug, Shakeſpeare's Reime ſind mehr veraltet, dunkel und fremd geworden, als ſeine reimloſen Verſe. In dieſen hat nach ihm nur Milton eigentlich Epoche gemacht; die Kunſt harmoniſch zu reimen hingegen, worin die Dichter im Zeitalter der Königin Eliſabeth nicht ganz unglücklich geweſen waren, ging im nächſtfolgenden völlig verloren, wurde dann in der letzten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts wieder erworben, vielfach bearbeitet, von Dryden und endlich von Pope zur höchſten möglichen Vollendung gebracht, aber auch für immer an eine wohlklingende Einförmigkeit gefeſſelt. Man muß alſo, um billig zu ſeyn, in dieſem Theil der Verskunſt nicht von Shakeſpeare fodern, was die Engliſche Sprache erſt hundert Jahre nachher liefern konnte, ſondern ihn etwa mit ſeinem Zeitgenoſſen Spencer vergleichen, was gewiß ſehr zu ſeinem Vortheile ausſchlägt. Denn Spencer iſt oft gedehnt, Shakeſpeare, wenn ſchon gezwungen, doch immer kurz und bündig. Der Reim hat ihn weit häufiger dazu gebracht, etwas nöthiges auszulaſſen, als etwas unbedeutendes einzuſchalten. Doch ſind viele ſeiner gereimten Zeilen noch jetzt untadellich; ſinnreich mit anmuthiger Leichtigkeit und blühend ohne falſchen Schimmer. Die eingeſtreuten Lieder (des Dichters eigne nähmlich) ſind meiſtens ſüße kleine Spiele und ganz Geſang; man hört in Gedanken eine Melodie dazu, während man ſie blos lieſet.

Eine poetiſche Ueberſetzung, welche keinen von den charakteriſtiſchen Unterſchieden der Form auslöſchte, und ſeine Schönheiten, ſo viel möglich, bewahrte, ohne die Anmaßung ihm jemahls andre zu leihen; welche auch die mißfallenden Eigenheiten ſeines Styls, was oft nicht weniger Mühe machen dürfte, mit übertrüge, würde zwar gewiß ein Unternehmen von großen, aber in unſrer Sprache nicht unüberſteiglichen Schwierigkeiten ſeyn. Haben doch die Engländer ſchon eine gelungne poetiſche Nachbildung von einem dramatiſchen Meiſterwerke: ſollte dieß um die Verdienſte der Ausländer ſonſt ſo unbekümmerte Volk wärmere Freunde unſrer großen Dichter aufzuweiſen haben, als wir der ſeinigen? Denn herzliche Liebe zur Sache iſt freylich ein ſo weſentliches Erforderniß bey einer ſolchen Arbeit, daß ohne ſie alle übrigen Geſchicklichkeiten nichts helfen können. Auch möchten die ſechs und dreyßig Stücke Shakeſpeare's eine zu lange

Bahn für einen Einzigen ſeyn, um ſie auf dieſe Art zu durchlaufen: vor der Hand wäre es genug, wenn mit einzelnen Stücken der Verſuch gemacht würde.

Ich wage zu behaupten, daß eine ſolche Ueberſetzung in gewiſſem Sinne noch treuer als die treueſte proſaiſche ſeyn könnte. Denn nicht gerechnet, daß dieſe eine entſchiedne Unähnlichkeit mit dem Original hat, welche ſich über das Ganze verbreitet, ſo ſtellt ſich dabey ſehr oft die Verlegenheit ein, entweder den Ausdruck ſchwächen, oder ſich in Proſa erlauben zu müſſen, was nur der Poeſie, und auch ihr kaum anſteht. Ferner würde es erlaubt ſeyn, ſich dem Dichter in ſeiner Gedrungenheit, ſeinen Auslaſſungen, ſeinen kühnen und nachdrücklichen Wendungen und Stellungen weit näher anzuſchmiegen. Hart möchte die Treue des Ueberſetzers zuweilen ſeyn, und er müßte ſich den freyeſten Gebrauch unſrer Sprache in ihrem ganzen Umfange (eine alte Gerechtſame der Dichter, was auch Grammatiker einwenden mögen) nicht verwerfen laſſen; aber nie dürfte ſie ſchwerfällig werden. Er überhüpfe lieber eine widerſpenſtige Kleinigkeit, als daß er in Umſchreibungen verfallen ſollte. In der Kürze wetteifre er mit ſeinem Meiſter, obgleich die Engliſche Sprache wegen ihrer Einſylbigkeit, welche ſonſt der Schönheit des Versbaues nicht ſehr günſtig iſt, hierin vieles voraus hat, und ruhe nicht eher, als bis er ſich überzeugt, er habe darin alles im deutſchen Thunliche geleiſtet. Nicht immer wird er Vers um Vers geben können, aber doch meiſtentheils, und den Raum, den er an Einer Stelle einbüßt, muß er an einer andern wieder zu gewinnen ſuchen. Dieß iſt ſehr wichtig, denn geht er in Einem Verſe über das Maaß hinaus, ſo muß er es auch in den folgenden, bis er ſich wieder in gleichen Schritt geſetzt hat. Dadurch werden dann Säze, welche im Engliſchen Eine Zeile mit ſchöner Rundung umſchließt, in zwey aus einander geriſſen, und die bedeutenden Schlüſſe der Verſe, worauf bey ihrem harmoniſchen Falle ſo viel beruht, verändert. Es beweiſt die große Uebereinſtimmung der beyden Sprachen, daß manche Zeilen Shakeſpeare's, wenn man ſie wörtlich und mit beybehaltner Ordnung überträgt, ſich wie von ſelbſt in daſſelbe Maaß fügen; hingegen ſtehe ich dem Ueberſetzer nicht dafür, daß bey manchen andern auch die vielfältigſte Verſuche nur ein halbes Gelingen zu Wege bringen möchten. Er hüte ſich vor einer zu ſteifen Regelmäßigkeit in ſeinen reimloſen Jamben: aber zu ſchön können ſie ſchwerlich ſeyn. Es iſt in unſrer Sprache nicht ſo leicht, als man ſich gewöhnlich einbildet, dieſem Sylbenmaße alle Vollkommenheit, deren es empfänglich iſt, zu geben, wie ſchon daraus erhellet, daß wir ſo wenig Vortreffliches darin beſitzen. In den gereimten Verſen wird man ſich mit einer weniger wörtlichen Treue begnügen müſſen: ihr eigenthümliches Kolorit iſt die Hauptſache, und dieſes kann nur durch Beybehaltung des Reimes übertragen werden. Vielleicht wird es hier oft unvermeidlich ſeyn, wenn man nicht zu viel weglaſſen oder gar Ein Paar Verſe in zwey ausdehnen will, ſtatt des fünffüßigen den ſechsfüßigen Jamben zu gebrauchen, wodurch Sentenzen und Schilderungen weniger verlieren, als die eigentlich dialogiſchen Stellen.

Uebrigens wäre alles ſorgfältig zu entfernen, was daran erinnern könnte, daß man eine Kopie vor ſich hat. Die Wortſpiele, welche ſich nicht übertragen, oder durch ähnliche erſetzen laſſen, müßten zwar wegbleiben, aber ſo, daß keine Lücke ſichtbar würde. Eben ſo hätte es der Ueberſetzer mit durchaus fremden und ohne Kommentar unverſtändlichen Anſpielungen zu halten. Von bloß zufälligen Dunkelheiten dürfte er den Text befreyen; aber wo der Ausdruck ſeinem Weſen nach verworren iſt, da könnte auch dem Deutſchen Leſer die Mühe des Nachſinnens nicht erſpart werden. Schon Wieland hat treffend dargethun, warum man Shakeſpeare nirgends und in keinem Stücke muß verſchönern wollen. Ein ganz leichter Anſtrich des Alten in Wörtern und Redensarten würde keinen Schaden thun. Nicht alles Alte iſt veraltet, und Luthers Kernſprache iſt noch jetzt deutſcher als manche neumodige Zierlichkeit. Obgleich Shakeſpeare's Sprache in dem Zeitalter, worin er ſchrieb, neu und gebräuchlich war, ſo trägt ſie doch das Gepräge der damahligen noch einfältigeren Sitten, und in der Sprache unſrer biedern Vorältern, drücken ſich dergleichen ebenfalls aus. Solche Wörter und Redensarten, welche unſre heutige Verfeinerung bloß zu ihrem Behufe erſonnen, wären wenigſtens ſorgfältig zu vermeiden. Die dramatiſche Wahrheit müßte überall das erſte Augenmerk ſeyn: im Nothfall wäre es beſſer, ihr etwas von dem poetiſchen Werth aufzuopfern als umgekehrt.

Dieſe Foderungen ließen ſich leicht noch mit vielen andern vermehren; allein ich möchte einem Verehrer Shakeſpeare's, der, wie ich weiß, es mit einigen Stücken verſucht hat, keinen ſehr willkommenen Dienſt thun, indem ich durch den aufgeſtellten Begriff einer Vollendung, die vielleicht gar nicht erreicht werden kann, ſeine Arbeit ſchon im Voraus unter ihren wahren Werth herabſetze. Er liebt indeſſen den göttlichen Dichter ſo ſehr, daß er ſich freuen wird, wenn mein Eifer ihm Nebenbuhler bey dieſer Unternehmung erweckt, die durch ein glücklicheres Gelingen ſeine Bemühungen verdunkeln.

Die Horen

Jahrgang 1796

Fünftes Stück.

Tübingen
in der J. G. Cottaiſchen Buchhandlung
1796.

Agamemnon.

Ich ſchweige. Reden was nicht wahr iſt, hieße
Mein Elend auch durch Frechheit noch erſchweren.

Clytemneſtra.

Gib mir Gehör! die räthſelhafte Sprache
Bei Seit'. Ich will jetzt offen mit dir reden.
Erſt drangſt du dich — das ſey mein erſter Vorwurf —
Gewaltſam mir zum Gatten auf, entführteſt
Mich räuberiſch, nachdem du meinen erſten
Gemahl erſchlagen, Tantalus — den Säugling
Von ſeiner Mutter Bruſt geriſſen, mit
Grauſamem Wurf am Boden ihn zerſchmettert.
Als meine Brüder drauf, die Söhne Zevs,
Die Herrlichen, mit Krieg dich überzogen,
Entriß dich Tyndar, unſer Vater, den
Du knieend flehteſt, ihrem Zorn und gab
Die Rechte meines Gatten dir zurück.
Seit dieſem Tag — kannſt du es anders ſagen?
Fandſt du in mir die lenkſamſte der Frauen,
Im Hauſe fromm, im Ehebette keuſch,
Untadelhaft im Wandel. Sichtbar wuchs
Der Segen deines Hauſes — Luſt und Freude,
Wenn du hereintratſt! Wenn du öffentlich
Erſchienſt, der frohe Zuruf aller Menſchen!
Solch ein Ehgenoſſin zu erjagen
Iſt Wenigen beſchert. Deſto gemeiner ſind
Die Schlimmen! Ich gebäre dir drei Töchter
Und dieſen Sohn — und dieſer Töchter eine
Willſt du jetzt ſo unmenſchlich mir entreißen!
Fragt man, warum ſie ſterben ſoll — was kannſt du

Innhalt des fünften Stücks.

I. Benvenuto Cellini. Fortſetzung. Seite 1

II. Die Pulver-Verſchwörung in England im Jahre 1605. — 51

III. Elegie. — 79

IV. Eine Nachahmung der erſten Satyre des Juvenal. — 81

V. Sehnſucht nach Frieden. — 87

VI. Die Chariten. Theokrits ſechzehnte Idylle. — 92

Die Horen.

Zweyter Jahrgang. Fünftes Stück.

I.

Benvenuto Cellini.

Fortſetzung.

Vorerinnerung.

Durch den Wettſtreit Carl des Fünften und Franz des Erſten war Italien äuſſerſt beunruhigt. Bisher hatten die Päbſte ſich an den Kaiſer gehalten, als aber, bei Pavia, der König von Frankreich gefangen ward, fürchteten die Italiäniſchen Fürſten für ihre Freiheit: ſogleich griffen ſie zu dem gewöhnlichen Hülfsmittel, ſie ſchloſſen einen Bund, welchem Clemens der Siebente beytrat. Dies war die Urſache alles ſeines Unglücks, die Coloneſer empörten ſich, Bourbon zog gegen Rom und die Stadt ward geplündert.

1527.

Schon war alles in Waffen! Pabſt Clemens hatte ſich vom Herrn Johann von Medicis einige Haufen Soldaten ausgebeten, welche auch ankamen; dieſe trieben ſo wildes Zeug in Rom, daß es gefährlich war, in öffentlichen Werkſtätten zu arbeiten. Deßwegen zog ich in ein gutes Hauß hinter den Bänken und arbeitete daſelbſt für alle meine Freunde; doch bedeuteten in der Zeit meine Arbeiten nicht viel und ich ſchweige deßhalb davon. Ich vergnügte mich damals viel mit Muſik und an andern ähnlichen Luſtbarkeiten.

Pabſt Clemens hatte indeſſen, auf Anrathen des Herrn Jacob Salviati, die fünf Compagnien des Johann von Medicis, der ſchon in der Lombardie umgekommen war, wieder verabſchiedet. Bourbon, der erfuhr, daß keine Soldaten mehr in Rom waren, drang mit ſeinem Heer grade auf die Stadt. Bey dieſer Gelegenheit griff jedermann zu den Waffen, und Alexander del Bene, deſſen Freund ich war, und dem ich ſchon einmal, zu der Zeit, als die Coloneſer nach Rom kamen, das Haus bewacht hatte, bat mich bey dieſer wichtigen Gelegenheit: daß ich fünfzig bewaffnete Männer aufbringen, und, an ihrer Spitze, wie vormals, ſein Haus bewachen ſolle. Ich brachte fünfzig der tapferſten jungen Leute zuſammen, und wir wurden bey ihm wohl unterhalten und bezahlt. Schon war das Bourboniſche Heer vor den Mauren von Rom, und Alexander bat mich, ich möchte mit ihm ausgehen. Wir nahmen einen der beſten Leute mit, und unterweges ſchlug ſich noch ein junger Menſch zu uns, der Cecchino della Caſa hieß. Wir kamen auf die Mauren beym Campo Santo, und ſahen das mächtige Heer, das alle Gewalt anwendete, grade an dieſem Flecke, in die Stadt zu dringen. Die Feinde verlohren viel, man ſtritt mit aller Macht und es war der dickſte Nebel. Ich kehrte mich zu Alexandern und ſagte: Laß uns ſobald als möglich nach Hauſe gehen, hier iſt kein Mittel in der Welt. Jene kommen herauf und dieſe fliehen. Alexander ſagte erſchrocken: Wollte Gott, wir wären gar nicht hergekommen und wendete ſich, mit groſſer Heftigkeit, nach Hauſe zu gehen. Ich tadelte ihn und ſagte: da ihr mich hergeführt habt, müſſen wir auch irgend etwas männliches thun! und ſo kehrte ich meine Büchſe gegen den Feind und zielte in ein recht dichtes Gedräng, nach einem, den ich über die andern erhoben ſah; der Nebel aber ließ mich nicht unterſcheiden, ob er zu Fuß oder zu Pferd ſey. Ich wendete mich zu Alexandern und Cecchino und ſagte ihnen, wie ſie auch ihre Büchſen abſchieſſen und ſich dabey vor den Kugeln der Feinde in Acht nehmen ſollten. So feuerten wir unſere Gewehre zweymal ab, darauf ſchaute ich behutſam über die Mauer und ſah einen ganz auſſerordentlichen Tumult unter ihnen. Es war der Connetable von Bourbon, von unſern Schüſſen gefallen; denn, wie man nachher vernahm, ſo war es der geweſen, den ich über die andern erhoben geſehen hatte. Wir machten, daß wir über Campo Santo wegkamen, gingen durch St. Peter und gelangten mit größter Schwierigkeit zu dem Thore der Engelsburg, denn die Herren Rienzo da Ceri und Oratio Baglioni verwundeten und erſchlugen alle, die von der Vertheidigung der Mauer zurückweichen wollten. Schon war aber ein Theil der Feinde in Rom und wir hatten ſie auf dem Leibe. Der Caſtellan wollte eben das Fallgatter niederlaſſen, es ward ein wenig Platz, und wir vier kamen noch hinein.

Sogleich ſaßte mich der Capitain Pallone, von den Medicäern, an, als einen, der zum Hauſe des Papſtes gehörte, und führte mich hinauf auf die Baſtey, ſo daß ich wider Willen Alexandern verlaſſen mußte.

Zu gleicher Zeit war Pabſt Clemens über die Gallerien des Caſtells gekommen, denn er wollte nicht eher aus ſeinem Pallaſte gehen, und glaubte nicht, daß die Feinde in die Stadt dringen würden. So war ich nun mit den andern eingeſperrt, und fand mich nicht weit von einigen Kanonen, die ein Bombardier von Florenz, Nahmens Julian, in Aufſicht hatte. Dieſer ſahe durch eine Oeffnung des Mauerkranzes ſein Haus plündern und Weib und Kinder herumſchleppen; er unterſtand ſich nicht zu ſchieſſen, aus Furcht die Seinigen zu treffen, warf die Lunte auf die Erde und zerriß ſich heulend und ſchreyend das Geſicht; eben ſo thaten einige andere Bombardiere. Deßwegen nahm ich eine Lunte, ließ mir von einigen helfen, die nicht ſolche Leidenſchaften hatten, richtete die Stücke dahin, wo ich es nützlich glaubte, erlegte viele Feinde und verhinderte, daß die Truppen, die eben dieſen Morgen nach Rom herein kamen, ſich dem Kaſtell nicht zu nahe wagten; denn vielleicht hätten ſie ſich deſſen in dieſem Augenblicke bemächtigt, wenn man ihnen nicht das grobe Geſchütz entgegen geſtellt hätte. So fuhr ich fort zu feuern, darüber mich einige Cardinäle und Herren von Herzen ſegneten und anfeuerten, ſo daß ich voller Muth und Eiſer das möglichſte zu thun fortfuhr. Genug, ich war Urſache daß dieſen Morgen das Caſtell erhalten wurde, und ſo hielt ich mich den ganzen Tag dazu, da denn nach und nach die übrigen Artilleriſten ſich wieder zu ihrem Dienſte bequemten.

Papſt Clemens hatte einem groſſen römiſchen Edelmann, Herrn Antonius Santa Croce, die ſämmtlichen Artilleriſten untergeben. Gegen Abend, während daß die Armee von der Seite di Tras Tevere hereinkam, trat dieſer treffliche Mann zu mir, war ſehr freundlich und ſtellte mich, bey fünf Stücken, auf den höchſten Ort des Schloſſes, zunächſt dem Engel; man kann daſelbſt ringsherum gehen und ſieht ſowohl nach Rom hinein als hinauswärts. Er untergab mir ſo viel Leute als nöthig war, reichte mir eine Löhnung voraus und wies mit Brod und ein wenig Wein an; dann bat er mich, ich möchte auf die Weiſe, wie ich angefangen, fortfahren. Nun hatte ich manchmal zu dieſer Profeſſion mehr Luſt als zu der meinen gehabt, und jetzt that ich dieſe Dienſte um ſo lieber, als ſie mir ſehr zu ſtatten kamen. Da es Nacht wurde, ſah ich, der ich ohnedem zu neuen und wunderbaren Sachen immer ein groſſes Verlangen trug, von der Zinne des Caſtells, wo ich war, den ſchrecklichen und erſtaunlichen Brand von Rom, den ſo viele, die in den übrigen Winkeln des Caſtells ſteckten, nicht gewahr wurden.

So fuhr ich einen ganzen Monat fort, als ſo lange Zeit wir im Caſtell belagert waren, die Artillerie zu bedienen und ich erzähle nur die merkwürdigſten Vorfälle, die mir dabey begegneten. Obgedachter Herr Antonio von Santa Croce hatte mich vom Engel herunter gerufen um nach Häuſern in der Nachbarſchaft des Caſtells zu ſchieſſen, in die man einige Feinde hatte ſchleichen ſehen. Indem ich ſchoß kam eine Kugel von auſſen, die auf die Ecke einer Mauererhöhung traf und ſoviel davon mitnahm, daß es mein Glück war; denn die ganze Maſſe ſchlug mir auf die Bruſt, nahm mir den Athem, ſo daß ich für todt zur Erde fiel. Ich hörte aber alles, was die Umſtehenden ſagten. Darunter beklagte ſich Herr Santa Croce am meiſten und rief: o Wehe! ſie haben uns unſere beſte Hülfe genommen! Ueber dieſen Lärm kam einer meiner Geſellen dazu gelaufen, der Franz der Pfeiffer hieß, aber mehr auf die Medicin als auf die Muſik ſtudirte; dieſer machte einen Ziegel heiß, ſtreute eine gute Hand Wermuth darauf, ſprützte Griechiſchen Wein darüber, und legte mir den Stein auf die Bruſt, da, wo der Schlag ſichtbar war. Durch die Tugend des Wermuths erlangte ich ſogleich meine verlohrnen Kräfte wieder; ich wollte reden, aber es gieng nicht, denn einige dumme Soldaten hatten mir den Mund mit Erde verſtopft und glaubten mir damit die Communion gereicht zu haben. Wahrhaftig ſie hätten mich dadurch beynahe excommunicirt, denn ich konnte nicht wieder zu Athem kommen und die Erde machte mir mehr zu ſchaffen, als der Schlag.

Da ich mich nun erholt hatte, ging ich wieder mit aller Sorgfalt und Tapferkeit an meinen Dienſt. Pabſt Clemens hatte nach dem Herzog von Urbino um Hülfe geſchickt, der ſich bey dem Venetianiſchen Heere befand; der Abgeſandte hatte den Auftrag ſeiner Excellenz zu ſagen, daß, ſo lange das Caſtell ſich hielte, alle Abend drey Feuer auf dem Gipfel angezündet und drey Kanonenſchüſſe dreymal wiederholt werden ſollten. Ich hatte den Befehl die Feuer zu unterhalten und die Stücke loß zu brennen. Unterdeſſen fuhren die Feinde fort übel zu hauſen, und ich richtete bey Tage mein Geſchütz dahin, wo es ihnen den meiſten Schaden that. Der Papſt wollte mir deßhalb beſonders wohl, weil er ſahe, daß ich mein Geſchäft mit der größten Aufmerkſamkeit betrieb; der Entſatz des Herzogs blieb auſſen, und es iſt hier der Platz nicht die Urſachen aufzuzeichnen.

Indeſſen ich das teufliſche Handwerk trieb, kamen einige Kardinäle mich zu beſuchen, am meiſten der Cardinal Ravenna und de Gaddi, denen ich öfters ſagte, ſie ſollten nicht heraus kommen, weil man ihre rothe Käppchen von weitem ſähe, und man deßwegen von den benachbarten Gebäuden, z. B. von Torre de Beni uns das größte Uebel zufügen könnte; am Ende ließ ich ſie ausſperren, welches ſie mir äuſſerſt übel nahmen.

Auch kam oft Herr Oratio Baglioni zu mir, der mir ſehr wohl wollte. Eines Tages ſah er, indem wir ſprachen, in einem Wirthshauſe vor dem Thor des Caſtells einige Bewegungen. An dieſem Gebäude war das Zeichen der Sonne, zwiſchen zwey Fenſtern mit rother Farbe angemahlt, die Fenſter waren zu und er glaubte, daß an der Wand hinter der Sonne eine Geſellſchaft Soldaten bey Tiſche ſäſſe und ſchmauſte. Deßwegen ſagte er: Benvenuto! wenn du Luſt hätteſt einen Schuß auf dieſe Sonne zu richten, ſo würdeſt du gewiß ein gutes Werk thun, denn es iſt dort herum ein groſſer Lärm, es müſſen Leute von Bedeutung ſeyn. Ich antwortete darauf: Herr, es iſt was leichtes den Schuß zu thun, aber die Mündung der Kanone kommt nahe an den Korb mit Steinen, der auf der Mauer ſteht, und die Heftigkeit des Feuers und der Luft werden ihn hinunter werfen. Beſinne dich nicht lange, antwortete er ſogleich, und der Korb wird, wie er ſteht, nicht fallen und fiel er auch, und ſtünde der Papſt drunten, ſo wäre das Uebel kleiner als du denkſt. Schieſſe! ſchieſſe! Ich dachte nicht weiter nach und traf, wie ich verſprochen hatte, in die Mitte der Sonne; aber auch der Korb fiel, wie ich geſagt hatte, und ſtürzte grade zwiſchen den Cardinal Farneſe und Herrn Jacob Salviati hinein, und hätte ſie erſchlagen, wenn ſie ſich nicht eben glücklicherweiſe gezankt hätten. Denn der Cardinal warf Herrn Jacob vor, er ſey ſchuld an der Verheerung Roms, darüber ſchimpften ſie einander beyde, und waren im Zorn ein wenig auseinander getreten. Als nun unten im Hofe der groſſe Lärm entſtand, eilte Herr Oratio ſchnell hinab und ich ſchaute über die Mauer, wohin der Korb gefallen war und hörte einige ſagen: man ſollte die Kanoniere gleich todt ſchlagen; deßwegen rüſtete ich zwey Falkonette grade auf meine Treppe; feſt entſchloſſen den erſten, der herauf käme, mit meinem Feuer zu empfangen. Es kamen auch wirklich einige Diener des Cardinal Farneſe und ſchienen Auftrag zu haben, mir etwas unangenehmes zu erzeigen. Deßwegen trat ich vor mit der Lunte in der Hand. Einige

Hierauf zur Antwort geben? Sprich! ſoll ich's
In deinem Namen thun? Daß Menelaus
Helenen wieder habe, ſoll ſie ſterben!
O treſſlich! deine Kinder alſo ſind
Der Preis für eine Buhlerin! Und mit
Dem Theuerſten, das wir beſitzen, wird
Das Haſſenswürdigſte erkauft! — Wenn du
Nun fort ſeyn wirſt nach Troja, lange, lange
Ich im Pallaſt indeſſen einſam ſitze,
Leer die Gemächer der Geſtorbenen
Und alle jungfräulichen Zimmer öde,
Wie glaubſt du, daß mir da zu Muth ſeyn werde?
Wenn ungetrocknet, unverſiegend um
Die Todte meine Thränen rinnen, wenn
Ich ewig, ewig um ſie jammre: „Er,
Der dir das Leben gab, gab dir den Tod!
Er ſelbſt, kein Andrer, er mit eignen Händen!“
Sieh zu, daß dir von deinen andern Töchtern,
Von ihrer Mutter, wenn du wiederkehrſt,
Nicht ein Empfang dereinſt bereitet werde,
Der ſolcher Thaten würdig iſt. O um
Der Götter willen! zwinge mich nicht, ſchlimm
An dir zu handeln! Handle du nicht ſo
An uns! — Du willſt ſie ſchlachten! Wie? und welche
Gebete willſt du dann zum Himmel richten?
Was willſt du, rauchend von der Tochter Blut,
Von ihm erflehen? Fürchterliche Heimkehr
Von einem ſchimpflich angetretnen Zuge!
Werd' ich für dich um Segen flehen dürfen?
Um Segen für den Kindermörder flehn,

davon kannte ich und rief: Beym Himmel! wenn ihr euch nicht gleich wegmacht, und ſich einer unterſteht, dieſe Treppe herauf zu kommen; hier habe ich zwey Falkonette ganz bereit, mit dieſen will ich euch ſchlecht bewillkommen. Geht, ſagt dem Cardinal, ich habe gethan, was meine Obern mir befohlen haben, und was wir thun geſchieht zum Beſten der Pfaffen, nicht um ſie zu beleidigen.

Hierauf kam Herr Oratio Baglioni gleichfalls herauf gelaufen, ich traute nicht, und rief ihm zu: er ſolle zurückbleiben, oder ich würde nach ihm ſchieſſen. Er hielt an, nicht ohne Furcht und ſagte: Benvenuto! ich bin dein Freund — Ich verſetzte: wenn ihr allein ſeyd, ſo kommt nur dießmal, wann ihr wollt.

Dieſer Herr war ſehr ſtolz, beſann ſich einen Augenblick und ſagte mit Verdruß: Ich hätte Luſt nicht mehr zu dir hinauf zu kommen und grade das Gegentheil zu thun von dem was ich für dich im Sinne hatte. Ich ſagte: Wie ich hierher geſetzt ſey andere zu vertheidigen, ſo würde ich auch im Nothfall mich ſelbſt zu ſchützen wiſſen. Darauf ſagte er: ich komme allein! und als er herauf ſtieg ſah ich, daß er ſich mehr als billig verfärbt hatte; deßwegen legte ich die Hand an den Degen und war auf meiner Hut. Darüber fing er an zu lachen, die Farbe kam in ſein Geſicht zurück, und er ſagte mir auf die freundlichſte Weiſe von der Welt: Mein Benvenuto! ich will dir ſo wohl, als ich vermag, und wenn mit Gottes Willen die Zeit kommt, ſollſt du es erfahren. Wollte Gott, du hätteſt die beyden Schurken erſchlagen, der eine iſt Schuld an ſo groſſem Unheil und von dem Andern iſt vielleicht noch etwas ſchlimmers zu erwarten. Alsdann erſuchte er mich, ich ſolle nicht ſagen, daß er im Augenblick, da der Korb hinabgeſtürzt, bey mir geweſen ſey, und übrigens ſollte ich ruhig ſeyn. Der Lärm war groß und dauerte eine Weile fort.

Indeſſen that ich alle Tage etwas bedeutendes mit meinen Stücken, und erwarb die gute Meynung und Gnade des Pabſtes. Er ſtand einſt auf der runden Baſtey und ſah auf den Wieſen einen Spaniſchen Hauptmann, den er an einigen Merkmalen für einen ehemaligen Diener erkannte, und ſprach darüber mit ſeinen Begleitern. Ich war eben beym Engel und wußte nichts davon; aber ich ſah einen Mann, der, mit einem Spieß in der Hand, an den Trancheen arbeiten ließ, und ganz roſenfarb gekleidet war. Ich überlegte, was ich ihm anhaben könnte, wählte ein Stück, lud es mit Sorgfalt, und richtete es im Bogen auf den rothen Mann, der aus einer ſpaniſchen Großſprecherey den bloſen Degen queer vor dem Leibe trug. Meine Kugel traf den Degen und man ſah den Mann, in zwey Stücke getheilt, niederfallen.

Der Papſt, der ſo etwas nicht erwartete, theils weil er nicht glaubte, daß eine Kugel ſo weit reichen könne, theils weil es ihm unbegreiflich war, den Mann in zwey Stücken getheilt zu ſehen, ließ mich rufen und ich erzählte ihm umſtändlich, welche Sorgfalt ich beym Schieſſen gebraucht hätte; wie aber der Mann in zwey Theile getheilt werden, konnte ich ſo wenig als er erklären.

Ich kniete nieder, und bat ihn, er mögte mir dieſen Todſchlag und die übrigen, die ich von hier aus, im Dienſte der Kirche begangen hatte, vergeben. Darauf erhub er die Hand, und machte mir ein gewaltiges Creutz über meine ganze Figur, ſegnete mich, und verzieh mir alle Mordthaten, die ich jemals im Dienſte der Apoſtoliſchen Kirche verübt hatte und noch verüben würde. Ich ging wieder hinauf, fuhr fort zu ſchieſſen, und traf immer beſſer; aber mein Zeichnen, meine ſchönen Studien, meine angenehme Muſik gingen mir alle im Rauch fort und ich hätte wunderbare Sachen zu erzählen, wenn ich alle ſchöne Thaten aufzeichnen wollte, welche ich in dieſem grauſamen Höllenweſen verrichtet habe. Ich will nur noch gedenken, daß ich den Feind durch anhaltendes Feuer verhinderte, ſeine Ablöſungen durch den Porton von St. Spirito zu führen, worauf er mit groſſer Unbequemlichkeit jedesmal einen Umweg von drey Miglien machen mußte.

Einige Zeit vorher hatte Papſt Clemens, der die dreyfachen Kronen und die ſämmtlichen ſchönen Juwelen der Apoſtoliſchen Kammer gerettet hatte, mich kommen laſſen, und ſchloß ſich mit mir und ſeinem Cavalier in ein Zimmer ein. Dieſes Cavalierchen war ein Franzoß und hatte im Stall von Philipp Strozzi gedient; der Papſt hatte ihn aber ſehr reich gemacht, weil er ihm groſſe Dienſte geleiſtet hatte, und ob er gleich von der niedrigſten Herkunft war, ſo vertraute ihm doch der Pabſt als wie ſich ſelbſt. Sie legten mir die Kronen und die ſämmtlichen Edelſteine vor, und trugen mir auf, ſie aus ihrer goldnen Faſſung auszubrechen. Ich that es, dann wickelten wir jeden Edelſtein in ein Stückchen Papier, und näheten ſie dem Papſt und dem Cavalier in die Falten der Kleider. Sie gaben mir darauf das Gold, das ohngefähr zweyhundert Pfund betrug, mit dem Auftrag, es aufs heimlichſte zu ſchmelzen. Ich ging hinauf zum Engel, wo mein Zimmer war, das ich verſchlieſſen konnte, und erbaute ſogleich einen Windofen, richtete unten einen ziemlich groſſen Aſchenheerd ein; oben lag das Gold auf Kohlen, und fiel, ſo wie es ſchmolz, in den Heerd herunter.

Indeſſen der Ofen arbeitete, paßte ich beſtändig auf, wie ich dem Feind einen Abbruch thun könnte, und richtete in den Trancheen groſſen Schaden an. Gegen Abend kam einer ſehr ſchnell auf einem Maulthier geritten, der mit den Leuten in der Tranchee ſprach; ich und die meinigen ſchoſſen ſo gut, daß das Maulthier todt zur Erde fiel, und der Reuter verwundet weggetragen wurde. Darauf entſtand ein groſſer Tumult in den Laufgräben und ich feuerte noch einigemal hin. Es war der Prinz von Oranien, den ſie bald darauf in ein nahes Wirthshaus trugen, und in kurzem verſammelte ſich daſelbſt der ganze Adel des Kriegsheeres.

Kaum hatte der Papſt die That vernommen, als er mich rufen ließ und ſich näher erkundigte. Ich erzählte ihm den Fall und fügte hinzu, es müſſe ein Mann von groſſer Bedeutung ſeyn, weil ſich in dem gedachten Wirthshauſe alles verſammle. Der Papſt, dem dieß zu einem guten Gedanken Anlaß gab, ließ Herrn Santa Croce rufen und ſagte, er ſolle uns andern Bombardieren befehlen, unſer Geſchütz auf gedachtes Haus zu richten, und wir ſollten auf das Zeichen eines Flintenſchuſſes ſämmtlich auf einmal loßſchieſſen, wodurch das Haus zuſammen ſtürzen und die Häupter des feindlichen Heeres umkommen würden. Die Soldaten ohne Anführer würden ſich alsdann zerſtreuen, und ſo würde Gott ſein Gebet erhören, das er ſo eifrig thue, ihn von dieſen Räubern zu befreyen. Wir richteten unſer Geſchütz nach dem Befehl des Herrn Santa Croce und erwarteten das Zeichen.

Dieſes vernahm der Cardinal Orſino und fing an, ſich mit dem Pabſte zu ſtreiten. Man ſolle, ſagte er, einen ſolchen Schlag nicht ſo leichtſinnig thun, ſie wären eben im Begriff eine Capitulation zu ſchlieſſen, und die Truppen, wenn ſie keine Anführer hätten, würden erſt recht unbändig werden und das Caſtell ſtürmen, darüber denn alles zu Grunde gehen müßte. Der arme Pabſt, in Verzweifelung ſich von innen und auſſen verrathen zu ſehen, wiederrief ſeinen Befehl, ich aber konnte mich nicht halten, gab Feuer und traf einen Pfeiler des Hofes, an den ſich viele Perſonen lehnten; ich muß ihnen dadurch viel Schaden zugefügt haben, denn ſie verlieſſen das Haus. Der Cardinal Orſino ſchwur, daß er mich wollte hängen, oder auf irgend eine Weiſe umbringen laſſen, aber der Papſt vertheidigte mich ſehr lebhaft.

Sobald das Gold geſchmelzen war, trug ich es zum Papſte, er dankte mir aufs beſte, und befahl dem Cavalier, daß er mir fünf und zwanzig Scudi geben ſolle, entſchuldigte ſich zugleich, daß er gegenwärtig nicht mehr entbehren könne.

Wenig Tage darauf kam die Capitulation zu Stande und ich machte mich mit Herrn Oratio Baglioni auf den Weg nach Perugia, wo mir derſelbe die Compagnie übergeben wollte. Ich mochte ſie aber damals nicht annehmen, ſondern verlangte meinen Vater zu beſuchen und meine Verbannung von Florenz abzukaufen. Herr Oratio, der eben in Florentiniſche Dienſte getreten war, empfahl mich einem ihrer Abgeordneten, als einen von den ſeinigen, und ſo eilte ich mit einigen andern Geſellen in die Stadt. Die Peſt wüthete gewaltſam in derſelben und meine Ankunft machte dem alten Vater groſſe Freude, er glaubte, ich ſey bey der Verheerung Roms umgekommen oder würde doch wenigſtens nackt zu ihm zurückkehren. Schnell erzählte ich ihm die Teufeleien von der Verheerung und Plünderung und ſteckte ihm eine Anzahl Scudi in die Hand, die ich auch auf gut ſoldatiſch gewonnen hatte, und nachdem wir uns genug geliebkoſt, giengen wir zu den Achten, um den Bann abzukaufen. Es war derſelbige Mann noch darunter, der mich ehemals verdammt und meinem Vater die harten Worte geſagt hatte. Mein Alter ließ nicht undeutlich merken, daß die Sache jetzt ganz anders ſtehe, und bezog ſich auf die Protection des Herrn Oratio mit nicht weniger Zufriedenheit. Ich ließ mich dadurch verleiten ihm zu erzählen, daß Herr Oratio mich zum Hauptmann erwählt habe, und daß ich nun daran denken müſſe, die Compagnie zu übernehmen. Mein Vater, über dieſe

Eröfnung beſtürzt, bat mich um Gottes Willen, von dieſem Vorſatz abzulaſſen; er wiſſe zwar, daß ich hierzu wie zu gröſſern Dingen geſchickt ſey; ſein anderer Sohn, mein Bruder ſey aber ſchon ein ſo braver Soldat, und ich möchte doch die ſchöne Kunſt, die ich ſo viele Jahre getrieben, nicht auf einmal hintanſetzen. Er traute mir nicht, ob ich gleich verſprach ihm zu gehorchen, denn als ein kluger Mann ſah er wohl ein, daß, wenn Herr Oratio käme, ich, ſowohl um mein Verſprechen zu erfüllen, als auch aus eigner Neigung, mich in den Krieg begeben würde, und ſo ſuchte er mich auf eine gute Art von Florenz zu entfernen. Er gab mir bey der entſetzlichen Peſt ſeine Angſt zu bedenken, er fürchte immer mich angeſteckt nach Hauſe kommen zu ſehen, er erinnere ſich in ſeiner Jugend einige Jahre in Mantua ſehr wohl aufgenommen und vergnügt geweſen zu ſeyn; er beſchwur mich je eher je lieber dorthin zu gehen, und der anſteckenden Seuche auszuweichen. Ich war niemals in Mantua geweſen und mochte überhaupt gern die Welt ſehen, daher entſchloß ich mich zu reiſen, ließ den gröſten Theil meines Geldes dem Vater und empfahl ihn der Sorge einer Schweſter, die Coſa hieß, und die, da ſie ſich zum ehelichen Stand nicht entſchlieſſen konnte, als Nonne in das Kloſter St. Orſula gegangen war. Sie ſorgte dabey für den alten Vater, und nahm ſich einer jüngern Schweſter an, die an einen Bildhauer verheirathet war. So empfing ich meines Vaters Seegen und machte auf einem guten Pferde den Weg nach Mantua.

Ich hätte viel zu erzählen, wenn ich beſchreiben wollte, wie es mir unterweges gegangen iſt; denn die Welt war voll Peſt und Krieg, ſo daß ich dieſe kleine Reiſe nur mit vieler Schwierigkeit zurücklegte.

Sobald ich anlangte ſah ich mich nach Arbeit um, und ward von Meiſter Nikolaus von Mailand, dem Goldſchmiede des Herzogs, aufgenommen. Einige Tage hernach ging ich den trefflichen Julius Roman zu beſuchen, den ich von Rom aus kannte, der mich auf das freundlichſte empfing und übel nahm, daß ich nicht bey ihm abgeſtiegen war. Er lebte als ein groſſer Herr und baute für den Herzog, auſſen vor der Stadt, ein herrliches Werk, das man noch immer bewundert.

Julius ſäumte nicht, mit dem Herzog von mir aufs ehrenvollſte zu ſprechen, der mir auftrug ein Modell zu machen, zu einem Käſtchen, um das Blut Chriſti darin aufzunehmen, von welchem ſie ſagen, daß Longin es gebracht habe. Darauf wendete er ſich zu Herrn Julius und ſagte: er möchte mir eine Zeichnung zu gedachter Arbeit machen. Darauf antwortete Herr Julius: Benvenuto iſt ein Mann, der keiner fremden Zeichnung bedarf, und Sie werden es, Gnädiger Herr, ſelbſt beurtheilen, wenn Sie ſein Modell ſehen werden. Ich machte alſo zuerſt eine Zeichnung für das Reliquienkäſtchen, in welches man die Ampulle bequem ſetzen konnte. Dann machte ich ein Modellchen von Wachs für eine Figur oben darauf; ſie ſtellte einen ſitzenden Chriſtus vor, der in der linken erhöhten Hand ein Creutz hielt, woran er ſich lehnte; mit der rechten ſchien er die Wunde der Bruſt zu eröfnen. Dieſes

Modell gefiel dem Herzog auſſerordentlich, er bezeugte mir darüber die gröſte Gunſt und gab mir zu verſtehen, daß er mich in ſeinem Dienſte zu behalten wünſchte.

Indeſſen hatte ich ſeinem Bruder dem Cardinal meine Aufwartung gemacht; dieſer erbat ſich von dem Herzog, daß ich ihm ſein groſſes Siegel machen dürfte, welches ich auch anfing. Unter der Arbeit überfiel mich das viertägige Fieber und der Paroxismus machte mich jederzeit raſend; da verfluchte ich Mantua und ſeinen Herrn und jeden, der da zu verweilen Luſt hatte. Dieſe Worte wurden dem Herzog durch einen Goldſchmied hinterbracht, der ungern ſähe, daß der Fürſt ſich meiner bediente; und über dieſe meine kranken Worte zürnte der Herr mit mir, ich war auf ſeine Reſidenz verdrießlich, und wir hegten alſo beyde einen Groll gegen einander. In vier Monaten hatte ich mein Siegel geendigt, ſo wie andere kleine Arbeiten für den Herzog, unter dem Nahmen des Cardinals. Dieſer bezahlte mich reichlich, bat mich aber, daß ich nach Rom in jenes herrliche Vaterland zurückkehren möchte, wo wir uns erſt gekannt hatten.

Mit einer guten Summe Scudi verreiſte ich von Mantua, und kam nach Governo, wo der tapfre Herr Johann von Medicis umgekommen war. Hier ergriff mich ein kleiner Fieberanfall, der aber meine Reiſe nicht verhinderte, denn die Krankheit blieb an dem Ort, und war mir nicht wieder beſchwerlich.

In Florenz eilte ich ſogleich nach meines Vaters Haus und klopfte ſtark an; da guckte ein tolles, bucklichtes Weib aus dem Fenſter, hieß mich mit vielen Scheltworten fortgehen und betheuerte, daß ich angeſteckt ſey. Ich ſagte darauf: verruchter Buckel! iſt niemand anders im Hauſe als du, ſo ſolls dein Unglück ſeyn. Laß mich nicht länger warten, rief ich mit lauter Stimme. Ueber dieſem Lärm kam eine Nachbarin heraus, die mir ſagte, mein Vater und alle vom Hauſe ſeyen geſtorben, meine jüngere Schweſter Liberata, die auch ihren Mann verlohren habe, ſey nur noch allein übrig, und ſey von einer frommen Dame aufgenommen worden. Ich hatte ſchon ſo etwas vermuthet, und erſchrack deßwegen weniger.

Unterweges nach dem Wirthshauſe fand ich zufälliger Weiſe einen Freund, an deſſen Haus ich abſtieg. Wir gingen darauf auf den Markt, wo ich erfuhr, daß mein Bruder noch lebte, und ſich bey einem Bekannten aufhielt. Wir ſuchten ihn ſogleich auf, und hatten beyde unendliche Freude uns wieder zu ſehen, denn jedem war die Nachricht von des andern Tod zugekommen. Alsdann lachte er, nahm mich bey der Hand und ſagte: Komm! ich führe dich an einen Ort, den du nicht vermutheſt, ich habe Schweſter Liberaten wieder verheirathet, ſie hält dich auch für todt. Unterweges erzählten wir einander die luſtigſten Geſchichten, die uns begegnet waren, und als wir zu meiner Schweſter kamen, war ſie über die unerwartete Neuigkeit dergeſtalt auſſer ſich, daß ſie mir ohnmächtig in die Arme fiel. Niemand ſprach ein Wort, und der Mann, der nicht wußte, daß ich ihr Bruder war, verſtummte gleichfalls. Mein Bruder erklärte das Räthſel, man kam der Schwe-

Das hieße Göttern die Vernunft ableugnen!
Und ſey's, daß du nach Argos wiederkehrſt,
Denkſt du dann deine Kinder zu umarmen?
O dieſes Recht haſt du verſcherzt! Wie könnten
Sie dem in's Auge ſehn, der Eins von ihnen
Mit kaltem Blut erſchlug? — Darüber ſind
Wir einverſtanden — Mußteſt du als König,
Als Feldherr dich betragen — kam es dir
Nicht zu, bei den Achivern erſt die Sprache
Der Weisheit zu verſuchen? »Ihr verlangt
Nach Troja, Griechen? Gut. Das Loos entſcheide,
Weß Tochter ſterben ſoll!« Das hätte Einem
Gegolten wie dem Andern! Aber nicht,
Nicht dir von allen Danaern allein
Kam's zu, dein Kind zum Opfer anzubieten!
Da! deinem Menelaus, dem zu Lieb'
Ihr ſtreitet, dem hätt' es gebührt, ſein Kind
Hermione, der Mutter aufzuopfern!
Und ich, die immer keuſch dein Bett bewahrte,
Soll nun der Tochter mich beraubet ſehn,
Wenn jene Laſterhafte, glücklicher
Als ich, nach Sparta heimzieht mit der ihren!
Beſtreit' mich, wenn ich Unrecht habe! Hab'
Ich Recht — o ſo geh' in dich! — Bring' ſie nicht
Um's Leben, deine Tochter und die meine!

Chor.

Laß dich erweichen, Agamemnon! Denk'
Wie ſchön es iſt, ſich ſeines Bluts erbarmen!
Das wird von allen Menſchen eingeſtanden!

ſter zu Hülfe, die ſich bald wieder erhohlte, und nachdem ſie den Vater, die Schweſter, den Mann und einen Sohn ein wenig beweint hatte, machte ſie das Abendeſſen zurecht. Wir feyerten auf das anmuthigſte ihre Hochzeit und ſprachen nicht mehr von Todten, ſondern waren luſtig und froh, wie es ſich bey einem ſolchen Feſte geziemet.

Bruder und Schweſter baten mich gar ſehr in Florenz zu bleiben, und mich von meiner Luſt nach Rom zu gehen nicht hinreiſſen zu laſſen. Auch mein alter Freund, Peter Landi, der mir in meinen Verlegenheiten ſo treulich beygeſtanden hatte, rieth mir in meiner Vaterſtadt zu verweilen, um zu ſehen, wie die Sachen abliefen; denn man hatte die Medicis wieder verjagt, und zwar Herrn Hippolit, der nachher Cardinal, und Herrn Alexander, der Herzog ward. Ich fing an auf dem neuen Markt zu arbeiten, faßte viel Juwelen und gewann ein anſehnliches Geld.

Zu der Zeit war ein Saneſer, Mazetti genannt, aus der Türken, wo er ſich lange aufgehalten hatte, nach Florenz gekommen; er beſtellte bey mir eine goldene Medaille am Hute zu tragen. Er war ein Mann von lebhaftem Geiſt und verlangte, ich ſolle ihm einen Herkules machen, der dem Löwen den Rachen aufreißt. Ich ſchritt zum Werke, und Michelagnolo Buonarotti kam, meine Arbeit zu ſehen, und, theils weil ich mir alle Mühe gegeben hatte, die Stellung der Figur und die Bravour des Löwen auf eine ganz andere Weiſe als meine Vorgänger abzubilden, theils auch, weil die Art zu arbeiten dem göttlichen Michelagnolo gänzlich unbekannt war, rühmte er mein

Werk aufs höchſte, ſo, daß bey mir das Verlangen, etwas wichtiges zu machen, auf das äuſſerſte vermehrt wurde. Darüber ward mir das Juwelenfaſſen verleidet, ſo viel Geld es mir auch eintrug.

Nach meinem Wunſche beſtellte bey mir ein junger Mann, Nahmens Friedrich Ginori, gleichfalls eine Medaille; er war von erhabenem Geiſte, war viele Jahre in Neapel geweſen, und hatte ſich daſelbſt, als ein Mann von ſchöner Geſtalt und Gegenwart in eine Prinzeſſin verliebt. Er wollte den Atlas, mit der Himmelskugel auf dem Rücken, vorgeſtellt haben, und bat den göttlichſten Michelagnolo, ihm eine kleine Zeichnung zu machen. Dieſer ſagte: gehet zu einem gewiſſen jungen Goldſchmied, der Benvenuto heißt, euch gut bedienen wird und meine Zeichnung nicht braucht; damit ihr aber nicht denkt, daß ich euch in einer ſolchen Kleinigkeit nicht gefällig ſeyn wolle, will ich euch eine Zeichnung machen, Benvenuto mag indeſſen ein Modell boſſiren und das beſte kann man alsdann ins Werk ſetzen. Friedrich Ginori kam zu mir und ſagte mir ſeinen Willen, zugleich auch, wie ſehr Michelagnolo mich gelobt hatte. Da ich nun vernahm, daß ich ein Wachsmodell machen ſollte, indeſſen der treffliche Mann zeichnete, gab mir das einen ſolchen Trieb, daß ich mit der größten Sorgfalt mich an die Arbeit machte. Da ſie geendigt war, brachte mir ein genauer Freund des Michelagnolo, der Mahler Bugiardini, die Zeichnung des Atlas, alsdann zeigte ich ihm und Juliano mein Modell, das ganz verſchieden von der Zeichnung des groſſen Mannes war, und beyde beſchloſſen, daß das Werk nach meinem Modell gemacht werden ſollte. So fing ich es an, Michelagnolo ſah es und ertheilte mir und dem Werk das größte Lob. Die Figur war aus Goldblech getrieben und hatte den Himmel als eine Criſtallkugel auf dem Rücken, auf welcher der Thierkreiß eingeſchnitten war. Beydes hatte einen Grund von Lapis Lazuli und nahm ſich äuſſerſt reitzend aus. Unten ſtanden die Worte: Summam tulisse juvat. Ginori war ſehr zufrieden, bezahlte mich aufs freygebigſte, und machte mir die Bekanntſchaft von Herrn Ludwig Alamanni, der ſich eben in Florenz aufhielt, brachte ihn oft in mein Haus und war Urſache, daß ich mir dieſes trefflichen Mannes Freundſchaft erwarb.

Indeſſen hatte der Pabſt Clemens der Stadt Florenz den Krieg angekündigt. Man bereitete ſich zur Vertheidigung, und in jedem Quartier richtete man die Bürgermiliz ein. Ich equipirte mich reichlich und ging mit den größten Florentiniſchen von Adel um, die ſich ſehr bereit und einig zur Vertheidigung der Stadt zeigten. Nun fanden ſich die jungen Leute mehr als gewöhnlich zuſammen und man ſprach von nichts, als von dieſen Anſtalten. Einmal um die Mittagsſtunde ſtand eine Menge ſolcher Menſchen und die erſten jungen Edelleute um meine Werkſtatt, als ich einen Brief von Rom bekam. Es ſchrieb mir ihn ein Mann, den man Meiſter Jacob vom Kahn nannte und zwar deßwegen, weil er zwiſchen der Engelsbrücke und Ponte Siſto die Leute mit einem Kahn überſetzte. Dieſer Meiſter Jacob war ein ſehr geſcheider Mann und führte die gefälligſten und geiſtreichſten Reden. Er war ehemals in Florenz ein Verleger beym Tuchmacherhandwerk geweſen. Papſt Clemens war ihm ſehr günſtig und hörte ihn gerne reden. Als er ſich eines Tages mit ihm unterhielte, kamen ſie auch auf die Belagerung der Engelsburg zu reden, der Papſt ſagte viel gutes von mir, und fügte hinzu, wenn er wüßte wo ich wäre, möchte er mich wohl wieder haben. Meiſter Jacob ſagte: ich ſey in Florenz. der Pabſt trug ihm auf mich einzuladen, und nun ſchrieb er mir: ich ſollte wieder Dienſte beym Papſt nehmen und es würde mein Glück ſeyn.

Die jungen Leute wollten wiſſen, was der Brief enthalte, und ich verbarg ihn ſo gut ich konnte, ſchrieb an Meiſter Jacob und bat ihn, er möchte mir weder im böſen, noch im guten ſchreiben, und mich mit ſeinen Briefen verſchonen. Darauf ward ſeine Begierde nur noch gröſſer, und er ſchrieb mir einen andern Brief, der ſo ganz und gar das Maas überſchritt, daß es mir übel bekommen wäre, wenn ihn jemand geſehen hätte. Es ward mir darinn im Nahmen des Papſtes geſagt: daß ich ſogleich kommen ſolle! Meiſter Jacob meinte dabey: ich thäte wohl, wenn ich alles ſtehen und liegen lieſſe und mich nicht mit den raſenden Narren gegen den Pabſt auflehnte. Der Anblick dieſes Briefs erregte in mir eine ſolche Furcht, daß ich ſchnell meinen lieben Freund Landi aufzuſuchen eilte; er ſah mich mit Verwunderung an, und fragte was ich habe? da ich ihm ſo ſehr in Bewegung ſchien. Ich ſagte, daß ich ihm mein Anliegen nicht eröfnen könnte, ich bat ihn nur die

Schlüſſel zu nehmen, die ich ihm überreichte, und daß er Edelgeſteine und Geld, dieſem und jenem, den er auf meinem Buch würde geſchrieben finden, zurückgeben ſollte. Dann möchte er meine Sachen zu ſich nehmen und ſie nach ſeiner gewöhnlichen liebevollen Art verwahren, in wenig Tagen wollte ich ihm melden, wo ich mich befände. Vielleicht ſtellte er ſich ſelbſt die Sache ohngefähr vor und ſagte: Lieber Bruder! eile nur jetzt, dann ſchreibe mir, und wegen deiner Sachen ſey völlig unbeſorgt. So that ich denn auch, ich hatte recht mich ihm zu vertrauen, denn er war der treueſte, der weiſeſte, der redlichſte, der verſchwiegenſte und der liebevollſte Freund, den ich jemals gehabt habe.

Von Rom aus gab ich ihm ſogleich Nachricht. Ich hatte daſelbſt einen Theil meiner alten Freunde gefunden, von denen ich aufs beſte aufgenommen ward. Ein alter Goldſchmied, Raphael del Moro genannt, berühmt in ſeiner Kunſt, und übrigens ein braver Mann, lud mich ein in ſeiner Werkſtatt zu arbeiten und ihm an einigen wichtigen Werken zu helfen, wozu ich mich gern entſchloß und einen guten Verdienſt hatte.

Schon über zehen Tage war ich in Rom und hatte mich noch nicht bey Meiſter Jacob ſehen laſſen; er begegnete mir von ohngefähr, empfieng mich ſehr gut und fragte, wie lange ich in Rom ſey? Als ich ihm ſagte, ohngefähr vierzehen Tage, nahm er es ſehr übel und ſagte mir: es ſchien, daß ich mir aus einem Papſte wenig mache, der mir ſchon dreymal habe angelegentlich ſchreiben laſſen.

Eben dieſe verwünſchten Briefe hatten mich in Verdruß und Verlegenheit geſetzt, ich war böſe darüber, und gab ihm keine Antwort. Dieſer Mann war unerſchöpflich in Worten, es ſtrömte nur ſo aus dem Munde, ich wartete, bis er müde war, und ſagte dann ganz kurz: er möchte mich nur gelegentlich zum Papſte führen; darauf antwortete er: es ſey immer Zeit und ich verſicherte ihm, daß ich immer bereit ſey. So gingen wir nach dem Pallaſte, es war am grünen Donnerſtage, und wir wurden in die Zimmer des Pabſtes, er als bekannt und ich als erwartet, ſogleich eingelaſſen.

Der Papſt, nicht ganz wohl, lag im Bette, Herr Jacob Salviati und der Erzbiſchoff von Capua waren bey ihm. Er freute ſich auſſerordentlich mich wieder zu ſehen, ich küßte ihm die Füſſe, und ſo beſcheiden als möglich trat ich etwas näher, und gab ihm zu verſtehen, daß ich etwas von Wichtigkeit ihm zu eröfnen hätte. Er winkte mit der Hand und die beyden Herrn traten weit hinweg. Sogleich fing ich an: Heiligſter Vater! ſeit der Plünderung habe ich weder beichten noch communiciren können, denn man will mir die Abſolution nicht ertheilen. Der Fall iſt der. Als ich das Gold ſchmolz, und die Mühe übernahm, die Edelſteine auszubrechen, befahl Eure Heiligkeit dem Cavalier, daß er mir etwas weniges für meine Mühe reichen ſolle; ich erhielt aber nichts von ihm, vielmehr hat er mir unfreundliche Worte gegeben. Ich ging hinauf, wo ich das Gold geſchmolzen hatte, durchſuchte die Aſche, und fand ohngefähr anderthalb Pfund Gold in Körnern, ſo groß wie Hirſen. Nun hatte ich nicht ſo viel Geld, um mit Ehren nach Hauſe zu kommen, ich dachte mich dieſes Geldes zu bedienen und den Werth zurück zu geben, ſobald ich im Stande wäre. Nun bin ich hier zu den Füßen Eurer Heiligkeit, des wahren Beichtigers, erzeigen Sie mir die Gnade mich frey zu ſprechen, damit ich beichten und communiciren könne und durch die Gnade Eurer Heiligkeit auch die Gnade Gottes wieder erlangen möge.

Darauf verſetzte der Papſt mit einem ſtillen Seufzer, vielleicht daß er dabey ſeiner vergangenen Noth gedachte: Benvenuto, ich bin gewiß, daß du die Wahrheit redeſt, ich kann dich von allem was du irgend begangen haſt frey ſprechen, und ich will es auch; deßwegen bekenne mir frey und offenherzig alles, was du auf dem Herzen haſt, und wenn es den Werth einer meiner Kronen ausmachte, ſo bin ich ganz bereit, dir zu verzeihen.

Darauf antwortete ich: mehr war es nicht, als was ich geſagt habe, denn es war nicht gar der Werth von hundert und fünfzig Ducaten; ſo viel zahlte man mir in der Münze von Perugia davor, und ich ging damit meinen armen Vater zu tröſten.

Der Papſt antwortete: dein Vater war ein geſchickter, guter und braver Mann und du wirſt auch nicht ausarten; es thut mir leid, daß es nicht mehr war, aber das, was du angiebſt, ſchenke ich dir, und verzeihe dir. Sage das deinem Beichtvater und wenn er Bedenken hat, ſo ſoll er ſich an mich ſelbſt wenden. Haſt du gebeichtet und communicirt, ſo laß dich wieder ſehen, es ſoll dein Schade nicht ſeyn.

Da ich mich vom Papſte zurückzog, traten Meiſter Jacob und der Erzbiſchoff von Capua herbey. Der Papſt ſagte ſehr viel gutes von mir, und erzählte, daß er mich Beichte gehört und loßgeſprochen habe; dann ſagte er dem Erzbiſchoff: er ſolle nach mir ſchicken und hören, ob ich ſonſt noch etwas auf dem Herzen hätte, auch mich in allem abſolviren, wozu er ihm vollkommene Gewalt gebe, und ſolle mir überhaupt ſo freundlich ſeyn als möglich.

Indem wir weggingen, fragte mich Meiſter Jacob ſehr neugierig, was für Geheimniſſe und für lange Unterhaltung ich mit dem Papſt gehabt hätte? worauf ich ihm antwortete, daß ich es weder ſagen wollte noch könnte, und daß er mich nicht weiter fragen ſollte.

Ich that alles, was mir der Papſt befohlen hatte, und als die beyden Feſttage vorbey waren, ging ich ihn zu beſuchen. Er war noch freundlicher als das erſtemal und ſagte: wenn du ein wenig früher nach Rom kameſt, ſo ließ ich dich die zwey Cronen machen, die wir im Caſtell ausgebrochen haben; aber auſſer der Faſſung der Juwelen gehört wenig Geſchicklichkeit dazu, und ich will dich zu einer ganz andern Arbeit brauchen, wo du zeigen kannſt, was du verſtehſt. Es iſt der Knopf von dem Pluvial, der in Geſtalt eines mäſſigen Tellers von einer halben auch einer Drittel Elle im Durchſchnitt gemacht wird; darauf will ich einen Gott Vater in halb erhabener Arbeit ſehen, und in der Mitte des Werks ſoll mein ſchöner Diamant, mit vielen andern koſtbaren Edelſteinen angebracht werden. Caradoſſo hat ſchon einen angefangen und wird niemals fertig, den deinigen mußt du bald enden, denn ich will auch noch einige Freude daran haben. So gehe nun und mache ein ſchönes Modell; er ließ mir darauf die Juwelen zeigen, und ich ging ganz vergnügt hinweg.

Indeſſen, daß Florenz belagert ward, ſtarb Friedrich Ginori, dem ich die Medaille des Atlas gemacht hatte, an der Schwindſucht und das Werk kam in die Hände des Herrn Ludwig Alamanni, der kurze Zeit darauf nach Frankreich ging und daſſelbe, mit einigen ſeiner Schriften, dem Könige Franz dem Erſten verehrte. Die Medaille gefiel dem Könige auſſerordentlich, und der treffliche Herr Alamanni ſprach mit Ihrer Majeſtät ſo günſtig von mir, daß der König ſeinen Wunſch bezeigte mich kennen zu lernen.

Indeſſen arbeitete ich mit größtem Fleiß an dem Modell, das ich ſo groß machte, wie das Werk ſelbſt werden ſollte. Nun rührten ſich bey dieſer Gelegenheit viele unter den Goldſchmieden, die ſich für geſchickt hielten, ein ſolches Werk zu unternehmen. Es war auch ein gewiſſer Micheletto nach Rom gekommen, ſehr geſchickt im Steinſchneiden und Goldarbeiten; er war ein alter Mann, hatte groſſen Ruf und war der Mittelsmann bey der Arbeit der zwey Päbſtlichen Kronen geworden. Da ich nun gedachtes Modell machte, verwunderte er ſich ſehr, daß ich ihn darum nicht begrüßte, da er doch die Sache verſtand und bey dem Papſt viel zu gelten ſich bewußt war. Zuletzt, da er ſahe, daß ich nicht zu ihm kam, beſuchte er mich und fragte, was ich mache? — Was mir der Papſt befohlen hat, antwortete ich. Nun verſetzte er, der Papſt hat mir befehlen alles anzuſehen, was für Seine Heiligkeit gemacht wird. Dagegen ſagte ich, ich würde den Papſt darüber fragen und von ihm ſelbſt erfahren, wem ich Rede und Antwort zu geben hätte. Er ſagte, es werde mich reuen, ging erzürnt weg und berief die ganze Gilde zuſammen. Sie wurden eins, daß er die Sache einleiten ſolle. Darauf ließ er, als ein kluger Mann, von geſchickten Zeichnern über dreyſſig Zeichnungen machen, alle denſelben Gegenſtand, jedesmal mit Veränderungen, darſtellend. Weil er nun von ſeiner Seite das Ohr des Papſtes hatte, verband er ſich noch mit einem andern, der Pompeo hieß, einem Verwandten des Herrn Trajano, des erſten und ſehr begünſtigten Kämmeriers des Papſtes. Beyde fingen an mit dem Papſt zu ſprechen, ſie hätten, ſagten ſie, mein Modell geſehen, aber es ſchien ihnen nicht, daß ich zu ſo einer wichtigen Unternehmung der Mann ſey. Darauf antwortete der Papſt, er wolle es auch ſehen, und wenn ich nicht fähig ſey, wolle er ſich nach einem beſſern umthun. Sie ſagten, daß ſie ſchöne Zeichnungen von demſelbigen Gegenſtande beſäßen. Der Pabſt ſagte darauf: das wäre ihm ſehr lieb, nur möchten ſie warten, bis ich mein Modell geendigt hätte, dann wolle er alles zuſammen anſehn.

Nach einigen Tagen hatte ich mein Modell fertig, und trug es eines Morgens zum Papſt hinauf; Trajano ließ mich warten, und ſchickte ſchnell nach Micheletto und Pompeo, mit der Anweiſung, ſie ſollten ihre Zeichnungen bringen. Sie kamen, und wir wurden zuſammen hinein-

Iphigenie.

Mein Vater, hätt' ich Orpheus Mund, könnt' ich
Durch meiner Stimme Zauber Felſen mir
Zu folgen zwingen, und durch meine Rede
Der Menſchen Herzen, wie ich wollte, ſchmelzen:
Jetzt würd' ich dieſe Kunſt zu Hülfe rufen.
Doch meine ganze Redekunſt ſind Thränen,
Die hab' ich und die will ich geben! Sieh,
Statt eines Zweigs der Flehenden leg' ich
Mich ſelbſt zu deinen Füßen — Tödte mich
Nicht in der Blüthe! — Dieſe Sonne iſt
So lieblich! Zwinge mich nicht, vor der Zeit
Zu ſehen, was hier unten iſt! — Ich war's,
Die dich zum Erſtenmale Vater nannte,
Die erſte, die du Kind genannt, die erſte,
Die auf dem väterlichen Schooße ſpielte,
Und Küſſe gab und Küſſe dir entlockte.
Da ſagteſt du zu mir: „O meine Tochter,
Werd' ich dich wohl, wie's deiner Herkunft ziemt,
Im Hauſe eines glücklichen Gemahles
Einſt glücklich und geſegnet ſehn?“ — Und ich,
An dieſe Wangen angedrückt, die flehend
Jetzt meine Hände nur berühren, ſprach:
„Werd' ich den alten Vater alsdann auch
In meinem Haus mit ſüßem Gaſtrecht ehren,
Und meiner Jugend ſorgenvolle Pflege
Dem Greis mit ſchöner Dankbarkeit belohnen?“
So ſprachen wir. Ich hab's recht gut behalten.
Du haſt's vergeſſen, du, und willſt mich tödten.
O nein! bei Pelops, deinem Ahnherrn, nein!

gelaſſen. Sogleich legten beyde dem Pabſt die Zeichnungen ſehr emſig vor; aber die Zeichner, die nicht zugleich Goldſchmiede waren, hatten die Juwelen nicht geſchickt angebracht, und die Goldſchmiede hatten ihnen darüber keine Anweiſung gegeben. Denn das iſt eben die Urſache, warum ein Goldſchmied ſelbſt muß zeichnen können, um, wenn Juwelen mit Figuren zu verbinden ſind, dieſes mit Verſtand zu machen. Alle dieſe Zeichner hatten den groſſen Diamanten auf der Bruſt Gott Vaters angebracht. Dem Papſte, der einen ſehr guten Geſchmack hatte, konnte das keinesweges gefallen, und da er ohngefähr zehen Zeichnungen geſehen hatte, warf er die übrigen auf die Erde und ſagte zu mir, der ich an der Seite ſtand: zeig einmal dein Modell her, Benvenuto, damit ich ſehe, ob du auch in demſelbigen Irrthum biſt wie dieſe.

Als ich herbey trat, und meine runde Schachtel öfnete, ſchien es als wenn eigentlich dem Papſte etwas in die Augen glänzte, darauf er mit lebhafter Stimme ſagte: Wenn du mir im Leibe geſteckt hätteſt, ſo hätteſt du es nicht anders machen können als ichs ſehe. Jene haben ſich gar nicht in die Sache finden können. Es traten viele groſſe Herren herbey und der Papſt zeigte den Unterſchied zwiſchen meinem Modell und ihren Zeichnungen. Als er mich genung gelobt, und die andern beſchämt hatte, wendete er ſich zu mir und ſagte: Es iſt denn doch dabey noch eine Schwierigkeit zu bedenken, das Wachs iſt leicht zu arbeiten, aber das Werk von Gold zu machen, das iſt die Kunſt. Darauf antwortete ich kecklich: Heiliger Vater!

wenn ich es nicht zehnmal beſſer als mein Modell mache, ſo ſollt Ihr mir nichts dafür bezahlen. Darüber entſtand eine groſſe Bewegung unter den Herren, und ſie behaupteten, daß ich zu viel verſpräche. Unter ihnen aber war einer ein groſſer Philoſoph, der zu meinen Gunſten ſprach und ſagte: wie ich an dieſem jungen Mann eine gute Symmetrie ſeines Körpers und ſeine Phyſiognomie wahrnehme, ſo verſpreche ich mir viel von ihm. Und ich glaube es auch, ſagte der Papſt. Darauf rief er dem Kämmerier Trajano und ſagte, er ſollte fünfhundert Goldducaten bringen.

Indeſſen, als man das Geld erwartete, beſah der Papſt nochmals mit mehr Gelaſſenheit, wie glücklich ich den Gott Vater mit dem Diamanten zuſammengeſtellt hatte. Den Diamanten hatte ich grade in die Mitte des Werks angebracht, und darüber ſaß die Figur, mit einer leichten Bewegung, wodurch der Edelſtein nicht bedeckt wurde, vielmehr eine angenehme Uebereinſtimmung ſich zeigte. Die Geſtalt hub die rechte Hand auf um den Segen zu ertheilen. Unter den Diamanten hatte ich drey Knaben angebracht, die mit aufgehobenen Händen den Stein unterſtützten, der mittelſte war ganz und die beyden andern nur halb erhoben, um ſie her waren eine Menge anderer Knaben mit ſchönen Edelſteinen in ein Verhältniß gebracht; übrigens hatte Gott Vater einen Mantel, welcher flog, und aus welchem viele Kinder hervorkamen. Dabey waren andere ſchöne Zierrathen, die dem ganzen ein ſehr ſchönes Anſehen gaben. Die Arbeit war aus einer weiſſen Maſſe auf einem ſchwarzen Steine gearbeitet. Als das Geld kam, überreichte es mir der Papſt mit eigner Hand, und erſuchte mich, ich ſollte nach ſeinem Geſchmack und ſeinem Willen arbeiten, das werde mein Vortheil ſeyn.

Ich trug das Geld und das Modell weg und konnte nicht ruhen, bis ich an die Arbeit kam, ich blieb mit groſſer Sorgfalt darüber, als mir, nach acht Tagen, der Papſt durch einen ſeiner Kämmerier, einen Bologneſiſchen Edelmann, ſagen ließ: ich möchte zu ihm kommen und meine Arbeit ſo weit ſie wäre mitbringen. Indeſſen wir auf dem Wege waren, ſagte mir dieſer Kämmerier, der die gefälligſte Perſon an dem ganzen Hofe war, daß der Papſt nicht ſowohl meine Arbeit ſehen, als mir ein anderes Werk von der größten Bedeutung übergeben wolle, nehmlich die Stempel zu den Münzen, die in Rom geprägt werden ſollten; ich möchte mich bereiten, Ihrer Heiligkeit zu antworten, deßwegen habe er mich davon unterrichtet.

Ich kam zum Papſt, und zeigte ihm das Goldblech, worauf ſchon Gott Vater im Umriß eingegraben war, welche Figur, auch nur ſo angelegt, ſchon mehr bedeuten wollte, als das Wachsmodell, ſo daß der Papſt erſtaunt ausrief: Von jetzt an will ich dir alles glauben, was du ſagſt, und ich will dir hiezu noch einen andern Auftrag geben, der mir ſo lieb iſt wie dieſer und lieber; das wäre, wenn du die Stempel zu meinen Münzen übernehmen wollteſt. Haſt du jemals dergleichen gemacht, oder haſt du Luſt, ſo etwas zu machen?

Ich ſagte, daß es mir dazu an Muth nicht fehle, daß ich auch geſehen habe, wie man ſie machte, daß ich aber ſelbſt noch keine gemacht hätte. Bey dieſem Geſpräch war ein gewiſſer Giovanni da Prato gegenwärtig, der Secretair bey Ihrer Heiligkeit und ein groſſer Freund meiner Feinde war. Er ſagte: Heiligſter Vater! bey der Gunſt, die Ihro Heiligkeit dieſem jungen Manne zeigen, wird er, der von Natur kühn genug iſt, alles mögliche verſprechen. Ich ſorge, daß der erſte wichtige Auftrag, den ihm Ihro Heiligkeit gegeben, durch den zweyten, der nicht geringer iſt, leiden werde.

Der Papſt kehrte ſich erzürnt zu ihm und ſagte: er ſolle ſich um ſein Amt bekümmern und zu mir ſprach er: ich ſollte zu einer goldenen Doppie das Modell machen; darauf wolle er einen nackten Chriſtus mit gebundnen Händen ſehen, mit der Umſchrift: Ecce homo. Auf der Rückſeite ſollte ein Papſt und ein Kaiſer abgebildet ſeyn, die ein Creutz, das eben fallen will, aufrichten, mit der Unterſchrift: Unus ſpiritus et una fides erat in eis.

Als mir der Papſt dieſe ſchöne Münze aufgetragen hatte, kam Bandinello, der Bildhauer, hinein, er war damals noch nicht zum Cavalier gemacht, und ſagte mit ſeiner gewohnten anmaßlichen Unwiſſenheit: dieſem Goldſchmiede muß man zu ſolchen ſchönen Arbeiten die Zeichnungen machen. Ich kehrte mich ſchnell zu ihm und ſagte: ich brauche zu meiner Kunſt ſeine Zeichnungen nicht; ich hoffe aber mit meiner Arbeit und meinen Zeichnungen ihm künftig im Wege zu ſeyn. Der Pabſt, dem dieſe Worte ſehr zu gefallen ſchienen, wendete ſich zu mir und ſagte: geh' nur, Benvenuto, diene mir eifrig und laß die Narren reden. So ging ich geſchwind weg und ſchnitt zween Formen mit der größten Sorgfalt, prägte ſogleich eine Münze in Gold aus, und eines Tages, es war an einem Sonntag nach Tiſche, trug ich die Münze und die Stempel zum Papſte. Da er ſie ſah, war er erſtaunt und zufrieden, ſowohl über die Arbeit, die ihm auſſerordentlich gefiel, als über die Geſchwindigkeit, mit der ich ihn befriedigt hatte. Darauf ich, um die gute Wirkung meiner Arbeit zu vermehren, die alten Münzen vorzeigte, die von braven Leuten für die Päpſte Julius und Leo gemacht worden waren. Da ich nun ſahe, daß ihm die meinigen über die Maaſen wohlgefielen, zog ich einen Aufſatz aus dem Buſen, in welchem ich bat: daß das Amt eines Stempelſchneiders bey der Münze mir übertragen werden möchte, welches monatlich ſechs Goldgulden eintrug; auſſerdem wurden die Stempel noch vom Münzmeiſter bezahlt. Der Papſt nahm meine Bittſchrift, gab ſie dem Secretair und ſagte: Er ſolle ſie ſogleich ausfertigen, dieſer wollte ſie in die Taſche ſtecken und ſagte: Ew. Heiligkeit eile nicht ſo ſehr! das ſind Dinge, die einige Ueberlegung verdienen. Der Papſt verſetzte: ich verſteh' euch ſchon, gebt das Papier mir her. Er nahm es zurück, unterzeichnete es auf der Stelle und ſagte: Ohne Widerrede fertigt mir ſogleich aus, denn die Schuhe des Benvenuto ſind mir lieber, als die Augen jener dummen Teufel. Ich dankte Ihro Heiligkeit, und ging fröhlich wieder an meine Arbeit.

Ich arbeitete immer in der Werkſtatt des Raphael del Moro, deſſen ich oben erwähnte. Dieſer brave Mann hatte ein gar artiges Töchterchen, auf die ich ein Auge warf und ſie zu heirathen gedachte, ich ließ mich aber nichts merken und war vielmehr ſo heiter und froh, daß ſie ſich über mich wunderten. Dem armen Kinde begegnete an der rechten Hand das Unglück, daß ihm zwey Knöchelchen am kleinen Finger und eines am nächſten angegriffen waren. Der Vater war unaufmerkſam und ließ ſie von einem unwiſſenden Medicaſtern curiren, der verſicherte, der ganze rechte Arm würde dem Kinde ſteif werden, wenn nichts ſchlimmers daraus entſtünde. Als ich den armen Vater in der größten Verlegenheit ſah, ſagte ich ihm, er ſolle nur nicht glauben, was der unwiſſende Menſch behauptete; darauf bat er mich, weil er weder Arzt noch Chirurgus kenne, ſo möchte ich ihm einen verſchaffen. Ich ließ ſogleich den Meiſter Jacob von Perugia kommen, einen trefflichen Chirurgus. Er ſahe das arme Mädchen, das durch die Worte des unwiſſenden Menſchen in die größte Angſt verſetzt war, ſprach ihr Muth ein, und verſicherte, daß ſie den Gebrauch ihrer ganzen Hand behalten ſolle, wenn auch die zwey letzten Finger etwas ſchwächer als die übrigen blieben. Da er nun Hand anlegte, und etwas von den kranken Knochen wegnehmen wollte, rief mich der Vater, ich möchte doch bey der Operation gegenwärtig ſeyn. Ich ſah bald, daß die Eiſen des Meiſter Jacob zu ſtark waren, er richtete wenig aus, und machte dem Kinde groſſe Schmerzen. Ich bat, er möchte nur eine Achtel-Stunde warten und inne halten. Ich lief darauf in die Werkſtatt und machte vom feinſten Stahl ein Eiſchen, womit er hernach mit ſolcher Leichtigkeit arbeitete, daß ſie kaum einigen Schmerz fühlte, und daß er in kurzer Zeit fertig war. Deßwegen, und wegen anderer Urſachen, liebte er mich mehr als ſeine beyden Söhne, und gab ſich viele Mühe, das gute Mädchen zu heilen.

Ich hatte groſſe Freundſchaft mit einem Herrn Johann Gaddi, der Kämmerer des Papſtes war und ein groſſer Freund von Talenten, wenn er auch ſelbſt keine hatte. Bey ihm waren immer die gelehrten Leute Johann Greco, Ludwig von Fano, Antonio Alegretti und auch Hannibal Caro, ein junger Fremder; Baſtian von Benedig, ein trefflicher Mahler und ich. Wir fanden uns gewöhnlich des Tages Einmal bey ihm ein. Der gute Raphael wußte von dieſer Freundſchaft und ging deßwegen zum Herrn Johann Gaddi, und ſagte zu ihm: Mein Herr! ihr kennet mich wohl, und da ich gern meine Tochter dem Benvenuto geben möchte, ſo wüßte ich mich an niemand beſſer, als an Eure Gnaden zu wenden. Darauf ließ der kurzſichtige Gönner den armen Mann kaum ausreden, und ohne irgend einen Anlaß in der Welt ſagte er zu ihm: Raphael! denket mir daran nicht mehr, ihr ſeyd weiter von ihm entfernt als der Jenner von den Maulbeeren. Der arme niedergeſchlagene Mann ſuchte ſchnell das Mädchen zu verheirathen, die Mutter und die ganze Familie machten mir böſe Geſichter, ich wußte nicht was das heiſſen ſollte und, verdrießlich, daß ſie mir meine treue Freundſchaft ſo ſchlecht belohnten, nahm ich mir vor, eine Werkſtatt in ihrer Nachbarſchaft zu errichten. Meiſter Johann ſagte mir nichts, als bis das Mädchen nach einigen Monaten verheirathet war.

Ich arbeitete immer mit groſſer Sorgfalt, mein Hauptwerk zu endigen und die Münze zu bedienen, als der Papſt aufs neue mir einen Stempel zu einem Stücke von zwey Carlinen auftrug, worauf das Bildniß Seiner Heiligkeit, und auf der andern Seite Chriſtus auf dem Meer, der St. Petern die Hand reicht, mit der Umſchrift: quare dubitaſti? Die Münze gefiel ſo auſſerordentlich, daß ein gewiſſer Secretair des Papſtes, ein trefflicher Mann, Sanga genannt, ſagte: Ew. Heiligkeit kann ſich rühmen, daß ſie eine Art Münze hat, wie die alten Kaiſer mit aller ihrer Pracht nicht geſehen haben. Darauf antwortete der Papſt: aber auch Benvenuto kann ſich rühmen, daß er einem Kaiſer meines gleichen dient, der ihn zu ſchätzen weiß. Nun war ich immer an der groſſen goldnen Arbeit beſchäftigt und ich zeigte ſie oft dem Papſte, der immer mehr Vergnügen daran zu empfinden ſchien.

Auch mein Bruder war um dieſe Zeit in Rom, und zwar in Dienſten des Herzogs Alexanders, dem der Papſt damals das Herzogthum Penna verſchaft hatte, zugleich mit vielen jungen tapfern Leuten aus der Schule des auſſerordentlichen Herrn Johann von Medicis, und der Herzog hielt ſo viel auf ihn, als auf irgend einen. Mein Bruder war eines Tages nach Tiſche unter den Bänken in der Werkſtatt eines gewiſſen Bacino della Croce, wo alle die rüſtigen Brüder zuſammen kamen; er ſaß auf einem Stuhle und ſchlief. Zu der Zeit gingen die Häſcher mit ihrem Anführer vorbey, und führten einen gewiſſen Capitän Ciſti, der auch aus der Schule des Herrn Giovanni war, aber nicht bey dem Herzog in Dienſten ſtand. Als dieſer vorbey geführt wurde, ſahe er den Capitän Cativanza Strozzi in der gedachten Werkſtatt, und rief ihm zu: ſo eben wollt ich euch das Geld bringen, das ich euch ſchuldig bin; wollt ihr es haben, ſo kommt, ehe es mit mir ins Gefängniß ſpatziert. Capitän Cativanza hatte keine groſſe Luſt ſich ſelbſt aufs Spiel zu ſetzen, deſto mehr, andere vorzuſchieben, und weil einige von den tapferſten jungen Leuten gegenwärtig waren, die mehr Trieb als Stärke zu ſo groſſer Unternehmung hatten, ſagte er ihnen, ſie ſollten hinzu treten und ſich vom Hauptmann Ciſti das Geld geben laſſen. Wollten die Häſcher widerſtehn, ſo ſollten ſie Gewalt brauchen, wenn ſie Muth hätten. Es waren vier unbärtige junge Leute: der eine hieß Bertino Altrovandi, der andere Anguilotto von Lucca, der übrigen erinnere ich mich nicht. Bertin war der Zögling und der wahre Schüler meines Bruders, und dieſer liebte ihn über die Maaſen. Gleich waren die braven Jungen den Häſchern auf dem Halſe, die, mehr als vierzig ſtark mit Piken, Büchſen und groſſen Schwerdtern zu zwey Händen bewaffnet einhergingen. Nach wenig Worten griff man zum Degen und hätte ſich Capitän Cativanza nur ein wenig gezeigt, ſo hätten die jungen Leute das ganze Gefolge in die Flucht geſchlagen, aber ſo fanden ſie Widerſtand und Bertino war tüchtig getroffen, ſo, daß er für todt zur Erden fiel. Auch Anguiletto war auf den rechten Arm geſchlagen, ſo, daß er nicht mehr den Degen halten konnte, ſondern ſich ſo gut als möglich zurückziehen mußte. Bertino, gefährlich verwundet, ward aufgehoben.

Indeſſen dieſe Händel geſchahen, waren wir andere zu Tiſche, denn man hatte diesmal eine Stunde ſpäter gegeſſen; der älteſte Sohn ſtand vom Tiſche auf, um die Händel zu ſehen. Ich ſagte zu ihm: Giovanni, ich bitte dich, bleib da! in dergleichen Fällen iſt immer gewiß zu verliehren und nichts zu gewinnen; ſo vermahnte ihn auch ſein Vater, aber der Knabe ſah und hörte nichts, lief die Treppe hinunter und eilte dahin, wo das dickſte Getümmel war. Als er ſahe, daß Bertino aufgehoben wurde lief er zurück und begegnete Cecchino, meinem Bruder, der ihn fragte, was es gäbe? Der unverſtändige Knabe, ob er gleich von einigen gewarnt war, daß er meinem Bruder nichts ſagen ſollte, verſetzte doch ganz ohne Kopf: die Häſcher hätten Bertinen umgebracht. Da brüllte mein Bruder auf eine Weiſe, daß man es zehn Miglien hätte hören können, dann ſagte er zu Giovanni: Kannſt du mir ſagen, wer mir ihn erſchlagen hat? Der Knabe ſagte: ja! es ſey einer mit dem Schwerdt zu zwey Händen und auf der Mütze trüg er eine blaue Feder. Mein armer Bruder rannte fort, erkannte ſogleich den Mörder am Zeichen, und mit ſeiner bewundernswerthen Schnelligkeit und Tapferkeit drang er in die Mitte des Haufens, und ehe ein Menſch ſichs verſah, ſtach er dem Thäter den Wanſt durch und durch und ſtieß ihn mit dem Griff des Degens zur Erde. Alsdann wendete er ſich gegen die andern, mit ſolcher Ge-

Bei deinem Vater, Atreus, und bei ihr,
Die mich mit Schmerzen dir gebar, und nun
Auf's Neue dieſe Schmerzen um mich leidet!
Was geht mich Paris Hochzeit an! Kam er
Nach Griechenland, mich Arme zu erwürgen?
O gönne mir dein Auge! gönne mir
Nur einen Kuß, wenn auch nicht mehr Erhörung,
Daß ich ein Denkmal deiner Liebe doch
Mit zu den Todten nehme! Komm, mein Bruder!
Kannſt du auch wenig thun für deine Lieben,
Hinknien und weinen kannſt du doch. Er ſoll
Die Schweſter nicht um's Leben bringen, ſag' ihm.
Gewiß! auch Kinder fühlen Jammer nach.
Sieh, Vater! eine ſtumme Bitte richtet er
An dich — Laß dich erweichen! Laß mich leben!
Bei deinen Wangen flehen wir dich an.
Zwei deiner Lieben, der unmündig noch,
Ich eben kaum erwachſen! Soll ich dir's
In Ein herzrührend Wort zuſammenraffen?
Nichts Süßers gibt es, als der Sonne Licht
Zu ſchaun! Niemand verlanget nach da unten.
Der raſet, der den Tod herbeiwünſcht! Beſſer
In Schande leben, als bewundert ſterben!"

Chor.

Dein Werk iſt dies, verderbenbringende
Helene! Deine Laſterthat empöret
Die Söhne Atreus gegen ihre Kinder.

Agamemnon.

Ich weiß, wo Mitleid gut iſt und wo nicht.
Liebt' ich mein eigen Blut nicht, raſen müßt' ich.

walt, daß er ſie alle würde in die Flucht gejagt haben, hätte er ſich nicht gegen einen Büchſenträger gewendet, der zu ſeiner Selbſtvertheidigung losdrückte, und den trefflichen, unglücklichen Knaben über dem Knie des rechten Fuſſes traf. Da er niederlag, machten ſich die Häſcher davon, denn ſie fürchteten ſich vor einem andern dieſer Art.

Der Lärm dauerte immer fort und ich ſtand endlich vom Tiſche auf, ſchnallte meinen Degen an, wie denn damals jedermann bewaffnet ging, und kam zu der Engelsbrücke, wo ich einen groſſen Zudrang von Menſchen ſah, einige, die mich kannten, machten mir Platz und ich ſahe, was ich, ohnerachtet meiner Neugierde, gern nicht geſehen hätte. Anfangs erkannte ich ihn nicht, er hatte ein anderes Kleid an, als ich kurz vorher an ihm geſehen hatte, deßwegen kannte er mich zuerſt und ſagte: Lieber Bruder! mein groſſes Uebel beunruhige dich nicht, denn mein Beruf verſprach mir ein ſolches Ende; laß mich ſchnell hier wegnehmen, denn ich habe nur noch wenig Stunden zu leben. Nachdem ich ſeinen Fall in aller Kürze vernommen, ſagte ich zu ihm: das iſt der ſchlimmſte, traurigſte Fall, der mir in meinem ganzen Leben begegnen konnte; aber ſey zufrieden, denn ehe dir der Athem ausgeht, ſollſt du dich noch durch meine Hände an dem gerochen ſehen, der dich in dieſen Zuſtand verſetzt hat. Solche kurze Worte wechſelten wir gegen einander. Die Häſcher waren fünfzig Schritte von uns, denn Maffio, ihr Anführer, hatte vorher einen Theil zurückgeſchickt, den Corporal zu holen, der meinen Bruder erſchlagen hatte; ich erreichte ſie geſchwinde, drängte mich in meinen Mantel gewickelt mit möglichſter Schnelligkeit durchs Volk und war ſchon zu der Seite des Maffio gelangt, und gewiß ich brachte ihn um, wenn nicht im Augenblick, als ich den Degen ſchon gezogen hatte, mir ein Berlinghier in die Arme fiel, der ein tapfrer Jüngling, und mein groſſer Freund war. Vier ſeiner Geſellen waren mit ihm und ſagten zu Maffio: Mache daß du wegkommſt, denn dieſer allein bringt dich um. Maffio fragte: Wer iſt es? ſie ſagten: es iſt der leibliche Bruder von dem, der dort liegt. Da wollt er nichts weiter hören und machte, daß er ſich eilig nach Torre di Nona zurückzog, die andern ſagten zu mir: Benvenuto! wenn wir dich gegen deinen Willen verhinderten, ſo iſt es aus guter Abſicht geſchehen; laß uns nun dem zu Hülfe kommen, der nicht lange mehr leben wird. So kehrten wir um, und giengen zu meinem Bruder, den wir in ein Haus tragen lieſſen. Sogleich traten die Aerzte zuſammen und verbanden ihn nach einiger Ueberlegung, ſie konnten ſich nicht entſchlieſſen, ihm den Fuß abzunehmen, wodurch man ihn vielleicht gerettet hätte. Gleich nach dem Verbande erſchien Herzog Alexander ſelbſt, der ſich ſehr freundlich und theilnehmend gegen ihn bezeugte. Mein Bruder war noch bey ſich und ſagte zu ihm: Ich bedaure nur, daß Sie, gnädiger Herr, einen Diener verliehren, den Sie wohl braver, aber nicht treuer und anhänglicher finden können.

Der Herzog ſagte, er möge vor ſein Leben ſorgen, er ſey ihm als ein wackrer und braver Mann bekannt, dann kehrte er ſich zu ſeinen Leuten und ſagte: ſie ſollten es an nichts fehlen laſſen. Man konnte das Blut nicht ſtillen, und er fing an irre zu reden und phantaſirte die ganze Nacht; auſſer da man ihm die Communion reichen wollte, ſagte er, ich hätte wohl gethan früher zu beichten, denn gegenwärtig kann ich das heilige Sacrament in dieſes ſchon zerſtörte Gefäß nicht aufnehmen, es ſey genug daß ich es mit den Augen empfange, und durch dieſe ſoll meine unſterbliche Seele Theil daran nehmen, die ihren Gott um Barmherzigkeit und Vergebung anfleht.

Sobald man das Sacrament weggenommen, fingen dieſelben Thorheiten wieder an, die aus den ſchrecklichſten Dingen der ungeheuerſten Wuth, die ein Menſch ſich denken kann, zuſammen geſetzt waren, und ſo hörte er nicht auf die ganze Nacht, bis an den Morgen. Als die Sonne aufgegangen war, wendete er ſich zu mir und ſagte: Mein Bruder! ich will nicht länger hier bleiben, denn ich würde was thun, das die bereuen ſollten, die mir Verdruß gemacht haben, ſo warf er ſich mit beyden Füſſen herum, ob wir ihn gleich den einen in einen ſchweren Kaſten geſteckt hatten, und ſo, in der Bewegung, eines der zu Pferde ſteigen will, ſagte er mir dreymal, lebe wohl, und ſo ſchied dieſe tapfre Seele von dannen. Abends zur gehörigen Stunde ließ ich ihn in der Kirche der Florentiner mit größten Ehren begraben, und ihm einen ſchönen Stein von Marmor ſetzen, wozu mir einige gelehrte Freunde die Inſchrift gaben. In unſerm Wapen, das dabey angebracht wurde, machte ich eine Veränderung, denn ich gab dem Löwen eine Streitart zu halten, daran ſollt ich mich erinnern, daß ich ihm zu rächen habe; wobey ich noch bemerken muß, daß mir ohngeachtet des Verbots meines Bruders einer ſeiner Freunde den Mörder bezeichnet hatte.

Ich fuhr nunmehr mit der größten Sorgfalt fort, jene Arbeit in Gold, die der Papſt ſo ſehr verlangte, fertig zu machen; er ließ mich zwey, dreymal die Woche rufen, und immer gefiel das Werk ihm beſſer. Oefters aber verwieß er mir die groſſe Traurigkeit um meinen Bruder. Eines Tages, als er mich über die Maaſen niedergeſchlagen ſah, ſagte er: Benvenuto! ich glaubte nicht, daß du ſo gar thöricht wäreſt; haſt du denn nicht vorher gewußt, daß gegen den Tod keine Arzney iſt? Du biſt auf dem Wege, ihm nachzufolgen.

Indeſſen ich aber ſo an gedachter Arbeit und an den Stempeln für die Münze fortfuhr, hatte ich die Leidenſchaft gefaßt, den, der meinen Bruder geliefert hatte, wie ein geliebtes Mädchen nicht aus den Augen zu laſſen. Er war erſt Cavalleriſt geweſen und hatte ſich dann als Büchſenſchütze unter die Zahl der Häſcher aufnehmen laſſen, und was mich am grimmigſten machte, war, daß er ſich ſeiner That noch berühmt und geſagt hatte, wenn ich nicht war, und den braven Kerl aus dem Wege räumte, ſo hätte er uns alle, zu unſerm größten Schaden, in die Flucht geſchlagen. Ich konnte nun wohl bemerken, daß meine Leidenſchaft, da ich ihn ſo oft ſehen mußte, mir Schlaf und Appetit nahm, und mich den Weg zum Grabe führte; ich nahm alſo meinen Entſchluß und ſcheute mich nicht für einer ſo niedrigen und nicht lobenswürdigen That; genug, ich wollte eines Abends mich von dieſem Zuſtande befreyen.

Er wohnte neben einem Hauſe, in welchem eine der ſtolzeſten Courtiſanen ſich aufhielt, die man jemals in Rom reich und beliebt geſehen hatte. Man hieß ſie Signora Antäa. Es hatte eben vier und zwanzig geſchlagen, als er nach dem Nachteſſen, den Degen in der Hand, an ſeiner Thüre lehnte. Ich kam mit Vorſicht an ihn heran, und mit einem groſſen Piſtojeſiſchen Dolch holte ich ſo weit aus, daß ich ihm den Hals rein abzuſchneiden gedachte. Er wendete ſich ſchnell um, der Stoß traf auf die Höhe der linken Schulter und beſchädigte den Knochen. Er ließ den Degen fallen, und entſprang, von Schmerzen betäubt. In vier Schritten erreichte ich ihn wieder, hob den Dolch ihm über den Kopf, und da er ſich nieder bückte, ging der Dolch in den Nacken und drang ſo tief in den Halsknochen hinein, daß ich mit aller Gewalt ihn nicht heraus ziehen konnte, denn aus dem Hauſe der Antäa ſprangen vier Soldaten mit bloſſen Degen heraus und ich mußte alſo auch ziehen und mich vertheidigen. Ich ließ den Dolch zurück, und machte mich fort, und, um nicht erkannt zu werden, ging ich zu Herzog Alexander, der zwiſchen Piazza Maronna und der Rotonda wohnte. Ich ließ mit ihm reden, und er ließ mich bedeuten, daß wenn ich allein wäre, ſollte ich nur ruhig ſeyn, und keine Sorge haben; ich ſollte mich wenigſtens acht Tage inne halten und an dem Werke, das der Papſt wünſchte, zu arbeiten fortfahren.

Die Soldaten, die mich verhindert und den Dolch noch in Händen hatten, erzählten, wie die Geſchichte gegangen war, und was ſie für eine Mühe gehabt, den Dolch aus dem Nacken und dem Halſe des Verwundeten heraus zu bringen, den ſie weiter nicht kannten. Zu ihnen trat Johann Bandini und ſagte, das iſt mein Dolch, ich habe ihn Benvenuto geborgt, der ſeinen Bruder rächen wollte; da bedauerten die Soldaten, daß ſie mich nicht hatten gewähren laſſen, ob ich ihm ſchon in reichlichem Maas ſeinen Frevel vergolten hatte.

Es vergingen mehr als acht Tage, daß der Papſt mich nicht nach ſeiner Gewohnheit rufen ließ; endlich kam der Bologneſiſche Kämmerer und ließ mich mit ſeiner gewöhnlichen Beſcheidenheit merken, daß der Papſt alles wiſſe, aber mir demohngeachtet ſehr wohl wolle, ich ſolle nur ruhig ſeyn und fleiſſig arbeiten.

Der Papſt ſah mich mit einem grimmigen Seitenblick an, das war aber auch alles, was ich auszuſtehen hatte; denn als er das Werk ſahe, fing er wieder an heiter zu werden und lobte mich, daß ich in kurzer Zeit ſo viel gethan hätte, alsdann ſah er mir ins Geſicht, und ſagte: da du nun geheilt biſt, ſo ſorge für dein Leben. Ich verſtand ihn und ſagte, ich würde nicht fehlen.

Sodann eröfnete ich gleich eine ſchöne Werkſtatt unter den Bänken grad gegen Raphael del Moro über, und arbeitete an der Vollendung des oftgedachten Werks. Der Papſt ſchickte mir alle Juwelen dazu, auſſer dem Diamanten, den er, wegen einiger Bedürfniſſe, an Genueſer Wechsler verpfändet und mir nur einen Abdruck davon gegeben hatte.

Durch fünf geſchickte Geſellen, die ich hielt, ließ ich noch auſſerdem vieles arbeiten, ſo, daß in meiner Werkſtatt ein groſſer Werth an Juwelen, Gold und Silber ſich befand.

Ich war eben neun und zwanzig Jahr alt, und hatte eine Magd zu mir ins Haus genommen, von der größten Schönheit und Anmuth; ſie diente mir zum Modell in meiner Kunſt, und ich brachte die meiſten Nächte mit ihr zu; und ob ich gleich ſonſt den leiſeſten Schlaf von der Welt hatte, ſo überfiel er mich doch unter ſolchen Umſtänden oft ſo, daß ich nicht zu erwecken war. Dieſes begegnete mir auch eine Nacht, als ein Dieb bey mir einbrach, der unter dem Vorwand, er ſey ein Goldſchmied, meine Koſtbarkeiten geſehen und den Plan gefaßt hatte, mich zu berauben. Er fand zwar verſchiedne Gold- und Silberarbeiten vor ſich, doch erbrach er einige Käſtchen, um auch zu den Juwelen zu kommen.

Ein Hund, den mir Herzog Alexander geſchenkt hatte, und der ſo brauchbar auf der Jagd, als wachſam im Hauſe war, fiel über ihn her und er vertheidigte ſich mit dem Degen ſo gut er konnte. Der Hund lief durch das Haus hin und wieder, kam in die Schlafzimmer meiner Arbeiter, deren Thüren bey der Sommerhitze offen ſtanden und weckte die Leute theils durch ſein Bellen, theils, indem er ihre Decken wegzog, ja bald den einen bald den andern bey dem Arm packte. Dann lief er wieder mit erſchrecklichem Bellen weg, als wenn er ihnen den Weg zeigen wollte. Sie wurden dieſen Unfug müde, und, weil ſie auf meinen

Befehl immer ein Nachtlicht brannten, ſo griffen ſie voll Zorn nach den Stöcken, verjagten den guten Hund und verſchloſſen ihre Thüren. Der Hund, von dieſen Schelmen ohne Hülfe gelaſſen, blieb feſt auf ſeinem Vorſatze, und da er den Dieb nicht mehr in der Werkſtatt fand, verfolgte er ihn auf der Straſſe und hatte ihm ſchon das Kleid vom Leibe geriſſen. Der Dieb rief einige Schneider zu Hülfe, die ſchon auf waren, und bat ſie um Gottes Willen, ſie möchten ihn von dem tollen Hund befreien; ſie glaubten ihm, erbarmten ſich ſeiner, und verjagten den Hund mit groſſer Mühe.

Als es Tag ward, gingen meine Leute in die Werkſtatt, und da ſie die Thüre erbrochen und offen und die Schubladen in Stücken fanden, fingen ſie an mit lauter Stimme wehe! über den Unfall zu ſchreien. Ich hörte es, erſchrack und kam heraus, ſie riefen mir entgegen: wir ſind beſtohlen, alles iſt fort, die Schubladen ſind alle erbrochen. Dieſe Worte thaten ſo eine ſchreckliche Wirkung auf mich, daß ich nicht im Stande war, vom Fleck zu gehen und nach der Schublade zu ſehen, in welcher die Juwelen des Papſtes waren. Mein Schrecken war ſo groß, daß mir faſt das Sehen verging, ich ſagte, ſie ſollten die Schublade öffnen, um zu erfahren, was von den Juwelen des Papſts fehle. Mit groſſer Freude fanden ſie die ſämmtlichen Edelſteine und die Arbeit in Golde dabey; ſie riefen aus: nun iſt weiter kein Uebel, genug daß dieſer Schatz unberührt iſt, ob uns gleich der Schelm nur die Hemden gelaſſen hat, die wir auf dem Leibe tragen; denn geſtern Abend, da es ſo heiß war, zogen wir uns in der Werkſtatt aus, und lieſſen unſere Kleider daſelbſt.

Schnell kam ich wieder zu mir, dankte Gott und ſagte: gehet nur und kleidet euch alle neu, ich will es bezahlen. Ich konnte mich nicht genug freuen, daß die Sache ſo abgelaufen war, denn, was mich ſo ſehr gegen meine Natur erſchreckte, war, daß die Leute mir gewiß würden Schuld gegeben haben, ich habe die Geſchichte mit dem Dieb nur erſonnen, um den Papſt um ſeine Juwelen zu bringen. Gleich in den erſten Augenblicken erinnerte ich mich, daß der Papſt ſchon vor mir gewarnt worden war, ſeine Vertrauteſten hatten zu ihm geſagt: wie könnt ihr, heiligſter Vater, die Juwelen von ſo groſſem Werthe einem Jüngling anvertrauen, der ganz Feuer iſt, mehr an die Waffen, als an die Kunſt denkt, und noch nicht dreiſſig Jahre hat.

Der Papſt fragte: ob jemand von mir etwas wiſſe, das Verdacht erregen könne. Franziskus del Nero antworte: Nein! er hat aber aber auch noch niemals ſolche Gelegenheit gehabt. Darauf verſetzte der Papſt: ich halte ihn für einen vollkommen ehrlichen Mann und wenn ich ſelbſt ein Uebel an ihm ſähe, ſo würd' ichs nicht glauben.

Ich erinnerte mich gleich dieſes Geſprächs, brachte, ſo gut ich konnte, die Juwelen an ihre Plätze, und ging mit der Arbeit geſchwind zum Papſte, dem Franziskus del Nero ſchon etwas von dem Gerüchte, daß meine Werkſtatt beſtohlen ſey, geſagt hatte. Der Papſt warf mir einen fürchterlichen Blick zu, und ſagte mit heftiger Stimme: was willſt du hier? was giebts? Sehet hier

Eure Juwelen, ſagte ich, es fehlt nichts daran. Darauf erheiterte der Papſt ſein Geſicht, und ſagte: ſo ſey willkommen! und indeß er die Arbeit anſah, erzählte ich ihm die ganze Begebenheit, meinen Schrecken und was mich eigentlich in ſo groſſe Angſt geſetzt habe. Der Papſt kehrte ſich einige mal um, mir ins Geſicht zu ſehen, und lachte zuletzt über alle die Umſtände, die ich ihm erzählte. Endlich ſprach er: geh und ſey ein ehrlicher Mann, wie ich dich gekannt habe!

Indeſſen ich an dem Werke immer fortfuhr, lieſſen ſich in Rom einige falſche Münzen ſehen, die mit meinem eigenen Stempel geprägt waren. Schnell brachte man ſie dem Papſt und wollte ihm Verdacht gegen mich einflöſſen. Er ſagte darauf zu dem Münzmeiſter: ſuchet mit allem Fleiße den Thäter zu entdecken, denn wir wiſſen, daß Benvenuto ein ehrlicher Mann iſt. Jener, der mein groſſer Feind war, antwortete: Wollte Gott, daß es ſo wäre, wir haben aber ſchon einige Spur. Darauf gab der Papſt dem Gouverneur von Rom den Auftrag, wo möglich den Thäter zu entdeken, ließ mich kommen, ſprach über mancherley, endlich auch über die Münze, und ſagte wie zufällig: Benvenuto! könnteſt du wohl auch falſche Münzen machen? Ich verſetzte: daß ich ſie beſſer machen wollte als alle die Leute, die ſo ein ſchändliches Handwerk trieben, denn es wären nur unwiſſende und ungeſchickte Menſchen, die ſich auf ſolche ſchlechte Streiche einlieſſen. Ich verdiente ſo viel mit meiner wenigen Kunſt, als ich nur brauchte und könnte dabey vor Gott und der

Entſetzlich iſt mir's, ſolches zu beſchließen,
Entſetzlich, mich ihm zu entziehn — Seyn muß es.
Seht dort die Flotte Griechenlandes! Seht!
Wie viele Könige in Erz gewaffnet!
Von dieſen allen ſieht nicht Einer Troja
Und nimmer fällt die Burg des Priamus,
Du ſterbeſt denn, wie es der Seher fordert.
Von wüthendem Verlangen brennt das Heer,
Nach Phrygien die Segel auszuſpannen
Und der Achiver Gattinnen auf ewig
Von dieſen Räubern zu befrein. Umſonſt,
Daß ich dem Götterſpruch mich widerſetze,
Ich — du — und du — und unſre Töchter in
Mycene würden Opfer ihres Grimmes.
Nein, Kind! nicht Menelaus Sklave bin ich,
Nicht Menelaus iſt's, der aus mir handelt;
Dein Vaterland will deinen Tod — ihm muß ich,
Gern oder ungern, dich zum Opfer geben.
Das Vaterland geht vor! — Die Griechen frei
Zu machen, Kind, die Frauen Griechenlandes,
Was an uns iſt, vor räub'riſchen Barbaren
Zu ſchützen — das iſt deine Pflicht und meine!

(Er geht ab.)

Welt beſtehen, und wenn ich falſche Münzen machen wollte, könnte ich nicht einmal ſo viel als bey meinem ordentlichen Gewerbe verdienen.

Ich muß hier bemerken, daß ich alle Morgen, wenn ich für die Münze arbeitete, drey Scudi gewann, denn ſo hoch wurde ein Stempel bezahlt, aber der Münzmeiſter feindete mich an, weil er ſie gern wohlfeiler gehabt hätte.

Der Papſt merkte wohl auf meine Worte, und da er vorher befohlen hatte, daß man auf mich acht geben und mich nicht aus Rom laſſen ſollte, befahl er nunmehr die Unterſuchung weiter fortzuſetzen und ſich um mich nicht zu bekümmern. Denn er wollte mich nicht aufbringen, um mich nicht etwa zu verliehren. Diejenigen, welche die Sache näher anging, und denen der Papſt ſie lebhaft aufgetragen hatte, fanden bald den Thäter. Es war ein Arbeiter bey der Münze ſelbſt, und zugleich mit ihm wurde ein Mitſchuldiger eingezogen.

An demſelbigen Tage ging ich mit meinem Hund über Piazza Navona. Als ich vor die Thüre des oberſten Häſchers kam, ſtürzte mein Hund mit groſſem Gebelle ins Haus und fiel einen jungen Menſchen an, den ein gewiſſer Goldſchmied von Parma, Nahmens Donnino, als des Diebſtahls verdächtig, hatte einziehen laſſen. Sie waren eben im Wortwechſel begriffen, der junge Menſch leugnete kecklich alles ab, und Donnino ſchien nicht Beweiſe genug zu haben; nun fiel noch gar der Hund mit ſolcher Gewalt den Beklagten an, daß die Häſcher Mitleid mit ihm hatten und ihn wollten gehen laſſen, um ſo mehr, als unter dieſen ein Genueſer war, der ſeinen Vater kannte. Ich trat hinzu und der Hund zeigte keine Furcht weder vor Degen noch vor Stöcken, und warf ſich aufs neue dem Menſchen an den Hals, ſo, daß ſie mir zuriefen: Wenn ich den Hund nicht wegnähme, ſo würden ſie mit ihn todtſchlagen. Ich riß den Hund ab ſo gut ich konnte, und als der Menſch weggehen wollte, fielen ihm einige Papierdüten aus der Jacke, die Donnino ſogleich für ſein Eigenthum erkannte. Auch ich fand einen meiner Ringe darunter, da rief ich aus: das iſt der Dieb, der meine Werkſtatt erbrochen hat, mein Hund erkennt ihn. Sogleich ließ ich das treue Thier wieder los, das ihn wieder anpackte. Der Schelm bat mich ihn zu ſchonen und verſprach mir, alles das Meinige zurück zu geben. Ich nahm den Hund wieder ab, und darauf gab er mir Geld, Silber und Ringe wieder, und in der Verwirrung fünf und zwanzig Scudi drüber, dabey bat er um Gnade; ich aber ſagte: er ſollte Gott um Gnade bitten, ich würde ihm weder etwas zu Liebe noch zu Leide thun. Ich kehrte zu meiner Arbeit zurück, und erlebte bald, daß der falſche Münzer vor der Thüre der Münze aufgehenkt, ſein Mitſchuldiger auf die Galeere verbannt wurde, und der Genueſiſche Dieb gleichfalls an den Galgen kam; ich aber behielt über Verdienſt den Ruf eines ehrlichen Mannes.

Meine groſſe Arbeit ging zu Ende, als die fürchterliche Waſſerfluth eintrat, durch welche ganz Rom überſchwemmt wurde. Es war ſchon gegen Abend, als das Waſſer noch immer wuchs, meine Werkſtatt lag niedrig, wie die Bänke überhaupt, das Haus aber war hinterwärts an den Hügel gebaut. Ich dachte daher an mein Leben und an meine Ehre, nahm alle die Juwelen zu mir, ließ die Goldarbeit meinen Geſellen, ſtieg barfuß zu meinen hinterſten Fenſtern heraus, wadete, ſo gut ich konnte, durch das Waſſer und ſuchte auf Monte Cavallo zu kommen. Daſelbſt bat ich Herrn Johann Gaddi, der mein groſſer Freund war, mir dieſen Schatz aufzuheben.

Nach einigen Tagen verlief ſich das Waſſer, ich konnte endlich das groſſe Werk fertig machen, und ich erlangte durch meine anhaltende Bemühung und durch die Gnade Gottes groſſen Ruhm, denn man behauptete, es ſey die ſchönſte Arbeit, die noch jemals dieſer Art in Rom geſehen worden.

Nun brachte ich ſie dem Papſt, der mich nicht genug rühmen und preiſſen konnte, und ausrief: Wenn ich ein reicher Kaiſer wäre, ſo wollte ich meinem Benvenuto ſo viel Land geben, als er mit den Augen reichen könnte, ſo aber ſind wir heut zu Tage nur arme bankrute Kaiſer; doch ſoll er haben, ſo viel er bedarf.

Ich ließ den Papſt ſeine übertriebenen Reden vollenden, und bat ihn darauf um eine Stelle unter ſeinen Leibtrabanten, die eben vakant war. Er verſetzte, daß er mir was beſſeres zugedacht habe; ich aber antwortete, er möchte mir dieſe Stelle nur einſtweilen zum Miethpfennig geben. Lachend verſetzte der Papſt: er ſey es zufrieden, doch wolle er nicht, daß ich den Dienſt thun ſolle, und um die übrigen darüber zu beruhigen, wollte er ihnen einige Freyheiten zugeſtehen, um die ſie ihn gebeten hätten. Dieſer Trabantendienſt brachte mir jährlich über zweyhundert Scudi ein.

(Die Fortſetzung folgt.)

II.

Die Pulver-Verſchwörung in England

im Jahre 1605, dem dritten der Regierung Jakobs I.

Ueber den ſchrecklichen, verheerenden Ausbrüchen des Factionsgeiſtes, davon uns jedes Blatt der neuſten Geſchichte Beyſpiele darſtellt, weilte ich oft mit trauriger Betrachtung. Waren ſie ſtets nur die Folgen der gewöhnlichen heftigen Leidenſchaften der animaliſchen Natur: des Eigennutzes, der Herrſchſucht, der gerächten Unterdrückung —? Nein; auch eine gewiſſe furchtbare Art Wohlwollens der beſſern — oder aus Schwäche des Verſtandes ſich beſſer dünkenden — Menſchen trat mit jenen Leidenſchaften in Bund: die Begierde, die Welt glücklicher zu machen. Dieſer Geiſt des unbeſonnenen Wohlwollens konnte ſich zwar die Schreckniſſe nicht verhehlen, die er ſchuf; aber er erlaubte ſich Böſes zu wirken, damit Gutes herauskomme. Er wähnte ſogar die Gottheit nachzuahmen, die durch Stürme, Donner und Erdbeben Fruchtbarkeit herbeyführt. Aber was iſt böſe? was iſt gut? Wie verhält ſich das jetzige Böſe gegen das künftige Gute? Iſt jenes ſo klein, ſo vorübergehend, und dieſes ſo groß, ſo andauernd, daß die Menſchheit ſich nicht beklagen darf, wenn ſie jenes duldet, daß ſie es als eine Arzney hinnehmen muß, wovon ihr gewiß beſſer werden wird? — Alle dieſe Fragen mit Unfehlbarkeit zu beantworten, ſetzt ein gränzenloſes Vernunftvermögen voraus. Wir kennen eine mächtige, unbiegſame, und auf ihre Herrſchaft eiferſüchtige Religionsparthey, die den Satz ſich nicht nehmen läßt: religiöſe Wahrheit und ewige Glückſeligkeit ſey nur bey ihr: Wohlthun ſey's, auch mit Geiſterzwang, ihre Zahl zu vermehren; eine überirdiſche, mit ihr völlig einverſtandene Macht werde gewiß jenen Zwang in Ueberzeugung auflöſen, oder dieſe wenigſtens der künftigen Generation des mit Gewalt angeworbenen ins Blut gieſſen. — Ihr iſt Unduldſamkeit gegen anders denkende Gottesverehrer Tugendeifer; ein Irrthum, deſſen Anſteckung nur wenige ihrer Edlen verſchont, und den zu bekämpfen noch wenigere wagen. Wenn ſich nun dieſe religiöſe Parthey noch an eine politiſche anſchließt, und in Glut geräth; wenn dieſe Glut mehrere brennbare Stoffe aus der moraliſchen Welt mit aufnimmt, und ſo hoch ſteigt, daß der in ſeinem Sinn auserwählte Haufe die unheilige Rotte mit Gewalt vertilgen will: dann entſtehen Vorſätze, wie die, die einſt die engliſche Pulver-Verſchwörung entſpannen, deren Erzählung ich hier ganz einfach, doch aus einer ächten Quelle, liefere.

England war ruhig, und ſchien weder von auſſen, noch in ſeinem Buſen Feinde zu haben. Das Volk liebte den König. Aber eine Parthey unter den Katholiken, die nicht blos gelinde beherrſcht ſeyn, ſondern ſelbſt herrſchen, nicht blos katholiſch, ſondern auch päbſtlich ſeyn wollte,* nährte verderbliche Anſchläge. Sie hatte ſchon verſchiedentlich unter Eliſabeth ſolche auszuführen verſucht. Anfangs machte Spanien mit ihr gemeine Sache, und viele ſchreckliche die

---

* Rapin Thoyras tome 8. p. 43. edit. de Tindal. Les Catholiques avoient beaucoup attendu de lui (von Jakob I.) et du moins une tolerance entière avec la liberté d'exercer publiquement leur religion. C'étoit sur cette tolerance qu'ils fondoient leur esperance de rétablir peu-à-peu leur religion en Angleterre. Mais la harangue du Roi à son Parlement leur fit comprendre deux choses. La premiere, que cette tolerance dont ils n' avoient presque pas douté jusqu'alors, n'étoit pas encore prête à venir: la seconde, que quand même ils pourroient l'obtenir du Roi, ce n' étoit pas pour ceux d'entre eux qui admettoient la puissance du Pape dans toute l'étendue. C'étoient pourtant ceux-ci, qui étoient les plus actifs, et qui travailloient avec le plus d'empressement à retablir leur religion dans le royaume. Ils comptoient pour peu de chose une simple liberté de conscience pour les moins zélés des Catholiques, à quoi le Roi sembloit borner ses faveurs. Ils croyoient voir, que l'intention de ce Prince étoit de diviser les Catholiques, et d'en faire comme deux ſectes, dont l'une qui abandonneroit le dogme de la puissance du Pape, seroit ſoufferte dans le Roiaume, et l'autre en seroit bannie.

Menſchheit erniedrigende Entwürfe wider die Proteſtanten und die Regierung in England reiſten dort. Aber im Jahre 1604 ward zwiſchen beyden Reichen Friede, und die Kabale war ſich ſelbſt überlaſſen: ſie brütete Verſchwörungen. — Eine der ſchauderhafteſten in der Geſchichte überhaupt, und beſonders in der Engliſchen, war die von ihr ausgedachte Pulver-Verſchwörung, die bey anderthalb Jahre im Finſtern ſchlich, und blos durch den Umſtand, daß ein Verſchworner ſeinen alten Freund retten [*] wollte, wunderbar entdeckt wurde. [**]

Zehn Tage vor der beſtimmten Parlaments-Verſammlung empfing ein angeſehener Katholik Lord Mounteagle folgenden anonymen Brief, den ſein Bedienter von einem fremden Menſchen auf der Straſſe erhalten hatte: „Mylord! „Die Verbindung, in der ich mit einigen Ihrer Freunde „ſtehe, macht mich auch für Ihre Erhaltung beſorgt. Iſt „Ihnen Ihr Leben lieb; ſo rathe ich Ihnen einen Vorwand „zu erdenken, aus der nächſtkünftigen Parlamentsſitzung „wegzubleiben. Gott und Menſchen haben ſich vereinigt, „die vor unſern Augen herrſchende Greuel zu beſtrafen. — „Achten Sie meine Warnung nicht gering: reiſen Sie aufs „Land, und warten den Ausgang dieſer Begebenheit ab. „So wenig man auch eine Bewegung ahnet, ſo gewiß drohet dem bevorſtehenden Parlament ein ſchrecklicher Schlag „von unſichtbarer Hand. Verſchmähen Sie alſo meinen „wohlgemeinten Rath nicht, deſſen Befolgung Ihnen nützen „wird, und nie ſchaden kann! Denn ſo bald, wie dieſer „Brief verbrannt iſt, wird die Gefahr vorbey ſeyn. Gott „gebe, daß Sie ihn zu Ihrem Heil nützen, und nehme „Sie in ſeinen mächtigen Schutz!" Der Lord, äuſſerſt befremdet, wußte nicht, ob er dieſen Brief für bedeutend, oder für Folge eines boshaften Muthwillens, oder Liſt eines Gegners halten ſollte, der um irgend einer geheimen Urſache willen ihn von Beſuchung des Parlaments abhalten wolle; doch ſchien es ihm Pflicht, ihn höhern Orts vorzuzeigen. Er begab ſich daher noch denſelben Abend mit dem Briefe zum Staatsſekretair Graf Salisbury. Dieſer ſchien anfangs nicht ſonderlich drauf zu achten, erinnerte ſich aber doch der im Geheimenrath vorgekommenen Dinge von einer Kabale der Katholiken, die in und auſſer dem Reiche ſich regten, und, nach ſichern Nachrichten, verge-

---

[*] In einem Briefe des Verſchwornen Digby, den man in den Archiven der Familie gefunden (ſ. Burnet hiſtory of his time) ſtand, daß man gewünſcht habe, zwey bis drey Katholiken im Parlament vom Untergange ausnehmen zu können.

[**] Pennants London überſetzt von Wiedmann S. 131. „Dicht an Herrn Waghorns Kaffeehauſe in Old-Pallace-„Yard iſt Guy Faurens (oder, wie er hier heißt: Fawkes) „Keller, worinnen die Verſchwornen 1605. die Pulverfäſſer niederlegten, wodurch ſie mit einem Schlage die „drey im Parlamente verſammleten Stände des Reichs „vernichten wollten. Bis auf den heutigen Tag iſt die „Art, wie die Vorſehung die Entdeckung veranſtaltete, unbekannt.“ — Vielleicht ſoll es nur unbegreiflich heiſſen.

Univ. Bibl. München

habt hätten, eine ſehr dringende und bedenkliche Bittſchrift im nächſten Parlament zu überreichen, die zugleich flehen und drohen ſollte. Er billigte daher Lord Mounteagles patriotiſche Vorſicht; und nachdem er mit dem Oberkammerherrn Grafen Suffolk und den Miniſtern geredet hatte, wurde beſtimmt, ehe man etwas verfügte, dem Könige, der eben auf dem Lande war, aber bald zurück erwartet wurde, den Brief vorzulegen; zumahl da man ſchon von deſſen Geſchicklichkeit, dunkle und geheimnißvolle Stellen zu erklären, auffallende Beyſpiele hatte; auch könnte, hieß es, ein kurzer Verzug, bey ſtrenger Verſchwiegenheit, nicht ſchaden; er würde vielmehr die Unternehmung, wenn ſie wirklich exiſtirte, reifer werden laſſen, ſo daß man die Verbrecher über den Anſtalten ergreifen, und ihres Attentats überführen könnte. Dem Könige ſchien dieſer Brief keine bloſſe Näckerey, vielmehr voll tiefen Sinnes; obgleich Graf Salisbury, entweder im Ernſt, oder verſtellt, ihn für Tand erklärte, und ſogar den Menſchenſinn des Verfaſſers in Zweifel ziehen wollte. Aber der König fand den Ausdruck ſchrecklicher Schlag von unſichtbarer Hand — zu bedeutend und der Gedanke von einer Pulvermine, fuhr ihm wie ein Blitz durch die Seele. Nach einigen Debatten wurde daher beſchloſſen, Sonntags, den Tag vor der Verſammlung des Parlaments in möglichſter Stille alle Gewölber unter dem Parlamentshauſe zu durchſuchen, wozu der Graf Suffolk den Auftrag erhielt. Als nun dieſer, vom Lord Mounteagle und dem Aufſeher der königlichen Garderobe, Chinard, begleitet, die Beſichtigung vornahm, fand ſich vor der Hand blos ein groſſer Haufen Holz und Steinkohlen. Suffolk fragte daher Chinard, unter deſſen Aufſicht dieſe Behälter gehörten, was ihre Beſtimmung ſey, und es hieß: ſie wären jetzt nebſt einigen daranſtoſſenden Kellern an Thomas Percy vermiethet, deſſen Eigenthum auch das Holz und die Kohlen wären. Der Graf ſah ſich, wiewohl mit ſcheinbar nachläſſigem Blicke, noch einmal ſcharf um, und da fiel ihm in einer Ecke ein Menſch mit höchſtverwegner Miene auf, dem dieſer Beſuch läſtig zu ſeyn ſchien, und der ſich Fawkes, * Haußhofmeiſter in Dienſten Sir Thomas Percy, nannte. Der Oberkammerherr meldete dem Könige, was man geſehen hatte; wobey er noch hinzuſetzte, daß Lord Mounteagle, ſobald er gehört, daß ein Mann, von ſolchen Grundſätzen, wie Percy, ** das Haus gemiethet habe, erſchrocken ſey, und nichts Gutes ahne. Mounteagle habe auch einige Vermuthung, daß, da dieſer Percy ehedem ſein warmer Freund geweſen, der anonyme Brief wohl von ihm herrühre. Endlich begreife er nicht, ſagte der Graf, was dieſer groſſe Vorrath von Holz und Kohlen dem Percy nütze, der ſich ſo wenig in dem gemietheten Hauſe aufhalte; — und am al-

---

* Nach andern Faux.

** So wenig auch dieſe Grundſätze ihm ziemten. Barclay in der Geſchichte dieſer Verſchwörung: Thomas Percius erat regi et naturae jure et magnis beneficiis devinctus. Quippe etiam in Penſionariorum numerum receptus. Ita vocant ſelectos ex ampliſſimis familiis ad illuſtrem et praecipuam Britannicorum regum cuſtodiam.

Vierter Auftritt.

Clytemneſtra. Iphigenie. Der Chor.

Clytemneſtra.

Er geht! Er flieht dich! — Tochter — Fremdlinge —
Er flieht! — Ich Unglückſelige! Sie ſtirbt!
Er hat ſein Kind dem Orkus hingegeben!

Iphigenie.

O weh mir! — Mutter! Mutter! Gleiches Leid
Berechtigt mich zu gleicher Jammerklage!
Kein Licht ſoll ich mehr ſchauen! Keine Sonne
Mehr ſcheinen ſehn! — O Wälder Phrygiens!
Und du, von dem er einſt den Namen trug,
Erhabner Ida, wo den zarten Sohn,
Der Mutter Bruſt entriſſen, Priamus
Zu grauſenvollem Tode hingeworfen!
O hätt' er's nimmermehr gethan! den Hirten
Der Rinder, dieſen Paris, nimmermehr
Am klaren Waſſer hingeworfen, wo
Durch grüne, blüthenvolle Wieſen, reich
Beblümt mit Roſen, würdig, von Göttinnen
Gepflückt zu werden, und mit Hyazinthen,
Der Nymphen Silberquelle rauſcht — wohin
Mit Hermes, Zeus geflügeltem Geſandten,
Zu ihres Streits unſeliger Entſcheidung,
Athene kam, auf ihre Lanze ſtolz,
Und ſtolz auf ihre Reize Cypria,
Die Schlaue, und Saturnia, die Hohe,
Auf Jovis königliches Bette ſtolz!

lerverdächtigſten habe ihm der Menſch, der ſich für ſeinen Haußhofmeiſter ausgäbe, geſchienen, und der ein fürchterlich-freches Anſehen habe.

Auf dieſen Bericht ſah ſich der König nur allzuſehr in ſeinem Verdachte beſtärkt, und drang darauf, die Holz- und Kohlenhaufen bis auf den Grund zu viſitiren: weil gar wohl Pulver darunter verbergen ſeyn könne; auch dürfe kein Winkel im ganzen Hauße ununterſucht gelaßen werden. Denn wer würde, ſagte er, mit ruhiger Seele den Parlamentsſaal betreten können, wenn eine ſolche Unterſuchung nur obenhin geſchehen ſey?

Um behutſamer zu verfahren, da einige Miniſter zweifeln wollten, ob man auch durch einen dergleichen Brief berechtigt genug zu dieſer Haußſuchung ſey, [*] ſollte Chinard den Vorwand brauchen, man vermiße einige königliche Tapeten und andres Geräthe von Werthe, das vielleicht daherum in einem Winkel ſtecken könnte. Der königliche Kammerherr und Friedensrichter Enevet übernahm dieſe nochmalige Durchſuchung, und betrat mit einem hinlänglichem Gefolge den Eingang des verdächtigen

---

[*] Sie glaubten es unter der königlichen Würde, durch dieſen Brief, der vielleicht nur ein Popanz ſey, ſich zu dem, Aengſtlichkeit verrathenden, Schritte einer Haußſuchung bewegen zu laſſen, der zugleich die Rechte des Eigenthums eines freyen brittiſchen Bürgers kränkte: auch mußte es den Grafen von Northumberland, deßen Freund und Verwandter Peers war, allzuſehr ſchmerzen, leztern durch einen ſo ſchweren Verdacht beſchimpft zu ſehen.

Haußes nach Mitternacht, am Morgen des nehmlichen Tages, da das Parlament zuſammen kommen ſollte. Er fand, trotz dieſer ungewöhnlichen Zeit, den ſchon gedachten Fawkes angekleidet und reiſefertig an der Thüre, der ſogleich ergriffen wurde. Man räumte die Steinkohlen und das Reißholz weg und entdeckte ſieben und dreißig große und kleine Pulverfäßer darunter. Fawkes hatte Lunten und Feuerzeug in den Taſchen. Man preßte durch Drohungen das Geſtändniß ſeines Vorhabens von ihm aus; und er war ſo dreiſt, noch überdem frey zu geſtehen, daß, wenn die Abgeordneten ein wenig eher gekommen wären, wo er in Vollendung ſeiner Arbeit begriffen geweſen, oder ihm bey ihrer Erſcheinung die mindeſte Zeit gelaſſen; ſo hätte er die Mine angezündet um ſeinen Tod durch den ihrigen zu verſüſſen.

Nachdem man ihn in Verwahrung gebracht, weckte Enevet einige Miniſter, die im Pallaſte geſchlafen hatten, und drauf früh um 4 Uhr * den König. Bald wurden noch mehrere Mitglieder des Conſeils aus der Stadt geholt und Fawkes verhört; der eine beyſpielloſe Unerſchrockenheit zeigte, und den weder das Bewußtſeyn ſeiner That, noch das Feyerliche des Orts und der Verſammlung vor der er ſtand, noch die Geſchwindigkeit und Menge der an ihn gethanen Fragen beſtürzte; ja der noch frevelte und höhnte, wenn entweder widerſprechende Fragen an ihn geſchahen, oder unberufene Perſonen ins Verhör

---

* Es war am 4ten November.

ſich einmengten. * Er längnete ſein abſcheuliches Verhaben nicht im geringſten; nahm aber alles auf ſich und man konnte den erſten Tag weder von ſeinen Mitverſchwornen noch den Umſtänden der Verſchwörung etwas aus ihm bringen. Er behauptete, ſein Gewißen allein und der Eifer für die katholiſche Religion hätten ihn zu dieſer Unternehmung getrieben. Den König erkenne er nicht für ſeinen Herrn, noch für einen Geſalbten Gottes, da er ein Ketzer ſey; er ſelbſt aber heiße Joh. Johnſon ** und ſtehe in Sir Thomas Percys Dienſten. Statt irgend einer Reue war blos Erbitterung über ſein fehlgeſchlagenes Unternehmen das Gefühl, das dieſer Elende zu erkennen gab. Den andern Morgen wurde er in den Tower gebracht, und in Zeit von drey Tagen; nachdem man ihm mit der Folter gedroht hatte, und da weder ächte Stärke der Seele, noch Geſellſchaft die mit ihm ſympathiſirte, noch Hofnung auf das Glük ſeiner Mitverſchwornen, ihn unterſtützte; verlohr ſich allmählich ſein Starrſinn, und er bekannte zuerſt einige Umſtände und dann den ganzen Plan der Verſchwörung mit folgenden Worten:

„Ich bekenne, daß ich an einer Verſchwörung wider „den König und die Regierung Theil habe, deren Urheber

---

* Der König Jacob ſagt in ſeiner eignen uns hinterlaßenen Erzählung dieſer Begebenheit, man habe in England einen zweiten Mutius Scävola an Fawkes zu ſehen geglaubt.

** Der falſche Nahme, den er ſich, zufolge der Verabredung mit den Verſchwornen, gab.

„ich nicht ſelbſt bin. Ohngefähr um Oſtern vorigen Jahres beſprach ſich deshalb mit mir in den Niederlanden, „die unter Erzherzog Albrechts Pflege ſtehen, Thomas „Winter, * mit welchem ich auch zu dem Ende hieher „nach England gieng; in unſerm Bunde waren noch dreye: „Robert Catesby, Thomas Percy und Johann „Wright. Dieſe berathſchlagten ſich zuſammen wegen „Ausführung unſers Vorhabens.

„Catesby legte vorerſt den Eid der Verſchwiegenheit „ab, und ließ ihn auch ſeine Mitbrüder ſchwören. Sein „Anſchlag war, unter das Oberhaus eine Mine zu legen: „denn wir hielten für billig, den nähmlichen Ort zum „Schauplatz unſrer Rache zu wählen, wo die katholiſche „Religion widerrechtlich unterdrückt worden war.

„Da wir nun hierinnen übereinſtimmten; miethete „Percy ein Hauß neben dem Oberhauße, und wir begannen da gegen den 11ten December 1604 eine Mine zu „graben. Wir fünf waren es, die zuerſt hinein giengen, „nähmlich Thomas Percy, Robert Catesby, Thomas

---

* Winters Ausſage: „— nach 2 Tagen kam Fawkes nach „Dünkirchen. Hier gab ich ihm zu verſtehen, daß, im „Fall der Friede mit Spanien uns nichts hälfe, müßten wir in England etwas für unſre Parthey „wagen. — Er (Catesby) verſezte darauf, er habe einen „Plan, wie wir in einem Augenblike das Joch abſchütteln und zu einem neuen Wachsthum des Katholicismus den Saamen ausſäen könnten, kurz: das könne „durch eine Pulvermine geſchehen. —"

„Winter, Johann Wright und ich. Bald darauf nahmen „wir noch einen dazu, Chriſtoph Wright, * der gleich„falls auf die Verheimlichung ſchwören, und wie wir,

---

* Die Theilnehmer an der Verſchwörung mußten theils ſelbſt an der Arbeit mit helfen, wie die eben genannten, wozu noch ein gewiſſer Bates kam; theils Koſtenbeiträge liefern, wie denn z. B. aus Winters Geſtändnis erhellet, daß Everhard Digby 1500 und Franz Tresham 2000 Pf. Sterl. beigetragen. Die Liſte der Verſchwornen giebt König Jacob ſo an:

A. Häupter, und die mit an der Mine graben halfen:

Robert Catesby	Armigeri.
Robert Winter	
Thomas Percy,	Generosi.
Thomas Winter,	
Christoph Wright,	
Guido Fawkes.	

Bates, Catesbys Diener.

B. Mitſchuldige, Mitwißer und Beförderer des Unternehmens, die nicht in den Keller gekommen:

Everhard Digby, Eques.

Ambrosius Rockwood	Armigeri.
Franciscus Tresham	
Ioh. Grant,	Generosi.
Robert Key.	

„auf den Eid das heilige Sakrament nehmen mußte. Als wir auf den Grund des Gebäudes kamen, der 12 Fuß tief war, und eine allzuſchwere Arbeit vor uns ſahen, nahmen wir auch Robert Winter, unter der nähmlichen eidlichen Verpflichtung, dazu.

„Gegen das Weihnachtsfeſt gruben wir bis an die Mauer des Oberhaußes * und um Lichtmeſſe war ſie halb durchgraben. Wenn die andern arbeiteten, ſtand ich am Eingange Schildwache um anzeigen zu können, wenn ein Fremder ſich näherte. Sie hielten dann inne, bis jener ſich entfernt hatte. Wir blieben alle ſieben dort über Nacht, mit Schießgewehr, Kugeln und Pulver hinlänglich verſehen, ** und waren feſt entſchloſſen, lieber zu ſterben, als zu weichen, oder uns gefangen zu geben. Da ſie die Wand durchgruben, hörten wir ein Krachen von Steinkohlen aus dem nahen Keller. ***

---

* Dieſe Mauer war 5 Fus dick.

** Sie hatten auch einen Vorrath Fleiſchpaſteten zu ſich genommen, um nicht des Eßens halber zu oft hin und her zu gehen, und Aufſehen zu erregen. — Aus Winters Geſtändnis.

*** Derjenige der dieſen Keller, der nicht nur unter dem Oberhauße, ſondern auch gerade unter dem königlichen Thron war, bisher in der Miethe gehabt, war geſtorben, und die Kohlen wurden herausgethan, um verkauft zu werden. Die Verſchwornen hielten dieſen Umſtand für eine beſondere göttliche Schickung. De Thou im 135 Buche.

„Wir fürchteten, daß dieß Getöſe unſre Arbeit verrathen „möchte. Ich wurde daher in den Keller geſchickt; und „da ich erfuhr, daß die Kohlen verkauft werden ſollten, „und man ihn miethen könnte, ergriff Percy dieſe erwünſchte Gelegenheit und miethete ihn auf ein Jahr. „Wir hatten ſchon vorhin 20 Pulverfäſſer hergeſchafft, „die wir mit Holz und Kohlen bedeckten. Gegen Oſtern „zerſtreuten wir uns, weil das Parlament bis auf den „Oktober verſchoben war. Percy, der den Schlüſſel zum „Gewölbe hatte, ſchaffte indeß noch mehr Pulver und Holz „hinein. Zu Anfang des Septembers kam ich nach England zurück, nahm den Schlüſſel zu mir und vermehrte „den Pulver-Verrath und das Holz womit die Fäſſer bedeckt wurden, dann reiſte ich bis zum 30ſten Oktober „aufs Land.

„Ferner beſchloſſen wir unter uns, daß an dem Tage, „wo die That ausgeführt würde, einige von unſern Mitverſchwornen die älteſte Prinzeſſin Eliſabeth, * die bey „Lord Harington in der Grafſchaft Warwick ſich aufhielt, „gefangen nehmen, und ſie zur Königin ausrufen ſollten, „wozu vorher ein Edikt ausgefertigt, und darinn von Religionsveränderung nichts erwähnt werden ſollte. Wir „wollten auch nicht für die Urheber der That angeſehen „ſeyn, bis unſre Parthey gehörig verſtärkt wäre. Von „Gefangennehmung des Prinzen Karls, des Königs jüngern „Sohns, wurde zwar vieles berathſchlagt: da wir aber

---

* Nachherige Gemahlin des unglüklichen Friedrichs von der Pfalz.

„dazu kein Mittel ausfindig machen konnten, und er zu „nah bey London war, wo wir nicht genug Beyſtand hoffen konnten; ſo beſchloſſen wir, mittelſt der Prinzeſſin „Eliſabeth uns ſo gut zu helfen, als wir konnten."

Ohngefähr 14 Tage nach Fawkes Verhaftung wurde der in verhergehender Ausſage erwähnte Thomas Winter gefangen eingebracht. Seine Faſſung war derjenigen von Fawkes ganz entgegen geſetzt: denn der harte Kampf, die Niederlage der Verſchwornen, die wir bald hören werden, hatte ihn mürbe gemacht. Er geſtund gleich, daß er Böſes gethan, und nicht nur an der Regierung, ſondern auch an Gott ſich verſündigt; der durch die Wege ſeiner Verſehung ihm und ſeiner Rotte deutlich gezeiget habe, daß ihr Verhaben ihm ein Greuel geweſen ſey. Winters Ausſage war ſehr umſtändlich: doch wir wollen nur deren Beſchluß anführen, um den Verfolg der Geſchichte daraus zu nehmen. „Zwei Tage hernach, den Sonntag Abend „kam jemand in mein Schlafzimmer und meldete, man „habe dem Lord Mounteagle einen Brief gebracht, des „Innhalts, er möchte mit guter Art vermeiden, „ins Parlament zu gehen, weil der Verſammlung eine groſſe Gefahr drohe. Dieſer Brief ſey „dem Grafen von Salisbury überliefert worden. Tages „darauf begab ich mich in den Gaſthof zu Enfield und erzählte dieß dem Catesby, — nun ſey alles offenbar, und „ihm kein andrer Weg übrig, als aus England zu fliehen. „— Catesby aber antwortete, er verzweifele noch nicht „ganz, und beſchloß, den Fawkes abzuſchicken, der das

„Aeußerſte verſuchen ſollte. Donnerſtags gieng ich nach London und Freytags Catesby. Tresham kam zu uns, und dann entſtand ein lebhafter Streit, woher wohl jener Brief an Lord Mounteagle gekommen ſeyn möchte; aber niemand wußte das Räthſel zu löſen. Tresham der einzige unter uns, auf den wir einigen Verdacht hatten, ſchwur hoch und theuer, daß er an dem Briefe unſchuldig ſey. * Sonnabend Abends kam ich mit Tresham in der Gallerie des Kollegiums zu Lincoln zuſammen. Da erwähnte er einiger Reden des Grafen Salisbury die ſich auf jenen Brief bezogen, ſo daß ich abermahls muthlos wurde und dem Catesby meldete, was ich gehört hatte. Nun ſchien es ihm Zeit, ſich in der Stille zu entfernen; doch erwartete er erſt den Percy und deſſen Genehmigung. Dieſer aber, mit dem wir Sonntags uns beredeten, war entſchloſſen, das Aeuſſerſte zu wagen und dem letzten Schlage des Verhängniſſes die Stirne zu bieten. — ** Inzwiſchen hatte der Argwohn eines ſchlimmen Ausgangs unſern Plan völlig zerrüttet. Catesby reiſte Montags aufs Land, wo er mit Percy zuſammentreffen wollte.

„Dienſtags früh um 5 Uhr kam der jüngere Wright zu mir in mein Kabinet, brachte die Nachricht,

---

[*] Voltäre giebt, (aus welcher Quelle, weiß ich nicht) den Percy als Verfaßer jenes Briefs an.

[**] Das hieß: ſie wollten, wenn dieſer geheime Plan vernichtet ſeyn ſollte, öffentlich an der Spitze eines Aufrührerhaufens, den Bürgerkrieg im Reiche anſpinnen.

„ein Edelmann habe den Lord Mounteagle aufgeweckt und „geſagt: kommen Sie mit mir ins Eßeriſche Haus, wir „wollen auch den Graf Northumberland wecken! Es ſey „alles entdeckt, ſagte Wright. Geh hurtig, ſagte ich zu „ihm, und forſche an der Thür des Hauſes, ob du etwas „erfahren kannſt! Er kam ſehr bald zurück und ſagte: „mit uns iſts aus! Lepton ſchwang ſich vor der „Thür aufs Pferd, und indem er ihm die Spornen geben „wollte, fragte er die Herren ſchnell noch einmahl, ob ſie „nichts weiter befohlen. Nein, riefen ſie, und ſo galoppierte er den Weg längſt der Themſe dahin.

„Ich ſagte drauf: reite flugs zum Percy, denn ohne „Zweifel ſucht man ihn auf; ich will unterdeß hier das „weitere auskundſchaften. Ich gieng nach dem königlichen „Pallaſt, und die Wache ließ mich nicht ein. Drauf „wandte ich mich nach dem Parlamentshauſe; auch da „war Hofwache: und hier hört' ich jemand ſagen: Es „ſey eine Verſchwörung entdeckt worden; „den König und das Parlament mit Pulver „in die Luft zu ſprengen. Jetzt taumelte ich in „Eile nach meiner Wohnung, ſetzte mich auf mein Pferd, „und ſprengte zum Thore hinaus. Catesby hatte eine „Zuſammenkunft in Dunchurch angeſagt; ich konnte aber „nicht eher dahin kommen, bis ich meinen Bruder geſprochen hatte, welches am Mittwoch Abends geſchah.

„Am Donnerſtage in Lord Windſors Hauſe ergriffen wir die Waffen, bey Stephan Littleton blieben „wir über Nacht. Tages drauf erfuhren wir, unſere Leute

O dieſer Streit führt Griechenland zum Ruhme,
Jungfrauen, mich führt er zum Tod!

Chor.

Du fällſt
Für Ilion, Dianens erſtes Opfer.

Iphigenie.

Und er — o meine Mutter — er, der mir
Das jammervolle Leben gab, er flieht!
Er meidet ſein verrath'nes Kind! Weh mir,
Daß meine Augen ſie geſehen haben,
Die traurige Verderberin! Ihr muß
Ich ſterben — unnatürlich muß ich ſterben,
Durch eines Vaters frevelhaften Stahl!
O Aulis, hätteſt du der Griechen Schiffe
In deinem Hafen nie empfangen! Hätte
Ein günſt'ger Wind nach Troja ſie beflügelt,
Kein Zevs hier am Euripus ſie verweilt!
Ach! er verleiht die Winde nach Gefallen;
Dem ſchwellt er mit gelindem Wehn die Segel,
Dem ſendet er das Leid, die Angſt dem Andern,
Den läßt er glücklich aus dem Hafen ſteuern,
Den führt er leicht durch's hohe Meer dahin,
Den hält er in der Mitte ſeines Laufes.
War's nicht ſchon leidenvoll genug, nicht etwa
Schon thränenwerth genug des Menſchen Loos,
Daß er dem Tod noch rief, es zu erſchweren?

Chor.

Ach! wie viel Unheil, wie viel Elend brachte
Die Tochter Tyndars über Griechenland!

„wären durch ein beſonderes Unglück zerſtreut worden. „Catesby, Rockwood, Grant hätten ſich mit Pulver ſehr „beſchädigt, die übrigen wären entflohen. Littleton rieth „mir die Flucht und wollte mich begleiten. Ich ſchlug es „ab, und erreichte die Unſrigen. Catesby, Percy, die „beyden Wrights und Grant befanden ſich leidlich. Ich „fragte ſie, was ihr Entſchluß ſey? Zu ſterben * antworteten ſie. Ich erklärte ihnen, daß ich bereit wäre, „jedes Schickſal mit ihnen zu theilen. Um eilf Uhr umringte ein Haufe das Haus wo wir waren. ** Ich gieng „oben im Hofe herum, als eine bleierne Kugel durch „meine Schultern fuhr und mir den rechten Arm lähmte. „Die zweyte Kugel erlegte den ältern Wright, die dritte „den jüngern, die vierte Rockwood. Ich ſtand in der „Thüre zu der man eben eindringen wollte. Da rief Catesby mir zu: Bleibe Bruder Thomas vereint „müſſen wir ſterben! Ich antwortete, der rechte „Arm ſey mir gelähmt und ich fürchtete gefangen zu werden. Wir ſtunden dicht an einander gedrängt Catesby, „Percy, und ich. Beyde fielen, dünkt mich, von einer „Kugel. Mich umringte man, ich ward überwältigt,

---

* Denn das war ihrem Eide gemäß, lieber zu ſterben, als ſich zu ergeben, und ihre Mitſchuldigen verrathen zu müßen.

** Zu Holbech in Staffordſhire, einem Schloße, das zwiſchen Worcheſter und Droitwich liegt, und obgedachtem Stephan Littleton gehörte.

„denn ich hatte ſchlimme Wunden und war ſchwach. Ich „ward von hintenzu ergriffen und fortgeſchleppt.“ —

Und nun die Folge der Geſchichte aus Thomas Winters eignem Munde, die wir nur noch durch einige Umſtände aus Acten und andern zuverläſſigen Nachrichten ergänzen wollen.

Als die Pulvermine entdeckt, und kein Zweifel mehr war, daß Thomas Percy einer der Hauptverſchwörer ſey; und dann nachher, als Fawkes im Towr die ſämmtlichen Hauptanführer der Verſchwörung genannt hatte; wurde ſie öffentlich bekannt gemacht und den Sherifs anbefohlen, die Verbrecher lebendig einzuliefern. Die Entfernung aber nach der Gegend, wohin ſie geflohen, die bey 100 engliſche Meilen * betrug, die ſchlimmen Wege und kurzen Tage verhinderten die zeitige Ankunft der königlichen Proclamationen. Ehe man noch die Schuldigen als Verſchwörer kannte, und da man ſie nur für Rebellen hielt, am dritten Tage nach ihrer Flucht, waren ſie ſchon vertilgt. Sie hatten ſich nach Warwikſhire gezogen, wo ihr Mitglied, der Ritter Digby, im feſten Vertrauen, daß die Verſchwörung geglückt ſey, mit einem Trupp die Waffen ergriffen hatte, um ſich der Prinzeſſin Eliſabeth zu bemächtigen,** die deshalb nach Coventry geflüchtet war;

---

* Warwikſhire und Worceſterſhire.

** Er hatte eine Jagd angeordnet, die zum Raube der Prinzeſſin Gelegenheit machen ſollte, und unter andern einem Bereiter Pferde wegnehmen laſſen, die ihm von einem benachbarten Herrn zum Dreſſiren gegeben worden waren.

und die Sherifs hatten das Landvolk aller Dörfer wider die Rebellen aufgeboten, die trotz ihrer ſtolzen Hoffnung auf einen groſſen Anhang ihrer Glaubensbrüder, und ohngeachtet ihrer deshalb gethanen Streifereien, ſich mit ihrem ganzen Gefolge nicht viel über achtzig Perſonen beliefen. Wie konnten ſie auch auf einen groſſen Anhang rechnen, da ſie ſich durch verſchiedene Gewaltthätigkeiten bey dem Volke ſo verhaßt gemacht hatten, daß niemand ihnen einen Trunk Waſſer reichte! Ihr kleiner Haufe wurde bald in die Enge getrieben und zur Verzweiflung gebracht. Sie beichteten und abſolvirten einander und ihr letzter Troſt war noch der Gedanke, ihr Leben dem Feinde ſo theuer als möglich zu verkaufen. Aber auch der war Täuſchung. Ihr Pulver, das die Näſſe der Witterung gelitten hatte, und am Kamin getrocknet wurde, fieng Feuer, und verwundete ſie ſo ſtark, daß ihnen nur wenige Kräfte zum Kampf der Verzweiflung übrig blieben.

Richard Walſh, Viſcount von Worcheſterſhire, ließ ſie zu Holbech umringen. Ihr Muth fiel, und ein betäubendes Schrecken bemächtigte ſich ihrer dergeſtalt, daß einige darunter ſich ſchon für Verbrecher erkannten und Gott auf den Knieen um Vergebung baten.

Daher auch Winters gänzliche Muthloſigkeit und williges Geſtändnis; und die Hauptanführer wurden, wie wir in dieſem letztern gehört haben, getödet. Nach dieſem wurde auch Grant, Digby, Rockwood, Bates und bald darauf Tresham, Robert Winter, Littleton und andere Mitſchuldige gefangen, verhört und achte von ihnen hingerichtet; nachdem der König in ſeiner erſten Rede ans Parlament nach entdeckter Verſchwörung, am 9ten November, um die Verbitterung der Partheyen zu verhindern, die Katholiken des Königreichs überhaupt bey dieſem Komplott entſchuldigt, und ihn blos der unſeligen Verblendung des ſchlechten Theils beygemeſſen hatte.

Der Umſtand, den uns die Geſchichte verſichert, daß weder eine verzweifelte Lage, noch Sittenloſigkeit oder ein ausſchweifendes Leben, die Häupter der Verſchwörung zu dieſem Unternehmen vorbereitet habe: daß ihre Aufführung vorher ſtets untadelhaft geweſen: daß Catesby durch ſein Betragen ſich ausgezeichnete Hochachtung erworben, und unbedingtes Zutrauen zu ſeinem Verſtande den Rockwood und Digby mit in den Bund gezogen: daß dieſe frey geſtanden, ſie würden ohne Bedenken ihr Leben auf ſein Wort gewagt haben: daß Digby ſo geliebt und geehrt geweſen, als Jemand im Königreiche: daß Percy aus dem groſſen Hauſe Northumberland, penſionirter Nobelgardiſt und ein groſſer Schuldner des Königs war — alle dieſe Thatſachen leiten uns auf die Spur eines blinden religiöſen Fanatismus, der kaum von ſelbſt in Laien entſtehen, oder doch ohne ſtärkere Anfachung nicht ſo übermächtig werden konnte, um alles Gefühl, nicht nur der Bürgerpflicht, ſondern auch der Menſchheit zu erſticken.

Die nächſten Begebenheiten Englands vor dieſer erheben ſchon unſern Verdacht wegen der Einhaucher dieſes Fanatismus bis zur höchſten Wahrſcheinlichkeit. Wer hatte mehrmal im Nahmen Gottes und des römiſchen Biſchoffs das engliſche Volk gegen ſeine Regenten empört? Und wurden nicht ein Jahr vor dem Ausbruche dieſer Verſchwörung die Jeſuiten aus England vertrieben, ein Orden, der ſo ſelten Gelegenheit zur Rache verſäumte, daß er ſie vielmehr ſchuf? Auch der Friede mit Spanien kam im nehmlichen Jahre zu Stande, der, wider Verhoffen, den Punkt der katholiſchen Religion, nicht berührte, unter deren Schleyer der Orden immer ſein eigenes Angeſicht verbarg, und an deren Wohlſtand er ſeinen Eigennutz knüpfte. Wir haben gehört, daß jeder der Verſchwornen auf ſeinen Eid das Sakrament hatte nehmen müſſen. Sie mußten alſo Beichtväter gehabt, und wer waren dieſe? [*] Nun wußte man, daß einige von den offenbaren Häuptern der Verſchwörung mit berufenen Jeſuiten[**] in beſonders genauem Vernehmen geſtanden hatten. Kurz, die verſchiedenen Verhöre der Gefangenen flößten den auffallendſten Argwohn wider einige Glieder dieſes Ordens ein.

Sehr ſchwer hielt es zwar, eh man von jenen die Nahmen ihrer Anreitzer, oder daß ſie mit Jeſuiten genauen Umgang gepflogen, herausbringen konnte; aber das war immer der Fall bey ſolchen Anſtiftungen, wo Prieſter die Seele und Laien das bewegte Maſchinenwerk waren. Der felſenfeſte Glaube, daß jene den Schlüſſel zu Glück und Unglück, Himmel und Hölle — hätten, und der Eid, der nach mehrerer Schriftſteller Meinung, * ihnen bey Verluſt der ewigen Seligkeit, Prieſter zu verrathen, verbot, mußte jeden aufſteigenden Gedanken der Menſchlichkeit und Pflicht, ja ſelbſt die Liebe zum Leben in ihnen erdrücken.

---

[*] Die Inquiſitionsacten ſagen, daß Catesby, Percy, Winter, Wright und Fawkes bey ihrer erſten Zuſammenverſchwörung beichteten und communicirten, und daß da der Jeſuit **Gerrard** ſie abſolvirte. Vergl. **de Thou** im 136 Buche unterm J. 1606.

[**] So der Provinzial **Garnet** mit Catesby u. ſ. w.

Am 15ten Januar 1606 kam eine königliche Proclamation heraus, worinn es hieß: „Da nun aus den verſchiedenen Verhören einiger Gefangenen, die die vornehmſten Häupter der unmenſchlichen Verſchwörung, uns ſelbſt und unſre Familie, ſo wie auch den ganzen im Parlamente verſammleten Staat dieſes Reichs durch Pulver zu Grunde zu richten, geweſen, klar und deutlich erhellet, daß die nachbenahmte 3 Jeſuiten Johann Gerrard, alias Broocke genannt, Heinrich Garnet, alias Walby, alias Darcy, alias Farmer, ** Oſwald Teſmond, alias Greenway, vorzüglich thätigen Antheil an eben dieſem Vergehen gehabt, ſo —"

Obgleich die ganze Maſſe des Antheils, den die Jeſuiten an dieſer Verſchwörung gehabt, zu beſtimmen, mehr in eine Geſchichte dieſes Ordens gehört, * auch in einigen derſelben, aus Urkunden und andern zuverläſſigen zum Theil noch ungedruckten Quellen neuerlich ſehr überzeugend dargeſtellt worden: ſo wollen wir doch einiges hieher gehöriges, beſonders aus Garnets Verhör, anführen.

---

* Z. B. de Thou B. 135. nro. 7. Mezeray tome 3. Buch 4.

** Die vielerlei falſchen Nahmen dieſer Jeſuiten, die uns auf ſo vielerley von ihnen geſpielte Rollen hinweiſen, müſſen jedem auffallen, der noch nicht der Einfachheit des Charakters, auch an ſchlimmen Menſchen entwohnt iſt. Garnet hatte ſogar noch 3 Nahmen mehr, Roberts, Henry und Philips.

Daß zwiſchen ihm und Catesby ſeit geraumer Zeit eine genaue Verbindung exiſtire, wußte man; er bekannte ſelbſt, daß er mit Tresham ſeit ½ Jahre oft Unterredungen gepflogen, welches auch Tresham anfangs geſtand, aber nachher, auf dringendes Zureden ſeiner Frau, kurz vor ſeiner Hinrichtung widerrufen hatte: dieß und mehreres wollte der König durchaus nicht mit Folterzwang, ſondern durch freyes Geſtändniß aus ihm heraus haben. Er wurde daher ſehr gelinde behandelt, und genoß jede Freyheit, die man ihm ohne Gefahr irgend geſtatten konnte. Man brachte ihn durch Liſt dahin, daß er zwey Briefe an Mitgefangene ſchrieb, und ſie einem Menſchen anvertraute, der angeſtellt war, ihn durch Heucheley einzunehmen, indem er bey ihm den eifrigen Katholiken machte. Dieſe Briefe wurden der Regierung überliefert; der eine ſchien zwar ganz unbedeutend; auf den ſehr breiten Rand aber war mit Citronenſaft geſchrieben, und als man ſich damit dem Feuer näherte, trat die Schrift hervor. Der andere Brief inſtruirte die mitgefangene Perſon, wie ſie die Verhörartikel zu beantworten hätte. Da er auch den Jeſuiten Oldeborn,

---

* Man leſe beſonders hierüber, und was das nachfolgende Verhör betrifft, Wolfs Geſchichte der Jeſuiten I Band, 5tes Buch 9tes Kap. von S. 410—414.

der gleichfalls im Gefängnis war, zu ſprechen wünſchte, ſo nutzte man dieſen Umſtand, und erlaubte ihm eine Unterredung mit Jenem; die Wache mußte ihnen geſtatten, ſich gerade ſo weit von ihnen zu entfernen, daß ſie einander manches ſagen konnten, ohne von ihr gehört zu werden. Aber in einem nähern Hinterhalt waren Leute verſteckt, die ihre Reden belauſchten und gleich darauf niederſchrieben. Garnet läugnete zwar vor Gericht, was ihn die Aufpaſſer hatten ſagen hören; weil er die deshalb an ihn gethanen Fragen nur für Muthmaſſungen hielt: aber man legte ihm Oldenborns Geſtändniß vor, wodurch er überwieſen wurde. Er geſtund, der Jeſuit Greenwel habe ihm vor 5 Monathen den Plan der Verſchwörung entdeckt, auch Catesby ihm im allgemeinen von einem groſſen Unternehmen der Katholiken zum Vortheil der Religion geſagt: und nachdem er zwanzig Verhöre vor der Committee gehabt hatte, wurde er bey der höchſten Inſtanz über alle vorhergehende Punkte noch einmahl verhört, wo er obiges Geſtändnis in Anſehung Greenwels wiederhohlte, doch mit der Einſchränkung, dieſer Jeſuit habe ihm jene Sache blos in der Beichte offenbart; er habe alſo aus Prieſterpflicht keinen Gebrauch von dieſer Entdeckung machen dürfen. — Wenn euch nun, fiel ihm einer der Lords in die Rede, heute jemand in der Beichte entdeckte, daß er vorhätte, morgen den König mit einem Dolchſtiche zu ermorden, würdet ihr auch da ſchweigen? Ich müßte ſchweigen, ſagte Garnet. Endlich wurde er aus einer eigenhändigen Schrift, die er dem König geſandt hatte, (und durch die er ſogar Verzeihung zu erhalten hofte) überführt, worinn er ſelbſt ſagt: daß ihn Greenwel von der Verſchwörung, nicht als von einer Sünde, ſondern als von einer ihm bekannten Sache, unterrichtet, worüber er ſeinen Rath vernehmen wollte: — daß Catesby und Greenwel bey ihm Beyfall und Aufmunterung zu der Unternehmung geſucht; und Greenwel in der Grafſchaft Eſſer mit ihm eine lange Unterredung über die Pulververſchwörung gepflogen habe u. ſ. w.

Garnet wurde gehenkt. Verſchiedene ſeiner Ordensbrüder haben nicht nur ſeinen und der andern Jeſuiten Antheil an der Verſchwörung ſtandhaft in Schriften geleugnet, * die Hingerichteten als Märtyrer aufgeſtellt, und kindiſche Wunder als Beweiſe ihrer Unſchuld angeführt; ſondern ſogar, mit unbegreiflicher Keckheit die ganze Verſchwörung für ein Hirngeſpinſt erklärt.

Doch bey den Schriftſtellern jenes Ordens ſind der-

---

* **Histoire du Parlement d'Angleterre** par l'Abbé **Raynal**: Les Jeſuites s'en sont constamment defendus (d'avoir été les auteurs de la conspiration) sans s'être encore justifiés. Trois raisons font beaucoup douter de leur innocence: une aigreur dans leur apologie qui n'est pas dans leur caractère — les miracles dont ils étayent leur defenſe — et d'être en Angleterre, comme ailleurs à la tête de la religion Catholique.

Ueber ihre Vertheidigungen verdient das 9te Kapitel des 5ten Buches in **Wolfs** vorhin angeführter **Geſchichte der Jeſuiten** nachgeleſen zu werden.

gleichen auffallende und ſogar, durch den Grad ihrer Dreiſtigkeit, lächerliche Behauptungen zu Gunſt ihrer Parthey, nichts ſeltenes.

Die furchtbare Monarchie des Ordens, die beſtändig ſtrebte, nicht allein die weltlichen Kronen, ſondern auch die dreyfache, deren Knechte ſie vorſtellen wollten, und deren Höflinge ſie waren, unter ihre Füſſe zu treten: dieſe Monarchie hielt es bey ihren Trauerſpielen nicht immer für gut, ſelbſt auf der Bühne zu erſcheinen. Sie diktirte nur das Drama oder ändert es für den Schauplatz der Gegenwart um, paßt es dem Theater der Zeit an, beſorgte die Rollen; dirigirte die Maſchinen, entzündete hinter den Couliſſen die mehr als theatraliſchen Flammen; und ſoufflirte. Das Beleidigende der Vorſtellungen mochten die Schauſpieler büſſen.

Wer noch einmahl den Plan der mehr als unmenſchlichen Pulververſchwörung mit mir überdenkt, muß einer ganzen ehrwürdigen Nazion zu ihrer Entdeckung Glück wünſchen, und ihrer jährlichen Feyer im Geiſte mit beywohnen. Wenn ſie noch einige Stunden ein Geheimnis geblieben, das heißt: gelungen wäre: ſo wären nicht nur der König, (der doch die katholiſche Religion ſo ſehr begünſtigte, als irgend eine nicht herrſchende Kirche begünſtigt werden kann,) und ſeine Familie, ſondern faſt alle Groſſen des Reichs, eine Menge Parlamentsglieder, ihre Zuhörer, kurz, mehrere tauſend Menſchen erſtickt, zerſchmettert, zerriſſen worden. Verſchiedene Palläſte, die Reſidenz Weſtmünſterhall, der ehrwürdige Tempel, die königliche Gruft und die Gräber der Fürſten, Helden, und Weiſen, mit andern koſtbaren Alterthümern wurden zerſtört. — Doch was ſind ſolche Kleinigkeiten, was ſind Myriaden lebender, fühlender Geſchöpfe dem Fanatiſmus?

Du aber, Aermſte, jammerſt mich am meiſten,
O hätteſt du ſolch Schickſal nie erfahren!

Fünfter Auftritt.

Achilles (mit einigen Bewaffneten, erſcheint in der Ferne).
Die Vorigen.

Iphigenie (erſchrocken).

O Mutter! Mutter! Eine Schaar von Männern
Kommt auf uns zu.

Clytemneſtra.

Der Göttinſohn iſt drunter,
Für den ich dich hieher gebracht.

Iphigenie

(eilt nach der Thür und ruft ihren Jungfrauen).

Macht auf!
Macht auf die Pforten, daß ich mich verberge!

Clytemneſtra.

Was iſt dir? Vor wem flieheſt du?

Iphigenie.

Vor ihm —
Vor dem Peliden — ich erröthe, ihn
Zu ſehn —

Clytemneſtra.

Warum erröthen, Kind?

Iphigenie.

Ach, die
Beſchämende Entwicklung dieſer —

III.

Elegie.

1795.

Heſpers bleiche Trauerkerze
Lodert an des Tages Gruft:
Durch der Kiefern öde Schwärze
Sauſt ſo bang' die Abendluft.

Dünſtige Fantome gleiten
Auf des Moores Nebelmeer,
Und ein halb verwehtes Läuten
Tönt vom fernen Kloſter her.

Schwermut ſchauert durch die Haine,
Wann der Wind die Wipfel regt:
Auf des dürren Laubes Bräune
Hat der Tod ſein Bild geprägt.

Lunen gleich nach Ungewittern
Lacht mir des Befreiers Bild,
Und durch Pſyches Kerker zittern
Stralen, wie Aurora mild.

Bis den Nebeln der Verbannung
Rettend ihn der Tod entreißt,
Steh', mit kräftiger Ermannung
Jedem Sturm des Edlen Geiſt.

Wann er, ſelbſt in morſcher Barke,
Durch der Fluten Aufruhr ſchwebt,
Herrſcht am Steuer kühn der Starke
Bis die Brandung ihn begräbt.

Wandte thatenloſes Trauren
Je des Schickſals ernſten Plan?
Feſt, mit Hochſinn auszudauern,
Troz dem Schickſal, weiß der Mann.

IV.

Eine Nachahmung
der erſten Satyre des Juvenal.

Wie? ſoll ich hören ſtets und nie ein Wörtchen reden?
Soll immer ungeſtraft mir Blöden
Bald ein geſchwätziger Pedant,
Dein Schüler, nicht doch! nur dein Affe, großer Kant,
Mit einem Wörterkram, dem Sinn und Ordnung fehlen,
Bald ein aus Midas Stamm entſprungner Recenſent
Mit dummer Fertigkeit im Loben und im Schmählen,
Und bald ein reiſender Student
Mit Schildrungen der fremden Höfe quälen?
Iſt's ausgemacht, daß ich es dulten muß,
Wenn ſo ein Kraftgenie ein Tragicomicus,
Der nur den Dramenſchnitt von Shakeſpeare'n ſich erborget,
Im tollen Ritterſtück mit Zweykampf, Sturm und Schlacht,
Empörung, Nothzucht, Mord bis eilf Uhr in die Nacht,
Parterr' und Logen wohl verſorget?
Ich kenne kaum mein eignes Haus ſo gut,
Als den Turnierplatz und die Schranken,
Beſleckt von edler Kämpen Blut,

Die mauſetodt dahin vor meinen Augen ſanken;
Mir gellt das Ohr von Lehenspflicht,
Von Schimpf und Ernſt, von Schiene, Schwert und Speere,
Auch weiß ich ſo Beſcheid vom heimlichen Gericht,
Als ob ich ſelbſt davon ein Oberſchöppe wäre,
Zum Henker! Unſer eins hat doch wohl ohne Ruhm
Zu melden, ſein Gymnaſium
Auch Tag für Tag beſucht, und in der ſechſten Schule
Pompeien klug gerathen, daß er nicht
Mit Cäſarn um die Herrſchaft buhle.
Man hat, als Anwalt, vor Gericht
Für Cimons tapfern Sohn,* für Socrates geſprochen,
Und einen Cato ungehört,
Bloß weil der Mann ſich ſelbſt erſtochen,
Zu des Profeſſors Troſt für eine Memm' erklärt.
Drum kein Papier geſchont! Die Menge der Poeten
Die ſich den Winter durch die Finger wund ſcandiert,
Und dann zur Meſſe, wie die Kröten
Bey lauer Luft, frey in die Welt ſpatziert,
Verthät' es ohnehin zu ganzen Alphabethen.

Doch daß ich jene Bahn, auf welcher Juvenal
Mit ſtrenger Geißel ging, zu unſrer Thoren Qual
Nun auch betrat, darf niemand Wunder nehmen.
Mit jedem Tag vermehrt ſich ihre Zahl
Und wächſt ihr Uebermuth; ſie mögen nun einmal
Wenn nicht ſich beſſern, doch ſich ſchämen.
Denn jagt ein junges Weib auf Englands edlem Roß,

---

* Miltiades.

Begleitet von der Buhler Troß
Frech durch des Praters * laute Schatten
Und neckt das ſchöne ſtolze Thier
So ungeſcheut, als ihren Gatten.
Kommt ſchimmervoll und raſſelnd hinter ihr
Ein prunkender Lakey, der ſich in wenig Jahren
Zum Ritter oder Cavalier
Hinauf gewuchert hat, mit Vieren angefahren,
Wem jucken da zum bittern Strafgedicht
Die drey Autorenfinger nicht?
Weß Nachſicht iſt ſo groß, und weß Geduld ſo eiſern,
Daß er gelaſſen bleibt, wenn ſelbſt in edlen Häuſern
Ein frecher Böſewicht auf ſeinen Fürſten ſchimpft
Und Frankreichs Modegift in deutſche Seelen impft?
Indeß ein andrer Schurk', ein arger Augendiener,
Nur Möncherey, nur Preßzwang lobt
Und, widerſpricht man ihm, ſo wild als Hoffmann tobt,
So laut als er gähnt: Da ſeht den Jacobiner!
Wie? Alle das geſchäh, und ich, ich ſähe zu
In träger oder feiger Ruh?
Verkröche mich wohl gar vor dieſen tollen Schreyern
Und brauchte nur mein friedlich Saitenſpiel,
Ein hohes Nahmensfeſt zu feyern,
Und einem Liebchen was von Mondſchein, Treu, Gefühl
In Klinggedichten ** vorzuleyern?
Wer möchte nicht vielmehr auf öffentlichem Platz

---

* Der beſuchteſte Spatziergang der Wiener.
** Der alte und oft nur zu paſſende Nahme des Sonettes.

Satyren mit dem Bleyſtift ſchreiben,
Sieht er den Schurken dort, der den gemeinen Schatz
Geplündert hat, ſo ſteif als einen Kegel bleiben,
Wenn alles um ihn her vor ſeinem Gold ſich bückt,
Und ... [*] ſelbſt den Hut, als wie zum Gruße rückt.
Ja willſt du Etwas ſeyn, begeh nur ein Verbrechen,
Der Caſematten werth. Man lobt die Redlichkeit
Und läßt ſie betteln gehn: in dieſer Laſterzeit
Kannſt du durch Laſter nur zu ſteigen dir verſprechen.
Die bauen dir ein fürſtlich Haus,
Durch das in bunter Pracht geſchäftge Diener irren,
Die ſchmücken dir's mit Japans Prunkgeſchirren
Und Belgiens Tapeten aus.
Sich ſelber wiſſen ſie mit Gold zu überdecken,
Und hinter Wappenſchild' und Titel zu verſtecken.

Wenn nun ein Biedermann all dieſe Gräuel ſieht,
Verhindert ihn die Wuth nicht ſelbſt am ſüſſen Schlafe,
Und ruft Gerechtigkeit nicht laut ihm zu: O ſtrafe
Die Schurken wenigſtens durch ein gewaltig Lied!
Er faßt die Feder dann und ſchreibt, gut oder übel,
Gleichviel! wenn nicht Genie, treibt ihn doch Unmuth an;
Der reimt aus ihm heraus, der verſelt wie er kann,
So allenfalls, wie ich pfleg' oder Liebel. [**]

---

[*] Hier fehlt der Name eines berüchtigten Grobians, den der Leſer durch Jemanden aus ſeiner Bekanntſchaft zu erſetzen beliebe.

[**] Der Verfaſſer von einem Band ziemlich ſchlechter Gedichte und Profeſſor der Aeſthetik an der Wiener Univerſität.

Was ſeit der Sündflut her der tolle Menſch beginnt,
Worauf er hoffet oder ſinnt,
Wovor er ſich entſetzt, warum er ängſtlich bethet,
Das alles iſt ein Teig, den meine Muſe knetet.
Sie thut dann Attiſch Salz, ſo viel gerad' im Haus
Vorräthig iſt, daran und bäckt Satyren draus.
Mit Recht! denn nie war noch dem unvernünftigen Thiere,
Das der Vernunft ſich rühmt, ſo nöthig die Satyre.
Nie herrſchte noch mit fürchterlicher Macht
Tyranniſcher der böſe Dämon Pracht.
Die jungen Crösus, die ihm dienen,
Schafft er in kurzer Zeit zu lauter Irus um,
Und die Penelopen zu Phrynen,
Ja ſchenket ſelbſt die Aeltern blind und ſtumm.
Denn welche Mutter ſchickt den reichen Freund ſpatzieren,
Der ihrer Tochter Putz beſtreitet — und den ihren?
Nie war zu Fuße gehn ſo ſchimpflich: ſiehe! kaum
Ein Krämer wagt es mehr; raſch rollt's an Feyertagen
Den Graben * auf und ab, und winzig iſt der Raum
Für jene, die ihr Ich ſelbſt in die Kirche tragen.
Du, der du Wien beſucheſt, wandle dicht,
Dicht an den Häuſern hin, o Fremdling, willſt du nicht
Gerädert ſeyn von unbezahlten Wagen!
Ja unbezahlt! Vorüber iſt die Zeit
Wo der Entlehnende mit dummer Ehrlichkeit
An ſeiner Schulden Tilgung dachte.
Seit mancher ſchlaue Dieb zu ſeiner Sicherheit
In ein Syſtem die Bankerottkunſt brachte,

* Ein Platz in Wien.

Iſt ſeine ganze Schuld bezahlen unerhört.
Wer ſeinen Gläubigern erklärt,
Er wolle, wenn ſie nicht den Umweg Rechtens wählen,
Genügſam nur des Darlehns Hälfte ſtehlen,
Wird ſchon von ihnen ſelbſt als Biedermann geehrt.
So iſt die Crida denn von allen Handlungszweigen
Der nützlichſte: man wiederhohlet ſie,
Und zu der feinen Induſtrie
Muß die Fallitenordnung ſchweigen.
Kein Schuldner geht mehr durch; mag durchgehn, der ihm lieh!
Er bleibt und handelt fort, trotz Fries und Companie.*

So tief ſind wir geſunken; o der Schande!
Wir Ausgearteten, in deren edlem Lande
Einſt Biederſinn zu Hauſe war.
Mit offner Stirn, mit unfriſiertem Haar,
Im langen Camiſol, im unbeſchnittnen Kleide
Und ſtumpfen Schuhen zog er bürgerlich einher,
Doch galt ein Wort von ihm, ein trauter Handſchlag mehr,
Als bey der Enkelwelt Verſchreibungen und Eide.
Auf denn, mein rächendes Gedicht!
Selbſt die Gerechtigkeit macht Strenge dir zur Pflicht.
Bebt Alle jetzt, die ihr die Tugend haſſet,
Und ohne Scheu ihr blühend Reich verheert!
Die Muſe ſchloß mit ihr den engſten Bund, und faſſet
Mit ſtarker Hand das Juvenalſche Schwert.
Zwar wird ſie, edel noch als Feindinn, die Perſonen,
Doch Laſter nicht, und Thorheit nicht verſchonen.

---

* Das erſte Handelshaus in Wien.

V.

Sehnſucht nach Frieden.

(Tibull. 1 El. 13).

Wer doch wars, der zuerſt die entſetzlichen Schwerter hervortrug?
O wie wild, und wie ganz eiſernes Sinnes, der Mann!
Jezt kam Mord dem Menſchengeſchlecht, jezt blutige Feldſchlacht:
Jezt war kürzer der Weg, gräßlicher Tod, dir gebahnt.
Doch nichts hat in der Arme verübt! Wir lehrten zu unſerm
Unheil, was er zur Wehr grauſames Wildes verliehn.
Das iſt die Schuld des bereichernden Golds! Nicht walteten Kriege,
Als ein buchner Pokal ſtand vor dem heiligen Schmaus.
Nicht war Burg, nicht Graben und Wall; und zu ruhigem Schlummer
Legte ſich unter den vielfarbigen Schafen der Hirt.

Hätt' ich doch damal gelebt! dann kennt' ich weder des Volkes
Waffengräul, noch erſchräk' hellen Trompeten mein Herz.
Jetzo kämpf' ich aus Zwang; und vielleicht ſchon blinket ein feindlich
Todesgeſchoß, das bald mir in die Seite ſich taucht.
Aber beſchirmt ihr Laren des Heerds! Ihr nähretet mich weiland;
Euch vor den Füßen herum hüpft' ich, ein ſpielendes Kind.
Seht euch nicht mit Verdruß aus altem Stamme gebildet;
So herbergte vorlängſt euch in dem Hauſe mein Ahn.
Damals hielt man beſſere Treu, als ärmliches Schmuckes
Stand ein hölzerner Gott unter dem niedrigen Dach.
Dieſen verſöhnete ſchon ein Erſtlingsopfer der Traube,
Oder ein Aehrengeflecht, kränzend ſein heiliges Haar.
Mancher bracht auch Fladen, ihm ſelbſt ein Gelübde bezahlend;
Und ſein Töchterchen trug reinlichen Honig ihm nach.
Aber entfernt uns, Laren, entfernt die Geſchoſſe des Erzes:
Und von des Koſens Gewühl blut' euch ein Ferkel zum Dank;

Clytemneſtra.

Laß
Die Glücklichen erröthen! — Dieſe züchtigen
Bedenklichkeiten jetzt bei Seite, wenn
Wir was vermögen ſollen —

Achilles (tritt näher).

Arme Mutter!

Clytemneſtra.

Du ſagſt ſehr wahr.

Achilles.

Ein fürchterliches Schreien
Hört man im Lager.

Clytemneſtra.

Ueber was? Wem gilt es?

Achilles.

Hier deiner Tochter.

Clytemneſtra.

O das weiſſagt mir
Nichts Gutes.

Achilles.

Alles dringt auf's Opfer.

Clytemneſtra.

Alles?
Und Niemand iſt, der ſich dagegen ſetzte?

Achilles.

Ich ſelbſt kam in Gefahr —

Clytemneſtra.

Gefahr —

Achilles.

Geſteinigt
Zu werden.

Reines Gewands ihm folg' ich, und trag' euch myrten-umkränzte
Körbe daher, mein Haupt ſelber mit Myrten umkränzt.
Schaut gefällig auf mich! Ein anderer, tapfer in Waffen,
Strecke, begünſtigt vom Mars, feindliche Führer in Staub:
Daß er mir beim Trunke verkündigt, was er im Feldzug
Alles gethan, auf den Tiſch zeichnend das Lager mit Moſt.
Welche Wut, durch Kriege den dunkelen Tod zu berufen!
Selbſt ſchon drängt er, und hebt leiſe den nahenden Tritt.
Drunten prangt nicht Saat, nicht Rebengefild: es erſchreckt nur
Cerberus, nur dein Drohn, Lenker des ſtygiſchen Kahns.
Dort mit zerfallenen Wangen entſtellt und verſengetem Haupthaar,
Längs dem düſteren Pfuhl, irret das bleiche Gewühl.
O mir geprieſen der Mann, den im Anwachs fröhlicher Kinder
Unter des Hüttchens Dach läſſiges Alter beſchleicht!
Selber führt er die Schaf', und der Sohn zur Weide die Lämmer,
Und dem ermüdeten wärmt Waſſer zum Bade die Frau.

Werde mir ſolches vergönnt, und ſchimmern grau mir die Scheitel;
Daß von der Urzeit einſt Thaten erzähle der Greis!
Fried' indeß verſchöne die Flur: du Göttin des Friedens,
Glänzende, führteſt zuerſt furchende Farren ins Joch.
Fried' ernährte die Reb', und ſpündete Säfte der Kelter,
Daß dem Sohne den Wein göſſe das Vatergeſchirr.
Blank iſt Karſt im Frieden und Schar; doch des grauſamen Krieges
Jammergeräth umzieht dumpfig im Finſtern der Roſt.
Und der Ackerer fährt aus dem Hain, nicht ſonderlich nüchtern,
Selbſt im Karren das Weib und die Familie heim.
Aber der Liebenden Kampf glüht dann: um zerrütteten Haarſchmuck
Klagt ein Mägdelein wohl, und um der Ständchen Tumult;
Weint, und zeigt die geſtoßene Wang', auch ſelber der Sieger
Weint, daß in raſender Wut alſo geſchaltet die Hand.
Amor der Schalk indeſſen gewährt Scheltworte dem Hader;
Sorglos ſitzet er da zwiſchen dem eiſernden Paar.

Stein iſt jener und Eiſen fürwahr, der dem trauteſten Mägdlein
  Wehe gethan! der riß Götter vom Himmel herab!
Schon genug, um die Glieder das zarte Gewand zu verſtören;
  Schon genug, vom Geflecht ihr zu entbinden das Haar.
Schon ſei, Thränen zu wecken, genug! Glückſelig der Jüngling,
  Dem, wenn er eifert und ſchilt, reuig das Mägdelein weint!
Doch weß Hand zu beleidigen wagt, Schanzpfähl' und den Erzſchild
  Trag' er, und bleibe der Luſt ſanfter Entzückungen fern;
Komm denn, friedſame Göttin, o komm, in den Händen die Aehre;
  Und dein blendendes Schoß trage von mancherlei Obſt!

VI.

Die Chariten.

Theokrits ſechzehnte Idylle.

Immer erfreun Zeus Töchter des Amtes ſich, immer die Sänger,
Himmliſcher Lob zu tönen, und Lob gutwirkender Männer.
Göttinnen ſind ſie, die Muſen, und Göttinnen ſingen von Göttern.
Wir ſind Sterbliche nur, und Sterbliche ſingen von Männern.
5. Wer von allen, ſo viele der bläuliche Tag auch beſtralet,
Oefnet das Haus zum Empfange den Chariten unſeres Liedes,
Freudiges Sinns, und läßt nicht ohne Geſchenk ſie entwandern?
Unmutsvoll dann kehren ſie heim mit nackenden Füßen,
Und verweiſen mir ſehr die eitele Mühe des Ganges.

Wiederum mit Verdruß am Boden des ledigen Kaſtens
Harren ſie aus, auf erkaltete Knie' abſenkend ihr Antlitz.
Wüſt herbergen ſie dort, wann nichts vollbrachte der Ausgang.
Wer iſt jezt ein ſolcher? wer liebt den Verkünder des Guten?
Nein, nicht trachten die Männer um edeln Thaten, wie vormals,
Jezo geprieſen zu ſeyn; ſie bewältigte ſchnöde Gewinnſucht.
Jeglicher hält im Buſen die Hand, und laurt, wie das Geld ihm
Wuchere; nicht auch verſchenkt' er den abgeſchabten Grünſpan.
Gleich iſt dieſes ſein Wort: Viel näher das Knie, wie das Schienbein!
Hab' ich nur ſelbſt Auskommen: ein Gott mag ſegnen die Dichter!
Wer wollt' andere hören? Genug iſt allen Homeros!
Das iſt der treflichſte Dichter, der nichts mir des meinigen abnimmt!
Thörichte! welcher Gewinn ein unendlicher Klumpen des Goldes,
Liegend daheim? Nicht brauchen Verſtändige alſo des Reichthums!
Lieber ein Theil dem Herzen geſchenkt, und ein Theil auch dem Sänger!
Wohl an vielen Verwandten, und wohl an vielen der andern

Menſchen gethan! ſtets Opfer gebracht den Altären der Götter!
Nicht dem Gaſte gekargt mit Bewirtungen, ſondern am Tiſch ihn
Gütlich gepflegt und entlaſſen, ſobald er zu gehen verlanget!
Aber geehrt vor allen die heiligen Prieſter der Muſen;
30. Daß dir, auch ſelbſt im Dunkel des Aides, gutes Gerücht ſey,
Und du nicht ein Vergeßner im froſtigen Acheron traureſt:
Gleich wie ein Mann, dem die Hände der Karſt inwendig durchſchwielte,
Arm des Guts, von den Vätern den darbenden Mangel beweinend.
Viel an Zahl, in Antiochos Hauſ' und des Herrſchers Aleuas,
35. Kamen, die Monatskoſt zu empfahn, dienſtpflichtige Knappen;
Viel auch einſt, dem Skopadengeſchlecht in die Hürden getrieben,
Sprangen die brüllenden Kälber um hochgehörnete Kühe;
Zahllos gingen erleſene Schaf' in die Kühle des Mittags
Durch die kranoniſche Flur den fremdlingsholden Kreondern:
40. Doch nicht Freud' iſt deßen: nachdem ihr Geiſt aus den Gliedern
Sehr ungern in die Fähre des graulichen Acherons einſtieg.

Nimmer erwähnt, ob auch vieles und köſtliches Gut ſie verlieſſen,
Lägen ſie ewige Tag' im Schwarm unedeler Todten;
Wenn nicht der mächtige Sänger von Kea', wunderbar tönend
Zur vielſaitigen Laute, ſie nambaft ſchuf bei den Männern
Jüngerer Zeit; ſelbſt prangten die hurtigen Roſſe voll Ruhmes,
Die mit dem Siegskranz jenen gekehrt aus heiligen Kämpfen.
Wer auch kennte die Helden der Lykier, wer die umlockten
Söhne des Priamos wohl, und den jungfraunfarbigen Kyknos;
Hätten nicht Schlachtengewühl verewiget Barden der Vorzeit?
Nicht Odyſſeus einmal, der hundert Monden und zwanzig
Irrte zu jeglichem Volk, der zum äuſſerſten Aides einging,
Lebend annoch, und den Klüften entrann des kyklopiſchen Unholds,
Freute ſich daurendes Ruhms: von dir, Sauhüter Eumäos,
Schwiege die Red, und dem treuen Filötios, welcher des Hornviehs
Waltete, ſelber ſogar vom hochbeherzten Laertes;
Hätten nicht ihnen gefrommt des ioniſchen Mannes Geſänge.

Durch die Muſen empfahn die Sterblichen edelen Nachruhm:
Aber das Gut verpraſſen Geſtorbenen lebende Erben.
60. Doch gleich ſchweres Geſchäft, an dem Meerſtrand Wellen zu muſtern,
Welche der Wind zum Geſtad' andrängt aus der bläulichen Salzflut,
Oder im dunkelen Quell den thonigen Ziegel zu waſchen;
Und zu ermahnen den Mann, den tief durchdrang die Gewinnſucht.
Fahre denn hin ein ſolcher, und häufe ſich jenem unzählbar
65. Geld auf Geld, und die Sucht nach mehrerem quäl' ihn beſtändig!
Aber ich ſelbſt will Ehr' und gewogene Liebe der Menſchen
Vor dem Gewühl der Mäuler und trabenden Roſſe mir wählen.
Wenn der ſterblichen Männer, o ſagt mir! nah' ich bewillkommt,
In der Muſen Geleit? denn ſchwer ſind die Wege des Liedes,
70. Ohne die Töchter des Zeus, des hoch obwaltenden Herrſchers.
Stets noch dreht unermüdet der Himmel uns Monden und Jahre;
Manches Roß auch künftig bewegt umrollende Räder.
Einſt wird kommen der Mann, dem noth iſt meines Geſanges,

Wenn er vollbracht, was Achilleus der Held, und der trozige Aiar,
Dort in des Simois Flur, am Mal des frygiſchen Ilos.
Schon der Föniker Geſchlecht, das nah an der tauchenden Sonne
Wohnt auf der äuſſerſten Ferſe von Libya, ſtarrt voll Schreckens.
Schon, ſchon gehn Syrakuſer, die Speer' an der Mitte des Schaftes
Tragend einher, um die Arme mit weidenen Schilden belaſtet.
Hieron ſelbſt in der Meng', an Geſtalt wie Heroen der Vorwelt,
Stralet von Erz, auf dem Helme die ſchattende Mähne des Roſſes.
Wenn doch, o Zeus, ruhmvoller, und Pallas Athen', und o Tochter,
Die du, der Mutter geſellt, habſeliger Efyräer
Groſſe Stadt dir erkohrſt an der flutenden Lyſimelia:
Wenn er die Feind' aus der Inſel mit ſchrecklichem Zwange verſcheuchte
Durch das ſardoniſche Meer, daß der Ihrigen Loos ſie erzählten
Frauen daheim und Erzeugten, ein zählbarer Troß von ſo vielen:
O daß wieder die Städte bewohneten vorige Bürger,
Alle, ſo viel in den Staub der Beleidiger Hände gebeuget!

90. Daß ſie in blühender Flur arbeiteten! daß ungezählte
Tauſende doch der Schafe, von graſigrer Weide gemäſtet,
Durch die Gefild' herblökten; und muthige Küh' im Gedränge,
Kehrend zur Hürd', antrieben den langſam ſchreitenden Wandrer!
Daß ſie die Brach' umkehreten zur Einſaat, wann die Cikade,
95. Ruhende Hirten belauſchend am Mittag, hoch in den Bäumen
Tönt vom ſchwanken Geſproß! Daß ämſig die Spinn' um die Waffen
Dünnes Geweb' ausſtreckt, und genannt nicht würde der Schlachtruf!
Daß dann erhabenen Ruhm dem Hieron trügen die Sänger
Ueber die ſkythiſche Fluth, und wo, das breite Gemäuer
100. Bindend mit zähem Asfalt, Semiramis mächtig geherſchet!
Einer ſey ich: doch viel' auf der anderen lieben die Töchter
Zeus; und von allen gefeirt ſey der Sikeler Quell Arethuſa,
Und das umwohnende Volk, und Hieron, raſch in dem Speerwurf!
Myniſche Huldgöttinnen, geheiligt von Eteokles,
105. Die ihr Orchomenos liebt, die verhaßte vor dem den Thebäern:

Clytemneſtra.

Weil du meine Tochter
Zu retten ſtrebteſt?

Achilles.

Eben darum.

Clytemneſtra.

Was?
Wer durft' es wagen, Hand an dich zu legen?

Achilles.

Die Griechen alle.

Clytemneſtra.

Wie? Wo waren denn
Die Schaaren deiner Myrmidonen?

Achilles.

Die
Empörten ſich zuerſt.

Clytemneſtra.

Weh mir! Wir ſind
Verloren, Kind!

Achilles.

Die Hochzeit habe mich
Bethöret, ſchrieen ſie.

Clytemneſtra.

Und was ſagteſt du
Darauf?

Achilles.

Man ſolle die nicht würgen,
Die zur Gemahlin mir beſtimmt geweſen.

Clytemneſtra.

Da ſagteſt du, was wahr iſt.

Laßt, wenn keiner beruft, mich zurückſtehn; doch in des freundlich
Rufenden Haus mutvoll mit unſeren Muſen hineingehn!
Auch nicht fern ſeyd Ihr! denn was, wenn die Chariten fehlen,
Bleibt noch holdes den Menſchen? O ſtets bey den Chariten ſey ich!

Die Horen

Jahrgang 1796

Sechstes Stück.

Tübingen
in der J. G. Cottaiſchen Buchhandlung
1796.

Innhalt des ſechsten Stücks.

I. Benvenuto Cellini. Fortſetzung. Seite 1

II. Die Zauberin. Theokrits zweite Idylle. — 50

III. Szenen aus Shakeſpeare. Der Sturm. — 61

IV. Ein Nachtrag zu der Unterſuchung über Idealiſten und Realiſten. Aus Platons Theätetus. — 67

V. Das Geſtändniß.
- Erſtes Lied. Theon an Theano. — 94
- Zweytes Lied. Theon und Theano. — 96
- Drittes Lied. Theano an Theon. — 100

VI. Unbenutztes Wiſſen. — 102

VII. An Cäcilia. (Aus dem Engliſchen.) — 102

VIII. Der neue Orpheus. — 103

Die Horen.

Zweyter Jahrgang. Sechstes Stück.

I.

Benvenuto Cellini.

Fortſetzung.

(1532. 1533.)

Nachdem ich dem Papſt eine Weile mit verſchiedenen kleinen Arbeiten gedient hatte, befahl er mir eine Zeichnung zu einem prächtigen Kelche zu machen, die ich ſogleich nebſt einem Modell zu Stande brachte. Das letztere war von Holz und Wachs, ſtatt des Fußes hatte ich drey runde Figuren, Glauben, Hofnung und Liebe unter dem Kelche angebracht, ſie ſtanden auf einem Unterſatze, auf welchem, halb erhaben, die Geburt und Auferſtehung Chriſti, wie auch die Creutzigung Petri, wie man mir befohlen hatte, zu ſehen war. Indem ich an dieſer Arbeit fortfuhr, wollte der Papſt ſie öfters ſehen, allein ich konnte leider bemerken, daß er nicht mehr daran dachte, mich irgend beſſer zu verſorgen, daher als einſt die Stelle eines Frate del Piombo vacant wurde, bat ich ihn eines Abends darum. Der gute Papſt, der ſich nicht mehr der Entzückung erinnerte, in die er über mein voriges vollendetes

Werk gerathen war, ſagte zu mir: eine Pfründe del Piombo trägt achthundert Scudi ein, wenn ich dir ſie gäbe, würdeſt du nur deinem Leibe wohlthun, deine ſchöne Kunſt vernachläſſigen, und man würde mich tadeln. Darauf antwortete ich ſogleich: die Katzen guter Art mauſen beſſer wenn ſie fett, als wenn ſie hungrig ſind, ſo auch rechtſchaffene Männer, die Talent haben, bringen es viel weiter, wenn ſie eines reichlichen Lebens genieſſen, und ein Fürſt, der ſolche Männer in Wohlſtand verſetzt, pflegt und nährt die Künſte ſelbſt, die bey einer entgegengeſetzten Behandlung nur langſam und kümmerlich fortwachſen. Und ich will Eurer Heiligkeit nur geſtehn, daß ich mir auf dieſe Pfründe keine Hoffnung machte, glücklich genug, daß ich den armen Trabantendienſt erhielt, geben Eure Heiligkeit jene gute Stelle einem verdienten, kunſtreichen Manne, nicht einem unwiſſenden, der ſeinen Leib pflegt. Nehmen Sie ein Beyſpiel an Papſt Julius, Ihrem in Gott ruhenden Vorfahren, er gab dem trefflichen Baumeiſter Bramante eine ſolche Pfründe. Und alsbald machte ich meine Verbeugung und ging weg.

Darauf trat Sebaſtian, der Venezianiſche Mahler hervor und ſagte: wenn Ew. Heiligkeit dieſe Pfründe jemanden zu geben gedenken, der ſich in den Künſten Mühe giebt, ſo darf ich bitten, mich dadurch zu beglücken. Darauf antwortete der Papſt: läßt ſich doch der verteufelte Benvenuto auch gar nichts ſagen, ich war geneigt ſie ihm zu geben, er ſollte aber mit einem Papſte nicht ſo ſtolz ſeyn, doch weiß ich nicht, was ich thun ſoll. Hierauf hat der Biſchof von Vaſona für den gedachten Sebaſtian und ſagte: Heiliger Vater! Benvenuto iſt jung und der Degen an der Seite kleidet ihn beſſer als der geiſtliche Rock, geben Ew. Heiligkeit dieſe Stelle dem geſchickten Sebaſtian und Benvenuto kann immer noch etwas gutes, das vielleicht ſchicklicher iſt, erhalten. Da wandte ſich der Papſt zu Herrn Bartholomäus Valori und ſagte zu ihm: Wenn ihr Benvenuto begegnet, ſo ſagt ihm, daß er dem Mahler Sebaſtian die Pfründe verſchafft hat, aber er ſoll wiſſen, daß die erſte beſſere Stelle, die aufgeht, ihm zugedacht iſt. Inzwiſchen ſoll er ſich gut halten und meine Arbeit endigen.

Die andere Nacht begegnete ich Herrn Valori auf der Straße, zwey Fackelträger gingen vor ihm her, er eilte zum Papſt, der ihn hatte rufen laſſen. Er blieb ſtehen und ſagte mit groſſer Freundlichkeit alles, was ihm der Papſt aufgetragen hatte. Darauf antwortete ich: mit mehr Fleiß und Nachdenken als jemals werde ich dieſe Arbeit vollenden, ob ich gleich nicht die mindeſte Hoffnung habe vom Papſte etwas zu erhalten. Herr Bartholomäus verwieß mir, daß ich die Anträge eines Papſtes nicht beſſer zu ſchätzen wiſſe. Ich antwortete: da ich weiß, daß ich nichts haben werde, ſo wäre ich ein Thor, wenn ich hoffen wollte, und ſo ſchieden wir aus einander. Vermuthlich hat Herr Bartholomäus dem Papſt meine kühne Reden und vielleicht noch mehr hinterbracht, denn ich ward in zwey Monaten nicht gerufen und ich ging auch unter keinen Umſtänden nach dem Palaſte.

Der Papſt, der darüber ungeduldig war, gab Herrn Robert Pucci den Auftrag nachzuſehen was ich machte, und das gute Männchen kam alle Tage und ſagte mir etwas freundliches, und ſo that ich auch gegen ihn. Endlich als der Papſt nach Bologna verreiſen wollte und ſahe daß ich von freyen Stücken nicht zu ihm kam, gab mir Herr Robert zu verſtehen, daß ich meine Arbeit hinauftragen ſollte, denn er wollte ſehen, wie weit ich gekommen ſey. Ich trug die Arbeit hin und zeigte, daß ich nicht gefeyert hatte, und bat den Papſt, daß er mir fünfhundert Scudi da laſſen ſollte, theils auf Rechnung meines Verdienſtes, theils weil mir noch Geld fehlte, um das Werk zu vollenden. Der Papſt ſagte darauf: mach's nur erſt fertig, und ich antwortete im Fortgehen: wenn er mir Geld lieſſe, ſo ſollte es nicht fehlen.

Bey ſeiner Abreiſe nach Bologna ließ der Papſt den Cardinal Salviati als Legaten von Rom zurück und gab ihm den Auftrag, die Arbeit bey mir zu betreiben, indem er ſagte: Benvenuto iſt ein Mann, der ſich aus ſeinem Talent wenig macht, und eben ſo wenig aus uns, deßhalb müßt ihr ihn anfeuern, ſo daß ich das Werk vollendet finde, wenn ich wieder komme. Da ſchickte, nach Verlauf von acht Tagen, dieſe Beſtie von einem Cardinal zu mir und befahl, ich ſollte meine Arbeit mitbringen, ich ging aber ohne Arbeit hin. Darauf ſagte er zu mir: wo haſt du dein Zwiebelmuß, iſts fertig? Darauf antwortete ich: Hochwürdigſter Herr! mein Zwiebelmuß iſt nicht fertig, und wird nicht fertig werden, wenn ihr mir nicht die

Zwiebeln dazu gebt. Darauf war der Cardinal, der ohnehin mehr einem Eſel als einem Menſchen ähnlich ſah, noch um die Hälfte häßlicher, fuhr auf mich loß und rief: ich werde dich auf die Galere ſetzen, daß du Zeit haſt, deine Arbeit zu vollenden. Da ward ich denn mit dieſer Beſtie auch beſtialiſch und ſagte: Gnädiger Herr! wenn ich durch Uebelthaten die Galere verdiene, dann werdet ihr mich drauf ſetzen; aber gegenwärtig fürchte ich ſie nicht! und was mehr iſt, ſo betheure ich, daß ich, eben um Euer Gnaden willen, jetzt die Arbeit nicht endigen will, ſchickt nicht mehr zu mir, denn ich komme nicht mehr her, ihr müßtet mich denn durch die Häſcher holen laſſen.

Darauf ſchickte der gute Cardinal einigemal zu mir, um mich im Guten zur Arbeit bereden zu laſſen, dagegen ich ihm aber jederzeit nur antworten ließ: er möchte mir Zwiebeln ſchicken, damit mein Zwiebelmuß fertig werden könnte, und ſo mußte er zuletzt an dieſer Kur verzweifeln.

Der Papſt kam von Bologna zurük und fragte ſogleich nach mir, denn der Cardinal hatte ſchon das ſchlimmſte, was er konnte, von mir geſchrieben. Der Papſt war in unglaublicher Wuth und befahl, ich ſollte mit dem Werke zu ihm kommen, welches ich auch that.

Hier muß ich bemerken, daß in der Zwiſchenzeit mich ein groſſes Augenübel befallen hatte, welches die vornehmſte Urſache war, daß ich nicht weiter hatte arbeiten können, ich fürchtete wirklich blind zu werden und hatte darauf ſchon meine Berechnung gemacht. Da ich nun ſo zum Papſte ging, dachte ich auf meine Entſchuldigung, warum das Werk nicht weiter wäre, und wie ich ſie vorbringen wollte, indeß der Papſt die Arbeit betrachtete; allein es gelang mir nicht, denn ſobald ich zu ihm kam fuhr er gleich mit wilden Worten heraus und ſagte: gieb die Arbeit her! iſt ſie fertig? Schnell deckte ich ſie auf und er fuhr mit gröſſerer Wuth fort: Bey dem wahrhaftigen Gott ſchwöre ich dir, denn du glaubſt dich nicht um mich bekümmern zu dürfen, hielte mich nicht das Urtheil der Welt zurück, ich ließ dich und das Werk zu dieſem Fenſter hinaus werfen. Da ich nun ſahe, daß der Papſt eine ſo ſchlimme Beſtie geworden war, dachte ich darauf mich ſachte wegzubegeben und nahm, indeß er immer zu ſchelten fortfuhr, die Arbeit unter das Kleid und ſagte murmelnd: könnte doch die ganze Welt einem Blinden zu einer ſolchen Arbeit nicht das Vermögen geben. Darauf erhob der Papſt ſeine Stimme noch mehr und rief: komm her, was ſagſt du? Ich war im Begrif fort und die Treppe hinunter zu ſpringen, doch faßte ich mich, warf mich auf die Knie und, weil er zu ſchreyen nicht aufhörte, ſchrie ich auch und rief: wenn ich zu meinem größten Unglück blind werde, bin ich dann gebunden zu arbeiten? Darauf antwortete er, du haſt dich doch hieher finden können, und ich glaube nicht, daß etwas an deinem Vorgeben wahr ſey. Da ich nun hörte, daß er ſeine Stimme mäßigte, verſetzte ich: laſſen Sie es durch Ihren Arzt unterſuchen und Sie werden die Wahrheit finden. Darauf ſagte er: ich will ſchon erfahren, wie es mit dir ſteht. Da ich nun merkte, daß er mir Gehör gab, fuhr ich fort: an dieſem großen

Achilles.

Die der Vater
Mir zugedacht.

Clytemneſtra.

Und die er von Mycene
Ausdrücklich darum hatte kommen laſſen.

Achilles.

Vergebens! Ich ward überſchrieen.

Clytemneſtra.

Die rohe
Barbar'ſche Menge!

Achilles.

Dennoch rechne du
Auf meinen Schutz.

Clytemneſtra.

So Vielen wirſt du's bieten,
Ein Einziger?

Achilles.

Siehſt du die Krieger dort?

Clytemneſtra.

O möge dir's bei dieſem Sinn gelingen!

Achilles.

Es wird.

Clytemneſtra.

So wird die Tochter mir nicht ſterben?

Achilles.

So lang' ich Athem habe, nicht!

Clytemneſtra.

Kommt man
Etwa, ſie mit Gewalt hinweg zu führen?

Uebel iſt nur der Cardinal Salviati ſchuld, denn ſobald Ew. Heiligkeit verreiſt waren, ließ er mich rufen, nannte meine Arbeit ein Zwiebelmuß und drohte mir mit der Galere. Die Gewalt dieſer niederträchtigen Worte war ſo groß, daß mir auf einmal, vor heftiger Leidenſchaft, das ganze Geſicht braunte und mir eine ſo unendliche Hitze in die Augen drang, daß ich den Weg nach Hauſe nicht finden konnte. Wenige Tage darauf fiel mirs wie ein Staar vor beyde Augen, ich ſah faſt nichts und mußte die Arbeit ſtehen laſſen.

Nachdem ich alſo geſprochen, ſtand ich auf und ging in Gottes Nahmen fort. Nachher erfuhr ich, der Papſt habe geſagt: Aemter kann man ihnen geben, aber nicht Verſtand und Betragen, ich habe dem Cardinal nicht befohlen, daß er ſo hart verfahren ſollte, mein Leibarzt ſoll ſeine Augenkrankheit unterſuchen, und wird ſie wahr befunden, ſo muß man Nachſicht mit ihm haben.

Ein Edelmann von Bedeutung, ein Freund des Papſtes und voller Verdienſte, war eben gegenwärtig, er fragte wer ich ſey? Heiliger Vater! ſagte er, ich erkundige mich darum, weil ich Sie niemals in ſo groſſem Zorn und alsbald wieder in ſo groſſem Mitleiden und Theilnahme geſehen habe, wer iſt der Mann? und da Ew. Heiligkeit ſehr viel an ihm gelegen ſcheint; ſo kann ich ihn ein Geheimniß lehren, wodurch ſeine Augen geheilt werden ſollen. Der Papſt antwortete: das iſt der gröſte Meiſter, der jemals in ſeiner Kunſt gebohren worden iſt, ich will euch gelegentlich ſeine Arbeit zeigen, und es ſoll mir lieb ſeyn, wenn etwas zu ſeinem Beſten geſchehen kann.

Nach drey Tagen ließ mich der Papſt rufen, als er eben geſpeiſt hatte, jener Edelmann war gegenwärtig und ich zeigte meinen Kelch vor, worüber er mir viel Lob ertheilte; da aber noch der Knopf herbey gebracht wurde, wuchs ſeine Verwunderung, er ſah mir ins Geſicht und ſagte: er iſt jung genug und kann es noch weiter bringen. Darauf erkundigte er ſich nach meinem Nahmen. Benvenuto heiß ich, verſetzte ich darauf. Er aber ſagte: dießmal bin ich für dich willkommen, nimm Lilie, mit Stengel und Blume, und diſtillire ſie bey gelindem Feuer; mit dem Waſſer, das du gewinnſt, ſalbe dir die Augen mehrmals des Tages, und du wirſt gewiß von deinem Uebel geneſen; aber vor allen Dingen mußt du ein Reinigungsmittel brauchen und alsdann mit dem Waſſer fortfahren. Der Papſt ſagte mir einige freundliche Worte und ich ging halb getröſtet weg.

Eigentlich aber mochte an meinem Augenübel das ſchöne Mädchen ſchuld ſeyn, das ich bey mir hatte, als ich beſtohlen ward. Mehr als vier Monate blieb die Krankheit verborgen, alsdann zeigte ſie ſich mit Gewalt auf Einmal; Sie war nicht wie ſie ſich ſonſt zu äuſſern pflegt, ich war vielmehr mit rothen Bläschen, ſo groß wie Pfennige überdeckt, die Aerzte wollten das Uebel nicht vor das taufen, was es war, ob ich gleich ihnen die Urſache und meine Vermuthung angab. Eine Zeitlang ließ ich mich nach ihrer Art behandeln, aber es half mir nichts, doch zuletzt entſchloß ich mich das Holz zu nehmen, gegen den Willen dieſer, welche man für die erſten Aerzte von Rom halten mußte. Nachdem ich dieſe Medicin eine Zeitlang, mit groſſer Sorgfalt und Diät, genommen hatte, fühlte ich groſſe Linderung, ſo daß ich nach Verlauf von fünfzig Tagen mich geheilt und geſund wie ein Fiſch fühlte. Darauf, da es gegen den Winter ging, und ich mich von dem, was ich ausgeſtanden hatte, wieder einigermaſen erholen wollte, nahm ich meine Büchſe hervor, und ging auf die Jagd, ſetzte mich dem Regen und dem Winde aus, und hielt mich in den Niederungen auf, ſo daß in wenig Tagen mich ein zehnfach gröſſeres Uebel befiel, als das erſte geweſen war. Nun gab ich mich wieder in die Hände der Aerzte und ward von ihren Arzeneyen abermals viel ſchlimmer, es befiel mich ein Fieber, und ich nahm mir abermals vor das Holz zu brauchen, die Aerzte widerſetzten ſich und verſicherten, wenn ich die Cur während des Fiebers anfinge, ſo würde ich in acht Tagen todt ſeyn, ich that es aber doch mit derſelbigen Ordnung und Vorſicht, wie das erſtemal. Nachdem ich vier Tage dieſes heilige Waſſer des Holzes getrunken hatte, verlohr ſich das Fieber ganz und gar und ich ſpürte die gröſte Beſſerung; während dieſer Cur arbeitete ich immer weiter an dem Modell des Kelches, und es gelangen mir ſchönere Dinge und beſſere Erfindungen, während der Wochen dieſer Faſten und Enthaltſamkeit, als vorher in meinem ganzen Leben. Nach vierzig Tagen war ich wirklich rein von meinem Uebel geheilt, und ſuchte nun meine Geſundheit recht zu befeſtigen, dabey verſäumte ich nicht, ſowohl an dem bewußten Werke, als für die Münze den gehörigen Fleiß anzuwenden.

Um dieſe Zeit ward Cardinal Salviati, der mich ſo ſehr anfeindete, zum Legaten von Parma erwählt, und daſelbſt ward eben ein Mailändiſcher Goldſchmied, Tobias genannt, als ein falſcher Münzer eingezogen, er war zum Strick und Feuer verdammt, als der Cardinal, der davon hörte, ſich dieſen trefflichen Mann vorſtellen ließ. Der Legat ließ darauf das Urtheil verſchieben, ſchrieb an den Papſt den Vorfall und rühmte den gedachten Tobias als den erſten Goldſchmied von der Welt, gab ihm das Zeugniß: er ſey ein einfältiger guter Mann, der durch ſeinen Beichtvater, den er um Rath gefragt, und der ihm dieſe Handlung erlaubt, eigentlich falſch geführt worden ſey. Sodann könnte der Papſt, wenn er einen ſo geſchickten Mann nach Rom zöge, den Stolz des Benvenuto am beſten demüthigen.

Der Papſt ließ gedachten Tobias ſogleich kommen und nachdem er uns beyde vor ſich berufen hatte, trug er uns auf, eine Zeichnung zu machen, wie das Horn eines Einhorns am beſten gefaßt werden könnte. Er beſaß ein ſolches von der größten Schönheit, es war vor ſiebzehntauſend Kammerducaten verkauft worden, er wollte es dem Könige Franz von Frankreich ſchenken, aber vorher reich mit Golde verzieren laſſen.

Wir trugen beyde unſere Zeichnungen, ſobald ſie fertig waren, zum Papſte, Tobias hatte eine Art Leuchter vorgeſtellt, in welchen das Horn als eine Kerze eingeſteckt werden ſollte. Statt der Füſſe des Leuchters waren vier Einhornsköpfchen angebracht. Ich konnte mich nicht enthalten über dieſe ſchwache Erfindung auf eine beſcheidene Weiſe zu lachen. Der Papſt bemerkte es und ſagte: Laß nun deine Zeichnung ſehen! Ich hatte einen einzigen Einhornskopf vorgeſtellt, wozu ich theils die Bildung eines Pferdes, theils eines Hirſches genommen hatte, er war mit einer ſchönen Art von Schleyer und andern gefälligen Zierrathen bereichert. Darauf ſollte das Horn eingepaßt werden, jedermann, der dieſe Erfindung ſah, gab ihr den Vorzug.

Aber leider waren einige Mailänder von groſſem Anſehn gegenwärtig, die dem Papſt einredeten und vorſtellten: er wolle ja das Werk nach Frankreich ſchicken, die Franzoſen ſeyen rohe Leute und würden die Vortrefflichkeit der Arbeit des Benvenuto nicht einſehen, vielmehr würde ihnen die Art Kirchenputz der andern Zeichnung beſſer einleuchten, der auch geſchwinder ins Werk geſetzt ſeyn würde, mittlerweile könne Benvenuto am Kelche arbeiten, zwey Arbeiten würden auf einmal fertig und Tobias wäre doch auch nicht umſonſt berufen worden. Der Papſt, der Verlangen hatte, ſeinen Kelch vollendet zu ſehen, folgte dem Rath, gab jenem das Horn in Arbeit und ließ mir ſagen: ich möchte den Kelch fertig machen. Darauf antwortete ich, daß ich in der Welt nichts mehr wünſche, und wenn er nur von einer andern Materie als von Gold wäre, ſo wollte ich ihn wohl ohne weitere Beyhülfe zu Stande bringen. Darauf verſetzte der pöbelhafte Hofmann: Verlange nur kein Gold vom Papſt, denn er geräth ſonſt in den größten Zorn und wehe dir darnach! Ich antwortete darauf: lehret mich ein wenig, mein Herr, wie man Brod ohne Mehl macht! Ohne Gold wird dieſes Werk nicht fertig werden. Dieſe Worte verdroſſen ihn, er drohte mir dem Papſt alles zu hinterbringen und that es auch; der Papſt brach in eine beſtialiſche Wuth aus und ſagte: er wolle doch ſehen, ob ich ſo toll ſey mich dieſer Arbeit zu weigern. So gingen zwey Monate vorbey, in denen ich, ohngeachtet meiner Drohung, mit groſſer Liebe gearbeitet hatte. Da der Papſt ſahe, daß ich die Arbeit nicht brachte, ward er mir äuſſerſt ungünſtig und drohte mich auf jede Weiſe zu züchtigen.

Eben war ein gewiſſer Mailändiſcher Goldſchmied gegenwärtig, der Pompeo hieß, und ein naher Verwandter eines gewiſſen Herrn Trajans war, eines ſehr begünſtigten Dieners des Papſtes, beyde ſagten einſtimmig, wenn Ew. Heiligkeit ihm die Münze nehmen, ſo wird ihm die Luſt ſchon kommen, den Kelch zu endigen. Darauf verſetzte der Papſt: es würden vielmehr daraus zwey Uebel entſtehen, ich würde bey der Münze übel bedient ſeyn und er würde den Kelch nicht mehr anrühren. Die beyden Mailänder lieſſen aber doch nicht ab, und brachten es endlich dahin, daß er mir die Münze nahm und ſie einem jungen Menſchen von Perugia gab.

Pompeo kam ſelbſt mir im Nahmen Ihro Heiligkeit zu ſagen, daß ich die Münze verlohren habe, und wenn ich den Kelch nicht fertig machte, ſollte ich noch andere Dinge verlieren. Ich antwortete: ſagt Ihro Heiligkeit: die Münze hat er ſich, nicht mir genommen, und ſo wird es auch mit andern Dingen gehen, und ſagt nur, wenn er mir die Münze auch wieder geben wollte, würde ich ſie nicht annehmen. Dieſer abſcheuliche mißgünſtige Menſch eilte was er konnte, alles dem Papſte wieder zu ſagen, wobey er gewiß von dem ſeinigen hinzuthat.

Nach acht Tagen ſchickte der Papſt denſelbigen Menſchen zu mir und ließ mir ſagen: er wolle nunmehr den Kelch nicht von mir geendigt haben, er verlange die Arbeit ſo weit wie ſie gegenwärtig gekommen ſey. Darauf antwortete ich: das iſt nicht wie mit der Münze, die er mir nehmen kann, wenn er will. Fünfhundert Scudi habe ich von ihm empfangen, und die will ich ſogleich zurückzahlen, das Werk iſt aber mein, und ich will damit nach Vergnügen ſchalten, darauf ſagte ich ihm noch einige beiſſende Worte, die ſich auf ihn bezogen, und er eilte dem Papſt alles zu hinterbringen.

Nach Verlauf dreyer Tagen kamen zwey Kämmerlinge des Papſtes zu mir, vornehme und von Ihro Heiligkeit ſehr begünſtigte Perſonen. Sie ſagten zu mir: Benvenuto! Du haſt bisher gewagt den Papſt aufzuziehen, und willſt keinen vernünftigen Vorſtellungen Gehör geben, höre nun, giebſt du ihm ſein Werk nicht heraus, ſo haben wir Befehl, dich ins Gefängniß zu führen. Darauf ſah ich ihnen fröhlich ins Geſicht und ſagte: Meine Herren! wenn ich dem Papſte dies Werk gäbe, ſo gäbe ich ihm mein Werk, und nicht das ſeinige, und ich habe nicht Luſt es herauszugeben, denn nachdem ich es mit Fleiß und Sorgfalt ſo weit geführt habe, will ich nicht, daß es etwa in die Hände einer unwiſſenden Beſtie geräthe, die es mit wenig Mühe verderbe.

Es war bey dieſer Unterredung auch jener Goldſchmied Tobias gegenwärtig, der ſich unterſtand, von mir ſogar die Modelle des Werks abzufordern; ich aber ſagte ihm, was ſolch ein elender Menſch zu hören verdiente, und was ich hier nicht wiederholen mag.

Da aber die beyden Herren in mich drangen und verlangten, ich ſolle mich eilig entſchlieſſen, ſagte ich ihnen, daß ich ſchon entſchloſſen ſey, nahm mein Ueberkleid, und ehe ich aus dem Laden ging, wendete ich mich mit großer Verehrung gegen ein Cruzifix und ſagte mit der Mütze in der Hand: Gnädiger, unſterblicher, gerechter und heiliger Erlöſer! alles was du thuſt und zuläſſeſt geſchieht nach deiner groſſen unvergleichbaren Gerechtigkeit, du weißt daß ich ohngefähr in das Lebensalter gelange, welches du auch erreicht haſt, und ich habe bis hierher, um keiner Urſache willen, mich ins Gefängniß begeben müſſen, iſt es aber gegenwärtig dein Wille, daß ich dieſe Schmach erdulte, ſo danke ich dir auch dafür und übernehme ſie geduldig. Darauf wendete ich mich zu den Kämmerlingen und ſagte mit einem ſpottenden Lächeln: Meines gleichen verdiente wohl keine geringern Häſcher als ihr ſeyd, meine Herren! ſo nehmt mich denn als Gefangenen in die Mitte und führt mich wohin ihr wollt. Dieſe äuſſerſt artigen und höflichen Männer begannen zu lachen, nahmen mich in die Mitte und führten mich unter gefälligen Geſprächen zum Gouverneur von Rom, der Magalotto hieß. Wir fanden bey ihm den Fiskal, ſie hatten uns beyde erwartet. Die beyden Herrn Kämmerlinge ſagten lachend: hier bringen wir euch dieſen Gefangenen, nehmt ihn wohl in acht! wir haben uns genug erluſtigt, indem wir euren Leuten ins Amt greifen muſten, wie uns denn auch Benvenuto zu erkennen gab, daß er, da dies ſeine erſte Gefangenſchaft ſey, durch Häſcher unſerer Art abgeführt werden müſſe; ſie eilten darauf zum Papſt und erzählten ihm alle Umſtände. Anfangs wollte er in Zorn gerathen, nachher that er ſich auch Gewalt an und lachte, denn es waren viele Herrn und Cardinäle gegenwärtig, die mich höchlich begünſtigten.

Indeſſen beſchäftigten ſich der Gouverneur und der Fiskal mit mir, bald drohten ſie, bald ermahnten ſie, bald wollten ſie mir rathen. Sie ſagten es ſey natürlich, daß wenn einer vom andern eine Arbeit machen laſſe, ſo könne er ſie auch nach ſeinem Belieben auf jede Weiſe wieder zurücknehmen. Dagegen verſetzte ich: daß das keineswegs gerecht ſey, und daß ein Papſt das nicht thun könne, denn er ſey nicht von der Art gewiſſer tyranniſchen Herrchen, die ihrem Volk das ſchlimmſte, was ſie nur können, anzuthun fähig ſind, und weder Geſetz noch Gerechtigkeit beobachten, dergleichen Dinge könne aber der Statthalter Chriſti nicht verüben. Darauf ſagte der Gouverneur mit gewiſſen häſchermäßigen Gebärden und Worten, die ihm eigen waren: Benvenuto, Benvenuto! du gehſt darauf aus, daß ich dich nach Verdienſt behandeln ſoll. — So werdet ihr mir alle Ehre und Höflichkeit widerfahren laſſen! — ſchicke ſogleich nach der Arbeit und erwarte nicht das zweyte Wort. Darauf ſagte ich: meine Herrn! erlaubt mir, daß ich noch vier Worte für meine Sache vorbringe. Der Fiskal, der ein beſcheidnerer Büttel als der Gouverneur war, wendete ſich zu dieſem und ſagte: Gnädiger Herr! vergönnt ihm hundert Worte, wenn er nur das Werk herausgiebt, ſo haben wir genug. Darauf ſagte ich: wenn irgend jemand ein Gebäude aufmauern lieſſe, ſo könnte er zum Meiſter, der ihn ſchlecht bediente, mit Gerechtigkeit ſagen: gieb mir mein Haus, ich will nicht, daß du mir daran arbeiten ſollſt! er könnte ihm ſeine Arbeit bezahlen und ihn hinwegſchicken. Auch, wenn einer einen koſtbaren Edelſtein wollte faſſen laſſen, und der Juwelier bediente ihn nicht nach ſeinem Willen, der könnte ſagen: gieb mir mein Juwel heraus, ich mag deine Arbeit nicht; aber hier iſt nicht von dieſer Art die Rede, denn es iſt weder ein Haus, noch ein Edelſtein und mir kann man nichts weiter auferlegen, als daß ich die fünfhundert Scudi zurückgebe, die ich erhalten habe, und ſo, gnädiger Herr, thut was ihr könnt, von mir erhaltet ihr nichts als die fünfhundert Scudi, und das mögt ihr dem Papſt ſagen, eure Drohungen machen mir nicht die mindeſte Furcht, ich bin ein ehrlicher Mann und bey meinen Handlungen wird mir nicht bange.

Der Gouverneur und Fiskal ſtanden auf und ſagten mir, daß ſie zum Papſt gingen und der Auftrag, mit dem ſie wahrſcheinlich zurückkämen, würde mir übel bekommen. So blieb ich verwahrt zurück, ging in einem Saal auf

Achilles.
Ein ganzes Heer. Ulyſſes führt es an.

Clytemneſtra.
Der Sohn des Siſyphus etwa?

Achilles.
Derſelbe.

Clytemneſtra.
Führt eigner Antrieb oder Pflicht ihn her?

Achilles.
Die Wahl des Heers, die ihm willkommen war.

Clytemneſtra.
Ein traurig Amt, mit Blut ſich zu beſudeln!

Achilles.
Ich werd' ihn zu entfernen wiſſen.

Clytemneſtra.
Sollte
Er wider Willen ſie von hinnen reißen?

Achilles.
Er? — Hier bei dieſem blonden Haar!

Clytemneſtra.
Was aber
Muß ich dann thun?

Achilles.
Du hältſt die Tochter.

Clytemneſtra.
Wird
Das hindern können, daß man ſie nicht ſchlachtet?

Achilles.
Das wird dies Schwert alsdann entſcheiden! "

und ab, und ſie verzogen faſt drey Stunden. Indeſſen beſuchten mich alle die vornehmſten Florentiniſchen Kaufleute und baten mich inſtändig, ich ſolle nicht mit einem Papſte rechten, denn das könne zu meinem völligen Verderben gereichen. Ich antwortete darauf: daß ich feſt entſchloſſen ſey und wiſſe, was ich zu thun habe. Sobald der Gouverneur mit dem Fiskal zurückgekommen war, ließ er mich rufen und ſagte: der Auftrag, den ich vom Papſte habe, thut mir ſelbſt leid, ſchaffe das Werk ſogleich her, oder erwarte was dir begegnen kann; darauf antwortete ich, bis auf dieſe Stunde habe ich nicht geglaubt, daß der Statthalter Chriſti eine Ungerechtigkeit begehen könne, auch glaube ich es nicht, bis ich es ſehe; thut daher was ihr nicht laſſen könnt. Der Gouverneur verſetzte nochmals: ich habe dir vorerſt noch zwey Worte vom Papſte zu ſagen und dann werde ich meinen Auftrag vollbringen. Der Papſt befiehlt, du ſollſt mir die Arbeit hierher bringen, ſie ſoll vor meinen Augen in eine Schachtel gelegt und verſiegelt werden, ich ſoll ſie ihm hinbringen und er verſpricht, bey Treue und Glauben, daß er ſie nicht eröfnen und dir ſogleich zurückgeben will; aber ſo ſoll es ſeyn um ſeiner eigenen Ehre willen. Darauf antwortete ich lächelnd: herzlich gern will ich mein Werk auf dieſe Weiſe hingeben, denn ich möchte doch auch gern erfahren, wie Treu und Glaube eines Papſtes beſchaffen iſt. So ſchickte ich nach meiner Arbeit, ſiegelte ſie, wie ers verlangte, und gab ſie hin.

Als der Gouverneur zum Papſte zurückkam, nahm dieſer die Schachtel, wie jener mir nachher ſelbſt erzählte, wendete ſie einigemal um und fragte ſodann den Gouverneur: ob er die Arbeit geſehen habe? Darauf ſagte dieſer: ja! ſie ſey in ſeiner Gegenwart verſiegelt worden, und verſicherte dabey, die Arbeit habe ihm höchſt bewundernswerth geſchienen. Darauf verſetzte der Papſt: ſage Benvenuto, die Päpſte haben Gewalt viel gröſſere Dinge, denn dieſes, zu löſen und zu binden, und indem er dieſes mit einigem Verdruß zu ſagen ſchien, nahm er Siegel und Bindfaden weg und öfnete die Schachtel, nachdem er die Arbeit genugſam betrachtet hatte, zeigte er ſie Tobias dem Goldſchmied, der ſie ſehr lobte, und als der Papſt ihn fragte, ob er nunmehr, da er das Werk geſehen habe, ein ähnliches unternehmen wolle, mit ja antwortete und vom Papſte Befehl erhielt, ſich ganz darnach zu richten. Darauf wendete ſich der Papſt zum Gouverneur und ſagte: ſeht ob Benvenuto euch das Werk überlaſſen will, bezahlt es ihm ſo hoch es ein Kenner ſchätzen mag, will er es ſelbſt endigen und einen Termin ſetzen, ſo ſucht mit ihm überein zu kommen und macht ihm die Bequemlichkeit, die er bedarf. Darauf ſagte der Gouverneur: Heiliger Vater, ich kenne die fürchterliche Art dieſes jungen Mannes, erlaubt mir, daß ich ihm nach meiner Art zu Leibe gehe. Darauf erwiederte der Papſt: mit Worten ſollte er thun was er wolle, ob dadurch gleich die Sache noch ſchlimmer werden würde, wenn er aber gar nicht mit mir fertig werden könnte, ſo ſollte er mir befehlen, die fünfhundert Scudi an ſeinen Juwelier Pompeo zu bringen.

Der Gouverneur kam zurück, ließ mich in ſein Zimmer rufen und ſagte zu mir mit einem Häſcherblick: Die Päpſte haben Gewalt, die ganze Welt zu binden und zu löſen, und das wird ſogleich im Himmel gut geheiſſen, hier iſt dein Werk offen zurück, Seine Heiligkeit hat es geſehen. Darauf erhob ich die Stimme und rief: nun weiß ich doch, wie Treue und Glaube der Päpſte beſchaffen iſt. Darauf that der Gouverneur einige ganz unvernünftige Ausfälle. Da er aber merkte, daß nichts auszurichten war, verzweifelte er an dem Unternehmen und ſagte mit einer etwas ſanftern Art: Benvenuto! es thut mir leid, daß du dein Beſtes nicht einſehen willſt, ſo gehe denn hin und bringe die fünfhundert Scudi dem Juwelier Pompeo. So trug ich mein Werk fort und brachte ſogleich die fünfhundert Scudi an Ort und Stelle.

Nun hatte der Papſt, begierig den Faden meiner Knechtſchaft wieder anzuknüpfen, gehoft, ich ſollte nicht im Stande ſeyn, ſogleich das Geld zu überliefern, als daher Pompeo lächelnd mit dem Gelde in der Hand vor ihn kam, ſchimpfte er und ärgerte ſich, daß die Sache ſo abgelaufen war, dann ſagte er, geh und ſuche Benvenuto in ſeiner Werkſtatt auf, ſage ihm, er ſoll mir das Werk zu einer Monſtranz fertig machen, daß ich, am Frohnleichnam, das Hochwürdige darinn in Prozeſſion tragen kann, er ſoll alle mögliche Bequemlichkeit haben, nur ſoll er arbeiten. Pompeo kam zu mir, rief mich heraus und machte mir nach ſeiner Art die ungeſchickteſten Eſelskareſſen und ſagte mir die Worte des Papſtes wieder. Darauf antwortete ich ſchnell: ich kann mir keinen gröſſern Schatz in der Welt wünſchen, wenn ich die Gnade eines ſo groſſen Papſtes wieder erlange, die ich nicht durch meine Schuld verlohren habe, ſondern durch meine unglückliche Krankheit und durch die Bösartigkeit gewiſſer neidiſcher Menſchen, denen es eine Freude macht Böſes zu ſtiften. Hat doch der Papſt eine Menge Diener! er ſoll mir euch nicht mehr ſchicken, um eures Heils willen, und ihr könnt euch nur in acht nehmen. Ich aber werde Tag und Nacht an den Dienſt des Papſtes denken, und alles thun, was ich vermag. Vergeßt nur nicht, was ihr dem Papſt über mich geſagt habt und miſcht euch nicht in meine Angelegenheiten, denn eure Fehler ſollen euch noch verdientermaſſen gereuen; alles dieſes hinterbrachte der Menſch dem Papſte, auf eine beſtialiſche Weiſe, und ſo blieb die Sache eine Weile, ich arbeitete in meiner Werkſtatt und trieb meine Geſchäfte.

Tobias, der Goldſchmied, hatte indeſſen jenes Einhorn garnirt und die Verzierung nach ſeiner Art vollendet, dann befahl ihm der Papſt, er ſolle einen Kelch nach der Weiſe des meinen, den er geſehen hatte, ſogleich anfangen. Nach einiger Zeit ließ er ſich die Arbeit zeigen, und als ſie ihm mißfiel, war es ihm verdrießlich mit mir gebrochen zu haben, er ſchalt auf die Werke des Tobias und auf alle, die ihn empfohlen hatten. Mehrmals ſchickte er mir darauf den Baccino della Croce und ließ mich wegen der Monſtranz ermahnen, ich antwortete: Seine Heiligkeit möchte mich nur ſo lange ausruhen laſſen, bis ich mich von meiner Krankheit, von der ich noch nicht ganz geheilt ſey, wieder erholt hätte, ich wollte aber indeſſen doch zeigen, daß ich jede Stunde, in der ich zu arbeiten im Stande ſey, bloß zu Ihrem Dienſte widmen wolle. Denn ich hatte ihn heimlich portraitirt und arbeitete in meinem Hauſe an einer Medaille für ihn, in meiner Werkſtatt hielt ich einen Geſellen, der ehemals mein Lehrburſch geweſen war und ſich Felix nannte.

Zu der Zeit hatte ich mich, wie junge Leute pflegen, in eine Sicilianerin von der größten Schönheit verliebt, auch ſie zeigte, daß ſie mir ſehr wohl wolle, die Mutter aber, welche unſere Leidenſchaft bemerkt hatte, und ſich vor unſern Abſichten fürchtete, denn ich wollte heimlich mit dem Mädchen nach Florenz fliehen, kam mir zuvor und ging Nachts aus Rom, und ließ mir vorſpiegeln, als wenn ſie nach Civita Vecchia den Weg genommen hätte, ſie ging aber auf Oſtia und begab ſich nach Neapel. Ich eilte grade auf Civita Vecchia und beging unglaubliche Thorheiten, um ſie wieder zu finden. Es wäre zu umſtändlich, dieſe Dinge hier zu erzählen, genug, ich war im Begriff toll zu werden oder zu ſterben. Sie ſchrieb mir nach zwey Monathen, daß ſie ſich in Sicilien, ſehr mißvergnügt, befinde. Indeſſen hatte ich mich allen denkbaren Vergnügungen ergeben, ich hatte eine andere Liebe ergriffen, nur um dieſe auszulöſchen. Unter ſolchen Ausſchweifungen hatte ich gelegentlich mit einem gewiſſen Sicilianiſchen Geiſtlichen Freundſchaft gemacht, er war von dem erhabenſten Geiſte und wohl im Lateiniſchen und Griechiſchen erfahren. Einsmals, durch eine beſondere Wendung des Geſprächs, kamen wir auch auf die Zauberey zu reden und ich ſagte, wie ſehr ich mein ganzes Leben durch verlangt hätte, irgend etwas von dieſer Kunſt zu ſehen oder zu ſpüren; darauf verſetzte der Prieſter: zu einem ſolchen Unternehmen gehört ein ſtarkes und ſicheres Gemüth. Ich verſetzte, daß ich Stärke und Sicherheit wohl zeigen wolle, wenn ſich nur die Art und Weiſe fände, ein ſolches Werk zu unternehmen. Darauf antwortete der Prieſter: wenn dir am Anſchauen ſolcher Dinge genug iſt, ſo will ich deine Neugierde ſättigen. Wir wurden eins das Werk zu unternehmen, und eines Abends machte ſich der Prieſter bereit und ſagte mir, ich ſolle Einen, auch zwey Gefährten ſuchen. Da rief ich Vincenzio Romoli, meinen beſten Freund, und dieſer nahm einen Piſtojeſer mit ſich, der ſich auch auf die Schwarzkünſteley gelegt hatte, wir gingen zuſammen ins Coliſee, dort kleidete ſich der Prieſter nach Art der Zauberer, zeichnete Cirkel auf die Erde, mit den ſchönſten Ceremonien, die man ſich auf der Welt nur denken kann. Er hatte uns Zaffetika (Assa foetida) mitbringen laſſen, koſtbares Räucherwerk und Feuer, und auch ſchlimmes Räucherwerk. Da alles in Ordnung war machte er das Thor in den Cirkel und führte uns bey der Hand hinein, dem andern Schwarzkünſtler befahl er, das Räucherwerk nach Bedürfniß ins Feuer zu werfen, uns überließ er die Sorge, das Feuer zu unterhalten und die Specereyen darzureichen, dann fing er ſeine Beſchwörungen an, welche über anderthalb Stunden dauerten. Darauf erſchienen manche Legionen Teufel, ſo daß das Colliſeo ganz voll ward, ich beſorgte die köſtlichen Specereyen, und als der Prieſter eine ſo groſſe Menge Geiſter bemerkte, wendete er ſich zu mir und ſagte: verlange was von ihnen! ich verſetzte: ſie ſollen machen, daß ich mit meiner Sicilianerin wieder zuſammen komme.

Dieſe Nacht erhielten wir keine Antwort, ob ich gleich ſehr zufrieden über dieſe Begebenheit war. Der Negromant behauptete, wir müßten noch ein andermal hingehen und ich würde in allem, was ich verlangte, völlig befriedigt werden; aber ich müßte einen unſchuldigen Knaben mitbringen. Ich nahm einen Lehrknaben, ohngefähr zwölf Jahr alt, und berief von neuem Vincenzio Romoli, und da ein gewiſſer Agnolino Gaddi unſer Hausfreund war, nahm ich auch dieſen mit bey unſerer Unternehmung. Wir kamen an den vorigen Ort, der Negromant machte wieder ſeine Vorbereitung, und, mit derſelben, ja mit einer noch wunderſamern Ordnung, brachte er uns in den Cirkel, den er von neuem mit mehr Kunſt und Ceremonien bereitet hatte. Vincenz und Agnolino beſorgten das Räucherwerk und das Feuer, mir gab er das Pintakel in die Hand und ſagte, er würde mir die Gegenden zeigen, wohin ichs zu wenden hätte. Nun fing der Negromant die ſchrecklichſten Beſchwörungen an, er rief beym Nahmen eine Menge ſolcher Teufel, die Häupter der Legionen waren, und beſchwur ſie im Nahmen und Gewalt Gottes, des unerſchaffnen, lebendigen und ewigen, und das in hebräiſchen Worten, auch mitunter in genugſamen griechiſchen und lateiniſchen, ſo daß in kurzer Zeit Einhundertmal mehr als bey der erſten Beſchwörung erſchienen und das ganze Coliſee ſich erfüllte. Vincenzio Romoli und Gaddi unterhielten das Feuer und ſparten das koſtbare Räucherwerk nicht, und mir gab der Negromant den Rath abermals zu verlangen, daß ich mit meiner Angelika ſeyn möchte; ich that es und er wendete ſich zu mir und ſagte: hörſt du, was ſie ſprechen? in Zeit eines Monats ſollſt du bey ihr ſeyn. Darauf bat er mich von neuem, ich möchte nur feſt halten, denn es wären wohl ein Tauſend Legionen mehr, als er verlangt habe, und ſie ſeyen von der gefährlichſten Art, da ſie aber doch mein Begehren erfüllt hätten, ſo müßte man ihnen freundlich thun und ſie geduldig entlaſſen.

Nun fing das Kind, das unter dem Pintakel war, zu jammern an, und ſagte: es ſeyen ein Tauſend der tapferſten Männer beyſammen, die uns alle drohten, dann erſchienen noch vier ungeheure Rieſen, bewaffnet und mit der Gebärde, in den Creiß einbrechen zu wollen. Indeſſen ſuchte der Negromant, der vor Furcht zitterte, ſie auf die ſanfteſte und gefälligſte Art, ſo gut er konnte, zu entlaſſen. Vincenzio Romoli, der über und über zitterte, hörte nicht auf zu räuchern, ich fürchtete mich ſo ſehr als die andern, ließ mich es aber nur weniger merken, und ſprach ihnen allen Muth zu. Gewiß ich war halb todt, als ich den Negromanten in ſo groſſer Angſt ſah, das Kind hatte den Kopf zwiſchen die Knie geſteckt und ſagte: ſo will ich ſterben! denn wir kommen um, alle zuſammen. Da ſagte ich zum Knaben: dieſe Creaturen ſind alle unter uns, und was du ſiehſt iſt Rauch und Schatten, hebe nur die Augen ohne Furcht auf, das Kind blickte hin, und ſagte von neuem, das ganze Coliſee brennt und das Feuer kommt auf uns loß. Es hielt die Hände vors Geſicht, rief, es ſey todt und wollte nichts mehr ſehen! Der Negromant empfahl ſich mir, bat, ich möchte nur feſt halten, und ſtark mit Zaſſetika räuchern. Ich wendete mich zu Vincenzio und ſagte: er möge ſchnell Zaſſetika aufſtreuen! Indem ſo betrachtete ich den Agnolino, der ſo erſchrocken war, daß ihm die Augen die Quere ſtunden und er halb todt ſchien. Agnolo! rief ich, hier iſt nicht Zeit ſich zu fürchten, mache dir was zu thun, rühre dich und ſtreue ſchnell die Zaſſetika. Agnolo, indem er ſich bewegen wollte, verunreinigte ſich mit ſo heftigem Getöſe, daß die Kraft der Zaſſetika nur gering dagegen war, das Kind erhob, bey dieſem Schall und Geſtank, ein wenig das Geſicht, und da es mich lächelnd ſah, erholte es ſich ein wenig von ſeiner Furcht und ſagte: ſie zögen ſich mit Macht zurück. So blieben wir, bis die Morgenglocke zu läuten anfing, und das Kind ſagte: nur wenige ſeyen noch übrig geblieben und ſie ſtünden von Ferne. Der Negromant vollbrachte nun ſeine Ceremonien, zog ſich aus, nahm ſeinen groſſen Pack Bücher zuſammen und wir verlieſſen mit ihm auf einmal den Kreis, einer drückte ſich an den andern, beſonders hatte ſich das Kind in die Mitte gedrängt, indem es den Negromant bey der Weſte und nicht beym Ueberkleid hielt, und beſtändig, bis wir zu unſern Häuſern unter den Bänken gelangt waren, verſicherte es uns, zwey von denen, die es im Coliſee geſehen habe, ſpazierten mit groſſen Sprüngen vor uns her, und liefen bald über die Dächer bald über die Straßen. Der Negromant ſagte, ſo oft er auch ſchon in dem Kreis geweſen, ſey ihm doch niemals ſo etwas außerordentliches begegnet, er bat mich, daß ich ihm beyſtehen ſolle, ein Buch zu weihen, das uns unendliche Reichthümer bringen ſollte, denn die Teufel müßten uns die Schätze zeigen, deren die Erde voll ſey, und auf dieſe Weiſe müßten wir die reichſten Leute werden, die Liebeshändel ſeyen Eitelkeit und Narrheit, wobey nichts herauskomme. Ich verſetzte darauf: daß ich ihm gerne beyſtehen wollte, wenn ich nur Latein könnte, er aber verſicherte mich, daß mir das Latein gar nichts helfen könne, er habe gar manchen vortrefflichen Lateiner angetroffen, aber niemand von ſo geſetztem Gemüth wie ich, und ich ſolle mich nur nach ſeinem Rathe halten. So kamen wir nach Hauſe und träumten die folgende Nacht alle von Teufeln.

Sobald der Negromant des Tages darauf mich wieder ſah, ſprach er mir zu, ich möchte doch auf jenes Unternehmen eingehen, darauf fragte ich ihn, wie viel Zeit wir dazu brauchen würden, und an welchen Ort wir zu gehen hätten. Er ſagte mir, in weniger als Einem Monat würden wir fertig ſeyn, und der geſchickteſte Ort wäre in den Bergen von Norcia, zwar habe ſein Meiſter auch hier in der Nähe in den Gebirgen der Abtey Farfa eine ſolche Weihe vorgenommen, es hätten ſich aber doch ſolche Schwierigkeiten gefunden, die in den Bergen von Norcia wegfielen, auch ſeyen die Bauern daſelbſt in der Nachbar-

Iphigenie.

Höre
Mich an, geliebte Mutter. Hört mich beide.
Was tobſt du gegen den Gemahl? Kein Menſch
Muß das Unmögliche erzwingen wollen.
Das größte Lob gebührt dem wohlgemeinten,
Dem ſchönen Eifer dieſes fremden Freundes;
Du aber, Mutter, lade nicht vergeblich
Der Griechen Zorn auf dich, und ſtürze mir
Den großmuthsvollen Mann nicht in's Verderben.
Vernimm jetzt, was ein ruhig Ueberlegen
Mir in die Seele gab. Ich bin entſchloſſen,
Zu ſterben — aber ohne Widerwillen,
Aus eigner Wahl, und ehrenvoll zu ſterben!
Hör' meine Gründe an und richte ſelbſt!
Das ganze große Griechenland hat jetzt
Die Augen auf mich Einzige gerichtet.
Ich mache ſeine Flotte frei — durch mich
Wird Phrygien erobert. Wenn fortan
Kein griechiſch Weib mehr zittern darf, gewaltſam
Aus Hellas ſel'gem Boden weggeſchleppt
Zu werden von Barbaren, die nunmehr
Für Paris Frevelthat ſo fürchterlich
Bezahlen müſſen — aller Ruhm davon
Wird mein ſeyn, Mutter! Sterbend ſ[illegible] ich ſie.
Ich werde Griechenland errettet haben
Und ewig ſelig wird mein Name ſtrahlen.
Wozu das Leben auch ſo ängſtlich lieben?
Nicht dir allein — du haſt mich allen Griechen
Gemeinſchaftlich geboren. Sieh dort, ſieh

ſchaft zuverläſſige Leute, nicht ganz unerfahren in dieſen Dingen, und könnten uns, im Nothfall, wichtige Dienſte leiſten.

So überredete mich der Prieſter Negromant um ſo leichter, als ich zu ſolchen Dingen ſchon geneigt war, aber ich ſagte ihm, ich wollte zuerſt die Medaille für den Papſt fertig machen, denn ich hatte ihm und niemand anders mein Geheimniß anvertraut, auch fragte ich ihn immer, ob ich nicht in dieſer Zeit meine Sicilianerin ſehen würde? Die Zeit verging indeß, und es ſchien mir wunderbar, als ich nichts von ihr hörte. Der Negromant verſicherte mich, daß ich gewiß mit ihr zuſammen treffen würde, denn jene hielten Wort, wenn ſie auf ſolche Weiſe verſprächen, ich ſollte aber aufmerken und mich vor Händeln in acht nehmen, die ſich dabey ereignen könnten, ich ſollte lieber etwas gegen meine Natur erdulten, denn es läge eine groſſe Gefahr nicht weit, es wäre beſſer für mich, wenn ich mit ihm ginge, das Buch zu weihen, auf dieſe Weiſe würde die Gefahr vorbeygehen und wir würden beyde die glücklichſten Menſchen werden. Ich fing an mehr Luſt zu empfinden als er ſelbſt, und ſagte zu ihm: es ſey nur eben jetzt ein gewiſſer Meiſter nach Rom gekommen, Nahmens Johann da Caſtello, ein Bologneſer, ein trefflicher Mann Medaillen in Stahl zu ſchneiden, wie ich ſie auch machte, und ich wünſchte nichts mehr in der Welt, als mit ihm in die Wette zu arbeiten, mich auch ſo der Welt zu zeigen, und mit einem ſolchen Talente lieber als mit dem Schwerdte meine Feinde zu erlegen. Ich möchte aber ſagen was ich wollte, ſo hörte doch der Prieſter nicht auf mir anzuliegen und ſagte: mein Benvenuto, komm mit mir, fliehe die groſſe Gefahr, die dir bevorſteht. Ich hatte mir aber ein für allemal vorgenommen, meine Medaille zu endigen. Der Monat war bald verlaufen und ich war in meine Arbeit ſo verliebt, daß ich weder an Angelika noch an irgend etwas anderes dachte.

Eines Abends hatte ich mich zur ungewöhnlichen Zeit von meinem Hauſe nach meiner Werkſtatt begeben, woſelbſt Felix, mein Geſelle, alle Arbeiten beſorgte, ich blieb nur einen Augenblick dort, denn ich erinnerte mich, daß ich mit Herrn Alexander del Bene etwas zu reden hatte, da machte ich mich auf und als ich unter die Bänke kam, begegnete mir ein ſehr guter Freund, Herr Benedetto, er war von Florenz gebürtig, Sohn eines Blinden, der in den Kirchen betete, eines Saneſers. Dieſer Benedetto war lange in Neapel geweſen, hatte ſich darauf niedergelaſſen und beſorgte die Geſchäfte gewiſſer Handelsleute von Siena. Mein Geſelle hatte ihn öfters gemahnt, denn er war ihm Geld für einige anvertraute Ringe ſchuldig, an eben dem Tage waren ſie einander wieder begegnet und Felix hatte nach ſeiner Gewohnheit das Geld auf eine etwas rauhe Art verlangt, und zwar in Gegenwart der Herren des Benedetto, die zufällig dabey ſtanden. Da ſie vernahmen, wie ſich die Sache verhalte, ſchalten ſie ihren Factor tüchtig aus und ſagten: ſie würden ſich eines andern bedienen, denn dergleichen Händel wollten ſie nicht haben. Benedetto entſchuldigte ſich ſo gut er konnte und behauptete, er habe den Goldſchmied bezahlt, ſagte aber dabey: er ſey nicht im Stande, die Tollheit eines jeden Wahnſinnigen zu bändigen. Dieſe Herrn nahmen ſein Betragen übel und jagten ihn ſogleich weg, darauf eilte er, wüthend nach meiner Werkſtatt, vielleicht um gedachtem Felix Verdruß zu machen. Nun begab ſichs, daß wir uns grade in der Mitte von den Bänken begegneten, und ich, der von nichts wußte, grüßte ihn aufs freundlichſte, er aber antwortete mir mit vielen groben Worten. Da erinnerte ich mich ſogleich an alles, was mir der Negromant geſagt hatte, und hielt an mich was ich konnte, um dasjenige nicht zu thun, wozu ſeine Worte mich nöthigten. Herr Benedetto! ſagte ich, Bruder! entrüſtet euch nicht gegen mich, habe ich euch doch nichts zu Leide gethan! weiß ich doch nichts von dem Vorfall, habt ihr was mit Felix zu thun, ſo geht doch, ich bitte euch, und macht's mit ihm aus, er weiß am beſten, was zu antworten iſt, ihr thut mir Unrecht, da ich nichts davon weiß, mich dergeſtalt anzugreifen, um ſo mehr, da ihr wißt, daß ich der Mann nicht bin, um Beleidigungen zu erdulten.

Darauf antwortete Benedetto, ich wiſſe nun alles, er ſey der Mann, mit mir ſchon fertig zu werden, Felix und ich ſeyen zwey groſſe Lumpen.

Schon hatten ſich viele Leute verſammelt dieſen Streit anzuhören, und, gezwungen durch ſeine groben Worte, bückte ich mich ſchnell zur Erde, nahm eine Hand voll Koth, denn es hatte geregnet, und holte aus, ihn ins Geſicht zu treffen, aber er bückte ſich und ich traf ihn mitten auf den Schedel. In dem Kothe ſtack ein friſcher Stein, mit vielen ſcharfen Ecken, und mein Mann fiel ohnmächtig, für todt, auf die Erde, und jedermann, der das Blut ſo ſtark herabrieſeln ſah, hielt ihn wirklich für todt. Inzwiſchen daß einige Anſtalt machten ihn wegzutragen, kam Pompeo, der Juwelier, deſſen ich ſchon öfters erwähnt habe, und als er dieſen Mann ſo übel zugerichtet ſah, fragte er, wer ihn geliefert habe, man ſagte Benvenuto, denn dieſe Beſtie hat es an ihn gebracht. Sobald Pompeo zum Papſt kam, denn er ging wegen einiger Geſchäfte dahin, ſagte er: heiligſter Vater! Eben hat Benvenuto den Tobias erſchlagen, ich habe es mit meinen eigenen Augen geſehen. Da wurde der Papſt wüthend und ſagte zum Gouverneur, der eben gegenwärtig war, er ſolle mich fahen und am Orte, da der Todſchlag geſchehen ſey, ſogleich aufhängen laſſen.

Ich aber, da ich dieſen Unglücklichen auf der Erde ſah, dachte ſogleich mich zu retten, denn ich betrachtete die Macht meiner Feinde und was mir bey dieſer Gelegenheit gefährlich werden konnte. Ich flüchtete mich in das Haus des Herrn Johann Gaddi, um mich ſo geſchwind als möglich, mit Gott, davon zu machen. Herr Johannes rieth mir, ich ſollte nicht ſo eilig ſeyn, manchmal ſey das Uebel ſo groß nicht, als man glaubt, er ließ Herrn Hannibal Caro rufen, der bey ihm wohnte, und erſuchte ihn hinzugehen, um ſich nach der Sache zu erkundigen. Indeſſen erſchien ein römiſcher Edelmann aus dem Gefolge des Cardinal Medicis, rief mich und den Herrn Johannes bey Seite, und ſagte: ſein Herr ſchicke ihn her, der ſelbſt die Worte des Papſtes gehört habe, es ſey kein Mittel mir zu helfen, wenn ich dieſer erſten Wuth nicht entränne, ich ſolle mich ja auf kein Haus in Rom verlaſſen. Der Edelmann entfernte ſich ſogleich und Herr Johannes ſah mich mit thränenden Augen an und rief: wie traurig, daß ich kein Mittel habe dir zu helfen! Darauf ſagte ich: Mit der Hülfe Gottes will ich mir ſchon ſelbſt helfen, nur bitte ich euch, dient mir mit einem eurer Pferde. Sogleich ließ er mir ein türkiſches Pferd ſatteln, das ſchönſte und beſte, das in Rom war, ich beſtieg es und nahm eine Büchſe vor mich, um mich im Falle zu vertheidigen; da ich nach Ponte Siſto kam, fand ich die ſämmtlichen Häſcher zu Pferde und zu Fuß, ich mußte aus der Noth eine Tugend machen, herzhaft friſchte ich mein Pferd gelind an, und mit Gottes Hülfe, der ihre Augen verblendet hatte, kam ich frey durch, und ſo ſchnell ich konnte eilte ich nach Palombara zu Herrn Savelli und ſchickte von da das Pferd an Herrn Johannes zurück, ohne ihm jedoch wiſſen zu laſſen, wo ich mich befinde. Herr Savelli bewirthete mich zwey Tage aufs freundlichſte, dann rieth er mir, ich ſolle mich aufmachen und auf Neapel zugehen, bis die erſte Hitze vorüber ſey. Er ließ mich begleiten und auf die Neapolitaniſche Straße bringen, auf derſelben fand ich einen Bildhauer, meinen Freund, der Soloſmeo hieß, und nach St. Germano ging, um das Grab Peter von Medicis auf Monte Caſſino fertig zu machen. Er ſagte mir, daß noch ſelbigen Abend Papſt Clemens einen ſeiner

Kämmerer geſchickt habe, um nachfragen zu laſſen, wie ſich gedachter Tobias befinde? Der Abgeordnete habe dieſen Mann bey der Arbeit gefunden, dem nichts begegnet war, und der auch von nichts wußte. Als dieſes dem Papſt hinterbracht wurde, wendete er ſich zu Pompeo und ſagte: du biſt ein ſchlechter Menſch, aber ich verſichere dir, du haſt eine Schlange gekneipt, die dich beiſſen und dir dein Recht anthun wird, dann ſprach er mit dem Cardinal Medicis und trug ihm auf, daß er ein wenig nach mir ſehen ſolle, denn um alles wollte er mich nicht verlieren; und ſo ritten wir ſingend auf Monte Caſino. Als nun Solosmeo daſelbſt die Arbeit durchgeſehen hatte, machten wir uns auf und zogen gegen Neapel. Ohngefähr eine halbe Miglie von der Stadt kam uns ein Wirth entgegen, der uns in ſein Gaſthaus einlud, und uns verſicherte, er ſey lange Zeit mit Carl Ginori in Florenz geweſen, wenn wir bey ihm einkehrten, wolle er uns aufs beſte bewirthen. Wir wiederholten ihm öfters: daß wir mit ihm nichts wollten zu ſchaffen haben, demohngeachtet war er bald vor, bald hinter uns und wiederholte ſeine Einladung immer mit denſelbigen Worten. Endlich ward ich ſeiner Zudringlichkeit überdrüſſig, und, um ihn los zu werden, fragte ich, ob er mir nicht eine Sicilianerin, Nahmens Beatrice, nachweiſen könne, die eine Tochter habe, welche Angelika hieſſe, beyde ſeyen Curtiſanen. Der Wirth, welcher glaubte, ich habe ihn zum beſten, rief aus: Gott verdamme alle Curtiſanen und jeden, der ihnen wohl will. Darauf gab er ſeinem Pferde die Sporn und eilte von uns weg. Ich freute mich auf ſo gute Weiſe die Beſtie loß geworden zu ſeyn, aber zu gleicher Zeit machte mir die Erinnerung der groſſen Liebe, die ich zu dem Mädchen getragen hatte, nicht wenig Schmerzen. Indem ich nun mit meinem Gefährten nicht ohne manchen verliebten Seufzer von meinem Abentheuer ſprach, ſahen wir den Wirth im Gallop zurückkehren. Es ſind zwey oder drey Tage, rief er aus, daß neben meinem Hauſe ein Weib und ein Mädchen eingezogen ſind, die ſo heiſſen, ob ſie Sicilianerinnen ſind, kann ich nicht ſagen. Darauf verſetzte ich, der Nahme Angelika hat ſo groſſe Gewalt auf mich, daß ich nunmehr gewiß bey dir einkehren will. Wir folgten dem Wirth, und ſtiegen bey ihm ab, eiligſt brachte ich meine Sachen in Ordnung, ging in das benachbarte Haus, und fand meine Angelika wirklich daſelbſt, die mich mit unmäſſigen Liebkoſungen empfing, ich blieb bey ihr bis den andern Morgen, und war glücklicher als jemals. Mitten in dieſem Genuſſe fiel mir ein, daß an dieſem Tage grade der Monat um ſey, und daß ich, nach dem Verſprechen der böſen Geiſter, meine Angelika nun beſitze. Da bedenke nun jeder, der ſich mit ihnen einläßt, die groſſen Gefahren, durch die ich gegangen war.

Ob ich gleich noch jung war, ſo kannte man mich in Neapel doch auch ſchon als einen Menſchen von Bedeutung, und empfing mich aufs beſte, beſonders Herr Dominiko Fontana, ein trefflicher Goldſchmied, er ließ mich die drey Tage, die ich in Neapel war, in ſeiner Werkſtatt arbeiten, und begleitete mich, als ich dem Vicekönig aufwartete, der mich zu ſehen verlangt hatte. Ihro Exzellenz empfingen mich ſehr gnädig, und es fiel ihm ein Diamant in die Augen, den ich eben an dem Finger hatte, (zufälliger Weiſe brachte ich ihn in meinem Beutel nach Neapel, denn er war mir zum Kauf angeboten worden). Der Vicekönig verlangte ihn zu ſehen und wünſchte ihn zu beſitzen, wenn ich ihn entbehren könnte. Ich verſetzte darauf, indem ich den Ring an ſeinen Finger ſteckte, der Diamant und ich ſeyen zu ſeinem Befehl. Er verſetzte: der Diamant ſey ihm angenehm, noch angenehmer würde es ihm aber ſeyn, wenn ich bey ihm bleiben wollte, er wolle mir Bedingungen machen, mit denen ich zufrieden ſeyn würde. So ward viel höfliches hin und wieder geſprochen, zuletzt verlangte er den Preiß des Edelſteins mit Einem Worte zu wiſſen; ich verlangte zweyhundert Scudi und Ihro Exzellenz fanden die Forderung billig und ſagten, daß Ihnen der Stein um ſo lieber ſey, da ich ihn gefaßt habe, denn ſonſt könne er nicht eine ſo vortreffliche Wirkung thun; ich verſetzte darauf: der Stein ſey nicht von mir gefaßt, ich getraute mir ihm durch eine andere Faſſung noch einen viel größern Werth zu geben, ich druckte darauf, mit dem Nagel, den Stein aus dem Käſtchen, putzte ihn, und übergab ihn dem Vicekönig, er war zufrieden und erſtaunt, und gab mir eine Anweiſung, worauf mir zweyhundert Scudi ausgezahlt wurden.

Als ich nach Hauſe kam, fand ich Briefe vom Cardinal Medicis, worinn mir geſagt wurde, ich ſolle wieder nach Rom kommen, und gleich bey Ihro Eminenz Pallaſt abſteigen. Als ich meiner Angelika den Brief geleſen hatte, bat ſie mich mit herzlichen Thränen: ich möchte entweder in Neapel bleiben, oder ſie mit mir nehmen. Darauf antwortete ich, wenn ſie mit mir ginge, ſo wollte ich ihr die zweyhundert Ducaten, die ich vom Vicekönig erhalten hatte, aufzuheben geben. Da die Mutter ſahe, daß wir Ernſt machten, trat ſie herbey und ſagte: wenn du meine Angelika nach Rom führen willſt, ſo laß mir hundert Ducaten, damit ich niederkommen kann, und alsdann will ich euch nachfolgen. Ich antwortete der alten Kupplerin: dreyßig wollte ich ihr laſſen, wenn ſie meine Angelika mit mir lieſſe. Hierzu wurden wir einig und Angelika bat mich, ich ſollte ihr ein Kleid von ſchwarzem Sammt kaufen, der in Neapel wohlfeil war, auch das war ich zufrieden, ich ſchickte nach dem Sammt und kaufte ihn. Da glaubte die Alte, ich ſey nun völlig gekocht und gar, und verlangte für ſich ein Kleid, von feinem Tuche, und dergleichen für ihre Söhne, auch mehr Geld als ich ihr angeboten hatte. Darüber beklagte ich mich mit freundlichen Worten und ſagte: meine liebe Beatrice, iſt dir das nicht genug, was ich dir angeboten habe? Sie ſagte nein! darauf ſagte ich: ſo iſt es mir genug! nahm Abſchied von meiner Angelika, ſie weinte und ich lachte, wir trennten uns und ich kehrte nach Rom zurück.

Noch dieſelbe Nacht reiſte ich von Neapel weg, daß man mir nicht auflauern und mich berauben ſollte, wie es die Gewohnheit von Neapel iſt, und doch mußte ich mich, als ich auf den Steinweg kam, mit allen Leibes- und

Geiſteskräften, gegen mehrere Räuber wehren, die mir nachſtellten. Einige Tage darauf ließ ich den Solosmeo bey ſeiner Arbeit auf Monte Caſſino, und ſtieg bey dem Gaſthauſe von Adananni ab, um zu Mittag zu eſſen, nicht weit von dem Hauſe ſchoß ich nach einigen Vögeln und erlegte ſie und ein Stückchen Eiſen am Schloß meiner Büchſe verletzte mir bey dieſer Gelegenheit die rechte Hand, und ſo wenig es bedeutete, ſo gefährlich ſah es aus, weil das Blut ſehr ſtark aus der Wunde ſtrömte. Ich ſtellte mein Pferd in den Stall und ſtieg auf einen Altan, wo ich viele Neapolitaniſche Edelleute fand, die ſich eben zu Tiſche ſetzen wollten und mit ihnen ein junges Fräulein, von der größten Schönheit. Kaum war ich oben, ſo ſtieg hinter mir mein Diener, ein braver Purſche, mit einer groſſen Partiſane in der Hand, herauf, ſo daß vor uns beyden, den Waffen und dem Blute, die guten Edelleute ſo erſchracken, da ohnedem dieſer Ort für ein Spitzbubenneſt bekannt war, daß ſie vom Tiſche aufſprangen, und, mit groſſem Entſetzen, Gott um Hülfe anriefen. Lachend ſagte ich zu ihnen: Gott habe ihnen ſchon geholfen, denn ich ſey der Mann, ſie gegen jeden zu vertheidigen, der ſie angreifen wollte, und bitte nur um einigen Beyſtand, meine Hand zu verbinden. Das ſchöne Frauenzimmer nahm ihr Schnupftuch, das reich mit Gold geſtickt war, und als ich damit nicht verbunden ſeyn wollte, riß ſie es ſogleich in der Mitte durch und verband mich, mit der größten Anmuth. ſie beruhigten ſich einigermaſſen und wir ſpeiſten fröhlich. Nach Tiſche ſtiegen wir zu Pferde, und

Die Tauſende, die ihre Schilde ſchwenken,
Dort andre Tauſende, des Ruders kundig!
Entbrannt von edelm Eifer kommen ſie,
Die Schmach des Vaterlands zu rächen, gegen
Den Feind durch tapfre Kriegesthat zu glänzen,
Zu ſterben für das Vaterland. Dies alles
Macht' ich zu nichte, ich, ein einzigs Leben?
Wo, Mutter, wäre das gerecht? Was kannſt
Du hierauf ſagen? — Und alsdann —
(Sich gegen Achilles wendend.)
Soll der's
Mit allen Griechen, eines Weibes wegen,
Aufnehmen und zu Grunde gehn? Nein doch!
Das darf nicht ſeyn!" Der einz'ge Mann verdient
Das Leben mehr, als hunderttauſend Weiber.
Und will Diana dieſen Leib, werd' ich,
Die Sterbliche, der Göttin widerſtreben?
Umſonſt! Ich gebe Griechenland mein Blut.
Man ſchlachte mich, man ſchleife Trojas Veſte!
Das ſoll mein Denkmal ſeyn auf ew'ge Tage,
Das ſey mir Hochzeit, Kind, Unſterblichkeit!
So will's die Ordnung und ſo ſey's: Es herrſche
Der Grieche und es diene der Barbare!
Denn der iſt Knecht und jener frei geboren!

Chor.

Dein großes Herz zeigſt du — doch grauſam iſt
Dein Schickſal und ein hartes Urtheil ſprach Diana!

Achilles.

Wie glücklich machte mich der Gott, der dich
Mir geben wollte, Tochter Agamemnons!

reiſten in Geſellſchaft weiter; die Edelleute waren noch nicht ganz ohne Furcht, und lieſſen mich kluger Weiſe durch das Frauenzimmer unterhalten, blieben aber immer etwas zurück. Da befahl ich meinem Diener, er ſollte auch hinten bleiben, ich ritt auf meinem ſchönen Pferdchen neben dem Fräulein her, wir ſprachen von Dingen, mit denen kein Apotheker handelt, und ſo gelangte ich auf die angenehmſte Weiſe nach Rom.

Sogleich ſtieg ich bey dem Pallaſt Medicis ab, wartete dem Cardinal auf, und dankte ihm für ſeine Vorſorge, dann bat ich ihn, er möchte mich vor dem Gefängniß, und, wo möglich, vor der Geldſtrafe ſchützen. Dieſer Herr empfing mich aufs beſte und ſagte mir, ich ſolle nur ruhig ſeyn, dann wendete er ſich zu einem ſeiner Edelleute, der Tecci hieß, und ſagte ihm: er habe dem Bargell von ſeinetwegen zu bedeuten, daß er ſich nicht unterſtehen ſolle, mich anzurühren; dann fragte er: wie ſich der befinde, den ich mit dem Stein auf den Kopf getroffen? Herr Tecci ſagte: er befinde ſich ſchlimm und werde ſich noch ſchlimmer befinden, denn er habe verſichert, daß er mir zum Verdruß ſterben wolle, ſobald ich nach Rom käme. Darauf ſagte der Cardinal mit großem Lachen, konnte er uns denn auf keine andere Weiſe zeigen, daß er von Siena herſtamme? alsdann wendete er ſich zu mir und ſagte: beobachte, um meinet- und deinetwillen, den äuſſern Wohlſtand und laß dich vier oder fünf Tage unter den Bänken nicht ſehen, dann gehe hin, wohin du willſt, und die Narren mögen nach Gefallen ſterben. Ich ging nach Hauſe, um die angefangene Münze, mit dem Bild Papſt Clemens, fertig zu machen, dazu hatte ich eine Rückſeite erfunden, worauf ein Friedensbild zu ſehen war. Es war ein Weibchen mit den feinſten Kleidern angethan, die, mit der Fackel in der Hand, vor einem Haufen Kriegsrüſtungen ſtand, die wie ein Trophee verbunden waren, auch ſahe man Theile eines Tempels, in welchem die Wuth gefeſſelt war, umher ſtand die Inſchrift: Clauduntur belli portae. Inzwiſchen als ich dieſe Medaille fertig machte, war der Verwundete geneſen. Der Papſt hörte nicht auf nach mir zu fragen, und ich nahm mich auch in acht, den Cardinal Medicis zu beſuchen, denn ſo oft ich vor ihn kam, gab er mir etwas bedeutendes zu thun, wodurch ich denn immer aufgehalten wurde. Endlich nahm ſich Herr Piero Carne Secchi, ein groſſer Günſtling des Papſtes, der Sache an und ſagte mir, auf eine geſchickte Weiſe, wie ſehr der Papſt wünſchte, daß ich ihm dienen möchte. Darauf antwortete ich: daß ich in wenig Tagen Ihre Heiligkeit zeigen wolle, daß ich das nie vergeſſen noch unterlaſſen habe. Einige Tage darauf ward die Medaille fertig und ich prägte ſie in Gold, Silber und Kupfer, zeigte ſie dem Herrn Piero, der mich ſogleich bey dem Papſte einführte. Es geſchah nach Tiſche, an einem ſchönen Tage im April, der Papſt war in Belvedere und ich überreichte ihm die Münzen ſo wie die Stempel; er nahm ſie, und ſah ſogleich die groſſe Gewalt der Kunſt ein, zeigte ſie Herrn Piero und ſagte: ſind die Alten jemals ſo gut in Münzen bedient geweſen? und indeſſen die gegenwärtigen bald die Medaillen bald die Stempel beſchauten, fing ich mit der größten Beſcheidenheit zu reden an und ſagte: wenn das Geſchick, das mir unglücklicher Weiſe Ew. Heiligkeit Gnade entzog, nicht auch wieder die Folgen dieſes Unwillens verhindert hätte, ſo verlohren Ew. Heiligkeit ohne Ihre und meine Schuld einen treuen und liebevollen Diener; die böſe lügenhafte Zunge meines größten Feindes hat Ew. Heiligkeit in ſolchen Zorn verſetzt, daß Sie dem Gouverneur auf der Stelle befohlen haben, mich zu fahen und hängen zu laſſen, wäre das geſchehen, ſo hätten Ew. Heiligkeit gewiß ein wenig Reue gefühlt, denn ein Herr, gleich einem guten und tugendhaften Vater, ſoll auf ſeine Diener nicht ſo übereilt den ſchweren Arm fallen laſſen, denn hinterdrein kann die Reue nichts helfen. Gott hat dießmal den ungünſtigen Lauf der Sterne unterbrochen und mich Ew. Heiligkeit erhalten, ich bitte künftig nicht ſo leicht auf mich zu zürnen.

Der Papſt fuhr immer fort die Medaillen zu beſehen, und hörte mir mit der größten Aufmerkſamkeit zu, da aber viele groſſe Herren gegenwärtig waren, ſchämte ſich der Papſt ein wenig, und, um aus dieſer Verlegenheit zu kommen, wollte er von einem ſolchen Befehle nichts wiſſen. Da ich das merkte, fing ich von etwas anders an zu reden, und Seine Heiligkeit ſprach von den Münzen und fragte mich, wie ich ſie ſo künſtlich hätte prägen können? da ſie ſo groß ſeyen, als er ſie von den Alten niemals geſehen. Darüber ward eine Weile geſprochen, er aber ſchien zu fürchten, daß ich ihm noch einen ſchlimmern Sermon halten möchte, und ſagte: die Medaillen ſeyen ſehr ſchön und gefielen ihm wohl, nun möchte er noch eine andere Rückſeite haben, wenn es anginge. Ich verſetzte, daß ſolches gar wohl geſchehen könne, und er beſtellte ſich die Geſchichte Moſis, der Waſſer aus den Felſen ſchlägt, mit der Umſchrift: ut bibat populus, darauf ſagte er: gehe Benvenuto, ſobald du fertig biſt, ſoll auch an dich gedacht ſeyn. Als ich weg war verſicherte der Papſt, vor allen Gegenwärtigen, daß er mir reichlich wolle zu leben geben, ohne daß ich nöthig hätte, für andere zu arbeiten. Ich aber war fleißig, die verlangte neue Rückſeite fertig zu machen.

Indeſſen ward der Papſt krank, und da die Aerzte den Zuſtand für gefährlich hielten, vermehrte ſich die Furcht meines Gegners Pompeo dergeſtalt, daß er einigen Neapolitaniſchen Soldaten auftrug mir nachzuſtellen, ich hatte viele Mühe mein armes Leben zu vertheidigen. Als meine Arbeit fertig war, trug ich ſie ſogleich zum Papſte, den ich im Bett und in ſehr übeln Umſtänden fand, mit allem dem empfing er mich ſehr freundlich und wollte Münzen und Stempel ſehen. Er ließ ſich Licht und Brille reichen, allein er konnte nichts erkennen; darauf taſtete er ein wenig mit den Fingern, ſeufzte tief und ſagte zu denen, die zunächſt ſtanden: Benvenuto dauert mich! wenn ich aber wieder geſund werde, ſo ſoll vor ihn geſorgt ſeyn. In drey Tagen ſtarb der Papſt und ich hatte meine Arbeit umſonſt gethan; doch ſprach ich mir Troſt zu, denn ich war durch dieſe Medaillen ſo bekannt geworden, daß ich hoffen konnte, jeder Papſt werde mich brauchen und vielleicht beſſer belehnen. So beruhigte ich mich ſelbſt, und löſchte in meinem Sinne alles das groſſe Unrecht aus, das mir Pompeo angethan hatte, ging bewaffnet nach St. Peter, dem todten Papſt die Füſſe zu küſſen, welches nicht ohne Thränen abging, dann kehrte ich unter die Bänke zurück, um die groſſe Verwirrung zu ſehen, die bey ſolchen Gelegenheiten zu entſtehen pflegt.

Ich ſaß daſelbſt mit vielen meiner Freunde, als Pompeo in der Mitte von zehen wohlbewaffneten Männern einher kam. Er blieb gegen mir über ſtehen, als wenn er Händel anfangen wollte. Meine Freunde, brave und willige Leute, winkten mir, daß ich Hand anlegen ſollte, ich bedachte aber ſogleich, daß, wenn ich zum Degen griffe, groſſer Schaden auch für die entſtehen könnte, die nicht die mindeſte Schuld hätten, und ich dachte, es ſey beſſer, mein Leben allein daran zu wagen.

Pompeo blieb ohngefähr zwey Ave Maria ſtehen, lachte verächtlich gegen mich, und da er wegging, lachten die ſeinigen auch, ſchüttelten die Köpfe und forderten uns, durch noch mehr ſolche unartige Zeichen, heraus. Meine Geſellen wollten ſogleich Hand ans Werk legen, ich aber ſagte ihnen erzürnt: um meine Händel auszumachen brauchte ich keinen braven als mich ſelbſt, ein jeder möchte ſich um ſich bekümmern, ich wüßte ſchon was ich zu thun habe. Darüber wurden meine Freunde verdrießlich und gingen murrend hinweg. Unter ihnen war mein liebſter Freund Albertaccio del Bene, ein trefflicher Jüngling, voller Muth, und der mich wie ſich ſelbſt liebte, dieſer wußte wohl, daß ich mich nicht aus Kleinmuth geduldig gezeigt hatte, vielmehr erkannte er meine entſchloſſene Kühnheit ſehr gut, deßwegen bat er mich, im Weggehen, ich möchte ihn doch ja an allem, was ich vorhätte, Theil nehmen laſſen. Ich antwortete ihm: Albertaccio, geliebteſter unter allen meinen Freunden, es wird die Zeit kommen, da ich deiner Hülfe bedarf, aber in dieſem Falle, wenn du mich liebſt, bekümmere dich nicht um mich und mache, daß du fortkommſt. Dieſe Worte ſagte ich ſchnell. Indeſſen waren meine Feinde, aus den Bänken, langſam auf einen Kreutzweg gekommen, wo die Straſſe nach verſchiedenen Gegenden führt, und das Haus meines Feindes Pompeo war in der Gaſſe, die grade nach Campo di fiore geht, er war wegen einiger Geſchäfte bey einem Apotheker eingetreten, und ich hörte unterwegs, daß er ſich ſeiner Aufführung gegen mich gerühmt habe. Da war es denn auf alle Weiſe ſein reines böſes Schickſal, daß er, eben als ich an die Ecke kam, aus der Apotheke heraus trat; ſeine Braven hatten ſich aufgethan und ihn ſchon in die Mitte genommen. Da drang ich durch alle hindurch, ergriff einen kleinen, ſpitzigen Dolch und faßte ihn bey der Bruſt, mit ſolcher Schnelle und Sicherheit des Geiſtes, daß ihm keiner zu Hülfe kommen konnte, ich ſtieß ihm nach dem Geſicht, das er vor Schrecken wegwendete, daher traf ich ihn unter dem Ohr, wohin ich ihm zwey einzige Stiche verſetzte, ſo daß er beym zweyten mir todt in die Hände fiel. Das war nun freylich meine Abſicht nicht, denn ich wollte ihn nur tüchtig zeichnen, aber wie man ſagt: Wunden laſſen ſich nicht meſſen. Ich nahm den Dolch mit der linken Hand und zog mit der rechten den Degen, mein Leben zu vertheidigen, da waren alle ſeine Begleiter mit dem todten Körper beſchäftigt, keiner wendete ſich gegen mich, keiner zeigte das mindeſte Verlangen mit mir zu rechten; ſo zog ich mich allein durch Strada Julia zurück und überlegte, wohin ich mich flüchten wollte.

Ich war kaum dreyhundert Schritte gegangen, als mich Pilotto der Goldſchmied, mein groſſer Freund, einholte und ſagte: Lieber Bruder! da das Uebel geſchehen iſt, ſo laß uns ſehen, wie wir dich retten können! Darauf ſagte ich: gehn wir zu Albertaccio del Bene, dem ich vor kurzem geſagt habe, es werde eine Zeit kommen, in der ich ſeiner bedürfe. Wir kamen zu ihm, und er empfing mich mit unſchätzbaren Liebkoſungen, und bald erſchienen die vornehmſten Jünglinge aller Nationen, die nur in den Bänken wohnten, ausgenommen die Mailänder, und alle erboten ſich, ihr Leben zu meiner Rettung dran zu ſetzen; auch Herr Ludwig Rucellai ſchickte dringend zu mir, ich ſolle mich ſeiner auf alle Weiſe bedienen. Eben ſo thaten mehrere Männer ſeines gleichen, denn alle ſegneten mich, ſie waren ſämmtlich überzeugt, daß er mir allzugroſſen Schaden zugefügt habe, und hatten ſich oft über die Geduld, womit ich ſeine Feindſchaft ertrug, verwundert.

In demſelben Augenblick hatte Cardinal Cornaro den Handel erfahren und ſchickte mir aus eigner Bewegung, dreyſſig Soldaten mit Partiſanen, Piken und Büchſen, die mich ſicher in mein Haus begleiten ſollten. Ich nahm das

Erbieten an und ging mit ihnen fort und wohl noch einmal ſo viel junge Leute begleiteten mich. Sobald Herr Trajano, der Verwandte des Entleibten, erſter Kämmerer des Papſtes, die Sache erfuhr, ſchickte er zum Cardinal Medicis einen Mailändiſchen Edelmann, der das groſſe Uebel, das ich angerichtet hatte, erzählen, und Seine Eminenz auffordern ſollte, mich nach Verdienſt zu beſtrafen. Der Cardinal antwortete ſogleich: ſehr übel hätte Benvenuto gethan, das geringe Uebel nicht zu thun! Dankt Herrn Trajano, daß er mich von dem, was ich nicht wußte, benachrichtiget hat. Dann wandte er ſich zu dem Biſchoff von Trulli und ſagte: ſeht euch ſorgfältig nach meinem Benvenuto um und bringt mir ihn hierher! ich will ihn vertheidigen und ſchützen, und wer was gegen ihn unternimmt, hat es mit mir zu thun. Der Mailänder ging ſehr beſchämt weg, und der Biſchoff eilte mich aufzuſuchen. Er ging zum Cardinal Cornaro und ſagte: der Cardinal Medicis ſchicke nach Benvenuto und wolle ihn in ſeine Verwahrung nehmen. Der Cardinal Cornaro, der etwas ſeltſam und rauh wie ein Bär war, antwortete, voll Zorn, daß er mich eben ſo gut als der Cardinal Medicis verwahren könne. Darauf ſagte der Biſchoff: er wünſche mich nur über einige andere Angelegenheiten zu ſprechen, der Cardinal aber verſicherte ihn, daß heute daraus nichts werden könne.

Der Cardinal Medicis war hierüber äuſſerſt aufgebracht; ich ging daher die folgende Nacht heimlich und wohlgeleitet zu ihm, und bat ihn, er möchte gnädigſt geruhen, mich in dem

Haus des Cornaro zu laſſen, da doch dieſer ſich ſo lebhaft meiner angenommen habe. Ihre Eminenz würden mir dadurch einen neuen Freund in meinen Nöthen erwerben, übrigens aber dächte ich Denenſelben nichts vorzuſchreiben. Er antwortete mir: ich möchte thun, was ich für gut hielte, und ſo kehrte ich in das Haus des Carnaro zurück.

(1534.)

Wenig Tage darauf ward Cardinal Farneſe zum Papſte erwählt, und als er die wichtigſten Sachen beſorgt hatte, verlangte er nach mir und ſagte: ich allein ſolle ihm ſeine Münzen machen; darauf ſagte einer ſeiner Edelleute, ich ſey wegen eines Mordes flüchtig, den ich an einem Mailänder, Pompeo, begangen, und trug dabey die Urſachen, die mich zu dieſer That bewogen hatten, ſehr günſtig vor. Ich wußte den Tod des Pompeo nicht, verſetzte der Papſt, aber die Urſachen des Benvenuto wußte ich wohl, deßwegen fertigt mir ſogleich einen Freybrief aus, der ihn völlig ſicher ſtelle. Dabey war ein Mailänder, ein Freund des Pompeo, gegenwärtig, welcher zum Papſte ſagte: es iſt nicht rathſam, in den erſten Tagen Eurer Regierung ſolche Verbrechen zu begnadigen. Darauf wendete ſich der Papſt heftig zu ihm und ſagte: das verſteht ihr nicht! ihr müßt wiſſen, daß Männer, wie Benvenuto, die einzig in ihrer Kunſt ſind, ſich an die Geſetze nicht zu binden haben, um ſo mehr, als ich ſeine Urſachen weiß. So ward mir der Schutzbrief ausgeſtellt, und ich fing ſogleich an für ihn zu arbeiten.

Herr Latino Juvenale kam zu mir und trug mir auf, ich ſolle die Münzen für den Papſt machen; da ſetzten ſich alle meine Feinde in Bewegung, mich daran zu verhindern, ich aber ließ mich nicht ſtören und machte die Stempel zu den Scudi, worauf ich die halbe Figur St. Pauls abbildete, mit der Unterſchrift: vas electionis, dieſe Münze gefiel weit mehr als die andern, die man mit mir um die Wette gearbeitet hatte, ſo daß der Papſt ſagte: er wolle von keinem weiter hören, ich allein ſolle ſeine Münzen arbeiten; ſo war ich friſch daran und Herr Latino Juvenale, der den Auftrag hatte, führte mich ein bey dem Papſte. Ich hätte gern das Decret wegen der Münze wieder gehabt, allein da ließ er ſich einreden und ſagte: ich müßte erſt wegen des Todſchlags begnadigt ſeyn, und das könnte am Feſt der heiligen Marien, im Auguſt, durch den Orden der Caporioni von Rom geſchehen, denn man pflege dieſem alle Jahre zu dieſem Feſt zwölf Verbannte zu ſchenken, indeſſen ſollte mir ein anderer Freybrief ausgefertigt werden, damit ich bis auf jene Zeit ruhig ſeyn könne.

Da meine Feinde ſahen, daß ſie mich auf keine Weiſe von der Münze abhalten konnten, ſo nahmen ſie einen andern Ausweg. Pompeo hatte dreytauſend Ducaten Ausſteuer einer natürlichen Tochter hinterlaſſen, und man wußte es dergeſtalt einzuleiten, daß ein gewiſſer Favorit des Herrn Peter Ludwigs, des Sohns unſers neuen Papſtes, ſie zum Weibe nahm. Dieſer Günſtling war von geringer Herkunft und von gedachtem Herrn erzogen worden, wenig

Glückſel'ges Griechenland, ſo ſchön errettet!
Glückſelig du, durch ein ſo großes Opfer
Geehrt! Wie edel haſt du da geſprochen!
Wie deines Vaterlandes werth! Der ſtarken
Nothwendigkeit willſt du nicht widerſtreben.
Was einmal ſeyn muß, muß vortrefflich ſeyn.
Je mehr dies ſchöne Herz ſich mir entfaltet,
Ach, deſto feuriger lebt's in mir auf,
Dich als Gemahlin in mein Haus zu führen.
O ſinn' ihm nach. So gern thät' ich dir Liebes
Und führte dich als Braut in meine Wohnung.
Kann ich im Kampfe mit den Griechen dich
Nicht retten — o beim Leben meiner Mutter!
Es wird mir ſchrecklich ſeyn. Erwäg's genau.
Es iſt nichts Kleines um das Sterben!

Iphigenie.

Meinen
Entſchluß bringt kein Beweggrund mehr zum Wanken.
Mag Tyndars Tochter, herrlich vor uns allen,
Durch ihre Schönheit Männer gegen Männer
In blut'gem Kampf bewaffnen — meinetwegen
Sollſt du nicht ſterben, Fremdling! Meinetwegen
Soll Niemand durch dich ſterben! Ich vermag's,
Mein Vaterland zu retten. Laß mich's immer!

Achilles.

Erhabne Seele — ja! Iſt dies dein ernſter
Entſchluß, ich kann dir nichts darauf erwidern.
Warum, was Wahrheit iſt, nicht eingeſtehn?
Du haſt die Wahl des Edelſten getroffen!
Doch dürfte die gewaltſame Entſchließung

erhielt er daher von dieſen Geldern, denn der Herr hatte Luſt ſich ihrer ſelbſt zu bedienen, dagegen trieb die Frau ihren Mann: er ſollte ſeinem Herrn anliegen, daß man mich einfinge. Der Herr verſprach es zu thun, ſobald nur die Gunſt des Papſtes ſich ein wenig würde vermindert haben. So vergingen zwey Monate, der Diener verlangte ſeine Mitgift, der Herr wollte nichts davon hören, ſagte aber deſto öfter zu ihm, und beſonders zu der Frauen: daß er gewiß den Vater rächen wolle. Ich wußte zwar etwas davon, doch verfehlte ich nicht dem Herrn aufzuwarten, und er zeigte mir die größte Gunſt. Von der andern Seite hatte er dem Bargell befohlen, mich einzufangen, oder mich durch irgend jemand umbringen zu laſſen.

Um nun ein oder das andere zu erreichen übertrug der Bargell einem ſeiner Soldaten, einem gewiſſen korſiſchen Teufelchen, die Sache ſobald abzuthun als möglich, und meine andern Feinde, beſonders Herr Trajan, hatten dem kleinen Korſen ein Geſchenk von hundert Scudi verſprochen, der verſicherte, daß er leichter nicht ein friſches Ey austrinken wolle. Als ich dieſen Anſchlag vernommen hatte, war ich auf meiner Hut, und ging meiſt in guter Geſellſchaft und im Harniſch, wie ich dazu die Erlaubniß hatte. Der Korſe, geitzig genug, dachte das Geld nur ſo einzuſtreichen, und die Sache für ſich abzuthun, ſo daß ſie mich eines Tages, im Nahmen des Herrn Ludwigs, rufen lieſſen. Ich ging eilig, weil er mir von einigen groſſen ſilbernen Gefäſſen geſprochen hatte, die er wollte machen laſſen, doch hatte ich meine gewöhnliche Waffen angelegt und ging ſchnell durch die Strada Julia, wo ich um dieſe Zeit niemand zu finden glaubte. Als ich am Ende war und mich nach dem Pallaſt Farneſe umwenden wollte, und, nach meiner Gewohnheit, mich nach der mittlern Straße hielt, ſah ich den Korſen, der aufſtand, ſich mir in den Weg zu ſtellen, ich war gefaßt, nahm mich zuſammen, ging langſam und hielt mich nach der Mauer, um dem Korſen Platz zu machen und mich beſſer zu vertheidigen. Auch er zog ſich wieder gegen die Mauer, wir waren einander ziemlich nah und ich ſah in ſeinem ganzen Betragen, daß er mir was unangenehmes erzeigen wollte, und daß er glaubte, weil er mich allein ſah, könnte es ihm gelingen, deswegen fing ich an zu reden und ſagte: tapfrer Soldat, wenn es Nacht wäre, ſo könntet ihr ſagen, ihr hättet mich für einen andern genommen, da es aber Tag iſt, ſo wißt ihr wer ich bin. Einer der mit euch nichts zu thun gehabt habt, einer der euch nie etwas zu leide that, der aber auch nicht viel vertragen kann. Darauf blieb er mit kühner Gebärde vor mir ſtehen und ſagte: er verſtehe nicht, was ich ſage. Darauf verſetzte ich: ich weiß recht gut, was ihr wollt und was ihr ſagt, aber euer Vorhaben iſt ſchwerer und gefährlicher, als ihr denkt, und könnte euch vielleicht mißlingen; bedenkt, daß ihr mit einem Manne zu thun habt, der ſich gegen hundert wehren würde, und daß euer Vorhaben ſich für keinen braven Soldaten ſchickt. Indeſſen war ich wohl auf meiner Hut, und wir hatten uns beyde verfärbt. Schon waren viele Leute herzugetreten, welche wohl merkten, daß unſere

Worte von Eiſen waren, und da mein Gegner ſeine Gelegenheit nicht fand, ſagte er: wir ſehen uns ein andermal wieder; darauf verſetzte ich: brave Leute ſeh ich immer gerne wieder, und den, der ihnen gleicht. So ging ich weg, den Herrn aufzuſuchen, der aber nicht nach mir geſchickt hatte. Als ich in meine Werkſtatt kam, ließ mir der Korſe durch einen beyderſeitigen Freund ſagen: ich brauche mich vor ihm nicht mehr in acht zu nehmen, denn wir wollten gute Freunde ſeyn, aber ich könnte mich nicht genug vorſehen, denn es hätten mir wichtige Männer den Tod geſchworen, ich ließ ihm danken und nahm mich in acht, ſo gut ich konnte. Wenige Tage darauf vertraute mir ein Freund: Herr Peter Ludwig habe Befehl und Auftrag gegeben, daß man mich noch dieſen Abend gefangen nehmen ſolle. Darüber beſprach ich mich mit einigen Freunden, die mir zur Flucht riethen, und weil man mich um Ein Uhr in der Nacht gefangen nehmen ſollte, nahm ich um dreyundzwanzig Poſtpferde und eilte nach Florenz.

So hatte Herr Peter Ludwig, da dem Korſen der Muth gefallen war, die Sache auszuführen, aus eigner Macht und Gewalt den Befehl gegeben, mich gefangen zu nehmen, nur damit er die Tochter des Pompeo beruhigen möchte, die ſich nach ihrer Mitgift erkundigte, und da nun auch dieſer letzte Anſchlag nicht gelang, ſo erſann er einen andern, von dem wir zu ſeiner Zeit reden wollen.

(Die Fortſetzung folgt.)

II.

Die Zauberin.

Theokrits zweite Idylle.

Bringe mir raſch Buhlzauber, o Theſtylis! bringe mir Lorbern!
Wind' um den hölzernen Becher die purpurne Blume des Schafes!
Daß ich meinen Geliebten, der hart mich quälet, beſchwöre:
Der mir ſchon zwölf Tage, der Elende! nimmer erſcheint,
Und kaum weiß, ob todt wir bereits ſind, oder noch lebend,
Nie an der Thür auch lermte, der Flatterer! Anderswohin traun!
Lenkte ſein Herz ihm Eros zur Untreu', und Afrodite!
Hingehen werd' ich am Morgen zu Timagetos dem Ringer,
Jenen zu ſchaun, und zu rügen mit Vorwurf, was er mir anthut!

Jezo beſchwör' ich ihn in Beſchwörungen! Aber, Selena,
Leuchte mir ſchön; dir heb' ich, o Himmliſche, leiſen Geſang an!
Drunten der Hekate auch, die winſelnde Hunde verſcheuchet,
Wann durch Grüfte der Todten und dunkeles Blut ſie einhergeht!
Hekate, Heil! Graunvolle! Sei uns bis zum Ende Geſellin;
Kräftige hier den Zauber nicht weniger, als Perimedens,
Als der Kirke Gemiſch, und als der blonden Medeia!
Zieh, umrollender Kreiſel, den Mann mir zurück in die Wohnung!
Schrot ja zehret zuerſt die Altarglut. Auf denn, geſtreuet,
Theſtylis! Unglücksdirne, wohin doch entflog der Verſtand dir?
Bin ich vielleicht, Unholdin, auch dir ein Gelächter geworden?
Streu', und ſage dazu: Hier ſtreu' ich Delfis Gebeine!
Zieh, umrollender Kreiſel, den Mann mir zurück in die Wohnung!
Mich hat Delfis gequält: ich will auf Delfis den Lorber
Brennen. Wie jezo das Reis mit lautem Gekrach ſich entzündet,
Plözlich ſodann aufflammt, daß ſelbſt nicht Aſche geſehn wird:

Alſo müß' auch Delfis das Fleiſch in der Lohe zerſtäuben!
Zieh, umrollender Kreiſel, den Mann mir zurück in die Wohnung!
Wie dies wächſerne Bild mit günſtigem Dämon ich ſchmelze,
Alſo ſchmelz' in Liebe ſofort der Myndier Delfis!
30. Und wie die eherne Rolle durch Kypriens Macht ſich herumdreht,
Alſo drehe ſich jener herum an unſerer Pforte!
Zieh, umrollender Kreiſel, den Mann mir zurück in die Wohnung!
Jezo die Kleie gebrannt! Dir, Artemis, weicht in dem Hades
Selbſt der demantene Fels, und was noch ſonſt unverrückt ſtarrt.
35. Theſtylis, horch in der Stadt das Hundegeheul! O die Göttin
Trit in den Dreiweg ein! Auf, rege die hallenden Erze!
Zieh, umrollender Kreiſel, den Mann mir zurück in die Wohnung!
Schaue doch! Still nun ruhet das Meer, ſtill ruhen die Winde!
Mir nur ruhet er nicht im innerſten Buſen der Jammer!
40. Ganz in Glut für jenen zerloder' ich, welcher mich Arme
Statt der Gattin gemacht zur ausgeſchändeten Jungfrau!

Zieh, umrollender Kreiſel, den Mann mir zurück in die Wohnung!
Dreimal ſpreng' ich des Tranks, und dreimal, Herrliche, ruf' ich:
Ob ihn eine Geliebte beſelige, ob ein Geliebter;
45. Schnell betäube das Herz ihm Vergeſſenheit, ſo wie in Dia
Theſeus, ſagt man, vergaß der lockigen Braut Ariadne!
Zieh, umrollender Kreiſel, den Mann mir zurück in die Wohnung!
Fern in Arkadia wächſt Hippomanes, welches die Füllen
Alle zur Wut auf den Bergen und hurtige Stuten entflammet.
50. Schauet' ich ſo auch Delfis, und ſtürmt' er daher in die Wohnung,
Einem Raſenden gleich, aus dem ſchimmernden Hofe der Ringer!
Zieh, umrollender Kreiſel, den Mann mir zurück in die Wohnung!
Dieſer Streif der Verbrämung entſank dem Gewande des Delfis;
Jezo werd' er zerrauft, und geſchnellt in die ſtürmiſche Flamme!
55. Wehe mir! tückiſcher Eros, wie haſt du das Blut aus den Adern,
Angeſchmiegt, wie ein Igel des Sumpfs, mir alles geſogen!
Zieh, umrollender Kreiſel, den Mann mir zurück in die Wohnung!

Dieſen zerſtampfeten Molch zum Gifttrunk bring' ich dir morgen.
Theſtylis, jezo empfah das Gemengſel allhier, und beſalbe
60. Jenem oben die Schwelle, woran mir immer anjezt noch
Hängt das gefeſſelte Herz; allein nichts achtet er meiner!
Sage dann, ſpüzend darauf: Hier ſalb' ich Delfis Gebeine!
  Zieh, umrollender Kreiſel, den Mann mir zurück in die Wohnung!
Nun allein und verlaſſen, woher bewein' ich die Liebe?
65. Welches zuerſt wehklag' ich? Wer ſchuf dies Jammergeſchick mir?
Jüngſt ging, tragend den Korb, des Eubulos Tochter Anaxo
Uns in der Artemis Hain; dort führten ſie andres Gewildes
Viel in feſtlichem Zug', auch eine gewaltige Löwin.
Denke, woher die Liebe mir nahete, hohe Selene!
70. Auch die thrakiſche Amme Teucharila, [ruhe ſie ſelig!]
Damals meines Gemachs Anwohnerin, bat und beſchwur mich,
Anzuſchauen den Zug: und ich unſeliges Mädchen
Folgete, ſchön nachſchleppend ein Kleid von feurigem Byſſos,

Prachtvoll drüber gehüllt das Mäntelchen von Klevriſta.
75. Denke, woher die Liebe mir nahete, hohe Selene!
Schon beinah um die Mitte des Wegs, am Hauſe des Lykon,
Sah ich Delfis zugleich und Eudamippos einher gehn.
Jugendlich ſproßt' ihr Kinn, wie die goldne Blum' Helichryſos;
Beiden auch glänzte die Bruſt weit herrlicher, als du Selene,
80. Weil ſie eben gekehrt von der Ringſchul' edeler Arbeit.
  Denke, woher die Liebe mir nahete, hohe Selene!
O wie ich ſah, wie ich tobte! wie ſchwang ſich im Wirbel der Geiſt mir
Elenden! Ach die Reize verblüheten; nicht des Gepränges
Achtet' ich dort annoch; ſelbſt nicht, wie zu Hauſ' ich gekommen,
85. Weiß ich; nein ich erkrankte, vom brennenden Fieber verzehret;
Zehn der Tag' auf dem Lager, und zehn der Nächte verſeufzt' ich!
  Denke, woher die Liebe mir nahete, hohe Selene!
Und mir ward das Geſicht bleichgelb, wie die Farbe des Thapſos;
Auch die Haare vom Haupt entſchwanden mir; übrig zuletzt war

90. Haut nur noch und Gebein. Bei wem nicht ſucht' ich Geneſung?
Welches Mütterchens Haus, das Beſchwörungen konnte, verſäumt' ich?
Doch ward nichts mir gehoben; die Zeit nur enteilete fliehend.
Denke, woher die Liebe mir nahete, hohe Selene!
Und ſo redet' ich endlich zur Dienerin lautere Worte:
95. Auf nun, Theſtylis, finde mir Rath für die ſchreckliche Krankheit.
Ganz beherrſcht mich Verlorne der Myndier. Aber o gehe
Ihn zu erſpähn dorthin zu Timagetos dem Ringer;
Denn da pflegt er Verkehr, da mag er gerne verweilen.
Denke, woher die Liebe mir nahete, hohe Selene!
100. Und ſobald du allein ihn antriffſt, winke verſtohlen;
Sag' ihm dann: Simätha begehrt dich zu ſprechen! und bring' ihn.
Alſo ſprach ich, ſie ging, und brachte den glänzenden Jüngling
Mir in das Haus, den Delfis. Allein wie ich eben ihn ſahe
Ueber die Schwelle der Thüre mit leichterem Fuße ſich ſchwingen,
105. Denke, woher die Liebe mir nahete, hohe Selene!

Dich noch gereu'n; drum halt' ich Wort und werde
Mit meinen Waſſenbrüdern am Altar
Dir nahe ſtehn — kein müß'ger Zeuge deines Todes,
Dein Helſer vielmehr und dein Schutz. Wer weiß,
Wenn nun der Stahl an deinem Halſe blinkt,
Ob dich des Freundes Nähe nicht erfreuet?
Denn nimmer werd' ich's dulden, daß dein Leben
Ein allzuraſch gefaßter Vorſatz kürze.
Jetzt führ' ich dieſe —

(Auf ſeine Bewaffneten zeigend.)

nach der Göttin Tempel;
Dort findeſt du mich, wenn du kommſt.

(Er geht ab.)

Sechſter Auftritt.

Iphigenie. Clytemneſtra. Der Chor.

Iphigenie.

Nun, Mutter! —
Es netzen ſtille Thränen deine Augen?

Clytemneſtra.

Und hab' ich etwa keinen Grund zu weinen?
O ich Unglückliche!

Iphigenie.

Nicht doch! Erweichen
Mußt du mich jetzt nicht, Mutter! Eine Bitte
Gewähre mir!

Ganz nun, mehr wie der Schnee, erkaltet' ich; und von der Stirne
Tröpfelte nieder der Schweiß, gleich rinnendem Thaue des Morgens.
Keinen Laut auch zwang ich hervor, ſelbſt nicht wie im Schlafe
Wimmernden Laut aufſtöhnen zur lieben Mutter die Kindlein:
110. Starr wie ein Püppchen von Wachs war rings der blühende Leib mir.
Denke, woher die Liebe mir nahete, hohe Selene!
Als mich geſehn der Verſtockte: den Blick zur Erde geſenket,
Sezt' er ſich hin auf den Seſſel, und redete ſitzend die Worte:
Traun, mir eilteſt du vor nicht weniger, als ich, Simätha,
115. Neulich im Lauf voreilte dem anmutsvollen Filinos,
Da du in deine Behauſung mich nöthigteſt, eh ich daher kam.
Denke, woher die Liebe mir nahete, hohe Selene!
Selbſt auch wär' ich gekommen, ja trauteſter Eros! gekommen,
Samt drei Freunden bis vier, dein Liebender, gleich in der Dämmrung,
120. Tragend die goldenen Aepfel des Dionyſos im Buſen,
Und auf dem Haupt Weißpappel, den heiligen Sproß des Herakles,

Rings umher durchwunden mit purpurfarbigen Bändern.
Denke, woher die Liebe mir nahete, hohe Selene!
Hättet ihr wohl mich empfangen; o Seligkeit! denn ein gewandter
Werd' ich genannt, und ein ſchöner, im Kreis der Jugendgenoſſen.
Schon genug, wenn ich einzig den lieblichen Mund dir geküſſet.
Hättet ihr, mich abweiſend, die Pforte geſperrt mit dem Riegel;
Sicherlich wären auch Beil' und brennende Fackeln gekommen.
Denke, woher die Liebe mir nahete, hohe Selene!
Dank nun, Dank bekenn' ich zuerſt der erhabenen Kypris
Schuldig zu ſeyn; nächſt Kypris entraffeſt mich du aus dem Feuer,
Süßes Weib, mich hieher in die trauliche Kammer beſcheidend,
Mich ſchon halb verſenkten; denn Eros zündet ja wahrlich
Oft noch entflammtere Glut, wie der Liparäer Hefäſtos.
Denke, woher die Liebe mir nahete, hohe Selene!
Er mit verderblicher Wut hat die Jungfrau ſelbſt aus der Kammer,
Auch die Vermählte geſcheucht, das Bette noch warm zu verlaſſen,

Ihres Gemahls: So ſprach er; und ich ſchnellgläubige faßt' ihm
Leiſe die Hand, und zog ihn heran zum ſchwellenden Lager.
140. Bald ward Leib an Leib wie von Sonnen erwärmt, und das Antliz
Glühete mehr denn zuvor, und wir flüſterten hold mit einander.
Daß ich nicht zu lange dir plaudere, liebe Selene;
Siehe, geſchehn war die That, und wir freuten uns beide des Wunſches.
Nie ward mir von jenem ein Vorwurf, ehe kaum geſtern,
145. Noch ihm einer von mir. Nun kam zum Beſuche die Mutter
Meiner guten Filiſta, der Flöterin, und der Melixo,
Heute, ſobald am Himmel empor ſich ſchwangen die Roſſe,
Von dem Okeanos tragend die roſenarmige Eos.
Und viel anderes erzählte ſie mir, und wie Delfis verliebt ſei.
150. Aber ob jezt ein Mädchen ihn feſſele, oder ein Jüngling,
Wußte ſie nicht ſo genau; dies eine nur: immer zum Taumel
Schwelgt' er im Nektar der Lieb', und zulezt entflattert' er treulos.
Auch umhäng' er mit Kränzen, erzählte ſie, jenem die Wohnung.

Dieſes that die Freundin mir kund; und die Freundin iſt wahrhaft.
Denn wohl dreimal vordem und viermal pflegt' er zu kommen,
Oft bei mir hinſezend das Doriſche Krüglein mit Salböhl.
Nun ſind ſchon zwölf Tage, ſeitdem ich ihn nimmer geſehen.
Hat er nicht andere Luſt ſich geſucht, und unſer vergeſſen?
Jezo mit Liebeszauber beſchwör' ich ihn. Aber wofern er
Mehr mich betrübt; bei den Mören! an Aides Thor ſoll er klopfen!
Solch ein verderbliches Gift bewahr' ich ihm, mein' ich, im Käſtlein,
Wie ein aſſyriſcher Fremdling, o Herrſcherin, mich es gelehret.
Lebe nun wohl, und hinab zum Okeanos lenke die Roſſe,
Herrliche! Ich will tragen mein Elend, wie ich begonnen!
Lebe denn wohl, o Selene, du glänzende! Lebet auch ihr wohl,
Sterne, ſo viel den Wagen der ruhigen Nacht ihr begleitet!

III.

Szenen aus Shakeſpeare.

Der Sturm.

Erſter Aufzug.

Zweyter Auftritt.

ezauberte Inſel, vor Proſpero's Zelle. Proſpero und Miranda treten auf.

Miranda.
Wenn eure Kunſt, mein liebſter Vater, ſo
Die wilden Fluten toben hieß, ſo ſtillt ſie.
Der Himmel, ſcheint es, würde Schwefel regnen,
Wenn nicht die See, die Stirn der Veſte ſchlagend,
Das Feuer löſchte. O ich litt mit ihnen,
Die ich ſo leiden ſah: ein wackres Schiff,
Das ohne Zweifel edle Weſen trug,
In Stücke ganz zerſchmettert! O der Schrey
Ging mir an's Herz: die Armen! keine Rettung!
Wär' ich ein mächt'ger Gott, ich hätte lieber
Die See verſenket in der Erde Schooß,
Als ſo das gute Schiff verſchlingen laſſen,
Samt aller ſeiner Mannſchaft.

Proſpero.

Faſſe dich!
Nichts mehr von Angſt! Sag deinem weichen Herzen,
Es ſey kein Leid geſchehn!

Miranda.

Weh über ſie!

Proſpero.

Kein Leid. Ich thats aus Sorge nur für dich,
Für dich, du Theure, dich, geliebte Tochter,
Die, unbekannt mit ſich, nicht weiß, woher
Ich ſtamm', und daß ich viel was höhers bin
Als Proſpero, Herr einer armen Zelle
Und dein nicht gröſſrer Vater.

Miranda.

Mehr zu wiſſen
Kam nie mir in den Sinn.

Proſpero.

Nun iſt es Zeit
Dir mehr zu offenbaren. Hilf mir erſt
Mit deiner Hand den Zaubermantel ab.
(Er legt den Mantel nieder.)
Da lieg nun, meine Kunſt! Du, trockne dir
Die Augen, tröſte dich. Das grauſe Schauſpiel
Des Schiffbruchs, ſo dein innerſtes Gefühl
Erſchüttert hat, hab' ich mit ſolcher Vorſicht
Durch meine Kunſt ſo ſicher angeordnet,
Daß keine Seel' — daß keiner Kreatur
Im ganzen Schiff auch nur ein Haar gekrümmt iſt,
Obwohl du ſchreyn ſie hörteſt, ſinken ſahſt.
Komm, ſetze dich! Du mußt nun mehr erfahren.

Miranda.

Oft wolltet ihr mir ſagen, was ich bin;
Doch brach't ihr ab, ließt mich vergebens forſchen
Und ſchloſſet immer: wart! noch nicht!

Proſpero.

Die Stund' iſt da,
Ja die Minute fodert dein Gehör.

Gehorche denn: merk auf! Entſinnſt du dich
Der Zeit, eh wir in dieſe Zelle kamen?
Du kannſt es, glaub' ich, kaum: denn damahls warſt du
Noch nicht drey Jahr' alt.

Miranda.

Ja, ich kanns, mein Vater.

Proſpero.

Schwebt dir von andern Häuſern, andern Menſchen
Noch etwas vor? Sag' irgend mir ein Bild,
Das dir im Sinne blieb.

Miranda.

Es iſt weit hin,
Und eher wie ein Traum, als wie Gewißheit,
Die mein Gedächtniß aufſagt. Hatt' ich nicht
Vier Frauen oder fünf zur Wartung einſt?

Proſpero.

Die hatteſt du, mein Kind, und mehr, doch ſage,
Wie kömmt's, daß dieß in deiner Seele lebt?
Was ſiehſt du ſonſt im dunklen Hintergrunde
Der Zeit? Erinnerſt du dir irgend was
Vor deiner Ankunft hier, ſo kannſt du auch
Noch wiſſen, wie du kamſt.

Miranda.

Doch weiß ichs nicht.

Proſpero.

Zwölf Jahre ſind es her, zwölf Jahr, Miranda,
Da war dein Vater Meilands Herzog, war
Ein mächt'ger Fürſt.

Miranda.

Seyd ihr denn nicht mein Vater?

Proſpero.

Ein Weib von Ehr' und Zucht war deine Mutter,
Sie ſagte mir, du ſeyſt es, und dein Vater
War Meilands Herzog: du, ſein einzig Kind,
Warſt Erbin und Prinzeſſin.

Miranda.

Lieber Himmel,

Welch böſer Streich, daß wir von dannen mußten,
Wie? oder war es glücklich?

Proſpero.

Beydes, Liebe.
Ein böſer Streich verdrängt' uns, wie du ſagſt,
Doch unſer gutes Glück half uns hieher.

Miranda.

O wie das Herz mir blutet, wenn ich denke,
Wie viel Beſchwer ich damahls euch gemacht,
Wovon ich nichts mehr weiß! Beliebts euch, weiter?

Proſpero.

Antonio, mein Bruder und dein Oheim —
Ich bitte dich, gieb Achtung! — Daß ein Bruder
So treulos konnte ſeyn! Er, welchen ich
Nächſt dir vor aller Welt am meiſten liebte,
Und ihm des Landes Führung übertrug.
Es war der Herzogthümer Krone damahls
Und Proſpero der Fürſten; dafür galt er
Der Würde nach, und in den freyen Künſten
Ganz ohne Gleichen. Da ich dieſer mich
Allein befliß, ließ ich den Bruder walten,
Und wurde meinem Lande fremd, vertieft
Und wie verloren in geheimes Grübeln.
Dein falſcher Oheim — aber merkſt du auf?

Miranda.

Mit allen Sinnen, Vater.

Proſpero.

So bald er ausgelernt, wie man Geſuche
Gewähret, wie abſchlägt; wen man muß erhöhn,
Und wen als einen üpp'gen Schößling fällen;
So ſchuf er die Geſchöpfe meiner Macht
Von neuem, tauſchte, modelte ſie um.
Durch dieſes Spiel mit Aemtern und Beamten
Stimmt' er ein jedes Herz im Staat zur Weiſe,
Die ſeinem Ohr gefiel. Er war das Epheu nun,
Das meinen königlichen Stamm verſteckt

Und ausgeſogen meine Säfte hatte. —
Du merkſt nicht auf.

Miranda.

Ich thu es, beſter Vater.

Proſpero.

Ich bitte dich, gieb Achtung. Daß ich ſo
Mein zeitlich Theil verſäumte, ganz der ſtillen
Betrachtung mich ergab, und mein Gemüth
Durch das zu adeln ſuchte, deſſen Werth,
Wenn es nicht ſo verborgen wär, die Schätzung
Der Menſchen überſtieg: dieß, ſag' ich, weckte
In meinem falſchen Bruder arge Luſt:
Und mein Vertraun, gleich einem guten Vater,
Erzeugte Tück' in ihm, ſo ausgezeichnet,
In ihrer Art, als mein Vertrauen war,
Das keine Gränzen kannte. Er alſo,
Von dem Ertrage meiner Renten Herr,
Und allem ſonſt, was meiner Macht gebührte:
Wie einer, der durch öft'res Wiederhohlen
Der eignen Lüge ſein Gedächtniß ſo
Zum Sünder macht, daß es für wahr ſie hält:
Er glaubte nun, er ſey der Herzog wirklich,
Weil er ihn ganz vertrat, und, mit dem Schmuck
Der Hoheit angethan, ein jedes Vorrecht übte.
Das nährte ſeinen Ehrgeiz — Hörſt du auch?

Miranda.

Ein Tauber müßt' auf die Geſchichte horchen.

Proſpero.

Um keinen Damm nun zwiſchen dieſer Rolle
Und dem zu ſehn, für welchen er ſie ſpielte,
Wollt' er durchaus der unumſchränkte Herr
Von Meiland ſeyn. Mich armen Mann — mein Bücherſaal
War Herzogthums genug — mich hält er nun
Für weltliche Regierung ungeſchickt,
Verbündet ſich dem König von Neapel
Zu jährlichem Tribut und Huldigung, (ſo dürſtet
Nach Herrſchaft ihn:) will ſeinen Fürſtenhut

Vor deſſen Krone neigen, und das Land,
Ein freyes Herzogthum — ach, armes Meiland! —
Zu ſchnödem Dienſt erniedrigen.

Miranda.

O Himmel!

Proſpero.

Hör', was er ſich bedungen, und den Ausgang;
Dann ſag mir, ob das wohl ein Bruder war?

Miranda.

Ich ſündigte, wenn ich von eurer Mutter
Nicht würdig dächte: ſchlechte Söhne trug
Schon mancher edle Schooß.

Proſpero.

Nun die Bedingung.
Der König, der mein alter Todfeind war,
Horcht gern auf das Begehren meines Bruders;
Und dieſes war: für die gelobten Punkte
Von Huldigung, von Zins, ich weiß nicht mehr wie viel,
Mich und die Meinen gleich vom Herzogthum
Zu bannen, und des ſchönen Meilands Lehen
Und Würden meinem Bruder zu verleihn.
Als drauf Antonio ein Heer Verräther
Geworben, öffnet' er in einer Nacht,
Erleſen zu der That, die Thore Meilands;
Und in der Finſterniß und Stille riſſen
Die Diener des Verraths mich haſtig fort,
Und dich, ein weinend Kind.

Miranda.

Ach, welch ein Jammer!
Ich, der es unbewußt, wie ich geweint,
Will jetzt von neuem weinen; der Gedanke
Erpreßt mir Thränen.

Proſpero.

Hör ein wenig weiter,
So komm' ich auf die Sach', um die uns jetzt
Zu thun iſt: ohne ſie wär die Geſchichte
Sehr unnütz angebracht.

Clytemneſtra.

Entdecke ſie, mein Kind!
Die Mutter findeſt du gewiß.

Iphigenie.

Verſprich mir,
Dein Haar nicht abzuſchneiden, auch kein ſchwarzes
Gewand um dich zu ſchlagen —

Clytemneſtra.

Wenn ich dich
Verloren habe? Kind, was forderſt du?

Iphigenie.

Du haſt mich nicht verloren — Deine Tochter
Wird leben und mit Glorie dich krönen.

Clytemneſtra.

Ich ſoll mein Kind im Grabe nicht betrauern?

Iphigenie.

Nein, Mutter! Für mich gibt's kein Grab.

Clytemneſtra.

Wie das?
Führt nicht der Tod zum Grab?

Iphigenie.

Der Tochter Zevs
Geheiligter Altar dient mir zum Grabe.

Clytemneſtra.

Du haſt mich überzeugt. Ich will dir folgen.

Iphigenie.

Beneide mich als eine Selige,
Die Segen brachte über Griechenland.

Clytemneſtra.

Was aber hinterbring' ich deinen Schweſtern?

Miranda.

Warum erſchlugen
Sie uns nicht gleich?

Proſpero.

Ja, Mädchen! gut gefragt:
Was ich erzählet, heiſcht die Frage. Liebe,
Sie wagten nicht (ſo liebte mich mein Volk)
Der That ſolch blutig Siegel aufzudrücken,
Und übertünchten den verruchten Anſchlag.
Sie riſſen uns an eines Schiffleins Bord,
Dann in die See hinaus; da nahmen ſie
Ein faul Geripp von Boot, ganz abgetakelt:
Kein Segel, Maſt noch Tau: ſogar die Ratzen hatten
Sich fortgemacht: ſo ſtießen ſie uns aus,
Zu weinen ins Gebrüll der See, den Winden
Zu ſeufzen, deren Mitleid, wiederſeufzend,
Nur ſchonend Weh uns that.

Miranda.

Ach, welche Noth
Hab' ich euch da gemacht!

Proſpero.

O nein! du warſt
Ein holder Engel, der mir Rettung bot.
Du lächelteſt, beſeelt mit Muth vom Himmel,
Wenn ich, die See mit ſalzen Tropfen tränkend,
Die Laſt mit Aechzen trug; und das verlieh
Mir feſten Duldersinn, daß ich gefaßt
Auf jeden Anfall war.

Miranda.

Wie kamen wir an Land?

Proſpero.

Durch Gottes Lenkung.
Wir hatten etwas Speiſ' und friſches Waſſer,
Das uns ein edler Neapolitaner,
Gonzalo, zur Vollführung dieſes Plans
Ernannt, aus Milde gab, nebſt reichen Kleidern,
Nebſt Leinwand, Zeug und allerlei Geräth,

Das uns gar viel genützt. Auch da er wußte
Ich liebe meine Bücher, ſtellt' er mir
Mit freundlicher Geſinnung Schriften zu
Aus meiner Sammlung, die ich höher ſchätze
Als wie mein Herzogthum.

Miranda.

O könnt' ich einſt
Den Mann doch ſehen!

Proſpero.

Nun erheb' ich mich.
Bleib ruhig, hör das Ende unſrer Seenoth.
Wir landeten auf dieſem Eiland; hier
Hab' ich, dein Meiſter, weiter dich gebracht,
Als andre Prinzen können, die mehr Muße
Für eitlen Zeitvertreib, und Lehrer haben,
Die minder eifrig ſind.

Miranda.

Der Himmel lohn' es euch.
Und nun, ich bitt' euch, (denn es tobt noch ſtets
Mir im Gemüth) aus welchem Grunde habt
Ihr jetzt den Sturm erregt?

Proſpero.

Noch dieſes wißt.
Durch wunderbare Schickung hat das Glück,
Jetzt meine holde Freundin, meine Feinde
An dieſen Strand gebracht; und meine Kunde
Der Zukunft lehrt mich, daß mein Zenith ſich
Dem günſtigſten Geſtirn verknüpft: verſäum' ich's,
Und buhle jetzt um deſſen Einfluß nicht,
So wird nachher mein Glücksſtand nimmer grünen. —
Nun halt mit Fragen inne; du biſt ſchläfrig:
Die Müdigkeit iſt heilſam, gieb ihr nach.
Ich weiß, es bleibt dir keine Wahl. —

(Miranda ſchläft ein.)

Herbey,
Mein Diener! komm! Ich bin nunmehr bereit.
Mein Ariel, erſcheine!

(Ariel tritt auf.)

Ariel.

Heil, großer Weiſer! Heil dir, mein Gebieter!
Ich komme, deinen Winken zu begegnen.
Sey's Fliegen, Schwimmen, mich in Flammen tauchen,
Auf krauſen Wolken ſchweben: ſchalten kann
Dein Machtgebot mit Ariel, und Allem
Was ſein Vermögen leiſtet.

Proſpero.

Haſt du, Geiſt,
Genau den Sturm vollbracht, den ich dir auftrug.

Ariel.

Aufs Haar genau. Ich enterte das Schiff
Des Königs; jetzt am Schnabel vorn, im Bauch,
Auf dem Verdeck, in jeglicher Kajüte,
Flammt' ich Entſetzen: bald zertheilt' ich mich
Und brannt' an vielen Stellen: auf dem Maſt,
An Stang' und Bogſpriet flammt' ich abgeſondert,
Floß dann in eins. Zeus Blitze, die Verkünder
Des furchtbarn Donnerſchlags, fliehn nicht ſo reiſſend
Dem Blick voraus; das Feuer, das Geknall
Des losgebrannten Schwefels ſchien den ſtarken
Neptunus zu belagern; machte beben
Die kühnen Wogen, ja erſchütterte
Den mächt'gen Dreyzack ſelbſt.

Proſpero.

Mein wackrer Geiſt! —
Wer war ſo feſt, ſo ſtandhaft, daß der Aufruhr
Ihm nicht den Sinn verwirrte?

Ariel.

Keine Seele,
Die nicht von Fieberwuth ergriffen ward,
Und Streiche der Verzweiflung ſpielte. Alle,
Bis auf die Schiffer, ſtürzten ſich vom Schiff,

Das ganz in Glut ſtand, in der Fluten Schaum.
Der Sohn des Königs, Ferdinand, ſein Haar
Emporgeſträubt, wie Binſen, nicht wie Haar,
Sprang allererſt, ſchrie: ledig iſt die Hölle
Und alle Teufel hier!

Proſpero.

Schön, lieber Geiſt!
Doch war dieß nah beym Strand?

Ariel.

Ganz nah, mein Meiſter.

Proſpero.

Sind ſie in Sicherheit?

Ariel.

Kein Haar gekränkt,
Kein Fleck an ihren Kleidern, die empor
Sie trugen; friſcher glänzen ſie vielmehr.
Wie du befahlſt, zerſtreut' ich ſie in Rotten
Rings um die Inſel her: den Sohn des Königs
Bracht' ich allein ans Land. Da ſitzt er nun
In einem unbeſuchten Winkel, kühlt
Die Luft mit Seufzern, ſchlingt die Arme ſo
Trübſelig in einander.

Proſpero.

Sag, was thateſt
Du mit dem Schiff des Königs, den Matroſen,
Und mit dem Reſt der Flotte?

Ariel

Sicher liegt
Des Königs Schiff in jener tiefen Bucht,
Wo du einmahl mich aufzurufen haſt
Um Mitternacht, dir von den ſtets beſtürmten
Bermudas Thau zu hohlen. Die Matroſen
Verließ ich, in den Raum des Schiffs gepackt,
Wo nebſt der ausgeſtandnen Müh mein Zauber
Sie tief in Schlaf verſenkt. Der Flotte Reſt,
Die ich zerſtreut, hat wieder ſich vereint,
Und fährt nun auf der Mittelländ'ſchen Welle

Voll Trauer heim nach Napel,
Im Glauben, daß des Königs Schiff geſcheitert,
Und er ſein hohes Leben eingebüßt.

Proſpero.

Mein Auftrag, Ariel, iſt ganz erfüllt;
Doch giebts noch mehr zu thun. Was iſt die Zeit
Am Tage?

Ariel.

Mittag iſt vorbey?

Proſpero.

Zwey Stunden
Zum wenigſten. Die Zeit von hier bis ſechs
Bedürfen wir zum koſtbarſten Gebrauch.

Ariel.

Mehr Arbeit noch? Weil du mir Mühe giebſt,
So muß ich dich an dein Verſprechen mahnen,
Das du noch nicht erfüllt.

Proſpero.

Nun? Wetterlaunig?
Was kannſt du wohl verlangen?

Ariel.

Meine Freyheit.

Proſpero.

Eh deine Zeit zu End' iſt? Schweig!

Ariel.

O bitte!
Bedenk, mein Dienſt war aller Ehren werth,
Ich log dir nie was vor, verſah dir nichts,
Und murrt' und ſchmollte niemahls. Du verſprachſt mir
Erlaſſung eines vollen Jahrs.

Proſpero.

Vergißt du
Von welcher Qual ich dich befreyte?

Ariel.

Nein.

Proſpero.

Du thuſt's, und denkſt Wunder, was es ſey,

Zu waden in der ſalzen Tiefe Schlamm,
Zu rennen auf dem ſcharfen Wind des Nordens,
Im Schooß der Erde Dienſte zu verrichten,
Wenn ſie vom Froſte ſtarrt.

Ariel.

Fürwahr nicht, Herr.

Proſpero.

Du lügſt, boshaftes Ding! Vergaßeſt du
Die Hexe Sycorax, die Neid und Alter
Gekrümmt wie einen Reif? Vergaßeſt du?

Ariel.

Nein, Herr.

Proſpero.

Ja, ſag' ich! Sprich: wo war ſie her?

Ariel.

Aus Algier, Herr.

Proſpero.

Ha, ſo? Ich muß dir Einmahl
In jedem Mond vorhalten, was du warſt:
Denn du vergißt es. Die verruchte Hexe,
Die Sycorax, ward für unzähl'ge Frevel
Und Zaubereyn, wovon zu hören ſchon
Den Menſchen graut, aus Algier, wie du weißt,
Verbannt: Sie ließen ihr, um Eines willen,
Das ſie gethan, das Leben noch. Nicht wahr?

Ariel.

Ja, Herr.

Proſpero.

Die Unholdin ward ſchwanger hergebracht,
Hier ließen ſie die Schiffer. Du, mein Sklav,
(So nennſt du ſelbſt dich) warſt ihr Diener damahls,
Allein da du, ein allzuzarter Geiſt
Ihr ſchnödes fleiſchliches Geheiß zu thun,
Dich ihrem großen Werk entzogſt, verſchloß ſie
Mit ihrer ſtärkern Diener Hülfe dich,
In ihrem unerbittlich wildem Zorn,
In einer Fichte Spalt; ein Dutzend Jahre

Hielt dieſe Kluft dich peinlich eingeklemmt.
Sie ſtarb in dieſer Zeit und ließ dich da,
Wo dein Geſtöhn in Einem fort erſcholl,
Wie Mühlenräder klappern. Damahls ward
Von keiner menſchlichen Geſtalt dieß Eiland
Geſchmückt, bis auf ein ſcheckig Wechſelbalg,
Den Sohn, den ſie hier warf.

Ariel.

Ja, Caliban ihr Sohn.

Proſpero.

So ſag' ich, dummes Ding! Der Caliban,
Der jetzt mir dienen muß. Du weißt am beſten
In welcher Marter ich dich fand. Dein Stöhnen
Durchdrang der niegezähmten Bären Bruſt,
Und machte Wölfe heulen: für Verdammte
War dieſe Qual gemacht, die Sycorax
Nicht wieder löſen konnte: meine Kunſt,
Als ich hieher kam und dich hörte, hieß
Die Fichte gähnen und befreyte dich.

Ariel.

Geliebter, habe Dank!

Proſpero.

Murrſt du noch mehr,
So ſpalt' ich einen Eichbaum, nagle dich
In ſeinen knot'gen Eingeweiden feſt,
Bis du zwölf Winter durchgeheult.

Ariel.

Verzeih!
Gern, Meiſter, will ich auf Befehle lauſchen
Und artig ſpuken.

Proſpero.

Thu's, und in zwey Tagen
Entlaß ich dich.

Ariel.

Das ſprach mein edler Meiſter.
Was ſoll ich thun? o ſag', was ſoll ich thun?

Proſpero.

Geh, nimm die Bildung einer Meeresnymphe,
Nur dein und mein Geſicht erkenne dich.
Sonſt allen Augen mach dich unſichtbar.
Nimm die Geſtalt, und komm verwandelt wieder.
Geh! fort! mit Eil! (Ariel ab.)
(Zu Miranda.) Erwache, liebes Herz!
Erwache: du haſt wohl geruht. Erwache!

Miranda.

Das Wunderbare der Erzählung machte
Mir Müdigkeit.

Proſpero.

Verjage ſie! Wir wollen
Zu meinem Sklaven Caliban, der nie
Uns freundlich Antwort giebt.

Miranda.

Er iſt ein Böſewicht,
Ich mag nicht gern ihn ſehn.

Proſpero.

Doch wie's nun ſteht,
Iſt er uns nöthig: denn er macht uns Feuer,
Holt unſer Holz, verrichtet mancherley
Das Nutzen bringt. He, Sklave! Caliban!
Du Erdkloß! ſprich!

(Caliban drinnen.)

Es iſt Holz genug im Hauſ.

Proſpero.

Ich ſage, komm heraus! Es giebt was anders
Für dich zu thun. Schildkröte, komm heraus!
(Ariel erſcheint in der Geſtalt einer Waſſernymphe.)
Ah, ſchönes Luftbild! Schmucker Ariel,
Hör' insgeheim! (Flüſtert ihm ins Ohr.)

Ariel.

Mein Fürſt, es ſoll geſchehn.
(ab.)

Proſpero.

Du ſchnöder Sklave, den der Teufel ſelbſt
Mit deiner Rabenmutter zeugt'! Heraus!

(Caliban kömmt.)

So gift'ger Thau, als meine Mutter je
Von faulem Moor mit Rabenfedern ſtrich,
Fall' auf euch beyd'! Euch blaſ' ein hitz'ger Süd
Den ganzen Leib voll Ausſchlag!

Proſpero.

Dafür reißt es,
Verlaß dich drauf, zu Nacht dir in den Gliedern;
Den Odem hemmt dir Seitenſtechen: Igel
So lang die öde Nacht es zuläßt, ſollen
An dir den Kitzel büßen; zwicken ſolls
So dicht wie Zell' an Zell' im Honigwaben dich,
Und ärger jeder Biß als Bienenſtacheln.

Caliban.

Ich muß zu Mittag eſſen. Dieſes Eiland,
Das du mir nimmſt, iſt mein von Sycorax,
Von meiner Mutter. Wie du erſtlich kamſt,
Da ſtreicheltest du mich, und thateſt lieb,
Gabſt Waſſer mir mit Beeren drein, und lehrteſt
Mich Nahmen für das groß' und kleine Licht
Des Tages und der Nacht: da liebt' ich dich
Und wies dir alles, was die Inſel trägt:
Salzbrunnen, Quellen, fruchtbar Land und dürres.
Verflucht, daß ich es that! Behex' euch aller Plunder
Der Sycorax, Kreuzſpinnen, Käfer, Kröten!
Denn ich allein bin euer dienend Volk,
Mein eigner König ſelbſt: und ſperrt mich hier
In dieſen harten Felſen, und verwehrt
Den Reſt des Eilands mir.

Proſpero.

Verworfner Lügner!
Der Schläge nur, nicht Güte fühlt! Ich pflegte,
Koth, der du biſt! dich menſchlich; ließ dich wohnen

In meiner eignen Zell', bis du getrachtet
Der Ehre meines Kinds Gewalt zu thun.

Caliban.

Hoho! Ich wollt' es wär geſchehn. Du kamſt
Mir nur zuvor, ich hätte ſonſt die Inſel
Mit Calibans bevölkert.

Proſpero.

Schnöder Sklav,
In welchem keine Spur des Guten haftet,
Zu allem Böſen fähig! Ich erbarmte
Mich deiner, gab mir Müh zum Sprechen dich
Zu bringen, lehrte dich in jeder Stunde
Dieß oder jenes. Da du, Wilder, ſelbſt
Nicht wußteſt was du wollteſt, ſondern nur
Höchſt viehiſch kollerteſt, verſah ich dich
Mit Worten, deine Meynung kund zu thun.
Doch deiner wilden Art, obwohl du lernteſt,
Hing etwas an, das edlere Naturen
Nicht um ſich leiden konnten: darum wardſt du
Verdienter Weiſ' in dieſen Fels geſperrt,
Da du noch mehr verdient als ein Gefängniß.

Caliban.

Ihr lehrtet Sprache mich, und mein Gewinn
Iſt, daß ich weiß zu fluchen. Frieſel plag' euch
Für euren Unterricht!

Proſpero.

Fort, Hexenbrut!
Schaff Holz herbey! Sey hurtig, rath' ich dir,
Um mehr noch abzuthun. Du ziehſt Geſichter, Unhold?
Wenn du verſäumſt, wenn du mit Unluſt thuſt
Was ich befehle, foltr' ich dich mit Gichtern,
Und rüttle dir die Knochen. Brüllen ſollſt du,
Daß Beſtien erzittern vor dem Lerm.

Caliban.

Nein, bitte! laß! (Für ſich.) Ich muß gehorchen.
So ſtark iſt ſeine Kunſt, ſie zähmte wohl

Iphigenie.

Auch ſie laß keinen Trauerſchleier tragen.

Clytemneſtra.

Darf ich die Schweſtern nicht mit einem Worte
Der Liebe noch von dir erfreuen?

Iphigenie.

Mög'
Es ihnen wohlergehen! — Dieſen da
(Auf Oreſtes zeigend.)
Erziehe mir zum Mann!

Clytemneſtra.

Küſſ' ihn noch einmal,
Zum Letztenmale!

Iphigenie (ihn umarmend).

Liebſtes Herz! Was nur
In deinen kleinen Kräften hat geſtanden,
Das haſt du redlich heut' an mir gethan!

Clytemneſtra.

Kann ich noch etwas Angenehmes ſonſt
In Argos dir erzeigen?

Iphigenie.

Meinen Vater,
Und deinen Gatten — haſſ' ihn nicht!

Clytemneſtra.

O, der
Soll ſchwer genug an dich erinnert werden!

Iphigenie.

Ungern läßt er für Griechenland mich bluten.

Clytemneſtra.

Sprich: hinterliſtig, niedrig, ehrenlos,
Nicht, wie es einem Sohn des Atreus ziemet!

Selbſt meiner Mutter Gott, den Setebos,
Und legt' ein Joch ihm auf.

Proſpero.

So, Sklave: fort! (Caliban ab.

Ferdinand erſcheint im Hintergrunde.
Ariel ſpielt und ſingt unſichtbar.

Ariels Lied.

Geiſter, kommt auf dieſen Strand!
Fügt Hand in Hand!
Wenn ihr küſſend euch verneigt,
(Die See nun ſchweigt)
Hüpft behende dort und hier,
Liebe Geiſter, ſingt mit mir!
Horch! horch!
Chor. (zerſtreute Stimmen). Wau! wau!
Es bellt der Hund:
Chor. Wau! wau!
Horch! horch!
Der Hahn thut ſeine Wache kund,
Er kräht: Kikeriki!

Ferdinand.

Wo iſt wohl die Muſik? Auf Erden? in der Luft?
Sie ſpielt nicht mehr; gewiß, ſie richtet ſich
Nach einem Gott der Inſel. Wie ich ſaß
Am Hügel, meines Vaters Schiffbruch weinend,
Da ſchlich ſie bey mir über die Gewäßer,
Und lindert ihre Wuth und meinen Jammer
Mit ſüßer Melodie: ich folgt' ihr dann,
Sie zog vielmehr mich nach: nun iſt ſie fort.
Da hebt ſie wieder an.

Ariels Lied.

Tief im Meeresgrund gefallen,
Liegt dein Vater wohl bewahret.
Sein Gebein wird zu Korallen,
Jedes Aug 'ne Perle zart.
Alles wird an ihm erhalten,
Muß ſich köſtlich umgeſtalten.

Nymphen läuten ſtündlich ihm
Todtenglöcklein: Bim! bim! bim!
Chor. Bim! bim! bim!

Ferdinand.

Das Liedchen ſpricht von meinem todten Vater.
Dieß iſt kein ſterblich Thun; der Ton gehört
Der Erde nicht: jetzt hör' ich droben ihn.

Proſpero.

Zieh deiner Augen zarten Vorhang auf,
Und ſag, was ſiehſt du dort?

Miranda.

Was iſts? ein Geiſt?
O Himmel, wie's umher blickt! Glaubt mir, Vater,
Eine feine Bildung hats, doch 's iſt ein Geiſt.

Proſpero.

Nein, Kind, es ißt und trinkt, hat ſolche Sinne,
Wie wir, ganz ſo. Der Knabe, den du ſiehſt,
War bey dem Schiffbruch, und entſtellt' ihn Gram,
Der Schönheit Wurm, nicht etwas, möchteſt du
Ihn wohlgebildet nennen. Er verlohr
Die Schiffsgefährten, und, ſie aufzuſinden,
Schweift er umher.

Miranda.

Ich möcht' ein göttlich Weſen
Ihn nennen, denn ich ſah in der Natur
Nie ſo was edles.

Proſpero beyſeite.

Wie ich ſehe, gehts
Nach meines Herzens Wunſch. (Zu Ariel.) Geiſt, lieber Geiſt!
Dafür entlaſſ' ich in zwey Tagen dich.

Ferdinand.

Gewiß die Göttin, welcher die Muſik
Zu Ehren ſpielt. — Vergönnet meinem Wunſch
Zu wiſſen, ob ihr auf der Inſel wohnt?
Geruht mich anzuweiſen, wie ich hier
Mich muß betragen; meiner Bitten erſte,

Zuletzt geſagt, iſt dieſe: ſchönes Wunder!
Seyd ihr ein Mädchen oder nicht?

Miranda.

Kein Wunder,
Doch ſicherlich ein Mädchen.

Ferdinand.

Meine Sprache! Himmel!
Ich bin der Höchſte derer, die ſie reden,
Wär' ich, wo man ſie ſpricht.

Proſpero.

Der Höchſte? wie?
Was wärſt du, wenn der König von Neapel
Dich hörte?

Ferdinand.

Was ich jetzo bin, ein Weſen,
Erſtaunt, daß du von Napels König ſprichſt.
Er hört mich, und das iſts, warum ich weine;
Ich bin es ſelbſt, und ſah mit dieſen Augen,
Die ſtets ſeitdem geflutet, wie der König,
Mein Vater, unterging.

Miranda.

O Jammer!

Ferdinand.

Ja,
Samt allen ſeinen Rittern; auch der Herzog
Von Meiland und ſein guter Sohn.

Proſpero.

Der Herzog
Und ſeine beßre Tochter könnten dich
Zu Schanden machen, wär' es Zeit dazu. —
(Bey Seite zu Ariel.)
Beym erſten Anblick tauſchten ſie die Augen. —
Mein zarter Ariel, für dieſen Dienſt
Entlaß ich dich. — (Zu Ferdinand.) Ein Wort, mein Herr! Ich fürchte
Ihr habt euch ſelbſt herabgeſetzt: Ein Wort!

Miranda.
Warum ſo hart mein Vater ſpricht? Dieß iſt
Der dritte Mann, den ich geſehn, der erſte
Für den ich ſeufzte. Ach, gewönne Mitleid,
Wie mich, den Vater!

Ferdinand.
Seyd ihr unvermählt,
Und euer Herz noch frey, ſo mach' ich euch
Zur Königin von Napel.

Proſpero.
Still, Herr! Noch ein Wort! —
(Für ſich.) Sie ſind einander hingegeben, doch
Ich muß den ſchnellen Handel ſchwierig machen,
Damit der leichte Sieg nicht das Gewicht
Des Sieges mindre. — Noch ein Wort! Ich ſag' dir,
Begleite mich! Du ſchleichſt auf dieſer Inſel
Dich ein wie ein Spion, mir, ihrem Herrn,
Sie abzunehmen.

Ferdinand.
Nein, bey meiner Ehre!

Miranda.
Nichts Böſes kann in ſolchem Tempel wohnen.
Hat ein ſo ſchönes Haus der böſe Geiſt,
So werden gute Weſen ſich bemühn
Bey ihm zu wohnen.

Proſpero.
Folge mir! — Du, ſprich
Nicht mehr für ihn, 's iſt ein Verräther. — Komm,
Ich will dir Hals und Fuß zuſammen ketten;
Seewaſſer ſey dein Trank; zur Speiſe geb' ich
Dir Wurzeln, Muſcheln aus dem Bach, und Hülſen,
Worin die Eichel wächſt. Komm, folge!

Ferdinand.
Nein!
Ich will die Schmach nicht dulden, bis mein Feind
Mich überwältigt. (Zieht den Degen.)

Miranda.
O mein lieber Vater,
Verſucht ihr nicht zu raſch! Er iſt ja ſanft
Und nicht gefährlich.
Proſpero.
Seht mir, will das Ey
Die Henne meiſtern? — Steck den Degen ein!
Du drohſt, doch wagſt du keinen Streich, Verräther:
So drückt dir Schuld auf dem Gewiſſen. Komm
Von deinem Poſten! Sieh, ich kann dich hier
Mit dieſem Stab' entwaffnen, daß die Wehr
Dir aus den Händen fällt.
Miranda.
Ich bitt' euch, Vater!
Proſpero.
Fort! häng' dich nicht an meine Kleider!
Miranda.
Gnade!
Ich ſage gut für ihn.
Proſpero.
Kein Wort mehr! Schweig!
Ich müßte ſonſt dich ſchelten, wo nicht haſſen.
Wortführerin für einen Schurken? Wie?
Du denkſt, es ſey ſonſt niemand ſo geſtaltet,
Weil du nur ihn und Caliban geſehn.
Du thörigt Mädchen! Mit den meiſten Männern
Verglichen, iſt er nur ein Caliban,
Sie Engel gegen ihn.
Miranda.
So hat in Demuth
Mein Herz gewählt: denn einen ſchönern Mann
Zu ſehn, begehrt es nicht.
Proſpero zu Ferdinand.
Gehorche mir!
Komm! deine Sehnen ſind aufs neu im Stande
Der Kindheit, ihrer Kraft beraubt.

Ferdinand.
Das ſind ſie.
Gefeſſelt ſind mir, wie in einem Traum,
Die Lebensgeiſter. Meines Vaters Tod,
Die Schwäche, die ich fühle, den Verluſt
Von allen Freunden, dieſes Mannes Drohn
Von dem ich unterjocht bin, trüg' ich leicht
Dürft' ich nur Einmahl Tags aus meinem Kerker
Dieß Mädchen ſehn! Mag Freyheit alle Winkel
Der Erde ſonſt gebrauchen: Raum genug
Hab' ich in ſolchem Kerker

Proſpero.
Komm! — (**Für ſich.**) Es wirkt.
(**Zu Ariel.**) Gut ausgerichtet, lieber Ariel!
Begleite mich! Vernimm, was ſonſt zu thun!
(**Flüſtert ihm ins Ohr.**)

Miranda.
Beruhigt euch! Mein Vater, Herr, iſt beſſer
Geſinnt als wie er ſpricht; was er euch that,
Iſt ſeine Sitte nicht.

Proſpero laut zu Ariel.
Du ſollſt ſo frey
Wie Wind' auf Bergen ſeyn: doch thu auch Wort für Wort,
Was ich dir aufgetragen.

Ariel.
Jede Sylbe.

Proſpero.
Komm, folge! — Sprich du nicht für ihn. (**Alle ab.**)

IV.

Ein Nachtrag zu der Unterſuchung über Idealiſten und Realiſten.

Aus Platons Theätetus

(S. 113—124. ed. Bip.)

Socrates.

So kommen wir, mein Theodorus, von einem Gegenſtande der Unterſuchung auf den andern, von dem wichtigen auf den minder wichtigen.

Theodorus. Wir haben ja Muße genug dazu, Socrates.

Socrates. Das iſt auch wahr. Ich habe wirklich oft ſchon, und vorzüglich heute die Bemerkung gemacht, mein Beſter, wie ſehr es in der Natur der Sache liege, daß diejenigen, welche ſich lange mit dem Studium der Philoſophie beſchäftigen, als Redner in öffentlichen Geſchäften eine lächerliche Rolle ſpielen.

Theodorus. Wie verſtehſt du das?

Socrates. Die, welche ſich von früher Jugend an auf Gerichts- und andern öffentlichen Plätzen herumgetummelt haben, ſehen aus, als ob ſie wie Sklaven, und

und die hingegen, welche ſich der Philoſophie und dergleichen Studien widmeten, als ob ſie in Vergleichung mit jenen wie Freygeborne erzogen wären.

Theodorus. In wie ferne?

Socrates. In ſo ferne, daß die letztern, wie du ſagteſt, immer Muße haben, und ihre Unterſuchungen in Ruhe und mit Bequemlichkeit anſtellen können. Gerade wie wir jetzt ſchon zum drittenmal auf einen neuen Gegenſtand der Unterſuchung gekommen ſind, ſo machen es auch ſie, wenn ihnen, wie jetzt uns, ein neuer Gegenſtand beſſer gefällt als die eigentlich obwaltende Frage, und bekümmern ſich nicht, ob ſie auf einem längern oder kürzern Wege zum Ziele gelangen, wenn nur Wahrheit dabey herauskömmt. Jene hingegen dürfen ſich beym Reden nie keine Zeit laſſen, denn das ablaufende Stundenglas nöthigt ſie zur Eile, und läßt ſie nicht dazu kommen, über das zu reden, worüber ſie vielleicht wünſchten. Ihr Gegner hat ſie ganz in ſeiner Gewalt, indem er ſie beſtändig auf die vorgeleſene Anklageformel zurückweißt, über deren weſentlichen Innhalt ſie nie hinausgehen dürfen. Die Reden ſelbſt beziehen ſich immer auf einen Mitſklaven und ſind an den Gebieter gerichtet, der als Richter daſitzt. Ihr Streit iſt nie unintereſſiert, ſondern geht immer ſie ſelber an; oft ſteht ſogar ihr Leben dabey auf dem Spiele. Das alles macht ſie nur hitzig und beiſſend, und lehrt ſie die Kunſt, dem Richter durch Worte zu ſchmeicheln, und ſich ihm durch Thaten gefällig zu machen. Kurz, ſie werden engherzige, ſchlechtdenkende Menſchen; denn die ſklaviſche

Denkungsart, an die ſie von Jugend auf gewöhnt ſind, hat das Aufſtreben des Geiſtes, den geraden freyen Sinn erſtickt, und ſie zu Ränken verleitet, indem ſie die noch jedem Eindruck offnen Gemüther beſtändig in Angſt und Furcht erhält. Da ſie nun nicht im Stande ſind, dieſe durch Gerechtigkeit und Wahrheitsliebe zu bekämpfen, ſo nehmen ſie ihre Zuflucht zum Betruge und zu gegenſeitigen Ungerechtigkeiten, und werden auf alle Weiſe verſchroben und verdreht; ſo, wenn ihre Seele ganz verdorben iſt, kommen ſie am Ende aus den Jünglings-Jahren ins männliche Alter, und bilden ſich nun ein, was recht Groſſes und Kluges zu ſeyn. Das iſt der Charakter der Leute von dieſem Schlage. Soll ich dir etwa nun auch noch ein Bild der Männer von unſerm Orden entwerfen, oder wollen wir lieber zu unſerm Hauptgegenſtande zurückkehren, damit wir nicht unſre vorhin gerühmte Freyheit abzuſchweifen allzuſehr misbrauchen?

Theodorus. O nein! im Gegentheil wollen wir auch dieſe näher betrachten. Es gefiel mir ſehr wohl, was du vorhin ſagteſt, daß wir in unſerm Orden nicht ſklaviſch an den Gegenſtand gebunden ſeyen, ſondern, daß dieſer gewiſſermaaſen unſer Sklave ſey, und daß jede Unterſuchung warten müſſe, bis es uns gefällt, ſie zu vollenden. Denn wir haben weder einen Richter, noch, wie z. B. die Richter, einen Zuſchauer vor uns, der uns tadeln und uns gebieten kann.

Socrates. Nun ſo laß uns denn, weil es dir einmal ſo gut dünkt, von den erſten Meiſtern unſerer Kunſt ſprechen, denn was wollten wir uns um die gemeinen Philoſophen bekümmern.

Der wahre Philoſoph weiß vielleicht ſchon von Jugend an nicht einmal den Weg auf den Volksplatz. Er kennt weder den Gerichtshof noch das Rathhaus, noch ſonſt irgend einen andern öffentlichen Verſammlungsort in der Stadt. Von den geſchriebenen oder öffentlich ausgerufenen Geſetzen und Volksſchlüſſen hört und ſieht er nichts. Jene intriguanten Bewerbungen der Cameradſchaften um die erſten Stellen, jene heimlichen Zuſammenkünfte, jene Gaſtgebote und Tänze mit Flötenſpielerinnen wird er nie auch nur im Traume anſtellen. Ob etwas Glückliches oder Unglückliches in der Stadt vorgefallen, oder ob einer ein Unglück ſeinen Voreltern von väterlicher oder mütterlicher Seite zuzuſchreiben habe, darum bekümmert er ſich ſo wenig als wie man im Sprüchworte ſagt, um die Zahl des Sandes am Meere. Und von dem allem weiß er nicht einmal, daß er es nicht weiß. Denn es geſchieht gar nicht aus Eitelkeit, wenn er von allem dieſem keine Notiz nimmt, ſondern eigentlich wohnt und liegt nur ſein Körper in der Stadt; ſein Geiſt hingegen hält alle dieſe Dinge für gering, verachtet ſie ſogar als nichtig „und ſchweift allenthalben umher, wie Pindarus ſagt, durchmißt, was unter und über der Erde iſt, berechnet die Sterne über dem „Himmel, durchforſcht allenthalben die ganze Natur eines „jeden einzelnen Weſens, und läßt ſich zu keinem der „ihm naheliegenden Dinge herab.“

Theodorus. Wie meinſt du das?

Iphigenie (ſich umſchauend).

Wer führt mich zum Altar? — Denn an den Locken
Möcht' ich nicht hingeriſſen ſeyn.

Clytemneſtra.

Ich ſelbſt.

Iphigenie.

Nein! Nimmermehr!

Clytemneſtra.

Ich faſſe deinen Mantel.

Iphigenie.

Sey mir zu Willen, Mutter! Bleib'! — Das iſt
Anſtändiger für dich und mich! — Hier von
Des Vaters Dienern findet ſich ſchon einer,
Der zu Dianens Wieſe mich begleitet,
Wo ich geopfert werden ſoll.

(Sie wendet ſich zum Gefolge.)

Clytemneſtra

(folgt ihr mit den Augen).

Du gehſt,
Mein Kind?

Iphigenie.

Um nie zurück zu kehren!

Clytemneſtra.

Verläſſeſt deine Mutter?

Iphigenie.

Und unwürdig
Von ihr geriſſen, wie du ſiehſt.

Clytemneſtra.

O bleib'!
Verlaß mich nicht!

(Will auf ſie zueilen.)

Socrates. Man erzählt vom Thales, daß er, ganz in Betrachtung des Himmels vertieft, in eine Grube fiel, und ihn eine Thraziſche Sklavin, ein munteres und witziges Mädchen, ausgelacht habe, weil er ſich alle Mühe gebe, das was im Himmel ſey zu ſehen, und hingegen das, was ihm ganz nahe und ſo zu ſagen vor der Naſe liege, nicht merke. Der nemliche Spott iſt auf alle, die ſich mit der Philoſophie beſchäftigen, anwendbar. Denn eigentlich weiß ſo ein Menſch nichts von ſeinem nächſten Nachbar, nicht einmal wie es ihm gehe, ja kaum ob er ein Menſch ſey oder irgend ein andres zahmes Hausthier. Was hingegen der Menſch ſey, und was ein ſolches Weſen ausſchlieſſend vor andern zu thun oder zu leiden habe, das unterſucht er genau und giebt ſich Mühe, es zu erforſchen. Begreifſt du, Theodorus, was ich ſage oder nicht?

Theodorus. Warum nicht; es iſt wie du ſagſt.

Socrates. Wenn nun, mein Lieber, ſo ein Mann, ſey es zu Hauſe oder öffentlich, mit irgend jemand Geſchäfte hat, oder wenn er, wie ich ſchon vorhin ſagte, vor Gericht oder anderswo in die Nothwendigkeit verſetzt wird, über Dinge zu ſprechen, die ihm ſo zu ſagen vor der Naſe und unter den Augen liegen, ſo wird er nicht nur den Thraziſchen Sklavinnen, ſondern auch dem übrigen Pöbel zum Gelächter, und fällt aus Ungeſchicklichkeit in Gruben, und geräth in alle nur mögliche Verlegenheiten. Auch macht ſein erſtaunend unbehülfliches Weſen, daß man ihn für blödſinnig hält. Wenn er geſchimpft wird, kann er keinem ein treffendes Schimpfwort zurückgeben, indem er von Niemand irgend etwas böſes weiß, weil er ſich nie darum bekümmert hat. Da iſt er denn nun wieder in Verlegenheit, und wird lächerlich. Wenn man aber bey Lobes-Erhebungen und Prahlereyen anderer bemerkt, daß er nicht zum Scheine, ſondern im Ernſte darüber lacht, ſo hält man ihn für aberwitzig. Denn wenn man ihm einen Tyrannen oder König rühmt, ſo glaubt er irgend einen Hirten, z. B. einen Schwein- oder Schaaf- oder Rinderhirten glücklich preiſen zu hören, der ſich gut auf's Melken verſteht. Indeſſen meint er, daß jene ein edleres und heimtückiſcheres Thier zu weiden haben, als dieſe; daß ſie aber nothwendig eben ſo roh und unwiſſend werden müſſen, wie die Hirten, weil ſie auf ihrer Burg mit der Mauer, wie jene auf ihrem Berge mit dem Pferche eingeſchloſſen ſeyen. Wenn man ihm ſagt, daß jemand erſtaunend reich ſey, weil er tauſend oder mehr Hufen Landes beſitze; ſo hält er das eben für nichts groſſes, weil er immer die ganze Erde im Auge hat! Wenn man ferner eines Mannes Geſchlecht erhebt: er ſey von gutem Hauſe, und könne ſieben reiche Ahnen herzählen, ſo hält er dieſe Lobredner für ſehr kurzſichtig und kleindenkend, weil ſie aus Unwiſſenheit nicht im Stande ſind, ihre Blicke immer auf das Ganze zu richten, und nicht einmal vernünftiger Weiſe ſchlieſſen können, daß jeder unzählige Myriaden von Ahnen und Voreltern gehabt haben müſſe, unter denen Reiche und Bettler, Könige und Sklaven, Griechen und Ausländer oftmals bey tauſenden geweſen ſeyn können.

Ja wenn ſich einer gar mit fünf und zwanzig wohlgezählten Ahnen brüſtet, und bis an Herkules den Sohn des Amphitrüo hinaufrechnet, ſo hält der Philoſoph das für eine lächerliche Pedanterey. Und weil dieſer fünf und zwanzigſte in abſteigender Linie von Amphitrüo gerade das iſt, wozu das Glück ihn machte, und wenn er auch der fünfzigſte geweſen wäre, ſo muß er über ſolche Leute lachen, weil ſie ihre Vernunft nicht brauchen, und dummen Stolz nicht aus ihrem leeren Kopfe herausbringen können. In allen dieſen Fällen macht ſich der Pöbel über den Philoſophen luſtig, weil er auf der einen Seite alles zu verachten ſcheint, und auf der andern, das was ihm vor den Augen liegt, nicht ſieht, und allenthalben in Verlegenheit kommt.

Theodorus. Du redeſt völlig der Erfahrung gemäß, Socrates.

Socrates. Wenn nun im Gegentheile der Philoſoph ſelbſt einen andern auf einen höhern Standpunkt bringen, und wenn ſo ein Menſch von der gerichtlichen Unterſuchung über geſchehenes Unrecht zur philoſophiſchen Betrachtung der Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit zurückgehen will, worinn ſie ſich von einander ſelbſt, und worinn von allem andern unterſchieden oder von der Frage, ob ein König, der z. B. viel Geld beſitzt, glücklich ſey, zur Betrachtung der königlichen, und überhaupt der menſchlichen Glückſeligkeit oder Unglückſeligkeit, und in wie ferne es von menſchlichen Kräften abhänge, jene ſich zu erwerben, und dieſe zu vermeiden — wenn nun wieder jener engherzige und zänkiſche Rabuliſt von dem allen Rechenſchaft geben ſoll, ſo wird er hier das Gegenſtück zu unſerm Philoſophen ſpielen. Denn ihm ſchwindelt, wenn er auf einer ſolchen Höhe ſchwebt, er ſieht, weil er's gar nicht gewohnt iſt, mit irrendem Blicke niederwärts, er quält ſich und ſchwankt und ſtottert, [*] und wenn gleich weder Thraziſche Sklavinnen, noch ſonſt ungelehrte Leute (denn die merken es nicht) darüber lachen, ſo werden es doch alle diejenigen thun, die auf eine freye, jenem Sklaven-Sinne ganz entgegengeſetzte Weiſe erzogen ſind.

Das iſt mir das Bild des einen und des Andern. Der erſte, den du Philoſoph nennſt, iſt in Freyheit und Muße erzogen. Ihm macht es keine Schande, für einen einfältigen und unbrauchbaren Menſchen gehalten zu werden, wenn er Sklavendienſte verrichten ſoll, z. B. ein Tiſchpolſter ordentlich hinzulegen, oder ein Gericht durch Würtze oder ſeine Worte durch Schmeicheleyen zu verſüſſen. Der andere hingegen weiß dieſes Alles mit Behendigkeit und Genauigkeit zu thun, aber er kann nicht wie ein freyer Mann die Laute ſpielen, [**] er hat kein Ohr für den Wohllaut der Rede, und nie wird ſein Geſang das wahre Leben der Götter und ſeligen Helden würdig preiſen.

---

[*] Oder wird frech und flunkert. Man ſehe in F. Nicolais Reiſen den eilften und die noch kommenden Bände.

[**] ’αναβαλλεσθαι. Camerarius, Caſaubonus und Perizonius haben, durch eine Stelle des Athenäus verleitet, dieſen Ausdruck völlig mißverſtanden.

Theodorus. Wenn du Jedermann, wie mich, von dem was du ſagſt überzeugen könnteſt, ſo würde mehr Friede und weniger Unglück unter den Menſchen herrſchen.

Socrates. Freylich! Aber, mein Lieber, es iſt eben ſo wenig möglich, das Böſe ganz zu vertilgen, weil dem Guten ja immer etwas entgegengeſetzt ſeyn muß, als es unter die Götter zu verſetzen. Es ſucht immer nothgedrungen die menſchliche Natur und dieſe untern Regionen heim. Darum muß man ſuchen, ſobald als möglich von hier dorthin zu entfliehen. Dieſes Entfliehen iſt Annäherung zur göttlichen Vollkommenheit, und dieſe Annäherung gründet ſich auf wohlverſtandene Frömmigkeit und Gerechtigkeitsliebe. Indeſſen, mein Beſter, iſt es gar nichts leichtes, die Menſchen zu überzeugen, daß man nicht, nach der bey dem groſen Haufen geltenden Maxime, nur zur Vermeidung des böſen und zur Erhaltung des guten Rufes das Laſter verabſcheuen und nach der Tugend ſtreben müſſe, denn das liefe, wie mir dünkt, am Ende auf altes Weibergewäſche hinaus. Das Weſentliche von der Sache aber beruht auf folgendem:

Gott iſt niemals auf irgend eine Weiſe ungerecht, ſondern im höchſten Grade gerecht, und nichts kömmt ihm ſo nahe, als wer unter uns wieder die höchſte Stufe der Gerechtigkeit erreicht hat. Darinn beſteht die wahre Gröſſe und Veredlung, und mithin in dem Gegentheile die wahre Erniedrigung und Ausartung der Menſchheit. Denn die Erkenntniß deſſen was Recht iſt, macht die wahre Weisheit und Tugend aus, und die Nichterkenntniß deſſelben iſt entſchiedene Unwiſſenheit und Verdorbenheit. Jede andre ſo geheiſſene Gröſſe und Weisheit iſt in der Staats-Regierung läſtiges Gepränge, und in den Künſten Ziererey. Man würde alſo weit beſſer daran thun, den, welcher Ungerechtigkeiten begeht, und Pflichtvergeſſen redet oder handelt, um ſeiner Verſchlagenheit willen gar nicht für einen ſo wichtigen Mann gelten zu laſſen. Denn ſolche Leute freuen ſich ihrer Schande, und bilden ſich ein, man halte ſie doch für keine verächtliche Menſchen oder für unnütze Erdenlaſten, ſondern für Männer, deren Erhaltung dem Staate wichtig ſeyn müſſe. Aber, die Wahrheit zu geſtehen, ſind ſie deſto mehr ſolche Leute, wie ſie nicht zu ſeyn glauben, je weniger ſie es glauben. Denn ſie wiſſen nicht, was ſie doch am eheſten wiſſen ſollten, welche Strafe die Ungerechtigkeit nach ſich ziehe. Dieſe beſteht nemlich gar nicht, wie ſie etwa wähnen, in Züchtigung und Hinrichtung, der bisweilen auch ganz Unſchuldige ausgeſetzt ſind, aber ſie können ihr unmöglich entfliehen.

Theodorus. Was meinſt du denn für eine?

Socrates. Ungeachtet in der Natur zwey Urbilder aufgeſtellt ſind, das eine göttlich und höchſt glückſelig, das andere ungöttlich und höchſt unglücklich, ſo können ſie dieſes Verhältniß nicht einſehen, und merken alſo in ihrem Wahnſinne und ihrer äuſſerſten Verblendung auch nicht, daß ſie durch ihre ſchlechten Handlungen ſich dem letztern ähnlich und dem erſtern unähnlich machen, und dafür werden ſie nun geſtraft, indem ſie ein Leben wie ihr

Urbild führen müſſen. Vergebens ſtellt man ihnen vor, daß ſie nach ihrem Tode, wenn ſie ihrer falſchen Gröſſe nicht entſagen, nie an jenen von Böſen reinen Ort gelangen können, und ſchon in dieſem Leben immer das Ebenbild ihres Lebens vor ſich haben, indem ſie ſelbſt als ſchlechte Leute nur mit ſchlechten Leuten umgeben müſſen. Das würden ſie als groſſe Schlauköpfe und Genies für thörichtes Geſchwätz halten.

Theodorus. Unſtreitig Socrates.

Socrates. Ich hab' es erfahren, mein Freund — Doch das einzige begegnet ihnen zuweilen, wenn ſie in einer Privat-Unterredung Gründe und Gegengründe über das was ſie tadeln vorbringen müſſen, und nun herzhaft und lange aushalten und nicht feige ſich ergeben wollen, daß ſie dann am Ende ſich nicht mehr zu helfen wiſſen, und mit ihren eignen Worten nicht zufrieden ſind. Ihre Beredtſamkeit iſt dann gewiſſermaſſen dahin, und ſie ſtehn da wie die Kinder.

Doch laß uns dieſes, da es ſonſt ſchon auſſer unſerm Wege liegt, aufgeben, ſonſt würden die ſich immer mehr darbietenden neuen Gegenſtände die Haupt-Unterſuchung, von der wir ausgiengen, verdrängen. Laß uns alſo, wenn es dir gefällt, zum vorigen zurückkehren.

Theodorus. Ich höre zwar dieſes eben ſo gerne; in meinem Alter faßt man ſo etwas leichter, doch wenn es dir gutdünkt, ſo kehren wir wieder zurücke.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52550-8
SCHILLER,F. FN. 13372/086

V.

Das Geſtändniß.

Erſtes Lied.

Theon an Theano.

Ich denk' an dich, und holde Fantaſien,
Und roſenfarbe Träume ſchmeicheln mir.
Mein liebelechzend Herz zerſchmilzt in Elegieen,
Und jede Fiber tönt von dir.

Getragen von dem Fittig der Gedanken,
Gehoben von der Welle der Begier,
Entſchwingt der freye Geiſt ſich kühn des Raumes Schranken,
Und pflegt Vertraulichkeit mit dir.

Doch ach: wenn ich nun wirklich zu dir fliege,
So überwältigt mich geheimes Graun.
Der Blöde wagt es nicht, die ſeelenvollen Züge,
Das klare Antliz anzuſchaun.

Wenn im Vorüberfliehn dein Kleid mich ſtreifet,
Dein irrend Auge meines blinzelnd faßt,
Dein himmelheller Blik den meinigen ergreifet,
So ſtokt die Rede. Wechſelnd blaßt

Und feuert mir die Wange! Nebel flirren
Vor meinen Augen. Jeder Umriß ſchwankt.
Es ſchwindelt der Begriff in ausgangloſe Irren,
Und rings die Feſte rollt und wankt.

Doch, wenn du ſchonend deine Macht gebraucheſt,
Mir mild und gütig in das Auge blikſt,
Ein leiſes Denke mein! mir in die Seele haucheſt,
Und ſcheidend mir die Hände drükſt,

Wie ſelig fühl' ich dann mich, überſelig,
Ein Heros, wähn' ich, ſey ich, ſey ein Gott,
Und blutete für dich mit Freuden, ſänke frölich
Für dich, Geliebte, in den Tod.

Dann könnt' ich alles dulden, alles tragen,
Der Bande Schmach, der Kerker Finſternis;
Ich trozet', um für dich mein Alles hinzuwagen,
Den Parzen, und der Nemeſis.

Ein himmliſch Feuer fühl' ich in mir lodern;
Die Groſſen, Starken, die Heroen all
Gebeut der Dämon mir zum Kampf herauszufodern
Auf Leyer, Griffel, oder Stahl.

Drum laß dich, edles Mädchen, laß dich lieben,
Dein Thron wünſcht ſich nichts von dir zurück.
Ihm gnügt ſein Saytenſpiel, die Wolluſt, dich zu lieben,
Dein Anſchaun, Huldin, und dein Blick.

Iphigenie (tritt zurück).

Nein! Keine Thräne mehr!

(Sie redet den Chor an, mit dem ſie gekommen iſt.)

Ihr Jungfraun, ſtimmt der Tochter Jupiters
Ein hohes Loblied an aus meinem Leiden,
Zum frohen Zeichen für ganz Griechenland!
Das Opfer fange an — Wo ſind die Körbe?
Die Flamme lodre um den Opferkuchen!
Mein Vater faſſe den Altar! Ich gehe,
Heil und Triumph zu bringen den Achivern!
Kommt! Führt mich hin, der Phrygier und Trojer
Furchtbare Ueberwinderin! Gebt Kronen,
Gebt Blumen, dieſe Locken zu bekränzen!
Erhebt den Tanz um den beſprengten Tempel,
Um den Altar der Königin Diana,
Der Göttlichen, der Seligen! Denn, nun
Es einmal ſeyn muß, will ich das Orakel
Mit meinem Blut und Opfertode tilgen.

Chor

(wendet ſich gegen Clytemneſtra, die in ſtummer Traurigkeit verſenkt ſteht).

Bald, bald, ehrwürd'ge Mutter, weinen wir mit dir:
Die heil'ge Handlung duldet keine Thränen.

Iphigenie.

Helft mir Dianen preiſen, Jungfrauen,
Die, Chalcis nahe Nachbarin, in Aulis
Gebietet, wo die Flotte Griechenlands
Im engen Hafen meinetwegen weilet!
O Argos! mütterliches Land! und du,
Der frühen Kindheit Pflegerin, Mycene!

Zweytes Lied.

Theon und Theano.

Theano.

Weg iſt ſie, Gottes Sonne! Wolthuns müde,
Und wie die Tugend ruhig, ſchlief ſie ein.
O wiegte dieſe Ruh, o lullte dieſer Friede
Mich in den langen Schlummer ein!

Theon.

Schön ſank ſie hin, die Starke, Hehe, Groſſe,
Und ſteigt bald wieder ſchimmernder empor.
So blüht Theano einſt aus der Verweſung Schooſe
Verſchönert und verjüngt hervor.

Theano.

Wie glüht der Weſten! Theon, ſieh, wie wallen
Die rothen Fluthen um der Sonne Grab!
Es regnet Roſen, Theon. Diamanten fallen
Aus jenem Duftgewölk herab.

Theon.

Und regnen einſtens dieſe Roſen, fallen
Des Thaues Perlen einſt auf meinen Stein,
Wird auch Theano wohl zu Theons Hügel wallen
Und Blumen auf den ſtillen ſtreun?

Theane.

Wie ſagſt du, Theon? — — Ach die klare Bläue,
Die wie ein wogend Lichtmeer uns umſchwillt!
Wie dieſe lautre Fluth, wie dieſe Kühl' und Treue
Des matten Herzens Lechzen ſtillt!

Theon.

Dieß matte Herz lechzt, Beſte, nach dem Lande,
Wo das Verhängniß ſich der Lieb' erbarmt:
Wo alles Zwanges loß, und ledig aller Bande
Sich ſelig Seel' und Seel' umarmt.

Theane.

Siehſt du den regen Punct hoch in den Lüften!
Hörſt du der Lerche wirbelnd Abendlied!
Izt ſchweigt ſie, krauſt herab auf thauberauſchte Triften,
Und ſinkt ins hochbegraſte Ried.

Theon.

Die Glükliche! Sie lebt ein ſelig Leben.
Ihr kürzt den Tag die ſüße Harmonie;
Die ſüßre Nacht verwallt ihr zephyrleicht und eben
Am Buſen der geliebten Sie.

Theane.

Zurük du Naſcher! Morde nicht das Veilchen,
Von Thau und Düften ſchwer hinabgedrückt!
Zerſtreue deinen Duft, verblühe, frommes Veilchen,
Von meinem Finger ungepflückt!

Die Horen. 1796. 6tes St.

Theon.

Du wollteſt Florens Lieblingskind verachten?
Misgönnen wollteſt ihr den Stolz, die Luſt,
Ihr Leben auszublühn, ihr Daſeyn auszuſchmachten
An eines Engels reiner Bruſt?

Theane.

Wie meinſt du, Theon? — Theon, welche Friſche!
In Amboinas Würzen ſchwimmt die Luſt!
Die kleebeblümte Flur, die thaubeſprengten Büſche,
Sie träufeln Balſam, ſtrömen Duft.

Theon.

Es iſt der Liebe Hauch, der um uns ſäuſelt,
Es iſt der Liebe Athem, der uns kühlt,
Der Liebe Liſpel iſts, der deine Lokken kräuſelt,
Und ſächelnd um die Wangen ſpielt!

Theane.

Ja ſchön biſt du, du unſers Lebens Wiege,
Und einſtens unſer Grab! — Ach wenn ich nun
An deiner kalten Bruſt, du gute Mutter, liege,
So laß mich ſchuldlos an dir ruhn!

Theon.

Ja ſchön iſt unſer Stern im Frühlingsgrüne.
Doch ſchöner iſt ein menſchlich Angeſicht,
Wenn leiſ' aus jedem Zug, und laut aus jeder Mine
Der Seele hohe Schönheit ſpricht;

Die Flur erſchließt ſich lauen Regengüſſen,
Der Blume Kelch dem jungen Morgenlicht;
So fühlt zu ſolcher Huld mein Herz ſich hingeriſſen,
Und liebte gern und — darf es nicht.

Theano.

Und darf nicht, Theon? — — Wonne, Theon, Wonne!
Sie ſchlägt, die Sängerin, die Nachtigal!
Entzükken, das mich ſchwellt, biſt du noch Erdenwonne?
Biſt du nicht Eden, ſelig Thal?

Theon.

Ja Eden iſt es. Wo du weilſt, iſt Eden,
Und wo du lächelſt, blüht Elyſium —
Ach lächle nicht ſo hold. Dein Lächeln täuſcht den Blöden,
Und wandelt ihn zum Helden um.

Horch! wie ſie flötet! Wekt kein leiſes Sehnen,
Kein ſüſſes Ahnen dieſer Ton in dir?
Du wendeſt dich? Du weinſt? Was deuten dieſe Thränen,
Was weiſſagt dieß Erblaſſen mir?

Nein länger, länger duld' ichs nicht. Zu brechen
Droht dieſes Herz, zurükgedrängt in ſich —
Laß, theure Seele, laß das groſſe Wort mich ſprechen:
Theano ach! ich liebe dich!

Drittes Lied.

Theano an Theon.

O Theon, welche Wehmuth, welch Entzükken
Durchbebt mich ſeit den ſelgen Augenblikken,
Die mir ohnlängſt, von deinem Arm umſchloſſen,
So hell verfloſſen!

Als du ſo liebend mir ins Auge blikteſt,
Als du ſo blöd' und bang mich an dich drükteſt,
Als mir zum erſtenmahl, was in dir braunte,
Dein Mund bekannte.

Noch immer wähn' ich, Beſter, dich zu ſehen.
Ich höre noch dein ſeelerührend Flehen,
Wie Lieblingsmelodieen um uns ſingen,
Tief in mir klingen.

Ich fühle noch der Pulſe raſches Jagen,
Dem deinigen mein Herz entgegenſchlagen,
Dem deinigen des Buſens rege Wellen
Entgegenſchwellen.

Ich weiß es noch, und ich vergeß' es nimmer,
Wie du umgoſſen von des Spatroths Schimmer
In deiner ſchlanken Schönheit vor mir ſtandeſt,
Dann mich umwandeſt,

Dann wieder leß mich lieſſeſt, dann es wagteſt,
Das Unausſprechliche mir ſtammelnd ſagteſt,
Und während du es auszuſprechen rangeſt,
Mich heiß umſchlangeſt —

O Theon, welche Wehmuth, welch Entzükken
Durchſtrömt ſeit jenen ſchwülen Augenblikken
Dein armes Mädchen! Welches ſüſſe Wähnen!
Und welches Sehnen!

Wie trunken wandl' ich in der Meinen Mitte.
Es irrt mein Fuß, es wanken meine Tritte.
Der Träumenden verwehen wie Sekunden
Die Tagesſtunden.

Es gaukeln um mich holde Fantaſien.
Mein Ohr umtönen ferne Melodieen.
Mein Aug' umſchweben himmliſche Geſichte
Im Dämmerlichte.

Ich ſchaudre auf, und um mich iſts ſo ſtille.
Aus Duftgewölken weint des Mondes Fülle.
Dann droht es, mir mit ungeſtümmen Drängen
Die Bruſt zu ſprengen.

O Theon, dieſes Staunen, dieſes Wähnen,
Dieß wache Träumen, dieſe ſüſſen Thränen —
Geſtehen will ich nur die blöden Triebe —
Ich liebe, liebe!

VI.

Unbenutztes Wiſſen.

Ich weiß gar wohl, die Lieb' iſt eine Quelle,
Aus der man Nectar jetzt, jetzt Wermuth trinkt;
Ich weiß es, Dichterruhm gleicht einer Welle,
Die aufſteigt, brauſt und ſchäumt und wieder ſinkt:
Doch dieſes Wiſſen, beſſerts mich? — Mit Nichten!
Ich fahre fort, zu lieben und zu dichten.

VII.

An Cäcilia.

(Aus dem Engliſchen.)

Wenn ich deine Zauberſtimme höre,
Iſts, als ſtiege zu der lichten Sphäre,
Wo der Auserwählten Chor
Jubelnd ſingt, mein Geiſt empor.
O verſchleuß, bezaubernde Sirene,
Dieſen ſchnellen Lichtſtrahl reiner Töne,
Der verwundend in die Seele dringt!
Schweig' o Holde, ſchweig' und laß mich leben!
Oder ſing' und ſtirb mit mir! dann ſchweben
Wir dahin, wo alles liebt, und ſingt!

VIII.

Der neue Orpheus.

Heil euch, ſüſſe Harmonien,
Euch verdank' ich nur mein Glück!
Chloen ſaß ich jüngſt zur Seite;
Doch ſie ſpielte die Zerſtreute,
Und ihr Blick floh meinen Blick.

Schüchtern wagt' ichs unter Seufzern,
Meine Gluth ihr zu geſtehn,
Wagt's, ihr ſanft die Hand zu drücken;
Doch ſie zog, mit finſtern Blicken,
Sie zurück, und wollte gehn.

Kaum bewog ich ſie, zu bleiben,
Angeloben mußt ich ihr,
Nie von Liebe mehr zu ſprechen.
Mein Gelübde nicht zu brechen,
Setzt' ich ſtumm mich ans Clavier.

Und nun klagt' ich auf den Saiten,
Ihr der Sehnſucht heiſſen Drang:
Seufzer, Bitten, Schmeicheleyen
Mußte mir die Tonkunſt leihen,
Amor half; die Liſt gelang.

Milder wurden Chlöens Züge,
Bey der ſanften Harmonie;
Lauſchend ſaß die Spröd' und hörte;
Was in Worten ſie empörte,
Hatt' in Tönen Reiz für ſie.

In den ſchmelzendſten Accorden,
Mahlt' ich nun der Liebe Glück;
Leiſ' erwachendes Verlangen
Röthete des Mädchens Wangen,
Sympathie verrieth ihr Blick.

Schlau erſah ich meinen Vortheil,
Eilte zu des Stückes Schluß,
Fragte „Liebſt du mich?“ ſie wieder;
Chloe ſchlug die Augen nieder,
Und die Antwort war ein Kuß.

Chor.

Die Stadt des Perſeus rufſt du an, von den
Cyclopen für die Ewigkeit gegründet!

Iphigenie.

Ein ſchöner Stern ging den Achivern auf
In deinem Schooß — Doch nein. Ich will ja freudig
ſterben.

Chor.

Im Ruhm wirſt du unſterblich bei uns leben.

Iphigenie.

O Fackel Jovis! Schöner Strahl des Tages!
Ein ander Leben thut ſich mir jetzt auf,
Zu einem andern Schickſal ſcheid' ich über.
Geliebte Sonne, fahre wohl! *

(Sie geht ab.)

---

* Hier ſchließt die dramatiſche Handlung. Was noch folgt, iſt die Erzählung von Iphigeniens Betragen beim Opfer und ihrer wunderbaren Errettung.

Die Horen

eine Monatsſchrift

herausgegeben von Schiller.

Siebenter Band.

Tübingen
in der J. G. Cottaiſchen Buchhandlung
1796.

Universitäts-
Bibliothek
München

[illegible] | 31010

Die Horen

Jahrgang 1796

Siebentes Stück.

Tübingen
in der J. G. Cottaiſchen Buchhandlung
1796.

Innhalt des ſiebenten Stücks.

I Benvenuto Cellini. Seite 1

II Ekloge. — 60

III Theoderich, König der Oſtgothen. — 90

Die Horen.

Zweyter Jahrgang. Siebentes Stück.

Bibliothek
München

I.

Benvenuto Cellini.

Fortſetzung.

Ich kam nach Florenz und wartete dem Herzog Alexander auf, der mir ſehr freundlich begegnete und von mir verlangte, daß ich bey ihm bleiben ſollte. Es war aber in Florenz ein Bildhauer, Nahmens Tribolo, mein Gevatter, ich hatte ihm einen Sohn aus der Taufe gehoben, der ſagte mir, daß ein gewiſſer Jacob Sanſuino, bey dem er in der Lehre geſtanden, ihn verſchrieben habe, und weil er Venedig niemals geſehen, ſo denke er hinzureiſen, beſonders, weil er daſelbſt etwas zu verdienen hoffe, und da er höre, daß ich auch nicht in Venedig geweſen ſey, ſo bitte er mich, dieſe Spatzierreiſe mit ihm zu machen. Weil ich ihm nun dieſes ſchon verſprochen hatte, antwortete ich dem Herzog Alexander: ich wünſchte erſt nach Venedig zu gehen und würde nach meiner Rückkehr zu ſeinen Dienſten ſeyn. Er war es zufrieden und des andern Tages, als ich reiſefertig war, ging ich, mich nochmals zu beurlauben. Ich fand ihn in dem Pallaſt der Pazzi, zu der Zeit, als die Frau und die Töchter des Herrn Lorenzo Cibo daſelbſt wohnten; ich ließ meine Abſicht melden, und der Herr Cosmus Medicis, der jetzt Herzog iſt, kam mit der Antwort zurück und ſagte mir: ich ſolle Nicolo di Monte Aguto aufſuchen, der würde mir fünfzig Goldgulden geben, dieſe ſchenke mir Seine Exzellenz der Herzog, ich ſolle ſie auf ſeine Geſundheit verzehren und alsdann zu ſeinem Dienſte zurückkommen. Ich erhielt das Geld und ging zu Tribolo, der bereit war und mich fragte, ob ich meinen Degen aufgebunden hätte? Ich ſagte ihm, wer zu Pferde wäre, um zu verreiſen, brauche den Degen nicht feſtzubinden. Er verſetzte darauf: in Florenz ſey das nun der Gebrauch, denn ein gewiſſer Fra Mauritio ſey ein ſehr ſtrenger Aufſeher, und würde, um einer Kleinigkeit willen, Sanct Johann den Täufer ſelbſt wirren laſſen; wenigſtens bis vor das Thor müßten wir die Degen aufbinden. Ich lachte und wir machten uns auf den Weg, indem wir uns an den Conducteur der ordinären Poſt von Venedig anſchloſſen, der Lamentone hieß, und ſo zogen wir zuſammen weiter.

Unter andern kamen wir nach Ferrara und traten in dem Wirthshaus auf dem Platz ein, Lamentone ging einige Ausgewanderte aufzuſuchen, denen er Briefe und Aufträge von ihren Weibern brachte. Denn das hatte der Herzog erlaubt, daß der Conducteur allein mit ihnen ſprechen durfte, ſonſt niemand, bey Strafe dergleichen Verbannung, in welche ſie verfallen waren. Um die Zeit, es war ohngefähr zwey und zwanzig Uhr, ging ich mit Tribolo den Herzog von Ferrara auf ſeinem Rückwege zu ſehen, der von Belfiore kam, wo man vor ihm turnirt hatte. Wir fanden unter der Menge viele Ausgewanderte, die uns ſo ſtarr in die Augen ſahen, als wenn ſie uns nöthigen wollten, mit ihnen zu ſprechen. Tribolo, der der furchtſamſte Menſch von der Welt war, liſpelte mir immer zu: ſieh ſie nicht an, rede nicht mit ihnen, wenn du wieder nach Florenz zurück willſt. So ſahen wir den Herzog einziehen und kehrten wieder in unſere Herberge, wo wir den Lamentone fanden. Gegen ein Uhr in der Nacht (nach Sonnenuntergang) kam Nicolo Benintendi und Peter ſein Bruder, mit ihnen ein Alter, ich glaube es war Jacob Nardi, und zugleich mehrere junge Leute, alles Ausgewanderte. Der Conducteur ſprach mit einem jeden von ſeinen Geſchäften, Tribolo und ich hielten uns entfernt, um nicht mit ihnen zu reden. Nach einer Weile fing Nicolo Benintendi an: ich kenne die beyden recht gut, haben ſie Quark im Maule, daß ſie nicht mit uns reden können? Tribolo hielt mich an, ich ſollte ſtill ſeyn, und Lamentone ſagte zu ihnen, Er habe die Erlaubniß, mit ihnen zu reden und nicht wir. Benintendi antwortete: das ſey eine Eſeley! der Teufel könne uns holen und andere dergleichen ſchöne Dinge. Da hub ich das Haupt auf und ſagte, ſo beſcheiden als ich nur wußte und konnte: Meine lieben Herren, bedenket, daß ihr uns viel ſchaden könnet und wir euch nicht zu helfen wüßten. Ihr habt zwar manches unſchickliche Wort geſagt, aber wir wollen deßhalb mit euch nicht zürnen. Der alte Nardi ſagte: ich ſey ein braver junger Mann und habe auch ſo geſprochen. Darauf verſetzte Benintendi: ich gebe nichts auf ſie und ihren Herzog! Ich antwortete darauf, er habe ſehr unrecht, und wir wollten weiter nichts von ihm wiſſen. Der alte Nardi hielt es mit uns und ſtellte ihm ſeine Unart vor, aber er fuhr mit Schimpfreden fort und ich ſagte ihm: wenn er nicht aufhörte, ſo ſollte er es bereuen. Darauf rief er: er verwünſche den Herzog und uns, er und wir wären eine Hand voll Eſel.

Darauf ſchalt ich ihn einen Eſel und zog den Degen. Der Alte, der zuerſt die Treppe hinunter wollte, ſtolperte auf den erſten Stufen, ſtürzte hinunter, und die andern über ihn her, ich ſprang vor und wetzte mit dem Degen an den Wänden, und ſchrie wüthend: ich bringe euch alle zuſammen um! Doch nahm ich mich wohl in acht, jemand Leids zu thun, wie ich doch genug gekonnt hätte. Der Wirth ſchrie, Lamentano wollte mich abhalten, einige riefen: wehe mein Kopf! andere: laßt mich hinaus! Es war ein unſchätzbarer Handel, es ſchien eine Heerde Schweine durcheinander zu fahren. Der Wirth kam mit dem Lichte, ich ging wieder hinauf und ſteckte den Degen ein, Lamentone verwieß dem Benintendi ſein Unrecht und auch der Wirth ſchalt ihn aus. Es ſteht das Leben darauf, ſagte dieſer, wenn hier jemand den Degen zieht, und wenn unſerm Herzog eure Inſolenzen bekannt wären, ſo ließ er euch alle aufhängen. Ihr verdientet wohl, daß ich es anzeigte, aber kommt mir nicht mehr ins Haus, ſonſt ſoll es euch übel gehen. Hernach kam der Wirth herauf zu mir, und als ich mich entſchuldigen wollte, ließ er mich nicht zum Worte kommen und ſagte: er wiſſe wohl, daß ich tauſend Urſachen habe, ich ſolle mich nur auf der Reiſe vor ihnen in acht nehmen.

Da wir abgegeſſen hatten, kam ein Schiffer, uns nach Venedig zu führen. Ich fragte, ob wir das Schiff ganz frey für uns haben könnten? er ſagte ja, und darauf wurden wir einig. Des Morgens, gut um Achte, nahmen wir Pferde, um nach dem Hafen zu gehen, der einige Miglien von Ferrara entfernt iſt. Als wir im Hafen ankamen, fanden wir den Bruder des Nicolo Benintendi mit drey Geſellen, die mir aufpaßten, zwey von ihnen waren mit Spieſſen bewaffnet, ich hatte mich aber auch wohl verſehen und mir einen Spieß in Ferrara gekauft, und ſo erſchrack ich nicht im mindeſten, Tribolo deſto mehr, der ausrief: Gott helfe uns! dieſe werden uns todt ſchlagen. Lamentone kehrte ſich zu mir und ſagte: du wirſt am beſten thun, nach Ferrara zurückzugehen, denn ich ſehe, die Sache iſt gefährlich, mein Benvenuto, gehe der Wuth dieſer raſenden Beſtien aus dem Wege. Da ſagte ich: nur getroſt vorwärts! Dem der recht hat, hilft Gott, und du ſollſt ſehen, wie ich mir ſelbſt helfen will. Iſt dieſes Schiff nicht uns allein verſprochen? Lamentone ſagte ja, und ich antwortete: ſo wollen wir auch allein darinn abfahren, wenn meine Kraft meinem Willen gleich iſt. Ich trieb mein Pferd vorwärts und da wir ohngefähr zehen Schritte entfernt waren, ſtieg ich ab und ging mit mei-

Anmerkungen.

Dieſe Tragödie iſt vielleicht nicht die tadelfreieſte des Euripides, weder im Ganzen, noch in ihren Theilen. Agamemnons Charakter iſt nicht feſt gezeichnet, und durch ein zweideutiges Schwanken zwiſchen Unmenſch und Menſch, Ehrenmann und Betrüger, nicht wohl fähig, unſer Mitleiden zu erregen. Auch bey dem Charakter des Achilles bleibt man zweifelhaft, ob man ihn tadeln oder bewundern ſoll. Nicht zwar, weil er neben dem Racine'ſchen Achilles zu ungalant, zu unempfindſam erſcheint; der franzöſiſche Achilles iſt der Liebhaber Iphigeniens, was jener nicht iſt und nicht ſeyn ſoll; dieſe kleine eigennützige Leidenſchaft würde ſich mit dem hohen Ernſt und dem wichtigen Intereſſe des griechiſchen Stücks nicht vertragen. Hätte ſich Achilles wirklich überzeugt, daß Griechenlands Wohl dieſes Opfer erheiſche, ſo möchte er ſie immer bewundern, beklagen und ſterben laſſen. Er iſt ein Grieche und ſelbſt ein großer Menſch, der dieſes Schickſal eher beneidet, als fürchtet; aber Euripides nimmt ihm ſelbſt dieſe Entſchuldigung, indem er ihm Verachtung des Orakels, wenigſtens Zweifel in den Prieſter, der es verkündigt hat, in den Mund legt. Man ſehe die dritte Scene des vierten Akts; und ſelbſt ſein Anerbieten, Iphigenien mit Gewalt zu erretten, beweiſt ſeine Geringſchätzung des Orakels, denn wie könnte er ſich gegen das auflehnen, was ihm heilig iſt? Wenn aber das Heilige wegfällt, ſo kann er in ihr nichts mehr ſehen, als ein Opfer der Gewalt und prieſterlichen Künſte, und kann ſich dieſer großmüthige Götterſohn auch alsdann noch ſo ruhig dabei verhalten? Muß er ſie nicht vielmehr, wenn ſie mit thörichtem Fanatismus gleich ſelbſt in den Tod ſtürzen will, mit Gewalt davon zurückhalten, als daß er ihr erlauben könnte, ein Opfer ihrer Verblendung zu werden? Man nehme es alſo wie man will, ſo iſt entweder ſein Verſuch zu retten thöricht, oder ſeine nachfolgende nem Spieſſe kühn auf ſie loß. Tribolo war zurück geblieben und hatte ſich auf ſeinem Pferde zuſammengekauzt, daß er wie der Froſt ſelbſt ausſah und Lamentone ſchnaubte und bließ, daß man einen Wind zu hören glaubte, denn es war ſeine Angewohnheit, und diesmal that er es ſtärker als gewöhnlich, denn er bedachte, was dieſe Teufeley für einen Ausgang haben möchte.

Als ich zum Schiffe kam, trat der Schiffer vor mich und ſagte, daß dieſe Florentiniſche Edelleute, wenn ich es zufrieden wäre, mit in das Schiff ſteigen wollten. Darauf verſetzte ich: das Schiff iſt für uns, nicht vor andere gemiethet, und es thut mir herzlich leid, daß ich ſie nicht einnehmen kann. Darauf ſagte ein tapfrer Jüngling von den Magalotti: Benvenuto! du wirſt wohl können, was wir wollen? Darauf antwortete ich: wenn Gott, mein Recht und meine Kräfte wollen und können, ſo werde ich wohl nicht wollen können, wie ihr wollt und meynt. Mit dieſen Worten ſprang ich ſogleich ins Schiff, kehrte ihnen die Spitze der Waffen zu und ſagte: Hiermit will ich euch zeigen, daß ich nicht kann. Der von den Magalotti zeigte einige Luſt, zog den Degen und kam heran, da ſprang ich auf den Rand des Schiffes und ſtieß ſo gewaltſam nach ihm, daß, wäre er nicht rücklings zur Erde gefallen, ich ihn durch und durch geſtoſſen hätte. Die andern Geſellen, anſtatt ihm zu helfen, zogen ſich zurück, ich hätte ihn auf der Stelle umbringen können, aber anſtatt ihm eins zu verſetzen, ſagte ich: ſtehe auf Bruder, nimm deine Waffen und gehe fort, wohl haſt du geſehen, daß ich nicht kann was ich nicht will. Dann rief ich Tribolo, den Schiffer, und Lamentone herein und ſo fuhren wir gegen Venedig. Als wir zehn Meilen auf dem Boot zurückgelegt hatten, kamen uns dieſe jungen Leute in einem Kahne nach, und als ſie gegen uns über waren, ſagte mir der dumme Peter Benintendi, komm nur weiter Benvenuto, es iſt jetzt nicht Zeit, aber in Venedig wollen wir uns wieder ſehen. Darauf verſetzte ich: laßt es nur gut ſeyn, ich komme ſchon und ihr könnt mich überall wieder finden.

So kamen wir nach Venedig und ich wartete dem Bruder des Cardinal Cornaro auf, den ich bat, daß er mir die Erlaubniß verſchaffen möge, den Degen tragen zu dürfen. Er verſetzte darauf: daß ich ihn nur frey und ohne Erlaubniß anſtecken ſollte, das ſchlimmſte, was mir begegnen könnte, wäre, daß mir die Policey den Degen wegnähme.

So gingen wir bewaffnet und beſuchten Jacob del Sanſuino den Bildhauer, der den Tribolo verſchrieben hatte. Er begegnete mir äuſſerſt freundlich und behielt uns zum Eſſen. Da ſagte er zu Tribolo: er könne ihm gegenwärtig keine Arbeit geben, er möge doch ein andermal wieder kommen. Da fing ich an zu lachen und ſagte ſcherzend zu Sanſuino: ſein Haus iſt zu weit von dem eurigen, als daß er euch ſo ganz bequem beſuchen könnte. Der arme Tribolo erſchrack und zeigte den Brief vor, durch den er berufen war. Darauf antwortete Sanſuino: wackre und kunſtreiche Männer meines gleichen dürfen das und noch mehr thun. Tribolo zog die Achſeln und ſagte Geduld, Geduld! Ich nahm darauf ohne Rückſicht auf das herrliche Mittagseſſen, die Parthie meines Geſellen, der Recht hatte, und überdieß hatte Sanſuino bey Tiſche nicht aufgehört von ſeinen großen Werken zu ſprechen, von Michel Agnolo und allen Kunſtverwandten übels zu reden und ſich ganz allein übermäßig zu loben, ſo daß mir für Verdruß kein Biſſen ſchmecken wollte. Da ſagte ich nur die paar Worte: Wackre Männer zeigen ſich durch wackre Handlungen, und die kunſtreichen, die ſchöne und gute Werke machen, lernt man beſſer durch das Lob aus fremden Munde, als aus ihrem eigenen kennen. Darauf ſtiegen wir verdrüßlich vom Tiſche auf.

Noch denſelbigen Tag begegnete ich beym Rialto dem Peter Benintendi, der von verſchiedenen begleitet war, und da ich merkte, daß ſie Händel ſuchten, trat ich bey einem Apotheker ein, und ließ den Sturm vorüber ziehen. Darnach hörte ich, daß der junge von den Magalotti, dem ich artig begegnet war, ſie tüchtig ausgeſcholten hatte, und ſo ging die Sache vorüber.

Einige Tage nachher machten wir uns wieder auf den Weg nach Florenz, wir kehrten in einem gewiſſen Ort ein, der diſſeits Chioggia auf der linken Hand liegt, wenn man nach Ferrara geht. Der Wirth wollte bezahlt ſeyn, ehe wir uns ſchlafen legten, und da wir ihm ſagten, daß es an andern Orten gebräuchlich ſey, erſt morgens zu bezahlen, ſo ſagte er: ich will des Abends das Geld, es iſt nun meine Art ſo. Darauf antwortete ich: die Leute, die alles nach ihrer Art haben wollten, müßten ſich auch eine beſondre Welt dazu ſchaffen, denn in dieſer gehe das nicht an. Er verſetzte: ich ſollte ihm den Kopf nicht warm machen, denn er wollte es nun einmal ſo haben. Tribolo zitterte für Furcht, ſtieß mich und ſagte, ich ſollte ſtill ſeyn, damit es nicht noch ſchlimmer würde, ſo bezahlten wir den Kerl und legten uns ſchlafen. Wir hatten fürtreffliche Betten, alles neu und recht wie ſichs gehört, mit allem dem aber ſchlief ich nicht, und dachte nur die ganze Nacht, wie ich mich rächen wollte. Einmal kam mir's im Sinn ihm das Haus anzuſtecken, ein andermal ihm vier gute Pferde zu lähmen, die er im Stall hatte. So leicht das zu thun war, ſo ſchwer hätte ich darnach mich mit meinem Geſellen retten können. Zuletzt, ließ ich unſere Sachen und die übrigen Gefährten einſchiffen, und als die Pferde ſchon ans Seil geſpannt waren, ſagte ich, ſie ſollten ſtill halten, bis ich wieder käme, denn ich hätte meine Pantoffeln im Schlafzimmer gelaſſen: ſo ging ich ins Wirthshaus zurück und rief nach dem Wirthe, der rührte ſich nicht und ſagte: er bekümmere ſich nicht um uns, wir möchten zum Henker gehn. Es war noch ein Knäbchen im Hauſe, ein Stallpurſche, der ſagte ganz ſchlaftrunken zu mir: ſelbſt um des Papſtes willen würde ſich ſein Herr nicht in Bewegung ſetzen, darneben verlangte er ein Trinkgeld. Ich gab ihm einige kleine Venezianiſche Münzen und ſagte ihm: er ſolle die Schiffleute noch ſo lange aufhalten, bis ich mit meinen Pantoffeln zurück käme. So ward ich auch den loß, und ging hinauf und nahm ein ſcharfes Meſſerchen und zerſchnitt die vier Betten, ſo über und über, daß ich wohl einen Schaden von funfzig Scudi möchte gethan haben, ſteckte darauf einige Fetzen des Zeuges ein, ſtieg in das Schiff, und eilig ſagte ich zu dem, der die Pferde führte: er möchte machen, daß er fortkäme; kaum waren wir ein wenig von dem Wirthshauſe entfernt, als Gevatter Tribolo ſagte: er habe ein paar Riemchen zurückgelaſſen, womit er ſeinen Mandelſack aufs Pferd zu binden pflege, er wolle zurück, denn er könne ſie nicht entbehren. Ich ſagte ihm: er ſolle uns deswegen nicht aufhalten, ich wollte ihm Riemen machen laſſen, ſo groß und ſo viel er wolle. Er ſagte, ich ſolle nicht ſpaßen, er wolle nun ein für allemal ſeine Riemen wieder haben. Nun rief er: man ſolle halten, und ich rief man ſolle fortfahren! Indeſſen erzählte ich ihm den großen Schaden, den ich dem Wirthe verſetzt hatte und zeigte ihm ein Pröbchen von dem Bettzeuge. Da ergriff ihn ein ſolches Schrecken, daß er nicht aufhörte zum Fährmann zu rufen: nur zu! nur zu! und die Angſt verließ ihn nicht, bis wir vor die Thore von Florenz kamen.

Da ſagte Tribolo: laßt uns um Gottes Willen die Degen aufbinden und treibts nur nicht weiter ſo fort, mir war's die ganze Zeit als wenn meine Eingeweide im Keſſel kochten. Darauf ſagte ich: Gevatter Tribolo! wie ſolltet ihr den Degen aufbinden, da ihr ihn niemals losgebunden habt? Und das ſagte ich, weil er auf der ganzen Reiſe kein Zeichen eines Mannes von ſich gegeben hatte. Darauf ſahe er ſeinen Degen an und ſagte: bey Gott! ihr habt recht! das Gehäng iſt noch geflochten wie ich es zu Hauſe zurecht machte. So glaubte der Gevatter, daß ich ihm ſchlechte Geſellſchaft geleiſtet hätte, weil ich mich vertheidigt und gerochen hatte, wenn man uns etwas unangenehmes erzeigen wollte. Mir ſchien aber, er habe ſich eigentlich ſchlecht gehalten, daß er mir in ſolchen Fällen nicht beyſtand. Das mag nun jeder beurtheilen, wer ohne Leidenſchaft die Sache betrachtet.

Sobald ich abgeſtiegen war, ging ich zum Herzog Alexander und dankte ihm für das Geſchenk der funfzig Scudi und ſagte: ich ſey auf alle Weiſe bereit Ihro Excellenz zu dienen. Er antwortete mir, ich ſolle die Stempel zu ſeinen Münzen machen. Die erſte, die ich fertig machte, war von vierzig Soldi mit dem Bilde des Herzogs auf der einen, und mit dem Wappen auf der andern Seite. Darnach ſchnitt ich den Stempel für die halben Julier und darauf den Kopf des heiligen Johannes im Vollgeſichte, die erſte Münze der Art, die in ſo dünnem Silber geprägt worden, wovon die Schwierigkeit nur diejenigen einſehen können, die es in dieſer Kunſt auf den höchſten Grad gebracht haben. Alsdann wurden die Stempel zu den Goldgülden fertig: auf der einen Seite war ein Kreuz mit kleinen Cherubinen, auf der andern das Wappen des Herzogs. Da ich ſo mit viererley Münzen fertig war, bat ich Seine Excellenz ſie möchten mir nun eine Beſoldung auswerfen, und mich in die Zimmer auf der Münze einweiſen laſſen, wenn ihnen meine Bemühungen gefielen. Darauf ſagte er, er ſey es zufrieden, und werde die nöthigen Befehle ertheilen. Seine Excellenz ſprach mich damals in der Gewehrkammer, ich bemerkte eine fürtreffliche Büchſe, die aus Deutſchland gekommen war, und als der Herzog ſahe, mit welcher Aufmerkſamkeit ich das ſchöne Gewehr betrachtete, gab er mir es in die Hand und ſagte: er wiſſe wohl wie viel Vergnügen ich an ſolchen Dingen fände, und zum Gottespfennig ſeines Verſprechens ſollte ich mir eine Büchſe, nach meinem Belieben, wählen, nur dieſe nicht, und er verſichere mich, es ſeyen viele ſchönere und eben ſo gute in ſeiner Gewehrkammer. Dankbar nahm ich das Erbieten an, und als er bemerkte, daß ich mit den Augen herum ſuchte, befahl er dem Aufſeher, der Pietro von Lucca hieß, er ſolle mich, was ich wollte, nehmen laſſen, und ſo ging er mit den gefälligſten Worten weg, und ich wählte die ſchönſte und beſte Büchſe, die ich in meinem Leben geſehen hatte, und trug ſie nach Hauſe.

Den andern Tag brachte ich ihm Zeichnungen, die er zu einigen Goldarbeiten beſtellt hatte, er wollte ſie ſeiner Gemahlin ſchicken, die noch in Neapel war; ich bat ihn bey der Gelegenheit nochmals, daß er meine Anſtellung möge ausfertigen laſſen. Darauf ſagte ſeine Excellenz, ich ſollte ihm den Stempel von ſeinem Bilde machen, ſo ſchön wie das, vom Papſt Clemens. Ich fing ſogleich das Bildniß in Wachs an, und der Herzog befahl, daß, ſo oft ich käme, ihn zu portraitiren, ich ohne weiteres eingelaſſen werden ſollte. Da ich merkte, daß meine Angelegenheit ſich ins Weite zog, wählte ich einen gewiſſen Peter Paul von Monteritondo, der als kleiner Knabe in Rom bey mir geweſen war; er hielt ſich gegenwärtig bey einem Goldſchmiede auf, der ihn nicht gut behandelte. Deswegen nahm ich ihn weg und lehrte ihn die Stempel zu den Münzen aufs beſte behandlen. Indeſſen portraitirte ich den Herzog, den ich öfters nach Tiſche mit ſeinem Lorenz Medicis ſchlummern fand, der ihn nachher umbrachte. Niemand war weiter zugegen, und ich verwunderte mich oft, daß ein ſolcher Fürſt ſich ſo vertrauen konnte.

Nun geſchahe es, daß Octavian Medicis, der alles zu regieren ſchien, gegen den Willen des Herzogs, den alten Münzmeiſter begünſtigen wollte, er hieß Baſtian Cennini, ein altfränkiſcher Mann, der wenig verſtand und beym Ausmünzen der Scudi ſeine dummen Stempel mit den meinigen durch einander ſchlagen ließ. Ich beklagte mich darüber beym Herzog, und legte ihm die Münzen vor, worüber er ſehr verdrießlich war, und ſagte: gehe zu Octavian und zeig es ihm. Da ging ich ſchnell weg, und wieß dieſem, wie man meine ſchöne Münzen verſchändet hatte. Darauf antwortete er mir recht eſelmäßig: das beliebt uns ſo! Ich antwortete aber, das gehöre ſich nicht, und mir wolle das nicht gefallen. Darauf verſetzte er, und wenn es nun dem Herzog gefiele? Ich antwortete: auch da würde es mir nicht gefallen, denn es iſt weder gerecht noch vernünftig. Darauf ſagte er: ich ſolle mich wegpacken, und ſollte es hinunterſchlucken, und wenn ich dran erwürgen ſollte. Ich kehrte zum Herzog zurück, erzählte ihm das ganze verdrießliche Geſpräch, und bat ihn, daß er meine ſchöne Münzen nicht ſo möchte ſchänden laſſen. Darauf ſagte er: Octavian will zu hoch hinaus, dein Wille ſoll geſchehen, denn dadurch beleidigt man mich.

Denſelben Tag, es war ein Donnerſtag, erhielt ich von Rom einen umſtändlichen Freybrief vom Papſte, damit ich nach Rom gehen, und den Ablaß durch die heiligen Marien im Auguſt erlangen, und mich von den Flecken des Todſchlags reinigen könnte. Ich ging zum Herzog, und fand ihn, da er nicht wohl war, im Bette, ich brauchte noch zwey volle Stunden zu dem Wachsbilde, zeigte es ihm vollendet, und es gefiel ihm gar ſehr, dann brachte ich den Freybrief hervor und eröffnete ihm, wie der Papſt mich zu gewiſſen Arbeiten beſtellt habe, ich wolle deswegen wieder die ſchöne Stadt Rom gewinnen, und indeſſen an ſeiner Medaille arbeiten. Halb zornig ſagte darauf der Herzog: Benvenuto, folge mir! verreiſe nicht, du ſollſt deine Beſoldung und die Zimmer in der Münze haben, und mehr, als du verlangen kannſt. Denn das, was du verlangſt, iſt gerecht und billig, und wer ſollte mir die ſchönen Münzen prägen, die du gemacht haſt. Darauf ſagte ich: Gnädiger Herr! auch daran hab ich gedacht, denn ich habe hier einen jungen Römer, der mein Schüler iſt, den hab' ich alles gelehrt, und der wird Ew. Excellenz recht gut bedienen können, bis ich mit der fertigen Denkmünze zurückkomme, um alsdann immer bey Ihnen zu bleiben. Denn ich habe auch noch in Rom eine offene Werkſtatt, Arbeiter und verſchiedene Geſchäfte. Habe ich nur einmal erſt den Ablaß, ſo will ich das ganze Römiſche Weſen einem meiner Zöglinge überlaſſen, und mit Ew. Excellenz Erlaubniß wieder zu Ihnen zurückkehren. Bey dieſer Unterredung war auch Lorenz Medicis gegenwärtig, der Herzog winkte ihm einigemal, er ſolle mir doch auch zureden, er ſagte aber nichts als: Benvenuto, du thäteſt beßer da zu bleiben! Ich ſagte aber, daß ich auf alle Weiſe nach Rom gehen wolle. Lorenz wiederholte immer dieſelbigen Worte, und ſah beſtändig den Herzog mit einem fatalen Blick an.

Ich hatte indeſſen mein Modell geendiget und in die Schachtel geſchloſſen. Darauf ſagte ich: Gnädiger Herr, ich verſichere Euch, Eure Medaille ſoll beſſer werden, als die, des Papſt Clemens, denn jene war die erſte, die ich machte und ich verſteh es nun beſſer. Ich hoffe, Herr Lorenzo giebt mir eine treffliche Rückſeite, er iſt gelehrt, und von ſchönem Geiſte. Darauf antwortete Lorenz geſchwind: ich denke an nichts anders, als dir eine ſchöne Gegenſeite zu geben, die Ew. Excellenz werth ſey. Der Herzog lächelte ſpöttiſch, und ſagte: bring ihn auf die Gegenſeite, und ſo verreiſt er nicht. Da ſagte Lorenz: ich will ſo geſchwind als möglich fertig ſeyn, es ſoll etwas werden, worüber die Welt erſtaunt. Der Herzog, der ihn zum beſten hatte, und ihn überhaupt nicht achtete, kehrte ſich im Bette herum, und lachte über das, was er ihm geſagt hatte. Ich ging fort ohne weitere Umſtände, und ließ ſie

Ergebung unverzeihlich, und inconſequent bleibt in jedem Falle ſein Betragen. Der Chor in dieſem Stücke, wenn ich ſeine erſte Erſcheinung ausnehme, iſt ein ziemlich überflüſſiger Theil der Handlung, und wo er ſich in den Dialog miſcht, geſchieht es nicht immer auf eine geiſtvolle Weiſe; das ewige monotoniſche Verwünſchen des Paris und der Helene muß endlich Jeden ermüden. Was gegen die durch ein Wunder bewirkte Entwicklung des Stücks zu ſagen wäre, übergehe ich; überhaupt aber iſt zwiſchen der dramatiſchen Fabel dieſes Dichters und ſeiner Moral, oder den Geſinnungen ſeiner Perſonen, zuweilen ein ſeltſamer Widerſpruch ſichtbar, den man, ſo viel ich weiß, noch nicht gerügt hat. Die abenteuerlichſten Wunder- und Göttermährchen verſchmäht er nicht, aber ſeine Perſonen glauben nur nicht an ihre Götter, wie man häufige Beiſpiele bei ihm findet. Iſt es dem Dichter erlaubt, ſeine eigenen Geſinnungen in Begebenheiten einzuflechten, die ihnen ſo ungleichartig ſind, und handelt er nicht gegen ſich ſelbſt, wenn er den Verſtand ſeiner Zuſchauer in eben dem Augenblicke aufklärt oder ſtutzen macht, wo er ihren Augen einen höhern Grad von Glauben zumuthet? Sollte er nicht vielmehr die ſo leicht zerſtörende Illuſion durch die genaueſte Uebereinſtimmung von Geſinnungen und Begebenheiten zuſammen zu halten und dem Zuſchauer den Glauben, der ihm fehlt, durch die handelnden Perſonen unvermerkt mitzutheilen befliſſen ſeyn?

Was Einige hingegen an dem Charakter Iphigeniens tadeln, wäre ich ſehr verſucht, dem Dichter als einen vorzüglich ſchönen Zug anzuſchreiben; dieſe Miſchung von Schwäche und Stärke, von Zaghaftigkeit und Heroismus, iſt ein wahres und reizendes Gemälde der Natur. Der Uebergang von Einem zum Andern iſt ſanft und zureichend motivirt. Ihre zarte Jungfräulichkeit, die zurückhaltende Würde, womit ſie den Achilles ſelbſt da, wo er Alles für ſie gethan hat oder zu thun bereit iſt, in Entfernung hält, die Beſcheidenheit, alle Neugier zu unterdrücken, die das räthſelhafte Betragen ihres Vaters bei ihr rege machen muß, ſelbſt einige hier und da hervorblickende Strahlen von Muthwillen und Luſtigkeit, ihr heller Verſtand, der ihr ſo glücklich zu Hülfe kommt, ihr ſchreckliches Schickſal noch ſelbſt von der lachenden Seite zu ſehen, die ſanft wiederkehrende Anhänglichkeit an Leben und Sonne — der ganze Charakter iſt vortrefflich. Clytemneſtra — mag ſie anderswo eine noch ſo laſterhafte Gattin, allein. Der Herzog glaubte nicht, daß ich abreiſen würde, und ſagte nichts weiter. Da er aber erfuhr, daß ich weg war, ſchickte er mir einen Bedienten nach, der mich in Siena antraf und mir fünfzig Goldducaten im Nahmen ſeines Herrn überbrachte, mit den Worten: daß ich ſie auf ſeine Geſundheit verzehren, und ſobald als möglich wieder kommen ſollte; dann ſetzte er hinzu: Herr Lorenz läßt dir ſagen, daß er zu der Schaumünze, die du machen wirſt, eine wunderſame Rückſeite im Sinne habe. Uebrigens hatte ich alles obgedachtem Peter Paul übergeben, und ihn angewieſen, wie er mit den Münzen verfahren ſollte, weil es aber auſſerordentlich ſchwer iſt, ſo konnte er niemals ganz damit zu rechte kommen. Mir blieb die Münze über ſiebzig Scudi für meinen Stempel ſchuldig.

So reiſte ich nach Rom und hatte meine ſchöne Büchſe mit dem Rade bey mir, die ich mit größtem Vergnügen unterweges oft gebrauchte, und mehr als einen wundernswürdigen Schuß damit that. Weil mein Haus in Rom, das in Strada Julia lag, nicht eingerichtet war, ſo ſtieg ich bey Herrn Johann Gaddi ab, dem ich vor meiner Abreiſe meine ſchöne Waffen, und viele andere Dinge, die ich ſehr werth hielte, in Verwahrung gegeben hatte, denn an meiner Werkſtatt wollte ich nicht abſteigen, und ſchickte nach Felix meinem Geſellen, er ſollte geſchwind meine Wohnung aufs beſte in Ordnung bringen. Den andern Tag ſchlief ich dort, machte meine Kleider, und alles was ich bedurfte zu rechte, denn ich wollte den andern Tag zum Papſte gehen und ihm danken. Ich hatte zwey Knaden in meinem Dienſte und unter mir wohnte eine Wäſcherinn, die mir ſehr gut kochte.

Ich hatte des Abends einige meiner Freunde zu Tiſche gehabt, wir waren ſehr vergnügt geweſen, und ich legte mich ſchlafen. Kaum war die Nacht vorbey, es mochte eine Stunde vor Tage ſeyn, als ich mit entſetzlicher Wuth an meine Thüre ſchlagen hörte. Ein Schlag fiel auf den andern, ich rief meinem älteſten Diener, der Cencio hieß, eben dem, der mit mir im Kreiſe des Negromanten geweſen war, und ſagte ihm: er ſolle ſehen, wer der Narr ſey, der zu dieſer Stunde ſo beſtialiſch poche. Der Knabe ging und ich zündete noch ein Licht an, denn eins habe ich die Nacht immer brennen, warf ein vortreffliches Panzerhemd über und darüber eine Weſte, wie ſie mir in die Hand fiel. Cencio kam zurück und rief: o wehe mein Herr! der Bargell mit allen Häſchern iſt vor der Thüre und ſagt: wenn ihr nicht geſchwind macht, ſo werde er die Thüre niederrennen, ſie haben Fackeln und tauſend Dinge bey ſich. Darauf ſprach ich: ſag ihnen, daß ich mich ankleide und ſogleich komme.

Da ich vermuthete, daß es ein Streich von Herrn Peter Ludwig ſey, nahm ich in die rechte Hand einen vortrefflichen Dolch, in die linke meinen Freybrief, dann lief ich an die hinteren Fenſter, die auf gewiſſe Gärten gingen, auch da ſah ich mehr als dreyßig Häſcher, und begriff, daß ich auf dieſer Seite nicht entfliehen konnte. Da nahm ich die beyden Kinder vor mich und ſagte: ſie ſollten die Thüre aufmachen, ſobald ichs befähle, und ſo ſtellte te ich mich in Ordnung, den Dolch in der rechten, den Freybrief in der linken, vollkommen im Vertheidigungszuſtande. Dann ſagte ich zu den Kindern, fürchtet euch nicht, und macht auf.

Sogleich ſprang Vittorio, der Bargell, mit zwey andern herein, ſie glaubten mich leicht in die Hände zu bekommen, da ſie mich aber auf gedachte Weiſe bereit fanden, zogen ſie ſich zurück und ſagten: hier wills Ernſt werden. Da ſprach ich, indem ich den Freybrief hinwarf: leſet das! und da ihr mich nicht fangen könnt, ſo ſollt ihr mich auch nicht einmal berühren. Der Bargell ſagte darauf zu einigen: ſie ſollten mich ergreifen, und den Freybrief könnte man nachher ſehen. Da hielt ich ihnen kühn den Dolch entgegen und rief: lebend entkomm ich, oder todt habt ihr mich! Der Platz war ſehr enge, ſie drohten jeden Augenblick gewaltſam auf mich einzudringen und ich ſtand immer in Poſitur mich zu vertheidigen. Da nun der Bargell wohl ſahe, daß ſie mich nur auf die Weiſe haben konnten, wie ich geſagt hatte, rief er den Actuarius und gab, indeſſen dieſer den Freybrief las, einigemal das Zeichen, daß ſie mich fahen ſollten, deswegen ich mich nicht aus meiner Stellung verrückte. Endlich gaben ſie ihren Vorſatz auf, ſie warfen mir den Freybrief auf die Erde und gingen ohne mich fort.

Als ich mich wieder hinlegte, fühlte ich mich ſehr angegriffen, und konnte nicht wieder einſchlafen. Als es Tag war, hatte ich mir vorgeſetzt zur Ader zu laſſen, und fragte nur erſt den Herrn Johann Gaddi um Rath, und der ließ ſo ein Hausärztlein rufen, das fragte mich, ob ich denn erſchrocken wäre? Nun ſage einer, was ſoll man von dem Verſtand eines Arztes denken, dem man einen ſo groſſen und auſſerordentlichen Fall erzählt, und der ſo eine Frage thut? Es war eben ein Kautz, der gleichſam beſtändig über nichts lachte, und mir auch lachend ſagte: ich ſollte einen guten Becher griechiſchen Weines trinken, mich luſtig machen, und weiter nicht erſchrocken ſeyn. Herr Johann ſagte: Meiſter! und wenn einer von Erz und Marmor geweſen wäre, ſo hätte er ſich bey dieſer Gelegenheit entſetzt, geſchweige ein Menſch. Darauf ſagte das Aerztlein: Monſignor! wir ſind nicht alle nach Einer Weiſe gebauet, dieſer Mann iſt nicht von Erz noch von Marmor, ſondern von reinem Eiſen; ſomit legte er mir die Hand an den Puls und ſagte unter ſeinem unmäßigen Gelächter: fühlt einmal hierher, Johannes, kein Menſch, kein erſchrockener Menſch hat einen ſolchen Puls, das iſt ein Löwe, ein Drache. Ich, der ich wohl wußte, daß mein Puls ſtark und über das rechte Maas ſchlug, wie das Affengeſicht von Hippokrates und Galen nicht gelernt hatte, fühlte wohl mein Uebel, zeigte mich aber munter, um nicht erſchrockner zu ſcheinen, als ich war. Es war eben Tafelzeit und ich aß mit der ganzen Geſellſchaft. Sie war ſehr auserleſen, Herr Ludwig von Fano, Herr Johann Greco, Herr Antonio Allegretti, alles ſehr gelehrte Perſonen, auch Herr Hannibal Caro, der noch ſehr jung war. Man ſprach von nichts, als von meinem wackern Betragen, und dann lieſſen ſie ſich die Geſchichte von meinem Diener Cencio, der ſehr geiſtreich, lebhaft und von ſchöner Geſtalt war, oftmals wiederholen, und ſo oft er die raſende Begebenheit erzählte und dabey meine Stellungen und meine Worte wiederholte, fiel mir immer ein neuer Umſtand ein. Dabey fragten ſie ihn oft: ob er erſchrocken wäre, er antwortete, ſie ſollten mich fragen, es wäre ihm geworden wie mir. Zuletzt ward mir das Geſchwätz beſchwerlich und da ich mich ſehr bewegt fühlte, ſtand ich vom Tiſche auf und ſagte: ich wollte gehen und mich und meinen Diener in blaues Tuch und Seide neu kleiden, da ich in vier Tagen am Feſte der heiligen Marien in Prozeſſion zu gehen hätte, und Cencio ſollte mir die weiſſe brennende Kerze tragen. So ging ich, und ſchnitt die blauen Tücher, ſodann ein Weſtchen von blauem Ermiſin und ein Ueberkleid von demſelbigen, Cencio aber ſollte beydes von blauem Taffent haben.

Da ich das alles zugeſchnitten hatte, ging ich zum Papſte, der mir ſagte: ich ſollte mit ſeinem Herrn Ambroſio reden, er habe befohlen, ich ſolle ein groſſes Werk von Gold machen. Ich ging zu Ambroſio, der recht gut um die Geſchichte des Bargells wußte, denn er war mit meinen Feinden einverſtanden und hatte den Bargell tüchtig ausgeſcholten, daß er mich nicht ergriffen hatte, der ſich entſchuldigte, daß ſich gegen einen ſolchen Freybrief nichts thun laſſe. Herr Ambroſio fing an von den Arbeiten zu ſprechen, wie ihm der Papſt befohlen hatte, dann ſagte er, ich ſollte die Zeichnungen machen, und er wolle ſodann alles beſorgen.

Inzwiſchen kam der Tag der heiligen Marien heran und weil es die Gewohnheit mit ſich bringt, daß die, welche einen ſolchen Ablaß erlangen wollen, ſich vorher ins Gefängniß begeben müſſen, ſo ging ich abermals zum Papſte und ſagte Ihro Heiligkeit: ich hätte nicht Luſt mich gefangen einzuſtellen, er möchte mir die Gnade erzeigen, bey mir eine Ausnahme zu machen. Der Papſt antwortete mir, es ſey die Gewohnheit ſo. Da kniete ich von neuem nieder, dankte ihm nochmals für den Freybrief, den er mir ausgeſtellt hatte, und ſagte, daß ich nun mit demſelben zu meinem Herzog von Florenz, der mich mit ſo viel Liebe und Verlangen erwartete, zurückkehren wolle. Darauf wendete ſich Seine Heiligkeit zu einem ihrer Vertrauten und ſagte: Benvenuto mag den Ablaß ohne Gefängniß haben, ſetzt das Reſcript auf und ſo mags gut ſeyn. Das geſchah, der Papſt unterzeichnete, auf dem Capitel ward es regiſtrirt und am beſtimmten Tage ging ich, zwiſchen zwey Edelleuten, ehrenvoll in der Prozeſſion, und erhielt vollkommenen Ablaß.

Nach vier Tagen überfiel mich ein ſchreckliches Fieber, mit einem unglaublichen Froſt. Ich legte mich gleich zu Bette und hielt die Krankheit für tödlich. Ich ließ ſogleich die erſten Aerzte zuſammen berufen, darunter war Meiſter Franziskus von Norcia, ein ſehr alter Arzt, der in Rom den größten Ruf hatte. Ich erzählte ihm, was ich für die Urſache meines groſſen Uebels hielt, auch wie ich hatte wollen Blut laſſen, und wie ich daran verhindert worden war; ich bat, wenn es Zeit wäre, möchten ſie es noch thun. Meiſter Franziskus antwortete, es ſey jetzt nicht Zeit Ader zu laſſen, hätte man es damals gethan, ſo hätte mich nicht das mindeſte Uebel befallen, jetzt müſſe man einen andern Weg nehmen.

So fingen ſie nun die Cur an mit allem Fleiß, wie ſie nur wußten und konnten, und alle Tage wurde es wüthend ſchlimmer, und am Ende der Woche war das Uebel ſo groß, daß die Aerzte an ihrem Unternehmen verzweifelnd, meinen Leuten auftrugen, man ſolle mich nur zufrieden ſtellen und mir geben, was ich verlangte. Meiſter Franziskus ſagte: ſolange Athem in ihm iſt, rufet mich zu jeder Stunde, denn es kann ſich niemand vorſtellen, was die Natur in einem jungen Manne dieſer Art zu thun vermag, und wenn er ohnmächtig werden ſollte, wendet mir dieſe fünf Mittel, eines hinter dem andern an, und ruft mich, ich will zu jeder Stunde der Nacht kommen, ich möchte dieſen lieber durchbringen, als irgend einen Cardinal in Rom.

Auch kam täglich Herr Johann Gaddi, zwey oder dreymal, zu mir, und jedesmal nahm er meine ſchönen Büchſen in die Hand, meine Panzerhemde und Degen, und ſagte beſtändig: wie iſt das ſo ſchön! wie iſt das noch ſchöner! und ſo machte er es mit meinen Modellen und andern Kleinigkeiten, ſo, daß er mir zuletzt recht zur Laſt ward. Mit ihm kam auch ein gewiſſer Mattheus, ein Franzoſe, der eben auch auf meinen Tod recht ſehnlich zu warten ſchien, nicht, weil er von mir etwas zu erwarten

Eigentum d. Univ.-Bibl. München

hatte, ſondern wahrſcheinlich, weil er Herrn Gaddis Verlangen befriedigt zu ſehen wünſchte.

Indeſſen ſtand Felix, mein Geſelle, mir auf alle Weiſe bey und that für mich, was ein Menſch für den andern thun kann. Meine Natur war äuſſerſt geſchwächt und ſo herunter, daß mir kaum ſo viel Kraft übrig blieb, wenn ich ausgeathmet hatte, wieder Athem zu ſchöpfen. Doch war mein Kopf ſo ſtark, als in geſunden Tagen. Da ich nun ſo völlig bey mir war, kam ein ſchrecklicher Alter an mein Bette, der mich gewaltſam in ſeinen ungeheuren Kahn hineinreiſſen wollte, deswegen rief ich Felix: er ſollte zu mir treten, und den abſcheulichen Alten verjagen. Felix, der mich höchlich liebte, kam weinend gelaufen und rief: fort alter Verräther, du ſollſt mir mein Glück nicht rauben. Herr Johannes Gaddi, der auch gegenwärtig war, ſagte: der arme Narr faſelt, es wird nicht lange mehr währen. Mattheus, der Franzoſe, verſetzte: er hat den Dante geleſen, und für groſſer Schwäche phantaſirt er. Darauf ſagte er lachend: fort du alter Schelm! laß unſern Benvenuto ungehudelt! Da ich ſahe, daß man über mich ſpottete, wendete ich mich zu Herrn Johann Gaddi, und ſagte: wißt nur lieber Herr, daß ich nicht phantaſire, daß es mit dem Alten richtig iſt, der mir ſo zur Laſt fällt, ihr thätet beſſer, mir den leidigen Mattheus zu entfernen, der über mein Unglück lacht, und da Ew. Gnade mir die Ehre Ihres Beſuchs erzeigt, ſo wünſchte ich, ihr kämt mit Herrn Antonio Allegretti, Herrn Hannibal Caro und mit euren übrigen trefflichen Männern, das ſind Perſeyen von anderer Lebensart und anderm Geiſt, als dieſe Beſtie. Darauf ſagte Herr Johannes im Scherze zu Mattheus: er ſolle ihm auf immer aus den Augen gehen; aber aus dieſem Scherz ward Ernſt, denn er ſah ihn nachher nicht wieder. Darauf ließ er die Herrn Allegretti, Ludwig und Caro rufen, ihre Gegenwart diente mir zur größten Beruhigung, ich ſprach ganz vernünftig mit ihnen und bat nur immer den Felix, er möchte mir den Alten wegjagen. Herr Ludwig fragte mich, was ich denn ſähe, und wie er geſtaltet ſey? indeß ich ihn recht deutlich beſchrieb, nahm mich der Alte beym Arme und riß mich in ſeinen ſchrecklichen Kahn. Kaum hatte ich ausgeredet, als ich in Ohnmacht fiel, mir ſchien, als wenn mich der Alte wirklich in den Kahn würfe.

In dieſer Ohnmacht ſoll ich mich herumgeworfen und gegen Herrn Gaddi harte Worte ausgeſtoſſen haben, als wenn er mich zu berauben käme, als wenn er keine Barmherzigkeit gegen mich habe, und andere häßliche Reden, wodurch Herr Gaddi ſehr beſchämt war. Alsdann blieb ich, wie ſie ſagten, als ein Todter, und verharrte in ſolchem Zuſtande eine völlige Stunde. Als es ihnen dänchte, daß ich kalt würde, lieſſen ſie mich für todt liegen, und als ſie nach Hauſe kamen, erfuhr es Mattheus, der Franzoſe, der ſchrieb ſogleich nach Florenz an Benedetto Varchi, meinen liebſten Freund, um welche Uhr der Nacht man mich habe ſterben ſehen. Auf dieſen vermeynten Tod machte dieſer treffliche Mann und Freund ein herrliches Sonnett, das ich an ſeinen Platz einrücken werde. Drey lange Stunden vergingen, ehe ich mich erholte, und da alle jene fünf Mittel des Meiſter Franziskus nichts helfen wollten, und mein liebſter Felix ſahe, daß ich kein Lebenszeichen von mir gab, lief er zum Hauſe des Arztes, pochte ihn heraus und bat ihn weinend: er möchte doch mitkommen, denn ich ſey wahrſcheinlich todt. Darauf ſagte Meiſter Franz, der ein heftiger Mann war: Sohn! wozu ſoll ich kommen? iſt er todt, ſo ſchmerzt es mich mehr als dich, denkſt du, daß ich mit meiner Medicin ihm in den H * * * blaſen kann, um ihn wieder lebendig zu machen? Da er ſahe, daß der arme Knabe weinend wegging, rief er ihn zurück und gab ihm ein gewiſſes Oel, mir die Pulſe und das Herz zu ſalben; dann, ſagte er, ſollten ſie mir die kleinen Finger und Zehen recht feſt halten, käme ich wieder zu mir, ſo möchten ſie ihn rufen. Felix lief und that nach der Verordnung. Da es nun faſt Tag war, und ihm alle Hoffnung verlohren ſchien, machten ſie ſich dran, um mich zu waſchen. Auf einmal fühlte ich mich wieder und rief den Felix, daß er mir ſobald als möglich den läſtigen Alten wegjagen ſollte. Felix wollte zu Meiſter Franzen laufen, da ſagte ich ihm: er ſolle bleiben, denn der Alte habe Furcht vor ihm und mache ſich fort. Felix näherte ſich, ich berührte ihn und mir ſchien, daß der raſende Alte ſogleich ſich entfernte, deswegen bat ich den Knaben, immer bey mir zu bleiben, nun kam auch der Arzt und ſagte: er wolle mir auf alle Weiſe durchhelfen, er habe ſeine Tage in einem jungen Mann ſo viel Kraft nicht gefunden. Nun fing er an zu ſchreieine noch ſo grauſame Mutter ſeyn, darum kümmert ſich der Dichter nicht — hier iſt ſie eine zärtliche Mutter, und nichts als Mutter; mehr wollte und brauchte der Dichter nicht. Die mütterliche Zärtlichkeit iſt's, die er in ihren ſanften Bewegungen, wie in ihren heftigen Ausbrüchen ſchildert. Aus dieſem Grunde finde ich die Stelle im fünften Akt, wo ſie Iphigenien auf die Bitte: ſie möchte ihren Gemahl nicht haſſen, zur Antwort gibt: „O, der ſoll ſchwer genug an dich erinnert werden!" eine Stelle, worin ihre künftige Mordthat vorbereitet zu ſeyn ſcheint, eher zu tadeln, als zu loben; — zu tadeln, weil ſie dem Zuſchauer (dem griechiſchen wenigſtens, der in der Geſchichte des Hauſes Atreus ſehr gut bewandert war, und für den doch der Dichter ſchrieb) plötzlich die andere Clytemneſtra, die Ehebrecherin und Mörderin, in den Sinn bringt, an die er jetzt gar nicht denken ſoll, mit der er die Mutter, die zärtliche Mutter, gar nicht vermengen ſoll. So glücklich und ſchön der Gedanke iſt, in demjenigen Stücke, worin Clytemneſtra als Mörderin ihres Gemahls erſcheint, das Bild der beleidigten Mutter und die Begebenheiten in Aulis dem Zuſchauer wieder in's Gedächtniß zu bringen (wie es z. B. im Agamemnon des Aeſchylus geſchieht), ſo ſchön dieſes iſt, und aus eben dem Grunde, warum dieſes ſchön iſt, iſt es fehlerhaft, in dasjenige Stück, das uns die zärtliche, leidende Mutter zeigt, die Ehebrecherin und Mörderin aus dem andern herüberzuziehen; jenes nämlich diente dazu, den Abſcheu gegen ſie zu vermindern: dieſes kann keine andere Wirkung haben, als unſer Mitleiden zu entkräften. Ich zweifle auch ſehr, ob Euripides bei der oben angeführten Stelle dieſen unlautern Zweck gehabt habe, den ihm Viele geneigt ſeyn dürften, als eine Schönheit unterzuſchieben.

Die Geſinnungen in dieſem Stücke ſind groß und edel, die Handlung wichtig und erhaben, die Mittel dazu glücklich gewählt und geordnet. Kann etwas wichtiger und erhabener ſeyn, als die — zuletzt noch freiwillige — Aufopferung einer jungen und blühenden Fürſtentochter für das Glück ſo vieler verſammelter Nationen? Konnte die Größe dieſes Opfers in ein volleres und ſchöneres Licht geſtellt werden, als durch das prächtige Gemälde, das der Dichter durch den Chor (in der Zwiſchenhandlung des erſten Actes) von der glänzenden Ausrüſtung des griechiſchen Heeres gleichſam im Hintergrunde entwerfen läßt? Wie groß endlich und ben und verordnete mir Bähungen, Pflaſter, Waſchwaſſer, Salben und andere unſchätzbare Dinge; inzwiſchen litt ich an mehr als zwanzig Blutigeln am H * * *, ich war durchbohrt, gebunden und ganz geknetet. Meine Freunde kamen, das Wunder vom auferſtandenen Todten zu ſehen. Viele Männer von groſſer Bedeutung beſuchten mich, in deren Gegenwart ich ſagte: das wenige Geld und meine Baarſchaft, es konnte ohngefähr an Gold und Silber, Juwelen und Gelde achthundert Scudi ſeyn, ſolle meiner armen Schweſter in Florenz, Nahmens Liberata, hinterlaſſen bleiben, alle meine übrigen Sachen, ſowohl Waffen, als was ich ſonſt beſäſſe, ſollten meinem armen Felix gehören und noch fünfzig Goldducaten, damit er ſich kleiden könne. Auf dieſe Worte warf ſich mir Felix um den Hals und ſagte: er verlange nichts, als daß ich leben ſolle. Darauf ſagte ich ihm, wenn du mich lebendig erhalten willſt, ſo halte mich auf dieſe Weiſe feſt und ſchilt auf den Alten da, der ſich vor dir fürchtet. Da erſchracken einige von den Gegenwärtigen, denn ſie ſahen, daß ich nicht phantaſirte, ſondern bey mir war, und vernünftig ſprach. So ging es mit meinem groſſen Uebel, das nach und nach ſich ganz langſam beſſerte. Der vortreffliche Meiſter Franz kam vier oder fünfmal des Tages. Herr Johann Gaddi ſchämte ſich und ließ ſich nicht wieder ſehen.

Auf einmal erſchien mein Schwager, der, um mich zu beerben, von Florenz gekommen war, aber als ein braver Mann ſich auſſerordentlich freute, mich lebendig zu finden. Ihn wieder zu ſehen, war mir der größte Troſt, er begegnete mir aufs freundlichſte und verſicherte mich, er ſey nur gekommen, mir ſelbſt zu warten. Das that er auch mehrere Tage, dann entließ ich ihn, als ich faſt ſichere Hoffnung zur Geneſung hatte, und da gab er mir das Sonnett des Herrn Benedetto Varchi, deſſen ich oben erwähnt habe.

Wer wird uns tröſten, Freund? Wer unterdrückt
Der Klagen Flut bey ſo gerechtem Leide?
Ach iſt es wahr? ward unſres Lebens Weide
So grauſam in der Blüthe weggepflückt?

Der edle Geiſt, mit Gaben ausgeſchmückt,
Die nie die Welt vereint geſehn, vom Neide
Bewundert, ſeiner Zeitgenoſſen Freude,
Hat ſich ſo früh der niedern Erd' entrückt?

O liebt man in den ſeligen Gefilden
Noch Sterbliches, ſo blick' auf deinen Freund,
Der nur ſein eignes Loos, nicht dich beweint!

Wie du den ew'gen Schöpfer abzubilden
Hienieden unternahmſt mit weiſer Hand,
So wird von dir ſein Antliz dort erkannt.

Indeſſen war meine Schwachheit auſſerordentlich, und es ſchien nicht möglich ſie zu heben. Der brave Meiſter Franz gab ſich mehr Mühe als jemals, und brachte mir alle Tage neue Mittel, wodurch er das arme verſtimmte Inſtrument wieder in Ordnung bringen wollte, und bey allen dieſen unſchätzbaren Bemühungen wollte ſich dieſe Zerrüttung doch nicht wieder herſtellen laſſen, ſo, daß alle Aerzte faſt verzweifelten und nicht wußten, was ſie thun ſollten. Ich hatte einen unendlichen Durſt und enthielt mich mehrere Tage des Trinkens, wie man mir verordnet hatte, und Felix, dem äuſſerſt daran gelegen war, mich zu erhalten, ging mir nicht von der Seite. Der Alte war mir nicht mehr ſo beſchwerlich, aber er kam manchmal im Traum zu mir. Eines Tages war Felix ausgegangen, zu meiner Aufwartung war ein kleiner Knabe und eine Magd übrig geblieben, die Beatrix hieß. Ich fragte den Knaben, was aus Cencio meinem andern Diener geworden ſey? und was das heiſſe, daß er ſich nicht ſehen laſſe? Das Kind ſagte mir, Cencio habe ſich noch ſchlimmer befunden, als ich, und liege am Tode. Felix habe ihm befohlen, mir nichts davon zu ſagen. Ich hörte dieſe Nachricht mit dem größten Verdruſſe, da rief ich die Magd und erſuchte ſie, ſie möchte mir helles friſches Waſſer in einem Kühlkeſſel bringen, der eben da ſtund. Gleich lief ſie, und brachte mir ihn ganz voll. Ich ſagte, ſie ſollte mir ihn an den Mund heben, und wenn ſie mich nach Herzensluſt trinken lieſſe, wollte ich ihr eine Jacke ſchenken. Das Mädchen hatte mir einige Sachen von Werth geſtohlen und hätte mich gern todt geſehen, damit ihre Untreue verborgen bliebe, ſo ließ ſie mich auf zweymal trinken, ſo viel ich nur wollte, ſo, daß ich wohl ein Maas Waſſer verſchluckt hatte. Dann deckte ich mich zu, fing an auszudünſten und ſchlief ein. So hatte ich eine Stunde gelegen, als Felix zurückkam und das Kind fragte, was ich mache? Dieſes antwortete: ich weiß es nicht, Beatrix hat ihm den Kühlkeſſel voll Waſſer geholt, und er hat ihn faſt ganz ausgetrunken, ich weiß nicht, ob er todt oder lebendig iſt. Da wäre der arme Felix vor Schrecken faſt umgefallen, er ergriff ſogleich einen Stock und ſchlug ganz unbarmherzig auf die Magd loß und rief: Verrätherinn! du haſt mir ihn umgebracht! Indeſſen Felix zuſchlug und ſie ſchrie, träumte mir, der Alte käme mit Stricken in der Hand und wolle mich binden. Felix war ihm zuvor gekommen und traf ihn mit einem Beil, der Alte floh und ſagte: laß mich gehen, ich komme eine ganze Weile nicht wieder. Beatrix war mit entſetzlichem Geſchrey in meine Kammer gelaufen, ich erwachte und ſagte zu Felix: laß es gut ſeyn, vielleicht hat ſie mir aus böſer Abſicht mehr genutzt, als du mit aller deiner Sorgfalt nicht im Stande warſt. Helft mir jetzt, da ich ſo auſſerordentlich geſchwitzt habe, und kleidet mich ſchnell um. Felix faßte wieder Muth, trocknete und tröſtete mich, ich fühlte groſſe Erleichterung und fing an auf Geſundheit zu hoffen. Meiſter Franz war gekommen, ſah meine groſſe Beſſerung und wie die Magd weinte, der Knabe hin und wieder lief, und Felix lachte, da merkte der Arzt, daß etwas auſſerordentliches vorgefallen ſeyn müſſe, wodurch ich auf einmal zu ſolcher Beſſerung hätte gelangen können. Indeſſen war auch Meiſter Bernhardin angekommen, jener, der mir anfangs kein Blut laſſen wollte. Meiſter Franz, der vortreffliche Mann, rief aus: O Gewalt der Natur! ſie kennt ihre Bedürfniſſe, und die Aerzte verſtehen nichts. Sogleich antwortete das andere Gehirnchen, hätte er nur mehr als eine Flaſche getrunken, ſo wäre er gleich völlig geneſen. Meiſter Franz, dem ſein Alter ein groſſes Anſehen gab, verſetzte: er wäre zum Henker gegangen, wohin ich euch wünſche. Dann fragte er mich, ob ich mehr hätte trinken können, ich ſagte nein! denn mein Durſt ſey völlig geſtillt, da wandte er ſich zu Meiſter Bernhardinen und ſagte: ſehet, wie genau dis Natur ihr Bedürfniß genommen hat, nicht mehr und nicht weniger, und daſſelbe forderte ſie auch damals, als der junge Mann verlangte, daß ihr ihm Blut laſſen ſolltet, und hättet ihr wirklich eingeſehen, daß er mit zwey Maas Waſſer zu kuriren wäre, ſo hättet ihr es eher ſagen, und groſſen Ruhm dadurch erwerben können. Das fuhr dem Aerztlein vor den Kopf, er ging und kam nicht wieder. Darauf ſagte Meiſter Franz, man ſolle mich aus meiner Stube auf einen von den Römiſchen Hügeln bringen.

Als der Cardinal Cornaro von meiner Beſſerung hörte, ließ er mich in eine ſeiner Wohnungen, die er auf Monte Cavallo hatte, bringen, es geſchah noch ſelbigen Abend, ich ſaß in einem Tragſeſſel wohl verſorgt und bedeckt. Kaum war ich angekommen, als ich mich erbrechen mußte. Da ging ein haariger Wurm von mir, wohl eine viertel Elle lang, die Haare waren groß, und der Wurm abſcheulich, gefleckt, mit verſchiedenen Farben, grünen, ſchwärzen und rothen. Man hub ihn für den Arzt auf, der verſicherte, er habe ſo etwas nie geſehen, dann ſagte er zu Felix: ſorge für deinen Benvenuto, denn er iſt geneſen und nun laß ihm weiter keine Unordnung zu, denn wenn ihm die eine durchhalf, ſo könnte die andere dir ihn umbringen. War er doch ſchon ſo weit, daß man ihm die letzte Oehlung nicht zu geben getraute, und jetzt wird er mit ein wenig Zeit und Geduld ſich bald wieder erhohlen, daß er treffliche Arbeiten fertigen wird. Dann wandte er ſich zu mir und ſagte: mein Benvenuto ſey klug und halte dich ordentlich, und wenn du wieder völlig geneſen biſt, ſollſt du mir eine Mutter Gottes machen, die ich dir zu Liebe immer anbeten will. Die verſprach ich ihm und fragte, ob ich mich wohl dürfte nach Florenz bringen laſſen? er ſagte, daß ich erſt ein wenig ſtärker werden müßte, und man werde ſehen, was die Natur thue.

Acht Tage waren vorbey, und die Beſſerung ſo unmerklich, daß ich anfing mir ſelbſt zur Laſt zu werden, denn ich hatte wohl dreyßig Tage die groſſe Noth ausgeſtanden; endlich entſchloß ich mich, miethete ein paar Tragſeſſel und ließ mich und meinen lieben Felix nach Florenz, in das Hauß meiner Schweſter tragen, die mich zu gleicher Zeit beweinte und belachte.

Da kamen viele Freunde mich zu beſuchen, unter andern Peter Landi der beſte und liebſte, den ich auf der Welt gehabt hatte. Den andern Tag kam ein gewiſſer Niccolo da Monte Aguto, der auch mein groſſer Freund war, und mir erzählte, er habe den Herzog ſagen hören:

er hätte beſſer gethan zu ſterben, denn ich werde es ihm niemals verzeihen, und nun hab ich ihn am Stricke. Ich antwortete meinem Freunde, der ganz außer ſich vor Wanzigkeit war, Meiſter Niccolo, erinnert Seine Excellenz, daß Papſt Clemens mich auch einmal übereilt beſtrafen wollte, er ſolle mich beobachten laſſen, und wenn ich geſund bin, will ich ihm zeigen, daß er nicht viel ſo treue Diener hat. Irgend ein Feind hat mir bey ihm dieſen böſen Dienſt geleiſtet.

Dieſer Feind war, wie ich wohl erfuhr, Georg Vaſellai (Vaſari) Mahler von Arezzo, wahrſcheinlich verläumdete er mich aus Dank für die vielen Wohlthaten, die ich ihm erzeigt hatte. Schon in Rom, wo ich ihn aufnahm, und ihn unterhielt, kehrte er mein Haus das oberſte zu unterſt. Er hatte ſo einen gewiſſen trocknen Ausſchlag und ſeine Hände waren immer gewohnt zu kratzen, da ſchlief er mit einem guten Knaben, den ich hatte, der ſich Manno nannte, er glaubte ſich zu kratzen, und hatte mit ſeinen ſchmutzigen Pfoten, an denen er niemals die Nägel abſchnitt, ſeinem armen Schlafgeſellen das ganze Bein abgeſchunden. Manno ging aus meinen Dienſten und ſchwur ihn todt zu ſchlagen, ich aber ſuchte die Sache beyzulegen. So verſöhnte ich auch den Cardinal Medicis mit gedachtem Georg, und half ihm auf alle Weiſe. Zum Dank erzählte er nun dem Herzog Alexander, daß ich von ſeiner Excellenz übel geſprochen habe, ich hätte mich vermeſſen in Verbindung mit den Ausgewanderten, zuerſt die Mauer von Florenz zu erſteigen. Nachher erfuhr ich wohl, daß der treffliche Herr Octaviano Medicis, der ſich an mir wegen des Verdruſſes über die Münze rächen wollte, den er, nach meiner Abreiſe von Florenz, mit dem Herzog gehabt hatte, ihm die Worte in den Mund gelegt habe.

Ich hatte an dieſer Nachrede nicht die mindeſte Schuld, und fürchtete mich auch nicht im geringſten. Der geſchickte Meiſter Franz da Monte Varchi ſorgte für meine Geſundheit, ihn hatte mein liebſter Freund Lucas Martini zu mir geführt, der den größten Theil des Tages bey mir zubrachte.

Indeſſen hatte ich meinen getreuen Felix wieder nach Rom geſchickt, um meinen Sachen vorzuſtehen, und als ich mich nach vierzehn Tagen wieder ein wenig erholt hatte, ob ich gleich noch nicht auf den Füßen ſtehen konnte, ließ ich mich in den Pallaſt Medicis, auf die Terraſſe tragen, und ſetzte mich, um zu warten, bis der Herzog vorbey ging. Da verſammelten ſich meine vielen Freunde, die ich am Hof hatte, und verwunderten ſich, daß ich, ohne meine Geneſung abzuwarten, mich dem Herzog vorſtellen wollte. Alle verwunderten ſich nicht ſowohl, weil ſie mich für todt gehalten hatten, ſondern weil ich wie ein Todter ausſah. Da ſprach ich in aller Gegenwart: es hat mich ein nichtswürdiger Menſch beym Herzog verläumdet, als wenn ich übels von Seiner Excellenz geſprochen, und mich vermeſſen hätte, zuerſt Ihre Mauern zu überſteigen. Nun kann ich nicht leben noch ſterben, ehe ich dieſe Schande von mir gewälzt habe, und bis ich weiß, wer der Verräther iſt. Inzwiſchen hatten ſich mehrere

Edelleute verſammelt, die mir alle groſen Antheil bezeugten, der eine ſagte dies, der andere jenes, und ich verſetzte, daß ich nicht von hinnen gehen wollte, ohne meinen Ankläger zu kennen. Da trat zwiſchen ſie alle, Meiſter Auguſtin, der Schneider des Herzogs, hinein und ſagte, wenn du weiter nichts wiſſen willſt, das kannſt du bald erfahren. In demſelben Augenblik ging Meiſter Georg, der obbenannte Mahler, vorbey, da ſagte Auguſtin: hier iſt dein Ankläger, nun magſt du dich weiter erkundigen. Lebhaft, ob ich mich gleich nicht vom Platze bewegen konnte, fragte ich Georgen, ob es wahr ſey? dieſer leugnete die ganze Sache, Auguſtin aber verſetzte du Galgenſchwengel! weißt du nicht, wie genau ich davon unterrichtet bin? ſogleich ging Georg hinweg und verharrte auf ſeinem Leugnen. Kurz darauf ging der Herzog vorbey, ich ließ mich aufheben und unterſtützen, und er blieb ſtehen. Ich ſagte ihm, daß ich in dieſem Zuſtande nur gekommen ſey, um mich zu rechtfertigen. Der Herzog ſah mich an, und war verwundert mich lebendig zu ſehen, dann ſagte er, ich ſollte redlich und brav ſeyn, und an meine Geſundheit denken.

Da ich nach Hauſe kam, beſuchte mich Niccolo da Monte Aguto und ſagte mir: ich ſey vor diesmal einer der größten und denklichſten Gefahren entgangen, er habe mein Unglück mit unauslöſchlicher Dinte geſchrieben geſehen, ich ſolle nur ſuchen bald geſund zu werden, und alsdann mit Gott mich davon machen; denn es gedächte mirs ein Mann, der nicht leicht vergäße. Dann ſagte er: bedenk nur, was du dem Octavian Medicis für Verdruß gemacht haſt. Ich antwortete, daß ich ihm keinen, er wohl aber mir genug gemacht habe. Da erzählte ich ihm die Geſchichte von der Münze, worauf er mir ſagte: gehe mit Gott ſo geſchwind als du kannſt, und ſey nur ruhig, denn geſchwinder als du denkſt, wirſt du dich gerochen ſehen. Ich ſorgte für meine Geſundheit und unterrichtete Peter Paulen weiters, wie er ſich in verſchiedenen Fällen wegen der Stempel zu verhalten habe, dann kehrte ich nach Rom zurück, ohne mich vom Herzog oder ſonſt jemand zu beurlauben.

Nachdem ich mich in Rom mit meinen Freunden genug ergötzt hatte, fing ich die Medaille des Herzogs an, und ich hatte ſchon in wenig Tagen den Kopf in Stahl gegraben, das ſchönſte Werk, das ich jemals in dieſer Art gemacht hatte, da kam wenigſtens alle Tage einmal ein gewiſſer alberner Menſch, Franciskus Soderini, ein florentiniſcher Emigrirter, zu mir und ſagte, da er meine Arbeit ſahe: Grauſamer! ſo willſt du uns doch den raſenden Tyrannen unſterblich machen, an deiner vortrefflichen Arbeit ſieht man wohl, daß du unſer grimmiger Feind und eben ſo ſehr Freund von jenem biſt. Hat dich der Papſt und er nicht zweymal ungerecht wollen aufhängen laſſen? Jenes war der Vater, das iſt der Sohn, nimm dich nun vorm heiligen Geiſt in acht. Denn man glaubte ganz gewiß, Herzog Alexander ſey der Sohn von Papſt Clemens. Dabey ſchwur Herr Franzesko: wenn er könnte, wollte er mir die Stempel der Medaillen entwenden. Ich ſagte wie einfach malt er uns Griechenlands Helden, denen dieſes Opfer gebracht werden ſoll, in ihrem herrlichen Repräſentanten Achilles?

Die gereimte Ueberſetzung der Chöre gibt dem Stücke vielleicht ein zwitterartiges Anſehen, indem ſie lyriſche und dramatiſche Poeſie mit einander vermengt; vielleicht finden Einige ſie unter der Würde des Drama. Ich würde mir dieſe Neuerung auch nicht erlaubt haben, wenn ich nicht geglaubt hätte, die in der Ueberſetzung verloren gehende Harmonie der griechiſchen Verſe — ein Verluſt, der hier um ſo mehr gefühlt wird, da in dem Inhalte ſelbſt nicht immer der größte Werth liegt — im Deutſchen durch etwas erſetzen zu müſſen, wovon ich gern glaube, daß es jener Harmonie nicht nahe kommt, was aber, wäre es auch nur der überwundenen Schwierigkeit wegen, vielleicht einen Reiz für diejenigen Leſer hat, die durch eine ſolche Zugabe für die Chöre des griechiſchen Trauerſpiels erſt gewonnen werden müſſen. Kann mich dieſes bei unſern griechiſchen Zeloten nicht entſchuldigen, ſo ſind ſie hinlänglich durch die Schwierigkeiten gerächt, die ich bei dieſem Verſuche vorgefunden habe. In einigen wenigen Stellen hab' ich mir erlaubt, von der gewöhnlichen Erklärungsart abzugehen, wovon hier meine Gründe.

1 Weil es mir ſo gefiel — denn deiner Knechte bin ich keiner. Dieſer Sinn ſchien mir den Worten des Textes angemeſſener und überhaupt griechiſcher zu ſeyn, als welchen Brumoy und andere Ueberſetzer dieſer Stelle geben. Ma volonté est mon droit. Est ce à vous, à me donner la loi? Nicht doch! So konnte Menelaus nicht auf den Vorwurf antworten, den ihm Agamemnon macht, was er nöthig habe, ſeine (Agamemnons) Angelegenheiten zu beobachten, zu bewachen (φυλάσσειν)? Ich hab' es nicht nöthig, antwortete Menelaus, denn ich bin nicht dein Knecht. Ich hab' es gethan, weil es mir ſo gefiel, quia voluntas me vellicabat. Auch mußte Brumoy in der Frage ſchon dem griechiſchen Texte Gewalt anthun, um ſeine Antwort herauszubringen. De quel droit, je vous prie, entrez-vous dans mes secrets sans mon aveu? Im Text heißt es bloß: Was haſt du meine Angelegenheiten zu beobachten? Im Franzöſiſchen iſt die Antwort trotzig, im Griechiſchen iſt ſie naiv.

2 Wie fiel dir plötzlich da die Laſt vom Herzen. Im Griechiſchen klingt es noch ſtärker: Du freuteſt dich in

ihm darauf: es wäre gut, daß ich es wüßte, ich wolle mich vor ihm ſchon in acht nehmen, und er ſolle ſie nicht wieder ſehen.

In der Zeit ließ ich nach Florenz wiſſen, man möchte Lorenzinen an die Rückſeite der Schaumünze erinnern, die er mir verſprochen habe. Niccolo di Monte Aguto, dem ich geſchrieben hatte, antwortete mir: er habe den närriſchen, hypochondriſchen Philoſophen, den Lorenzin, geſprochen, der ihn verſichert habe: er denke Tag und Nacht an nichts anders, und wolle ſobald als möglich die Rückſeite liefern. Doch rieth mir mein Freund, ich ſolle darauf nur nicht weiter hoffen, die Rückſeite nach meiner Erfindung machen, und wenn ich fertig wäre, dem Herzog Alexander die Arbeit freyen Muthes überbringen. Ich machte darauf eine Zeichnung, und arbeitete fleißig vorwärts. Da ich mich aber noch nicht ganz von meiner entſetzlichen Krankheit erholt hatte, ging ich manchmal mit meinem lieben Felix auf die Jagd, der zwar nichts von meiner Kunſt verſtand, weil wir aber Tag und Nacht beyſammen waren, von einem jeden für einen großen und trefflichen Meiſter gehalten wurde. Er war ſehr angenehm und munter, und wir lachten oft über den großen Ruf, den er ſich erworben hatte. Beſonders ſcherzte er manchmal mit einer Anſpielung auf ſeinen Nahmen, indem er Felix Guadagni hieß, daß ſein Gewinn gering ſeyn würde, wenn ich ihn nicht zu einen ſo großen Gewinner gemacht hätte. Ich ſagte ihm darauf: es gebe zwey Arten zu gewinnen, einmal für ſich und dann für andere, an ihm hätte ich die zweyte Art zu loben, denn er habe mir das Leben gewonnen.

Auf dieſe Weiſe unterhielten wir uns öfters, und einmal vorzüglich, am Feſte Epiphania, (1537) da wir auf der Jagd waren, wo ich viel ſchoß und wieder recht krank hätte werden können, weil ich noch Abends, indem ich eine getroffene Ente aus dem Graben holen wollte, den rechten Stiefel voll Waſſer bekam, und mir bey der groſſen Kälte der Fuß erſtarrt wäre, wenn ich nicht ſogleich den Stiefel mit Entenflaumen angefüllt hätte.

Wir ritten wieder nach Rom zurück, es war ſchon Nacht, und als wir auf eine kleine Höhe gelangten, und nach der Gegend von Florenz hinſahen, riefen wir beyde zugleich aus: Gott im Himmel was iſt das für ein Zeichen, das über Florenz ſteht? Es war wie ein großer Feuerbalke, der funkelte und den ſtärkſten Glanz von ſich gab. Ich ſagte zu Felix: wir werden bald hören, daß etwas großes in Florenz vorgefallen iſt. So kamen wir nach Rom in finſtrer Nacht, ich ſtürzte noch über und über mit dem Pferde, das ſehr brav war, und einen Schutthaufen hinaufſprang, den ich nicht bemerkt hatte; doch that ich mir durch Gottes Hülfe keinen Schaden, ſpeiſte noch Abends mit guten Freunden, da denn noch viel von unſern Jagdſtückchen, beſonders auch von dem Feuerbalken geſprochen wurde. Jeder fragte was das wohl bedeuten möchte? und ich ſagte, wir werden ſchon was neues von Florenz hören.

Den folgenden Abend ſpät kam die Nachricht von dem

Tode des Herzog Alexanders, und meine Bekannten verwunderten ſich, wie wahr ich geſprochen hatte. Da kam auf ſeinem Maulthiere, mit Bocksſprüngen, Franziskus Soderini hergehupft, lachte unterweges wie ein Narr und rief: da haſt du die Rückſeite zur Medaille des ſchändlichen Tyrannen, Lorenzin hat ſein Wort gehalten. Du wollteſt die Herzoge verewigen, wir wollen keine Herzoge mehr, und ſo trutzte er mir ſpöttiſch, als wenn ich ein Haupt der ſieben geweſen wäre, welche den Herzog zu wählen pflegen. Nun kam auch noch ein gewiſſer Baccio Bettini dazu, der einen garſtigen dicken Kopf wie ein Korb hatte, und mich auch aufziehen wollte, haben wir ſie doch nicht entherzogt, rief er, wir wollen keine Herzoge mehr, und du wollteſt ſie unſterblich machen. Dieſe und andere verdrießlichen Worte wurden mir denn doch zuletzt läſtig, und ich ſagte: o ihr albernen Menſchen! ich bin ein armer Goldſchmied, ich diene jedem, der mich bezahlt, und ihr begegnet mir als wenn ich das Haupt einer Parthey wäre. Wollte ich euch jetzt eure ehemalige Unerſättlichkeit, eure Narrheiten und euer ungeſchicktes Betragen vorwerfen, ſo hätte ich viel zu thun, aber ſo viel ſollt ihr bey eurem albernen Lachen nur wiſſen, ehe zwey, oder höchſtens drey Tage vergehen, werdet ihr einen neuen Herzog haben, der ſchlimmer iſt als der letzte.

Den andern Tag kam Bettini wieder an meine Werkſtatt und ſagte: wahrlich du brauchſt kein Geld für Curiere auszugeben, denn du weißt die Dinge, ehe ſie geſchehn, was für ein Geiſt offenbahrt dir das? dann ſagte er mir daß Cosmus Medicis, Sohn des Herrn Johannes, Herzog geworden ſey, doch nur unter gewiſſen Bedingungen, die ihn abhalten würden, nach Belieben zu ſchalten und zu walten. Da kam nun die Reihe über ſie zu lachen an mich, wobey ich ſagte: die florentiniſchen Bürger haben einen Jüngling auf ein herrliches Pferd gehoben, ſie haben ihm die Sporn ſelbſt angeſchnallt, und ihm den Zaum frey in die Hand gegeben, dann haben ſie ihn in das ſchönſte Feld geführt, wo Blumen, Früchte und unzählige Reizungen ſind, und haben ihm dabey geſagt, er möchte nur gewiſſe beſtimmte Grenzen nicht überſchreiten. Nun ſagt mir wer will ihn halten, wenn er Luſt hat, drüber hinaus zu gehen? kann man dem Geſetze geben, den man ſo zum Herren macht? Von der Zeit an ließen ſie mich in Ruhe, und ich war ihr verdrießlich Geſchwätze losgeworden.

Indeſſen arbeitete ich fleißig in meiner Werkſtatt, zwar keine bedeutende Sachen, denn es war mir vorzüglich an der Wiederherſtellung meiner Geſundheit gelegen, die noch nicht ganz befeſtigt war. Indeſſen kam der Kaiſer ſiegreich von ſeiner Unternehmung auf Tunis zurück, und der Papſt ſchickte nach mir, um ſich zu berathen, was er vor ein würdiges Geſchenk dem Kaiſer machen könnte. Ich verſetzte, daß ich für ſehr ſchicklich hielt, Ihro Majeſtät ein goldenes Kreutz, mit einem Chriſtusbilde zu verehren, wozu ich die Zierrathen gewiſſermaſen ſchon fertig hätte, dadurch würden mir Ihro Heiligkeit auch eine beſondere Gnade erzeigen, denn drey runde Figürchen von

Gold ungefähr einen Palm groß, ſtänden ſchon da. Es waren jene Figuren, die ich für den Kelch des Papſt Clemens gearbeitet hatte, und Glaube, Hofnung und Liebe vorſtellten. Sogleich fügte ich alles übrige von Wachs dazu, nicht weniger das Modell von dem Chriſtusbilde, und andern ſehr ſchönen Zierrathen. Der Papſt war alles wohl zufrieden, und wir verglichen uns wie es gemacht werden ſollte, auch wurden wir einig über den Preis. Das war vier Uhr in der Nacht, und der Papſt hatte Herrn Latino Juvenale Befehl und Auftrag gegeben, mir des andern Morgens das Geld auszahlen zu laſſen. Dieſem Herrn Latino, der eine gewaltige Narrenader im Leibe hatte, fiel es ein, eine eigene Erfindung dem Papſt aufzubringen, und ſo zerſtöhrte er alles, was ausgemacht war.

Des Morgens, da ich von ihm das Geld zu erhalten dachte, ſagte er mit ſeinem beſtialiſchen Dünkel: uns gehört die Erfindung, und ihr möcht immerhin ausführen. Ehe ich geſtern Abend vom Papſte wegging, haben wir uns was beſſers ausgedacht. Da ließ ich ihn gleich nicht weiter reden, und verſetzte: weder ihr noch der Papſt könnt was beſſers erdenken, als wo Chriſtus und ſein Kreuz gegenwärtig iſt. So ſagt denn aber euer höfiſches Geträtſch nur heraus. Zornig, und ohne ein Wort zu reden, ging er fort und ſuchte die Arbeit einem andern zuzuwenden; der Papſt aber ließ ſich darauf nicht ein, ſchickte nach mir und ſagte, daß ich wohl geſprochen hätte, ſie wollten aber ein kleines Brevier, zu Ehren der

Mutter Gottes, das ganz herrlich gemahlt war, dem Kaiſer zum Geſchenk beſtimmen. Dem Kardinal Medicis habe die Mignatur mehr als zweytauſend Scudi gekoſtet, man müſſe ſich gegenwärtig nach der Zeit richten, denn der Kaiſer werde in ſechs Wochen erwartet, nachher könne man ihm noch immer das Geſchenk, das ich vorgeſchlagen hätte, und das ſeiner würdig ſey, verehren. Das Büchlein ſollte einen Deckel von maſſivem Golde haben, reich gearbeitet, und mit vielen Edelſteinen geziert, ſie mochten ohngefähr ſechstauſend Scudi werth ſeyn. Ich erhielt ſie, und das Gold, legte fleißig Hand an, und in wenig Tagen erſchien das Werk ſchon von ſolcher Schönheit, daß der Papſt ſich verwunderte und mir auſſerordentliche Gunſt bezeugte. Beſonders war ausgemacht, daß die Beſtie, der Juvenal, mir nicht zu nahe kommen ſollte.

Ich hatte das Werk faſt vollendet, als der Kaiſer eintraf, dem man die herrlichſten Triumphbogen erbauet hatte. Die Pracht ſeines Einzugs mögen andere beſchreiben, denn ich will mich nur auf das, was mich ſelbſt angeht, einſchränken. Gleich bey ſeiner Ankunft ſchenkte er dem Papſt einen fürtrefflichen Diamanten, den er für zwölftauſend Scudi gekauft hatte, der Papſt übergab mir ihn ſogleich, daß ich ihn in einen Ring, nach dem Maaß des Fingers Seiner Heiligkeit faſſen ſollte, doch wollte er erſt das Büchelchen ſehen, und wie weit ich damit ſey? Als ich es brachte, war der Papſt ſehr damit zufrieden, und befragte mich, was man wohl für eine gültige Entſchuldigung finden könnte, da man dem Kaiſer das Werk unvollendet überreichen müſſe? Ich verſetzte darauf, daß ich wohl nur meine Krankheit anführen dürfte, und Ihro Majeſtät, wenn ſie mich ſo blaß und mager ſehen würden, dieſe Entſchuldigung wohl gelten laſſen. Darauf verſetzte der Papſt, das ſey ganz recht, ich ſollte aber, wenn ich dem Kaiſer das Geſchenk brächte, hinzuſetzen, der Papſt mache Ihro Majeſtät ein Geſchenk mit mir ſelbſt, und darauf ſagte er mir die Worte vor, wie ich mich ausdrücken ſollte. Ich wiederholte ſie ihm ſogleich und fragte, ob es ſo recht ſey? Er verſetzte: das wäre wohl gut und ſchön, wenn du auch das Herz hätteſt, dich vor einem Kaiſer ſo auszudrücken. Darauf antwortete ich, es ſolle mir nicht an Muth fehlen, noch vielmehr es zu ſagen, denn der Kaiſer ſey nur gekleidet wie ich, und ich würde glauben, mit einem Menſchen von meiner Art zu reden; aber ſo gehe es mir nicht, wenn ich mit Ihro Heiligkeit ſpreche, in der ich eine höhere Gottheit erblickte, ſowohl wegen der Würde der geiſtlichen Kleidung und Zierde, als wegen des ſchönen Alters Ihro Heiligkeit, wodurch ich weit mehr in Verlegenheit geſetzt würde, als die Gegenwart des Kaiſers jemals über mich vermöchte. Darauf ſagte der Papſt: Gehe mein Benvenuto, du biſt ein tüchtiger Mann, mache uns Ehre und es ſoll dir fruchten.

Der Papſt beſtimmte noch zwey türkiſche Pferde für den Kaiſer, die ſeinem Vorfahren Clemens gehört hatten; keine ſchönere waren jemals in die Chriſtenheit gekommen. Er gab Durante, ſeinem Kämmerier, den Auftrag, er ſolle ſie hinunter in die Gallerie des Pallaſtes führen, und ſie dort dem Kaiſer verehren. Zugleich legte er ihm die Worte in den Mund, die er zu ſagen hatte. Wir gingen zuſammen hinunter, und als wir vor den Kaiſer kamen, führte man die beyden Pferde herein, die mit ſolcher Majeſtät und Geſchick durch die Zimmer ſchritten, daß der Kaiſer und jedermann darüber erſtaunt war. Da trat nun auch Herr Durante hervor, mit den ungeſchickteſten Manieren, und verwickelte ſich, mit gewiſſen breſcianiſchen Redensarten, die Zunge dergeſtalt im Munde, daß man nichts ſchlimmers hätte hören noch ſehen können, und der Kaiſer einigermaſen zum Lachen bewegt wurde.

Inzwiſchen hatte ich auch meine Arbeit aufgedeckt, und da ich bemerkte, daß der Kaiſer auf die gefälligſte Weiſe ſich nach mir umſah, trat ich hervor und ſagte: Geheiligte Majeſtät, unſer Heiligſter Papſt Paul läßt dieſes Brevier Eurer Majeſtät überreichen, es iſt geſchrieben und gemahlt von der Hand des größten Mannes, der jemals dieſe Kunſt getrieben, der reiche Deckel von Gold und Edelſteinen iſt wegen meiner Krankheit unvollendet, deswegen übergiebt Seine Heiligkeit auch mich zugleich mit dem Buche, damit ich es bey Eurer Majeſtät vollende, wie alles übrige, was ſie ſonſt zu befehlen haben mögte, und ihr diene, ſo lange ich lebe. Darauf antwortete der Kaiſer, das Buch iſt mir angenehm und ihr auch, aber ihr ſollt es mir in Rom vollenden, iſt es fertig, und ſeyd ihr geheilt, ſo kommt und bringt mirs. Indem er nun weiter mit mir ſprach, nannte er mich beym Nahmen, worüber ich mich ſehr verwunderte, denn mein Nahme war bisher in der Unterredung nicht vorgekommen. Er ſagte darauf: er habe den Knopf des Pluvials geſehen, worauf ich für Papſt Clemens ſo wundernswürdige Figuren gemacht habe. So ſprachen wir umſtändlich eine ganze halbe Stunde, von verſchiedenen trefflichen und angenehmen Gegenſtänden uns unterhaltend, und da mir weit gröſſere Ehre wiederfahren war, als ich mir verſprochen hatte, ergriff ich eine kleine Pauſe des Geſprächs, neigte mich und ging weg.

Der Kaiſer ſoll geſagt haben: man zahle ſogleich fünfhundert Goldgulden an Benvenuto, und der, der ſie hinaustrug, fragte, wo der Diener des Papſtes ſey, der mit dem Kaiſer geſprochen habe? Da zeigte ſich Herr Durante, und entwendete mir die fünfhundert Gulden. Ich beklagte mich darüber beym Papſte, der mir ſagte, ich ſollte ruhig ſeyn, er wiſſe, wie gut ich mich bey meiner Unterredung mit dem Kaiſer gehalten habe, und von dem Gelde ſolle mir gewiß mein Theil nicht fehlen.

Ich kehrte in meine Werkſtatt zurück, und arbeitete mit groſſer Sorgfalt, den Diamanten zu faſſen. Da ſchickte mir der Papſt die vier erſten Juwelier von Rom zu, denn man hatte ihm geſagt, der Stein ſey durch den erſten Goldſchmied der Welt, Meiſter Milano Targhetta, in Venedig, gefaßt worden, und da der Diamant ein wenig zart ſey, ſo müſſe man beym Faſſen mit vieler Vorſicht zu Werke gehn. Unter dieſen vier Meiſtern war ein Mailänder, Kajo genannt, eine eingebildete Beſtie, was er am wenigſten verſtand, glaubte er eben am beſten zu verſtehen. Die übrigen waren beſcheidene und geſchickte Leute. So fing denn auch der Kajo vor allen andern an zu reden und ſagte: bleibe ja bey der Folie des Milano, denn vor der muſt du die Mütze abnehmen. Beym Faſſen iſt es die gröſte Kunſt, die rechte Folie zu finden, Milano iſt der gröſte Juwelier, und das iſt der gefährlichſte Diamant.

Darauf verſetzte ich: deſto gröſſer iſt die Ehre, in einer ſolchen Kunſt, mit einem ſo trefflichen Manne zu wetteifern. Dann wendete ich mich zu den andern Meiſtern und ſagte: ſeht hier verwahre ich die Folie des Milano, ich will nun einige ſelbſt verſuchen, und ſehen, ob ich ſie beſſer machen kann. Gelingt es mir nicht, ſo will ich dieſe wieder unterlegen. Nun ſagte Kajo, wenn dir das geräth, ſo will ich gern ſelbſt die Mütze abziehen.

Nun fing ich mit groſſem Fleiß an, verſchiedene Folien zu machen, deren Bereitung ich euch an einem andern Orte lehren will. Gewiß iſt es, dieſer Diamant war der bedenklichſte, der mir vor und nachher in die Hand kam, und die Folie des Mailänders war trefflich gemacht, doch ließ ich nicht nach, ſchärfte die Werkzeuge meines Verſtandes und erreichte ſie nicht nur, ſondern übertraf ſie wirklich. Da ich nun meinen Vorgänger übertroffen hatte, ging ich darauf aus, mich ſelbſt zu übertreffen, und es gelang mir, auf einem neuen Wege noch eine vollkommnere Folie zu finden.

Da ließ ich die Goldſchmiede berufen und zeigte ihnen deinem Herzen. Erleichtert konnte ſich Agamemnon allenfalls fühlen, daß ihm durch Kalchas ein Weg gezeigt wurde, ſeine Feldherrnwürde zu erhalten und ſeine ehrgeizigen Abſichten durchzuſetzen: freuen konnte er ſich aber doch nicht, daß dieſes durch die Hinrichtung ſeiner Tochter geſchehen mußte.

3 Dieſe ganze Antiſtrophe, die zwei erſten Abſätze beſonders, ſind mit einer gewiſſen Dunkelheit behaftet, die Moral, die ſie enthalten, iſt zu allgemein, man vermißt den Zuſammenhang mit dem Uebrigen; Prévot hält den Text für verdorben. Dieſe allgemeinen Reflexionen des Chors über ſeine Sitten und Anſtändigkeit, dünkt mir, könnten eben ſo gut durch das unartige Betragen beider Brüder gegen eine der vorhergehenden Scenen, davon der Chor Zeuge geweſen iſt, veranlaßt worden ſeyn, als durch den Frauenraub des Paris. Die Schwierigkeit, den eigentlichen Sinn des Textes herzuſtellen, wird die Freiheit entſchuldigen, die ich mir bei der Ueberſetzung genommen habe.

4 Du wirſt immer mit mir gehen! Wörtlich müßte überſetzt werden: Meine Tochter, du kommſt eben dahin, wo dein Vater! oder: Es kommt mit dir eben dahin, wo mit deinem Vater. Wenn dieſer Doppelſinn nicht auf den Gemeinplatz hinauslaufen ſoll, daß Eines ſterben müſſe, wie das Andre, welches Euripides doch ſchwerlich gemeint haben konnte, ſo ſcheint mir der Sinn, den ich in der Ueberſetzung vorgezogen habe, der angemeſſenere zu ſeyn. Dein Bild wird mich immer begleiten. Die Erklärungsart des franzöſiſchen Ueberſetzers iſt etwas weit hergeholt und gibt einen froſtigen Sinn: Dich erwartet ein ähnliches Schickſal. Auch du wirſt eine weite Seereiſe machen.

5 Du haſt dich weggemacht in's Ausland. Dort mach' ich dir zu thun. Ἐλθὼν σὺ τἄξω πρᾶσσε. In dieſem ἐλθὼν liegt, dünkt mir, ein beſtimmterer und ſchärferer Sinn, als andre Ueberſetzer darein gelegt haben. Clytemneſtra nämlich macht ihrem Gemahl den verſteckten Vorwurf, daß er die Seinigen verlaſſen habe, um ſich einer auswärtigen Unternehmung zu widmen. Er habe ſich ſeiner Hausrechte dadurch begeben, will ſie ſagen. Er ſey ein Fremder. Du haſt dich hinausgemacht, ſo bekümmere dich um Dinge, die draußen ſind!

den Diamant mit der Folie des Milano, und hernach mit der meinen; darauf ſagte Raphael del Moro, der geſchickteſte unter ihnen, Benvenuto hat die Folie des Milano übertroffen! Kajo wollte es nicht glauben, und kaum hatte er den Diamanten in der Hand, ſo rief er: der Stein iſt zweytauſend Ducaten mehr werth, als vorher! Nun verſetzte ich, da ich einen ſolchen Meiſter übertroffen habe, laßt ſehen, ob ich mich ſelbſt übertreffen kann. Darauf bat ich, ſie möchten einen Augenblick verziehen, ging auf meinen Altan und ſchob die andere Folie unter. Als ich ihn zurückbrachte, rief Kajo: ſo etwas habe ich in meinem Leben nicht geſehen, der Stein iſt jetzt mehr als achtzehntauſend werth, da wir ihn vorher nur auf zwölftauſend geſchätzt hatten. Die anderen Goldſchmiede ſagten darauf: Benvenuto iſt die Ehre unſerer Kunſt und wir müſſen vor ihm und ſeinen Folien die Mütze wohl abnehmen. Kajo ſagte: jetzt will ich gleich zum Papſte gehen, er ſoll tauſend Goldgulden vor die Faſſung zahlen. Auch lief er wirklich ſogleich hin und erzählte alles. Darauf ſchickte der Papſt deſſelbigen Tages dreymal, ob der Ring nicht fertig wäre.

Um drey und zwanzig trug ich den Ring hinauf, und weil ich freyen Eintritt hatte, ſo hub ich den Vorhang an der Thüre beſcheiden auf, ich ſah den Papſt mit dem Markeſe del Guaſto ſprechen, ſie ſchienen über gewiſſe Dinge nicht einig zu ſeyn und ich hörte den Papſt ſagen: es geht nun einmal nicht, ich muß neutral bleiben, ſonſt habe ich nichts zu thun. Ich zog mich ſogleich zurück, der Papſt rief mich, ſchnell trat ich hinein, und da ich ihm den ſchönen Diamanten überreichte, zog er mich ein wenig bey Seite und der Markeſe entfernte ſich. Indem der Papſt den Diamanten anſah, ſagte er leiſe: Benvenuto! fange etwas mit mir zu reden an, das wichtig ausſieht, und höre nicht auf, ſo lange der Markeſe im Zimmer iſt. Nun ging er mit mir auf und ab, es gefiel mir, daß ich mich bey dieſer Gelegenheit zeigen konnte, und fing an dem Papſt zu erzählen, wie ich mich benommen hatte, dem Diamanten die ſchöne Folie zu geben.

Der Markeſe lehnte ſich zur Seite an die Tapeten und wiegte ſich von einem Fuß auf den andern; nun hatte ich zu meinem Diſcurs ein ſolches Thema, daß ich drey ganze Stunden hatte reden können, um es recht auszuführen. Der Papſt hörte mir mit Vergnügen zu und ſchien die unangenehme Gegenwart des Markeſe zu vergeſſen Ich hatte denn auch in meinem Vortrag den Theil von Philoſophie gemiſcht, der zu dieſer Kunſt nöthig iſt, und hatte ſo beynah eine Stunde geſprochen; endlich fing es an den Markeſe zu verdrieſſen und er ging halb erzürnt hinweg. Da erzeigte mir der Papſt die vertrauteſten Liebkoſungen und ſagte: ſey nur fleiſſig Benvenuto, ich will dich anders belohnen, als mit den tauſend Gulden, die mir Kajo vorgeſchlagen hat.

Als ich weg war, lobte mich der Papſt vor ſeinen Leuten, worunter denn auch Latino Juvenale ſich befand. Der war nun mein abgeſagter Feind geworden und ſuchte mir auf alle mögliche Weiſe zu ſchaden. Als er ſahe, daß der Papſt mit ſo vieler Neigung und Kraft von mir ſprach, verſetzte er: es iſt kein Zweifel, Benvenuto iſt ein Mann von auſſerordentlichen Talenten und es iſt ihm nicht zu verargen, daß er von ſeinen Landsleuten vortheilhaft denkt, nur ſollte er auch wiſſen, wie man von einem Papſte ſpricht, denn es iſt doch unvorſichtig, wenn er ſagt: Clemens ſey der ſchönſte Fürſt geweſen, und dabey der würdigſte, nur habe er leider kein Glück gehabt; bey Eurer Heiligkeit ſey es ganz umgekehrt, die Krone ſchiene ſich auf Ihrem Haupte zu betrüben, man glaubte nur einen gekleideten Strohmann zu ſehen und nur Ihr gutes Glück ſey zu rühmen. Dieſe Worte brachte er mit einer ſo ungezwungenen Art vor, daß ſie leider nur eine zu ſtarke Wirkung thaten, und der Papſt ihnen glaubte, da ich ſie doch weder jemals geſagt, noch auch irgend ſo etwas gedacht hatte. Hätte der Papſt mir mit Ehren etwas unangenehmes erzeigen können, ſo hätte er es wohl gethan, aber als ein Mann von groſſem Geiſte ſchien er darüber zu lachen. Indeſſen behielt er einen unverſöhnlichen Haß gegen mich, ich merkte es bald, denn ich konnte nur mit groſſer Mühe in die Zimmer gelangen. Da ſah ich nun als einer, der an dieſem Hofe viele Jahre gelebt hatte, wohl ein, daß mir jemand einen ſchlechten Dienſt geleiſtet habe, ich erkundigte mich auf geſchickte Weiſe darnach und erfuhr die üble Nachrede, aber nicht den Urheber. Ich konnte mir auch damals nicht vorſtellen, wer es geweſen ſeyn könnte, hätte ich es gewußt, ſo hätte ich ihm die Rache mit dem Kolbenmaaſe zugemeſſen, Als das Büchelchen fertig war, brachte ich es dem Papſt, der, als er es erblickte, ſich nicht enthalten konnte, mich höchlich zu loben; darauf bat ich ihn, er mögte mich es auch, wie er es mir verſprochen, hinbringen laſſen. Er verſetzte: ich hätte meine Arbeit gethan, und er wolle nun thun, was ihm gefiele. Und ſo befahl er, ich ſollte gut bezahlt werden. Ich erhielt fünfhundert Goldgulden, ſo viel hatte ich ohngefähr in zwey Monaten verdient, und alles übrige, was er mir verſprochen hatte, war zunichte. Man rechnete den Ring für hundert und fünfzig Gulden, das übrige war für das Büchelchen, woran ich mehr als tauſend verdient hatte, denn die Arbeit war äuſſerſt reich an Figuren, Laubwerk, Schmelz und Juwelen. Ich nahm eben, was ich haben konnte, und ſetzte mir vor, mit Gott Rom zu verlaſſen. Der Papſt ſchickte Herrn Sforza, einen ſeiner Nepoten mit dem Büchelchen zum Kaiſer, der es ſehr lobte und äuſſerſt zufrieden war, auch ſogleich nach mir fragte. Der junge Sforza, den man ſchon abgerichtet hatte, verſetzte, wegen meiner Krankheit ſey ich nicht ſelbſt gekommen. Das erfuhr ich alles wieder.

Indeſſen machte ich Anſtalt nach Frankreich zu gehen, und ich hätte die Reiſe wohl allein unternommen, wäre nicht ein junger Menſch, Nahmens Aſcanio, geweſen, der ſich ſchon eine Zeit lang in meinen Dienſten befand. Er war ſehr jung und der beſte Diener von der Welt. Er hatte vorher bey einem gewiſſen ſpaniſchen Goldſchmied, Nahmens Franceſko, gedient, und ich ſagte ihm mehr als Einmal, daß ich ihn nicht zu mir nehmen wollte, um mit seinem Meiſter nicht in Streit zu gerathen. Der Knabe, der aber nun einmal Verlangen zu mir hatte, trieb es ſo lange, bis mir ſein Meiſter ſelbſt ein Billet ſchrieb, worinn er mir den Jungen willig überließ. So blieb er mehrere Monate bey mir, und war mager und eingefallen, wir nannten ihn nur unſer Altchen, und man hätte wirklich denken ſollen, daß er alt ſey, denn er diente fürtrefflich, war ſo vernünftig und kaum ſchien es möglich, daß jemand im dreyzehnten Jahre ſo viel Verſtand haben könnte. In kurzer Zeit hatte ſich der Knabe wieder erholt, und indem ſein Körper zunahm, ward er der ſchönſte Jüngling von Rom, und neben ſeinen übrigen Tugenden ward er auch in der Kunſt fürtreflich. Ich liebte ihn, wie meinen Sohn und hielt ihn auch ſo in der Kleidung. Als der Knabe ſich wieder hergeſtellt ſah, war er ganz entzückt über das Glück, das ihn in meine Hände geführt hatte, und er ging oft, ſeinem Meiſter zu danken, der ſich in dieſer Sache hatte ſo willig finden laſſen. Nun hatte der Meiſter eine ſchöne junge Frau, die ſagte zum Knaben, wie biſt du nur ſo ſchön geworden? Darauf antwortete Askanio: es iſt mein Meiſter, der mich ſchön, der mich aber auch gut gemacht hat. Das mochte dem Weibe gar nicht gefallen, und da ſie es mit ihrem guten Rufe nicht genau nahm, mochte ſie den Jüngling mit allerley Liebreitzungen an ſich locken, die eben nicht die ehrbarſten waren, und ich merkte wohl, daß er anfing, mehr als gewöhnlich ſeine ehemalige Meiſterin zu beſuchen.

Nun begab ſichs, daß er eines Tages einen meiner

Lehrpurſche ohne Urſache geſchlagen hatte, der ſich, als ich nach Hauſe kam, darüber beklagte und verſicherte, Askanio habe nicht die mindeſte Urſache dazu gehabt. Darauf ſagte ich zu dieſem: Mit oder ohne Urſache ſollſt du niemand in meinem Hauſe ſchlagen, oder du ſollſt ſehen, wie ich dich treffen will. Als er darauf etwas einwenden wollte, warf ich mich gleich über ihn her und verſetzte ihm, mit Fäuſten und Füſſen, ſo rauhe Stöſſe, als er wohl jemals gefühlt haben mochte. Sobald er nur aus meinen Händen zu entkommen wußte, floh er, ohne Jacke und Mütze aus der Werkſtatt, und ich wußte zwey Tage nicht, wo er war, auch bekümmerte ich mich nicht um ihn. Nach Verlauf derſelben kam ein ſpaniſcher Edelmann zu mir, der Don Diego hieß, und der liberalſte Mann war, den ich je gekannt habe. Ich hatte für ihn einige Arbeiten vollendet, und noch einige unter der Hand, ſo daß er mein groſſer Freund war. Er ſagte mir: Askanio ſey zu ſeinem alten Meiſter zurückgekehrt, und ich möchte doch ſo gut ſeyn, ihm ſeine Mütze und Weſte wieder zu geben. Ich antwortete: Meiſter Francesko habe ſich übel betragen, und es ſey dieſes die rechte Art nicht; hätte er mir gleich angezeigt, daß Askanio ſich in ſeinem Hauſe befinde, ſo hätte ich ihm gern den Abſchied gegeben, da er ihn aber zwey Tage im Hauſe gehalten habe, ohne mir es anzuzeigen, ſo würde ich nicht leiden, daß er bey ihm bliebe, und ſie ſollten es nur nicht darauf ankommen laſſen, daß ich ihn einmal dort erblickte. Alles das überbrachte Don Diego und Francesko ſpottete nur darüber.

Den andern Morgen ſah ich Askanio, der an der Seite ſeines Meiſters einige Lappalien arbeitete, er grüßte mich, da ich vorbeyging, der Meiſter aber ſchien mich beynahe zu verlachen und ließ mir durch Don Diego ſagen: wenn mirs beliebte, ſo möchte ich Askanio die Kleider ſchicken, die ich ihm geſchenkt hätte, thäte ichs auch nicht, ſo hätte es nichts zu ſagen, Askanio ſoll doch Kleider finden. Darauf wendete ich mich zu Diego und ſagte: mein Herr! ich habe keinen edlern und rechtſchaffnern Mann gekannt als euch, und davon iſt der nichtswürdige Francesko gerade das Gegentheil, ſagt ihm von meinetwegen, daß, wenn er mir vor der Nachtglocke nicht den Askanio hierher in meine Werkſtatt bringt, ſo ermorde ich ihn ohne Umſtände, und dem Askanio ſagt: wenn er nicht in der beſtimmten Stunde von ſeinem Meiſter weggeht, ſo ſoll es ihm gleichfalls übel bekommen.

Ohne hierauf etwas zu antworten, ging Don Diego fort, richtete umſtändlich aus, was ich geſagt hatte, und Francesko erſchrack dergeſtalt, daß er nicht wußte, was er thun ſollte. Inzwiſchen hatte Askanio ſeinen Vater aufgeſucht, der nach Rom gekommen war, und, nachdem er den Handel erfuhr, dem Francesko gleichfalls rieth, den Askanio zu mir zu führen. Darauf ſagte Francesko: ſo gehe denn nur Askanio! dein Vater mag dich begleiten! Darauf verſetzte Don Diego: Francesko, ich befürchte irgend ein groſſes Unglück, du kennſt Benvenuto beſſer als ich, führe ihn ſicher zurück, ich geh mit dir. Indeſſen hatte ich mich zu Hauſe vorbereitet, ging in meiner Werkſtatt auf und ab, und erwartete den Schlag der Abendglocke, völlig entſchloſſen, die fürchterlichſte Handlung meines Lebens zu begehen. Endlich traten herein Don Diego, Francesko, Askanio, und der Vater, den ich nicht kannte; ich ſah ſie alle mit einem fürchterlichen Blick an, Francesko, ganz blaß, ſagte: ſiehe, hier iſt Askanio, den ich bisher bey mir gehabt habe, ohne daß es meine Abſicht war, dir Mißvergnügen zu machen. Askanio ſagte voll Ehrfurcht: Meiſter! verzeiht mir, ich bin hier alles zu thun, was ihr befehlet. Darauf verſetzte ich: biſt du gekommen, deine verſprochene Zeit bey mir auszuhalten? Ja, ſagte er, und ich will niemals wieder von euch weichen. Darauf wendete ich mich und befahl dem Lehrpurſchen, den er geſchlagen hatte, das Bündel Kleider zu holen; hier iſt, ſagte ich zu Askanio, was ich dir geſchenkt hatte, nimm zugleich deine Freiheit und gehe wohin du willſt. Don Diego, der ganz etwas anders erwartete, ſtand verwundert, indeſſen bat mich Askanio, ich möchte ihm verzeihen, und ihn wieder nehmen, das gleiche that der fremde Mann, der dabey ſtund. Ich fragte ihn, wer er wäre, er ſagte, daß er der Vater ſey, und fuhr zu bitten fort, endlich verſetzte ich: aus Liebe zu euch mags geſchehen.

Nun hatte ich mich, wie ſchon oben erwähnt iſt, entſchloſſen, nach Frankreich zu gehen. Da der Papſt mich nicht wie ſonſt mit günſtigen Augen anſah, durch böſe Zungen mein gutes Verhältniß geſtöhrt worden war, und ich ſogar befürchten mußte, daß es noch ſchlimmer werden könnte; wollte ich ein beſſeres Land, und mit Gottes Hülfe ein beſſeres Glück ſuchen, und gedachte mich allein auf den Weg zu machen.

Als ich eines Abends meine Reiſe für den andern Morgen beſchloſſen hatte, ſagte ich meinem treuen Felix: er ſollte ſich aller meiner Sachen bis zu meiner Rückkunft bedienen, und wenn ich auſſen bliebe, ſollte alles ſein gehören. Nachher ſetzte ich mich noch mit einem Peruginer Geſellen auseinander, der mir geholfen hatte, die Arbeit für den Papſt zu endigen; ich entließ ihn und bezahlte ſeine Arbeit, er aber bat mich, ich möchte ihn mit mir nehmen, er wolle die Reiſe auf ſeine Koſten machen. Nun war er freylich, wenn ich in Frankreich Arbeit finden ſollte, der beſte von den Italiänern, die ich kannte, um mir zu helfen und beyzuſtehn, da ließ ich mich denn überreden und nahm ihn mit auf die Bedingungen, die er mir vorgeſchlagen hatte. Askanio, der bey dieſem Geſpräche gegenwärtig war, ſagte, halb weinend: ihr habt mich wieder genommen, ich habe verſprochen, lebenslang bey euch zu bleiben und das will ich auch thun. Ich ſagte ihm: diesmal könne ich ihn nun nicht mitnehmen, darauf machte er Anſtalt, mir zu Fuſſe zu folgen. Da ich dieſen Entſchluß ſah, nahm ich ein Pferd auch für ihn, ließ ihn einen Mandelſack aufbinden, und ſo hatte ich mich viel mehr beläſtigt, als zuerſt meine Abſicht war.

So zog ich auf Florenz nach Bologna, Venedig, und von da nach Padua. Aus dem Wirthshauſe holte mich Albertaccio del Bene, mein werther Freund. Den andern Tag ging ich Herrn Peter Bembo die Hand zu küſſen, der damals noch nicht Cardinal war, er empfing mich mit auſſerordentlichen Liebkoſungen, dann wendete er ſich zu Albertaccio und ſagte: Benvenuto ſoll mit allen ſeinen Leuten bey mir bleiben, und wenn es hundert wären, und ihr bleibt nur auch gleich in meinem Hauſe, denn auf andere Weiſe kann ich ihn euch nicht überlaſſen, und ſo genoß ich des Umgangs dieſes trefflichſten Herrn.

Er hatte mir ein Zimmer eingeräumt, das zu ehrenvoll für einen Cardinal geweſen wäre, und verlangte, daß ich beſtändig an ſeiner Gnaden Seite ſpeiſen ſollte; ſodann zeigte er, auf die beſcheidenſte Weiſe, im Geſpräche das Verlangen, das er hatte, von mir abgebildet zu ſeyn, und ich, der ich nichts mehr in der Welt wünſchte, bereitete mir ſogleich in ein Schächtelchen die weiſeſte Maſſe und fing an dieſen geiſtreichen Kopf mit ſo guter Art zu entwerfen, daß Ihro Gnaden ganz erſtaunt darüber waren.

Nun war er in den Wiſſenſchaften der größte Mann und auſſerordentlich in der Poeſie, aber von meiner Kunſt verſtanden Ihro Gnaden auch gar nichts, ſo, daß Sie glaubten ich wäre fertig, da ich kaum angefangen hatte, und ich konnte ihm nicht begreiflich machen, daß man viel Zeit brauche, um ſo etwas gut zu machen. Ich aber entſchloß mich, ſo viel Zeit und Mühe anzuwenden, als ein ſolcher Mann verdiente, und da er einen kurzen Bart nach venezianiſcher Art trug, hatte ich viele Noth einen Kopf zu machen, der mir genug that. Doch ward ich endlich fertig und es ſchien mir die ſchönſte Arbeit, die ich

6 Gewiß recht brav, ſobald ſie mögen. Dieſe Stelle hat Brumoy zwar recht gut verſtanden, auch den Sinn, durch eine Umſchreibung freilich, ſehr richtig in's Franzöſiſche übertragen; aber ihre wirkliche Schönheit ſcheint er doch nicht erkannt zu haben, wenn er ſagen kann: je crains, de n'avoir été que trop fidèle à mon original, à ses dépens et aux miens. Die Stelle iſt voll Wahrheit und Natur. Clytemneſtra, ganz erfüllt von ihrer gegenwärtigen Bedrängniß, ſchildert dem Achilles ihren verlaſſenen Zuſtand im Lager der Griechen, und in der Hitze ihres Affekts kommt es ihr nicht darauf an, in ihre Schilderung des griechiſchen Heers einige harte Worte mit einfließen zu laſſen, die man ihr, als einer Frau, die ſich durch ein außerordentliches Schickſal aus ihrem Gynäceum plötzlich in eine ihr ſo fremde Welt verſetzt und der Diſcretion eines trotzigen Kriegsheers überlaſſen ſieht, gern zu gute halten wird. Mitten im Strom ihrer Rede aber fällt es ihr ein, daß ſie vor dem Achilles ſteht, der ſelbſt Einer davon iſt; dieſer Gedanke, vielleicht auch ein Stirnrunzeln des Achilles, bringt ſie wieder zu ſich ſelbſt. Sie will einlenken, und je ungeſchickter, deſto wahrer! Im Griechiſchen ſind es vier kurze hineingeworfene Worte: χρηστοὶ δ' ὅταν θέλωσιν, woraus im Deutſchen freilich noch einmal ſo viel geworden ſind. Prévot, deſſen Bemerkungen ſonſt voll Scharfſinn ſind, verbeſſert ſeine Vorgänger hier auf eine ſehr unglückliche Art: Clytemnestre, ſagt er, veut dire et dit, à ce qu'il me semble aussi clairement qu'il était nécessaire, qu'Achille peut se servir de son ascendant sur l'armée pour prévenir les desseins d'Agamemnon. Le P. Brumoy n'eût point trahi son auteur en exprimant cette pensée. Nein! ein ſo geſuchter Gedanke kann höchſtens einem eiskalten Commentator, nie aber dem Euripides oder ſeiner Clytemneſtra eingekommen ſeyn!

7 Ja, haſſenswerther ſelbſt als Menelaus müßt' ich ſeyn. Der griechiſche Achilles drückt ſich beleidigender aus. Ich wäre gar nichts, und Menelaus ließe in der Reihe der Männer. Haſſen konnte man den Menelaus als den Urheber dieſes Unglücks, aber Verachtung verdiente er darum nicht.

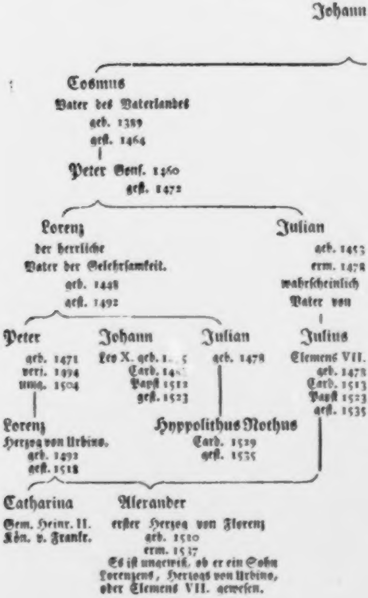
jemals gemacht hatten, was meine Kunſt betraf. Er aber war ganz verwirrt, denn er hatte geglaubt, ich würde das Modell in zwey Stunden und den Stempel vielleicht in zehn fertig machen, nun aber ſah er wohl, daß ich verhältnißmäßig über zweyhundert brauchen würde, und noch gar Urlaub verlangte, nach Frankreich zu gehen, da wußte er gar nicht, was er ſagen ſollte, und verlangte, daß ich nur noch zur Rückſeite einen Pegaſus, innerhalb eines Myrrthenkranzes, abbilden ſollte. Das that ich in drey Stunden und die Arbeit ſah ſehr gefällig aus. Er war äuſſerſt zufrieden und ſagte: das Pferd ſcheint mir nun zehnmal ſchwerer zu machen, als das Köpfchen, mit dem ihr euch ſo ſehr gequält habt, ich kann die Schwierigkeit nicht einſehen. Dann bat er mich, ich ſollte ihm doch noch den Stempel ſchneiden. Ich weiß, ſagte er, ihr macht das ſo geſchwind, als ihr nur wollt. Dagegen verſetzte ich, daß ich ſie hier nicht machen könne, ſobald ich aber irgendwo eine Werkſtatt errichtete, ſollte es nicht fehlen.

Indeſſen hatte ich auch um drey Pferde gehandelt, und er ließ alle meine Schritte beobachten, denn er ſtand zu Padua in dem größten Anſehn. Als ich nun die Pferde bezahlen wollte, die ich vor fünfzig Ducaten gehandelt hatte, ſagte der Beſitzer: trefflicher Mann! ich verehre euch dieſe drey Pferde. Darauf antwortete ich: du verehrſt ſie mir nicht, und von dem, der ſie mir verehrt, darf ich ſie nicht annehmen, denn ich habe ihm nichts leiſten können. Darauf ſagte der gute Mann wenn ich dieſe Pferde nicht nähme, ſo würde man mir gewiß in Padua keine andern geben, und ich würde genöthigt ſeyn zu Fuſſe wegzugehn. Darauf ging ich zu Herrn Pietro, der von nichts wiſſen wollte, und mich aufs freundlichſte erſuchte, in Padua zu bleiben. Ich aber, der ich auf alle Weiſe fort wollte, war genöthigt, die Pferde anzunehmen, und ſo reiſte ich weiter.

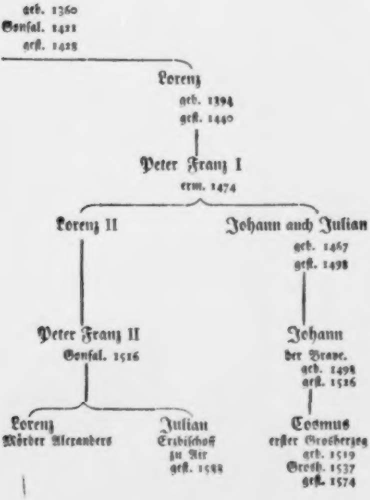
(Die Fortſetzung folgt.)

Stammtafel des

zum Verſtändniß des Lebens


Johann
Cosmus
Vater des Vaterlandes
geb. 1389
geſt. 1464
Peter Gonf. 1460
geſt. 1472
Lorenz
der herrliche
Vater der Gelehrſamkeit.
geb. 1448
geſt. 1492
Julian
geb. 1453
erm. 1478
wahrſcheinlich
Vater von
Peter
geb. 1471
verj. 1494
umg. 1504
Johann
Leo X. geb. 1[illegible]5
Card. 14[illegible]
Papſt 1512
geſt. 1523
Julian
geb. 1478
Julius
Clemens VII.
geb. 1478
Card. 1513
Papſt 1523
geſt. 1535
Lorenz
Herzog von Urbino.
geb. 1492
geſt. 1518
Hyppolithus Nothus
Card. 1529
geſt. 1535
Catharina
Gem. Heinr. II.
Kön. v. Frankr.
Alexander
erſter Herzog von Florenz
geb. 1510
erm. 1537
Es iſt ungewiß, ob er ein Sohn
Lorenzens, Herzogs von Urbino,
oder Clemens VII. geweſen.

Hauſes Medicis,
des Benvenuto Cellini.



geb. 1360
Gonfal. 1421
geſt. 1428
Lorenz
geb. 1394
geſt. 1440
Peter Franz I
erm. 1474
Lorenz II
Johann auch Julian
geb. 1467
geſt. 1498
Peter Franz II
Gonfal. 1516
Johann
der Brave.
geb. 1498
geſt. 1526
Lorenz
Mörder Alexanders
Julian
Erzbiſchoff
zu Air
geſt. 1588
Cosmus
erſter Grosherzog
geb. 1519
Grosh. 1537
geſt. 1574

II.

Ekloge.

Wie ich lebe, mein Lieber, in dieſer äuſſerſten Thule,
Wie am Geſtade des wogenden Meers, wie ſo fern von der Städte
Flitterndem Tand, von den Freuden des Klubs, von den Zirkeln der Weiſen,
Und von der Freund' erquikkendem Umgang? wie mir des Tages
Zögernde Stunden entfliehn, und die einſamen Stunden des Abends?
Dieſes alles begehrſt du von mir ausführlich zu wiſſen.
Wiſſ' es dann, mein Guter, und neide den glüklichen Siedler!

Zwiſchen wallenden Saaten, und zwiſchen den Pappeln des Kirchhofs,
Rechts und links umgürtet mit labyrinthiſchen Gärten,
Von Sturmweiden bekränzt und hundertjährigen Eſchen,

Ruht mein ſtilles Gehöft am Saume des ländlichen Flekkens.
Trokken und rein iſt der räumige Hof. In des Hofes Vorgrund
Wohnt im beſcheidenem Häuschen mein wohlbeleibter Colonus.
Manche zog er der rüſtigen Söhne, der blühenden Töchter,
Deren die Einen am Pflug, an der Senſ', in der Scheun' und der Wieſe,
Dieſe mit hochgeſchürztem Gewand in der Küch, und im Kuhſtall,
Auf der Bleich und am Webſtuhl die alternden Eltern erleichtern.
Reges Leben und fröhlicher Fleiß, unendlicher Jubel
Schrillt um mich her in die ſinkende Nacht vom dämmernden Morgen.
Horch, es pfeift in der Buß * der Hechſelſchneider. Es flöthen
Auf dem Holzhof die ſägenden Burſche. Die munteren Dirnen
Säubern dahlend den Stall, und bleichen jachternd die Leinwand.
Siehe, wie brauſen die dampfenden Pferd' im Weiher des Hofes!
Siehe den breitgeſtirnten Stier, die hüpfende Starke,
Und die ehrbarwandelnde Kuh mit ſtrozzendem Euter.

---

* Buß, Verſchlag, Verließ. Ein Provinzialwort.

Brüllend kommen ſie, ſchlürfen des trüben Teiches. Die Enten
Lärmen dazwiſchen, es ſchnattern die Gänſ. Es kollert der Truthahn.
Lauter denn all' erjauchzt der ſchwemmende Junge. Das Mägdlein
Kauert indeſſen am Eymer, und ſingt ſich ein luſtiges Stükchen.

Aber ein wenig zurükgerükt von Lärmen der Wirthſchaft
Ruht an des Hofes fernſtem Saume mein ländliches Wohnhaus.
Finſterbelaubte Kaſtanien ſchirmen die Stuffen des Eingangs
Vor der Sonne mittäglichem Brand. Ein lachender Raſen
Dienet zum Tummelplazze, zum fröhlichen, weichen, den Kleinen,
Welche das rothe Staket vor des Teichs Gefahren beſchüzzet.
Einfach Freund, iſt mein ländliches Haus. Nicht Pfannen noch Zungen
Dekken es, ſondern nur Stroh, und ſeine Wände ſind leimern.
Aber es iſt ſo vertraulich darinnen; man fühlt ſich einander
Drinnen ſo nah, und doch wieder ſo einſam. Ich möcht es nicht tauſchen
Gegen Potemkins Eiſenpallaſt, mein freundliches Zimmer
Nicht um den Bernſteinſaal der groſen Frauen im Oſten.

Wie ich verlebe den zögernden Tag, wie des einſamen Abends
Langſam gleitende Stunden mir fliehen, begehrſt du zu wiſſen?
Wiß' es dann, Lebrechner der Stadt, und neide den Kläuſner!

Dämmernd erwacht im Oſten der Tag. Die Blume des Morgens
Oefnet die tauſendblättrige Knoſpe. Die Roſen, die Krokos
Regnen bis in mein Lager herein. Die wachſende Helle
Reget mir leiſe die Wimper, und ſanft erwach ich ins Leben.
Angelächelt vom werdenden Tag entſchlüpf ich dem Lager,
Lehn' ins offene Fenſter hinaus, und Augen und Seele
Weiden ſich, wiedergebohrne Natur, an deiner Verjüngung.

Dieſes lautere Blau, und dieſe lebendige Kühle,
Dieſe duftende Friſch', und dieſes wogende Lichtmeer
Quellen ſie, rieſeln ſie nicht aus des Ewigen ſtrömender Urne!
Heben ſie nicht den ermatteten Geiſt zu dämoniſchem Leben,
Blähen mit Aether die Lung', und ſchwellen die Adern mit Ichor?

Sieh, wie das ſpringende Licht in immer mächtigern Strahlen
Aufſprüht! Wega erblaßt. Es verbleicht die Wange Selenens.
Phosphoros hängt mit geſchorenen Lokken. Im lodernden Frühroth
Siehe, wie funkeln die Gärten! Wie wallen die Wipfel der Eſche!
Siehe, wie blizzet die thauende Flur! Der blühende Himmel
Strahlet gemildert zurük aus des Meers geſchliffenem Spiegel!

Alſo entſtieg dem Bade des Meeres der Dulder Odüſſeus,
Schimmernd von Schönheit und Reiz. Wie die purpurne Blum' Hyakinthos
Wallte geringeltes Haar um ſeine blendende Schultern.
Alſo enttauchet in blendendem Glanze, von brennenden Lokken
Rings umrollt, die Sonne den öſtlichen Fluthen. Wie glühet
In ihr fließendes Gold getaucht, des Hütteneylands*
Graue Scheitel. Wie flimmern die Wetterfahnen der Dörfer,
Wie die Fenſter der Burg, darin mein Julius hauſet!

---

* Hütteneyland; die Inſel Hiddenſee (Hytbims-ö)

Aber ſchon wird dem Betrachter des unermeßlichen Himmels
Und der lebenernährenden Erde zu enge das Zimmer.
Lechzend den vollebendigen Strom mit lüſternen Zügen
Einzuſchlürfen, mich ſehnend an deinen wallenden Buſen,
Mutter Natur, mich anzuſchmiegen mit Inbrunſt des Kindes,
Flieg ich die Stuffen hinab, entſchlüpfe der Pforten, und ſchreite
Selig hinaus in den ſeligen Tag; die Kühle des Morgens
Webet ſchauernd mich an, wie Säuſel der nahenden Gottheit.

Sinnend wandl' ich auf und ab auf dem duftendem Raſen
Unter dem fächernden Schirm der Kaſtanien, erfriſche die Glieder
Mit der Kühle des Quells und mit der Kühlung des Morgens,
Muſtre die Blumen, die hinter den grünen Staketen am Fenſter
Etwa die thauende Nacht erſchloß, und die freundliche Frühe,
Breche die blühendſte mir, die blätterreichſte der Roſen,
Höre der Melkerin Morgengeſang, des tränkenden Jungen
Frohes Gejauchz', und bedenke die Pflichten des eigenen Tagwerks.

8 Und du wirſt eilen, ſie zu fliehen. Ich weiß nicht, ob ich in dieſer Stelle den Sinn meines Autors getroffen habe. Wörtlich heißt ſie: „Erſtlich betrog mich meine Hoffnung, dich meinen Eidam zu nennen; alsdann iſt dir meine ſterbende Tochter vielleicht eine böſe Vorbedeutung bei einer künftigen Hochzeit, wovor du dich hüten mußt. Aber du haſt wohlgeſprochen am Anfang wie am Ende.“ Der franzöſiſche Ueberſetzer erlaubt ſich einige Freiheiten, um die Stelle zuſammenhängender zu machen. Mais d'un autre côté, quel funeste présage pour votre hymen, que la mort de l'épouse, qui vous fut destinée! le second malheur intéresse l'époux aussi bien que la mère. Enfin qu'ajouterais-je à vos paroles etc. Hier, und nach dem Buchſtaben des Textes, iſt es nur eine Warnung; ich nehme es als einen Zweifel, eine Beſorgniß der Clytemneſtra. So ſehr dieſe durch Achilles Verſicherungen beruhigt ſeyn konnte, ſo liegt es doch ganz in dem Charakter der ängſtlichen Mutter, immer Gefahr zu ſehen, immer zu ihrer alten Furcht zurückzukehren. Auch das, was folgt, wird dadurch in einen natürlichen Zuſammenhang mit dem Vorhergehenden gebracht. Aber Alles, was du ſagteſt, war ja wohl geſprochen, d. i. ich will deinen Verſicherungen trauen.

9 Gibt's keine Götter – warum leid' ich? Gewöhnlich überſetzt man dieſe Stelle: *εἰ δὲ μή, τί δεῖ πονεῖν*, als eine allgemeine moraliſche Reflexion: gibt's keine Götter — wozu unſer mühſames Streben nach Tugend? Moraliſche Reflexionen ſind zwar ſehr im Geſchmack des Euripides, dieſe aber ſcheint mir im Munde der Clytemneſtra, die zu ſehr auf ihr gegenwärtiges Leiden geheftet iſt, um ſolchen allgemeinen Betrachtungen Raum geben zu können, nicht ganz ſchicklich zu ſeyn. Der Sinn, in dem ich dieſe Worte nahm, wird durch ſeine nähere Beziehung auf ihre Lage gerechtfertigt, und der Buchſtabe des Textes ſchließt ihn nicht aus. Gibt es keine Götter, warum muß ich leiden? d. h. warum muß meine Iphigenie einer Diana wegen ſterben?

10 Verzweiflung, wo ich nur beginnen mag! Verzweiflung, wo ich enden mag! Joſua Barnes überſetzt: Quodnam malorum meorum sumam exordium? Omnibus

Jezzund träget der Diener der gabenreichen Levante
Balſam hauchendes Oel hinan die Stuffen. Nicht ungern
Folg ich dem Knaben. Und während noch ſäuſelt die freundliche Frühe
Während noch ſchlummern das liebende Weib und die lärmenden Kleinen,
Tauch' ich hinunter in ſeliger Muß' in die Wonne des Denkens;
Steige hinab in die Tiefen des Ich, in den Schacht des Bewußtſeyns,
Lüpfe den Schleyer des Denkens, und lauſch' am Vorhang des Willens,
Suche das ewig entſchlüpfende Band, das mit dem Gedanken
Das Gedachte verknüpft, und mit dem Grunde die Würkung;
Grübl' über Raum und Zeit, und über das Seyn und das Nichtſeyn,
Ueber die Form und den Stoff, und über das Ich und das Nichtich,
Ueber den Trieb und die Pflicht, und über das Thun und das Leiden,
Ueber den ſchwer zu ſchlichtenden Zwiſt der Natur und der Sazzung,
Ueber den ewigen Kreisgang und den unendlichen Fortſchritt,
Ueber das eiſerne Fatum und den anarchiſchen Zufall,
Ueber des Weiſen tröſtende Ahnung, den Glauben der Guten

An moraliſche Ordnung, und weiſe Güte des Weltplans —
Ueber diß alles verſteigt ſich der Grübler in ſchaudernde Tiefen,
Thürmet Soriten, und ſpaltet Begriffe, und ſpizzet den Ausdruk,
Bis es ihm ſchwindelt. Der Faden entſchlüpft, die Fakkel erliſcht ihm.
Undurchdringliche Nacht, und ausgangloſe Verwirrung
Starren um den Tappenden her. Es retten ihn kaum noch
Des Gemeinſinns leitender Strahl, und der Rufer im Buſen.

Meidend des Grübelns weichenden Sand, und die Syrten der Skepſis
Lauſch' ich ein anderesmahl dem Wink der Erfahrung, durchwandle
In der Geſchichte ſpärlichem Tag die Gefilde der Vorzeit.
Mühſam tapp' ich den thürmenden Schutt, den rankenden Epheu,
Mühſam die trümmernden Mahle mich durch bis zur Wiege der Menſchheit,
Sehe den lallenden Säugling entfaltet zum tändelnden Knaben,
Sehe den Knaben erwachſen zum trozzigen Jüngling, den Jüngling
Reifend zum rüſtigen Mann, und bald von der blumigen Feſſel
Der Cultur den Starken gebändigt vom Becher des Luxus

Seine Knie ihm gelöſt, und den Mann verſchrumpfet zum Greiſe.
Völker ſeh ich entblühn auf dem ewigändernden Schauplaz,
Und die Erblühten wieder verwelken, wie Graß auf der Hayde.
Zeugungen ſeh' ich gemäht von Einem Schwunge der Senſe;
Leſe von Tygerloden, von Ländern, welche der Fluthen
Strudel verſchlang, von Städten, die hoch ein Stoß in die Luft warf.
Leſe von kronentragenden Schlächtern, die Helden ſich nannten,
Von Mordbrennern, Erobrer gegrüßt, von Seſoſtren und Cäſarn,
Tamerlanen und DſchinkisKhanen und vierzehnten Ludwigs,
Welche berufen ſich wähnend, den Wald der Menſchheit zu lichten,
Schwellten die Ströme mit Blut, die Aekker düngten mit Aeſern;
Meilenweit die Gefilde beſäten mit dorrenden Knochen.
Bürger ſeh ich das Schwerdt auf den Bürger zukken, den Bruder
Seh ich vom Bruder erdolcht, den Vater verrathen vom Sohne.
Herrſcher ſeh ich, wie ſchlechtes Gewürm, die Völker zertreten,
Gaukler die blendende Bind' um die Augen des Glaubenden ſchnüren,

Prieſter den mordenden Stahl im Namen ſchwingen der Gottheit,
Lodern ſeh ich den Brand des hundertjährigen Krieges,
Bartholomäus Nächte erblik ich, und Pulvercomplotte,
Dragonaden, und Auto da Fe's, und wende voll Unmuths
Von den Gräueln mich weg. Ein ſchadenfroher Ariman,
Dünkt mich, führe das Ruder der Welt, kein gütiger Hormuzd.

Aller Würklichkeit ſatt, und ihrer Thoren und Buben
Schwing ich ein anderesmahl mich auf dem Fittig des Liedes
In der Ideen bezaubertes Land, und das Eden der Fabel.
Euren Entzükkungen lauſch ich, ihr Göttlichen, welchen von oben
Aufgeſchloſſen der Sinn, und die feurige Zunge gelößt ward,
Um die mühebeladenen Brüder zu tröſten und lehren;
Die ihr das Thier durch die Kraft des Geſanges zum Menſchen erzoget
Durch das ſeeleſchmelzende Lied den rauhen Naturſohn
Für die Schönheit gewannt, und izt in ſtrafenden Tönen
An der Cultur entartetem Sohn die verſchmähte Natur rächt;

Die ihr ſanget am ſtillen Ilyß, an der gelblichen Tyber,
An den Geſtaden des Joniſchen Meers, auf den Bergen von Lochlin;
Die ihr ſanget in ſpäterer Zeit am Quell der Vaucluſe,
An des Thames hallendem Strand, und am friedlichen Avon;
Die ihr ſinget noch jetzt am ſiebenarmigen Iſter
An der Elb', an der Saal', an der hochbegnadigten Ilme —
Edle theure unſterbliche Sänger, ihr ſtrömet dem Lauſcher
Flammen ins Herz und Thränen ins Auge. Das Licht des Geſanges
Fühl ich erwachen in mir. Des Dichtens heiliger Wahnſinn
Wehet mich an, und reißet mich hin. Die Zukunft enthüllt ſich.
Siehe ein neues Geſchlecht, ein beſſres entſteiget dem Himmel.
Dice waltet, die Hehre; es waltet Irene; erhaben
Schlichtet Eunomia jeglichen Zwiſt. In ſeligem Bunde
Gatten ſich Neigung und Pflicht: es huldigt der Trieb dem Gedanken;
Und zur Nothwendigkeit ſtimmt der gezeitigte Menſch durch die Freyheit.

Alſo verwehn wie Minuten die Stunden mir. Gänzlich vergeß ich

Ueber des Denkens Genuß, und über des Dichtens Entzücken
Meiner wunden Bruſt, und des menſchenfreundlichen Arztes
Weiſer Warnung. Mich würd' am Pulte der Mittag ereilen,
Träte nicht dieſer und jener herein, der den Sinnenden ſtörte,
Izt die liebende Gattin, zu fragen nach dieſem und jenem,
Dann der rüſtige Großknecht, um für die Geſchäfte des Tages
Sich die Befehle zu hohlen; dann mein ſüßſchmeichelndes Wienchen,
Um zu warten der Puppen, der Niedlichen, welche ſie ſorgſam
Vor des Bruders zerſtörendem Grimm auf mein Zimmer geflüchtet,
Wo ſie mit Plato und Kant und Gibbon ſich friedlich betragen.
Doch es dauert nicht lange, ſo kömmt der zerſtöhrende Gottfried
Selber heraufgepoltert, und heiſchet das Buch mit den Hunden
Oder den theuren Borowsky (wie theuer, kümmert ihn wenig)
Oder die Reiſen zu Waſſer und zu Land mit den prächtigen Schlöſſern,
Porzellanenen Thürmen, und glozzenden Menſchengeſichtern.
Mächtig heiſcht er die Bücher, und Vater muß ſie ſchon geben.

Jene nun dahlt mit dem niedlichen Püppchen, und lullt es in Schlummer.
Dieſer durchtobet das ſterbende Buch, und: Vater, was iſt das?
Fragt er bey jeglichem Blatt. Fürwahr da dichtets ſich herrlich!
Immer noch ſuch' ich zu fahen den oft entſchlüpfenden Faden.
Siehe da tritt vor der ehrbaren Mutter mein züchtiges Julchen
Trippelnd herein, und zupfet den ſchreibenden Vater beym Ermel.
Nieder ſchau ich zu ſchmälen. Des Mägdleins rollendes Auge
Trifft mir das Herz. Mir entſinket die Feder. Nicht länger mich haltend
Spring ich auf von dem wehenden Blatt, und drükke mit Inbrunſt
Mein ſüßlallendes Kind an den ſchlagenden Buſen. Hinunter
Stürmen nun Groß und Klein in den blüthenduftenden Garten.

Vieles wird hier geſchmählt, wenn der kunſtverſtändige Gärtner
Etwa die ſchwebende Nelke zu feſt an das Stäbchen geſchnüret,
Oder den Buz und den Tax mir zu unbarmherzig geſtuzt hat;
Aber auch vieles gerühmt, wenn nun auf zierlichen Beeten
Prangend die Pflanzungen ſtehn, und ſchwellend in üppiger Fülle.

Höchlich erfreut mich der fröhliche Wuchs der ſüßen Lattuke,
Höchlich die wuchernde Möhr, und die hochaufrankende Erbſe,
Höchlich die brennende Blüthenguirlande der indiſchen Bohne.
Jedes Beet wird gemuſtert, und jede Pflanze beſchauet,
Jede Blume beäugelt, die etwa der freundliche Morgen
Oder die thauende Nacht erſchloß. Mit inniger Wonne
Häng' ich wohl ganze Minuten am Kelche der keuſchen Narciſſe,
Oder der eben aufbrechenden Roſe. Diß ruhige Leben,
Dieſe kindliche Stille, diß nimmerändernde Daſeyn,
Dieſe ewige Einheit mit ſich entlokket dem freyen
Aber der Freyheit nicht mächtigen Geiſt ein Seufzer der Wehmuth.

Aber mir naſchen die Kleinen indeß von des Stacheldornes
Halbgezeitigter Frucht, und von der Johannisbeerſtaude
Kaum erſt röthelnden Träubchen. Hinweg von den lokkenden Sträuchen
Führ' ich ſie eilends zur ſchwanken Wipp' im Schatten des Birnbaums,
Oder ſchleudre ſie hoch in die Luft in der ſchwebenden Schaukel.

Und nun flammet die Sonn in ſengendem Mittag. Der Diener
Kommt und ladet zum ländlichen Mahle. Wir ſchmauſen vertraulich
Von der köſtlichen Milch der eigenen Kühe, vom Brode,
Das wir bauten auf eigener Flur, vom Gemüſe des Gartens,
Und von des eigenen Teichs Karauſchen. Es trinken die Kindlein
Von dem lebendigen Quell. Es trinket der ſchwächliche Vater,
Eingedenk der Vermahnung des heiligen Paul und des Arztes,
Wenige Gläſer des röthlichen Medok. Der ſchelmiſche Gottfried
Lauſchet genau auf die Neig' und ſchlürfet ſie lüſtern hinunter.

Eingenommen iſt nun das Mahl. Die geſättigten Kindlein
Haben nachahmend die Hände gefaltet, und haben den Eltern
Eine geſegnete Mahlzeit gewünſcht. Der ſchläfernde Vater,
Von der Schwüle des Tages erſchöpft, und der geiſtigen Arbeit,
Wanket hinauf in ſein einſam Gemach, im ſchwellenden Polſter
Wenige ſtille Minuten zu ruhn. Um den ruhenden gaukeln
Leicht und luſtig unzählige Bilder, gleich ſtöbernden Schloſſen,

Wirbeln und tummeln ſie bunt durcheinander, verſchmelzen allmählich
In Ein groſſes dämmerndes Ganzes. In ſüſſer Betäubung
Sink ich zuſammen, erwach' aus luſtigem Schlummer, und fühle
Jeden Nerv geſtrafft, und jede ermattete Fiber.

Heiter ſez' ich mich dann zum ſchöngeformten Schreibtiſch,
Welchen zum lezten heiligen Chriſt mir mein Julius ſchenkte,
Sich erbarmend der Noth des geplagten Autors, den vormal
Auf dem engeren Pult, ein unentwirrbares Chaos,
Rechts und links die Papier umſtarrten, ſeit Wochen und Monden
Uebereinandergeſchichtet; dem rechts und links die Quartanten
Und die gewaltigen Foliobände, vom ſtaubigen Eſtrich
Bis zum Kinn' ihm thürmend, die Luft und die Sonne verbauten,
Solcher Noth ſich erbarmend verehrte der Schöne und Gute
Mir zum jüngſten heiligen Chriſt den ſtaatlichen Schreibtiſch,
Welchen, von ihm belehrt, der kunſtverſtändige Schreiner
Tüchtig und zierlich erbaut und mit ſchimmerndem Weiß bemahlt hat.

enim licet uti primis, et postremis et mediis ubique. Angenommen, daß dieſer Sinn der wahre iſt, ſo liegt ihm vielleicht eine Anſpielung auf irgend eine griechiſche Gewohnheit zum Grunde, dergleichen man im Euripides mehrere findet. Da der Reiz, den eine ſolche Anſpielung für ein griechiſches Publikum haben konnte, bei uns wegfällt, ſo würde man dem Dichter durch eine treue Ueberſetzung einen ſchlechten Dienſt erweiſen.

11 Beſſer in Schande leben, als bewundert ſterben. Der franzöſiſche Ueberſetzer mildert dieſe Stelle: Une vie malheureuse est même plus prisée qu'une glorieuse mort. Wozu aber dieſe Milderung? Iphigenie darf und ſoll in dem Zuſtand, worin ſie iſt, und in dem Affekt, worin ſie redet, den Werth des Lebens übertreiben.

12 Gleiches Leid berechtigt mich zu gleicher Jammerklage. Wehe mir! ruft die Mutter. Wehe mir! ruft die Tochter, denn das nämliche Leid ſchickt ſich zu Beider Schickſal. Der P. Brumoy nimmt es in der That etwas zu ſcharf, wenn er dem Euripides Schuld gibt, als habe er mit dem Worte μέλος die Versart bezeichnen wollen, und bei dieſer Gelegenheit die weiſe Bemerkung macht, daß ein Akteur niemals von ſich ſelbſt ſagen müſſe, er rede in Verſen.

13 Das wird dies Schwert alsdann entſcheiden. Wörtlich heißt es: Es wird (oder er wird) aber doch dazu kommen! — Nun kann es freilich auch ſo verſtanden werden: Clytemneſtra. Wird darum mein Kind nicht geopfert werden? Achilles. Darum wird er wenigſtens kommen; oder es kann heißen: Achilles. Du hältſt deine Tochter feſt. Clytemneſtra. Wird das hindern können, daß man ſie nicht opfert? Achilles. Nein; er wird aber dort ſeinen Angriff thun. — Die angenommene Erklärungsart ſcheint die natürlichſte zu ſeyn.

14 Dies iſt eine von den Stellen, die dem Euripides den Namen des Weiberfeindes zugezogen hat. Wenn man ſie aber nur auf den Achilles deutet, ſo verliert ſie das Anſtößige; und dieſe Erklärungsart ſchließt auch der Text nicht aus.

Mit Aufzügen iſt er verſehn, und unzählichen Fächern,
Mit geräumiger Platte zu faßen der Bücher wol funfzig,
Mit ſchiefliegender Schreibefläche, zur Schonung des Auges
Sorgſam mit grünem Tuche bekleidet. Zur Rechten und Linken
Thürmen auf künſtlich durchbrochnen Gerüſten die Globen von Akrell.
Drüber prangen im zierlichen Schreine Britanniens Weiſe,
Galliens Lehrer, und ihr, der heiligen Hellas Heroen.
Solche Männer im Auge, von ſolchem Muſtern entflammet,
Setz' ich mich heiteren Muthes, verſuche das Blatt zu vollenden,
Was ich am Morgen begann; und wenn es der Genius wehret,
Wähl' ich mir flugs ein andres Geſchäft. Denn hadern zu wollen
Mit dem Genius, frommt nicht. Er nahet und flieht nach Belieben.

Wieder vertief ich mich nun in die Freuden und Mühen der Arbeit,
Doch nur wenige Stunden. Denn ſchon den Weſten beſchreitend
Sendet die Sonne mir blendendes Licht, unerträgliche Gluthen
In das Gemach. Ihr wehret vergebens der wehende Vorhang.

Willig räum' ich der Wüthenden dann den dampfenden Wahlplatz,
Flüchte das Buch in der Hand in eine der Lauben des Gartens,
Unter dem fächernden Schirm der breiten Kaſtanien Wipfel,
Oder ins nordliche kühle Gemach, wo in ſchimmernden Reihen
Hangen die Weſte, die Reynolds, die Raphael, Guido, Correggio,
Nachgebildet in ſprödes Kupfer vom Griffel der Meiſter.

Aber ſchon toſet vom morſchen Thurme, den Jüngern der Fibel
Und des Valentin Heyn * willkommen die brummende Betglok.
Fröhlichen Muthes entwimmeln die Kleinen der ſchmorenden Stube,
Nach dem Veſperbrod lüſternd, und nach der ſeeligen Freyheit.
Auch mein Töchterchen hüpfet herbey, bey Küſters Luiſe,
Hat ſie genäht und geſtrikt, und im Campe geleſen und Salzmann.
„Väterchen, ruft ſie, das Wetter iſt ſchön, auch wird es ſchon kühler;
„Wollen wir nicht ein wenig ſpazieren fahren aufs Waſſer,
„Etwa nach Goor, oder Vitte, oder nach der ſchönen Arkona?"

---

* Valentin Heyns Grundleger der Rechenkunſt.

„Nicht nach Arkona, mein Kind. Arkona iſt weit, und die Sonne
„Neiget mit Macht. Doch wollen wir fahren ans kühle Geſtade.“

Chriſtian wird nun entboten, der rüſtige Kutſcher. Es wird ihm
Angedeutet, in Eil den groſſen hollſteiniſchen Wagen
Anzuſpannen. Nicht ungern gehorchet der rüſtige Kutſcher.
„Aber, ſo ruft noch dem Eilenden nach die ſorgende Hausfrau,
„Aber bey Leibe nur nicht den ſcharrenden Rappen genommen
„Oder den brauſenden Wittfeth! Die Thiere gebährden ſich gräulich!“
Freundlich nikket der Schalk und thut nach eignem Belieben.

Hurtig nun werden die Hüthe, die Mäntel, die Flore geſammelt.
Mütterchen hat noch vieles zu rüſten, der emſigen Köchin
Vieles noch auszugeben, dem durſtenden Witte das Schlüſschen
Zuzuſenden, dem flinken Georg, dem muthigen Buslaff,
Und dem vielerfindenden Jochen das Brod mit dem Schaafkäß.
Angeſprengt kömmt Chriſtel indeß, es ſtieben die Funken,
Und das ſchütternde Pflaſter erdröhnt. Die ſorgende Hausfrau

Reicht ihm den ſtärkenden Schluk, und die mächtige Butterſchnitte,
Vieles noch mahnend und flehend, doch ehrbar zu fahren und langſam.
Freundlich nikket der Schalk, und thut nach eignem Belieben.

Eingeſtiegen wird jezt. Im Hintergrunde des Wagens
Sizzen die liebenden Eltern. Auf wohlgepolſterter Ruhbank
Sizzen behaglich die Kleinen. Und nun fliegt praſſelnd und ſchmetternd
Chriſtian mit uns im Sturmwind dahin. Ein wakkerer Kutſcher
Muß ja zeigen den Leuten, daß er ſein Handwerk verſtehe.
Aengſtlich dukt an den Boden des Wagens die zitternde Mutter,
Aengſtlich ſchmiegt ſich Allwina an ſie. Dem ſchelmiſchen Gottfried
Lachet indeß im Leibe das Herz, und das liebliche Julchen
Nichts befahrend ergözt ſich am raſchen Schwunge der Räder.

Alſo ſtäuben wir hin durch die Gaſſe des ländlichen Flekkens
Wie im Gewitter. Es rollen zur Rechten und Linken die Häuſer
Hinter uns weg. Wir vermögen den freundlich nikkenden Nachbarn

Kaum den vertraulichen Gruß zu erwiedern. Es geht wie im Fluge,
Bis wir das Blachfeld draußen erreichen. Von nun an beliebt es,
Im behaglichen Trott uns ehrbarlich weiter zu führen.

Welche Wonne nunmehr zu ſchaun auf den wechſelnden Fluren.
Des Getraides üppige Pracht, zu ſchauen der Gerſte
Grünlich ſchimmernde Fluth, und den weißlich wogenden Roggen,
Und den lichtblau blühenden Flachs, und die Fülle des Waizens!
Welche mächtigre Wonne, ſo bald wir die Höhe gewannen
Anzuſchauen des heiligen Meeres lebendige Bläue.
O du heiliges Meer, ein Emblem des Erhabenen, ein Spiegel
Unausſchöpflicher Kraft und unauslöſchlicher Milde!
Nimmer zu ſchauen vermag' ich dein majeſtätiſches Ruhen,
Nimmer zu hören das Grollen der fernherwälzenden Fülle,
Ohne daß mir das Herz erſchwillt, daß Schauder mich anwehn,
Und der Unendlichkeit Rieſengefühl die Seele mir ausfüllt.

Rechts ab lenken wir nun aus der dörfergattenden Straße

Rechts ab lenken wir nun aus der dörfergattenden Straſſe
An das Geſtade des heiligen Meers. Da thürmt ſchon der Vorzeit
Hehrer Ruin, das Hünenmahl, gerundet aus Steinen,
Welche beſchämen den Fels, auf welchen der eherne Zaar ſteht.
„Kindlein, ſteigen wir ab, und wandeln ein wenig." Behende
Werden die Kleinen vom Wagen gehoben. Wir wandeln am hohen
Ufer entlang, und ſchauen mit ſchauernder Wonn' in die Tiefe,
Schauen hinüber, o Jasmund, nach deinen Rieſengeſtaden,
Klimmen ſodann vorſichtig auf ſchmalen geſchlängelten Pfade
Eine der Lithen * hinab zum kieſelgepflaſterten Meerſtrand.
Höchlich ergözzet die Kleinen das ſchimmernde glatte Gerölle.
Sieh, wie ſie ſammeln die blankeſten Kieſeln, wie gierig! wie lüſtern!
Nicht zu faſſen vermögen die Schäzze die ſtrozzenden Taſchen.
Mütterchen ſizt indeß auf einem gewaltigen Quarzblok
Welchen der wühlende Schnee dem mürben Geſtad' entſpühlte;

---

* Lithen, ſo nennen unſre Einwohner, und die Einwohner der Pyrenäen, eine Uferſchlucht.

Während der Vater mit Hülfe des hohlgeſchliſſenen Glaſes
Mühſam ſpäht nach des Steinreichs Wundern, nach deinen Gebilden,
Unergründliche Kraft, die du izt den Quarz und den Feldſpath
Innigſt zum Ganzen vereinſt, und izt das gediegene Ganze
Launiſch wieder zerreibeſt zum ſtiebenden Sande der Dünen;
Die du Länder bewölkſt mit undurchdringlichen Wäldern
Dann den verſchlemmten Wald verkohleſt im Bette des Meeres;
Die du den fallenden Tropfen zum Stalaktiten verdichteſt,
Und des Schaalthiers Gallert zum funkenſtiebenden Kieſel;
Die du wölbeſt im Schooſe der Berge kryſtallene Grotten,
Kunſtreich dann den Baſalt zu Rotunden thürmeſt und Domen:
Solcher Wunder denkend durchſpäh' ich das bunte Geſchiebe.
Manchen Zeugen ertapp ich des umgewälzten Planeten,
Manchen Fremdling, herein von den Antipoden gewandert,
Manchen Ruin aus des Erdballs Kindheit. Ich freue nicht minder
Meines Fundes mich, als meine Kleinen des Ihren.

Schneller ſchon eilet die Sonne hinab zu den weſtlichen Fluthen.
Und wir verlaſſen den Strand. Hinan das ſchroffe Geſtade
Klimmen wir tiefaufſtöhnend. — Am Saume des kreidigen Ufers
Sezzen wir uns ein Weilchen, und ſtaunen die Fluthen hinüber,
Sehen auf breitem Geſtein ſich ſonnen den zottigen Seehund,
Sehen das fröhliche Volk der Mäwen die Wogen beſchiffen,
Sehen im leichten Kahne ſich ſchaukeln den Fiſcher der Witte,
Sehn an des Horizonts duftigen Saum manch weißliches Seegel.
Hurtiger eilet indeß die Sonne den Bogen hinunter.
Feuernd vor Ungeduld ſcharret der Rapp und wiehert der Adler.
Manches Pfeifchen bereits erloſch dem rüſtigen Chriſtel.
Izzund werden die Kieſel mit Fleiß in den Wagen gepakket,
Izzund die Kleinen. — Wir rollen dahin — Im Golde des Abends,
Siehe wie lodert die Fluth, wie brennen die hüglichten Dünen.

Bald vollbracht iſt die fröhliche Fahrt. Der ländliche Flekken
Nimmt uns ſchon auf. Uns empfängt das vertraute Gehöfte. Gar freundlich

Harren unſer an knarrendem Heck die fromme Sophie
Nebſt dem flinken Georg, und dem luſtigwedelnden Dachshund.
Siehe der Tiſch iſt gedeckt. Das Mahl iſt bereitet. Die Seeluſt
Reizt die Begier. Wie mundet den Heimgekommnen die Nachtkoſt,
Wie den Kleinen die köſtliche Milch, dem Vater der Spargel
Nebſt dem geräucherten Lachs, den ihm die Wilder verehrten.

Nun iſt die Sonne zu Gott gegangen. Die wirbelnden Vögel
Gingen zu Neſte, zu Neſte die jüngſten und zärteſten Kindlein.
Julie ligt ſchon die Holde, und ſchlummert im ſchwebenden Bettchen.
Niedergebeugt hat des Schlafes Gewalt den wackeren Gottfried
Auf den Polſtern des Sopha. Noch ſizt in der Kühle des Abends
Meine Alwine bey mir und plaudert von dieſem und jenem.
„Vätterchen, ſpricht ſie, die Milch iſt geſeihet, geſahnt ſind die Schaalen.
„Mutter iſt fertig. Wie wenn wir izt noch ein wenig ſpazzierten
„Zwiſchen den Häuſern des Dorfs. Es ſpazziert ſich ſo traulich im Dunklen.“
Und wir thun ihr den Willen. Den doppelbeſchatteten Kirchhof

Wallen wir ſchauernd entlang. Es thauet der Raſen der Gräber.
Ueber den tükkiſchen Roſt wird ſorglich die Kleine gehoben.
Und nun wandern wir auf und ab in den Gaſſen des Flekkens
Mancher ehrliche Nachbar, der treulich die Schweiſſe des Tags trug,
Sizt in der Thür, und freut ſich des Pfeifchens, und freut ſich der Kleinen,
Welche raſtloß noch ſchnellen den Ball, und jagen den Dritten.
Rechts und links wird jeder gar freundlich gegrüſſet. Mit jedem
Wird zur Rechten und Linken ein freundliches Wörtchen gegrüſſet.
Manche friedliche Schwell wird beſchritten. Die ſchlummernden Kindlein
Werden beſchauet und höchlich gelobet. Des winzigen Gärtchens
Pflanzungen werden beſehn, und über die Maſſen gerühmet.
Aber wenn brauner nun werden die Schatten, und ſtiller die Hütten,
Wenn die ſchmälende Mutter die tummelnden Kleinen nun heimruft,
Und nach erloſchenem Pfeifchen der ſchläfernde Vater ins Haus wankt;
Gerne ſizen wir dann an dem Weiher des Dorfs auf den Blökken,
Welche der emſige Wagner zu Axen und Felgen zerſägte,

Scenen

aus den

Phönizierinnen des Euripides.

Sehen den Himmel ſich ſpiegeln im ſtillen Waſſer des Teiches,
Sehen die Lampen erlöſchen, vernehmen das Lullen der Mütter,
Und den klagenden Abendgeſang der einſamen Wittwe.
Dunkler wird es, und ſtiller um uns, und ſtiller im Buſen.
Endlich beginnt es Allwinen zu grauen. „Es wird ſchon ſo dunkel.
„Väterchen, gehen wir bald!“ Wir thun ihr den Willen, und gehen.
„Väterchen, Siehe es brennt!“ ruft Wine, indem wir des Kirchhofs
Düſtre Schatten beſchreiten — und ſiehe der heilige Vollmond
Wallt, eine lodernde Welt, aus dem Oſten herauf, und Geflitter
Sendet er durch das ſäuſelnde Laub der Eſp' und der Pappel.

Stiller noch wird es um uns, und ſtiller im Buſen. Wir wallen
Zögernden Schrittes zurük in unſre friedliche Wohnung.
Hier herrſcht feyrliche Ruh, und leiſe ſchauerndes Dunkel
Ausgeſtorben iſt jedes Gemach. Auf der Flur, auf dem Vorſprung,
Rings auf dem räumigen Hof und drauſſen auf Feldern und Weiden
Waltet die heilige Nacht. Bey der Lampe wankenden Schimmer

Legt Alwine ſich ſchlafen. Es legt ſich die ſorgende Hausfrau
Von der Schwüle des Tages erſchöpft, und den Laſten der Wirthſchaft.

Aber ich wandle noch lang' in den Schattengängen des Gartens,
Während der Mond die Bäume verſilbert, und fern aus dem Weſten
Einer Vergangenheit gleich, das Spatroth blaſſer herausſtrahlt.
Dann umſchatten mich ernſte Gedanken; Gedanken der Tage
Welche dahin ſind, Gedanken der längſt verblüheten Jugend.
Sehnend gedenk ich der Guten, die fern aus dem Süd und dem Oſten
Nach dem Geliebten die Arm ausſtrekken; ich denke der Edlen,
Deren Gräber der Mond verſilbert. Dein denk ich vor allen
Treffliche Ida, und dein zunächſt, holdſelige Roſa.
Edle reine unſchuldige Seelen: Ihr Seelen mit Thränen
Und mit Träumen und Flügeln — mit Flügeln, die ach! nur zu frühe,
Viel zu frühe zurük euch trugen zur beſſeren Heymath.
Ich gedenke, der Zeit, der nahen vielleicht! wo ich ſelber
Lieg' und ſchlafe den eiſernen Schlaf, wo die liebende Gattin

Schluchzend des Schläfers Hügel beſucht, wo meine Alwina
Jammernd dem Vater ruft, dem nieerwachenden Vater!
Während beſtürzt die Unmündigen da ſtehn, wenig es ahnend
Was dem Schweſterchen ſey, und der händeringenden Mutter.
Dieſes bedenkend durchwandl' ich des Gartens ſchattige Gänge
Dunkler werden die Schatten um mich. Wie Gräbergedüfte
Wehn mich an die Gerüche des blühenden Flieders. Des Rohrſpaz
Dumpfes Rufen gemahnt mich wie Todten-Geläute; bis etwa
Sich der thränende Blik erhebt zum ewigen Himmel,
Bis mit der Nacht entſchleyertem Glanz, mit dem Schimmer der Sterne
Mit des Arkturus röthlichem Licht, mit dem Funkeln der Wega
Strahlend in mir der Gedank erwacht, das hohe Bewußtſeyn:
Daß wir ſind, um ewig zu ſeyn! — Geſtärkt und getröſtet
Wandl' ich nun heim auf mein einſam Gemach. Die Wolke des Schlummers
Wallet hernieder und ſchließt mir leiſe ſäuſelnd die Augen.

Alſo verfließt mir das Leben in dieſer äuſſerſten Thule.

Alſo vergleiten in reinen Genüſſen und ſeligen Mühen
Mir die Stunden des Tags, und des Abends einſame Stunden.

Fliehet ihr Horen dahin! und müſſe der Fliehenden keine
In den Buſen mir weinend drükken den Stachel der Reue!

Fliehet ihr Horen dahin! und müſſe die jüngſte, die ſchönſte
Engelhold und bräutlich geſchmükt mit duftender Palme
Kühlung dem Scheidenden wehn, und lächelnd die Augen ihm ſchlieſſen!

III.

Theoderich, König der Oſtgothen.

Ein Bote, welcher in Theodemirs Lager in der Nähe von Wien kam, um eine gute Kunde zu bringen, fand hier alles voll Freude, denn der Heerführer war kaum von ſeinem liebſten Kebsweibe Erelieva mit einem Knaben beſchenkt worden, welchen er Theoderich nannte. In keiner ſchönern Stunde konnte er die Nachricht vernehmen, daß die Hunnen, welche ſich unvermuthet unter der Anführung von Attilas Söhnen auf ſeinen Bruder Walamir geworfen hätten, von dieſem tapfer wären zurückgeſchlagen worden. Dieſer Sieg ſicherte die Unabhängigkeit der Oſtgothen von der hunniſchen Herrſchaft, welcher ſie ſich bald nach Attilas Tode entzogen hatten. In den fruchtbaren, wenn gleich verheerten Gefilden Pannoniens lebten ſie jetzt mit Bewilligung des griechiſchen Hofes, drei Brüder aus dem alten Heldenſtamme der Amalen, Widemir, Walamir und Theodemir genannt, leiteten die Nation durch ihre gemeinſchaftlichen Rathſchläge, wiewohl ſie ſich in dem weiten Strich Landes von Surmium bis Wien getheilt hatten. *

Ein anderer Schwarm von Oſtgothen hatte ſich in Thracien niedergelaſſen, und ihr Anführer Theoderich, der Sohn des Triarius, ſtand in groſſem Anſehen beim kaiſerlichen Hofe, von welchem er jährlich ein beſtimmtes Geld erhielt. Die amaliſchen Brüder wollten gleiche Vortheile genieſſen, und fielen daher plötzlich in Illyrien ein. Dadurch hatten ſie den Griechen gezeigt, was ſie vermochten. Kaiſer Leo ſchloß einen Bund mit ihnen, und verſprach einen jährlichen Sold. Zur Geiſſel für die Treue der Gothen ſollte Theodemir ſeinen Theoderich hingeben. Er ſtand und zauderte, und gab ihn endlich hin auf die dringenden Bitten ſeines Bruders Walamir.

Als ein ſiebenjähriger Knabe kam Theoderich nach Konſtantinopel, und ſchon ſeine Schönheit gewann ihm die Herzen der Griechen, welche auch politiſche Gründe genug hatten, ihn mit Liebe zu behandeln. Die Künſte des Kriegs lernte er mit ausgezeichnetem Glück, er beſuchte die Schulen der vornehmſten Meiſter: und wiewohl ihm ſelbſt die erſten Anfangsgründe aller literäriſchen Bildung unbekannt blieben, ſo erhielt doch ſeine Seele durch die Eindrücke der Erziehung eine gewiſſe Achtung gegen wiſſenſchaftliche Kultur, welche groſſen Einfluß auf ſeine nachherige Regierung geäuſſert hat. Der Anblick der

---

* Jornandes de rebus Geticis. c. LII. in Grotii hiſtoria Gothorum. Amſtel. 1655. p. 689, 90. — Priſcus p. 74. A.

Griechen mußte ihn früh auf den Gedanken bringen, welcher ſpäterhin ſeine Maxime ward, daß nehmlich alle wiſſenſchaftliche Kultur, ſo nützlich ſie im Staat ſeyn möchte, der Tapferkeit nachtheilig und daher eines Gothen unwürdig ſei. *

Unterdeſſen Theoderich in Konſtantinopel lebte, kam ſein Oheim Walamir in einem Treffen um, und ſein Vater Theodemir erhielt nun bei den gemeinſchaftlichen Unternehmungen die Hauptanführung. Als dieſer einſt von einem ſiegreichen Zug über die gefrorne Donau in das Land

---

* Jornandes l. c. — Procopii Gothicae hiſt. l. I. ap. Grotium p. 144. — Als König von Italien mußte ſich Theoderich ein Goldblech machen laſſen, worin die vier erſten Buchſtaben ſeines Nahmens durchſchnitten waren, ſo daß er innerhalb der Zwiſchenräume ſeine Züge machen konnte, wenn er ein Edikt unterſchreiben ſollte. Mit Unrecht werden Ennodius und Theophanes von Gibbon (chap. XXXIX. not. 3.) beſchuldigt, daß ſie den König auch in Hinſicht auf ſeine wiſſenſchaftliche Bildung geprieſen haben: beide ſagen nichts, als daß er die Wiſſenſchaften begünſtigt habe, und dies that er in einem hohen Grade in Vergleichung mit den übrigen barbariſchen Herrſchern in Italien. Ennodii epiſcopi Ticinenſis Panegyricus dictus regi Theodorico; ad calcem Vitae Theodorici autore Cochlaeo et opera Johannis Peringsköld. Stockhol. 1699. 4. p. 226. — Theophanis chronographia. Paris. 1655. fol. p. 112. — Excerpta de Theodorico etc. ad calcem Ammiani Marcellini. Paris. 1681. fol. p. 669.

der Schwaben und Allemannen zurückkehrte, fand er ſeinen Sohn, welchen Kaiſer Leo mit groſſen Geſchenken ihm wieder geſandt hatte. Die ſchöne und hohe, faſt rieſenmäßige Geſtalt des Jünglings, ſein Geſchick in den Künſten des Kriegs und die Milde ſeines Geiſtes machten ihn zum Liebling der Gothen. Faſt ſechstauſend der tapferſten Männer geſellten ſich bald zu ihm, daß er ohne Wiſſen ſeines Vaters auf ein Abentheuer ausgehen konnte. Er zog an der Donau hinab in die Heimath des ſarmatiſchen Königs Babai, welcher durch einen Sieg über ein römiſches Heer furchtbar und trotzig geworden war. Er überfiel und erſchlug ihn, und kehrte mit Beute beladen zu ſeinem Vater zurück. Bald darauf nahm er auch den Sarmaten Singidunum oder Belgrad ab, und erweiterte das Gebiet ſeines Stammes bis an den Einfluß der Sau in die Donau. *

Nicht lange nachher zog Widemir mit einer Schaar von Oſtgothen nach Italien, und ſeine Begleiter verloren ſich nach ſeinem frühzeitigen Tode unter den Weſtgothen in Gallien. Auch Theodemir ſtarb bald, nachdem er dem griechiſchen Reich noch eine Provinz abgenommen hatte, und ſein Sohn war nun der einzige Anführer des Stammes, welcher von dem Heldengeſchlecht der Amalen ſich beherrſchen ließ. Gewaltige Kriege, durch welche der Kaiſerthron wankte, konnten nun ſogleich dem König der Oſtgothen Gelegenheit geben, eine wichtige Rolle im griechiſchen Reiche zu ſpielen. Kaiſer Zeno, welcher vorzüg-

---

* Jornandes c. LV. p. 694.

lich durch ihn zuletzt den Thron behauptete, überhäufte ihn mit Ehrenbezeugungen und Geſchenken, mehr aus Furcht vor den großen Eigenſchaften des Barbaren, als aus Zuneigung zu ihm, deſſen ſein niedriger Charakter nicht fähig war. Theoderich erhielt ſogar die Konſulwürde (für das Jahr 484). Sein hoher, freier Sinn berechtigte ihn vor allen, dieſen Schmuck zu tragen, der von den Zeiten der alten römiſchen Freiheit noch übrig war. Selten war auch ein Anführer von germaniſchen Horden ſo dankbar und beſtändig gegen die Griechen, wie er, wenn gleich theils die Denkart derſelben, theils der ungezähmte Geiſt ſeines Volks ihn bisweilen zwangen, ſeinen Speer gegen das griechiſche Reich ſelbſt zu kehren, und die Flamme in einem Lande, welchem er diente, wüthen zu laſſen. In einem Zeitpunkt der Art bedrohte er ſogar Konſtantinopel ſelbſt; aber der Anblick der Stadt, welche ihm durch ſo manche Eindrücke der Jugend werth geworden war, wirkte ſo auf ihn, daß er ohne eine feindſelige Handlung gegen ſie zurückkehrte. Nur kriegeriſche Züge für die Griechen, von welchen er nie geruht hätte, wären ein Mittel geweſen, ihn in ununterbrochener Treue zu erhalten. Aber wie konnte er in der üppigen Muße des Hofes, wie ſein Volk in der trägen Ruhe des Lagers, aus welcher es öfters ſelbſt durch Mangel getrieben wurde, lange verharren? Wann ihn dieſes auf der einen Seite zum Schutz, zur Anführung aufrief, und auf der andern der griechiſche Hof ihm die bitterſten Vorwürfe wegen ſeiner Verrätherei und Habſucht machte, dann verſank er bisweilen in ſchwermüthige Gedanken, und wünſchte an den Gränzen von Scythien im Frieden und ohne Ruhm voll Gehorſam ſeine Tage zu verleben. Nur wenn die Flamme ſeines Geiſtes durch Stürme aufwärts getrieben ward, konnte er glücklich ſeyn, und er ſchmeichelte ſich, in einer völligen Stille werde er das Glück ſeines Lebens finden. [*]

Bei einer ſolchen Seelenſtimmung des Helden und bei der Eiferſucht, die ſchon lange zwiſchen den Gothen der Amalen und denjenigen geherrſcht hatte, welche Theoderich, der Sohn des Triarius leitete, mußte es der griechiſchen Argliſt leicht werden, ihn zu einem Zuge gegen dieſe letzten zu bereden, welche bei den bürgerlichen Unruhen gegen Zeno Dienſte gethan hatten. Man hofte, die gothiſchen Stämme ſollten ſich untereinander zu Grunde richten.

Nach den heiligſten Verſicherungen, daß er einen hinlänglichen Vorrath von Lebensmitteln vor ſeiner Ankunft bei Hadrianopel erhalten werde, nebſt einer Verſtärkung von achttauſend Mann Reiterei und dreiſſigtauſend Fußvölkern, brach Theoderich auf. Bei dem Eintritt in Thracien fand er ſich in einer wüſten Einöde, zwiſchen den Felſen und Abgründen des Bergs Sondis von ſeinen Wegweiſern verrathen. Hier war es, wo ihn der Sohn des Triarius überraſchte und angriff. Doch mehr als jeder Angriff an dieſem gefahrvollen Ort bekümmerten ihn die Worte deſſelben, welche er von einer nahen Anhöhe ihm

---

[*] Jornandes c. LVII. p. 696. — Theophan. chron. p. 113.

Perſonen.

Jokaſta, des Oedipus Gemahlin und Mutter; Königin von Theben.

Eteokles } ihre und des Oedipus Söhne.
Polynices }

Antigone, ihre Tochter.

Hofmeiſter der Antigone.

Chor fremder Frauen aus Phönizien.

Die Scene iſt vor dem Pallaſt des Oedipus zu Theben.

zurief. Er nannte ihn einen Meineidigen, einen thörigten Knaben, den Verräther ſeines Volks, welcher die Argliſt der Griechen nicht kenne und das Ziel ihrer Rathſchläge nicht ſehe. „Wißt ihr denn nicht," rief er, „daß dieſe immer den Rath hochachteten, die Gothen durch ihr eignes Schwert ſich wechſelsweiſe vertilgen zu laſſen? Ahnet es euch nicht, daß der Sieger in dieſem unnatürlichen Kampf ihrer unverſöhnlichen Rache wird hingegeben, mit Recht wird hingeopfert werden? Wo ſind dieſe Krieger, meine Verwandten, und deine eignen, Theoderich, deren Wittwen nun wehklagen, daß ihr Leben ein Raub deines blinden Ehrgeizes wurde? Wo iſt die Habe geblieben, welche deine Krieger beſaßen, ehe ſie von der väterlichen Heimath hinweg unter deine Fahnen gelockt wurden? Da gehorſamten drei oder vier Roſſe auf den Ruf eines jeden von ihnen, nun folgen ſie dir gleich Sklaven zu Fuß durch die Wüſten von Thracien, verführt von dem Wahn, daß ſie Berge von Gold erobern würden; und wehe, daß dieſe Männer einſt frei und edel waren, wie du ſelbſt!"

Mochte dieſe ganze Rede dem Sohn des Triarius von ſeiner Schlauheit, denn ihn ſelbſt trafen alle Vorwürfe, die er dem Helden machte, oder von ſeinem Herzen eingegeben ſeyn, ſie erregte das Geſchrei des Unmuths im Lager der Amalen. Das Andenken an die Väter und die Heimath durchſtürmte die rauhe Bruſt der Gothen und beide Heere lagen ſich einander in den Armen. Die Nothwendigkeit und ſein Herz riſſen auch den Sohn Theodemirs zu den Umarmungen hin. Die griechiſche Argliſt veranlaßte einen Triumph der deutſchen Liebe, und die thraciſchen Klüfte hallten von dem Bundesgeſchrei derſelben Menſchen wieder, welche kamen, um ſie mit dem Schlachtruf gegen einander, mit dem Winſeln der Sterbenden und ihrem Blut zu erfüllen. *

Vielleicht hätten die Gothen vereint ihre Waffen gegen die Griechen gerichtet, wenn ſie bei einer ſolchen Unternehmung auſſer der Beute, welche ſie machten, auſſer dem höhern Sold, welchen ſie erzwangen, im Ganzen nicht mehr hätten verlieren als gewinnen müſſen. Wo ſie lebten, ward immer eine Einöde. Daß eine Regierung beſtand, unter welcher der Boden kultivirt und Handel getrieben ward, die ihnen aber, ſobald ſie wollte, alles preiß geben mußte, war für ſie ein wahres Bedürfniß. Auch ließ ſich nicht erwarten, daß ſie im Orient ſelbſt einen Staat hätten ſtiften ſollen, wo unter ihrer Herrſchaft, wie nachher in Italien, die Künſte des Friedens fortgeblüht hätten, denn theils war es für barbariſche Herden nicht ſo leicht möglich, in der Nähe der Kaiſerſtadt ſelbſt und mehr beim Mittelpunkt der Regierung auf längere Zeit den Meiſter zu ſpielen, theils ſcheinen die Eigenſchaften der Germanen nur auf die Natur der occidentaliſchen Länder berechnet geweſen zu ſeyn. In dieſen erhielten ſich ihre Staaten vornemlich durch das Band, welches Gleich-

---

* Excerpta de legationibus. Paris. 1648. fol. pag. 78—97. Marcellini chronicon in Scalig. theſ. temp. P. II. p. 34—57.

heit der Denkart und der bürgerlichen Einrichtungen zwiſchen ihnen einmal geſchlungen hatte, und wilde Eiferſucht nie ganz zerreiſſen konnte. Ein iſolirter germaniſcher Staat würde leicht die Beute des griechiſchen Kaiſerthums geworden ſeyn.

Nur den Sohn des Triarius erblicken wir bald nach jenem Schauſpiel im Kriege mit den Griechen, aber ſein plötzlicher Tod machte demſelben ſchnell ein Ende. Als er eines Tages auf ein wildes Pferd geſprungen war, und es noch nicht in ſeine Gewalt bekommen hatte, trug es ihn gegen den Speer, welchen er vor ſeinem Zelte aufgehängt hatte, trieb ihm die Spitze deſſelben in die Seite. Er ſtarb nach wenigen Tagen. *

Sein Tod war entſcheidend für das Schickſal des amaliſchen Stammes, theils weil unter dem Sohn Theodemirs ſich nun beide Stämme vereinigten, theils weil das ganze Verhältniß des letzten zu dem griechiſchen Reich ſich nun änderte. Bisher hatte dieſes ſeine Sicherheit in der Eiferſucht der Oſtgothen gegen einander gefunden; nun ward es von der ganzen Macht derſelben ohne Gegengewicht gedruckt. Theoderich ſah recht wohl, wie ihn der Argwohn der Griechen auf allen Seiten mit Fallſtricken umgab, und eben ſo wenig entgieng ihm der Unmuth ſeines Volks, daß es in rauhen Gefilden umher irrte, unterdeß er in der wollüſtigen Ruhe des Hofes ſeine Tage verträumte. Er ſchaute nach einer großen Unternehmung umher, welche

---

* Evagrii Scholaſt. eccleſ. hiſtor. L. III, 25. Mogunt. 1679. fol. p. 354. ſſ.

dem Drange ſeines Geiſtes entſpräche und ihn der gefahrvollen Gegenwart entriſſe: er warf ſeinen Blick auf daß ſchöne Italien, wo kaum das abendländiſche Kaiſerthum ſein Ende erreicht und ein deutſcher Heerführer Odoacer, wahrſcheinlich vom Stamm der Rugen, ſich der Herrſchaft bemächtigt hatte. „Soll denn Hesperien, ſprach er zum Kaiſer Zeno, ſoll denn jene Stadt, einſt die Beherrſcherin der Welt, nun durch die Tyrannei der Rugen zerriſſen, der Senat durch einen Fremdling, welchen du nicht kennſt, zerfleiſcht werden? Sende mich dahin mit meinem Volk. Dann drückt dich der Sold nicht, welchen du uns hier entrichteſt, und bin ich dort ſiegreich geweſen, ſo will ich Hesperien als ein Geſchenk von dir beſitzen!"

Der Kaiſer horchte gern auf einen ſolchen Antrag; die Gothen vernahmen ihn mit lautem Beyfall. Das ganze wilde Volk ſtund auf und begann im tiefen Winter einen Zug von beynahe anderthalbhundert Meilen (489). Weiber und Kinder und Greiſe wurden nebſt der koſtbaren Habe auf Wagen geführt, von welchen zweitauſend in einem einzigen Treffen verloren gingen; die Heerden zogen mit, und nährten ihre Beſitzer; wenn ſie und der geſammelte Vorrath an Lebensmitteln nicht mehr hinreichten zur Nahrung, ſo ward das Wild in den Wäldern verfolgt, oder von den Völkern, zu welchen man kam, Unterhalt erfleht und erkämpft. So zog Theoderich mit ſeinem Volke nach Epirus hinab, um nach Italien hinüberzuſchiffen; weil es aber an Fahrzeugen fehlte, mußte er ſich entſchlieſſen, nördlich durch verödete Gegenden zu ziehen und die Alpen zu erſteigen. Manche wilde Völker warfen ſich ihm blos aus Kampfluſt entgegen, andere von Odoacer aufgefodert. Aber nur ein einzigesmal ſchienen ſeine Klugheit und Tapferkeit die Gothen nicht mehr vom Verderben retten zu können. Als ſie an das Land der Gepiden kamen, war alle Hofnung verſchwunden, einer unvermeidlichen Hungersnoth auf eine andere Weiſe, als durch die Hülſe derſelben begegnen zu können. Eine Geſandſchaft an ſie bat um Lebensmittel und freyen Durchzug; die Antwort brachte ein gepidiſches Heer, das mit drohenden Mienen und dem Feldgeſchrei an dem hohen, durch übereinander aufſteigende Mauern befeſtigten Ufer des reiſſenden Fluſſes Ulka erſchien; am niedern jenſeitigen Ufer ſtanden die Gothen vor Hunger entkräftet und muthlos. Mit Verzweiflung begannen ſie den Angriff; die aber vom Strom nicht weggeriſſen wurden, ſanken ſogleich unter den Pfeilen und Schwertern des Feindes. „Wer eine Bahn durch die feindliche Schlachtordnung haben will, rief Theoderich, der folge mir! nicht für die Menge iſt der Preiß der Tapferkeit, nur wenige entſcheiden das Kriegsglück; der Genuß deſſelben kommt vielen zu Gute. Nach meinen Thaten werde euer Muth geachtet; ihrentwegen ſollt Ihr jauchzen. Wohlauf, hebt die Fahnen hoch neben mir empor: ich will keinem verborgen bleiben!" Dann foderte der König einen Becher und trank zur Weihe des Sieges, und flog mit verhängtem Zügel gegen den Feind. Die Gepiden wankten bei dieſem Anblik, die Gothen ſetzten ihrem Heerführer nach, und nur die eindrechende Finſterniß der Nacht, rettete den flüchtigen Feind von einem gänzlichen Untergange. *

Ueber die Juliſchen Alpen zogen die Gothen nach Italien hinab und fanden Odoacer mit einem mächtigen Heer am Fluß Iſapo gelagert, nicht weit von Aquilea: und ſchon die Wahl dieſer Stellung zeigte, daß es ihm nicht an Feldherrntalenten fehlte. Allein der Sturm der gothiſchen Horden, die nach einem ſolchen Zuge auf die ſchönen venetiſchen Gefilde ſich ſtürzten, war unwiderſtehlich. Siegreich verfolgten ſie den geſchlagnen Feind und eroberten das Land bis Verona, wo er ſich ihnen zum zweitenmal, und mit verſtärkter Macht entgegenſetzte. An der Etſch hatte er eine Stellung genommen, welche ſich gegen jeden Angriff behaupten ließ, und ihn gegen eine förmliche Schlacht ſchützte. Theoderich entdeckte an einem Abend das weite Lager deſſelben mit zahlloſen Feuern, es glich in der Entfernung einem Himmel voll Sterne, und beſchloß, ſogleich am folgenden Morgen einen entſcheidenden Angriff zu wagen. Er wußte es, wie heiß der Kampf ſeyn werde, als der Morgen zu dämmern anfieng, und der ſchmetternde Klang der Trompeten in ſein Zelt drang, wo er ſich die Rüſtung anlegte. Seine Mutter Erelieva und ſeine Schweſter kamen ängſtlich zu ihm. ** Zwar beſaß jene ganz den hohen Geiſt der germaniſchen Weiber, ſie war es, welche eines Tages, da ihr groſſer Sohn ſelbſt in einer blutigen Schlacht von den Fliehenden mit fortgeriſſen ward, ihnen vor dem Lager entgegen trat, und ſie durch ihre Vorwürfe zu den Schwertern der Feinde zurücktrieb; aber an dieſem Morgen mußte er ihr Muth zuſprechen. „Das Bild meines Vaters ſteht vor meinen Augen, ſagte er. Wurde er doch nie zum Spotte des Glücks in einer Schlacht, denn er erzwang ſich durch ſeine Tapferkeit ein gutes Ende derſelben. Bringt mir nun das Gewand, von euren Händen gearbeitet, euer ſchönes Gewebe; zu dieſem Kampf muß ich geſchmückter gehen, als ſonſt zum Feſte!"

---

* Jornand. c. LVII. p. 696. 97. — Procop. p. 140. — Ennod. p. 211. 12. — Excerpta de Theod. p. 664.

** Sie kamen in ſein Zelt, er gieng nicht vor der Schlacht in das ihrige, wie Gibbon unrichtig erzählt. (Basl. ed.

Durch ihn, durch ſeine Klugheit, ſeinen Muth, ward der Angriff ganz zum Vortheil der Gothen entſchieden, und Odoacer entfloh in das feſte Ravenna. Zwei Dinge waren es, welchen Theodemirs Sohn, auſſer ſeinem Verdienſte, ſeine Siege verdankte. Er ſtand allein an der Spitze eines ganzen Volks; die Heere ſeines Gegners waren zuſammengeſetzt aus den Ueberbleibſeln von mehrern germaniſchen Völkern, die im Solde der Römer geweſen waren, und deren Anführer ſich ſelbſt den königlichen Titel beylegten: ſeine Gothen waren verlohren, wenn ſie

---

L. VII. p. 13.) Es iſt hier nicht der Ort zu zeigen, wie bedeutend eine ſolche kleine Unrichtigkeit in Hinſicht auf das Verhältniß zwiſchen dem männlichen und weiblichen Geſchlecht bei den germaniſchen Völkern wird.

aus Italien zurückgetrieben wurden, und mußten daher in dem Streit über daſſelbe für alles kämpfen, was ihnen werth war; den alten Bewohnern Italiens hingegen lag gar nichts, den germaniſchen Schwärmen unter Odoacer wenig daran, ob dieſer oder ſein Gegner herrſchte.

Ein groſſer Theil der feindlichen Krieger ging auch zu den Gothen über, welche im Lager bey Mailand ſtanden. Doch wurde die Verrätherei eines ihrer vornehmſten Anführer, der mit ihnen übergegangen war, nachher Urſache, daß Theoderich die Oberhand in Italien wieder verlor, und erſt nach erhaltener Hülfe von den Weſtgothen in Gallien, nach einem dritten Sieg über Odoacer, dieſen wiederum in Ravenna einſchlieſſen konnte. Faſt drei Jahre hindurch mußte er ihn hier belagern, unterdeß ihn ganz Italien ſchon als Herrſcher anerkannte, die Vandalen ihm Sicilien völlig überlieſſen, und er vom römiſchen Senat und Volk als ihr Befreier empfangen wurde.*

Als endlich eine Hungersnoth in Ravenna ausbrach, zwangen Odoacers Krieger ihren Anführer, auf einen Vergleich mit Theoderich zu denken, und der Biſchof der Stadt ward der Friedensvermittler. Perſönliche Sicherheit verſprach der Held der Oſtgothen ſeinem Gegner gewiß, vielleicht auch einigen Antheil an der Regierung; beide wollten wenigſtens in Ravenna mit einem gleichen Rang und mit gleichen Rechten leben. Eine Zeitlang wurde der Vergleich von beiden treu gehalten; aber Odoacer konnte noch weniger die verlorne Macht vergeſſen, als Theoderich es dulden, daß der Reſt der Herrſchaft, welchen jener noch beſaß, einen Schatten über ſeinen neuen Glanz verbreitete. Auch brach der Fürſt der Rugen zuerſt den Frieden. Er umgab den Anführer der Oſtgothen mit hinterliſtigen Anſchlägen, und ward von dieſem, ſobald ſie entdeckt waren, zum Mahle geladen, wo die ſtrafende Rache ausgeübt werden ſollte. Theoderich ſtieß ihn mit eigner Hand nieder. * Der Sohn und die vornehmſten Krieger

---

* Ennod. 214—17. — Excerpta de Theod. p. 664. 65.

---

* Daß Odoacer von Theoderich ſelbſt getödtet wurde, iſt gewiß und Gibbon brauchte es nicht zu bezweifeln, da alle die Geſchichtſchreiber, welche als Quellen hier gelten können, es verſichern. Einer der beſten von ihnen ſetzt ausdrücklich hinzu, daß der Oſtgothe den Verräther mit eigner Hand niedergeſtoſſen habe. Excerpta de Theod. p. 665. Auch war dies eine Handlung, deren ſich unter ſolchen Umſtänden der edelſte Deutſche jener Zeit nicht würde geſchämt haben, zumal da uns nichts zu dem Verdachte berechtigt, daß Odoacer wehrlos, und hinterliſtig getödtet ſei. Selbſt der nachtheiligſte Ausdruck für Theoderich, deſſen ſich ein Schriftſteller bedient, nehmlich Marcellin, ein griechiſcher Unterthan, Odoacer perjuriis illectus interfectusque eſt, kann doch weiter nichts heiſſen, als daß dieſem das Verſprechen der perſönlichen Sicherheit nicht gehalten wurde; und der Grund davon war ſeine eigne Verrätherei.

Bei jenem Zweifel Gibbons fällt es dann um ſo mehr auf, daß er unmittelbar nachher unkritiſch wird, um uns des unglücklichen Königs wurden darauf verfolgt und ſo viel möglich mit ihren Familien ausgerottet.

Auf den Glauben zu bringen, jene Verrätherei, deren Odoacer beſchuldigt wurde, ſei nur die Erfindung ſeines Gegners geweſen. Er findet einen hinlänglichen Beweis für eine ſolche Beſchuldigung gegen Theoderich in dem Umſtande, daß der kaum geſchloßne Vergleich viel zu vortheilhaft für die ſchwächere Parthie geweſen ſei, als daß ſie ihn leichtſinnig würde verletzt, und die ſtärkere ihn treulich würde gehalten haben. Ohne hier zu erinnern, daß beim Ueberhandnehmen von ſolchen hiſtoriſchen Beweiſen auch die reinſte Tugend ſich nicht gegen Verunglimpfungen ſchützen lieſſe, muß man ſogleich bemerken, daß höchſtwahrſcheinlich der geſchloßne Vertrag keineswegs vortheilhaft für Odoacer war. Alles, was wir davon wiſſen, beruht auf der Aeuſſerung, daß Theoderich verſprach, das Blut ſeines Gegners nicht zu vergieſſen, und denſelben zu Ravenna mit gleichem Recht, als er beſitzen würde, ſeine Befehle geben zu laſſen. An eine zwiſchen ihnen getheilte Herrſchaft über Italien war gar nicht zu denken. Theoderichs Macht ſtand damals ſchon in ihrer ſchönſten Blüthe und Odoacers eigne Krieger hatten wegen einer Hungersnoth ihn zu einem friedlichen Vergleich gezwungen; um Schonung, um Verzeihung mußte er bitten. Wenn auch ein Geſchichtſchreiber ſich etwas unbeſtimmt über die Verrätherei des letzten ausdrückt: ſo geht die ganze Unbeſtimmtheit doch nur darauf hinaus, daß ihm kein andrer Beweis, als die Verſicherung des oſtgothiſchen Hofes, zu Gebote ſtehe. Procop. 141. — Jornand. c. LVII. p. 698. — Ennod. p. 317. 18.

(Die Fortſetzung folgt.)

Scenen aus den Phönizierinnen.

Jokaſta.

O, der du wandelſt zwiſchen den Geſtirnen
Des Himmels, und, auf goldnem Wagen thronend,
Mit flücht'gen Roſſen Flammen von dir ſprühſt,
Erhab'ner Sonnengott — wie feindlich ſtreng
Sahſt du auf Thebens Land herab, als Kadmus,
Der Tyrer, ſeinen Fuß hieher geſetzt.
Dem Könige gebar der Venus Tochter
Harmonia den Polydor: von dieſem
Soll Labdakus, des Lajus Vater, ſtammen.
Ich bin Menöceus Tochter; meinen Bruder
Nennt Kreon ſich von mütterlicher Seite.
Jokaſta heiß' ich — alſo nannte mich
Mein Vater — und mein Ehgemahl war Lajus.
Der ging, als lang kein Kinderſegen kam,
Nach Phöbus Stadt, aus unſerm Ehebette
Sich einen Leibeserben zu erflehn.
Ihm ward die Antwort von dem Gott: »Beherrſcher
Der roſſekundigen Thebaner, werde
Nicht Vater wider Jovis Schluß! denn zeugſt
Du einen Sohn, ſo wird dich der Erzeugte tödten,
Und wandeln muß dein ganzes Haus durch Blut.«
Doch er, von Luſt und Bacchus Wuth beſiegt,
Ward Vater — Als ein Knabe nun erſchien,

Πλȣτάρχȣ τȣ χαιρωνεως τα ηθικα *Plutarchi* Chaeronensis *Moralia*, id est, Opera exceptis vitis reliqua. Ex recensione c. animadv. et indicibus *G. Wyttenbachii.* Opera *I. G. Hutten.* T. I^{mus} 8 maj. Tubing. impens. I. G. Cottae. à 1 Rthlr. 8 gr. ſächſ.

Wyttenbachs Ausgabe der moraliſchen Werke Plutarchs iſt ſchon längſt mit Sehnſucht erwartet worden; 2 QuartBände ſind nun davon erſchienen, aber für einen Preis, der manchem zu hoch ſeyn möchte. Wir glauben daher durch unſre HandAusgabe (wovon 3 Bände dasjenige liefern, was in 2 QuartBänden der engliſchen Ausgabe enthalten iſt) den Wünſchen manches Liebhabers der griechiſchen Litteratur zu entſprechen, da wir verſichern dörfen, daß in unſrer Ausgabe nicht nur alles, was die Wyttenbachiſche zur Berichtigung des Plutarchiſchen Textes darbietet, mit aller nur zu erwartenden Treue und Sorgfalt benuzt worden, folglich die Beſizer unſerer Ausgabe nichts vermiſſen können, was die Wyttenbachiſche je vorzügliches haben mag, ſondern daß Herr Rektor Hutten noch dabei alles dasjenige geleiſtet hat, was ſich von einem Manne erwarten läßt, der Plutarchs Biographien mit vielem Beifall herausgegeben hat. Wir können uns hierüber auf das geltende Zeugniß des Göttinger Veterans in der alten Litteratur berufen, und wir dörfen hoffen, daß, je mehr von kompetenten Richtern oder Kennern unſere Ausgabe geprüft wird, diß Zeugniß um ſo mehr allgemeine Beſtätigung finden werde.

Der angezeigte Preis von 30 MedianBogen für 1 Rthlr. 8 gr. wird bei der Correctheit und der typographiſchen Niedlichkeit unſrer Ausgabe gewis jedem ſehr mäſſig vorkommen, da man dasjenige für etliche Thaler in unſrer Ausgabe erhält, was in der engliſchen eben ſo viel Guineen koſtet. — Wer Exemplarien auf Schreibpapier verlangt, kann dieſe für 1 Rthlr. 12 gr. haben.

Auch ſind wir erbötig denjenigen, welche ſich noch die geſammte Werke Plutarchs, wovon die Biographien in 6 Bänden bei uns erſchienen ſind, anſchaffen wollen, dieſe ſo wie die moraliſche Werke für 1 Rthlr. ſächſ. den Band franco Leipzig gegen freie Einſendung der Bezalung zu erlaſſen.

Der zweite Band der moraliſchen Werke Plutarchs erſcheint in wenigen Wochen, dem der dritte noch im laufenden Jahr nachfolgen wird.

Tübingen, im Mai 1796.

J. G. Cottaiſche Buchhandlung.

Die Horen

Jahrgang 1796

Achtes Stück.

Tübingen
in der J. G. Cottaischen Buchhandlung
1796.

Innhalt des achten Stücks.

I. Theoderich, König der Ostgothen. Schluß. Seite 1
II. Elegien, aus dem Englischen des J. Scott.
  I. In der Erndte. — 21
  II. Beym Herannahen des Winters. — 35
III. Briefe auf einer Reise nach dem Gotthardt. — 39
IV. Gemil und Zoe. Neugriechisches Sittengemählde. — 95

Die Horen.

Zweyter Jahrgang. Achtes Stück.

I.

Theoderich, König der Oſtgothen.

Fortſetzung.

Nun hatte Theoderich die Höhe erreicht, wo er ſeine groſſe Kraft auf das mannigfaltigſte entwickeln und der Welt zeigen konnte, daß er, wiewol er als Barbar aus den Schulen der gelehrteſten Griechen hervorging, dennoch das Staatsruder führen könne, wie das Schwert, und ſelbſt auf die Kultur der Wiſſenſchaften und Künſte bei ſeinen Ideen über die bürgerliche Verfaſſung gerechnet habe. Nie riefen Germanen einen Heerführer mit einem ſolchen Jubel zum König eines eroberten Landes aus, als jetzt die Gothen ihren Theoderich zum König von Italien; und dieſes iſt glücklicher unter ſeiner Herrſchaft geweſen, als irgend ein Theil des römiſchen Reichs unter dem Scepter eines Barbaren, obgleich der Kaiſer Anaſtaſius, welcher auf Zeno gefolgt war, zauderte, den neuen Beherrſcher Italiens anzuerkennen. Immer iſt auch das Verhältniß zwiſchen ihnen unbeſtimmt geblieben, und es läßt ſich nicht läugnen, daß der griechiſche Hof, in deſſen Dienſte Theoderich ſtand, und welcher den nächſten Anſpruch auf das eroberte Land hatte, einigermaſſen berechtigt war, ihn auch noch auf ſeinem Thron zu Ravenna als einen Fürſten zu betrachten, der ihm auf gewiſſe Weiſe unterthan ſeyn mußte. Uebrigens regierte Theoderich ſo unumſchränkt, und die Gränzen ſeines Reichs wurden ſo erweitert, daß er nur den kaiſerlichen Titel hätte anzunehmen brauchen, um in ſeiner Perſon das abendländiſche Kaiſerthum wieder hergeſtellt zu haben.*

Wenn er einen Blick auf die Germanen warf, die ſich bisher in römiſchen Provinzen niedergelaſſen hatten, ſo fand er den Keim von dem Verderben ihrer Staaten in ihrer Vermiſchung mit den alten Einwohnern. Mit dem Schimmer von Bildung, welchen ſie durch dieſe erhalten hatten, war zugleich Zügelloſigkeit der Sitten unter ſie gekommen; mit den Tugenden, welche ſie einſt in den Wäldern der Heimath und auf ihren Zügen kannten, war auch die germaniſche Kraft entwichen, und ſo wurden ſie entweder ein Spiel der Provinzialen, oder die Beute neuer, ungeſchwächter Horden. Vor einem ähnlichen Schickſal wollte er ſeine Gothen ſo gern ſichern; aber wie war dies

Jornand. c. LVII p. 698. — Procop. 141. 42. Excerpta de Theod. p. 665. 67. Inſchriften bei Maſcov in der Geſchichte d. Deutſch. Th. 1. Anm. XIV.

möglich, wenn er nicht Italien zur Wüſte machte, und gerade das Land, welches voll war von Denkmalen des menſchlichen Geiſtes, ſo mit Trümmern bedeckte, daß kein Saamenkorn der Kultur in ſeinem Boden wieder aufkeimen konnte? Allein dazu dachte er viel zu groß und menſchlich; noch ehe er das Gewand des Barbarn mit römiſcher Kleidung verwechſelte, hatte er die Denkart deſſelben abgelegt.

Indem er ſo auf jeder Seite Klippen ſah, welche er vermeiden wollte, gerieth er auf die Grundidee, nach welcher er ſechs und dreiſſig Jahre hindurch regierte. Die Gothen ſollten die rüſtigen Krieger bleiben, welche ſie waren, und mitten in den italiäniſchen Gefilden wie unter den pannoniſchen Zelten leben; die Italiäner ſollten dagegen mit gleichem Eifer alle Künſte des Friedens treiben, und der Herrſcher, welcher ſie beide mit ſtarkem Arm empor hielt, mußte ſie auch ſo von einander halten, daß ſie ſich nicht einander befeindeten und nicht Freunde würden. Es war ein erhabener Gedanke, vom Stande der Rohheit und der Kultur nur die Vortheile in ſeinem Staat vereinigen zu wollen, und es greift tief in die Seele, wenn man Theoderich, welcher ihn ohne Eitelkeit und mit Glück ſein langes Leben hindurch verfolgte, klagen hört, daß man ſeinen Sinn nicht faſſe, und der hülfsbedürftige Römer den Gothen, ſo wie dieſer, auf welchem der Staat ruhe, den Römer nachahme. *

Den dritten Theil aller Ländereien, welchen ſchon

Excerpta de Theod. p. 666.

Odoacers Krieger beſeſſen hatte, räumte er ſeinem Volk ein, einer Maſſe von mehr als fünfmal hunderttauſend Menſchen; und man kann ihn nicht beſſer loben, als die Italiäner, welche dieſe Handlung die einzige Ungerechtigkeit des Eroberers nannten; niemand von ihnen ward ſonſt an ſeinem Eigenthum gekränkt. Durch das ganze Reich auf ihren Ländereien zerſtreut, welche im Verhältniß mit der Stärke ihrer Familie, der Zahl ihrer Sklaven und Heerden und ihrem verſchiedenen Rang unter ſie vertheilt waren, lebten alle Gothen als freie Männer, und wurden nur nach ihren alten Geſetzen gerichtet. Ein Graf übte die Gerichtsbarkeit über ſie aus; aber ſobald ein Gothe und ein Römer Streit bekamen, mußte er einen rechtserfahrnen Provinzialen zu ſeinem Beiſitzer wählen. Auch der Herzog, welcher der Statthalter in ſeinem Diſtrikt war, hatte als ſolcher Einfluß auf die ganze Staatsverwaltung innerhalb ſeiner Amtsſphäre; aber vornehmlich betraf ſeine Oberaufſicht alle kriegeriſche Angelegenheiten. *

---

* Procop. p. 142. — Magni Aurelii Caſſiodori Senat. Variarum III, 3. IV, 17. V, 30. VII, I, 4. in oper. ed. J. Garetii. Venetiis. 1729. fol.

Dieſe unſchätzbare Urkundenſammlung von dem königlichen Miniſter ſchildert uns Theoderichs Regierung ſowol, was die Verfaſſung und Verwaltung des Staats, als die auswärtigen Angelegenheiten anbetrift, auf eine ſehr authentiſche und befriedigende Weiſe. Gibbons Tadel, daß ſie mehr die Formen, als das Weſen der Regierung darſtelle, welche ſie frei von allen Auflagen beſaſſen, auſſerdem erhielten ſie ein jährliches Geſchenk an Gelde; wenn ſie aber zu ungewöhnlichen Unternehmungen geführt wurden, ſo bekamen ſie noch auſſerordentliche Gaben. *

Auſſer dem groſen Gewinn, daß eine ſolche Maſſe von kräftigen Menſchen die verödeten Geſilde wieder bevölkert hatte, auſſer der Ruhe, mit welcher unter dem Schutz der Gothen, ſo lange Theoderich lebte, die alten Bewohner Italiens jeder Gefahr in dieſem ſtürmiſchen Zeitraum entgegenſchauen konnten, hatten ſie noch die Freude, ihre bisherige bürgerliche Verfaſſung nicht nur erhalten, ſondern noch verbeſſert zu ſehen. Nach ihren Geſetzen wurden ſie gerichtet und nur von ihrer alten Obrigkeit; in Sicherheit konnten ſie alle Werke ihres Kunſtfleiſſes aufſtellen, ihren Handel treiben, ihre Geſilde bearbeiten. Auf nichts ſah Theoderich mit einer ſolchen Aengſtlichkeit, als daß ſie niemals von einem Gothen beleidigt wurden; und war ihr Eigenthum auch nur durch irgend eine kriegeriſche Bewegung, die zum Beſten des Staats geſchah, verletzt werden: ſo hielt er es für ſeine Pflicht, ihnen den Schaden ſogleich zu vergüten. Die Städte prangten von dem Wohlleben ihrer Bürger, die italiäniſchen Fluren blühten wie niemals und waren von neuem, wie zu den beſten Zeiten der römiſchen Herrſchaft, mit Denkmalen des Luxus und des Geſchmacks bedeckt. Wo es eine Anſtalt für Gelehrſamkeit gab, ward ſie von der Regierung mit Sorgfalt

---

* Procop. p. 144. — Ennod. p. 229. — Caſſiodori Variar. III, 24. V, 26. 27.

unterhalten, und Künſte und Wiſſenſchaften wählten mit Freude und von einem ſo reinen Geſchmack begleitet, als überhaupt in dieſen Jahrhunderten möglich war, ein Land zu ihrem Aufenthalt, wo eine ſolche Sicherheit herrſchte, daß ein ununterbrochner freier Verkehr zwiſchen allen Provinzen war, daß zur Nachtzeit die Thore keiner Stadt verſchloſſen wurden, daß man ſprüchwörtlich ſagte, auf die Felder könnte man ſein Geld hinlegen, ohne daß es geſtohlen würde. *

Der Hof Theoderichs war gleichſam ein Bild im Kleinen von dem Reiche. Neben den Stellen, die man am Hofe der Kaiſer kannte, fand man das Amt eines Majordomus und eines Waffenträgers, neben dem königlichen Diadem das gothiſche Schwert, die lateiniſche Sprache wurde als die Staatsſprache betrachtet; aber die gothiſche ward von den Kindern der vornehmſten Römer gelernt, ausgezeichnete Gelehrte ſpielten die erſte Rolle in Ravenna, aber Theoderich verbarg nie ſeine Maxime, bis zu welchem Grade man wiſſenſchaftliche Bildung ſchätzen müſſe. Nur die Muſik ſcheint er ohne alle Einſchränkung geduldet zu haben; ſie begeiſterte bei ſeinen Gaſtmalen die rohen Gothen und gab ſelbſt dem Römer einen höhern Schwung. Auch ward ſein Hof durch ſie ſo berühmt, daß ſich fremde Könige von ihm Sänger und Harfenſchläger ausbaten. **

---

* Caſſiodor. var. II, 8. 33. III, 3. IX, 21. — Ennod. p. 236. — Excerpta de Theod. p. 665. 66. 68.

** Caſſiodor. var. II, 40.

Gab er, der Uebereilung jetzt zu ſpät
Gewahr und des Orakels eingedenk,
Den Neugebornen, dem er durch die Sohlen
Ein ſpitzig Eiſen trieb, den Hirten, ihn
Auf Juno's Au zu werfen, die den Gipfel
Cithärons ſchmückt. Hier ward er von den Hirten
Des Polybus gefunden, heimgetragen
Und vor die Königin gebracht, die, meines
Gebärens Frucht an ihre Brüſte legend,
Beim Gatten ſich des Kindes Mutter rühmte.
Als er zum Jüngling nun gereift und um
Das Kinn das zarte Milchhaar angeflogen,
Ging er — ſey's aus freiwill'ger Regung, ſey's
Auf fremden Wink — die Eltern zu erfragen,
Nach Phöbus Stadt, wohin zu gleicher Zeit
Auch Lajus, mein Gemahl, ſich aufgemacht,
Vom weggelegten Sohne Kundſchaft zu erhalten.
Auf einem Scheideweg in Phocis ſtießen
Sie aufeinander, und der Wagenführer
Des Lajus rief: Mach' Platz dem König, Fremdling!
Doch er kroch ſchweigend ſeines Weges fort
Mit hohem Geiſt, bis ihm der Zelter Huf
Die Ferſe blutig trat — da — doch wozu
Noch über fremdes Unglück mich verbreiten?
Da ſchlug der Sohn den Vater, nahm den Wagen
Und bracht' ihn ſeinem Pfleger Polybus.
Als bald darauf die räuberiſche Sphinx
Das Land umher verwüſtete, ließ Kreon
Der Schweſter Hand, die jetzt verwittwet war,
Dem zur Belohnung bieten, der die Frage

Ferner behielt Theoderich ſelbſt mitten unter der orientaliſchen Pracht, mit welcher ſeine Perſon umgeben ward, Einfalt der germaniſchen Sitten, und zu ihm ſahn die Römer, wie die Gothen mit Bewunderung hinauf. Schon in ſeinem Aeuſſern vereinigte er die Vorzüge, welche der gebildete Menſch ſchätzt, und die auſſerordentliche Stärke, welche der Barbar preiſet. Er hatte die ſchneeweiſe Haut, die blühende Geſichtsfarbe, welche als charakteriſtiſch bei den Germanen bemerkt werden, ſeine Augen glänzten ſtets von Heiterkeit, aber er war ſchrecklich, wenn er zürnte, und hatte einen eiſernen Arm. Im Geſpräch war er oft geſchmeidig; doch vergaß er nie eine gewiſſe Beſonnenheit, die am meiſten Eindruck machte, wenn er einige Sätze ſagte, die ſein eindringender Geiſt von der Erfahrung ſich abgezogen hatte. Gewöhnlich war ihnen eine ſolche eherne Wahrheit aufgedrückt, daß man ſie nie wieder vergaß; ſchon durch ſeine Reden war es unvergeßlich geworden, an welcher Stäte er ſich verweilt hatte. *

Von Tugend und Größe, wo er ſie finden mochte, ward immer ſeine ganze Seele erfüllt. So belohnte er diejenigen, welche dem unglücklichen Odoacer unerſchütterliche Treue, die ſie ſchwuren, bewieſen hatten, und nie fühlte er ſich ſelbſt erhabener, als wie er unter den Denkmalen der alten Römergröße in Rom wandelte. Der Senat und das Volk zogen ihm feierlich entgegen, da er im ſiebenten Jahr ſeiner Regierung (500) der Stadt nahte, und nannten ihn einen zweiten Trajan. Er redete öffent-

---

* Ennod. p. 230. 31. — Excerpta de Theod. p. 666.

lich mit Würde zu ihnen, und ließ es zu, daß die Verheiſſungen, welche er ihnen gethan hatte, in eine Tafel von Erz gegraben wurden; aber bald entriß er ſich der öffentlichen Bewunderung, um die Denkmale des Alterthums zu betrachten. Keines von ihnen zog ſeine Seele ſo an, als die Säule Trajans. Ueberhaupt aber bewogen ihn die jetzt erhaltenen Eindrücke zu dem feſten Entſchluß, alles aufzubieten, um dieſe koſtbaren Ueberreſte den folgenden Zeitaltern aufzubewahren. *

Nicht weniger als von ſeinen Unterthanen ward Theoderich von den Völkern geachtet, welche in den römiſchen Provinzen Staaten errichtet hatten, und wenn man ihn loben muß, daß er in der Blüthe ſeiner Jahre und ſeines kriegeriſchen Ruhms nach nichts ſo ſehr ſtrebte, als Frieden zu ſtiften, ſo muß man ſeinen denkenden Kopf in dem Syſtem bewundern, das er unter den abendländiſchen Reichen hervorzubringen ſuchte. Durch Familienbande vereinigte er ſein Haus mit den Königen der Franken, der Burgunder, Thüringer, Vandalen und Weſtgothen, vorzüglich ſann er auf eine enge Vereinigung mit dieſen lezten, welche ſchon wegen der gleichen urſprünglichen Abſtammung leichter mit den Oſtgothen ſich befreunden mußte. Das Anſehen, welches er dadurch erhielt und das Uebergewicht, welches ihm ſeine großen Eigenſchaften gaben, benutzte er nicht, um ſein Reich zu vergrößern, ſondern um eine Republik von germaniſchen Staaten zu errichten, welche ſich dem orientaliſchen Kaiſerthum kühn

---

* Excerpta de Theod. p. 668.

entgegenſtellen könnte. Dem griechiſchen Hof entging dieſer Plan nicht, und Anaſtaſius that alles, um Chlodowig den König der Franken gegen ihn zu heben. Nie war das Gleichgewicht mehr in Gefahr, und nie ward es mit ſo vieler Klugheit geſchützt, als jetzt von Theoderich. Wären ihm Herrſcher gefolgt, die ſeinen politiſchen Scharfblick beſaßen, ſo wären Juſtinians Feldherrn nie ſo ſiegreich gegen die germaniſchen Mächte geweſen.

Nicht allein durch dieſes Syſtem und durch den kriegeriſchen Sinn der Gothen wollte der König ſein Italien ſchützen, denn troß denſelben ward ihm bei einem Blick nach Norden oft bange! wie gefahrvoll waren für die italiäniſchen Gränzen die benachbarten Schwärme, ſelbſt wenn es ſchien, als wären ſie günſtig gegen das oſtgothiſche Reich geſinnt. So oft es Unruhen unter ihnen gab, verlegte er ſogleich ſeinen Hof in ihre Nähe nach Verona. Nach und nach unterwarf er ſeiner wohlgeordneten Regierung einen Strich der Provence, Rhätien, Vindelicien, Norikum und einen beträchtlichen Theil von Pannonien und Dalmatien. So umgab er ſein Italien gleichſam mit einer Verſchanzung von Ländern, da zugleich Aeſtyer von den Küſten der Oſtſee her ihm Geſchenke brachten, und man von Schweden her, welches die Wiege der gothiſchen Nation genannt wurde, Bande mit ihm anknüpfte. In den Sagen Skandinaviens arbeitete man ſeine Thaten in das romantiſche über; als Theoderich von Verona oder Dieterich von Bern ward er im Norden das Ideal eines Helden. *

---

* Nordiſche Chroniken in Cochlai vita Theoderici.

Alle Pracht, allen Nachdruck der Sprache wandte er auf, um mit Anaſtaſius im Frieden verharren zu können; es wäre nicht gut, äuſſerte er, wenn Länder Kriege gegen einander führen ſollten, die einſt unter Einem Beherrſcher glücklich waren; aber ſeine Plane waren zu umfaſſend für den griechiſchen Hof, der Veranlaſſungen zu mancherlei, als daß ſein Wunſch erfüllt werden konnte. An der baziſchen Gränze kam es zum Kriege, in welchem Theoderich der Beſchützer eines Nachkommen von Attila wurde. Die Niederlage des griechiſchen Heers war ein Triumph für die gothiſche Tapferkeit; aber daß die Leichname auf dem Schlachtfelde nicht beraubt wurden, weil der Anführer nicht das Zeichen zum Plündern gegeben hatte, zeigte, mit welcher Kraft Theoderich ſeine ſtrenge Ordnung durchgeführt hatte. Unmittelbar nachher landeten die Griechen und verheerten die Küſten von Kalabrien und Apulien. Wie durch einen Zauberſchlag hatte der König eine Flotte geſchaffen und dann erhielt er endlich einen feſtern Frieden mit dem griechiſchen Hofe, welchen er ſo lange gewünſcht hatte. *

Bis nah an das Ende Theoderichs iſt ſein Leben ein glänzendes Gemälde von ſeinem Ruhm und ſeinem Glück, und man kann mit Wahrheit ſagen, daß dieſes letzte ganz ſein eignes Werk war, da die Zeitverhältniſſe jeden Augenblick ein Gewitter, deſſen Blitze er ableitete, gegen ſeinen Thron heraufführten. Nur in ſeinen letzten Jahren überläßt er ſich ein einziges mal ſeinem beleidigten Herzen

---

* Jornand. c. LVIII. p. 699. — Ennod. p. 221—24.

und der Leidenſchaft; aber daß er unſere Bewunderung, nur mit Mitleiden vermiſcht, auch da noch verdient, zeigt er, indem er unmittelbar nach ſeinem Fehltritt vor Schmerz in die Gruft ſinkt. Erſchütternd iſt der Anblick, wenn ein großer aber ungebildeter Herrſcher dem rohen Geiſt ſeines Zeitalters am Ende eines glorreichen Lebens zum erſtenmal den Tribut der Schwäche zahlt, und dann in dem erhabenen Gram, welcher ihn deshalb ergreift, dem Anblick einer langen Reihe von errungenen Palmen keinen Troſt abgewinnet.

Theoderich war in dem Glauben der Arianer erzogen worden, aber weit davon entfernt, ſich um die Streitigkeiten zu bekümmern, welche in der chriſtlichen Kirche herrſchten, hatte er es ſich zum Geſetz gemacht, den katholiſchen Glauben im Beſitz aller ſeiner Rechte in Italien zu laſſen und jeden Lehrer deſſelben, ſobald er ausgezeichnete Verdienſte beſaß, durch ſeine Wohlthaten zu ehren. Nur wollte er dagegen auch, daß die Religion ſeiner Sekte und alle übrige geduldet würden; konnte man doch auch nicht ein einziges Beiſpiel anführen, daß ein Katholik während ſeiner Regierung irgend veranlaßt wäre, zu dem arianiſchen Glauben überzutreten. *

Nach dieſem Geiſte der Duldung mußte ihn die Verfolgung der Juden ſehr kränken, welche zu Ravenna begann, wo die katholiſchen Chriſten, indem er zu Verona abweſend war, die Güter dieſes fleißigen Volks plünderten

---

* Excerpta de Theod. p. 666. Ennodii vita. B. Epiphanii episcopi ticin. p. 396. in op. ed. Sirmondi Paris. 1609. 8.

und ſeine Synagogen aus religiöſem Haß in Brand ſteckten. Mochten immerhin die Juden einigermaaßen zu ſolchen Mißhandlungen gereitzt haben: ſo durfte die Regierung dieſem Unfug ſchon deßhalb nicht nachſehen, weil für die wichtigſten Städte des Reichs, welche der iſraelitiſche Fleiß belebte, großer Schaden aus einer ſolchen Nachſicht entſtehen konnte. Uiberdies wurde der Aufruhr zu Ravenna, auf welchen ein ähnlicher zu Rom gefolgt war, dem König ſo geſchildert, daß die Chriſten in noch einem gehäſſigern Licht, als ſie es vielleicht verdienten, erſchienen. Wahrſcheinlich konnte man unter der Menge die eigentlichen Thäter nicht finden, wenigſtens gab man ſich Mühe genug ſie zu entdecken; auch fand es ſich bald, daß die katholiſche Chriſtenheit in Italien allgemein jenes Verbrechen billigte: daß auf Koſten derſelben die Synagogen wieder erbaut werden ſollten, war eine gelinde Strafe, und daß diejenigen, welche ſich weigerten das ihrige dazu beizutragen, durch die Straßen mit Stockſchlägen geführt wurden, war keine Ungerechtigkeit; aber der religiöſe Eifer ihrer Glaubensgenoſſen nennte ſie Märtyrer. *

Hier war eigentlich der gefahrvolle Punkt, wo von Theoderich ſein guter Geiſt entwich. Was hatte er nicht ſein ganzes Leben hindurch gethan, vorzüglich wenn er ſich mit andern germaniſchen Herrſchern verglich, um ſich die Liebe der Italiäner zu erwerben? Von ihrer elenden religiöſen Wuth konnte er ſich gar keinen Begriff machen; wie geringfügig mußte ihm nun gar die Veranlaßung erſchei-

---

* Excerpta de Theod. p. 669. — Caſſiodor. var. l. IV. 43.

nen, welche ihre Stimmen gegen ihn erhob? Man brandmarkte ihn mit dem Namen eines Ketzers, wodurch ſeine ganze Seele mußte empört werden, weil er in ihm die Verachtung wahrzunehmen glaubte, mit welcher der kultivirtere Menſch auf den weniger gebildeten herabſieht, und wofür dieſer, wenn er eine große Denkart beſitzt, ein ſtets wundes Gefühl hat. Aus Uibereilung ließ er, ſich zu rächen, die Stephanskirche in Verona niederreiſſen. Nun ſahen die katholiſchen Geiſte ſchon Wunderzeichen und erzählten abentheuerliche Geſchichten, deren Deutung nur zu leicht gefunden werden konnte. Ein gothiſches Weib ſollte nicht weit vom königlichen Pallaſt in Ravenna mit Drachen niedergekommen ſeyn, welche ſich vom Occident nach dem Orient in Wolken erhoben, aber ins Meer hinabgeſtürzt wurden. Man äußerte in ſolchen Mährchen den Wunſch, daß das gothiſche Reich durch die griechiſche Macht möge zertrümmert werden. *

Indem der König durch dieſe Begebenheiten ſchon gereitzt war, kam eine Nachricht aus dem Orient, welche bei ſeiner gegenwärtigen Stimmung äußerſt verderblich für ihn ward, der alte ſchwache Juſtin, der zuerſt als gemeiner Soldat gedient hatte, ſaß jetzt auf dem Kaiſerthron, und neben ihm herrſchte ſein Schweſterſohn, der nachher ſo berühmte Juſtinian, deſſen Handlungen ſchon jetzt von der Eitelkeit geleitet wurden, welche mit ihm den Thron beſtieg, und deren vorzüglichſte Bemühung es war, die Ketzerei allenthalben auszurotten. Plötzlich erſchienen die

---

* Excerpta de Theod. p. 670.

härteſten Befehle gegen die Arianer, um ſie zur Rückkehr in den Schooß der rechtgläubigen Kirche zu zwingen. Schien dieß nicht eine höchſt undankbare, grauſame Verſpottung Theoderichs zu ſeyn?

Nun erſt ward er mit Schrecken gewahr, daß der Boden unter ihm hohl ſei, nun erſt glaubte er Licht über die Plane der katholiſchen Chriſten, der alten Bewohner Italiens zu erhalten, und die erſte Wirkung davon war; daß er ihnen alle ihre Waffen wegnehmen ließ. Dann warf er ſeinen Blick auf ihr Haupt, den römiſchen Biſchof, welcher freilich von ihm, nachdem er von den Römern gewählt war, beſtätigt wurde, aber ſchon eine ſolche Macht beſaß, daß er auch einen weniger argwöhniſchen König Italiens zur Eiferſucht hätte reitzen können. Daher beſchloß Theoderich gerade ihn nach Konſtantinopel zu Unterhandlungen wegen Aufhebung der Befehle gegen die Ketzer zu ſenden. Schon der Widerwille, mit welchem Papſt Johann dieſem Befehl folgte, mußte ſeinen Verdacht vermehren; er ließ ihn mit andern Biſchöfen und einigen Senatoren auf ein Schiff und nach dem Orient bringen. Wie man ſeinen Auftrag beſorgen werde, konnte er vorher ſehen; aber die außerordentliche Ehrfurcht und Pracht, womit der Papſt am kaiſerlichen Hof empfangen wurde, nicht als Geſandter des Königs von Italien, ſondern als Repräſentant des Apoſtels Petrus, war ihm unerwartet, und ſchien ihm nach ſeinen Grundſätzen, daß die geiſtliche Macht der weltlichen gänzlich unterthan ſeyn müße, eine Verſpottung ſeiner Würde zu ſeyn. Johann brachte die

Antwort zurück, daß diejenigen Arianer, die ſchon zur katholiſchen Kirche übergetreten wären, im Schooß derſelben bleiben müßten. Sogleich gab Theoderich Befehl, daß an einem beſtimmten Tage aller katholiſche Gottesdienſt in ſeinem Reich aufhören ſollte, und behielt den Papſt als Gefangenen zurück, der aber nach wenigen Tagen ſtarb. Sein König hatte ihn als einen Verräther betrachtet; und mit welcher Abgötterei folgten die Italiäner der Leiche zur Gruft. *

Der innere Gram, ſich ſo in allen ſeinen Erwartungen von den alten Landeseinwohnern getäuſcht zu ſehen, nagte an der Wurzel der Kraft des Oſtgothen; aber ſie fiel nicht, bis ein fürchterlicher Schlag kam, der ſie zerſplitterte; ſeine eigne Gröſſe verließ ihn nur da erſt, als er verfolgt von der Undankbarkeit ſeiner Unterthanen ſich gegen fremde Gröſſe vergangen hatte.

Unter den vortreflichen Männern, deren Tugend und Verdienſte er zur Zierde ſeiner Regierung gemacht hatte, war keiner von ihm mit einer ſolchen Liebe behandelt, als Boethius, deſſen ganzes Leben ein glänzendes Gewebe von Glück und Ruhm war, wie das Leben ſeines Königs. Hand in Hand gehen beide voll Freundſchaft, bis ein feindſeliges Geſchick ſie entzweit, daß ſie ſich einander in den Abgrund ſtürzen.

In einer der älteſten und reichſten Familie Roms, der amiciſchen, erzogen, hatte der junge Boethius früh alle Mittel zur Entwickelung ausgezeichneter Talente ge-

---

* Excerpta de Theod. p. 671.

noſſen, und in den Schulen Athens, wo er eine lange Reihe von Jahren dem Geiſt von Platon und Ariſtoteles nachforſchte, hatte er eine unauslöſchliche Liebe zu jener himmliſchen Weisheit erhalten, die er in den Tagen des Glückes nicht verließ, und welche ihn in den Kerker des Todes als Freundin begleitete, um in ſeinen letzten Betrachtungen ihm ein Denkmal, der Unſterblichkeit werth, die es erhielt, zu errichten. Als er nach Rom zurückgekehrt war, erfüllte er zu derſelben Zeit, da ihm ſeine Gemahlin, eine Tochter ſeines edlen Freundes, des Patriciers Symmachus, und liebenswürdige Kinder jede häusliche Freude ſchenkten, alle Pflichten des Bürgers, und Theoderich fühlte ſich nur zu arm, den Mann zu belohnen, welcher auch als Gelehrter eine ſeltene Zierde ſeines Reichs war. Nicht genug, daß er den Vater zum Konſul ernannte, gab er ihm das ſchöne Schauſpiel, daß er ſeine beiden Söhne als Konſule deſſelben Jahrs unter dem ehrwürdigen Geleit der Senatoren und dem Jauchzen der ſtrömenden Volksmenge durch die Straſſen Roms ziehen ſah. Mit der innigſten Rührung trat Boethius auf, und ſeine prachtvolle Beredſamkeit verkündigte den Ruhm ſeines groſſen Wohlthäters. Damals ahnete es ihm nicht, daß derſelbe Trieb, welcher ihn mit Freude bei dieſem Anblick erſchütterte, nämlich ſeine Liebe zur alten Freiheit, die ihn jedes Schauſpiel aus den Zeiten der Republik mit Enthuſiasm betrachten hieß, die Urſache ſeines Verderbens ſeyn werde.

Derſelbe Argwohn, welchen Theoderich gegen die

Der räthſelhaften Jungfrau würde löſen.
Das Schickſal fügt's, daß Oedipus, mein Sohn,
Das Räthſel löst, worauf er König ward,
Und dieſes Landes Scepter ihn belohnte.
Unwiſſend freit' der Unglückſelige
Die Mutter; auch die Mutter wußte nicht,
Daß ſie den eignen Sohn umfing. So gab
Ich Kinder meinem eignen Kind, zwei Knaben,
Den Eteokles erſt und Polynices,
Den Herrlichen — zwei Töchter dann, die jüngſte
Iſmene von ihm ſelbſt, die älteſte
Von mir Antigone genannt. Doch als
Der Unglückſelige ſich endlich nun
Als ſeiner Mutter Ehgemahl erkannte
Und aller Jammer ſtürmend auf ihn drang,
Stach der Verzweiflungsvolle mörderiſch
Mit goldnen Haken ſich die blutenden
Augäpfel aus — Indeſſen bräunte ſich
Der Söhne Wange; dieſes Unglücks Schmach
Dem Aug' der Welt zu bergen — ſchwer gelang's —
Verſchloſſen ſie den Vater im Pallaſte.
Hier lebt er noch; doch der Gewaltthat zürnend,
Ergoß er Flüche auf der Söhne Haupt,
Daß Lajus ganzes königliches Haus
Und ihres Schwertes Schärfe möge fallen!
Und dieſes ſchweren Fluchs Erfüllung nun,
Wenn ſie beiſammen wohnen blieben, nicht
Herbeizurufen, ſchloſſen unter ſich
Die Brüder den Vertrag, daß ſich der jüngere
Freiwillig aus dem Reich verbannen ſollte,

Italiäner überhaupt und gegen den Papſt hegte, mußte noch mehr den römiſchen Senat treffen, der ehemals die Welt regiert hatte, und dieß nie in den Zeiten ſeiner Ohnmacht vergaß. Alle Glieder deſſelben hoften auf die Freiheit Roms; dieß geſtand man frei, als der Senator Albinus wegen einer ſolchen geäuſſerten Hofnung angeklagt war. „Iſt er ein Verbrecher, rief Boethius aus, ſo ſind wir es alle, und ſind wir unſchuldig, ſo kann er gleichen Anſpruch auf den Schutz der Geſetze machen.“

Auch Boethius ward wie Albinus angeklagt, daß er im Einverſtändniß mit den Griechen ſtehe, um durch ihre Hülfe Italien von der Herrſchaft der Gothen zu befreien. Drei Männer von hohem Rang, aber keineswegs von unbeſcholtenem Rufe, traten als Zeugen gegen ſie auf, und zeigten ſogar Briefe mit ihrem Siegel vor, durch welche ſie die Griechen gegen Theoderich zu bewafnen ſuchten; allein die Angeklagten erklärten ſie für das Werk des Betruges. Die lobenswürdigſten Handlungen von Boethius, welcher die Italiäner gegen jeden Druck von Seiten der Gothen mit männlichem Muth und Theoderichs Beifall geſchützt hatte, verwandelten ſich jetzt in den Augen des letzten in Verbrechen. Er behandelte ſeinen alten Freund mit ausgezeichneter Härte, und ließ ihn nach Pavia in einen Thurm bringen, wodurch ſeine Vertheidigung ſehr erſchwert ward. Er hatte keinen Sinn mehr für die Worte deſſelben, welche ſeine beſte Schutzrede ſeyn mußten: „o der Thorheit, welche Freiheit kann denn Rom noch hoffen? ich wünſchte, daß wir auf irgend eine hoffen dürften!

Wäre dieß, ſo hätte ich dem Tyrannen geantwortet: und wenn ich von einer Verſchwörung für die Freiheit gewußt hätte, ſo hätteſt du davon nichts erfahren."

Noch wankte der König in ſeinem Urtheil über die Schuld oder Unſchuld des Angeklagten, da ſprach der Senat ſelbſt über den Weltweiſen, welcher im Kerker in ſeine Bücher über den Troſt der Philoſophie die letzte Kraft ſeines Genius hauchte, über den einzigen Mann, welcher auf ihn die Glorie des alten Freiſtaates zum letztenmal zurückgebracht hatte, das Todesurtheil aus. Mit dem Bewußtſeyn der Unſchuld vernahm es Boethius, und fuhr ruhig fort, die Blumen ſeiner Phantaſie über die Lehren der ſpeculativen Philoſophie zu ſtreuen. Er ſtarb unter ſchrecklichen Martern, die Theoderich nicht befohlen hatte, unter der Aufſicht des Grafen von Pavia. Ein feſter Strick ward ihm ſo um den Kopf geſchnürt, daß ſeine Augen hervorſprangen; durch einen Keulenſchlag ward ſein Leben geendigt. In den Klagen, die ſein Schwiegervater Symmachus erhob, verräth ſich die Begierde nach Rache. Der Greis ward in Ketten geworfen und nach Ravenna gebracht; auch er wurde als Verbrecher hingerichtet. (524. 25.) *

---

* Excerpta de Theod. p. 670. Boethii de conſolatione l. V. ex recenſ. Joh. Bernartii Antw. 1607. 8. l. 1. proſ. IV, p. 9. 12. l. II. proſ. 3. p. 10. 12. 26. Caſſiodor. Var. II, 10. 11. IV, 22. V, 41. VIII, 16. Kaſſiodor ſchildert in dieſen Stellen zwei Ankläger von Boethius, nämlich den Baſilius und Opilio.

Unglücklicher als beide war Theoderich; die Schatten ſeiner Freunde verfolgten ihn, wohin er gieng, und zerrütteten ſeine Phantaſie. Bei einem Abendeſſen erblickte er auf der Tafel den Kopf eines groſſen Fiſches, welcher den Rachen aufgeſperrt hatte. So drohend, glaubte er, müſſe das Haupt des alten Symmachus, die Zähne in die untern Lippen gedrückt, ihn anſehen. Er ſprang auf von der Tafel, alle ſeine Glieder zitterten, er ſtürzte ſich in ſeine Kammer, und befahl, daß eine Laſt von Decken über ihn auf das Bett geworfen werden ſollte. So fand ihn ſein Arzt, welchem er mit Thränen ſeine Grauſamkeit gegen Boethius und Symmachus geſtand; drei Tage nachher ſtarb er (526). Daß ein ſolches Leben ſich ſo endigen mußte!

---

* Procop. p. 141.

II.

Elegien,

aus dem Engliſchen des J. Scott.

I. In der Erndte.

Kein Veilchen ſchwängert mehr die Luft mit Balſamdüften;
Kein Klee bepurpert mehr der Niedrung fette Triſten;
Kein helles Saatengrün deckt das gefurchte Land;
Kein Zweig mit Blüthen prangt an der beſonnten Wand;
Kein Röschen knoſpet mehr, verſpätet, auf dem Strauche;
Luſtwandelnd athmen wir nicht mehr im Abendhauche
Den labenden Geruch von friſchgemähtem Heu;
Hin iſt des Sommers Reiz! Rings um die Meyerey
Verbreitet jetzt der Herbſt des Ueberfluſſes Scenen,
Und Freud, und Hofnung ſingt in jubelvollen Tönen.
Wohin das Auge blickt winkt reizender Genuß;
Das Jahrwerk der Natur eilt mehr und mehr zum Schluß;
Schon wallt das Weizenfeld gleich einem goldnen Meere,
Die dichten Halmen beugt der reifen Körner Schwere
Zu Boden; ſilbern glänzt, mit Purpurmohn durchmengt,
Die bärtige Gerſte dort, wo ſich der Hügel ſenkt.

Des Morgens ſanfter Strahl erhellt die fernen Höhen,
Und weckt der Schnitter Schar, ans Tagewerk zu gehen,
Zu ernten, was ihr Fleiß auf Wucher ausgeliehn.
Mit welchem heitren Blick ſie aus dem Dorfe ziehn!
Schon waffnet jeder ſich mit ſcharfem Feldgeräthe;
Der Schwung der Senſe rauſcht, und was ſie niedermähte,
Rafft ſchnell der Rechen weg; die flinke Binderinn
Stellt nun in langen Reihn die goldnen Garben hin;
Die Mandeln thürmen ſich zu Hügeln auf, und zieren
Die Ebne Meilen weit; der Zäune Gatterthüren
Stehn offen überall; der Erntewagen faßt
In ſeinen Leitern kaum die aufgeworfne Laſt;
Dumpfknarrend rollt er fort, beſteckt mit grünen Büſchen;
Die Peitſche knallt den Schritt der Rappen anzufriſchen;
Das Stoppelfeld durchirrt der Aehrenleſer Schwarm,
Und Kinder tragen ſelbſt ihr Bündlein unterm Arm,
Bis nun, rein aufgeſucht, der letzte Halm verſchwindet,
Und ein Triumphgeſang der Ernte Schluß verkündet.

Landeigner, ihr, für die der Dorfbewohner fröhnt,
Bedenket, weſſen Hand das Jahr mit Segen krönt!
Auf! laſſet Preis und Dank empor zum Himmel bringen!
Freywillig zwar vermag das Feld nicht Frucht zu bringen,
Des Vorwerks junges Volk, vom Brand der Sonne braun,
Muß manchen langen Tag den Acker mühſam baun:
Allein, was hilfts mit Sorg' und Müh des Bodens pflegen;
Erſetzt wohl aller Fleiß den fruchtbar warmen Regen,
Der Lüfte lauen Hauch, den milden Sonnenſchein,
Lenkt er die Wetter ab, die euren Saaten dräun?

Durch Arbeit ſoll der Menſch ſich jedes Gut des Lebens
Erringen. Alſo will's die Vorſicht. Doch vergebens
Strengt unſer Fleiß ſich an, wenn ihre milde Hand
Den Segen uns verſagt. Drum, o mein Vaterland,
Vergib, wenn dich mein Lied ſtrafbaren Undanks zeihet!
Weit häufiger, als Preis und Dank erſchallt, entweihet
Das wilde Bachanal der Schwelger deine Flur.
Zwar deine Landſchaft zeigt des Ueberfluſſes Spur,
Und fröhliches Gedeihn; und deines Himmels Milde
Erhöht der Gegend Reiz. Doch wiſſe, manch Gefilde,
Berühmt im Alterthum ob ſeiner Fruchtbarkeit,
Liegt jetzt als Wüſte da: durch Hunger, Krieg und Zeit
Entvölkert und verheert, zeigt es dem bangen Blicke
Des Wandrers keine Spur von ſeinem frühern Glücke.

Geh, forſch' im Morgenland nach Paläſtina's Loos!
Wo ſind die üppigen Gefild', aus deren Schooß
Einſt Milch und Honig quoll? wo ſind die Herrlichkeiten
Der Städte, welche ſich längs dem Geſtade richten? —
Komm, ſchau, bejammere das tiefgeſunkne Land!
Dort, wo der Dörfer Volk ſonſt goldne Garben band,
Wo manche reiche Stadt, mit Pracht und Kunſt gezieret,
Von Tauſenden bewohnt, empor ſtieg, — dort regieret,
Vom aufgethürmten Schutt und nacktem Fels herab,
Verwüſtung ihr Gebiet, — ein weitgedehntes Grab!
Wo immerfriſches Grün des Jordans Ufer kränzte,
Wo Sarons Blumenthal mit Iris Farben glänzte,
Schreckt jetzt den Reiſenden, der — eine Thrän' im Blick, —
Auf die Verwandlung ſchaut, ein gift'ger Pfuhl zurück.

Geh, frage Grácien, das über den Ruinen
Geprieſner Städte weint, wo jetzt die Auen grünen,
Wo jetzt die Gärten blühn, die einſt der Schweſterchor
Der holden Muſen ſich zum Lieblingsſitz erkohr?
Wo er nun ſtrömt der Bach, der einſt durch Thäler wallte,
Aus deren grünen Schooß der Freyheit Loblied ſchallte,
Ein Lied, das nah und fern von Stadt zu Stadt erklang,
Wenn Patriotenkrieg die hehre Fahne ſchwang,
Und eine kleine Schar, des Vaterlandes Grenze
Beherzt vertheidigend, des Nachruhms Lorbeerkränze
Durch edlen Tod errang! Doch jetzt erfüllt dieß Thal
Nicht mehr der Freyheitkreis; kein Feldherr zückt den Stahl
Zum Kampf fürs Vaterland; Barbaren fremder Zonen
Beherrſchen nun ein Reich, in dem nur Sclaven wohnen.

So ſtürzte mancher Staat hinab in öde Nacht,
Der ſtolz auf ſeinen Ruhm, berauſcht von ſeiner Macht,
Der Thorheit Zauberkelch mit langen Zügen leerte,
Und aller Laſter Brut in ſeinem Schooße nährte.
Schreckt dich, mein Vaterland, dieß Jammerloos? Wohlan!
Erwach' und rüſte dich! und treibe Thorheit, Wahn
Und Laſter fern von dir, und öffne, ſtatt der Thore,
Die Herzen deines Volks dem ſchweſterlichen Chore
Der ſanften Tugenden! Von dem Olymp geſandt,
Erſcheine Wahrheit dir, und an der Göttinn Hand
Die Ruhe, deren Blick nie Gram und Unmuth trübet,
Und Liebe, die mit Luſt des Wohlthuns Pflichten übet,
Und feſtentſchloßner Muth, der, nicht von Stolz gebläht,
Kühn im Gefühl des Rechts, Gefahr und Tod verſchmäht.

Steig, himmliſches Geſchlecht, auf Deutſchlands Auen nieder!
Gib ihm den ſchönſten Schmuck — der Sitten Reinheit wieder!
Knüpf unter ſeinem Volk der Eintracht feſtes Band!
Dann wird ſein Ruhm und Glück nie welken, und die Hand,
Die Alles Gute ſchenkt, wird ſeine fruchtbar ſchönen
Gefilde, Jahr für Jahr, mit reichem Segen krönen.

II. Beym Herannahen des Winters.

Hinab gen Süden ſteigt die Sonn'; ihr ſchräger Strahl
Erwärmt die Luft nur ſchwach. Der Wald ſteht ſchwarz und kahl,
Vom rauhen Nord entlaubt. Der greiſe Winter ſteiget
Auf ſeinen Thron, und herrſcht tyranniſch ſtreng. Es ſchweiget
Der Vögel Luſtgeſang; nur um die Scheuren zirpt
Ein Spatz, der Futter ſucht. Die Pflanzenwelt erſtirbt,
Nur Tannen ſieht man dort im Hain, dort an Ruinen
Der alten Ritterburg, den finſtern Epheu grünen.

Wo iſt des Lenzes Reiz? — der Blumen Balſamduft,
Das blühende Geſträuch, das reine Blau der Luft,
Der Lerche Jubellied, das Rieſeln klarer Bäche,
Der weißen Lämmer Schwarm zerſtreut auf grüner Fläche?
Wo iſt des Sommers Volk, — die Millionenzahl
Inſecten und Gewürm, im wärmern Sonnenſtrahl
Auflebend? wo das Vieh mit tönendem Geläute,
Das, ruhend hingeſtreckt im Schatten, wiederkäute?
Wo iſt der Ernte Luſt? wenn ſich beym Sternenglanz

Das junge Volk des Dorfs zum buntgereihten Tanz
Vereinte, jede Bruſt von Lieb' und Freude wallte,
Und jauchzendes Gelärm die Gegend weit durchſchallte!

So wünſcht die Phantaſie ſich ein verſchwundnes Glück,
Das in der Gegenwart ihr reizlos ſchien, zurück;
Im Winter quält der Froſt, und Hitz' und Staub ermüden
Im Sommer; mit dem Tauſch der Jahrszeit unzufrieden,
Verſetzt ſich unſer Geiſt in ein beglücktres Land,
Wo Grün, das nie verwelkt, der Silberbäche Rand
Umſäumt, und Wolken nie den heitren Tag verſchleyern,
Und Blumen jeden Mond, und Früchte ſich erneuern.
Doch dieß beglücktre Land, wo ſtets der Frühling blüht,
Erſcheint, wenn Wahrheit nun es in der Nähe ſieht,
Mit Schreckniſſen erfüllt: in wilden Strömen gießet
Der Regen ſich aufs Land; die heißre Sonne ſchießet
Stets ſenkrecht ihren Strahl hernieder; die Natur
Ermattet in der Gluth des Tags; auf dürrer Flur
Herrſcht ein verſengtes Braun, und Quell und Bach verſieget,
Oft, wenn der Landmann, der ſein hartes Feld gepflüget,
Auf ſchattenloſem Pfad zur fernen Heimath kehrt,
Sinkt er ohnmächtig hin, und ſtirbt von Durſt verzehrt,
Bald tödtet ihn der Biß der Schlange, bald begräbet
Der Sand ihn, der im Sturm ſich Wogen gleich erhebet.

Wer träumt ſich die Natur von innrer Zwietracht frey,
Wer hofft ein Erdenglück, das ohne Wechſel ſey? —
Das Kind, der Neuling nur, den ſüßer Wahn bethörte,
Und noch Erfahrung nicht im Glück Beſorgniß lehrte.

Ich, der auf langer Bahn ſchon manchen Kampf beſtand,
Den falſche Hoffnung oft irr führte, — nirgends fand
Ich eine Freyſtatt hier, die gegen rauhe Stürme
Der Widerwärtigkeit den armen Pilger ſchirme.
Drum ſey der Winter mir des Erdenlebens Bild!
Wie er in Wettern tobt, in wilden Stürmen brüllt,
Und Luft und Land durchwühlt; ſo toben, ſo durchwühlen
Furcht, Sorg' und Gram das Herz mit marternden Gefühlen.

O Räthſel unſrer Bruſt, wer iſt's, der dich erklärt!
Was Jahrszeit oder Ort dem Sterblichen gewährt,
Genügt ihm nie, und doch, wiewohl er ob den Leiden
Des Daſeyns murrt, erſchreckt ihn der Gedank' ans Scheiden.
Woher dieß Schaudern ſonſt, das mein Gebein durchbebt;
Wenn ſtill und feyerlich der Abend niederſchwebt,
Und bey dem Glockenklang, der dumpf die Flur durchſchallet,
Der ſchwarze Leichenzug bey mir vorüber wallet.
Vernunft iſts, die mir ſagt: dein harrt ein gleiches Loos:
Einſt fodert deinen Staub der Erde Mutterſchooß
Zurück, dann öfneſt du, den Luftſtrom einzuſaugen,
Das Tageslicht zu ſchaun, nicht länger Mund und Augen!

Erheb', o Winter, dich auf deinen Schreckensthron!
Verhülle dich in Nacht, laß deine Wetter drohn,
Und deiner Stürme Wuth der Schöpfung Reiz verheeren!
Ich will kein Paradies für einen Gaſt begehren,
Der nur vorüberzieht. Der Vorſicht weiſe Hand
Gab Freud' und Glücks genug, um hier im fremden Land

Indeß der ältere des Throns genöſſe,
Und beide ſo von Jahr zu Jahre wechſelnd.
Doch Eteokles, mächtig nun des Throns,
Verſchmäht herabzuſteigen und verſtößt
Den jüngeren gewaltſam aus dem Lande.
Der flieht nach Argos, wo Adraſtus ihn
Zum Eidam ſich erwählt und um ihn her
Ein mächtig Heer verſammelt. Dieſes führt
Er gegen Thebens ſieben Thore nun
Heran, des Vaters Reich zurückefordernd
Und ſeinen Antheil an dem Königsthron.
Nun hab' ich, beide Brüder zu verſöhnen,
Polynicen vermocht, auf Treu' und Glauben
Sich bei dem Bruder friedlich einzufinden,
Eh' ſie im Treffen feindlich ſich vermengen.
Er werde kommen, meldet mir der Bote.
Sey du nun unſer Retter, Vater Zevs,
Der in des Himmels lichten Kreiſen wohnt,
Und ſende meinen Kindern die Verſöhnung!
Wenn du ein weiſes Weſen biſt, nicht immer
Kannſt du denſelben Menſchen elend ſehn!

(Sie geht ab.)

Der Hofmeiſter. Antigone (noch nicht gleich ſichtbar).

Hofmeiſter

(ſpricht in's Haus hinein und erſcheint auf dem Giebel).

Weil dir die Mutter auf dein Bitten denn
Vergönnen will, Antigone, aus deinem
Gemach zu gehn und das Argiverheer
Vom Söller des Pallaſtes zu beſchauen,

Gern zu verweilen, gab der Leiden und der Thränen
Genug, um uns hinauf ins beſſre Land zu ſehnen.

Nur ſie, in deren Bruſt Begierde nie entbrennt,
Sie, die mit Dank genießt was ihr das Schickſal gönnt, —
Zufriedenheit! — ſie iſts, die eitle Sorgen höhnet,
Und jede Jahrszeit ſich, und jeden Ort verſchönet;
Ihr zeigt der Winter ſelbſt manch Schauſpiel, das entzückt,
Wenn zarter Silberreif die Morgenlandſchaft ſchmückt,
Der Mittagsſonne Glanz die heitre Luft durchſtrahlet,
Und purpernes Gewölk den Abendhimmel mahlet;
Sie weiß, es reinige der Winterſtürme Hauch
Die Luft, der Waſſermann entſchüttle ſeinem Schlauch
In Regen oder Schnee heilſame Feuchtigkeiten,
Die einen reichen Schatz der Ernte vorbereiten.
Für alles danket ſie dem Geber, deſſen Hand
Den Weltbau ſchuf; Ihm, der das bunte Prachtgewand
Dem Lenz zur Zierde gab, und dichtes Laub zum Schirme
Dem Sommer, Obſt und Wein dem Herbſt, dem Winter Stürme.

III.

Briefe auf einer Reiſe nach dem Gotthardt.

Genf, den 27ſten Octobr.

Die groſſe Bergkette, die von Baſel bis Genf die Schweiz von Frankreich ſcheidet, wird, wie Ihnen bekannt, der Jura genannt; die größten Höhen davon ziehen ſich über Lauſanne bis ohngefähr über Rolle und Rion. Auf dieſem höchſten Rücken iſt ein merkwürdiges Thal von der Natur eingegraben, (ich möchte ſagen eingeſchwemmt, da auf allen dieſen Kalkhöhen die Wirkungen der uralten Gewäſſer ſichtbar ſind,) das la vallée de Jour genannt wird, welcher Nahme, da Jour in der Landſprache einen Felſen oder Berg bedeutet, deutſch das Bergthal hieſſe. Eh ich zur Beſchreibung unſrer Reiſe fortgehe, will ich mit wenigem die Lage davon geographiſch angeben. Seine Länge ſtreicht, wie das Gebürg ſelbſt, ziemlich von Mittag gegen Mitternacht, und wird an jener Seite von den Septmoncels und an dieſer von der Dent de vaulion, welche nach der Dole der höchſte Gipfel des Jura iſt, begränzt und hat, nach der Sage des Landes neun kleine, nach unſrer ungefähren Reiſerechnung aber ſechs ſtarke Stunden. Der Berg, der es die Länge hin an der Morgenſeite einſchließt und auch von dem flachen Land herauf ſichtbar iſt, heißt le noir Mont. Gegen Abend ſtreicht der Riſou hin und verliert ſich allmählig gegen die Franche comté. Frankreich und Bern theilen ſich ziemlich gleich in dieſes Thal, ſo daß jenes die obere ſchlechte Hälfte und dieſes die untere beſſere beſitzt, welche leztere eigentlich la vallée du lac de Joux genannt wird. Ganz oben in dem Thal, gegen den Fuß der Sept moncels liegt der Lac des rouſſes, der keinen ſichtlichen einzelnen Urſprung hat, ſondern ſich aus quelligtem Boden und den überall auslaufenden Brunnen ſammlet; aus demſelben fließt die Orbe, durchſtreicht das ganze franzöſiſche und einen groſſen Theil des Berner Gebiets, bis ſie wieder unten gegen den Dent de vaulion ſich zum Lac de Joux bildet, der ſeitwärts in einen kleinen See abfällt, woraus das Waſſer endlich ſich unter der Erde verlieret. Die Breite des Thals iſt verſchieden, oben beim Lac de rouſſes etwa eine halbe Stunde, alsdenn verringert ſich's und läuft wieder unten auseinander, wo etwa die gröſte Breite anderthalb Stunden wird. So viel zum beſſern Verſtändniß des folgenden, wobei ich Sie einen Blick auf die Charte zu thun bitte; ob ich ſie gleich alle, was dieſe Gegend betrifft, unrichtig gefunden habe.

Den 24ſten Octobr. ritten wir, in Begleitung eines Hauptmanns und Oberforſtmeiſters dieſer Gegenden erſtlich Mont, einen kleinen zerſtreuten Ort, der eigentlicher eine Kette von Reb und Landhäuſern genennt werden mag, durch die Weinberge hinan. Das Wetter war ſehr hell, wir hatten, wenn wir uns umkehrten, die Ausſicht auf den Genferſee, die Savoier und Wallis Gebürge, konnten Lauſanne erkennen und durch einen leichten Nebel auch die Gegend von Genf. Der Mont blanc, der über alle Gebürge des Faucigni ragt, kam immer mehr hervor. Die Sonne ging klar unter, es war ſo ein groſſer Anblick, daß ein menſchlich Auge nicht dazu hinreicht. Der faſt volle Mond kam herauf und wir immer höher. Durch Fichtenwälder ſtiegen wir weiter den Jura hinauf, und ſahen den See im Dufft und den Wiederſchein des Monds darin. Es wurde immer heller. Der Weg iſt eine wohlgemachte Chauſſee, nur angelegt, um das Holz aus dem Gebürg bequemer in das Land herunter zu bringen. Wir waren wohl drei Stunden geſtiegen, als es ſachte wieder hinab zu gehen anfieng. Wir glaubten unter uns einen groſſen See zu erblicken, indem ein tiefer Nebel das ganze Thal, was wir überſehen konnten, ausfüllte. Wir kamen ihm endlich näher, ſahen einen weiſſen Bogen, den der Mond darinn bildete und wurden bald ganz vom Nebel eingewickelt. Die Begleitung des Hauptmanns verſchaffte uns Quartier in einem Hauſe, wo man ſonſt nicht Fremde aufzunehmen pflegt. Es unterſchied ſich in der innern Bauart von gewöhnlichen Gebäuden in nichts, als daß der groſſe Raum mitten inne zugleich Küche, Verſammlungsplatz, Vorſaal iſt, und man von da in die

Zimmer gleicher Erde und auch die Treppe hinauf geht. Auf der einen Seite war an dem Boden auf ſteinerne Platten das Feuer angezündet, davon ein weiter Schornſtein, mit Brettern dauerhaft und ſauber ausgeſchlagen, den Rauch aufnahm. In der Ecke waren die Thüren zu den Backöfen, der ganze Fußboden übrigens gedielet, bis auf ein kleines Ekgen am Fenſter um den Spühlſtein, das gepflaſtert war; übrigens rings herum, auch in der Höhe über den Balken eine Menge Hausrath und Geräthſchaften in ſchöner Ordnung angebracht, alles nicht unreinlich gehalten. Den 25ſten Morgens war helles kaltes Wetter, die Wieſen bereift, hier und da zogen leichte Nebel, wir konnten den untern Theil des Thals ziemlich überſehen, unſer Haus lag am Fuß des öſtlichen Noir mont's. Gegen Achte ritten wir ab, und um der Sonne gleich zu genieſſen, an der Abendſeite hin. Der Theil des Thals, an dem wir hinritten, beſteht in abgetheilten Wieſen, die gegen den See zu etwas ſumpfiger werden. Die Orbe fließt in der Mitte durch. Die Einwohner haben ſich theils in einzelnen Häuſern an der Seite angebaut, theils ſind ſie in Dörfern näher zuſammen geruckt, die einfachen Namen von ihrer Lage führen. Das erſte, wodurch wir kamen, war le Sentier. Wir ſahen von weitem die Dent de vaulion über einem Nebel, der auf dem See ſtand, hervorſehen, das Thal ward breiter, wir kamen hinter einen Felsgrath, der uns den See verdekte, durch ein ander Dorf le Lieu genannt, die Nebel ſtiegen und fielen wechſelsweiſe vor der Sonne. Hier nahe bei iſt ein kleiner See, der keinen Zu- und Abfluß zu haben ſcheint. Das Wetter klärte ſich völlig auf und wir kamen gegen den Fuß der Dent de vaulion, und trafen hier an das nördliche Ende des groſſen Sees, der, indem er ſich weſtwärts wendet, in den kleinen durch einen Damm unter einer Brücke weg ſeinen Ausfluß hat. Das Dorf drüber heißt le Pont. Die Lage des kleinen Sees iſt wie in einem eigenen kleinen Thal, was man niedlich ſagen kann. An dem weſtlichen Ende iſt eine merkwürdige Mühle in einer Felsklufft angebracht, die ehemals der kleine See ausfüllte, nunmehr iſt er abgedämmt und die Mühle in die Tiefe gebaut, das Waſſer läuft durch Schleuſſen auf die Räder, es ſtürzt ſich von da in Felsritzen, wo es eingeſchluckt wird und erſt eine Stunde von da in Valorbe hervorkommt, wo es den Namen des Orbefluſſes führet. Dieſe Abzüge, (entonnoirs) müſſen rein gehalten werden, ſonſt würde das Waſſer ſteigen, die Klufft wieder ausfüllen und über die Mühle weggehen, wie es ſchon mehr geſchehen iſt; ſie waren ſtark in der Arbeit begriffen, den morſchen Kalkfelſen, theils wegzuſchaffen, theils zu befeſtigen. Wir ritten zurück über die Brücke nach Pont, nahmen einen Wegweiſer auf la Dent. Im Aufſteigen ſahen wir nunmehr den groſſen See völlig hinter uns. Oſtwärts iſt der noir Mont ſeine Gränze, hinter dem der kahle Gipfel der Dole hervorkommt, weſtwärts hielt ihn der Felsrücken, der gegen den See ganz nakt iſt, zuſammen. Die Sonne ſchien heiß, es war zwiſchen eilf und Mittag. Nach und nach überſahen wir das ganze Thal, konnten in der Ferne den Lac des Rouſſes erkennen, und weiter her bis zu unſern Füſſen, die Gegend, durch die wir gekommen waren, und den Weg, der uns rückwärts noch überblieb. Im Aufſteigen wurde von der groſſen Strecke Landes und den Herrſchaften, die man oben unterſcheiden konnte, geſprochen, und in ſolchen Gedanken betraten wir den Gipfel; allein uns war ein ander Schauſpiel zubereitet. Nur die hohen Gebürgketten waren unter einem klaren und heitern Himmel ſichtbar, alle niederen Gegenden mit einem weiſſen wolkigten Nebelmeer überdeckt, das ſich von Genf bis nordwärts an den Horizont erſtreckte und in der Sonne glänzte. Daraus ſtieg oſtwärts die ganze reine Reihe aller Schnee- und Eisgebürge, ohne Unterſchied von Namen der Völker und Fürſten, die ſie zu beſitzen glauben, nur Einem groſſen Herrn und dem Blick der Sonne unterworfen, der ſie ſchön röthete. Der Mont blanc gegen uns über ſchien der höchſte, die Eisgebürge des Wallis und des Oberlandes folgten, zulezt ſchloſſen niedere Berge des Cantons Bern. Gegen Abend war an einem Platze das Nebelmeer unbegränzt, zur linken in der weitſten Ferne zeigten ſich ſodann die Gebürge von Solothurn, näher die von Neuchatel, gleich vor uns einige niedere Gipfel des Jura, unter uns lagen einige Häuſer von Vaulion, dahin der Zahn gehört, und daher er den Namen hat. Gegen Abend ſchließt die Franche Comté mit flachſtreichenden waldigten Bergen den ganzen Horizont, wovon ein einziger ganz in der Ferne gegen nordweſt ſich unterſchied. Grad ab war ein ſchöner Anblick. Hier iſt die Spitze, die dieſem Gipfel den Namen eines Zahns giebt, er geht ſteil und eher etwas einwärts hinunter, in der Tiefe ſchließt ſich ein kleines Fichtenthal mit ſchönen Grasplätzen an ihn an; gleich drüber liegt das Thal Valorbe, wo man die Orbe aus dem Felſen kommen ſieht und rückwärts zum kleinen See ihren unterirdiſchen Lauf in Gedanken verfolgen kann. Ungern ſchieden wir ab. Einige Stunden länger, indem der Nebel um dieſe Zeit ſich zu zerſtreuen pflegt, hätten uns das tiefere Land mit dem See entdecken laſſen, ſo aber mußte, damit der Genuß vollkommen werde, noch etwas zu wünſchen übrig bleiben. Abwärts hatten wir unſer ganzes Thal in aller Klarheit vor uns, ſtiegen bei Pont zu Pferde, ritten an der Oſtſeite den See hinauf, kamen durch l'Abbaye de Joux, welches jetzo ein Dorf iſt, ehmals aber ein Sitz der Geiſtlichen war, denen das ganze Thal zugehörte. Gegen viere langten wir in unſerm Wirthshaus an, und fanden ein Eſſen, wovon uns die Wirthinn verſicherte, daß es um Mittag gut geweſen ſey, aber auch übergar treflich ſchmecke.

Wie ich eben erwähnte, ſoll ehedem das Thal Mönchen gehört haben, die es dann wieder vereinzelt, und zu Zeiten der Reformation mit den übrigen ausgetrieben worden; jetzo gehört es zum Canton Bern und ſind die Gebürge umher die Holzkammer von dem Pais de vaud. Die meiſten Hölzer ſind Privatbeſitzungen, werden unter Aufſicht geſchlagen und ſo ins Land gefahren. Auch werden hier die Dauben zu fichtenen Fäſſern geſchnitten, Eimer, Bottige und allerlei hölzerne Gefäſſe verfertiget. Die Leute ſind gut gebildet und geſittet, neben dem Holzverkauf treiben ſie die Viehzucht, ſie haben kleines Vieh und machen gute Käſe, ſie ſind geſchäftig und ein Erdſchollen iſt ihnen viel werth. Wir fanden einen, der die wenige aus einem Gräbgen aufgeworfene Erde mit Pferd und Karren in einige Vertiefungen eben der Wieſe führte, die Steine legen ſie ſorgfältig zuſammen und bringen ſie auf kleine Haufen. Es ſind viele Steinſchleifer hier, die für Genfer und andere Kaufleute arbeiten, womit auch die Frauen und Kinder ſich beſchäftigen. Die Häuſer ſind dauerhaft und ſauber gebaut, die Form und Einrichtung nach dem Bedürfniß der Gegend und der Bewohner, vor jedem Hauſe läuft ein Brunnen und durchaus ſpürt man Fleiß, Rührigkeit und Wohlſtand. Ueber alles aber muß man die ſchönen Wege preiſen, für die, in dieſen entfernten Gegenden, der Stand Bern, wie durch den ganzen übrigen Canton ſorgt. Es geht eine Chauſſee um das ganze Thal herum, nicht übermäſſig breit, aber wohl unterhalten, ſo daß die Einwohner mit der gröſten Bequemlichkeit ihr Gewerbe treiben, mit kleinen Pferden und leichten Wagen fortkommen können. Die Luft iſt ſehr rein und geſund.

Den 26ſten ward beim Frühſtück überlegt, welchen Weg man zurück nehmen wolle? Da wir hörten, daß die Dole, der höchſte Gipfel des Jura nicht weit von dem obern Ende des Thals läge, da das Wetter ſich auf das herrlichſte anließ und wir hoffen konnten, was uns geſtern noch gefehlt, heute vom Glück zu erlangen, ſo wurde dahin zu gehen beſchloſſen. Wir pakten einem Boten Lebensmittel auf, und ritten gegen achte ab. Unſer Weg ging nun durch den obern Theil des Thals in dem Schatten des noir Monts hin. Es war ſehr kalt, hatte gereift und gefroren, wir hatten noch eine Stunde im Berniſchen zu reiten, durch einen kleinen Fichtenwald rückten wir ins franzöſiſche Gebiet ein. Hier veränderte ſich der Schauplatz ſehr. Was wir zuerſt bemerkten, waren die ſchlechten Wege. Der Boden iſt ſehr ſteinig, überall liegen groſſe Haufen zuſammengeleſen, wieder iſt er eines Theils ſehr moraſtig und quelligt, die Waldungen umher ſind ſehr ruiniret, den Häuſern und Einwohnern ſieht man, ich will nicht ſagen Mangel, aber doch bald ein ſehr enges Bedürfniß an, ſie gehören faſt als Leibeigne an die Canonicos von St. Claude, ſie ſind an die Erde gebunden, viele Abgaben liegen auf ihnen. Doch iſt auch dieſer Theil des Thals ſehr angebaut, ſie nähren ſich mühſam und lieben doch ihr Vaterland ſehr, ſtehlen gelegentlich den Bernern Holz und verkaufen's wieder in's Land. Der erſte Sprengel heißt le Bois d'amont, durch den wir in das Kirchſpiel les Rouſſes kamen, wo wir den kleinen Lac des Rouſſes und les ſept Moncels, ſieben kleine, verſchieden geſtaltete und verbundene Hügel, die mittägige Gränze des Thals, vor uns ſahen. Wir kamen bald auf die neue Straſſe, die aus dem Pais de vaud nach Paris führt, wir folgten ihr eine Weile abwärts, und waren nunmehr von unſerm Thale geſchieden, der kahle Gipfel der Dole

So warte hier, bis ich den Weg erkundet,
Damit der Bürger keiner uns begegne,
Und nicht verleumderiſcher Tadel mich,
Den Knecht, und dich, die Fürſtentochter, treffe.
Hab' ich erſt rings mich umgeſehn, alsdann
Erzähl' ich dir, was ich im Lager ſah
Und von den Feinden mir erklären laſſen,
Als ich den wechſelſeitigen Vertrag
Der beiden Brüder hin und wieder trug.
— Es nähert weit und breit ſich Niemand. Steig'
Die alten Cedernſtufen nur herauf
Und ſchau' und ſieh, was für ein Heer von Feinden
In den Geſilden, längs der Dirce Quell,
Verbreitet liegt und längs dem Laufe des Iſmen!

Antigone (noch hinter der Scene).

So komm', o Greis! und reiche meiner Jugend
Die Manneshand und hilf mir auf die Stufen.

Hofmeiſter (ihr den Arm reichend).

Da, Jungfrau! Halte dich nur feſt — Sieh! eben
Zu rechter Zeit biſt du heraufgeſtiegen.
Das Heer kommt in Bewegung und die Haufen
Zertrennen ſich.

Antigone.

Ha! Tochter der Latona!
Ehrwürd'ge Hekate! — Ein Blitz iſt das Geſilde.

Hofmeiſter.

Ja, nicht verächtlich rückte Polynices
Auf Theben her. Mit Roſſen ohne Zahl
Brauſt er heran und vielen tauſend Schilden.

lag vor uns, wir ſtiegen ab, um zu Fuſſe den Berg zu erſteigen.

Es war gegen Mittag, die Sonne ſchien heiß, aber es wechſelte ein kühler Mittagswind. Wenn wir, auszuruhen, uns umſahen, hatten wir les ſept Moncels hinter uns, wir ſahen noch einen Theil des Lac des Rouſſes und um ihn die zerſtreuten Häuſer des Kirchſpiels, der noir Mont deckte uns das übrige ganze Thal, höher ſahen wir wieder ungefähr die geſtrige Ausſicht in die Franche comté, und näher bey uns, gegen Mittag, die letzten Berge und Thäler des Jura. Sorgfältig hüteten wir uns, nicht durch einen Bug der Hügel uns nach der Gegend umzuſehen, um derentwillen wir eigentlich herauf ſtiegen. Ich war in einiger Sorge wegen des Nebels, doch zog ich aus der Geſtalt des obern Himmels einige gute Vorbedeutungen. Wir betraten endlich den obern Gipfel, und ſahen mit größtem Vergnügen uns heute gegönnt, was uns geſtern verſagt war. Das ganze Pais de vaud und de Gex lag wie eine Flurkarte unter uns, alle Beſitzungen mit grünen Zäunen abgeſchnitten, wie die Beete eines Parterrs. Wir waren ſo hoch, daß die Höhen und Vertiefungen des vordern Landes gar nicht erſchienen. Dörfer, Städtgen, Landhäuſer, Weinberge und höher herauf, wo Wald und Alpen angehen, Sennhütten, meiſt weiß und hell angeſtrichen, leuchteten gegen die Sonne; vom See hatte ſich der Nebel ſchon zurücke gezogen, wir ſahen den nächſten Theil an unſrer Küſte deutlich, den ſogenannten kleinen See, wo ſich der groſſe verenget und gegen Genf zugeht, dem wir gegenüber waren, ganz, und gegen über klärte ſich das Land auf, das ihn einſchließt. Ueber alles aber behauptete der Anblick über die Eis- und Schneeberge ſeine Rechte. Wir ſetzten uns vor der kühlen Luft in Schutz hinter Felſen, ließen uns von der Sonne beſcheinen, das Eſſen und Trinken ſchmeckte treflich. Wir ſahen dem Nebel zu, der ſich nach und nach verzog, jeder entdeckte etwas, oder glaubte was zu entdecken, wir ſahen nach und nach Lauſanne mit allen Gartenhäuſern umher, Vevay und das Schloß von Chillon ganz deutlich, das Gebürg, das uns den Eingang vom Wallis verdeckte, bis in den See, von da, an der Savoyer Küſte, Evian, Ripaille, Tonon, Dörfgen und Häusgen zwiſchen inne, Genf kam endlich rechts auch aus dem Nebel, aber weiter gegen Mittag, gegen den Mont Credo und Mont vauche, wo das Fort l'ecluſe inne liegt, zog er ſich gar nicht weg. Wendeten wir uns wieder links, ſo lag das ganze Land von Lauſanne bis Solothurn in leichtem Duft, die näheren Berge und Höhen, auch alles, was weiße Häuſer hatten, konnten wir erkennen, man zeigte uns das Schloß Chanvan blinken, das vom Neuburgerſee links liegt, woraus wir ſeine Lage muthmaßen, ihn aber in dem blauen Duft nicht erkennen konnten. Es ſind keine Worte für die Größe und Schöne dieſes Anblicks, man iſt ſich im Augenblick ſelbſt kaum bewußt, daß man ſieht, man ruft ſich nur gern die Namen und alten Geſtalten der bekannten Städte und Orte zurück und freut ſich in einer taumlenden Erkenntniß, daß das eben die weißen Punkte ſind, die man vor ſich hat.

Und immer wieder zog die Reihe der glänzenden Eisgebürge das Aug' und die Seele an ſich. Die Sonne wendete ſich mehr gegen Abend und erleuchtete ihre größere Flächen gegen uns zu. Schon was für ſchwarze Felsrücken, Zähne, Thürme und Mauern in vielfachen Reihen von dem See auf vor ihnen aufſteigen! wilde, ungeheure, undurchdringliche Vorhöfe bilden! wann ſie dann erſt ſelbſt in der Reinheit und Klarheit in der freien Luft mannichfaltig da liegen, man giebt da gern jeden Anſpruch an's Unendliche auf, da man nicht einmal mit dem Endlichen im Anſchauen und Gedanken fertig werden kann.

Vor uns ſahen wir ein fruchtbar bewohntes Land, der Boden, worauf wir ſtunden, ein hohes, kahles Gebürge, trägt noch Gras, Futter für Thiere, von denen der Menſch Nutzen zieht, das kann ſich der einbildiſche Herr der Welt noch zueignen; aber jene ſind wie eine heilige Reihe von Jungfrauen, die der Geiſt des Himmels in unzugänglichen Gegenden, vor unſern Augen, für ſich allein in ewiger Reinheit aufbewahrt. Wir blieben und reizten einander wechſelsweiſe, Städte, Berge und Gegenden bald mit bloßem Auge, bald mit dem Teleskop, zu entdecken und gingen nicht eher abwärts, als biß die Sonne im Weichen den Nebel ſeinen Abendhauch über den See breiten ließ. Wir kamen mit SonnenUntergang auf die Ruinen des Fort de St. Sergues. Auch näher am Thal, waren unſre Augen nur auf die Eisgebirge gegenüber gerichtet. Die letzten, links im Oberland, ſchienen in einem leichten Feuerdampf aufzuſchmelzen, die nächſten ſtanden noch mit wohl beſtimmten rothen Seiten gegen uns, nach und nach wurden jene weiß, grün, graulich. Es ſah faſt ängſtlich aus. Wie ein gewaltiger Körper von außen gegen das Herz zu abſtirbt, ſo erblaßten alle langſam gegen den Mont blanc zu, deſſen weiter Buſen noch immer roth herüber glänzte und auch zuletzt uns noch einen röthlichen Schein zu behalten ſchien, wie man den Tod des Geliebten nicht gleich bekennen, und den Augenblick, wo der Puls zu ſchlagen aufhört, nicht abſchneiden will. Auch nun gingen wir ungern weg, die Pferde fanden wir in St. Sergues, und daß nichts fehle, ſtieg der Mond auf und leuchtete uns nach Nion, wo unter Weges unſere geſpannten Sinnen ſich wieder lieblich falteten, wieder freundlich wurden und mit friſcher Luſt aus den Fenſtern des Wirthshauſes den breitſchwimmenden Wiederglanz des Monds im ganz reinen See genießen konnten.

Cluſe in Savoyen, den 3ten Nov.

Auf der ganzen Reiſe ward ſo viel von der Merkwürdigkeit der Savoyer Eisgebürge geſprochen und wie wir nach Genf kamen, hörten wir, daß es immer mehr Mode würde, ſie zu ſehen, daß *** eine ſonderliche Luſt bekam, ſeinen Weg dahin zu nehmen, von Genf aus über Cluſe und Salenche in's Thal Chamonnis zu gehen, die Wunder zu betrachten, dann über Valorſine und Trient nach Martinach in's Wallis zu fallen. Dieſer Weg, den die meiſten Reiſenden nehmen, ſchien wegen der Jahrszeit etwas bedenklich. Der Herr de Sauſſure wurde deswegen auf ſeinem Landgute beſucht und um Rath gefragt. Er verſicherte, daß man ohne Bedenken den Weg machen könnte, es liege auf den mittlern Bergen noch kein Schnee und wenn wir in der Folge auf's Wetter und auf den guten Rath der Landleute achten wollten, der niemals fehl ſchläge, ſo könnten wir mit aller Sicherheit die Reiſe unternehmen.

Früh am Tage verlieſen wir Genf in einem leichten Cabriolet, mit vier Rädern und fuhren den hohen Schneegebürgen, die wir vor Augen hatten, entgegen. Vom Genferſee laufen die vordern Bergketten gegen einander, biß Bonneville; hinter dieſer Stadt ſchließt ſich das Thal, obgleich noch ſehr breit an, die Arve fließt ſachte durch, die Mittagſeite iſt ſehr angebaut und durchaus der Boden benutzt. Wir hatten ſeit früh etwas Regen befürchtet, aber die Wolken verließen nach und nach die Berge und theilten ſich in Schäfgen, die uns ſchon mehr gute Zeichen waren. Die Luft war ſo warm, wie Anfangs September, noch viele Bäume grün, die meiſten braungelb, wenige ganz kahl, die Saat hochgrün, die Berge im Abendroth roſenfarb in's Violette, und dieſe Farben auf großen, ſchönen, gefälligen Formen der Landſchaft. Gegen fünfe kamen wir nach Cluſe, wo das Thal ſich ſchließet und nur einen Ausgang läßt, wo die Arve aus dem Gebürge kommt und wir Morgen hineingehen. Wir ſtiegen auf einen Berg und ſahen unter uns die Stadt an einem Fels gegen über mit der einen Seite angelehnt, die andere mehr in die Fläche des Thals hingebaut, das wir mit vergnügten Blicken durchlieſen und, auf abgeſtürzten Granitſtücken ſitzend, die Ankunft der Nacht, mit ruhigen und mannichfaltigen Geſprächen, erwarteten. Gegen ſieben, als wir hinabſtiegen, war es noch nicht kühler, als es im Sommer um neun Uhr zu ſeyn pflegt. In einem ſchlechten Wirthshaus, bey muntern und willigen Leuten, an deren Patois man ſich erluſtigt, erſchlafen wir nun den morgenden Tag, vor deſſen Anbruch wir ſchon unſern Stab weiter ſetzen wollen.

Salenche, den 4ten Nov. Mittags.

Biß ein ſchlechtes Mittageſſen von ſehr willigen Händen wird bereitet ſeyn, will ich verſuchen, das Merkwürdigſte von heute früh aufzuſchreiben. Mit Tages Anbruch gingen wir zu Fuße von Cluſe ab, den Weg nach Balme. Angenehm friſch war's im Thal, das letzte Mondsviertel ging vor der Sonne hell auf und erfreute uns, weil man es ſelten ſo zu ſehen gewohnt iſt; leichte, einzelne Nebel ſtiegen aus den Felsritzen aufwärts, als wenn die Morgenluft junge Geiſter aufweckte, die Luſt fühlten, ihre Bruſt der Sonne entgegen zu tragen und ſie an ihren Blicken zu vergolden. Der obere Himmel war ganz rein, nur hie und da ſtrichen durchleuchtete Wolkenſtreifen. Balme iſt ein elendes Dorf, unfern vom Weg, wo ſich eine Felsſchlucht wendet. Wir verlangten von den Leuten, daß ſie uns zur Höhle führen ſollten, von der der Ort ſeinen

Ruhm hat. Da ſahen ſich die Leute unter einander an und ſagten einer zum andern: Nehm' du die Leiter, ich will den Strick nehmen, kommt ihr Herrn nur mit! Dieſe wunderbare Einladung machte uns lachen, indem wir ihnen folgten. Der Stieg ging durch abgeſtürzte Kalkfelſenſtücke erſt hinauf, die durch die Zeit vor der ſteilen Felswand aufgeſtufet worden und mit Haſel- und Buchenbüſchen durchwachſen ſind. Auf ihnen kommt man endlich an die Schicht der Felswand, wo man mühſeelig und leidig auf der Leiter und Felsſtufen, mit Hülfe übergebogener Nußbäum-Aeſte, und dran befeſtigter Stricke hinaufklettern muß; dann ſteht man frölich in einem Portal, das in dem Felſen eingewittert iſt, überſieht das Thal und das Dorf unter ſich. Wir bereiteten uns zum Eingang in die Höle, zündeten Lichter an und luden eine Piſtole, die wir losſchießen wollten. Die Höle iſt ein langer Gang, meiſt ebenes Bodens, auf Einer Schicht, bald zu ein bald zu zwei Menſchen breit, bald über Mannshöhe, dann wieder zum bücken und auch zum durchkriechen. Gegen die Mitte ſteigt eine Kluft aufwärts und bildet einen ſpizigen Dom. In einer Eke ſchiebt eine Kluft abwärts, wo wir immer gelaſſen ſiebzehn bis neunzehn gezählt haben, eh' ein Stein, mit verſchiedentlich wiederſchallenden Sprüngen, endlich in die Tiefe kam. An den Wänden ſintert ein Tropfſtein, doch iſt ſie an den wenigſten Orten feucht, und es bilden ſich lange nicht die reichen wunderbaren Figuren, wie in der Baumanns-Höle. Wir drangen ſo weit vor, als es die Waſſer zulieſſen, ſchoſſen im Herausgehen die Piſtole los, davon die Höhle von einem ſtarken dumpfen Klang erſchüttert wurde und um uns wie eine Glocke ſummte. Wir brauchten eine ſtarke Viertelſtunde wieder herauszugehen, machten uns die Felſen wieder hinunter, fanden unſere Wagen und fuhren weiter. Wir ſahen einen ſchönen Waſſerfall auf Staubbachs Art, er war weder ſehr hoch noch ſehr reich, doch weil die Felſen um ihn, wie eine runde Niſche bilden, in der er herabſtürzt, ſehr intereſſant. Bei hohem Sonnenſchein kamen wir hier an, nicht hungrig genug, das Mittagseſſen, das aus einem aufgewärmten Fiſch, Kuhfleiſch und hartem Brod beſtehet, gut zu finden. Von hier geht weiter in's Gebürg kein Fuhrweg für eine ſo ſtattliche Reiſekutſche, wie wir haben, dieſe geht nach Genf zurück und ich nehme Abſchied von Ihnen, um den Weg weiter fortzuſetzen. Ein Mauleſel mit dem Gepäck wird uns auf dem Fuß folgen.

Chamouni, den 4ten Nov. Abends gegen 9.

Nur daß ich mit dieſem Blatt Ihnen um ſo viel näher rücken kann, nehme ich die Feder, ſonſt wäre es beſſer meine Geiſter ruhen zu laſſen. Wir ließen Salenche in einem ſchönen, ofnen Thale hinter uns, der Himmel hatte ſich während unſrer Mittagraſt, mit weißen Schäfgen überzogen, von denen ich hier eine beſondre Anmerkung machen muß: Wir haben ſie ſo ſchön und noch ſchöner, an einem heitern Tag, von den Berner Eisbergen aufſteigen ſehen, auch hier ſchien es uns wieder ſo, als wenn die Sonne die leiſeſte Ausdünſtungen von den höchſten Schneegebürgen, gegen ſich aufzöge und dieſe ganz feine Dünſte von einer leichten Luft, wie eine Schaumwolle, durch die Atmoſphäre gekämmt würden. Ich erinnere mich nie in den höchſten Sommertagen, bey uns, wo dergleichen ähnliche Lufterſcheinungen vorfallen, etwas ſo durchſichtiges, leicht gewobenes geſehen zu haben. Schon ſahen wir die Schneegebürge, von denen ſie aufſteigen, vor uns, das Thal fing an zu ſtocken, die Arve ſchoß aus einer Felskluft hervor, wir muſten einen Berg hinan, und wanden uns, die Schneegebürge rechts vor uns, immer höher. Abwechſelnde Berge, alte Fichtenwälder zeigten ſich uns rechts, theils in der Tiefe, theils uns gleich. Links über uns waren die Gipfel des Bergs kahl und ſpitzig. Wir fühlten, daß wir einem ſtärkern und mächtigern Satz von Bergen immer näher rückten. Wir kamen über ein breites trocknes Bette von Kieſeln und Steinen, das die Waſſerfluthen die Länge des Berges hinab zerreiſſen und wieder füllen, von da in ein ſehr angenehmes, rundgeſchloßnes, flaches Thal, worinn das Dörfgen Serves liegt, wo dann der Weg, um einige ſehr bunte Felſen, wieder gegen die Arve ſich ziehet. Wenn man über ſie weg iſt, ſteigt man einen Berg hinan, die Maſſen werden hier immer größer, die Natur hat hier, mit ſachter Hand, das Ungeheure zu bereiten angefangen. Es wurde dunkler, wir kamen dem Thale Chamouni näher und endlich darein. Nur die großen Maſſen waren uns ſichtbar, die Sterne gingen nach einander auf und wir bemerkten über den Gipfeln der Berge, rechts vor uns, ein Licht, das wir nicht erklären konnten. Hell, ohne Glanz wie die Milchſtraße, doch dichter, faſt wie die Plejaden, nur größer, unterhielte es lang unſre Aufmerkſamkeit, biß es endlich, da wir unſern Standpunkt änderten, wie eine Piramide, von einem innern, geheimnißvollen Lichte durchzogen, das dem Schein eines Johanniswurms am beſten verglichen werden kann, über den Gipfeln aller Berge hervorragte und uns gewiß machte, daß es der Gipfel des Mont blanc's war. Es war die Schönheit dieſes Anblicks ganz außerordentlich, denn, da er mit den Sternen, die um ihn herum ſtunden, zwar nicht in gleich raſchem Licht, doch in einer breitern, zuſammenhängendern Maſſe leuchtete, ſo ſchien er den Augen zu einer höhern Sphäre zu gehören und man hatte Müh', in Gedanken ſeine Wurzeln wieder an die Erde zu befeſtigen. Vor ihm ſahen wir eine Reihe von Schneegebürgen, dämmernder auf den Rücken von ſchwarzen Fichtenbergen liegen und ungeheure Gletſcher zwiſchen den ſchwarzen Wäldern herunter in's Thal ſteigen. Meine Beſchreibung fängt an unordentlich und ängſtlich zu werden, auch brauchte es eigentlich immer zwei Menſchen, einen der's ſähe und einen der's beſchriebe. Wir ſind hier in dem mittelſten Dorfe des Thals, le Prieure genannt, wohl logieret, in einem Hauſe, das eine Wittwe den vielen Fremden zu Ehren, vor einigen Jahren erbauen ließ. Wir ſitzen am Camine und laſſen uns den Muskatellerwein, aus der Vallée d'aost beſſer ſchmecken, als die Faſtenſpeiſen, die uns aufgetiſcht werden.

Antigone.

Es ſind mit Schlöſſern doch und eh'rnen Riegeln
Die Pforten und die Werke Amphions,
Die Mauern, wohl verwahrt?

Hofmeiſter.

Sey außer Sorgen.
Von innen iſt die Stadt verwahrt — Doch ſieh
Den Führer da, wenn du ihn kennen willſt.

Antigone.

Der dort mit blankem Helme vor dem Heer
Einherzieht und den eh'rnen Schild ſo leicht
Im Arme ſchwenkt — wer iſt's?

Hofmeiſter.

Das iſt ein Führer,
Gebieterin!

Antigone.

Wer iſt er? Woher ſtammt er?
Wie nennt er ſich? O ſage mir das, Greis!

Hofmeiſter.

Myceniſchen Geſchlechts iſt er und wohnt
An Lerna's Teiche, Fürſt Hippomedon.

Antigone.

Wie trotzig und wie ſchreckhaft anzuſehn!
Den erdgeborenen Giganten gleich,
Nicht wie ein Sterblicher tritt er einher,
Gleich einem Stern in ſeiner Rüſtung leuchtend!

Hofmeiſter.

Siehſt du jetzt den, der über das Gewäſſer
Der Dirce ſetzt?

den 4ten Nov. Abends.

Es iſt immer eine Reſolution als wie wenn man in's kalte Waſſer ſoll, ehe ich die Feder nehmen mag, zu ſchreiben. Hier hätt' ich nun grade Luſt, Sie auf die Beſchreibung der Savoyſchen Eisgebürge, die Bourit, ein paſſionirter Kletterer, herausgegeben hat, zu verweiſen. Erfriſcht durch einige Gläſer guten Wein und den Gedanken, daß dieſe Blätter eher als die Reiſenden und Bourit's Buch bey Ihnen ankommen werden, will ich mein möglichſtes thun. Das Thal Chamonni, in dem wir uns befinden, liegt ſehr hoch in den Gebürgen, es iſt etwa ſechs biß ſieben Stunden lang und gehet ziemlich von Mittag gegen Mitternacht; der Charakter, der mir es vor andern auszeichnet, iſt, daß es in ſeiner Mitte faſt gar keine Fläche hat, ſondern das Erdreich, wie eine Mulde, ſich gleich von der Arve aus gegen die höchſten Gebürge anſchmiegt. Der Mont blanc und die Gebürge, die von ihm herabſteigen, die Eismaſſen, die dieſe ungeheure Klüfte ausfüllen, machen die öſtliche Wand aus, an der die ganze Länge des Thals hin ſieben Gletſcher, einer größer als der andre herunterkommen. Unſere Führer, die wir gedingt hatten, das Eismeer zu ſehen, kamen bey Zeiten. Der eine iſt ein rüſtiger, junger Burſche, der andre ſchon älter und ſich klug dünkender, der mit allen gelehrten Fremden Verkehr gehabt hat, von der Beſchaffenheit der Eisberge ſehr wohl unterrichtet und ein ſehr tüchtiger Mann iſt. Er verſicherte uns, daß ſeit acht und zwanzig Jahren, ſo lang führ' er Fremde auf die Gebürge, er zum erſtenmal ſo ſpät im Jahr, nach Allerheiligen, jemand hinaufbringe, und doch verſicherte er, daß wir alles eben ſo gut wie im Auguſt ſehen ſollten. Wir ſtiegen mit Speiſe und Wein gerüſtet den Mont Anvert hinan, wo uns der Anblick des Eismeers überraſchte. Ich würde es, um die Backen nicht ſo voll zu nehmen, eigentlich das Eisthal oder den Eisſtrom nennen. Denn die ungeheuren Maſſen von Eis, dringen aus einem tiefen Thal, von oben anzuſehn, in ziemlicher Ebne hervor. Grad hinten endigt ein ſpitzer Berg, wo von beyden Seiten Eisflüſſe ſich in den Hauptſtrom ergieſſen. Es lag noch nicht der mindeſte Schnee auf der zakigten Fläche und die blauen Spalten glänzten gar ſchön hervor. Das Wetter fing nach und nach an ſich zu überziehen und ich ſahe wogige graue Wolken, die Schnee anzudeuten ſchienen, wie ich ſie niemals geſehen. In der Gegend, wo wir ſtunden, iſt die kleine von Steinen zuſammengelegte Hütte für das Bedürfniß der Reiſenden, zum Scherz das Schloß von Mont Anvert genannt. Monſieur Blaire, ein Engländer, der ſich zu Genf aufhält, hat eine geräumigere, an einem ſchicklichern Ort, etwas weiter hinauf, erbauen laſſen, wo man am Feuer ſitzend, zu einem Fenſter hinaus, das ganze Eisthal überſehen kann. Die Gipfel der Felſen gegen über und auch in die Tiefe des Thals hin, ſind ſehr ſpizig ausgezakt; es kommt daher, weil ſie aus einer Geſteinart zuſammengeſetzt ſind, deren Schichten faſt ganz perpendikular in die Erde einſchieſſen; wittert eine leichtere aus, ſo bleibt die andere Spitze in die Luft ſtehen, ſolche Zacken werden

Nadeln genennet und die Aiguille du dru iſt eine ſolche hohe merkwürdige Spitze, grade dem Mont anvert gegen über. Wir wollen nunmehro auch das Eismeer betreten, und dieſe ungeheure Maſſen auf ſich ſelbſt beſchauen. Wir ſtiegen den Berg hinunter und machten einige hundert Schritte auf den wogigen Criſtallklippen herum. Es iſt ein ganz treflicher Anblick, wenn man, auf dem Eiſe ſelbſt ſtehend, den oberwärts ſich herabdrängenden und durch ſeltſame Spalten geſchiedenen Maſſen entgegen ſieht, doch wollt' es uns nicht länger auf dieſem ſchlüpfrigen Boden gefallen, wir waren weder mit Fußeiſen, noch mit beſchlagenen Schuhen gerüſtet, vielmehr waren unſere Abſätze durch den langen Marſch abgerundet und geglättet, wir machten uns alſo wieder zu den Hütten hinauf und nach einigem Ausruhen zur Abreiſe fertig. Wir ſtiegen den Berg hinab und kamen an den Ort, wo der Eisſtrom ſtufenweis biß hinunter in's Thal dringt und traten in die Höle, in die er ſein Waſſer ausgießt. Sie iſt weit, tief, von dem ſchönſten Blau, und es ſteht ſich ſichrer im Grund als vorn an der Mündung, weil an ihr ſich immer große Stücke Eis ſchmelzend ablöſen. Wir nahmen unſern Weg nach dem Wirthshauſe zu, bey der Wohnung zweier Blondins vorbei: Kinder von zwölf biß vierzehn Jahren, die ſehr weiße Haut, weiße, doch ſchroffe Haare, rothe und bewegliche Augen wie die Kaninchen haben.

Die tiefe Nacht, die im Thale liegt, lädt mich zeitig zu Bette und ich habe kaum noch ſo viel Munterkeit Ihnen zu ſagen, daß wir einen jungen zahmen Steinbock geſehen haben, der ſich unter den Ziegen ausnimmt, wie der natürliche Sohn eines groſſen Herrn, deſſen Erziehung in der Stille einer bürgerlichen Familie aufgetragen iſt.

Chamouni den 6 Nov. früh.

Zufrieden mit dem, was uns die Jahrzeit hier zu ſehen erlaubte, ſind wir reiſefertig noch heute in's Wallis durchzudringen. Das ganze Thal iſt über und über biß an die Hälfte der Berge mit Nebel bedeckt, wir müſſen erwarten, was Sonne und Wind zu unſerm Vortheil thun werden. Unſer Führer ſchlägt uns einen Weg über den Col de balme vor. Ein hoher Berg, der an der nördlichen Seite des Thals gegen Wallis zu liegt und auf dem wir, wenn wir glücklich ſind, das Thal Chamouni, mit ſeinen meiſten Merkwürdigkeiten, noch auf einmal von ſeiner Höhe überſehen können. Indem ich dieſes ſchreibe, zeigt ſich an dem Himmel eine herrliche Erſcheinung: die Nebel, die ſich bewegen und die ſich an einigen Orten brechen, laſſen, wie durch Tagelöcher den blauen Himmel ſehen und die Gipfel der Berge, die oben, über unſrer Dunſtdecke, von der Morgenſonne beſchienen werden. Auch ohne die Hofnung eines ſchönen Tags, iſt dieſer Anblick dem Aug' eine rechte Weide. Erſt jetzo hat man einiges Maas für die Höhe der Berge. Erſt in einer ziemlichen Höhe vom Thal auf, ſtreichen die Nebel an dem Berg hin, hohe Wolken ſteigen von da auf und alsdann ſieht man noch über ihnen die Gipfel in der Verklärung ſchimmern.

Es wird Zeit! Ich nehme zugleich von dieſem geliebten Thal und von Ihnen Abſchied.

Martinach im Wallis, d. 6ten Nov. Abends.

Glücklich ſind wir herüber gekommen und ſo wäre auch dieſes Abentheuer beſtanden. Die Freude über unſer gutes Schickſal wird mir noch eine halbe Stunde die Feder lebendig erhalten.

Unſer Gepäck auf ein Maulthier geladen, zogen wir frühe gegen Neune von Prieuré aus. Die Wolken wechſelten, daß die Gipfel der Berge bald erſchienen, bald verſchwanden, bald die Sonne ſtreifweis in's Thal bringen konnte, bald die Gegend wieder verdeckt wurde. Wir gingen das Thal hinauf, den Ausguß des Eisthals vorbey, ferner den Glacier d'argentiere hin, der höchſte von allen, deſſen oberſter Gipfel uns aber von Wolken bedeckt war. In der Gegend wurde Rath gehalten, ob wir den Steig über den Col de balme unternehmen und den Weg über Valorſine verlaſſen wollten. Der Anſchein war nicht der vortheilhafteſte, doch da hier nichts zu verlieren und viel zu gewinnen war, traten wir unſern Weg kek gegen die dunkle Nebel- und Wolkenregion an. Als wir gegen den Glacier du tour kamen, riſſen ſich die Wolken auseinander und wir ſahen auch dieſen ſchönen Gletſcher in völligem Lichte. Wir ſetzten uns nieder, tranken eine Flaſche Wein aus und aßen etwas weniges. Wir ſtiegen nunmehro immer den Quellen der Arve auf rauhern Matten entgegen und kamen dem Nebelkreis immer näher, biß er uns endlich völlig aufnahm. Wir ſtiegen eine Weile geduldig fort, als es auf einmal wieder über unſern Häuptern helle zu werden anfing und wir aufſchritten. Kurze Zeit dauerte es, ſo traten wir aus den Wolken heraus, ſahen ſie in ihrer ganzen Laſt, unter uns auf dem Thale liegen und konnten die Berge, die es rechts und links einſchließen, außer dem Gipfel des Mont blanc, der mit Wolken bedeckt war, ſehen, deuten und mit Namen nennen. Wir ſahen einige Gletſcher von ihren Höhen biß zu der Wolkentiefe herabſteigen, von andern ſahen wir nur die Plätze, indem uns die Eismaſſen durch die Berge verdeckt wurden. Ueber die ganze Wolkenfläche ſahen wir, außer dem mittägigen Ende des Thales, ferne Berge im Sonnenſchein. Was ſoll ich Ihnen die Namen von den Gipfeln, Spitzen, Nadeln, Eis- und Schneemaſſen vorerzählen, die Ihnen doch kein Bild weder vom Ganzen noch vom Einzelnen in die Seele bringen? Merkwürdiger iſt's, wie die Geiſter der Luft ſich unter uns zu ſtreiten ſchienen. Kaum hatten wir eine Weile geſtanden und uns an der großen Ausſicht ergözt, ſo ſchien eine feindſelige Gährung in dem Nebel zu entſtehen, der auf einmal aufwärts ſtrich und uns aufs neue einzuwickeln drohte. Wir ſtiegen ſtärker den Berg hinan, ihm nochmals zu entgehn, allein er überflügelte uns und hüllte uns ein. Wir ſtiegen immer friſch aufwärts und bald kam uns ein Gegenwind vom Berge ſelbſt zu Hülfe, der durch den Sattel, welcher zwey Gipfel verbindet, hereinſtrich, und den Nebel wieder in's Thal zurücktrieb. Dieſer wunderſame Streit wieverhehlte ſich öfters und wir langten endlich glücklich auf dem Col de balme an. Es war ein ſeltſamer, eigener Anblick: der höchſte Himmel über den Gipfeln der Berge war überzogen, unter uns ſahen wir durch den manchmal zerriſſenen Nebel in's ganze Thal Chamouni und zwiſchen dieſen beyden Wolkenſchichten waren die Gipfel der Berge alle ſichtbar. Auf der Oſtſeite waren wir von ſchroffen Gebürgen eingeſchloſſen, auf der Abendſeite ſahen wir in ungeheure Thäler, wo doch auf einigen Matten ſich menſchliche Wohnungen zeigten. Vorwärts lag uns das Wallisthal, wo man mit einem Blick biß Martinach und weiter hinein mannichfaltig über einander geſchlungene Berge ſehen konnte, von allen Seiten von Gebürgen umſchloſſen, die ſich weiter gegen den Horizont immer zu vermehren und aufzuthürmen ſchienen, ſo ſtanden wir auf der Gränze von Savoyen und Wallis. Einige Contrebandiers kamen mit Mauleſeln den Berg herauf und erſchraken vor uns, da ſie an dem Platz jetzo niemand vermutheten. Sie thaten einen Schuß, als ob ſie ſagen wollten: damit ihr ſeht, daß ſie geladen ſind — und es ging einer voraus, um uns zu recognoſcieren. Da er unſern Führer erkannte und unſre harmloſe Figuren ſah, rückten die andern auch näher und wir zogen, mit wechſelſeitigen Glückwünſchen, an einander vorbey. Der Wind ging ſcharf und es fing ein wenig an, zu ſchneien. Nunmehro ging es durch einen ſehr rauhen und wilden Steig abwärts durch einen alten Fichtenwald, der ſich auf Fels-Platten eingewurzelt hatte. Vom Wind übereinander geriſſen verfaulten hier die Stämme mit ihren Wurzeln und die zugleich losgebrochne Felſen lagen ſchroff durch einander. Endlich kamen wir in's Thal, wo der Trientfluß aus einem Gletſcher entſpringt, ließen das Dörfgen Trient ganz nahe rechts liegen, und folgten dem Thale durch einen ziemlich unbequemen Weg, biß wir endlich gegen ſechſe hier in Martinach auf flachem Wallisboden angekommen ſind, wo wir uns zu weitern Unternehmungen ausruhen wollen.

Martinach den 6 Nov. 1779. Abends.

Zu Nachts ſind wir in ein Land getreten, nach dem unſre Neugier ſchon lange geſpannt iſt, noch haben wir nichts als die Gipfel der Berge, die das Thal von beyden Seiten einſchließen, in der Abenddämmerung geſehn, wir ſind im Wirthshauſe untergekrochen, ſehen zum Fenſter hinaus, die Wolken wechſeln, es iſt uns ſo heimlich und ſo wohl, daß wir ein Dach haben, als Kindern, die ſich aus Stühlen, Tiſchblättern und Teppichen eine Hütte am Ofen machen und ſich drinne bereden, es regne und ſchneie auſſen, um angenehme eingebildete Schauer in ihren kleinen Seelen in Bewegung zu bringen. So ſind wir in der Herbſtnacht in einem fremden unbekannten Land. Aus der Karte wiſſen wir, daß wir in dem Winkel eines Ellenbogens ſitzen, von wo aus der kleinere Theil des Wallis ohngefähr von Mittag gegen Mitternacht die Rhone hinunter ſich an den Genferſee anſchließt, der andre und längſte aber vom Abend gegen Morgen die Rhone hinauf biß an ihren Urſprung, die Furka ſtreicht. Das Wallis ſelbſt zu durchreiſen macht uns eine angenehme Ausſicht, nur wie wir oben hinauskommen werden, erregt einige Sorge. Zuföderſt iſt feſtgeſetzt, daß wir um den untern Theil zu ſehen, morgen biß St. Maurice gehen, wo ***, der mit den Pferden durch das Pays de Vaud vorausgegangen, eingetroffen ſeyn wird. Morgen Abend gedenken wir wieder hier zu ſeyn und übermorgen ſoll es das Land hinauf.

den 7ten. St. Maurice gegen Mittag.

Heute früh gingen wir in der Dämmerung von Martinach weg, ein friſcher Nordwind ward mit dem Tage lebendig, wir kamen an einem alten Schloſſe vorbei, das auf der Eke ſteht, wo die beiden Arme des Wallis ein Y machen. Das Thal iſt eng und wird auf beiden Seiten von mannichfaltigen Bergen beſchloſſen, die wieder zuſammen ihren eigenen erhaben lieblichen Charakter haben. Wir kamen dahin, wo der Trientſtrom um enge und grade Felſenwände herum in das Thal dringt, daß man zweifelhaft iſt, ob er nicht unter den Felſen hervorkomme. Gleich dabei ſteht die alte vorm Jahr durch den Fluß beſchädigte Brücke, unfern welcher ungeheure Felsſtücke vor kurzer Zeit vom Gebürge herab die Landſtraße verſchüttet haben; dieſe Gruppe zuſammen würde ein auſſerordentlich ſchönes Bild machen. Nicht weit davon hat man eine neue hölzerne Brücke gebaut, und ein ander Stück Landſtraße eingeleitet. Wir wußten, daß wir uns dem berühmten

Waſſerfall des Piſſe vache näherten und wünſchten einen Sonnenblick, wozu uns die wechſelnden Wolken einige Hofnung machten. An dem Wege betrachteten wir die vielen Granit- und Geſtellſteinſtücke, die bey ihrer Verſchiedenheit doch alle eines Urſprungs zu ſeyn ſchienen. Endlich traten wir vor den Waſſerfall, der ſeinen Ruhm vor vielen andern verdient. In ziemlicher Höhe ſchießt aus einer engen Felskluft ein ſtarker Bach flammend herunter, in ein Becken wo er in Staub und Schaum ſich weit und breit im Wind herum treibt. Die Sonne trat hervor und machte den Anblick doppelt lebendig. Unten im Waſſerſtaube hat man einen Regenbogen hin und wieder, wie man geht, ganz nahe vor ſich. Tritt man weiter hinauf, ſo ſieht man noch eine ſchönere Erſcheinung. Die luſtigen ſchäumenden Wellen des obern Strals, wenn ſie giſchend und flüchtig die Linien berühren, wo in unſern Augen der Regenbogen entſtehet, färben ſich flammend, ohne daß die aneinander hängende Geſtalt eines Bogens erſcheine, und ſo iſt an dem Platze immer eine wechſelnde feurige Bewegung. Wir kletterten dran herum, ſetzten uns dabey nieder und wünſchten ganze Tage und gute Stunden des Lebens dabey zubringen zu können. Auch hier wieder, wie ſo oft auf dieſer Reiſe, fühlten wir, daß große Gegenſtände im Vorübergehen gar nicht empfunden und genoſſen werden können. Wir kamen in ein Dorf, wo luſtige Soldaten waren, und tranken daſelbſt neuen Wein, den man uns geſtern auch ſchon vorgeſetzt hatte. Er ſieht aus wie Seifenwaſſer, doch mag ich ihn lieber trinken als

Antigone.

Ganz andre Waffen ſind
Das wieder! Sage mir, wer iſt's?

Hofmeiſter.

Das iſt
Der Führer Tydeus, König Oeneus Sohn,
Dem ſchlägt der kalidon'ſche Mars im Buſen.

Antigone.

Iſt's der, der von der Gattin meines Bruders
Die Schweſter ehlichte? Wie fremd von Rüſtung,
Halb Grieche ſcheint er mir und halb Barbar!

Hofmeiſter.

Mein Kind, ſo ſtarke Schilde führen alle
Etolier, und auf den Lanzenwurf
Verſtehen ſie ſich trefflich.

Antigone.

Aber wie
Kannſt du dies alles ſo genau mir ſagen?

Hofmeiſter.

Weil ich der Schilde Zeichen mir gemerkt,
Als ich den Stillſtand in das Lager brachte;
So kenn' ich die nun, die die Schilde führen.

Antigone.

Wer iſt denn jener Langgelockte dort
An Cethus Grabmal, ſchreckhaft anzuſchauen,
Doch noch ein Jüngling an Geſtalt?

Hofmeiſter.

Ein Führer.

Antigone.

Was für ein Haufen von Bewaffneten
Sich um ihn drängt!

ihren ſauren jährigen und zweijährigen; wenn man durſtig iſt, bekommt alles wohl. Wir ſahen St. Maurice von weitem, wie es juſt an einem Platze liegt, wo das Thal ſich zu einem Paſſe zuſammen drückt. Links über der Stadt ſahen wir an einer Felſenwand eine kleine Kirche mit einer Einſiedelei angeflickt, wo wir noch hinauf zu ſteigen denken. Wenn ich jemanden einen Weg in's Wallis rathen ſollte, ſo wär' es dieſer, vom Genferſee die Rhone herauf. Ich bin auf dem Weg nach Bex zu über die groſſe Brücke gegangen, wo man gleich in's Berner Gebiet eintritt, die Rhone fließt dort hinunter und das Thal wird nach dem See zu etwas weiter. Wie ich mich umkehrte, ſah ich die Felſen ſich bey St. Maurice zuſammendrücken und über die Rhone, die unten durchrauſcht, in einem hohen Bogen eine ſchmale leichte Brücke kühn hinüber geſprengt. Die mannichfaltigen Erker und Thürme eines Schloſſes ſchlieſſen drüben gleich an und mit einem einzigen Thore iſt der Eingang in's Wallis geſperrt.

Gegen Neun.

Wir ſind tief in die Nacht geritten und der Herweg hat uns länger geſchienen als der Himweg, wo wir von einem Gegenſtand zu dem andern gelockt worden ſind; auch habe ich alle Beſchreibungen und Reflexionen vor heute herzlich ſatt, doch will ich zwey ſchöne noch geſchwind in der Erinnerung feſtehalten. An der Piſſe vache kamen wir in tiefer Dämmrung wieder vorbei. Die Berge, das Thal und ſelbſt der Himmel waren dunkel und dämmernd.

Graulich und mit ſtillem Rauſchen ſah man den herabſchieſſenden Strom von allen andern Gegenſtänden ſich unterſcheiden, man bemerkte faſt gar keine Bewegung. Es war immer dunkler geworden. Auf einmal ſahen wir den Gipfel einer ſehr hohen Klippe völlig wie geſchmolzen Erz im Ofen glühen und rothen Dampf davon aufſteigen. Dieſes ſonderbare Phänomen würkte die Abendſonne, die den Schnee und den davon aufſteigenden Nebel erleuchtete.

Sion, den 8ten Novbr.

Wir haben heute früh einen Fehlritt gethan und uns wenigſtens um drei Stunden verſäumet. Wir ritten vor Tag von Martinach weg, um bey Zeiten in Sion zu ſeyn; das Wetter war auſſerordentlich ſchön, nur daß die Sonne wegen ihres niedern Standes von den Bergen gehindert war, den Weg den wir ritten zu beſcheinen. Der Anblick des wunderſchönen Walliesthals machte manchen guten und muntern Gedanken rege. Wir waren ſchon drei Stunden die Landſtraſſe hinan, die Rhone uns linker Hand, geritten, wir ſahen Sion vor uns liegen und freuten uns auf das bald zu veranſtaltende Mittageſſen, als wir die Brücke, die wir zu paſſiren hatten, abgetragen fanden. Es blieb uns nach Angabe der Leute, die dabei beſchäftigt waren, nichts übrig, als entweder einen kleinen Fußpfad der an den Felſen hingieng zu wählen, oder eine Stunde wieder zurück zu reiten und alsdenn über einige andere Brücken der Rhone zu gehen, wir wählten das letzte und lieſſen uns von keinem üblen Humor anfechten, ſondern ſchrieben dieſen Unfall wieder auf Rechnung eines guten Geiſtes, der uns bey der ſchönſten Tagszeit durch ein ſo intereſſantes Land ſpatzieren führen wollte. Die Rhone macht überhaupt in dieſem engen Lande böſe Händel. Wir muſten, um zu den andern Brücken zu kommen, über anderthalb Stunden durch die ſandigen Fleke reiten, die ſie durch Ueberſchwemmungen ſehr oft zu verändern pflegt, und die nur zu Erlen und Weidengebüſchen zu benutzen ſind. Endlich kamen wir an die Brücken, die ſehr bös, ſchwankend, lang und von falſchen Knüppeln zuſammengeſetzt ſind. Wir muſten einzeln unſere Pferde, nicht ohne Sorge, drüber führen. Nun ging es an der linken Seite des Wallis wieder nach Sion zu. So unangenehm und ſteinig der Weg war, den wir zu reiten hatten, ſo angenehm waren die noch ziemlich grünen Reblauben, die ihn bedeckten; die Einwohner, denen jedes Flekgen Erdreich koſtbar iſt, pflanzen ihre Weinſtöcke gleich an die Mauren, die ihre Güter von dem Wege ſcheiden, ſie wachſen zu auſſerordentlicher Dicke und werden vermittelſt Pfälen und Latten über den Weg gezogen, ſo daß es faſt eine an einander hangende Laube iſt. In dem untern Theile war meiſtens Wieswachs, doch fanden wir auch, da wir uns Sion näherten, einigen Feldbau; gegen dieſe Stadt zu wird die Gegend durch wechſelnde Hügel auſſerordentlich mannichfaltig und man wünſchte eine längere Zeit des Aufenthalts hier genieſſen zu können. Doch unterbricht die Häßlichkeit der Städte und der Menſchen die angenehmen Empfindungen, die die Landſchaft erregt, gar ſehr, die ſcheußlichen Kröpfe haben mich ganz und gar üblen Humors gemacht. Unſern Pferden dürfen wir wohl heute nichts mehr zumuthen und denken deßwegen zu Fuſſe nach Seyters zu gehen, das Wirthshaus iſt hier abſcheulich und die Stadt hat ein widriges ſchwarzes Anſehn.

Leukerbaad den 9ten am Fuß des Gemmiberges.

In einem kleinen bretternen Haus, wo wir gar freundlich aufgenommen worden ſind, ſitzen wir in einer ſchmalen und niedrigen Stube, und ich will ſehen, wie viel von unſerer heutigen ſehr intereſſanten Tour durch Worte mitzutheilen iſt. Von Seyters ſtiegen wir früh drey Stunden lang einen Berg herauf, nachdem wir vorher groſſe Verwüſtungen der Bergwaſſer unterwegs angetroffen hatten. Es reißt ein ſolcher ſchnell entſtehender Strom auf Stunden weit alles zuſammen, überführt mit Steinen und Kies Felder, Wieſen und Gärten, die denn nach und nach kümmerlich, wenn es allenfalls noch möglich iſt, von den Leuten wieder hergeſtellt und nach ein paar Generationen vielleicht wieder verſchüttet werden. Wir hatten bisher noch meiſt das offene Wallisthal rechts neben uns gehabt, als ſich auf einmal ein ſchöner Anblick in's Gebürg vor uns aufthat.

Ich muß, um anſchaulicher zu machen, was ich beſchreiben will, etwas von der geographiſchen Lage der Gegend, wo wir uns befinden, ſagen. Wir waren nun ſchon drei Stunden aufwärts in das ungeheure Gebürge geſtiegen, das Wallis von Bern trennet. Es iſt eben der Stok von Bergen, der in einemfort vom Genferſee bis auf den Gotthardt läuft und auf dem ſich, in dem Berner Gebiet, die groſſen Eis- und Schnee-Maſſen eingeniſtet haben. Hier ſind oben und unten bloß relatife Worte des Augenblicks. Ich ſage, unter mir auf einer Fläche liegt ein Dorf und eben dieſe Fläche liegt vielleicht wieder an einem Abgrund, der viel höher iſt, als mein Verhältniß zu ihr.

Wir ſahen, als wir um eine Ecke herum kamen und bey einem Heiligenſtok ausruhten, unter uns am Ende einer ſchönen grünen Matte, die an einem ungeheuren Felsſchlund hergieng, das Dorf Inden mit einer weiſſen Kirche ganz am Hange des Felſens in der Mitte der Landſchaft liegen. Ueber der Schlucht drüben gingen wieder Matten und Tannenwälder aufwärts, gleich hinter dem Dorfe ſtieg eine groſſe Kluft von Felſen in die Höhe, die Berge von der linken Seite ſchloſſen ſich bis zu uns an, die von der rechten ſetzten auch ihre Rücken weiter fort, ſo daß das Dörfgen mit ſeiner weiſſen Kirche gleichſam wie im Brennpunkt von ſo viel zuſammenlaufenden Felſen und Klüften da ſtand. Der Weg nach Inden iſt in die ſteile Felswand gehauen, die dieſes Amphitheater von der linken Seite, im Hingehen gerechnet, einſchließt. Es iſt dieſes kein gefährlicher Weg, aber er ſieht fürchterlich aus. Er geht auf den Lagen einer ſchroffen Felswand hinunter, an der rechten Seite mit einer geringen Blanke von dem Abgrunde geſondert; ein Kerl, der mit einem Mauleſel neben uns hinabſtieg, faßte ſein Thier den gefährlichen Paſſagen beym Schweife, um ihm einige Hülfe zu geben, wenn es gar zu ſteil vor ſich hinunter in den Felſen hinein mußte. Endlich kamen wir in Inden an, und da unſer Bote wohl bekannt war, ſo fiel es uns leicht, von einer willigen Frau ein gut Glas rothen Wein und Brod zu erhalten, da ſie eigentlich in dieſer Gegend keine Wirthshäuſer haben. Nun gieng es die hohe Schlucht hinter Inden hinauf, wo wir denn bald den ſo ſchrecklich beſchriebenen Gemmiberg vor uns ſahen und das Leukerbaad an ſeinem Fuß zwiſchen andern hohen, unwegſamen und mit Schnee bedeckten Gebürgen gleichſam wie in einer holen Hand liegen fanden. Es war gegen drei, als wir ankamen, unſer Führer ſchaffte uns bald Quartier. Es iſt kein Gaſthof hier, aber alle Einwohner ſind ſo ziemlich wegen der vielen Badegäſte, die hieher kommen, eingerichtet, unſere Wirthin liegt ſeit geſtern in den Wochen, und ihr Mann macht mit einer alten Mutter und der Magd ganz artig die Ehre des Hauſes. Wir beſtellten etwas zu eſſen und lieſſen uns die warmen Quellen zeigen, die an verſchiedenen Orten ſehr ſtark aus der Erde hervorkommen und reinlich eingefaßt ſind. Auſſer dem Dorfe, gegen das Gebürge zu, ſollen noch einige ſtärkere ſeyn. Dieſes Waſſer hat nicht den mindeſten ſchweflichten Geruch, ſetzt wo es quillt und wo es durchfließt, nicht den mindeſten Oker oder ſonſt etwas mineraliſches oder irrdiſches an, ſondern läßt wie ein anderes reines Waſſer keine Spur zurück. Es iſt, wenn es aus der Erde kommt, ſehr heiß und wegen ſeiner guten Kräfte berühmt. Wir hatten noch Zeit zu einem Spaziergang gegen den Fuß des Gemmi, der uns ganz nah zu liegen ſchien. Ich muß hier wieder bemerken, was ſchon ſo oft vorgekommen iſt, daß wenn man mit Gebürgen umſchloſſen iſt, einem alle Gegenſtände ſo auſſerordentlich nahe ſcheinen. Wir hatten eine ſtarke Stunde über herunter geſtürzte Felsſtücke und dazwiſchen geſchwemmten Kies hinaufzuſteigen, bis wir an dem Fuß des ungeheuren Gemmiberges, wo der Weg an ſteilen Klippen aufwärts gehet, uns befanden. Es iſt dieß die Paſſage ins Berner Gebiet, wo alle Kranken ſich in Sänften müſſen herunter tragen laſſen. Hieß uns die Jahrszeit nicht eilen, ſo würde wahrſcheinlicher Weiſe morgen ein Verſuch gemacht werden, dieſen ſo merkwürdigen Berg zu beſteigen, ſo aber werden wir uns mit der bloſſen Anſicht vor dießmal begnügen müſſen. Wie wir zurückgiengen ſahen wir dem Gebräude der Wolken zu, das in der jetzigen Jahrszeit in dieſen Gegenden äuſſerſt intereſſant iſt. Das ſchöne Wetter hat uns bisher ganz vergeſſen machen, daß wir November haben, es iſt auch, wie man uns im Berniſchen vorausſagte, hier der Herbſt ſehr gefällig. Die frühen Abende und bald Schnee verkündigende Wolken erinnern uns aber doch manchmal, daß wir tief in der Jahrszeit ſind. Das wunderbare Wehen, das ſie heute Abend verführten, war auſſerordentlich ſchön. Als wir vom Fuß des Gemmiberges zurück kamen, ſahen wir, aus der Schlucht von Inden herauf, leichte Nebelwolken ſich mit groſſer Schnelligkeit bewegen. Sie wechſelten bald rückwärts bald vorwärts und kamen endlich aufſteigend dem Leukerbaad ſo nah, daß wir wohl ſahen, wir mußten unſre Schritte verdoppeln, um bey hereinbrechender Nacht nicht in Wolken eingewickelt zu werden. Wir kamen auch glücklich zu Hauſe an, und während ich das ſchreibe, legen ſich wirklich die Wolken ganz ernſtlich in einen kleinen artigen Schnee auseinander. Es iſt dieſes der erſte, den wir haben, und wenn wir auf unſere geſtrige warme Reiſe von Martinach nach Sion, auf die noch ziemlich belaubten Rebengeländer zurückdenken, eine ſehr ſchnelle Abwechſelung.

Ich bin an die Thüre getreten, ich habe dem Weſen der Wolken eine Weile zugeſehen, das über alle Beſchreibung ſchön iſt. Eigentlich iſt es noch nicht Nacht, aber ſie verhüllen abwechſelnd den Himmel und machen dunkel. Aus den tiefen Felsſchluchten ſteigen ſie herauf, bis ſie an die höchſten Gipfel der Berge reichen; von dieſen angezogen ſcheinen ſie ſich zu verdicken und von der Kälte gepakt in Geſtalt des Schnees niederzufallen. Es iſt eine unausſprechliche Einſamkeit hier oben, in ſo groſſer Höhe doch noch wie in einem Brunnen zu ſeyn, wo man nur vorwärts durch die Abgründe einen Fußpfad hinaus vermuthet. Die Wolken, die ſich hier in dieſem Sacke ſtoſſen, die ungeheuren Felſen bald zudecken und in eine undurchdringliche öde Dämmrung verſchlingen, bald wieder einzelne Theile davon als Geſpenſter ſehen laſſen, geben dem Zuſtand ein trauriges Leben. Man iſt voller Ahnung bey dieſen Wirkungen der Natur. Die Wolken, eine dem Menſchen von Jugend auf ſo merkwürdige Lufterſcheinung, iſt man in dem platten Lande doch nur als etwas fremdes, überirdiſches anzuſehen gewohnt. Man betrachtet ſie nur als Gäſte, als Strichvögel, die unter einem andern Himmel gebohren, von dieſer oder jener Gegend bey uns augenblicklich vorbeygezogen kommen, als prächtige Tepiche, womit die Götter ihre Herrlichkeit vor unſern Augen verſchlieſſen. Hier aber iſt man von ihnen ſelbſt wie ſie ſich erzeugen eingehüllt, und die ewige innerliche Kraft der Natur fühlt man ſich ahnungsvoll durch jede Nerve bewegen.

Auf die Nebel, die bei uns eben dieſe Wirkungen hervorbringen, giebt man weniger Acht, auch weil ſie uns weniger vors Auge gedrängt ſind, iſt ihre Wirthſchaft ſchwerer zu beobachten. Bey allen dieſen Gegenſtänden wünſcht man nur länger ſich verweilen und an ſolchen Orten mehrere Tage zubringen zu können, ja wenn man ein Liebhaber von dergleichen Betrachtungen iſt, ſo wird dieſer Wunſch immer lebhafter, wenn man bedenkt, daß jede Jahrszeit, Tageszeit und Witterung neue Erſcheinungen, an die man gar nicht denkt, hervorbringen muß. Und wie in jedem Menſchen, auch ſelbſt dem Gemeinen ſonderbare Spuren übrig bleiben, wenn er bey groſſen ungewöhnlichen Handlungen etwa einmal gegenwärtig geweſen iſt, und er ſich von dieſem einen Fleke gleichſam gröſſer fühlt, unermüdlich eben daſſelbe erzählend wiederhohlt, und dadurch einen Schatz für ſein ganzes Leben gefunden hat, ſo iſt es auch dem Menſchen, der ſolche groſſe Gegenſtände der Natur geſehen und mit ihnen vertraut geworden iſt. Er hat, wenn er dieſe Eindrücke zu bewahren, ſie mit andern Empfindungen und Gedanken, die in ihm entſtehen, zu verbinden weiß, gewiß einen Vorrath von Gewürze, womit er den unſchmackhaften Theil des Lebens verbeſſern und ſeinem ganzen Weſen einen durchziehenden guten Geſchmack geben kann. Ich bemerke, daß ich in meinem Schreiben der Menſchen wenig erwähne, ſie ſind auch unter dieſen groſſen Gegenſtänden der Natur beſonders im Vorbeygehen minder merkwürdig. Ich zweifle nicht, daß man bey längerm Aufenthalt gar intereſſante und gute Leute finden würde. Eins glaub ich überall zu bemerken, je weiter man von der Landſtraſſe und dem gröſſern Gewerbe abkommt, je mehr in den Gebürgen die Menſchen beſchränkt, abgeſchnitten und auf die allererſten Bedürfniſſe des Lebens zurückgewieſen ſind, je mehr ſie ſich von einem einfachen langſamen unveränderlichen Erwerbe nähren, deſto beſſer, willfähriger, freundlicher, uneigennütziger, gaſtfreier bey ihrer Armuth hab' ich ſie gefunden.

Brieg.

Geſtern giengen wir mit Tages Anbruch vom Leukerbaad aus, und hatten im friſchen Schnee einen ſchläpfrigen Weg über die Matten zu machen. Wir kamen bald nach Inden, wo wir dann den ſteilen Weg, den wir geſtern herunter kamen, zur rechten über uns lieſſen, und auf der Matte nach dem Schluchter, der uns nunmehro

Hofmeiſter.
Es iſt Parthenopäus,
Der Atalanta Sohn.
Antigone.
Daß ihn Dianens
Geſchoß, die jagend durch Gebirg' und Wald
Mit ſeiner Mutter ſchweift, verderben möge,
Der meine Heimat zu verwüſten kam!
Hofmeiſter.
Das gebe Zeus und alle Himmliſchen!
Doch keine ſchlimme Sache führte die
Herauf — drum fürcht' ich ſehr, es werden
Die Götter nach Gerechtigkeit verhängen!
Antigone.
Wo aber, wo entdeck' ich den, den das
Unſel'ge Schickſal mir zum Bruder gab?
O Liebſter! Polynicen zeige mir!
Hofmeiſter.
Der dort beim Grab der Töchter Niobens,
Nächſt an Adraſtus, ſteht — erkennſt du ihn?
Antigone.
Ja, ja, ich ſehe — doch recht deutlich nicht —
So was, das ihm von ferne gleicht — ſo etwa,
Wie er die Bruſt zu tragen pflegt! — o könnt' ich
Der ſchnellen Wolke Flug mit dieſen Füßen
Zu meinem Bruder durch die Lüfte fliegen,
Die Arme ſchlingen um den liebſten Hals
Des armen Flüchtlings, ach! des lang entbehrten!
O ſieh doch! wie die Morgenſonne blitzt
Der Herrliche in ſeiner goldnen Rüſtung!

links lag, hinabſtiegen. Er iſt wild und mit Bäumen verwachſen, doch geht ein ganz leidlicher Weg hinunter. Durch dieſe Felsklüfte hat das Waſſer, das vom Leukerbaad kommt, ſeine Abflüſſe ins Wallisthal. Wir ſahen in der Höhe an der Seite des Felſen, den wir geſtern heruntergekommen waren, eine Waſſerleitung gar künſtlich eingehauen, wodurch ein Bach in das benachbarte Dorf geleitet wird. Wir mußten nunmehro wieder einen Hügel hinauf und ſahen dann bald das offne Wallis und die garſtige Stadt Leuk unter uns liegen. Dieſe Städtgen ſind meiſt an die Berge angeflickt, die Dächer mit groben zerrißnen Schindeln unzierlich gedeckt, die durch die Jahrszeit ganz ſchwarz gefault und vermooſt ſind. Wie man auch nur hineintritt, ſo ekelts einem, denn es iſt überall unſauber; Mangel und ängſtlicher Erwerb dieſer privilegirten und freien Bewohner kommt überall zum Vorſchein. Wir fanden W*** der die ſchlimme Nachricht brachte, daß es nunmehro mit den Pferden ſehr beſchwerlich weiter zu gehen anfienge. Die Ställe werden kleiner und enger, weil ſie nur auf Mauleſel und Saumroſſe eingerichtet ſind. Es wurde ein kurzer Entſchluß gefaßt, W*** ſollte mit den Pferden das Wallis wieder hinunter über Bex, Vevay, Lauſanne, Friburg und Bern auf Luzern gehen, wir andern wollten unſern Weg das Wallis hinauf fortſezen, verſuchen, wo wir auf den Gotthardt hinauf bringen könnten, alsdenn durch den Canton Uri, über den vier Waldſtädterſee, gleichfalls in Luzern eintreffen. Man findet in dieſer Gegend überall Maulthiere, die auf ſelchen Wegen immer beſſer ſind als Pferde, und zu Fuſſe zu gehen iſt am Ende doch immer das angenehmſte. So kamen wir nach Brieg, fanden hier ein ganz artiges Wirthshaus, und, was uns zu groſſem Vergnügen dient, in einer geräumigen Stube ein Kamin; wir ſitzen am Feuer und machen Rathſchläge wegen unſerer weiteren Reiſe. Hier in Brieg geht die gewöhnliche Straſſe über den Simplon nach Italien; wenn wir alſo unſere Gedanken über die Furka auf den Gotthardt zu gehen aufgeben wollten, ſo gingen wir mit gemietheten Pferden und Maulthieren auf Domo d'oſula, Margozzo, führen den Lago majore hinaufwärts, dann auf Belinzone und ſo weiter den Gotthardt hinauf über Airolo zu den Capuzinern. Dieſer Weg iſt den ganzen Winter über gebahnt und mit Pferden bequem zu machen, doch ſcheint er unſerer Vorſtellung, da er in unſerm Plane nicht war und uns fünf Tage ſpäter als W*** nach Luzern führen würde, nicht reizend. Wir wünſchen vielmehr das Wallis bis an ſein oberes Ende zu ſehen, dahin wir morgen Abend kommen werden, und wenn das Glück gut iſt, ſo ſitzen wir übermorgen um dieſe Zeit in Realp in dem Urſner Thal, welches auf dem Gotthardt nahe bey deſſen höchſten Gipfel iſt. Sollten wir nicht über die Furka kommen, ſo bleibt uns immer der Weg hierher unverſchloſſen, und wir werden alsdann das aus Noth ergreifen, was wir aus Wahl nicht gerne thun. Sie können ſich vorſtellen, daß ich hier ſchon wieder die Leute examinirt habe, ob ſie glauben, daß die Paſſage über die Furka offen iſt, denn das iſt der Gedanke mit dem ich aufſtehe, ſchlafen gehe, mit dem ich den ganzen Tag über beſchäftigt bin. Bisher war es einem Marſch zu vergleichen, den man gegen einen Feind richtet, und nun iſts, als wenn man ſich dem Fleke nähert, wo er ſich verſchanzt hat, und man ſich mit ihm herumſchlagen muß. Auſſer unſerm Maulthier ſind zwei Pferde auf morgen früh beſtellt.

Münſter.

Wieder einen glücklichen und angenehmen Tag zurückgelegt. Heute früh, als wir von Brieg bei guter Tageszeit ausritten, ſagte uns der Wirth noch auf den Weg: wenn der Berg, ſo nennen ſie hier die Furka, gar zu grimmig wäre, ſo möchten wir wieder zurückkehren und einen andern Weg ſuchen. Mit unſern zwei Pferden und einem Mauleſel kamen wir nun bald über angenehme Matten, wo das Thal ſo eng wird, daß es kaum einige Büchſenſchüſſe breit iſt. Es hat daſelbſt eine ſchöne Weide, worauf groſſe Bäume ſtehen und Felsſtücke, die ſich von benachbarten Bergen abgelöſt haben, zerſtreut liegen. Das Thal wird immer enger, man wird genöthiget, an den Bergen ſeitwärts hinaufzuſteigen, und hat nunmehr die Rhone in einer ſchroffen Schlucht immer rechts unter ſich. In der Höhe aber breitet ſich das Land wieder aus, auf mannichfaltig gebogenen Hügeln ſind ſchöne nahrhafte Matten, liegen hübſche Oerter, die mit ihren dunkelbraunen hölzernen Häuſern gar wunderlich unter dem Schnee hervorſehen. Wir gingen viel zu Fuß und thaten's einander wechſelſeitig zu gefallen. Denn ob man gleich auf den Pferden ſicher iſt, ſo ſieht es doch immer gefährlich aus, wenn ein andrer, auf ſo ſchmalen Pfaden, von ſo einem ſchwachen Thiere getragen, an einem ſchroffen Abgrund, vor einem herreitet. Weil nun kein Vieh auf der Weide ſeyn kann, weil die Menſchen alle in den Häuſern ſtecken, ſo ſieht eine dergleichen Gegend ſehr einſam aus, und der Gedanke, daß man immer enger und enger zwiſchen ungeheuren Gebürgen eingeſchloſſen wird, giebt der Imagination graue und unangenehme Bilder, die einen, der nicht recht feſt im Sattel ſäſſe, gar leicht herab weiſen könnten. Der Menſch iſt niemals ganz Herr von ſich ſelbſt, da er die Zukunft nicht weiß, da ihm ſogar der nächſte Augenblick verborgen iſt, ſo hat er oft, wenn er etwas ungemeines vernimmt, mit unwillkührlichen Empfindungen zu kämpfen, über die man kurz hinterdrein wohl lachen kann, die aber oft in dem Augenblicke der Entſcheidung höchſt beſchwerlich ſind. In unſerm Mittagsquartier begegnete uns etwas angenehmes. Wir traten bey einer Frau ein, bey der es ganz rechtlich ausſah. Ihre Stube war nach hieſiger Landesart ausgetäfelt, die Betten mit Schnitzwerk geziert, die Schränke, Tiſche und was ſonſt von kleinen Repoſitorien an den Wänden und in den Ecken befeſtigt war, hatte artige Zierrathen von Drechsler- und Schnitzwerk. An den Portraits, die in der Stube hingen, konnte man bald ſehen, daß mehrere aus dieſer Familie ſich dem geiſtlichen Stand gewidmet hatten. Wir bemerkten auch eine Sammlung nicht eingebundner Bücher über der Thüre, die wir für eine Stiftung eines dieſer Herren hielten. Wir nahmen die Legenden der Heiligen herunter und laſen drinn, während daß das Eſſen vor uns zubereitet wurde. Die Wirthin fragte uns einmahl, als ſie in die Stube trat, ob wir auch die Geſchichte des H. Alexis geleſen hätten? wir ſagten nein, nahmen aber weiters keine Notiz davon und jeder las in ſeinem Kapitel fort. Als wir uns zu Tiſche geſetzt hatten, ſtellte ſie ſich zu uns und fieng wieder von dem H. Alexis an zu reden; wir fragten, ob es ihr Patron oder der Patron ihres Hauſes ſey, welches ſie verneinte, dabey aber verſicherte, daß dieſer heilige Mann ſo viel aus Liebe zu Gott ausgeſtanden habe, daß ihr ſeine Geſchichte erbärmlicher vorkomme, als wie viele der übrigen. Da ſie ſah, daß wir gar nicht unterrichtet waren, fing ſie uns an zu erzählen. Es ſey der heil. Alexis der Sohn vornehmer, reicher und gottesfürchtiger Eltern in Rom geweſen, ſey ihnen, die den Armen auſſerordentlich viel gutes gethan, in Ausübung guter Werke mit Vergnügen gefolgt, doch habe ihm dieſes noch nicht genug gethan, ſondern er habe ſich in der Stille Gott ganz und gar geweiht, und Chriſto eine ewige Keuſchheit angelobet. Als ihn in der Folge ſeine Eltern an eine ſchöne und treffliche Jungfrau verheurathen wollen, habe er zwar ſich ihrem Willen nicht widerſetzt, die Trauung ſei vollzogen worden, er habe ſich aber, anſtatt ſich zu der Braut in die Kammer zu begeben, auf ein Schiff, das er bereit gefunden, geſetzt, und ſey damit nach Aſien übergefahren.

Er habe daſelbſt die Geſtalt eines ſchlechten Bettlers angezogen und ſey dergeſtalt unkenntlich geworden, daß ihn auch die Knechte ſeines Vaters, die man ihm nachgeſchickt, nicht erkannt hätten. Er habe ſich daſelbſt an der Thüre der Hauptkirche gewöhnlich aufgehalten, dem Gottesdienſt beygewohnt und ſich vom geringen Allmoſen der Glaubigen genährt. Nach drei oder vier Jahren ſeyen verſchiedene Wunder geſchehen, die ein beſonderes Wohlgefallen Gottes angezeigt. Der Biſchof habe in der Kirche eine Stimme gehört, daß er den frömmſten Mann, deſſen Gebet vor Gott am angenehmſten ſey, in die Kirche rufen und an ſeiner Seite den Dienſt verrichten ſollte. Da dieſer hierauf nicht gewußt, wer gemeint ſey, habe ihm die Stimme den Bettler angezeigt, den er denn auch zu groſſem Erſtaunen des Volks herein geholt. Der heil. Alexis betroffen, daß die Aufmerkſamkeit der Leute auf ihn rege geworden, habe ſich in der Stille davon und auf ein Schiff gemacht, Willens, weiter ſich in die Fremde zu begeben. Durch Sturm aber und andre Umſtände ſey er genöthiget worden, in Italien zu landen. Der heil. Mann habe hierinn einen Wink Gottes geſehen und ſich gefreut, eine Gelegenheit zu finden, wo er die Selbſtverleugnung im höchſten Grade zeigen könnte. Er ſeye daher geradezu auf ſeine Vaterſtadt losgegangen, habe ſich als ein armer Bettler vor ſeiner Eltern Hausthüre geſtellt, dieſe, ihn auch dafür haltend, haben ihn nach ihrer frommen Wohlthätigkeit gut aufgenommen und einem Bedienten aufgetragen, ihn mit Quartiere im Schloß und den nöthigen

Speiſen zu verſehen; dieſer Bediente, verdrüßlich über die Mühe und unwillig über ſeiner Herrſchaft Wohlthätigkeit, habe dieſen anſcheinenden Bettler in ein ſchlechtes Loch unter der Treppe gewieſen und ihm daſelbſt geringes und ſparſames Eſſen gleich einem Hunde vorgeworfen. Der heil. Mann, anſtatt ſich dadurch irre machen zu laſſen, habe darüber erſt Gott recht in ſeinem Herzen gelobt und nicht allein dieſes, was er ſo leicht ändern können, mit gelaſſenem Gemüthe getragen, ſondern auch die andaurende Betrübniß der Eltern und ſeiner Gemahlin über die Abweſenheit ihres ſo geliebten Alexis mit unglaublicher und übermenſchlicher Standhaftigkeit ausgehalten. Denn ſeine vielgeliebte Eltern und ſeine ſchöne Gemahlin hat er des Tags wohl hundertmal ſeinen Namen ausrufen hören, ſich nach ihm ſehnen und über ſeine Abweſenheit ein kummervolles Leben verzehren ſehen. An dieſer Stelle konnte ſich die Frau der Thränen nicht mehr enthalten und ihre beiden Mädchen, die ſich während der Erzählung an ihren Rock angehängt, ſahen unverwandt an der Mutter hinauf. Ich weiß mir keinen erbärmlichern Zuſtand vorzuſtellen, ſagte ſie, und keine gröſſere Marter, als was dieſer heilige Mann bey den Seinigen und aus freiem Willen ausgeſtanden hat, aber Gott hat ihm ſeine Beſtändigkeit aufs herrlichſte vergolten und bey ſeinem Tode die gröſten Zeichen der Gnade vor den Augen der Glaubigen gegeben. Denn als dieſer heil. Mann, nachdem er einige Jahre in dieſem Zuſtande gelebt, täglich mit gröſter Innbrunſt dem Gottesdienſte beygewohnt, ſo iſt er endlich krank geworden, ohne daß jemand ſonderlich auf ihn acht gegeben. Als darnach an einem Morgen der Papſt, in Gegenwart des Kaiſers und des ganzen Adels, ſelbſt hohes Amt gehalten, haben auf einmal die Glocken der ganzen Stadt Rom wie zu einem Todtengeläute zu läuten angefangen, wie nun jedermänniglich darüber erſtaunet, ſo iſt dem Papſte eine Offenbarung geſchehen, daß dieſes Wunder den Tod des heiligſten Mannes in der ganzen Stadt anzeige, der in dem Hauſe des Patricii * * ſo eben verſchieden ſey. Der Vater des Alexis fiel auf Befragen ſelbſt auf den Bettler. Er ging nach Hauſe und fand ihn unter der Treppe wirklich todt. In den zuſammengefalteten Händen hatte der heil. Mann ein Papier ſtecken, welches ihm der Alte, wiewohl vergebens, herauszuziehen ſuchte. Er brachte dieſe Nachricht dem Kaiſer und Papſt in die Kirche zurück, die alsdenn mit dem Hofe und der Cleriſei ſich aufmachten, um ſelbſt den heil. Leichnam zu beſuchen. Als ſie angelangt, nahm der heil. Vater ohne Mühe das Papier dem Leichnam aus den Händen, überreichte es dem Kaiſer, der es ſogleich von ſeinem Canzler vorleſen ließ. Es enthielt dieſes Papier die bisherige Geſchichte dieſes Heiligen. Da hätte man nun erſt den übergroſſen Jammer der Eltern und der Gemahlin ſehen ſollen, die ihren theuren Sohn und Gatten ſo nahe bey ſich gehabt und ihm nichts zu Gute thun können, und nunmehro erſt erfuhren, wie übel er behandelt worden. Sie fielen über den Körper her, klagten ſo wehmüthig, daß niemand von allen Umſtehenden ſich des Weinens enthalten konnte.

Auch waren unter der Menge Volks, die ſich nach und nach zudrängten, viele Kranke, die zu dem heiligen Körper gelaſſen und durch deſſen Berührung geſund worden. Die Erzählerinn verſicherte nochmals, indem ſie ihre Augen trocknete, daß ſie keine erbärmlichere Geſchichte niemals gehört habe und mir kam ſelbſt ein ſo großes Verlangen zu weinen an, daß ich Mühe hatte es zu verbergen und zu unterdrücken. Nach dem Eſſen ſuchte ich im Pater Cochem die Legende ſelbſt auf und fand, daß ſie den ganzen reinen menſchlichen Faden der Geſchichte behalten, und alle abgeſchmakte Anwendungen dieſes Schriftſtellers rein vergeſſen hatte.

Wir gehen fleißig ins Fenſter und ſehen uns nach der Witterung um, denn wir ſind jetzt ſehr im Fall, Winde und Wolken anzubeten. Die frühe Nacht und die allgemeine Stille iſt das Element, worin das Schreiben recht gut gedeiht, und ich bin überzeugt wenn ich mich nur einige Monate an ſo einem Orte inn halten könnte und müßte, ſo würden alle meine angefangenen Arbeiten, die vielleicht jetzt ewig unvollendet bleiben, eins nach dem andern, aus Noth fertig. Wir haben ſchon verſchiedene Leute vorgehabt, und ſie nach dem Uebergange über die Furka gefragt, aber auch hier können wir nichts beſtimmtes erfahren, ob der Berg gleich nur zwei Stunden entfernt iſt. Wir müſſen uns alſo darüber beruhigen und morgen mit Anbruche des Tages ſelbſt recognosciren und ſehen, wie ſich unſer Schickſal entſcheidet. So gefaßt ich auch ſonſt bin, ſo muß ich geſtehen, daß mirs höchſt verdrüßlich wäre, wenn wir zurückgeſchlagen würden. Glückt es, ſo ſind wir Morgen Abend in Realp auf dem Gotthard und übermorgen zu Mittage auf dem Gipfel des Bergs bey den Kapucinern; mislingt's, ſo haben wir nur zwei Wege zum Rückzuge offen, wovon keiner ſonderlich beſſer iſt als der andre. Durchs ganze Wallis zurück und den bekannten Weg über Bern auf Luzern; oder auf Brieg zurück und erſt durch einen großen Umweg auf den Gotthardt! Ich glaube, ich habe Ihnen das in dieſen wenigen Blättern ſchon dreimal geſagt. Freilich iſt es für uns von der größten Wichtigkeit. Der Ausgang wird entſcheiden, ob unſer Muth und Zutrauen daß es gehen müſſe, oder die Klugheit einiger Perſonen die uns dieſen Weg mit Gewalt widerrathen wollen, recht behalten wird. So viel iſt gewiß, daß beide Klugheit und Muth das Glück über ſich erkennen müſſen. Nachdem wir vorher nochmals das Wetter examinirt, die Luft kalt, den Himmel heiter und ohne Diſpoſition zu Schnee geſehen haben, legen wir uns nunmehro ruhig zu Bette.

den 12 Nov. früh 6 Uhr.

Wir ſind ſchon fertig und alles iſt eingepackt, um mit TagsAnbruch von hier weg zu gehen. Wir haben zwei Stunden bis Oberwald und von da rechnet man gewöhnlich ſechs Stunden auf Realp. Unſer Maulthier geht mit der Bagage nach, ſo weit wir es bringen können.

Hofmeiſter.

Und freue dich! Gleich ſieht er ſelbſt vor dir!

Antigone.

Wer iſt denn der, der dort mit eignen Händen
Den weiſſen Wagen lenkt?

Hofmeiſter.

Das iſt der Seher
Amphiaraus, Königin! Du ſiehſt,
Er führt die Opferthiere mit ſich, die
Mit ihrem Blut die Erde tränken ſollen.

Antigone.

O Luna! Licht im goldnen Kreiſe! Tochter
Der Sonne, die im Sternengürtel glänzt!
Wie ruhig, wie geſchickt er ſeine Zelter
Im Zügel hält und herrſchet auf dem Wagen!
Wo aber iſt der Trotzige, der gegen
Die Stadt ſo kühner Drohung ſich verwogen?
Wo iſt Kapaneus?

Hofmeiſter.

Dort mißt er die Höh'
Und Tiefe unſrer Mauern und erſpäht
Sich einen Zugang zu den ſieben Thürmen.

Antigone.

O Nemeſis und ihr, hohlbrauſenden
Gewitter Jovis, und du, loher Strahl
Des nachtumgebnen Blitzes! zähmet ihr
Den Trotz, der über Menſchheit ſich verſteigt!
Das iſt der Mann, der Thebens Töchter mit
Dem Schwert gefangen nach Mycene führen
Und an dem Quell der Lerna in die Knechtſchaft

Realp, den 12 Nov. Abends.

Mit einbrechender Nacht ſind wir hier angekommen. Es iſt überſtanden, und der Knoten der uns den Weg verſtrickte, entzwey geſchnitten. Eh ich Ihnen ſage, wo wir eingekehrt ſind, eh ich Ihnen das Weſen unſrer Gaſtfreunde beſchreibe, laſſen Sie mich mit Vergnügen den Weg in Gedanken zurück machen, den wir mit Sorgen vor uns ſahen und den wir glücklich, doch nicht ohne Beſchwerde, zurückgelegt haben. Um ſieben gingen wir von Münſter weg und ſahen das beſchneite Amphitheater der hohen Gebürge vor uns zugeſchloſſen, hielten den Berg, der hinten quer vorſteht, für die Furka, allein wir irrten uns, wie wir nachmals erfuhren, ſie war durch Berge, die uns links lagen, und durch hohe Wolken bedeckt. Der Morgenwind blies ſtark, trieb einige Schneewolken herum und jagte abwechſelnd leichtes Geſtöber an den Bergen und durch das Thal. Deſto ſtärker trieben aber die Windwehen an dem Boden hin und machten uns etlichemal den Weg verfehlen, ob wir gleich, auf beiden Seiten von Bergen eingeſchloſſen, Oberwald am Ende doch finden mußten. Nach Neun trafen wir daſelbſt ein und ſprachen in einem Wirthshaus ein, wo ſich die Leute nicht wenig wunderten, ſolche Geſtalten in dieſer Jahrszeit erſcheinen zu ſehen. Wir fragten ob der Weg über die Furka noch gangbar wäre? Sie antworteten, daß ihre Leute den größten Theil des Winters drüber gingen, ob wir aber hinüber kommen würden, das wüßten ſie nicht. Wir ſchickten ſogleich nach ſolchen Führern; es kam ein unterſetzter ſtarker Mann, deſſen Geſtalt ein gutes Zutrauen gab, dem wir unſern Antrag thaten: Wenn er den Weg für uns noch praktikabel hielte, ſo ſollt' er's ſagen, noch einen oder mehr Kameraden zu ſich nehmen und mit uns kommen. Nach einigem Bedenken ſagte er's zu, gieng weg um ſich fertig zu machen, und den andern mitzubringen. Wir zahlten indeſſen unſerm Mauleſeltreiber ſeinen Lohn, den wir mit dem Thiere nunmehro nicht weiter brauchen konnten, aßen ein weniges Käs und Brod, tranken ein Glas rothen Wein und waren ſehr luſtig und wohlgemuth, als unſer Führer wieder kam, und noch einen größern und ſtärker ſcheinenden Mann, der die Stärke und Tapferkeit eines Roſſes zu haben ſchien, hinter ſich hatte. Einer hokte den Mantelſack auf den Rücken, und nun ging der Zug zu fünfen zum Dorfe hinaus, da wir denn in kurzer Zeit den Fuß des Berges, der uns links lag, erreichten und allmählich in die Höhe zu ſteigen anfiengen. Zuerſt hatten wir noch einen betretenen Fußpfad, der von einer benachbarten Alpe herunterging, bald aber verlohr ſich dieſer und wir mußten im Schnee den Berg hinaufſteigen. Unſere Führer wandten ſich durch die Felſen, um die ſich der bekannte Fußpfad ſchlingt, ſehr geſchickt herum, obgleich alles überein zugeſchneit war. Noch ging der Weg durch einen Fichtenwald, wir hatten die Rhone in einem engen unfruchtbaren Thal unter uns. Nach einer kleinen Weile mußten wir ſelbſt hinab in dieſes Thal, kamen über einen kleinen Steg und ſahen nunmehr den Rhonegletſcher vor uns. Es iſt der ungeheuerſte, den wir ſo ganz überſehen haben. Er nimmt den Sattel eines Berges in ſehr großer Breite ein, ſteigt von da ununterbrochen herunter bis wo unten im Thal die Rhone aus ihm herausfließt. An dieſem Ausfluſſe hat er, wie die Leute erzählen, verſchiedene Jahre her abgenommen, das will aber gegen die übrige ungeheure Maſſe gar nichts ſagen. Obgleich alles voll Schnee lag, ſo waren doch die ſchroffen Eisklippen wo der Wind keinen Schnee ſo leicht haften läßt, mit ihren vitriolblauen Spalten ſichtbar und man konnte deutlich ſehen, wo der Gletſcher aufhört und der beſchneite Felſen anhebt. Wir gingen ganz nahe dran hin, er lag uns linker Hand. Bald kamen wir wieder auf einen leichten Steg über ein kleines Bergwaſſer, das in einem muldenförmigen unfruchtbaren Thal nach der Rhone zufloß. Vom Gletſcher aber rechts und links und vorwärts ſieht man nun keinen Baum mehr, alles iſt öde und wüſte. Keine ſchroffe und überſtehende Felſen, nur lang gedehnte Thäler, ſacht geſchwungene Berge, die jetzt noch dazu im alles vergleichenden Schnee die einfachen ununterbrochenen Flächen uns entgegen wieſen. Wir ſtiegen nunmehro links den Berg hinan und ſanken in tiefen Schnee. Einer von unſern Führern mußte voran und brach, indem er herzhaft durchſchritt, die Bahn, in der wir folgten. Es war ſeltſam anzuſehen, wenn man einen Augenblick ſeine Aufmerkſamkeit von dem Wege ab und auf ſich ſelbſt und die Geſellſchaft wendete. In der ödeſten Gegend der Welt und in einer ungeheuren einförmigen Schnee bedeckten Wüſte, wo man rückwärts und vorwärts auf drei Stunden keine lebendige Seele weiß, eine Reihe Menſchen zu ſehen, deren einer in des andern Fußſtapfen tritt und wo in der ganzen glatt überzogenen Weite nichts in die Augen fällt, als die Furche die man gezogen hat. Die Tiefen, aus denen man herkommt, liegen grau und endlos im Nebel hinter einem. Die Wolken wechſeln über die blaſſe Sonne, breitflokigter Schnee ſtiebt in der Tiefe und zieht über alles einen ewig beweglichen Flor. Ich bin überzeugt, daß einer, über den auf dieſem Weg ſeine Einbildungskraft nur einigermaſſen Herr würde, ohne anſcheinende Gefahr vor Angſt und Furcht hier vergehen müßte. Eigentlich iſt auch hier keine Gefahr des Sturzes, ſondern nur die Lavinnen, wenn der Schnee ſtärker wird als er jetzo iſt und durch ſeine Laſt zu rollen anfängt, ſind gefährlich. Doch erzählten uns unſere Führer, daß ſie den ganzen Winter durch drüber gingen, um Ziegenfelle aus dem Wallis auf den Gotthardt zu tragen, womit ein ſtarker Handel getrieben wird. Sie gehen alsdenn, um die Lavinnen zu vermeiden, nicht da wo wir gingen, den Berg allmählig hinauf, ſondern bleiben eine Weile unten im breitern Thal, und ſteigen alsdenn den ſteilen Berg gerade hinauf. Der Weg iſt da ſicherer, aber auch viel unbequemer. Nach vierthalb Stunden Marſch kamen wir auf dem Sattel der Furka an, beim Kreuz wo ſich Wallis und Uri ſcheiden. Auch hier bekamen wir den doppelten Gipfel der Furka, woher ſie ihren Namen hat, nicht zu ſehen. Wir hofften nunmehr bequemer hinab zu ſteigen, allein unſere Führer verkündigten uns einen noch tiefern Schnee, wie wir auch bald ſanden. Unſer Zug ging wie vorher hinter einander fort, und der vorderſte der die Bahn brach, ſaß oft biß über dem Gürtel drinne. Die Geſchicklichkeit der Leute und die Leichtigkeit, womit ſie die Sachen traktirten, erhielt auch unſern guten Muth, und ich muß ſagen, daß ich für meine Perſon ſo glücklich geweſen bin, den Weg ohne groſſe Mühſeligkeit zu überſtehen, ob ich gleich damit nicht ſagen will, daß es ein Spatziergang ſey. Es kam ein Lämmergeier mit unglaublicher Schnelle über uns hergeflogen, er war das einzige Lebende, was wir in dieſen Wüſten antrafen, und in der Ferne ſahen wir die Berge des Urſner Thals im Sonnenſchein. Unſere Führer wollten in einer verlaßnen ſteinernen und zugeſchneiten Hirtenhütte einkehren und etwas eſſen, allein wir trieben ſie fort um in der Kälte nicht ſtille zu ſtehen. Hier ſchlingen ſich wieder andere Thäler ein, und endlich hatten wir den offenen Anblick in's Urſner Thal. Wir gingen ſchärfer und nach vierthalb Stunden Wegs vom Kreuz an ſahen wir die zerſtreuten Dächer von Realp. Wir hatten unſere Führer ſchon verſchiedentlich gefragt, was für ein Wirthshaus und beſonders was für Wein wir in Realp zu erwarten hätten? Die Hofnung, die ſie uns gaben, war nicht ſonderlich, doch verſicherten ſie, daß die Kapuziner daſelbſt, die zwar nicht, wie die auf dem Gotthardt ein Hospitium hätten, dennoch manchmal Fremde aufzunehmen pflegten. Bei dieſen würden wir einen guten rothen Wein und beſſeres Eſſen als im Wirthshaus finden. Wir ſchickten einen deswegen voraus, daß er die Patres disponiren und uns

Quartier machen ſollte. Wir ſäumten nicht, ihm nachzugehen und kamen bald nach ihm an, da uns denn ein großer anſehnlicher Pater an der Thüre empfieng. Er hieß uns mit großer Freundlichkeit eintreten und bat noch auf der Schwelle, daß wir mit ihnen vorlieb nehmen möchten, da ſie eigentlich, beſonders in gegenwärtiger Jahrszeit, nicht eingerichtet wären, ſolche Gäſte zu empfangen. Er führte uns ſogleich in eine warme Stube, und war ſehr geſchäftig uns, indem wir unſre Stiefel auszogen und Wäſche wechſelten, zu bedienen. Er bat uns einmal übers andere, wir möchten ja völlig thun, als ob wir zu Hauſe wären. Wegen des Eſſens müßten wir, ſagt er, in Geduld ſtehen, indem ſie in ihrer langen Faſten begriffen wären, die bis Weynachten dauert. Wir verſicherten ihm, daß eine warme Stube, ein Stück Brod und ein Glas Wein unter gegenwärtigen Umſtänden alle unſere Wünſche erfülle. Er reichte uns das verlangte und wir hatten uns kaum ein wenig erholt als er uns ihre Umſtände und ihr Verhältniß hier auf dieſem öden Fleke zu erzählen anfing. Wir haben, ſagt er, kein Hospitium wie die Patres auf dem Gotthardt, wir ſind hier Pfarrherrn und unſerer drei, ich habe das Predigtamt auf mir, der zweite Pater die Schullehre und der Bruder die Haushaltung. Er fuhr fort zu erzählen, wie beſchwerlich ihre Geſchäffte ſeyen, am Ende eines einſamen von aller Welt abgeſonderten Thales zu liegen und für ſehr geringe Einkünfte viele Arbeit zu thun. Es ſey ſonſt dieſe, wie die übrigen dergleichen Stellen, von einem Weltgeiſtlichen verſehen worden, der aber als einſtens eine Schneelavinne einen Theil des Dorfs bedeckt, ſich mit der Monſtranz geflüchtet, da man ihn denn abgeſetzt und ſie, denen man mehr Reſignation zutraue, an deſſen Stelle eingeführet habe. Ich habe mich um dieſes zu ſchreiben in eine obere Stube begeben, die durch ein Loch von unten auf geheitzt wird. Es kommt die Nachricht, daß das Eſſen fertig iſt, die, ob wir gleich ſchon einiges vorgearbeitet haben, ſehr willkommen klingt.

Nach Neun.

Die Patres, Herrn, Knechte und Träger haben alle zuſammen an Einem Tiſch geſeſſen, nur der Frater, der die Küche beſorgte, war ganz erſt gegen Ende der Tafel ſichtbar. Er hatte aus Eyern, Milch und Mehl gar mannichfaltige Speiſen zuſammengebracht, die wir uns eine nach der andern recht wohl ſchmecken ließen. Die Träger, die eine große Freude hatten, von unſerer glücklich vollbrachten Expedition zu reden, lobten unſre ſeltene Geſchicklichkeit im Gehen, und verſicherten, daß ſie es nicht mit einem jeden unternehmen würden. Sie geſtanden uns nun, daß heute früh als ſie gefodert wurden, erſt einer gegangen ſey, uns zu recognosciren, um zu ſehen, ob wir wohl die Mine hätten, mit ihnen fortzukommen; denn ſie hüteten ſich alte oder ſchwache Leute in dieſer Jahrszeit zu begleiten, weil es ihre Pflicht ſey, denjenigen, dem ſie einmal zugeſagt ihn hinüber zu bringen, im Fall er matt oder krank würde, zu tragen und ſelbſt wenn er ſtürbe, nicht liegen zu laſſen, außer wenn ſie in augenſcheinliche Gefahr ihres eigenen Lebens kämen. Es war nunmehr durch dieſes Geſtändniß die Schleuße der Erzählung aufgezogen und nun brachte einer nach dem andern Geſchichten von beſchwerlichen oder verunglückten Bergwanderungen hervor, worinn die Leute hier gleichſam wie in einem Elemente leben und mit der größten Gelaſſenheit Unglücksfälle erzählen, denen ſie täglich ſelbſt unterworfen ſind. Der eine brachte eine Geſchichte vor, wie er auf dem Kandersteg über den Gemmi zu gehen mit noch einem Kameraden, der denn auch immer mit Vor- und Zunahmen genennt wird, in tiefem Schnee eine arme Familie angetroffen, die Mutter ſterbend, den Knaben halb todt und den Vaten in einer Gleichgültigkeit, die dem Wahnſinn ähnlich geweſen ſey. Er habe die Frau aufgehokt, ſein Kamerade den Sohn und ſo haben ſie den Vater, der nicht vom Fleke gewollt, vor ſich hergetrieben. Beim Abſteigen des Gemmi, ſey die Frau ihm auf dem Rücken geſtorben und er habe ſie noch todt biß hinunter ins Leukerbad gebracht. Auf Befragen, was es vor Leute geweſen ſeyen, und wie ſie in dieſer Jahrszeit auf die Gebürge gekommen, ſagt' er, es ſeyen arme Leute aus dem Canton Bern geweſen, die von Mangel getrieben, ſich in unſchicklicher Jahrszeit auf den Weg gemacht, um Verwandte im Wallis oder den italieniſchen Provinzen aufzuſuchen, und ſeyen von der Witterung übereilt worden. Sie erzählten ferner Geſchichten die ihnen begegnen, wenn ſie Winters Ziegenfelle über die Furka tragen, wo ſie aber immer Geſellſchaftsweiſe zuſammen gingen. Der Pater machte dazwiſchen viele Entſchuldigungen wegen ſeines Eſſens, und wir verdoppelten unſere Verſicherungen, daß wir nicht mehr wünſchten und erfuhren, da er das Geſpräch auf ſich und ſeinen Zuſtand lenkte, daß er noch nicht ſehr lange an dieſem Platze ſey. Er fing an vom Predigtamte zu ſprechen und von dem Geſchick das ein Prediger haben müße, er verglich ihn mit einem Kaufmann der ſeine Waaren wohl herauszuſtreichen und durch einen gefälligen Vortrag den Leuten angenehm zu machen habe. Er ſetzte nach Tiſch die Unterredung fort, und indem er aufgeſtanden die linke Hand auf den Tiſch ſtemmte, mit der rechten ſeine Worte begleitete und von der Rede ſelbſt redneriſch redete, ſo ſchien er uns in dem Augenblick überzeugen zu wollen, daß er ſelbſt der geſchickte Kaufmann ſey. Wir gaben ihm Beifall und er kam von dem Vortrage auf die Sache ſelbſt. Er lobte die katholiſche Religion. Eine Regel des Glaubens müſſen wir haben, ſagt er, und daß dieſe ſo feſt und unveränderlich als möglich ſey, iſt ihr gröſter Vorzug. Die Schrift haben wir zum Fundamente unſers Glaubens, allein dies iſt nicht hinreichend, dem gemeinen Manne dürfen wir ſie nicht in die Hände geben, denn ſo heilig ſie iſt und von dem Geiſte Gottes auf allen Blättern zeugt, ſo kann doch der irrdiſch geſinnte Menſch dieſes nicht begreifen, ſondern findet überal leicht Verwirrung und Anſtoß. Was ſoll ein Laie gutes aus den ſchändlichen Geſchichten die darinn vorkommen und die doch zur Stärkung des Glaubens für geprüfte und erfahrne Kinder

Gottes von dem heil. Geiſte aufgezeichnet worden, was ſoll ein gemeiner Mann daraus Gutes ziehen, der die Sachen nicht in ihrem Zuſammenhange betrachtet? Wie ſoll er ſich aus denen hier und da anſcheinenden Widerſprüchen, aus der Unordnung der Bücher, aus der mannichfaltigen Schreibart herauswickeln, da es den Gelehrten ſelbſt ſo ſchwer wird und die Glaubigen über ſo viele Stellen ihre Vernunft gefangen nehmen müſſen. Was ſollen wir alſo lehren? eine auf die Schrift gegründete mit der beſten SchriftAuslegung bewieſene Regel; und wer ſoll die Schrift auslegen? wer ſoll dieſe Regel feſtſetzen? etwa ich oder ein anderer einzelner Menſch? mit nichten! Jeder hängt die Sache auf eine andere Art zuſammen, ſtellt ſie ſich nach ſeinem Concepte vor; das würden eben ſo viele Lehren als Köpfe geben, und unſägliche Verwirrungen hervorbringen, wie es auch ſchon gethan hat. Nein, es bleibt der allerheiligſten Kirche allein, die Schrift auszulegen und die Regel zu beſtimmen, wornach wir unſere Seelenführung einzurichten haben. Und wer iſt dieſe Kirche? Es iſt nicht etwa ein oder das andere Oberhaupt, ein oder das andere Glied derſelben, nein! es ſind die heiligſten, gelehrteſten, erfahrenſten Männer aller Zeiten, die ſich zuſammen vereiniget haben, nach und nach unter dem Beiſtand des heil. Geiſtes dieſes übereinſtimmende große und allgemeine Gebäude aufzuführen, die auf groſſen Verſammlungen ihre Gedanken einander mitgetheilet, ſich wechſelſeitig erbaut, die Irrthümer verbannt und eine Sicherheit, eine Gewißheit unſerer allerheiligſten Religion

Herunterſtürzen will — Nein! Tochter Zevs!
Goldlockige Diana! Heilige!
Knechtſchaft laß nie und nimmer mich erfahren!

Hofmeiſter.

Was du zu ſehn verlangteſt, haſt du nun
Geſehn, und deinen Wunſch geſtillt. Komm jetzt
In's Haus zurück, mein Kind, in deinem Frauen-
Gemach dich ſtill und ſittſam einzuſchließen.
Der Aufruhr, ſiehſt du, führt dort eine Schaar
Von Weibern zu der Königsburg heran —
Und Weiber ſchmähen gern! Je ſeltner ſie
Zum Plaudern kommen, deſto emſiger
Wird die Gelegenheit benutzt. Es muß,
Ich weiß nicht welche, Wolluſt für ſie ſeyn,
Einander nichts Geſundes vorzuſchwatzen.

(Sie gehen ab.)

Polynices (kommt).

Hier wär' ich. Durch die Thore haben mich
Die Wächter ohne Schwierigkeit gelaſſen.
Dies könnte mir verdächtig ſeyn — Nun ſie
In ihrem Netz mich einmal haben, dürfte
Wohl ohne Blut kein Rückweg für mich ſeyn.
Ob nicht ein Fallſtrick irgendwo hier laure,
Muß ich die Augen aller Orten haben —
Doch dieſes Schwert ſey meine Sicherheit!

(Er fährt zuſammen.)

Horch! Wer iſt da? — Wahrhaftig! Ein Geräuſch
Setzt mich in Furcht! Auch dem Beherzteſten
Dünkt Alles grauenvoll, wenn er den Fuß
In Feindes Land geſetzt! — Der Mutter trau' ich

gegeben, der ſich keine andre rühmen kann, ihr einen Grund gegraben und eine Bruſtwehr aufgeführet, die die Hölle ſelbſt nicht überwältigen kann. Eben ſo iſt es auch mit dem Texte der heil. Schrift. Wir haben die Vulgata, wir haben eine approbirte Ueberſetzung der Vulgata und zu jedem Spruche eine Auslegung, welche von der Kirche gebilliget iſt. Daher kommt dieſe Uebereinſtimmung, die einen jeden erſtaunen muß. Ob Sie mich hier reden hören an dieſem entfernten Winkel der Welt oder in der größten Hauptſtadt in einem entfernteſten Lande, den ungeſchickteſten oder den fähigſten, alle werden Eine Sprache führen, ein katholiſcher Chriſt wird immer daßelbige hören, überal auf dieſelbe Weiſe unterrichtet und erbauet werden; und das iſts, was die Gewißheit unſers Glaubens macht, was uns die ſüße Zufriedenheit und Verſichrung giebt, in der wir einer mit dem andern feſt verbunden leben, und mit der Gewißheit, uns glücklicher wieder zu finden, von einander ſcheiden können. Er hatte dieſe Rede wie einen Diskurs eins auf das andre folgen laſſen, mehr in dem innern behaglichen Gefühl, daß er ſich uns von einer vortheilhaften Seite zeige, als mit dem Ton einer bigotten Belehrungsſucht. Er wechſelte theils mit den Händen dabei ab, ſchob ſie einmahl in die Kuttenermel zuſammen, ließ ſie über dem Bauch ruhen, bald hohlte er mit guten Anſtand ſeine Doſe aus der Kapuze, und warf ſie nach dem Gebrauch wieder hinein. Wir hörten ihm aufmerkſam zu, und er ſchien mit unſrer Art, ſeine Sachen aufzunehmen, vergnügt zu ſeyn.

Den 13 Nov. oben auf dem Gipfel des Gotthardts bei den Kapuzinern. Morgens um 10 Uhr.

Endlich ſind wir auf dem Gipfel unſrer Reiſe glücklich angelangt, hier, iſts beſchloſſen, wollen wir ſtille ſtehen und uns wieder nach dem Vaterlande zu wenden. Ich komme mir ſehr wunderbar hier oben vor, wo ich mich vor vier Jahren mit ganz andern Sorgen, Geſinnungen, Planen und Hofnungen zubrachte. Ich erkannte das Haus nicht wieder. Vor einiger Zeit iſt es durch eine Schneelavinne ſtark beſchädigt worden, die Patres haben dieſe Gelegenheit ergriffen, eine Beiſteuer im Lande einzuſammeln, um ihre Wohnung weiter und bequemer zu machen. Pater Seraphim der ſchon dreizehn Jahre auf dieſem Poſten aushält, iſt gegenwärtig in Mailand, den andern erwarten ſie noch heute von Airolo herauf. In dieſer reinen Luft iſt eine ganz grimmige Kälte, man mag gar nicht von dem Ofen weg; ja es iſt die gröſte Luſt ſich oben drauf zu ſetzen, welches in dieſen Gegenden, wo die Oefen von ſteinernen Platten zuſammengeſetzt ſind, gar wohl angeht. Noch geſtern Abend ehe wir in Realp zu Bette gingen, führte uns der Pater in ſein Schlafzimmer, wo alles auf einen ſehr kleinen Platz zuſammengeſtellt war. Sein Bett das aus einem Strohſack und einer wollenen Decke beſtund, ſchien uns, die wir uns an ein gleiches Lager gewöhnt, gerade nichts verdienſtliches zu haben. Er zeigte uns alles mit einem großen Vergnügen und innern Zufriedenheit, ſeinen Bücherſchrank und andere Dinge. Wir lobten ihm alles und ſchieden ſehr zufrieden von einander, um zu Bette zu gehen. Erſt heute früh bei hellem Tage erwachten wir wieder und gingen hinunter, da wir denn durchaus vergnügte und freundliche Geſichter antrafen. Unſere Führer, im Begriff den lieblichen geſtrigen Weg wieder zurück zu machen, ſchienen es als Epoche anzuſehen und als Geſchichte, mit der ſie ſich in der Folge der Zeit gegen andere Fremde was zu gute thun könnten, und da ſie gut bezahlt wurden, ſchien bei ihnen der Begriff von Abentheuer vollkommen zu werden. Wir nahmen noch ein ſtarkes Frühſtück zu uns und ſchieden. Unſer Weg ging nunmehr durchs Urſner Thal, das merkwürdig iſt, weil es in ſo groſſer Höhe ſchöne Matten und Viehzucht hat. Hier wachſen keine Bäume; Büſche von Saalweiden faſſen den Bach ein und an den Gebürgen flechten ſich kleine Sträuche durch einander; mir iſts unter allen Gegenden, die ich kenne, die liebſte und intereſſanteſte, es ſey nun, daß alte Erinnerungen ſie werth machen, oder daß mir das Gefühl von ſo viel zuſammengeketteten Wundern der Natur ein heimliches und unnennbares Vergnügen erregt. Ich ſetze zum voraus, die ganze Gegend, durch die ich ſie führe, iſt mit Schnee bedeckt, Fels und Matte und Weg ſind alle überein verſchneit. Der Himmel war ganz klar ohne irgend eine Wolke, das Blau viel tiefer, als man's in dem platten Lande gewohnt iſt, die Rücken der Berge, die ſich weiß davon abſchnitten, theils hell im Sonnenlicht, theils blaulich im Schatten. In anderthalb Stunden waren wir im Hoſpital, ein Oertgen das noch im Urſner Thal am Weg auf dem Gotthardt liegt. Wir kehrten ein, beſtellten uns auf Morgen ein Mittageſſen und ſtiegen den Berg hinauf, ein groſſer Zug von Mauleſeln mit ſeinen Glocken machte die ganze Gegend lebendig. Es iſt ein Ton, der alle Bergerinnerungen rege macht. Der gröſte Theil war ſchon vor uns aufgeſtiegen und hatte den platten Weg mit den ſcharfen Eiſen ſchon ziemlich aufgehauen. Wir fanden auch einige Wegknechte, die beſtellt ſind, das Glatteis mit Erde zu überfahren und den Weg praktikabel zu erhalten. Der Wunſch, den ich in vorigen Zeiten gethan hatte, dieſe Gegend einmal im Schnee zu ſehen, iſt mir nun auch gewährt. Der Weg geht, an der, über Felſen ſich immer hinabſtürzenden, Reus hinauf und die Waſſerfälle bilden hier die ſchönſten Erſcheinungen. Wir verweilten lange bei der Schönheit des einen, der über ſchwarze Felſen in ziemlicher Breite herunterkam. Hier und da hatten ſich in den Ritzen und auf den Flächen Eismaſſen angeſetzt, und das Waſſer ſchien über ſchwarz und weiß geſprengten Marmor herzulaufen, das Eis blinkte wie Kryſtalladern und Stralen in der Sonne, das Waſſer lief rein und friſch dazwiſchen hinunter. Auf den Gebürgen iſt keine beſchwerlichere Reiſegeſellſchaft als Maulthiere. Sie halten einen ungleichen Schritt, indem ſie durch einen ſonderlichen Inſtinkt unten an einem ſteilen Orte erſt ſtehen bleiben, dann denſelben ſchnell hinaufſchreiten und oben wieder ausruhen. Sie halten auch auf graden Flächen, die hier und da vorkommen, manchmal inne, bis ſie durch den Treiber, oder durch die nachfolgenden Thiere vom

Platze bewegt werden. Und ſo, indem man einen gleichen Schritt hält, drängt man ſich an ihnen an dem ſchmalen Weg vorbei und gewinnt über ſolche ganze Reihen den Vortheil. Steht man ſtill, um etwas zu betrachten, ſo kommen ſie einem wieder vor und man iſt von dem betäubenden Laut ihrer Klingeln und von ihrer breit auf die Seite ſtehenden Bürde beſchweret. So langten wir endlich auf dem Gipfel des Berges an, den Sie ſich wie einen kahlen Scheitel mit einer Krone umgeben denken müſſen. Man iſt hier auf einer Fläche, die ringsum wieder von Gipfeln umgeben iſt und die Ausſicht iſt in der Nähe und Ferne von kahlen und meiſtens mit Schnee bedeckten Rippen und Klippen eingeſchränkt.

Man kann ſich kaum erwärmen, beſonders da ſie nur mit Reiſſig heitzen können und auch dieſes ſparen müſſen, weil ſie es faſt drei Stunden herauf zu ſchleppen haben, und oberwärts, wie geſagt, faſt gar kein Holz wächſt. Der Pater iſt von Airolo heraufgekommen, ſo erfroren, daß er bei ſeiner Ankunft kein Wort hervorbringen konnte. Ob ſie gleich hier oben ſich bequemer als die übrigen vom Orden tragen dürfen, ſo iſt es doch immer ein Anzug, der für dieſes Klima nicht gemacht iſt. Er war von Airolo herauf den ſehr glatten Weg gegen den Wind geſtiegen, der Bart war ihm eingefroren und es währte eine ganze Weile, bis er ſich beſinnen konnte. Wir ſprachen von der Beſchwerlichkeit dieſes Aufenthalts, er erzählte uns, wie es ihnen das Jahr über zu gehen pflege, ihre Bemühungen und häuslichen Umſtände. Gegen Abend traten wir einen Augenblick vor die Hausthüre heraus, um uns von dem Pater den Gipfel zeigen zu laſſen, den man für den höchſten des Gotthardts hält, wir konnten aber kaum einige Minuten dauern, ſo durchdringend und angreifend kalt iſt es. Wir bleiben alſo wohl für diesmal in dem Hauſe eingeſchloſſen, bis wir Morgen fortgehen, und haben Zeit genug, das Merkwürdige dieſer Gegend in Gedanken zu durchreiſen. Aus einer kleinen geographiſchen Beſchreibung werden Sie ſehen, wie merkwürdig der Punkt iſt, auf dem wir uns jetzt befinden. Der Gotthardt iſt nicht allein das höchſte Gebürg der Schweiz, (denn in Savoyen kommt ihm der Mont blanc an Höhe gleich, wenn er ihn nicht übertrift) ſondern er behauptet auch den Rang eines königlichen Gebürges über alle andre, weil die größten Gebürgketten bei ihm zuſammenlaufen und ſich an ihn lehnen, ja wie einige bemerkt haben wollen, ſich alle gleichſam gegen ihn neigen. Die Gebürge von Schweiz und Unterwalden, gekettet an die von Uri, ſteigen von Mitternacht, von Morgen die Gebürge des Graubündter Landes, von Mittag die der italieniſchen Vogteien herauf, und von Morgen drängt ſich durch die Furka das doppelte Gebürg, welches Wallis umgiebt, an ihn heran. Nicht weit vom Hauſe hier ſind zwei kleine Seen, davon der eine den Theſſin durch Schluchte und Thäler nach Italien, der andre gleicherweiſe die Reuß nach dem VierWaldſtädterſee ausgießt. Nicht fern von hier entſpringt der Rhein und läuft gegen Morgen, und wenn man die Rhone dazu nimmt, die am Fuß der Furka entſpringt, und nach Abend durch das Wallis läuft, ſo befindet man ſich hier auf einem Kreuzpunkte, von wo aus Gebürge und Flüſſe in alle vier Himmels-Gegenden auslaufen.

IV.

Gemil und Zoe.

Neugriechiſches Sittengemälde.

Amme.

Ey, ſchon ſo früh an der Arbeit, — und gar am Rahmen! Bewahre!
Greife die Aeuglein nicht an, und harre der höheren Sonne,
Liebe Zoe! — Verworren noch wallt dein liebliches Haar dir
Ueber die Schultern herab. Ich will es in Locken dir ordnen.

Zoe.

Amme, laß mich in Ruh', und ſetze dich nieder, zu ſpinnen.

Amme.

So ungnädig! — Ich ſchweige; doch klag' ich's dir, o mein Mädchen.
Wundern ſoll man ſich nicht, daß troz dem geſtrigen Tanze
Sie ſchon ſo früh ihr Bettchen —

Zoe.

O ſtill! Du ſtöhreſt mich im Denken.

Amme.

So? — Im Denken? — Ey, ey! — Ein junges Mädchen im Denken!
— Hurre, ſchnurre mein Rad! — Doch ja, ſie ſorgt um den Vater!
Geſtern war es doch erſt, daß dieſer nach Cerigo ſchiffte.
Iſt nicht die Fahrt ſo ſicher, und kehrt er morgen nicht wieder?
Aber mein Fräulein — denkt —

Zoe.

O über das ewige Schwätzen!
Mußt du ſchwatzen, o Alte! wohlan, ſo erzähl mir ein Mährchen;
Denn das ſtöhrt mich nicht mehr, als das Schnurren des Rades. Erzähle!

Amme.

Geht doch! Erzählen! — Erzählen für die, ſo nicht hören! das wäre!
Dafür hab' ich die Mährchen zu lieb. Ich kenne wohl Männer,
Die an den Lippen mir hingen, und denen ich doch nicht erzählte.
Ich ſoll jetzt die Erzählerin ſeyn! Wohl könnte die Schöne
Mir erzählen, denn ſie, ſie war beym geſtrigen Tanze.
Eilet man hin zum Feſt, ja dann gebraucht man die Amme.
Welche Bewegung ward's, als athemlos Lucia geſtern
Eintrat: „Zoe!“ ſo rief ſie, „du weileſt träg' in dem Zimmer,
„Und man tanzt. Man tanzt! Wir haben Muſik auf der Wieſe!
„Stamati rühret die Leyer; es führet den Reihen Sapphire!
„Und es ſchaun auf ſie entzückt die Mütter, gelagert
„Unter der Pappel am Bach; Und Gemil“ — hier ſchwieg ſie und lachte.
„Eile,“ ſo fuhr ſie fort, „damit nicht allein Sapphire
„Erndte die Ehre des Tanzes. Geſchwind! ich helfe beym Kleiden.“
Und nun gab's ein Getreib'; ich war die Beſte der Ammen:
„Amme! den roſenfarbenen Rock: und Amme, den Gürtel! —
„Alte, nicht den; den geſtickten! — geſchwind! — mit geperlter Schnalle! —
„Ammchen, den Schleyer mit Golde gefaßt: und Ammchen, die Mitra! *
„Sey doch vernünftig und gieb den Pfaugefiederten Fächer!
„Stecke die Roſ' in's Haar!“ Doch die Freundin entriß mir die Roſe:

---

* Ein Tuch, das um den Kopf gebunden wird.

„Mein ſey dieſes Geſchäft!" ſo ſprach ſie, und: „Höre die Leyer!"
Rief ſie dann, und bebte vor Luſt. Das Band Ariadnens
Stellt' ich Zoen noch zu. Sie ſchied. Ich hatte das Nachſehn. —
Das iſt der Jugend Art: dafür auch ſoll ſie mir haarklein
Was ſich begab erzählen. So dacht' ich; aber ich irrte.
Geſtern, wie ſtumm: Und heute, noch ſchlimmer als ſtumm; denn ſie zürnet! —
Hurre, ſchnurre mein Rad! — Ich ſoll ja ſchweigen: ich ſchweige.
Kommt da nicht Lucia ſchon? — Sie iſt's!

Zoe.

O theuerſtes Ammchen!
Redlich haſt du geſchwatzt: Ich ließ dich ſchwatzen. Nun Amme!
Laß mich ein wenig allein mit Lucia! — Sey mir gegrüßet,
Liebe Lucia! Sprich, wie ſo früh?

Lucia.

Ich konnte nicht ſchlafen
Bey dem Sturme; da macht' ich mich auf; und: Gehe zu Zoe!
Dacht' ich; gewiß, du triffſt ſie im Bette; da plaudert ſich's traulich.
Aber da ſitzt ſie am Rahmen, und ſieht kaum auf von der Arbeit! — —
Allerliebſt iſt das Blümchen Vergißmeinnicht. Irr' ich mich, aber
War es geſtern ſchon da? Gar gut iſt die Stelle gewählet,
Nahe dem Herzen —

Zoe.

O ſchweig! was du nicht alles bemerkeſt!
Sing' ein Morgenlied zur Harfe. Doch mußt du erſt ſtimmen.

Lucia.

Wüßt' ich nur dich zu ſtimmen! Die Augenblicke ſind koſtbar.
Klimpern können wir ſonſt. Zu plaudern bin ich gekommen.
Zoe! Beichte geſchwind! Was hatteſt du geſtern mit Gemiſt?

Und trau' ihr wieder nicht, die nach beſchwornem
Vertrag hieher zu kommen mich beredet.
Doch in der Nähe hier iſt Schutz. Altäre
Der Götter ſtehen da, und auch nicht ganz
Verlaſſen ſind die Häuſer. Gut. Ich will
Das Schwert der finſtern Scheide wiedergeben,
Und wer die ſind, die bei der Königsburg
Dort ſtehen, mich erkunden.

(Er geht auf den Chor zu.)

Fremde Frauen,
Sagt an, aus welcher Heimat kommet ihr
Hieher zu dieſen Wohnungen der Griechen?

Chor.

Phönizien hat mich gezeugt. Mich ſandten,
Als ihrer Siege Erſtlinge, dem Phöbus
Die Enkel Agenors — und eben wollte
Des Oedipus glorreicher Sohn zum hehren
Orakel und zum Heiligthum des Gottes
Mich ſenden, da umzingelte der Feind
Die Stadt — Laß du nun auch mich hören, wer
Du ſey'ſt und was nach Thebens Veſte dich,
Der ſiebenpfortigen, geführt?

Polynices.

Mein Vater
Iſt Oedipus, des Lajus Sohn. Jokaſta
Gebar mich, des Menöceus edle Tochter,
Und Polynices nennt mich Thebens Volk.

Chor.

O theurer Zweig von Agenors Geſchlechte,
Verwandter meiner Könige, derſelben,

Zoe.

Mädchen, du träumſt. Was haſt du geſehn? Was hatt' ich mit Gemil?

Lucia.

Seht doch, wie keck! Welch Mädchen vermag ihr Geheimniß zu bergen
Vor der Jugend Geſpielin, vertraut mit jeglicher Miene?
Zoe, ich bin dir gram. Nie hatt' ich vor dir ein Geheimniß.
Lebe denn wohl. Ich verlaſſe dich.

Zoe.

Halt! Du empfindliches Mädchen!
Willſt du wohl bleiben? * — Nun geh! Dein Schleyer iſt mein. — O geh doch! —

Lucia.

Tückiſches Ding, das du biſt! — Geſchwind dann! Sage mir alles!

Zoe.

Biſt du ſo eilig? Nun ja: er bat um das Band, ich entfloh ihm,
Und nun zürnt er vielleicht.

Lucia. **

Da haſcht' ich den Schleyer. Ich laufe.

Zoe.

Beſte Lucia, bleib! Gern will ich es beſſer erzählen.

Lucia.

Neckſt du mich wieder, ſo —

Zoe.

Komm, du ſollſt mich noch bitten, zu ſchweigen.
Ja, du ſahſt es wohl ſelbſt, Geliebteſte: ohne zu ſuchen
Fanden wir uns, mein Gemil und ich. Doch ſollten (du weiſt es)

---

* Sie entreiſt ihr den Schleyer.

** Den Schleyer wieder haſchend.

Sollten wir uns nicht finden: denn eh noch mein Vater verreiſte
Wiederholt er auf's neu, mit freundlichem Blicke, die Warnung:
„Gemil wirbet um dich: doch Zamors Tochter, das weiß ich, —
„Reizet nicht Schönheit, noch Stand des Thatenloſen, noch Reichthum.
„Ward er deiner ſchon werth?“ So ſprach er und ſchied. Ich verſtummte. —
Warum entriſſeſt du mich, du böſe Lucia, geſtern
Meiner Einſamkeit? — Doch, was folgt' ich der fährlichen Lockung?
Spröde that ich mit ihm. Man zog mich zum Tanz Ariadne's.
Ach! wie lieb' ich den Tanz! und Stamati ſpielte ſo zärtlich
Seinen Candiſchen Reihn! Der Mädchen und Jünglinge Schaaren
Wallten lange geſondert, mit gleichen Schritten bald nahend,
Bald ſich fernend, umher. Belebter wurden die Töne
Stamati's nun: nun ſcholl der erſehnte Ton der Vereinung.
Schnell durchſtrömte der Jünglinge Schaar die Reihen der Mädchen.
Gemil umſchwebte mich lang', und erröthete. Aber nun ſtand er
Vor mir, dem Theſeus gleich, als dieſer mit zärtlichen Blicken
Stand vor der Tochter des Minos, und Lieb' und Leben erflehte.
Schon erfaßt' er mein Band — gegeben, oder genommen,
Weiß ich das ſelbſt? — Wir wallten voran. Es ſchwand mir die Erde.

Lucia.

Zoe! ich neidete dich: euch neidete Jüngling und Mädchen.
Herrlich ſchwanget ihr euch nach Stamati's raſcherem Tacte,
Oft das ſeidene Band verlängernd, öfter es kürzend.
Schlau erſahn ſich die günſtige Zeit die folgenden Paare,
Und durchſchlüpften in Reihen das Band. In lieblicher Windung

Schlangen ſie ſich um euch her. Geſchürzt war der reizende Knoten.
Aber ihn löſete leicht die Umſchlungene. Schnell dich entwindend,
Zeigteſt du dich im Triumph voran mit dem flatternden Bande.
Laut frohlockten die Mütter am Bach. Beſiegt war Sapphire, —

Zoe.

Und beſiegt doch die Siegerin ſelbſt; — Es folgte mir traurig
Gemil, und bat um das Band. Wie konnt' ich es, durft' ich es geben?
Ungern floh ich; es fiel — wohl durch die Eile gelöſet, —
Mir die Roſ' aus dem Haar. O weißt du es, ob er ſie haſchte?

Lucia.

Täuſchſt du mich wieder? Gewiß, du weißt es, daß er ſie haſchte.
Lange ſchon warſt du heim, da fand ich Gemiln am Bache,
Wie er die Roſe zerpflückte. Die Wellen entführeten die Blättchen.

Zoe.

Weh! er hat ſie zerpflückt! Sprich, Lucia! zürnet mir Gemil?

Lucia.

O du kenneſt den Zorn. Wie ſchnell iſt die Liebe geſühnet! —
Lebe nun wohl! Ich eile zurück an den Strand. Ein Schauſpiel
Hielt mich, ſeit ich vom Sturm erwachte, gefeſſelt am Ufer.
Als der Morgen ergraute, da ſah man an Malta's Klippen
Mit Entſetzen ein Boot im Kampf mit den wüthenden Wogen.
Und der Nothruf ſcholl: Unmöglich ſchien mir die Hülfe;
Denn es trieb, vom Sturme gelöſ't, der einzige Nachen
Fern am Ufer umher, ein Spiel der empöreten Wellen.
Plötzlich ſprang (laut jauchzte das Volk) ein Jüngling, — ich kannt' ihn
Nicht — in die Fluth. Wir beſeufzten den Sinkenden. Sieh, da erhob er

Sich am Nachen empor, und ſchwang ſich hinein und durchkämpfte.
Muthig das Meer, erreichte das Boot, das Volk war gerettet.

Zoe.

Lucia! ach! wie pocht mir das Herz!

Lucia.

Sie landeten glücklich,
Aber ferne vom Ort. Nun kehren ſie heim auf dem Landweg.
Nahe müſſen ſie ſeyn. Ich gehe.

Zoe.

Glücklicher Retter!
Schon empfängſt du den Dank der Geretteten. Aber du gabeſt
Ihren Gatten vielleicht der Gattin, gabeſt den Kindern
Ihren Vater zurück. Die Thränen des ſchöneren Dankes
Harren noch dein.

Amme. *

Der Vater! der Vater! mir hat es geahnet.

Zamor.

Tochter! umarme mich — feſt — noch feſter. Ich ſehe dich wieder.
Gott, wie fühl' ich das Glück! — Ein Wunder hat mich gerettet.

Zoe.

Vater! dich traf der mächtige Sturm?

Zamor.

Der heitere Abend
Kündigte nicht ihn an. Mein Geſchäft war früher beendet,
Als ich vermuthete. Dich, mein Töchterchen! dich zu erfreuen,
Miethet' ich ſchnell ein Boot. Kaum war das Ufer verlaſſen,
Da erhob ſich der Sturm. Uns drohten Malio's Klippen,
Und das Boot ward leck.

Lucia.

Ich ſah den Kampf mit den Wellen,
Und arbeitete mit. O, hätt' ich geahnet, daß Zamor —

---

* Hereinſtürzend.

Zoe.

Vater! ich habe dich wieder. O Gott ſey ewig geprieſen,
Der mir von neuem dich ſchenkt! — Was thu' ich, dich zu erquicken?

Zamor.

Zoe! ſchon bin ich erquikt. Dich dacht' ich, und Liebe zum Leben
Ward in mir reg'. Ich ſehe dich nun, und bin ſchon geneſen.

Lucia.

Zamor! Ich preiſe dein Glück. — Doch dreymal ſelige Zoe! —
Zoe! ich habe den Retter gekannt! —

Zoe.

Und du nannteſt ihn nicht? — Mein Vater!
Wo iſt der Mann, der Edle, der dich durch die offenen Gräber
Rettete? Iſt es ein Gott, daß er ſich entziehet dem Danke?
Und die kindliche Thräne — — was ſeh' ich?

Semil.

O Zoe! der Rettung
Werkzeug ſieheſt du hier. Doch Zoe! Du biſt des Vaters
Retterin! Wareſt nicht du der Preis der gewageten Mannthat?
Sieh! ich ſprang in die Fluth: Dich ſah ich, dich in dem Nachen,
Liebe gab mir die Kraft, mich führte Liebe zum Ziele.
Herrlicher führete ſie nie. Um Unbekannte zu retten,
Trozt' ich dem Tod', und es war — der Vater meiner Geliebten,
Der in die Arme mir ſank!

Zamor.

Du ſäumeſt, den Retter zu lohnen;
Zoe?

Zoe.

Bin ich ihm Lohn? — O Semil! Ich ſink' in die Arme,
Die den geretteten Vater umfingen.

Semil.

O Zoe! — Mein Vater!

von Halem.

Die Horen

Jahrgang 1796

Neuntes Stück.

Tübingen
in der J. G. Cottaiſchen Buchhandlung
1796.

Innhalt des neunten Stücks.

I. Benvenuto Cellini. Fortſezung. Seite 1

II. Der Aktiſche Sieg. Elegie von Properz. Sechſte des vierten Buchs. — 71

III. Neueſte Zimmerverzierung in Rom. — 79

IV. Nathan. (Aus dem Decam. des Boccaz.) — 85

V. Die Dioſkuren. Theokrits zweiundzwanzigſte Idylle. — 95

Die Horen.
Zweyter Jahrgang. Neuntes Stück.

I.

Benvenuto Cellini.

Fortſetzung.

(Wir zeigen hier nur den Innhalt eines Abſchnittes, den wir auslaſſen, kürzlich an: Cellini geht durch Graubündten über Wallenſtadt auf Zürch, von da, über Solothurn, Lauſanne, und Genf, nach Lion, und kommt endlich glücklich in Paris an. Da ſein Landsmann, der Mahler Roſſo, ſtatt ihn bey Hofe einzuführen, vielmehr gegen ihn cabalirt; ſo ſtellt ihn der Schatzmeiſter Buonaccorſi dem Könige vor, dieſer empfängt ihn ſehr gnädig, weil er aber ſelbſt nach Lion zieht, befiehlt er, daß Benvenuto ihm folgen ſolle. Der Cardinal von Ferrara nimmt ſich ſeiner auf dem Wege beſtens an, allein Cellini und ſein Geſelle Aſkanio werden in Lion krank und fühlen ein unwiderſtehliches Heimweh. Sie gehen beyde, noch im Fieber, über den Simplon, nach Italien, über Ferrara und Loretto nach Rom. Er überläßt daſelbſt dem getreuen Felix ſeine Werkſtatt, eröffnet eine neue, nimmt viele Gehülfen en und hat Händel mit ſeinem Peruginiſchen Geſellen. Unter andern Arbeiten hat er auch einen reichen goldnen Schmuck, mit Juwelen, für die Gemahlin des Herrn Hieronimus Orſino unter Händen.)

Indeſſen ich nun ſo aufs eifrigſte meine Arbeiten zu fördern bemüht war, erhielt ich einen Brief, den mir der Cardinal Ferrara aus Frankreich mit beſonderer Eile ſchickte, des Inhalts:

„Benvenuto, lieber Freund! in dieſen vergangenen Tagen hat ſich der groſſe allerchriſtlichſte König Deiner erinnert und Dich abermal in ſeine Dienſte begehrt, worauf ich ihm antwortete: Du habeſt mir verſprochen, daß Du, ſobald ich Dich zum Dienſt Seiner Majeſtät verlangte, ſogleich kommen wollteſt. Seine Majeſtät antwortete darauf: ich will, man ſoll ihm ſoviel Geld ſchicken, als ein Mann ſeines gleichen zu einer bequemen Reiſe braucht. Darauf befahl er dem Admiral, er ſolle mir tauſend Goldgülden aus dem Schatz der Erſparniſſe zahlen laſſen. Bey dieſer Unterredung war auch Cardinal Gaddi zugegen, der ſogleich hervortrat und ſagte: ein ſolcher Befehl ſey nicht nöthig, denn er habe Dir Geld genug angewieſen, und Du müßteſt auf dem Wege ſeyn. Verhielte ſich nun die Sache nicht ſo, Du hätteſt kein Geld erhalten, wäreſt nicht unterweges, und es wäre Dir von allem keine Nachricht zugekommen, ſondern es wäre eine bloſſe Aufſchneiderey des Kardinals, um zu ziegen, daß er ſich auch um die geſchickten Leute bekümmert, nach denen der König fragt, wie ich faſt glaube; ſo antworte mir, ſobald Du meinen Brief empfängſt, der die reine Wahrheit enthält, damit ich ein andermal, wenn ich vor dieſen groſſen König komme, in Gegenwart des Prahlhanſen, das Geſpräch nach und nach auf Dich leiten, und ſagen kann: daß Du das Geld, welches Dir der Cardinal Gaddi geſchickt haben wolle, nicht erhalten haſt, daß Du nicht auf der Reiſe, ſondern in Rom biſt. Es wird ſich zeigen, daß der Cardinal dieß alles nur aus Eitelkeit geſagt hat, und ich will einen neuen Befehl an den Admiral und den Schatzmeiſter auswirken, daß Du das Geld zur Reiſe, welches Dir der großmüthige König zugedacht hat, endlich erhalten mögeſt."

Nun mag die Welt bedenken, was ein ungünſtiges Geſchick über uns Menſchen vermag! Ich hatte nicht zweimal in meinem Leben mit dem närriſchen Cardinälchen Gaddi geſprochen, und er prahlte auch dießmal nicht, um mir Schaden zu thun, ſondern es war eine Wirkung ſeines leeren und ungeſchickten Gehirns, weil es auch ſcheinen ſollte, als bekümmere er ſich um Talentreiche Leute, die der König in ſeinen Dienſt wünſchte, er wollte darinn dem Cardinal von Ferrara gleichen. Wenn er nur nachher ſo klug geweſen wäre, und mir den Verfall gemeldet hätte, ſo würde ich doch, um ſo einen dummen Strohmann nicht ſtecken zu laſſen, aus Patriotismus, irgend eine Entſchuldigung gefunden und ſeiner thörichten Prahlerey einigermaßen nachgeholfen haben. Sobald ich den

Die mich hieher geſendet — o laß mich,
Nach meines Landes Weiſe, knieend dich
Begrüßen, Fürſt! So biſt du endlich wieder
Gekommen! Nach ſo langer Trennung wieder
Gekommen in dein heimiſch Land!

(Ruft hinein.)

Hervor!
Hervor, Gebieterin! Thu' auf die Thore!
Hörſt du ihn nicht, den du gebarſt! Was ſäumſt du,
Die hochgewölbten Zimmer zu durcheilen
Und in des Sohnes Arme dich zu werfen?

Jokaſta (kommt).

Jungfrauen, eurer Stimme tyriſchen Laut
Hab' ich im Innern des Pallaſt's vernommen,
Und wanke nun, mit alterſchwerem Tritt,
Zu euch heraus.

(Sie erblickt den Polynices.)

Mein Sohn! mein Sohn! ſo ſeh'
Ich endlich, nach ſo vielen tauſend Tagen,
Dein liebes Auge wieder! O umſchlinge
Mit deinem Arm die mütterliche Bruſt!
Laß die geliebten Wangen mich berühren!
Laß, mit der Mutter Silberhaar vermengt,
Die braunen Locken dieſen Hals beſchatten!
O Freude! Freude! Nimmer glaubt' ich, nimmer
Hofft' ich, in dieſe Arme dich zu ſchließen.
Was ſoll ich Alles dir doch ſagen? Wie
Das mannichfaltige Entzücken mit
Geberden, Worten, Händen von mir geben,
Jetzt da, jetzt dort die irren Blicke weidend,

Brief des hochwürdigſten Cardinals von Ferrara erhielt, antwortete ich ſogleich: mir ſey vom Cardinal Gaddi nichts in der Welt bekannt, und wenn er mich auch hätte bereden wollen, ſo würde ich mich ohne Vorwiſſen Seiner Hochwürden Gnaden nicht aus Italien bewegt haben, beſonders da ich in Rom mehr Arbeit als jemals finde, indeſſen würde ich mich auf ein Wort Ihro allerchriſtlichſten Majeſtät, das mir durch ſo einen Herrn zukäme, ſogleich auf den Weg machen und alles andere bey Seite werfen.

In dieſer Zeit dachte mein Geſelle von Perugia, der Verräther, eine Bosheit aus, die ihm auch ſehr gut gelang, denn er erregte den Geiz des Papſtes Paul Farneſe, oder vielmehr ſeines natürlichen Sohnes, den man damals Herzog von Kaſtro nannte. Nun ließ mein gedachter Geſelle einem der Secretarien des Herrn Peter Ludwigs merken, daß, da er mehrere Jahre bey mir gearbeitet habe, er wohl wiſſe und ſich verbürgen könne, daß ich ein Vermögen von achtzig tauſend Ducaten beſitze, davon der größte Theil in Juwelen beſtehe, die eigentlich der Kirche angehörten. Denn ich habe ſie damals, bey der Verheerung Roms, im Caſtell Sanct Angelo bey Seite gebracht. Sie ſollten mich nur einmal ſchnell und ohne Geräuſch wegfangen laſſen.

Ich hatte einmal eines Morgens, ſehr früh, über drey Stunden an obgedachtem Brautſchmucke gearbeitet, und indeß man meine Werkſtatt eröffnete und kehrte, warf ich meine Jacke über, um mir ein wenig Bewegung zu machen. Ich ging durch Strada Julia und wandte mich an der Ecke nach der Chiavica um, da begegnete mir Criſpin, der Bargell, mit ſeiner ganzen Häſcherey und ſagte: du biſt ein Gefangener des Papſtes. Darauf antwortete ich: Criſpin, du irrſt dich in der Perſon! Nein, verſetzte er, du biſt der brave Benvenuto, ich kenne Dich recht gut, ich habe Dich nach Caſtell Sanct Angelo zu führen, wohin treffliche Männer und Herren Deines gleichen zu gehen pflegen.

Da nun hierauf viele ſeiner Leute ſich auf mich warfen, und mir mit Gewalt einen Dolch von der Seite und einige Ringe vom Finger reiſſen wollten, ſagte er zu ihnen: keiner unterſtehe ſich ihn anzurühren! genung, daß ihr eure Schuldigkeit thut und ihn nicht entwiſchen laßt. Dann trat er zu mir und verlangte, mit höflichen Worten meine Waffen. Als ich ſie ihm gab, fiel mir ein: daß ich an derſelben Stelle den Pompeo ermordet hatte. Darauf führten ſie mich ins Caſtell und ſchloſſen mich in eins der Zimmer oben auf dem Thurm. Das war das erſte Mahl, daß ich das Gefängniß ſchmeckte, und war eben ſieben und dreyßig Jahr alt.

Herr Peter Ludwig, ein Sohn des Papſtes, bedachte die groſſe Summe, wegen welcher ich angeklagt war, und erbat ſich ſogleich von ſeinem Vater die Gnade, daß ihm das Geld geſchenkt ſeyn möchte. Der Papſt gewährte ihm ſeine Bitte und verſprach zugleich, daß er ihm behülflich ſeyn wolle, das Geld zu erlangen. So hielten ſie mich acht Tage im Gefängniß, nach Verlauf derſelben ſie mich, um der Sache einige Geſtalt zu geben, zum Verhör holen lieſſen. Man brachte mich in einen der Säle des Caſtells, der Ort war ſehr ehrbar, und als Examinatoren fand ich daſelbſt den Gouverneur von Rom, Herrn Benedetto Converſini von Piſtoja, der nachher Biſchof von Jeſi wurde, ſodann den Fiskal, deſſen Nahmen ich vergeſſen habe, und den Criminalrichter, Herrn Benedetto Galli. Dieſe drey fingen mich an zu befragen, erſt mit freundlichen Worten, dann mit heftigen und fürchterlichen Ausdrücken, denn ich hatte zu ihnen geſagt: meine Herren, ſchon über eine Stunde fragt ihr mich über Fabeln und leere Dinge, ihr ſprecht hin und wieder, ohne daß ich weiß, was das heiſſen ſoll. Ich bitte euch, ſagt, was ihr von mir verlangt, und laßt mich aus eurem Munde gründliche Worte hören und nicht nur Fabeln und Geſchwätze. Hierauf konnte der Gouverneur, der von Piſtoja war, ſeine grimmige Natur nicht mehr verbergen und verſetzte: Du ſprichſt ſehr ſicher, ja allzukühn, dafür ſoll Dein Stolz ſo klein wie ein Hündchen werden, wenn Du meine gründlichen Worte hören wirſt, die weder Geſchwätz noch Mährchen ſind, wie du ſagſt, ſondern eine Folge von Gründen, die du Mühe genug haben wirſt gründlich zu widerlegen. Darauf ſprach er: Wir wiſſen ganz gewiß, daß du zur Zeit der unglücklichen Verheerung von Rom gegenwärtig und zwar in dem Caſtell Sanct Angelo warſt, und man ſich deiner als Artilleriſten bediente, da du nun eigentlich Goldſchmied und Juwelier biſt, und Papſt Clemens dich vorher gekannt hatte, auch kein anderer von dieſer Profeſſion ſich gegenwärtig befand, ließ er dich ins geheim rufen und vertraute dir dergeſtalt, daß er die Juwelen ſeiner Kronen, Biſchofsmützen und Ringe durch dich ausbrechen und in die Falten ſeiner Kleider nähen ließ. Bey dieſer Gelegenheit haſt du für achtzig tauſend Scudi heimlich entwendet. Dieſes hat uns einer deiner Geſellen geſagt, gegen den du dich im Vertrauen gerühmt haſt. Nun erklären wir dir freymüthig, ſchaffe die Juwelen und ihren Werth herbey, ſo magſt du alsdann frey wieder hingehen.

Als ich dieſe Worte hörte, konnte ich mich des lauten Lachens nicht enthalten, und erſt nachdem ich mich eine Weile ausgeſchüttet, ſagte ich: Gott ſey gedankt, daß ich das erſte Mahl, da es ihm gefallen hat, mich gefänglich einziehen zu laſſen, ſo glücklich bin, nicht etwa wegen einer geringen Sache verhaftet zu werden, wie es öfters jungen Leuten zu begegnen pflegt. Wenn auch alles wahr wäre, was ihr ſagt, ſo iſt dabey nicht die geringſte Gefahr für mich, daß ich etwa am Körper geſtraft werden ſollte; denn in jener Zeit hatte das Geſetz alle ſeine Kraft verlehren und ich könnte mich daher entſchuldigen und ſagen: daß ich als Diener dieſen Schatz dem heiligen apoſtoliſchen Sitz aufgehoben habe, mit der Abſicht, ſolche Koſtbarkeiten einem guten Papſte wieder zuzuſtellen, oder demjenigen, der mir ſie wieder abfodern lieſſe, wie es nun durch euch geſchähe, wenn ſich die Sache ſo verhielte.

Hierauf ließ mich der raſende Piſtojeſer keine weitern Gründe vorbringen, und verſetzte wüthend: verziere du die Sache wie du willſt, Benvenuto! Uns iſt genug, das Unſere wieder gefunden zu haben, und mache nur geſchwind, wenn wir nicht auf andere Weiſe als mit Worten verfahren ſollen. Zugleich wollten ſie aufſtehn und weggehen, worauf ich zu ihnen ſagte: Meine Herren! mein Verhör iſt nicht geendet, deswegen hört mich an, und dann geht, wohin es euch gefällt. Sogleich nahmen ſie wieder in völligem Zorne Platz, als wenn ſie entſchieden wären nichts zu hören, was ich vorbringen könnte, ja ſie verbargen eine Art von Zufriedenheit nicht, denn ſie glaubten alles ſchon gefunden zu haben, was ſie zu wiſſen verlangten; ich fing daher auf folgende Weiſe zu reden an:

Wißt, meine Herren, daß ich ohngefähr zwanzig Jahr in Rom wohne, und daß ich weder hier noch anderswo jemals eingekerkert worden bin.

Darauf ſagte der Häſcher von Gouverneur: und du haſt hier doch Menſchen umgebracht! Darauf verſetzte ich: das ſagt ihr und nicht ich. Denn wenn einer käme euch umzubringen, ſo würdet ihr euch ſchnell genug vertheidigen, und wenn ihr ihn erſchlügt, würden es die heiligen Geſetze euch nachſehen. Und nun laßt mich auch meine Gründe vorbringen, wenn ihr dem Papſt die Sache gehörig vorzutragen und ein gerechtes Urtheil über mich zu ſprechen gedenkt. Ich ſage euch von neuem, es ſind ohngefähr zwanzig Jahre, daß ich das wunderſame Rom bewohnt und hier die größten Arbeiten meiner Profeſſion vollendet habe, und weil ich weiß, daß Chriſtus hier wohnet und regieret, ſo hätte ich mich darauf mit der größten Sicherheit verlaſſen, und wenn ein weltlicher Fürſt verſucht hätte, mir einigen Schaden zuzufügen, ſo würde ich meine Zuflucht zu dem heiligen Stuhle und zu dem Statthalter Chriſti genommen haben, damit er mich beſchützt hätte. Wehe mir! wo ſoll ich nun jetzo hingehen? zu welchem Fürſten ſoll ich mich wenden, der mich vor dieſen ſchändlichen Abſichten rette? Hättet ihr nicht, ehe ihr mich gefangen nahmt, unterſuchen ſollen, wo ich dann auch dieſe achtzig tauſend Scudi verwahren könnte? hättet ihr nicht das Verzeichniß der Juwelen durchſehen ſollen, das man bey unſrer apoſtoliſchen Kammer ſeit fünfhundert Jahren fleißig fortſetzt? Hätte ſich dann irgend eine Lücke gefunden, ſo hättet ihr meine Bücher und mich nehmen und die Vergleichung anſtellen ſollen. Ich muß euch nur ſagen: die Bücher, in welchen die Juwelen des Papſtes und der Kronen verzeichnet ſtehen, ſind noch alle vorhanden, und ihr werdet finden, daß alles, was Papſt Clemens beſeſſen hat, ſorgfältig aufgeſchrieben ſey. Das einzige könnte ſeyn: als der arme Mann, Papſt Clemens, ſich mit jenen kaiſerlichen Freybeutern vergleichen wollte, die ihm Rom geplündert und die Kirche geſchmäht hatten, da kam einer zu dieſer Vergleichshandlung, der, wenn ich mich recht erinnere, Cäſar Iſcatinaro hieß. Man hatte ſich beynahe über alle Puncte mit dem bedrängten Papſte vereinigt, der doch dem Abgeordneten auch etwas angenehmes erzeigen wollte, und einen Diamanten vom Finger fallen ließ, der ohngefähr viertauſend Scudi werth ſeyn konnte. Iscatinaro bückte ſich ihn aufzuheben, worauf der Papſt ſagte: er möchte ſich des Rings aus Liebe zu ihm bedienen. Bey dieſem Fall war ich gegenwärtig und wenn dieſer Diamant fehlen ſollte, ſo ſag ich euch, wo er hin iſt, ob ich gleich überzeugt bin, auch dieſes wird bemerkt ſeyn. Und nun könnt ihr an eurer Stelle euch ſchämen, einen Mann meines gleichen ſo behandelt zu haben, der ſo vieles ehrenvoll für dieſen Apoſtoliſchen Sitz unternommen hat. Denn wißt nur: war ich jenen Morgen, als die Kaiſerlichen in den Borgo drangen, nicht ſo thätig, ſo überrumpelten ſie, ohne Hinderniß, das Caſtell. Niemand hatte mich dazu gedungen und ich machte mich wacker an die Artillerie, welche von den Bombardierern und Soldaten ganz verlaſſen da ſtand. Ich ſprach noch dabey einem meiner Bekannten Muth ein, der Raphael da Monte Lupo hieß, und ein Bildhauer war, auch er hatte ſeinen Poſten verlaſſen und ſich ganz erſchrocken in eine Ecke verkrochen, ich weckte ihn aus ſeiner Unthätigkeit, und wir beyde allein tödteten, von oben herunter, ſo viele Feinde, daß die Truppen einen andern Weg nahmen. Auch ich war es ſelbſt, der nach dem Iscatinaro ſchoß, weil er in der Conferenz mit dem Papſte ohne die mindeſte Ehrfurcht ſprach und, als ein Lutheraner und Ketzer, wie er war, gegen Seine Heiligkeit eine grobe Verachtung zeigte. Papſt Clemens ließ darauf eine Unterſuchung anſtellen und wollte den Thäter hängen laſſen. Auch ich war es, der den Prinzen von Oranien an den Kopf traf, als er die

Laufgräben viſitiren wollte. Dann habe ich der heiligen Kirche ſo viel Schmuck und Zierde von Silber, Geld und Juwelen, und ſo viel ſchöne und treffliche Medaillen und Münzen gearbeitet. Und das ſoll nun die verwegene pfäffiſche Belohnung ſeyn, die man einem Manne zudenkt, der euch mit ſo viel Treue und Anſtrengung gedient und geliebt hat. Und geht nur, hinterbringt, was ich geſagt habe, alles dem Papſte, ſagt ihm: daß er ſeine ſämmtlichen Juwelen beſitzt und daß ich, zur Zeit jener Verheerung, von der Kirche nichts anders erhalten habe, als hundert Wunden und Beulen. Ich habe immer auf eine kleine Vergeltung gehofft, die Papſt Paul mir verſprochen hatte, nun bin ich aber ganz klar über Seine Heiligkeit und über euch, ſeine Diener.

Indeſſen ich ſo redete, hörten ſie mir mit Erſtaunen zu, ſahen einander ins Geſicht und verlieſſen mich mit Verwunderung. Alle drey zuſammen gingen dem Papſte alles zu hinterbringen, was ich geſagt hatte. Der Papſt ſchämte ſich und befahl eiligſt, man ſolle die ſämmtlichen Rechnungen der Juwelen durchſehen. Es fand ſich, daß nichts fehlte, und ſie lieſſen mich im Caſtell ſitzen, ohne was weiter zu fragen. Herr Peter Ludwig beſonders, als er ſah, daß er ſo übel gehandelt hatte, ſuchte meinen Tod zu beſchleunigen.

Dieſe Unruhe und Verwirrung dauerte nicht lange, als der König Franz ſchon, mit allen Umſtänden, vernommen hatte, daß der Papſt mich ſo widerrechtlich gefangen hatte, und er gab ſeinem Geſandten an dieſem

Hofe, Herrn von Morluc, in einem Schreiben den Auftrag, er ſolle mich als einen Diener Seiner Majeſtät vom Papſte zurückfodern. Der Papſt, der ſonſt ein verſtändiger und auſſerordentlicher Mann war, betrug ſich doch in dieſer meiner Sache ſehr unüberlegt und albern, er antwortete dem Geſandten: Seine Majeſtät möchten ſich doch nicht weiter meiner annehmen, ich ſey ein wilder und gefährlicher Menſch, er habe mich einziehen laſſen wegen verſchiedener Todſchläge und anderer ſolchen Teufelein. Der König antwortete aufs neue: auch in ſeinem Reiche pflege man die beſte Gerechtigkeit, Seine Majeſtät wiſſe die wackern Leute zu belohnen und zu begünſtigen, und eben ſo die Uebelthäter zu beſtrafen. Seine Heiligkeit habe den Benvenuto gehen laſſen, ohne nach deſſen Arbeiten weiter zu fragen. Als er, der König, dieſen Mann in ſeinem Reiche geſehen, habe er ihn mit Vergnügen in ſeine Dienſte genommen und verlange ihn nun, als den ſeinigen, zurück.

Dieſer Schritt des Königs brachte mir groſſen Verdruß und Schaden, ſo ehrenvoll mir auch der Antheil war, den er an mir nahm; denn der Papſt war in eine raſende Verlegenheit gerathen, ich möchte nun, wenn ich hinginge, die verruchte Nichtswürdigkeit erzählen, die ſie an mir begangen hatten, deswegen ſann er nach, wie er mich, ohne ſeine Ehre zu verletzen, aus der Welt ſchaffen könnte.

Der Caſtellan des Caſtells Sanct Angelo war einer von unſern Florentinern, mit Nahmen Herr Georg Ugolini, dieſer brave Mann behandelte mich auf das gefälligſte von der Welt, und weil er das groſſe Unrecht kannte, das mir geſchah, ließ er mich auf mein Wort frey umher gehen. Ich hatte ihm, um dieſe Erlaubniß zu erhalten, Bürgſchaft leiſten wollen, allein er verſetzte, er könne ſie nicht annehmen, denn der Papſt ſey über meine Sache gar zu ſehr entrüſtet, auf mein Wort hingegen wolle er trauen, denn er höre von jedem, was ich für ein zuverläßiger Mann ſey. Da gab ich ihm mein Wort und er verſchaffte mir zugleich die Bequemlichkeit, daß ich kleine Arbeiten machen konnte. Nun bedachte ich, daß dieſer Verdruß des Papſtes, ſowohl wegen meiner Unſchuld, als wegen der Gunſt des Königs, doch vorüber gehen müſſe, und erhielt meine Werkſtatt offen, Aſkanio, mein Geſelle, kam und brachte mir Arbeit. Vor Verdruß über das Unrecht, was mir geſchah, konnte ich zwar wenig thun, doch machte ich aus der Noth eine Tugend, und ertrug ſo heiter als ich konnte mein widriges Geſchick, indem ich mir zugleich alle Wachen und Soldaten des Caſtells zu Freunden gemacht hatte.

Manchmal ſpeißte der Papſt im Caſtell und unter der Zeit waren die Thore nicht bewacht, ſondern ſtanden einem jeden frey, wie an einem gewöhnlichen Pallaſt. Man fand alsdann nöthig, die Gefängniſſe mit mehr Sorgfalt zu verſchlieſſen, aber ich ward immer gleich gehalten, und konnte auch zu ſolchen Zeiten überall frey herum gehen. Oefters riethen mir einige Soldaten, ich ſolle mich davon machen, ſie wollten mir durch die Finger ſehen, weil ih-

Die Luſt vergangner Jahre wieder koſten?
O, lieber Sohn, wie öde ließeſt du
Das väterliche Haus zurück, als dich
Des Bruders Trotz in's Elend ausgeſtoßen!
Wie haben deine Freunde ſich nach dir
Geſehnt! Wie hat ganz Theben ſich nach dir
Geſehnt! Mein Sohn, von dieſem Tag an ſchnitt
Ich Jammernde die Locken mir vom Haupte,
Seit dieſem Tage ſchmückt kein weißes Kleid
Die Glieder mehr, nur dieſes nächtliche
Gewand, das du hier ſiehſt, hat mich bekleidet.
Mit thränenvoller Sehnſucht ſchmachtete
Indeß, des ſüßen Augenlichts beraubt,
Der Greis hier in der Burg nach ſeinen Söhnen,
Die wilder Haß von ſeinem Hauſe riß;
Schon zückt' er gegen ſich das Schwert, den Tod
Mit eignen Händen ſich bereitend, knüpfte,
Sich zu erwürgen, ſchon an hohem Pfoſten
Die Seile, gegen dich und deinen Bruder
In heulende Verwünſchungen ergoſſen.
So halten wir den Ewigjammernden
Im Dunkel hier verborgen. Du, mein Sohn,
Haſt unterdeß im Ausland, wie ſie ſagen,
Des Hochzeitbettes Freuden dir bereitet,
Haſt — o welch harter Schlag für deine Mutter
Und welche Schmach für Lajus, deinen Ahnherrn!
Haſt Fremde zu den Deinigen gemacht
Und fremden Fluch an unſer Haus gekettet.
Ich hatte dir die Hochzeitfackel ja
Nicht angezündet, wie es ſittlich iſt

nen das groſſe Unrecht bekannt ſey, das mir geſchehe. Darauf antwortete ich nur, ich habe dem Caſtellan mein Wort gegeben, der ein ſo braver Mann ſey, und der mir ſo viel Gefälligkeit erzeigt habe.

Unter andern war ein tapfrer und geiſtreicher Soldat, der zu mir ſagte: wiſſe, mein Benvenuto! daß ein Gefangener nicht verbunden iſt, und ſich auch nicht verbinden kann, ſein Wort zu halten, oder irgend eine andere Bedingung zu erfüllen. Thue, was ich dir ſage, fliehe vor dieſem Schurken von ***, und vor dem Baſtard ſeinem Sohn, die dir auf alle Weiſe nach dem Leben ſtehen. Aber ich, der ich lieber ſterben wollte, als daß ich dem würdigen Caſtellan mein Wort gebrochen hätte, ertrug dieſen ungeheuren Verdruß ſo gut ich konnte, in Geſellſchaft eines Geiſtlichen, aus dem Hauſe Pallavicini, der ein groſſer Prediger war. Man hatte ihn als einen Lutheraner eingezogen, er war ein ſehr guter Geſellſchafter, aber als Mönch der ruchloſeſte Kerl von der Welt, der zu allen Arten von Laſtern geneigt war. Seine ſchönen Gaben bewunderte ich, und ſeine häßlichen Laſtern mußte ich aufs höchſte verabſcheuen. Auch unterließ ich nicht ihn darüber ganz freymüthig zu tadeln und zu ſchelten, dagegen wiederholte er mir immer: ich ſey als Gefangener nicht verbunden, dem Caſtellan mein Wort zu halten. Darauf antwortete ich: als Mönch ſage er wohl die Wahrheit, nicht als Menſch, denn wer Menſch und nicht Mönch wäre, müßte ſein Wort unter allen Umſtänden halten, in die er gerathen könnte, und ſo wollte ich auch mein einfaches und tugendſames Wort nicht brechen. Da er hieraus ſahe, daß er mich durch ſeine feinen und künſtlichen Argumente, ſo geſchickt er ſie auch vorbrachte, nicht bewegen konnte, gedachte er mich auf einem andern Wege zu verſuchen. Er ſchwieg viele Tage ganz von dieſer Sache, las mir indeſſen die Predigten des Bruder Hieronimus Savonarola, und machte ſo eine vortreffliche Auslegung dazu, die mir viel ſchöner vorkam, als die Predigten ſelbſt, und mich ganz bezauberte. Ich hätte alles in der Welt für den Mann gethan, nur nicht, wie ſchon geſagt, mein Wort gebrochen. Da er nun ſahe, daß ich vor ſeinen Talenten eine ſolche Ehrfurcht hatte, fing er an mit guter Art mich zu fragen, auf welche Weiſe ich mich denn hätte flüchten wollen? wenn mir die Luſt dazu gekommen wäre? und wie ich, wenn man mich enger eingeſchloſſen hätte, das Gefängniß hätte eröffnen wollen? Dieſe Gelegenheit wollte ich nicht vorbey laſſen, um dieſem klugen Manne zu zeigen, daß ich auch Geſchicklichkeit und Feinheit beſitze, ich ſagte ihm: daß ich jedes Schloß, ſelbſt das ſchwerſte, gewiß eröffnen wolle, und beſonders die von dieſem Gefängniſſe ſollten mich nicht mehr Mühe gekoſtet haben, als ein Stückchen friſchen Käſe zu verzehren. Der Mönch, der mein Geheimniß zu erfahren wünſchte, verſpottete mich und ſagte: die Menſchen, die ſich einmal in den Ruf geſetzt haben, daß ſie geiſtreich und geſchickt ſind, rühmen ſich gar vieler Dinge, wollte man ſie immer beym Wort halten, ſo würde manches zurückbleiben, und ſie würden einen guten

Theil ihres Credits verliehren. So möchte es auch wohl mir gehen, ich ſage ſo unwahrſcheinliche Dinge, und wenn man die Ausführung von mir verlangte, würde ich wohl ſchwerlich mit Ehre beſtehn. Das verdroß mich von dem Teufelsmönche, und ich antwortete, daß ich immer viel weniger verſpräche, als ich auszuführen verſtünde; das, was ich wegen der Schlüſſel behauptet hätte, ſey eine geringe Sache, mit wenig Worten ſolle er vollkommen einſehen, daß alles wahr ſey. Darauf zeigte ich ihm, unbeſonnener Weiſe, mit groſſer Leichtigkeit alles, was ich behauptet hatte. Der Mönch, ob es gleich ſchien, als wenn er ſich um dieſe Sache nichts bekümmere, lernte mir, als ein fähiger Mann, alles in der Geſchwindigkeit ab.

Nun ließ mich, wie ich ſchon oben erwähnt habe, der wackre Caſtellan des Tags frey herum gehen, auch ward ich des Nachts nicht wie die übrigen eingeſchloſſen. Ich konnte dabey in Gold, Silber und Wachs arbeiten, was ich wollte, und ſo hatte ich auch einige Wochen an einem Becken für den Cardinal von Ferrara gearbeitet, zuletzt verlohr ich über meinem eingeſchränkten Zuſtande alle Luſt, und arbeitete nur, um mich zu zerſtreuen, an einigen kleinen Wachsfiguren. Von dieſem Wachs entwandte mir der Mönch ein Stück, und führte das alles wegen der Schlüſſel damit aus, was ich ihn unbedachtſamer Weiſe gelehrt hatte. Er nahm zum Geſellen und Helſer einen Schreiber, Nahmens Ludwig, einen Paduaner, allein als man die Schlüſſel beſtellte, that der Schloſſer ſogleich die Anzeige. Der Caſtellan, der mich einige Male in meinem Zimmer beſucht und meiner Arbeit zugeſehen hatte, erkannte mein Wachs und ſagte: wenn man ſchon dieſem armen Benvenuto das größte Unrecht von der Welt gethan hat, ſo hätte er ſich doch gegen mich ſolche Handlungen nicht erlauben ſollen, da ich ihm alle mögliche Gefälligkeit erzeigt habe. Gewiß, ich will ihn feſter halten und alle Nachſicht ſoll aufhören. So ließ er mich mit einigem Unmuth einſchlieſſen und mich verdroſſen beſonders die Worte, welche mir ſeine vertrauteſten Diener hinterbrachten, deren einige mir ſehr wohl wollten, und ſonſt von Zeit zu Zeit erzählten, wie ſehr der Herr Caſtellan ſich zu meinem Beſten verwendet habe. Nun aber hinterbrachten ſie mir, daß er mich einen undankbaren, eitlen und treuloſen Menſchen ſchelte. Da nun einer dieſer Leute mir, auf eine etwas harte und unſchickliche Art, dieſe Scheltworte ins Geſicht ſagte, fühlte ich mich beleidigt in meiner Unſchuld und antwortete: ich hätte niemals mein Wort gebrochen, und ich wollte das mit der ganzen Kraft meines Lebens behaupten, und wenn er oder ein anderer wieder ſolche ungerechte Worte gegen mich brauchte, ſo würde ich ihn auf alle Fälle der Lügen ſtrafen. Er entrüſtete ſich darüber, lief in das Zimmer des Caſtellans, brachte mir das Wachs und meine Zeichnung des Schlüſſels. Als ich das Wachs ſahe, ſagte ich ihm, wir hätten beyde recht, allein er ſolle mir eine Unterredung mit dem Herrn Caſtellan verſchaffen und ich wollte ihm eröffnen, wie ſich die Sache befände, die von gröſſerer

Bedeutung wäre, als ſie glaubten. Sogleich ließ der Caſtellan mich rufen, ich erzählte den ganzen Vorfall, der Mönch ward enger eingeſchloſſen, und bekannte auf den Schreiber, der dem Galgen ſehr nahe war. Doch unterdrückte der Caſtellan die Sache, die ſchon bis zu den Ohren des Papſtes gekommen war, rettete ſeinen Schreiber von dem Strick, und ließ mir wieder ſo viel Freyheit, als vorher.

Da ich ſahe, daß man ſich in dieſer Sache mit ſo vieler Strenge benahm, fing ich doch auch an, an mich ſelber zu denken und ſagte bei mir: wenn nun ein andermal eine ſolche Verwirrung entſtünde und der Mann traute mir nicht mehr, ſo würde ich ihm auch nicht mehr verbunden ſeyn, und möchte mir wohl alsdann ein wenig mit meinen Erfindungen helfen, die gewiß beſſer als jene Pfaffen-Unternehmung ausfallen ſollten. So fing ich nun an mir neue, ſtarke Leintücher bringen zu laſſen und die alten ſchickte ich nicht wieder zurück. Wenn meine Diener darnach fragten, ſo ſagte ich, ſie ſollten ſtill ſeyn, denn ich hätte ſie einigen armen Soldaten geſchenkt, die in Gefahr der Galere geriethen, wenn ſo etwas herauskäme, und ſo hielten ſie mir alle, beſonders aber Felix, die Sache geheim. Indeſſen leerte ich einen Strohſack aus, und verbrannte das Stroh im Kamine, das in meinem Gefängniß war, und fing an von den Leintüchern Binden zu ſchneiden, ein Drittheil einer Elle breit, und als ich ſo viel gemacht hatte, als ich glaubte, daß genug ſey, mich von der groſſen Höhe des Thurms herunter zu laſſen, ſagte ich meinen Dienern, ich habe genug verſchenkt, ſie ſollten nun, wenn ſie mir neue Leintücher brächten, die alten immer wieder mitnehmen. Und ſo vergaſſen meine Leute gar bald die ganze Sache.

Der Caſtellan, der mich übrigens ſehr gut behandelte, ward alle Jahre von einer gewiſſen Krankheit befallen, die ihm ganz und gar den Kopf verrückte, und wenn er davon angegriffen wurde, pflegte er ſehr viel zu ſchwätzen, und es waren ſeine grillenhaften Vorſtellungen alle Jahre verſchieden, denn einmal glaubte er ein Oelkrug zu ſeyn, ein andermal ein Froſch, und da hüpfte er auch nach Art dieſes Thieres; hielt er ſich für todt, ſo mußte man ihn begraben, und ſo hatte er alle Jahr eine neue Einbildung. Diesmal ſtellte er ſich vor, er ſey eine Fledermaus, und wenn er ſo ſpatzieren ging, ziſchte er manchmal, ſo leiſe wie dieſe Geſchöpfe, bewegte ſich auch ein wenig mit den Händen und dem Körper, als wolle er fliegen. Die Aerzte, die ihn wohl kannten, ſo wie ſeine alten Diener, ſuchten ihm alle Art von Unterhaltung zu verſchaffen, und weil ſie glaubten, er habe groſſes Vergnügen mich discutiren zu hören, ſo holten ſie mich alle Augenblicke und führten mich zu ihm. Ich mußte manchmal vier bis fünf Stunden bei dieſem armen Manne bleiben und durfte nicht aufhören zu reden, er verlangte, daß ich an ſeiner Tafel gegen ihn über ſitzen ſollte, und dabey wurde von beyden Seiten unaufhörlich geſprochen. Bey dieſer Gelegenheit aß ich ſehr gut, aber er, der arme Mann, aß nicht und ſchlief nicht, und ermüdete mich auch dergeſtalt, daß ich nicht mehr vermochte. Manchmal, wenn ich ihn anſah, konnte ich bemerken, daß ſeine Augen ganz falſch gerichtet waren, das eine blickte dahin, das andere dorthin. Untern andern fing er auch an mich zu fragen: ob mir wohl niemals die Luſt zu fliegen angekommen ſey? Darauf verſetzte ich: Eben diejenigen Dinge, die dem Menſchen am ſchwerſten vorkämen, hätte ich am liebſten zu vollbringen gewünſcht und vollbracht, und was das Fliegen betreffe, ſo habe mir Gott und die Natur einen Körper ſehr geſchickt zum Laufen gegeben, und wenn ich nun noch einige mechaniſche Vortheile dazu thäte, ſo ſollte mir das Fliegen ſicher glücken.

Darauf fragte er mich, auf welche Weiſe ich es anfangen wollte? und ich verſetzte: wenn ich die Thiere, welche fliegen, betrachte, um das, was ihnen die Natur gegeben hat, durch Kunſt nachzuahmen; ſo finde ich nur die Fledermaus, die mir zum Muſter dienen kann.

Kaum hatte er den Nahmen Fledermaus gehört, als ſeine dießjährige Narrheit bey ihm aufwachte und er mit lauter Stimme rief: das iſt wahr! das iſt das rechte Thier! und dann wendete er ſich an mich und ſagte: Benvenuto! nicht wahr, wenn man dir die Gelegenheit gäbe, ſo würdeſt du auch Muth haben zu fliegen? Ich verſetzte, er ſolle mir nur die Erlaubniß geben, ſo getraute ich mich bis hinaus auf die Wieſen zu fliegen, wenn ich mir ein paar Flügel von feiner gewichſter Leinwand machen wollte. Darauf verſetzte er: auch das getraute ich mir wohl, aber der Papſt hat mir befohlen, dich aufs genaueſte in acht zu nehmen, und ich weiß wohl daß du ein künſtlicher Teufel biſt, und im Stand wärſt mir zu entfliehen, darum will ich dich mit hundert Schlüſſeln verſchlieſſen laſſen, damit du aushalten mußt.

Nun fing ich an ihn zu bitten, und brachte ihm ins Gedächtniß, daß ich alſo ihm ja ſchon hätte entfliehen können, daß ich aber mein Wort gegen ihn niemals gebrochen haben würde. Ich bat ihn um Gotteswillen und bey allen denen Gefälligkeiten, die er mir ſchon erzeigt hatte, daß er das Uebel, das ich ohnedies leiden mußte, nicht noch vergrößern möchte.

Indem ich alſo ſprach, befahl er ausdrücklich, daß ſie mich binden und mich in meinem Gefängniſſe wohl einſchließen ſollten. Da ich nun ſahe, daß nichts anders zu hoffen war, ſagte ich ihm in Gegenwart aller der ſeinigen, ſo verſchließt mich nur wohl, denn ich werde euch auf alle Weiſe zu entkommen ſuchen. So führten ſie mich weg und ſperrten mich mit der größten Sorgfalt ein.

Nun fing ich an die Art und Weiſe zu überlegen, wie ich entkommen könnte. Sobald ich eingeſchloſſen war, unterſuchte ich das Gefängniß, und da ich ſicher glaubte den Weg gefunden zu haben, wie ich herauskommen könnte, ſo bedachte ich wie ich von dem hohen Thurm herunter kommen wollte, nahm meine Leintücher, die ich, wie geſagt, ſchon zerſchnitten hatte, nähte ſie wohl zuſammen, und bedachte wie viel Oefnung ich brauchte um durchzukommen, und bereitete überhaupt alles was mir nur dienen konnte. Ich holte eine Zange hervor, die ich einem

Savoiarden genommen hatte, der unter der Schloßwache ſich befand. Er ſorgte für die Waſſerfäſſer und Brunnen und arbeitete dabei allerley in Holz. Unter verſchiedenen Zangen, die er brauchte, war auch eine ſehr ſtarke und große, ich überlegte daß ſie mir ſehr nützlich ſeyn könnte, nahm ſie ihm weg und verbarg ſie in meinen Strohſack. Als nun die Zeit herbei kam, daß ich mich ihrer bedienen wollte, ſo fing ich an damit die Nägel zu unterſuchen, wodurch die Bänder der Thüre befeſtigt waren; weil aber die Thüre doppelt war, ſo blieb auch der umgeſchlagene Theil der Nägel ganz verborgen, ſo daß ich mit der größten Mühe von der Welt endlich einen herausbrachte. Darauf überlegte ich wie ichs nun anzufangen hätte, daß man es nicht merkte, und vermiſchte ein wenig roſtigen Eiſenfeil mit Wachs, welches dadurch die völlige Farbe der Nägelköpfe erhielt, die ich nun, ſo wie ich einen herauszog, wieder auf den Bändern vollkommen nachahmte. So hatte ich die Bänder nur oben und unten befeſtigt, indem ich einige Nägel abſtutzte und ſie leicht wieder einſteckte, damit ſie mir die Bänder nur feſt halten ſollten.

Dieſes alles vollbrachte ich mit groſſer Schwierigkeit, denn der Caſtellan träumte jede Nacht, ich ſey entflohen, und ſchickte alle Stunden ins Gefängniß. Der Menſch, der jedes mal kam, hieß und betrug ſich wie ein Häſcher, man nannte ihn Bozza, er brachte immer einen andern mit ſich, der Johannes hieß, mit dem Zunahmen Pedignone, dieſer war Soldat, jener Aufwärter. Johannes kam niemals in mein Gefängniß ohne mir etwas beleidigendes zu ſagen; der andere war von Prato und daſelbſt bei einem Apotheker geweſen. Er betrachtete genau jene Bänder und überhaupt das ganze Gefängniß; und ich ſagte zu ihm: nehmt mich wohl in acht, denn ich gedenke auf alle Weiſe zu entfliehen. Ueber dieſe Worte entſtand zwiſchen mir und ihm die größte Feindſchaft, ſo daß ich mein Eiſenwerk, die Zange nämlich und einen ziemlich langen Dolch, auch andere dergleichen Dinge, ſorgfältig in meinen Strohſack verbarg.

Sobald es Tag ward, kehrte ich ſelbſt, und ob ich gleich von Natur mich an der Reinlichkeit ergötze, ſo trieb ich ſie zu jener Zeit aufs äuſſerſte. Sobald ich gekehrt hatte, machte ich mein Bett aufs zierlichſte und putzte es mit Blumen, die ich mir faſt alle Morgen vom Savoiarden bringen ließ, dem ich die Zange entwendet hatte. Wenn nun Pezza und Pedignone kamen, ſo ſagte ich ihnen gewöhnlich, ſie ſollten mir vom Bette bleiben, ich wollte es weder beſchmutzt noch eingeriſſen haben, und wenn ſie es ja einmal, um mich zu necken, nur leicht berührt hatten, rief ich: ihr ſchmutzigen Lumpen! werd ich doch gleich an einen eurer Degen meine Hand legen, und euch ſo zurichten, daß ihr euch verwundern ſollt; glaubt ihr wohl werth zu ſeyn, das Bett von meines gleichen anzurühren? wahrhaftig ich werde mein Leben nicht achten, da ich gewiß bin, euch das eure zu nehmen. Iſt es nicht genug an meinem Verdruß und meiner Noth? wollt ihr mich noch ärger quälen? Hört ihr nicht auf, ſo will ich euch zeigen, was ein verzweifelter Menſch thun kann.

Und recht und wie's beglückten Müttern ziemt,
Und der Iſmen gab dir die Welle nicht
Zum hochzeitlichen Bad, kein Freudenton
Begrüßte deine Braut in Thebens Thoren!
Verwünſcht ſey'n alle Plagen, die das Haus
Des Oedipus, ſey's durch der Söhne Schwert
Und Zwietracht, ſey's um ſeiner Sünde willen,
Sey's durch des Schickſals blinden Schluß, beſtürmen!
Auf meinem Haupte ſchlagen ſie zuſammen!

Chor.

Hart ſind die Wehen der Gebärerin,
Drum lieben alle Mütter ſo die Kinder!

Polynices.

Hier bin ich mitten unter Feinden, Mutter.
Hab' ich mir gut gerathen oder ſchlimm?
Ich weiß es nicht — Doch hier iſt keine Wahl;
Zum Vaterland fühlt Jeder ſich gezogen.
Wer anders redet, Mutter, ſpielt mit Worten,
Und nach der Heimat ſtehen die Gedanken.
Doch von geheimer Furcht gewarnt, daß nicht
Der Bruder hinterliſtig mich erwürge,
Hab' ich die Straßen mit entblößtem Schwert
Und ſcharf herumgeworfnem Blick durchzogen.
Eins iſt mein Troſt, der Friedenseid und dein
Gegebnes Wort. Voll Zuverſicht auf dies
Vertraut' ich mich den vaterländ'ſchen Mauern.
Nicht ohne Weinen, Mutter, kam ich her,
Als ich die alte Königsburg und die
Altäre meiner Götter, und die Schule,
Wo meine Jugend ſich im Waffenſpiel

Das ſagten ſie alles dem Caſtellan wieder, der ihnen ausdrücklich befahl: ſie ſollten ſich meinem Bette nicht nähern und übrigens aufs beſte für mich ſorgen. Da ich nun mein Bett geſichert hatte, glaubte ich ſchon alles gethan zu haben, weil in demſelben alle Hülfsmittel zu meinem Unternehmen verborgen lagen, und ich freute mich um ſo mehr, dieweil ich ſchon Aufſehen erregt hatte.

Am Abend eines Feſttages unter andern war der Caſtellan in einem üblen Zuſtand, ſeine Krankheit hatte ſich verſchlimmert und er wollte nun von nichts anders wiſſen, als daß er eine Fledermaus ſey. Er befahl ſeinen Leuten wenn ſie hörten, daß Benvenuto weggeflogen wäre, ſollten ſie ihn nur gewähren laſſen, er wolle mich gewiß wieder einholen, denn bei Nacht würde er gewiß ſtärker fliegen als ich. Benvenuto, pflegte er zu ſagen, iſt nur eine nachgemachte Fledermaus, ich aber bin es wahrhaftig. Mir iſt er anbefohlen, ich will ihn ſchon wieder habhaft werden. So war es viele Nächte fortgegangen, er hatte alle ſeine Diener ermüdet, ich erfuhr was vorging auf verſchiedenen Wegen, beſonders durch den Savoiarden, der mir ſehr wohl wollte.

An eben dieſem Abende hatte ich mich entſchloſſen, es koſte was es wolle, zu entfliehn. Ich wendete mich vor allen Dingen zu Gott und bat ſeine göttliche Majeſtät, in ſo einem gefährlichen Unternehmen, mich zu beſchützen und mir beizuſtehn. Hernach legte ich Hand ans Werk, und arbeitete die ganze Nacht an den Sachen, die ich brauchen wollte. Zwey Stunden vor Tage nahm ich die Bänder mit großer Mühe herunter, denn das Thürgewände und der Riegel hinderten mich dergeſtalt, daß ich nicht aufmachen konnte, und ich mußte daher das Holz zerſplittern, doch brachte ich ſie endlich auf, nahm die Binden auf den Rücken, die ich auf zwey Hölzer, nach Art der Hanfſpindeln gewunden hatte. Nun ging ich hinaus und an der rechten Seite des Thurms herum, ich deckte von innen zwey Ziegel des Dachs auf und hub mich mit Leichtigkeit hinauf. Ich hatte ein weiſſes Nachtweſtchen an, auch weiſſe Beinkleider und Halbſtiefeln und in die Stiefeln hatte ich meinen Dolch geſteckt. Nachher nahm ich ein Ende meiner Binden und hing es an ein Stück Ziegel das in den Thurm gemauert war und ohngefähr vier Finger herausſtand. Die Binde hatte ich auf die Art eines Steigbiegels zubereitet. Darauf wendete ich mich zu Gott und ſagte: hilf mir nun, weil ich recht habe, wie du weißt, und weil ich mir ſelbſt zu helfen gedenke.

Nun ließ ich mich ſachte hinab, und indem ich mich durch die Gewalt der Arme erhielt, kam ich endlich bis auf den Boden. Es war kein Mondenſchein, aber eine ſchöne Helle. Da ich unten war, betrachtete ich die große Höhe, von der ich ſo kühn heruntergekommen war, und ging vergnügt weg, denn ich glaubte befreyt zu ſeyn. Es fand ſich aber anders, denn der Caſtellan hatte an dieſer Seite zwey hohe Mauren aufführen laſſen, wo er ſeine Ställe und ſeinen Hühnerhof hatte, und es waren die Thüren von außen mit großen Riegeln verſchloſſen. Da ich ſah, daß ich nicht hinaus konnte, ging ich hin und wieder und überlegte, was zu thun ſey? Unverſehens ſtieß ich wider eine große Stange, die mit Stroh bedeckt war, richtete ſie mit großer Schwierigkeit gegen die Mauer und half mir mit der Gewalt meiner Arme in die Höhe, weil aber die Mauer ſehr ſcharf war, ſo konnte ich nicht ganz hinauf kommen, und entſchloß mich ein Stück meiner neuen Binden, von der andern Spindel, dazu anzuwenden, denn die andere war am Thurm des Schloſſes hängen geblieben. Da ich ſie nun an den Balken gebunden hatte, ließ ich mich auch dieſe Mauer hinunter, doch hatte ich dabei große Mühe und ward ſehr ermüdet, denn die Hände waren mir inwendig aufgeſchunden und bluteten. Ich ruhte deshalb ein wenig aus und wuſch mir die Hände mit meinem eigenen Waſſer. Als ich nun glaubte meine Kräfte wären wieder hergeſtellt, griff ich zu meinen noch übrigen Binden und wollte ſie um einen Zacken des Mauerkranzes winden, um, wie von der größern Höhe, ſo auch von der kleinern herunterzukommen. Da bemerkte mich eine Schildwache, und in dieſer Gefahr meinen Zweck vereitelt und mein Leben ausgeſetzt zu ſehen, nahm ich mir vor die Wache anzugreifen, die, als ſie meinen entſchiedenen Vorſatz bemerkte, und wie ich ihr mit gewaffneter Hand zu Leibe ging, größere Schritte machte, und mir auswich.

Ich kehrte ſchnell zu meinen Binden zurück, und ob ich gleich wieder eine andere Schildwache ſah, ſo wollte doch dieſe mich dießmal nicht ſehen. Nun hatte ich meine Binden am Mauerkranz befeſtigt, und ließ mich hinab.

Ob ich nun zu früh glaubte, daß ich ſchon nahe genug an der Erde ſey, und die Hände aufthat um hinab zu ſpringen, oder ob ſie mir zu müde waren und die Anſtrengung nicht mehr ausdauern konnten, weiß ich nicht zu ſagen, genug ich fiel, verletzte mir den Kopf, und blieb betäubt liegen.

Es mochten ohngefähr anderthalb Stunden vergangen ſeyn als der Thau, der eine Stunden vor Sonnen Aufgang fällt, mich wieder erfriſchte und munter machte, doch war ich noch immer wie ſchlaftrunken, ob ich gleich einen Verſuch machte mich aufzuheben. Noch immer war ich nicht bei mir, es kam mir vor, als hätte man mir das Haupt abgeſchlagen, und ich befände mich im Fegefeuer. So kamen mir nach und nach die Kräfte wieder, und der Gebrauch der Sinne ſtellte ſich her, dann ſah ich daß ich außerhalb des Caſtells war, und ich erinnerte mich alles deſſen was ich gethan hatte. Vor allem andern fühlte ich die Verletzung meines Hauptes und als ich es mit den Händen befühlte, brachte ich ſie ganz blutig wieder herunter. Darauf betaſtete ich mich überall und glaubte mich nicht ſonderlich beſchädigt zu haben, als ich mich aber von der Erde aufheben wollte, fand ich, daß ich meinen rechten Fuß gebrochen hatte, drey Finger über dem Knöchel worüber ich ſehr erſchrack. Ich zog meinen Dolch aus dem Stiefel zuſammt der Scheide, dieſer hatte leider an der Spitze des Ortbandes ein ziemlich großes Kügelchen, und da ſich nun der Fuß deshalb auf keine Weiſe biegen konnte, ſo war es die Urſache, daß er an dieſer

Stelle brach. Darauf warf ich die Scheide des Dolchs weg, und ſchnitt mit demſelben ein Stück von der Binde, die mir übrig geblieben war, herunter, womit ich den Fuß, ſo gut ich konnte, zuſammenband, dann kroch ich auf allen Vieren mit dem Dolche nach dem Thor, das noch verſchloſſen war. Genau unter demſelben bemerkte ich einen Stein, den ich nicht für ſehr ſtark hielt, ich gedachte ihn loszubringen, deßwegen legte ich Hand an, und als ich eine Bewegung fühlte, kam ich leicht zu Stande, zog den Stein heraus und ſchlüpfte hinein. Es mochten mehr als fünfhundert Schritte ſeyn, vom Orte da ich herunter fiel, bis zum Thore.

Kaum war ich wieder nach Rom hinein, als einige große Hunde ſich auf mich warfen, die mich übel biſſen. Da ſie nun verſchiedene Male mich zu quälen wieder kamen, ſtach ich mit meinem Dolch unter ſie, und traf einen ſo tüchtig, daß er laut aufſchrie, und davon lief. Die andern Hunde, wie es ihre Art iſt, liefen ihm nach, und ich gedachte die nächſte Kirche zu erreichen, immer auf allen Vieren. Als ich nun an das Ende der Straße gekommen war, wo man ſich nach St. Angelo umkehrt, veränderte ich meinen Vorſatz und ging gegen Sanct Peter, und da es hell genug um mich wurde, betrachtete ich die Gefahr in der ich ſchwebte. Da begegnete mir ein Waſſerhändler mit ſeinem beladenen Eſel und gefüllten Krügen, ich rief ihn zu mir, und bat ihn er ſollte mich aufheben, und mich auf die Höhe der Treppe von Sanct Peter tragen, dabei ſagte ich ihm: ich bin ein armer

Jüngling, der bei einem Liebeshandel ſich zum Fenſter herunter laſſen wollte; ich bin gefallen und habe mir einen Fuß gebrochen, und da der Ort, von dem ich komme, von großer Bedeutung iſt, ſo bin ich in Gefahr, in Stücken zerhauen zu werden, deswegen bitte ich dich, hebe mich ſchnell auf, du ſollſt einen Goldgülden haben.

Ich griff ſogleich nach dem Beutel in welchem eine gute Menge ſich befanden. Er faßte mich unverzüglich an, nahm mich auf den Rücken, und trug mich auf die Stufen von Sanct Peter, da ſagte ich ihm, er ſolle mich nur laſſen und zu ſeinem Eſel zurücklaufen, alsdenn kroch ich nach dem Hauſe der Herzogin, Gemahlin des Herzogs Ottavio, einer natürlichen Tochter des Kaiſers, die vorher Gemahlin Herzog Alexanders von Florenz geweſen war. Ich wußte gewiß, daß bei dieſer groſſen Fürſtin viele von meinen Freunden ſich befanden, die mit ihr von Florenz gekommen waren, auch hatte ſie ſchon gelegentlich Gutes von mir geſprochen.

Denn als ſie ihren Einzug in Rom hielt, war ich Urſache, daß ein Schade von mehr als tauſend Scudi verhindert wurde: es regnete ſehr ſtark und der Caſtellan war äuſerſt verdrießlich, ich aber ſprach ihm Muth ein, und ſagte ihm, wie ich mehrere Kanonen nach der Gegend gerichtet hätte, wo die ſtärkſten Wolken wären; und als ich mitten in einem dichten Regen anfing die Stücke abzufeuern, hörte es auf, und viermal zeigte ſich die Sonne, und ſo war ich Urſache daß dieſes Feſt aufs glücklichſte vorbeiging. Das hatte der Caſtellan dem Papſt erzählt, um etwas zu meinen Gunſten vorzubringen. Als es die Herzogin hörte, ſagte ſie: der Benvenuto iſt einer von den geſchickten Leuten, die mit meinem ſeligen Herrn waren, und ich werde es ihm immer gedenken, wenn es Gelegenheit giebt. Auch hatte ſie von mir mit ihrem jetzigen Gemahle geſprochen. Deßwegen ging ich gerade nach Ihro Excellenz Wohnung, die im alten Borgo, in einem ſehr ſchönen Pallaſte war. Da wäre ich nun ganz ſicher geweſen, und der Papſt hätte mich nicht angerührt, aber weil das, was ich bisher gethan hatte, zu außerordentlich für einen ſterblichen Menſchen war, ſo wollte Gott nicht, daß ich mich dieſes eigenen Ruhms überheben ſollte, vielmehr ſollte ich zu meinem Beſten noch größere Prüfungen ausſtehn, als jene waren, die ich ſchon erlitten hatte.

Daher begab ſich, daß als ich ſo auf Händen und Füſſen die Treppe hinunter kroch, ein Bedienter des Cardinal Cornaro mich erkannte, dieſer lief ſogleich zu ſeinem Herrn, der im Vatikaniſchen Pallaſt wohnte, weckte ihn und ſagte: Hochwürdigſter Herr! da iſt euer Benvenuto aus dem Caſtell geflohen, und kriecht ganz blutig auf allen Vieren, ſo viel ſich bemerken läßt, hat er ein Bein gebrochen, und wir wiſſen nicht wo er hin will. Darauf ſagte der Cardinal: ſogleich lauft und tragt mir ihn hierher in mein Zimmer. Als ich vor ihn kam, ſagte er, ich ſolle ruhig ſeyn! und ſchickte ſogleich nach den erſten Aerzten von Rom, die mich in die Kur nahmen. Unter denſelben war Meiſter Jacob von Perugia, der trefflichſte Chirurgus, der richtete mir den Fuß ein, verband mich und ließ mir ſelbſt zur Ader; da nun die Gefäße übermäſſig aufgetrieben waren, er auch die Oefnung etwas groß gemacht hatte, ſo fuhr eine Menge Bluts dergeſtalt gewaltſam heraus, ihm ins Geſicht, und bedeckte ihn über und über, daß er ſich entfernen mußte. Er nahm die Sache für ein böſes Anzeichen, und kurirte mich mit groſſem Widerwillen, ja einige Male wollte er mich gar verlaſſen, denn er fürchtete, dieſe Kur könnte ihm ſehr übel bekommen. Der Kardinal ließ mich in ein geheimes Zimmer legen, und ging in der Abſicht weg, mich von dem Papſte zu erbitten.

Indeſſen war in Rom ein entſetzlicher Lärm entſtanden, man hatte die Binden am großen Thurme hängen ſehen, und ganz Rom lief, um dieſe unſchätzbare Begebenheit zu betrachten. Indeſſen war der Kaſtellan in ſeine größte Tollheiten verfallen, wollte mit aller Gewalt ſich von ſeinen Dienern losreiſſen, und auch vom Thurme herunter fliegen, denn er behauptete, es könne mich niemand erreichen als er, wenn er mir nachflöge.

Indeſſen war Herr Robert Pucci, Vater des Herrn Pantolfo, da er dieſe große Sache vernommen, auch ſelbſt gegangen um ſie zu ſehen, er kam darauf in den Pallaſt, wo er dem Kardinal Cornaro begegnete, der ihm den ganzen Erfolg erzählte, und wie ich mich in einem ſeiner Zimmer ſchon verbunden befände. Dieſe zwey braven Männer gingen zuſammen, ſich zu den Füſſen des Papſtes zu werfen, der ſie nicht zum Worte kommen ließ, ſondern ſogleich ſagte: ich weiß was ihr von mir wollt. Herr Robert Pucci verſetzte: Heiligſter Vater! wir bitten um Gnade für den armen Mann, der wegen ſeiner Geſchicklichkeit einiges Mitleiden verdient, und der außerdem ſo viel Muth und Verſtand gezeigt hat, daß es gar keine menſchliche Sache zu ſeyn ſcheint. Wir wiſſen nicht, wegen welcher Vergehungen er ſo lange im Gefängniß war, ſind ſie allzugroß und ſchwer, ſo wird Ew. Heiligkeit, heilig und weiſe wie ſie iſt, nach Gefallen verfahren, aber ſind es Dinge die läßlich ſind, ſo bitten wir um Gnade für ihn. Der Papſt ſchämte ſich und ſagte: er habe mich auf Anſuchen einiger der Seinigen inne behalten, weil ich ein wenig gar zu verwegen ſey. Da er aber meine guten Eigenſchaften kenne, ſo wolle er mich bei ſich behalten, und mir ſo viel gutes erzeigen, daß ich nicht Urſache haben ſollte, wieder nach Frankreich zu gehen. Sein großes Uebel thut mir leid, ſetzte er hinzu, er ſoll für ſeine Geſundheit ſorgen, und wenn er geneſen iſt, gedenken wir ihn von ſeinen andern Uebeln zu heilen. Sogleich kamen die beyden wackern Männer und brachten mir dieſe gute Nachricht.

Indeſſen nun der römiſche Adel mich beſuchte, junge, alte und von aller Art, ließ ſich der Caſtellan, noch ganz außer ſich, zum Papſte tragen, und als er vor ihn kam, ſchrie er: wenn ſeine Heiligkeit den Benvenuto nicht wieder ins Gefängniß ſtellten, ſo geſchähe ihm das größte Unrecht. Er iſt, rief er aus, gegen ſein gegebenes Wort geflohen; wehe mir! er iſt davon geflohen, und hat mir doch verſprochen nicht wegzufliegen. Der Papſt ſagte lachend: geht nur, geht! ihr ſollt ihn auf alle Fälle wieder haben. Dann bat noch der Caſtellan und ſagte: ſendet doch den Gouverneur zu ihm, daß er vernehme, wer ihm geholfen hat, denn wenn es einer von meinen Leuten iſt, ſo ſoll er an der Zinne hängen, von der ſich Benvenuto herunter ließ.

Als der Caſtellan weg war, rief der Papſt lächelnd den Gouverneur, und ſagte: das iſt ein braver Mann, und die Sache iſt wunderſam genug, doch als ich jung war, habe ich mich auch da oben herunter gelaſſen.

Daran ſagte er nun freylich die Wahrheit, denn er hatte gefangen im Caſtell geſeſſen, weil er, als Abbreviator, ein Breve verfälſcht hatte; Papſt Alexander ließ ihn lange ſitzen, und weil die Sache gar zu arg war, wollte er ihm den Kopf nach dem Frohnleichnamsfeſte abſchlagen laſſen. Farneſe wußte das alles, und ließ Peter Chiavelluzzi mit Pferden beſtellen, beſtach einige von der Wache, ſo daß, am Frohnleichnamstage, indeſſen der Papſt in Proceſſion zog, Farneſe in einem Korb an einem Seil zur Erde gelaſſen wurde. Damals war das Caſtell noch nicht mit Mauren umgeben, ſondern der Thurm ſtand frey und er hatte keineswegs die groſſen Hinderniſſe bei ſeiner Flucht, als ich, auch ſaß er mit Recht und ich mit Unrecht gefangen; genug er wollte gegen den Gouverneur ſich rühmen, daß er auch in ſeiner Jugend brav und lebhaft geweſen ſey, und bemerkte nicht, daß er zu gleicher Zeit ſeine Niederträchtigkeit verrieth. Darauf ſagte er zu dem Gouverneur: gehet und ſagt ihm, er ſoll

Geübt, und Dircens wohlbekannte Waſſer
Nach langer, langer Trennung wieder ſah!
Ganz wider Billigkeit und Recht ward ich
Aus dieſen Gegenden verbannt, gezwungen,
Mein Leben in der Fremde zu verweinen.
Nun ſeh' ich auch noch dich, geliebte Mutter,
Auch dich voll Kummers, mit beſchornem Haupte,
In dieſem Trau'rgewande — Ach, wie elend
Bin ich! Wie unglückbringend, liebe Mutter,
Iſt Feindſchaft zwiſchen Brüdern, und wie ſchwer
Hält die Verſöhnung! — Aber wie ergeht's
Dem alten blinden Vater hier im Hauſe?
Wie meinen beiden Schweſtern? Weinen ſie
Um ihren Bruder, der im Elend irrt?

Jokaſta.

Ach, irgend ein Unſterblicher iſt gegen
Das Haus des Oedipus entbrannt! Erſt ward
Ich Mutter, die nicht Mutter werden ſollte,
Drauf ehlichte zur unglückſel'gen Stunde
Dein Vater Oedipus mich, dann wardſt du!
Doch wozu dieſes? — Tragen muß der Menſch,
Was ihm die Götter ſenden — Sieh! ich möchte
Gern ein'ge Fragen an dich thun, wenn ich
Nicht fürchtete, dir Schmerzen zu erregen.

Polynices.

Thu's immer. Halte nichts vor mir zurück.
Was du willſt, macht mir allemal Vergnügen.

Jokaſta.

Was ich zuerſt alſo gern wiſſen möchte —
Sag' — iſt's denn wirklich ein ſo großes Uebel,
Des Vaterlands beraubet ſeyn?

bekennen wer ihm geholfen hat? Es mag ſeyn wer es will, genug ihm iſts verziehen, das könnt ihr ihm frey verſprechen.

Der Gouverneur, der einige Tage vorher Biſchoff von Jeſi geworden war, kam zu mir, und ſagte: mein Benvenuto! wenn ſchon mein Amt die Menſchen erſchreckt, ſo komme ich doch dießmal dich zu beruhigen, und ich habe dazu den eigenſten Befehl und Auftrag vom Papſte. Er hat mir geſagt, daß er auch von dort entflohen ſey, und es wäre ihm nicht ohne viele Helfer und Geſellen möglich geweſen. Ich ſchwöre dir, bei dem Eid den ich auf mir habe, denn ich bin ſeit zwei Tagen Biſchof, daß dir der Papſt vergiebt, und dich frey ſpricht, ja ſogar dein Uebel bedauert, ſorge für deine Geſundheit, und nimm alles zum Beſten. Selbſt dieſes Gefängniß in das du, ohne die mindeſte Schuld, gekommen biſt, wird auf immer zu deinem Wohl gereichen, denn du wirſt der Armuth entgehen, und nicht nöthig haben wieder nach Frankreich zurückzukehren, und dirs da dort ſauer werden zu laſſen. Daher geſtehe mir frey wie die Sache zugegangen iſt, und wer dir beigeſtanden hat? Dann ſey getroſt und ruhig, und geneſe.

Da fing ich an und erzählte ihm die ganze Geſchichte, wie ſie ſich ereignet hatte, und gab ihm die genaueſten Merkzeichen, ſogar von dem Waſſermanne, der mich getragen hatte. Darauf ſagte der Gouverneur, wahrlich das iſt zu viel für Einen Mann, und keines Menſchen, als deiner würdig. Darauf ließ er mich die Hand ausſtrecken, und ſagte: ſey munter und getroſt, bei dieſer Hand die ich berühre, du biſt frey, und ſo lange du lebſt wirſt du glücklich ſeyn.

Da er weg war, traten viele große Edelleute und Herren herein, die ſo lange gewartet hatten, denn jeder wollte den Mann ſehen, der ſo viel Wunder thäte. Dieſer Beſuch blieb lange bei mir, manche boten mir Unterſtützungen an, manche brachten mir Geſchenke. Indeſſen war der Gouverneur zum Papſte gekommen, und fing an die Geſchichte zu erzählen, wie er ſie von mir gehört hatte, und zufälligerweiſe war Herr Peter Ludwig ſein Sohn gegenwärtig. Alle verwunderten ſich höchlich, und der Papſt ſagte: wahrhaftig, dieſe Begebenheit iſt allzugroß. Darauf verſetzte Herr Peter Ludwig: Heiligſter Vater! wenn ihr ihn befreyt, ſo wird er euch noch gröſſere ſehen laſſen, denn er iſt ein allzukühner Mann, ich will euch etwas anders erzählen, was ihr noch nicht wißt. Euer Benvenuto, ehe er noch gefangen geſetzt wurde, hatte einen Wortwechſel mit einem Edelmann des Cardinals Santa Fiore, über eine Kleinigkeit. Benvenuto antwortete ſo heftig und kühn, beinah als wenn er ihn herausfodern wollte; alles das hinterbrachte der Edelmann dem Kardinal, welcher ſagte: wenn Benvenuto zu Thätigkeiten käme, ſo wollte er ihm den Narren ſchon aus dem Kopfe treiben. Benvenuto hatte das vernommen, gleich hielt er ſeine kleine Büchſe parat, mit der er jedes Mal einen Pfennig trifft, ſeine Werkſtatt iſt unter den Fenſtern des Kardinals, und als dieſer eines Tages heraus ſah, ergriff jener ſeine Büchſe um nach dem Kardinal zu ſchießen, der, weil man ihn warnte, ſogleich zurücktrat; Benvenuto, damit es keinen Anſchein haben ſollte, ſchoß nach einer Feldtaube, die auf der Höhe des Pallaſtes in einer Oefnung niſtete, und traf ſie an den Kopf, was kaum zu glauben iſt. Nun thue Ew. Heiligkeit mit ihm was Ihnen beliebt, ich habe es wenigſtens ſagen wollen, denn es könnte ihm einmal die Luſt ankommen, nach Ew. Heiligkeit zu ſchießen, da er glaubt, man habe ihn unſchuldig gefangen geſetzt. Es iſt ein zu wildes, ein allzu ſicheres Gemüth. Als er den Pompeo ermordete, gab er ihm zwey Stiche in den Hals, in der Mitte von zehen Männern die ihn bewachten, und rettete ſich ſogleich, worüber jene, die doch brave und zuverläſſige Leute waren, nicht wenig geſcholten wurden. Der Edelmann des Kardinals Santa Fiore, der ſo eben gegenwärtig war, bekräftigte dem Papſt alles was ſein Sohn geſagt hatte; der Papſt ſchien verdrießlich und ſagte nichts.

Nun will ich aber das wahre Verhältniß dieſer Sache genau und treulich erzählen: Gedachter Edelmann kam eines Tages zu mir, und zeigte mir einen kleinen goldenen Ring, der von Queckſilber ganz verunreinigt war, und ſagte: reinige mir den Ring! und mach geſchwind! Ich hatte viel wichtige Werke und Arbeiten von Gold und Edelſteinen vor mir, und da mir jemand ſo gerade zu befahl, den ich niemals weder geſprochen noch geſehen hatte, ſagte ich ihm: ich hätte das Putzzeug ſo eben nicht bei der Hand, er möchte zu einem andern gehen. Darauf ſagte er mir, ohne irgend einen Anlaß: ich ſey ein Eſel! Darauf antwortete ich: er rede nicht die Wahrheit, ich ſey in jedem Betracht mehr als er, wenn er mich aber anſtieße, ſo wollte ich ihm Tritte geben, ärger als ein Eſel. Das hinterbrachte er dem Kardinal und mahlte ihm eine Hölle vor. Zwey Tage darauf ſchoß ich nach einer wilden Taube in ein hohes Loch, an dem Pallaſt, ſie hatte dort geniſtet, und ich hatte einen Goldſchmidt, Johann Franziſcus della Tacca, einen Mailänder, ſchon oft darnach ſchießen ſehen, der ſie nie getroffen hatte. Diesmal ſah die Taube nur mit dem Kopf heraus, da ihr verdächtig war, daß man ſchon einige Male nach ihr geſchoſſen hatte. Franziscus und ich waren auf der Jagd mit der Büchſe, Nebenbuhler und einige Edelleute, meine Freunde, die an meiner Werkſtatt lehnten, ſagten zu mir: ſiehe, da droben iſt die Taube, nach der Franzesco ſo lange geſchoſſen, und ſie niemals getroffen hat; ſieh nur, wie das arme Thier in Furcht iſt, kaum läßt es den Kopf ſehen. Da hob ich die Augen in die Höhe und ſagte: der Kopf allein wäre mir genug, um das Thier zu erlegen; wenn es nur warten wollte bis ich meine Büchſe angelegt hätte, gewiß ich wollte nicht fehlen. Darauf ſagten meine Freunde: dem Erfinder der Büchſe ſelbſt würde ein ſolcher Schuß nicht gelingen; ich aber verſetzte: wetten wir einen Becher griechiſchen Weins, von dem guten des Wirthes Palombo! wartet ſie auf mich, bis ich meinen wunderſamen Broccardo nur anlege, (denn ſo nannte ich meine Büchſe) ſo will ich ſie auf das Bischen Kopf trefſen, das ſie mir zeigt. Sogleich zielte ich aus freyer Hand, ohne irgendwo anzulehnen, und hielt mein Wort. Ich dachte dabei weder an Kardinal, noch an irgend einen Menſchen, vielmehr hielt ich den Kardinal Santa Fiore für meinen großen Gönner. Daraus kann man nun ſehen, was das Glück für mancherley Wege nimmt, wenn es einen einmal beſchädigen und zu Grunde richten will.

So war der Papſt innerlich voll Aerger und Verdruß, und bedachte was ihm ſein Sohn geſagt hatte. Nun begehrte, zwey Tage hernach, der Cardinal Cornaro ein Bisthum für einen ſeiner Edelleute, welcher Andrea Centano hieß. Der Papſt erinnerte ſich wohl, daß er gedachtem Manne das erſte zu erledigende Bisthum verſprochen hatte, und war auch bereit, es ihm zu geben, nur verlangte er eine Gegengefälligkeit, und zwar wollte er mich wieder in ſeine Hände haben. Darauf ſagte der Cardinal: da Ew. Heiligkeit ihm ſchon verziehen haben, was wird die Welt ſagen? und da Sie ihn frey in meine Hände gaben, was werden die Römer von Ew. Heiligkeit, und von mir ſagen? Darauf antwortete der Papſt: ich verlange den Benvenuto, wenn ihr das Bisthum verlangt, und jeder denke was er will. Der gute Cardinal verſetzte: Seine Heiligkeit möchte ihm das Bisthum geben, dabei aber die Sache doch bedenken, und übrigens nach Belieben verfahren. Darauf antwortete der Papſt, der ſich doch einigermaßen ſeines ſchändlich gebrochenen Wortes ſchämte: ich werde den Benvenuto holen laſſen, und zu meiner kleinen Satisfaction ſoll man ihn unten in die

Zimmer des geheimen Gartens bringen, wo er völlig geneſen mag; ich will nicht verbieten, daß ihn alle ſeine Freunde beſuchen können, und für ſeinen Unterhalt ſorgen, bis ihm alle Grillen wieder aus dem Kopfe ſind.

Der Cardinal kam nach Hauſe und ließ mir durch den, der das Bisthum erwartete, ſogleich ſagen: der Papſt wolle mich wieder in ſeine Hände haben, ich ſollte aber in einem untern Zimmer des geheimen Gartens bleiben, wo mich jedermann beſuchen könnte, ſo wie bisher in ſeinem Zimmer. Darauf bat ich Herrn Andreas, er möge dem Cardinal ſagen, daß er mich dem Papſt doch ja nicht ausliefern ſollte. Wenn er mirs gewähren lieſſe, ſo wollte ich mich, in eine Matrazze gewickelt, auſſerhalb Rom an einen ſichern Ort bringen laſſen, denn wenn ich wieder in die Hände des Papſtes geriethe, würde ich gewiß umkommen.

Wären meine Worte dem Cardinal hinterbracht worden, ſo glaube ich, er hätte es wohl gethan, aber der Herr Andreas, der das Bisthum erwartete, entdeckte die Sache, der Papſt ſchickte geſchwind nach mir und ließ mich, wie er geſagt hatte, in eines der untern Zimmer ſeines geheimen Gartens bringen. Der Cardinal ließ mir ſagen, ich ſollte nichts von den Speiſen eſſen, die mir der Papſt ſchicke, er wolle mir eſſen ſenden. Was er gethan habe, ſey aus Nothwendigkeit geſchehen, ich ſollte gutes Muthes ſeyn, er wolle mir ſchon beiſtehen und mich befreyen helfen.

Während dieſes Aufenthalts hatte ich täglich Beſuch, und groſſe Dinge wurden mir von den Edelleuten angeboten, vom Papſt kam das Eſſen, das ich aber nicht anrührte, vielmehr nur das genoß, was der Cardinal mir ſchickte, und ſo ging es eine Weile. Unter andern Freunden hatte ich einen griechiſchen Jüngling von fünf und zwanzig Jahren; derſelbe war ſehr munter, focht beſſer als irgend ein andrer in Rom, dabei war er kleinmüthig, äuſſerſt treu, redlich und leichtgläubig. Nachdem ich vernommen hatte, wie der Papſt von Anfang, und wie er nachher das Gegentheil geſprochen, vertraute ich mich dem jungen Griechen und ſagte zu ihm: Lieber Bruder, ſie wollen mich umbringen, und es wird Zeit, daß ich mich rette; ſie denken, ich merke es nicht, und erzeigen mir deswegen ſolche beſondere Gunſt, das alles nur lauter Verrätherey iſt. Der gute Jüngling ſagte zu mir: mein Benvenuto! in Rom erzählt man, der Papſt habe dir eine Stelle von fünfhundert Scudi gegeben, ich bitte dich, bringe dich nicht durch deinen Verdacht um ein ſolches Glück. Ich aber bat ihn mit den Armen auf der Bruſt, er möchte mir forthelfen, ich wiſſe wohl, daß ein ſolcher Papſt mir viel Gutes thun könne, es ſey aber leider nur zu gewiß, daß mir dieſer, in ſo fern er es nur mit Ehren thun könne, heimlich alles mögliche Böſe zufügen werde. So beſchwur ich meinen Freund, er ſolle mir das Leben retten, und wenn er mich wegbrächte, wie ich ihm die Mittel dazu angeben wollte, ſo würde ich anerkennen, daß ich ihm mein Leben ſchuldig ſey, und es im Nothfall auch wieder für ihn verwenden.

Der arme Jüngling ſagte weinend zu mir: lieber Bruder, du willſt dein eignes Verderben, und doch kann ich dir das, was du befiehlſt, nicht verſagen; zeige mir die Art und Weiſe, und ich will alles verrichten, obſchon wider meinen Willen.

So waren wir entſchloſſen, ich hatte ihm die Art geſagt und alles beſtellt, ſo daß es leicht hätte gehen müſſen. Er kam, und ich glaubte, er werde nun ins Werk richten, was ich angeordnet hatte. Da ſagte er, um meines eignen Heils willen, wolle er ungehorſam ſeyn, er wiſſe wohl, was er von Leuten gehört habe, die immer um den Papſt ſeyen, und denen mein wahres Verhältniß bekannt ſey. Da ich mir nun nicht anders zu helfen wußte, war ich höchſt verdrießlich und voller Verzweiflung.

Unter dieſem Zwiſt war der ganze Tag vergangen, es war Frohnleichnam 1539 und man brachte mir aus der Küche des Papſtes reichliches Eſſen, nicht weniger gute Speiſen aus der Küche des Cardinals. Es kamen verſchiedene Freunde und ich bat ſie zu Tiſche, hielt meinen verbundenen Fuß auf dem Bette und aß frölich mit ihnen. Sie gingen nach Ein Uhr hinweg, zwey meiner Diener brachten mich zu Bette und legten ſich darauf ins Vorzimmer.

Ich hatte einen Hund, wie ein Mohr ſo ſchwarz, von der zottigen Art, der mir auf der Jagd trefflich diente und der keinen Schritt von mir wich. Er lag unter dem Bette, und ich rief meinen Diener wohl dreymal, er ſolle ihn hervorholen, denn das Thier heulte erſchrecklich. Sobald meine Diener kamen, warf er ſich auf ſie und biß um ſich, meine Leute fürchteten ſich, ſie glaubten der Hund ſey toll, weil er beſtändig heulte. So brachten wir zu bis vier Uhr in der Nacht. Wie die Stunde ſchlug, trat der Bargell mit vielen Gehülfen in mein Zimmer, da fuhr der Hund hervor und fiel grimmig über ſie her, zerriß ihnen Jacken und Strümpfe und jagte ihnen ſolche Furcht ein, daß ſie ihn auch vor wüthend hielten. Deswegen ſagte der Bargell, als ein erfahrner Mann, das iſt die Art der guten Hunde, daß ſie das Uebel, das ihren Herrn bevorſteht, rathen und vorausſagen, wehrt euch mit ein paar Stöcken gegen das Thier, bindet mir Benvenuto auf dieſen Tragſeſſel und ihr bringt ihn an den bewußten Ort. Das war nun, wie ich ſchon ſagte, am Frohnleichnamstage, ohngefähr um Mitternacht, ſo trugen ſie mich bedeckt und verſtopft, und vier gingen voraus, die wenigen Menſchen, die noch auf der Straſſe waren, bei Seite zu weiſen. Sie trugen mich nach Torre de Nona, und brachten mich in das Gefängniß auf Leben und Tod, legten mich auf eine ſchlechte Matratze und lieſſen mir einen Wächter da, welcher die ganze Nacht mein übles Schikſal beklagte, und immer ausrief: Armer Benvenuto, was haſt du dieſen Leuten gethan? da begriff ich wohl, was mir begegnen konnte, theils weil man mich an einen ſolchen Ort gebracht hatte, theils weil der Menſch ſolche Worte wiederhohlte.

Einen Theil dieſer Nacht quälte mich der Gedanke, aus was für Urſache Gott mir eine ſolche Buſſe auflege?

und da ich ſie nicht finden konnte, war ich äuſſerſt unruhig. Indeſſen bemühte ſich die Wache, mich ſo gut ſie wußte zu tröſten und zu ſtärken, ich aber beſchwor ſie, um Gottes Willen, ſie ſollte ſchweigen und nichts zu mir ſprechen, denn ich würde ſelbſt am beſten einen Entſchluß zu faſſen wiſſen und ſie verſprach mir auch meinen Willen zu thun. Dann wendete ich mein ganzes Herz zu Gott, und bat ihn, inbrünſtig, er möge mir beiſtehn, denn ich habe mich allerdings über mein Schickſal zu beklagen. Meine Flucht ſey eine unſchuldige Handlung, nach den Geſetzen, wie die Menſchen ſolche erkennten. Habe ich auch Todſchläge begangen, ſo habe mich doch ſein Statthalter aus meinem Vaterlande zurückgerufen, und mir, kraft der göttlichen Geſetze, verziehn, und was ich auch gethan hätte, habe ich zur Vertheidigung des Leibes gethan, den mir Seine göttliche Majeſtät geliehen habe, ſo daß ich nicht einſehe, wie ich nach den Einrichtungen, die wir auf der Welt befolgen, einen ſolchen Tod verdient, vielmehr ſchien es, daß es mir wie unglücklichen Perſonen begegne, die auf der Straſſe von einem Ziegel todtgeſchlagen würden. Daran ſehe man eben die Macht der Geſtirne, nicht daß ſie ſich etwa verbänden, um uns Gutes oder Böſes zu erzeigen, ſondern weil ſie, durch ihr Zuſammentreffen, ſolches Uebel bewirkten. Ich erkenne zwar recht gut an, daß ich einen freyen Willen habe, und daß, wenn mein Glaube recht geübt wäre, die Engel des Himmels mich aus dieſem Gefängniſſe heraustragen, und mich von jedem Unglück retten könnten; allein weil ich ei-

Polynices.
Und größer wahrlich, als es Worte malen!
Jokaſta.
Was iſt ſo Hartes denn an der Verweiſung?
Polynices.
Das Schrecklichſte iſt das: der Flüchtling darf
Nicht offen reden, wie er gerne möchte.
Jokaſta.
Was du mir ſagſt, iſt eines Sklaven Loos;
Nicht reden dürfen, wie man's meint!
Polynices.
Er muß
Den Aberwitz der Mächtigen ertragen.
Jokaſta.
Ein Thor ſeyn müſſen mit den Thörichten,
Auch das fällt hart!
Polynices.
Und dennoch muß er ihnen,
So ſehr ſein Inn'res ſich dagegen ſträubt,
Um ſeines Vortheils willen ſklaviſch dienen.
Jokaſta.
Doch Hoffnung, ſagt man, ſtärke den Verbannten.
Polynices.
Sie lacht ihm freundlich, doch von weitem nur.
Jokaſta.
Und lehrt die Zeit nicht, daß ſie eitel war?
Polynices.
Ach, eine holde Venus ſpielt um ſie!
Jokaſta.
Doch wovon lebteſt du, eh' deine Heirath
Dir Unterhalt verſchaffte?

Univ. Bibl. München

ner ſolchen göttlichen Gnade nicht werth ſey, ſo würden jene aſtraliſchen Einflüſſe wohl ihre Bösartigkeit an mir beweiſen. Nachdem ich das ſo ein wenig durchgedacht hatte, faßte ich mich und ſchlief ſogleich ein.

Als es Tag ward, weckte mich die Wache auf und ſagte: unglücklicher guter Mann, es iſt nicht mehr Zeit zu ſchlafen, denn es iſt einer gekommen, der dir eine böſe Neuigkeit zu bringen hat. Darauf antwortete ich: je geſchwinder ich aus dieſem irrdiſchen Gefängniß befreyet werde, deſto angenehmer iſt es mir, beſonders da ich ſicher bin, daß meine Seele gerettet iſt, und daß ich widerrechtlich ſterbe; Chriſtus, unſer herrlicher und göttlicher Erlöſer, geſellt mich zu ſeinen Schülern und Freunden, die auch unſchuldig den Tod erduldeten und ich habe deswegen Gott zu loben. Warum tritt der nicht hervor, der mir das Urtheil anzukündigen hat? Darauf ſagte die Wache: er bedauert dich gar zu ſehr und er weint. Darauf nannte ich ihn beim Nahmen, er hieß Herr Benedetto da Cagli, und ſagte zu ihm: kommt näher, mein Herr Benedetto, denn ich bin gegenwärtig ſehr gut gefaßt und entſchloſſen. Es iſt mir rühmlicher, daß ich unſchuldig ſterbe, als wenn ich ſchuldig umkäme. Tretet herbei, ich bitte euch, und gebt mir einen Prieſter, mit dem ich wenige Worte reden kann, denn meine fromme Beichte habe ich ſchon meinem Herrn und Gott abgelegt, allein ich möchte doch auch die Befehle unſerer heiligen Mutter, der Kirche, erfüllen, der ich von Herzen das abſcheuliche Unrecht, das ſie mir anthut, verzeihe. So kommt nur, mein Herr Benedetto, und vollzieht euer Amt, ehe ich etwa wieder kleinmüthig werde.

Als ich dieſe Worte geſprochen, entfernte ſich der gute Mann und ſagte zur Wache: ſie ſollte die Thüre verſchlieſſen, denn ohne ihn könne nichts vorgehn. Er eilte darauf zur Gemahlin des Herrn Peter Ludwig, die bei obgedachter Herzogin war und ſagte, indem er vor die Damen trat: Erlauchte Frau, erzeigt mir um Gottes willen die Gnade, den Papſt bitten zu laſſen, daß er einen andern ſchicke, das Urtheil an Benvenuto zu vollſtrecken und mein Amt zu verrichten, dem ich auf immer entſage. Und ſo ging er mit groſſen Schmerzen hinweg. Die Herzogin, welche gegenwärtig war, verzog das Geſicht und ſagte: das iſt eine ſchöne Gerechtigkeit, die der Statthalter Gottes in Rom ausübt; der Herzog, mein Gemahl, wollte dieſem Manne ſehr wohl, wegen ſeiner Kunſt und ſeiner Tugenden und ſah nicht gern, daß er nach Rom zurückkehrte, er hätte ihn viel lieber bei ſich behalten. Und ſo ging ſie mit vielen verdrießlichen Worten hinweg. Die Gemahlin des Herrn Peter Ludwig, welche Frau Hieronima hieß, ging ſogleich zum Papſte, warf ſich, in Gegenwart vieler Cardinäle, ihm zu Füſſen, und ſagte ſo groſſe Dinge, daß der Papſt ſich ſchämen mußte. Er verſetzte darauf: euch zu Liebe mag es ihm hingehen! Auch ſind wir niemals übel gegen ihn geſinnt geweſen. So äuſſerte ſich der Papſt, weil ſo viel Cardinäle die Worte dieſer kühnen, bewundernswerthen Frau gehört hatten.

Indeſſen befand ich mich in den ſchlimmſten Umſtänden, das Herz ſchlug mir in einem fort, und auch diejenigen, die den böſen Auftrag verrichten ſollten, waren mißbehaglich. Es ward immer ſpäter und endlich Tiſchzeit, da ging jeder ſeiner Wege, und mir brachte man auch zu eſſen. Darüber verwunderte ich mich und ſagte: hier hat die Wahrheit mehr vermocht als der ſchlimme Einfluß der himmliſchen Geſtirne, und ich bitte Gott, daß er, nach ſeinem Gefallen, mich von dieſem Unheil errette. So fing ich an zu eſſen, und wie ich mich vorher in mein groſſes Uebel ergeben hatte, ſo ſchöpfte ich nun gute Hoffnung. Ich ſpeißte mit gutem Appetit, und ſah und hörte nichts weiter, bis in der erſten Stunde der Nacht, da kam der Bargell mit mehrern ſeiner Leute, ſetzte mich wieder in den Seſſel, worauf ſie mich Abends vorher an dieſen Ort getragen hatten, und ſagte mir, mit vielen freundlichen Worten, ich ſolle ruhig ſeyn! und den Häſchern befahl er, ſie ſollten mich wohl in Acht nehmen und nicht an meinen zerbrochenen Fuß ſtoſſen. So trugen ſie mich ins Caſtell wieder zurück und da wir auf der Höhe des Thurms waren, wo ein kleiner Hof iſt, hielten ſie ſtille.

Darauf ließ ſich der Caſtellan, krank und elend wie er war, gleichfalls an dieſen Ort tragen und ſagte: nicht wahr, ich habe dich wieder? Ja! verſetzte ich; aber nicht wahr, ich bin euch entkommen? und wäre ich nicht unter päpſtlicher Treue um ein Biſthum, zwiſchen einem Venezianiſchen Cardinal und einem Römer Farneſe, verhandelt worden, welche beyde den heiligen Geſetzen ſehr das Geſicht zerkratzt haben; ſo hätteſt du mich nicht wieder erwiſchen ſollen, weil ſie ſich aber ſo ſchlecht betragen haben, ſo thu nun auch das ſchlimmſte was du kannſt, denn ich bekümmere mich um nichts mehr in der Welt. Da fing der arme Mann an gewaltig zu ſchreyen und rief: wehe mir! dem iſt Leben und Sterben einerley, und er iſt noch kühner, als da er geſund war. Bringt ihn unter den Garten und redet mir nicht mehr von ihm, denn er iſt Urſache an meinem Tode.

Man trug mich in den Garten in ein dunkles Behältniß, das ſehr feucht war, voll Taranteln und giftiger Würmer. Man warf mir eine Matratze von Werk auf die Erde, gab mir dieſen Abend nichts zu eſſen und verſchloß mich mit vier Thüren. So blieb ich bis neunzehen Uhr des andern Tages, da brachte man mir zu eſſen, und ich verlangte einige meiner Bücher zum Leſen. Ohne mir zu antworten, hinterbrachten ſie es dem Caſtellan, welcher gefragt hatte, was ich denn ſagte. Den andern Morgen reichten ſie mir eine Bibel und die Chronik des Villani. Ich verlangte noch einige andere Bücher, aber ſie ſagten mir: daraus würde nichts werden, ich hätte an dieſen ſchon zu viel. So lebte ich elend genug, auf der ganz verfaulten Matratze, denn in drey Tagen war alles naß geworden. Wegen meines zerbrochenen Fuſſes konnte ich mich nicht regen und wenn ich, um einer Nothdurft willen, aus dem Bette mußte, ſo hatte ich mit groſſer Noth, auf allen vieren zu kriechen, um den Unrath nur nicht nahe zu haben.

Ohngefähr anderthalb Stunden des Tages drang ein wenig Wiederſchein durch ein kleines Loch in die unglückſeligſte Höhle; nur dieſe kurze Zeit konnte ich leſen, übrigens war ich Tag und Nacht in der Finſterniß, und nicht ohne Gedanken an Gott und unſere menſchliche Gebrechlichkeit. Ja es ſchien mir gewiß, daß ich in wenigen Tagen mein unglückliches Leben, auf dieſe Weiſe, endigen würde. Ich tröſtete mich ſo gut ich konnte, und betrachtete, wie viel trauriger es geweſen wäre, dieſes Leben durch den ſchmerzlichen Tod des Henkerbeiles zu endigen, als jetzt, da ich durch eine Art von Traum hinausgehen würde, den ich nach und nach angenehm fand. Denn ich fühlte meine Kräfte von Zeit zu Zeit abnehmen, bis meine gute Natur ſich an dieſes Fegefeuer gewöhnte. Da ich nun einmal ſo weit gekommen war, ſo faßte ich Muth, das unglaubliche Elend ſo lange zu erdulden, als meine Kräfte noch hinreichten. Ich fing die Bibel von Anfang an und ſo fuhr ich täglich mit Leſen und frommen Betrachtungen fort, und ich war ſo verliebt darin, daß ich nichts anders gethan haben würde; aber ſobald mir das Licht mangelte, fiel der Verdruß mich wieder an und quälte mich ſo, daß ich mehr als einmal entſchloſſen war, mich ſelbſt umzubringen. Weil ſie mir aber kein Meſſer gelaſſen hatten, ſo war die Sache ſchwer zu verrichten. Doch hatte ich unter andern einmal ein groſſes Holz zu rechte geſtellt und wie eine Falle unterſtützt, und wollte es auf meinen Kopf ſchlagen laſſen, ſo daß ich gewiß gleich todt geblieben wäre. Als ich nun das ganze

Geſtelle zurechte gemacht hatte, und eben um los zu drücken die Hand hineinſteckte, ward ich von einem unſichtbaren Weſen ergriffen und vier Ellen weit weggeworfen, worüber ich ſo erſchrack, daß ich für todt liegen blieb. Dieſer Zuſtand dauerte von Tages Anbruch bis neun-zehn Uhr, da ſie mir das Eſſen brachten. Sie mochten oft hin und her gegangen ſeyn, ehe ich ſie bemerkte, denn zuletzt, als ich zu mir kam, hörte ich den Capitain Sandrino Monaldi, der im Hereintreten ſagte: welches Ende haben ſo ſeltene Tugenden genommen! Als ich dieſe Worte vernahm, ſchlug ich die Augen auf und ſah die Prieſter in ihren Chorhemden, welche ausriefen: ihr habt ja geſagt, daß er todt ſey. Darauf antwortete Bozza: für todt habe ich ihn gefunden, und ſo ſagte ichs auch. Schnell huben ſie mich auf, nahmen die Matrazze weg, die ganz faul, und wie Nudeln geworden war, warfen ſie vor die Thüre und erzählten den Vorfall dem Caſtellan, der mir eine andere Matratze geben ließ.

Da ich nun überlegte, was das wohl geweſen ſeyn könnte, das mich von meinem Vorſatz abgehalten hatte? ſo konnte ich wohl denken, daß es eine göttliche Kraft ſey, die ſich meiner annähme. Die Nacht darauf erſchien mir eine wunderſame Geſtalt im Traume, es war der ſchönſte Jüngling, er ſagte mir mit zorniger Stimme: weißt du, wer dir den Körper geliehen hat, den du vor der Zeit verderben wollteſt? Mir ſchien als antwortete ich, daß ich alles nur Gott und der Natur ſchuldig ſey. Nun, verſetzte er, du verachteſt ſeine Werke, indem du ſie zerſtören willſt. Laß dich von ihm führen und verliere die Hoffnung nicht auf ſeine Macht. Er fügte noch viele der herrlichſten Worte hinzu, deren ich mich nicht den tauſendſten Theil erinnere. Nun fing ich an zu betrachten, daß dieſe Engelsgeſtalt mir die Wahrheit geſagt habe. Ich ſah mich im Gefängniß um, und erblickte einen verwitterten Ziegel, ich rieb die Stücke gegen einander und machte eine Art von Teig daraus; alsdann kroch ich an die Thüre und arbeitete mit den Zähnen ſo lange, bis ich einen Splitter ablöſte, und erwartete die Stunde, da mir das Licht ins Gefängniß kam, welches gegen Abend war. Dann fing ich an, ſo gut ich konnte, auf weiſſe Blätter, die an die Bibel angebunden waren, zu ſchreiben. Ich ſchalt meine Seelenkräfte, daß ſie nicht mehr in dieſem Leben bleiben wollten, ſie antworteten meinem Körper, daß ſie zu viel dulden müßten, und der Körper gab ihnen Hoffnung beſſerer Tage, und ſo brachte ich ein Geſpräch in Verſen zu Stande.

Nachdem ich mich alſo ſelbſt geſtärkt hatte, fühlte ich neue Kraft, fuhr fort meine Bibel zu leſen und hatte meine Augen ſo an die Dunkelheit gewöhnt, daß ich nunmehr, ſtatt anderthalb Stunden, ſchon drey leſen konnte. Ich betrachtete mit Erſtaunen die Gewalt des göttlichen Einfluſſes auf dieſe einfältigen Menſchen, die mit ſo groſſer Inbrunſt glaubten, daß Gott ihnen alles zu Gefallen thun würde, was ſie ſich nur ausgedacht hatten, und ſo verſprach ich mir auch die Hülfe Gottes, ſowohl weil er ſo erhaben und gnädig, als auch weil ich ſo unſchuldig ſey und beſtändig, bald mit Gebet, bald mit Geſpräch, wendete ich mich zu Gott, und fühlte ein ſo groſſes Vergnügen an dieſen Gedanken, daß ich mich keines andern Verdruſſes erinnerte, den ich gehabt haben möchte. So ſang ich auch den ganzen Tag Pſalmen, und viele andere meiner Gedichte, alle an Gott gerichtet. Nur machten mir meine Nägel, die immer fortwuchſen, das gröſte Uebel, ich konnte mich nicht anrühren, ohne daß ſie mich verwundeten, noch mich ankleiden, ohne daß ſie innwendig oder auswendig hängen blieben und mir groſſe Schmerzen verurſachten, auch fingen mir die Zähne an im Munde abzuſterben, und, weil ſie ſich an den geſunden ſtieſſen, ſo wurden ſie endlich ganz los in der Kinnlade, und die Wurzeln wollten nicht mehr in ihren Einfaſſungen bleiben. Wenn ich das merkte, zog ich ſie heraus, wie aus einer Scheide, ohne Schmerz und Blut, und ſo hatte ich leider viele verlohren. Indeſſen ſchickte ich mich auch in dieſe neuen Uebel, bald ſang ich, bald betete ich, auch fing ich ein Gedicht zum Lob des Gefängniſſes an, und erzählte in demſelben alle die Vorfälle, die mir begegnet waren.

Der gute Caſtellan ſchickte oft heimlich zu vernehmen, was ich mache, und ich hatte mich, eben den letzten July, mit mir ſelbſt ergötzt und mich des groſſen Feſtes erinnert, das man in Rom am erſten Auguſt feyert; ich ſagte zu mir: alle vergangene Jahre habe ich dieſes angenehme Feſt mit der vergänglichen Welt gefeyert, dießmal will ich es mit der Gottheit des Herrn zubringen. O! wie viel erfreulicher iſt dieſes, als jenes. Die Abgeſchickten des Caſtellans hörten dieſe Worte und ſagten ihm alles wieder. Dieſer verſetzte mit unglaublichem Verdruſſe: Bey Gott, ſoll dieſer, der in ſo groſſem Elend lebt, noch triumphiren? indeſſen ich bey aller Bequemlichkeit mich abzehre, und bloß um ſeinet willen ſterbe. Gehet geſchwind und werft ihn in die unterſte Höhle, wo man den Prediger Fojano verhungern ließ, vielleicht wird ſich ihm alsdann in dieſem elenden Zuſtande der Muthwill aus dem Kopf verliehren.

Sogleich kam Capitain Sandrino Monaldi, mit ohngefähr zwanzig Dienern des Caſtellans, in mein Gefängniß. Sie fanden mich auf meinen Knieen, und ich kehrte mich nicht nach ihnen um, vielmehr betete ich einen Gott Vater an, von Engeln umgeben und einen auferweckten triumphirenden Chriſtus, die ich, mit einem Stückchen Kohle, an die Mauer gezeichnet hatte, das ich in meinem Kerker von Schutt bedeckt fand.

Nachdem ich vier Monate rücklings auf dem Bette wegen des zerbrochenen Fuſſes gelegen, und ſo oft geträumt hatte, die Engel kämen mich zu heilen, ſo war ich zuletzt ganz geſund geworden, als wenn ich niemals beſchädigt geweſen wäre. Nun kamen ſo viele Bewaffnete zu mir, und ſchienen ſich zu fürchten, wie vor einem giftigen Drachen. Darauf ſagte der Capitain: du hörſt doch, daß wir Leute genug ſind, und mit groſſem Geräuſch zu dir kommen, und du wendeſt dich nicht zu uns. Als ich dieſe Worte vernahm, dachte ich mir recht gut das ſchlimmſte, was mir begegnen konnte, und indem ich mich ſogleich mit dem Uebel bekannt machte, und mich dagegen ſtärkte, ſagte ich zu ihm: zu dieſem Gott und König des Himmels habe ich meine Seele gewendet, meine Betrachtung und alle meine Lebensgeiſter, und euch habe ich gerade das zugekehrt, was euch angehört. Was gut an mir iſt, ſeyd ihr nicht werth zu ſehen, deswegen macht nun mit dem was euer iſt, alles was ihr könnt.

Der Capitain, der nicht wußte, was ich thun wollte, ſchien furchtſam und ſagte zu vier der ſtärkſten unter allen: legt eure Waffen ab! Als ſie es gethan hatten, rief er: ſchnell, packt ihn an und faßt ihn, und wenn er der Teufel wäre, ſo ſollten wir uns ſo ſehr nicht vor ihm fürchten, haltet ihn feſt, daß er euch nicht entwiſche. So ward ich von ihnen überwältigt und übel behandelt, und dachte mir viel was ſchlimmers, als das, was mir zubereitet war; da hub ich die Augen zu Chriſtus auf und ſagte: Gerechter Gott! der du auf dem hohen Holze alle unſere Schulden bezahlt haſt, warum ſoll meine Unſchuld für Schulden büſſen, die ich nicht kenne? Doch dein Wille geſchehe.

Indeſſen trugen ſie mich fort, beym Scheine der Fackel, und ich glaubte, ſie wollten mich in die Fallklappe des Sammalo ſtürzen; ſo heißt ein fürchterlicher Ort, der Lebendige genug verſchlungen hat, denn ſie fallen in den Grund des Caſtells hinunter, in einen Brunnen. Aber das begegnete mir nicht, und ich glaubte nun recht gut davon zu kommen, weil ſie mich in die gedachte häßliche Höhle hineinſchleppten, wo Fojano verhungert war. Dort verlieſſen ſie mich und thaten mir weiter kein

Polynices.

Manchmal hatt' ich
Auf einen Tag zu leben, manchmal nicht.

Jokaſta.

Nahm denn kein alter Gaſtfreund deines Vaters,
Kein andrer Freund ſich deiner an?

Polynices.

Sey glücklich!
Mit Freunden iſt's vorbei in ſchlimmen Tagen.

Jokaſta.

Auch deine Herkunft half dir nicht empor?

Polynices.

Ach, Mutter! Mangel iſt ein hartes Loos!
Mein Adel machte mich nicht ſatt.

Jokaſta.

Die Heimat,
Iſt alſo wohl das Theuerſte, was Menſchen
Beſitzen!

Polynices.

O, und theurer, als die Zunge
Ausſprechen kann!

Jokaſta.

Wie kamſt du denn nach Argos?
Was für ein Vorſatz führte dich dahin?

Polynices.

Adraſten ward von Phöbus das Orakel:
Ein Eber und ein Löwe würden ſeine
Eidame werden.

Jokaſta.

Sonderbar! Was heißt das?

Leids. Da ſang ich ein de Profundis, ein Miſerere, ein in te Domine, und feyerte den ganzen erſten Auguſt mit Gott, und mein Herz jauchzte von Hoffnung und Glauben.

Den zweyten Tag zogen ſie mich aus dieſem Loche und trugen mich dahin zurück, wo die Zeichnungen der Bilder Gottes waren, und als ich dieſe wieder ſah, weinte ich in ihrer Gegenwart vor ſüſſer Freude. Nun wollte der Caſtellan alle Tage wiſſen, was ich mache? und was ich zu ſagen hätte. Der Papſt hatte den ganzen Vorgang vernommen, nicht weniger daß die Aerzte dem Caſtellan ſchon den Tod verkündigt hätten. Darauf ſagte er: ehe mein Caſtellan ſtirbt, ſoll er auch den Benvenuto, der Schuld an ſeinem Tode iſt, nach ſeiner Art aus der Welt ſchaffen. Als der Caſtellan dieſe Worte aus dem Munde des Herrn Peter Ludwigs hörte, ſagte er zu dieſem: ſo will alſo der Papſt, daß ich meine Rache an Benvenuto nehmen ſoll? er ſchenkt mir ihn? Gut, er ſoll nur ruhig ſeyn und mich gewähren laſſen.

So ſchlimm nun die Geſinnungen des Papſtes gegen mich waren, ſo übel dachte auch der Caſtellan in dieſem Augenblicke gegen mich, und ſogleich kam das Unſichtbare, das mich vom Selbſtmord abgehalten hatte, wieder unſichtbar zu mir, ließ ſich aber mit lauter Stimme vernehmen, ſtieß mich an, daß ich mich aufrichtete, und ſagte ſodann: wehe, mein Benvenuto! eilig, eilig! wende dich mit deinem gewohnten Gebet zu Gott und ſchreye heftig zu ihm. Ich erſchrack, warf mich auf die Knie, und ſagte viele meiner Gebete, dann den ganzen Pſalm: qui habitat in auditorio. Dann ſprach ich mit Gott ein wenig, und auf einmal ſagte eine helle und deutliche Stimme: ruhe nunmehr und fürchte dich nicht. Dieſer Vorfall aber deutete darauf, daß der Caſtellan, der den abſcheulichſten Auftrag wegen meines Todes ſchon gegeben hatte, augenblicklich ſeinen Entſchluß wieder änderte und ausrief: Iſt das nicht Benvenuto, den ich ſo ſehr vertheidigt habe, von dem ich ſo gewiß weiß, daß er unſchuldig iſt, und dem alles dieſes Uebel widerrechtlich begegnet? Wie ſoll Gott Barmherzigkeit mit mir und meinen Sünden haben, wenn ich denen nicht verzeihe, die auch mich äuſſerſt beleidigen? Warum ſoll ich einen guten und unſchuldigen Mann verletzen, der mir Dienſt und Ehre erwieſen hat? Nein! anſtatt ihn zu tödten, will ich ihm Leben und Freyheit verſchaffen, und in meinem Teſtamente will ich verordnen, daß ihm niemand etwas wegen ſeines hieſigen Aufenthaltes abfodern ſoll, denn er hätte ſonſt eine groſſe Zeche zu bezahlen. Das vernahm der Papſt und war darüber ſehr ungehalten.

Ich indeſſen ſetzte meine gewöhnlichen Gebete fort und meine Träume waren alle Nacht angenehmer und gefälliger, ſo daß ſie alle Einbildungskraft überſtiegen. Mir träumte immer, daß ich mich ſichtlich bey dem befinde, den ich unſichtbar empfunden hatte und noch oft empfand; ich verlangte von ihm zur einzigen Gnade und bat ihn dringend, er möchte mich dahin führen, wo ich die Sonne ſehen könnte, das ſey das einzige Verlangen, das ich habe, ich wollte alsdann zufrieden ſterben und allen Verdruß dieſes Gefängniſſes vergeſſen. Auch war der Jammer mein Freund und Geſelle geworden und nichts konnte mich mehr irre machen. Anfangs erwarteten die Anhänger des Caſtellans, er ſolle mich, nach ſeiner Drohung, zu den Mauerzacken hängen laſſen, von dem ich mich herunter gelaſſen hatte. Da ſie aber ſeine entgegengeſetzte Entſchließung ſahen, waren ſie verdrießlich, ſuchten mir auf alle Weiſe Furcht einzujagen, und mich in Beſorgniß für mein Leben zu ſetzen. Das war ich aber, wie geſagt, alles ſo gewohnt, daß ich nichts fürchtete, nichts mich rührte, das einzige Verlangen blieb mir, daß ich möchte im Traum die Sonnenſcheibe erblicken.

Darauf waren ſtets meine großen Gebete gerichtet, in welchen ich Chriſtum inbrünſtig anrief, und immer ſagte: o! wahrhaftiger Sohn Gottes! ich bitte dich bey deiner Geburt, bey deinem Tod am Creutze, bey deiner herrlichen Auferſtehung, daß du mich werth achteſt, die Sonne wieder zu ſehen, wo nicht wirklich, wenigſtens im Traume. Aber ſollteſt du mich würdig halten, daß ich ſie mit meinen ſterblichen Augen wieder ſähe, ſo verſpreche ich, dich an deinem heiligen Grabe zu beſuchen. Dieſen Vorſatz faßte ich, und that, unter großen Gebeten, dieſes Gelübde am zweyten October 1539.

Den andern Morgen war ich bey Anbruch des Tages, etwa eine Stunde vor Sonnenaufgang, von meinem unglückſeligen Lager aufgeſtanden, und hatte ein ſchlechtes Kleid angezogen, denn es fing an kalt zu werden. Ich ſtand und betete andächtiger als ſonſt, und ſagte zu Chriſto: er möchte mir wenigſtens durch göttliche Eingebung wiſſen laſſen, für welche Sünde ich ſo ſchwer zu büßen hätte? Denn da ſeine göttliche Majeſtät mich nicht einmal werth hielte, die Sonne nur im Traume zu ſehen, ſo bäte ich ihn bey aller ſeiner Krafft und Macht, daß er mir wenigſtens die Urſache meiner Leiden entdecken möchte. Kaum hatte ich dieſe Worte ausgeſprochen, als der Unſichtbare nach Art eines Windes mich ergriff, und mich in ein Zimmer führte, wo er ſich mir ſichtbar in menſchlicher Geſtalt darſtellte, als ein Jüngling, dem der Bart keimt, von wunderſamer und ſchöner Bildung; aber ernſt nicht wollüſtig. Er deutete mir auf die vielen Menſchen in dem Saal, und ſagte: du ſiehſt hier, die bisher gebohren und geſtorben ſind! Ich fragte ihn, warum er mich hierher führe? Er ſagte: komm nur mit mir, und du wirſt es bald ſehen. Ich hatte in der Hand einen Dolch, und ein Panzerhemd über dem Leibe. So führte er mich durch den großen Saal, und zeigte mir diejenigen, die zu unendlichen tauſenden darin hin und wieder gingen. Er brachte mich immer vorwärts, ging endlich zu einer kleinen Thüre hinaus, und ich hinter ihm drein, wir kamen in eine Art von engem Gäßchen, und als er mich hinter ſich da hinein aus dem Saale zog, fand ich mich entwafnet, ich hatte ein weißes Hemde an, nichts auf dem Haupte, und ſtand zur rechten Seite meines Gefährten. Da ich mich auf dieſe Weiſe fand, verwunderte ich mich, denn ich kannte die Straße nicht, und als ich die Augen erhub, ſah ich den Theil einer Mauer, wider den die Sonne ſchien, es war als wenn ich nahe an einem großen Gebäude ſtünde. Da ſagte ich: o! mein Freund, wie mache ich es wohl, um mich ſo hoch in die Höhe zu heben, daß ich die Scheibe der Sonne ſelbſt ſehen könne. Da zeigte er mir einige Stufen, die zu meiner Rechten waren, und ſagte mir: ſteige du nur allein da hinauf. Ich entfernte mich von ihm ein wenig, und ſtieg einige der Stufen rückwärts hinauf, und nach und nach entdeckte ich die Nähe der Sonne; ſo eilte ich auf gedachte Art immer höher zu ſteigen, und entdeckte zuletzt den ganzen Kreis der Sonne. Die Gewalt der Strahlen nöthigte mich, wie gewöhnlich, die Augen zu ſchließen, aber ich erholte mich bald, öfnete die Augen wieder, ſah unverwandt nach ihr, und ſagte: o meine Sonne! nach der ich ſo lange mich geſehnt habe, ich will nun nichts weiter ſehen, wenn auch deine Strahlen mich blind machen ſollten, und ſo blieb ich mit feſtem Blick ſtehen.

Nach einer kurzen Zeit bemerkte ich, daß die ganze Gewalt der Strahlen ſich auf die linke Seite der Sonne warf, und die Scheibe ganz rein und klar blieb, ich betrachtete ſie mit dem größten Erſtaunen und Vergnügen, und mir ſchien es die wunderſamſte Sache von der Welt, daß ſich die Strahlen auf dieſe Weiſe weggewendet hatten. Ich betrachtete die beſondere Gnade, welche Gott mir dieſen Morgen erzeigte, und ſagte mit ſtarker Stimme: wie wunderbar iſt deine Macht! wie herrlich deine Kraft! und wie viel größer iſt deine Gnade, als ich nie erwartete! Mir ſchien die Sonne ohne ihre Strahlen vollkommen wie ein Bad des reinſten Goldes. Indeſſen ich dieſen merkwürdigen Gegenſtand betrachtete, ſah ich, daß die Mitte des Kreiſes ſich aufblähte, und in die Höhe ſtrebte; auf einmal erzeugte ſich ein Chriſtus am Creutz, aus derſelben Materie, woraus die Sonne war, ſo ſchön und gefällig gebildet, und von dem gütigſten Anblick, ſo daß der menſchliche Geiſt ihn nicht den tauſendſten Theil ſo ſchön hätte erſinnen können. Indeſſen ich ihn betrachtete, rief ich laut: Wunder! o Wunder! gnädiger und allvermögender Gott, was machſt du mich würdig dieſen Morgen zu ſehen? Indeſſen ich nun ſo betrachtete, und ſprach, bewegte ſich Chriſtus nach der Gegend, wo ſich vorher die Strahlen hingezogen hatten, und die Mitte der Sonne fing abermals an ſich aufzublähen. Dieſe Bewegung wuchs eine Weile, und verwandelte ſich ſchnell in die Geſtalt der ſchönſten heiligen Jungfrau. Sie ſaß erhaben, ihren Sohn auf dem Arm, in der gefälligſten Stellung, und gleichſam lächelnd. Von beyden Seiten ſtanden zwey Engel, von ſolcher Schönheit als die Einbildungskraft nicht erreicht. Auch ſah ich in der Sonne, zur rechten Hand, eine Geſtalt, nach Art eines Prieſters gekleidet, der mir den Rücken zukehrte, und gegen jene Mutter Gottes hinblickte. Alles dieſes ſah ich klar und wirklich, und dankte beſtändig Gott mit lauter Stimme.

Nachdem ich dieſe wunderbaren Dinge etwas über den achten Theil einer Stunde, vor den Augen gehabt hatte, entfernten ſie ſich, und ich ward wieder auf mein

Lager zurückgetragen. Sogleich, rief ich mit lauter Stimme: die Kraft Gottes hat mich gewürdigt, mir ſeine ganze Herrlichkeit zu zeigen, wie ſie vielleicht kein anderes ſterbliches Auge geſehen hat; nun erkenne ich, daß ich frey und glücklich bin, und in der Gnade Gottes ſtehe, und ihr andern Böſewichter werdet unglücklich, und in ſeiner Ungnade bleiben. Wißt nur, ich bin ganz gewiß, am allerheiligſten Tage, als an meinem Geburtstage, genau den erſten November, Nachts um Viere, werdet ihr genöthigt ſeyn, mich aus dieſem finſtern Kerker zu befreyen. Weniger werdet ihr nicht thun können, denn ich habe es mit meinen Augen an dem Throne Gottes geſehen. Der Prieſter, welcher gegen den Herrn gekehrt ſtand, und mir den Rücken wies, war Sanct Peter ſelbſt, der für mich ſprach, und ſich ſchämte, daß man in ſeinem Hauſe Chriſten ſo ſchändlich begegne. Sagt es nur wem ihr wollt! niemand hat Gewalt mir weiter ein Uebel anzuthun; ſagt nur eurem Herrn, er ſoll mir Wachs oder Papier geben, daß ich die Herrlichkeit Gottes ausdrücken kann, die ich geſehen habe. Wahrlich ich will es thun!

Der Caſtellan, ob gleich die Aerzte keine Hoffnung mehr zu ſeiner Geneſung hatten, war doch wieder ganz zu ſich gekommen, und die Launen ſeiner jährlichen Tollheit, hatten ihn ganz und gar verlaſſen. Da er nun allein für ſeine Seele beſorgt war, machte ihm ſein Gewiſſen Vorwürfe, und er überzeugte ſich, daß man mir, ſowohl vorher als bis auf dieſen Augenblick, großes Unrecht angethan hatte. Er ließ deswegen den Papſt von den groſſen Dingen berichten, die ich verkündigte. Der Papſt als einer der nichts glaubte, weder an Gott noch an ſonſt was, ließ ihm antworten: ich ſey toll geworden, und er ſolle nur was er könne für ſeine Geſundheit ſorgen. Als der Caſtellan dieſe Antwort hörte, ließ er mich tröſten, ſchickte mir Schreibzeug, Wachs und Boſſierſtäbchen, mit vielen freundlichen Worten, die mir einer ſeiner Diener hinterbrachte, der mir wohl wollte. Dieſer war ganz das Gegentheil, von den andern ſieben Schelmen, die mich gerne todt geſehen hätten. Ich nahm das Papier und das Wachs, fing an zu arbeiten, und ſchrieb dabey folgendes Sonnett, das ich an den Caſtellan richtete.

Um vor die Seele dir, mein Herr, zu bringen
Welch Wunder dieſe Tage Gott mir ſchickte,
Welch herrliches Geſicht mich hoch entzückte,
Wünſcht' ich die Kraft ein himmliſch Lied zu ſingen.

O! möchte nur zum heiligen Vater bringen,
Wie mich die Nacht der Gottheit ſelbſt beglückte,
Aus meiner dumpfen Wohnung mich entrückte,
Er würde meine groſſe Noth bezwingen.

Die Thore ſprängen auf, ich könnte gehen,
Und Haß und Wuth entflöhn, die grimmig wilden,
Sie könnten künftig meinen Weg nicht hindern.
Ach! laß mich nur das Licht des Tages ſehen,
Mit meiner Hand die Wunder nachzubilden!
Schon würden meine Schmerzen ſich vermindern.

Den andern Tag brachte mir derſelbe Diener zu eſſen, ich gab ihm das Gedicht, das er heimlich, ohne daß es die übrigen bösartigen Leute bemerken konnten, dem Caſtellan hinterbrachte, der mich gerne losgelaſſen hätte, denn er glaubte, das Unrecht, das er mir angethan habe, ſey die eigentliche Urſache ſeines Todes. Er las das Sonett mehr als Einmal, das weder Begriffe noch Worte eines Wahnſinnigen, vielmehr eines guten und braven Mannes enthielt, und ſogleich befahl er ſeinem Secretär, es dem Papſte zu bringen, es in ſeine eigene Hände zu geben, und ihn zugleich um meine Freyheit zu bitten.

Indeſſen ſchickte mir der Caſtellan Licht, für Tag und Nacht, mit allen Bequemlichkeiten, die man an ſolchem Ort verlangen konnte, und ſo fing ich an, das Ungemach meines Lebens zu verbeſſern, das auf das höchſte geſtiegen war. Der Papſt las das Sonett, und ließ dem Caſtellan ſagen: er werde bald etwas thun, das ihm angenehm ſeyn würde. Und gewiß der Papſt hätte mich gerne gehen laſſen, hätte ich nicht, um Herrn Peter Ludwigs willen, ſelbſt, gegen die Neigung des Vaters müſſen, verwahrt bleiben. Ich hatte jenes wunderbare Wunder gezeichnet, und boſſirt, indeſſen nahte ſich der Tod des Caſtellans, und er ſchickte mir am Allerheiligen Tage, des Morgens, durch Peter Ugolino, ſeinen Neffen, einige Juwelen zu beſchauen. Als ich ſie erblickte, ſagte ich ſogleich: das iſt das Wahrzeichen meiner Freyheit! Darauf verſetzte der Jüngling, der ſehr wenig zu ſprechen pflegte: daran denke nur nicht, Benvenuto! darauf verſetzte ich: trag deine

Juwelen weg, denn ich bin ſo zugerichtet, daß ich nur in der Dämmrung dieſer finſtern Höhle ſehen kann, und dabey läßt ſich die Eigenſchaft der Juwelen nicht erkennen; aber ich werde bald aus dieſem Gefängniß herausgehen, denn der ganze Tag wird nicht verſtreichen, ſo werdet ihr mich abholen, das ſoll und muß geſchehen, und ihr werdet nicht weniger thun können. Da ging jener weg und ließ mich wieder einſchlieſſen. Nach Verlauf etwa zweyer Stunden kam er wieder zu mir, ohne Bewaffnete, mit zwey Knaben, die mich unterſtützen ſollten, und ſo führte er mich in die weiten Zimmer, in denen ich vorher geweſen war, nehmlich im Jahr 1538, und verſchaffte mir daſelbſt alle Bequemlichkeit, die ich verlangte.

Wenig Tage darauf unterlag der Caſtellan, der mich in Freyheit glaubte, ſeinem groſſen Uebel und verließ das gegenwärtige Leben, an ſeine Stelle kam Herr Antonio Ugolini, ſein Bruder, der ihm vorgeſpiegelt hatte, als habe er mich gehen laſſen. Dieſer Herr Antonio, ſo viel ich nachher vernahm, hatte Befehl vom Papſte, mich in dieſem weiten Gefängniß zu behalten, bis er ihm ſagen würde, was mit mir geſchehen ſollte.

Indeſſen hatte obgedachter Herr Durante von Breſcia mit jenem Soldaten, dem Apotheker von Prato, abgeredet, mir irgend einen Saft in dem Eſſen beyzubringen, der mich nicht gleich, ſondern etwa in vier bis fünf Monaten tödtete. Nun dachten ſie ſich aus, ſie wollten mir geſtoſſenen Diamanten unter die Speiſe miſchen, der an

Wie konnteſt du mit einem dieſer Namen
Bezeichnet ſeyn?

Polynices.

Daß weiß ich ſelbſt nicht, Mutter.
Das Schickſal hatte mir das Glück beſchieden.

Jokaſta.

Voll Weisheit ſind des Schickſals Fügungen!
Wie aber brachteſt du's bis zur Vermählung?

Polynices.

Nacht war's. Ich kam zur Halle des Adraſt —

Jokaſta.

Flüchtlingen gleich, ein Obdach da zu finden?

Polynices.

Das war mein Vorſatz. Bald nach mir kam noch
Ein andrer Flüchtling.

Jokaſta.

Wer war dieſer Andre?
Auch ein Unglücklicher, wie du?

Polynices.

Er nannte
Sich Tydeus, Oeneus Sohn.

Jokaſta.

Wie aber konnte
Adraſt mit wilden Thieren euch vergleichen?

Polynices.

Weil wir um's Lager handgemein geworden.

Jokaſta.

Und darin fand der Sohn des Talaus
Den Aufſchluß des Orakels?

und für ſich keine Art von Gift iſt, aber, wegen ſeiner unſchätzbaren Härte, die allerſchärfſten Ecken behält, und nicht etwa wie die andern Steine, wenn man ſie ſtößt, gewiſſermaſſen rundlich wird. Kommt er nun mit den übrigen Speiſen, ſo ſcharf und ſpitzig, in den Körper, ſo hängt er ſich, bey der Verdauung, an die Häute des Magens und der Eingeweide, und nach und nach, wenn andere Speiſen darauf drücken, ſo durchlöchert er die Theile mit der Zeit und man ſtirbt daran, anſtatt daß jede andere Art von Steinen, oder Glas keine Gewalt hat, ſich anzuhängen, und ſo mit dem Eſſen fortgeht.

Wie geſagt, gab Herr Durante einen Diamanten von einigem Werth einer Wache, die ſollte ihn, wie ich nachher vernahm, einem gewiſſen Lione von Arezzo, einem Goldſchmied, meinem groſſen Feinde, um den Stein in Pulver zu verwandeln, gebracht haben. Da nun dieſer Lione ſehr arm war, und der Diamant doch manche zehn Scudi werth ſeyn mochte, gab er ein falſches Pulver anſtatt des geſtoſſenen Steins, das ſie mir denn auch ſogleich zu Mittage an alle Eſſen thaten, an den Sallat, das Ragout und die Suppe. Ich ſpeiſte mit gutem Appetit, denn ich hatte den Abend vorher gefaſtet, und es war ein Sonntag, und ob ich gleich etwas unter den Zähnen knirſchen fühlte, ſo dachte ich doch nicht an ſolche Schelmſtücke. Nach Tiſche, als ein wenig Sallat in der Schüſſel übrig geblieben war, betrachtete ich einige Splitterchen, die ſich daran befanden. Sogleich ergriff ich ſie und brachte ſie ans helle Fenſter; ich erinnerte mich, imdenn ich ſie betrachtete, wie auſſerordentlich die Speiſen geknirſcht hatten, und, ſo viel meine Augen urtheilen konnten, glaubte ich ſchnell, es ſey geſtoſſener Diamant. Ich hielt mich nun, entſchieden, für ein Kind des Todes, und wendete mich ſchmerzlich zum heiligen Gebete, und, da ich mich in mein Schickſal ergeben hatte, betete ich zu Gott und dankte ihm für einen ſolchen leichten Tod. Da doch einmal meine Sterne es ſo beſtimmt hatten, ſo ſchien es mir ein gutes Loos, auf eine ſo bequeme Weiſe aus der Welt zu gehn. Als ich nun die Welt und meine Lebenszeit geſegnet hatte, wendete ich mich mit meinen Gedanken zu dem beſſern Reiche, das ich mit der Gnade Gottes erlangt zu haben hoffte, und in dieſen Gedanken rieb ich einige ſehr feine Körner zwiſchen den Fingern, die ich ganz gewiß für Diamant hielt.

Wie nun die Hoffnung nimmer ſtirbt, ſo regten ſich auch bey mir wieder einige eitle Lebensgedanken. Ich legte die gedachten Körnchen auf eine eiſerne Fenſterſtange und drückte ſtark mit dem flachen Meſſer darauf. Da fühlte ich, daß der Stein ſich zerrieb und als ich recht genau darauf ſah, fand ich auch, daß es ſich alſo verhielt, und ſogleich erquickte ich mich wieder mit neuer Hoffnung. Die Feindſchaft des Herrn Durante ſollte mir nicht ſchaden; es war ein ſchlechter Stein, der mir nicht das geringſte Leid zufügen konnte, und, wie ich vorher entſchloſſen war, ruhig zu ſeyn und auf dieſe Weiſe im Frieden zu ſterben, ſo machte ich nun aufs neue meine Plane und überlegte, was zu thun ſey. Aber ich hatte vor allen Dingen Gott zu loben und die Armuth zu ſegnen, die, wie ſie öfters den Menſchen den Tod bringt, nun die Urſache meines Lebens war. Denn Herr Durante, mein Feind, oder wer es auch ſeyn mochte, hat ſeinen Endzweck nicht erreicht. Lione hat den Stein nicht geſtoſſen, ſondern ihn aus Armuth für ſich behalten, für mich aber zerrieb er einen geringen Berill von wenigem Werth; vielleicht dachte er, weil es auch ein Stein ſey, thue er dieſelbigen Dienſte.

Zu der Zeit war der Biſchoff von Pavia, Bruder des Grafen San Secondo, Monſignor de Roſſi von Parma genannt, gleichfalls Gefangener im Caſtell; ich rief ihm mit lauter Stimme und ſagte, daß die Schelmen, mich umzubringen, mir einen geſtoſſenen Diamanten unter das Eſſen gemiſcht hätten. Ich ließ ihn durch einen ſeiner Diener etwas von dem übergebliebenen Pulver zeigen, und ſagte ihm nicht, daß ich es für keinen geſtoſſenen Diamanten erkenne, vielmehr, daß ſie mich gewiß nach dem Tode des guten Caſtellans vergiftet hätten. Ich bat ihn, er möchte mir für meine wenige Lebenszeit nur des Tages eines von ſeinen Broden geben, denn ich hätte mir vorgenommen, nichts zu eſſen, was von ihnen käme, und er verſprach mir, von ſeinem Eſſen zu ſchicken. Dieſer Biſchoff war gefangen wegen einer Art von Verſchwörung, die er in Pavia gemacht hatte, und ich, weil er ſo ſehr mein Freund war, vertraute mich ihm.

Herr Antonio, der neue Caſtellan, der gewiß nichts von der Sache wußte, machte groſſen Lärm, und auch er wollte den geſtoſſenen Stein ſehen, den er gleichfalls für Diamant hielt, doch, da er glaubte, der Anſchlag käme vom Papſte, ging er leicht darüber weg, und die Sache ward als ein Zufall behandelt.

Ich aß nunmehr die Speiſen, welche mir der Biſchoff ſandte, ſchrieb beſtändig an meinem Gedichte über das Gefängniß, und ſetzte täglich, Punct vor Punct, die Begebenheiten hinzu, die ſich zutrugen. Inzwiſchen ſchickte mir der Caſtellan mein Eſſen durch jenen Johannes, den ehemaligen Apothekersjungen von Prato, der nun hier Soldat war, dieſer, mein größter Feind, hatte mir eben den geſtoſſenen Diamanten gebracht, und ich ſagte ihm, daß ich nicht eher von ſeinen Speiſen eſſen würde, ehe er ſie mir credenzt hätte. Er ſagte darauf: das geſchähe wohl dem Papſte! Ich verſetzte ihm: wie eigentlich Edelleute verbunden ſeyen, einem Papſt zu credenzen, ſo ſeye er, Soldat, Apotheker und Bauer von Prato, ſchuldig, einem Florentiner meines gleichen aufzuwarten. Darüber ſagte er mir harte Worte und ich erwiederte ſie. Nun ſchämte ſich Herr Antonio einigermaſſen über das, was vergangen war, und weil er Luſt hatte, mich alle Koſten zahlen zu laſſen, die mir von dem guten verſtorbenen Caſtellan ſchon geſchenkt waren, wählte er unter ſeinen Dienern einen andern, der mir wohl wollte, und ſchickte mir das Eſſen durch ihn, der mir mit vieler Gefälligkeit jedesmal credenzte. Auch ſagte er mir alle Tage, daß der Papſt beſtändig vom Herrn von Morlüc angegangen werde, der von Seiten des Königs mich unabläſſig zurück verlangte, wobei der Papſt wenig Luſt zeige, mich herauszugeben, ja, daß ſogar Cardinal Farneſe, ſonſt mein ſo groſſer Freund und Patron, ſollte geſagt haben: ich würde wohl noch eine Weile mich gedulden müſſen. Darauf verſetzte ich: und ich werde ihnen allen zum Trutz doch frey werden. Der gute Menſch bat mich, ich möchte ſtill ſeyn, daß niemand ſo etwas hörte, denn es könne mir groſſen Schaden bringen, und mein Vertrauen auf Gott möchte ich doch ja im Stillen erhalten und mich damit ſtärken. Ich antwortete ihm darauf: die Kraft Gottes hat keine Furcht vor der bösartigen Ungerechtigkeit.

So vergingen wenige Tage, als der Cardinal von Ferrara in Rom erſchien, der, als er dem Papſt ſeine Aufwartung machte, ſo lange bey ihm aufgehalten wurde, bis die Stunde des Abendeſſens kam. Nun war der Papſt ein ſehr kluger Mann, und wollte bequem mit dem Cardinal über die Franzoſereyen ſprechen, weil man bei ſolchen Gelegenheiten ſich freyer über viele Dinge als ſonſt herausläßt. Der Cardinal, indem er von der großmüthigen und freygebigen Art des Königs, die er ſehr wohl kannte, ſehr ausführlich ſprach, gefiel dem Papſte auſſerordentlich wohl, der ſich, wie er alle Woche einmal that, bei dieſer Gelegenheit betrank, von welchem Rauſch er ſich denn gewöhnlich ſogleich befreyete, indem er alles wieder von ſich gab.

Da der Cardinal die gute Diſpoſition des Papſtes bemerkte, bey welcher wohl eine gnädige Gewährung zu hoffen war, verlangte er mich, von Seiten des Königs, auf das nachdrücklichſte, und verſicherte, daß Seine Majeſtät auf das lebhafteſte nach mir begehre. Da nun der Papſt ſich nahe an der Zeit fühlte, wo er ſich zu übergeben pflegte, auch ſonſt der Wein ſeine Wirkungen äuſſerte, ſo ſagte er mit groſſem Lachen zum Cardinal: nun ſollt ihr ihn gleich mit euch nach Hauſe führen! Darauf gab er ſeinen beſondern Befehl und ſtand vom Tiſche auf. Sogleich ſchickte der Cardinal nach mir, ehe es Herr Peter Ludwig erführe, denn der hätte mich auf keine Weiſe aus dem Gefängniß gelaſſen. Es kam der Befehl des Papſtes und zwey der erſten Edelleute des Cardinals Ferrara. Nach vier Uhr in der Nacht befreyeten ſie mich aus dem Gefängniſſe, und führten mich vor den Cardinal, der mich mit unſchätzbarer Freundlichkeit empfing, mich gut einquartieren und ſonſt aufs beſte verſorgen ließ. Herr Antonio, der neue Caſtellan, verlangte, daß ich alle Koſten, nebſt allen Trinkgeldern für den Bargell und dergleichen Leute bezahlen ſollte, und wollte nichts von alle dem beobachtet wiſſen, was ſein Bruder, der Caſtellan, zu meinen Gunſten verordnet hatte. Das koſtete mich noch manche zehn Scudi, aber der Cardinal ſagte mir: ich ſollte nur gutes Muths ſeyn und mich wohl in Acht nehmen, wenn mir mein Leben lieb wäre; denn, wenn er mich nicht ſelbigen Abend aus dem Gefängniß gebracht hätte, ſo wäre ich wohl niemals herausgekommen; er höre ſchon, daß der Papſt ſich beklage, mich losgelaſſen zu haben.

Nun muß ich noch einiger Vorfälle rückwärts gedenken, damit verſchiedene Dinge deutlich werden, deren ich in meinem Gedicht erwähne.

Als ich mich einige Tage in den Zimmern des Cardinals Cornaro aufhielt, und nachher, als ich in dem geheimen Garten des Papſtes war, kam, unter andern werthen Freunden, ein Caſſier des Herrn Bindo Altoviti zu mir, der Bernhard Galluzzi hieß, dem ich den Werth von einigen hundert Scudi vertraut hatte. Er kam zu mir im geheimen Garten des Papſtes, und wollte mir alles zurück geben, ich aber verſetzte: ich wüßte meine Baarſchaft keinem liebern Freunde zu geben, noch ſie an einen Ort zu legen, wo ſie ſicherer ſtünde; da wollte er mir das Geld mit Gewalt aufdringen und ich hatte Noth ihn zu bewegen, daß er es behielte. Da ich nun aus dem Caſtell befreyt wurde, fand ſichs, daß er verdorben war, und ich verlohr meine Baarſchaft.

Ferner hatte ich noch im Gefängniß einen ſchrecklichen Traum, als wenn mir jemand mit der Feder Worte von der größten Bedeutung an die Stirne ſchriebe, und mir dreymal ſagte, ich ſollte ſchweigen und niemand nichts davon entdecken.

So erzählte man mir auch, ohne daß ich wußte, wer es war, alles, was nachher Herrn Peter Ludwig begegnete, ſo deutlich und ſo genau, daß ich nicht anders glauben konnte, als es habe mir es ein Engel des Himmels offenbaret.

Dann muß ich noch eine Sache nicht zurücklaſſen, die gröſſer iſt, als daß ſie einem andern Menſchen begegnet wäre, ein Zeichen, daß Gott mich losgeſprochen und mir ſeine Geheimniſſe ſelbſt offenbart hat. Denn ſeit der Zeit, daß ich jene himmliſchen Gegenſtände geſehen, iſt mir ein Schein ums Haupt geblieben, den jedermann ſehen konnte, ob ich ihn gleich nur wenigen gezeigt habe.

Dieſen Schein ſieht man des Morgens über meinem Schatten, wenn die Sonne aufgeht und etwa zwey Stunden darnach. Am beſten ſieht man ihn, wenn ein leichter Thau auf dem Graſe liegt, ingleichen Abends bei Sonnenuntergang. Ich bemerkte ihn in Frankreich, in Paris, weil die Luft in jener Gegend viel reiner von Nebeln iſt, ſo daß man den Schein viel ausdrücklicher ſah, als in Italien, wo die Nebel viel häufiger ſind, demohngeachtet aber ſeh ich ihn auf alle Weiſe und kann ihn auch andern zeigen, nur nicht ſo gut wie in jenen Gegenden.

II.

Der Aktiſche Sieg.

Elegie von Properz.

Sechste des vierten Buchs.

Opferweihe beginnet der Dichter. Man ſchweige dem Opfer!
Zu dem Fuß des Altars falle das jährige Rind!
Mit des Philetas [*] Epheu wetteifern die Kränze des Römers!
Den Cyrenäiſchen Quell reichet die Urne mir dar.
Gebt mir duftendes Kraut, und götterehrenden Weihrauch:
Dreymal kreiſe die Schnur um den geweiheten Heerd!

---

[*] Philetas aus Kos, und Kallimachus aus Cyrene, zwey der berühmteſten griechiſchen Elegiendichter.

Sprenget mich an aus dem Quell: Die helfenbeinerne Flöte
Opfre dem neuen Altar lydiſchgeſtimmten Geſang!
Fern ſey jeder Betrug! Was täuſcht entweiche von hinnen!
Reiner Lorberrreis bahne dem Dichter den Weg!
Muſe, laß uns das Haus des palatiniſchen Apollo *
Singen! Kalliope ſelbſt winket den Beyfall uns zu.
Unſre Lieder verherrlichen Cäſar: Wird Cäſar verherrlicht,
Ruhet Jupiter ſelbſt unſerm Geſange mit Luſt.

Ein dem Phöbus geweiheter Port an Ambraziens Küſte **
Nimmt des Joniſchen Meers Woge beſänftigter auf.
Er, ein ewiges Denkmal des juliſchen Sieges! dem Schiffer
Leget die ruhige See, wenig Gelübde hier auf.
Heere der Welt verſammelten hier ſich. Der fichtene Wall ſteht

---

* Dem palatiniſchen Apollo hatte Auguſt, wegen des Aktiſchen Sieges, einen Tempel erbaut.

** Der Hafen bey Aktium.

Polynices.

Einem Jeden
Gab er der Töchter eine zur Gemahlin.

Jokaſta.

Und dieſe Ehe, ſchlug ſie glücklich aus?

Polynices.

Bis dieſen Tag hab' ich ſie nicht bereuet.

Jokaſta.

Wodurch bewogſt du aber die Argiver,
Mit dir zu ziehen gegen Thebens Thore?

Polynices.

Adraſt gelobt' es mir und dieſem Tydeus,
Der jetzt mein Bruder iſt, jedweden Eidam
Zurückzuführen in ſein heimiſch Reich,
Und mich zuerſt. Es ſind der argiſchen
Und griech'ſchen Fürſten viel im Heer, mir dieſen
Nothwendigen, doch traur'gen Dienſt zu leiſten;
Denn wider meine Heimat führ' ich ſie
Herauf. Doch die Unſterblichen ſind Zeugen,
Wie ungern ich die Waffen gegen meine
Geliebteſten ergriff. Dir, Mutter, nun
Kommt's zu, den thränenvollen Zwiſt zu heben,
Zwei gleich geliebte Brüder zu verſöhnen,
Und dir und mir und unſerm Vaterland
Viel Drangſal, viele Leiden zu erſparen.
Es iſt ein altes Wort, doch bring' ich's wieder:
Die Ehre wohnt beim Reichthum. Reichthum übt
Die größte Herrſchaft über Menſchenſeelen.
Ihn zu erlangen, komm' ich an der Spitze

Hoch im Meere vertheilt, und auch zu ungleichem Glück!
Jene Flotte verdammt zum Fluch des Quiriniſchen Zärtlings; [*]
Und die Waffen, o Schmach! weiblichen Händen bequemt.
Hier die Segel Auguſts von Jupiters Hauche geſchwellet,
Römiſche Fahnen, allein römiſcher Siege gewohnt!
Nereus krümmete ſelbſt in doppelte Monde die Flotten:
Schimmernder Waffen Glanz blizt auf den Wellen zurück;
Als Apollo verlaſſend ſein Delos — nun haftet im Meer es!
Ehmals der Wogen Spiel, trieb es der Notus umher! — [**]
Stand auf dem Hintertheile von Cäſars Schiffe: und dreymal
Fähret die Flamme dahin, gleich einer Fackel die weht.
Nicht mit gelöſetem Haar, und ſchwimmenden Locken erſchien er,
Noch die beſaitete Schal' harmlos geſtüzt in der Hand;
Nein, mit drohendem Aug', als ſäh' den Atriden er vor ſich,
Oder als ſäh' er den Brand doriſcher Leichen vor ſich:

[*] Antonius.

[**] Delos war ehmals eine ſchwimmende Inſel.

Alſo durchſtach er den Python, das Ungeheuer; es krümmte
Tauſendfach ſich; der Parnaß ſah ſich der Schrecken befreyt. *
Und ſo begann er: „o du, aus Alba! Beſchützer vom Erdkreis!
Ueberſtralend den Ruhm deines troian'ſchen Geſchlechts!
Siege nun über das Meer: dein iſt ſchon die Erde, Auguſtus!
Für dich ſtreitet mein Arm, dir iſt mein Köcher gefüllt!
Rette dein Vaterland vom Schrecken: des Volkes Gelübde
Ruhen auf dir! Dein Schiff träget ſie alle mit ſich.
Rom vertheidige du! Die palatiniſchen Vögel
Zeigten dem Augur umſonſt nicht ſein zukünftiges Glück.
Du biſt Führer, Auguſt! und wagen's die Meere, zu tragen
Stolzer Feinde Maſt römiſchen Flaggen zum Trutz?
Laß dich's nicht ſchrecken, ob ſie mit hundert Segeln beflügeln
Ihre Flotte; ſie ſchwimmt Winden und Wogen ein Raub:
Und der Centauren drohende Felſen am Schnabel der Schiffe;

---

* Python, der Drache, hatte ſeinen Aufenthalt am Fuſſe des Parnaſſes.

Warlich, bemahletes Holz ſind ſie, ein eiteler Prunk!
Recht der Sache, das ſtüzt, und das entkräftet den Krieger;
Unrecht ſchläget dem Feind ſelber die Waff' aus der Hand.
Es iſt Zeit! beordre die Flotte! der Zeiten Gebieter
Führt mit umlorbeerter Hand deine Geſchwader zum Streit."
Alſo ſagt er. Entleeret den ſchweren Köcher von Pfeilen,
Dicht auf Phöbus Geſchoß flog der Auguſtiſche Speer.
Und Rom ſieget. Es ſchützet es Phöbus! das Weib wird beſtrafet. *
Durchs Joniſche Meer ſchwimmet ihr Zepter zerſtückt.
Vom Idal'ſchen Geſtirn ſchaut Vater Cäſar herunter,
Staunend: „ein Gott bin ich! warlich iſt dieſer mein Blut!"
Triton ſchallet ins Horn. Die Meeresgöttinnen alle
Folgen, jauchzend dem Glück des nun befreyeten Roms.
Auf dem nicht ſie errettenden Nachen fliegt ſie dem Nil zu;
Glücklich; zwar nicht den Tod, doch den geheißnen, zu fliehn!

---

* Kleopatra.

Und die Götter gewährtens. Die Straſſen, durch welche Jugurtha
Jüngſt die Ketten zog, zieret kein Weiber Triumph.
Und ſo ſtehet ein Denkmal dem Aktiſchen Phöbus! der Pfeile
Einer von ihm hat zehn Schiffe der Feinde beſiegt.

Schweig nun, Muſe, vom Krieg! Apollo fodert die Zither,
Und zu friedlichen Reihn gürtet die Waffen er ab.
Eilt zum frölichen Schmaus auf weichem Raſen, ihr Brüder!
Und die Roſe ſchwimm lüſtern den Nacken herab!
Nur der Falerner Kelter ſoll Wein uns liefern zum Schmauſe!
Safranſpicke durchtrief dreymal mir Locken und Haupt!
Und die Muſe reizet den Geiſt des Dichters beym Becher;
Bacchus, auch dem Apoll träaſt du die Rebe zur Frucht!
Singe mir dieſer, das Joch des Sicambriſchen Sümpfebewohners;
Jener Meroe', deins, bräunlich gefärbetes Volk!
Und ein andrer den Parther, der ſpät ſich zum Frieden bequemet;

Unſre Fahnen uns erſt, dann auch die ſeinigen giebt.
Und entwaffnet nicht ganz Auguſt die Eoiſchen Köcher,
Läßt er den Söhnen nur noch dieſe Trophäen zurück.
Freue dich, wenn du noch fühlſt in deinem Grabe von Sande,
Craſſus! der Weg iſt zu dir uns durch den Euphrat gebahnt.
Alſo wechſle die Nacht Geſang und Schale, bis Phöbus
Früh den Tagesſtrahl ſelbſt in die Becher uns taucht.

III.

Neueſte Zimmerverzierung in Rom.

Der Pallaſt Altieri, einer von den anſehnlichſten in Rom, iſt von den Liebhabern der Kunſt wegen ſeiner Gemählde und Statuen ſo oft beſucht, daß eine Beſchreibung davon an dieſem Platze überflüſſig ſeyn dürfte. Es bieten ſich mir aber in demſelben noch andere Gegenſtände der Kunſt an, welche neu und nicht allgemein bekannt ſind. Man hat nehmlich, vor nicht langer Zeit, für die junge Prinzeſſin Altieri ein Cabinet und andere Zimmer auf das koſtbarſte eingerichtet. Vielleicht kann die Beſchreibung derſelben einen Begriff von dem herrſchenden Geſchmack und von dem höchſten geben, was, bey unbedingtem Aufwand, die beſte Kunſt unſerer Tage in dem Fache leiſten kann, auf welches ſie jetzt, durch die Neigung des allgemeinen Geſchmacks, faſt ganz allein eingeſchränkt worden iſt.

Ehe aber von den Zimmern ſelbſt geredet wird, muß billig die gefällige Artigkeit der Bewohnerin derſelben zuvor lobend erwähnt werden, welche (ich war von wenigen Freunden begleitet hingegangen) auf erhaltene Nachricht, daß Fremde eingelaſſen zu werden verlangten, ſich in ein ander Zimmer begab und geſtattete, daß wir ſo lange als wir wollten uns umſehen durften.

Nach dieſer Erlaubniß wurden wir alſo aus der Anticammera, durch mehrere groſſe Säle, die alle mit fürſtlicher Pracht geſchmückt ſind, in die Gemählde Gallerie eingeführt, und aus derſelben gelangten wir an ein groſſes Prunkzimmer oder Saal. Sehr reich mit rothem Sammt und Gold ausgeſchlagen, zwiſchen den Fenſtern ſind ſehr groſſe Spiegel, deren Rahmen von vergoldetem Schnitzwerk, auf Azurgrunde, ſchön in die Augen fallen, an den Seiten bemerkt man zierliche Wandleuchter von vergoldetem Erz, der Fußboden iſt mit einem geblümten Teppich überbreitet, da wo an der Wand die Begleitung des Sammts aufhört, ſind, ſo wie am Gewölbe, Figuren aus einer Farbe und gemahlte Zierrathen von buntem Arabesken, nicht zu häufig, und in guter Ordnung vertheilt.

Die Koſtbarkeit und der Geſchmack der Tiſche, Stühle und anderer Geräthſchaften entſprechen dem Reichthum des Ganzen. Endlich vermehren noch zwey herrliche Landſchaften vom Claude Lorrain, deren eine für das beſte Werk dieſes groſſen Künſtlers gehalten wird, die Pracht dieſes Zimmers. — An demſelben liegt ein anderer, von gleicher Gröſſe, deſſen Wände mit Arabesken geziert ſind und zwiſchen den Arabesken hat man von Raum zu Raume hiſtoriſche Bilder und Landſchaften von guten lebeyden Künſtlern eingeſetzt. Das Gewölbe iſt von einem guten Meiſter des vorigen Jahrhunderts in Fresko gemahlt. In der Ecke ſtehen ſchätzbare antike Statuen und mitten an der langen Seite den Fenſtern gegenüber, eine vortrefliche Gruppe von zwey ſchönen Kindern, die ſcherzend mit einander ringen. Erſt jetzt iſt man vor dem Cabinet der Prinzeſſin angelangt, dem dieſer Saal gleichſam zum Vorgemach dient, zwey ſchöne Porphyrſäulen von Corinthiſcher Ordnung mit Baſen und Kapitälen von weiſſem Marmor, ſtützen einen Bogen von gleicher Materie, deſſen Glieder reichlich mit Laubwerk geziert ſind. Ein Profilkopf, in Basrelief gearbeitet, ſteht in dem Raum über der Thüre. Dieſe iſt milchweiß lackirt mit goldenen Einfaſſungen. Jeder von den beyden Flügeln hat in der Mitte ein ganz vergoldetes Feld mit Greifen, welche einen Leuchter zwiſchen ſich halten, die gröſſern Felder oben und unten auszufüllen hat man koſtbare Tafeln von orientaliſchem Alabaſter angewendet, welche bey geſchloſſenen Thüren, wenn Licht in dem Zimmer brennt, oder die Sonne hineinſcheint, einen angenehmen Schimmer durchfallen laſſen.

Zum Fußboden des Cabinets ſelbſt dient ein antikes Moſaik, deſſen ſchwarze Figuren auf weiſſem Grunde den Mars vorſtellen, welcher die Rhea zu beſuchen kömmt; ſie ſind mit leichten Schnirkeln von gleicher Farbe eingefaßt, der Raum, wo das Moſaik nicht ganz zureicht, iſt mit Marmortafeln belegt. Die Lambris beſtehen aus einem röthlich fleckichten Muſchelmarmor und darüber läuft ein Gurt, (ohngefähr 1 Fuß breit) von weiſſem Marmor um das ganze Zimmer herum in fortgeſetzter Folge mit Kinderſpielen und Scherzen in Basrelief bearbeitet. Der Kamin iſt ebenfalls wie dieſer Gurt von weiſſem Carrariſchen Marmor und faſt überflüſſig reich mit Zierrathen verſehen. Auf den Wänden wechſeln immer Streifen von fein gearbeiteten Stuckaturen mit breitern Streifen ab, welche Arabesken enthalten. In jenen ſind aufſteigende Ranken von Eichenblättern mit Vögeln auf perlfarbigem oder ſehr blaßblauem Grunde, dieſe aber ſtellen, auf hellgelbem (Nankinfarben) Grunde, Trophäen mit allerley andern Dingen gemiſcht vor, in der Mitte ihrer Höhe ſind ovale Landſchaften hineingeordnet und unten, wo die Arabesken anfangen, iſt allemal irgend ein Thier, als Endten, Haſen, Füchſe, Löwen, Tyger ꝛc. mit vorzüglicher Kunſt gemahlt.

Ueber dem Camin wird die ganze Höhe der Wand bis an den Frieß von einem groſſen Spiegel eingenommen und gegen demſelben über hängt, zwiſchen den Fenſtern, ein allegoriſches Familiengemälde. An einigen Bildern, welche Römiſche Geſchichten vorſtellen, und in der Höhe über den Thüren angebracht ſind, haben verſchiedene gute jetztlebende Mahler ihre Kunſt bewieſen (es verſteht ſich, daß ſowohl die Arabesken als Gemälde und Spiegel mit ſchöngeſchnitzten vergoldeten Rahmen und Blätterverzierungen eingefaßt ſind.) Oben läuft unter der Decke herum ein Frieß, welcher gleich den ſchmalern Streifen an der Wand auf perlfarbigem Grunde weiſſe Stuckaturen enthält, welche allerley Waffen, Trophäen gar hübſch geordnet und zart gearbeitet vorſtellen. Das Geſims iſt vergoldet, nur die Eyer deſſelben ſind weiß gelaſſen. An der Decke (Spiegelgewölb) iſt das Plafond, eine Verſammlung der Götter, mit reichvergoldeter Einfaſſung und die vier Seiten oder Winkel haben Medaillons mit grün in grau gemahlten einzelnen Figuren, das übrige iſt vermiſcht, mit farbigen Arabesken und Stuckaturen, geziert. Alle übrigen Geräthſchaften dieſes Zimmers ſtimmen mit dem Reichthum des oben beſchriebenen überein und tragen ohne Ausnahme das Gepräge der Koſtbarkeit und der Pracht. Auf vier ganz vergoldeten Füſſen, ſtehen niedrige Leuchter, deren weiß marmorne Vaſen Zierrathen von vergoldetem Bronze haben, der Schaft des Leuchters iſt eine kleine Porphyrſäule mit Trophäen gleichfalls von vergoldetem Bronze umgeben, aus denen die eigentlichen Leuchter, worinne die Kerzen ſtecken, hervorragen. An dem Caminſchirm, den Stühlen, dem Canapee ſind die Polſter mit roth und weißgeſtreiftem Damaſt überzogen, und das Holzwerk iſt alles reich und ſchön geſchnitzt und ganz übergoldet. An der Stelle, wo die Bewohnerinn gewöhnlich zu ſitzen pflegt, liegt auf dem Boden eine Tygerhaut ausgebreitet.

Nahe an dieſem Cabinet iſt ein etwas grösſeres Geſellſchaftszimmer, deſſen Wände mit bunten Arabesken auf zinnoberrothem Grunde bemahlt ſind. In der Mitte jeder Wand giebt es groſſe viereckichte Gemählde eingeſetzt, und gegen die Winkel des Zimmers hin ſtehen ihnen

So vieler Tauſende. Der Arme, ſey
Er noch ſo groß geboren, gilt für nichts.

Chor.

Sieh! Eben naht ſich Eteokles ſelbſt
Zur Friedenshandlung. Königin, nun iſt's an dir,
Der Ueberredung kräft'ges Wort zu führen,
Das deine Kinder zur Verſöhnung neige.

Eteokles (kommt).

Da bin ich, Mutter. Dir zu lieb' erſchein' ich.
Was ſoll ich hier? Laß hören! Eben hab' ich
Mein Volk und meine Wagen vor den Mauern
In Schlachtordnung geſtellt — noch hielt ich ſie
Zurück, das Wort des Friedens erſt zu hören,
Um deſſentwillen dem vergönnet ward,
Mit ſicherem Geleit hier zu erſcheinen.

Jokaſta.

Gelaſſ'ner! Uebereilung thut nicht gut,
Bedachtſamkeit macht alle Dinge beſſer.
Nicht dieſen finſtern Blick! Nicht dieſes Schnauben
Verhalt'ner Wuth! Es iſt kein abgeriſſ'nes
Meduſenhaupt, was du betrachten ſollſt,
Dein Bruder iſt's, der zu dir kam — Auch du,
Gönn' ihm dein Angeſicht, mein Polynices,
Weit beſſer ſpricht ſich's, weit eindringender,
Wenn deine Blicke ſeinem Blick begegnen;
Weit beſſer wirſt du ihn verſtehn. Hört, Kinder!
Ich will euch eine kluge Lehre geben.
Wenn Freunde, die einander zürnen, ſich
Von Angeſicht zu Angeſicht nun wieder
Zuſammen finden, ſeht, ſo müſſen ſie,

länglichte Bilder von einzelnen Figuren zur Seite. Unter denen ſind die Felder ganz vergoldet und mit bunten Zierrathen verſehen. In den Superporten haben abermals gute neuere Künſtler angenehme hiſtoriſche oder mythologiſche Gegenſtände gemahlt; alles dieſes wird von einem Streifen in ſogenanntem Etruriſchen Geſchmack (ſchwarz mit rothen Zierrathen) eingefaßt, der oben unter dem Geſims und unten über den Lambris weggeht. Dieſe ſind grau und haben hochblaue Felder, in welchen wiederum Feſtonen und anders, grau in grün gemahlt ſind. Die flachgewölbte Decke wird von einem runden Gemälde von vielen Figuren geziert, die Winkel aber haben Mahlereyen, von Einer Farbe, mit einem etwas bräunlichen Thon. Die Thüren haben einen hellblauen Grund mit weiſſen Medaillons oder ovalen Feldern, in denen bunte Figuren ſchweben. Zu Tiſchblättern hat man groſſe Tafeln von ſeltenen Marmorarten gebraucht. Stühle und Canapee ſind reichlich geſchnitzt und vergoldet, ihre Polſter mit weiß und blau geſtreiftem Atlaß überzogen.

IV.

Nathan.

(Aus dem Decam. des Boccaz.)

In der Gegend von Cattajo, — wenn man anders den Verſicherungen einiger Genueſer und Anderer, die in jenen Gegenden geweſen ſind, Glauben beymeſſen darf — lebte vor Zeiten ein Mann, der von edler Abkunft war, unermeßliche Reichthümer beſaß, und den Nahmen Nathan führte. Der Wohnort dieſes Mannes lag nahe an einer Straſſe, die beinah unvermeidlich, von jedem, der von Oſten nach Weſten, oder von Weſten nach Oſten reiſte, beſucht werden mußte, und ſein groſſes wohlthätiges Herz, das am liebſten durch Thaten gekannt ſeyn wollte, gab ihm den Gedanken ein, an dieſer Straſſe, mit Hülfe vieler Künſtler, einen der ſchönſten, größten und koſtbarſten Palläſte, die jemahls geſehen worden, in kurzer Zeit erbauen, und mit allen Bedürfniſſen, die zur Aufnahme und Bewirthung vornehmer Gäſte erforderlich ſind, verſchwenderiſch verſehen zu laſſen. Seine weitläuftige und liebenswürdige Familie mußte hier jeden Wanderer mit reizender Gefälligkeit empfangen und bewirthen. Nathan blieb dieſer lobenswürdigen Sitte ſo getreu, daß ſich ſein Nahme auf den Flügeln des Rufs nicht allein im Morgenlande, ſondern auch bald im ganzen Abendlande verbreitet hatte. Schon hatte er ein ſpätes Alter erreicht, ohne ſeiner Gaſtfreundſchaft müde geworden zu ſeyn, als ſein Ruhm auch zu den Ohren eines Jünglings gelangte, der den Nahmen Mitridanes führte, und nicht fern von ihm lebte. Dieſer fand ſich durch ſeinen Ruhm und ſeine Vorzüge gedrückt, und das Bewußtſeyn, gleiche Mittel wie jener in den Händen zu haben, gab ihm den ſtolzen Gedanken ein, Nathans Freigebigkeit durch eine noch höhere wo nicht ganz zu verlöſchen, doch ſicher zu verdunkeln. Er ließ einen ähnlichen Pallaſt erbauen, und begann jeden dort Ankommenden oder Scheidenden mit den ausgeſuchteſten Höflichkeiten zu überhäufen. Einſt traf es ſich, daß er ganz allein in dem Hof ſeines Pallaſtes geblieben war, als ein altes unanſehnliches Mütterchen durch eine der Thüren hereinkam, und Allmoſen verlangte. Sie erhielt es, und gieng, kam aber durch die zweite Thür zurück, wo ſie von neuem darum bat, es erhielt, und ſo nach und nach durch zwölf Thüren des Pallaſtes zurück kehrte. Als ſie zum dreizehntenmal wieder kam, ſagte Mitridanes: Wirklich, gute Frau, du biſt zudringlich genug mit deinen Bitten, doch ſollſt du dein Allmoſen erhalten. Die Alte hörte es und rief: O Freigebigkeit des groſſen Nathans! wie unerreichbar biſt du! durch zwey und dreyßig Thüren, die in ſeinem Pallaſt, ſo wie in dieſem ſind, bin ich hereingekommen, und habe Allmoſen verlangt, und es immer erhalten, ohne daß er that, als kennte er mich wieder, und hier komme ich erſt durch die dreyzehnte und bin bereits erkannt und verhöhnt worden! Hier ging ſie ſchweigend hinweg und kehrte nicht wieder zurück. Mitridanes hörte dieſe Rede der Alten, und weil alles, was er zu Nathans Ruhm hörte, ihm Verringerung des ſeinigen zu ſeyn dünkte, fühlte er ſich in dieſem Augenblick tiefer als je gekränkt. Ich Unglücklicher, rief er, wann darf ich hoffen, Nathans Freigebigkeit in groſſen Dingen zu erreichen, viel weniger ſie, wie ich wünſche, zu übertreffen, wenn ich mich ihr in den kleinſten noch nicht nähern kann? Nur zu lebhaft fühl' ich es, daß alle meine Mühe vergebens iſt, wenn ich dieſe unerreichbare Tugend nicht ganz von der Welt vertilge, und da das Alter nichts gegen Nathan ausrichtet, ſo ſollen meine Hände, ohne weitern Verzug, der Zeit dieß Geſchäft abnehmen. Er folgte dieſer Aufwallung, und ohne ſeine Abſicht einem Einzigen anzuvertrauen, ſtieg er zu Pferd, und kam nach drey Tagen, mit einer geringen Begleitung in die Gegend, wo Nathan lebte. Hier bat er ſeine Gefährten, es auf alle Art zu verbergen, daß ſie zu ihm gehörten, oder ihn nur kennten, und ſagte ihnen, daß er ſich unterdeſſen eine vollſtändige Kenntniß von allem, worin Nathans Einrichtungen von ſeinen eigenen abwichen, erwerben wolle. Der Abend war indeſſen herbeygekommen, und nahe bey Nathans Pallaſte begegnete er einem einſamen, einfach gekleideten Greiß, der kein anderer als Nathan ſelbſt war.

Mitridanes fragte den Unbekannten, ob er ihm wohl Nathans Wohnung zeigen könne, und dieſer antwortete ihm launig: in dieſer ganzen Gegend, mein Sohn, iſt Niemand, der ſie dir beſſer zeigen könnte, als ich, und willſt du, ſo führe ich dich auch dahin. Der Jüngling erwiederte, daß dieß ganz ſeinen Wünſchen entſpreche, nur wollte er, wenn es ſeyn könnte, von Nathan weder geſehn noch gekannt ſeyn. Auch dieß will ich bewerkſtelligen, wenn es dir Freude macht, ſagte Nathan. Beyde näherten ſich nun unter den angenehmſten Geſprächen, die Nathan ſehr bald anzuknüpfen wußte, ſeinem reizenden Pallaſt. Sie traten ein, und Nathan rief ſogleich einen von den Seinigen herbey, um das Pferd des Jünglings wegzuführen. Dieſem näherte er ſich, und raunte ihm ſchnell ins Ohr, daß er aufs ſchleunigſte mit Allen im Hauſe Abrede nehmen ſollte, damit keiner dem Jüngling verrathe, daß er ſelbſt Nathan ſey. Dieß geſchah, und Mitridanes ward in das ſchönſte Gemach geführt, wo er von keinem, als den zu ſeinem Dienſt beſtimmten geſehen wurde, und Nathan ſelbſt, der ihn vorzüglich ehren wollte, ihm Geſellſchaft leiſtete. Hier fragte ihn Mitridanes, der eine kindliche Achtung und ein unwiderſtehliches Vertrauen zu ihm fühlte, wer er ſey? — Ein unbedeutender Diener Nathans, antwortete dieſer, der, von dem zarteſten Alter an, mit ihm zuſammen geweſen, und immer in derſelben Lage, worin du mich jetzt ſiehſt, alt worden iſt, ſo daß ich allein, während alle andre Menſchen ihn preiſſen, wenig Urſache habe, mit ihm zufrieden zu ſeyn. Dieſe Worte erweckten in dem Jüngling die Hoffnung, daß er vielleicht durch ſeine Hülfe ſein abſcheuliches Vorhaben mit Beſonnenheit und Sicherheit ausführen könnte, und dieſe Hoffnung verſtärkte ſich, da ihn Nathan mit gefälliger Theilnahme nach ſeinem Nahmen und der Abſicht, die ihn hierher geführt habe, fragte, und ihm in Allem, was er für ihn thun könne, ſeinen Rath und ſeine Hülfe anbot. Ungewiß was er thun ſollte, zögerte Mitridanes einige Momente lang mit ſeiner Antwort, aber bald entſchloſſen, ſich ihm ganz anzuvertrauen, bat er ihn mit groſſer Umſtändlichkeit um ſeine Verſchwiegenheit, ſeinen Rath und ſeine Hülfe, und unterrichtete ihn auf das vollſtändigſte, von ſeinem Stande, ſeinem Vorhaben, und ſeinen Beweggründen dazu. Nathan hörte die Erzählung und das vermeſſene Vorhaben des Jünglings mit innerer Empörung an, aber mit entſchloßnem Muthe und Beſonnenheit antwortete er, ohne lange zu zögern: Dein Vater war ein edler Mann, Mitridanes, und du wirſt ſeiner nicht unwürdig ſeyn, wenn du dem ſchweren Unternehmen, gegen Alle freigebig zu ſeyn, getreu bleibſt. Ich lobe die Eiferſucht, mit welcher du Nathans Tugenden betrachteſt, und thäten alle, was du thuſt, ſo würde es um die Welt, wo es ſo viele Unglückliche giebt, bald beſſer ſtehen. Dein Vorhaben, das du mir ohne Argwohn mitgetheilt haſt, ſoll verborgen bleiben, und ich kann dir dabey mehr mit meinem Rath als mit unmittelbarem Beyſtand nützen. Höre alſo: Du kannſt von hieraus, ohngefähr eine halbe Meile weit, ein Wäldchen ſehen, worinnen Nathan, faſt jeden Morgen, ganz allein, ziemlich lange luſtwandelt. Dort iſt es leicht, ihn zu treffen, und dann nach deinem Gefallen zu handeln. Tödeſt du ihn, ſo mußt du nur ohne Aufenthalt nach deinem Hauſe zurückkehren und ja nicht den Weg wählen, der dich hierher geführt hat, ſondern einen andern, den du linker Hand aus dem Geſträuch kommen ſiehſt. Dieſer wird dich ſchnell und wohl behalten nach deiner Wohnung zurückleiten. Nach dieſer ertheilten Nachricht verließ er den Jüngling, und dieſer bezeichnete ſeinen Gefährten, die ſich verkleidet eingeſchlichen hatten, mit groſſer Behutſamkeit den Ort, wo ſie ihn am folgenden Tage erwarten ſollten. Der neue Tag fand Nathan unverändert, die Ausführung des von ihm ſelbſt ertheilten Raths zu befördern, und auf alles gefaßt, gieng er in das Gehölz, einſam, dem Tode entgegen. Auch Mitridanes ſtand auf, ergriff ſeinen Bogen und ſein Schwerd, die einzigen Waffen, die er hatte, beſtieg ſein Pferd, und kam in das Gebüſch. Bald ſah er von ferne Nathan, ganz einſam, darinnen wandeln, und von dem Wunſch, ihn, eh er ihn tödete, doch einmahl geſehn und gehört zu haben, überwältigt, lief er zu ihm, und faßte ihn, mit den Worten: Alter, du biſt des Todes! bey der breiten Binde, die er am Kopf trug. Folglich habe ich ihn verdient, war alles, was Nathan antwortete. Der Jüngling hörte die Stimme, und ein einziger Blick in Nathans Geſicht überzeugte ihn ſchnell, daß er der nehmliche ſey, der ihn ſo gütig empfangen, ſo vertraulich mit ihm umgegangen, und ihm ſo treulich gerathen hatte. Sein Grimm verloſch in ihm, und ſein Zorn verwandelte ſich in Schaam. Er warf ſein Schwerd, das ſchon zum Mord entblößt war, hinweg, ſprang vom Pferd, und warf ſich mit Augen voll Thränen zu Nathans Füſſen hin. Jetzt, mein theuerſter Vater, rief er, erkenne ich Eure unbegreifliche Freigebigkeit in ihrer ganzen Gröſſe! Ihr ſelbſt, ihr könnet, mit ſo vieler Vorſicht für meine Sicherheit, meinen Wünſchen, die ich Euch ſelbſt bekannte, Euer Leben aufopfern, auf welches ich doch gar kein Recht hatte. Aber ein höheres Weſen wachte über meine Vergehungen, und hat mir in dem dringendſten Moment die Augen geöfnet, die mir ein elender Neid verſchloß. Nehmt jetzt an mir eine Rache, die meinem Verbrechen gleich zu achten iſt, denn je geneigter ihr ſeyd, Mitleiden mit mir zu haben, deſto tiefer fühle ich die Gröſſe meiner Verirrung.

Nathan nöthigte den reuigen Jüngling aufzuſtehen, umarmte und küßte ihn zärtlich und ſagte: Deines Vorhabens wegen, mein Sohn, nenne es Ruchloſigkeit, oder wie du ſonſt willſt, bedarfſt du nicht, um Verzeihung zu bitten, noch ſie zu erhalten, weil nicht Haß, ſondern Eiferſucht des Beſſern die Triebfeder davon war. Lebe alſo vor mir in Sicherheit, und überzeuge dich, daß von allen Lebenden dich keiner zärtlicher liebt als ich; denn ich kenne die Hoheit deines Geiſtes, der nicht darauf denkt, Schätze aufzuhäufen, wie ſo viele Elende thun, ſondern die aufgehäuften freigebig auszuſpenden. Erröthe nicht, daß du mich, meines Ruhmes wegen, haſt tödten wollen, noch glaube, daß es mich befremdet. Was haben die berühmteſten Feldherrn, die größten Könige anders gethan, als, freilich durch andere Mittel, — nicht Einen Menſchen getödet, wie du thun wollteſt, ſondern unzählige, die Länder verheeret und die Städte zerſtöret, bloß um ihre Herrſchaft, und folglich ihren Ruhm zu vergrößern? — Es war alſo weder etwas ſehr Befremdendes, noch Unerhörtes, daß du mich töden wollteſt, um dich dadurch berühmter zu machen, ſondern eine ſehr häufig vorkommende Sache. Mitridanes bewunderte die feine Entſchuldigung, die Nathan für ihn gefunden, ob er gleich ſein ſchlimmes Vorhaben nicht dadurch gerechtfertiget fühlte, und im fernern Geſpräch äuſſerte er ſeine gränzenloſe Verwunderung, daß Nathan ihn in ſeinem Unternehmen noch beſtärken und ihm Rath und Mittel zur Ausführung gegeben habe. Ich will nicht, Mitridanes, antwortete Nathan, daß du meinen Rath noch mein ganzes Betragen unbegreiflich finden ſollſt. Vernimm alſo, daß, ſeit ich aus freier Willkühr das wirklich ausführe, was du zu thun erſt willens biſt, noch keiner je in mein Haus kam, dem ich nicht, ſo viel mir möglich war, Alles gewährte, was er von mir verlangte. Du kamſt, nach meinem Leben lüſtern dahin, und kaum vernahm ich deinen Wunſch, ſo beſchloß ich ſchnell, dir es zu überlaſſen, damit du nicht der einzige wäreſt, der ohne Befriedigung von mir hinweggegangen wäre. Ich gab dir zu Erreichung deines Ziels die Rathſchläge, die ich für die beſten hielt, um mein Leben in deine Gewalt zu bekommen, ohne das deinige dabey in Gefahr zu ſetzen, und noch jetzt biete ich dir es an, und verſichere dich, daß, wenn du es annimmſt, und deine Wünſche dadurch befriediget werden, ich es auf keine beſſere Art auszuſpenden weiß. Ich habe es achtzig Jahre lang benutzt, und zu meiner Freude und Glück angewandt, jetzt weiß ich, daß es mir den Geſetzen der Natur gemäß, wie allen andern Menſchen, nicht lange mehr gelaſſen werden kann, und warum ſollte ich es nicht für beſſer achten, es freywillig zu verſchenken, wie ich meine Reichthümer, die ſo viele andere ungenoſſen verwahren, ausgeſpendet habe, ehe es mir wider meinen Willen von der gewaltigen Natur entzogen wird. Auch hundert Jahre ſind nur ein flüchtiges kleines Geſchenk, wie viel mehr müſſen es alſo die ſechs oder acht ſeyn, die ich allenfalls noch wegzugeben habe? darum bitte ich dich noch einmahl, nimm es hin, wenn es dir anſteht, denn, da ſich, ſo lange ich lebe, noch keiner gefunden hat, der es gewünſcht hätte, ſo weiß ich auch nicht, ob ſich, auſſer dir, noch Jemand finden würde. Und geſchähe dieß auch, ſo fühle ich, daß, je länger ich es behalte, deſto mehr wird es im Werth ſinken, nimm es daher, ich bitte dich nochmahls, ehe es an Werth verliert, als Geſchenk von mir hin. Mit groſſer Beſchämung ſagte Mitridanes: Behüte mich Gott, daß ich eine ſo koſtbare Sache, wie Euer Leben, annehmen, oder, wie ich vorhin gethan, nur wünſchen ſollte! Anſtatt die theuern Jahre deſſelben zu vermindern, würde ich ſie durch meine eigenen gern verlängern, wenn ich

Uneingedenk jedweder vorigen
Beleidigung, ſich einzig deſſen nur,
Weßwegen ſie beiſammen ſind, erinnern!

(Zu Polynices.)

Du haſt das erſte Wort, mein Sohn! Weil dir
Gewalt geſchehen, wie du ſagſt, biſt du
Mit dem Argiverheer heraufgezogen.
Und möchte Einer der Unſterblichen
Nun Schiedsmann ſeyn und eure Zwietracht tilgen!

Polynices.

Wahrheit liebt Einfalt. Die gerechte Sache
Hat künſtlich ſchlauer Wendung nicht vonnöthen.
Sie ſelbſt iſt ihre Schutzwehr. Nur die ſchlimme,
Siech in ſich ſelbſt, braucht die Arznei des Witzes.
Weil ich es gut mit ihm und mir und mit
Dem Vaterland gemeint, verbannt' ich mich,
Den Flüchen zu entgehen, die der Greis
Auf uns gewälzt, freiwillig aus dem Reiche,
Ließ ihm den Thron, den er nach Jahresfriſt
Abwechſelnd mich beſteigen laſſen ſollte,
Noch damals weit entfernt, mit Blut und Mord
Zurückzukehren, Böſes zuzufügen
Und Böſes zu empfangen. Ihm gefiel
Die Auskunft, er beſchwor ſie bei den Göttern;
Nun hält er nichts von Allem, was er ſchwor,
Und fähret fort, den Thron und meinen Theil
Am väterlichen Reich ſich zuzueignen.
Doch ſelbſt noch jetzt bin ich bereit — gibt man,
Was mein iſt, mir zurück — der Griechen Heer
Aus dieſem Land in Frieden wegzuführen,

könnte. Hierauf verſetzte Nathan ſchnell: und alſo, wenn du könnteſt, ſo wollteſt du die Jahre deines Lebens zu den meinigen hinzuſetzen? und du wollteſt mich bewegen, etwas gegen dich zu thun, was ich noch gegen keinen gethan habe, das heißt von dir annehmen, was ich nie von einem andern annehmen würde? Gern, verſetzte Mitridanes. So thue denn, was ich dir ſagen werde, fuhr Nathan fort. Du, in deinem ſchönen Alter, gehſt in mein Haus, und führſt hinfort auf immer den Nahmen Nathan, und ich gehe in das deinige und laſſe mich von nun an Mitridanes nennen. Hierauf antwortete Mitridanes: Wüßte ich alles ſo vortreflich einzurichten, wie Ihr es verſteht, und verſtanden habt, ſo würde ich, ohne vieles Beſinnen annehmen, was Ihr mir anbietet, da ich aber mit Gewißheit vorausſehen kann, daß meine Handlungen nur den Ruhm des groſſen Nathan verringern würden, und da ich nicht einem andern verderben will, was ich an mir nicht in vollem Glanze zu erlangen weiß, ſo kann ich es nicht annehmen. Dieſe und ähnliche angenehme Geſpräche fielen zwiſchen den Beyden vor, bis Nathan den Mitridanes bat, mit in ſeinen Pallaſt zurückzukehren, wo er ihn viele Tage lang, mit der ausgezeichnetſten Achtung bewirthete, und ihn mit vielem Geiſt und Klugheit in ſeinem groſſen, wohlthätigen Vorhaben ermunterte und beſtärkte. Und da endlich Mitridanes mit ſeiner Geſellſchaft wieder in ſein Haus zurückkehren wollte, und ihm Nathan hinlänglich gezeigt hatte, daß ſeine Freigebigkeit unerreichbar ſey, trennten ſie ſich mit gegenſeitiger Zufriedenheit.

V.

Die Dioskuren.

Theokrits zweiundzwanzigſte Idylle.

Preis den Söhnen der Leda und Zeus des Aegiſerſchütterers,
Kaſtorn und Polydeukes, dem furchtbaren Kämpfer des Fauſtkampfs,
Halb die Arm' umwunden empor mit Riemen der Stierhaut:
Nochmal Preis, und zum drittenmal Preis den männlichen Söhnen
Von des Theſtios Tochter, den Zwillingen aus Lakedämon:
Welche die Menſchen erretten vom ſchärfſten Rand der Entſcheidung,
Auch die verwilderten Roß' im blutigen Waffengetümmel,
Auch die Schiffe, die Troz aufgehenden Sternen des Himmels
Boten, und Troz den geſenkten, doch nur den Orkanen ein Spiel ſind:
Jen' izt hoch um das Steuer geſchwollene Wogen erhebend,

Jzt um den Schnabel empor, und woher anſtürmet ein jeder,
Stürzen die Flut in den Raum, und ſchmettern die Wänd' aus den Fugen,
Beide zugleich; und es hängt mit dem flatternden Segel das Tauwerk
Alles gewirrt und zerſchellt; dicht ſtrömt von dem Himmel der Regen,
Während die Nacht anſchleicht; und es klatſcht weitwühlend das Salzmeer,
Unter der Wind' Anſtoß und dem Schlag unermeßliches Hagels.
Dennoch entrafft ihr beide dem Abgrund ſelber die Schiffe,
Samt dem ſchiffenden Volk, das gleich zu vergehen geahnet.
Schnell dann ruhen die Winde geſänftiget; freundliche Stille
Glättet die See, und die Wolken zerſtreuen ſich dorthin und dahin.
Hell iſt der Bärinnen Glanz, und zwiſchen den Eſelein ſchimmert
Dunkel die Kripp', anzeigend die aufgeheiterte Meerfahrt.
O ihr beid' Aushelfer den Sterblichen, beide geliebt ihr,
Mächtig zu Roß, in der Laut', im Heldenkampf, im Geſange!
Soll ich zuerſt Polydeukes verherrlichen, oder den Kaſtor?
Beid' erhöhe mein Lied, doch zuerſt Polydeukes beſing' ich.

Als ſie nunmehr den ſtets ſich begegnenden Felſen entflohn war,
Argo, den graulichen Schlund des ſchneienden Pontos durchſchiffend:
Trug ſie zum Bebrykervolk die edelen Söhne der Götter.
30 Jetzo von jeglichem Bord zahlreich auf der einzigen Leiter
Stiegen die Männer herab aus dem jaſoniſchen Schiffe;
Und da des tiefen Geſtads windſicheren Wall ſie betreten,
Breiteten alle ſich Lager, und dreheten Feuergeräth um.
Kaſtor der Reiſige nur, und der braune Genoß Polydeukes,
35 Irreten beid' abwärts, von den Freunden entfernt, in die Wildnis.
Bald im Gebirg' anſtaunend die vielfach wuchernde Waldung,
Sahn ſie den lebenden Quell an der glatt aufſteigenden Felswand,
Dem ſtets lauteres Waſſer entſprudelte; aber von unten
Schimmerten blank wie Kryſtall die Kieſelchen, oder wie Silber,
40 Tief am Grund'; auch wuchſen umher hochſtämmige Kiefern,
Pappelbäum' und Platanen und hauptumſproßte Cypreſſen,
Blumen auch, liebliches Dufts, weichhaariger Bienen Ergözung,

Was nur in feuchte Gefild' ausſtreut der endende Frühling.
Dort hielt Mittagslager ein Mann unbezwingbarer Stärke,
Graß von Geſtalt, an den Ohren vom Kampf der Fäuſte zerſchmettert.
Hoch die gewaltige Bruſt und des Rückens Breite gewölbet
Trug er, mit eiſernem Fleiſch, dem gehämmerten Götterkoloß gleich.
Um die gediegenen Arm' auch ſtarreten unter den Schultern
Straf die Muskeln hervor, wie gerundete Blöcke des Felſens,
Die der Gebirgſtrom wälzend in mächtigem Sturze geglättet.
Ganz dann über den Rücken und Nacken ihm hing ein groſſes
Zottiges Löwenfell, mit den äuſſerſten Klauen geknotet.
Ihn anredend begann der ſiegende Held Polydeukes:

Polydeukes.

Freude dir, Gaſt, wer auch immer! O nenne ſie, deren das Land iſt!

Amykos.

Freude mir, wie? Da Männer mir nahn, die ich nimmer geſchauet?

Polydeukes.

Mut gefaßt! Nicht Frevler, noch Frevlerſöhne bemerkſt du.

Amykos.

Hab' ich doch Mut! Nicht deiner bedurft' ich, ſolches zu lernen.

Polydeukes.
Traun ſehr wild, auf alles ein Eiferer, und ein Verhöhner.

Amykos.
Ganz ſo, wie du mich ſchauſt: Doch nicht das Deine betret' ich.

Polydeukes.
Komm, und mit gaſtlicher Gabe beſchenkt, entwandere heimwärts.

Amykos.
Spare die gaſtliche Gabe; von mir iſt keine bereit dir.

Polydeukes.
Guter, doch wohl zu trinken von dieſem Waſſer vergönnſt du?

Amykos.
Lerne das, wenn dir der Durſt die welkenden Lippen gedörret.

Polydeukes.
Sag', ob Silber vielleicht, ob ein anderer Lohn dich gewinne.

Amykos.
Stehend dem einzelnen Mann als einzelner, hebe die Arme!

Polydeukes.
Gilt es den Fauſtkampf? gilts, Bein ſchlagen mit Bein, im Geſicht Troz?

Amykos.
Raſch mit der Fauſt dich geſtrengt, und euerer Kunſt nicht geſchonet!

Polydeukes.
Wer denn, mit wem ich die Arme zugleich anſchlag' und die Riemen?

Amykos.
Nahe dir: Schauſt du mich nicht? und Amykos heiſſet der Kämpfer.

Polydeukes.

Iſt auch geordnet ein Preis, um den wir ſtreben im Wettkampf?

Amykos.

Dein ſei ich, du aber der meinige, werd' ich der Obmann.

Polydeukes.

Purpurkämmiger Hähne ja nur ſind ſolcherlei Streite.

Amykos.

Mögen wir nun Streithähnen vergleichbar, oder auch Löwen
Sein: doch treten wir nicht um anderen Preis in den Zweikampf.

Amykos ſprach's, und blies in die tönende Windung der Muſchel.
Schnell nun kamen daher in den ſchattigen Hain der Platanen,
Unter dem Hall der Muſchel, die Bebryker, wallendes Haupthaars.
Eben ſo rief die Heroen, dem Strand zueilend, geſamt her
Vom magneſiſchen Schiffe der kampfausharrende Kaſtor.
Jene, nachdem ſie die Händ' in ſtärkende Binden der Stierhaut
Eingehüllt, die Gelenke mit langen Riemen umwickelnd,
Traten hervor in die Mitt', und athmeten Mord und Vertilgung.
Viel ward jetzt von beiden mit heftiger Mühe geeifert,
Wer im Rücken gewänne das Licht der ſtrahlenden Sonne.
Doch du beſiegteſt an Kunſt den Gewaltigen, o Polydeukes;

Und ganz wurde von Stralen des Amykos Antliz erleuchtet.
Jener ergrimmt' im Geiſt, und zorniger wandelt' er vorwärts,
Zielend mit jeglicher Hand; doch es ſchlug das äuſſerſte Kinn ihm
Tyndaros Sohn, wie er nahte. Da wütet' er mehr denn zuvor noch.
Wild nun erregt' er den Streit, mit Gewalt auffallend, und bog ſich
Erdwärts vor. Laut ſchrieen die Bebryker: aber von dorther
Kräftigten auch die Heroen den tapferen Held Polydeukes,
Alle beſorgt, ob etwa mit Ueberlaſt ihn bezwänge
In einpreſſender Klemme der Mann von Tityos Anſehn.
Aber der Sprößling des Zeus rechtsher ſich wendend und linksher,
Schlug mit zerfleiſchender Händ' Abwechſelung: und in dem Anfall
Hemmt' er das Ungeheuer: den Rieſenſohn des Poſeidon.
Jener ſtand von Schlägen betäubt, und räuſperte Blut aus,
Purpurnes; alle zugleich nun jauchzten empor die Heroen,
Rings die gräßlichen Beulen um Mund und Wangen erblickend;
Und ihm engte die Augen das aufgeſchwollene Antliz.
Jezo verwirrt' ihn der Herſcher, mit nichtigen Streichen ihm drohend,
Ringsher; aber ſobald er, wie ganz rathlos, ihn geſchauet,

Schmettert' er über der Naſe die ballende Fauſt in die Brauen,
105 Daß bis zum Schädel die Stirn ihm entblößt ward, und der geſchlagne
Rücklings hinab langhin durch grünende Kräuter ſich ſtreckte.
Wieder begann der erbitterte Kampf, als jener ſich aufhub;
Und ſie zerbläuten einander mit derb' einhauenden Riemen.
Aber nur gegen die Bruſt, und abwärts, ſchwang er die Hände,
110 Nur an den Hals, der Bebrykerfürſt; doch mit ſchändenden Streichen
Quetſcht' ihm das ganze Geſicht der unhemmbare Held Polydeukes.
Jenem ſchrumpfte das Fleiſch vom ſtrömenden Schweiß; und vermindert
Wurde das groſe Gewächs: allein ſtets vollere Glieder
Trug in dem Streit arbeitend der Held, und an Farbe verſchönt noch.
115 Wie hat Kronions Sohn den verſchlingenden Mann doch bezwungen?
Sag', o Göttin; du weißt es: doch ich, ein Enträtzeler andern,
Rede, wie du es begehrſt, und deinem Sinn es genehm iſt.
Jener, entbrannt von Eifer, ein groſſes Werk zu vollenden,
Faßte nun auf mit der Linken die linke Hand Polydeukes,
120 Schräg' hinweg aus der Stellung gebeugt; und in anderem Anſaz
Schwang er rechts von den Weichen daher den gewaltigen Fauſtſchlag.

Und faſt traf er verlezend den amykläiſchen König:
Doch der taucht' in der Eile das Haupt; und die nervige Hand nun
Schmettert' er links ihm unter den Schlaf, daß zur Schulter ſie abſank;
125 Aber ſogleich ſchoß dunkeles Blut aus der gähnenden Schläfe.
Wieder zerſchlug er den Mund, daß die häufigen Zähn' ihm erklirrten;
Und ſtets hiziger dröſchend verwüſtet' er jenem das Antliz,
Bis er umher ihm die Wangen zermalmete. Ganz nun zur Erde.
Lag er mit irrendem Geiſt, und erhob, entſagend dem Kampfe,
130 Beide die Hände zugleich, nachdem er dem Tode genaht war.
Nicht mishandelteſt du, obſiegender, jezt den beſiegten,
Kämpfer der Fauſt Polydeukes: doch ſchwur er den heiligen Eid dir,
Selbſt aus dem Meer anrufend den mächtigen Vater Poſeidon,
Nimmer hinfort verſäzlich den Fremdlingen Böſes zu ſchaffen.
135 Du biſt jezt mir, o Herſcher, gefeirt: dich, Kaſtor, beſing' ich,
Tyndaros Sohn, Gaultummler, mit Speer und ehernem Harniſch:

Beide ſie führeten hinweg, die Zwillingsſöhne Kronions,
Zwo, des Leukippos Töchter, als Raub. Zween aber von dorther

Mein Jahr, wie es mir zukommt, zu regieren,
Und ihm ein Gleiches wieder zu geſtatten.
So bleibt mein Vaterland von Drangſal frei
Und keine Leiter naht ſich dieſen Thürmen.
Verſchmäht man das — nun! ſo entſcheide denn
Das Schwert! Doch meine Zeugen ſind die Götter,
Wie billig ich es meinte und wie höchſt
Unbillig man der Heimat mich beraubet!
Das iſt es, Mutter, Wort für Wort, was ich
Zu ſagen habe, kurz und ungeſchraubt,
Doch klar und überzeugend, wie mir dünkt,
Dem ſchwachen Kopf wie dem verſtändigſten!

Chor.

Ich finde dieſe Rede voll Verſtand,
Wiewohl mich Griechenland nicht auferzogen.

Eteokles.

Ja wenn, was Einem ſchön und löblich dünkt,
Auch jedem Andern ſchön und löblich dünkte,
Kein Streit noch Zwiſt entzweite dann die Welt!
So aber ſind's die Namen nur, worüber
Man ſich verſteht; in Sachen denkt man anders.
Sieh, Mutter! Zu den Sternen dort — ich ſag'
Es ohne Scheu — dort, wo der Tag anbricht,
Stieg' ich hinauf, vermöchten's Menſchenkräfte,
Und in der Erde Tiefen taucht' ich unter,
Die höchſte der Göttinnen, die Gewalt,
Mir zu erringen! Mutter, und dies Gut
Sollt' ich in andern Händen lieber ſehn,
Als in den meinigen? Der iſt kein Mann,
Der, wo das Größ're zu gewinnen iſt,

Folgeten, ſtürmendes Laufs, euch Brüder ſie, Afareus Söhne,
140 Beide den Bräuten verlobt, der tapfere Idas und Lynkeus.
Aber nachdem ſie erreicht des entſchwundenen Afareus Grabmal:
Alle nunmehr von den Wagen entſprangen ſie wider einander,
Schwer mit Lanzen gerüſtet und hochgewölbeten Schilden.
Lynkeus redete jezt, laut unter dem Helm aufrufend:
145 Was doch begehrt ihr des Kampfs, Unſelige? was an den Bräuten
Anderer übt ihr Gewalt, und entblößt in den Händen die Schwerter?
Hat denn euch Leukippos die blühenden Töchter verlobet?
Uns hier lange zuvor, uns ward die Vermählung mit Eidſchwur!
Ihr dort, wider die Ordnung, in anderer Betten euch drängend,
150 Und in anderer Hab', Hornvieh und mutige Mäuler,
Machtet den Mann abwendig, und ſtahlt mit Geſchenken die Heirath.
Oftmals hab' ich fürwahr vor das Antliz tretend euch beiden
Selber es angeſagt, obgleich kein Redeverſchwender:
Nicht alſo, ihr Theuren, geziemet es edleren Männern,
155 Gattinnen ſich zu erſpähn, die ſchon den Bräutigam fanden.
Groß iſt Sparta jedoch, und groß die durchtrabete Elis,

Groß der Achaier Bezirk, und Arkadia, wimmelnd von Heerden,
Argos auch und Meſſene, ja rings des Siſyfos Meerland:
Wo Jungfrauen erblühn in der Obhut liebender Eltern,
160 Tauſende, weder des Wuchſes ermangelnde, noch des Verſtandes.
Leicht ja könntet ihr dort euch Gattinnen wählen nach Willkühr.
Jünglingen biederer Art wird jeglicher willig ein Schwäher:
Und ihr raget hervor aus allen heroiſchen Männern,
Ihr und die Väter geſamt, und das Muttergeſchlecht bis zum Urſtamm.
165 Auf denn, gewährt, o Freunde, daß wohl uns dieſe Vermählung
Endige; euch was andres erleſen wir alle vereinigt. —
Alſo redet' ich oft: doch hinweg in die Wogen des Meeres
Trug es der wehende Hauch: nicht Freundlichkeit folgte den Worten.
Unſanft ſeid ihr geſinnt, Hartherzige! Aber auch jetzt noch
170 Willfahrt uns: ihr ſeid ja verwandt uns beide vom Vater.
Doch verlangt euch die Seele nach Krieg, und ſollen mit Blut wir,
Unſre gemeinſame Fehde zu endigen, färben die Lanzen;
Dann mag Idas, und dort mein tapferer Sipp Polydeukes,
Jetzo die Händ' abziehen vom traurigen Kampf der Entſcheidung.

Kunſtgebild', und ihn ſelbſt in der Donnerflamme verbrannt' er.
So ſind nicht die Söhne des Tyndaros leicht zu bekämpfen.
Selbſt vermögen ſie viel, und ſie ſchuf ein vermögender Vater!
Heil euch, die Leda gebahr! o ſegnet doch unſere Lieder
Stets mit edelem Ruhm! Hold waren ja immer den Sängern
Tyndaros Söhn', auch Helene hold, und die anderen Helden,
Die einſt Troja verödet, zu ahnden die Schmach Menelaos.
Preis euch, Walter, und Herlichkeit gab der Sänger von Chios,
Feirend des Priamos Stadt im Geſang, und die Schiffe Achaias,
Auch die iliſchen Kämpf', und der Feldſchlacht Thurm, den Achilleus.
Euch nun bring' auch ich Liebkoſungen tönender Muſen;
Wie mir jene verleihn, und wie mein Haus ſie gewähret,
Bring' ich ſie dar: die gefälligſte Gab' iſt Göttern Geſang doch.

Die Horen

eine Monatsſchrift

herausgegeben von Schiller.

Achter Band.

Tübingen
in der J. G. Cottaiſchen Buchhandlung
1796.

Die Horen

Jahrgang 1796

Zehntes Stück.

Tübingen
in der J. G. Cottaiſchen Buchhandlung
1796.

Innhalt des zehnten Stücks.

I. Theon an Theano. Seite 1

II. Agnes von Lilien. — 6

III. Benvenuto Cellini. Fortſetzung. — 70

Die Horen.

Zweyter Jahrgang. Zehntes Stück.

I.

Theon und Theane.

Theane.

O Theon, ſeit ein Gott mir dich gegeben,
Verwallt mir zephyrleicht das ſüſſe Leben.
Es blüht um mich ein Unſchuldparadies.
Sanft iſt mein Schlaf, und mein Erwachen ſüß.

Theon.

Geliebte, ſeit ſich unſre Seelen fanden,
Und ſchnell und tief und innig ſich verſtanden;
Seit dem, du Trefliche, gemahnt es mich,
Als wohnt in mir ein andres beſſres Ich.

Es funkelt mir in unbewölkter Klarheit
Des Geiſtes Angelſtern, der Stern der Wahrheit.
Es lächelt mir der Seele holde Braut,
Die weſentliche Schönheit, lieb und traut.

Des Kampfes ſatt, des langen Haders müde,
Schließt mit dem Triebe der Gedanke Friede;
Die Pflicht umarmt die Neigung. Schweſterlich
Schlingt um die Tugend' die Entzückung ſich.

Als trotzt' in mir der Götter ewge Jugend,
Fühl' ich mir Kraft zu jeder That und Tugend.
Als ſchwellte mein Gebein Heroenmark,
Frohlock' ich, löwenkühn und rieſenſtark.

Hinweggeſchwemmt ſind aus dem ſelgen Herzen
Des Grolles und des Unmuths dumpfe Schmerzen.
Was ſonſt den Geiſt zu bitterm Haß empört,
Dünkt mich des Mitleids, nicht des Haſſes werth.

Elyſium dünkt mich die Welt voll Mängel;
Des Staubes Sohn ein eingeleibter Engel;
Mein Wirkungskreis ein Freudenparadies,
Mein Schlaf ambroſiſch, mein Erwachen ſüß.

Theano.

Ja, beſter Theon, ſeit ich dich gefunden,
Hat ſich in mir dem gröbern Stoff entwunden
Das beſſre Selbſt, das mir im Buſen lebt,
Und himmelan in deinen Armen ſtrebt.

Wie Nebel ſeh' ichs meinem Blick entwallen;
Wie Schuppen fühl' ich mirs vom Auge fallen;
Ein neuer Sinn iſt in mir aufgethan,
Ein Sinn, wie nur Geweihte ihn empfahn.

Ich hör' entzückt das Wahre mit dem Schönen
In ſüßer Symphonie zuſammen tönen;
Der Töne Wirbel trägt den Geiſt empor;
Der Sphären Liede lauſcht das trunkne Ohr.

Und ſchweb' ich wieder aus der hohen Ferne
Zurück zum lieben mütterlichen Sterne —
O wie verklärt erſcheint mir die Natur!
Arkadiſch funkelt die ſmaragdne Flur.

Ein magiſch Licht verſilbert Berg und Fläche.
Verſtändlich, dünkt mich, flüſtern Büſch' und Bäche.
Die Lerche wirbelt ſphäriſchen Geſang.
Im Wonnerauſch ſchweb' ich die Flur entlang.

Und ſelig, wer der Seligen begegnet!
Ich geb' und nehm'. Ich ſegn' und bin geſegnet.
Ich gebe doppelt wieder dem, der gibt,
Und liebe dreyfach wieder, was mich liebt.

Am Kleinern ſich genügen läßt. — Und wie
Erniedrigend für mich, wenn dieſer da
Mit Feu'r und Schwert, was er nur will, von mir
Ertrotzen könnte! Wie beſchimpfend ſelbſt
Für Theben, wenn die Speere der Argiver
Das Scepter mir abängſtigten! Nein, Mutter!
Nein! Nicht die Waffen in der Hand, hätt' er
Von Frieden ſprechen ſollen! Was ein Schwert
Ausrichten mag, thut auch ein Wort der Güte.
Will er im Lande ſonſt ſich niederlaſſen?
Recht gern! Doch König wird er nicht! So lange
Ich es zu hindern habe, nicht! — Ihm dienen,
Da ich ſein Herr ſeyn kann? Nur zu! Er rücke
Mit Schwert und Feuer auf mich an, er decke
Mit Roſſen und mit Wagen das Gefilde!
Mein König wird er niemals! Nie und nimmer!
Muß Unrecht ſeyn, ſo ſey's um eine Krone,
In allem Andern ſey man tugendhaft.

Chor.

Zu ſchlimmer That ſchön reden iſt nicht gut;
Das heißt Gerechtigkeit und Tugend höhnen.

Jokaſta.

Mein Sohn! mein Eteokles! Alles iſt
Nicht ſchlimm am Alter. Die Erfahrung krönt's
Mit mancher Weisheit, die der Jugend mangelt.
Warum von der Göttinnen ſchlimmſter dich,
Dich von der Ehrbegier beherrſchen laſſen?
O meide die Abſcheuliche! In manch
Glückſelig Haus, in manch glückſelig Land
Schlich ſie ſich ein; doch wo man ſie empfing,

Theon.

O du, mein Stolz, mein Ruhm, und meine Haabe,
O du des Himmels lezte beſte Gabe,
Du gabſt mir alles, Beſte, was mir fehlt,
Du nahmſt mir alles, Engel, was mich quält.

Wie volle Gnüge ward dem Nimmerſatten
Durch dich gewährt! Wie ward dem Sehnſuchtmatten
Der Labekelch durch dich ſo voll geſchenkt,
Der mit Ambroſia und Nektar tränkt!

Mich täuſcht nicht mehr des Ruhmes Irrlichtſchimmer:
Der Hochgelahrtheit Dunſt berauſcht mich nimmer;
Dein Blik, dein Nik, dein Handdruk und dein Kuß
Sind Sporns und Danks genug dem Genius.

Um feuriger zu dir zurükzuflüchten,
Verlaß' ich dich, zu üben ſchöne Pflichten.
Um ſie zu üben mit verjüngter Luſt
Flieg' ich aus ihrem Arm an deine Bruſt.

So ſanft verwallt, ſo ſpiegelklar und eben
An deinem Buſen mir das ſüſſe Leben.
Die Hore ſchlüpft dahin im leichten Tanz,
Und reicht uns fliehend ihren Blumenkranz.

Theano.

O Theon, du, mein Glück und meine Habe,
O du des Himmels letzte beſte Gabe,
O du, mein zweytes und mein beſſres Ich,
Was hätt' ich, und was wär' ich ohne Dich.

O Theon, Theon! wenn ich dich verlöhre!
Vergib, Geliebter, der beſeraten Zähre!
Zu ſelig bin ich, um mich recht zu freun!
Ach dürfen Staubgebohrne ſelig ſeyn?

Theon.

Umarme mich, Geliebte! Liebe, Liebe
Regiert des groſſen Alles Kunſtgetriebe;
Und jenſeit jener Wolken wohnt ein Geiſt,
Den unſre Lieb' und unſre Wonne preiſt.

Umarme mich, Theano! Gott der Liebe
Genehmiget die tugendhaften Triebe,
Sey ruhig, Beſte! Unſre Wonne preiſt,
Und unſre Liebe freut den guten Geiſt.

II.

Agnes von Lilien.

Ich wurde in dem Hauſe des Pfarrers von Hohenfels, als ſeines Bruders Tochter erzogen. Sobald ich es verſtehen konnte, ſagte mir der Pfarrer, meine Eltern wären während meiner erſten Kindheit geſtorben, aber ich ſollte ihn als meinen Vater anſehen. Ich erfüllte dieſes Verlangen in ſeinem vollen Sinn, denn ich fühlte nie, daß meine Eltern mir fehlten. Er war ein ſeltener Mann, und ich werde in der Geſchichte meiner Erziehung ausführlicher ſeyn, als ich vielleicht ſollte, weil ſich ſein Character in derſelben am beſten darſtellt. Sein Gemüth war eine reine Harmonie, der ſich jeder mit Vergnügen näherte, und ohne es zu ſuchen, wirkte er auf einen groſſen Cirkel. Er ließ ſich gern und leicht in ein Geſpräch ein, und wußte das gemeinſte an die wichtigſten Gegenſtände ſo natürlich und leicht anzuknüpfen, daß er das innere Weſen der Menſchen aufſchloß.

Als mein Verſtand reif genug war, um die Menſchen gegen einander zu vergleichen, ſagte ich oft meinem Vater, wie hoch über alle andere erhaben er mir erſchiene. Mit einem milden Ernſt in ſeinem Blick erwiederte er dann: Wenige zwang das Schickſal mit ſo freundlicher Gewalt auf der Bahn des Rechten zu bleiben, als mich. Manche Kraft wird zerſtöhrt, ehe ſie ihre wahre Richtung empfängt. Ich hatte hohen Genuß und tiefes Leiden, aber die Flamme der reinen Liebe erhielt mein beſſeres Leben. Eine Welt von Erinnerungen ſchien ſich bey ſolchen Aeuſſerungen in ſeinem Innern zu entwickeln; ſein Auge war geſenkt, er war in ſich ſelbſt verſunken, aber ſchnell als von einem neuen Feuer belebt, kehrten ſich dann ſeine Blicke nach mir, er ſagte mir ein freundliches Wort, gab mir einen kleinen Auftrag, welchen ich vorzüglich gern befolgte, ich fühlte, daß irgend ein Gefühl ſeinen Buſen drängte, welchem er Gewalt anthat, und es war mir als ſchwebte auf ſeinen Lippen: „Du biſt doch mein Liebſtes in der Welt!” Ueber meine Erziehung wachte er mit der Sorgfalt, mit der er jede einmal übernommene Pflicht beobachtete. Er beſchäftigte ſich mit mir in ſeinen ernſten Stunden, aber ich war auch ſein liebſtes Spiel in den wenig geſchäftloſen Augenblicken, die er ſich vergönnte. Ich entſinne mich, daß er mich früh gewöhnte, die Begriffe der Arbeit und Ordnung mit meinen Spielen zu verbinden, das geringſte einmal angefangene Geſchäft mußte ich vollenden. Ich war weich und liebend gebildet und konnte auch keine leiſe Aeuſſerung der Unzufriedenheit von meinem Vater ertragen. Am tiefſten ſchmerzte mich, wenn er nach einer begangenen Unart mich wenige Stunden von ſich entfernte. Das Einkommen, von welchem das Hausweſen beſtritten wurde, war ſehr mäßig, aber eine weiſe Einrichtung verbannte mit aller unnützen Verſchwendung auf der einen Seite, auch allen Geiz auf der ändern. Nichts gieng verlohren, alſo war genug da, um ein reines ordentliches Leben zu führen, und meine Jugend war reich an allen kleinen Freuden, die der Wohlſtand erzeugt.

Dieſe einfachen Verhältniſſe, durch die Kunſt meines Vaters geleitet, dienten mir zur Schule des Betragens für das künftige Leben. „Du ſollſt herrſchen und dienen lernen, mein liebes Kind, ſagte er mir zuweilen: Wenn man beides mit Einſicht und mit Achtung für ſich ſelbſt zu thun verſteht, ſo iſt eins ſo leicht als das andere, aber ſicher iſt es Quelle mannichfaltiger Schiefheit und Verworrenheit in vielen Verhältniſſen, wenn unſere Fähigkeit ausſchlieſſend für das eine, oder für das andere entwickelt wurde. Die Ungeſchicklichkeit, ſich in irgend einer Lage zu betragen, zieht ein Heer kleiner Uebel um uns her, die endlich den Blick in die äuſſere Welt und in unſer Inneres umdämmern. Darum übe dich in allen Formen des Umgangs, und lerne jeden Menſchen nach ſeinem individuellſten Daſeyn behandeln, und dich ſelbſt in jedem Verhältniß auf die freieſte und für andere am wenigſten drückende Art ſtellen.“ Sein Beiſpiel, ſein ſtillwirkendes Leben erklärte mir den tiefen Sinn dieſer Rede. Wenn mich nicht häusliche Geſchäfte abrieſen, war ich größtentheils in einem Cabinet, welches an meines Vaters Zimmer ſtieß. Ich fühlte mich in voller Freiheit, und war doch in immerwährender Aufſicht. Da mein Vater ſelbſt nie in eine gewiſſe Leere und Unbedeutenheit des Daſeyns verſank, ſo lernte ich ſie auch nicht kennen; ich lebte in einem Cirkel ſtiller Geſchäftigkeit, und mein jugendlicher Frohſinn entwickelte ſich mit einigen Geſpielen meines Alters. Die Kinder unſerer Guthsherrſchaft und ein paar Bauerkinder aus der Nachbarſchaft lockten mich zu allen kindiſchen Spielen, und mein Vater ſah es gern, wenn ich in körperlicher Behendigkeit die andern übertraf, ſelbſt Roſine durfte kein ſchiefes Geſicht machen, wenn ich mit zerriſſener Schürze und Halstuch zurückkam, aber ich ſelbſt mußte auch alles wieder in guten Stand bringen, und wenn ſie dazu helfen wollte, ſo war es nur Gefälligkeit. Ich hatte einige Lehrſtunden, um mich an regelmäßige Arbeit zu gewöhnen, aber mir damals unbemerkbar war mein Vater, während dem ganzen Lauf des Tages, mit meiner Bildung beſchäftigt.

Wir lebten in einer lieblichen Gegend, und die mannigfaltigen und groſſen Naturgeſtalten um mich her nährten meinen Schönheitsſinn. Das geheimnißvolle Leben der Natur ergriff mich früh, und die ſanften Schauer der Bewunderung dehnten meinen Buſen in erhabenen Gefühlen aus. Freundlich geſinnte Geiſter, ſchien mirs, wandelten im wechſelnden Spiel des Lichtes um die Häupter der Berge, und in den buſchigten Ufern des Fluſſes; ich empfand jenen namenloſen Zauber, in den der Genuß der Schönheit uns wiegt, in vollem Maaße. Mein Vater ergriff dieſe reinſten aller Lebensmomente, um mein tiefſtes Daſeyn mit dem Gefühl Gottes und der Unſterblichkeit zu beleben, das gleich einem himmliſchen Hauch in unſerm Innern wohnet, und das ganze Leben gleich einem reinern Element durchdringt. Die chriſtliche Religion lehrte mich mein Vater in ihrem wahren Sinn, kindlich und einfach, als das Reſultat der reinſten menſchlichen Natur, der wir ſtreben müſſen, uns zu nähern, und ſie in unſerm innern und äuſſern Leben herzuſtellen. Mein glückliches Gedächtniß und mein leiſer Sinn für die Schönheit brachte meinen Vater auf den Gedanken, mich die alten Sprachen zu lehren, die er enthuſiaſtiſch liebte. Die langen Winter-Abende hinter den Spinnroken oder am Strikzeug vergiengen uns ſo, daß er mir Stellen aus den Alten vorſagte, die ich auswendig lernen und überſetzen muſte. Die Kunſtgeſtalten der alten Welt ſollten meine Einbildungskraft zum Geſetz der Schönheit ſtimmen, und mich lehren meine Sinne für den Eindruck des Gemeinen und Unwürdigen zu verwahren. Durch den Reitz der Neuheit dringt oft ein gemeiner Gegenſtand an unſer Gemüth, und aus Mangel an ſchönern Bildern, die ihn verdrängen könnten, umfangen wir ihn mit leidenſchaftlichem Begehren. Ich war immer beſchäftigt, und durch einen wichtigen Gegenſtand intereſſirt. Dieſes erhielt meinem Vater die Zügel meiner Einbildungskraft in Händen. Freie Luft und Bewegung ſtärkten meinen Körper.

Ich lernte den Feldbau in allen Details kennen, legte im Obſt= und Küchengarten wohl ſelbſt Hand an. Mein Sprach=Studium, Uebungen des Stils im Deutſchen und Franzöſiſchen, Geographie, Naturlehre füllten die Morgenſtunden, die von häuslichen Geſchäften übrig blieben. Des Nachmittags lehrte er mich Clavierſpielen, und ließ mich nach einer Sammlung guter Kupferſtiche und Gypsabgüſſe, die er beſaß, zeichnen, um meiner Hand einige Fertigkeit zu geben, und mein Auge über die Richtigkeit der Verhältniſſe zu üben. Sorglos und unbefangen floſſen meine Tage dahin, die Liebe meines Vaters erfüllte ſie mit fröhlichem Wechſel. Jede ländliche Beſchäftigung war uns ein kleines Feſt, welches die gewohnte Lebensweiſe unterbrach, und der Fleiß wurde mir wieder zum Genuß, wenn ich meines Vaters Freude an meinen Fortſchritten wahrnahm. Die Geſellſchaft der Salmſchen Familie, unſerer Guthsherrſchaft, wurde mir unintereſſanter, jemehr ſich mein Geſchmack bildete. Aber mein Vater hieß mich oft ſie beſuchen, um daß ich meine Eigenheiten der Geſellſchaft ſollte anſchmiegen lernen, und um von der Aeuſſerung einer gewiſſen Sonderbarkeit befreyt zu bleiben, die man leicht in der Einſamkeit gewinnt. Durch natürliche Gutmüthigkeit, die gern jeden glücklich und frei in ſeiner eigenen Sphäre ſich bewegen ſieht, lernte ich leicht den Ton der Unterhaltung treffen, der für die Familie paſſend war, und die Seiten meines Weſens verbergen, die ſie nicht faſſen mochte. Die Fräuleins liebten meinen Umgang, weil ich weder in Kleiderpracht noch in ſogenannten feinen Manieren mit ihnen rivaliſierte, und wenn mein natürlicher Anſtand, und mein reinliches einfaches Hauskleid, ein Lob von ihren Eltern, oder einem Fremden, welcher zum Beſuch bey ihnen war, erhielt, ſo waren die Eigenſchaften einer Pfarrers Tochter doch ſo ganz unter der Sphäre ihrer Prätenſionen, daß keine Aufwallung des Neides ihr Wohlwollen gegen mich unterbrach. Ich fühlte mich, ohnerachtet ihres guten Betragens gegen mich, dennoch fremd in ihrem Hauſe, und wenn ich dann mit dem Ausdruck herzlicher Sehnſucht wieder zu meinem Vater kam, ſagte er mir mit einem tiefſinnigen Blicke: Mädchen, Mädchen! Du gewöhnſt dich ſo ganz nur im Odem der Liebe zu leben, ich fürchte, du wirſt ſonſt nirgends zu Hauſe ſeyn. So erreichte ich mein achtzehntes Jahr.

Es war einer der erſten ſchaurigten Herbſtabende. Ein dichter Nebel lag in den Thälern, der Wind trieb ſtürmiſch graue Wolken über den öſtlichen Himmel, und der Weſt flammte in tiefem Purpurroth. Gelbe Blätter flogen aus den ſchon halbnakten Wipfeln der Bäume und flatterten an den Fenſtern vorbei. Das Kniſtern des Feuers im Kamin verſammlete den ganzen kleinen Haushalt. Alle Bilder des herannahenden Winters ſpielten in der erſten erwärmenden Flamme empor, und jedes Mitglied der Familie durchflog in Gedanken den Kreis ſeiner Geſchäfte, die Freuden und Leiden, denen es in dieſem Zeitraum entgegen ſah.

Mein Vater ſaß mit jener weiſen Ruhe, die des Wechſels gewohnt iſt, und Jahre wie Tage gleichmüthig vor ſich hinziehen ſieht, in ſeinem Lehenſeſſel. Er legte den Plutarch aufgeſchlagen aus der Hand, weil es finſter wurde, und nahm die großgedruckte Bibel vor ſich, um einen Text für die nächſte Sonntags-Predigt zu wählen. Roſine gieng im Zimmer auf und ab, das blank geſcheuerte Geräthe aus der Küche herbeizuholen, welches ich mit zierlicher Ordnung in den Wandſchrank im Hintergrunde des Zimmers aufſtellte. Man zog die Thürſchelle, und mein Vater rief: Agnes, mein Kind! ſchon war ich an der Hausthüre. Es war halb finſter, doch konnt ich noch bemerken, daß eine fremde Geſtalt hereintrat. Was wünſchen Sie, mein Herr? fragte ich, und er erwiederte: „ich bin ein Reiſender und ſehr ermüdet, man kann mich im Gaſthof nicht aufnehmen, darf ich hoffen, daß der Herr Pfarrer es verzeihen wird, wenn ich ihn um ein Nachtlager bitte?"

Die Stimme war einnehmend, und erregte einen ſonderbaren Antheil in meinem Herzen, ſo daß ich die gewohnte Gaſtfreiheit meines Vaters, mit lebhafterm Ausdruck als gewöhnlich, verkündigte. Das wird Ihnen mein Vater mit Vergnügen geben, ſagte ich, treten Sie herein. Er trug ſeine Bitte meinem Vater nochmals vor, dieſer hieß ihn freundlich willkommen, und ſetzte ſich wieder an ſeinen Tiſch bei dem Fenſter, um einige Gedanken aufzuzeichnen, die ihm für ſeine Predigt eingefallen waren. Der Fremde war ein groſſer ſchöner Mann, ſeine Kleidung war ſehr einfach, und deutete weder Armuth

Zog ſie nie anders aus, als mit Verderben.
Sieh, und nach dieſer raſeſt du! Wie viel
Vortrefflicher iſt Gleichheit! Gleichheit knüpft
Den Bundsverwandten mit dem Bundsverwandten,
Den Freund zuſammen mit dem Freund, und Länder
Mit Ländern! Gleichheit iſt das heilige Geſetz
Der Menſchheit. Dem Vermögenderen lebt
Ein ew'ger Gegner in dem Aermern, ſtets
Bereit, ihn zu bekriegen. Gleichheit gab
Den Menſchen Maß, Gewicht und Zahl. Das Licht
Der Sonne und die ſtrahlenloſe Nacht
Läßt ſie in gleichem Cirkelgange wechſeln —
Und, keines neidiſch auf des andern Sieg,
Wetteifern beide nur, der Welt zu dienen.
Und dich befriedigt nicht der gleiche Theil
Am Throne, du mißgönnſt ihm auch den ſeinen?
Iſt das gerecht, mein Sohn? Was iſt ſo Großes
Denn an der Macht der glücklichen Gewaltthat,
Daß du ſo übermäßig ſie vergötterſt?
Der Menſchen Augen auf ſich ziehn? Iſt das
Das Herrliche? Das iſt ja nichts! Bei vielen
Beſitzungen viel Müh' und Angſt empfinden?
Denn was iſt Ueberfluß? Sprich ſelbſt. Ein Name!
Juſt haben, was er braucht, genügt dem Weiſen.
Und Schätze ſind kein Eigenthum des Menſchen,
Der Menſch verwaltet nur, was ihm die Götter
Verliehn, und, wenn ſie wollen, wieder nehmen;
Ein Tag macht den Begüterten zum Bettler.
Nun laſſ' ich unter Zweien dir die Wahl,
Was willſt du lieber? Deine Vaterſtadt

noch Reichthum an. Ich trug ihm einen Stuhl zum Kamin, und ſetzte mich mit meinem Strickzeug ihm gegen über. Die Flamme im Kamin warf einen hellen Schimmer auf ſein Geſicht, und ich nahm feſte und anmuthige Züge wahr, aus denen nicht mehr die erſte Fülle der Jugend leuchtete. Roſine hatte unterdeſſen Licht herbeigeholt, mein Vater ſchrieb fort und alles war ſtill. Ich ſuchte vergebens nach ein paar Worten, um eine Unterhaltung anzuknüpfen, aber nichts war mir gut genug von allem, was mir einfiel, und nie ſcheuete ich mich mehr, etwas unbedeutendes zu ſagen, als in dieſem Augenblick. Die Furcht, er möchte mein Schweigen für Unaufmerkſamkeit oder für Mangel an feiner Sitte halten, machte mir es gleichwohl peinlich. Er ſchien keinen Anſpruch auf Unterhaltung zu machen, und ſah ſtill nach dem Feuer. Zuweilen ſtreifte ſein Blick im Zimmer umher, und nur einmal ruhte er auf mir. Es war etwas unausſprechlich anziehendes in ſeinem dunkelbraunen Auge, mild und ſtill faßte es die Gegenſtände, aber zugleich ſo tiefeindringend, als möchte es das verborgenſte im Herzen erſpähen. Mein Strickgarn fiel zu Boden, er hob es auf und gab es mir mit gerader gutmüthiger Höflichkeit. Der Faden hatte ſich um ſeine Hand geſchlungen, ſie ruhete einige Sekunden in der meinen, und ein Ring fiel von ſeinem Finger. Während ich den Ring aus dem Faden loswickelte, hatte ich Zeit, auf dem blauen Emaille den Nahmen Amalie zu leſen.

Der Fremde nahm ihn mit einem flüchtigen Erröthen zurück. Ob ſeine gebückte Stellung oder die Nähe des Feuers es verurſacht hatten? oder ob der Ring lebhaftere Gefühle in ihm erregte? oder ob er den Nahmen ſeiner Schweſter, ſeiner Freundin, oder ſeiner Frau am Finger trug? dieſe Fragen kreuzten ſich in meinem Kopf, und neben dem bemerkte ich die feingeformte Hand, die ſo eben in der meinen gelegen hatte. Nun legte mein Vater ein Zeichen in ſeine Bibel, und nahte ſich dem Kamin. Freundlich zog er mit der linken Hand ſein ledernes Käppchen vom Haupt, reichte die Rechte dem Fremden, und hieß ihn nochmals willkommen. Sie rauchen vielleicht eine Pfeiſe Taback in der kalten Herbſtluft? fragte mein Vater. Der Fremde winkte Beifall. Ich trug nun auch den Theetiſch zum Feuer, ſo kam alles in Ordnung, und der kleine Zirkel näherte ſich einander vertraulicher, als der blaue Dampf in leichten Gewölken umherzog, und der gute Thee balſamiſch duftete. Nach ächt griechiſcher Sitte ſchritt man erſt zum Geſpräch, nachdem der Gaſt geſpeiſt worden war.

Wahrſcheinlich kommen Sie heute von A.? ſagte mein Vater, Sie hatten dann eine ſchlimme Tagreiſe, es iſt eine von unſern ſchlechteſten Straſſen im Lande — „So unwegſam und holpericht die Straſſe iſt, erwiederte der Fremde, ſo mild und freundlich ſcheinen mir die Menſchen, die daran wohnen, und mit dem Tauſche wäre man wohl gern zufrieden, wenn man es überall ſo haben könnte.“

Mein Vater. Ja brave gute Leute giebt es hier, und gibts überall, hoffe ich. Seit fünf und zwanzig Jahren liegt meine Welt in dem engen Zirkel von wenigen Stunden beſchränkt, und wenn es mir in dieſen dunkel und verwirrt ſcheint, ſo habe ich doch immer ein ſicheres Mittel, wieder ins Klare zu kommen.

Der Fremde. Und welches?

Mein Vater. Ich ſuche mir die individuellſten Verhältniſſe des Menſchen, der mir grundſchief und verdorben ſcheint, ganz bekannt zu machen. Sein Alter, Stand, Erziehung, Temperament, Vermögen, Freundſchaften u. ſ. w. dann greife ich in meinen eigenen Buſen und fürwahr vieles, vieles in ſeiner Handlungsweiſe wird mir da leichter erklärlich, was mir auſſer jenen Beziehungen ungeheuer dünkte.

Der Fremde. Glauben Sie an den Saamen des Böſen in der Menſchennatur?

Mein Vater. (Lächlend.) Nicht in dem Sinn, wie Sie vielleicht meynen, mein Herr; aber ich glaube, und fühle den Saamen der Schwachheit in jeder menſchlichen Bruſt — glaube, daß nicht jeder ſich halten kann, in der ſchönen Freiheit der Liebe, daß er oft das begehrt, was er nicht ſollte, und dadurch zum Sclaven wird, weil er aus dem Gleichgewicht ſeines innren Weſens heraustritt, wo er König und Herr ſeyn könnte.

Der Fremde. So ſind wir eins! O wie freut es mich, wenn ich ein Gemüth finde, das ſeine Einheit bewahrte, das ſeine Wahrheit und Liebe lebendig erhielt! Wer in dieſem ſchönen Kreiſe der Menſchheit zu bleiben ſtrebt, kann nicht irren, denn Wahrheit und Liebe ſind das Weſen der Religion und Philoſophie, und erhalten das Leben der geſunden ſtarken Natur im regen Gefühl der Schönheit. Ihr ſeyd nun einmal die privilegirten Seelenärzte — fuhr er freundlich lächlend fort — und mich dünkt, ich ſey bey einem der beſcheidenſten, mithin der erfahrenſten. Wie bewahrt ſich die Seele am freieſten im Kampf mit dem heterogenen Stoff der Sinne, und der Verdorbenheit um ſich her?

Mein Vater. Freund, vor allem möcht ich Ihnen ſagen: Alle gute Gabe kommt von oben herab, vom Vater des Lichts!

Der Fremde. Und wenn es Seelen gibt, die nur die Richtung gegen das Licht kennen? — Es windet ſich die eingeſchloſſene Blume nach der Seite, wo ihr der Lichtſtrahl entgegen dringt, aber die dunklen Schranken weichen nicht, und ihre Farben bleiben matt und bleich. Was ſollen dieſe thun?

Mein Vater. Sich des geahneten Lichtes freuen, bis das Schickſal, oder eine bis jezt ungeahnete neue Kraft in ihrem Gemüth die Schranken zerbricht. Jedes wahre innige Verlangen deutet auf die anziehende Kraft eines fernen Gegenſtandes.

Der Fremde ſtand lebhaft von ſeinem Sitze auf, ſtellte ſich dicht vor meinen Vater, ſah ihm feſt, aber mit unausſprechlicher Freundlichkeit ins Auge. Ueber meine Wangen flog eine glühende Röthe. Du wahrer Jünger deines Herrn, ſagte er mit ſanftgehobener Stimme, indem er meines Vaters beide Hände faßte; Du beſitzeſt ſeine Milde und ſeinen groſſen Sinn, wie lange ſuchte ich vergebens eine Seele, wie die Deine? Mein Vater ſah innig zufrieden aus, und es war ſeit dieſem Augenblick ein herzlicheres Verſtändniß zwiſchen uns dreyen. Welcher fein fühlende Menſch hatte nicht ſolche Momente, in welchen die Seele gleichſam als in ein feineres Element verſezt, zärtere, innigere Beziehungen wahrnimmt, und ſich leichter und feſter an eine andere anzuſchlieſſen vermag, deren Schönheit ſie im reinern, erhöhteren Licht erblickt!

Roſine hatte den Tiſch gedeckt, und das Abendbrod aufgetragen, welches aus unſern gewöhnlichen zwei Schüſſeln beſtand, und wegen des Gaſtes nur durch einen kleinen Nachtiſch vermehrt wurde.

Mein Vater hatte die Gewohnheit in ſeinem Hauſe, daß immer ein kleiner Vorrath vorhanden ſeyn mußte, um einen guten Freund bewirthen zu können. Tractirt wurde nie, und kein Fremder konnte an einem ungewöhnlichen Treiben und Lärmen in Küche und Keller wahrnehmen, daß er Ungelegenheit verurſachte. Ich bat mit der geringen Bewirthung vorlieb zu nehmen, und der Fremde erwiederte freundlich, es ſeye nichts gering, was mit ſolcher Güte und Anmuth gereicht werde, er habe nie einen beſſern Reisbrey gegeſſen, und wirklich ließ er ſich ihn treflich ſchmecken. Das Einfache, Edle in ſeinem Betragen rührte mich ſonderbar, und ich hatte es an keinem andern Mann meiner Bekanntſchaft noch bemerkt. Sein

Schweigen gegen mich gefiel mir vorzüglich; mir ſchien es, als läge eine Art von Achtung darinnen, und als hielte er mich für eine gewöhnliche unbedeutende Unterhaltung zu gut. Oft fand ich ſeine Augen auf mich gerichtet, und der ſtille Antheil, den ich an ſeiner Unterhaltung mit meinem Vater nahm, ſchien ihm nicht zu entgehen. Das Geſpräch begann ſich wieder anzuknüpfen, als der junge Herr v. Salm, der Sohn unſers Guthsherrn, hereintrat. Er war eben von der Univerſität gekommen, um ſeine Eltern während den Ferien zu beſuchen. So vorlaut der junge Herr auch ſonſt ſeyn mochte, ſo ſtill war er in der Geſellſchaft meines Vaters, der keine Plattheit, welche ſich mit Prätenſion äuſerte, ungerügt hingehen ließ. Er ſah den Fremden aufmerkſam an, der ihm ohngeachtet ſeines einfachen Anzugs zu imponiren ſchien. Lang trug er ſich mit einer Frage, die er endlich bey einem Stillſtand des Geſpräches herauspolterte; denn wenn er nicht ungeſtraft vorlaut ſeyn durfte, ſo war er ſchüchtern. Auch wollte er nicht gern Fremden eine geringe Meinung von ſich geben, und hub darum immer mit etwas Gelehrtem an. Darf ich fragen, mein Herr, ob Sie gute Lateiner in Ihrer Stadt an der Schule haben? Für dieſesmal war ich mit ſeiner Frage ſehr wohl zufrieden, denn ich hoffte etwas von unſers Gaſtes Wohnort durch ſie zu erfahren. Die Antwort befriedigte mich nur halb. Ich war ſeit drey Jahren auſſer Deutſchland auf Reiſen, Herr von Salm, und kenne alſo den gegenwärtigen Zuſtand der Schulen nicht. Er ſprach nach dieſem mit meinem Vater über den Nutzen, die alten Sprachen gründlich in der Jugend erlernt zu haben, und endlich kamen ſie auf ihre Lieblingsſchriftſteller. Es freute mich wahrzunehmen, wie ſehr mein Vater das Urtheil des Fremden ehrte, und die mannigfaltige Schönheit und Anmuth zu bemerken, die ſich bey regerem Intereſſe des Geiſtes in ſeinen Zügen entfaltete. Herr von Salm halb verlegen, und halb unmuthig, keinen Antheil an der Unterredung zu haben, ſagte mir halbleiſe, er gienge, um ſeine Schweſter zu mir abzuholen. Wie gern hätte ich für dieſen Abend ihre Geſellſchaft entbehrt! Der Fremde wandte ſich gegen mich, als uns Herr von Salm verlaſſen hatte, und fragte mich, ob dieſe Familie meine einzige Geſellſchaft ſey, und ob ich vergnügt in dieſer Einſamkeit lebte? Ich erwiederte, daß es mir nur ſehr ſelten einfiele, mannichfaltigern Umgang zu wünſchen, und daß ich mich nie entſchlieſſen könnte, ihn zu ſuchen, wenn ich die Geſellſchaft meines Vaters dadurch verlieren müßte. Es kommen mir leicht Thränen ins Auge, wenn ich an die Trennung von meinem Vater dachte, weil er ſelbſt oft mit Rührung von der unfehlbaren Trennung ſprach, die uns früh oder ſpät, doch ſo ſicher, drohte. Ich war dieſen Abend ſeit der Erſcheinung unſers Gaſtes ſo ſonderbar geſpannt, daß ich mich vergebens bemühte, meine hervordringende Thränen zurückzuhalten. Gutes Kind, ſagte der Fremde lebhaft, und ſah mir freundlich theilnehmend ins Auge: „halten Sie dieſe ſchönen Thränen nicht zurück — Nichts bürgt mir ſo ſicher für die Weisheit der

Eltern, und die Güte der Kinder, als wenn dieſe das väterliche Haus lieben." Mein Herz ſchlug heftig, und ich fühlte einen noch nie empfundenen ſüſſen Schauer durch meine Nerven zittern, wir ſchwiegen alle einige Minuten, der Fremde ſah ſtarr, doch lieblich vor ſich hin, endlich wandte er ſich zu meinem Vater und ſagte mit gemilderter Stimme: Wie glücklich ſind Sie durch Ihre Tochter! „Ja ich bin es ſo ſehr durch dieſe, als wäre ſie es durch die Natur." — Der Fremde ſah den Pfarrer hier fragend an, und ich ſelbſt fühlte zum erſtenmal etwas Geheimnißvolles mit meiner Exiſtenz verbunden. Als mein Vater die Augen niederſchlug, und ſchwieg, ſchloſſen ſich die ſchon zu einer Frage geöfneten Lippen des Fremden. Erndten Sie auch ſichtbar Segen an Ihrer Gemeinde? ſagte er nach einigen Momenten des Nachdenkens — Ja, Gott ſey Dank, antwortete mein Vater, mein Bemühen bleibt nicht fruchtlos. Es war ein wildes Völkchen, als ich herkam. Eigennützig, und diebiſch aus Faulheit und Ungeſchicklichkeit, und voller Streitſucht aus Unwiſſenheit und Mistrauen. Aber jetzt fängt es an, ſich in die Ordnung zu fügen.

Der Fremde. Welcher Mittel bedienten Sie ſich?

Mein Vater. Mein Herr, ich fieng es von der umgekehrten Seite an, als man es gewöhnlich treibt. Mir ſcheint es ein Irrthum, wenn man wähnt, man müſſe mit aller Cultur ſogleich beim Geiſtigen anfangen — ich meyne, man kommt immer zu früh daran, ehe das Leibliche in Ordnung iſt, und ſogenannte aufgeklärte Geſinnungen ſeyen nur taube Blüthen, wenn ſie nicht aus dem geſunden Stamm eines ordentlichen reinlichen Lebens Nahrungsſaft einſaugen. Wenn das Volk durch Arbeitſamkeit ſichern Unterhalt findet, ſo kommt Ordnung und Sitte von ſelbſt. Wirkliche Noth hebt alle moraliſche Bande auf, der Menſch, den ſie drückt, iſt im Zuſtande des Kriegs gegen die Geſellſchaft. Wenn die phyſiſchen Bedürfniſſe mäßig befriedigt ſind, ſproßt die menſchliche Seele aus eigener Kraft in Gedanken auf, und die Gefühle des Rechten und Guten, des Glaubens und der Hofnung entkeimen ihren mütterlichen Boden, als ſtarke, geſunde Gewächſe. Die Erfahrungen, die ich in meinem kleinen Kreiſe machte, ſcheinen mir beweiſend. Ich war ſo glücklich durch die Hülfe meiner vorigen Guthsherrſchaft vieles für den Wohlſtand dieſes Dörf'chens thun zu können. Unſer voriger Herr war nicht allein ein vortreflicher Landwirth, ſondern er kannte auch alle Producte und Bedürfniſſe der umliegenden Gegend auf das genaueſte, verſtand in hohem Grad die Kunſt, die Menſchen zu behandeln, und ſie zu ſeinen guten Zwecken zu lenken. Er richtete den Feldbau und alle Arbeiten ſeiner Unterthanen nach den Bedürfniſſen der benachbarten Orte ein, ſo ſehr es die Eigenthümlichkeiten des Bodens geſtatteten. Da er das Zutrauen Aller beſaß, ſo verband ſein Geiſt das Ganze, und jeder Einzelne fand irgend einen Vortheil in ſeiner Haushaltung dadurch. Ueberall wußte unſer Herr Zugang zur vortheilhafteſten Abſetzung der überflüſſigen Producte, und ſo entſtand nach und nach durch die Sicherheit des Erwerbs der Geiſt der Arbeitſamkeit und ſtillen Ordnung. Wenig Müſſiggänger blieben in der Gemeinde, und die Gemüther bildeten ſich geſund und ſittlich. Im Anfang wurde der Geldbeutel ihres Herrn mehr in Anſpruch genommen, als meine Seelenarzneien. Jetzt bey einem ruhigen und arbeitſamen Leben, und nach den Eindrücken, die die Jugend, mit welcher ich mich gleich anfänglich beſchäftigte, empfieng — jetzt nahet ſich mir der größte Theil meiner Gemeinde im ächten Gefühl edlerer Bedürfniſſe. Die Jugend wünſcht Aufklärung über manche Gegenſtände des Denkens, und oft Regeln für das Leben von mir, und das Alter ſpricht gern von ſeinen Hofnungen nach dem Tode. O warum mußte uns unſer treflicher Herr ſobald entriſſen werden — durch das traurigſte Schickſal ſo ſchnell von der Segen-blühenden Saat ſeines wohlwollenden Herzens entriſſen! Seit wann iſt er geſtorben? fragte der Fremde mit ſichtbarer Bewegung. Ich habe nicht einmal den Troſt, erwiederte mein Vater, zu wiſſen, daß ſeine Seele in ein beſſeres Leben hinüber gegangen iſt — er lebt vielleicht noch im Elend, in trauriger Gemüthsverwirrung, in Gefangenſchaft; nur Gewalt kann ihn von uns trennen, wenn er noch am Leben iſt, und dieſes bange Schweigen des Todes gegen Herzen, die ihn ſo innig liebten, verurſachen. Er lebte ſo ganz mit ſeinem beſten Weſen in dieſem Dörfchen, dem Kreiß ſeiner Wohlthätigkeit — willig hat er es nicht verlaſſen, es liegt eine uns undurchdringliche Nacht auf ſeinem Schickſal!

Erhalten oder herrſchen? — Du willſt herrſchen!
Wie aber, wenn der Sieger wird und ſeiner
Argiver Schaaren deine Heere ſchlagen,
Willſt du dann Zeuge ſeyn, wie Kadmus Stadt
Zu Grunde ſtürzet, ſeine Jungfrauen,
Ein Raub des Siegers, in die Knechtſchaft wandern?
Ehrgeiziger, das leg' ich dir an's Herz,
So theu'r muß Theben deinen Golddurſt zahlen!

(Sich zu Polynices wendend.)

Und dir, mein Polynices, hat Adraſt
Unklug gedient und unklug biſt du ſelbſt,
Daß du der Heimat nahſt mit Kriegesnoth.
Geſetzt, (wovor die Götter uns bewahren!)
Du unterwärfeſt dir die Stadt, was für
Trophäen willſt du deinem Sieg errichten?
Mit welchen Opfern den Unſterblichen
Für deines Vaterlandes Umſturz danken?
Mit welcher Aufſchrift die gemachte Beute
Am Inachus aufſtellen? „Dieſe Schilde
Weiht, nach Einäſcherung der Vaterſtadt,
Den Göttern Polynices?“ — Das verhüte
Der Himmel, mein geliebter Sohn, daß je
Ein ſolcher Ruhm dich bei den Griechen preiſe!
Wirſt du beſiegt und krönet den das Glück,
Sag' an, mit welcher Stirne willſt du dich,
Nach ſo viel tauſend hier gelaſſ'nen Todten,
In Argos ſehen laſſen, wo man deinem
Adraſt entgegen ſchreien wird: „Verfluchtes
Ehbündniß, das du ſtifteteſt! Um einer
Vermählten willen muß dein Volk verderben!“

Die Gemüthsbewegung des Fremden ſtieg immer höher, und er fragte mit zitternder Stimme: Auf welche Art verſchwand er? Es ſind achtzehn Jahr, als unſer Herr eines Morgens befahl, ſein ſchnellſtes Pferd zu ſatteln, er zog ſeine Jagdkleidung an, ritt an meinem Hauſe vorbey, und rief mir zu, an die Gartenthür, die etwas entfernter von der Straſſe iſt, zu kommen. Er reichte mir einen Beutel, und ſagte: hier haben Sie einen kleinen Fond zu unſern Einrichtungen für meine Unterthanen. Es möchten vielleicht Hinderniſſe für unſere Plane in den nächſten Zeiten entſtehen, dieſe Summe denke ich, ſoll hinreichen, ſie fürs erſte ſicher zu ſtellen. — Leben Sie wohl, mein beſter Freund — Er wandte das Geſicht von mir ab, aber ich hatte eine ungewöhnliche Spannung in ſeinem Weſen wahrgenommen, ſeine Hand ſchien zu zittern, als er mir den Beutel reichte. Die Ahnung eines Unglücks flog durch meine Seele, und als ich meine Arme nach ihm erhob, um ſeine Hand zu drücken, und noch ein Wort von ihm zu vernehmen, gab er dem Pferde die Sporen, und war mir Pfeilſchnell aus den Augen. Noch einmal ſah er ſich nach mir um, und ſeitdem ſah ich ihn nie wieder. Es ſind achtzehn Jahr verſtrichen, aber noch liegt jener Augenblick als gegenwärtig in meiner Seele, und nie ſehe ich den kleinen Fußſteig, der in den Wald führt, ohne daß alle Schrecken ſeines Abſchieds mich überfallen. Dort ritt er hin, und warf den lezten, gewiß ſchmerzlichen Blick, auf ſein Eigenthum. Alle Herzen waren ſein, und er in dem blühenden Mannsalter von

Univ. Bibl.
München

dreyßig Jahren, mit einer Fülle der Thaten und der reinſten Liebe im Buſen, mußte das alles verlaſſen! Die Unruhe jener erſten bangen Tage ſeines Verſchwindens iſt unausſprechlich. Ich fand die Summe von zweitauſend Thalern in dem Beutel, und dieſes vermehrte meine Beſorgniſſe, als ſeyen ſie ein Vermächtniß, wenigſtens deuteten ſie eine lange Abweſenheit an. Ich kannte ſeine Vermögensumſtände, ſeine Güter waren nicht Schuldenfrey, und nur durch eine ſehr ſtrenge Oekonomie in allen Ausgaben für ſeine Perſon gewann er den Ueberſchuß, den er zum Beſten ſeiner Unterthanen verwendete. Seit fünf Jahren, die er hier verlebte, ſah ich ihn immer nach dem feſten Plan handeln, ſeine Güter von Schulden zu befreyen, und ſich durch kluge Wirthſchaft eines unabhängigen Einkommens zu verſichern. Die Summe von zweitauſend Thalern konnte er nicht erübrigt haben, und es mußte eine fremde, gewaltſame Lage ihn nöthigen, von ſeinem Plan abzugehen. Oft hatte er mir geſagt, wie glücklich er durch das Gefühl ſey, frey und unabhängig auf ſeinen Gütern zu leben, und wie kein anderes Verhältniß ihn anziehen könnte, weil ihm keines ſo natürlich und ehrwürdig ſchiene.

Die Unterthanen, welche gewohnt waren, ihren Herrn alle Sonntage bei ihren Vergnügungen zu ſehen, beſtürmten mich mit Fragen nach ihm, und ich mußte ſuchen, meine quälende Unruhe zu verbergen. Seinem Jäger und Verwalter hatte er gleichſam im Scherz, weil er eben überflüßig Geld habe, ihren Lohn auf drey Jahre voraus bezahlt. Ich ſchickte ſie und einige meiner zuverläſſigſten Bauern in der Gegend umher, aber keiner konnte ein Spur von dieſes geliebten Herrn Aufenthalt entdecken. So vergiengen mehrere Wochen, die Bauern wurden immer unruhiger und drangen mit Fragen in mich. Als ich endlich ſagen mußte, ich wiſſe eben ſo wenig als ſie, und theile ihre Beſorgniſſe, entſtand ein allgemeiner Jammer. Sie liefen ſtürmend im ganzen Schloſſe umher, noch an ſelbigem Abend durchſuchten ſie das ganze JagdRevier und alle Wälder der Gegend mit Fackeln, und behaupteten, man habe ihren geliebten Herrn ermordet, und ſie müßten die Mörder ausfündig machen. Keiner wollte an ſeine Arbeit, biß ſie ihn gefunden hätten; es war in der Erndtezeit, aber ſie liefen lieber Gefahr ihren Unterhalt für das ganze Jahr zu verlieren, ehe ſie ſich vorwerfen wollten, nicht alles für ihren Herrn gethan zu haben. Nach vielen fehlgeſchlagenen Verſuchen hörten ſie endlich auf meine Ermahnungen, ihr Schmerz wurde ſtiller, und ſie giengen wieder an ihre gewohnte Arbeit. Die Hofnung, welche ich ihnen machte, daß die Entfernung ihres Herrn von kurzer Dauer und freiwillig ſeye, weil er für ſie bey ſeiner Abreiſe geſorgt habe, ſtellte am beſten Ruhe und Ordnung wieder her. Ich ſelbſt nährte dieſe ſüſſe Täuſchung, bis ich eine Reiſe nach S. unternahm, wo ein vertrauter Freund meines Herrn ſich aufhielt. Dieſer bat mich alle Nachforſchungen einzuſtellen, er ſchien mit dem traurigen Geheimniß ſeiner Flucht bekannt zu ſeyn. „Sehen Sie unſern Freund als einen Todten an, er kann

„uns nur durch ein Wunder wiedergegeben werden, meine „Pflicht erlaubt mir nicht, Ihnen mehr zu ſagen.“ Dieſe Worte ſchlugen alle meine Hofnungen danieder.

Der Herr von Salm, wußte es bey der Ritterſchaft durchzuſetzen, daß er, als Mitbelehnter, auch die Adminiſtration des Guths erhielt; er zog nach einem Jahre ein, man fand alles im beſten Stand, und keine neue Schuld im Verzeichniß angezeigt. Den Schreibtiſch in unſers Herrn Kabinet fand man ganz leer, und der Jäger ſagte: er habe in den lezten Tagen viele Papiere verbrannt. Nirgends konnte ich ſeitdem eine Spur ſeines Aufenthalts entdecken. Vor zwei Jahren ſtarb ſein Freund in S. und mit ihm iſt meine lezte Hofnung verſchwunden.

Der Fremde wurde immer bewegter, und drückte meinen Vater mit feuchten Augen die Hand, ſah dann lange ſtumm vor ſich hin, und als die Thränen von neuem ſeine Augen ſchwellten, verbarg er ſein Geſicht in ſeinen gefalteten Händen.

So oft ich dieſe Geſchichte auch ſchon gehört hatte, ſo hörte ich ſie doch immer mit gleichem Intereſſe, und von Kindheit an, war es meine liebſte Unterhaltung geweſen, meinem Vater von ſeinem verſchwundenen Freund erzählen zu hören. Wenn die Aelteſten des Dorfes an ſchönen Sommer-Abenden unter den Linden verſammelt waren, und ich mit meinem Vater vom Spaziergang zurückkommend bey ihnen ausruhete, kam wohl einer, legte ihm traulich die Hand auf den Arm, und flüſterte ihm ins Ohr; ja unſer Herr ſollte wiederkommen! Mehrere kamen herbey, und man ſprach von ſeiner Regierung und ſehnte ſich nach ihr zurück, wie nach der goldenen Zeit. Der lebhafte Eindruck, den dieſe Geſchichte auf unſern Gaſt machte, freute mich innig. Mir war es als machte ihn dieſer Antheil an einen ſo oft wiederkehrenden Gegenſtand unſerer Geſpräche noch heimiſcher in der Familie; auch ergriff mich eine dunkle Ahnung, er ſeye in das geheimnißvolle Schickſal jenes ſo geliebten Mannes enger verflochten, als er es äuſſere. Es war ein bedeutendes Schweigen in dem kleinen Zirkel, unſere Herzen näherten ſich einander, ohne Worte; die junge Familie von Salm unterbrach es zu meinem Verdruß. Die Fräuleins hatten ihren Sonntagsſtaat angelegt, da ſie von einem Fremden gehört hatten, und kamen mit zierlichen Verbeugungen und einer franzöſiſchen Exklamation zur Thüre herein. Nachdem ſie den Fremden ſteif und vornehm gegrüßt hatten, muſterten ſie ihn von Kopf zu Fuß mit neugierigen Augen, und flüſterten dann zuſammen: ob gleich ſeine Kleidung nicht nach dem neueſten Schnitt ſey, ſo habe er doch einen vornehmen Anſtand. Er hatte für die Verbeugung höflich gedankt, und nach einigen flüchtigen Blicken auf die Damen, zog er ſich mit meinen Vater in ein Fenſter zurück. Die Fräuleins ſprachen viel über ihre Reiſe nach S., von den vornehmen Familien mit denen ſie dort Bekanntſchaft zu machen dächten, und von ihrer Verwandſchaft mit ihnen. Sie ſprachen von dieſen allen mit ungewöhnlich lauter Stimme, aber da alle Verſuche, die Aufmerkſamkeit des Fremden auf ſich zu ziehen, fehl ſchlugen, ſo flüſterten ſie wieder heimlich zuſammen: Es ſey ſchwerlich ein Mann von Stande, da er keine der guten Familien dieſer Gegend zu kennen ſchiene. Das Geflüſter, welches ſich die jungen Damen oft biß zu einer beleidigenden Art über einen dritten erlaubten, den ſie für unbedeutend hielten, war mir unerträglich; ich ſchlug ein Spiel vor. Die Fräuleins, die nun einmal die Hofnung aufgegeben hatten, durch ihre glänzende Unterhaltung die Aufmerkſamkeit unſers Gaſtes zu feſſeln, überließen ſich nunmehr auch ganz ihrer ungebundenſten Laune, und wählten die blinde Kuh. Das nächſte Zimmer wurde geöfnet, und der junge Salm mußte ſich die Augen verbinden. Er that es nur nach wiederhohlten Neckereyen ſeiner Schweſtern, da er doch noch immer eine hohe Meynung von dem Fremden hegte, und noch hoffte, ſeine Gelehrſamkeit in einer Lücke des Geſprächs einzuſchieben. Endlich kam das Spiel in Gang, und ob ich gleich immer mit der halben Seele bey meinem Vater und dem Fremden war, ſo konnte ich doch nur abgetrennte Worte vernehmen. Ich hörte meinen Nahmen wiederhohlt nennen, ſie ſprachen eifrig, die Augen des Fremden ſuchten mich oft, und leuchteten mir wie ein Bliz in die Seele; bey jedem Stillſtand des Geſprächs nahte er ſich unſerm Spiel immer mehr, und ſchien es mit Antheil anzuſehen. Die Fräuleins blieben mit ihren hohen Abſätzen, und langen Schleppen überal hängen, und liefen ſo ungeſchickt, daß ſie oft hinfielen, während ich in meinem leichten Hausanzuge, und platten Schuhen leicht forthüpfte. Es freute mich nicht wenig zu fühlen, daß die Augen unſers Gaſtes nur mir folgten, und zum erſtenmal bemerkte ich mit Vergnügen, wenn unſere Schatten auf der weißen Wand durch einander hüpften, daß ich eine ſchlankere Geſtalt hatte, als meine Geſpielinnen. Endlich kam die Reihe an mich, die Augen zu verbinden. Ich lief ein paar Minuten im Zimmer umher, dann nach der Thür, wo mein Vater und der Fremde ſtanden, und faßte den Lezten beym Arm, um ihn in unſer Spiel zu ziehen. Ich that dieſes in einem Ausbruch fröhlicher Jugendlaune, die mich leicht bey ſolchen Spielen ergreift, ſelbſt meinen Vater neckte ich oft ſo. Als ich ſchon des Fremden Arm gefaßt hatte, fiel mir erſt ein, mich zu fragen, ob ich dieſes auch hätte thun ſollen? Und mein unbefangenes Gemüth wunderte ſich wieder über dieſe Frage, da es ihren Geheimnißvollen Sinn noch nicht verſtand. In dieſer Verwirrung hielt ich immer den Arm feſt, biß er ſich von meiner Hand los machte, und meinen Leib umfaßte. Süſſer Moment des Lebens, wo Sinn und Geiſt zuerſt in der hellen Himmelanſtrebenden Flamme empor ſtiegen, wie allgegenwärtig bleibſt du einem zartfühlenden Gemüth! Ich war anſtändig erzogen, in der höchſten Reinheit und Keuſchheit des Sinns und der Einbildung; dieß war der erſte Mann, gegen den ich meinvolle Weiblichkeit empfand. Ich fühlte mich ſeit ſeiner Gegenwart von jenem ſüßen magiſchen Gewebe umſponnen, daß die Blicke der Liebe zu erzeugen ſcheinen, und in dem all unſer Thun zärter, feiner und bedeutender wird. Bey ſeiner Berührung bebten meine Nerven, und eine hohe Helligkeit ſchwebte um ſein Weſen, die ſchauernd meinen Buſen beklemmte. In dieſem namenloſen ſüßen Gemiſch der erſten Regungen des Herzens, ſtand ich ſprachlos, und verſuchte nicht der ſüßen Gewalt, die mich umwand, zu entfliehen. Fallen Sie nicht, liebes Kind, ſagte er ſanft, als ich endlich ſeinen Arm leiſe wegrückte, und umfaßte mich von neuem. Ich ſuchte meine tiefe Bewegung durch einen Scherz zu verbergen, und verlangte, er ſollte an meine Stelle ins Spiel. Er löſte mir das Tuch um die Augen ab. Als ich ihn anſah, waren ſeine Blicke feſt auf mich gerichtet, und eine unausſprechliche Lieblichkeit milderte ihren Ernſt. Sie haben mich alſo gefangen Liebe; wollen Sie mich auch feſthalten? ſagte er mit dem zärteſten, doch halb ernſten Ton, der in der Modulation ſeiner klangvollen Stimme meine tiefſte Seele ergriff. Er miſchte ſich nun auf eine leichte, fröhliche Art für einige Momente in unſer Spiel, ſeine ſchöne Geſtalt und die große Leichtigkeit und Grazie ſeiner Bewegungen entfaltete ſich in vollem Reitz. Als er ſich zurückzog, gab er mir die Binde zurück, und ſagte: ich hätte ihn um zwanzig Jahre verjüngt, eigentlich dürfe man Amors Binde im vierzigſten nicht mehr tragen.

Er ſah mich bey den letzten Worten ſcharf an; mir war als ſuchte er eine Widerlegung in meinen Blicken. Bald hernach bat er meinen Vater um die Erlaubniß, ſich zur Ruhe zu legen, indem er ſehr ermüdet ſey, und morgen eine ſtarke Tagreiſe vor ſich habe. Er gieng ſachte aus dem Zimmer, ohne weder mich noch die andere Geſellſchaft zu grüßen.

Mein Vater folgte ihm; als er zur Thür hinaus war, ergoßen ſich die Fräuleins mit ihrem Bruder in tauſendfache Vermuthungen und Fragen über die Erſcheinung dieſes Fremden. Nicht weniger drangen ſie in mich, alle kleinen Umſtände ſeiner Ankunft zu erfahren. Die Gegenwart meines Vaters machte ſie etwas zurückhaltender. Er hatte einen edlen Ton in ſeinem Hauſe eingeführt, und alles unnöthige leere Geſchwätz wurde ſo viel als möglich verbannt, weil es nur aus kleinen Geſinnungen entſteht, und ſie auch wieder nährt. Der junge Salm, der doch den Werth des Geiſtes und der Kultur genug erkennen konnte, um große Achtung dafür zu äuſern, ergoß ſich in Lobeserhebungen über den Fremden. Ein vortreflicher Mann! rief er, mit jenem prätenſionirten Enthuſiasmus, in den Seelen von geringen Fähigkeiten leicht verfallen; in Wahrheit ein vortreflicher Mann! begann er von neuem, wie er ſchön und bieder ſpricht, welch ein Feuer in ſeinem Auge, und wie etwas großes und vornehmes in ſeinem ganzen Benehmen liegt, als ſtehe ihm alles an, was er zu thun gedenkt, und als ſey er überal der Herr. Und durch Simplicität und Verſtand Herr, ſagte mein Vater, welches die beſte Herrſchaft iſt. Die Fräuleins fielen auch ein und fanden, er habe gute Façons, und einen Tadel, der ſchon auf den Lippen ſchwebte, ſchienen ſie nur aus Furcht vor meinem Vater zu unterdrücken. Im Ganzen ſchien es ihnen doch aufgefallen zu ſeyn, daß die wenige Aufmerkſamkeit, die er der ganzen jungen Geſellſchaft bezeigt hatte, nur einzig auf mich gerichtet war. Wie froh war ich, als die Geſellſchaft endlich Abſchied nahm, und mich meinem Herzen überließ! Mein Vater gab mir ſogleich gute Nacht, und hieß mich das Frühſtück gegen ſieben Uhr bereiten.

Selbſt meinen Vater verließ ich gern, zum erſtenmal in meinem Leben. Ich ordnete das nöthigſte für den morgenden Tag, und gieng in mein Zimmer. Ich ſank auf einen Stuhl neben dem Bette, und überließ mich den lieblichen Bildern, die allgewaltig auf meine Seele eindrangen.

Nur der vergangene Abend lag mir vor den Sinnen, aber in welchen Zauberfarben, die mein ganzes Daſeyn überglänzten, wie eine neu hervorbrechende Sonne! Mein Weſen gieng mir in einer nie empfundenen erhöhten Kraft auf, eine Welt ſüſſer Ahnungen umfaßte mich, und ſtatt in flacher Dämmerung, lag das Leben mit ſeinen Höhen und Tiefen vor meinem geiſtigen Auge. Ich fühlte den Kreis meines Daſeyns erweitert, und ein ewig friſches, jugendlich ſproßendes Leben, das alles zu beſiegen vermag, erfüllte mein Herz. An die eine holde Geſtalt ſchloß ſich das alles an. Immer fühlte ich den Druck ſeiner Hand aufs Neue wieder, kindiſch legte ich die meine auf die Gegend des Armes, die er berührt hatte, um gleichſam den Eindruck feſt zu halten, und ihn in allen meinen Nerven wiedertönen zu laſſen. Holdes ZauberGefühl der Liebe, wo Sinn und Geiſt ſich in einem allgewaltigen Klang vermählen! Ich genoß dieſe einzigen Momente, voll und rein in allem Reiz der ſüſſen myſtiſchen Dämmerung, die die Freuden der Liebe im Buſen eines ſittſam erzogenen

So rennſt du in die doppelte Gefahr,
Den Preis ſowohl, um den du kämpfen willſt,
Als der Argiver Beiſtand zu verlieren.
O zähmet, Kinder, dies unbänd'ge Feuer!
Kann wohl was ungereimter ſeyn, als zwei
Unſinnige, die um daſſelbe buhlen!

Chor.

O wendet, Götter! dieſes Unheil ab,
Und ſtiftet Frieden unter Oedips Kindern!

Eteokles (aufbrechend).

Mit Worten wird hier nichts entſchieden, Mutter,
Die Zeit geht ungenützt vorbei, und dein
Bemühen, ſiehſt du, iſt umſonſt — Ich Herr
Von dieſem Land', ſonſt kein Gedank' an Frieden!
Verſchone mich mit längerer Ermahnung!
(Zu Polynices.)
Du, räume Theben oder ſtirb!

Polynices.

Durch wen?
Wer iſt der Unverletzliche, der mich
Mit mörderiſchem Stahl anfallen darf,
Und nicht von meinen Händen Gleiches fürchtet?

Eteokles.

Er ſteht vor deinen Augen. Siehſt du, hier?
(Er ſtreckt ſeinen Arm aus.)

Polynices.

Ich ſehe — doch der Ueberfluß iſt feig,
Und eine böſe Sache liebt das Leben.

Eteokles.

Drum rückteſt du mit ſo viel Tauſenden
Herauf? Um eine Memme zu bekriegen?

Mädchens umſchleiert. Mich hinzugeben dem unausſprechlichen, hohen und ſchönen, der mir als eine Göttergeſtalt erſchien, in ihm, durch ihn nur zu leben, zu empfinden, und das ganze Leben mit allen Blüthen des Geiſtes und Herzens von ihm nur zu empfangen, — alles dieſes gieng mir in der Seele auf und unter, und mein Inneres zerfloß in der Gewalt und im Wechſel dieſer ſeligen Bilder. Die Stunde der Mitternacht gieng ſo vorüber, und vergebens legte ich mich zum Schlummer, nachdem ich mir ein nettes, weißes Morgenkleid zurecht gelegt hatte. Holde Träume umfingen mich, und der Geliebte erſchien mir in tauſend Geſtalten, und unter tauſend verſchiedenen Situationen.

Der Morgen begann — In wenigen Stunden wirſt du ihn ſehen, ſagte ich mir — und die ſonderbare Furcht, mit welcher der Menſch allem hoch und heilig geachteten begegnet, ergriff mich. Die ſchlafloſe Nacht bewirkte auch noch phyſiſche Ermattung, mit zitternder Hand kleidete ich mich an, und ſchlich leiſe durch Roſinens Zimmer, um ſie noch eine Stunde Schlaf genießen zu laſſen. Kaum wagte ich zu athmen, als ich auf dem Vorſaal an der Thür des Geliebten vorbei kam. Aufs neue ergriff mich das Bild des vergangenen Abends, als ich in das Wohnzimmer trat; die Magd war noch nicht aufgeſtanden, es zu reinigen, und es lag und ſtand noch alles umher, wie ich es am Abend verlaſſen hatte. Ich ſetzte mich auf den Stuhl, wo der geliebte Mann geſtern geſeſſen hatte. Das Morgenroth flammte in Oſten, die Häupter der

Berge waren verklärt, und bald von Strahlen übergoldet. Die ferne GebirgKette, und die niedern Hügel, die unſer Thal einſchloſſen, ſchwammen im blauen Dufte des Herbſtes, und das harmoniereichſte Farbenſpiel, belebte die liebliche Landſchaft. Silbern glänzte der Fluß aus den Schatten des Ufers, die ſich allgemach zerſtreuten. Wie neu erſchien mir dieſe liebe, ſo bekannt gewordene Gegend — Sein Bild war gemiſcht mit allem was mir erſchien, und alles Schöne ſchien mir nur ein Theil ſeines Weſens. Die Magd trat herein, um das Zimmer zu reinigen, und nur um die Sonderbarkeit meines frühern Erwachens zu entſchuldigen, berief ich ſie über ihr ſpätes Aufſtehen. Es iſt ſo ſpät noch nicht, erwiederte ſie, und der Fremde wird auch gerne ausruhen wollen.

Dieſe Worte, die erſten die ich an dieſem Tage vernahm, — ſie trennten mich auf einmal von meiner innern Welt freundlicher Bilder, wie die feindliche Scheere der Parzen das Leben von dem goldenen Lichte des Tages. Der Fremde! wiederholte ich bey mir ſelbſt; das iſt er, und wird es vielleicht immer für dich bleiben, und du räumteſt ihm dein ganzes Herz ſo leicht ein. Die Thränen ſtürzten aus meinen Augen, und ich eilte ins Kabinet meines Vaters, welches ich alle Morgen ſelbſt mit leiſen Schritten aufräumte, um durch kein unzeitiges Geräuſch ſeinen Morgenſchlummer zu unterbrechen.

Der Verhang innerhalb der Glasthür war verſchoben, und ich ſah ſein Geſicht gegen die Thür gewendet. Welche Würde und heitere Stille ſchwebte über der reinen Stirn, deren Falten nur ruhiges Denken gezeichnet hatte — welche Lieblichkeit athmete der ſanft geöfnete Mund, um den Antheil, Mitleid und ſorgliche Liebe ſanfte Linien gezogen! Die milde ſegnende Hand lag auf der Decke, und drückte ſanft auf die leis athmende Bruſt. Dieſe Stille umfieng mich, und mein Buſen wallte leichter und ſtiller. Ach für dieſe Beide zu leben! ſagt' ich bey mir ſelbſt, keiner ohne den andern kann mich ganz glücklich machen! Ich vollführte mein gewöhnliches Geſchäft, und gieng dann in die Küche, um das Frühſtück anzuordnen.

Nachdem alle häuslichen Geſchäfte geordnet waren, ſetzte ich mich an das Piano forte, um das Erwachen meines Vaters zu erwarten. Kaum hatte ich Naumanns Kora aufgeſchlagen, und ein paar herzerhebende Akkorde aus dem ſchönen Chor, Geiſt aller Welten ꝛc. gegriffen, ſo hörte ich die Thür ſich hinter mir öfnen. Mein Herz ſchlug hoch und die Noten verwirrten ſich vor meinen Augen. Es war der geliebte Mann und aller Zauber meiner Träume ſchwebte um ſeine Geſtalt. Die Furcht, meine Empfindungen möchten auf meinem Geſicht ausgedrückt ſeyn, brachte mich in beynahe ſchmerzliche Verwirrung. Er grüßte mich ſanft, ſeine Stimme ſchien mir noch rührender, als am vergangenen Abend. Er ließ mich nicht vom Clavier aufſtehen und begleitete meine zitternden Noten mit dem reinſten vollkommenſten Geſang. Ruhe ſtrömte durch mein Weſen, die Morgenröthe flammte um uns her, und der erhabene Sinn dieſer Muſik füllte meine Seele, ich konnte ihn bald mit meiner Stimme begleiten, und unſer Geſang floß ſo rein in einander, wie der Odem der Liebe. Mein Vater kam noch während des Geſangs aus ſeinem Kabinet, und blieb ſtill hinter uns ſtehen. Als ich ausgeſpielt hatte, gieng der Fremde freundlich auf meinen Vater zu und faßte ſeine Hände. „Wir hielten unſer Morgengebet; lieber Vater, möchte ich jeden Tag mit ſo reiner Andacht beginnen. Der ſtille Geiſt eures Hauſes hat mich ergriffen, ihr ſeyd glücklich, euch fehlt nichts, mir fehlt auch nur eines — und vielleicht könnten Sie mirs geben — Er drückte hier des Alten Hände heftiger an ſeine Bruſt, und ſeine Augen fielen auf mich; ich ſtand bebend auf, den Stuhl ans Clavier gelehnt. Mein Vater ſah ihm heiter ins Auge, und als er ſeine Hände nicht los ließ, ſagte er ſanft: „Gern, gern, wenn ichs kann!" — Ich konnte mich nicht länger halten, ſchlich mich an dem Fremden vorbey, und eilte an ein Fenſter auf den Vorplatz, die Thränen ſtürzten aus meinen Augen. Als ich mit dem Frühſtück zurück kam, ſchien mir's, als hätte ich die Unterredung geſtöhrt, mein Vater ſchien ſehr ernſthaft, der Fremde bewegt, und es ſchien eine Wolke vor ſeiner Stirn zu liegen. Der Ring blickte mir wieder ins Auge, indem er nachdenklich ſeine Taſſe Caffee ausleerte, und der Name zog wie eine Laſt mein Herz aus der goldenen Zauberwelt zurück. Der Name iſt nicht unbedeutend, ſagte ich bey mir ſelbſt, ein ſo feinſinniger Mann trägt kein Zeichen des Andenkens, als wenn es ihm herzlich werth iſt. Ob er nur eine Schweſter hat? Als er bey einer kleinen Abweſenheit meines Vaters ſich mir näherte, ſanft die Locken berührte, die über meine Schultern wallten, und dann mit bewegter, leiſer Stimme ſprach: Gutes, liebes Kind, o möchte ich etwas für Ihre Glückſeligkeit thun können! dann ſchwoll mein Herz wieder in freundlichen Hofnungen, und der Name war vergeſſen. Er machte ſich reiſefertig, ein Schauer faßte mich, als er Hut und Stock ergriff — vielleicht ſeh ich ihn zum leztenmal, ſagte mir eine Unglück weiſſagende Stimme in meinem Innern, denn er hatte nichts geäuſert über ſeinen Aufenthalt, noch ſeine übrigen Verhältniſſe. Bebend ſtand ich, und hielt mich am Fenſtergeſimms, denn meine Knie fingen an zu wanken, während er von meinem Vater mit einer treuherzigen Umarmung Abſchied nahm. Nun nahte er ſich mir, ſchlang ſanft den einen Arm um meinen Leib, und drückte ſeine Lippen auf meine glühende Wange — vergeſſen Sie mich nicht — ſprach er mit holder Stimme, und kaum konnte ich die hervorſtürzende Thränen zurückhalten. Schon war er an der Thür, und ſah noch einmal auf mich zurück, als wir das Rollen eines ankommenden Wagens vernahmen. Er warf einen Blick aus dem Fenſter, und befahl dem Kutſcher zu halten, er würde augenblicklich einſteigen, aber eine Dame rief ihm aus dem Kutſchenfenſter zu, ſie wünſche hier eine halbe Stunde auszuruhn. Er erwiederte, ſie hätten wenig Zeit zu verlieren, aber ſie war ſchon beym Ausſteigen, ehe ſie ſeine Antwort ganz vernommen hatte, und mein Vater war an die Thür geeilt, ſie zu empfangen.

Der Empfang der Dame ließ mir keine Zeit, mich meinen Empfindungen zu überlaſſen, aber ich war in der disharmoniſchſten Stimmung. Freude über die aufgeſchobene Abreiſe, und dieſe neue Erſcheinung, die ſich ſo ſchnell zwiſchen meinen Freund und mich drängte, kämpften in meinem Buſen. Sein Betragen ſchien mir gezwungener, ſeit ſie unter uns war, und ſein ganzes Weſen drückte doch Achtung und Neigung für ſie aus. Ihre Züge waren ſchön, aber ſie verſprachen mehr Verſtand, als Gefühl. Der Firniß der feinen Welt, der über ihr Betragen gezogen war, entfernte mich, ohne mir zu mißfallen. Sie begegnete mir auch nur mit jener, Menſchen von feinen Sitten mechaniſch gewordenen Gefälligkeit. Ihre Entfernung, mein liebſter Freund, hat mir Sorgen gemacht, ſagte ſie halb laut in franzöſiſcher Sprache, ich fürchtete, es wäre Ihnen ein Unfall begegnet. Er dankte mit einer Beugung des Kopfes für ihre Theilnahme und wandte ſich dann gegen uns. — Ich habe in dieſer liebenswürdigen Geſellſchaft einen der glücklichſten Abende meines Lebens zugebracht, und wünſchte, Sie hätten ihn mit mir genoſſen. Die Dame ſah mich ſcharf an, und zeigte mir nach dieſer Aeuſerung mehr Aufmerkſamkeit. Nicht ein Wort entfiel, aus welchem mir ihr gegenſeitiges Verhältniß hätte klar werden können. Es ſchien mir groſſe Vertraulichkeit zwiſchen ihnen zu herrſchen, vergebens wünſchte ich den Namen Schweſter zu hören, und ich wagte es nicht, auszudenken, daß ſie vielleicht verheurathet ſeyn könnten. Als ich nach einem kleinen Geſchäft ins Zimmer zurückkam, fühlte ich, daß man von mir geſprochen hatte. Die Dame bat mich, neben ihr zu ſitzen, nahm meine Hand, freute ſich, mich ſo unvermuthet kennen zu lernen, und hoffte, wir würden uns bald und öfters wiederſehen, um uns näher zu kennen. Sein Auge war mit innigem Wohlgefallen auf uns geheftet. Ich fing an die Dame als ein Band zwiſchen ihm und mir anzuſehen, dieſes gab vielleicht meinem Betragen gegen ſie die Farbe der Neigung. Ach, ihn zu ſehen, in ſeinem Kreiſe zu athmen, wie viel ſchien mir dieſes in dem Augenblick der Trennung! Die Dame ſprach viel und ſcharfſinnig mit meinem Vater über Literatur, fremde Länder und Sitten. Wie intereſſant konnte mir ihr Umgang ſeyn, wenn ſie die Schweſter des geliebten Mannes wäre! Zum zweitenmal kam der Moment des Abſchiedes, aber die Lage war verändert. Die Reinheit der erſten ungemiſchten Empfindung war durch die Dazwiſchenkunft der Dame mit mehreren kleinen Leidenſchaften gefärbt. Am mächtigſten wirkte der Stolz, die tiefen Bewegungen meines Herzens den Augen eines ſcharfbeobachtenden Weibes verbergen zu wollen. Ich folgte der Geſellſchaft mit einer ſonderbaren Dumpfheit des Sinnes an den Wagen. Wir werden uns wieder ſehen, mein beſtes Kind, ſagte die Dame, als ſie mich beym Abſchied umarmte; Ihr guter Vater hat es mir zugeſagt. Der Geliebte drückte noch einmal ſchweigend meine Hand an ſeine Lippen, er ſagte kein Wort, das Hofnung des nahen Wiederſehens zeigte. Lieber Vater, ſagte er noch mit einem Blick ſtiller Liebe zu uns, man ſteigt vom Himmel auf die Erde, wenn man von Ihnen ſcheidet, geben Sie mir Ihren Segen! Aber wie ſchmerzlich bebte mein Buſen, als er ſich gegen die Dame mit den Worten wendete: „liebe Amalie, nicht wahr, Sie fühlten es mit mir, daß man dieſes Gaſtfreundliche Haus nur ungern verlaſſen kann?" Das iſt alſo dieſe Amalie, ſagte ich bey mir ſelbſt. Ach ein glückliches, glückliches Weib, ſo an der Seite des liebenswürdigſten Mannes durch die offene ſchöne Welt zu fliegen! Süßes Geſchäft für ihn zu ſorgen, und wieder die zarte Sorge ſeiner Liebe zu ſeyn! Mein Vater blieb Gedankenvoll neben mir ſtehen, bis das Raſſeln des Wagens in der weiten Ferne verſtummte, faßte dann meine Hand und hieß mich einige Stunden ruhen. Ich zitterte bey ſeiner Berührung. Der Gedanke, mit ihm allein zu ſeyn, mit ihm, in deſſen Gegenwart kein Geheimniß in meiner Seele bleiben konnte, ergriff mich, und in ſchmerzlicher Bewegung ſank ich weinend an ſeine Bruſt. Mein gutes, gutes Kind, ſagte er mit tröſtender, weicher Stimme, du bedarfſt der Ruhe ſehr, ſuche einige Stunden Schlummer zu finden, deine Nerven ſind verſpannt; du findeſt mich im Garten. Vergebens ſuchte ich dem Rath meines Vaters zu folgen; der Schlaf floh mein bewegtes Gemüth. Ich gieng an meine Hausgeſchäfte, und das liebſte war mir, das Zimmer des Fremden wieder in Ordnung zu bringen. Mein Vater war ſtill und nachdenkend beym Mittageſſen, aber voll zarter Theilnahme gegen mich. Als ich mich nach Tiſche wieder entfernen wollte, hieß er mich ihn in den Garten begleiten.

Wir ſaſſen an einem kleinen Hügel, von dem wir die freie Ausſicht in ein enges Thal hatten, wo zwiſchen dunklen Fichten ein Waldſtrom hinbraußte. Er zog ſeinen Homer aus der Taſche und las die rührende Klage Andromache's. Das Gefühl meines eigenen Leidens floh, mein ganzes Weſen war von Andromaches Schmerz durchwühlt, und als der Zauber der hohen Dichtung von mir wich, war meine Seele wie rein gebadet durch einen Strom des erhöheten Lebens.

Ich liebte, aber ich liebte reiner, meine Sehnſucht war ſtill und lieblich. Das Bild des Geliebten lag in meiner ruhigen Bruſt in all ſeiner Schönheit einfach und groß, wie der Mond auf der Fläche des ruhigen Sees. So hörte die Liebe auf, eine Krankheit für mich zu ſeyn. Die Tage der Woche giengen in dem gewohnten Zirkel einfacher Beſchäftigungen hin. Alles hatte ſeine Zeit und Stunde, aber alles war ſo weiſe vertheilt, daß jedes pedantiſch läſtige Anſehn dabey vermieden war. Wer die Wohlthat des einförmigen Lebens nie empfunden hat, der ſieht nur Langeweile dabey, aber wer es gekannt hat, wie die Seele nach Zerſtreuungen und Weltgewühl ihr beſſeres Ich in einer thätigen Einſamkeit wieder findet, wie ſie ſich endlich der äuſern Stille und Ordnung anſchmiegt, und ſie in ſich einſaugt, der wird vielleicht dieſe Lebensweiſe die glücklichſte nennen.

So verwebte ſich das Bild meines Freundes mit allen meinen Beſchäftigungen, aber ſanft waren die Wallungen des Verlangens in meinem Buſen, und zart die Sehnſucht.

Mein Vater war noch ſorgſamer und zärtlicher gegen mich als gewöhnlich, wenigſtens ſchien ſeine Aufmerkſamkeit noch ununterbrochener auf mich gerichtet zu ſeyn. Rührend war mir ſein Schweigen über die neuen Bewegungen meines Herzens. Er fühlte ſie tief, aber mit zarter Schonung vermied er jedes Wort, das eine Erklärung hätte herbeyführen können. Solche Momente des Schweigens erzeugen Jahre der Freundſchaft, die Seelen ſcheinen ſich inniger zu nähern, als bedürften ſie ſchon der Worte nicht mehr. Aber dieſes Schweigen, von der einen Seite ſo werth und meinem wunden Gemüth ſo wohlthätig, dünkte mir von der andern auch ein Beweiß zu ſeyn, daß meine Liebe hofnungslos ſey.

Ach dieſe Amalie iſt ſein Weib! ſagte mir oft eine Stimme im Innern, aber eine andere widerlegte die erſte. Nein er würde ſich nicht erlaubt haben, dir mit ſolcher Herzlichkeit zu begegnen. Lag nicht in ſeiner Rede der ganze Sinn, daß er mich zu beſitzen wünſche? So gern gab mein hoffendes Herz der zweiten Gehör!

In Roſinens Betragen war eine ſonderbare Feierlichkeit. Nach meines Vaters Beiſpiel war auch zwiſchen ihr und mir alles unnütze Geſchwätz verbannt, und wir reſpectirten uns gegenſeitig zu ſehr, um daß wir nicht hätten wünſchen ſollen, uns immer nur etwas Paſſendes und Vernünftiges zu ſagen. Roſine, die noch mit der alten Gewohnheit der Schwatzhaftigkeit zu kämpfen hatte, und die ſich überdem bey mir, ihrem Zögling, der dankbarſten Achtung ſo gewiß hielt, überließ ſich doch zuweilen in der

Polynices.

Weil kluge Vorſicht mehr, als toller Muth,
Dem Feldherrn ziemt.

Eteokles.

Wie frech, wie übermüthig!
Dank's dem Vertrag, der dir das Leben friſtet.

Polynices.

Noch einmal fordr' ich mein ererbtes Reich
Und meinen Thron von dir zurück.

Eteokles.

Es iſt
Hier nichts zurückzufordern. Ich bewohne
Mein Haus, und fahre fort, es zu bewohnen.

Polynices.

Wie? Mehr als deines Antheils iſt?

Eteokles.

So ſagt' ich.
Und nun brich auf!

Polynices.

O ihr Altäre meiner Heimat!

Eteokles.

Die du zu ſchleifen kamſt.

Polynices.

O höret mich!

Eteokles.

Dich hören, der ſein Vaterland bekrieget!

Polynices.

Ihr Tempel meiner Götter!

Eteokles.

Deine Götter
Verwerfen dich.

Abweſenheit meines Vaters ihrer geſchwätzigen Laune. Jezt wartete ich ſeit mehrern Tagen vergebens auf ein Wort über die neue Begebenheit, die ſie in einem ſo einförmigen Leben nothwendig frappirt haben mußte. So gern hätte ich den geliebten Namen von irgend einem lebendigen Weſen ausſprechen hören. Es wäre mir ein Zeugniß der Wirklichkeit für die ganze Scene geweſen, die oft als ein leichter Traum aus meiner Seele zu entfliehen drohte.

Mehrere Tage verſtrichen ohne Nachricht von dem Fremden. Mit neugieriger Eile nahm ich alle ankommende Briefe in Empfang, und beſahe alle Aufſchriften und Siegel genau, denn ich kannte den ganzen CorreſpondentenCirkel meines Vaters. Am fünften Poſttage endlich erſchien ein Brief mit groſſem unbekannten Siegel, mit zitternder Hand reichte ich ihn meinem Vater beym Aufſtehen, und vergaß vor glühender Ungeduld das Frühſtück herbeyzuholen. Der Alte beſah Aufſchrift und Siegel, legte den Brief langſam auseinander, und ſetzte ſich zum ruhigen Leſen. Ich kannte alle ſeinen Falten auf dem ſtillen Geſicht meines Vaters, mit Zittern nahm ich die Wirkung wahr, welche der Innhalt dieſer Zeilen auf ihn machte, ein gewiſſes Staunen, in dem noch etwas Freudiges lag, das aber bald in eine Wolke des Schmerzens vor ſeiner Stirne verſchwand. Meine Unruhe wuchs, als er den Brief haſtig einſteckte, und mit einer ruhig ſeyn ſollenden Miene nach dem Frühſtück fragte. Der Tag verſtrich, als wenn eine Gewitterſchwere Luft den Athem preßt; die gewohnten Geſchäfte wurden gethon, aber die Gedankenſchwere Stirn des Hausvaters verbreitete Düſterheit über alles.

Nach einem einſamen Spatziergang fand mich mein Vater bey ſeiner Zurückkunft allein im Zimmer, ich fühlte mich gedrückt, da er den ganzen Tag vermieden hatte, mit mir allein zu ſeyn, und hielt ſchon die Thürklinge in der Hand, mich zu entfernen. Bleib mein Kind! rief er mir zu, ich habe dir ſehr wichtige Dinge zu ſagen, die mir das Herz preſſen, und die ich nur mit Geduld und Glauben an die ewige Güte mit Ruhe ertragen werde — die Zeit iſt gekommen, wir müſſen uns trennen. Ich flog mit einem lauten Schrey an ſeinen Hals, ſeine Thränen träufelten auf meine Wangen, und wir hielten uns ſprachlos umſchloſſen. Nachdem unſer Schmerz ſich gemildert hatte, fuhr er mit zitternder Stimme fort: Die Vorſicht hat mir deine Bildung anvertraut, mein beſtes einziges Kind, und ich fand das ſüſſeſte Geſchäft meines Lebens darinnen. Gott hat mich nicht reich gemacht, aber ich machte mir es zur Pflicht, von meinem kleinen Einkommen jährlich ſo viel zurückzulegen, daß du nach meinem Tod für Mangel und Abhängigkeit ſicher ſeyn könnteſt. Meine einzige Sorge war, wo du leben würdeſt? Unter dem Zirkel unſerer bisherigen Bekannten war niemand, dem ich dich mit ruhigem Gemüth hätte anvertrauen können. Meine Freunde ſind zu weit entfernt, und alle in Familienverhältniſſen, die für dich nicht taugen. Wir müſſen uns nach einem Zufluchtsort für dich nach meinem Tode umſehen — Stille deine Thränen — einem ſiebenzigjährigen Mann muß der Tod ſo bekannt ſeyn, als der Schlaf, und wir finden uns ja wieder beym Erwachen! Ein heiterer Strahl fiel aus ſeinem Auge in meine Seele, und das Leben ſchwand vor mir hin als eine Wolke, mit ſeinen Freuden und ſeiner Noth; ich blickte gelaſſen zu meinem Vater und zum Himmel auf.

So ſehr ich durch deine Entfernung leiden werde, mein beſtes Kind, fuhr mein Vater fort, ſo danke ich doch der Vorſicht für den Wink zu einem künftigen Aufenthalt für dich. Bey Menſchen, die meine Achtung verdienen, und die durch Geiſteskultur und feine Sitten dein Leben anmuthig und glücklich machen können. Die Dame, welche jüngſt bey uns war, iſt die Gräfin von Wildenfels. Ihr Aeuſeres verſpricht Feinheit und Bildung, aber ich kenne auch ihren Character durch einen meiner vertrauten Freunde, und ich kann dich ohne Sorge ihrer Führung anvertrauen. Sie wünſcht dich für den nächſten Winter zu ihrer Geſellſchafterin, und will aus beſonderm Antheil, welchen ſie an dir nimmt, noch einige kleine Talente dir erwerben helfen, die du an unſerm einſamen Aufenthalt entbehren würdeſt. Biſt du mit der Gräfin und der neuen Lebensart zufrieden, ſo wird ſie dich gern immer um ſich haben. Sie wohnt für jetzt in D**. „Ich werde ih wiederſehen!" war mein erſtes Gefühl bey den Worten meines Vaters, aber die lieblichen Hofnungen, welche be dieſem Gedanken meinen Buſen füllten, wurden bald vo dem ſchmerzlichen Gefühl der Trennung verſcheucht. „D verſuchſt die neue Lage für ein halbes Jahr, ſagte mir mein Vater, als er meinen tiefen Schmerz wahrnahm, mißfällt ſie dir ganz, ſo kehrſt du zu mir zurück, ſchlieſſeſt meine Augen, und ich empfehle dich unſerm himmliſchen Vater. Aber ich kann nicht wünſchen, den Sonnenſchein weniger Tage für mich durch den Frieden deines künftigen Lebens zu erkaufen. Wende alles an, um dein Gemüth zu der neuen Welt gefällig zu ſtimmen, in welche du eintreten wirſt." Schon in drey Tagen wollte mich die Gräfin durch ihre Kammerfrau abholen laſſen. Meine Seele zerfloß in ſchmerzlichen Gefühlen. Alle Freuden einer glücklichen Kindheit, alle einſam genoſſene Stunden der erwachenden Jugendfantaſie giengen in den Tagen der Trennung wieder auf, und drängten ſich feſter an mein Gemüth. Ich gieng durch das Dorf und empfieng mit gerührtem Herzen den treugemeinten Segenswunſch der guten Landleute; mein Vater, welcher den Verſtändigſten unter ſeiner Gemeinde gern Rechenſchaft von ſeinem Thun und Laſſen gab, hatte auch über meine Reiſe mit ihnen geſprochen, und ihnen geſagt, daß er ſich um einen Aufenthalt für mich nach ſeinem Tode umſehen müßte. Einige der Wohlhabendſten drangen mit Bitten in ihn, für die Zukunft nicht zu ſorgen, und wollten mich durchaus zwingen, Geſchenke anzunehmen, die für ihre Umſtände anſehnlich waren. In jedem Abſchied, den ich nehmen mußte, fühlte ich ſchon den allerſchmerzlichſten, den von meinem Vater.

Die Salmiſche Familie empfing meinen Abſchieds-Beſuch mit ungewöhnlicher Feierlichkeit. Ich umarme Sie vielleicht als eine große Dame, wenn wir uns wiederſehen, ſagte mir die älteſte Fräulein beym Abſchied. Ich achtete nicht mehr auf ihre Rede, als wie auf einen gewöhnlichen Mädchenſcherz, und erzählte ſie in dieſem Tone Roſine. Die gute Alte ſah mich einige Minuten lang forſchend an, führte mich mit geheimnißvollen Schweigen in ihr Kabinet, und verſchloß die Thüre hinter uns. Sie drückte mich an ihre Bruſt, bedeckte mein Geſicht mit Küſſen und Thränen, und rief aus „du biſt unſchuldig beſtes Kind, Gott ſey Dank, du biſt unſchuldig — Ach ich war ſo traurig, ich wähnte, du wüßteſt um den HeurathsAntrag des Fremden, und fürchtete deine Liebe und dein Vertrauen verlohren zu haben, weil du mir nicht ein Wort darüber ſagteſt. Jetzt ſehe ich, daß ich dir Unrecht that. Schweigen konnteſt du gegen mich, aber Dich verſtellen und die Unwiſſende ſpielen, das kann mein aufrichtiges gutes Mädchen nicht." Von was ſchwazeſt du Mütterchen? erwiederte ich, indem ich ſie mit großen Augen anſtarrte. Liebes Kind, du ſollſt alles wiſſen, aber ſchweigen mußt du, ſelbſt gegen deinen Vater, ſo hart es dir auch ankommen mag. Nein, ich begreife deinen Vater nicht, ſo ſehr ich auch ſonſt alles recht gethan finde, was er thut — mir mag ers verzeihen, daß ich meiner Agnes alles entdecke. Entſinneſt du dich jenes Morgens, Liebe, als jener fremde ſchöne Mann bey uns war? Du verlieſſeſt einmal ſchnell das Zimmer, und er blieb allein mit deinem Vater, da war ich in dem Seitenkabinet. Du weißt, es iſt nur durch eine Bretterwand von dem großen Zimmer geſchieden, und ich verſtand alle Worte die geſprochen wurden. Da die Rede von dir war, half mein Herz meinem Gedächtniß, mir entfiel nicht eine Silbe der Unterredung. Liebliches Geſchöpf! rief der Fremde aus, als du die Thür geſchloſſen hatteſt — O daß dieſe Wahrheit und Reinheit in deinem Weſen nie verfälſcht werden möchte, ich wäre dann der glücklichſte Mann, dich gefunden zu haben! Mein Vater, unſere Gemüther ſind eins in der Liebe der Wahrheit, unter uns braucht es keine Umſchweiſe, Sie ſollen mich ganz kennen, ich will Ihre Tochter ganz kennen, und iſt alles, wie ich mirs denke, wie Sie es wünſchen, dann bitte ich aus voller Seele, Vater gieb ſie mir zum Weibe! und ich gelobe es Ihnen, ſie ſoll ein glückliches Weib werden.

Sie kann ſich nur ſelbſt geben, ſagte der Pfarrer. Du ſeyeſt ſeine Tochter nicht. Weſſen Tochter ſie iſt, gilt mir gleich, erwiederte der Fremde. Ich beſitze die Eigenſchaften, die die Väter meiſt bey einer Heurath für ihre Töchter ſuchen, ich bin reich, und von hoher Geburt. Aber wenn der Vater ihres Geiſtes mich werth findet, durch das holde Weſen glücklich zu werden, dann werde ich dreyfach glücklich ſeyn. Ich frage nach nichts was ihr äuſeres Verhältniß betrift, weil ich unabhängig bin, aber Sie werden einen ſonderbaren Mann finden, der Ihnen ſeine Seele öfnen wird — ich ſchreibe Ihnen. Meine Adreſſe iſt: Baron von Nordheim in D**. Ueber die äuſere Exiſtenz des lieben Kindes haben Sie keine Sorge von heut an.

Kann ſie mein Weib nicht werden, ſo ſchenk ich ihr ein Vermögen, das ſie unabhängig macht; aber ſie muß kein Wort von meinem Plane wiſſen. Ihre Güte rührt mich tief, ſagte dein Vater. Tröſtend wäre es mir, meine Agnes als Weib eines edlen Mannes auf der Welt zurückzulaſſen; ihre Geburt iſt mir ſelbſt noch ein unergründliches Geheimniß, und ſelbſt meine Ahnungen darüber muß ich in meinen Buſen verſchließen. Alles was ich ſagen kann, iſt . . .” — Du trateſt wieder herein mein Kind. Wunderbar, klar und leicht wurde mir bey dieſer Erzählung. Sein Weib, des liebenswürdigen Mannes nächſtes innigſtes Verhältniß! ich dachte es mit ſtillem Entzücken. Doch ſchämte ich mich beinahe bei meinem Vater, etwas gegen ſeinen Willen erfahren zu haben, und die peinliche Empfindung, ihm etwas verbergen zu müſſen, ließ mich mit mehrerer Ruhe an die Trennung von ihm denken.

Der Tag des Abſchieds brach an, alle namenloſe Liebe, die ich empfangen hatte, füllte einzig meine Seele, ſprachlos lag ich zu den Füſſen meines Vaters, als der Wagen vorfuhr. Er wollte mich tröſten, aber Thränen erſtickten ſeine Worte, Gott ſegne dich in Zeit und Ewigkeit meine Tochter! rief er mit zitternder Stimme. Endlich ſchieden wir beide in jener ſtillen Erhebung der Seele, welche nur der tiefern Empfindung eigen iſt.

Meine Begleiterin war ein gutes harmloſes Geſchöpf, das mir meine neue Lage mit den glänzendſten Farben vorzumahlen ſtrebte. Zum erſtenmal dachte ich jetzt über meine Geburt und den Stand meiner Eltern nach. Ich fand mich fremd und allein in der Welt, da ich aus den Augen meines Vaters war. Das Gefühl war mir ſchmerzlich, und ich ermunterte mein Gemüth nur in dem Beſtreben, ſich ſelbſt gleich zu bleiben, und keiner äuſern Lage Gewalt über mich einzuräumen. Ernſtlich nahm ich mir vor meinen ganzen Sinn nur auf die Ausbildung der Talente zu richten, die ich jetzt erwerben könnte, und die meine Einſamkeit beſchäftigen, und meine Unabhängigkeit in jeder Periode des Lebens mir verſichern ſollten. Reizend dachte ich mir es, durch eine feine Malerey eine Summe zu erwerben, und dann meinen Vater unvermuthet mit einem Buche, welches er ſich längſt gewünſcht hatte, zu überraſchen. Ach ich wußte daß er ſich manches verſagte, um mir irgend ein kleines Geſchenk zu machen!

Die Neigung welche mein Herz füllte, war zu rein, als daß ich ſie mit einer Ausſicht auf äuſeres Glück hätte verknüpfen ſollen. Wenn ich den geliebten Mann dachte, lagen alle Verhältniße unter mir, ſo wie einer gläubigen Seele in dem Gedanken des Himmels alles irrdiſche entſchwindet.

Den zweiten Tag meiner Reiſe hielt ich Mittag in N**. Die Kälte nöthigte uns in der Wirthsſtube zu bleiben, bis ein beſonders Zimmer erwärmt wurde. Mehrere Reiſende befanden ſich darinnen. Auſer den gewöhnlichen Fragen und Geſprächen, nahm niemand aus der Geſellſchaft beſondern Antheil an mir. Ein Mann ſaß nachdenklich am Feuer; als er mich erblickte, ſtand er auf und ſah mich einige Minuten hindurch ſcharf an. Wohin geht Ihre Reiſe, mein ſchönes Kind? redete er mich an, und als ich erwiederte „nach D**" ſchüttelte er den Kopf einigemal bedeutend, und murmelte: ſo jung, ſo ſchön! zwiſchen den Zähnen. Er war ein Mann von mehr als mittlerer Größe, er trug einen dunkelblauen abgetragenen Ueberrock, ſeine ſchwarzen Haare hingen zerſtreut ums Haupt, und ſeine düſtern Augen blickten ſcharf unter der hochgewölbten Stirne hervor. Seine Wäſche war ſehr fein und reinlich. Er zog eine Schreibtafel hervor, bat mich um meinen Namen und um den Ort meines Aufenthalts. Dann bat er mich, mich in ein günſtiges Licht zu ſetzen, weil er mein Portrait zu zeichnen wünſche.

Sein Benehmen dünkte mir ſonderbar, aber es war von ſolch einer Unbefangenheit begleitet, daß man ihm ſeine Bitten nicht wohl verſagen konnte. Sie ſind unter einem glücklichen Zeichen gebohren, rief er aus, nachdem er einige Linien gezogen hatte. Es iſt nichts Streitendes in den Elementen deines Weſens, holdes Geſchöpf! O ermüde nicht, dieſe holde Einheit durch das innigſte Streben deines Gemüthes zu erhalten! Deine ganze Tugend iſt das zu bleiben, wozu die Natur dich machte. Dieſes klare, blaue Auge, vermag die Wahrheit vom Irrthum zu ſcheiden, und unter dem freien Gewölbe dieſer Stirn entwickeln ſich die Gedanken rein und zart. Wie fein ründet ſich das Näschen, noch ſchwankend, ob es ſich mehr zur Vorſichtigkeit und Klugheit, oder zur gutmüthigen, beynahe leichtſinnigen Hingebung formen wird. Aber den Uebergang von der Naſe zur Lippe, den hat ein guter

Engel mit dem Finger der Liebe gezeichnet. Der Mund iſt feſt und unverſtellt; er ſprach nur Wahrheit und Liebe. Gutes Mädchen, o laß deine unentweihte Lippen nie etwas anders reden! Gott gebe dir eine glückliche Liebe, und du kannſt ein vollkommenes Weib werden. Er arbeitete während dieſer Rede, die er ganz als einen Monolog zu betrachten ſchien, an ſeiner Zeichnung fort. Als er die Hauptzüge entworfen hatte, hielt er mir das Blatt vor die Augen, und ſagte mit einem feierlichen Ton: „So ſind Sie jezt, die Fülle der Jugend muß von der Zeit verweht werden, aber möge nach dreyßig Jahren derſelbe reine Geiſt dieſe Formen durchathmen. Sähe ich Sie wieder und zum gemeinen Weibe geſunken, dann ſoll dieſes Blatt Ihr ſtrafender Richter ſeyn. Sollte in dieſen geradblickenden treuen Augen je Koquetterie ſpielen, der Liebeathmende Mund ſich flach und falſch hin und her ziehen — O ich ſah ſchon mehr ſolche gefallene Engel! Wie ein armer Landmann auf einem vom Hagel zerſchlagenen Acker, den vor wenig Stunden noch eine blühende Saat ſchmückte, ſo gieng ich oft unter den Ruinen der Menſchheit. Mädchen, rief er aus, indem er mir freundlich die Hand bot, mache mir die Freude, ein reines einfaches Weib zu bleiben, dem Wahrheit und Liebe über alles geht.

Das ganz eigene Weſen dieſes Mannes hatte mich bewegt. Es war eine ſolche Wahrheit in ſeinem Ton und ſeiner Miene, daß alles Karrikaturmäßige aus ſeinem ſonderbaren Benehmen verſchwand. Werde ich Sie bald wieder ſehen? fragte ich mit einem herzlichen Antheil, der

Polynices.
Man treibt mich aus der Heimat!
Eteokles.
Weil du gekommen biſt, ſie zu verheeren.
Polynices.
Höchſt ungerecht verſtößt man mich, ihr Götter!
Eteokles.
Hier nicht, in deinem Argos ruf' ſie an!
Polynices.
Ruchloſer Läſt'rer!
Eteokles.
Doch kein Feind, wie du,
Des Vaterlands.
Polynices.
Gewaltſam treibſt du mich
Hinaus, gewaltſam raubſt du mir mein Erbe!
Eteokles.
Und auch das Leben hoff' ich dir zu rauben.
Polynices.
O hörſt du, was ich leiden muß, mein Vater?
Eteokles.
Er hört auch, wie du handelſt.
Polynices.
Und du, Mutter?
Eteokles.
Du haſt's verſcherzt, der Mutter heilig Haupt
Zu nennen.
Polynices.
Vaterſtadt!
Eteokles.
Geh in dein Argos
Und bete zu der Lerna Strom!

ſeinem Auge nicht entgieng. Gutes Kind, ich weiß ſelten, was ich thun werde. Meine Zeit iſt nicht mein, und mein Wirken folgt dem groſſen Laufe der Begebenheiten, deren tauſendfache Räder auch mein Individuum forttreiben. Ich beobachte Sie vielleicht im Stillen und Ihnen unſichtbar, dann, wann Sie es am wenigſten vermuthen. Vielleicht auch verlange ich einmal als Maler Zutritt bey Ihnen. Sie ſind der Kunſt hold, üben Sie ſie fleiſſig, gleich der Stimme eines treuen weiſen Freundes bringt ſie Klarheit und Frieden in die Seele. Er führte mich an den Wagen, und legte ein aufgerolltes Gemählde mir gegenüber. „Nehmen Sie dieſes als ein kleines Andenken. Es ſey ein Talisman, ſagte er lächlend, den Sie in Stunden der Liebe vor Augen haben; dann denken Sie noch liebes Mädchen, daß Sie eine glückliche Mutter werden wollen." Ohne meinen Dank anzuhören, war er mir aus den Augen, und ich erſtaunte, als ich die Leinwand aufrollte, eine trefliche Kopie von Raphaels Madonna della Sedia zu finden.

Den nächſten Tag kam ich in D** an. Es war Abend, als ich bey dem Hauſe der Gräfin vorfuhr. Eine lange Reihe von Zimmern war erleuchtet, man ſagte mir, eine groſſe Geſellſchaft ſey bey ihr verſammelt, und ſie habe befohlen, mich in ihr Kabinet zu führen. Nach wenigen Momenten erſchien ſie ſelbſt, in einem ſehr glänzenden Putz, der meinem Willkommen etwas Feierlicheres gab, als ich wollte; da ich mich in die Stimmung, ihr mit Liebe und Offenheit zu begegnen, verſetzt hatte. „Ich fühle, wie viel Sie mir durch die Trennung von Ihrem Vater aufopfern, mein beſtes Kind, redete ſie mich nach einer Umarmung an. Ich werde alles anwenden, Ihren Verluſt erträglicher zu machen; wenn Sie mich zufrieden mit ſich ſehen wollen, ſo ſagen Sie mir mit der Offenherzigkeit einer Freundin alle Ihre Wünſche. Ich muß Sie jezt für ein paar Stunden verlaſſen, ich konnte die Geſellſchaft heute nicht los werden. Sehen Sie ſich in meinen Zimmern unter meinen Büchern und Kupferſtichen um, wenn es Ihnen Freude macht. Hernach wird meine Kammerfrau Sie ankleiden, und ich hole Sie zum Nachteſſen ab. Sie verzeihen, daß ich mir die Freude mache, Sie dieſen Abend nach meinem Geſchmack gepuzt zu ſehen. Ich hatte es ſchon bemerkt bey unſerer erſten momentanen Bekanntſchaft, daß Sie von meiner Taille ſind, und ließ Ihnen ein Kleid nach dem neueſten Schnitt machen. Wir müſſen es mit den alten Kindern, die man in den gröſſern Zirkeln ſo häufig antrift, nicht verderben, ſezte ſie lächelnd hinzu, und verließ mich.

Ich gieng in den Zimmern umher, und die Geſchmackvolle Pracht, die ich überall erblickte, machte einen gefälligen Eindruck auf mich. Meine Fantaſie ward reger, und ich dachte mich in den mannichfaltigen Situationen, die mich vielleicht in dieſem Hauſe erwarteten. Das Schlafzimmer der Gräfin war am meiſten nach meinem Geſchmack. Alle Formen waren angenehm beruhigend, und die hellgrüne Seide der Umhänge, flog als ein leichtes Gewölk in den mahleriſchſten Falten um das Ruhebette und die

Fenſter. Eine ſchöne antike Lampe war in der Mitte des Platfonds durch goldene Ketten befeſtigt, und goß ein mildes Licht auf alle Gegenſtände umher. Zwiſchen den Fenſtern, gerade dem Ruhebette gegenüber, wallte ein ſeidener Vorhang herab über ein Gemählde. Ich heb ihn auf und fand — das Bild Nordheims in ſchöner geiſtvoller Wahrheit. Ach es ſchien mir jezt nur ein Augenblick, ſeit er mich verließ! Der holde Zauber ſeiner Gegenwart bebte durch meine Sinne, gleich der wiederkehrenden Frühlingsſonne durch die Nerven eines Kranken. Alle Nebel waren verſchwunden, er war wieder mein, und Sonnenſchein und freundliches Daſeyn umglänzten mich. Bald ſchwand die liebliche Magie; ich betrachtete das Bild. Er war in Lebensgröſſe gemahlt, vor einer Herme ſtehend, welche die Büſte der Gräfin vorſtellte, die eine Hand ruhte auf dem Marmor, und das Haupt war etwas geſenkt, gleich als wär er in Betrachtung verlohren.

Welch ein inniges Verhältniß muß er zu dieſer Amalie haben? Sein anders Portrait iſt in dieſem Zimmer, gleich als ſey es ein Heiligthum der Liebe, nur für dieſen Einen bereitet! Die Gräfin ſtand neben mir, ohne daß ich ſie wahrgenommen hatte. Ihre groſſen forſchenden Augen waren feſt auf mich gerichtet. Sie ſchien meine Verlegenheit nicht bemerken zu wollen und ſagte mit einem leichten Ton: Sie werden das Bild vortreflich gemahlt und getroffen finden! Ich pflege es ſonſt immer ſo für dem Staub zu bewahren, ſie drückte an einer Feder, und ein Feld der Tapete bedeckte das Gemählde. Sie ſchob ein kleines Ruhebette unter die Vorhänge und führte mich aus dem Zimmer. Eine Wolke ſchien mir vor ihrer Stirn zu ſchweben, und ihr Betragen etwas minder herzlich zu ſeyn, doch ſagte ſie freundlich: „Ich werde Sie nun in die, für Sie bereiteten, Zimmer führen, Sie bewohnen ſie, ſo lang es Ihnen gefällt; ich werde meine liebe kleine Geſellſchafterin immer zu früh verliehren, und alle Künſte anwenden, um ſie zu feſſeln. Vielleicht hilft mir ein gewiſſer Geiſt, den magiſchen Kreis um ſie zu ziehen."

Ich hatte ein Beſuchzimmer, ein Schlafzimmer und ein Ankleidzimmer, alle drey waren anmuthig geſchmückt, und mit allen Bequemlichkeiten verſehen. Ich mußte mich ohngeachtet alles Widerſtrebens, von der Kammerfrau ankleiden laſſen, und als ich fertig war, führte mich die Gräfin zur Geſellſchaft. „Sie waren vielleicht noch nie in ſo einem groſſen Zirkel, als der iſt, in den ich Sie heut einführe, ſagte ſie mir, während wir über die lange Gallerie giengen. Ihr feiner Sinn wird Sie in jeder Lage ein paſſendes ſchönes Betragen finden laſſen. Die Kunſt der groſſen Zirkel, liebes Kind, iſt übrigens die der Unbedeutenheit." Die Geſellſchaft ſaß gröſtentheils beym Spiel, die Gräfin präſentirte mich an einigen Tiſchen unter dem Namen der Fräulein von Lilien. Lilien war der Name meines Vaters, nach welchem ich mich immer mit Freude und Stolz nennen hörte, aber die Fräulein fiel mir auf, es war mir widrig, mich mit fremden Federn zu ſchmücken, und mein Stolz konnte ſich zu keinem Schein bequemen. Für jetzt mußte ichs ſchon ſchweigend hingehen laſſen. Man that ein paar leere Fragen an mich, auf die ich eben ſo flache Antworten gab. Die Gräfin hieß mich zu ihrer Parthie hinſitzen, und begegnete mir mit der gefälligſten Achtung, die bald die allgemeine Aufmerkſamkeit auf mich zog. Nach geendigtem Spiel glaubte mir jeder etwas ſagen zu müſſen, und Fragen nach meinem vorhergehenden Aufenthalt, nach meiner Reiſe, wechſelten mit Schmeicheleyen ab. Die Gräfin wußte auf eine geſchickte Art alle Fragen nach meinen vorigen Verhältniſſen abzuſchneiden, welches mir, da ſeit Roſinens Entdeckungen das Gefühl einer ſonderbaren Geheimnißvollen Exiſtenz drückend auf meinem Herzen lag, zum erſtenmal eine dankbare zarte Neigung für ſie einflößte. Bey der Abendtafel, wo der größere Theil der Geſellſchaft ſich entfernt hatte, wurde die Unterhaltung zuſammenhängender, und ich konnte mir den Umriß von einigen Characteren entwerfen. Ich kannte noch wenig vom konventionellen Leben und der Sprache der Weltleute. Meine einfachen Grundſätze fanden ſo manches parador, womit der durch Gewohnheit geſchmeidige Sinn ſich ohne Mühe ausſöhnet. Es war mir ſo natürlich, als daß die Nacht auf den Tag folgt, den Betrogenen zu beklagen, und den Betrüger zu haſſen, die Tugend der Ehre, und die Ehre dem eigenen Vortheil vorzuziehen. In den Urtheilen dieſer Geſellſchaft ſah ich alle dieſe Begriffe umgeſtoſſen; ſelbſt die Leidenſchaften, die eine ungewöhnliche Kraft des Gemüths erfodern, als die Liebe und den Ehrgeitz dienten vielen Perſonen aus derſelben zum Spott. Mir ſchien dieſe Höhe, von der ſie auf alle ächten Verhältniſſe unſers Daſeyns herabblickten, eine ſchauervolle Oede zu ſeyn, nur Dornen und Diſteln wachſen auf dem Felſengrund des Egoismus. Die Gräfin gab kein Zeichen weder des Tadels noch der Billigung. Ihr Charakter blieb Fleckenlos für mich, aber warum ſind dieſe Menſchen ihre Geſellſchaft? Noch eine junge weibliche Geſtalt, und zwei junge Männer, die ihr zur Seite ſaſſen, zogen mich durch ein liebenswürdiges einfaches Betragen an. Einer der Männer warf oft verachtende Blicke um ſich, wenn eine gemeine niedrige Geſinnung ſich äuſſerte, oder zeigte durch ſeinen Spott die Nichtigkeit des Geſagten. Die Dame war mir als Fräulein von R** vorgeſtellt worden, und ich fühlte, daß ſie und ihre beiden Nachbarn mich genau beobachteten.

Die Gräfin brachte gewöhnlich einige Abende jeder Woche in der Geſellſchaft des Fürſten zu, und ich mußte ſie begleiten. Der Fürſt war zwiſchen ſechzig und ſiebenzig Jahren, und beläſtigte ſich und andere noch mit der ſteifen altfranzöſiſchen Etiquette, die die deutſchen Fürſten-Söhne am Hofe der franzöſiſchen Könige erlernt, und auf ihren Boden freilich in etwas verminderten Dimenſionen verpflanzt hatten. Der Fürſt hatte durch Alter und Gewohnheit ſich beynahe natürlich unter dieſer ſchweren Rüſtung des Ceremoniels bewegen lernen. Gegen die Frauen beobachtete er die feine hochgeſpannte Höflichkeit der alten Chevalierie, ſo daß ſein Aeuſſeres für dieſe nicht ungefällig war; aber auſſer der Sphäre der feinen Manieren durfte er keinen Moment gerathen, um erträglich zu ſeyn. Seine Kinder ſuchten ſo viel wie möglich entfernt von ihm zu leben, weil ſie nur den Despoten in dem Vater fanden. Der Sohn blieb auf Reiſen, ſo lang es der Anſtand erlaubte, und machte nur ſeltene Beſuche bey ſeinem Vater; die Prinzeſſin, von der man als einer der beſten ſanfteſten Seelen ſprach, lebte unter dem Vorwand ihrer Geſundheit bey ihrer verheuratheten Schweſter.

Die Karikaturen unter den Hofleuten ſchienen mir bald lächerlich, bald beweinenswerth. Die Ehrfurcht, die ſie ſogleich bey der Erſcheinung ihres Herrn aus ihrem Herzen in ihre Hände und Füſſe rufen konnten; ein gnädiger oder zorniger Blick, der wie ein electriſcher Schlag durch ihren Körper fuhr, und ſeine natürlichen Bewegungen veränderte; das augenblickliche Beugen ihrer Meinung nach der letzten Aeuſſerung der fürſtlichen Lippen — dieſes alles war mir unbegreiflich, ich ſtand wie vor einem Puppenkaſten, ſo wenig Menſchliches, Wahres, ſprach an mein Herz. Der Fürſt bezeugte mir viel Aufmerkſamkeit, als mich die Gräfin vorſtellte, und meine natürliche Unbefangenheit ſchien ihm als eine ungewöhnliche Erſcheinung keinen unangenehmen Eindruck zu machen. Die Gräfin verſtand es vortreflich mit dem Fürſten umzugehen und dieſe ſchwere Maſſe alter verroſteter Gefühle und Vorſtellungen oft in ein gefälliges Spiel zu ſetzen. Ich ſchloß daraus, daß die Geiſtes-Armuth der Hofleute vielleicht ſelbſt den Fürſten bewog, ihnen nur als Maſchinen zu begegnen. Fräulein R**, die beiden Herrn von Alban, und der Arzt des Fürſten, der ſich als eine unentbehrliche Perſon fühlte, dieſe blieben in ihrem natürlichen Weſen.

Nach der Tafel kam Fräulein R** auf mich zu und ſtellte mir die beyden Albans vor. Sie hatten Langeweile während der Tafel, ſagte mir Fräulein R**, aber wir genoſſen nicht wenig Vergnügen, indem wir ſie beobachteten. Natur und Grazie ſind uns hier eine ſeltene Erſcheinung. Ich hoffe, Sie halten ſich künftig zu uns. Wie Sie uns hier ſehen, fuhr ſie lächelnd fort, machen wir drei, die beyden Herrn von Alban und ich, einen kleinen Staat im groſſen Staat der Geſellſchaft aus. Herr von Alban der jüngere behauptet aus Ihrer Phyſiognomie zu ſehen, daß Sie zu uns gehören müſſen, und ich fühle es.

Wenn Sie in Ihren Staat nur ſtille friedliche Bürger aufnehmen, erwiederte ich, ſo denke ich Ihr Vertrauen zu verdienen. Zu groſſen Geſchäften und Negociationen hoffe ich, werden Sie ohnedem ein Landmädchen, das die Welt noch ſo wenig kennt, nicht brauchen wollen. Wen die Natur ſo reich machte, fiel der jüngere Alban ein, den kann die Kunſt wenig lehren. Uebergeben Sie ſich uns nur ohne Bedingungen, laſſen Sie mich nur Fräulein Lilien mit unſerer Verfaſſung bekannt machen, rief Fräulein R** und führte mich in ein Fenſter. Die zwei Herrn und ich, fuhr ſie fort, ſind von Kindheit an zuſammen aufgewachſen. Ein guter Genius bewahrte uns vor einigen Thorheiten der Welt um uns her. Wir haben vielleicht andere dafür, aber wir bleiben dabey doch froh und unſchädlich. Wir haſſen die Falſchheit, wir verachten die Kleinheit, die nur den Schein ſucht, fliehen die Leerheit, und ſuchen unſer eigenes Weſen dafür zu bewahren. Da wir nicht alt und vornehm genug ſind, um den Ton anzugeben, ſo helfen wir uns mit dem Pythagoräiſchen Schweigen ſo gut durch, als wir können. Wir ſind durch unſere Verhältniſſe verbunden, einen groſſen Theil unſers Lebens in den groſſen Zirkeln zu verlieren, wo die Mittelmäßigkeit das Regiment führt, aber wir ſtreben, unſer eigenes Selbſt unverdorben durch den Strom der Geſellſchaft hindurch zu treiben. Aber Sie müſſen unſere Art, zu ſeyn, erſt beobachten und prüfen. Ich danke, fuhr ſie fort, der Exiſtenz dieſer kleinen Geſellſchaft vieles von meiner moraliſchen Bildung. Viele gute Menſchen haben ſtillſchweigend unter ſich daſſelbe Bündniß, aber es ſchleicht ſich nach und nach eine Art von Trägheit unter ihnen ein, die unter dem Namen der Toleranz am Ende alles, und ſich ſelbſt mit allem andern hingehen läßt, wie es kann oder will. Wir vermeiden dieſes durch ein Geſetz, uns alle acht Tage Rechenſchaft von unſern Beobachtungen zu geben. Die Mittheilung unſerer Gedanken zwingt uns, unſere Wahrnehmungen aufzuklären. Wir leben glücklich durch dieſe Verbindung unter den heterogenen Menſchen, die uns umgeben. Ich fand auch das Glück meines Herzens in unſerm kleinen Zirkel. Der ältere Alban wird mein Gemahl werden, ſobald unſere Familienverhältniſſe es erlauben. Mein künftiger Schwager iſt eigentlich die Seele des ganzen Verhältniſſes durch die groſſe Lebhaftigkeit ſeines Verſtandes und ſeiner Einbildungskraft. Der ruhigere aber nicht weniger tiefe Blick meines Albans macht einen angenehmen Kontraſt mit der glühenden Fantaſie ſeines Bruders. Oft belebt uns die Erfahrung, daß Julius, dieſes iſt der Name meines Schwagers, durch ſeine Fantaſie uns und ſich ſelber getäuſcht hat. Wir lachen ihn aus, und glauben ihm doch das nächſtemal wieder. Theilen Sie uns Ihre Bemerkungen und Ihre Erfahrungen, wenn Sie wollen, mit, nehmen Sie dagegen das Gelübde der Aufrichtigkeit und Freundſchaft von uns an. Julius von Alban trat zu uns, und ſagte halb feierlich: Nehmen Sie die Gelübde dreyer Menſchen an, die nach dem hohen Sinn der Schönheit ſtreben. Nach rein von jedem verfinſterten Hauche der Weltluſt wird uns die himmliſche Klarheit Ihrer Seele die Gegenſtände im treueſten Spiegel wiederſtrahlen. Mit Vergnügen, liebe Fräulein R** antwortete ich, werde ich meine beſten Gedanken vor Ihnen und Ihren Freunden darlegen, weil ich Belehrung von Ihnen erwarte. Julius ſchien mehr Wärme von mir zu erwarten, aber es lag von jeher in meinem Weſen, daß ein exaltirter Ausdruck meine eignen Empfindungen herabſtimmte. Mein Vater hatte mich immer gelehrt, groſſe Worte nur für wirklich groſſe Dinge zu brauchen.

Ich verlebte alle Abende in derſelben Geſellſchaft in verſchiedenen Häuſern. Fräulein R** und die beyde Albans waren geiſtvoll und liebenswürdig. Mein Herz öfnete ſich gegen ſie, vorzüglich zog mich ihre zarte Neigung

Polynices.
Ich gehe;
Sey unbeſorgt! -- Dir tauſend, tauſend Dank,
Geliebte Mutter —
Eteokles.
Geh von hinnen, ſag' ich.
Polynices.
Ich gehe. Meinen Vater nur vergönne
Mir noch zu ſehen.
Eteokles.
Nichts.
Polynices.
Die Schweſtern doch?
Die zarten Schweſtern!
Eteokles.
Nie und nimmermehr!
Polynices.
O meine Schweſtern!
Eteokles.
Du erfrecheſt dich,
Ihr ärgſter Feind, beim Namen ſie zu rufen?
Polynices.
Leb' froh und glücklich, Mutter.
Jokaſta.
Froh, mein Sohn?
Sind's etwa frohe Dinge, die ich leide?
Polynices.
Dein Sohn? Ich bin es nicht mehr!
Jokaſta.
O ihr Götter!
Zu ſchwerem Drangſal ſpartet ihr mich auf!

für ihren Bräutigam an, der Odem der Liebe iſt einer ſehnſuchtsvollen Seele ſo erquickend. Die Gräfin war ſehr gefällig gegen mich, aber die glatten Weltſitten, vielleicht noch mehr meine Zweifel über ihr Verhältniß zu meinem Freund, hielten jedes vertrauliche Wort in meinem Buſen zurück. Sie ſchien auch nur auf mein Aeuſſeres wirken zu wollen und ſagte mir nach den erſten Tagen: „Ich bin zufrieden mit Ihrem geſellſchaftlichen Betragen, und bewundere, wie Ihr Vater auch hier nur die freye ſchöne Natur in Ihnen entfaltet hat. Sie beſitzen die Elemente der feinen Lebensart, ſanfte beſcheidene Gefälligkeit, und einen heitern Geiſt, der immer die momentane Lage richtig faßt, und das Paſſendſte, was in ihr zu thun iſt, findet."

Wir ſahen uns übrigens ſehr ſelten allein, und ich konnte nicht begreifen, wie die Gräfin mit ſo viel Geiſt und Geſchmack, und in ſolch einer freyen Lage, den größten Theil ihrer Zeit in leeren geiſtloſen Zirkeln verlor. Ich bewunderte ihr Talent mit dem groſſen Haufen zu leben, ohne dabey von ihrer feinern Individualität etwas einzubüſſen. Sie wußte die gehörige Entfernung der feinen Lebensart vortreflich zu benutzen, um ihr Verhältniß zu heterogenen Menſchen auf die leichteſte, beſte Art zu ſtellen, und ſich ſelbſt die Aeuſſerung jeder gemeinen Empfindungsart zu erſparen. Da ſie ſelbſt bey den Zwiſten der kleinen armſeligen Eitelkeit immer von Leidenſchaft frey blieb, ſo wurde ſie die Vertraute jeder Parthey. Nur ſelten zeigte ſich ein Funke ihres überlegenen Verſtandes, vor welchem der Kurzſinn und die elende Egoiſterei gleich den lichtſcheuen Vögeln, in ihre Dunkelheit zurückfliehen. In kleinern gewählteren Zirkeln ſchien ſie mir oft eine Schülerin der Aſpaſia. Jedes geringe Talent fühlte ſich in ihrer Gegenwart erhöht, und jedes edle wahrhaft menſchliche Gefühl ſtärkte ſich. Die Unterhaltung war meiſt nur durch ihren Geiſt intereſſant, aber er wirkte in ſo leiſen flüchtigen Zügen, daß man ſeine Wirkſamkeit wie das Element, welches uns immer umgiebt, nur genoß, nicht bemerkte. Ich achtete dieſe Talente, aber in einem gewiſſen Alter erwirbt ſich Einſeitigkeit eher Vertrauen und Liebe, als Vielſeitigkeit.

Der theure Name wurde nicht genannt, und meine bebenden Lippen wagten keine Frage. Hat er nicht befohlen, ſeine Briefe nach D** zu addreſſiren? Warum wird eines ſo vorzüglichen Mannes nirgends gedacht? Und vor allen, warum ſpricht die Gräfin nicht ein Wort von ihm, da ſie doch mein Herz bey ſeinem Bilde überraſchte? Das erſte leidenſchaftliche Begehren weckt in dem jungen Gemüth alle Kräfte zur Tugend und zum Laſter. Ein quälender Argwohn füllte meine Seele, die Gräfin habe mich in ihr Haus genommen, um mich von meinem Geliebten zu entfernen, und ſeine vielleicht flüchtige Neigung für mich durch die Abweſenheit zu unterdrücken. Vielleicht ſucht er mich eben jetzt bey meinem Vater auf, findet mich nicht, und das höchſte Glück des Lebens, ſeine Liebe, geht mir für immer verlohren. Dieſe ganze Lage, nebſt der Sehnſucht nach meinem Vater, zog eine ſchwarze

Wolke vor mein Gemüth, die meine neuen Freunde mit Antheil bemerkten und durch eine verdoppelte Gefälligkeit zu zerſtreuen ſuchten. Der Umgang mit den beyden Albans wurde mir immer intereſſanter, vorzüglich durch die Kenntniß von der politiſchen Welt, die ſie mir mittheilten, ſie hatten beyde in den wichtigſten Geſchäften gearbeitet und kannten die Menſchen, welche die Staatsmaſchine dirigirten. Ich las die neuern Geſchichten der europäiſchen Staaten, und lernte die Begebenheiten aneinander reihen, aus denen das Gemählde der gegenwärtigen Welt entſtand. Die beyden Brüder freuten ſich meines lebhaften Sinnes und Verſtandes für dieſe Verhältniſſe, aber mit wundem Herzen fühlte ich, daß Fräulein R** ſich von mir entfernte, jemehr ſich die Brüder mir näherten; ihre Augen ruhten mit Sorge und Unruhe auf mir, wenn ich mit ihrem Bräutigam ſprach, und ſie war nie ganz frey und heiter, als wenn ſie mich mit Julius allein beſchäftigt ſah. Julius heftete ſich jeden Tag inniger an mich, meine Liebhabereyen wurden die ſeinen, er bildete ſich mit dem zärteſten Sinn nach meinem Geſchmack, ſein Ausdruck wurde einfacher, da ſein Gefühl tiefer wurde, und mein Herz konnte ihm eine zarte Neigung nicht verſagen. Da mich Fräulein R** Stimmung nöthigte, ſeinen Umgang ausſchlieſſend zu ſuchen, ſo überließ er ſich ganz der Hofnung, geliebt zu werden. Aus Schonung für Eliſen von R** konnte ich ihm den Grund meines Betragens nicht entdecken, und ich litt durch die Täuſchung, in die ich ihn vielleicht über mein Herz ſetzte.

Julius war ein ſchöner junger Mann, ein vollkommenes Ebenmaß war in ſeiner Geſtalt und ſeinen Geſichtszügen, aber es fehlte dem Ganzen jener Ausdruck von Kraft, von ruhigem Beſtand auf ſich ſelbſt, an den ein weibliches Herz ſich ſo gern anſchmiegt. Er hatte poetiſches Talent und war oft verſunken in ſeine Dichterwelt, wenn es darauf ankam, Würde und Kraft in der Wirklichkeit zu zeigen. Nur dem ächten Himmelsſohn Genie gebührt es, aus der Klarheit ſeiner innern Welt als ein Fremdling auf die Erde zu ſchauen. Mein Geſchmack war durch die Lektüre der Alten zu ſehr gebildet, um Julius Gedichte reitzend zu finden. Aber ich ſelbſt war meiſt der Gegenſtand ſeiner Lieder, und ſie ſprachen nicht ſelten an mein Herz, da er ſie mit ſo reiner Gutmüthigkeit und Anſpruchloſigkeit überreichte.

Eliſa ſagte mir mit klaren Worten, daß ſie mich gern als ihre künftige Schwägerin anſähe, und in den bunten Lebensanſichten und Planen, in denen wir mit leichter fröhlicher Jugendfantaſie umherſchwärmten, war immer ein ununterbrochenes Zuſammenleben vorausgeſetzt.

Ich ſehnte mich nach einer unabhängigen Exiſtenz. Die glückliche Unkenntniß der Verhältniſſe des Eigenthums war für mich entflohen. Stolz, und eine beynahe kranke Empfindlichkeit trat an die Stelle der Sorgloſigkeit; ich empfing das kleinſte Geſchenk mit einem unausſprechlichen Widerſtreben. Nur von meinem Vater empfing ich ohne Widerwillen, aber ſeine eingeſchränkten Umſtände ſchufen mir Leiden einer andern Art. Es iſt ein unausſprechlicher, zwiſchen Wonne und Schmerz ſchwebender Zuſtand des Herzens, mit dem wir ein Geſchenk von einem armen Freund empfangen.

Als ich meinen Koffre in D** auspackte, fand ich ein Paquet mit funfzig Louisd'ors, mit meines Vaters Hand überſchrieben, „für meine Agnes“ und inwendig ſtand: „Empfange und verbrauche es ohne Sorgen, ich genieſſe meine beſte Freude in dir.“ Ich nahm es mit dem Gelübde der gröſten Sparſamkeit, und, um auch den Geſchenken der Gräfin auszuweichen, nahm ich die gröſte Simplicität in der Kleidung an. Es koſtete mich nicht wenig Erfindungskunſt, immer gut und der Mode gemäß gekleidet zu ſeyn, um die Gräfin nicht aufmerkſam zu machen, ſonſt wurde ich gezwungen, ein neues Kleidungsſtück anzunehmen. Die Furcht, meinem Vater, ſelbſt bey den eingeſchränkteſten Bedürfniſſen zur Laſt zu fallen, umzog mir oft die Ausſicht in die Zukunft mit Sorge. Ich übte mein Talent für die Mahlerey und nicht ganz nach meiner Neigung, ausſchlieſſend die Portrait-Mahlerey; dieſe ſah ich als ein Mittel an, die Unabhängigkeit meiner Exiſtenz zu erhalten, und meinem Vater ein gemächlicheres Alter zu verſchaffen, indem ich ihn von aller Sorge für mich befreyte. Je mehr wahre treue Neigung ich bey Julius fand, je feſter war ich entſchloſſen, ihm meine Hand zu verſagen, da ich mein Herz nicht ihm allein geben konnte. Er war zufrieden in meinem Kreiſe zu leben, meiner Freundſchaft gewiß zu ſeyn; das Bekenntnis meiner lebhafteren Neigung, welches ich ihm feſt verſagte, erwartete er von der Zeit und der ſtillen Kraft ſeiner treuen Liebe. Der ernſtliche Wunſch unſers ganzen kleinen Zirkels, mich in ihre Familie aufzunehmen, rührte mich um ſo mehr, da ihnen meine Lage ganz unbekannt war. Nie erlaubten ſich meine Freunde eine Frage über meine Verhältniſſe, nur im Allgemeinen ſchienen ſie zu wiſſen, daß ſie von Seiten des Vermögens nicht glücklich wären. Aus ihrem völligen Schweigen über mein vergangenes Leben konnte ich ſogar ſchlieſſen, daß ſie das Geheimniß meiner Geburt ahneten. Ich ſchwieg ganz darüber, weil mir die Dunkelheit über meine Exiſtenz immer ſchmerzlicher wurde; nur in dem Fall, daß Julius dringender mit ſeinen Anträgen würde, nahm ich mir vor, ihm durch ein offenherziges Geſtändniß meiner ganzen Situation, die Schwierigkeit einer Verbindung mit mir, vorzuſtellen.

(Die Fortſetzung folgt.)

III.

Benvenuto Cellini.

Fortſetzung.

Als ich nun ſo im Pallaſt des Cardinal von Ferrara mich befand, gern von jedermann geſehen und noch weit mehr beſucht als vorher, verwunderten ſich alle, daß ich aus ſo unglaublichem Unglück, in welchem ich gelebt hatte, wieder gerettet ſey. Indeſſen ich nun mich wieder erholte, machte es mir das gröſte Vergnügen, meine Verſe auszuarbeiten, dann um beſſer wieder zu Kräften zu kommen, nahm ich mir einſt vor, wieder der freyen Luft zu genieſſen, wozu mir mein guter Cardinal Freyheit und Pferde gab, und ſo ritt ich mit zwey römiſchen Jünglingen, deren einer von meiner Kunſt war, der andere aber uns nur gern Geſellſchaft leiſtete, von Rom weg und nach Tagliacozzo, meinen Lehrling Askanio zu beſuchen. Ich fand ihn mit ſeinem Vater, Geſchwiſtern und Stiefmutter, und ward zwey Tage von ihnen auf das freundlichſte bewirthet. Ich kehrte darauf nach Rom zurück und nahm den Askanio mit mir, unterweges ſingen wir an von der Kunſt zu ſprechen, dergeſtalt, daß ich die lebhafteſte Begierde fühlte, wieder nach Rom zu kommen, um meine Arbeiten anzufangen. Nach meiner Rückkunft ſchickte ich mich auch ſogleich dazu an, und fand ein ſilbernes Becken, das ich für den Cardinal angefangen hatte, ehe ich eingekerkert wurde, daran ließ ich obgedachten Paul arbeiten; ein ſchöner Pokal aber, den ich zugleich mit dieſem Becken in Arbeit genommen hatte, war mir indeſſen, mit einer Menge anderer Sachen von Werth, geſtohlen worden. Ich fing ihn nun wieder von vornen an, er war mit runden und halb erhabenen Figuren geziert, desgleichen hatte ich auch auf dem Becken runde Figuren und Fiſche von halberhabener Arbeit vorgeſtellt, ſo daß jeder, der es ſahe, ſich verwundern mußte, ſowohl über die Gewalt des Geiſtes und der Erfindung, als über die Sorgfalt und Reinlichkeit, welche die jungen Leute bey dieſen Werken anwendeten.

Der Cardinal kam wenigſtens alle Tage zweymal mit Herrn Ludwig Alamanni und Herrn Gabriel Ceſano, und man brachte einige Stunden vergnügt zu, ob ich gleich genug zu thun hatte. Er überhäufte mich mit neuen Werken und gab mir ſein groſſes Siegel zu ſtechen, welches die Gröſſe der Hand eines Knaben von zwölf Jahren hatte, darinn grub ich zwey Geſchichten, einmal wie St. Johannes in der Wüſten predigte, und dann wie St. Ambroſius die Arianer verjagte, er war auf einem Pferde vorgeſtellt mit der Geiſel in der Hand, von ſo kühner und guter Zeichnung, und ſo ſauber gearbeitet, daß jedermann ſagte, ich habe den groſſen Lautitio übertroffen, der ſich nur allein mit dieſer Art Arbeiten abgab. Der Cardinal war ſtolz, ſein Siegel mit den Siegeln der übrigen Cardinäle zu vergleichen, welche gedachter Meiſter faſt alle gearbeitet hatte. So ward mir auch von dem Cardinal und den zwey obgedachten Herrn aufgetragen, ein Salzgefäß zu machen, es ſollte aber ſich von der gewöhnlichen Art entfernen. Herr Ludwig ſagte, bey Gelegenheit dieſes Salzfaſſes, viele verwundernswürdige Dinge, ſo wie auch Herr Gabriel Ceſano die ſchönſten Gedanken über denſelben Gegenſtand vorbrachte; der Cardinal hörte gnädig zu, und, ſehr zufrieden von den Zeichnungen, welche die beyden Herrn mit Worten gemacht hatten, ſagte er zu mir: Benvenuto! die beyden Vorſchläge gefallen mir ſo ſehr, daß ich nicht weiß, von welchen ich mich trennen ſoll, deswegen magſt du entſcheiden, der du ſie ins Werk zu ſetzen haſt. Darauf ſagte ich: Es iſt bekannt, meine Herrn, von welcher groſſen Bedeutung die Söhne der Könige und Kaiſer ſind, und in was für einem göttlichen Glanz ſie erſcheinen. Demohngeachtet, wenn ihr einen armen geringen Schäfer fragt, zu wem er mehr Liebe und Neigung empfinde, zu dieſen Prinzen oder zu ſeinen eigenen Kindern? ſo wird er gewiß geſtehn, daß er dieſe letztern vorziehe; ſo habe ich auch eine groſſe Vorliebe für meine eignen Geburten, die ich durch meine Kunſt hervorbringe, daher was ich euch zuerſt vorlegen werde, hochwürdigſter Herr und Gönner, das wird ein Werk nach meiner eigenen Erfindung ſeyn; denn manche Sachen ſind leicht zu ſagen, die nachher, wenn ſie ausgeführt werden, keinesweges gut laſſen; und ſo wendete ich mich zu den beyden treflichen Männern und verſetzte: ihr habt geſagt, und ich will thun. Darauf lächelte Herr Ludwig Alamanni und erwiederte, mit der gröſten Anmuth, viele treffliche Worte zu meiner Gunſt, und es ſtand ihm ſehr wohl an, denn er war ſchön anzuſehen, von Körper wohlgeſtaltet, und hatte eine gefällige Stimme; Herr Gabriel Ceſano war gerade das Gegentheil, ſo häßlich und ungefällig, und nach ſeiner Geſtalt ſprach er auch. Herr Ludwig hatte mit Worten gezeichnet, daß ich Venus und Cupido vorſtellen ſollte, mit allerley Galanterien umher, und alles ſehr ſchicklich, Herr Gabriel hatte angegeben, ich ſolle eine Amphitrite vorſtellen mit Tritonen und mehrern Dingen, alle gut zu ſagen, aber nicht zu machen. Ich nahm einen runden Unterſatz, ohngefähr zwey Drittel einer Elle, und darauf, um zu zeigen, wie das Meer ſich mit der Erde verbindet, machte ich zwey Figuren, einen guten Palm groß, die mit verſchränkten Füſſen gegen einander ſaſſen, ſo wie man die Arme des Meers in die Erde hineinlaufen ſieht, das Meer, als Mann gebildet, hielt ein reich gearbeitetes Schiff, welches Salz genug faſſen konnte, darunter hatte ich 4 Seepferde angebracht und der Figur in die rechte Hand den Dreyzack gegeben; die Erde hatte ich weiblich gebildet, von ſo ſchöner Geſtalt und ſo anmuthig, als ich nur wußte und konnte. Ich hatte neben ſie einen reichen verzierten Tempel auf den Boden geſtellt, der den Pfeffer enthalten ſollte, ſie

Polynices.

Du haſt gehört, wie grauſam er mich kränkte!

Eteokles.

Du hörſt und ſiehſt, wie reichlich er's vergalt.

Polynices.

Wo wird dein Poſten ſeyn vor dieſen Thürmen?

Eteokles.

Was fragſt du dieſes?

Polynices.

Weil ich im Gefechte
Dir gegenüber ſtehen will.

Eteokles.

Den Wunſch
Nahmſt du aus meiner Seele.

Jokaſta.

O ich Arme!
O meine Kinder! was beginnet ihr?

Eteokles.

Die That wird's lehren!

Jokaſta.

Wehe! Fürchtet ihr
Des Vaterfluches Furien nicht mehr?

Polynices.

Sey's drum! Des Lajus ganzes Haus verderbe![*]

---

[*] Andere Ausleger geben dieſe Rede dem Eteokles, weil ſie ihnen dem ſanftern Charakter des Polynices zu widerſtreiten ſcheint. Es kann ein Fehler des Abſchreibers ſeyn, aber warum es einer ſeyn muß, ſehe ich nicht ein; und man raubt dem Dichter vielleicht eine Schönheit, um ihn von einem anſcheinenden Widerſpruche zu befreien.

lehnte ſich mit einer Hand darauf und in der andern hielt ſie das Horn des Ueberfluſſes, mit allen Schönheiten geziert, die ich nur in der Welt wußte; auf derſelben Seite waren die ſchönſten Thiere vorgeſtellt, welche die Erde hervorbringt, und auf der andern, unterhalb der Figur des Meeres, hatte ich die beſten Arten von Fiſchen und Muſcheln angebracht, die nur in dem kleinen Raume ſtatt finden konnten, übrigens machte ich an dem Oval ringsum die allerherrlichſten Zierrathen. Als nun darauf der Cardinal mit ſeinen zwey treflichen Begleitern kam, brachte ich das Modell von Wachs hervor, worüber ſogleich Herr Gabriel Ceſano mit groſſem Lärm herfiel, und ſagte: das Werk iſt in zehen Menſchen Leben nicht zu vollenden, und ihr wollet, hochwürdigſter Herr, es doch in Eurem Leben noch fertig ſehen? Ihr werdet wohl vergebens darauf warten. Benvenuto will Euch von ſeinen Söhnen zeigen, nicht geben; wir haben doch wenigſtens Dinge geſagt, die gemacht werden konnten, er zeigt Dinge, die man nicht machen kann. Darauf nahm Herr Ludwig Alamanni meine Parthie, der Cardinal aber ſagte, er wolle ſich auf ein ſo groſſes Unternehmen nicht einlaſſen, da verſetzte ich: Hochwürdigſter Herr! ich ſage voll Zuverſicht, daß ich das Werk für den zu endigen hoffe, der es beſtellen wird, ihr ſollt es alle noch hundertmal reicher als das Modell vor Augen ſehen, und ich hoffe mit der Zeit noch mehr als das zu machen. Darauf verſetzte der Cardinal mit einiger Lebhaftigkeit: wenn du es nicht für den König machſt, zu dem ich dich führe, ſo glaube ich nicht, daß du es vor einen andern zu Stande bringſt. Sogleich zeigte er mir den Brief, worinn der König in einem Abſatze ſchrieb: er ſolle geſchwind wieder kommen und Benvenuto mitbringen! Da hub ich die Hände gen Himmel und rief: o wann wird das Geſchwinde doch kommen? der Cardinal ſagte: ich ſollte mich einrichten, und meine Sachen in Rom in Ordnung bringen, und zwar innerhalb zehen Tagen.

Als die Zeit der Abreiſe herbeykam, ſchenkte er mir ein ſchönes und gutes Pferd, das Tornon hieß, weil der Cardinal dieſes Nahmens es ihm geſchenkt hatte, auch Paul und Askanio, meine Schüler, wurden mit Pferden verſehen. Der Cardinal theilte ſeinen Hof, der ſehr groß war; den einen edlern Theil nahm er mit ſich auf dem Weg nach der Romagna, um die Madonna von Loretto zu beſuchen, und alsdenn nach Ferrara, in ſein Haus zu gehen; den andern Theil ſchickte er gegen Florenz, das war der größte, und dabey ſeine ſchönſte Reiterey. Er ſagte mir, wenn ich auf der Reiſe ſicher ſeyn wollte, ſo ſollte ich ſie mit ihm zurücklegen, wo nicht, ſo könnte ich in Lebensgefahr gerathen. Ich gab mein Wort, daß ich mit ihm gehen wollte; aber weil alles geſchehen muß, was im Himmel beſchloſſen iſt, ſo gefiel es Gott, daß mir meine arme leibliche Schweſter in den Sinn kam, die ſo viele Betrübniß über mein groſſes Uebel gehabt hatte, auch erinnerte ich mich meiner Nichten, die in Viterbo Nonnen waren, die eine Aebtiſſin, die andere Schaffnerinn, ſo daß ſie die reiche Abtey gleichſam beherrſchten, Sie hatten auch um meinetwillen ſo viele ſchwere Leiden erduldet, und für mich ſo viel gebetet, daß ich für gewiß glaubte, meine Befreyung habe ich der Frömmigkeit dieſer guten Mädchen zu verdanken. Da ich das alles bedachte, beſchloß ich nach Florenz zu gehen, und ſtatt daß ich auf dieſem Wege, ſo wie auf dem andern, mit den Leuten des Cardinals, die Reiſe hätte umſonſt machen können, ſo gefiel es mir noch beſſer, für mich und in anderer Geſellſchaft zu gehen. Den heiligen Montag reiſten wir zu drey von Rom ab, und in Monteroſi traf ich Meiſter Cherubin einen treflichen Juwelier, meinen ſehr guten Freund, und glaubte, weil ich öffentlich geſagt hatte, ich würde mit dem Cardinal gehen, keiner meiner Feinde würde mir weiter aufgepaßt haben; und doch hätte es mir bey Monteroſi übel bekommen können, denn man hatte vor uns einen Haufen wohlbewafneter Leute hergeſchickt, mir was Unangenehmes zu erzeigen, und indeß wir bey Tiſche ſaßen hatten jene, nachdem ſie vernommen, daß ich nicht im Gefolge des Cardinals reiſte, alle Anſtalt gemacht mich zu beſchädigen. Da wollte Gott, daß das Gefolge ſo eben ankam, und ich zog mit ihm fröhlich und geſund nach Viterbo. Da hatte ich nun keine Gefahr mehr zu befürchten und ritte manchmal mehrere Meilen voraus, und die treflichſten unter dieſer Truppe bezeugten mir viele Achtung.

Als ich nun ſo, durch Gottes Gnade, geſund und wohl nach Viterbo kam, empfingen meine Nichten mich mit den größten Liebkoſungen, ſo wie das ganze Kloſter;

dann reiſte ich wieder mit meiner Geſellſchaft weg, und wir hielten uns bald vor bald hinter dem Gefolge, ſo daß wir am grünen Donnerſtage um zwey und zwanzig, nur ohngefähr eine Poſt von Siena entfernt waren. Da fand ich einige Pferde, die eben von gedachter Stadt gekommen waren, und der Poſtillion wartete auf irgend einen Fremden, der für ein geringes Geld darauf nach Siena zurückritte. Da ſtieg ich von meinem Pferde Tornon, legte mein Kiſſen und meine Steigbügel auf die gedachte Poſtſtute, gab dem Knechte einen Julier, ließ meinen jungen Leuten mein Pferd, die es mir nachführen ſollten, und machte mich auf den Weg, um eine halbe Stunde früher nach Siena zu kommen, ſowohl weil ich einen Freund beſuchen, als auch weil ich einige Geſchäfte verrichten wollte. Und zwar kam ich geſchwind genug, doch ritt ich keinesweges poſtmäßig. Ich fand eine gute Herberge in Siena, beſprach Zimmer für fünf Perſonen und ſchickte das Pferd nach der Poſt, die vor dem Thor zu Camollia angelegt war; ich hatte aber vergeſſen, mein Kiſſen und meine Steigbügel herunterzunehmen. Wir brachten den Abend ſehr luſtig zu. Charfreytag Morgens erinnerte ich mich meines Pferdezeuges und als ich darnach ſchickte, wollte der Poſtmeiſter es nicht wieder herausgeben, weil ich ſeine Stute zu ſchanden geritten hätte. Die Boten gingen oft hin und her, und er verſicherte beſtändig: daß er die Sachen nicht wieder herausgeben wolle, mit vielen beleidigenden und unerträglichen Worten. Da ſagte der Wirth, wo ich wohnte, ihr kommt noch gut weg, wenn er euch nichts ſchlimmeres anthut, als daß er Kiſſen und Steigbügel behält, denn einen ſolchen beſtialiſchen Mann hat es noch nicht in unſerer Stadt gegeben und er hat zwey Söhne bey ſich, die tapferſten Leute und als Soldaten noch weit beſtialiſcher als er, drum kauft nur wieder, was ihr bedürft, und reutet eurer Wege, ohne euch weiter mit ihm einzulaſſen. Ich kaufte ein paar Steigbügel und dachte mein Kiſſen durch gute Worte wieder zu erlangen, und weil ich ſehr gut beritten und mit einem Panzerhemd und Armſchienen bewaffnet war, auch eine trefliche Büchſe auf dem Sattel hatte, erregten die groſſen Beſtialitäten, die der tolle Menſch mir hatte ſagen laſſen, in mir nicht die geringſte Furcht; auch waren meine jungen Leute gewöhnt Panzerhemde und Aermel zu tragen und auf meinen römiſchen Burſchen hatte ich ein beſonderes Vertrauen, denn ich wußte, daß er, ſo lange wir in Rom waren, die Waffenſtücke nicht abgelegt hatte. Auch Askanio, ohngeachtet ſeiner Jugend, trug dergleichen, und da es Charfreytag war, dachte ich die Tollheit der Tollen ſollte doch auch ein wenig feyern.

So kamen wir auf die gedachte Poſt Camollia, und ich erkannte den Mann gleich, an den Wahrzeichen, die man mir gegeben hatte, denn er war am linken Auge blind; da ließ ich meine zwey jungen Leute und die andere Geſellſchaft hinter mir, ritt auf ihn loß, und ſagte ganz gelaſſen: Poſtmeiſter! wenn ich euch verſich're, daß ich euer Pferd nicht zu ſchanden geritten habe, warum wollt ihr mir Kiſſen und Steigbügel, die doch mein ſind, nicht wieder geben? Darauf antwortete er mir wirklich auf die tolle beſtialiſche Weiſe, wie man mir vorher hinterbracht hatte, worauf ich verſetzte: wie, ſeyd ihr nicht ein Chriſt? und wollt am heiligen Freytage euch und mir ein ſolches Aergerniß geben. Er verſetzte: daß er ſich weder um den heiligen Freytag noch um des Teufelsfreytag bekümmere, und wenn ich nicht gleich mich wegmachte, ſo wolle er mich mit einem Spieſe, den er indeſſen ergriffen hatte, zuſammt mit meinem Schießgewehr zu Boden ſchlagen. Auf dieſe heftigen Worte kam ein alter Sineſiſcher Edelmann herbey, der eben von einer Andacht, wie man ſie an ſelbigem Tage zu halten pflegt, zurückkam; er hatte von weitem recht deutlich meine Gründe vernommen, und trat herzhaft herbey, gedachten Poſtmeiſter zu tadeln, indem er meine Parthey nahm, er ſchalt auch auf die beyden Söhne, daß ſie nicht nach ihrer Schuldigkeit die Fremden bedienten, vielmehr durch ihre Schwüre und gotteslästerliche Reden der Stadt Siena Schande brächten. Die beyden Söhne ſagten nichts, ſchüttelten den Kopf und gingen ins Haus, der raſende Vater aber, der auf die Worte des Ehrenmannes noch giftiger geworden war, fällte unter ſchimpflichen Flüchen ſeinen Spies und ſchwur, daß er mich gewiß ermorden wolle. Als ich dieſe beſtialiſche Reſolution bemerkte, ließ ich ihn die Mündung meines Gewehrs in etwas ſehen, um ihn einigermaſen zurückzuhalten, er fiel mir aber nur deſto raſender auf den Leib. Nun hatte ich die Büchſe noch nicht gerade auf ihn gerichtet, wie ich doch zur Verwahrung und Vertheidigung meiner Perſon hätte thun können, ſondern die Mündung war noch in der Höhe, als das Gewehr von ſelbſt losging, die Kugel traf den Bogen des Thors, ſchlug zurück, und traf den Mann gerade in den Hals, ſo daß er todt zur Erden fiel. Seine Söhne liefen ſchnell herbey, der eine mit einem Rechen, der andere mit der Partiſane des Vaters, und fielen über meine jungen Leute her. Der mit dem Spieſſe griff meinen Paul, den Römer, auf der linken Seite an, der andere machte ſich an einen Mailänder, der närriſch ausſah und nicht etwa ſich aus der Sache zog, denn er hätte nur ſagen dürfen, ich gehe ihm nichts an, vielmehr vertheidigte er ſich gegen die Spitze jenes Spieſſes, mit einem Stöckchen, das er in der Hand hatte, und konnte denn freylich damit nicht beſſer pariren, als daß ihn ſein Gegner am Ende ein wenig an den Mund traf.

Herr Cherubin war als Geiſtlicher gekleidet, denn ob er gleich ein treflicher Goldſchmid war, ſo hatte er doch viele Pfründen von dem Papſte mit guten Einkünften erhalten. Aſkanio, gut bewaffnet, gab kein Zeichen von ſich, als wenn er fliehen wollte, und ſo wurden die beyden nicht angerührt. Ich hatte dem Pferde die Sporn gegeben, und, indem es geſchwind galloppirte, mein Gewehr wieder geladen. Ich kehrte darauf wüthend zurück und dachte erſt aus dem Spaſſe Ernſt zu machen; denn ich fürchtete, meine Knaben möchten erſchlagen ſeyn, und da wollte ich auch mein Leben wagen. Ich war nicht weit zurückgeritten, als ich ihnen begegnete. Da fragte ich, ob ihnen ein Leids wiederfahren wäre? und Askanio ſagte: Paul ſey tödlich mit einem Spieſſe verwundet. Darauf verſetzte ich: Paul, mein Sohn, ſo iſt der Spieß durch das Panzerhemd gedrungen? Er ſagte, ich habe es in den Mantelſack gethan! Da antwortete ich: wohl erſt dieſen Morgen? ſo trägt man alſo die Panzerhemde in Rom, um ſich vor den Damen ſehen zu laſſen! und an gefährlichen Orten, wo man ſie eigentlich brauchte, hat man ſie im Mantelſack. Alles Uebel, was dir wiederfährt, geſchieht dir recht und du biſt ſchuld, daß ich auch hier umkommen werde, und indem ich ſo ſprach, ritt ich immer raſch wieder zurück. Darauf baten Askanio und er mich um Gottes Willen, ich möchte ſie und mich erretten, denn wir gingen gewiß in den Tod. Zu gleicher Zeit begegnete ich Herrn Cherubin und dem verwundeten Mayländer, jener ſchalt mich aus, daß ich ſo grimmig ſey, denn niemand ſey beſchädigt, Pauls Wunde ſey nicht tief, der alte Poſtmeiſter ſey todt auf der Erde geblieben, und die Söhne nebſt andern Leuten ſeyen dergeſtalt in Bereitſchaft, daß ſie uns ſicher alle in Stücken hauen würden; er bat mich, daß ich das Glück, das uns beym erſten Angriffe gerettet hätte, nicht wieder verſuchen möchte, denn es könnte uns diesmal verlaſſen. Darauf verſetzt' ich, da ihr zufrieden ſeyd, ſo will ich mich auch beruhigen, und, indem ich mich zu Paul und Askanio wendete, fuhr ich fort: gebt euren Pferden die Sporn und laßt uns ohne weitern Aufenthalt nach Staggia galoppiren und da werden wir ſicher ſeyn. Darauf ſagte der Mayländer: der Henker hole die Sünden! das Uebel da begegnet mir nur, weil ich geſtern ein wenig Fleiſchſuppe gegeſſen habe, da ich nichts anders zu Mittage hatte. Darüber muſten wir, ohngeachtet der groſſen Noth, in der wir uns befanden, laut lachen, denn die Beſtie hatte gar zu dummes Zeug vorgebracht; wir ſetzten uns darauf in Galopp und lieſſen Herrn Cherubin und den Mayländer nach ihrer Bequemlichkeit langſam nachreiten.

Indeſſen waren die Söhne des Todten zu dem Herzog von Melfi gelaufen, und hatten ihn um einige leichte Reiterey gebeten, um uns zu erreichen und zu fahen. Der Herzog, als er erfuhr, daß wir dem Cardinal von Ferrara angehörten, wollte weder Pferde noch Erlaubniß geben. Indeſſen kamen wir nach Staggia in Sicherheit, ich rief einen Arzt, ſo gut man ihn daſelbſt haben konnte und ließ ihn Paulen beſichtigen, da ſich denn fand, daß es nur eine Hautwunde war, die nichts zu ſagen hatte, und wir beſtellten das Eſſen. Indeſſen erſchien Meiſter Cherubin und der närriſche Mayländer, der nur immer ſagte: hole der Henker alle Händel! Er betrübte ſich, daß er excommunicirt ſey, weil er dieſen heiligen Morgen ſeinen Roſenkranz nicht hätte beten können. Der Mann war erſtaunend garſtig und hatte von Natur ein ſehr groſſes Maul, und durch die Wunde war es ihm mehr als drey Finger gewachſen, da nahm ſich erſt ſeine wunderliche Mayländiſche Sprache, die abgeſchmackten Redensarten und die dummen Worte, die er hervorbrachte, recht närriſch aus, und gaben uns ſo viel Gelegenheit zu lachen, daß wir, anſtatt uns über den Vorfall zu beklagen, uns bey jedem ſeiner Worte luſtig machten. Nun wollte der Arzt ihm das Maul zunähen, und da derſelbe ſchon drey Stiche gethan hatte, ſagte der Patient: er möchte inne halten, denn es wäre ihm ungelegen, wenn er aus Böſem ihm etwa das Maul ganz zunähte. Darauf nahm er einen Löffel und verlangte gerade ſo viel ſollte er offen laſſen, daß der Löffel durchkönnte, und er lebendig zu den Seinigen käme. Bey dieſen Worten, die er mit allerley wunderlichen Bewegungen des Kopfs begleitete, ging erſt das Lachen recht los, und ſo kamen wir mit der größten Luſt nach Florenz. Wir ſtiegen beym Hauſe meiner armen Schweſter ab, die uns ſowohl als ihr Mann aufs beſte empfing, und bewirthete. Herr Cherubin und der Mayländer gingen ihren Geſchäften nach, wir aber blieben vier Tage in Florenz, in welchen Paul geheilt wurde. Dabey war es die ſonderbarſte Sache, daß wir, ſo oft vom Mayländer geſprochen wurde, in eine ausgelaſſene Luſtigkeit verfielen, ſo wie uns das Andenken des Unfalls, der uns begegnet war, äuſſerſt rührte, ſo daß wir mehr als Einmal zugleich lachen und weinen mußten.

Hierauf zogen wir nach Ferrara und fanden unſern Cardinal daſelbſt, der alle unſere Abentheuer gehört hatte, ſich darüber beſchwerte und ſagte: ich bitte nur Gott um die Gnade, daß ich dich lebendig zu dem Könige bringe, wie ich es ihm verſprochen habe. Er wieß mir darauf einen ſeiner Palläſte in Ferrara, den angenehmſten Aufenthalt, an, der Ort hieß Belfiore, nahe an der Stadt-

Don Karlos,

Infant von Spanien.

Ein dramatiſches Gedicht.

mauer, und ich mußte mich daſelbſt zur Arbeit einrichten. Dann machte er Anſtalt, ohne mich nach Frankreich zu gehen, und als er ſahe, daß ich darüber ſehr verdrießlich war, ſagte er: Benvenuto! alles was ich thue, geſchieht zu deinem Beſten, denn ehe ich dich aus Italien wegnehme, will ich erſt gewiß ſeyn, was in Frankreich mit dir werden wird; indeſſen arbeite recht fleiſſig am Becken und am Becher, und ich befehle meinem Caſſier, daß er dir geben ſoll, was du nöthig haſt. Nun verreiſte er, und ich blieb höchſt mißvergnügt zurück. Oft kam mir die Luſt an, in Gottes Nahmen davon zu gehen, denn nur der Gedanke, daß er mich aus den Händen des Papſtes befreyt hatte, konnte mich zurückhalten, übrigens war ſein gegenwärtiges Betragen zu meinem groſſen Verdruß und Schaden, deßwegen hüllte ich mich in Dankbarkeit, ſuchte mich zur Geduld zu gewöhnen, und den Ausgang der Sache abzuwarten. Ich arbeitete fleiſſig mit meinen jungen Leuten, und Becher und Becken näherten ſich immer mehr der Vollendung.

Unſere Wohnung, ſo ſchön ſie war, hatte ungeſunde Luft, und da es gegen den Sommer ging, wurden wir alle ein wenig krank. Um uns zu erholen, gingen wir in dem Garten ſpatzieren, der zu unſerer Wohnung gehörte und ſehr groß war; man hatte faſt eine Meile Landes dabey als Wildniß gelaſſen, wo ſich unzählige Pfauen aufhielten und daſelbſt im Freyen niſteten; da machte ich meine Büchſe zurechte, und bediente mich eines Pulvers, das keinen Lärm machte, dann paßte ich den jungen Pfauen auf und ſchoß alle zwey Tage einen. So nährten wir uns reichlich, und fanden die Speiſe ſo geſund, daß unſere Krankheiten ſich gleich verlohren, wir arbeiteten noch einige Monate freudig fort, und hielten uns immer zu den beyden Gefäſſen, als an eine Arbeit, die viel Zeit koſtete.

Der Herzog von Ferrara hatte ſo eben mit dem Papſt Paul einige alte Streitigkeiten verglichen, die ſchon lange über Modena und andere Städte dauerten. Das Recht war auf der Seite der Kirche, und der Herzog erkaufte den Frieden mit ſchwerem Gelde. Ich glaube, er gab mehr als dreymal hundert tauſend Kammerducaten dafür. Nun hatte der Herzog einen alten Schatzmeiſter, einen Zögling ſeines Herrn Vaters, der Hieronymus Gigliolo hieß, dieſer konnte das Unglück nicht ertragen, daß ſo groſſes Geld zum Papſt gehen ſollte, er lief und ſchrie durch die Straſſen: Herzog Alfons der Vater hätte mit dieſem Gelde eher Rom weggenommen, als daß es der Papſt geſehen hätte, und er würde auf keine Weiſe zahlen. Endlich als ihn der Herzog dennoch zwang, ward der Alte an einem Durchfall ſo heftig krank, daß er faſt geſtorben wäre.

Zu der Zeit ließ mich der Herzog rufen und verlangte, daß ich ſein Bildniß machen ſollte. Ich arbeitete es auf einer runden Schiefertafel, ſo groß wie ein mäßiger Teller, und ihm gefiel meine Arbeit, ſo wie meine Unterhaltung ſehr wohl, deßwegen er mir auch öfters vier bis fünf Stunden ſaß, und mich manchmal Abends zur Tafel behielt. In Zeit von acht Tagen war ich mit dem Kopfe fertig, dann befahl er mir die Rückſeite zu machen, wo eine Frau als Friede, mit der Fackel in der Hand, Trophäen verbrannte. Ich machte dieſe Figur in freudiger Stellung mit dem feinſten Gewande und der gröſten Anmuth, und unter ihr ſtellte ich die Wuth vor, traurig und ſchmerzlich, und mit vielen Ketten gebunden. Dieſe Arbeit machte ich mit groſſer Sorgfalt und ſie brachte mir viel Ehre, denn der Herzog konnte mir nicht ausdrucken, wie zufrieden er ſey, als er mir die Umſchrift ſowohl um den Kopf als um die Rückſeite zuſtellte. Auf dieſer ſtand Pretioſa in conſpectu Domini (Koſtbar vor den Augen des Herrn) und wirklich war ihm der Friede theuer genug zu ſtehen gekommen.

Zu der Zeit, als ich daran arbeitete, hatte mir der Cardinal geſchrieben, ich ſolle mich bereit halten, denn der König habe nach mir gefragt, und er, der Cardinal, habe ſeinen Leuten geſchrieben, alles mit mir in Ordnung zu bringen. Ich ließ mein Becken und meinen Pokal einpacken, denn der Herzog hatte ihn ſchon geſehen. Damals beſorgte die Geſchäfte des Cardinals ein Edelmann von Ferrara, der Herr Albert Bendidio hieß, dieſer Mann war zwölf Jahre wegen einer Unpäßlichkeit zu Hauſe geblieben, er ſchickte eines Tages mit groſſer Eile zu mir, und ließ mir ſagen, ich ſollte geſchwinde aufſitzen und nach Frankreich Poſt reiten, um dem König aufzuwarten, der nach mir mit groſſem Verlangen gefragt habe und glaube, daß ich ſchon in Frankreich ſey. Der Cardinal, ſich zu entſchuldigen, habe geſagt: ich ſey, in einer ſeiner Abteyen zu Lion ein wenig krank geblieben, er wolle aber ſorgen, daß ich Seiner Majeſtät bald aufwartete; deßwegen ſey es nun nöthig, daß ich Poſt nehme. Herr Albert war ein ſehr redlicher Mann, aber dabey ſehr ſtolz, und ſeine Krankheit machte ihn gar unerträglich. Als er mir nun ſagte, daß ich mich geſchwind fertig machen und Poſt nehmen ſollte, ſo antwortete ich: Meine Arbeit mache ſich nicht auf der Poſt, und wenn ich hinzugehen hätte, ſo wollte ich den Weg in bequemen Tagereiſen zurücklegen, auch Aſcanio und Paul, meine Cameraden und Arbeiter, mitnehmen, die ich ſchon von Rom gebracht habe, und dabey verlangte ich noch einen Diener zu Pferd, der mir aufwartete, und Geld, ſoviel nöthig wäre. Der alte kranke Mann antwortete mir mit ſtolzen Worten: auf die Art und nicht anders reiſ'ten die Söhne des Herzogs. Ich antwortete ihm: die Söhne meiner Kunſt reiſ'ten nun einmal ſo; wie aber die Söhne eines Herzogs zu reiſen pflegten, wüßte ich nicht, denn ich ſey nie einer geweſen. Auf alle Weiſe würde ich nun nicht hingehen. Da mir nun der Cardinal ſein Wort nicht gehalten hatte, und ich noch gar ſolche unartige Reden hören ſollte, ſo entſchloß ich mich, mit den Ferrareſern nichts weiter zu thun zu haben, wendete ihm den Rücken und ging brummend fort, indem er nicht nachließ, harte und unanſtändige Reden zu führen. Ich ging nun dem Herzog die geendigte Medaille zu bringen und er begegnete mir mit den ehrenvollſten Liebkoſungen, und hatte Herrn

Hieronymus Gigliolo befehlen, er ſolle mir einen Ring von mehr als zweyhundert Scudi kaufen und ihn Fraſhino ſeinem Cämmerer geben, der ihn mir bringen ſollte. Und ſo geſchah es auch, noch denſelben Abend um 1 Uhr kam Fraſhino und überreichte mir einen Ring, mit einem Diamanten, der viel Schein hatte, und ſagte von Seiten des Herzogs dieſe Worte: mit dieſem Edelſtein ſolle die einzig kunſtreiche Hand geziert werden, die ſo treflich zum Andenken Seiner Excellenz gearbeitet habe. Als es Tag ward, betrachtete ich den Ring und fand einen flachen Stein, von ohngefähr zehen Scudi an Werth, und es war mir ungelegen, daß die herrlichen Worte, die mir der Herzog hatte ſagen laſſen, mit ſo einer geringen Belohnung ſollten verbunden ſeyn, da der Herzog doch glauben könnte, er habe mich vollkommen zufrieden geſtellt. Auch dachte ich wohl, daß der Streich von dem Schelmen, dem Schatzmeiſter, herkomme, und gab den Ring daher einem Freunde, mit Nahmen Bernhard Salitti, der ihn dem Cämmerer wieder geben ſollte, es möchte koſten was es wolle, und das Geſchäft wurde treflich ausgerichtet. Da kam Fraſhino eilig zu mir, in groſſer Bewegung und ſagte: wenn der Herzog wiſſen ſollte, daß ich ein Geſchenk zurückſchicke, das er mir ſo gnädig zugedacht habe, ſo möchte er es ſehr übel nehmen und es dürfte mich gereuen. Darauf antwortete ich, dieſer Ring ſey ohngefähr zehen Scudi werth, und meine Arbeit könnte wohl auf zweyhundert Scudi geſchätzt werden, mir ſey blos an einem Zeichen ſeiner Gnade gelegen, und er möchte mir nur einen von denen Krebsringen ſchicken, wie ſie aus England kommen, und wovon einer ohngefähr einen Paul werth iſt, den wollte ich mein ganzes Leben zum Andenken Seiner Excellenz tragen, und mich dabey jener ehrenvollen Worte erinnern, und dann würde ich mich für meine Arbeit hinlänglich belohnt fühlen, an Statt daß jetzt der geringe Werth des Edelſteins meine Arbeit erniedrige. Dieſe Worte mißfielen dem Herzog ſo ſehr, daß er den Schatzmeiſter rufen ließ, und ihn mehr als jemals ausſchalt, mir ließ er bey Strafe ſeiner Ungnade befehlen, nicht aus Ferrara ohne ſeine Erlaubniß zu gehen, dem Schatzmeiſter aber befahl er, für mich einen Diamanten aufzuſuchen, der gegen dreyhundert Scudi werth wäre. Aber der alte Geitzhals fand einen aus, den er höchſtens für ſechzig bezahlt hatte, und machte den Herzog glauben, daß er weit über zweyhundert zu ſtehen komme.

Indeſſen hatte Herr Albert ſich eines beſſern beſonnen und hatte mir alles gegeben, was ich nur verlangte, und ich wäre gleich des Tages von Ferrara weggegangen, wenn nicht der geſchäftige Cämmerer mit Herrn Albert ausgemacht hätte, daß er mir keine Pferde geben ſolle.

Schon hatte ich mein Maulthier mit vielen Geräthſchaften beladen, und auch Becken und Kelch für den Cardinal eingepackt. Da kam nun eben ein Ferrareſiſcher Edelmann zu uns, der Herr Alfonſo de Trotti hieß, er war alt und ſehr angenehm, dabey liebte er die Künſte auſſerordentlich, war aber einer von denen Perſonen, die ſchwer zu befriedigen ſind, und wenn ſie, zufälligerweiſe, ſich auf etwas werfen, das ihnen gefällt, ſo mahlen ſie ſichs nachher ſo treſlich in ihrem Gehirn aus, daß ſie niemals glauben, wieder ſo etwas herrliches ſehen zu können. Als er hereintrat, ſagte Herr Albert zu ihm: es iſt mir lieb, daß ihr zu ſpät kommt, denn ſchon ſind Becken und Becher eingepackt, die wir dem Cardinal nach Frankreich ſchicken. Herr Alfonſo antwortete, daß ihm nichts daran gelegen ſey, und ſchickte einen Diener fort, der ein Gefäß von weiſſer Erde, wie man ſie in Faenza macht, das ſehr ſauber gearbeitet wäre, herbey holen ſollte. Indeſſen ſagte Herr Alfonſo, ich will euch ſagen, warum ich mich nicht kümmere, mehr Gefäſſe zu ſehen, denn es iſt mir einmal ein antikes ſilbernes zu Geſichte gekommen, ſo ſchön und wunderbar, daß der menſchliche Geiſt ſo was herrliches ſich nicht vorſtellen kann. Ein treſlicher Edelmann beſaß es, der nach Rom wegen einiger Geſchäfte gegangen war, man zeigte ihm heimlich das alte Gefäß, und er beſtach mit groſſem Gelde den, der es beſaß, und ſo brachte er es hierher, hielt es aber geheim, damit der Herzog nichts davon erfahren ſollte, denn der Beſitzer wär in groſſer Furcht, es zu verlieren.

Indeß Herr Alfonſo ſeine langen Mährchen erzählte, gab er auf mich nicht acht, denn er kannte mich nicht. Indeſſen kam das herrliche Modell und ward mit groſſem Prahlen und Prangen aufgeſetzt. Kaum hatt' ich es angeſehen, als ich mich zu Herrn Albert kehrte, und ſagte: wie glücklich bin ich, ſo was geſehen zu haben! Herr Alfonſo fing an zu ſchimpfen und ſagte: wer biſt denn du?

du weißt nicht, was du ſagſt. Darauf verſetzte ich: höret mich an, es wird ſich zeigen, wer von uns beyden beſſer weiß, was er ſagt. Dann wendete ich mich zu Herrn Albert, einem ſehr ernſthaften und geiſtreichen Mann und ſagte: dieſes Modell iſt von einem ſilbernen Becher genommen, der ſo und ſoviel wog, den ich zu der und der Zeit, jenem Marktſchreier, Meiſter Jacob, Chirurgus von Carpi machte, der nach Rom kam, ſechs Monate daſelbſt blieb, und mit ſeiner Salbe manche Dutzend Herrn und arme Edelleute beſchmierte, von denen er mehrere tauſend Ducaten zog. Da arbeitete ich ihm dieſes Gefäß und noch ein anderes, verſchieden von dieſem, er hat mir beyde ſchlecht bezahlt, und noch ſind in Rom die Unglücklichen, die er geſalbt und elend gemacht hat; mir aber gereicht es zur groſſen Ehre, daß meine Werke bey euch reichen Leuten ſo einen groſſen Nahmen haben. Aber ich verſichre euch, ſeit der Zeit habe ich mir noch Mühe gegeben, etwas zu lernen, ſo daß ich denke, das Gefäß, das ich nach Frankreich bringe, ſoll ganz anders des Königs und des Cardinals werth ſeyn, als dieſer Becher eures Medicaſters. Als ich mich ſo herausgelaſſen hatte, wollte Herr Alfonſo für Verlangen nach meiner neuen Arbeit ſchier vergehen, ich aber beſtand darauf, ſie nicht ſehen zu laſſen. Als wir uns eine Weile geſtritten hatten, ſagte er: er wolle zum Herzog gehen, und Seine Excellenz werde ihm ſchon dazu verhelfen. Darauf verſetzte Herr Albert, der, wie ich ſchon geſagt habe, der ſtolzeſte Mann war, Herr Alfonſo, eh' ihr von hier weggeht, ſollt ihr die Arbeit ſehen, ohne dazu die Gunſt des Herzogs zu bedürfen. Da ging ich weg und ließ Paul und Askanio zurück, um ihm die Gefäſſe zu zeigen; die jungen Leute erzählten mir nachher, daß man die größten Sachen zu meinem Lobe geſagt hätte. Nun wollte Herr Alfonſo, daß ich ſein Hausgenoſſe werden ſollte, und eben deswegen ſchienen mirs tauſend Jahre, bis ich von Ferrara weg und ihm aus den Augen kam. Was ich gutes und nützliches an dieſem Orte genoſſen hatte, war ich dem Umgang des Cardinals Salivati und des Cardinals von Ravenna ſchuldig, auch hatte ich Bekanntſchaft mit einigen geſchickten Tonkünſtlern gemacht und mit niemand ſonſt; denn die Ferrareſer ſind die geitzigſten Leute, und was andern gehört, gefällt ihnen gar zu wohl, ſie ſuchen es auf alle Weiſe zu erhaſchen, und ſo ſind ſie alle. Um zwey und zwanzig kam Fraſhino, überreichte mir den Ring von ohngefähr ſechzig Scudi, und ſagte mit kurzen Worten: ich möchte den zum Andenken Seiner Excellenz tragen. Ich antwortete: das will ich, und ſetzte ſogleich den Fuß in den Steigbügel und ritt, in Gottes Nahmen, fort. Er hinterbrachte meine Worte und mein Betragen dem Herzog, der ſehr erzürnt war, und groſſe Luſt hatte, mich zurück holen zu laſſen.

Ich ritt den Abend wohl noch zehen Meilen, immer im Trott, und war ſehr froh, den andern Tag aus dem Ferrareſiſchen zu ſeyn, denn auſſer den jungen Pfauen, die ich gegeſſen und mich dadurch curirt hatte, war mir dort nichts gutes geworden. Wir nahmen den Weg durchs

Monſaneſiſche und berührten die Stadt Mailand nicht, aus obgedachter Urſache, und ſo kamen wir glücklich und geſund nach Lion, Paul, Askanio und ein Diener, alle vier auf guten Pferden. In Lion erwarteten wir einige Tage das Maulthier, worauf unſer Gepäck und die Gefäſſe waren, und wohnten in einer Abtey des Cardinals. Als unſere Sachen ankamen, packten wir ſie ſorgfältig um und zogen nach Paris, wir hatten auf dem Weg einige Händel, aber nicht von groſſer Bedeutung.

Den Hof des Königs fanden wir zu Fontainebleau, wir meldeten uns beym Cardinal, der uns ſogleich Quartier anweiſen ließ, und dieſen Abend befanden wir uns recht wohl. Den andern Tag erſchien der Karren, und da wir nun unſere Sachen hatten, ſagte es der Cardinal dem König, der uns ſogleich ſehen wollte. Ich ging zu Seiner Majeſtät mit dem Pokal und Becher, als ich vor ihn kam, küßte ich ihm das Knie, und er hub mich gnädig auf. Indeſſen dankte ich Seiner Majeſtät, daß er mich aus dem Kerker befreyt habe, und ſagte, es ſey eigentlich die Pflicht eines ſo guten und einzigen Fürſten, nützliche Menſchen zu befreyen und zu beſchützen, beſonders wenn ſie unſchuldig ſeyen, wie ich; ſolche Wohlthaten ſeyn in den Büchern Gottes oben an geſchrieben, vor allem andern, was man in der Welt thun und wirken könne. Der gute König hörte mich an, bis ich geendigt, und meine Dankbarkeit mit wenigen Worten, die ſeiner werth waren, ausgedrückt hatte. Darauf nahm er Gefäß und Becken und ſagte: wahrhaftig ich glaube nicht, daß

Perſonen.

Philipp II., König von Spanien.
Eliſabeth von Valois, ſeine Gemahlin.
Don Karlos, der Kronprinz.
Alexander Farneſe, Prinz von Parma, Neffe des Königs.
Infantin Klara Eugenia, ein Kind von drei Jahren.
Herzogin von Olivarez, Oberhofmeiſterin.
Marquiſin von Mondekar,
Prinzeſſin Eboli, } Damen der Königin.
Gräfin Fuentes,
Marquis von Poſa, ein Maltheſerritter.
Herzog von Alba,
Graf von Lerma, Oberſter der Leibwache, } Granden von Spanien.
Herzog von Feria, Ritter des Vließes,
Herzog von Medina Sidonia, Admiral,
Don Raimond von Taxis, Oberpoſtmeiſter,
Domingo, Beichtvater des Königs.
Der Großinquiſitor des Königreichs.
Der Prior eines Karthäuſerkloſters.
Ein Page der Königin.
Don Ludwig Merkado, Leibarzt der Königin.
Mehrere Damen und Granden. Pagen. Offiziere. Die Leibwache und verſchiedene ſtumme Perſonen.

die Alten jemals eine ſo ſchöne Art zu arbeiten geſehen haben, denn ich erinnere mich wohl vieler guten Sachen, die mir vor Augen gekommen ſind, und auch deſſen, was die beſten neuern Meiſter gemacht haben, aber ich habe niemals ein Werk geſehen, das mich ſo höchlich bewegt hätte, als dieſes. Dieſe Worte ſagte der König auf franzöſiſch, zum Cardinal von Ferrara, mit noch gröſſern Ausdrücken als dieſes. Dann wendete er ſich zu mir, ſprach mich italieniſch an und ſagte: Benvenuto! bringt eure Zeit einige Tage fröhlich zu, dann wollen wir euch alle Bequemlichkeit geben, irgend ein ſchönes Werk zu verfertigen. Der Cardinal von Ferrara bemerkte wohl das groſſe Vergnügen des Königs über meine Ankunft, und daß Seine Majeſtät ſich aus meinen wenigen Arbeiten ſchon überzeugt hatte, von mir ſeyen noch weit gröſſere Dinge zu erwarten, die er denn auch auszuführen Luſt hatte.

Indeſſen mußten wir dem Hofe folgen, und es war eine rechte Qual. Denn es ſchleppt ſich hinter dem König beſtändig ein Zug von zwölftauſend Pferden her, und das iſt das geringſte, denn wenn in Friedenszeiten der Hof ganz beyſammen iſt, ſo ſind es achtzehntauſend Mann, und darunter mehr als zwölftauſend Berittene. Nun kamen wir manchmal an Orte, wo kaum zwey Häuſer waren, und man ſchlug, nach Art der Zigeuner, Hütten von Leinwand auf, und hatte oft gar viel zu leiden. Ich bat den Cardinal, er möchte den König bewegen, daß er mich zu arbeiten wegſchickte; ich erhielt aber zur Antwort: das beſte in einem ſolchen Falle ſey, wenn der König ſelbſt meiner gedächte, ich ſollte mich manchmal ſehen laſſen, wenn Seine Majeſtät ſpeiſte. Das that ich denn eines Mittags, der König rief mich, und ſprach italieniſch mit mir und ſagte: er habe im Sinne groſſe Werke durch mich arbeiten zu laſſen, er wolle mir bald befehlen, wo ich meine Werkſtatt aufzuſchlagen hätte, auch wolle er mich mit allem, was ich bedürfe, verſorgen, dann ſprach er noch manches von angenehmen und verſchiedenen Dingen. Der Cardinal von Ferrara war gegenwärtig, denn er ſpeiſte faſt beſtändig Mittags an der kleinen Tafel des Königs, und da er alle die Reden vernommen, ſprach er, als der König aufgeſtanden war, zu meinen Gunſten, wie man mir hernach wieder erzählte, und ſagte: heilige Majeſtät! dieſer Benvenuto hat groſſe Luſt zu arbeiten, und man könnte es faſt eine Sünde nennen, wenn man einen ſolchen Künſtler Zeit verlieren läßt. Der König verſetzte: er habe wohl geſprochen, und ſolle nur mit mir ausmachen, was ich für meinen Unterhalt verlange? Noch denſelben Abend nach Tiſche ließ mich der Cardinal rufen und ſagte mir, im Nahmen des Königs: Seine Majeſtät ſey entſchloſſen, mir nunmehr Arbeit zu geben, er wolle aber zuerſt meine Beſoldung beſtimmt wiſſen. Der Cardinal fuhr fort: ich dächte, wenn euch der König des Jahrs dreyhundert Scudi Beſoldung giebt, ſo könnt ihr recht gut auskommen, und dann ſag ich euch, überlaßt mir nur die Sorge, denn alle Tage kommt Gelegenheit in dieſem groſſen Reiche, etwas gutes zu ſtiften, und ich will euch immer treflich helfen. Darauf antwortete ich: als Sie mich in Ferrara lieſſen, Hochwürdigſter Herr! verſprachet ihr mir, ohne daß ich es verlangte, mich niemals aus Italien nach Frankreich zu berufen, wenn nicht Art und Weiſe, wie ich mich bey dem König ſtehen ſolle, ſchon beſtimmt wäre. Anſtatt mich nun hievon zu benachrichtigen, ſchicktet ihr beſondern Befehl, ich ſolle auf der Poſt kommen, als wenn eine ſolche Kunſt ſich poſtmäßig behandeln lieſſe; hättet ihr mir damals was von dreyhundert Scudi ſagen laſſen, wie ich jetzt hören muß, ſo hätte ich mich nicht vom Platze bewegt, nicht für ſechshundert! Aber ich gedenke dabey, daß Gott Ew. Hochwürden als Werkzeug einer ſo groſſen Wohlthat gebraucht hat, als meine Befreyung aus dem Kerker war, und ich verſichere Ew. Hochwürden, daß wenn ihr mir auch das gröſte Uebel zufügtet, ſo würde doch dadurch nicht der tauſendſte Theil des groſſen Guten aufgewogen werden, das ich durch Dieſelben erhalten habe. Ich bin von ganzem Herzen dankbar, nehme meinen Urlaub, und wo ich auch ſeyn werde, will ich, ſo lange ich lebe, Gott für Euch bitten. Darauf war der Cardinal zornig und ſagte: gehe hin, wohin du willſt, denn mit Gewalt kann man niemanden wohl thun. Darauf ſagten gewiſſe Hofleute, ſo einige von den Semmelſchindern: der dünkt ſich auch recht viel zu ſeyn, da er dreyhundert Ducaten Einkünfte verſchmäht. Die verſtändigen und braven dagegen ſagten: der König wird nie ſeines Gleichen wieder finden und unſer Cardinal will ihn erhandeln, als wenn es eine Laſt Holz wäre.

Das war Herr Ludwig Alamanni, jener, der zu Rom den Gedanken über das Modell des Salzfaſſes vortrug. Er war ein ſehr gefälliger Mann und äuſerſt liebevoll gegen alle Leute von Talenten. Man erzählte mir, daß er es vor vielen andern Herrn und Hofleuten geſagt hatte. Das begab ſich in Dauphine' in einem Schloſſe, deſſen Nahmen ich mich nicht mehr erinnere, wo man dieſen Abend eingekehrt war.

Ich verließ den Cardinal und begab mich in meine Wohnung, denn wir waren immer etwas entfernt von dem Hofe einquartiert, dießmal mogt' es etwa drey Miglien betragen. Ich ritt in Geſellſchaft eines Mannes, des Secretair beym Cardinal, und der gleichfalls daſelbſt einquartiert war. Er hörte auf dem ganzen Wege nicht auf, mit unerträglicher Neugierde zu fragen: was ich denn anfangen wollte, wenn ich nun zurückginge? und was ich denn allenfalls für eine Beſoldung verlangt hätte? Ich war halb zornig, halb traurig, und voll Verdruß, daß man mich nach Frankreich gelockt hatte, um mir nun dreyhundert Scudi des Jahrs anzubieten, daher antwortete ich nichts, und wiederholte nur immer, ich wiſſe ſchon alles.

Als ich in das Quartier kam, fand ich Paul und Askanio, die auf mich warteten, ſie ſahen, daß ich ſehr verſtöhrt war, und da ſie mich kannten, fragten ſie, was ich habe? Die armen Jünglinge waren ganz auſſer ſich, deßwegen ſagte ich zu ihnen: Morgen früh will ich euch ſo viel Geld geben, daß ihr reichlich wieder nach Hauſe kommen könnt, denn ich habe das wichtigſte Geſchäft vor, zu dem ich euch nicht mitnehmen kann, ich hatte es lange ſchon im Sinne, und ihr braucht es nicht zu wiſſen. Neben unſerer Kammer wohnte gedachter Secretair, und es iſt möglich, daß er meine Geſinnung und meinen feſten Entſchluß dem Cardinal gemeldet habe, ob ich es gleich nicht vor gewiß ſagen kann.

Keinen Augenblick ſchlief ich die ganze Nacht, und es ſchienen mir tauſend Jahre, bis es Tag wurde, um den Entſchluß auszuführen, den ich gefaßt hatte. Als der Tag graute, ließ ich die Pferde beſorgen und ſetzte mich ſchnell in Ordnung. Ich ſchenkte den jungen Leuten alle Sachen, die ich mitgebracht hatte, und mehr als funfzig Goldgülden, eben ſo viel behielt ich für mich und überdieß den Diamanten, den mir der Herzog geſchenkt hatte. Ich nahm nur zwey Hemden mit, und einen ſchlechten Reitrock, den ich auf dem Leibe hatte. Nun konnte ich mich aber von den jungen Leuten nicht losmachen, die ein für allemal mit mir kommen wollten, daher ſchalt ich ſie aus und ſagte: der eine hat ſchon einen Bart und dem andern fängt er an zu wachſen, ihr habt von mir dieſe arme Kunſt gelernt, ſo gut als ich ſie euch zeigen konnte, und ſo ſeyd ihr am heutigen Tag die erſten Geſellen von Italien. Schämt euch doch, daß ihr nicht aus dem Kinderwägelchen herauswollt! ſoll es denn euch immer fortſchleppen? das iſt ſchimpflich, und wenn ich euch gar ohne Geld gehen lieſſe, was würdet ihr ſagen? geht mir aus dem Geſichte! Gott ſegne euch tauſendmal und ſo lebt wohl! Ich wendete mein Pferd um und verließ ſie weinend.

Ich nahm den ſchönſten Weg durch einen Wald und dachte mich dieſen Tag wenigſtens vierzig Miglien zu entfernen. Ich wollte an den unbekannteſten Ort gehen, den ich mir nur ausdenken konnte. Indem ich ohngefähr einen Weg von zwey Miglien zurücklegte, hatte ich mir feſt vorgenommen, mich an keinem Orte aufzuhalten, wo ich bekannt wäre, und wollte auch nichts weiter arbeiten, als einen Chriſtus, von drey Ellen, wobey ich mich der unendlichen Schönheit zu nähern hoffte, welche er mir ſelbſt gezeigt hatte. So war ich völlig entſchloſſen, nach dem heiligen Grabe zu gehen, und dachte ſchon ſo weit zu ſeyn, daß mich niemand mehr einholen könnte. Auf einmal hörte ich Pferde hinter mir, und ich war nicht ohne Sorgen, denn in jenen Gegenden ſchwärmten gewiſſe Hanſen herum, die man Abentheurer nennt, und die gar gern auf der Straſſe rauben und morden, und ob man gleich alle Tage genug von ihnen aufhängt, ſo ſcheint es doch, als wenn ſie ſich nicht darum bekümmern. Da ſie mir näher kamen, fand ich, daß es ein Abgeordneter des Königs ſey, der den Askanio bey ſich hatte, er ſagte zu mir: im Nahmen des Königs befehle ich euch zu ihm zu kommen. Ich antwortete, du kommſt vom Cardinal Ferrara, und deßwegen werde ich dir nicht folgen! Der Mann ſagte: wenn ich ihm nicht gutwillig folgen wolle, ſo habe er die Macht, ſeinen Leuten zu befehlen, mich als einen Gefangenen zu binden. Nun bat mich Askanio, was er konnte, und erinnerte mich, daß der König, wenn er jemanden ins Gefängniß ſetzte, ſich wenigſtens fünf Jahre beſänne, bis er ihn wieder losliesſe. Das Wort Gefängniß erſchreckte mich dergeſtalt, denn ich dachte an mein römiſches Unglück, daß ich geſchwind das Pferd dahin wendete, wohin der Abgeordnete des Königs es verlangte, der immer auf franzöſiſch murmelte, und auf der ganzen Reiſe nicht einen Augenblick ſtill war, bis er mich nach Hofe gebracht hatte. Bald trotzte er mir, bald ſagte er dieſes, bald jenes, ſo daß ich die Welt hätte verläugnen mögen.

Als wir zu dem Quartier des Königs kamen, gingen wir bey der Wohnung des Cardinals vorbey, dieſer ſtand unter der Thüre, und ſagte: unſer allerchriſtlichſter König hat aus eigner Bewegung euch dieſelbe Beſoldung ausgeſetzt, die er Leonard da Vinci, dem Mahler, gab, nämlich ſiebenhundert Scudi des Jahrs, daneben bezahlt er euch alle Arbeit, die ihr machen werdet, und zum Antritt ſchenkt er euch fünfhundert Goldgülden, die euch ausgezahlt werden ſollen, ehe ihr von hier weggeht. Darauf antwortete ich: das ſind Anerbieten eines ſo groſſen Königs würdig. Als der Abgeordnete, der mich nicht gekannt hatte, dieſe groſſen Anerbieten von Seiten des Königs hörte, bat er mich tauſendmal um Vergebung. Paul und Askanio ſagten: Gott hat uns geholfen in ein ſo ehrenvolles Wägelchen wieder zurückzukommen. Den andern Tag ging ich dem König zu danken und er befahl mir, daß ich zwölf Modelle, zu ſilbernen Statuen, machen ſollte, die als zwölf Leuchter um ſeinen Tiſch dienen ſollten; er wollte ſechs Götter und ſechs Göttinnen vorgeſtellt haben, grade ſo hoch wie er ſelbſt, und er war beynahe drey Ellen groß. Als er mir dieſen Auftrag gegeben hatte, wendete er ſich zum Schatzmeiſter der Erſparniſſe und fragte, ob man ihm befohlen habe, daß er mir fünfhundert Goldgülden zahlen ſolle? Dieſer antwortete darauf: es ſey nicht geſchehen! Das empfand der König ſehr übel, denn er hatte dem Cardinal aufgetragen, dem Schatzmeiſter ſeinen Willen zu ſagen. Ferner befahl er mir, ich ſolle nach Paris gehen und mir eine Wohnung ausſuchen, die zu ſolchen Arbeiten bequem wäre, und ich ſollte ſie haben. Da nahm ich meine fünfhundert Goldgülden und ging nach Paris, in ein Quartier des Cardinal von Ferrara, woſelbſt ich, im Nahmen Gottes, zu arbeiten anfing, und vier Modelle, jedes von einem Fuß, verfertigte, ſie ſtellten Jupiter und Juno, Apoll und Vulkan vor. Indeſſen kam der König nach Paris, und ich eilte ihm aufzuwarten, nahm meine Modelle mit mir, auch die jungen Leute, Aſkanio und Paul. Der König war zufrieden, und befahl mir, ich ſollte ihm zuerſt den Jupiter von Silber machen, von obengedachter Höhe, dann ſtellte ich Seiner Majeſtät die beyden Jünglinge vor und ſagte, ich habe ſie zum Dienſte Seiner Majeſtät mit mir gebracht, denn da ch mir ſie auferzogen hätte, ſo würden ſie mir wohl mehr Dienſte leiſten, als die, die ich in Paris finden konnte; arauf ſagte der König, ich ſollte beyden eine Beſoldung uswerfen, die hinreichend wäre, ſie erhalten zu können. ich ſagte, daß hundert Goldgülden für jeden genug ſey, ach habe ich einen Ort gefunden, der mir zu einer Werkſtatt höchſt tauglich ſchiene. Das Gebäude gehörte Seiner Majeſtät eigen und hieß Klein Nello, der König hatte es dem Prevoſt von Paris eingegeben, der ſich aber deſſen nicht bediente, und ſo konnte mirs der König ja wohl einräumen, da ich es zu ſeinem Dienſt bedurfte. Darauf antwortete der König: das Haus iſt mein und ich weiß recht gut, daß der, dem ich es gegeben habe, daſſelbe nicht bewohnt, noch gebraucht, deswegen ſollt ihr euch deſſen, zu unſerer Arbeit, bedienen. Darauf befahl er einem ſeiner Officiere, er ſolle mich in das gedachte Nello einführen, dieſer weigerte ſich einen Augenblick und ſagte: er könne das nicht thun. Da antwortete der König zornig, er wolle die Dinge vergeben, wie es ihm gefiele, jener bediene ſich deſſen nicht, und ich ſey ein nützlicher Mann, der für ihn arbeite, er wolle von keinem weitern Widerſpruch hören. Da verſetzte der Officier, es werde wohl nöthig ſeyn, ein bischen Gewalt zu brauchen, darauf antwortete der König: jetzt geht, und wenn kleine Gewalt nicht hilft, ſo gebraucht groſſe! Eilig führte der Mann mich zu dem Gebäude, und es war Gewalt nöthig, um mich in Beſitz zu ſetzen, dann ſagte er mir, ich ſollte nun wohl ſorgen, daß ich drin nicht todt geſchlagen werde.

Ich ging hinein und nahm ſogleich Diener an, kaufte verſchiedene Spieſſe und lebte verſchiedene Tage mit größtem Verdruß, denn mein Gegner war ein franzöſiſcher Edelmann, und die übrigen Edelleute waren alle meine Feinde und inſultirten mich auf alle Weiſe, ſo daß es mir unerträglich ſchien. Hier muß ich noch bemerken, daß, als ich in Ihro Majeſtät Dienſte ging, man 1540 ſchrieb, und ich alſo eben vierzig Jahr alt wurde. Nun ging ich, dieſe Beleidigung und meinen Verdruß dem König zu klagen, und bat ihn, er möchte mich an einem andern Orte einrichten laſſen. Darauf ſagte der König: wer ſeyd ihr? und wie heißt ihr? Ich war äuſerſt erſchrocken, denn ich wußte nicht, was der König meynte, und als ich ſo ſtill war, wiederholte er ſeine Frage; darauf verſetzte ich: daß ich Benvenuto hieſſe. Da ſagte der König: ſeyd ihr der Benvenuto, von dem ich gehört habe, ſo handelt nach eurer Weiſe, und ich gebe euch völlige Erlaubniß! Ich verſetzte darauf: daß mir allein ſeine Gnade hinreichend ſey, übrigens kenne ich keine Gefahr. Der König lächelte ein wenig und ſagte: ſo geht nur! an meiner Gnade ſoll es euch niemals fehlen. Sogleich befahl er einem ſeiner Secretaire, welcher Villeroi hieß, er ſolle mich mit allem verſehen und meine Bedürfniſſe vollkommen einrichten laſſen. Dieſer Mann war ein groſſer Freund vom Prevoſt von Paris, der zuerſt das Kleine Nello beſeſſen hatte, dieſes Gebäude war in dreyeckiger Form an die Mauren der Stadt angelehnt, eigentlich ein altes Schloß von guter Gröſſe, man hielt aber keine Wache daſelbſt. Herr von Villeroi rieth mir, ich ſollte mich ja nach einem andern Platz umſehen und dieſen ſeinem alten Beſitzer überlaſſen, denn es ſey ein ſehr mächtiger Mann, und er werde mich gewiß todtſchlagen laſſen. Darauf ſagte ich: ich ſey aus Italien nach Frankreich gegangen, bloß um dieſem wunderſamen König zu dienen, und was

Erſter Akt.

Der königliche Garten in Aranjuez.

Erſter Auftritt.

Karlos. Domingo.

Domingo.

Die ſchönen Tage in Aranjuez
Sind nun zu Ende. Eure königliche Hoheit
Verlaſſen es nicht heiterer. Wir ſind
Vergebens hier geweſen. Brechen Sie
Dies räthſelhafte Schweigen. Oeffnen Sie
Ihr Herz dem Vaterherzen, Prinz. Zu theuer
Kann der Monarch die Ruhe ſeines Sohnes —
Des einz'gen Sohns — zu theuer nie erkaufen.

(Karlos ſieht zur Erde und ſchweigt.)

Wär' noch ein Wunſch zurücke, den der Himmel
Dem liebſten ſeiner Söhne weigerte?
Ich ſtand dabei, als in Toledo's Mauern
Der ſtolze Karl die Huldigung empfing,
Als Fürſten ſich zu ſeinem Handkuß drängten,

das Todtſchlagen betreffe, ſo wiſſe ich recht gut, daß ich ſterben müſſe, ein bischen früher oder ſpäter, daran wäre nichts gelegen. Dieſer Villeroi war ein Mann von groſſem Geiſte, bewundernswerth in allen ſeinen Dingen, und ſehr reich, nun war nichts in der Welt, was er mir nicht zum Verdruß gethan hätte, aber er ließ ſich nichts merken, es war ein ernſthafter Mann von ſchönem Anblick und ſprach langſam. Die Beſorgung meiner Sache trug er einem andern Edelmann auf, welcher Herr von Marmagna hieß, und Schatzmeiſter von Languedoc war; das erſte, was dieſer that, war, daß er die beſten Zimmer des Gebäudes für ſich ſelbſt einrichten ließ, da ſagte ich ihm: der König habe mir dieſen Ort zu ſeinem Dienſte gegeben, und ich wolle nicht, daß jemand auſſer mir und den Meinigen hier ſeine Wohnung haben ſollte. Dieſer ſtolze, kühne und heftige Mann ſagte zu mir: er wolle thun, was ihm beliebte, ich renne nur mit dem Kopf gegen die Mauer, wenn ich ihm widerſtehen wolle, er habe Befehl von Villeroi, das thun zu dürfen. Dagegen verſetzte ich: habe ich doch den Auftrag vom König, und ich weiß wohl, daß weder ihr noch Villeroi ſo etwas unternehmen ſollt. Hierauf ſagte mir der ſtolze Mann, in ſeiner franzöſiſchen Sprache, viele häßliche Worte, worauf ich denn in der meinigen verſetzte, daß er lüge. Erzürnt griff er nach ſeinem kleinen Dolch und ich legte Hand an meinen groſſen Dolch, den ich immer an der Seite, zu meiner Vertheidigung, trug, und ſagte zu ihm: biſt du kühn genug zu ziehen, ſo ſtech' ich dich auf der Stelle todt. Er hatte zwey Diener mit ſich und meine zwey Geſellen ſtanden dabey. Marmagna ſchien einen Augenblick unentſchloſſen, aber geneigter zum Böſen und ſagte murmelnd: das werde ich nie ertragen. Ich befürchtete das ſchlimmſte und ſagte entſchloſſen zu Paul und Askanio: ſobald ihr ſeht, daß ich meinen Dolch ziehe, ſo werft euch gleich über die Diener her, und erſchlagt ſie, wenn ihr könnt, dieſer ſoll gewiß zuerſt fallen, und dann wollen wir uns mit Gott davon machen. Marmagna vernahm dieſen Entſchluß und war zufrieden, nur lebendig vom Platze zu kommen. Dieſe ganze Begebenheit ſchrieb ich mit etwas gelinderen Ausdrücken an den Cardinal, der ſie augenblicklich dem König erzählte, Seine Majeſtät war verdrießlich, und gab einem andern, der Vicomte D'Orbec hieß, die Aufſicht über mich; dieſer Mann ſorgte mit der gröſten Gefälligkeit für alle meine Bedürfniſſe.

Da ich nun Haus und Werkſtatt vollkommen eingerichtet hatte, ſo daß ich meine Arbeit bequem einrichten konnte, und dabey ſehr ehrenvoll wohnte, arbeitete ich ſogleich an den drey Modellen in der Gröſſe, wie die Statuen von Silber werden ſollten, und zwar ſtellten ſie Jupiter, Vulkan und Mars vor, ich machte ſie von Erde, inwendig ſehr wohl mit eiſernen Stäben verwahrt. Als ich fertig war, ging ich zum König, der mir, wenn ich mich recht erinnere, dreyhundert Pfund Silber geben ließ, damit ich die Arbeit anfangen könnte. Indeſſen ich nun alles dazu vorbereitete, ward das Gefäß und das ovale Becken fertig, die mir verſchiedene Monate wegnahmen, als ſie vollendet waren, ließ ich ſie trefflich vergolden, und man konnte wohl ſagen, daß es die ſchönſte Arbeit ſey, die man je in Frankreich geſehen hatte. Sogleich trug ich ſie zum Cardinal von Ferrara, der mir über die Maßen dankte, hernach aber ohne mich zum König ging, und demſelben damit ein Geſchenk machte. Der König hielt ſie ſehr werth, und lobte mich übermäßiger, als jemals ein Menſch meiner Art gelobt worden iſt, und machte dem Cardinal ein Gegengeſchenk mit einer Abtey, die ſiebentauſend Scudi Einkünfte hatte, und ließ die Abſicht merken, mir auch etwas zu verehren, woran ihn der Cardinal verhinderte und ſagte: Seine Majeſtät verfahre zu geſchwind, denn ich habe für ihn ja noch keine Arbeit vollendet. Da verſetzte der freygebigſte König, mehr als jemals entſchloſſen: ich will ihm eben Luſt und Muth zu ſeiner Arbeit machen. Da ſchämte ſich der Cardinal und ſagte: ich bitte, laßt mich gewähren, denn ſobald ich die Abtey in Beſitz genommen habe, will ich ihm eine Penſion von wenigſtens dreyhundert Scudi ausſetzen. Davon iſt mir aber nie etwas geworden, und es wäre zu weitläufig alle Teufeleyen dieſes Cardinals zu erzählen, beſonders da ich wichtigere Dinge vor mir habe.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Horen

Jahrgang 1796

Eilftes Stück.

Tübingen
in der J. G. Cottaischen Buchhandlung
1796.

Innhalt des eilften Stücks.

I. Benvenuto Cellini. Fortſetzung. Seite 1

II. Reiſe von Grottaferrata nach dem Fuciniſchen See und Monte Caſſino, im October 1794. An Ihre Durchlaucht, die Herzogin Amalia von Sachſen-Weimar. — 35

III. Herakles bei Augias. Theokrits fünfundzwanzigſte Idylle. Ein Fragment. — 80

IV. Cynthiens Schatten. Elegie von Properz. Des vierten Buchs ſiebente. — 98

V. Ich denke Dein. — 105

VI. Die Tröſterinnen. — 107

Die Horen.

Zweyter Jahrgang. Eilftes Stück.

I.

Benvenuto Cellini.

Fortſetzung.

Ich kehrte nach Paris zurück und jedermann verwunderte ſich über die Gunſt, die mir der König bezeugte, ich erhielt das Silber und fing an, die Statue des Jupiters zu bearbeiten. Ich nahm viele Geſellen und fuhr, mit groſſer Sorgfalt, Tag und Nacht fort; Jupiter, Vulkan und Mars waren im Modell fertig, auch den erſten hatte ich in Silber ſchon weit gebracht, ſo daß meine Werkſtatt reich genug ausſah. Um dieſe Zeit erſchien der König in Paris, ich wartete ihm auf, und als er mich ſah, rief er mir fröhlich zu: ob ich ihm in meinem Hauſe etwas ſchönes zu zeigen hätte; ſo wolle er hinkommen. Da erzählte ich ihm alles, was ich gemacht hatte, und er bezeigte groſſes Verlangen, die Arbeit zu ſehen. Gleich nach Tafel machte er ſich auf mit Madame D'Eſtampes, dem Cardinal von Lothringen, dem König von Navarra, ſeinem Vetter, und der Königinn, ſeiner Schweſter, auch kam der Dauphin und die Dauphine, ſo daß der ganze Adel des Hofes ſich in Bewegung ſetzte.

Ich war wieder nach Hauſe gegangen und hatte mich an die Arbeit begeben, als nun der König vor das Thor meines Schloſſes kam, und ſo viele Hämmer pochen hörte, befahl er, ein jeder ſolle ſtill ſeyn; ſo war in meinem Hauſe alles in Arbeit, und der König überfiel mich, eh' ich es dachte. Er trat in meinen Saal und erblickte zuerſt mich mit einem groſſen Silberblech in der Hand, das zum Leibe Jupiters beſtimmt war, ein anderer machte den Kopf, ein dritter die Füſſe, ſo daß der Lärm auſſerordentlich war. Zufälligerweiſe hatte mir eben in dieſem Augenblick ein franzöſiſcher Knabe, der bey der Arbeit um mich war, irgend etwas nicht recht gemacht, deswegen ich ihm einen Tritt gab, der glücklicherweiſe nur zwiſchen die Beine traf, doch hatte ich den Jungen über vier Ellen weit weggeſtoſſen, der Knabe wollte fallen und hielt ſich am König, der eben hereintrat, der König lachte überlaut, und ich war ſehr verlegen, dann fing er an zu fragen, was ich mache? und verlangte, daß ich in ſeiner Gegenwart arbeiten ſollte; darauf ſagte er: es wäre ihm lieber, wenn ich mich nicht ſo anſtrengen wollte, ich ſollte doch ſo viel Leute nehmen, als mir beliebte, und dieſe arbeiten laſſen, und mich geſund erhalten, um ihm deſto länger dienen zu können. Da antwortete ich, daß ich eben krank werden würde, wenn ich nicht arbeitete, auch würden die Werke nicht von der Art werden, wie ich ſie für Seine Majeſtät zu verfertigen hoffte. Der König konnte das nicht einſehen, und glaubte, es ſey nur Großſprecherey von mir, und der Cardinal von Lothringen mußte mirs nochmals wieder ſagen, dem ich aber ſo offen und umſtändlich meine Gründe vorlegte, daß er mich vollkommen begriff; er beruhigte daher den König und bat ihn, er möchte mich nur viel oder wenig nach meinem Belieben arbeiten laſſen.

So zufrieden von meinen Werken, begab ſich der König nach ſeinem Pallaſte zurück und überhäufte mich dergeſtalt mit Gunſt, daß ich nicht alles erzählen kann. Den andern Tag nach der Tafel ließ er mich rufen, der Cardinal von Ferrara ſpeißte mit ihm, als ich kam, war der König eben an der zweyten Tracht, ich trat herzu, und Seine Majeſtät fing ſogleich mit mir zu reden an. Da er einen ſo ſchönen Becher und ſo ein vortreffliches Becken von mir beſitze, ſo wünſche er dazu auch ein ähnliches Salzfaß zu haben, ich ſollte ihm eine Zeichnung machen und zwar ſo geſchwind als möglich. Darauf verſetzte ich: Ew. Majeſtät ſollen eine ſolche Zeichnung geſchwinder ſehen, als Sie denken, denn als ich Ihre beyden Gefäſſe verfertigte, überlegte ich wohl, daß dieſen zur Geſellſchaft auch ein Salzfaß gearbeitet werden müſſe, darum habe ich ſo was dergleichen ſchon aufgeſtellt, und wenn Seine Majeſtät einen Augenblick warten wollten, ſo könnte ich die Sache gleich vorzeigen. Das hörte der König mit vieler Zufriedenheit, und wendete ſich zu den gegenwärtigen Herrn, als dem König von Navarra, den Cardinälen von Lothringen und Ferrara und ſagte: das iſt wahrhaftig ein Mann, den alle Welt lieben und wünſchen muß; dann ſagte er zu mir: er würde gern die Zeichnung ſehen, die ich zu einem ſolchen Werke gemacht hätte. Da eilte ich fort, ging und kam geſchwind, denn ich hatte nur die Seine zu paſſiren, und brachte das Modell von Wachs mit, das ich auf Verlangen des Cardinals ſchon in Rom gemacht hatte. Als ich es aufdeckte, verwunderte ſich der König und ſprach: das iſt hundertmal göttlicher, als ich gedacht habe, das iſt ein groſſes Werk dieſes Mannes, er ſollte niemals feyern. Dann wendete er ſich zu mir, mit ſehr freundlichem Geſichte und ſagte: das Werk gefalle ihm auſſerordentlich, er verlange, daß ich es ihm von Gold mache. Der Cardinal ſah mir in die Augen, und gab mir durch einen Wink zu verſtehen, daß er das Modell recht gut wieder erkenne; darauf ſagte ich: ich habe wohl von dieſem Modell ſchon geſagt, daß ich das Werk gewiß vollenden wollte, wenn es nur jemand beſtellte. Der Cardinal erinnerte ſich dieſer meiner Worte, und weil es ihm ſchien, als habe ich mich rächen wollen, ſo ſagte er mit einiger Empfindlichkeit zum König: Sire! das Unternehmen iſt groß, und ich fürchte nur, wir ſehen es niemals geendigt, denn dieſe braven Künſtler, die ſo trefflicher Erfindungen fähig ſind, fangen gar gern an, ſie ins Werk zu ſtellen, ohne zu denken, wann ſie geendigt werden können; wenn ich ſo etwas beſtellte, ſo wollte ich doch auch wiſſen, wann ich es haben könnte; der König antwortete: wenn man ſich ſo ängſtlich um das Ende der Arbeit bekümmere, ſo würde man ſie niemals anfangen! und er ſagte es auf eine Weiſe, daß man merken konnte, er wolle anzeigen, zu ſolchen Werken gehöre ein muthiger Geiſt. Ich ſagte darauf: alle Fürſten, die, wie Ew. Majeſtät, durch Handlungen und Reden ihren Dienern Muth machen, erleichtern ſich und ihnen die gröſten Unternehmungen, und da Gott mir einen ſo auſſerordentlichen Herrn gegeben hat, ſo hoffe ich auch, groſſe und auſſerordentliche Werke für ihn zu vollenden. Ich glaube es, ſagte der König, und ſtand von Tafel auf.

Da ließ er mich auf ſein Zimmer rufen, und fragte mich, wie viel ich Geld zu dieſem Salzfaſſe brauchte? Tauſend Scudi, verſetzte ich ſogleich. Da rief er ſeinen Schatzmeiſter, den Vicomte D'Orbec und befahl ihm, er ſolle mir tauſend alte, gewichtige Goldgülden auszahlen laſſen. Ich ging weg und ſchickte nach den beyden Notarien, durch die ich auch das Silber für den Jupiter und viele andere Sachen erhalten hatte, dann holte ich zu Hauſe ein kleines Körbchen, das mir meine Nichte, die Nonne, als ich durch Florenz reiſte, geſchenkt hatte, und ich nahm es zu meinem Glück ſtatt eines Sackes, und weil ich dieſes Geſchäft noch bey Tage zu endigen dachte, auch meine Leute nicht in der Arbeit ſtören mochte, ſo nahm ich nicht einmal einen Diener mit. Ich fand den Schatzmeiſter zu Hauſe, der ſchon das Geld vor ſich hatte, und die vollwichtigen Stücke, nach dem Befehl des Königs, ausſuchte, und indem mir ſchien, daß der Spitzbube mit Fleiß die Auszahlung des Geldes bis drey Stunden in die Nacht verzögerte, ſo wollte ich mich auch vorſehen, und ſchickte nach einigen meiner Arbeiter, ſie ſoll-

Und jetzt in einem — Einem Niederfall
Sechs Königreiche ihm zu Füßen lagen —
Ich ſtand und ſah das junge ſtolze Blut
In ſeine Wangen ſteigen, ſeinen Buſen
Von fürſtlichen Entſchlüſſen wallen, ſah
Sein trunknes Aug' durch die Verſammlung fliegen,
In Wonne brechen — Prinz, und dieſes Auge
Geſtand: ich bin geſättigt.
(Karlos wendet ſich weg.)
Dieſer ſtille
Und feierliche Kummer, Prinz, den wir
Acht Monde ſchon in Ihren Blicken leſen,
Das Räthſel dieſes ganzen Hofs, die Angſt
Des Königreichs, hat Seiner Majeſtät
Schon manche ſorgenvolle Nacht gekoſtet,
Schon manche Thräne Ihrer Mutter.

Karlos (dreht ſich raſch um).
Mutter!
— O Himmel, gib, daß ich es dem vergeſſe,
Der ſie zu meiner Mutter machte!

Domingo.
Prinz!

Karlos
(beſinnt ſich und fährt mit der Hand über die Stirn).
Hochwürd'ger Herr — ich habe ſehr viel Unglück
Mit meinen Müttern. Meine erſte Handlung,
Als ich das Licht der Welt erblickte, war
Ein Muttermord.

Domingo.
Iſt's möglich, gnäd'ger Prinz?
Kann dieſer Vorwurf Ihr Gewiſſen drücken?

ten kommen, und mich begleiten, denn es ſey eine Sache von Bedeutung. Als ſie in einer gewiſſen Zeit nicht kamen, fragte ich den Schelm von Bedienten, den ich abgeſchickt hatte, er verſicherte mir, daß er ſie gerufen habe, ſie aber könnten nicht kommen, hingegen erbiete er ſich mir das Geld zu tragen. Ich antwortete: das könnte ich ſelbſt. Indeſſen war der Contract ausgefertigt, das Geld ward in das Körbchen gelegt, und ich ſchob den Arm durch die zwey Henkel; weil ſie nun ſehr eng waren, ſo drückte mein Arm feſt auf das Geld, und ich trug es bequemer und ſicherer, als wenn es ein Säckchen geweſen wäre. Ich war gut bewafnet mit Panzerhemd und Ermeln, hatte Degen und Dolch an der Seite und machte mich ſchnell auf den Weg, da bemerkte ich, daß einige Diener zuſammen liſpelten, gleichfalls das Haus verlieſſen, und einen andern Weg nahmen, als den ich zu gehen hatte. Ich ging ſchnell, und kam über der Brücke auf ein Mäuerchen am Fluſſe, das mich zu meiner Wohnung führte. Als ich mich eben bey den Auguſtinern an einem ſehr gefährlichen Orte befand, der zwar nur fünfhundert Schritte von meinem Schloſſe entfernt war, weil aber innwendig die Wohnung faſt noch einmal ſo weit ablag, ſo hätte man mich nicht gehört, wenn ich auch hätte rufen wollen. Als ich nun vier Degen hinter mir bemerkte, entſchloß ich mich ſogleich, bedeckte das Körbchen mit der Jacke, zog den Degen, und rief, als ſie mir näher kamen: bey Soldaten iſt nichts zu holen, als die Jacke und der Degen, und ihr ſollt wenig gewinnen, wenn ihr mir ſie abnehmt! Da ſtritt ich heftig gegen ſie, und breitete öfters die Arme auseinander, damit, wenn ſie auch von den Bedienten gehört hätten, daß ich ſo vieles Geld empfangen habe, ſie vermuthen ſollen, es müſſe ein anderer ſeyn, der ledig ginge. Das Gefecht dauerte kurz, ſie zogen ſich nach und nach zurück, und ſagten unter einander in ihrer Sprache: das iſt ein braver Italiener, und gewiß der nicht, den wir ſuchen, und wenn er's iſt, ſo hat er nichts bey ſich. Ich ſprach italieniſch und mit vielen Stöſſen und Stichen ging ich ihnen zu Leibe, und da ſie ſahen, daß ich den Degen ſehr gut führte, glaubten ſie, ich ſey eher Soldat, als was anders; ſie hielten zuſammen und entfernten ſich langſam. Sie murmelten immer in ihrer Sprache, und ich wiederholte auch mit einer gewiſſen gleichgültigen Beſcheidenheit: wer Waffen und Jacke von mir haben wolle, ſolle ſie theuer bezahlen. Ich fing an ſtärker zu gehen, und ſie kamen immer langſam hinter mich drein, deßwegen vermehrte ſich meine Furcht, denn ich dachte, vielleicht lägen noch andere vor mir im Hinterhalt, ſo daß ſie mich hätten in die Mitte nehmen können. Da ich nun noch ohngefähr hundert Schritte von meinem Hauſe war, fing ich an zu laufen, und rief mit lauter Stimme: Waffen, Waffen heraus! man bringt mich um. Sogleich ſprangen vier von meinen jungen Leuten mit Spieſſen aus dem Schloſſe und wollten jenen nach, die man noch wohl ſehen konnte. Da hielt ich ſie an, und ſagte laut: die vier Memmen haben nicht einmal einem einzigen Manne die Beute von tauſend Goldgülden abnehmen können, da mir doch dieſer Schatz bald den Arm zerbrach; den wollen wir nur erſt in Sicherheit bringen, dann will ich euch Geſellſchaft leiſten, mit meinem Schwerdt zu zwey Händen, wohin ihr wollt. Wir gingen hinein, verſchloſſen das Geld, und meine jungen Leute beklagten die groſſe Gefahr, in die ich mich begeben hatte, machten mir Vorwürfe, und ſagten: ihr traut euch ſelbſt zu ſehr, und wir werden euch doch noch einmal zu beweinen haben. Nachdem wir uns lange darüber geſtritten hatten, waren meine Widerſacher verſchwunden. Wir hielten uns nun vergnügt und fröhlich ans Abendeſſen und lachten über die ſonderbaren Begebenheiten, die uns das Glück im Guten und Böſen zuſendet, nahmen uns das Vergangene nicht zu Herzen, es war, als wenn es nichts geweſen wäre. Zwar ſagt man: du wirſt nun lernen ein andermal klüger ſeyn; aber ich finde den Spruch nicht richtig, denn was uns begegnet, kommt immer auf eine ſo verſchiedene Weiſe, wie wir es uns nicht haben einbilden können.

Den folgenden Morgen machte ich ſogleich den Anfang mit dem groſſen Salzfaſſe und ließ, ſowohl an dieſem als an andern Werken, mit groſſer Sorgfalt fortarbeiten. Ich hatte viele Geſellen angenommen, Bildhauer und Goldſchmiede, es waren Italiener, Franzoſen und Deutſche. Manchmal war eine groſſe Menge beyſammen, wenn ich ſie gut und tauglich fand, doch ich machte jeglichen Tag mit ihnen eine Veränderung, weil ich nur die beſten behielt, dieſe trieb ich lebhaft an, beſonders durch mein Beyſpiel, denn ich hatte eine ſtärkere Natur als ſie, Da wollten einige, von der groſſen Anſtrengung ermüdet, ſich durch vieles Eſſen und Trinken wieder herſtellen, beſonders verſchiedene Deutſche, welches die beſten Arbeiter waren, zeigten den gröſten Eifer mir nachzuahmen, allein ſie konnten die Arbeit nicht ertragen, ſo daß ſie ihren Fleiß mit dem Leben bezahlen mußten. Indeſſen als mein ſilberner Jupiter vorwärts ging, bemerkte ich, daß mir noch Silber genug übrig blieb, und, ohne Vorwiſſen des Königs, legte ich Hand an ein groſſes Gefäß, mit zwey Handhaben, ohngefähr anderthalb Ellen hoch, auch kam mir die Luſt an, mein groſſes Modell zum Jupiter in Erz gieſſen zu laſſen.

Bey dieſer neuen Unternehmung, da ich dergleichen ſelbſt noch nicht gemacht hatte, überlegte ich die Sache mit einigen alten Pariſer Meiſtern, und ſagte ihnen die ganze Art, wie man in Italien bey ſolchen Werken zu verfahren pflege. Sie antworteten mir darauf: dieſer Weg ſey ihnen unbekannt, aber wenn ich ſie auf ihre Weiſe gehen lieſſe, ſo wollten ſie mir das Bild ſo ſchön und glatt gieſſen, als es jetzt von Thon ſey. Ich machte einen Accord mit ihnen, damit ſie ganz die Sache übernähmen, und über ihre Forderung verſprach ich ihnen noch einige Scudi mehr, ſie legten Hand ans Werk, und als ich ſahe, daß ſie auf einem falſchen Wege waren, fing ich die Büſte des Julius Cäſar, mit bewaffneter Bruſt an, und zwar viel gröſſer, als die Natur. Ich arbeitete nach einem kleinen Modell, das ich in Rom nach der herrlichſten Antike gearbeitet hatte, zugleich modellirte ich einen Frauenskopf von derſelben Gröſſe, nach einem auſſerordentlich ſchönen Mädchen, das ich zu meiner Luſt bey mir hatte. Ich nannte dieſes Bildniß Fontainebleau, gleichſam als wenn es die Nymphe jener Quelle wäre, bey welcher der König ſich ſeinen Luſtort auserwählt hatte.

Das Oeſchen zum Schmelzen des Erzes war aufs beſte gebaut, alles in Ordnung und unſere drey Formen ausgebrannt; da ſagte ich zu den Leuten: ich glaube nicht, daß euer Jupiter gut ausfallen wird, denn ihr habt ihm nicht genug Luftröhren von unten gelaſſen, die Cirkulation in euren Formen wird nicht gehörig vor ſich gehn und ihr werdet eure Zeit verlieren. Das alles wurde in Gegenwart der Schatzmeiſter und anderer Edelleute geſprochen, die auf Befehl des Königs mich zu beobachten kamen, und alles, was ſie ſahen und hörten, Seiner Majeſtät hinterbringen mußten. Die beyden Alten, welche den Jupiter gieſſen wollten, verlangten, man ſolle mit der ganzen Anſtalt inne halten, weil ſie nothwendig an meinen Formen etwas verändern müßten, denn auf die Art, wie ich ſie eingerichtet habe, ſey es nicht möglich, daß der Guß gerathe, und es wäre Schade, daß ſo ſchöne Arbeit verlohren ginge. Als ſie dieſes dem König beybringen lieſſen, antwortete Seine Majeſtät: ſie ſollten lieber aufmerken und lernen, als dem Meiſter Lehren geben. Da brachten ſie mit groſſem Lachen ihr Werk in die Grube, und ich, ganz ruhig, ohne Freude oder Verdruß zu beweiſen, ſtellte meine Formen zu beyden Seiten des Jupiters. Als unſer Metall geſchmolzen war, lieſſen wir es mit dem gröſten Vergnügen flieſſen, die Form des Jupiters füllte ſich aufs beſte, eben ſo meine beyden Köpfe; die Meiſter waren froh und ich zufrieden, daß es beſſer gegangen war, als ein beyderſeitiges Mißtrauen uns hatte vermuthen laſſen. Da verlangten ſie, auf franzöſiſche Weiſe, mit groſſer Fröhlichkeit zu trinken, und ich gab ihnen ſehr gern einen guten Schmaus. Nun verlangten ſie zunächſt das Geld von mir, das ich ihnen noch zu geben hatte, ſo wie auch den verſprochenen Ueberſchuß. Darauf ſagte ich: ihr habt gelacht, aber ich fürchte, daß ihr noch weinen werdet, denn ich habe überlegt, daß in Eure Form weit mehr Maſſe, als nöthig, gefloſſen iſt, deswegen werde ich euch weiter kein Geld geben, bis Morgen früh. Nun fingen die armen Leute meine Worte zu bedenken an, und, ohne was weiter zu ſagen, gingen ſie nach Hauſe. Früh Morgens kamen ſie, ſtille ſtille, die Arbeit aus der Grube zu nehmen, und weil ſie zu der groſſen Form nicht kommen konnten, ohne zuerſt meine Köpfe heraus zu nehmen, ſo brachten ſie dieſe hervor; ſie waren treflich gerathen, und als man ſie aufſtellte, hatten ſie ein ſehr gutes Anſehen. Als ſie nun mit vier ihrer Arbeiter noch zwey Ellen tiefer gegraben hatten, thaten ſie einen groſſen Schrey, den ich auf fünfhundert Schritte in meinem Zimmer hörte, ich hielt es für ein Zeichen der Freude und lief herbey; als ich näher kam, fand ich ſie an der Grube, wie man diejenigen abbildet, die in das Grab Chriſti ſchauten, bekümmert und erſchrocken. Ich tröſtete mich, als ich meine beyden Köpfe ſo wohl gerathen erblickte, ſo mißvergnügt ich übrigens war, ſie aber entſchuldigten ſich und ſagten: da ſehet unſer Unglück! Ich verſetzte: Euer Glück war gut genug, aber ſchlecht euer geringes Wiſſen, hätte ich geſehen, wie ihr den Kern in die Form brachtet, ſo hätte ich euch mit einem einzigen Worte belehrt und eure Figur wäre aufs beſte gekommen, ich hätte groſſe Ehre und ihr groſſen Nutzen davon gehabt. Was meine Ehre betrift, die wird durch dieſe Köpfe gerettet, aber euch wird weder Ehre noch Geld zu Theil werden, deswegen lernt ein andermal arbeiten und eure Späſſe laßt bey Seite. Demohngeachtet empfahlen ſie ſich mir und ſagten, ich habe recht, wenn ich ihnen aber nicht beyſtünde, und ſie ſollten allen Aufwand und Schaden tragen, ſo würden ſie und ihre Familien zu Grunde gehen. Darauf antwortete ich: wenn die Schatzmeiſter des Königs ihnen den Ueberreſt noch bezahlen wollten, ſo wollte ich ihnen auch mein Verſprechen halten, denn ich hätte wohl geſehen, daß ſie mit gutem Willen nach ihrer beſten Einſicht gehandelt hätten. Hierüber wurden mir die Schatzmeiſter und die Diener des Königs dergeſtalt günſtig, daß es nicht auszuſagen war; man ſchrieb alles Seiner Majeſtät, und dieſer einzig freygebigſte König befahl, daß man für mich alles thun ſollte, was ich nur verlangte.

Zu derſelben Zeit kam der bewundernswürdige, tapfere Herr Peter Strozzi an den Hof, und erinnerte an die Briefe ſeiner Naturaliſation. Der König ließ ſolche ſogleich ausfertigen und ſagte: laßt ſie auch zugleich für Benvenuto ſchreiben, bringt ſie ihm in ſein Haus und nehmt ihm nichts dafür ab. Den groſſen Strozzi koſteten die ſeinigen einige hundert Ducaten, die meinigen brachte einer der erſten Secretarien, der Herr Antonio Maſſone hieß. Dieſer Edelmann überreichte mir das Document, mit auſſerordentlichen Gnadenbezeugungen von Seiten Seiner Majeſtät; und ſagte: dieſes verehrt euch der König, damit ihr mit deſto mehrerer Luſt ihm dienen möget, durch dieſes Document ſeyd ihr naturaliſirt. Er erzählte mir, daß nur, nach langer Zeit und nur als eine beſondere Gunſt, Herr Peter Strozzi ein gleiches erhalten habe, daß der König mir dieſes aus eigener Bewegung ſchicke, und daß eine ſolche Gnade in dieſem Reiche unerhört ſey. Darauf erwiederte ich eine umſtändliche Dankſagung gegen den König, bat aber ſodann gedachten Secretair, mir zu ſagen: was denn eigentlich ein ſolcher Naturaliſationsbrief zu bedeuten habe? Dieſer Mann, der voller Kenntniß und Anmuth war, und gut italieniſch ſprach, lachte zuerſt laut, dann nahm er ſeinen Ernſt wieder an und ſagte mir, auf italieniſch, was es zu bedeuten habe, daß es eine der größten Würden ſey, die man einem Fremden geben könne, und daß es ganz was anders heiſſe, als zum venezianiſchen Edelmann erhoben zu werden. Dieſes alles erzählte er dem König, der auch nicht wenig lachte und alsdann ſprach: nun ſoll er erſt erfahren, warum ich ihm dieſe Briefe geſchickt habe, geht und macht ihn ſogleich zum Herrn von Klein Nello, dem Schloſſe, das er beſitzt, denn es iſt mein Eigenthum, da wird er eher begreifen, welch ein Vortheil es ſey, naturaliſirt zu werden. Nun kam ein anderer Abgeordneter, mit gedachtem Geſchenke, dem ich dagegen ein Gratial geben wollte, der es aber ausſchlug, denn der König habe es ſo befohlen. Beyde Briefe, ſowohl der Naturaliſation, als des Geſchenkes, das mir der König mit dem Schloſſe machte, nahm ich mit, als ich nach Italien zurück ging, und wo ich auch ſeyn und mein Leben endigen werde, ſollen ſie immer bey mir bleiben.

Nun wende ich mich wieder zu der übrigen Geſchichte meines Lebens und meiner Arbeiten. Alles Angefangene ging nunmehr gleichen Schrittes fort, der Jupiter von Silber, das goldene Salzgefäß, das groſſe Gefäß von Silber und die zwey Köpfe von Erz, auch ſchickte ich mich an, das Fußgeſtell zum Jupiter aus Erz zu gieſſen, aufs reichſte verziert. Ich ſtellte daran den Raub des Ganimedes, nicht weniger Leda mit ihrem Schwane vor, und beyde halberhobene Arbeiten gelangen aufs beſte. Zugleich machte ich ein anderes Fußgeſtell, um die Statue der Juno darauf zu ſetzen, denn ich dachte dieſe ſogleich anzufangen, ſobald mir der König Silber dazu aushändigen lieſſe. Schon war der ſilberne Jupiter und das goldene Salzfaß zuſammengeſetzt, das ſilberne Gefäß weit vorwärts und die beyden Köpfe von Erz ſchon geendigt, kleine Arbeiten hatte ich für den Cardinal von Ferrara gemacht und ein reichgearbeitetes kleines Gefäß, welches ich Madam D'Eſtampes ſchenken wollte, ſodann hatte ich für viele italieniſche Herrn, als Peter Strozzi, für die Grafen von Anguillara, Pitigliano, Mirandola und andere mehrere Werke verfertigt. Nun kam mein groſſer König nach Paris zurück, und den dritten Tag beſuchte er mich in meiner Wohnung, mit einer Menge des größten Adels ſeines Hofes; er verwunderte ſich über ſo viele Werke, die ich vor mir hatte, und die ſchon ſo weit waren, ſeine Madam D'Eſtampes war bey ihm und ſie fingen an, von Fontainebleau zu ſprechen. Sie ſagten: Seine Majeſtät ſollte mich etwas zur Zierde dieſes Luſtortes arbeiten laſſen. Der König verſetzte: das ſey wohl geſprochen und er wolle ſich ſogleich entſchlieſſen. Darauf wendete er ſich zu mir und fragte mich, was ich wohl, um jene ſchöne Quelle zu zieren, erfinden würde? Ich brachte darauf einige meiner Einfälle vor und der König ſagte auch ſeine Gedanken. Dann fügte er hinzu, er wolle auf vierzehn bis zwanzig Tage eine Reiſe nach Saint Germain en Laye machen, das zwölf Meilen von Paris lag, in der Zeit ſollte ich ein Modell für ſeine ſchöne Quelle fertigen, ſo reich an Erfindungen, als es mir möglich wäre, denn dieſer Ort ſey die größte Luſt, die er in ſeinem Reiche habe, deswegen befehle und wünſche er, daß ich mein möglichſtes thun möge, um etwas ſchönes hervorzubringen, und ich verſprach es. Der König betrachtete die vielen Sachen noch einmal und ſagte zu Madam D'Eſtampes: ich habe niemanden von dieſer Profeſſion geſehen, der mir beſſer gefallen hätte, und der mehr verdiente belohnt zu werden, als dieſer. Wir müſſen ſuchen ihn feſt zu halten, er verzehrt viel Geld, iſt ein guter Geſelle und arbeitet genug. Wir müſſen auch ſeiner gedenken um ſo

Karlos.

Und meine neue Mutter — hat ſie mir
Nicht meines Vaters Liebe ſchon gekoſtet?
Mein Vater hat mich kaum geliebt. Mein ganzes
Verdienſt war noch, ſein Einziger zu ſeyn:
Sie gab ihm eine Tochter — O wer weiß,
Was in der Zeiten Hintergrunde ſchlummert?

Domingo.

Sie ſpotten meiner, Prinz. Ganz Spanien
Vergöttert ſeine Königin. Sie ſollten
Nur mit des Haſſes Augen ſie betrachten?
Bei ihrem Anblick nur die Klugheit hören?
Wie, Prinz? Die ſchönſte Frau auf dieſer Welt,
Und Königin — und ehmals Ihre Braut?
Unmöglich, Prinz! Unglaublich! Nimmermehr!
Wo Alles liebt, kann Karl allein nicht haſſen,
So ſeltſam widerſpricht ſich Karlos nicht.
Verwahren Sie ſich, Prinz, daß ſie es nie,
Wie ſehr ſie ihrem Sohn mißfällt, erfahre;
Die Nachricht würde ſchmerzen.

Karlos.

Glauben Sie?

Domingo.

Wenn Eure Hoheit ſich des letzteren
Turniers zu Saragoſſa noch entſinnen,
Wo unſern Herrn ein Lanzenſplitter ſtreifte —
Die Königin mit ihren Damen ſaß
Auf des Pallaſtes mittlerer Tribune
Und ſah dem Kampfe zu. Auf einmal rief's:
„Der König blutet!“ — Man rennt durch einander,

mehr, Madam, als er niemals, er mochte zu mir oder ich hierher kommen, mir auch nur das geringſte abgefordert hat; man ſieht wohl, ſein Gemüth iſt ganz auf die Arbeit gerichtet, und wir müſſen ihm bald etwas zu gute thun, damit wir ihn nicht verlieren. Madam D'Eſtampes ſagte: ich will euch an ihn erinnern. So gingen ſie weg und ich arbeitete mit groſſem Fleiß an meinen angefangenen Werken. Auch begann ich das Modell zum Brunnen und brachte es mit Eifer vorwärts.

In Zeit von anderthalb Monaten kam der König nach Paris zurück, und ich, der ich Tag und Nacht gearbeitet hatte, machte ihm meine Aufwartung und brachte das Modell mit, ſo ſauber ausgeführt, daß man alles klärlich verſtehen konnte. Schon waren die Teufeleyen zwiſchen ihm und dem Kaiſer wieder angegangen, ſo daß ich ihn ſehr verwirrt antraf, doch ſprach ich mit dem Cardinal von Ferrara und ſagte zu ihm, daß ich gewiſſe Modelle bey mir habe, die mir von Seiner Majeſtät aufgetragen worden, ich bat ihn, wenn er einen Augenblick fände, ein Wort darüber fallen zu laſſen, es doch ja zu thun, weil ich überzeugt ſey, der König würde viel Vergnügen daran finden, wenn ich ſie ihm vorſtellen könnte. Der Cardinal that's und ſogleich kam der König dahin, wo ich mich mit den Modellen befand. Erſt hatte ich das Modell zu einem Portal des Schloſſes Fontainebleau gemacht, ich hatte ſo wenig als möglich die Anlage des Gegenwärtigen zu verändern geſucht, es war nach ihrer franzöſiſchen Manier groß und doch zwergenmäßig, ſeine Proportion wenig über ein Viereck und oben drüber ein halbes Rund, gedruckt nach Art eines Korbhenkels, in dieſe Oeffnung verlangte der König eine Figur, welche die Nymphe der Quelle vorſtellen ſollte. Nun gab ich zuerſt dem obern Theil ein ſchönes Verhältniß, zeichnete einen reinen Halbzirkel darein, und machte gefällige Vorſprünge an den Seiten. Dem untern Theile gab ich einen Sockel und Geſims, und weil wegen dieſer Theile und Glieder an der Seite ein paar Säulen erforderlich ſchienen, machte ich anſtatt derſelben ein paar Satyren höher als halb erhaben. Der eine ſchien mit der Hand das Gebälk zu tragen und hielt im andern Arm einen groſſen Stahl, ſein Geſicht war muthig und wild und konnte dem Anſchauenden Furcht einjagen; der zweyte hatte eine ähnliche Stellung, doch waren der Kopf und einige Nebenumſtände abgeändert, er hielt eine Geiſſel in der Hand mit drey Kugeln, die an eben ſo viel Ketten feſt hingen. Dieſe Figuren hatten ſonſt nichts vom Satyr, als ein paar kleine Hörner und etwas Ziegenmäßiges im Geſichte, das übrige war alles menſchliche Geſtalt. In dem halben Rund hatte ich eine weibliche Figur, in angenehmer liegender Stellung, abgebildet, dieſe legte den linken Arm über den Hals eines Hirſches, ſo hatte es der König verlangt, auf einer Seite hatte ich Rehe, wilde Schweine und anders Wildpret vorgeſtellt, wie ſolches der ſchöne Wald, wo der Brunnen entſpringt, in groſſer Menge ernährt. Auf der andern Seite ſahe man Doggen und Windhunde, um das Vergnügen der Jagd abzubilden. So hatte ich alſo das

Werk in ein länglichtes Viereck eingeſchloſſen und über die beyden Ecken, in dem halben Rund, zwey Siegesgöttinnen von halberhabener Arbeit angebracht, mit kleinen Fackeln in der Hand, nach dem Gebrauch der Alten. Noch hatte ich über das obere Viereck einen Salamander abgebildet, als des Königs eignes Sinnbild, mit verſchiedenen angenehmen Zierrathen, wie ſie ſich zum Werke ſchickten, das eigentlich der Joniſchen Ordnung ſich näherte.

Als der König das Modell ſahe, machte es ihn gleich vergnügt und zerſtreute ihn von dem verdrießlichen Geſpräch, das er einige Stunden geführt hatte. Als ich ihn auf dieſe Weiſe in guter Laune ſah, deckte ich das andere Modell auf, das er wohl nicht erwartete, denn er dachte ſchon in dem erſten Arbeit genug geſehen zu haben. Das andere Modell war gröſſer als zwey Ellen, und ich hatte einen Brunnen in vollkommenem Viereck vorgeſtellt, umher waren die ſchönſten Treppen, die einander durchſchnitten, eine Art, wie man ſie niemals in Frankreich und ſelten in Italien geſehen hatte. In der Mitte war ein Fußgeſtell, ein wenig höher als das Gefäß des Brunnens, darauf eine nackte Figur von groſſer Anmuth ſtand, ſie hielt mit der rechten Hand eine zerbrochne Lanze in die Höhe, die linke lag auf dem Griff eines Schwerdes von der ſchönſten Form, die Figur ruhte auf dem linken Fuß, den rechten ſetzte ſie auf einen Helm, der ſo reich als möglich gearbeitet war. Auf den vier Ecken des Brunnens hatte ich ſitzende Figuren vorgeſtellt, eine jede mit angenehmen Sinnbildern. Da fragte der König, was das vor eine ſchöne Erfindung ſey, die ich ihm gemacht habe? alles, was ich am Thore vorgeſtellt, ſey ihm verſtändlich, aber das größere Modell, ſo ſchön es ihm vorkomme, wiſſe er nicht auszulegen, und ihm ſey wohl bekannt, daß ich nicht wie manche unverſtändige Künſtler zu Werke gehe, die, wenn ſie auch allenfalls etwas mit einiger Anmuth zu machen verſtünden, dennoch ihren Vorſtellungen keine Bedeutung zu geben wüßten. Darauf nahm ich mich zuſammen, denn da meine Arbeit dem König gefallen hatte, ſo wollte ich, es ſollte ihm auch meine Rede angenehm ſeyn und ſagte deßhalb zu ihm: Heilige Majeſtät! dieſe ganze kleine Arbeit iſt ſehr genau nach kleinen Fuſſen gemeſſen, ſo daß wenn ſie ausgeführt wird, ſie eben auch im Groſſen die gefällige Wirkung thun wird, die mittelſte Figur ſoll vier und funfzig Fuß hoch werden. Hier gab der König ein Zeichen groſſer Verwunderung von ſich. Sie iſt, fuhr ich fort, beſtimmt, den Kriegsgott vorzuſtellen, dieſe vier übrigen Figuren ſtellen die Künſte vor, an denen ſich Ew. Majeſtät ergötzt und die bey Ew. Majeſtät alle Unterſtützung finden. Dieſe zur rechten iſt die Wiſſenſchaft der Wiſſenſchaften, hier iſt das Sinnbild, woran man die Philoſophie erkennt und alle die Eigenſchaften, welche ſie begleiten, die andere Figur ſtellt die bildenden Künſte vor, nämlich Bildhauerkunſt, Mahlerey und Baukunſt, die dritte iſt die Muſik, welche ſich gern zu jenen Künſten und Wiſſenſchaften geſellt, aber die letzte, welche ſo angenehm und gütig ausſieht, ſtellt die Freygebigkeit vor, weil ohne dieſe keines jener verwunderſamen Talente ausgeübt werden kann; die Figur in der Mitte ſoll Ew. Majeſtät ſelbſt abbilden, denn Sie ſind der Kriegsgott und der einzige Tapfre in der Welt, und Eure Tapferkeit wendet Ihr gerecht und fromm zu Erhaltung Eures Ruhmes an. Kaum hatte der König ſo viel Geduld mich ausreden zu laſſen, als er mit lauter Stimme ſprach: warlich, in dir habe ich einen Mann nach meinem Herzen gefunden! Er rief die Schatzmeiſter und befahl, ſie ſollten mir geben, was ich bedürfte, der Aufwand möchte ſo groß ſeyn, als er nur wollte. Dann ſchlug er mir mit der Hand auf die Schulter und ſagte: mon ami (das heißt: mein Freund!) ich weiß nicht, wer das gröſte Vergnügen haben mag, ein Fürſt, der einen Mann nach ſeinem Herzen gefunden hat, oder ein Künſtler, der einen Fürſten findet, von dem er alle Bequemlichkeit erwarten kann, ſeine groſſen und ſchönen Gedanken auszuführen. Ich verſetzte darauf: wenn ich der ſey, den er meyne, ſo ſey mein Glück immer das gröſte. Darauf verſetzte er: wir wollen ſagen, es ſey gleich.

Ich ging mit groſſer Freudigkeit fort, und machte mich an meine Arbeit. Unglücklicherweiſe erinnerte mich niemand, daß ich eben dieſe Comödie mit Madam D'Eſtampes hätte ſpielen ſollen, dieſe hörte alles, was vorgefallen war, Abends aus dem Munde des Königs, und darüber erzeugte ſich ſo eine giftige Wuth in ihrem Buſen, daß ſie verdrießlich ſagte: hätte mir Benvenuto ſeine ſchönen Arbeiten gezeigt, ſo hätte ich wohl auch Gelegenheit gefunden, ſeiner zu denken; der König wollte mich entſchuldigen, aber es half nichts.

Das hörte ich erſt vierzehn Tage nachher, als ſie durch die Normandie eine Reiſe gemacht hatte und wieder nach Saint Germain de Laye zurückgekehrt war. Ich nahm das ſchöne Gefäßchen, das ich auf ihr Verlangen gemacht hatte und dachte, wenn ich es ihr ſchenkte, könne ich ihre Gunſt wieder erlangen, ich zeigte es einer ihrer Kammerfrau und ſagte derſelben, daß ich es als Geſchenk brächte; dieſe begegnete mir mit unglaublicher Freundlichkeit und verſprach mir, ihrer Frauen ein Wort zu ſagen, die noch nicht angekleidet ſey, und ich würde ſodann gewiß eingelaſſen werden; ſie ſagte auch alles ihrer Dame, die verdrüßlich antwortete: ſag' ihm, er ſoll warten. Da ich das vernahm, hüllte ich mich in Geduld, welches mir äuſſerſt ſchwer ankam, und ſo wartete ich, bis ſie zur Tafel ging. Weil es nun ſchon ſpät war, ſo machte mich der Hunger ſo toll, daß ich nicht mehr widerſtehen konnte, ich verwünſchte ſie von Herzen und eilte fort, dem Cardinal von Lothringen aufzuwarten, dem ich das Gefäß verehrte, und ihn bloß bat, mich in der Gnade des Königs zu erhalten. Darauf antwortete er: es ſey das nicht nöthig, und wenn es nöthig wäre, ſo wollte er es gern thun; dann rief er ſeinen Schatzmeiſter und ſagte ihm etwas ins Ohr, der Schatzmeiſter wartete, bis ich vom Cardinal wegging, dann ſagte er zu mir: Benvenuto, komm, ich will euch einen Becher guten Weins geben. Weil ich nicht wußte, daß er damit was anders ſagen wollte, verſetzte ich, laßt mich ums Himmels willen einen Becher Wein trinken und gebt mir ein Stückchen Brod dazu, fürwahr ich werde ohnmächtig, denn ich habe dieſen Morgen von acht Uhr bis jetzt, nüchtern, an der Thüre der Madam D'Eſtampes geſtanden, um ihr das ſchöne vergoldete Gefäß zu ſchenken, ich ließ ihr alles hinein ſagen, aber ſie, um mich zu quälen, ließ mir immer antworten, ich ſolle warten, nun kommt der Hunger dazu, und meine Kräfte wollen mir ausgehen. Gott hat nun gewollt, daß ich das Werk meiner Arbeit einem Manne ſchenken ſollte, der es weit mehr verdienet, ſo gebt mir nur ein wenig zu trinken, denn da ich etwas choleriſch bin, ſo iſt mir der Hunger dergeſtalt ſchmerzlich, daß ich auf der Stelle umfallen könnte. Indeſſen ich nun mit Noth dieſe Worte hervorbrachte, war fürtrefflicher Wein erſchienen und ſonſt noch ein angenehmes Frühſtück, ſo, daß ich mich völlig wieder herſtellte, und da meine Lebensgeiſter wieder kamen, verging auch der Aerger. Darnach überreichte mir der Schatzmeiſter hundert Goldgülden, die ich ein für allemal nicht annehmen wollte. Er ging, dem Cardinal meine Weigerung zu hinterbringen, der ihn tüchtig ausſchalt und ihm ſagte, er ſolle mir das Geld mit Gewalt aufdringen, oder ihm nicht mehr vor die Augen kommen. Der Schatzmeiſter kehrte erzürnt zurück und ſagte: ſo arg habe der Cardinal ihn noch niemals ausgeſcholten, und da ich noch immer ein wenig Widerſtand leiſtete, ſo ſagte er mir mit lebhaftem Verdruß: er würde mir das Geld mit Gewalt aufnöthigen. Darauf nahm ich das Geld, und als ich dem Cardinal deßhalb danken wollte, ließ er mir durch einen ſeiner Secretaire ſagen: er würde zu jeder Zeit gern etwas zu meinem Vergnügen thun. Ich kehrte noch ſelbigen Abend nach Paris zurück, der König erfuhr die ganze Sache und plagte Madam D'Eſtampes ſcherzend darüber; die nur deßhalb noch giftiger gegen mich ward, und mich in groſſe Lebensgefahr ſetzte, wie ich an ſeinem Ort erzählen werde.

Nun muß ich aber auch der Freundſchaft eines trefflichen, liebevollen, geſelligen und wackren Mannes gedenken, wie ich viel eher hätte thun ſollen, dieſes war Herr Guido Guidi, ein ſehr geſchickter Arzt und Florentiniſcher Edelmann; bey dem Aufzeichnen der mancherley Begebenheiten, die mir ein ungünſtiges Geſchick in den Weg legte, habe ich ſeiner zu erwähnen unterlaſſen, denn ich dachte, wenn ich ihn immer im Herzen hätte, ſo wäre es hinreichend; da ich aber wohl ſehe, daß mein Leben ohne ihn nicht vollſtändig beſchrieben werden kann, ſo will ich hier, zwiſchen meinen ſonderbaren Begebenheiten, auch von ihm reden, daß, wie er mir damals Troſt und Hülfe war, auch hier ſein Andenken mir aufbewahrt werde. Als derſelbe nach Paris kam und ich ihn hatte kennen lernen, nahm ich ihn in mein Kaſtell und gab ihm freye Wohnung, da wir denn mehrere Jahre mit einander vergnügt zubrachten. Auch kam der Biſchoff von Pavia, Monſignor de Roſſi, Sohn des Grafen San Secondo, dieſen Herrn nahm ich aus dem Gaſthofe und gab ihm gleichfalls in meinem Schloſſe freye Wohnung, wo er und ſeine Diener und Pferde mehrere Monathe gut bewirthet wurden, auch nahm ich Herrn Ludwig Alamanni mit ſeinen Söhnen einige Monate zu mir, und dankte Gott für die Gnade, daß ich groſſen und talentreichen Römern einigermaſen gefällig ſeyn konnte. Mit Herrn Guido Guidi dauerte meine Freundſchaft ſo lange, als ich in Paris war, und wir rühmten unter einander oft das Glück, daß jeder in ſeiner Kunſt auf Koſten eines ſo groſſen und wundernswürdigen Fürſten ſeine Talente vermehren konnte; denn ich kann wahrhaft ſagen, was ich auch ſey, und was ich Gutes und Schönes gewirkt habe, daran war dieſer auſſerordentliche König allein Urſache, deßwegen ergreife ich wieder den Faden, von ihm und von den groſſen Werken zu ſprechen, die ich für ihn gearbeitet habe.

Es war in meinem Kaſtell auch ein Ballſpiel, von dem ich manchen Nutzen zog, indem ich dieſe Uebung verſtattete, es waren auch dabey einige kleine Zimmer, worinn verſchiedene Menſchen wohnten, darunter ein geſchickter Buchdrucker. Dieſer hatte faſt ſeinen ganzen Laden in meinem Schloſſe und druckte Herrn Guidos erſtes ſchönes Buch über die Medicin; da ich mich aber ſeiner Wohnung bedienen wollte, ſchickte ich ihn fort, jedoch nicht ohne Schwierigkeit. Auch wohnte dabey ein Salpeterfabrikant, und als ich deſſen Wohnung für einige meiner guten deutſchen Arbeiter verlangte, wollte er nicht ausziehen. Ich hatte ihm etlichemal ſehr gelaſſen geſagt, er ſolle meine Zimmer räumen, denn ich brauchte ſie für meine Arbeiter zum Dienſte des Königs. Je demüthiger ich ſprach, deſto kühner und ſtolzer antwortete mir die Beſtie. Zuletzt gab ich ihm drey Tage Zeit, worüber er lachte und ſagte: in drey Jahren wollte er daran zu denken anfangen. Ich wußte zwar nicht, daß dieſer Mann Zutritt zu Madam D'Eſtampes hatte, aber ich war überhaupt ſeit jenen Händeln mit dieſer Dame etwas vorſichtiger geworden, ſonſt hätte ich ihn gleich fortgejagt. Nun hatte ich die drey Tage Geduld, wie ſie vorbey waren, ſagte ich weiter nichts, ſondern bewaffnete meine deutſchen, italieniſchen und franzöſiſchen Arbeiter und nahm noch die vielen Handlanger dazu, die ich hatte, und in kurzer Zeit riß ich das ganze Haus nieder und warf ſeine Sachen zu meinem Caſtell hinaus. Zu dieſem, in etwas ſtrengem, Verfahren bewegten mich ſeine unverſchämten Worte, denn er hatte geſagt: es möchte wohl kein Italiener ſo kühn ſeyn, ihm nur einen Spahn vom Orte zu rüken. Nachdem nun die Sache geſchehen war und er herbey lief, ſagte ich zu ihm: ich bin der geringſte Italiener und habe dir noch nichts angethan, wozu ich doch groſe Luſt hätte und das du erfahren ſollſt, wenn du nur ein Wörtchen ſprichſt; ſo ſagte ich zu ihm mit vielen andern ſchimpflichen Worten. Erſtaunt und erſchrocken machte dieſer Mann ſeine Sachen ſo gut zuſammen als er konnte, lief zugleich zu Madam D'Eſtampes und mahlte ihr eine Hölle vor, und dieſe meine Hauptfeindin ſchilderte, mit ihrer außerordentlichen Beredtſamkeit, dieſe Begebenheit dem König. Dieſer war, wie man mich verſichert hat, im Begriff äuſ-

Ein dumpfes Murmeln dringt bis zu dem Ohr
Der Königin. „Der Prinz?“ ruft ſie und will,
Und will ſich von dem oberſten Geländer
Herunter werfen. — „Nein! der König ſelbſt!“
Gibt man zur Antwort — „So laßt Aerzte holen!“
Erwidert ſie, indem ſie Athem ſchöpfte.
(Nach einigem Stillſchweigen.)
Sie ſtehen in Gedanken?

Karlos.

Ich bewundre
Des Königs luſt'gen Beichtiger, der ſo
Bewandert iſt in witzigen Geſchichten.
(Ernſthaft und finſter.)
Doch hab' ich immer ſagen hören, daß
Geberdenſpäher und Geſchichtenträger
Des Unheils mehr auf dieſer Welt gethan,
Als Gift und Dolch in Mörders Hand nicht konnten.
Die Mühe, Herr, war zu erſparen. Wenn
Sie Dank erwarten, gehen Sie zum König.

Domingo.

Sie thun ſehr wohl, mein Prinz, ſich vorzuſehn
Mit Menſchen — nur mit Unterſcheidung. Stoßen
Sie mit dem Heuchler nicht den Freund zurück;
Ich mein' es gut mit Ihnen.

Karlos.

Laſſen Sie
Das meinen Vater ja nicht merken. Sonſt
Sind Sie um Ihren Purpur.

Domingo (ſtutzt).

Wie?

ſerſt gegen mich aufgebracht zu werden und ſtrenge zu verfügen, aber Heinrich der Dauphin, jetziger König von Frankreich, war von jener kühnen Frau beleidigt worden, desgleichen die Königin von Navarra, Schweſter des Königs, dieſe beyden ſtanden mir mit ſo vielem Ernſte bey, daß der König zuletzt dieſe Sache ins Lächerliche wendete und ſo entkam ich mit der Hülfe Gottes einem großen Uebel.

Nun hatte ich freilich mit einem andern Manne denſelben Fall, wobey ich aber das Haus nicht ruinirte, ſondern ihm nur ſeine Sachen hinauswarf. Bey dieſer Gelegenheit war Madam D'Eſtampes ſo kühn dem Könige zu ſagen: ich denke dieſer Teufel wird euch einmal Paris umkehren. Darauf antwortete der König erzürnt: er thut wohl ſich gegen jene Kanaillen zu vertheidigen, die ihn an meinem Dienſte verhindern wollen. Durch dergleichen Vorfälle wuchs die Raſerey dieſes grauſamen Weibes immer mehr, ſie rief einen Maler zu ſich, der in Fontainebleau wohnte, wo der König ſich immer aufhielt, es war ein Italiener und Bologneſer und ward gewöhnlich nur Bologna genannt, doch hieß er eigentlich Franz Primaticcio. Zu dieſem ſagte Madam D'Eſtampes er ſolle von dem König die Arbeit verlangen, welche ſeine Majeſtät für mich beſchloſſen habe, ſie wolle ihm mit ihrer ganzen Gewalt beyſtehn, und ſo wurden ſie einig.

Als Bologna dieſe Arbeit ſchon ſo gut als gewiß vor ſich ſah, erfreute er ſich über die Maſen, ob es gleich ſeine Profeſſion nicht war, ſondern, da er gut zeichnete, hatte er einige Arbeiter an ſich gezogen, die unter unſerm

Florentiniſchen Mahler Roſſo, ſich gebildet hatten, dieſer wirklich ſehr geſchickte Künſtler war ſchon todt, und was Bologna gutes hatte war aus der verwundernswürdigen Manier ſeines Vorgängers genommen.

Nun brachten ſie Tag und Nacht dem König ihre künſtlichen Argumente vor, bald lag ihm Madam, bald Bologna in den Ohren. Wodurch der König endlich bewogen wurde war eigentlich die Geſchicklichkeit, mit der ſie einſtimmig und wiederholt zu ihm ſagten: Ew. Majeſtät will daß Benvenuto zwölf Statuen von Silber machen ſoll und er hat noch nicht Eine vollendet, verwickelt ihr ihn in ein ſo großes Unternehmen, ſo beraubt ihr euch aller übrigen Arbeiten, welche ihr ſo ſehr zu ſehen wünſcht. Hundert der geſchickten Künſtler könnten nicht ſo große Werke vollenden, als dieſer wackre Mann begonnen hat, er hat den beſten Willen zu arbeiten, aber eben weil er ſo viel unternimmt, werden Ew. Majeſtät ihn und die Arbeit verliehren. Durch ſolche und ähnliche Worte ließ der König ſich bewegen ihr Begehren zu bewilligen, und hatte weder eine Zeichnung noch ein Modell darüber von Bolognas Hand geſehen.

In derſelbigen Zeit erregte jener zweyte Einwohner, den ich aus meinem Schloß vertrieben hatte, einen Prozeß gegen mich, indem er behauptete, ich habe ihm zu jener Zeit als ich ihn heraus warf viele ſeiner Sachen geſtohlen. Dieſer Prozeß machte mir das größte Leiden und nahm mir ſo viel Zeit, daß ich mich öfters beynah der Verzweiflung ergeben hätte und auf und davon gegangen wäre.

Sie haben die Gewohnheit in Frankreich, daß ſie einen Prozeß für ein Capital halten, ſie mögen ihn nun wider einen Fremden oder mit einer andern Perſon anfangen, von der ſie merken, daß ſie nicht ganz mit dem Gang ihrer Rechtſtreite bekannt iſt. Sobald ſie nun ſich einigermaſen in Vortheil ſehen, finden ſie Gelegenheit den Prozeß zu verkaufen, ja manchmal hat man ſie als Mitgift den Töchtern mitgegeben, wenn ſie Männer heiratheten, die ein Handwerk daraus machen Prozeſſe zu kaufen.

Ferner haben ſie noch eine andere häßliche Gewohnheit: der größte Theil der Leute in der Normandie nämlich treibt es als ein Gewerb, daß ſie falſch Zeugniß geben, ſo daß diejenigen, die einen Prozeß kaufen ſogleich vier oder ſechs ſolcher Zeugen nach Bedürfniß abrichten. Weiß nun der Gegentheil nicht daſſelbe zu thun, indem die Gewohnheit ihm nicht bekannt iſt, ſo hat er gleich ein Urtheil gegen ſich. Mir begegnete beydes und indem ich die Sache für ſchändlich hielte, erſchien ich in dem großen Saale zu Paris um meine Gründe ſelbſt vorzubringen. Da ſah ich den Richter, einen Civillieutenant des Königs, erhoben auf einem großen Richtſtuhle; dieſer Mann war groß, ſtark und dick, und von dem finſterſten Anſehn. Zu ſeiner einen Seite ſtanden viele Leute zur andern viele Procuratoren und Advocaten, ſämmtlich in Ordnung, zur rechten und zur linken, einige traten auf und brachten ihm eine Sache vor. Die Advokaten, die auf der Seite ſtanden, redeten manchmal alle zuſammen und ich war höchſt verwundert daß dieſer ſeltene Mann, der ein wahrhaft Plutoniſches Anſehn hatte, mit merklicher Gebärde bald dieſem bald jenem zuhörte und gehörig antwortete, und weil ich immer gern alle Arten von Geſchicklichkeiten geſehen und genoſſen habe, ſo ſchien mir dieſer Mann ſo verwunderſam, daß ich für vieles dieſen Anblick nicht hingegeben hätte.

Der Saal war ſehr groß und voller Menſchen, daher war man beſorgt niemanden herein zu laſſen als wer darinn zu thun hatte, die Thüre war verſchloſſen und es ſtand Wache dabey. Nun geſchah es manchmal, daß die Wache einigen Perſonen widerſtand die ſie nicht hereinlaſſen wollte, und durch ihren Lerm dem ſeltenen Richter beſchwerlich ward, welcher äuſſerſt zornig auf die Wache ſchimpfte. Dieſer Fall kam öfters vor und ich merkte beſonders auf die Worte des Richters bey dieſer Gelegenheit. Als nun einmal zwey Edelleute bloß als Zuſchauer hereindringen wollten, that ihnen jener Thürhüter den ſtärkſten Widerſtand. Da ſah der Richter hin und rief: Stille, ſtille! Satan, fort, ſtille! und zwar klingen dieſe Worte im franzöſiſchen folgendermaſen: paix, paix, Satan, allez, paix. Ich, der ich die franzöſiſche Sprache ſehr wohl gelernt hatte, erinnerte mich bey dieſem Spruche eines Ausdrucks welchen Dante gebraucht, als er mit Virgil ſeinem Meiſter in die Thore der Hölle tritt; und ich verſtand nun den dunkeln Vers; denn Dante war mit Giotto dem Mahler in Frankreich und am längſten in Paris geweſen, und wahrſcheinlich hat er auch dieſen Ort, den man wohl eine Hölle nennen kann, beſucht, und hat dieſen hier gewöhnlichen Ausdruck, da er gut franzöſiſch verſtand, auch in ſeinem Gedichte angebracht. Nun ſchien es mir ſonderbar, daß man dieſe Stelle niemals verſtanden hat, wie ihn denn überhaupt ſeine Ausleger wohl manches ſagen laſſen was er weder gedacht noch geträumt hat.

Daß ich nun wieder von meinen Angelegenheiten ſpreche, ſo wurden mir durch die Kunſt dieſer Advocaten mehr als ein ungünſtiges Urtheil gegeben; als ich nun keine Mittel ſahe mir weiter zu helfen, nahm ich meine Zuflucht zu einem großen Dolche den ich beſaß, denn ich liebte von jeher ſchöne Waffen zu haben. Nun griff ich zuerſt den Principal an, der einen ſo ungerechten Prozeß gegen mich angefangen hatte und, indem ich mich hütete ihn zu ermorden, gab ich ihm ſo viel Stiche auf Arme und Schenkel, daß ich ihn des Gebrauchs beyder Beine beraubte. Alsdann ſuchte ich den andern auf, der den Prozeß gekauft hatte, und auch den traf ich ſo, daß er die Klage nicht weiter fortſetzte, und dafür dankte ich Gott, wie für jede andere Wohlthat, und hoffte dann doch nun eine Zeitlang in Ruhe zu bleiben.

Da ſagte ich meinen Hausgeſellen, beſonders den Italienern, jeder ſolle um Gotteswillen ſich zu ſeiner Arbeit halten, und mir einige Zeit aufs beſte beyſtehn, damit ich nur ſobald als möglich die angefangenen Werke zu Stande brächte, alsdann wollte ich nach Italien zurückkehren, denn die Schelmſtreiche der Franzoſen wären mir unerträglich, denn ſollte der gute König einmal auf mich erzürnt werden, ſo könnte mir es ſehr übel gehen, da ich zu meiner Vertheidigung doch manche ſolcher Handlungen vorgenommen habe.

Unter den Italienern, welche ich bey mir hatte, war der erſte und liebſte Askanio, aus dem Neapolitaniſchen Städtchen Tagliacozzo, der andere Paul, ein Römer von ſehr geringer Geburt, man kannte ſeinen Vater nicht, dieſe waren ſchon in Rom bey mir geweſen und ich hatte ſie mit nach Frankreich gebracht. Dann war noch ein anderer Römer, der gleichfalls Paul hieß, der ausdrücklich mich aufzuſuchen nach Paris gekommen war. Sein Vater war ein armer Edelmann, aus dem Hauſe der Maccherani, dieſer verſtand nicht viel von der Kunſt, war aber äußerſt brav in den Waffen. Noch arbeitete ein Ferrareſer bey mir, mit Nahmen Bartholomeus Chioccia, dann hatte ich einen andern der ein Florentiner war und Paul Micceri hieß. Ein Bruder von dieſem mit dem Zunahmen Gatta, war trefflich in der Feder, nur hatte er ein wenig zu viel ausgegeben als er die Handlung des Thomas Guadagni, eines ſehr reichen Kaufmannes, führte, er richtete mir gewiſſe Bücher ein, in denen ich die Rechnung des groſſen allerchriſtlichſten Königs und anderer einzeichnete, für die ich Arbeit unternahm. Nun führte gedachter Paul Micceri nach Art und Weiſe ſeines Bruders meine Bücher fort, und ich gab ihm dafür eine ſehr gute Beſoldung, ſo ſchien er mir auch ein gutartiger Jüngling, denn ich ſah ihn immer ſehr andächtig, und da ich ihn bald Pſalmen, bald den Roſenkranz murmeln hörte, ſo verſprach ich mir viel von ſeiner verſtellten Güte. Ich rief ihn bey Seite und ſagte zu ihm: Paul, liebſter Bruder! du ſiehſt, wie gut du bey mir ſtehſt und weißt, daß du ſonſt keine Ausſicht hatteſt, auch biſt du ein Landsmann und ich vertraue dir beſonders, weil ich ſehe, du biſt andächtig und beobachteſt die Gebräuche der Religion, das gefällt mir ſehr wohl und ich vertraue dir mehr als allen andern. Deßwegen bitte ich dich, ſorge mir vor allen für dieſe beyden erſten Dinge, damit ich keinen Verdruß habe. Zuförderſt gieb wohl auf meine Sachen acht, daß mir nichts entwendet wird, und du ſelbſt rühre mir nichts an; dann habe ich da das arme Mädchen, die Catharine, die ich beſonders wegen meiner Kunſt bey mir habe, denn ohne ſie könnte ich nichts vollbringen. Nun hab' ich freylich, weil ich ein Menſch bin, auch ſinnliche Vergnügungen mit ihr gepflogen. Nun könnte geſchehen, daß ſie mir ein Kind von einem andern brächte, und einen ſolchen Schimpf würde ich nicht ertragen; wäre jemand in meinem Hauſe kühn genug, dergleichen zu unternehmen, ſo glaube ich gewiß, ich würde das eine wie das andere todſchlagen, deßwegen bitte ich dich, Bruder, ſtehe mir bey, und wenn du irgend etwas bemerkſt, ſo entdecke mirs, denn ich ſchicke ſie, die Mutter und ihren Verführer, an Galgen, deswegen nimm dich vor allen ſelbſt in acht.

Da machte der Schelm das Zeichen des Kreuzes, daß es ihm vom Kopf bis zu den Füſſen reichte, und ſagte: gebenedeyter Jeſus, Gott bewahre mich, daß ich an ſo was denken ſollte, denn ich bekümmere mich um dergleichen

Zeug nicht, und glaubt ihr denn, daß ich die groſſe Wohlthat verkenne, die ich bey euch genieſſe? Dieſe Worte ſagte er auf eine einfache und liebevolle Weiſe, ſo daß ich ſie ihm buchſtäblich glaubte.

Zwey Tage hernach, an einem Sonntage, hatte Herr Matthens del Naſaro, auch ein Italiener, ein Diener des Königs und ein trefflicher Mann in meiner Kunſt, mich und einige meiner Geſellen in einen Garten eingeladen, es war mir angenehm, mich nach jenen verdrüßlichen Prozeſſen ein wenig zu erholen und ich ſagte zu Paulen, er ſolle auch mit mir gehn.

Dieſer Menſch antwortete mir: wahrhaftig es wäre ein groſſer Fehler, das Haus ſo allein zu laſſen, ſeht, wie viel Gold, Silber und Juwelen darinn ſind, und da wir uns in einer Stadt von Spitzbuben befinden, ſo muß man Tag wie Nacht Wache halten, ich will einige Gebete verrichten, indem ich das Haus bewahre, geht nur ruhig und macht euch einen guten Tag! ein andermal mag ein anderer dieſen Dienſt thun. Nun ging ich mit beruhigtem Gemüth mit Paul, Aſkanio und Chioccia, mich in gedachtem Garten zu vergnügen, und wir waren den gröſten Theil des Tages daſelbſt ſehr luſtig. Als es gegen Abend kam, überfiel mich eine böſe Laune und ich gedachte jener Worte, die mir der Unglückliche, mit unendlicher Einfalt geſagt hatte. Da ſtieg ich zu Pferde, und begab mich mit zwey meiner Diener auf mein Schloß, ich ertappte Paulen und die abſcheuliche Catharine faſt auf der That, denn als ich ankam, rief die franzöſiſche kuppleriſche Mutter: Paul und Catharine, der Herr iſt da! Da ſie nun beyde erſchrocken herankamen und ganz verworren vor mich traten, und weder wußten, was ſie ſagten, noch wo ſie ſich hinwenden ſollten, ſo ſah ich ganz deutlich, daß ſie das Verbrechen begangen hatten; da ward meine Vernunft durch den Zorn überwältigt, ich zog den Degen und beſchloß ſie auf der Stelle beyde zu ermorden. Er floh und ſie warf ſich auf die Knie und ſchrie um alle Barmherzigkeit und des Himmels. Ich hätte gern den Purſchen zuerſt getroffen, konnte ihn aber ſobald nicht erreichen, indeſſen hatte ich denn doch überdacht, daß es beſſer ſey, beyde wegzujagen, denn da ich kurz vorher verſchiedene andere Dinge der Art vorgenommen hatte, ſo wäre ich diesmal ſchwerlich mit dem Leben davon gekommen, deswegen ſagte ich zu Paulen, als ich ihn erreichte: hätten meine Augen geſehen, du Schelm, was ich glauben muß, ſo ſtäch ich dir den Degen zehnmal durch den Leib, mache, daß du fortkommſt und bete, du Heuchler, dein letztes Pater noſter unter dem Galgen. Darauf jagte ich Mutter und Tochter weg mit Stößen, Tritten und Fauſtſchlägen.

(Die Fortſetzung folgt.)

II.

Reiſe von Grottaferrata nach dem Fuciniſchen See und Monte Caſſino,

im October 1794.

An

Ihre Durchlaucht, die Herzogin Amalia
von Sachſen-Weimar.

Ich hatte die Ehre in meinem letzten Schreiben Ew. Durchlaucht zu melden, daß ich in dem Gefolge des Prinzen August von England eine kleine Herbſtreiſe in die angrenzenden Berglande machen würde. Da dieß nun zu meiner groſſen Zufriedenheit bewerkſtelliget worden, theile ich Ihnen jetzt alles Weſentliche meiner Beobachtungen mit; und wenn ich mir bey einigen Stellen umſtändlicher und gelehrter zu ſeyn erlaube, als es in einem Aufſatze, der an eine Dame gerichtet iſt, ſchicklich ſeyn möchte, ſo weiß ich, daß ich in allem, was Italien und die Monumente alter Größe in dieſem Lande betrift, auf den lebhafteſten Antheil bey E. D. rechnen darf. Dieſe kleine Reiſe erinnerte mich wieder lebhaft an die angenehmen Herbſtrei-

Karlos.

Nun ja.
Verſprach er Ihnen nicht den erſten Purpur,
Den Spanien vergeben würde?

Domingo.

Prinz,
Sie ſpotten meiner.

Karlos.

Das verhüte Gott,
Daß ich des fürchterlichen Mannes ſpotte,
Der meinen Vater ſelig ſprechen und
Verdammen kann!

Domingo.

Ich will mich nicht
Vermeſſen, Prinz, in das ehrwürdige
Geheimniß Ihres Kummers einzudringen.
Nur bitt' ich Eure Hoheit, eingedenk
Zu ſeyn, daß dem beängſtigten Gewiſſen
Die Kirche eine Zuflucht aufgethan,
Wozu Monarchen keinen Schlüſſel haben,
Wo ſelber Miſſethaten unter'm Siegel
Des Sakramentes aufgehoben liegen —
Sie wiſſen, was ich meine, Prinz! Ich habe
Genug geſagt.

Karlos.

Nein! Das ſoll ferne von mir ſeyn,
Daß ich den Siegelführer ſo verſuchte.

Domingo.

Prinz, dieſes Mißtraun — Sie verkennen Ihren
Getreuſten Diener.

ſen, welche ich vor einigen Jahren im Gefolge Ew. Durchlaucht durch die ſchönen Gegenden La Cava und Vietri, von Neapel nach den ſtolzen Tempeln von Paeſtum machte. Die Wege aber machen bey dieſen beyden Reiſen einen weſentlichen Unterſchied: Die Unwegſamkeit unſerer letzteren an mehreren Stellen geht über alle Vorſtellung: die engen und ſteilen Päſſe der Schweiz, der Bergrücken der Apenninen in Kalabrien ſind weniger mühſam und abſchreckend.

Dieſe elenden Wege ſind um ſo auffallender, da ſie die ſchönſten und fruchtbarſten Gegenden, wo täglicher Verkehr nöthig iſt, miteinander verbinden, und man beynahe immer den Linien folget, wo die Alten ihre bekannteſten und frühſten Heerſtraſſen durchführten, wovon man noch an manchen Stellen Subſtructionen und alte Brücken findet. Auch wäre es nicht ſchwer, dieſe Straſſen mit wenigen Unkoſten wieder herzuſtellen: die Materialien liegen da, und die Linien nach allen Tiefen und Höhen ſind auf den Spuren der alten Heerſtraſſen auf's richtigſte gezogen. Man dürfte weder Päſſe ſprengen, abgraben, ausfüllen, unterbauen, noch Materialien von weitem herſchleppen. Der Verkehr wird jetzt unendlich erſchwert; Vieh und Menſchen gehen dabey zu Grunde, der Transport iſt langſam und koſtbar. Eine Reiſe in dieſe Gegenden, welche für den Neugierigen bey Herſtellung der Straſſen eine Spatzierfahrt wäre, läßt ſich jetzt nicht ohne viele Anſtalten, Mühe und Duldung machen. Wirthshäuſer giebt es in vielen Orten gar nicht, und in andern nur ſolche, wo man weder Eſſen, Betten noch Futter für die Pferde vorfindet. Deſto gaſtfreyer aber ſind die Einwohner gegen Fremde, und wir fanden, wiewohl unſere Geſellſchaft aus ſechzehn Perſonen, mit eben ſo viel Pferden, beſtand, überall gute Aufnahme.

Den 10ten Oktober ritten wir von Grotta ferrata aus. Wir nahmen die Seitenſtraſſe über Fraſcati nach Tivoli. Der Mitte Wegs kamen wir bey dem alten Gabii vorbey, wo der Mahler Hamilton vor zwey Jahren die wichtigen Entdeckungen mehrerer Statüen, Büſten und Innſchriften machte, welche die Lage dieſes Orts auſſer Zweifel ſetzten. Der Prinz Borgheſe, welchem als Grundherr ein Drittel von dem Gefundenen zukam, kaufte alles an ſich, und die Monumente ſind bereits in einem beſondern Gebäude ſeines Gartens unweit dem berühmten Pallaſte, unter dem Namen Museum Gabinum aufgeſtellt. Das Ganze macht eine ſchöne Reihe intereſſanter Monumente.

Die Ruinen, aus welchen man ſie herausgrub, waren ſo zerfallen, daß ſich nichts beſtimmtes über das ehemalige Gebäude angeben läßt; doch iſt die Vermuthung nicht ungegründet, daß es die Stelle des Gabiniſchen Forum's war. Jetzt ſieht man nichts mehr erhalten, als die Cella des uralten Tempels der Juno Gabina, der auf einer unmerklichen Anhöhe, wahrſcheinlich auſſer den Mauern der alten Stadt, über dem See Pantano liegt. Dieſer kleine See iſt, gleich den gröſſern von Albano, Nemi, Bracciano, Vico, Volſena, und vielen andern um Neapel, der eingeſtürzte Krater eines ehemaligen Vulkans.

Der Tempel iſt von dem gewöhnlichen Vulkaniſchen Tuffe (Saxum Gabinum des Vitruv) erbaut. Dieſer Stein unterſcheidet ſich von dem graulichten Tuffe, Peperino, durch ſeine röthliche Farbe. Die Quaderſtücke ſind ohne allen Mörtel, und mit kaum ſichtbaren Fugen auf einander gelegt. Es fehlet der Cella nichts als die Decke. Sie macht ein längliches Viereck, und hatte Hallen von freyſtehenden Säulen an der Fronte und den beyden Seiten. Das Eigene dieſes Tempels iſt, daß die Hinterſeite ohne Halle iſt, und die Mauer der Cella an beyden Seiten ſo ſtark vortritt, daß die Breite der Säulengänge dadurch geſchloſſen wird. Wahrſcheinlich geſchah dieß, weil eben die Hinterſeite gegen Norden, und der Tempel erhöht liegt, um die in den Hallen Anweſenden vor der ſcharfen Tramontana zu ſchützen. Von den Säulen ſind nur wenige Fragmente übrig: ſie waren von dem nämlichen Tuffe, und kannelirt; ob die Bauart doriſch oder toskaniſch war, läßt ſich nicht mehr beſtimmen. Deutlich ſind dabey noch die Spuren der Mauren und des Säulenganges, welche einen groſſen Vorhof im Viereck um den Tempel einſchloſſen.

Vor der Fronte des Tempels am Abhange des Hügels zeigen ſich die in Tuffſtein eingehauenen Sitze des ehmaligen Theaters; auch von der Bühne ſind einige Reſte noch zu ſehen. Die Zuſchauer hatten die ſchönen tuſkulaniſchen Hügel mit dem Berge Algidus im Geſicht. Ich bemerke dieſes, weil ich beynahe bey allen Theatern der Alten, deren ich über zwanzig aufzählen könnte, die Beobachtung machte, daß ſie zur Anlage ihrer Theater, wo es nur immer thunlich war, Anhöhen mit ſchönen Ausſichten gegen die Mittagsſeite wählten.

Die Stadt Gabii lag zwölf Meilen von Rom an der Via Labicana, und unweit davon paſſirt man noch eine im guten Stand erhaltene Brücke von ſieben Bogen, jetzt Ponte della Nona genannt. Die Pfeiler ſind von Quadern, die mittlern ziemlich hoch, aber mit ſchmalen Bogen, weil die Brücke nur über einen tiefen Graben mit wenig Waſſer, und folglich mehr zur Verbindung der beyden gegenüberſtehenden Anhöhen erbaut iſt. Dieſe Stadt war älter als Rom, wenn, wie Dionyſius von Halicarnaß und Plutarch uns erzählen, Romulus und Remus allda erzogen ſind. Sie wetteiferte noch mit Rom um die Herrſchaft in den Zeiten des Tarquinius Superbus. Dieſer König belagerte ſie vergeblich, und brachte ſie dann erſt verrätheriſcher Weiſe durch ſeinen Sohn Sextus an ſich.* Nach dem Verluſt der Freyheit ſcheinet die Stadt in gänzlichen Verfall gekommen zu ſeyn. Indeſſen zeigen uns die Borgheſiſchen Monumente, daß ſie unter den Kaiſern wieder zu einem anſehnlichen Orte angewachſen ſeyn mußte. Die Statuen und Büſten dieſer Sammlung ſtellen größtentheils Bildniſſe der juliſchen, flaviſchen, antoniniſchen und ſeveriſchen Familien vor. Die Sculptur iſt durchgehends gut, und auszeichnend ſchön ſind die Büſten des

---

* Siehe das erſte Buch des Titus Livius gegen das Ende.

Marcus Agrippa, Tiberius, Germanicus, Domitius Corbulo, Sept. Severus und des Geta. Viſconti hat die intereſſanteſte der gefundenen Innſchriften bereits in dem 4ten Bande des Muſeo Pio = Clementino bekannt gemacht.

Der Neffe des Papſtes, Cardinal Braſchi = Oneſti, der ſeither unweit dem Tempel der Juno eine neue Grube unternahm, fand eine jugendliche Diana, welche wegen der Sonderbarkeit ihrer Hauptkrone, die ganz von Rehböckchen zuſammengeſetzt iſt, wegen ihrer leichtwandelnden Stellung, und ihrer guten Arbeit unter die ſeltenen Monumente zu zählen iſt.

In Tivoli ſchliefen wir; und da die Merkwürdigkeiten dieſes Ortes uns allen bekannt waren, beſuchten wir des andern Morgens bloß die Villa des Mäcenas, weil man, in der Abſicht, dieſe Ruinen zu einer Stückgießerey einzurichten, vielen Schutt aufgegraben hatte, und eine intereſſante Parthie dieſes weitläufigen Gebäudes bis auf ſeinen alten Plan entdeckt worden war. Man ſieht jetzt, daß der obere Hof, unter deſſen Wölbung die Heerſtraße durchgieng, zu einem Waſſerbehälter diente. Die Halbſäulen doriſcher Ordnung ſtehen ohne Baſis auf dem einfach fortlaufenden Sokel. Der Theil, welcher die Sommerhalle gegen Norden mit den anſtoßenden Sälen der Bibliothek machte, iſt für ſeine jetzige Beſtimmung mit weniger Veränderung wieder ausgemauert und die Gewölbe ergänzt worden. Die mahleriſche Anſicht hat freilich dadurch verloren. Friedrich Gmelin machte zuvor noch ein paar intereſſante Zeichnungen hievon, welche er ſeitdem ſehr ſchön in Kupfer geſtochen hat.

Gegen Mittag betraten wir die Via Valeria. Dieſe Heerſtraße fieng von Tivoli an, und führte durch das Land der Marſen bis nach Carſinium, der Hauptſtadt der Peligner. Bis an den Fuciniſchen See giengen wir auf derſelben fort. Wir genoſſen einen der ſchönſten Herbſttage; der Himmel war heiter, die Straſſe gut; denn da ſie weiterhin nach Subiaco führet, ward ſie bey Gelegenheit einer Reiſe, welche der Papſt vor einigen Jahren dahin unternahm, um die daſelbſt von ihm erbaute reiche Kirche einzuweihen, mit vielen Koſten hergeſtellt. Das Thal des Teverone, welches ſich in anſehnlicher Breite zwiſchen den Gebürgen hinziehet, iſt wohlbebaut und reich an mannigfaltig ſchönen Ausſichten. Jedoch hatte es für uns nicht mehr den Reiz der Neuheit, weil wir im verfloſſenen Frühjahr von Tivoli eine Excurſion bis Subiaco gemacht hatten, wo wir zugleich alle merkwürdigen Stellen beſuchten, welche an dieſer Straße liegen. Acht Meilen von Tivoli ab liegt Vicovaro, das alte Varie; Subſtructionen von groſſen Quadern ſind die einzigen Reſte davon. Die Villa des Horaz in dem Sabinerlande liegt von da vier Meilen abwärts im Gebirge. Obwohl nichts mehr davon übrig iſt, als die Reſte eines Fußbodens von gewöhnlichem Moſaik; ſo läßt ſich doch die Lage nicht verkennen. Die Stellen in ſeinen Schriften, welche ſich auf die Gegend beziehen, ſind getreu nach der Natur gemahlt. Ein Ziegenhirt, der uns unter den Weinſtöcken das alte Moſaik aufwählte, verſicherte uns: Horaz hätte, wie er, die Ziegen hier gehütet, und weil er im Geruch der Heiligkeit geſtorben ſey, ſo beſuchten jetzt die frommen Engländer am meiſten dieſen Ort, und nähmen immer einige Steinchen von dem Fußboden ſeiner Einſiedeley als Reliquien mit.

An der Straße liegt weiterhin San Coſimato, ein Franziskaner-Kloſter, auf einem Felſen, durch welchen der Kanal der Aqua Claudia durchgehauen ward. Der heil. Benedict wählte die Höhlen dieſes Felſens, und den zerfallenen Aquäduct zum erſten einſamen und ungeſtörten Aufenthalt ſeines heiligen einſiedleriſchen Lebens: von da verkroch er ſich in die hohen Felſengebirge über Subiaco, wo jetzt noch ſeine Brüder über der heiligen Höhle — Sacro Speco — zwey anſehnliche Klöſter haben. Eines führet den Namen von ſeiner Schweſter Scolaſtica. Endlich zog er auf das hohe Gebirge über dem alten Caſinium, wo er ſeinen frommen Lebenswandel beſchloß.

Ein paar elende Wirthshäuſer ſind das einzige, was man weiterhin an der Landſtraſſe antrift. Die benachbarten Ortſchaften ſind rechts und links, theils der guten Luft, theils der Sicherheit wegen, auf nakten Felſenhöhen erbaut. Die Bewohner ſteigen täglich mit vieler Mühe in die Ebenen herab, um ihre Felder zu beſtellen. Dergleichen Lagen von kleinen Städten und Ortſchaften, welche in Unteritalien und Sicilien faſt allgemein ſind, erſchweren dem Landmanne ſeine Arbeit ſehr. Außerdem daß er durch die Entfernung ſeiner Wohnung von den Feldern ſo viele Zeit verliehrt, bleibt ihm gegen die brennende Sonne kaum ein Baum zum Obdach; warme Speiſe bekommt er den ganzen Tag nicht, öfters nicht einmal einen friſchen Trunk Waſſer, und des Abends von Hitze, Hunger und Durſt mehr als von der Arbeit ſelbſt erſchöpft, muß er nicht ſelten drey bis vier Meilen einen unwegſamen Felſen hinanklettern, um ein wenig Speiſe und ein dürftiges Lager zu finden. Ein ſolcher Anblick verbittert nicht ſelten die angenehmen Wanderungen durch die ſo intereſſanten Gegenden.

Zwölf Meilen diſſeits Subiaco verlieſſen wir die gute Straſſe und das ſchöne Thal. Wir ſchlugen uns links in die Berge hinein, und nach ein paar Meilen ſtellte ſich in der Höhe der mahleriſche Ort Arſoli dem Anblick dar. Er gehört der Familie Maſſimi, das ſchöngelegene Schloß war uns zur Nachtherberge beſtimmt. Da die Gegend reizend iſt, und man in dieſer Höhe einer friſchen Luft genießt, ſo pflegt der Beſitzer daſelbſt einen Theil des Sommers zuzubringen: daher das Innere des Schloſſes auch beſſer und wohnlicher ausſieht, als ſonſt italieniſche Landhäuſer zu ſeyn pflegen.

Arſoli zählt dreitauſend Einwohner, und iſt das Carſeoli der Alten, eine Stadt der Aequier und ſchon in frühern Zeiten eine Colonie der Römer. Es ſcheint ehedem ſehr beträchtlich geweſen zu ſeyn, denn etwa 4 Meilen davon liegt ein Oertchen, Cavee di Carſoli genannt, wohin ſich das Gebiet dieſer Colonie erſtreckt zu haben ſcheinet, und auch die zerſtreuten Landgebäude.

Mit Anbruch des Tages waren wir zu Pferde, und eine Meile höher in dem Gebirge kamen wir auf eine weite Ebene mit Aeckern und Wieſen, eine völlig deutſche Gegend, welche ſich bis an das genannte Cavee di Carſoli erſtreckt. Das Grün war von dem ſtarken Nachtthau ganz weiß, ein Zeichen, daß wir uns ſchon bis in die Region eines deutſchen Herbſtmorgens erhoben hatten. Carſoli macht die Grenzſcheide zwiſchen dem päpſtlichen und neapolitaniſchen Staate, oder wie ſie da ſagen: qui si entra nel regno; und wir können hinzuſetzen: qui principiarono le nostre pene. Der Weg — immer die alte Via Valeria — fängt hier an, ſich an der Seite eines hohen ganz nakten Felſengebirges fortzuwinden, das über zwölf Meilen bis Tagliacozzo fortgeht. Das Steigen iſt zwar allmählig, und die Straße breit; aber es ſcheint, daß ſeit Valerius ſich niemand wieder die Mühe genommen habe, die abgerollten Felſenſtücke wegzuwälzen, noch die von den Waſſerſtrömen gemachten Löcher und Tiefungen auszufüllen. Jeder Schritt iſt für Pferd und Mann gefährlich; die vielen kleinen Steine, welche zwiſchen den größern los liegen, und durch Zeit und Regen gleich Kieſeln abgerundet ſind, laſſen die Pferde keinen feſten Fuß ſetzen. In der Mitte und auf der höchſten Endhöhe des Weges liegen zwey elende Oertchen, das erſte Colle, das andere Rocca di Cerro genannt. An ein paar Stellen, wo ſich der Weg der ſtärkern Ravinen wegen einbiegt, ſieht man noch ſtarke Subſtructionen der alten Via.

Konradin von Schwaben, nachdem er Rom verlaſſen, drang durch dieſes Gebirge mit ſeiner Armee, in ſein, von

Karl von Anjou uſurpirtes, Reich ein; und wenn ſeit dieſer Zeit die Könige von Neapel es ſich zur Maxime machten, ihr Reich vor fremden Einfall diſſeits zu ſichern, ſo bleibt freilich ein ſolcher Weg die beſte Vormauer. Von Rocca di Cerro geht der Weg plötzlich abwärts, und wir freuten uns nicht wenig, mit geſunden Gliedern zu einem frugalen Mittagmal in Tagliacozzo angekommen zu ſeyn. Dieſer Ort hat zwölftauſend Einwohner, iſt weitläufig aber ſchlecht gebaut. Nicht weit davon entſpringt der Fluß Salto, welcher unter einer Berghöhle hervorkommt und durch die palentiniſchen Gefilde wegläuft. In dieſen Gefilden iſt es, wo das berühmte Gefecht, welches unter dem Namen La Battaglia di Tagliacozzo bekannt iſt, vorfiel, und wovon die beiden jungen Männer, Konradin von Schwaben und Friedrich von Oeſterreich das Opfer wurden. Die eigentliche Stelle der Schlacht iſt zwar noch neun Meilen von Tagliacozzo entfernt, und wird jetzt noch durch die Ruinen einer Kirche und Kloſters bezeichnet, welche der Sieger unter dem Namen La Madonna della Vittoria zum Andenken erbauen ließ. *

Es war unweit dem jetzigen Orte Scurcula, am Fluſſe Salto, wo die beyden Herre aufeinander ſtießen. König Karl von Anjou, der durch den unglücklichen Ausgang eines einzigen Treffens ſich und ſein Reich verlohren hielt, wagte es nicht mit offener und voller Macht gegen den muthigen Prätendenten vorzurücken. Nach dem Rath eines

---

* Eine hiezu entworfene Karte welche die Beſchreibung anſchaulich macht, folgt in dem nächſten Stücke.

Karlos (faßt ihn bei der Hand).
Alſo geben Sie
Mich lieber auf. Sie ſind ein heil'ger Mann,
Das weiß die Welt — doch, frei heraus — für mich
Sind Sie bereits zu überhäuſt. Ihr Weg,
Hochwürd'ger Vater, iſt der weiteſte,
Bis Sie auf Peters Stuhle niederſitzen.
Viel Wiſſen möchte Sie beſchweren. Melden
Sie das dem König, der Sie hergeſandt.

Domingo.
Mich hergeſandt? —

Karlos.
So ſagt' ich. O zu gut,
Zu gut weiß ich, daß ich an dieſem Hof
Verrathen bin — ich weiß, daß hundert Augen
Gedungen ſind, mich zu bewachen, weiß,
Daß König Philipp ſeinen einz'gen Sohn
An ſeiner Knechte ſchlechteſten verkaufte,
Und jede von mir aufgefangne Sylbe
Dem Hinterbringer fürſtlicher bezahlt,
Als er noch keine gute That bezahlte.
Ich weiß — O ſtill! Nichts mehr davon. Mein Herz
Will überſtrömen und ich habe ſchon
Zu viel geſagt.

Domingo.
Der König iſt geſonnen,
Vor Abend in Madrid noch einzutreffen.
Bereits verſammelt ſich der Hof. Hab' ich
Die Gnade, Prinz —

franzöſiſchen Kreuzfahrers Erardus, der ihm mit der wenigen Mannſchaft, welche er noch von den heiligen Landen mitgebracht hatte, beyſtehen wollte, vertheilte der König ſein Heer. Der größere Theil davon unter dem Befehl des königlichen Marſchalls Valerianus, welcher gleich dem Könige, um die Feinde zu täuſchen, als wenn es der König ſelbſt wäre, auf's prachtvollſte armirt war, ſollte den Angriff der Deutſchen aufhalten, indem Karl ſich ſelbſt mit der kleinern Abtheilung hinter dem nahen Berge Malleanus verſteckt hielt.

Der Kampf war anfänglich hartnäkig, aber der Muth der Deutſchen, belebt durch das Beyſpiel ihrer tapfern Anführer, im Angeſicht eines verhaßten Kronräubers, den ſie in Valerianus ſtattlicher Rüſtung zu erkennen wähnten, warf alles nieder, und das Schlachtſchwerdt ruhte nicht biß ſie das feindliche Heer in voller Flucht ſahen, und in der Perſon des Marſchalls den König ſelbſt getödtet zu haben glaubten. Der König ſtand auf dem Berge, ſah die Niederlage der ſeinigen, ſah ſie in flüchtigen Haufen an der andern Seite des Malleanus hinziehen. Sein geſunkener Muth fieng wieder an aufzuleben, als er wahrnahm, daß ſich die Ueberwinder der Plünderung des Lagers überließen, ſich ſorglos wegen der brennenden Hitze ihrer ſchweren Bewafnung entledigten, ſich mit Speiſe erfriſchten, und in großer Menge im Salto badeten. Jetzt brach der König mit der friſchen Mannſchaft aus dem Hinterhalt hervor, indem zugleich von der Höhe des Berges den Fliehenden auf der andern Seite das Zeichen ſich wieder zu ſammeln, und den neuen Angriff zu wagen, gegeben ward. Die Chroniker kommen überein, daß dieſes zweyte Treffen ohne Widerſtand erfochten ward. Die Reihen der Deutſchen konnten ſich nicht mehr ſammeln. Unordnung, Flucht, und Tod waren allgemein. Die beyden jungen Anführer Konradin und Friedrich flohen ohne Bedeckung. Es iſt bekannt, wie ſie kümmerlich, in elende Kleidung gehüllt, über die Gebirge weg nach Aſtura an dem mittländiſchen See im Kirchenſtaate ankamen. Ein Fiſcher ſollte ſie an die toskaniſchen Ufer bringen; aber ohne Geld wurden ſie durch den Verkauf eines koſtbaren Ringes von einem der Familie Franziſcani erkannt, in der Fiſcherhütte ergriffen, und dem Könige ausgeliefert. Sie ſchmachteten ein ganzes Jahr zu Neapel im Gefängniſſe, als ihnen nach einem förmlichen Prozeſſe das Todesurtheil angekündiget und vollzogen ward.

Da ich auf der Stelle die Lage, wo der merkwürdige Vorgang ſich zutrug, ſo anſchaulich vor meinen Augen hatte, kann ich nicht leugnen, daß ein patriotiſches Gefühl mich das harte Schickſal, welches den tapfern Stamm der Hohenſtaufen in dem letzten Sprößling betraf, beklagen machte. Die Päpſte und die Guelfen — nach Jahrhunderten ſey es geſagt mit dem Feinde eines Guelfen, mit dem ich die Reiſe machte, und einer Guelfin, an welche ich dieſes ſchreibe — riefen über ihn bis zu ſeiner gänzlichen Vertilgung immer neue Feinde; Konradin fiel der Letzte!

Wenn ich mich recht erinnere, ſo hatte ich die Ehre, mit Ew. Durchlaucht die Statue der Mutter dieſes unglücklichen Sohnes in dem Kloſtergange der Karmeliter in Neapel zu ſehen: das einzige noch übrige Monument. Die Kapelle auf dem Platze, wo die Jünglinge hingerichtet worden, iſt vor ungefähr acht Jahren auf Befehl des jetzigen Königs weggeräumt worden, um den Markt zu vergröſſern. Die Statue iſt ſtehend, die Krone auf dem Haupte; ihr Unterkleid iſt gleich der Tunica unſerer heutigen Nonnen, mit dem kaiſerlichen Mantel darüber, welcher durch eine Agraſſe über die Bruſt zuſammenhängt; in der Rechten hält ſie den Szepter, und in der linken den Geldbeutel. Wie die darunter geſetzte Inſchrift ſagt, kam die Unglückliche zu ſpät, um das Leben ihres Sohnes zu erkaufen. Sie erbaute alſo die Kapelle auf der Stelle der Hinrichtung beyder Jünglinge; die übrige Summe ſchenkte ſie den Mönchen, damit ſie fortdauernd ihrer armen Seelen im Meßopfer gedenken möchten. Die Mönche lieſſen dieſe Statue ihrer kaiſerlichen Wohlthäterin aus Dankbarkeit errichten. Das Monument bleibt nicht allein intereſſant für die Geſchichte, ſondern auch für die Kunſt, welche ſich von jener Zeit an wieder allmählig erhob. [*]

Den nehmlichen Abend trafen wir in Avezzano ein:

---

[*] Die Verfertigung dieſer Statue fällt in die Zeit des Cimabue, und der Bildhauer Nicola, und Giovanni da Piſa. Wer immer der Meiſter derſelben ſeyn mag, und ſo gothiſch auch der Stil iſt, ſo kann ſie doch den beſten Werken dieſer Künſtler den Rang ſtreitig machen.

der Prälat Mattei kam uns auf einige Meilen mit zwey Wagen entgegen, und da wir über dreyßig Meilen den abſcheulichſten Weg zu Pferde gemacht hatten, ſo war uns das Fuhrwerk für den übrigen Theil des Weges nicht unwillkommen.

Avezzano liegt in der Ebene, eine Meile von dem Fuciniſchen See, und zwey von dem berühmten Ablauf des Kaiſers Claudius. Wir hielten uns vier Tage allda auf, wo wir in dem väterlichen Hauſe des Prälaten Mattei auf das gaſtfreundlichſte bewirthet wurden. Natürlich war des andern Morgens der erſte Gang nach dem Emiſſar. Bevor ich aber davon rede, will ich das merkwürdigſte der alten Stadt Alba hier berühren.

Dieſer Ort heißt jetzt noch Albi; er iſt zwey Meilen von Avezzano und drey von dem See entfernt. Seine Lage auf einem Hügel, der ſich auf der Höhe wieder in drey kleinere theilt, iſt eine der ſchönſten, die ich je ſah. Dieſe Stadt war nebſt Marruvium, das heutige Morrea, der Hauptort der Marſen: man unterſchied ſie von Alba Longa, zwiſchen dem heutigen See Albano und Monte Cavi an der Stelle, wo jetzt Palazzuolo liegt, dadurch, daß man die Einwohner von dieſen Albaner, (Albani) und von jenen Albenſer (Albenſes) nannte: Auch hatte ſie zum Unterſchied den Namen Alba fucentis wegen der nahen Lage am Fuciniſchen See. Da der Ort ſehr feſt war, ſo ſchickten die Römer frühzeitig Koloniſten dahin, um die tapfern Marſen im Zaume zu halten. In der Folge diente dieſe Feſtung, als Staatsgefängniß für drey Könige. Syphax von Numidien, * Perſeus von Macedonien ** und Bituitus, König der Averner *** wurden dahin geſchickt, wo ſie, wie Vellejus von Perſeus ſagt, in libera cuſtodia lebten: ſie ſchmachteten nicht im Kerker; der Ort ward ihnen zur Verwahrung ihrer Perſonen angewieſen. Auch erzählt uns Val. Marimus ****, daß, wie Perſeus ſtarb, der Senat einen Quäſtor dahin ſandte, um ihm ein öffentliches Leichenbegängniß zu halten, damit die königliche Aſche nicht ungeehrt ruhen möchte.

Ein zerfallenes Schloß der Familie Colonna mit einigen Bauernhäuſern auf einem der drey Hügel macht das ganze heutige Albi aus. In der Kirche ſieht man eine Verkündigung der Maria, ein vorzügliches Gemälde von Cavalier d'Arpino. An dem zweyten Hügel ſind noch anſehnliche Ueberbleibſel der alten Feſtungsmauern von ſehr groſſen Quadern zu ſehen. Auf dem dritten ſteht ein Minoritenkloſter: ihre Kirche war ein antiker Gerichtshof (Basilica). Die Mauern beſtehen aus groſſen Quadern; im Innern machet die Tribuna den Hauptaltar, und zwey Reihen Säulen bilden die drey Schiffe, die äuſere Halle fehlet. An einer Seite nimmt man am Abhange des Hügels die deutlichen Spuren eines Amphitheaters wahr; und auf der mittäglichen Seite des Abhanges eines Theaters. Die Ausſicht von dieſer Stelle iſt beſonders ſchön: das Auge umfaßt in einem Blick den Fuciniſchen See, die grünen palentiniſchen Gefilde und die nahen und fernen Felſengebirge. Nordwärts von Alba erhebt ſich, einer Pyramide gleich, der hohe Velino, deſſen Haupt beynahe immer mit Schnee bedeckt iſt. Man ſieht ihn von Rom über andere Gebirge hin, und auſſer dem Gran Saſſo d'Italia iſt er der höchſte Berg in den Appeninnen beyder Abbrazzo.

---

* T. Liv. lib. 30.

** T. Liv. lib. 45.

*** Val. Max. lib. 9. cap. 6. und Abbrev. T. Livii lib. 61.

**** Lib. V. Cap. 1.

Ablaß des Fuciniſchen Sees durch den Kaiſer Claudius.

Der Kanal, den Fuciniſchen See abzuleiten, iſt ohne Zweifel das gröſte und intereſſanteſte Werk in ſeiner Art, das die Römer ausführten, obgleich dieſes Volk ſchon frühzeitig Geiſt und Muth für groſſe und gemeinnützige Unternehmungen zeigte. Der Bau der groſſen Kloake in Rom ſchon unter den Tarquiniern, die Ableitung des Albaner Sees während des Krieges gegen Veji, der Ablaß des Lacus Velinus in den Fluß Nar durch den M. Curius dentatus, welche alle drey ſich bis auf unſere Zeiten erhalten haben, ſind Monumente aus einem Zeitalter, wo Rom noch mit ſeinen nächſten Landesbewohnern um die Oberherrſchaft zu kämpfen hatte. Das Durchbrechen des Gebirges für eine Heerſtraſſe am See Averno zwiſchen

Cuma und dem Meerbuſen von Baja, und die berühmte Höhle des Pauſilippo zwiſchen Puzzuoli und Neapel müſſen als merkwürdige Werke dieſer Art auch hieher gezählt werden, obwohl wir nichts gewiſſes über die Zeit dieſer Arbeiten beſtimmen können. Aber keines kann mit der Schwierigkeit den Fuciniſchen See abzuleiten verglichen werden. Die Waſſerleitungen, und beſonders die beyden höchſten des Kaiſers Claudius, die Aqua claudia nämlich, und der Anio novus, welche durch eine Streke von mehr als 60 Meilen theils durch Gebirge gebohrt, theils auf den maſſivſten Bogengängen bis zur Hauptſtadt fortgeleitet wurden, ſind vielleicht die einzigen Werke von ähnlicher Gröſſe und Aufwand. Bey dem Emiſſar des Claudius ſind es aber nicht blos die darauf verwandten Unkoſten, welche unſer Staunen erregen: intereſſanter für unſern Verſtand iſt der Scharfſinn, mit welchem man dieß Unternehmen angriff, um es mit gutem Erfolg, in möglichſt kurzer Zeit, und auf das dauerhafteſte zu bewerkſtelligen.

Der Kanal hat eine Länge von 3500 Schritt: und dieſe Linie mußte tief unter der Erde durch einen harten Kalkfelſen, den man in Rom Traventino nennet, durchgebrochen werden, 30000 Menſchen arbeiteten fortdauernd, eilf Jahre lang ohne Unterlaß daran: und man kann hinzufügen, was Plinius davon ſagt: daß es nur denjenigen, welche es geſehen haben, möglich iſt, ſich einen Begriff davon zu machen, daß aber keine menſchliche Sprache eine Beſchreibung davon zu geben vermag. *

---

* Hist. nat. lib. 36. cap. 15.

Im vorigen Jahrhundert, als der fleiſſige Kluver die Gegenden dieſes Sees bereiſte, war dieſer berühmte Ablaß ſo ſehr aus dem Andenken der Einwohner gekommen, daß ihn niemand in der Gegend auf die Spuren deſſelben führen konnte. Er ſah die dem Claudiſchen Kanal nahe gelegene Höhle, la Pedogna genannt, als den ehemaligen Eingang deſſelben an. *

Phoebonius in ſeiner Geſchichte der Marſen giebt zuerſt wieder die ächten Spuren davon an; und Raphael Fabretti, ** der die Stelle im Jahre 1683 beſuchte, war der erſte, welcher eine Abhandlung hierüber mit den zur Erklärung nöthigen Riſſen bekannt machte. Dieſe Riſſe, ſo wie ſeine Beſchreibung, ſind zwar noch in mancher Rückſicht mangelhaft, doch bekommt der Leſer dadurch einen ziemlich anſchaulichen Begriff von dem Ganzen dieſes groſſen Werkes, und manches iſt darin ſelbſt mit Scharfſinn auseinander geſetzt. In unſern Zeiten ſtach der Architekt Piraneſie auch eine groſſe Platte davon, wodurch aber die Riſſe von Fabretti in nichts weſentlichem verbeſſert wurden.

Ein jeztlebender würdiger Geiſtlicher von Avezzano, Herr Canonicus Franceſco Lolli beſchäftiget ſich ſchon ſeit mehrern Jahren, um den Bau dieſes Canals näher zu kennen. Er kroch in jede Oefnung hinein: an vielen Stellen ließ er auf eigene Koſten nachgraben, und kam in ſeinen Nachſuchungen ſo weit, daß er die Wiederherſtellung des Kanals nicht für unmöglich hielt, und dem Hofe

---

* Cluv. Italia antiqua. Tom. I. pag. 763. ſiehe auch die Karte.

** Tractatus de Lacu Fucino. Roma 1683.

Vorſchläge darüber machte. Der König ſandte zu verſchiedenenmalen zur nähern Unterſuchung Bauverſtändige dahin ab, welche aber ſowohl über die Möglichkeit der Wiederherſtellung als über die zu verwendenden Koſten ſehr verſchiedener Meinung blieben. Endlich brachte es der Geiſtliche, unterſtützt durch das Anſehen des engliſchen Geſandten, Ritters Hamilton, doch ſo weit, daß im Jahre 1791 wirklich der Anfang zur Ausgrabung gemacht wurde. Ungefähr ein Jahr dauerte die Arbeit fort, als die unglücklichen Zeitläufte den Hof nöthigten, dieſelben fürs erſte einzuſtellen.

Antonio Lolli, in der Abweſenheit ſeines Bruders, des Canonicus, begleitete uns an alle aufgegrabenen Stellen. Dieß ſetzte uns in den Stand, uns einen deutlichen und zuſammenhängenden Begriff von dieſem groſſen Werke zu verſchaffen. Die Zeichnungen, welche dieſe Beſchreibung begleiten, ſind von denjenigen des Francesco Lolli — mit ein paar nicht unwichtigen Veränderungen copirt. *

Um einen deutlichen Begriff von der Art dieſes groſſen Unternehmens zu geben, wird es nöthig ſeyn, zuvor etwas näheres von der Lage des Sees ſelbſt zu ſagen. ** Der wirkliche Umfang deſſelben beträgt in ſeinem gewöhnlichen Zuſtande dreyßig bis fünf und dreyßig Meilen, und es ſcheint, daß auch in ältern Zeiten dieß ſein natürlicher Umfang geweſen ſey. Er iſt von allen Seiten von einem hohen Kettengebirge eingeſchloſſen; nur nordwärts bey Avezzano zeiget ſich eine ſchöne Pläne, etwa drey Meilen in der Breite gegen die Campi Pallentini, zwiſchen dem Berge Malleanus und den Anhöhen von Alba. In der Entfernung von fünf Meilen vom See fließt der Fluß Salto durch die palentiniſchen Gefilde. Anſtatt aber ſeinen Lauf südwärts nach dem See zu nehmen, wie man nach dem Augenſchein glauben ſollte, wendet er ſich plötzlich nordwärts nach dem Fluſſe Velino zu: ein Beweis, daß er mehr Fall dorthin hat, und daß die ſcheinbare Fläche und wahrſcheinlich auch der See höher liegen müſſe, als das Bette von dem Fluſſe Salto. Indeſſen iſt mir nicht bekannt, daß man ſie in neuern Zeiten nivellirt hätte.

---

* Ich ſah ſeither in der Allgem. Litteraturzeitung, daß auch ein neuer Reiſender, Herr von Salis, in ſeiner Beſchreibung beyder Sicilien von dieſem Emiſſar Meldung thut.

** Siehe die Karte.

Zwiſchen dem hohen Gebirge und dem See ſind beynahe im ganzen Umfang deſſelben kleine Vorhügel und ſchiefablaufende Ebenen von einem ſehr fruchtbaren Boden. Daher die vielen auf den kleinen Anhöhen erbauten Städte einen ſehr lebhaften und mahleriſchen Anblik geben. Celano, wovon der See jezt ſeinen Nahmen hat, Peſchina, S. Benedetto, Traſacco, Paderno und Avezzano ſind die vornehmſten dieſer Orte. Das hohe Kalkgebirge zeigt ganz umher ſeine nackte Rücken, oder ſeine ſchroffen, weißgraulichten zakigten Spitzen. An den tiefern Abhängen, und in den Spalten fängt erſt eine ſtärkere Vegetation von Geſträuchen und Bäumen an. Im Sommer werden die Heerden ſowohl von Hornvieh, als

Karlos.

Schon gut. Ich werde folgen.

(Domingo geht ab. Nach einigem Stillſchweigen.)

Beweinenswerther Philipp, wie dein Sohn
Beweinenswerth! — Schon ſeh' ich deine Seele
Vom gift'gen Schlangenbiß des Argwohns bluten;
Dein unglückſel'ger Vorwitz übereilt
Die fürchterlichſte der Entdeckungen,
Und raſen wirſt du, wenn du ſie gemacht.

Zweiter Auftritt.

Karlos. Marquis von Poſa.

Karlos.

Wer kommt? — Was ſeh' ich? O ihr guten Geiſter!
Mein Roderich!

Marquis.

Mein Karlos!

Karlos.

Iſt es möglich?
Iſt's wahr? Iſt's wirklich? Biſt du's? — O du biſt's!
Ich drück' an meine Seele dich, ich fühle
Die deinige allmächtig an mir ſchlagen.
O jetzt iſt Alles wieder gut. In dieſer
Umarmung heilt mein krankes Herz. Ich liege
Am Halſe meines Roderich.

Schaafen und Ziegen aus den niedern Meeresgegenden auf dieſe Gebirge geführt. Wenn nemlich die Vegetation in den Ebenen von Apulien und der Campagna von Rom durch die große Hitze erſtirbt, ſo ziehen die Hirten von allen Seiten in die Gebirge beyder Abruzzo, und Millionen von Schaafen mit anderm Vieh leſen allda die ſparſamen, aber vortreflichen Kräuter zwiſchen den ſchroffen Steinen hervor. Im Oktober ziehen ſie wieder in die mildern Meeresgegenden zurück.

Der See hat keine regelmäßige ſichtbare Vermehrung, außer dem Fluße Pitonius von Plinius, und jezt La Pedogea genannt. Aber auch dieſer vertrocknet in den Sommermonaten nicht ſelten. Die unregelmäßigen Zuflüſſe geſchehen zur Zeit des Regens, und dann vorzüglich im Frühjahr, wann der Schnee auf den hohen Gebirgen ſchmilzt.

Der einzige ſichtbare Abfluß des Sees iſt unweit des Claudiſchen Ablaſſes eine natürliche Höhle bey S. Vincenzo, auch la Pedogna genannt, weil der Fluß, nachdem er den See durchzogen hat, ſich allda verliert. Plinius bemerket dieſes ſchon und glaubet, daß alsdann das Waſſer unter einer Bergkette von mehrern Meilen wegfließe, und bey Subiaco wieder zum Vorſchein komme; wo es in eine künſtliche Leitung aufgenommen, unter dem Namen der Aqua marcia nach Rom geleitet werde.[*] Neuere Schriftſteller haben dieß dem Plinius nachgeſchrieben; allein Fabretti[**] hat bereits dieſen Irrthum gründlich widerlegt.

---

[*] Plinius Lib. III. cap. 103.

[**] De aquæductibus & de lacu Fucino.

Da nun dem See durch ſeine eingeſchloſſene Lage, auſſer der Höhle Pedogna aller ſichtbarer Einfluß mangelt, ſo iſt die Folge, daß in den Jahren, wo ungewöhnlich viel Regen oder Schnee fällt, das Waſſer in die Pläne austritt, und die benachbarten Felder und Weingärten öfters Jahrelang unnutzbar macht. Hier iſt zwar nicht der Fall, wie es öfters bey reiſſenden Flüſſen geſchieht, daß die Ueberſchwemmung hohen Sand und Steine niederſetzt, in welchem Falle Jahre erfodert werden, um ſolche Felder wieder zu befruchten. Die Erde kann hier nicht benutzt werden, weil das Waſſer ſich ſolange in der überſchwemmten Ausdehnung erhält. Weder Anlauf, noch Ablauf geſchehen bei eintretenden Fällen plötzlich, ſondern allmählig, ſo daß die Einwohner beobachtet haben wollen, daß der See alle ſieben Jahre allmählig wachſe und in eben demſelben Verhältniße abnehme. Vor zehn Jahren dehnte ſich die Ueberſchwemmung ſehr weit aus, und drey Jahre lang erlitten die Einwohner einen ſolchen Verluſt, daß bis jetzt die damals überſchwemmten Felder noch Steuerfrey ſind, obwohl man ſie bey dem Zurücktreten des Waſſers ſogleich wieder bebauen konnte. Beinahe alle Frühjahre wächſt er durch das Schmelzen des Schnees etwas an, aber da dieß nur augenblicklich iſt, ſo bewirket es keinen beträchtlichen Nachtheil.

Dem Geſagten zufolge ſcheint es, daß die ſchädlichen und anhaltenden Ueberſchwemmungen nicht weſentlich von dem Regen und Schneewaſſer der Gebirge herrühren, weil für dieſe der natürliche Abfluß, die Pedogna nämlich, immer hinreichend ſeyn möchte. Man iſt alſo gezwungen anzunehmen, daß entweder der See durch Eröfnung unterirdiſcher Quellen eine ungewöhnlich ſtarke Vermehrung erhalte, die dann wieder verſiegen; oder aber daß die gewöhnlichen ſichtbaren und unſichtbaren Abflüſſe verſtopft werden. Plinius bemerket von vielen Flüſſen, welche ihren Lauf durch Seen nehmen, ſo wie der Pitonius durch den Lacus Fucinus, daß ſie nur ſoviel Waſſer mit ſich fortführten, als ſie hinein brächten. * Dieß iſt auch richtig, in ſo fern das Waſſer des Fluſſes der einzige in dem Keſſel des Sees überfließende Theil iſt. Aber wird der ungewöhnliche Zufluß durch Regen und Schnee nicht eben ſo gut den Rand des Keſſels überſteigen, und folglich da ablaufen, wo der natürliche Ausgang ſich zeiget? Die Beobachtung des Plinius iſt nur Täuſchung für das Auge, weil, wenn einmal der Druck des Stromes ſeine Fortbewegung in dem See nach einer gewiſſen Linie genommen hat, man gewöhnlich die Maſſe Waſſers in ſo beſtimmten Grenzen fortziehen ſieht, als wie in einem Bette von feſten Ufern. Der Abgang des von andern Seiten zuflieſſenden Waſſers iſt allmählig und daher unſcheinbar. Ein See kann nur in ſo fern Ueberſchwemmungen verurſachen, als die Kanäle zu enge werden, ſo viel Waſſer auszugieſſen, als hineinfließt, oder aber die gewöhnlichen Ausgänge müſſen verſtopft werden. Der eine, oder andere Fall muß eintreten, wenn der Fuciniſche See ſich über ſeine gewöhnlichen Grenzen verbreitet.

* Hist. nat. Lib. III. cap. 103.

Schon zu Strabo's Zeiten war man dieſer Meinung. „Man erzählt, ſagt er, daß der See (Fucinus) zuweilen bis an die Berge hinaustrete, und dann ſich wieder zurückziehe; ſo daß die Felder, welche vom Seewaſſer überſchwemmt waren, wieder troken und urbar werden: ſey es, daß die Quellen, welche in der Tiefe des Sees ſind, ſich anderswo Oefnungen machen, und dann wieder in den See zurückflieſſen; oder aber daß die Quellen ganz verſiegen und erſt nach einiger Zeit ſich wieder zeigen." *

Es wäre zu wünſchen, daß Phyſiker, welche in der Gegend des Sees leben, Beobachtungen durch eine Reihe von Jahren ſammelten. Auf ſolche Weiſe würde es nicht ſchwer ſeyn, auf die zuverläßigen Spuren dieſer ſeltenen Naturerſcheinung zu kommen. Man hat, ſo wie ich höre, gewiſſe Seen in der Schweiz, von denen man eine periodiſche Anfüllung und Ablauf kennet, ſehr glücklich durch den Heber erklärt. Es iſt auch mehr als wahrſcheinlich, daß es eine ähnliche Bewandtniß mit dem Ueber- und Abflieſſen des Fuciniſchen Sees, bis auf die gewöhnlichen Grenzen nämlich, habe.

Wie ſtark die Ueberſchwemmungen in ältern Zeiten anwuchſen, ſehen wir aus Julius Obſequens, der uns meldet, daß in dem Conſulat des M. Aemilius und des C. Hoſtilius Mancinus, 138 Jahre vor unſerer Zeitrechnung, der Fuciniſche See alles auf fünftauſend Schritte umher unter Waſſer ſetzte. **

---

* Strabo Lib. V.

** In libro de Prodigiis.

Es iſt daher wahrſcheinlich, daß bey einem Volke, wie die Römer, welches den Ackerbau als ſein vornehmſtes Geſchäft trieb, und ſchon in frühern Zeiten der Republik zeigte, daß es Kenntniſſe und Muth für große und nützliche Werke hatte, der Gedanke frühe reif werden mußte, durch eine künſtliche Ableitung nicht nur fernern Ueberſchwemmungen zuvorzukommen, ſondern ſelbſt den ganzen See auszutrocknen, wodurch ſo viel vortrefliches Land zum Anbaue gewonnen würde. Allein der Ueberſchlag der Unkoſten, verglichen mit dem ſpätern Nutzen, mochte wohl die Unternehmung nie zur Reife kommen laſſen.

Der erſte, welcher dieſes große Werk mit Ernſt anzugreifen dachte, war Julius Cäſar, aber ſein frühzeitiger Tod kam ſeiner Unternehmung zuvor. [*] Die Marſen lieſſen nachher nie ab, mit wiederhohlten Vorſtellungen und Bitten einzukommen. Einige wollten ſogar das Werk auf eigene Unkoſten verſuchen, wenn ihnen die ausgetrokneten Ländereyen als Eigenthum überlaſſen würden. Dieſe Geſuche wurden aber unter den erſten Kaiſern immer verweigert. [**] Claudius endlich, der zur Verewigung ſeines Namens keine Unkoſten ſchenete, und daher lieber große, als nothwendige und viele Werke ausführte, [***] übernahm die Ableitung des Sees auf eigene Unkoſten. [†]

---

[*] Sueton. in Caesare cap 44.

[**] Sueton. in Claudio cap. 20.

[***] Dieſe Werke betreffen nebſt dem Ablaß des Fucinischen Sees, die obgenannten Leitungen der Aqua claudia, und des anio novus, und den berümten Hafen von Oſtia.

[†] Plin. lib. 36. cap. 15. Tacit. annal. lib. 12. Suet. in Clau-

Wie ward das Unternehmen dann angegriffen? und welchen Erfolg hatte es? Beyde Fragen ſind verwickelt; und in Rückſicht der letztern beſonders ſcheinet in den Ausſagen der alten Schriftſteller mehr als ein Widerſpruch obzuwalten. Wir wollen zuerſt dieſen Punkt zu erläutern ſuchen, und dann zur Beſchreibung der Ableitung ſelbſt fortſchreiten.

Zuerſt kommt uns eine Stelle Dion's vor, welche ſagt: „Claudius wollte den Fuciniſchen See, welcher im Marſer Lande iſt, in den Tiber ableiten; theils weil die Gegend um den See vortreflich zum Anbaue iſt, theils daß der Fluß dadurch ſchiffbarer gemacht würde: aber die Ausgaben waren unnütz.“ *

Viele haben geglaubt, daß man anſtatt Tiber, Liris leſen müßte, und der Text durch die Abſchreiber verderben ſey. Die Gründe ſind: erſtlich weil nicht nur alle andern Schriftſteller den Liris kennen, ſondern wirklich der Augenſchein des exiſtirenden Kanals es beweiſet: zweytens weil wegen der großen Entfernung des Sees von dem Tiber, und der Kette von hohen Gebirgen, welche dazwiſchen liegen, ein ſolches Unternehmen ganz unthunlich würde geweſen ſeyn.

Allein Fabretti hat bereits die Unveränderlichkeit des Textes von Dion gerettet, und dargethan, wie der See wirklich in den Tiber hätte können geleitet werden, und

---

dio. cap. 20. Dio Cass. lib. 60. cap. 11. Eusebii chronicon in notis d. Hieronymi.

* Dio Cass. loco citato.

wie natürlich Claudius darauf verfallen konnte, es zu bewerkſtelligen.

Wir haben oben bey der Angabe der Lage des Sees bemerkt, daß er ganz umher mit hohen Bergen umſchloſſen ſey, und nur gegen die Palentiniſchen Gefilde eine freye Pläne vor ſich habe, in welcher in einer Entfernung von fünf Meilen der Salto fließt. Dieſer Fluß ergießt ſich nordwärts in den Velino, der den berühmten Waſſerfall unweit Terni in die Nera machet, und dieſe endlich verliert ſich in den Tiber. Hätte man alſo den See durch die genannte Strecke von fünf Meilen in den Salto geleitet, ſo wäre der See wirklich mit dem Tiber verbunden worden. Auch iſt mehr als eine Wahrſcheinlichkeit verhanden, daß Claudius von Anfang verſuchte, den Kanal vom See nach dem Salto zu graben zu laſſen. Erſtlich: da der Salto nicht ſüdwärts nach dem See — da doch eine offene Pläne dazwiſchen liegt — ſondern nordwärts nach dem Velino fließet, ſo iſt es klar, daß der Fluß niedriger, als der See ſelbſt liegt. Zweytens war von dieſer Seite kein Gebirge zu durchſtechen, wie von jeder andern Seite der Fall ſeyn mußte. Drittens fügt Dion in der angeführten Stelle ausdrücklich hinzu, daß die Ausgaben vergeblich geweſen ſeyen: — daß aber dieſer Schriftſteller ſolches nicht von dem nachherigen Kanal, nach dem Liris zu, meinen könne, wird hernach aus den Zeugniſſen anderer Autoren, und Dion's ſelbſt erhellen. Man bemerke für jetzt nur daß Dion ein Chroniker iſt, der ſeine Geſchichte nach den Jahren erzählt. Nun findet ſich genannte Stelle im zweyten Jahre der Regierung des Claudius, das auch nach andern Schriftſtellern das Jahr war, wo dieſer Kaiſer das große Werk den See abzuleiten unternahm. Der Kanal gegen den Liris hingegen iſt erſt im zwölften Jahre ſeiner Regierung vollendet worden. Dion wollte alſo hier nicht von dem letztern reden, ſondern von den unausgeführten frühern nach dem Fluße Salto.

Noch mehr: obwohl der Text Dion's, da er von den letzten Regierungs-Jahren des Claudius ſpricht, ſehr verſtümmelt iſt, und ſeine Ausleger ihn wenig zu ergänzen wußten; ſo findet ſich doch ein zweytes Fragment, das ſich ganz deutlich auf die Ableitung des Fuciniſchen See bezieht: nämlich wo er von dem berühmten Waſſergefechte erzählt, welches der Kaiſer auf dieſem See nach der Vollendung dieſes großen Werkes, und am Tage des wirklichen Ablaſſes gab. Ja eine dritte Stelle dieſes Autors wird uns noch weitere Aufſchlüſſe beſtätigen helfen. Anſtatt alſo obgenannte Stelle Dion's zum Nachtheile des großen Werkes, als wenn es gänzlich mißlungen wäre, auszulegen, müſſen wir ihm vielmehr Dank wiſſen, daß er uns von einer Particularität, dieſe Ableitung betreffend, unterrichtete, wovon alle übrigen Schriftſteller geſchwiegen haben.

Wie konnte man aber in ſo aufgeklärten Zeiten, wie diejenigen des Kaiſers Claudius waren, eine ſolche Arbeit unternehmen, ohne vorher die thunliche Weiſe zu ihrer Vollführung kennen gelernt zu haben? Die Antwort iſt allerdings ſchwer, wenn man den Römern nicht die gröbſie Unwiſſenheit in dieſem Kenntnißſache Schuld geben will. Indeſſen konnten die Urſachen, von dem erſten angefangenen Kanal abzuſtehen, und den zweyten zu unternehmen, vielfach ſeyn.

1) Hatte man anfänglich die Abſicht vielleicht nicht, den See ganz, ſondern nur einen Theil davon auszutrocknen und fernern Ueberſchwemmungen zuvorzukommen.

2) Fand man vielleicht das Erdreich in den Palentiniſchen Gefilden für einen feſten und dauerhaften Kanal zu locker; und folglich hätte man zuviel mauern und unterbauen müſſen.

3) Fieng man vielleicht an zu fürchten, daß durch die Vermehrung der Maſſe Waſſers, welche der Salto, und der Velino, die Nera, und der Tiber dadurch empfangen würden, überall großer Schaden durch Ueberſchwemmungen möchte verurſachet werden, und man dabey was von einer Seite durch die Austrocknung des Sees an urbarem Lande gewonnen würde, von einer andern Seite wieder verlieren könnte. Dieſe Urſache ſcheinet um ſo gegründeter, da wir im Tacitus * leſen, daß ſchon zu den Zeiten des Tiberius der Vorſchlag gemacht worden, ob es nicht thunlich wäre, um den Ueberſchwemmungen des Tibers Einhalt zu thun, den Flüſſen und Seen, durch welche er anſchwillt, eine andere Richtung zu geben. In einem beſondern Anhang werde ich eine trefliche Anſtalt die Hinderung der Ueberſchwemmungen der Nera und des Ti-

---

* Tacit. Annal. lib. I. cap. 76 & 79.

bers betreffend, beſchreibet, welche vielleicht die Folge von dem damals gethanen Vorſchlage war.

4) Weil der Fluß Liris wirklich viel niedriger als der Salto lieget, und man alſo auch den glücklichen Ausgang einer gänzlichen Austrocknung weniger bezweifeln konnte. Dabey war jener Fluß nur drey tauſend fünfhundert Schritte vom See entfernt, da hingegen die Linie des Kanals nach dem Salto ungleich länger war. Vielleicht zeigte auch eine genauere und allſeitige Nivellirung des Sees, daß die unter dem Waſſer liegende Fläche ihre Neigung mehr gegen die Seite des nachherigen Kanals, als nach dem Salto zu, haben mochte. Dieſes ſcheinet um ſo gegründeter, da wirklich unweit dem LirisKanal die Höhle Pedogna iſt, welche den einzigen natürlichen Ausfluß bildet. — Ueberhaupt hat man ſich keineswegs zu verwundern, wenn bey einer Unternehmung, wo ſo viele Dinge in Calcul genommen werden mußten, auch die in dieſer Materie ſo aufgeklärten Zeiten eines Claudius erſt durch Verſuche den rechten Weg kennen lernten, ein Werk von dieſer Art zu vollführen.

Da der erſte Verſuch, den See in den Salto, und dadurch in den Tiber abzuleiten, vergeblich war, wurde mit unausgeſetztem Eifer die Arbeit, den Kanal nach dem Fluß Liris zu durchbrechen, unternommen. Die Schriftſteller kommen überein, daß derſelbe in dem zwölften RegierungsJahre des Claudius vollendet war; nachdem dreyſſigtauſend Menſchen beſtändig eilf Jahre lang ohne Unterlaß daran gearbeitet hatten. Zu der Arbeit dieſer eilf Jah-

Marquis.

Ihr krankes,
Ihr krankes Herz? Und was iſt wieder gut?
Was iſt's, das wieder gut zu werden brauchte?
Sie hören, was mich ſtutzen macht.

Karlos.

Und was
Bringt dich ſo unverhofft aus Brüſſel wieder?
Wem dank' ich dieſe Ueberraſchung? wem?
Ich frage noch? Verzeih' dem Freudetrunknen,
Erhabne Vorſicht, dieſe Läſterung!
Wem ſonſt als dir, Allgütigſte? Du wußteſt,
Daß Karlos ohne Engel war, du ſandteſt
Mir dieſen, und ich frage noch?

Marquis.

Vergebung,
Mein theurer Prinz, wenn ich dies ſtürmiſche
Entzücken mit Beſtürzung nur erwidre.
So war es nicht, wie ich Don Philipps Sohn
Erwartete. Ein unnatürlich Roth
Entzündet ſich auf Ihren blaſſen Wangen,
Und Ihre Lippen zittern fieberhaft.
Was muß ich glauben, theurer Prinz? — Das iſt
Der löwenkühne Jüngling nicht, zu dem
Ein unterdrücktes Heldenvolk mich ſendet —
Denn jetzt ſteh' ich als Roderich nicht hier,
Nicht als des Knaben Karlos Spielgeſelle —
Ein Abgeordneter der ganzen Menſchheit
Umarm' ich Sie — es ſind die Flandriſchen
Provinzen, die an Ihrem Halſe weinen

re muß auch der angefangene Kanal nach dem Salto gerechnet werden, weil das Unternehmen im zweyten Jahre des Claudius anfieng. Tacitus, Sueton, und Dion reden von dem berühmten Seegefechte, welches der Kaiſer an dem zum Ablaß beſtimmten Tage auf dem See gab, damit er vermittelſt dieſes Spieles eine ungewöhnlich ſtarke Volksmenge dahin ziehen möchte, um Zeugen von der Vollendung dieſes großen Werkes zu ſeyn.

Dieſes Schaugefechte iſt ſo einzig in der Geſchichte der Menſchheit, daß es nicht unintereſſant ſeyn wird, genannte Schriftſteller mit ihren eigenen Worten hierüber ſprechen zu laſſen.

Tacitus ſagt: „da um die nämliche Zeit * zwiſchen dem Fuciniſchen See und dem Fluſſe Liris ein Kanal durch das Gebirge war gebrochen werden; ſo ward, damit dieß prachtvolle Werk von vielen geſehen würde, ein Gefechte mit Schiffen auf dem See ſelbſt veranſtaltet; ſo wie Auguſtus einſt ein ähnliches auf einem jenſeits des Tibers hiezu gegrabenem Teiche, zwar mit leichtern Schiffen und weniger Streitenden gegeben hatte. Claudius bewaffnete drey und vierrudrige Schiffe mit neunzehntauſend Mann. Im ganzen Umfang des Sees ließ er Flöſſe aufſtellen, damit keines der Schiffe entfliehen könnte. Doch ward in der Mitte hinreichend Raum gelaſſen, damit die Streitenden frey rudern, und die Anführer alle Künſte, welche immer in einer wirklichen Seeſchlacht üblich ſind, zum Angriff aufbieten konnten. Die Prätorianer waren auf den Flöſſen

* Lib. 12. cap.

in Rotten und Schaaren vertheilt, mit vor ſich erbauten Feſtungswerkern, von welchen ſie mit Kriegsmaſchinen Pfeile, Steine, und brennbare Materialien ſchleudern konnten. Der ganze innere Umfang des Sees machte den Raum für die bedeckten Schiffe der beyden Flotten. Die Ufer, die Hügel und die Anhöhen der Berge erfüllte gleich einem Theater eine zahlloſe Menge Zuſchauer aus den nächſten Municipalſtädten, und andere kamen ſelbſt aus der Stadt, theils um das Gefecht zu ſehen, theils um dem Kaiſer den Hof zu machen. Er ſelbſt, mit einer prachtvollen Kriegsrüſtung angethan, hielt den Vorſitz, und nicht weit von ihm ſaß Agrippina in einer Goldgewirkten Chlamis. Obwohl die Streitenden Miſſethäter waren, ſo ſchlugen ſie ſich doch mit dem Muth tapferer Männer; endlich nach vielem Verwunden ward ihnen das Leben geſchenkt."

Sueton berichtet uns einiges mehr: „Ehe Claudius den See ablaſſen wollte, ſtellte er eine Naumachie an. Aber da er auf den Zuruf der zum Kampfe beſtimmten: Heil dir, Kaiſer! wir zum Tode gehenden grüſſen dich! — geantwortet hatte: Auch Euch wünſche ich Heil! — und nach dieſen Worten, als wenn ſie Vergebung erhalten hätten, keiner mehr fechten wollte, ſtand er eine Weile an, ob er nicht alle durch Feuer und Schwerdt vertilgen ſollte. Endlich ſprang er von ſeinem Sitze auf, lief mit ängſtlichem Weſen am See umher, und brachte ſie endlich theils durch Drohen, theils durch Ermahnen zum Streit. Von den beyden Flotten, welche ſich bey dieſem Schauſpiel ſchlugen, hieß eine die Rhodiſche, und die andere die Sizilianiſche, jede zwölf dreyrudrige Galeeren ſtark: ein ſilberner Triton, welcher vermittelſt einer Maſchine aus der Mitte des Sees ſich erhob, gab mit ſeinem Muſchelhorn das Zeichen zur Schlacht." *

Im **Dion** ** ſehen wir die Beſtätigung deſſen, was Tacitus und Sueton uns erzählen; „Claudius, berichtet er, wollte auf einem gewiſſen See ein Gefecht mit Schiffen vorſtellen laſſen, und umgab denſelben zu dieſem Zwecke mit einer hölzernen Mauer. Auch errichtete er Gerüſte von Holz für das zu dieſem Schauſpiel von allen Seiten zuſtrömende Volk. Ein jeder war dabey nach Belieben gekleidet; aber Claudius und Nero erſchienen in kriegeriſcher Rüſtung, und Agrippina in einer Goldgewirkten Chlamis. Die Streitenden waren zum Tode verdammte Miſſethäter: beyde Flotten beſtunden zuſammen aus funfzig Schiffen: eine hieß die Rhodiſche, die andere die Sizilianiſche Flotte. Während die Schiffe der beyden Partheyen noch vermiſcht waren, riefen ſie mit folgenden Worten den Claudius an: Heil dir, Kaiſer! wir zum Tode gehenden grüſſen dich! — Nachher, als ſie die Begnadigung nicht erhielten, ſondern nichts deſtoweniger ſich zu ſchlagen befehliget wurden, ſo kreuzten die in Schlachtordnung gereihten Schiffe nur einander wechſelsweiſe vorbey, und wurden nicht eher handgemein, als bis ſie, durch Gewalt gezwungen, ſich untereinander darnieder machten."

---

* Sueton in Claudio. Cap. 21.

** Lib. 60. cap. 33.

Dieſes groſſe und in ſeiner Art einzige Gefecht gieng dem Ablaß des Sees voran. Tacitus ſetzet es ganz beſtimmt in ſeinen Annalen in das zwölfte Jahr der Regierung des Claudius. Sueton giebt blos die eilf Jahre an, welche die Arbeit dauerte: da ſie aber im zweyten Jahr dieſes Kayſers nach Dion anfieng, ſo kommt ſein Ausſpruch vollkommen mit Tacitus überein. Das zwölfte Regierungsjahr des Claudius fällt in das Jahr 806 der Stadt Rom, und in das Jahr 53 der chriſtlichen Zeitrechnung. Hier wäre alſo ein Verſtoß, was den Text Dion's betrift: dieß Gefecht nehmlich ſtehet unter dem Jahr 803 der Stadt Rom; folglich drey Jahre früher, als die zwey andern Schriftſteller angeben. Allein nächſt dem, daß Dion's Anſehen gegen die ausdrücklichen Worte des Tacitus, und Sueton wenig gelten würde, bedarf es keines groſſen Scharfſinnes, um zu ſehen, wie ſehr der Dioniſche Text gelitten hat, und mit wie wenig Kritik die Bruchſtücke davon ſind zuſammengeſtellt worden, anſtatt mit Hülfe anderer Schriftſteller gehörig geordnet zu werden. Gleich im Anfange der angeführten Stelle wird anſtatt des beſtimmten Ortes, wo das Seegefechte vergieng, blos im Allgemeinen ein gewiſſer See angegeben, da es doch auſſer Zweifel iſt, daß Dion von dem nehmlichen Schauſpiel ſpricht, welches Tacitus und Sueton meinen. Jeder wird leicht dabey gewahr, daß in einem Vorderſatz des zu Grunde gegangenen Textes von dem Zuciniſchen See, und deſſen Anlaß die Rede war. Kritiker hätten demnach vermittelſt genannter Schriftſteller den Text Dion's verbeſſern, und die angeführte Stelle in das 12te Jahr des Claudius, anſtatt in das 9te reihen ſollen. Weiterhin werden wir noch auf eine andere Stelle ſtoſſen, woraus die unglückliche Fragmentirung dieſes Autors noch mehr erhellet.

Da nun dieſes berühmte Schauſpiel zu Ende war und dann der Kanal für den Ablauf des Waſſers geöfnet wurde, entſteht nun die Frage, in wie fern Claudius ſeinen Zweck, den See ganz ablaufen zu laſſen, erreicht habe? —

Hierüber giebt uns Tacitus wieder die beſtimmteſte und deutlichſte Auskunft, indem er in der oben angezeigten Stelle fortfährt: * „aber nachdem das Schauſpiel zu Ende war, ward der Kanal für den Ablauf des Waſſers eröfnet, und dann lag es am Tage, mit welcher Sorgloſigkeit man dieſes Werk angegriffen, und vollführt hatte; nämlich daß der Kanal für den mittelſten oder tiefſten Theil des Sees nicht niedrig genug gegraben worden war.“

Theils aus dieſen Worten des Tacitus, theils aus den ebenangezeigten des Dio Caſſius **, und noch mehr aus einer Stelle des Plinius, welche ſagt, daß dieſes groſſe Werk durch den Haß des Nachfolgers des Claudius nicht wäre fortgeſezt worden ***, haben viele den Schluß ziehen wollen, daß das Unternehmen ganz mißlungen und aller Aufwand vergeblich geweſen ſey.

---

* Lib. 12. cap. 57.

** Lib. 60. cap. 11.

*** Lib. 36. cap. 15.

Was die Stelle Dion's betrift, iſt ſchon oben gezeigt worden, daß ſie ſich keineswegs auf den Kanal gegen den Liris beziehe, ſondern von dem erſten Verſuch gegen den Salto zu verſtehen ſey.

Wie die Stelle des Plinius gemeint ſey, werden wir weiterhin bemerken. Tacitus läßt uns keinen Augenblick im Zweifel, indem er fortfährt: „Einige Zeit darauf, nachdem der Kanal tiefer gegraben worden, ſuchte Claudius aufs neue eine Menge Menſchen dahin zu verſammeln; indem er auf dem See ſelbſt Gerüſte errichten ließ, um darauf ein Schauſpiel von Fechtern zu geben. Darauf wurde am Ausfluß des Sees * ein allgemeines Gaſtmal ausgeſetzt, wobey aber jedermann in großes Schrecken gerieth; denn das Waſſer ſchoß mit einer ſolchen Gewalt

---

* Tacitus bedienet ſich der Worte — Effluvio Lacus — Fabretti verſtand dieß, als wenn das Gaſtmal an dem Ausfluſſe in den Liris wäre aufgeſetzt worden, um nämlich alda das Waſſer aus dem Kanal in den Fluß ausſtrömen zu ſehen. Allein nächſt dem, daß aus dem Contexte des Tacitus leicht verſtändlich iſt, daß das Gaſtmal an dem Einfluſſe des Sees in den Kanal aufgeſetzt war, und allda das Zuſammenſtürzen der Gerüſte ſtatt hatte, wird die Sache noch viel deutlicher aus folgender Stelle Sueton's in Claudio cap. 32. „Convivatus et ſuper emiſſarium Fucini Lacus, ac pene ſubmerſus, cum emiſſa impetu aqua redundaſſet."

heran, daß es alles, was in der Nähe war, mit ſich fortriß, das Fernere erſchütterte, oder durch das Getöſe und Krachen jeden in Schrecken verſetzte. Hiebey bediente ſich Agrippina der Furcht des Kaiſers, um den Narciſſus, welcher dieſes Werk zu beſorgen hatte, der Habſucht und des Raubes anzuklagen. Er aber ſchonte ſie auch nicht, und warf derſelben ihr weibiſches Unvermögen, und ihr herrſchſüchtiges Streben nach gar zu groſſen Dingen vor.*

Aus dieſer Stelle erhellet deutlich, daß Claudius den Kanal das zweytemal in gehöriger Tiefe graben ließ, und ſo den erſten Fehler des Werkes ſelbſt gut machte. Auch brauchet Sueton, wo er von dieſem, ſo wie von andern groſſen Werken des Claudius ſpricht, das Wort Perfecit — er hat es vollbracht, ausgeführt. Auch bedienet ſich die Chronik des Euſebius des beſtimmten Wortes Exsiccavit — Claudius hat den Fuciniſchen See ausgetrocknet.**

Auch glaube ich nicht, daß ſich aus den letztern Worten der Stelle des Tacitus vernünftigerweiſe muthmaſen laſſe, als wenn der Kanal ſelbſt bey dem Ablaſſe des Waſſers wäre beſchädiget worden. Wahrſcheinlich war man bey der Eröffnung der Schleuſſen nicht vorſichtig genug; das Waſſer ward zu ſchnell in Bewegung geſetzt, ſo daß der Druck, und die Gewalt deſſelben auf einmal zu groß wurde. Daher die nahe an dem Ausfluſſe des Sees errichteten Brücken, oder zu ſchwach befeſtigten Flöſſe, werauf die Fechter geſtritten hatten, und auch die Gerüſte, von welchen das Volk das Schauſpiel ſah, und vielleicht auch die nahe am Ufer aufgeſetzten Tafeln leicht mochten erſchüttert, und zum Theil auch vom Strome mit fortgeriſſen werden. Dieß — und dieß allein — ſcheinen die Worte des Tacitus anzuzeigen. Agrippina klagte bey dem furchtſamen und erſchrockenen Kaiſer den Narciſſus auf der Stelle an, als Beſorger und Anordner nämlich des Schauſpiels und des Gaſtmals, aber keineswegs folgt aus den Worten, als wenn er Verſteher und Baumeiſter des Kanals ſelbſt geweſen ſey. Auch wäre es in dem erſten Augenblicke des Getöſes und Krachens unmöglich geweſen zu wiſſen, ob der Kanal ſelbſt gelitten habe. Was mehr als alles dieſen Punkt auſſer Zweifel ſetzet, iſt die Anſicht des Kanals ſelbſt. Tief unter der Erde durch einen lebendigen Felſen gehauen, konnte er durch keine Macht von Waſſer Schaden leiden.

---

* Tacitus loco citato.

** In oben angeführten Stellen.

Noch kommt in Dion eine dritte Stelle vor, welche neue Schwierigkeiten zu häufen ſcheint, und daher einer nähern Entwickelung bedarf. Sie enthält folgende Worte: „aber nachher, als der Fuciniſche See eingeſtürzt war, erhob ſich eine heftige Klage gegen den Narciſſus. Denn man glaubte, daß er als Verſteher dieſes Werkes viel weniger, als er beſſte, darauf verwendet, und daher mit Fleiß den Zuſammenſturz deſſelben verurſacht habe, damit ſeine Räubereyen nicht entdeckt würden." *

Entweder ſind dieſe Worte aus einer Randnote eines

---

* Dion lib. 60. cap. 33.

Commentators durch einen ſpätern Abſchreiber in den Text eingeſchoben worden; oder ſie erweiſen weiter nichts.

Warum ich jenes argwöhne, iſt erſtlich die Unbeſtimmtheit der Worte ſelbſt. Was für einen Begriff ſoll man aus den Worten ſchöpfen „der Fuciniſche See iſt eingeſtürzt?“ — und dann weiter: „er verwendete darauf viel weniger, als er hofte?“ — Weder das eine, noch das andere giebt einen Sinn. Zweytens iſt die Stelle von der obigen, worinn Dion das berühmte Seegefecht beſchreibt, obwohl in dem nämlichen Kapitel, ganz getrennet, und ohne Verbindung deſſen, was vorangehet, noch deſſen, was nachkommt, in den Text eingeſchaltet. Man ſehe ſelbſt die Reimariſche Ausgabe dieſes Autors hierüber nach.

Sey es aber auch, daß die Worte ja zum Original-Text gehörten, ſo ſind ſie nichts anders, als eine Bekräftigung deſſen, was Tacitus uns von dem zweyten Schauſpiel, der Fechter nämlich, und dem dabey erfolgten Einſturze der hölzernen Gerüſte erzählet. Daß der Kanal ſelbſt einen weſentlichen Schaden dabey ſollte erlitten haben, läßt ſich in keiner Rückſicht aus den Worten Dion's abnehmen. Dieſe Stelle erweiſet alſo gegen meine Meinung nichts.

Der einzige Satz, welcher uns noch zweifelhaft machen könnte, iſt der angezeigte des Plinius, * welcher deutlich ſagt, daß dieß Werk durch den Haß des Nachfolgers des Claudius unterlaſſen, das heißt: nicht fort-

---

* Lib. 36. cap. 15.

geſetzt werden ſey. Wie konnte Plinius dieſes niederſchreiben, wenn das Werk ganz durch Claudius vollendet worden wäre?

Hierauf antworte ich: daß der Kanal wohl ganz und gehörig vollendet ſeyn konnte, ohne daß das ganze Werk, welches Claudius zur Abſicht hatte, vollendet war.

Claudius wollte den ganzen See austrocknen, um das dadurch gewonnene Land urbar zu machen. Dieß konnte aber nicht blos dadurch erreicht werden, daß der Hauptkanal des Abfluſſes gezogen worden war; denn es iſt leicht begreiflich, daß das Bett des Sees ſeine Höhen und Tiefen hatte, und beſonders dieſe gegen die Mitte deſſelben ſtärker, als gegen die Ufer zu ſeyn mußten. Es war alſo unmöglich, daß alles Waſſer des Sees nach dem Kanal laufen konnte, bis nicht in dem vorher mit Waſſer bedecktem Bette neue Kanäle gegen den Hauptkanal gegraben würden. Blos vermöge einer ſolchen Arbeit iſt es denkbar, daß man den Ablauf des Waſſers aus den tiefern Lagen bewirken konnte. Allein auch dieſe waren zur Vollendung des Werkes noch nicht hinlänglich. Jetzt mußten noch Kanäle für die regelmäßigen und unregelmäßigen Zuflüſſe, welche ſich in das Bette des Sees ergieſſen, gezogen werden: erſtlich für den Fluß Pitonius, und zweytens für die Bergſtröme, welche nach den Jahrszeiten durch häufigen Regen, oder durch das Schmelzen des Schnees ſehr anſchwellen, oft reiſſend werden, und von mehrern Seiten ihren Lauf nach dem See nehmen. Solche Kanäle, welche von mehrern Seiten her

Und feierlich um Rettung Sie beſtürmen.
Gethan iſt's um Ihr theures Land, wenn Alba,
Des Fanatismus rauher Henkersknecht,
Vor Brüſſel rückt mit ſpaniſchen Geſetzen.
Auf Kaiſer Karls glorwürd'gem Enkel ruht
Die letzte Hoffnung dieſer edeln Lande.
Sie ſtürzt dahin, wenn ſein erhabnes Herz
Vergeſſen hat, für Menſchlichkeit zu ſchlagen.

Karlos.

Sie ſtürzt dahin.

Marquis.

Weh mir! Was muß ich hören?

Karlos.

Du ſprichſt von Zeiten, die vergangen ſind.
Auch mir hat einſt von einem Karl geträumt,
Dem's feurig durch die Wangen lief, wenn man
Von Freiheit ſprach — doch der iſt lang' begraben.
Den du hier ſiehſt, das iſt der Karl nicht mehr,
Der in Alkala von dir Abſchied nahm,
Der ſich vermaß in ſüßer Trunkenheit,
Der Schöpfer eines neuen goldnen Alters
In Spanien zu werden — O der Einfall
War kindiſch, aber göttlich ſchön! Vorbei
Sind dieſe Träume. —

Marquis.

Träume, Prinz? — So wären
Es Träume nur geweſen?

Karlos.

Laß mich weinen,
An deinem Herzen heiße Thränen weinen,

das ganze Bett des vormaligen Sees durchkreuzen, und ſtarke Dämme haben mußten, erfoderten allerdings keine geringe Arbeit, und doch waren ſie nöthig, wenn die Gewäſſer ſich nicht länger über die Oberfläche des ehemaligen Seebettes ergieſſen, und die getrockneten Felder urbar gemacht werden ſollten.

Dieſe Kanäle und Dämme, ſcheinet es, hat Claudius, welcher die Vollendung des Hauptkanals nicht vielmehr als ein Jahr überlebte, nicht mehr ziehen können; und dieſe noch zu vollendende Arbeit mag Plinius im Sinne gehabt haben, wenn er ſagt: daß dieſes Werk von ſeinem Nachfolger Nero nicht ſey fortgeſetzt worden.

Unerachtet deſſen bleibet uns leicht begreiflich, daß durch die Bemühungen des Claudius ſo viel gewonnen ward, daß die nachtheiligen Ueberſchwemmungen der ſchon vorher urbaren Felder um den See nicht mehr ſtatt fanden, und auch ein groſſer Theil Landes vom See ſelbſt ſogleich zum Anbaue benutzt werden konnte.

Die drey erſten Nachfolger des Nero lebten zu kurz, um zu vermuthen, daß während ihrer Regierung etwas hätte geſchehen können. Auch ſcheinet es, daß weder unter den drey Flaviern, noch unter Nerva die Vollendung des Werkes ſey betrieben worden.

Aus einer Innſchrift, welche ſich in Phoebenius * und andern findet, läßt ſich vermuthen, daß Trajan der erſte war, der die Fortſetzung dieſes Werkes beherzigte. Dieſe Inſchrift war zu der Zeit des Phebenius in Avezzano auf-

---

* Hist. mars. lib. II. cap. IX.

geſtellt. Aber Fabretti, welcher ſie nicht mehr dort fand, leugnet ihre Exiſtenz geradezu; doch ſind ſeine Gründe keinesweges überzeugend.[*] Die letzten Worte dieſer Innſchrift ſind auf verſchiedene Weiſe ergänzt worden. Indeſſen iſt der Hauptſinn in ſo weit erkennbar und deutlich, daß nämlich von Trajan ein Theil Landes für den Anbau von dem Fuciniſchen See gewonnen worden iſt. Mit beſſerm Grunde verwirft Fabretti[**] eine zweyte Innſchrift, welche am Eingang des groſſen Cuniculus des Emiſſairs gefunden worden ſeyn ſoll, und alſo lautet: nobilis progenies Aug. hic tumulatus est. Die Ausleger wollten nämlich hiermit darthun, daß Agrippina, als Claudius das zweyte Schauſpiel von Fechtern auf dem See gab, ſchwanger war, und aus Schrecken über den Einſturz der hölzernen Gerüſte um das Kind kam, welches dann daſelbſt begraben worden ſey.

Daß Hadrian nach Trajan auf's neue Hand an dieſes Werk legte, ſagt uns Spartian ausdrücklich, aber mit folgenden kargen Worten: „Hadrian ließ den Fuciniſchen See ab." Wahrſcheinlich beſtand dieſe Arbeit in der Fortſetzung deſſen, was Claudius und Trajan ſchon gethan hatten; ſo daß unter dieſem Kaiſer das Werk der Austrocknung vermöge der nöthigen Kanäle und Dämme, welche in dem Bette des ehemaligen Sees ſelbſt gezogen wurden, vollkommen zu Stande kam.

Was fernerhin zur Unterhaltung der Kanäle geſchah, und wie lange es dauerte, bis der groſſe Kanal ſelbſt durch Verſtopfung unbrauchbar wurde, und der See ſich wieder in ſeine alten Grenzen verbreitete, iſt ganz unbekannt.

---

[*] De Emiſſario Lacus Fucini. memb. ſecundo.

[**] Ebendaſelbſt.

Ehe ich nun zur Beſchreibung des Hauptkanals ſelbſt ſchreite, will ich zuvor noch das Reſultat vorgeſetzter Nachſuchungen in eine kurze Anſicht faſſen, und hier wiederholen.

Ich glaube nämlich gefunden zu haben:

1) daß Claudius im zweyten Jahre ſeiner Regierung den See nach dem Fluſſe Salto abzuleiten unternahm, aber nach vergeblich verwandten Unkoſten davon abließ, und dann

2) die Ableitung nach dem Fluſſe Liris mit beſſerm Erfolg unternahm. Im zwölften Jahre ſeiner Regierung ward er in ſo weit vollendet, daß der erſte Verſuch, den See abzulaſſen, vorgenommen wurde; und es war bey dieſer Gelegenheit, daß das berühmte Seegefechte ſtatt fand.

3) Da ſich aber hiebey der Fehler zeigte, daß der Kanal für den Ablauf der mittelſten Gewäſſer nicht tief genug gegraben war; ſo ward auch dieſem Fehler durch eine zweyte Arbeit abgeholfen, und der Kanal in gehöriger Tiefe gegraben. Bey dieſem zweyten Ablaß gab Claudius das Fechterſpiel, und das öffentliche Gaſtmal. Die Gewalt des Waſſers riß die, in und an dem See errichteten, Brücken und Gerüſte ein; allein ohne Beſchädigung des Kanals ſelbſt.

4) Nun aber, da die weſentliche Abſicht des Kaiſers

war, das ganze vom See gewonnene Land urbar zu machen, bedurfte es zu dieſem Zweck neuer Kanäle und Dämme in dem vorherigen Bette des Sees ſelbſt: Allein dieſe Arbeit blieb durch den bald erfolgten Tod des Claudius, und durch die Vernachläſſigung ſeines Nachfolgers unvollendet. Auch ſcheinen die nachfolgenden Kaiſer nichts dabey unternommen zu haben, bis

5) unter Trajan und Hadrian die ganze Austrocknung des Sees durch Ziehung der benöthigten Kanäle und Dämme vollendet ward.

* Die zu dieſer Abhandlung gehörigen Kupfertafeln folgen im nächſten Stück.

(Die Fortſetzung folgt.)

III.

Herakles bei Augeias.

Theokrits fünfundzwanzigste Idylle.

Ein Fragment.

Wieder ſagt' ihm der Greis, der weidenden Kühe Beſorger,
Von dem Geſchäft ausruhend, das ihm in den Händen ſich regte:
Gern dir will ich, o Fremdling, verkündigen, was du mich frageſt,
Hermes furchtbaren Zorn des Wegobwaltenden ſcheuend;
Denn zumeiſt, wie man ſagt, von den Himmliſchen ahndet es jener,
Wenn ein Mann abweiſet den pfadvermiſſenden Wanderer.
Siehe die wolligen Heerden des Völkerfürſten Augeias
Weiden nicht auf gemeinſamer Trift in der ſelbigen Gegend;
Sondern einige gehn an des wallenden Eliſons Ufern,
Andere dort an Alfeios des göttlichen heiliger Strömung,

Ande' im Rebengefilde Bupraſios, andere hier auch.
Eigene Ställ' auch wurden für jegliche Heerde gebauet.
Aber den Rinderheerden, ſo voll ſie immer gedrängt ſind,
Allen genügt beſtändig alhier friſchgrünende Weide
Rings um des Menios Sumpf; denn honigduftende Kräuter
Sproſſen in Wieſen empor, den gefeuchteten, und in den Auen,
Reichlich genug, zu mehren die Kraft der gehörneten Rinder.
Dort iſt ihnen die Hürd', an der rechten Seite der Hand dir;
Ganz erſcheinet ſie dort, jenſeits des fließenden Baches,
Wo ſtetsgrünen Platanen geſellt der wildernde Oelbaum
Hellbelaubt ſich erhebt, des weidenden Föbos Apollon
Heiliger Hain, o Fremdling, des hochvollkommenen Gottes.
Stracks daran ſind Gehöfd' uns Ackerleuten gebauet,
Langhin, die wir den großen unnennbaren Segen des Königs
Schützen mit ſorgſamer Treu, in dreimalgewendetes Brachfeld
Jezo ſtreuend die Saat, und in viermalgewendetes jezo.

Wohlbekannt iſt die Grenze den arbeitſeligen Winzern,
Die raſch kommen zur Kelter, wann reifender Sommer genaht iſt.
Denn dies ganze Gefild' iſt des hochgeſinnten Augeias,
Weizentragende Hufen, und Pflanzungen edeler Bäume,
Bis zum äuſſerſten Rande des quelligen Felſengebirges:
Wo uns Landarbeiten beſchäftigen Morgen und Abend,
So wie es Knechten geziemt, die den Bau der Gefilde verwalten.
Doch du ſage mir an, (was dir auch ſelber zum Vortheil
Sein wird,) welches Bedürfnis dich herzukommen genöthigt:
Ob du Augeias ſelbſt, ob jemand ſeiner Genoſſen
Aufſuchſt, welcher ihm dient. Ich könnt' als kundiger etwa
Alles genau anzeigen: Denn nicht von niedrigen Eltern
Scheineſt du mir, noch ſelber den niedrigen ähnlich gebildet:
So wie die hohe Geſtalt dir vorragt! Traun es erſcheinen
Wohl der Unſterblichen Kinder vor Sterblichen alſo an Bildung.
Ihm antwortete drauf der tapfere Sohn des Kronion:

Ja, o Greis, ihn ſelbſt den Epeierfürſten Augeias
Wünſcht' ich zu ſchaun; mich trieb um jenen allein das Geſchäft her.
45 Wenn er vielleicht in der Stadt ſich aufhält unter den Bürgern,
Tragend die Sorge des Volks, und das Recht nach Geſetzen entſcheidet;
Alter, ernenne mir einen der Dienenden, welcher mich führe,
Einen, der hier im Gefild' als ehrſamer Schafner gebietet;
Daß ich ein Wort ihm ſag', und ein anderes reden ihn höre.
50 Stets ja, ſo wollt' es ein Gott, bedürfen wir einer des andern.
Aber der Greis antwortete drauf, der geprieſene Landmann:
Fremdling, ein himmliſcher Gott iſt traun dein waltender Führer;
So wird all dein Beginnen dir ſchnell nach Wunſche vollendet!
Denn er ſelbſt Augeias, von Helios Samen gebohren,
55 Samt dem eigenen Sohne, der Kraft des glänzenden Fyleus,
Kam hier geſtern daher aus der Stadt, um mehrere Tage
Sein unzählbares Gut in den Aeckern umher zu betrachten.
Alſo erwägen im Geiſt auch Könige, daß, wenn man ſelber

Obhut trägt, viel beſſer das Wohl im Hauſe gedeihe.
Laß denn ſogleich uns gehen zu ihm; ich ſelber geleite
Dich in unſeren Hof; dort finden wir, denk' ich, den Herrſcher.
Sprachs, und führte den Weg; doch viel rathſchlagt' er im Herzen,
Schauend des Unthiers Haut und die handausfüllende Kolbe,
Wer und woher der Fremdling; und oft ihn zu fragen beſchloß er.
Doch mit Bedacht anhaltend das fliegende Wort auf der Lippe,
Zweifelt' er, ob auch die Rede den Eilenden etwa zur Unzeit
Störete; ſchwer ja kennt man den Sinn des anderen Mannes.
Schnell nun merkten die Hunde die Nahenden ſchon aus der Ferne,
Beides ſowohl am Geruche des Leibs, wie am ſchallenden Fußtritt.
Laut mit Gebell anſtürzend ereilten ſie dorther und daher
Ihn, den erhabenen Sohn des Amfitryon; aber dem Greiſe
Hüpften ſie ſanft aufknurrend zur Seit', und wedelten freundlich.
Jener indeß mit Steinen, die nur vom Boden er aufhub,
Scheuchte ſie weit hinweg zu entfliehn; und in rauherem Tone

Droht' er allen zugleich, und zähmete bald das Gebelfer:
Voll von heimlicher Freude, daß jene den Hof ihm bewachten,
Weil abweſend er war; und ſo zu reden begann er:
Ja fürwahr, wohl gaben die waltenden Götter den Menſchen
Dies vortrefliche Thier zur Geſellſchaft! Wie es doch aufmerkt!
Wär' ihm auch im Herzen ſo viel des Verſtandes geworden,
Einzuſehn, wenn zürnen, und wenn nicht zürnen es ſollte;
Nie könnt' eines der Thiere mit ihm wetteifern um Vorrang.
Doch zu heftig im Zorn und eiferig ward es ohn' Urſach.
Sprachs; und ſchnell das Gehöfd' erreichten die Wandelnden jezo.
Helios lenkte die Roſſe nunmehr zum weſtlichen Dunkel,
Dämmerung bringend des Tags. Doch heim nun blöckten die Schafe,
Fett von der Weid' eingehend in volle Gehöfd' und Ställe.
Aber die Kühe darauf bei Tauſenden, andre nach andern,
Kamen daher andrängend, wie düſtere Regengewölke:
Viel wie den Himmel durchziehn in vorwärts taumelnden Schaaren,

Du einz'ger Freund. Ich habe Niemand — Niemand —
Auf dieſer großen, weiten Erde Niemand.
So weit das Scepter meines Vaters reicht,
So weit die Schifffahrt unſre Flaggen ſendet,
Iſt keine Stelle — keine — keine, wo
Ich meiner Thränen mich entlaſten darf,
Als dieſe. O bei Allem, Roderich,
Was du und ich dereinſt im Himmel hoffen,
Verjage mich von dieſer Stelle nicht!

Marquis

(neigt ſich über ihn in ſprachloſer Rührung).

Karlos.

Berede dich, ich wär' ein Waiſenkind,
Das du am Thron mitleidig aufgeleſen.
Ich weiß ja nicht, was Vater heißt — ich bin
Ein Königsſohn — O, wenn es eintrifft, was
Mein Herz mir ſagt, wenn du aus Millionen
Herausgefunden biſt, mich zu verſtehn,
Wenn's wahr iſt, daß die ſchaffende Natur
Den Roderich im Karlos wiederholte
Und unſrer Seelen zartes Saitenſpiel
Am Morgen unſres Lebens gleich bezog,
Wenn eine Thräne, die mir Lind'rung gibt,
Dir theurer iſt als meines Vaters Gnade —

Marquis.

O theurer als die ganze Welt.

Karlos.

So tief
Bin ich gefallen — bin ſo arm geworden,
Daß ich an unſre frühen Kinderjahre

Jezt vor des Südes Gewalt, und jezt vor des thrakiſchen Nordes;
Weder Zahl erſcheinet der wandelnden hoch in den Lüften,
Weder Vergang; ſo viel zu den vorderen wälzet von hinten
Stets der Orkan, und auf andr' erheben ſich andere wieder:
So viel kamen im Zug' auch Küh' auf Kühe gewandelt.
Rings nun wimmelte voll das Gefild', und rings auch die Wege,
Vom heimkehrenden Schwarm; und es hallt' in die fruchtbaren Aecker
Dumpfes Gebrumm. Leicht wurden nun voll ſchwerwandelnder Rinder
Alle Ställ'; auch ruhten die Schaf', in die Höfe gehürdet.
Siehe da blieb nicht müſſig, wie endlos auch das Gewühl war,
Hingeſtellt bei den Kühen ein Mann, umſchauend nach Arbeit.
Einer band an die Füſſe mit wohlgeſchnittenen Riemen
Feſt die hölzernen Pflöck', und ſeitwärts hockt' er und melkte;
Einer legt an die Euter die Säuglinge liebenden Müttern,
Einzuſaugen die laulichte Milch mit begieriger Sehnſucht;
Der trug volles Geſchirr; der rührte die käſende Sahn' um;

Jener trieb die Farren herein, von den Stärken geſondert.
Aemſig durchging Augeias die Rinderſtälle betrachtend,
Welchen unendlichen Segen der Hab' ihm die Hirten geſammelt.
110 Auch ſein Sohn, und die Kraft des hocherfahrnen Herakles,
Gingen zugleich durchmuſternd des Königes mächtigen Reichthum.
Jezo, wie feſt im Buſen, wie ganz unerſchüttert das Herz auch
Trug Amfitryons Sohn, und wie gleich ausdaurend beſtändig;
Staunet' er dennoch beſtürzt, das unzählbare Rindergeſchlecht dort
115 Anzuſchaun. Wohl keiner behauptete, oder gedächt' auch,
Daß Ein Mann ſo viel des erworbenen Gutes beherrſchte,
Oder auch zehn, reichprangend an Vieh vor den Königen allen.
Helios hatte dem Sohn zur Günſtlingsgabe gewähret,
Blühend an Heerden zu ſein vor allen gebohrenen Männern.
120 Auch er ſelbſt vermehrte die ſtets anwachſende Zucht ihm,
Jeglicher Art; denn nimmer beſucht' auch einige Krankheit
Jenem die Trift, wie ſie häufig den Fleiß der Hirten vereiteln.

Immer noch mehr der gehörneten Küh, und ſchönere immer
Sah er von Jahr zu Jahre heranblühn: ſiehe ſie alle
Trugen ihm lebende Frucht voll Kraft, und weibliche Frucht ihm.
Auch der Stiere zugleich drei Hunderte zogen mit jenen,
Krummgehörnt, weißbeinig; und noch zweihundert der andern,
Röthlich umher: ſie alle befruchtende Männer der Heerde.
Dann zwölf andere noch zu den vorigen wurden geweidet,
Heilig dem Sonnengott, von heller Geſtalt wie die Schwäne,
Glänzendweiß, vorſtralend dem Trupp ſchwerwandelnder Rinder:
Die, einſiedleriſch auch, mit üppigem Graſe ſich nährten
Auf dem Gefild', unbändig in freudigem Troz ſich erhebend.
Aber ſobald Raubthiere hervor aus verwachſenem Dickicht
Raſch in die Flur einſtürzten, die weidenden Kühe zu morden;
Immer zuerſt in den Kampf, mit Leibesgewalt anrennend,
Kamen ſie, laut aufbrüllend; und Tod war im funkelnden Antliz.
Doch ſo ragete keiner an Kraft und groſſer Gewalt vor,

Und an verwegenem Mut, als Faethon: welchen die Hirten
Einem Geſtirn gleich ſchäzten, dieweil er her vor den andern
Stieren im Gehn vorſtralte mit ausgezeichneter Schönheit.
Dieſer, die trockene Haut des entſezlichen Löwen erblickend,
Rannte nunmehr mit Gewalt auf den wachſamen Held Herakles,
Ihm in die Seite zu bohren das Haupt und die eherne Stirne.
Aber ihn faßt' in dem Sturze der Held mit gewaltiger Rechte
Links an dem Horne ſofort: und hinab auf die Erde den Nacken
Bog er ihm, ſchwer wie er war: von neuem dann ſtieß er zurück ihn,
Gegen die Schulter geſtemmt; doch entgegen ihm ſtrengte der Muskeln
Sehnen der Stier, daß gerichtet am oberſten Bug er emporſtand.
Hocherſtaunt war der König, er ſelbſt mit dem feurigen Sohne
Fyleus, auch die der Rinder gehörnete Heerde beſorgten,
Schauend Amfitryons Sohn voll übergewaltiger Stärke.
Stadtwärts beide nunmehr, die geſegneten Aecker verlaſſend,
Wandelten Fyleus hinweg und die hohe Kraft Herakles.

Eben erreichten ſie nun die gemeinſame Straſſe des Volkes,
Als ſie den ſchmalen Pfad mit hurtigen Füſſen vollendet,
Der vom Gehöfde daher durch Rebenpflanzungen führte,
Und nicht deutlich erkannt hinſchlich in der grünenden Waldung;
Siehe da ſprach zum Erzeugten des hocherhabnen Kronion,
Welcher hinter ihm ging, der edele Sohn des Augeias,
Rechts auf die Schulter zurück ihm ſanft zuwendend das Antliz:
Fremdling, als hätt' ich vorlängſt von dir ſchon reden gehöret,
Alſo erhebt ſich eben im Geiſt mir dunkle Erinnrung.
Denn uns kam von Argos ein Wanderer, raſch noch an Jugend,
Hier, ein achaiſcher Mann, aus Helike, nahe dem Meerſtrand.
Dieſer erzählte nun, umringt von vielen Epeiern,
Wie ein Argeier getödtet, ihm ſelbſt vor den Augen, ein Raubthier,
Einen entſezlichen Löwen, ein gräßliches Wunder dem Landvolk,
Der im Geklüft am Hain des nemeiſchen Zeus ſich gelagert.
Doch nicht weiß ich genau, ob er ſelbſt aus der heiligen Argos

War, ob Tirynѕ Burg er bewohnete, oder Mykene,
Wie der Mann uns gemeldet; allein an Geſchlechte, ſo ſagt' er,
Wenn ich der Wahrheit gemäß mich erinnere, ſtamm' er von Perſeus.
Traun kein anderer wohl der Argialer wagete ſolches,
175 Als du ſelbſt; denn die Hülle des Unthiers redet ja deutlich
Dein großmächtiges Werk, die dir um die Seiten herabhängt.
Nun, nun ſage zuerſt, damit ich ſelber erkenne,
Edeler Held, ob recht mir es ahnete, oder ob unrecht:
Biſt du der, von welchem uns horchenden jener Achaier
180 Sprach, aus Helike her? und traf, was ich dachte, die Wahrheit?
Sag' auch, wie du allein das verderbliche Scheuſal erlegteſt,
Und wie zur quelligen Gegend von Nemea jenes hereindrang.
Denn nicht fändeſt du ſolch ein Ungeheuer in Apis,
Wünſchteſt du eines zu ſchaun; nicht wächſt ja ſo groſſes Gewild hier,
185 Nein nur Bären und Säu', und der tückiſchen Wölfe Geſchlechter.
Darum ſtaunten auch die hörenden alle den Worten;

Einige dachten ſogar, daß falſch geredet der Fremdling,
Um mit eiteler Zunge gefällig zu ſein der Verſammlung.
Fyleus redete ſo, und beugt' aus der Mitte des Weges
Seitwärts, daß er genügte den wandelnden neben einander,
Und ihm leichter es würde, das Wort des Herakles zu hören;
Welcher zugleich nun gehend mit ſolcherlei Worten ihn anſprach:
Was du zuerſt mich gefragt, du edeler Sohn des Augeias,
Haſt du mit leichtem Verſtand nach der Richtſchnur ſelber getroffen.
Auch das einzelne nun von dem Unthier meld' ich dir gerne,
So wie jedes geſchah; dieweil du zu hören verlangeſt:
Auſſer, woher es gekommen; denn das, ſo viel auch in Argos
Lebende ſind, wird keiner genau zu ſagen vermögen.
Nur der Unſterblichen einer, vermuten wir, ſandte das Unheil,
Um ein Opfer erzürnt, den foroneiſchen Männern.
Denn die Piſeer geſammt, wie ein voll ausſtrömender Gießbach,
Kränkte der Leu raſtlos, und zumeiſt die Bembinäer,

Welche benachbart wohnten dem Thier, unerträgliches duldend.
Dieſer Kampf war der erſte, den mir zu vollenden Euryſtheus
205 Anbefahl: zu ermorden das gräßliche Scheuſal gebot er.
Aber ich nahm mein biegſames Horn, und den räumigen Köcher,
Vollgedrängt mit Geſchoß, und erteilt', in der Rechten die Kolbe,
Derb' und feſt, umrindet, vom Kern des wildernden Oelbaums,
Schwer an Wuchs, die ich ſelbſt in des heiligen Helikons Thälern
210 Fand, und zugleich mit allen verwachſenen Wurzeln herauszog.
Als ich nunmehr an den Ort, wo der Berglöw' hauſte, gelangt war,
Jetzo nahm ich den Bogen, und fügte die Senn' um des Endes
Zierlichen Knauf, und legte den bitteren Pfeil auf die Senne
Rings dann wandt' ich die Augen, zu ſpähn das verderbliche Wunder,
215 Ob ich es wo anſchaute, bevor mich jenes erblickte.
Schon wars Mitte des Tags, und weder die Spur des Verderbers
Konnt' ich irgendwo ſchaun, noch den Hall der Stimme vernehmen
Auch erſchien mir keiner der Sterblichen, weder ein Kuhhirt,

Noch in beſäeten Furchen ein Ackerer, den ich befragte;
220 Sondern es hielt jedweden erblaſſende Angſt in der Hürde.
Doch nicht hemmt' ich den Fuß, das Waldgebirge durchforſchend,
Eh ich ihn ſah, und ſogleich die Kraft mit jenem verſuchte.
Siehe nun wandelt' er heim in die Felskluft gegen den Abend,
Als er mit Fleiſch ſich und Blute geſättiget: rings ihm beſudelt
225 War die verzottelte Mähne von Mord, und das funkelnde Antlitz,
Auch die Bruſt; und die Zung' umleckte den borſtigen Bart ihm.
Aber ich ſelbſt, in dem Schatten umlaubeter Büſche mich bergend,
Stand auf verwachſenem Steig, und wartete ſeines Herannahns;
Und wie er kam, da traf ich ihn links in die Weiche des Bauches;
230 Aber umſonſt: nicht mochte ſein Fleiſch das Geſchoß ihm durchſchlüpfen,
Scharf wie es war; abprallt' es, und ſank in die grünenden Kräuter.
Jener indeß hob plötzlich das blutige Haupt von der Erde
Staunend empor, und rings mit rollenden Augen ſich wendend
Späht' er umher, und fletſchte die trotzigen Zähne des Rachens.

235 Jezo entſandt' ich jenem ein andres Geſchoß von der Senne,
Unmutsvoll, daß umſonſt aus der Hand mein erſtes entflohn war.
Scharf nun traf ich die Mitte der Bruſt, wo die Lunge ſich dehnet;
Aber auch jezt nicht mochte der ſchmerzende Pfeil in die Haut ihm
Eingehn, ſondern er ſank vor die Füß' ohnmächtig ihm nieder.
240 Schon zum dritten begann ich, entbrannt von zürnendem Eifer,
Anzuziehn; da erblickte mit graß umſtarrenden Augen
Mich das zermalmende Thier; und lang um die Kniee geſchwungen
Rollt' es den Schweif, und ermahnte zum Kampfe ſich; ganz nun erfüllet
Ward ihm der Nacken von Zorn, daß empor die gelbliche Mähn' ihm
245 Sträubte vor Wut, und gekrümmt ihm der Rükgrat ward wie ein Bogen,
Als er geſtrengt um die Weichen des Bauchs und die Lenden ſich einzog.
Wie wenn ein wagenbereitender Mann, vielkundig der Werke,
Mildernde Feigenäſte von lockerem Holze ſich beuget,
Wohl durchwärmt in der Flamme, dem Stuhl auf der Axe zu Rädern;
250 Aber dem beugenden ſchnellt das jähumwindende Holz aus

Dich mahnen muß — daß ich dich bitten muß,
Die lang vergeſſ'nen Schulden abzutragen,
Die du noch im Matroſenkleide machteſt —
Als du und ich, zwei Knaben wilder Art,
So brüderlich zuſammen aufgewachſen,
Kein Schmerz mich drückte, als von deinem Geiſte
So ſehr verdunkelt mich zu ſehn — ich endlich
Mich kühn entſchloß, dich grenzenlos zu lieben,
Weil mich der Muth verließ, dir gleich zu ſeyn.
Da fing ich an, mit tauſend Zärtlichkeiten
Und treuer Bruderliebe dich zu quälen!
Du ſtolzes Herz gabſt ſie mir kalt zurück.
Oft ſtand ich da, und — doch das ſahſt du nie!
Und heiße, ſchwere Thränentropfen hingen
In meinem Aug', wenn du, mich überhüpfend,
Gering're Kinder in die Arme drückteſt.
Warum nur dieſe? rief ich trauernd aus;
Bin ich dir nicht auch herzlich gut? — Du aber,
Du knieteſt kalt und ernſthaft vor mir nieder:
Das, ſagteſt du, gebührt dem Königsſohn.

Marquis.

O ſtille, Prinz, von dieſen kindiſchen
Geſchichten, die mich jetzt noch ſchamroth machen.

Karlos.

Ich hatt' es nicht um dich verdient. Verſchmähen,
Zerreißen konnteſt du mein Herz, doch nie
Von dir entfernen. Dreimal wieſeſt du
Den Fürſten von dir, dreimal kam er wieder
Als Bittender, um Liebe dich zu flehn
Und dir gewaltſam Liebe aufzudringen.

Unter der Hand, fernhin mit Einem Schwung ihm entfliegend:
Alſo auf mich ſchoß plötzlich der wütende Löwe von fern her,
Gierig im Fleiſch zu ſchwelgen. Da hielt ich die Pfeil' in der Linken
Vorgeſtreckt, und zugleich mein Doppelgewand von den Schultern;
255 Doch mit der Rechten die trockene Kolb' um den Schädel ihm ſchwingend,
Schmettert' ich grad' auf das Haupt, da ſplitterte rauh mir zerkrachend
Dort auf der zottigen Scheitel der Stamm des wilderwachſnen Oelbaums.
Doch das unnahbare Thier enttaumelte, mitten im Anſprung,
Hoch aus der Luft auf die Erd': auf erbebenden Füßen nun ſtand es,
260 Mit hinnickendem Haupt; denn die Augen ihm hüllete beide
Nacht, da die große Gewalt ſein Hirn in dem Schädel erſchüttert.
Aber indem ich jenen [illegible] von den heftigen Qualen
Schaute, raſch nun eilend, bevor ihm der Athem zurückkam,
Schlug ich ihm über die Sehne des unzerbrechlichen Nackens,
265 Niedergelegt das Geſchoß und den wohlgefügeten Köcher,
Machtvoll würgt' ich ihn dann, mit nervichten Händen umſpannend,

Hinterwärts, daß nicht die zerfleiſchenden Klauen mich faßten.
Unten drückt' ich ihm feſt die hinteren Füß' an dem Boden
Mit auftretender Ferſ', und zwängt' ihm die Hüft in die Schenkel,
270 Bis ich ganz ihm den Bug ausdehnte, daß er emporſtand,
Athemlos: da entfloh die gewaltige Seele zum Hades.
Jezo ſann ich umher, wie die Haut mit zottiger Mähne
Ihm von den Gliedern ihn zöge, dem abgeſchiedenen Raubthier.
Traun ein hartes Geſchäft! denn nicht mit Eiſen bezwinglich,
275 Starrte ſie, noch mit Geſtein, dem verſuchenden, oder mit Holze.
Endlich legt' in den Sinn ein unſterblicher Gott mir den Rathſchluß,
Aufzureißen die Haut mit den eigenen Klauen des Löwen.
Hiermit enthüllt' ich ihn bald, und warf mir das Fell um die Glieder,
Daß ſie ein Schuz mir wär' im verwundenden Waffengetümmel.
280 Alſo geſchah dir, o Freund, des nemeiſchen Thieres Vertilgung,
Welcher zuvor viel Schaden dem Vieh und den Menſchen bereitet.

IV.

Cynthiens Schatten.

Elegie von Properz.

Des vierten Buchs ſiebente.

Auch die Manen ſind etwas! nicht alles iſt mit dem Tod aus.
Ueber der Flamme ſchwebt bleich noch der Schatten hervor.
Cynthien, ſie die man jüngſt an der äußerſten Straße begraben,
Sah ich; ſie bückte zu mir hin ſich am Stollen des Betts.
Noch warf mich der Gedanke an ihre Leiche im trüben
Schlummer umher; ich klagt', ach, mein verlaßnes Bett!
Ihre blonden Haare, ſie waren's! Es waren die Augen!
Nur an der Hüfte das Kleid war von dem Brande verſengt.

Auch der Beryll des Fingers war angegangen vom Feuer;
Ein lethäiſcher Thau bleichte das ganze Geſicht.
Dieß erſeufzt' ſie in ſich, und ſeufzend waren die Worte;
Doch indem ſie ſo ſprach, knackte die Finger ſie ſich.
Ungetreuer, der keiner je beſſre Hoffnung verheißet!
Und ſchon jetzt kann der Schlaf über dem Auge dir ruhn?
Haſt du ſo bald vergeſſen die Streiche der luſtigen Vorſtadt?
Und wie du nächtlich vermummet oft an mein Fenſterchen kamſt?
Und da kam ich zu dir am hangenden Seile herunter;
Stützte die eine Hand, dann auch die andre auf dich.
Wie oft kämpften wir nicht auf freyer Straße in Liebe!
Und der Boden hat ſich unter dem Mantel erwärmt.
Ach, des heimlichen Bundes! Es haben die trügeriſchen Worte,
Mit verſchloſſenem Ohr, Flügel des Notus entraubt!
Für das brechende Auge zu drücken war keiner zugegen;
Hätte doch einen Tag mir noch dein Rufen erlangt!

Auch, kein Hüter ſtand mit geſpalt'nem Rohre zur Seite,
Und ein Ziegelſtück ſchob man mir unter das Haupt.
Wer hat dich endlich gebeugt bey meiner Leiche geſehen?
Nur ein Thränenmahl von dir auf ſchwarzem Gewand?
Mochteſt du meine Leiche nicht vor das Thor hinbegleiten,
Konnteſt du ſachter nicht heißen die Träger dann gehn?
Warum riefſt du nicht ſelbſt herbey die Winde zum Holzſtoß?
Und kein Nardenöhl dampfte die Flamme hindurch?
Hyacinthenſteinchen mir unter die Aſche zu ſtreuen
War dir zu koſtbar; dich reut noch des zerbrochenen Krugs.
Lygdamus, der Verräther! ihn zwinge das glühende Eiſen
Zum Geſtändniß: ich fühlt's, als er den Wein mir gemiſcht.
Wenn nicht die liſtige Nomas geheimen Speichel dir mengte,
Hätt die verdammte Fauſt glühend der Scherben entdeckt!
Jene, die überall jüngſt die ſchändlichen Nächte noch feil bot,
Deren vergoldeter Schlepp ſtreift nun die Straßen hindurch.

Und hat von meiner Schönheit ein ſchwazendes Mädchen geſprochen,
Theilt ſie die Arbeit des Tags ſchwerer im Körbchen ihr zu.
Meine Petale brachte zu meinem Grabe mir Kränze,
Einen Kloben nun ſchleppt mit ſich die Alte herum.
Lalage wurde gepeitſcht, und bey den Haaren gezogen,
Weil ſie im Namen von mir etwas zu bitten gewagt.
Ruhig ſahſt du es an, als von meinem Bilde das Gold ſie
Schmelzte; ein Heyrathsgut ſich aus der Aſche erſtahl.
Dennoch befeind' ich dich nicht, o Properz! obgleich du's verdient haſt;
Lange genug hat mein Ruhm dir in den Schriften geherrſcht.
Bey dem unwiderruflichen Lied der Parzen; ich ſchwör' es
Bey dem dreyfachen Hund; ſanfter bezeug' er ſich mir!
Daß ich dir Treue gehalten! und trüg ich, möge die Natter
Ziſchen über mein Grab! brüten auf meinem Gebein!
Eine zwiefache Straße iſt jenſeits des häßlichen Fluſſes,
Und zu verſchiedenem Siz rudert der Haufe dahin.

Hier führt Klytämneſtra, die Schändliche! Neben ihr die zum
Ungeheuer ſich log einer kretenſiſchen Kuh. *
Sieh, ein anderer Trupp ſchwimmt auf bekränztem Fahrzeug,
Wo Elyſiums Luft ſelige Roſen umhaucht.
Da ertönen die Saiten, da ſchallen die Hörner Cybelens,
Lydiſcher Zithergeſang wallet vom phrygiſchen Chor.
Und Andromeda, Hypermneſtra, die ſchuldloſen Frauen,
Rührend erzählen ſie hier ihren berüchtigten Schmerz.
Jene klaget die Härte der Mutter, und wie ſie am Fels ihr
Wundgefeſſelt den Arm, ihre unſchuldige Hand;
Hypermneſtra hingegen der Schweſtern ſchwarzes Verbrechen,
Und daß ihr eigenes Herz fähig des Frevels nicht war.
Und ſo lindern wir hier durch Thränen die Leiden der Liebe.
Deine Vergehungen doch will ich verſchweigen, Properz!
Nur befolge noch was ich befehle: iſt irgend Gefühl noch
In dir, hat dich nicht ganz Doris mit Zauber bethört!

---

* Paſiphäe.

Meiner Parthenia laß in ihrem zitternden Alter
Nichts gebrechen; ſie war redlich und brauchte dich um nichts.
Meine gute Latris, ſie hat vom Dienſte den Namen,
Keiner anderen Frau halte den Spiegel ſie vor!
Aber die Verſe, die du in meinem Namen gemacht haſt,
Dieſe verbrenne! und mach los dich des Lobes von mir!
Nimm mir den Epheu vom Grab': ich haſſe die widrigen Beeren,
Und ſein zackig Geweb' ſchlingt die Gebeine mir feſt.
Wo der ſchäumende Anio ſich durch fruchtreiche Fluren
Gießet, kein Helfenbein ſchwarz wird, von Herkul beſchützt:
Schreib in die Mitte der Säule mir wen'ge doch würdige Worte;
Was im Vorübergehn leſe der Wanderer der Stadt:
„Cynthia lieget, die Goldne, allhier auf dem Boden von Tibur:
„Größeren Ruhm haſt du, Anio, durch ſie erlangt!"
Achte die Träume, die dir zu der frommen Pforte hereingehn:
Fromme Träume ſind nie ohne bedeutenden Werth.

Nachts nur ſchwärmen die Schatten; die Nacht befreyt uns der Bande;
Cerberus ſelber irrt ledig der Kette herum.
Wieder zurücke zwingt uns das Licht zum Pfuhle des Lethe;
Man lädt ein, es zählt Charon die Ladung des Schiffs.
Mögen dich andre beſitzen, bald biſt du wieder allein mir;
Und mein Gebein wird ſich miſchen mit deinem Gebein.“
Alſo endete ſie den klagenden Zwiſt; und umarmen
Wollt' ich ſie: ſie entſchwand meiner umfaſſenden Hand.

V.

Ich denke Dein.

Ich denke dein, wenn über Roms Ruinen
Die Sonne ſinkt:
Vom Abendroth durch Eichengrün beſchienen
Die heil'ge Tiber blinkt:

Dein denk ich, wenn der grauen Vorwelt Schauer
Der Hall' entſchwebt:
Des Eppichs Netz an hoher Rieſenmauer
Im Mondſtrahl ſilbern bebt:

Wenn in der Pinie ernſtem Säulentempel
Mein Aug' erquickt,
Betrachtung, Tiefſinn, euren hehren Stempel
Rings um ſich her erblickt:

Dort an des Grabes ewger Piramide
Warſt du mir nah:
Mir nah als ich Oreſt der Eumenide
Geweiht, voll Wehmuth ſah:

Ein Zufall that, was Karlos nie gekonnt.
Einmal geſchah's bei unſern Spielen, daß
Der Königin von Böhmen, meiner Tante,
Dein Federball in's Auge flog. Sie glaubte,
Daß es mit Vorbedacht geſchehn, und klagt' es
Dem Könige mit thränendem Geſicht.
Die ganze Jugend des Pallaſtes muß
Erſcheinen, ihm den Schuldigen zu nennen.
Der König ſchwört, die hinterliſt'ge That,
Und wär' es auch an ſeinem eignen Kinde,
Auf's Schrecklichſte zu ahnden. — Damals ſah ich
Dich zitternd in der Ferne ſtehn, und jetzt,
Jetzt trat ich vor und warf mich zu den Füßen
Des Königs. Ich, ich that es! rief ich aus;
An deinem Sohn erfülle deine Rache!

Marquis.

Ach! woran mahnen Sie mich, Prinz!

Karlos.

Sie ward's!
Im Angeſicht des ganzen Hofgeſindes,
Das mitleidsvoll im Kreiſe ſtand, ward ſie
Auf Sklavenart an deinem Karl vollzogen.
Ich ſah auf dich und weinte nicht. Der Schmerz
Schlug meine Zähne knirſchend aneinander:
Ich weinte nicht. Mein königliches Blut
Floß ſchändlich unter unbarmherz'gen Streichen;
Ich ſah auf dich und weinte nicht — Du kamſt;
Laut weinend ſankſt du mir zu Füßen. Ja,
Ja, riefſt du aus, mein Stolz iſt überwunden.
Ich will bezahlen, wenn du König biſt!

Electra's hoher Sinn, und Weibesmilde
  Mich tief durchdrang:
Des Griechen Geiſt mir aus dem Marmorbilde
  Wie Saitenton erklang:

Im Lorbeerwald, wo die Zypreſſe dunkelt;
  Im Mirthenhain
Wenn über mir des Himmels Bogen funkelt
  Denkt meine Seele Dein!

Ich dein, wenn über Tod, und Grab, und Erde,
  Mein Geiſt ſich ſchwingt!
Des Schöpfers zweyter Allmachtsruf es werde
  Auch meine Gruft durchdringt!

Wenn Nemeſis, was ſtrenge du gefodert
  Iſt abgebüßt —
Und Pſyche, der nicht mehr die Fackel lodert,
  Vergelterin dich grüßt! *

* Anſpielung auf die Denkmale der Alten, in denen Pſyche als Schmetterling unter der flammenden Fackel leidet, Nemeſis als Vergelterin einen Apfelzweig in der Hand hält.

VI.

Die Tröſterinnen.

Die zarte Laute nicht mit ihrem ſanften Beben;
Du, philoſophiſch Rohr, du ſollſt mir Labung geben;
Aus dir, o Tröſterinn, entſchwindet mir das Leben,
Von Lippen kaum berühret, ein leichtes Wölkchen, hin.
Und mit dem Wölkchen ſind des Lebens harte Stunden,
Wie Traumgebilde, kaum berühret und verſchwunden,
Verſchwunden ungemerkt dem froh-entwölkten Sinn.

Wer reichet mir das Rohr? Es ſoll mir Wahn und Glauben,
Und jeder Zukunft Traum, umwölkt mit vollen Trauben
Mir Hoffnung, Ahnung, Wunſch, Gefühl und Sehnſucht rauben;
Des Menſchen Würd' und Werth iſt Türken-Apathie! —
Wie aber? wäre mir mit allen Lebensſtunden
Das Leben ſelbſt, Gefühl und Mitgefühl verſchwunden;
So tröſtete mich Rauch und Rauchphiloſophie.

Komm, zarte Laute, du mit deinem zarten Beben,
Und ſchone meiner nicht. Du ſollſt mir Thränen geben
Und jeder Ton in dir zum Himmel mich erheben,
Erheben mich in Klang und Maas und Sympathie.
Ein neues Weltenall erſchaffſt du uns in Tönen,
Die uns mit Gott und Glück und mit uns ſelbſt verſöhnen.
Des Herzens Tröſterinn iſt Herzenspoeſie.

Die Horen

Jahrgang 1796

Zwölftes Stück.

Tübingen
in der J. G. Cottaiſchen Buchhandlung
1796.

Inhalt des zwölften Stücks.

I. Reiſe von Grottaferrata nach dem Fuciniſchen See und Monte Caſſino, im Oktober 1794. Fortſetzung. Seite 1

II. Der Pilger. — 21

III. Agnes von Lilien. — 36

IV. Ueber Wilhelm Meiſters Lehrjahre. (Aus einem Brief an den Herausgeber der Horen.) — 105

Die Horen.

Zweyter Jahrgang. Zwölftes Stück.

I.

Reiſe von Grottaferrata nach dem Fuciniſchen See und Monte Caſſino,

im October 1794.

Fortſetzung.

Bau des Emiſſärs.

Die Alten geben die Länge des Kanals zwiſchen dem See Fucinus und dem Fluſſe Liris auf 3000 Schritte an: allein Fabretti, mit dem auch die neueſten Maaſſe übereinkommen, fand, daß er 500 Schritte mehr hat. Die Leitung gehet von dem See nach dem Fluſſe weſtwärts, anfänglich in einer geraden Linie über 2000 Schritte; dann macht ſie eine Wendung, und endlich eine kürzere zweyte nahe an dem Ausfluſſe, wo ſie ſich in den Liris, deſſen Bett noch 60 Fuß tiefer liegt, verliert.[*] Vom See an erhebt ſich das Erdreich etwa 700 Schritte weit, bis an den Fuß des Berges Malleanus allmählig: der Durchſchnitt des Berges ſelbſt beträgt auch ungefähr 700 Schritte. Jenſeit des Berges tritt man in die Palentiniſchen Gefilde ein, unter welchen der Kanal fortgeführt iſt, bis zum Ausfluſſe, nahe bey dem jetzigen Orte Capiſtrello, das am Ende genannter Gefilde über dem Abhange, wo man in das Liristhal hinabſteigt, erbaut iſt.* Die Leitung ſcheinet dieſe zwey Wendungen deßwegen zu machen, um dem zur rechten Seite liegenden Gebirge auszuweichen.

---

[*] Fig. I. in den hierzu gegebenen Riſſen.

Dieſes Werk, das größte in ſeiner Art, das wir in der Geſchichte kennen, iſt beſonders durch die Weiſe merkwürdig, wie es angegriffen, und vollendet wurde. Nicht allein ward der Berg Malleanus durchgebrochen, ſondern die ganze Länge des Kanals durch einen harten Kalkfelſen tief unter der Erde durchgebohrt. Nur an dieſer und jener Stelle fanden ſich Zwiſchenlagen von feſtem Lehm, welche ausgemauert werden mußten. Dieſe ganz unterirdiſche Arbeit erweckt billig das Erſtaunen eines jeden, der es ſieht; 30,000 Mann arbeiteten eilf Jahre hindurch ohne Unterlaß daran.

Wie konnten aber ſo viele Menſchen durch ſo lange Zeit auf einmal und ohne Unterlaß an einem unterirdiſchen Kanale beſchäftiget ſeyn? Wie hatte man in einen ſo tiefliegenden, und langen Kanal Luft zum Athmen und Licht zu erhalten hineingebracht? Wie fieng man es an, die abgebauenen Felſenſplitter herauszubringen? wie verkürzte man ſich die Wege, wie den Zu= und Ausgang? — Ein Blick auf das Werk ſelbſt wird die ganze Aufgabe löſen.

---

* Fig. II. und ſiehe auch die Karte.

Erſtlich grub man an der ganzen Länge des Kanals hin von Diſtanz zu Diſtanz vierekige ſenkrechte Vertiefungen, gleich Ciſternen.* Dieſe ſind beynahe ſo tief, wie das Bette des Kanals und laufen an der Seite deſſelben hin. Dieſe Vertiefungen heiſſen jezt noch bey den Einwohnern Pozzi, welche Benennung wir auch zum beſſern Verſtändniß beybehalten wollen. Die Diſtanz, in der man einen Pozzo von dem andern gegraben hat, iſt ungleich, und eben ſo ihre Tiefe: die gröſſern haben nahe an 300 Fuß. Ihr Quadrat hat im Durchſchnitt eilf bis zwölf Fuß: nur die beyden nächſten an den beyden Seiten des Berges ſind ein paar Fuß weiter. Von unten iſt der Zwiſchenraum, oder Wand zwiſchen jedem Pozzo, und dem Kanal in Form einer Bogenthüre durchgehauen: der Kanal iſt um drey Fuß tiefer. Durch den Berg ſelbſt ſind dieſe ſenkrechten Vertiefungen nicht gebohrt, weil ſie gar zu hoch würden geworden ſeyn, auſſer in der Mitte von den zwey groſſen Cuniculis ſieht man zwey herabgegraben.** Von oben ſind dieſelben mit einer ſtarken Bruſtwehr von Backſteinen ummauert.

Zweytens ſind neben der Linie des Kanals, ganz auf der Linie der Pozzi, ſchief abwärts laufende Eingänge mit bequemen Stufen in den Felſen gehauen. Sie gehen eben ſo tief wie die Pozzi, und haben einen etwas kleinern Eingang in den Kanal. * Man nennet dieſe Zugänge Cuniculi. Meiſtens durchſchneiden ſie mehrere Pozzi, und damit die Eingehenden nicht in dieſe ſenkrechten Vertiefungen fallen, mußten Planken, gleich einer Brücke, übergelegt werden. Nur bey den zwey gröſſern Pozzi ſieht man einen vier Fuß breiten Seitenweg umhergehauen, daß man dieſer temporären Bretterbrücke nicht bedurfte. ** Die Höhe der Cuniculi hat gewöhnlich acht, und die Breite fünf Fuß. Von beyden Seiten des Berges ſind die zwey größten Cuniculi angelegt, welche in der Mitte deſſelben nahe auf einander ſtoſſen. Ein jeder dieſer beyden theilet ſich im Innern des Berges in zwey Gänge, nebſt einer dritten Vertiefung, gleich einem Pozzo. Der Eingang dieſer Cuniculi iſt nahe an 70 Fuß hoch: welche Höhe aber allmählig abnimmt, bis zu der gewöhnlichen Höhe von 8 Fuß.

---

* Fig. II. Fig. IV. C. und Fig. VI.

** Fig. II. lit. d.

In allen Cuniculis ſieht man an den Seiten her vertiefte Niſchen eingehauen, theils, daß ſich die Begegnenden leichter ausweichen könnten, theils, um das zum Graben nöthige Werkzeug, und Vorrath hineinzulegen. *** Auch nimmt man in kleinen Zwiſchenräumen kleine Niſchen wahr, um Lampen hineinzuſtellen. Der Eingang jedes Cuniculus iſt mit einem gemauerten Bogen verſehen, den man mit einer Thüre ſchlieſſen konnte. Die zwey groſſen

* Fig. II. IV. u. V.

** Fig. III. lit. d. u. Fig. IV. lit. m.

*** Fig. IV. lit. d.

Cuniculi haben drey ſolcher Bogen in Abſätzen am Eingange übereinander. Wie ich ſchon bemerkte, ſind die Cuniculi und Pozzi durch den harten Kalkfelſen, wie der Kanal gehauen, nur an wenigen Stellen finden ſich Schichten von feſtem Lehm, welche zur Vorſorge ausgemauert ſind.

Erſt nachdem die Pozzi und Cuniculi gemacht waren, ſcheinet man angefangen zu haben, an dem Kanale ſelbſt zu arbeiten. Derſelbe iſt neunzehn Fuß hoch und neun Fuß breit, nebſt einer ſchmälern gröſſern Vertiefung von zwey und einem halben Fuß, und eben ſo viel in der Breite. Dieſe Vertiefung ſcheinet diejenige zu ſeyn, welche Claudius das zweytemal graben ließ. Von oben iſt der Kanal in Form eines Halbzirkels gehauen. Man ſieht an den Wänden auch, wie in den Cuniculis, kleine Niſchen zur Stellung der Lampen angebracht. Der Fall der ganzen Länge des Kanals wird von Fabretti — nach dem Kalkul des Falles, den er bey den Aquädukten der Alten beobachtete — auf zwanzig und einen halben Fuß angegeben. Franceſco Lolli glaubet denſelben ungleich ſtärker, obwohl noch keine genaue Nivellirung vorgenommen worden iſt.

Wir ſind nun dahin gekommen, um deutlich wahrzunehmen, wozu die Pozzi und Cuniculi dienten. Durch die letztern nämlich fanden die Arbeiter einen bequemern Zu- und Ausgang: durch die erſtern wurden die vom Felſen abgeſchlagene Splitterſteine, und ausgegrabene Erde herausgewunden. Beyde gaben einen Schein von Licht

Marquis (reicht ihm die Hand).
Ich will es, Karl. Das kindiſche Gelübde
Erneur' ich jetzt als Mann. Ich will bezahlen.
Auch meine Stunde ſchlägt vielleicht.

Karlos.

Jetzt, jetzt.
O zögre nicht. Jetzt hat ſie ja geſchlagen.
Die Zeit iſt da, wo du es löſen kannſt.
Ich brauche Liebe. — Ein entſetzliches
Geheimniß brennt auf meiner Bruſt. Es ſoll,
Es ſoll heraus. In deinen blaſſen Mienen
Will ich das Urtheil meines Todes leſen.
Hör' an — erſtarre — doch erwidre nichts —
Ich liebe meine Mutter.

Marquis.

O mein Gott!

Karlos.

Nein, dieſe Schonung will ich nicht! Sprich's aus,
Sprich, daß auf dieſem großen Rund der Erde
Kein Elend an das meine grenze — ſprich —
Was du mir ſagen kannſt, errath' ich ſchon.
Der Sohn liebt ſeine Mutter. Weltgebräuche,
Die Ordnung der Natur und Roms Geſetze
Verdammen dieſe Leidenſchaft. Mein Anſpruch
Stößt fürchterlich auf meines Vaters Rechte.
Ich fühl's, und dennoch lieb' ich. Dieſer Weg
Führt nur zum Wahnſinn oder Blutgerüſte.
Ich liebe ohne Hoffnung — laſterhaft —
Mit Todesangſt und mit Gefahr des Lebens —
Das ſeh' ich ja, und dennoch lieb' ich.

in das Innere; hauptſächlich aber die für die Arbeiter nöthige Luft. Zugleich wird klar, wie auf einmal eine ſo groſſe Menge Menſchen konnten angeſtellt werden: anfänglich um ſo viele Pozzi, und Cuniculi zu graben; und dann, wie dieſe fertig waren, wurde der Kanal ſeiner ganzen Länge nach auf einmal angegriffen, indem zwiſchen jedem Pozzo Menſchen arbeiteten, wovon ſich ein Theil oſtwärts, der andere weſtwärts richtete. Da der Kanal ſehr hoch gemacht wurde, ſo ſcheinet es, daß drey Mann, in eben ſo vielen Abſätzen übereinander, und drey Mann neben einander, alſo neun Mann zugleich an der nämlichen Stelle vom Felſen abhacken konnten. Andere waren mit Wegnehmen der abgeſchlagenen Stücke, andere mit Füllung der Körbe, oder Schubkarren, andere mit Wegbringen, und andere mit Aufwinden derſelben beſchäftiget.[*]

Daß man wirklich in Abſätzen übereinander arbeitete, ſcheinet daraus richtig, weil, wenn die Arbeiter die Direktion der Linie zuweilen in etwas verfehlten, man immer wahrnimmt, daß der Fehler von oben anfieng.

Die Pozzi und Cuniculi dienten auch zur leichten Reinigung, wenn der Kanal in der Folge ſich verſchlammen, oder ſonſt etwas einſtürzen, oder verdorben werden ſollte. Die Römer bauten auf die Dauer, nichts war bey ihnen nur halb, langſam, auf den Schein, und für den Augenblick gemacht. Alle ihre Gebäude, beſonders die öffentlichen und nützlichen, als Kloaken, Heerſtraſſen,

---

[*] Fig. VII.

Waſſerleitungen u. ſ. w. tragen alle dieſen Karakter, als den ächten Stempel wahrer Kraft und Gröſſe.

Doch nicht allein im Baue der beſchriebenen Theile, als der Pozzi, Cuniculi, und des Kanals erſcheinet die reifeſte Beſonnenheit: einer beſondern Sorgfalt bedurfte die Conſtruktion an dem Einfluſſe des Sees in den Kanal.

Der natürliche und gewöhnliche Umfang des Sees ſcheinet in den ältern Zeiten gerade der nämliche geweſen zu ſeyn, wie wir denſelben bey unſerer Anweſenheit ſahen. Die Stelle des ehemaligen Einfluſſes des Sees in den Kanal iſt jetzt verſchlammt, und gleich dem andern Erdreich umher erhoben. Indeſſen ſind von den Linien des Mauerwerks, das theils über der Oberfläche des Seeufers, theils der Waſſerfläche erſcheinet, noch hinreichende Spuren vorhanden, um die ehemalige Geſtalt im Ganzen ziemlich deutlich wahrzunehmen.

Erſtlich ſieht man * zwey Linien Mauerwerk von gehauenen Steinen, welche von dem Ufer in den See, zwey ausgebreiteten Armen gleich, hineintreten. Die eine Linie iſt ganz gerade, die andere rundet ſich in einen gedrückten Halbzirkel. Dieſe Verſchiedenheit ſcheinet deswegen gemacht worden zu ſeyn, damit das Waſſer, welches von der Seite der geraden Linie einlief, ſeine Gewalt zuerſt an dem halbzirklichten Arme brechen, und auf dieſe Weiſe ſanfter in den Kanal einflieſſen möchte. Am Einfluſſe ſelbſt ſind Spuren von zwey nebeneinander angelegten Schleuſſen. Hinter dieſen ward ein Keſſel im glei-

---

* Fig. VIII. u. IX.

chen Achteck nahe an 100 Fuß im Durchmeſſer angelegt; dieſe Form läßt ſich durch die über das aufgeſchüttete Erdreich vorragenden Linien von Quadern nicht verkennen. Man hat aber bis jetzt noch keinen Verſuch gemacht, um ſeine Tiefe gegen das Bette ſowohl des einflieſſenden Sees, als des dahinter fortlaufenden Kanals einzuſehen. Doch glaube ich mich nicht zu betrügen, wenn ich annehme, daß dieſer groſſe Waſſerbehälter tiefer, als der Kanal ſelbſt angelegt werden ſey. So bekam das Waſſer gleich bey ſeinem Einflieſſen durch die beyden Schleuſſen einen Fall, um den Schlamm und Sand, was die Welle aus dem See mit ſich fortführen mochte, abzuſetzen, und ſich auf dieſe Art von ſeinen ſchwerern Theilen zu reinigen.

An der Stelle, wo das Waſſer ſich weiterhin aus dem Keſſel in den Kanal ergoß, nimmt man die Spuren von drey Bogen gewahr, welche eben ſo viele Einflüſſe in den Kanal bildeten. Hatte dann das in dem Behälter gereinigte Waſſer die Höhe des fortgehenden Kanals erreicht, ſo machte es ſeinen Lauf, ohne den Kanal zu verſchlammen, nach dem Liris zu. Der Behälter ſelbſt, wenn er anfieng, mit Sand und Schlamm überfüllt zu werden, konnte dann mit leichter Mühe und wenigen Unkoſten gereiniget werden, indem man den Einfluß des Waſſers am Anfange des Werkes durch die zwey Schleuſſen hemmte.

Der Dienſt dieſer zwey Schleuſſen war aber vorzüglich, um den Ablauf des Waſſers in Rückſicht auf die Quantität zu reguliren. Es geſchieht nämlich nicht ſelten, daß der Liris durch häufige Regen und durch Schmelzen des Schnees von den Gebirgen ſtark anläuft, und folglich an verſchiedenen Orten, die er vorbeyfließt, beſonders in den ſchönen und fruchtbaren Ebenen von Sora Ueberſchwemmungen verurſachet. Daher war es natürlich, darauf bedacht zu ſeyn, bey ſolchen eintretenden Fällen ſeine Maſſe Waſſers nicht durch einen neuen und künſtlichen Zufluß zu vermehren. Man ließ alſo die Schleuſſen am See Fucinus fallen, bis das Waſſer im Liris wieder in ſeine gewöhnlichen Grenzen getreten war, und dann zog man ſie wieder, um das Waſſer vom See allmählig ablaufen zu laſſen. Auf dieſe Art vermied man, durch Ueberſchwemmungen der am Liris gelegenen Orte vielleicht eben ſo viel zu verlieren, als die Einwohner um den See durch den Ablauf des Waſſers an Fruchtbringenden Feldern gewonnen hatten.

Das Bette des Liris liegt da, wo ſich die Leitung endiget, und das Waſſer ſich in den Fluß ergoß, noch bey 60 Fuß niedriger, als der Kanal ſelbſt. Das Waſſer floß nicht in einer geraden, ſondern in einer ſchiefen Richtung in den Fluß ein.* Die Anſicht dieſer Stelle iſt ſehr mahleriſch; groſſe Felſenparthien und alte Eichen umkränzen und beſchatten die groſſe Bogenöfnung des Kanals, die mit einem ſchönen Opus reticulatum ummauert iſt. Die Phantaſie, um das Bild zu vollenden, mahlet ſich leicht das ehedem davon herabſtürzende Waſſer hinzu, welches jetzt durch die Verſtopfung des Kanals mangelt, und wovon die Wiederherſtellung noch lange ein frommer Wunſch bleiben wird.

---

* Fig. I. lit. b. u. Fig. II. lit. b.

Anhang über den Ablaß des Sees Velinus im Sabinerlande.

Es möchte nicht am unrechten Orte ſeyn, hier einige Nachrichten über den wenig bekannten Ablaß des Sees Velinus beyzufügen. Es iſt eine Arbeit, welche unter die frühern Unternehmungen der Römer in dieſer Art gehört. Nach Cicero war es M. Curius, der den Ablauf dieſes Sees in den Fluß Nar veranſtaltete. * Wer dieſer M. Curius geweſen ſey, läßt uns zum Theil Servius ** errathen, indem er nach Varro berichtet: „daß der See Velinus durch einen gewiſſen Conſul in den Nar wäre geleitet worden.“ Die wahrſcheinlichſte Vermuthung fällt alſo auf den M. Curius, welcher den Beynamen Dentatus führte, und ſein Conſulat im Jahre der Stadt 464 verwaltete. Er triumphirte über die Samniten, und bezwang die rebelliſchen Sabiner, deren Gebiet er für die Republik eroberte. *** Wahrſcheinlich bediente er ſich zur Ableitung des Sees Velinus der Arme der Ueberwundenen ſelbſt, welche jetzt für ihre Herrn ein Land als Knechte verbeſſern und cultivieren mußten, das ſie vorher als Eigenthum beſeſſen hatten.

---

* Cicero lib. 4. Epist. 14. ad Atticum.

** Servius ad Vers. 712. lib. 7. Aen.

*** Tit. Liv. in Epit. lib. XI. Flor. lib. I. Cap. 15. Plin. lib. 16. cap. 4.

Ehedem ſchon hatten die Römer ähnliche und ſelbſt grössere Werke ausgeführt, als den Ablauf des Sees Albanus während dem Kriege gegen die Vejenter. Der Kanal iſt ganz unterirdiſch durch den lebendigen Felſen gebohrt. Die Arbeit am See Velinus beſtund hingegen bloß in Durchhauung eines offenen Kanals, und in der gröſſern Vertiefung des Bettes für den Fluß gleiches Namens. Der See, welcher jetzt Lago di Pie di Luco genannt wird, liegt zwiſchen Rieti, dem alten Reate in Sabina, und Terni, dem ehemaligen Interamnium in Umbria. Die Gegend um Rieti hat mehrere kleine Seen, wovon der Velinus der anſehnlichſte iſt. Der Fluß Velino, vermehrt durch die beyden Flüſſe Salto und Turano, durchkreuzet das Gebiet, und nachdem er das überflieſſende Waſſer genannten Sees in das durch Kunſt gemachte Bette aufgenommen, ſtürzet er ſich eine kurze Strecke darauf in die Nera, ehedem Nar genannt. Dieſer Sturz bildet den berühmten Waſſerfall, welcher unter dem Namen La Cascata delle marmore, oder di terni bekannt iſt; und kein Reiſender, der in dieſe Gegend kommt, wird den kleinen Umweg bereuen, ein ſo prachtvolles Schauſpiel der Natur zu ſehen. Die Nera durchziehet dann weiter das Gebiet von Terni und Narni, und ergieſſt ſich unweit Orte, etwa 50 Meilen von Rom, in den Tiber.

Der See, ehe der Kanal gezogen war, hatte einen gröſſern Umfang, und verurſachte durch Bergſtröme bey groſſen Regen, und Abgang des Schnees häufige und ſchädliche Ueberſchwemmungen, welche das Gebiet der

Reatiner zu einem förmlichen Sumpf machten. Der Endzweck des Curius dentatus war alſo, durch eine künſtliche Leitung die Gegend vor fernern Ueberſchwemmungen zu ſichern, und ſo viele vortrefliche Felder für einen ergiebigen Anbau zu gewinnen.

Ich gebe hier die Stelle, worin Cicero dieſes Ablaſſes gegen ſeinen Freund Atticus gedenket, in der Ueberſetzung: „die Reatiner führten mich zu ihrem Tempe, damit ich ihren Rechtshandel gegen die Interamnaten vor einem Conſul und zehn Abgeordneten übernehmen möchte: weil der See Velinus, nachdem er von M. Curius vermittelſt eines zwiſchen Felſen durchgehauenen Kanals iſt abgeleitet worden, in den Nar fließt; daher jene Roſea jetzt troken, und nur von einem leichten Thaue feucht iſt." *

Cicero nennet dieſe Gegend ein Tempe nach dem berühmten Thale dieſes Namens in Theſſalien, und will dadurch die natürliche Annehmlichkeit derſelben bezeichnen. Ihr eigener Namen war aber Roſea, weil die Felder um den See her immer, wie mit einem leichten Nebelſchleyer bedeckt, und vom Thaue feucht ſind. ** Nach Plinius erſcheinen daher faſt täglich Regenbogen über dem See Velinus *** und von den Sabinern ſagt er, daß ſie die Veliniſche Seen auf bethauten Hügeln bewohnen. † Auch bey Varro kommen dieſe Felder unter dem Namen Roſea vor.[*] Virgil nennet ſie Roſea rura Velini,[**] und ſein Ausleger Servius bey dem nämlichen Verſe Roſalanus ager. Der fette und ſchnelle Graswuchs dieſer Roſea war daher vor allen übrigen in Italien berühmt.[***]

---

* Cicero loco citato.

** Festus in verbo roseae.

*** Plin. lib. II. cap. 62.

† Plin. lib. 3. cap. 17.

Von welcher Natur war aber die in der Stelle des Cicero angezogene Streitigkeit zwiſchen den Interamnaten und Reatinern?

Hierauf läßt ſich mit Beſtimmtheit antworten, daß ſie eben den durch M. Curius für den Ablauf des Sees Velinus geführten Kanal betraf. Das Gebiet der Reatiner war nemlich durch dieſen Ablauf aus einem Sumpf in ein wahres Tempe, wie es Cicero nennet, verwandelt worden. Allein dieß konnte, wie die Folgen zeigten, nicht ohne Nachtheil der Interamnaten geſchehen, weil durch dieſe Vermehrung des Waſſers, welche der Fluß Nar erhielt, ihr Gebiet jetzt mehr in Gefahr war, ſchädlichen Uiberſchwemmungen ausgeſetzt zu ſeyn. Die Klage alſo welche zwar in Cicero's Zeiten ſchon alt ſeyn mochte, ſcheinet von Seiten der Interamnaten geführt worden zu ſeyn: damit der Kanal, der zuviel Waſſer auf ihr Gebiet leitete, entweder möchte verſtopft, oder aber doch Mittel ausgefunden werden, den Ablauf unſchädlicher für ihr Gebiet zu machen. Der Senat in Rom ſcheinet auch damals eine ernſtliche Unterſuchung hierüber angeſtellt zu haben, indem er einem Ausſchuſſe von zehn unter dem Vorſitz eines der Conſuln auftrug, hierüber auszuſprechen. In Varro * lernen wir den Appius Claudius, damals Augur, als einen der Abgeordneten kennen, welcher wegen dieſes Streits beyder benachbarten Städte die Gegend um den See Velinus in Augenſchein nehmen mußte. Nach einer andern Stelle des Varro ** iſt dieſer berühmte Handel auch vor das Tribunal der Cenſoren gekommen, wobey Cäſar Vopiscus als einer der Sachwalter für die Reatiner aufgetreten zu ſeyn ſcheinet.

---

[*] Varro de re rust. lib. 1. cap. 7. & lib. 3. cap. 2.

[**] Ad vers. 712. Lib. VII. Aen.

[***] Varro et Servius in locis citatis.

Eine Stelle des Tacitus mag über die Natur dieſes Rechtshandels noch mehr Licht verbreiten, da ſpäterhin wirklich die Rede war, den Kanal des Sees zu verſtopfen. Dieſer Chroniker meldet uns, daß in dem zweyten Jahre der Regierung des Tiberius der Fluß Tiber durch lang anhaltendes Regnen austrat, und in der Stadt den Umſturz vieler Gebäude, und den Tod einer großen Menge Menſchen verurſachte. Daher Arruntius und Atejus den Auftrag bekamen, Mittel zu treffen, wie der Fluß zu beſchränken ſey. Dieſe beyden referirten alſo im Senat: „ob man nicht, um die Ueberſchwemmungen des Tibers unſchädlicher zu machen, die Flüſſe und Seen, wodurch er anſchwillt, ableiten ſollte.“ Die Abgeordneten der Municipal- und Colonialſtädte wurden darauf vorgerufen: wobey die Florentiner baten, daß man doch die Clanis nicht aus ihrem alten Bette in den Arno leiten möchte, weil ſie allzugroßen Schaden dadurch leiden würden. Auf gleiche Weiſe ſprachen die Interamnaten, daß nemlich die fruchtbarſten Felder Italiens dem Verderben würden Preis gegeben ſeyn, wenn der Fluß Nar, wie der Vorſchlag war, in kleine Kanäle und Teiche vertheilt würde, wodurch nothwendig Sümpfe entſtehen müßten. Auch die Reatiner redeten, und wollten nicht, daß der Ablauf des Sees Velinus, da wo er ſich in den Nar ergießt, verſtopft werde, indem er ſich dann über die umliegenden Gegenden ergieſſen würde. Ueberhaupt habe die Natur am beſten für die menſchlichen Anliegen geſorgt, indem ſie den Flüſſen ihre Ufer, wie ihren Lauf, ihren Urſprung, wie ihren Ausfluß bezeichnete. Auch wäre Rückſicht auf die Religion ſelbſt zu nehmen, indem die Verbündeten den einheimiſchen Flüſſen, Tempel, Altäre und Wälder geheiligt hätten: ja der Tiber ſelbſt würde von der Größe ſeines Namens verliehren, wenn die benachbarten Flüſſe von ihm abgeſchnitten würden. Endlich blieb es bey dem Ausſpruche des Piſo, welcher vorſchlug, keine Veränderung vorzunehmen, ſey es daß das Bitten der Kolonien, oder die Schwierigkeit der Ausführung, oder der religiöſe Aberglaube ſoviel vermochte. *

---

* De re rustica. Lib. III. Cap. II.

** Ebendaſelbſt Lib. I. Cap. VII.

Aus dieſer Stelle, beſonders aus dem, was der Autor von dem Velinus beybringet, erhellet deutlich, daß man den Ablauf deſſelben nicht bloß als gefährlich für das Gebiet der Interamnaten, ſondern für die Hauptſtadt ſelbſt anſah. Auch ſollte man nach ihm vermuthen, daß in Tiberius Zeiten weiter keine Vorkehrungen, die Ueber-

---

* Tacit. annal. Lib. I. Cap. 76. & Cap. 79.

Marquis.

Weiß
Die Königin um dieſe Neigung?

Karlos.

Konnt' ich
Mich ihr entdecken? Sie iſt Philipps Frau,
Und Königin, und das iſt ſpan'ſcher Boden.
Von meines Vaters Eiferſucht bewacht,
Von Etikette ringsum eingeſchloſſen,
Wie konnt' ich ohne Zeugen mich ihr nahn?
Acht höllenbange Monde ſind es ſchon,
Daß von der hohen Schule mich der König
Zurückberief, daß ich ſie täglich anzuſchaun
Verurtheilt bin, und wie das Grab zu ſchweigen.
Acht höllenbange Monde, Roderich,
Daß dieſes Feu'r in meinem Buſen wüthet,
Daß tauſendmal ſich das entſetzliche
Geſtändniß ſchon auf meinen Lippen meldet,
Doch ſcheu und feig zurück zum Herzen kriecht.
O Roderich — nur wen'ge Augenblicke
Allein mit ihr —

Marquis.

Ach! Und Ihr Vater, Prinz —

Karlos.

Unglücklicher! Warum an den mich mahnen?
Sprich mir von allen Schrecken des Gewiſſens!
Von meinem Vater ſprich mir nicht.

Marquis.

Sie haſſen Ihren Vater?

ſchwemmungen des Tibers zu beſchränken, getroffen worden wären. Indeſſen findet ſich eine Stelle in Dion, welche, wenn ſie nicht geradezu das Gegentheil beweiſet, doch eine ſtarke Modification zuläßt. Nachdem er von den nämlichen Ueberſchwemmungen, deren Tacitus gedenket, geſprochen hat, füget er bey: „Tiberius gab Befehl, daß zu jeder Zeit fünf Senatoren, welche das Loos zu einem ſolchen Amte beſtimmen würde, Sorge tragen ſollten, daß das Waſſer in dem Tiber des Sommers nicht zu ſeicht ſeyn, und im Winter nicht zu ſehr anſchwellen, ſondern ſo viel möglich immer gleich fließen möchte." * Dieſe Vorſchrift des Kaiſers zielet auf beſtimmte Vorkehrungen, zwar ſo viel möglich ohne Nachtheil der Colonialſtädte. Unter dieſe möchte ich gerne eine Anſtalt zählen, welche heut zu Tage noch im Gange iſt: obwohl es anderſeits nicht auszumachen iſt, ob dieſelbe nicht ſchon ſeit Curius ſelbſt, oder in Cicero's Zeiten zum Theil exiſtirt habe.

Dieſe Vorſorge beſtand darin. Man baute eine Brücke über den Hauptkanal des Velinus, nicht bloß zum Uebergange, ſondern hauptſächlich um bey großem Anlaufe den Strom anzuhalten, und nur ſoviel Waſſer durchzulaſſen, als der Bogen der Brücke geöffnet iſt. ** Sie iſt bey 70 Palm breit: der Bogen iſt tief über den Kanal geſprengt, und ſo feſt gebaut, daß ſie jeder Gewalt des Waſſers widerſtehen kann. Ihr jeziger Name Ponte regolatore bezeichnet noch ihre urſprüngliche Beſtimmung. Da alſo hiedurch die Maſſe Waſſer, welches abfließen konnte, regulirt war, ſo erhielt die Nera keine nachtheilige Vermehrung weiter. Damit aber auch das überfließende Waſſer des Velinus nicht anderwärts ausbreche, und Verheerungen verurſache, ſo ward eine zweyte Anſtalt getroffen. Dieſe war, daß man das Ufer des Hauptkanals von der Seite durchſchnitt, und vermittelſt eines NebenCanals das überflieſſende Waſſer in mehrere groſſe und kleinere Teiche leitete, welche zu dieſem Zweck zur Seite des Flußbettes gegraben worden waren. Dieſe Teiche exiſtiren zum Theil noch, und der größte davon führet noch heute den Namen Foſſa Tiberiana: eine Tradition, welche den Text des Tacitus modificirt, und denjenigen des Dion rechtfertiget. Alle dieſe Teiche wurden durch Zwiſchenkanäle miteinander verbunden, und dann durch einen gemeinſchaftlichen größern Kanal wieder ausgeleeret. * Allein da alle dieſe Vorkehrungen getroffen wurden, damit das Waſſer nicht ſo bald wieder daraus abflöße, ſo ward eine zweyte Brücke, Ponte regolatore, über dieſen zweyten Kanal gebaut. Die Spuren davon exiſtiren noch: ſie hatte zwey Bogen, an welchen vermuthlich Schleußen angebracht waren, um das Waſſer in den Teichen ſo lange aufzuhalten, als man wollte, und eben ſo allmählig wieder daraus abflieſſen zu laſſen. **

---

* Dion. Tom. 2. Cap. 14.

** Siehe die Karte und Brücke.

Um nun den Nutzen und Endzweck dieſer Anſtalt ganz zu begreifen, iſt noch nöthig zu wiſſen, daß der hohe Anlauf des Waſſers periodiſch iſt, im Spätjahre nemlich bey anhaltendem Regen, und im Frühling, wenn der Schnee von den Gebirgen ſchmilzt. Das Anſchwellen der Flüſſe ſowohl, als des Sees iſt nie von langer Dauer, und hält höchſtens einige Tage an. Fieng nun das Waſſer an, in dem großen Kanal des Hauptbettes merklich abzunehmen, ſo konnte man die Schleußen des zweyten Kanals ohne Gefahr öfnen, um die Teiche allmählig wieder auszuleeren. Die ganze Maſſe Waſſer alſo, welche der Fluß und der See zum Beiſpiel in Zeit von vier Tagen herbeyführten, und ohne dieſe Brüken, Teiche und Schleußen in eben dieſer Zeit in die Nera und folglich auch in den Tiber ausgeleert hätten, lief vermittelſt dieſer Anſtalt anſtatt in vier, nun in ſieben oder acht Tagen ab. Folglich ward der Endzweck, das Gebiet an dem Nera, ſo wie dasjenige an dem Tiber vor ſchädlichen Ueberſchwemmungen, von dieſer Seite wenigſtens, zu ſchützen, erreicht. Auch litt das Erdreich, worin die großen Teiche, um das überfließende Waſſer aufzunehmen, gegraben wurden, keinen Schaden; weil das Waſſer wieder ganz daraus abfloß, und keinen Sumpf zurückließ. Vielmehr ward der Boden durch die ſchleimigten Theile, welche das Waſſer abſetzte, fetter gemacht. Der Anpflanzung ſchadete es auch nicht, weil entweder das hohe Waſſer gegen den ſpäten Herbſt eintritt, wo die Aerndte ſchon lange vorüber iſt, oder aber im Frühjahr, das heißt in den Monaten Merz und April, wo dann noch volle Zeit vorhanden iſt, eine nützliche Anpflanzung vorzunehmen.

---

* Siehe die Karte.

** Siehe die Karte.

In neuern Zeiten ließ man es ſich zu verſchiedenen Malen angelegen ſeyn, dieſe vortrefliche Anſtalt der Alten wiederherzuſtellen.

Braccio Fortebracci ließ im Jahre 1417 den ganzen Kanal, Reatino genannt, ziehen, und die durch Jahrhunderte verſchlammten Teiche zum Theil wieder aufgraben. Paul III ſtellte im Jahre 1546 den Kanal der Alten wieder her, der auch jetzt noch im Gange iſt: dadurch ward aber der Reatino unnütz, und iſt jezt wieder troken. Auch Gregorius XIII machte Verbeſſerungen, und Clemens VIII ließ die Brücke über den HauptKanal des Curius wiederherſtellen. Vor wenigen Jahren iſt eine neue große Arbeit an der Stelle ſelbſt, wo ſich der Velino in die Nera ſtürzet, ausgeführt worden. Durch die Länge der Zeit hatte die Gewalt des fallenden Waſſers die Felſen ſo abgeſchliffen, und die Natur des Falles ſo geändert, daß der Velino ſich nicht mehr ſchief, ſondern ganz ſenkrecht in die Nera ſtürzte. Dieß hielt bey einem etwas ſtarken Anlauf der Gewäſſer den Strom der Nera auf, wodurch dann abwärts ſehr nachtheilige Ueberſchwemmungen veranlaßt wurden. Die neuerlich vorgenommenen Arbeiten beſtunden alſo darin, daß durch Abgraben und Sprengen großer Felſenparthien dem Falle des Velino wieder eine ſchiefe Richtung — nach dem natürlichen Laufe der Nera — gegeben wurde.

Die dieſer Beſchreibung beygegebene Karte iſt von einer größern kopirt, welche der für jeden Zweig der Gelehrſamkeit ſo wachſame Kardinal Borgia im Jahre 1779, als er noch Sekretair der Propaganda war, aufnehmen und ſtechen ließ.

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52550-8
SCHILLER,F. FN. 13373/087

Erklärung der Riſſe
von dem Emiſſär des Fuciniſchen See's.

Fig. I. Grundriß des ganzen Kanals. a) Einfluß des Sees. b) Ausfluß in den Liris.

Fig. II. Durchſchnitt des Kanals mit Ein- und Ausfluß, Pozzi und Cuniculi.

Fig. III. Grundriß von einem Theil des Kanals. a) Kanal. b) Pozzi. c) Cuniculi.

Fig. IV. Doppelter Durchſchnitt von O bis P der Pozzi und Cuniculi von P bis Q des Kanals. a) Groſſer Cuniculus. b) Kleinere. c) Pozzi. d) Niſchen in den Cuniculi. e) Theilung des groſſen Cuniculus in zwey kleinere. f) Kanal. g) Eingang der Pozzi. h) Eingang der Cuniculi in den Kanal. l) Stück im Kanal um die Weiſe des Grabens anzuzeigen. m) Umgang des Cuniculus um den Pozzo.

Fig. V. Durchſchnitt der Cuniculi und des Canals; genommen von der punktirten Linie z. a) Cuniculi. b) Eingang in den Kanal. c) Tiefer Graben deſſelben.

Fig. VI. Durchſchnitt eines Pozzo. a) Pozzo und Eingang in den Kanal. b) Durchſchneidung des Pozzo durch die Cuniculi.

Fig. VII. Weiſe, wie in dem Kanal gearbeitet ward.

Fig. VIII. Plan des Einfluſſes in den Kanal. a) Mauer in den See hineingebaut. b) Zwey Schleuſſen. c) Waſſerbehälter. d) drey Bogen in den Kanal.

Fig. IX. Durchſchnitt des vorigen. a) EinfaſſungsMauer. b) Schleuſſe. c) Tiefe des Behälters. d) Einfluß in den Kanal.

II.

Der Pilger.

Ein König von Neapolis,
Den man, vor allen Potentaten,
So jung er war, den Weiſen hieß,
Und die von ihm regierten Staaten
Die glücklichſten der Erde pries,
Alfons, als er mit den Magnaten
Der Jagd einmal ſich überließ,
Die ihm, wenn nicht zu groſſen Thaten,
Das Mittel zur Geſundheit wies,
War ſelbſt an einen Hirſch gerathen,
Der, wie das Horn zum Angriff blies,
Von Hunden, die ihm bellend nahten,
Den mutigſten zu Tode ſtieß.
Dem Sechszehnender nachgeſchwommen,
Da dieſer durch den Strom geſezt,
War, ſchier ermattet, er zulezt
Von allen Jägern abgekommen.
Auf ſeinem Renner, ganz allein,
Irrt' er im pfadeloſen Hain,
Sah keines Wildes Fährte weiter

Und freute ſich, als durch die Kräuter,
Mit feſtem, unbefangnen Tritt
Und edler Mien', ein Pilger ſchritt,
Der höflich, doch nicht unterthänig,
Als nähert' er ſich keinem König,
Ihn fragend antrat: „Kamerad!
Wo führt der nächſte Weg zur Stadt?" —
König. Du haſt, von ferne wohl gekommen,
Des Staubes Fülle mitgenommen.
Pilger. Der halbe nicht, den er erregt,
Hat ſich auf meinen Fuß gelegt.
K. Wenn du, wie weit er ſich bewegt',
Und von der Heimat dich entfernte,
Aus allem, was du hörteſt, ſahſt,
Erfahrungen gezogen haſt:
Reich, wahrlich, reift dir dann die Erndte.
P. Um Kleinigkeiten groß Gewühl,
Zu leeren Freuden leere Klagen,
Wo Wörter prunkten kein Gefühl,
Die Mißgunſt am Verdienſte nagen
Fand ich, wohin der Blick mir fiel;
So weit die Füße mich getragen,
Schien mir die Welt der Laune Spiel;
Was Liebende ſich ſchwören, ſagen,
Galt allenthalben nicht ſehr viel;
Sich außer Athem alles jagen
Sah ich nach einem eiteln Ziel,
Und lernte, ward mir abgeſchlagen
Die Bitte, bis dem Mund' entfiel,

Verſchämt auch eine zweite wagen.
Darum noch einmal: Kamerad!
Wo führt der nächſte Weg zur Stadt?
Die Sonne will ins Meer ſich tauchen;
Ich merk's, daß Ruh die Füſſe brauchen.
K. Biſt aber in Neapolis
Du guter Aufnahm' auch gewiß?
P. Was man dem Wandrer dort verſage,
Der, jeder Hülf entbehrend, naht:
Wer nichts mit Recht zu fodern hat,
Erlaubt gewiß ſich keine Klage.
Doch wie dem werde: Kamerad,
Sag' an den nächſten Weg zur Stadt!
K. Verloren ſelbſt in dieſen Haiden
Such' ich den Pfad', der immer weicht;
Was mir mißlang, gelingt vielleicht,
Wenn wir vereint uns umſchaun, beiden.
P. Vortreflich! wär' auch mir ein Pferd
Von raſchem Gang, wie deins, beſchert;
So aber weilt' ich nur den Reiter,
Ermatteteſt du den Begleiter.
K. Recht, ſprach der König, mein Genoß!
Und ſprang herunter von dem Roß:
Wir haben gleiches Ziel, und müſſen
Auch ſuchen es auf gleichen Füſſen.
Wie du auf manches dich verſtehſt,
Erräthſt du wohl, mit wem du gehſt?
P. Mit einem Menſchen, nach dem Gange.
K. War dir vor Räubern niemals bange?

P. Das Beſte trau' ich Menſchen zu;
Kein Räuber ſtöret meine Ruh.
K. Wenn, wohlgemut und guter Dinge,
Nun Napels König mit dir ginge?
P. Von Königen, was man auch ſpricht,
Scheu' ich den Anblick eben nicht;
Sie ſind es ſelten, die uns Leuten
Das Elend, das uns drückt, bereiten.
Doch froh ſei, wenn du König biſt,
Daß dir ein Menſch begegnet iſt,
Der erſte, der in Herzensfülle
Vielleicht dir naht, und ſonder Hülle.
K. Der hier uns an einander warf,
Der Zufall, guter Pilger, darf
Doch glücklich mich allein nicht machen;
Durch mich muß auch das Glück dir lachen.
P. Das hat mir lange ſchon gelacht!
Ich hab' in dieſer Pilgertracht
Was mich erfreuet, mich ernähret,
Und, was ich wünſche, mir gewähret.
Giebt dir ein ähnliches dein Thron,
So nenne dich des Glückes Sohn!
K. Der glücklichſten biſt du wohl einer?
P. Hab' ich kein Glück, ſo hat es keiner!
In dem Gefühl that ich den Schwur,
Zu henken mich am nächſten Baume,
Fänd' auf der Erde weitem Raume
Ich glücklicher auch Einen nur.
K. Wähl' ihn denn aus, den Baum zum Henken!

Karlos.

Nein! Ach nein!
Ich haſſe meinen Vater nicht — Doch Schauer
Und Miſſethäters-Bangigkeit ergreifen
Bei dieſem fürchterlichen Namen mich.
Kann ich dafür, wenn eine knechtiſche
Erziehung ſchon in meinem jungen Herzen
Der Liebe zarten Keim zertrat? Sechs Jahre
Hatt' ich gelebt, als mir zum Erſtenmal
Der Fürchterliche, der, wie ſie mir ſagten,
Mein Vater war, vor Augen kam. Es war —
An einem Morgen, wo er ſtehnden Fußes
Vier Bluturtheile unterſchrieb. Nach dieſem
Sah ich ihn nur, wenn mir für ein Vergehen
Beſtrafung angekündigt ward. — O Gott!
Hier fühl' ich, daß ich bitter werde — Weg —
Weg, weg von dieſer Stelle!

Marquis.

Nein, Sie ſollen,
Jetzt ſollen Sie ſich öffnen, Prinz! In Worten
Erleichtert ſich der ſchwer beladne Buſen.

Karlos.

Oft hab' ich mit mir ſelbſt gerungen, oft
Um Mitternacht, wenn meine Wachen ſchliefen,
Mit heißen Thränengüſſen vor das Bild
Der Hochgebenedeiten mich geworfen,
Sie um ein kindlich Herz gefleht — doch ohne
Erhörung ſtand ich auf. Ach, Roderich!
Enthülle du dies wunderbare Räthſel
Der Vorſicht mir — Warum von tauſend Vätern

Wie meinſt, blüht noch nicht dein Glück.
P. Daß eines Königs Hand den Strick
Mir reiche, den Gedanken denken
Kan ich noch nicht. Spinnt irgendwo
Sein Glück auch wer an eigner Spindel;
Lebt einer ſeines Daſeins ſo,
Als ich es bin, und mehr noch froh:
Nur in dem luſtigen Geſindel,
Das, unabhängig, jeden Zwang
Vermeidend, dem die Hand nicht ſtrecket,
Was zu entbehren ihm gelang,
Und, ungeſchmeichelt, ungeſchrecket,
Iſt ihm geſtillt der Notdurft Drang,
Mit einem fröhlichen Geſang
Den Schlaf der Wiederhalle wecket,
Wird dieſer ſeltne Mann entdecket.
Vor einem Fürſtenthron zurück
Bebt ſtets das ſorgenſcheue Glück.
Laß aber nur vor allen Dingen:
Da, was du wähneſt, in der That
Mir Folgen von Bedeutung hat,
Uns unſer Glück in Anſchlag bringen.
K. Bald iſt der meinige gemacht:
Geſundheit, Jugend, Reichthum, Pracht,
Der Wünſche Ziel, den Zweck des Strebens,
Jedwede Seligkeit des Lebens
Beſitz ich, und im Ueberfluß.
Ich wandre nicht, gleich dir, zu Fuß.
Und kan aus meinen Ställen hundert,

Willſt du, ein zweites Hundert noch,
Dir Pferde ſtellen, dieſem doch
Gleich wenigſtens, und manches hoch
Von ſcharfen Kennern ſelbſt bewundert.
Wird kaum, daß ich zurück bin, kund,
So triumfiret jeder Mund,
Und, wie ein Engel von den Frommen
Des Kloſters, werd' ich aufgenommen.
  P. Nur Fragen noch erlaube mir:
Bleibt auch beim wiederhohlten Kuſſe
Der Wonne Reiz noch lockend dir?
Folgt Eckel niemals dem Genuſſe?
Drückt nie dich der Geſchäfte Schwall?
Biſt du zum Denken immer tüchtig?
Ehrgeizig nicht? nicht eiferſüchtig?
Von Sorg' und Unruh nicht der Ball?
  K. Du fragſt zu viel, verſetzt der König.
  P. Vergieb! Was du behaupten willſt,
Hat doch Bezug auf mich ein wenig:
Da darf, wie ſehr von Glück du ſchwillſt,
Auch der etwanigen Beſchwerden
Ganz übergangen keine werden.
Nun meinen Anſchlag: Seit der Tag
Ergrauet bin ich in Bewegung.
So karg, alltäglich die Verpflegung
Mir in der Stadt auch fallen mag;
Als dein Faſan, wird ſie mir ſchmecken!
Auf hartem Lager mich zu ſtrecken
Hab' ich gelernt, und ſelbſt auf Stroh

Erwach' ich meines Lebens froh.
Wohin mich Andacht, Neugier, Laune
Nur locken, geh' ich. Lacht die Braune
Mir nicht, ſo reizt der Blonden Kuß.
Was ich erſpähe, wird Genuß;
Macht aber etwas mir Verdruß,
Entſagt Neapel meinem Hoffen,
So ſteht die ganze Welt mir offen,
Und weiter ſez' ich meinen Fuß
Wird nun mein Glück auch übertroffen
Von dem, was dir, dem König, fiel:
Nicht ſchlecht, geſteh's, ſtand auch mein Spiel!
K. Noch müde ſcheinſt du nicht des Lebens
Und ohne Wolken lacht's dir auch.
Mit dir mißt ſich ein Fürſt vergebens,
Vergleicht ſich nicht der frohſte Gauch:
Doch, wenn ich mich beſiegt erkenne,
Den Glücklichern dich neidlos nenne,
Und du für mich die Achtung haſt,
Die ich dir einzuflößen trachte,
So lern', als mein willkomner Gaſt,
Nun, wie ein König lieb' und achte!
P. Des Königs Gaſt ein Pilger? Nein!
Nicht, daß der angebotnen Ehre
Unwürdig ich mich fühlt'; allein
Was wohl ein Poſſenſpiel mir wäre,
Das würde bald Verdruß dir ſein.
Dir Beifall klatſchend, würden alle,
Mit der Bewundrung leerem Schalle,

Den an den Hof ihr Herrſcher rief,
Den Sonderling lobpreiſen, tief
Bis in den Staub vor ihm ſich bücken;
Doch wendeteſt du kaum den Rücken,
Gleich krächen deiner Dienerſchaft
Geblähte Sklaven aus der Ecke,
Und ziſchelten: an welcher Hecke
Hat Er den Mann von Drang und Kraft,
Den Lumpenkerl, wohl aufgerafft?
Man würde dich des Leichtſinns, andrer
Vergehen, Laſter gar dich zeihn —
  K. Vertraut wie kan ein armer Wandrer
In dieſem Grad mit Höfen ſein?
  P. Ich bin, mein König, hochgeboren.
Von einem Fürſten auserkohren
Zum Günſtling, wurde mir Gewalt,
Geiſt, Schönheit, Wiz und Reichthum bald.
Mein Prinz, zu menſchlich nur und gütig,
Ward laut geprieſen, wie es Pflicht
Und Wahrheit heiſchten; übermütig
Gab Lob allein der Hof ihm nicht.
Betrog'n oft und misgehandelt
Sah ich den beſten Herrn der Welt,
Und mich, vom Hofton' unverwandelt,
Der Argliſt Ränken bloß geſtellt.
Mislaunig längſt, an allen Seiten
Umringt von Larven mich zu ſehn,
Und Gröſſen und Erhabenheiten
Im äuſſern Pomp' allein zu ſpähn,

Nahm ich den Pilgerſtab zu Händen,
Um Freiheit, Wahrheit und Natur,
Wo ſie ſich noch auf Erden fänden,
Im engen Thal', auf ſtiller Flur
Zu ſuchen, und, ſollt' ich ſie ſchauen,
Bei Menſchen, denen ſanft, im Schooß
Der Einfalt, ihre Zeit verfloß,
Auch mir ein Hüttchen zu erbauen.
Seitdem, geſtützt auf dieſem Stab,
Irr' ich durch Wälſchland auf und ab.
K. Sind alle Höfe denn ſich ähnlich?
P. Derſelbe Geiſt regieret ſie.
K. Schlecht von dem Troß, der uns gewöhnlich
Umringt, denkſt du; doch irrſt du nie?
P. Fürſt, wenn du nicht der Maske trauteſt,
Und, wie er iſt, den Höfling ſchauteſt,
Im Augenblick gäbſt du mir recht!
Dies eigenſüchtige Geſchlecht,
Wie würd' es zittern, wenn es dächte,
Daß jeder, ganz von dir durchſchaut,
Dir ſeine Huldigungen brächte!
Ich wüßt' ein Mittel, dich vertraut
Mit deinem Hofe ſelbſt zu machen.
Laut wirſt du ſeiner, bis nun laut
Gewordenen, Geſinnung lachen.
Für ein paar Thälerchen bereit
Steht es, iſt in der Stadt zu finden;
Allein du mußt dich mir verbinden
Zu völliger Verſchwiegenheit.

Kaum iſt der ſchöne Plan enthüllet,
Als durch den immer lichtern Wald
Erſt ſchwach das Horn, dann lauter ſchallt,
Und Hundsgebell die Luft erfüllet.
Daß man ihn nicht bemerke, ſchleicht
Der Pilger ins Gebüſch. Zu Pferde
Setzt ſich der König, und erreicht,
Der ausgeſtandenen Beſchwerde
Mehr froh, als müd', und ſehr belehrt,
Den Jagdzug, der zur Stadt nun kehrt.

So wie des Schloſſes Flügelpforten
Am Morgen offen gehen, zwängt
Durch den Tumult, der ſie umdrängt,
Der Pilger ſich mit glatten Worten.
Die Bittſchrift, die am Gurt ihm hängt,
Reicht er dem König. Der empfängt
Sie gnädigſt, lieſet, blickt erſtaunet
Den Unbekannten an, und raunet
Dem nächſten Kämmerling' ins Ohr.
Raſch aus dem Haufen ihn hervor
Zieht dieſer, lächelt und begleitet
Ihn bis ans Kabinett, wo ihn
Der König, der vom Throne ſchreitet,
Noch eine Weile heißt verziehn.

Zwei volle Stunden wohl, und länger,
Hört man ſie auf und ab hier gehn,
Und, ſpricht der fremde Grillenfänger,

So kan man doch kein Wort verſtehn.
Der allerſchärfſte Blick, und dräng' er
Ins Herz, kan durch die Wand nicht ſehn;
Das macht des Hofes Müſſiggänger
Vor Neubegierd' und Neid vergehn.

Wie den des Hofes Marſchall feiert,
Den obenan ſein Adel ſezt;
Mit einem Ausdruck, der erneuert,
Was man von jenen Zeiten leiert,
Wo Menſchenwerth, der nun verlezt,
Zur Ehrfurcht Fürſten ſelbſt entfeuert;
Mit einem Blick, der, daß er jezt
Den Mann gefunden, den er ſchäzt,
Verſchleiern ſoll, und nicht verſchleiert,
Entläßt ihn der Monarch zulezt.

Das Auskericht der Vorgemächer,
Der Band- und Schlüſſelträger Schwarm,
Der Küch' Aufſeher und der Becher,
Die Junker ohne Kopf und Harm,
Das Schreibervolk mit leerem Darm,
In Liverei die kleinen Schächer,
Steht alles mit verſchränktem Arm,
Erlauernd den Erfolg. Wer näher
Sich der Perſon des Fürſten wagt,
Der Liebling, der ihm jezt behagt,
Die Freundin ſeiner lezten Nacht,

Der Staatsmaſchin' erfahrener Dreher,
Schließt einen Kreis um ihn, und fragt:

„Der Fremdling,“ ſpricht er zum Miniſter,
Der mit der Frag' am erſten kommt,
„Hat mir geſagt, was lehrt und frommet.
Der Kabbala geweihter Prieſter,
Hat, aus der Piramiden Düſter,
Durch der beſchwornen Geiſter Macht,
Den Kundigen längſt ein Geflüſter,
Geheimniß' er hervorgebracht,
Die, mir entdeckt, im Buſen lodern,
Jedoch Verſchwiegenheit erfodern.
Nur dieſen Spiegel hier erlaubt
Er mir auch andern vorzulegen.
Wer obenhin ihn anſieht, glaubt
Hineinſchaun ungeſtraft zu mögen;
Auch wirft er auf den erſten Blick
Nichts als das wahre Bild zurück.
Doch kaum entſchlüpft ſind durch die Pforte
Der Lippen drei Chaldäerworte,
So ſtellt, der eben erſt erwacht,
Noch nicht geſprochen, kaum gedacht,
Der Bruſt geheimſter Wunſch — man ſchauert!
Wie er im tiefſten Winkel lauert,
Verkörpert ſich und offenbar
Den Augen des Betrachters dar.
Ich ſah hinein, und auf dem Throne
Konſtantinopels ſah ich mich.

Die Feind' und Neider meiner Krone,
Die Nebenbuler, männiglich
Mir unterworfen, ſtürzten ſich,
Mit Hohn den Trutz mir abzubüſſen,
Und krochen ſchmeichelnd mir zu Füſſen.
Wie lebhaft aber man erzählt,
Wie nah der Wahrheit tritt, ſo fehlt
Doch viel, daß man ſie ganz erreichet;
Schau ſelbſt, ob mein Bericht ihr gleichet,
Und dich der Spiegel dir verhehlt!" —
„Das wolle Gott nicht und ſein Prieſter!
Fällt ein, mit kaltem, ernſtem Ton,
Der wie beleidigte Miniſter.
Geb', iſt er nicht der Kirche Sohn,
Geb' ihm die Hölle ſeinen Lohn
Dem Zauberer, der, ſonder Zweifel,
Belehrt und angeſtellt vom Teufel,
Gekräftiget durch deſſen Macht,
In unglücksſchwangrer Mitternacht
Dies Werk der Finſterniß vollbracht!
Die Worte, die er dich gelehret,
Und welche nachzuſprechen mich
Allein die Furcht des Herrn verwehret,
Sind gottlos, gotteslästerlich:
Wie deiner Majeſtät, die ſich
Mit Recht erwarb des Frommen Namen,
Die ſchrecklichen Gedanken kamen,
Wie ſie gab der Verführung Raum,
Ihr unterlag, begreif' ich kaum." —

Nicht weiter in den Mann zu bringen
Verſucht der König, aber eilt
Den Spiegel ſeinem Freund zu bringen
Und ihr, die jetzt ſein Lager theilt.
In Ohnmacht fällt, als er ihr ſchimmert,
Mit Anſtand ſie und groſſer Kunſt;
„Bleibt mir,“ ſpricht er, „Alfonſos Gunſt,
Erhalten nur ſein Herz: zertrümmert
Mag mir die halbe Welt vergehn!
Ich will kein Glück, als dieſes ſehn!“ —

Mit ſeinem Spiegel, durch die Hallen
Des Schloſſes, Kammern und Gemach,
Bis zu den Zofen unterm Dach,
Und ſelbſt ins Erdgeſchoß, zu wallen,
Entſchloß, auf einen nur zu fallen,
Der ihm ſein Inneres nicht barg,
Umſonſt bemüht ſich der Monarch.
Vermieden ſieht er ſich von allen,
Geflohn wird ſelbſt des Spiegels Schein,
Und keiner wagt den Blick hinein.

Ein Angſt weiſſagend Ungewitter
Hüllt der genahten Wolke Schooß.
Lackei, Handwerker, Junker, Ritter,
Geſchmückt, halb angekleidet, bloß,
Soldaten, Damen, Herrn vom Rathe,
Jud', Advokat, des Pöbels Troß,
Wild, wie er hier aus ſeiner Kathe

Juſt eben dieſen Vater mir? Und ihm
Juſt dieſen Sohn von tauſend beſſern Söhnen?
Zwei unverträglichere Gegentheile
Fand die Natur in ihrem Umkreis nicht.
Wie mochte ſie die beiden letzten Enden
Des menſchlichen Geſchlechtes — mich und ihn —
Durch ein ſo heilig Band zuſammen zwingen?
Furchtbares Loos! Warum mußt' es geſchehn?
Warum zwei Menſchen, die ſich ewig meiden,
In Einem Wunſche ſchrecklich ſich begegnen?
Hier, Roderich, ſiehſt du zwei feindliche
Geſtirne, die im ganzen Lauf der Zeiten
Ein einzig Mal in ſcheitelrechter Bahn
Zerſchmetternd ſich berühren, dann auf immer
Und ewig auseinander fliehn.

Marquis.

Mir ahnet
Ein unglücksvoller Augenblick.

Karlos.

Mir ſelbſt.
Wie Furien des Abgrunds folgen mir
Die ſchauerlichſten Träume. Zweifelnd ringt
Mein guter Geiſt mit gräßlichen Entwürfen;
Durch labyrinthiſche Sophismen kriecht
Mein unglückſel'ger Scharfſinn, bis er endlich
Vor eines Abgrunds jähem Rande ſtutzt —
O Roderich, wenn ich den Vater je
In ihm verlernte — Roderich — ich ſehe,
Dein todtenblaſſer Blick hat mich verſtanden
Wenn ich den Vater je in ihm verlernte,
Was würde mir der König ſeyn?

Mit dem des Hofs zuſammenfloß,
Der Erzbiſchof im Feſtornate,
Für dieſe Rolle nicht zu groß,
Die Kleriſei im vollen Staate,
Die ihre Wut ins Volk ergoß,
Drängt, drohet, flucht und ſtürmt ins Schloß.
Man hört ſie ſchreien, ſieht ſie rennen
Durch WeiberGruppen, hin und her,
Und alles will den Zauberer
Mit ſeinem Spiegel gleich verbrennen.

Zur öffentlichen Audienz
Ruft nun der König unſern Pilger:
„Du biſt, mit aller Reverenz
Für deine heiligen Vertilger
Geſagt, kein Zauberer; allein
Du kennſt die Menſchen, groß und klein!
Daß mir an meinem ganzen Hofe
Kein maskenfreier Kopf erſcheint,
War unſre Wette; bis zur Zofe
Fand ich verlarvt ſie alle, Freund!
Da iſt dein Spiegel! Wenn der Krämer,
Der von Venedig ihn gebracht,
Zurück ihn nehmen will, ſo nehm' er!
Spaß hat er uns genung gemacht.“

III.

Agnes von Lilien.

Fortſetzung.

Es war ein heitrer Morgen. Ich genoß mit Eliſen auf einem der öffentlichen Spatziergänge die lang entbehrten freundlichen Sonnenſtrahlen. Unter mehreren bekannten und unbekannten Geſtalten, die an unſrer Seite vorübergiengen, erblickte ich den Mahler, dem ich auf meiner Reiſe begegnete. Er gieng ein paar Mal an uns vorbei, ohne zu grüßen, blieb aber an der Barriere der Allee ſtehen, wo wir nothwendig vorbei mußten. Ich war im Begriff, ihn als einen Bekannten anzureden, und ihm für ſein Gemälde zu danken; aber er fiel mir ins Wort, und überreichte mir ein kleines zierliches Portefeuille, mit dieſen Worten: Ich bin ein reiſender Künſtler, liebes Fräulein. Sehen Sie dieſe Blätter durch, ſie haben die Güte, mir ſie Morgen um dieſelbe Stunde auf dieſen Platz wiederzuſchicken, meine Adreſſe iſt Johannes Charles. Er war uns aus den Augen, eh' ich ihm antworten konnte, und das Portefeuille blieb in meinen Händen. Wir ſahen es auf einer Bank in der Promenade durch; es enthielt einige fein ausgeführte Landſchaften und viele Skizzen, meiſtens Schweizerausſichten. Unter dieſen fand ich einen Brief an Agnes Lilien überſchrieben, mit Bitte, ihn allein zu eröfnen. Eliſe ſcherzte über dieſen Vorfall und verlangte den Brief zu ſehen. Ich will keines Menſchen Vertrauen beleidigen, ſagte ich halb ernſthaft und ſteckte ihn ein in der Vermuthung, daß er vielleicht ein aufrichtiges Geſtändnis ſeiner Bedürfniſſe enthielte, welches er mir lieber abzulegen wage, als einer ganz Unbekannten. Ich eilte in mein Zimmer, das Blatt zu eröfnen. Es enthielt folgende Zeilen von einer kleinen, weiblich zarten Handſchrift.

„Meine theure Agnes, deine Mutter ſchreibt dieſe Worte; ach ſchwere Verhältniſſe hielten mich bis jetzt gebunden! — Ich konnte mich dieſes Namens nicht werth machen — noch immer liegen ſie auf mir, und nur unter der Decke des tiefſten Geheimnißes kann ich das Glück genießen, das was mir auf der Welt am theuerſten iſt, zu ſehen. Johannes Charles wird dich Morgen Abend gegen ſechs Uhr zu mir bringen. Niemand darf um dieſe Zeilen und deinen Beſuch wiſſen, ſuche einen Vorwand, um dich zu entfernen. Iſt es dir für Morgen unmöglich einen zu finden, ſo komme einen andern Abend. Aber eile, ich bin krank, ſchmachte nach deinem Anſchaun und darf mich auch nur kurze Zeit an dem Ort, wo ich dich ſehen kann, aufhalten. Auf Johannes Charles kannſt du dich ganz verlaſſen, er iſt mein Freund."

Meine Mutter — meine Mutter! rief ich aus, und die Gewalt des neuen ſüſſen Gefühls machte ſich durch einen Thränenſtrom Luft. Mit glühender Ungeduld erwartete ich den andern Morgen, um Charles zu ſprechen. Die Winterluſtbarkeiten waren ihrem Ende nahe, und wurden darum noch eifriger beſucht. Den nächſten Abend war Ball en masque und dieſer erleichterte den Plan zu meinem Verſchwinden im Hauſe. Ich legte in Charles Portefeuille aus Vorſicht, im Fall ich ihn nicht unbeobachtet ſprechen könnte, ein Billet mit den Worten: „Ich komme zur beſtimmten Stunde, holen Sie mich um neun Uhr an der Gartenthüre ab; ich bin bereit Ihnen überal zu folgen." Zum erſten Mal mußte ich Umwege brauchen, um mir den einſamen Morgenſpatziergang zu verſchaffen. Meine Lage, und das Vertrauen meines Vaters hatten mich vor allen kleinen Unwahrheiten, zu denen die Tyrannei des Scheins zwingt, bewahrt; mit widerſtrebenden Herzen nahm ich meine Zuflucht zur Liſt. Eine widrige Empfindung zieht meiſtens Reflexionen nach ſich. Wie wär' es, raunte mir ein böſer Dämon ins Ohr, als ich ſtatt zu Eliſen zu gehen, wie ich geſagt hatte, die Straße nach der Promenade einſchlug, wie wär es; wenn man ſich deiner Unerfahrenheit bediente, um dir Fallſtricke zu legen? Iſt es nicht eine Unbeſonnenheit zu kommen? Aber der theure, theure Mann — und ſie iſt krank! „Eh' ich mich bey meinem Vater in Hohenfels Raths erhohlen kann, müßte ich ſie in der Ungewißheit laſſen, könnte ſie vielleicht verliehren — ſie niemals ſehen.

Charles ſtand vor mir. Ich komme, ja ich komme ſagte ich bei mir ſelbſt, mein Herz fodert es, mag mich die Welt auch verkennen. Charles gerades, edles Geſicht gab mir meine Ruhe wieder. So erſcheint oft im Moment der Noth ein Genius, wie mir Treue und Wahrheit jetzt in ſeinen Zügen aufgieng und allen Schatten von Betrug verbannte. Er war ſauber gekleidet, ſeine braunen ſonſt wild fliegenden Haare lagen natürlich, doch wohl geordnet, um Stirn und Wangen, und in ſeinem Benehmen war etwas feierlich ſtilles. „Sie finden meine Antwort in dem Portefeuille. Wie geht es meiner theuren Mutter?" flüſterte ich ihm ins Ohr, indem ich ihm das Portefeuille übergab, denn mehrere meiner Bekannten näherten ſich mir. „Ihre Mutter iſt glücklich in der Hofnung, ihr geliebtes Kind zu ſehen, erwiederte er; Ich hoffe ihre Unpäßlichkeit entſtand nur durch die weite und ſchnelle Reiſe. Sie kommen heut, ich leſe es in Ihren Mienen." Ich winkte Ja, und entfernte mich ſchnell.

Die Gräfin fuhr um fünf Uhr in eine Aſſemblee, von der ſie dann gleich auf den Ball gehen wollte. Unter dem Vorwand einer Unpäßlichkeit erhielt ich, wie wohl ungern, die Erlaubniß zu Hauſe zu bleiben. Um allen Nachforſchungen und allem Geſchwätz der Bedienten auszuweichen, kleidete ich mich an, als wollte ich heimlich auf den Ball gehen, um die Gräfin und meine Bekannten zu überraſchen. Die Gräfin liebte ſolche Auftritte, höchſtens konnte ſie dieſen Schritt nur jugendlich unbeſonnen und bei meinem Mangel an Weltkenntniß natürlich und verzeihlich finden. In einer weiſen griechiſchen Kleidung, umhüllt mit einem langen Schleier, eilte ich um ſechs Uhr in den Garten, und verbat alle Bekleitung, weil Niemand außer meinem Kammermädchen wiſſen ſollte, wie ich angekleidet ſey. Charles erwartete mich ſchon, und führte mich ſchweigend durch die am wenigſten beſuchten Straßen der Stadt, bis zu einem Thore, wo ein Wagen unſer wartete. Er half mir einſteigen, und ſetzte ſich neben mich. Die Nacht war ſehr finſter, und ich konnte weder Weg noch Gegend erkennen. Ich mußte ihm ſagen, welche Masregeln ich im Hauſe der Gräfin über meine Entfernung genommen hatte. Er lobte meine Vorſicht, und ſagte: Nun ſo mögen die Schellen der Thorheit auch einmal den ächten Gefühlen der Natur dienen, die ſie ſonſt mit ihrem Geklingel ſo oft übertäuben helfen! Er war ſonſt ſtill und in ſich gekehrt, ſeine Stimme war ſanfter, als ſuchte er meine bewegte Seele in Gleichmuth zu wiegen. Wir waren, ſo dünkte es mir, ſchon eine Stunde weit gefahren, und ein ängſtigender Zweifel flog durch meine Bruſt. Charles ſchien ihn im Augenblick zu ahnen. Liebes, liebes Mädchen, haben Sie keine Angſt, wir ſind bald an dem Ort unſrer Beſtimmung. Ach könnte ich jeden Zweifel ... er ſtockte, ſeine Stimme bebte, er nahm meine Hand zwiſchen ſeine beiden Hände, drückte ſie an ſeine Lippen, ich fühlte daß er weinte. Sein Schmerz lag mit ſolcher Gewalt auf meinem Herzen, als wäre ich die Urſache deſſelben. Die Zukunft erklärte mir dieſe ſonderbare Ahnung nur allzu gut.

Ein großes erleuchtetes Haus glänzte mir aus der finſtern Nacht entgegen, es lag einſam und war nur von einigen Nebengebäuden umgeben. Hier werden Sie Ihre Mutter ſehen, ſagte mir Charles. Wir fuhren an einer langen Gartenmauer hin, und der Wagen hielt an einer kleinen Thüre. Ein Schauer faßte mich beim Ausſteigen. Die Nähe eines unausſprechlichen Glücks — die Furcht vor einem unbekannten Uebel, preßten meine Bruſt bis zum erſticken. Meine Unſchuld und Unerfahrenheit über die Sitten in D... verbargen mir was ich hätte fürchten können. Jetzt erhielt mich die Nothwendigkeit, weiter zu gehen, bei klaren Sinnen, und mein Herz ſammelte ſeine Kräfte, um jeder Begebenheit zu begegnen. Die kleine Thüre führte zu einem langen ſchmalen Gang, den eine Lampe nur ſparſam erleuchtete. Charles öfnete eine Seitenthüre und hieß mich hineingehen. Ich trat in ein dunkles Zimmer, Charles ſchloß die Thüre hinter mir ab, und befahl mir auf dieſer Stelle zu warten. Nach wenigen Augenblicken öfnete ſich eine Thüre mir gegenüber, aus welcher ein mattes Licht drang, und eine ſanfte Stimme rief — „Komme herein, meine Agnes, deine Mutter erwartet dich mit Ungeduld.“ Ich folgte dem Ton dieſer Stimme, und bei dem trüben Schimmer einer einzigen Wachskerze, die im Hintergrunde des Zimmers brannte, erblickte ich eine Geſtalt in einem weiſen Gewand, die auf einem Sofa lag, und ihre Arme nach mir ausſtreckte. O mein Kind! mein Kind! rief ſie aus, endlich mein nach ſo langer Sehnſucht! ſie drückte mich feſt an ihre Bruſt, und die ſanfteſten Wallungen der Natur und Liebe bewegten mein Weſen. Meine Mutter weinte heftig — Ach daß ich dich ſo lang entbehren mußte, daß alle meine Liebe für dich, ſich nur in fruchtloſen Seufzern der Sehnſucht aushauchen konnte! — Aber Gott ſey Dank! jetzt habe ich dich! — Sie ſank ermattet auf den Sofa zurück, ihre Augen ſchloſſen ſich, und wenn ſie zuweilen ſich gegen mich öfneten, brannte das feinſte Feuer eines liebenden Geiſtes in ihnen, der gleichſam ſeine ganze Kraft durch ſie auszudrücken ſtrebte, da ſeine übrigen Organe durch die Gewalt der Krankheit gebunden waren. Ich ſuchte auf einem Nachttiſch, der vor uns ſtand, krampfſtillende Eſenzen, und wollte das Licht aus dem Hintergrunde des Zimmers herbei holen — Um Gotteswillen rühre das Licht nicht an, rief meine Mutter mit Heftigkeit, wir ſehen uns nie wieder! Dieſe ſonderbaren Worte füllten mich mit Schrecken, ob ſie gleich nur einen unverſtändlichen Sinn für mich enthielten. Ich reichte ihr die Arzneigläſer, um ſie nach dem Gefühl wählen zu laſſen. Ich mußte ihr einige Tropfen eingeben. Nun ſetzte ich mich zu ihren Füßen und verſuchte durch ein ſtilleres Geſpräch ihr Gemüth zu beruhigen.

Wie vielen Dank bin ich Ihnen ſchuldig, meine theure Mutter, für die Erziehung, die Sie mir durch den ehrwürdigen Pfarrer von Hohenfels geben ließen! Mit der väterlichſten Zärtlichkeit pflegte er meiner Kindheit. Ich weiß es, meine Agnes, unterbrach ſie mich. Wie freut es mich, dieſen Gleichmuth in deinem Weſen wahrzunehmen, dieſe Mäßigkeit in deinem Empfinden, die deiner Mutter zu ihrem Unglück fehlten. Mein theures Kind, mein Leben war ein Gewebe von Leiden, meine Geſundheit iſt zerrüttet und ich bin erſt in meinem vierzigſten Jahre, könnte mich noch lang mit dir des irdiſchen Daſeins erfreuen. Mein tiefſtes Leiden iſt, daß ich den Zeitpunkt noch nicht beſtimmen kann, in dem ich offen und frei vor den Augen det Welt dich als Tochter anerkennen werde. Biſt du recht vorſichtig und verſchwiegen, ſo können wir öfters in geheim zuſammen kommen, aber die geringſte Unvorſichtigkeit — und dieſes Glück wäre für immer verlohren. Deine Geburt iſt rechtmäßig, du biſt von einem vornehmen Geſchlecht. Wenn es dir nöthig iſt, will ich dich in Stand ſetzen, es zu beweiſen, nach meinem Tode wirſt du die Papiere, die dazu dienen, erhalten. Du wirſt einmal meine Geſchichte erfahren, und wirſt mit mir die unglückliche Stellung der Umſtände beweinen, die mich des ſüſſeſten Glückes beraubten, die Sorge für deine Erziehung ſelbſt zu übernehmen. In dieſem Portefeuille ſind zwanzigtauſend Thaler in Banknoten enthalten, die dir eine unabhängige Exiſtenz verſichern, wenn du mit einer mäßigen Einrichtung zufrieden ſeyn kannſt. Ich hoffe dieſes von deiner Erziehung. Da ich nicht wußte, ob ich dir ſo viel Vermögen hinterlaſſen könnte, ſo ließ ich dieſe ſo einfach und ſparſam als möglich einrichten, dein Vater in Hohenfels ſelbſt ſoll erſt jezt erfahren, daß du ein anſtändiges Einkommen beſitzeſt. Auf die Frage, ob ich letzterem das Glück ſchreiben dürfte, ſie gefunden zu haben? ſagte ſie: Nein, er ſoll es nächſtens durch eine ſichere Gelegenheit erfahren

Sie ſprach noch manches über meine Bildung: und ſchien ſehr zufrieden mit dem Gang der Erziehung, welchen mein Vater eingeſchlagen hatte. Beinahe ſagte ſie, mit einem muntern Ton, möchte ich der Vorſicht danken, daß ſie mich zwang, dich von dem Kreiſe entfernt zu halten, in welchem ich unglücklich wurde. Eine ernſte, feſte Bildung des Geiſtes iſt ſelten im Zirkel der großen Welt möglich. Du wäreſt vielleicht ein Püppchen geworden, das am Seile der Meinung hin- und her getanzt hätte — und ſo biſt du ein ſelbſtſtändiges Weſen, das in der Fluth des Lebens ſein beſſeres Selbſt bewahren kann. Wie freue ich mich der Zeit, wenn du als Freundinn mit mir leben kannſt. Tauſendmal muß ich mir es ſagen, daß ich um deines eigenen beſten willen dieſes Glück noch entbehren muß. — Meine theure Mutter! rief ich aus, mein größtes Glück wäre mit Ihnen zu leben, ach und zumal jezt, da ich hoffen konnte, Ihnen durch meine Pflege einige Erleichterung zu verſchaffen. Welches Auge kann treuer wachen, aufmerkſamer Ihren Bedürfniſſen zuvorkommen, als das Ihrer Agnes! Und glauben Sie, daß ich ruhig ſeyn kann, wenn ich entfernt von Ihnen in Ungewißheit über Ihre Geſundheit bleiben muß? Was nennen Sie mein Beßtes, wenn es nicht die Befreiung aus dieſem angſtvollen Zuſtand iſt? — Stille! verführeriſches Mädchen, ſagte ſie, und legte ihren Finger auf meinen Mund, ſtille! Du mußt dich den Maßregeln, die ich jezt für uns beide nehmen muß, unterwerfen. Ja wenn es für Sie iſt, rief ich ſchmerzlich aus! — Du

Marquis
(nach einigem Stillſchweigen).

Darf ich
An meinen Karlos eine Bitte wagen?
Was Sie auch Willens ſind zu thun, verſprechen Sie,
Nichts ohne Ihren Freund zu unternehmen.
Verſprechen Sie mir dieſes?

Karlos.

Alles, alles,
Was deine Liebe mir gebeut. Ich werfe
Mich ganz in deine Arme.

Marquis.

Wie man ſagt,
Will der Monarch zur Stadt zurücke kehren.
Die Zeit iſt kurz. Wenn Sie die Königin
Geheim zu ſprechen wünſchen, kann es nirgends
Als in Aranjuez geſchehn. Die Stille
Des Orts — des Landes ungezwungne Sitte
Begünſtigen —

Karlos.

Das war auch meine Hoffnung.
Doch ach, ſie war vergebens!

Marquis.

Nicht ſo ganz.
Ich gehe, mich ſogleich ihr vorzuſtellen.
Iſt ſie in Spanien dieſelbe noch,
Die ſie vordem an Heinrichs Hof geweſen,
So find' ich Offenherzigkeit. Kann ich
In ihren Blicken Karlos Hoffnung leſen,

wirſt täglich Nachricht von mir erhalten, mein beſtes Kind! ſagte meine Mutter ſanft, ſie hatte eine der reinen ſonoren Stimmen, die immer zum Herzen ſprechen, und ſie wußte ihr die mannigfaltigſten Beugungen zu geben; für jeden Affekt der Seele hatte ſie einen Ton. Ueberhaupt ſchien ſie mir eines der zärteſten, feinſinnigſten Geſchöpfe, bei denen jedes Wort, jede leiſe Bewegung bedeutungsvoll iſt, als Theil eines harmoniereichen Ganzen. Ihre Füſſe ruhten unter einer Decke, ihr Nachtgewand war dicht und voller Falten, aber da es von einem weißen Zeuge war, erblickte ich bei dem Schimmer des trüben Lichtes doch die ſchöne Umriſſe und das richtige Verhältniß ihrer Geſtalt. Die Hände waren zart, und hatten die feinſten Formen. Eine tiefe Haube bedeckte ihr Geſicht. Stirn, Wangen und Kinn waren ganz verſtekt, und von den übrigen Zügen konnte ich in dem düſternen Zimmer nur einen höchſt ſchwankenden Umriß wahrnehmen. Nur an der lieben ſanften Stimme dünkte-mir, würde ich meine Mutter unter tauſend fremden Geſtalten erkennen können. Sobald ich bemerkte, daß ſie vermied, von mir geſehen zu werden, mußte ich meiner Neugier Gewalt anthun und wagte nur flüchtige Blicke auf ſie. Unter tauſend zärtlichen Aeußerungen, unter den gefälligſten Hofnungen für die Zukunft, ſagte meine Mutter kein Wort über ihre äuſere Verhältniſſe, erſt da ich wieder von ihr entfernt war, dachte ich darüber nach. Sie empfahl mir mehrmalen dringend die größte Vorſichtigkeit. Verbirg auch, ſagte ſie, dein Vermögen. Charles wird dir die Einnahme der Zinſen beſorgen, und bald werde ich eine Zuſammenkunſt mit deinem Vater von Hohenfels veranſtalten, in welcher du dich mit ihm verabreden kannſt, wie dein Kapital auf eine vortheilhafte Art anzulegen iſt. Dein Aufenthalt bei der Gräfin iſt für jezt unſern Zuſammenkünften dienlich. Eine Wanduhr ſchlug Neune. Meine Agnes, ach da ſchlägt die Glocke des Abſchieds! Dieſe Stunde des Genuſſes war die Frucht thränenvoller Jahre, aber ich habe ſie nun auch rein genoſſen, rein wie den Sterblichen ein Genuß vergönnt iſt! So ein liebes Geſchöpf in der Blüthe ſeiner Schönheit und Unſchuld vor ſich zu erblicken, und der Natur danken zu können, daß ich das innigſte zärteſte Verhältniß zu ihm habe. — Ich hoffe, meine Agnes ſoll ein glückliches Geſchöpf werden, ein ruhiges weiſes Gemüth, das das Leben mit freyer Kraft ergreift, ſtatt ſich von dem ſchnellen Strom fortreiſſen zu laſſen; möge es dein Loos ſeyn! Möge dich eine glückliche Natur in früher Jugend ſchon lehren, was wir in dieſer Welt ſind und können. Mir lehrten es ſchmerzliche Erfahrungen! Sage mir Liebe, hat dein Herz ſchon eine heftige Neigung . . . Charles erſchien unter der Thüre, wo ich hereingekommen war. Ach es iſt Zeit! rief meine Mutter und die Wallungen, die bei ihrer Frage mein Herz bewegten, vereinigten ſich mit den Thränen des Abſchieds. Ihre Arme hielten mich feſt umſchloſſen und mit lautem Weinen und Stöhnen ließ ſie mich los. Charles riß mich mit Gewalt von ihrem Bette, und als ich laut über Grauſamkeit klagte, meine Mutter in dieſem Zuſtand zu verlaſſen, rief ſie mir ſelbſt noch zu: gehe, gehe mein Kind! Eile! Charles zog die Schelle, ehe wir das Zimmer verlieſſen und ſprach mir zu, ruhig zu ſeyn, meine Mutter ſey jezt in den Händen ihrer Kammerfrauen, die ihr innigſt ergeben ſeyen, und von welchen ſie mit der zärtlichſten Sorgfalt behandelt werde.

Wir verabredeten während unſrer Rückfahrt noch die Art, wie wir uns künftig ſehen wollten und wie ich alle Tage Nachricht von meiner Mutter empfangen könnte. Charles ſollte als Zeichenmeiſter im Hauſe erſcheinen, und ſo auf die natürlichſte Art, die Gelegenheit gewinnen, jeden Tag eine Stunde um mich zu ſeyn. Mein Herz war voll überwallender Freude, mich in ſo glücklichen Verhältniſſen zu befinden. Vermögen, Stand, eine liebende Mutter, Unabhängigkeit und die Hofnung meinem Vater in Hohenfels ein ſorgenfreies Alter zu verſchaffen! Wie viel reines Glück ſchenkſt du mir ewige Vorſicht! rief ich aus, und faßte Charles Hand, um dem nächſten vernünftigen Geſchöpf mein frohes Daſeyn mitzutheilen. Charles drückte meine Hand und ſagte, welcher Genuß iſt es, eine freudenwallende Seele zu ſehen, die in der Fülle ihres Herzens ſich zu den ewigen Lebendigen über den Wolken kehrt! Dank war gewiß das erſte Opfer, welches ein edles Gemüth dem Unſterblichen brachte. Die Bitte iſt ein Zeichen der Schwachheit, das gepreßte Herz ſeufzet nach Hülfe. Ich ehre den, der im Unglück ſich auf ſeine eigne Kraft zurückſtemmt und keinen Laut des Schmerzens zum Himmel ſchickt; aber ein Gemüth, dem die irrdiſchen Bande der Sorge gelöſt ſind, in dem das Leben rein und frey auf und ab fluthet, muß ſich in Dank und Liebe der Gottheit verwandt fühlen.

Die Wolken hatten ſich zerſtreut und die Sterne glänzten hell. Charles fuhr fort: Sieh wie der Himmel ſeine tauſend Augen öfnet, um in dein freudiges Herz zu blicken und ihm eine ewig fröhliche Zukunft zuzulächeln! Das Glück der Menſchen iſt wie eine hochgetriebne Woge, die nothwendig wieder zur Tiefe muß; aber die Erinnerung der Herzensfülle bleibt dem, der es als eine Erſcheinung einer beſſern Welt aufnahm und ſich durch keinen Genuß zum Uebermuth verſuchen ließ!

Am Komödienhauſe mußten wir uns trennen, ſo gern ich auch Charles länger angehört hätte. Seine ſinnvollen Reden brachten Licht in meine Seele; gleichwie eine ſchöne Dichtung, der Muſik dunkle Empfindungen entwickelt. Mein Innres wurde klärer und mir ſelbſt ein Gegenſtand der Beobachtung, Entſchlüſſe und Regeln für mein künftiges Leben reihten ſich in dieſer Stimmung aneinander.

Ich ſuchte die Thüre des Ballſaals, um mich unter dem Gewühl der Masken unbemerkt mit einzudrängen, aber aus Verſehen gerieth ich in ein Nebenzimmer, welches noch durch einige andere Zimmer vom Saale getrennt war. Neben der Seitenthüre durch welche ich eintrat, befand ſich ein Alkove mit einem Vorhang drappiert; dieſer war halb heruntergezogen. Ich hörte ein paar leiſe flüſternde Stimmen hinter dem Vorhange. Ich glaubte den Ton der Gräfin zu vernehmen, und wollte deutlicher hören, ob ich nicht irre und ſie dann, nach meinem Plan, durch meine Erſcheinung überraſchen. Ich hofte, ſo jede Spur meiner Entfernung aus dem Hauſe zu vertilgen. Ich blieb einige Momente in der Ecke des Zimmers ſtehen, die Stimmen ſprachen immer leiſer. Schon näherte ich mich der Thüre, welche ins Nebenzimmer führte, als meine Augen auf einen Spiegel fielen, in dem ich die verborgenen Geſtalten des Alkovens erblickte. Ich erkannte die Gräfin von den Armen eines Mannes umſchlungen. Das Geſicht des Mannes war abgewendet, aber die große edle Geſtalt erinnerte mich ſogleich an das geliebte Bild, welches ſo klar in meiner Seele lag. Von bangen Zweifel ergriffen blieb ich wie an den Boden gekettet ſtehen. Jezt richtete er ſich auf, und ich erkannte wirklich die Geſichtszüge meines Geliebten. Laß mich Beſte, ſprach er, und wickelte ſich aus ihren Armen los — Sehen wir uns Morgen? ſagte ſie, und zog ſeine Hand an ihre Lippen — ich konnte ſeine Antwort nicht verſtehen. Er umarmte ſie noch einmal, und beide näherten ſich der Thüre. Betäubt floh ich in das nächſte Zimmer, und ſank auf einen Stuhl. Mein Herz arbeitete in gewaltigen Schlägen gegen meine Bruſt, und meine Sinne drohten zu erlöſchen. Die Gräfin gieng, auf den Arm meines Freundes geſtüzt, dicht an mir vorbey. Ich hatte weder Bewegung noch Stimme, und zitterte vor Furcht, daß ſie mich erkennen möchte. In dieſem Zuſtande war ich unfähig, das Anſchaun des geliebten Mannes zu ertragen, auch wollte ich vor ihm nicht jugendlich unbeſonnen erſcheinen.

Dieſe ängſtigenden Vorſtellungen vermehrten mein Uebelſeyn. Ich war nahe an der Ohnmacht, und da ich keine bekannte Geſtalt in meiner Nähe erblickte, blieb ich ſtarr und fühllos auf meinem Stuhl gelehnt, in der Furcht, jeden Moment herabzuſinken. Julius erſchien mir als ein guter Genius. Er hatte mich erkannt, und kam auf mich zu, ich bat ihn, mich ſogleich in ein andres Zimmer zu führen, wo ich freie Luft ſchöpfen könnte. Die Entfernung von der betäubenden Muſik und einige Erfriſchungen brachten mich wieder zu mir ſelbſt, doch fühlte ich mich unfähig länger in dem Getümmel zu bleiben, und am unfähigſten, Nordheim mit der Faſſung und Würde zu begegnen, wie ich wünſchte. Ich bat Julius mir einen Wagen, in dem ich nach Hauſe fahren könnte, zu verſchaffen. Er drang in mich noch wenige Momente auszuruhen! Seine zarte Sorge, in der der Antheil des Herzens ſo unverkennbar war, rührte mich innig, dankbar drückte ich ſeine Hand. Meine theure Agnes, ich bin neu beſeelt! rief er aus. Mir dieſes Glück! Es war das erſte ſinnliche Zeichen einer zarten Neigung, welches er von mir empfieng, ich hatte es ihm mit dem unbefangenſten Herzen gegeben, nur als ich fühlte, wie hoch er es empfand, bereuete ich, es gethan zu haben. Er eilte auf meine wiederholte Bitte, nach einem Wagen. Mit der Unbedachtſamkeit, die einem reinen Herzen und ländlich einfachen Sitten ſo natürlich iſt, verſchloß ich die Thüren des Zimmers, um nicht weiter geſehen zu werden. Ein Fenſter gieng auf den Vorplatz, und hinter dieſem wartete ich

Julius Zurückkunft ab. Man machte verſchiedne Verſuche die Thüren, welche in die Nebenzimmer führten zu öffnen, und eine Geſellſchaft entfernte ſich nach ihrer fehlgeſchlagnen Mühe mit einem unbeſcheidenen Gelächter. Julius kam bald zurück und führte mich zum Wagen, er war etwas verlegen, als er die verſchloßne Thüre wahrnahm und meine Erzählung über die Verſuche, ſie zu öffnen hörte. Ich bat ihn, der Gräfin zu ſagen, daß ich auf dem Ball geweſen ſey, aber daß mich ein ſchneller Anfall von Uebelſeyn gezwungen hätte, ſogleich wieder nach Hauſe zu gehen. Kaum waren wir zur Thüre hinaus, und auf einer engen Gallerie, als uns Nordheim entgegen kam. Es war unmöglich, ihm auszuweichen, ich hatte unterlaſſen meine Maske wieder vorzunehmen, weil mir Julius geſagt, daß er mich eine Seitentreppe hinunter führen würde, wo uns Niemand begegnen werde. Ich hielt mich mit Mühe an Julius Arm aufrecht, ſo gewaltig wirkte jene geliebte Erſcheinung auf mich. Wir ſtanden unter einem Wandleuchter, und Nordheims Geſicht war in vollem Licht. Wie finde ich Sie hier wieder? ſagte er mit ſanfter Stimme, indem ſein ſcharfer Blick Julius maß. Meine Stimme zitterte, ich ſtammelte einige verwirrte Laute: Ich wollte die Gräfin überraſchen . . . Ich wurde nicht wohl . . . Herr von Alban will die Güte haben, mich nach Hauſe zu begleiten. Ein Blick auf Julius machte meinen Zuſtand noch ſchmerzlicher. Eine glühende Röthe flammte über ſeine Wangen, er wagte nicht, die Augen aufzuſchlagen, und ich fühlte, daß er meine Verwirrung theilte. Ich will Sie hier nicht länger aufhalten, ſagte Nordheim und verließ uns nach einer ſteifen Verbeugung.

Ich Unbedachtſamer, was habe ich gethan! rief Julius, als wir wieder allein waren. Erſt nach mehreren Wochen erfuhr ich durch Eliſen bey einer andern Veranlaſſung den Grund dieſes ſonderbaren Ausrufes, über den mir Julius keine Erklärung geben wollte.

Julius hatte mich in der dringenden Verlegenheit über meine Krankheit, unachtſamer Weiſe in ein Zimmer geführt, welches die jungen Herren einer gewiſſen Klaſſe nicht in den beſten Ruf geſetzt hatten. In Nordheims ſchwankendem Betragen und forſchenden Blick nahm er zuerſt ſeinen ganzen Irrthum wahr, und meine kindiſche Unbedachtſamkeit die Thüren zu verſchließen, machten den Verfall noch zweideutiger. Er wollte mir dieſe unangenehme Entdeckung erſparen und behielt ſich vor, Nordheim, deſſen nähere Bekanntſchaft er zu ſuchen gedachte, die nöthige Aufklärung über dieſen Zufall zu geben. Wie viel mußte ich durch dieſe in Julius Lage ſo natürliche Delikateſſe leiden!

Julius verließ mich auf mein dringendes Bitten am Wagen. Mein Gemüth war verwirrt durch die Gewalt der ſüſſen und ſchmerzlichen Eindrücke, die ich in dieſer Nacht empfangen hatte. Mein Schlaf war nur eine fieberhafte Ermattung und meine Träume wiederholten die empfundnen Scenen in den ſonderbarſten Zuſammenſtellungen. Mit den Morgenſtralen gieng mir die Wirklichkeit in ihrem lieblichen Schimmer auf, der Gedanke an meine Mutter, der Blick auf meine ſo glücklich verwandelte Lage, die Ahnung einer ſchönern Zukunft beruhigten mein Herz über den Verluſt des Geliebten. Aber was ſoll ich hier, hier in dieſem Hauſe, wenn mich ſeine Liebe nicht hieher rief? Warum traute ich auch Roſinens Geſchwätz, und nahm das bedeutungsvolle Schweigen meines Vaters nicht einzig zum Leitſtern meiner Gefühle. Er liebt ja dieſe Amalie . . . warum hörte ich nicht auf den Namen, der mir in der erſten Viertelſtunde warnend von ſeinem Ringe entgegen rief? der ſich als ein unglückweißagender Dämon zwiſchen die erſten Wallungen meines Herzens für ihn drängte?

Die Gräfin kam in einer ungewöhnlich zierlichen Morgenkleidung mich zu beſuchen. Ein freundlicher Schimmer ergoß ſich um ihre ganze Geſtalt, ihre Bewegungen waren leichter und der Ton ihrer Stimme ſanfter. Seine Küſſe ſchienen mir von ihren Lippen entgegen zu ſchweben. Nach zärtlichen Fragen über mein Uebelbefinden, von welchem ſie durch Julius unterrichtet war, fragte ſie, ob ſie das Frühſtück in mein Zimmer dürfe bringen laſſen? Aber Sie müſſen ſich etwas ankleiden! rief ſie mir zu, als ſie ſchon halb zur Thüre hinaus war, denn ich bringe noch einen Fremden mit. Ich darf doch? — Sie eilte hinweg ohne meine Antwort abzuwarten. Ihr Betragen ſchien mir Spott in meinen Verhältniſſen; ich war ſchmerzlich bewegt, aber ſeit ich aus meines Vaters Hauſe war, hatte ich die ſo nöthige Kunſt, Meiſter meiner äuſern Bewegungen zu werden, genugſam erlernt.

Ich will mich nicht ankleiden, beſchloß ich in einem Ausbruch kranker Empfindlichkeit, ich will Amalien zeigen daß ich nicht mit ihr über die Vorzüge der Geſtalt und des Schmuckes wetteifere! Ein blau ſeidnes Tuch war nachläßig um meine Haare geknüpft, und über mein alltägliches weißes Morgengewand warf ich nur ein Schaal um; wahr iſts, ich legte es ſo, daß es den Leib eng umſchloß, und die Bruſt und Arme nur leicht und in maleriſchen Falten drappierte. Du willſt kalt und zurückhaltend ſeyn, nahm ich mir vor, aber kaum war der geliebte Mann zum Zimmer hereingetreten, und hatte mich ſanft und freundſchaftlich gegrüßt, ſo ſagte ich mir: nein, du willſt wahr und einfach ſeyn! Eine herzliche Frage nach dem Befinden meines Vaters verbannte bald allen Zwang. Bei dieſem theuren Namen verſchwand alle Verwirrung und ich fühlte mich in der fröhlichen Unbefangenheit meiner erſten Jugend.

Sonderbar dünkte es mir, daß er es ganz vergeſſen zu haben ſchien, wie wir uns geſtern geſehen hatten. Ich mußte viel ſprechen und die Gräfin ſpielte ganz die Rolle einer gefälligen Freundin, ſie gab mir Anlaß meine Ideen auf die beſte Art zu entwickeln und wußte den Faden der Unterhaltung ſo kunſtreich fortzuſpinnen, daß ſich meine geringe Kenntniſſe auf die natürlichſte Art einflechten mußten.

Wiſſen Sie wohl, Nordheim, ſagte ſie bei einem

Find' ich zu dieſer Unterredung ſie
Geſtimmt — ſind ihre Damen zu entfernen —

Karlos.

Die meiſten ſind mir zugethan. — Beſonders
Die Mondekar hab' ich durch ihren Sohn,
Der mir als Page dient, gewonnen. —

Marquis.

Deſto beſſer.
So ſind Sie in der Nähe, Prinz, ſogleich
Auf mein gegebnes Zeichen zu erſcheinen.

Karlos.

Das will ich — will ich — alſo eile nur.

Marquis.

Ich will nun keinen Augenblick verlieren.
Dort alſo, Prinz, auf Wiederſehn.

(Beide gehen ab auf verſchiedenen Seiten.)

Die Hofhaltung der Königin in Aranjuez.

Eine einfache ländliche Gegend, von einer Allee durchſchnitten, vom Landhauſe der Königin begrenzt.

Dritter Auftritt.

Die Königin. Die Herzogin von Olivarez. Die Prinzeſſin von Eboli und die Marquiſin von Mondekar (welche die Allee heraufkommen).

Königin (zur Marquiſin).

Sie will ich um mich haben, Mondekar.
Die muntern Augen der Prinzeſſin quälen

Stillſtand des Geſprächs, daß die liebe Kleine, und ich, uns noch ſehr wenig kennen? Wir waren vielleicht nicht zwei ruhige Stunden ununterbrochen beiſammen. Auch ſehne ich mich aus dem Kreis der Karten und Würfel ſo herzlich hinaus, wie ein Kind aus der engen dumpfigen Schule ſich nach der freien Himmelsluft ſehnen mag. Wäre es nicht für Sie geweſen, ſo hätte ich es ſchwerlich ſo lang ausgehalten können. „Ich danke Ihnen herzlich für Ihre freundſchaftliche Aufopferung, meine beſte Freundinn, erwiederte Nordheim. Durch Ihre Bemerkungen bin ich kein Fremdling mehr auf dem Boden den ich anbauen ſoll. Mein Hauptzweck dem künftigen Fürſten ſeine Reſidenz angenehmer zu machen, wird ſicher durch Ihr Bemühen erreicht. Der durch Sie umgeſtimmte Ton giebt der Maſſe der Geſellſchaft einen modernen Anſtrich, und der Prinz wird ſie der B..ſchen, die ihn bisher ſo ſehr anzog, weniger unähnlich finden. Ich wünſchte gefällige Eindrücke feſſelten ſeine Neigung an ſein Land. Ich habe das Vertrauen des Prinzen nicht geſucht, aber da ich es gewonnen habe, ſo will ich es ehren, und keine Aufopferung ſcheuen, um ein edles Gemüth, durch erfüllte Pflicht im Frieden mit ſich ſelbſt zu erhalten."

„Ihre Bemerkungen über die Menſchen in D.. ſind ſo fein, ſo treffend, ſo im einfachen Sinn der Wahrheit dargeſtellt, daß ich ſie unſrer Agnes einmal als ein Muſter in dieſer Art vorleſen werde. Entfernt von der Sucht zu ſpotten, die lieber das Böſe wahrnimmt, weil Witz und Laune beſſer damit ſpielen können, und gleichweit entfernt von der ſchwachſinnigen Gutmüthigkeit, die nicht durch den äuſern Firniß eines Karakters hindurchzuſchauen vermag, erſcheint Ihrem reinen, feſten Blick immer die Linie der Wahrheit. In Ihrem geſellſchaftlichen Benehmen, in Ihren Erholungsſtunden entſchleiern die Menſchen ihre Individualität am leichteſten, und am allerwichtigſten iſt es den Grundton eines Jeden zu kennen, ob Liebe, ob Egoismus das Uebergewicht in ſeinem Handeln hat! Es freut mich, daß Sie einige Menſchen von Gehalt unter den Geſchäftsleuten fanden, auf die ich bei meiner Prüfung doppelt aufmerkſam ſeyn werde."

„Die beiden Albans nennen Sie mir? — Es ſcheinen mir Menſchen von vorzüglichem Werth zu ſeyn, erwiederte die Gräfinn. Unſre Agnes iſt zu meinem Vergnügen ſehr genau mit ihnen bekannt geworden, ich freute mich ſchweigend dieſer verſtändigen Wahl. Was denken Sie von ihnen, beſte Agnes, und da Sie ſich noch genauer als ich kennen, welchem geben Sie den Vorzug unter den beyden Brüdern?" Ich erwiederte: dem Karakter nach wären ſie beyde gleich achtungswürdig. Beyde hätten den reinſten Willen. Ueber ihre Talente wage ich nicht zu entſcheiden. Mir ſchien der älteſte einen ſichereren Blick, der jüngſte hingegen einen ſchnelleren zu haben. Er überſähe immer ein weiteres Feld als ſein Bruder. Der älteſte kombinire in ſeinem engern Zirkel meiſt immer richtig, der zweyte in ſeinen weiteren freilich manchmal falſch, aber er ehre die Wahrheit über alles und ſey immer geneigt jede fremde Meinung gegen die ſeine zu prüfen. Ueübrigens könne ich nicht ganz richtig urtheilen, weil ich mit Julius näher bekannt ſey, als mit ſeinem Bruder. Ich hatte dieſes mit der größten Unbefangenheit geſagt, aber ein ſchlauer Blick der Gräfinn brachte mich bei Julius Lobe auſſer Faſſung, und beinahe gerieth ich in's Stocken, weil mir die Folgerungen durch den Sinn flogen, die Nordheim über ein zärtliches Verhältniß unter uns daraus ziehen könnte. Ich ſchämte mich dieſer egoiſtiſchen Anſicht, und nahm mir vor, da wo es den Vortheil eines Freundes gälte, alle Launen der Liebe außer Spiel zu ſetzen. Mit glühenden Wangen und bebender Stimme fuhr ich fort: Julius ſchiene mir ganz gemacht durch die raſtloſe Thätigkeit ſeines Geiſtes, und edle Wärme ſeines Herzens, einen großen Kreis der Wirkſamkeit würdig zu durchlaufen. Nordheim ſaß mit niedergeſchlagenen Augen und nur dann und wann traf mich ein Blick von ihm. Er antwortete nicht auf meine Aeuſerungen, ſprach wieder von mir, ſah meine Malereien durch, und wunderte ſich, daß ich die Portraitmalerei nur allein übe, und die Landſchaft ganz vernachläßige. Ich ſagte ihm offenherzig meine Gedanken dabei, daß ich dieſen Zweig der Kunſt nur in Rückſicht auf meine, und meines Vaters in Hohenfels, ökonomiſche Lage erwählt hätte. O liebe Seele! ... ſagte er, und legte ſeine Hand ſanft auf meinen Arm. Ich fühlte daß er ein großmüthiges Anerbieten aus Feinheit zurückhielt. Ich war bewegt, und faßte den Augenblick, um auch der Gräfinn in ſeinen Augen über ihr Benehmen gegen mich, Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen. Ich fühle es, ſagte ich, an der großmüthigen Sorgfalt, mit welcher man in dieſem Hauſe allen meinen Wünſchen zuvorkommt, daß ich auch der Sorge für die Zukunft überhoben ſeyn könnte, aber ich läugne nicht, es ſchien mir Pflicht, und meinem innigſten Empfinden angemeſſener, mich durch eignen Fleiß zu erhalten, und die Wohlthaten gutmüthiger Menſchen, Unbemittelten zu überlaſſen, die ſich durch kein Talent forthelfen können. Liebes Kind, o ſchweig mir davon! rief die Gräfinn, und ſchloß mich in ihre Arme. Es war der erſte Ausdruck einer lebhafteren Empfindung, den ich an ihr wahrnahm; ſie erſchien mir in erhöhter Liebenswürdigkeit. Thränen glänzten in ihren Augen, als ſich ihr Haupt aus meiner Umarmung wieder erhob, und mit einer ganz eignen Grazie lächelte ſie unter den Thränen hervor. Die Kleine iſt fürwahr recht eigenſinnig, Nordheim, ſagte ſie, meinen Sie, daß Sie mir erlaubte mich nur im geringſten in ihre Garderobe zu miſchen! Ich ſpreche von den erſten Kleinigkeiten. Schmälen Sie mit ihr! Lieber verdirbt ſie ihre ſchöne koſtbare Zeit damit, einer alten Haube eine neue Form zu geben, einen verwaſchnen Zeug aufzufärben, ehe ſie mir erlaubte ihr für ein paar Dukaten ſolchen Plunder zu kaufen. Wir haben ſchon manchen Streit darüber gehabt. Nordheim ſah uns mit ſtillem Wohlgefallen zu, gieng in meinem Zimmer auf und ab, und verweilte vorzüglich bei meinem Bücherſchrank. Er nahm meinen griechiſchen Homer, in welchem einige Blätter von meinen Ueberſetzungen lagen. — Darf ich, liebe Agnes? fragte er, indem er eines derſelben herauszog — ich antwortete etwas verwirrt, es ſey eine Arbeit, die ich noch bei meinem Vater in Hohenfels, und mit ſeiner Hülfe unternommen hätte. Es freut mich, liebes Mädchen, erwiederte Nordheim, daß Sie die griechiſche Sprache treiben, ich hoffe nicht, daß Sie mich für einen der Männer anſehen, die die Krücken der weiblichen Unwiſſenheit, gern zu ihrem eignen Fortkommen brauchen. Schon längſt hielt ich es für ein ſchädliches Vorurtheil, daß man den Weibern in unſern höhern Ständen nicht durch eine ſorgfältigere Erziehung die Bekanntſchaft mit der alten Litteratur erleichtert, die die Blüte ächter Kultur für Geiſt und Herz ſo glücklich entfaltet. Die Gräſinn bat mich, Nordheimen ihr, von mir angefangenes, Portrait zu zeigen, ich holte es aus dem Nebenzimmer, und als ich an der Thüre war, hörte ich Nordheimen folgende Worte ausſprechen: — Nein es iſt unmöglich bei ſolcher Wahrheit und ſolchem Geiſt! ſie waren mir räthſelhaft, und nur durch Eliſens Entdeckung über das unglückliche Zimmer im Komödienhauße wurden ſie mir in der Folge verſtändlich.

Eliſe kam, ſich nach meiner Geſundheit zu erkundigen, und ſprach mit der natürlichſten Unbefangenheit von meinem Uebelbefinden auf dem Ball. Nordheims ganze Aufmerkſamkeit war bei unſerm Geſpräch, ob er gleich nur mit meinem Gemälde beſchäftigt zu ſeyn ſchien.

Aber nicht wahr Fr. N. ſagte die Gräſinn ſcherzhaft, die Kleine ſoll uns nicht mehr aus den Augen! Scheues Vögelchen, wo in aller Welt haſt du nur das Herz hergenommen, dich unter ſolch ein Gewühl von Menſchen allein zu verlieren?

Schon ſchwebte mir eine feine Antwort auf den Lippen, die mich durch einen Scherz aus der Schlinge gezogen hätte, als Nordheims Blick feſt und fragend auf mich fiel. Meine Kraft verſagte mir; dieſem gegenüber etwas unwahres zu ſagen, dünkte mir unmöglich. Mein Athem war gepreßt, meine Stimme erloſch, und die glühende Verlegenheit preßte Thränen aus meinen Augen.

Eliſe welche glaubte, ich fände eine Art Vorwurf in den Worten der Gräfinn, ſuchte mich aus der Verlegenheit zu reißen.

Machen Sie mich zur Hofmeiſterinn unſrer Agnes, gnädige Frau, ſagte ſie zur Gräfinn, über alles was die Etiquette betrifft. Ich werde ſtolz ſeyn, ſie auch nur von dieſer armſeligen Seite zu übertreffen, da es mir auf jeder andern doch mißglücken müßte.

Ich konnte die Augen wieder aufſchlagen. Nordheim ſtand mir ſehr ernſthaft gegenüber.

Ich fürchte, meine Freundinn, ſagte ich Eliſen, Sie würden eine zu ungelehrige Schülerinn an mir finden. Ich fühle zu ſehr, daß ich nicht fürs höhere Leben gemacht bin, und die ſüſſe Freiheit meiner Kindheit in Hohenfels wird es mir immer ſchwer machen, mich mit Leichtigkeit in die künſtlichen Schranken der Geſellſchaft zu fügen.

Sie ſind zu ernſthaft liebſte Agnes, ſagte die Gräfinn. Wollen Sie nicht eine Spatzierfahrt machen? ſagte Nordheim. Freie Luft und Bewegung iſt die beſte Arznei für unſre Freundinn. Eliſe war zugeſagt zum Mittagseſſen, und konnte nicht mit von der Geſellſchaft ſeyn. Die Gräfinn und ich nahmen den Vorſchlag mit Vergnügen an.

Wir fuhren in der Mittagsſtunde weg, Nordheim war uns zu Pferde vorausgeeilt. Die ganze Gegend glänzte im Sonnenlicht, und mein Auge ſpähte ſehnſuchtsvoll in der weiten Fläche umher, um nur eine Spur des Hauſes wieder zu finden, in dem ich geſtern das reinſte Glück genoſſen. Mein Bemühen blieb fruchtlos, die Gegend war mit Dörfern und Landhäuſern ſo reichlich überſäet, und von ſo vielen Straßen durchſchnitten, daß es mir unmöglich war, den Weg welchen ich gemacht hatte, wieder zu erkennen. In einem alten, majeſtätiſchen Tannenwald, durch welchen die Straße führte, fanden wir Nordheim wieder. Er ritt ein wildes, muthiges Pferd, mit großer Geſchicklichkeit, oft warf er einen freundlichen Blick in den Wagen. Sahen Sie je einen ſchönern Mann, liebe Agnes? ſagte mir die Gräfinn, je einen, deſſen ganzes Weſen ſolchen Adel, ſolche Grazie zeigt. Und welch eine himmliſche Einheit iſt in ſeinem ganzen Wirken und Leben! Schweigend ſtimmte mein Herz in ihre Gefühle ein, ſie verſtand es, und ſchaute Gedankenvoll vor ſich hin.

Jetzt öfnete ſich der dicht verwachſene Wald, und die reizendſte Landſchaft lag vor uns. Gegen Oſten ergoß ſich ein breiter Fluß durch eine unabſehbare Fläche, und gegen Weſten drängten ſich ſeine Ufer durch zwei Gebirgketten, die die ſonderbarſten Formen bildeten. Drohende Felſen neigten ſich über den Spiegel des Fluſſes, wechſelnd mit freundlichen Wieſenflächen, an denen einfache doch reinliche Häuſer regellos hingeſtreut waren. Auf einem dieſer Felſen lag ein Schloß, deſſen graue Mauern im ernſten Charakter der Feſtigkeit emporragten.

Wo führen Sie uns hin, Nordheim? rief die Gräfinn, iſt das nicht Ihr Landgut? Ja, erwiederte er, und ich hoffe Sie nehmen mit der geringen Bewirthung vorlieb, die Ihnen für heute anbieten kann. Der Wald war durch ein liebliches Wieſenthal, mit den Felſen, auf welchen das Schloß lag, verbunden; wir wünſchten dieſes ganz zu genießen, und beſchloſſen, es zu Fuße zu durchwandern.

Der junge Raſen unter unſern Füßen, war von klaren Bächen durchſchnitten, die ſich aus den Felſen ergoßen und mit friſchem Grün umkränzt, in ſanften Linien durch das Thal rieſelten. Die Pappeln und anderes Geſträuche, trugen ſchon zarte Blätter, und der Hagedorn ſtand in voller Blüthe. Nur an den reinlich gehaltenen Wegen, bemerkte man die Hand der Kultur in dieſem Thal, in dem ſonſt die liebliche Freiheit der Natur herrſchte.

Unſer Weg führte uns an einigen zierlichen Häuſern vorbei, wo Obſt und Gemüſepflanzungen angelegt waren. Ein alter Mann von ehrwürdigem Anſehen, war in dem einen Garten beſchäftigt, die Rebengeländer zu ordnen. Sorgfältigere Kultur rief hier die Erſcheinungen eines mildern Himmelsſtriches hervor. Die Weinranken wanden ſich von Baum zu Baum, und bildeten zierliche Bogen. Der alte grüßte uns ſchweigend, und fuhr in ſeiner Arbeit fort. Aus dem zweiten Haus kam ein Mädchen und ein Knabe herausgeſprungen, der Größe nach ſchienen ſie beide zwiſchen vierzehn und ſechzehn Jahren. Beide waren von ſchöner Bildung. Ihre lebhaften ſchwarzen Augen und dunklen Haare, das warme Colorit ihrer Geſichtsfarbe, und ihre ſprechenden Geberden, gaben ihnen einen unter unſerm Himmel fremden Anſtrich. Warten Sie ein wenig! rief der Knabe Nordheimen auf italiäniſch zu, meine Schweſter bringt Ihnen Veilchen. Das Mädchen nahte ſich beſcheiden, und die zurückgehaltene Lebhaftigkeit gab ihrem ganzen Weſen ein reizendes Spiel. Mit einer angenehmen Verbeugung gab ſie Nordheimen einen Veilchenſtrauß, und ſprang ſchnell wieder fort. Während dem Laufen rief ſie uns zu, ſie eile, um den Damen auch Blumen zu hohlen. Nein, das will ich thun! rief der Bube, und ſprang ihr nach. Auf halbem Weg wendete er wieder um, und fragte Nordheimen: ob er ſeine Flöte mitbringen dürfe und ſeiner Schweſter Guittare, um den Damen eine Muſik zu machen? Das bitten wir uns einmal in meinem Hauſe aus, Battista, die Damen ſind jetzt ermüdet, erwiederte Nordheim, ohnerachtet die Gräfin bat, den Kindern die Freude nicht zu verderben. Als ſich der Kleine entfernt hatte, ſagte uns Nordheim, er habe Battistas Geſuch aus Schonung für die Mutter abgewieſen, die durch ſonderbare Schickſale verſtimmt, das Anſchaun jedes Fremden fliehe, oder nur zuweilen aus Gefälligkeit, mit ſchmerzlichen innrem Kampf aushalte. Die Schweſter eilte mit ihren Veilchen herbei, Battista nahm ihr den einen Strauß ab, und überreichte ihn mit

mit einer natürlichen Feinheit, während ſeine Schweſter den ihren der Gräfin gab. Nordheim reichte ihr ſeine Hand zum Abſchied, die ſie mit Heftigkeit an ihre Lippen drückte. Die Mutter ſahen wir nur auf einen Blick durchs Fenſter, ein edler ausdruckvoller Kopf einer hinwelkenden Schönheit. Sie bevölkern ihren engliſchen Garten mit lebendigen Bewohnern, ſagte die Gräfin, und das iſt freilich intereſſanter, als die ausgeſtopften Einſiedler, welche man jetzt überall findet, und die leeren Bauernhäuſer, die ein wohlwollendes Herz, nur mit den Gedanken anſehen kann, hier ſollten glückliche Menſchen wohnen!

Es iſt vielleicht mehr Zufall als Plan in dieſen Anlagen, erwiederte Nordheim lächlend. Wenn es unſer Genius gut mit uns meint, ſo hält er uns eine Pflicht vor, indem wir eben eine Thorheit begehen wollten. Sie haben es errathen, der Plan war ſchon gemacht, dieſes Thal zum Park umzuſchaffen, das eine Haus ſollte eine Gothiſche Kapelle, und das andere ein Griechiſcher Tempel werden. Ein Freund mit dem ich ſeit vielen Jahren in inniger Vertraulichkeit lebte, empfahl mir auf ſeinem Sterbebette eine Sängerin, die er unterhalten hatte, und die bei der Geburth ſeines zweiten Kindes, durch eine heftige Krankheit ihre ſehr ſchöne Stimme verlohren hatte. Sie und ihre Kinder wurden hülflos durch den Tod meines Freundes, und ich ließ meine Gothiſche Kapelle zum einfachen Wohnhauß für ſie einrichten. Die Kinder wuchſen heran, verriethen Talent, und ich war eben um ihre Erziehung verlegen, da ich ſie ungern von der Mutter tren-

Mich ſchon den ganzen Morgen. Sehen Sie,
Kaum weiß ſie ihre Freude zu verbergen,
Weil ſie vom Lande Abſchied nimmt.

Eboli.

Ich will es
Nicht leugnen, meine Königin, daß ich
Madrid mit großen Freuden wieder ſehe.

Mondekar.

Und Ihre Majeſtät nicht auch? Sie ſollten
So ungern von Aranjuez ſich trennen?

Königin.

Von — dieſer ſchönen Gegend wenigſtens.
Hier bin ich wie in meiner Welt. Dies Plätzchen
Hab' ich mir längſt zum Liebling auserleſen.
Hier grüßt mich meine ländliche Natur,
Die Buſenfreundin meiner jungen Jahre.
Hier find' ich meine Kinderſpiele wieder,
Und meines Frankreichs Lüfte wehen hier.
Verargen Sie mir's nicht. Uns alle zieht
Das Herz zum Vaterland.

Eboli.

Wie einſam aber,
Wie todt und traurig iſt es hier! Man glaubt
Sich in la Trappe.

Königin.

Das Gegentheil vielmehr.
Todt find' ich es nur in Madrid. — Doch was
Spricht unſre Herzogin dazu?

Olivarez.

Ich bin
Der Meinung, Ihre Majeſtät, daß es

nen wollte, als eines Morgens ein alter Hofmeiſter von mir ankam, der mir in meiner Jugend einen wichtigen Dienſt geleiſtet hatte, und ſich jetzt nach vielen vergeblichen Kämpfen mit dem Schickſal nach einem Zufluchtsort umſah. Er beſitzt mannichfaltige und gründliche Kenntniſſe und eine gute Art ſie mitzutheilen. Er ſoll deinen griechiſchen Tempel bewohnen, dachte ich, bot ihm einen kleinen Jahrgehalt an, den er mit Vergnügen annahm, und von dem er bei ſeiner ächt philoſophiſchen Simplicität, und in der gröſten Unabhängigkeit, ſehr glücklich lebt. Die Kinder ſind ihm lieb geworden, und er verwendet ſich mit Treue und Fleiß auf ihre Bildung. Mir iſt wohl, auf dem kleinen Plätzchen einen Zirkel ruhig lebender Menſchen vereint zu ſehen; und wenn ich hier bin, verlebe ich manchen vergnügten Abend unter ihnen.

Ein bequemer Weg mit Bäumen beſetzt, führte von der einen Seite über den Felſenrücken bis an eine Zugbrücke. Mannichfache anmuthige Anlagen ſchmückten den Fels, und nur von einer Seite war er ganz unangebaut, und neigte ſeine formloſen Maſſen, zwiſchen denen wildes Geſträuch hervorwuchs, drohend über den Fluß. Wir giengen über die Zugbrücke in den geräumigen Hof, um das Innere des Gebäudes zu ſehen. Die Thore waren mit zwei Wappen geſchmückt, und alle Verzierungen waren im alten Geſchmack in Stein, rein gezeichnet und gearbeitet, und das beſte unterhalten.

Ich habe mich ſehr gehütet, ſagte Nordheim, den alten Charakter dieſes Gebäudes durch modernes Flickwerk zu verfälſchen. Mir dünket oft, die Sprache der alten Zeit in dieſen feſt gewölbten Hallen zu vernehmen. Aus der glatten, neuern Welt, flüchte ich mich gern in dieſe rauhen Mauern, wo lauter feſte und ſtarke, wenn gleich etwas grelle Formen, mich umgeben. Wir giengen durch einen großen Saal, deſſen Hauptverzierung aus Familienportraits in Lebensgröße beſtand, von denen die meiſten durch gute Künſtler gemahlt waren. Es war eine Reihe feſter biderer Geſichter, in denen die Stärke der hervorſtechendſte Ausdruck war. Wappen und Titel ſtanden zu ihren Füſſen, und die mehreſten hatten in den erſten Fürſtenhäuſern Deutſchlands, anſehnliche Aemter begleitet, bis auf Nordheims Vater und Grosvater, die gar keine Titel hatten.

Die Gräfin bemerkte es, und Nordheim ſagte lächlend: die Talente zum HofGlück verlöſchten hier in unſerer Familie, oder die Verfaſſungen änderten ſich, und foderten andere Talente, als die wir von unſern redlichen Vorfahren ererben konnten. Was ſollten die ſtolzen ehrlichen Ritter bei den franzöſiſchen Kabinetsfürſten? Und die braven und geiſtvollen verachteten den mäßigen Hofdienſt. Mein Grosvater merkte, wo der Wind der Zeit herwehte, und zog ſich auf ſeine Güter zurück, nachdem er die Welt durch Reiſen hatte kennen lernen. Er kaufte dieſe zwei Dörfer, die Sie hier längſt des Fluſſes ſehen, wieder an ſich. Seit langen Jahren hatten ſie der Familie zugehört und nur unter den letzten Beſitzern giengen ſie verlohren, weil dieſe lieber den großen Diener in der Stadt ſpielten als den Herrn in ihrem Hauſe. Mein Grosvater war ein verſtändiger Landwirth und ein ſorgſamer Vater ſeiner Unterthanen.

Ununterbrochen arbeitete er daran, ſeinen Nachkommen ein unabhängiges Vermögen zu verſchaffen, und da ſeine Vorfahren oft wenig an die Nachkommen gedacht hatten, ſo mußte er oft zu ſeiner Unbequemlichkeit an ſie denken. Er hatte große Neigung zur Pracht, ſein Geſchmack hatte ſich in den Hauptſtädten Europens ausgebildet, aber er ordnete alle Liebhabereien den Grundſätzen einer weiſen Sparſamkeit unter. Er lebte bequem, aber ſehr einfach und verbannte allen Luxus, der nur der Meinung fröhnt, ohne einen reellen Lebensgenuß zu verſchaffen. Seine Freunde waren ihm alle Tage an ſeiner Tafel willkommen, aber nie wurde dieſe mit Ueberfluß beſetzt. Jeden Fremden war wohl in ſeinem Hauſe; weil er allen Zwang des eitlen Scheins abgeworfen hatte, ſtöhrte ſelten etwas ſeine gute Laune, und ich entſinne mich noch, daß ich mich als Kind immer in des Grosvaters Hauſe frey fühlte, wie ein Vogel, den man des Käfigs entlaſſen hat.

Mein Vater lebte auch in demſelben Sinne wie mein Grosvater und hielt ſich nur oft in S* auf, weil er mit dem Fürſten in freundſchaftlichen Verhältniſſen ſtand. Und ſollte ein ſo biederes blühendes Geſchlecht verlöſchen, liebſter Freund! ſagte die Gräfin indem ſie ihre Hand auf Nordheims Arm legte. Möchte ein edler Sohn, fuhr ſie fort — aber ihre Stimme bebte und verlöſchte, eine ſenderbare Bewegung war in ihrem ganzen Weſen ſichtbar, ihre Wangen glühten und in ihren Augen zitterten Thränen. Nordheims Blicke fielen auf mich, wie in jenem Moment in Hohenfels, als er meinem Vater ſagte: mir fehlt auch nur eines und ſie könnten mir's vielleicht geben! Er nahm die Hand der Gräfin und die meine zuſammen und ſagte: überlaſſen wir das der Zukunft, meine Beſten! Die Bewegung der Gräfin ſtieg immer höher, und Nordheim führte mich gegen die andere Seite des Saals, als wollte er ihr Zeit laſſen ſich zu ſammeln. Unſere Agnes muß auch meine Eltermutter kennen lernen, ſagte er. Scheinen Sie nicht ſanfte ſtillthätige Seelen geweſen zu ſeyn, deren Blick gewohnt ſich in einen engen Zirkel zu beſchränken, tief und ſcharf auf das ihnen zu nächſt liegende ſieht?

Das Blumenſträus'chen in ihrer Hand, oder der goldene Trauring an ihrem Finger, ſcheint ihre Gedanken zu beſchäftigen, und eine ſüſſe Erinnerung ihres Brauttages vor ihrer reinen Fantaſie zu ſchweben. Die Grosmutter blickt ſchon freier um ſich her, aber ein edles Selbſtgefühl thronet auf der offnen Stirn. Auch war ſie ein braves, kluges Weib, das während der Minderjährigkeit meines Vaters die Güter beinahe ohne männliche Beihülfe einige Jahre hindurch ganz nach dem Sinn ihres Mannes verwaltete. Alles hatte Gedeihen und glücklichen Fortgang unter ihrer Aufſicht.

Meine Mutter fehlt hier, Sie werden ſie in meinem Zimmer ſehen, ich bin gerne unter ihren Augen. Auch ſie hatte, wie wir es unbilligerweiſe ausdrücken, einen männlichen Geiſt. Die ſchöne Fähigkeit des weiblichen Gemüths, in einer neuen fremden Lage, gleichſam in ſeinem Innern ein neues Reſſort aufzufinden, ſollte von uns mehr als eine dem Geſchlecht inwohnende Kraft angeſehen werden, anſtatt daß wir ſie nur für eine Ausnahme anerkennen wollen. Wir ſind um ſo unbilliger in dieſem Urtheil, da wir poſitive Vortheile gegen die Frauen haben und mit manchern Federn geſchmückt ſind, die wir am Ende doch nur unſern ſtärkern Klauen verdanken. Die Vortheile einer frühern wiſſenſchaftlichen Bildung und mannichfacher Lebensverhältniſſe mußten für Kraft des Characters, für Beſonnenheit in ſchweren Lagen auf unſerer Seite entſcheidend ſeyn, wenn nicht wirklich zuweilen ein innrer Reichthum der Natur die Weiber entſchädigte. Aber nicht alle hat die Natur ſo begünſtigt; wenige nur widerſtehen durch eine glückliche Anlage der Gewalt, welche eine falſche Erziehung ſchon von der früheſten Jugend an ihnen ausübt. Die Unwiſſenheit und Characterloſigkeit, zu denen ſie meiſtens ihre Verhältniſſe verdammen, tragen die bitterſten Früchte für ihr ganzes Leben, und wer hat dieſe zu genießen als wir ſelbſt? Der Ruin vieler Familien entſteht größtentheils aus Schwachheit und Kurzſichtigkeit der Weiber. Störriger Eigenſinn iſt die Folge eines beſchränkten Geiſtes, und exiſtirt meiſt neben kindiſcher Furchtſamkeit. Die unterdrückte Natur rächt ſich; wir ſind die Betrogenen, weil wir es ſeyn wollen. Weil die meiſten unter uns Stärke an den Weibern nicht zu tragen und nicht zu lieben vermögen, ſo ſuchen ſie nur die über alles geprieſene Sanftheit, und nehmen ſie ohne Unterſuchung hin. O wie iſt die ächte Sanftmuth, die das Leben jedes dauernden Verhältniſſes iſt, ſo unverkennbar in der Grazie ihrer Aeuſerungen! Glücklich wer ſie beſitzt und wer ſie genieſt. Nur von ſolchen Gemüthern haben wir Schonung zu erwarten, wenn ſich die Erbſünde des Uebermuths in uns regt; ungebildete Seelen brauchen die rohen Naturwaffen gegen uns, Verſchlagenheit und Liſt.

Die Gräfin näherte ſich uns, ſie wünſchte noch einen Gang durch die übrigen Zimmer zu machen. An beiden Seiten des Saals waren zwey runde Thürme durch wenige Verzierungen in ſehr freundliche Zimmer verwandelt. Das eine diente zum Geſellſchafts-Saal, das andere zur Bibliothek. Aus der Bibliothek gieng man in eine Reihe zierlich eingerichteter Zimmer, deren einige trefliche Kupferſtich-Sammlungen und wenige, aber vorzügliche Gemählde enthielten. Zuletzt ſah man ſich in einer kleinen Rotunde, die das Licht von oben empfieng, und worinn Abgüſſe der vorzüglichſten Antiken aufgeſtellt waren. Zum erſtenmal ſah ich in ſolcher Vollkommenheit dieſe unſterblichen Werke, in denen der reinſte Geiſt der Kunſt ewig fortlebt.

Fräulein R* mit ihrer alten Tante und die beiden Albans kamen gegen Abend. Nordheim hatte ſie eingeladen. Julius begrüßte mich mit ſeiner gewohnten Unbefangenheit, aber ein Blick Nordheims, der auf uns fiel, ließ mich in ſeinem Benehmen gegen mich etwas zu freies finden. Aus Dankbarkeit für die zarte Sorgfalt mit der er mich geſtern gepflegt hatte, zwang ich mich alle Zurückhaltung gegen ihn aus meinem Betragen zu verbannen. Mit Schmerz bemerkte ich, daß Nordheim mich und Julius bei allen Gelegenheiten zuſammen zu bringen ſuchte, wie zwei Liebende deren zärtliches Verhältniß allgemein anerkannt iſt. Er ſprach viel mit Julius, bezeugte Gefallen an ſeinen Kenntniſſen und an dem geiſtvollen Ausdruck, den er ſeinen ſehr eigenthümlichen Vorſtellungsarten zu geben wußte.

Welch ſchönes Leben erwartet uns, beſte Agnes! ſagte Eliſe, als wir uns auf unſerm Zimmer allein befanden. Mehr als jemals hoffe ich mit meiner Agnes, eine Familie, ein Haus auszumachen. Julius iſt hofnungsvoller ſeit geſtern; ſeine Liebe iſt treu und zart. Sie werden glücklich mit ihm ſeyn, ſo wie er und wir alle es unausſprechlich durch Sie ſeyn werden. Wenn ich könnte, Eliſe, wenn ich Julius lieben könnte, wie er es verdient! erwiederte ich — Wir ſprachen oft darüber, ſagte Eliſe nach einigem Nachdenken. Ihre Kälte bei allem was auf Liebe deutet, ſchien uns ein Phänomen in einem ſo weichen liebenden Herzen. Julius behauptet, Sie wären von zu reicher hoher Natur, um eine Leidenſchaft zu haben, und dieſe Stille des Gemüths, die nicht aus Mangel an Kraft, ſondern aus hoher Richtung derſelben entſtände, würde ſein Glück eher vermehren als vermindern. Ich glaube dennoch, fuhr ſie lächelnd fort, der Drache der Eiferſucht würde dieſe goldene Früchte der Weisheit mit immer offenen Augen bewachen. Ich verſtehe Sie nicht Eliſe, verſetzte ich etwas empfindlich.

Ich kenne das heilige Herz meiner Agnes, ſagte Eliſe, und weiß, daß es unfähig iſt, Vertrauen und Liebe zu beleidigen. Ich wäre der Glückſeligkeit unſers Julius an Ihrer Seite gewiß. Es war ein Scherz unter uns, der zu dem geſagten Anlaß gab. Julius war dieſen ganzen Abend hindurch ſehr geſpannt auf die Aufmerkſamkeit und Achtung, die Nordheim für Sie bezeugte. Als Alban und ich es ihm im Scherz vorwarfen, ſagte er: dieſer wäre ein gefährlicher Nebenbuhler, oder vielmehr gegen einen Mann von ſolchen Vorzügen, finde gar keine Rivalität ſtatt. Alban tröſtete Julius mit dem allgemein bekannten Verhältniß Nordheims mit der Gräfin.

Und welches? fragte ich mit erzwungener Kälte.

Die Welt ſagt, ſie ſeyen heimlich verheurathet. Die Welt ſagt freilich viel falſches, aber da die Gräfin ſchon ſeit zehen Jahren Wittwe iſt, und während dieſer Zeit mit Nordheim in der größten Vertraulichkeit lebte, auch ſeit dem Tod ihres Gemahls keinen andern Liebhaber hatte, ſo iſt freilich hinlänglicher Grund zu dergleichen Vermuthungen vorhanden. Sie ſind nicht wohl, liebes Mädchen, rief Eliſe lebhaft aus; Ihre Geſichtsfarbe wechſelt ſo ſchnell! Oder hätte ich Sie durch meine Aeuſerungen über die Gräfin beleidigt? Verzeihen Sie, aber Ihre Kälte gegen dieſe Dame, die mir oft auffiel, da ſie wirklich ſehr liebenswürdig iſt, dieſe verleitete mich jetzt ſo treuherzig alles über ſie herauszuſagen.

Meine wechſelnde Farbe hatte einen tiefern Grund, als meine gute Eliſe wähnte. Ich beruhigte ſie, und ſie überließ mich bald der Einſamkeit und meinen Betrachtungen.

Alle jene freundlichen Zauberfarben, mit denen die Liebe uns die Zukunft erhellt, verlöſchten durch den Zweifel an Nordheims Neigung. Ich ſah nur eine licht- und formloſe Dämmerung vor mir, und die Mühe mich hindurch zu arbeiten, war das einzige was ich beſtimmt erkannte. Das nöthigſte für den Moment war mir, Julius aus ſeiner Täuſchung zu reiſſen. Ich will ihm meine Liebe, und meinen Schmerz geſtehen, und eine beinahe gleiche Lage wird uns in feſter Freundſchaft verbinden. Julius ſelbſt, vielleicht durch ſeinen Zweifel über Nordheim angetrieben, bot mir den nächſten Morgen die Gelegenheit dazu.

Nach eingenommenem Frühſtück zerſtreute ſich die Geſellſchaft. Die Gräfin gieng auf ihr Zimmer, Nordheim in ſein Kabinet, Eliſe gieng mit ihrem Freunde in dem großen Saal auf und ab, und ich blieb allein beim Clavier mit Julius. Er ſpielte mit großer Fertigkeit einige meiner Lieblings Sonaten, und ſprach dann von ſeiner Liebe und ſeinen Wünſchen, für immer mit mir vereinigt zu ſeyn.

Sein Geſicht war ſo rein, ſo gut, ſo beſcheiden hoffend, daß ich ihm meine Hand, die er zwiſchen den ſeinigen hielt, nicht entziehen konnte — Ach, wenn Sie in meine Wünſche einſtimmen könnten, beſte Agnes, rief er aus, welche glückliche Familie würden wir ausmachen!

Mein Bruder und Eliſe, unſere beſten nächſten Freunde, die ſo harmoniſch mit uns denken und empfinden, würden vereint mit uns leben. Auch ihr Vater würde mit uns leben, nicht wahr? Alles Leere und Unbedeutende würden Sie aus meinem Leben verbannen. Ihr großer Sinn würde mich in allem meinem Wirken zum Schönſten und Edelſten leiten. Sie ſelbſt ſollten ſo frey, ſo ſorgenlos leben, ganz nach der Wahrheit Ihrer ſchönen Natur. Könnten Sie nicht auch glücklich ſeyn, wenn wir alle es durch Sie ſind? Ach Sie müßten es ſeyn! Sprechen Sie beſtes Mädchen.

Das redliche Bemühen der gutmüthigen feinen Seele rührte mich innig, aber je zärter ich dieſe Seele empfand, je mehr fühlte ich, daß ich ihr nicht alles geben könnte, und nichts halbes geben dürfe.

O beſte Agnes Sie ſind bewegt, rief Julius. Reden Sie! — Aber Sie ſchweigen; o ich verſtand Sie unrecht, ich habe Sie beleidigt! rief er ſchmerzlich aus, und verbarg ſein Geſicht in ſeinen Händen. — Nein, beſte Seele, ſagte ich, nein, wie wäre es möglich! — Julius — wenn ich könnte — Ach wenn ich Sie ſo über alles lieben könnte, wie Sie es verdienen.

Ueber alles? meine Agnes, wie könnte ich das verlangen! Täuſchen wir uns nicht, meine Beſte, ein Herz wie das Ihrige, in dem ſich ſo mannichfache Kräfte früh entwickelten, dieſes kann keinen Mann über alles lieben.

Seyn Sie mir nur gut; laſſen Sie mich Sie ſo glücklich machen, als ich kann. Ihr Gutſeyn iſt tauſendmal

So Sitte war, den einen Monat hier,
Den andern in dem Pardo auszuhalten,
Den Winter in der Reſidenz, ſo lange
Es Könige in Spanien gegeben.

Königin.

Ja, Herzogin, das wiſſen Sie; mit Ihnen
Hab' ich auf immer mich des Streits begeben.

Mondekar.

Und wie lebendig es mit Nächſtem in
Madrid ſeyn wird! Zu einem Stiergefechte
Wird ſchon die Plaza Mayor zugerichtet,
Und ein Auto da Fe hat man uns auch
Verſprochen —

Königin.

Uns verſprochen! Hör' ich das
Von meiner ſanften Mondekar?

Mondekar.

Warum nicht?
Es ſind ja Ketzer, die man brennen ſieht.

Königin.

Ich hoffe, meine Eboli denkt anders.

Eboli.

Ich? Ihre Majeſtät, ich bitte ſehr,
Für keine ſchlecht're Chriſtin mich zu halten,
Als die Marquiſin Mondekar.

Königin.

Ach! Ich
Vergeſſe, wo ich bin. — Zu etwas Anderm. —
Vom Lande, glaub' ich, ſprachen wir. Der Monat
Iſt, däucht mir, auch erſtaunlich ſchnell vorüber.

mehr, iſt inniger, zärter, als das was andere Frauen Liebe nennen.

Es war ein entſcheidender Augenblick; das ſchwankende, vielleicht einzig in meiner Einbildung gewebte Verhältniß mit Nordheim, ſchwebte mir vor, Julius reine zarte Liebe drang zu meinem Herzen, ich drückte ſeine Hand feſter, und mein thränenſchweres Auge verbarg ſich an ſeinen Arm. Ein Geräuſch unterbrach uns, ich erhob meine Augen. Nordheim ſtand unter der Thüre, aber zog ſich augenblicklich zurück. Werde ich nicht das Bild dieſes einzig Liebenswürdigen immer mit verlangender Sehnſucht umfaſſen, ſelbſt an Julius treuem Herzen? Dieſe Frage bewegte meine ganze Seele. Meine Lippen zitterten, und ich hatte keine Worte, ſo wie keine klare Empfindung.

Julius ſaß mit dem Rücken gegen die Thüre, und hatte Nordheim nicht geſehen, er wähnte Liebe für ihn, bewege mein Herz ſo heftig. O beſte Agnes fuhr er fort, nur ein holdes Wort von Ihren Lippen, welches die ſüßen Ahnungen, die ich aus dieſem Schweigen nehme, zur Hofnung erhebt! Nie ſah ich Sie ſo bewegt — iſts für mich? — Ja es iſt ein ſanftes Neigen Ihrer Seele gegen die meine.

Der Wahn, in dem Julius meine verwirrte Empfindungen zu ſeinem Vortheil auslegte, war mir innig ſchmerzlich. Ich fühlte, daß ich ihm ganz wahr ſeyn, ihm mit Aufopferung aller Weiblichkeit den Zuſtand meines Gemüths rein darlegen müſſe. Er hielt noch immer meine Hand, und ſagte ſanft: Warum wenden Sie Ihr liebes

Auge von mir? O Agnes können Sie mich lieben? — Liebte ich nicht ſchon, ſo könnte ichs, erwiederte ich mit weggewendetem Geſicht, während meine Hand die ſeine drückte. Ach Gott, rief er mit einem Ton des innigen Schmerzens. Nicht für mich! Nach einigen Momenten der lebhafteſten Bewegung, wo ſeine Bruſt einen tiefen Kummer zu verarbeiten ſchien, und ſein Auge mit hervorſtürzenden Thränen kämpfte, wendete er ſich wieder gegen mich, indem er ausrief: Und doch für mich! Wer kann mir die zarte Neigung rauben, die mich belebt? Wer die innige treue Sorge, die mit meinem ganzen Daſeyn verwebt iſt? Fühlte ich nicht erſt die ganze Tiefe meines Weſens, ſeit die Gewalt dieſer Liebe deiner allbeſiegenden Schönheit, alle Kräfte in mir aufregte! Ja für dich will ich leben, du ſollſt meine zärteſte Sorge ſeyn, wie du meine ſüßeſte Freude hätteſt werden können.

Sie ſollen alles wiſſen, mein werther Freund, ſagte ich ihm, meine Liebe, meinen Schmerz. Ach Julius! Warum mußte ein früherer Eindruck mein Herz für Ihre Neigung verſchließen! — ein Eindruck, der mich ſchmerzlich zur Glückſeligkeit leiten wird.

Als mich Julius entſchloſſen ſah, ihn zum Vertrauten zu machen, half er mir mit jener ſchonenden Feinheit ihm mein Geſtändniß abzulegen, welches die Gedanken erräth, bevor ſie ſich noch Worte gebildet haben. Da ich endlich Nerdheims Nahmen ausſprechen mußte, erſchrak er, als hätte er etwas ganz unerwartetes vernommen.

Ihre Liebe, meine Agnes, wird mit Leiden verbunden ſeyn, ſagte er. Die Hülfe der Freundſchaft kann vielleicht den Kummer ihres Herzens erleichtern. Heilig gelobe ich, Ihr Freund, und nur Ihr Freund zu ſeyn. Ich verſpreche nicht wenig, aber ich will und werde es halten.

Wie werth war mir Julius in dieſem Moment! Ich gelobte mir ſelbſt im Stillen ſein Glück an meinem Herzen zu tragen, und ihm immer mit unverbrüchlicher Treue und Wahrheit zu begegnen.

Wir müſſen jetzt zur Geſellſchaft, ſagte Julius, ich ſehe, man verſammelt ſich im Garten. Wenn Sie nicht Mein werden können, beſte Agnes, ſo muß ich künftig vorſichtiger in meinem Betragen ſeyn, um die Welt in keiner Täuſchung über unſer Verhältniß zu laſſen. Verzeihen Sie, daß ich meine Empfindungen bis jetzt zu laut ſprechen ließ, es ſoll nicht mehr geſchehen. Nur wenn wir allein ſind, werden Sie immer mein offenes, ganz von Ihnen erfülltes Herz auf meinen Lippen finden.

Die Geſellſchaft war in einem kleinen Pavillon verſammelt. Nordheim ſah mich nur flüchtig an, als ich mich ihm näherte, gleich als wollte er meiner Verlegenheit ſchonen. Er begegnete mir mit derſelben feinen Achtung als zuvor, aber doch hatte ſich eine gewiſſe kalte Höflichkeit als eine fremde Farbe in ſein Betragen gemiſcht, und die ſanfte Vertraulichkeit war verſchwunden. Mein Herz war gepreßt. Er ſchien mir unausſprechlich liebenswürdig. Selbſt die Entfernung, welche er gegen mich beobachtete, deutete auf einen zärteren Antheil ſeines Herzens an mir, der durch die Situation, in welcher er mich mit Julius gefunden, nothwendig beleidigt werden mußte. Wie gern hätte ich meine ganze Seele offen vor ihm dargelegt! Battiſta und ſeine Schweſter waren eingeladen, uns mit ihrer verſprochenen Muſik zu ergötzen. Beide waren zierlich gekleidet und die blühenden Geſtalten voll jugendlichen Lebens, die unter einem Blüthenbaume ſaſſen, und den Zauber ihrer einfachen herzlichen Melodien um ſich her verbreiteten, theilten uns allen eine beinahe idealiſche Stimmung mit. Die Kinder ſpielten ein welſches Lied'chen, und das Mädchen legte den ganzen Sinn hinſchmelzender Zärtlichkeit in die ſüſſe Melodie. Unter dem Schatten der breiten Augenlieder und der langen Wimpern blizte zuweilen ein feuriger Blick hervor, immer traf er auf denſelben Gegenſtand, auf Nordheim.

Bravo Bettina! ſagte Nordheim, indem er die Kleine bei der Hand faßte und die ſchwarzen Locken zurückſchlug, die in der Gluth des Geſangs über ihre Stirne herabgefallen waren. Seit wann lehrte dich deine Mutter dieſes Lied'chen?

Auf meine Bitte, erwiederte Bettina, lehrte ſie michs vor einigen Tagen, da wir hörten, daß Sie zurückkommen würden.

Ich danke dir mein Kind! ſagte Nordheim freundlich. Bettina drückte ſeine Hand an ihre Lippen und eilte hinweg.

Arme Bettina! rief die Gräfin aus, indem ſie ihr mit einem traurigen Blick nachſah.

Warum beklagen Sie Bettina, liebe Gräfin? fragte Nordheim. Ich rechne ſelbſt auf Ihre Güte, um dem anmuthsvollen kleinen Geſchöpf ein glückliches Schickſal zu bereiten.

Ich dachte nicht an Bettina's äuſere Lage, als ich ſie beklagte, ſagte die Gräfin. Aber wohl ſchmerzte es mich, das junge Gemüth ſchon in der vollen Gluth der Leidenſchaft auflodern zu ſehen, die ſie mit ſo rührender Wahrheit in ihrem Geſang aushauchte. Nordheim erwiederte: Sollen wir den groſſen Anlagen der Natur mistrauen, meine Freundin? An der Gluth der Leidenſchaften reift das Edelſte in uns. Gewiß mein Freund; ſagte die Gräfin. Aber wenn ein hoher ſtolzer Baum vom Bliz zerſchmettert vor unſern Augen hinſtürzt, oder ein holdes Gemüth der Gewalt einer Leidenſchaft unterliegend, in ſeinen beſten Lebenskräften dahin ſtirbt, fühlt ſich unſer Herz nicht von allen Schmerzen der Zerſtöhrung ergriffen? Zumal, ſetzte ſie hinzu, wenn ein eigenes ſchmerzliches Schickſal uns das innere Daſeyn des Weſens in ſeiner geheimſten Tiefe erkennen lehrt?

Die Damen giengen nach ihrem Zimmer, um ſich anzukleiden, ich nahm Bettina mit mir. Das holde Geſchöpf, voll Jugend und Leben, zog mich an ſich, und die innigen wahren Laute der Natur in ihrer Neigung zu Nordheim trugen vielleicht nicht wenig bei, den Reiz zu vermehren, welchen ihr ganzes Weſen für mich hatte.

Anfänglich war ſie ſtill und verlegen, aber als ſie fühlte, daß ich es wohl und treu mit ihr meynte, ſchwazte ſie lieblich und unbefangen über ihr häusliches Leben, ihre Beſchäftigungen und Verhältniſſe. Meine Mutter, ſagte ſie unter anderm, ſpricht davon, mich in der Stadt in einem guten Hauſe unterzubringen, wo ich dann vielleicht mit der Zeit einen braven Mann fände und ſo unſerm Wohlthäter die Sorge für uns erleichtert würde. Es ſey unbeſcheiden, ſagt ſie, ihn mit unſrer ganzen Exiſtenz zu beläſtigen.

Ich fühle, daß ſie Recht hat, aber . . . Die arme Kleine brach in einen Strom von Thränen aus. Ich ſprach ihr zu, ruhig zu ſeyn, Nordheim ſey zu gütig, um ſie zu irgend einen Schritt zu nöthigen, welcher nicht mit ihrer Neigung geſchähe, er ſelbſt würde es nicht zugeben, daß ihre Mutter ſich der Freude, ſie zu ſehen, beraubte. Ach welchen Troſt Sie mir geben! rief ſie lebhaft aus, ihr ſchönes ſchwarzes Auge kehrte ſich gen Himmel, ſie legte ihre Arme übers Kreuz und drückte ſie feſt an ihre Bruſt. Mein ganzes Leben ſoll im Gebet für das Glück des edelſten liebenswürdigſten Mannes hinflieſſen, fuhr ſie fort, o ihm verdanke ich ja alles! Was kann ich ſonſt für ihn thun! Wär' ich wie mein Bruder, hätte ich Stärke in meinen Armen, um ein Roß zu bändigen, könnte ich ſchieſſen und mit Waffen umgehen, dann wiche ich nie von ſeiner Seite, ich folgte ihm auf Reiſen als Knappe, in allen Gefahren blieb ich bei ihm, und kein Unfall ſollte ihm nahen, würd' er verwundet oder krank, dann wollte ich nicht von ſeinem Bett gehen, meine Mutter lehrte mich Wunden verbinden und Kranke pflegen. Ach und wie vorſichtig wollte ich ſeyn! Niemand als ich ſollte ihn anrühren und niemand ſonſt an ſeinem Bette wachen, damit der Schlaf durch keine unvorſichtige Bewegung von den lieben Augenliedern verſcheucht würde.

Eine glühende Röthe überzog ihr Geſicht, ſie fühlte erſt jetzt, daß ſie mir ihr innerſtes Daſeyn enthüllt hatte.

Die ſchönen Anlagen eines ſtarker tiefer Eindrücken fähigen Gemüths, die ſich ſo lieblich in ihre Rede entfalteten, flößten mir herzliche Zuneigung ein. Ich verſprach ihr Liebe und Sorge für ihr künftiges Leben, und ſie freute ſich der Hofnung, mir oft ſchreiben zu dürfen.

Durch einen Boten aus der Stadt empfieng ich folgenden Brief: Eine Ihnen ſehr werthe Perſon wünſcht einige Zeilen von Ihrer Hand, vorzüglich wünſcht ſie eine Antwort auf die lezte Frage, die ſie an Sie gethan, ehe die Glocke des Abſchieds ſchlug. In der Stunde der Mitternacht werden Sie einen treuen Boten bereit finden. Gerade der kleinen Pforte, die in den Garten führt, gegenüber, wird er Sie an der Gartenhecke, ſo lang Sie noch in dieſem Aufenthalt ſind, alle Nächte hindurch erwarten. Warten Sie Zeit und Umſtände wohl ab, bis ſich der günſtigſte Augenblick zeigt.

Johannes Eh.

Ich eilte ſogleich meiner Mutter zu ſchreiben, und benuzte jeden Moment des Tages dazu, wo ich mich unbemerkt von der Geſellſchaft hinweg ſtehlen konnte. Auf die Frage: ob ich ſchon eine lebhaftere Neigung für irgend einen Mann empfunden? ſagte ich ihr: An eine geliebte Geſtalt iſt die Freude und die Hofnung meines Lebens in der Liebe geheftet, und trennt mich das Schickſal von dieſer, ſo wünſche ich unverheurathet einzig für meine theure Mutter und meinen Vater in Hohenfels zu leben.

Nordheim erhielt einen unerwarteten Beſuch des Prinzen, welcher ſich wegen einer Zuſammenkunft mit ſeiner Schweſter, für einige Tage auf einem Luſtſchloß in der Gegend aufhielt.

Der Prinz verband eine ſchöne Geſtalt mit einem einnehmenden Betragen. Durch ſeinen langen Aufenthalt in fremden Ländern hatten ſich die ſcharfen Ecken abgeſchliffen, welche Gewalt und Schmeicheley nothwendig in einem Charakter erzeugen. Sein Betragen war einfach und fein, doch zeigte es ſich bey manchen kleinen Veranlaſſungen nur als erworbene Manier. Man näherte ſich ihm ohne jenes Vertrauen zu empfinden, welches nur eine ſchöne Natur, nur eine wohlwollende Seele einzuflößen im Stand iſt. Die Neigung des Prinzen für Nordheim äuſſerte ſich lebhaft; man fühlte wie er nach ſeiner Achtung rang, und Beyfall oder Tadel in ſeinen Augen zu leſen ſtrebte.

Während die Herren ſich in den entfernteren Garten-Anlagen umſahen, gieng die Gräfin auf ihr Zimmer, und bat mich ſie zu begleiten. Sobald wir allein waren, ſagte ſie: liebes Mädchen, unter Menſchen, die ſich nicht fremdartig, vielmehr durch gleiche Liebe zum Schönen und Guten mit einander verſchwiſtert ſind, kommt früh oder ſpät ein Moment der innigeren Annäherung, wenn ſich nicht feindſelige Verhältniſſe dazwiſchen legen. Ich wollte jenen Moment unter uns erwarten, denn es iſt mit der Neigung wie mit gewiſſen Früchten, die, wenn ſie auf den rechten Punkt der Reife gekommen ſind, uns von ſelbſt am ſchönſten zufallen. Das Gewebe ſonderbarer Misverſtändniſſe, welches zwiſchen uns zu entſtehen droht, änderte meinen Entſchluß. Ich fühle es, beſtes Kind, meine geübtere Hand muß dieſe verworrne Fäden trennen, und unſern Gemüthern die ſchöne Lauterkeit und Klarheit erhalten, für die wir beyde gebohren ſind. O Agnes, das Leben iſt kurz, und wir verlieren den gröſten Theil deſſelben, durch Misverſtändniſſe. Nicht nur wünſchte ich mir, jeden Vorwurf über dein Schickſal zu erſparen, holdes Kind, ſondern vielmehr die ſüſſe Beruhigung in der Seele zu tragen, daß ich ein liebenswürdiges Gemüth vor dem Unfrieden mit ſich ſelbſt bewahrte. Ich forſche nicht nach den Geheimniſſen des Herzens, aber von mir nimm die Verſicherung, daß ich Nordheim nie beſitzen kann.

In ungünſtigen Verhältniſſen verblühte die Jugend meines Lebens — meines Herzens, ich rettete nur Trümmer, und dieſe können das volle Glück eines Mannes nicht machen, der ſelbſt die ſchöne Grazie eines jugendlichen Empfindens bewahrte. Ich läugne es nicht, ich halte es für ein beneidenswerthes Loos, in der innigſten ruhigſten Verbindung mit dem liebenswürdigſten Manne zu leben — aber die Offenherzigkeit dieſes Geſtändniſſes kann dir auch, wenn du und ich anders deſſen bedürfen ſollten, die Wahrheit meiner Zuſicherung verbürgen. Liebe Seele, ſagte ſie ſanft und zog mich an ihre Bruſt, bleibe dir ſelbſt klar, du haſt ihn geliebt, und wenn man ihn einmal geliebt hat — kann man ſein Herz von ihm wieder losreiſſen? Meine Lage war unglücklich und ſonderbar, und meine Gemüthsſtimmung wurde es auch. Der freie ſchöne Blick ins Leben gieng früh für mich verloren, ich habe meinem eigenen Herzen Schulden abzubüſſen, und nur in ſtrenger Wachſamkeit auf mich ſelbſt bewahre ich meinen innren Frieden. Mein Daſeyn iſt Kampf und Arbeit. Jezt genug, Liebe, verlaß mich, und glaube ſicher, daß ich deinem Glücke nicht im Wege ſtehe.

Ich ſank ſtumm in Amaliens Arme, ihre Worte hatten mein Innres ergriffen, und Achtung und Mitleid füllten meine Bruſt.

Mehr noch als ihre Worte, hatte ein unausſprechlicher Ausdruck des tiefen Leidens, der mir in ihren Zügen zum erſtenmal erſchien, meine Seele in inniger Neigung gegen ſie eröfnet. Unter der Herrſchaft der Weltſitte hatte ſie ſich gewöhnt, einen Schleier des leichten Muthes um ihren Gram zu ziehen, der in dieſem Augenblick der herzlichen Vertraulichkeit entfiel.

Arme Amalia! ſagte ich in dem tiefſten Herzen, aus welcher ſchmerzlichen Verwirrung ſich unſer Schickſal löſen ſoll, faſſe ich noch nicht!

Die Herrn kamen bald von ihrem Spaziergang zurück, und die Geſellſchaft verſammelte ſich zum Thee.

Ich habe mir der Freude viel, ſehr viel,
Von dieſem Aufenthalt verſprochen, und
Ich habe nicht gefunden, was ich hoffte.
Geht es mit jeder Hoffnung ſo? Ich kann
Den Wunſch nicht finden, der mir fehlgeſchlagen.

Olivarez.

Prinzeſſin Eboli, Sie haben uns
Noch nicht geſagt, ob Gomez hoffen darf?
Ob wir Sie bald als ſeine Braut begrüßen?

Königin.

Ja! Gut, daß Sie mich mahnen, Herzogin.

(Zur Prinzeſſin.)

Man bittet mich, bei Ihnen fürzuſprechen.
Wie aber kann ich das? Der Mann, den ich
Mit meiner Eboli belohne, muß
Ein würd'ger Mann ſeyn.

Olivarez.

Ihre Majeſtät,
Das iſt er, ein ſehr würd'ger Mann, ein Mann,
Den unſer gnädigſter Monarch bekanntlich
Mit ihrer königlichen Gunſt beehren.

Königin.

Das wird den Mann ſehr glücklich machen — Doch'
Wir wollen wiſſen, ob er lieben kann
Und Liebe kann verdienen? — Eboli,
Das frag' ich Sie.

Eboli

(ſteht ſtumm und verwirrt, die Augen zur Erde geſchlagen, endlich fällt ſie der Königin zu Füßen).

Großmüth'ge Königin,
Erbarmen Sie ſich meiner. Laſſen Sie —

Der Prinz ſprach mit Offenheit über ſeine gegenwärtigen und künftigen Verhältniſſe. Ich hoffe, ſagte er, in ſolch einem geiſtvollen Cirkel ein guter Menſch zu bleiben, und Erhohlung und Lebensgenuß nach erfülltem Beruf unter Ihnen zu finden. Ich hoffe, fuhr er fort, auch meine Schweſter wird von Ihnen werth gefunden werden, das Vergnügen Ihrer Geſellſchaft zu theilen. Sie iſt ein gutes liebenswürdiges Geſchöpf, und mein Hof wird, durch die Grazien ihres Umgangs belebt, eine lieblichere Geſtalt gewinnen. Er zeigte der Gräfin ein Portrait der Prinzeſſin und hernach auch Eliſen und mir. Mit welcher Gewalt ergriffen mich dieſe Züge! Eine dunkle Rückerinnerung an die Geſtalt meiner Mutter erwachte in meiner Seele — ich bebte, erröthete, und verbarg meine Bewegung nur mit der größten Anſtrengung vor den Augen der Geſellſchaft. Der Prinz, welcher mir am nächſten ſtand, ſuchte mich mit ſeinem forſchenden Blick zu durchſchauen. Solche ſanfte liebliche Formen, wie auf dieſem Bildniß der Prinzeſſin, dichtete ſich meine Fantaſie zu dem zarten feurigen Blick meiner Mutter, der mir immer vor der Seele ſchwebte, ſo wie die reinen Verhältniſſe ihrer Geſtalt.

Nordheim gab bey ſeiner jedesmaligen Ankunft den Landleuten ein kleines Feſt. Dieſer Abend war dazu beſtimmt, und der Prinz wünſchte ein Zuſchauer zu ſeyn. In der Mitte des Dorfes war ein Raſenplaz für die Tänzer, hohe Linden überſchatteten ihn, an beyden Seiten waren Tiſche mit Speiſen und Getränken bereitet, und ringsherum Bänke für die Zuſchauer. Die fröhlichen ſelbſtgenugſamen Geſichter der Eltern und die ſtarke markige Jugend, die ſich gleichſam der Fülle ihrer Kräfte im raſchen Tanz entlaſtete; alles zeugte von einem ſichern ruhigen Wohlſtand. Das beſcheidne Betragen des größern Theils und ſeine Mäßigkeit in der Freude, bewieß, daß dieſe Göttin hier keine ſeltene Erſcheinung ſeye. Wir miſchten uns in den kunſtloſen Tanz. Nordheim bot mir die Hand, in welchen ſüßen einzigen Klang der Liebe löſte ſich gleichſam mein ganzes Weſen auf, als ich von ſeinen Armen umſchloſſen, unter dem klaren weiten Himmel dahin flog! Als der Schwindel des Tanzes meine Sinnen ergrif, und Bäume und Menſchen um mich her anfiengen ſich zu drehen und zu ſchwanken, dann war mirs nicht anders als trügen uns die lauen lieblichen Frühlingslüfte empor ins gränzenloſe Blau des Himmels, wo irgend eine ſchöne Inſel ſich niederſenken und uns aufnehmen werde. Ich bebte als wir aufhörten zu drehen, er ſezte ſich neben mich, Himmel, Luft und Menſchen, alles war ſo heilig und liebevoll um mich her, und ſein Blick ſo voll göttlicher Reinheit auf mich gerichtet. Keine Spur des Bedürfniſſes oder Verlangens war in der lieblichen Klarheit dieſes Auges, aber ein Strahl des reinen Wohlwollens, der tragenden und ſchüzenden Liebe durchdrang mein Weſen mit ſeiner heiligen Gewalt.

Julius näherte ſich uns, und er ſtieg auf, um ihm Plaz zu machen. Ein Schatten der Trauer ſchien über das himmliſche Bild zu ſchweben, während ſein Blick mit einem Ausdruck ſüſſer Neigung ſich von mir losriß, als wollte er mir ſagen: „und du willſt nicht die Freude deines Lebens an meinem Herzen ſuchen?“ Mir dünkte, ich könne dem Drang meines Herzens nicht mehr widerſtehen, müßte dem Geliebten nacheilen, und ihm ſagen: „du biſt „meine ſüſſeſte heiligſte Liebe!“ Als ich mich durch Schaam und Anſtand gebunden fühlte, zuckte ein verwundender Schmerz gleich einem ſchneidenden Stahl durch meinen Buſen.

Ich mußte mit dem Prinzen walzen, und es war mir erwünſcht, meine Gefühle im Tanz zu zerſtreuen, wenigſtens zu verbergen. Ich gerieth in eine andere Verlegenheit. Als wir einigemal raſch um die Linden herum geflogen waren, und in dem Zirkel der Tänzer nun langſam mit fortgiengen, faßte der Prinz meine Hand, die in der ſeinen lag, feſter, und ſagte: darf ich eine Frage an Sie thun, liebes Mädchen? Woher entſtand die ſonderbare Bewegung, mit welcher Sie heute das Portrait meiner Schweſter betrachteten?

Ich war in quälender Verlegenheit, und ſuchte vergebens nach einer paſſenden Antwort.

Der Prinz fühlte es, und fuhr fort: Ich ſchweige, meine Beſte, ich habe Ihr Vertrauen noch nicht verdient, und war unbeſcheiden mit meiner Zudränglichkeit. Verzeihen Sie, ich hoffe wir lernen uns beſſer kennen.

In Wahrheit, Gnädigſter Herr, ſagte ich etwas gefaßt, es gibt ſo manche Dinge, die wichtig für ein Mädchen wie mich ſind, und die nur Kleinigkeiten für Sie ſeyn könnten, daß ich mich ſchämen würde Sie damit zu beläſtigen.

Alles, was in ſo einem holden guten Herzen vorgeht, wird nie unbedeutend für mich ſeyn, ſagte der Prinz lebhaft. Glücklich wäre der Bruder, wenn der zarte Antheil, welchen Sie der Schweſter ſchenkten, auch auf eine günſtige Stimmung für ihn deutete!

Wir wurden aufs neue in den Wirbel des Tanzes mit fortgeriſſen, und ich konnte nichts antworten. Ich fühlte, daß er meine Bewegung beym Anblick des Bildes für ſich auslegte. Durch meine einfache Erziehung, und durch frühe ernſte Geiſtes-Beſchäftigungen war ich beynahe ganz unbekannt mit dem Syſtem der weiblichen Eroberungsſucht geblieben, und der Ausdruck des Wohlwollens für Männer und Weiber hatte bey mir dieſelbe Farbe, um ſo mehr ſeit meine zärtliche Neigung ausſchließend für einen Einzigen ſprach.

Ich dachte mir alſo keinen andern Sinn in den Worten des Prinzen, als daß er mir wohl wolle, und meine Freundſchaft wünſche.

Während des Tanzes fiel mir die große Aehnlichkeit ſeiner eignen Züge mit dem Bildnis ſeiner Schweſter erſt recht auf, und das Andenken meiner geliebten Mutter, welches ſich auf eine ſonderbare geheimnisvolle Art mit jenem Bildnis verwebt hatte, gab meinem ganzen Weſen eine Stimmung zur Zärtlichkeit, welche den Prinzen in ſeinem Irrthum unterhielt. Er ſchloß mich während des Tanzes feſt an ſeine Bruſt, ſeine Augen, und ſein ganzes Betragen verriethen eine Gluth der aufgeregten Sinne, die mich ſcheu und verſchloſſen machte, und mein Gemüth endlich in Widerwillen von ihm abwendete.

Das Nachteſſen wurde in einer Laube von friſchen Tannenzweigen aufgetragen, welche zierlich erleuchtet war. Die Tafel war mit den ſchönſten Blumen des Frühjahrs geſchmückt. Der Abend war lieblich. In dem ganzen Ton des kleinen Feſtes herrſchte eine ſchöne Einfalt. Die ländliche Muſik, oft von den frohen Jubeltönen kunſtloſer Freude begleitet, ſtimmte das Herz zu reiner Fröhlichkeit, weil es rings um ſich her mitgenießende Weſen wahrnahm.

In allen Anordnungen fand ich das wohlwollende Herz meines Geliebten. Er ſelbſt war nicht heiter. Der Prinz gieng den ganzen Abend hindurch nicht von meiner Seite, und mir dünkte Nordheim vermied, ſich uns zu nähern, aber er beobachtete mich von fern, und ſelten wenn meine Augen ihn ſuchten, fehlte mir ſein lieber Blick.

Auch Julius war ſtill und traurig. Ich konnte in dieſer Situation nicht ruhig bleiben. Die leiſeſte ſchmerzliche Empfindung, die meine Freunde durch mein Betragen erfahren konnten, fiel auf mein eignes Herz zurück.

Mit Vergnügen ſah ich die Pferde des Prinzen vorfahren. Die Gräfin und die ganze Geſellſchaft mußten dem Prinzen verſprechen, in den nächſten Tagen in D. gegenwärtig zu ſeyn, um ihm die Langeweile des Hofes erträglich zu machen. Beym Abſchied führte er mich, ſo ſehr es der Anſtand litt, bey Seite, und flüſterte mir ins Ohr: Wenden Sie ſich nicht von mir, ſüſſes Mädchen, und verzeihen Sie es meiner angebohrnen Raſchheit, wenn ich die ſchöne Blüthe im Sturm zu erobern wähnte, die, ich fühl es, nur durch ſüſſe Sorge und Treue zu gewinnen iſt.

Es war eine ſchöne Mondhelle Nacht, die Herrn begleiteten den Prinzen. Nach einem kleinen Spaziergang mit Eliſen und Bettinen, den ich dazu anwendete um die von Charles beſtimmte Gartenhecke genau zu bemerken, eilten wir in unſere Zimmer. Als ich Bettina gute Nacht gab, ſagte ſie mit einem ſanft ſchwärmenden Ton: zum erſtenmal ſieht mich der Mond und die Sterne als deine Freundin und ſie ſollen mich immer ſo ſehen, ſo lang ich unter ihrem glänzenden Angeſicht wandle! Die Neigung des guten Geſchöpfes hatte ganz das Mädchenhaftſcheue und Geheimnisvolle der erſten Liebe. Ein heftiges, lang verhaltenes Gefühl ihres Weſens fand auf einmal in der Freundſchaft für mich einen Ausdruck, in welchem es die ganze Kraft ſeines ahnungsvollen Verlangens auszuhauchen vermochte.

Unter dem Vorwand, daß ich ſehr ermüdet wäre, und mich ſchlafen zu legen wünſche, hatte ich Eliſen aus meinem Zimmer entfernt, um mich zu meiner nächtlichen Wanderſchaft vorzubereiten. Die Herrn waren gegen eilf Uhr zurückgekommen, im ganzen Schloß herrſchte tiefe Stille, und ich erwartete die Stunde der Mitternacht, um in den Garten zu eilen.

Unter allen Szenen des vergangenen Tages hatte die Erklärung der Gräfin am tiefſten auf mich gewirkt. Die erſte Jugendliebe will ein Ganzes beſitzen, wie ſie ein Ganzes giebt; ſie verſteht es nicht, ſich mit Verhältniſſen abzufinden, die nur einen einſeitigen Genuß gewähren. Die Liebe der Gräfin für Nordheim, das Mitleid für ſie, und die Unfähigkeit meines Gemüths, durch den Verluſt eines andern zu genießen, dieſes alles brachte mich in eine verwirrtere Stimmung, als ich noch je gekannt hatte. Das ununterbrochene Zuſammenſeyn mit Nordheim nährte auf der andern Seite die Lebhaftigkeit meiner Neigung. Die Liebenswürdigkeit ſeines Weſens zeigte ſich in jeder veränderten Stellung der äuſſern Lage, in immer neuer Grazie, und mein ganzes Daſeyn war Liebe für ihn.

Als die Glocke zwölf ſchlug, nahm ich eine kleine Handlaterne und eilte zu der beſtimmten Gartenhecke. Ich hatte meine Geſtalt ſo ſehr als möglich verhüllt, und hoffte unerkannt zu bleiben, im Fall mir jemand begegnen ſollte. Mit Mühe fand ich durch die verworrene Gänge des alten Gebäudes den Weg zur Gartenthüre. Charles erwartete mich ſchon, nahm meinen Brief in Empfang, und verließ mich ſchnell, weil er befürchtete überraſcht zu werden. Dringend empfahl er mir noch beym Abſchied die größte Vorſichtigkeit im Namen meiner Mutter. Der leiſeſte Verdacht auf unſer Verhältniß, ſagte er, könnte uns aller Freuden der Zukunft berauben, und meine Mutter ſelbſt lege ſich die ſchmerzliche Trennung von mir auf, um unſerer künftigen Zufriedenheit willen. Beym Rückwege durch den Garten verlöſchte der Wind mein Licht. Mühſam ſchlich ich mich durch die unerleuchteten Gänge, und ſuchte die Treppe, welche zu meinem Zimmer führte. Ich half mir mit den Händen an einer Wand fort, und glaubte am Ende der Gallerie die Treppe zu finden. Ich fühlte daß ich an mehreren Thüren vorbey kam, und die Furcht mich durch irgend ein Geräuſch zu verrathen, brachte mich in die peinlichſte Lage. Innerhalb der Zimmer vernahm ich jedoch keine Bewegungen, und tröſtete mich mit dem Gedanken ſie ſeyen unbewohnt, oder ihre Bewohner liegen im tiefen Schlafe. Eben ſchlich ich an einer Thüre vorbey, als ſie ſich heftig gegen mich öfnete und mich zu Boden ſchlug. Der Schrecken des Falles und der gefürchteten Entdeckung nahmen mir die Beſinnungskraft. Als ich wieder zu mir kam, fand ich mich auf einem Lehnſeſſel, und Julius mit einem Licht in der Hand, neben mir ſtehend.

Wie iſt Ihnen meine Agnes? fragte er beſorgt — O, daß ich die Thüre ſo ungeſtüm öfnen mußte! Aber wer konnte auch denken, Sie hier zu finden! Die Furcht in Julius Zimmer angetroffen zu werden, gab mir ſchnell meine Kräfte wieder. Ich verirrte mich . . . es war ein Irrthum . . . ſtammelte ich, verlegen und ungeſchickt, zündete meine Laterne an, und eilte mich zu entfernen. Laſſen Sie mich Sie nur die Treppe hinauf begleiten, ich fürchte Sie haben durch den Fall gelitten, ſagte Julius. Zum erſtenmal ſah ich in ſeinem ſo reinen liebenden Blick eine Spur des Mistrauens, und fürchtete meine Weigerungen möchten eine noch ſchlimmere Wirkung auf ihn haben. Ich duldete alſo ſchweigend ſeine Begleitung, weil die Furcht einen Freund zu beleidigen, alle andern Rückſichten verdrängte. Eilen Sie Julius, ich beſchwöre Sie, bat ich, daß wir nicht geſehen werden.

Mein geheimnisvolles Weſen ſchien ihm unbegreiflich, doch erfüllte er meine Bitte, ließ ſein Licht zurück und faßte mich unter dem Arm, mich zu unterſtützen. Kaum waren wir einige Schritte von Julius Zimmer entfernt, als Nordheim dicht vor uns ſtand. Er war die Treppe heraufgekommen, und es war unmöglich ihm auszuweichen, er hielt ein Licht, trat ein paar Schritte zurück als er mich erblickte, und nie erſchütterte ein Blick ſo meine Seele als der ſeine in dieſem Moment. Gern wäre ich zu ſeinen Füßen geſunken, aber weibliche Verlegenheit hielt mich ſtarr und bewegungslos am Boden gekettet.

Die Furcht verkannt zu werden, und Stolz der es ſeiner unwerth fand, ſich zu entſchuldigen, feſſelten alle meine Gedanken und Bewegungen. Ich hatte in dieſem Moment eine Ahnung des Zuſtandes jener Weſen aus der Fabelwelt, die ihre Lebenskraft in einer Felſenmaſſe erſtarren fühlen.

Nordheim hatte ſchnell ſeine Beſonnenheit wieder, gieng an mir vorbey, als bemerkte er mich gar nicht, und ſagte zu Julius: Erlauben Sie mir einen Augenblick in Ihrem Zimmer zu verweilen. Es geſchieht um Ihnen die Freiheit zu laſſen mit dieſer Dame durch mein Kabinet zu gehen, aus welchem Sie ſogleich auf den groſſen Saal kommen, und ſchneller und unbemerkter zu ihrem Zimmer gelangen können. Verweilen Sie nur wenige Minuten im meinem Kabinet, um meinem Kammerdiener nicht auf der Gallerie zu begegnen.

Ich war auf das ſchmerzlichſte bewegt, und konnte Nordheim nichts ſagen; er war eilends in Julius Zimmer gegangen und hatte die Thüre hinter ſich zugemacht. Laſſen Sie mich allein gehen! rief ich ſchmerzlich. Ach Julius laſſen Sie mich, wie kann ich ſolche Kränkungen ertragen! — Julius ſelbſt ſchien verwirrt und nachdenklich, aber ſeine zarte Liebe verläugnete ſich keinen Augenblick.

Ich verlaſſe Sie, ſagte er ſanft, weil Sie es wollen. Beruhigen Sie ſich, beſte Agnes, Nordheim ſoll in keinem Zweifel über Sie bleiben. Seyn Sie ruhig und genieſſen des Schlafes. Er drückte meinem Arm ſanſt an ſeine Bruſt, und küßte meine Locken, die über das Gewand zerſtreut lagen. Ich eilte davon, ſo ſehr es mir der Schmerz an meinem Fuß erlaubte, der durch den Fall gelitten hatte. Ich war in Nordheims Kabinet, Liebe durchdrang mein ganzes Weſen, goldne Bilder webten ſich vor meinen Sinn. Hier wird er ruhen, ſagte ich mir. Eine Lampe brannte, mir dünkte die Harmonien unſichtbarer Genien um ſeine Lagerſtatt zu vernehmen — O möchte ihm ein Traum das reine unentweihte Bild der armen Agnes zeigen! Mit Gewalt mußte ich mich dieſer Zauberluſt entreiſſen, ſie hatte mit einer freundlichen Magie alle Verwirrung in meinem Buſen aufgelößt, die in der Einſamkeit meines Zimmers aufs neue erwachte, und den Schlaf von meinen Sinnen verſcheuchte.

Um Gottes willen, laſſen Sie mich nicht —
Nicht aufgeopfert werden.

Königin.

Aufgeopfert?
Ich brauche nichts mehr. Stehn Sie auf. Es iſt
Ein hartes Schickſal, aufgeopfert werden.
Ich glaube Ihnen. Stehn Sie auf. — Iſt es
Schon lang', daß Sie den Grafen ausgeſchlagen?

Eboli (aufſtehend).

O viele Monate. Prinz Karlos war
Noch auf der hohen Schule.

Königin

(ſtutzt und ſieht ſie mit forſchenden Augen an).

Haben Sie
Sich auch geprüft, aus welchen Gründen?

Eboli (mit einiger Heftigkeit).

Niemals
Kann es geſchehen, meine Königin,
Aus tauſend Gründen niemals.

Königin (ſehr ernſthaft).

Mehr als einer iſt
Zu viel. Sie können ihn nicht ſchätzen — das
Iſt mir genug. Nichts mehr davon.

(Zu den andern Damen.)

Ich habe
Ja die Infantin heut' noch nicht geſehen.
Marquiſin, bringen Sie ſie mir. —

Olivarez (ſieht auf die Uhr).

Es iſt
Noch nicht die Stunde, Ihre Majeſtät. —

Ich habe die Achtung des edelſten, geliebten Mannes verlohren, er muß mich für ein leichtſinniges Geſchöpf halten, das ſich ſelbſt vergeſſend, die zarten Verhältniſſe überſchreitet . . . das von Leidenſchaft hingeriſſen . . . ich wagte es nicht auszudenken, nicht mich ſelbſt anzuſchauen mit dieſen quälenden Vorſtellungen.

Wird nicht jede Ausrede, die ich nehmen könnte, Nordheimen auch nur eine Ausrede dünken? und muß ich nicht die Wahrheit verſchweigen, muß ein Opfer der unglücklichen Stellung der Umſtände werden, die die Reinheit meines Charakters in ſeinen Augen beflecken!

Es wird eine Zeit kommen, ſagte mir ein milder tröſtender Genius, wo du dein Innres entſchleyern darfſt, wo du von jedem Schatten des Verdachtes gereinigt, vor Nordheim erſcheinen wirſt.

Die glückliche Spannkraft des Gemüths in der Jugend, wo das volle rege Leben der Einbildungskraft die Bilder der Zukunft mit der Gegenwart leicht und vielfach vermiſcht, half mir jenen bittern Schmerz, von meinem Geliebten verkannt zu ſeyn, nicht beſiegen, aber wohl ertragen. Gleichwohl fühlte ich, es ſeye etwas in meiner innern Exiſtenz zerriſſen, da ich die erſte Ungerechtigkeit des Schickſals erfuhr, indem ich unſchuldig litt. Ich ſcheute mich, mich ſelbſt anzuſehen, als der Tag anbrach, mein unbefangenes frohes Daſeyn fand ich nicht wieder, aber eine Kraft zu leiden durchdrang meinen Buſen, die ich noch nicht geahnet hatte. Ich ſchien mir um zehn Jahre älter an Erfahrung und ein concentrirter

Mädchen, fragte ich bewegt, wer beſchuldigt mich der Falſchheit? — Ich ſollte dir ſchweigen, mußte ſelbſt meinem Alban verſprechen, daß ich es wollte, fuhr ſie fort, aber ich vermag es nicht, und ich will es nicht vermögen! Als ich von dir gieng, wollte ich auf den Balkon im groſſen Saal der Morgenluft genieſſen, und fand die beyden Albans im heftigen Wortwechſel auf und abgehen. Beyde grüßten mich mit ſo verſtörten Geſichtern, daß ich meinen Alban fragte, was geſchehen ſey.

Wir ſtreiten über Agnes, ſagte er mir, und ihre ſonderbare geheimnisvolle Aufführung — Die wir, eben weil ſie geheimnisvoll iſt, nicht tadlen können, erwiederte Julius — Aber die wir auch nicht ehren ſollen, bis wir ſie kennen, ſagte mein Alban mit groſſer Heftigkeit, nicht mit einem unauflöslichen Band in unſere eignen Verhältniſſe verflechten und zu unſerer eignen Schande machen müſſen — Bruder, nur du darfſt mir dieſes ungeſtraft ſagen, rief Julius, und verbiß ſeinen glühenden Unmuth. Ich bat um Erläuterung über den Anlaß zu dieſem Streit, und Julius erzählte mir den Vorfall der geſtrigen Nacht. Und bemerken Sie, Eliſe, ſagte mein Alban, daß ich um dieſelbige Stunde aus meinen Fenſtern, die auf den Garten gehen, eine vermummte weibliche Geſtalt durch denſelben hereinkommen ſah, die ihr Licht auslöſchte, als ſie ſich dem Schloß näherte. Wenige Minuten nach ihr kam aus einem kleinen Pavillon am Ende des Gartens Herr von Nordheim, den ich ganz deutlich erkennen konnte, weil er ein Licht trug.

Erzähle nun weiter, Nordheims Anmuthung — Das iſt alles nichts beweiſend, fiel Julius ein, gegen Perſonen, für die man langverdiente Achtung hegte — Das iſt der Fall bey Agnes, aber Nordheim kennen wir perſönlich ſeit wenigen Tagen, und können über ſeine Sitten nicht urtheilen, fiel Alban ein. Männer von ſo entſchiedenen Verdienſten haben eine Toleranz vom Publikum zu erwarten, die ſie ſelten vergeſſen in Anſchlag zu nehmen. Ueber das Betragen gegen die Weiber herrſchen ſehr ſchwankende Maximen in der Welt, und daß Nordheim nicht unter diejenigen gehört, die ſich ſtreng an die einmal eingeführte Regel binden, das zeigt er durch ſein Verhältniß mit der Gräſin. Er iſt zartfühlend, und das Mitleid für ein liebenswürdiges Mädchen wie Agnes, könnte ihn leicht bewegen, ſie auf deine Unkoſten aus einer Verlegenheit zu ziehen, da er deine Liebe für ſie kennt. Undenkbar iſt es wenigſtens nicht. Menſchen, die viel Verkehr mit der politiſchen Welt haben, gewöhnen ſich leicht, alles was ſie umgiebt für Schachſteine anzuſehen, die ſie nach ihren Bedürfniſſen hin und wieder ſchieben können. Nun bat er Julius, mir den Vergang mit Nordheim zu erzählen, um mich ſelbſt urtheilen zu laſſen.

Als ich in mein Zimmer zurückkam, begann Julius, kam mir Nordheim mit ernſter Miene entgegen und ſagte: Herr von Alban, ohne meine Erinnerung werden Sie wiſſen, was ein Mann von Ehre zu thun hat, wenn er ein liebenswürdiges Mädchen in den Fall ſezte, Schwachheiten für ihn zu zeigen. Ich traue Ihnen zu viel Charakter zu, um zu befürchten, daß Sie ſich durch eine Laune des Herzens berechtigt hielten, Opfer anzunehmen, die ein weibliches Herz nur der treuen feſten Neigung ohne Schaden bringen kann. Wenn Sie wahrhaft lieben, bedürfen Sie keiner Erinnerung, aber ſollten Sie derſelben bedürfen, ſo bin ich nicht der Mann, in deſſen Angeſicht man die ſanfte Hingebung eines weichen Herzens ungerügt misbraucht.

Julius ſagte ihm, daß er ſich irre, daß er aus eurem ganz unvermutheten Zuſammentreffen falſche Folgerungen ziehe, daß du, meine Agnes, einer leichtſinnigen Schwachheit ſo unfähig ſeyſt, als er ſelbſt der Verführung. Die Unbeſonnenheit, die er mit dem verrufenen Zimmer im Comödienhauſe begangen, und über die er ſeit einigen Tagen Gelegenheit geſucht, ſich gegen ihn zu erklären, mit dem Zufall in dieſer Nacht zuſammen genommen, könnten natürlich Verdacht bey Nordheim erregen — aber daß er ungegründet ſey, verſichere er ihn bey ſeiner Ehre, und hoffe es zu beweiſen.

Eliſe gab mir hier zuerſt Nachricht von jenem Vorfall, welchen ich früher anführte, der mich in nicht geringe Verlegenheit brachte, aber auf der andern Seite doch auch über Nordheims ungleiches Betragen beruhigte.

Nordheim ſey unüberzeugt geblieben, ſagte mir Eliſe ferner. Mit Augen voll flammenden Unwillens, und mit verbiſſenen Lippen habe er lang geſchwiegen, und dann zu Julius geſagt: Was ſoll ich von Ihnen denken? Ich hoffe nur aus jener, der wahren Liebe ſo natürlichen Feinheit wünſchen Sie Ihr Glück profanen Augen zu verbergen. Aber Sie thun mir Unrecht. Ich habe kein gefühlloſes Herz für die Verirrungen einer jugendlichen Neigung. Es hängt nur von Ihrem fernern Betragen ab, ob ich Sie tadeln, oder Ihnen aufrichtig Glück wünſchen ſoll. Das Glück muß den Blüthen des Genuſſes folgen, ſonſt fällt mit dieſen Blüthen die beſte Kraft unſers Weſens ab. Was bleibt, bey den einmal feſtgeſtellten Verhältniſſen, einem armen Mädchen, die mehr Zärtlichkeit als Klugheit beſaß, anders, als bittre Reue? Und wenn wir nicht entartet ſind, was kann uns bleiben, als der Unfrieden eines Räubers.

Julius wiederholte ihm von neuem, daß ſein Verhältniß mit dir ganz und gar nicht von der Art ſeye, wie er es wähne.

Herr von Alban, Sie werden wiſſen, und fühlen, was Sie zu thun haben, erwiederte Nordheim mit Heftigkeit. Nur noch eins erlauben Sie mir zu ſagen, da ich Ihre Familienverhältniſſe ganz und gar nicht kenne, und nicht weiß, wie ſehr Sie darauf Rückſicht zu nehmen haben. Als ein vertrauter Freund des Pflegevaters Ihrer Geliebten, verſpreche ich Ihnen, daß Sie über Ihre Geburt, wenn es möglich iſt, Aufklärung erhalten ſollen. Sollte es unmöglich ſeyn, Ihre Wünſche über dieſen Punkt zu befriedigen, ſo nehmen Sie von mir die Verſicherung an, daß Agnes in einen Stand erhoben werden ſoll, der ihre Exiſtenz in D. glänzend machen wird. Auch ſoll ſie ihrer Familie ein Vermögen hinterlaſſen, das ihren Enkeln den Verluſt der Ahnen erſetzen kann.

Julius antwortete, wenn er dich glücklich machen könnte, ſo bedürfe er keines fremden Motivs, dich zu heirathen, als ſeiner Liebe. Aber er ſey nie gewohnt, nach andern Geſetzen zu handeln, als nach denen, die ihm ſein eigenes Herz vorſchriebe. Für heute nichts mehr, ſagte Nordheim mit unterdrücktem Unwillen. Ich hoffe, Sie ſind morgen einig mit mir, dem lieben Mädchen alles Erröthen zu erſparen. Wo nicht — ſo kenne ich meine Pflicht, die Unſchuld in meinem Hauſe vor jeder Beleidigung zu beſchützen.

Ich vermuthe, es fielen noch mehrere Anzüglichkeiten unter ihnen vor. Julius hat nach der Stadt geſchickt, um ſeine Pferde kommen zu laſſen; ſein Reitknecht hält am Schloßthor, auch höre ich, daß er ein Billet für Nordheim zurückzulaſſen gedenkt.

Julius iſt voll Liebe für meine Agnes, voll Glauben an ihre reine Sitten, und wünſchte nichts eifriger, als dir ſeine Hand zu geben, nachdem er Nordheim überzeugt haben würde, daß einzig der Wunſch ſeines Herzens eine Verbindung zwiſchen euch ſchlieſſe. Mein Alban iſt heftig dagegen, bis du dich über die Geſchichte der vergangenen Nacht gerechtfertiget hätteſt. Er fürchtet, Nordheim liebe dich ſelbſt, wolle aber wegen ſeines Verhältniſſes mit der Gräfin nicht heurathen, und wünſche dir durch eine Verbindung mit Julius ein bleibendes Etabliſſement in D. zu verſchaffen. Auch die Neigung des Prinzen für dich, die ſich geſtern Abend ſo lebhaft äuſerte, erregte Verdacht bey ihm. O was für unſelige Umſtände mußten zuſammentreffen, um dieſes Mistrauen in dem edlen Herzen meines Albans zu erzeugen! Eliſe ſank an meine Bruſt und weinte heftig. Beſte Agnes! rief ſie aus, ich beſchwöre dich, löſe dieſe ſchmerzliche Verwirrung durch ein offenherziges Geſtändniß. Du kannſt keine Schuld haben! und ach! die halbe Freude meines Lebens iſt dahin, wenn mich der Argwohn Albans von dir trennt.

Die treue Liebe des guten Mädchens ſtillte gleich einem labenden Thau die Gluth der Verwirrung in meinem Innern. Wie friedebringend und wie achtungswerth iſt der ſtille Sinn, der die Geſtalten ſeiner Liebe feſt, und rein zu bewahren vermag, in jedem Gewirre ungünſtiger Verhältniſſe!

Du vertrauſt meiner Unſchuld mit Recht, liebſtes Kind, ſagte ich Eliſen. Ich verdiene deine Freundſchaft, und du ſollſt ewig die meinige beſitzen. Aber wir müſſen jezt vor allen Dingen ſuchen, den Irrthum zwiſchen den zwey lieben Männern aufzuklären. Sage Julius, daß ich ihn vor ſeiner Abreiſe zu ſprechen wünſche, und ich will Nordheim bitten laſſen, auf einen Augenblick in mein Zimmer zu kommen.

In kurzem erſchienen ſie beyde zugleich und waren etwas verwundert einander anzutreffen. Ich ſuchte alle Verlegenheit zu überwinden, nahm Nordheims und Julius Hand, und ſagte: Da ich die unglückliche Urſache eines Misverſtändniſſes zwiſchen zwey edlen Gemüthern bin, ſo wünſche ich, ſie auch wieder zu vereinen.

Sie thun mir Unrecht, Herr von Nordheim, wenn Sie an meinen Sitten zweifeln — ich mus, und will es ohne Vertheidigung dulden, aber wenn Sie auch keinen Glauben an mich faſſen konnten, hätten Sie nicht das Andenken an meinen Vater in Hohenfels zu Hülfe rufen können? Sollte die Kraft zum Rechten und Guten ſo ſchnell in einem Gemüthe verblühen, das durch ſeine Pflege gebildet wurde? Herr von Alban hat ſich immer als ein edler grosmüthiger Freund gegen mich betragen, und eben darum konnte ich ſeine Hand nicht annehmen, da ich keinem Freunde eine Frau zu geben wünſchte, deren Verhältniſſe ſie vielleicht zuweilen nöthigen könnten, den Anſtand der Pflicht aufzuopfern. Auch ich, für mich, bin ganz und gar nicht in der Lage, für jetzt an eine ſolche Verbindung zu denken. —

Und nun, meine theuren Freunde, geben ſie mir die Ruhe wieder durch die Gewißheit, daß kein Zweifel mehr zwiſchen ihnen Statt haben kann. Das Schickſal eines unbedeutenden Mädchens ſoll nicht edle Männer entzweyen, die beſtimmt ſind, ſich zu ſchönen Thaten zu vereinigen.

Nordheim und Julius waren bewegt. O wer, rief Nordheim aus, wer würde nicht von dieſer Sprache der Unſchuld und Wahrheit, ſelbſt gegen das Zeugniß ſeiner eigenen Sinne hingeriſſen! Herr von Alban, ſagte er, indem er Julius die Hand zur Verſöhnung bot, wenn ich

Sie durch Mistrauen beleidigte, ſo verzeihen Sie es der Sorge für dieſes liebenswürdige Kind, und helfen Sie mir auch von ihr Verzeihung erbitten! Julius faßte Nordheims Hand, und ich drückte die beyden lieben vereinten Hände herzlich an meine Bruſt. Meine Thränen floſſen unaufhaltſam, mein tiefſtes Weſen war aufgeregt von ſüſſen, von ſchmerzlichen Empfindungen, ich mußte mich entfernen.

(Die Fortſezung folgt.)

Königin.

Noch nicht die Stunde, wo ich Mutter ſeyn darf?
Das iſt doch ſchlimm. Vergeſſen Sie es ja nicht,
Mich zu erinnern, wann ſie kommt.

(Ein Page tritt auf und ſpricht leiſe mit der Oberhofmeiſterin, welche darauf ſich zur Königin wendet.)

Olivarez.

Der Marquis
Von Poſa, Ihre Majeſtät —

Königin.

Von Poſa?

Olivarez.

Er kommt aus Frankreich und den Niederlanden,
Und wünſcht die Gnade zu erhalten, Briefe
Von der Regentin Mutter übergeben
Zu dürfen.

Königin.

Und das iſt erlaubt?

Olivarez (bedenklich).

In meiner Vorſchrift
Iſt des beſondern Falles nicht gedacht,
Wenn ein Kaſtilian'ſcher Grande Briefe
Von einem fremden Hof der Königin
Von Spanien in ihrem Gartenwäldchen
Zu überreichen kommt.

Königin.

So will ich denn
Auf meine eigene Gefahr es wagen!

IV.

Ueber
Wilhelm Meiſters Lehrjahre

(aus einem Brief an den Herausgeber der Horen.)

Ich verweile zuerſt bey einzelnen Beſtandtheilen, und freue mich in der Darſtellung der Charaktere ſo gar nichts von den ſchwarzen Schatten zu finden, die nach einem gewöhnlichen Vorurtheile zum Effekt des Kunſtwerks nothwendig ſeyn ſollen. An einen privilegirten Teufel, durch den alles Unheil geſchieht, iſt hier nicht zu denken. Selbſt Barbara iſt im Grunde nicht bösartig, ſondern nur eine gemeine Seele. Unter dem Druck der Bedürfniſſe fehlt es ihr an Empfänglichkeit für jedes feinere Gefühl. Gleichwohl hat ſie wahre Anhänglichkeit an Marianen und Felix. Das größte Leiden — Marianens Schickſal — wird durch einen ſchätzbaren Menſchen aus einer edlen Triebfeder veranlaßt.

Eben ſo wenig erſcheint ein übermenſchliches Ideal. Ueberall findet man Spuren von Gebrechlichkeit und Beſchränkung der menſchlichen Natur, aber was dabey den Hauptfiguren das höhere Intereſſe giebt, iſt das Streben nach einem Unendlichen. Aus den verſchiednen Richtungen dieſes Strebens entſteht die Mannichfaltigkeit der Charaktere. In endlichen Naturen muß ſich dadurch oft Einſeitigkeit und Misverhältniß erzeugen, und dieß ſind die Schatten des Gemähldes, die Diſſonanzen der Harmonie. Daher bey Jarno die Kälte und Härte des Weltmanns. Er ſtrebt nach Klarheit und Beſtimmtheit in ſeinen Urtheilen über die Menſchen und ihre Verhältniſſe. Wahrheit und Zweckmäßigkeit weiß er zu ſchätzen, aber das Dunkle und Schwankende iſt ihm verhaßt. Enthuſiasmus kennt er nicht, ſelbſt die Kunſt verehrt er nur in der Entfernung, weil er ſich von ihrem Verfahren nicht Rechenſchaft geben kann. Doch wirkt das Vollendete auf ihn. Daher ſeine Achtung gegen das Streben nach Vollendung im Lothario. An Shakeſpear ſchätzt er nur den Stoff — die Wahrheit der Darſtellung. Er heyrathet Lydien nicht aus Freundſchaft für Lothario, ſondern weil ihn die Wahrheit der Empfindung anzieht. So iſt die Trockenheit und der Mangel an Humanität bey Nataliens Tante die Folge ihrer überſinnlichen Exiſtenz. Dagegen muß die idealiſirte Sinnlichkeit bey Phylinen in ihrer höchſten Freyheit zuweilen ausarten, da ihr durchaus keine moraliſche Zucht das Gegengewicht hält. Nur ein paar Figuren erſcheinen gleichſam als höhere Weſen in einer Glorie — der Großonkel Nataliens und der Abbé — aber ſie ſtehen im Hintergrunde und von den Umriſſen ihrer Geſtalt iſt wenig zu ſehen.

Beſondre Kunſt finde ich in der Verflechtung zwiſchen den Schickſalen und den Charakteren. Beide wirken gegenſeitig in einander. Der Charakter iſt weder bloß das Reſultat einer Reihe von Begebenheiten, wie die Summe eines Rechnungsexempels, noch das Schickſal bloß Wirkung des gegebenen Charakters. Das Perſönliche entwickelt ſich aus einem ſelbſtſtändigen unerklärbaren Keime, und dieſe Entwicklung wird durch die äuſſere Umſtände bloß begünſtigt. Dieß iſt die Wirkung des Puppentheaters bey Meiſter und die Bruſtkrankheit bey der Stiftsdame. So ſind die merkwürdigſten Ereigniſſe in Meiſters Leben — ſein Aufenthalt auf dem Schloſſe des Grafen — der Räuberanfall — der Beſuch bey Lothario — zum Theil die Folgen einer freyen Wahl, die in ſeinem Charakter gegründet war. Das Ganze nähert ſich dadurch der wirklichen Natur, wo der Menſch, dem es nicht an eigner Lebenskraft fehlt, nie bloß durch die, ihn umgebende, Welt beſtimmt wird, aber auch nie alles aus ſich ſelbſt entwickelt. Ein reicher Garten zeigt ſich dem Auge, wo die ſchönſten Pflanzen von ſelbſt zu gedeihen ſcheinen, und jede Spur des Künſtlers verſchwindet. Aber die Macht des Schickſals zeigt ſich auch an zwey Perſonen, Mignon und dem Alten. Hier unterliegt eine zarte Natur dem gewaltſamen Druck der äuſſern Verhältniſſe. Dieſer tragiſche Stoff ſtört vielleicht die Totalwirkung bey einem großen Theile des Publikums, der ſich bey Betrachtung eines Kunſtwerks bloß leidend verhält. Die rührende Erſcheinung concentrirt die Aufmerkſamkeit auf einen einzigen Punkt. Aber wer ſeine Beſonnenheit gegen dieſen Eindruck wenigſtens beym zweyten Leſen behauptet, erkennt, wie ſehr das Ganze durch eine ſolche Beymiſchung an Würde gewinnt.

Die Einheit des Ganzen denke ich mir als die Darſtellung einer ſchönen menſchlichen Natur, die ſich durch die Zuſammenwirkung ihrer innern Anlagen und äuſſern Verhältniſſe allmählich ausbildet. Das Ziel dieſer Ausbildung iſt ein vollendetes Gleichgewicht — Harmonie mit Freyheit. Je gröſſer das Maas der einzelnen Kräfte, je mächtiger die einander entgegengeſetzten Triebe, deſto mehr wird dazu erfodert, um in dieſem Chaos Einheit ohne Zerſtörung zu erſchaffen. Je mehr Bildſamkeit in der Perſon, und je mehr bildende Kraft in der Welt, die ſie umgiebt, deſto reichhaltiger die Nahrung des Geiſtes, die eine ſolche Erſcheinung gewährt.

Was der Menſch nicht von auſſen empfangen kann — Geiſt und Kraft — iſt bey Meiſtern in einem Grade vorhanden, für den der Phantaſie keine Gränzen geſetzt ſind. Sein Verſtand iſt mehr als die Geſchicklichkeit, ein gegebenes endliches Ziel zu erreichen. Seine Zwecke ſind unendlich, und er gehört zu der Menſchenklaſſe, die in ihrer Welt zu herrſchen berufen iſt. In der Ausführung deſſen, was er mit Geiſt gedacht hat, zeigt er Ernſt, Liebe und Beharrlichkeit. Der Erfolg ſeiner Thätigkeit, bleibt immer in einem gewiſſen Helldunkel, und dadurch wird der Einbildungskraft des Leſers freyer Spielraum gelaſſen. Wir erfahren nur ſeine gute Aufnahme auf dem Schloſſe des Grafen, ſeine Gunſt bey den Damen, den

Beyfall bey der Aufführung des Hamlet, aber keines ſeiner dichteriſchen Produkte wird uns gezeigt. Seine Seele iſt rein und unſchuldig. Ohne einen Gedanken an Pflicht, iſt ihm durch eine Art von Inſtinkt das Gemeine, das Unedle verhaßt, und von dem Treflichen wird er angezogen. Liebe und Freundſchaft ſind ihm Bedürfniß, und er iſt leicht zu täuſchen, weil es ihm ſchwer wird, irgendwo etwas Arges zu ahnen. Er ſtrebt zu gefallen, aber nie auf Koſten eines andern. Es iſt ihm peinlich, irgend jemanden eine unangenehme Empfindung zu machen, und wenn Er ſich freut, ſoll alles was ihn umgiebt, mit ihm genieſſen. Seine Bildſamkeit iſt ohne Schwäche. Muth und Selbſtſtändigkeit beweißt er, wie er die Mignon von dem Italiener befreyt, wie er ſich gegen die Räuber vertheidigt, wie er gegen Jarno und den Abbé ſeine Unabhängigkeit behauptet. Die perſönliche Autorität des Abbé's, die doch in einem Zirkel vorzüglicher Menſchen von ſo großem Gewicht iſt, überwältigt ihn nicht. Philine iſt da, wo ſie liebenswürdig iſt, ſehr reizend für ihn, aber ſie beherrſcht ihn nicht. Jarno wird ihm verhaßt, da er die Aufopferung des Alten und der Mignon von ihm verlangt. Zu dieſen Anlagen kommt noch einnehmende Geſtalt, natürlicher Anſtand, Wohlklang der Sprache.

Für ein ſolches Weſen mußte nun eine Welt gefunden werden, von der man die Bildung nicht eines Künſtlers, eines Staatsmanns, eines Gelehrten, eines Mannes von gutem Ton — ſondern eines Menſchen erwarten konnte. Durch ein modernes Coſtum mußte die Darſtellung dieſer Welt lebendiger werden. Das antike Coſtum erleichtert zwar das Idealiſieren, und verwahrt vor manchen Armſeligkeiten der Wirklichkeit, aber die Umriſſe der Geſtalten erſcheinen in einer Art von Nebel, und die Wirkung des Gemähldes wird durch die unvollſtändige Beſtimmtheit geſchwächt. Ein Ideal, deſſen einzelne Elemente wir in der gegenwärtigen Welt zerſtreut finden, giebt der Phantaſie ein weit anſchaulicheres Bild. In einem mindern Grade findet ſich dieſer Unterſchied auch zwiſchen dem einheimiſchen und ausländiſchen Coſtum, und ſchon dieß konnte den Dichter, der zunächſt für das deutſche Publikum ſchrieb, beſtimmen eine deutſche Welt zu wählen. Aber es fragt ſich auch, ob man, ſobald es auf die Bildung eines *Menſchen* ankommt, durch eine franzöſiſche, engliſche oder italiäniſche Welt viel gewonnen haben würde, und ob es nicht gerade für den Deutſchen vortheilhaft ſey, daß ſich in ſeinem Vaterlande zu einer zwar glänzenden aber *einſeitigen* Ausbildung weniger günſtige Umſtände vereinigen.

Es war eine lebendige Phantaſie vorhanden, die vollſtändig entwickelt werden ſollte. Hierzu gehörte ein gewiſſer Wohlſtand, und Freyheit vom Druck der Bedürfniſſe, aber keine zu günſtigen Verhältniſſe in der wirklichen Welt. Die Vortheile der höhern Stände gleichen dem Apfel der Proſerpina; ſie feſſeln an die Unterwelt. Wer ſich für ſeinen *Stand* begeiſtern kann, wird in dieſem Stande vieles leiſten, aber eben ſo wenig wie *Werner* ſich je über ſeinen Stand erheben.

Eine ſchöne Geſtalt zog ihn an; ſeine Einbildungskraft lieh ihr alle Vorzüge des Geiſtes. Marianens Seele glich einer unbeſchriebenen Tafel, wo nichts ſeinem Ideale widerſprach; er ſah ſich geliebt, und war glücklich. Sie war nichts, als ein liebendes Mädchen, zu wenig für ſeine Gattinn, zuviel um von ihm verlaſſen zu werden. Ihr Tod war nothwendig. Sie erſcheint dabey in dem glänzendſten Lichte, aus Meiſters Seele verſchwindet alle Bitterkeit, die bey dem Gedanken, von ihr getäuſcht werden zu ſeyn, ſonſt nie vertilgt werden konnte, und wir ſehen mit Wohlgefallen, daß Meiſters Inſtinkt richtiger urtheilte, als Werners Weltklugheit.

Das Theater iſt die Brücke aus der wirklichen Welt in die ideale. Für einen jungen Mann, den ſein nächſter Wirkungskreis nicht verzog, und der keine beſſere Sphäre kannte, mußte es unwiderſtehliche Reize haben. Für ihn wurde es eine Schule der Kunſt überhaupt; aber er war nicht zum Künſtler berufen. Es war ihm bloß Bedürfniß ſeine beſſern Ideen und Gefühle laut werden zu laſſen. Das Culiſſenſpiel der theatraliſchen Darſtellung mußte ihm bald widrig werden.

Er ſollte auch die glänzende Seite der wirklichen Welt kennen lernen. Ein leichtfertiges Mädchen war ſeine erſte Lehrerinn. In Philinen erſchien ihm das höchſte Leben, aber freylich nicht in einer dauernden Geſtalt. Eine Reihe von mannichfaltigen Geſtalten gieng vor ihm vorüber, und unter dieſen waren einige ſo lieblich, daß ſie ihre Wirkung auf ihn nicht verfehlen konnten.

Dieſem Uebermaaß von Geſundheit ſtellten ſich zwey kranke Weſen gegenüber: Mignon und der Harfenſpieler. In ihnen erſcheint gleichſam eine Poeſie der Natur. Wo Meiſter durch die äuſſern Verhältniſſe abgeſpannt wird, giebt ihm das Anſchauen dieſer Weſen einen neuen Schwung.

Die Gräfinn war ganz dazu geſchaffen, das Beſtreben zu gefallen bey Meiſtern zu erregen. Eine gewiſſe Würde, mehr des Standes als des Charakters vereinigte ſich in ihr mit holder weiblicher Schwäche. Seine Phantaſie hatte ſie vergöttert. Er fühlte ſich angezogen durch ihre Freundlichkeit, und entfernt durch die äuſſern Verhältniſſe. Dieſe gemiſchte Empfindung ſpannte alle ſeine Kräfte. Sie erſcheint auf einer niedrigen Stufe durch die Reue und Furcht, mit der ſie ihre Leidenſchaft verbüßt. Aber ſelbſt in ihrer Buße iſt Grazie, und beym letzten Abſchiede wird ſie uns wieder äuſſerſt liebenswürdig.

Aurelie giebt ein warnendes Beyſpiel, was Leidenſchaft und Phantaſie für Zerſtörung in einem Weſen edler Art anrichtet, wo es an Harmonie der Seele fehlt.

In Nataliens Tante dagegen iſt Ruhe, aber durch Zerſchneidung des Knotens, durch Abgeſchiedenheit von der ſinnlichen Welt. Ihre Frömmigkeit hat als ein vollendetes Naturprodukt wirklich etwas Erhabenes; aber wie viel ſchöne Blüthen mußten erſterben, damit eine ſolche Frucht gedeihen konnte! Indeſſen ſind ihre Härten durch Toleranz möglichſt gemildert, und ihre Hochſchätzung Nataliens iſt ein ſchöner Zug, der ſie der Menſchheit wieder nähert.

Eine andre Art von innrer Ruhe, aber mit ununterbrochner äuſſerer Thätigkeit vereinigt zeigt ſich in Thereſen. Hier iſt Leben mit Geſtalt vereinigt, aber in dieſem Leben fehlt eine gewiſſe Würze. Keine Kämpfe und keine Ueberſpannung, aber auch keine Liebe und keine Phantaſie. Gleichwohl hat ihr ganzes Weſen eine Klarheit und Vollendung, die für denjenigen äuſſerſt anziehend ſind, der den Mangel dieſer Vorzüge in ſich ſelbſt oft ſchmerzlich gefühlt hat. Zugleich herrſcht in ihrem Betragen immer eine gewiſſe Weiblichkeit, die gleichſam die Stelle eines tiefern Gefühls vertritt. Auch fehlt es ihr nicht an Empfänglichkeit für das Große und Schöne, nur ſieht ihr heller Blick in der Wirklichkeit ſo viel Mängel dabey, daß es bey ihr nie zum Enthuſiaſmus kommt. Sie empfindet rein, aber gleichſam im Vorbeygehen; ihr alles verſchlingender Trieb zur Thätigkeit läßt ihr nicht Zeit dazu. Sie wird nie von einem Gefühl überwältigt, aber ſie überläßt ſich ihm zuweilen aus freyer Wahl, wo es in Handlung übergehen kann, und dann zeigt ſie ſich von der edelſten Seite.

Bey Natalien iſt dieſelbe innere Ruhe, dieſelbe Klarheit des Verſtandes, dieſelbe Thätigkeit, aber alles iſt von Liebe beſeelt. Dieſe Liebe verbreitet ſich über ihren ganzen Wirkungskreis, ohne in irgend einem einzelnen Punkte an Innigkeit zu verlieren. Es erſcheint in ihr die Heiligkeit einer höhern Natur, aber dieſe Erſcheinung iſt nicht drückend, ſondern beruhigend und erhebend.

Von Lothario's früherer Geſchichte wünſchte man wohl mehr zu erfahren; aber es iſt begreiflich, warum hier gerade nicht mehr davon geſagt werden konnte. Er hatte in einer ſehr glänzenden Sphäre gelebt, und ſeine Schickſale hätten gleichſam durch ihre LokalFarben der Haltung geſchadet. Meiſter mußte immer die HauptFigur bleiben.

Nächſt dieſen Perſonen gab es noch beſondre Verhältniſſe die auf Meiſtern wirkten. Dahin gehört auſſer der theatraliſchen Exiſtenz der Aufenthalt auf dem Schloſſe des Grafen und die geheime Geſellſchaft. Bey der letzteren finde ich das Reſultat der Losſprechung beſonders glücklich ausgedacht, weil es durchgängig individuell iſt und eben deswegen deſto mehr Eindruck machen mußte. Aber alle dieſe Anſtalten waren zu Meiſters Bildung nicht hinlänglich. Was ſie vollendete, war ein Kind — ein lieblicher und höchſt wahrer Gedanke.

Das Verdienſt eines ſolchen Plans ſollte noch durch eine Ausführung erhöht werden, wobey man nirgends an Abſicht erinnert wurde, und in der Spannung der Erwartung, in der Auflöſung der Diſſonanzen, und in der endlichen Befriedigung einen poetiſchen Genuß finden mußte, der von dem philoſophiſchen Gehalte ganz unabhängig war. Die Entwicklung der Begebenheiten iſt ſinnreich und überraſchend, aber nicht gekünſtelt und paradox. Bey einer genauen Betrachtung findet man den Grund dazu entweder in den vorhergehenden Schickſalen, oder in irgend einem charakteriſtiſchen Zuge, oder in dem natürlichſten Gange des menſchlichen Geiſtes und Herzens. Für einige Diſſonanzen gab es keine Auflöſung, die jeden Leſer be-

Olivarez.

Doch mir vergönne Ihre Majeſtät,
Mich ſo lang' zu entfernen. —

Königin.

Halten Sie
Das, wie Sie wollen, Herzogin.

(Die Oberhofmeiſterin geht ab und die Königin gibt dem Pagen einen Wink, welcher ſogleich hinaus geht.)

Vierter Auftritt.

Königin. Prinzeſſin von Eboli. Marquiſin von Mondekar und Marquis von Poſa.

Königin.

Ich heiße Sie
Willkommen, Chevalier, auf ſpan'ſchem Boden.

Marquis.

Den ich noch nie mit ſo gerechtem Stolze
Mein Vaterland genannt, als jetzt. —

Königin (zu den beiden Damen).

Der Marquis
Von Poſa, der im Ritterſpiel zu Rheims
Mit meinem Vater eine Lanze brach
Und meine Farbe dreimal ſiegen machte —
Der Erſte ſeiner Nation, der mich
Den Ruhm empfinden lehrte, Königin
Der Spanier zu ſeyn.

(Zum Marquis ſich wendend.)

friedigen konnte. Mignon und der Harfenſpieler hatten den Keim der Zerſtörung in ſich. Für den Eindruck von Mignons Tode iſt ein Gegengewicht in den Exequien. Der heilige Ernſt, zu dem ſie begeiſtern, hebt die Seele in das Gebiet des Unendlichen empor. Vielleicht wünſcht man nicht mit Unrecht auch etwas linderndes nach dem Tode des Harfenſpielers. Wenigſtens hat der ſtarke Contraſt am Schluße zwiſchen dieſer Begebenheit, und der endlichen Befriedigung für mich etwas unmuſikaliſches. Rouſſeau fragt irgendwo, was eine Sonate bedeute? Ich möchte ihm antworten: einen Roman. Wenn ich mir nun dieſen Roman in eine Sonate überſetze, ſo wünſchte ich nach einer ſo harten Diſſonanz vor dem Schluſſe noch einige beruhigende Takte zu hören.

Sollte nicht auch die Deutlichkeit gewinnen, wenn mehr angedeutet wäre, wie bey Natalien allmählich eine Leidenſchaft für Meiſtern entſteht? Ueberhaupt ſcheint mir der leichte Rhythmus, der in den drey erſten Bänden die Begebenheiten herbeyführt, ſich im vierten zu ändern. Doch war dieß vielleicht abſichtlich zum Behuf der größern tragiſchen Wirkung, oder um die Spannung überhaupt zu erhöhen.

Bis hieher etwa gieng die äſthetiſche Pflicht des Künſtlers, aber nun begann das Werk der Liebe. Das Gebäude war aufgeführt und die Totalwirkung erreicht, aber ohne dieſer zu ſchaden, konnte es noch im Einzelnen durch mannichfaltigen Schmuck bereichert werden. Dahin gehören die Gedichte, die Geſpräche über Hamlet, der Lehrbrief und ſo manche köſtliche Nahrung des Geiſtes, die in den zerſtreuten Bemerkungen über Kunſt, Erziehung und Lebensweisheit enthalten iſt. Von allem dieſem durfte nichts als bloß angefügte Verzierung erſcheinen; jedes mußte als ein nothwendiger Theil in das Ganze verwebt werden.

Serlo paßt vortrefflich zu einem Geſpräch mit Meiſter. Ihr Contraſt iſt nicht grell, aber ſtark genug um den Dialog zu beleben, und gleichſam vor unſern Augen entſpringt die Meynung aus dem Charakter. Abgeſonderte Geſpräche ähnlicher Art zwiſchen dieſen beyden Perſonen, die wir nun kennen, wären gewiß ein höchſtwillkommnes Geſchenk. Es fehlt uns noch ſo ſehr an dieſer Gattung von Kunſtwerken. Auch wünſchte man wohl den Abbé und Natalien zuſammen über Erziehung zu hören; nur möchten ſie nicht geneigt ſeyn, miteinander darüber zu ſprechen.

Bey Betrachtung eines Kunſtwerks, wie dieſes, giebt es einen gewiſſen Punkt, bis wie weit man dem Künſtler nachſpüren und ſich von ſeinem Verfahren Rechenſchaft geben kann — aber weiter hinaus entzieht er ſich unſern Blicken, ſo gern wir ihm auch ins innere Heiligthum folgen möchten. Wo er unterſcheidet, wählt, anordnet, wird er uns immer deutlicher, je mehr wir mit ſeinem Werke vertraut werden; aber vergebens ſuchen wir den Genius zu belauſchen, wenn er dem Bilde der Phantaſie Leben einhaucht. Nur durch ſeine Wirkungen will er ſich verkündigen. Der gemeine Leſer ruft aus: „So etwas erfindet man nicht; hier muß eine wahre Geſchichte zum Grunde liegen" — und den ächten Kunſtfreund durchdringt ein elektriſcher Schlag.

Klar iſt der Aether und doch von unergründlicher Tiefe
Offen dem Aug', dem Verſtand bleibt er doch ewig geheim.

Innhalt
des ganzen Jahrganges
1796.

I.

1. Iduna oder der Apfel der Verjüngung, von Herder.
2. Zwo Gattungen des Epigramms, von eben Demſ.
3. Elegien von Properz, von Hrn. v. Knebel.
4. Der unſterbliche Homer, von Herder.
5. Ueber Poeſie, Sylbenmaaß und Sprache. Fortſetzung.
6. Der Dichter an ſeine Kunſtrichterinn.
7. Ueber naive und ſentimentaliſche Dichter. Beſchluß.
8. und 9. Fabeln von Pfeffel.

II.

1. Herr Lorenz Stark. Fortſetzung.
2. Verſuch über die Dichtungen, aus dem Franzöſiſchen der Madame Stael, von Göthe.
3. Fortſetzung der Briefe über Poeſie, Sylbenmaaß und Sprache, von A. W. Schlegel.
4. Der Ritter von Tourville, von Gerber.

III.

1. Elegien von Properz. [illegible]
2. Der Ritter von Tourville. Fortſetzung.
3. Ueber den moraliſchen Nutzen äſthetiſcher Sitten, von Schiller.
4. Scenen aus Romeo und Julie, von Shakeſpeare von A. W. Schlegel.

IV.

1. Benvenuto Cellini, von Göthe.
2. Etwas über William Shakeſpeare bey Gelegenheit Wilhelm Meiſters. Schlegel

V.

1. Benvenuto Cellini. Fortſetzung.
2. Die Pulververſchwörung in England, von wald.
3. Elegie von Matthiſon.
4. Eine Nachahmung der erſten Satyre des Juvenal, von Alxinger.
5. Sehnſucht nach Frieden. Elegie von Tibull, von Voß.
6. Die Chariten, Idylle von Theokrit, von Voß.

VI.

1. Benvenuto Cellini. Fortſetzung.
2. Die Zauberin. Theokrits zweyte Idylle, von Voß.
3. Scenen aus Shakeſpeares Sturm, von A. W. Schlegel.
4. Nachtrag zu der Unterſuchung über Idealiſten und Realiſten, aus Platons Theätetus, von Horrer.
5. Das Geſtändniß, von Koſegarten.
6. Unbenutztes Wiſſen, von Bürde.
7. An Cäcilia, von eben Demſelben.

VII.

1. Benvenuto Cellini. Fortſetzung.
2. Ekloge, von Koſegarten.
3. Theoderich König der Oſtgothen, von Woltmann.

VIII.

1. Theoderich. Fortſetzung.
2. Elegien aus dem Engliſchen des J. Scott, von Bürde.
3. Briefe auf einer Reiſe nach dem Gotthardt, von Göthe.
4. Gemil und Zoe, von Halem.

IX.

1. Benvenuto Cellini. Fortſetzung.
2. Der Aktiſche Sieg von Properz, von Herrn von Knebel.
3. Neueſte Zimmerverzierung in Rom, von Meyer.
4. Nathan, aus dem Boccaz, von Sophie Mereau.
5. Die Dioskuren. Theokrits zwei und zwanzigſte Idylle, von Voß.

X.

1. Theon an Theano, von Koſegarten.
2. Agnes von Lilien.
3. Benvenuto Cellini. Fortſetzung.

XI.

1. Benvenuto Cellini. Fortſetzung.
2. Reiſe nach dem Fuciniſchen See und Monte Caſſino, von Hirt.
3. Herakles bei Augias. Theokrits fünf und zwanzigſte Idylle.
4. Cynthiens Schatten. Elegie von Properz.

5. Ich denke Dein, von Fridrike Brun.
6. Die Trösterinnen, von Herder.

XII.

1. Reiſe nach dem Fuciniſchen See und Monte Caſſino. Fortſetzung.
2. Der Pilger, von Boje.
3. Agnes von Lilien. Fortſetzung.
4. Ueber Wilhelm Meiſters Lehrjahre. (Aus einem Brief an den Herausgeber der Horen.)

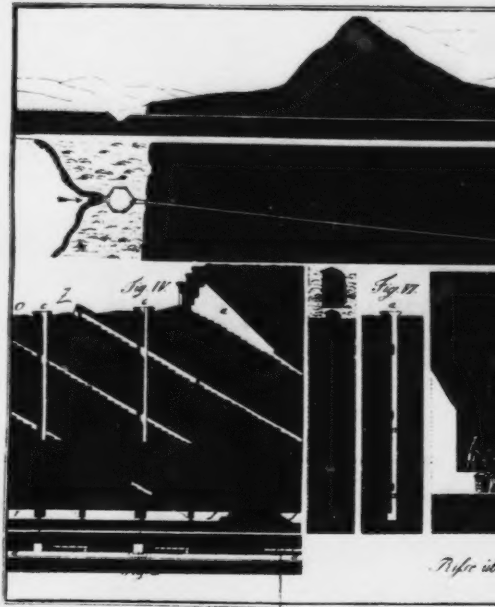


Fig. IV.
O
c
Z
c
e
Fig. VI.
a

Riſse üb

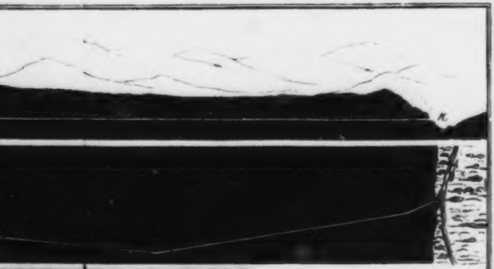


Fig IX

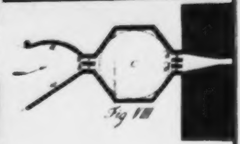


Fig VIII

ber den Emiſſair des fuciniſchen Sees

Als wir im Louvre
Zum letzten Mal uns ſahen, Chevalier,
Da träumt' es Ihnen wohl noch nicht, daß Sie
Mein Gaſt ſeyn würden in Kaſtilien?

Marquis.

Nein, große Königin — denn damals träumte
Mir nicht, daß Frankreich noch das Einzige
An uns verlieren würde, was wir ihm
Beneidet hatten.

Königin.

Stolzer Spanier!
Das Einzige? — Und das zu einer Tochter
Vom Hauſe Valois?

Marquis.

Jetzt darf ich es
Ja ſagen, Ihre Majeſtät — denn jetzt
Sind Sie ja unſer.

Königin.

Ihre Reiſe, hör' ich,
Hat auch durch Frankreich Sie geführt. — Was bringen
Sie mir von meiner hochverehrten Mutter
Und meinen vielgeliebten Brüdern?

Marquis (überreicht ihr die Briefe).

Die Königin Mutter fand ich krank, geſchieden
Von jeder andern Freude dieſer Welt,
Als ihre königliche Tochter glücklich
Zu wiſſen auf dem ſpan'ſchen Thron.

Königin.

Muß ſie
Es nicht ſeyn bei dem theuern Angedenken

Die Horen

eine Monatsſchrift

herausgegeben von Schiller.

Neunter Band.

Tübingen
in der J. G. Cottaiſchen Buchhandlung
1797.

Universitäts-
Bibliothek
München

A 8/666

Die Horen

Jahrgang 1797

Erſtes Stück.

Tübingen
in der J. G. Cottaiſchen Buchhandlung
1797.

Innhalt des erſten Stücks.

I. Robert Guiscard Herzog von Apulien und Calabrien. Seite 1

II. Benvenuto Cellini. — 59

III. Der Gefangene. — 100

IV. Die Freundſchaft. — 103

Die Horen.

Dritter Jahrgang. Erſtes Stück.

Universitäts
Bibliothek
[illegible]

I.

Robert Guiscard
Herzog von Apulien und Calabrien.

In den ſtürmiſchen Perioden der Anarchie und der Gährung, welche nach der Wiederherſtellung des Abendländiſchen Throns auf den Verfall der erſten herrſchenden Kaiſerfamilien folgten, konnte es einem kühnen Abentheurer nicht an Gelegenheit fehlen, ſich durch glänzende Thaten in der Geſchichte zu verewigen. Aus den Trümmern der Carolingiſchen Monarchie waren zwar nach und nach mehrere neue Reiche hervorgegangen, aber noch hatte keins derſelben eine feſte Verfaſſung, und ſo lange noch keine beſtimmte bürgerliche Ordnung die Plätze im Staate vertheilte, blieb es jedem Einzelnen überlaſſen, ſich den ſeinigen nach dem Maaß ſeiner Fähigkeiten oder ſeiner Begierden zu ſuchen. Unruhige Köpfe und groſſe Genien begegneten einander auf derſelben Laufbahn, und bey einem unternehmenden Geiſte fand ſelbſt der Privatmann nicht ſelten Mittel, ſich zu dem Range mächtiger Fürſten empor zu heben. Aber der Schritt blieb immer ein Rieſenſchritt, und ſelbſt die Möglichkeit, den Preis zu erringen, erſchwerte den Sieg, weil jedes Beyſpiel eines glücklichen Erfolgs die Menge der Kämpfer vermehrte. Es gehörten ſchon mehr als gemeine Kräfte dazu, um unter den Zeitgenoſſen hervor zu ragen, und Tapferkeit mußte ſich mit einem gleich hohen Grade von Klugheit in dem Manne paaren, der ſeine Mitſtreiter beherrſchen wollte.

Gern verweilt man bey den Denkmalen perſönlicher Gröſſe, welche die Jahrbücher jener Zeiten uns aufbewahrt haben, gern verfolgt man die eigne Bahn, welche der kühne Muth ſich brach, ſieht ihn im Kampf mit gehäuften Schwierigkeiten ſeine Anſtrengungen verdoppeln, vom Schickſal niedergeworfen mit verjüngter Kraft ſich wieder erheben und keinem andern Geſetz, als der Nothwendigkeit, weichen. Noch anziehender aber wird dieſe Betrachtung, wenn das Werk des groſſen Mannes nicht blos eine vorübergehende Erſcheinung war, wenn er nicht nur für die kurze Periode ſeines Lebens, ſondern auch für die Nachwelt gebauet hat. Selten findet man beides; oft überlebte das ſtolzaufgethürmte Gebäude kaum das folgende Menſchenalter, und was das Schwerdt verbunden hatte, wurde auch eben ſo ſchnell durch das Schwerdt wieder getrennt. Nur der Staat der Normannen im untern Italien hängt trotz den Revolutionen von ſieben Jahrhunderten noch mit dem heutigen Zuſtande Europens zuſammen, und die Provinzen der Longobarden, Saracenen und Griechen, welche Robert Guiscard unter ſeinem Szepter vereinigte, machen noch jetzt das Königreich Neapel aus.

Roberts Vorfahren hatten unter der Anführung Rollo's ihr beeistes Vaterland in dem äuſerſten Norden verlaſſen, und die franzöſiſche Provinz erobern helfen, welche bis in die ſpäteſten Zeiten den Namen der Normannen geführt hat. Hier, in dem Diſtrict von Coutances, lebte Tancred von Hauteville, ein Edler aus der Klaſſe der Bannerherren, auf ſeinen Gütern, von welchen er auf den Ruf ſeines Lehnsherrn zehn Reiſige zu ſtellen verpflichtet war. Dies geringe Erbtheil konnte den Ehrgeiz ſeiner zwölf Söhne, die er mit zwey Gemahlinnen erzeugt hatte, nicht befriedigen; von ihrem Schwerdt erwarteten ſie Ruhm und Glück. Nur zwey von ihnen blieben halb gezwungen zurück, die väterlichen Güter anzubauen, die zehn übrigen zogen, ſo wie ſie das Jünglingsalter erreicht hatten, auf Abentheuer aus.

Das untere Italien war damals der Schauplatz, wo ſich die Tapferkeit der normänniſchen Jugend übte. Seit Jahrhunderten ſtritten die mächtigſten Nationen der Erde um den Beſitz dieſes Landes, aber keiner von ihnen war es gelungen, ausſchlieſſend ihre Herrſchaft daſelbſt zu gründen. Die Fürſtenthümer von Salerno, Capua und Benevent hatten das Andenken des longobardiſchen Namens aufbewahrt, und an der Seeküſte lebte unter dem griechiſchen Szepter der ſchwache Ueberreſt des Exarchats fort, welcher den Städten Neapel und Amalfi das Verrecht eigner Geſetze und einer republikaniſchen Verfaſſung ließ. Die deutſchen Kaiſer konnten nur an der Spitze eines Heers in dieſen entlegnen Gegenden ihre Rechte geltend machen, in ihrer Abweſenheit behaupteten die Fürſten der Longobarden ihre Unabhängigkeit, und der byzantiniſche Statthalter oder Katapan zu Bari maßte ſich die Herrſchaft über ganz Apulien und Calabrien an. Durch die vereinten Kräfte beider chriſtlichen Kaiſer waren zwar die Saracenen von dem feſten Lande vertrieben worden, aber ſie blieben Meiſter von Sicilien und vermehrten noch durch wiederholte verheerende Streifzüge das Elend eines durch die Uneinigkeit ſeiner verſchiednen Beherrſcher fürchterlich gedrückten Volkes.

Im Jahr 1016 hatten die erſten Normannen dieſe Gegenden betreten. Andacht oder Zufall führte ſie auf dem Rückwege von Jeruſalem nach Salerno, ſie leiſteten dieſer Stadt, welche von den Saracenen belagert wurde, wichtige Dienſte, mehrere Abentheurer aus ihrem Vaterlande geſellten ſich zu ihnen, und die unaufhörlichen Kriege der Longobarden, Griechen und Mahomedaner, an denen ſie Antheil nahmen, gaben ihnen Beſchäftigung und Unterhalt. Die Stadt Averſa war ihre erſte Niederlaſſung in Italien, und nach ſieben und zwanzig Jahren errichteten ſie einen eignen Staat in dem innländiſchen Apulien, welches ſie dem Szepter der conſtantinopolitaniſchen Kaiſer entriſſen. Zwölf Anführer, die den Grafentitel annahmen, theilten die eroberten Städte unter ſich, und Wilhelm mit dem eiſernen Arm, der älteſte der Söhne

Tancreds von Hauteville, genoß der Ehre, durch die einmüthige Stimme der Nation zum Oberhaupt der Krieger und zum Vorſteher ihrer Verſammlungen zu Melfi erwählt zu werden.

Er lebte nicht mehr, und ſein Bruder Drego war ihm in der höchſten Würde gefolgt, als Robert, der ſechste Sohn Tancreds, in einem Alter von zwey und zwanzig Jahren das väterliche Haus verließ. Fünf Reiſige machten die ganze Begleitung des Jünglings aus, und wahrſcheinlich würde auch dieſe Ausſteuer die Kräfte ſeines Vaters überſtiegen haben, wenn nicht der Ruf von dem Glück des Hauſes Hauteville eine Menge unbegüterter Ritter um die Söhne des alten Tancreds verſammlet hätte. Robert gieng im Jahr 1047 über die Alpen, und machte die Reiſe im Pilgerkleide, um den Nachſtellungen der Römer und Tuſcier zu entgehen, die das Glück der nordiſchen Fremdlinge mit eiferſüchtigen Augen betrachteten; aber er konnte doch nicht ganz verborgen bleiben, und unterweges geſellten ſich noch dreißig Fußgänger zu ihm. Mit dieſem Gefolge trat er vor ſeinen Bruder.

Bey den ununterbrochenen Fehden der Normannen mußte er bald Gelegenheit finden, ſeine Waffenprobe abzulegen, und ſeine Landsleute lernten in ihm einen würdigen Bruder ihrer tapfern Anführer ſchätzen. Die äuſern Vorzüge einer ſchönen Geſtalt verfehlen bey einem kriegeriſchen Volk ihre Wirkung nicht, er ragte durch einen vortheilhaften Wuchs hervor, ſein Körper war in den richtigſten Verhältniſſen gebauet, und nachdem er die volle

Kraft des männlichen Alters erreicht hatte, übertraf er an Stärke des Arms und an Geſchicklichkeit in allen Leibesübungen, ſo wie an Dauer bey den größten Beſchwerden, die abgehärteſten unter Drogo's Gefährten. Sein feuriges Auge und ſeine ſtarke Stimme, die oft durch das Getümmel des Kampfs hervortönte, geboten Ehrfurcht; die jungen Krieger hiengen mit Enthuſiasmus an einem Anführer, der, in jeder Gefahr der erſte, ihnen unaufhörlich Gelegenheit gab, Ruhm und Beute zu erwerben, und durch die gefällige Bildung ſeiner Züge und ein einnehmendes Betragen gewann er die Herzen der alten Ritter, die an dem langen, blonden Haar des Jünglings einen ächten Normann erkannten.

So ſehr ſich Robert durch das Anſehen, worinn er bey ſeinen Gefährten ſtand, geſchmeichelt fühlen mußte, ſo konnte doch eine Stelle unter Drogo's Rittern ſeinen Ehrgeiz nicht befriedigen. Er lag ſeinem Bruder an, ihm eine eigene Niederlaſſung zu geben; aber die in Apulien eroberten Ländereien waren längſt unter die erſten Krieger vertheilt, und als das Schloß Lavello nahe bey Melſi dem Landesherrn anheimfiel, hatte ſein älterer Bruder Humphred ein näheres Recht dazu. Robert's Wünſche wurden endlich nach einem Streifzuge in das diſſeitige Calabrien erfüllt. Dieſe von den Normannen noch wenig betretenen und von den byzantiniſchen Heeren nie ganz unterjochten Gegenden bewohnte ein rauhes Gebirgsvolk, das in ſeinen Wäldern eine Art von Freiheit durch die Entbehrung der Vorzüge geſitteter Nationen erkaufte. Nur an der

So zärtlicher Verwandten? bei der ſüßen
Erinn'rung an — Sie haben viele Höfe
Beſucht auf Ihren Reiſen, Chevalier,
Und viele Länder, vieler Menſchen Sitte
Geſehn — und jetzt, ſagt man, ſind Sie geſonnen,
In Ihrem Vaterland ſich ſelbſt zu leben?
Ein größ'rer Fürſt in Ihren ſtillen Mauern,
Als König Philipp auf dem Thron — ein Freier!
Ein Philoſoph! — Ich zweifle ſehr, ob Sie
Sich werden können in Madrid gefallen.
Man iſt ſehr — ruhig in Madrid.

Marquis.

Und das
Iſt mehr, als ſich das ganze übrige
Europa zu erfreuen hat.

Königin.

So hör' ich.
Ich habe alle Händel dieſer Erde
Bis faſt auf die Erinnerung verlernt.

(Zur Prinzeſſin von Eboli.)

Mir däucht, Prinzeſſin Eboli, ich ſehe
Dort eine Hyazinthe blühen — Wollen
Sie mir ſie bringen?

(Die Prinzeſſin geht nach dem Platze. Die Königin etwas leiſer zum Marquis.)

Chevalier, ich müßte
Mich ſehr betrügen, oder Ihre Ankunft
Hat einen frohen Menſchen mehr gemacht
An dieſem Hofe.

Seeküſte und in einigen feſten Städten des innern Landes blüheten Handel und griechiſche Betriebſamkeit, hier tauſchten die Calabreſen ihr Geräth und eine Menge unentbehrlicher Werkzeuge gegen die Früchte ihres Landes und den Gewinn ihrer Heerden ein; und wurden in dem Maaße, wie die Bedürfniſſe halb cultivirter Menſchen zunahmen, immer abhängiger von den Städten, deren Mauern und Kriegsmaſchinen ihnen Ehrfurcht einflößten. Im Handel gedrückt, durch die Kunſtgriffe der Griechen ihrer Waffen beraubt, und ohne Schutz gegen die Plünderungen der Saracenen, vereinigten ſie ſich mit ihren Nachbarn, nicht aus Zuneigung, ſondern um ihre eignen Hütten gegen die Verheerungen eines neuen Feindes zu ſchützen.

Drogo drang demungeachtet bis in die Thäler am Fluß Crate, von dem damals die ganze Provinz den Namen hatte, vor, und eroberte hier einen feſten Ort, den er ſeinem Bruder übergab, mit der Erlaubniß, ſich in dieſen unbekannten Ländern ein Erbtheil zu erkämpfen. Mehr konnte oder wollte er nicht für ihn thun, und ohne Geld, ohne Macht, in einer feindlichen Gegend ſich ſelbſt überlaſſen, hatte Robert kein anderes Mittel, ſeine Anhänger zu erhalten, als Beute und Plünderung. Krieg wurde ihm daher nothwendig, um zu leben, und wenn dieſe Quelle nicht ergiebig genug war, verſchmähete er auch die Kunſtgriffe eines Räubers nicht. Die Heerden der benachbarten Landleute, und ihre Erndten wurden ein leichter Raub der offenbaren Gewalt, und weder Mauern noch Thürme blieben der Liſt des ſchlauen Freybeuters unzugänglich.

Um die Reichthümer eines ſtark befeſtigten Kloſters zu plündern, gab er einen ſeiner liebſten Gefährten für todt aus, und begehrte für den Leichnam ein Grab in heiliger Erde. Seine letzten Kleinodien wurden hervorgeſucht, um den Mönchen Geſchenke zu machen, und Seelenmeſſen für den Verſtorbenen zu bezahlen, und die betrognen Kloſterherren öffneten dem Leichenzug ihre Thore. Aber kaum hatte das Innere des Kloſters ihn aufgenommen, ſo ſprang der verſtellte Todte von der ofnen Bahre herab, die Leidtragenden zogen ihre verſteckten Schwerdter hervor, und nur durch ein anſehnliches Löſegeld entgiengen die Mönche der Plünderung.

Robert wurde dadurch reich genug, daß Schloß Sanct Marco, ohnweit Biſignano, befeſtigen zu können, welches er von nun an zu ſeinem Wohnplatz machte. Aber die Schätze, welche er erwarb, dauerten bey ihm nicht lange. Er vertheilte ſie mit freigebiger Hand unter ſeinen Anhängern; und hielt den kleinen Haufen ihm ergebner entſchloßner Gefährten für ſeinen größten Reichthum.

Alle Normannen, die ſich zu ihm geſellt hatten, und auch eine Anzahl Calabreſer, aus denen er ſich ein tapfres Fußvolk zu bilden anfieng, hiengen mit unbegränzter Liebe und einem Zutrauen an ihm, das ſie an nichts, was Er unternahm, verzweifeln ließ. Aber eben ſo ſehr wurde er von den Griechen und den Eingebohrnen der umliegenden Gegend gefürchtet und gehaßt. Da ſie im ofnen Felde ſeinen kühnen Räubern nicht widerſtehen konnten, begnügten ſie ſich, die engen Päſſe der Gebirge ſorgfältig zu bewachen, und ſchloſſen ihre Heerden und ihre Vorräthe in unzugänglichen Thälern oder feſten Städten ein.

Oft gerieth Robert dadurch in den äuſerſten Mangel, und nur durch Liſt und kühne Wagniſſe zog er ſich aus ſeinen Verlegenheiten. Eines Tages trat ſein Haushofmeiſter mit der Frage zu ihm: „Was Er und ſeine Gefährten am morgenden Tage eſſen wollten? In der Burg ſey weder Geld noch Vorrath, und wenn man auch Geld hätte, wäre doch dafür nichts zu bekommen, weil alle Einwohner weit umher vor dem Anblick eines Normannen entflöhen.“ Robert geboth ihm zu ſchweigen, und den Morgen zu erwarten. Er hatte ſechszig Calabreſen in ſeinem Dienſt, an dieſe wendete er ſich, um zu erfahren, ob nicht irgendwo in der Nähe Lebensmittel verſteckt wären. Sie bezeichneten ihm ein enges Thal im Gebirge, deſſen einziger Eingang aber ſorgfältig bewacht würde. Doch, ſetzten ſie hinzu, ſey es nicht unmöglich, noch auf einem andern, ihnen bekannten Wege dahin zu gelangen, aber nicht anders als zu Fuße, und ohne Laſten zu tragen. Robert, der dieſe Leute durch Freigebigkeit und ein leutſeliges Betragen ſich ganz eigen gemacht hatte, lobte ihre Klugheit; „Seht, Kinder, ſagte er lächelnd, ich ſehe „wohl, ihr wollt mich nicht verhungern laſſen. Macht euch „nur voraus auf den Weg, ich werde mit den Rittern „nachfolgen.“

Er ſagte aber keinem von dieſen ein Wort, entließ ſie zur gewöhnlichen Stunde, und legte ſich in Gegenwart ſeiner Bedienten zu Bette. Sobald alles im Schloſſe ſtill war, ſtand er unbemerkt wieder auf, zog ein ſchlechtes Kleid an, umwickelte ſeine Füſſe mit einem Tuch, und geſellte ſich in der Dunkelheit zu den Calabreſen, die ſingend und munter über die Berge hinkletterten. Bald aber folgte tiefe Stille auf das laute Geſchwätz, weil ſie jetzt ſich den feindlichen Wohnungen näherten. Robert hatte die ganze Zeit über nicht gewagt ein Wort zu reden, um nicht durch ſeine Stimme oder die fremde Mundart verrathen zu werden, und jetzt ſtiegen beunruhigende Vorſtellungen in ſeiner Seele auf, die ihn ſeinen Leichtſinn, nun es zur Rückkehr zu ſpät war, bereuen ließen. Die Calabreſen gehörten zu dem Volke, das er unaufhörlich bekriegte; wollten ſie treulos handeln, welchen Lohn durften ſie nicht von den Griechen für einen ſolchen Gefangnen erwarten! Ein unrühmlicher Tod oder Sklaverey konnte die Folge ſeiner raſchen Verwegenheit ſeyn, und Rettung war unmöglich. Kein Menſch in der Burg wußte um ſeine Abweſenheit, keiner ſeiner Ritter würde ihn hier geſucht, keiner dieſe verſteckten Gründe gefunden haben. Nicht ohne Herzklopfen ſtieg er den ſchroffen gewundnen Pfad, wo Einer dem Andern die Hände reichen mußte, hinab, und wurde nur durch das Zeichen des Vorderſten, daß ſie an dem beſtimmten Ort angekommen wären, aus ſeinem Nachdenken geriſſen. Man fand in dem Thale nicht nur Lebensmitteln im Ueberfluß, ſondern auch andre koſtbare Beute. Alles, was fort zubringen iſt, wird in tiefſter Stille aufgeladen, aber jetzt erſt beginnt die größte Verlegenheit. Die Calabreſen, nach Rauben begierig, wollen nichts liegen laſſen, und Robert zittert, daß die ſorgloſen Hüther endlich erwachen möchten. Gewohnt, Befehle zu geben, ergrimmt er über den unnöthigen Verzug, kaum kann er länger die peinigende Ungeduld verbergen, und dennoch befiehlt ihm die Klugheit jetzt mehr als jemahls, ſich nicht zu verrathen. Durch heftige Gebährden, durch Winken mit dem Speer ſucht er ſeine Gefährten zur Rückkehr zu bewegen. Umſonſt; ſie fangen erſt noch an, die verborgenſten Winkel zu durchſuchen. Endlich ſieht er zu ſeiner großen Freude die Anſtalten zum Aufbruch, der von innen verſperrte Ausgang wird leicht eröffnet, und ſie kommen glücklich ins Freie. Aber nun können die ſchwer beladnen Räuber nicht raſch genug vorwärts ſchreiten, hinter ihnen entſteht Geräuſch; und ehe ſie noch die Hälfte des Weges zurückgelegt haben, vernehmen ſie deutlich das Schnauben der Pferde, und den Zuruf der Nachſetzenden, die endlich ihren Verluſt wahrgenommen haben. Robert, der der Tapferkeit der Calabreſen nicht trauet, beſchließt ſein Leben theuer zu verkaufen, aber in dieſem Augenblick hört er, daß ſie ſich untereinander aufmuntern, muthigen Widerſtand zu thun, und ſich die Beute nicht wieder nehmen zu laſſen. Jetzt glaubt er alles wagen zu dürfen. „Hier iſt „Robert", ruft er, indem er ſeine Beute abwirft und den Speer mit beyden Händen ergreift, „er hat eure Beſchwer„den getheilt, und wird es jederzeit thun. Ohne ihn ſollt „ihr euch nie einer Gefahr ausſetzen. Seyd getroſt, wir „werden die Feinde ſchlagen." Mit dieſen Worten rennt er einem der Beraubten, der ihm ſchon ganz nahe iſt, entgegen, durchbohrt ihn und bemächtigt ſich ſeines Pferdes. Die Feinde kommen aus der Faſſung, Roberts Leute aber, durch ſein Beiſpiel angefeuert, thun einen muthigen Angriff. In wenig Minuten iſt der Kampf entſchieden. Die Nachſetzenden fliehen und laſſen verſchiedene Todte und mehrere Gefangne zurück. Mit den erbeuteten Pferden macht er einen Theil ſeiner Calabreſer beritten, und eilt nun mit ihnen dem Schloſſe zu. Die Ritter waren ſchon in der größten Verwirrung über die Abweſenheit ihres Anführers, den man im ganzen Schloſſe vergebens geſucht hatte; deſto lebhafter war ihre Freude, da Robert vorausſprengte, und ſie den verlohren Geglaubten mit Beute bereichert, wieder in ihrer Mitte ſahen.

Das Löſegeld der Gefangnen erhob den Muth der Beſazung, Ueberfluß folgte nun auf den Mangel. Roberts Verwegenheit, welche ihm den Tadel einiger älteren Ritter zuzog, hatte den glücklichen Erfolg, daß ſie ihm die Herzen des gemeinen Volkes gewann. Verachtung und Druck hatte die Calabrier zu Wilden gemacht, ſie faßten Zutrauen zu einem Fremdling, der Gefahren und Beſchwerden mit ihren Brüdern theilte, und ſie als freie Leute, nicht als Sklaven behandelte. Schaarenweiſe kamen ſie nach Sanct Marco und verlangten unter ſeiner Fahne zu dienen.

Die kleinliche Staatskunſt der Griechen hatte ſich ſelbſt der feſteſten Stütze beraubt, indem ſie ein rauhes und kühnes Volk, zu dem die Weichlichkeit der Küſtenbewohner noch nicht hindurchgedrungen war, wehrlos machte.

Unter Roberts Anführung zeigten die Calabreſer, daß ſie nicht blos zu hinterliſtigen Ueberfällen in unwegſamen Gebirgen, ſondern auch zum gleichen Kampf in der Ebne Muth hatten. Mit den Waffen gab er ihnen auch das Gefühl ihres Werthes wieder. Sie halfen ihm ſeine Beſitzungen in Calabrien anſehnlich erweitern, und an dem blutigen Tage bey Civitade trugen ſie nicht wenig zu der Rettung des normanniſchen Staates bey.

Drogo war als das Opfer einer Verſchwörung gefallen, welche allen Anführern der Normannen in Apulien den Tod drohete. Durch die ſchnellen und klugen Maasregeln Humphreds wurde die Rebellion der longobardiſchen Unterthanen im Keime erſtickt, und er ſelbſt an ſeines Bruders Stelle zum Oberhaupt der kriegeriſchen Ariſtokratie erwählt. Die gemeinſchaftliche Gefahr vergrößerte ſeine Gewalt, und ſicherte ſie ihm auch ferner, da Leo IX im Einverſtändnis mit dem deutſchen und griechiſchen Monarchen der ganzen Nation den Untergang bereitete.

Dieſer kriegeriſche Papſt wollte ſich durchaus den Ruhm erwerben, die nordiſchen Eroberer aus dem Garten Italiens vertrieben zu haben. Von einer Wallfahrt zu den Heiligthümern des Bergs Gargano eilte er nach Deutſchland zu Kaiſer Heinrich dem dritten, und das folgende Jahr ſah man ihn den Vorſitz in einer Synode zu Siponto mit der Befehlshaberſtelle über ein Heer in Schwaben vertauſchen. Durch den Neid eines Nebenbuhlers wurde die Macht, mit welcher ihm der Kaiſer gegen die Normannen ausrüſten wollte, auf ſieben bis achthundert Deutſche eingeſchränkt, aber der griechiſche Katapan zu Bari verſah ihn reichlich mit Gelde, und er verließ ſich auf den Beiſtand der Apulier und der longobardiſchen Fürſten in Campanien, die ihm zahlreiche Hülfsvölker verſprochen hatten.

In der That wuchs auch ſein Heer mit jedem Schritt, den er von dem Fuß der Alpen durch zwey Drittheile der Länge Italiens that. Der Ruf eines Papſtes, der an der Spitze einer Armee gegen die Feinde des Glaubens auszog, denn mit dieſem Namen brandmarkte der Fluch des römiſchen Stuhls die Normannen, lockte ein unzählbares Volk aus allen Ständen zu den Fahnen Sanct Peters. Prieſter verließen den Altar, und umgürteten ſich, nach dem Beiſpiel ihres Oberhaupts, mit dem Schwerdt, und Straßenräuber und Mörder entſagten ihrem gefährlichen Handwerk, um in dieſem heiligen Kriege ſich Schätze im Himmel und auf der Erde zu erwerben.

Richard Graf von Averſa und Humphred, die beiden Oberhäupter der Normannen, verſammleten die ganze Macht der Nation, aber ſie konnten nicht mehr als dreytauſend Reuter zuſammenbringen, und nachdem ihre longobardiſchen Unterthanen ſie bey der Annäherung Leos verlaſſen hatten, machten Roberts Calabreſen den größten Theil ihres Fußvolkes aus. Die überlegne Anzahl der Feinde, und die erhabne Würde des Anführers prägten ihnen Ehrfurcht ein. Sie ſchickten eine Geſandtſchaft an den Papſt, und erbothen ſich, in ſeine Dienſte zu treten, und ihre Beſitzungen von ihm zur Lehn zu nehmen. Aber ſie wurden mit Verachtung abgewieſen: „Sie ſollten die

„Waffen ſtrecken, und wehrlos in ihr Vaterland zurück„kehren, oder alle des Todes gewärtig ſeyn,“ lautete die Antwort.

Jetzt erwachte der kriegeriſche Geiſt der Normannen wieder, den mehr der Aberglaube als die Furcht gedämpft hatte, und ſie beſchloſſen mit einem Papſt, der ein Heiliger und ein Wunderthäter war, den Kampf zu wagen. Ein flacher Hügel nahe bey dem Städtchen Civitade in Capitanata trennte die feindlichen Heere. Bey Sonnenuntergang beſtiegen ihn die Söhne Tancreds und Richard, und ſobald ſie auf dem linken Flügel des päpſtlichen Lagers die regelloſe Stellung der Italiäner, die gar keine Spur von kriegeriſcher Verfaſſung zeigte, auf dem rechten hingegen die furchtbare Ordnung der Deutſchen erblickt hatten, war auch der Plan zu dem morgenden Angriff entworfen. Sie wählten die ſchräge Schlachtordnung. Richard übernahm es, mit dem rechten Flügel, der zuerſt angreifen ſollte, die Italiäner in die Flucht zu jagen, Humphred ſtellte ſich mit dem Mitteltreffen den Deutſchen gegenüber, und Robert hielt ſich noch etwas weiter zurück, um erſt im entſcheidenden Moment die Feinde durch eine halbe Wendung zu überflügeln.

Mit dem Anbruch des Tages breiteten ſich die Normannen auf dem Hügel aus, und Richard rannte mit eingelegtem Speer gegen die Italiäner; beſtürzt, vergaſſen ſie ihre Schußwaffen zu gebrauchen, die Vorderſten wichen zurück und drängten die hinteren Haufen, und in wenig Minuten kehrte die ganze zahlloſe Menge den Rücken.

Die Anführer der Deutſchen deckten ihre entblößte linke Seite, ſo gut ſie konnten, und empfiengen den Angriff Humphreds mit unerſchüttertem Muth. Pfeile und Wurfſpieße wurden verſchoſſen, und als man von beiden Seiten zum Schwerdt griff, entſtand ein fürchterliches Gemetzel. Dieſe Art des Kampfs war die Stärke der Deutſchen, die, weniger geſchickte Reuter als die Normannen, ſich mehr auf das Schwerdt als auf die Lanze verließen. Selbſt wenn ſie vom Pferde geworfen wurden, wichen ſie nicht; ſie hielten ihre Ordnung auch zu Fuß, und waren da erſt am furchtbarſten. Nachdem der Sieg eine Zeitlang geſchwankt hatte, fiengen die Normannen an zu weichen, und in dieſem Augenblick brach Robert mit ſeiner Schaar in die Reihen der Deutſchen. Ein neuer, wüthender Kampf begann jetzt. Drey Pferde ſtürzten unter Robert nieder, dreymal erſchien er wieder an der Spitze der Seinigen. Auch nachdem ſchon der größte Theil der Deutſchen, mit einer noch größern Anzahl ihrer Feinde auf dem Schlachtfeld niedergeſtreckt war, ſetzte der Ueberreſt das Treffen noch mit gleicher Hartnäckigkeit fort, bis zuletzt Richard, der vom Nachſetzen zurückkam, ihnen in den Rücken fiel. Nicht eher konnten ſich die Normannen des Sieges rühmen, als bis der letzte der Deutſchen auf der Wahlſtatt lag.

Die Ehre dieſes Tages wurde nach dem einmüthigen Zeugnis der Sieger und Beſiegten Roberten zugeſchrieben, der Erfolg war unerwartet. Leo fiel bey der Uebergabe von Civitade in die Hände der Normannen, aber Klugheit und Aberglaube ſtürzte die Sieger zu den Füßen ihres

Marquis.

Einen Traurigen
Hab' ich gefunden — den auf dieſer Welt
Nur etwas fröhlich —

(Die Prinzeſſin kommt mit der Blume zurück.)

Eboli.

Da der Chevalier
So viele Länder hat geſehen, wird
Er ohne Zweifel viel Merkwürdiges
Uns zu erzählen wiſſen.

Marquis.

Allerdings!
Und Abenteuer ſuchen, iſt bekanntlich
Der Ritter Pflicht — die heiligſte von allen,
Die Damen zu beſchützen.

Mondekar.

Gegen Rieſen!
Jetzt gibt es keine Rieſen mehr.

Marquis.

Gewalt
Iſt für den Schwachen jederzeit ein Rieſe.

Königin.

Der Chevalier hat Recht. Es gibt noch Rieſen,
Doch keine Ritter gibt es mehr.

Marquis.

Noch jüngſt,
Auf meinem Rückweg von Neapel, war
Ich Zeuge einer rührenden Geſchichte,
Die mir der Freundſchaft heiliges Legat

Gefangnen. Sie flehten mit Thränen um die Vergebung ihrer Sünden, und er nahm jetzt mit Freuden die Bedingungen an, die er vor der Schlacht verworfen hatte. Als Lehnsherr ſeiner Ueberwinder kehrte er im folgenden Jahre nach Rom zurück, und nicht nur ihre gegenwärtigen Beſitzungen, ſondern auch ihre zukünftigen Eroberungen empfiengen dadurch den Stempel der Rechtmäßigkeit, denn auch für die letzteren leiſteten ſie ihm in Voraus den Huldigungs-Eid.

Humphred ſah mit eiferſüchtigen Augen das große Anſehen, welches Robert ſeit der Schlacht von Civitade bey ſeinen Landsleuten erworben hatte. Er hinderte ihn, unter dem Vorwand, daß ſeine Gegenwart bey den noch nicht ganz geſtillten Unruhen in Apulien nothwendig ſey, nach Calabrien zurückzukehren, und indem er ihm die Gelegenheit nahm, ſeine Anhänger durch Beute zu bereichern, ſuchte er dieſe nach und nach von ihm abwendig zu machen. Bey der Austheilung der Belohnungen, wo Humphreds jüngere Brüder Beſitzungen in Capitanata und Baſilicata bekamen, wurde Robert übergangen. Er hielt ſich dafür durch Plünderungen in Humphreds eignen Gütern ſchadlos. Die Erbitterung der beyden Brüder ſtieg aufs äuſerſte, und eines Tages, da ſie mit einander zu Tiſche ſaßen, entrüſtete ſich Humphred in einem Wortwechſel ſo ſehr, daß er ſein Schwerdt zog, und Roberten durchbohrt haben würde, wenn nicht Goſcelin, ein edler Normann, der ihm in den Arm fiel, den Stoß abgewendet hätte.

Robert wurde ins Gefängniß gebracht, aber durch die

Vermittlung der vornehmſten Ritter bekam er bald ſeine Freyheit wieder, und eine feierliche Umarmung ſöhnte die Brüder wenigſtens öffentlich aus. Humphred erlaubte ihm nach Calabrien zu gehen, und ſeine Eroberungen in dieſen Gegenden fortzuſetzen. Er konnte nicht hindern, daß eine beträchtliche Anzahl junger Krieger ihn dahin begleitete, und tröſtete ſich mit der Hofnung, daß Mangel an Geld und den nöthigſten Bedürfniſſen bald den größten Theil dieſer Abentheurer nach Apulien zurückführen würde.

In der That fand auch Robert jetzt weit größere Schwierigkeit, dieſen Bedürfniſſen abzuhelfen, als vor ſeiner Abreiſe aus Calabrien. Die Bewohner des Landes hatten ſich aus der Nähe von Sanct Marco zurückgezogen, und eine Reihe befeſtigter Städte hemmte ſeine weiteren Fortſchritte. Er ſah die Nothwendigkeit ein, ſich zum Meiſter einer dieſer Städte zu machen, und vorzüglich war ſein Augenmerk auf Biſignano gerichtet, deſſen Beſitz ihm den Weg in das Herz des Landes würde geöfnet haben; aber er war von allen Mitteln entblößt, eine Belagerung zu unternehmen, die ſchon damals einen nicht geringen Aufwand von Koſten erfoderte.

Was ihm auf dem Wege der offnen Gewalt unmöglich war, ſollte Liſt ihm gewähren. Peter von Turra oder Cyrra hatte durch ſeine Reichthümer und ſeine Klugheit ſich ein beinahe unbeſchränktes Anſehn in Biſignano erworben, ihm war die Wache des Schloſſes anvertraut, und ſein Rath lenkte die wichtigſten Angelegenheiten der Stadt. Robert hatte längſt den Anſchlag gemacht, ihn aufzuheben, aber weil Peter nie anders als mit guter Begleitung ausgieng, und ſo oft er zu einer Zuſammenkunft eingeladen war, ſorgfältig erſt einen kurzen Waffenſtillſtand bedung, hatte ſich keine Gelegenheit dazu finden wollen, denn ſo ſehr die Normannen von Sanct Marco auch Räuber waren, ſo treu hielten ſie doch die eingegangnen Verträge.

Robert gab darum ſeinen Plan noch nicht auf, und nahm die Gelegenheit wahr, Petern wie von ohngefähr an dem gewöhnlichen Orte zu begegnen, ohne vorher ihm Sicherheit verſprochen zu haben. Beide hatten eine anſehnliche Begleitung bey ſich, und da die Anzahl der Biſignaner die ſtärkſte war, glaubte Peter ohne Gefahr ſich den Normannen nähern zu dürfen. Robert unterhielt ihn von einer Angelegenheit, welche beiden wichtig war, und im Verfolg der Unterredung ſchlug er ihm vor, ihr Gefolge von beiden Seiten einige hundert Schritte zurückgehen zu laſſen, damit nicht unzeitige Zänkereyen entſtünden. Peter willigte ein, ſie lagerten ſich unter dem Schatten eines Baums und wurden bald über die wichtigſten Punkte ihres Geſchäftes einig.

Schon waren ſie wieder aufgeſtanden und im Begriff ſich zu trennen, als Robert ſeinen Gegner, der um ein anſehnliches länger als er, und etwas unbehülflich war, erſt noch einmal recht betrachtet, dann ihn plötzlich mitten um den Leib pakt, mit ſtarkem Arm auf ſeine Schultern wirft, und aus allen Kräften mit ihm davon läuft. Der erſchrokne Biſignaner erhebt ein fürchterliches Geſchrey, ſeine Mitbürger eilen herbey, ihn zu befreyen, da aber die Normannen ihnen entgegen kommen, wagen ſie es nicht, mit Leuten einen Kampf anzufangen, von deren Stärke ſie eine ſo auffallende Probe ſehen. Peter, der ſich von dem erſten Schrecken erholt hat, ringt und ſträubt ſich auf dem Rücken ſeines Entführers. Zweimal ſtürzt Robert mit ihm nieder, aber auch an der Erde wälzt er ihn nach den Normannen zu, bald ſtößt er ihn vor ſich her, bald trägt er ihn wieder. Keiner ſeiner Leute kömmt ihm zu Hülfe, ſie begnügen ſich auf ſeinen ausdrücklichen Befehl, blos die Biſignaner in Furcht zu erhalten, und dieſe eilen in ihre Mauern zurück, ſobald ſie ihren Anführer zu weit entfernt ſehen, um ihn noch retten zu können. Robert verfehlte zwar ſeine Abſicht auf das Schloß von Biſignano, weil die Stadt ſich weigerte, ihren Mitbürger um dieſen Preis loszukaufen. Aber zwanzigtauſend Goldſtücke, welche er von Petern als Löſegeld nahm, ſetzten ihn in den Stand, ſeine Krieger zu belohnen, und die luſtige Art, wie er dieſes Geld erworben hatte, vermehrte ſeinen Anhang eben ſo ſehr, als der Ruf, daß er in den Augenblicken der Noth zuerſt ſeine eigne Perſon ausſetzte, um die Bedürfniſſe ſeiner Gefährten zu befriedigen. Die Normannen prieſen ſeine Liſt, ſo hoch als ſeine Tapferkeit, und der Beiname Guiscard, oder der Schlaukopf, den ſie ihm deshalb beilegten, war ein Ehrenname, deſſen ſich Robert mit Vergnügen rühmte. Nicht blos junge Leute, die keinen Unterhalt hatten, als den das Schwerdt ihnen gab, ſondern auch Männer, die eigne

Güter beſaßen, hielten es für vortheilhaft, unter einem ſo klugen Anführer zu dienen. Gerhard von Albergo, ein angeſehner Ritter, beſuchte ihn kurz nach der Gefangenehmung Peters von Turra, gab ihm ſeine Verwandte Alverada zur Gemahlin, und machte ſich eine Ehre daraus, unter den Fahnen des jüngern Kriegers zu dienen.

Robert breitete jetzt ſeine Eroberungen immer weiter aus; er nahm den Titel eines Grafen an, wurde durch Liſt Meiſter von Melvito und zwang die Städte Biſignano, Conſenza und Marturano, ihm zinsbar zu werden und Kriegsdienſte zu leiſten, wogegen er ſie im Beſitz der Freiheit und ihrer feſten Schlößer ließ. Seine Abſicht war, ſich in Calabrien unabhängig zu machen, als die unvermuthete Nachricht von der tödlichen Krankheit ſeines Bruders ihm plötzlich neue Ausſichten eröfnete.

Er eilte nach Apulien; der ſterbende Humphred hatte ſeinen unmündigen Sohn Bagelard oder Abaelard zu ſeinem Nachfolger ernannt, und glaubte, der Ehre eines Bruders und eines ausgeſöhnten Feindes ſeine wehrloſen Kinder anvertrauen zu dürfen. Er übertrug Roberten die Vormundſchaft, und ſtarb in ſeinen Armen. Die Grafen, welche den verſchiednen Diſtricten des normänniſchen Freiſtaats vorgeſetzt waren, hatten ſo viel Ehrfurcht für ihren verſtorbenen Anführer, oder glaubten bey dieſer Einrichtung ſo gut ihre Rechnung zu finden, daß Humphreds Teſtament ohne Widerſpruch angenommen wurde; bald aber gaben die entſtandnen Mißhelligkeiten und die Unruhen der unterworfnen Apulier dem Vormund Abälards Gelegenheit, die verſammleten Krieger zu überführen, daß ein unmündiger Knabe nicht fähig ſey, das Oberhaupt einer kriegeriſchen Ariſtokratie vorzuſtellen. Die Normannen waren gewohnt, einen Bruder dem andern folgen zu ſehen, Humphred hatte kein Recht gehabt, das ihm für ſeine Perſon übertragne Amt eigenmächtig ſeinem Sohn zu hinterlaſſen, und Robert Guiscard, dem der groſſe Hauſe der niedern Ritterſchaft mit unbegränzter Ergebung anhieng, konnte in dem Beſitz einer Gewalt, die er ſchon als Vormund ausübte, nicht mehr geſtöhrt werden.

In einem Alter von zwey und dreyßig Jahren übernahm er die Regierung des Apuliſchen Freiſtaats, und die Geſchmeidigkeit ſeines Characters machte es ihm leicht, ſich den neuen Verhältniſſen anzupaſſen. Mit dem veränderten Schauplatz erweitern ſich ſeine Plane. Der Ritter verſchwindet in dem Staatsmann, der Abentheurer blickt nur ſelten aus dem Eroberer hervor. Eine unruhige, des Gehorſams ungewohnte Ariſtokratie zu bezähmen, und ſich durch dieſe zum unumſchränkten Beherrſcher eines noch nicht halb eroberten Landes zu machen, iſt ſein erſtes Ziel, und am Ende ſeiner Laufbahn ſehen wir ihn die Hand nach einer Kaiſerkrone ausſtrecken. Die Art, wie er zu der höchſten Würde in dem Freiſtaat der Normannen gelangte, war vielleicht keine Uſurpation der Gewalt, aber vergebens würde man ihn von dem Vorwurf einer Treuloſigkeit

Eigentum d.
Univ.-Bibl.
München

gegen die ihm anvertrauten Pfänder rechtfertigen wollen. Robert erſcheint überhaupt in der Geſchichte ſeines Lebens weniger edel, als groß; nach der Wahl ſeiner Mittel darf er nicht gerichtet werden, keins, das ihm zur Erreichung ſeiner Abſichten nützlich iſt, ſcheint dem Ehrgeizigen unerlaubt, aber an dem feſten Schritte, womit er trotz der ſich unaufhörlich häufenden Schwierigkeiten grade auf ſein Ziel losgeht, an ſeinem Muth in Gefahren, ſeiner unerſchütterlichen Standhaftigkeit im Unglück, und an den Hilfsquellen, die er ſtets in ſich ſelbſt findet, erkennt man das überlegne Genie. In der Anwendung der erworbnen Güter, in dem Gebrauch ſeiner Gewalt, in dem Betragen gegen Ueberwundene erſcheint er zu ſeinem Vortheil, und es gereicht ihm zur Ehre, daß ein bisher durch den härteſten Druck herabgewürdigtes Volk unter ſeinem Szepter des Daſeyns froh wurde, daß bey allen Unruhen nur die normänniſchen und griechiſchen Unterdrücker, nie die Eingebohrnen Apuliens und Calabriens gegen ihn aufſtanden.

Verſchiedne glückliche Umſtände begünſtigten ſeine erſten Fortſchritte. Noch hatte kein Staat in Italien den Grad der innern Feſtigkeit erreicht, der es ihm möglich machte, ſich mit Nachdruck den Unternehmungen eines Nachbars zu widerſetzen. Die Verfaſſung des alten longobardiſchen Reichs, welche Karl der Groſſe unangetaſtet ließ, war nach und nach von ſelbſt zerfallen, und Anarchie herrſchte in ganz Italien, ſo wie die Zügel der Herrſchaft in den Händen der Nachfolger des deutſchen Otto erſchlafſten. In der Lombardey, wo die kaiſerliche Gewalt ſich noch am nachdrücklichſten äuſerte, riſſen doch ſchon wechſelsweiſe die Biſchöffe oder kühne Demagogen die Regierung einzelner Städte an ſich, und noch war der Geiſt der Municipalitäten nicht erwacht, der hier in der Folge ſo ſtolz das Haupt erhob. Die Monarchen aus dem fränkiſchen Stamm, vor deren Gegenwart ſich die trotzigſten Ariſtokraten beugten, begnügten ſich in der Entfernung mit den Zeichen eines ſcheinbaren Gehorſams; in Rom ſelbſt konnten ſie die volle Gewalt Karls und der Ottonen nur an der Spitze eines deutſchen Heeres ausüben, durch unaufhörliche Schenkungen waren die unmittelbaren Güter der Krone zerſplittert, und der Beiſtand, den ein Kaiſer von den Italiänern erhielt, machte ihn mehr zum Haupt einer Faction, als zum Souverain. Die Macht der Päbſte lag noch in der Kindheit, weit entfernt, die Herrſchaft über Rom und das Land, welches ſie durch die Freigebigkeit der Carolinger und der ſächſiſchen Kaiſer beſaſſen, auszuüben, mußten ſie ihre Staatsklugheit aufbiethen, durch ein ſchlau erhaltnes Gleichgewicht unter den Baronen der Hauptſtadt und der umliegenden Gegenden ihre Perſon und ihre Freiheit zu ſichern. Erſt während der ſtürmiſchen Minderjährigkeit Heinrichs des Vierten legte der ſchöpferiſche Geiſt eines Kardinals den Grund zu der künftigen Hoheit des Vaticans. Mit kühnem Muth verachtete Hildebrand die Gefahren, welche der Perſon eines Pabſtes drohen konnten, die päbſtliche Würde zu erheben war ſein groſſer Zweck. Nicht in den Ariſtokraten

Roms, oder in den tuſciſchen Grafen und Markgrafen, ſah er ſeine Feinde, ſondern in den Beſchützern der Kirche, den römiſch-deutſchen Kaiſern. Indem er mit überlegter Klugheit die Anſprüche des Souverains und des Volks bey den Wahlen Nicolaus und Alexanders des Zweiten gegen einander bewafnete, entwand er beiden ihr Recht.

Dem Aufblühen des normänniſchen Staats konnte er gleichgültig zuſehen, noch hatte keine der verſchiednen Mächte im untern Italien ein entſchiednes Uebergewicht erlangt, und die Normannen erkannten ſich für Vaſallen des römiſchen Stuhls. Von der Weichlichkeit der Griechen, die ſie haßten, angeſteckt, ſchlummerten die longobardiſchen Fürſten in den glücklichen Wohnſitzen Campaniens bey der drohenden Gefahr, ſo lange die Waffen ihrer kriegeriſchen Nachbarn gegen die Unterthanen des byzantiniſchen Scepters gerichtet waren, und die Monarchen des Orients wurden durch die Anfälle der Türken in Aſien, noch mehr aber durch innre Zerrüttungen ihres Reiches, abgehalten, ihre entfernten italiäniſchen Provinzen mit Nachdruck gegen die Angriffe kühner Eroberer zu ſchützen.

Die Unzufriedenheit der normänniſchen Grafen über Roberts Erhöhung war daher das größte Hinderniß, mit welchem derſelbe zu kämpfen hatte. Er ſah die Nothwendigkeit ein, ſeine Krieger unaufhörlich zu beſchäftigen und führte ſie, ſobald er die dringendſten Angelegenheiten der Regierung zu Melfi geordnet hatte, nach Calabrien. Der Zug gieng durch die ihm unterworfenen Gegenden von

Marturano und Conſenza, wo er ſich jezt in der glänzenden Geſtalt eines mächtigen Heerführers zeigte, bis in die von den Normannen noch nie erreichte äuſſerſte Spitze Italiens. Er durchſtreifte den ſchmalen Landſtrich zwiſchen zwey Meeren von Girace bis Reggio, und nach einem fruchtloſen Verſuch, die Bürger des leztern Orts freiwillig zur Uebergabe zu bewegen, führte er ſein Heer mit Beute bereichert nach Apulien zurück.

Ein junger Held, deſſen Ruhm in der Folge ſelbſt Roberts Thaten verdunkeln ſollte, begleitete ihn auf dieſem Zuge. Roger, der jüngſte von Tancreds zwölf Söhnen, war vor kurzem nach Apulien gekommen, und ſchon als ein bloſſer Ritter in dem Gefolge ſeines Bruders erwarb er ſich ſowohl durch den Muth und die Klugheit, womit er jeden ihm gegebnen Auftrag ausführte, als durch die Sanftmuth und Liebenswürdigkeit ſeines Characters die Zuneigung aller Krieger. Robert ſchickte ihn im folgenden Jahre 1058, an der Spize von ſechzig Rittern wieder nach Calabrien, welches damals das Land war, wo alle Neuangekommne unter den Normannen ihr Glück zu machen ſuchten. Roger drang auf der Bahn, die er vorher unter ſeines Bruders Anführung betreten hatte, kühn bis an den Meerbuſen der heiligen Euphemia vor, und unterwarf ſich die Gegenden von Monte Leone blos durch den Schrecken der normänniſchen Waffen. Ein verſchanztes Lager auf dem Gipfel des Gebirges erhielt das flache Land in ſeinem Gehorſam, und er ließ dort ſeine Gefährten zurück, um mündlich mit ſeinem Bruder

Zu meiner eigenen gemacht. — Wenn ich
Nicht fürchten müßte, Ihre Majeſtät
Durch die Erzählung zu ermüden —

Königin.

Bleibt
Mir eine Wahl? Die Neugier der Prinzeſſin
Läßt ſich nichts unterſchlagen. Nur zur Sache.
Auch ich bin eine Freundin von Geſchichten.

Marquis.

Zwei edle Häuſer in Mirandola,
Der Eiferſucht, der langen Feindſchaft müde,
Die von den Gibellinen und den Guelfen
Jahrhunderte ſchon fortgeerbt, beſchloſſen,
Durch der Verwandſchaft zarte Bande ſich
In einem ew'gen Frieden zu vereinen.
Des mächtigen Pietro Schweſterſohn,
Fernando, und die göttliche Mathilde,
Colonna's Tochter, waren auserſehn,
Dies ſchöne Band der Einigkeit zu knüpfen.
Nie hat zwei ſchön're Herzen die Natur
Gebildet für einander — nie die Welt,
Nie eine Wahl ſo glücklich noch geprieſen.
Noch hatte ſeine liebenswürd'ge Braut
Fernando nur im Bildniß angebetet —
Wie zitterte Fernando, wahr zu finden,
Was ſeine feurigſten Erwartungen
Dem Bilde nicht zu glauben ſich getrauten!
In Padua, wo ſeine Studien
Ihn feſſelten, erwartete Fernando
Des frohen Augenblickes nur, der ihm

die ferneren Maasregeln abzureden, und ihm das von den umliegenden Orten erhobne Geld zu überbringen.

Er fand ihn noch mit den Zurüſtungen beſchäftigt, welche die Eiferſucht der Groſſen ſeines Volks ihm unendlich erſchwehrt hatte. Durch die Kenntniß von ihrem üblen Willen vorſichtig gemacht, ſuchte Robert immer mehr, ſich feſt mit den Eingebohrnen zu verbinden, um bey ihnen im Fall der Noth Unterſtützung gegen ſeine Landsleute zu finden. Ein Gewiſſensſcrupel über die zur rechten Zeit entdeckte Blutsverwandſchaft mit ſeiner Gemahlinn, die ihm einen Sohn, Bohemund, gebohren hatte, diente ihm zum Vorwand, ſich von ihr zu ſcheiden. Durch groſſe Geſchenke ließ ſich Alverada bewegen, gutwillig der Nothwendigkeit zu weichen, und ihren Gemahl der Longobardiſchen Prinzeſſinn Gaita oder Sichelgaita, einer Tochter Guaimars, Fürſten von Salerno, abzutreten. Sein neuer Schwager, Giſulph, wurde durch die Schleiſung einiger Schlöſſer, welche Wilhelm von Hauteville in dem Gebieth von Salerno befeſtigt hatte, gewonnen, und um den Verruf der Normannen über dieſes Opfer zu zerſtreuen, nahm Robert den Griechen die Stadt Troja in Capitanata weg. Die Einwohner, des byzantiſchen Jochs überdrüſſig, unterwarfen ſich ihm mit Freuden, aber er zog ſich die Feindſchaft des römiſchen Stuhls zu, welcher ein Recht auf dieſe Stadt zu haben vorgab. Auf ſeine Weigerung, ſie dem Pabſt abzutreten, that ihn Nicolaus II in den Bann.

Die Frömmigkeit der Normannen konnte ſie nie bewegen, eine Eroberung herauszugeben, und Robert ertrug die Strafen der Kirche mit groſſem Gleichmuth. Er trat unbekümmert den Zug nach Calabrien an, und ſchloß Reggio ein, aber der Mangel an Schiffen und Kriegsmaſchinen vereitelte ſeine Entwürfe. Schon oft hatte er ſich vergebens bemüht, die Normannen zu überzeugen, daß, ſo lange ſie nicht ein regelmäßiges Fußvolk bilden würden, immer nur eine ſtreifende Horde, nie eine Nation von Eroberern werden könnten; der unglückliche Erfolg der Belagerung einer ſo wichtigen Stadt bewies die Wahrheit ſeiner Behauptungen, aber ſein eignes Beiſpiel und jede Art der Aufmunterung ſcheiterten an dem Ritterſtolz eines Volks, das den Kriegsdienſt der Knechte verſchmähte. Auch die griechiſchen Ingenieurs, die er mit groſſen Koſten in ſeine Dienſte zog, fanden ungelehrige Schüler an den Normannen. Er wagte es daher noch nicht, eine groſſe Stadt anzugreifen, und wendete ſich nach der Küſte des ioniſchen Meeres, wo er eine Menge unbeträchtlicher Orte einnahm, um nach und nach ſein Heer, das hier eine weit anſehnlichere Beute fand, als in dem ofnen Lande, an den Belagerungskrieg zu gewöhnen.

Eine wichtigere Sorge rief ihn auf einige Zeit nach Apulien zurück. Die unzufriedenen Groſſen ſuchten noch immer Unruhen zu erregen, und er fürchtete, daß der Bann der Kirche ihrer Empörung bey dem Volke zum Vorwand dienen möchte. Durch die Vermittlung des Abts Deſiderius von Monte Caſino wurde an einem Vergleich gearbeitet, zu welchem Nicolaus II um ſo geneigter war, da er ſelbſt gegen die unruhigen Barone ſeiner Hauptſtadt Hülfe bedurfte. Er hatte die apuliſchen Grafen zu ſehr mit ihren eignen Angelegenheiten beſchäftigt gefunden, und der Beherrſcher eines kriegeriſchen Staats konnte ihm eine ſicherere Stütze werden, als die uneinigen Häupter einer ſtürmiſchen Ariſtokratie. Die Synode zu Melfi gab ihm einen Vorwand, in Perſon nach Apulien zu kommen, und nichts war natürlicher, als daß Robert dahin eilte, dem heiligen Vater ſeine Ehrfurcht zu bezeugen.

Richard Graf von Averſa und der vornehmſte Adel der Normannen waren ihm dort ſchon zuvorgekommen, aber er hatte längſt durch eine geheime Bothſchaft alle Artikel mit dem Pabſt in Richtigkeit gebracht. Unter prächtigen Feſten wurde das neue Bündniß geſchloſſen, Robert, in dem Beſitz der höchſten Würde unter den normänniſchen Grafen in Apulien und Calabrien, und der von ihm unabhängige Richard in dem Theil des Gebieths von Capua, welchen er dem Longobarden Landolph entriſſen hatte, beſtätigt. Auf die Rechte dieſes Fürſten und Abälards, auf die lehnsherrlichen Anſprüche der deutſchen und griechiſchen Kaiſer, wurde keine Rückſicht genommen. Der Pabſt umgürtete ſeinen Vaſallen, nach normänniſcher Sitte, mit dem Schwerdt, ſteckte ihm den Ring an, und ſetzte das Baret auf ſein Haupt; auch der italiäniſche Gebrauch, ihm das Panier in die Hand zu geben, wurde nicht vergeſſen, und Robert feierlich zum Gonfalonier der Kirche ernannt.

Die Grafen der Normannen mußten ihren Unwillen unterdrücken, da Robert jetzt in den Augen der Nation mit einem unbezweifelten Recht ihr Oberhaupt war. Aber er ſelbſt hinderte den Eindruck, den dieſe feierliche Handlung zu ſeinem Vortheil gemacht hatte, durch kleinliche Eiferſucht. Mistrauiſch gegen einen jüngern Bruder, deſſen Edelmuth er nicht kannte, uneingedenk der wichtigen Dienſte, welche dieſer junge Held ihm geleiſtet hatte, ſuchte er ihn mit Gewalt in die Niedrigkeit zurückzudrücken. Die Vermittlung gemeinſchaftlicher Freunde wurde mit Unfreundlichkeit abgewieſen, und er erröthete nicht, ſich derſelben Ungerechtigkeit ſchuldig zu machen, über die er zu Humphreds Zeiten ſo bitter geklagt hatte. Roger gerieth dadurch in einen ſo drückenden Mangel, daß er ſich genöthigt ſah, mit ſeinem Waffenträger Pferde zu ſtehlen, um nur den nothdürftigen Unterhalt zu gewinnen. Zweimahl verließ er den Hof, und fand eine gaſtfreie Aufnahme bey ſeinem Bruder Wilhelm, der im dieſſeitigen Principato anſehnliche Güter beſaß. Er that von hier aus häufige Einfälle in Roberts Beſitzungen, und nahm mit Gewalt, was unbillige Kargheit ſeinen Bitten verſagte. Endlich mit Mühe und faſt gezwungen überließ ihm dieſer das Schloß Melito als Eigenthum, und verſprach, nach der Eroberung Calabriens ihm das Land, welches jenſeits der Gebirge ſich von Sqillace bis Reggio erſtreckt, abzutreten.

Die Folge dieſes Vergleichs war die Einnahme von Reggio, welches beide Brüder gemeinſchaftlich belagerten. Eine reichere Beute, als die Normannen noch jemals gemacht hatten, ward ihnen durch die Eroberung der Hauptſtadt Calabriens zu Theil. Sie erſtaunten über die Macht und die Schätze eines Handelsplatzes, der an Gröſſe und Volksmenge alle ihre Städte in Apulien weit übertraf, und die Eroberung, an welcher ſie ſeit dem erſten fehlgeſchlagnen Verſuch gänzlich verzweifelt hatten, ſchien ihnen ein Wunder, das nur der überlegne Genius ihres Feldherrn möglich machen konnte. Wilde Freude und unbegränztes Zutrauen zu ihrem Anführer erfüllten die Herzen aller Krieger, und im Taumel des Siegs forderte er ſie auf, ihm die herzogliche Würde, welche er ſchon zu Melfi von dem Pabſt erhalten hatte, zu beſtätigen. Sie willigten jubelnd ein, und Robert, der jezt aus ſeinen Eroberungs-Planen kein Geheimniß mehr machte, führte von nun an den Titel: Von Gottes und Sanct Peters Gnaden Herzog von Apulien und Calabrien und in Zukunft von Sicilien.

Durch die Annehmung eines Titels, welcher allen Schein der Gleichheit zwiſchen ihm und den zwölf normänniſchen Grafen aufhob, hatte er die Groſſen der Nation, die ſchon längſt mit ſeiner Herrſchaft unzufrieden waren, auf das äuſerſte gegen ſich erbittert. Aber der Liebe des gemeinen Volks, und der Ergebenheit ſeines Heeres verſichert, trozte er allen Angriffen ſeiner Feinde. Umſonſt beriefen ſie ſich auf die Verfaſſung des Freiſtaats, welche Robert verlezt hatte; die Normannen waren eine Nation von Kriegern, auf dem Wahlplaz war ihre Verfaſſung gegründet worden, auf dem Wahlplatz, meinten ſie, könne ſie auch geändert werden. Freilich war das Heer, welches ihn zum Herzog ausgerufen hatte, nur ein kleiner Theil der Nation, aber eben durch dieſe geſezwidrige Handlung fand es ſich innig in Roberts Schickſal verflochten. Robert kam durch einen ſchnellen Angrif den Zurüſtungen ſeiner mächtigſten Gegner zuvor, und in kurzer Zeit blieb den Anführern nur die Wahl zwiſchen Unterwerfung oder freiwilliger Verbannung.

Bei allen dieſen Unruhen hatte Robert keinen Augenblik ſeine fernen Entwürfe aus dem Geſicht verlohren. Sein Leben war ununterbrochene Anſtrengung; im Kampf mit ſeiner Nation, deren größter Theil wiederſtrebend ſeine Herrſchaft trug, unternahm er es, ſie wider ihren Willen zu ſeinen Zwecken zu bilden. Mitten unter den Stürmen der Rebellion ſchuf er ſich eine Flotte. Die Einwohner von Reggio hatten einen einträglichen Handel an der italiäniſchen Küſte und nach den Inſeln des mittelländiſchen Meeres getrieben; die Schiffe, die er in ihrem Hafen fand, wurden der Anfang der normänniſchen Seemacht und mit unermüdetem Fleiß bemühete er ſich, ſie in den beſten Stand zu ſetzen.

Während der Abweſenheit des Herzogs wagte Roger ſich zum erſtenmahl auf die See. An der Spitze von hundert und ſechzig Reutern ſchifte der kühne Freibeuter auf flachen Booten über die gefährliche Meerenge, ſchlug die Meſſineſer, die ihn angegriffen hatten, in die Flucht, trieb bis an das Vorgebirge Milazzo Brandſchazungen ein, und kehrte, mit Beute bereichert nach Reggio zurück.

Humen Beg, ein Saraceniſcher Emir, der von ſeinem Oberherrn Ben Hamed beleidigt worden, und nach dem feſten Lande übergegangen war, begleitete ihn auf dieſem Zuge. Von ihm erfuhr Roger genauere Nachrichten von dem innern Zuſtand Siciliens. Dieſe fruchtbare Inſel, welche ſeit zwey Jahrhunderten dem Szepter der mahomedaniſchen Eroberer gehorchte, würde dem Glauben und den Waffen dieſer unwiderſtehlichen Schwärmer den Weg nach der Hauptſtadt des Abendlandes gebahnt haben, wenn nicht das Reich der Caliphen unter ſeiner eignen Laſt geſunken wäre. Spanien, Africa und Aegypten hatten ſich von dem Thron von Bagdad losgeriſſen, und die Sicilianiſchen Emire wurden von ihren africaniſchen Oberherren unabhängig. Doch blieb die Verbindung mit ihren entfernten Glaubensgenoſſen noch ſtark genug, um den Gewerben, dem Handel und den Wiſſenſchaften, die unter den fatimitiſchen Caliphen in Africa wieder aufgelebt waren, den Eingang in Sicilien zu eröfnen. Die Schule zu Mazara bildete Redner, Aerzte und Mathematiker, und durch einen blühenden Handel hob ſich Palermo zu dem Rang einer der mächtigſten Städte am mittelländiſchen Meere. Aber mit der verbeſſerten Kultur waren auch alle Laſter der Ueppigkeit und der Schwelgerey zu den Sicilianern übergegangen, und die Nerven der Regierung in den Händen weibiſcher Regenten erſchlafft. Unfähig des Genuſſes einer geſetzmäßigen Freiheit zerfielen alle von den Arabern geſtifteten Reiche durch Anarchie und Bürgerkrieg, ſobald die eiſernen Bande des religiöſen Despotiſmus aufgelöſt waren, welche den Gehorſam der entfernten Befehlshaber an den Thron des Beherrſchers der Gläubigen ketteten. Ueberall ahmten kleine Uſurpatoren das Beyſpiel der größeren nach, auch in Sicilien gab es beynahe ſo viel unabhängige Emire, als Städte. Feindſelig gegen einander und gegen ihr Oberhaupt, den Fürſten Palermos geſinnt, zerrütteten ſie durch unaufhörliche innere Kriege die einſt ſo glückliche Inſel und verſprachen den Waffen Roberts eine leichte Eroberung.

Er ſtieß im Frühling des folgenden Jahrs 1065 mit einem anſehnlichen Heer zu ſeinem Bruder, welcher alle Transportſchiffe und Fiſcherkähne der Calabriſchen Küſte in dem Hafen von Reggio verſammlet, und die nöthigen Vorräthe zu dem Feldzuge angeſchafft hatte. Aber die Flotte der Meſſineſer hielt die normänniſchen Fahrzeuge an der Küſte eingeſchloſſen, und hinderte die Ueberfahrt. Roger ſezte mit einem fliegenden Korps von dreihundert auserleſnen Rittern an einem andern Ort über die Meerenge, und überrumpelte Meſſina, deſſen Vertheidiger alle auf den Schiffen waren. Sobald die Saraceniſche Flotte die Fahne der Normannen von den Mauern der Hauptſtadt wehen ſah, ſeegelte ſie erſchrecken nach Palermo, und Robert empfieng die Schlüſſel von Meſſina noch an dem Calabriſchen Ufer.

Beide Brüder drangen nun weiter in der Inſel vor, und erhielten eine Botſchaft von den Chriſten des Thals Denona, welche bisher unter der Herrſchaft der Mahomedaner gelebt hatten, und ſich jezt mit Freuden ihren

Glaubensgenoſſen unterwarfen. Nur in der Kunſt der Belagerungen ſchienen die Normannen ungeachtet der Bemühungen ihres Anführers noch ſehr geringe Fortſchritte gemacht zu haben. Ein kleiner Ort, Centorve ohnweit Catanea, widerſtand ihrer Tapferkeit, aber in der Ebne des Thals Noto erfochten ſie einen wichtigen Sieg über das Heer Ben Hameds, der mit zahlreichen Hülfsvölkern aus Africa ihnen endlich entgegen gekommen war.

Robert, mit dem Beſitz von Meſſina, das ihm zu jeder Zeit den Uebergang nach Sicilien ſicherte, zufrieden, kehrte wieder nach dem feſten Lande zurück, und dehnte ſeine Eroberungen in den Provinzen der Griechen am Adriatiſchen Meere aus. Er drang in dem Lande von Otranto bis nach Oria vor, und bemeiſterte ſich der durch ihren Hafen berühmten Stadt Brindiſi. Der Schutz, den die byzantiniſchen Statthalter bey mehr als einer Gelegenheit ſeinen Feinden gewährt hatten, gab ihm einen Vorwand ſie anzugreifen, und die Ausführung ſeines feſten Plans, ſie ganz aus Italien zu vertreiben, wurde nur durch einen Bürgerkrieg aufgeſchoben, den er ſich durch wiederholte Ungerechtigkeit gegen ſeinen Bruder zuzog.

Roger hatte durch verſchiedne glückliche Streifzüge in Sicilien immer mehr Land und ſelbſt einige feſte Plätze gewonnen, aber aus keiner ſeiner Unternehmungen leuchtete die Abſicht hervor, ſich der Vaſallen-Pflicht gegen ſeinen Bruder zu entziehen. Um ſo mehr glaubte er ſich berechtigt, den Beſitz des Landſtrichs, welchen ihm der Herzog feierlich verſprochen hatte, zu fodern. Noch immer war das Schloß Melito ſein ganzes Eigenthum, und Robert wich der Erfüllung ihres Vertrags ſchon ſeit mehrern Jahren durch leere Entſchuldigungen aus. Roger wiederholte jezt ſeine Foderungen dringender als jemals, weil er ſich mit einem Fräulein aus edlem normänniſchen Geblüt vermählt hatte, und ſich ſchämen mußte, ihrem anſehnlichen Brautſchatz nichts als ein armſeeliges Bergſchloß gegenüberſtellen zu können. Aber Robert war gegen jede Vorſtellung taub, und der Verſammlung des Adels, welcher der gekränkte Roger ſeine Rechte vorſtellte, fehlte der Muth, gegen den gefürchteten Herzog einen Ausſpruch zu thun.

Voll Zorns gieng nun Roger nach Melito, und ſezte eine Friſt von 40 Tagen, nach deren Ablauf er die Waſſen gegen ſeinen Bruder ergriff. Der Herzog ſäumte nicht, mit einer weit überlegnen Macht gegen ihn auszuziehen, aber er hatte es mit einem Helden zu thun, der ſeinen Angriff nicht hinter den Mauern einer Feſtung erwartete, ſondern kühn genug war, ihm im ofnen Felde zu begegnen. Selbſt ein viertägiges Fieber, welches Rogern befallen hatte, konnte ſeinen Muth nicht ſchwächen. Er bemächtigte ſich der Päſſe des Gebirges, und hinderte ſeinen Bruder, durch eine vortheilhafte Stellung auf den Höhen, ihm die Zufuhr abzuſchneiden. Robert mußte ſich nun zu einer beſchwerlichen und langweiligen Belagerung entſchlieſſen, deren Geſchichte auffallende Beiſpiele des damals ſchon unter den Normannen herrſchenden Rittergeiſtes giebt. Die Krieger beider Theile hatten eine Reihe glück-

Vergönnen ſollte, zu Mathildens Füßen
Der Liebe erſte Huldigung zu ſtammeln.

(Die Königin wird aufmerkſamer. Der Marquis fährt nach einem kurzen Stillſchweigen fort. Die Erzählung, ſo weit es die Gegenwart der Königin erlaubt, mehr an die Prinzeſſin von Eboli gerichtet.)

Indeſſen macht der Gattin Tod die Hand
Pietro's frei. — Mit jugendlicher Glut
Verſchlingt der Greis die Stimmen des Gerüchtes,
Das in dem Ruhm Mathildens ſich ergoß.
Er kommt! — Er ſieht! — Er liebt! Die neue Regung
Erſtickt die leiſ're Stimme der Natur,
Der Oheim wirbt um ſeines Neffen Braut
Und heiligt ſeinen Raub vor dem Altare.

Königin.

Und was beſchließt Fernando?

Marquis.

Auf der Liebe Flügeln,
Des fürchterlichen Wechſels unbewußt,
Eilt nach Mirandola der Trunkene.
Mit Sternenſchein erreicht ſein ſchnelles Roß
Die Thore — ein bacchantiſches Getön
Von Reigen und von Pauken donnert ihm
Aus dem erleuchteten Pallaſt entgegen.
Er bebt die Stufen ſchon hinauf und ſieht
Sich unerkannt im lauten Hochzeitſaale,
Wo in der Gäſte taumelndem Gelag
Pietro ſaß — ein Engel ihm zur Seite,
Ein Engel, den Fernando kennt, der ihm
In Träumen ſelbſt ſo glänzend nie erſchienen.

licher und ruhmvoller Feldzüge miteinander gethan; durch die ſtärkſten aller Bande, der Waffenbrüderſchaft und der Erinnerung an gemeinſchaftlich überwundne Gefahren verbunden, ſtehen ſie jetzt feindſelig gegen einander. Hier iſt es nicht Hofnung der Beute oder die Ausſicht auf Eroberungen, welche ſie ins Feld führt, es iſt das Gefühl der Ehre, welches ſie feſt an die Vortheile ihrer Anführer kettet; das Verderben des Gegners bleibt nicht mehr der einzige Zweck der Kämpfer und der Krieg veredelt ſich zu einem Wettſtreit um den Preis der Tapferkeit.

Täglich ſieht man die Heere in Schlachtordnung ausrücken, aber ohne handgemein zu werden, begnügen ſie ſich, gegenſeitig ihre Geſchicklichkeit in den Uebungen des Krieges zu zeigen. Einzelne Ritter ſprengen vor, und fodern aus der gegenüberſtehenden Schaar einen Bekannten, einen alten Waffengenoſſen zum Zweikampf heraus. Nur als Zuſchauer nehmen die Uebrigen an dem Gefecht Antheil, aber dieſer iſt um ſo lebhafter, je mehr die Uibung der einzigen Kunſt, die ſie treiben und ehren, ihre Aufmerkſamkeit reizt. Hingeriſſen von dem anziehenden Schauſpiel verſtummt der Parteygeiſt, die Feldherrn ſelbſt theilen gerechten Beifall aus, und nicht ſelten belohnt das Jubelgeſchrey beider Heere die Geſchicklichkeit oder den Muth des Uiberwinders.

Der Ruhm allein, im Angeſicht ſo vieler Helden zu ſiegen, beſeelt die Kämpfer, ſelten greifen ſie zu dem Schwerdt, die Lanze entſcheidet, und den Ueberwundenen erwartet ehrenvolle Gefangenſchaft. Ohne Verabredung entſtehen die Geſetze der Kampfbahn, und nur ein einzigs Mahl werden ſie durch einen unglücklichen Zufall verlezt. Arnold, der Bruder von Rogers Gemahlinn, ein junger, liebenswürdiger Ritter, ſinkt, von einem tödlichen Lanzenſtoß getroffen, zu Boden. Bey dem Anblick des blutenden Leichnams, den der Sieger mit ſich ins Lager nehmen will, reißt der Schmerz die Belagerten hin. Es entſteht ein Streit um den Todten, woran erſt nur einzelne Krieger, bald aber die ganzen Heere Theil nehmen. Nach einem hitzigen Gefecht, in welchem viel Blut vergoſſen wird, bleiben endlich die Belagerten im Beſitz der Leiche, aber beſchämt, als hätten ſie das Heiligthum der Schranken gebrochen, kehren ſie mit ihr in die Stadt zurück, und in Roberts Lager flieſſen ſo gut Thränen um Arnolds Tod, als in dem Schloſſe Melito.

Der Herzog ſelbſt bedauerte ihn, und bey der Wendung, welche der Krieg nahm, reuete es ihn, zu weit gegangen zu ſeyn, um jetzt noch mit Ehren zurücktreten zu können. Er hatte nicht die Abſicht gehabt, ſeinen Bruder zu Grunde zu richten, ſondern nur, ihn zu unbedingter Unterwerfung zu nöthigen. Eine förmliche Belagerung lag nicht in ſeinem Plan, er begnügte ſich nach damaliger Sitte, die Stadt durch zwey Caſtelle einzuſchlieſſen, in welchen ſeine Truppen, gegen Ausfälle geſichert, den Belagerten die Zufuhr abſchneiden ſollten.

Roger vereitelte aber auch dieſe Maasregel, indem er mit ſeiner ganzen Macht bald das Eine, bald das Andre dieſer Caſtelle beunruhigte, und in einer ſtürmiſchen

Nacht verließ er mit hundert Reutern die Stadt und erſchien vor Girace, deſſen Einwohner auf ſeine Seite traten. Robert brach ſogleich mit der Hälfte ſeines Heeres auf, um ſeinem Bruder den Rückweg abzuſchneiden und die verlohrne Stadt ſich wieder zu unterwerfen. Er verfehlte beide Zwecke, Roger war durch Gebirgswege auf einer andern Seite zurückgekehrt und Girace verſchloß dem Herzog die Thore.

Auſſer ſich, über das Mislingen ſeiner Plane fühlte Robert die Unmöglichkeit, eine neue Belagerung anzufangen, ehe er die erſte geendigt hatte. Eben ſo wenig konnte er ſich überwinden, ſeinen Gegnern, die er mit ſo vielem Aufwand einzuſchlieſſen ſuchte, einen ſo glänzenden Triumph zu laſſen. Ihm zum Spott faſt unter ſeinen Augen hatten die Belagerten ſich einer fremden Stadt bemeiſtert; ſeine Ehre ſtand auf dem Spiel, und kein Preis ſchien ihm zu hoch, kein Wagſtück zu kühn, um ſie zu löſen. Er gieng nur einer noch gröſſern Demüthigung entgegen.

Ein reicher Grieche in Girace, Baſil mit Namen, unterhielt ein geheimes Verſtändniß mit ihm, und verſprach, ihm die Stadt zu verrathen. Robert vergaß ſeiner Würde, und ſchlich ſich bey Nacht, in eine Mönchskappe gehüllt, in die Wohnung des Griechen, der ſogleich mit ihm ausgieng, ihm die ſchwachen Stellen der Veſtungswerke zeigte, und genaue Nachrichten von dem Zuſtande der Beſatzung gab. Erſt am frühen Morgen kehrten ſie wieder in das Haus zurück, wo Robert bis zum Anbruch der folgenden Nacht ſich verborgen zu halten gedachte. Ein Sklav, durch die Ehrfurcht, womit ſeine Herrſchaft dem fremden Mönche begegnete, aufmerkſam gemacht, betrachtete ihn genauer, und erkannte den Herzog. Er entdeckte das Geheimniß einer Frau, mit welcher er im vertrauten Umgang lebte, und in kurzem war es in der ganzen Stadt bekannt. Der Pöbel rottet ſich zuſammen, und fodert mit wildem Toben die Auslieferung des öffentlichen Feindes. Umſonſt verſucht der Grieche ſeine Mitbürger durch Zureden zu beſänftigen, ehe noch ſein Gaſt Zeit gewinnt, in eine Kirche zu entfliehen, ſind Baſil und ſeine Gattinn Opfer der Volkswuth geworden. Auch Robert wird ergriffen, und zu einem ſchmählichen Tode fortgeriſſen. In dieſen fürchterlichen Augenblicken rettet ihn ſeine Gegenwart des Geiſtes. Er erblickt unter den von fern ſtehenden vornehmen Bürgern einige, die ihm bekannt ſind; plötzlich ruft er ſie bey Namen, ſchleudert mit Rieſenkraft die Nächſten, die ihn halten, zurück, und ſchreit dem Volke zu, indem er die Mönchskappe von ſich wirft: „ja, ich bin Guiscard, aber hütet euch, mir ein Haar zu „krümmen, meine Rächer ſind auf euern Mauern.“ Der Pöbel ſtutzt, und glaubt ſich verrathen; in dieſer Zwiſchenzeit gelingt es den angeſehenſten Bürgern, ſich der Perſon des Herzogs zu bemächtigen, und ihn gebunden in ein Gefängniß zu führen, wo er bis zu ſeiner Hinrichtung, welche das Volk noch immer mit großem Geſchrey verlangt, aufbewahrt werden ſoll.

Nichts gleicht der allgemeinen Beſtürzung, welche bey dieſer fürchterlichen Nachricht das Lager ergreift. Im paniſchen Schrecken bricht ein Theil die Zelte ab, um zu entfliehen, andre wollen in blinder Wuth Sturm laufen. Nur mit Mühe halten die Befehlshaber ihre Truppen von zwey gleich verderblichen Entſchlüſſen zurück, aber ihnen ſelbſt bleibt keine Zuflucht übrig, als zu der Großmuth Rogers. Eilende Bothen hinterbringen ihm die Gefahr ſeines Beleidigers. Er erſcheint ohne Verzug vor Girace, und erhält leicht von den Bürgern die Auslieferung des gemeinſchaftlichen Feindes. Doch kaum hat er das Schloß Melito erreicht, ſo ſetzt Roger den Gefangnen in Freiheit.

Kein Mißverſtändniß ſtöhrte ferner die Eintracht der Brüder. Der verſprochne Antheil an Calabrien und die Eroberungen im Innern von Sicilien waren Rogers Eigenthum geworden, und jeder verfolgte nun auf einer andern Seite ſeine Entwürfe. Bey den wichtigſten Unternehmungen leiſteten ſie einander, als zwey durch gemeinſchaftliches Intereſſe innigſt verbundne Fürſten, wechſelſeitigen Beyſtand, und nur als Oberhaupt der Normannen und als Lehnsherr genoß der ältere Bruder einen Vorzug der Macht und des Rangs vor dem Jüngern.

Robert hatte ſein Augenmerk beſonders auf die Küſten des adriatiſchen und ioniſchen Meeres gerichtet, wo die Griechen, im Beſitz der beſten Seehäfen und einer Reihe volkreicher und blühender Städte, durch einen drückenden Alleinhandel ſeine Unterthanen von ſich abhängig machten, und jedem Friedensſtöhrer und Rebellen eine ſichere Zuflucht in ihren Mauern öfneten. Bari war der Sitz des byzantiniſchen Statthalters und die Hauptſtadt der kaiſerlichen Beſitzungen in dieſen Gegenden. Sich zum Meiſter dieſer Stadt zu machen, und die Griechen auf immer von der apuliſchen Küſte zu vertreiben, war der große Plan, an deſſen Ausführung Robert jetzt mit unermüdeter Anſtrengung arbeitete.

Sechs Jahre giengen unter den entferntern und näheren Zurüſtungen hin. Eine weiſe Staatsverwaltung befeſtigte ſein Anſehn im Innern, indeß er durch Unterhandlungen und kurze Feldzüge ſeine Macht auswärts erweiterte. Tarent, Bieſte und einige andere Städte, zuletzt ſelbſt Otranto fielen auf dieſe Art in ſeine Hände, und auch Sicilien verlohr er nie ganz aus den Augen. Roger kämpfte dort mit ununterbrochnem Glück gegen die Saracenen, und durch Hülfsvölker, die der Herzog ihm von Zeit zu Zeit zuſchickte, behielt er ſich das Recht auf einen Antheil an den Eroberungen ſeines Bruders vor. Bey der Belagerung von Palermo erſchien er in Perſon an der Spitze eines mächtigen Heeres, und ob er gleich ſeinen Zweck nicht erreichte, ſo hielt er ſich doch durch die reiche Beute des flachen Landes, durch eine anſehnliche Colonie, welche er aus Sicilien in einige entvölkerte Gegenden Calabriens verſetzte, und durch ein Bündniß mit den Piſanern ſchadlos. Dieſe mächtige Republik, deren Handel durch die Seeräuber von Palermo beunruhigt wurde, verſprach ihm den Beiſtand ihrer Schiffe, bey ſeinen fernern Unternehmungen. Er ſelbſt arbeitete unaufhörlich an der Bildung ſeines Fußvolks und einer Flotte, ohne welche er nie die Griechen ganz aus ſeinem Gebieth zu vertreiben ſich ſchmeicheln durfte. Aber ungeachtet aller Anſtrengungen ſchränkte ſich doch immer noch ſeine ganze Seemacht außer den wenigen Galeeren, welche er in den Häfen von Reggio, Tarent, Otranto und Brindiſi bekommen hatte, auf eine Menge, von unerfahrnen Schiffern regierter, flacher Küſtenfahrzeuge ein.

Die Bürger von Bari allein beſaßen mehr und beſſer ausgerüſtete Kriegsſchiffe, als er ihnen entgegenſtellen konnte. Stolz auf ihre Anzahl, reich durch einen ausgebreiteten Handel, und voll Vertrauen auf die Feſtigkeit ihrer Mauern, und ihrer Lage, verhöhnten ſie den Herzog, da er im Jahr 1068 zuerſt vor ihren Thoren erſchien. Er verlangte von ihnen die Einräumung eines feſten Gebäudes, der Thurm des Argyreus genannt, welches durch ſeine Lage auf einer Anhöhe die Stadt beherrſchte. Den Bürgern entgieng ſeine wahre Abſicht bey dieſer Foderung nicht. Sie zeigten ihm eine Menge goldne und ſilberne Gefäße, und reicher morgenländiſcher Stoffe von den Mauern herab, und luden ihn ſpottend ein, ihre Schätze zu rauben. Robert antwortete ihnen kalt, ſie ſollten ſie nur ſorgfältig aufbewahren, er würde nächſtens kommen und Rechnung darüber fodern.

Er zauderte auch nicht lange, ihnen deutlichere Proben ſeines Vorſatzes zu geben. Die Normänniſche Reuterey breitete ſich in den nahe liegenden Feldern aus, und zahlloſe Fahrzeuge, die er aus allen Seeplätzen Apuliens zuſammengebracht hatte, ſchwärmten am Ufer. Aber dieſe leichten Geſchwader waren nicht im Stande, gegen die größern Schiffe der Barenſer die See zu halten, und die Belagerten ſahen gleichgültig auf alle Anſtalten herab, die wieder ſie gemacht wurden, ſo lange ihnen noch ihr Hafen die Gemeinſchaft mit den Küſten Italiens und Griechenlands, und ihre Schätze den geheimen Beiſtand der normänniſchen Großen ſicherten.

Roberts Muth fand in jeder Schwierigkeit nur einen neuen Sporn. Er unterdrückte eine von den Griechen unter ſeinen eignen Blutsverwandten veranlaßte Empörung, ohne ſeine Reuterey, welche der Stadt die Gemeinſchaft mit dem feſten Lande abſchnitt, zurückzuziehen, und entwarf einen kühnen Anſchlag ſie auch von der Seite des Meeres einzuſchließen. Ein ſchmaler Landſtrich, der ſich in die See hinaus erſtreckte, bildete einen kleinen Meerbuſen, in deſſen Vertiefung der Hafen von Bari lag. Robert ließ im folgenden Frühjahr von dem feſten Lande, unterhalb der Stadt bis an die Spitze der Erdzunge eine Reihe von Fahrzeugen Anker werfen, die er durch Balken und eiſerne Ketten verband. Ueber der Mitte und an beiden Enden dieſer ſchwimmenden Linien, erhoben ſich hölzerne Thürme, ſeine Krieger gegen den Angriff der Feinde zu decken, und durch Zugbrücken hiengen die verſchiednen Abtheilungen unter einander und mit dem feſten Lande zuſammen.

Die Bürger, welche dieſen Einfall anfangs verlacht hatten, erſchraken, da ſie das gigantiſche Werk vollendet ſahen, und nun auch ein neuer Thurm auf der Spitze der

Erdzunge den Belagerern einen ſichern Poſten in ihrem Rücken gab. Eine Menge nahe am Lande verſenkter Bäume und Steinmaſſen ſollte dem ſchwankenden Gebäude die Grundlage aus der Tiefe des Meeres herauf thürmen, und die eingeſperrten Barenſer beſchloſſen, um jeden Preis die ſchwimmende Veſtung zu vernichten. Aber ihre Schiffe konnten in dem engen Raum weder aus ihrer Größe noch aus der beßern Bauart Vortheil ziehen, und beym Entern, wo eine Menge kleiner Fahrzeuge ſich an ein größeres hieng, ſo wie bey jedem Kampf in der Nähe, waren ihnen die Normannen überlegen.

Es wurde lange und mit groſſer Erbitterung von beiden Seiten in dem Meerbuſen gekämpft, und Roberts Werke gewannen immer mehr Feſtigkeit. Aber die Elemente, welche bisher gegen die Belagerten geſtritten hatten, begannen auf einmahl ihnen günſtig zu werden. Ein anhaltender Seewind hatte ihre Unternehmungen gehemmt, die Stürme des Herbſtes bereiteten der ſchwimmenden Brücke den Untergang. Das empörte Meer riß die Fahrzeuge von ihren Ankern, und wälzte die Laſten, welche den Haſen verſtopfen ſollte, fort. Stephan Pateranus, der neue Katapan, der mit dem Titel Sebaſtophoros gleich beym Anfang der Belagerung von Conſtantinopel gekommen war, nützte den Augenblick der Verwirrung. Er verließ mit einem friſchen Landwinde den Haſen und ſegelte die erſchütterte Brücke in den Grund. Robert ſah mit Verzweiflung vom Ufer das Meer mit Leichen und den Trümmern ſeiner herkuliſchen Arbeit bedeckt, nach wenig Momenten flammte ſein Thurm auf der Erdzunge in die Höhe, und er fand ſich am Ende eines mühevollen Feldzugs wieder auf den Punkt zurückgebracht, wo er ihn angefangen hatte.

Durch alle dieſe Fehlſchläge überzeugt, daß nichts in der Welt ihm den Mangel einer Kriegsflotte erſetzen könnte, ſandte Robert wiederholte Botſchaften an ſeinen Bruder, alle Unternehmungen in Sicilien aufzuſchieben, und die Schiffe von Reggio und Meſſina nebſt allen andern, die er in Sold bekommen könnte, auf das ſchleunigſte zu ſeinem Dienſt auszurüſten. Er ſelbſt beſchloß, auch den Winter über von der Landſeite den Belagerten keine Ruhe zu gönnen. Mit unermüdetem Eifer wurde an den Maſchinen gearbeitet, Steinſchleudern, Mauerbrecher, bewegliche Thürme und Sturmdächer giengen aus den Händen der Werkmeiſter hervor. Ueberall war Robert zugegen, munterte die Arbeiter auf, legte ſelbſt Hand an, und hatte gleich dem gemeinſten Reuter kein Obdach in der ſtürmiſchen Jahrszeit, als eine Hütte von Baumzweigen.

Auch die Belagerten waren nicht müßig geweſen. Stephan Pateranus hatte die Werke der Stadt verſtärken und den Hafen räumen laſſen, und gleich nach der Zerſtöhrung der ſchwimmenden Brücke waren die leichteſten Fahrzeuge nach der Griechiſchen Küſte geeilt, um den Abgang des verſprochnen Entſatzes von Conſtantinopel aufs dringendſte zu betreiben. Keine Art der Gegenwehr ſchien der griechiſchen Staatskunſt unerlaubt gegen einen Feind,

Ein einz'ger Blick zeigt ihm, was er beſeſſen,
Zeigt ihm, was er auf immerdar verloren.

Eboli.

Unglücklicher Fernando!

Königin.

Die Geſchichte
Iſt doch zu Ende, Chevalier? — Sie muß
Zu Ende ſeyn.

Marquis.

Noch nicht ganz.

Königin.

Sagten Sie
Uns nicht, Fernando ſey Ihr Freund geweſen?

Marquis.

Ich habe keinen theurern.

Eboli.

Fahren Sie
Doch fort in der Geſchichte, Chevalier.

Marquis.

Sie wird ſehr traurig — und das Angedenken
Erneuert meinen Schmerz. Erlaſſen Sie
Mir den Beſchluß —

(Ein allgemeines Stillſchweigen.)

Königin (wendet ſich zur Prinzeſſin von Eboli).

Nun wird mir endlich doch
Vergönnt ſeyn, meine Tochter zu umarmen. —
Prinzeſſin, bringen Sie ſie mir.

(Dieſe entfernt ſich. Der Marquis winkt einem Pagen, der ſich im Hintergrunde zeigt und ſogleich verſchwindet. Die Königin erbricht die Briefe, die der Marquis ihr gegeben, und ſcheint überraſcht zu werden. In dieſer Zeit ſpricht der ſich die größte Mühe gab, eine Partey in der Stadt durch Verſprechen und Drohungen zur Verrätherey zu bewegen. Ein Bürger von Bari, der ſich erboth, durch die Ermordung des Herzogs den Drangſalen ſeiner Vaterſtadt ein Ende zu machen, wurde als ein neuer Scävola verehrt. Mit einem Wurfſpieß bewafnet, und in der Kleidung eines Sklaven, wagte er ſich eines Abends in das feindliche Lager. Seine unbefangne Miene und ſein ruhiger Gang erweckten keinen Verdacht, man hielt ihn für einen von Roberts Dienern, und er kam ungehindert bis an die Hütte, wo der Herzog mit einigen ſeiner Ritter ſich zur Abendmahlzeit gelagert hatte. Der Barenſer umgieng die Hütte, ſchob an der Rückwand die Zweige leiſe auseinander, und warf ſeinen Spieß. Aber entweder hatte ſeine Hand gezittert, oder ein Aſt ſie im Wurfe verrückt; der Spieß ſtreifte blos Roberts Schulter, und heftete ihn mit dem Gewande am Boden feſt. Beſtürzt ſprangen die Ritter auf, und ſetzten dem fliehenden Mörder nach, aber er entkam durch die Flüchtigkeit ſeiner Füße, und verbreitete in der Stadt die Nachricht von dem Tode des Herzogs.

Robert eilte, ſich dem erſchroknen Heere zu zeigen, und nahte ſich den Mauern, indem er den Belagerten zurief, er lebe, und werde ſich an den Meuchelmördern zu rächen wiſſen. Um ihn gegen ähnliche Angriffe zu ſichern, baueten ſeine Soldaten ihm nun ein hölzernes Haus, und die Erbitterung gab ihnen neue Kraft zur Vollendung der Arbeiten. Die Stadt war im Frühjahr durch einen gedoppelten Erdwall umſchloſſen, die Maſchinen rückten heran und beſtürmten die Mauern, und die Nachricht, daß Roger, der mit unermüdetem Eifer ſeine Aufträge ausgerichtet hatte, mit einer anſehnlichen Flotte den Hafen von Reggio verlaſſen habe, erfüllte die Seele des Herzogs mit den lebhafteſten Erwartungen.

Die Fahrt durch das Joniſche Meer wurde glücklich zurückgelegt, und ein Jubelgeſchrey der Normannen verkündigte der Stadt ihr Schickſal, als Rogers Wimpel das Lager des Herzogs begrüßten. Nach einer kurzen Unterredung kehrte der jüngere Bruder auf ſein Element zurück, und bewachte den Hafen der Stadt, indeß der Aeltere immer näher und heftiger ihren Mauern zuſetzte. Aber jetzt lief durch Eilbothen die Nachricht ein, daß man auf der Höhe von Otranto die griechiſchen Seegel erblickt habe, und eines ihrer leichteſten Fahrzeuge täuſchte die Wachſamkeit Rogers, um mit dem Statthalter von Bari die nöthigen Zeichen zu verabreden. Der Normann Goscelin, der nach der lezten Empörung ſich an den Hof des Kaiſers Romanus Diogenes gerettet hatte, war der Anführer der feindlichen Schiffe. Durch einen Ausfall der Belagerten zu Waſſer und zu Lande unterſtützt, wollte er bey Nacht die Flotte der Normannen überfallen, die Gemeinſchaft der Stadt mit dem Meere wieder eröfnen, und eine anſehnliche Verſtärkung und Lebensmittel, woran es ihr am meiſten gebrach, in ihren Mauern zurücklaſſen, aber widrige Winde hielten ihn auf, und der Statthalter gab ſeine Signale zu früh. Drey Nächte hinter einander bemerkte Roger eine Menge brennender Fackeln auf allen

Thürmen von Bari, und errieth leicht, daß dieſes ein verabredetes Zeichen ſeyn müſſe. Er war auf ſeiner Huth, und da er in der vierten Nacht ſichre Kundſchaft eingezogen hatte, gieng er mit allen ſeinen Schiffen, die gleich den Thürmen der Stadt erleuchtet waren, in die See. Bald verrieth ihm der ferne Schimmer die Annäherung der griechiſchen Maſten, er fuhr mit äuſerſter Stille auf ſie zu, und ſie ließen ihn, durch das Zeichen an ſeinen Schiffen getäuſcht, ungehindert heran nahen. Sobald er die Galeere des Admirals, die an der größern Anzahl ihrer Lichter kenntlich war, erreicht hatte, grif er ſie plötzlich an, ohne ihr Zeit zu irgend einer Bewegung zu laſſen. Eben ſo unerwartet hiengen ſich ſeine übrigen Schiffe an die nächſten der feindlichen, die in ſorgloſer Sicherheit einherſegelten. Die Eroberung des AdmiralSchiffes entſchied den Sieg. Der Reſt der Flotte rettete ſich nach der epirotiſchen Küſte, und die erſte Seeſchlacht der Normannen wurde mit dem glänzendſten Erfolge gekrönt.

Goscelin, der in die Hände der Ueberwinder gefallen war, blieb bis an ſeinen Tod im Gefängniß. Die Freude des Herzogs war ſo groß, als die Beſtürzung der belagerten Stadt, die nun keine Hülfe mehr erwarten durfte. Eine bisher unterdrückte Parthey, welche für die Uebergabe geſtimmt hatte, wurde bald die ſtärkſte, und Robert, einer mehr als dreyjährigen Belagerung überdrüßig, gewährte den Bürgern ſehr günſtige Bedingungen. Die griechiſche Beſatzung erhielt nebſt ihrem Befehlshaber freien Abzug, und gegen einen mäßigen Tribut, und die Verpflichtung zu Lande und zur See Kriegsdienſte zu leiſten, blieb die Stadt im Beſitz der Freiheiten, welche ſie unter dem Scepter des Kaiſers genoſſen hatte.

Robert theilte nun mit keiner auswärtigen Macht mehr die Herrſchaft über Apulien, der Schlüſſel zur Wiedereroberung der italiäniſchen Provinzen war den Griechen entriſſen, und der einzige Ort, der den unzufriednen Baronen Unterſtützung oder eine Freiſtatt gab, in den Händen des Herzogs. Aber den größten Vortheil, den er aus ſeiner Eroberung zog, gewährte ihm die Flotte, nach welcher er ſo lange geſtrebt hatte. Sie wurde ſogleich wieder in den beſten Stand geſetzt, und noch vor dem Ende des Jahrs 1071 führte er ſie nach Sicilien. Roger, welcher dahin vorausgegangen war, vereinigte ſich mit ihm bey Catanea; ein ausgeſprengtes Gerücht, daß er eine Unternehmung gegen Malta vorhabe, machte die Sicilianer ſicher, und ohne den geringſten Widerſtand zu finden, ſchloß er plötzlich Palermo zu Waſſer und zu Lande ein.

Die Belagerung dauerte fünf Monathe, und alles nahm einen weit raſcheren Gang als vor Bari. Die Saracenen, kühner als die Griechen, wagten es, ihren Feinden im freien Felde entgegen zu gehn, und ihre häufigen Ausfälle koſteten den Normannen viel Blut. Die Belagerten waren zu ſtolz, ihre Thore zu ſchließen, und täglich kamen einzelne Kämpfer und foderten die Tapferſten von ihren Gegnern heraus. Die junge normänniſche Ritterſchaft hatte dabey Gelegenheit, ihren Muth im Angeſicht beyder Heere zu zeigen, keiner aber zeichnete ſich mehr aus, als einer der Neffen des Herzogs. Er hatte unter dem offnen Stadtthor einen jungen arabiſchen Emir im Zweikampf erlegt, und als er mit dem Schild des Getödteten zurückkehren wollte, waren die Bürger unredlich genug, ihm den Rückweg zu den Seinigen zu verſperren. Ohne ſeine Beute fahren zu laſſen, ſprengte er mit verhängtem Zügel quer durch die Stadt, und entkam, ehe man ihn aufhalten konnte, aus dem entgegengeſetzten Thore. Eine Flotte aus Tunis kam den Belagerten zu Hülfe, aber Robert belebte den Muth der Seinigen durch die Verheißung übermenſchlicher Hülfe in einem heiligen Kriege gegen die Feinde des Glaubens. Er ließ Meſſe leſen, und nahm mit ſeinem ganzen Heere feyerlich das Abendmahl, ehe er die Flotte beſtieg. Dann ſegelte er mit achtundfünfzig Schiffen dreiſt der überlegnen Seemacht entgegen, und ſchlug ſie. Die Flotte von Palermo, welche ſich mit den Afrikanern vereinigt hatte, floh in den Hafen zurück, die Normannen verfolgten ſie, ſprengten die vorgezogene Kette, und verbrannten mehrere Schiffe im Angeſicht der Stadt.

Dennoch verlohren die Bürger den Muth nicht. Sie wagten einen allgemeinen Ausfall, zerſtörten die Maſchinen der Belagerer, und trieben ihr ganzes Fußvolk in die Flucht. Zu ihrem Unglück entfernten ſie ſich zu weit beym Nachſetzen, und Robert, der an der Spitze ſeiner Reiterey herbey geeilt war, ſchlug ſie mit großem Verluſt in die Stadt zurück. Er verſuchte es, ſelbſt mit den Fliehenden hinein zu dringen, und die Belagerten ſahen ſich gezwungen, ihre Thore zu ſchließen. Eine Menge von Sarazenen, die noch drauſſen waren, wurden niedergehauen, und die Beſatzung dadurch beträchtlich geſchwächt. Robert verſammlete nun ſeine Truppen, und hielt auf dem Wahlplatz eine Rede, worin er Lob und Tadel mit gleicher Gerechtigkeit austheilte. Das kriegeriſche Feuer ſeiner Worte machte einen ſo heftigen Eindruck auf das Heer, daß Alle, Griechen, Longobarden und Normannen, mit lautem Geſchrey den Sturm foderten. Ihr Wunſch wurde gewährt; am folgenden Tage that Roger am Ufer des Meeres den erſten Angriff. Sobald der Herzog wahrnahm, daß der größte Theil der Beſatzung ſich dorthin gezogen hatte, ſtürmte er das entgegengeſetzte Thor, erſtieg die Mauer, und machte ſich zum Meiſter der Neuſtadt. Die Sarazenen hielten ſich nur noch vier und zwanzig Stunden in der Altſtadt; Gewiſſensfreiheit und die Erlaubnis nach ihren Geſetzen zu leben, wurden ihnen bey der Capitulation zugeſtanden, und Robert weihete nun die Moſchéen zu chriſtlichen Kirchen, ſetzte einen Erzbiſchof ein, und erbauete ein Caſtel, in welches er Beſatzung legte. Ein billiger Vergleich beſtimmte die Grenzen des Gebieths beyder Brüder, auf immer. Roger nahm ganz Sicilien, in deſſen Innern die Sarazenen noch Meiſter verſchiedner feſter Orte waren, von dem Herzog zu Lehn, und dieſer behielt ſich blos den gemeinſchaftlichen Mitbeſitz von Meſſina und Palermo vor. Die eiſernen Thore der letzteren Stadt, und einige aus dem Alterthum gerettete Marmorſäulen nahm er als Siegeszeichen mit nach den feſten Lande, um ſeinen Pallaſt zu Melfi dadurch zu verſchönern.

Ueberhaupt fieng er jezt an, in den Zwiſchenzeiten des Friedens den Glanz eines mächtigen Fürſten zu zeigen, ſo wenig er ſich im Kriege weigerte, nicht nur die Gefahren, ſondern auch die Beſchwerden und Unbequemlichkeiten des Geringſten unter ſeinen Reutern zu theilen. Sein Hofſtaat zu Melfi wurde bald ſehr zahlreich, alle Groſſen Apuliens eilten dahin, ihrem Lehnsherrn zu der Eroberung zweier mächtiger Hauptſtädte Glück zu wünſchen, und ſein Anſehn ſchien zu einer Höhe geſtiegen zu ſeyn, wo es keinen Wechſel des Glücks mehr befürchten durfte. Die gröſten Fürſten buhlten um ſeine Freundſchaft, und ſelbſt der Stolz der byzantiniſchen Monarchen glaubte durch eine nähere Verbindung mit ihm ſich nicht herabzuſetzen. Eine Geſandſchaft des Kaiſers Michael warb um Roberts Tochter für den im Purpur gebohrnen Caeſar, Conſtantin Dukas. Die Prinzeſſin wurde mit allen pomphaften, bey ſolchen Gelegenheiten üblichen Gebräuchen des Kaiſerhofes abgeholt, und bekam bey ihrer Ankunſt in Conſtantinopel den Namen Helena.

Averſa, die älteſte Pflanzſtadt der Normannen in Italien, hatte ſich nie zu der Macht erheben können, welche der jüngere Staat in Apulien unter den Söhnen Tancreds erreichte. Die Unterwerfung von Capua, woraus die Longobardiſchen Fürſten endlich ganz verdrängt wurden, war die einzige Eroberung, welche Richards lange Regierung auszeichnete. Den Fortſchritten Roberts ſetzte ſelbſt das Meer keine Schranken, der Graf von Averſa war durch ſeine Lage an der Gränze des päbſtlichen und kaiſerlichen Gebiethes gehemmt. Er vereinigte ſich jetzt mit dem Herzog in einem Kriege gegen Giſulph, den Fürſten von Salerno, der im ſtolzen Vertrauen auf die Freundſchaft des römiſchen Hofes, mit gleicher Unbeſonnenheit den Unwillen ſeiner Unterthanen und die Eroberungsſucht ſeiner Nachbarn gereizt hatte. Aus Achtung gegen den Pabſt nahmen die beiden Fürſten der Normannen die Vermittelung des Abts Deſiderius von Monte Caſino an, aber Giſulph, durch den Rath Abälards, der ſich mit ihm in die Stadt geworfen hatte, aufgehezt, verwarf mit trotzigem Ungeſtüm jede Bedingung.

Gregor VII war nur furchtbar in weiter Entfernung. Europa beugte die Knie vor ihm, aber ohne Macht in Rom ſelbſt, und von den unruhigen Baronen ſeiner Hauptſtadt gedrängt, ſah er ſich auſſer Stande, ſeinen Freund zu retten. Salerno ergab ſich dem Herzog, und Giſulph, des Erbtheils ſeiner Väter beraubt, beſchloß als ein Koſtgänger des Pabſtes ſein Leben. Robert war während der Belagerung durch einen aus der Stadt geſchleuderten Stein auf der Bruſt verwundet worden. Aber ſobald er ſich nur aufrecht erhalten konnte, erſchien er wieder an der Spitze ſeiner Krieger, und unterwarf ſich, ohne die Belagerung von Salerno zu unterbrechen, den durch ſeine Schiffahrt nach allen Küſten des Mittelmeers und durch ſeinen ausgebreiteten Handel berühmten Freiſtaat von Amalfi.

Ungeachtet der freundſchaftlichen Verbindung, welche Robert unter dem Pontificat Nicolaus des Zweiten mit dem römiſchen Stuhl errichtet, und des erneuerten Lehns-

Eides, welchen er Alexandern dem Zweiten geleiſtet hatte, war doch durch manche Urſachen das gute Vernehmen geſtöhrt worden. Man bezeugte ſich äuſerlich noch die gröſte Achtung, man ließ es an keinen Freundſchaftsverſicherungen fehlen, aber das Zutrauen war verſchwunden, und jeder Theil ſchien zu fühlen, daß der andere ſich für beleidigt halten könnte. Der Sturz eines Fürſten, den Gregor begünſtigte, mußte dieſen nothwendig kränken, und Robert, deſſen Staatskunſt die wirklichen Beleidigungen mit ſeinen öffentlichen Ehrfurchtsverſicherungen gegen den römiſchen Stuhl in ein künſtliches Gleichgewicht zu ſetzen wußte, ſuchte jetzt durch wiederholte Bothſchaften ſich dem heiligen Vater wieder zu nähern; zufrieden, wenn auch die Klugheit Gregors ſeine Abſichten durchſchaute, doch das Urtheil des Volks dadurch für ſich zu gewinnen.

Der Eifer, mit welchem er den Bau eines neuen Gotteshauſes in Salerno betrieb, überzeugte jedermann von ſeiner groſſen Frömmigkeit, und zu allen Zeiten hatte er ſich bemüht, den Abt und die Mönche von Monte Caſino ſich zu verbinden. Reiche Geſchenke waren das ſicherſte Mittel, die Gunſt der Kloſterherren zu erlangen, und Robert verſäumte nicht, ſie nach jeder ſeiner Eroberungen an der Beute Antheil nehmen zu laſſen. Freigebig mit Gold, reichen Stoffen oder koſtbaren Seltenheiten, hütete er ſich jedoch, ihre Macht durch Länderſchenkungen zu vermehren. Die Art, mit welcher er ſeine Opfer darbrachte, und die ſinnreichen Anſpielungen, welche darunter verſtanden wurden, erhöheten ihren Werth. Für die Unterſtützung ihrer Gebete überreichte er ihnen nach ſeiner erſten Seeſchlacht das goldne Modell eines Schiffes; ein griechiſches mit Perlen und Edelſteinen beſeztes Gewand folgte auf die Eroberung von Bari, und von ſeinem Sicilianiſchen Zuge brachte er ihnen dreizehn reich gekleidete Sarazenen, auf eben ſo vielen prächtig aufgepuzten Maulthieren reitend, und Perſiſche Teppiche mit. Die Geldſummen, welche dieſe Geſchenke begleiteten, wurden allemahl in den Münzſorten der ſo eben von ihm beſiegten Feinde ausgezahlt. Auch jetzt, bey der Einweihung ſeiner Kirche, in welcher er den ganzen Körper des heiligen Mathäus mit groſſer Andacht niederlegte, bekamen die Mönche einen neuen Beweis ſeiner Freigebigkeit. Ein ganzes Armbein, welches man dem Evangeliſten abgelöſet hatte, wurde in koſtbare goldne Kapſeln gefaßt. Robert, und ſeine Söhne trugen jeder ein Stückchen davon, den Reſt überbrachte er mit anderen reichen Gaben in Perſon dem Kloſter Caſino, und empfahl ſich auf das dringendſte dem Schutz der frommen Väter.

Von ihren Seegenswünſchen begleitet, eilte er nach Calabrien, um die Stadt Santa-Severina zu belagern, wohin ſich Abälard nach der Eroberung von Salerno geflüchtet hatte. Er fand hier einen unerwarteten Widerſtand. An der Spitze eines Haufens von Abentheurern und Verbannten, die gleich ihrem Anführer nichts mehr zu verlieren hatten, that Abälard wüthende Ausfälle, ſchlug die ſtürmenden Belagerer zurück, und machte ſie am Ende ſo muthlos, daß Robert ſich begnügen mußte, der Marquis geheim und angelegentlich mit der Marquiſin von Mondekar. — Die Königin hat die Briefe geleſen und wendet ſich mit einem ausforſchenden Blicke zum Marquis.)

Sie haben
Uns von Mathilden nichts geſagt? Vielleicht
Weiß ſie es nicht, wie viel Fernando leidet?

Marquis.

Mathildens Herz hat Niemand noch ergründet —
Doch große Seelen dulden ſtill.

Königin.

Sie ſehn ſich um? Wen ſuchen Ihre Augen?

Marquis.

Ich denke nach, wie glücklich ein Gewiſſer,
Den ich nicht nennen darf, an meinem Platze
Seyn müßte.

Königin.

Weſſen Schuld iſt es, daß er . .
Es nicht iſt?

Marquis (lebhaft einfallend).

Wie? Darf ich mich unterſtehen,
Dies zu erklären, wie ich will? — Er würde
Vergebung finden, wenn er jetzt erſchiene?

Königin (erſchrocken).

Jetzt, Marquis? jetzt? Was meinen Sie damit.

Marquis.

Er dürfte hoffen — dürft' er?

Königin (mit wachſender Verwirrung).

Sie erſchrecken mich,
Marquis — Er wird doch nicht —

Marquis.

Hier iſt er ſchon.

die Stadt durch Linien einzuſchlieſſen, und Verſtärkungen aus Apulien kommen zu laſſen. Auch jetzt ſiegte Verzweiflung über die Tapferkeit der gröſſern Anzahl, und Robert war im Begriff, die Belagerung aufzuheben, als das Glück, welches die Söhne Humphreds verfolgte, den jüngſten von ihnen, Herrmann in dem Schloſſe Cava bey Salerno in die Gewalt ſeines Oheims lieferte. Abälard ſetzte der Bruderliebe jede andre Bedenklichkeit nach, er übergab die Stadt zum Löſegeld für Herrmanns Freiheit, aber der Herzog bediente ſich eines unedlen Kunſtgriffs, um ſeine unglücklichen Neffen zu täuſchen. Er hatte verſprochen, den jüngeren Bruder loszulaſſen, ſobald er auf dem Berge Gargano würde angekommen ſeyn, und als ihn der Aeltere an ſein gegebnes Wort erinnerte, antwortete er mit bitterm Spott: Er ſey nicht geſonnen, in den nächſten ſieben Jahren den Gargano zu beſuchen. Abälard verbiß ſeinen Schmerz, nahm aber die erſte Gelegenheit wahr, zu entweichen, und warf ſich in das Schloß Santa Agatha an der äuſerſten Spitze Calabriens. An dieſem Orte, wo er aus Griechenland Hülfe erwarten konnte, hielt er eine neue Belagerung aus, und Robert ſah ſich endlich doch genöthigt, den Gefangnen frey zu laſſen, um dafür Santa Agatha wieder zu bekommen.

Auf ſeinem Rückwege erhielt er zu Troja einen Beſuch von dem jungen Hugo von Eſte, der mit ſeinem Vater, dem Markgrafen Azo gekommen war, in Perſon um Roberts zweite Tochter zu werben. Der Herzog feierte dieſe Vermählung mit auſſerordentlicher Pracht. Die

Groſſen der Normannen wurden an den Hof berufen, und mit ihrer Einwilligung ſagte er ſeine Tochter dem Prinzen von Eſte zu. Dieſe Feierlichkeit, welche die junge Fürſtin zu einer ſo wichtigen Perſon für das ganze Land machte, beleidigte die Baronen, noch mehr aber die anſehnlichen Beiträge, die ſie auf Roberts Verlangen zu der Ausſteuer geben mußten. Sie kehrten mißvergnügt auf ihre Schlöſſer zurück, und das Feuer des Aufruhrs, welches immer in der Aſche fort geglimmt hatte, ſchien nur des leiſeſten Hauches zu bedürfen, um fürchterlich durch alle Provinzen auszubrechen.

(Die Fortſezung folgt.)

II.

Benvenuto Cellini.

Fortſetzung.

(Catharine erreget ihm einen Proceß, aus dem er ſich nur durch ſeine Gegenwart des Geiſtes und Kühnheit heraushilft. Nachdem er dieſe Geſchichte erzählet, fährt er fort):

Wenn das feindſelige Geſchick, oder, um eigentlich zu reden, unſer widriger Stern, ſich einmal vornimmt, uns zu verfolgen, ſo fehlt es ihm niemals an neuen Arten und Weiſen, uns zu quälen oder zu beſchädigen. So dachte ich nun, mich von einem unüberſehlichen Unheil befreyt zu haben, und hoffte, wenigſtens einige Zeit, einer erwünſchten Ruhe zu genieſſen; aber ich hatte mich von jener groſſen Gefahr noch nicht erholt, als mein feindſeliger Stern mir zwey neue entgegenführte, denn in Zeit von drey Tagen begegneten mir zwey Fälle, in denen beyden mein Leben auf der Wagſchale lag.

Es begab ſich nämlich, daß ich nach Fontainebleau ging, um mit dem König zu ſprechen, der mir einen Brief geſchrieben hatte, in welchem ſein Wille enthalten war: daß ich die Stempel aller Münzen ſeines Reiches arbeiten ſollte; dabey lagen einige Zeichnungen, um mir einigermaſſen ſeine Gedanken verſtändlich zu machen, doch gab er mir die Erlaubniß, ganz nach meinem Gefallen zu thun. Darauf hatte ich denn neue Zeichnungen, nach meiner Einſicht und nach der Schönheit der Kunſt gemacht.

Als ich nun nach Fontainebleau kam, ſagte einer der Schatzmeiſter, die vom König den Befehl hatten, mir das nöthige zu geben, ſogleich zu mir: Benvenuto! der Mahler Bologna hat vom König den Auftrag erhalten, euren groſſen Coloß zu machen, und die ſämtlichen ſchönen Aufträge, die der König für euch beſtimmt hatte, ſind alle aufgehoben und nun auf ihn gerichtet, das hat uns ſehr übel geſchienen, und es kommt uns vor, daß euer Italiäner ſich ſehr verwegen gegen euch beträgt, denn ihr hattet ſchon die Beſtellung der Werke durch die Kraft eurer Modelle und eurer Bemühungen erhalten; nun nimmt ſie euch dieſer, allein durch die Kunſt der Madam D'Eſtampes, weg, und ob es gleich ſchon mehrere Monate ſind, daß er den Auftrag empfangen hat, ſo ſieht man doch nicht, daß er irgend Anſtalt zur Abreiſe machte. Ich verwunderte mich und ſagte: wie iſt es möglich, daß ich nie etwas davon erfahren habe? Darauf verſetzte er mir: jener habe die Sache äuſerſt geheim gehalten, der König habe ihm die Arbeit nicht geben wollen, und nur allein durch die Emſigkeit der Madam D'Eſtampes ſey es ihm gelungen.

Da ich nun vernahm, man habe mich auf ſolche Weiſe beleidigt, mir ein ſolches Unrecht angethan und mir eine Arbeit entzogen, die ich mir durch meine Bemühungen erworben hatte; ſo nahm ich mir vor, etwas Groſſes von Bedeutung in den Waffen zu thun; ich ging ſogleich den Bologna aufzuſuchen und fand ihn in ſeinem Arbeitszimmer, er ließ mich hineinrufen und ſagte mir mit ſo gewiſſen Lombardiſchen Manieren, was ich ihm gutes brächte? Darauf verſetzte ich: etwas gutes und groſſes. Sogleich befahl der Mann ſeinen Dienern, ſie ſollten zu trinken bringen und ſagte: ehe wir von etwas ſprechen, wollen wir zuſammentrinken, denn es iſt die franzöſiſche Art ſo. Darauf verſetzte ich: das was wir zu reden haben, bedarf nicht, daß man erſt trinke, vielleicht läßt ſichs hintendrein thun. Ich fing darauf an, mit ihm zu ſprechen und ſagte: jeder, der für einen rechtſchaffenen Mann gehalten ſeyn will, beträgt ſich auch auf die Weiſe rechtſchaffener Leute. Thut er das Gegentheil, ſo verdient er den Nahmen nicht mehr. Ich weiß, daß euch wohl bekannt war, daß der König mir den Coloß aufgetragen hatte, von dem man achtzehn Monate ſprach, ohne daß weder ihr noch ſonſt jemand hervorgetreten wäre, um auch ſein Wort dazu zu geben; deswegen unternahm ich es, dem König meine groſſen Arbeiten vorzulegen, und da ihm meine Modelle gefielen, gab er mir das groſſe Werk in die Arbeit, und ſoviele Monate habe ich nichts anders gehört; nur dieſen Morgen vernahm ich, daß ſie mir entzogen und euch aufgetragen ſeyn ſolle. Nun kann ich nicht zuſehen, daß ihr mir eine Arbeit, die ich durch bewundernswürdige Bemühungen mir verſchaft habe, mit euren eitlen Worten nur ſo entreiſſen ſollt.

Darauf antwortete Bologna: o Benvenuto! jeder ſucht auf alle mögliche Weiſe ſeine Sachen zu betreiben, und wenn der König ſo will, was habt ihr darein zu reden? Ihr würdet nur die Zeit wegwerfen, denn die Arbeit iſt mir einmal aufgetragen, und ſie iſt mein.

Darauf verſetzte ich: wiſſet, Meiſter Franz, daß ich viel zu ſagen hätte, und euch mit vielen wahren und fürtrefflichen Gründen zum Bekenntniß bringen könnte, daß ſich unter vernünftigen Geſchöpfen, die Art, wie ihr euch betragt und ſprecht, keineswegs geziemt; aber ich will mit kurzen Worten zum Punkt des Schluſſes kommen! Oefnet die Ohren und verſteht mich wohl, denn hier gilt es. Da wollte er vom Sitz aufſtehen, denn er ſah, daß ich feuerroth im Geſicht wurde und höchlich verändert war; ich ſagte aber, es ſey noch nicht Zeit aufzuſtehen, er ſolle ſitzen bleiben und mich anhören; darauf fing ich an und ſagte: Meiſter Franz, ihr wißt, daß das Werk zuerſt mein war, und daß nach der Welt Weiſe niemand mehr etwas darüber zu reden hat. Nun aber ſage ich euch, daß ich zufrieden bin, wenn ihr ein Modell macht, und ich will auſſer dem meinigen noch ein anderes fertigen, dann wollen wir ſie beyde zu unſerm groſſen König tragen, und wer auf dieſem Wege den Ruhm davon trägt, am beſten gearbeitet zu haben, der verdient alsdann, den Coloß zu übernehmen. Trifft es euch, ſo will ich das ganze Unrecht, das ihr mir angethan habt, vergeſſen und eure Hände ſegnen, die würdiger als die meinigen einer ſo großen Ehre ſind, und ſo wollen wir bleiben und Freunde ſeyn, da wir auf andere Weiſe Feinde werden müßten. Gott beſchützt immer die Vernünftigen, und er mag euch überzeugen, in welchen großen Irrthum ihr verfallen ſeyd, und daß das der rechte Weg iſt, den ich angebe.

Da ſagte Meiſter Franz: das Werk iſt mein, und da es mir einmal aufgetragen iſt, ſo will ich das Meinige nicht erſt wieder in Fragen ſtellen. Darauf antwortete ich: Meiſter Franz! da ihr den guten Weg nicht gehen wollt, der gerecht und vernünftig iſt, ſo will ich euch den andern zeigen, der wie der eure häßlich und mißfällig ausſieht, und ich ſage euch: ſobald ich auf irgend eine Weiſe vernehme, daß ihr von dieſem meinen Werke nur wieder ein Wort ſprecht, ſo ſchlage ich euch ſogleich todt, wie einen Hund, und ob wir gleich weder in Rom, noch in Florenz, noch Neapel oder Bologna ſind, und man hier auf eine ganz andere Weiſe lebt, ſo ſeyd doch überzeugt, wenn ich nur irgend höre, daß ihr davon mit dem König ſprecht, ſo ermorde ich euch auf alle Weiſe. Denkt, welchen Weg ihr nehmen wollt, den erſten guten, den ich euch vorſchlug, oder den letzten häßlichen, von dem ich euch ſage.

Der Mann wußte nicht, was er ſagen oder thun ſollte, und ich hätte lieber gleich Wort gehalten, als daß ich noch viel Zeit hätte verſtreichen laſſen. Darauf ſagte Bologna, nichts weiter als: wenn ich wie ein rechtſchaffner

Mann handle, ſo habe ich keine Furcht in der Welt; darauf verſetzte ich: ihr habt wohl geſprochen, aber wenn ihr das Gegentheil thut, mögt ihr euch nur fürchten, denn alsdann betrifſts euch.

Sogleich ging ich von ihm weg und zum König, da ich denn mit Ihro Majeſtät eine ganze Weile mich über das Geſchäft der Münze ſtritt, worüber wir nicht ſehr einig waren; denn ſeine Räthe, die ſich gegenwärtig befanden, überredeten ihn, man müſſe die Münze nach franzöſiſcher Manier, wie bisher, ſchlagen, darauf antwortete ich: Seine Majeſtät hätten mich aus Italien kommen laſſen, damit ich ihnen Werke machte, die gut ausſähen, beföhlen Sie mir aber das Gegentheil, ſo würde ich niemals den Muth haben, ſie zu machen. Und ſo wurde die Sache aufgeſchoben, bis man noch einmal davon geſprochen hätte, und ſogleich kehrte ich nach Paris zurück.

Kaum war ich abgeſtiegen, ſo kam eine von den guten Perſonen die Luſt haben das Böſe zu ſehen, und ſagte mir: Paul Micceri habe ein Haus für das Dirnchen Catharine und ihre Mutter gemiethet, er liege beſtändig bey ihr, und wenn er mit ihr ſpreche, ſage er mit Verachtung: Benvenuto hat den Bock zum Gärtner geſetzt, er glaubt, daß man gar keinen Appetit habe. Wenn er noch immer ſo groß thut und denkt, ich fürchte mich vor ihm, ſo habe ich dieſen Dolch und Degen angeſteckt, um zu zeigen, daß auch mein Stahl ſchneide. Ich bin Florentiner wie er, und die Micceres ſind beſſer als ſeine Cellinis.

Der Schelm, der mir dieſe Nachricht brachte, ſagte ſie mir mit ſo großer Lebhaftigkeit, daß ich ſogleich einen Fieberanfall verſpürte. Ich ſage Fieber nicht etwa gleichnißweiſe, es fuhr eine ſolche beſtialiſche Paſſion in mich, daß ich daran hätte ſterben können. Nun ſuchte ich ein Mittel dagegen, und ergriff ſogleich die Gelegenheit dieſer Sache einen Ausgang zu geben, nach der Art und Weiſe wie meine Leidenſchaft es verlangte. Ich ſagte meinem Ferrareſiſchen Arbeiter, welcher Chioccia hieß, er ſolle mit mir kommen, und ich ließ mir von meinem Knechte das Pferd nachführen. Als ich ans Haus kam, wo dieſer Unglückliche war, fand ich die Thüre angelehnt und ging hinein. Ich beobachtete ihn und ſahe, daß er Degen und Dolch an der Seite hatte, und auf einem Kaſten ſaß, er hatte den Arm um den Hals der Catharine, und ich horchte nur kurze Zeit, als ich hörte, daß ſie mit ihrer Mutter ſich über meine Angelegenheiten luſtig machte. Ich ſtieß die Thür auf, und zog zu gleicher Zeit den Degen und ſetzte ihm die Spitze an die Gurgel, ohne daß ich ihm Zeit gelaſſen hätte zu denken, daß er auch einen Degen an der Seite habe, dabey rief ich: ſchlechter Kerl empfehle dich Gott, denn du biſt des Todes! Er rührte ſich nicht, und ſagte dreymal: o, meine Mutter hilf mir! Als ich nun, der ich die Abſicht hatte ihn auf alle Weiſe zu ermorden, dieſe dummen Worte vernahm, ging die Hälfte meines Zorns vorüber. Indeſſen hatte ich meinem Chioccia geſagt, er ſolle weder das Mädchen noch die Mutter hinauslaſſen, denn wenn ich ihn einmal traf, ſo hätte ich es mit den beyden Menſchern nicht beſſer gemacht. Ich hielt ihm beſtändig die Spitze an der Kehle und ſtach ihn manchmal ein wenig, und ſtieß immer fürchterliche Worte aus. Da ich nun ſahe, daß er ſich auch nicht im mindeſten vertheidigte, ſo wußte ich nicht mehr, was ich machen ſollte, und damit mein Ueberfall und meine Drohung doch etwas bedeuteten, ſo fiel mir ein, ihn wenigſtens mit dem Mädchen zu verheirathen, und mich nachher an ihm zu rächen. Da ſagte ich entſchloſſen: nimm den Ring, den du am Finger haſt, ſchlechter Menſch! und verlobe dich mit ihr, damit ich mich nachher an dir rächen kann, wie du verdienſt. Darauf ſagte er ſogleich: wenn ihr mich nur nicht ermorden wollt, ſo will ich gern alles thun. Darauf verſetzte ich: ſtecke Catharinen den Ring an den Finger! dabey entfernte ich die Spitze des Degens ein wenig von ſeiner Kehle, damit er die Handlung deſto bequemer verrichten könnte, und ſich nicht fürchten ſollte. So ſteckte er ihr den Ring an. Darauf ſagte ich, das iſt mir noch nicht genug, man muß zu zwey Notarien gehn, daß der Contract feſt und gültig werde, darauf ſagte ich zu Chioccia, er ſolle die Notarien hohlen, wendete mich ſogleich zu dem Mädchen und der Mutter und ſagte zu ihnen auf franzöſiſch: es werden Notarien und andere Zeugen kommen, die erſte, die zu der Sache nur ein Wort ſpricht, ermorde ich auf der Stelle! Ich ermorde euch alle drey; drum bedenkt euch und athmet nicht! und zu ihm ſagte ich, auf Italiäniſch: wenn du irgend etwas verſetzeſt, auf das was ich vortragen werde, bey dem geringſten Worte das du ſprichſt, leere ich dir ſogleich dein Eingeweide aus.

Fünfter Auftritt.

Die Königin. Karlos.

Marquis von Poſa und die Marquiſin von Mondekar treten nach dem Hintergrunde zurück.

Karlos (vor der Königin niedergeworfen).
So iſt er endlich da, der Augenblick,
Und Karl darf dieſe theure Hand berühren!

Königin.
Was für ein Schritt — Welch eine ſtrafbare,
Tollkühne Ueberraſchung! Stehn Sie auf!
Wir ſind entdeckt. Mein Hof iſt in der Nähe.

Karlos.
Ich ſteh' nicht auf — Hier will ich ewig knien,
Auf dieſem Platz will ich verzaubert liegen,
In dieſer Stellung angewurzelt —

Königin.
Raſender!
Zu welcher Kühnheit führt Sie meine Gnade?
Wie? Wiſſen Sie, daß es die Königin,
Daß es die Mutter iſt, an die ſich dieſe
Verwegne Sprache richtet? Wiſſen Sie,
Daß ich — ich ſelbſt von dieſem Ueberfalle
Dem Könige —

Karlos.
Und daß ich ſterben muß!
Man reiße mich von hier auf's Blutgerüſte!
Ein Augenblick, gelebt im Paradieſe,
Wird nicht zu theuer mit dem Tod gebüßt.

Er aber antwortete: wenn ihr mich nur nicht umbringt, ſo will ich alles thun, was ihr nur wollt, und in nichts widerſprechen. Darauf kamen die Notarien und Zeugen, man machte einen gültigen und treflichen Contract; ſogleich war Aerger und Wuth, die mich bey jener Erzählung überfallen hatten, vorbey, und das Fieber verließ mich. Ich bezahlte die Notarien und ging weg.

Den andern Tag kam Bologna expreß nach Paris, und ließ mich von Matthäus del Naſaro rufen. Als ich zu ihm ging, kam er mir entgegen, und bat mich, ich möchte ihn als einen Bruder halten, er wollte nicht mehr von gedachtem Werke reden, denn ich habe Recht.

Wenn ich nun bey einigen meiner Begebenheiten nicht bekennte, daß ich einſähe, übel gehandelt zu haben, ſo würden die andern, deren ich mich rühmen darf, nicht für wahr gehalten werden, daher will ich nur bekennen, daß es nicht recht war, mich auf eine ſo ſeltſame Weiſe an Paul Micceri zu rächen, wie ich erzählen werde, denn es war ſchon genug, daß ich ihn nöthigte, eine ſo vollendete Dirne zu heirathen. Nun ließ ich ſie aber nachher um meine Rache zu vollenden, zu mir rufen, modellirte ſie, gab ihr ein Frühſtück und vergnügte mich mit ihr, nur um Paulen Verdruß zu machen, und dann, um mich auch an ihr zu rächen, jagte ich ſie mit Tritten und Schlägen fort. Sie weinte und ſchwur, ſie wolle nicht wiederkommen. Den andern Morgen früh hörte ich an der Thüre klopfen, es war Catharine, die mit freundlichem Geſicht zu mir ſagte: Meiſter, ich bin gekommen, mit euch zu frühſtücken. Ich ſagte komm nur! dann gab ich ihr das Frühſtück, modellirte ſie, und ergötzte mich mit ihr, um mich an Paulen zu rächen, und das ging ſo viele Tage fort.

Indeſſen hatte ich die Stunden zu meinen Arbeiten eingetheilt, und hielt mich beſonders an das Salzfaß, an welchem viele Leute arbeiten konnten; eine Bequemlichkeit, die ich nicht beym Jupiter hatte. Jenes war endlich vollkommen fertig, der König war wieder nach Paris gekommen, und ich brachte ihm das geendigte Salzfaß, das ich nach Angabe des Modells mit dem größten Fleiße ausgearbeitet hatte. Das Werk ſelbſt, das man aus meiner Beſchreibung ſchon kennt, hatte ich auf eine Baſe von ſchwarzem Ebenholze geſetzt, dieſe war von gehöriger Stärke und von einem Gurt umgeben, in den ich vier Figuren von Gold ausgetheilt hatte, die mehr als halb erhaben waren, ſie ſtellten die Nacht und den Tag vor; auch die Morgenröthe war dabey; dann waren noch vier andere Figuren von derſelben Größe angebracht, welche die vier Hauptwinde vorſtellten, ſo ſauber gearbeitet und emaillirt, als man ſich nur denken kann. Da ich dieſes Werk vor die Augen des Königs brachte, ließ er einen Ausruf der Verwunderung hören, und konnte nicht ſatt werden, das Werk anzuſehen. Dann ſagte er zu mir, ich möchte es wieder nach Hauſe tragen, er würde mir zu ſeiner Zeit befehlen, was ich damit machen ſolle. So trug ich es zurück, lud einige meiner lieben Freunde zuſammen, und wir ſpeiſten in der größten Luſt, das Salzfaß ward in die Mitte des Tiſches geſetzt, und wir bedienten uns deſſen zuerſt. Dann fuhr ich fort am Jupiter von Silber zu arbeiten, und an dem groſſen Gefäß, das mit den artigſten Einfällen und mit vielen Figuren verziert war.

Ohngefähr um dieſe Zeit gab gedachter Bologna der Mahler dem Könige zu verſtehen: es ſey gut, wenn ſeine Majeſtät ihn nach Rom gehen ließe, und ihn daſelbſt durch Briefe dergeſtalt empfähle, daß er die ſchönſten vorzüglichen Alterthümer, den Laocoon, die Cleopatra, die Venus, den Commodus, die Zigeunerinn und den Apoll abgießen könnte. Und wirklich ſind auch das die ſchönſten Stücke, die ſich in Rom befinden. Dabey ſagte er dem König daß, wenn ſeine Majeſtät dieſe herrlichen Werke würde geſehen haben, er alsdann über die bildenden Künſte erſt würde urtheilen können, denn alles was er von uns Neuen geſehen, ſey ſehr entfernt von der Art, die von den Alten beobachtet werden. Der König war zufrieden, und begünſtigte ihn, wie er es wünſchte. So ging die Beſtie in's Teufels Nahmen, und da er ſich nicht traute in der Kunſt mit mir zu wetteifern, ſo nahm er den lombardiſchen Ausweg, und wollte meine Werke erniedrigen, indem er die alten erhob; aber ob er gleich jene Werke vortreflich formen ließ, ſo entſtand doch eine ganz andere Wirkung, als er ſich eingebildet hatte, wovon ich nachher an ſeinem Orte reden will.

Indeſſen hatte ich die Catharine völlig weggejagt, und der arme unglückliche Jüngling ging mit Gott von Paris weg. Nun wollte ich meine Nymphe Fontainebleau vollenden, die ſchon von Erz gegoſſen war, auch gedachte ich die zwey Siegesgöttinnen in den Ecken des Halbrundes gut auszuarbeiten, deßhalb nahm ich ein armes Mädchen zu mir, von ohngefähr fünfzehn Jahren, von Körper ſehr ſchön gebaut, und ein wenig bräunlich. Sie war ſcheu in ihrem Weſen, von wenig Worten, ſchnell im Gange und von düſteren Blicken, ich nannte ſie Scozzona, (die Gebändigte) ihr eigentlicher Nahme war Johanna. Nach dieſem Mädchen endigte ich treflich meine Nymphe und die zwey gedachten Siegesgöttinnen. Sie kam als Jungfrau zu mir, und ich erhielt von ihr den ſiebzehnten Juni 1544, eine Tochter, und alſo in meinem vier und vierzigſten Jahre. Dieſer gab ich den Nahmen Conſtanza, und Herr Guido Guidi, Medicus des Königs, mein beſter Freund, hielt ſie bey der Taufe; er war nach franzöſiſcher Gewohnheit der einzige Gevatter und die beyden Gevatterinnen waren Frau Magdalena, Gattin Herrn Ludwigs Alamanni, Florentiniſchen Edelmanns und treflichen Dichters, mit der Gattin des Herrn Ricardo del Bene eines Florentiniſchen Bürgers und großen Kaufmanns, ſie war aus einer vornehmen franzöſiſchen Familie. Dieſes war das erſte Kind, das ich jemals hatte, ſo viel ich weiß. Der Mutter aber zahlte ich ſoviel Geld zur Mitgift aus, als eine Verwandte, der ich ſie wiedergab, hinreichend fand, und ich hatte nachher kein weiteres Verhältniß mit ihr.

Ich war fleißig an meinen Arbeiten und hatte ſie ziemlich weit gebracht, Jupiter war beynah geendigt, das

Gefäß gleichfalls und die Thüre fing an ihre Schönheiten zu zeigen. Zu der Zeit kam der König nach Paris und zwar hatten wir das Jahr 1543 noch nicht zurückgelegt. Von meiner Tochter, die 1544 gebohren war, habe ich etwas zu früh geſprochen, werde nun aber um Erzählungen von wichtigern Dingen nicht zu unterbrechen, nicht wieder als an ſeinem Orte von ihr reden. Der König kam nach Paris, wie ich geſagt habe, und begab ſich ſogleich in mein Haus, und da er ſo ſchöne Werke vor ſich fand, die vor ſolchen Augen, wie die ſeinigen waren, ſehr gut beſtehen konnten, war er damit ſo zufrieden, als nur jemand verlangen kann, der ſich ſo viel Mühe giebt, als ich gethan hatte. Sogleich erinnerte er ſich von ſelber, daß der Cardinal von Ferrara mir nichts von dem gegeben hatte, was mir doch verſprochen war, und ſagte nun melnd zu ſeinem Admiral: der Cardinal habe übel gethan, mir nichts zu geben, und er ſelbſt denke die Sache wieder gut zu machen, denn er ſähe wohl, ich ſey ein Mann von wenig Worten, und ehe man ſichs verſehe, könnte ich einmal fortgehn. Ohne was weiter zu ſagen, gingen ſie nach Hauſe, und nach der Tafel ſagte ſeine Majeſtät zum Cardinal: er ſolle im Nahmen ſeiner Majeſtät dem Schatzmeiſter der Erſparniſſe ſagen, daß er mir ſobald als möglich ſiebentauſend Goldgülden in drey oder vier Zahlungen einhändigte, ſo wie es ihm bequem ſey, doch ſollte er es nicht fehlen laſſen. Ferner ſagte der König, ich habe euch die Aufſicht über Benvenuto gegeben, und ihr habt mir ihn ganz vergeſſen. Der Cardinal verſetzte: er wolle gerne alles thun, was ſeine Majeſtät befehle. Aber er ließ doch nachher, ſeiner böſen Natur nach, den guten Willen des Königs ohne Wirkung, denn indeſſen nahm der Krieg zu und es kam die Zeit, in welcher der Kaiſer mit ſeinem groſſen Heere gegen Paris zog. Der Kardinal ſah wohl, daß in Frankreich großer Geldmangel war, und als er einmal mit Vorbedacht auf mich zu reden kam, ſagte er zu ſeiner Majeſtät: Ich glaubte beſſer zu thun, wenn ich Benvenuto das Geld nicht auszahlen ließe, einmal weil man es gegenwärtig gar zu nöthig braucht, und dann, weil uns ſo eine große Summe Geldes den Verluſt des Benvenuto zuziehen könnte, denn er möchte ſich reich ſcheinen, und ſich Güter in Italien kaufen, und dann hätte gelegentlich ſein wunderlicher Kopf einen guten Ausweg geſehen, von hier zu ſcheiden. Wenn Ew. Majeſtät ihn bey ſich feſt behalten wollen, ſo geben Sie ihm lieber ein Beſitzthum in ihrem Reiche. Der König ließ dieſe Gründe für gut gelten, weil er dieſen Augenblick ſelbſt Mangel an Baarſchaft fühlte, demohngeachtet ſah er ein, in ſeinem edelſten und wahrhaft königlichen Gemüthe, daß gedachter Cardinal in dieſer Sache mehr aus eigenem Antrieb als aus Nothwendigkeit ſo gehandelt habe; denn wie hätte er denn die Nothdurft eines ſo großen Reiches vorausſehen können? Und ſo blieb der König ins Geheim ganz anderer Geſinnung. Denn als er nach Paris zurückkam, beſuchte er mich den andern Tag, ohne daß ich gegangen wäre, ihn einzuladen. Ich ging ihm entgegen, und führte ihn durch die Zimmer, wo ſich verſchiedene Arten von Arbeiten befanden. Ich fieng bey denen von Erz an, die er von ſolchem Werthe noch nicht geſehen hatte, dann zeigte ich ihm den ſilbernen Jupiter, beynah fertig, mit den ſchönſten Zierrathen, den er mehr bewunderte, als vielleicht jeder andere gethan hätte, denn es war ihm vor einigen Jahren ein ſehr unangenehmer Fall begegnet. Er wollte nämlich dem Kaiſer, der nach der Einnahme von Tunis durch Paris ging, ein Geſchenk machen, das eines ſo großen Monarchen werth wäre, und er ließ einen Herkules von Silber treiben, von derſelben Größe, wie ich den Jupiter gemacht hatte. Der König verſicherte, daß dieſer Herkules das häßlichſte Werk geweſen ſey, das er jemals geſehen habe, und das habe er auch den Leuten verſichert, die ſich für die größten Meiſter der Welt in dieſer Profeſſion ausgaben. Sie mußten geſtehen, daß dieß alles ſey, was ſie in Silber machen könnten, und wollten demohngeachtet zweytauſend Ducaten für ihre geringe Arbeit. Als nun der König meine Arbeit ſah, und ſie ſo ſauber ausgeführt fand, als er kaum geglaubt hatte, entſchied er mit Bedacht, und wollte, daß meine Arbeit am Jupiter auch zweytauſend Scudi ſollte geſchätzt werden, und ſagte: jenen gab ich keinen Gehalt, und da ich dieſem ſchon jährlich tauſend Scudi gebe, ſo kann er für dieſen Preiß wohl zufrieden ſeyn. Dann führte ich ihn andere Werke von Silber und Gold zu ſehen, und viele Modelle von neuen Erfindungen. Zuletzt da er weggehen wollte, deckte ich auf der Wieſe meines Schloſſes den großen Rieſen auf, und gab dem König zu verſtehen, daß das alles ſey, was man in Metall machen könne. Darüber bezeugte der König größere Verwunderung, als bey keiner andern Sache, und wendete ſich zum Admiral, welcher Herr Hannibal hieß, und ſagte: nachdem der Cardinal nicht für ihn geſorgt hat, und er ſelbſt faul im Fodern iſt, ſo will ich, ohne weiters, daß man an ihn denken ſoll, denn für die Menſchen, welche wenig verlangen, ſprechen ihre Werke deſto mehr. Deswegen gebt ihm die erſte Abtey die aufgeht, bis zu zweytauſend Scudi Einkünfte, und wenn es nicht auf einmal ſeyn kann, ſo gebt es ihm in zwey oder drey Pfründen. Denn das kann ihm einerley ſeyn.

Ich war gegenwärtig und hörte alles und dankte ſogleich, als wenn ich die Wohlthat ſchon empfangen hätte, und ſagte: daß wenn Seine Majeſtät mich alſo verſorgten, ſo wollte ich ohne weitern Gehalt, Penſion, oder Gabe für Seine Majeſtät ſo lange arbeiten, bis mich das Alter an meinen Bemühungen verhinderte und ich mein müdes Leben ruhig auswarten könnte, immer mit den Gedanken beſchäftigt, einem ſo groſſen König gedient zu haben. Auf dieſe Worte wendete ſich der König freudig und mit groſſer Lebhaftigkeit zu mir und ſagte: dabey ſoll es bleiben, und wie er zufrieden weggieng, ſo ließ er mich auch zurück.

Madam D'Eſtampes erfuhr alles, was geſchehen war, und ward nur giftiger gegen mich, indem ſie bey ſich ſelbſt ſagte: ich regiere gegenwärtig die Welt und ein kleiner Menſch dieſer Art achtet mich nicht. Nun ſetzte ſie ſich recht in den Gang, um gegen mich zu arbeiten. Da kam ihr ein Mann zur Hand, der ein groſſer Diſtillirer war, und ihr einige wohlriechende und wunderſame Waſſer übergab, welche die Haut glatt machten, dergleichen man ſich niemals vorher in Frankreich bedient hatte; ſie ſtellte ihn auch dem König vor, dem er einige abgezogene Waſſer überreichte und dieſem Herrn damit viel Vergnügen machte; in einem ſo günſtigen Augenblik trieb ſie den Mann an, vom König das Ballſpiel zu begehren, das ich in meinem Schloß hatte, nebſt einigen kleinen Zimmern, von denen ſie ſagte, daß ich mich derſelben nicht bediene. Der gute König, der recht gut einſah, woher die Sache kam, antwortete nicht, Madam D'Eſtampes aber wußte nachher ihren Willen auf die Weiſe durchzuſetzen, wie es den Weibern bey den Männern gelingt, und ihr Plan ging durch, denn ſie benutzte eine verliebte Stimmung des Königs, der er manchmal unterworfen war, und Madam erhielt, was ſie verlangte. Darauf kam gedachter Mann mit dem Schatzmeiſter Grolier, der ſehr gut Italiäniſch ſprach, einem großen franzöſiſchen Edelmann. Dieſer fieng erſt an mit mir zu ſcherzen, dann kam er auf die Sache und ſagte: Im Namen des Königs ſetze ich dieſen Mann in Beſitz des Ballſpiels und der kleinen Häuſer die dazu gehören. Darauf verſetzte ich: der heilige König iſt Herr von allem, und alles kommt von ihm, deswegen könnt ihr frey hineintreten; da man aber auf dieſe gerichtliche Weiſe durch Notarien den Mann einſetzt, ſo ſieht es mehr einem Betrug als einem königlichen

Auftrag ähnlich, und ich verſichre euch, daß ich anſtatt mich beym Könige zu beklagen, mich ſelbſt vertheidigen werde, wie Seine Majeſtät mir noch vor kurzem befohlen hat. Ich werde euch den Mann, den ihr mir hier hereingeſetzt, zum Fenſter hinauswerfen, wenn ich nicht ausdrücklichen Befehl von des Königs eigner Hand ſehe.

Da ging der Schatzmeiſter murmelnd und drohend hinweg, ich blieb und that deßgleichen, denn ich wollte vorerſt nichts weiter unternehmen. Sodann ging ich zu den Notarien, die dieſen Mann in Beſitz geſetzt hatten; ſie waren meine guten Freunde, und ſagten: es ſey eine Ceremonie die wohl auf Befehl des Königs geſchehen ſey, aber nicht viel bedeuten wolle, denn wenn ich ein wenig widerſtanden hätte, ſo wäre der Mann gar nicht in Beſitz gekommen, es ſeyen dieſes Handlungen und Gewohnheiten des Gerichtshofs, wobey das Anſehen des Königs gar nicht zur Sprache komme, und wenn ich ihn aus dem Beſitz werfen könne, wie er hineingekommen ſey, ſo wäre es wohl gethan, und würde weiter keine Folgen haben.

Mir war dieſer Wink hinreichend und ich nahm den andern Tag die Waffen zur Hand, und ob es mir gleich ein wenig ſauer wurde, ſo hatte ich doch meinen Spaß dran, denn ich that alle Tage einmal einen Angriff mit Steinen, Piken und Flinten, und ob ich gleich ohne Kugeln ſchoß, ſo ſetzte ich ſie doch in ſolches Schrecken, daß niemand mehr kommen wollte, ihm beyzuſtehn. Da ich nun eines Tags ſeine Parthei fand, drang ich ins Haus mit Gewalt, verjagte ihn und warf alles heraus, was er

Königin.

Und Ihre Königin?

Karlos (ſteht auf).

Gott! Gott! ich gehe —
Ich will Sie ja verlaſſen. — Muß ich nicht,
Wenn Sie es alſo fordern? Mutter! Mutter!
Wie ſchrecklich ſpielen Sie mit mir! Ein Wink,
Ein halber Blick, ein Laut aus Ihrem Munde
Gebietet mir, zu ſeyn und zu vergehen.
Was wollen Sie, das noch geſchehen ſoll?
Was unter dieſer Sonne kann es geben,
Das ich nicht hinzuopfern eilen will,
Wenn Sie es wünſchen?

Königin.

Fliehen Sie.

Karlos.

O Gott!

Königin.

Das Einz'ge, Karl, warum ich Sie mit Thränen
Beſchwöre — Fliehen Sie! — eh' meine Damen —
Eh' meine Kerkermeiſter Sie und mich
Beiſammen finden und die große Zeitung
Vor Ihres Vaters Ohren bringen —

Karlos.

Ich erwarte
Mein Schickſal — es ſey Leben oder Tod.
Wie? Hab' ich darum meine Hoffnungen
Auf dieſen einz'gen Augenblick verwieſen,
Der Sie mir endlich ohne Zeugen ſchenkt,
Daß falſche Schrecken mich am Ziele täuſchten?

hereingebracht hatte; dann ging ich zum Könige und ſagte, ich hätte alles nach dem Befehl Seiner Majeſtät gethan, und mich gegen diejenigen gewehrt, die mich an ſeinen Dienſten verhindern wollten. Der König lachte und ließ mir neue Briefe ausfertigen, daß man mich nicht weiter beläſtigen ſollte. Indeſſen endigte ich, mit groſſer Sorgfalt, den ſchönen Jupiter von Silber mit ſeiner vergoldeten Baſe, die ich auf einen hölzernen Unterſatz geſtellt hatte, der wenig zu ſehen war, und in denſelben hatte ich vier hölzerne Kügelchen gefügt, die über die Hälfte in ihren Vertiefungen verborgen waren, und alles war ſo gut eingerichtet, daß ein kleines Kind ſehr leicht nach allen Seiten die gedachte Statue des Jupiters bewegen konnte. Da ich ſie nun auf meine Weiſe zu rechte gemacht hatte, brachte ich ſie nach Fontainebleau, wo der König war. Zu der Zeit hatte Bologna die gedachten Statuen von Rom zurückgebracht und ſie mit groſſer Sorgfalt in Erz gieſſen laſſen; ich wußte nichts davon, theils, weil er die Sache geheim betrieben hatte, theils, weil Fontainebleau über vierzig Miglien von Paris entfernt ſt, daher ich nichts von der Sache erfuhr. Als ich beym König anfragen ließ, wo er den Jupiter zu ſehen verlange? war Madam D'Eſtampes gegenwärtig und ſagte: es ſey ein geſchikterer Ort, um ihn aufzuſtellen, als in ſeiner hönen Gallerie. Das war, wie wir in Toskana ſagen ürden, eine Loge, oder vielmehr ein Gang, denn wir nnen Loge die Zimmer, die von einer Seite offen ſind. s war aber dieſes Zimmer mehr als hundert Schritte lang und auſſerordentlich reich verzieret, mit Mahlereien von der Hand des vortrefflichen Roſſo, eines unſerer Florentiner; unter den Gemählden war viele Arbeit von Bildhauerkunſt angebracht, einige rund, einige halb erhaben; er konnte ohngefähr zwölf Schritte breit ſeyn. In dieſer Gallerie hatte Bologna alle die gedachten Arbeiten von Erz, die ſehr gut vollendet waren, in beſter Ordnung aufgeſtellt, jede auf ihrem Piedeſtal, und es waren, wie ich ſchon eben ſagte, die beſten Arbeiten der Alten in Rom. In gedachtes Zimmer brachte ich meinen Jupiter, und als ich dieſe groſſe Vorbereitung ſah, und erkannte, daß ſie mit Fleiß gemacht ſey, dachte ich bey mir ſelbſt, das iſt als wenn man durch die Piken laufen müßte, nun helfe mir Gott. Ich ſtellte die Statue an ihren Ort und ſo viel ich vermochte aufs beſte zu recht und erwartete die Ankunft des groſſen Königs. Jupiter hatte in ſeiner rechten Hand den Blitz in der Stellung, als wenn er ihn ſchleudern wollte. In die linke hatte ich ihm die Welt gegeben, und hatte zwiſchen die Flamme des Blitzes mit vieler Geſchicklichkeit ein Stück weiſſe Kerze angebracht. Nun hatte Madam D'Eſtampes den König bis zur einbrechenden Nacht aufgehalten, um mir eins von den beyden Uebeln zuzufügen, entweder daß er gar nicht käme, oder daß mein Werk in der Nacht ſich wenig beſſer ausnehmen ſollte. Wie aber Gott denjenigen beyſteht, welche an ihn glauben, ſo geſchah das Gegentheil ganz. Denn als es Nacht wurde, zündete ich die Kerze an, die Jupiter in der Hand hielt, und weil ſie etwas über den Kopf erhaben ſtand, fielen die Lichter von oben und gaben der Statue ein ſchöneres Anſehen, als ſie bey Tage nicht würde gehabt haben. Nun kam der König mit ſeiner Madam D'Eſtampes, mit dem Dauphin ſeinem Sohn, der gegenwärtig König iſt, auch war die Dauphine, der König von Navarra und Madam Margaretha, ſeine Tochter dabey, nebſt vielen groſſen Herren, die von Madam D'Eſtampes unterrichtet waren, gegen mich zu ſprechen.

Als ich den König hereintreten ſah, ließ ich durch meinen Geſellen Aſkanio ganz ſachte den ſchönen Jupiter vorwärts bewegen und weil die Statue gut und natürlich gemacht war, und ich ſelbſt in die Art, wie ſie bey der Bewegung ſchwankte, einige Kunſt gelegt hatte, ſo ſchien ſie lebendig zu ſeyn. Die Geſellſchaft ließ jene antike Statuen hinter ſich und betrachtete zuerſt mein Werk mit vielem Vergnügen, ſogleich ſagte der König: das iſt eine ſchönere Arbeit, als jemals ein Menſch geſehen hat, und ich, der ich mich doch an dergleichen Dinge vergnüge und ſie verſtehe, hätte mir ſie nicht den hundertſten Theil ſo gut vorgeſtellt. Die Herren, die gegen mich ſprechen ſollten, waren umgewendet und konnten das Werk nicht genug loben, Madam D'Eſtampes ſagte aber auf eine kühne Weiſe: es ſcheint, als wenn ihr nur zu loben hättet! ſeht ihr nicht, wie viel ſchöner alle Figuren von Erz hier ſtehen? in welchen die wahre Kraft dieſer Kunſt beſteht, und nicht in ſolchen modernen Aufſchneidereyen. Darauf machte der König eine Bewegung und die andern zugleich, und warf einen Blick auf gedachte Figuren, die aber, weil die Lichter tiefer ſtunden, ſich nicht gut ausnahmen. Darauf ſagte der König: wer dieſen Mann herunterſetzen wollte, hat ihn ſehr begünſtigt, denn eben bey dieſen herrlichen Figuren ſieht und erkennt man, daß die ſeinige viel ſchöner und wunderſamer iſt, und man muß den Benvenuto ſehr in Ehren halten, da ſeine Arbeiten nicht allein den alten gleich ſind, ſondern ſie noch übertreffen. Madam D'Eſtampes ſagte: wenn man von dieſem Werke ſprechen wollte, ſo müßte man es bey Tage ſehn, weil es alsdann nicht eintauſend Theil ſo ſchön als bey Nacht erſcheinen würde, auch müſſe man betrachten, daß ich der Figur einen Schleyer umgeworfen habe, um ihre Fehler zu verbergen.

Es war das ein ſehr feiner Schleyer, den ich mit vieler Anmuth dem Jupiter umgelegt hatte, damit er majeſtätiſcher ausſehen ſollte. Ich faßte ihn darauf an, indem ich ihn von unten aufhub, die ſchönen Zeugungsglieder entdeckte, und indem ich ein wenig Verdruß zeigte, ihn ganz zerriß. Nun dachte ſie, ich habe ihr das zum Verdruß gethan, der König aber merkte meinen Aerger, und deß ich von der Leidenſchaft hingeriſſen anfangen wollte zu reden. Da ſagte der weiſe König in ſeiner Sprache dieſe verſtändigen Worte: Benvenuto, ich ſchneide dir das Wort im Munde ab, und du ſollſt tauſendmal mehr Belohnung erhalten, als du erwarten kannſt. Da ich nicht reden konnte, machte ich die leidenſchaftlichſten Bewegungen und ſie brummte immer auf eine verdrießliche Weiſe. Da ging der König, geſchwinder als er ſonſt gethan hätte, weg, und ſagte laut, um mir Muth zu machen, daß er aus Italien den vollkommenſten Mann gezogen habe, der jemals zu ſolchen Künſten gebohren worden ſey.

Ich ließ den Jupiter daſelbſt und da ich Morgens weggehen wollte, ließ er mir tauſend Goldgülden auszahlen, zum Theil war es meine Beſoldung, zum Theil Rechnung, weil ich von dem Meinigen ausgelegt hatte. Ich nahm das Geld, ging munter und vergnügt nach Paris, ſogleich ergötzte ich mich in meinem Hauſe und ließ nach Tiſche meine Kleider herbeybringen, die von dem feinſten Pelzwerk waren, ſo wie von dem feinſten Tuche, davon machte ich allen meinen Arbeitern ein Geſchenk, indem ich jedem nach ſeinem Verdienſte gab, ſogar den Mägden und den Stallburſchen und ſprach ihnen allen Muth ein, mir mit gutem Willen zu helfen. Ich arbeitete nun auch wieder mit vollkommener Lebhaftigkeit, und hatte zum Entzweck, mit groſſem Nachdenken und aller Sorgfalt, die Statue des Mars zu endigen, deren Modell ich von Holz und mit Eiſen wohl befeſtigt gemacht hatte. Der Ueberzug war eine Kruſte von Gyps, ohngefähr ein Achttheil einer Elle ſtark und fleiſſig gearbeitet, dann hatte ich veranſtaltet, gedachte Figur in vielen Stücken auszuarbeiten, und ſie zuletzt mit Schwalbenſchwänzen zu verbinden, wie es die Kunſt fodert, und wie ich ſehr leicht thun konnte.

Nun will ich doch auch an dieſem Orte ein Abentheuer erzählen, das bey Gelegenheit dieſes groſſen Werkes vorfiel, und das wirklich lachenswerth iſt. Ich hatte allen, die in meinen Dienſten waren, verboten, daß ſie mir keine Mädchen ins Kaſtell bringen ſollten, und ich war zugleich ſehr wachſam, daß es nicht geſchähe. Nun war Askanio in ein auſſerordentlich ſchönes Mädchen verliebt und ſie in ihn, ſie floh deshalb von ihrer Mutter und kam eines Nachts, um Askanio aufzuſuchen, wollte aber nicht wieder weg, und er wußte nicht, wohin er ſie verbergen ſollte. Zuletzt als ein erfinderiſcher Kopf verſteckte er ſie in die Figur des Mars und richtete ihr im Kopfe des Bildniſſes eine Schlafſtelle zu, wo ſie ſich lange aufhielt und des Nachts manchmal von ihm ganz ſtille abgeholt wurde. Nun war der Kopf beynahe vollendet, und ich ließ ihn aus einiger Eitelkeit aufgedeckt, ſo daß ihn wegen der Höhe, worauf er ſtand, ein groſſer Theil von Paris ſehen konnte. Nun ſtiegen die Nachbarn auf die Dächer und auf die Art ſahen ihn viele Menſchen, und da man in Paris ſich mit der Meinung trug, daß von Alters her in meinem Schloß ein Geiſt umgehe, den ſie Bovo hieſſen, ob ich gleich niemals das geringſte davon geſpürt habe; ſo erhielt das Mährchen durch dieſen Zufall eine neue Kraft, denn das Mädchen, die im Kopfe wohnte, mußte ſich doch manchmal regen und weil die Augen ſehr groß waren, ſo konnte man die Bewegung von etwas Lebendigem gar wohl bemerken, daher ſagte das dumme Volk, der Geiſt ſey ſchon in die Figur gefahren und bewege ihr Augen und Mund, als wenn ſie reden wolle, ſelbſt einige klügere Zuſchauer hatten die Sache genau betrachtet, konnten das Leuchten der Augen nicht begreifen, und verſicherten, es müßte ein Geiſt darhinter ſtecken, ſie wußten aber nicht, daß wirklich ein guter Geiſt darinn war, und ein guter Leib dazu.

Indeſſen befleiſſigte ich mich mein ſchönes Thor aus allen den ſchon beſchriebenen Theilen zuſammenzuſtellen, und überlaſſe den Chronikenſchreibern dasjenige zu erzählen, was im allgemeinen damals vorging, da der Kaiſer mit ſeinem groſſen Heere angezogen kam und der König ſich mit aller Macht bewaffnete. Zu der Zeit verlangte er meinen Rath, wie er Paris aufs geſchwindeſte befeſtigen könnte? Er kam eigends deßhalb in mein Haus und führte mich um die ganze Stadt, und da er vernahm, mit welcher guten Einſicht ich von einer ſo ſchnellen Befeſtigung ſprach, gab er mir ausdrücklichen Auftrag, das, was ich geſagt hatte, auf das ſchnellſte zu vollbringen. Er gebot ſeinem Admiral, jedermann zu befehlen, daß man mir, bey ſeiner Ungnade, in allem gehorchen ſollte. Der Admiral, der durch die Gunſt der Madam D'Eſtampes und nicht durch ſein Verdienſt zu dieſer Stelle gelangt war, hatte wenig Kopf, und hieß eigentlich Herr Hannibal, die Franzoſen ſprechen aber der Nahmen anders aus, ſo daß er in ihrer Sprache faſt klingt, als wollte man Eſel und Ochs ſagen, wie ſie ihn denn auch gewöhnlich nannten. Dieſe Beſtie erzählte Madam D'Eſtampes alles, da befahl ſie ihm, er ſolle eilig den Hieronymus Belarmato rufen laſſen, dieſer war ein Ingenieur von Siena und wohnte etwas mehr als eine Tagreiſe von Paris. Er kam ſogleich und fing auf dem längſten Wege an die Stadt zu befeſtigen, daher zog ich mich aus dem Unternehmen, und wenn der Kaiſer damals mit ſeinem Heere angerückt wäre, ſo hätte er Paris mit groſſer Leichtigkeit erobert. Auch ſagte man, daß in dem Vertrag, der damals geſchloſſen wurde, Madam D'Eſtampes, die ſich mehr als jemand darein miſchte, den König verrathen und blos geſtellt habe; doch mag ich hiervon nicht mehr ſagen, denn es gehört nicht zu meiner Sache.

Ich arbeitete immerfort an der ehernen Thüre, an dem groſſen Gefäſſe und ein paar andern von mittlerer Gattung, die ich aus meinem eignen Silber gemacht hatte. Als die größte Gefahr vorbey war, kam der gute König nach Paris zurück, um ein wenig auszuruhen, und hatte das verwünſchte Weib bey ſich, die gleichſam zum Verderben der Welt gebohren war, und ich kann mir wirklich etwas darauf einbilden, daß ſie ſich als meine Todfeindinn bewieß. Als ſie einſt mit dem König über meine Angelegenheiten zu ſprechen kam, ſagte ſie ſo viel Uebels von mir, daß der gute Mann, um ihr gefällig zu ſeyn, zu ſchwören anfing: er wolle ſich nicht weiter um mich bekümmern, als wenn er mich niemals gekannt hätte. Dieſe Worte ſagte mir eilig ein Page des Cardinals von Ferrara, der Villa hieß, und mir verſicherte: er habe ſie ſelbſt aus dem Munde des Königs vernommen. Darüber erzürnte ich mich ſo ſehr, daß ich alle meine Eiſen und Arbeiten durcheinander warf und Anſtalt machte mit Gott wegzugehen. Ich ſuchte ſogleich den König auf und kam nach der Tafel in ein Zimmer, wo Seine Majeſtät ſich mit wenig Perſonen befanden, als er mich hereinkommen ſah und ich die gehörige Verbeugung, die man einem König ſchuldig iſt, gemacht hatte, nickte er mit fröhlichem Geſichte mir ſogleich zu, da faßte ich wieder einige Hofnung und näherte mich langſam, weil er gewiſſe Arbeiten von meiner Profeſſion beſah. Als man nun eine Zeitlang darüber geſprochen hatte, fragte er, ob ich ihm zu Hauſe etwas ſchönes zu zeigen hätte und wann ich wünſchte, daß er käme? Darauf verſetzte ich: wann es ihm auch gefällig ſey, könne ich ihm jederzeit manches vorzeigen. Darauf ſagte er, ich ſolle nach Hauſe gehen, weil er gleich kommen wolle. Ich ging und erwartete den guten König, der von Madam D'Eſtampes erſt Urlaub zu nehmen gegangen war. Sie wollte wiſſen, wohin er gehe? und ſagte, daß ſie ihn heute nicht begleiten könne, bat ihn auch, daß er aus Gefälligkeit heute nicht ohne ſie ausgehen möchte. Sie mußte ein paarmal anſetzen, um den König von ſeinem Vorhaben abzubringen, der denn auch dieſen Tag nicht in mein Haus kam. Tags darauf kehrte ich zur ſelbigen Stunde zum König zurück, der denn ſogleich, als er mich ſah, ſchwur, daß er mich beſuchen wolle. Da er nun aber auch diesmal nach ſeiner Gewohnheit von Madam D'Eſtampes ſich zu beurlauben ging, und ſie ihn mit aller ihrer Gewalt nicht abhalten konnte, ſagte ſie, mit ihrer giftigen Zunge, ſo viel Uebels von mir, als man nur von einem Manne ſagen könnte, der ein Todfeind dieſer würdigen Krone wäre. Darauf verſetzte der gute König: er wolle nur zu mir gehen, mich dergeſtalt auszuſchelten, daß ich erſchrecken ſollte. Und als er ihr dieſes zugeſichert hatte, kam er in mein Haus, wo ich ihn in gewiſſe untere Zimmer führte, in welchen ich das groſſe Thor zuſammengeſetzt hatte, worüber der König ſo erſtaunte, daß er die Gelegenheit nicht fand, mich auszuſchelten, wie er es verſprochen hatte. Doch wollte er den Augenblick nicht ganz vorbey laſſen und fing an: es iſt doch eine wunderbare Sache, Benvenuto! daß ihr andern, ſo geſchickt ihr ſeyd, nicht einſehen wollt, daß ihr eure Talente nicht durch euch ſelbſt zeigen könnt, ſondern daß ihr euch nur groß beweiſt bey Gelegenheiten, die wir euch geben, daher ſolltet ihr ein wenig gehorſamer ſeyn, nicht ſo ſtolz und eigenliebig. Ich erinnere mich euch befohlen zu haben, daß ihr mir zwölf Statuen von Silber machen ſolltet, und das war mein ganzes Verlangen, nun wolltet ihr aber noch Gefäſſe, Köpfe und Thore verfertigen, und ich ſehe, zu meinem Verdruß, daß ihr das, was ich wünſche, hintan ſetzt, und nur nach eurem Willen handelt; denkt ihr aber ſo fortzufahren, ſo will ich euch zeigen, wie mein Gebrauch iſt, wenn ich verlange, daß man nach meinem Willen handeln ſoll. Indeſſen ſag ich euch, befolget was man euch geſagt hat, denn wenn ihr auf euren Einfällen beharren wollt, ſo werdet ihr mit dem Kopf gegen die Mauer rennen.

Indeſſen er alſo ſprach, waren die Herren aufmerkſam, und da ſie ſahen, daß er den Kopf ſchüttelte, die Augbraunen runzelte, bald mit dem einen, bald dem andern Arm bewegte, zitterten ſie alle meinetwegen vor

Nein, Königin! Die Welt kann hundertmal,
Kann tauſendmal um ihre Pole treiben,
Eh' dieſe Gunſt der Zufall wiederholt.

Königin.

Auch ſoll er das in Ewigkeit nicht wieder.
Unglücklicher! was wollen Sie von mir?

Karlos.

O Königin, daß ich gerungen habe,
Gerungen, wie kein Sterblicher noch rang,
Iſt Gott mein Zeuge — Königin! umſonſt!
Hin iſt mein Heldenmuth. Ich unterliege.

Königin.

Nichts mehr davon — um meiner Ruhe willen —

Karlos.

Sie waren mein — im Angeſicht der Welt
Mir zugeſprochen von zwei großen Thronen,
Mir zuerkannt von Himmel und Natur,
Und Philipp, Philipp hat mir Sie geraubt —

Königin.

Er iſt Ihr Vater.

Karlos.

Ihr Gemahl.

Königin.

Der Ihnen
Das größte Reich der Welt zum Erbe gibt.

Karlos.

Und Sie zur Mutter.

Königin.

Großer Gott! Sie raſen —

Furcht. Ich hatte mir aber vorgenommen, mir nicht im mindeſten zu fürchten, und als er, nach ſeinem Verſprechen, den Verweiß hergeſagt hatte, beugte ich ein Knie zur Erde, küßte ihm das Kleid auf dem Knie und ſagte: heilige Majeſtät, ich bejahe, daß alles wahr iſt, was ihr ſagt, das Einzige nur darf ich verſichern, daß mein Herz beſtändig, Tag und Nacht, mit allen Lebensgeiſtern angeſpannt geweſen iſt, Ihnen zu gehorchen und zu dienen. Sollte Ew. Majeſtät ſcheinen, daß ich gegen dieſe meine Abſicht etwas gefehlt hätte, ſo iſt das nicht Benvenuto geweſen, ſondern ein ungünſtiges Geſchick, das mich hat unwürdig machen wollen, dem bewundernswertheſten Prinzen zu dienen, den je die Erde geſehn hat; indeſſen bitte ich Sie mir zu verzeihen, denn Ew. Majeſtät gaben mir nur Silber zu Einer Statue, und da ich keines von mir ſelbſt habe, konnte ich nicht mehr als dieſe machen. Von dem wenigen Metalle, das von gedachter Figur mir übrig blieb, verfertigte ich dieſes Gefäß, um Ew. Majeſtät die ſchöne Manier der Alten zu zeigen, und vielleicht war es das erſte von dieſer Art, das Sie je geſehen hatten. Was das Salzfaß betrift, ſo ſcheint mir, wenn ich mich recht erinnere, daß es Ew. Majeſtät von ſelbſt verlangten, bey Gelegenheit, daß Sie ein ähnliches Gefäß geſehen hätten, darauf zeigte ich auf Ihren Befehl das Modell vor, das ich ſchon aus Italien mitbrachte, und Sie lieſſen mir ſogleich tauſend Goldgülden zahlen, damit ich die Arbeit ungeſäumt anfangen könnte. Sie waren zufrieden mit der Arbeit, und beſonders erinnere ich mich, daß Sie mir dankten, als ich ſie fertig überbrachte. Was das Thor betrift, ſcheint mir, daß Ew. Majeſtät deshalb gelegentlich Herrn von Villeroi, Ihrem Secretair, Befehl ertheilten, welcher denen Herrn von Marmagna und von Apa auftrug, die Arbeit bey mir zu betreiben, und mir in allem beyzuſtehn. Ohne dieſe Beyhülfe wäre ich nicht vorwärts gekommen, denn ich hätte die Franzöſiſchen Erden, die ich nicht kannte, unmöglich durchprobiren können. Ferner würde ich dieſe groſſen Köpfe nicht gegoſſen haben, wenn ich nicht hätte verſuchen wollen, wie mir auch eine ſolche Arbeit gelänge? Die Piedeſtale habe ich gemacht, weil ich überzeugt war, daß ſie nöthig ſeyen, um den Figuren ein Anſehen zu geben, und ſo habe ich in allem, was ich that, geglaubt, das beſte zu thun, und mich niemals vom Willen Ew. Majeſtät zu entfernen. Es iſt wahr, daß ich den groſſen Coloß, bis zur Stufe auf der er ſich befindet, ganz aus meinem Beutel gemacht habe, und ich dachte, daß ich als ein ſo kleiner Künſtler in Dienſten eines ſo groſſen Königs zu Eurem und meinem Ruhm eine Statue machen müßte, dergleichen die Alten niemals gehabt haben. Nun aber ſeh ich, daß es Gott nicht gefällt, mich eines ſolchen Dienſtes werth zu achten, und bitte Ew. Majeſtät, ſtatt der ehrenvollen Belohnung, die Sie meinen Arbeiten beſtimmt hatten, mir nur ein wenig Gnade zu gönnen, und mir einen gnädigen Urlaub zu ertheilen, denn ich werde ſogleich, wenn Sie mir es erlauben, verreiſen, und auf meiner Rückkehr nach Italien immer Gott danken für die glücklichen Stunden, die ich in Ihrem Dienſte zugebracht habe.

Darauf faßte mich der König an, hub mich mit großer Anmuth auf und ſagte: ich ſollte mit Zufriedenheit für ihn arbeiten; was ich gemacht hätte, wäre gut und ihm angenehm. Dann wendete er ſich zu den Herrn und ſagte: gewiß, wenn das Paradies Thore haben ſollte, ſo würden ſie nicht ſchöner ſeyn als dieſes. Da ich ſah, daß er dieſe Worte mit Lebhaftigkeit ausſprach, die ganz zu meinen Gunſten waren, dankte ich ihm aufs neue mit größter Ehrfurcht; aber weil bey mir der Verdruß noch nicht vorbey war, ſo wiederholte ich die Bitte um meine Entlaſſung. Da der König ſahe, daß ich ſeine außerordentlichen Liebkoſungen nicht zu ſchätzen wußte, befahl er mir mit ſtarker und fürchterlicher Stimme: ich ſollte kein Wort weiter reden, ſonſt würde es mich gereuen! Dann ſetzte er hinzu, er wolle mich in Gold erſticken, und mir Urlaub geben. Da die Arbeiten, die er befohlen, noch nicht angefangen wären, ſo ſey er mit allem zufrieden, was ich aus eignem Triebe mache. Ich ſolle weiter keinen Verdruß mit ihm haben, denn er kenne mich, und ich ſolle mich nun auch bemühen ihn kennen zu lernen, wie es die Pflicht fodere. Ich ſagte: daß ich Gott und ſeiner Majeſtät für alles dankbar ſey, bat ihn darauf, er möchte kommen, die große Figur zu ſehen, und wie weit ich damit gelangt ſey. Ich führte ihn dahin, und, als ich ſie aufdecken ließ, war er darüber aufs äuſerſte verwundert, und befahl einem ſeiner Secretaire, er ſollte mir ſogleich alles Geld wiedergeben, was ich von dem meinigen ausgelegt hatte, die Summe möchte ſeyn, welche ſie wollte, genug, wenn ich ſie mit meiner Hand quittirte. Dann ging er weg und ſagte: Adieu mon ami! Ein Ausdruck, deſſen ſich ſonſt ein König nicht bedient.

Als er nach ſeinem Pallaſte zurückkam, erzählte er die ſo wunderſam demüthigen und ſo äuſerſt ſtolzen Worte, die ich gegen ihn gebraucht hatte, und die ihm ſehr aufgefallen waren, in Gegenwart der Madam D'Eſtampes, und des Herrn Sanct Paul, eines großen Barons von Frankreich. Dieſer hatte ſonſt für meinen großen Freund gelten wollen, und wirklich diesmal zeigte er es treflich auf franzöſiſche Weiſe; denn als der König ſich weitläufig über den Kardinal von Ferrara beſchwerte, dem er mich in Aufſicht gegeben, der ſich aber weiter nicht um mich bekümmert hatte, ſo daß ich beynahe durch ſeine Schuld aus dem Königreiche gegangen wäre, fügte S. Majeſtät hinzu: Er wolle mir nun wirklich einen andern Aufſeher geben, der mich beſſer kenne, denn er möge nicht wieder in Gefahr kommen, mich zu verlieren. Darauf bot ſich Herr von Sanct Paul gleich an und ſagte zum König: er ſolle mich in ſeine Gewahrſam geben, und er wolle es ſchon ſo einrichten, daß ich nicht Urſache haben ſolle, mich aus dem Königreiche zu entfernen. Darauf verſetzte der König: er ſey es wohl zufrieden, wenn ihm Sanct Paul ſagen wolle, wie er es einzurichten gedenke, um mich feſt zu halten? Madam, die gegenwärtig war, zeigte ſich äuſerſt verdrießlich, und Sanct Paul machte Umſtände dem König ſeine Gedanken zu ſagen; aber Seine Majeſtät fragte aufs neue und jener, Madam D'Eſtampes zu gefallen, verſetzte: ich würde ihn aufhängen laſſen, und auf die Weiſe könntet ihr ihn nicht aus dem Königreiche verlieren. Darauf erhub Madam D'Eſtampes ein großes Gelächter und ſagte, das verdiene ich wohl. Darauf lachte der König zur Geſellſchaft mit, und ſagte, er ſey wohl zufrieden, daß St. Paul mich aufhängen laſſe, wenn er ihm nur erſt einen andern meines gleichen ſchaffte, und ob ich es gleich nicht verdient habe, ſo gebe er ihm doch unter dieſer Bedingung die völlige Erlaubniß. Auf dieſe Weiſe ging der Tag vorbey, und ich blieb friſch und geſund, dafür Gott gelobt und geprieſen ſey.

In dieſer Zeit hatte der König den Krieg mit dem Kayſer geſtillt, aber nicht den mit den Engelländern, ſo daß uns dieſe Teufel gewaltig zu ſchaffen machten. Nun hatte der König ganz was anders als Vergnügen im Kopfe, und befahl Peter Strozzi, er ſolle einige Galeeren in die engliſchen Meere führen, das eine große und ſchwere Sache war. Dieſer Herr war als Soldat einzig in ſeiner Zeit und auch eben ſo einzig unglücklich. Nun waren verſchiedene Monate vergangen, daß ich weder Geld erhalten hatte, noch Befehl zu arbeiten, ſo daß ich alle meine Geſellen fortſchickte, außer den zwey Italiänern, die ich an den beyden Gefäßen von meinem Silber arbeiten ließ, denn ſie verſtunden ſich nicht auf die Arbeit in Erz. Als ſie die Gefäße geendigt hatten, ging ich damit nach einer Stadt, die der Königin von Navarra gehörte, ſie hieß

Argentana, und liegt viele Tagereiſen von Paris. Als ich daſelbſt ankam, fand ich den König krank, und als der Cardinal von Ferrara zu ihm ſagte, daß ich angekommen ſey, antwortete der König nichts, daher mußte ich viele Tage an gedachtem Orte mit vieler Beſchwerlichkeit aushalten, und gewiß ich bin nicht leicht verdrießlicher geweſen. Doch ließ ich mich endlich einmal des Abends vor dem König ſehen, und zeigte ihm die beyden Gefäße, die ihm außerordentlich gefielen. Als ich ihn ſo wohl aufgelegt ſah, bat ich ihn, er möchte ſo gnädig ſeyn und mir einen Spatzierritt nach Italien erlauben, ich wollte ſieben Monate Beſoldung, die ich noch zu erheben hätte, zurücklaſſen, die mir ſeine Majeſtät, wenn ich zurückkehrte, möchten bezahlen laſſen. Ich bäte um dieſe Gnade, weil es jetzt Zeit zu kriegen und nicht zu bildhauen ſey, auch habe ſeine Majeſtät Bologna dem Mahler ein gleiches erlaubt, und ich bäte nur mir dieſelbe Gnade zu erzeigen. Indeſſen ich dieſe Worte ſprach, betrachtete der König mit der größten Aufmerkſamkeit die beyden Gefäße, und traf mich manchmal mit einem ſeiner fürchterlichen Blicke; ich aber fuhr fort ihn zu bitten, ſo gut ich wußte und konnte. Auf einmal ſah ich ihn erzürnt, er ſtand auf und ſagte mir auf Italiäniſch: Benvenuto! ihr ſeyd ein großer Thor! bringt dieſe Gefäße nach Paris, denn ich will ſie vergoldet haben. Weiter erhielt ich keine Antwort und er ging weg. Ich näherte mich dem Cardinal von Ferrara und bat ihn, da er mir ſo viel gutes erzeigt habe, indem er mich aus den Kerkern von Rom befreyet, und mich ſo viele andere Wohlthaten genießen laſſen; ſo möchte er mir auch dazu verhelfen, daß ich nach Italien gehen könnte. Der Cardinal verſicherte, daß er alles in der Welt thun wollte, um mir gefällig zu ſeyn, ich ſollte ihm nur die Sorge überlaſſen, und könne nur ganz frey hingehen, er wolle ſchon die Sache mit dem König ausmachen. Darauf verſetzte ich, da ſeine Majeſtät ihm die Aufſicht über mich anvertraut habe; ſo würde ich verreiſen, ſobald er mir Urlaub gäbe, jedoch auf den geringſten Wink ſeiner Hochwürden wiederkommen. Der Cardinal ſagte darauf, ich ſolle nur nach Paris gehen, und daſelbſt acht Tage bleiben, in der Zeit hoffe er Urlaub vom König zu erhalten. Wäre ſeine Majeſtät es ja nicht zufrieden, ſo wolle er mich gleich davon benachrichtigen, wenn er aber weiter nichts ſchriebe, ſo könnte ich nur frey meines Weges gehen.

Auf dieſe Worte des Kardinals ging ich nach Paris, und ließ zwey tüchtige Kaſten zu meinen ſilbernen Gefäßen machen. Als nun zwanzig Tage vorbey waren, machte ich Anſtalt und lud die beyden Gefäße auf ein Maulthier, das mir bis Lion der Biſchoff von Pavia borgte, dem ich aufs neue die Wohnung in meinem Kaſtell gegeben hatte, und ſo machte ich mich auf mit Herrn Hippolitus Gonzaga, der in dem Dienſte des Königs ſtund und zugleich vom Grafen Galeotto von Mirandola unterhalten wurde. In der Geſellſchaft waren noch einige Edelleute des Grafen und Leonard Tedaldi, ein Florentiner. Ich überließ meinen Geſellen die Sorge für mein Kaſtell und alle meine Sachen, worunter ſich einige Gefäße befanden, welche ſie endigen ſollten. Auch meine Mobilien waren von großem Werthe, denn ich hatte mich ſehr ehrenvoll eingerichtet, was ich zurückließ mochte wohl fünfzehnhundert Scudi werth ſeyn. Da ſagte ich zu Askanio, er ſolle ſich erinnern, wie viel Wohlthaten er von mir erhalten habe, bis jetzt ſey er ein Knabe ohne Kopf geweſen, es ſey nun Zeit ſich als ein Mann zu zeigen, ich wolle ihm alle meine Sachen in Verwahrung geben, und meine Ehre zugleich, und wenn die Beſtien, die Franzoſen, ſich nur irgend etwas gegen mich vermeſſen ſollten, ſo hätte er mir gleich Nachricht zu geben, denn ich möchte ſeyn, wo ich wollte, ſo würde ich mit Poſt auf der Stelle zurückkommen, ſowohl wegen der großen Verbindlichkeit gegen den König, als wegen meiner eignen Ehre.

Askanio ſagte darauf, unter verſtellten, ſchelmiſchen Thränen: Ich kannte nie einen beſſern Vater, als euch, und alles, was ein guter Sohn thun ſoll, will ich immer gegen euch thun. So wurden wir einig, und ich verreiſte mit einem Diener und einem kleinen franzöſiſchen Knaben. Nach Verlauf eines halben Tages kamen einige Schatzmeiſter auf mein Schloß, die nicht eben meine Freunde waren, und dieſes nichtswürdige Volk ſagte ſogleich zu Herrn Guido und dem Biſchoff von Pavia, ſie ſollten ſchnell nach den Gefäßen des Königs ſchicken, wo nicht, ſo würden ſie es ſelbſt thun, und mir nicht wenig Verdruß machen. Der Biſchoff und Herr Guido hatten mehr Furcht als nöthig war, und ſchickten mir den Verräther Askanio mit der Poſt nach, der gegen Mitternacht ankam. Ich ſchlief nicht, ſondern lag in traurigen Gedanken. Wem laſſe ich, ſagte ich zu mir ſelbſt, meine Sachen und mein Kaſtell? o! welch ein Geſchick iſt das, das mich zu dieſer Reiſe zwingt! Wahrſcheinlich iſt der Cardinal mit Madam D'Eſtampes einverſtanden, die nichts mehr wünſcht, als daß ich die Gnade des guten Königs verliere. Indeſſen ich ſo mit mir ſelbſt uneins war, hörte ich die Stimme des Askanio, ſtand ſogleich vom Bett auf und fragte ihn, ob er gute oder traurige Nachrichten bringe? Gute Nachrichten! ſagte der Schelm, nur müßt ihr die Gefäße zurückſchicken, denn die ſchelmiſchen Schatzmeiſter ſchreyen und laufen, ſo daß der Biſchoff und Herr Guido euch ſagen laſſen, ihr möchtet die Gefäße auf alle Weiſe zurückſchicken. Uebrigens habt keine Sorge und genießt glücklich dieſe Reiſe. Sogleich gab ich ihm die Gefäße zurück, die ich mit andern Silber, und was ich ſonſt bey mir hatte, in die Abtey des Cardinals zu Lion bringen wollte. Denn ob ſie mir gleich nachſagten, es ſey meine Abſicht geweſen, ſie nach Italien zu ſchaffen, ſo weiß doch jeder, daß man weder Geld noch Gold und Silber, ohne ausdrückliche Erlaubniß aus dem Reiche führen kann; wie hätte ich zwey ſolche Gefäße, die mit ihren Kiſten ein Maulthier einnahmen, unbemerkt durchbringen wollen? Wahr iſt's, ſie waren ſchön, und von großem Werthe, und ich vermuthete mir den Tod des Königs, den ich ſehr krank zurückgelaſſen hatte, und ich glaubte bey einem ſolchen Ereigniß nichts verlieren zu können, was in den Händen des Kardinals wäre.

Genug ich ſchickte das Maulthier, mit den Gefäßen und andern bedeutenden Dingen zurück, und ſetzt den andern Morgen mit gedachter Geſellſchaft meinen Weg fort, und zwar unter beſtändigen Seufzen und Weinen. Doch ſtärkte ich mich einigemal mit Gebet und ſagte: Gott! dir iſt die Wahrheit bekannt, und du weißt, daß meine Reiſe allein zur Abſicht hat, ſechs armen unglücklichen Jungfrauen ein Almoſen zu bringen, ſo auch ihrer Mutter meiner leiblichen Schweſter, zwar haben ſie noch ihren Vater, er iſt aber ſo alt, und verdient nichts in ſeiner Kunſt, und ſo könnten ſie leicht auf üble Wege gerathen. Da ich nun dieſes gute Werk thue, ſo hoffe ich Rath und Hülfe von deiner göttlichen Majeſtät. Auf dieſe Weiſe ſtärkte und tröſtete ich mich, indem ich vorwärts ging.

Als wir uns etwa eine Tagereiſe von Lion befanden, es war etwa zwey Stunden vor Sonnenuntergang, that es, bey ganz klarem Himmel, einige trockne Donnerſchläge, ich war ohngefähr einen Schuß einer Armbruſt weit vor meinen Geſellen hergeritten, nach den Donnern machte es am Himmel einen ſo groſſen und fürchterlichen Lärm, da ßich dachte, das jüngſte Gericht ſey nahe, als ich ein wenig ſtille hielt, fielen Schloßen, ohne einen Tropfen Waſſer, ohngefähr in der Größe der Bohnen, die mir ſehr wehe thaten, als ſie auf mich fielen. Nach und nach wurden ſie größer wie Armbruſtkugeln, und da mein Pferd ſehr ſcheu ward, ſo wendete ich es um, und ritt mit großer Haſt, bis ich wieder zu meiner Geſellſchaft kam, die um ſich zu ſchützen in einem Fichtenwalde gehalten hatte. Die Schloßen wurden

Karlos.

Und weiß er auch, wie reich er iſt? Hat er
Ein fühlend Herz, das Ihrige zu ſchätzen?
Ich will nicht klagen, nein, ich will vergeſſen,
Wie unausſprechlich glücklich ich mit ihr
Geworden wäre — wenn nur Er es iſt.
Er iſt es nicht — Das, das iſt Höllenqual!
Er iſt es nicht und wird es niemals werden.
Du nahmſt mir meinen Himmel nur, um ihn
In König Philipps Armen zu vertilgen.

Königin.

Abſcheulicher Gedanke!

Karlos.

O ich weiß,
Wer dieſer Ehe Stifter war — ich weiß,
Wie Philipp lieben kann und wie er freite.
Wer ſind Sie denn in dieſem Reich? Laß hören.
Regentin etwa? Nimmermehr! Wie könnten,
Wo Sie Regentin ſind, die Alba würgen?
Wie könnte Flandern für den Glauben bluten?
Wie, oder ſind Sie Philipps Frau? Unmöglich!
Ich kann's nicht glauben. Eine Frau beſitzt
Des Mannes Herz — und wem gehört das ſeine?
Und bittet er nicht jede Zärtlichkeit,
Die ihm vielleicht in Fieberglut entwiſchte,
Dem Scepter ab und ſeinen grauen Haaren?

Königin.

Wer ſagte Ihnen, daß an Philipps Seite
Mein Loos beweinenswürdig ſey?

immer größer, und endlich wie dicke Zitronen. Ich ſang ein Miſerere, und indeſſen ich mich andächtig zu Gott wendete, ſchlug der Hagel einen ſehr ſtarken Aſt der Fichte herunter, wo ich mich in Sicherheit glaubte. Mein Pferd wurde auf den Kopf getroffen, ſo daß es beynah zur Erde gefallen wäre, mich ſtreifte ein ſolches Stück und hätte mich todtgeſchlagen, wenn es mich völlig getroffen hätte. Auch der gute Leonard Tedaldi empfing einen Schlag, ſo daß er, wie ich auf den Knien lag, vor ſich hin mit den Händen auf die Erde fiel. Da begriff ich wohl, daß der Aſt weder mich noch andere mehr beſchützen könne, und daß nebſt dem Miſerere man auch thätig ſeyn müſſe. Ich fing daher an, mir die Kleider über den Kopf zu ziehn, und ſagte zu Leonarden, der immer nur Jeſus! Jeſus! ſchrie: Gott werde ihm helfen, wenn er ſich ſelbſt hälfe, und ich hatte mehr Noth ihn, als mich zu retten.

Als das Wetter eine Zeitlang gedauert hatte, hörte es auf, und wir, die wir alle zerſtoßen waren, ſetzten uns ſo gut es gehen wollte, zu Pferde, und als wir nach unſern Quartieren ritten, und einander die Wunden und Beulen zeigten, fanden wir, eine Meile vorwärts, ein viel größeres Unheil, als das was wir erduldet hatten, ſo daß es unmöglich ſcheint, es zu beſchreiben. Denn alle Bäume waren zerſchmettert, alle Thiere erſchlagen, ſo viel es nur angetroffen hatte. Auch Schäfer waren todt geblieben, und wir fanden genug ſolches Hagels, den man nicht mit zwey Händen umſpannt hätte. Da ſahen wir, wie wohlfeil wir noch davon gekommen waren, und daß unſer Gebet und unſere Miſerere wirkſamer geweſen war, als alles was wir zu unſerer Rettung hätten thun können; ſo dankten wir Gott und kamen nach Lion. Nachdem wir uns daſelbſt acht Tage ausgeruht und ſehr vergnügt hatten, reiſten wir weiter, und kamen glücklich über die Berge, daſelbſt kaufte ich ein Pferd, weil die meinigen von dem Gepäcke gedrückt waren.

Nachdem wir uns eine Tagereiſe in Italien befanden, holte uns Graf Galeotto von Mirandola ein, der mit Poſt vorbey fuhr, und da er bey uns ſtille hielt, mir ſagte: ich habe unrecht gehabt, wegzugehen, ich ſolle nun nicht weiter reiſen, denn wenn ich ſchnell zurückkehrte, würden meine Sachen beſſer ſtehen als jemals, bliebe ich aber länger weg, ſo gäbe ich meinen Feinden freyes Feld, und alle Gelegenheit mir Uebels zu thun, käme ich aber ſogleich wieder, ſo würde ich ihnen den Weg verrennen, den ſie zu meinem Schaden einſchlagen wollten; diejenigen, auf die ich das gröſte Vertrauen ſetzte, ſeyen eben die, die mich betrögen. Weiter wollte er mir nichts ſagen, ob er gleich ſehr gut wußte, daß der Cardinal von Ferrara mit den beyden Schelmen eins war, denen ich meine Sachen in Verwahrung gegeben hatte; doch beſtand er darauf, daß ich auf alle Weiſe wieder zurückkehren ſollte. Dann fuhr er weiter, und ich gedachte demohngeachtet mit meiner Geſellſchaft vorwärts zu gehen. Ich fühlte bey mir aber eine ſolche Beklemmung des Herzens, und wünſchte entweder ſchnell nach Florenz zu kommen, oder nach Frankreich zurückzukehren, und weil ich dieſe Unſchlüſſigkeit nicht länger ertragen konnte, wollte ich Poſt nehmen, um nur deſto geſchwinder in Florenz zu ſeyn. Auf der erſten Station ward ich nicht einig, doch nahm ich mir feſt vor, nach Florenz zu gehen, und dort das Uebel abzuwarten. Ich verließ die Geſellſchaft des Herrn Hippolito Gonzaga, der ſeinen Weg nach Mirandola genommen hatte, und wandte mich auf Parma und Piazenza.

Als ich an den letzten Ort kam, begegnete ich auf einer Straße dem Herzog Peter Ludwig Farneſe, der mich ſcharf anſah und erkannte, und da ich wohl wußte, daß er allein Schuld an dem Uebel war, das ich im Kaſtel Sanct Angelo zu Rom ausgeſtanden hatte, fühlte ich eine gewaltige Bewegung als ich ihn ſah; da ich aber kein ander Mittel wußte, ihm aus den Händen zu kommen, ſo entſchloß ich mich, ihn zu beſuchen, und kam eben als man das Eſſen weggenommen hatte, und die Perſonen aus dem Hauſe Landi bey ihm waren, die ihn nachher umbrachten.

Da ich zu ſeiner Excellenz kam, machte mir der Mann die unmäßigſten Liebkoſungen, die ſich nur denken laſſen, und kam von ſelbſt auf den Umſtand, indem er zu denen ſagte, die gegenwärtig waren, ich habe lange Zeit in Rom gefangen geſeſſen. Darauf wendete er ſich zu mir und ſagte: mein Benvenuto, das Uebel, das euch begegnet iſt, thut mir ſehr leid, ich wußte, daß ihr unſchuldig war't, aber ich konnte euch nicht helfen, denn mein Vater that es einigen eurer Feinde zu gefallen, die ihm zu verſtehen gaben, als wenn ihr übel von ihm geſprochen hättet. Ich weiß es ganz gewiß, daß man die Unwahrheit von euch ſagte, und mir thut euer Unglück äuſerſt leid. Er wiederholte mit andern Ausdrücken eben dieſe Erklärung ſehr oft, und es ſah faſt aus, als wenn er mich um Verzeihung bäte. Dann fragte er nach allen Werken, die ich für den allerchriſtlichſten König gemacht hatte, hörte meiner Erzählung aufmerkſam zu, und war überhaupt ſo gefällig, als nur möglich. Sodann fragte er mich, ob ich ihm dienen wolle? Ich antwortete ihm: daß ich nicht mit Ehren die großen Werke, die ich vor den König angefangen hätte, könnte unvollendet laſſen, wären ſie aber fertig, ſo würde ich jeden großen Herrn verlaſſen, nur um ſeiner Excellenz zu dienen.

Nun erkennt man wohl bey dieſer Gelegenheit, daß die große Kraft Gottes jene Menſchen niemals ungeſtraft läßt, welche, ſtark und mächtig, die Unſchuldigen ungerecht behandeln. Dieſer Mann bat mich gleichſam um Verzeihung, in Gegenwart von denen, die mich kurz darauf, ſo wie viele andere, die von ihm gelitten hatten, auf das vollkommenſte rächten. Und ſo mag kein Herr, ſo groß er auch ſey, über die Gerechtigkeit Gottes ſpotten, wie einige thun, die ich kenne, und die mich ſo ſchändlich verletzt haben, wie ich an ſeinem Orte ſagen werde. Alles dieſes ſchreibe ich nicht aus weltlicher Eitelkeit, ſondern um Gott zu danken, der mich aus ſo großen Nöthen erlöſt hat. Auch bey allem, was mir täglich übels begegnet, beklage ich mich gegen ihn, rufe zu ihm als zu meinem Beſchützer, und empfehle mich ihm. Ich helfe mir ſelbſt, ſo viel ich kann, wenn man mich aber zu ſehr unterdrücken will, und meine ſchwachen Kräfte nicht mehr hinreichen, zeigt ſich ſogleich die große Kraft Gottes, welche unerwartet diejenigen überfällt, die andere unrechtmäßig verletzen, und das große und ehrenvolle Amt, das ihnen Gott gegeben hat, mit weniger Sorgfalt verwalten.

Ich kehrte zum Wirthshauſe zurück, und fand, daß gedachter Herzog mir ſchöne und ehrenvolle Geſchenke an Eſſen und Trinken geſandt hatte, ich genoß die Speiſen mit Vergnügen, dann ſetzte ich mich zu Pferde und ritt nach Florenz zu. Als ich daſelbſt anlangte, fand ich meine Schweſter mit ſechs Töchtern, die älteſte mannbar, und die jüngſte noch bey der Amme. Ich fand auch meinen Schwager, der wegen den verſchiedenen Vorfällen der Stadt nicht mehr an ſeiner Kunſt arbeitete. Mehr als ein Jahr vorher hatte ich ihnen Edelſteine und franzöſiſche Kleinode für mehr als zweytauſend Dukaten an Werth geſchickt, und ich hatte ohngefähr für tauſend Scudi mitgebracht. Da fand ich denn, daß ob ich ihnen gleich vier Goldgülden des Monats gab, ſie noch großes Geld aus meinen Geſchenken nahmen, die ſie täglich verkauften. Mein Schwager war ſo ein rechtſchaffner Mann, daß, da das Geld, das ich ihm zu ſeinem Unterhalt ſchickte, nicht hinreichte, er lieber alles verſetzte, und ſich von den Intereſſen aufzehren ließ, als daß er das angegriffen hätte, was nicht für ihn beſtimmt war, daran erkannte ich den rechtſchaffenen Mann, und ich fühlte ein großes Verlangen, ihm mehr gutes zu thun. Auch nahm ich mir vor, ehe ich aus Florenz ging, für alle ſeine Töchter zu ſorgen.

(Die Fortſezung folgt.)

III.

Der Gefangene.

Ein Sklave lag an einer Kette:
Ein finſtrer Kerker war ſein Haus:
Ein Bund zerfaultes Stroh ſein Bette
Und troknes Haberbrod ſein Schmaus.
Gerührt von des Gefangnen Plage,
Schloß einſt an einem hellen Tage,
Sein Hüter ihm den Kerker auf.
Der Sklave ſprang in vollem Lauf
Der Thüre zu: doch wie vom Schlage
Des Zauberſtabs verſteinert, bleibt
Er plözlich auf der Gaſſe ſtehen.
Sein Auge thränt, er blinzt und reibt;
Umſonſt, er kann den Tag nicht ſehen:
Nur fühlt er ſeiner Ketten Laſt
Und ſchlenkert ſie mit wilder Haſt
Dem Trupp der Helfer um die Köpfe,
Der ihn zu leiten ſich genaht.
Blutrünſtig ſtehn die armen Tröpfe.
Ha! rief ein alter Candidat,
Diß Pröbchen kann den Neuling lehren,
Es ſey kein Irrwahn, kein Betrug,
Wenn man ihm ſagt, es ſey nicht klug
Das Volk auf einmal aufzuklären.

IV.

Die Freundſchaft.

Nach dem Spaniſchen.

In Zeiten, da noch auf die Erde
Vom Himmel ſich die Götter ſenkten,
Kam auch die Freundſchaft oft hernieder
Und weilte gern.

Und als ſie einſt zu lang' geweilet,
Vertrat der Abgeſchiednen Stelle
Die Namenreiche, vielbekannte
Gefälligkeit.

Im Chor von tauſend Schmeicheleien
Und Artigkeiten war den Göttern
Sie wohlgefällig. Man vermißte
Die Freundſchaft nicht.

Und als ſie wieder im Olympus
Erſchien, verkannte man den Fremdling.
Wie iſt ſie, ſprach die jüngſte Hora,
So ernſt und alt!

Sie iſt uns, ſprach der weiſe Momus,
Im neuen Regiment der Dinge
Zu wahr. Die alte Freundin werde
Zur Ruh geſetzt.

Sie wards. Im Himmel jubiliret,
Vermeidet ſie fortan auf Erden,
Was irgend dem Olymp der Götter
Von ferne gleicht.

Verſcheucht vom Chor der Schmeicheleien,
Und artigen Niederträchtigkeiten,
Geſellet ſie ſich gern zu Armen,
Unglücklichen.

Und ſchaffet um ſie den Olympus,
Indeß den Göttern dort der Himmel
Für Schmeichelei und Langerweile
Zum Orkus wird.

Die Horen

Jahrgang 1797

Zweites Stück.

Tübingen
in der J. G. Cottaiſchen Buchhandlung
1797.

Innhalt des zweiten Stücks.

I. Robert Guiſcard. Fortſetzung. Seite 1
II. Carl von Anjou, König von Neapel. — 34
III. Agnes von Lilien. Fortſetzung. — 43
IV. Pindars neunte Pythiſche Ode. — 61
V. Benvenuto Cellini. Fortſetzung. — 75

Karlos.

Mein Herz,
Das feurig fühlt, wie es an meiner Seite
Beneidenswürdig wäre.

Königin.

Eitler Mann!
Wenn mein Herz nun das Gegentheil mir ſagte?
Wenn Philipps ehrerbiet'ge Zärtlichkeit
Und ſeiner Liebe ſtumme Mienenſprache
Weit inniger, als ſeines ſtolzen Sohns
Verwegene Beredſamkeit mich rührten?
Wenn eines Greiſes überlegte Achtung —

Karlos.

Das iſt was anders — Dann — ja, dann Vergebung.
Ich wußt' es nicht — Das wußt' ich nicht, daß Sie
Den König lieben.

Königin.

Ihn ehren iſt mein Wunſch und mein Vergnügen.

Karlos.

Sie haben nie geliebt?

Königin.

Seltſame Frage!

Karlos.

Sie haben nie geliebt?

Königin.

— Ich liebe nicht mehr.

Karlos.

Weil es Ihr Herz, weil es Ihr Eid verbietet?

Königin.

Verlaſſen Sie mich, Prinz, und kommen Sie
Zu keiner ſolchen Unterredung wieder.

Die Horen.

Dritter Jahrgang. Zweites Stück.

I.

Robert Guiscard

Herzog von Apulien und Calabrien.

Fortſetzung.

Aber Robert, voll Zuverſicht auf ſein Glück, achtete nicht auf die Warnungen, welche er von allen Seiten erhielt. Durch die Freundſchaft des erſten Prälaten in ſeinem Lande, und den mächtigen Einfluß der Caſinenſiſchen Mönche geſichert, war er kühn genug, abermals dem höchſten Oberhaupte der Kirche zu trotzen. Schon während der Belagerung von Salerno hatte er die Neutralität des Gebiets von Benevent, auf welches der Pabſt gegründete Anſprüche zu haben glaubte, bey mehr als einer Gelegenheit verletzt, und war dafür mit dem Bann bedrohet worden. Weit entfernt, ſich dadurch ſchrecken zu laſſen, ſuchte er vielmehr ſich an dem heiligen Vater durch einen Einfall in das mittlere Italien zu rächen. Seitdem er die Griechen über das Meer zurückgetrieben hatte, ließ er die Abſucht, ſeine Eroberungen bis zu der Hauptſtadt der Welt auszudehnen, nicht undeutlich merken. Richard von Averſa wurde ſein Bundsgenoſſe, und die Väter zu Caſino vergaßen ihrer Mönchspflicht, indem ſie ihm auch zu dieſem Zuge den Beyſtand ihrer Gebethe verſprachen. Die beiden Fürſten drangen nun in der Campagne von Rom, und in der Mark Ankona vor, und der erzürnte Gregor ſprach 1078 während der Faſten in einer verſammelten Synode den Fluch über ſie aus. Wirkſamer zu ſeinet Rettung war aber das Hülfsheer, welches ſeine Freundin, die mächtige Mathilde gegen die Normannen abgeſendet hatte. Robert hielt es doch nicht für rathſam, ſeine Truppen gegen die von dem Pabſt geweihten Waffen der Tuscier zu führen, indeß in ſeinem Rücken die unzufriednen Großen nur auf den günſtigen Augenblick warteten, das Volk gegen ihn zu empören. Er kehrte zurück und ſchloß plötzlich Benevent ein, deſſen letzter longobardiſcher Fürſt, Landolph VI, vor kurzem geſtorben war.

Roberts Entfernung und die Schwierigkeiten der unternommenen Belagerung begünſtigten die Entwürfe der gegen ihn aufgebrachten Edlen; ſeine Politik, das Volk durch unaufhörliche Kriege zu beſchäftigen, ſchien ihre Wirkung ganz verfehlt zu haben. Die Normannen waren nicht mehr die vorigen Abentheurer, denen das Schwerdt allein den Unterhalt gab, ſie waren wohlhabende Grundbeſitzer geworden, und wollten ſich jetzt im ruhigen Genuß der Güter erfreuen, die ſie und ihre Väter mit Blut und zahlloſen Beſchwerden ſo theuer erkauft hatten. Die Eroberung Siciliens war für ſie von geringen Vortheilen geweſen, die Plünderung von Bari ihnen verſagt worden, und der Seedienſt, zu welchem der Herzog ſie zu bewegen ſuchte, ließ ſie neue Entwürfe ahnen, welche ſie chimäriſch nannten, und von denen, auch bey dem glücklichſten Erfolg, nicht ſie, ſondern Er allein Vortheil ziehen würde. Der herzogliche Titel wurde ihm von neuem zum Verbrechen gemacht und Robert dem Volke als ein Tyrann vorgeſpiegelt, der die alte, von den tapfern Eroberern Apuliens eingeführte Verfaſſung umgeſtürzt, und das Oberhaupt ihres Freiſtaats hinterliſtig von ſeiner Stelle verdrängt hätte. Die Sanction des Pabſtes, auf welche er allein ſeine Rechte gründete, war verwirkt, er hatte ſeinem Wohlthäter mit Undank gelohnt, und durch wiederholte Beleidigungen den Fluch der Kirche über ſein Haupt gezogen. Drohend zog ſich das Ungewitter zuſammen, Richards Tod beförderte den Ausbruch; Jordan, ſein Sohn, verſöhnte ſich mit der Kirche und entſetzte Benevent, indem er alle Maſchinen Roberts bey einem glücklich gelungnen Ueberfall zerſtöhrte.

Dies war das Signal zum allgemeinen Aufruhr. Ueberal loderte die Flamme der Rebellion, und der Segen Gregors heiligte die Fahnen der Empörer. Abälard erſchien, furchtbarer als jemals, an ihrer Spitze. Für ſeine Perſon nie beſiegt, nur durch Roberts Ränke um den letzten Reſt ſeines Erbtheils betrogen, machte das Opfer, welches er der Bruderliebe gebracht hatte, ihn dem Volke nur noch theurer. Graue Krieger, die unter Humphreds

Anführung für die Freiheit gekämpft hatten, verließen den ruhigen Heerd, um die Rechte ihres gekränkten Lieblings zu verfechten. Auch die großmüthigen Handlungen des Herzogs wurden vergeſſen; die Barone, die bey früheren Empörungen ſeine Huld erfahren, viele, die ſeiner Freigebigkeit ihre Beſitzungen zu danken hatten, ſelbſt die von ihm mit Wohlthaten überhäuften Söhne ſeiner Brüder und Schweſtern vereinigten ſich mit den mächtigſten Städten zu ſeinem Verderben. In ganz Apulien waren die Bürger von Giovenazzo die Einzigen, die ihm eine unwandelbare Anhänglichkeit zeigten, ungeachtet ſie ihre Kinder als Geiſſel in den Händen der Rebellen laſſen, und eine ſchwere Belagerung aushalten mußten. Der größte Theil der übrigen wankte zwiſchen beiden Parteyen, und die feſten Schlöſſer der Edlen ſchienen den Fortſchritten Roberts von Benevent bis in das Herz der empörten Länder eine undurchdringliche Mauer entgegen zu ſetzen.

Nur durch beyſpielloſe Thätigkeit, nur durch eine kluge Berechnung ſeiner Kräfte, der Macht ſeiner Gegner und ihrer verſchiednen Privat-Abſichten, durch die Kenntniß ihres Charakters, und vorzüglich durch ſeine eben ſo ſchnellen als richtig abgemeſſnen Bewegungen gelang es ihm, den Sturm zu beſchwören, der ihn vernichten ſollte.

Ein Glück für ihn, vielleicht die Folge weiſer Vorſicht war es, daß er ſein Heer noch vor Benevent verſammelt fand. Es hatte in ſeiner Abweſenheit eine Niederlage erlitten, ſeine Erſcheinung belebte den Muth der Truppen wieder. So groß war ſein perſönliches Anſehn, und ſo mächtig die Furcht, vor dem einzelnen Mann, daß ganze Haufen, die im Begriff ſtanden, ſich zu entfernen, jetzt bey ihren Fahnen blieben, und ihm durch ihre Gegenwart den Diſtrict ihrer Heimath bürgten. Er gieng ſogleich mit ihnen über Melfi bis an den Bradano vor, ließ hier, in der Mitte zwiſchen den empörten Ländern, den größten Theil ſeiner Armee zurück, und eilte blos mit den leichteſten Geſchwadern der Reuterey nach Conſenza, welches er in fürchterlicher Gährung antraf. Seine unvermuthete Gegenwart ſchreckte die Partey der Rebellen, deren Anführer die Stadt verließen. Robert verſicherte ſich der Treue der Bürgerſchaft, nahm eine Menge Fußvolk mit, und rückte mit den Truppen am Bradano vereinigt, ungeſäumt gegen Bari, den Hauptſitz der Empörer vor. Ein Theil ihres Heers war mit der Belagerung von Giovenazzo beſchäftigt, und der Herzog kam den zerſtreuten Rebellen ſo plötzlich über den Hals, daß ſie nicht Zeit hatten, ihre Macht auf Einen Punkt zu verſammeln. Abälard rückte ihm jedoch mit den Truppen der Städte entgegen, aber es war ein Unglück für ſeine Partey, daß gerade der beſte ihrer Feldherrn die ſchlechteſten Soldaten hatte. Aus Neid oder Eigenſinn wollte jeder Baron ſeine Vaſallen in Perſon, und nach ſeinem eignen Plan anführen, und machte dadurch die tapferſten Krieger unbrauchbar für die gemeine Sache. Die Miliz der Städte konnte dem Angrif der Normänniſchen Reuterey nicht widerſtehn. Dennoch hielt Abälard durch eine kluge Anordnung lange das Treffen im Gleichgewicht, bis er von einer Lanze verwundet vom

Pferde ſank. Bey dem Gerücht von ſeinem Tode ergriff das Heer die Flucht, und ob er gleich bald nachher wieder zu Pferde erſchien, ſo konnte er doch die Weichenden nicht eher, als unter den Mauern von Bari ſammlen.

Robert, mit dieſem Erfolg zufrieden, ging nach Giovenazzo, den Einwohnern für ihre Treue zu danken. Er erließ ihnen auf immer die Hälfte des Tributs und beruhigte die Bürger über das Schickſal ihrer Kinder, indem er ihnen verſicherte, daß der Befehlshaber des Schloſſes, wo die Geiſſeln aufbewahrt wurden, bereits mit ihm in Unterhandlung ſtehe. Seinem Plane getreu, nur die Mächtigſten unter ſeinen Gegnern anzugreifen und durch Ueberraſchung ihrer Vereinigung zuvor zu kommen, flog er, ſo ſchnell als das Gerücht ſeines Sieges von einer Küſte zur andern. Die Flamme der brennenden Schlößer verkündete ſeinen Marſch durch die mittelländiſchen Gegenden, und der alles vergrößernde Ruf verbreitete Abälards Tod und den völligen Untergang der apuliſchen Rebellen. Zu Salerno ſtiegen die ſicilianiſchen Hülfsvölker ans Land, der beſtürzte Jordan wagte es nicht den Angrif des Ueberwinders abzuwarten, und bat durch eine Geſandtſchaft um Frieden.

Von dieſer Seite geſichert, wendete ſich Robert wieder gegen die entfernten Provinzen, und bekämpfte die Empörer nur einzeln, und Schritt vor Schritt. Indem er jetzt nur langſam vordrang, ließ er ihnen Zeit, ſich zu beſinnen, und zeigte in der einen Hand Verzeihung, in der andern fürchterliche Rache. Durch Verſtümlung, ewiges Gefängniß oder den Tod beſtrafte er alle, die unter den Waffen gefangen wurden, die Reuigen aber behandelte er mit äuſerſter Schonung. Er ſahe ſich nur ſelten zur Strenge gezwungen; Abälards eigner Schwiegervater übergab Bari nach einer kurzen Gegenwehr, und dieſer unglückliche Fürſt rettete ſich mit ſeinem Bruder und den vornehmſten unter ſeinen Anhängern nach Conſtantinopel. Mistrauen trennte die noch übrigen Häupter der Rebellion, ſie eilten, einander durch freiwillige Unterwerfung zuvor zu kommen, und wenigſtens durch das Verdienſt der frühern Rückkehr einen Theil ihrer Beſitzungen zu retten.

Kein Feind in Roberts Staaten durfte jetzt mehr das Haupt gegen ihn erheben, und er hoffte durch kräftige Masregeln, und indem er die Macht der Barone durch den Verluſt ihrer feſten Schlöſſer brach, ſich auch in Zukunft gegen ähnliche Gefahren zu ſichern. Bey der Vermählung ſeiner dritten Tochter Mathilde, mit dem Grafen Raymund von Barcellona und Provence wurden die verlangten Geſchenke mit wetteifernder Bereitwilligkeit dargebracht. Entfernte Fürſten ſuchten ſeine Verwandſchaft, die Geſandten der größten Monarchen warben um ſeine Gunſt. Heinrich IV, der ſchon als Kind auf die Throne von Deutſchland und Italien erhoben worden war, und den ſein erbitterter Kampf mit dem Oberhaupt der Kirche ſo berühmt gemacht hat, trug ihm ein enges Freundſchaftsbündniß an, und die Belehnung mit dem Gebieth von Fermo in der anconitaniſchen Mark, welches Robert dem Pabſt entriſſen hatte, ſollte das Siegel der neuen Verbindung ſeyn.

Gregor gerieth bey dieſer Nachricht in die heftigſte Beſtürzung. In dem Moment, wo er im Begrif war, das ſtolze Gebäude, das er unter der Regierung ſeiner vier Vorgänger entworfen und aufgeführt hatte, zu vollenden, ſah er ſich auf dem Punct, die Früchte jahrelanger Arbeit durch einen unvorgeſehnen Zufall zu verlieren. Zwey große Zwecke hatte er ſich zum Ziel geſetzt, die Unabhängigkeit der Kirche von der weltlichen Macht zu gründen, und das Scepter des abendländiſchen Kaiſerthums als ein Lehn des heiligen Stuhls zu vergeben oder zurückzunehmen. Beide zu erreichen wagte er Freiheit und Leben. Während der Minderjährigkeit Heinrichs waren große Fortſchritte gethan worden, jetzt kam alles darauf an, das gewonnene Feld gegen den aufs äuſerſte gebrachten Gegner zu behaupten. Von den Baronen ſeiner Hauptſtadt ins Gefängniß geworfen und perſönlich gemißhandelt, in Todesgefahr bey jedem Auflauf des Volks, ſchleuderte er Bann und Fluch gegen den König; von einer Kirchenverſammlung in Deutſchland abgeſetzt, wagte er es unerſchrocken, den mächtigen Heinrich ſeiner Kronen verluſtig zu erklären. Umſonſt vereinigten ſich die Biſchöfe Deutſchlands und der Lombardey mit dem König wider einen Pabſt, der mit unerbittlicher Strenge gegen die Simonie eiferte, und die Prieſter zur Eheloſigkeit zwang; Gregor fand in dem Ehrgeiz der deutſchen Fürſten ein ſtets bereitwilliges Werkzeug zur Ausführung ſeiner kühnen Entwürfe, und die Freundſchaft der Gräfin von Tuſcien ſicherte ihm gegen die Angriffe ſeiner lombardiſchen Feinde. Schon triumphirte der Pabſt, denn

Heinrich kämpfte in Deutſchland mit dem Gegenkönig Rudolph von Schwaben, und war nicht im Stande ſeine Anhänger in Italien zu unterſtützen, aber Robert befand ſich gleich ihm im Bann der Kirche, er hatte durch feindſelige Unternehmungen die Rache Gregors gereizt, und Rebellion war in Apulien wie in Deutſchland die Folge des päbſtlichen Fluchs geweſen. Was war natürlicher, als daß die gemeinſchaftliche Feindſchaft eine enge Verbindung zwiſchen dem König und dem Herzog knüpfen mußte?

Gregors Politik und die Klugheit Roberts, der über die Gegenwart hinausſah, und die Folgen eines Schritts, der für immer entſcheidend ſeyn konnte, genau erwogen hatte, täuſchten die Erwartung des Königs. Der Pabſt beſchloß um jeden Preis die Vereinigung zweier Fürſten zu hindern, die durch ihre Macht und die Lage ihrer Beſitzungen, nicht nur ſeine perſönliche Sicherheit, ſondern auch die Gewalt des römiſchen Stuhls in Gefahr bringen, und den Nachfolger des Apoſtels zu dem Range eines Biſchoffs herabſetzen konnten. Einer von ihnen mußte gewonnen werden, und die Wahl wurde dem heiligen Vater nicht ſchwer. Er duldete die Mißhandlungen ſeiner Barone, er konnte dem Herzog der Normannen, ſeinem Vaſallen, eine Beleidigung verzeihen, aber dem Könige von Deutſchland und Italien, dem gefürchteten Bewerber um die Kaiſerkrone, durfte er keinen Fußbreit weichen.

Der Abt von Monte Caſino, der ſchon ſeit einiger Zeit an einer Ausſöhnung zwiſchen dem Pabſt und dem Herzog gearbeitet hatte, bekam nun weitläufige Aufträge von dem heiligen Vater. Er übernahm es, die gefürchtete Verbindung zu hintertreiben, und Robert, ſo vortheilhaft ihm auch der Antrag des deutſchen Königs ſcheinen mußte, überzeugte ſich doch, daß die Freundſchaft Gregors für ihn von noch weit größerem Nutzen ſey. Wie leicht konnte Heinrich, wenn es ihm gelungen war, die Macht des heiligen Stuhls zu unterdrücken, auf den Einfall gerathen, die alten, noch nicht verjährten Rechte des Kaiſerthrons auf das untere Italien geltend zu machen? Und welche erwünſchte Gelegenheit, das Joch des Herzogs abzuſchütteln, würde dadurch nicht den Groſſen der Normannen dargebothen werden? Alle Anſprüche Roberts gründeten ſich auf das Geſchenk der Päbſte, mit ihnen mußten auch ſeine Rechte fallen. Und überhaupt fand er es auch bequemer, der Vaſall eines Geiſtlichen, der keine vollziehende Gewalt beſaß, als eines weltlichen Fürſten zu ſeyn, dem die Macht ganzer Königreiche zu Gebothe ſtand. Alle die Gründe unterſtützten die Vorſtellungen des Abtes, und der Antrag des deutſchen Monarchen wurde mit einer höflichen Entſchuldigung abgelehnt.

In dieſen Verhältniſſen konnte die Ausſöhnung nicht anders als aufrichtig ſeyn, aber das Anſehn des römiſchen Stuhls mußte gedeckt, die erſten öffentlichen Schritte mußten von Roberts Seite gethan werden. Eine Reiſe des heiligen Vaters nach Benevent im Jahr 1080 gab zu einer Zuſammenkunft Gelegenheit. Zu Aquino führte Deſiderius den Herzog in das Zimmer des Pabſtes, der ſeinen Fußfall nicht annahm, ſondern ihn ſogleich aufhob, um-

Karlos.

Weil es Ihr Eid, weil es Ihr Herz verbietet?

Königin.

Weil meine Pflicht — — Unglücklicher, wozu
Die traurige Zergliederung des Schickſals,
Dem Sie und ich gehorchen müſſen?

Karlos.

Müſſen?
Gehorchen müſſen?

Königin.

Wie? Was wollen Sie
Mit dieſem feierlichen Ton?

Karlos.

So viel,
Daß Karlos nicht geſonnen iſt, zu müſſen,
Wo er zu wollen hat; daß Karlos nicht
Geſonnen iſt, der Unglückſeligſte
In dieſem Reich zu bleiben, wenn es ihm
Nichts als den Umſturz der Geſetze koſtet,
Der Glücklichſte zu ſeyn.

Königin.

Verſteh' ich Sie?
Sie hoffen noch? Sie wagen es, zu hoffen,
Wo Alles, Alles ſchon verloren iſt?

Karlos.

Ich gebe nichts verloren, als die Todten.

Königin.

Auf mich, auf Ihre Mutter hoffen Sie? —

(Sie ſieht ihn lange und durchdringend an — dann mit Würde und Ernſt:)

armte, und neben ſich ſitzen ließ. Alle Umſtehende traten aus Ehrfurcht zurück, und Robert hatte eine lange geheime Unterredung mit dem Nachfolger des Apoſtels. Gregor verſprach ihm das Patriciat der Stadt Rom, und ſoll ihn ſogar zu der Krone von Italien, die er dem verbannten Heinrich entreiſſen, und überhaupt von dem deutſchen Königreich trennen wollte, Hofnung gemacht haben.

So bald die geheimen Artikel des Vertrags berichtigt waren, wurden die Anweſenden eingeladen, an der Unterredung Theil zu nehmen. Robert erhielt unbedingte Abſolution, leiſtete dem Pabſt den Huldigungseid, und verſprach die feſtgeſetzte Abgabe zu entrichten. Er blieb im Beſitz des Fürſtenthums Benevent, die Stadt behielt der römiſche Stuhl. Bey der feierlichen Belehnung wählte der kluge Gregor eine Formel, wodurch er über den Hauptpunkt des Streits hinglitt, ohne jedoch der Kirche ihre Rechte zu vergeben. Nachdem er die Provinzen genannt hatte, welche ſchon durch ſeine Vorfahren den Normannen zugeſichert waren, ſetzte er hinzu: „In denen Ländern „aber, welche du mit Unrecht beſitzeſt, als in dem Fürſtenthum Salerno, in Amalfi und einem Theil des Gebieths von Fermo, dulde ich dich jetzt mit Ergebung, und „im Vertrauen auf Gottes Allmacht und deine Rechtſchaffenheit.“

Ungeachtet dieſer feſten Verbindung weigerte ſich Robert dennoch mit dem deutſchen König zu brechen, und behauptete auch im folgenden Jahre, da Heinrich ſeinen

Gegner in Deutſchland beſiegt, und in Italien das Heer der Gräfin Mathilde geſchlagen hatte, die ſtrengſte Neutralität. So wenig er ſich durch die angebothne Freundſchaft Heinrichs, der von Ravenna aus die Unterhandlungen erneuerte, und ſogar eine Heirath zwiſchen ſeinem Sohn Conrad und einer der Töchter des Herzogs verſchlug, hinreißen ließ, ſo wenig waren die Entwürfe des Pabſtes im Stande ihn zu blenden. Die Krone Italiens, welche der heilige Vater ihm verſprochen hatte, konnte ſeinem Ehrgeiz ſchmeicheln, aber die Schlüſſe Gregors ſchienen ihm nichts weniger als untrüglich. Wenn es ihm auch gelungen wäre, die Widerſetzung der Italiener zu beſiegen, ſo ſah er doch voraus, daß er ihren Wankelmuth nur ſo lange, als kein neuer Bewerber ſich ihm entgegenſtellte, würde beherrſchen können. Seit dem Zeitalter der Ottonen betrachteten die Deutſchen die Krone Italiens als das Erbtheile ihrer Könige, und die Römer ſowohl als die Lombarden zogen die unſichere Herrſchaft eines entfernten Oberhaupts der nachdrücklichen Regierung eines einheimiſchen Monarchen vor. Heinrich ſtand ſiegreich an den Grenzen des römiſchen Gebieths, und nichts widerlegte die kühnen Behauptungen des Pabſtes deutlicher, als ſeine dringenden Bitten um Hülfe. Robert wußte, daß in Deutſchland allein die furchtbare Macht des Königs gebrochen werden konnte, aber ihr in Italien Schranken zu ſetzen, durfte vielleicht bald nothwendig werden. Er beſchloß, auf keinen Fall den Pabſt ganz ſinken zu laſſen, für jetzt aber den Streit noch von ferne zu beobachten, und die Vortheile, die daraus für ihn erwachſen konnten, von der Zeit und den Umſtänden zu erwarten.

Seine Abſichten waren auf einen andern Gegenſtand gerichtet, die Eroberung des morgenländiſchen Kaiſerthums ſchien ſeinem Ehrgeiz ein erhabneres Ziel als der unſichre, von den Deutſchen beſtrittne Beſitz der Krone Italiens. Die byzantiniſchen Monarchen beherrſchten nur noch einen kleinen Theil von den Reichen Juſtinians, aber auch in dieſem geſunknen Zuſtande übertraf das griechiſche Kaiſerthum an Ausdehnung und Volksmenge die mächtigſten Staaten Europas. Vor dem Schwerdt der Ungläubigen hatten ſich aus den verlohrnen Ländern die reichſten Einwohnern mit ihren Schätzen, ihren Künſten und Gewerben nach dem Mittelpunkte des Reichs gerettet, ein betriebſames Volk bewohnte die Provinzen von Thracien, Macedonien und Griechenland, die aſiatiſche Küſte des ſchwarzen und ägeiſchen Meeres, und die zahlreichen Inſeln des Archipelagus, alle Vortheile des Bodens, des Clima's und der Lage vereinigten ſich den Wohlſtand dieſer Länder zu erhöhen, und die ungeheure, noch nie eroberte Kaiſerſtadt beherrſchte noch immer den Handel der drey Welttheile.

Unermeßliche Summen floſſen jährlich in die kaiſerliche Schatzkammer, und die unumſchränkte Gewalt des Monarchen ſetzte ihn in den Stand, alle Hülfsquellen des Staats zu dem dringendſten Bedürfniß anzuwenden. Die Mauern von Conſtantinopel allein umſchloſſen eine zahlreichere Mannſchaft, als die Normannen bey der äuſerſten Anſtrengung in allen ihren Provinzen aufbringen konnten, und die Unternehmung, ein ſo mächtiges Reich mit den geringen Mitteln, die dem Herzog zu Geboth ſtanden, umſtürzen zu wollen, ſchien auf den erſten Anblick abentheuerlich, ja beinahe unmöglich. Aber Robert ließ ſich durch den Schein nicht abſchrecken, er hatte ſeine Kräfte und den Widerſtand, den er zu finden erwarten konnte, genau berechnet, und hielt ſich des glänzendſten Erfolgs verſichert. Auf die Schwäche einer fehlerhaften Staatsverfaſſung, auf den ſchlechten Zuſtand der griechiſchen Kriegsheere, und auf den entnervten Charakter eines tief geſunknen Volkes gründete er ſeine Hofnungen. Keine Provinz des byzantiniſchen Reichs hatte ſich gegen die verheerenden Einfälle der Barbaren ſchützen können, und die Hauptſtadt ſelbſt war gewohnt, einen feindlichen Angriff lieber durch Geld abzukaufen, als ihm die Tapferkeit ihrer Bürger entgegen zu ſetzen. Die Leichtigkeit, womit die Griechen ihre Schätze erwarben, und die Gewißheit, daß die Summen, womit ſie ihre Sicherheit bezahlten, durch die mannichfachen Kanäle des Handels ihnen in kurzem wieder zuſtrömen mußten, machten ſie verſchwenderiſch mit ihren Reichthümern, aber karg mit ihrer Perſon. Sie ſcheueten den Tod mehr als Schande, Beſchwerden mehr als Sclaverey. Längſt hatte die Weichlichkeit eines üppigen Volks ſich beynahe ganz dem Kriegsdienſt entzogen, die Vertheidigung der Grenzen, der Hauptſtadt und des Monarchen ſelbſt war Fremdlingen anvertraut, die ſtets bereit ſtanden, ihr erkauftes Schwerdt für den beſſern Bezahler zu ziehn. Die Spiele des Circus und die Zänkereien der Prieſter waren die leidenſchaftliche Beſchäftigung der Bürger von Conſtantinopel geworden; ein Volk, das ruhig ſeine beſten Fürſten von nichtswürdigen Uſurpatoren verdrängen ſah, und es nicht wagte, einen Schatten von Freiheit gegen das drückendſte Joch blutdürſtiger Tyrannen zu behaupten, kämpfte im wüthenden Tumult um den Vorzug ſeiner Lieblinge auf der Rennbahn, oder die verſchiedne Auslegung einer dunkeln Schriftſtelle, und unbekümmert, welchem entfernten Oberhaupt ihre Satrapen gehorchten, folgten die ſclaviſchen Provinzen geduldig dem Beiſpiel der Hauptſtadt, oder den Gebothen eines nahen Befehlshabers.

Alle Kraft war aus dem Charakter des Volks und aus der Verwaltung des Staats gewichen; den Schein der Hoheit darzuſtellen, war die große Kunſt der Regierung. Der Deſpot ſelbſt, an deſſen Willkühr Glück und Leben von Millionen hieng, gehorchte als ein Sclav dem Ceremoniel ſeines eignen Pallaſtes, und zitterte bey der Läſterung eines Prieſters, die ſeine Rechtglaubigkeit zweifelhaft machte, bey der geringſten Unzufriedenheit ſeiner ausländiſchen Leibwachen, oder der Nachricht von dem verdächtigen Betragen eines entfernten Statthalters. Mönche, Weiber und Verſchnittne theilten die Würden des Staats und der Armeen aus, und die Intriguen des Pallaſtes hoben Verbrecher auf den Thron und ſtießen Monarchen in's Kloſter. Selbſt den beſſern unter den Kaiſern blieb unter dem gedoppelten Zwang des Glaubens und der

Etiquette, und im gefährlichen Kampf mit den Verſchwörungen der Höflinge und den Factionen der Hauptſtadt weder Zeit noch Macht übrig, die Mängel des Staats zu verbeſſern oder den eindringenden Feinden ſich entgegen zu ſtellen.

Fürchterlicher als jemals zerrütteten die vereinten Uebel des innern Verderbens und auswärtiger Anfälle das griechiſche Kaiſerthum, nach dem Abgang der männlichen Nachkommen Baſils des Macedoniers. Die kurzen Regierungen des erſten Komnenes und Romanus Diogenes waren vorübergehende Sonnenblicke, welche die Laſter einer Reihe unwürdiger Regenten nur noch auffallender machten. Verachtet von ſeinen Unterthanen beſchäftigte ſich Michael Dukas mit den Spitzfündigkeiten ſophiſtiſcher Unterſuchungen in den Schulen des Pſellus, unterdeß der Kornwucher ſeiner Günſtlinge ihm einen ſchimpflichen Beinamen zuzog, und der Thron eines türkiſchen Sultans zu Nicäa die Majeſtät der Nachfolger Conſtantins höhnte. Michael wurde durch die Rebellion der Anführer ſeiner Heere des Purpurs beraubt, aber Nicephorus Botaniates hielt das Scepter in eben ſo ſchwachen Händen als ſein Vorgänger, und die Provinzen auf beiden Seiten des Bosphorus, an der Donau und im Innern Griechenlands ſeufzten unter den verheerenden Einfällen der Scythen und Türken, und unter den Zerrüttungen eines unglücklichen Krieges gegen vier empörte Feldherren.

Dieſen Zeitpunkt wählte Robert, das wankende Kaiſerthum anzugreifen, ſeine Zurüſtungen waren vollendet, und Michaels Fall, mit welchem auch Konſtantin, der Tochtermann des Herzogs, vom Thron ſtürzte, gab ihm den Vorwand zum Kriege. Die Beute der Rebellen hatte ſeinen Schatz bereichert, und er wendete zwey volle Jahre an, ſeine Landmacht und ſeine Flotte in einen furchtbaren Zuſtand zu ſetzen. Ungeheure Vorräthe von Proviant und andern Kriegsbedürfniſſen wurden auf die Laſtſchiffe geladen, und die völlig fertigen Belagerungsmaſchinen durften nur zuſammengeſetzt werden, um ſogleich zum Gebrauch fähig zu ſeyn. Aus den Häfen des adriatiſchen, des joniſchen und ſiciliſchen Meeres giengen neugebaute Galeeren hervor, bey Otranto warf eine raguſaniſche Hülfsflotte die Anker, und die zahlloſen Seegel der flachen Fahrzeuge bedeckten den Meerbuſen von Tarent.

Aber vergebens bemühte ſich Robert, durch Freigebigkeit und große Verheißungen den Normannen Luſt zu dieſer Unternehmung zu machen. Der Beſitz des ſchönſten Landes in Italien ſchien ihre Wünſche befriedigt zu haben, es bedurfte eines noch nicht erfundnen Sporns, ſie ohne Widerwillen aus ihren blühenden Pflanzungen zu treiben. Eine kleine Anzahl vom Geiſt der Eroberung angefeuerter Jünglinge ausgenommen, folgten die Uebrigen ihm halb gezwungen in ein fernes, durch Meere von ihnen getrenntes Land. Sein Vorſatz wurde dadurch nicht erſchüttert; überzeugt, daß die, welche jetzt ungern auszogen, an dem griechiſchen Ufer doch tapfer fechten würden, eilte er zur Ausführung. Von ungefähr, oder auf ſeine Veranſtaltung erſchien zu Salerno ein Mönch, der ſich für den in ein Kloſter geſtoßnen Kaiſer Michael ausgab. Er wurde in öffentlicher Verſammlung gehört, und flehte mit Thränen und Seufzern um Schutz und um Rache an ſeinen Verfolgern. Bey dem Vater der Prinzeſſin Helena, die ſein Unglück theilte, glaubte er ſeine Abſicht am ſicherſten zu erreichen, und er hätte keinen glücklichern Zeitpunkt wählen können, als den, wo ſein Rächer ſchon im Begriff war, ihm zu Hülfe zu eilen. Zwar wollten verſchiedne Normannen, die ehemals an Michaels Hofe geweſen waren, ſeine Züge in dem Mönch nicht wieder erkennen, aber die Art, wie Robert ihn empfieng, legte jedermann Stillſchweigen auf. Mit dem Purpur bekleidet bewohnte er die ſchönſten Zimmer des Herzoglichen Pallaſtes, und man bediente ihn mit aller der Ehrfurcht, die allein das Schickſal des erhabnen Flüchtlings erleichtern konnte. Mit einem Pomp, den Robert ſelbſt in ſeinen Feldzügen nie gekannt hatte, wurde er nach Otranto geführt, und überall dem ſtaunenden Volke gezeigt.

Ein Geſandter gieng voraus, um ſeine Wiedereinſetzung auf den conſtantinopolitaniſchen Thron zu fodern. Er fand das Scepter ſchon nicht mehr in der Hand, die es dem unglücklichen Michael entriſſen hatte. Durch die Klugheit und Tapferkeit ſeines erſten Feldherrn war Nicephorus Botoniates dem Verderben entriſſen worden, womit ihm die Empörung mächtiger Nebenbuhler drohete, aber Undank und die Misgunſt der Höflinge machten den Beſchützer des Throns zum Rebellen. Alexius Komnenes behielt nur zwiſchen dem Untergang oder der Krone die Wahl; er hatte ſeine Hauptſtadt erobert, ſeine Feſtungen und Provinzen mußte er den Mißvergnügten entreißen, um ſie gegen Türken und Normannen zu behaupten. Glücklichere Umſtände konnten Roberts Unternehmung nicht begünſtigen. Er eilte, die letzten Maßregeln zu nehmen, und für die Ruhe ſeiner Staaten während einer langen Abweſenheit zu ſorgen. Zu Otranto ſtellte er Rogern, den erſtgebohrnen Sohn ſeiner zweiten Gemahlin Gaita, dem Volke und den verſammleten Baronen, als ſeinen Nachfolger in der Regierung und ihren Regenten während des Feldzuges vor. Politik noch mehr, als Nachgiebigkeit gegen ſeine Gemahlin, bewog ihn, den jüngern Bruder dem Aeltern, den Sohn der Longobardiſchen Prinzeſſin dem Sohne Alveradens vorzuziehen. Die Liebe der Eingebohrnen ſollte das Scepter eines von mütterlicher Seite aus ihrem edelſten Blut abſtammenden Fürſten unterſtützen. Der heldenmüthige Bohemund konnte gleich ſeinem Vater ſich ein Erbtheil erkämpfen, und war vielleicht grade jetzt im Begriff, ſich eine Krone zu erwerben.

Er gieng mit funfzehn Galeeren voraus, die Küſte von Albanien und der Inſel Corfu zu unterſuchen, und einen Platz zur Landung zu beſtimmen. Weder Truppen, noch Kriegsſchiffe widerſetzten ſich ihm, das erſchreckne Landvolk unterwarf ſich, oder floh bey ſeiner Annäherung. Er nahm Butrinto ein, Corfu that keinen Widerſtand, und Robert konnte ſein Heer in voller Sicherheit überſetzen. Hundert und funfzig flache Fahrzeuge trugen jedes zweyhundert Mann, Robert ſelbſt fuhr an der Spitze von dreizehnhundert normänniſchen Rittern über, und führte, gleich den übrigen ſein Pferd am Zügel. Der kriegeriſche Pomp des Uebergangs, die Menge der Fahrzeuge, die bey hellem Wetter auf dem Meer hinglitten, und die ſtolze Begleitung der Galeeren gaben das prächtigſte Schauſpiel. Hingeriſſen von Enthuſiaſmus ſtieß das Heer ein Freudengeſchrey am feindlichen Ufer aus. Vergeſſen waren alle Sorgen der Heimath, Heldengefühl belebte jede Bruſt, und Robert zog die glücklichſte Vorbedeutung aus der allgemeinen Freude der Krieger.

Ihre erſten Fortſchritte waren eine Kette von Eroberungen; Aulon öfnete dem Sieger die Thore, die ganze Seeküſte erkannte ſeine Geſetze, nur Durazzo allein ſchien ſeinem raſchen Gange ein Hinderniß entgegenſetzen zu wollen. Alexius, der dieſen Ort mit Recht als den Schlüſſel ſeiner weſtlichen Provinzen betrachtete, hatte das Einzige, was ihm in der Verwirrung ſeiner Angelegenheiten möglich war, gethan, indem er einen erfahrnen Feldherrn, Georg Palaeolog, als Befehlshaber dahin abſchickte. Die ihm anvertraute Stadt einem verdächtigen Kommandanten zu entreißen, ohne Geld und ohne Truppen den Angriffen der Feinde zu widerſtehn, war der ſchwere Auftrag, den Georg glücklich ausführte. Die Mauern wurden in der Geſchwindigkeit ausgebeſſert, die Bürger übernahmen ſelbſt die Vertheidigung, und in einer hartnäckigen Gegenwehr bewieſen ſie, daß der Muth der alten Epiroten auf ihre ſpäten Nachkommen fortgeerbt war.

Warum nicht? O! der neu erwählte König
Kann mehr als das — kann die Verordnungen
Des abgeſchiednen durch das Feu'r vertilgen,
Kann ſeine Bilder ſtürzen, kann ſogar —
Wer hindert ihn? — die Mumie des Todten
Aus ihre Ruhe zu Eſkurial
Hervor an's Licht der Sonne reißen, ſeinen
Entweihten Staub in die vier Winde ſtreun,
Und dann zuletzt, um würdig zu vollenden —

Karlos.

Um Gottes willen, reden Sie nicht aus!

Königin.

Zuletzt noch mit der Mutter ſich vermählen.

Karlos.

Verfluchter Sohn!

(Er ſteht einen Augenblick ſtarr und ſprachlos.)

Ja, es iſt aus. Jetzt iſt
Es aus. — Ich fühle klar und helle, was
Mir ewig, ewig dunkel bleiben ſollte.
Sie ſind für mich dahin — dahin — dahin —
Auf immerdar! — Jetzt iſt der Wurf gefallen.
Sie ſind für mich verloren — O in dieſem
Gefühl liegt Hölle — Hölle liegt im andern,
Sie zu beſitzen. — Weh! Ich faſſ' es nicht,
Und meine Nerven fangen an zu reißen.

Königin.

Beklagenswerther, theurer Karl! Ich fühle —
Ganz fühl' ich ſie, die namenloſe Pein,
Die jetzt in Ihrem Buſen tobt. Unendlich,
Wie Ihre Liebe, iſt Ihr Schmerz. Unendlich,

Robert eilte, ſie einzuſchließen. Der Marſch in einem durchſchnittnen Lande würde das Gepäck und die ſchweren Maſchinen zu lange aufgehalten haben, die See war ruhig, und bey dem heiterſten Wetter ſeegelte die Flotte an der Küſte hin. Schon hatte ſie die Hälfte der Fahrt zurückgelegt, als plötzlich ein in dieſer Jahrszeit ungewöhnlicher Sturm ſich erhob. In einem Augenblick waren die Schiffe zerſtreut. Eine Menge der belaſteten Fahrzeuge verſank im ofnen Meere, die glücklichern ſcheiterten am Geſtade. Mit Mühe entgieng die Galeere des Herzogs dem Schiffbruch. Der Wuth des tobenden Wetters ausgeſetzt, ſtand er auf einem Vorgebirge, und ſah mit bitterm Schmerz den Verwüſtungen des Orkanes zu. Die Trümmern der ungeheuern Zurüſtung ſchwammen auf dem Meere, die ſchäumenden Wellen ſpielten mit Leichnamen von Menſchen und Pferden, und mit der Arbeit mehrerer Jahre. Alle ſeine Maſchinen waren vernichtet, ſeine Vorräthe verſunken oder unbrauchbar geworden, und ein großer Theil der Mannſchaft hatte den Tod in dem furchtbaren Elemente gefunden.

Sieben Tage brachte er zu, die Ueberbleibſel aus dem Schiffbruch und die Geretteten zu ſammlen. Den Muth der Niedergeſchlagnen wieder zu beleben, war ſeine erſte Sorge; ſeinen Verluſt zu erſetzen, mußte Bohemund nach Italien übergehn. Neue Fahrzeuge wurden in den apuliſchen Häfen erbauet, und die beſchädigten ausgebeſſert. Die verſchlagnen Galeeren kehrten in den Hafen von Aulon zurück, und wurden durch ſpäter angekommne aus Dalmatien und Sicilien verſtärkt; friſche Truppen ſtießen zu dem Heere, das jetzt ſich tiefer ins Land zog, um den ſchädlichen Ausdünſtungen der Leichen am Ufer zu entgehn.

Es rückte nun ohne Verzug vor Durazzo, und Robert ließ die Bürger auffodern ſich ihrem rechtmäßigen Monarchen zu unterwerfen. Unter Pauken und TrompetenSchall und von ſingenden Chören umgeben, zeigte ſich der Mönch an den Mauern, aber der Spott der Einwohner trieb ihn zurück. Beſſer glückte der Betrug bey dem geängſteten Landvolk, das unbekümmert, ob Michael der wahre Kaiſer ſey, oder nicht, begierig ſich ſeinem Schutz unterwarf. Georg Palaeolog ſandte Eilbothen an den Kaiſer, den Entſatz zu beſchleunigen, und ihn zu überzeugen, daß die Abſicht der Feinde nicht blos auf einen räuberiſchen Streifzug, ſondern auf die wirkliche Eroberung des Landes gerichtet ſey. Alexius war von Allem entblößt; ohne Geld und ohne Truppen mußte er in ſeiner Entſchloſſenheit, und in einer klugen Anwendung der ungebrauchten Kräften des Staats die Mittel zur Rettung ſuchen. Ehe er noch die Krone auf ſeinem Haupt befeſtigt hatte, wagte er es, die Schätze der Kirchen zur Beſoldung des Heeres anzuwenden, das ſein thätiger Geiſt beinahe aus dem Nichts hervorrief. Mit den Venetianern unterhandelte er um Schiffe, mit den Türken um Hülfsvölker. Die erſteren ließen ſich lange erwarten, aber Eiferſucht auf die neue Seemacht der Normannen, und reiche Geſchenke des Kaiſers, überzeugten die Republik von der Nothwendigkeit ihrem entfernten Schutzherrn beyzuſtehn, und in kurzer Zeit erſchien ihre Flotte an der epirotiſchen Küſte.

Bohemund ſegelte ihr kühn entgegen, und der Erfolg des erſten Tages hob den ſinkenden Muth ſeiner Normannen, die in den glücklichen Wohnſitzen Apuliens ihr altes Handwerk der Freibeuterey lange vergeſſen hatten. Aber die Beherrſcher des adriatiſchen Meeres ließen ſich durch einen kleinen Verluſt nicht niederſchlagen. Sie lagen die Nacht in Schlachtordnung vor Anker, und erneuerten am folgenden Tage den Angrif. Ihre verſpringenden Flügel droheten die Flotte Bohemunds zu umzingeln, die höhere Bauart ihrer Schiffe, war dem Wurf des Geſchützes günſtig, und von ihren hervorragenden Caſtelen prallten die Spieße der Gegner ohne Wirkung ab. Schwere, von der Höhe herabgeworfene Klötze, zertrümmerten Bohemunds Schiffe, ſeine Galeere borſt mitten entzwey, und er ſtürzte von einem dichten Pfeilhagel überſchüttet ins Meer. Schwimmend rettete er ſich auf ein andres Schiff, den Kampf zu erneuern, aber ſeine erſchroknen Bundsgenoſſen ruderten dem Ufer zu, viele ihrer Galeeren wurden eine Beute der Sieger, und Robert, der zu gleicher Zeit einen Ausfall der Beſatzung zu bekämpfen hatte, mußte einen Theil ſeiner Landmacht an das Geſtade verrücken laſſen, um mit dem Geſchütz die andringenden Venetianer zurückzutreiben. Eine dicke Rauchwolke, die plötzlich in ſeinem Rücken aufſtieg, verkündigte ihm neues Unglück. Paläolog hatte ſeine Abweſenheit benutzt, um das Lager anzugreifen, das zurückgebliebne Fußvolk nahm die Flucht, und nur mit der größten Anſtrengung konnte ein Theil des Gepäcks und der noch unvollendeten Maſchinen gerettet werden.

Schlag auf Schlag folgte jetzt ein Unfall dem andern. Mit der Herrſchaft des Meers kehrten auch die eroberten Inſeln unter den Gehorſam des Kaiſers zurück, die Venetianiſchen Schiffe bewachten die Küſten, und weder Verſtärkung an Mannſchaft noch Lebensmitteln konnten aus Italien herüber gebracht werden. Mit beiden wurde die belagerte Stadt reichlich verſehen, und Paläolog wagte es jetzt mit glücklichem Erfolg, den Belagerern auch die Zufuhre auf dem feſten Lande abzuſchneiden. Hunger wüthete in Roberts Lager, eine tödliche Seuche war die unmittelbare Folge davon, und in der kurzen Zeit von drey Monathen wurden fünfhundert Ritter und über zehntauſend Gemeine von dem fürchterlichen Uebel hingeraft.

Bey allen dieſen Widerwärtigkeiten blieb Robert allein unerſchüttert, das allgemeine Elend kränkte ihn, ohne ihn zu beugen. Er gieng in den Gezelten umher, tröſtete die Leidenden, ſuchte den Muth der Geſunden wieder aufzurichten, und theilte ſeinen ſparſamen Vorrath mit den Kranken. Die Arbeiten der Belagerung wurden mit unermüdetem Eifer fortgeſetzt. Den Winter über verſchanzte ſich der Reſt des vor kurzem ſo furchtbaren Heeres in der Entfernung eines Pfeilſchußes von der Stadt, und neue Maſchinen giengen unter den Händen der fleißigen Werkleute hervor. Ein ungeheurer Thurm, groß genug, um fünfhundert Krieger zu faſſen, ſtand endlich auf Walzen im Gleichgewicht. Langſam wurde er gegen die Mauer hingeſchoben, und eine ausgeſuchte Schaar erwartete das Zeichen, aus der Fallthür hervorzubrechen. Aber in jeder Art der Kunſtfertigkeit, waren die Griechen den Normannen überlegen; Paläolog hatte den Bau des Thurms von ferne betrachtet, ein ſchweres, mit Eiſen beſchlagnes Balkenſtück lag auf ſeiner größten Steinſchleuder bereit. In dem Augenblick, wo die Fallthür niederſank, ſchmetterte der abgeſchoßne Balken ſie in Trümmern, und ehe noch der Schaden verbeſſert werden konnte, loderte das hölzerne Gebäude, mit künſtlichem Feuer überſchüttet, in die Höhe.

Ein letzter Verſuch, ſich die Herrſchaft des Meeres oder wenigſtens freye Gemeinſchaft mit Italien wieder zu erkämpfen, fiel eben ſo unglücklich aus. Die Venetianer vernichteten Roberts Flotte; keine Mannſchaft, keine Lebensmittel, nicht einmahl Nachricht konnte aus der Heimath herüberkommen, Hunger und Krankheit wütheten unter den Belagerern fort, und das Gerücht von der Annäherung des Kaiſers, an der Spitze eines unzählbaren Heeres, ſchlug den Muth der durch ſo manchen Unfall geſchwächten Normannen völlig nieder.

Schon die Namen der Völker, welche unter Alexius Fahnen ſich verſammelt hatten, verbreiteten Schrecken und Verzweiflung. Es waren nicht blos weichliche Griechen, ſondern die tapferſten Völker des Nordens, die in der Mitte dieſes durch den Ruf unendlich vergrößerten Heeres fochten. Die Leibwachen der Varangier und Scandinavier, der fabelhaften Nationen der baltiſchen Küſte, deren Andenken ſich in den Sagen und Volksliedern der Normannen erhalten hatte, machten den Kern der kaiſerlichen Kriegsmacht aus. Dänen und Britten, von dem Schwerdte der nordiſchen Eroberer aus ihren entfernten Wohnſizen vertrieben, erſchienen hier, an den Brüdern ihrer Ueberwinder die Schmach des Vaterlands zu rächen; gleiches Unrecht und neuere Beleidigungen hatten mit ihnen die Ausgewanderten aus Roberts Staaten verbunden. Die rauhen Bewohner Bulgariens waren durch ihre fanatiſche Tapferkeit, und eine hartnäkige Geduld in den härteſten Beſchwerden berühmt, und die, durch ihre Pfeile den gedrängten Haufen ſo furchtbare türkiſche Reuterey, ſchwärmte auf allen Seiten um die Armee des Kaiſers. Mehr durch perſönlichen Muth, und die Pracht ihres Aufzuges, als durch kriegeriſche Talente zeichnete ſich die Jugend des Hofes aus, und die Veteranen, die in Aſien gegen die Türken gefochten hatten, vergrößerten die fürchterliche Macht, welche in ſteter Schlachtordnung durch die Ebnen Macedoniens heraufzog.

Alexius hatte ſeine Masregeln ſo gut genommen, daß der Ruf von ſeiner Annäherung ihm nur um wenige Tage vorausflog, und ehe die Normannen ſich noch von dem erſten Schrecken erholt hatten, erſchienen die türkiſchen Reuter ſchon auf dem nahen Gebirge.

Der Herzog verbarg dem verſammleten Kriegsrath keinesweges die Größe der drohenden Gefahr. Ein gefangner Anführer leichter Truppen, der ſich zu weit gewagt hatte, gab eine genaue Nachricht von der Stärke des Feindes, die ſich ohne alle Uebertreibung doch auf 70,000 Mann belief. „Ihr wißt nun alles", ſetzte Robert hinzu, „es „bleibt uns keine Wahl, wir müſſen ſterben oder ſiegen. „Einigkeit und ſtrenger Gehorſam allein können uns retten. Um den Feigen auch den Gedanken der Flucht zu „benehmen, iſt mein Rath, wir verbrennen unſer befeſtigtes Lager, unſer Gepäck und unſre Schiffe. Der Sieg „giebt uns alles wieder, wo nicht, ſo überhebt uns der „Tod aller Bedürfniſſe. Den Feind wollen wir hier auf „dieſer Stelle erwarten.

Die kalte Größe dieſer Rede that ihre Wirkung. In der dringenden Gefahr verſtummte jede Regung der Mißgunſt, eine allgemeine Beiſtimmung huldigte der Ueberlegenheit des Herzogs, und die Flamme der brennenden Schiffe verkündigte den edelmüthigen Entſchluß der Helden.

Der Schimmer zahlloſer Wachtfeuer erfreuete in der Nacht die belagerte Stadt, mit der Hofnung ihrer nahen Befreiung, und ließ die Normannen die Ausdehnung des feindlichen Lagers beurtheilen. Alexius hatte den Befehlshaber von Durazzo zu ſich berufen, und gleichfalls Kriegsrath gehalten. Paläologus war der Meinung, mit dieſer überlegnen Armee, die ein fruchtbares Land hinter ſich hatte, die Päſſe des Gebirges beſetzt zu halten, mit der Flotte alle Zufuhr über das Meer abzuſchneiden, und durch Hunger und unaufhörliche Angriffe der leichten Reuterey, den Feind aufzureiben. Mehrere der erfahrenſten Feldherren unterſtützten dieſen Rath, aber der Unwillen des Prinzen und Edlen von Alexius Hofe überſtimmte ſie. Die kühne Jugend forderte dringend die Schlacht, und überzeugte den Kaiſer, daß es ſchimpflich ſey, ſie auch nur Einen Tag zu verſchieben.

Robert war mit 15,000 Mann, dem Reſt ſeiner ganzen Macht, über einen Fluß gegangen, der ihn von der Stadt trennte, ſein rechter Flügel dehnte ſich bis an das Meer aus, der linke lehnte ſich an eine Kette von Hügeln. In dieſer Stellung wünſchte er den Angriff zu erwarten, aber ein von des Kaiſers Armee abgeſchickter Haufen, der mit der Beſatzung von Durazzo vereinigt, ſeine linke Seite zu umgeben drohete, zwang ihn, ſich jenſeits der Hügel zu ſetzen. Er mußte durch einen engen Paß gehen, wo er den Pfeilen der türkiſchen Bogenſchützen bloß geſtellt war, und indem ſeine Reuterey ſich wieder ausbreiten wollte, brachte ſie ſelbſt, das vor ihr durchgegangne Fußvolk in Unordnung. In dieſem Augenblick warfen die kaiſerlichen Leibwachen ſich auf den verwirrten Haufen, und ſtürzten ihn theils auf den Paß, theils gegen den Fluß zurück. Die Brücke war abgebrochen, und der fliehende Schwarm drängte nun nach dem Meere zu, wo er von den Venetianiſchen Schiffen mit einem Hagel von Steinen und Pfeilen empfangen wurde. Die Bürger brachen aus der Stadt hervor, und drängten die Wache des wenigen noch übrigen Gepäcks in den Fluß, oder gegen das von allen Seiten beſtürmte Fußvolk. Gaita, Roberts Gemahlin, die hier zurückgeblieben war, gerieth in die größte Gefahr. Mit einem, über ihr Geſchlecht erhabnen

Muth, ſuchte ſie die Fliehenden zu ſammlen, und wieder in das Gefecht zurückzuführen; Ein Pfeil verwundete ſie an der Schulter, ihr Pferd ſtürzte, ſchon waren die Feinde im Begriff, ſie nach den Fahrzeugen hinzuſchleppen, als ſie noch mit Mühe durch ihre tapfre Bedeckung gerettet wurde.

Robert, der ſich bey dem Abbrechen der Brücken, und um den Rücken des Heers gegen die Ausfälle der Belagerten zu decken, verweilt hatte, befand ſich mitten in dem engen Paß, als ein Theil des zerſprengten Fußvolks ſich auf die noch im Durchzug begrifne Reuterey warf. Durch die Kraft der von beiden Seiten Andringenden, wurde der Hohlweg verſtopft, und die bereits durchgegangnen Reuter begannen der Uebermacht des Feindes zu weichen. In dieſen fürchterlichen Augenblicken mußte er ſich mit dem Schwerdt durch ſeine eignen Leute Luft machen, aber der Moment, wo er endlich an der Spitze ſeiner Reuterey erſchien, entſchied auch das Schickſal des Tages. „Wohin „wollt ihr fliehen," rief er mit donnernder Stimme, „zieht „ihr die Knechtſchaft dem Tode vor?" Schnell ordnete er die Reihen, und ſeine achthundert Ritter, die jetzt Raum bekamen, ſich auszubreiten, rannten mit eingelegter Lanze gegen den Feind. Die Varangier und die glänzende Schaar des conſtantinopolitaniſchen Adels, die ſich zu weit von der Hauptmacht entfernt hatten, wurden in ihrer entblößten Seite angegriffen, und auf die Türken geſtürzt. Alexius verzweifelte an der Tapferkeit ſeiner Griechen; ſobald er die Niederlage der Leibwachen ſahe, ergrif er ſelbſt die

Flucht, er bahnte ſich, obgleich verwundet, mit dem Schwerdte den Weg durch einen Haufen Normannen, und entkam nach Lychnidus, dem heutigen Achrida. Fünf bis ſechstauſend Mann von ſeinem Heere lagen auf dem Platze, auf Roberts Seite traf das Schwerdt nur die Feigen, von den Rittern waren nicht mehr als dreißig geblieben. Der Tod des Mönchs, der den Kaiſer Michael vorſtellte, brachte nicht die geringſte Veränderung hervor; der Sieg der Normannen war zu wichtig, der Uebergang von dem hoffnungsloſeſten Zuſtande zu der Erfüllung ihrer kühnſten Wünſche zu raſch, ihr Glück zu vollkommen, als daß ſie nun hätten ſtill ſtehen können. Mit der koſtbaren Beute des griechiſchen Lagers, entſchädigten ſie ſich reichlich für den Verluſt ihres Gepäcks, und Robert zählte eine Menge eroberter Fahnen, und das kaiſerliche Zelt unter ſeinen Trophäen.

Die umliegende Gegend ſtand ihm nun offen, Zufuhr kam im Ueberfluß in ſein Lager, aber Durrazzo widerſtand noch, ſein Heer war bis auf ein Drittheil geſchmolzen, und die ſpäte Jahrszeit ſchien wenig Raum zu neuen Unternehmungen vor dem Winter zu laſſen. Dem ungeachtet rückte der Herzog ſogleich wieder vor die Stadt, und ließ Erdhütten bauen, um ſeine Truppen gegen die Kälte zu ſchützen. Zu ſeinem Hauptquartier wurde ein Hügel mit Verſchanzungen befeſtigt, welche noch lange den Namen: Guiscards Schloß, geführt haben.

Er ſagte die nahe Eroberung von Durrazzo mit einer Zuverſicht voraus, welche vermuthen ließ, daß er auf

Wie er, iſt auch der Ruhm, ihn zu beſiegen.
Erringen Sie ihn, junger Held. Der Preis
Iſt dieſes hohen, ſtarken Kämpfers werth,
Des Jünglings werth, durch deſſen Herz die Tugend
So vieler königlichen Ahnen rollt.
Ermannen Sie ſich, edler Prinz! — Der Enkel
Des großen Karls fängt friſch zu ringen an,
Wo andrer Menſchen Kinder muthlos enden.

Karlos.

Zu ſpät! O Gott! Es iſt zu ſpät!

Königin.

Ein Mann
Zu ſeyn? O Karl! wie groß wird unſre Tugend,
Wenn unſer Herz bei ihrer Uebung bricht!
Hoch ſtellte Sie die Vorſicht — höher, Prinz,
Als Millionen Ihrer andern Brüder.
Parteilich gab ſie ihrem Liebling, was
Sie andern nahm, und Millionen fragen:
Verdiente der, im Mutterleibe ſchon
Mehr als wir andern Sterblichen zu gelten?
Auf! Retten Sie des Himmels Billigkeit!
Verdienen Sie, der Welt voran zu gehn,
Und opfern Sie, was Keiner opferte.

Karlos.

Das kann ich auch. — Sie zu erkämpfen, hab'
Ich Rieſenkraft; Sie zu verlieren, keine.

Königin.

Geſtehen Sie es, Karlos — Trotz iſt es
Und Bitterkeit und Stolz, was Ihre Wünſche
So wüthend nach der Mutter zieht. Die Liebe,

geheime Hülfsmittel rechnen zu können glaubte. Ein Theil der Bürger, der in der Schlacht den Ausfall gethan hatte, war von der Stadt abgeſchnitten worden, und hatte ſich mit dem flüchtigen Heere zurückziehen müſſen. Einen noch unerſetzlichern Verluſt aber hatte ſie durch die Entfernung des tapfern Paläolog erlitten. Ein Venetianer übernahm an ſeiner Stelle die Vertheidung des Schloſſes, und ein epirotiſcher Edler wurde Befehlshaber der Bürger. Eiferſucht und Uneinigkeit waren die Folge der getrennten Gewalt. Nach einem fehlgeſchlagnen Verſuch, ſeinen Nebenbuhler aus der Stadt zu verdrängen, gab Dominicus, der Anführer der Venetianer, den Vorſchlägen des Herzogs Gehör. Die Ausſicht, eine Nichte Roberts, mit fürſtlicher Ausſteuer zur Gemahlin zu bekommen, ſiegte über ſeine Treue, und die Masregeln der Verrätherey wurden ſchnell verabredet. In einer finſtern Nacht führte der Unterhändler, ein Ueberläufer aus Bari, den Herzog an den beſtimmten Ort, dicht unter den Mauern der Stadt. Einige Conſentiner, durch die Schnelligkeit ihrer Füſſe berühmt, und wenige Ritter waren ſeine ganze Begleitung, aber zu ihrem Schrecken fanden ſie keins der abgeredeten Zeichen. Voll Wuth wollten die Ritter den Unterhändler ermorden, und ſelbſt Robert glaubte ſich verrathen, denn ſein Heer war in zu weiter Entfernung gefolgt, um den Vorausgegangnen, die jetzt in der Gewalt eines Unbekannten waren, zu Hülfe kommen zu können. In dieſer Verlegenheit bittet der Bareuſer den Herzog, ihn allein in die Stadt gehen zu laſſen, und verſpricht, ſichre Nachricht zu bringen; aber alle Ritter widerſetzten ſich, weil das Leben des Verräthers, den ſie jetzt ganz gewiß einer doppelten Treuloſigkeit ſchuldig hielten, ihre einzige Sicherheit iſt. Robert allein bleibt kalt: „ich bin nicht her„gekommen, um vergebens wieder zurückzukehren," ſagt er, und entläßt den Ueberläufer. Noch beinahe eine Stunde verſtreicht in peinlicher Ungewißheit, endlich rollen die Strickleitern von den Mauern herab, der Barenſer ſteigt herunter, und bleibt als Geißel zurück. Nur mit Mühe war es ihm gelungen, nachdem man ihn ſchon als einen Bekannten eingelaſſen hatte, ohne Aufſehn bis vor den Befehlshaber zu kommen, der den Herzog früher erwartet hatte, und, da Niemand erſchien, eingeſchlafen war. Robert erſtieg nun ſchnell die Mauern, und bemächtigte ſich eines Thors, deſſen Wache der Venetianer gewonnen hatte. Das herannahende Fußvolk wurde in der Stille eingelaſſen, und unter dem Klang der Trompeten, und dem Geſchrey: Guiscard, Guiscard iſt da! brachen die Normannen in die Stadt.

Die erſchroknen Bürger griffen zu den Waffen, ohne zu wiſſen, wer Freund oder Feind ſey, weil ſie einen Theil der Venetianer auf Roberts Seite ſahen. Doch ſobald es Tag wurde, und ſie ihre Gegner unterſcheiden konnten, begann ein hartnäkiger Kampf. In der Eil aufgeworfne Gräben ſonderten die Mauer von den Straſſen, und erſt am dritten Tage, und nachdem die venetianiſche Flotte den Hafen verlaſſen hatte, wurde Robert Meiſter der Stadt.

Er war nun im Beſitz der ganzen Provinz, die See ſtand ihm offen, alle Inſeln erkannten ſeine Herrſchaft. In einem ſiegreichen Fluge durchſtreifte er Macedonien, und überal unterwarfen ſich die Städte einem Eroberer, der die Ueberwundnen mit Milde behandelte, und ſie im Beſitz ihres Eigenthums ſchützte. In der Stadt Caſtoria wurden dreyhundert Varangier nach einer ſchwachen Gegenwehr ſeine Gefangnen; Eilbothen waren auf flüchtigen Schiffen nach Italien gegangen, die Entfernung der Venetianer zu verkündigen, und den Abgang der Hülfsvölker zu beſchleunigen, welche in dem Hafen von Theſſalonich zu ihm ſtoßen ſollten. Dieſe Stadt, die einzige, die ihn hätte aufhalten können, zitterte bey der Annäherung des Siegers; ſie war bereit ſich nach dem Beiſpiel ihrer Schweſtern zu unterwerfen, und Robert hatte nun bis an die Mauern von Byzanz, kein Hinderniß mehr vor ſich.

(Die Fortſetzung folgt.)

II.

Carl von Anjou, König von Neapel.

Nach dem Boccaz.

Der König Carl hat ſich durch ſeine prachtvolle Unternehmung und ſeinen ruhmvollen Sieg über den König Manfred genug bekannt gemacht. Er verjagte die Gibellinen von Florenz, und berief die Guelfen dahin zurück. Unter den erſtern war auch ein Edelmann, Meiſter Neri von Uberti genannt, der die Stadt mit ſeiner ganzen Familie und vielem Geld verließ, und nur unter Carls Schutz dahin zurück kommen wollte. Er wählte ſich eine entlegene Burg am Geſtade des Meers, um dort in Einſamkeit und Ruhe ſein Leben zu endigen. Hier kaufte er ſich einen Weinberg, der ungefähr einen Bogenſchuß von allen andern menſchlichen Wohnungen entfernt, romantiſch unter Oliven, Haſelnußſtauden und Kaſtanienbäumen lag, womit die Gegend überſäet iſt. In dieſem bauete er ſich eine ſchöne und bequeme Wohnung, umgab ſie mit einem reitzenden Garten, und leitete das reine, helle Quellwaſſer der Gegend, in der Mitte deſſelben zu einem zierlichen Teich zuſammen, den er mit einer Menge Fiſche anfüllte. Als er nun hier an nichts weiter dachte, als ſeinen Garten immer mehr zu verſchönern, geſchah es, daß König Carl einſt bey großer Hitze am Geſtade des Meers Erholung ſuchte, und als er hier die Schönheit von Neris Garten rühmen hörte, Luſt bekam ihn ſelbſt zu ſehen. Da man ihm nun den Namen des Beſitzers nannte, hofte er, ſich in ihm, als einem Anhänger der entgegengeſetzten Parthey, vielleicht einen Freund erwerben zu können. Er ließ ihm daher ſagen, daß er den folgenden Abend in Geſellſchaft von vier andern in ſeinem Garten ganz friedlich zu Nacht ſpeiſen wollte. Meiſter Neri freuete ſich ſehr über dieſe Botſchaft, traf in ſeinem Hauſe ſogleich die prächtigſten Vorbereitungen, verabredete mit ſeiner Familie das Nöthige, und empfieng den König in ſeinem ſchönen Garten mit der größten Freundlichkeit. Als nun dieſer alles, was Haus und Garten ſchönes enthielt, geſehen und geprieſen hatte, fanden ſie die Tafel auf einer Anhöhe nahe bey dem lebendigen Teich bereitet. Hier befahl der König dem Grafen Guido von Montfort, der einer von ſeinen Begleitern war, ſich ihm zu einer Seite zu ſetzen, und bat Meiſter Neri, den Platz an der andern einzunehmen, den drey übrigen aber, die mit ihm gekommen waren, befahl er die Tafel, nach Neris einmal feſtgeſetzter Ordnung, zu bedienen. Die ausgeſuchteſten Speiſen, die beſten und ſeltenſten Weine wurden aufgetragen, und alles geſchah mit einer angenehmen Ordnung ohne Geräuſch und Verdruß. Der König freuete ſich ſehr an der guten Einrichtung, wobei alle Störung des Vergnügens vermieden war, und der Genuß der Tafel an dieſem einſamen Orte dünkte ihm unbeſchreiblich reitzend. Jetzt traten zwey Mädchen in den Garten, die dem Anſchein nach kaum funfzehn Sommer zählten. Ihre ſchönen blonden Haare wallten wie ein goldnes Gewebe in loſen Ringen über ihre Schultern. Ein leichter Kranz von Sinngrün erhöhte die feinen, lieblichen Geſichter, deren zarter Reitz faſt mehr als ſterblich zu ſeyn ſchien. Ihr Gewand beſtand aus dem feinſten Linnen, weiß wie Schnee, und ſchloß bis unter den Buſen, wo es ein Gürtel zuſammenhielt, feſt an; von da floß es in weiten Falten bis zu den Füßen herab. Die Erſte von den reitzenden Mädchen hielt mit der einen Hand ein Paar Fiſchernetze auf der Schulter, und trug in der andern einen langen Stab. Die Zweyte, die ihr folgte, hatte einen Tiegel auf dem Rücken, ein kleines Reißbündel unter dem Arm, in der einen Hand einen Dreyfuß und in der andern einen brennenden Span. Den König beluſtigte dies Schauſpiel, doch war er zweifelhaft was daraus entſtehen würde. Die Mädchen waren näher gekommen, und nachdem ſie den König mit züchtigem, verſchämtem Weſen begrüßt hatten, giengen ſie nach dem Teiche zu. Die, welche den Tiegel trug, ſetzte ihn dort mit allem Uebrigen, was ſie hatte, nieder, nahm den Stock der andern, und nun giengen beyde in den Teich, deſſen klare Wellen ihnen bis an die Bruſt ſpielten. Einer aus Neris Familie eilte, indeſſen Feuer anzuzünden, den Tiegel auf den Dreyfuß zu ſetzen, Oel hineinzugießen, und erwartete, daß die Mädchen ihm Fiſche zuwerfen möchten. Dieſe waren geſchäftig, die Eine, die Fiſche, wo ſie wußte, daß ſie ſich am liebſten verbargen, mit der Stange herauszutreiben, und die Andere das Netz bereit zu halten, und ſie ſäumten nicht, zum großen Vergnügen des Königs, der dieſem allem aufmerkſam zuſah, in kurzer Zeit eine beträchtliche Menge Fiſche zu fangen. Sie warfen einige derſelben dem Freunde zu, der ſie noch lebend in den Tiegel that, und fiengen an, wie man ihnen geſagt hatte, die ſchönſten derſelben vor dem König, dem Grafen Guido und dem Vater leichtfertig auf die Tafel zu werfen. Die Fiſche ſprangen hier zu größter Beluſtigung des Königs in die Höhe, zappelten und bewegten ſich ſo munter, daß der König den Scherz allerliebſt fand, ſogleich mit einſtimmte, und den ſchönen Fiſcherinnen luſtig wieder einige zurück warf. Unter dieſen muthwilligen Spielen gieng die Zeit dahin, bis der Freund mit der Zubereitung der ihm übergebenen Fiſche fertig war. Sie wurden auf Neris Befehl dem Könige, mehr anſtatt eines Intermezzo, als eines koſtbaren oder leckern Gerichts vorgeſetzt. Die Mädchen hatten nun ihr Werk vollendet, die Fiſche waren zubereitet, und ſie ſtiegen wieder aus dem Waſſer hervor. Es war ein reitzender Anblick, wie ihre weißen, zarten Gewänder ſich eng an ihren Körper anſchmiegten, und keine Form des ſeinen Gliederbaues verſteckten. Sie faßten alle die Sachen, die ſie herbeygebracht hatten, behend wieder auf, giengen beſcheiden vor dem König vorüber, und kehrten in das Haus zurück. Alle, der König, der Graf und die Andern, welche die Tafel bedienten, hatten die Mädchen aufmerkſam betrachtet, und jeder pries im Herzen ihre Schönheit, doch mehr noch ihre Anmuth und Gewandtheit. Carls Herz empfand jedoch den Eindruck tiefer als alle Uebrigen. Das reitzende Bild dieſer holden Geſtalten, wie er ſie aus der Fluth hatte hervorſteigen ſehen, und ſeine trunkenen Blicke frey auf allen den lieblichen Formen hatte umherirren laſſen, hatte ſich tief in ſein Herz gegraben. Gefühllos für alles andere, ſaß er da, und empfand, jemehr er darüber nachdachte, eine zärtliche Glut durch ſeine Adern glimmen, die, wie er wohl merkte, wenn er nicht ſehr auf ſeiner Huth wäre, bald zu einer mächtigen Liebesflamme auflodern würde. Nur waren ſich die beyden Schönen durchaus in Allem ſo ähnlich, daß er nicht wußte, welche eigentlich ſein Herz ſo gerührt habe. Er hieng dieſem Gedanken einige Zeit nach, dann wandte er ſich zu Meiſter Neri mit der Frage: wer dieſe beyden Mägdlein wären? — Gnädiger Herr, antwortete Neri, es ſind meine Töchter. Die eine führt den Namen Ginevra die Schöne, und die andere heißt Iſotta die Blonde. Der König brach in Lobeserhebungen aus, und munterte ihn auf, ſie zu verheurathen. Aber Meiſter Neri entſchuldigte ſich, daß ſeine Lage das nicht verſtattete. Jetzt, da dem Wirth nichts mehr für das Abendeſſen zu geben übrig war, als die Früchte, kamen die beyden Nymphen wieder. Sie trugen ſchöne ſeidene Gewänder, und in der Hand zwey ſilberne Körbe voll der ſchönſten Früchte, welche die Jahreszeit ſchenkte. Sie kamen mit leichten Schritten herbey, und ſetzten die Körbe vor dem König auf die Tafel. Hierauf traten ſie etwas zurück, und ſtimmten einen zärtlichen Geſang an, mit ſo reinen, lieblichen Tönen, daß der König, ganz in ihrem Anſchauen und dem Zauber ihrer Stimme verloren, nicht anders glaubte, als die Chöre der Engel ſeyen zu ihm herabgeſtiegen. Als ſie geendigt hatten, knieten ſie vor dem König hin, um ſich zu beurlauben, und ſo tief ihn ihr Abſchied auch ſchmerzte, geſtand er es ihnen doch mit verſtellter Freundlichkeit zu. Das Abendeſſen war nunmehr geendigt, der König ſtieg mit ſeinen Begleitern zu Pferde, und verließ Meiſter Neri. Sie ſprachen auf dem Weg noch viel über ihren freundlichen Wirth, und die lieblichen Bilder hatten in Carls Herzen einen tiefen Eindruck hinterlaſſen. Ginevra's Schönheit und Anmuth ſchwebten ihm ſo lebhaft vor, daß keine dazwiſchenkommende Angelegenheit ſie in Vergeſſenheit ſenken konnte, und es ſchien ihm, daß er um ihrentwillen ſelbſt die ihr ähnliche Schweſter liebte. Er verwickelte ſich immer tiefer in Amors Netze, und da es ihm nun einmal unmöglich geworden war, an etwas anderes zu denken, ſo ſuchte er mit Meiſter Neri unter mancherley Vorwand eine genaue Freundſchaft zu unterhalten. Er beſuchte ihn oft in ſeinem Garten, um die ſchöne Ginevra zu ſehen. Seine Liebe wuchs mit jedem Tage, und da er ſie nie allein zu ſehen bekam, faßte er endlich den Gedanken, dem alten Neri nicht eine, ſondern beyde Töchter zu entführen. Dieſem Plan und ſeine Liebe vertraute er dem Grafen Guido. Der wackere Mann antwortete darauf: „Was Ihr mir ſagt, mein „König, befremdet mich höchlich. Ein Anderer, der Euch „und alle eure Gewohnheiten nicht von Kindheit an zu „kennen glaubte, wie ich, würde vielleicht ein geringeres „Erſtaunen fühlen. Nie habe ich in den Jahren der Jugend, wo die Liebe weit leichter in ihre Schlingen zieht, „eine ſolche Leidenſchaft bey Euch wahrgenommen, und „da ich ſie jetzt, da Ihr dem Alter ſo nahe ſeyd, an Euch „bemerke, kommt es mir ſo neu und ſeltſam vor, Euch „aus Liebe lieben zu ſehen, daß es nur beynahe als ein „Wunder erſcheint. Wenn es mir zukommt Euch hierin zu „widerſprechen, ſo weiß ich wohl was ich Euch zu ſagen „habe. Bedenkt doch, will ich ſagen, daß Ihr bey eurer „neu erlangten Regierung mitten unter einem Volke, das „Ihr nicht kennt, das voll Betrug und Verrath iſt, die „Feinde noch immer auf dem Halſe habt, daß Ihr vor „übergroßen Sorgen und Geſchäften noch nicht zur Ruhe „habt kommen können, und bey allem dieſem doch dem „verführeriſchen Amor den Zutritt in eurem Herzen verſtatten wollt. Dies mag ſich wohl für den tändelnden „Jüngling ſchicken, aber eines erhabenen Königs iſt ein „ſolches Verfahren unwürdig. Und überdies, was noch „weit ſchlimmer iſt, ſagt, wie habt Ihr den Entſchluß „faſſen können, dem armen Edelmann ſeine beyden Töchter zu entführen, ihm, der Euch in ſeinem Haus über „ſeine Kräfte geehrt, und um Euch aufs höchſte zu ehren, „und die Größe ſeines Vertrauens zu beweiſen, Euch die

Das Herz, das Sie verſchwenderiſch mir opfern,
Gehört den Reichen an, die Sie dereinſt
Regieren ſollen. Sehen Sie, Sie praſſen
Von Ihres Mündels anvertrautem Gut.
Die Liebe iſt Ihr großes Amt. Bis jetzt
Verirrte ſie zur Mutter. — Bringen Sie,
O bringen Sie ſie Ihren künft'gen Reichen,
Und fühlen Sie, ſtatt Dolchen des Gewiſſens,
Die Wolluſt, Gott zu ſeyn. Eliſabeth
War Ihre erſte Liebe. Ihre zweite
Sey Spanien. Wie gerne, guter Karl,
Will ich der beſſeren Geliebten weichen!

Karlos

(wirft ſich, von Empfindung überwältigt, zu ihren Füßen).

Wie groß ſind Sie, o Himmliſche! — Ja, Alles,
Was Sie verlangen, will ich thun! — Es ſey!

(Er ſteht auf.)

Hier ſteh' ich in der Allmacht Hand und ſchwöre,
Und ſchwöre Ihnen, ſchwöre ewiges —
O Himmel! nein! nur ewiges Verſtummen,
Doch ewiges Vergeſſen nicht.

Königin.

Wie könnt' ich
Von Karlos fordern, was ich ſelbſt zu leiſten
Nicht Willens bin?

Marquis (eilt aus der Allee).

Der König!

Königin.

Gott!

„Reitze ſeiner Töchter faſt ganz enthüllt gezeigt hat, der „feſt glaubte, in Euch einen König, aber keinen reißenden „Wolf, zu bewirthen? Wie habt Ihr es ſo bald vergeſſen können, daß Manfreds Gewaltthätigkeiten gegen „das andre Geſchlecht Euch den Eingang in dies Reich „eröfnet haben? Und welche Handlung kann Euch ewiger „Qualen würdiger machen, als wenn Ihr demjenigen, der „Euch ſo ſehr geehrt hat, ſeine Ehre, Hofnung und Troſt „rauben wollt? Was würdet Ihr dazu ſagen, wenn es „Euch geſchähe? Vielleicht glaubt Ihr, wenn Ihr ſagt: „Ich thue es, weil er ein Gibellin iſt, hinlänglich entſchuldigt zu ſeyn. Aber iſt dies der Gerechtigkeit eines „Königs würdig, wenn er diejenigen, die zutrauungsvoll „in ſeine Arme zurückkehren, auf dieſe Weiſe behandelt, „ſie mögen ſeyn wer ſie wollen? — Gedenkt daran, „König, daß ſo glorreich auch der über Manfred erfochtene Sieg ſeyn mag, Euch ſelbſt zu überwinden, doch noch „weit rühmlicher iſt. Gedenkt, daß Ihr, der fremde „Fehler zu verbeſſern hat, doch am erſten eure eigenen „Gelüſte bekämpfen müßt, und nicht einen ſolchen Schatten auf den Glanz eures erworbenen Ruhms werfen „dürft." Dieſe Worte drückten einen tiefen Stachel in das Gemüth des Königs, der um ſo ſchmerzlicher war, jemehr er ihre Wahrheit fühlte. „Gewiß. Graf, ſagte er „endlich mit einem brennenden Seufzer, gegen den Kampf, „den er mit ſeinem eigenen Herzen beginnen ſoll, iſt es dem „wohlgeübten Krieger eine leichte Sache, jeden andern „Feind, zu bezähmen, er mag ſo ſtark ſeyn, als er will.

„So groß aber auch dieſe Mühe ſeyn mag, und ſo unbe„ſchreibliche Kräfte dazu gehören, fühle ich mich doch durch „eure Worte ſo angeſpornt, daß ich Euch, ehe noch drey „Tage vergangen ſind, durch Thaten zu zeigen gedenke, „wie ich nicht bloß andere, ſondern auch mich zu über„winden weiß.“ Wenig Tage nach dieſer Unterredung kehrte der König nach Neapel zurück. Und hier beſchloß er; theils um der gefährlichen Gelegenheit, etwas ihm Unwürdiges zu thun, zu entfliehen, theils um den Edelmann für ſeine ihm erzeigte ehrenvolle Aufnahme zu belohnen, die beyden Schönen zu verheurathen. Er that es, ſo ſchmerzlich es ihm auch ſeyn mußte, ein Gut, das er ſelbſt mit heißer Sehnſucht zu beſitzen wünſchte, in fremde Hände zu geben, und ſtattete ſie, zu Meiſter Neris Freude, wie ſeine eigene Töchter, aus. Für Ginevra die Schöne hatte er Meiſter Maffro da Paliezzi, und für Jſorta die Blonde, Meiſter Guilielmo della Magea, beyde edle Cavaliere und große Baronen, zu Gatten ausgeſucht. Er ſelbſt gieng als er ſie ihnen übergeben hatte, mit blutendem Herzen nach Apulien, und dort wußte er ſeine hartnäckige Leidenſchaft durch immerwährende Anſtrengung ſo zu entkräften, daß er die Feſſeln derſelben ganz zerbrach, und auf immer von der Liebe frey blieb. Hier werden freylich Viele ſagen, daß es für einen König eine Kleinigkeit ſey, zwey Mädchen verheurathet zu haben, und ich gebe ihnen Recht; aber daß ein verliebter König ſeiner Liebe entſagte, ohne daß ſie ihm Blätter, Blüten oder Früchte getragen hätte, daß er den Gegenſtand derſelben einem Andern zuführte, dies iſt ſicher etwas ſehr Großes, ja das Größte, möchte ich ſagen. Und dieſes that der erhabene Carl; er belohnte dadurch den edlen Cavalier, er ehrte die Geliebte laut, und hatte das ſtolze Bewußtſeyn, ſich ſelbſt beſiegt zu haben.

III.

Agnes von Lilien.

Fortſetzung.

Bettina benutzte einen günſtigen Augenblick, wo ſie mich allein im Garten fand. „Ich habe eine Bitte an Sie, ſagte ſie mir leiſe. O bewegen Sie Herrn von Nordheim und die Gräfin, daß ich Sie in die Stadt begleiten darf! Ich weiß nicht wie mich Ihr Anſchaun ſo verwandelt hat, meine ſonſt ſo geliebte Einſamkeit ſcheint mir ein Grab. Ich fühle, wie wenig ich bin, aber zugleich den Muth noch mehr zu werden. In welch kindiſcher Gedankenloſigkeit verſtrichen meine Tage! Jetzt weiß ich, was ich werden möchte. Ein andres Daſein ſteht mir ſo klar hier, (ſie deutete mit den Finger auf ihre Stirn) als wie die Geſtalt dieſer Blume vor mir ſteht, ob ſie gleich jetzt noch in der ſchwellenden grünen Knoſpe verborgen liegt. O ziehen Sie mich in Ihr Daſein hinüber!“ ſagte ſie mit dem ſanfteſten Ton.

Als ich Nordheim das Anliegen des guten Kindes vertrug, ſagte er freundlich: Sie kommen meinen Wünſchen zuvor. Bettina hat das Alter erreicht, in welchem nur der vertraute Umgang einer ſchönen weiblichen Seele ihre Bildung vollenden kann, denn ſie hat nicht Kraft genug, durch ſich ſelbſt das rechte Gleichgewicht zu finden, aus welchem ſich eine ſchöne Form zu entwickeln vermöchte. Die Mutter hat nur einzig in ihrem Talent und in ihren Reitzen gelebt; ſeitdem ſie mit der Jugend dieſe Exiſtenz verlohren, iſt ſie in jene Erſchlaffung und Dumpfheit verſunken, mit der eine leere Seele immer in ſich ſelbſt zurückkehrt. Sie hat ſich in ihrem Wahn, dem Himmel, aber eigentlich den Träumen ihrer frühen Kinder-Einbildung zugewendet. Die todten Formen blieben in ihr liegen, weil keine Vernunft ſie belebte oder hinwegräumte, und geben jetzt einen matten Troſt. Beinah ſcheint mir die Furcht vor jeder Art von Geſellſchaft, bey dieſer Frau noch auf etwas mehr verſchobenes im Gemüth zu deuten, als einzig auf das peinigende Gefühl der kleinen Eitelkeit, eine kleine Exiſtenz überlebt zu haben. Sie ſehen aus dieſem allen, fuhr er fort, daß Sie mir durch Ihre Güte für Bettina eine Sorge vom Herzen nehmen, ich will dem guten Geſchöpfe herzlich wohl. Wie gern, beſte Agnes, verdanke ich Ihnen dieſes! Wie gern verdankte ich Ihnen alles! Er faßte meine Hand heftig, ließ ſie aber im Augenblick wieder los, und entfernte ſich.

Die Gräfin willigte ſogleich in unſern Vorſchlag wegen Bettina ein, und die Mutter wurde nunmehr befragt.

Nach einer halben Stunde kam Battiſta gelaufen, und rief, meine Mutter wünſcht die junge fremde Dame zu ſprechen, welche ſo viel Güte gegen ihre Tochter bezeugt.

Das iſt höchſt ſonderbar, ſagte Nordheim. Ich folgte Battiſta durch ein zierliches Blumengärtchen in das kleine Wohnhauß. Eine Frau von großer Geſtalt, und ſehr feinen Geſichtszügen, in denen aber eine beunruhigende Lebhaftigkeit lag, empfieng mich an der Treppe; ſie ſchien verlegen, ſuchte dieſes aber hinter einem kalten und ſteifen Anſtand zu verbergen. Schweigend führte ſie mich ins Zimmer, welches mit Verzierungen überladen war, und mehr für Nordheims Freigebigkeit, als für den guten Geſchmack der Bewohnerin zeugte. Die Mutter befahl Battiſta, uns zu verlaſſen. Als wir allein waren, faßte ſie meine beiden Hände, ſah mir ſtarr doch freudig ins Geſicht, und rief: Ja, das iſt ſie! das iſt die Geſtalt, die du mir als meine Beſchützerin zeigteſt, heilige Jungfrau! ſo ſchwebte ſie aus goldnen Wolken zu mir hernieder; das ſind dieſelben blonden Locken, wie ſie jenes himmliſche Haupt umwallten. Ich erkenne das ſanfte Lächeln wieder, welches die Hoheit der verklärten Züge milderte. Ja ſie wird, ſie muß mir helfen!

Ich war erſchrocken, und wußte nichts zu ſagen.

Sie faßte ſich, ſaß einige Augenblicke mit beinah geſchloßnen Augen neben mir, und fragte dann heftig: Welche von Ihnen beiden iſt die Braut unſers guten Herrn, die Gräfin von Wildenfels oder Sie?

Ich antwortete, daß von keiner Heurath des Herrn von Nordheim die Rede ſey.

Die Gräfin iſt es nicht? rief ſie freudig, und Sie können es werden. O ſchönes gutes Mädchen, wie innig ſoll es mich freuen, Sie als die Gemahlin meines Beſchützers zu verehren! Gewiß Sie machen einen ſonderbaren Eindruck auf ihn! Nie ſah ich ihn noch ſo himmliſch heiter, ſo ſanft, ſo leuchtend mögte ich ſagen von Leben und Freude, als wie er geſtern neben Ihnen einhergieng. Innigſt freute ich mich dieſer Erſcheinung, aber man ſagte mir dieſen Morgen, er werde ſeine Vermählung mit der Gräfin feiern. Es drang ein kalter Schauer durch meine Adern, Sie fühlen ich habe mich noch nicht vom Schrecken erholen können.

Die Reden des Weibes waren mir ein unbegreifliches Räthſel, aber immer bindet es uns mit einer gewiſſen magiſchen Gewalt, ſelbſt an das gleichgültigſte Geſchöpf, wenn wir den liebſten Wunſch unſrer Seele, auch von ſeinen Lippen vernehmen.

Jetzt nahm ſie ein verſchloßnes Käſtchen aus ihrem Schreibepult, ihre Hände zitterten, mit gen Himmel gerichteten Augen drückte ſie das Käſtchen an ihre Bruſt, und rief: Heilige Jungfrau! du ſelbſt geboteſt mir, ich folge deinem Wink, er kann mich nicht irre führen!

Starr richteten ſich nun ihre Augen auf mich, indem ſie fortfuhr. Seit langen Jahren vertraute ich keinem menſchlichen Weſen, und ſeit ich durch das Bekenntnis meiner Schuld von einem frommen Vater Vergebung empfieng, ſeit dieſer Zeit, beſchloß ich, mein Geheimnis auf ewig in meiner Bruſt zu begraben. Gleichwohl drangten ſich mancherlei Umſtände, und meiner Kinder Schickſal foderte eine ſchmerzliche Eröfnung meines Herzens. Auf der andern Seite hieß mich auch manches ſchweigen. So rang ich mehrere Monathe nach einem Entſchluß, und lebte im ſchmerzlichen Kampf. Ich flehte oft zur Mutter Gottes um einen leitenden Wink, endlich erſchien ſie mir im Traum, hielt eine Heilige an der Hand und ſagte zu mir: Dieſer vertraue.

Ich fühlte mich beruhigt, und wartete mit ſtillem Geiſt auf die Deutung dieſes Geſichtes. Beim erſten Blick, den ich auf Sie warf, als Sie durch den Garten mit Herrn von Nordheim kamen, erkannte ich jene himmliſche Traumgeſtalt. Um ſo mehr erſchienen Sie mir als ein hülfreicher Engel zur ſchlimmſten Stunde der Noth, weil ich die Gräfin neben Ihnen erblickte. Sie werden dieſes in der Folge verſtehen. Ich ſahe Sie noch oft lange und genau an, ohne von Ihnen bemerkt zu werden, und überzeugte mich ganz, daß ich mich nicht getäuſcht hatte, als ich in Ihnen die verſprochne Retterin zuerſt erkannte. Die ſchwere Laſt fiel von meinem Herzen durch dieſe augenſcheinliche Hülfe des Himmels. Nun vertraue ich Ihnen mein und meiner Kinder Schickſal in den Papieren, die dieſes Käſtchen enthält. Schwören Sie mir, daß unſer Herr die Gräfin von Wildenfels nicht zum Altar führen ſoll, bevor Sie es eröfnet, ihr den Innhalt der Papiere verkündigt, und das Verſprechen von ihr empfangen haben, daß Sie für meine Kinder Sorge tragen will. Sind Sie die Braut, ſo werden Sie die Beſchützerin meiner Kinder, und öffnen an Ihrem Hochzeittag das Käſtchen. Herr von Nordheim wird dann um Ihrentwillen der Vater meiner Kinder bleiben, wie er es jetzt durch Güte und Sorge iſt. Oft fühlte ich den Drang, meine Seele vor ihm aufzuſchließen, aber die Ehrfurcht hielt das Vertrauen gebunden.

So glaubte ich mir aus der ſchmerzlichen Verwirrung geholfen zu haben, fuhr ſie fort, nachdem ſie wenige Momente in Nachdenken verſunken, unbeweglich vor mir ſtand. Schwören Sie mir nun, ſagte ſie feierlich, bei allem was Ihnen heilig iſt, ſchwören Sie mir bei dem Allwiſſenden, meine Bitte zu erfüllen, und geben ſo einer Unglücklichen die Ruhe wieder!

Ihre Augen waren mit wildem ſchmerzlichen Verlangen auf mich geheftet, alle ihre Züge blieben wie erſtarrt, und der Mund halb geöfnet. Ich gelobte die Erfüllung ihrer Bitte, ſo fern ſie in meinen Kräften ſtände, indem ich den Allwiſſenden zum Zeugen anrief. Jetzt fiel ſie mir zu Füſſen, benezte meine Hände mit Thränen und prieß ſich ſelig von dem bängſten Zuſtande befreit zu ſeyn. Ich ſuchte ſie zu den geſunden wahren Gefühlen der Natur zurückzuführen, indem ich von dem Schickſal ihrer Tochter redete, und für ſie Sorge zu tragen verſprach. Mir dünkte die Einſamkeit ſey ihr ſchädlich, und werde am Ende ihre ganze Exiſtenz ins Phantaſtiſche hinüberziehen, ſo wie dieſes vielleicht bey jedem erfolgen muß, der ſich nicht durch Beſchäftigung des Verſtandes im gehörigen Gleichgewicht zu erhalten vermag. Jeder braucht im gewiſſen

Sinn das Leben mit Andern um ſeiner Selbſt gewiß zu werden, aber Menſchen von ſchwachen Fähigkeiten denken allein mit den Worten und Formen, die ſie von Andern empfangen.

Ich ſprach von Entwürfen, auch die arme verſtimmte Frau, ſo wie ihre Tochter, wieder in das geſellige Leben zu verflechten, aber ſie ſagte traurig lächlend: Nein, die Nachtigallen ſind im Winter unanſehnliche läſtige Thiere, ich will einſam bleiben, bis ich im Chor der Engel wieder ſingen kann.

Bettina ſollte mir noch denſelben Abend das geheimnißvolle Käſtchen überliefern, ihre Mutter ſchien keinen vollkommnen Frieden zu finden, bis ſie jedes ſinnliche Zeichen ihres ſchmerzlichen Geheimniſſes von ſich entfernt hatte.

Ich begegnete Nordheim und Julius als ich durch den Garten zurück gieng. Sie ſchienen in einem vertraulichen Geſpräch begriffen. Nordheim faßte meine Hand, und fragte: wie ich Madame Barſine gefunden?

Mir dünkt, ſagte ich, ihr Gemüth bedürfe eines ſtarken äuſeren Anſtoßes, um die tiefen Spuren der Vergangenheit, die es bezeichnen, wieder auf eine leichte Art mit der umgebenden Welt vermiſchen zu lernen.

Der Reſt des Lebens, ſagte Nordheim, muß nothwendig ſchaal ſeyn, wenn der Anfang nur der einſeitigen Kultur eines Talents gewidmet war, deſſen wir uns nur durch Andre erfreuen können. Nur Geiſt und Liebe brechen Blüthen in jeder Region des Lebens.

Wir ſtanden an einer Bank, über welcher ſich eine Laube wölbte. Nordheim hieß uns ſitzen. Es war etwas zärtlicheres in ſeinem Betragen, als ich noch je wahrgenommen, und der Ton ſeiner Stimme wurde weicher und zärter, wenn er mit mir ſprach.

Iſt es der Wunſch ein angethanes Unrecht vergeſſend zu machen? Iſt es Liebe?

Dieſer Zweifel bewegte meine Seele, aber lebendig drang die holde Erſcheinung zu meinem Herzen. Julius, Nordheim und ich, waren in der lebhafteſten Stimmung, nur abgebrochne Worte hielten den Faden der Unterhaltung zuſammen. Etwas unausſprechliches, unendliches füllte unſere Buſen, glänzte in unſern Blicken, arm und leer ſchien jedes Wort, wir unterhielten uns von den entfernteſten Dingen, um nur das nächſte Gefühl unſers Herzens nicht zu verrathen. Der Wunſch, mit Nordheim allein zu ſeyn, wechſelte mit einer ſonderbaren Furcht vor einem entſcheidenden Augenblick, in welchem ich das Geſtändniß ſeiner Liebe empfangen ſollte, und Julius ſchien ſelbſt ſo nach einer Gelegenheit zu ſuchen, uns mit Anſtand zu verlaſſen, und nur aus Verlegenheit zu bleiben, daß ich nicht unzufrieden mit ihm ſeyn konnte. Ich wünſchte auch eigentlich ſeine Entfernung nur, weil ich fürchtete, es müſſe ihn ſchmerzen, wenn er den vollen Ausdruck meiner Liebe gegen Nordheim, als Augenzeuge empfände. Ich hätte ihn mit mir an der Bruſt meines Geliebten gewünſcht, ſelig mit mir im reinſten Genuß an dem liebeſchlagenden Herzen.

Marquis.

Hinweg!
Hinweg aus dieſer Gegend, Prinz!

Königin.

Sein Argwohn
Iſt fürchterlich, erblickt er Sie —

Karlos.

Ich bleibe!

Königin.

Und wer wird dann das Opfer ſeyn?

Karlos (zieht den Marquis am Arme).

Fort! fort!
Komm, Roderich! (Er geht und kommt noch einmal zurück.)
Was darf ich mit mir nehmen?

Königin.

Die Freundſchaft Ihrer Mutter.

Karlos.

Freundſchaft! Mutter!

Königin.

Und dieſe Thränen aus den Niederlanden.

(Sie gibt ihm einige Briefe. Karl und der Marquis gehen ab. Die Königin ſieht ſich unruhig nach ihren Damen um, welche ſich nirgends erblicken laſſen. Wie ſie nach dem Hintergrunde zurück gehen will, erſcheint der König.)

Unſre lebhafte Stimmung ſtieg beinah bis zur ſchmerzlichen Spannung. Es zog ſich gleich einer drückenden Gewitterwolke um uns her, die ſich nur in Blitzen entlaſten konnte.

Julius ſtand auf, und war im Begriff ſich zu entfernen. Die lieblichſte heiligſte Ahnung einer glücklichen völlig einverſtandnen Liebe, bebte durch mein Weſen — aber in dem Augenblick verließ uns Nordheim mit einer flüchtigen Entſchuldigung von Geſchäften.

Meine Arme erhoben ſich unwillkührlich die geliebte Geſtalt feſt zu halten, mein Herz ſchlug gewaltig gegen meine Bruſt, und ein lauter Seufzer verrieth Julius meinen Zuſtand.

Was habe ich gethan! rief er ſchmerzlich aus. Warum zögerte ich, mich zu entfernen? Warum muß ich Unſeliger immer der Glückſeligkeit des liebſten Weſens im Wege ſtehen?

Seine Verwirrung gab mir meine Faſſung wieder.

Lieber Freund, ſagte ich ihm, das Schickſal läßt ſich die ſchönſten Blumen des Lebens nicht entreißen, ſondern reicht ſie nur freiwillig dar. Sollte mir noch gewährt ſeyn, Nordheims Liebe zu gewinnen? Alles beinahe heißt mich zweifeln.

Ich empfand in dieſem Augenblick, wie ich ſprach; Furcht und Verlangen halten alle ſchwankende Gegenſtände feſt, und erhalten unſer Gemüth nothwendig im Irrthum. Nordheim konnte ſelbſt wünſchen, mich mit einem andren Manne zu verbinden, wie kann er mich lieben?

So ſchloß ich natürlich in dem Moment einer getäuſchten Hofnung.

Julius Blicke ruhten mit der zärteſten Theilnahme auf mir.

Vertrauen Sie *meinen* Augen, liebſte Agnes, ſagte er ſanft. Sie werden geliebt. Einfacher, klärer, faßt eine weibliche Seele das Gefühl der Liebe; mit mannichfachen, oft ſtreitenden Geſtalten, vermiſcht es ſich in der Bruſt des Mannes. In einer ſo reichen Natur wie Nordheim, wo ſo hohe Kräfte exiſtieren und wirken, muß die Liebe eine ganz eigne, neue Geſtalt annehmen, die zu mancher Täuſchung Anlaß geben kann.

Ich fühlte mich geſtärkt und beruhigt, mehr durch das Anſchaun von Julius ſchönem Weſen, das ſeine Freiheit bei dem lebhafteſten Empfinden ſo rein zu bewahren vermochte, als durch die Hofnungen, welche er mir einzuflößen ſtrebte.

Wir kehrten noch denſelben Abend nach der Stadt zurück. Der Prinz hatte die ganze Geſellſchaft dringend eingeladen, ſich bey einem Feſt einzufinden, welches er ſeiner Schweſter zu Ehren veranſtaltet hatte.

Ungern trennte ich mich von dem Wohnort meines Geliebten. Die Gärten, das Haus, die Zimmer und alles was ſie enthielten, ſchienen mir als ſein Eigenthum, von ſeiner Gegenwart belebt und verſchönert zu ſeyn. Ein freundlicher Schimmer erleuchtete alles was mich umgab, ſo wie ein heitrer Sonnenblick uns alle Formen einer wohlbekannten Gegend, gleichſam erneut, und näher an die Seele bringt.

Die nächſten Tage waren geräuſchvoll. Mir war nie wohl unter dem Gewühl einer bunten Menge, ſie brachte mich immer in eine Art von Betäubung, in welcher ich den Mangel an innrer Klarheit ſchmerzlich empfand.

Die Geſtalt der Prinzeſſin ergriff mich mit ſonderbarer Gewalt. Sie ſaß in einem Zirkel von Damen, als ich mich ihr näherte. Ihr Anſtand war edel, ihr Putz einfach und geſchmackvoll. Ich mußte den Cirkel vermehren, und als ich ihre Geſichtszüge genauer betrachten konnte, fand ich ſie alle von dem Ausdruck unausſprechlicher Lieblichkeit belebt.

Nur wenig, und ſehr leiſe wurde von den Damen geſprochen, die Prinzeſſin ſchwieg, oder ſagte ihren Nachbarinnen ein paar Worte, von denen ich nichts vernehmen konnte. Endlich wendete ſie ſich mit einer Frage an mich. Der Ton ihrer Stimme durchdrang mein Innres. Meine Nerven bebten. Die Verzierungen des Zimmers, die Perſonen der Geſellſchaft ſchwankten vor meinen Blicken, mit Mühe hielt ich mich auf meinem Stuhle. Ich ſaß neben einer gutmüthigen geſchäftigen Alten, ſie faßte mich bey der Hand und wiederholte mir leiſe die Frage der Prinzeſſin. Ich ſtammelte einige Worte gegen dieſe. Die gute Alte hielt meinen Zuſtand für Verlegenheit, und ſuchte dem armen Landmädchen zu Hülfe zu kommen. Der Prinz näherte ſich uns, die Prinzeſſin ſprach viel und lebhaft, ich bekam nach und nach meine Faßung wieder, und ſchalt mich thöricht, einem erſten Eindruck der Macht eines Tones ſolche Gewalt über mich geſtattet zu haben.

Der Prinz begegnete mir im Angeſicht der Geſellſchaft, und vorzüglich unter den Augen ſeines Vaters mit zurückgehaltener Aufmerkſamkeit. Dennoch fanden die Hofleute, deren Scharfſinn nur ein einziges Feld, die Schwachheiten ihres Herrn kennt, ſehr bald etwas auszeichnendes in dem Betragen des Prinzen gegen mich. Ich mußte manches Lob, und manchen Tadel ertragen, ohne beides zu verdienen.

Ich fühlte, daß Nordheim und Julius über mein Verhältnis mit dem Prinzen wachten; ihre gegenſeitige Vertraulichkeit ſchien täglich inniger zu werden. So ſehr es mich freute, zwei mir ſo werthe Menſchen vereinigt zu ſehen, ſo ſchmerzlich fühlte ich doch die Veränderung in Nordheims Ton gegen mich. Die Güte eines zärtlichen Vaters lag in ſeinem Blick, ſo wie in dem Sinn ſeiner Rede. Täglich ſah' ich ihn, täglich entfaltete ſich ſein Weſen in neuer Liebenswürdigkeit, und gerade in einer Art der Liebenswürdigkeit, die unſre ganze Weiblichkeit mit Verlangen befängt.

Der Wunſch, Liebe zu gewinnen, anzugehören, ergreift unſer Weſen nie ſtärker und inniger, als wenn wir eine hohe Kraft in Thätigkeit erblicken. In den leichten Verhältniſſen der Geſellſchaft, war Nordheim hingebend, wohlwollend, voll hinreißender Grazie, aber ſo bald es ein ernſtes Verhältniß galt, ſtand er mit unerſchütterlicher Feſtigkeit bey ſeinen Grundſätzen. Voll Muth und Würde glich er einem kräftigen Löwen, der die Inſekten großmüthig in ſeinen Mähnen ſpielen läßt. Selbſt die ſinnloſeſte Menge hat die Ahnung einer unüberwindlichen Kraft und fühlt ſich in ihrer ganzen dumpfen Beſchränktheit, in ihrer Nähe. Des Prinzen allgemein bekannte Freundſchaft für Nordheim gab ihm Einfluß auf den Cirkel der Geſchäftsleute, ſein heller Verſtand war die Freude der Rechtſchaffenen, und das Schrecken der Arggeſinnten.

In der Einſamkeit meines Zimmers überließ ich mich der Sehnſucht nach den erſten lieblichen Träumen, die mich aus dem frohen Gleichmuth der Kindheit erweckten.

Nordheim liebt mich nicht. — Welchen Erſatz vermag mir das Schickſal für den Verluſt dieſes einzig ſchönen Glückes darzubieten?

Nur das Andenken an meinen Vater in Hohenfels, der Wunſch ſein Alter zu beglücken, wie er meine Kindheit verſchönerte, dieſe erhielten meinen Lebensmuth.

Die Sorge für Bettina verband ſich mit dem Andenken an meinen Vater, um das Gleichgewicht in meinem Gemüth zu erhalten, wenigſtens jedes äuſere Zeichen des Unmuthes zu unterdrücken. Bettina war viel in meinem Zimmer. So wie ich über den ruhigen Kreislauf ihrer Beſchäftigungen wachte, erinnerte ich mich ſelbſt an Arbeiten, die meine Träume unterbrachen. Luſt und Reitz war mit der Hofnung der Liebe entflohen, und mein erloſchnes Auge kündigte ein Gemüth an, das in ſich ſelbſt zurückkehrt, den Muth aufſucht, um den freudenloſen Gang durchs Leben zu vollenden.

Nordheim ſchien den wahren Zuſtand meines Innern zu überſehen, oft ſchien es ſogar als hielt er ſich an die falſche Seite einer erkünſtelten heitern Laune, die ich der Geſellſchaft darbot.

Julius kannte mein Herz, und betrug ſich mit edler Feinheit. Er vermied, ſich mir zu nähern, um allem Anſchein von Anſprüchen auszuweichen. Wenn er es irgend konnte, ohne bemerkt zu werden, ſagte er mir ein herzliches Wort, das innigen Antheil ohne Leidenſchaft verrieth. Ich fühlte den Werth dieſes Betragens, und lernte ſeine gleich ſchöne und ſtarke Seele täglich mehr ſchätz

Die Gräfin verhielt ſich ſeit der erſten und einzigen Erklärung gegen mich ganz paſſiv. Die Eröfnung ihres Herzens ſchien mit einer ſchmerzlichen Anſpannung ihres ganzen Weſens verbunden zu ſeyn, und ſie in einen ſo gewaltſamen Zuſtand zu verſetzen, den ſie wo möglich zu vermeiden ſuchte. Sie betrug ſich mit ſanfter ſchonender Gefälligkeit, als fühlte ſie meinen Zuſtand, aber als habe ſie die Pflicht einer Freundin ſchon gegen mich erfüllt, und müſſe mich meinem Schickſal überlaſſen.

Eliſe war zart und liebend, aber von zu wenig Energie für ſolch eine Lage; auch hatte Albans Mistrauen gegen mich die Vertraulichkeit unſers kleinen Zirkels in etwas vermindert.

Der Prinz war nur mit ſich beſchäftigt, ſo ſehr er auch nur mit mir beſchäftigt ſcheinen wollte, vielleicht es ſelbſt zu ſeyn wähnte.

So war ich mitten in einem Zirkel treflicher Menſchen dennoch einſam und mir ſelbſt überlaſſen.

Der erſte gewaltige Eindruck, welchen die Prinzeſſin auf mich gemacht hatte, ließ eine Art von Furcht, mich ihr zu nähern, in mir zurück. Gleichwohl zog ſie mich gewaltig an, mit einem ſonderbaren Vergnügen ſtand ich hinter ihrem Spieltiſch, ihre unbedeutendſten Worte blieben in meinem Gedächtnis, und wenn ich im Vorübergehen ihr Gewand berühren konnte, fühlte ich ein unbegreifliches Vergnügen. Die Prinzeſſin ſchien mich ganz zu überſehen, aber zuweilen ſuchte mich ihr glänzendes Auge in einer Ecke des Saales auf, wo ich es am wenigſten erwartete. Sie iſt dir nicht ungeneigt! ſagte ich mir mit innigem Vergnügen, und nur meinem erſten kindiſchen Benehmen ſchrieb ich es zu, daß ſie mir eine neue Verlegenheit erſparen und nicht wieder mit mir ſprechen wollte.

In Augenblicken, wo ich es nicht vermeiden konnte, mit dem Prinzen allein zu ſeyn, ſprach er von Leidenſchaft. Ich wurde oft unwillig, einen Charakter, der mir anfänglich im ſchönen Lichte erſchienen war, durch ſolch eine Schwachheit entſtellt zu ſehen. In ſeiner Neigung war mehr Begierde als Zärtlichkeit, und, ſelbſt mit einem ganz freien Herzen, hätte ich ihr widerſtanden.

Ich ſtand eines Abends, als Geſellſchaft beim Fürſten war, mit einigen jungen Damen in einem Fenſter des Saals. Der Prinz wußte ſie durch einen Vorwand zu entfernen, und als ich ihnen folgen wollte, hielt er mich mit Gewalt zurück. Agnes! verdien ich dieſe Kälte?

ſagte er heftig. Iſt es meine Schuld, daß ich gebunden bin durch unleidliche Verhältniſſe, daß ich Ihnen jezt nur ein Herz anbieten kann? O ich bin unglücklich genug unter dem Zirkel Hirn- und Herzloſer Puppen, die meinem Stand und Reichthum ſo platt entgegen kommen, ein gutes Herz gefunden zu haben, es mit wahrer Neigung zu umfaſſen, und von dieſem verkannt zu werden. Warum entziehen Sie mir die Blüthe Ihrer Schönheit? O wir Fürſten ſind Opfer der Verhältniſſe! ſelbſt unſre Freunde entfernen ſich von unſern ächt menſchlichen Gefühlen, und ihr mitleidsvoller Blick wiederholt es — ihr ſeyd Opfer! Die Stadt lag vor uns am Fuße des Berges, und die Lichter in den Häuſern glänzten durch die dunkle Nacht. Ich war gerührt und ſagte: Theurer Prinz, es kann nur eine trübe Laune ſeyn, in welcher Sie Ihre Beſtimmung verkennen, die den höchſten menſchlichen Kräften die ſchönſte Uebung gewährt. Sollte es Ihrem Herzen nichts ſagen, wenn Ihr Name in ſtillen Familienzirkeln als ein guter Genius genannt wird? Wenn aus Ihrem hellen Verſtand, aus der Kraft Ihres Herzens der Wohlſtand dieſer Gegend erblüht?

O meine Agnes, ſagte er, Sie entflammen nur das Verlangen nach Ihrem Beſitz, indem ſich Ihre geiſtige Schönheit vor mir enthüllt. Ich will ſtreben das zu werden, was Sie wünſchen! Nehmen Sie dieſen Ring, Geliebte, fuhr er fort, zum Pfand alles Guten, was dieſer Augenblick in mir entfaltet. Jene erſte glückliche Täuſchung, welche ich durch ihn erfuhr, werde ich nie vergeſſen.

Er verließ mich in heftiger Bewegung, und der Ring blieb an meinem Finger. Es war daſſelbe Bild ſeiner Schweſter, welches ich mit ſo ſonderbaren Regungen angeſehen hatte.

Als ich wieder ins Geſellſchaftszimmer gehen wollte, wickelte ſich eine Geſtalt aus den Vorhängen des Fenſters, welches zunächſt an dasjenige ſtieß, wo ich mit dem Prinzen geſtanden. Ich eilte vorbei, aber ich fühlte mich gehalten, und zärtlich umſchlungen.

Ich erkannte die Prinzeſſin. Gutes Kind, ſagte ſie, ich nehme herzlichen Antheil an Ihnen, kommen Sie, wir ſchwatzen ein wenig zuſammen.

Ihre Stimme zitterte, aus Verlegenheit, wie ich es deutete, mich und ihren Bruder vielleicht gegen ihren Willen belauſcht zu haben.

Ich mußte mich neben ſie ſetzen, und ſie fuhr fort.

Ich habe Ihre Unterredung mit meinem Bruder gehört. Ob ich zufrieden mit Ihnen bin, fühlen Sie. Ich beklage ihn, und freue mich zugleich, daß er ſo wählen konnte. Leicht und beweglich wie die Farben der Iris, Kinder aller Elemente ſind unſre Neigungen, und wie ſie jenen gleich aus Regen und Sonnenſchein entſtehen, ſo verkünden ſie doch auch nur, wie ſie, aufs neue Regen. Ich wünſchte Ihnen ein heiteres Daſein unter einem blauen wolkenloſen Himmel. Darf ich einen Mann nennen, neben welchem Sie dieſes finden würden?

Ich ſchwieg bewegt und verlegen.

Dürf ich? fragte ſie aufs neue. Darf ich Julius von Alban nennen?

Er iſt ein edler achtungswerther Mann, ſagte ich.

Ich habe den rechten Namen nicht genannt, erwiederte die Prinzeſſin. Ich muß Ihr Vertrauen erſt verdienen lernen, liebſte Agnes. Sie hielt meine Hand, ihr Bild fiel ihr in die Augen.

Das iſt der Ring meines Bruders.

Trage ich ihn auch mit Ihrer Genehmigung? fragte ich. Ich leugne nicht, ich würde mich nur mit Schmerzen von dieſem lieben Ringe trennen. —

Von welchen Erinnerungen ſprach mein Bruder?

O von den heiligſten meines Lebens! ſagte ich, mit einer Offenheit, die ich mir ſelbſt im nächſten Moment vorwarf.

Wie das? fragte die Prinzeſſin heftig.

Ich war verwirrt, und fuhr fort: Er giebt mir die wunderbarſte Reminiscenz durch die Aehnlichkeit mit einer ſehr geliebten Perſon.

Laſſen Sie uns zur Geſellſchaft gehen, ſagte ſie, indem ſie raſch aufſtand und mich mit ſich in den Saal zog.

(Die Fortſezung folgt.)

Sechſter Auftritt.

König. Königin. Herzog von Alba. Graf Lerma. Domingo. Einige Damen und Granden, welche in der Entfernung zurück bleiben.

König

(ſieht mit Befremdung umher und ſchweigt eine Zeitlang).

So allein, Madam?
Und auch nicht Eine Dame zur Begleitung?
Das wundert mich — wo blieben Ihre Frauen?

Königin.

Mein gnädigſter Gemahl —

König.

Warum allein?

(Zum Gefolge.)

Von dieſem unverzeihlichen Verſehn
Soll man die ſtrengſte Rechenſchaft mir geben.
Wer hat das Hofamt bei der Königin?
Wen traf der Rang, ſie heute zu bedienen?

Königin.

O zürnen Sie nicht mein Gemahl — ich ſelbſt,
Ich bin die Schuldige — — auf mein Geheiß
Entfernte ſich die Fürſtin Eboli.

König.

Auf Ihr Geheiß?

Königin.

Die Kammerfrau zu rufen,
Weil ich nach der Infantin mich geſehnt.

IV.

Pindars neunte Pythiſche Ode.

An Teleſikrates, aus Kyrene, der im bewafneten Laufe geſiegt hatte.

Der Kyrenäer Teleſikrates, deſſen Sieg in dieſer Ode gefeiert wird, iſt ſonſt aus der Geſchichte nicht bekannt. Nur daß er noch einmal ſpäter in den Pythiſchen Spielen ſiegte, und daß ſeine Bildſäule, mit einem Helme verſehen, in Delphi aufgerichtet war, erzählt uns der Scholiaſt. Auch erwähnt der Dichter keines andern Umſtandes ſeines Lebens, ſondern beſchäftigt ſich bloß mit der Vaterſtadt deſſelben, Kyrene, und einem ſeiner Vorfahren Alexidamos.

Die Nymphe Kyrene war die Tochter des Hypeſeus, des Königs der Lapithen, und der Kreuſa, der Tochter der Erde. Sie lebte in der Nachbarſchaft des Chiron und liebte vorzüglich die Jagd. Ihrer Gefechte mit Löwen gedenken, außer dem Pindar, noch mehrere Dichter. In einem ſolchen Kampfe ſah ſie Apollon, entbrannte vor Liebe zu ihr, und entführte ſie nach Libyen (Afrika), wo ſie der, ſpäter durch Pflanzvölker aus der Inſel Thera erbaueten Stadt Kyrene den Namen gab. Der junge Apollon an der Seite des Chiron, iſt eine überaus ſchöne, und vielleicht in der ganzen Griechiſchen Dichterwelt einzige Geſtalt. Seine alles durchdringende Schickſalskunde und ſeine Götterweisheit liegen gleichſam noch verhüllt in ihm, und ſich ihrer ſelbſt nicht bewußt, ſucht er mit jugendlicher Schüchternheit Rath bey dem erfahrnen Kentauren. Dieſer, von Ehrfurcht für ſeine höhere Natur durchdrungen, ertheilt dem Jüngling ſeine Lehre und zügelt ſeine ſtürmiſche Leidenſchaft; aber er fühlt, daß der Gott dieſer Lehre nicht bedarf. Nachdem der Dichter dieſe großen und reitzenden Bilder verlaſſen hat, ſtreut er (v. 133. u. f.) ein Lob auf ſeine Vaterſtadt Theben, und einige ihrer einheimiſchen Heroen, den Amphitryon, Herkules und Jolaos, ein, und kehrt dann zu einem der Vorfahren des Siegers, dem Alexidamos, zurück. Dieſer hatte ſich nemlich, um die Tochter des Antäos beworben, und ſie im Wettlauf, durch den ihr Vater, nach dem Beiſpiel des Danaos, die Wahl eines Eidams zu entſcheiden beſchloſſen hatte, ſeinen Mitbewerbern abgewonnen.

Die gegenwärtige Ode gehört, nicht zwar gerade durch die Compoſition des Ganzen, aber durch ihre einzelnen Schilderungen zu den ſchönſten, von Pindar auf uns gekommnen, Stücken. Pindar übt darin in bewundernswürdigem Grade die Kunſt aus, deren er ſelbſt v. 134. gedenkt, große Bilder durch wenige, aber mit Kühnheit und Beſtimmtheit gezeichnete Züge vor das Auge des Leſers zu ſtellen. Ueberhaupt gehört ſie ganz und gar zu den ſchildernden, nicht zu den ſpruchreichen Hymnen. Die Verbindungen ihrer einzelnen Theile ſind faſt noch mehr, als in irgend einer der übrigen loſe, und mit einer gewiſſen Nachläſſigkeit geknüpft. Der bloße Name der Stadt Kyrene reicht dem Dichter hin, auf die Nymphe gleiches Namens überzugehen; mit einer abſichtlichen Wendung ruft er ſich wie gewöhnlich von der Erzählung ihrer Schickſale zurück, geräth bloß um ein Beiſpiel zu einer Sentenz anzuführen, auf den Jolaos und Theben, und kehrt von da, ohne allen künſtlichen Uebergang geradezu zu dem Sieger zurück. Es iſt nicht ſeine Abſicht, in dem Gemüthe des Hörers durch Ein durchgeführtes Thema ein beſtimmtes Gefühl rege zu machen; es iſt ihm genug, ihn durch mehrere einzelne große und glänzende Bilder, durch tiefe und gedankenreiche Sprüche zu den Empfindungen der Größe und Erhabenheit überhaupt zu ſtimmen, welche die Feier eines Siegs in den großen Spielen foderte, und die durch den Beifall der zujauchzenden Menge, durch das ehrwürdige Alter der Feier, endlich durch Muſik und Tanz ſo mächtig unterſtützt wurden. Eine ſolche muſikaliſche Einheit aber iſt in allen Pindariſchen Hymnen, und offenbart ſich ſehr deutlich in den verſchiedenen Stimmungen, welche jede einzelne hervorbringt. Bald ſchreitet ein abgemeſſener und volltönender Rhythmus langſam und feierlich einher, bald tanzt ein lachender und hüpfender gefälliger dahin, bald führt ein rauherer und mehr abgebrochner den Ernſt des Schickſals und die Macht der Götter in gediegenen und warnenden Sprüchen vor das bewegte Gemüth, bald endlich reißt ein raſcher und feuriger es in einem leichteren und minder gehemmten Schwunge mit ſich fort. Dieß letztere iſt in der folgenden Ode vorzüglich der Fall, und wird ſelbſt durch die raſchen und unvorbereiteten Uebergänge noch vermehrt. Der Wirkung des Ganzen nachtheilig iſt es, daß die ſchöne und charakteriſtiſche Schilderung des Apollon, und der Kyrene, im Anfang ſich des Leſers zu ſehr bemächtigt, als daß der Ueberreſt noch große Aufmerkſamkeit erregen könnte. Doch läßt der Wettlauf des Alexidamos am Schluß ein lebendiges und gefälliges Bild in der Phantaſie zurück.

Den ſchildbewafneten Sieger im Pythiſchen Kampf,
Teleſikrates, will ich ſingen,
verkünden mit der tiefgegürteten Charitinnen Gunſt,
ihn, den dreimalbeglückten,
der roſſetummelnden Kyrene Schmuck;
die aus des Pelios
winddurchbrauſten Tiefen
einſt der lockenumwallte Latoide
raubte, die Freundin der Jagd,
und, ſie auf goldnem Wagen entführend,
zu des heerdenreichen,
fruchtbaren Landes
Herrſcherin machte,
daß ſie glücklich des Erdkreiſes dritte,
liebliche Wurzel bewohne.

Da empfieng den Deliſchen Fremdling
die ſilberfüßige Aphrodite, und enthub
mit leichtberührenden Händen beide dem Götterwagen.
Ueber das ſüße Lager
goß ſie ihnen erröthende Scheu,
und geſellte in heilger Vermählung
dem Gotte des Mädchen bei,
Hypſeus, des weitwaltenden, Tochter.
Der übermüthigen Lapithen König,
herrſchte damals der Held,
der zweite von Okeanos Abkunft.
Ihn gebahr einſt in des Pindos
herrlichen Thälern,
ſich des Pennos Umarmung erfreuend,
die Najade Kreuſa,

der Erde Tochter. Er aber erzeugte
die ſchönarmige Jungfrau Kyrene.
Nimmer liebte ſie des Gewebes
ewig wiederkehrende Wege,
nicht, an der Geſpielinnen Seite,
des häuslichen Mahles Ergötzung.
Aber mit ehernem Wurfſpieß
und mit dem Schwerdte kämpfend,
verſcheuchte ſie die Thiere des Waldes,
ſichre, friedliche Ruhe
den väterlichen Heerden bereitend.
Wenig koſtete ſie des ſüßen Schlafes,

des Lagergenoſſen, wenn er entgegen der dämmernden
Frühe die Augenwimpern ihr ſenkte.

Und es fand ſie mit dem furchtbaren Leuen
einſam und unbewafnet ringen
einſt — auf der Schulter den mächtigen Köcher —
der Fernhintreffer Apollon.
Plötzlich rief er den Chiron
aus dem Gemach, und ſprach:
„Bewundre des Weibes Muth,
„und ihre mächtige Kraft,
„wie ſie mit furchtlosſchauendem Haupte
„den Kampf vollbringt. Warlich ein Herz,
„über die Arbeit erhaben,
„trägt die Jungfrau. Keine Furcht
„umſtürmt ihren Buſen.
„Wer der Menſchen gebahr ſie?
„Von welchem Stamm entſproſſen,

„bewohnt ſie des Waldgebirgs ſchattige Tiefen?
„Unendlicher Kraft genießt ſie.
„Erlaubt es die Sitte,
„die Götterhand ihr zu nahen,
„die honigſüße Frucht
„ihrer Umarmung zu pflücken?“
Da erwiederte, ſanftlächelnd
unter den milden Augenbraunen, ihm
nach ſeines Rathſchluſſes Tiefe, der ernſte Kentaure:
„Heimliche Schlüſſel giebt es

„weiſer Ueberredung zur heiligen Liebe,
„o Phöbos, und unter der Menſchen
„und der Götter Geſchlechte zugleich
„verbeut die Schaam, ohne verhüllenden Schleier,
„zuerſt das ſüße Lager zu koſten.

„Denn auch dich, den die Lüge nimmer berühret,
„trieb die verführende Sehnſucht,
„dieſe Rede zu wagen.
„Aber der Jungfrau Abkunſt,
„warum erkundeſt du ſie, o Herrſcher,
„der du aller Dinge ſchickſalbeſtimmtes Ende
„weißeſt und jegliche Pfade;
„wie viele Blätter des Frühlings
„die Erde hervorſproßt,
„wie viel Körner des Sands im Meer und den Strömen
„der Wogen Sturz und der Winde wälzt,
„der du, was zu werden beſtimmt iſt,
„und, wann es geſchehen wird, kennſt. —
„Aber ziemt es ſich dennoch, ſich mit dem Weiſen zu meſſen,

„ſo will ich es ſagen. Der Gatte dieſer
„kamſt du in dieſes Thal,
„ſie jenſeit des Meers,
„in Zeus auserwählten Garten zu führen.
„Dort wirſt du zur Königin von Städten ſie machen,
„auf den ringsumſchauenden Hügel
„verſammelnd das Inſelvolk.
„Im goldnen Gemache

„wird die triſtenreiche, erhabene Libya
„die herrliche Braut dir
„gütig empfangen, und alsbald,
100. „— daß ſie geſetzlich mit ihr ihn beherrſche —
„einen Theil des Landes ihr ſchenken,
„der nicht arm an früchtereichen Gewächſen,
„noch fremd den Thieren des Feldes ſey.

„Dort wird einen Sohn ſie gebähren,
105. „den der erhabene Hermes,
„von der geliebten Mutter ihn nehmend,
„den goldenthronenden Horen und der Erde bringt.
„Sie, den Knaben auf die Knie ſich ſetzend,
„werden Nektar ihm in die Lippen
110. „und Ambroſia träufeln,
„und zum unſterblichen Zeus
„ihn erheben, und zum reinen Apollon,
„daß er die Freude der Menſchen,
„der treuſte Begleiter der Heerden,
115. „der Jagd und der Triſten Beſchützer,
„aber Ariſtäos bei anderen heiße.“
Alſo redend trieb er den Gott
der Vermählung liebliches Band zu knüpfen.

Schnell iſt der eilenden Götter
120. Vollbringung und kurz ihre Pfade.
Jenes entſchied jener Tag.
In Libyens goldumſchimmerten Brautgemach
umarmten ſie ſich,

da, wo ſie die ſchönſte der Städte,
die hochberühmte in Kämpfen, umwaltet.
Und auch nun in der göttlichen Pytho
geſellte Karneades Sohn
einem herrlich blühenden Glücke ſie bei,
als er ſiegend Kyrene verkündete.
Wohlwollend empfängt ſie ihn nun, wenn er
ſeinem reich mit ſchönen Weibern prangenden Vaterland
lieblichen Ruhm von Delphi entgegenführt.

Lang zu verkünden ſind erhabene Tugenden.
Aber in Großem Weniges glänzend bezeichnen, iſt Genuß
dem Weiſen. Doch überall herrſcht
der Gelegenheit ſchicklicher Augenblick.
Dieſen nicht ſorglos verachten
ſahe den Jolaos
einſt die ſiebenthorige Thebe,
den ſie, als Euryſtheus Haupt
nieder mit des Schwerdtes Schärfe gemäht,
in des wagentummelnden Amphitryons Grabmal
unter der Erde verbarg,
da wo des Vaters Vater ihm ruhte,
der Gaſtfreund der Drachengeſäeten Männer,
der der roſſeprangenden Kadmeer Straßen
einſt ſich zum Wohnſitz gewählet.

Von ſeiner und Kronions Umarmung gebahr
in Einem Geburtsſchmerz die kluge Alkmene
der Zwillingsſöhne kampfausharrende Stärke.

Stumm wäre der Mann, der dem Herakles
nicht ſtets ſeine Stimme weihte,
nicht der Dirkeiſchen Gewäſſer
immer gedächte, die ihn
erzogen und Jphikles.
Reichliche Wohlthat von ihnen empfangend,
will ich, dem Gelübde folgſam, ſie feiern.
Möge nur nie der weitſchallenden Charitinnen
reines Licht mich verlaſſen.
Denn in Aegina, ſag' ich,
und auf dem Hügel des Niſos verherrlichte,
dreimal dieſe Stadt Teleſikrates,

ſprachloſer Verlegenheit durch Thaten entfliehend.
Darum, wenn einer der Bürger ihm Freund,
wenn einer ihm Gegner iſt,
ſo müſſ' er doch nie,
des Meergreiſes Spruch verletzend,
ihm das herrlich Gelungne verhüllen.
Denn auch den Feind gebot jener
mit herzlichem Sinn, und nach dem Rechte,
wenn er etwas Schönes vollbracht, zu preiſen.
Und ich ſah dich auch in der Pallas
jährlich wiederkehrenden Feier
mächtig ſiegen, — daß jegliche Jungfrau
heimlich ſich dich zum geliebten Gatten,
o Teleſikrates, oder zum Sohn erſehnte —

und in Olympias und der tiefbuſigten Erde

König.

Und darum die Begleitung weggeſchickt?
Doch dies entſchuldigt nur die erſte Dame.
Wo war die zweite?

Mondekar

(welche indeſſen zurückgekommen iſt und ſich unter die übrigen Damen gemiſcht hat, tritt hervor).

Ihre Majeſtät,
Ich fühle, daß ich ſtrafbar bin —

König.

Deßwegen
Vergönn' ich Ihnen zehen Jahre Zeit,
Fern von Madrid darüber nachzudenken.

(Die Marquiſin tritt mit weinenden Augen zurück. Allgemeines Stillſchweigen. Alle Umſtehenden ſehen beſtürzt auf die Königin.)

Königin.

Marquiſin, wen beweinen Sie?

(Zum König.)

Hab' ich
Gefehlt, mein gnädigſter Gemahl, ſo ſollte
Die Königskrone dieſes Reichs, wornach
Ich ſelber nie gegriffen habe, mich
Zum Mindeſten vor dem Erröthen ſchützen.
Gibt's ein Geſetz in dieſem Königreich,
Das vor Gericht Monarchentöchter fordert?
Bloß Zwang bewacht die Frauen Spaniens?
Schützt ſie ein Zeuge mehr als ihre Tugend?
Und jetzt Vergebung, mein Gemahl. — Ich bin
Es nicht gewohnt, die mir mit Freude dienten,
In Thränen zu entlaſſen. — Mondekar!

(Sie nimmt ihren Gürtel ab und überreicht ihn der Marquiſin.)

Kämpfen und in den einheimiſchen allen.
Aber mich, der ich den Durſt
nach Geſängen heile,
fodert iezt einer, daß ich der Väter
alten Ruhm ihm erwecke,
wie um die Libyſche Jungfrau
zur Stadt Iraſa einſt
die Freier kamen,
zu Antäos Lockenumwallten
herrlichen Tochter.
Viele der erſten der Männer
warben um ſie, viele verwandten Stamms,
viel auch der Fremden;
denn ſtaunenswürdig war ihre Geſtalt.

Es gelüſtete ſie der goldumkränzten Jugend
blühende Frucht zu pflücken.
Aber der Vater, eine herrlichere Vermählung
der Tochter bereitend,
hörte von dem Argiviſchen Danaos,
wie ſeinen acht und vierzig Töchtern,
eh' noch der Tag die Mitte
ſeines Laufes ereilte,
eine ſchnelle Hochzeit er fand.
Er ſtellte den ganzen Reigen
alsbald an das Ende der Rennbahn.
Dann gebot er, mit der Füße
Wettſtreit zu entſcheiden,

205. welche jeder der Helden nähme,
ſo viel ihm der Eidame kamen.

So auch gab der Libyer
einen Gatten der Tochter.
Geſchmückt ſtellt' er ſie an das Ziel,
210. der letzte Lohn zu ſeyn.
Dann ſprach er zu allen: „es führe ſie hin,
„wer, vorüber den andern eilend,
„zuerſt ihr Gewand berühret."
Da ergriff Alexidamos,
215. hinſiegend im leichten Lauf,
der edlen Jungfrau Hand mit der ſeinen,
und führte ſie durch den roſſezähmenden Nomaden Haufen.
Dicht bewarfen ſie ihn
mit Laub und mit Kränzen.
220. Viele Flügel des Siegs hatt' er ſchon vormals empfangen.

Anmerkungen.

v. 1. den ſchildbewafneten Sieger] Es war eine eigne Art des Wettlaufs, in welchem die Läufer mit Helm, Schild und Beinſchienen bewafnet liefen, und in dieſem hatte Teleſikrates geſiegt.

v. 5. Kyrene — die u. ſ. f.] Die Städte und die Nymphen, die ſie beſchützten, und ihnen den Namen gegeben hatten, werden vom Pindar oft verwechſelt.

v. 8. Latäde] Apollon, Sohn der Leto. (Latona.)

v. 14. 15. dritte — Wurzel] Afrika. Die Welttheile, gleichſam die Wurzeln der Erde.

v. 33. 34. des Gewebes ewig wiederkehrende Wege] Der Webſtuhl der Alten war perpendikulär, nicht, wie bei uns, horizontal. Die Weberin ſtand davor, und wenn das Gewebe groß war, mußte ſie von einer Seite zur andern hin und wieder gehen.

v. 92. Zeus Garten] Die Gegend um Kyrene heißt Zeus Garten wegen der Nähe des Tempels des Jupiter Ammon.

v. 95. Inſelvolk] Die Bewohner von Thera, einer kleinen Inſel im Aegäiſchen Meer, von welcher aus die Kolonie in Kyrene geſtiftet worden war.

v. 115. Ariſtäos] Ariſtäos wurde zu den früheſten Wohlthätern des menſchlichen Geſchlechts gezählt, der zuerſt die Regeln der Viehzucht und der Jagd, das Auspreſſen des Oels, die Bienenzucht und den Gebrauch der Laſerpflanze aus Kyrene (silphium) lehrte. Zur Dankbarkeit wurde er an mehrern Orten göttlich verehrt. Seine gewöhnlichſten Beinamen ſind: **Agreus**, der Jagd- und Nomios, der Heerden-Beſchützer. Man rief ihn aber auch unter dem Namen des Jupiter Ariſtäos und des **Apollon** Nomios an. Sein eigentlicher Name Ariſtäos deutet, der griechiſchen Etymologie nach, zugleich auf ſeinen wohlthätigen Charakter, und wird daher hier von Pindar mit einem gewiſſen Nachdruck gebraucht.

v. 127. Karneades Sohn] Der Sieger Teleſikrates.

v. 138. Iolaos] Alkmene gebahr zugleich dem Jupiter den Herkules und dem Amphitryon den Iphikles. Dieſer erzeugte den Iolaos, der ſeinen Oheim bei mehrern ſeiner Arbeiten begleitete. Als nach ſeinem und des Herkules Tode Euryſtheus die Herakliden verfolgte, und von den Athenern, zu denen ſie ſich geflüchtet hatten, ihre Auslieferung foderte, ſoll er von den Göttern erlangt haben, wieder ins Leben zurückzukehren, um dem Euryſtheus Einhalt zu thun, und nach deſſen Ermordung wieder geſtorben ſeyn. Nach einer andern Erzählung aber, der Euripides in den Herakliden (v. 844. u. f.) folgt, lebte er damals noch, und bat die Götter nur wieder jung zu werden, um die Söhne ſeines Wohlthäters von ihrem Verfolger zu befreien. Auf dieſe Fabel ſpielt Pindar hier an. Auch noch in der Unterwelt verſäumte Iolaos nicht den Moment, eine große und edle That zu vollführen.

v. 145. Gaſtfreund — erwählt] Amphitryon wurde, weil er ſeinen Schwiegervater Elektryon unvorſichtigerweiſe ermordet hatte, aus ſeinem Vaterlande Argos vertrieben, und zog nach Theben. Drachengeſäete Männer heißen die Thebaner nach der bekannten Fabel des Kadmos.

v. 153. der Dirkeiſchen Gewäſſer] Der Quell Dirke in Theben.

v. 161. dem Hügel des Niſos] in Megara, wo Niſos ein durch die Verrätherei ſeiner Tochter bekannter König war.

v. 163. ſprachloſer Verlegenheit — entfliehend] Pindar ſchildert an mehreren Stellen ſeiner Gedichte, wie die in Kämpfen Beſiegten ſtumm umhergiengen, und den Anblick ihrer Mitbürger vermieden. Dieſer Verlegenheit war Teleſikrates durch ſeinen Sieg entgangen.

v. 167. des Meergreiſes] Nereus, dem die Gabe der Weiſſagung vorzüglich eigen war.

v. 184. Iraſa] Eine Stadt in Afrika, in der Gegend von Kyrene.

v. 196. Danaos] Dieß geſchah nämlich, als er ſie zum zweitenmale, nachdem ſie ihre erſten Männer, die Söhne des Aegyptos, getödtet hatten, verheirathete. Pindar nennt nur acht und vierzig, weil Hypermneſtra des Lynkeus verſchont hatte, und Amymone von Poſeidon entführet worden war.

V.

Benvenuto Cellini.

Fortſetzung.

Unſer Herzog von Florenz befand ſich zu dieſer Zeit, wir waren eben im Auguſt 1545, auf der Höhe von Kajano, einem Orte zehen Meilen von Florenz. Ich hielt für Schuldigkeit, ihm aufzuwarten, theils weil ich ein florentiniſcher Bürger war, theils weil meine Vorfahren ſich immer freundſchaftlich zu dem Hauſe Medicis gehalten hatten, und ich mehr als jemand dieſen Herzog Coſmus liebte; ich hatte aber diesmal nicht die geringſte Abſicht bey ihm feſt zu bleiben. Nun gefiel es Gott, der alles gut macht, daß gedachter Herzog mir, als er mich ſah, unendliche Liebkoſungen erzeigte, und, ſowohl als die Herzogin, nach den Werken fragte, die ich für den König gemacht hatte. Darauf erzählte ich gerne alles und edes, nach der Reihe. Da er mich angehört hatte, ſagte r zu mir: ich habe das alles auch gehört und du redeſt die Wahrheit; aber welch einen geringen Lohn haſt du für dieſe ſchönen und großen Arbeiten erhalten! Mein Benvenuto, wenn du etwas für mich thun wollteſt, ſo würde ich dich ganz anders bezahlen, als dein großer König gethan hat, von dem du dich ſo ſehr lobſt. Darauf erzählte ich den groſſen Dank, den ich ſeiner Majeſtät ſchuldig ſey, daß ſie mich aus einem ſo ungerechten Kerker gezogen, und mir ſodann Gelegenheit gegeben hatte, ſo wunderſame Arbeiten zu verfertigen, als jemals ein Künſtler meiner Art gefunden hätte.

Indem ich ſo ſprach machte der Herzog allerley Gebärden, als wenn er anzeigen wollte, daß er mich nicht hören könne. Dann als ich geendigt hatte, ſagte er: wenn du ein Werk für mich machen willſt, ſo werde ich dich dergeſtalt behandeln, daß du vielleicht darüber erſtaunen wirſt; wenn nur deine Werke mir gefallen, woran ich nicht im geringſten zweifle. Ich Armer, Unglücklicher fühlte ein großes Verlangen auch unſrer wunderſamen Schule zu zeigen, daß ich indeſſen mich in andern Künſten geübt habe, als man vielleicht nicht glaubte, und antwortete dem Herzog, daß ich ihm gern von Erz oder Marmor eine große Statue auf ſeinen ſchönen Platz machen wolle. Darauf verſetzte er, daß er von mir als erſte Arbeit einen Perſeus begehre, ein ſolches Bildniß habe er ſich ſchon lange gewünſcht. Darauf bat er mich, ich möchte ihm ein Modell machen! das in wenig Wochen ohngefähr in der Größe einer Elle fertig ward. Es war von gelbem Wachs, ziemlich geendigt und überhaupt mit großem Fleiß und vieler Kunſt gearbeitet.

Der Herzog kam nach Florenz, und ehe ich ihm gedachtes Modell zeigen konnte, gingen verſchiedene Tage vorbey, ſo daß es ganz eigentlich ſchien als wenn er mich weder geſehen noch gekannt hätte, und mir mein Verhältniß gegen ſeine Excellenz nicht gefallen wollte; doch als ich eines Tags nach der Tafel das Modell in die Garderobe brachte, kam er mit der Herzogin und wenigen andern Herrn die Arbeit anzuſehen. Sie gefiel ihm ſogleich, und
r lobte ſie außerordentlich. Da ſchöpfte ich ein wenig
Hofnung, daß er ſich einiger maſen darauf verſtehen
önnte.

Nachdem er das Modell genung betrachtet hatte, ge-
iel es ihm immer mehr; darauf ſagte er: wenn du mein
Benvenuto dieſes kleine Modell in einem groſen Werk
usführteſt, ſo würde es die ſchönſte Arbeit ſeyn, die auf
em Platze ſtünde. Darauf ſagte ich: gnädigſter Herr!
uf dem Platze ſtehen die Werke des groſen Donnatello
nd des verwunderſamen Michel Angnolo, welches beyde
e größten Männer von den Alten her bis jetzt geweſen
nd; indeſſen erzeigen Ew. Exzellenz meinem Modell eine
große Ehre, und ich getraue mir das Werk dreimal
ſſer zu machen. Darüber ſtritt der Herzog ein wenig
it mir und ſagte: er verſtehe ſich recht gut darauf, und
ſſe genau was man machen könne. Da verſetzte ich,
eine Werke ſollten ſeine Zweifel über dieſe Streitfrage
flöſen, und gewiß wollte ich ihm mehr leiſten, als ich
rſpräche, er möchte mir nur die Bequemlichkeit dazu
en, denn ohne dieſelbe wäre ich nicht im Stande das

große Unternehmen zu vollbringen, zu dem ich mich verbände. Darauf ſagte ſeine Exzellenz, ich ſollte ihm ſchriftlich anzeigen was ich verlangte, und zugleich alle Bedürfniſſe bemerken, er wolle alsdann deshalb umſtändlichen Befehl ertheilen. Gewiß! wäre ich damals ſo verſchmitzt geweſen, alles was zu meinem Werke nöthig war, durch einen Contract zu bedingen, ſo hätte ich mir nicht ſelbſt ſo großen Verdruß zugezogen, den ich nachher erleben mußte, denn in dieſem Augenblick ſchien der Herzog den beſten Willen zu haben, theils Arbeiten von mir zu beſitzen, theils alles nöthige deßhalb zu befehlen. Freylich wußte ich nicht, daß dieſer Herr auch ſonſt noch großes Verlangen zu andern auſſerordentlichen Unternehmungen hatte, und erzeigte mich auf das freymüthigſte gegen ihn. Als ich nun mein Bittſchreiben eingereicht, und der Herzog darauf vollkommen günſtig geantwortet hatte, ſagte ich zu demſelben: Gnädigſter Herr! das wahre Bittſchreiben und unſer wahrer Contract beſteht weder in dieſen Worten, noch in dieſen Papieren, ſondern alles kommt darauf an, ob mir meine Arbeit ſo gelingt, wie ich verſprochen habe. Geſchieht das, ſo kann ich hoffen, daß Ew. Exzellenz ſich auch meiner Perſon und Ihrer Verſprechungen erinnern werde. Bezaubert von dieſen Worten, von meinem Handeln und Reden, erzeigte mir der Herzog und ſeine Gemahlin die äußerſte Gunſt, die ſich in der Welt denken läßt. Ich, der ich große Begierde hatte, meine Arbeit anzufangen, ſagte ſeiner Exzellenz, daß ich ein Haus nöthig hätte, worin Platz genug wäre, um meine Oefen aufzuſtellen, und Arbeiten von Erde und Erz zu machen, worin auch abgeſonderte Räume ſich befänden, um in Gold und Silber zu arbeiten, denn da ich wiſſe wie geneigt er ſey, auch von ſolcher Arbeit zu beſtellen, ſo bedürfe ich hinlängliche Zimmer um alles mit Ordnung anlegen zu können, und damit ſeine Erzellenz ſähe, welches Verlangen ich trüge, ihr zu dienen, ſo habe ich ſchon das Haus gefunden, gerade wie ich es bedürfe, und in der Gegend die mir ſehr wohlgefalle; weil ich aber nicht eher Geld oder ſonſt was von ſeiner Erzellenz verlange, bis ſie meine Werke geſehen hätten, ſo bäte ich zwey Kleinode, die ich aus Frankreich mitgebracht habe, anzunehmen, und mir dagegen das gedachte Haus zu kaufen, ſie ſelbſt aber ſo lange aufzuheben, bis ich ſie mit meinen Arbeiten wiedergewänne. Es waren aber dieſe Kleinode ſehr gut gearbeitet, von der Hand meiner Geſellen nach meinen Zeichnungen.

Nachdem er ſie lange genug betrachtet hatte, ſagte er dieſe günſtigen Worte, welche mir die beſte Hofnung gaben: nimm Benvenuto deine Kleinode zurück, denn ich verlange dich und nicht ſie, du ſollſt dein Haus frey erhalten. Dann ſchrieb er mir folgende Reſolution unter meine Supplic, die ich immer aufgehoben habe: Man beſehe gedachtes Haus und erkundige ſich um den Preis, denn ich will Benvenuto damit zu Willen leben. Nun dachte ich des Hauſes gewiß zu ſeyn, denn ich verſprach mir ſicher daß meine Werke mehr gefallen, als ich verſprochen hatte.

Nächſt dieſem hatte ſeine Exzellenz ausdrücklichen Befehl ſeinem Haushofmeiſter gegeben, der Peter Franziskus Riccio hieß, von Prato gebürtig, und ehemals ein A B C Lehrer des Herzogs geweſen war. Ich ſprach mit dieſer Beſtie, und ſagte ihr alles was ich bedürfte. Denn in dem Garten des gedachten Hauſes, wollte ich meine Werkſtatt aufbauen. Sogleich gab der Mann einem gewiſſen Caſſier den Auftrag, der ein trockner und ſpitzfindiger Menſch war, und Lactantio Gorini hieß. Dieſes Menſchchen, mit ſeinen Spinnemanieren und einer Mückenſtimme, thätig wie ein Schnecke, ließ mir, mit genauer Noth, nur ſo viel Steine, Sand und Kalk ins Haus fahren, daß man nicht gar einen Taubenſchlag daraus hätte bauen können. Da ich ſahe, daß die Sachen ſo böslich kalt vorwärts gingen, fing mir an der Muth zu fallen, doch ſagte ich manchmal zu mir ſelbſt: kleine Anfänge haben ein großes Ende! und machte mir wieder Hofnung, wenn ich betrachtete, wie viele tauſend Ducaten der Herzog, an gewiſſe häßliche Unformen, von der Hand des beſtialiſchen Baccio Bandinello, weggeworfen hatte. So machte ich mir ſelbſten Muth, und bließ den Lactantio Gorini in den H..., und, um ihn nur vom Platze zu bringen, hielt ich mich an einige lahme Eſel und einen Blinden, der ſie führte.

Unter allen dieſen Schwierigkeiten hatte ich die Lage der Werkſtatt entworfen, hieb Weinſtöcke und Bäume nieder, nach meiner gewöhnlichen lebhaften Art, und ein wenig wüthend. Zu meinem Glück hatte ich von der an-

Den König haben Sie erzürnt — nicht mich —
Drum nehmen Sie dies Denkmal meiner Gnade
Und dieſer Stunde. — Meiden Sie das Reich —
Sie haben nur in Spanien geſündigt;
In meinem Frankreich wiſcht man ſolche Thränen
Mit Freuden ab. — O muß mich's ewig mahnen!
(Sie lehnt ſich an die Oberhofmeiſterin und bedeckt das Geſicht.)
In meinem Frankreich war's doch anders.

König (in einiger Bewegung).

Konnte
Ein Vorwurf meiner Liebe Sie betrüben?
Ein Wort betrüben, das die zärtlichſte
Bekümmerniß auf meine Lippen legte?
(Er wendet ſich gegen die Grandezza.)
Hier ſtehen die Vaſallen meines Throns!
Sank je ein Schlaf auf meine Augenlieder,
Ich hätte denn am Abend jedes Tags
Berechnet, wie die Herzen meiner Völker
In meinen fernſten Himmelsſtrichen ſchlagen? —
Und ſollt' ich ängſtlicher für meinen Thron,
Als für die Gattin meines Herzens beben? —
Für meine Völker kann mein Schwert mir haften
Und — Herzog Alba; dieſes Auge nur
Für meines Weibes Liebe.

Königin.

Wenn ich Sie
Beleidigt habe, mein Gemahl —

König.

Ich heiße
Der reichſte Mann in der getauften Welt;

dern Seite Taſſo, den Zimmermann, zur Hand, und ich ließ ihn ein Gerippe von Holz machen, um gedachten Perſeus im großen anzufangen. Taſſo war ein treflicher Arbeiter, ich glaube der größte von ſeiner Profeſſion, dabey gefällig und froh, und ſo oft ich zu ihm kam, eilte er mir entgegen, und ſang ein Liedchen durch die Fiſtel, und ich, der ich ſchon halb verzweifelt war, ſowohl weil ich hörte, daß die Sache in Frankreich übel ginge, als auch weil ich mir hier wenig von dem kalten und langſamen Weſen verſprach, mußte doch wenigſtens über die Hälfte ſeines Liedchens anhören. Manchmal erheiterte ich mich mit ihm, und ſuchte wenigſtens einen Theil meiner verzweifelten Gedanken los zu werden.

So hatte ich nun, wie oben geſagt, alles in Ordnung gebracht, und ſuchte vorwärts zu gehen, um ſo ſchnell als möglich jenes große Unternehmen vorzubereiten. Schon war ein Theil des Kalks verwendet, als ich auf einmal zu gedachtem Haushofmeiſter gerufen wurde. Ich fand ihn nach der Tafel in dem Saale der Uhr, und als ich mit der größten Ehrfurcht zu ihm trat, fragte er mich, mit der größten Strenge, wer mich in das Haus eingeſetzt habe? und mit welcher Befugniß ich darin angefangen habe, mauren zu laſſen? Er verwundere ſich ſehr, wie ich ſo kühn und anmaßlich ſeyn könne. Darauf antwortete ich: ſeine Exzellenz der Herzog habe mich in dieſes Haus eingewieſen, und im Nahmen deſſelben der Herr Haushofmeiſter ſelbſt, indem er darüber den Auftrag an Lattantio Gorini gegeben; dieſer Lattantio habe Steine, Sand und Kalk, anfahren laſſen, und nach meinem Verlangen alles beſorgt. Ebenderſelbe verſichere mich: er habe dazu Befehl von dem Herrn, der gegenwärtig dieſe Frage an mich thue.

Als ich dieſe Worte geſagt hatte, wendete ſich gedachte Beſtie mit mehr Bitterkeit zu mir als vorher, und ſagte, daß weder jener, noch irgend jemand den ich anführe, die Wahrheit geſprochen habe. Darauf wurde ich unwillig und ſagte: o! Hanshofmeiſter! ſo lange Dieſelben der edlen Stelle gemäß leben, welche Sie bekleiden, ſo werde ich Sie verehren, und mit derjenigen Unterwürfigkeit zu Ihnen ſprechen, als wenn ich mit dem Herzog ſelbſt redete; handeln Sie aber anders, ſo werde ich nur den Peter Franziskus del Riccio vor mir ſehen. Da wurde der Menſch ſo zornig, daß ich dachte er wollte auf der Stelle närriſch werden, um früher zu ſeinem Schickſale zu gelangen, das ihm der Himmel ſchon beſtimmt hatte, und ſagte zu mir, mit einigen ſchimpflichen Worten: er verwundere ſich nur wie ich zu der Ehre komme, mit einem Manne ſeines gleichen zu reden. Darauf rührte ich mich, und ſagte: nun hört mich, Franziskus del Riccio, ich will euch ſagen, wer meines gleichen ſind; aber vorher ſollt ihr wiſſen: eures gleichen ſind Schulmeiſter, die Kindern das Leſen lehren. Als ich dieſe Worte geſprochen hatte, erhub der Mann mit zornigem Geſichte die Stimme, und wiederholte ſeine Worte, auch ich machte ein Geſicht wie unter den Waffen, und weil er ſo groß that, ſo zeigte ich mich auch übermüthig, und ſagte: meines gleichen ſeyen würdig mit Päpſten, Kaiſern und großen Königen zu ſprechen, meines gleichen ginge vielleicht nur Einer durch die Welt, und von ſeiner Art durch jede Thüre ein Dutzend aus und ein. Als er dieſe Worte vernahm, ſprang er auf ein Fenſtermäuerchen, das im Saal war, dann ſagte er mir, ich ſolle noch einmal die Worte wiederholen, deren ich mich bedient hätte, und ich wiederholte ſie mit noch mehr Kühnheit als vorher. Ferner ſagte ich, es kümmere mich gar nicht dem Herzog zu dienen, ich wolle nach Frankreich zurück, welches mir völlig frey ſtehe. So blieb die Beſtie erſtaunt und erdfarb, und ich entfernte mich voller Verdruß, in der Abſicht in Gottesnahmen fortzugehen, und wollte Gott! ich hätte ſie nur ausgeführt.

Ich wollte nicht, daß der Herzog ſogleich dieſe Teufeley erfahren ſollte, deswegen hielt ich mich einige Tage zu Hauſe, und hatte alle Gedanken auf Florenz aufgegeben, außer was meine Schweſtern und meine Nichten betraf, die ich durch Empfehlungen und Vorſorge, ſo gut als möglich, eingerichtet hinterlaſſen, nach Frankreich zurück kehren, und mir Italien aus dem Sinne ſchlagen wollte. Und ſo hatte ich mir vorgenommen, ſo geſchwind als möglich alles in Ordnung zu bringen, und ohne Urlaub des Herzogs, oder jemand anders, davon zu gehen.

Eines Morgens ließ mich aber gedachter Haushofmeiſter, von ſelbſt, auf das höflichſte rufen, und fing an eine gewiſſe pedantiſche Rede herzuſagen, in der ich weder Art, noch Anmuth, noch Kraft, weder Anfang noch

Ende finden konnte, ich hörte nur daß er ſagte: er wolle, als ein guter Chriſt, keinen Haß gegen Jemanden hegen, vielmehr frage er mich, im Nahmen des Herzogs, was für eine Beſoldung ich zu meinem Unterhalt verlange? Darauf beſann ich mich ein wenig und antwortete nicht, feſt entſchloßen, nicht da zu bleiben. Als er ſahe, daß ich nicht antwortete, hatte er ſo viel Verſtand zu ſagen: o! Benvenuto! den Herzogen antwortet man, und ich rede gegenwärtig im Nahmen ſeiner Exzellenz mit dir. Darauf verſetzte ich, mit einiger Zufriedenheit: er ſolle ſeiner Exzellenz ſagen, ich wolle keinem nachſtehen, der in meiner Kunſt arbeitete. Darauf ſagte der Haushofmeiſter: Bandinello hat zweyhundert Scudi Beſoldung, biſt du damit zufrieden, ſo iſt deine Penſion gemacht. Ich ſagte daß ich zufrieden ſey, und das was ich mehr verdiente, möchte man mir geben, wenn man meine Werke ſähe, ich wolle dem guten Urtheil ſeiner Exzellenz alles überlaſſen. So knüpfte ich den Faden wider meinen Willen aufs neue feſt, und machte mich an die Arbeit, indem mir der Herzog ſo unendliche Gunſt bezeugte, als man ſich in der Welt nur denken kann.

Ich hatte indeſſen öfters Briefe aus Frankreich, von meinem treuſten Freunde Herrn Guido Guidi gehabt, auch in dieſen war nichts als alles Gutes enthalten. Askanio ſchrieb mir auch und bat mich, ich ſolle mir einen guten Tag machen, und wenn irgend etwas begegne, ſo wolle er mir es melden. Indeſſen ſagte man dem König, daß ich angefangen habe, für den Herzog in Florenz zu arbeiten, und weil es der beſte Mann von der Welt war, ſo ſagte er oft, warum kommt Benvenuto nicht wieder? Und als er ſich deßhalb beſonders bey meinen Geſellen erkundigte, ſagten beyde zugleich, ich ſchriebe ihnen, daß ich mich aufs beſte befände, und ſie glaubten, daß ich kein Verlangen trüge, in Ihro Majeſtät Dienſte zurück zu kehren. Als der König dieſe verwegenen Worte vernahm, deren ich mich niemals bedient hatte, ward er zornig und ſagte: da er ſich von uns, ohne irgend eine Urſache entfernt hat, ſo werde ich auch nicht mehr nach ihm fragen, er bleibe wo er iſt. So hatten die Erzſchelmen die Sache zu dem Puncte gebracht, den ſie wünſchten, denn wenn ich wieder nach Frankreich zurückgekehrt wäre, hätten ſie wieder, wie vorher, als Arbeiter unter mir geſtanden; blieb ich aber hinweg, ſo lebten ſie frey und auf meine Koſten, und ſo wendeten ſie alles an um mich entfernt zu halten.

Indeſſen ich die Werkſtatt mauern ließ, um den Perſeus darin anzufangen, arbeitete ich im Erdgeſchoſſe des Hauſes, und machte den Perſeus von Gyps, und zwar von derſelbigen Größe wie er werden ſollte, in der Abſicht ihn nachher von dieſem Modell abzugießen. Als ich aber bemerkte, daß die Arbeit auf dieſem Wege mir ein wenig zu lange dauerte, ſo griff ich zu einem andern Mittel, denn ſchon war ein bischen Werkſtatt, Ziegel auf Ziegel, ſo erbärmlich aufgebaut, daß es mich ärgert, wenn ich nur wieder daran denke. Da fieng ich die Figur, ſowohl als auch die Meduſe, vom Geripp an, das ich von Eiſen machte. Dann verfertigte ich die Statuen von Thon, und brannte ſie, allein, mit einigen Knaben, unter denen einer von großer Schönheit war, der Sohn einer Dirne, die Gambetta genannt. Ich hatte mich dieſes Knabens zum Modell bedient, denn wir finden keine andere Bücher die Kunſt zu lernen, als die Natur. Nun aber ſuchte ich mir geübte Arbeiter, um das Werk ſchnell zu vollenden; aber ich konnte keine finden, und doch allein nicht alles thun. Nun waren wohl einige in Florenz, die gerne gekommen wären, wenn ſie Bandinello nicht verhindert hätte, der, indem er mich ſo aufhielt, noch dabey zum Herzog ſagte, ich wolle ihm ſeine Arbeiter entziehen, denn mir ſelbſt ſey es nicht möglich eine große Figur zuſammen zu ſetzen. Ich beklagte mich beym Herzog über den großen Verdruß, den mir die Beſtie machte, und bat ihn, daß er mir einige Arbeitsleute zugeſtehen möge. Dieſe Worte machten den Herzog glauben, daß Bandinello wahr rede. Als ich das nun bemerkte, nahm ich mir vor, alles, ſo viel als möglich allein zu thun, und gab mir alle erdenkliche Mühe. Indeſſen ich mich nun ſo Tag und Nacht bemühte, ward der Mann meiner Schweſter krank, und als er in wenigen Tagen ſtarb, hinterließ er mir meine jüngere Schweſter mit ſechs Töchtern, große und kleine; das war meine erſte Noth, die ich in Florenz hatte, Vater und Führer einer ſolchen zerſtörten Familie zu ſeyn.

Nun wollte ich aber, daß alles gut gehen ſollte, und da mein Garten ſehr verwildert war, ſuchte ich zwey Tagelöhner, die man mir von Ponte Vecchio zuführte. Der eine war ein alter Mann von ſiebzig Jahren, der andere ein Jüngling von achtzehn. Als ich ſie drey Tage gehabt hatte, ſagte mir der Jüngling, der alte wolle nicht arbeiten, und ich thäte beſſer ihn wegzuſchicken, denn er ſey nicht allein faul, ſondern verhindere auch ihn, den Jungen, etwas zu thun, dabey verſicherte er mir, er wolle die wenige Arbeit allein verrichten, ohne daß ich das Geld an andere Leute wegwürfe. Als ich ſah daß dieſer Menſch, der Bernardino Mannellini von Lugello hieß, ſo ein fleiſiger Arbeiter war, fragte ich ihn, ob er bey mir als Diener bleiben wolle, und wir wurden ſogleich darüber einig; dieſer Jüngling beſorgte mir ein Pferd, arbeitete im Garten, und gab ſich alle Mühe mir auch in der Werkſtatt zu helfen, ſo daß er, nach und nach, die Kunſt mit ſo vieler Geſchicklichkeit lernte, daß ich nie eine beſſere Beyhülfe als ihn gehabt habe. Nun nahm ich mir vor, mit dieſem alles zu machen, um dem Herzog zu zeigen daß Bandinello gelogen habe, und daß ich recht gut ohne ſeine Arbeiter fertig werden könne.

Zu derſelben Zeit litt ich ein wenig an der Nierenkrankheit, und weil ich meine Arbeit nicht fortſetzen konnte, hielt ich mich gern in der Garderobe des Herzogs auf, mit einigen jungen Goldſchmieden, die Johann Paul und Domeniko Poggini hießen. Dieſe ließ ich ein goldnes Gefäßchen, ganz mit erhabenen Figuren und andern ſchönen Zierrathen gearbeitet, verfertigen; ſeine Exzellenz hatte daſſelbe der Herzogin zum Waſſerbecher beſtellt. Zugleich verlangte er von mir, daß ich ihm einen goldenen Gürtel machen ſolle, und auch dieſes Werk war aufs reichſte mit

Juwelen und andern gefälligen Erfindungen von Maſken, und dergleichen vollendet. Der Herzog kam ſehr oft in die Garderobe, und fand ein großes Vergnügen, bey der Arbeit zuzuſehen, und mit mir zu ſprechen. Da ich mich von meiner Krankheit etwas erholt hatte, ließ ich mir Erde bringen, und indeſſen der Herzog auf und ab ging, portraitirte ich ihn weit über Lebensgröße. Dieſe Arbeit gefiel ſeiner Exzellenz ſowohl, und er warf ſo große Neigung auf mich, daß er ſagte: es werde ihm das größte Vergnügen ſeyn, wenn ich im Pallaſt arbeiten wollte, und mir darin Zimmer ausſuchte, wo ich meine Oefen aufbauen, und was ich ſonſt bedürfte, aufs beſte einrichten könnte; denn er habe an ſolchen Dingen das größte Vergnügen. Darauf ſagte ich ſeiner Exzellenz, es ſey nicht möglich, denn ich würde die Arbeit in hundert Jahren nicht vollenden.

Die Herzogin erzeigte mir gleichfalls unſchätzbare Liebkoſungen, und hätte gewünſcht, daß ich nur allein für ſie gearbeitet, und weder an den Perſeus noch an etwas anders gedacht hätte. Ich konnte mich dieſer eiteln Gunſt nicht erfreuen, denn ich wußte wohl, daß mein böſes und widerwärtiges Schickſal ein ſolches Glück nicht lange dulden, ſondern mir ein neues Unheil zubereiten würde; ja es lag mir immer im Sinne wie ſehr übel ich gethan hatte, um zu einem ſo großen Gute zu gelangen. Denn was meine franzöſiſchen Angelegenheiten betraf, ſo konnte der König den großen Verdruß nicht verſchlucken, den er über meine Abreiſe gehabt hatte, und doch hätte er gewünſcht, daß ich wieder käme, freylich auf eine Art die ihm Ehre brächte; ich glaubte aber ſo viel Urſachen zu haben, um mich nicht erſt zu demüthigen, denn ich wußte wohl wenn ich dieſen erſten Schritt gethan hätte, und vor denen Leuten als ein gehorſamer Diener erſchienen wäre, ſo hätten ſie geſagt ich ſey der Sünder! und verſchiedene Vorwürfe, die man mir fälſchlich gemacht hatte, ſeyen gegründet. Deswegen nahm ich mich zuſammen, und ſchrieb, als ein Mann von Verſtande, in ſtrengen Ausdrücken über meine Angelegenheiten. Darüber hatten meine beyden verrätheriſchen Zöglinge die größte Freude; denn ich rühmte mich und meldete ihnen die großen Arbeiten, die mir in meinem Vaterlande, von einem Herrn und einer Dame aufgetragen worden wären, die unumſchränkte Herrn von Florenz ſeyen. Mit einem ſolchen Briefe gingen ſie zum König, und drangen in ſeine Majeſtät, ihnen mein Kaſtell zu überlaſſen, auf die Weiſe wie er mir es gegeben hatte. Der König, der ein guter und vortreflicher Herr war, wollte niemals die verwegenen Forderungen dieſer beyden Spitzbübchen verwilligen, denn er ſah wohl ein, worauf ihre boshaften Abſichten gerichtet waren. Um ihnen jedoch einige Hofnung zu geben, und mich zur Rückkehr zu veranlaſſen, ließ er mir, auf eine etwas zornige Weiſe, durch einen ſeiner Schatzmeiſter ſchreiben. Dieſer hieß Herr Julian Buonacorſo, ein Florentiniſcher Bürger, der Brief enthielt: daß wenn ich wirklich den Nahmen eines rechtſchafnen Mannes, den ich immer gehabt habe, behaupten wolle, ſo ſey ich nun, da ich für meine Abreiſe keine

Urſache anführen könne, ohne weiteres verbunden, Rechenſchaft von allem zu geben, was ich von ſeiner Majeſtät in Händen gehabt, und was ich für ſie gearbeitet habe. Als ich dieſen Brief erhielt, war ich äußerſt vergnügt, denn ich hätte ſelbſt nicht mehr, noch weniger verlangen können. Nun machte ich mich daran, und füllte neun Bogen gewöhnlichen Papiers, und bemerkte darauf alle Werke, die ich gemacht hatte, alle Zufälle, die mir dabey begegnet waren, und die ganze Summe des darauf verwendeten Geldes. Alles war durch die Hand von zwey Notarien und eines Schatzmeiſters gegangen, und alles von denen Leuten, an die ich ausgezahlt hatte, eigenhändig quittirt, ſie mochten das Geld für Materialien, oder für Arbeitslohn erhalten haben. Ich zeigte daß mir davon nicht ein Pfennig in die Taſche gefallen war, und daß ich für meine geendigten Werke nichts in der Welt erhalten hatte, außer einigen würdigen königlichen Verſprechungen, die ich mit nach Italien genommen hatte; ich fügte hinzu: daß ich mich nicht rühmen könne, etwas anderes für meine Werke empfangen zu haben, als eine ungewiſſe Beſoldung, die mir zu meinem Bedürfniß ausgeſetzt war, und darauf ſey man mir noch über ſiebenhundert Goldgülden ſchuldig, die ich deswegen habe ſtehen laſſen, damit ſie mir zu meiner Rückreiſe dienen könnten. Ich merke wohl, fuhr ich fort, daß einige boshafte neidiſche Menſchen mir einen böſen Dienſt geleiſtet haben, aber die Wahrheit muß doch ſiegen, und es iſt mir um die Gunſt des allerchriſtlichſten Königs, und nicht um Geld zu thun,

Die Sonne geht in meinem Staat nicht unter —
Doch alles das beſaß ein Andrer ſchon,
Wird nach mir mancher Andre noch beſitzen.
Das iſt mein eigen. Was der König hat,
Gehört dem Glück — Eliſabeth dem Philipp.
Hier iſt die Stelle, wo ich ſterblich bin.

Königin.

Sie fürchten, Sire?

König.

Dies graue Haar doch nicht?
Wenn ich einmal zu fürchten angefangen,
Hab' ich zu fürchten aufgehört —

(Zu den Granden.)

Ich zähle
Die Groſſen meines Hofs — der Erſte fehlt.
Wo iſt Don Karlos, mein Infant?

(Niemand antwortet.)

Der Knabe
Don Karl fängt an mir fürchterlich zu werden.
Er meidet meine Gegenwart, ſeitdem
Er von Alkala's hoher Schule kam.
Sein Blut iſt heiß, warum ſein Blick ſo kalt?
So abgemeſſen feſtlich ſein Betragen?
Seyd wachſam. Ich empfehl' es euch.

Alba.

Ich bin's.
So lang' ein Herz an dieſen Panzer ſchlägt,
Mag ſich Don Philipp ruhig ſchlafen legen.
Wie Gottes Cherub vor dem Paradies,
Steht Herzog Alba vor dem Thron.

denn ich bin überzeugt weit mehr geleiſtet zu haben, als ich antrug, und doch ſind mir dagegen nur Verſprechungen erfolgt, mir iſt einzig daran gelegen in ſeiner Majeſtät Gedanken als ein braver und reiner Mann zu erſcheinen, dergleichen ich immer war, und wenn ſeine Majeſtät den geringſten Zweifel hegen wollten, ſo würde ich auf den kleinſten Wink ſogleich erſcheinen, und mit meinem eignen Leben Rechenſchaft ablegen; da ich aber ſehe, daß man ſo wenig aus mir macht, ſo habe ich nicht wollen wieder zurückkehren und mich anbieten, denn ich weiß daß ich immer Brod finde, wo ich auch hingehe, und wenn man Anſprüche an mich macht, ſo werde ich zu antworten wiſſen. Uebrigens waren in dieſen Briefen noch manche Nebenumſtände bemerkt, die vor einen ſo großen König gehören, und zur Vertheidigung meiner Ehre gereichten. Dieſen Brief, ehe ich ihn wegſchickte, trug ich zu meinem Herzog, der ihn mit Zufriedenheit durchlas, dann ſchickte ich ihn ſogleich nach Frankreich, unter der Addreſſe des Cardinals von Ferrara.

Zu der Zeit hatte Bernardone Baldini, der Juwelenhändler ſeiner Exzellenz, einen Diamanten von Venedig gebracht, der mehr als fünf und dreißig Karat wog, auch hatte Antonio Vittorio Landi einiges Intereſſe dieſen Stein dem Herzog zu verkaufen. Der Stein war erſt ein Roſette geweſen, weil er aber nicht jene glänzende Klarheit zeigte, wie man an einem ſolchen Juwel verlangen konnte, ſo hatten die Herrn die Spitze wegſchleifen laſſen, und nun nahm er ſich als Brilliant auch nicht ſonderlich aus. Unſer Herzog, der die Juwelen äußerſt liebte, gab dem Schelmen Bernardo gewiſſe Hofnung, daß er dieſen Diamanten kaufen wolle, und weil Bernardo allein die Ehre haben wollte, den Herzog zu hintergehen, ſo ſprach er mit ſeinem Geſellen niemals von der Sache. Gedachter Antonio war von Jugend auf mein groſſer Freund geweſen, und weil er ſahe, daß ich bey unſerm Herzog immer aus und eingieng, ſo rief er mich eines Tages bey Seite, es war gegen Mittag, an der Ecke des neuen Marktes und ſagte zu mir: Benvenuto ich bin gewiß, der Herzog wird euch einen gewiſſen Diamanten zeigen, den er Luſt hat zu kaufen, ihr werdet einen herrlichen Diamanten ſehen, helft zu dem Verkaufe, ich kann ihn vor ſiebzehntauſend Scudi hingeben, und wenn der Herzog euch um Rath fragt, und ihr ihn geneigt zum Handel ſeht, ſo wird ſich ſchon was thun laſſen, daß er ihn behalten kann. Antonio zeigte groſſe Sicherheit dieſes Juwel los zu werden, und ich verſprach ihm, daß wenn man mir ſie zeigte, ſo wollte ich alles ſagen, was ich verſtünde, ohne dem Steine Schaden zu thun.

Nun kam, wie ich oben geſagt habe, der Herzog alle Tage einige Stunden in die Werkſtatt der Goldſchmiede, in der Nähe von ſeinem Zimmer, und ohngefähr acht Tage, nachdem Antonio Landi mit mir geſprochen hatte, zeigte mir der Herzog nach Tiſche den gedachten Diamanten, den ich, an den Zeichen die mir Antonio gegeben hatte, ſowohl der Geſtalt als dem Gewicht nach, leicht erkannte, und da der Diamant, wie ſchon geſagt, von etwas trüblichem Waſſer war, und man die Spitze deshalb abgeſchliſſen hatte, ſo wollte mir die Art und Weiſe deſſelben gar nicht gefallen, und ich würde ihm von dieſem Handel abgerathen haben. Daher, als mir ſeine Exzellenz den Stein zeigte, fragte ich was er wolle, daß ich ſagen ſolle? denn es ſey ein Unterſchied bey den Juwelieren einen Stein zu ſchätzen, wenn ihn ein Herr ſchon gekauft habe, oder ihm den Preiß zu machen, wenn er ihn kaufen wolle. Darauf ſagte der Herzog mir, er habe ihn gekauft, und ich ſollte nur meine Meinung ſagen. Da konnte ich nicht verfehlen, auf eine beſcheidne Weiſe, das Wenige anzuzeigen, was ich von dem Edelſtein verſtand. Er ſagte mir ich ſolle die Schönheit der langen Façetten ſehen, die der Stein habe; darauf ſagte ich es ſey das eben keine große Schönheit, ſondern vielmehr nur eine abgeſchliſſne Spitze; darauf gab mein Herr, welcher wohl einſah, daß ich wahr rede, einen Ton des Verdruſſes von ſich, und ſagte, ich ſolle den Werth des Edelſteins betrachten, und ſagen was ich ihn ſchätze. Da nun Antonio Landi den Stein für ſiebzehntauſend Scudi angeboten hatte, glaubte ich der Herzog habe höchſtens fünfzehntauſend dafür bezahlt, und weil ich ſah daß er übel nahm, wenn ich die Wahrheit ſagte, ſo wollte ich ihn in ſeiner falſchen Meinung erhalten und ſagte, indem ich ihm den Diamant zurück gab, achtzehntauſend Scudi habt ihr bezahlt; da that der Herzog einen großen Ausruf, und machte mit dem Mund ein O größer als die Oefnung eines Brunnens, und ſagte: nun ſeh ich, daß du dich nicht darauf verſtehſt.

Ich verſetzte: Gnädiger Herr! ihr ſeht nicht recht. Wenn ihr euch bemüht den Ruf eures Edelſteins zu erhalten, ſo werde ich bemüht ſeyn, mich drauf zu verſtehn. Sagt mir wenigſtens wie viel ihr bezahlt habt, damit ich auf Weiſe Ew. Exzellenz mich drauf verſtehen lerne. Der Herzog ging mit einer etwas verdrießlichen Miene weg, und ſagte fünfundzwanzigtauſend Scudi und mehr, Benvenuto, habe ich dafür gegeben. Das geſchah in der Gegenwart von den beyden Poggini, den Goldſchmieden, und Bacchiacca, der Sticker, der in einem benachbarten Zimmer arbeitete, kam auf dieſen Lärm herbeygelaufen, vor dieſen ſagte ich, ich würde ihm nicht gerathen haben, den Stein zu kaufen, hätte er aber ja Luſt dazu gehabt, ſo hat mir ihn Antonio Landi, vor acht Tagen, für ſiebzehntauſend Scudi angeboten, und ich glaube vor fünfzehntauſend, ja noch für weniger, hätte man ihn bekommen, aber der Herzog will ſeinen Edelſtein in Ehren erhalten, ob ihm gleich Bernardone einen ſo abſcheulichen Betrug geſpielt hat, er wird es niemals glauben, wie die Sache ſich eigentlich verhält. So ſprachen wir unter einander und lachten über die Leichtgläubigkeit des guten Herzogs.

Ich hatte ſchon die Figur der Meduſe, wie geſagt, ziemlich weit gebracht, über das Gerippe von Eiſen war die Geſtalt, gleichſam anatomiſch übergezogen, ohngefähr um einen halben Finger zu mager. Ich brannte ſie aufs beſte, dann brachte ich das Wachs drüber, um ſie zu vollenden, wie ſie dereinſt in Erz werden ſollte. Der Herzog, der oft gekommen war mich zu ſehen, war ſo beſorgt, der Guß möchte mir nicht gerathen, daß er wünſchte ich möchte einen Meiſter zu Hülfe nehmen, der dieſe Arbeit verrichtete. Dieſe Gunſt des Herrn ward mir ſehr beneidet, und weil er oft mit Zufriedenheit von meiner Unterhaltung ſprach, ſo dachte ſein Haushofmeiſter nur auf eine Gelegenheit um mir den Hals zu brechen. Der Herzog hatte dieſem ſchlechten Mann, der von Prato, und alſo ein Feind aller Florentiner war, große Gewalt gegeben, und ihn, aus einem Sohn eines Böttchers, aus einen ungewiſſen und elenden Pedanten, bloß weil er ihn in ſeiner Jugend unterrichtet hatte, als er an das Herzogthum noch nicht denken konnte, zum Oberaufſeher der Policeydiener, und aller Gerichtsſtellen der Stadt Florenz gemacht. Dieſer, als er mit aller ſeiner Wachſamkeit mir nichts übels thun, und ſeine Klauen nirgends einſchlagen konnte, fiel endlich auf einen Weg zu ſeinem Zweck zu gelangen. Er ſuchte die Mutter meines Lehrpurſchen auf, der Cencio hieß, ein Weib der man den Nahmen die Gambetta gegeben hatte. Nun machte der pedantiſche Schelm mit der hölliſchen Spitzbübin einen Anſchlag, um mich in Gottes Nahmen fortzutreiben. Sie hatten auch einen Bargell auf ihre Seite gebracht, der ein gewiſſer Bologneſer war, und den der Herzog nachher wegen ähnlicher Streiche wegjagte. Als nun die Gambetta den Auftrag von dem ſchelmiſchen pedantiſchen Narren, vom Haushofmeiſter erhalten hatte, kam ſie eine Sonnabendsnacht, mit ihrem Sohne, zu mir, und ſagte ſie habe das Kind um meines Wohles willen einige Tage eingeſchloſſen.

Darauf antwortete ich ihr, um meinetwillen ſolle ſie ihn gehen laſſen wohin er wolle. Ich lachte ſie aus und fragte warum ſie ihn eingeſchloſſen habe? Sie antwortete, weil er mit mir geſündigt habe; ſo ſey ein Befehl ergangen, uns beyde einzuziehen. Darauf ſagte ich, halb erzürnt, wie hab ich geſündigt? fragt den Knaben ſelbſt. Sie fragte darauf den Sohn ob es nicht wahr ſey? Der Knabe weinte, und ſagte nein! Darauf ſchüttelte die Mutter den Kopf und ſagte zum Sohne: du Schelm, ich weiß wohl nicht wie das zugeht! dann wendete ſie ſich zu mir, und ſagte, ich ſolle ihn im Hauſe behalten, denn der Bargell ſuche ihn, und werde ihn überall wegnehmen, nur nicht aus meinem Hauſe. Darauf ſagte ich: ich habe bey mir eine verwittbete Schweſter, mit ſechs frommen Töchtern, und ich will niemand bey mir haben. Darauf ſagte ſie: der Haushofmeiſter habe dem Bargell die Commiſſion gegeben, man ſolle ſuchen mich auf alle Weiſe gefangen zu nehmen. Da ich aber den Sohn nicht im Hauſe behalten wolle, ſo ſollte ich ihr hundert Scudi geben, und weiter keine Sorge haben, denn der Haushofmeiſter ſey ihr größter Freund, und ſie werde mit ihm machen, was ſie wolle, wenn ich ihr das verlangte Geld gäbe. Ich war indeſſen ganz wüthend geworden, und rief: weg von hier, nichtswürdige Hure! thät ich es nicht aus Achtung gegen die Welt, und wegen der Unſchuld eines unglücklichen Kindes, ſo hätte ich dich ſchon mit dieſem Dolche ermordet, nach dem ich zwey, dreymal gegriffen habe. Mit dieſen Worten, und mit viel ſchlimmen Stößen, warf ich ſie und das Kind zum Hauſe hinaus.

Da ich aber nachher bey mir die Verruchtheit und Gewalt des verwünſchten Pedanten betrachtete, überlegte ich, daß es beſſer ſey, dieſer Teufeley ein wenig aus dem Wege zu gehen, und nachdem ich Morgens zu guter Zeit meiner Schweſter Juwelen und andere Dinge, für ohngefähr zweytauſend Scudi, aufzuheben gegeben hatte, ſtieg ich zu Pferde, und machte mich auf den Weg nach Venedig, und nahm meinen Bernardin von Mugello mit. Als ich nach Ferrara kam, ſchrieb ich ſeiner Exzellenz dem Herzog, ſo wie ich ohne Urlaub weggegangen ſey, ſo wollte ich auch ohne Befehl wieder kommen. Als ich nach Venedig kam und betrachtete, auf wie verſchiedene Weiſe mein grauſames Schickſal mich verfolgte, tröſtete ich mich, da ich mich ſo munter und friſch befand, und nahm mir vor, mit ihm auf meine gewöhnliche Weiſe zu ſcharmuzziren. Indeſſen ich ſo an meine Umſtände dachte, vertrieb ich mir die Zeit in dieſer ſchönen und reichen Stadt. Ich beſuchte den wunderſamen Titian den Mahler, und Meiſter Jacob del Sanſovino einen treflichen Bildhauer und Baumeiſter; einen unſerer Florentiner, den die Venezianiſchen Obern ſehr reichlich unterhielten. Wir hatten uns in Rom und Florenz, in unſerer Jugend genau gekannt. Dieſe beyden treflichen Männer erzeigten mir viel Liebkoſungen. Den andern Tag begegnete ich Herrn Lorenz Medicis, der mich ſogleich bey der Hand nahm, und mir aufs freundlichſte zuſprach, denn wir hatten uns in Florenz gekannt, als ich die Münzen des Herzogs Alexanders verfertigte, und nachher in Paris als ich im Dienſte des Königs war.

Damals wohnte er im Haus des Herrn Julian Buonakorſi und weil er ohne ſeine größte Gefahr ſich nicht überall durfte ſehen laſſen, brachte er die meiſte Zeit in meinem Schlößchen zu, und ſah mich an jenen großen Werken arbeiten. Wegen dieſer alten Bekanntſchaft nahm er mich bey der Hand, und führte mich in ſein Haus, wo ich den Herrn Prior Strozzi fand, den Bruder des Herrn Peters. Sie freuten ſich, und fragten wie lange ich in Venedig bleiben wolle? denn ſie dachten es ſey meine Abſicht nach Frankreich zurückzukehren. Da erzählte ich ihm die Urſache, warum ich aus Florenz gegangen ſey, und daß ich in zwey, drey Tagen wieder zurück gehe, meinem Großherzog zu dienen. Auf dieſe Worte wendeten ſich beyde mit ſolchem Ernſt und Strenge zu mir, daß ich mich wirklich äußerſt fürchtete, und ſagten: du thäteſt beſſer nach Frankreich zu gehen, wo du reich und bekannt biſt; was du da gewonnen haſt, wirſt du alles in Florenz verlieren, und daſelbſt nur Verdruß haben.

Ich antwortete nichts auf ihre Reden, und verreiſte den andern Tag, ſo geheim als ich konnte, und nahm den Weg nach Florenz.

Indeſſen war die Teufeley gegen mich reif geworden, denn ich hatte meinem Großherzog die ganze Urſache geſchrieben, die mich von Florenz entfernt hatte. So ernſt und klug er war, durfte ich ihn doch ohne Ceremonien beſuchen. Nach einer kurzen ernſthaften Stille, redete er mich freundlich an, und fragte, wo ich geweſen ſey? Ich antwortete, mein Herz ſey nicht ein Finger breit von ſeiner

Erzellenz entfernt geweſen, ob mich gleich die Umſtände genöthigt hätten, den Körper ein wenig ſpatzieren zu laſſen. Darauf ward er noch freundlicher, fragte nach Venedig, und ſo discurirten wir ein wenig. Endlich ſagte er zu mir, ich ſolle fleißig ſeyn und ihm ſeinen Perſeus endigen.

So ging ich nach Hauſe, fröhlich und munter, erfreute meine Familie, meine Schweſter nämlich, mit ihren ſechs Töchtern, nahm meine Werke wieder vor, und arbeitete daran mit aller Sorgfalt. Das erſte, was ich in Erz goß, war das große Bildniß ſeiner Erzellenz, das ich in dem Zimmer der Goldſchmiede boſſirt hatte, indeſſen ich nicht wohl war. Dieſes Werk gefiel, ich hatte es aber eigentlich nur unternommen, um die Erden zu verſuchen, welche zu den Formen geſchickt ſeyen, denn ich bemerkte wohl, daß Donnatello, der bey ſeinen Arbeiten in Erz ſich auch der Florentiniſchen Erden bedient hatte, dabey ſehr große Schwierigkeiten fand, und da ich dachte daß die Schuld an der Erde liege, ſo wollte ich, ehe ich den Guß meines Perſeus unternahm, keinen Fleiß ſparen, um die beſte Erde zu finden, welche der wunderſame Donnatell nicht mußte gekannt haben, weil ich eine große Mühſeligkeit an ſeinen Werken bemerkte. So ſetzte ich nun zuletzt auf künſtliche Weiſe die Erde zuſammen, die mir aufs beſte diente, und ſo gerieth mir der Guß des Kopfes; weil ich aber meinen Ofen noch nicht fertig hatte, bediente ich mich der Werkſtatt des Meiſter Zanobi, von Pagno, des Glockengießers, und da ich ſah, daß der Kopf ſehr rein ausgefallen war, erbaute ich ſogleich einen kleinen Ofen in der Werkſtatt, die auf Befehl des Herzogs, nach meiner Angabe und Zeichnung in dem Hauſe, das er mir geſchenkt hatte, errichtet worden war, und ſobald mein Ofen mit aller möglichen Sorgfalt ſich in der Ordnung befand, machte ich Anſtalt die Statue der Meduſe zu gieſſen, die Figur nämlich des verdrehten Weibchens, das ſich unter den Füßen des Perſeus befindet. Da dieſes nun ein ſehr ſchweres Unternehmen war, ſo unterließ ich nichts von allem dem, was mir durch Erfahrung bekannt geworden war, damit mir nicht etwa ein Irrthum begegnen möge. Und ſo gerieth mir der erſte Guß aus meinem Ofen, auf das allerbeſte, er war ſo rein, daß meine Freunde glaubten ich brauchte ihn weiter nicht auszupuzzen. Sie verſtanden es aber ſo wenig, als gewiſſe Deutſche und Franzoſen, die ſich der ſchönſten Geheimniſſe rühmen, und behaupten dergeſtalt in Erz gießen zu können, daß man nachher nicht nöthig habe es abzuputzen. Das iſt aber ein närriſches Vorgeben, denn jedes Erz, wenn es gegoſſen iſt, muß mit Hammer und Grabſtichel nachgearbeitet werden, wie es die wunderſamen Alten gethan haben, und auch die neuen. Ich meyne diejenigen welche in Erz zu arbeiten verſtanden. Dieſer Guß gefiel ſeiner Erzellenz gar ſehr, als ſie in mein Haus kamen, ihn zu ſehen, wobey ſie mir großen Muth einſprachen, meine Sachen gut zu machen. Aber doch vermochte der raſende Neid des Bandinello zu viel, der immer ſeiner Erzellenz in den Ohren lag, und ihr zu verſtehen gab, daß

Lerma.

Darf ich
Dem weiſeſten der Könige in Demuth
Zu widerſprechen wagen? — Allzu tief
Verehr' ich meines Königs Majeſtät,
Als ſeinen Sohn ſo raſch und ſtreng zu richten.
Ich fürchte viel von Karlos heißem Blut,
Doch nichts von ſeinem Herzen.

König.

Graf von Lerma,
Ihr redet gut, den Vater zu beſtechen,
Des Königs Stütze wird der Herzog ſeyn —
Nichts mehr davon —

(Er wendet ſich gegen ſein Gefolge.)

Jetzt eil' ich nach Madrid.
Mich ruft ein königliches Amt. Die Peſt
Der Ketzerei ſteckt meine Völker an,
Der Aufruhr wächſt in meinen Niederlanden.
Es iſt die höchſte Zeit. Ein ſchauderndes
Exempel ſoll die Irrenden bekehren,
Den großen Eid, den alle Könige
Der Chriſtenheit geloben, löſ' ich morgen.
Dies Blutgericht ſoll ohne Beiſpiel ſeyn;
Mein ganzer Hof iſt feierlich geladen.

(Er führt die Königin hinweg, die Uebrigen folgen.)

wenn ich auch dergleichen Statuen göſſe, ſo wäre ich doch nie im Stande ſie zuſammenzuſetzen, denn ich ſey neu in der Kunſt, und ſeine Erzellenz ſolle ſich ſehr in acht nehmen, ihr Geld nicht wegzuwerfen.

Dieſe Worte vermochten ſo viel auf das ruhmvolle Gehör, daß mir die Bezahlung für meine Arbeiter verkürzt wurde, ſo daß ich genöthigt war, mich gegen ſeine Erzellenz eines Morgens lebhaft darüber zu erklären. Ich wartete auf ihn, in der Straße der Serviten, und redete ihn folgendergeſtalt an: Gnädiger Herr! ich erhalte das Nothdürftige nicht mehr, und beſorge daher Ew. Erzellenz mißtraue mir, deswegen ſage ich von neuem ich halte mich für fähig, das Werk dreymal beſſer zu machen, als das Modell war, ſo wie ich verſprochen habe. Als ich bemerkte daß dieſe Worte nichts fruchteten, weil ich keine Antwort erhielt, ſo ärgerte ich mich dergeſtalt, und fühlte eine unerträgliche Leidenſchaft, ſo daß ich den Herzog aufs neue anging und ſagte: Gnädiger Herr! dieſe Stadt war auf alle Weiſe die Schule der Talente, wenn aber einer einmal bekannt iſt, und etwas gelernt hat, ſo thut er wohl, um den Ruhm ſeiner Stadt und ſeines Fürſten zu vermehren, wenn er auswärts arbeitet. Ew. Erzellenz iſt bekannt, was Donatello und Leonard da Vinci waren, und was jetzt der wunderſame Michel Agnolo Buonarotti iſt, dieſe vermehren auswärts, durch ihre Talente, den Ruhm von Ew. Erzellenz. Und ſo hoffe ich auch meinen Theil dazu zu thun, und bitte euch deswegen mich gehen zu laſſen, aber ich bitte euch ſehr, den Bandinello feſt zu halten, und ihm immer mehr zu geben, als er verlangt, denn wenn er auswärts geht, ſo wird ſeine Anmaßung und Unwiſſenheit dieſer edlen Schule, auf alle Weiſe Schande machen. Und ſo gebt mir Urlaub, denn ich verlange nichts anders für meine bisherigen Bemühungen, als die Gnade von Ew. Exzellenz.

Da der Herzog mich alſo entſchieden ſah, kehrte er ſich halb zornig um, und ſagte: Benvenuto, wenn du Luſt haſt das Werk zu vollenden, ſoll dir nichts abgehen. Darauf antwortete ich, daß ich kein anderes Verlangen habe, als den Neidern zu zeigen, daß ich im Stande ſey das verſprochene Werk zu vollenden. Da ich nun auf dieſe Weiſe von ſeiner Exzellenz wegging, erhielt ich eine geringe Beyhülfe, ſo daß ich genöthigt war, in meinen eignen Beutel zu greifen, wenn das Werk mehr als Schritt gehen ſollte.

Ich ging noch immer des Abends in die Garderobe ſeiner Exzellenz, wo Dominicus und Johann Paul Poggini, noch immer an dem goldnen Gefäß für die Herzogin, und einem goldenen Gürtel arbeiteten, auch hatte ſeine Exzellenz das Modell eines Gehänges machen laſſen, worinn obgedachter großer Diamant gefaßt werden ſollte. Und ob ich gleich vermied ſo etwas zu unternehmen, ſo hielt mich doch der Herzog, mit ſo vieler Anmuth, alle Abend, bis vier Uhr in der Nacht, an der Arbeit, und verlangte von mir, auf die gefälligſte Weiſe, daß ich ſie bey Tage fortſetzen ſolle. Ich konnte mich aber unmöglich dazu verſtehen, ob ich gleich voraus ſah, daß der Herzog mit mir darüber zürnen würde. Denn eines Abends unter andern, da ich etwas ſpäter als gewöhnlich hereintrat, ſagte er zu mir: du biſt unwillkommen! (Malvenuto) darauf antwortete ich: Gnädiger Herr, das iſt mein Nahme nicht, denn ich heiße Benvenuto, aber ich denke Ew. Excellenz ſcherzt nur, und ich will alſo weiter nichts ſagen. Darauf ſagte der Herzog er ſcherze nicht, es ſey ſein völliger Ernſt, ich ſollte mich in meinen Handlungen in acht nehmen, denn er höre, daß ich, im Vertrauen auf ſeine Gunſt, dieſes und jenes thue, was ſich nicht gehöre. Darauf bat ich ihn, er möge mir jemand anzeigen, dem ich Unrecht gethan hätte. Da ward er zornig und ſagte: gieb erſt wieder was du von Bernardone borgteſt. Da haſt du eins! darauf verſetzte ich: gnädiger Herr, ich danke euch, und bitte daß ihr mich nur vier Worte anhören wollt; es iſt wahr daß er mir eine alte Wage geborgt hat, zwey Amboſen, und drey kleine Hämmer, und es ſind ſchon funfzehn Jahre, daß ich ſeinem Georg von Cortona ſagte: er möge nach dieſem Geräthe ſchicken. Da kam gedachter Georg ſelbſt, ſie abzuholen, und wenn Ew. Excellenz jemals erfährt, daß ich, von meiner Geburt an, von irgend einer Perſon auf dieſe Weiſe etwas beſitze, in Rom oder in Florenz, es ſey von denen, die es ihnen ſelbſt hinterbringen, oder von andern, ſo ſtrafen Sie mich nach dem Kohlenmaſe.

Als der Herzog mich in dieſer heftigen Leidenſchaft ſah, wendete er ſich auf eine gelinde und liebevolle Weiſe zu mir und ſagte: wer nichts verſchuldet hat, dem iſt es nicht geſagt. Verhält es ſich wie du verſicherſt, ſo werde ich dich immer gerne ſehen, wie vorher. Darauf verſetzte ich: die Schelmſtreiche des Bernardone zwingen mich Ew. Exzellenz zu fragen, und zu bitten, daß Sie mir ſagen, wie viel Sie auf den groſſen Diamant, mit der abgeſchlifnen Spitze, verwendet haben, denn ich hoffe die Urſache zu zeigen, warum dieſer böſe Menſch mich in Ungnade zu bringen ſucht. Darauf antwortete der Herzog, der Diamant koſtet mich fünfundzwanzigtauſend Scudi, warum fragſt du darnach? Darauf antwortete ich, und bezeichnete ihm Tag und Stunde: weil mir Antonio Vittorio Landi geſagt, wenn ich ſuchen wollte, dieſen Handel mit Ew. Exzellenz zu machen, ſo wolle er ihn vor ſechszehntauſend Scudi geben. Das war nur ſein erſtes Gebot, und Ew. Exzellenz weiß nun was ſie gezahlt hat. Und daß mein Angeben wahr ſey, fragen ſie den Domenico Poggini, und ſeinen Bruder, die hier gegenwärtig ſind, ob ich es damals nicht gleich geſagt habe. Nachher habe ich aber nicht weiter davon geredet, weil Ew. Exzellenz ſagten, daß ich es nicht verſtehe, und ich wohl ſahe, daß Sie Ihren Stein bey Ruhm erhalten wollten, allein wiſſet Gnädiger Herr, ich verſtehe mich ſehr wohl darauf, und gegenwärtig handle ich als ein ehrlicher Mann, ſo gut als einer auf die Welt gekommen iſt, und ich werde euch niemals acht bis zehntauſend Scudi ſtehlen, vielmehr werde ich ſie euch mit meiner Arbeit zu erwerben ſuchen. Ich befinde mich hier Ew. Exzellenz als Bildhauer, Goldſchmied und Münzmeiſter, zu dienen, nicht aber Ihnen die Handlungen anderer zu hinterbringen, und daß ich dieſes jetzt ſage, geſchieht zu meiner Vertheidigung, ich habe weiter nichts dabey, und ich ſage es in Gegenwart ſo vieler wackren Leute, die hier ſind, damit Ew. Exzellenz dem Bernardone nicht mehr glauben was er ſagt.

Sogleich ſtund der Herzog entrüſtet auf, und ſchickte nach Bernardone, der mit Antonio Landi genöthiget wurde, bis Venedig zu reiſen. Antonio behauptete, er habe nicht von dieſem Diamanten geſprochen. Als ſie von Venedig zurück kamen, ging ich zum Herzog und ſagte: Gnädiger Herr! was ich geſagt habe iſt wahr, und was Bernardone wegen der Geräthſchaften ſagt, iſt nicht wahr, wenn er es beweißt, will ich ins Gefängniß gehen. Darauf wendete ſich der Herzog zu mir, und ſagte: Benvenuto! bleibe ein rechtſchaffner Mann, und ſey übrigens ruhig. So verrauchte die Sache, und es ward niemals mehr davon geſprochen. Ich hielt mich indeſſen zu der Faſſung des Edelſteins, und als ich ihn der Herzogin geendigt brachte, ſagte ſie mir ſelbſt, ſie ſchätze meine Arbeit ſo hoch, als den Diamanten, den ihr der Bernarbaccio verkauft habe. Sie wollte auch, daß ich ihr die Juwele ſelbſt an die Bruſt ſtecken ſollte, und gab mir dazu eine große Stecknadel, darauf befeſtigte ich den Edelſtein, und ging mit vielen Gnadenbezeugungen, die ſie mir erwieß, hinweg. Nachher hörte ich aber, daß ſie ihn wieder habe umfaſſen laſſen, durch einen Deutſchen, oder einen andern Freunden. Denn Bernardone behauptete, der Diamant würde ſich nur beſſer ausnehmen, wenn er einfacher gefaßt wäre.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Horen

Jahrgang 1797

Drittes Stück.

Tübingen
in der J. G. Cottaiſchen Buchhandlung
1797.

Innhalt des dritten Stücks.

I. Robert Guiſcard. Herzog von Apulien und Calabrien. Fortſetzung. Seite 1
II. Die Stände. — 15
III. Schreiben Herrn Müllers Mahlers in Rom über die Ankündigung des Herrn Fernow von der Ausſtellung des Herrn Profeſſor Carſtens in Rom. — 21
IV. Benvenuto Cellini. Fortſetzung. — 45

Die Horen.

Dritter Jahrgang. Drittes Stück

I.

Robert Guiscard

Fortſetzung.

Mitten in dieſer glänzenden Laufbahn, nach einer Kette von Siegen, die ihn zu den kühnſten Erwartungen berechtigten, ſahe er ſich plötzlich durch unglückliche Nachrichten aus Italien aufgehalten. Die Politik eines Gegners, den er im ofnen Felde niedergeſchmettert hatte, wand ihm durch einen Federzug in ſeinem Kabinette die Früchte aller ſeiner Anſtrengungen aus den Händen, und an dem nie bezähmten Geiſt der Unabhängigkeit ſeiner Barone ſcheiterte das Glück und die Tapferkeit des Herzogs. Anſtatt der erwarteten Unterſtützungen überbrachten ſchnell aufeinander folgende Bothen die dringendſten Bitten um Hülfe. In einer Bergfeſtung eingeſchloſſen, that der junge Roger den empörten Normannen nur noch ſchwachen Widerſtand, und der deutſche König Heinrich belagerte zum dritten Mahle Rom, und hatte ein enges Bündniß mit dem griechiſchen Kaiſer geſchloſſen. Gregors Rettung konnte allein die Deutſchen von den Staaten Roberts entfernt halten, dem jezt auſſer einem bis auf das Drittheil geſchmolzenen Heere mitten in einem feindlichen Lande nichts übrig blieb, als die Hilfsquellen, die er in ſich ſelber fand.

In der ſtolzen Ueberzeugung, daß ſeine Gegenwart allein die Uebel gut machen könnte, die ſeine Abweſenheit veranlaßt hatte, wagte er's, nur von wenigen Rittern begleitet, mit ſeiner Gemahlinn auf zwey Schiffen nach dem empörten Lande überzufahren. Um Alexius Anſchläge zu vernichten ließ er ſein Heer unter der Anführung eines Helden zurück, der allein im Stande war, ihn ſelbſt zu erſetzen. Bohemund bedurfte keiner Vorſchrift, wie er den Krieg führen ſollte, ſein Vater empfahl ihm blos, die zurückbleibenden Grafen als ſeines Gleichen zu betrachten, dieſen aber, dem oberſten Feldherrn zu gehorchen.

Schon das Gerücht von Roberts Ankunft gab der Partey, die ihm noch getreu war, Muth, das Schloß, worin Roger belagert war, zu entſezen. Mit jedem Schritt, den der Herzog in ſeinem Lande vorwärts that, vergrößerte Furcht oder Zuneigung ſeine Macht. Ein fürchterliches Beiſpiel ſeiner Rache an der Stadt Cannae, die er von Grund aus zerſtöhrte, ſchreckte die übrigen, und Herrman, Abälards Bruder, der tapfre Anführer der Rebellen, unterlag dem Misgeſchick ſeines Hauſes und dem überlegnen Geiſt ſeines Oheims. Tod oder Verſtümmlung war die Strafe der Gefangnen, und ihre eingezognen Güter bereicherten den Herzog. Eine Summe von 30,000 Goldgulden, die er dem Pabſt ſchickte, erhielt

Siebenter Auftritt.

Don Karlos (mit Briefen in der Hand). **Marquis von Poſa** (kommen von der entgegengeſetzten Seite).

Karlos.

Ich bin entſchloſſen. Flandern ſey gerettet.
Sie will es — das iſt mir genug.

Marquis.

Auch iſt
Kein Augenblick mehr zu verlieren. Herzog
Von Alba, ſagt man, iſt im Kabinet
Bereits zum Gouverneur ernannt.

Karlos.

Gleich morgen
Verlang' ich Audienz bei meinem Vater.
Ich fordre dieſes Amt für mich. Es iſt
Die erſte Bitte, die ich an ihn wage.
Er kann ſie mir nicht weigern. Lange ſchon
Sieht er mich ungern in Madrid. Welch ein
Willkommner Vorwand, mich entfernt zu halten!
Und — ſoll ich dir's geſtehen, Roderich?
Ich hoffe mehr — Vielleicht gelingt es mir,
Von Angeſicht zu Angeſicht mit ihm
In ſeiner Gunſt mich wieder herzuſtellen.
Er hat noch nie die Stimme der Natur
Gehört — Laß mich verſuchen, Roderich,
Was ſie auf meinen Lippen wird vermögen.

Marquis.

Jetzt endlich hör' ich meinen Karlos wieder!
Jetzt ſind Sie wieder ganz Sie ſelbſt.

die wankende Treue der Römer, und die ungeſunde Luft der Hauptſtadt zwang die Deutſchen zum Rükzug.

Robert gewann nun Zeit zu neuen Zurüſtungen, die um ſo dringender waren, weil Heinrich ſchon im März des folgenden Jahres 1084 wieder vor Rom erſchien. Ein Geldbeitrag von 144,000 Goldſtücken war, mit kaiſerlichen Geſchenken begleitet, aus Conſtantinopel angekommen, und hatte dem größten Bedürfniß des deutſchen Kaiſers abgeholfen. Die Römer, der langen Belagerung überdrüſſig, durch Heinrichs Freigebigkeit, durch ſein leutſeliges Betragen gegen alle, die zu ihm ins Lager kamen, und durch die Verſicherung gewonnen, daß die ihm unrechtmäßig verweigerte Krönung der einzige Grund der Feindſeligkeiten ſey, verlangten dringend die Uebergabe der Stadt. Die hartnäckige Weigerung ihres geiſtlichen Oberhaupts erbitterte ſie gegen den Urheber ihrer Drangſale, und ſie öfneten ſelbſt den Deutſchen ihre Thore. Der Gegenpabſt Clemens III nahm Beſitz von dem Lateran, und ſetzte ſeinem Beſchützer die Kaiſerkrone auf. Gregor war in dem Thurm des Creſcenz, der jetzigen Engelsburg, eingeſchloſſen, ſein Neffe vertheidigte ſich mit ſinkenden Kräften in den Mauern des Septizoniums, und dringende Bothſchaften foderten den Herzog zur Rettung auf.

Lehnspflicht, Ehre und Klugheit lieſſen ihn nicht länger anſtehn, dem bedrängten Papſt zu Hülfe zu eilen, ein Ausſchreiben both die ganze waffenfähige Jugend der Normannen und Longobarden auf, und 6000 Ritter und 30,000 Mann zu Fuß verſammleten ſich bey Salerno unter dem Panier der Kirche. Die tiefgedemüthigten Barone konnten ihre Mannſchaft von dem verdrüßlichen Kriege nicht zurückhalten, und der von dem Kaiſer gewonnene Fürſt von Capua ſchloß ſich in ſeiner Hauptſtadt ein.

Nahe vor Rom ſchlug Robert ſein Lager auf, aber Heinrich war ſchon von ſeiner Annäherung benachrichtigt worden, und hatte ſich nach Siena entfernt. Bey ſeiner Kenntniß von dem Wankelmuth der Römer und der Treuloſigkeit ihrer Barone, welche die Gegenwart eines Kaiſers ſchnell zu Anhängern des Pabſtes machte, wagte er es nicht, ſich mit der kleinen Anzahl ſeiner Deutſchen einer Belagerung auszuſezen. Dennoch ſchloß das noch immer gegen ſeinen Hirten aufgebrachte Volk die Thore vor dem Herzog, aber die Anhänger Gregors zeigten ihm einen ſchwach beſezten Ort der Mauer, den er durch eine Schaar ausgeſuchter Ritter erſteigen, und darauf den übrigen Truppen einen Zugang eröfnen ließ. Mit dem gewöhnlichen Feldgeſchrei: Guiscard! ſtürmten ſie durch die Straßen, und die überraſchten Römer mußten ſich nach einer kurzen Gegenwehr unterwerfen. Der Pabſt wurde nun im Triumph aus der Engelsburg auf das Capitol geführt, aber die zu ſtrenge Rache, die er an ſeinen Beleidigern nahm, und die Ausſchweifungen der Normannen empörten die Bürger: Eine mächtige Partey, die es mit dem Kaiſer hielt, erregte einen Aufruhr, und am dritten Tage nach der Einnahme mußte Robert mit den erbitterten Römern einen wüthenden Kampf in der Straße der Hauptſtadt beſtehen. Die Enge des Raums machte ſeine

Reuterey unnütz; um ſich zu retten, ſchritt er zu dem grauſamen Mittel, Feuerbrände in die Häuſer werfen zu laſſen. Die Bürger eilten aus dem Kampf, um zu löſchen, und der junge Roger bekam dadurch Zeit, mit friſchen Truppen und den Sarazenen, welche ihm der Graf von Sicilien zu Hülfe geſchickt hatte, die verſperrten Thore zu ſprengen. Alle Greuel der Verwüſtung einer von Barbaren erſtürmten Stadt trafen jetzt über den unglücklichen Römern zuſammen. Sarazenen und Chriſten wetteiferten mit einander in der Wuth der Verheerung; Weiber, Kinder und Greiſe wurden ein Raub des Schwerdts oder der Flamme, und noch war der Tod ihr ſanfteſtes Loos. Mehrere Tage dauerte die Plünderung, und Robert mußte Ausſchweifungen gut heiſen, die er nicht mehr verhindern konnte. Ein ganzes Quartier der Stadt, vom Lateraniſchen Pallaſt bis an das Colliſäum lag in der Aſche, und Erſchlaffung allein machte dem Morden ein Ende.

Ein fürchterliches Blutgericht verlängerte die Schrecken der verödeten Stadt, nachdem die Wuth des erſten Sturms ſich gelegt hatte. Das Beil des Henkers, Verſtümmlung oder Sclaverey rächte den Pabſt an ſeinen noch übrigen Gegnern. Aber der Anblick einer Wüſte wurde bald ihm ſelbſt unerträglich, und innere Vorwürfe oder Furcht verbannten ihn auf ewig aus ſeiner Hauptſtadt. Robert gab ihm eine Zuflucht in Salerno, wo er ſeinen traurigen Triumph kaum ein volles Jahr überlebte.

Hier erneuerte er ſeinem Beſchützer das Verſprechen, ihm die Krone Italiens aufzuſetzen, und weihete die Wafſen, die Robert abermals zu Eroberung des Morgenländiſchen Kaiſerthums zu ergreifen bereit war. Nichts konnte den ſtolzen Beſieger Roms von dieſem feſten Entſchluß abwenden, er wollte nun zum letzten Mahle nach Griechenland übergehn, und nicht eher, als in dem Palaſt der Nachfolger Conſtantins ſein Schwerdt einſtecken. Nur Jordan, der ſich zu ſichtbar auf die Seite des Kaiſers geneigt hatte, ſollte erſt noch die Rache des Herzogs empfinden, er wurde in Capua belagert, aber ſeine Unterwerfung, Gregors Vermittlung, und mehr noch die aus dem Orient einlaufenden Nachrichten verſchafften ihm einen erträglichen Frieden.

Zweymahl hatte Bohemund den griechiſchen Kaiſer geſchlagen, zuletzt erlag er mehr Alexius Künſten, als der Gewalt ſeiner Waffen. Die Schiffe, welche ſeinem Heere den Sold überbringen ſollten, waren ausgeblieben, und die ſtets widerſpenſtigen Normänniſchen Grafen giengen mit ihren Vaſallen zu den Griechen über. Die Flotte der Venetianer verheerte Durazzo, und nur durch ſeine plötzliche Erſcheinung erhielt der junge Feldherr ſeinem Vater die Burg. Aber jetzt bedroheten die Feinde Corfu, und Bohemund, von ſeinen Truppen verlaſſen, erſchien zu Salerno vor dem Herzog, der groß genug dachte, die Folgen unverſchuldeten Unglücks und neidiſcher Treuloſigkeit dem Helden nicht zur Laſt zu legen.

Aber alle dieſe Umſtände beſchleunigten die Ausführung ſeines Vorſatzes. Alle Zurüſtungen waren fertig; noch nie hatte ſich Robert an der Spitze einer furchtbarern

Macht geſehen. Durch den Segen der Kirche, durch die Gewohnheit auswärtiger Kriege, und die Plünderung Roms, war die Neigung der Normannen zu ſeinen Abentheuern wieder erwacht. Zwanzig Galeeren mit dreifachen Ruderbänken, hundert und zwanzig bewafnete Fahrzeuge, und eine noch gröſſere Anzahl von Laſtſchiffen, mit Kriegsmaſchinen, Gepäck und allen nöthigen Vorräthen beladen, lagen bereit in den Häfen am ioniſchen Meer.

Kein Gegner blieb jezt hinter ihm zurück, der ihn noch einmal mitten in ſeiner Laufbahn hätte aufhalten können; Heinrich war mit häuslichen Feinden beſchäftigt, Jordan tief gedemüthigt, und für die innre Ruhe in Roberts Staaten bürgte die Gegenwart Gregors. Alexius hatte in drey Feldzügen der unwiderſtehlichen Tapferkeit einer durch Hunger, Krankheit und Elend geſchwächten kleinen Anzahl von Normannen unterlegen, das blühende Heer, das Robert jetzt nach Griechenland führte, mußte den Thron von Conſtantinopel umſtürzen. Noch war Durazzo ſein, das Land und die Küſten ihm bekannt, ein feſter Plan für den Feldzug entworfen, und der Flotte der Venetianer ſetzte er die Eiferſucht von Amalfi entgegen. Erbittert über die Vortheile, welche ihrer groſſen Nebenbuhlerin in dem Bündniß mit dem morgenländiſchen Kaiſerthum gewährt worden waren, und vorzüglich über den Tribut, den ihre Schiffe in allen griechiſchen Häfen dem Schutzheiligen Venedigs bezahlen ſollten, hatte dieſe kühne Handelsſtadt ihre letzten Kräfte aufgebothen, die Unternehmung des Herzogs zu begünſtigen.

Am Ufer trennte er ſich von ſeiner Gemahlin, die bis jetzt in allen Gefahren ſeine treue Begleiterin geweſen war. Bohemund, Roger und Robert, ſeine drey älteſten Söhne, beſtiegen mit ihm die Galeeren, und führten, ſo wie ihr Vater, jeder eine Abtheilung von fünf Triremen an. Durch widrige Winde und die Wachſamkeit der feindlichen Flotte, wurden ſie länger als ihre Abſicht war, in den italieniſchen Häfen zurückgehalten, bey der erſten günſtigen Luft, ſpannten ſie die Segel auf, ſetzten glücklich ihre LandTruppen an der feindlichen Küſte ab, und führten ſogleich ihre Schiffe zum Angriff.

Die leichten griechiſchen Fahrzeuge wurden ſchnell gegen die zweite Linie zurückgetrieben, aber hier empfieng die Normannen ein dichter Regen von Steinen und tödlichem Geſchütz, welches die neun größten venetianiſchen Schiffe von ihren hoch hervorragenden Vordertheilen über die Maſſen der Griechen wegſchleuderten. Die nachſetzenden Normannen wurden ſtark beſchädigt, und nach einem fruchtloſen Verſuch, die Schiffe des Kaiſers zu entern, zum Rückzug genöthigt.

Der Herzog ſelbſt ertheilte dazu den Befehl, und berief die Anführer der Flotte auf ſeine Galeere, um Kriegsrath zu halten. Mit Nachſicht und Kälte unterſuchte der erfahrne Krieger die Fehler, welche ihm den Sieg entriſſen hatten und entwarf den Plan zu dem Angriff des folgenden Tages. Die Stärke des Feindes beſtand in der hohen Bauart ihrer ſchweren Kriegsſchiffe, die von ihren, über die Segel der gewöhnlichen Galeeren hervorragenden Maſchinen Tod und Vernichtung in weiter Ferne umherſchleuderten, und in der Gewandheit der leichten Fahrzeuge, welche durch ſchnelle Bewegungen dem Angriff der Triremen entſchlüpften, und ſo bald ſie gedrängt wurden, ſich unter das Geſchütz jener furchtbaren ſchwimmenden Veſtungen zurückzogen. Robert glaubte der tödlichen Wirkung der Maſchinen am ſicherſten durch einen raſchen Angriff zu entgehen, überzeugt, daß, ſobald es ihm gelänge, ſich an die groſſen Schiffe anzuhängen, die Tapferkeit ſeiner Normannen im Handgemenge den Sieg entſcheiden würde. Er befahl daher ſeinem Sohn Roger, welchem die Ehre des Vortrabs beſtimmt war, ſich durch die Neckereien des leichten Geſchwaders gar nicht aufhalten zu laſſen, ſondern gerade auf den Mittelpunkt der Venetianer los zu rudern. Bohemund und der junge Robert wurden den vierzehn Galeeren auf den beiden vorſpringenden Flügeln entgegen geſtellt, und er ſelbſt behielt ſich das Hintertreffen vor, um in dem Moment der Entſcheidung ſich nach jeder Seite wenden zu können.

Roger führte ſeinen Auftrag mit unerſchroknem Muthe aus. Er zerſtreute ſchnell den Schwarm der leichten Brigantinen, drang bis in die Mitte des furchtbaren Halbcirkels vor. Aber hier hatten ihn die Venetianer erwartet; auf ein gegebnes Zeichen fiengen alle ihre Maſchinen auf einmal an zu ſpielen. Pfeile, Wurfſpieſſe, mit eiſernen Zacken beſchlagne Klötze und Felſenſtücke ſtürzten von allen Seiten auf die Schiffe des Prinzen herab. Ihr Verderben kam aus der Luft, ſie hatten nicht einmal den

Troſt, Rache an ihren Feinden zu nehmen. Roger war verwundet, keiner der Schiffleute mehr ſeiner Glieder mächtig, ſeine Ruderknechte erſchlagen. Ohne Steuer trieben die Galeeren, ein Spiel der Wellen umher, unfähig ſich den feindlichen Schiffen zu nähern, und eine ſichre Beute der leichten Fahrzeuge, ſo bald ſich die Flotte des Herzogs zurückziehen würde. In wilder Verzweiflung griff Robert mit ſeiner ganzen Macht die feindlichen Flügel an, und indem es ihm endlich gelang, die Griechen und einige venetianiſche Galeeren bis in den Mittelpunct der Schlachtordnung zu drängen, brachte er das dahin gerichtete Geſchütz der Feinde zum Schweigen. Dieſen Augenblick nützte er, die beſchädigten Galeeren aus dem Gedränge zu reiſſen, und den Rückzug anzubefehlen. Verſchiedne Schiffe waren geſunken, mehrere unbrauchbar geworden, aber keines in die Gewalt der Feinde gerathen.

In dem Kriegsrathe dieſes Abends überlegte er, ob es nicht weiſer ſey, einen ſichern Hafen zu ſuchen und ſich der Herrſchaft des Meeres bis auf günſtigere Umſtände zu begeben. Der Rath eines Ueberläufers beſtimmte ihn zu der dritten Schlacht. Um alle Fahrzeuge bewaffnen zu können, hatten die Venetianer nicht nur den Mundvorrath, ſondern auch die ungeheuern Steinlaſten, welche ſie gegen die Feinde ſchleuderten, anſtatt des Ballaſtes auf die groſſen Kriegsſchiffe geladen. Durch die Menge der in den erſten Tagen verſchoßnen Steine, waren die hohen Gebäude zu ſehr erleichtert worden, ſie giengen nicht mehr tief genug im Waſſer, und ſchwankten bey dem Gegendruck der arbeitenden Maſchinen. Robert änderte daher nichts in ſeinen Befehlen, und die Richtigkeit ſeiner Schlüſſe zeigte ſich bey dem erſten Angriff. Unſicher war die Wirkung des Geſchützes, bey jedem Wurf tauchten die Vordertheile ſich tief in die See, und die Steuer ragten in die Luft empor. Die vierzehn Galeeren der Venetianer ergriffen erſt nach einem hartnäckigen Kampfe die Flucht, aber von den groſſen Schiffen, die ſich jetzt nur mit äuſſerſter Unbehülflichkeit bewegen konnten, verſanken ſieben in den Wellen, die beiden übrigen wurden nebſt einer Menge leichter Fahrzeuge eine Beute der Sieger. Zehntauſend Menſchen fanden im Meere ihr Grab, zweytauſend fünfhundert geriethen in Roberts Gefangenſchaft und dienten ihm als Geiſſel, die Unterwerfung ihrer Mitbürger in den Seeſtädten und Inſeln zu erzwingen.

Vollkommner war nie ein Sieg geweſen, wichtiger in ſeinen Folgen verſprach keiner zu werden. Die ſtolzen Deſpoten des Meers in ihrem eignen Element überwunden, wagten nicht mehr vor den Normannen zu erſcheinen. Alexius Seemacht war vernichtet, bis an die Küſten des Hellesponts kein Feind, der Roberts Fortgang hemmen konnte. Seine Beſatzungen in Epirus jauchzten ihrem Erretter entgegen, alle See-Häfen von Durazzo bis Bothrent, alle feſte Städte Griechenlands, jeder Ort, vor dem er erſchien, gehorchte ſeinen Befehlen. Die ſpäte Jahrszeit des Octobers allein konnte ihn aufhalten. Er ließ ſeine Schiffe in der Mündung eines kleinen Stromes überwintern, und gab der Reuterey Quartiere in den fetteſten Gegenden des Landes.

Mit der Wiederkehr des Frühlings muſterte er ſeine Truppen, und bereitete ſich, an der Küſte von Griechenland hin, von ſeiner Flotte unterſtützt, bis an die Kaiſerſtadt vorzudringen. Die Weite des Umwegs wurde durch den Vortheil, in einem reichen, des Kriegs ungewohnten Lande, Ueberfluß an allen Bedürfniſſen, und nirgends Widerſtand zu finden, weit überwogen, die Herrſchaft des Meeres ſicherte jeden ſeiner Fortſchritte, und Robert überließ ſich der glänzenden Hofnung, in dem kurzen Zeitraum zweier aufeinander folgenden Jahre, ſeine Siege von dem Capitol bis an die goldnen Thore des neuen Roms auszudehnen.

Ein geringer Umſtand erfüllte das Heer mit neuem Enthuſiasmus für einen Helden, dem ſelbſt die Kräfte der Natur zu Gebot ſtanden. Der unerwartete Erfolg, daß nach heftigen Regengüſſen die Schiffe in der Mündung des Fluſſes, wo ſie vor Anker lagen, plötzlich ſich auf dem Troknen befanden, ſchlug den Muth der Truppen nieder. Der Aberglaube ſtaunte dies Wunder an, und zog daraus abſchreckende Folgerungen für den nächſten Feldzug. Robert ſchloß ſogleich, daß der Strom in den höheren Gegenden das Land überſchwemmt habe und daher beym Ausfluß verſiegt ſey. Ein kleines Corps, das mit einer groſſen Anzahl von Arbeitern abgeſchickt wurde, leitete durch vorgezogne Dämme die Gewäſſer wieder in ihr altes Bette, und mit der wiederkehrenden Fluth kehrte auch der Muth der Krieger und ihr Zutrauen auf den Feldherrn zurück.

Achter Auftritt.

Vorige. Graf von Lerma.

Lerma.

So eben
Hat der Monarch Aranjuez verlaſſen.
Ich habe den Befehl —

Karlos.

Schon gut, Graf Lerma,
Ich treffe mit dem König ein.

Marquis

(macht Miene ſich zu entfernen. Mit einigem Ceremoniel).

Sonſt haben
Mir Eure Hoheit nichts mehr aufzutragen?

Karlos.

Nichts, Chevalier. Ich wünſche Ihnen Glück
Zu Ihrer Ankunft in Madrid. Sie werden
Noch Mehreres von Flandern mir erzählen.
(Zu Lerma, welcher noch wartet.)
Ich folge gleich. (Graf Lerma geht ab.)

Neunter Auftritt.

Don Karlos. Der Marquis.

Karlos.

Ich habe dich verſtanden.
Ich danke dir. Doch dieſen Zwang entſchuldigt

Roger bekam den ehrenvollen Auftrag, voraus zu gehn, und die freywillige Unterwerfung der Inſeln zu empfangen. Bohemund konnte ſeinen Vater nicht begleiten; von einem heftigen Fieber ergriffen, mußte er ſich an der Calabriſchen Küſte ausſetzen laſſen, um in der Luft ſeiner Heimath zu geneſen. Ungern willigte Robert in dieſe Trennung, und nur um dem Volke eine ſtets heitere Stirn zu zeigen, verbarg er ſeine Betrübniß. Bald aber verſchlang die Freude endlich den letzten Schritt zur Erfüllung aller ſeiner Wünſche zu thun, jedes andere Gefühl. Unter den glücklichſten Vorbedeutungen, von dem frohen Zuruf der Landmacht begleitet, und mit Jubelgeſchrey von dem Schiffsvolk empfangen, das jetzt mit der nie beſiegten normänniſchen Reiterey um den Preis der Tapferkeit wetteiferte, beſtieg er ſeine Galeere. Ein wolkenleerer Himmel ſpiegelte ſich in der klaren Fluth, und beide verhießen die glücklichſte Fahrt; Conſtantinopel war der Sammelplatz.

Anders hatte es das Schickſal beſchloſſen. Mit fürchterlicher Schnelligkeit verbreitete ſich auf den Schiffen ein anſteckendes Uebel. Die Hitze des Sommers vermehrte die Wuth der tödtlichen Seuche, und unter den Kranken befand ſich jetzt auch der Herzog. Er wurde zu Antonia ans Land gebracht, aber das Mittel, welches das Leben des blühenden Bohemund rettete, blieb unwirkſam bey dem ſechszigjährigen Robert. Seine Gemahlin konnte kaum früh genung herbey eilen, um ihn in ihren Armen ſterben zu ſehn.

Der 17te Julius des Jahrs 1085 war ſein Todestag. Mit ihm ſanken alle ſeine hohen Entwürfe ins Grab und der Glanz des apuliſchen Staates erloſch. Das Heer, von paniſchem Schrecken ergriffen, verließ ſeine Eroberungen, und ſtürzte ſich auf die Schiffe. Mit einer ſolchen Eil drängten ſie ſich zur Rückkehr, daß viele mit ihren Pferden ins Meer ſprangen, und über der Begierde, ſich zu retten, ertranken. Kein Feind hatte ſie gedrängt, erſt nach einigen Tagen wagten ſich die Griechen an die Küſte hervor, und machten zitternd die Zurückgebliebenen zu Sklaven. Ein fürchterlicher Sturm ergriff die Flotte, und nur ein kleiner Theil des mächtigen Heeres, das noch vor wenig Tagen einem Kaiſerthum den Umſturz drohete, ſah die Ufer der Heimath wieder. Auch die Galeere, welche Roberts Gemahlin überführte, verſank in den Wellen. Gaita rettete ſich auf einem Kahn, aber nur mit Mühe konnte man dem wüthenden Element die lebloſen Ueberreſte des Helden entreißen.

II.

Die Stände.

Des trägen Hormuz Sohn und Erbe
Feruſcht, von edler Lieb' entglüht
Des Vaterlandes und bemüht,
Daß früh er Menſchenkund' erwerbe,
5. Und, in Unthätigkeit entblüht,
Sein Geiſt unthätig nicht verderbe,
Bat einſt vom Vater ſich beim Schmaus,
Wo, wann ihn der Pokal erheitert,
Kaum eine kühne Bitte ſcheitert,
10. Zu einer Reiſ' Erlaubniß aus.
Nicht zu den heiligen Gewäſſern
Des Arrarats zog ihn ſein Plan,
Auch lockt' ihn, Geiſt und Herz zu beſſern,
Nicht nach Medina der Iman;
15. Wie es geziemet einem Prinzen,
Dem zu regieren den Beruf!
Allein die Erſtgeburt nicht ſchuf,
Wollt' er durchwandern die Provinzen,
Die ihm, aus des Verderbens Schooß

Zu reiſen, fiel das ſchöne Loos.
Von allem, was nur unterſcheidet,
Und Stand und Namen ſelbſt, entkleidet,
Trat, mit dem weiſen Nirſulban
Und zweien an dem nächſten Hafen
Dazu erkauften fremden Sklaven,
Des Unterrichtes Reiſ' er an.

Daß er, den Geiſt der ſondern Stände
Zu würdigen, den Maßſtab fände,
War ſeines Strebens erſter Zweck.

Den Krieger, wo er ihm begegnet,
Fand er mit Selbſtvertraun geſegnet,
Ununterrichtet, trotzig, keck;
Treu ſeinem Herſcher und gewärtig,
Und auf des trägen Hormuz Wink,
Nie fragend, wie er ſich verging,
Den Bruder ſelbſt zu morden fertig;
Dem Spiel und den Gelagen hold,
Nie edlerem Gefühl' entlodernd,
Sich neue Vorrecht' immer fodernd,
Und höhern Rang und ſtärkern Sold.

In ihrem Innern überredet,
Und alle, welchen ſie ſich nahn,
Zu überreden nicht erblödet,
Erſchienen Mullah und Iman,
Selbſt Derwiſch' ihm, daß ſie nur wüßten,

Wie man das Volk regieren ſoll,
Und eigentlich und billig wohl
Das Steuerruder lenken müßten.
Bis ein der ihnen und dem Staat
Gleich wünſchenswerthe Zeitpunkt trat,
Sah er ſie, ſtets der Willkühr ſchmeichelnd
Und Obermacht, Gehorſam heuchelnd,
Und, unbedingt, zu aller Zeit,
Empfelend Unterwürfigkeit,
Doch opfernd nie von eigner Haabe
Dem König auch die kleinſte Gabe.

Die Kadi ſuchte nun Fernſicht,
Die Wächter, Hebel der Geſetze,
Und forſcht', ob, heimlich und vertuſcht,
Ihr Thun auch ſelbſt das Recht verletze?
Nicht ſelten fand er ſie bemüht
Der Zwietracht Samen auszuſtreuen,
Und ſich der Ernte, die gerieth,
In Selbſtbehäglichkeit dann freuen.
Verkauft dem Reichen ward das Recht,
Dem Armen ſpärlich zugewogen,
Und ſo der Gläubigen Geſchlecht
In tiefres Elend noch, betrogen
Durch die Beſchirmer ſelbſt, gezogen,
Die, wo es einen Großen galt,
Geneigt ein Auge zu verſchließen,
Sonſt Freund' und Feinde die Gewalt
Des Richterarmes fühlen ließen.

Nur Tiger ſah er voller Wut
In den Einnehmern aller Zölle
Und der verſchiednen Staatsgefälle,
Die, ſpielend, ſeinem Volk das Blut
Ausſogen, was ſie vorgeſchoſſen
Abziehend 'erſt, den kleinen Reſt,
Den ihr Bedürfniß übrig läßt,
Dann in die leeren Kaſſen goſſen.

Bedacht, wohin er blickte, fand
Der Prinz den regen Kaufmannsſtand,
Wie er die Foderungen mehre,
Die Eitelkeit und Wolluſt macht,
Und Nothdurft, Laune, Prunk und Pracht
Geſchickt zum eignen Vortheil kehre,
Eh' es auswandert, alles Gold
Im Handelstigel nochmals ſchmelze,
Und, was dem Staat' er nicht gezollt
Auf den gedrückten Landmann wälze.

Ward dem Gewerke kaum geglückt
Sich auch um etwas nur zu heben,
So ſah, vereint und unverrückt,
Er alle Zunftgenoſſen ſtreben,
Wie ſich, beim Einkauf und Vertrieb,
Ausſchließend Recht die Gild' erwerbe,
Uneingedenk, ob, was noch blieb
Vom Bürgerkreiß dadurch auch ſterbe.

100. „Wie? haben“, ging den Nirſukhan
Feruſcht, deß hoch verwundert, an,
„Die Menſchen denn von ihrer Innung
Den Geiſt allein und die Geſinnung?
Auf den gemeinen Vortheil Acht
105. Hat jeder Stand beim eignen Pflanzen;
Auf das Erforderniß des Ganzen
Nimmt auch kein Einziger Bedacht.
Ich habe Richter, Prieſter, Krieger,
Die ihren Vortheil nicht verſchmähn,
110. Handwerker, Krämer, Zöllner, Pflüger,
Und keinen Perſer noch geſehn.“ —

„Die werden einſt durch dich entſtehn!“
Ruft Nirſukhan. „Sei wachſam, mäßig,
Haushälteriſch und unabläßig
115. Die Pflicht, die du ſo ſchön erkannt,
Selbſt auszuüben angewandt;
Gerecht und, muß es ſeyn, auch ſtrenge!
Erinnre dich, daß du der Menge
Geborener Beſchützer biſt,
120. Sie deinetwegen da nicht iſt!
Nur Männern, welche reine Liebe
Zu deinem Volk' und dir entflammt,
Vertraue dich, und wer im Amt
Nicht aller Tücke ledig bliebe,
125. Der werde, welche Kunſt' er triebe,
Und was ihn ſchützte, ſchnell verdammt!
Auch nicht des Allererſten ſchone

Die ſtrafende Gerechtigkeit,
Wie den Geringſten ſie belohne,
Der ganz ſich ſeinen Pflichten weiht!
Des Hormuz Sohn, Feruſcht! o drücke
Dein Perſien dir tief ins Herz,
Daß, nach ſo mancher Wunde Schmerz,
Es ganz einmal ein Fürſt beglücke!
Sieht unter dir die Wohlfarth blühn
Der Perſer erſt des Vaterlandes,
Von Liebe dann nicht nur des Standes,
Von allgemeiner wird er glühn."

III.

Schreiben Herrn Müllers

Mahlers in Rom

über die Ankündigung des Herrn Fernow von der Ausſtellung des Herrn Profeßor Carſtens in Rom.

Amicus Plato, amicus Socrates, sed magis amica veritas.

Rom, den 16ten December 1796.

Sie erſuchen mich, Ihnen Nachricht von der Ausſtellung zu ertheilen, welche Herr Carſtens, ehmaliger Profeſſor der Mahlerey in Berlin, im verfloſſenen Jahr von ſeinen Arbeiten hier gemacht hat. Sie verlangen dieß, beſonders in Rückſicht auf die prunkvolle Anzeige, die Herr Fernow im deutſchen Merkur davon gegeben, und zwar in einem Tone, der ihnen für alle Künſtler in Rom, beſonders deutſche herabwürdigend zu ſeyn ſchien. Ich habe nun dieſe Ankündigung auch geleſen, und wundre mich gar nicht mehr, daß eine ſolche Erſcheinung für Sie ſo auffallend war; auch wüßte ich ſelbſt nicht zu entſcheiden, wie ein vernünftiger Sachkundiger ſogleich ſich benehmen dürfte, ob er alles, was hier vorgetragen iſt, für Ernſt anſehen und zürnen, oder als Scherz betrachten und lächeln ſoll. Bequem würde ich mich freilich an letzteres halten, und alſo den Handel auf eignem Werthe beruhen laſſen, fände ich mich nicht durch ihr freundſchaftliches Gebot gebunden, mich deutlicher darüber herauszulaſſen.

Ehe ich aber meinen Fuß voranſetze, wird nöthig ſeyn, daß ich hier einige Ideen entwickle, und zuvor klar zu machen ſuche, was ich mir unter einem vollkommnen Kunſtrichter denke, damit man gleich das Maaß ſehe, wornach ich meſſe, wenn ich im Laufe meiner jetzigen Unterſuchungen an Stellen gerathe, wo ich mit dem Herrn Verfaſſer nothwendig nicht zufrieden ſeyn kann, und von der Wahrheit gedrungen, ihn auf ſo manche Wolke aufmerkſam machen muß, die ſeine Urtheile in der Kunſt ſchwer noch beſchatten.

So wenig durch die bloße Pſychologie ein tüchtiger Anatomiker (obgleich beides zur vollkommnen Kenntniß des Menſchen gehöret) gebildet wird, eben ſo wenig darf der bloſſe Aeſthetiker, wenn er auch in dieſem Fache noch ſo erleuchtet ſich zeigt, ohne hinlängliche Wiſſenſchaft im praktiſchen der bildenden Künſte, als Kenner, und weit weniger noch als Kunſtrichter ſich beſtätigen. Die harmoniſche Vereinigung von Wiſſen und lebendiger Erkenntniß, von Zweck und Mittel, worinnen das geiſtige mit dem mechaniſchen, wie Leib und Seele beym Menſchen, ſich in der Kunſt zum Leben knüpft, iſt wie dem Künſtler,

Nur eines Dritten Gegenwart. Sind wir
Nicht Brüder? — Dieſes Poſſenſpiel des Ranges
Sey künftighin aus unſerm Bund verwieſen!
Berede dich, wir beide hätten uns
Auf einem Ball mit Maſken eingefunden,
In Sklavenkleider du und ich aus Laune
In einen Purpur eingemummt. So lange
Der Faſching währt, verehren wir die Lüge,
Der Rolle treu, mit lächerlichem Ernſt,
Den ſüßen Rauſch des Haufens nicht zu ſtören.
Doch durch die Larve winkt dein Karl dir zu,
Du drückſt mir im Vorübergehn die Hände,
Und wir verſtehen uns.

Marquis.

Der Traum iſt göttlich.
Doch wird er nie verfliegen? Iſt mein Karl,
Auch ſeiner ſo gewiß, den Reizungen
Der unumſchränkten Majeſtät zu trotzen?
Noch iſt ein großer Tag zurück — ein Tag —
Wo dieſer Heldenſinn — ich will Sie mahnen —
In einer ſchweren Probe ſinken wird.
Don Philipp ſtirbt. Karl erbt das größte Reich
Der Chriſtenheit. — Ein ungeheurer Spalt
Reißt vom Geſchlecht der Sterblichen ihn los,
Und Gott iſt heut', wer geſtern Menſch noch war.
Jetzt hat er keine Schwächen mehr. Die Pflichten
Der Ewigkeit verſtummen ihm. Die Menſchheit
— Noch heut' ein großes Wort in ſeinem Ohr —
Verkauft ſich ſelbſt und kriecht um ihren Götzen.
Sein Mitgefühl löſcht mit dem Leiden aus,

gleichfalls dem Kenner nöthig, wenn die Bemerkungen, welche er aufſtellt, anwendbar, und ſeine Entſcheidungen ſicher ſeyn ſollen. Um ſo mehr aber ſoll er den praktiſchen Theil umſpannen, weil hier die Kunſt eigentlich ihren Siz hat, ohne deren Zuthun auch die ſchönſte Idee, unerweckt für Herz und Sinnen, ein leerer Traum bleibt. Dieſe Kenntniſſe ſind aber ſo leicht nicht zu erhaſchen, als mancher wohl beym erſten Blick glaubt; mit groſſer Ueberlegung und anhaltendem Fleiße müſſen ſie, mit der Reißfeder und dem Pinſel, in den beſten Muſtern geſucht, und der Natur abgelauſcht werden. Kurz, der ächte Kenner, um ſo mehr der ſchreibende, muß ſelbſt ein praktiſcher Künſtler ſeyn; und nur um ſo ſchwerer werden ſeine Bemerkungen für die Wahrheit wägen, je mehr er ſelbſt in der Kunſt zu vollenden weiß. Nur auf dieſem Wege kann er das Verſtändniß der Körper, nach Form und Farbe völlig erlangen, was in Betracht auf den Menſchen ſo bedeutend iſt, wodurch er in den Stand geſetzt wird, nach den Lagen und Bewegungen, das Schickliche wahrzunehmen, und dem Ausdrucke nach gewiß ſicher zu verſtehn. Durch Sachkenntniſſe bereichert, wird ihm die Annäherung oder Abweichung zur natürlichen Eigenheit im vorgeſtellten Gegenſtande dann leicht auffallen, und um ſo gewiſſer darf er dann für jeden von der Kunſt aufgeſtellten Charakter bey ſich das Maaß finden, wornach er im Beurtheilen anſchlägt, und ſolchergeſtalt das Ideal nicht im luftigen Siſtemencalcul, ſondern nach dem lebendigen Aufſchluß inniger Erkenntniß berühret. Gleich dem edlen

Künſtler, der nur nach dem vortreflichſten Beyfalle ringet, wird auch er, bevor er entſcheidet, ſich die würdigſten Kenner jeder Zeiten, als Zeugen in die Seele rufen, und mit der Achtung, die er ſeiner Vernunft zuerkennet, den eignen Willen bändigen. Der Ausdruck, welchen er dann beym Urtheilen wählet, wird im Gehalt genau mit der Sache abgewogen ſeyn; und da zwiſchen ſeinem Verſtande und Gefühl durch das Wiſſen alle beläſtigende Hinderniſſe weggeräumt ſind, ſo können nur die reinſten Reſultate aus ſeinen Bemerkungen hervorſtrömen, die durch ihre Wärme und Licht ſogleich den Verſtand aufhellen, und das Gefühl beſeligen. Vertraut mit dem Vermögen der Kunſt kann ſolch einem nie einfallen dem Künſtler das abzufodern, was er nicht geben will, noch wird er die Vorſtellungen nach einem Siſtemen-Bette tiranniſch recken oder verſtümmeln wollen, ſondern jeden Theil der Kunſt, ohne Aufopferung des einen um des andern willen, auf gleiche Art würdigen. Ohne begünſtigende noch niederdrückende Seitenblicke, ohne voreilige Bann- und Segensſprüche, ſtets das Augenmerk zur Wahrheit gerichtet, wird er beſcheiden doch männlich ſeine Meynung vortragen, und ſeine Entſcheidungen werden durch innere Ueberzeugung belebt, als Herolde da ſtehn, die jedes entflammte Gefühl zum Schönen und Großen auffodern.

In wie fern der Herr Ankündiger ſich dieſem hier aufgeſtellten Muſter nähere, wird beym weiteren Fortgange aus ſeiner Schrift für uns deutlicher erhellen. Ich bereite mich indeſſen, ihm hier weniger Schritt für Schritt zu folgen, als nur an denjenigen Stellen zu begegnen, welche Gelegenheit darbiethen, die Vorſtellungsweiſe ſeines Freundes und Lehrers näher zu entwickeln, um deſto genauer den Grad von Verwandſchaft auszuſpühren, welche er zwiſchen dem Geiſte deſſelben mit denen von Mich. Angelo und Rafael geknüpft hat. Da jene neue, angekündigte Kunſt-Epoche, die Ihrer Imagination bisher ſo viel zu ſchaffen machte, und für ſo manchen, der Ihnen lieb iſt, bereits die Ausſicht verbauet hat, blos hierauf gegründet ſteht, ſo können wir derſelben Dauer zugleich deſto ſicherer beleuchten. Eine ſchlichte Auseinanderſetzung von den Aeuſſerungen und der Natur der Bild-Kräfte (Phantaſie) der zwey erhabenſten Genien, welche die neuere Kunſt verherrlichen, ſoll daher uns zur bequemen Wage dienen, die Wirkungen, welche wir bey dieſer Ausſtellung bemerken werden, zu wägen, und ihren Gehalt darnach zu beſtimmen. Leihen Sie mir auf wenige Augenblicke ein geneigtes Ohr.

Jedes aus der Phantaſie entſprungene Werk führt, ſchon vom frühen Urſprunge an, das Signal unbezweifelter Ueberzeugung bey ſich. Der Eindruck, den es daher ſogleich macht, iſt, daß es von allem übrigen uns ablöſt, und unſere Aufmerkſamkeit an ſich zu feſſeln Gewalt hat. Mit Erſtaunen werden wir vorzüglich dieß bey den Hervorbringungen Michael Angelos gewahr, der darum auch ſeit Jahrhunderten allgemein unter die erſten Original-Genien gezählt wurde. Die Aeuſſerungen ſeiner Phantaſie zeugen, daß erſtlich ſein Geiſt mit nöthigem Kenntniß und Wiſſens-Reichthume verſehen war, worinnen der Gegenſtand, welcher beym Wirken ſeine Bild-Kraft intereſſierte, nach jedem Umfange deutlich abgemeſſen, und leicht greifbar für ihn da war: zweitens, von einer Strenge, den Gegenſtand von allem, was nicht nothwendig in ihm iſt, abzutrennen, und drittens: vom Eigenſinne, nicht ſo ſehr den natürlichen Anlockungen nach der Kunſt an ihm Gehör zu geben, als vielmehr ihn nach einem vorher feſtgeſetzten Plane zu drehn. Dieſe drey Hauptzüge, welche wir überall bey ihm gewahr werden, ſind mit dem Stolze ſich ſelbſt Form und Maaß zu ſeyn, der Grund, daß ſeine Schöpfung keinen andern Charakter tragen konnte. Die Urbilder (Ideen) mußten in der Vereinigung ſolcher Kräfte, von keinem Seitenblicke geſtöhrt, ſich gleich in der Seele ſtark formen, und da zum ſichtbaren Ausbilden kein Element widerſtrebte, ſo durften die äuſſern Geſtalten, die ſeine Kunſt aufbauete, den innern um ſo mehr gleichen, und bey der Vollendung um deſto eigenwilliger daſtehn. Vermöge erſtberührter Strenge, ſein Wollen allem aufzuprägen, konnten dieſe nothwendig weniger die Spuren von individueller, als allgemeiner Wahrheit an ſich tragen, und mußten daher, im Ganzen wie im Einzelnen, bequem oder unbequem für den Ausdruck in der Handlung, ſich nach einem gewaltigen Zuge ſeines Willens beugen. Darum hüllte er ſeine Kunſt ſo gerne in das Gewand des Ernſtes, das ſeinen Geſchmack begünſtigte, und nur ſelten, wenn ein milder, der Schönheit geneigter Nebenblick ſich beym Entſtehn ſeiner Ideen einmiſchte und deren Heftigkeit zähmte, ſehen wir ihn ſich der Grazie nähern, die für ſeine Seele kein Fremdling war, deren Umgang in der Kunſt er nur ſeinem Lieblingshange aufopferte. Zum Rohen, Sonderbaren, Fremden konnte ſein Flug fern aus unſerm Antheile ſich verlieren, aber das Gewicht ſeiner eignen Maſſe läßt ihn für unſre Achtung nicht ſinken, ſondern wie die Bewegungen groſſer Naturprodukte bleibt er auch da, wo er weniger unſern Beyfall gewinnt, durch ſich ſelbſt noch reſpektabel. Auf ſolch eine ſchwere, in eigner Bewegung getriebene Kraft, konnte ein fremder Anſtoß keinen, oder doch nur geringen Eindruck hervorbringen, er mußte daher gleich einem Cometen, in ſeinem Laufe eigen ſeyn und bleiben. Kühn hätte er, wie Dante vom Virgil, ſich Nachahmer von einem andern nennen können, niemand der ſeine Werke betrachtet, würde ſich davon überzeugen. Dieß beſtätigt auch die weibliche Gruppe, die man bey der Geſchichte der Judith in der Decke der ſixtiniſchen Capelle ſieht, welche von einem antiken geſchnittnen Steine entlehnt iſt, den Michael Angelo auf einem Ringe beſtändig am Finger trug. Keinem hat bisher auch nur geahnet, ſie als einen Zoll verlegener Einbildungskraft anſehn zu wollen, vielmehr ſoll man ſie (will man ihr Daſeyn nicht gerade bloſſer Künſtlerlaune zuſchreiben) als ein Hochachtungszeichen betrachten, womit dieſer groſſe Mann jenen unbekannten beehren wollen, und ſo, dem edlen Triumphator gleich, der einem tapfern Waffenbruder auf ſeinem Wagen den Sitz erlaubt, durch Verherrlichung fremder Würde ſeine eigne Glorie noch vergrößert.

Verſchieden von dieſem Rieſengeiſte, obgleich an Stärke nicht geringer ſind die Aeuſſerungen, welche wir an Rafaels Bildkraft wahrnehmen; denn ob wir gleich hier eben ſowohl wie bey jenem bemerken, daß ſein Geiſt für die Nothdurft, mit Kenntniſſen und Geſchmack hinlänglich geſichert war, ſo ſondert doch dieſelbe darinnen ſich gleich ſtark ab, daß ſie ihrem Gegenſtande alles zuläßt und beybehält, was ihm wohl anſteht und nach ſeiner Lage ſchicklich iſt. Endlich daß ſie auf die natürlichen Anlockungen für die Kunſt auch mehr und mit Liebe Rückſicht nimmt. Durch dieſe Neigungen wurde ſein Geiſt, wie der von Michael Angelo auf das idealiſche, hier auf das wirkliche Leben gezogen, um ſo die Natur (welches bey jenem ſeltner geſchah) in intereſſanten Augenblicken gleichſam über der That ertappen zu können. Bereichert durch ſolchen Verrath konnten die Vorſtellungen wohl inniger und bräutlich geſchmückt aus ſeiner Phantaſie kommen; die um ſo gewiſſer ihre Abſicht erreichten, weil hier dem Verſtande und Gefühl gleich willkommen die verſchönerte Wahrheit begegnete. Daher rührt es, daß ſeine Zuſammenſetzungen, ſo weit auch der Innhalt auſſer dem gewöhnlichen Geſichtskreiſe hergeholt iſt, ſogleich für uns einheimiſch werden und unſer Gefühl willig nach ſich orientiren (was beym Mich. Angelo weniger der Fall iſt) ja wir glauben bey der Betrachtung eines Gegenſtandes, der von allen Seiten mit ſo viel Innigkeit auf uns zugreift, nicht mehr an etwas äuſſerm, ſondern an den Vorſtellungen der eigenen Seele uns zu weiden.

Daß auf ſolch eine Bildkraft die Wirkungen andrer weit leichter Eindruck erregen mußten, wird jedem ſogleich begreiflich, und beſtätigt auch die Erfahrung ganz. Allein da Rafael mit ſeinem Kunſtſinne und nach Schicklichkeit wählte, ſo konnte er auch in fremden Gärten nur die wohlriechendſten Blumen brechen, und dieſe durch eignen Geſchmack verſchönernd, für unſern Antheil zu neuem Daſeyn veredeln. Dieß ſehen wir deutlich, wo er ſich ganzer Figuren von ſeinem Lehrmeiſter Pietro, Perugino und manchen andern ältern Zeitgenoſſen auf eine behendere und für die Kunſt zuträglichere Weiſe glücklich bediente, und dadurch, daß er ihnen Ausdruck und Schönheit beylegte, gleichſam das Recht zu ihrer Beſitznehmung bezahlt hat. Demnach lief er, bey aller Bereitwilligkeit, überall das Wahre und Schöne aufzuſchöpfen, keine Gefahr von ſeiner Eigenheit dabey einzubüſſen, die wie der Kork auf der Fluth, in jeder Bewegung ſeiner Seele ſich immer gleich ſicher oben erhielt. Dieß beſtätigt ſich auch noch da, wo dieſer Künſtler freywillige Rückſicht auf Mich. Angelo nahm, wie zum Beyſpiel bey den Sibillen in der Kirche della Place, in deſſen fremdes Gewand er ſich gleichſam verſtecken wollte, und wo wir ihn doch durch eben dieſen Hang zum Natürlichen und Schönen, der ſeine Eigenheit bildete, ſogleich und für den Antheil willkommen wieder entdecken.

Mit Fleiß habe ich bey dieſen erhabenen Geiſtern verweilen wollen, an deren Füſſen ſchon ſo manche von der Prahlerey leicht aufgehangene Trophee verwittert und im

Zeitenſtrome dahin gerollt iſt, indeß ſie die ewige, unveraltet an Kraft, gleich den Säulen der Natur ſtehn, und jedem Vergleich trotzen; um zu zeigen, wie bey dieſen alles nur aus einer Urkraft quoll, welche keine Nebenkraft ſtützen konnte; die was ſie aufnahm, ſogleich nach ſich ſelbſt geſtaltete, und in ihre eigne Maſſe hinüberzog; kurz daß bey ihnen ein Trieb, eine That war, die von keinem Widerſtande gefeſſelt, vom Urſprunge ihres Willens, bis zur Vollendung frey ſich regte, und im kühnſten Fluge ihres Geiſtes für den Antheil ſich gleich ſicher erhielt.

Der Anſchein von Nachahmung, den oft ein Genius annehmen will, kann ihn daher in Betracht auf Originalität nicht herabſetzen; das Maas eigner Kraft welches wir dabey bewegt erblicken, ſtellt ihn ſogleich in unſerm Urtheil ſicher. Selbſt die Weiſe, womit er nimmt und anwendet, zeichnet ihn ehrwürdig aus, und entdeckt auch da, wo er keine Anſprüche macht, den Grad ſeines eignen Vermögens. Was für eine Gewandheit in der Kunſt ſetzt es bey Rafael voraus, ſogleich in den Rieſentanz Mich. Angelos eintreten zu dürfen, in deſſen raſche prallende Gruppenfälle noch mit der Natürlichkeit die Grazie zu verweben; doch werden wir dieß mit Erſtaunen in der Farneſina gewahr, wo jede Bildung mit angeloiſcher Evidenz auf uns ſtürmt, und unſere Phantaſie gleichſam in einem Gefühlſtrome bachiſch berauſchet.

So wenig nun der Anſchein von Nachahmung den ächten Genius, wie wir eben bemerkt haben, herabſetzet, eben ſo wenig vermag aber auch ein Talent, ohne den Zuwachs eigner, hinlänglicher Kraft, mit einem bloß auf Koſten andrer zuſammengeborgten Anſcheine von Originalität lange ſich oben zu erhalten, ſondern muß bey erſter Unterſuchung bald und ſo zu ſagen im Angeſichte aller untergehn, wenn ihm nicht jede Gewandheit mit allem Reichthume der Kunſt, das heißt, richtige Kenntniß der Geſtalten und Wiſſenſchaft in den Mitteln, zu Hülfe eilen, und von einer Seite wenigſtens es ſtützen. Dieſe, wenn ſie gleich den weſentlichen Mangel an Bildkraft in einer Kunſtarbeit nicht erſetzen, können doch, zumal wenn ſie im hohen Grade, wie zum Beyſpiele bey Mengs erſcheinen, in Rückſicht auf die Kunſt, dem Verſtande Genüge leiſten, und das Auge angenehm unterhalten. Wenn aber die Kenntniſſe aus unzulänglichen Quellen geſchöpft, ſich in der Anwendung verrathen, der Gebrauch in den Mitteln nicht für groſſe Geübtheit ſpricht, und daher die ganze Vorſtellung wenig Seelen- und Sinnen-Weide der Betrachtung darbiethet, ſo gelingt es dem Verſtande höchſtens, der keine Gelegenheit zu ſeiner Befriedigung unbetaſtet vorbey läßt, über der Pracht, welche hier im Stile verſchwendet iſt, wie auf einzelnen Materialien an einer muſaiſchen Arbeit zu verweilen, und ſo durch eine Reihe von Nebenerinnerungen uns zu einem prunkvollen Gedankenſchmauße einzuladen.

Dieß wäre, däucht mich, der eigentliche Charakter von Ausdruck und Wirkung, welche eine ſo belobte Ausſtellung hier allgemein hinterlaſſen hat. Keinem Kenner und Künſtler, ſowohl einheimiſchen als fremden, (zur

Rechtfertigung des Römers muß ich dieß ſagen) iſt es nur eingefallen, ſie anders als eine Reihe von Skizzen und Probeſtückchen anzuſehn, worauf mit Fleiß und reifern Studien, weiter zu vollendeten Kunſtwerken könne gebauet werden. Kurz als einen nackten Künſtler-Wurf, womit derjenige, der ihn thut, nur zeigen will, nach welcher Seite er ziele. In dieſer Rückſicht allein, konnten die weſentlichen Mängel, welche über dieſe Ausſtellung geſäet waren, in den Augen der Kenner und Künſtler Nachſicht erhalten, konnten jene prunkvolle Aufdeckungen auswendig gelernter Muſkel- und Falten-Phraſen. die ſo unſchicklich an die Kupferſtiche von Mich. Angelo und Rafael erinnerten (den Muſtern wornach der Künſtler jenſeits der Alpen ſeinen Talenten die glücklichſte Richtung gab) überſehen, und ſo alles wie ein Vorſchuß, den man auf die Hoffnung eines baldigen reichern Nachſchuſſes hin ungezählt einſtreicht, bey der Beurtheilung gutherzig übergangen werden.

Aus dieſer ſimpeln Gegeneinanderſtellung von Wirkungen, wider die ſchwerlich ein unbefangner Sachkundiger etwas einwenden kann, ließe leicht ſich auf die innern Kräfte hin ſchließen, und alſo jetzt ſchon der wichtigſte Punkt unſrer Frage erörtern. Allein ich will nicht, daß Sie mir blind Glauben beymeſſen, ich will, daß Sie ſelbſt durch die That ſich überzeugen ſollen, um allen Verdachte auszuweichen, als ſuche ich die Sache nur von einer Seite zu zeigen. Ohne darum bey andern Stellen länger zu verweilen, wollen wir uns gerade zu jener prachtvollen

In Wollüſten ermattet ſeine Tugend,
Für ſeine Thorheit ſchickt ihm Peru Gold,
Für ſeine Laſter zieht ſein Hof ihm Teufel.
Er ſchläft berauſcht in dieſem Himmel ein,
Den ſeine Sklaven liſtig um ihn ſchufen.
Lang, wie ſein Traum, währt ſeine Gottheit. — Wehe
Dem Raſenden, der ihn mitleidig weckte.
Was aber würde Roderich? — Die Freundſchaft
Iſt wahr und kühn — die kranke Majeſtät
Hält ihren fürchterlichen Strahl nicht aus.
Den Trotz des Bürgers würden Sie nicht dulden,
Ich nicht den Stolz des Fürſten.

Karlos.

Wahr und ſchrecklich
Iſt dein Gemälde von Monarchen. Ja,
Ich glaube dir. — Doch nur die Wolluſt ſchloß
Dem Laſter ihre Herzen auf. — Ich bin
Noch rein, ein dreiundzwanzigjähr'ger Jüngling.
Was vor mir Tauſende gewiſſenlos
In ſchwelgenden Umarmungen verpraßten,
Des Geiſtes beſte Hälfte, Männerkraft,
Hab' ich dem künft'gen Herrſcher aufgehoben.
Was könnte dich aus meinem Herzen drängen,
Wenn es nicht Weiber thun?

Marquis.

Ich ſelbſt. Könnt' ich
So innig Sie noch lieben, Karl, wenn ich
Sie fürchten müßte?

Karlos.

Das wird nie geſchehen.

Gallerie hinwenden, die Herr Fernow in ſeiner Ankündigung ausſchließt, und dieſe zugleich mit der Ausſtellung betrachten. Ihr Geiſt wird um ſo mehr Unterhaltung finden, wenn Sie hier mit einem Blicke gehemmtes Streben auf einer Seite, und überflüſſiges Springen vor das Ziel hinaus auf der andern, entdecken werden. Nicht ohne beſondere Rückſicht wähle ich darum gleich zum Anfange eins von denjenigen Stücken aus, welche gegenwärtig in Berlin auf der Königl. Kunſt-Akademie ſich befinden, damit wenigſtens ein Theil des deutſchen Publikums, meine Critik nach der That beleuchten, und den Ausſchlag thun könne, ob ein lobreicher Ankündiger oder ich mit der Wahrheit gewiſſenhafter verfahre. Es ſey alſo das ſechſte Stück nach der Anzg. eine Aquarell-Zeichnung, etwas über zwey Spannen in der Breite, und ein und eine halbe Spanne ohngefähr in der Höhe, betitelt: die Helden vor Troja.

Man leſe zuerſt die glorreiche Ausſtellung, welche Herr Fernow gemacht hat, und höre nachher, was auch ich darüber zu ſagen habe. Im Ganzen genommen iſt dieſe Zuſammenſetzung gut; Achill ſitzt am rechten Platze, und die übrigen Helden dürfen nach der Ordnung, die der Künſtler annimmt, ſich füglich ſo zeigen. Immer iſt für die mahleriſche Oekonomie ein Schritt gewonnen, wenn in einer Vorſtellung die Theile ſo angegeben ſind, daß ſie mit der Bequemlichkeit für die Kunſtwirkung, zugleich dem Verſtande nicht hinderlich ſind. Dieſe Eigenſchaft leuchtet offenbar aus gegenwärtiger Compoſition, wir werden nichts was die Ordnung ſtören, noch die Aufmerkſamkeit beſchweren könnte, gewahr. Dennoch aber bleibt eine bloße Vermeidung des Unſchicklichen nur ein Verdienſt von gemeinem Schlage, und kann dann erſt zu edlerer Größe gedeihen, wenn ſich mit ihr zugleich das Vermögen der Phantaſie lichtvoll offenbart, das heißt: wenn bey einer Anlage die Stellungen und Gruppen aus der Ueberzeugung ſo determinirt hervorgehen, daß ſie zugleich, (ſey es nun nach Charakter und Natur-Ausdruck, wie beym Rafael, hauptſächlich in den Logen, oder nach Gediegenheit für den Sinn der Kunſt, wie in der ſixtiniſchen Capelle beym Mich. Angelo, oder nach ſtarker Maſſekraft und Stil, wie beym Polidor und Julio romano) unſern Antheil beſtimmen und in unſrer Imagination, wo nicht als die einzig möglichen für den Moment, doch als die intereſſanteſten nach der Kunſt ſich beſtätigen. Durch ſolch einen Eindruck kann unſre eigne Einbildungskraft mit ins Spiel gezogen werden, wodurch wir auch in den erſten rohen, aber nach groſſer Intention hingeworfnen Zügen mancher Meiſter, wie z. B. der Caracci, Rubens, Tintorettos ꝛc. ꝛc. mehr Genuß einſammeln, als bey den ausgeführteſten und durchraiſonirten Arbeiten ſchwächerer Talente. Dennoch bleibt jene Eigenſchaft, ob ſie gleich nicht für das Intereſſe beſtimmen darf, immer ſchätzenswerth, und kann zu nicht geringer Vollkommenheit in der Kunſt den Grund legen, zumal wenn mit reicher Kenntniß und Wiſſenſchaft, wie man das beym Poußin und Dominichino bemerket, hierauf gebauet wird. Hätte es dem Herrn Verfaſſer gefallen, den Verſtand um das anzuſetzen, wofür er im jetzigen Falle nur gelten kann, ſo würde ich willig mich zum Lobe über dieſen Entwurf mit ihm vereinigen, da er aber dasjenige, was nur einen negativen Werth haben konnte, für volle Phantaſiekraft anſchlägt, da das, was meinen Augen kaum als Anlage genug ſeyn kann, die ſeinige ſchon als vollendetes Werk entzückt, und er in dieſen Embrionen kraftvolle, ächthomeriſche, edle Helden fertig ſieht, ſo iſt es freylich am klügſten, ſich die Hände zu reichen, und jeder ſeines Wegs zu gehn. Von allem, was vor ſeinen entſiegelten Blicken hier noch weiter hell und leuchtend da iſt, weiß ich nichts.

Aber den unbefangnen Kenner, der in Berlin jene Zeichnung zu betrachten Gelegenheit hat, bitte ich mit mir dieſe homeriſche Geſellſchaft, abgerechnet der Widerſprüche, die ſie als Figuren für die Kunſt bey ſich führen, bloß als Charaktere gegen ihre Muſter in der Iliade zu halten. Ich frage: iſt dieß Achill der Thetis Sohn, der gewaltige, ſtarke, unüberwindliche? der Griechen Stolz, der Trojer Schrecken? dieß das Geſicht, das Auge, das bald Furcht, bald Hofnung um ſich herſtrahlte? Der freye Anſtand, die pralle Schultern, die feſte Bruſt, worauf Sieg und Ehre ruht? Der ſchlanke Leib, die leichten Schenkel? Bewegt ſo ſich der Würger Hecktors? Er der mit einem Schrey Troja erſchütterte, die Griechen rettete? Iſt dieß das raſche, blitzartige Weſen, das Kraftbild, in welchem Mars und Apollo zuſammenſchmelzen? der zu jenem Trojaner, welcher flehend ihm die Knie umfaßte, ſagen durfte: Blick auf! welch ein ſchöner Mann ich bin, und doch muß auch ich, nach des Schickſals Schluß bald fallen, und weiß nicht, ob vom Schwert oder von der Lanze ꝛc. Liegt die Fähigkeit zu allem dem, hier in Form und Mienen, Proportion und Stellung ausgedrückt? Weiter: iſt dieß Ulyß der Dulder? der feſte, nie den Muth verlierende, auch in der Höle des Ciklopen nicht? dieß ſeine Geſtalt, ſeine Bewegung? ſein ſcharfer, unverdroßner Lauerblick, auch auf der Neige den zerrißnen Faden neu anzuſpinnen? Konnte er hier ſo ſich krümmen, wie einer der zurückgiebt, was er in ſich nicht mehr verhalten kann; ſo gemein Er? der mit edlem Anſtande das Wohlwollen der Männer, die Liebe der Frauen ſich zu verſichern wußte? Wer kann den holden Gaſt der Phäacier, den gewandten, rüſtigen Züchtiger der ſtolzen Freyer hier erkennen? Wo der Mann doch um zwölf Jahre älter, und vom langen Herumirren zerſchlagen war. Dieſer hier Telamoneus, der biedertrotzige, Löwenherzige? der Griechen Schild! Wahrlich mir kommen dabey die Thränen in die Augen. — Der alte Phönix will allein durch die Bedeckung ſeines Geſichts uns befriedigen, weil hier die Imagination ſich etwas gefälligeres phiſiognomiren kann. Doch hat keiner ein ſtärkeres Recht den Künſtler anzuklagen, als des Peliden Buſenfreund, der trauliche Patroklos, der ſchönſte nach Achill im Heere. Man betrachte und thue den Ausſpruch ſelbſt! Niemand wird dieſes Gelag, wozu man leichter Kumpanen aus den Herbergen von Jan Stern und Adrian Brauer, als aus der

Iliade holen konnte, trotz der Bürgſchaft die man dem guten Eſchilus aufhalſet, für Griechen nehmen wollen, wenn es nicht diejenigen ſeyn ſollen, die ein gewiſſer deutſcher Gelehrte meynte, welcher in ſeinen hiſtoriſchen Vorleſungen, bey Gelegenheit des trojaniſchen Kriegs ſich ausdrückte: daß ein paar Dutzend griechiſcher Bauern-Schulzen, damals ſich verbunden hatten, Troja zu plündern ꝛc. ꝛc. Wollte der Herr Profeſſor etwa dieſe vorſtellen?

Des Herrn F. brennende Vorliebe für ſeinen Lehrer, oder wenn man lieber will, zärtliche Beängſtigung für deſſen Ruhm, den er auch auf ſeines eignen und andrer ihren ſo gerne über die Sonne gipfeln möchte, wird da wo jenem die Bildkraft verſagte, nothwendig verſagen muſte, noch am bemerkbarſten. Zum füglichen Beweis kann die Stelle, wo über die Abbildung von Zeit und Raum geſprochen wird, dienen: „die perſonificirte Darſtellung des Raums" ſagt er: „hat meines Wiſſens bisher kein Dichter und kein Künſtler geliefert." Sehen wir doch, wie hier das Genie ſich Bahn bricht: „meines Bedünkens iſt die Darſtellung ihrem Gegenſtande angemeſſen." Ey! was hat ein ernſter, rüſtiger Alter, der eine Kugel von azurner Farbe trägt mit dem Raume gemein? Wo blickt die Idee in der Bildung durch, welche die arbeitende Phantaſie, nach der Eigenheit des Charakters, in Geſtalt und Phiſiognomie erkennbar machen ſollte? Nirgends! Zeigt nicht die platte Unmöglichkeit, dieſen

Vorwurf analogiſch vorſtellen zu können, genugſam an, daß er nicht für die bildende Kunſt gemacht ſey, daß im Nothfalle nur der Künſtler von ächtem Berufe ſich einem ſolchen Sibelen-Joch unterwerfen könne, daß aber derjenige, welcher freiwillig ſich zu dieſer Laſt bequemet, ſchwerlich den edlen Sporn unbefangen ſeyn wollender Phantaſie bey ſich fühle. Aber warum dieſe Zeit in Jünglingsgeſtalt? Etwa weil ſie im Vorfluge beſtändig jung erſcheint; iſt ſie im langen, unermeßlichen Nachzuge nicht eben ſo gut immer alt? Sollte nicht das alte hier, der auffallendſte, charakteriſtiſche Punkt für eine ſchaffende Phantaſie ſeyn, woran der Ocean von Vergangenheit, aus welchem Saturnus ſelbſt glücklich geſtiegen iſt, ſich anreibet? Statt daß das Gegenwärtige, in unfaßlichen Momenten für den Sinn dahin rinnet. Warum endlich hier das neue Bild einſchatten, wenn es nicht ſchicklicher, offenbar! unbedeutender iſt? Beweißt ſolch ein Anfaſſen ohne Hebekraft, Gewandheit der Phantaſie? Determinirte vielleicht der bloſſe mahleriſche Kontraſt, Alter gegen Jugend, hier den Künſtler zu ſolcher ſeltſamer Mumerey? Oder iſt dieſe Vorſtellung nicht vielmehr ihr Daſeyn den ſchwebenden Figuren in der ſixtiniſchen Kapelle ſchuldig?

Dergleichen Fragen fallen bey jedem Stücke einem auf die Zunge, weil aus keinem die Ueberzeugung hervorblickt, welche mütterlich, für das Intereſſe den Ausdruck verwaltet. Vorzüglich wird der Critiker beym Muſen-Tanz, Achill und Priam, Ganimed und dem Gaſtmal des Plato durch eine Fülle von Ideal, Größe, Schönheit, Grazie ꝛc. ꝛc. welche für des Herrn Ankündigers privilegirte Augen hier allein genießbar da waren, recht mit der ariſtophaniſchen Maske eingeladen. Die Ueberfahrt, ein etwas über drey Spannen langes Tempera-Gemähldchen, bildet die reichſte und glücklichſte Zuſammenſetzung in dieſer Ausſtellung. Die Gruppen könnten nach ihrer Ordnung hier gefallen, wenn nicht eine plumpe, aus Kupferſtichen nach Mich. Angelo aufgeſtoppelte Proportion bey den Figuren, die in unförmlicher Vergrößſerung der Fleiſch-Maſſen und auffallender Verkleinerung der Extremitäten ſich äuſert, nebſt Unachtſamkeit auf Richtigkeit in den Bewegungen der handelnden Figuren, gleich beym erſten Blicke uns angähnte. Der Schuſter Micill z. B. der auf dem Halſe des angebundnen Megapentes ſitzt, und mit voller Körperlaſt auf ihm wiegen ſollte, ſcheint vielmehr ihm auf den Schultern nur zu ſchweben. Uebrigenns iſt hier nicht ganz wirkungslos Rückſicht auf phiſiognomiſchen Ausdruck genommen, und ſo das Haupt-Intereſſe, welches freylich des Herrn Verfaſſers Pinſel bey weitem geſchickter auszumahlen weiß, durch Neben-Epiſoden glücklich erhoben. Da das Colorit eben nicht der Theil iſt, welcher dem Herrn Profeſſor am meiſten zu gehorſamen ſcheint, ſo hat auch hier die Feder ſich freundſchaftlich ins Mittel geſchlagen, und die Armuth der Palette mit ſolch leuchtender Iris umwoben, daß wir nun von dem im Hintergrunde über die Bergklüfte hervorflammenden Roth des brennenden Tartarus an, bis auf jede vordere Figur, nach ihrem Local-Tone aufs wenigſie Titians Farben-Reichthum und Corregios Harmonie gewahr werden können. Wer wollte damit nicht zufrieden ſeyn! Die Geburt des Lichts, ein Sanchoniatoniſches Geſicht, in einer Gruppe von drey ſchwebenden Figuren vorgeſtellet, woran abermal der ſixtiniſche Angelo wie der Morgenſtrahl auf einer Nacht-Wolke andämmert. Dieſe, einige Spannen lange Zeichnung, die wirklich eines mit von den glücklichſten Geweben iſt, welche des Herrn Prof. Verſtand angezettelt hat, blieb troz einem verſchwendeten Fleiße in der Ausführung, für die Augen ächter Kenner dennoch ſehr unvollendet; weil ihr überhaupt für die Richtigkeit ſo manches abgeht, was nach Charakter und Lage nothwendig iſt. Ich mache mich verſtändlicher: ein Knie z. B. formt ſich, wie Ihnen vielleicht aus der Anatomie bekannt genug iſt, durch vier aneinander ſtehende Knochen, das heißt: dem untern Kopfe der Schenkel-Röhre, dem obern Kopfe des Schienbeins, an welches ſich der obere Theil des hintern Bein-Knochens (Fibula) an der äußern Seite anſtüzt, und endlich der Knieſcheibe ſelbſt. Ueber dieſe ziehen ſich die Flechſen und Muskeln auf beyden Seiten gehörig an, und geben mit der Haut dem Knie die eigentliche Form. Dieſe äußerliche Geſtalt wird aber nach Alter und Charakter (obgleich jedes Knie nach gleichen Geſetzen innerlich zuſammenhängt) merklich verändert und modificirt, wie z. B. bey einem Amor, Apollo, Faun, einer Venus, einem Herkules, Saturnus ꝛc. welche Abſtufungen ſich gleichfalls durch jede Bewegung auf eigne dem Charakter angemeßne Weiſe beybehalten. Es iſt daher nicht genug, daß ein Knie, jene ebenbenannte Theile beſitze, welche auch nur grob weg nach flüchtigem Anblick der Anatomie können aufgehaſcht ſeyn und gemeiniglich dann, in vier kleinen Halbkugel-Geſtalten und einer gröſſern in der Mitte abgetheilt, von vorne ſich zeigen; es muß auch ein wahres, der Bewegung fähiges, ſeinem Charakter angemeßnes Glied bilden, wenn der Kenner es als gültig annehmen ſoll. So ſchwer es nun jeder Darſtellungsweiſe fällt, dieſe Verſchiedenheiten ſicher anzudeuten, ſo häufen dennoch für den Zeichner und Mahler ſich doppelte Schwierigkeiten auf, weil dieſen neben der Richtigkeit der Form nach der Bewegung, die Richtigkeit derſelben nach der Anſicht zugleich obliegt, ohne welche ſie den Ausdruck der Wahrheit nie völlig erhalten können. Was hier vom Knie geſagt wird, gilt für die übrigen Theile des Körpers zugleich mit. Sie ſehen alſo, wie wenig es ſich mit oberflächlichen Kenntniſſen auslangen läßt, zumal wo die Körper wie hier in ungewöhnlicher Lage ſich zeigen, wenn ſichtbare Verdrehungen und Erſtarrungen der Glieder, vermieden werden, und die Bewegung überhaupt, ungehemmt für das feine Auge des Kenners, ihren Gang nehmen ſoll. Nur die tiefſte Betrachtung der Natur, und jener Kenntniß-Reichthum den wir oben beym Mich. Angelo gewahr werden, dürfen ein Genie ſicher machen, und der Vorſtellung die überzeugende Gewißheit beylegen, welche mit Recht der Antheil in jedem Kunſt-Werke fodert. Der Carton die Argonauten, dürfte mit reifern Studien ſich zu einem gefälligen Ganzen leicht ausrunden, (denn auch hier herrſcht in der Anordnung Verſtand, wodurch die meiſte dieſer Produkte ſich charakteriſiren) wenn mit Rückſicht auf Natur, die Theile, welche des Künſtlers Erinnerung aus ſo mancher antiken und modernen Schranne hier zuſammengeſchleift hat, inniger verbunden, und ſo die Mißhelligkeiten aufgehoben werden, worinnen ſie bis jetzt ſichtbar noch unter einander ſtehen. Auch die Parzen müßten erſt als Figuren beſſer in ſich einig ſeyn, ehe ſie die Schweſtern der Mutter der Grazien, der Venus (denn dieſe gehört in ihre Zahl) vorſtellen dürfen. Schwerlich wird es einem neuern, bey dem ächte Phantaſie wohnt beyfallen, Weſen von dieſer Natur auf ſolche Weiſe zu behandeln, wenn er nicht gerade die Schweſtern abbilden wollte, welche dem Mackbeth ſein Schickſal verkündigt haben. Hätte der Herr Verfaſſer das Herz, alles was hier über Ideal-Größe, von hoher, furchtbarer Schönheit geſprochen wird, im Beyſeyn des Verfertigers der Niebe, deſſen vom Ludoviſiſchen Juno Kopfe und des Vaters der Sibillen in der ſixtiniſchen Kapelle zu wiederholen? Schwerlich! doch hätte er nothwendig, da er ſolche Ausdrücke gebrauchte, und bey welcher Gelegenheit! dieſe ſich vorzüglich ins Gedächtniß rufen ſollen.

Am Ende aller Paraphraſen über dieſe Ausſtellung (die Spannen hohe und halbe Spannen breite Wiſter-Zeichnung, welche den Socrates im Korbe, nach den Wolken des Ariſtophanes vorſtellt, iſt zu winzig, als daß unſere Critik ſie packen könnte) greift der Herr Ankündiger, der wie es ſcheint mit allem dem noch nicht ſatt hatte, und

Bedarfſt du meiner? Haſt du Leidenſchaften,
Die von dem Throne betteln? Reizt dich Gold?
Du biſt ein reich'rer Unterthan, als ich
Ein König je ſeyn werde. — Geizeſt du
Nach Ehre? Schon als Jüngling hatteſt du
Ihr Maß erſchöpft — du haſt ſie ausgeſchlagen.
Wer von uns wird der Gläubiger des Andern
Und wer der Schuldner ſeyn? — Du ſchweigſt? Du zitterſt
Vor der Verſuchung? Nicht gewiſſer biſt
Du deiner ſelbſt?

Marquis.

Wohlan. Ich weiche.
Hier meine Hand.

Karlos.

Der Meinige?

Marquis.

Auf ewig;
Und in des Worts verwegenſter Bedeutung.

Karlos.

So treu und warm, wie heute dem Infanten,
Auch dermaleinſt dem König zugethan?

Marquis.

Das ſchwör' ich Ihnen.

Karlos.

Dann auch, wenn der Wurm
Der Schmeichelei mein unbewachtes Herz
Umklammerte — wenn dieſes Auge Thränen
Verlernte, die es ſonſt geweint — dies Ohr
Dem Flehen ſich verriegelte, willſt du,
Ein ſchreckenloſer Hüter meiner Tugend,

gleichſam über unausgebacknes Brod herfällt, nach demjenigen noch, woran der beſchäftigte Künſtler damals ſeine Hände hielt; eine Compoſition, die nach den Träumen des alten Heſiodes zuſammengereckt iſt, worinnen das Schickſal mit den ſiegenden Parzen, Nemeſis, die Nacht mit ihren Kindern, Tod und Schlaf, warum, wiſſen wir nicht, ſich zuſammenfinden, die alle gleich den ſchlummernden Schatten auf der Aephodelos Wieſe, weil kein gemeinſchaftliches Intereſſe ſie zuſammenhält, ihrer Erſcheinung wegen unſre Neugierde, ohne tiefere Theilnahme fodern zu können, ſtumpf nur berühren. Dieß wären wenige Blätter und Blüthen, die ich aus dieſer Blumenleſe, ohne mühſames Greifen gepflückt habe. Ich hoffe dennoch, daß ſie hinlänglich ſeyn ſollen, meinen obigen Bericht zu beſtätigen, und Ihr Urtheil ohne weiteres Zurückreuten nach dem vorgeſetzten Ziele zu lenken. Da wie Sie ſelbſt ſehen, die Einkleidungen hier meiſtentheils nicht nach einem durch die Ueberzeugung beſtimmten Intereſſe (welches eigentlich der Grund wahrer Originalität iſt) ſondern durch fremde Veranlaſſungen da ſind, daher ſie ſo ſchwach uns betaſten, ſo ſuchte hier der Künſtler, durch den arbeitenden Verſtand, deſto mehr den Erinnerungs-Vorrath, welchen eine zu ſchwache Phantaſie bey ihm nicht gehörig übermannen, und ſich eigen machen konnte, geſchickt zu ordnen, um durch ein negatives Intereſſe wenigſtens den Beyfall zu erhaſchen, welchen er durch andre Gewalt nicht erzwingen konnte. Die Aehnlichkeit, welche im äuſerlichen Anzuge dieſe Vorſtellungen von größſeren Meiſtern haben, mag daher nicht ſowohl für eine Geiſtes-Verwandſchaft, weil die Wirkungen dem widerſprechen, als vielmehr für Seile gelten, mit denen ihr Verfertiger ſich an jene gebunden hat, und ſogleich dem Planet-Trabanten, zu ſchwach ſich einen eigenen Richtungspunkt zu ſuchen, immerfort den Triumph des mächtigern bilden muß, der mit ſtolzer Gewalt ihn um ſich herumſchleudert.

(Die Fortſetzung folgt.)

IV.

Benvenuto Cellini.

Fortſetzung.

Die beyden Brüder Poggini arbeiteten, wie ich ſchon geſagt habe, in der Garderobe des Herzogs immer fort und verfertigten, nach meinen Zeichnungen, gewiſſe goldne Gefäſſe, mit halberhabenen Figuren auch andere Dinge von groſſer Bedeutung. Da ſagte ich bey Gelegenheit zu dem Herzog: wenn Ew. Exzellenz mir einige Arbeiter bezahlten, ſo wollte ich die Stempel zu ihren gewöhnlichen Münzen und Medaillen mit ihrem Bildniſſe machen und mit den Alten wetteifern, ja vielleicht ſie übertreffen; denn ſeitdem ich die Medaillen Papſt Clemens des Siebenten gemacht, habe ich ſoviel gelernt, daß ich mir wohl etwas beſſeres zu machen getraue. So ſollten ſie auch beſſer werden, als die Münzen, die ich für den Herzog Alexander gearbeitet habe, die man noch für ſchön hält, auch wollte ich ihnen groſſe Gefäſſe von Gold und Silber machen, wie dem wunderſamen König Franz von Frankreich, den ich ſo gut bedienen konnte, weil er mir die groſſe Bequemlichkeit verſchaffte, ſo daß ich indeſſen auch keine Zeit an den Coloſſen oder andern Statuen zu verſäumen brauchte. Darauf ſagte der Herzog: thue nur und ich werde ſehen; er gab mir aber weder Bequemlichkeit noch irgend eine Beyhülfe.

Eines Tages ließ er mir einige Pfund Silber zuſtellen, und ſagte: das iſt Silber aus meinem Bergwerk, mache mir ein ſchönes Gefäß. Weil ich aber meinen Perſeus nicht zurücklaſſen wollte, und doch groſſes Verlangen hatte, ihm zu dienen, gab ich das Metall mit einigen meiner Modellen und Zeichnungen einem Schelm, der Peter Martini der Goldſchmied hieß, der die Arbeit ungeſchickt anfing und ſie nicht einmal förderte, ſo daß ich mehr Zeit verlohr, als wenn ich ſie eigenhändig gemacht hätte. So zog er mich einige Monate herum, und als ich ſahe, daß er, weder ſelbſt noch durch andere, die Arbeit zu Stande brachte, verlangte ich ſie zurück, und ich hatte groſſe Mühe einen übelangefangenen Körper des Gefäſſes und das übrige Silber wieder zurück zu erhalten. Der Herzog, der etwas von dieſem Handel vernahm, ſchickte nach den Gefäſſen und Modellen und ſagte niemals weder wie und warum. So hatte ich auch nach meinen Zeichnungen verſchiedene Perſonen in Venedig und an andern Orten arbeiten laſſen, und ward immer ſchlecht bedient.

Die Herzogin ſagte mir oft, ich ſollte Goldſchmiedearbeiten für ſie verfertigen. Darauf verſetzte ich öfters: die Welt, und ganz Italien wiſſe wohl, daß ich ein guter Goldſchmied ſey, aber Italien habe keine Bildhauerarbeit von meiner Hand geſehen, und einige raſende Bildhauer nennten mich untereinander nur ſpottweiſe den neuen Bildhauer; denen hoffte ich zu zeigen, daß ich kein Neuling ſey, wenn mir nur Gott die Gnade gäbe, meinen Perſeus auf dem ehrenvollen Platz ſeiner Exzellenz geendigt aufzuſtellen. So ging ich nach Hauſe, arbeitete Tag und Nacht, und ließ mich nicht im Pallaſt ſehen, doch um mich bey der Herzogin in gutem Andenken zu erhalten ließ ich ihr einige kleine ſilberne Gefäſſe machen, groß wie ein Zweypfennigtöpſchen mit ſchönen Masken auf die reichſte antike Weiſe. Als ich die Gefäſſe brachte empfing ſie mich auf das freundlichſte und bezahlte mir das Gold und Silber, das ich darauf verwendet hatte, ich empfahl mich ihr und bat ſie, ſie möchte dem Herzog ſagen, daß ich zu einem ſo groſſen Werke zu wenig Beyhilfe hätte, und daß er doch der böſen Zunge des Bandinells nicht glauben ſolle, die mich verhindere, meinen Perſeus zu vollenden. Zu dieſen meinen kläglichen Worten zuckte ſie die Achſel und ſagte: fürwahr der Herzog ſollte nur zuletzt einſehen, daß ſein Bandinello nichts taugt.

So hielt ich mich zu Hauſe, zeigte mich ſelten im Pallaſt und arbeitete mit groſſer Sorgfalt mein Werk zu vollenden. Leider mußte ich dabey die Arbeiter aus meinem Beutel bezahlen, denn der Herzog hatte mir durch Lattantio Gorini etwa achtzehn Monate lang gewiſſe Arbeiter gut gethan, nun währte es ihm zu lange und er nahm den Auftrag zurück; hierüber befragte ich den Lattantio, warum er mich nicht bezahle? er antwortete mir mit ſeinem Mückenſtimmchen, indem er ſeine Spinnenfinger bewegte: warum endigeſt du nicht das Werk, man glaubt, daß du nie damit fertig werden wirſt! Ich ſagte darauf erzürnt: hol euch der Henker, und alle die glauben, daß ich es nicht vollenden könne. So ging ich verzweiflungsvoll wieder nach Hauſe zu meinem unglücklichen Perſeus und nicht ohne Thränen, denn ich erinnerte mich des glücklichen Zuſtandes, den ich in Paris im Dienſte des verwundernswürdigen Königs verlaſſen hatte, der mich in allem unterſtützte, und hier fehlte mir alles.

Oft war ich im Begrif, mich auf den Weg der Verzweiflung zu werfen. Einmal unter andern ſtieg ich auf ein ſchönes Pferd, nahm hundert Scudi zu mir und ritt nach Fieſole, meinen natürlichen Sohn zu beſuchen, den ich bey einer Gevatterin, der Frau eines meiner Geſellen in der Koſt hatte. Ich fand das Kind wohl auf und küßte ihn in meinem Verdruſſe. Da ich wegwollte, ließ er mich nicht fort, hielt mich feſt mit den Händen, unter einem wüthenden Weinen und Geſchrey, das in dem Alter von ohngefähr zwey Jahren eine äuſſerſt verwunderſame Sache war. Da ich mir aber vorgenommen hatte, den Bandinell, der alle Abend auf ein Gut über St. Domeniko zu gehen pflegte, wenn ich ihn fände, verzweiflungsvoll auf den Boden zu ſtrecken, riß ich mich von meinem Knaben los, und ließ ihn in ſeinen heftigen Thränen. So kam ich nach Florenz zurück, und als ich auf den Platz von St. Domeniko gelangte, kam Bandinello eben an der andern Seite herein und ich, ſogleich entſchloſſen das blutge

Werk zu vollbringen, eilte auf ihn los. Als ich aber die Augen aufhub, ſah ich ihn ohne Waffen auf einem Maulthier wie einen Eſel ſitzen, er hatte einen Knaben von zehn Jahren bey ſich. Sobald er mich ſah, ward er leichenblaß und zitterte vom Kopf bis zu den Füſſen. Da ich nun dieſen niederträchtigen Zuſtand erblickte, ſagte ich: fürchte nichts feige Memme, du biſt meiner Stiche nicht werth. Er ſah mich mit niedergeſchlagenen Augen an und ſagte nichts. Da faßte ich mich wieder und dankte Gott, daß er mich durch ſeine Kraft verhindert hatte eine ſolche Unordnung anzurichten; und fühlte mich befreyt von der teufliſchen Raſerey. Ich faßte Muth und ſagte zu mir ſelber: wenn mir Gott ſo viel Gnade erzeigt, daß ich mein Werk vollende, ſo hoffe ich damit alle meine Feinde zu ermorden und meine Rache wird gröſſer und herrlicher ſeyn, als wenn ich ſie an einem einzigen ausgelaſſen hätte und mit dieſem guten Entſchluß kehrte ich ein wenig munterer nach Hauſe.

Nach Verlauf von drey Tagen vernahm ich, daß meine Gevatterin mir meinen einzigen Sohn erſtickt hatte, worüber ich ſolche Schmerzen fühlte, daß ich niemals einen gröſſern empfunden habe. Demohngeachtet kniete ich nieder und nach meiner Gewohnheit, nicht ohne Thränen, dankte ich Gott und ſagte: Gott und Herr, du gabſt mir ihn und haſt mir ihn nun genommen, für alles danke ich dir von Herzen. Und ob ſchon der groſſe Schmerz mich faſt ganz aus der Faſſung gebracht hatte, ſo machte ich doch aus der Noth eine Tugend und ſchickte mich ſo gut als möglich in dieſen Unfall.

Die Horen. 1797. 3tes St.

mit ſeinem Mückenſtimmchen, indem er ſeine Spinnenfinger bewegte: warum endigeſt du nicht das Werk, man glaubt, daß du nie damit fertig werden wirſt! Ich ſagte darauf erzürnt: hol euch der Henker, und alle die glauben, daß ich es nicht vollenden könne. So ging ich verzweiflungsvoll wieder nach Hauſe zu meinem unglücklichen Perſeus und nicht ohne Thränen, denn ich erinnerte mich des glücklichen Zuſtandes, den ich in Paris im Dienſte des verwundernswürdigen Königs verlaſſen hatte, der mich in allem unterſtützte, und hier fehlte mir alles.

Oft war ich im Begrif, mich auf den Weg der Verzweiflung zu werfen. Einmal unter andern ſtieg ich auf ein ſchönes Pferd, nahm hundert Scudi zu mir und ritt nach Fieſole, meinen natürlichen Sohn zu beſuchen, den ich bey einer Gevatterin, der Frau eines meiner Geſellen in der Koſt hatte. Ich fand das Kind wohl auf und küßte ihn in meinem Verdruſſe. Da ich wegwollte, ließ er mich nicht fort, hielt mich feſt mit den Händen, unter einem wüthenden Weinen und Geſchrey, das in dem Alter von ohngefähr zwey Jahren eine äuſſerſt verwunderſame Sache war. Da ich mir aber vorgenommen hatte, den Bandinell, der alle Abend auf ein Gut über St. Domeniko zu gehen pflegte, wenn ich ihn fände, verzweiflungsvoll auf den Boden zu ſtrecken, riß ich mich von meinem Knaben los, und ließ ihn in ſeinen heftigen Thränen. So kam ich nach Florenz zurück, und als ich auf den Platz von St. Domeniko gelangte, kam Bandinello eben an der andern Seite herein und ich, ſogleich entſchloſſen das blutge

Werk zu vollbringen, eilte auf ihn los. Als ich aber die Augen aufhub, ſah ich ihn ohne Waffen auf einem Maulthier wie einen Eſel ſitzen, er hatte einen Knaben von zehn Jahren bey ſich. Sobald er mich ſah, ward er leichenblaß und zitterte vom Kopf bis zu den Füſſen. Da ich nun dieſen niederträchtigen Zuſtand erblickte, ſagte ich: fürchte nichts feige Memme, du biſt meiner Stiche nicht werth. Er ſah mich mit niedergeſchlagenen Augen an und ſagte nichts. Da faßte ich mich wieder und dankte Gott, daß er mich durch ſeine Kraft verhindert hatte eine ſolche Unordnung anzurichten; und fühlte mich befreyt von der teufliſchen Raſerey. Ich faßte Muth und ſagte zu mir ſelber: wenn mir Gott ſo viel Gnade erzeigt, daß ich mein Werk vollende, ſo hoffe ich damit alle meine Feinde zu ermorden und meine Rache wird gröſſer und herrlicher ſeyn, als wenn ich ſie an einem einzigen ausgelaſſen hätte und mit dieſem guten Entſchluß kehrte ich ein wenig munterer nach Hauſe.

Nach Verlauf von drey Tagen vernahm ich, daß meine Gevatterin mir meinen einzigen Sohn erſtickt hatte, worüber ich ſolche Schmerzen fühlte, daß ich niemals einen gröſſern empfunden habe. Demohngeachtet kniete ich nieder und nach meiner Gewohnheit, nicht ohne Thränen, dankte ich Gott und ſagte: Gott und Herr, du gabſt mir ihn und haſt mir ihn nun genommen, für alles danke ich dir von Herzen. Und ob ſchon der groſſe Schmerz mich faſt ganz aus der Faſſung gebracht hatte, ſo machte ich doch aus der Noth eine Tugend und ſchickte mich ſo gut als möglich in dieſen Unfall.

Um dieſe Zeit hatte ein junger Arbeiter den Bandinelli verlaſſen, er hieß Franziskus, Sohn Mattheus des Schmiedes, dieſer Jüngling ließ mich fragen, ob ich ihm wollte zu arbeiten geben. Ich war es zufrieden und ſtellte ihn an, die Figur der Meduſe auszuputzen, die ſchon gegoſſen war. Nach vierzehn Tagen ſagte mir dieſer junge Menſch, er habe mit ſeinem vorigen Meiſter geſprochen, der mich fragen laſſe: ob ich eine Figur von Marmor machen möchte? er wolle mir ein ſchönes Stück Stein dazu geben. Darauf verſetzte ich: ſag ihm, daß ich es annehme und es könnte ein böſer Stein für ihn werden, denn er reizt mich immer und erinnert ſich nicht der groſſen Gefahr, der er auf dem Platze St. Domeniko entronnen iſt. Nun ſag ihm, daß ich den Stein auf alle Weiſe verlange. Ich rede niemals von dieſer Beſtie und er kann mich nicht ungehudelt laſſen. Fürwahr ich glaube, er hat dich abgeſchickt bey mir zu arbeiten, um nur meine Handlungen auszuſpähen, nun gehe und ſag ihm, ich werde den Marmor auch wider ſeinen Willen abfordern, und du magſt wieder bey ihm arbeiten.

Ich hatte mich viele Tage nicht im Pallaſte ſehen laſſen, einſt kam mir die Grille wieder und ich gieng hin. Der Herzog hatte beynah abgeſpeißt und wie ich hörte, ſo hatte ſeine Excellenz des Morgens viel Gutes von mir geſprochen, beſonders hatte er mich ſehr über das Faſſen der Steine gelobt. Als mich nun die Herzogin erblickte, ließ ſie mich durch Herrn Sforza rufen, und da ich mich ihr näherte, erſuchte ſie mich, ihr eine kleine Roſette in

Mich kräftig faſſen, meinen Genius
Bei ſeinem großen Namen rufen?

Marquis.

Ja.

Karlos.

Und jetzt noch eine Bitte! Nenn' mich Du.
Ich habe Deinesgleichen ſtets beneidet
Um dieſes Vorrecht der Vertraulichkeit.
Dies brüderliche Du betrügt mein Ohr,
Mein Herz mit ſüßen Ahnungen von Gleichheit.
— Keinen Einwurf. — Was du ſagen willſt, errath' ich.
Dir iſt es Kleinigkeit, ich weiß — doch mir,
Dem Königsſohne, iſt es viel. Willſt du
Mein Bruder ſeyn?

Marquis.

Dein Bruder!

Karlos.

Jetzt zum König,
Ich fürchte nichts mehr — Arm in Arm mit dir,
So fordr' ich mein Jahrhundert in die Schranken.

(Sie gehen ab.)

einen Ring zu paſſen und ſetzte hinzu, daß ſie ihn immer am Finger tragen wolle. Sie gab mir das Maas und den Diamanten, der ohngefähr hundert Scudi werth war, und bat mich, ich ſolle die Arbeit bald vollenden. Sogleich fing der Herzog an mit der Herzogin zu ſprechen und ſagte: gewiß war Benvenuto in dieſer Kunſt ohne gleichen, jetzt, da er ſie aber bey Seite gelegt hat, wird ihm ein Ring, wie ihr ihn verlangt, zu viel Mühe machen, deßwegen bitte ich euch, quält ihn nicht mit dieſer Kleinigkeit, die ihm, weil er nicht in Uebung iſt, zu groſſe Arbeit verurſachen würde. Darauf dankte ich dem Herzog und bat ihn, daß er mir dieſen kleinen Dienſt für ſeine Gemahlin erlauben ſolle. Alsbald legte ich Hand an, und in wenig Tagen war der Ring fertig, er war für den kleinen Finger beſtimmt, und ich machte vier runde Kinder mit vier Maſken, daraus der Ring beſtand, und dazu fügte ich noch einige Früchte und Bändchen von Schmelz, ſo daß der Edelſtein und die Faſſung ſich ſehr gut ausnahmen. Sogleich trug ich ihn zur Herzogin, die mir mit gütigen Worten ſagte: ich habe ihr eine ſehr ſchöne Arbeit gemacht und ſie werde an mich denken. Sie ſchickte gedachten Ring dem König Philipp zum Geſchenk, und befahl mir nachher immer etwas anders, und zwar ſo liebevoll, daß ich mich immer anſtrengte ihr zu dienen, wenn mir gleich auch nur wenig Geld zu Geſichte kam, und Gott weiß, daß ich es brauchte, denn ich wünſchte nichts eifriger, als meinen Perſeus zu endigen.

Es hatten ſich gewiſſe Geſellen gefunden, die mir halfen, die ich aber von dem meinigen bezahlen mußte, und ich fing von neuem an mich mehr im Pallaſt ſehen zu laſſen, als ich vorher nicht gethan hatte. Eines Sonntags unter andern ging ich nach der Tafel hin, und als ich in den Saal der Uhr kam, ſah ich die Garderobenthür offen, und als ich mich ſehen ließ, rief der Herzog und ſagte mir auf eine ſehr freundliche Weiſe: du biſt willkommen! ſiehe, dieſes Käſtchen hat mir Herr Stephan von Paläſtrina zum Geſchenke geſchickt, eröffne es und laß uns ſehen, was es enthält. Als ich das Käſtchen ſogleich eröffnet hatte, ſagte ich zum Herzog: Gnädiger Herr, das iſt eine Figur von griechiſchem Marmor, die Geſtalt eines Kindes, wunderſam gearbeitet, ich erinnere mich nicht unter den Alterthümern ein ſo ſchönes Werk und von ſo vollkommener Manier geſehen zu haben, deßwegen biete ich mich an, zu dieſer verſtümmelten Figur den Kopf, die Arme und die Füſſe zu machen, und ich will einen Adler dazu verfertigen, damit man das Bild einen Ganimed nennen kann. Zwar ſchickte ſich nicht für mich Statuen auszuflicken, denn das iſt das Handwerk gewiſſer Pfuſcher, die ihre Sache ſchlecht genug machen, indeſſen fordert mich die Vortrefflichkeit dieſes Meiſters zu ſolcher Arbeit auf. Der Herzog war ſehr vergnügt, daß die Statue ſo ſchön ſey, fragte mich viel darüber und ſagte: mein Benvenuto, erkläre mir genau, worinn denn die groſſe Fürtrefflichkeit dieſes Meiſters beſtehe? worüber du dich ſo ſehr verwunderſt. Darauf zeigte ich ſeiner Exzellenz, ſo gut ich nur konnte und wußte, alle Schönheiten und ſuchte ihm das Talent, die Kenntniß und die ſeltne Manier des Meiſters begreiflich zu machen. Hierüber hatte ich ſehr viel geſprochen, das ich um ſo lieber that, als ich bemerkte, daß ſeine Erzellenz groſſen Gefallen daran habe.

Indeſſen ich nun den Herzog auf dieſe angenehme Weiſe unterhielt, begab ſichs, daß ein Page aus der Garderobe ging, und als er die Thür aufmachte, kam Bandinello herein. Der Herzog erblickte ihn, ſchien ein wenig unruhig und ſagte mit ernſthaftem Geſichte: was wollt ihr Bandinello? Ohne etwas zu antworten warf dieſer ſogleich die Augen auf das Käſtchen, worinn die aufgedeckte Statue lag, und ſagte mit einem widerwärtigen Lächeln und Kopfſchütteln, indem er ſich gegen den Herzog wendete: Herr, das iſt auch eins von denen Dingen, von denen ich Ew. Erzellenz ſo oft geſagt habe. Wißt nur, daß die Alten nichts von der Anatomie verſtanden, deswegen auch ihre Werke voller Fehler ſind. Ich war ſtill und merkte nicht auf das, was er ſagte, ja ich hatte ihm den Rücken zugewendet. Sobald als die Beſtie ihr ungefälliges Gewäſch geendiget hatte, ſagte der Herzog zu mir: das iſt ganz das Gegentheil von dem, was du mit ſo viel ſchönen Gründen mir erſt aufs beſte bewieſen haſt, vertheidige nun ein wenig deine Meinung. Auf dieſe herzoglichen Worte, die mir mit ſo vieler Anmuth geſagt wurden, antwortete ich ſogleich: Ew. Erzellenz wird wiſſen, daß Laccio Bandinelli ganz aus böſen Eigenſchaften zuſammengeſetzt iſt, ſo wie er immer war, dergeſtalt, daß alles, was er auch anſieht, ſelbſt Dinge, die im allerhöchſten Grad vollkommen gut wären, ſich, vor ſeinen widerlichen Augen, ſogleich in das ſchlimmſte Uebel verwandeln; ich aber, der ich zum Guten geneigt bin, erkenne reiner die Wahrheit, daher iſt das, was ich Ew. Exzellenz von dieſer fürtrefflichen Statue geſagt habe, vollkommen wahr, was aber Bandinell von ihr behauptet, das iſt nur ganz allein das Böſe, woraus er zuſammengeſetzt iſt.

Der Herzog ſtand und hörte mit vielem Vergnügen zu und indeſſen als ich ſprach, verzerrte Bandinell ſeine Gebärde und machte die häßlichſten Geſichter ſeines Geſichtes, das häßlicher war, als man ſichs in der Welt denken kann. Sogleich bewegte ſich der Herzog, und indem er durch einige kleine Zimmer ging, folgte ihm Bandinell, die Kämmerer nahmen mich bey der Jacke und zogen mich mit. So folgten wir dem Herzog, bis er in ein Zimmer kam, wo er ſich niederſetzte, Bandinell und ich ſtanden zu ſeiner Rechten und Linken. Ich hielt mich ſtill und die Umſtehenden, verſchiedne Diener ſeiner Exzellenz, ſahen den Bandinell ſcharf an, und lächelten manchmal einer zum andern, über die Worte, die ich in den Zimmern eben geſagt hatte. So fing Bandinell zu reden an und ſagte: als ich meinen Herkules und Cakus aufdeckte, wurden mir gewiß über hundert ſchlechte Sonette darauf gemacht, die das ſchlimmſte enthielten, was man von einem ſolchen Pöbel erwarten kann. Darauf antwortete ich: Gnädiger Herr! als euer Michel Agnolo

Buonarotti ſeine Sacriſtey eröffnete, wo man ſo viele ſchöne Figuren ſieht, machte dieſe wunderſame und tugendreiche Schule, die Freundin des Wahren und Guten, mehr als hundert Sonette, und jeder wetteiferte, wer etwas beſſeres darüber ſagen könnte. Und ſo wie jener das Gute verdiente, das man von ihm ausſprach, ſo verdient dieſer alles das Uebel, was über ihn ergangen iſt. Auf dieſe Worte wurde Bandinell ſo raſend, daß er hätte berſten mögen, kehrte ſich zu mir und ſagte: und was wüßteſt du noch mehr? Ich antwortete: das will ich dir ſagen, wenn du ſo viel Geduld haſt mir zuzuhören. Er verſetzte: rede nur zu.

Der Herzog und die andern, die gegenwärtig waren, zeigten groſſe Aufmerkſamkeit und ich fing an: wiſſe, daß es mir unangenehm iſt, dir die Fehler deines Werkes herzuerzählen, aber ich werde nichts aus mir ſelbſt ſagen, vielmehr ſollſt du nur hören, was in dieſer trefflichen Schule von dir geſprochen wird.

Nun ſagte dieſer ungeſchickte Menſch bald verdrießliche Dinge, bald machte er mit Händen und Füßen eine häßliche Bewegung, ſo daß ich auch auf eine ſehr unangenehme Weiſe anfing, welches ich nicht gethan haben würde, wenn er ſich beſſer betragen hätte. Daher fuhr ich fort: dieſe treffliche Schule ſagt, daß wenn man dem Herkules die Haare abſchöre, kein Hinterkopf bleiben würde, um das Gehirn zu faſſen und was das Geſicht betrifft, ſo wiſſe man nicht, ob es einen Menſchen oder Löw-Ochſen vorſtellen ſolle? Er ſehe gar nicht auf das, was er thue, der Kopf hänge ſo ſchlecht mit dem Hals zuſammen, mit ſo wenig Kunſt und ſo übler Art, daß man es nicht ſchlimmer ſehen könne. Seine abſcheulichen Schultern glichen, ſagte man, zwey hölzernen Bogen von einem Eſelsſattel, die Bruſt mit ihren Muskeln ſeyen nicht nach einem Menſchen gebildet, ſondern nach einem Melonenſacke, den man gerade vor die Wand ſtellt, ſo ſey auch der Rücken nach einem Sack voll langer Kürbiſſe modellirt. Wie die beyden Füſſe an dem häßlichen Leib hängen, könne niemand einſehen, man begreife nicht, auf welchem Schenkel der Körper ruhe? oder auf welchem er irgend eine Gewalt zeige? Auch ſehe man nicht, daß er etwa auf beyden Füſſen ſtehe, wie es manchmal ſolche Meiſter gebildet haben, die etwas zu machen verſtunden, man ſehe deutlich genug, daß die Figur vorwärts falle, mehr als den dritten Theil einer Elle, und das allein ſey der größte und unerträglichſte Fehler, den nur ein Dutzend-Meiſter aus dem Pöbel begehen könne. Von den Armen ſagt man, ſie ſeyen beyde ohne die mindeſte Zierlichkeit herunter geſtreckt und man ſehe daran keine Kunſt, eben als wenn ihr niemals lebendige nackte Menſchen erblickt hättet, an dem rechten Fuße des Herkules und des Kakus ſeyen die Waden ineinander verſenkt, daß, wenn ſich die Füße von einander entfernten, nicht Einer ſondern beyde ohne Waden bleiben würden. Ferner ſagen ſie: einer der Füſſe des Herkules ſtecke in der Erde, und es ſcheine, als wenn Feuer unter dem andern wäre.

Nun hatten dieſe Worte den Mann ſo ungeduldig gemacht, und er wollte nicht erwarten, daß ich auch noch die groſſen Fehler des Kakus anzeigte. Denn ich ſagte nicht allein die Wahrheit, ſondern ich machte ſie auch dem Herzog und allen Gegenwärtigen vollkommen anſchaulich, ſo daß ſie die größte Verwunderung zeigten und einſahen, daß ich vollkommen recht hatte. Auf einmal fing dagegen der Menſch an und ſagte: O! du böſe Zunge! und wo bleibt meine Zeichnung? Ich antwortete: wer gut zeichne, könne nichts ſchlechtes hervorbringen, deßwegen glaub ich, deine Zeichnung iſt wie deine Werke. Da er nun das Herzogliche Geſicht und die Geſichter der andern anſah, die ihn mit Blicken und Minen zerriſſen, ließ er ſich zu ſehr von ſeiner Frechheit hinreiſſen, kehrte ſein häßlichſtes Geſicht gegen mich und ſagte mit Heftigkeit: o! ſchweige ſtill du Sodomit!

Der Herzog ſah ihn auf dieſe Worte mit verdrießlichen Augen an, die andern ſchloſſen den Mund und warfen finſtere Blicke auf ihn und ich, der ich mich auf eine ſo ſchändliche Weiſe beleidigt ſah, obgleich bis zur Wuth getrieben, faßte mich und ergriff ein geſchicktes Mittel. O du Thor! ſagte ich, du überſchreiteſt das Maas; aber wollte Gott, daß ich mich auf eine ſo edle Kunſt verſtünde, denn wir leſen, daß Jupiter ſie mit Ganimeden verübte, und hier auf der Erde pflegen die größten Kaiſer und Könige derſelben; ich aber als ein niedriges und geringes Menſchlein wüßte mich nicht in einen ſo wunderſamen Gebrauch zu finden. Hierauf konnte ſich niemand halten, der Herzog und die übrigen lachten laut und ob ich mich gleich bey dieſer Gelegenheit munter und gleichgültig bezeugte, ſo wiſſet nur, geneigte Leſer, daß mir inwendig das Herz ſpringen wollte, wenn ich dachte, daß das verruchteſte Schwein, das jemals zur Welt gekommen, ſo kühn ſeyn ſollte, mir, in Gegenwart eines ſo groſſen Fürſten, einen ſolchen Schimpf zu erzeigen. Aber wißt, er beleidigte den Herzog und nicht mich. Denn hätte er dieſe Worte nicht in ſo groſſer Gegenwart ausgeſprochen, ſo hätte er mir todt auf der Erde liegen ſollen.

Da der ſchmutzige, dumme Schurke nun ſah, daß die Herren nicht aufhörten zu lachen, fing er an, um den Spott einigermaſen eine andere Richtung zu geben, ſich wieder in eine neue Albernheit einzulaſſen, indem er ſagte: dieſer Benvenuto rühmt ſich, als wenn ich ihm einen Marmor verſprochen hätte, darauf ſagte ich ſchnell: wie? haſt du mir nicht durch Franzen den Sohn Matthäus des Schmiedts, deinen Geſellen, ſagen laſſen, daß, wenn ich in Marmor arbeiten wollte, du mir ein Stück zu ſchenken bereit ſeyſt? Ich habe es angenommen und verlange es. Er verſetzte darauf: rechne nur, daß du es nicht ſehen wirſt. Noch voll Raſerey über die vorher erlittene Beleidigung verließ mich alle Vernunft, ſo daß ich die Gegenwart des Herzogs vergaß, mit großer Wuth verſetzte: ich ſage dir ausdrücklich, wenn du mir nicht den Marmer bis ins Haus ſchickſt, ſo ſuche dir eine andere Welt, denn in dieſer werde ich dich auf alle Weiſe erwürgen. Sogleich kam ich wieder zu mir und als ich bemerkte, daß ich mich in Gegenwart eines ſo groſſen Herzogs befand, wendete ich mich demüthig zu ſeiner Exzellenz und ſagte: Gnädiger Herr! ein Narr macht hundert. Ueber der Narrheit dieſes Menſchen hab ich die Herrlichkeit von Ew. Exzellenz und mich ſelbſt vergeſſen, deswegen verzeiht mir. Darauf ſagte der Herzog zum Bandinell: iſt es wahr, daß du ihm den Marmor verſprochen haſt? Dieſer antwortete, es ſey wahr. Der Herzog ſagte darauf zu mir: geh in ſeine Werkſtatt und nimm dir ein Stück nach Belieben. Ich verſetzte, er habe verſprochen, mir eins ins Haus zu ſchicken. Es wurden noch ſchreckliche Worte geſprochen und ich beſtand darauf, nur auf dieſe Weiſe den Stein anzunehmen.

Den andern Morgen brachte man mir den Marmor ins Haus, ich fragte, wer mir ihn ſchicke? Sie ſagten, es ſchicke ihn Bandinello und es ſey das der Marmor, den er mir verſprochen habe. Sogleich ließ ich ihn in meine Werkſtatt tragen und fing an ihn zu behauen, und indeſſen ich arbeitete, machte ich auch das Modell, denn ſo groß war meine Begierde in Marmor zu arbeiten, daß ich nicht Geduld und Entſchluß genug hatte, ein Modell, mit ſo viel Ueberlegung, zu machen, als eine ſolche Kunſt erfordert. Da ich nun gar unter dem Arbeiten bemerkte, daß der Marmor einen ſtumpfen und unreinen Klang von ſich gab, gereute es mich oft, daß ich angefangen hatte. Doch machte ich daraus, was ich konnte, nämlich den Apollo und Hyacinth, den man noch unvollendet in meiner Werkſtatt ſieht. Indeſſen ich nun arbeitete, kam der Herzog manchmal in mein Haus und ſagte mir öfters:

laß das Erz ein wenig ſtehen und arbeite am Marmor, daß ich dir zuſehe. Darauf nahm ich ſogleich die Eiſen und arbeitete friſch weg. Der Herzog fragte nach dem Modell, ich antwortete: dieſer Marmor iſt voller Stiche, demohngeachtet will ich etwas herausbringen, aber ich habe mich nicht entſchlieſſen können, ein Modell zu machen, und will mir nur ſo gut als möglich heraus helfen.

Geſchwind ließ mir der Herzog von Rom ein Stück griechiſchen Marmor kommen, damit ich ihm jenen antiken Ganimed reſtauriren möchte, der Urſache des Streites mit Bandinell war. Als das Stück Marmor ankam, überlegte ich, daß es eine Sünde ſey, es in Stücke zu trennen, um Kopf, Arme und das Beyweſen zum Ganimed zu verfertigen. Ich ſah mich nach andern Marmor um und zu dem ganzen Stücke machte ich ein kleines Wachsmodell und nannte die Figur Narziß. Nun hatte der Marmor leider zwey Löcher, die wohl eine Viertelelle tief und zwey Finger breit waren, deßhalb machte ich die Stellung, die man ſieht, um meine Figur fern davon zu erhalten; aber die vielen Jahre, die es darauf geregnet hatte, ſo daß die Oefnungen immer voll Waſſer ſtanden, war die Feuchtigkeit ſo eingedrungen, daß der Marmor in der Gegend vom obern Loch geſchwächt und gleichſam faul war. Das zeigte ſich nachher, als der Arno überging und das Waſſer in meiner Werkſtatt über anderthalb Ellen ſtieg. Weil nun gedachter Marmor auf einem hölzernen Unterſatz ſtand, ſo warf ihn das Waſſer um, darüber er unter der Bruſt zerbrach, und als ich ihn wieder

Zweiter Akt.

Im königlichen Pallaſt zu Madrid.

Erſter Auftritt.

König Philipp (unter einem Thronhimmel). Herzog von Alba (in einiger Entfernung von dem Könige mit bedecktem Haupte). Karlos.

Karlos.

Den Vortritt hat das Königreich. Sehr gerne
Steht Karlos dem Miniſter nach. Er ſpricht
Für Spanien — ich bin der Sohn des Hauſes.

(Er tritt mit einer Verbeugung zurück.)

Philipp.

Der Herzog bleibt, und der Infant mag reden.

Karlos (ſich gegen Alba wendend).

So muß ich denn von Ihrer Großmuth, Herzog,
Den König mir als ein Geſchenk erbitten.
Ein Kind — Sie wiſſen ja — kann Mancherlei
An ſeinen Vater auf dem Herzen tragen,
Das nicht für einen Dritten taugt. Der König
Soll Ihnen unbenommen ſeyn — ich will
Den Vater nur für dieſe kurze Stunde.

herſtellte, machte ich, damit man den Riß nicht ſehen ſollte, jenen Blumenkranz, den er unter der Bruſt hat; ſo arbeitete ich an ſeiner Vollendung gewiſſe Stunden vor Tag, oder auch an Feſttagen, nur um keine Zeit an meinem Perſeus zu verlieren, und als ich unter andern eines Morgens gewiſſe kleine Eiſen, um daran zu arbeiten, zu rechte machte, ſprang mir ein Splitter vom feinſten Stahl ins rechte Auge, und war ſo tief in den Augapfel gedrungen, daß man ihn auf keine Weiſe herausziehen konnte, und ich glaubte für gewiß, das Licht dieſes Auges zu verlieren. Nach verſchiedenen Tagen rief ich Meiſter Raphael Pilli, den Chirurgus, der zwey lebendige Tauben nahm, und, indem er mich rückwärts auf den Tiſch legte, dieſen Thieren eine Ader durchſtach, die ſie unter dem Flügel haben, ſo daß mir das Blut in die Augen lief, da ich mich denn ſchnell wieder geſtärkt fühlte. In Zeit von zwey Tagen ging der Splitter heraus, ich blieb frey, und mein Geſicht war verbeſſert. Als nun das Feſt der heiligen Lucia herbeykam, es war nur noch drey Tage bis dahin, machte ich ein goldnes Auge, aus einer franzöſiſchen Münze, und ließ es der Heiligen, durch eine meiner ſechs Nichten überreichen. Das Kind war ohngefähr zehn Jahr alt, und durch ſie dankte ich Gott und der heiligen Lucia. Ich hatte nun eine Zeit lang keine Luſt an gedachten Narziß zu arbeiten, denn da ich den Perſeus unter ſo vielen Hinderniſſen doch ſo weit gebracht hatte, ſo war ich entſchloſſen ihn zu endigen, und mit Gott hinwegzugehen.

Als der Guß meiner Meduſe ſo gut gerathen war, arbeitete ich mit groſſer Hoffnung meinen Perſeus in Wachs aus, und verſprach mir daß er eben ſo gut wie jene in Erz ausfallen ſolle. So ward er in Wachs wohl vollendet und zeigte ſich ſehr ſchön. Der Herzog ſah ihn, und die Arbeit gefiel ihm ſehr wohl. Nun mochte ihm aber jemand eingebildet haben, die Statue könne ſo von Erz nicht ausfallen, oder, er möchte ſich es ſelbſt vorgeſtellt haben, genug er kam öfter, als er pflegte, in mein Haus und ſagte mir einmal unter andern: Benvenuto! die Figur kann dir nicht von Erz gelingen, denn die Kunſt erlaubt es nicht. Ueber dieſe Worte war ich ſehr verdrieſslich und ſagte: ich weiß daß Ew. Exzellenz mir wenig vertrauen, und das mag daher kommen, weil ſie entweder denen zu viel glauben, die von mir Uebels reden, oder daß Sie die Sache nicht verſtehen. Er ließ mich kaum ausreden, und verſetzte: ich gebe mir Mühe mich darauf zu verſtehen, und verſteh es recht gut. Darauf antwortete ich: ja als Herr, aber nicht als Künſtler; denn wenn Ew. Exzellenz es auf die Weiſe verſtünden, wie Sie glauben, ſo würden Sie Vertrauen zu mir haben, da mir der ſchöne Kopf von Erz gerathen iſt, das groſſe Portrait von Ew. Exzellenz, das nach Elba geſchickt wurde, und da ich den Ganimed von Marmor, mit ſo groſſer Schwierigkeit, reſtaurirt, und dabey mehr Arbeit gehabt habe, als wenn ich ihn ganz neu hätte machen ſollen; ſo auch, weil ich die Meduſe gegoſſen habe, die Ew. Exzellenz hier gegenwärtig ſehen. Dies war ein ſehr ſchwerer Guß, wobey ich gethan habe, was niemand vor mir in dieſer verteufelten Kunſt leiſtete. Sehet, gnädiger Herr, ich habe dazu eine ganz neue Art von Ofen gebauet, völlig von den andern verſchieden, denn auſſer verſchiedenen Abänderungen und kunſtreichen Einrichtungen, die man daran bemerkt, habe ich zwey Oeffnungen für das Erz gemacht, weil dieſe ſchwere und verdrehte Figur auf andere Weiſe niemals gekommen wäre, wie es allein durch meine Einſicht geſchehen iſt, und wie es keiner von den Geübten in dieſer Kunſt glauben wollte. Und gewiß, mein Herr, alle die groſſen und ſchweren Arbeiten, die ich in Frankreich, unter dem wunderſamen König Franziskus gemacht habe, ſind mir alle trefflich gerathen, blos weil dieſer gute König mir immer ſo groſſen Muth machte, mit dem vielen Vorſchuß, und indem er mir ſo viel Arbeiter erlaubte als ich nur verlangte, ſo daß ich mich manchmal ihrer vierzig, ganz nach meiner Wahl, bediente. Deswegen hab ich in ſo kurzer Zeit ſo eine groſſe Menge Arbeiten zu Stande gebracht. Glaubt mir gnädiger Herr, und gebt mir die Beyhülfe, deren ich bedarf, ſo hoffe ich ein Werk zu Stande zu bringen, das euch gefallen ſoll. Wenn aber Ew. Exzellenz mir den Geiſt erniedrigt, und mir die nöthige Hülfe nicht reichen läßt, ſo iſt es unmöglich, daß weder ich, noch irgend ein Menſch in der Welt, etwas leiſten könne das recht ſey.

Der Herzog hörte meine Worte und Gründe nicht gern, und wendete ſich bald da, bald dort hin, und ich unglücklicher, verzweifelter, betrübte mich äuſſerſt, denn ich erinnerte mich des ſchönen Zuſtands den ich in Frankreich verlaſſen hatte. Darauf verſetzte der Herzog: nun ſage Benvenuto wie iſt es möglich, daß der ſchöne Kopf der Meduſe da oben in der Hand des Perſeus jemals kommen könne. Sogleich verſetzte ich nun, ſehet gnädiger Herr, daß ihr es nicht verſteht! denn wenn Ew. Exzellenz die Kenntniß der Kunſt hätte, wie ſie behauptet, ſo würde ſie keine Furcht für den ſchönen Kopf haben, der nach ihrer Meynung nicht kommen wird, aber wohl für den rechten Fuß, der da unten ſo weit entfernt ſteht.

Auf dieſe meine Worte wendete ſich der Herzog, halb erzürnt, gegen einige Herrn die mit ihm waren: Ich glaube, Benvenuto thut es aus Prahlerey, daß er von allem das Gegentheil behauptet. Dann kehrte er ſich ſchnell zu mir, halb verächtlich, worinn ihm alle die gegenwärtig waren, nachfolgten, und fieng an zu reden: ich will ſo viel Geduld haben die Urſache anzuhören, die du dir ausdenken kannſt, damit ich deinen Worten glaube. Ich antwortete darauf, ich will Ew. Exzellenz ſo eine wahre Urſache angeben, daß ſie die Sache vollkommen einſehen ſoll. Denn wiſſet gnädiger Herr! es iſt nicht die Natur des Feuers abwärts, ſondern aufwärts zu gehen, deswegen verſpreche ich, daß der Kopf der Meduſe trefflich kommen ſoll, weil es aber, um zu dem Fuße zu gelangen, durch die Gewalt der Kunſt, ſechs Ellen hinabgetrieben werden muß, ſo ſag ich Ew. Exzellenz daß er ſich unmöglich vollkommen ausgießen, aber leicht auszubeſſern ſeyn wird. Da verſetzte der Herzog: warum dachteſt du nicht dran es ſo einzurichten, daß er eben ſo gut als der Kopf ſich ausgießen möge. Ich ſagte: ich hätte alsdenn einen weit größern Ofen machen müſſen, und eine Gußröhre wie mein Fuß, und die Schwere des heißen Metalls hätte es alsdann gezwungen, da jetzt der Aſt, der bis zu den Füßen hinunter dieſe ſechs Ellen reicht, nicht ſtärker als zwey Finger iſt; aber es hat nichts zu bedeuten, denn alles ſoll bald ausgebeſſert ſeyn; wenn aber meine Form halb voll ſeyn wird, wie ich hoffe, alsdann wird das Feuer von dieſer Hälfte an, nach ſeiner Natur in die Höhe ſteigen, und der Kopf des Perſeus und der Meduſe werden aufs beſte gerathen, wie ich euch ganz ſicher verſpreche. Da ich nun meine gründlichen Urſachen geſagt hatte, nebſt noch unendlich vielen andern, die ich nicht aufſchreibe, um nicht zu lang zu werden, ſchüttelte der Herzog den Kopf, und ging in Gottes Nahmen weg. Nun ſprach ich mir ſelbſt Sicherheit und Muth ein, und verjagte alle Gedanken, die ſich mir ſtündlich aufdrangen, und die mich oft zu bittern Thränen bewegten, und zur lebhaften Reue, daß ich Frankreich verlaſſen hatte, und nach Florenz meinem ſüßen Vaterland gekommen war, nur um meinen Nichten ein Almoſen zu bringen. Nun ſah ich freylich, für eine ſolche Wohlthat, den Anfang eines groſſen Uebels vor mir, demohngeachtet verſprach ich mir, daß, wenn ich mein angefangnes Werk, den Perſeus, vollendete, daß meine Mühe ſich in das größte Vergnügen und in einen herrlichen Zuſtand verwandeln würde, ſo griff ich muthig das Werk mit allen Kräften des Körpers und des Beutels an. Denn ob mir gleich weniges Geld übrig geblieben war, ſo ſchafte ich mir doch manche Klafter Pinienholz, die ich aus dem Walde der Serriſtori, zunächſt Monte Lupo, erhielt. Und indem ich darauf wartete, bekleidete ich meinen Perſeus mit jenen Erden, die ich verſchiedene Monate vorher zurecht gemacht hatte, damit ſie ihre Zeit hätten, vollkommen zu werden, und da ich den Ueberzug von Erde gemacht, ihn wohl verwahrt und äuſſerſt ſorgfältig mit Eiſen umgeben hatte, fing ich, mit gelindem Feuer an, das Wachs heraus zu ziehen, das durch viele Luftlöcher abfloß, die ich gemacht hatte, denn je mehr man deren macht, deſto beſſer füllt ſich die Form aus. Da ich nun alles Wachs herausgezogen hatte, machte ich einen Ofen, um gedachte Form, den ich mit Ziegeln auf Ziegeln aufbaute, und vielen Raum dazwiſchen ließ, damit das Feuer deſto beſſer ausſtrömen könnte, alsdann legte ich ganz ſachte Holz an, und machte zwey Tage und zwey Nächte Feuer, ſo lange, bis das Wachs völlig verzehrt und die Form ſelbſt wohlgebrannt war. Dann fing ich ſchnell an, die Grube zu graben, um meine Form herein zu bringen, und bediente mich aller ſchönen Vortheile, die uns dieſe Kunſt anbefiehlt. Als nun die Grube fertig war, hub ich meine Form durch die Kraft von Winden und guten Hanfſeilen, eine Elle über den Boden meines Ofens, ſo daß ſie ganz frey über die Mitte der Grube zu ſchweben kam, als ich ſie nun wohl gerichtet hatte, ließ ich ſie ſachte hinunter, daß ſie dem Grunde des Bodens gleich kam, und ſtellte ſie mit aller Sorgfalt, die man nur denken kann. Nachdem ich dieſe ſchöne Arbeit vollbracht hatte, fieng ich ſie mit eben der Erde, woraus der Ueberzug beſtand, zu befeſtigen an, und ſo wie ich damit nach und nach herauf kam, vergaß ich nicht die Luftkanäle anzubringen, welches kleine Röhren von gebrannter Erde waren, wie man ſie zu den Waſſerleitungen und andern dergleichen Dingen braucht. Da ich ſah, daß die Form gut befeſtigt war, und meine Art, ſie mit Erde zu umgeben, ſowohl als die Röhren am ſchicklichen Orte anzubringen, von meinen Arbeitern gutbegriffen wurde, ob ich gleich dabey ganz anders als die übrigen Meiſter dieſer Kunſt zu Werke ging, ſo wendete ich mich, überzeugt, daß ich ihnen trauen konnte, zu meinem Ofen, in welchem ich vielen Abgang von Kupfer und andere Stücke Erz aufgehäuft hatte, und zwar kunſtmäßig eins über das andere geſchichtet, damit die Flamme ihren Weg fände. Damit aber das Metall ſchneller erhitzt würde, und zuſammenflöße, ſo ſagte ich lebhaft, ſie ſollten dem Ofen Feuer geben! Nun warfen ſie von dem Pinienholze hinein, das wegen ſeines Harzes in dem wohlgebauten Ofen ſo lebhaft flammte und arbeitete, daß ich genöthigt war, bald von einer, bald von der andern Seite zu helfen. Die Arbeit war ſo groß, daß ſie mir faſt unerträglich ward, und doch griff ich mich an, was nur möglich war. Nun kam unglücklicher Weiſe dazu, daß das Feuer die Werkſtatt ergriff, und wir fürchten mußten, das Dach möchte über uns zuſammenſtürzen. Von der andern Seite gegen den Garten, jagte mir der Himmel ſo viel Wind und Regen herein, daß mir der Ofen ſich abkühlte. So ſtritt ich mit dieſen verkehrten Zufällen mehrere Stunden, und ermüdete mich dergeſtalt, daß meine ſtarke Natur nicht widerſtand. Es überfiel mich ein Fieber ſo ſtark, als man es denken konnte, ſo daß ich mich genöthigt fühlte, wegzugehen, und mich ins Bette zu legen. Da wendete ich mich ſehr verdrießlich zu denen, die mir beyſtanden, das ohngefähr zehen oder mehrere waren, ſowohl Meiſter im Erzgieſen als Handlanger und Bauern, ingleichen die beſondern Arbeiter meiner Werkſtatt, unter denen ſich Bernardino von Mugello befand, den ich mir verſchiedene Jahre durch angezogen hatte, zu dieſem ſagte ich, nachdem ich mich allen empfohlen hatte: ſiehe lieber Bernardin! beobachte die Ordnung, die ich dir gezeigt habe, halte dich dazu, was du kannſt, denn das Metall wird bald gar ſeyn, du kannſt nicht irren, die andern braven Männer machen geſchwind die Kanäle und mit dieſen beyden Eiſen könnt ihr geſchwind die Löcher aufſtechen, und ich bin gewiß, daß meine Form ſich zum beſten anfüllen wird, ich fühle ein gröſſeres Uebel, als ich jemals in meinem Leben empfunden habe, und gewiß in wenigen Stunden wird es mich umbringen. So ging ich höchſt mißvergnügt von ihnen weg, und legte mich zu Bette. Dann befahl ich meinen Mägden, ſie ſollten allen zu eſſen und zu trinken in die Werkſtatt bringen, und ſetzte hinzu, ich würde den Morgen nicht erleben. Sie munterten mich auf und ſagten, dieſes groſſe Uebel würde vorbey gehen, das mich nur wegen groſſer Anſtrengung überfallen habe, und ſo litt ich zwey ganze Stunden, ja ich fühlte das Fieber immer zunehmen, und hörte nicht auf zu ſagen, ich fühle mich ſterben.

Diejenige, die meinem ganzen Hausweſen verſtand, und den Nahmen Frau Fiore von Kaſtell del Rio hatte, war die trefflichſte Perſon von der Welt und zugleich äuſſerſt liebevoll, ſie ſchalt mich, daß ich ſo auſſer mir ſey, und ſuchte mich dabey wieder auf das freundlichſte und gefälligſte zu bedienen; da ſie mich aber mit dieſem unmäſſigen Uebel befallen ſah, konnte ſie den Thränen nicht verwehren, die ihr aus den Augen fielen, und doch nahm ſie ſich ſo viel als möglich in acht, daß ich es nicht ſehen ſollte.

Da ich mich nun in dieſen unendlichen Nöthen befand, ſah ich einen gewiſſen Mann in mein Zimmer kommen, der von Perſon ſo krumm war, wie ein groſſes S. Dieſer fing mit einem erbärmlichen und jämmerlichen Ton wie diejenigen, die den armen Sündern, die zum Gericht geführt werden, zuſprechen, zu reden an, und ſagte: armer Benvenuto! euer Werk iſt ſo verdorben, daß ihm in der Welt nicht mehr zu helfen iſt. Sobald ich die Worte dieſes Unglücklichen vernahm, that ich einen ſolchen Schrey, daß man ihn hätte im Feuerhimmel hören mögen. Ich ſtand vom Bett auf, nahm meine Kleider und fing an ſie anzulegen, und wer ſich näherte mir zu helfen, Mägde oder Knabe, nach dem trat und ſchlug ich, dabey jammerte ich, und ſagte: o ihr neidiſchen Verräther! dieſes Unheil iſt mit Fleiß geſchehen, und ich ſchwöre bey Gott, ich will es wohl heraus bringen, und ehe ich ſterbe, will ich noch ſo ein Beyſpiel auf der Welt laſſen, daß mehr als einer darüber erſtaunen ſoll. Als ich angezogen war, ging ich mit ſchlimmen Gedanken gegen die Werkſtatt wo ich alle Leute, die ich ſo munter verlaſſen hatte, erſtaunt und höchſt erſchrocken fand. Da ſagte ich: nun verſteht mich, weil ihr die Art und Weiſe die ich euch angab, weder befolgen wolltet noch konntet, ſo gehorchet mir nun, da ich unter euch und in der Gegenwart meines Werkes bin. Niemand widerſetze ſich mir, denn in ſolchen Fällen braucht man Beyſtand und keinen Rath. Hierauf antwortete mir ein gewiſſer Meiſter Alexandero Laſtrikati und ſagte: ſehet Benvenuto ihr beſtehet vergebens darauf, ein Werk zu machen, wie es die Kunſt nicht erlaubt, und wie es auf keine Weiſe gehen kann. Auf dieſe Worte wendete ich mich mit ſolcher Wuth zu ihm und zum Allerſchlimmſten entſchloſſen, ſo daß er und alle die übrigen mit Einer Stimme riefen: auf! befehlt uns nur, wir wollen euch in allem gehorchen und mit allen Leibes und Lebenskräften beyſtehn. Dieſe freundlichen Worte, denk ich, ſagten ſie nur, weil ſie glaubten ich würde in Kurzem todt niederfallen.

Sogleich ging ich den Ofen zu beſehen, und fand das Metall ſtehend, und zu einem Kuchen geronnen. Ich ſagte zwey Handlangern ſie ſollten zum Nachbar Capretta, dem Fleiſcher, gehen, deſſen Frau mir einen Stoß Holz von jungen Eichen verſprochen hatte, die ſchon länger als ein Jahr ausgetrocknet waren, und als nur die erſten Trachten heran kamen, fing ich an den Feuerheerd damit anzufüllen. Dieſe Holzart macht ein heftiger Feuer, als

Philipp.

Hier ſteht ſein Freund.

Karlos.

Hab' ich es auch verdient,
Den meinigen im Herzog zu vermuthen?

Philipp.

Auch je verdienen mögen? — Mir gefallen
Die Söhne nicht, die beſſ're Wahlen treffen,
Als ihre Väter.

Karlos.

Kann der Ritterſtolz
Des Herzogs Alba dieſen Auftritt hören?
So wahr ich lebe, den Zudringlichen,
Der zwiſchen Sohn und Vater, unberufen,
Sich einzudrängen nicht erröthet, der
In ſeines Nichts durchbohrendem Gefühle
So dazuſtehen ſich verdammt, möcht' ich,
Bei Gott! und gält's ein Diadem — nicht ſpielen.

Philipp

(verläßt ſeinen Sitz mit einem zornigen Blick auf den Prinzen).

Entfernt euch, Herzog!

(Dieſer geht nach der Hauptthür, durch welche Karlos gekommen war; der König winkt ihm nach einer andern.)

Nein, in's Kabinet,
Bis ich euch rufe.

alle andere, und man bedient ſich Erlen= und Fichtenholz zum Stückgießen, weil es gelinderes Feuer macht. Als nun der Metallkuchen dieſes gewaltige Feuer empfand, fing er an zu ſchmelzen und zu blitzen, von der andern Seite betrieb ich die Canäle, andere hatte ich auf das Dach geſchickt dem Feuer zu wehren, daß bey der groſſen Stärke des Windes wieder aufs neue gegriffen hatte; gegen den Garten zu ließ ich Tafeln, Tappeten und Lappen ausbreiten, die mir das Waſſer abhalten ſollten. Nachdem ich nun alles dieſes groſe Unheil ſo viel als möglich abgewendet hatte, rief ich, mit ſtarker Stimme, bald dieſem bald jenem zu: bringe dies! nimm das! So daß die ganze Geſellſchaft, als ſie ſahe daß der Kuchen zu ſchmelzen anfing, mir mit ſo gutem Willen diente, daß jeder die Arbeit für drey verrichtete. Alsdann ließ ich einen halben Zinnkuchen nehmen, der ohngefähr ſechzig Pfund wiegen konnte, und warf ihn auf das Metall im Ofen, das durch allerley Beyhülfe, durch friſches Feuer und Anſtoßen mit eiſernen Stangen in kurzer Zeit ganz flüſſig ward.

Nun glaubte ich einen Toden auferweckt zu haben, triumphirte über den Unglauben aller der Ignoranten, und fühlte mir eine ſolche Lebhaftigkeit, daß ich weder ans Fieber dachte, noch an die Furcht des Todes. Auf einmal hörte ich ein Getöſe, mit einem gewaltſamen Leuchten des Feuers, ſo daß es ſchien, als wenn ſich ein Blitz in unſerer Gegenwart erzeugt hätte. Ueber dieſe unerwartete fürchterliche Erſcheinung war ein jeder erſchrocken, und ich mehr als die andern. Als der groſe Lärm vorbey war, ſahen wir einander an und bemerkten, daß die Decke des Ofens geplatzt war, und ſich in die Höhe hub, dergeſtalt, daß das Erz ausfloß, ſogleich ließ ich die Mündung meiner Form eröfnen, und zu gleicher Zeit die beyden Gußlöcher aufſtoßen. Da ich aber bemerkte, daß das Metall nicht mit der Geſchwindigkeit lief als es ſich gehörte, überlegte ich daß vielleicht der Zuſatz durch das grimmige Feuer könnte verzehrt worden ſeyn, und ließ ſogleich meine Schüſſeln und Teller von Zinn, deren etwa zweyhundert waren, herbeyſchaffen, und brachte eine nach der andern vor die Kanäle, zum Theil ließ ich ſie auch in den Ofen werfen, ſo daß jeder nunmehr das Erz auf das beſte geſchmelzen ſah, und zugleich bemerken konnte, daß die Form ſich füllte. Da halfen ſie mir froh und lebhaft und gehorchten mir, ich aber befahl und half bald da, und bald dort, und ſagte: o Gott! der du durch deine unendliche Kraft vom Tode auferſtanden, und herrlich gen Himmel gefahren biſt, verſchaffe daß meine Form ſich auf einmal fülle! Darauf kniete ich nieder und betete von Herzen. Dann wendete ich mich zu der Schüſſel, die nicht weit von mir auf einer Bank ſtand, aß und trank mit groſſem Appetit, und ſo auch der ganze Haufen. Dann ging ich froh und geſund zu Bette, es waren zwey Stunden vor Tag, und, als wenn ich nicht das mindeſte Uebel gehabt hätte, war meine Ruhe ſanft und ſüß.

Indeſſen hatte mir jene gute Magd aus eigenem Antrieb einen guten fetten Kapaun zurechte gemacht, und als ich aufſtund, war es eben Zeit zum Mittageſſen, ſie kam mir fröhlich entgegen und ſagte: Iſt das der Mann, der ſterben wollte? ich glaube, ihr habt das Fieber dieſe Nacht mit euren Stöſſen und Tritten vertrieben, denn als die Krankheit ſah, daß ihr in eurer Raſerey uns ſo übel mitſpieltet, iſt ſie erſchrocken und hat ſich davon gemacht, aus Furcht, es möchte ihr auch ſo gehen. Und ſo war unter den Meinigen Schrecken und Furcht verſchwunden und wir erholten uns wieder von ſo ſauerer Arbeit. Ich ſchickte geſchwind, meine zinnernen Teller zu erſetzen, nach Töpferwaare, und wir aßen, alle zuſammen, fröhlich zu Mittag und ich erinnere mich nicht in meinem Leben heiterer und mit beſſerem Appetit geſpeißt zu haben. Nach Tiſche kamen alle diejenigen, die mir geholfen hatten, erfreuten ſich und dankten Gott für alles was begegnet war, und ſagten, ſie hätten Sachen geſehen und gelernt, die alle andere Meiſter für unmöglich hielten. Ich war nicht wenig ſtolz und rühmte mich mit manchen Worten über den glücklichen Ausgang, dann bedachte ich das nöthige, griff in meinen Beutel, bezahlte und befriedigte ſie alle.

Sogleich ſuchte mein tödtlicher Feind, der abſcheuliche Haushofmeiſter des Herzogs, mit groſſer Sorgfalt zu erfahren, was alles begegnet ſey, und die beyden, die ich im Verdacht hatte, als wenn ſie am Gerinnen des Metalls ſchuld ſeyen, ſagten ihm: ich ſey kein Menſch, ſondern eigentlich ein groſſer Teufel, denn ich habe das verrichtet, was der Kunſt unmöglich ſey; das brachten ſie nebſt ſo viel andern groſſen Dingen vor, die ſelbſt für einen böſen Geiſt zu viel geweſen wären. So wie ſie nun wahrſcheinlich, mehr als geſchehen war, vielleicht um ſich zu entſchuldigen, erzählten, ſo ſchrieb der Haushofmeiſter geſchwind an den Herzog, der ſich in Piſa befand, noch ſchrecklicher und noch wunderſamer, als jene erzählt hatten.

Als ich nun zwey Tage mein gegoſſenes Werk hatte verkühlen laſſen, fing ich an es langſam zu entblöſen, und fand zuerſt den Kopf der Meduſe, der ſehr gut gekommen war, weil ich die Züge richtig angebracht hatte, und weil, wie ich dem Herzog ſagte, die Wirkung aufwärts ging, dann fuhr ich fort das übrige aufzudecken, und fand den zweyten Kopf, nämlich den des Perſeus, der gleichfalls ſehr gut gekommen war. Hierbey hatte ich Gelegenheit mich noch mehr zu verwundern, denn, wie man ſieht, iſt dieſer Kopf viel niedriger als das Meduſenhaupt, und die Oefnungen des Werks waren auf dem Kopfe des Perſeus, und auf den Schultern angebracht. Nun fand ich, daß grade auf dem Kopfe des Perſeus das Erz, das in meinem Ofen war, ein Ende hatte, ſo daß nicht das mindeſte drüber ſtand, noch auch etwas fehlte, worüber ich mich ſehr verwunderte und dieſe ſeltſame Begebenheit für eine Einwirkung und Führung Gottes halten mußte. So ging das Aufdecken glücklich fort und ich fand alles auf das beſte gekommen, und als ich an den Fuß des rechten Schenkels gelangte, fand ich die Ferſe ausgegoſſen, ſo wie den Fuß ſelbſt, ſo daß ich mich von einer Seite ergötzte, die Begebenheit aber mir von der andern Seite unangenehm war, weil ich gegen den Herzog behauptet hatte, der Fuß könne nicht kommen. Da ich aber weiter vorwärts kam, ward ich wieder zufrieden geſtellt, denn die Zehen waren ausgeblieben und ein wenig von der vordern Höhe des Fußes, und ob ich gleich dadurch wieder neue Arbeit fand, ſo war ich doch damit zufrieden, nur damit der Herzog ſehen ſollte, daß ich verſtehe, was ich vornehme. Und wenn viel mehr von dieſem Fuß gekommen war, als ich geglaubt hatte, ſo war die Urſache, daß viele Dinge zuſammen kamen, die eigentlich nicht in der Ordnung der Kunſt ſind, und weil ich, auf die Weiſe, wie ich erzählt habe, dem Guß mit den zinnernen Tellern zu Hülfe kommen mußte, eine Art und Weiſe, die von andern nicht gebraucht wird. Da ich nun mein Werk ſo ſchön gerathen fand, ging ich geſchwinde nach Piſa, um meinen Herzog zu finden, der mich ſo freundlich empfing, als ſichs nur denken läßt, desgleichen that auch die Herzogin und obgleich der Haushofmeiſter ihm die ganze Sache geſchrieben hatte, ſo ſchien es Ihren Exzellenzien noch viel erſtaunlicher und wunderſamer die Geſchichte aus meinem Munde zu hören, und als ich zuletzt an den Fuß des Perſeus kam, der ſich nicht angefüllt hatte, wie ich ſeiner Exzellenz vorausſagte, ſo war er voll Erſtaunen und erzählte der Herzogin, was zwiſchen uns vorgefallen war. Da ich nun ſah, daß meine Herrſchaft ſo freundlich gegen mich war, bat ich den Herzog, er möchte mich nach Rom gehen laſſen. Da gab er mir gnädigen Urlaub und ſagte mir, ich möchte bald zurückkommen, ſeinen Perſeus zu endigen. Zugleich gab er mir Empfehlungsſchreiben an ſeinen Geſandten, welcher Averardo Serriſtori hieß. Es war in den erſten Jahren der Regierung Papſt Julius des Dritten. (1550-1551.)

Ehe ich verreiſ'te, befahl ich meinen Arbeitern, daß ſie nach der Art, wie ich ihnen gezeigt hatte, am Perſeus fortfahren ſollten. Die Urſache aber, warum ich nach Rom ging, war folgende. Ich hatte das Portrait in Erz von Bindo Antonio Aldoviti in natürlicher Größe gemacht und es ihm nach Rom geſchickt, er hatte dieſes Bild in ſein Schreibzimmer geſtellt, das ſehr reich mit Alterthümern und andern ſchönen Dingen verziert war; aber dieſer Ort war weder für Bildhauerarbeit noch für Mahlerey, denn die Fenſter ſtanden zu tief, die Kunſtwerke hatten ein falſches Licht und zeigten ſich keinesweges auf die günſtige Weiſe, wie ſie bey einer vernünftigen Beleuchtung würden gethan haben. Eines Tags begab ſichs, daß gedachter Bindo an ſeiner Thüre ſtand und den Michel Agnolo Buonarotti, der vorbey ging, erſuchte, er möchte ihn würdigen, in ſein Haus zu kommen, um ſein Schreibezimmer zu ſehen. Und ſo führte er ihn hinein. Jener, ſobald er ſich umgeſehen hatte, ſagte: wer iſt der Meiſter, der euch ſo gut und mit ſo ſchöner Manier abgebildet hat? Wiſſet, daß der Kopf mir gefällt, ich finde ihn beſſer, als dieſe Antiken hier, obgleich gute Sachen hier zu ſehen ſind; ſtünden die Fenſter oben, ſo würde ſich alles beſſer zeigen und euer Bildniß würde ſich unter ſo vielen ſchönen Kunſtwerken viel Ehre machen.

Als Michel Agnolo nach Hauſe kam, ſchrieb er mir den gefälligſten Brief, der folgendes enthielt: Mein Benvenuto! ich habe euch ſo viele Jahre als den trefflichſten Goldſchmied gekannt, von dem wir jemals gewußt hätten und nun werde ich euch auch für einen ſolchen Bildhauer halten müſſen. Wiſſet, daß Herr Bindo Aldoviti mir ſein Portrait von Erz zeigte und mir ſagte, daß es von eurer Hand ſey. Ich hatte viel Vergnügen dran, nur mußte ich tadeln, daß die Büſte in ſchlechtem Lichte ſtand, denn wenn ſie vernünftig beleuchtet wäre, ſo würde ſie als das ſchöne Werk erſcheinen, das ſie iſt.

Dieſen Brief, der ſo liebevoll und ſo günſtig für mich geſchrieben war, zeigte ich dem Herzog, der ihn mit viel Zufriedenheit las und ſagte: Benvenuto! wenn du ihm ſchreibſt, ſo ſuche ihn zu bereden, daß er wieder nach Florenz komme, ich will ihn zu einem der acht und vierzig machen. Darauf ſchrieb ich ihm einen ſehr gefälligen Brief und ſagte ihm darin, im Nahmen des Herzogs, hundertmal mehr als mir aufgetragen war, doch um nicht zu irren zeigte ich das Blatt ſeiner Exzellenz, ehe ich ſiegelte und fragte, ob ich vielleicht zu viel verſprochen habe? Er antwortete mir dagegen: du haſt nach ſeinem Verdienſte geſchrieben, gewiß er verdient mehr, als du ihm verſprochen haſt, und ich will ihm noch mehr halten. Auf dieſen Brief antwortete Michel Agnolo niemals und deswegen war der Herzog ſehr auf ihn erzürnt.

Als ich nun wieder nach Rom kam, wohnte ich im Hauſe des gedachten Bindo Aldoviti, der mir ſogleich erzählte, wie er ſein Bild von Erz dem Michel Agnolo gezeigt und wie dieſer es außerordentlich gelobt habe, und wir ſprachen darüber viel und weitläuftig. Nun hatte er von mir zwölfhundert Goldgülden in Händen, die ſich mit unter den fünftauſend befanden, welche er unſerm Herzog geborgt hatte, und zahlte mir meinen Theil von Intereſſen richtig. Das war die Urſache, daß ich ſein Bildniß machte, und als Bindo es von Wachs ſah, ſchickte er mir zum Geſchenk funfzig Goldgülden, durch einen ſeiner Leute, Julian Paccalli, einen Notar, welches Geld ich nicht nehmen wollte und durch denſelben Mann zurückſchickte. Dann ſagte ich zu gedachtem Bindo: mir iſts genug, daß ihr mir nur mein Geld lebendig erhaltet, daß es mir etwas gewinne.

Nun ſah ich aber, daß er gegenwärtig übel gegen mich geſinnt ſey, anſtatt mich liebzukoſen, wie er ſonſt gewohnt war, zeigte er ſich verſchloſſen gegen mich, und ob ich gleich in ſeinem Hauſe wohnte, ſah ich ihn doch niemals heiter, ſondern immer grämlich. Zuletzt kamen wir mit wenig Worten überein, ich verlohr mein Verdienſt an ſeinem Bildniſſe und das Erz dazu, und wir wurden einig, daß ich mein Geld bey ihm auf Leibrenten laſſen wollte, und er ſollte mir, ſo lange ich lebte, funfzehn pro Cent geben.

Vor allen Dingen war ich gegangen, dem Papſt den Fuß zu küſſen und glaubte auf die Art, wie er mit mir ſprach, würde ich leicht mit ihm überein kommen, denn ich wäre gern wieder nach Rom gegangen, weil ich in

Florenz allzugroſſe Hinderniſſe fand; aber ich bemerkte bald, daß obgedachter Geſandte gegen mich gewirkt hatte. Dann beſuchte ich Michel Agnolo Buonarotti und erinnerte ihn an jenen Brief, den ich ihm von Florenz im Nahmen des Herzogs geſchrieben hatte. Er antwortete mir, daß er bey der Peterskirche angeſtellt ſey und deshalb ſich nicht entfernen könnte. Ich ſagte darauf: da er ſich entſchloſſen habe, das Modell von gedachtem Gebäude zu machen, ſo könne er nur ſeinen Urbino da laſſen, der fürtrefflich alles befolgen würde, was er ihm befehle, dazu fügte ich noch viele andere Worte und Verſprechungen von Seiten des Herzogs. Auf einmal faßte er mich ins Auge und ſagte mit einem ſpöttiſchen Lächeln: und ihr, wie ſeyd ihr mit ihm zufrieden? Ob ich nun gleich darauf verſetzte, daß ich äuſſerſt vergnügt ſey und ſehr wohl behandelt werde, ſo ließ er mir doch merken, daß er den größten Theil meiner Verdrießlichkeiten kenne und antwortete mir: er werde ſich unmöglich losmachen können. Darauf ſetzte ich hinzu, er würde beſſer thun nach Hauſe in ſein Vaterland zu kehren, das von einem gerechten Herrn regiert werde und von einem ſo groſſen Liebhaber der Künſte, als die Welt niemals geſehen hätte.

Nun hatte er, wie oben geſagt, einen Knaben bey ſich, der von Urbino war, dieſer hatte ihm viele Jahre mehr als Knecht und Magd, als auf andere Weiſe gedient, welches man ſehr wohl bemerken konnte, weil der junge Menſch gar nichts von der Kunſt gelernt hatte. Als ich nun den Michel Agnolo mit ſo vielen guten Gründen feſthielt, daß er nicht wußte, was er ſagen ſollte, wendete er ſich ſchnell zu ſeinem Urbino, als wenn er fragen wolle, was er dazu ſage. Da rief dieſer Menſch auf ſeine bäueriſche Weiſe und mit lauter Stimme: ich laſſe nicht von Michel Agnolo, entweder ich ſchinde ihn oder er mich. Ueber dieſe dummen Reden mußte ich lachen und ohne weiter Abſchied zu nehmen, zuckte ich die Schultern, wendete mich um und ging.

Da ich nun ſo ſchlecht mein Geſchäft mit Bindo Altoviti vollbracht hatte, wobey ich die eherne Büſte verlohr, und ihm mein Geld noch als Leibrente laſſen mußte, lernte ich einſehen, von was für einer Art der Kaufleute Treue und Glauben ſey und kehrte verdrießlich wieder nach Florenz zurück. Ich fragte nach ſeiner Exzellenz, dem Herzog, der eben im Caſtell an der Brücke zu Rifredi war. Im Pallaſt zu Florenz fand ich Herrn Peter Franziskus Ricci, den Haushofmeiſter, und als ich mich ihm nähern wollte, um ihm nach Gewohnheit mein Compliment zu machen, ſagte er, mit unmäßiger Verwunderung: wie, du biſt zurükgekommen? Darauf ſchlug er in die Hände und ſagte, noch immer voll Erſtaunen: der Herzog iſt zu Caſtello. Er wendete mir darauf den Rücken und ging weg und ich konnte nicht begreifen, warum die Beſtie ſich ſo gebärdete. Sogleich ging ich nach Caſtell und als ich in den Garten kam, wo der Herzog war, ſah ich ihn in einiger Entfernung, er machte gleichfalls ein Zeichen der Verwunderung und gab mir zu verſtehen, daß ich mich wegbegeben ſollte. Ich, der ich

Zweiter Auftritt.

König Philipp. Don Karlos.

Karlos

(geht, ſobald der Herzog das Zimmer verlaſſen hat, auf den König zu und fällt vor ihm nieder, im Ausdruck der höchſten Empfindung).

Jetzt mein Vater wieder!
Jetzt wieder mein, und meinen beſten Dank
Für dieſe Gnade. — Ihre Hand, mein Vater! —
O ſüßer Tag! — Die Wonne dieſes Kuſſes
War Ihrem Kinde lange nicht gegönnt,
Warum von Ihrem Herzen mich ſo lange
Verſtoßen, Vater? Was hab' ich gethan?

Philipp.

Infant, dein Herz weiß nichts von dieſen Künſten.
Erſpare ſie, ich mag ſie nicht.

Karlos (aufſtehend).

Das war es!
Da hör' ich Ihre Höflinge — Mein Vater!
Es iſt nicht gut, bei Gott! nicht alles gut,
Nicht alles, was ein Prieſter ſagt, nicht alles,
Was eines Prieſters Kreaturen ſagen.
Ich bin nicht ſchlimm, mein Vater — heißes Blut
Iſt meine Bosheit, mein Verbrechen Jugend.
Schlimm bin ich nicht, ſchlimm wahrlich nicht, —
wenn auch
Oft wilde Wallungen mein Herz verklagen,
Mein Herz iſt gut —

gedacht hatte, ſeine Erzellenz ſollten mich ſo freundlich, ja noch freundlicher empfangen, als ſie mich entlaſſen hatten, mußte nun ſo ein wunderliches Betragen ſehen, kehrte ſehr verdrießlich nach Florenz zurück, und ſuchte meine Werke mit Fleiß zu vollenden. Da ich mir nun nicht denken konnte, was zu ſo einem Betragen hätte Anlaß geben können, und dabey auf die Art merkte, womit Herr Sforza und die übrigen, welche zunächſt um den Herzog waren, mir begegneten, kam mir die Luſt an Herrn Sforza ſelbſt zu fragen, was das denn eigentlich bedeuten ſollte. Er ſagte darauf lachend zu mir: Benvenuto! bleibe ein wackrer Mann und bekümmere dich um weiter nichts. Erſt viele Tage hernach hatte er die Gefälligkeit, mir mit dem Herzog eine Unterredung zu verſchaffen, der auf eine trübe Weiſe freundlich war und mich fragte, was man in Rom mache. Ich fing, ſo gut ich nur wußte, meine Erzählung an, ſprach von dem ehernen Kopf, den ich vor Bindo Aldoviti gemacht hatte, und dem, was daraus gefolgt war. Dabey konnte ich bemerken, daß er mir mit groſſer Aufmerkſamkeit zuhörte. Gleichfalls ſagte ich ihm alles wegen Michel Agnolo Buonarotti, worüber er ſich ein wenig verdrießlich zeigte, doch lachte er wieder ſehr über die Worte des Urbino und über die Schinderey, von der dieſer Burſche geſprochen hatte; allein er ſagte zu allem dem nichts weiter, als: es iſt ſein eigner Schade! ich aber neigte mich und ging. Gewiß hatte der Haushofmeiſter wieder etwas böſes gegen mich aufgebracht, das ihm aber nicht gelang, wie denn

Gott immer ein Freund der Wahrheit iſt und mich aus ſo unſäglichen Gefahren bis zu dieſem meinem Alter errettet hat, und mich erretten wird bis ans Ende meines Lebens, durch deſſen Mühſeligkeiten ich allein durch Beyhülfe ſeiner Kraft muthig hindurchgehe und weder die Wuth des Glückes noch ungünſtiger Sterne befürchte, ſo lange mir Gott ſeine Gnade erhält.

Nun aber vernimm, gefälliger Leſer, einen ſchrecklichen Verfall! Mit aller möglichen Sorgfalt befliß ich mich mein Werk zu Ende zu bringen und ging Abends in die Garderobe des Herzogs, denen Goldſchmieden zu helfen, die für ſeine Excellenz arbeiteten, und faſt alle ihre Werke waren nach meinen Zeichnungen. Der Herzog ſah gern der Arbeit zu und hatte Vergnügen mit mir zu ſprechen, deswegen ging ich auch manchmal am Tage hin. Einmal unter andern war ich auch in gedachter Garderobe, der Herzog kam nach ſeiner Gewohnheit und beſonders da er wußte, daß ich zugegen ſey. Sogleich fing er an mit mir zu ſprechen und ich hatte ihm diesmal ſo wohl gefallen, daß er ſich mir freundlicher als jemals zeigte. Da kam einer von ſeinen Secretarien eilig und ſagte ihm etwas ins Ohr; vielleicht Sachen von der größten Wichtigkeit. Der Herzog ſtand auf und ſie gingen zuſammen in ein ander Zimmer. Indeſſen hatte die Herzogin geſchickt, um zu ſehen, was ſeine Exzellenz mache? Der Page ſagte zu ihr: er ſpricht und lacht mit Benvenuto und iſt ſehr wohl aufgeräumt. Sogleich kam die Herzogin ſelbſt in die Garderobe und als ſie den Herzog nicht fand, ſetzte ſie ſich zu uns, und als ſie uns eine Weile zugeſehen hatte, wendete ſie ſich mit groſſer Freundlichkeit zu mir und zeigte mir einen Schmuck von groſſen Perlen, der wirklich ſehr ſelten war und fragte mich, was ich davon hielte? ich lobte ihr ihn. Darauf ſagte ſie: ich will, daß mir ihn der Herzog kauft, darum mein Benvenuto lobe ſie ihm ſo viel du kannſt. Darauf verſetzte ich mit aller Beſcheidenheit und Aufrichtigkeit: ich dachte, dieſer Schmuck gehöre ſchon Ew. Exzellenz und da verlangt es die Vernunft von denen Dingen, die Ihnen gehören, nicht mit Tadel zu ſprechen, jetzt aber muß ich ſagen, daß ich, vermöge meiner Profeſſion, viele Fehler an dieſen Perlen wahrnehme und deswegen nicht rathen wollte, daß Ew. Exzellenz ſie kaufte. Darauf ſagte ſie, der Kaufmann gibt mir ſie für ſechstauſend Scudi, wenn ſie ohne Mängel wären, würden ſie zwölftauſend werth ſeyn. Darauf verſetzte ich: wäre dieſer Schmuck auch von unendlicher Güte, ſo würde ich doch niemand rathen, mehr als fünftauſend Scudi dafür zu geben, denn Perlen ſind keine Juwelen, ſie werden mit der Zeit geringer, aber ein Edelſtein altert nicht, und den ſollte man kaufen. Darauf ſagte die Herzogin ein wenig verdrießlich: ich will aber dieſe Perlen! lobe ſie dem Herzog, ich bitte dich drum, und wenn du ja zu lügen glaubſt, ſo thue es mir zu dienen, es ſoll dein Vortheil ſeyn; ein ſolcher Auftrag war mir, als einem beſtändigen Freunde der Wahrheit und Feinde der Lügen, höchſt beſchwerlich; aber um die Gnade einer ſo groſſen Prinzeſſin nicht zu verlieren, fand ich mich doch in die Nothwendigkeit verſetzt. Ich ging daher mit dieſen verfluchten Perlen in das Zimmer, wo ſich der Herzog befand, der, als er mich ſahe, zu mir ſagte: Benvenuto, was willſt du? ich deckte den Schmuck auf und verſetzte: ich komme euch einen Schmuck von den ſchönſten Perlen zu zeigen. Und als ich ſie noch ſehr gelobt hatte, ſetzte ich hinzu: deßhalb ſolltet ihr ſie kaufen. Darauf ſagte der Herzog, ich kaufe ſie nicht, weil ſie nicht von unendlicher Güte ſind. Darauf verſetzte ich: verzeiht, denn ſie übertreffen andere Perlen ſehr an Schönheit.

Die Herzogin ſtand hinten und mußte gehört haben, was ich ſagte, ſo wie meine unendliche Lobeserhebung. Der Herzog wendete ſich freundlich zu mir und ſagte: Benvenuto! ich weiß, daß du die Sache recht gut verſtehſt, und wenn die Perlen von ſolcher Schönheit wären, ſo würde ich ſie gerne kaufen, ſowohl um die Herzogin zufrieden zu ſtellen, als auch um ſie zu beſitzen. Da ich nun einmal angefangen hatte zu lügen, fuhr ich fort und widerſprach allem, was der Herzog ſagte, indem ich mich auf ſeine Gemahlin verließ, daß ſie mir zur rechten Zeit beyſtehen ſollte. Ja ſie hatte mir ſogar merken laſſen, daß ich zweyhundert Scudi haben ſollte, wenn ich den Handel richtig machte; ich hatte mir aber vorgeſetzt nichts zu nehmen, damit der Herzog, wenn es herauskäme, nicht denken ſollte, ich hätte es aus Eigennutz gethan. Der Herzog fing wieder an und ſagte: ich verſtände mich recht gut darauf, und wenn ich der rechtſchaffene Mann wäre, wie er überzeugt ſey, ſo ſollte ich ihm die Wahrheit ſagen. Da wurden mir die Augen roth und feucht von Thränen und ich ſagte: Gnädiger Herr! wenn ich Ew. Exzellenz die Wahrheit ſage, ſo wird die Herzogin meine Todfeindin, und ich bin genöthigt, mit Gott davon zu gehen und die Ehre meines Perſeus, die ich unſerer herrlichen Schule verſprochen habe, wird von meinen Feinden verkümmert werden, darum empfehle ich mich dem Schutz Ew. Exzellenz. Der Herzog ſah wohl ein, daß ich alles nur aus Zwang geſagt hatte, verſetzte: wenn du mir trauſt, ſo ſorge für nichts weiter. Darauf ſagte ich: wie iſt es möglich, daß die Herzogin nichts erfahre? er verdoppelte ſeine Zuſichrung und ſagte: rechne, daß du deine Worte in ein Diamantenkäſtchen vergraben haſt. Darauf ſagte ich ihm, wie ichs verſtand, und daß ſie nicht mehr als zweytauſend Scudi werth ſeyen.

Als die Herzogin hörte, daß wir ſtill wurden, denn wir redeten ziemlich leiſe, kam ſie hervor und ſagte: Mein Herr, habt die Gnade und kauft mir den Schmuck Perlen! denn ich habe groſſe Luſt dazu und euer Benvenuto wird euch geſagt haben, daß er nie einen ſchönern geſehen hat. Darauf verſetzte der Herzog: ich will ihn nicht kaufen! Sie verſetzte: warum will Ew. Exzellenz mir den Gefallen nicht thun, und dieſe Perlen anſchaffen? Er antwortete: weil ich nicht Luſt habe mein Geld wegzuwerfen. Wie? ſagte die Herzogin von neuem, warum Geld wegwerfen? wenn euer Benvenuto, auf den ihr mit Recht ſo viel Vertrauen habt, mir verſichert, daß über dreytauſend Scudi noch ein wohlfeiler Preis iſt. Darauf ſagte der Herzog: Signora! mein Benvenuto hat mir geſagt: daß ich, wenn ich ſie kaufe, mein Geld wegwerfe, denn dieſe Perlen ſind weder rund noch gleich, und es ſind auch genug alte drunter, und daß das wahr iſt, ſo ſeht nur dieſe, ſehet jene, ſehet hier, ſehet da! das iſt keine Waare für mich. Auf dieſe Worte ſah mich die Herzogin mit zornigem Blick an, drohte mir mit dem Haupt und ging weg, ſo daß ich verſucht war mit Gott wegzugehen und mich aus Italien zu verlieren, weil aber mein Perſeus beynahe geendigt war, ſo wollte ich doch nicht verfehlen, ihn aufzuſtellen.

Nun bedenke ein jeder, in welcher groſſen Noth ich mich befand! Der Herzog hatte ſeinen Thürhütern in meiner Gegenwart befohlen, ſie ſollten mich immer durch die Zimmer laſſen, wo ſich ſeine Exzellenz befinde, und die Herzogin hatte eben denſelbigen aufgegeben, ſo oft ich in den Pallaſt käme, ſollten ſie mich wegjagen. Wenn ſie mich nun ſahen, verlieſſen ſie ihren Poſten und jagten mich weg; ſie nahmen ſich aber wohl in Acht, daß es der Herzog nicht gewahr wurde, ſo daß, wenn er mich eher als dieſe Schelmen erblickte, er mir entweder zurief, oder mir winkte, daß ich herein kommen ſollte.

Indeſſen hatte die Herzogin den Bernardone gerufen, über deſſen Feigheit und Schlechtigkeit ſie ſich gegen mich ſo ſehr beklagt hatte, und empfahl ihm, ſo wie vormals mir, die Sache; er antwortete: Gnädige Frau, laßt mich nur gewähren! Darauf zeigte ſich der Schelm vordem Herzog mit dem Schmuck in der Hand. Der Herzog, ſobald er ihn erblickte, ſagte: er ſolle ſich wegheben! Der Schelm ſagte darauf mit einer häßlichen Stimme, die ihm durch ſeine Eſelsnaſe klang: o gnädiger Herr, kaufet doch den Schmuck der armen Dame, die für Verlangen darauf ſtirbt und ohne denſelben nicht leben kann. Da er nun noch andere ſeiner dummen Worte hinzu fügte, ward er dem Herzog zur Laſt, der zu ihm ſagte: entweder du gehſt oder du kriegſt Ohrfeigen. Dieſer Lumpenhund wußte ſehr gut, was er that, denn ihm war wohl bekannt, daß er, auf dem Wege der Ohrfeigen und Unverſchämtheiten, die Einwilligung zum Handel vom Herzog erhalten, und ſich die Gnade der Herzogin zugleich mit einer guten Proviſion erwerben könne, die einige hundert Scudi betrug, und ſo bließ er aus Poſſen die Backen auf und der Herzog gab ihm einige tüchtige Maulſchellen, um ihn los zu werden, und zwar ein bischen derber, als er pflegte. So tüchtig getroffen wurden die häßlichen Wangen roth und die Thränen kamen ihm aus den Augen und ſo fing er an: ach, gnädiger Herr! ein treuer Diener, der Gutes zu thun ſucht, wird alle Art von Uebel ertragen, wenn nur die arme Dame zufrieden geſtellt wird. Hierüber wurde der Menſch dem Herzog äuſſerſt zur Laſt, und, ſowohl wegen der Ohrfeigen, als wegen der Liebe zur Herzogin, die ſeine Exzellenz immer zu befriedigen wünſchte, ſagte er ſogleich: hebe dich weg! Gott möge dich zeichnen! geh und mache den Handel, ich bin alles zufrieden, was meine Gemahlin wünſcht.

Da ſehe man nun die Wuth des böſen Glückes gegen einen armen Mann, und die ſchändliche Gunſt des guten Glückes gegen eine nichtswürdige Perſon, ich verlohr die ganze Gnade der Herzogin und dadurch auch nach und nach die Gnade des Herzogs, jener dagegen gewann ſich die groſſe Proviſion und ihre Gnade. So iſt es nicht genug ein ehrlicher und tugendhafter Mann zu ſeyn, wenn das Glück uns übel will.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Horen

eine Monatsſchrift

herausgegeben von Schiller.

Zehnter Band.

Tübingen
in der J. G. Cottaiſchen Buchhandlung
1797.

Philipp.

Dein Herz iſt rein, ich weiß es,
Wie dein Gebet.

Karlos.

Jetzt oder nie! — Wir ſind allein.
Der Etikette bange Scheidewand
Iſt zwiſchen Sohn und Vater eingeſunken.
Jetzt oder nie. Ein Sonnenſtrahl der Hoffnung
Glänzt in mir auf, und eine ſüße Ahnung
Fliegt durch mein Herz — Der ganze Himmel beugt
Mit Schaaren froher Engel ſich herunter;
Voll Rührung ſieht der Dreimalheilige
Dem großen, ſchönen Auftritt zu — Mein Vater!
Verſöhnung!

(Er fällt ihm zu Füßen.)

Philipp.

Laß mich und ſteh auf!

Karlos.

Verſöhnung!

Philipp

(will ſich von ihm losreißen).

Zu kühn wird mir dies Gaukelſpiel —

Karlos.

Zu kühn
Die Liebe deines Kindes?

Philipp.

Vollends Thränen?
Unwürd'ger Anblick! — Geh aus meinen Augen!

Karlos.

Jetzt, oder nie! — Verſöhnung, Vater!

Die Horen

Jahrgang 1797

Viertes Stück.

Tübingen
in der J. G. Cottaiſchen Buchhandlung
1797

Innhalt des vierten Stücks.

I. Die Aufklärung. Seite 1

II. Schreiben Herrn Müllers Mahlers in Rom über die Ankündigung des Herrn Fernow von der Ausſtellung des Herrn Profeſſor Carſtens in Rom. Schluß. — 4

III. Aus Shakeſpeares Julius Cäſar. — 17

IV. Benvenuto Cellini. Fortſetzung. — 43

V. Der Waldbruder, ein Pendant zu Werthers Leiden, von dem verſtorbenen Dichter Lenz. — 85

VI. Der Heilige. — 103

VII. Die Nachſicht. — 104

Die Horen.

Dritter Jahrgang. Viertes Stück.

I.

Die Aufklärung.

Zum größeſten von den Khalifen,
Die meiſtens auf dem Thron der Welt,
Wie man's auf kleinern noch ſo hält,
Verdauten, ſpielten, tranken, ſchlieſen,
Zu dem Harun al Raſchid trat
Sein Weſſir Muſſafer, und bat,
Daß er ihm doch vor Augen lege,
Was bei der Wiſſenſchaft und Kunſt
So laut von ihm befohlner Pflege
Er insgeheim für Abſicht hege?
Warum er nur Gelehrten Gunſt
Erweiſe? Schulen immer ſtifte?
Und ſeine Staaten mit dem Dunſt
Der Alleswiſſerei vergifte?
Blüht dir, dem jedes Misgeſchick
Der Thronen Engel ſtets entfernen,
Entkeimt daraus dem Volk ein Glück?

Wird beſſer es gehorchen lernen? —
Ja! ſpricht Harun. Macht erſt Verſtand,
Entwickelt recht, recht angewandt,
Den Grund ihm klar von den Geſezen,
So wird es ſie nicht leicht verlezen.
Doch wird es künftig den Tribut
Dir anders zollen, als mit Zwange?
Mit Freuden opfert's Hab' und Gut,
Wenn ich die Notdurft nur verlange! —
Vom Geiſt des Grübelns angeſteckt,
Wird kühn, wie ſonſt, dein Heer auch ſtreiten? —
Wo Weisheit und Erfahrung leiten,
Iſt Tapferkeit gar bald geweckt! —
Wie aber, wenn die Lehrer glaubten,
Es ſei den Augen, ſo geehrt,
Ein Blick ins Innre nicht verwehrt,
Und ſich den kühnen Blick erlaubten?
Wo, hörbar halb, ein Tadel bellt,
Wenn dieſ auch nun zu beſſern fänden,
Und ſich, du Licht der ganzen Welt,
Selbſt dich zu meiſtern unterſtänden? —
Sie werden mehr, verſezt Harun,
Geht es nach meinem Willen, thun:
Gemeinſinn werden ſie erwecken,
Und mir, wo ich gefehlt, entdecken! —
Erlaubniß ihnen zugeſtehn
Willſt du, zu reden, was ſie denken? —
Nur Freie will ich um mich ſehn!
Wie kan des Sklaven Rath mich lenken? —

Doch mag nicht auch ein weiſer Mann
Auf Irthum kommen? ihn verbreiten? —
Ein Weiſerer wird ihn alsdann
Zur Wahrheit, die nur Ein' iſt, leiten! —
Ich darf, erwiedert der Weſir,
Herr aller Herren, dir nichts verſchweigen,
Selbſt die Gefahren nicht, die mir
Sich bei des Volks Erleuchtung zeigen.
Kaum beugt's ſein Knie dem neuen Gott,
So traut es keinem, dem du traueſt;
Auf den du kaum mit Gnade ſchaueſt,
Den trift ſein Tadel, trift ſein Spott.
Ich ſelbſt, Gebieter! — — Ich verſtehe,
Fällt der Monarch ihm ein, und gehe.

Als den erhabnen Dſchiafar,
Den Freund der Menſchen, des Khalifen,
Die Weisheit, deren Mund er war,
Und ſein Verdienſt zum Throne riefen,
Beſchützt' er jede Wiſſenſchaft,
Und zog aus jeder der beſchützten,
Die all' erhellten, alle nützten,
Sich neuen Muth, dem Staate Kraft.
Die Menſchen ſucht' er aufzuklären,
Daß, wie er alle liebt und ſchützt,
Sie auch des Guten fähig wären,
Was er zu thun ſich vorgeſezt.

II.

Schreiben Herrn Müllers

Mahlers in Rom

über die Ankündigung des Herrn Fernow von der Ausſtellung des Herrn Profeßor Carſtens in Rom.

Schluß.

Wäre es endlich Zeit, das Reſultat unſerer bisherigen Beleuchtungen zuſammen zu faſſen, und den Luchs aus dem Löwen-Bette zu verjagen, wohin ihn eine verblendete Vorliebe gefährlich eingeſchoben hat? Wenn der Herr Profeſſor hier ſich ein wenig in der Enge fühlt, ſo meſſe er alle Schuld ſich ſelbſten bey. Mit ein bischen mehr Rükſicht auf andre, und Unterdrückung ſeiner ungeheuern Eigenliebe, hätte er einer Begegnung ausweichen können, die für uns beyde gewiß nichts erfreuliches hat: denn ſchwerlich wird nach der Lage der Sachen ſich ein Vernünftiger überzeugen können, daß er nicht ſelbſt dieſe Ankündigung vorher geſehn, und mit ſeinem eignen Beyfalle zum Drucken befördert habe; nach ſolch einem Schritte, was könnte auch vor den gelindeſten Richtern für ihn übrig bleiben? wenn das Gefühl eigner Geringfügigkeit (denn nur die Angſt unbemerkt zu bleiben, kann zu ſolch unſchicklichem Verdringen ſtacheln) ihn zu ſehr peinigte, blieb keine andere Form übrig, das zu ſtillen, als diejenige, ſeinen Stuhl ſo unverſchämt auf den Nacken einer jetzt lebenden Künſtlerſchaft hinpflanzen zu wollen? Ueberlegte er wohl, auf welch gefährlichen Punkt ihn ſolche Unvorſichtigkeit hinleitete, ſich ſelbſt vor einem gerüſteten Heere zum Ziele auszuſtellen? Wenn es der Beſten einem einfiele, vor hinlänglichern Richtern, ihm entgegen zu treten, wenn er von blitzender Egide der Phantaſie umgeben, mit einer durchs Wiſſen vulkaniſch gerüſteten Fauſt auf ihn einſtürmte, würde dann ein puniſches Geſchrey ihn hinter der ausgeſtopften Herkuleskeule noch retten?

Doch wir müſſen ihn nicht zu tief ſinken laſſen, ſondern in Betracht, daß er unſer Kunſt-Bruder iſt, vielmehr ihn als einen Kranken und in eigne Waffen Gefallnen mitleidig anſehn, und darum liebreich ihm unter die Arme greifen, indem ich, ſtatt jener auf ſeine Rechnung angefüllten Schläuche voll faulen Windes, hier (jeder giebt was er hat) ihm ein Körbchen mit friſchen, auf eignem Grunde gezognen Früchten darreiche, die, wenn ſie auch, gleich den Heſperidiſchen, nicht leuchten, in jetziger Lage dennoch ihn ſtärken ſollen. Er laſſe es ſich darum nicht niederſchlagen, daß er kein Original-Genie, kein Titanen Bruder (nicht ich, die Natur ſpricht das Urtheil, die jedem Talent ſeinen Spiel-Raum anweiſt, welchen er ausfüllen, aber nie überſchreiten kann) iſt, noch ſeyn könne, mit zu viel andern hat er gleiches Schickſal gemein. Ihm bleiben Eigenſchaften genug übrig, mit denen er in ſeiner Kunſt groß und reſpektabel werden kann. Ein fertiges Erinnerungs-Vermögen, zu dem aufgeklärter Verſtand ſich geſellet, vereint mit richtiger Urtheilskraft und gutem Geſchmack (Fähigkeiten, die ihn in den Stand ſetzen, bequem nach andern Produkten ſich zu beſamen) dringen aus allen ſeinen Arbeiten hervor. Manche, denen man Originalität nicht abſprechen konnte, ſind beym Mangel hinlänglicher Pflege im eignen Ueberfluſſe verarmt; dahingegen andre, welchen die Natur ein geringeres Pfund verliehen hatte, mit Emſigkeit und durch ein glückliches Wuchern in der Kunſt ſich aufhalfen und ſo ihren Funken an der Gluth mächtiger Sonnen anflammten. Dies wäre der Punkt, worauf er jetzt vorzüglich ſpannen ſollte, wobey Dominichino, Nick. Pouſſin, Euſt. Leſueur, ja ſelbſt Hannibal Caracci zu ſchicklichen Geleitern ihm dienen, die mit gleicher Beſamungsgabe, ihn an Kenntniß und Wiſſenſchaft ſo weit hinter ſich zurücke laſſen. Bedacht müßte er daher vor allem ſeyn, durch Richtung zur Natur ſeinen Studien mehr Sicherheit zu verleihen, und dieſe ſimple Maxime, die bis jetzt in ſeinem Geiſte ſo viel Widerſtand fand, allem Wirken einverleiben, daß auf der Natur nur das Ideal blühe, alſo in der Vorſtellung nichts groß und ſchön ſeyn könne, wenn es nicht wahr und richtig iſt; daß nur darum Apollo von

Belvedere und die Coloſſen auf Monte Cavallo uns gefallen dürfen, weil ſie dieſen Widerſpruchsfreyen Charakter an ſich tragen. Vor allen müßte er kräftig ringen, den materiellen Theil ſeiner Kunſt unter ſich zu bringen; das heißt: als Mahler gut und ſchön mahlen zu können, nicht weil Rafael, Mich. Angelo, da Vinci, Fra Bartholomeo, Andrea del Sarto ꝛc. die ächte Erzväter des funfzehnten und ſechszehnten Jahrhunderts ein gleiches gethan; ſondern weil die Natur in ihrem Farben-Reichthume und Plaſtick, belehrende Winke für angenehme Rundung im Auftrage, Harmonie und liebliches Colorit giebt, wobey ſelbſt die Wahrheit durch Leichtigkeit und Ordnung erhellet, für den Antheil ein neues und ſchöneres Leben gewinnet. Er laſſe letzlich es für einen Pythiſchen Ausſpruch bey ſich gelten, daß man eben ſo wenig in der Kunſt als auf der Wage des Wechslers ſcheinen dürfe, daher das, wofür man gelten will, rein nach dem Werthe wiegen müſſe, wenn der Antheil, den wir fodern, uns nicht bald verſagen ſoll; kurz daß ein Kunſtwerk nicht auſſer ſich, ſondern allein in ſich ſelbſt ſeine Stütze finden müſſe. Wird er dann auf ſolchen Wegen auch nur ein einziges Stück, eine Figur nur, der Wahrheit getreu, vollenden, und ſo das heilige Feuer, welches, im Gefühle der Schönheit, zum Adel der Menſchheit im Menſchen ruht, aufbewahren, ſo kann er für ſeine Beruhigung als Künſtler getroſt die Augen ſchlieſſen, er hat zum Beſten der Kunſt, bey jetziger Lage der Dinge, zu ihrem Fortgang nach der Vollkommenheit hin, dann genug und mehr beygetragen, als durch viele ſolcher Ausſtellungen. Ein Longin günſtigerer Jahrhunderte wird einſt zu neuer Flamme den unverloſchnen Funken anfachen, und ſeinem Genius, wenn auch die Aſche von ihm lange verwehet iſt, den Kranz aufſetzen, welcher von der Unſterblichkeit ſelbſt dem beſcheidnen Ringer nach Vollkommenheit geflochten iſt.

Dies wäre es, beſter Freund, was ich Ihnen über den Künſtlercharakter des Herrn Profeſſor Carſtens, bey Gelegenheit der Fernowſchen Ankündigung zu ſagen habe. Schlieſſen Sie nun auf das Weitere ſelbſt. Sie ſehen, daß jene Kunſtepoche, die mit einem Bauche voll Verderben Ihre Imagination bisher, gleich dem Trojaniſchen Pferde bedrohet hatte, nun da ihre beſten Stützen niedergeſägt ſind, in ein leeres Brettergerüſt, mit hohlem Gepolter zuſammenſtürzet. Bey dieſem Falle halte ich mich meiner erſten Pflicht entledigt, und trage nun auch die zweyte, Ihnen über einiges, was der Herr Verf. als ſpekulativer Kopf berühren wollen, meine Bemerkungen mitzutheilen, um ſo hurtiger ab, damit ich von meiner Freyheit, der ich, wie Shakeſpears Ariel im Sturme, voll Hofnungswonne mich entgegenſehne, bald genug gänzlichen Beſitz nehmen kann. Bevor wir uns aber zu dieſem letzten Gange anſchicken, erlauben Sie mir, daß ich in einer kurzen Apoſtrophe zuerſt mich an meine hieſige Genoſſen, insbeſondere deutſche Kunſtbrüder wende, und ihnen, die unter jener groſſen Beleuchtung von heutigen Künſtlern, durch eine ſo ehrenvolle Ausnahme und Erhöhung des Einzigen ſich in dieſer deutſchen Ankün-

Philipp.

Weg

Aus meinen Augen! Komm mit Schmach bedeckt
Aus meinen Schlachten, meine Arme ſollen
Geöffnet ſeyn, dich zu empfangen — So
Verwerf' ich dich! — Die feige Schuld allein
Wird ſich in ſolchen Quellen ſchimpflich waſchen.
Wer zu bereuen nicht erröthet, wird
Sich Reue nie erſparen.

Karlos.

Wer iſt das?

Durch welchen Mißverſtand hat dieſer Fremdling
Zu Menſchen ſich verirrt? — Die ewige
Beglaubigung der Menſchheit ſind ja Thränen,
Sein Aug' iſt trocken, ihn gebar kein Weib —
O zwingen Sie die nie benetzten Augen,
Noch zeitig Thränen einzulernen, ſonſt,
Sonſt möchten Sie's in einer harten Stunde
Noch nachzuholen haben.

Philipp.

Denkſt du den ſchweren Zweifel deines Vaters
Mit ſchönen Worten zu erſchüttern?

Karlos.

Zweifel?

Ich will ihn tilgen, dieſen Zweifel — will
Mich hängen an das Vaterherz, will reißen,
Will mächtig reißen an dem Vaterherzen,
Bis dieſes Zweifels felſenfeſte Rinde
Von dieſem Herzen niederfällt. — Wer ſind ſie,
Die mich aus meines Königs Gunſt vertrieben?

digung nothwendig zuerſt und am meiſten an Pranger gerückt fühlen, zu Gemüth führe, der Sache nicht mehr Gewicht beyzulegen, als ſie verdient; augenſcheinlich beweißt die That, daß der Herr Ankündiger ſich in der Lage noch nicht befindet, das Eigenthümliche und Schätzbare in der Kunſt faſſen zu können, er würde ſonſt durch plumpes Ignoriren mancher dieſer *heutigen Künſtler*, die in dem Betracht auch einem halben Auge fühlbar ſeyn dürften, ſich nicht den unterſten Beſchuldigungen haben blos ſtellen wollen. Nur Blindheit konnte zu ſolch einem Seilgange ihn geſchickt machen, wofür auch den Kühnſten bey offnen Augen hätte grauſen müſſen. Ferne ſey es daher von mir, bey ſo leuchtender Unſchuld auch nur einem Hauche von falſcher Vermuthung weiter gegen ihn Raum zu gönnen, im Gegentheile lade ich jeden ächten Kenner und Künſtler mit mir ein, eigner Würde gemäß, zu deſſen beßrer Ueberzeugung beyzutragen, und ſeinen hier in Nacht und Nebel befangnen Geiſt, wenn anders dieſer nicht lichtſcheu, mit Wohlgefallen im Dunkeln irrt, einer glücklichen Morgenröthe deſto ſchneller entgegen zu leiten. Für dieſe Gutmüthigkeit von unſrer Seite, die der Herr Verfaſſer ganz allein der Hochachtung beymeſſen darf, welche wir für jedes Talent, alſo auch für die ſeinige hegen, hoffen wir gleichfalls auch, wenn fernerhin ihm belieben ſollte, mit dergleichen Ideen ſpielen zu wollen, daß er dabey ein bischen mehr Reſpekt für ſich ſelbſt, und zugleich für andre ſich einpflanzen, und nicht ſo geradezu zeigen möge, daß die Kunſt bey ihm das Plätzchen iſt, wo jeder ohne

Umſtände nach Nothdurft und Bequemlichkeit ſich benehmen dürfe. Haupſächlich wünſchen wir, daß er fleiſſig in jenem Spiegel, den wir beym Anfange gleich für ihn aufgeſtellt haben, ſich betrachte, auch die Feder zum Entſcheiden eher nicht wieder ergreifen wolle, bis er alle Eigenſchaften, die wir vom ächten Kunſtrichter dort verlangen, ſich erworben hat. Freylich werden dann ein paar Dutzend Jährchen bey ſtillem Fleiſſe ihm dahin ſtreichen, allein die Ausbeute dürfte dann auch durch ächten Kenntniß-Reichthum und Wahrheits-Schäze für ihn deſto ergiebiger ſeyn, und jede Aufopferung zehnfach erſetzen. Durch eine genaue und zugleich lebendige Ueberſicht der Theile zum Ganzen würden dann über der Beurtheilung eines Kunſtwerks ſich Quellen von Grund und Ungrund, von Schätzung und Herabſetzung, von Verdruß und Antheil für ihn aufſchlieſſen, von denen ſeine bis jetzt ſchlummernde Theorie ihn nichts träumen laſſen konnte. Dann erſt dürfte das bey den Italiänern ſo bedeutende piu è meno, welches nach ihrem Ausdruck den Pietro vom Maeſtro Pietro unterſcheidet, ihm vollkommen fühlbar werden, und ein einzelnes Glied an einer Vorſtellung, in ſo fern es nach ſeiner Lage und Form, für oder wider die Wahrheit ſpricht, und dem Ganzen anpaßt oder widerſtrebet, ein durch das Wiſſen gerechtfertigtes Vergnügen oder Mißvergnügen bey ihm erwecken, welche nach Maaß für ſein Gefühl eben ſo vollzählig ſeyn würden, wie jene, die aus der Harmonie, oder Disharmonie des Ganzen zu ſeiner Idee entſpringen. Dann erſt würde ein plumpes

Prahlen nach Anatomie ihn nicht mehr für Knochen und Muskel-Kenntniſſe hinhalten, ſondern die Richtigkeit ihm allein genug thun können, welche ſich in genauer Beobachtung, durch Hervordrang oder Verſteckung erſterer, und Steigen oder Sinken letzterer bey der Bewegung nach dem Affekte offenbaret; wie z. B. der Borgheſiſche Fechter, die zwey Ringer in Florenz und Laocoon unter den Antiken, und bey den neuern, die ſchwebende und ſinkende, hangende und tragende Figuren im jüngſten Gerichte Mich. Angelos (welches in dieſem Betracht ſein Meiſterwerk bleibt,) dieß zum Bewundern zeigen. Immer genauer dann die Produkte des Fleiſſes und Genies unterſcheidend, würde er ſo leicht nicht mehr in Gefahr gerathen, eine durch den Verſtand zuſammengebergte Kunſtarbeit mit einem Werk, das nach tiefer Einſicht und Ueberzeugung aus der Phantaſie hervorgeht, vergleichen zu wollen, und wenn er doch Geiſtesverwandtſchaft aufſuchen müßte, dieſe weniger dann nach innerer Kraft und Wirkung knüpfen. So auf allen Stufen des Geſchmacks, auf jedem Wege der Wahrheit bewandert, würde ſein immer anſtrebender Geiſt ſich endlich zur Spitze erheben, von dort herab er auf alle Plane der Kunſt ungehindert ſchauen könnte; dann erſt dürfte ihr Zweck Sonnenhell und voll wie das Reſultat tiefer Ueberzeugung ihm entgegen leuchten, welcher nur dieſer allein iſt und ſeyn kann: *ein in der Wahrheit gegründetes Intereſſe, durch die Schönheit der Vollkommenheit entgegen zu führen* ꝛc. Dieſes und noch mehreres andere Gute, welches ich der

Kürze wegen jetzt übergehe, und für eine beſſere Gelegenheit aufſpare, ſich zueignend, würde eine lang beſtätigte Erfahrung, die jungen Theoretikern nur ſo gerne fremd und unbekannt bleibt, ihm durch die Praktik, dann gemein, wie den Gebrauch ſeiner eignen Hände machen, nämlich: daß nur der, welcher vieles hat, geben könne, daß aber derjenige, welcher wenig beſitzt, und andere doch bereichern will, wenn er auch nicht zu den ganz Verlornen gehört, gewiß nicht ſolchen beygezählt werden könne, nach welchen beyfällig verſtändige Leute die Augen richten.

Verzeihen Sie, wenn ich bey dieſer unzeitigen Digreſſion, wozu freylich nur die Liebe des Nächſten mich verleiten konnte, Sie gleichſam im Angeſichte Ihrer ſelbſt vergeſſen hatte. Ich bin bereit, und will dadurch alles wieder einbringen, daß ich mich ohne weitern Umſchweif jenem Gegenſtande, den Ihr deutender Finger für meine Betrachtung auszeichnete, nun entgegenſchwinge. Dieſer ſchließt ſich, in einer ſeligen Ausſicht für des Herrn Verfaſſers Geiſt auf, woran er, durch dieſe ganze Ankündigung hin, ſich weidet, daß es ſich nemlich durch eine glückliche Revolution im Geſchmack der Künſtler, ein neues Leben für die Kunſt hoffen laſſe. Zwar trat er beym Anfange ſeines Schreibens mit ſaurer Miene gegen den Geſchmack heutiger Zeit auf, allein das war, wie man bald nachher merken konnte, nur eine Kriegsliſt, um den einzigen, den er ſo gerne als den einzigſten Kunſtheyland in die Wolken heben wollte, dadurch eine bequemere Niſche zu bauen. Er verzeihe mir, wenn ich die Vippern und Baſilisken gegen den guten Stil, eben nicht gewahr werde, noch mehr, wenn ich ſogar behaupte, daß in keiner Zeit, ſeit Raphael her, ſo viel reiner Geſchmack bey den Künſtlern (wenn dieß nur nicht für allgemein gelten ſoll) geherrſcht habe, als in unſern, freylich für die Kunſtpflege ungünſtigen, Tagen; worinnen dennoch geſunde Critik, mit der Wiſſenſchaft, was die Kunſt verlangt, auf einen ungleich höhern Grad geſtiegen ſind. Die eigentliche Urſache, welche das Aufkommen und die Ausbreitung des guten Geſchmacks hindert, müßte daher ganz auſſer dem Künſtler, vielmehr in der Unfähigkeit, heut zu Tage an der Kunſt ſich intereſſiren zu können, das heißt, in einem unförmlich aufgeklärten Jahrhundert geſucht werden, worinn der menſchliche Geiſt durch eine für ſeine innere Harmonie und moraliſche Geſundheit unproportionirte Wiſſensſucht, und ungewöhnliches Beſtreben, ſeine politiſche Exiſtenz zu erhöhen, für den Genuß, der aus beſchaulichem Vergnügen entſpricht, iſt abgeſtumpft worden; daß alſo im Allgemeinen genommen jetzt nur auf eine virtuoſe Weiſe groſſer Stil und reiner Geſchmack, bey glücklicher Cultur des Gefühls und Kunſtpflege hier und da Wurzel ſchlagen und im einzelnen blühen können; daß aber unter einer ungeheuern Maſſe von Oppoſition die augenblicklichen Wirkungen davon, ohne feſte Spuren hinterlaſſen zu können, vom anbrauſenden Strome immer verſchlungen bleiben. Nach dieſer Ausſicht allein laſſen ſich ſo viele widerſprechende Aeuſſerungen, welche wir heut zu Tage bey der Kunſt wahrnehmen, allein enträthſeln. Könnte in einem Jahrhundert, wo überhaupt die Wirkungen darſtellender Genien, dem Zeitvertreib untergeordnet ſind, wo Raiſonniren höher als Darſtellen geſchätzt wird, daher die Zunge eines mittelmäſſigen Kunſtplauderers mehr als die Hand des geſchickteſten Künſtlers gilt, wo weniger der Künſtler ſeiner Produkte als des Ranges wegen, womit er die Geſellſchaft ziert, hervorgezogen iſt, (einzelne Ausnahmen beweiſen nichts gegen das Ganze) wo man der Kunſtwerke ſatt, mit deren Beſitznehmung gemeiniglich mehr Nebenabſichten als Pflegung und Genuß für die Kunſt ſelbſt verbindet, könnte, frage ich, hier Raphael mehr als Markſtein ſeines eignen Geſchmacks ſeyn? in einer Zeit, wo der Luxus für berauſchende Sinnesergötzungen mit der Oekonomie auf moraliſche, in gleichem Schritte vorangeht, wo Egoismus und Gewinnſucht die bürgerliche Geſellſchaft geiſſeln und bis in die Mecenaten und Kennerſchaft eindringen, wo bey der Lauheit im Aufmuntern und Unterſtützen wahrer Talente, Schiefheit der Direction öffentlicher Anſtalten zum Gedeihen der Kunſt, dem ächten Künſtler nichts übrig bleibt, will er ſich nicht zu Fabrikenſpeculation herab, oder in eckelhafte Verflechtungen und Cabalen einlaſſen, wozu ungerne der Genius ſich bequemet, als ſeine Kraft in Projekten zu verdunſten, die ſelten ihre Wirkungen bis auſſer ſeiner Werkſtätte verbreiten können, weil im Betracht nothwendiger Koſten, die das Studium fodert, und die er öfters nicht beſtreiten kann, ihm, über der Arbeit zur eignen Genugthuung, auch die Hände gebunden ſind. Könnte bey ſolchem Mangel an Gelegenheit auch der mächtigſte Genius unerwartete Schritte thun, der, wenn er auch mit der Stirne ſich in die Wolken hebt, dennoch wie der Baum mit der Wurzel in der Erde, auf ſein Jahrhundert ſich begründen muß? Freylich iſts nicht weniger verdrießlich, guten Geſchmack wie gute Sitte zu predigen, nur müßte man erſt zuſehen, wo und wem; auch nicht gleich ſich einen Lucifer zu ſeyn dünken, der allein des Tages Thore entriegelt. Bevor der Herr Verf. und ſein wackrer Geſpann Rom betraten, hat man gewußt, was guter Geſchmack in der Kunſt heiſſe, wer Raphael, Michael Angelo und die Antiken ſeyen, das alles hat man durch die That bewieſen, wie der Augenſchein in mancher Künſtler-Werkſtätte hier bewähren kann: dennoch iſt bey Vernünftigen kein Hauch zu ſolchen Prätenſionen erwacht, weil keine Wahrſcheinlichkeit dem Verſtande für die mindeſte Erfüllung Gewährſchaft leiſten konnte.

Fühlt der Herr Verf. ſich als einen hundertarmigen Briareus, alle Unſchicklichkeiten, welche jetzt die Kunſt beklemmen, aus dem Wege zu räumen? Beſitzt er die Orpheiſche Leyer, die bellende Herzzerfreſſende Hyäne zu ſtillen? Vermag er die taumelnde Menade zur naiven Grazie umzubilden? durch eine eben ſo ſtarke Erhöhung des Gefühls zum Schönen, den Vorſprung, welchen der Verſtand zu raſch gethan hat, auszugleichen, im Harmonievollen Umlaufe der Kräfte friſch den Lebenspuls zu wecken, und ſo im Verlangen nach edlerem Genuſſe den bildenden Künſten aufs neue Antheil zu bereiten? Vermag er das? was nur bey langſamer Umwälzung vielleicht vieler Jahrhunderte ſich von der Natur hoffen läßt, die nach immerwährenden Kreislaufe durch alle Grade von Perfectionen nothwendig wieder zur erſten Simplicität, woraus ſie, wer weiß wie vielmal ſchon, von andern Seiten ausgegangen war, zurükkehren muß. Darf er in das mächtige Rad eingreifen und ſeinen ſchweren Gang nach dieſem Gleichgewichte beeiligen? Wohl! wo nicht, ſo ſage er allen ſchönen Hoffnungen gute Nacht, das Leben der Kunſt durch die Wirkung eines oder mehrerer Künſtler heut zu Tage erhöht zu ſehn, es wird nicht gelingen, legte auch Apollo ſelbſt mit allen Neunen Hand an das Werk: denn wo dem Künſtler nicht ſein Jahrhundert Ambos iſt, und im Geiſte der Zeitgenoſſen keine zum Antheil bereitwillige Materie für ihn liegt, wird zum Schmieden ſein Arm vergeblich den Hammer durch die Luft treiben, ſtrotzte auch jede ſeiner Adern von prometheiſcher Kraft.

III.

Aus Shakeſpeares Julius Cäſar.

Dritter Aufzug.

Erſte Szene.

Das Capitol. Sitzung des Senats.

Ein Haufe Volks in der Straße, die zum Capitol führt, darunter Artemidorus und der Wahrſager. Trompetenſtoß. Cäſar, Brutus, Caſſius, Caſca, Decius, Metellus, Trebonius, Cinna, Antonius, Lepidus, Popilius, Publius und Andre kommen.

Cäſar.

Des Märzen Idus iſt nun da.

Wahrſager

Ja, Cäſar,
Doch nicht vorbey.

Artemidorus.

Heil, Cäſar: Lies den Zettel hier.

Decius.

Trebonius bittet euch, bey guter Weile
Dies unterthänige Geſuch zu leſen.

Artemidorus.

Lies meines erſt, o Cäſar: Mein Geſuch
Betrifft den Cäſar näher: lies, groſſer Cäſar:

Cäſar.

Was uns betrifft, werd' auf die lezt verſpart.

Artemidorus.

Verſchieb nicht, Cäſar, lies im Augenblick.

Cäſar.

Wie? iſt der Menſch verrückt?

Popilius.

Mach Platz, Geſell!

Caſſius.

Was? dringt ihr auf der Straße mit Geſuchen?
Kommt in das Capitol.

Cäſar geht in das Capitol, die Uebrigen folgen ihm. Alle Senatoren ſtehen auf.

Popilius.

Mög' euer Unternehmen heut gelingen!

Caſſius.

Welch Unternehmen, Lena?

Popilius.

Geh's euch wohl.

(Er nähert ſich dem Cäſar.)

Brutus.

Was ſprach Popilius Lena da?

Caſſius.

Er wünſchte,
Daß unſer Unternehmen heut gelänge.
Ich fürchte, unſer Anſchlag iſt entdeckt.

Brutus.

Seht, wie er Cäſarn naht! Gebt Acht auf ihn.

Caſſius.

Sey ſchleunig, Caſca, daß man nicht zuvorkömmt.
Was iſt zu thun hier, Brutus? Wenn es auskömmt,
Kehrt Caſſius oder Cäſar nimmer heim:
Denn ich entleibe mich.

Brutus.

Sey ſtandhaft, Caſſius.

Was bot der Mönch dem Vater für den Sohn?
Was wird ihm Alba für ein kinderlos
Verſcherztes Leben zur Vergütung geben?
Sie wollen Liebe? — Hier in dieſem Buſen
Springt eine Quelle, friſcher, feuriger
Als in den trüben, ſumpfigen Behältern,
Die Philipps Gold erſt öffnen muß.

Philipp.

Vermeſſ'ner,
Halt' ein! — Die Männer, die du wagſt zu ſchmähn,
Sind die geprüften Diener meiner Wahl,
Und du wirſt ſie verehren.

Karlos.

Nimmermehr.
Ich fühle mich. Was Ihre Alba leiſten,
Das kann auch Karl, und Karl kann mehr. Was fragt
Ein Miethling nach dem Königreich, das nie
Sein eigen ſeyn wird? Was bekümmert's den,
Wenn Philipps graue Haare weiß ſich färben?
Ihr Karlos hätte Sie geliebt. — Mir graut
Vor dem Gedanken, einſam und allein,
Auf einem Thron allein zu ſeyn. —

Philipp

(von dieſen Worten ergriffen, ſteht nachdenkend und in ſich gekehrt. Nach einer Pauſe).

Ich bin allein.

Karlos

(mit Lebhaftigkeit und Wärme auf ihn zugehend).

Sie ſind's geweſen. Haſſen Sie mich nicht mehr,
Ich will Sie kindlich, will Sie feurig lieben,

Popilius ſpricht von unſerm Anſchlag nicht.
Er lächelt, ſieh, und Cäſar bleibt in Ruh.

Caſſius.

Trebonius nimmt die Zeit wahr, Brutus; ſieh,
Er zieht geſchickt den Mark Anton bey Seite.

(Antonius und Trebonius ab. Cäſar und die Senatoren nehmen ihre Sitze ein.)

Decius.

Wo iſt Metellus Cimber? Laßt ihn gehn,
Und ſein Geſuch ſogleich dem Cäſar reichen.

Brutus.

Er iſt bereit, drängt an und ſteht ihm bey.

Cinna.

Caſca, ihr müßt zuerſt den Arm erheben.

Cäſar.

Sind alle da? Was für Beſchwerden giebts,
Die Cäſar heben muß und ſein Senat?

Metellus niederknieend.

Glorreicher, mächtigſter, erhabner Cäſar!
Metellus Cimber wirft vor deinen Sitz
Ein Herz voll Demuth nieder.

Cäſar.

Cimber, hör',
Ich muß zuvor dir kommen. Dieſes Kriechen,
Dieß knechtiſche Verbeugen könnte wohl
Gemeiner Menſchen Blut in Feuer ſetzen,
Und vorbeſtimmte Wahl, gefaßten Schluß
Zum Kinderwillen machen. Sey nicht thöricht
Und denk, ſo leicht empört ſey Cäſars Blut,
Um aufzuthaun von ſeiner ächten Kraft
Durch das, was Narr'n erweicht: durch ſüße Worte,
Gekrümmtes Bücken, hündiſches Geſchmeichel.
Dein Bruder iſt verbannt durch einen Spruch:
Wenn du für ihn dich bückſt und flehſt und ſchmeichelſt,
So ſtoß' ich dich wie einen Hund hinweg.

Wiſſ': Cäſar thut kein Unrecht; ohne Gründe
Befriedigt man ihn nicht.

Metellus.

Giebts keine Stimme, würdiger als meine,
Die ſüßer tön' im Ohr des großen Cäſar,
Für des verbannten Bruders Wiederkehr?

Brutus.

Ich küſſe deine Hand, doch nicht als Schmeichler,
Und bitte, Cäſar, daß dem Publius Cimber
Die Rückberufung gleich bewilligt werde.

Cäſar.

Wie? Brutus!

Caſſius.

Gnade, Cäſar! Cäſar, Gnade!
Auch Caſſius fällt tief zu Füßen dir,
Begnadigung für Cimber zu erbitten.

Cäſar.

Ich ließe wohl mich rühren, glich' ich euch:
Mich rührten Bitten, könnt ich bitten um zu rühren.
Doch ich bin ſtandhaft wie des Nordens Stern,
Deß unverrückte, ewig ſtäte Art
Nicht ihres Gleichen hat am Firmament.
Der Himmel prangt mit Funken ohne Zahl,
Und Feuer ſind ſie all' und jeder leuchtet,
Doch Einer nur behauptet ſeinen Stand.
So in der Welt auch: ſie iſt voll von Menſchen,
Und Menſchen ſind empfindlich, Fleiſch und Blut;
Doch in der Menge weiß ich Einen nur,
Der unbeſiegbar ſeinen Platz bewahrt,
Vom Andrang unbewegt; daß ich der bin,
Auch hierin laßt es mich ein wenig zeigen,
Daß ich auf Cimbers Banne feſt beſtand,
Und drauf beſteh', daß er im Banne bleibe.

Cinna.

O Cäſar!

Cäſar.

Fort, ſag' ich: Willſt du den Olymp verſetzen?

Decius.

Erhabner Cäſar! —

Cäſar.

Knie't nicht Brutus auch umſonſt?

Caſca.

Dann, Hände, ſprecht für mich!

(Caſca ſticht Cäſarn mit dem Dolch in den Nacken. Cäſar fällt ihm in den Arm. Er wird alsdann von verſchiedene andern Verſchwornen und zuletzt vom Marcus Brutus mit Dolchen durchſtochen.)

Cäſar.

Brutus, auch du? — So falle, Cäſar.

(Er ſtirbt. Die Senatoren und das Volk fliehn beſtürzt.)

Cinna.

Freyheit! Befreyung! Die Tyranney iſt todt!
Lauft fort! machts kund! rufts durch die Gaſſen aus!

Caſſius.

Hin zu der Rednerbühne! Rufet aus:
Befreyung! Freyheit! Wiederherſtellung!

Brutus.

Seyd nicht erſchrocken, Volk und Senatoren!
Flieht nicht! ſteht ſtill! die Ehrſucht hat gebüßt.

Caſca.

Geht auf die Rednerbühne, Brutus.

Decius.

Ihr, Caſſius, auch.

Brutus.

Wo iſt Publius?

Cinna.

Hier, ganz betroffen über dieſen Aufruhr.

Metellus.

Steht dicht beyſammen, wenn ein Freund des Cäſar
Etwa —

Brutus.

Sprecht nicht von ſtehen! — Publius, getroſt!
Wir haben nicht im Sinn, euch Leid zu thun,
Auch keinem Römer ſonſt: ſagt ihnen das.

Caſſius.

Und geht nur, Publius, damit das Volk,
Das uns beſtürmt, nicht euer Alter kränke.

Brutus.

Thut das; und niemand ſteh' für dieſe That
Als wir, die Thäter.

Trebonius kommt zurück.

Caſſius.

Wo iſt Mark Anton?

Trebonius.

Er floh beſtürzt nach Haus, und Männer, Weiber
Und Kinder blicken ſtarr, und ſchreyn, und laufen,
Als wär' der jüngſte Tag.

Brutus.

Schickſal! wir wollen ſehn, was dir geliebt.
Wir wiſſen, daß wir ſterben werden: Friſt
Und Zeitgewinn nur iſt der Menſchen Trachten.

Caſſius.

Ja, wer dem Leben zwanzig Jahre raubt,
Der raubt der Todesfurcht ſo viele Jahre.

Brutus.

Geſteht das ein, und Wohlthat iſt der Tod.
So ſind wir Cäſars Freunde, die wir ihm
Die Todesfurcht verkürzten. Bückt euch, Römer!
Laßt unſre Händ' in Cäſars Blut uns baden
Bis an die Ellenbogen! Färbt die Schwerter!
So treten wir hinaus bis auf den Markt,
Und, über'm Haupt die rothen Waffen ſchwingend,
Ruft alle dann: Erlöſung! Friede! Freyheit!

Caſſius.

Bückt euch und taucht! In wie entfernter Zeit

Wird man dieß hohe Schauſpiel wiederhohlen,
In neuen Zungen und mit fremdem Pomp!

Brutus.

Wie oft wird Cäſar noch zum Spiele bluten,
Der jetzt am Fußgeſtell Pompejus liegt,
Dem Staube gleich geachtet!

Caſſius.

So oft als das geſchieht,
Wird man auch unſern Bund die Männer nennen,
Die Freyheit wiedergaben ihrem Land.

Decius.

Nun, ſollen wir hinaus?

Caſſius.

Ja, alle fort!
Brutus voran, und ſeine Tritte zieren
Wir mit den kühnſten, beſten Herzen Roms.

Ein Diener kommt.

Brutus.

Doch ſtill: wer kommt? Ein Freund des Mark Anton.

Diener.

So, Brutus, hieß mich mein Gebieter knie'n,
So hieß Antonius mich niederfallen,
Und tief im Staube hieß er ſo mich reden:
Brutus iſt edel, tapfer, weiſ' und redlich;
Cäſar war groß, kühn, königlich und gütig.
Sprich: Brutus lieb' ich und ich ehr' ihn auch;
Sprich: Cäſar fürchtet' ich, ehrt' ihn und liebt' ihn.
Will Brutus nur gewähren, daß Anton
Ihm ſicher nahen und erforſchen dürfe,
Wie Cäſar ſolche Todesart verdient,
So ſoll dem Mark Anton der todte Cäſar
So theuer nicht als Brutus lebend ſeyn:
Er will vielmehr dem Looſ' und der Partey
Des edlen Brutus unter den Gefahren
Der wankenden Verfaſſung treulich folgen.
Dieß ſagte mein Gebieter, Mark Anton.

Brutus.

Und dein Gebieter iſt ein wackrer Römer,
So achtet' ich ihn ſtets.
Sag, wenn es ihm geliebt hieher zu kommen,
So ſteh' ich Red' ihm, und bey meiner Ehre,
Entlaſſ' ihn ungekränkt.

Diener.

Ich hohl' ihn gleich. (ab.)

Brutus.

Ich weiß, wir werden ihn zum Freunde haben.

Caſſius.

Ich wünſch' es, doch es wohnt ein Sinn in mir,
Der ſehr ihn fürchtet; und mein Unglückahnen
Trifft immer ein aufs Haar.

Antonius kommt zurück.

Brutus.

Hier kommt Antonius ja. — Willkommen, Mark Anton!

Antonius.

O großer Cäſar! liegſt du ſo im Staube?
Sind alle deine Siege, Herrlichkeiten,
Triumphe, Beuten, eingeſunken nun
In dieſen kleinen Raum? — Gehab dich wohl! —
Ich weiß nicht, edle Herrn, was ihr gedenkt,
Wer ſonſt noch bluten muß, wer reif zum Fall.
Wofern ich ſelbſt, kann keine Stunde beſſer
Als Cäſars Todesſtunde, halb ſo koſtbar
Kein Werkzeug ſeyn, als dieſe eure Schwerter,
Geſchmückt mit Blut, dem edelſten der Welt.
Ich bitt' euch, wenn ihr's feindlich mit mir meynt,
Jetzt, da noch eure Purpurhände dampfen,
Büßt eure Luſt. Und lebt' ich tauſend Jahre,
Nie werd ich ſo bereit zum Tod mich fühlen;
Kein Ort gefällt mir ſo, kein Weg zum Tode,
Als hier beym Cäſar fallen, und durch euch,
Die erſten Heldengeiſter unſrer Zeit.

Brutus.

O Mark Anton! begehrt nicht euren Tod.
Wir müſſen blutig zwar und grauſam ſcheinen,
Wie unſre Händ' und die geſchehne That
Uns zeigen: doch ihr ſeht die Hände nur,
Und dieſes blut'ge Werk, ſo ſie vollbracht;
Nicht unſre Herzen: ſie ſind mitleidsvoll,
Und Mitleid gegen Roms geſamte Noth
(Wie Feuer Feuer löſcht, ſo Mitleid Mitleid)
Verübt' an Cäſarn dieß. Was euch betrifft,
Für euch ſind unſre Schwerter ſtumpf, Anton.
Seht, unſre Arme, Trotz verübter Tücke,
Und unſre Herzen, brüderlich geſinnt,
Empfangen euch mit aller Innigkeit,
Mit redlichen Gedanken und mit Achtung.

Caſſius.

Und eure Stimme ſoll ſo viel als jede
Bey der Vertheilung neuer Würden gelten.

Brutus.

Seyd nur geduldig, bis wir erſt das Volk
Beruhigt, das vor Furcht ſich ſelbſt nicht kennt.
Dann legen wir den Grund euch dar, weswegen
Ich, der den Cäſar liebt', als ich ihn ſchlug,
Alſo verfahren.

Antonius.

Ich bau' auf eure Weisheit.
Mir reiche jeder ſeine blut'ge Hand.
Erſt, Marcus Brutus, ſchütteln wir ſie uns;
Dann, Cajus Caſſius, faſſ' ich eure Hand;
Nun eure, Decius Brutus; eure, Cinna;
Metellus, eure nun; mein tapfrer Caſca,
Die eure; reicht, Trebonius, eure mir,
Zuletzt, doch nicht der letzte meinem Herzen.
Ach, all' ihr edlen Herrn! was ſoll ich ſagen?
Mein Anſehn ſteht jetzt auf ſo glattem Boden,
Daß ich euch eines von zwey ſchlimmen Dingen,

Ein Feiger oder Schmeichler ſcheinen muß.
Daß ich dich liebte, Cäſar, o, es iſt wahr!
Wofern dein Geiſt jetzt niederblickt auf uns,
Wirds dich nicht kränken, bitterer als dein Tod,
Zu ſehn, wie dein Antonius Frieden macht,
Und deiner Feinde blut'ge Hände drückt,
Du Edelſter, in deines Leichnams Nähe?
Hätt' ich ſo manches Aug' als Wunden du,
Und jedes ſtrömte Thränen, wie ſie Blut,
Das ziemte beſſer mir als einen Bund
Der Freundſchaft einzugehn mit deinen Feinden.
Verzeih mir, Julius! — Du edler Hirſch,
Hier wurdeſt du verjagt, hier fieleſt du;
Hier ſtehen deine Jäger, mit den Zeichen
Des Mordes, und von deinem Blut bepurpurt.
O Welt! du warſt der Wald für dieſen Hirſch,
Und er, o Welt! war ſeines Waldes Stolz. —
Wie ähnlich einem Wild, von vielen Fürſten
Geſchoſſen, liegſt du hier!

Caſſius.

Antonius —

Antonius.

Verzeiht mir, Cajus Caſſius:
Dieß werden ſelbſt die Feinde Cäſars ſagen,
An einem Freund iſts kalte Mäßigung.

Caſſius.

Ich tadl' euch nicht, daß ihr den Cäſar preiſt;
Allein, wie denkt ihr euch mit uns zu ſtehen?
Seyd ihr von unſern Freunden? oder ſollen
Wir vorwärts dringen, ohn' auf euch zu baun?

Antonius.

Deswegen faßt' ich eure Hände, nur
Vergaß ich mich, als ich auf Cäſarn blickte.
Ich bin euch allen Freund, und lieb' euch alle,
In Hoffnung eure Gründe zu vernehmen,
Wie und warum gefährlich Cäſar war.

Brutus.
Ja wohl, ſonſt wär' dieß ein unmenſchlich Schauſpiel.
Und unſre Gründe ſind ſo wohl bedacht,
Wärt ihr der Sohn des Cäſar, Mark Anton,
Sie gnügten euch.

Antonius.
Das ſuch' ich einzig ja.
Auch halt' ich an um die Vergünſtigung,
Den Leichnam auszuſtellen auf dem Markt,
Und auf der Bühne, wie's dem Freunde ziemt,
Zu reden bey der Feyer der Beſtattung.

Brutus.
Das mögt ihr, Mark Anton.

Caſſius.
Brutus, ein Wort mit euch:
(Beyſeite.)
Ihr wißt nicht, was ihr thut: geſtattet nicht
Daß ihm Antonius die Rede halte.
Wißt ihr, wie ſehr das Volk durch ſeinen Vortrag
Sich kann erſchüttern laſſen?

Brutus.
Nein, verzeiht.
Ich ſelbſt betrete erſt die Bühn, und lege
Von unſers Cäſars Tod die Gründe dar.
Was dann Antonius ſagen wird, erklär' ich,
Geſcheh' erlaubt und mit Bewilligung:
Es ſey uns recht, daß Cäſar jeder Ehre
Theilhaftig werde, ſo die Sitte heiligt.
Dieß wird uns mehr Gewinn als Schaden bringen.

Caſſius.
Wer weiß, was vorfällt? Ich bin nicht dafür.

Brutus.
Hier, Mark Anton, nehmt ihr die Leiche Cäſars.
Ihr ſollt uns nicht in eurer Rede tadeln.
Doch ſprecht von Cäſarn gutes nach Vermögen,
Und ſagt, daß ihr's mit unſerm Willen thut.

Sonſt ſollt ihr gar mit dem Begängniß nichts
Zu ſchaffen haben. Auf derſelben Bühne,
Zu der ich jetzo gehe, ſollt ihr reden,
Wenn ich zu reden aufgehört.

Antonius.

So ſey's,
Ich wünſche weiter nichts.

Brutus.

Bereitet denn die Leich' und folget uns.

(Alle bis auf Antonius ab.)

Antonius.

O du, verzeih mir, blutend Stückchen Erde!
Daß ich mit dieſen Schlächtern freundlich that.
Du biſt der Reſt des edelſten der Männer,
Der jemals lebt' im Wechſellauf der Zeit.
Weh! weh der Hand, die dieſes Blut vergoß!
Jetzt prophezey' ich über deinen Wunden,
Die ihre Purpurlippen öffnen, ſtumm
Von meiner Zunge Stimm und Wort erflehend:
Ein Fluch wird fallen auf der Menſchen Glieder,
Und innre Wuth und wilder Bürgerzwiſt
Wird ängſten alle Theil' Italiens.
Verheerung, Mord, wird ſo zur Sitte werden,
Und ſo gemein das Furchtbarſte, daß Mütter
Nur lächeln werden, wenn ſie ihre Kinder
Geviertheilt von des Krieges Händen ſehn.
Die Fertigkeit in Gräueln wird das Mitleid würgen;
Und Cäſars Geiſt, nach Rache jagend, wird,
Zur Seit' ihm Ate, heiß der Höll' entſtiegen,
In dieſen Gränzen mit des Herſchers Ton
Mord rufen, und des Krieges Hund' entfeſſeln,
Daß dieſe Schandthat auf der Erde ſtinke
Von Menſchenaas, das um Beſtattung ächz't,

Ein Diener kommt.

Ihr dienet dem Octavius Cäſar? nicht?

Diener.

Ja, Mark Anton.

Nur haſſen Sie mich nicht mehr. — Wie entzückend
Und ſüß iſt es, in einer ſchönen Seele
Verherrlicht uns zu fühlen, es zu wiſſen,
Daß unſre Freude fremde Wangen röthet,
Daß unſre Angſt in fremden Buſen zittert,
Daß unſre Leiden fremde Augen wäſſern! —
Wie ſchön iſt es und herrlich, Hand in Hand
Mit einem theuren, vielgeliebten Sohne
Der Jugend Roſenbahn zurück zu eilen,
Des Lebens Traum noch einmal durchzuträumen!
Wie groß und ſüß, in ſeines Kindes Tugend
Unſterblich, unvergänglich fortzudauern,
Wohlthätig für Jahrhunderte! — Wie ſchön,
Zu pflanzen, was ein lieber Sohn einſt erntet,
Zu ſammeln, was ihm wuchern wird, zu ahnen
Wie hoch ſein Dank einſt flammen wird! — Mein Vater,
Von dieſem Erdenparadieſe ſchwiegen
Sehr weislich Ihre Mönche.

Philipp (nicht ohne Rührung).

O mein Sohn,
Mein Sohn! du brichſt dir ſelbſt den Stab. Sehr reizend
Malſt du ein Glück, das du mir nie gewährteſt.

Karlos.

Das richte der Allwiſſende! — Sie ſelbſt,
Sie ſchloſſen mich, wie aus dem Vaterherzen,
Von Ihres Scepters Antheil aus. Bis jetzt,
Bis dieſen Tag — o war das gut, war's billig? —
Bis jetzt mußt' ich, der Erbprinz Spaniens,
In Spanien ein Fremdling ſeyn, Gefangner
Auf dieſem Grund, wo ich einſt Herr ſeyn werde.

Antonius.
Cäſar beſchied ihn ſchriftlich her nach Rom.

Diener.
Die Brief' empfing er und iſt unterwegs;
Und mündlich hieß er mich an euch beſtellen —
(Er erblickt den Leichnam Cäſars.)
O Cäſar!

Antonius.
Dein Herz iſt voll, geh' auf die Seit' und weine.
Ich ſehe, Leid ſteckt an: denn meine Augen,
Da ſie des Grames Perlen ſahn in deinen,
Begannen ſie zu fließen. — Kommt dein Herr?

Diener.
Er bleibt zu Nacht von Rom nur ſieben Meilen.

Antonius.
Reit ſchnell zurück und meld' ihm, was geſchehn.
Hier iſt ein Rom voll Trauer und Gefahr,
Kein ſichres Rom noch für Octavius.
Eil hin und ſag' ihm das! — Nein, warte noch!
Du ſollſt nicht fort, bevor ich dieſe Leiche
Getragen auf den Markt, und meine Rede
Das Volk geprüft, wie dieſer blut'gen Männer
Unmenſchliches Beginnen ihm erſcheint.
Und dem gemäß ſollſt du dem jungen Cäſar
Berichten, wie allhier die Dinge ſtehn.
Leih deinen Arm mir.
(Beyde ab mit Cäſars Leiche.)

Zweyte Szene.

Das Forum.

Brutus und **Caſſius** kommen mit einem Haufen Volkes.

Bürger.
Wir wollen Rechenſchaft, legt Rechenſchaft uns ab!

Brutus.
So folget mir und gebt Gehör mir, Freunde. —

Ihr, Caſſius, geht in eine andre Straße
Und theilt die Haufen —
Wer mich will reden hören, bleibe hier:
Wer Caſſius folgen will, der geh' mit ihm.
Wir wollen öffentlich die Gründ' erklären
Von Cäſars Tod.

Erſter Bürger.

Ich will den Brutus hören.

Zweyter Bürger.

Den Caſſius ich: ſo können wir die Gründe
Vergleichen, wenn wir beyde angehört.

(Caſſius mit einigen Bürgern ab. Brutus beſteigt die Roſtra.)

Dritter Bürger.

Der edle Brutus ſteht ſchon oben: ſtill!

Brutus.

Seyd ruhig bis zum Schluß.

Römer! Mitbürger! Freunde! Hört mich meine Sache führen, und ſeyd ſtill, damit ihr hören möget. Glaubt mir um meiner Ehre willen, und hegt Achtung vor meiner Ehre, damit ihr glauben mögt. Richtet mich nach eurer Weisheit, und weckt eure Sinne, um deſto beſſer urtheilen zu können. Iſt jemand in dieſer Verſammlung, irgend ein herzlicher Freund Cäſars, dem ſage ich: des Brutus Liebe zum Cäſar war nicht geringer als ſeine. Wenn dieſer Freund dann fragt, warum Brutus gegen Cäſar aufſtand, iſt dieß meine Antwort: nicht, weil ich Cäſarn weniger liebte, ſondern weil ich Rom mehr liebte. Wolltet ihr lieber, Cäſar lebte und ihr ſtürbet alle als Sklaven, als daß Cäſar todt iſt, damit ihr alle lebet wie freye Männer? Weil Cäſar mich liebte, wein' ich um ihn; weil er glücklich war, freue ich mich; weil er tapfer war, ehr' ich ihn; aber weil er herſchſüchtig war, erſchlug ich ihn. Alſo Thränen für ſeine Liebe, Freude für ſein Glück, Ehre für ſeine Tapferkeit, und Tod für ſeine Herrſchſucht. Wer iſt hier ſo niedrig geſinnt, daß er ein Knecht ſeyn möchte? Iſt es jemand, er rede, denn ihn habe ich beleidigt. Wer iſt hier ſo roh, daß er nicht wünſchte, ein Römer zu ſeyn? Iſt es iemand, er rede, denn ihn hate ich beleidigt. Ich halte inne, um Antwort zu hören.

Bürger. (Verſchiedne Stimmen auf einmal.)

Niemand, Brutus, niemand.

Brutus.

Dann habe ich niemand beleidigt. Ich that Cäſarn nichts, als was ihr dem Brutus thun ſolltet. Die Unterſuchung über ſeinen Tod iſt im Capitel aufgezeichnet: ſein Ruhm nicht geſchmälert, wo er Verdienſte hatte, ſeine Vergehen nicht übertrieben, für die er den Tod gelitten.

Antonius und Andre treten auf mit Cäſars Leiche.

Hier kommt ſeine Leiche, vom Mark Anton betrauert, der, ob er ſchon keinen Theil an ſeinem Tode hatte, die Wohlthat ſeines Sterbens, einen Platz im gemeinen Weſen, genießen wird. Wer von euch wird es nicht? Hiermit trete ich ab: wie ich meinen beſten Freund für das Wohl Roms erſchlug, ſo habe denſelben Dolch für mich ſelbſt, wenn es dem Vaterlande geliebt, meinen Tod zu bedürfen.

Bürger.

Lebe, Brutus! lebe! lebe!

Erſter Bürger.

Begleitet mit Triumph ihn in ſein Haus.

Zweyter Bürger.

Stellt ihm ein Bildniß auf bey ſeinen Ahnen.

Dritter Bürger.

Er werde Cäſar.

Vierter Bürger.

Im Brutus krönt ihr Cäſars beſſre Gaben.

Erſter Bürger.

Wir bringen ihn zu Haus mit lautem Jubel.

Brutus.

Mitbürger —

Zweyter Bürger.

Schweigt doch! ſtille! Brutus ſpricht.

Erſter Bürger.

Still da!

Brutus.

Ihr guten Bürger, laßt allein mich gehn:
Bleibt mir zu Liebe hier beym Mark Anton.
Ehrt Cäſars Leiche, ehret ſeine Rede,
Die Cäſars Ruhm verherrlicht: dem Antonius
Gab unſer Will' Erlaubniß, ſie zu halten.
Ich bitt' euch, keiner gehe fort von hier
Als ich allein, bis Mark Anton geſprochen. (ab.)

Erſter Bürger.

He bleibt doch! Hören wir den Mark Anton.

Dritter Bürger.

Laßt ihn hinaufgehn auf die Rednerbühne.
Ja, hört ihn! Edler Mark Anton, hinauf!

Antonius.

Um Brutus willen bin ich euch verpflichtet.

Vierter Bürger.

Was ſagt er da vom Brutus?

Dritter Bürger.

Er ſagt, um Brutus willen find' er ſich
Uns insgeſamt verpflichtet.

Vierter Bürger.

Er thäte wohl,
Dem Brutus hier nichts übles nachzureden.

Erſter Bürger.

Der Cäſar war ein Tyrann.

Dritter Bürger.

Ja, das iſt ſicher.
Es iſt ein Glück für uns, daß Rom ihn los ward.

Vierter Bürger.

Still! Hört doch, was Antonius ſagen kann!

Antonius.

Ihr edlen Römer —

Bürger.

Still da! hört ihn doch!

Antonius.

Mitbürger! Freunde! Römer! hört mich an:
Begraben will ich Cäſarn, nicht ihn preiſen.
Was Menſchen übles thun, das überlebt ſie,
Das Gute wird mit ihnen oft begraben.
So ſey es auch mit Cäſarn! Der edle Brutus
Hat euch geſagt, daß er voll Herrſchſucht war;
Und war er das, ſo war's ein ſchwer Vergehen,
Und ſchwer hat Cäſar auch dafür gebüßt.
Hier, mit des Brutus Willen und der Andern,
(Denn Brutus iſt ein ehrenwerther Mann,
Das ſind ſie alle, alle ehrenwerth)
Komm' ich bey Cäſars Leichenzug zu reden.
Er war mein Freund, war mir gerecht und treu,
Doch Brutus ſagt, daß er voll Herrſchſucht war,
Und Brutus iſt ein ehrenwerther Mann.
Er brachte viel Gefangne heim nach Rom,
Wofür das Löſegeld den Schatz gefüllt.
Sah das der Herrſchſucht wohl am Cäſar gleich?
Wenn Arme zu ihm ſchrie'n, ſo weinte Cäſar:
Die Herrſchſucht ſollt' aus härterm Stoff beſtehn.
Doch Brutus ſagt, daß er voll Herrſchſucht war,
Und Brutus iſt ein ehrenwerther Mann.
Ihr alle ſaht, wie am Lupercus-Feſt,
Ich dreymal ihm die Königskrone bot,
Die dreymal er geweigert. War das Herrſchſucht?
Doch Brutus ſagt, daß er voll Herrſchſucht war,
Und iſt gewiß ein ehrenwerther Mann.
Ich will, was Brutus ſprach, nicht widerlegen,
Ich ſpreche hier von dem nur, was ich weiß.
Ihr liebtet all' ihn einſt nicht ohne Grund:
Was für ein Grund wehrt euch, um ihn zu trauern?
O Urtheil, du entflohſt zum blöden Vieh,
Der Menſch ward unvernünftig! — Habt Geduld!

Mein Herz iſt in dem Sarge hier beym Cäſar,
Und ich muß ſchweigen, bis es mir zurückkömmt.

Erſter Bürger.

Mich dünkt, in ſeinen Reden iſt viel Grund.

Zweyter Bürger.

Wenn man die Sache recht erwägt, iſt Cäſarn
Groß Unrecht widerfahren.

Dritter Bürger.

Meynt ihr, Bürger?
Ich fürcht', ein Schlimmrer kommt an ſeine Stelle.

Vierter Bürger.

Habt ihr gehört? Er nahm die Krone nicht,
Da ſieht man, daß er nicht herrſchſüchtig war.

Erſter Bürger.

Wenn dem ſo iſt, ſo wird es manchem theuer
Zu ſtehen kommen.

Zweyter Bürger.

Ach, der arme Mann!
Die Augen ſind ihm feuerroth vom Weinen.

Dritter Bürger.

Antonius iſt der bravſte Mann in Rom.

Vierter Bürger.

Gebt Acht, er fängt von neuem an zu reden.

Antonius.

Noch geſtern hätt' umſonſt dem Worte Cäſars
Die Welt ſich widerſetzt: nun liegt er da,
Und der Geringſte neigt ſich nicht vor ihm.
O Bürger! ſtrebt' ich, Herz und Muth in euch
Zur Wuth und zur Empörung zu entflammen,
So thät' ich Caſſius und Brutus Unrecht,
Die ihr als ehrenwerthe Männer kennt.
Ich will nicht ihnen Unrecht thun, will lieber
Den Todten Unrecht thun, mir ſelbſt und euch
Als ehrenwerthen Männern, wie ſie ſind.
Doch ſeht dieß Pergament mit Cäſars Siegel;

Ich fands bey ihm, es iſt ſein letzter Wille.
Vernähme nur das Volk dieß Teſtament,
(Das ich, verzeiht mir, nicht zu leſen denke)
Sie giengen hin und küßten Cäſars Wunden,
Und tauchten Tücher in ſein heil'ges Blut,
Ja bäten um ein Haar zum Angedenken,
Und ſterbend nennten ſie's im Teſtament,
Und hinterließen's ihres Leibes Erben
Zum köſtlichen Vermächtniß.

Vierter Bürger.
Wir wollen's hören: leſt das Teſtament!
Leſt, Mark Anton.

Bürger.
Ja ja, das Teſtament!
Laßt Cäſars Teſtament uns hören.

Antonius.
Seyd ruhig, liebe Freund'! Ich darfs nicht leſen,
Ihr müßt nicht wiſſen, wie euch Cäſar liebte.
Ihr ſeyd nicht Holz, nicht Stein, ihr ſeyd ja Menſchen;
Drum, wenn ihr Cäſars Teſtament erführt,
Es ſetzt' in Flammen euch, es macht' euch raſend.
Ihr dürft nicht wiſſen, daß ihr ihn beerbt,
Denn wüßtet ihr's, was würde draus entſtehn?

Bürger.
Leſt das Teſtament! Wir wollen's hören, Mark Anton.
Leſt das Teſtament: Cäſars Teſtament!

Antonius.
Wollt ihr euch wohl gedulden? wollt ihr warten?
Ich übereilte mich, da ichs euch ſagte.
Ich fürcht', ich thu' den ehrenwerthen Männern
Zu nah, von deren Dolchen Cäſar fiel;
Ich fürcht' es.

Vierter Bürger.
Sie ſind Verräther! ehrenwerthe Männer!

Bürger.
Das Teſtament! das Teſtament!

Zweyter Bürger.

Sie waren Böſewichter, Mörder! das Teſtament! leſt das Teſtament!

Antonius.

So zwingt ihr mich, das Teſtament zu leſen?
Schließt einen Kreis um Cäſars Leiche denn,
Ich zeig' euch den, der euch zu Erben machte.
Erlaubt ihr mirs? ſoll ich hinunterſteigen?

Bürger.

Ja, kommt nur!

Zweyter Bürger.

Steig herab!

(Er verläßt die Rednerbühne.)

Dritter Bürger.

Es iſt euch gern erlaubt.

Vierter Bürger.

Schließt einen Kreis herum.

Erſter Bürger.

Zurück vom Sarge! von der Leiche weg!

Zweyter Bürger.

Platz für Antonius! für den edlen Antonius!

Antonius.

Nein, drängt nicht ſo heran! Steht weiter weg.

Bürger.

Zurück! Platz da! zurück!

Antonius.

Wofern ihr Thränen habt, bereitet euch
Sie jetzt zu vergießen. Dieſen Mantel,
Ihr kennt ihn alle; noch erinnr' ich mich
Des erſten Males, daß ihn Cäſar trug,
In ſeinem Zelt, an einem Sommerabend —
Er überwand den Tag die Nervier —
Hier, ſchauet! fuhr des Caſſius Dolch herein;
Seht, welchen Riß der tück'ſche Caſca machte!
Hier ſtieß der vielgeliebte Brutus durch.

Und als er den verfluchten Stahl hinwegriß,
Schaut her, wie ihm das Blut des Cäſars folgte,
Als ſtürzt' es vor die Thür, um zu erfahren,
Ob wirklich Brutus ſo unfreundlich klopfte.
Denn Brutus, wie ihr wißt, war Cäſars Engel. —
Ihr Götter, urtheilt, wie ihn Cäſar liebte!
Kein Stich von allen ſchmerzte ſo wie der.
Denn als der edle Cäſar Brutus ſah,
Warf Undank, ſtärker als Verrätherwaffen,
Ganz nieder ihn: da brach ſein großes Herz,
Und in dem Mantel ſein Geſicht verhüllend,
Grad' am Geſtell der Säule des Pompejus,
Von der das Blut rann, fiel der große Cäſar.
O meine Bürger, welch ein Fall war das!
Da fielet ihr und ich; wir alle fielen,
Und über uns frohlockte blut'ge Tücke.
O ja! nun weint ihr, und ich merk', ihr fühlt
Den Drang des Mitleids: dieß ſind milde Tropfen.
Wie? weint ihr, gute Herzen, ſeht ihr gleich
Nur unſers Cäſars Kleid verletzt? Schaut her!
Hier iſt er ſelbſt, geſchändet von Verräthern.

Erſter Bürger.

O kläglich Schauſpiel!

Zweyter Bürger.

O edler Cäſar!

Dritter Bürger.

O jammervoller Tag!

Vierter Bürger.

O Buben und Verräther!

Erſter Bürger.

O blut'ger Anblick!

Zweyter Bürger.

Wir wollen Rache, Rache! Auf und ſucht!
Sengt! brennt! ſchlagt! mordet! laßt nicht Einen leben!

Antonius.

Seyd ruhig, meine Bürger!

Erſter Bürger.
Still da! Hört den edlen Antonius!
Zweyter Bürger.
Wir wollen ihn hören, wir wollen ihm folgen, wir wollen
Für ihn ſterben.
Antonius.
Ihr guten, lieben Freund', ich muß euch nicht
Hinreißen zu des Aufruhrs wildem Sturm.
Die dieſe That gethan, ſind ehrenwerth.
Was für Beſchwerden ſie perſönlich führen,
Warum ſie's thaten, ach! das weiß ich nicht.
Doch ſind ſie weiſ' und ehrenwerth, und werden
Euch ſicherlich mit Gründen Rede ſtehn.
Nicht euer Herz zu ſtehlen komm' ich, Freunde:
Ich bin kein Redner, wie es Brutus iſt,
Nur, wie ihr alle wißt, ein ſchlichter Mann,
Dem Freund' ergeben, und das wußten die
Gar wohl, die mir geſtattet hier zu reden.
Ich habe weder ſchriftliches noch Worte,
Noch Würd' und Vortrag, noch die Macht der Rede,
Der Menſchen Blut zu reizen: nein, ich ſpreche
Nur grade zu, und ſag' euch, was ihr wißt.
Ich zeig' euch des geliebten Cäſars Wunden,
Die armen ſtummen Munde, heiße die
Statt meiner reden. Aber wär' ich Brutus,
Und Brutus Mark Anton, dann gäb' es einen
Der eure Geiſter ſchürt'; und jeder Wunde
Des Cäſar eine Zunge lieh, die ſelbſt
Die Steine Roms zum Aufſtand würd' empören.
Dritter Bürger.
Empörung!
Erſter Bürger.
Steckt des Brutus Haus in Brand.
Dritter Bürger.
Hinweg denn, kommt, ſucht die Verſchwornen auf!
Antonius.
Noch hört mich, meine Bürger, hört mich an!

War das gerecht, war's gütig? — O wie oft,
Wie oft, mein Vater, ſah ich ſchamroth nieder,
Wenn die Geſandten fremder Potentaten,
Wenn Zeitungsblätter mir das Neueſte
Vom Hofe zu Aranjuez erzählten!

Philipp.

Zu heftig brauſt das Blut in deinen Adern.
Du würdeſt nur zerſtören.

Karlos.

Geben Sie
Mir zu zerſtören, Vater. — Heftig brauſt's
In meinen Adern — Drei und zwanzig Jahre,
Und nichts für die Unſterblichkeit gethan!
Ich bin erwacht, ich fühle mich. — Mein Ruf
Zum Königsthron pocht wie ein Gläubiger
Aus meinem Schlummer mich empor, und alle
Verlorne Stunden meiner Jugend mahnen
Mich laut wie Ehrenſchulden. Er iſt da,
Der ſchöne große Augenblick, der endlich
Des hohen Pfundes Zinſen von mir fordert:
Mich ruft die Weltgeſchichte, Ahnenruhm
Und des Gerüchtes donnernde Poſaune.
Nun iſt die Zeit gekommen, mir des Ruhmes
Glorreiche Schranken aufzuthun. — Mein König,
Darf ich die Bitte auszuſprechen wagen,
Die mich hieher geführt?

Philipp.

Noch eine Bitte?
Entdecke ſie.

Bürger.

Still da! Hört Mark Anton! den edlen Mark Anton!

Antonius.

Nun, Freunde, wißt ihr ſelbſt auch, was ihr thut?
Wodurch verdiente Cäſar eure Liebe?
Ach nein! ihr wißt nicht. — Hört es denn! Vergeßen
Habt ihr das Teſtament, wovon ich ſprach.

Bürger.

Wohl wahr! das Teſtament! Bleibt, hört das Teſtament!

Antonius.

Hier iſt das Teſtament mit Cäſars Siegel.
Darin vermacht er jedem Bürger Roms,
Auf jeden Kopf euch fünf und ſiebzig Drachmen.

Zweyter Bürger.

O edler Cäſar! — Kommt, rächt ſeinen Tod!

Dritter Bürger.

O königlicher Cäſar!

Antonius.

Hört mich mit Geduld!

Bürger.

Still da!

Antonius.

Auch läßt er alle ſeine Luſtgehäge,
Verſchloßne Lauben, neugepflanzte Gärten
Dieſſeits der Tiber, euch und euren Erben
Auf ew'ge Zeit, damit ihr euch ergehn,
Und euch gemeinſam dort ergötzen könnt.
Das war ein Cäſar: wann kommt ſeines Gleichen?

Erſter Bürger.

Nimmer! nimmer! — Kommt! hinweg! hinweg!
Verbrennt den Leichnam auf dem heil'gen Platze,
Und mit den Bränden zündet den Verräthern
Die Häuſer an. Nehmt denn die Leiche auf!

Zweyter Bürger.

Geht! hohlt Feuer!

Dritter Bürger.

Reißt Bänke ein!

Vierter Bürger.

Reißt Sitze, Läden, alles ein!

(Die Bürger mit Cäſars Leiche ab.)

Antonius.

Nun wirk' es fort, Unheil, du biſt im Zuge,
Nimm, welchen Lauf du willſt!

Ein Diener kömmt.

Was bringſt du, Burſch?

Diener.

Herr, Octavius iſt ſchon nach Rom gekommen.

Antonius.

Wo iſt er?

Diener.

Er und Lepidus ſind in Cäſars Hauſe.

Antonius.

Ich will ſofort dahin, ihn zu beſuchen,
Er kommt erwünſcht. Das Glück iſt aufgeräumt,
Und wird in dieſer Laun' uns nichts verſagen.

Diener.

Ich hört' ihn ſagen, Caſſius und Brutus
Seyn durch die Thore Roms wie toll geritten.

Antonius.

Vielleicht vernahmen ſie vom Volke Kundſchaft,
Wie ich es aufgewiegelt. Führ' indeß
Mich zum Octavius.

(Beyde ab.)

Dritte Szene.

Eine Straße.

Cinna der Poet tritt auf.

Cinna.

Mir träumte heut, daß ich mit Cäſarn ſchmauſte,
Und Misgeſchick füllt meine Phantaſie.

Ich bin unluſtig aus dem Hauſ' zu gehn,
Doch treibt es mich heraus.

Bürger kommen.

Erſter Bürger.

Wie iſt euer Nahme?

Zweyter Bürger.

Wo geht ihr hin?

Dritter Bürger.

Wo wohnt ihr?

Zweyter Bürger.

Seyd ihr verheyrathet oder ein Junggeſell?

Zweyter Bürger.

Antwortet jedem unverzüglich.

Erſter Bürger.

Ja, und kürzlich.

Vierter Bürger.

Ja, und weislich.

Dritter Bürger.

Ja, und ehrlich, das rathen wir euch.

Cinna.

Wie iſt mein Nahme? Wohin gehe ich? Wo wohne ich? Bin ich verheyrathet oder ein Junggeſell? Alſo um jedem Manne unverzüglich, und kürzlich, weislich und ehrlich zu antworten, ſage ich weislich: ich bin ein Junggeſell.

Zweyter Bürger

Daß heißt ſo viel: wer heyrathet iſt ein Narr. Dafür denke ich euch eins zu verſetzen. — Weiter, unverzüglich:

Cinna.

Unverzüglich gehe ich zu Cäſars Beſtattung.

Erſter Bürger.

Als Freund oder Feind?

Cinna.

Als Freund.

Zweyter Bürger.

Das war unverzüglich beantwortet.

Vierter Bürger.

Eure Wohnung, kürzlich!

Cinna.

Kürzlich, ich wohne beym Kapitol.

Dritter Bürger.

Euer Nahme, Herr! ehrlich!

Cinna.

Ehrlich, mein Nahme iſt Cinna.

Erſter Bürger.

Reißt ihn in Stücke! Er iſt ein Verſchworner.

Cinna.

Ich bin Cinna der Poet! Ich bin Cinna der Poet!

Vierter Bürger.

Zerreißt ihn für ſeine ſchlechten Verſe! Zerreißt ihn für ſeine ſchlechten Verſe!

Cinna.

Ich bin nicht Cinna der Verſchworne.

Vierter Bürger.

Es thut nichts: ſein Name iſt Cinna; reißt ihm den Namen aus dem Herzen und laßt ihn laufen.

Dritter Bürger.

Zerreißt ihn! zerreißt ihn! Kommt, Brände! heda, Feuerbrände! Zum Brutus! zum Caſſius. Steckt alles in Brand! Ihr zu des Decius Hauſe! Ihr zu des Caſca! Ihr zu des Ligarius! fort! kommt! (Alle ab.)

IV.

Benvenuto Cellini.

Fortſetzung.

Zu der Zeit entſtand der Krieg von Siena und der Herzog, der Florenz befeſtigen wollte, vertheilte die Thore unter geſchickte Bildhauer und Baukünſtler. Mir theilte man das Thor al Prato zu und das Thörchen am Arno, das nach den Mühlen gehet; dem Cavalier Bandinell das Thor bey S. Friano; Pasqualino von Ancona ward bey dem Thor S. Pier Gattolini angeſtellt; Julian von Baccio d'Agnolo, der Zimmermeiſter, bey S. Georg; Particino, der Zimmermeiſter bey S. Nikolas; Franceskus von S. Gallo, der Bildhauer, Margolla genannt, beym Creutze, und Johann Baptiſta. Taſſo genannt, bey dem Thore Pinti. Und ſo wurden andere Baſtionen und Thore andern Ingenieuren übergeben, deren ich mich nicht erinnere, und die auch auf meine Geſchichte keinen Einfluß haben.

Der Herzog, der immer von gutem Verſtande war, ging ſelbſt in die Stadt, und da ſeine Exzellenz alles wohl überlegt und ſich entſchloſſen hatte, rief er Lactantio Gorini ſeinen Caſſier, der ſich auch ein wenig mit dieſer Profeſſion abgab, und ließ ihn alle die Art und Weiſe zeichnen, wie die Stadt und gedachte Thore befeſtigt werden ſollten, und ſchickte einem jeden ſein gezeichnetes Thor.

Da ich nun diejenigen Riſſe betrachtete, die man mir zugeſchickt hatte, ſchien es mir, daß ſie keinesweges nach den Umſtänden eingerichtet, ſondern äuſſerſt fehlerhaft wären. Sogleich eilte ich, mit der Zeichnung in der Hand, meinen Herzog aufzuſuchen, und als ich ſeiner Erzellenz die Mängel dieſer Arbeit zeigen wollte, hatte ich kaum zu reden angefangen, als der Herzog ſich ergrimmt zu mir wendete und ſagte: wenn die Rede iſt, wie man treffliche Figuren machen ſoll, ſo will ich dir nachgeben; aber in dieſer Kunſt mußt du mir gehorchen; drum befolge die Zeichnung, die ich dir gegeben habe. Auf dieſe kurzen Worte antwortete ich, ſo gelind als ich in der Welt nur wußte, und ſagte: gnädiger Herr, auch die gute Art, Figuren zu machen, habe ich von Ew. Erzellenz gelernt, denn wir haben immer ein wenig darüber geſtritten; nun iſt die Rede von der Befeſtigung eurer Stadt, einer Sache von viel gröſſerer Bedeutung, als Figuren zu machen, deßhalb bitte ich Ew. Erzellenz mich anzuhören, und wenn ich ſo mit Ihnen ſpreche, werden Sie mir die Art und Weiſe zeigen, wie ich Ihnen zu dienen habe. Dieſe meine gefälligen Worte nahm der Herzog ſehr gütig auf und fing an mit mir über die Sache zu diſputiren; ich zeigte ſodann, mit lebhaften und deutlichen Gründen, daß die

Art, die man mir vorgeſchrieben hatte, nicht gut ſey. Darauf ſagte der Herzog: nun gehe und mache ſelbſt eine Zeichnung und ich will ſehen, ob ſie mir gefällt. So machte ich ein paar Zeichnungen von der wahren Art, wie die beyden Thore befeſtigt werden mußten und brachte ſie ihm; er unterſchied das Wahre vom Falſchen, und ſagte mir ſehr freundlich: nun gehe, und mach es nach deiner Art, ich bin es zufrieden. Da fing ich denn mit groſſer Sorgfalt an.

Die Wache des Thors al Prato hatte ein Lombardiſcher Capitain, von ſchrecklicher, ſtarker Geſtalt und von gemeinen Redensarten. Dabey war er eingebildet und äuſſerſt unwiſſend; dieſer fragte mich ſogleich: was ich machen wollte? Darauf ließ ich ihm gefällig meine Zeichnungen ſehen und mit der äuſſerſten Mühe erklärte ich ihm die Art, nach der ich verfahren wolle. Nun ſchüttelte dieſe Beſtie den Kopf, wendete ſich da und dort hin, trat von einem Bein aufs andere, wickelte ſeinen ungeheuren Knebelbart, ſtrich ſich am Kinn, zog die Mütze über die Augen und ſagte nur immer: zum Henker! ich verſtehe das alles nicht! Verdrießlich über dieſe Beſtie, ſagte ich: ſo laßt es mich machen, der ichs verſtehe, dabey wendete ich ihm den Rücken, das er höchſt übel nahm und ſagte: du willſt gewiß, daß ich mit dir aufs Blut rechten ſoll. Ich wendete mich erzürnt herum und ſagte: es ſollte mir lieber ſeyn, mit dir als mit der Baſtion zu thun zu haben. Sogleich legten wir Hand an die Degen; wir hatten ſie aber nicht einmal ganz gezogen, als ſich viele wackre Leute, von unſern Florentinern und ander Hofleuten, dazwiſchen legten. Der groſſe Theil ſchal ihn aus und ſagte: er habe unrecht! ich ſey ein Mann es mit ihm aufzunehmen, und wenn es der Herzog e führe, ſollte es ihm übel bekommen. Nun bekümmert er ſich um ſeine Geſchäfte und ich fing meine Baſtion an Als ich nun die gehörige Anſtalt getroffen hatte, ging ic zu dem kleinen Thor am Arno, wo ich einen Capitain vo Ceſena fand, den artigſten Mann, den ich jemals vo dieſer Profeſſion gekannt hatte. Aeuſſerlich zeigte er ſic wie ein zierliches Mädchen und im Nothfalle war er eine der bravſten und tödlichſten Menſchen, die man ſich denken kann. Dieſer Edelmann beobachtete mich ſo genau daß er mir oft Nachdenken erregte, er wünſchte meine Arbeit zu verſtehen, und ich zeigte ihm alles aufs gefälligſt Genug wir wetteiferten, wer ſich gegen den andern freund licher bezeugen könne, ſo daß ich dieſe Baſtion weit beſſe als jene zu Stande brachte.

Als ich mit meinen Feſtungswerken fertig war, hatten die Völker des Herrn Peter Strozzi im Lande geſtreift und das ganze Gebiet von Prato war ſo in Furcht geſetzt daß alles ausräumte und flüchtete. Nun kamen ſie mi allen ihren Karren herbey und jeder fuhr ſeine Habe i die Stadt, ein Wagen berührte den andern, und es wa eine unendliche Menge. Da ich nun ſolche Unordnun ſah, ſagte ich zur Thorwache: ſie ſollten Acht haben, da unter dem Thore nicht das Unglück begegne, wie in Turin wo das Fallgatter, als man es brauchen wollte, von ei nem ſolchen Wagen in der Höhe gehalten wurde und ſeinen Dienſt nicht leiſten konnte. Als das Ungeheuer von Capitain dieſe meine Worte hörte, wendete er ſich mit Schimpfreden gegen mich, die ich ihm ſogleich zurückgab, ſo daß es zwiſchen uns hätte ſchlimmer als vorher werden können; doch trennte man uns wieder. Da ich nun meine Baſtion vollendet hatte, erhielt ich unerwartet vieles Geld, mit dem ich mir wieder aufhalf und mich wieder an die Arbeit begab, um meinen Perſeus zu vollenden.

In dieſen Tagen hatte man einige Alterthümer in der Gegend von Arezzo ausgegraben, worunter ſich auch die Chimära befand, nämlich der eherne Löwe, den man in den nächſten Zimmern am groſſen Saal des Pallaſtes noch ſehen kann, und zugleich hatte man viele kleine Statuen von Erz gefunden, die ganz mit Erde und Roſt bedeckt waren und einer jeden fehlte entweder der Kopf, oder Hände, oder Füſſe. Der Herzog hatte Vergnügen, ſie ſelbſt mit gewiſſen Grabſticheln rein zu machen, und einſt, als ich mit Seiner Exzellenz ſprach, reichte er mir einen Hammer, womit ich auf die Meiſelchen, die er in der Hand hielt, ſchlug, ſo daß die Figuren von Erde und Roſt gereinigt wurden. So vergiengen einige Abende und der Herzog veranlaßte mich, daß ich die fehlenden Glieder wieder herſtellte, und da er ſo viel Vergnügen an dem wenigen Meiſeln hatte, ſo ließ er mich auch des Tages arbeiten, und wenn ich mich verſpätete, ſo mußte ich gerufen werden. Oefters gab ich Seiner Exzellenz zu verſtehen, daß ich mich von meinem Perſeus abzöge, und daß

daraus gar manches unangenehme entſtehen konnte. Erſ
lich fürchtete ich, daß die lange Zeit, die ich zu meine
Werke brauchte, zuletzt Seiner Exzellenz verdrießlich fa
len möchte, wie es denn auch wirklich nachher geſcha
das andere war, daß meine Arbeiter, wenn ich mich nic
gegenwärtig befand, mir theils mein Werk verdarben
theils ſo wenig als möglich arbeiteten. Darauf begnüg
ſich der Herzog, daß ich nur beym Einbruche der Nac
in den Pallaſt kommen ſollte. Seine Exzellenz wa
äuſſerſt ſanft und gütig gegen mich geworden, und jed
Abend, den ich zu ihm kam, nahmen die Liebkoſungen z

In dieſen Tagen baute man an jenen neuen Zimme
gegen die Löwen, ſo daß Seine Exzellenz, um abgeſo
dert zu ſeyn, ſich in den neuern Gemächern eine klei
Wohnung einrichten ließ, mir aber hatte er befohlen: i
ſollte durch ſeine Garderobe kommen, da ich denn heimli
über die Gallerie des groſſen Saals ging und durch gewi
Schlupflöcher zu jenem Gemach gelangte. Wenige Ta
darauf brachte mich die Herzogin um dieſe Zugänge u
ließ alle dieſe Thüren verſchlieſſen, ſo daß ich alle Aben
wenn ich in den Pallaſt kam, eine Weile warten mußt
weil ſie ſich ſelbſt in dieſen Vorzimmern befand, wo m
vor ihrer Bequemlichkeit vorbey mußte, und weil ſie ni
wohl war, ſo kam ich niemals, ohne ſie zu ſtören. N
warf ſie deswegen, und wegen der ſchon bekannten Urſ
che den äuſſerſten Groll auf mich und konnte mich a
keine Weiſe weder ſehen noch leiden. Doch mit aller d
ſer groſſen Noth und dieſem unendlichen Verdruß fuhr

Karlos.

Der Aufruhr in Brabant
Wächſt drohend an. Der Starrſinn der Rebellen
Heiſcht ſtarke, kluge Gegenwehr. Die Wuth
Der Schwärmer zu bezähmen, ſoll der Herzog
Ein Heer nach Flandern führen, von dem König
Mit ſouveräner Vollmacht ausgeſtattet.
Wie ehrenvoll iſt dieſes Amt, wie ganz
Dazu geeignet, Ihren Sohn im Tempel
Des Ruhmes einzuführen! — Mir, mein König,
Mir übergeben Sie das Heer. Mich lieben
Die Niederländer, ich erkühne mich,
Mein Blut für ihre Treue zu verbürgen.

Philipp.

Du redeſt wie ein Träumender. Dies Amt
Will einen Mann und keinen Jüngling —

Karlos.

Will
Nur einen Menſchen, Vater, und das iſt
Das Einzige, was Alba nie geweſen.

Philipp.

Und Schrecken bändigt die Empörung nur.
Erbarmung hieße Wahnſinn. — Deine Seele
Iſt weich, mein Sohn; der Herzog wird gefürchtet —
Steh ab von deiner Bitte.

Karlos.

Schicken Sie
Mich mit dem Heer nach Flandern; wagen Sie's
Auf meine weiche Seele. Schon der Name

gelaſſen fort hinzugehen. Der Herzog hatte ausdrücklich befohlen, daß man mir, wenn ich an die Thüre pochte, ſogleich aufmachen ſollte, und ſo lieſſen ſie mich, ohne mir etwas weiter zu ſagen, durch alle Zimmer. Nun begegnete es manchmal, wenn ich ruhig und unerwartet durchging, daß ich die Herzogin bey ihrer Bequemlichkeit fand, die ſich denn mit einem ſo wüthenden Zorne gegen mich herausließ, daß ich mich entſetzte. Sie ſagte mir immer: wann wirſt du denn einmal mit den kleinen Figuren fertig ſeyn! Dein Kommen wird mir allzu läſtig. Darauf antwortete ich mit der gröſten Gelaſſenheit: gnädige Frau und einzige Gönnerin! ich verlange nichts mehr als Ihnen mit Treue und äuſſerſtem Gehorſam zu dienen. Die Werke, die mir der Herzog befohlen hat, werden mehrere Monate brauchen; wenn aber Ew. Exzellenz nicht will, daß ich mehr hierher kommen ſoll, ſo werde ich auch nicht kommen, es rufe mich wer will, und wenn der Herzog zu mir ſchickt, ſo will ich ſagen, daß ich krank bin, und Sie ſollen mich auf keine Weiſe hier wieder ſehen. Darauf verſetzte ſie: ich ſage nicht, daß du dem Herzog nicht gehorchen ſollſt, aber mir ſcheint, daß deine Arbeit kein Ende nehmen wird. Mochte nun der Herzog hievon etwas gemerkt haben oder auf andere Weiſe veranlaßt worden ſeyn, genug wenn vier und zwanzig Uhr herbeykam, ſo ließ er mich rufen und der Bote ſagte jederzeit: verfehle nicht zu kommen, der Herzog erwartet dich; und ſo fuhr ich fort, mit eben denſelben Schwierigkeiten mehrere Abende hinzugehen. Einmal unter andern, als ich nach meiner Gewohnheit hereintrat, ſprach der Herzog wahrſcheinlich von geheimen Dingen mit ſeiner Gemahlin und wendete ſich mit heftigem Zorne gegen mich, darüber ich einigermaſen erſchreckt eilig zurückgehen wollte; er aber ſagte ſchnell zu mir: komm herein, mein Benvenuto! gehe an deine Arbeit und ich werde bald bey dir ſeyn. Indeſſen ich vorbey ging nahm mich Prinz Grazia, ein Kind von wenigen Jahren, bey der Jacke und trieb ſo artige Scherze, als ein ſolches Kind nur machen kann. Der Herzog verwunderte ſich darüber und ſagte: was iſt das für eine anmuthige Freundſchaft, die meine Kinder zu dir haben?

Indeſſen ich nun an dieſen Kleinigkeiten arbeitete, waren die Prinzen Don Giovanni, Don Arnando und Don Grazia den ganzen Abend um mich herum, und ſtachen mich, ohne daß es der Herzog ſah, ich aber bat ſie ruhig zu ſeyn. Sie antworteten: wir können nicht! und ich verſetzte, was man nicht kann, will man auch nicht, drum laßt mich ruhen. Darüber fingen der Herzog und die Herzogin an laut zu lachen.

Einen andern Abend, als ich jene vier Figuren von Erz fertig hatte, die an der Baſe des Perſeus angebracht ſind, nämlich Jupiter, Merkur, Minerva und Danae, Mutter des Perſeus mit ihrem kleinen Knaben zu Füßen. Dieſe hatte ich zuſammen in gedachtes Zimmer bringen laſſen, wo ich Abends arbeitete, und ſtellte ſie in eine Reihe, ein wenig höher als das Auge, wo ſie ſich wirklich ſehr gut ausnahmen. Der Herzog, der es gehört hatte, kam etwas früher als gewöhnlich, und weil die Perſon, die ihm die Nachricht brachte, dieſe Arbeiten über Verdienſt gerühmt und geſagt hatte: ſie ſeyen beſſer als die alten, und mehr ſolche Dinge; ſo kam nun der Herzog mit der Herzogin und ſprach mit Zufriedenheit von meinen Werken; ich aber ſtand geſchwind auf und ging ihm entgegen. Er hub darauf nach ſeiner fürſtlichen und edlen Art die rechte Hand auf, worin er eine Birn hielt, ſo groß und ſchön, als man ſie nur ſehen kann und ſagte dabey: nimm hier, mein Benvenuto, und bringe dieſe Birn in den Garten dieſes Hauſes. Darauf antwortete ich gefällig: o gnädiger Herr! iſt es Ihr Ernſt, daß ich dieſe Birn in den Garten meines Hauſes legen ſoll. Der Herzog ſagte von neuem: in den Garten des Hauſes, das dein iſt. Verſtehſt du mich recht? Darauf dankte ich Seiner Exzellenz und der Herzogin mit den beſten Ceremonien, die ich nur in der Welt zu machen wußte. Dann ſetzten ſie ſich gegen die Figuren über und ſprachen über zwey Stunden von nichts als von denſelben, ſo daß die Herzogin ein unmäßiges Verlangen darnach empfand und zu mir ſagte: ich will nicht, daß du dieſe ſchönen Figuren da unten auf dem Platz verſchwendeſt, wo ſie in Gefahr kämen verdorben zu werden, vielmehr ſollſt du ſie mir in einem meiner Zimmer anbringen, wo ich ſie aufs beſte will halten laſſen, wie ihre ſeltne Tugend verdient. Gegen dieſe Worte ſetzte ich mich mit unendlichen Gründen, weil ich aber ſah, wie feſt ſie entſchloſſen war, daß ich die Figuren nicht an die Vaſe, wo ſie ſich jetzo befinden, aufſtellen ſollte, ſo wartete ich den andern Tag ab, und ging um zwey und zwanzig in den Pallaſt, und als ich fand, daß der Herzog und die Herzogin ausgeritten waren, ließ ich die Figuren hinunter tragen, und weil ich an der Baſe ſchon alles zurechte gemacht hatte, ſo löthete ich ſie ſogleich ein, wie ſie bleiben ſollten. Als die Herzogin es hörte, wurde ſie ſo zornig, daß ſie mir, wenn ihr Gemahl nicht geweſen wäre, gewiß vieles Uebel zugefügt hätte. Nun kam dieſer Verdruß noch zu jenem wegen der Perlen und ſie wirkte ſo viel, daß der Herzog ſein weniges Vergnügen aufgab. Ich kam alſo Abends nicht mehr hin, denn ich fand alle die vorigen Schwierigkeiten, wenn ich in den Pallaſt wollte.

Ich wohnte nun wieder, wo ich meinen Perſeus hingebracht hatte, und arbeitete an ſeiner Vollendung, unter allen den Hinderniſſen, deren ich ſchon erwähnt habe, das heißt, ohne Geld und unter ſo vielen andern Vorfällen, deren Hälfte ſchon einen Mann von Diamanten zur Verzweiflung gebracht hätte. Als der Herzog vernahm, daß ich den Perſeus ſchon als geendigt zeigen konnte, kam er einen Tag das Werk zu ſehen, und gab auf eine deutliche Art zu erkennen, daß es ihm außerordentlich gefalle. Darauf wendete er ſich zu gewiſſen Herrn, die mit ihm waren und ſagte: ob uns gleich dieſes Werk ſehr ſchön vorkömmt, ſo muß es doch auch dem Volke gefallen, deswegen, mein Benvenuto! ehe du die letzte Hand anlegſt, wünſchte ich, daß du mir zu Liebe dieſe vordere Thüre nach meinem Platze zu öffneteſt, um zu ſehen, was das Volk dazu ſagt, denn es iſt keine Frage, daß es ein Unterſchied ſeyn muß, es frey oder in einer ſolchen Enge zu ſehen, und es wird ſich gewiß anders als gegenwärtig zeigen. Auf dieſe Worte ſagte ich demüthig zu Seiner Exzellenz: es wird gewiß um die Hälfte beſſer ausſehen. Erinnern ſich Ew. Exzellenz nicht, es in dem Garten meines Hauſes geſehen zu haben, wo es ſich ſo gut zeigte. Ja ſogar Bandinello, der es daſelbſt ſah, war genöthigt, ohngeachtet ſeiner böſen Natur, gutes davon zu reden, er der ſein ganzes Lebenlang von niemand gutes geſprochen hat, und ich fürchte, Ew. Exzellenz trauen ihm zu viel.

Darauf ſagte der Herzog ein wenig verdrießlich, aber mit gefälligen Worten: thue es, mein Benvenuto, zu meiner geringen Genugthuung.

Als er weg war, machte ich mich daran, die Statue aufzudecken, weil aber noch ein wenig Geld fehlte, und ein gewiſſer Firniß und andere Kleinigkeiten, die zu Vollendung eines Werks gehören, murmelte ich verdrießlich, ſchalt und betrübte mich und verwünſchte den verfluchten Tag, der mich veranlaßt hatte, nach Florenz zu gehen. Denn ich ſah freilich den groſſen Verluſt, den ich mir zugezogen hatte, indem ich Frankreich verließ, und ſah und wußte noch nicht, was ich gutes von meinem Herrn in Florenz erwarten ſollte, denn alles, was ich vom Anfang bis zur Mitte und bis zum Ende gethan hatte, war alles zu meinem größten Schaden geſchehen. Und ſo mit größtem Verdruſſe deckte ich die Bildſäule des folgenden Tages auf.

Nun gefiel es Gott, daß ſobald als ſie geſehen wurde, ſich ein unmäßiges Geſchrey zum Lobe des Werks erhub, wobey ich mich ein wenig getröſtet fühlte. Die Leute hörten nicht auf, immerfort Sonette an die Thürgewände anzuheften, wodurch gleichſam ein feſtliches Anſehen entſtand. Indeſſen ſuchte ich das Werk zu vollenden und arbeitete an demſelben Tage daran, an welchem es mehrere Stunden aufgedeckt blieb, und mehr als zwanzig Sonette zum unmäßigen Lobe meiner Arbeit angeheftet wurden. Das hörte nicht auf, nachdem ich ſie wieder zugedeckt hatte, alle Tage fanden ſich neue Gedichte, lateiniſche Sonette und griechiſche Verſe; denn eben waren Ferien auf der Univerſität Piſa und alle die vortrefflichſten Lehrer und Schüler bemühten ſich um die Wette. Was mir aber das gröſte Vergnügen machte und mir die größte Hoffnung wegen der Geſinnung des Herzogs gab, war, daß die von der Kunſt, Mahler und Bildhauer gleichfalls wetteiferten, wer das meiſte Gute davon ſagen könnte, und unter andern, der geſchickte Mahler Jacob von Pontormo. Am höchſten aber ſchätzte ich das Lob des trefflichen Bronzino, des Mahlers, dem es nicht genug war, verſchiedene Gedichte öffentlich anheften zu laſſen, ſondern der mir derſelben auch noch ins Haus ſchickte, die ſo viel Gutes, auf ſeine ſeltne und angenehme Weiſe ſagten, daß ich mich wieder einigermaſen beruhigte. Und ſo hatte ich das Werk wieder bedeckt, und ſuchte es mit allem Fleiß zu vollenden.

Als mein Herzog die Gunſt erfuhr, welche mir die treffliche Schule bey dieſem kurzen Anblick erzeigt hatte, ſagte er: ich freue mich, daß Benvenuto dieſe kleine Zufriedenheit gehabt hat, ſo wird er deſto geſchwinder die Arbeit vollenden: aber er denke nur nicht, wenn ſie ganz aufgedeckt iſt, daß die Leute noch immer auf gleiche Weiſe ſprechen werden. Es werden dann auch alle Fehler, die daran ſind, aufgedeckt ſeyn, und man wird andere, die nicht daran ſind, hinzuthun, ſo mag er ſich mit Geduld waffnen. An dieſen Reden war Bandinell ſchuld, denn der hatte bey dieſer Gelegenheit die Werke des Andrea del Verrocchio angeführt, der den ſchönen Chriſtus und St. Thomas von Erz gemacht hatte, den man an der Facade Orſanmichele ſieht, und noch andere Werke, ſogar den verwundernswürdigen David des göttlichen Michelagnolo Buonarotti, von dem er auch behauptete, er zeige ſich nur von vorn gut. Dann ſprach er von ſeinem Herkules und ſeinen unendlichen Sonetten, die daran geheftet wurden, und ſprach alles Uebel vom Volk. Der Herzog hatte ihn zu dieſen Reden veranlaßt und glaubte wirklich, die Sache werde auch ſo ablaufen, denn der neidiſche Bandinell hörte nicht auf, Uebels zu reden. So ſagte auch einmal, in der Gegenwart des Herzogs, der Schurke Bernardon, der Mäkler, nur um dem Bandinell zu ſchmeicheln: wißt, gnädiger Herr! groſſe Figuren zu machen iſt eine andere Koſt, als kleine zu arbeiten! Ich will nicht ſagen, daß er die kleinen Figürchen nicht gut gemacht habe; aber ihr werdet ſehen, die groſſe gelingt ihm nicht. Und unter dieſe hämiſchen Worte miſchte er nach ſeiner Spionenart noch andere, und häufte Lügen auf Lügen.

Nun gefiel es aber meinem glorreichen Herrn und unſterblichen Gotte, daß ich meine Statue vollendete und ſie an einem Donnerſtag ganz aufdecken konnte. Alſobald, es war noch nicht ganz Tag, vereinigte ſich eine ſolche Menge Volks, daß es nicht zu zählen war, und alle wetteiferten, das Beſte davon zu ſprechen. Der Herzog ſtand an einem niedern Fenſter des Pallaſtes, das über der Thüre war, und ſo vernahm er, halb verborgen, alles, was man ſagte. Als er nun einige Stunden zugehört hatte, ſtand er mit ſo viel Zufriedenheit und Lebhaftigkeit auf, wendete ſich zu Herrn Sforza und ſagte: Sforza! geh zu Benvenuto, und ſag ihm von meinetwegen, daß er mich mehr als ich hoffte befriedigt hat, ich will ihn auch zufrieden ſtellen, er ſoll ſich verwundern und ſag ihm, er ſoll gutes Muths ſeyn. Herr Sforza brachte mir dieſen Ruhmvollen Auftrag, wodurch ich äuſſerſt geſtärkt ward und denſelben Tag ſehr vergnügt zubrachte, weil das Volk auf mich mit Fingern wieß, und mich dem und jenem als eine neue und wunderſame Sache zeigte. Unter andern waren zwey Edelleute, die der Vicekönig von Sicilien an unſern Herzog in Geſchäften geſendet hatte. Als man mich dieſen beyden gefälligen Männern auf dem Platze zeigte, kamen ſie heftig auf mich los, und, mit ihren Mützen in der Hand, hielten ſie mir eine ſo umſtändliche Rede, die für einen Papſt zu viel geweſen wäre. Ich demüthigte mich ſo ſehr ich konnte, aber ſie deckten mich dergeſtalt zu, daß ich ſie inſtändig bat, mit mir vom Platze wegzugehn, weil die Leute bey uns ſtillſtanden und mich ſchärfer anſahen als unſern Perſeus ſelbſt. Unter dieſen Ceremonien waren ſie ſo kühn, und verlangten, ich möchte nach Sicilien kommen, da ſie mir denn einen ſolchen Contract verſprachen, mit dem ich zufrieden ſeyn ſollte. Sie ſagten mir, Johann, Bruder Angiolo, von den Serviten, habe ihnen einen Brunnen gemacht, mit vielen Figuren verziert, aber ſie ſeyen lange nicht von der Vortrefflichkeit, wie der Perſeus und er wäre dabey reich geworden. Ich ließ ſie nicht alles, was ſie ſagen wollten, vollenden, ſondern verſetzte: ich verwundere mich ſehr, daß ihr von mir verlangt, daß ich einen Herrn verlaſſen ſoll, der die Talente mehr ſchätzt, als irgend ein andrer Fürſt, der je gebohren wurde, um ſo mehr, da ich ihn in meinem Vaterlande finde, der Schule aller der gröſten Künſte. Hätte ich Luſt zu groſſen Gewinnen, ſo könnte ich in Frankreich bleiben, im Dienſte des groſſen König Franziskus, der mir tauſend Goldgülden für meinen Unterhalt gab, und dazu die Arbeit meiner ſämmtlichen Werke bezahlte, ſo daß ich mich alle Jahre über vier tauſend Goldgülden ſtand; nun bin ich aber doch weggegangen und habe den Lohn meiner Werke von vier Jahren in Paris zurückgelaſſen. Mit dieſen und andern Worten ſchnitt ich die Ceremonien durch, dankte ihnen für das groſſe Lob, das ſie mir gegeben hatten, und verſicherte ſie, das ſey die gröſte Belohnung für jeden, der ſich ernſthaft bemühe, ich ſetzte hinzu, ſie hätten meine Luſt, gut zu arbeiten, ſo vermehrt, daß ich in wenigen Jahren ein anderes Werk aufzuſtellen hoffte, mit dem ich der vortrefflichen florentiniſchen Schule noch mehr als mit dieſem zu gefallen gedächte. Die beyden Edelleute hätten gerne den Faden der Ceremonien wieder angeknüpft, aber ich mit einer Mützenbewegung und einem tiefen Bückling nahm ſogleich von ihnen Abſchied.

Auf dieſe Weiſe ließ ich zwey Tage vorübergehen, und als ich ſah, daß das große Lob immer zunahm, entſchloß ich mich meinem Herzog aufzuwarten, der mit großer Freundlichkeit zu mir ſagte: mein Benvenuto, du haſt mich und das ganze Volk zufrieden geſtellt, aber ich verſpreche dir, daß ich dich auch auf eine Weiſe befriedigen will, über welche du dich verwundern ſollſt, und ich ſage dir, der morgende Tag ſoll nicht vorübergehen. Auf dieſe herrliche Verſprechungen wendete ich alle Kräfte der Seele und des Leibes in Einem Augenblicke zu Gott, und dankte ihm aufrichtig, zugleich hörte ich meinen Herzog an, und halb weinend für Freude küßte ich ihm das Kleid und ſagte: mein glorreicher Herr, freygebig gegen alle Talente und gegen die Menſchen die ſie ausüben! Ich bitte Ew. Excellenz um gnädigen Urlaub auf acht Tage, damit ich Gott danken möge, denn ich weiß wohl wie übermäßig ich mich angeſtrengt habe, und bin überzeugt, daß mein feſter Glaube Gott zu meiner Hülfe bewogen

Des königlichen Sohnes, der voraus
Vor meinen Fahnen fliegen wird, erobert,
Wo Herzog Alba's Henker nur verheeren.
Auf meinen Knieen bitt' ich drum. Es iſt
Die erſte Bitte meines Lebens — Vater,
Vertrauen Sie mir Flandern —

Philipp

(den Infanten mit einem durchdringenden Blicke betrachtend).

Und zugleich
Mein beſtes Kriegsheer deiner Herrſchbegierde?
Das Meſſer meinem Mörder?

Karlos.

O mein Gott!
Bin ich nicht weiter, und iſt das die Frucht
Von dieſer längſt erbetnen großen Stunde?

(Nach einigem Nachdenken, mit gemildertem Ernſt.)

Antworten Sie mir ſanfter. Schicken Sie
Mich ſo nicht weg. Mit dieſer übeln Antwort
Möcht' ich nicht gern entlaſſen ſeyn, nicht gern
Entlaſſen ſeyn mit dieſem ſchweren Herzen.
Behandeln Sie mich gnädiger. Es iſt
Mein dringendes Bedürfniß, iſt mein letzter,
Verzweifelter Verſuch — ich kann's nicht faſſen,
Nicht ſtandhaft tragen wie ein Mann, daß Sie
Mir Alles, Alles, Alles ſo verweigern.
Jetzt laſſen Sie mich von ſich unerhört,
Von tauſend ſüßen Ahnungen betrogen,
Geh' ich aus Ihrem Angeſicht. — Ihr Alba
Und Ihr Domingo werden ſiegreich thronen,
Wo jetzt Ihr Kind im Staub geweint. Die Schaar

hat. Wegen dieſem und ſo manchem andern wunderbaren Beyſtand will ich acht Tage als Pilgrim auswandern und meinem unſterblichen Gott und Herrn danken, der immer demjenigen hilft, der ihn mit Wahrheit anruft.

Darauf fragte mich der Herzog, wohin ich gehen wollte? und ich verſetzte, morgen frühe will ich weggehen auf Vallombroſa zu, von da nach Camaldoli und zu den Eremiten, dann zu den Bädern der heiligen Marie und vielleicht bis Seſtile, weil ich höre, daß daſelbſt ſchöne Alterthümer ſind. Dann will ich über S. Fanceſko della Vernia zurückkehren, unter beſtändigem Danke gegen Gott, und mit dem lebhaften Wunſch Ew. Exzellenz weiter zu dienen. Darauf ſagte mir der Herzog mit heiterem Geſichte: geh und kehre zurück! Wirklich ſo gefällſt du mir, laſſe mir zwey Verſe zum Andenken und ſey unbeſorgt.

Sogleich machte ich vier Verſe, indem ich Seiner Exzellenz dankte, und gab ſie Herrn Sforza, der ſie dem Herzog in meinem Nahmen überreichte. Dieſer nahm ſie, gab ſie ſodann zurück und ſagte: lege ſie mir täglich vor die Augen! Denn wenn Benvenuto zurückkäme und ſeine Sache nicht ausgefertigt fände, ich glaube er brächte mich um. Auf dieſe ſcherzhafte Weiſe verlangte der Herzog erinnert zu werden. Dieſe beſtimmten Worte ſagte mir Herr Sforza noch ſelbigen Abend, verwunderte ſich über die große Gunſt, und ſagte mir auf eine ſehr gefällige Weiſe: Geh' Benvenuto und komme bald wieder. Ich beneide dich.

Nun gieng ich im Nahmen Gottes von Florenz weg, immer Pſalmen und Gebete zur Verherrlichung des Göttlichen Nahmens, auf der ganzen Reiſe, ſingend und ausſprechend. Auf dem Wege hatte ich das größte Vergnügen, denn es war die ſchönſte Sommerzeit und die Ausſicht in ein Land, wo ich nie geweſen war, ſchien mir ſo ſchön, daß ich erſtaunte und mich ergötzte. Zum Führer hatte ich einen jungen Mann aus meiner Werkſtatt mitgenommen, der von Bagno war und Cäſar hieß, von deſſen Eltern ich auf das freundſchaftlichſte aufgenommen ward. Unter andern war ein alter Mann in der Familie, über ſiebzig Jahre, vom gefälligſten Weſen, ein Oheim des gedachten Cäſars, eine Art von chirurgiſchem Arzt, der ein wenig nach der Alchimie hinzielte. Dieſer Mann zeigte mir, daß die Gegend Minen von Gold und Silber habe; er ließ mich viele ſchöne Sachen des Landes ſehen, ſo daß ich daran ein großes Vergnügen hatte. Als er nun auf dieſe Weiſe mit mir bekannt geworden war, ſagte er unter andern eines Tages zu mir: Ich will euch einen Gedanken nicht verhelen, woraus was ſehr nützliches entſtehen könnte, wenn Seine Excellenz darauf hören wollte. Nämlich in der Gegend von Camaldoli iſt ein ſo verdecktes Paß, daß Peter Strozzi nicht allein ſicher durchkommen, ſondern auch Poppi ohne Widerſtand wegnehmen könnte. Als er mir die Sache mit Worten erklärt hatte, zog er ein Blatt aus der Taſche, worauf der gute Alte die ganze Gegend dergeſtalt gezeichnet hatte, daß man die groſſe Gefahr ſehr wohl ſehen und deutlich erkennen konnte. Ich nahm die Zeichnung und ging ſogleich von Bagno weg, nahm meinen Weg über Prato Magno und über St. Franceſko della Vernia, und ſo kam ich nach Florenz zurück. Ohne Verweilen, nur daß ich die Stiefeln auszog, ging ich nach dem Pallaſte, und begegnete dem Herzog bey der Abtey, der eben aus dem Pallaſt des Poteſta zurückkehrte. Als er mich ſah, empfing er mich aufs freundlichſte, doch mit ein wenig Verwunderung, und ſagte: Warum biſt du ſo geſchwind zurückgekommen? ich erwartete dich noch nicht in acht Tagen. Darauf verſetzte ich, zum Dienſt Ew. Excellenz bin ich zurückgekehrt, denn gern wäre ich noch mehrere Tage in jenen ſchönen Gegenden geblieben. Und was Gutes bringſt du denn, bey deiner ſchnellen Wiederkehr? ſagte der Herzog. Darauf verſetzte ich: mein Herr, es iſt nöthig, daß ich euch Dinge von großer Bedeutung ſage und vorzeige, und ſo ging ich mit ihm nach dem Pallaſt, daſelbſt führte er mich in ein Zimmer, wo wir allein waren. Ich ſagte ihm alles und ließ ihm die wenige Zeichnung ſehen, und es ſchien ihm angenehm zu ſeyn. Darauf ſagte ich zu Seiner Excellenz, es ſey nöthig, einer Sache von ſolcher Wichtigkeit bald abzuhelfen. Der Herzog dachte darauf ein wenig nach und ſagte: Wiſſe, daß wir mit dem Herzog von Urbino einig ſind, der nun ſelbſt dafür ſorgen mag; aber behalte das bey dir. Und ſo kehrte ich mit großen Zeichen ſeiner Gnade wieder nach Hauſe.

Den andern Tag ließ ich mich wieder ſehen, und der Herzog, nachdem er ein wenig geſprochen hatte, ſagte mit Heiterkeit: morgen ganz gewiß ſoll deine Sache ausgefertigt werden, deßwegen ſey gutes Muths. Ich hielt es nun für gewiß, und erwartete den andern Tag mit großem Verlangen. Der Tag kam, ich ging nach dem Pallaſt, und wie es gewöhnlich iſt, daß man böſe Neuigkeiten früher als die guten erfährt, ſo rief mich Herr Jacob Guidi, Secretair Seiner Excellenz, mit ſeinem ſchiefen Maule und ſtolzem Ton, dabey zog er ſich auf ſich zurük, ſtand wie angepfählt und wie ein erſtarrter Menſch, dann fing er an folgendermaßen zu reden: Der Herzog ſagt, er wolle von dir wiſſen, was du für deinen Perſeus verlangſt. Ich ſtand erſtaunt und erſchroken, und antwortete ſogleich: es ſey meine Art nicht, den Preiß meiner Arbeiten zu beſtimmen; Seine Excellenz habe mir vor zwey Tagen ganz was anders verſprochen. Sogleich ſagte mir der Menſch, mit noch ſtärkerer Stimme: ich befehle dir ausdrüklich von Seiten des Herzogs, daß du mir ſagſt was du verlangſt, bey Strafe völlig in Ungnade Seiner Excellenz zu fallen. Ich hatte mir geſchmeichelt, bey den großen Liebkoſungen, die mir der Herzog erzeigt hatte, nicht ſowohl etwas zu gewinnen, ſondern ich hoffte nur ſeine ganze Gnade erlangt zu haben. Nun kam ich über das unerwartete Betragen dergeſtalt in Wuth, und beſonders, daß mir die Botſchaft durch dieſe giftige Kröte, nach ihrer Weiſe, vorgetragen wurde, und antwortete ſogleich: wenn der Herzog mir zehntauſend Scudi gäbe, ſo würde er mir die Statue nicht bezahlen, und wenn ich geglaubt hätte, auf ſolche Weiſe behandelt zu werden, ſo wäre ich nie geblieben. Sogleich ſagte mir der verdrießliche Menſch eine Menge ſchimpflicher Worte, und ich that deßgleichen. Den andern Tag wartete ich dem Herzog auf, er winkte mir und ich näherte mich. Darauf ſagte er zornig: die Städte und großen Palläſte der Fürſten und Könige bauet man mit zehntauſend Ducaten. Darauf antwortete ich ſchnell, indem ich das Haupt neigte: Seine Excellenz würde ſehr viele Menſchen finden, die ihr Städte und Palläſte zu vollenden verſtünden, aber Statuen wie der Perſeus möchte vielleicht niemand in der Welt ſo zu machen im Stande ſeyn. Sogleich ging ich weg, ohne noch was weiter zu ſagen und zu thun.

Wenige Tage darauf ließ mich die Herzogin rufen und ſagte mir: ich ſolle den Zwiſt, den ich mit dem Herzog habe, ihr überlaſſen, denn ſie glaube etwas thun zu können, womit ich zufrieden ſeyn würde. Auf dieſe gütigen Worte antwortete ich, daß ich nie eine größere Belohnung meiner Mühe verlangt hätte, als die Gnade des Herzogs, Seine Excellenz habe mir ſie zugeſichert, und es ſey nicht nöthig erſt gegenwärtig mich ihnen beyderſeits gänzlich zu überlaſſen, da ich es, von der erſten Zeit meines Dienſtes an, mit aller Freundlichkeit ſchon gethan habe. Dann ſetzte ich hinzu: wenn Seine Erzellenz mir nur für meine Arbeit ein Gnadenzeichen gäben, das nur fünf Pfennige werth wäre, ſo würde ich vergnügt und zufrieden ſeyn, wenn ich mich dabey nur ihrer Gnade verſichern könnte. Darauf ſagte mir die Herzogin lächelnd:

du würdeſt am beſten thun, wenn du meinem Rathe folgteſt. Sogleich wendete ſie mir den Rücken und ging hinweg.

Ich dachte mein beſtes gethan zu haben, indem ich ſo demüthige Worte brauchte: denn ob ſie gleich vorher ein wenig über mich gezürnt hatte, ſo war ihr doch eine gewiſſe gute Art zu handeln eigen. Aber die Sache nahm für mich leider eine ſchlimme Wendung. Ich war zu der Zeit ſehr vertraut mit Hieronimus Albicci, Vorgeſetzten der Truppen des Herzogs, der mir eines Tages unter andern ſagte: O Benvenuto! es wäre doch gut, die kleine Differenz, die du mit dem Herzog haſt, ins gleiche zu bringen. Hätteſt du Vertrauen in mich, ſo glaubte ich wohl damit fertig zu werden, denn ich weiß, was ich ſage. Wird der Herzog wirklich einmal böſe, ſo wirſt du dich dabey ſehr übel befinden; das ſey dir genug, ich kann dir nicht alles ſagen. Nun hatte mich vorher ſchon wieder ein Schalk gegen die Herzogin mißtrauiſch gemacht, denn er erzählte mir, er habe ſie bey irgend einer Gelegenheit ſagen hören: er will ja für weniger als zwey Pfennige den Perſeus wegwerfen, und damit wird der ganze Streit geendigt ſeyn.

Wegen dieſes Verdachtes ſagte ich Herrn Albicci: ich überlaſſe ihm alles, und ich würde mit dem was er thue, völlig zufrieden ſeyn, wenn ich nur in der Gnade des Herzogs bliebe. Dieſer Ehrenmann, der ſich recht gut auf die Soldatenkunſt verſtand, beſonders aber auf die Anführung leichter Truppen, das alles rohe Menſchen ſind, hatte keine Luſt an der Bildhauerey, und verſtand auch deswegen nicht das mindeſte davon. Als er nun mit dem Herzog ſprach: ſagte er: Benvenuto hat ſich mir ganz überlaſſen und mich gebeten, ich ſolle ihn Ew. Excellenz empfehlen. Darauf ſagte der Herzog, auch ich will euch die Entſcheidung übertragen, und mit allem was ihr beſtimmt, zufrieden ſeyn. Darauf machte Herr Hieronymus einen Aufſatz, der ſehr gut und zu meinen Gunſten geſchrieben war, und beſtimmte: der Herzog ſolle mir dreytauſend fünfhundert Goldgülden reichen laſſen, wodurch zwar ein ſolches Werk nicht völlig bezahlt, aber doch einigermaſſen für meinen Unterhalt geſorgt wäre, und womit ich zufrieden ſeyn könnte. Es waren noch viele Worte hinzugefügt, die ſich alle auf dieſen Preis bezogen. Dieſen Aufſatz unterſchrieb der Herzog ſo gern, als ich übel damit zufrieden war. Als es die Herzogin vernahm, ſagte ſie: es wäre beſſer für den armen Mann geweſen, wenn er ſich auf mich verlaſſen hätte, ich würde ihm wenigſtens fünftauſend Goldgülden verſchaft haben, und dieſelbigen Worte ſagte ſie mir eines Tages, als ich in den Pallaſt kam, in Gegenwart des Herrn Alamanni Salviati; ſie lachte mich aus und ſagte: das Uebel, das mir begegne, treffe mich mit Recht.

Der Herzog hatte befohlen, mir ſollten hundert Goldgülden monatlich bezahlt werden, nachher fing Herr Antonio de Nobili, der gedachten Auftrag hatte, mir nur funfzig zu zahlen an, und dann gab er mir nur manchmal fünfundzwanzig, manchmal auch gar nichts. Da ich nun ſahe daß ich ſo hingehalten ward, wendete ich mich aufs höflichſte an ihn und bat ihn, mir die Urſache zu ſagen, warum er die Zahlung nicht vollendete? Er antwortete mir ſehr gütig, und es ſchien mir, daß er ſich gar zu weit herauslieſſe, denn er ſagte: er könne die Zahlung nicht regelmäßig fortſetzen, weil man im Pallaſt nicht zum beſten mit Geld verſehen ſey, er verſpreche aber, daß er mich bezahlen wolle, ſobald er Geld erhalte. Dann ſetzte er hinzu: ich müßte ein großer Schelm ſeyn, wenn ich dich nicht bezahlte. Ich verwunderte mich, ein ſolches Wort von ihm zu hören, und hoffte nun, ich würde mich ſobald als möglich befriedigt ſehen. Allein es erfolgte gerade das Gegentheil, und da ich mich ſo aufziehen ſah, erzürnte ich mich mit ihm, und ſagte ihm kühne und heftige Worte, und erinnerte ihn an ſeine eigne Ausdrücke. Indeſſen ſtarb er, und man blieb mir fünfhundert Goldgülden ſchuldig, bis heute da wir nahe am Endes des Jahres 1566 ſind.

Auch war ein Theil meiner Beſoldung rückſtändig geblieben, und ich dachte nicht dieſen Reſt jemals zu erhalten, denn es waren ſchon drey Jahre verfloſſen. Aber der Herzog fiel in eine gefährliche Krankheit, und konnte in acht und vierzig Stunden das Waſſer nicht laſſen. Als er nun merkte, daß ihm die Aerzte mit ihren Mitteln nicht helfen konnten, wendete er ſich vielleicht zu Gott, und beſchloß, daß jeder ſeinen Rückſtand erhalten ſolle, da wurde ich denn auch bezahlt, aber für meinen Perſeus erhielt ich nicht die ganze Summe.

Faſt hatte ich mir vorgeſetzt, dem Leſer von meinem unglücklichen Perſeus nichts mehr zu erzählen, doch kann ich einen merkwürdigen Umſtand nicht verſchweigen, und nehme daher den Faden ein wenig rückwärts wieder auf. Damals, als ich mit der Herzogin ſprach, und mit aller Demuth zu erkennen gab, daß ich mit allem zufrieden ſeyn wolle, was der Herzog mir geben würde, hatte ich die Abſicht, mich wieder allmählich in Gunſt zu ſetzen, und bey dieſer Gelegenheit den Herzog einigermaßen zu beſänftigen. Denn wenige Tage vorher, ehe Albicci den Accord machte, hatte ſich der Herzog heftig über mich erzürnt. Denn als ich mich bey Ihrer Excellenz über die äuſſerſt ſchlechte Behandlung beklagte, die ich von Alfonſo Quiſtello, Herrn Jacob Polverino, dem Fiskal, und beſonders von Baptiſta Bandini von Volterra dulten mußte, und mit einiger Leidenſchaft meine Gründe vortrug, ſah ich den Herzog in ſo großen Zorn gerathen, als man ſich denken kann, er ſagte mir dabey: das iſt ein Fall wie mit deinem Perſeus, für den du mir zehentauſend Scudi gefordert haſt, du biſt zu ſehr auf deinen Vortheil bedacht, ich will die Statue ſchätzen laſſen, und was man recht findet, ſollſt du haben. Hierauf antwortete ich ein wenig zu kühn und halb erzürnt, wie man ſich gegen große Herren nicht betragen ſoll: wie wäre es möglich, daß mein Werk nach ſeinem Werth geſchätzt würde, da gegenwärtig niemand in Florenz iſt, der ein gleiches machen kann. Darauf ward der Herzog noch zorniger und ſagte mir viele heftige Worte, unter andern rief er aus: ja es iſt gegenwärtig ein Mann in Florenz, der ein ſolches Werk machen könnte, und deswegen wird er es auch zu beurtheilen wiſſen! Er meinte den Bandinell, Cavalier von S. Jacob. Darauf verſetzte ich: Ew. Excellenz hat mich in den Stand geſetzt, in der größten Schule der Welt ein großes und ſchweres Werk zu vollenden, das mir mehr gelobt worden iſt als irgend eins das jemals in dieſer göttlichen Schule aufgedeckt worden, und was mir am meiſten ſchmeichelte war, daß die trefflichen Männer, die von der Kunſt ſind und ſich darauf verſtehen, wie z. B. Bronzino der Mahler, mir allen Beyfall gaben. Dieſer treffliche Mann bemühte ſich und machte mir vier Sonette, worinn er die edelſten und herrlichſten Worte ſagte, die man nur ausdrücken kann, und eben dieſer wunderſame Mann war ſchuld, daß die ganze Stadt ſo ſehr in Bewegung kam. Freylich wenn ſich dieſer Mann ſo gut mit der Bildhauerkunſt als der Mahlerey abgäbe, ſo würde er vielleicht ein ſolches Werk vollenden können. Auch geſtehe ich Ew. Excellenz, daß mein Meiſter Michel Agnolo Buonarotti, als er jünger war, gleichfalls ein ähnliches gemacht hatte, aber nicht mit weniger Anſtrengung als ich ſelbſt; nun aber, da er ſehr alt iſt, wird ihm eine ſolche Arbeit gewiß nicht gelingen; ſo daß ich gewiß überzeugt bin, daß zu unſerer Zeit niemand bekannt ſey, der ſie ausführen könne. Nun hat meine Arbeit den größten Lohn erhalten, den ich in der Welt erlangen kann, beſonders da Ew. Excellenz ſich davon ſo zufrieden zeigten und mir ſie mehr als ein

Der Höflinge, die bebende Grandezza,
Der Mönche ſünderbleiche Zunft war Zeuge,
Als Sie mir feierlich Gehör geſchenkt.
Beſchämen Sie mich nicht! So tödtlich, Vater,
Verwunden Sie mich nicht, dem frechen Hohn
Des Hofgeſindes ſchimpflich mich zu opfern,
Daß Fremdlinge von Ihrer Gnade ſchwelgen,
Ihr Karlos nichts erbitten kann. Zum Pfande,
Daß Sie mich ehren wollen, ſchicken Sie
Mich mit dem Heer nach Flandern.

Philipp.

Wiederhole
Dies Wort nicht mehr, bei deines Königs Zorn.

Karlos.

Ich wage meines Königs Zorn und bitte
Zum letzten Mal — Vertrauen Sie mir Flandern.
Ich ſoll und muß aus Spanien. Mein Hierſeyn
Iſt Athemholen unter Henkershand —
Schwer liegt der Himmel zu Madrid auf mir,
Wie das Bewußtſeyn eines Mords. Nur ſchnelle
Veränderung des Himmels kann mich heilen.
Wenn Sie mich retten wollen — ſchicken Sie
Mich ungeſäumt nach Flandern.

Philipp (mit erzwungener Gelaſſenheit).

Solche Kranke
Wie du, mein Sohn, verlangen gute Pflege
Und wohnen unter'm Aug' des Arzts. Du bleibſt
In Spanien; der Herzog geht nach Flandern.

Karlos (außer ſich).

O jetzt umringt mich, gute Geiſter —

andrer lobten; was konnte ich für eine gröſſere und ehrenvollere Belohnung verlangen? Gewiß, Ew. Excellenz konnte mir ſie nicht mit einer herrlichern Münze bezahlen. Denn keine Art von Schatz kann ſich mit dieſem vergleichen: ſo bin ich überflüſſig belohnt, und ich danke Ew. Excellenz dafür von Herzen.

Darauf antwortete der Herzog: du denkſt nicht, daß ich reich genug bin dich zu bezahlen, aber ich ſage dir, du ſollſt mehr haben als ſie werth iſt. Darauf verſetzte ich: ich dachte an keine andere Belohnung als die mir Ew. Excellenz und die Schule ſchon gegeben haben, und nun will ich mit Gott fortgehen, ohne das Haus jemals wieder zu betreten, das Ew. Excellenz mir ſchenkte, und ich will nicht denken jemals Florenz wieder zu ſehen.

Wir waren eben bey S. Felice, denn der Herzog ging nach dem Pallaſte zurück, und auf meine heftigen Worte wendete er ſich ſchnell in großem Zorn gegen mich um und ſagte: du gehſt nicht weg! hüte dich wohl wegzugehen! Halb erſchrocken begleitete ich ihn nach dem Pallaſt, dort gab er dem Erzbiſchoff von Piſa Bartholini, und Herrn Pandolfo della Stuffa den Auftrag, ſie ſollten Baccio Bandinelli von ſeinetwegen ſagen, er möge meinen Perſeus wohl betrachten und das Werk ſchätzen, denn der Herzog wolle mir den rechten Preiß bezahlen. Dieſe beyden wackern Männer gingen ſogleich zum Badinell und verrichteten ihren Auftrag. Er wußte ſehr gut was ſie werth war, aber weil er mit mir über vergangene Dinge erzürnt war, ſo wollte er ſich in meine Angelegenheiten auf keine Weiſe miſchen. Darauf fügten die beyden Edelleute hinzu: der Herzog hat uns geſagt, daß er bey Strafe ſeiner Ungnade euch befiehlt, ihm den Preiß zu beſtimmen. Wollt ihr zwey, drey Tage, um ſie recht zu betrachten, ſo nehmt euch die Zeit und dann ſagt uns, was die Arbeit verdiene. Darauf antwortete jener: er habe ſie genug betrachtet und wolle gern den Befehlen des Herzogs gehorchen, das Werk ſey reich und ſchön gerathen, ſo daß es wohl ſechzehntauſend Goldgülden und mehr werth ſeye. Dieſe Worte hinterbrachten ſogleich die guten Edelleute dem Herzog, welcher ſich ſehr darüber erzürnte, auch ſagten ſie mir es wieder, worauf ich antwortete, daß ich auf keine Weiſe das Lob des Bandinells annehmen wolle, da er nur übels von jedermann ſpreche. Dieſe meine Worte ſagte man dem Herzog wieder, und deßhalb verlangte die Herzogin, daß ich ihr die Sache überlaſſen ſollte. Das iſt nun alles die reine Wahrheit, genug, ich hätte beſſer gethan die Herzogin walten zu laſſen, denn ich wäre in kurzem bezahlt geweſen, und hätte einen gröſſern Lohn empfangen.

Der Herzog ließ mir durch Herrn Celio Torelli ſeinen Auditor ſagen: er verlange, daß ich gewiſſe Geſchichten, in halb erhobener Arbeit von Erz, rings um den Chor von Santa Maria del Fiore verfertigen ſolle. Weil aber dieſer Chor ein Unternehmen des Bandinells war, ſo wollte ich ſein Zeug nicht durch meine Bemühungen bereichern. Zwar hatte er ſelbſt die Zeichnung dazu nicht gemacht, denn er verſtand nichts in der Welt von Architectur, vielmehr war der Riß von Julian di Baccio d'Agnolo, dem Zimmermann, der die Kuppel verdarb. Genug, es iſt nicht die mindeſte Kunſt daran. Aus dieſer doppelten Urſache wollte ich das Werk nicht machen, doch hatte ich immer auf das ergebenſte dem Herzog verſichert, daß ich alles thun würde, was Seine Excellenz mir befehle. Nun hatte der Herzog den Werkmeiſtern von Santa Maria del Fiore befohlen, ſie ſollten mit mir übereinkommen, er wolle mir eine Beſoldung von zweyhundert Scudi des Jahrs geben, und meine Arbeit ſollten ſie mir aus der Baukaſſe bezahlen. So erſchien ich vor gedachten Werkmeiſtern, welche mir den erhaltenen Befehl bekannt machten. Da ich nun glaubte meine Gründe ihnen ſicher vorlegen zu können, zeigte ich ihnen, daß ſo viele Geſchichten von Erz eine große Ausgabe machen würden, die völlig weggeworfen wäre, dabey führte ich meine Urſachen an, welche ſie alle ſehr wohl begriffen. Die erſte war, die Zeichnung des Chors ſey ganz falſch und ohne die mindeſte Vernunft gemacht, man ſehe weder Kunſt noch Bequemlichkeit, weder Anmuth noch Proportion daran. Die zweyte Urſache war, weil gedachte Geſchichten ſo niedrig zu ſtehen kämen, daß ſie unter dem Auge blieben, von Hunden beſudelt und immer von Staub und allem Unrath voll ſeyn würden, deswegen wollte ich ſie nicht machen, denn ich möchte nicht gern den Ueberreſt meiner beſten Jahre wegwerfen und dabey ſeiner Excellenz nicht dienen, da ich ihr doch ſo ſehr zu gefallen und zu dienen wünſche. Wenn aber der Herzog mir etwas wolle zu thun geben, ſo möchte er mich die Mittelthüre von Santa Maria del Fiore machen laſſen; dieſes Werk würde geſehen werden und Seiner Excellenz zu gröſſerm Ruhme gereichen. Ich wollte mich durch einen Contract verbinden, daß wenn ich ſie nicht beſſer machte als die ſchönſte Thüre von Sanct Johann, ſo verlange ich nichts für meine Arbeit, wenn ich aber ſie nach meinem Verſprechen vollendete, ſo wäre ich zufrieden, daß man ſie ſchätzen laſſe, und man ſolle mir alsdann tauſend Scudi weniger geben als ſie von Kunſtverſtändigen geſchätzt würde.

Denen Bauherrn gefiel mein Vorſchlag ſehr wohl, und ſie gingen, um mit dem Herzog zu reden, unter andern Peter Salviati, der dem Herzog das Angenehmſte zu ſagen glaubte, es war aber gerade das Gegentheil, denn dieſer verſetzte: ich wolle nur immer das nicht thun, was er verlange. Und ſo ging Herr Peter weg, ohne daß etwas entſchieden worden wäre.

Als ich das vernahm, ſuchte ich ſchnell den Herzog auf, der einigermaßen über mich erzürnt ſchien. Ich bat ihn nur, daß er mich anhören möchte und er verſprach mirs. So fing ich umſtändlich an, und zeigte ihm die Reinheit der Sache mit ſo viel Gründen, und daß eine große Ausgabe nur würde weggeworfen ſeyn, daß ich ihn endlich beſänftigt hatte. Dann ſetzte ich hinzu: wenn es Seiner Excellenz nicht gefalle, daß gedachte Thüre gemacht würde, ſo gebrauche man in jenem Chor zwey Kanzeln, das zwey große Werke ſeyen und Seiner Excellenz zum Ruhm gereichen würden. Ich wolle daran eine Menge Geſchichten, in erhabner Arbeit, von Erz, verfertigen und viele Zierrathen anbringen; dergeſtalt erweichte ich ihn, und er trug mir auf, Modelle zu machen. Ich machte deren verſchiedene, mit der äuſſerſten Anſtrengung, unter andern eins, zu acht Seiten, mit mehr Fleiß als die andern, und es ſchien mir viel bequemer zu dem Dienſte, wozu es beſtimmt war. Ich hatte ſie oft in den Pallaſt getragen, und der Herzog ließ mir durch ſeinen Cämmerer ſagen, ich ſollte ſie da laſſen. Nachdem ſie der Herzog geſehen, bemerkte ich wohl, daß Seine Excellenz nicht das beſte gewählt hatte. Eines Tages ließ er mich rufen, und im Geſpräch über die Modelle zeigte ich mit vielen Gründen, daß das zu acht Seiten das bequemſte zum Dienſt und das ſchönſte zur Anſicht ſey. Der Herzog antwortete mir: daß es ihm zu vier Seiten beſſer gefalle, und daß er es ſo haben wolle, und ſprach lange auf eine freundliche Weiſe mit mir. Ich that alles was mir möglich war um die Kunſt zu vertheidigen. Ob nun der Herzog einſah daß ich wahr redete und es doch auf ſeine Art wollte gemacht haben, weiß ich nicht; genug, es verging viel Zeit, daß mir nichts weiter geſagt wurde.

Zu dieſer Zeit hatte man den großen Marmor, woraus nachher der Neptun gemacht wurde, auf dem Arno hergebracht, man fuhr ihn ſodann auf den Weg nach Poccio zu Kajano, um ihn beſſer auf der flachen Straſſe nach Florenz zu bringen, und ich ging ihn zu beſehen, und ob ich gleich gewiß wußte, daß die Herzogin, aus ganz beſonderer Gunſt, ihn dem Cavalier Bandinell zugedacht hatte, ſo jammerte mich doch der arme, unglückliche Marmor, und ich hatte die beſten Abſichten für ihn. Denke nur aber niemand irgend einer Sache, die unter der Herrſchaft eines böſen Geſchicks liegt, auf irgend eine Weiſe zu Hülfe zu kommen; denn wenn er ſie auch aus einem offenbaren Uebel errettet, ſo wird ſie doch in ein viel ſchlimmeres fallen, ſo wie dieſer Marmor in die Hände des Bartholomäus Ammanati kam, wie ich zu ſeiner Zeit wahrhaft erzählen werde. Als ich nun den ſchönen Marmor geſehen hatte, nahm ich ſogleich ſeine Höhe und ſeine Stärke nach allen Seiten, und kehrte nach Florenz zurück, wo ich verſchiedene zweckmäßige Modelle machte, dann ging ich auf die Höhe von Kajano, wo ſich der Herzog und die Herzogin mit dem Prinzen ihrem Sohn befanden, ſie waren ſämtlich bey Tafel, iene aber ſpeißten allein und ich ſuchte dieſen zu unterhalten. Da ich eine ganze Weile mit dem Prinzen geſprochen hatte, hörte mich der Herzog, der in einem benachbarten Zimmer ſaß und ließ mich, mit ſehr günſtigen Ausdrücken, rufen. Als ich in ihre Gegenwart kam, fing die Herzogin mit vielen gefälligen Worten an, mit mir zu reden, und ich leitete nach und nach das Geſpräch auf den ſehr ſchönen Marmor, den ich geſehen hatte, und ſagte: wie Ihre Vorfahren dieſe edelſte Schule nur dadurch ſo vollkommen gemacht hätten, daß ſie den Wetteifer aller Künſtler unter einander zu erregen gewußt; auf dieſe Weiſe ſey die wunderſame Kuppel und die ſchönen Thüren von S. Johann, und ſo viel andere ſchöne Tempel und Statuen fertig, und Ihre Stadt durch Talente ſo berühmt werden, als ſeit den alten keine bisher geweſen. Sogleich ſagte die Herzogin mit Verdruß; ſie wiſſe recht gut alles was ich ſagen wolle, ich ſolle in ihrer Gegenwart nicht mehr von dem Marmor ſprechen, denn ich mache ihr Verdruß. Ich aber verſetzte: alſo mache ich Euch Verdruß, weil ich vor Ew. Excellenz beſorgt bin, und alles bedenke, damit Sie beſſer bedient ſeyn mögen. Beherzigt nur, gnädige Frau! wenn Ew. Excellenzen zufrieden wären, daß jeder ein Modell des Neptuns machte, wenn ihr auch ſchon entſchloſſen ſeyd, daß Bandinell denſelben machen ſoll, ſo würde dieſer, um ſeiner Ehre willen, mit gröſſerm Fleiße arbeiten, ein ſchönes Modell hervorzubringen, als wenn er weiß, daß er keine Mitwerber hat. Auf dieſe Weiſe werdet ihr beſſer bedient ſeyn, und der treflichen Schule den Muth nicht nehmen, und ihr werdet ſehen, wer nach dem Guten ſtrebt; ich meyne nach der ſchönen Art dieſer wunderſamen Kunſt, und ihr werdet zeigen, daß ihr euch daran ergötzt und ſie verſteht. Darauf ſagte die Herzogin in großem Zorne: meine Worte ſeyen umſonſt, ſie wolle daß Bandinell den Marmor haben ſolle. Frage den Herzog, ſetzte ſie hinzu, ob dies nicht auch ſein Wille ſey? Darauf ſagte der Herzog, der bisher immer ſtill geweſen war: Es ſind zwanzig Jahre, daß ich dieſen ſchönen Marmor ausdrücklich für Bandinell brechen ließ, und ſo will ich auch, daß er ihn haben und darin arbeiten ſoll. Sogleich wendete ich mich zum Herzog und ſagte: ich bitte Ew. Excellenz, mir die Gnade zu erzeigen, daß ich nur wenige Worte zu Ihrem eignen Vortheil ſage. Der Herzog verſetzte: ich ſolle ſagen was ich wolle, er werde mich anhören. Darauf fuhr ich fort: wiſſet, mein Herr, der Marmor, woraus Bandinell ſeinen Herkules und Kakus machte, ward für den fürtreflichen Michelagnolo Buonarotti gebrochen, der das Modell eines Simſons mit vier Figuren gemacht hatte, wornach er das ſchönſte Werk der Welt ausgearbeitet hätte, und Bandinell brachte nur zwey einzige Figuren heraus, übel gebildet und geflickt, deswegen ſchreyt die trefliche Schule noch über das große Unrecht, das man jenem Marmor angethan, ich glaube, daß mehr als tauſend Sonetten zur Schmach dieſer ſchlechten Arbeit angeſchlagen worden, und ich weiß, daß Ew. Excellenz dieſes Vorfalls ſich ſehr gut erinnert, deswegen, mein treflicher Herr, wenn die Männer, denen das Geſchäft aufgetragen war, ſo unweiſe handelten, dem Michelagnolo ſeinen ſchönen Marmor zu nehmen, und ihn dem Bandinell zu geben, der ihn verdarb, wie man ſieht; könntet ihr jemals ertragen, daß dieſer viel ſchönere Marmor, ob er gleich dem Bandinell zugedacht iſt, von ihm verderben werde? und wolltet ihr ihn nicht lieber einem andern geſchickten Manne geben, der ihn zu eurem Vergnügen bearbeitet? Laßt, mein Herr, einen jeden der will, ein Modell machen, laßt ſie vor der Schule ſämtlich aufſtellen! Ew. Excellenz wird hören, was man ſagt, und mit ihrem richtigen Urtheil das beſte wählen. Auf dieſe Weiſe werft ihr euer Geld nicht weg, und nehmt einer ſo treflichen Schule nicht den Muth auf dem Wege der Kunſt; einer Schule, die jezt einzig auf der Welt iſt, und Ew. Excellenz zum größten Ruhm gereicht. Als der Herzog mich gütigſt angehört hatte, ſtand er ſogleich von Tafel auf, wendete ſich zu mir und ſagte: Gehe, mein Benvenuto, gewinne dir den ſchönen Marmor, denn du ſagſt mir die Wahrheit und ich erkenne ſie. Die Herzogin drohte mir mit dem Kopfe und murmelte, erzürnt, ich weiß nicht was. Ich beurlaubte mich und kehrte nach Florenz zurück, und es ſchienen mir tauſend Jahre ehe ich die Hand an das Modell legen konnte.

Als der Herzog nach Florenz zurückkehrte, kam er, ohne mich etwas wiſſen zu laſſen, in meine Wohnung, wo ich ihm zwey Modelle zeigte, die beyde von einander unterſchieden waren. Er lobte ſie, doch ſagte er mir, das eine gefalle ihm beſſer als das andere, und dieſes, womit er zufrieden ſey, ſolle ich nun ausarbeiten, es werde mein Vortheil ſeyn.

Seine Excellenz hatten ſchon dasjenige geſehen, was Bandinell gemacht hatte, und auch die Modelle einiger andern, und doch lobte er meines vor allen, wie mir viele ſeiner Hofleute ſagten, die es gehört hatten. Unter andern merkwürdigen Nachrichten über dieſe Sache iſt aber folgende von großem Werth. Es kam nämlich der Cardinal Santa Fiore nach Florenz, der Herzog führte ihn auf die Höhe nach Kajano, und als der Kardinal unterwegs gedachten Marmor erblickte, lobte er ihn ſehr, und fragte, wem er zur Arbeit beſtimmt ſey. Der Herzog antwortete ſogleich: meinem Benvenuto, der ein ſehr ſchönes Modell dazu gemacht hat. Dieſe Rede ward mir vo glaubwürdigen Leuten hinterbracht. Deshalb ging ich di Herzogin aufzuſuchen, und brachte ihr einige angenehm Kleinigkeiten meiner Kunſt, welche ſie ſehr gut aufnahm dann fragte ſie, was ich arbeite? Darauf verſetzte ich gnädige Frau, ich habe, zum Vergnügen, eine der ſchwer ſten Arbeiten in der Welt unternommen, ein Cruzifix von dem weiſſeſten Marmor, auf einem Kreutze von den ſchwärzeſten, ſo groß als ein lebendiger Menſch. Sogleic fragte ſie mich, was ich damit machen wolle? Ich abe verſetzte: wiſſet, gnädige Frau, daß ich es nicht für zwey tauſend Goldgülden hingäbe, denn ſo hat wohl eine Ar beit niemals einem Menſchen zu ſchaffen gemacht, auc hätte ich mich niemals unterſtanden, ſie für irgend eine Herrn zu unternehmen, aus Furcht damit in Schande zu gerathen, deswegen habe ich mir den Marmor für mein Geld gekauft, und einen Arbeiter zwey Jahre gehalten, der mir helfen mußte, und wenn ich alles rechne, Marmor und Eiſen, beſonders da der Stein hart iſt, dazu das Arbeitslohn, ſo kommt er mich über dreyhunder Scudi zu ſtehen, ſo daß ich ihn nicht für zweytauſend Goldgülden geben möchte. Wenn aber Ew. Excellenz mir die erlaubteſte Gnade erzeigen will, ſo mache ich Ihnen gern damit ein reines Geſchenk, nur bitte ich, daß Sie mir, bey Gelegenheit der Modelle die zum Neptun befohlen ſind, weder Gunſt noch Ungunſt erzeigen. Darauf ſagte ſie zornig: alſo ſchätzeſt du weder meine Hülfe noch meinen Widerſtand? Ich antwortete: ja, gnädige

Philipp (der einen Schritt zurücktritt).
Halt!
Was wollen dieſe Mienen ſagen?
Karlos (mit ſchwankender Stimme).
Vater,
Unwiderruflich bleibt's bei der Entſcheidung?
Philipp.
Sie kam vom König.
Karlos.
Mein Geſchäft iſt aus.
(Geht ab mit heftiger Bewegung.)

Dritter Auftritt.

Philipp bleibt eine Zeitlang in düſtres Nachdenken verſunken ſtehen — endlich geht er einige Schritte im Saale auf und nieder. **Alba** nähert ſich verlegen.

Philipp.
Seyd jede Stunde des Befehls gewärtig,
Nach Brüſſel abzugehen.
Alba.
Alles ſteht
Bereit, mein König.
Philipp.
Eure Vollmacht liegt
Verſiegelt ſchon im Kabinet. Indeſſen
Nehmt euern Urlaub von der Königin,
Und zeiget euch zum Abſchied dem Infanten.

Frau, ich weiß ſie zu ſchätzen, denn ich biete Ihnen ein Werk an, das ich zweytauſend Goldgülden werth halte, aber ich verlaſſe mich zugleich auf meine mühſamen und kunſtmäßigen Studien, womit ich die Palmen zu erringen gedenke, und wenn der große Michelagnolo Buonarotti ſelbſt gegenwärtig wäre, von welchem und von ſonſt niemanden ich das was ich weiß erlernt habe. Ja, es wäre mir lieber, daß der, der ſo viel verſteht, ein Modell machte, als die welche nur wenig wiſſen, denn durch den Wetteifer mit meinem großen Meiſter könnte ich gewinnen, damit den andern nichts zu gewinnen iſt. Als ich ausgeſprochen hatte, ſtand ſie halb erzürnt auf, und ich kehrte an meine Arbeit zurück, und ſuchte mein Modell, ſo gut ich nur konnte, vorwärts zu bringen.

Als es fertig war, kam der Herzog es zu beſehen, und mit ihm zwey Geſandten, der eine von dem Herzog von Ferrara, der andere von der Stadt Lucca. Das Modell gefiel ſehr wohl, und der Herzog ſagte zu den Herren: wirklich, Benvenuto verdients. Da begünſtigten mich beyde gar ſehr, am meiſten der Geſandte von Lucca, der ein Gelehrter und Doctor war. Ich hatte mich ein wenig entfernt, damit ſie alles ſagen möchten was ihnen gefiele, als ich aber vernahm, daß ich begünſtigt wurde, trat ich ſogleich näher, wendete mich zum Herzog und ſagte: Ew. Excellenz ſollte noch eine andere wunderſame Vorſicht brauchen und befehlen: daß wer will ein Modell von Erde, und gerade ſo groß als es der Marmor fordert, verfertigen ſolle, und Sie werden ſich dadurch am beſſen überzeugen können, wer ihn verdient. Denn ſollte der Marmor unrecht zugeſprochen werden, ſo werden Sie nicht dem verdienten Manne, ſondern ſich ſelbſt groſſen Schaden thun, und es wird Ihnen zur Schaam und groſſen Schande gereichen; im Gegentheil wenn die Arbeit an den rechten kommt, werden Sie zuerſt den größten Ruhm erlangen, Sie werden Ihr Geld nützlich verwenden, und einſichtsvolle Perſonen werden ſich überzeugen, daß Sie an der Kunſt Freude haben und ſich darauf verſtehen. Auf dieſe Worte zog der Herzog die Achſeln, und indem er wegging, ſagte der Lucceſiſche Abgeſandte zu ihm: Herr! euer Benvenuto iſt ein ſchrecklicher Menſch. Der Herzog ſagte darauf: er iſt viel ſchrecklicher als ihr glaubt, und es wäre gut für ihn, wenn er es nicht geweſen wäre, denn er würde Sachen erhalten haben die ihm entgangen ſind. Dieſe ausdrücklichen Worte ſagte mir derſelbe Geſandte, und ſchien mich über meine Handelsweiſe zu tadeln. Worauf ich verſetzte: ich will meinem Herrn wohl, als ein treuer und liebevoller Diener, aber es iſt mir nicht möglich zu ſchmeicheln.

Verſchiedene Wochen hernach ſtarb Bandinello, und man glaubte, daß, auſſer ſeiner unordentlichen Lebensart, der Verdruß den Marmor verloren zu haben, wohl die Urſache ſeines Todes geweſen ſey. Denn als er vernommen hatte, daß ich obengedachtes Cruzifix in der Arbeit habe, ſo legte er auch eilig Hand an ein wenig Marmor, und machte jenes Bild der Mutter Gottes, den todten Sohn auf dem Schooße, wie man es in der Kirche der Verkündigung ſieht; nun hatte ich mein Cruzifix nach Santa Maria Novella beſtimmt, und ſchon die Haken befeſtigt, um es anzuhängen, nur verlangte ich, zu Füßen meines Bildes eine kleine Gruft, um nach meinem Tode darein gebracht zu werden. Darauf ſagten mir die Geiſtlichen, ſie könnten mir das nicht zugeſtehn, ohne von ihrem Bauherrn die Erlaubniß zu haben. Darauf ſagte ich: warum verlangt ihr nicht erſt die Erlaubniß eurer Bauherrn, um das Cruzifix aufſtellen zu laſſen? und laßt mich die Haken und andere Dinge dazu einrichten? Deshalb wollte ich auch dieſer Kirche die Frucht meiner äuſſerſten Bemühung nicht mehr überlaſſen, wenn gleich nachher die Werkmeiſter zu mir kamen und mich darum baten. Ich warf ſogleich meine Gedanken auf die Kirche der Verkündigung, und als ich angezeigt, auf welche Bedingung ich mein Cruzifix dahin zu verehren gedächte, ſo waren die treflichen Geiſtlichen auf der Stelle willig und einig, daß ich es in ihre Kirche bringen, und mein Grab auf alle Weiſe, wie es mir gefalle, darinne zurichten ſollte. Bandinello hatte dieſes gemerkt, und eilte, ſein Bild mit groſſem Fleiß zu vollenden. Auch verlangte er von der Herzogin, ſie ſolle ihm die Capelle, welche dem Pazzi gehört hatte, verſchaffen, die ihm auch, nicht ohne groſſe Schwierigkeit, zu Theil wurde. Alſobald ſtellte er ſein Werk hinein, das noch keineswegs fertig war, als er ſtarb.

Da ſagte die Herzogin: ſie habe ihm im Leben gehelfen, ſie wolle ihm im Tode auch noch beyſtehn, und ob er gleich weg ſey, ſollte ich mir doch niemals Hoffnung machen den Marmor zu bearbeiten. Darauf erzählte mir Bernardone, der Mäkler, eines Tages als ich ihm begegnete: die Herzogin habe den Marmor weggegeben! Ich aber rief aus: unglücklicher Marmor! wärlich, in den Händen des Bandinells wäreſt du übel gefahren, aber in den Händen des Ammanato wird dirs noch übler ergehen.

Ich hatte, wie oben geſagt, Befehl vom Herzog, ein Modell von Erde zum Neptun zu machen, ſo groß, als er aus dem Marmor kommen könnte. Er hatte mich mit Holz und Thon verſehen laſſen, und ließ mir ein wenig Schirm in der Loge, wo mein Perſeus ſtand, aufrichten. Auch bezahlte er mir einen Arbeiter. Ich legte mit allem möglichen Fleiße Hand ans Werk, machte das Gerippe von Holz, nach meiner guten Ordnung, und arbeitete glücklich vorwärts, ohne daran zu denken, daß ich ihn von Marmor machen wollte; denn ich wußte wohl, daß die Herzogin ſich vorgeſetzt hatte, mir ihn nicht zu überlaſſen. Und doch hatte ich Freude an der Arbeit, denn ich verſprach mir, wenn die Herzogin mein Modell geendigt ſehen würde, daß ſie, als eine Perſon von Einſicht, es ſelbſt bedauern würde, dem Marmor und ſich ſelbſt einen ſo ungeheuern Schaden zugefügt zu haben.

Noch verſchiedene Künſtler machten ſolche Modelle. Johann Fiammingo im Kloſter Santa Croce, Vincencio

Danti von Perugia, im Hauſe des Herrn Octavio Medici; der Sohn des Moshino zu Piſa fing auch eins an, und ein andres machte Bartholomeo Ammanato in der Loge, die für uns getheilt wurde.

Da ich das Ganze gut broncirt hatte, und im Begriff war den Kopf zu vollenden, und man ihm ſchon ein wenig die letzte Hand anſah, kam der Herzog vom Pallaſte herunter, mit Giorgetto dem Mahler, der ihn in den Raum des Ammanato geführt hatte, um ihm den Neptun zu zeigen, an welchem gedachter Giorgetto, mehrere Tage, nebſt Ammanato und allen ſeinen Geſellen gearbeitet hatte. Indeſſen der Herzog das Modell anſah, war er damit, wie man mir erzählte, wenig zufrieden, und ob ihn gleich gedachter Georg mit vielem Geſchwätz einnehmen wollte, ſchüttelte doch der Herzog den Kopf, und wandte ſich zu ſeinem Herrn Stephan und ſagte: geh' und frage den Benvenuto, ob ſein Koloß ſo weit vorwärts iſt, daß ich einen Blick darauf werfen könne. Herr Stephan richtete, ſehr gefällig und gütig, den Auftrag des Herzogs aus, und ſagte mir dazu: wenn ich glaubte, daß ich mein Werk noch nicht könne ſehen laſſen, ſo ſolle ich es frey ſagen, denn der Herzog wiſſe wohl, daß ich wenig Hülfe bey einem ſo groſſen Unternehmen gehabt habe. Ich verſetzte: daß er nach Belieben kommen möge, und obgleich mein Werk noch wenig vorwärts ſey, ſo würde doch der Geiſt Seiner Excellenz hinlänglich beurtheilen, wie das Werk fertig ausſehen könne. Das hinterbrachte gemeldeter Edelmann dem Herzog; welcher gerne kam, und ſobald Seine Excellenz in den Verſchlag trat, und die Augen auf mein Werk geworfen hatte, zeigte er ſich ſehr zufrieden damit; dann ging er rings herum, blieb an allen vier Anſichten ſtehen, nicht anders als der erfahrenſte Künſtler gethan hätte, dann ließ er viele Zeichen der Gebärden des Beyfalls ſehen, und ſagte nur: Benvenuto! du mußt ihm nun die letzte Oberhaut geben. Dann wendete er ſich zu denen die bey ihm waren, und ſagte viel Gutes von meinem Werke. Unter andern ſprach er: das kleine Modell, das ich in ſeinem Hauſe geſehen habe, gefiel mir wohl, aber dieſes Werk übertrift jenes weit.

(Die Fortſezung folgt.)

V.

Der Waldbruder,

ein Pendant zu Werthers Leiden,

von dem verſtorbenen Dichter Lenz.

Erſter Theil.

Erſter Brief.

Herz an ſeinen Freund Rothe

in einer großen Stadt.

Ich ſchreibe Dir dieſes aus meiner völlig eingerichteten Hütte, zwar nur mit Moos und Baumblättern bedeckt, aber doch für Wind und Regen geſichert. Ich hätte mir nie vorgeſtellt, daß dies Klima auch im Winter ſo mild ſeyn könne. Uebrigens iſt die Gegend, in der ich mich hingebaut, ſehr mahleriſch. Grotesk übereinander gewälzte Berge, die ſich mit ihren ſchwarzen Büſchen dem herunterdrückenden Himmel entgegen zu ſtemmen ſcheinen, tief unten ein breites Thal, wo an einem kleinen hellen Fluß die Häuſer eines armen aber glücklichen Dorfs zerſtreut liegen. Wenn ich denn einmal herunter gehe und den engen Kreiß von Ideen in dem die Adamskinder ſo ganz exiſtiren, die einfachen und ewig einförmigen Geſchäfte und die Gewißheit und Sicherheit ihrer Freuden überſehe, ſo wird mir das Herz ſo enge und ich möchte die Stunde verwünſchen, da ich nicht ein Bauer geboren bin. Sie ſehen mich oft verwundrungsvoll an, wenn ich ſo unter ihnen herumſchleiche und nirgends zu Hauſe bin, mit ihrem Scherz und Ernſt nicht ſympathiſieren kann ſo daß ich mich am Ende wohl ſchämen und in ihre Form zu paſſen ſuchen muß, da ſie denn ihren Witz nach ihrer Art meiſterhaft über meine Unbehelfſamkeit wiſſen ſpielen zu laſſen. Alles dies beleidigt mich nicht, weil ſie meiſtens Recht haben und ein Zuſtand wie der meinige durch die äuſſern Symptome die er veranlaßt, ſchon ſeit Petrarchs Zeiten jedermann zum Geſpött dienen muß. Soll ich aber die Wahl haben, ſo iſt mir der Spott des ehrlichen Landmanns immer noch Wohlthat gegen das Ausziſchen leerer Stutzer und Stutzerinnen in den Städten.

Wenn Du einmal einen geſchäftfreyen Tag haſt, ſo komm' zu mir, Du biſt der einzige Menſch, der mich noch zuweilen verſteht.

Herz.

Zweyter Brief.

Fräulein Schatouilleuſe an Rothen,

der aufs Land gereiſt war, eine Frühlingskur zu trinken.

Sagen Sie mir doch in aller Welt, wo mag Herr Herz hingekommen ſeyn. Etwa bey Ihnen, ſo hab' ich eine Wette gewonnen. Der Papa ſagte heut, er habe ſeine Bedienung bey der Canzley niedergelegt und ſey in den Odenwald gegangen, um Waldbruder zu werden. Da lachten wir nun alle, daß uns die Thränen von den Backen liefen, er aber ſchwur, es ſey wahr. Ich ſchlug gleich eine Wette mit ihm ein, daß er bey Ihnen in Zornau wäre; ſchreiben ſie mir doch ob dem ſo iſt, und ich will Ihnen auch viel Neues von ihm ſagen, das Sie recht zu lachen machen wird.

Dritter Brief.

Herz an Rothen, der dem Boten weiter nichts als einen Zettel mitgegeben, auf dem mit Bleyſtift geſchrieben war: Herz! du dauerſt mich!

Ich danke Dir für Dein zuvorkommendes Mitleid. Das preſſende und drückende meiner äuſſern Umſtände preßt und drückt mich nicht. Es iſt etwas in mir, das mich gegen alles äuſere gefühllos macht.

Du haſt vermuthlich erfahren, daß mein letztes Geld, das ich aus der Stadt mitgenommen, mir von einem ſchelmiſchen Bauren geſtohlen worden, der die Zeit abpaßte, als ich unten war, Brod zu kaufen. Aber wozu ſollte mir auch das Geld? Wenn ich Mangel habe, gehe ich ins Dorf, und thue einen Tag Tagelöhners Arbeit, dafür kann ich zwey Tage meinen Gedanken nachhängen.

Ich bin glücklich, ich bin ganz glücklich. Ich gieng geſtern, als die Sonne uns mitten im Winter einen Nachſommer machte, in der Wieſe ſpatzieren, und überließ mich ſo ganz dem Gefühl für einen Gegenſtand ders verdient, auch ohne Hofnung zu brennen. Das matte Grün der Wieſen, das mit Reif und Schnee zu kämpfen ſchien, die braunen verdorrten Gebüſche, welch ein herzerquickender Anblick für mich! Ich denke, es wird doch für mich auch ein Herbſt einmal kommen, wo dieſe innere Pein ein Ende nehmen wird. Abzuſterben für die Welt, die mich ſo wenig kannte, als ich ſie zu kennen wünſchte — o welche ſchwermüthige Wolluſt liegt in dem Gedanken!

Beſtändig quält mich das, was Rouſſeau an einem Ort ſagt, der Menſch ſoll nicht verlangen, was nicht in ſeinen Kräften ſteht, oder er bleibt ewig ein unbrauchbarer ſchwacher und halber Menſch. Wenn ich nun aber ſchwach, halb unbrauchbar bleiben will, lieber als meinen Sinn für das ſtumpf machen, bey deſſen Hervorbringung alle Kräfte der Natur in Bewegung waren, zu deſſen Vervollkommnung der Himmel ſelbſt alle Umſtände vereinigt hat. O Rouſſeau! Rouſſeau! wie konnteſt du das ſchreiben!

Wenn ich mir noch den Augenblick denke, als ich ſie das erſtemal auf der Maſkerade ſah, als ich ihr gegenüber am Pfeiler eingewurzelt ſtand und mir's war, als ob die Hölle ſich zwiſchen uns beyden öfnete und eine ewige Kluft unter uns befeſtigte. Ach wo iſt ein Gefühl, das dem gleich kommt, ſo viel unausſprechlichen Reitz vor ſich

Alba.

Mit den Geberden eines Wüthenden
Sah ich ihn eben dieſen Saal verlaſſen.
Auch Eure königliche Majeſtät
Sind außer ſich und ſcheinen tief bewegt —
Vielleicht der Inhalt des Geſprächs?

Philipp

(nach einigem Auf- und Niedergehen).

Der Inhalt
War Herzog Alba.

(Der König bleibt mit dem Aug' auf ihm haften, finſter.)

— Gern mag ich hören,
Daß Karlos meine Räthe haßt, doch mit
Verdruß entdeck' ich, daß er ſie verachtet.

Alba (entfärbt ſich und will auffahren).

Philipp.

Jetzt keine Antwort. Ich erlaube euch,
Den Prinzen zu verſöhnen.

Alba.

Sire!

Philipp.

Sagt an,
Wer war es doch, der mich zum erſten Mal
Vor meines Sohnes ſchwarzem Anſchlag warnte?
Da hört' ich euch und nicht auch ihn. Ich will
Die Probe wagen, Herzog. Künftighin
Steht Karlos meinem Throne näher. Geht!

(Der König begibt ſich in das Kabinet. Der Herzog entfernt ſich durch eine andere Thür.)

zu ſehen mit der ſchrecklichen Gewißheit, nie, nie davon Beſitz nehmen zu dürfen. Irion an Jupiters Tafel hat tauſendmal mehr gelitten, als Tantalus in dem Acheron. Wie ſie ſo ſtand und alles ſich um ſie herdrängte und in ihrem Glanze badete, und ihr überall gegenwärtiges Auge keinen ihrer Bewunderer unbelohnt ließ. Sieh Rothe, dieſe Maskerade war der glücklichſte und der unglücklichſte Tag meines Lebens. Einmal kam ſie nach dem Tanz im Gedränge vor mir zu ſtehen, als ich eben auf der Bank ſaß, und als ob ich beſtimmt geweſen wäre, in ihren Zauberzirkel zu fallen, ſo dicht vor mir, daß ich von meinem Sitz nicht aufſtehen konnte, ihr meinen Platz anzutragen, denn die Ehrfurcht hielt mich zurück, ſie anzureden. Dieſe Attitüde hätteſt Du ſehen und zeichnen ſollen, das Entzücken, ſo nah' bey ihr zu ſeyn, die Verlegenheit ihr einen Platz genommen zu haben, o es war eine ſüße Folter, auf der ich dieſe wenige glückliche Minuten lag.

Wo bin ich nun wieder hineingerathen, ich fürchte mich alle die Sachen dem Papier anvertraut zu haben. Heb' es ſorgfältig auf, und laß es in keine unheiligen Hände kommen.

Herz.

Vierter Brief.

Fräulein Schatouilleuſe an Rothen.

Ha ha ha, ich lache mich todt, lieber Rothe. Wiſſen Sie auch wohl, daß Herz in eine Unrechte verliebt iſt. Ich kann nicht ſchreiben, ich zerſpringe für Lachen. Die ganze Liebe des Herz, die Sie mir ſo romantiſch beſchrieben haben, iſt ein raſendes Qui pro Quo. Er hat die Briefe einer gewiſſen Gräfin Stella in ſeine Hände bekommen, die ihm das Gehirn ſo verrückt haben, daß er nun gieng und ſie überall aufſuchte, da er hörte, daß ſie in * * angekommen ſey, um an den Winterluſtbarkeiten Theil zu nehmen. Ich weiß nicht, welcher Schelm ihm den Streich geſpielt haben muß, ihm die Frau von Weylach für die Gräfin auszugeben, genug er hat keinen Ball verſäumt, auf dem Frau von Weylach war, und iſt überall wie ein Geſpenſt mit großen ſtieren Augen hinter ihr hergeſchlichen, ſo daß die arme Frau oft darüber verlegen wurde. Sie bildet ſich auch wirklich ein, er ſey jetzt noch verliebt in ſie, und ihr zu Gefallen in den Wald hinausgegangen. Sie hat es meinem Vater geſtern erzehlt. Melden Sie ihm das, vielleicht bringt es ihn zu uns zurück und wir können uns zuſammen wieder weidlich luſtig über ihn machen. Er muß recht geſund geworden ſeyn auf dem Lande. Ich wünſcht' ihn doch wieder zu ſehen.

Fünfter Brief.

Rothe an Herz.

Aber, Herz, biſt du nicht ein Narr, und zwar einer von den gefährlichen, die, wie Shakeſpeare ſagt, für ihre Narrheit immer eine Entſchuldigung wiſſen und folglich unheilbar ſind. Ich habe Dir aus Fräulein Schateuilleuſens Brief begreiflich gemacht, daß Dein ganzer Troß von Phantaſey irre gegangen wäre, daß Du eine andere für Deine Gräfin angeſehen hätteſt, und Du willſt doch noch nicht aus deinem Trotzwinkel zu uns zurück. Du ſeyſt nicht in ihre Geſtalt verliebt geweſen, ſondern in ihren Geiſt, in ihren Charakter, Du könnteſt Dich geirrt haben, wenn Du zu dem eine andere Hülle aufgeſucht hätteſt, aber der Grund Deiner Liebe bleibe immer derſelbe und unerſchütterlich. Sollteſt Du aber nicht wenigſtens, da Du doch durchaus einer von denen ſeyn willſt, die mit Terenz

insanire cum ratione volunt

durch Abſchilderung dieſes Karakters, dieſes Geiſtes das Abentheuerliche Deiner Leidenſchaft bey Deinem Freunde zu rechtfertigen ſuchen? Vielleicht könnteſt Du hierin eben ſowohl eines Irrthums überwieſen werden, als in jenem, und dafür ſcheint es, iſt Dir bange.

Alle deine Talente in eine Einſiedeley zu begraben — Und was ſollen dieſe Schwärmereien endlich für ein Ende nehmen? Höre mich, Herz, ich gelte ein wenig bey den Frauenzimmern, und das blos, weil ich leichtſinnig mit ihnen bin. Sobald ich in die hohen Empfindungen komme, iſts aus mit uns, ſie verſtehen mich nicht mehr, ſo wenig als ich ſie, unſere Liebesgeſchichtgen haben ein Ende. Ich ſchreibe Dir dies nicht, Dich in deinem Vorhaben wankend zu machen, ich weiß, daß Du einen viel zu originellen Geiſt haſt, um Deine Eigenthümlichkeit aufgeben zu wollen, aber ich ſage Dir nur wie ich bin, ich klage Dir meine kleinen Empfindungen auf der Querpfeiſe, wie Du deine auf dem Waldhorn. Siehſt Du, ſo bin ich in einer beſtändigen Unruhe, die ſich endlich in Ruhe und Wolluſt auflöſt und dann mit einer reitzenden Untreue wechſelt. So wälze ich mich von Vergnügen auf Vergnügen, und da kommen mir Deine Briefe eben recht, unſern eingeſchrumpften Geſellſchaften Stoff zum Lachen zu geben. Es ſticht alles ſo ſchrecklich mit unſrer Art zu lieben ab. Nun lebe wohl und beſinne Dich einmal eines beſſern.

Rothe.

Sechſter Brief.

Herz an Rothe.

Das einzige, was mir in Deinem letzten Briefe erträglich war, iſt die Stelle, da Du eine Abſchilderung von dem Character des Gegenſtandes meiner einſamen Anbetung wünſchteſt, das übrige habe ich nicht geleſen. Zwar ſcheint auch in dieſem Wunſch nur die Bosheit des Verſuchers durch, der dadurch, daß er mein Geheimniß aus meinem Herzen über die Lippen lockt, mir daſſelbe gern gleichgültiger machen möchte. Aber ſey es, es ſoll Dir dennoch genug geſchehen. Zwar weiß ich wohl, wie vielen Schaden ich ihr durch meine Beſchreibungen thue, aber dennoch wirſt Du, wenn Du klug biſt und Seele haſt, Dir aus meinem Geſtotter ein Bild zuſammenſetzen können.

Denke Dir alles, was Du dir denken kannſt, und

Du haſt nie zu viel gedacht — doch nein, was kannſt Du denken? Die Erziehung einer Fürſtinn, das ſelbſtſchöpferiſche Genie eines Dichters, das gute Herz eines Kindes, kurzum alles, alles beyſammen, und alle Deine Mühe iſt dennoch vergeblich, und alle meine Beſchreibungen abgeſchmackt. So viel allein kann ich Dir ſagen, daß Jung und Alt, Groß und Klein, Vornehm und Gering, Gelehrt und Ungelehrt, ſich herzlich wohl befinden wenn ſie bey ihr ſind, und jedem plötzlich anders wird wenn ſie mit ihm redt, weil ihr Verſtand in das Innerſte eines Jeden zu dringen, und ihr Herz für jede Lage ſeines Herzens ein Erleichterungsmittel weiß. Alles das leuchtet aus ihren Briefen, die ich geleſen habe, die ich bey mir habe und auf meinem bloßen Herzen trage. Sieh, es lebt und athmet darinnen eine ſolche Jugend, ſo viel Scherz und Liebe und Freude, und iſt doch ſo tiefer Ernſt, die Grundlage von alle dem, ſo göttlicher Ernſt — der eine ganze Welt beglücken möchte!

Siebenter Brief.

Rothens Antwort.

Dein Brief trägt die offenbaren Zeichen des Wahnſinns, würde ein andrer ſagen, mir aber, der ich dir ein für allemal durch die Finger ſehe, iſt er unendlich lieb. Du biſt einmal zum Narren geboren, und wenigſtens haſt du doch ſo viel Verſtand, es mit einer guten Art zu ſeyn.

Ich lebe glücklich wie ein Poet, das will bey mir mehr ſagen, als glücklich wie ein König. Man nöthigt mich überall hin und ich bin überall willkommen, weil ich mich überall hinzupaſſen und aus allem Vortheil zu ziehen weiß. Das letzte muß aber durchaus ſeyn, ſonſt geht das erſte nicht. Die Selbſtliebe iſt immer das, was uns die Kraft zu den andern Tugenden geben muß, merke dir das, mein menſchenliebiger Don Quiſchotte! Du magſt nun bey dieſem Wort die Augen verdrehen, wie du willſt, ſelbſt die heftigſte Leidenſchaft muß der Selbſtliebe untergeordnet ſeyn, oder ſie verfällt ins Abgeſchmackte und wird endlich ſich ſelbſt beſchwerlich.

Ich war heut in einem kleinen Familienkonzert, das nun vollkommen elend war und in dem du dich ſehr übel würdeſt befunden haben. Das Orcheſter beſtand aus Liebhabern, die ſich Tacktſchnitzer, Diſſonanzen und alles erlaubten und Hausherr und Kinder die nichts von der Muſik verſtunden, ſpähten doch auf unſern Geſichtern nach den Mienen des Beyfalls, die wir ihnen reichlich zumaſſen, um den guten Leuten die Koſten nicht reu zu machen. Nicht wahr, das würde dir eine Folter geweſen ſeyn, Kleiner? beſonders da ſeine Töchter mit den noch nicht ausgeſchrienen Singſtimmen mehr kreiſchend als ſingend uns die Ohren zerſchnitten. Da in laute Aufwallungen des Entzückens auszubrechen und bravo, bravissimo zu rufen, das war die Kunſt — und weißt du, womit ich mich entſchädigte? die Tochter war ein freundlich roſenwangigtes Mädchen, das mich für jede Schmeicheley, für jede herzlichfalſche Lobeserhebung mit einem feurigen Blick bezahlte, mir auch oft dafür die Hand und wohl gar gegen ihr Herz drückte, das hieß doch wahrlich gut gekauft. Ich weiß, du knirſcheſt die Zähne zuſammen, aber mein Epikuräismus führt doch wahrhaftig weiter, als dein tolles Streben nach Luſt- und Hirngeſpinnſten. Ich weiß, das Mädchen denkt doch heute den ganzen Abend mit Vergnügen an mich, warum ſoll ich ihr die Freude nicht gönnen, daß ſie ſich mit dem Gedanken an mich zu Bette legt.

Willſt du's auch ſo gut haben, komm zu uns, ich will gern die zweyte Rolle ſpielen, wenn ich dich nur zum brauchbaren Menſchen machen kann. Was fehlte dir bey uns? du hatteſt dein mäſſiges Einkommen, das zu deinen kleinen Ausgaben hinreichte, du hatteſt Freunde, die dich ohne Abſichten liebten, ein Glück das ſich Könige wünſchen möchten, du hatteſt Mädchen die an kleinen Netzen für dein Herz webten, in denen du dich nur ſo weit verſtrickteſt, als ſie dir behaglich waren, hernach flogſt du wieder davon und ſie hatten die Mühe dir neue zu weben. Was fehlte dir bey uns? Liebe und Freundſchaft vereinigten ſich, dich glücklich zu machen, du ſchritteſt über alles das hinaus in das furchtbare Schlaraffenland verwilderter Ideen!

Nichts lieblicher als die Eheknoten, die für mich geſchlungen werden und an denen ich mit ſolcher Artigkeit unten weg zu ſchleichen weiß. Denk was für ein Aufwand von Reizungen bey alle den Geſchichten um mich der iſt, welch eine Menge Karaktere ſich mir entwickeln, wie künſtliche Rollen um mich angelegt und wie meiſterhaft ſie geſpielt werden. Das ergözt meinen innern Sinn unendlich, beſonders weil ich zum voraus weiß, daß ſich die Leute alle an mir betrügen, und mir hernach doch nicht einmal ein böſes Wort darum geben dürfen. So gut würde dirs auch werden, wenn du mir folgteſt; wäre doch beſſer, unter blühenden und glühenden Mädchen in Scherz und Freude und Liebkoſungen ſich herumzuwälzen, als unter deinen glaſirten Bäumen auf der gefrornen Erde. Was meynſt du Herz? Lachſt du? Narr, wenn du lachen kannſt, ſo iſt alles gewonnen.

Achter Brief.

Antwort Herzens an Rothen.

Deine Briefe gefallen mir immer mehr und mehr, obſchon ich deine Rathſchläge immer mehr und mehr verabſcheue, und das bloß, weil der Ton in denſelben mit dem meinigen ſo abſticht, daß er das verdrüßliche Einerley meines Kummers auf eine pikante Art unterbricht. Fahre fort, mir mehr zu ſchreiben, es iſt mir alles lieb, was von dir kommt, ſollte mirs auch noch ſo viel Galle machen.

Sey glücklich unter deinen leichten Geſchöpfen, und laß mir meine Hirngeſpinnſte. Ich erlaub es euch ſogar, über mich zu lachen, wenn euch das wohlthun kann. Ich lache nicht, aber ich bin glücklicher als ihr, ich weide mich zuweilen an einer Thräne, die mir das ſüße Gefühl des Mitleids mit mir ſelbſt auf die Wange bringt. Es iſt wahr, daß ich alles hier begrabe, aber eben in dieſer Aufopferung findt mein Herz eine Gröſſe, die ihm wieder Luft macht, wenn ſeine Leiden zu ſchwer werden. Niemanden im Wege — welch eine erhabene Idee! ich will niemanden in Anſpruch nehmen, niemand auch nur einen Gedanken koſten, der die Reihe ſeiner angenehmen Vorſtellungen unterbricht. Nur Freyheit will ich haben, zu lieben was ich will und ſo ſtark und dauerhaft, als es mir gefällt. Hier iſt mein Wahlſpruch, den ich in die Rindenthüre meiner Hütte eingegraben:

Du nicht glücklich, kümmernd Herz?
Was für Recht haſt du zum Schmerz?
Iſts nicht Glück genug für dich,
Daß ſie da iſt, da für ſich?

Neunter Brief.

Rothe an Herz.

Wenn wir uns lange ſo fortſchreiben, ſo gerathen wir beyde in eine Geſchwätzigkeit, die zu nichts führt. Du willſt unterhalten ſeyn und ich kann und mag dich nicht unterhalten. Alles was ich dir ſchrieb, war, um dich zurückzubringen, willſt du nicht, ſo laß bleiben, kurz und gut. Alle deine Klagen und Leiden und Poſſen helfen dir bey uns zu nichts, wir deine wahren Freunde und Freundinnen und alle Vernünftigen — verzeyh mirs, was können wir anders thun — lachen darüber — ja lachen entweder dich aus der Haut und der Welt hinaus — oder wieder in unſre bunten Kränzgen zurück.

Du thäteſt alſo beſſer, wenn du mir nicht mehr ſchriebeſt. Ich komme nicht zu dir, das hab ich verſchworen. Aber ich erwarte dich bey mir, wenn du mich wieder einmal zu ſehen Luſt haſt.

Rothe.

Die Antwort auf dieſen Brief blieb aus.

Zehnter Brief.

Honeſta an den Pfarrer Claudius,

einen ihrer Verwandten auf dem Lande.

Wiſſen Sie auch wohl, daß wir hier einen neuen Werther haben, noch wohl ſchlimmer als das, einen Idris, der es in der ganzen Strenge des Worts iſt, und zu der Niſche die Herr Wieland ſeinem Helden am Ende leer gelaſſen hat, mit aller Gewalt ein lebendes Bild ſucht. Kurz, es iſt der junge Herz, den Sie bisweilen in unſerm Hauſe müſſen geſehen haben, er war ſehr einſchmeichelnd beym Frauenzimmer, aber immer in ſeinen Ausdrücken etwas romantiſch, welches mir um ſoviel beſſer gefiel. Er hat im ganzen Ernſt ſeine Bedienung niedergelegt, und iſt in den Odenwald gegangen und Einſiedler geworden. Jedermann redt davon und bedaurt das Unheil, das ſolche Schriften anrichten. Ich aber behaupte, daß der Grund davon in ſeinem Herzen liegt, und daß er auch ohne Werther und Idris das geworden wäre, was er iſt.

Vierter Auftritt.

Ein Vorſaal vor dem Zimmer der Königin.

Don Karlos kommt im Geſpräche mit einem **Pagen** durch die Mittelthür. Die Hofleute, welche ſich im Vorſaal befinden, zerſtreuen ſich bei ſeiner Ankunft in den angrenzenden Zimmern.

Karlos.

Ein Brief an mich? — Wozu denn dieſer Schlüſſel?
Und Beides mir ſo heimlich überliefert?
Komm näher! — Wo empfingſt du das?

Page (geheimnißvoll).

Wie mich
Die Dame merken laſſen, will ſie lieber
Errathen, als beſchrieben ſeyn —

Karlos (zurückfahrend).

Die Dame?

(Indem er den Pagen genauer betrachtet.)

Was? — Wie? — Wer biſt du denn?

Page.

Ein Edelknabe
Von Ihrer Majeſtät der Königin —

Karlos

(erſchrocken auf ihn zugehend und ihm die Hand auf den Mund drückend).

Du biſt des Todes. Halt! Ich weiß genug.

(Er reißt haſtig das Siegel auf und tritt an das äußerſte Ende des Saals, den Brief zu leſen. Unterdeſſen kommt der Herzog von Alba und geht, ohne von dem Prinzen bemerkt zu werden, an ihm vorbei in der Königin Zimmer. Karlos fängt an heftig zu zittern und wechſelsweiſe zu erblaſſen und

Die Perſon, die er liebt, iſt eine Gräfinn, die in der That ein rechtes Muſter aller Vollkommenheiten iſt, wie man ſie mir beſchrieben hat. Sie tanzt wie ein Engel, zeichnet, mahlt nach dem Leben, ſpricht alle Sprachen, iſt mit jedermann freundlich und liebreich, kurz ſie verdient es wohl, daß eine Mannsperſon um ſie den Kopf verliert. Alle ihre Stunden ſollen ſo eingetheilt ſeyn, daß ſie niemalen müſſig iſt, ſie unterhält allein eine Correſpondenz, wozu mancher Staatsminiſter nicht Sekretärs genug finden würde, und die Briefe ſchreibt ſie alle während der Zeit, da ſie friſirt wird, auf der Hand, damit ſie ihr von ihren übrigen Beſchäftigungen nicht Zeit wegnehmen. Es muß ein liebes Geſchöpf ſeyn, ſie ſoll von dem Unglück des armen Herz gehört haben, und darüber untröſtlich ſeyn, denn ſie hat ein Gemüth, das nicht gern ein Kind beleidigen möchte. Er hat einige von ihren Briefen in die Hände bekommen, die ſie während ihres Aufenthalts auf dem Lande an die Wittwe Hohl hier geſchrieben hatte. Sie wiſſen doch die Wittwe Hohl in der Laubacherſtraſſe in dem groſſen rothen Hauſe. Herz ſoll bey ihr logiert haben. Das ſeltſamſte iſt, daß er ſeinen Abgott noch nicht von Perſon kennt, obſchon er alles angewandt, ſie zu ſehen zu kriegen. Er hat eine andere für ſie angeſehen und alſo eine ganz falſche Vorſtellung von ihr in ſeine Zelle mitgenommen.

Die Fräulein Schatouillenſe kennt die Gräfin auch, weil ſie oft in ihr Haus kommt, will aber nicht viel Gutes von ihr ſagen. Sie meynt, ſie affektire entſetzlich, nun iſt das ganz natürlich, weil ihre Art zu denken von jener ihrer himmelweit unterſchieden ſeyn muß.

Man ſagt die Gräfinn wolle an den armen Herz ſchreiben, um ihn vielleicht wieder zurecht zu bringen. Ich habe nicht Zeit, Ihnen mehr zu ſagen, obgleich ich ſonſt ſo ungern weiß Papier übrig laſſe. Unſer Haus iſt voll Fremde, die zur Oſtermeſſe gekommen ſind. Wenn Sie doch auch auf einige Tage herein könnten. Der wunderliche Herr Hokum iſt auch da.

Honeſta.

Eilfter Brief.

Herz an Rothen.

Ich bin untröſtlich, daß meine Einſiedlerey eine Fabel der Stadt wird. Geſtern ſind eine Menge Leute aus ** hier geweſen, die mich ſehen und ſprechen wollten, und mir einigemal zwar unter vielen andern den Namen derjenigen genannt haben, die ich den Wänden meiner Hütte und den lebloſen Bäumen kaum zu nennen das Herz habe. Sollte etwas davon laut geworden ſeyn, und durch dich, Verräther? Du weißt allein, wer es iſt, und wie viel mir daran gelegen, daß ihr Name auf den Lippen der Unheiligen nicht in meiner Geſellſchaft ausgeſprochen werde.

Auf dieſen Brief erfolgte keine Antwort.

Zwölfter Brief.

Ich ſchreibe Dir dieſes, obſchon Du's nicht verdienſt. Aber ich kann nicht, ich kann die Freude über alle mein Glück nicht bey mir behalten. Und da ich ſonſt gewohnt war mein Herz gegen Dich zu öfnen —

Wiſſe alles, Rothe, ſie kennt mich, ſie weiß, daß ich um ihrentwillen hier bin, wer muß ihr das geſagt haben?

Geſtern konnt' ichs faſt nicht aushalten in meiner Hütte. Alles war verſteinert um mich, und ich habe die Kälte in der härteſten Jahrszeit in meinem Vaterlande ſelbſt nicht ſo unmitleidig gefunden. Ich nahm mir das Eis aus den Haaren, und es war mir nicht möglich, Feuer anzumachen; ich mußte alſo ziemlich ſpät ins Dorf hinabgehen, mich zu wärmen.

Stelle Dir das Entzücken, die Flamme vom Himmel vor, die meine ausgequälte Seele durchfuhr, als ich auf einmal Fackeln vor einem Schlitten auf mich zu kommen und bey deren Schein die Liverey meiner angebeteten Gräfin ſah. Ich hielt ſie dafür, ich betrog mich nicht. Sie war es, ſie war es ſelbſt, nicht die, die ich auf dem Ball geſehen, aber mein Herz ſagte mirs, daß ſie es ſey, denn als ſie mich ſah, ſie ſah ſcharf heraus, hielt ſie den Muff vor das Geſicht, um die Bewegungen ihres Herzens zu verbergen. Und wie groß, wie ſprachlos war meine Freude, als ich hernach im Dorf hörte, ſie habe ſich durch ihre Bedienten nach einem gewiſſen Waldbruder erkundigen laſſen, der hier in der Nähe wohnte.

Ich, ſo lebhaft gegenwärtig in ihrem Andenken — und in dieſer Kälte kam ſie heraus mich zu ſehen — wenn es auch nur Spatzierfahrt war, wie glücklich, daß meine Hütte ſie auf dieſen Weg locken mußte — vielleicht kann ich ſie noch einmal ſehen und ſprechen. — Rothe! Giebts eine höhere Ausſicht für menſchliche Wünſche?

Brief
der Gräfin Stella an Herz.

Mein Herr! ich habe Ihren Zuſtand erfahren, er dauert mich. Von ganzem Herzen wünſchte ich Unmöglichkeiten möglich zu machen. Indeſſen kommen Sie nach der Stadt, und wenn Ihnen damit ein Gefallen geſchehen kann, mich zu ſehen und zu ſprechen, wie Herr Rothe mir verſichert hat, ſo hoffe ich, es ſoll ſich bey Ihrer Freundinn, der Wittwe Hohl, ſchon Gelegenheit dazu finden.

Stella.

(Die Fortſetzung folgt.)

VI.

Der Heilige.

Ein Santon, der Hingebung werth,
Mit welcher Bagdad ihn verehrt,
Sah Hoh' und Niedre ſeinen Blicken
Vertrauen nur entgegen ſchicken.
Auch Hoſchas Joſef, der Tirann
Der Stadt, ging einſt den frommen Mann,
Daß ſeiner auch er im Gebete
Gedenken wolle, freundlich an.
Vor den ich hier in Demuth trete,
O Gott! rief dieſer, wenn von Dir
Gewürdigt Einer Gnad' ich werde,
Nimm Hoſchas Joſef von der Erde! —
Unglücklicher, du flucheſt mir!
Schalt der Tirann. Ich kann nur ſegnen,
Gab ihm der Heilige zurück.
Faßt dich der Tod, kein größer Glück
Kann deinem Volk und dir begegnen.

VII.

Die Nachſicht.

Ein Jüngling ſchwankte, halb betrunken,
Dem laut am Markt' ein Mullah rief:
Wie ganz zum Vieh herabgeſunken
Erſcheineſt du! Fiel ich ſo tief,
So mußteſt du es nicht gewahren,
Erwiederte der junge Mann,
Am wenigſten es offenbaren:
Eh' einer Anſpruch machen kann
Auf hohe Tugend, muß er lernen
Die Fehler Andrer zu verzeihn,
Sie nicht bemerken, und den Schein
Von dieſer Nachſicht ſelbſt entfernen.

Die Horen

Jahrgang 1797

Fünftes Stück.

Tübingen
in der J. G. Cottaiſchen Buchhandlung
1797.

Innhalt des fünſten Stücks.

I. Der Waldbruder, ein Pendant zu Werthers Leiden. Fortſetzung. Seite 1
II. Phaethon. — 31
III. Agnes von Lilien. Fortſetzung. — 55
IV. Der Volksrath. — 91

Die Horen.

Dritter Jahrgang. Fünftes Stück.

I.

Der Waldbruder,

ein Pendant zu Werthers Leiden,

von dem verſtorbenen Dichter Lenz.

Fortſetzung.

Zweyter Theil.

Erſter Brief.

Herz an Rothen, der in Geſchäften nach Braunsberg gereiſt war.

Da bin ich wieder mein Wohlthäter! in allem Roſenſchimmer des Glücks und der Freude. Rothe! Rothe! was biſt du für ein Menſch. Wie hoch über den Geſichtskreis meines Danks hinaus! Ich habe auch nicht Zeit, das alles durchzudenken, wie du mich geſchraubt und geſchraubt haſt, mich wieder herzukriegen, mich über alle Hofnung glücklich zu machen — ich kanns nur fühlen und ſchaudern indem ich dir in Gedanken deine Hände drücke. Ja ich habe ſie geſehen, ich habe ſie geſprochen — Dieſer Augenblick war der erſte, da ich fühlte daß das Leben ein

Gut ſey. Ja ich habe ihr vorgeſtammelt, was zu ſagen ich Ewigkeiten gebraucht haben würde und ſie hat mein unzuſammenhängendes Gewäſch verſtanden. Die Wittwe Hohl, du kennſt die Plauderinn, glaubte allein zu ſprechen, und doch waren wir es, wir allein, die, obgleich ſtumm, uns allein ſprechen hörten. Das läßt ſich nicht ausdrücken. Alles was ſie ſagte war an die Wittwe Hohl gerichtet, alles was ich ſagte gleichfalls und doch verſtand die Wittwe Hohl kein Wort davon. Ich bekam nur Seitenblicke von ihr, und ſie ſah meine Augen immer auf den Boden geheftet und doch begegneten unſere Blicke einander und ſprachen in's innerſte unſers Herzens was keine menſchliche Sprache wird ausdrücken können. Ach als ſie ſo auf einmal das Geſicht gegen das Fenſter wandte, und in dem ſie den Himmel anſah, alle Wünſche ihrer Seele auf ihrem Geſicht erſchienen — laß mich Rothe, ich entweyhe alles dies durch meine Umſchreibungen.

Zweyter Brief.

Nun iſt es wunderbar welch einen hohen Platz die Wittwe Hohl in meinem Herzen einnimmt. Du weißt, welch eine Megäre von Angeſicht ſie iſt, und doch kann ich mich in keiner einzigen Frauenzimmergeſellſchaft ſo wohl befinden als in ihrer. Ich verſchwende Liebkoſungen auf Liebkoſungen an ſie, und das nicht aus Politik ſondern aus wahrer herzlicher Ergebenheit, denn es ſcheint mir daß ſie wie Moſes von dem Geſicht meiner Göttin eizu erblaſſen. Nachdem er geleſen hat, ſteht er lange ſprachlos, die Augen ſtarr auf den Brief geheftet. — Endlich wendet er ſich zu dem Pagen.)

Sie gab dir ſelbſt den Brief?

Page.

Mit eignen Händen.

Karlos.

Sie gab dir ſelbſt den Brief? — O ſpotte nicht!
Noch hab' ich nichts von ihrer Hand geleſen!
Ich muß dir glauben, wenn du ſchwören kannſt.
Wenn's Lüge war, geſteh' mir's offenherzig,
Und treibe keinen Spott mit mir. . . .

Page.

Mit wem?

Karlos

(ſieht wieder in den Brief und betrachtet den Pagen mit zweifelhafter, forſchender Miene. Nachdem er einen Gang durch den Saal gemacht hat).

Du haſt noch Eltern? ja? Dein Vater dient
Dem Könige und iſt ein Kind des Landes?

Page.

Er fiel bei Saint Quentin, ein Oberſter
Der Reiterei des Herzogs von Savoyen,
Und hieß Alonzo Graf von Henarez.

Karlos

(indem er ihn bei der Hand nimmt und die Augen bedeutend auf ihn heftet).

Den Brief gab dir der König?

Page (empfindlich).

Gnäd'ger Prinz,
Verdien' ich dieſen Argwohn?

nen gewiſſen Schimmer erhalten hat, der ſie um und um zur Heiligen macht. Alle ihre Handlungen ſcheinen mir Abſchattungen von den Handlungen meiner Gräfinn, alle ihre Worte Nachhälle von den ihrigen. Wenn ſie von ihr redt bekommt auch in der That ihr Meduſenkopf gefälligere Mienen, eine gewiſſe himmliſche Heiterkeit blitzt aus ihren Augen und ihre Reden erhalten alle eine gewiſſe Melodie in ihrem Munde, über die ſie ſich ſelbſt zu wundern ſcheint. Sie redt deswegen gern von ihr. Und wer iſt glücklicher dabey als ich? Zugleich habe ich an ihr gemerkt, daß ſie keine gemeine Gabe des Vortrages hat. Beſonders kann ſie einen Karakter mit wahrer poetiſcher Kraft darſtellen. Es ſcheint mir daß Frauenzimmer ihrer Art immer dadurch vor den ſchönen und artigen gewinnen, daß ſie in einer gewiſſen Entfernung von den Leuten abſteben, die ihren Geſichtspunkt aus dem ſie ſie auffaſſen, immer unendlich richtiger macht. Sie ſehen alles ganz was andere nur halb ſehen. Kurzum, ich liebe ſie, dieſe Olinde.

Dritter Brief.

O Rothe! hundertmal fällt mir die Frau ein, die in einer katholiſchen Kirche geſeſſen wo ſie von der lateiniſchen Predigt kein Wort verſtand, auſſer einem gewiſſen Namen, der ihre Andacht erhielt, und dem zu Gefallen ſie allein in die Kirche kam.

Du weißt, daß ich, um mich hier zu erhalten, weil ich meinen Dienſt niedergelegt, den ganzen Tag informiren muß. Es mattet mich ein wenig ab, allen den verſchiedenen Köpfen auf ſo verſchiedene Art faßlich zu werden. Den Abend geh ich zur Erholung zur Wittwe Hohl hinauf und wenn ich auch weiter nichts als den Namen einer gewiſſen Perſon ausſprechen höre, ſo iſt mir doch gleich wieder ſo wohl und kann mich ſo vergnügt zu Bette legen.

Vierter Brief.

Ich ſehe, ich ſehe, daß ſich die Wittwe Hohl an mir betrügt. Aber laß ſie, es iſt ihr doch auch wohl dabey, und da es in meinem Vermögen nicht ſteht, einen Menſchen auf der Welt durch Handlungen glücklich zu machen, ſo ſoll es mich wenigſtens freuen, eine Perſon die auf dieſe Art der Glückſeeligkeit in der Welt ſchon Verzicht gethan hatte, wenigſtens durch ihre eigene Phantaſeyen glücklich gemacht zu haben. Unter uns, ſie glaubt in der That, ich liebe ſie. Noch mehr, auch andere Leute glaubens, weil ich ihr ſo ſtandhaft den Hof mache. Ich liebe ſie auch wirklich, aber nicht wie ſie geliebt ſeyn will.

Es wird mir faſt zu lange, daß ich die Gräfin nicht ſehe. Nirgends, nirgends iſt ſie anzutreffen. Und die ewige SyſiphusArbeit meiner täglichen Arbeiten ohne die mindeſte Freude und Erholung ermattet ſehr. Wenn ich nur durch alle meine Mühe noch was ausrichtete. Ich zerarbeite mich an Leuten die träger als Steine ſind und die, was das ſchlimmſte iſt, mich mit den bitterſten Vorwürfen kränken, daß ſie bey mir nicht weiter kommen können. Wittwe Hohl ſpricht auch kein Wort von der Gräfinn mehr.

Fünfter Brief.

Fräulein Schatouilleuſe an Rothen.

Was T—, machen Sie denn ſolange auf dem Lande, das iſt ja nicht auszuhalten. Ihr Herz, den kriegt ja kein Menſch zu ſehen, noch zu genieſſen, den hat die Wittwe Hohl vermuthlich an ihrem Bet ſtollen angebunden. Es iſt doch ſchändlich, daß der Menſch ihr ſo hündiſch getreu iſt, da ſie ihn offenbarlich hintergeht.

Wiſſen Sie auch was Neues Rothe, recht was Neues, daß die Gräfin Stella Braut iſt und das mit einem garſtigen alten Mann, der aber viel Geld hat. Dieſe Nachricht, verſichert, wird Herrn Herzen übel ſchmecken. Wenn er ſie nur nicht gar zu plump erfährt, ich glaube er erſchießt ſich.

Wiſſen Sie mir nicht zu ſagen, ob man in Braunsberg gute weiche Flokſeide bekommt? Und was dort die Chineſiſchen Blumen gelten. Bringen Sie mir welche mit, die Leute ſind hier Judenmäſſig theuer.

Sechſter Brief.

Herz an Rothen.

Bruder! es iſt etwas auf dem Tapet, ich bin der glücklichſte unter allen Sterblichen. Die Gräfinn — kaum kann ich es meinen Ohren und Augen glauben — ſie will ſich mir mahlen laſſen. O unbegreiflicher Himmel! wie väterlich ſorgſt du für ein verlaßnes verlornes Geſchöpf. Meine letzten harrenden und ſtrebenden Kräfte waren ſchon ermattet, ich erlag — ich richte mich wieder auf, ich ſtehe, ich eile ich fliege — fliege meinen groſen Hofnungen entgegen.

Siebenter Brief.

Wittwe Hohl an die Gräfin Stella.

Ich habe endlich ein Mittel ausfindig gemacht, liebe Gräfin, das Bild, das Sie Herrn Rothen in ſeine Sammlung von Gemählden verſprochen haben, ihm ohne daß es ein Menſch auf der Welt merkt für wen, zu verſchaffen. Mein Freund Herz iſt in genauer Verbindung mit einem hieſigen Maler, dieſer ſoll, als ob ich ihn heimlich durch Herzen hätte beſtellen laſſen, Sie unvermuthet auf meinem Zimmer überraſchen, Sie müſſen ſich ein wenig erſchrocken ſtellen, ich bitte Sie ſodann um Verzeyhung und ſage, weil Sie bald weg von hier zu reiſen gedächten, hätt' ich mir die Gelegenheit zu Nutz machen wollen, bey Ihrem letzten Beſuch wenigſtens Ihr Bild auf der Stube zu behalten. Herz hat mir alles dies ſelbſt ſo angegeben, und Sie können ſich auf ihn verlaſſen daß er alles ſo beym Maler einrichten wird, daß Sie auf keine Weiſe dadurch kompromittirt werden.

Achter Brief.

Herz an Rothen.

Eben erhalte ich einen wunderbaren Brief von einem Obriſten in Heſſiſchen Dienſten, der ehmals mit mir in Leipzig zuſammen ſtudiert hat, und mir die Stelle als Adjutant bey ihm anträgt, wenn ich ihn nach Amerika begleiten will. Wie Rothe! dieſer Sprung aus dem Schulmeiſterleben auf die erſte Staffel der Leiter der Ehre und des Glücks, der Himmelsleiter auf der ich alle meine Wünſche zu erſteigen hoffe. Was ſagſt du dazu? Und ihr Bild nehme ich mit. Mit dieſem Talisman in tauſend bloſſe Bajonetter zu ſtürzen — Ha Rothe, daß du fühlen könnteſt, wie mir das Herz ſchlägt! Künftige Woche läßt ſie ſich mahlen. O die groſen Akkorde des Schickſals, des göttlichgütigen Schickſals, dem wir in den umwölkten Stunden durch unſere Verwünſchungen ſoviel Unrecht thun. Hörſt du ſie nicht auch? ſeegneſt du ſie nicht auch? Wie ſich alles alles vereinigt, alles vereinigen muß? — Warum antworteſt du mir denn nicht?

Neunter Brief.

Rothe an den Obriſten von Plettenberg.

Hier überſchick ich Ihnen, mein Gönner! einen mir auf mein Gewiſſen anvertrauten Brief Ihrer Gräfin Nichte. Es däucht mir, er enthalte eine nochmalige Verbitte für den armen Herz, für deſſen Schickſal in Amerika ihr bange iſt. Er iſt in der That nicht zum Soldaten gemacht, ſo ſehr er ſichs zu ſeyn einbildet. Wäre es nicht möglich, daß Sie ihn dem Kurfürſten zu ** empfehlen könnten, zu der erledigten Hofjunkerſtelle. Ich werde ihm Ihnen ſelber nach Zelle bringen und über verſchiedene Umſtände ſeines Herkommens und ſeiner bisherigen Schick'ſale Ihnen mündlich nähere Aufſchlüſſe geben.

Zehnter Brief.

Herz an Rothe.

Ewige Wonne ruhe auf dieſem Tage und unter dem Schimmer des roſenlächelnden Himmels müſſen ſich an demſelben zwo groſſe Seelen, die das unerbittliche Schickſal lang von einander trennte, im höchſten Taumel der Liebe küſſen.

Laß mich zu mir ſelber kommen Rothe, ich kann nicht reden — kann die Gefühle nicht ausdrücken — aber wenn es je Entzücken auf Erden giebt, ſo war es das. Sie wiederzuſehn — nach ſo langem Schmachten — ſo wiederzuſehn — ſiehſt du, alle die Wonne ſchneidt mir ins Herz, ich ſitze da, halb ohne Athem, alle meine Pulſe hüpfen, zittern für Freude und eine wollüſtige Thräne über die andere ſtürzt ſich aus meinen Augen herab.

Die Geſchichte dieſes Tages — daß du doch das alles nicht geſehen haſt? Wie kann ichs erzählen? Ich kam mit dem Maler. Nein, ich ſchickte den Maler voraus und nach einem Weilchen kam ich nach. Sie ſaß ihm ſchon —

ſaß da in aller ihrer Herrlichkeit — und ich konnte mich ihr gegenüberſtellen und mit nimmerſatten Blicken Reitz für Reitz, Bewegung für Bewegung einſaugen. Das war ein Spiel der Farben und Mienen? Wenn der Himmel mir in dem Augenblick aufgethan würde, könnt' er mir nichts ſchöners weiſen. Das Vergnügen funkelte aus ihren Augen, o welch eine elyſiſche Jugend blühend und düftend auf ihren Wangen, ihr Lächeln zauberte mir die Seele aus dem Körper in das weite Land gränzenloſer Schimären. Und ihr Buſen, auf dem ſich mein ehrfurchtsvoller Blick nicht zu verweilen getraute, den Güte und Mitleid mir entgegenhob — Bruder ich möchte den ganzen Tag auf meinem Angeſicht liegen, und danken, danken, danken —

Eilfter Brief.

Herz an Rothen.

Welch ein ſchreckliches Ungewitter hat dieſen himmliſchen Sonnenſchein abgelöſt! Rothe, ich weiß nicht, ob ich noch lebe, ob ich noch da bin oder ob alles dies nur ein beängſtigender Traum iſt. Auch du ein Verräther — nein, es kann nicht ſeyn. Mein Herz weigert ſich, die ſchrecklichen Vorſpiegelungen meiner Einbildungskraft zu glauben und doch kann ich mich deren nicht erwehren. Auch du Rothe — nimmermehr!

Schick mir das Bild zurück, oder ich endige ſchrecklich. Du mußt es nun haben dieſes Bild und mit blutiger Fauſt werde ich's zurückzufodern wiſſen, wenn du mirs nicht in gutem giebſt.

Dein Stillſchweigen, dein geheimnißvolles Weſen gegen mich — gegen mich, Rothe — bedenke, was das ſagen will — nein doch, ich kann es, kann es nicht glauben. Du kannſt dich eines ſo ſchwarzen Complots nicht ſchuldig gemacht haben.

Ich will dir alles erzehlen, aber ich fodere von dir, daß du mir Aufrichtigkeit mit Aufrichtigkeit belohnſt.

Ich flog den Nachmittag, ſobald meine Informationen vorbey waren, zur Wittwe Hohl hinauf — kannſt du dir vorſtellen, mit welchen Empfindungen? Ich wollte ihre beyde Hände unbeweglich an meine Lippen drücken, mich auf die Knie vor ihr werfen, und ihr mit Blicken und Thränen für alle das Vergnügen danken, das ſie mir den Vormittag verſchaft hatte. Aber Gott! wie ward mir das verſalzen? Ich fand ſie — zu Bette. Mit der wahren Stimme einer Verzweifelnden redte ſie mich an: Unglücklicher fort von mir! was wollt ihr bey mir — Was iſt Ihnen beſte Wittwe Hohl — Seht da euer Werk Verräther — Ich ſchuld an Ihrer Krankheit — Ja ſchuld an meinem Tode — Wodurch — Fragt euer Herz Böſewicht!

Ich war für Wuth auſſer mir, ich fieng an zu bitten, ich fieng an zu ſchmeicheln, zu weinen, zu ſchwören — Welche grauſame Verwirrungen hatte unſer Mißverſtand angerichtet, oder vielmehr meine Nachläſſigkeit, ſie eher aus ihrem Irrthum zu reiſſen. Sie war über mein Betragen den Vormittag eiferſüchtig geworden — ſie eiferſüchtig — nie hatte ich mir das träumen laſſen. Hätte ſie doch nur einmal während der ganzen Zeit unſerer Bekanntſchaft in den Spiegel geſehen, wie viel Leiden hätte ſie ſich erſparen können! Indeſſen, der Menſch ſucht ſeine ganze Glückſeligkeit im Selbſtbetrug. Vielleicht betrüge ich mich auch. Sey es was es wolle, ich will das Bild wieder haben, oder ich bringe mich um. — Nun kommt das Schlimmſte erſt. Ich hatte ihr geſagt, ich würde dir das Bild zuſchicken, weil ich wirklich glaubte, die Gräfin hätte vielleicht gewünſcht daß du es auch vorher ſehen ſollteſt, eh ichs nach Amerika mitnähme. Jetzt ſagte ſie mir, daß ich die Gräfin aufs grauſamſte und unverzeihlichſte beleidigen würde, wenn ich ihr nicht mit einem Eide verſpräche, dir das Bild zuzuſchicken und es nimmer wiederzufodern — Es nimmer wiederzufodern, ſagte ich, wie können Sie das verlangen — Ja das verlange ich, ſagte ſie, und zwar auf Ordre der Gräfinn, denn das erſte iſt ſchon geſchehen.

Nun ſtelle dir vor, ſie hatte während meiner Abweſenheit mein Zimmer vom Hausherrn aufmachen laſſen, und das Bild herausgenommen. Ich hatte mir vorgeſetzt, davon eine Kopey nehmen zu laſſen und ſie dir zuzuſenden, das Original aber für mich zu behalten, weil des Malers Hand dabey ſichtbarlich von einer unſichtbaren Macht geleitet ward und ich das was die Künſtler die göttliche Begeiſterung nennen, wirklich da arbeiten geſehen habe — und nun — ich hätte ſie mit Zähnen zerreiſſen mögen —

alles fort — — Rothe das Bild wieder, oder den Tod!

Dazu kommt noch, daß ich Uebermorgen reiſen ſoll. Ich wünſchte ich könnte dich abwarten. Schick nur, wenn du ſelbſt nicht kommen kannſt, das Bild an Fernand, der weiß meine Adreſſe. O mein Herz iſt in einem Aufruhr, der ſich nicht beſchreiben läßt.

Was für Urſachen konnte die Gräfin haben, das Bild dir mahlen zu laſſen? — Nein es iſt ein Einfall der Wittwe Hohl. Antworte mir doch.

Herz.

Dritter Theil.

Erſter Brief.

Honeſta an den Pfarrer Claudius.

Sie wollen das Schickſal des armen Herz wiſſen und was ihn zu einem ſo ſchleunigen und ſeltſamen Entſchluß als der iſt nach Amerika zu gehen, hat bewegen können. Lieber Pfarrer, um das zu beantworten muß ich wieder zurückgehn und eine ziemlich weitläuftige Erzählung anfangen die mir, da ich ſo gern Briefe ſchreibe, ein ſehr angenehmer Zeitvertreib iſt.

Ich habe ſeitdem vollſtändigere Nachrichten eingezogen von Herzens erſter Bekanntſchaft mit der Wittwe Hohl, von der unglücklichen Leidenſchaft die er für die Gräfin Stella faßte, von den Urſachen die alle zuſammen trafen, dieſe Leidenſchaft zu unterhalten, welches bey jedem

Karlos (lieſt den Brief).

„Dieſer Schlüſſel öffnet
„Die hintern Zimmer in dem Pavillon
„Der Königin. Das äußerſte von allen
„Stößt ſeitwärts an ein Kabinet, wohin
„Noch keines Horchers Fußtritt ſich verloren.
„Hier darf die Liebe frei und laut geſtehn,
„Was ſie ſo lange Winken nur vertraute.
„Erhörung wartet auf den Furchtſamen,
„Und ſchöner Lohn auf den beſcheidnen Dulder.“

(Wie aus einer Betäubung erwachend.)

Ich träume nicht — ich raſe nicht — das iſt
Mein rechter Arm — das iſt mein Schwert — das ſind
Geſchriebne Sylben. Es iſt wahr und wirklich,
Ich bin geliebt — ich bin es — ja, ich bin,
Ich bin geliebt!

(Außer Faſſung durch's Zimmer ſtürzend und die Arme zum Himmel emporgeworfen.)

Page.

So kommen Sie, mein Prinz, ich führe Sie.

Karlos.

Erſt laß mich zu mir ſelber kommen. — Zittern
Nicht alle Schrecken dieſes Glücks noch in mir?
Hab' ich ſo ſtolz gehofft? Hab' ich das je
Zu träumen mir getraut? Wo iſt der Menſch,
Der ſich ſo ſchnell gewöhnte, Gott zu ſeyn? —
Wer war ich und wer bin ich nun? Das iſt
Ein andrer Himmel, eine andre Sonne,
Als vorhin da geweſen war — Sie liebt mich!

vernünftigen Menſchen ſonſt unbegreiflich ſeyn würde, da die Gräfin nicht allein ſo weit über ſeinen Stand erhaben, ſondern auch ſeit fünf Jahren ſchon eine Braut mit einem gewiſſen Oberſten Plettenberg iſt, der ſchon eine Campagne wider die Coloniſten in Amerika mitgemacht hat, bloß damit er Gelegenheit habe, ſich bis zum General oder Generallieutnant zu bringen, weil er ſonſt nicht wagen darf, bey dem Vater der Gräfin um ſie anzuhalten. Heimlich iſt aber unter ihr und ihren Verwandten alles mit ihm ſchon ausgemacht. — Alle dieſe Nachrichten ſollen Ihnen den Schlüſſel zu Herzens wunderbarem Charakter und Handlungen geben.

Dieſe Geſchichte iſt aber ſo wie das ganze Leben Herzens ein ſolch unerträgliches Gemiſch von Helldunkel daß ich ſie Ihnen ohne innige Aergerniß nicht ſchreiben kann. Kein Zuſtand der Seele iſt mir fataler als wenn ich lachen und weinen zugleich muß, Sie wiſſen ich will alles ganz haben, entweder erhabene Melancholey oder ausgelaſſene Luſtigkeit — indeſſen es iſt nun einmal ſo und ich kann mir nicht helfen.

Die Wittwe Hohl — Sie kennen die Wittwe Hohl und ich brauche Ihnen ihre Häßlichkeit nicht zu beſchreiben, doch wenn Sie ſich nicht mehr auf ihr Geſicht erinnern ſollten, ſie hat eingefallene Augen, den Mund auf die Seite verzogen, der ein wahres Grab iſt das wenn ſie ihn öfnet, Todtenbeine weiſt, eine eingefallene Naſe kurz alles was häßlich und ſchrecklich in der Natur iſt — hier laſſen Sie mich aufſtehn und abbrechen, die Beſchreibung hat mich angegriffen, beſonders wenn ich bedenke, daß der delikate, der fein organiſirte Herz in ſie verliebt war —

Zweyter Brief.

Die Wittwe Hohl iſt eine Perſon von vielem Vermögen, und was Sie mir nicht glauben werden, von einem auſſerordentlichen Verſtande.

Sie können dies nur daraus ſehen, daß ſie wirklich den Plan gemacht, dem jungen feinen ſcharfſichtigen Herz ſein Herz zu entführen, und daß ſie dieſen Plan — welches mir das unbegreiflichſte iſt, ausgeführt hat. Ich weiß nicht durch welche Zaubermittel ſie ihn in ihr Haus zu locken gewußt hat. Ich ſtelle mir's ſo vor, ſie war in der ganzen Stadt bekannt daß ſie eine groſſe weitläuftige Correſpondenz mit Vornehmen und Gelehrten hat, die ſie ſich alle durch ihren Verſtand verbindlich zu machen wußte. Herz, der immer ein Narr auf Charaktere war und in der wirklichen Welt ſie aufzuſuchen zuviel Eckel und Launen hatte, dachte hier einen reichen Fund zu thun, und — da ſie für alle dieſe Correſpondenten zugleich immer Geſchäfte machte — bey allen dieſen Perſonen ihre Art ſich zu benehmen, die verſchiedenen Maſſen von Licht und Schatten, von Selbſtliebe und Großmuth, oder auch wohl, bey Leuten von geringerm Ton, von Geiz und Hochmuth in ihrem Charakter hier gleichſam aus der erſten Hand zu haben. Nun kommt noch dazu, daß ſie ſelbſt eine ungemein groſſe Gabe zu erzehlen hat, ſie weiß alle Gegenſtände die ſie einmal ſieht, gleich ſo zu faſſen und vorzutragen daß man ſie auch zu ſehen glaubt, kurz als Herz das erſtemal mit ihr in Geſellſchaft war, wo ſie denn gleich einige ihrer Briefe hervorgezogen, und von ihr hörte, daß ſie ein Zimmer in ihrem Hauſe um einen ſehr wohlfeilen Preiß zu vermiethen habe, zog er ſogleich des folgenden Tages bey ihr ein, und nun war er für alle unſere Geſellſchaften verloren.

Er kam alle drey Tage nur in unſer Haus und that dabey ſo froſtig, daß wir ihn immer nur das Terzianfieber nannten. Zuletzt blieb er gar weg und wer dabey am wenigſten verlor, das waren wir. Jetzo erſt, da ich von dem Herrn Rothe den wahren Zuſammenhang ſeiner Verirrungen erfahren, fange ich an, ihn zu bedauren.

Stellen Sie ſich vor, ſie kramte die Briefe der Gräfin aus, die ſchon ſeit ihrer Kindheit mit ihr in groſſer Bekanntſchaft ſteht und ſeit dieſer Zeit her in ** alle Geſchäfte durch ſie hat machen laſſen. Nun habe ich Ihnen die Gräfin Stella ſchon beſchrieben, noch müſſen Sie das wiſſen, ſie ſchreibt wie ein Engel. Ich habe Briefe von ihr geſehen, ſie weiß den allergeringſten Sachen ſo etwas anzügliches zu geben, daß man ſo gar ihre kleinſten Commiſſionen mit eben dem Intereſſe lieſt, als den wohlgeſchriebenſten Roman. Mein Herz war hin, als er immer weiter in dieſes Heiligthum trat, Brief für Brief dieſer Charakter ſich immer herrlicher ihm entwickelte, denn es waren hier Briefe von den erſten Jahren ihres Lebens an und ſie hatte nie geglaubt, gegen die Wittwe Hohl im geringſten ſich verſtellen oder, was heut zu tage ſo allgemein iſt, repreſentiren zu dürfen.

Nun begieng die Wittwe die grauſame Liſt, Herzen ganz und gar zu verhehlen daß die Gräfin mit irgend einer Mannsperſon auf der Welt in Verbindungen des Herzens ſtehe. Alle die neueren Briefe in denen etwas von Plettenberg vorkam, verſteckte ſie ihm ſorgfältig. Herz der von jeher wie Sie wiſſen, vielleicht durch die Schickſale ſeiner Jugend, die ſonderbar genug ſeyn ſollen, äuſſerſt romantiſch geſtimmt war, glaubte es vielleicht möglich daß er dies Herz wenigſtens zur Freundſchaft gegen ihn durch Zeit Geduld und Sorgfalt ſtimmen könnte. Er faßte alſo den gigantiſchen Vorſatz, nicht abzulaſſen bis er es durch die Wittwe Hohl ſoweit gebracht, daß die Gräfin Stella wenigſtens ſeine Freundin würde. Auf der andern Seite faßte die Wittwe Hohl, die wohl einſah daß Herz nur durch Reitze der Seele gefeſſelt werden könnte und ſich für die gewöhnlichen ſchönen und artigen Geſichte der Stadt zu gut hielt, gleichfalls den feſten Vorſatz, nicht abzulaſſen bis ſie es durch die Briefe der Gräfin dahin gebracht daß er ſich ganz und gar an unſichtbare Vorzüge gewöhnte und wenn er ſähe daß ſeine Leidenſchaft für die Gräfin eine bloſſe Schimäre ſey, ſie als ihre vertrauteſte Freundin an ihre Stelle ſetzte. Sie behielt alſo die Nachricht von ihrer geheimen Verbindung mit Plettenberg als den Theaterſtreich zurück, der die ganze Kataſtrophe entſcheiden ſollte. Ich fürchte ſehr, das Stück könne eher tragiſch als komiſch endigen.

Nun gieng das Drama von beyden Seiten an und die Rollen wurden meiſterhaft abgeſpielt. Wittwe Hohl redete immer von der Gräfin und zog dadurch Herzen immer feſter an ſich. Sie lies ſogar bey der Erzehlung von den Jugendjahren derſelben ihren ganzen Witz und ihr ganzes Herz mit all ſeinen Hofnungen Theil nehmen, welches ihren Augen ſo wie ihren Ausdrücken ein Feuer gab, das Herzen oft ganz bezauberte. Er trank das ſüſſe Gift begierig in ſich, doch brauchte er die Vorſicht, bey alledem eine gewiſſe Kälte und Gleichgültigkeit zu affektiren und das was die wütendſte Leidenſchaft in ſeinem Herzen war als froſtige Bewunderung einzukleiden, welches auf der andern Seite die Wittwe Hohl an ihm bezauberte, die denn dadurch immer beſſer humoriſirt, immer, daß ich ſo ſagen mag, begeiſterter wurde, ſo daß beyden nie beſſer zu Muth war als wenn ſie auf dieſe Materie kamen und ſie von allen Diskurſen des gemeinen Lebens immer Gelegenheit zu finden wußten, dahin einzulenken. Dazu kam noch, daß dieſe Materie ein unvergleichlicher Probierſtein ihres Witzes war, bey alledem ihren Zweck immer vor Augen zu behalten und mit unmerklichen aber ihrer Meynung nach ſehr feſten und zuverläſſigen Schritten ihren groſſen Staatsgefangenen demſelben entgegen zu führen. Zu dem Ende ließ ſie von Zeit zu Zeit einige nicht gar zu vortheilhafte Beſchreibungen von dem Geſicht der Gräfin mit unterlauffen, ſagte aber alle dieſe kleinen Fehler würden von den Eigenſchaften ihres Gemüths ſo verdunkelt — ich kann nicht ſchreiben lieber Pfarrer, ich muß laut lachen wenn ich mir das Geſicht der Wittwe bey dieſen Reden denke und die erſtaunte und verlegene Miene, mit der Herz ihr muß zugehört haben.

Dritter Brief.

Sie trieb es ſo weit, daß ſie in ihren Briefen an die Gräfin von ihrer neuen Bekanntſchaft mit Herzen redte oder vielmehr mit dieſer neuen und ſeltenen Eroberung prahlte, da ſie denn wie natürlich auf die Beſchreibungen die ſie von ſeinem Charakter gemacht und die ausſchweifſend vortheilhaft waren, von der Gräfin auch für ihn ſehr vortheilhafte Ausdrücke zur Antwort erhalten mußte. Sie hielt dieſe Kriegsliſt für nothwendig, um das Feuer das ſie einmal in ſeinem Herzen angeblaſen und das er aus Politik auf ſeinem Geſicht oft ſehr trüb und dunkel brennen ließ, nicht auslöſchen zu laſſen. Wer war glücklicher als Herz? Er ſuchte in allen dieſen Ausdrücken der ganz und gar unſchuldigen Gräfin wahre Spuren deſſen was er für ſie fühlte, und nun giengs mit ſeinem Verſtande Genie und Talenten Galopp berghinunter. Er hörte, ſie ſey zu den Winterluſtbarkeiten in ** angekommen. Er lief überall wie ein Wahnwitziger herum, ſie zu ſuchen, ſie zu ſehen, das Bild zu dieſer unſichtbaren Gottheit zu finden, die er anbethete. Sie können ſich vorſtellen, daß er ſich alles hat koſten laſſen, und ſo mußte er bey ſeinem ſchmalzugeſchnittenen Vermögen nothwendiger weiſe in Schulden gerathen. Endlich als ihm das Geld ausgieng und ihm niemand mehr borgen wollte, denn ſoviel Vernunft war ihm immer noch übrig geblieben, daß er ſich, auch wenn's ihm das Leben gekoſtet hätte, nie um Geld an die Wittwe Hohl wenden wollte, um ihr kein Recht über ihn zu geben, worauf ſie nur lauerte — marſchierte er aus der Stadt und in eine Einſiedeley, wo kein Menſch weiter von ihm hörte oder ſah.

Rothe war hinter alles das gekommen. Er hat ſeit langer Zeit Zutritt in dem Hauſe der Gräfin, ſo wie er überhaupt hier in den beſten Häuſern hat, weil er von den Groſſen in wichtigen Geſchäften mit Erfolg gebraucht wird und ſeine perſönlichen Gaben ſeine Geſellſchaft zu der angenehmſten von der Welt machen. Er verſuchte alles, Herzen wieder in die Stadt zu bringen, da alles vergeblich war, wandte er ſich an die Gräfin und erzählte ihr aufrichtig den Verlauf der Sache und die komplizirte Rolle, die die Wittwe Hohl bey derſelben geſpielt. Die Gräfin, wie Sie ſich leicht vorſtellen können, war ganz innigſtes tiefſtes Bedauern für die Verirrung eines Menſchen von ſo vielen Talenten, wie Rothe ihr den Herz beſchrieb, und bat ihn ihr ein Mittel an die Hand zu geben, ihn vielleicht zu heilen. Rothe wußte ihr kein beſſers vorzuſchlagen, als daß ſie ſich etwa für ihn mahlen lieſſe, damit er doch einige Entſchädigung für ſeine getäuſchten Hofnungen hätte, und alsdenn wollten ſie dafür ſorgen, ihn zu entfernen und darüber mit Plettenberg ſelber korreſpondiren, der von der ganzen Sache unterrichtet werden mußte, weil ſie ſchon eine Fabel in der Stadt geworden war. Das geſchah, Plettenberg ſchlug vor, ihn nach Amerika mitzunehmen, um gegen die Koloniſten zu dienen. Das wunderbarſte war, daß Plettenberg ihn ſchon ehmals auf der Akademie gekannt und daſelbſt viel Freundſchaft für ihn gefaßt hatte. Er trug ihm alſo die Stelle als Adjutant bey ſeinem Regiment an, die denn auch Herz mit beyden Händen annahm, weil er glaubte, dies ſey die Laufbahn an deren Ziel Stella mit Roſen umkränzt ihm den Lorbeer um ſeine Schläfe winden würde.

Sie hatten zugleich den Plan gemacht, dem armen Herz nichts von ihrer Verbindung mit Plettenberg merken zu laſſen, ſondern ihn in ſeinem lieben Irrthum fortträumen zu laſſen, bis Zeit und Entfernung ihn von ſelbſt in den Stand ſetzten einen ſolchen Todesſtreich aufzuhalten. Denn jetzt war nichts anders als ſein unvermeidlicher Untergang abzuſehen, ſobald er ihn erführe. Unterdeſſen ſollte Plettenberg aus Amerika zurückkommen, und in Abweſenheit unſers Ritters die Hochzeit vollziehen, b[illegible] denn ſolange von Europa entfernt halten konnte als es [illegible] gelegen war.

Dieſer Plan iſt grauſam genug, indeſſen iſt er doch der einzig erträgliche für einen ſo geſpannten Menſchen als Herz iſt. Sie haben auch wirklich den Anfang gemacht ihn auszuführen: wie er ausgehen wird weiß der Himmel, ich mache immer die Augen zu, wenn ich daran denke.

Nun ſtellen ſie ſich vor, was die arme liebenswürdige Gräfin dabey leidet. Einen Menſchen unglücklich zu ſehen bloß dadurch daß ſie ſo vollkommen iſt, mit dazu beygetragen zu haben, ohne daß ſie im mindeſten die Abſicht dazu gehabt, die ſchröcklichſten Ausſichten für dieſen Menſchen vor ſich zu ſehen den ſie ſich nicht entbrechen kann, hochzuſchätzen, deſſen Schwärmerey für ſie ſelbſt das ſchönſte Colorit ſeines Charakters macht. Auf der andern Seite eines Liebhabers zu ſchonen, der ſchon fünf Jahre her die redendſten Proben ſeiner Treue gegeben hat und mit dem ſie die glücklichſten Tage vorausſieht. — Sie hat ſich wirklich für Herzen mahlen laſſen, wobey die Wittwe Hehl immer die Hand mit im Spiel gehabt, weil Plettenberg dies nicht erfahren ſollte. Sie wiſſen, die Delikateſſe eines Liebhabers kann durch nichts ſo ſehr beleidigt werden, als auch nur das Bild von ſeiner Angebetheten in fremden Händen zu wiſſen.

So ſtehen die Sachen lieber Pfarrer! und ſo wie ich höre ſoll Herz wirklich geſtern Abends zu den heſſiſchen Truppen abgegangen ſeyn die nach Amerika eingeſchifft werden. Er ſchwimmt jetzt in lauter ſeeligen Träumen von Liebe und Ehre, ich fürchte, das Aufwachen wird ſchrecklich ſeyn.

Ich kenne Plettenberg von Perſon, er iſt nicht ſchön und ſchon bey Jahren hat aber vielen Verſtand und ein ungemein empfindliches Herz. Geld genung hat er und könnte die äuſſern Glücksumſtände des armen Herz ſehr leicht in guten Stand ſetzen. Aber welche Entſchädigung für einen ſolchen Verluſt und bey einem Menſchen wie Herz iſt! deſſen ganzes Glück in Träumen beſteht und der das, was man ſolid nennt, mit Füſſen tritt.

Leben Sie wohl und verzeyhen Sie daß ich ſoviel geplaudert habe. Nicht wahr ich hab eine gute Anlage zur Romanenſchreiberinn?

Vierter Theil.

Erſter Brief.

Rothe an Plettenberg.

Herz iſt weggereiſt, beſter Plettenberg, ohne mich abzuwarten. Sie ſehen, er iſt wie ein wilder muthiger Hengſt, den man geſpornt hat, der Zaum und Zügel verachtet. Auch machen mirs meine Geſchäfte unmöglich, ihm gleich nachzureiſen oder ihn noch einzuholen, ehe er zu Ihnen kommt. Ich will ihm alſo dieſe kleine Empfehlung als einen Vorreiter vorausſchicken, damit Sie wiſſen, wie Sie ihn zu empfangen haben. Denn ich zweifle, obſchon Sie in Leipzig mit ihm ſtudiert, daß Sie mir dieſen ſeltſamen Menſchen ganz kennen.

Er iſt — daß ichs Ihnen kurz ſage — der unächte Sohn einer verſtorbenen großen Dame, die vor einigen zwanzig Jahren noch die halbe Welt regierte. Er war die Frucht ihrer letzten Liebe und als eine ſolche einem gewiſſen Groſſen zur Erziehung anvertraut worden, der ihn bey ihrem Hintritt ſehr ſcharf hielt. Endlich ließ er ihn mit ſeinen Kindern unter der Aufſicht eines Hofmeiſters reiſen, der nun freylich dem wunderbaren Charakter unſers Herz auf keine Weiſe zu begegnen wußte und das Anſehen das er von dem Gräfen ** über ihn erhalten, auf

Page (will ihn fortführen).

Prinz, Prinz, hier iſt der Ort nicht — Sie vergeſſen —

Karlos

(von einer plötzlichen Erſtarrung ergriffen).

Den König, meinen Vater!

(Er läßt die Arme ſinken, blickt ſcheu umher und fängt an ſich zu ſammeln.)

Das iſt ſchrecklich —
Ja, ganz recht, Freund. Ich danke dir, ich war
So eben nicht ganz bei mir — Daß ich das
Verſchweigen ſoll, der Seligkeit ſo viel
In dieſe Bruſt vermauern ſoll, — iſt ſchrecklich.
Iſt ſchrecklich! —

(Den Pagen bei der Hand faſſend und bei Seite führend.)

Was du geſehn — hörſt du? und nicht geſehen,
Sey wie ein Sarg in deiner Bruſt verſunken.
Jetzt geh. Ich will mich finden. Geh. Man darf
Uns hier nicht treffen. Geh —

Page (will fort).

Karlos.

Doch halt! doch höre! —

(Der Page kommt zurück. Karlos legt ihm eine Hand auf die Schulter und ſieht ihm ernſt und feierlich in's Geſicht.)

Du nimmſt ein ſchreckliches Geheimniß mit,
Das, jenen ſtarken Giften gleich, die Schale,
Worin es aufgefangen wird, zerſprengt —
Beherrſche deine Mienen gut. Dein Kopf
Erfahre niemals, was dein Buſen hütet.
Sey wie das todte Sprachrohr, das den Schall
Empfängt und wiedergibt, und ſelbſt nicht höret.

das niederträchtigſte mißbrauchte. Herz, der überall zu Hauſe zu ſeyn glaubte, ſetzte ſich im zwölften Jahr mit einigen dreyſſig Dukaten, die er von ihm hatte ausholen können, auf die Poſt, und reißte heimlich a l'aventure nach Frankreich.

Hier kam er in die elendeſten Umſtände. Sein Geld gieng zu Ende, er verſtund wenig oder nichts von der Sprache, mit dem allen, ſo wie das ein Hauptzug in ſeinem Charakter iſt den er vielleicht mit mehrern ſeiner Nation gemein hat, alle ſeine Vorſätze nur einmal zu faſſen und durch nichts in der Welt ſich davon abbringen zu laſſen, war er auch jetzt durch keine Umſtände mehr zu bewegen, den Schritt zu ſeinem Hofmeiſter oder zum Grafen ** zurück zu thun. Er beharrte alſo unveränderlich darauf, in Frankreich zu bleiben und da er den groſen Abſtand der franzöſiſchen von den Sitten ſeines Vaterlandes ſah, ſich mit ſeinen eigenen Fähigkeiten und Fleiß durch alle Klaſſen ſelber hindurchzutreiben, um das Eigenthümliche dieſer Nation die er an Kultur ſo weit über der ſeinigen glaubte ſich dadurch ganz zu eigen zu machen. Dieſer abentheuerliche Vorſatz gelung ihm. Er wuſte ſich durch ſeine Gelehrigkeit und durch die guten Eigenſchaften ſeines Geiſtes und Herzens in dem Hauſe eines reichen Banquiers ſo zu empfehlen, daß er ihn alles lernen ließ was er verlangte, und mit ſeinem Gelde und Anſehen unterſtützte. Bey dieſem hat er den Namen Herz angenommen, den er auch nachher immer beybehalten hat und keinem Menſchen als mir von ſeinen Schickſalen was hat merken laſſen.

Dieſer war es auch der ihn nach Leipzig ſchickte um deutſch zu lernen, wo Sie ihn denn müſſen gekannt haben. Als er zurückkam, brauchte er ihn hauptſächlich zu ſeiner Correſpondenz und hat ihm, ſo wie man auch nicht anders konnte, wenn man näher mit ihm umgieng, ſein ganzes Herz geſchenkt. Endlich verſchickte er ihn, um dem Bankerut eines der größten Häuſer vorzubeugen, nach der Hauptſtadt wo er ſich auch mit ſo vieler Ehre dieſes Geſchäfts entledigte, daß er von beyden eine jährliche Penſion erhielt, die er verzehren konnte, wo er wollte. Er gieng nach Holland damit, weil er von jeher das Land zu ſehen gewünſcht hatte wo Peter der Groſſe Schiffszimmermann geweſen, weil er aber zu nachläſſig war die Gewogenheit ſeiner Welthäter durch öftere Briefe zu unterhalten, ſo verlor er die Penſion, kam darauf ins Cleviſche, von da er endlich hieher gekommen iſt.

Sehen Sie hier die wunderbare Landkarte ſeiner Schickſale. Sollte ich Ihnen aber die Geſchichte ſeines Herzens erzehlen und wie viel Antheil die an ſeinen äuſſern Umſtänden und Begebenheiten gehabt hat, ſo würde Ihre Verwunderung und vielleicht Ihr Mitleid noch höher ſteigen.

Zweyter Brief.

Herz an Rothen

[illegible]

Das Bild Rothe! oder ich bin des Todes — Ich eile ihm immer näher, dem Ort meiner Beſtimmung und ohne ſie — Iſt mirs doch, als ob ich zum Hochgericht gienge. — Rothe wäreſt du etwa ein Böſewicht? Was für Urſachen kannſt du haben, mir das Bild vorzuenthalten. Es iſt ſo ſchrecklich, ſo unmenſchlich grauſam. Bedenke wo ich hin ſoll — und ohne ſie!

Dritter Brief.

Rothe an Plettenberg.

Ich kann nicht anders, ich muß meinem vorigen noch einen Brief nachſchicken. Sie ſollten nicht glauben, was alle dieſe Schickſale, mit dem Abſtechenden und Befremdlichen das er an allen Charakteren und Sitten in Frankreich und Deutſchland gegen die Charaktere und Sitten ſeines Vaterlandes gefunden, ſeiner Seele für eine wunderbarromantiſche Stimmung gegeben haben. Er lebt und webt in lauter Phantaſieen und kann nichts, auch manchmal nicht die unerheblichſte Kleinigkeit aus der wirklichen Welt an ihren rechten Ort legen. Daher iſt das Leben dieſes Menſchen ein Zuſammenhang von den empfindlichſten Leiden und Plagen, die dadurch nur noch empfindlicher werden, daß er ſie keinem Menſchen begreiflich machen kann. Er hat ſich nun einmal eine gewiſſe Fertigkeit gegeben, die ſeine andere Natur iſt, alle Menſchen und Handlungen in einem Idealiſchen Lichte anzuſehen. Alle Charaktere und Meynungen die von den ſeinigen abgehen, ſcheinen ihm ſo groß, er ſucht ſoviel dahinter, daß er mit lauter auſſerordentlichen Menſchen, gigantiſchen Tugendhelden oder Böſewichtern umgeben zu ſeyn glaubt, und ihm gar nicht begreiflich gemacht werden kann, daß der gröſte Theil der Menſchen mittelmäſſig iſt, und weder groſſe Tugenden noch groſſe Laſter anders, als dem Hörenſagen nach kennet.

Nun nehmen Sie dieſen Menſchen, wenn er verliebt ward, was der in ſeine Schönen hineinlegte. Dreymahl iſt er ſo angelauffen, endlich verzweifelte er an dem ganzen weiblichen Geſchlecht und was er ihnen vorhin zu viel beylegte, traute er ihnen jetzt zu wenig zu.

Nun ſtellen Sie ſich vor, was die Entdeckung eines ſolchen Charakters wie der Ihrer Braut war, auf ihn für einen Eindruck muß gemacht haben. Er ſah, dachte, hörte, fühlte jetzt nun nichts als die Erſcheinung einer Gottheit die in weiblicher Geſtalt auf die Erde gekommen wäre, ihn von ſeinem läſterlichen Irrthum zurückzubringen. Deſto mehr aber haben wir jetzt von ihm zu befürchten, da ſein Verſtand mit ſeiner wilden taumelnden Einbildungskraft nun gemeine Sache macht.

Ich muß Ihnen doch, um Ihnen ſeine Art zu lieben ein wenig ins Licht zu ſetzen, von den drey Liebesgeſchichten ſeiner Jugend, ſoviel ich davon weiß, eine Idee geben. Seine erſte Liebe war in Rußland, als er erſt 11 Jahr alt war, und dazu in die Mätreſſe des alten Grafen ** ſelbſt, bey dem er im Hauſe war. Stellen Sie ſich vor, wie aufbrauſend ſchon die kindiſche Einbildungskraft dieſes Menſchen geweſen ſeyn muß, da er in dieſer wirklich liederlichen Weibsperſon das Gegenbild zu dem Ideal zu finden glaubte, das er ſich von der Nymphe des Telemachs, den ſein Hofmeiſter mit ihm exponirte, gemacht. Dieſes Ideal wurde nun aber ſchändlich über den Hauffen geworfen, als er ſie mit dem alten Grafen einmal im Bette antraf — Seine zweyte Liebe war die Nichte des Kaufmanns in Lion, deren lebhafter Witz ihn ſteif und feſt glauben machte, er habe an ihr eine zweyte Ninon gefunden. Endlich aber fand er daß ſie nur kokett gegen ihn geweſen war und da ſehnte er ſich herzlich nach Deutſchland, um aus Göthens oder Wielands Romanen und aus Klopſtocks Cidli ſich ein Ideal zuſammen zu ſchmelzen, das ſeines gleichen noch nicht gehabt. So gut wards ihm denn auch, als er nach Leipzig kam, und die Tochter eines Landpredigers, die ſich eine Zeitlang daſelbſt bey einer Verwandtin aufgehalten, verſprach ihm die Erfüllung aller ſeiner Wünſche. Aber wie jämmerlich wurden ſeine Entzükkungen mit ſchreyenden und ſchnarrenden Diſſonanzen unterbrochen, als er auf einmal auch dieſe ſeine Meſſiasheldin, nachdem die erſten Wochen ihrer Maskerade vorbey waren, nur als eine künſtliche Agneſe erſcheinen ſah, die unter ihrem Nonnenſchleyer Liebesbriefchen ohne Zahl und tauſend verſtohlne Küßchen entgegennahm, ja die er endlich ſogar bei einer ſtarken Vertraulichkeit mit einem dicken runden Studenten überraſchte. Da lagen nun alle ſeine Ideale umgeſtürzt, und er hätte nun mit eben dem kalten Blut als jene Belagerten ſich mit griechiſchen Bildſäulen vertheidigten, ſie alle über die Stadtmauer werfen können. Das Leben ward ihm zur Laſt, er zog in der Welt herum von einem Ort zum andern nimmer ruhig und hätte ſeine Exiſtenz gar zu gern mit eigner Hand verkürzt, wenn er nicht den Selbſtmord, ohne dringende Noth, nach ſeinem Glaubensſyſtem für Sünde gehalten hatte.

Jetzt, mein theureſter Plettenberg, können Sie ſich eine Vorſtellung machen was wir von einem Menſchen dieſer Art in einem ſolchen Fall zu erwarten haben, wenn er nicht behutſam behandelt wird. Er hat Vernunft genug einzuſehen, daß in ſeinem jetzigen Stande es Thorheit wäre, Anſprüche oder Hofnungen auf den Beſitz der Gräfin zu machen, aber auch wilde Einbildungskraft genug ſich alles möglich vorzuſtellen was ihn zur Gleichheit mit ihr erheben kann, beſonders da die Ideen ſeiner Jugendjahre und ſeiner Geburt bey allen ſeinen Unglücksfällen ihn nie verlaſſen haben. Am allermeiſten da ſeine Jahre ſich immer mehr der männlichen Reife nähern und er in ihr die Erfüllung aller ſeiner Ideen gefunden zu haben glaubt.

Haben Sie alſo die Gütigkeit, ihn ſo zu empfangen, wie ein weiſer Arzt einen höchſt gefährlichen Kranken empfangen würde, der durch alles was wirkliche Achtung Mitleid und Freundſchaft verdient, alle Ihre edleren Empfindungen in Anſpruch nimmt.

Vierter Brief.

Herz an Fernand.

Rothe iſt ein Verräther — er ſchickt mir das Bild nicht — ſag ihm, er wird meinen Händen nicht entrinnen.

Fünfter Brief.

Plettenberg an Rothe.

Eben habe ich Ihren irrenden Ritter nebſt Ihren Vorreutern und blaſenden Poſtillionen erhalten, lieber Rothe. Ich muß ſagen, dieſe Erſcheinung wirkt ſonderbar auf mich, der Menſch iſt ſo ganz was er ſeyn will, und da er eine der ſchwerſten Rollen auf Gottes Erdboden ſpielt, ſo repräſentirt er doch nicht im mindeſten.

Er war bleich und blaß, als er hereintrat. Es iſt luſtig, wie wir mit einander umgehen. Gleich als ob ich der verliebte Ritter und er der Bräutigam ſey, hat er mit einer Zuverſicht mir von ſeiner Liebe zu meiner Braut eine Vertraulichkeit gemacht, die mich ſo ziemlich aus meiner Faſſung ſetzte, aus der ich doch, wie Sie wiſſen, ſonſt ſo leicht nicht zu bringen bin. Er ſagte mir zugleich, Sie wären ein ſchwarzer Karakter; als ich ihn um die Urſache fragte, geſtand er mir, Sie hätten ihm das Porträt meiner Braut zuſchicken ſollen, und hätten es nun nicht gethan. Wirklich hatte ich von jemand anders ein Paket für ihn erhalten, als ich es ihm wieß, ſchlug er beyde Hände gegen die Stirn, fiel auf die Knie und ſchrie: o Rothe! Rothe! wie oft muß ich mich an dir verſündigen! Ich fragte ihn um die Urſache, er ſagte, er habe ſelbſt alles ſo angeordnet, daß das Paket durch ſeinen Commiſſionär in ** unter meiner Adreſſe an ihn geſchickt werden ſollte, und nun hab ers unterwegens vergeſſen, und Sie im Verdacht gehabt, daß Sie es ihm hätten vorenthalten wollen.

In der That, mein lieber Rothe, habe ich Urſache von dieſem Ihrem Verfahren gegen mich ein wenig beleidigt zu ſeyn, beſonders aber von der Gewiſſenhaftigkeit, mit der Sie alles das vor mir verſchwiegen gehalten. Ich hatte das Herz nicht, dieſes ſeynſollende Porträt meiner Braut Herzen zu entziehen, weil ich fürchtete ſeine Gemüthskrankheit dadurch in Wuth zu verwandeln, aber es kränkt mich doch daß ein Bild von ihr in fremden und noch dazu ſo unzuverläſſigen Händen bleiben ſoll. Wenn Sie mirs nur vorher geſagt hätten, aber wozu ſollen die Verheimlichungen?

Unſere Truppen marſchieren erſt den zwanzigſten, wir haben heute den erſten, ich dächte es wäre nicht unmöglich, Sie vor unſerm Abmarſch noch einige Tage zu ſehen. Ich habe Ihnen viel viel an meine Braut zu ſagen, und brauche in der That einen Mann wie Sie, mir bey meiner Abreiſe ein wenig Muth einzuſprechen.

Freund, ich merke an meinen Haaren, daß ich alt werde. Sollte Stella, wenn ich wiederkomme und von den Beſchwerden des Feldzugs nun noch älter bin — Kommen Sie, Sie werden mein Engel ſeyn. Es giebt Augenblicke wo mirs ſo dunkel in der Seele wird daß ich wünſchte —

Plettenberg.

II.

Phäthon.

(Ovid. Metam. II, 1.)

Königlich ragt' auf Säulen die Burg des Sonnenbeherrſchers
Hell von ſchimmerndem Gold' und feuerrothen Pyropus.
Elfenbein umhüllte mit Glanz den oberen Giebel:
Silbernes Licht entſtrahlte des Eingangs doppelten Flügeln.
5 Aber den Stof beſiegte die Kunſt. Denn Mulciber hatte
Dort des Oceanus Gurt um den Rand der Erde gemeißelt,
Auch der Lande Bezirk, und das Dach des gewölbeten Himmels.
Rings hat bläuliche Götter die Flut: den ertönenden Triten,
Proteus Wechſelgeſtalt, und Aegäon, welcher dem Wallfiſch

Drückt mit Rieſenarmen den ungeheuren Rücken;
Doris auch, und die Töchter, die theils wie ſchwimmend erſcheinen,
Theils auf dem Riffe geſezt, und grünliche Haare ſich trocknend,
Theils auch vom Fiſche geführt: nicht gleich iſt allen, noch ungleich,
Ihre Geſtalt, nein ähnlich, wie leiblichen Schweſtern es anſteht.
Männer trägt und Städte die Erd', auch Wälder und Bergwild,
Ströme zugleich, und Nymphen, und andere Mächte des Feldes.
Oben herum erhebt ſich das Bild des leuchtenden Himmels:
Sechs der Zeichen zur Rechten, und ſechs zur Linken des Eingangs.
  Als nun der Clymene Sohn hieher auf ſteigendem Pfade
Ankam, und in die Burg des bezweifelten Vaters hineinging;
Wendet er ſtracks die Schritte zum Angeſicht des Erzeugers,
Und blieb ſtehen von fern: denn des näheren Lichtes Beſtralung
Duldet er nicht. Dort ſaß in umhüllendem Purpurgewande
Phöbus auf fürſtlichem Thron, der leuchtete, hell von Smaragden.
Rechts ihm ſtanden und links der Tag, und das Jahr, und der Monat;

Du biſt ein Knabe — ſey es immerhin
Und fahre fort, den Fröhlichen zu ſpielen —
Wie gut verſtund's die kluge Schreiberin,
Der Liebe einen Boten auszuleſen!
Hier ſucht der König ſeine Nattern nicht.

Page.

Und ich, mein Prinz, ich werde ſtolz drauf ſeyn,
Um ein Geheimniß reicher mich zu wiſſen,
Als ſelbſt der König —

Karlos.

Eitler junger Thor,
Das iſt's, wovor du zittern mußt. — Geſchieht's,
Daß wir uns öffentlich begegnen, ſchüchtern,
Mit Unterwerfung nahſt du mir. Laß nie
Die Eitelkeit zu Winken dich verführen,
Wie gnädig der Infant dir ſey. Du kannſt
Nicht ſchwerer ſündigen, mein Sohn, als wenn
Du mir gefällſt. — Was du mir künftig magſt
Zu hinterbringen haben, ſprich es nie
Mit Sylben aus, vertrau' es nie den Lippen;
Den allgemeinen Fahrweg der Gedanken
Betrete deine Zeitung nicht. Du ſprichſt
Mit deinen Wimpern, deinem Zeigefinger;
Ich höre dir mit Blicken zu. Die Luft,
Das Licht um uns iſt Philipps Kreatur;
Die tauben Wände ſtehn in ſeinem Solde —
Man kommt —

(Das Zimmer der Königin öffnet ſich und der Herzog von Alba tritt heraus.)

Hinweg! Auf Wiederſehen!

Auch Jahrhunderte ſtanden, und gleich geordnete Horen;
Jugendlich ſtand auch der Frühling, den blumigen Kranz um die Scheitel;
Auch der nackende Sommer, im Schmuck umwindender Aehren;
Auch der Herbſt, mit der Kufen getretenem Moſte beſudelt;
30 Und der beeiſete Winter, umſtarrt von grauendem Haupthaar.
Sol in der Mitte des Raums, mit alldurchſchauendem Blicke,
Sah vor der Neuheit der Dinge verzagt annahen den Jüngling.
Was will, ſagt er, dein Gang? was ſucheſt du hier in der Felsburg?
Phaethon, werthes Geſchlecht dem nicht ableugnenden Vater!
35 Jener beginnt: O du Licht des unermeßlichen Weltalls:
Vater Phöbus, woſern du des Namens Gebrauch mir vergönneſt,
Und nicht Clymene Schuld in gefabelte Täuſchungen einhüllt:
Gieb mir, Erzeuger, ein Pfand, daß man für dein wahres Geſchlecht mich
Anerkenn', und vertilg' aus unſerem Herzen den Irthum!
40 Phaethon ſprachs; und der Vater enthüllte ſich aller Beſtralung,
Welche ſein Haupt umglänzt, und gebot ihm, näher zu treten.

Dann in die Arm' ihn ſchließend: Nicht Du biſt meiner Verkennung
Würdig, und Clymene hat dir wahr verkündet den Urſprung.
Daß dir ſchwinde der Zweifel: ſo fodere, was du auch wünſcheſt:
Und ich gewähre den Wunſch. Sei Styx mir Zeugin des Wortes,
Furchtbar dem ſchwörenden Gott, und unſeren Augen ein Abſcheu:
Kaum war alles geſagt: da wünſcht er den Wagen des Vaters
Einen Tag, und die Lenkung der fußgeflügelten Roſſe.
Phöbus bereute den Schwur, und ſchüttelte dreimal und viermal
Sein mildleuchtendes Haupt: Unbedachtſam, rief er, und leichtſinn
Ward mein Wort durch das deine! Geſtatte mir, Sohn, die Verheißung
Nicht zu verleihn! Ich bekenne, dies einzige möcht' ich dir weigern.
Aber ich darf abrathen. Gefahrvoll iſt, was du wünſcheſt!
Viel zu großes begehrſt du, ein Amt, das ſolcherlei Kräften,
Phaethon, wenig geziemt, noch ſo unmännlichem Alter.
Dir ward ſterbliches Loos: doch ſterblich iſt nicht dein Beſtreben.
Höher ſogar, als Ewigen ſelbſt zu gelangen vergönnt iſt,

Trachteſt du ohne Bedacht. Es gefalle ſich jeder nach Willkühr:
Doch zu ſtehen vermag auf der gluthbelaſteten Axe
60 Keiner, denn Ich: Ja ſelber der Fürſt des weiten Olympus,
Der aus ſchrecklicher Hand fernſchmetternde Leuchtungen ſendet,
Lenkt nicht dieſes Geſpann: und Wer mißt Jupiters Allmacht?
Steil iſt der Weg im Beginn, wo kaum noch friſch mir die Roſſe
Frühe hinaufarbeiten. Dann ſchreckt die Höhe des Mittags,
65 Wo mir ſelbſt, tief unten das Meer und die Lande zu ſchauen,
Oftmals graut, und das Herz aufbebt vor banger Beſorgniß.
Jäh iſt endlich der Weg, und bedarf der ſicherſten Lenkung.
Jene ſogar, die drunten, die Arm' ausbreitend, mich aufnimmt,
Tethys pflegt, daß im Sturz ich enttaumele, nun zu befürchten.
70 Denke dazu, daß gerafft von beſtändigem Schwunge, der Himmel
Hohe Geſtirn' hinzieht, und in hurtigem Wirbel herumdreht.
Ich nur ſtreb' auswärts; und dem Sturm, der alles beſieget,
Troz ich allein, und fahre der raſenden Kreiſung entgegen.

Sey dir der Wagen gewähret: was meinſt du? Kannſt du hinangehn
Wider den rollenden Pol, unentführet von der reiſſenden Axe?
Ja wer weiß, auch Haine ſogar und Städte der Götter
Träumt ſich dein Herz dort oben, und prangende Tempel mit Reichthum?
Schau, Nachſtellungen drohn auf der Fahrt, und Geſtalten des Wildes!
Ob du die Bahn auch hältſt, und nie ausbeugend verirreſt;
Dennoch mußt du hindurch am Gehörn des begegnenden Stieres,
An des Hämoneus Geſchoß, und dem Rachen des grauſamen Löwen,
Auch an dem Skorpion, der die Klaun in entſetzlichem Umfang
Krümmt, und den gräßlichen Krebs, der ſie krümmt in anderer Windung!
Wähn' auch nicht, daß die Roſſe, von Mut beſeelet und Feuer,
Welches ihr Buſen verſchließt, und aus Maul und Naſe hervorhaucht,
Leicht dir zu bändigen ſein! Kaum dulden ſie mich, wann entflammter
Ihnen der Mut aufglüht; und es ſträubt ſich der Nacken den Zügeln.
Laß doch nicht von mir ſelber ein trauriges Ehrengeſchenk dir
Kommen, o Sohn; und verbeſſre den Wunſch, da die Zeit es geſtattet!

Siehe, damit man erzeugt aus unſerem Blute dich glaube,
Willſt du ein ſicheres Pfand: ich gebe das Pfand durch Beſorgnis!
Wohl beweiſ' ich den Vater, mich väterlich ängſtend! O ſchau doch,
Schau mein Geſicht! Und o möchteſt du auch in das innerſte Herz mir
Senken den Blick, und drinnen die Vaterſorgen erkennen!
Endlich betracht' umher, was die Welt einſchließet an Reichthum:
Aus ſo vielen und großen, der Erd' und des Meers und des Himmels,
Fodre dir einiges Gut: nicht Weigerung ſoll dich betrüben!
Dieſem nur, fleh' ich entſage: was richtiger Strafe, denn Ehre,
Würde genannt! Ach Strafe, mein Phaethon, ſoll dir Geſchenk ſeyn!
Was umſchlingſt du den Hals, Unweiſer, mit ſchmeichelnden Armen?
Zweifele nicht, du erlangſt (bei den ſtygiſchen Fluten beſchwur ichs!)
Was du auch immer gewünſcht: doch laß verſtändig den Wunſch ſeyn!
Alſo endigte Sol die Ermahnungen. Jener verſchmäht ſie,
Hält den beſchloſſenen Zwek, und glüht in Begierde des Wagens.
Als nun, was er gekonnt, Sol zauderte, führt' er den Jüngling

Hin zu dem hohen Geſchirr, dem vulkaniſchen Ehrengeſchenke.
Lauteres Gold war die Ax, und Gold die Deichſel, und Gold auch
Ober dem Rade der Kranz; die geordneten Speichen von Silber.
Chryſolith' um das Joch, und funkelnde Stein' in der Ordnung,
110 Spiegelten hell den Phöbus in wiederſtralender Klarheit.
Während Phaethon dies voll Mut anſtaunt', und die Arbeit
Muſterte; ſiehe da öfnet' erwacht im röthlichem Aufgang
Schon Aurora das purpurne Thor, und den roſenbeſtreuten
Vorhof. Schleunig entfliehn die Geſtirn', und es treibet den Heerzug
115 Lucifer, welcher zulezt abzieht von der Wache des Himmels.
Aber ſobald der Vater die Erd' und den Himmel erröthen
Sah, und ſchwinden am Rand die erblaſſenden Hörner der Luna;
Schnell zu ſchirren die Roſſe gebot nun Titan den Horen.
Schnell iſt vollbracht das Gebot: die feuerſchnaubenden Renner,
120 Mit Ambroſiaſaft an erhabenen Krippen geſättigt,
Führen die Göttinnen her, und legen die klirrenden Zäum' an.

Jezo berührt der Vater mit heiliger Salbe das Antliz
Seines Sohns, und ſtärkt es, die reißenden Flammen zu dulden.
Hierauf krönt er mit Stralen ſein Haar, und aus innerſtem Herzen
Bang aufziehend des Grams vorahnende Seufzer, beginnt er:
Magſt du, wenigſtens hier, die Ermahnungen hören des Vaters:
Meid', o Knabe, den Sporn und kräftiger brauche den Zügel!
Selbſt ſchon eilen ſie fort: ſie im Flug zu hemmen iſt Arbeit.
Auch nicht wähle die Bahn durch fünf gradlaufende Gürtel.
Schlängelnd windet ſich ſchräg' ein breitgebogener Querweg,
Welcher, auf drei der Zonen den Lauf einſchränkend, die Kreiſung
Meidet des ſüdlichen Pols, und der nördlich ſtürmenden Bärin:
Dort ſei die Fahrt: du erkennſt die deutlichen Spuren des Rades!
Und daß Himmel und Land gleichmäßige Wärme gewinnen,
Senke du weder den Wagen, noch ſchwing' ihn empor in den Aether.
Allzu hoch verbrennſt du der Himmliſchen wölbende Wohnung,
Aber zu tief die Länder: am ſicherſten gehſt du im Mittel.

Daß dir weder zur Rechten, wo weit die Schlange ſich windet,
Noch linksab zum geſenkten Altar ausbeuge der Wagen;
Halt durch beide den Strich. Des übrigen walte Fortuna,
Die mit beſſerem Rath, als du, dir helfe: das wünſch' ich!
Während ich rede berührt am heſperiſchen Ufer die Seulen
Schon die feuchtende Nacht, und verbeut uns längere Säumnis.
Auf denn, es gilt! dort ſtralt aus zerſtreuetem Dunkel Aurora!
Faß in die Hand das Geriem! doch falls du lenkbares Herzens
Bleibſt! nimm unſeres Rathes, und nicht des Wagens, Gebrauch an:
Weil du es kannſt, und feſt auf gediegenem Boden noch daſtehſt,
Eh du, nach thörigtem Wunſch, auf der Ax', Unkundiger ſchwebeſt!
Anſchaun magſt du es ſicher, doch mich laß leuchten den Erdkreis!

Aber im Schwunge beſteigt den ätheriſchen Wagen der Jüngling,
Steht nun empor, und berührt mit der Hand die gegebenen Zügel,
Fröhlich, und dankt von oben dem ungern ſchenkenden Vater.
Doch die geflügelten Roſſe, der Pyrois und der Eous,

Aethon zugleich, und Phlegon, erfüllen die Luft mit Gewieher
Flammenden Hauchs, und ſchlagen die Huf' an die hemmenden Barren.
Als nun zurük die Barren, das Loos mißkennend des Enkels,
Tethys drängt', und der Raum unermeßlicher Himmel ſich aufthat;
Raffen ſie ſchleunig den Weg, und die Luft mit den Füßen durchſtampfend,
Spalten ſie dik vorſtehend Gedünſt, und auf hebenden Flügeln
Rennen ſie muthig voran dem zugleich ausſtürmenden Oſtwind.
Doch leicht war das Gewicht, und ganz unkennbar dem edlen
Sonnengeſpann; es gebrach an gewohnter Schwere des Joches.
Wie der gebogene Kiel hinſchwankt mit dürftiger Ladung,
Und von zu leichtem Gewicht unſtät durch die Wellen umhertreibt:
Alſo, der vorigen Laſt entlediget, ſprang in die Luft nun
Hüpfend mit Stößen empor, wie mit eiteler Leere, der Wagen.
Aber ſobald dies merkte das Viergeſpann, da entſtürzt es
Wild dem gebahneten Raum, nicht laufend in voriger Ordnung.
Jener erſchrickt, rathlos die gewirreten Zügel zu lenken,

Und unkundig des Wegs, und kennt' er ihn, doch des Befehles.
Jezo zuerſt erwarmten die froſtigen Stiere des Wagens,
Und verſuchten umſonſt in verbotene Flut ſich zu tauchen.
Auch die Schlange, die dicht am beeiſeten Pole ſich lagert,
Träg' in der Kälte zuvor, harmlos, und fürchterlich keinem,
Ward nun erwärmt und ſchwoll zu neuem Zorn in der Glut auf.
Du auch, melden ſie, flohſt in zerrüttender Angſt, o Bootes,
Langſam, wie du auch warſt: dein Wagen nur zwang dich zu bleiben.
Doch als Phaethon jezt, der Elende, hoch aus dem Aether
Niederſchaut' auf die Lande, die tief, tief unter ſich ſtreckten;
Blaß nun ward ſein Geſicht, und ihm zitterten plözlich die Kniee;
Und in des Urlichts Glanz umzog ihm Dunkel die Augen.
Hätt' er doch nie, ſo wünſcht' er, des Vaters Roſſe berühret;
Hätt' er doch nie erkannt ſein Geſchlecht, noch gewagt die Erkundung;
Merops Sohn zu heißen genügt! Es entraft die Gewalt ihn,
So wie die Bark' hinſtürmet der Boreas, wann ſie entzügelt

Page.

Prinz,
Daß Sie das rechte Zimmer nur nicht fehlen!
(Ab.)

Karlos.

Es iſt der Herzog. — Nein doch, nein, ſchon gut,
Ich finde mich.

Fünfter Auftritt.

Don Karlos. Herzog von Alba.

Alba (ihm in den Weg tretend).

Zwei Worte, gnäd'ger Prinz.

Karlos.

Ganz recht — ſchon gut — ein andermal.
(Er will gehen.)

Alba.

Der Ort
Scheint freilich nicht der ſchicklichſte. Vielleicht
Gefällt es Eurer königlichen Hoheit,
Auf Ihrem Zimmer mir Gehör zu geben?

Karlos.

Wozu? Das kann hier auch geſchehn. — Nur ſchnell,
Nur kurz —

Alba.

Was eigentlich hieher mich führt,
Iſt, Eurer Hoheit unterthän'gen Dank
Für das Bewußte abzutragen —

Treiben ihr Steuerer läßt, und Göttern vertraut und Gelübden.
Was zu thun? Viel hat er zurückgelaſſen des Himmels,
Doch vor den Augen iſt mehr: ſein Herz mißt dieſes und jenes.
Vorwärts bald, wohin ſein Schickſal verbeut zu gelangen,
190 Schaut er zum Untergang, bald rückwärts ſchaut er zum Aufgang.
Sonder Entſchluß nun ſtuzt er, und ſenkt ſo wenig die Zügel,
Als er ſie ſtrengt; auch die Namen der fliehenden Roſſe vergaß er.
Jezt am geſprenkelten Himmel umhergeſtreuete Wunder
Schaut er voll Angſt, und Geſtalten des ungeheuren Gewildes.
195 Dort auch krümmt zwei Arme der Skorpion in geſchweiften
Windungen: hinten den Schwanz, und vorn ausſtreckend die Scheeren,
Füllet er ganz mit dem Leibe den Raum zwei himmliſcher Zeichen.
Kaum erblickte der Knabe das Scheuſal, feucht von dem Schweiße
Dunkeles Gifts, und Wunden mit ſtechender Krümmung ihm drohend:
200 Sinnlos ließ er in kältender Angſt hingleiten die Riemen.
Als die geſunkenen nun des Rückens Fläche berührten;

Schweifen die Roſſe dahin, und gehn, da keiner ſie hemmet,
Durch einöde Bezirke der Luft: wie das wilde Geluſt führt,
Stürzen ſie ohne Geſez; ſchon ſprengen ſie hoch in den Aether
Zwiſchen geheftete Stern', und es rollt das Geſchirr in die Wildnis.
Bald durchfliegen ſie Höhe, und bald abſchöſſige Strecken,
Niedergeſtürzt und durchiagen die Gegenden nahe der Erde.
Luna ſieht mit Erſtaunen, wie unter dem ihrigen iezo
Läuft des Bruders Geſpann; und es dampfen geſengt die Gewölke.
Feuer ergreift nach einander die ragenden Höhen der Erde;
Tief zerſpaltet das Land, und die nährenden Säfte verſiegen;
Falb verwelket das Gras, und es knattert der Baum mit den Blättern;
Und ſich ſelbſt iſt die trockene Saat ein verwüſtender Zunder.
Kleines annoch! Es vergehn hochthürmende Städte mit Mauern;
Ganze Völker ſogar mit Stämmen zugleich und Geſchlechtern
Wandelt in Aſche der Brand, und Waldungen glühn mit Gebirgen.
Athos brennt, und Taurus, es brennt der Tmolus und Oeta;

Auch, nun trocken, zuvor voll ſtrömender Quellen, der Ida;
Helikons Jungfraunhöh', und der künſtig öagriſche Hämos.
220 Aetna brennt, unermeßlich die Feuerbrünſte verdoppelnd,
Eryx, und Cynthos, und Othrys, und zwiefaches Haupts, der Parnaſus,
Rhodope auch, nun endlich des Schnees entbehrend, und Mimas;
Dindyma brennt, und mit Mykale brennt der umſchwärmte Cithäron.
Nicht auch rettet der Froſt dich, Scythia: Kaukaſus brennet;
225 Oſſa zugleich mit Pindus, und, hoch vor beiden, Olympus;
Luftige Alpen zugleich, und der wolkige Apenninus.
Phaethon ſchauet nunmehr, wie an jeglichem Theile der Erdkreis
Raucht in der lodernden Glut; und kann nicht dulden die Hize.
Denn aufſiedende Luft, wie aus tiefem Schlunde des Ofens,
230 Athmet ſein Mund; auch fühlt er, daß unter ihm glühe der Wagen.
Nicht die ſtockende Aſch', und nicht die geſchnellten Funken,
Mag er beſtehn; ringsher umwirbelt ihn hizender Rauchdampf.
Wo und wohin er gehe durch pechſchwarz wallendes Dunkel,

Weiß er nicht mehr; ihn entraffen die ſiegenden Roſſe nach Willkühr.
Jezo, glauben ſie, drang das kochende Blut in den Adern
Oben zur Haut, und ſchwärzte die äthiopiſchen Völker.
Jezt ward Libya erſt nach ausgeſottener Näſſe
Trockener Sand; jezt weinten mit hangendem Haare die Nymphen,
Laut um Brunnen und Seen. Böotia jammert um Dirce,
Argos klagt Amymone, und Efyra ihre Pyrene.
Nicht auch bleiben die Ströme, die fern ihr Ufer gewannen,
Sicher annoch. Schon dampfet der Tanais mitten im Strudel,
Schon Peneos der Greis, und der Teuthranteer Caicus,
Phocis Strom Erymanthos, mit dir, o ſchneller Iſmenos;
Xanthos, zu doppeltem Brande beſtimmt, und der gelbe Lycermas;
Du auch, froher Mäandros, in oft rückkehrender Windung;
Auch der Mygdonier Melas, und Tanares Strom Eurotas.
Brennend erſcheint Eufrates um Babylon, brennend Orontes,
Auch Thermodon im Sturz, auch Ganges, und Phaſis und Iſter;

250 Brennend wallt Alſeos, und wallt die ſpercheiſche Strömung;
Und es zerfließt in der Flamme das Gold, das Tagus herabführt.
Auch, die mit ſüßem Geſang' ihr mäaniſches Ufer verherlicht,
Selbſt erwarmten die Schwän' im ſumpfenden Strom des Cayſtros.
Nilus entfloh voll Schrecken zum äuſſerſten Ende des Landes,
255 Bergend das Haupt, das noch immer verborgene: dürr und verſandet,
Stehn die Mündungen all', und ſind ungewäſſerte Thäler.
Gleiches Geſchick auch dörrt die Iſmarier, Hebros und Strymon,
Auch die heſperiſchen Ströme, den Rhodanus, Rhenus und Padus,
Und, dem Obergewalt verkündiget wurde, dem Tybris.
260 Rings nun zerlechzet der Grund: in den Tartarus dringt durch die Spalten
Licht, und erſchreckt mit der Gattin den unterirdiſchen König.
Eng auch zieht ſich das Meer: ein Gefild' aufwehenden Sandes
Iſt, wo der Abgrund war; noch eben umhüllt von Gewäſſern,
Tauchen die Berge hervor, den Schwarm der Cykladen vermehrend.
265 Labſal ſucht in den Tiefen der Fiſch: und über der Meerflut

Wagt nicht mehr in die Luft der gebogne Delfin ſich zu ſchwingen.
Auch unförmige Robben, den Rücken geſtreckt auf die Woge,
Schwimmen entſeelt ringsher. Selbſt Nereus, ſagt man, und Doris
Hielten ſich jezt, und die Töchter, in laulicher Grotte verborgen.
270 Dreimal wollte Neptunus die Arm' und das finſtere Antliz
Aus dem Gewog' ausſtrecken; doch dreimal trug er die Glut nicht.
Aber die nährende Tellus, umſtrömt von Oceanus Kreiſung,
Zwiſchen den Fluten des Meers und rings verſammelten Quellen,
Die ſich zuſammen gedrängt in den Schooß der dunkelen Mutter,
275 Hob, bis zum Halſe gedörrt, ihr allbefruchtendes Antliz,
Schüzte die Hand vor die Stirn, und jezt, mit gewaltigem Beben
Alles erſchütternd umher, verſank ſie ein weniges tiefer,
Als ſie gewöhnlich erſcheint, und mit trockener Stimme begann ſie:
Wollteſt du dies, und verdient' ichs; warum der Unſterblichen Höchſter,
280 Zaudert dein Stral? O laß, ſoll ich Elende ſterben durch Feuer,
Durch dein Feuer mich ſterben! Des Schlags Urheber wird Troſt ſeyn!

Kaum vermag ich der Kehle nur dieſes Wort zu entlocken!
(Qualm erſtickt' ihr den Mund.) O ſchau die verſengten Haare!
Schau die Augen ſo voll, und ſo voll von Aſche das Antlitz!
Giebſt du mir ſolchen Dank der Fruchtbarkeit, ſolche Belohnung
Meiner gefälligen Treu: daß ich Wunden des hakigen Pfluges,
Wunden des Karſtes ertrag', im ganzen Jahre gequälet?
Daß ich dem Viehe ſein Laub, dem Geſchlecht der Menſchen zur Nahrung
Zeitige Früchte gewähr', und euch zum Opfer den Weihrauch?
Aber wenn Ich mein Leiden verdienete; was hat die Meerflut,
Was der Bruder verdient? Warum verſiegen die Waſſer,
Welche das Loos ihm gab, und entziehn ſich ferne dem Aether?
Wenn denn, ſo wenig wie ich, dein eigener Bruder dich rühret;
Wenigſtens ſei dein Himmel dir werth! Schau jeglichen Pol an:
Hier ſchon dampft es und dort! Beſchädiget jene das Feuer,
Plötzlich zerfällt euch die Wohnung in Schutt! Selbſt drüben der Atlas
Müht ſich und hält auf der Schulter noch kaum die glühende Axe!

Wenn die Meer' und die Lande vergehn, und die Burg des Olympus:
Ins urnächtliche Chaos enttaumeln wir! Reiß aus den Flammen,
Was noch übrig dir iſt, und ſorge für Heil und Erhaltung!
Dies nur redete Tellus; denn nicht aushalten die Schwüle
Konnte ſie länger im Qualm, noch mehreres reden: ihr Antliz
Zog ſie zurück in die Erde, die tief zu den Manen ſich höhlet.
Doch der allmächtige Vater bezeugt die Gewalten des Himmels,
Und, der den Wagen verliehn, es zerſcheitere, rett' er nicht ſchleunig,
Alles im grauſen Geſchick; dann ſteigt er zur oberſten Burg auf,
Wo er umher mit Wolken den Erdkreis pflegt zu verhüllen,
Wo er die Donner erregt, und geſchleuderte Stralen entſendet.
Aber ſo wenig Gewölk, den Erdkreis rings zu verhüllen,
Hatt' er nunmehr, als Regen herabzugießen vom Himmel.
Siehe da donnert' er laut, und rechts von dem Ohre geſchwungen
Sandt' er dem Lenker den Stral: aus dem Leben zugleich und den Rädern
Schmettert' ihn, und dämpfte mit ſchrecklicher Flamme die Flammen.

Scheu nun ſtuzen die Roſſ', und im Sprung' auf die Seite ſich bäumend,
Sprengen ſie ab das Geriem, und ſchütteln das Joch von den Hälſen.
Dorthin fallen die Zäum', und dort, von der Deichſel geriſſen,
Lieget die Ax', und dort die Speichen zerbrochener Räder;
Weitaus ſchnellt in die Runde der Wrak des zertrümmerten Wagens.
Phaethon nun, von der Glut die gerötheten Haare verwüſtet,
Taumelte häuptlings hinab, und in langem Zuge die Luft durch
Flieget er: ſo wie zuweilen ein Stern von heiterem Himmel,
Wenn auch nicht er entfällt, doch gleich dem entfallenden ſcheinet.
Fern von der Heimat nimmt in dem Gegenlande der Hauptſtrom,
Nimmt ihn Eridanus auf, und ſpült ſein ſchäumendes Antliz.
Aber heſperiſche Nymphen beſtatten den Leib, der noch aufdampft
Vom dreiſpaltigen Stral; und die Inſchrift zeichnet den Grabſtein:
„Phaethon ruhet allhier, der des Vaters Wagen gelenket;
„Zwar nicht ganz ihn behauptend, erlag er doch großem Beſtreben."
Jezo barg der Erzeuger in troſtlos jammernder Wehmuth

Sein umzogenes Haupt; und wenn wir trauen der Sage,
Ging Ein Tag von der Sonn' unerhellt: nur die Lohe des Brandes
Leuchtete; daß ſolch Uebel doch einigen Nuzen gewährte.
Clymene ſelbſt, nachdem ſie geklagt, was alles in ſolchen
Schreckniſſen lehrt unerſchöpflicher Schmerz: in Verzweiflung und ſinnlos,
Und mit entſtelleter Bruſt, durchſchweifte ſie jezo den Erdkreis.
Erſt die entſeeleten Glieder, und bald die Gebeine nur ſuchend,
Fand die Gebeine ſie doch am Fremdlingsufer beſtattet.
Schmerzvoll ſank ſie dahin, und las den Namen am Marmor,
Ueberſtrömt' ihn mit Thränen, und wärmt' ihn am offenen Herzen.
Heliaden auch bringen die eitele Ehre des Todes,
Bitterer Thränen Erguß; und die Bruſt mit den Händen ſich ſchlagend,
Rufen ſie, der nie hört die erbarmungswürdige Klage,
Phaethon! Tag und Nacht, und liegen geſtreckt um das Grabmal.
Viermal füllete Luna den Kreis mit vereinigten Hörnern:
Jene, der Sitte gemäß, (denn Sitte ward aus Gewohnheit),

Karlos.

Dank?
Mir Dank? Wofür? — Und Dank von Herzog Alba?

Alba.

Denn kaum, daß Sie das Zimmer des Monarchen
Verlaſſen hatten, ward mir angekündigt,
Nach Brüſſel abzugehen.

Karlos.

Brüſſel! So!

Alba.

Wem ſonſt, mein Prinz, als Ihrer gnädigen
Verwendung bei des Königs Majeſtät
Kann ich es zuzuſchreiben haben? —

Karlos.

Mir?
Mir ganz und gar nicht — mir wahrhaftig nicht,
Sie reiſen — reiſen Sie mit Gott!

Alba.

Sonſt nichts,
Das nimmt mich Wunder. — Eure Hoheit hätten
Mir weiter nichts nach Flandern aufzutragen?

Karlos.

Was ſonſt? Was dort?

Alba.

Doch ſchien es noch vor Kurzem,
Als forderte das Schickſal dieſer Länder
Don Karlos eigne Gegenwart.

Karlos.

Wie ſo?
Doch ja — ja recht — das war vorhin — das iſt
Auch ſo ganz gut, recht gut, um ſo viel beſſer —

Brachten ihr Trauergeſchrei. Als nun Phaetuſa, der Schweſtern
Aelteſte, eben zur Erde den Leib hinneigete; plötzlich
Klagt ſie, ihr ſtarre der Fuß. Die weiße Lampetia ſtrebte
Ihr mit Hülfe zu nahn, und haſtete ſchnell an der Wurzel.
Als die dritte das Haar mit der Hand zu zerreißen emporgrif;
Rauſte ſie Laub. Die traurt, daß ein Stamm ihr binde die Schenkel;
Jene, daß lang ihr die Arm' in grünende Aeſte ſich ſtrecken.
Während ſie dies anſtaunen; da ſchließt die Rinde den Schooß ein;
Dann aufſtufend zum Bauche, zu Bruſt und Schulter und Händen,
Steigt ſie: allein nur ragt der Mund, anrufend die Mutter.
Was kann jezo die Mutter? Nur dorthin rennt ſie und dorthin,
So wie das Herz ihr gebeut, und küßt noch, weil es vergönnt iſt.
Nein, nicht genug! von dem Stamme den Leib zu reißen verſucht ſie,
Und das zarte Geſproß von der Hand zu brechen: doch ſiehe,
Blutig rinnen hervor, wie aus offener Wunde, die Tropfen.
Schone doch, Mutter, o ſchone! ſo ruft, die ſie eben verwundet:

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52550-8
SCHILLER,F. FN. 1374/088

Schone doch! was wird ſelber der Leib in dem Baume zerriſſen!
Lebe nun wohl! Baumrinde verſchließt die endenden Worte.
Thränen fließen hervor, und es ſtarrt der getröpfelte Bernſtein
Gegen die Sonn' am jungen Gebüſch; das empfangene Kleinod
Sendet der lautere Strom zum Schmuck den latiniſchen Töchtern.

III.

Agnes von Lilien.

Fortſetzung.

Charles kam den nächſten Morgen zu mir. Er brachte mir einen zärtlichen Gruß von meiner Mutter, und eine Ermunterung unſre für jetzt nothwendige Trennung ruhig zu ertragen. Der Innhalt meines Brieſes habe ſie betrübt, ſagte mir Charles, doch werde ſie nie nach einem Einfluß in mein Schickſal ſtreben, welcher meiner Neigung Gewalt anthun könnte. Ein geſundes Gemüth werde durch ſich ſelbſt mit allen Erſcheinungen im Leben fertig, und lerne ſeine Macht kennen, ſie zu verwandeln, oder zu ertragen. Ihre Mutter, fuhr Charles fort, vertraut Ihrer guten Natur. In einem heftigen allbezwingenden Verlangen lernt unſer Weſen ſeine ganze Kraft empfinden. Die Illuſion der Leidenſchaft iſt in der Oekonomie der menſchlichen Natur, was die Blüthe in der Pflanzenwelt iſt. Die Schönheit umſchleiert den Moment, wo ſich die Kraft und Geſtalt eines Weſens entſcheidet. Ich zweifle nicht, meine Agnes wird in reiner tadelloſer Form aus dieſer Verwandlung hervorgehen, und mit erhöhter Kraft zum Leben und Wirken gerüſtet. Eine Seele, die im Zauber der lebendigen Fantaſie ihre entflohenen Genüſſe und Leiden zurückzurufen vermag, bewahrt leichter das heilige Geſetz der Billigkeit gegen andre, als lebendiges, gegenwärtiges Gefühl in der Seele. Sie werden Ihre Mutter bald wiederſehen, auch in kurzem Ihren Pflegevater in Hohenfels, und wenn Sie ſelbſt wollen, werden Sie an ſeiner Seite einen Kreiß der Thätigkeit finden, der Ihnen das Glück der Liebe erſetzen kann, oder in ſtäter Dauer bewahren wird.

Charles brachte in jeder Woche einige Morgenſtunden bei mir zu. Er ließ mich Zeichnungen kopieren, die er ſelbſt nach den beſten Meiſtern entworfen hatte. Ich wählte eine Landſchaft nach Pouſſin, und während dieſer Arbeit fielen unſre Geſpräche auf die wichtigſten Gegenſtände.

Charles herzlicher Antheil, und die Klarheit ſeiner Vorſtellungen wirkten wohlthätig auf mein Gemüth. Ich wurde mir ſelbſt klärer in ſeinem Umgang. Er faßte meinen Zuſtand, und ſuchte die verworrenen Bilder zu zerſtreuen, welche meine Fantaſie aus den groſſen Cirkeln der vergangenen Abende zurückgebracht hatte. Ich heftete mich an ihn, und ehrte ihn wie einen guten Genius, der den Faden meines geiſtigen Daſeyns aus dem Gewühl des Sinnlichen zu löſen vermochte.

Meine kleine Kunſtarbeit hatte während unſrer Geſpräche guten Fortgang. In jeder Darſtellung eines groſſen Sinnes liegt eine gewiſſe magiſche Kraft gleich als für immer gefeſſelt, ſie bewegt jeden fühlenden Beobachter, er fühlt eine fremde Gewalt, die ſeine Kräfte aufregt, und emporzieht. So wirkte auch der Geiſt des groſſen Meiſters, deſſen Dichtung vor uns lag, ſtill und erhebend auf mein Gemüth; und das Andenken an meine Mutter, das mir in Charle's Geſpräch beinah zu einer geheimnisvollen Gegenwart wurde, ſtärkte mein Herz in dem zarten ſüſſen Leben der Hofnung.

Ich war heiterer und lebendiger nach jeder Zuſammenkunft mit Charles, und hatte manche kleine Spötterei der Gräfin über den Einfluß des Zeichenmeiſters auf meine Laune auszuſtehen.

Bettina war oft gegenwärtig, während Charles bei mir war, ſie zeigte viel Freude und Geſchicklichkeit zur Kunſt und gewann Charles Neigung ſehr bald.

Die Kleine hatte ihre Liebe zu Nordheim ſo innig mit der Neigung gegen mich vereinigt, daß wir beide gleichſam zu einem Bilde in ihrer Vorſtellung zuſammengefloſſen waren. Je inniger ſie uns in ſich vereinte, je ſchärfer trennte ſie jede dritte Erſcheinung von der unſern. Jede kleine Vertraulichkeit Nordheims mit der Gräfin ſchmerzte ſie tief, ſie kam traurig zu mir, und verweilte mit ihrem kindiſchen Geſchwätz bei jedem kleinen Umſtand. Sie machte auch in Charles Gegenwart oft bittre Anmerkungen über die Gräfin, und ſchwazte nach und nach ſo viel, daß Charles den Grund ihres Herzens und des meinen erblickte. Nein, rief ſie einmal heftig aus, nein, es iſt unmöglich, daß Nordheim ein andres Weib als meine Agnes lieben ſollte! Ich ſuchte meine Bewegung durch einen Scherz zu verbergen, aber ich fühlte es, Charles hatte mein Geheimniß errathen.

Mir ſelbſt blieb Nordheims Verhältnis mit Amalien immer ein Räthſel, ich ſcheute mich bei den Kleinheiten der Eiferſucht in meinem Gemüth zu verweilen und verſtattete mir keine genaueren Beobachtungen. Es fuhr gleich einem kalten Stahl durch meine Bruſt, wenn ich die Gräfin mit Nordheim allein fand, meine Lippen bebten und meine Worte wurden zu unſichern Lauten. Aber ein freundliches Wort von Nordheim, voll einfachen treuen Sinnes, brachte den Frieden in meinem ganzen Weſen zurück. Was willſt Du? fragte ich mich ſelbſt, nimmt er nicht Theil an Dir, will Dir wohl, iſt das nicht ſchon ſo viel? Iſt es nicht genug?

Ein ſonderbarer Vorfall zeigte mir auf einmal die ganze Gewalt der Leidenſchaft über mein Herz, indem er den freundlichen Wahn der Erfüllung zerſtörte, welcher ſich insgeheim immer an unſren heiſſeſten Wunſch anſchmiegt, ſo ſehr unſer klarer Verſtand ihn auch zurückzuweiſen ſtrebt.

Die Hinderniſſe, welche Eliſens Verbindung im Wege ſtanden, waren nunmehr beſiegt, der Tag der Hochzeit war feſtgeſetzt, und der Hof nebſt der ganzen Geſellſchaft verſammlete ſich bei Eliſens Tante, um der Trauung beizuwohnen. Die Geſellſchaft vertheilte ſich bis zum Anfang der Ceremonie in mehrere Zimmer. Eliſe nahm mich geheimnisvoll bei der Hand und führte mich in ein Cabinet, wo ich den Prinzen fand.

„Verzeihen Sie das, was ich Ihnen zu ſagen habe: redete er mich an. Es iſt ein Auftrag meiner Schweſter, welche uns ſeit wenigen Tagen verließ.“

Die Prinzeſſin hatte mich ſeit der lezten ſonderbaren Szene ganz vernachläſſigt, ich war durch ihr Betragen gekränkt, weil etwas unausſprechlich anziehendes für mich in ihrem Weſen lag.

„Meine Schweſter und ich, fuhr der Prinz fort, vereinigen uns mit den Wünſchen Ihrer Freundin, heut mit einem liebenden Gemahl zugleich auch eine geliebte Schweſter zu beſitzen.“

Eliſe lag in meinen Armen. O meine Agnes, gewähre uns allen dieſes Glück! rief ſie aus. Mein Alban bittet für ſeinen Bruder, Julius bittet nur mit ſtiller Liebe und Treue.

Geben Sie uns allen die Freude, Sie für immer unter uns zu ſehen, ſagte der Prinz. Selbſt mein Vater iſt von dem Zauber Ihres Betragens gerührt, und wünſcht, Sie möchten bei uns leben. Er wird Julius in eine Lage ſetzen, welche Ihnen eine angenehme Exiſtenz verſichert.

Der Fürſt trat herein und ſein freundliches gütiges Lächeln über den ernſten Zügen, die aus allen ihren gewohnten Falten gerückt waren, ergriff mich auf eine ſonderbare Art, und rührte mich bis zu Thränen.

Ein geſchäftiges Männchen unter den Hofleuten hatte etwas von der Szene durch die halboffne Thür geſehen, und breitete in den andern Zimmern die Nachricht aus, ich empfienge die Glückwünſche zu meiner Heurath. Das Cabinet füllte ſich, Nordheim kam mit den Uebrigen, blieb ernſthaft an der Thür ſtehen, ohne ein Wort zu ſprechen. Julius erfuhr von Eliſen die Veranlaſſung dieſes Auftritts. Er ſah mich in der peinigenden Verlegenheit, wagte nicht, ſich mir zu nähern, und bat die Gräfin, mich von der läſtigen neugierigen Menge zu befreien.

Ich hatte mich unterdeſſen gefaßt und erſuchte den Prinzen ſeinem Herrn Vater meinen Dank auszudrücken, nebſt dem Wunſch, für jezt noch unverheurathet zu bleiben. Der Fürſt ſah verdrießlich aus und ſagte halb laut: Er hätte von mir ſolch eine Ziererei nicht erwartet. Der Tadel des alten Mannes ſchmerzte mich, wie mich ſein Antheil bei ſeiner ſonſtigen gewohnten Kälte rührte. Die Gräfin zog mich in ein Fenſter und ſagte nach einigen Minuten: Welch eine eigne Geſtalt nehmen doch alle gewöhnlichen menſchlichen Verhältniſſe für Seelen gewiſſer Art an! Die Liebe für Dich, meine Agnes, ſcheidet ſich von jedem eigennützigen Begehren, ſie will nicht ſowohl beſitzen, als Dein Weſen gleich einer ſchönen Kunſtgeſtalt in reiner Anſchauung genieſſen. Dein holdes Gemüth wirkt geheimnißvoll aber mächtig auf alles, was ſich Dir nähert, und bildet eine Welt feinerer zärterer Verhältniſſe um Dich her. Doch, jeden, fuhr ſie fort, jeden, mein beſtes Kind, ergreift früh oder ſpät das unbezwingliche Schickſal, und verſetzt ihn in den Kreiß des Bedürfniſſes und der Noth, in welchen unſer Daſeyn gebannt iſt. Nichts bleibt rein und ungemiſcht in dieſem, und jedem Genuß folgt bittres Entbehren. Beſſer iſt es, freiwillig den Göttinnen des Schickſals ein Opfer zu bringen, einem Gut zu entſagen, um ein andres zu gewinnen. Doch ich fühle, ſagte ſie, mehr ſanft und betrübt, als unmuthig, ich fühle, daß ich Ihr Vertrauen nicht beſitze, ob ich gleich wähne, es zu verdienen. Wir waren allein im Cabinet geblieben, Nordheim näherte ſich uns. Vertraulicher als ich es in der letzten Zeit gewohnt war, faßte er meine Hand, ſeine ernſten Blicke ruhten mit zärtlicher Theilnahme auf mir, indem er ſagte: Wie gern, beſte Agnes, nähme ich noch auf eine weite Reiſe, die ich in kurzem antreten werde, die Ueberzeugung mit mir, daß ich meine Freundin glücklich zurückließ.

Sie wollen verreiſen? ſagte ich mit zitternder Stimme.

Ich muß, erwiederte er. Im Vertrauen auf die Freundſchaft Ihres Vaters, wage ich es, vielleicht zudringlich zu werden. Die Wünſche Ihrer Freunde ſcheinen mir einen Lebensweg für Sie zu bezeichnen, der zur Zufriedenheit führen wird. Der, welchen Sie aus eigner Stimmung für jetzt vielleicht erwählen könnten, würde Sie nur zu Unruhe und Sorge führen. Trauen Sie den Blicken eines Freundes, der zärtlichſte Antheil macht ſie ſcharfſichtig. Was mich ſelbſt betrifft, ſo bliebe mir noch einiges zu ſagen übrig. Ich wünſche klar vor Ihnen zu ſtehen, ob ich gleich Ihr Vertrauen nie erwerben konnte. Sie werden mich aus meinen Briefen an Ihren Vater ganz kennen lernen, in kurzem werden dieſe in Ihren Häus-

Alba.

Ich höre mit Verwunderung —

Karlos (nicht mit Ironie).

Sie ſind
Ein groſſer General — wer weiß das nicht?
Der Neid muß es beſchwören. Ich — ich bin
Ein junger Menſch. So hat es auch der König
Gemeint. Der König hat ganz Recht, ganz Recht.
Ich ſeh's jetzt ein, ich bin vergnügt, und alſo
Genug davon. Glück auf den Weg. Ich kann
Jetzt, wie Sie ſehen, ſchlechterdings — ich bin
So eben etwas überhäuft — das Weitere
Auf morgen, oder wann Sie wollen, oder
Wenn Sie von Brüſſel wiederkommen —

Alba.

Wie?

Karlos

(nach einigem Stillſchweigen, wie er ſieht, daß der Herzog noch immer bleibt).

Sie nehmen gute Jahrszeit mit. — Die Reiſe
Geht über Mailand, Lothringen, Burgund
Und Deutſchland — Deutſchland? — Recht, in Deutſchland war es!
Da kennt man Sie! — Wir haben jetzt April!
Mai — Junius — im Julius, ganz recht,
Und ſpäteſtens zu Anfang des Auguſts
Sind Sie in Brüſſel. O ich zweifle nicht,
Man wird ſehr bald von Ihren Siegen hören.
Sie werden unſers gnädigſten Vertrauens
Sich werth zu machen wiſſen.

den ſeyn. Julius edle Liebe wird Ihr Leben beglücken, meine theure Agnes, und Ihr Glück wird die reine Freude Ihres fernen Freundes ſeyn. Ich gewöhnte mich ſeit langer Zeit, nur in dem Glück meiner Freunde zu genieſſen. Der Moment, wo ich aus dieſem Daſeyn heraustrat, rächte ſich durch manche innre Verwirrung.

Nordheim verließ mich hier ſchnell.

Unendlich iſt der Schmerz der Liebe, weil ſie ſelbſt ein Verlangen nach dem Unendlichen iſt.

Nordheim ſelbſt wünſcht dich mit einem andern Mann verbunden! Jeder Wunſch nach dir iſt alſo in ſeinem Herzen erloſchen! Er liebte dich nie! Nur dieſes Gefühl klang immer aufs neue in meiner Seele wieder, meine Sinne waren wie erſtarrt und jedem äuſſern Eindruck verſchloſſen.

Die Gräfin faßte meine Hand, und dieſe Berührung erweckte mich durch eine höchſt widrige Empfindung. Ich hatte den Sinn ihrer Worte nicht ganz gefaßt, und nur eine dunkle Vorſtellung dabei gehabt, als enthielten ſie den Rath, Julius meine Hand zu geben, und meiner Neigung für Nordheim zu entſagen. Ich war ſchon in der widrigſten Stimmung gegen die Gräfin, als ſich Nordheim zu uns geſellte, und jetzt in dem ſchwerſten Moment meines Lebens ſtand ſie vor mir, als ein feindſeliger Dämon, der ſich meines böſen Geſchicks erfreute, in welches er mich, ſo wähnte ich, ſelbſt hineingezogen. Ich hatte keine Worte für ſolche widrige Gefühle, in Liebe und Stille der Seele erzogen, kannte meine Bruſt den kalten Haß nicht.

Mit einer unwillkührlichen Bewegung hatte ich den Arm der Gräfin zurückgeſtoſſen, und jetzt ſtrebte ich, meinen Schmerz zu verbergen. Julius bemerkte die gewaltſame Anſtrengung in meinem Weſen, und äuſerte ſein Mißvergnügen, der Anlaß zu einer ſo unangenehmen Szene für mich geweſen zu ſeyn, der er meinen ganzen Zuſtand zuſchrieb.

Ich hielt die Geſellſchaft aus, aber man trug mich halb ohnmächtig aus dem Wagen, ſo ſehr hatte die Gewalt, mit welcher ich mein Herz zurückhielt, meine Nerven zerrüttet. Wie wohlthätig kehren ſich die Genien unſrer entflohenen guten Stunden in jenen Zeiten zu uns, wo uns eine hoffnungsleere Finſterniß umgiebt!

Nachdem ich einen Strom erleichternder Thränen vergoſſen, ſtanden meine lieblichen Wälder von Hohenfels mit ihren kühlen Lauben vor meiner Fantaſie. Dort, ſagte ich mir, wo mir die erſten goldnen Jugendträume blühten, dort wird das Andenken an Nordheim, mein ewig lebendiger Schmerz über ſeinen Verluſt, ungeſtört wohnen!

Ich rief mir jetzt Nordheims Worte zurück. Auſſer ihrem ſchmerzlichen Sinn, welcher mir eine Verbindung mit einem andern Manne anrieth, lag noch etwas räthſelhaftes in ſeiner Aeuſerung.

Er warnt dich ſelbſt, dich deiner Neigung für ihn zu überlaſſen! Auf dieſe Erklärung kam ich endlich zurück, ob ſie mir gleich mit ſeiner Beſcheidenheit und Feinheit zu ſtreiten ſchien.

Wir ſind ſo geneigt, die fehlgeſchlagnen Hofnungen unſers Herzens aus der Stellung der äuſſern Umſtände herzuleiten, um die Erſcheinung eines geliebten Weſens rein in unſrer Seele zu bewahren. An welchen zarten Fäden hängen oft die wichtigſten Begebenheiten unſres Lebens, ſagte ich mir. Ein geheimnisvolles Gewebe umſpinnt uns unſichtbar, aber gewaltſam, und alle Kraft unſres Herzens vermag nicht, die eiſernen Fäden zu durchbrechen. Hätte die Gräfin heut nicht zwiſchen uns geſtanden, hätten uns ſtatt der ſteifen Hofwelt Wälder und Wieſen umgeben, ſtatt des engen Zimmers das weite blaue Gewölbe des Himmels, o! wer weiß, ob nicht das innigſte Gefühl der Liebe in meiner Bruſt, ein Wort, einen Ausdruck gefunden hätte, welcher Nordheims Herz mir wieder zugewendet! Alles erinnert uns an Beſchränktheit in den Cirkeln der feinen Welt, ſie beſtehen nur durch dieſelbe, und die himmliſche Freiheit der Liebe fühlt ſich dort gefeſſelt. Welche unſelige Stellung der Umſtände mußte den entſcheidenden Moment meines Lebens umgeben! Ich habe alles verlohren! für immer verlohren!

Unter dieſen Selbſtgeſprächen nahte der Morgen. Der Entſchluß, Nordheim nicht wieder zu ſehen, ſtand hell in meiner Seele. Die Gräfin kam, mich zu beſuchen; ich war milder geſtimmt, und ſie ſelbſt ſchien mir mehr ein Werkzeug des Schickſals zu meinem Unglück, als die erſte Urſache deſſelben. Gleichwohl blieb ich ungerührt von ihrem gutmüthigen Betragen, ſo ſehr ich mich ſelbſt darüber tadelte. Es giebt Menſchen, welche uns nie von ihrem guten, und andre welche uns nie von ihrem böſen Willen überzeugen können. Auſſer meiner leidenſchaftlichen Stimmung, die eine unreine Farbe in das Bild der Gräſin miſchte, lag noch vielleicht in ihrem eignen Weſen ein gewiſſes Etwas, welches das Vertrauen raubte. Wo die Manier ganz vorherrſcht, da ſcheint zulezt der Charakter ſelbſt nur Manier.

Der reine Klang des Herzens entlockt einzig hinwiederum dem Herzen, Neigung und Vertrauen.

Man rief die Gräſin bei mir ab, weil Nordheim zu ihr gekommen war.

Mein Entſchluß ihn nicht wieder zu ſprechen blieb feſt, aber noch einmal wollte ich den lebendigen Zauber ſeiner Gegenwart empfinden, und ſeine Geſtalt als ein holdes Bild für meine dunkle Zukunft bewahren.

Ich lauſchte hinter meinem Fenſter, bis er aus dem Hauſe gieng. Er trug daſſelbe Reiſekleid, in welchem ich ihn zuerſt geſehen. Er wendete ſich nach meinem Fenſter. Muth und Vertrauen und Vergeſſenheit alles Schmerzens ſtrahlte aus dem edlen liebevollen Geſicht in meine Bruſt. Aber als er hinter der Ecke der Straße verſchwand, ergriffen mich alle Schauer der Zerſtörung aufs neue. Zum leztenmal — es iſt vorbei — es iſt aus, ſagte ich mir. Zum leztenmal, iſt ein beunruhigendes Gefühl bei der gleichgültigſten Sache, weil es an unſer engbeſchränktes menſchliches Daſein ſo innig erinnert, und zum leztenmal! bei der höchſten Lebensfreude ergreift uns wie die kalte Hand des Todes.

Charles trat in dieſem Augenblick ins Zimmer. Ich eilte ihm entgegen und ſuchte mein Gemüth zu verbergen, aber er wich ſtumm und erſchrocken bei meinem Anblick zurück.

Haben Sie mir eine böſe Zeitung zu bringen? fragte ich ihn. Nein, erwiederte er, möge ich keine von Ihnen zu vernehmen haben, und Ihre Worte Ihrem Ausſehen widerſprechen.

Sein herzlicher Antheil löſte alle Banden meines Schmerzes, meine Thränen floſſen unaufhaltſam.

Der zarte Sinn meiner Mutter ſchien mir von Charles Lippen entgegenzuſchweben. Er nahte ſich mir ſanft, faßte meine Hand, und nach einem tiefen Blick in meine Seele ſagte er: Sollte für Dich, gutes Geſchöpf, der Moment ſchon gekommen ſeyn, wo die freundlichen Täuſchungen der Sinnenwelt ſich in quälende Geſtalten verwandeln? Iſt der jugendliche Wahn einmal verſchwunden, in dem wir freundlich und harmoniſch mit der äuſern Welt zuſammenfließen, wo unſer Weſen in allem innig und ganz lebt, und eben darum keine Trennung in ſeinem Innern empfindet, iſt jene Magie einmal aufgehoben, und mußt Du den innern Beſtand in Dir ſelbſt durch eignes Streben wiederherſtellen, dann kann Dir vielleicht der Rath eines Freundes nützen. Dein Weſen, gutes Kind, fuhr er fort, iſt Liebe und Sympathie. Genuß iſt für Dich nur in der reinen Stimmung Deines Innern zu finden, alſo laſſe früh ab von der Täuſchung, die uns einen äuſern Gegenſtand als die höchſte Wonne des Lebens vormahlt. Aber hüte Dich auch vor jenen Momenten ſtarrer Apathie, in welche unſer Gemüth ſo leicht nach einer zerſtörenden Anſpannung fällt. Handle nicht eher bis der klare Blick Deines Verſtandes alle Dinge in ihrem rechten Maaß zu würdigen vermag. Der erſte tiefe Schmerz getäuſchter Erwartung treibt die Seele aus den endlichen beſchränkten, empor ins unendliche. Wir herrſchen über die Geſtalten der Erde in unſerm Gemüth denen wir ſonſt dienten. Glücklich wenn wir in ſolch einer Periode innrer Klarheit und Reinheit, uns ſelbſt eine richtige haltbare Stellung, in unſern innern und äuſern Verhältniſſen geben! Glücklich wenn das Schickſal uns an einem Scheideweg ſtehen läßt, bis wir uns ſelbſt geſammlet haben, und das Maaß unſrer Kraft zu ermeſſen vermögen! Wenig Glückliche führt ihr Genius ganz ſchuldlos durch das Leben. Manche müſſen mit dem Opfer eines ganzen Lebens wenige Augenblicke büßen, in welchen ſie verſchmähten, auf jenen leitenden Wink zu achten. — Hier hielt Charles ein, ſchlug die Augen nieder, und ſein ganzes Weſen verrieth einen Sturm durch die Gewalt ſchmerzlicher Erinnerungen erzeugt. Meine Agnes, rief er aus, indem ſein Auge einen Blick unausſprechlicher Liebe auf mich warf, wenn es mir gelänge, Dir den reinen nie getrübten Frieden der Seele zu erhalten, dann will ich jedes Leiden, das ich erduldete als eine Wohlthat des Schickſals dankend verehren! Er ſtieg heftig von ſeinem Stuhl auf, lief ein paarmal im Zimmer auf und ab, und kam dann mit ruhiger Miene wieder zu mir.

Sie müſſen ſich billig wundern über den ſo lebhaften Antheil eines Unbekannten, ſagte er, aber es iſt meine Art ſo. Mein Herz nähert ſich allem Liebenswürdigen mit einem innigen Verlangen, es in ſeiner eigenthümlichen Grazie erhalten zu ſehen. Das Schickſal verſagte mir zarte Naturverhältniſſe, in denen meine Liebe lebendig wirken könnte, und darum ſpähet mein Auge nach allen holden Geſtalten, die in meinen Kreiß kommen, und mein Herz ſchließt ihnen ſeine Erfahrungen auf.

Charles Worte hatten mich lebhaft ergriffen, ſeine Vorſtellungsart drang ſich meinem Verſtande auf, und die Wärme ſeines Herzens belebte meinen Willen. Ich fühlte die Kraft neue Anſichten des Lebens zu faſſen. Die Pflicht, die geſunde heitre Thätigkeit meines Gemüthes für meine Mutter zu erhalten, war das erſte Verhältnis welches ich lebendig ergriff. Wenn Freude und Hofnung vom Herzen gefallen ſind, finden wir nur unſer Daſeyn im nothwendigen, allgemeinen Geſetz unſrer Natur wieder.

Sie werden Ihre Mutter dieſen Abend ſehen, ſagte mir Charles, und ſie wird Ihnen viel wichtiges und neues entdecken, was die Sphäre Ihrer künftigen Thätigkeit und den Ort Ihres Aufenthaltes betrift.

In Anſehung des Wunſches, ſogleich zu meinem Vater nach Hohenfels zu eilen, verwieß er mich auf die Unterredung mit meiner Mutter.

Ich blieb den ganzen Tag auf meinem Zimmer. Betinas liebevolle heitre Geſchäftigkeit erhielt mich in einer ſanften wehmüthigen Stimmung. Das liebe Geſchöpf wird doch immer ein Verhältnis zwiſchen Nordheim und mir erhalten; wenigſtens werde ich wiſſen, wo er lebt, ſagte ich mir. Ueber Bettina wird er mir etwas zu ſagen haben, und ich zu antworten. O die einzig edle, holde Geſtalt wird nicht ganz für mich in das Reich der Schatten verſchwunden ſeyn! Ich werde zuweilen ein Zeichen ſeines Daſeyns empfangen. Dieſe Gedanken gaben meiner Neigung für Bettina etwas rührend zärtliches, welches ich noch nie bei ihr empfunden hatte. Ich ſagte ihr manches über ihre innre und äuſre Exiſtenz, welches ſie mit lebendigem Wahrheitsſinn aufnahm, denn ich ſelbſt hatte ein ſehr klares Gefühl ihrer ganzen Individualität. Ohne etwas beſonders dabei zu denken, brachte ich meine Sachen in Ordnung und verſiegelte meine Papiere. Bettina fiel mir weinend in die Arme, und rief: Ach du willſt mich verlaſſen! Ich lachte, und verſprach ihr dann ernſthaft, ſie ſollte immer bei mir bleiben.

Bei einbrechender Nacht entfernte ich das Mädchen, verhüllte meine Geſtalt ſo ſehr als möglich, und eilte dem Stadtthor zu. Charles hatte dieſe Einrichtung getroffen, er ſchien mir bedenklicher, ja furchtſamer als bei unſrer erſten Zuſammenkunft mit meiner Mutter.

Es war eine ſehr finſtre Nacht. Regenwolken umhüllten den Mond und die Sterne, und der Regen fieng ſchon an zu fallen, als ich kaum einige Schritte vom Hauſe der Gräfin entfernt war. Ich eilte, ſo ſehr ich konnte, aber ich war ſchwach von der ſchlafloſen Nacht und den mancherlei Stürmen, welche in den lezten Tagen auf mein

Gemüth eindrangen. Der Wind jagte mir den Regen entgegen, und benahm mir die Luft. Athemlos lehnte ich mich für einen Augenblick an eine Mauer, einem Laden gegenüber, welcher ſehr erhellt war. Eine große Geſtalt gieng ganz dicht an mir vorbei, ſie hatte den Huth tief in die Augen gedrückt. Aber in dem Moment, wo das Licht aus dem Laden das Profil des Untergeſichts ſtark erhellte, dünkten mirs Nordheims Züge zu ſeyn. Ich bebte für Furcht und für Freude. — Ein Wort der Liebe von den geliebten Lippen zu vernehmen und dann an der Bruſt der Erde mein Leben auszuhauchen um in dem Odem des Ewiglebenden neu aufzublühen; dieſer Wunſch bewegte mein Innerſtes. Wenn uns die Naturkräfte im Sturm aufgeregt erſcheinen, und wir ſelbſt dem Sturm in unſerm Innern kaum entrannen, dann ſchmiegt ſich ein Gemüth, welches das Vermögen beſitzt, ſich der ewigwirkenden Kraft nahe zu fühlen, mit unendlichem ſeligem Verlangen an das Eine, bleibende, in, oder über der Natur.

Die grüne Erde dünkt uns wirklich der Schooß der Mutter, über welchem ewig unwandelbares Leben weht, um uns einem neuen Daſeyn zuzubilden.

Wie ſonderbar geht oft eine neue ungewöhnliche Stimmung in unſrer Seele einer Begebenheit zuvor, die unſern Verhältniſſen und uns ſelbſt eine neue Geſtalt giebt! Gleich als gäbe uns unſer Genius den Wink, unſre Kraft zu ſammlen. Der Wunſch nach der Auflöſung unſres Weſens, bildet in gewiſſen Stimmungen unſrer Seele ein neues Lebensorgan, und die geſtaltloſe, aber lichte

Zukunft, der ſich unſer Innres entgegendrängt, wirft auf alle Erſcheinungen der Erde ein neues milderes Licht. Welcher feine Menſch, der gewöhnt iſt in ſich ſelbſt zurückzublicken, kennt nicht jene Momente des reichern höheren Lebens, wo die Seele eine unabſehliche Kette der Gedanken durchfliegt, und die reicher an lebendigen Erſcheinungen in ſeinem Innern ſind als oft Zeiträume von Jahren!

Ich hatte ſolch einen Moment durchlebt, und fand mich geſtärkt und erhellt um jeder Begebenheit zu begegnen. Selbſt der geliebten Erſcheinung Nordheims gieng ich mit Ruhe und ſtiller Freude, ohne Furcht und Sehnſucht entgegen.

Der Regen dauerte fort, und durch die Finſternis und den Sturm arbeitete ich mich nur mühſam und langſam hindurch, bis zum beſtimmten Ort. Als ich bei einigen erleuchteten Häuſern vorbeikam, dünkte mirs, als folge mir die Geſtalt, die ich zuvor ſah, ſie ſtand ſtill, ſobald ich mich nach ihr umwendete. Ich dachte nicht mehr, daß es Nordheim wäre, und glaubte mit Recht meine Einbildung habe mich betrogen.

Auf dem beſtimmten Platz fand ich den Wagen. Charles bot mir die Hand zum einſteigen, und nahm ſeinen Sitz neben mir. Er ſchien ungewöhnlich bewegt und ſprach wenig. Wir waren ohngefähr eine Viertelſtunde gefahren, als der Weg vom Steinpflaſter abgieng. Einige Reuter waren uns bis dahin gefolgt, Charles ſah ſich oft nach ihnen um. Jezt verlieſſen ſie uns, und er ſchien ruhiger.

Alba (mit Bedeutung).

Werd' ich das,
In meines Nichts durchbohrendem Gefühle?

Karlos

(nach einigem Stillſchweigen mit Würde und Stolz).

Sie ſind empfindlich, Herzog — und mit Recht.
Es war, ich muß bekennen, wenig Schonung
Von meiner Seite, Waffen gegen Sie
Zu führen, die Sie nicht im Stande ſind
Mir zu erwidern.

Alba.

Nicht im Stande? —

Karlos (ihm lächelnd die Hand reichend).

Schade,
Daß mir's gerade jetzt an Zeit gebricht,
Den würd'gen Kampf mit Alba auszufechten.
Ein andermal —

Alba.

Prinz, wir verrechnen uns
Auf ganz verſchiedne Weiſe. Sie zum Beiſpiel,
Sie ſehen ſich um zwanzig Jahre ſpäter,
Ich Sie um eben ſo viel früher.

Karlos.

Nun?

Alba.

Und dabei fällt mir ein, wie viele Nächte
Bei ſeiner ſchönen portugieſiſchen
Gemahlin, Ihrer Mutter, der Monarch
Wohl drum gegeben hätte, einen Arm,
Wie dieſen, ſeiner Krone zu erkaufen?

Wir hatten ſchon einen weitern Weg gemacht, als bei der erſten Zuſammenkunft, als ſich die Wolken zertheilten und der Himmel aufhellte. Ich öffnete das Wagenfenſter um des geſtirnten Himmels zu genießen. Welch eine ſchöne Nacht! mein Freund, ſagte ich zu Charles, um ſeinen Trübſinn zu zerſtreuen. Iſts Ihnen nicht auch, fuhr ich fort, als ob die Klarheit des Aethers den innren Sinn umleuchtet, wie die Sonne die Geſtalten der Erde? Alles Drückende und Verworrene löſt ſich auf mit einem Blick in das grenzenloſe Blau des Himmels, von dem eine Ahnung des Unvergänglichen uns entgegenweht. Dieſer Tag ſoll mir ein merkwürdiger Tag bleiben. Ihr Geſpräch dieſen Morgen hat mich zu mancherlei Erſcheinungen in meinem eignen Weſen vorbereitet. — Charles drückte meine Hand und ſagte mit zitternder Stimme — Unſer eignes Daſeyn iſt zu ermeſſen und zu ertragen, aber die Sorgen der Liebe drücken uns dreifach ſchwer darnieder. Wer für ſich nur fürchtet, fürchtet nichts.

Die Reuter ſtießen wieder zu uns, Charles hieß mich ängſtlich, mich nicht wieder aus dem Wagenfenſter herauszubeugen. Sie folgten unſerm Wagen ſeit einer halben Stunde, Charles wurde immer unruhiger, und als wir durch ein Dorf fuhren, ſagte er: wir müſſen dieſe Leute von unſrer Spur entfernen; und bat mich, am Wirthshauſe auszuſteigen. Man führte uns in ein kleines Zimmer, deſſen Fenſter gegen den Garten geöfnet waren. Die Düfte der vom Regen erfriſchten Pflanzen wallten uns durch die helle Mondnacht entgegen. Mir war wohl und ſonderbar klar in meinem Gemüth. Ich ſprach mit Charles von der Freude meine Mutter zu ſehen, und von der Hofnung, daß die geheimnißvollen drückenden Verhältniſſe ſich endlich einmal auflöſen würden.

Hoffe nichts, und fürchte nichts, liebes Kind, ſagte Charles, ſo hat das Schickſal keine Gewalt über Dich. Er ſtand trübſinnig neben mir, und gab nur unzuſammenhängende Antworten.

Ein wilder Lärm drang an unſre Thür. Charles verwahrte ſie von innen, ſo gut er konnte, ſtellte ſich mit bloßem Degen davor, und bat mich, in einer Ecke des Zimmers ruhig zu bleiben.

Unter einem wilden Getöſe von mancherlei Stimmen erkannte ich Nordheims Stimme. Mit feſtem gebietenden Ton befahl er dem Wirth die Thür unſres Zimmers zu öffnen. Der Wirth entſchuldigte ſich; es ſey ein Herr mit einer Dame darinnen, welche gewiß nichts weniger als einen Ueberfall erwarteten.

Nichtswürdiger! ſagte Nordheim, zornig, eben das Mädchen fodere ich, ſie iſt mit Gewalt geraubt.

Wie belebend fühlte ich in meinem ganzen Weſen Nordheims Antheil an mir! Die ganze peinigende Verworrenheit dieſer Szene vermochte nicht dieſes Gefühl niederzuſchlagen. Ich bat Charles die Thür zu öfnen und ſich gegen Nordheim frei zu erklären. Er ſah mich wild an, und ſagte: Du weißt nicht, was Du begehrſt. Du biſt Deiner Mutter für immer entriſſen, wenn Du in die Hände des Fürſten kommſt, Nordheim iſt ſein Freund.

O er iſt edel Charles! rief ich. Laſſen Sie uns ihm alles vertrauen. Er kann nie ein in ihn geſeztes Vertrauen beleidigen.

Armes, hingebendes, leichtgläubiges Geſchöpf! ſagte Charles. Du kennſt das Leben noch nicht, und welche doppelte Geſtalt es dem menſchlichen Gemüth aufdrückt. Laß Dich zu keiner Unvorſichtigkeit verleiten, die Du ewig bereuen müßteſt.

Nordheims wiederhohlter Befehl die Thür zu öfnen, machte unſerm Wortwechſel ein Ende. Er befahl ſeinen Leuten ſie aufzuſchlagen. Der Wirth gab wahrſcheinlich nach. Die Thür öffnete ſich, Nordheim trat herein, und eine Menge von Leuten des Wirths und von ſeinen eignen drangen ihm nach.

Es wage ſich keiner über dieſe Schwelle! rief Nordheim, alles entfernte ſich, bis auf einen von ſeinen Leuten, der bittend rief, indem er auf Charles wilde Geſtalt deutete: Beſter Herr, laſſen Sie mich bleiben! Geh augenblicklich! ſagte Nordheim, und ſchloß die Thür hinter ihm ab.

Jezt, redete er Charles an, jezt ſagen Sie, was berechtigt Sie zu dieſem Betragen? Nur die Neigung dieſer Dame für Sie kann es entſchuldigen, aber nie rechtfertigen. Im Namen Ihres väterlichen Freundes, bitte ich Sie ſogleich nach dem Hauſe der Gräfin zurückzufahren, ſagte er mir ſehr ernſthaft. Mein Wagen erwartet Ihren Befehl. Er faßte meine Hand, legte ſie in ſeinen Arm und eilte der Thüre zu. Ich vermochte es nicht der ſüßen

Gewalt zu widerſtehen, ich folgte, beinah unwillkührlich, denn der Gedanke an meine Mutter hielt mich nicht weniger mächtig zurück. Nun ſchrie Charles: Ich behalte das Mädchen, oder den Tod für einen von uns beiden! Vertheidigen Sie ſich. Er hatte Piſtolen aus dem Gürtel gezogen, reichte die eine Nordheimen, und behielt die andre, nach ihm zielend, in der Hand.

Waffen können nur zwiſchen Menſchen von gleichen Rechten und gleicher Kraft entſcheiden, ſagte Nordheim. Ich ſchlage mich mit keinem Unbekannten. Wer ſind Sie? Und was treibt Sie an, die Ruhe eines edlen Mädchens und ihrer Freunde zu kränken?

Ich hatte einſt einen Namen, der mir das Recht gab, mich mit den Edelſten zu meſſen, ſagte Charles, aber er iſt aus dem Reich der Lebendigen verlöſcht — ich bin nichts mehr — Ein Schatten, der Kraft- und Thatenlos umherſchwebt.

Die Hand mit dem Piſtol ſank, und er blieb ſtarr und unbeweglich. Es war ein Ausdruck dumpfer Verzweiflung in ſeinem Ton. Nordheim näherte ſich ihm edel und gütig, ohne Waffen und ſagte: Was zwingt Sie, Unglücklicher, ſolch eine Rolle zu übernehmen? Iſt es eine unbezwingliche Leidenſchaft, ſo werde ich Ihr Vertrauen nicht misbrauchen. Handlen Sie zur Beförderung fremder Zwecke, unter fremdem Einfluß, ſo kann nur ein offenherziges Geſtändniß Ihnen meine Verzeihung erwerben. Dringt Sie die Noth, ein unedles Geſchäft zu übernehmen, ſo erwarten Sie von mir eine größere Belohnung, wenn Sie ſich davon losſagen. Reden Sie, aber widerſetzen Sie ſich nicht, daß ich das Fräulein zurückführe, oder Sie bezahlen es mit Ihrem Leben, denn in jedem Fall bin ich entſchloſſen, ſie nicht hier zu laſſen.

Bittres Schickſal, zwingſt du mich auch noch ein Mörder zu werden! rief Charles, und richtete das Piſtol gegen Nordheim.

Ich hatte mich von Nordheim losgemacht, und fiel Charles in den Arm, ihn zurückzuhalten. Nordheim war mir ſchon zuvorgekommen und hatte ihm das Piſtol mit einer geſchickten Bewegung und überlegener Stärke aus den Händen gewunden.

Wie raſch beſtes Kind! ſagte mir Nordheim. Wie leicht hätten Sie ſich verwunden können. Beruhigen Sie ſich, ich werde keine Waffen gegen einen Mann führen, der Ihnen werth iſt. Aber folgen Sie mir jetzt. Verzeihen Sie, ich muß es fodern, und ich weiß, Sie ſelbſt werden es mir in einer ruhigen Stimmung danken.

Die reine Güte in dieſen Worten zog mein Herz unausſprechlich zu Nordheim, ſo ſehr mich auch ihr Sinn ſchmerzte, der ein Herzensverhältnis mit Charles durchaus vorausſetzte, und auch in meiner glühenden Beſorgnis um ihn ſelbſt, nur Liebe für ſeinen Gegner ſah.

Ach Nordheim, ſagte ich, wie ſind Sie ſo gütig, und ſo grauſam zugleich! Meine Thränen floſſen unaufhaltſam.

Seyn Sie überzeugt, meine Agnes, ich wünſche nur Ihr dauerhaftes Glück, ſagte Nordheim ſanft. Ich verſpreche alles für Ihre Liebe zu thun, aber für jetzt folgen Sie mir!

Ich fühlte, wir verwirrten uns unauflöslich. Meine vorhergegangene Stimmung hatte mich über alles conventionelle erhoben, und ich glaubte mich wirklich in dieſem Moment jugendlicher Selbſttäuſchung über alle Leiden und Freuden des Lebens empor gerükt.

Charles ſtand in ſtummer Betäubung mit dem Rücken an die Thüre geſtemmt und ſchien entſchloſſen, alles zu wagen. Die Spannung zwiſchen ihm und Nordheim mußte aufgelöſt werden. Nur der unendliche Himmel mit ſeinen glänzenden Sternen lag vor meinem Auge. Ich fühlte eine Kraft der Wahrheit, des Vertrauens in meinem Buſen und den Muth, als könne und müſſe ich dieſe verworrene Lage auflöſen.

Hören Sie mich an, Nordheim, ſagte ich. Es ſind die letzten Worte, die Sie von meinen Lippen vernehmen werden. Nach dieſem Augenblick werden Sie mich nie wiederſehen. Nicht Liebe führte mich hierher mit dieſem Manne. Ein Geheimnis, welches nicht mein gehört, und ich Ihnen alſo verbergen muß, hieß mich dieſen, und alle andere Schritte thun, welche Ihnen von jeher Verdacht gegen mich einflößten. Was Liebe und Zärtlichkeit in meinem Weſen heißt, fand längſt einen Gegenſtand, den es feſt und einzig umfaßte — aber ſeit geſtern mit tiefem Schmerz verläßt. Leben Sie wohl, ſagte ich mit tiefer Bewegung, und bewahren Sie das Bild eines Weſens, welches Ihnen angehörte, rein im Andenken. Jetzt laſſen mögen zerſtört, der ſichern Stimme unſres Herzens zu folgen. Wir müſſen uns des Glaubens entwöhnen, wenn wir für andre handlen und leben, und können ihn dann für uns ſelbſt oft nicht wieder finden. Mistrauen konnte ich der heiligen Einfalt und Wahrheit deines Herzens nie, über jede Vergleichung erhaben ſtand dein ſchönes Weſen vor mir. Oft fühlte ich Deine Liebe — hätte ich meinem Herzen gefolgt. — Doch ſo ſüß iſt es auch, all mein Glück Ihrer Güte zu danken, meine Agnes.

Himmliſche Ruhe, Klarheit und Treue leuchteten aus Nordheims Augen — ich fühlte mich unausſprechlich ſein. Von dieſem heiligen Herzen kann mir nichts Böſes kommen, von dem Anſchaun dieſer theuren Geſtalt kann ich nicht ſcheiden — unter den verworrenſten Lagen wird mich dieſes Gefühl empor halten. Der ſtille Entſchluß, um ſeinetwillen alles zu tragen überglänzte wie ein leuchtender Schild, Amaliens Bild, ſo ſtark es auch hervordrang.

Mein Freund, ſagte ich jetzt zu Charles, ich bin bereit Ihnen zu folgen. Sie werden Herrn von Nordheim künftig näher kennen lernen.

Charles hatte wie in einem tiefen Traum geſtanden. Es iſt ein Name, den die Welt mit Ehrfurcht nennt, ſagte er, ein mir unausſprechlich theurer Name! Aber ein finſtres Schickſal hält mich gebunden. Ich muß die liebſten und ſchönſten Erſcheinungen als düſtre kalte Schatten vor mir vorbei ſchweben ſehen. Meine Hand darf nichts Lebendiges mit Muth und Freude ergreifen. Alles Mistrauen ſchwindet vor ſolch einer edlen Geſtalt, ſagte er freundlicher und indem er ſich Nordheim näherte; ob Sie gleich ein Freund des Fürſten von ** ſind, der mich verfolgt, ſo fühle ich doch, Sie können mir gerecht ſeyn.

Ich folgte Ihnen nur, erwiederte Nordheim, um das Herz meiner Agnes zu ergründen, um ſie vor einem Fehltritt jugendlicher Uebereilung zu beſchützen. Jede andre Beweggründe ſind fern von mir. Ohne irgend ein beſtimmtes Verhältniß in D. diene ich nur zu Uebungen der Güte. Ich weiß, daß der Fürſt aufmerkſam auf Ihren Aufenthalt in der D—ſchen Gegend war. In jedem Fall war meine Meinung, Ihnen auf meinen Gütern eine Freiſtatt anzubieten. Jenes alles ſind von nun an fremde Verhältniſſe, und als der Freund meiner theuren Agnes haben Sie ein Recht an meinen wärmſten Dienſteifer.

Charles ſah uns beide einige Minuten hindurch feſt und mit ſcharfen Blicken an. Iſt es ſo? ſagte er leiſe vor ſich hin, und ſeine Augen blieben ſinnend am Boden geheftet. Dann eilte er freudig auf uns zu, indem er rief: Ja es iſt ſo! Meine Freude, der erſte belebende Strahl der Liebe flammt in den Blicken meiner Agnes, und indem er auf Nordheim deutete, auf ſolch einer Stirn wohnt keine Unwahrheit. Möge ein gutes Schickſal die heiligen Blüthen, die die Natur jedem menſchlichen Weſen nur einmal reicht, für euch meine Kinder in Schutz nehmen. Möge nur die Zeit ſie hold umwandlen, aber kein Sturm ſie abbrechen. Verzeihen Sie mein voriges Mißtrauen Herr von Nordheim, fuhr er fort, in einem lange gepreßten Herzen iſt die Furcht eingewachſen. Verachten Sie mich nicht um meiner ängſtlichen Sorge wiſſen. — O wenn Sie wüßten warum ich leben muß!

Nordheims Augen fielen voll ſchmerzlicher Beſorgniſſe auf mich. Charles ſonderbares Weſen ſchien ihn zu beunruhigen.

Ich hoffe, ſagte er ſanft zu Charles, Sie gönnen mir für die Zukunft ein Vertrauen, welches uns beiden wohlthätig ſeyn wird. Sie finden auf meinem Gute alles zu Ihrem Empfang bereit, und ſobald als meine Agnes es wünſcht, komme ich ſelbſt zu Ihnen.

Jetzt laſſen Sie uns eilen! ſagte Charles zu mir. Sobald ich Agnes wieder nach D. begleitet habe, eile ich nach Ihrem Schloße. Bereiten Sie ſich, manches von mir zu vernehmen, was Sie verwundern, ſchmerzen, aber auch erfreuen wird.

Geht meine Agnes auch keiner neuen Gefahr entgegen? ſagte Nordheim bedeutend. Ohne in Ihr Geheimniß eindringen zu wollen — dürfte ich Sie nicht begleiten, nur von fern Ihrem Wagen folgen, um Ihnen auf den erſten Ruf nah zu ſeyn?

Ich fühle Ihre Beſorgniß, ſagte Charles, aber ich muß dieſen Wunſch verſagen.

Ich bin ein unglücklicher, aber ein ehrlicher Mann! Es lag ein fürchterlicher Nachdruck in dem Ton, mit welchem er dieſe Worte ausſprach, und ſein ſtarrer Blick, eine wilde Bewegung der Hand nach Nordheims Arm, deutete auf die ganze Bitterkeit gegen ein Schickſal, wel-

Ihm möcht' es wohl bekannt ſeyn, wie viel leichter
Die Sache ſey, Monarchen fortzupflanzen,
Als Monarchien — wie viel ſchneller man
Die Welt mit einem Könige verſorge,
Als Könige mit einer Welt.

Karlos.

Sehr wahr!
Doch, Herzog Alba, doch —

Alba.

Und wie viel Blut,
Blut Ihres Volkes fließen mußte, bis
Zwei Tropfen Sie zum König machen konnten.

Karlos.

Sehr wahr, bei Gott — und in zwei Worte Alles
Gepreßt, was des Verdienſtes Stolz dem Stolze
Des Glücks entgegenſetzen kann. — Doch nun
Die Anwendung? doch, Herzog Alba?

Alba.

Wehe
Dem zarten Wiegenkinde Majeſtät,
Das ſeiner Amme ſpotten kann! Wie ſanft
Mag's auf dem weichen Kiſſen unſrer Siege
Sich ſchlafen laſſen! An der Krone funkeln
Die Perlen nur und freilich nicht die Wunden,
Mit denen ſie errungen ward. — Dies Schwert
Schrieb fremden Völkern ſpaniſche Geſetze,
Es blitzte dem Gekreuzigten voran
Und zeichnete dem Samenkorn des Glaubens
Auf dieſem Welttheil blut'ge Furchen vor:
Gott richtete im Himmel, ich auf Erden —

ches ihn nöthigte, zu dieſem Selbſtgeſtändniß ſeine Zuflucht zu nehmen.

Bitten Sie Hr. von Nordheim uns nicht zu folgen, ſagte mir Charles.

Sie fühlen, mein Theurer, ſagte ich zu Nordheim, daß nur die unbezwingliche Nothwendigkeit mir gebieten kann, Ihnen einen Augenblick Unruhe zu machen. Meine Thränen floſſen auf Nordheims Hände, die ich zwiſchen den meinen hielt. Es iſt das erſte Zeichen meiner völligen Ergebenheit, liebſte Agnes, ſagte er ſanft, ich geſtehe daß es mir viel koſtet, aber ich werde Ihrem Befehl folgen. — O meine theure Liebe, wie ſchnell gewöhnt ſich doch unſer Herz an das Glück! Schon iſt mirs als könnte ich mich nicht für wenige Stunden von Dir trennen. In einer ſüßen Umarmung ſtrebten unſre Herzen ſich auf ewig zu vereinigen, und ſchon ſchwebt drohend die kalte Hand des Schickſals über uns, die ein menſchliches Daſeyn unaufhaltbar in der Fluth der Begebenheiten fortdrängt. Unſre Thränen floßen unaufhaltſam. Gute Seelen! ſagte Charles bewegt. Ueberlaſſen Sie mir das Mädchen getroſt, Nordheim, ſagte er halbſcherzend. Hörten Sie nie von Ihrem Vater den Nahmen eines alten unglücklichen Freundes?

Iſt es möglich? rief Nordheim freudig. Mit ihm beſchäftigte ſich mein Vater in ſeiner Todesſtunde, vertraute mir Papiere für ihn, und manches meinem Gedächtniß, was zu gefährlich fürs Papier war. Sonderbare Ahnung, du haſt mich alſo nicht betrogen!

Nun haben Sie etwas, um ſich auf das weitere, welches ich Ihnen für Morgen verſpreche, zu vertröſten — ſagte Charles, und faßte meinen Arm. Leben Sie wohl bis dahin. Wohl mir! rief er aus, ich werde den treuen Sinn meines entſchlafenen Freundes noch einmal vernehmen. Die Zeit verſtattet für jezt keine weitere Erklärung.

Er zog mich fort. Nordheims Auge ſtrahlte Freude und Ruhe, und auch aus meiner Bruſt entflohen die Sorgen in ſeinem heitren Blick. Zwar lag mir ein Schleyer über meinen Verhältniſſen, aber es war der duftige Roſenſchleyer eines Frühlingsmorgens, hinter welchem das neuſproſſende Leben der Natur waltet, um den Schooß der Erde mit jungen Blumen zu ſchmücken.

Ich grübelte nicht über Charles Rede und genoß die Fülle ſüßer Ahnungen. Morgen finden wir uns wieder, ſagte Nordheim als er mich in den Wagen hob, und ein Kuß auf meine Hand aus dem Wagenfenſter goß eine belebende Flamme durch mein Weſen.

Ihre Mutter ſagte Charles, als wir im Wagen ſaſſen, muß morgen dieſe Gegend verlaſſen. Der Troſt, Sie noch einmal zu ſehen, war zu ihrer Erhaltung nothwendig.

Ich mußte Charles von meiner Liebe reden. Wir durchflogen eine goldene Zukunft, Charles hatte eine innige Empfindung meines Glückes, die mich tief rührte.

Ich gäbe die Momente meines Zwiſtes mit Nordheim nicht um Jahre einer längern Bekanntſchaft, ſagte er unter andern. Die Art, wie ſich ein Mann in ſolchen Lagen benimmt, iſt entſcheidend für Charakter und Herz.

Welche Größe und Feſtigkeit war in ſeinem Betragen! Der wahre Muth, der aus Kraft des Charakters entſpringt, Beſonnenheit und heller Blick in der Gefahr, bleibt immer die Krone des Mannes.

Das Lob des Geliebten iſt die ſüſſeſte Muſik; ich war verlohren im Entzücken und ſüſſen Hofnungen.

Wir fuhren an der langen Mauer hin, die ich beim erſten Beſuch bemerkt hatte. Bald hielt der Wagen. Charles ſtieg aus. Statt des ſtillen und geheimnißvollen bei unſerm erſten Empfang, ſah ich ihn von Leuten umringt, die mit Lichtern und Geſchrei durch einander liefen. Ich hörte heftigen Wortwechſel mit Charles, zwei Schüſſe, nach denen ich meines Freundes Stimme nicht wieder vernahm.

Ich wollte mich aus dem Wagen werfen, man ſtieß mich ungeſtüm zurück. Der Gewalt konnt ich nicht widerſtehen, und lag in dem ſchmerzlichſten Zuſtand der gebundenen Kraft bei dem regeſten Willen, in Krämpfen auf dem Boden des Wagens. Man ſpannte andere Pferde vor und fuhr weiter. Ein fremder ganz unbekannter Mann richtete mich auf, und ſetzte ſich neben mich. Er gab keine Antwort auf meine Fragen, doch bezeugte er Mitleid bei den Ausbrüchen meines Schmerzens.

Es ſoll Ihnen kein Uebel wiederfahren! wiederholte er mir öfters.

Ich fiel in Fieberhitze, dann in Ermattung und Ohnmacht, endlich verlohr ich alles Bewußtſeyn.

Als ich aus dieſem Zuſtand erwachte, lag ich in einem kleinen düſtern Zimmer. Eine Frau ſaß an meinem Bette, es war eine kleine zuſammengefallne Geſtalt, ihre Geſichtszüge trugen die Spuren mancher widriger Schickſale, und die Freundlichkeit, die ſie anzunehmen ſuchte, machte ſie ganz zur Larve. Seit acht Tagen, ſagte ſie mir, lagen ſie hier, ohne ein Zeichen des Bewußtſeyns von ſich zu geben. Sie ſind mir theuer empfohlen und ihr Zuſtand machte mich ſehr beſorgt.

Wo bin ich aber? fragte ich aufs neue, und ſie erwiederte: Beunruhigen Sie ſich nicht, Sie ſind an einem Ort, wo Sie ſich bald Ihrer völligen Geneſung erfreuen werden. Die Lage iſt anmuthig, die Luft geſund, und man wird ſich ein Vergnügen daraus machen, alles zu Ihrem Zeitvertreib beizutragen, was die Umſtände nur immer erlauben.

Ich hörte an der Ausſprache, daß die Frau keine Deutſche war, ſondern eine Franzöſin. Der Mann hatte ſich entfernt. Die Kraft der Jugend und meiner guten Natur hatten die Macht der Krankheit beſiegt, mein Blut gieng ſeinen ruhigen Kreislauf aufs neue, und mein Gedächtniß fieng an die Fäden der wirklichen Begebenheiten aus dem Gewirre der Erſcheinungen zu löſen, die meine Einbildungskraft während der Fieberhitze erzeugt hatte.

Kalt und zerſtöhrend ergriff mich die Entfernung von meinem geliebten Freunde. Das Gefühl des Fremden und Unbekannten um mich her, ergriff mich mit Grauen, ein wilder Schmerz bewegte krampfhaft meine Bruſt, und mein Daſeyn drohte aufs neue in dumpfer Fühlloſigkeit zu vergehen, als ein guter Genius meine jugendliche Phantaſie neu und heiter belebte, und mein Herz auf eine wunderſame Art mit Glauben und Hofnung ſtärkte.

Ein lieblicher kleiner Knabe trat herein und brachte einen Teller voll der ſchönſten Früchte. Ich empfand ein inniges Vergnügen bei dieſem Anblick, er knüpfte ſich auf eine ſonderbare Art an eine meiner vergangnen Erſcheinungen, die ich während der Fieberhitze gehabt hatte, und die ſich jetzt als ein liebliches Bild in meiner Seele wieder ordnete. Mit unausſprechlich lebhafter Farbe ſtellten ſich alle jene Traum-Geſtalten vor mich, nur ein leichter duftiger Nebelſchleier ſchien zwiſchen ihnen und der Wirklichkeit zu liegen.

Ich ſaß neben Nordheim in einem blühenden Garten. Er hielt mich ernſt und ſchweigend bei der Hand. Ein groſſer bunter Vogel mit den glänzendſten Farben geſchmückt, flog auf uns zu und hielt ein Körbchen voll der ſchönſten Früchte in ſeinem Schnabel. Wir reichten beide nach den Früchten, aber der Vogel flatterte bei uns vorbey, lachte und rief Nordheimen zu: Noch nicht, ſobald noch nicht, denn ſie liebt dich nicht! Nordheim zog ſeine Hand aus der meinen, und eilte ſich zu entfernen, ich warf mich zu ſeinen Füſſen, weinte, wollte ihn zurückhalten, aber vergebens, er war verſchwunden. Ich ſuchte ihn auf, aber wo ich auch hinfloh, ſo zog ſich ein Kreiß von Gebüſchen, meiſt von wilden Roſen um mich her und verſperrte mir den Ausgang. War ich einmal durch eine Lücke der Hecke entwiſcht, ſo bildete ſich gleich wieder ein neuer Kreiß, der zu einer ſchauerlichen Höhe empor wuchs. Julius ſtand mitten in ſolch einem Kreiß, er trug die Rüſtung eines alten Ritters, und über die Bruſt eine breite weiße Binde, die Blutflecken hatte. Ich näherte mich, er riß die Binde auf, und aus ſeiner Bruſt wuchs eine Blume von ſonderbarer Geſtalt und Farbe, die ich nie geſehen. Reiß mir die Blume von der Bruſt, ſagte er mir ernſthaft, und ich befreie Dich. Ich gab mir alle Mühe die Blume abzubrechen, aber vergebens. Er ſah mir lächlend zu, berührte die Roſenhecke um uns her mit ſeinem Degen, und es öfnete ſich ein kleiner Fußpfad. Bald zertheilten ſich die Gebüſche, vor uns lag Nordheims Schloß. Nordheim ſelbſt näherte ſich uns freundlich, und als wir alle drei dicht bei einander ſtanden, flog derſelbe bunte Vogel auf uns zu. Langſam ließ er ſich über unſren Häuptern nieder, und als er die Erde berührte, ſahen wir ſtatt ſeiner einen wunderſchönen Knaben. Er hielt denſelben Teller mit Früchten, welchen uns der Vogel erſt verſagt hatte, wir eilten alle drei das Kind zu umarmen.

Der Zauber dieſer Traumgeſtalten wirkte belebend auf mein Gemüth, wie die Gegenwart eines Freundes, und die alte Frau freute ſich der ſonderbaren Veränderung, die der Anblick des Kindes in mir bewirkt hatte.

In kurzem erſchien der Arzt, ein Mann von mittlerem Alter, mit einer angenehmen Bildung und wohlwollenden Miene, er näherte ſich mir mit Anſtand und erkundigte ſich mit beſcheidnen Fragen nach meinem Befinden.

Ich bemerkte bald, daß ihm die Gegenwart der Alten Zwang auflegte, als ſie ſich auf ein paar Augenblicke entfernen mußte, ſagte er ſanft: Vor allem wird es zu Ihrer Geneſung beitragen, wenn Sie ſich über Ihre, ich geſtehe es, freilich ſonderbare Lage an dieſem Ort, keine beunruhigenden Gedanken machen. Haben Sie Muth, und ſorgen jetzt einzig und allein für Ihre Geneſung! Die Alte kam zurück, ehe ich antworten konnte, und das Betragen des Arztes gegen ſie, hieß mich jede Frage in ihrer Gegenwart unterdrücken.

Als ſie auch entfernt auf meine Gemüthsſtimmung deutete, und mich Muth faſſen hieß, antwortete ich kalt, daß ich mir nichts bewußt wäre, wodurch ich ein böſes Schickſal verdient hätte, und daß ich alſo auch keins befürchtete.

Der Arzt ſagte hierauf, alles läge daran, jede trübe Vorſtellung zu entfernen, und mich auf eine angenehme Art zu zerſtreuen. Die Alte ſollte mir leichte und anmuthige Geſchichten vorleſen, die meiner Phantaſie freundliche Bilder zuführten. Sie haben ja die Schlüſſel zu der Bibliothek, ſagte er, und das Fach der Mährchen iſt gewiß gut beſetzt.

Ich wußte es dem Arzt herzlichen Dank, daß er mich durch dieſen Vorſchlag von der unerträglichen Alten läſtigem Geſpräch befreite. Die Feinheit und der gute Wille, welchen dieſer Mann gegen mich bezeugte, waren mir ſehr tröſtend, und gaben mir Hofnung meinem Freunde bald Nachricht von mir geben zu können. Jetzt überließ ich mich ſtill den Rückerinnerungen jenes letzten Abends, der dem gewaltſamen Zuſtand, aus welchem ich eben erwacht war, vorangieng.

Alle kleinen Züge jener ſeligen Zeit erfriſchten ſich in meiner Vorſtellung und das Gefühl, du beſitzeſt Nordheims Liebe! gab mir ein neues wunderſames kräftigeres Daſeyn. Er war mir auf eine unausſprechliche Art immer gegenwärtig, Verlangen und Sehnſucht nach ſeinem lebendigen Daſeyn waren zart und lieblich, aber nicht ungeſtüm. Die Kraft alles zu werden, was hoch und trefflich iſt, fühlte ich nie ſo tief und lebendig. Seine Sorge um mich war das ſchmerzlichſte, was ich empfand, und doch welcher geheimnißvolle unausſprechliche Reiz gab auch dieſer Sorge eine ſanfte Farbe!

Nur zuweilen flog durch meinen von der Krankheit geſchwächten Kopf, in welchem Traum und Wahrheit noch ſchwankten, ein beruhigender Zweifel, ob mein Glück auch kein Traum ſey? Mit welchem Vergnügen fand ich bey meinen Kleidern, die auf einem Stuhl am Fuß des Bettes lagen, ein Tuch mit Nordheims Nahmen gezeichnet! Ich verwahrte das Tuch an meinem Herzen als das liebſte, was ich beſaß, und gleich als vermöchte es die Fülle lieber Erinnerungen mit dem Schleyer der Wahrheit zu bedecken und feſt zu verwahren.

Der Arzt kam täglich, aber meine Alte bewachte mich mit Drachenaugen, und ein beſondres Geſpräch mit ihm war unmöglich, da ich noch immer zu ſchwach war, um das Bett zu verlaſſen.

(Die Fortſetzung folgt.)

IV.

Der Volksrath.

Der Thiere mächtiger Regent
Berief die Glieder ſeiner Staaten
In einen großen Volksconvent,
Um ſich mit ihnen zu berathen.
Ihm lag das Wohl des Reiches an
Und weil nicht bloß die Herren denken,
So durfte jeder Unterthan
Dem Vaterland ſein Schärflein ſchenken.
Der Bienen Fürſtin brach die Bahn
Und ſprach: in kleinen Köpfen keimen
Oft große Dinge. Lange ſchon
Empört mich dieſes Heer von Bäumen,
Drum mach ich, Sir, die Motion:
Die dummen Wälder umzubauen;
Verwandle ſie zu bunten Auen,
Aus deren Blumen unſer Fleiß
Den Honig zu bereiten weiß.
Nun kam der Wolf. Mit ernſter Miene
Erhob er ſich auf ſeinen Steiß

Karlos.

Gott oder Teufel, gilt gleich viel! Sie waren
Sein rechter Arm. Ich weiß das wohl — und jetzt
Nichts mehr davon. Ich bitte. Vor gewiſſen
Erinnerungen möcht' ich gern mich hüten. —
Ich ehre meines Vaters Wahl. Mein Vater
Braucht einen Alba; daß er dieſen braucht,
Das iſt es nicht, warum ich ihn beneide.
Sie ſind ein groſer Mann. — Auch das mag ſeyn;
Ich glaub' es faſt. Nur fürcht' ich, kamen Sie
Um wenige Jahrtauſende zu zeitig.
Ein Alba, ſollt' ich meinen, war der Mann,
Am Ende aller Tage zu erſcheinen!
Dann, wenn des Laſters Rieſentrotz die Langmuth
Des Himmels aufgezehrt, die reiche Ernte
Der Miſſethat in vollen Halmen ſteht
Und einen Schnitter ſonder Beiſpiel fordert,
Dann ſtehen Sie an Ihrem Platz. — O Gott,
Mein Paradies! Mein Flandern! — Doch ich ſoll
Es jetzt nicht denken. Still davon! Man ſpricht,
Sie führten einen Vorrath Blutſentenzen,
Im Voraus unterzeichnet, mit? Die Vorſicht
Iſt lobenswerth. So braucht man ſich vor keiner
Schikane mehr zu fürchten. — O mein Vater,
Wie ſchlecht verſtand ich deine Meinung! Härte
Gab ich dir Schuld, weil du mir ein Geſchäft
Verweigerteſt, wo deine Alba glänzen? —
Es war der Anfang deiner Achtung.

Alba.

Prinz,
Dies Wort verdiente —

Und ſchüttelte den Kopf. Die Biene
Beliebt zu ſcherzen; mein Projekt,
Herr König, ruht auf feſterm Grunde;
Es zielt auf das Exil der Hunde;
Ihr Ruf iſts, der den Hirten wekt,
Sobald ſie nur uns wittern können,
Sie, die aus niedrer Sklavenpflicht
Dem edeln Wolf ſein Brod mißgönnen;
Verbannſt Du dieſes Diebsgezücht
So ſoll es ſelbſt kein Schäfer wehren,
Daß wir mit Schöpſenfleiſch uns nähren.
Mit größerm Fug trift dein Gericht
Die räuberiſche Brut der Katzen,
Rief itzt die Sprecherin der Ratzen,
Herr König, ich begreife nicht
Warum ſie deine Langmuth duldet;
Der treue Hund hat nichts verſchuldet;
Er ſchützet bloß des Hirten Gut;
Allein der Katzen wilde Schaaren
Bekriegen ſchon ſeit tauſend Jahren
Mein armes Volk mit frecher Wuth.
Wer hat in aller Welt gehöret,
Daß je der Ratzen fromme Brut
Das kleinſte Kätzchen aufgezehret?
Drum ſey ihr Tod dein erſtes Werk.
Das alles ſind nur Kleinigkeiten,
Ich werde, Sir, dein Augenmerk
Auf einen höhern Vorwurf leiten,
Verſetzt ein bunter Schmetterling,

Der um den Thron des Löwen tanzte
Und endlich auf ſein Ohr ſich pflanzte.
Des Jahres ewig gleicher Ring
Iſt in vier Zeiten abgetheilet;
Der Lenz iſt kühl; der Sommer eilet
Gleich einem kurzen Traum vorbey.
Dann kommt der Herbſt: ſein Hauch verödet
Die Fluren und was er nicht tödet
Zerſtört des Winters Tyranney.
Zur Hebung dieſer Volksbeſchwerden
Muß eine Deputation
Vom König und der Nation
Zum Vater Zevs geſendet werden.
Sie fleh ihn um die Wohlthat an
Aus Phöbus träger Zirkelbahn
Drey rauhe Viertel wegzuſtreichen.
Dann ſchmückt ein ſteter Sommer nur
Den vollen Buſen der Natur
Und nichts wird unſrer Wohlfahrt gleichen.
Gut, rief mit einem hohen Schwur
Der biedre Schach, an dieſen Proben
Genüget mir; ſtatt meinem Reich
Zu rathen, ſprecht ihr nur für euch.
Die Audienz iſt aufgehoben.

Die Horen

Jahrgang 1797

Sechstes Stück.

Tübingen
in der J. G. Cottaiſchen Buchhandlung
1797.

Innhalt des ſechsten Stücks.

I. Benvenuto Cellini. Beſchluß. Seite 1

II. Ueber Shakeſpeare's Romeo und Julie. — 18

III. Briefe von Amanda und Eduard. — 49

IV. Der Wanderer. — 69

V. Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Marſchalls von Vieilleville. — 75

Die Horen.

Dritter Jahrgang. Sechſtes Stück.

I.

Benvenuto Cellini.

Beſchluß.

Wie nun, nach Gottes Willen, alle Dinge denjenigen die ihn lieben und ehren zum beſten gereichen, ſo begegnete mir auch ein ſonderbarer Vorfall. Um dieſe Zeit beſuchte mich ein gewiſſer Schelm von Vicchio, der Peter Maria von Anterigoli hieß, und den Zunahmen Sbietta hatte, er war eigentlich ein Viehhändler, und weil er mit Herrn Guido Guidi, dem Arzte, der jetzt Aufſeher von Peſcia iſt. verwandt war, gab ich ihm Gehör, als er mir ſein Landgut auf Leibrenten verkaufen wollte. Zwar konnte ich es nicht beſehen, weil ich eifrig das Modell meines Neptuns zu endigen gedachte, und eigentlich war auch die Beſichtigung des Guts bey dieſem Handel nicht nöthig, denn er verkaufte mir die Einkünfte, deren Verzeichniß er mir gegeben hatte; als ſo viel Scheffel Korn, ſo viel Wein, Oel, andere Feldfrüchte, Caſtanien, und was ſonſt noch für Vortheile waren, die, nach der Zeit in der wir lebten, mir ſehr zu ſtatten kamen, denn dieſe Dinge waren wohl hundert Goldgülden werth, und ich gab ihm hundert und ſechzig Scudi, die Zölle mitgerechnet. So ließ er mir ſeine Handſchrift: daß er mir, ſo lange ich lebte, die gedachten Einkünfte ausliefern wolle, und es ſchien mir, wie ich ſchon ſagte, nicht nöthig, das Gut zu beſehen, ſondern ich erkundigte mich nur aufs beſte: ob gedachter Sbietta und Herr Philipp ſein leiblicher Bruder dergeſtalt wohlhabend wären, daß ich mich für ſicher halten könnte? und mehrere Perſonen, welche die beiden Brüder kannten, ſagten mir: ich könne ganz ohne Sorge ſeyn.

Nun erſuchten wir beyde Herrn Peter Franziskus Bertoldi, Notar bey der Kaufmannſchaft, und ich gab ihm vor allen Dingen das Verzeichniß der Sachen, die Sbietta mir überliefern wollte, und dachte nicht anders, als daß dieſe Schrift im Contract angeführt werden müßte; aber der Notarius hörte nur auf zwey und zwanzig Puncte, die ihm gedachter Sbietta vorſagte, und ruckte mein Verzeichniß nicht in den Contract. Indeſſen als der Notarius ſchrieb, fuhr ich fort zu arbeiten, und weil er einige Stunden damit zubrachte, ſo machte ich ein großes Stück an dem Kopfe meines Neptuns. Da nun alſo der Contract geſchloſſen war, erzeigte mir Sbietta die größten Liebkoſungen, und ich that ihm ein gleiches, dann brachte er mir Ziegen-Käſe, Capaunen, weichen Käſe und viele Früchte, ſo daß ich anfieng mich zu ſchämen, und ihn, ſo oft als er nach Florenz kam, aus dem Gaſthauſe in meine Wohnung holte, ſo wie auch ſeine Verwandten, die er oft bey ſich hatte. Da fing er denn auf gefällige Weiſe mir zu ſagen an: es ſey nicht erlaubt, daß ich vor ſo vielen Wochen ein Gut gekauft habe, und mich noch nicht entſchließen könnte, meine Arbeiten, nur auf drey Tage, ruhen zu laſſen, ich ſolle doch ja kommen und es beſehen. Endlich vermochte er ſo viel über mich, daß ich zu meinem Unglück hinausreiſ'te. Mein Neptun war durch vielen Fleiß ſchon ziemlich weit gekommen, er war nach guten Grundſätzen entworfen, die niemand vor mir weder genutzt noch gewußt hatte, und ob ich gleich, nach allen eben angeführten Vorfällen, gewiß war, den Marmor nicht zu erhalten, ſo dachte ich doch das Modell bald zu endigen, und es auf dem Plaz zu meiner Genugthuung ſehen zu laſſen. Nun aber verließ ich die Arbeit, und Sbietta empfing mich in ſeinem Hauſe, ſo freundlich und ehrenvoll, daß er einem Herzog nicht mehr hätte thun können, und die Frau erzeigte mir noch mehr Liebkoſungen als er, ſo blieb es eine Weile, bis ſie das ausführen konnten, was er und ſein Bruder Philipp ſich vorgenommen hatten. Das Wetter war warm und angenehm, ſo daß ich mich eines Mitwochs, da zwey Feyertage einfielen, von meinem Landgut zu Treſpiano, nachdem ich ein gutes Frühſtück zu mir genommen hatte, nach Vicchio auf den Weg machte; als ich daſelbſt ankam, fand ich Herrn Philipp am Thor, der von meiner Ankunft unterrichtet ſchien, denn er begegnete mir aufs freundlichſte, und führte mich in das Haus des Sbietta, der aber nicht gegenwärtig war; da fand ich ſein ſchamloſes Weib, die mich mit unmäßiger Freundlichkeit empfing, ich ſchenkte ihr einen ſehr feinen Strohhut, weil ſie verſicherte keinen ſchönern geſehen zu haben. Als der Abend herbey kam, ſpeißten wir ſehr vergnügt zuſammen, dann gab er mir ein anſtändiges Zimmer, und ich legte mich in das reinlichſte Bett, meinen beyden Dienern gab man ein ähnliches nach ihrer Art, des morgens als ich aufſtand, wieder dieſelbe Freundlichkeit!

Ich ging mein Gut zu beſehen, das mir ſehr wohl gefiel, man beſtimmte mir ſo viel Waitzen und andere Feldfrüchte, und als ich wieder nach Vicchio kam, ſagte der Prieſter Herr Philipp zu mir: Benvenuto habt keinen Zweifel, und wenn ihr auch das Gut nicht ganz ſo gefunden hättet, wie man es euch beſchrieben hat, ſeyd verſichert, man wird euch über das verſprochene befriedigen, denn ihr habt es mit rechtſchaffnen Leuten zu thun; auch haben wir eben unſern Feldarbeiter abgedankt, weil er ein trauriger (gefährlicher) Menſch iſt. Dieſer Arbeiter nannte ſich Mariano Roſelli, und ſagte mir mehr als Einmal: ſehet nur zu euren Sachen! es wird ſich zeigen, wer von uns der traurigſte ſeyn wird. Als er dieſe Worte ausſprach, lächelte der Bauer auf eine gewiſſe unangenehme Weiſe, die mir nicht ganz gefallen wollte; aber dennoch dachte ich auf keine Weiſe an das, was mir begegnen ſollte. Als ich nun vom Gut zurückkehrte, das zwey Meilen von Vicchio gegen das Gebirge lag, fand ich gedachten Geiſtlichen, der mich mit ſeinen gewöhnlichen Liebkoſungen erwartete, und wir nahmen ein tüchtiges Frühſtück zu uns, dann ging ich durch den Ort, wo ein Jahrmarkt ſchon angegangen war, und alle Einwohner ſahen mich mit Verwunderung, wie einen ſeltenen Gegenſtand an, beſonders aber ein wackrer Mann, der ſich ſchon lange Zeit an dem Orte befindet, deſſen Frau Brod auf den Verkauf bäckt; was er an Gütern beſitzt, liegt ohngefähr eine Meile weit entfernt, er aber mag ſich gern im Orte aufhalten. Dieſer gute Mann nun wohnte zur Miethe, in einem Hauſe, deſſen Einkünfte mir auch mit jenem Gütchen angewieſen waren, und ſagte zu mir: ich bin in eurem Hauſe, und ihr ſollt zur rechten Zeit euren Zins erhalten, oder wollt ihr ihn voraus? denn ich wünſchte, daß ihr auf jede Weiſe mit mir zufrieden ſeyn möget. Indeß wir ſo ſprachen, bemerkte ich, daß dieſer Mann mich ganz beſonders betrachtete, ſo daß es mir auffiel, und ich zu ihm ſagte: ſagt mir lieber Johann, warum ihr mich ſo ſtarr anſeht? Darauf ſagte der wackere Mann: ich will es euch gern eröffnen, wenn ihr mir, zuverläſſig wie ihr ſeyd, verſprechet, mein Vertrauen nicht zu mißbrauchen. Ich verſprachs ihm, und er fuhr fort: ſo wiſſet denn, daß der Pfaffe, der Herr Philipp, vor wenig Tagen ſich gerühmt hat, was ſein Bruder Sbietta für ein geſcheuter Mann ſey! er habe ſein Gut einem Alten auf Lebzeit verkauft, der aber kein Jahr mehr dauern würde. Ihr habt euch mit Schelmen einge-

Karlos (auffahrend).
Was?
Alba.
Doch davor ſchützt Sie
Der Königsſohn.
Karlos (nach dem Schwert greifend).
Das fordert Blut! — Das Schwert
Gezogen, Herzog!
Alba (kalt).
Gegen wen?
Karlos (heftig auf ihn eindringend).
Das Schwert
Gezogen, ich durchſtoße Sie.
Alba (zieht).
Wenn es
Denn ſeyn muß —
(Sie fechten).

Sechſter Auftritt.

Die Königin. Don Karlos. Herzog von Alba.

Königin
(welche erſchrocken aus ihrem Zimmer tritt).
Bloße Schwerter!
(Zum Prinzen, unwillig und mit gebietender Stimme.)
Karlos!

laſſen, drum lebt nur ſo lange es gehen will, thut die Augen auf, denn ihr habts Urſache, ich ſage nichts weiter.

Alsdann ging ich auf den Markt ſpatzieren, und fand Johann Baptiſta Santini, und gedachter Prieſter führte uns beyde zu Tiſche. Es war ohngefähr zwanzig Uhr, und man ſpeißte meinetwegen ſo früh, weil ich geſagt hatte, ich wolle noch Abends nach Trespiano zurückkehren. So machte man alles geſchwind zurecht, die Frau des Sbietta war äußerſt geſchäftig, und unter andern auch ein gewiſſer Cecchini Buti ihr Aufwärter. Als die Gerichte fertig waren, und man ſich eben zu Tiſche ſetzen wollte, ſagte der leidige Pfaffe, mit ſo einer gewiſſen vertracten Mine: ihr werdet verzeihen, daß ich mit euch nicht ſpeiſen kann, denn es iſt mir ein Geſchäft von Wichtigkeit, das meinen Bruder betrifft, vorgefallen, und weil er nicht da iſt, muß ich ſtatt ſeiner eintreten. Durch unſere Bitten, doch bey uns zu bleiben, ließ er ſich auf keine Weiſe bewegen, und wir fingen an zu ſpeiſen. Als wir die Saláte, die in gewiſſen Schüſſelchen aufgetragen ward, gegeſſen hatten, und man anfing das geſottene Fleiſch zu geben, kam ein Schüſſelchen für Einen Mann; Sandino, der mir gegenüber ſaß, ſagte darauf: habt ihr jemals ſo gute Koſt geſehen, und euch geben ſie noch dazu immer was apartes. Ich habe das nicht bemerkt, verſetzte ich darauf. Dann ſagte er zu mir: ich möchte doch die Frau des Sbietta zu Tiſche rufen, welche mit gedachtem Buti hin und wieder lief, beyde ganz außerordentlich beſchäftigt. Endlich bat ich das Weib ſo ſehr, daß ſie zu uns kam, aber ſie beklagte ſich, und ſagte: meine Speiſen ſchmecken euch nicht, denn ihr eßt ſo wenig. Ich lobte aber ihr Gaſtmahl über die Maßen und ſagte, daß ich hinreichend gegeſſen habe. Nun hätte ich mir wahrlich nicht eingebildet, aus was Urſache dieſes Weib mich ſo außerordentlich nöthigte. Als wir aufſtanden, waren ſchon die ein und zwanzig vorbey, und ich wünſchte noch den Abend nach Treſpiano zu kommen, und den andern Tag wieder an meine Arbeit zu gehen, ſo empfahl ich mich allen, dankte der Frau und reiſ'te fort. Ich war nicht drey Miglien entfernt, als mich däuchte der Magen brenne mir, ich litt entſetzlich, und mir ſchienen es tauſend Jahre bis ich auf mein Gut nach Treſpiano kam. Mit großer Noth langte ich daſelbſt an, und begab mich zu Bette, aber ich konnte die ganze Nacht nicht ruhen, es trieb mich öfters zu Stuhle, und, weil es mit großen Schmerzen geſchah, ging ich, als es Tag ward, nachzuſehen, und fand den Abgang alles blutig, da dacht ich gleich ich müſſe etwas giftiges gegeſſen haben, und als ich weiter darüber nachdachte, fielen mir die Speiſen und Tellerchen ein, die mir das Weib beſonders vorgeſetzt hatte; auch fand ich bedenklich, daß der leidige Pfaffe, nachdem er mir ſo viel Ehre erzeigt hatte, nicht einmal bey Tiſche bleiben wollte, ja daß er ſollte geſagt haben: ſein Bruder habe einem Alten das Gut auf Leibrenten gegeben, der aber das Jahr ſchwerlich überleben würde, wie mir der gute Sardella erzählt hatte. Hierdurch überzeugte ich mich, daß ſie mir in einem Schüſſelchen Brühe, die ſehr gut gemacht, und angenehm zu eſſen war, ein Doſis Sublimat gegeben hatten, ein Gift das alle gedachte Uebel hervorbringt; weil ich aber das Fleiſch nicht mit Brühe und andern Zubereitungen, ſondern mit bloßem Salze genieße, ſo aß ich auch nur ein paar Biſſen hiervon, ſo ſehr mich auch, wie ich mich noch wohl erinnerte, die Frau zum Eſſen aufgefordert hatte. Und vielleicht haben ſie mir noch auf andere Weiſe Sublimat beygebracht.

Ob ich mich nun ſchon auf ſolche Weiſe angegriffen fühlte, fuhr ich doch immer fort, in der Loge, an meinem Colloß zu arbeiten, bis mich, nach wenigen Tagen, das Uibel dergeſtalt überwältigte, daß ich im Bette bleiben mußte. Sobald als die Herzogin hörte, daß ich krank war, ließ ſie den unglücklichen Marmor dem Bartholomäus Ammanato, frey, zur Arbeit übergeben; der mir darauf ſagen ließ: ich möchte nun was ich wollte mit meinem angefangenen Modell machen, er habe den Marmor gewonnen, und es ſollte viel davon zu reden geben. Nun wollte ich mich aber nicht bey dieſer Gelegenheit, wie Bandinell betragen, der in Reden ausbrach, die einen Künſtler nicht ziemen, genug, ich ließ ihm antworten; ich habe es immer vermuthet; er ſolle nur dankbar gegen das Glück ſeyn, da es ihm nach Würden eine ſolche Gunſt erzeigt habe. So blieb ich wieder mißvergnügt im Bette, und ließ mich von dem trefflichen Mann, Meiſter Franziskus da Monte Varchi curiren, darneben hatte ich mich dem Chirurgus, Meiſter Raphael de'Pilli anvertraut.

Der Sublimat hatte dergeſtalt meinen Eingeweiden die Empfindung genommen, daß ich nichts bey mir behalten konnte; aber der geſchickte Meiſter Franziskus ſah wohl ein, daß das Gift alle Wirkung gethan hatte, und, da die Portion nicht groß war, meine ſtarke Natur nicht hatte überwältigen können, daher ſagte er eines Tages: Benvenuto! danke Gott du haſt gewonnen! zweifle nicht, ich werde dich, zum Verdruſſe der Schelmen, welche dir zu ſchaden gedachten, durchbringen. Darauf verſetzte Meiſter Raphael, das wird eine von den beſten und ſchwerſten Kuren ſeyn, denn du mußt wiſſen, Benvenuto, daß du eine Portion Sublimat verſchluckt haſt. Sogleich unterbrach ihn Meiſter Franziskus, und ſagte: es war vielleicht ein giftiges Inſect. Da verſetzt ich: ich weiß recht wohl daß es Gift iſt, und wer mir ihn gegeben hat. Sie curirten an mir ſechs Monate, und es währte über ein Jahr bis ich meines Lebens wieder froh werden konnte.

Um dieſe Zeit war der Herzog verreiſ't, um ſeinen Einzug in Siena zu halten, wohin Ammanato ſchon einige Monate vorher gegangen war, um die Triumphbögen aufzurichten. Ein natürlicher Sohn von ihm war in der Loge bey der Arbeit geblieben, und hatte mir einige Tücher von meinem Modell des Neptuns, das ich bedeckt hielte, weggezogen. Sogleich ging ich, mich darüber bey Don Franzesko dem Sohn des Herzogs zu beſchweren, der mir ſonſt einiges Wohlwollen bezeugte. Ich ſagte: ſie hätten mir meine Figur aufgedeckt, die doch unvollkommen ſey, wenn ſie fertig wäre, ſo hätte es mir gleichgültig ſeyn können. Darauf antwortete mir der Prinz mit einer unzufriedenen Mine: Benvenuto bekümmert euch nicht, daß ſie aufgedeckt iſt, denn ſie haben es zu ihren eignen Schaden gethan; wollt ihr aber daß ich ſie ſoll bedecken laſſen, ſo ſoll es gleich geſchehen. Auſſer dieſen Worten ſagte ſeine Exzellenz noch manches zu meinen Gunſten, in Gegenwart vieler Herren, ich aber verſetzte: er möge doch die Gnade haben, und mir Gelegenheit verſchaffen, daß ich das Modell endigen könnte, denn ich wünſchte ſowohl mit dem großen als dem kleinen, ihm ein Geſchenk zu machen. Er antwortete mir: daß er eins wie das andere annehme, und ich ſolle alle Bequemlichkeit haben, die ich verlange. Dieſe geringe Gunſt richtete mich wieder auf, und war Urſache, daß ich wieder nach und nach geſund wurde, denn der viele Verdruß und die großen Uebel hatten mich dergeſtalt niedergedrückt, daß ich irgend einer Aufmunterung bedurfte, um nur wieder einige Hofnung fürs Leben zu ſchöpfen.

Es war nun ein Jahr vorbey, daß ich jenes Gut von Sbietta, auf gedachte Weiſe, beſaß, und ich mußte nun nach ihren Giftmiſchereyen, und andern Schelmenſtreichen bemerken, daß es mir ſo viel nicht eintrug, als ſie mir verſprochen hatten. Da ich nun, auſſer dem Hauptcontracte, von Sbietta ſelbſt, noch eine beſondere Handſchrift hatte, wodurch er mir von Zeugen die beſtimmten Einkünfte zuſagte, ſo ging ich zu den Herrn Räthen, welche der Zeit Averardo Serriſtori und Friedrich Ricci waren. Alfonzo Quiſtello war Fiskal, und kam auch mit in

Univ. Bibl. München

ihre Sitzung, die Nahmen der übrigen erinnere ich mich nicht, es war auch ein Aleſſandri darunter, genug alles Männer von groſſer Bedeutung. Als ich nun meine Gründe den Herren vorgelegt hatte, entſchieden ſie alle, mit einer Stimme, Sbietta habe mir meine Geld zurück zu geben, der einzige Friedrich Ricci widerſprach, denn er bediente ſich zur ſelbigen Zeit meines Gegners in ſeinen Geſchäften. Alle waren verdrießlich, daß Friedrich Ricci die Ausfertigung ihres Schluſſes verhinderte, und ein erſtaunlichen Lärm machte, indem Averardo Serriſtori und die andern Widerpart hielten, dadurch ward die Sache ſo lange aufgehalten, bis die Stunde der Seſſion verfloſſen war. Nachdem ſie auseinander gegangen waren, fand mich Herr Aleſſandri auf dem Platze der Nunciata, und ſagte, ohne Rückſicht, mit lauter Stimme: Friedrich Ricci hat ſo viel über uns andere vermocht, daß du wider unſern Willen biſt verletzt worden.

Darüber mag ich nun nichts weiter ſagen, denn der oberſte Gewalthaber der Regierung, müßte darüber unruhig werden, genug mir geſchah eine ſo auffallende Ungerechtigkeit, blos weil ein reicher Bürger ſich jenes Hutmanns bediente.

Zur Zeit, da der Herzog in Livorno war, ging ich, ihm aufzuwarten, in Abſicht eigentlich mir Urlaub von ihm zu erbitten, denn ich fühlte meine Kräfte wieder, und da ich zu nichts gebraucht wurde, ſo that es mir leid, meine Kunſt ſo ſehr hintan zu ſetzen. Mit dieſen Entſchließungen kam ich nach Livorno, und fand meinen Her-

Herzog, der mich aufs beſte empfing. Ich war verſchiedene Tage daſelbſt, und ritt täglich mit ſeiner Exzellenz aus, denn gewöhnlich ritt er vier Miglien am Meer hin, wo er eine kleine Feſtung anlegte, und er ſah gern, daß ich ihn unterhielt, um die groſſe Menge von Perſonen dadurch von ihm abzuhalten.

Eines Tags, als er mir ſehr günſtig ſchien, fing ich an von dem Sbietta, nämlich von Peter Maria von Anterigoli zu ſprechen, und ſagte: ich will Ew. Exzellenz einen wunderſamen Fall erzählen, damit Sie die Urſache erfahren, warum ich das Modell des Neptuns, woran ich in der Loge arbeitete, nicht fertig machen konnte. Ich erzählte nun alles aufs genauſte, und nach der vollkommenſten Wahrheit, und als ich an den Gift kam, ſo ſagte ich: wenn mich ſeine Exzellenz jemals als einen guten Diener geſchätzt hätten, ſo ſollten Sie den Sbietta, oder diejenigen, welche mir den Gift gegeben, eher belohnen, als beſtrafen, weil der Gift, indem er nicht ſo ſtark geweſen, mich umzubringen, mir als ein gewaltiges Mittel gedient habe, den Magen und die Gedärme von einer tödtlichen Verſchleimung zu reinigen, die mich vielleicht in drey bis vier Jahren umgebracht hätte; durch dieſe ſonderbare Medicin aber bin ich wieder auf zwanzig Jahre lebensfähig geworden, wozu ich denn auch mehr als jemals Luſt habe, und Gott von Herzen danke, da er das Uebel, das er über mich geſchickt, ſo ſehr zu meinem beſten gewendet hat. Der Herzog hörte mir über zwey Miglien Wegs, mit Aufmerkſamkeit zu, und ſagte nur: o!

die böſen Menſchen! Ich aber verſetzte, daß ich ihnen Dank ſchuldig ſey, und brachte das Geſpräch auf andere angenehme Gegenſtände.

Eines Tags trat ich ſodann mit Vorſatz zu ihm, und als ich ihn in guter Stimmung fand, bat ich, er möchte mir Urlaub geben, damit ich nicht einige Jahre, worin ich noch etwas nütze wär, unthätig verlebte, was das Geld betreffe, das ich an der Summe für meinen Perſeus noch zu fordern habe, ſo könne mir daſſelbe nach Gefallen ausgezahlt werden. Dann dankte ich ſeiner Exzellenz mit umſtändlichen Ceremonien, worauf ich aber keine Antwort bekam, vielmehr ſchien es mir als wenn er es übel genommen hätte. Den andern Tag begegnete mir Herr Bartholomäus Concino, einer von den erſten Secretarien des Herzogs, und ſagte mir, halb trotzig: der Herzog meynt wenn du Urlaub willſt, ſo wird er dir ihn geben, willſt du aber arbeiten, ſo ſollſt du auch zu thun finden, mehr als du gedenkſt. Ich antwortete, daß ich nichts beſſeres wünſche, als zu arbeiten, und ſeiner Excellenz mehr als irgend jemand, er möchte Papſt, Kaiſer, oder König ſeyn, ja viel lieber wollte ich ſeiner Excellenz um einen Pfennig dienen, als einem andern für einen Ducaten. Dann ſagte er: wenn du ſo denkſt, ſo ſeyd ihr einig ohne weiteres. Drum gehet nach Florenz zurück, und ſeyd gutes Muths, denn der Herzog will euch wohl. Und ſo ging ich nach Florenz.

In dieſer Zeit beging ich den groſſen Fehler, daß ich mit obgedachten Sbietta nicht allein einen veränderten

Contract einging, ſondern daß ich ihm auch noch eine Hälfte eines andern Gutes abkaufte, das letzte geſchahe im December 1566. Doch ich will weiter dieſer Sache nicht gedenken, und alles Gott überlaſſen, der uns ſo oft aus manchen Gefahren geriſſen hat.

Ich hatte nun mein marmornes Crucifix geendigt, nahm es von der Erde auf, und brachte es in einiger Höhe an der Wand an, wo es ſich viel beſſer als vorher ausnahm, wie ich wohl erwartet hatte, ich ließ es darauf jeden ſehen, wer kommen wollte. Nun geſchah es, nach Gottes Willen, daß man dem Herzog und der Herzogin auch davon ſagte, ſo daß ſie eines Tages nach ihrer Rückkehr von Piſa unerwartet, mit dem ganzen Adel ihres Hofs in mein Haus kamen, nur um das Cruzifix zu ſehen. Es gefiel ſo ſehr, daß beyde Herrſchaften ſowohl als alle Edelleute mir unendliche Lobeserhebungen ertheilten. Da ich nun ſah, daß ihre Excellenzen ſo wohl zufrieden mit dem Werke waren, und es ſo ſehr lobten, auch ich niemand gewußt hätte, der würdiger geweſen wäre, es zu beſitzen, ſo machte ich ihnen gern ein Geſchenk damit, und bat nur daß ſie mit mir in das Erdgeſchoß gehen möchten. Auf dieſe Worte ſtanden ſie gefällig auf, und giengen aus der Werkſtatt in das Haus, daſelbſt ſah die Herzogin mein Modell des Neptuns, und des Brunnens zum erſtenmal, und es fiel ihr ſo ſehr in die Augen, daß ſie ſich mit lautem Ausdruck von Verwunderung zum Herzog wendete, und ſagte: bey meinem Leben, ich hätte nicht gedacht, daß dieſes Werk den zehenten Theil ſo ſchön ſeyn könnte. Der Herzog wiederholte darauf verſchiedene mal: hab ichs euch nicht geſagt. So ſprachen ſie unter einander zu meinen Ehren lange Zeit, und ſchienen mich gleichſam um Vergebung zu bitten. Darauf ſagte der Herzog: ich ſolle mir einen Marmor nach Belieben ausſuchen, und eine Arbeit für ihn anfangen. Auf dieſe gütigen Worte verſetzte ich: wenn ſie mir dazu die Bequemlichkeit verſchaffen wollten, ſo würde ich ihnen zu Liebe gern ein ſo ſchweres Werk unternehmen. Darauf antwortete der Herzog ſchnell: du ſollſt alle Bequemlichkeit haben die du verlangſt, und was ich dir von ſelbſt geben werde, ſoll noch viel mehr werth ſeyn. Mit ſo gefälligen Worten gingen ſie weg, und ließen mich höchſt vergnügt zurück, als aber viele Wochen vergingen, ohne daß man meiner gedachte, und ich nun wohl ſahe daß man zu nichts Anſtalt machte, gerieth ich beynah in Verzweiflung.

In dieſer Zeit ſchickte die Königin von Frankreich (Katharina von Medicis) Herrn Baccio del Bene an unſern Herzog, um von ihm in Eile eine Geldhülfe zu verlangen, womit er ihr auch aushalf, wie man ſagt. Gedachter Abgeſandte war ein genauer Freund und wir ſahen uns oft. Als er mir nun die Gunſt erzählte, die ſeine Excellenz ihm bewieß, fragte er mich auch, was ich für Arbeit untern Händen habe? und ich erzählte ihm den Fall mit dem Neptun und dem Brunnen. Darauf ſagte er mir im Nahmen der Königin: Ihre Majeſtät wünſche ſehr das Grab Heinrichs (des zweyten) ihres Gemahls,

Karlos

(vom Anblick der Königin außer ſich geſetzt, läßt den Arm ſinken, ſteht ohne Bewegung und ſinnlos, dann eilt er auf den Herzog zu und küßt ihn).

Verſöhnung, Herzog! Alles ſey vergeben!

(Er wirft ſich ſtumm zu der Königin Füßen, ſteht dann raſch auf und eilt außer Faſſung fort.)

Alba

(der voll Erſtaunen daſteht und kein Auge von ihnen verwendet).

Bei Gott! das iſt doch ſeltſam!

Königin

(ſteht einige Augenblicke beunruhigt und zweifelhaft, dann geht ſie langſam nach ihrem Zimmer, an der Thüre dreht ſie ſich um).

Herzog Alba!

(Der Herzog folgt ihr in das Zimmer.)

Ein Kabinet der Prinzeſſin von Eboli.

Siebenter Auftritt.

Die **Prinzeſſin** in einem idealiſchen Geſchmack, ſchön, aber einfach gekleidet, ſpielt die Laute und ſingt. Darauf der **Page** der Königin.

Prinzeſſin (ſpringt ſchnell auf).

Er kommt!

Page (eilfertig).

Sind Sie allein? Mich wundert ſehr,
Ihn noch nicht hier zu finden; doch er muß
Im Augenblick erſcheinen.

geendigt zu ſehen; Daniel von Volterra habe ein groſſes Pferd von Erz unternommen, ſein Termin aber ſey verlaufen, und überhaupt ſollten an das Grab die herrlichſten Zierrathen kommen; wollte ich nun nach Frankreich in mein Caſtell zurückkehren, ſo wolle ſie mir alle Bequemlichkeit verſchaffen, wenn ich nur Luſt hatte, ihr zu dienen. Darauf verſetzte ich gedachten Baccio: er ſolle mich vom Herzog verlangen, und wenn der es zufrieden wäre, ſo würde ich gern nach Frankreich zurückkehren. Darauf ſagte Herr Baccio, fröhlich, ſo gehen wir zuſammen! und nahm die Sache als ſchon ausgemacht an. Den andern Tag, als er mit dem Herzog ſprach, kam auch die Rede auf mich, worauf er denn ſagte, daß wenn ſeine Excellenz es zufrieden wären, ſo würde ſich die Königin meiner bedienen. Darauf verſetzte der Herzog ſogleich: Benvenuto iſt der geſchickte Mann, wofür ihn die Welt kennt, aber jetzt will er nicht mehr arbeiten! worauf er ſogleich das Geſpräch veränderte. Den andern Tag ſagte mir Herr Baccio alles wieder, ich aber konnte mich nicht halten, und ſagte: wenn ich, ſeitdem mir ſeine Excellenz nichts mehr zu arbeiten giebt, eines der ſchwerſten Werke vollendet habe, das mich mehr als zweyhundert Scudi von meiner Armuth koſtet, was würde ich gethan haben, wenn man mich beſchäftigt hätte! Ich ſage man thut mir ſehr unrecht. Der gute Mann erzählte dem Herzog alles wieder, dieſer aber ſagte: das ſey nur Scherz, er wolle mich behalten. Auf dieſe Weiſe ſtund ich verſchiedene Tage an, und wollte mit Gott davon gehen. Nachher wollte die Königin nicht mehr in den Herzog dringen laſſen, weil es ihm unangenehm zu ſeyn ſchien.

Zu dieſer Zeit ging der Herzog mit ſeinem ganzen Hof und allen ſeinen Kindern, auſſer dem Prinzen, der in Spanien war, in die Niederungen von Siena, und von da nach Piſa, der Gift jener böſen Ausdünſtungen ergriff den Cardinal zuerſt, er verfiel in ein peſtilenzialiſches Fieber, das ihn in wenig Tagen ermordete. Er war des Herzogs rechtes Auge, ſchön und gut, es war recht Schade um ihn. Ich ließ verſchiedene Tage vorbeygehen, bis ich glaubte daß die Thränen getrocknet ſeyen, dann gieng ich nach Piſa.

(So weit ſchrieb Benvenuto Cellini ſein Leben ſelbſt, er ſtarb den 13ten Februar 1570. Seine verſchiedene Aufſätze über bildende Kunſt, die Zeugniſſe der gleichzeitigen Schriftſteller, und die Betrachtung ſeiner hinterlaſſenen Werke, werden uns noch eine unterhaltende und unterrichtende Nachleſe gewähren.)

II.

Ueber
Shakeſpeare's Romeo und Julia.

Man hat viel Gewicht auf den Umſtand gelegt, daß Shakeſpeare die dieſem Schauſpiel zum Grunde liegende Geſchichte ſogar in kleinen Beſonderheiten ohne alle eigne Erfindung grade ſo genommen, wie er ſie vorfand. Auch mir ſcheint er merkwürdig, aber in einer andern Hinſicht. Der Dichter, der, ohne auf den Stoff auch nur entfernt Anſprüche zu machen, die ganze Macht ſeines Genius auf die Geſtaltung wandte, ſetzte ohne Zweifel das Weſen ſeines Geſchäftes einzig in dieſe, ſonſt hätte er fürchten müſſen, man werde ihm zugleich mit dem Eigenthum des Stoffes alles Verdienſt abſprechen. Er hatte alſo feinere, geiſtigere Begriffe von der dramatiſchen Kunſt, als man gewöhnlich ihm zuzuſchreiben geneigt iſt. Aber auch von der Bildung der Zuſchauer, für die Shakeſpeare eine ſo allgemein bekannte und populäre Erzählung (denn dieß war ſie damals) dramatiſch bearbeitete, erweckt es eine günſtige Vorſtellung, daß ſie nicht durch materielle Neuheit gereizt zu werden verlangten, und daß es ihnen mehr auf das wie als auf das was ankam. Vielleicht lieſſe es ſich aus mancherley Andeutungen wahrſcheinlich genug zeigen, daß die Engländer in jenem Zeitalter trotz ihrer Unwiſſenheit und einer gewiſſen Rauhheit der Sitten mehr poetiſchen Sinn und einen freyeren Schwung der Einbildungskraft gehabt haben, als je nachher.

In vielen andern Schauſpielen iſt Shakeſpeare, was den Gang der Begebenheiten betrifft, irgend einer alten Chronik, oder einer ſchlechten Ueberſetzung des Plutarch, oder einer Novelle mit eben ſo gewiſſenhafter Treue gefolgt, als im Romeo. Wo er bloß Winke benutzt, oder unabhängig erſonnen zu haben ſcheint, iſt man vielleicht den rechten Quellen noch nicht auf der Spur, oder ſie können auch verlohren gegangen ſeyn. Ueber dieſen Punkt haben hauptſächlich die letzten Herausgeber, Steevens und Malone, ſo viele vorher vernachläßigte Entdeckungen gemacht, daß ſich noch manche erwarten laſſen, wenn mit ihrem forſchenden Fleiße fortgefahren wird. Die Geſchichte Romeo's und Juliens war aus des Luigi da Porta urſprünglicher Erzählung [*] von Bandello, Boiſteau und

---

[*] Dieß iſt ſie nämlich, in ſo fern ihr keine wahre Geſchichte zum Grunde liegt. Gerolamo della Corte trägt ſie umſtändlich als eine ſolche in ſeinen Annalen von Verona unter der Regierung des Bartolomeo della Scala vor, behauptet auch das Grabmahl der beyden Liebenden (oder was man ihm dafür ausgab,) häufig geſehen zu haben. Man fällt natürlich auf den Gedanken, daß die Novellen-

Belleforeſt in ihre Novellenſammlungen aufgenommen werden. Auch hatte man vor Shakeſpeare's Zeit verſchiedne

Dichter eine ſo wunderbare Begebenheit von dem Geſchichtſchreiber werden entlehnt haben, weil der entgegengeſetzte Fall bey dieſem gar zu wenig Urtheil verrathen würde. Dennoch ſcheint es hier wirklich ſo gegangen zu ſeyn; denn Gerolamo della Corte, dem der gelehrte Maffei überhaupt nicht das beſte Lob ertheilt, hat die Geſchichte von Verona bis auf das Jahr 1560 geführt, die Novelle von Luigi da Porta iſt dagegen ſchon früh in der erſten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts erſchienen, und ein älteres hiſtoriſches Zeugniß wird ſich ſchwerlich finden. Es fehlt an Quellen für die Veroneſiſche Geſchichte, beſonders in dem Zeitraume, wo das Haus della Scala herrſchte. Muratori klagt (Scriptt rer. Italic. Vol. VIII), daß er nichts als eine kurze Chronik von Pariſius de Cereta habe auftreiben können. In der Fortſetzung derſelben von einem Ungenannten wird nicht nur von der Geſchichte Romeo's und Juliens (dieß wäre bey der groſſen Kürze der Chronik nicht zu verwundern) ſondern auch von den Streitigkeiten der Montecchi und Cappelletti nichts erwähnt. Was aber die hiſtoriſche Authenticität noch weit verdächtiger macht, iſt ein negatives Zeugniß des Dante. Bartolomeo regierte vom Jahr 1301 bis 1304; Dante kam entweder in dem letztgenannten Jahre oder nach andern Angaben im J. 1308 nach Verona, und lebte daſelbſt beträchtliche Zeit, von Alboino, beſonders aber von Cangrande, den Brüdern und Nachfolgern des Bartolomeo, begünſtigt. Das traurige Schickſal jener Liebenden hätte alſo noch in ſehr fri-

Uebertragungen derſelben ins Engliſche. Diejenige, die er, wie nunmehr ausgemacht iſt, wo nicht ausſchlieſſend, doch vorzüglich vor Augen gehabt, heißt: The tragicall Hystory of Romeus and Juliet: Contagning in it a rare Example of true Constancie etc., und iſt in Verſen abgefaßt. Ihrer Seltenheit wegen hat Malone ſie hinter dem Romeo von neuem abdrucken laſſen, ſo daß nun jeder die Vergleichung anſtellen kann. Shakeſpeare hat ſie eben nicht zu fürchten. Giebt es doch nichts gedehnteres, langweiligeres als dieſe gereimte Hiſtorie, welche

His genius, like richest alchymy,
Has chang'd to beauty and to worthiness.

Nur die Freude, dieſe wundervolle Umwandlung deut-

ſchem Andenken ſeyn müſſen, und wäre gewiß wie die Geſchichte der Franceſca von ihm auf eine oder die andre Art in ſein Gedicht eingeflochten worden, wenn es hiſtoriſchen Grund hätte. Dante kennt auch die beyden Familien, aber er nennt ſie gemeinſchaftlich als Freunde, wenigſtens beyde als ghibelliniſch geſinnt, in ſeiner Ermahnung an Kaiſer Albrecht, ſich Italiens anzunehmen. Purg. C. VI.

Vien a veder Montecchi e Cappelletti,
Monaldi e Filippeschi, nom senza cura;
Color già tristi, e costor consospetti.
Die Filippeſchi und Monaldi zagen;
Sorgloſer! komm und ſieh, ſchon unterdrückt,
Die Cappelletti und Montecchi klagen.

II.

Ueber Shakeſpeare's Romeo und Julia.

Man hat viel Gewicht auf den Umſtand gelegt, daß Shakeſpeare die dieſem Schauſpiel zum Grunde liegende Geſchichte ſogar in kleinen Beſonderheiten ohne alle eigne Erfindung grade ſo genommen, wie er ſie vorfand. Auch mir ſcheint er merkwürdig, aber in einer andern Hinſicht. Der Dichter, der, ohne auf den Stoff auch nur entfernt Anſprüche zu machen, die ganze Macht ſeines Genius auf die Geſtaltung wandte, ſetzte ohne Zweifel das Weſen ſeines Geſchäftes einzig in dieſe, ſonſt hätte er fürchten müſſen, man werde ihm zugleich mit dem Eigenthum des Stoffes alles Verdienſt abſprechen. Er hatte alſo feinere, geiſtigere Begriffe von der dramatiſchen Kunſt, als man gewöhnlich ihm zuzuſchreiben geneigt iſt. Aber auch von der Bildung der Zuſchauer, für die Shakeſpeare eine ſo allgemein bekannte und populäre Erzählung (denn dieß war ſie damals) dramatiſch bearbeitete, erweckt es eine günſtige Vorſtellung, daß ſie nicht durch materielle Neuheit gereizt zu werden verlangten, und daß es ihnen mehr auf das *wie* als auf das *was* ankam. Vielleicht lieſſe es ſich aus mancherley Andeutungen wahrſcheinlich genug zeigen, daß die Engländer in jenem Zeitalter trotz ihrer Unwiſſenheit und einer gewiſſen Rauhheit der Sitten mehr poetiſchen Sinn und einen freyeren Schwung der Einbildungskraft gehabt haben, als je nachher.

In vielen andern Schauſpielen iſt Shakeſpeare, was den Gang der Begebenheiten betrifft, irgend einer alten Chronik, oder einer ſchlechten Ueberſetzung des Plutarch, oder einer Novelle mit eben ſo gewiſſenhafter Treue gefolgt, als im Romeo. Wo er bloß Winke benutzt, oder unabhängig erſonnen zu haben ſcheint, iſt man vielleicht den rechten Quellen noch nicht auf der Spur, oder ſie können auch verlohren gegangen ſeyn. Ueber dieſen Punkt haben hauptſächlich die letzten Herausgeber, Steevens und Malone, ſo viele vorher vernachläßigte Entdeckungen gemacht, daß ſich noch manche erwarten laſſen, wenn mit ihrem forſchenden Fleiße fortgefahren wird. Die Geſchichte Romeo's und Juliens war aus des Luigi da Porta urſprünglicher Erzählung * von Bandello, Boiſteau und licher einzuſehen, kann die Mühſeligkeit vergüten, mehr als dreytauſend ſechs- und ſiebenfüßige Jamben durchzuleſen, die in Anſehung alles deſſen, was uns in dem Schauſpiele ergötzt, rührt und hinreißt, ein leeres Blatt ſind. Mit der trockenſten Kürze vorgetragen, werden die unglücklichen Schickſale der beyden Liebenden das Herz und die Phantaſie immer noch treffen; aber hier wird unter den breiten, ſchwerfälligen Anmaßungen einer darſtellenden Ausbildung die Theilnahme gänzlich erſtickt. Wie viel war nicht wegzuräumen, ehe dieſer geſtaltloſen Maſſe Leben und Seele eingehaucht werden konnte! In manchen Stücken verhält ſich das Gegebne und das, was Shakeſpeare daraus gemacht, wie die ungefähre Beſchreibung einer Sache zu der Sache ſelbſt. So iſt aus folgender Angabe:

---

* Dieß iſt ſie nämlich, in ſo fern ihr keine wahre Geſchichte zum Grunde liegt. Gerolamo della Corte trägt ſie umſtändlich als eine ſolche in ſeinen Annalen von Verona unter der Regierung des Bartolomeo della Scala vor, behauptet auch das Grabmahl der beyden Liebenden (oder was man ihm dafür ausgab,) häufig geſehen zu haben. Man fällt natürlich auf den Gedanken, daß die Novellen-

> A courtier, that eche where was highly had in price,
> For he was courteons of his speeche and pleasant of devise.
> Even as a lyon would emong the lambes be bolde,
> Such was emong the bashfull maydes Mercutio to beholde,

und dem Zuſatze, daß beſagter Mercutio von Kindesbeinen an beſtändig kalte Hände gehabt, eine glänzende, mit Witz verſchwenderiſch ausgeſtattete Rolle geworden. Man muß ſtrenge auf dem Begriffe der Schöpfung aus nichts beſtehn, um dieß nicht für eine wahre Schöpfung gelten zu laſſen. Einer Menge feinerer Abweichungen nicht zu gedenken, finden wir auch einige bedeutende Vorfälle von der Erfindung des Dichters, z. B. das Zuſammentreffen und den Zweykampf des Paris und Romeo an Juliens Grabe. Geſetzt aber auch, alle Umſtände, bis auf die Klötze, die Capulets Bedienter zur Bereitung des Hochzeitmahles herbeyſchleppt, wären ihm fertig geliefert, und ihre Beybehaltung vorgeſchrieben worden, ſo würde es deſto bewundernswürdiger ſeyn, daß er mit ſo gebundnen Händen Buchſtaben in Geiſt, eine handwerksmäßige Pfuſcherey in ein dichteriſches Meiſterwerk umzuzaubern gewußt.

Shakeſpeare's gewöhnliche Anhänglichkeit an etwas Vorhandnes läßt ſich nicht ganz aus der vielleicht von ihm gehegten Meynung erklären, als ob dieß Pflicht ſey, noch weniger aus einem bloſſen Bedürfniſſe; denn zuweilen hat er dreiſt genug durch einander geworfen, was ihm in der urſprünglichen Beſchaffenheit untauglich ſchien, und ſeine Erfindſamkeit, beſonders in komiſchen Situationen, glänzend bewährt. Welche Fülle und Leichtigkeit er gehabt, weiß man: konnte ihm ſein Ueberfluß nicht das Wählen und Anordnen erſchweren, wenn er das unermeßliche Gebiet der Dichtung bloß nach Willkühr durchſchweifte? Bedurfte er vielleicht einer äuſſern Umgränzung, um ſich der Freyheit ſeines Genius wohlthätig bewußt zu werden? In der entlehnten Fabel baut er immer noch einen höheren, geiſtigeren Entwurf, worin ſich ſeine Eigenthümlichkeit offenbart. Sollte nicht eben die Fremdheit des rohen

Prinzeſſin.

Muß er? Nun
So will er auch — ſo iſt es ja entſchieden —

Page.

Er folgt mir auf den Ferſen. — Gnäd'ge Fürſtin,
Sie ſind geliebt — geliebt, geliebt wie Sie
Kann's Niemand ſeyn und Niemand ſeyn geweſen.
Welch eine Scene ſah ich an!

Prinzeſſin (zieht ihn voll Ungeduld an ſich).

Geſchwind!
Du ſprachſt mit ihm? Heraus damit! Was ſprach er?
Wie nahm er ſich? Was waren ſeine Worte?
Er ſchien verlegen, ſchien beſtürzt? Errieth
Er die Perſon, die ihm den Schlüſſel ſchickte?
Geſchwinde — Oder rieth er nicht? Er rieth
Wohl gar nicht? rieth auf eine falſche? — Nun?
Antworteſt du mir denn kein Wort? O pfui,
Pfui ſchäme dich: ſo hölzern biſt du nie,
So unerträglich langſam nie geweſen.

Page.

Kann ich zu Worte kommen, Gnädigſte?
Ich übergab ihm Schlüſſel und Billet
Im Vorſaal bei der Königin. Er ſtutzte
Und ſah mich an, da mir das Wort entwiſchte,
Ein Frauenzimmer ſende mich.

Prinzeſſin.

Er ſtutzte?
Sehr gut! ſehr brav! Nur fort, erzähle weiter.

Page.

Ich wollte mehr noch ſagen, da erblaßt' er,
Und riß den Brief mir aus der Hand und ſah

Stoffes zu manchen Schönheiten Anlaß gegeben haben, indem die nur durch gröbere Bande zuſammenhängenden Theile deſſelben durch die Behandlung erſt innere Einheit gewannen? Und dieſe, wo ſie ſich mit ſcheinbaren Widerſprüchen beyſammen findet, bringt eben jenen wundervollen Geiſt hervor, dem wir immer neue Geheimniſſe ablocken, und nicht müde werden ihn zu ergründen.

Mit der letzten Bemerkung ziele ich mehr auf einige andre Stücke als auf den Romeo. Dieſer iſt voll tiefer Bedeutung, aber doch einfach; es ſind keine Räthſel darin zu entziffern. Daß Shakeſpeare ſowohl durch die beſtimmte und leicht überſehbare Begränzung der Handlung, als durch eine nicht nur die Theilnahme ſondern auch die Neugier ſpannende Verflechtung, den bloß techniſchen Foderungen an den Mechanismus des Drama's hier mehr Genüge geleiſtet hat, als er meiſtens pflegt, iſt ein fremdes und zufälliges Verdienſt: denn es lag in der Novelle, und doch war es gewiß nicht dieſe Beſchaffenheit, was ſie ihm zur dramatiſchen Bearbeitung empfahl. Das Zuſammendrängen der Zeit, worin die Begebenheiten vorgehn, gehört ſchon weniger zu den Aeuſſerlichkeiten: ſie folgt dem reiſſenden Strome der Leidenſchaften. Das Schauſpiel endigt mit dem Morgen des ſechsten Tages, da ſich in der Erzählung alles in langen Zwiſchenräumen hinſchleppt. Doch ſollten wir Shakeſpeare'n wohl ſo genau nicht nachrechnen, der dieſe Dinge mit einer herriſchen Nachläſſigkeit treibt, und unter andern die Gräfin Capulet, die im erſten Aufzuge eine junge Frau von noch nicht dreyßig Jahren iſt, im letzten plötzlich von ihrem hohen Alter reden läßt.

Die Feindſchaft der beyden Familien iſt der Angel, um welchen ſich alles dreht: ſehr richtig hebt alſo die Expoſizion mit ihr an. Der Zuſchauer muß ihre Ausbrüche ſelbſt geſehen haben, um zu wiſſen, welch unüberſteigliches Hinderniß ſie für die Vereinigung der Liebenden iſt. Die Erbitterung der Herren hat an den Bedienten etwas plumpe aber kräftige Repräſentanten: es zeigt, wie weit ſie geht, daß ſelbſt dieſe albernen Geſellen einander nicht begegnen können, ohne ſogleich in Händel zu gerathen. Romeo's Liebe zu Roſalinden macht die andre Hälfte der Expoſizion aus. Sie iſt vielen ein Anſtoß geweſen, auch Garrik hat ſie in ſeiner Umarbeitung weggeſchafft. Ich möchte ſie mir nicht nehmen laſſen: ſie iſt gleichſam die Ouvertüre zu der muſikaliſchen Folge von Momenten, die ſich alle aus dem erſten entwickeln, wo Romeo Julien erblickt. Das Stück würde, nicht in pragmatiſcher Hinſicht, aber lyriſch genommen (und ſein ganzer Zauber beruht ja auf der zärtlichen Begeiſterung, die es athmet) unvollſtändig ſeyn, wenn es die Entſtehung ſeiner Leidenſchaft für ſie nicht in ſich begriffe. Sollten wir ihn aber anfangs in einer gleichgültigen Stimmung ſehn? Wie wird ſeine erſte Erſcheinung dadurch gehoben, daß er, ſchon von den Umgebungen der kalten Wirklichkeit geſondert, auf dem geweihten Boden der Phantaſie wandelt! Die zärtliche Bekümmerniß ſeiner Eltern, ſein unruhiges Schmachten, ſeine verſchloſſene Schwermuth, ſein ſchwärmeriſcher Hang zur Einſamkeit, alles an ihm verkündigt den Günſtling und das Opfer der Liebe. Seine Jugend iſt wie ein Gewittertag im Frühlinge, wo ſchwüler Duft die ſchönſten, üppigſten Blüthen umlagert. Wird ſein ſchneller Wankelmuth die Theilnahme von ihm abwenden? Oder ſchlieſſen wir vielmehr von der augenblicklichen Beſiegung des erſten Hanges, der ſchon ſo mächtig ſchien, auf die Allgewalt des neuen Eindrucks? Romeo gehörte wenigſtens nicht zu den Flatterhaften, deren Leidenſchaft ſich nur an Hoffnungen erhitzt, und doch in der Befriedigung erkaltet. Ohne Ausſicht auf Erwiederung hingegeben, flieht er die Gelegenheit, ſein Herz auf andre Gegenſtände zu lenken, die ihm Benvolio zu ſuchen anräth; und ohne ein Verhängniß, das ihn mit widerſtrebenden Ahnungen auf den Ball in Capulets Hauſe führt, hätte er noch lange um Roſalinden ſeufzen können. Er ſieht Julien, das Loos ſeines Lebens iſt entſchieden. Jenes war nur willig gehegte Täuſchung, ein Geſicht der Zukunft, der Traum eines ſehnſuchtsvollen Gemüths. Die zartere Innigkeit, der heiligere Ernſt ſeiner zweyten Leidenſchaft, die doch eigentlich ſeine erſte iſt, wird unverkennbar bezeichnet. Dort ſtaunt er über die Widerſprüche der Liebe, die wie ein fremdes Kleid ihm noch nicht natürlich ſitzt; hier iſt ſie mit ſeinem Weſen zu ſehr eins geworden, als daß er ſich noch von ihr unterſcheiden könnte. Dort ſchildert er ſeine hoffnungsloſe Pein in ſinnreichen Gegenſätzen; hier bringt ihn die Furcht vor der Trennung zur wildeſten Verzweiflung, ja faſt zum

Wahnſinne. Seine Liebe zu Julien ſchwärmt nicht müßig, ſie handelt aus ihm mit dem entſchloſſenſten Nachdrucke. Daß er ſein Leben wagt, um ſie in der Nacht nach dem Balle im Garten zu ſprechen, iſt ein geringes; der Schwierigkeiten, die ſich ihrer Verbindung entgegenſetzen, wird nicht gedacht; wenn ſie nur ſein iſt, bietet er allen Leiden Trotz.

Julia durfte nicht an Liebe gedacht haben, ehe ſie den Romeo ſah: es iſt das erſte Entfalten der jungfräulichen Knoſpe. Ihre Wahl iſt ebenfalls augenblicklich —

> Amore al cor gentil ratto s'apprende —

aber ſie gilt für ewig. Es wäre unmöglich, ſie für nichts weiter als ein unbeſonnenes Mädchen zu halten, die im Gedränge unbeſtimmter Regungen, deren ſie ſich zum erſten Mahle bewußt wird, gleichviel auf welchen Gegenſtand verfällt. Man glaubt mit den beyden Liebenden, daß hier keine Verblendung Statt finden kann, daß ihr guter Geiſt ſie einander zuführt. In Juliens Hingebung iſt noch eine göttliche Freyheit ſichtbar. Zürnet nicht mit ihr, daß ſie ſo leicht gewonnen wird: ſie iſt ſo jung und ungekünſtelt, ſie weiß von keiner andern Unſchuld, als ohne Falſch dem Rufe ihres innerſten Herzens zu folgen. Im Romeo kann nichts ihre Zartheit zurückſcheuchen, noch die feinen Foderungen einer wahrhaft von Liebe durchdrungenen Seele verletzen. Sie redet offen mit ihm und mit ſich ſelbſt; ſie redet nicht mit vorlauten Sinnen, ſondern nur laut, was das ſittſamſte Weſen denken darf. Ohne

Rückhalt geſteht ſie ſich die ungeduldige Erwartung, womit ſie am nächſten Abend ihrem Geliebten entgegenſieht, denn ſie fühlt, daß holde Weiblichkeit ihr auch in den Augenblicken des Taumels zur Seite ſtehen, und jede Gewährung heiligen wird. Im Gedränge zwiſchen ſchüchternen Wallungen und den Bildern ihrer entflammten Phantaſie ergießt ſie ſich in einen Hymnus an die Nacht, und fleht ſie an, ſowohl dieſen als der verſtohlnen Vermählung ihren Schleyer zu gönnen.

Der früheſte Wunſch der Liebe iſt zu gefallen; er beſeelt auch die erſte Annäherung Romeo's und Juliens beym Tanze. Es iſt unendliche Anmuth über ihre Reden hingehaucht, wie ſie nur aus dem reinſten Sittenadel und natürlicher Schönheit der Seele hervorgehen kann. Wie zart weiß Romeo die Kühnheit ſeiner Bitten unter Bildern der ſchüchternen Anbetung zu verſchleyern! Ein in der Nähe ſo vieler Zeugen geraubter Kuß darf uns nicht befremden: man führt Beyſpiele an, welche zeigen, daß dieß zu Shakeſpeare's Zeiten nicht für eine bedeutende Vertraulichkeit galt. Vielleicht dachte er aber auch an die freyere Lebensweiſe ſüdlicher Länder, die ihm hier oft vorgeſchwebt hat, ſo daß durch das Ganze hin eine Italiäniſche Luft zu wehen ſcheint. Ich denke, dem Sinne des Dichters gemäß müßte dieß Geſpräch ſo vorgeſtellt werden, daß Romeo, wie Julia nach dem Tanze ausruht, ſich neben ſie ſetzt. Gröber kann man wohl nicht mißverſtehen, als der Mahler, der auf einem Bilde der Shakspeare's-Gallery den Romeo als Pilger verkleidet vor Julien hintreten läßt, weil ſie ihn Pilger nennt, indem ſie die liebliche Tändeley ſeiner Anrede fortführt.

Die Unterredung im Garten hat einen romantiſchen Schwung, und doch iſt auch hier das Bildlichſte und Phantaſiereichſte immer mit der Einfalt verſchwiſtert, woran man die unmittelbaren Eingebungen des Herzens erkennt. Welche ſüſſen Geheimniſſe verräth uns die Allwiſſenheit des Dichters! Nur die verſchwiegne Nacht darf Zeugin dieſer rührenden Klagen, dieſer hohen Betheurungen, dieſer Geſtändniſſe, dieſes Abſchiednehmens und Wiederkommens ſeyn. Die arme Kleine! Wie ſie eilt, den Bund unauflöslich zu knüpfen! — Auch die Szene iſt nichts weniger als gleichgültig. Unter dem heitern Himmel, bey deſſen Anblick Romeo Juliens Augen wohl mit Sternen vergleichen konnte, von den Bäumen umgeben, deren Wipfel der Mond mit Silber ſäumt, ſtehen die Liebenden unter dem näheren Einfluſſe der Natur, und ſind gleichſam von den künſtlichen Verhältniſſen der Geſellſchaft losgeſprochen. Eben ſo wird in der Abſchiedsſzene durch die Nachtigall, die Nachts auf einem Granatbaum ſingt, ein ſüdlicher Frühling herbeygezaubert; und nicht etwan ein Glockenſchlag, ſondern die Stimme der Lerche mahnt ſie an die feindliche Ankunft des Tages.

Eine Lage wie die, worein Julien die Nachricht von dem unglücklichen Zweykampfe und von Romeo's Verbannung verſetzt, ließ ſich ſchwerlich ohne alle Härten und Diſſonanzen darſtellen; indeſſen will ich nicht läugnen, daß Shakeſpeare ſie weniger geſpart habe, als unumgänglich nöthig war. Johnſons Tadel: den Perſonen dieſes Stücks, wie bedrängt ſie auch ſeyen, bleibe in ihrer Noth immer noch ein ſinnreicher Einfall übrig, hat vielleicht bey den Ausbrüchen der Verzweiflung Juliens am erſten einigen Schein. Doch glaube ich, bis auf wenige Zeilen, die ich glücklicher Weiſe in meiner Ueberſetzung auslaſſen mußte, weil ſie ganz in Wortſpielen beſtehn, läßt ſich mit richtigen Begriffen von der Wahrheit im Ausdrucke der Empfindungen alles retten. Ich behalte mir darüber eine allgemeine Bemerkung vor.

Romeo's Qual iſt noch zerreiſſender, weil er mit Unrecht, aber doch natürlicher Weiſe ſich als ſchuldig anklagen muß. Es entehrt ihn nicht, daß er ſeiner durchaus nicht mehr mächtig iſt. Wer wollte dieß von dem Jünglinge fodern? Was dem Manne ziemt, weiß der Mönch wohl, aber auch, daß er in die Luft redet, und nur die Amme erbauen wird. Doch vergehen darüber einige Minuten, während welcher der Verzweifelnde ſich ſammeln, und dann auf den bändigeren Troſt horchen kann, daß ihm eine Julia zugeſagt wird, was die Philoſophie nicht vermag. Romeo's ſanfte Männlichkeit giebt ſich bey andern Gelegenheiten kund. Auch ohne die Vermittlung der Liebe ſcheint er über den Haß hinweg zu ſeyn, und an der Feindſchaft der beyden Familien keinen Antheil zu nehmen. Mit Capulets Tochter verbunden, läßt er ſich von Tybalt auf das ſchnödeſte reizen, ohne es zu ahnden. Er beſitzt Muth genug, um hier feig ſcheinen zu wollen, und nur der Tod des edlen Freundes waffnet ſeinen Arm.

Wenn der Dichter uns von dem ſtürmiſchen Schmerze der Liebenden nichts erließ, ſo iſt es dagegen himmliſch zu ſehen, wie ſich der Ungeſtüm deſſelben am Morgen darauf in den Entzückungen der Liebe beſänftigt hat, wie dieſe bey dem wehmüthigen Abſchiede zugleich vertrauensvoll und Unglück-ahnend aus ihnen ſpricht. Nachher iſt Romeo, obſchon in der Verbannung, nicht mehr niedergeſchlagen; die Hoffnung, die blühende, jugendliche Hoffnung hat ſich ſeiner bemeiſtert; faſt fröhlich wartet er auf Nachricht. Ach! es iſt nur ein letzter Lebensblitz, wie er ſelbſt nachher ſolche Aufwallungen nennt. Was er nun von ſeinem Bedienten hört, verwandelt auch wie ein Blitz ſein Innres: zwey Worte und er iſt entſchloſſen zum Tode in die Erde hinabzuſteigen, die ihn eben noch ſo ſchwebend trug.

Nach dieſer unerſchütterlichen Entſcheidung iſt eine Rückkehr in ſich ſelbſt nicht am unrechten Orte. Die Berathſchlagung, wie er ſich Gift verſchaffen ſoll, und ſeine Bitterkeit gegen die Welt in dem Geſpräche mit dem Apotheker hat etwas vom Tone des Hamlet. Daß Romeo den Paris an Juliens Grabe treffen muß, iſt eine von den vielen Zuſammenſtellungen des gewöhnlichen Lebens mit dem ganz eignen, ſelbſtgeſchaffnen Daſeyn der Liebenden, wodurch Shakeſpeare den unendlichen Abſtand des letzten von jenem anſchaulich macht, und zugleich das Wunderbare der Geſchichte beglaubigt, indem er es mit dem ganz bekannten Laufe der Dinge umgiebt. Der gutgeſinnte Bräutigam, der Julien recht zärtlich geliebt zu haben glaubt, will ein auſſerordentliches thun: ſeine Empfindung wagt ſich aus ihrem bürgerlichen Kreiſe, wiewohl furchtſam, bis an die Gränze des Romanhaften hin. Und doch, wie anders iſt ſeine Todtenfeyer als die des Geliebten! Wie gelaſſen ſtreut er ſeine Blumen! Ich kann daher nicht fragen: war es nöthig, daß dieſe redliche Seele noch hingeopfert wird? daß Romeo zum zweyten Male wider Willen Blut vergießt? Paris gehört zu den Perſonen, die man im Leben lobpreiſt, aber im Tode nicht unmäßig betrauert; im Augenblicke des Sterbens intereſſirt er zu allererſt durch die Bitte in Juliens Grab gelegt zu werden. Romeo's Edelmuth bricht auch hier wie ein Strahl aus düſtern Wolken hervor, da er über dem durch Unglück mit ihm verbrüderten die letzten Segensworte ſpricht.

Wie Juliens ganzes Weſen Liebe, ſo iſt Treue ihre Tugend. Von dem Augenblicke an, da ſie Romeo's Gattin wird, iſt ihr Schickſal an das ſeinige gefeſſelt; ſie hat den tiefſten Abſcheu gegen alles, was ſie von ihm abwendig machen will, und fürchtet in gleichem Grade die Gefahr entweihet oder ihm entriſſen zu werden. Die tyranniſche Heftigkeit ihres Vaters, das Gemeine im Betragen beyder Eltern iſt ſehr anſtößig; allein es rettet Julien von dem Kampfe zwiſchen Liebe und kindlicher Geſinnung, der hier gar nicht an ſeiner Stelle geweſen wäre: denn jene ſoll hier nicht als aus ſittlichen Verhältniſſen abgeleitet, und mit Pflichten im Streit, ſondern in ihrer urſprünglichen Reinheit als das erſte Gebot der Natur vorgeſtellt werden. Nach einer ſolchen Begegnung konnte Julia ihre Eltern nicht ſehr achten; da ſie gezwungen wird, ſich zu verſtellen, thut ſie es daher mit Feſtigkeit und ohne Gewiſſenszweifel.

Daß zu ihrem furchtbaren Selbſtgeſpräch, ehe ſie den Trank nimmt, die Anlage in der Erzählung ſchon vorhanden war, gereicht wieder zu Shakeſpeare's Ruhme. Dieſe oberflächliche Aehnlichkeit des Gemeinſten mit dem Höchſten iſt der Triumph der Kunſt. Mit welcher Ueberlegenheit hat er ein ſolches Wageſtück von Darſtellung beſtanden! Erſt Juliens Schauer ſich allein zu fühlen, faſt ſchon wie im Grabe; das Ermannen, der ſo natürliche Verdacht, und wie ſie ihn mit einer über alles Arge erhabnen Seele von ſich weiſt, gröſſer als jener Held, der wohl nicht ohne ſeine Zuverſicht zur Schau zu tragen die angeblich vergiftete Arzeney austrank; wie dann die Einbildung in Aufruhr geräth, ſo viele Schrecken das zarte Gehirn des Mädchens verwirren, und ſie den Kelch im Taumel hinunterſtürzt, den gelaſſen auszuleeren eine zu männliche Entſchloſſenheit bewieſen hätte.

Ihr Erwachen im Grabe und die wenigen Augenblicke nachher ſchlieſſen ſich, eben durch den Gegenſatz, auf das ſchönſte hier an. Der Schlummer, der ihre Lebensgeiſter ſo lange gefeſſelt hielt, hat den Tumult ihres Blutes geſtillt. Sie ſchlägt die Augen auf wie ein Kind, dem die Mutter etwas verſprach und dem davon geträumt hat, mit voller Beſinnung ſich ſelbſt zurechtweiſend über das Grauenvolle um ſie her. Sie läßt ſich nicht hinreiſſen

Mich drohend an und ſagt', er wiſſe Alles.
Den Brief durchlas er mit Beſtürzung, fing
Auf einmal an zu zittern.

Prinzeſſin.

Wiſſe Alles?
Er wiſſe Alles? Sagt' er das?

Page.

Und fragte
Mich dreimal, viermal, ob Sie ſelber, wirklich
Sie ſelber mir den Brief gegeben?

Prinzeſſin.

Ob
Ich ſelbſt? Und alſo nannt' er meinen Namen?

Page.

Den Namen — nein, den nannt' er nicht. — Es möchten
Kundſchafter, ſagt' er, in der Gegend horchen
Und es dem König plaudern.

Prinzeſſin (befremdet).

Sagt' er das?

Page.

Dem König, ſagt' er, liege ganz erſtaunlich,
Gar mächtig viel daran, beſonders viel,
Von dieſem Briefe Kundſchaft zu erhalten.

Prinzeſſin.

Dem König? Haſt du recht gehört? Dem König?
War das der Ausdruck, den er brauchte?

Page.

Ja!
Er nannt' es ein gefährliches Geheimniß,
Und warnte mich, mit Worten und mit Winken
Gar ſehr auf meiner Hut zu ſeyn, daß ja
Der König keinen Argwohn ſchöpfe.

von der Stätte zu weichen, wo ſie ihren Geliebten todt ſieht, ſie fragt nicht, ſie weiß damit genug.

Wie eine milde ſorgſame Vorſehung, die jedoch nicht mächtig genug iſt, um dem feindſeligen Zufalle vorzubeugen, ſteht vom Anfange an Bruder Lorenzo — amante antico e ſaggio — in der Mitte der beyden Liebenden. Kein Heiliger aber ein Weiſer in der Mönchskutte, ein würdiger, ſanft nachdenkender Alter, faſt erhaben in ſeiner vertrauten Beſchäftigung mit der lebloſen Natur, und äuſſerſt anziehend durch ſeine eben ſo genaue Kenntniß des menſchlichen Herzens, die mit einer fröhlichen, ja witzigen Laune gefärbt iſt. So liebenswürdig er ſich zeigt, laſſen uns doch ſeine naivſten Aeuſſerungen noch eine achtungswürdige Gewalt in ſeinem Weſen fühlen. Er hat einen ſchnellen Kopf, ſich in den Augenblick zu finden und ihn zu nutzen; muthig in Anſchlägen und Entſchlüſſen, fühlt er ihre Wichtigkeit mit menſchenfreundlichem Ernſt, und ſetzt ſich ohne Bedenken Gefahren aus, um Gutes zu ſtiften. Wenn er thut, was ſeine jungen Freunde von ihm verlangen, ſo giebt er nicht leidend ihrem Ungeſtüme nach, ſondern ſeiner eignen Ueberzeugung, ſeiner Ehrerbietung vor einer Leidenſchaft wie dieſe, welche ſein Herz erräth, wenn er gleich ihre Herrſchaft nie an ſich ſelbſt erfuhr, oder wenigſtens die geläuterte Atmosphäre ſeines Daſeyns längſt nicht mehr von Stürmen getrübt wird. Er thut an Julien eine Foderung wie an eine Heldin, ermahnt ſie zur Standhaftigkeit in der Liebe wie an eine Tugend, und ſcheint vorher zu wiſſen, daß er ſich in ihr nicht betrügen wird. Von ſeinem Orden hat er nichts an ſich, als ein wenig Verſtellungskunſt und phyſiſche Furchtſamkeit. Indeſſen muß die letzte wohl auch auf Rechnung des Alters kommen. Sie übermannt und verwirrt ihn ſo, daß er in der unglücklichen Nacht auf dem Kirchhofe Julien in dem Grabmahle allein läßt, was freylich bey ruhiger Beſonnenheit gar nicht zu entſchuldigen wäre. Doch iſt er gleich darauf in einer Gefahr, der er nicht mehr entrinnen kann, freymüthig und Herr ſeiner ſelbſt. Es iſt ſonderbar, daß dieſem Mönche bey allen Gelegenheiten religiöſe Verſtellungsarten eben ſo weit aus dem Wege liegen, als ihm ſittliche Betrachtungen geläufig ſind. Wie er den verzweifelnden Romeo zu tröſten ſucht, bietet er ihm

Der Trübſal ſüſſe Milch, Philoſophie,

und in der That iſt die vortreffliche Rede, die er kurz darauf an ihn hält, eine Predigt aus der bloſſen Vernunft. Ein einziges Mal theilt er Anweiſungen auf den Himmel aus, nähmlich wie er den troſtloſen Eltern über Juliens vermeynten Tod zuſpricht, alſo bey einem Anlaſſe, wo es ihm nicht Ernſt damit iſt. Man ſieht hieraus, mit welchem dumpfen Sinne Johnſon den Dichter muß geleſen haben, da er meynt, Shakeſpeare habe an Julien ein Beyſpiel der beſtraften Heucheley aufſtellen wollen, weil ſie ihre Streiche meiſtens unter dem Vorwande der Religion ſpiele. Was für Nahmen ſoll man einer ſo dickhäutigen Fühlloſigkeit geben?

Mercutio iſt nach dem äuſſern Bau der Fabel eine groſſe Nebenperſon. Das Einzige, wodurch er auf eine bedeutende Art in die Handlung eingreift, iſt, daß er durch ſeinen Zweykampf mit Tybalt den des Romeo herbeyführt, (ein Umſtand, den Shakeſpeare nicht einmal in der Erzählung vorfand) und dazu bedurfte es keines ſo hervorſtechenden und reichlich begabten Charakters. Aber da es im Geiſte des Ganzen liegt, daß die ſtreitenden Elemente des Daſeyns, in ihrer höchſten Energie zu einander gemiſcht, ungeſtüm aufbrauſen,

— wie Feu'r und Pulver
Im Kuſſe ſich verzehrt;

da das Stück, könnte man ſagen, durchhin eine groſſe Antitheſe iſt, wo Liebe und Haß, das Süſſeſte und das Herbeſte, Freudenfeſte und düſtre Ahnungen, liebkoſende Umarmungen und Todtengrüfte, blühende Jugend und Selbſtvernichtung unmittelbar beyſammen ſtehen, ſo wird auch Mercutio's fröhlicher Leichtſinn der ſchwermüthigen Schwärmerey des Romeo in einem groſſen Sinne zugeſellt und entgegengeſetzt. Mercutio's Witz iſt nicht die kalte Geburt von Beſtrebungen des Verſtandes, ſondern geht aus der unruhigen Keckheit ſeines Gemüths unwillkührlich hervor. Eben das reiche Maaß von Phantaſie, das im Romeo mit tiefem Gefühle gepaart, einen romantiſchen Hang erzeugt, nimmt im Mercutio unter den Einflüſſen eines hellen Kopfes eine genialiſche Wendung. In beyden iſt ein Gipfel der Lebensfülle ſichtbar, in beyden erſcheint auch die vorüberrauſchende Flüchtigkeit des Köſtlichſten, die vergängliche Natur aller Blüthen, über die das ganze Schauſpiel ein ſo zartes Klagelied iſt. Eben ſo wohl wie Romeo iſt Mercutio zu frühzeitigem Tode beſtimmt. Er geht mit ſeinem Leben um, wie mit einem perlenden Weine, den man auszutrinken eilt, ehe der rege Geiſt verdampft. Immer aufgeweckt, immer ein Spötter, ein groſſer Freund der Schönen, wie es ſcheint, obgleich ein verſtockter Ketzer in der Liebe, ſo muthig als muthwillig, ſo bereit mit dem Degen als mit der Zunge zu fechten, wird er durch eine tödliche Wunde nicht aus ſeiner Laune gebracht, und verläßt mit einem Spaſſe die Welt, in der er ſich über alles luſtig gemacht hat.

Die Rolle der Amme hat Shakeſpeare unſtreitig mit Luſt und Behagen ausgeführt: alles an ihr hat eine ſprechende Wahrheit. Wie in ihrem Kopfe die Ideen nach willkührlichen Verknüpfungen durcheinander gehn, ſo iſt in ihrem Betragen nur der Zuſammenhang der Inkonſequenz, und doch weiß ſie ſich eben ſo viel mit ihrem ſchlauen Verſtande als mit ihrer Rechtlichkeit. Sie gehört zu den Seelen, in denen nichts feſt haftet als Vorurtheile, und deren Sittlichkeit immer von dem Wechſel des Augenblicks abhängt. Sie hält eifrig auf ihre Reputation, hat aber dabey ein uneigennütziges Wohlgefallen an Sünden einer gewiſſen Art, und verräth nicht verwerfliche Anlagen zu einer ehrbaren Kupplerin. Es macht ihr eigentlich unendliche Freude, eine Heirathsgeſchichte, das unterhaltendſte, was ſie im Leben weiß, wie einen verbotnen Liebeshandel zu betreiben. Darum rechnet ſie auch Julien die Beſchwerden der Bothſchaft ſo hoch an. Wäre ſie nicht ſo ſehr albern, ſo würde ſie ganz und gar nichts taugen. Er aber iſt es doch nur eine ſündhafte Gutmüthigkeit, was ihr den Rath eingiebt: Julia ſolle, um der Bedrängniß zu entgehn, den Romeo verläugnen, und ſich mit Paris vermählen. Daß ihre Treue gegen die Liebenden die Prüfung der Noth nicht beſteht, iſt weſentlich, um Juliens Seelenſtärke vollkommner zu entfalten, da ſie nun bey denen, die ſie zunächſt umgeben, nirgends einen Halt mehr findet, und bey der Ausführung des vom Lorenzo ihr angegebnen Entſchluſſes ganz ſich ſelbſt überlaſſen bleibt. Wenn auf der andern Seite dieſe Abtrünnigkeit aus wahrer Verderbtheit herrührte, ſo lieſſe ſich nicht begreifen, wie Julia ſie je zu ihrer Vertrauten hätte machen können. Das kauderwelſche Gemiſch von Gutem und Schlechtem im Gemüth der Amme iſt alſo ihrer Beſtimmung völlig gemäß, und man kann nicht ſagen, daß Shakeſpeare den bey ihr aufgewandten Schatz von Menſchenkenntniß verſchwendet habe. Allerdings hätte er mit Wenigerem ausreichen können, allein Freygebigkeit iſt überhaupt ſeine Art, Freygebigkeit mit allem, auſſer mit dem, was nur bey einem ſparſamen Gebrauche wirken kann. Das Verhältniß ſeiner Kunſt zur Natur erfodert nicht jene ſtrenge Sonderung des Zufälligen vom Nothwendigen, welche ein unterſcheidendes Merkmahl der tragiſchen Poeſie der Griechen ausmacht. Das obige gilt auch vom alten Capulet (bey dem die Zugabe von Lächerlichkeit uns zum Theil des ernſteren Unwillens überhebt, den ſein Betragen gegen Julien ſonſt verdient) und von den übrigen komiſchen Nebenrollen Peters, der Bedienten und Muſikanten. Der geſellige, wohlmeynende, redliche Benvolio, der rohe Tybalt, der feine, geſittete Graf Paris, ſind bloß nach dem Geſetze der Zweckmäßigkeit mit wenigen aber beſtimmten Zügen gezeichnet. Der Prinz iſt grade, wie man ihn ſich wünſchen möchte, ehrenveſt und ſtattlich. Daß ihn der Augenblick des Bedürfniſſes immer ſo auf den Punkt herbeyruft, iſt eine theatraliſche Freyheit, die nicht nach kleinen Wahrſcheinlichkeiten berechnet werden darf, und den Vortheil gewährt, daß dieſe unerwartete Dazwiſchenkunft unter dem heftigſten Sturme feindſeliger Leidenſchaften wie die eines Weſens aus einer höheren Ordnung der Dinge wirkt. Die letzte Erſcheinung des Prinzen wird groß und feyerlich, weniger durch ſeine perſönlichen Eigenſchaften, als durch ſeine Stellung, der eben vollendeten tragiſchen Begebenheit und den dabey betroffenen Perſonen gegenüber. Nicht bloß mit dem Anſehen eines irdiſchen Richters, ſondern als Wortführer der Weisheit und Menſchlichkeit, verſammelt er das Leiden, die Schuld und die Theilnahme um ſich her, und redet auf eine dieſes ernſten Berufes würdige Art. Die betrachtende Stille, welche ſein Nachforſchen auf den Sturm der Entſcheidungen folgen läßt, ordnet und bekräftigt den verwirrten Schmerz, und ſein letzter Ausſpruch drückt ihn, gleichſam zur ewigen Grabſchrift der beyden Unglücklichen, mit ehernem Griffel in die Tafel des Gedächtniſſes.

Lorenzo's Erzählung hat den Kunſtrichtern Anſtoß gegeben, weil ſie nur das wiederhohle, wovon der Zuſchauer ſchon unterrichtet iſt. „Es iſt ſehr zu beklagen,“ ſagt Johnſon, „daß der Dichter den Dialog nicht zugleich „mit der Handlung beſchloß.“ Ey ja, ſobald die Kataſtrophe da iſt, das heißt, ſobald die gehörige Anzahl Perſonen zum Tode befördert werden, darf der Vorhang nur ohne weitere Umſtände fallen. Iſt es ein Wunder, daß man bey ſo groben körperlichen Begriffen von der Vollſtändigkeit einer tragiſchen Handlung nichts von Befriedigungen des Gefühls weiß? Hat uns denn der Mönch ſo gar nicht intereſſirt, daß es uns gleichgültig ſeyn könnte, ob die Reinheit ſeiner Geſinnungen verkannt wird. Noch mehr: die Ausſöhnung der beyden Familienhäupter über den Leichen ihrer Kinder, der einzige Balſamtropfe für das zerrißne Herz, wird nur durch ihre Verſtändigung über den Hergang der Begebenheit möglich. Das Unglück der Liebenden iſt nun doch nicht gänzlich verlohren; aus dem Haſſe entſprungen, womit das Stück anhebt, wendet es ſich im Kreislaufe der Dinge gegen ſeine Quelle und verſtopft ſie. Aber nicht bloß als nothwendiges Mittel ſind die Ausſagen des Mönchs und der beyden Bedienten gerechtfertigt: ſie haben an ſich Werth, indem ſie die zerſtreuten Eindrücke des Geſchehenen auf der traurigen Wahlſtatt in einen einfachen Bericht zuſammenfaſſen.

Man hat gefunden, Shakeſpeare habe die Gelegenheit zu einer ſehr pathetiſchen Szene verſäumt, indem er Julien nicht vor Romeo's Tode, in dem Augenblicke wie er das Gift genommen, erwachen läßt. Groſſe Erfindung hätte nicht zu dieſer Abänderung gehört, eben ſo wenig als zu dem entgegengeſetzten Auswege, daß Julia erwacht, ehe er noch ſeinen Tod entſchieden hat, und alles glücklich endigt. Indeſſen ſcheint mir Shakeſpeare, ſey es aus Treue gegen die Erzählung, welche er zunächſt vor ſich hatte, oder aus überlegter Wahl, das Beſſere getroffen zu haben. Es giebt ein Maaß der Erſchütterung, über welches hinaus alles Hinzugefügte entweder zur Folter wird, oder von dem ſchon durchdrungnen Gemüthe wirkungslos abgleitet. Bey der grauſamen Wiedervereinigung der Liebenden auf einen Augenblick hätte Romeo's Reue über ſeinen vorſchnellen Selbſtmord, Juliens Verzweiflung über die erſt genährte, dann zernichtete Täuſchung, als ſey ſie am Ziele ihrer Wünſche, in Verzerrungen übergehen müſſen. Niemand zweifelt wohl, daß Shakeſpeare dieſe mit angemeſſner Stärke darzuſtellen vermochte; aber hier war alles Mildernde willkommen, damit man aus der Wehmuth, der man ſich willig hingiebt, nicht durch allzu peinliche Mißklänge aufgeſchreckt würde. Warum bürdet man dem ſchon ſo ſchuldigen Zufalle noch mehr auf? Warum ſoll der gequälte Romeo nicht ruhig „das Joch feindſeliger Geſtirne von dem lebensmüden Leibe ſchütteln?“ Er hält ſeine Geliebte im Arm, und labt ſich ſterbend mit einem Wahne ewiger Vermählung. Auch ſie ſucht den Tod im Kuſſe auf ſeinen Lippen. Dieſe letzten Augenblicke müſſen ungetheilt der Zärtlichkeit angehören, damit wir den Gedanken recht feſt halten können, daß die Liebe fortlebt, obgleich die Liebenden untergehn.

Garrick hat dieſe Szene nach dem Glauben: je mehr

Jammer, je beſſer! wirklich umgearbeitet; allein ſeine Ausführung wird eben niemanden unglücklich machen: ſie iſt äuſſerſt ſchwach. Auch das Erwachen Juliens hat er ganz verdorben. Sie erinnert ſich nicht an Lorenzo's Verheißungen, ſondern glaubt, man wolle ſie mit Gewalt dem Paris vermählen, und erkennt den Romeo nicht, der darüber ausruft: „Sie iſt noch nicht wieder bey ſich „— Der Himmel helfe ihr!" — Ja wohl! und behüte ſie vor ungeſchickten Umarbeitern! Nachher, wie der Mönch hereintritt, ſchilt ſie heftig auf ihn, und will ihn gar mit ihrem Dolche erſtechen. Es iſt nur gut, daß ſie ſich bald darauf entleibt, denn da ſie ſo ungebährdig um ſich ſicht, ſo weiß man nicht, wie viel Unheil ſie ſonſt noch angerichtet hätte. Sonderbar, daß ein groſſer Schauſpieler dem Dichter, den er anbetete, den er ſein halbes Leben hindurch ſtudirt hatte, auf eine ſo verkehrte Art etwas anheften konnte!

Noch verdächtiger wird Garricks Sinn für das Höchſte im Shakeſpeare dadurch, daß er es für nöthig hielt, das Stück von dem unnatürlichen, tändelnden Witze zu reinigen, der darin nach ſeiner Meynung dem Ausdrucke der Empfindung untergeſchoben war. Zwar behauptet Johnſon ebenfalls: die pathetiſchen Reden ſeyen immer durch unerwartete Verfälſchungen entſtellt; und das Anſehn dieſer Kunſtrichter mag viele verführt haben, beſonders da ihr Urtheil der allgemeinen Faſſungskraft ſo herablaſſend entgegenkömmt. Aechte Poeſie wird ja ſehr ſelten verſtanden, und jeder Gebrauch der Einbildungskraft erſcheint demjenigen unnatürlich, der keinen Funken davon beſitzt. Man vergißt, daß, wenn uns ein Gegenſtand in einer beſtimmten Form der Darſtellung gezeigt wird, jeder Theil deſſelben durch dieß Medium gefärbt ſeyn muß. Man nimmt das Dichteriſche im Drama hiſtoriſch, da es doch eine Bezeichnungsart iſt, deren Unwahrheit gar nicht verhehlt wird, die aber dennoch das Weſentliche der Sache richtiger und lebendiger zur Anſchauung zu bringen dient, als das gewiſſenhafteſte Protokoll. Eben dadurch führt uns der Dichter mehr in das Innre der Gemüther, daß er ſeinen Perſonen ein vollkommneres Organ der Mittheilung leiht, als ſie in der Natur haben; und da oft die Gewalt der Leidenſchaft ihren Ausdruck hemmt, und das Vermögen der Aeuſſerung feſſelt, wie lebhaft auch das Verlangen darnach ſeyn mag, ſo darf er dieß Hinderniß aus dem Wege räumen. Nur den weſentlichen Unterſchied zwiſchen beredten und ſtummen, nach auſſen hin ſtrebenden oder auf den innern Menſchen ſich konzentrirenden Gefühlen hebe er nicht auf. Nie hat Shakeſpeare'n der reiche Strom ſeiner Bilder über dieſe Gränze hinweggeriſſen. Wie Romeo den vermeynten Tod Juliens erfährt, ſagt er nichts weiter als:

Iſt es denn ſo? Ich biet' euch Trotz, ihr Sterne! —

Eben ſo antwortet Julia nach ihrem Erwachen dem Mönche, der ihr das ganze vorgefallne Unglück in der Eil gemeldet, und ſie zu fliehn beredet hat:

Geh nur, entweich! denn ich will nicht von hinnen. —

Beyde Male verräth ſich die Stärke des Gefühls nur in

Prinzeſſin

(nach einigem Nachſinnen, voll Verwunderung).

Alles
Trifft zu. — Es kann nicht anders ſeyn — er muß
Um die Geſchichte wiſſen. — Unbegreiflich!
Wer mag ihm wohl verrathen haben? — Wer?
Ich frage noch — Wer ſieht ſo ſcharf, ſo tief,
Wer anders, als der Falkenblick der Liebe?
Doch weiter, fahre weiter fort: er las
Das Billet —

Page.

Das Billet enthalte
Ein Glück, ſagt' er, vor dem er zittern müſſe;
Das hab' er nie zu träumen ſich getraut.
Zum Unglück trat der Herzog in den Saal,
Dies zwang uns —

Prinzeſſin (ärgerlich).

Aber was in aller Welt
Hat jetzt der Herzog dort zu thun? Wo aber,
Wo bleibt er denn? Was zögert er? Warum
Erſcheint er nicht? — Siehſt du, wie falſch man dich
Berichtet hat? Wie glücklich wär' er ſchon
In ſo viel Zeit geweſen, als du brauchteſt,
Mir zu erzählen, daß er's werden wollte!

Page.

Der Herzog, fürcht' ich —

Prinzeſſin.

Wiederum der Herzog?
Was will der hier? Was hat der tapfre Mann
Mit meiner ſtillen Seligkeit zu ſchaffen?

dem Entſchluſſe, wodurch ſich die Freyheit dagegen auflehnt.

Wenn die Liebe ſich der Liebe offenbart, ſo iſt es das einzige Anliegen des Herzens, die Ueberzeugung von ſeiner Innigkeit dem andern einzuflößen, gleichſam das Bewußtſeyn bis zu ihm zu erweitern. Es verſchmäht dabey die Pracht der Rede, worein hohle Bezeugungen nicht gefühlter Anhänglichkeit ſich eben ſowohl kleiden können, und wagt ſich nicht an das Unausſprechliche; aber es verſteht das Geheimniß, dem einfältigen, ja dem beſcheidenſten Ausbruch eine höhere Seele einzuhauchen. Sollte man dieſe rührende Herzlichkeit in den Geſtändniſſen, den Betheurungen, dem holden Liebesgeflüſter Romeo's und Juliens überſehn können? Julia giebt ſich mit eben ſo kindlicher Offenheit hin, wie Miranda im Sturm, und was ſie ſagt,

is silly sooth,
And dallies with the innocence of love.

Allein die Bewunderung, die Vergötterung des Geliebten kann nicht bildlos ſprechen; ſie muß ſich zu den kühnſten Vergleichungen aufſchwingen. Mit dem Zauberſchlage, der das Eine, was ihr vorſchwebt, iſolirt und über die ganze übrige Welt erhebt, hat ſie den Maaßſtab des Wirklichen verlohren, und kann bis an die Gränze der Dinge ſchwärmen, ſo weit die Flügel der Phantaſie ſie nur tragen wollen, ohne ſich einer Verirrung bewußt zu werden. Liebe iſt die Poeſie des Lebens: wie ſollte ſie über ihren Gegenſtand nicht dichten? Je entferntere und ungleichartigere Bilder ſie herbeyruft, deſto ſinnreicher müſſen ihre Gleichniſſe ſcheinen, und was der müßige Witz mühſam ſucht, um zu glänzen, darein verfällt die ausſchweifende Leidenſchaft unwillkührlich. Unbegriffne Widerſprüche liegen im Weſen der Liebe; ſie kann ſich auch bey der ſchönſten Erwiederung nicht in vollkommne Harmonie auflöſen, und iſt daher ſchon an ſich geneigt, ſich antithetiſch zu äuſſern. Noch natürlicher iſt ihr dieß, ſobald äuſſerliche Verhältniſſe ſie drängen. Ein Wortſpiel iſt ein Gegenſatz oder eine Vergleichung zwiſchen dem Sinne der Wörter und ihrem Klange; und wie in der Liebe überhaupt das Geiſtige und das Sinnliche ſich innigſt zu verſchmelzen ſtrebt, wie ſie die zarteſten Anſpielungen des einen auf das andre wahrnimmt und ſich daran weidet, ſo kann ſie auch mit Aehnlichkeiten der Töne ahnungsvoll ſpielen. Man verwirft gewöhnlich alle Wortſpiele als etwas kindiſches und unnatürliches. Iſt das erſte gegründet, ſo kann das zweyte nicht ſeyn; und die Erfahrung zeigt allerdings, daß Kinder ſich gern mit den ſinnlichen Beſtandtheilen der Wörter zu ſchaffen machen, und ſie auf andre Bedeutungen wenden. Die Liebe aber in ihrer unbefangenſten Hingegebenheit verſetzt die Seele bey entwickelten Organen und blühender Lebensfülle auf gewiſſe Weiſe in den Stand der Kindheit zurück. Ohne es zu wollen, habe ich Petrarca's Apologie gemacht, deſſen wunderbare Bilder und Gleichniſſe, immer wiederkehrende Gegenſätze und leiſe myſtiſche Anſpielungen auch ſo vielen Leſern und Kunſtrichtern ein Aergerniß gegeben haben.

Seine idealiſche, ätheriſche, im Entſagen ſchwelgende Anbetung Laura's hat nichts mit der jugendlichen Kraft und Glut der Liebe gemein, die Romeo'n und Julien für einander zu leben und zu ſterben treibt: aber der Styl ſeiner Poeſie hat viel Aehnlichkeit mit dem Kolorit des zärtlichen Ausdrucks in unſerm Schauſpiele.

Ich möchte noch weiter gehn und behaupten, nicht nur den Freuden und der ſüſſen Pein einer Leidenſchaft, wie die hier dargeſtellte iſt, welche die äuſſerſte Entzündbarkeit der Phantaſie vorausſetzt, ſey kühne Bildlichkeit und antithetiſche Wortfülle eigen; auch das niederwerfendſte Leiden, das aus ihr herfließt, der herbeſte Schmerz über Verluſt oder Tod des Geliebten, verläugne in der Art ſich zu äuſſern ſeinen Urſprung nicht ganz. Aus dieſem Geſichtspunkte, deſſen Richtigkeit ſich durch mancherley Erfahrungen beſtätigen lieſſe, betrachte man die Szenen, wo die beyden Liebenden über Romeo's Verbannung auſſer ſich ſind und Romeo's letzte Rede, und ſie ſind gerechtfertigt.

Immerhin mag der dramatiſirende Rhetor bey den froſtigen Deklamationen, die er an die Stelle der Ergieſſungen entflammter Leidenſchaft ſetzt, ſich ähnlicher Mittel bedienen: wer irgend Empfänglichkeit hat, oder bey wem Vorurtheile ihr nicht in den Weg treten, der wird nicht in Gefahr ſeyn, jene mit dieſen zu verwechſeln; er hat an der Wirkung einen untrüglichen Prüfſtein. Es laſſen ſich auch Kennzeichen angeben, allein ihre Anwendung auf den beſtimmten Fall erfodert immer noch einen

Sinn, den man niemanden geben kann. Das weſentlichſte Kennzeichen iſt die Natur der dargeſtellten Empfindungen ſelbſt, ihre Tiefe, ihre Eigenthümlichkeit, ihre Konſequenz. Ferner wird durch allen deklamatoriſchen Pomp das Bildloſe und Abſtrakte häufig nur ſchlecht verkleidet, denn nur eine arme Phantaſie, die nicht durch das Bedürfniß des Gefühls in Schwung geſetzt wird, braucht zu dem Vorſatze, geſchmückt zu erſcheinen, ihre Zuflucht zu nehmen; jedoch es iſt ein vergebliches Bemühen durch den Umweg des todten Begriffs in das Leben zurückkehren zu wollen. Auch wird der Dichter, der auf Koſten der Wahrheit und Schicklichkeit zu glänzen ſtrebt, die vertrauliche Nachläſſigkeit in Reden, den Schein der augenblicklichen Entſtehung eher vermeiden als ſuchen. Er wird beſorgen, das Unbewußtſeyn der redenden Perſonen, daß ſie etwas auſſerordentliches ſagen, weil es für ihre Lage höchſt natürlich iſt, möchte den Zuhörer täuſchen, und das Geſuchte ſeinen einzigen Werth verlieren, indem es für leicht gefunden gilt. Im Romeo bietet ſich das Dialogiſche, Freye, aus der Quelle Strömende ſelbſt der bildlichſten und im höchſten Grade antithetiſchen Reden überall dar; es im einzelnen zu entwickeln, würde mich zu weit führen.

Da ich dem Tadel ſo angeſehener Engliſcher Kunſtrichter habe widerſprechen müſſen, ſo freut es mich dagegen, den Ausſpruch eines Deutſchen aufſtellen zu können, der gewiß unbeſtechlich durch falſchen Schimmer und ein Antipode alles Phantaſtiſchen und Ueberſpannten war.

Leſſing erklärte Romeo und Julia für das einzige Trauerſpiel, das er kenne, woran die Liebe ſelbſt arbeiten helfen. Ich weiß nicht ſchöner zu ſchlieſſen, als mit dieſen einfachen Worten, in denen ſo viel liegt. Ja man darf dieß Gedicht ein harmoniſches Wunder nennen, deſſen Beſtandtheile nur jene himmliſche Gewalt ſo verſchmelzen konnte. Es iſt zugleich bezaubernd ſüß und ſchmerzlich, rein und glühend, zart und ungeſtüm, voll elegiſcher Weichheit und tragiſch erſchütternd.

III.

Briefe von Amanda und Eduard.

Erſter Brief.

Eduard an Barton.

Seit du mich verlaſſen; mein Barton, habe ich ſchon oft die Höhe erſtiegen, wo ich zum letztenmal deines vertrauteſten, freundſchaftlichen Umgangs genoß. Du warſt damals in einer ungewöhnlichen, feierlichen Stimmung, dein Auge ſchaute, voll tiefer Rührung umher in die heitere, weit um uns verbreitete Welt. Welches Leben, welche Wirkſamkeit in der ganzen Natur ! ſagteſt du. Ewige Umſchaffung, Verarbeitung, Veränderung und eine Kraft, die immer bleibt: denn nur das Bleibende kann ſich verändern. Aber was ſie iſt, ſie, welche die Räder des Ganzen zuſammenhält, daß kein Theil ſich aus ſeinen Fugen herausreißen darf, die den flüchtigen Geiſt mit Formen bekleidet und das Aufgelöſete, nach Ruhe ſtrebende, zu neuem Leben, neuer Thätigkeit zwingt ? — Nur das, was ſich verändert, können wir wahrnehmen, und das Bleibende müſſen wir ſuchen, wie wir uns ſelbſt finden, in ſeinen Wirkungen. In uns iſt es das Geſetz, was ewig bleibt, aber es bedarf, um erkannt zu werden, des Stoffes, woran es ſich übt. Wir erweitern unſer innres Leben, je wirkſamer wir in dem äuſern ſind. Laß uns Eduard, fuhrſt du fort, und drückteſt mir die Hand, dem groſſen guten All aufs innigſte angehören und unſer Selbſt nur in dem Ganzen wiederfinden. Der Menſch fängt damit an, Alles von andern zu erwarten, und ſoll damit enden, Andern, ſo viel er kann zu gewähren. Es giebt eine Zeit, wo er ſich unglücklich fühlt, wenn andre ihm nichts ſeyn wollen, und wieder eine andre, wo es ihm Bedürfniß iſt, der Welt etwas zu ſeyn. Du haſt den Weg bis dahin, natürlich und gut vollendet; ich gebe dich mit frohem Muth der Welt; und verlaſſe dich, weil du es werth biſt, allein zu ſtehen. — Dies und noch vieles andre fällt mir ein, ſo oft ich den Berg beſteige und ich liebe dieſe Erinnerung. — O! ich begreiſe dich wohl, edler Menſch! du ſaheſt meine heiße Anhänglichkeit an dich, die hohe Bewundrung deiner ſeltnen Eigenſchaften, und du glaubteſt meine Eigenthümlichkeit könnte darunter leiden, das Lebendige, Wahre in mir könnte zu einer künſtlichen nachgeahmten Tugend herabſinken, die immer unfruchtbar bleibt, ſo vertreflich auch ihr Vorbild ſeyn mag. Deshalb hätteſt du mich verlaſſen, auch wenn kein andrer Wirkungskreis deine Gegenwart verlangt hätte. Aber dein Bild wird nie aus dem Kreiſe meiner Ideen weichen, und in den Stunden des Sturms ſo wie in den Stunden der Weihe wird es wie ein freundlicher Genius vor meine Seele treten. Ja, du haſt mich der Welt gegeben; ein heitres gutgebildetes Weſen ſtehe ich vor ihr, und blicke mit Luſt in die weite lebensvolle Sphäre hin, wo auch ich mitwirken ſoll und will. Eindrücke aller Art ſtrömen mit Macht an mein Herz und ich ſchmachte vor Verlangen, dem großen Ganzen durch Wort und That etwas von dem wieder zu geben, was es ſo wohlthätig in mir erweckte. Ich kann dir nicht beſchreiben, Barton, wie ſehr mich ein gewiſſes Selbſtgefühl oft emporhebt und glücklich macht. So war ich geſtern Abend in einer Geſellſchaft junger Männer, die ſich verſammelt hatten, um fröhlich zu ſeyn. Wir hatten Muſik, tranken, und die herrſchende Idee eines jeden mahlte ſich bald lebendiger und ſtärker im freien Geſpräch. Barton! hier fühlte ich recht meinen Werth! ich fühlte mich ſo voll innrer Kraft, reich an Erfindung eine ganze Welt zu beglücken, ſtark an Entſchließung, trotz allen Verhältniſſen, der Natur getreu zu leben. Ich ſah um mich her — die meiſten ſchienen mir kraftlos, künſtlich, verſtimmt — nicht Einer, der ſich zu meinen Gefühlen hätte emporheben können. Mitleid und Stolz beſtürmten mich wechſelsweis; ich konnte es nicht aushalten. Hinaus in die freundliche Abendwelt lief ich, und an den feuchten Ufern des Stroms, wo nur die Abendwinde mit geiſtigen Stimmen mich umſäuſelten, da fand ich mich inniger, glücklicher wieder. Ich ſank auf die Knie und küßte die Blumen und die Erde mit unendlicher Liebe und Seligkeit. — O! was ſind alle Genüſſe der Sinne gegen das Entzücken eines ſolchen Augenblicks! — Das Schickſal wollte mir für dieſen Abend noch eine Freude gönnen. Ein dumpfes, unterbrochnes Geräuſch ſtörte meine Begeiſterung. Es kam aus dem Waſſer und ich entdeckte bald durch die Geſträuche etwas Lebendiges in dem Strom. Ein Knabe war es, der noch ſpät am Ufer geangelt hatte und unvorſichtig in die Flut hinabgegleitet war. Er kämpfte noch matt gegen die Wellen. Ich ſprang ſogleich hinein und brachte ihn, ohne Gefahr, leicht und glücklich ans Ufer. Seine Beſinnung kehrte auf meine Bemühungen bald zurück und ich führte ihn zu ſeinen um ihn beſorgten Aeltern, deren Wohnung er mir beſchrieb. Das Kind hatte ein intereſſantes Geſicht und ſelbſt die Kühnheit, womit er ſich heimlich an den Fluß geſchlichen hatte, gefiel mir. Es freute mich doppelt, ihn gerettet zu haben. Hierauf gieng ich wieder an den Strom, entkleidete mich und tauchte von neuem in die kühle Flut. Der gewölbte Himmel mit Mond und allen leuchtenden Sternen ſtand in unermeslicher Tiefe unter mir im Waſſer. Ich durchkreuzte die Fluren des Himmels und verwirrte der Sterne ewige Bahnen. Ueber mir, unter mir und in mir war Himmel.

Ein einziges thut mir weh, Barton. Daß ſich mein Vater ſo lange von mir trennt, daß ich in ſolchen Augenblicken nicht zu ihm eilen kann, zu ihm, dem ich mein ganzes Glück verdanke, und dem mein Anblick ſüſſe Belohnung ſeyn müßte. — Jetzt erſt fange ich an zu begreifen, wie er auf mich gewirkt hat. In vielem, wo ich ſonſt nur das planloſe Spiel des Zufalls fand, ahne ich jetzt die unſichtbare Hand eines vernünftigen heitern Geiſtes, der die Umſtände für mich ſo zuſammenreihte. Mein Vater lehrte mich ſelten, er hielt mir nie langweilige Vorſtellungen meiner Pflichten, die nur den Verſtand berühren und das Herz unbewegt laſſen. Nur durch Eindrücke ſuchte er mich zu bilden, und die Eigenthümlichkeit und Freiheit meines Gemüths blieb bei dieſem Verfahren ungekränkt. Wenn ich in die Zeiten meiner Kindheit zurückgehe, welch' eine lachende Welt mich von der Wiege an umfieng. Der heitre, glückliche Himmel, unter welchem ich gebohren ward, die friſche, lebensvolle Gegend, die muntern fröhlichen Geſichter, die mich wie freundliche Genien ſchon im Flügelkleid umgaben — alles dieß hat eine Heiterkeit, einen Quell von Lebensluſt in meine Bruſt geſenkt, die, wie ich hoffe, unverſiegbar ſeyn werden. — Selbſt das Zimmer, worinn ich lebte, der erſte Schauplatz meiner Spiele und meiner Erfahrungen hat ein angenehmes Bild von Harmonie und Fröhlichkeit in mir zurückgelaſſen, und ich weiß noch ſehr genau, welche Gemälde, welche Farben es zierten, welche Ausſicht es gewährte. Mein Auge gewöhnte ſich an heitre liebliche Formen und mein kindiſches Herz war mit unſichtbarer Gewalt an das Schöne gebunden; ich unterließ das Schlechte, nicht weil es bös, ſondern weil es häßlich war. So ward die Sinnlichkeit zuerſt in mir gebildet und mir eine Freundin an ihr erzogen, bis ich älter ward und mein Verſtand erwachte. Nur eine einzige Geſtalt ragt mir aus jener Zeit zwar ſchön aber dunkel und unbefriedigend

Den könnt' er ſtehen laſſen, weiter ſchicken.
Wen auf der Welt kann man das nicht? — O wahrlich!
Dein Prinz verſteht ſich auf die Liebe ſelbſt
So ſchlecht, als, wie es ſchien, auf Damenherzen.
Er weiß nicht, was Minuten ſind — Still! ſtill!
Ich höre kommen. Fort! Es iſt der Prinz.
(Page eilt hinaus.)
Hinweg, hinweg! — Wo hab' ich meine Laute?
Er ſoll mich überraſchen. — Mein Geſang
Soll ihm das Zeichen geben.

Achter Auftritt.

Die Prinzeſſin und bald nachher Don Karlos.

Prinzeſſin

(hat ſich in eine Ottomane geworfen und ſpielt).

Karlos

(ſtürzt herein. Er erkennt die Prinzeſſin und ſteht da wie vom Donner gerührt).

Gott!
Wo bin ich?

Prinzeſſin

(läßt die Laute fallen, ihm entgegen).

Ah, Prinz Karlos? Ja, wahrhaftig!

Karlos.

Wo bin ich? Raſender Betrug — ich habe
Das rechte Kabinet verfehlt.

hervor. Es iſt die Geſtalt meiner Mutter, von der mir nichts als die Vorſtellung einer erhabenſchönen, großen Frau zurückgeblieben iſt. Sie ſelbſt verſchwand mir in den erſten Jahren des Lebens, und bei aller Herzlichkeit, allem Vertrauen, das zwiſchen meinem Vater und mir herrſcht, hat mir, ſo oft ich daran dachte, ihn hierüber um Aufſchluß zu bitten, ein unbegreifliches Etwas die Zunge gebunden; und einen andern habe ich nie darum fragen mögen. Damals kümmerte mich ihr Verſchwinden wenig. Von dem glücklichen Wahn erfüllt, daß man Alles lernen, Alles bezweifeln könne, war ich unerſchöpflich in Fragen, und vielleicht ward meine Neugierde noch gefliſſentlich gereizt. So lernte ich Sprachen, Mathematik, Naturwiſſenſchaft, Geſchichte, mit unermüdeter Luſt und dankbarem Gefühl, und der Baum der Erkenntniß ſchien mir nur ſüſſe, liebliche Früchte zu tragen, bis ein reiferes Alter mir mit dem Gefühl meines beſchränkten Wiſſens auch die bittern darreichte. Aber jetzt ſollte ein neues Leben für mich anbrechen. Mein Vater, hieß es, müßte eine Reiſe in verſchiedne Gegenden Europas thun und ich ſollte ihn begleiten. Ich eilte froh in die Wirklichkeit zurück. Das große Bild menſchlicher Thätigkeit wuchs vor meinen Augen immer mehr, wie der Raum um mich her. Unter der Menge neuer lebendiger Begriffe und Bilder verlohr ich das Andenken an mich ſelbſt und ſuchte die Ueberzeugung meines Daſeyns nur von fremden Weſen zu erfahren. Meine erwachende Phantaſie umgab die Wirklichkeit mit ätheriſchem Licht; die Natur war mir hold; die Stralen der Kunſt durchflogen meine Seele mit heiliger Ahnung, und eine neue Welt von Geſtalten und Schöpfungen bildete ſich in meinem Buſen aus. Ich dachte nur ſo viel als nöthig war, um meine Freuden ſüſſer und ſchmakhafter zu machen. So genoß ich, Glücklicher! alle Freuden der Jugend, von Phantaſie, Geſchmak und Gefühl zu allen Genüſſen begleitet, und nur dann verlohren ſie ihren Reiz für mich, wenn die Grazien ſich von ihnen weggewandt hatten! — Freilich bin ich ſtolz geworden. Dieſen Nacken hat noch kein Unglück gebeugt, immer hat ein günſtiger Zufall mir, wenn ich nicht ſorgte, die Hand geboten, und ſelten habe ich noch einen Wunſch verfehlt. Ja, ich traue mir Kraft genug zu, die Erfüllung meiner Wünſche, ſo hoch ſie fliegen mögen, der Welt abzuzwingen, und mit dem Schickſal über meinen Beruf zum Glücke zu rechten. Aber Barton, mein Gefühl iſt lebendig und gut; Menſchen, die ich haſſe, könnte ich beglücken und ich bedaure die, die ich verachten muß. Meine Leidenſchaften ſind heftig, ich weiß es, aber ſie brechen ſich in ſanfte Farben, wie Regentropfen im Sonnenſtral, vor dem allmächtigen Schönheitsſinn, der mein ganzes Weſen durchdringt und emporhebt. — Und iſt nicht dieſer Sinn, wenn wir frei genug ſind, ihn aufs Ganze zu verbreiten, und bis an ſeine Quellen zu verfolgen, das größte, heiligſte in uns? — wie weit erhebt er uns über jene engherzige Sinnlichkeit! Dieſe ſchließt nur einen kleinen Zirkel um uns, wählt wankelmüthig bald dies, bald jenes, und alles Intereſſe, das ſie an andre bindet, wird durch den Tod zerriſſen. Aber jenes Gefühl, deſſen heilige Rührung durch die ganze Gattung gefühlt wird, durch welches eine wahrhaft ſchöne Handlung, eine groſſe Empfindung, die vor Jahrhunderten verübt und gefühlt wurde, und auf unſer Wohl und Weh keinen Einfluß hat, göttliche Thränen des reinſten Wohlgefallens in unſer Auge lockt — dies Gefühl entſtand mit der Menſchheit, erhielt ſich und dauert fort.

Du ſiehſt, mein Lieber, daß ich deine Auffoderung, dir viel, und viel von mir ſelbſt zu ſchreiben, treulich in Erfüllung ſetze. Ich habe jetzt mehr als gewöhnlich über mich nachgedacht, und ich hoffe dies ſoll auch für andre nicht ohne Nutzen geweſen ſeyn. Ja, Barton, ich erwarte viel von mir ſelbſt. In dieſer jugendlichen Frohheit keimen gute Entſchlüſſe, und das Leben, das ich in mir fühle, ſoll eine wohlthätige Erſcheinung werden und die Fackel der Thätigkeit auch in andern Weſen anzünden. Das Lebendige, Wirkliche, dies ſeltſame unbegreifliche Etwas, ohne welches die edelſten Geſinnungen unfruchtbar bleiben und alle Kraft des Gedankens verſchwindet, reizt meine Sehnſucht und ich brenne vor Luſt, mein eignes Daſeyn durch That und Wort beglaubigt zu ſehen.

Leb wohl, mein Freund, und laß mich bald von dir hören.

Zweiter Brief.

Eduard an Barton.

Iſt es meine gegenwärtige Stimmung, oder der Reiz der Gegend, was mir dieſe Stadt ſo angenehm macht, daß ich ſie ungern verlaſſen würde, ſelbſt dann, wenn mir auch der genauere Umgang des vortreflichen Mannes, dem ich empfohlen bin, nicht ſo viel wahren Nutzen verſchaffte? Ein unbeſchreiblich glückliches Gefühl ſteht mit mir auf, winkt mir ins Freie, belebt mir jede Ausſicht. Ich überlaſſe mich ganz meinen heitern geöfneten Sinnen. Das ſproſſende Gebüſch, die laue Luft, der muntre Vogel, der in den zarten Schatten fröhlich umher hüpft, alles hebt mein Herz höher und freudiger. Die meiſten von den Stunden, die nicht wiſſenſchaftliche Uebungen einnehmen, ſind der Tonkunſt geweiht. Die Mitternacht findet mich oft im Genuß dieſer bezauberten Welt und bin ich des Morgens wach, ſo locken mich die Töne meines Flügels oder meiner Laute, bald wieder zu neuen Harmonien hin.

Seit einigen Wochen iſt auch Nanette Senſy hier angekommen. Sie hatte meine Anweſenheit ſogleich erfahren und kam, anſtatt mich zu ſich rufen zu laſſen, ſelbſt zu mir. Wir waren ſeit mehrern Jahren getrennt geweſen, und unſer Wiederſehen war ſo fröhlich, ſo herzlich, ſo kindlich, als du dir nur denken magſt. Erinnerungen an das väterliche Haus, an unſre Jugendſpiele, und eine luſtige Verwunderung über jede kleine Veränderung, die wir an uns bemerkten, erfüllten die erſten Stunden, und ſeitdem vergeht kein Tag, wo wir nicht, allein oder in Geſellſchaft, zuſammen ſind. Ich finde ſie allerliebſt und es iſt mir herzlich wohl bey ihr. Sie iſt, wo möglich, noch heitrer, muthwilliger, unbefangner geworden, als ſie vor ihrer Verheurathung war. Da ſie hier mehrere Verwandte hat, und ihr die Gegend gefällt, ſo gedenkt ſie lange hier zu bleiben, und will, wie ſie ſagt, ein Haus machen. Ihr einziges Kind, ein ſüßes Mädchen von ſechs Jahren, iſt bei ihr, und bei ihrem leichten Sinn und Liebe zum Genuß überraſcht und freut es mich, daß ſie das Kind ſo gern und ſo oft um ſich hat. — Geſtern hatten wir ganz in der Frühe, noch mit einigen Andern, eine Wallfahrt in ein ziemlich fern gelegnes Dorf gethan, deſſen Lage ſehr romantiſch beſchrieben wurde und es auch wirklich war. Nanette war ſehr ermüdet und wollte die noch übrigen Stunden des Tags allein ſeyn. Ich hingegen fühlte mich noch ſehr munter, und da der Abend ſchön war, ließ ich mein Pferd ſatteln und ſuchte das Freie. Eine ſanfte Sehnſucht nach menſchlichem Anblick lockte mich auf die Landſtraße, wo ich in jeden Wagen, der mir begegnete, neugierig hineinſah, und aus den Mienen der Reiſenden luſtige Muthmaßungen auf ihren Stand, Charakter und Vorhaben wagte. In dem letzten, den ich ſah — denn für die folgenden hatte ich kein Auge mehr — ſchlummerte in einer Ecke des Wagens eins der ſchönſten weiblichen Geſichter, die mir je vor Augen gekommen ſind. Du weißt, wie ich mich von Schönheit allenthalben, wo und wie ich ſie auch finde, unwiderſtehlich angezogen fühle — wie mußte ſie hier auf mich wirken, da ſie mich für jeden Eindruck ſo offen fand! Ich wandte mein Pferd, der Wagen fuhr langſam und ich hatte Zeit, ſie ruhig zu betrachten. Der Schlaf goß eine liebliche Unbeſtimmtheit über die zarten Züge, in denen kein herrſchender Ausdruck ſichtbar war, und mich dünkte, ein wahrhaft ſchönes Geſicht dürfe, wenn es nicht intereſſant werden ſoll, auch keinen andern Ausdruck haben, als den von hoher Harmonie, welchen es von der Natur empfängt. — Die ſchöne Schläferinn erwachte endlich und mit ihr wandten meine Blicke ſich unwillkührlich zu ihrem Begleiter hin, auf den ich zuvor gar nicht geachtet hatte. Es war ein ſchöner, obgleich älternder Mann. Sein Geſicht war wunderbar anziehend und zurückſtoſſend. Ein milder Gram ſchien um die Augen zu ſchweben und flößte Zutrauen ein, während ein kaltes verächtliches Lächeln den Mund bewachte, und jenen Eindruck wieder zerſtörte. Die Stirne ſprach gebietende Hoheit und das Auge ſchien gewöhnt, in fremden Seelen zu leſen. Meine Blicke waren ihm läſtig und ich ſelbſt fühlte nun das Unſchickliche meiner Neugierde. Ich nahm einen andern Weg, wo ich noch viel über die beiden träumte. Nie ſchienen mir zwei Geſchöpfe ſo wenig zuſammen zu paſſen wie dieſe, und der Gedanke, daß ſie verheurathet ſeyn könnten, machte mich einige Augenblicke lang traurig. Aber der holde Eindruck des Schönen herrſchte bald wieder rein und ungetrübt. — Schönheit gleicht in gewiſſer Beziehung dem Genie. Auch ſie iſt etwas Göttliches, und als ein reines Geſchenk der Natur hat der freie Wille des Menſchen keinen Theil daran. Was ſelbſterworbner Reitz des Betragens nur langſam hervorbringt, iſt bei ihr das Werk eines Augenblicks. Die angenehme Rührung, die mein Herz empfand, goß ſich aus meinem Herzen über die ganze Natur. Die Abendſonne beglänzte mit unbeſchreiblicher Klarheit die Wipfel der Bäume. Die ländlichen Häuſer, die fröhlich durch die Büſche hervorſahen — die friſchen Wieſen mit ihrem lebendigen Gewühl von Menſchen und Thieren — die zarten Zweige der Birken, die langſam im Abendwind wehten, alles gab mir das Bild von Harmonie und Ruhe zurück, und athmete ſüſſe Bedeutung. Ich kam nach Hauſe und wäre gern noch zu Nanetten geeilt, aber es war ſpät geworden, und wer weiß auch, ob ſie mich diesmal verſtanden hätte. Wie wohl war mir, daß ich in dir ein Weſen kannte, das mich immer verſteht und verſtehen will. — Ich bin ſo glücklich, mein Freund! — Mein einziger Wunſch iſt, daß ich tauſend Leben habe, alle Formen beleben, alle Verhältniſſe durchirren, alle mögliche ſüſſe Empfindungen genieſſen könnte, und meine einzige Sorge, daß irgend eine Kraft ungeweckt in meiner Seele ſchlummere, irgend eine Luſt ungenoſſen vor mir vorüber rauſchen möchte!

Dritter Brief.

Amanda an Julien.

Ich bin dir nun wieder um vieles näher, meine Julie; ich habe den vaterländiſchen Boden wieder betreten. Auch mein Herz ſchlägt lebhafter für dich, ſeit es weiß, daß es nun bald in deiner Umarmung ſchlagen kann. Wen mehr als hundert Meilen trennten, dem ſcheint eine Entfernung von zwanzig nur ein unbedeutender Zwiſchenraum zu ſeyn, wenn auch nicht ſelten größere Schwierigkeiten ſich hier in den Weg ſtellen, als bei jenem. — Ich freue mich darauf, dir, da ich hier ſehr ruhig zu leben gedenke, von Zeit zu Zeit manches aus der Geſchichte dieſer letzten, wunderbar verfloßnen Jahre nachholen zu können. Meine bisherigen flüchtigen Briefe müſſen dir nur einen ſehr unvollkommnen Abriß davon gegeben haben. Alles war mir neu, Gegend, Menſchen, Verhältniſſe, und ich geſtehe dir, daß ich mich oft mit geheimem Vergnügen ſelbſt daran erinnerte: ich ſtehe nun wirklich auf dem Schauplatz der Welt, den ich mir ſonſt in mancher ſtillen Jugendphantaſie verworren geträumt hatte. Ja zuweilen ſchien das Gewühl von Menſchen und der glänzende Schein, der mich umgab, meine Selbſtheit ganz verſchlungen zu haben und es koſtete mir beinah Mühe zu glauben, daß ich jenes ſtille häuslich erzogene Mädchen ſey, welches die Welt und die Menſchen nur aus ihren Büchern kannte. Mein ganzes voriges Leben mich immer mehr in einen neblichten Hintergrund zurück, und ſelbſt du, meine Julie, ſchienſt mir weniger unentbehrlich geworden zu ſeyn. Aber dann kam ein Brief von dir; du warſt noch immer die Alte. Ganz und in Allem deinen vorigen Ideen getreu, lebteſt du noch ungeſtört in jenem glücklichen Ländchen, das mir immer mehr zu verſchwinden drohte. Mit dir erſchienen die Geiſter aller vergangnen lieblichen Jugendſcenen, und ſo waren deine Briefe das Band, das über Länder und Meer zu mir reichte, und mich an ſeidnen Fäden zu einem unverſiegbaren Quell von Ruhe und milder Beſonnenheit zurückführte. — Ach! ich hatte oft nöthig daraus zu ſchöpfen, wenn ich nicht unter den wechſelnden Eindrücken von Luſt und Schmerz, Neigung und Widerwillen, mich ſelbſt und alle innre Harmonie auf ewig verlieren wollte. — Der erſte Eintritt in das Haus meines Mannes, als wir unſre Reiſe vollendet hatten, überraſchte mich auf das angenehmſte. Der Glanz, den ich dort allenthalben herrſchen ſah, war mir neu und berauſchte mich mit Vergnügen. Ich wiegte mich mit Luſt auf den ſeidnen ſchwellenden Polſtern, ich ſtrich gern vor den Spiegelwänden vorüber, ich horchte mit Aufmerkſamkeit auf das melodiſche Spiel einer Flötenuhr, welches die Stunden angenehm bezeichnete. Sobald auch die Lebhaftigkeit dieſes Eindrucks verloſch, — denn das Auge gewöhnt ſich an nichts ſo ſchnell als an Pracht, und nichts ermüdet ſo leicht als Bewundrung — ſo wußte doch **Albret** ihn durch Neuheit und Abwechſelung immer wieder anzufriſchen. Er führte mich in eine Welt voll glänzenden Scheins, und munterte mich unaufhörlich auf, hier alle andre zu verdunkeln. Die Art, wie ich mich auf ſeine Bitten allenthalben zeigen mußte, war mir oft läſtig, ſo ſehr ſie auch dem Geſchmack und der Eitelkeit ſchmeichelt. Ueberall wo ich erſchien, zog ich die Blicke der Neugierde auf mich, öfterer folgten ſelbſt Frauen mir nach; beſonders gab es Einige, die mich mit einer ſonderbaren geheimnisvollen Theilnahme beobachteten. Einſt, als wir aus einem glänzenden Zirkel zurückgekommen waren, wo dieſe mir, oder dem mich umgebenden Schimmer geweihte Aufmerkſamkeit, ihren höchſten Gipfel erreicht zu haben ſchien, fiel mir Albret mit Zärtlichkeit um den Hals: „Süſſes Weib, rief er mit Entzücken aus, wie ſehr haſt „du mich zu deinem Schuldner gemacht! ich ſehe es, ich „bin durch dich gerächt!" Dieſe Aeuſerung freute und betrübte mich. Ich fühlte, daß ich ſie nicht mir ſelbſt, ſondern einer geheimen, zufälligen Urſache zu danken hatte, und doch rührte es mich, ihn endlich einmal herzlich mit mir ſprechen zu hören. „Lieber Albret, ſagte ich „und ſchmiegte mich ſanft an ſeine Bruſt, wollteſt du „mich nur erſt näher kennen lernen, ſo würdeſt du, wie „ich hoffe, ganz andre Urſachen finden, mit mir zufrieden „zu ſeyn, als dieſe, wovon ich mir nichts zueignen kann." —

Er ſah mich einige Augenblicke lang mit zweifelhaftem Ausdruck an, und ſchien bewegt. Aber bald war es, als ſchämte er ſich der menſchlichen Regung, er verließ mich und blieb ſo verſchloſſen, wie vorher. Ach!

Prinzeſſin.

Wie gut
Verſteht es Karl, die Zimmer ſich zu merken,
Wo Damen ohne Zeugen ſind.

Karlos.

Prinzeſſin —
Verzeihen Sie, Prinzeſſin — ich — ich fand
Den Vorſaal offen.

Prinzeſſin.

Kann das möglich ſeyn?
Mich däucht ja doch, daß ich ihn ſelbſt verſchloß.

Karlos.

Das däucht Sie nur, das däucht Sie — doch verſichert!
Sie irren ſich. Verſchließen wollen, ja,
Das geb' ich zu, das glaub' ich — doch verſchloſſen?
Verſchloſſen nicht, wahrhaftig nicht. Ich höre
Auf einer — Laute Jemand ſpielen — War's
Nicht eine Laute?

(Indem er ſich zweifelhaft umſieht.)

Recht! dort liegt ſie noch —
Und Laute — das weiß Gott im Himmel! — Laute,
Die lieb' ich bis zur Raſerei. Ich bin
Ganz Ohr, ich weiß nichts von mir ſelber, ſtürze
In's Kabinet, der ſüßen Künſtlerin,
Die mich ſo himmliſch rührte, mich ſo mächtig
Bezauberte, in's ſchöne Aug' zu ſehen.

Prinzeſſin.

Ein liebenswürd'ger Vorwitz, den Sie doch
Sehr bald geſtillt, wie ich beweiſen könnte.

(Nach einigem Stillſchweigen, mit Bedeutung.)

Julie, wenn ich dieſen ſonderbaren Mann zuweilen Sätze aufſtellen hörte, die meiner wohlwollenden Vorſtellungsweiſe von Welt und Menſchen Hohn ſprachen, wenn ich ſein kränkendes Mistrauen in die Menſchen vergebens zu mildern verſuchte und vor dieſem verſchloßnen Herzen ewig ohne Erhörung ſtand, dann ward mir meine Lage oft unerträglich und die Erinnerung an das Gute, das ich ihm verdankte, ſank wie eine quälende Laſt auf mich! Freilich habe ich dies oft genug vergeſſen. Da meine Wünſche nie eigenſinnig an einen einzigen Gegenſtand gebunden, meine Sinne jedem Eindruck offen ſind, ſo konnte es mir in meiner Lage an Zerſtreuungen nicht fehlen. Nur das Verlangen, mich einer vertrauten Seele zu öffnen und mit ihr, in näherm Umgang, die eingeſammelten Schätze gegenſeitig umtauſchen zu können, ließ ſich nicht immer unterdrücken.

Und wo hätte ich dies Glück eher erwarten ſollen, als bei Albret? — Aber ach! meine Julie, an welches unerklärliche furchtbare Weſen hat mich das Schickſal gebunden! — Du ſcheinſt hiervon weniger überzeugt zu ſeyn, und deine ſchon oft geäuſerte Vermuthung, daß meine Klagen über dieſe wenige Uebereinſtimmung mit Albret wohl überſpannt ſeyn möchten, zwingt mich, dir ein Geheimniß zu entdecken, das vielleicht bei mir auf ewig vergraben bleiben ſollte. Du biſt das einzige Weſen auf der Welt, dem ich es anvertraue, das einzige, bey dem ich alle meine Sorgen niederlege.

Wie ich glaube, habe ich Dir in einem meiner vorigen

Briefe von einem gewiſſen Markeſe geſchrieben, der meine nähere Bekanntſchaft ſehr eifrig zu ſuchen ſchien. Bei dem zerſtreuten und glänzenden Leben, das wir führten, ward es ihm nicht ſchwer, Zutritt zu finden und mich faſt täglich zu ſehen. Bald kam es zu einer Liebeserklärung, die in jenem feurigen Clima ſehr ſchnell zur Reife zu kommen pflegen. Ich hörte ſie ohne Entrüſtung und ohne Vergnügen an. Ich ſchätzte den Markeſe; ſeine Unterhaltung war mir, beſonders ſeiner vielen Kenntniſſe wegen, von groſſem Werth; doch lieben konnte ich ihn nicht. Ich ſagte ihm dieß, er aber ſchien es nur halb zu glauben. „O! Sie werden mich lieben, rief er mit Innigkeit aus, meine Beharrlichkeit ſoll Sie dazu zwingen. „Die Natur will mein Leben, meine Erhaltung; ohne „Liebe ſterbe ich, und ich kann niemand lieben, als Sie." So viel ich auch dagegen einwandte, ſo überzeugte es ihn doch für den Augenblick nicht, und nur die Folge bewies zu ſeinem Schmerz die Gründlichkeit meiner Einwendungen. Ich geſtehe Dir, daß ich mich ſelbſt im Stillen über den Eigenſinn meines Herzens wunderte. Der Markeſe war, dem allgemeinen Urtheil nach, ein ſchöner Mann, ich glaubte oft ein unverdorbnes, tiefes Gefühl bei ihm wahrzunehmen; und gleichwohl fehlte jener geheimnisvolle, harmoniſche Zug, ohne welchen mir jede Liebe gemein vorkam. Unſer Umgang, den jedermann für ein Liebesverſtändniß hielt, dauerte auf dieſe Weiſe fort, ohne daß unſer Glück ſehr dabei gewonnen hätte. Die Wahrheit, mit der ich meinem Freund den Zuſtand meines Herzens mittheilte, ſchien ihn nur feſter an mich zu binden. Er zerriß, zu ſeinem Nachtheil manches andre Verhältniß und fuhr fort, mir mit einer hartnäckigen Anhänglichkeit ergeben zu ſeyn. Albret ſchien von allem nichts zu wiſſen, er beſchränkte unſern Umgang nicht legte durchaus keine Spuren ſeines Mißfallens an den Tag.

Einſt an einem lauen Abend war ich mit dem Markeſe allein im Garten, der unſer Haus umgab. Der Mondſchein und die laue Luft bewegten mein Herz auf eine ſonderbare Weiſe. Was ich fühlte, war nicht Sehnſucht nach Vergangnem; es war eine Ahnung, Sehnſucht nach etwas Unbekanntem, etwas Unnennbares. Es ſchien mir, als müßte ich die ganze Welt mit Innbrunſt, mit Liebe umfaſſen; nur das Nahe, Gegenwärtige war mir fremd. Auch der Markeſe war ungewöhnlich erſchüttert, jedoch von ganz andern Gefühlen als ich. Wir giengen ſchweigend und unruhig durch die duftenden, ſanft erhellten Alleen. „Wenn Sie nur liebten, rief er endlich mit ſchmerzlichem Ausdruck, wenn auch nicht mich! — „aber Sie lieben nicht und werden ewig nicht glücklich „ſeyn! — O! der nagende Schmerz dieſe Blume, die „ſchönſte, welche je die Natur hervorbrachte, ungenoſſen „verblühen, dies vollendete Geſchöpf in den Armen eines „Mannes vergehen zu ſehen, der kein Herz für ſeine Vortreflichkeit hat! — Die zarten Sproſſen Deines Gefühls, fuhr er fort, und drückte mir ſchmerzlich die „Hand, was ärndteſt du anders von ihnen als Qualen? „die ſanften Flüge Deiner Phantaſie — führen ſie nicht

„treulos, an keinem Gegenſtand haftend, Deine Lebens„kraft mit ſich hinweg? — und o! daß eine Zeit kom„men wird, wo Du dies alles lebhafter, aber vergebens, „mit ewiger Reue empfinden wirſt!“ — Mir ſchauderte, indem er ſo ſprach. Ich fühlte, daß eine Wahrheit in ſeinen Aeuſerungen lag, die ach! nur zu ſehr mit meinen eignen Empfindungen zuſammentraf. Meine Gedanken ſtrebten weit hinweg, und überall fanden ſie eine unendliche Leere und kehrten quälender zurück. Ich träumte ohne Gegenſtand und wußte es kaum, daß wir in einer Laube uns niedergeſetzt hatten, und daß der Markeſe, von ſeinem Herzen überwältigt, vor mir niedergeſunken war, und mich mit einem Arm umſchlungen hielt. In dieſem Augenblick trat Albret vor uns hin. Er fuhr zurück, doch war er bald gefaßt. „Gut, ſagte er, mit „kaltem aber ſchneidendem Ton, ich habe es erwartet.“ Und hierauf, als wäre nichts geſchehen, verſchwand er in einem Seitengang. Der Markeſe ſprang auf; er drückte mich noch einmal mit Heftigkeit an ſich; dann trennten wir uns ſchweigend und beängſtigt. Ich ſuchte Albret auf ſeinem Zimmer; ich wünſchte ſo ſehnlich, ihm den wahren Zuſammenhang entdecken zu können. Er war nicht da, und als ich ihn am andern Morgen wieder ſah, blickte er mich ſo kalt und entfernend an, daß es unmöglich war, dieſe Scheidewand hinwegzuſchieben. Ich war noch bei ihm, als man uns die Nachricht brachte, daß der Markeſe den vorigen Abend, nicht weit von unſerm Garten, noch mit dem Dolch im Buſen todtgefunden worden ſey. Todesſchauer überfiel mich bei dieſer Nachricht und ein gräßlicher Argwohn zuckte mir wie ein Dolchſtich durch die Seele. Albret, rief ich aus mit leichenblaſſem Geſicht und bebender Stimme. Mein Mann heftete einen langen feſten Blick auf mich, und ſchien den ſchrecklichen Gedanken ohne große Befremdung in meiner Seele zu leſen. Es lag etwas furchtbares in ſeinem Blick, aber auch eine gewiſſe Hoheit, der ich nicht widerſtehen konnte. Unſre Abreiſe erfolgte bald darauf, und ich blieb in dieſer ſchauderhaften Ungewißheit, deren Qualen nur durch die Veränderung der Gegenſtände, durch meine leichte Sinnesart und daß keine von Albrets nachherigen Handlungen dieſen Verdacht beſtätigt hat, gemildert worden ſind. Doch, ich frage Dich ſelbſt, ob mir nicht, wenn ich darüber nachdenke, immer Gründe genug zu ängſtlichen, entfernenden Zweifeln in Albrets Charakter übrig bleiben? — Was ſoll ich von dieſem geheimnisvollen Weſen denken? Iſt vielleicht dieſe erhabne in allen Fällen bewieſene Haltung, ein Beweis, daß ihm ſeine ſchrecklichen Grundſätze zur Natur geworden ſind?

Ich verlaſſe Dich, um mich zu zerſtreuen, und will dieſe Gedanken ſo viel als möglich aus meiner Seele zu verbannen ſtreben. Wollte ich ihnen nachhängen, ſo könnte alle Ruhe und aller Glaube an die Menſchheit leicht auf ewig daraus ſcheiden.

(Die Fortſetzung folgt.)

IV.

Der Wanderer.

Einſam ſtand ich und ſah in die Afrikaniſchen dürren
  Ebnen hinaus: vom Olymp regnete Feuer herab.
Fernhin ſchlich das hagre Gebirg, wie ein wandelnd Gerippe,
  Hohl und einſam und kahl blikt' aus der Höhe ſein Haupt.
Ach! nicht ſprang, mit erfriſchendem Grün der ſchattende Wald hier
  In die ſäuſelnde Luft üppig und herrlich empor,
Bäche ſtürzten hier nicht in melodiſchem Fall vom Gebirge,
  Durch das blühende Thal ſchlingend den ſilbernen Strom,
Keiner Heerde vergieng am plätſchernden Brunnen der Mittag,
  Freundlich aus Bäumen hervor blickte kein wirthliches Dach.

Unter dem Strauche ſaß ein ernſter Vogel geſanglos,
Aengſtig und eilend flohn wandernde Störche vorbei.
Nicht um Waſſer rief ich dich an, Natur, in der Wüſte,
Waſſer bewahrte mir treulich das fromme Kameel.
Um der Haine Geſang, um Geſtalten und Farben des Lebens
Bat ich, vom lieblichen Glanz heimiſcher Fluren verwöhnt.
Aber ich bat umſonſt; du erſchienſt mir feurig und herrlich,
Aber ich hatte dich einſt göttlicher, ſchöner geſehn.
Auch den Eispol hab ich beſucht; wie ein ſtarrendes Chaos
Thürmte das Meer ſich da ſchreklich zum Himmel empor.
Todt in der Hülſe von Schnee ſchlief hier das gefeſſelte Leben,
Und der eiſerne Schlaf harrte des Tages umſonſt.
Ach! nicht ſchlang um die Erde den wärmenden Arm der Olymp hier
Wie Pygmalions Arm um die Geliebte ſich ſchlang.
Hier bewegt' er ihm nicht mit dem Sonnenblicke den Buſen,
Und in Regen und Thau ſprach er nicht freundlich zu ihr.

Mutter Erde! rief ich, du biſt zur Wittwe geworden,
  Dürftig und kinderlos lebſt du in langſamer Zeit.
Nichts zu erzeugen und nichts zu pflegen in ſorgender Liebe
  Alternd im Kinde ſich nicht wiederzuſehn, iſt der Tod.
Aber vielleicht erwarmſt du dereinſt am Strale des Himmels,
  Aus dem dürftigen Schlaf ſchmeichelt ſein Odem dich auf;
Und, wie ein Saamenkorn, durchbrichſt du die eherne Hülſe,
  Und die knoſpende Welt windet ſich ſchüchtern heraus.
Deine geſparte Kraft flammt auf in üppigem Frühling,
  Roſen glühen und Wein ſprudelt im kärglichen Nord.
Aber jetzt kehr' ich zurück an den Rhein, in die glückliche Heimath,
  Und es wehen, wie einſt, zärtliche Lüfte mich an.
Und das ſtrebende Herz beſänftigen mir die vertrauten
  Friedlichen Bäume, die einſt mich in den Armen gewiegt,
Und das heilige Grün, der Zeuge des ewigen, ſchönern
  Lebens der Welt, es erfriſcht, wandelt zum Jüngling mich um.

Alt bin ich geworden indeß, mich bleichte der Eiſpol,
Und im Feuer des Süds ſielen die Locken mir aus.
Doch wie Aurora den Tithon, umfängſt du in lächelnder Blüthe
Warm und fröhlich, wie einſt, Vaterlandserde, den Sohn.
Seeliges Land! kein Hügel in dir wächſt ohne den Weinſtok,
Nieder ins ſchwellende Gras regnet im Herbſte das Obſt.
Fröhlich baden im Strome den Fuß die glühenden Berge,
Kränze von Zweigen und Moos kühlen ihr ſonniges Haupt.
Und, wie die Kinder hinauf zur Schulter des herrlichen Ahnherrn
Steigen am dunkeln Gebirg Veſten und Hütten hinauf.
Friedſam geht aus dem Walde der Hirſch ans freundliche Tagslicht;
Hoch in heiterer Luft ſiehet der Falke ſich um.
Aber unten im Thal, wo die Blume ſich nährt von der Quelle,
Streckt das Dörfchen vergnügt über die Wieſe ſich aus.
Still iſts hier: kaum rauſchet von fern die geſchäftige Mühle,
Und vom Berge herab knarrt das gefeſſelte Rad.

Lieblich tönt die gehämmerte Senſ' und die Stimme des Landmanns,
Der am Pfluge dem Stier lenkend die Schritte gebeut,
Lieblich der Mutter Geſang, die im Graſe ſich mit dem Söhnlein,
Das die Sonne des Mais ſchmeichelt in lächelnden Schlaf.
Aber drüben am See, wo die Ulme das alternde Hofthor
Uebergrünt und den Zaun wilder Holunder umblüht,
Da empfängt mich das Haus und des Gartens heimliches Dunkel,
Wo mit den Pflanzen mich einſt liebend mein Vater erzog,
Wo ich froh, wie das Eichhorn, ſpielt' auf den liſpelnden Aeſten,
Oder in's duftende Heu träumend die Stirne verbarg.
Heimatliche Natur! wie biſt du treu mir geblieben!
Zärtlichpflegend, wie einſt, nimmſt du den Flüchtling noch auf.
Noch gedeihn die Pfirſiche mir, noch wachſen gefällig
Mir an's Fenſter, wie ſonſt, köſtliche Trauben herauf.
Lokend röthen ſich noch die ſüſſen Früchte des Kirſchbaums,
Und der pflükenden Hand reichen die Zweige ſich ſelbſt.

O ſchätzen muß ich den beſcheidnen Mann,
Der, einem Weib Beſchämung zu erſparen,
In ſolchen Lügen ſich verſtrickt.

Karlos (treuherzig).

Prinzeſſin,
Ich fühle ſelber, daß ich nur verſchlimmre,
Was ich verbeſſern will. Erlaſſen Sie
Mir eine Rolle, die ich durchzuführen
So ganz und gar verdorben bin. Sie ſuchten
Auf dieſem Zimmer Zuflucht vor der Welt.
Hier wollten Sie, von Menſchen unbehorcht,
Den ſtillen Wünſchen Ihres Herzens leben.
Ich Sohn des Unglücks zeige mich; ſogleich
Iſt dieſer ſchöne Traum geſtört. — Dafür
Soll mich die ſchleunigſte Entfernung —

(Er will gehen.)

Prinzeſſin

(überraſcht und betroffen, doch ſogleich wieder gefaßt).

Prinz —
O das war boshaft.

Karlos.

Fürſtin — ich verſtehe,
Was dieſer Blick in dieſem Kabinet
Bedeuten ſoll, und dieſe tugendhafte
Verlegenheit verehr' ich. Weh dem Manne,
Den weibliches Erröthen muthig macht!
Ich bin verzagt, wenn Weiber vor mir zittern.

Prinzeſſin.

Iſt's möglich? Ein Gewiſſen ohne Beiſpiel
Für einen jungen Mann und Königsſohn!

Schmeichelnd zieht mich, wie ſonſt, in des Walds unendliche Laube
Aus dem Garten der Pfad, oder hinab an den Bach,
Und die Pfade röthest du mir, es wärmt mich und ſpielt mir
Um das Auge, wie ſonſt, Vaterlandsſonne! dein Licht;
Feuer trink ich und Geiſt aus deinem freudigen Kelche,
Schläfrig läſſeſt du nicht werden mein alterndes Haupt.
Die du einſt mir die Bruſt erwekteſt vom Schlafe der Kindheit
Und mit ſanfter Gewalt höher und weiter mich triebſt,
Mildere Sonne! zu dir kehr' ich getreuer und weiſer,
Friedlich zu werden und froh unter den Blumen zu ruhn.

V.

Denkwürdigkeiten

aus dem Leben des Marſchalls von Vieilleville.

In den Geſchichtbüchern, welche die merkwürdigen Zeiten Franz des Erſten, Heinrichs des Zweiten und ſeiner drei Söhne beſchreiben, hört man nur ſelten den Nahmen des Marſchalls von Vieilleville. Dennoch hatte er einen ſehr nahen Antheil an den größten Verhandlungen, und ihm gebührt ein ehrenvoller Platz neben den großen Staatsmännern und Kriegsbefehlshabern jener Zeiten. Unter allen gleichzeitigen Geſchichtſchreibern läßt ihm der einzige Brantome Gerechtigkeit wiederfahren, und ſein Zeugniß hat um ſo mehr Gewicht, da beyde nach dem nämlichen Ziele liefen und ſich zu verſchiedenen Partheien bekannten.

Vieilleville gehörte nicht zu den mächtigen Naturen, die durch die Gewalt ihres Genies oder ihrer Leidenſchaft große Hinderniſſe brechen, und durch einzelne hervorragende Unternehmungen, die in das Ganze greifen, die Geſchichte zwingen, von ihnen zu reden. Verdienſte wie die ſeinigen beſtehen eben darinn, daß ſie das Aufſehen vermeiden, das jene ſuchen, und ſich mehr um den Frieden mit allen bewerben, als die Bewunderung und den Neid zu erwecken ſuchen. Vieilleville war ein Hofmann in der höchſten und würdigen Bedeutung dieſes Worts, wo es eine der ſchwerſten und rühmlichſten Rollen auf dieſer Welt bezeichnet. Er war dem Throne, ob er gleich die Perſonen dreimal auf demſelbigen wechſeln ſah, ohne Wanken mit gleicher Beharrlichkeit ergeben, und wußte denſelben ſo innig mit der Perſon des Fürſten zu vermengen, daß ſeine pflichtmäßige Ergebenheit gegen den jedesmaligen Thronbeſitzer alle Wärme einer perſönlichen Neigung zeigte. Das ſchöne Bild des alten franzöſiſchen Adels und Ritterthums lebt wieder in ihm auf, und er ſtellt uns den Stand, zu dem er gehört, ſo würdig dar, daß er uns augenblicklich mit den Misbräuchen deſſelben ausſöhnen könnte. Er war edelmüthig, prächtig, uneigennützig bis zum Vergeſſen ſeiner ſelbſt, verbindlich gegen alle Menſchen, voll Ehrliebe, ſeinem Worte treu, in ſeinen Neigungen beſtändig, für ſeine Freunde thätig, edel gegen ſeine Feinde, heldenmäßig tapfer, bis zur Strenge ein Freund der Ordnung, und bei aller Liberalität der Geſinnung furchtbar und unerbittlich gegen die Feinde des Geſetzes. Er verſtand in hohem Grade die Kunſt, ſich mit den entgegengeſetzten Charakteren zu vertragen, ohne dabey ſeinen eigenen Charakter aufzuopfern, dem Ehrſüchtigen zu gefallen, ohne ihm blind zu huldigen, dem Eiteln angenehm zu ſeyn, ohne ihm zu ſchmeicheln. Nie brauchte er, wie der Herz- und Willenloſe Höfling ſeine perſönliche Würde wegzuwerfen, um der Freund ſeines Fürſten zu ſeyn, aber mit ſtarker Seele und rühmlicher Selbſtverläugnung konnte er ſeine Wünſche den Verhältniſſen unterwerfen. Dadurch und durch eine nie verläugnete Klugheit gelang es ihm, zu einer Zeit, in der alles Parthei war, partheilos zu ſtehen, ohne ſeinen Wirkungskreis zu verlieren, und im Zuſammenſtoß ſo vieler Intereſſen der Freund von allen zu bleiben; gelang es ihm, einen dreifachen Thronwechſel ohne Erſchütterung ſeines eigenen Glücks auszuhalten, und die Fürſtengunſt, mit der er angefangen hatte, auch mit ins Grab zu nehmen. Denn es verdient bemerkt zu werden, daß er in dem Augenblicke ſtarb, wo ihn Katharina von Medicis mit ihrem Hofſtaat auf ſeinem Schloſſe zu Dureſtal beſuchte, und er auf dieſe Art ein Leben, das ſechzig Jahre dem Dienſte des Souverains gewidmet geweſen war, noch gleichſam in den Armen deſſelben beſchlieſſen durfte.

Aber eben dieſer Charakter erklärt uns auch das Stillſchweigen über ihn auf eine ſehr natürliche Weiſe. Alle dieſe Geſchichtſchreiber hatten Parthey genommen, ſie waren Enthuſiaſten entweder für die alte oder für die neue Lehre, und ein lebhaftes Intereſſe für ihre Anführer leitete ihre Feder. Eine Perſon, wie der Marſchall von Vieilleville, deſſen Kopf für den Fanatismus zu kalt war, bot ihnen alſo nichts dar, was ſich lobpreiſen oder verächtlich machen ließ. Er bekannte ſich zu der Klaſſe der

Gemäßigten, die man unter dem Namen der Politiker zu verſpotten glaubte; eine Klaſſe, die von jeher in Zeiten bürgerlicher Gährung das Schickſal gehabt hat, beiden Theilen zu mißfallen, weil ſie beide zu vereinigen ſtrebt. Auch hielt er ſich bei allen Stürmen der Faction unwandelbar an den König angeſchloſſen, und weder die Parthey des Montmorency und der Guiſen, noch die der Conde und Coligny konnte ſich rühmen, ihn zu beſitzen.

Charaktere von dieſer Art werden immer in der Geſchichte zu kurz kommen, die mehr das berichtet, was durch Kraft geſchieht, als was mit Klugheit verhindert wird, und ihr Augenmerk viel zu ſehr auf entſcheidende Handlungen richten muß, als daß ſie die ſchöne ruhige Folge eines ganzen Lebens umfaſſen könnte. Deſto dankbarer ſind ſie für den Biographen, der ſich immer lieber den Ulyſſes als den Achilles zu ſeinem Helden wählen wird.

Erſt zweihundert Jahre nach ſeinem Tode ſollte dem Marſchall von Vieilleville die volle Gerechtigkeit wiederfahren. In den Archiven ſeines Familienſchloſſes Dureſtal fanden ſich Memoires über ſein Leben in zehen Büchern, welche Carloix ſeinen Geheimſchreiber zum Verfaſſer haben. Sie ſind zwar in dem lobredneriſchen Tone abgefaßt, der auch dem Brantome und allen Geſchichtſchreibern jener Periode eigen iſt, aber es iſt nicht der rhetoriſche Ton des Schmeichlers, der ſich einen Gönner gewinnen will, ſondern die Sprache eines dankbaren Herzens, das ſich gegen einen Wohlthäter unwillkührlich ergießt. Auch wird dieſer Antheil der Neigung keineswegs verſteckt, und die hiſtoriſche Wahrheit ſcheidet ſich ſehr leicht von demjenigen, was bloß eine dankbare Vorliebe für ſeinen Wohlthäter den Geſchichtſchreiber ſagen läßt. Dieſe Memoires ſind im Jahr 1767 in fünf Bänden das erſtemal im Druck erſchienen, obgleich ſie ſchon früher von einzelnen gekannt und zum Theil auch benutzt worden ſind.

Franz von Scepeaux, Herr von Vieilleville war der Sohn Renatus von Scepeaux, Herrn von Vieillville und Margaretens von La Jaille, aus dem Hauſe von Eſtonteville. Seine Eltern hatten groſſes Vermögen, hielten auf Ehre und lebten dem ganzen Adel von Anjou und Maine zum Beiſpiel; auch war ihr Haus eins der angeſehenſten und immer voll der beſten Geſellſchaft. Franz von Vieilleville kam frühe als Edelknabe zu der Mutter Franz des Erſten, Regentin von Frankreich, einer Prinzeſſin von Savoyen; ein Zufall aber, der ihm da begegnete, trieb ihn ſchon nach einem vierjährigen Aufenthalte von dort weg. Es hatte ihm nämlich ein Edelmann eine Ohrfeige gegeben, eben als er Mittags zur Aufwartung gieng. Nach der Tafel ſchlich ſich der Edelknabe von ſeinem Hofmeiſter weg, gieng zu jenem Edelmann, der erſter Hausküchenmeiſter der Regentin war, und ſtieß ihm, nachdem er ihn aufgefodert hatte, ſeine Ehre ihm wieder zu geben, den Degen durch den Leib. Er war damals, als ihm dieſes Unglück begegnete, achtzehen Jahre alt. Als der König dieſe Handlung erfuhr, die von allen Großen und vorzüglich von ihm ſelbſt nicht ſo ganz mißbilligt wurde, weil die Hausofficiere nicht das Recht hatten, Edelknaben zu mißhandeln, lies er den Herrn von Vieilleville rufen, um ihn ſeiner Mutter der Regentin vorzuſtellen und ihm Vergebung zu verſchaffen. Aber, dieſer hatte ſich ſchon vom Hof weg, und zu ſeinem Vater nach Dureſtal begeben, um von dieſem die nöthige Unterſtützung zu einer Reiſe nach Neapel zu erhalten, wo dem Vernehmen nach Herr von Lautrec eine ſchöne Armee hinführen würde. Nachdem er nun alles in Ordnung gebracht, auch fünf und zwanzig Edelleute aus Anjou und Bretagne zu ſeiner Begleitung gewählt hatte, denn er wollte mit Anſtand und ſeiner Geburt gemäs erſcheinen, ſtellte er ſich zu Chambery dem Herrn von Lautrec vor, der ihn als ſeinen Verwandten gütig aufnahm, und ihn zu ſeiner Fahne that. Bei jeder Gelegenheit zeichnete ſich Vieilleville aus und wagte im Angeſicht der ganzen Armee ſein Leben, beſonders bei der Einnahme von Pavia, wobey die Franzoſen, durch das Andenken an die fünf Jahre vorhergegangene Schlacht, bey der ihr König gefangen worden, zu vielen Ausſchweifungen hingeriſſen wurden, denen jedoch Vieilleville mit zweihundert Mann Einhalt that, ſo viel er konnte. Kurz darauf wurde Vieilleville auf einer Galeere mit einem ſeiner Edelleute Cornillon, der geſchworen hatte, ihn niemals zu verlaſſen, vom Herrn von Monaco gefangen. Man ſetzte ſeine Auslieferung auf dreitauſend, und des Cornillon ſeine auf tauſend Thaler, und ließ ihm die Freiheit, dieſe

Gelder zu holen; jedoch würde ſein Geſellſchafter auf Lebenslang in Ketten geſchlagen werden, wenn er nicht in einer beſtimmten Zeit wiederkäme.

Vieilleville, der befürchtete, daß er wegen des langen Wegs und der Beitreibung des Geldes in der Zeit nicht würde einhalten können, nahm dieſen Vorſchlag nicht an, und bat nur, daß man Lautrec von ſeiner Gefangennehmung unterrichten möchte; dieſer ſchickte zwar das Geld zu ſeiner Auslieferung. allein, da die Ranzion für ſeinen Geſellſchafter nicht dabei war, ſo ſchickte Vieilleville ſie wieder zurück, und bat nur, daß man des Löſegelds wegen an ſeinen Vater ſchreiben möchte, denn er wollte lieber in der Gefangenſchaft verſchmachten, als den verlaſſen, mit dem er ſein Schickſal zu theilen verſprochen hatte. Herr von Monaco bewunderte dieſe edle Weigerung, begnügte ſich mit dem, was geſchickt worden war, und gab beiden die Freiheit. Kurze Zeit darauf nahm Vieilleville den Sohn eben dieſes Herrn von Monaco gefangen und ſchickte ihn unentgeldlich zurück.

Zu der Zeit erneuerte Vieilleville die Bekanntſchaft mit dem Neffen des groſſen Andreas Doria, Philipp Doria, der Kammerpage bei dem König geweſen, als er ſelbſt bei der Regentin Edelknabe war. Vieilleville beſuchte ihn eines Tages auf ſeinen Galeeren, deren er achte zum Dienſte des Königs kommandirte. Doria bot ihm eine ſeiner Galeeren an, und er wählte die, welche die Regentin hieß, wo er ſogleich als Befehlshaber unter vielen Feyerlichkeiten eingeführt wurde, des Abends gieng er wieder in das Lager, das ohngefähr zwey Meilen davon war; ſo gieng es ſechs bis ſieben Tage fort und alle vornehme Officiere der Armee wurden da nach und nach bewirthet.

Moncade, Vicekönig von Neapel, dem es hinterbracht wurde, daß die Officiere und Soldaten dieſer Galeeren des Nachts meiſt ins Franzöſiſche Lager giengen, ließ ſechs Galeeren bewafnen, um den Grafen Doria zu überfallen; allein man bekam Nachricht davon, und es gelang ſo wenig, daß bei dieſer Expedition der Vicekönig ſelbſt, der ſich auf einer der Galeeren befand, getödtet wurde; zwey derſelben wurden in Grund gebohrt und zwey andere genommen. Bei dieſer Gelegenheit geſchah es, daß Vieilleville, der auf der Regentin alles gethan hatte, was möglich war, ſo daß von fünfzig Soldaten nur noch zwölf am Leben blieben, zuletzt noch eine der Galeeren angreifen wollte, die nebſt einer andern noch übrig geblieben war. Er enterte und ſtürzte ſich mit ſeinen Soldaten hinein. Während er aber auf dieſem Schiffe focht, machten ſich die Matroſen von der Regentin los, zogen die Segel auf und giengen geradezu nach Neapel, wohin auch die andere Galeere ſchon während des Gefechtes vorausgegangen war; Vieilleville, der ſeine meiſten Soldaten verlohren, mußte ſich nun ergeben.

Als die erſte ſpaniſche Galeere im Hafen ankam, ließ der Prinz von Oranien den Capitain und mehrere der Mannſchaft hängen. Dieſes erfuhr der Capitain der Galeere, auf der ſich Vieilleville als Gefangener befand, und fürchtete ſich, in den Hafen einzulaufen. Vieilleville benutzte dieſe Unentſchloſſenheit und beredete den Capitain, in des Königs Dienſte zu treten, der es auch annahm und ihm nebſt der ganzen Mannſchaft den Eid der Treue ablegte.

Unterdeſſen hatte Graf Doria den ganzen Tag und die ganze Nacht ſeinen Freund Vieilleville unter den auf dem Waſſer ſchwimmenden Körpern ſuchen laſſen, und war ganz troſtlos über dieſen Verluſt. Um Nachricht von ihm einzuziehen, ließ er den Capitain Napolion einen Corſen mit der Regentin auslaufen, und in dieſer Abſicht nach Neapel ſegeln. Sie waren nicht weit gekommen, ſo entdeckten ſie eine Galeere, die ihnen Kaiſerlich ſchien, doch ſahen ſie auf dem Maſtbaum einen Matroſen mit einer weißen Flagge; bald darauf hörten ſie auch Muſik, und Frankreich rufen. Vieilleville erkannte ſogleich die Regentin und die Freude des Wiederſehens war allgemein. Noch eine andere Galeere, die man ihm von Neapel aus nachgeſchickt hatte, nahm er durch eine Kriegsliſt weg, und kam anſtatt gefangen zu ſeyn, als Herr von zwey Galeeren bei der Armee wieder an, wo er aber ſeinen Freund Doria nicht mehr antraf, der mit zwey Galeeren nach Frankreich geſchickt worden war. Da die Belagerung von Neapel, die Lautrec unternommen hatte, ſehr langſam von ſtatten gieng, ſo nahm Vieilleville ſeinen Abſchied und dieſes zu ſeinem Glücke; denn drey Monathe darauf riß die Peſt ein, welche die meiſten Officiere der Armee dahinraffte.

Ja, Prinz — jetzt vollends müſſen Sie mir bleiben,
Jetzt bitt' ich ſelbſt darum: bei ſo viel Tugend
Erholt ſich jedes Mädchens Angſt. Doch wiſſen Sie,
Daß Ihre plötzliche Erſcheinung mich
Bei meiner liebſten Arie erſchreckte?
(Sie führt ihn zum Sopha und nimmt ihre Laute wieder.)
Die Arie, Prinz Karlos, werd' ich wohl
Noch einmal ſpielen müſſen; Ihre Strafe
Soll ſeyn, mir zuzuhören.

Karlos

(er ſetzt ſich, nicht ganz ohne Zwang, neben die Fürſtin).

Eine Strafe,
So wünſchenswerth, als mein Vergehn — und wahrlich!
Der Inhalt war mir ſo willkommen, war
So göttlich ſchön, daß ich zum drittenmal
Sie hören könnte.

Prinzeſſin.

Was? Sie haben Alles
Gehört? Das iſt abſcheulich, Prinz. — Es war,
Ich glaube gar, die Rede von der Liebe?

Karlos.

Und, irr' ich nicht, von einer glücklichen —
Der ſchönſte Text in dieſem ſchönen Munde;
Doch freilich nicht ſo wahr geſagt, als ſchön.

Prinzeſſin.

Nicht? nicht ſo wahr? — Und alſo zweifeln Sie? —

Karlos (ernſthaft).

Ich zweifle faſt, ob Karlos und die Fürſtin
Von Eboli ſich je verſtehen können,
Wenn Liebe abgehandelt wird.

Als er ſich dem König bei ſeiner Zurückkunft vorſtellte und ihn ſeiner jugendlichen Uebereilung wegen um Verzeihung bat, ſagte ihm derſelbe, daß ſchon alles verziehen ſey, da beſonders die Regentin nicht mehr lebe. Er befahl ihm, ſich fleißig bei ihm einzufinden und gab ihn dem Herzog von Orleans, ſeinem zweiten Sohn (der ihm unter dem Nahmen Heinrichs II auf dem Throne folgte) mit den Worten: Er iſt nicht älter als du, mein Sohn; aber ſiehe, was er ſchon gethan hat. Wenn ihn der Krieg nicht aufreibt, ſo wirſt du ihn einſt zum Marſchall von Frankreich erheben.

Einige Zeit darauf machte Carl V Anſtalt in Frankreich einzufallen, der König zog deshalb ſeine Armee bei Lyon zuſammen. Das erſte Geſchäft war, ſich Meiſter von Avignon zu machen, damit nicht die Kaiſerlichen dieſen Schlüſſel der Provence beſetzten. Nach langen Berathſchlagungen wählte der König ſelbſt den Herrn von Vieilleville, obgleich viele wegen ſeiner großen Jugend dagegen waren. Er wurde mit ſechstauſend Mann Fußvolk, ohne Artillerie dahin abgeſchickt, um dem Kaiſer zuvorzukommen.

Da er vor Avignon ankam, und es verſchloſſen fand, verlangte er mit dem ViceLegaten ſich zu unterreden, der ſich auch auf der Mauer zeigte. Vieilleville bat ihn ſehr dringend herunterzukommen, da er ihm etwas wichtiges zu ſeinem und der Stadt Wohl mitzutheilen hätte. Er ſelbſt wollte bei dieſer Unterredung nur die ſechs Perſonen bei ſich haben, die er um ihn ſähe, der Legat hingegen könnte ſo viele Begleiter mit ſich nehmen, als er nur wollte, wenn er Mistrauen hegte. Jener kam an das Thor mit fünfzehn oder zwanzig Mann Begleitung und einigen der vornehmſten der Stadt. Vieilleville verſicherte ihm, daß er nicht in die Stadt begehre; daß ihn aber der König erſuche, einen Eid abzulegen, auch keine Kaiſerlichen hineinzulaſſen, und deshalb Geißeln zu ſtellen. Der Vicelegat willigte in den erſten Punkt, Geißeln aber wollte er in keinem Fall ſtellen.

Von den ſechs Soldaten, die mit Vieilleville waren, hatten viere den Kapitalnstitel, ſie waren aber ſchlecht gekleidet, er bat daher, ſie in die Stadt zu laſſen, unt ſich zu montieren, Pulver zu kaufen und ihr Gewehr herzuſtellen, das denn auch gern erlaubt wurde. Ihr Plan war, ſich unter die Thore zu ſtellen und zu verhindern, daß man die Fallrechen nicht herunterlieſſe. Unterdeſſen kamen immer mehrere Soldaten nach einander an, ohne daß der Vicelegat, noch ſeine Leute es gewahr wurden, denn man zankte ſich mit Fleiß wegen der Geißeln mit ihm herum. Es wurde gedroht, auf zwei Stunden weit alles um die Stadt herum zu verwüſten, wenn ſie nicht geſtellt würden. Da endlich Vieilleville ſahe, daß er ſtark genug war, gab er dem Vicelegaten einen Stoß, daß er zur Erde ſtürzte, zog den Degen und drängte ſich mit den Leuten, die da waren, in die Thore, wo er einige Schüſſe auszuhalten hatte, wovon ihm zwey oder drey Leute getödet wurden, ſieben bis acht von den andern wurden erſtochen.

Jetzt wollten die Einwohner von Avignon auf den Fallrechen zulaufen, hier aber ſtanden die vier Soldaten, die ſich ſehr tapfer hielten und ſie verhinderten, nahe zu kommen. Auf den Lerm der Flintenſchüſſe kamen dann tauſend bis zwölfhundert Mann, die man über der Stadt bei Nacht in das Korn verſteckt hatte, als Hinterhalt hervor und drangen mit dem größten Muth ein. Den übrigen Theil ſeines Corps hatte Vieilleville auch herbeygerufen und nun kamen ſie mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel an. Er nahm nun die Schlüſſel der Thore, die zublieben, auſſer das Rhoner Thor gegen Villeneuve, welches ſchon franzöſiſch iſt. Da ſich Vieilleville nun durch dieſe Kriegsliſt Meiſter von der Stadt gemacht hatte, ſo fieng er an, die Ordnung darinn herzuſtellen, und die Soldaten im Zaum zu halten, ſo, daß keinem Einwohner, der ſich ruhig verhielt, etwas zu Leide geſchah und keine Frauensperſonen mishandelt wurden. Doch koſtete ihm dieſes nicht wenig Mühe; er mußte ſogar fünf bis ſechs Soldaten und einen Kapitain niederſtoſſen, der mit aller Gewalt plündern wollte. Der Connetable lagerte ſich nun bey Avignon und Vieilleville zog zum König zurück, den er in Tournon antraf, wo er mit groſſer Freude empfangen wurde. Als er vor dem König ankam, redete dieſer ihn alſo an: „Nähert Euch, „ſchönes Licht unter den Rittern, Sonne würde ich Euch „nennen, wenn Ihr älter wäret, denn wenn Ihr ſo fortfahret, werdet Ihr über alle andere leuchten. Pariert „unterdeſſen den Streich von Eurem König, der Euch

„liebt und ehrt, und ſchlug ihn ſo, indem er die Hand an „den Degen legte, zum Ritter."

Nach dieſer Zeit bat ihn Herr von Chateaubriand, ſein Verwandter, der Gouverneur und Generallieutenant des Königs in Bretagne war, ſeine Compagnie von fünfzig Mann (Gensd'armes) zu übernehmen, da ſie ſonſt in Bretagne bleiben müßte und keine Gelegenheit hätte, ſich zu zeigen. Er wollte zugleich zuwege bringen, daß er des Königs Lieutnant während ſeiner Abweſenheit in Bretagne ſeyn ſollte. Vieilleville übernahm zwar die Compagnie; allein die Lieutenantsſtelle über die Provinz verbat er ſich, da er Hofnung habe, ein eignes Gouvernement zu erhalten.

Es ſcheint ſonderbar, daß Vieilleville nicht eine Compagnie Gensd'armes für ſich ſelbſt haben konnte; allein es war damals nicht ſo leicht, ſie zu erhalten, und überdem verſchmähte ſeine Delikateſſe, dasjenige der Gunſt zu verdanken, was er durch Verdienſt zu erwerben hoffte. Zum Beweiſe dient die Antwort, die er dem König gab, als ihm dieſer nach dem Tode des Herrn von Chateaubriand die Compagnie anbot: er habe, ſagte er, noch nichts gethan, was einer ſolchen Ehre werth wäre; worauf der König ſehr verwundert und faſt erzürnt ſagte: „Vieilleville, Ihr habt mich getäuſcht, denn ich hätte geglaubt, Ihr würdet, wenn Ihr auf zweihundert Meilen „weg geweſen wäret, Tag und Nacht gerennt ſeyn, um „ſie zu begehren, und nun ich ſie Euch von ſelbſt gebe, „ſo weiß ich doch nicht, was für eine günſtigere Gelegen-

„heit Ihr abwarten wollt.“ „Den Tag einer Schlacht „Sire, antwortete Vieilleville, wenn Ew. Majeſtät ſehen „werden, daß ich ſie verdiene. Nähme ich ſie jetzt an, „ſo könnten meine Cameraden dieſe Ehre lächerlich machen, „und ſagen, ich habe ſie nur als Verwandter des Herrn „von Chateaubriand erhalten, lieber aber wollte ich mein „Leben laſſen, als durch etwas anders als mein Verdienſt „auch nur einen Grad höher ſteigen.“

Einige Stunden vor dem Tode Franz des Erſten, ließ dieſer Monarch, der ſich noch der Verdienſte Vieilleville's erinnerte, den Dauphin rufen, um ihm denſelben zu empfehlen: „Ich weiß wohl mein Sohn, du wirſt St. „André' eher befördern, als Vieilleville; deine Neigung „beſtimmt dich dazu. Wenn du aber eine vernünftige „Vergleichung zwiſchen beiden anſtellen würdeſt, ſo beeil„teſt du dich nicht. Wenigſtens bitte ich dich, wenn du „ſie auch nicht mit einander erhöhen willſt, daß doch letz„terer dem erſtern bald folge.“ Der Dauphin verſprach es auch, jedoch nur mit dem Vorbehalt, dem St. André' den Vorzug zu geben. Der König ließ ſogleich Vieilleville rufen, reichte ihm die Hand und ſagte ihm die Worte: „Ich kann bey der Schwäche, in der ich mich „befinde, Euch nichts anders ſagen, Vieilleville, als daß „ich zu früh für Euch ſterbe; aber hier iſt mein Sohn, „der mir verſpricht, Euch nie zu vergeſſen. Sein Vater „war nie undankbar, und noch jetzt will er, daß er Euch „den zweiten Marſchallsſtab von Frankreich, der aufgeht, „gebe, denn ich weiß wohl, wem der erſte beſtimmt iſt.

„Aber ich bitte Gott, daß er ihn niemals jemand gebe, „als wer deſſen ſo würdig iſt, wie ihr. Iſt dies nicht „auch deine Meinung mein Sohn?“ Ja, antwortete der Dauphin. Hierauf warf der König ſeinen Arm um Vieilleville, allen dreyen ſtanden die Thränen im Auge. Kurz darauf lieſſen die Aerzte den Dauphin und alle andere hinausgehen, und bald darnach gab der König den Geiſt auf.

Jetzt war Heinrich, der vormalige Herzog von Orleans, und nun durch den Tod ſeines ältern Bruders Dauphin von Frankreich, König, und ſchon nach ſieben Tagen bekam Vieilleville den Auftrag als Geſandter nach England zu gehen, um dem unmündigen Eduard und ſeinem Conſeil neuerdings den Frieden zuzuſchwören, welche Geſandtſchaft er auch mit vieler Würde unternahm, und zur gröſten Zufriedenheit ausführte.

Bald nach Beerdigung des alten Königs wurde der Proceß des Marſchalls von Biez und ſeines Schwagers von Vervins, welche Boulogne an die Engländer ausgeliefert hatten, vorgenommen; letzterer zum Tod, erſterer aber zur Gefängnißſtrafe und Verluſt ſeiner Güter und Titel verdammt. Der König wollte Vieillevillen aus eigenem Antrieb von den hundert Lanzen, die der Marſchall von Biez commandirt hatte, fünfzig geben, Vieilleville dankte aber ſehr für dieſe Gnade, weil er nicht der Nachfolger eines ſolchen Mannes ſeyn wollte. Und warum nicht, fragte ihn der König. „Sire, antwortete „Vieilleville, es würde mir ſeyn, als wenn ich die Wittwe

„eines verurtheilten Verbrechers geheurathet hätte.“ — „Auch hat es mit meiner Beförderung keine Eile; denn „ich weiß, daß Ew. Majeſtät gleich nach Ihrem feyerlichen Einzug in Paris beſchloſſen haben, Boulogne den „Engländern wieder wegzunehmen. Vielleicht bleibt dabey ein Capitain, ein Mann von Ehre, deſſen Platz „Sie mir geben werden, oder bleibe ich ſelbſt, denn um „meinem König zu dienen, werde ich mich nicht ſchonen, „und dann bedarf ich keiner Compagnie mehr.“ Dieſes geſchah in Gegenwart des Marſchalls von St. Andre'. Der König redete ihm noch ſehr zu, allein Vieilleville blieb bey ſeiner Antwort; lieber will ich des Marſchalls, der hier iſt, Lieutenant ſeyn, als die Compagnie des Herrn von Viez, eines Verräthers, haben.

Der Marſchall von St. Andre', der vorher ſchon gegen den König denſelben Wunſch geäuſert hatte, war äuſerſt froh über dieſe Erklärung. „Erinnert Euch, mein „beſter Freund, dieſer Rede, wobey Ihr den König zum „Zeugen habt.“ Vieilleville ſah ſich jetzt gezwungen, die Lieutenantsſtelle anzunehmen; wiewohl er den Vorſchlag in keiner andern Abſicht gethan hatte, als um jenes erſte Anerbieten abzulehnen.

Dieſe Compagnie Gensd'armes war von dem Vater des Marſchalls ſehr nachläſſig zuſammengeſetzt worden. Sie beſtand größtentheils aus den Söhnen der Gaſtgeber und Schenkwirthe, und da die Schilde an dieſen Wirthshäuſern gewöhnlich Heilige vorſtellten, ſo benannte ſich dieſes Volk nach dieſen Heiligen. Daher war dieſe Compagnie in ganz Lyon zum Gelächter. Einige dankten Gott, daß er eine Compagnie Heilige aus dem Paradies geſchickt habe, ſie zu bewachen; andere nannten ſie die Gensd'armes der Litaney. So fand man auch in der ganzen Compagnie nicht fünfzig Dienſtpferde. Daher kam es auch und beſonders aus der Gunſt, in der ihr Chef ſtand, daß ſie nie zur Armee ſtieſſen; es hieß immer, ſie wären dem Gouverneur unentbehrlich, um eine ſo groſſe Stadt wie Lyon im Zaum zu halten. Bey der Muſterung entlehnten dieſe Leute die ihnen nöthigen Pferde und Armaturſtücke, und ſo dauerte dieſe Unordnung neun bis zehn Jahre, bis der alte St. Andre' ſtarb und nun ſein Sohn ſie bekam, der ſie denn auch ſo ließ, weil er ihre Schande nicht aufdecken wollte. Eben deswegen aber war es ihm lieb, Vieillevillen zu ſeinem Lieutenant zu haben, da er ihn als einen ſtrengen und unerbittlichen Mann im Punkt der Zucht und der Ehre kannte.

Vieilleville hatte dieſe Compagnie nach Clermont in Auvergne beordert, damit ſie nicht ſo leicht Waffen und Pferde entlehnen könnte. Hier erſchien er nun mit ſechzig bis achtzig braven Edelleuten aus den beſten Häuſern von Bretagne, Anjou und Maine, die meiſtens den Krieg in Piemont mitgemacht hatten. Kaum war er angekommen, ſo überreichte man ihm eine Liſte von dreißig bis vierzig, die vermöge eines Atteſtats vom Doctor zurücke geblieben waren, die er denn ſogleich aus der Compagnie ausſtrich. Eben ſo machte er es mit dem Volk der Pächter, Kammerdiener u. dgl. die aus vornehmer Herren und Frauen Gunſt in die Compagnie waren aufgenommen worden. Die übrigen, die noch in dem Reihen ſtanden, ließ er zu Pferd manövrieren, und da ſie gar nichts verſtanden, ſo gaben ſie den alten Soldaten viel zu lachen. Er ſchickte ſie daher auch ſogleich in ihre Wirthshäuſer zurück, um denen Gäſten dort aufzuwarten, mit dem Bedeuten, daß unter die Gensd'armes nur Edelleute gehörten. Einige von ihnen murrten zwar darüber, und bedienten ſich ungezogener Ausdrücke, wie aber die Edelleute mit dem Stock über ſie herfielen, ſo nahmen die andern Reißaus zu groſſer Beluſtigung der Geſellſchaft. Und ſo entledigte ſich Vieilleville dieſes Geſindels, das zum Dienſt des Königs nie einen Sporn angelegt hatte, und beſetzte die Plätze mit guten Edelleuten, die auf Ehre hielten und ſich mit Anſtand ausrüſten konnten. Jetzt lieſſen ſich auch noch viele andere Edelleute aus Gascogne, Perigord und Limoſin einſchreiben, die vorher unter dem Auswurf nicht hatten dienen wollen; ſo daß dieſe Compagnie bey der nächſten Muſterung auf fünfhundert Pferde ſich belief und eine der beſten der ganzen Gensd'armerie wurde.

Einige Zeit darauf begleitete Vieilleville den König durch Bourgogne nach Savoyen, wo überall in den groſſen Städten ein feierlicher Einzug gehalten wurde. Als ſie nach St. Jehan de Morienne kamen, wo ein Biſchof reſidirt, bat dieſer den König, dieſe Stadt mit einem Einzug zu beehren, und verſprach dabey, ihm ein Feſt zu geben, wie er es noch nie geſehen. Der König, neugierig auf dieſe neue Feſtlichkeit, geſtand es zu und zog den andern Morgen feierlich ein. Kaum war er zweihundert Schritte durch das Thor, als ſich eine Compagnie von hundert Mann zeigte, die von Kopf bis auf den Fuß, wie Bären gekleidet waren, und dieſes ſo natürlich, daß man ſie für wirkliche Bären halten mußte. Sie kamen ſchnell aus einer Straſſe heraus mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen, den Spieß auf der Schulter, nahmen den König in die Mitte, und ſo bis hin zur Kirche, zum großen Gelächter des ganzen Hofes. Eben ſo führten ſie den König bis zu ſeiner Wohnung, vor welcher ſie viele tauſend Bärenſprünge und Poſſen machten, ſie kletterten wie Bären an den Häuſern, an den Säulen und Bogengängen hinauf und erhuben ein Geſchrey, das ganz natürlich dem Brummen der Bären glich. Da ſie ſahen, daß dem König dieſes gefiel, verſammelten ſie ſich alle hundert und fiengen ein ſolches entſetzliches Hurra an, daß die Pferde, welche unten vor dem Hauſe mit der Dienerſchaft hielten, ſcheu wurden, und über alles hinrennten, welches den Spaß ſehr vermehrte, obgleich viele Leute dabey verwundet wurden. Demohngeachtet machten ſie noch einen Rundtanz, wo die Schweizer ſich auch darein miſchten.

Von da gieng der König über den Berg Cenis nach Piemont, wo ſein Vater Franz der Erſte ſchon den Prinzen von Melphe zum Vicekönig eingeſetzt hatte. Dieſer Prinz, als er dem König entgegengegangen war, erzeigte Vieillevillen beſondere Ehre, ſo daß er ihm ſelbſt Quar-

(Die Prinzeſſin ſtutzt; er bemerkt es und fährt mit einer leichten Galanterie fort.)

Denn wer,
Wer wird es dieſen Roſenwangen glauben,
Daß Leidenſchaft in dieſer Bruſt gewühlt?
Läuft eine Fürſtin Eboli Gefahr,
Umſonſt und unerhört zu ſeufzen? Liebe
Kennt der allein, der ohne Hoffnung liebt.

Prinzeſſin

(mit ihrer ganzen vorigen Munterkeit).

O ſtill! Das klingt ja fürchterlich. — Und freilich
Scheint dieſes Schickſal Sie vor allen andern,
Und vollends heute — heute zu verfolgen.

(Ihn bei der Hand faſſend, mit einſchmeichelndem Intereſſe.)

Sie ſind nicht fröhlich, guter Prinz. — Sie leiden —
Bei Gott, Sie leiden ja wohl gar. Iſt's möglich?
Und warum leiden, Prinz? bei dieſem lauten
Berufe zum Genuß der Welt; bei allen
Geſchenken der verſchwendriſchen Natur
Und allem Anſpruch auf des Lebens Freuden?
Sie — eines großen Königs Sohn, und mehr,
Weit mehr als das, ſchon in der Fürſtenwiege
Mit Gaben ausgeſtattet, die ſogar
Noch Ihres Ranges Sonnenglanz verdunkeln?
Sie — der im ganzen ſtrengen Rath der Weiber
Beſtochne Richter ſitzen hat, der Weiber,
Die über Männerwerth und Männerruhm
Ausſchließend ohne Widerſpruch entſcheiden?
Der, wo er nur bemerkte, ſchon erobert,
Entzündet, wo er kalt geblieben, wo

tier in Turin machte, und die Leute des Connetables von Montmorency aus mehrern Wohnungen, die ſie beſtellt hatten, herauswerfen ließ, um ſie für Vieilleville aufzubewahren, welches der Connetable ſehr übel aufnahm, und dem Prinzen merken ließ, daß es dem Reiſemarſchall zuſtände, jeden nach ſeinem Rang zu logieren. Hierauf ſagte ihm der Prinz: „Herr, wir ſind über den Bergen „hüben — wenn Sie drüben ſind, befehlen Sie in Frank„reich, wie Sie wollen, und ſelbſt durch den Stock, hier „aber iſt es anders, und ich bitte mir aus, keine Anord„nung zu machen, die nicht befolgt werden würde." Der Prinz gieng in ſeiner Achtung gegen Vieilleville ſo weit, daß er oft die Parole bey ihm abholen ließ, und gab nie zu, daß die, welche der Connetable für die Haustruppen des Königs gab, allgemein gelten ſollte. Vieilleville, als feiner Hofmann, machte jedoch ſo wenig als möglich Gebrauch von dieſen Auszeichnungen, um die andern Großen nicht aufzubringen. Es wendete ſich alles nur an ihn, um Befehle im Dienſt des Königs zu erhalten. Bey ſeinem Aufſtehen und Niederlegen waren alle Capitains zugegen, er hielt aber auch offene Tafel und dieſe war ſo reich beſetzt, daß die Tafel des Prinzen von Melphe ſehr mager dagegen ausſah.

Unterdeſſen bekam der König Nachricht, daß ein Aufſtand in Guyenne ausgebrochen, und man zu Bourdeaux den Gouverneur und andere beym Salzweſen angeſtellte Offiziere umgebracht hatte. Der Connetable ſtellte dem König vor, daß dieſes Volk immer rebelliſch ſey, und daß man die Einwohner dieſer Gegend gänzlich ausrotten müſſe. Er bot ſich auch ſelbſt an, dieſes ins Werk zu richten. Der König ſchickte ihn zwar dahin ab, befahl aber doch, nur die Schuldigen nach der Strenge zu beſtrafen und gute Mannszucht zu halten. Auch gab er ihm den Herzog von Aumale mit, den Vieilleville begleitete. Der Volksaufſtand hatte ſich bey Annäherung der Truppen bald zerſtreut, ſo daß der Connetable ganz ruhig in Bourdeaux einziehen konnte, wo er binnen eines Monats gegen hundert und vierzig Perſonen durch die ſchmerzhafteſten Todesarten hinrichten ließ. Beſonders wurden die 3 Rebellen, welche die königlichen Offiziere ins Waſſer geworfen hatten, mit den Worten: „Geht ihr Herrn, und „ſalzet die Fiſche in der Charente" auf eine ſehr ſchreckliche Art gerädert und dann verbrannt mit den Worten in der Sentenz: „Gehe hin, Canaille, und brate die Fiſche „der Charente, die du mit den Körpern von deines Königs Dienern geſalzen haſt."

Auf dem ganzen Weg nach Bourdeaux hatte Vieilleville die Compagnie des Marſchalls von St. Andre', deren Lieutenant er war, geführt und dabey ſo gute Mannszucht gehalten, daß alles wie im Wirthshaus bezahlt wurde. Er ſtieg ſogar nicht eher zu Pferde, bis ſeine Wirthe ihm geſchworen hatten, daß ſie alles richtig erhalten. Als er mit dieſer Compagnie in ein groſes Dorf drey Stunden von Bourdeaux kam, fanden ſeine Reitknechte unter dem Heu und Stroh, eine groſe Anzahl ſehr ſchöner Piken, Feuerröhren, Pickelhauben, Kuiraſſe, Helme, Schilde und Hellebarden verſteckt. Der Wirth, den er darüber unter vier Augen zur Rede ſetzte, antwortete mit Angſt und Zittern, daß ſeine Nachbarn dieſe Waffen hierher verſteckt hätten, weil ſie wohl wüßten, daß er ein unſchuldiger Mann ſey. Und weil ich, ſetzte er hinzu, in den zwey Tagen, ſo ihr bey mir ſeyd, von Niemanden nur ein hartes Wort erhalten, ſo will ich euch noch mehr ſagen, daß fünf und dreyßig Koffer und Kiſten von verſchiedenen Edelleuten, die ſich in ihrem Haus nicht ſicher glauben, hierher gebracht worden, die ich habe einmauern laſſen, weil es bekannt iſt, daß ich nie mit dieſen Unweſen etwas zu thun gehabt; ich bitte Euch aber, gnädiger Herr, haltet darüber, daß weder ſie noch ich Schaden leiden. Vieilleville, der wohl ſahe, daß er unſchuldig, aber ein armer Tropf ſey, befahl ihm, niemand etwas davon zu entdecken; die Waffen aber öffentlich in eine Scheune zu verſchlieſſen und ſtellte ihm ein Zeugniß aus, daß er ſelbſt ſie erkauft und bezahlt habe und abholen laſſen würde. Er ſollte ſich nur an ihn wenden, wenn man Gewalt brauchen wollte. Gerührt von dieſer menſchlichen Behandlung, wollte dieſer Mann, der das Leben verwirkt zu haben glaubte, ihn faſt anbeten und bat auf den Knien, wenigſtens die Waffen anzunehmen, beſonders die Piken, die ganz neu und ſehr ſchön wären. Allein Vieilleville wurde aufgebracht und befahl ihm, wenn er nicht der Gerechtigkeit überliefert ſeyn wollte, zu ſchweigen.

In einem Dorfe, eine Stunde von Bourdeaux blieb die Compagnie in Garniſon; er ſelbſt aber nahm ſeine Wohnung in Bourdeaux bey einem Parlamentsrath Valvyn. Dieſer kam ihm gleich entgegen, und ſchätzte ſich glücklich, einen Mann von ſolcher Denkungsart und Anſehen in ſeinem Haus zu haben, und deſto mehr, da er auf falſche Anklagen von dem Connetable ſehr gedrückt, ja ſogar Hausgefangener ſey. Vieilleville ſicherte ihm allen Beiſtand zu und verſprach, ſeine Sache zu vertheidigen. Kaum war er in den Saal getreten, ſo erſchien auch die Frau von Valvyn mit zwei Töchtern von außerordentlicher Schönheit. Sie war noch ganz verwirrt von einem Schrecken, den ſie in der vorigen Nacht gehabt, da man in dem Hauſe ihrer Schweſter, der Wittwe eines Parlamentsraths einbrechen wollen, ſie hatte deswegen ihre zwey Nichten hieher geflüchtet und empfahl ihm die Ehre dieſer vier Mädchen auf das dringendſte. Sie warf ſich vor ihm auf die Knie, allein Vieilleville hob ſie auf, und ſagte ihr, daß er auch Töchter habe. Er würde eher das Leben, als ihnen etwas Leides geſchehen laſſen. Da ſich die Mutter ſo getröſtet ſah, fing ſie nunmehr an zu erzählen, daß die Leute des Herrn, der bey ihrer Schweſter wohnte, und Graf Sancerre hieß, und beſonders ein junger Edelmann die Thüre in der Mädchen Kammer habe eintreten wollen, daß die Mädchen aber zum Fenſter hinaus auf das Reiſig geſprungen ſeyen und ſich hierher geflüchtet hätten. Vieilleville fragte ſie, ob es nicht der Baſtard von Beuil ſey? — So heißt er, ſagten ſie. — „Nun da muß man ſich nicht wundern, verſetzte Vieille-

„ville, bey dem Sohn einer H.... iſt für Mädchen von „Ehre in dergleichen Dingen nie Friede, noch Sicherheit, „denn es verdrießt ihn, daß nicht alle Weiber ſeiner Mutter gleichen." Indem kam auch die Wittwe an, und klagte, daß der Baſtard ſie mishandelt und von ihr verlangt habe, die Mädchen ihm auszuliefern. Nach dem Eſſen gieng Vieilleville zum Connetable, wo er Sancerre das üble Betragen ſeines angenommenen Sohnes vorſtellte. Der Graf von Sancerre, um des Vieilleville Hauswirth zu beſänftigen, ging mit ihm zum Abendeſſen nach Hauſe, wo er ſelbſt ſeine Entſchuldigung machte, und ſie für die Zukunft ſicher zu ſtellen ſuchte; allein ſie trauten auch ihm nicht, und kamen, ſolang die Armee in Bourdeaux war, nicht mehr aus ihrer Freiſtatt. Sie erſparten ſich dadurch viele Unannehmlichkeiten und Schande, die den andern Bürgern wiederfuhr, denn alle Einwohner der Stadt ohne Ausnahme des Geſchlechts mußten auf den Knien Abbitte thun, allein die Familie Valvyn blieb davon weg, obgleich der Connetable Vieillevillen erinnern ließ, ſie nicht zurückzuhalten, worauf dieſer aber ganz erzürnt ſich erklärte: wenn man ſeine Hausleute zu dieſer ſchimpflichen Abbitte zwingen wollte, ſo werde er ſelbſt mit ihnen kommen, er verſichere aber, daß kein geringer Lerm darüber entſtehen ſollte.

Es geſchah öfters, daß von den Compagnien, die auf dem Dorfe lagen, mehrere Soldaten nach Bourdeaux kamen, um ſich Bedürfniſſe einzukaufen, oder auch, um die Hinrichtungen mit anzuſehen. Einer von den Gendarmen und zwey Bogenſchützen machten ſich dieſes zu Nutze und meldeten dem Pfarrer ihres Dorfs, zwey von denen, die ſie hätten hängen ſehen, hätten ausgeſagt, daß er mit ihnen die Sturmglocke in ſeiner Kirche geläutet habe. Sie hätten daher den Auftrag, ihn gefangen zu nehmen, würden ihn aber entwiſchen laſſen, wenn er ihnen eine ſchöne Summe gäbe. Der arme Pfarrer, der ſich nicht ganz ſchuldlos fühlte, verſprach ihnen achthundert Thaler; aber auch hiermit noch nicht zufrieden, erpreßten ſie von ihm, den Dolch an der Kehle, das Geſtändniß, wo er die reichen Geräthſchaften der Kirche hinverſteckt hätte. Die Furcht vor dem Tod ließ ihn alles geſtehen. Sie banden ihn darauf in einer entfernten Stube feſt und beſchloſſen, wenn ſie ihren Schatz in Sicherheit gebracht haben würden, ihn umzubringen. Allein der Neffe des Pfarrers lief nach Bourdeaux, Vieillevillen davon zu benachrichtigen, der ſich ſogleich zu Pferde ſetzte, und ohne daß die Böſewichter etwas davon merkten in der Pfarrwohnung abſtieg, eben da ſie mit drey reich beladnen Pferden darauf abziehen wollten. Den erſten, der ihm vorkam, ſtieß er ſogleich im Zorn nieder, mit den Worten: Nichtswürdiger, was? ſind wir Ketzer, daß wir auf die Prieſter losgehen und Kirchen beſtehlen? Die andern zwey wurden von ihren Cameraden ſelbſt getödet, damit die Compagnie nicht beſchimpft würde, wenn ſie am Galgen ſtürben. Den Pfarrer fand man gebunden und zwey Knechte bey ihm, die ihm das Meſſer an der

Kehle hielten, daß er nicht ſchreyen ſollte. Er warf ſich vor Vieilleville nieder und dankte für ſein Leben und die Wiedererſtattung ſeines Vermögens, dieſer befahl ihm, die drey Todten zu begraben, und eine Meſſe für ihre Seele zu leſen.

Nachdem nun der Connetable in dieſer Stadt ein ſchreckliches Beyſpiel ſeiner Strenge in der Beſtrafung der Aufrührer gegeben, ließ er die Armee auseinander gehen, die ſtehen bleibende Compagnie aber wurde von ihm gemuſtert. Im Scherze ſagte er zu Vieilleville, daß er ſelbſt der Commiſſaire bey ſeiner Compagnie ſeyn würde, denn er hätte vernommen, daß die Compagnie des Marſchalls von St. André nicht vollzählig, noch equipiert ſey, hinreichende Dienſte zu thun, und daß er wohl wüßte, wie nur zwanzig Dienſtpferde darinnen wären. Vieilleville bat ihn darauf ganz beſcheiden, bey der Verabſchiedung, ſeiner Compagnie nicht zu ſchonen, wenn er ſie ſo befände. Aber er ſolle wohl acht haben, daß wenn er ihm ſelbſt die Ehre anthun wollte, ſeine Compagnie zu muſtern, es ihm nicht gehe, wie den andern Commiſſairen. Und wie dann, fragte ihn der Connetable, der ſich verſtellte, es geſchehe ihnen etwas unangenehmes: ich behalte Sie zum Mittagseſſen; antwortete Vieilleville. Auch fand der Connetable bey der Muſterung zu groſſer Bewunderung aller Anweſenden dieſe Compagnie in vortreflichem Stande. Sie nahm ein großes Feld ein und ſchien über ſechshundert Pferde ſtark, denn er hatte die Reitknechte, ſo die Handpferde ihrer Herrn ritten, in einiger Entfernung neben der Compagnie ſtellen laſſen und nicht hinter ihnen, wie es ſonſt gewöhnlich. Er ſelbſt kam den Connetablen und allen Groſſen, die ihn begleiteten auf einem prächtigen Apfelſchimmel, der auf zweitauſend Thaler geſchätzt wurde, vor der Compagnie entgegen und zeigte da, wie er ſein Pferd wohl zu reiten verſtünde. Er gab hierauf dem Connetable und allen dieſen Herrn in einem Feld neben dem Dorf ein vortrefliches Gaſtmahl unter Hütten, die er aus Zweigen hatte ſehr artig aufrichten laſſen.

Von Bourdeaux aus führte er ſeine Compagnie in ihre gewöhnliche Garniſon nach Xaintonge und gieng ſodann nach Hauſe, wo die Heirath des jungen Marquis von Eſpinay mit ſeiner Tochter vollzogen wurde, bey welcher Gelegenheit eine unzählige Menge Fremder ſich einfand, die alle auf das beſte und koſtbarſte bewirthet wurden. Auch ſchlichtete er mehr als zehen Ehrenhändel, die zwiſchen braven und tapfern Edelleuten und Offizieren in der Nachbarſchaft entſtanden waren, und ob er ſie gleich ſehr verwirrt fand, ſo wußte er ſie doch, vermöge der groſſen Fertigkeit, die er im Umgang mit ſo vielen Na- ionen und ſeit ſo langen Jahren erhalten, ſehr wohl aus- inander zu ſetzen und auszugleichen, ſo daß man in die- er Art Händel ſich von allen Seiten an ihn wendete, ſo- ar die Marſchälle von Frankreich, die das oberſte Ge- icht über die Ehre des Franzöſiſchen Adels ausmachten.

Kaum acht Tage nach der Hochzeit wurde Vieille- ille nach Hofe beordert, wohin er auch gleich den jungen

Espinay mit ſich nahm, denn er ſollte keine Gelegenheit verſäumen, ſich zu zeigen, und er vermuthete, daß man den Engländern, gleich nach dem Einzug des Königs, Boulogne wieder nehmen würde. Eines Tages kam der Schwager des Marſchalls von St. André', d'Apechon, nebſt dem Herrn von Sennecterre, Byron, Forguel und La Roue zu ihm und überbrachten ein Brevet, vom König unterzeichnet, worinn ihm und den Ueberbringern dieſes das confiſcirte Vermögen aller Lutheraner in Guyenne, Limoſin, Quercy, Perigord, Xaintonge und Aulnys geſchenkt wurde. Sie hatten ihn vorgeſchoben, um deſto gewiſſer dieſes beträchtliche Geſchenk, das nach Abrechnung aller Koſten der Erhebung jedem zwanzig tauſend Thaler tragen konnte, zu erhalten. Vieilleville dankte ihnen dafür, daß ſie bey dieſer Gelegenheit an ihn gedacht hätten, erklärte aber, daß er ſich durch ein ſo gehäſſiges und trauriges Mittel nie bereichern würde, denn es wäre nur darauf abgeſehen, das arme Volk zu plagen und durch falſche Anklagen ſo manche gute Familie zu ruinieren. Es wäre ja kaum der Connetable aus dieſem Land mit ſeiner groſſen Armee, die ſchon ſoviel Schaden angerichtet, auch hielte er es unter ſeiner Würde und gegen alle chriſtliche Pflicht, die armen Unterthanen des Königs noch mehr ins Unglück zu bringen und eher würde er ſein Vermögen dazu verlieren, als daß ſein Nahme bey dieſen Confiſcationen in den Gerichten herumgezogen würde. — „Denn, ſetzte er hinzu, wir würden in allen Parlamentern einregiſtriert werden und den Ruf als Volksfreſſer

„verdienen; für zwanzigtauſend Thaler den Fluch ſo vieler „Weiber, Mädchens und Kinder, die im Spital ſterben „müſſen, auf ſich zu laden, heißt ſich zu wohlfeil in die „Hölle ſtürzen. Ueberdem würden wir alle Gerichtsperſonen, in deren Profit wir greifen, zu Gegnern und „Todfeinden haben.“ Er zog darauf ſeinen Dolch und durchlöcherte das Brevet, worauf ſein Nahme ſtand, eben dieſes that nun auch d'Apechon, der ganz ſchamroth worden war, und Byron; ſie giengen alle drey davon und lieſſen das Papier auf der Erde liegen. Die andern aber, welche ſchon gar zu ſehr auf dieſen Profit gezählt hatten, waren ſehr unwillig über die Gewiſſenhaftigkeit Vieilleville's, hoben das Brevet auf, und zerriſſen es unter groſſen Flüchen in tauſend Stücke.

Kurz darauf wurde Boulogne von dem König belagert, wobei denn auch Vieilleville und ſein Schwiegerſohn Eſpinay zugegen waren. Eines Tages fiel ihm ein, daß, wie er in England Geſandter geweſen, der Herzog von Sommerſet ihm einige Stichelreden über die Bravour der Franzoſen gegeben hatte. Vieilleville bat daher den Hrn. von Eſpinay, ſich in ſeine beſte Rüſtung zu werfen, wie an dem Tag einer Schlacht. Eben ſo zog er ſelbſt ſich an, nahm noch drey Edelleute mit und ritt mit dieſem Gefolge ganz in der Stille vor die Thore von Boulogne. Der Trompeter bließ und man verlangte zu wiſſen, was er wollte? Er fragte, ob der Herzog von Sommerſet in dem Platz ſey — Vieilleville wäre hier und wollte eine

Er glühen will, mit Paradieſen ſpielen
Und Götterglück verſchenken muß — Der Mann,
Den die Natur zum Glück von Tauſenden
Und *Wenigen* mit gleichen Gaben ſchmückte,
Er ſelber ſollte elend ſeyn? — O Himmel,
Der du ihm Alles, Alles gabſt, warum,
Warum denn nur die Augen ihm verſagen,
Womit er ſeine Siege ſieht?

Karlos
(der die ganze Zeit über in die tiefſte Zerſtreuung verſunken war, wird durch das Stillſchweigen der Prinzeſſin plötzlich zu ſich ſelbſt gebracht und fährt in die Höhe).

Vortrefflich!
Ganz unvergleichlich, Fürſtin. Singen Sie
Mir dieſe Stelle doch noch einmal.

Prinzeſſin (ſieht ihn erſtaunt an).

Karlos,
Wo waren Sie indeſſen?

Karlos (ſpringt auf).

Ja, bei Gott!
Sie mahnen mich zur rechten Zeit. — Ich muß,
Muß fort — muß eilends fort.

Prinzeſſin (hält ihn zurück).

Wohin?

Karlos (in ſchrecklicher Beängſtigung).

Hinunter
In's Freie. — Laſſen Sie mich los. — Prinzeſſin,
Mir wird, als rauchte hinter mir die Welt
In Flammen auf —

Lanze brechen. Es wurde ihm geantwortet, daß der Herzog krank in London liege, obgleich es allgemein hieß, daß er in Boulogne ſey. Er fragte darauf, ob nicht ein anderer tapferer Ritter von Rang auf den Platz kommen wollte, allein es zeigte ſich niemand. „Wenigſtens, „ſagte er, wird doch vielleicht ein Sohn eines Mylords „ſich finden, der mit einem jungen Herrn aus Bretagne, „Eſpinay, der noch nicht zwanzig Jahre hat, ſich meſſen „will; Er komme, damit wir nicht ins Lager wieder „zurückkommen, ohne uns gemeſſen zu haben, denn es „geht um die Ehre Eurer Nation, wenn ſich niemand „zeigt.“ Endlich zeigte ſich der Sohn des Mylord Dudley auf einem ſchönen ſpaniſchen Pferd mit einem prächtigen Gefolge. Sobald ihn einer von Vieilleville's Gefolge geſehen hatte, ſagte dieſer zu Eſpinay: „dieſer Mylord iſt Euer, ſeht Ihr nicht, wie er auf engliſche Art „reitet, er berührt ja faſt den Sattelknopf mit ſeinen Knien. „Sitzet nur feſt und ſenkt Eure Lanze nicht eher, als drey „oder vier Schritte vor ihm, denn wenn Ihr ſie ſchon von „weitem herunterlaßt, ſinkt die Spitze, Ihr verliehrt den „Augenpunkt, denn das Auge wird von dem Viſier geblendet.“ Es wurde darauf der Vertrag von beiden Seiten gemacht, daß, wer ſeinen Feind zur Erde würfe, ihn nebſt Pferd und Rüſtung gefangen wegführen ſollte.

Jetzt ritten ſie jeder an ſeinen Platz, legten die Lanze ein und ſtieſſen aufeinander, der Engländer ſtürzte und ließ ſeine Lanze fallen, die vorbeigegangen war. Eſpinay atte ihm einen ſo ſtarken Stoß in die Seite gegeben, daß ie Lanze brach. Sogleich ſpringt Taillade', einer aus Eſpinay's Gefolge vom Pferd herunter und ſchwingt ſich uf Dudley's ſpaniſches Roß, die andern heben dieſen on der Erde, der Trompeter bläſt Victoria, und nun ilen ſie mit ihren Gefangenen dem Lager zu und verlaſſen n ziemlicher Verwirrung die Engländer.

Der König hatte indeſſen ſchon Nachricht davon er- alten und zog ihnen mit vielen Groſſen entgegen. Kaum atten ſie ihn erblikt, ſo ſtiegen ſie vom Pferd und Eſpinay ſtellte ſeinen Gefangenen vor, und übergab ihn dem König; dieſer, indem er ihn wieder zurückgab, zog ſeinen Degen und ſchlug ihn zum Ritter.

Bald darauf nöthigte ein erſchrecklicher Sturm den König das Lager von Boulogne aufzuheben und ſeine Armee zurückzuziehen. Der junge Dudley bat jezt, da ſie weiter ins Land kamen, dem Herrn von Eſpinay ſeine Ranzion zu beſtimmen, er könne nicht weiter und habe ringende Geſchäfte in England. Einer von ſeinen Leu- en nahm den Leztern auf die Seite und ſagte ihm, daß Dudley in die Tochter des Grafen von Bethfort verliebt, nd auch alles in Richtigkeit ſey, ſie zu heurathen. Als Eſpinay dieſes hörte, ſagte er ihm, daß er gehen könne, wenn es ihm beliebe, er verlange nur von ihm, des Hauſes Eſpinay eingedenk zu ſeyn, die nicht in Krieg ziehen, um reich zu werden, denn ſie hätten ſchon genug.

ſondern um Ehre zu erwerben und den alten Ruhm ihrer Familie zu befeſtigen. Doch wolle er gerne von ihm vier der ſchönſten engliſchen Stutten annehmen, eine Großmuth, über welche Dudley nicht wenig verwundert war.

Die Horen

eine Monatsſchrift

herausgegeben von Schiller.

Eilfter Band.

Tübingen
in der J. G. Cottaiſchen Buchhandlung
1797.

Universitäts-
Bibliothek
München

0 03/3066

Die Horen

Jahrgang 1797

Siebentes Stück.

Tübingen
in der J. G. Cottaischen Buchhandlung
1797.

Innhalt des ſiebenten Stüks.

I. Verſuch über das Kunſtſchöne. Seite 1

II. Briefe von Amanda und Eduard. Fortſetzung. — 38

III. Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Marſchalls von Vieilleville. Fortſetzung. — 60

IV. An Sie. — 88

V. Zuverſicht. — 99

Die Horen.

Dritter Jahrgang. Siebentes Stück.

I.

Verſuch über das Kunſtſchöne.

Vielleicht war nie ein Zeitalter, wo der menſchliche Geiſt mehr beſchäftiget war, jede Art von Kenntniſſen auf urſprüngliche und allgemeine Grundſätze zurückzuführen, wie das unſrige. Sowohl das Schöne überhaupt, als deſſen nähere Anwendung auf diejenigen Künſte und Wiſſenſchaften, welche die Alten unter den artes ingenuae et liberales begriffen, und die Neuern mit dem Namen der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften belegt haben, iſt ein Lieblingsſtudium für den Virtuoſen, wie für den ſchönen Geiſt, für den Künſtler, wie für den Philoſophen geworden. Wenn man den Werth der Schriften dieſer Klaſſe nach ihrer Menge beurtheilen ſollte, ſo müßte man vermuthen, daß dieſe Materie ſchon mehr als erſchöpft wäre. Ich mache gar keinen Anſpruch, die Anzahl dieſer Art Schriften mit einer neuen zu vermehren; indeſſen da

Prinzeſſin (hält ihn mit Gewalt zurück).
Was haben Sie? Woher
Dies fremde, unnatürliche Betragen?
(Karlos bleibt ſtehen und wird nachdenkend. Sie ergreift dieſen Augenblick, ihn zu ſich auf den Sopha zu ziehen.)
Sie brauchen Ruhe, lieber Karl — Ihr Blut
Iſt jetzt in Aufruhr — ſetzen Sie ſich zu mir —
Weg mit den ſchwarzen Fieberphantaſien!
Wenn Sie ſich ſelber offenherzig fragen,
Weiß dieſer Kopf, was dieſes Herz beſchwert?
Und wenn er's nun auch wüßte — ſollte denn
Von allen Rittern dieſes Hofs nicht Einer,
Von allen Damen keine — Sie zu heilen,
Sie zu verſtehen, wollt' ich ſagen — keine
Von allen würdig ſeyn?

Karlos (flüchtig, gedankenlos).
Vielleicht die Fürſtin
Von Eboli —

Prinzeſſin (freudig, raſch).
Wahrhaftig?

Karlos.
Geben Sie
Mir eine Bittſchrift — Ein Empfehlungsſchreiben
An meinen Vater. Geben Sie! Man ſpricht,
Sie gelten viel.

Prinzeſſin.
Wer ſpricht das? Ha! ſo war es
Der Argwohn, der dich ſtumm gemacht!

Karlos.
Wahrſcheinlich
Iſt die Geſchichte ſchon herum. Ich habe

ich es übernehme, eine kritiſche Geſchichte der ſchönen Künſte zu geben, ſo kann ich mich nicht von der Pflicht losſagen, den Punkt der Anſicht aufzuſtellen, aus welchem ich mein Unternehmen betrachte.

Es könnte vielleicht intereſſant ſeyn, hier einen kritiſchen Blik über die bekannteſten Schriften dieſer Klaſſe zu werfen. Allein, ich habe Urſache zu fürchten, daß dieſer weite Umweg mich vielmehr von meiner Abſicht entfernen, als mich meinem Endzweck näher bringen dürfte.

Es iſt allerdings kein geringer Vortheil für jeden, der kritiſche Geſchichte, über was immer für eine Materie, zu ſchreiben übernimmt, wenn die Grundlinien, nach welchen er ſeine Beurtheilung einzurichten hat, ſchon gezogen ſind, und er dabei vorausſetzen kann, daß ſeine Leſer ſich mit denſelben mehr oder weniger bekannt gemacht haben. Ich befinde mich nicht in dieſem glücklichen Falle. Vielmehr habe ich Urſache zu glauben, daß mein Unternehmen, und die Weiſe daſſelbe anzuſehen, vielleicht leichtern Eingang und eine beſſere Aufnahme finden dürfte, wenn nicht ſelbſt Männer, welche in manchen andern Rükſichten die Hochachtung der Nachwelt, wie der Zeitgenoſſen verdienen, über die nehmlichen oder ähnliche Gegenſtände ſo vieſeitig geſchrieben hätten.

Jeder, der ſich mit dergleichen Schriften vertrauter gemacht hat, wird mir leicht einräumen, daß ſowohl der Begriff des Schönen überhaupt, als die Grundſätze der ſchönen Künſte insbeſondere auf eine Weiſe verworren worden ſind, daß der Faden nicht leicht ergriffen werden dürfte, der aus dieſem Labyrinth herausleitet. Ich werde von dieſer Materie nur ſo viel berühren, als ich es für meine Abſicht nöthig erachte, mit dem Wunſche, mich meinen Leſern mit wenigem ſo faßlich machen zu können, wie möglich.

Allgemeine Idee von dem Urſprung der ſchönen Künſte.

Die ſchönen Künſte haben ihre urſprüngliche Entſtehung nicht dem Gefühl am Schönen, ſondern dem Bedürfniß zu verdanken. Die erſten Menſchen gruben Höhlen, und erbauten Hütten nicht nach den Geſetzen der Feſtigkeit, des Ebenmaſſes und angenehmer Verhältniſſe, ſondern um ſich vor Kälte, Näſſe, Wärme und dem Anfalle reiſſender Thiere zu ſchützen. Das Zeichnen und Mahlen, die Plaſtik und Sculptur ſind urſprünglich bloß erfunden, um ſich durch Zeichen den Abweſenden und den Nachkommen verſtändlich zu machen. Die erſten Verſuche in den bildenden Künſten war Bilderſchrift bey allen Völkern, ehe man die Wiſſenſchaft, die Sprachtöne mit Zeichen zu fixieren, erfunden hatte. Auf ſolche Weiſe entſtanden die Hieroglyphen bey den Egyptern, und die Figurenſchrift bey den Mexikanern.

Nach dieſen rohen Verſuchen gieng dann die nähere Anwendung auf Bildniſſe, auf Gegenſtände religiöſer Verehrung, auf Nachbildung gewiſſer Thaten, oder auch auf allegoriſche Zuſammenſetzungen. Die meiſten Völker blieben bey dieſer unförmlichen Nachahmung ſtehen. Ihre

Kunſt beſchränkte ſich auf Bilderſchrift für den Verſtand und das Gedächtniß. Andere Völker, durch einen ſtärkern Trieb zum Angenehmen gelokt, ſchritten in der Nachahmung allmählig weiter. Die Griechen waren es vorzüglich, unter denen ſich nach und nach der Sinn für das Kunſtſchöne bis zur höchſten Vollkommenheit entwickelte. Ehe wir weiter gehen, das Kunſtſchöne näher zu beſtimmen, wird es nöthig ſeyn, zu ſehen, welchen Begriff wir mit dem Wort Schön überhaupt verbinden.

Drei Quellen unſerer angenehmen Empfindung.

Der Menſch iſt geneigt, jede Art ſeiner Empfindungen, deren ſeine Natur fähig iſt, auf ihre Quellen, woraus er glaubt, daß ſie flieſſen, zurückzuführen, und mit Worten zu fixieren. Man hat geglaubt, alle dieſe Quellen in drei Hauptbegriffe zuſammenfaſſen zu können. Alle unſere angenehme Empfindungen haben entweder das Wahre, das Gute, oder das Schöne zum Grunde.

Unter dem erſten dieſer drei Begriffe ordnen wir alle angenehmen Gefühle, welche von dem Erkenntnißvermögen herrühren, *daß eine Sache, ein Ding, vielmehr ſo, als anders ſey.* Nach dem Grade der Gewißheit, oder Wahrſcheinlichkeit, nach der Wichtigkeit, nach dem Grade unſerer Bemühung und beſonders unſerer Selbſtwirkung, wird unſere Empfindung mehr oder weniger durch das Wahre afficiert. Das Wahre iſt die Grundquelle unſerer angenehmen Empfindungen und gleichſam die Baſis des Guten und Schönen.

Unter dem zweiten Begriff Gut ſetzen wir alle angenehmen Empfindungen, welche von der Erkenntniß, oder von dem Empfindungsvermögen herrühren: daß eine Sache oder eine Handlung eine richtige Beziehung zum Endzwek habe. Die Empfindungen ſind mehr oder weniger lebhaft, nach dem Grade des Umfanges, der Wichtigkeit, der nähern Beziehung auf uns ſelbſt, vorzüglich durch eigene Bewirkung und Hervorbringung des Guten. Man theilet es in das moraliſche und phyſiſche ein. Das erſte afficiert den innern Sinn; das zweite thut den äußern Sinnen wohl.

Unter dem dritten Begriff Schön faſſen wir alle angenehmen Gefühle zuſammen, welche individuell von dem Empfindungsvermögen der beiden Sinne des Geſichtes und Gehöres, oder von einer durch dieſe erweckten lebhafteren Phantaſie herkommen. Der Begriff des Schönen ſcheinet anfänglich in dem Begriff des Guten zu liegen. Daher auch der Sprachgebrauch dieſe Worte zuweilen zu verwechſeln ſcheinet; allein eine nähere Unterſuchung wird uns lehren, daß dieſe Verwechslung entweder unrichtig iſt, oder aber daß beide ungeachtet ihrer Annäherung im Grunde weſentlich verſchiedene Ideen bezeichnen.

Etimologiſcher Begriff des Wortes Schön.

Ich glaube, daß das beſte ſeyn möchte, auf den etimologiſchen Urſprung des Wortes Schön Rückſicht zu nehmen, um ſowohl den Sprachgebrauch des Wortes, als ſeine vielbedeutende Ideenbezeichnung feſtzuſezen.

Schön kommt von Scheinen her. Alles ſcheinet, was ein Leuchten, einen Glanz, einen Schimmer von ſich giebt, wie das Sonnenlicht und die Farben. Scheinen iſt urſprünglich bloß ein Begriff des Geſichtes und auch das Wort Schön. Das Auge heftet ſich an jeden Schein; in dieſem beſteht ſein Wirken. Dunkelheit ſezet das Organ außer Thätigkeit, und indem ſie ihm die Gegenſtände entzieht, ſo giebt ſie dem Geſicht ein Gefühl des Unbehagens. Dunkelheit iſt der Feind des Augenſinnes. Jeder Schein hingegen giebt dem Auge ſchon einen Grad des Angenehmen, bloß dadurch, daß es thätig und wirkſam ſeyn kann. Mit dem Tageslichte hängt die Thätigkeit aller lebenden Weſen an. Dunkelheit hingegen iſt Ruhe, Schlaf, Tod, Aufhören des Wirkens. Dunkelheit iſt mit Verdacht, Schrecken, Entſezen erfüllt. — Schein giebt Muth, Freude, Thätigkeit. Der Sprachgebrauch nennt daher einen ſonnenhellen Tag, einen ſchönen Tag, ein vom Monde oder den Sternen erhellte Nacht, eine ſchöne Nacht; gleichſam um zu ſagen: ein ſcheinender Tag, eine ſcheinende Nacht. So liegt in dem Wort Scheinen das angenehme Gefühl des Schönen. Der Sprachgebrauch zog nach und nach die Linie zwiſchen Scheinen und Schön, um durch das erſte Wort blos den abſoluten Begriff von Licht zu bezeichnen, durch das zweite aber zugleich den Begriff eines angenehmen Lichtes.

Wir verwechſeln auch niemals das Wort Schön mit Gut, ſo oft wir von Licht, Glanz und Farben abſtract ſprechen. Man ſagt die ſchöne Sonne, der ſchöne Himmel (vom Horizont ſprechend) das ſchöne Grün der Fluren, die ſchöne Roſe, der ſchöne Bach. Wenn wir aber dieſe Gegenſtände gut nennen, ſo bezeichnet es ſchon einen Beziehungsbegriff des Nutzens. Zum Beiſpiel: die Sonne iſt gut, um die Früchte der Erde zur Reife zu bringen; der Mond iſt gut, um zu bleichen; dieſe rothe Farbe iſt gut, das iſt, dauerhaft, ächt, geſchikt für dieſe oder jene Abſicht; die Roſe riechet gut, u. ſ. w.

Alles dieſes beweiſet uns die urſprüngliche Ableitung des Wortes Schön von Scheinen, und daß Schön in dem eigentlichſten Verſtande nur von Farben gilt. Nach dieſem urſprünglichen Verſtande des Begriffes Schön wäre die Farbe, welche die meiſten Lichtſtrahlen in ſich faßte, und am wenigſten gemiſcht wäre, die ſchönſte. Das Weiſſe würde in dieſer Ordnung das ſchönſte, und Schwarz das häßlichſte ſeyn. Allein da der Menſch alles nach ſeiner eigenen Empfindung benennet, und nicht nach der Vollkommenheit einer Sache in ſich; ſo bedienen wir uns des Wortes ſchön, wenn unſer Organ angenehm afficiert wird. — Zu grelles Licht beleidiget das Auge, zu dunkel und zu entfernt erfodert zu ſtarke Anſtrengung, das zu Einförmige ermüdet, zu viele Abwechslung verwirrt und blendet: — Die Miſchung verſchiedener Farben mit leichten Uebergängen von einem Lokalton in den andern, von ſtärkerm Lichte zu den gebrochenen Farben und Schatten, gewähren dem Organ ein angenehmes Spiel, welches der Sprachgebrauch vorzugsweiſe Schön, als angenehm ſcheinend, benannt hat. — Nicht alles, was ſcheinet, iſt ſchön, aber ohne Schimmer iſt kein Schön.

Der Begriff Schön auf die Formen der Körper angewandt.

Das Auge kann ſich keine andern Begriffe machen, als welche ihm durch Farbe, Licht und Schatten zukommen. Durch Beihilfe eines andern Sinnes aber lernet es auch die Formen der Körper, und ihre verſchiedenen Eigenſchaften, Härte, Weichheit, Rauheit, Sanftheit u. ſ. w. unterſcheiden. Dieſer Lehrer des Auges iſt das Fühlen. (tactus) Da aber kein Körper ohne Farbe iſt, und dieſelbe mit Licht und Schatten ſich nach der Form und den Eigenſchaften der Körper verändert, und nüancirt, ſo kommt das Geſicht bald dahin, auch ohne fernere Beihülfe des Fühlens die Körper nach ihrer Form, und mannichfaltigen Eigenſchaften zu unterſcheiden. Indeſſen, da dem Auge alles nur ſcheinet, ſo geſchieht es nicht ſelten, daß wir ohne weitere Reflexion zugreifen, um uns gleichſam vor dem Truge des Auges ſicher zu ſtellen. Wir rufen in ſolchen Fällen gleichſam unſern urſprünglichen Prüfungsſinn wieder zu Hülfe.

Der Sprachgebrauch bedienet ſich des Wortes Schön bei den Formen und Eigenſchaften der Körper in zwei Rückſichten. Erſtlich weil jeder ſichtbare Körper unter Farbe, Licht und Schatten erſcheinet; und zweitens, weil das Auge in der zweiten Inſtanz, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, Richter von der Form und den Eigenſchaften der Körper iſt. So nennet man ein Pferd zuweilen bloß ſchön, wegen ſeiner Farbe, zuweilen nach ſeiner Geſtalt; ſeltener wegen beyden.

Wenn wir etwas ſchön nennen nach ſeiner Form, oder nach ſeiner Farbe, ſo verſtehen wir immer das Schöne der Form, oder der Farbe nach der Natur eines ſolchen Weſens. Ein Pferd, ein Stier, ein Löwe kann nur nach dem Baue, und der Farbe ſeiner Natur ſchön heiſſen. Ein roſenfarbnes Pferd, mit dem Kopf eines andern Thieres würde häßlich laſſen, obwohl die Roſenfarbe für ſich ſehr ſchön iſt.

Zweifelsohne giebt es aber Formen, welche abſtrakt genommen, das heißt, die keine beſtimmte Beziehung auf einen Körper haben, für das Auge ſchöner, als andere laſſen. Eben ſo wie wir von Farbe, Licht und Schatten geſagt haben, daß das Auge ſich lieber auf einer als der andern verweile. Angenehmer für unſer Gefühl, wie für das Auge ſind die ſich ſchlängelnden, wellenartigen, runden, ovalen Formen, — angenehmer ſind die geradelinigten, die gleicheckigten, als die ſpitzigen, die winklichten, die ausgebogenen, die vieleckigten, die zackigten, die ſägenförmigen, die ſchiefen.

Der Begriff Schön angewandt auf Bewegungen, Geberden, Mienen, Ausdruck.

Das Geſicht ſammelt nicht bloß die Ideen von Farben und ſtehender Form auf. Das Auge urtheilet auch über Bewegung und Geberde, Miene und Ausdruck. Alles, was wir gefälliges in denſelben wahrnehmen, bezeichnen wir mit dem allgemeinen Begriff Schön. Wir pflegen zu ſagen: der Tänzer beweget ſeine Arme ſchön — der Schauſpieler weiß ſich ſchön zu geberden — welch eine ſchöne Miene! — dieſer Ausdruk läßt ihm ſchön. — Wir nennen zwar nicht ſelten das Schöne in den Bewegungen u. ſ. w. mit dem eignen Namen, die Grazie, den Anſtand, den Reiz, das Holde. Dieß ſind ſpecifiſche Begriffe des Hauptbegriffes Schön, ſo wie groß, ſchlank, fein, zart, wohlgebildet, ſpecifiſche Begriffe der ſtehenden Formen ſind.

Der Begriff Schön angewandt auf Geiſtes- und Gemüthseigenſchaften.

Das Wort Schön wird bei Farbe, Form und Bewegung, als unmittelbaren Vorwürfen des Geſichtes, im eigentlichen Verſtande gebraucht. Allein der Sprachgebrauch hat daſſelbe auch auf Geiſtes und Gemüthseigenſchaften übergetragen. Wir ſagen zum Beyſpiel: eine ſchöne Seele — ein ſchöner Geiſt — eine ſchöne Handlung — ein ſchöner Name — ein ſchöner Gedanke — die Tugend machet ſchön u. ſ. w.

Indeſſen dürfte uns dieſe Uebertragung, dieſe metaphoriſche Weiſe uns auszudrücken, um ſo weniger befremden, wenn wir nachdenken, daß eigentlich alle Worte, womit wir intellektuelle und moraliſche Begriffe bezeichnen, urſprünglich von ſinnlichen Gegenſtänden hergenommen ſind. Bleiben wir zum Beiſpiel bei dem Worte Gut ſtehen. Dieß Wort bezeichnet urſprünglich die Empfindungen, welche wir durch Geſchmack, Geruch und das Fühlen erhalten. Was dieſen drei Sinnen angenehm war, nannte man Gut. Von da ward das Wort auf alles übergetragen, was im moraliſchen Sinne angenehme Gefühle erweket. Das Urweſen ſelbſt wußte man mit kleinen beſſern Namen, als Gott, gleichſam vorzüglich Gut, oder das höchſte Gut, den Quell alles Guten, zu bezeichnen; obwohl Gott unſern Sinnen weder ſchmeket, noch riechet, noch durch das Fühlen erkennbar iſt.

Auf die nemliche Weiſe bezeichnet auch das Wort Schön abſtrakte Begriffe, wie in den obigen Beiſpielen. Indeſſen werden wir bei einer genauern Anſicht auch die nähere Verwandtſchaft des abſtrakten mit dem ſinnlichen Begriffe wiederfinden. Eine Perſon, welcher wir eine ſchöne Seele zutrauen, zeiget in ihrer Miene, in ihrer Geberdung, im Ton ihrer Sprache, im Thun und Laſſen, in Freude und Trauer, eine natürliche Huld und Grazie, welche uns ohne nähere Unterſuchung, gleichſam beim erſten Zuſammenſeyn, die günſtigſte Idee von der Güte und den Geſinnungen derſelben faſſen läßt. Die ſanfteſten Lichtſtrahlen, die angenehmſte Harmonie von Farben drüken ſich gleichſam von einer ſolchen Perſon in unſerer Phantaſie ab.

Ein Geiſt, den wir ſchön nennen, verbreitet in ſeiner Rede und Aeußerungen, eine leichte Darſtellung, einen

Den ſchnellen Einfall, nach Brabant zu gehn,
Um — bloß, um meine Sporen zu verdienen.
Das will mein Vater nicht. — Der gute Vater
Beſorgt: wenn ich Armeen kommandirte, —
Mein Singen könnte drunter leiden.

Prinzeſſin.

Karlos!
Sie ſpielen falſch. Geſtehen Sie, Sie wollen
In dieſer Schlangenwindung mir entgehn.
Hieher geſehen, Heuchler! Aug' in Auge!
Wer nur von Ritterthaten träumt — wird der,
Geſtehen Sie, — wird der auch wohl ſo tief
Herab ſich laſſen, Bänder, die den Damen
Entfallen ſind, begierig wegzuſtehlen,
Und — Sie verzeihn —

(Indem ſie mit einer leichten Fingerbewegung ſeine Hemdkrauſe wegſchnellt und eine Bandſchleife, die da verborgen war, wegnimmt.)

ſo koſtbar zu verwahren?

Karlos (mit Befremdung zurücktretend).

Prinzeſſin — Nein, das geht zu weit. — Ich bin
Verrathen. Sie betrügt man nicht. — Sie ſind
Mit Geiſtern, mit Dämonen einverſtanden.

Prinzeſſin.

Darüber ſcheinen Sie erſtaunt? Darüber?
Was ſoll die Wette gelten, Prinz, ich rufe
Geſchichten in Ihr Herz zurück, Geſchichten —
Verſuchen Sie es, fragen Sie mich aus.
Wenn ſelbſt der Laune Gaukelei'n, ein Laut,
Verſtümmelt in die Luft gehaucht, ein Lächeln,
Von ſchnellem Ernſte wieder ausgelöſcht,

Glanz von Bildern, einen Farbenſchein des Wahren, daß unſere Einbildungskraft ſich von dem Zauber ſeiner Worte und Gedanken angenehm überraſcht und getäuſcht findet.

Handlungen und Geſinnungen werden ſchön genannt, wenn auffallende und mannichfaltige Merkmale eines edlen und wohlgebildeten Gemüthes uns entgegen ſcheinen. Durch Wirken, Worte, Mienen, Geberden, werden uns dieſe Merkmale ſinnlich.

Die Tugend machet ſchön — die Tugend verſchönert — ſie beſtehet nemlich in Ausübung; ihre Merkmale ſtellen ſich gleichſam in angenehm ſchattierten Bildern dar, und formiren eine Lichtkrone um das Haupt des unerſchütterten Tugendhaften.

Solche Ausdrüke, wo das Wort Schön abſtrakte Begriffe bezeichnet, kommen im Sprachgebrauch ſehr oft vor, aber immer mit auffallenden Merkmalen für die Sinne und die Phantaſie.

Das Wort Schön angewandt auf die Töne.

Obgleich das Schöne allein ein urſprünglicher Begriff für das Geſicht iſt, ſo bezeichnen wir doch jede angenehme Empfindung, die wir durch das Ohr erhalten, mit dem nemlichen Worte. So ſprechen wir: ein ſchöner Ton, eine ſchöne Stimme, ein ſchöner Geſang.

Der Sprachgebrauch liebet die eigentlichen Worte von Geſicht und Gehör wechſelsweiſe zu entlehnen, um dadurch den Ausdruk gleichſam mehr zu verſinnlichen und zu verſtärken. Denn wie wir die Töne ſchön nennen, ſagen wir auch: der Ton der Farbe, der Ton des ganzen in den Farben; auch höret man wohl der Einklang in den Farben. — Die Aehnlichkeit der Wirkungen mag wohl die Grundurſache ſeyn, daß dieſe beyden Sinne in ihren Ausdrüken ſich ſo wechſelsweiſe unterſtüzen. Die drey andern Sinne, Geſchmak, Geruch, Gefühl, haben für die angenehmen Eindrüke, welche ſie von auſſen erhalten, das gemeinſchaftliche Wort gut. Wenn aber dieſe drei leztern ſtärker, mächtiger in ihren Wirkungen ſind, als die zwei erſtern, ſo iſt ihr Gefühl ungleich dunkler. Hingegen Geſicht und Gehör geben der Phantaſie ungleich mehr Bilder, ſie ſind ungleich lebhafter, mannichfaltiger und wenn mir der Ausdruk erlaubt iſt, edler und verwandter mit den höhern Seelenkräften. Durch das Organ der Stimme und des Gehöres theilen wir uns die Gedanken mit; das Auge iſt ein fortdauernder Spiegel unſerer Seelenbewegungen, unſers Wirkens, unſeres Leidens. Verbrüdert wie ſie ſind in der Natur ihrer Wirkungen, hat ſie auch der Sprachgebrauch verbrüdern wollen, indem er von dem Geſichte das Wort Schön zu denjenigen Erſcheinungen übertrug, welche dem Gehör ein angenehmes Gefühl gewähren. — Aber ſo wie nur für dieſe beiden Sinne ſchöne Gegenſtände in der Natur ſind, ſo giebt es auch bloß für dieſe Sinne ſchöne Künſte.

Das Wort Schön den Künſten beygelegt.

Die Künſte und Wiſſenſchaften, welche auf die Pfade des Lebens ſo mancherley Blumen ſtreuen, jedes edle

Gefühl in der Bruſt weken und in jeder Lage, an jedem Orte, in jedem Alter unſere unzertrennliche Freunde bleiben — dieſe unſer Daſeyn verſchönernden Künſte wurden von den Alten mit dem Namen — artes ingenuae et liberales — belegt. Nur Perſonen von freier Geburt und Erziehung ſollten ſie treiben. Die Bildung jener Gefühle, welche den vorzüglichen Werth des Menſchen beſtimmen, bedarf eines freien Geiſtes, und eines von keiner Nothwendigkeit belaſteten Gemüthes. Die Künſte, die Blume einer ſchönen Phantaſie, und einer wärmern Empfindung, bezeichnen die Grade der Kultur eines Volkes; und indem der Wilde ſich glüklich achtet, wenn er ſeine Tage vereſſen, vertrinken und verſchlafen kann, ſuchet der Geſittete ſeine mannichfaltigen Seelenſtärkenden Erhohlungen in dem Schooße der Künſte und in einer edlen Thätigkeit ſeiner Seelenkräfte.

Die Neuern haben dieſe freien Künſte der Alten mit dem Namen der ſchönen Künſte unterſcheiden wollen. Unter dieſen werden begriffen: die Muſik, die Tanzkunſt, die Geberde- Miene- und Schauſpielkunſt, die Rede- und Dichtkunſt; die Mahlerey, Sculptur und Baukunſt.

Da dieſe Künſte für das Auge, das Ohr und die Phantaſie bilden, und eine Menge ſinnlicher Vollkommenheiten entweder nacheinander, oder zugleich darſtellen; ſo ſcheinet ihnen der Beinahme Schön vorzüglich zuzukommen, theils um ſie von andern troknen Wiſſenſchaften, theils von andern mehr mechaniſchen Künſten zu unterſcheiden. Sie verdienen aber den Beinamen Schön nicht bloß als Gegenſtand; ſie intereßieren uns eben ſo ſehr als Werke, welche uns einen Abglanz ungewöhnlicher Kräfte, theils körperlicher Geſchiklichkeit, theils der Seele geben. Dieſe Werke ſind gleichſam ein ſichtbarer Abdruk und Spiegel davon. Die Produkte der ſchönen Künſte ſind nicht nur objektiviſch, ſondern auch ſubjektiviſch ſchön. Die Ilias von Homer, ein Hamlet von Shakeſpeare, eine Rede von Cicero, ein Pantheon, ein Laokoon, eine Verklärung Raphaels, ein Abendmal von Leonardo da Vinci, eine Symphonie von Händel oder Gluk, eine Rolle von Garrik, intereßiren nicht bloß, als vollkommene Kunſtwerke: unſere Bewunderung wächſt vielmehr in der Anſicht dieſer weit vollkommneren Geiſter.

Schön iſt deine Schöpfung, o Herr! Aber wer biſt du, von dem ſie nur Abglanz iſt?

Das Schöne in der Tonkunſt.

Der Begriff Schön ward von dem Geſicht auf die Töne übergetragen. Kein Volk iſt ſo roh, das nicht durch eine gewiſſe Folge von Tönen ſeine Empfindungen ausdrükte, theils in Geſang, theils in Begleitung einer Art, mehr oder weniger ſchallender, Inſtrumente.

Die Kenntniß, die Töne ſo zu ſezen, daß ſie zu einem beſtimmten Einklang wirken, verbunden mit der Fertigkeit dieſelben auszuführen, nennet man die Tonkunſt.

Bald giebt ſie uns die Modulationen zu einem allgemeinen Akkord bloß für die Organe des Gehöres, ohne beſtimmte Zeichnung der Form — ſo wie die Farben des Regenbogens, welcher dem Auge einen angenehmen Akkord darſtellet, aber ohne Form und ohne Erwekung eines beſtimmten Affektes. Es kitzelt den Sinn, aber dringet nicht weiter ein; das Spiel unſerer Empfindung bleibt dunkel. Bald begleitet ſie Tanz, Mimik und Dichtkunſt, und dann richtet ſie ihre Modulationen nach einem beſtimmten Ausdruk. Die Stärke ihrer Wirkung ſcheint ſich hauptſächlich dahin zu beſchränken, daß ſie begleitende Kunſt ſey. Harmonierende Töne können zwar dem Ohr wohlthun, aber ohne beſtimmten Charakter nur ſchwach auf das Gemüth wirken: eben ſo wie das künſtlichſte Farbenſpiel, das keinen beſtimmten Körper inhäriert. Die Lilienfarbe mit Roſenroth gemiſcht, iſt ſchön, aber ſie bezaubert erſt auf den Wangen der blühenden Jugend. Das Farbenbeet des Mahlers kann ſchön aufgeſezt ſeyn, aber unſer Sinn wird erſt bezaubert, wenn wir eine Danae von Tizian damit gemahlet ſehen. So däucht mich, verhält es ſich mit der Muſik: die ſchönſte Stimme, die kunſtvollſten Modulationen, ja die feierlichſten Concerte von Inſtrumenten können in den Organen Erſchütterungen erweken, aber wenn Stimme und Inſtrumente die Seele rühren ſollen, ſo muß die Kunſt nach einem gewiſſen Vorbild zeichnen, um entweder Poeſie, Tanz oder Mimik zu begleiten. Die Alten ſcheinen die Muſik hauptſächlich in dieſer Rükſicht behandelt zu haben; daher alle uns bekannten Inſtrumente der Griechen und Römer ſo einfach ſind. Er iſt vielleicht der größte Fehler der Muſik unſeres Zeitalters, daß das Ohr mehr will gefällt, als auf eine einfache Weiſe gerührt werden.

Die Wirkungen der Baukunſt ſcheinen ſtärker zu ſeyn, als diejenigen einer jeden andern Kunſt, aber dunkler, als andere, ſind ſie, wie die Flucht der Töne, vorübergehender.

Nicht mindere Luſt, als die Harmonie der Muſik ſelbſt, giebt uns die Kenntniß und das Gefühl des Sehens, die Stimme und die Empfindung des Sängers, die Geſchiklichkeit und Fertigkeit des Inſtrumentenſpielers. Dieß ſind mannichfaltige Punkte einer ſchönen und intereſſanten Anſicht und Bewunderung.

Das Schöne in dem Tanz, der Geberde und Mienekunſt.

Die Muſik iſt der unzertrennliche Gefährte von Tanzkunſt und Mimik. Das Ohr belauſchet den Ton, und der Fuß, die Geberde, die Miene richtet die Bewegung darnach. Das Halten und die Bewegung des Körpers, die Regung der Miene zu einem verſtändlichen Ausdruk hat groſſen Reiz für unſer Auge und für unſer Gemüth. Die Tanzkunſt, getrennet von der Mimik, wie unſere heutigen Geſellſchaftstänze alle ſind, welche bloß darinn beſtehen, den Körper zu halten, und die Beine zu bewegen, bezeichnet mehr den Ausdruk einer allgemeinen Beluſtigung, als eine Verfeinerung derſelben.

Unſere Theater geben uns mimiſche Tänze; aber in welcher Entfernung von einigem Grade der Vollkommenheit. Man bleibt zuweilen über körperliche Kraft und Fertigkeit eines Tänzers erſtaunt; man ſieht auch zuweilen glüklich gerathene Gruppen. Aber der einfache Ausdruk, die Verfolgung einer Leidenſchaft durch feinere Mittelgänge, ohne jene forcierten Bewegungen und carikierten Geberdungen — zeigten bisher weder die Meiſter in ihrer Compoſition, noch die Spieler in der Ausführung. Wir haben zu viel Tanz und Sprünge, zu wenig Geberde und Miene. Die Bildung der zu dieſem Theil der Schauſpiele geweihten Perſonen geht mehr auf körperliche Uebung und Fertigkeit, als auf Gemüthsäuſſerungen. *

---

* Ich ſah auf meiner Reiſe durch Sicilien in Meſſina auf einem kleinen Plaze zwiſchen zerfallenen Gebäuden, bei dem unharmoniſchen Geklimper einer Guittarre von Schiffern und Gaſſendirnen den C.... der Alten tanzen. Die Weiſe, wie ſie dieſen lubriken Tanz des alten Landvolkes ausführten, konnte mir keinen Zweifel übrig laſſen, daß ſich dieſer Tanz unter jenem entferntern Volke unverändert erhalten hat. In und um Neapel hat das Volk einen ähnlichen Tanz, den ſie Tarantela nennen, aber er hat das Pantomimiſche, und den Charakter ſeiner Hauptſcenen in der Nähe der verfeinerten Hauptſtadt ganz verlohren. Hingegen in jenen entlegenen Gegenden von Calabrien und Sicilien werden alle Nüancen von Empfindungen, welche dieſer Tanz vorſtellt, von Anfang bis zu Ende ſo durch getanzt, daß ich das erſtemal einen Begriff bekam, was pantomimiſcher Tanz ſeyn könne, und wie wenig ähnliches man auf heutigen Theatern davon ſieht.

Das Schöne in der Schauſpielkunſt.

Das Schöne der Schauſpielkunſt beſteht in dem, daß jede Rolle mit den eigenſten Charakterzügen dargeſtellt werde. In Stand und Gang, in Geberde und Miene, in Ton und Ausdruck muß dieſe eigene Wahrheit jedes Charakters beruhen. Eine wohlgebildete Figur, ein reines Sprachorgan und beſonders viel pantomimiſches Talent machen den guten Schauſpieler aus. Er muß ſeinen eigenen Charakter vergeſſen, um ſich in den ſeiner Rolle zu verſetzen. Je täuſchender, je ſcheinender die Charaktere vorgeſtellt werden, deſto ſchöner iſt das Schauſpiel; deſto mehr wächſt die Bewunderung für das Talent des Schauſpielers. Keine Erholung hat mehr angenehmes und mehr direkten Einfluß auf die Bildung und Sittlichkeit einer Nation, als eine gute Geſellſchaft Schauſpieler, denen die Dichter zu Dank arbeiten. Ihre Belohnung und ihre

---

Die Virtuoſen haben hier noch ein groſſes Feld vor ſich, nicht nur um ihre Theaterſubiecte zu wählen und zu bilden, ſondern auch um bedeutende Nationaltänze zu erfinden. Das Steife, das Drehende und Hüpfende unſerer Menuets, Walzer, Contretänze ſind jene erbärmlichen Standhalter unſerer Maskeraden, Bälle und Geſellſchaften, wo der, welcher nicht mit hüpft, die unerträglichſte Langeweile fühlt. Athemlos und voll Schweiß zeigen die Perſonen bei ihrer mühevollen Arbeit weder Grazie, noch Anſtand, noch einen Grad von bedeutendem Ausdruk.

Achtung ſollte ihrem Talent und dem gemeinnützigen Einfluße entſprechend ſeyn. [*]

---

[*] Es iſt auffallend, wie der Beifall und die Belohnung vielmehr auf der Seite des Operaſängers iſt, deſſen ganzes Verdienſt nur zu oft darinn beſteht, daß er verſtümmelt iſt. — Dieß ſeltſame Verhältniß iſt noch auffallender zwiſchen dem Theaterdichter und dem Muſikſetzer. Iſt es ein Wunder, wenn die Dichtung größtentheils ſo elend, und die Muſik ſo gezerrt, ſo vielgekünſtelt und langweilig iſt? — Es iſt unſäglich, welchen Schaden die italieniſche Opera der wahren Schauſpielkunſt und ſelbſt der ächten Tonkunſt zugefügt hat. Ich bin kein Feind der Theatermuſik: aber wenn man ſieht, wie ſich alles in einer Opera von drey bis vier Stunden lang auf ein paar Arien, etwa ein Terzett und ein rauſchendes Finale einſchränkt, hingegen während der alltäglichen Poſſen eines Buffo, oder noch langweiligern Recitativen der Opera Seria, die Zeit bloß mit ungezogenem Geplauder ausgefüllt wird, ſo koſtet es Mühe, ſo etwas mit kaltem Blute auszuhalten. Dazu kommt, daß die Operaſänger die Aktion ganz vernachläſſigen; daß italieniſche Comödie und Tragödie gar nicht aufkommen kann; daß die Nation wohl trillende und winſelnde Arien, aber keine Volkslieder hat. In auswärtigen Ländern erhält ſich die Opera als Mode, als Neuheit für das Kaſtratengeſang, als Einbildung, daß nur Geſang mit italieniſchen Worten das Ohr kitzeln könne. Sey es ſo: Wird aber je eine Nation eigene Muſik haben, wenn ſie dieſelbe nicht ihrer eigenen Sprache anpaßt? — Ich hörte manch deutſches Lied, das mir den Kaſtratenton der

Das Schöne in Rede- und Dichtkunſt.

Mit Recht hat man Rede- und Dichtkunſt von andern Wiſſenſchaften mit dem Nahmen der ſchönen Wiſſenſchaften unterſcheiden wollen. Nicht bloß, wie jene, ſtellen ſie dem Leſer oder Zuhörer eine Reihe von Wahrheiten und Thaten auf eine methodiſche und trockene Weiſe auf; ihr Zweck iſt auf Sinnlichkeit und Phantaſie zu wirken, ihr Weſen iſt, alle geheimern Triebfedern unſerer Seele zu erwecken und zu beherrſchen. — Der Redner und Dichter ſind ſinnreich in Einkleidungen, mahleriſch in Schilderungen, kühn in Wendungen; ſie erleuchten durch Gleichniſſe und Bilder; ſie gebieten durch Ton und Aktion; ſie bezaubern durch Wohlklang der Sprache, und einen dem ganzen angemeſſenen Rythmus. Sie verbinden wechſelsweiſe oder zugleich die Talente des Mahlers, des Virtuoſen und des Mimikers. Sie ſtellen die Wahrheiten, und ihre Sätze nicht bloß in nakten Umriſſen auf; ſondern Farbe, feine Schattirungen, große und brillante Effekte, eine volle und beſänftigende Harmonie des Ganzen beleben und ergötzen.

Redekunſt und Poeſie halten in der Reihe ihrer Schweſtern den Vorſitz, und verbinden die meiſten Vollkommenheiten.

---

italieniſchen Arien vergeſſen machte. Ich begreife nicht, wenn ein Gedicht in was immer für einer Sprache Empfindung athmet, und der Ton der Muſik es begleiten, daß es nicht Empfindung ausdrücken ſollte.

Wenn ſelber ſchon Erſcheinungen, Geberden,
Wo Ihre Seele ferne war, mir nicht
Entgangen ſind, urtheilen Sie, ob ich
Verſtand, wo Sie verſtanden werden wollten?

Karlos.

Nun, das iſt wahrlich viel gewagt. — Die Wette
Soll gelten, Fürſtin. Sie verſprechen mir
Entdeckungen in meinem eignen Herzen,
Um die ich ſelber nie gewußt.

Prinzeſſin (etwas empfindlich und ernſthaft).

Nie, Prinz?
Beſinnen Sie ſich beſſer. Sehn Sie um ſich?
Dies Kabinet iſt keines von den Zimmern
Der Königin, wo man das Biſchen Maske
Noch allenfalls zu loben fand. — Sie ſtutzen?
Sie werden plötzlich lauter Glut? — O freilich,
Wer ſollte wohl ſo ſcharfklug, ſo vermeſſen,
So müßig ſeyn, den Karlos zu belauſchen,
Wenn Karlos unbelauſcht ſich glaubt? — Wer ſah's,
Wie er beim letzten Hofball ſeine Dame,
Die Königin, im Tanze ſtehen ließ
Und mit Gewalt in's nächſte Paar ſich drängte,
Statt ſeiner königlichen Tänzerin
Der Fürſtin Eboli die Hand zu reichen?
Ein Irrthum, Prinz, den der Monarch ſogar,
Der eben jetzt erſchienen war, bemerkte!

Karlos (mit ironiſchem Lächeln).

Auch ſogar der? Ja freilich, gute Fürſtin,
Für den beſonders war das nicht.

Welche Grundſätze dieſe beyden Künſte unter ſich gemein haben, wie ſie ſich trennen und was jede Art von Rede oder Gedicht für einen beſondern Charakter annehmen und nach welch beſondern Geſetzen eine jede ſich richte — iſt hier nicht der Ort unſerer nähern Unterſuchung.

Das Schöne in Mahlerey und Skulptur, in Architektur und Gartenkunſt.

Mahlerey, Skulptur, Baukunſt und Gartenbau verdienen nicht nur in die Reihe der ſchönen Künſte geſtellt zu werden, weil ſie durch Farbe und Form unmittelbare Gegenſtände des Auges ſind, ſondern weil ſie mehr als gewöhnliche Geiſteskräfte, und ein reines Gefühl für alles Naturſchöne erfodern.

Mahlerey und Skulptur ſind diejenigen Künſte, welche ſich am meiſten an eine ſichtbare und getreue Nachahmung halten.

Der Gartenbau gewähret den mannichfaltigſten Reiz. Der Endzweck dieſer Kunſt iſt, die Natur zu verſchönern, indem ſie theils durch eine verſtändige Zeichnung die Formen der Natur ordnet, theils nach dem Clima, dem Boden, und der Lage eine glückliche Miſchung von Farben in den Pflanzungen bewirket, theils durch Waſſerparthien, durch wohlangebrachte, ſowohl nützliche, als Luſtgebäude, und durch verſchiedene Bewohner aus dem Thierreiche Bewegung und Leben hineinbringet.

Die Baukunſt richtet ſich nach beſondern Grundſätzen. Sie hat kein Vorbild, wie ihre Schweſtern in der Natur.

Eigentum d. Univ.-Bibl. München

Sie ſchaffet ſich dieſes Vorbild ſelbſt, nach welchem ſie ſich ihre Grundſätze abſtrahiert. Viele Aeſthetiker haben bezweifelt, ob ſie unter die Zahl der ſchönen Künſte gehöre. Allein ſie verdient nicht nur als unmittelbarer Vorwurf des Auges in dieſer Linie zu ſtehen; ſondern vorzüglich, weil ſie einen unermeßnen Kreis von Kenntniſſen umfaßt, welche derjenige inne haben muß, welcher in ſeinen Gebäuden Richtigkeit mit Charakter vereinigen will und ihre Wirkung auf Auge und Phantaſie zu berechnen im Stande iſt. *

Nachdem wir auf dieſe Weiſe den Begriff Schön etymologiſch entwickelt und geſehen haben, wie der Sprachgebrauch ſich deſſen bedient, um damit Eigenſchaften der Dinge bald im eigenen, bald im figürlichen Verſtande zu bezeichnen; ſo könnten wir nun verſuchen, eine allgemeine Erklärung deſſelben zu geben.

---

* Es giebt noch eine große Anzahl Kunſterzeugniſſe, welche wir mit dem Nahmen Schön unterſcheiden, ohne daß die Künſte ſelbſt, welche ſie hervorbringen, unter die ſchönen gezählt werden. So nennen wir Stoffe, Kleidungsſtücke, eine Friſur, einen Tiſch, einen Stuhl, oder anderes Hausgeräthe ſchön. — Dieß geſchieht nehmlich ihrer zweckmäßigern und reichern Form, Materie und Farbe halber. Da aber ihre Verfertigung keine höhern Kenntniſſe erfodert, als mechaniſche Geſchicklichkeit, und ſorgſamen Fleiß; ſo ſchließt man mit Recht die Künſte ſelbſt von der Reihe der ſchönen Künſte aus: und nennet ſie richtiger Handwerke, oder nützliche Gewerbe.

Allgemeine Erklärung des Schönen.

Erſtlich nennen wir im weiteſten Sinne ſchön — alles, was entweder unſerm Auge, unſerm Ohre, oder unſerer Einbildungskraft gefällt. Allein da dieſes Wohlgefallen relativ iſt, nach der Verſchiedenheit des Organs, der Erziehung, der Gewohnheit, der größern oder geringern Kenntniß — oder auch wegen eines nebenſeitigen Intereſſe's, ſo iſt dieſe Beſtimmung des Schönen nicht hinreichend und entſcheidend für die Kritik. Wir können uns trügen in der Linie des Schönen, wie in dem, was wir ohne hinreichende Prüfung als gut oder wahr annehmen. — Die ächte Definition des Schönen iſt die, welche das Weſen des Schönen beſtimmt, wenn es auch noch von Niemand erkannt würde, und die zu einer richtigen Kenntniß deſſelben führen kann. — Das Schöne alſo iſt, nach meinem Begriff das Vollkommene, welches ein Gegenſtand des Auges, des Ohres, oder der Einbildungskraft iſt, oder werden kann.

Unter vollkommen verſteht man das Zweckentſprechende, was die Natur oder Kunſt bei der Bildung oder Hervorbringung des Gegenſtandes — in ſeiner Gattung und Art — ſich vorſetzte.

Nach dem Grade des Vollkommenen wechſelt alſo auch der Grad des Schönen. Je mehr es Theile an einem Gegenſtande giebt, welche ſich zu ſeinem Endzwecke concentrieren, deſto ſchöner muß der Gegenſtand ſeyn. — Von Natur haben wir alle mehr oder weniger das Gefühl für's Schöne: aber der competentere Richter des Naturſchönen bleibt immer der, welcher ſeine angebohrne Fähigkeit am meiſten in dieſer oder jener Gattung wird mit Sorgſamkeit ausgebildet haben.

Die nehmliche Bewandtniß hat es mit Beurtheilung des Schönen in den Künſten. Je mehr Anlage, je mehr Erfahrung und Bildung, deſto richtiger und ſicherer wird das Urtheil ſeyn.

Aber ſo wahr dieſe Sätze für ſich ſind, ſo ſchwer iſt es andererſeits, den Standpunkt zu fixieren, um unſer Schönheitsgefühl — über Naturgegenſtände beſonders — richtig zu prüfen. Wie ſelten kennen wir den individuellen Zweck eines Dinges, wie zuſammengeſetzt, wie vielſeitig ſtellen ſich uns die Dinge dar? Wie ſelten vermögen wir die Grundurſache deſſen, was uns in einem Gegenſtand erſcheint, anzugeben? — Wie oft muß bei den Gegenſtänden des Naturſchönen nicht unſer Gefühl entſcheiden, wo unſere Vernunft — unzureichend — nicht entſcheiden kann?

Doch wenn wir unſer Schönheitsurtheil bilden wollen, ſo müſſen wir ſo viel möglich unſer Augenmerk nach dem obigen Satz des Zweckentſprechenden — folglich auf die individuellen Merkmale, welche ein Weſen conſtituieren — richten. Je mehr wir dieſe inne haben, deſto ſicherer wird unſer Geſchmack und Beurtheilung ſeyn.

Ich ſetze zum Beiſpiel die Frage: welches der ſchönſte Mann, welches das ſchönſte Pferd, welches der ſchönſte Baum ſey? — Die Antwort hierauf im Allgemeinen iſt leicht, nehmlich, daß derjenige Mann, der ſchönſte ſeyn müſſe, welcher die meiſten und weſentlichſten Vollkommenheiten, die in der Natur ſeiner eigenen Gattung gegründet ſind — oder in dem Ideal Mannheit liegen, in ſich vereiniget. — Aber die Schwierigkeit iſt, dieſen abſtrahierten allgemeinen Begriff in ſeine individuellen Merkmale aufzulöſen, welche die reine Idee Mannheit conſtituieren. — Die ſchönen Merkmale und Eigenſchaften in der Menſchennatur ſind mannichfaltig, und in derſelben iſt nicht nur ein ſchönes Ideal, ſondern viele enthalten. Ein Individuum, welches alle Vollkommenheiten ſeiner Gattung in ſich vereinigte, würde ein Ungeheuer von Schönheit ſeyn.

Es ſcheint alſo, daß der Prüfungsſatz des Schönen mehr negativ, als poſitiv ſeyn müſſe; das heißt: wir müſſen zuerſt prüfen, was unter keiner Bedingung je ſchön an den Gegenſtänden einer Gattung kann genannt werden. Nachdem wir alſo das Störende oder Fehlerhafte abgezogen, ſteigen wir zu den Merkmalen des wirklich Schönen der Gattung hinan; und dann erſt können wir ſchöne Eigenſchaften mit ſchönen Eigenſchaften vergleichen, und die individuellen Ideale, welche in einer Gattung enthalten ſind, näher beſtimmen. Um zum Beiſpiel den Begriff des Schönen, angewandt auf die Menſchennatur aufzuſpüren, ſo ſey unſer erſter Prüfungsſaz negativ; nemlich was unter keiner Anſicht je kann ſchön genannt werden. Ein ſchiefer Mund, triefende Augen, ein Kahlkopf, eine eingedrükte Bruſt, ein verhängender Bauch, ein hoher Rüken, ſchiefe Beine, vorgebogene Knie, eine ſieche Farbe, Runzeln, kränkelnde Magerkeit oder ſchwammigte Fettheit, Verſtümmelungen jeder Art, ſind Mängel der menſchlichen Natur, die von Geburt, von Unglük, übler Lebensweiſe oder zerfallendem Alter herkommen. Solche Unvollkommenheiten zerſtören den Begriff des Schönen, wo nicht abſolut, doch theilweiſe. Hingegen Geſundheit, zwekmäßiger Gebrauch der Glieder, und eine dem Alter angemeſſene Compactheit der Theile conſtituieren den erſten Grad von Schönheit. Dieſe kann ſich aber unter mancherley Nüancen äußern, denn der Körperbau iſt nach dem Alter, der Proportion, der Complexion, nach der Bildung und Uebung groſſer Vollkommenheiten fähig. Stärke, Schnellheit, Gewandheit, Verhältniſſe des Haupts und einzelner Theile, Farbe, Miene, Geberde, u. ſ. w. bieten ſich dem Auge in unnennbaren Abſtufungen dar, die wir mehr oder weniger ſchön nennen können.

Wie es ſich mit der Schönheit in Rükſicht der Natur des Menſchen verhält, ſo geht es durch alle Klaſſen von Thierarten, des Pflanzenreiches und ſelbſt des Mineralreiches durch.

Mit dem Freyſeyn von Mängeln hebt die Stuffenleiter des mehr oder weniger Schönen — in den mehr oder weniger weſentlichen Eigenſchaften der Dinge an.

Selten bildet die Natur das Individuelle vollkommen: das vollkommene der Gattung — im Individuum kann ſie gar nicht bilden. Die Kunſt ſtrebet zum Theil nach der Vorſtellung des erſtern, weil ſie aus der ganzen Gattung wählen kann: das zweite überſchreitet aber auch die

Grenzen der Kunſtbildung. Selbſt die Phantaſie kann das Schöne der Gattung auf einmal nicht faſſen, (daher der Politheismus der Alten: ihre vielen Göttergeſtalten nemlich ſtellen im Grunde nur ein Weſen vor; aber um es für Auge und Phantaſie vorzuſtellen, bedurften ſie ſo vieler Namen, ſo vieler Geſtalten.)

Dieſe vorläufigen Ideen ſeyen genug, um meine Begriffe über das Naturſchöne anſchaulich zu machen. Ich komme nun zu dem Kunſtſchönen.

Verſchiedenheit des Kunſtſchönen von dem Naturſchönen.

Wenn ſich das Naturſchöne nie anders als unter der Geſtalt des Vollkommenen und Zwekmäßigen anbietet, ſo geht das Kunſtſchöne einen ganz andern Weg, und hat ein weit mehr ausgebreitetes Feld. Nicht als wenn das Naturſchöne nicht auch ein Hauptzwek der Kunſt mit wäre — ja vielmehr ſuchet dieſe Weſen von Schönheit zu ſchaffen, wie die Natur nur ſelten und nur theilweiſe hervorbringet. Allein die Kunſt ſchränkt ſich nicht bloß auf ſchöne Naturgegenſtände bei ihrer Wahl ein; jede Erſcheinung, jede Form und Geſtalt der Natur kann für ſie ein Vorwurf und in der Ausführung ein Werk der Schönheit werden.

Dieſen Gang haben alle nachahmenden Künſte mehr oder weniger mit einander gemein.

Die Rede- und Dichtkunſt ſtellen mit eben ſo ſtarken Farben ſchrekliche als angenehme Gegenſtände auf; ſie ſchildern mit dem nemlichen Geiſt laſterhafte Charaktere, als ſie die Tugend, das liebliche und moraliſche ſchöne bilden. Dieß fällt beſonders bei dramatiſchen Stücken auf, wo der ganze Zwek und Schönheit darinn beruhet, Charaktere, wie ſie ſind, zu geben. Je mehr es dem Dramatiker gelingt, ſeine Charaktere zu individualiſiren, deſto mehr darf er auf Beifall zählen, deſto ſchöner wird ſein Kunſtwerk. Hierinn zeichnet ſich ein Homer: hierinn Shakeſpeare aus. Der Virtuoſe, der Tänzer befinden ſich im nemlichen Falle, aber nicht ſo ſichtbarlich, nicht ſo auffallend wie der Mimiker und Schauſpieler. Wer nachahmt, muß ſo nachahmen, daß er verſtanden werde — und dieß leztere kann nur geſchehen, wenn er die Züge der Natur getreu ja individuell auffaſſet, und ſein Werk oder ſeine Handlung überſezet.

Mahlerey und Skulptur, deren Weſen in der Treue einer richtigen Nachahmung beruht, haben dieſe Grundſäze vorzüglich mit den andern Künſten gemein. Daher je mehr Theile ſich in einem Gemälde oder einer Statue vereinigen, den ſich vorgeſezten Naturgegenſtand ähnlich zu machen, deſto vollkommener, deſto ſchöner iſt das Kunſtwerk.

Hierbei ſind aber der Mahler und Bildhauer eben ſo wenig an die Wahl des bloß Naturſchönen gebunden, als der Dramatiker an das bloß Moraliſch-ſchöne der Charaktere. Jeder Gegenſtand, jede Form, jede Geberde, Ausdruk und Farbe kann ein Vorwurf der Kunſt, und durch getreue und wahre Darſtellung ſchön werden.

Die Kunſt kann zwar durch die Wahl eines ſchönen Naturgegenſtandes ihr Intereſſe vermehren. Es liegt auch in ihren Grenzen, das Naturſchöne ſelbſt in einem Gegenſtand ſo zu concentrieren, daß wir dieß vollkommene Schöne in der Natur nur zerſtreut und theilweiſe wieder finden. Allein dieß iſt nicht ihre weſentlichſte Abſicht; dieß iſt nur einer ihrer vornehmſten Theile, das Intereſſe an der Kunſt zu erhöhen und zu vervielfältigen. Nicht das Kunſtwerk iſt das ſchönſte, welches den ſchönſten Gegenſtand behandelt, ſondern dasjenige, welches die meiſte Kenntniß, die vollſte Empfindung, den umfaſſendſten Genius und die gröſte Geſchiklichkeit in der Ausführung verräth. Wenn wir z. B. dieß leztere mehr in dem Laokoon als in dem Apollo entdeken, ſo iſt jenes auch ein ſchöneres Kunſtwerk, als dieſes; obwohl lezterer den ſchönſten Gegenſtand der menſchlichen Phantaſie, und erſterer einen der ſchreklichſten Naturauftritte vorſtellet. *

Ein Kunſtwerk kann alſo von zwei Seiten, objektiviſch und ſubjektiviſch Wohlgefallen erweken: aber die

---

* Hierbei iſt zwar anzumerken, daß der Künſtler, welcher ſich einen Apollo von Belvedere dachte, und ausführte, vielleicht ein erhabneres Talent haben mußte, als zur Bildung des Laokoon's erfodert ward. In dieſem Falle würde allerdings das gröſſere Intereſſe für den Apollo ſprechen: wenn gleich auch nicht ſo viele tiefe Kenntniß in der Ausführung dieſes leztern läge, als in dem Werke Ageſanders. Wir bewundern Kenntniß und mechaniſche Geſchiklichkeit, aber den groſſen Genius noch mehr.

Wahl des Gegenſtandes iſt dem ausführenden Genius untergeordnet: ein Kunſtwerk muß mehr ſubjektiviſch, als objektiviſch intereſſieren. — Worinn könnte man alſo die nähere Erklärung des Schönen der bildenden Künſte ſezen? Nach welchen Grundſätzen es beurtheilen?

Erklärung des Schönen der bildenden Künſte.

Das Schöne der bildenden Künſte iſt die Uebereinſtimmung der Theile zum Ganzen durch eine getreue und richtige Nachahmung eines beſtimmten Naturgegenſtandes, oder eines Ideal's.

Mahlerey und Skulptur haben ihre Vorbilder in der Natur. Ihr Weſen beruht nicht bloß in einer beiläufigen und indiſtinkten Nachahmung dieſer Vorbilder; ſondern in einer vollſtändigen, und ſo richtigen Darſtellung, daß die Täuſchung ſo weit, als es in den Grenzen jeder Kunſt liegt, getrieben werde. Dieſe Sorgfalt muß ſich nicht bloß auf einzelne Theile beſchränken, ſondern alles umfaſſen, was in einem Gegenſtande ſich ſehen und fühlen läßt. Dadurch kömmt Uebereinſtimmung und Harmonie in's Ganze.

Die Gegenſtände der Nachahmung ſind von zwei Gattungen. Entweder kann ein Gegenſtand nachgeahmt werden, ſo wie wir ihn ſehen, ohne hinzuzuthun noch wegzunehmen: als im Portrait oder in Naturausſichten.

Oder aber ein Gegenſtand iſt ein KunſtIdeal, das heißt: es werden gewiſſe Eigenſchaften und Charakterzüge

Prinzeſſin.

So wenig
Als jener Auftritt in der Schloßkapelle,
Worauf ſich wohl Prinz Karlos ſelbſt nicht mehr
Beſinnen wird. Sie lagen zu den Füßen
Der heil'gen Jungfrau in Gebet ergoſſen,
Als plötzlich — konnten Sie dafür? — die Kleider
Gewiſſer Damen hinter Ihnen rauſchten.
Da fing Don Philipps heldenmüth'ger Sohn,
Gleich einem Ketzer vor dem heil'gen Amte,
Zu zittern an; auf ſeinen bleichen Lippen
Starb das vergiftete Gebet — im Taumel
Der Leidenſchaft — es war ein Poſſenſpiel
Zum Rühren, Prinz — ergreifen Sie die Hand,
Der Mutter Gottes heil'ge kalte Hand,
Und Feuerküſſe regnen auf den Marmor.

Karlos.

Sie thun mir Unrecht, Fürſtin. Das war Andacht.

Prinzeſſin.

Ja, dann iſt's etwas anders, Prinz — dann freilich
War's damals auch nur Furcht vor dem Verluſte,
Als Karlos mit der Königin und mir
Beim Spielen ſaß, und mit bewundernswerther
Geſchicklichkeit mir dieſen Handſchuh ſtahl —
(Karlos ſpringt beſtürzt auf.)
Den er zwar gleich nachher ſo artig war,
Statt einer Karte wieder auszuſpielen.

Karlos.

O Gott — Gott — Gott! Was hab' ich da gemacht?

angegeben, zu deren Bildung ſich kein unmittelbarer Gegenſtand in der Natur vorfindet; wozu aber die Grundzüge und Formen in der Natur zerſtreut anzutreffen ſind. Dieſe ſuchet die Kunſt in dem gegebenen Gegenſtande zu concentrieren, doch ſo, daß ſich in dieſem Bilde der Phantaſie kein Streit, kein Widerſpruch offenbare, ſondern dem Auge ſich das ganze Bild ſo darſtelle, daß es von der Wahrheit deſſelben getäuſcht werde. — Es können zum Beiſpiel Jahrtauſende vergehen, biß die Natur einen ſo ſchönen Mann wie Apollo, oder ein ſo reizendes Mädchen, wie die Venus, hervorbringe, obwohl es nicht der mindeſte Widerſpruch wäre, daß ſolche Geſtalten ſtündlich in der Natur zum Vorſchein kämen.

Die Kunſt bleibt zwar nicht bloß bei dieſer Art Ideale ſtehen; ſie verbindet auch Weſen, wie dieſelben nie in der Natur möglich ſind. Ich möchte daher die Kunſtideale in vier Klaſſen theilen.

Die erſte Gattung iſt, wo die Formen und Charakterzüge ſich nicht über die gewöhnliche Natur erheben, als in der Natur eines Athleten, oder eines hiſtoriſchen Objects, wovon kein beſtimmtes Portrait auf uns gekommen, als eines Moſes, Davids, Apoſtels. Wir ſind ſo gebildet, daß wenn wir die Geſchichte ſolcher Menſchen leſen, und kein beſtimmtes Bild von ihnen haben, unſere Phantaſie ſich willkührlich oder unwillkührlich ſinnliche Bildungen davon ſchaffet.

Die zweyte Gattung Ideale erhebt ſich über das gewöhnliche Schöne der Natur, wozu aber doch die Formen und Grundzüge theilweiſe in derſelben anzutreffen ſind. Hiezu gehören die Bildniſſe der Götter und Helden der alten Mythologie, ein Bacchus, eine Minerva, ein Achill, eine Helena u. ſ. w.

Die dritte Klaſſe der Ideale beſchränkt ſich zwar auch auf eine Natur, aber ſie verbindet damit Attribute fremder Weſen: wie ein Genius mit Flügeln, ein gehörnter Bacchus oder Faun, ein Phoebus mit den Strahlen ums Haupt, die Schlangen zwiſchen den Haaren der Gorgonen und Furien, die Flügel eines Pegaſus.

Die vierte Klaſſe Ideale verbindet aber wirklich verſchiedene Naturen: wie in den Tritonen, Centauren, Giganten, Syrenen, Sphinxen u. ſ. w.

Indeſſen wich die Kunſt auch nicht von einer richtigen Nachahmung dieſer verſchiedenen Naturen ab. — Was der Centaur vom Pferde hat, trägt die wahren Formen des Pferdes, und der obere Theil, der menſchlich iſt, den Charakter eines rohen ſtarken Menſchen. Die Formen und Züge ſind von jeder Natur deutlich und beſtimmt, nur die Zuſammenſezung iſt abentheuerlich. Wenn hierinn etwas zu tadeln wäre, ſo betrift es mehr die Wahl ſolcher Gegenſtände, oder die Phantaſie, welche ſolche Weſen ſchuf, als die Kunſt, welche ſie ausführte.

Dieſe allegoriſchen Zuſammenſezungen gefallen in der Kunſt öfters ſehr, wenn ſie nicht zu mannichfaltig, nicht zu kleinlicht und bunt werden. Aber leider! arten dergleichen Erfindungen in der Kunſt gar leicht in das zu ſpizfindige und launiſche aus. Die ſogenannten lächerlichen

Grillen der Alten, wovon unſere heutigen Carrikaturen, Arabesken oder Grotesken Nachahmungen und Kopien ſind, geben das überzeugendſte Beiſpiel hievon.

Die Kunſt hat zwar ihre Allegorie, wie die Poeſie, doch leztere hat ungleich mehr Freiheit; indeſſen wenn Horaz auch hierinn ein gewiſſes Maaß und gewiſſe Grenzen, um die goldene Mittellinie nicht zu überſchreiten, vorſchreibet, ſo gilt dieſe Einſchränkung doppelt in Rükſicht der Kunſt, weil Formen und Farben vielmehr einer Verwirrung unterworfen ſind, als Wortverknüpfungen, welche nicht an die Einheit eines Augenblikks, einer Handlung und eines Ortes gebunden ſind, ſondern eine lange Folge in der Zeit darſtellen können.

Wäre es aber möglich einen Hauptgrundſaz aufzuſtellen, nach welchem das Kunſtſchöne könnte beurtheilt werden, und in welchem ſich alle Strahlen, wovon die Kunſt ausgeht, gleichſam als in ihrem Brennpunkt brechen?

Charakteriſtik als Hauptgrundſaz des Kunſtſchönen.

Nach meinem Sinne beſteht die Baſis zu einer richtigen Beurtheilung des Kunſtſchönen und Bildung des Geſchmakes in dem Begriffe Charakteriſtik.

Unter Charakteriſtik verſtehe ich nemlich jene beſtimmte Individualität, wodurch ſich Formen, Bewegung und Geberde, Miene und Ausdruk — Lokalfarbe, Licht und Schatten, Helldunkel und Haltung — unterſcheiden, und zwar ſo, wie der vorgelegte Gegenſtand es verlanget.

Nur durch die Beobachtung dieſer Individualität kann ein Kunſtwerk ein wahrer Typus, ein ächter Abdruk der Natur werden. Nur auf dieſe Weiſe wird eine Kunſtarbeit intereſſant, nur in dieſer Rükſicht können wir das Talent des Künſtlers bewundern.

Charakteriſtik muß überall hervorleuchten. Die Erreichung des Eigenthümlichen in allen Theilen zum Ganzen iſt der Endzwek der Kunſt, das Weſen des Schönen, der Prüfſtein von der Fähigkeit des Künſtlers, und die Quelle des Wohlgefallens für jeden, der das Kunſtwerk anſieht und betrachtet.

Wenn demnach das Kunſtſchöne in der Charakteriſtik beruht, ſo iſt es leicht zu begreifen, welche Empfänglichkeit, welche Empfindung und Phantaſie der Künſtler für alle Erſcheinungen der Natur überhaupt und beſonders des Menſchen haben müſſe, wie ſcharfſinnig ſein Geiſt die Bilder immer trennen, und in der Trennung ſie immer einander nähern und klaſſificieren müſſe, um auf ſeinen Endzwek zu arbeiten.

Wir werden in der Folge ſehen, welche Grenzen eine jede der bildenden Künſte, Mahlerey und Skulptur nebſt ihrer ſubordinirten Künſten haben, und wie ſich alle ihre Regeln in dem angezeigten Grundſatze vereinigen. Jetzt noch eine andere Frage:

Kann ein jeder, auch ekelhafter Gegenſtand, und ein jeder, auch entſtellender Moment — ein Vorwurf der bildenden Künſte werden?

Ein jeder kann, aber nicht ein jeder ſoll es werden. Wir ſahen, daß das Kunſtſchöne nicht ſowohl in der Wahl des Gegenſtandes, als in der Behandlung und Ausführung von Seiten des Künſtlers beruht. Ein Ekelerregender Gegenſtand könnte alſo auch von dieſer Seite Vollkommenheiten zeigen. Allein, wenn das Unangenehme des Vorgeſtellten das Angenehme des vorſtellenden Genius überwieget, das heißt: wenn das Widerwärtige der bezeichneten Sache in dem Grade unangenehm iſt, daß es den Werth, wie es gemacht iſt, auslöſchet, ſo ſollten allerdings ſolche Gegenſtände und Momente von der Wahl der ſchönen Künſte ausgeſchloſſen bleiben. Hingegen wünſchen wir nicht, daß eine zu verzärtelte Sinnlichkeit, oder eine zu ſtrenge Sittlichkeit die Delikateſſe hierinn zu weit triebe. Ein gebildeter Geſchmak mag in ſolchen Fällen eher die Grenzen beſtimmen, als Regeln und Beiſpiele.

Architektur.

In die Reihe der ſchönen Künſte gehört die Baukunſt; da ſie aber kein Vorbild in der Natur hat, wie Mahlerey und Skulptur, ſo ſchafft ſie ſich ein eigenes Modell, in noch nicht ſo engen, feſten und ewigen Geſezen, als es diejenigen für die nachahmenden Künſte ſind. Wir werden auch ſehen, daß, wenn wir ihr Modell aufgeſtellt haben, der Hauptgrundſaz der Charakteriſtik eben ſo gut paſſet, das architektoniſche Schöne, als das Schöne der bildenden Künſte zu beurtheilen.

II.

Briefe von Amanda und Eduard.

Fortſezung.

Vierter Brief.

Eduard an Barton.

Nicht immer, mein Barton, fühle ich mich ſo glücklich, als an dem Tag, wo ich Dir zulezt ſchrieb. Eine Unruhe überfällt mich zuweilen und treibt mich raſtlos umher. Die muntern Freuden des Lebens rauſchen dann an mir vorüber und ihr wehender Fittig wekt die Sehnſucht meines Herzens nicht. Und doch iſt die jugendliche Glut der Gefühle nicht im mindeſten erloſchen; vielmehr umfaſſe ich die Gegenſtände ſtärker, inniger, aber ich umfaſſe ſeltner, weniger. Das Gewöhnliche reizt mich nicht mehr; ich ſtrebe nach Ungewöhnlichem, nach Höherm. Ich ſehne mich nach einem hellern Aufblik in die Thätigkeit des Lebens, und das verworrene Gemählde menſchlicher Wünſche und Handlungen wirkt in gewiſſen Augenbliken dumpf und drükend auf meinen Geiſt. Treffe ich auf meinem Weg einen blos einſeitig gelehrten Mann, dem eile ich wohl kalt und ſtolz vorüber, finde ich aber einen, mit intereſſantem Geſicht, wo Leidenſchaften geherrſcht, aber nicht gewüſtet haben, der den freien Schwung der Unterhaltung nicht mit ſeinen Ideen gewaltſam bändigen will, aber ihn geſchikt, und wie wir es gerne mögen, zu lenken weis, ſo fühl' ich mich ſanft zu ihm hingezogen und möcht' ihn bitten: „ o du! der du die geheimen Irrgänge des Herzens beobachteteſt und ſelbſt „durchwandelteſt, ihre Erſcheinungen auf dem großen Gemählde des thätigen Lebens wahrzunehmen und zu unterſcheiden weißt, o ſchließe deinen innern Reichthum vor „mir auf und befriedige meine brennende Sehnſucht!" — Giebt es etwas ſüſſeres, mein Freund, als der großen Harmonie zu lauſchen, die aus dem Strom des Lebens hervorquillt, und mit geläutertem Sinn die ſchönen Töne zu vernehmen, die im freien Spiel der Herzen erklingen? und wird es nicht dem, der dies vermag, dann auch gelingen, die bunten Gaukeleien des Zufalls nach Gefallen zu ordnen und den verworrenen Stoff in eine beſtimmte Form zu zwingen? Mit ſchöpferiſcher Hand drükt er der todten Natur Spuren eines denkenden Weſens ein, und die ewigen Zweke des Lebens gehen in Stunden heiliger Begeiſterung faßlich und rein vor ſeiner Seele vorüber.

Meine liebſte Hofnung iſt auf die Zeit gerichtet, wo mein Vater ſeine, mir zum Theil noch unbekannten Pläne mit mir ausführen will, auf die Zeit, wo mich vielleicht eine andre Hemiſphäre aufnehmen und mit ihren Wundern beglüken wird. Dieſe Idee, die du mich freilich nur haſt ahnen laſſen, iſt meine Geliebte, die mich durch ihr wunderbares Halbdunkel unaufhörlich reizt und an ſich zieht; und ich bitte dich, mein Barton, wenn du etwas zur Annäherung meines Ziels beitragen kannſt, ſo thue es und mache deinen Freund ſo bald als möglich glüklich.

Ich weihe dir noch die lezten Augenblike dieſes Tags. Morgen reiſe ich auf das Landgut des Herrn von W *** wo er eine trefliche Sammlung phyſikaliſcher Inſtrumente aufbewahrt, und wo ich mir für meine Wißbegier, die jezt vorzüglich auf Naturwiſſenſchaft gerichtet iſt, eine reichliche Erndte verſpreche.

Von einem weiten Spaziergang bin ich heute mehr unruhig als ermüdet zurükgekommen. Ein neues Leben regt ſich durch die Natur. Die Wieſe hat das matte Wintergrün abgeſtreift, die lezten dürren Blätter begraben ſich leiſe in dem rauſchenden Strom. Ein neues Gebilde ſchießt hervor, ein friſches Grün breitet ſich über den Grund, die Bäume ſchwellen von junger Lebenskraft. Meine Sehnſucht lokte mich auf die Höhen und ich drang durch die reine Luft hinauf. Mit welcher Luſt erblikte ich unter mir den Raum immer mehr an Ausdehnung und Mannigfaltigkeit gewinnen, und ich dünkte mich an Freuden und Einſichten reicher, jemehr die Fläche immer gewaltiger anwuchs! So immer höher zu ſteigen, dachte ich, und in heiliger Einſamkeit die ganze Erde ihren einfachen Geſezen gemäß, dahin wandeln zu ſehen, dann den unerſättlichen Durſt zu befriedigen und den Sonnen und Sternen ihre ewigen Geheimniſſe abzulauſchen! — Ach! daß es einen Punkt giebt, wo alles ſich in Nebel hüllt, wo der Blik des menſchlichen Auges, wie des menſchlichen Geiſtes traurig an der Gränze haftet, die eine unbegreifliche Macht ſeiner durſtigen Neugier vorſchob! — Hier, wo ſonſt alles den Zwek erreicht, zu dem ſeine innren Kräfte es beſtimmen, wo alles in friedlicher Nothwendigkeit die beſchriebene Bahn durchläuft, wo für jedes Bedürfniß des ſichern Inſtinkts geſorgt iſt, was ſoll dieſer freie unauslöſchliche Durſt, der die Bahn des Nothwendigen verläßt und lieber, ewig unbefriedigt, vor der geheimnißvollen lezten Urſache alles Lebens, aller Bewegung ſtehen bleibt, ehe er mit den Wirkungen zufrieden, ruhig den kurzen Traum des Lebens genießt? — Und doch, mein Barton, wäre der ewige Streit über unſer eignes Weſen entſchieden, der geheimnißvolle Schleier der Natur zerriſſen, ſo wäre ein Stillſtand aller Thätigkeit, alles Strebens in uns. Ewig müſſen wir ſuchen, indeß ein jeder das groſſe Geheimniß unſres Weſens und unſrer Hofnungen unerkannt und ahndungsvoll in ſeinem eignen Buſen trägt.

Prinzeſſin.

Nichts, was Sie widerrufen werden, hoff' ich.
Wie froh erſchrack ich, als mir unvermuthet
Ein Brieſchen in die Finger kam, das Sie
In dieſen Handſchuh zu verſtecken wußten.
Es war die rührendſte Romanze, Prinz,
Die —

Karlos (ihr raſch in's Wort fallend).

Poeſie! — Nichts weiter. — Mein Gehirn
Treibt öfters wunderbare Blaſen auf,
Die ſchnell, wie ſie entſtanden ſind, zerſpringen.
Das war es alles. Schweigen wir davon.

Prinzeſſin

(vor Erſtaunen von ihm weggehend und ihn eine Zeitlang aus der Entfernung beobachtend).

Ich bin erſchöpft — all meine Proben gleiten
Von dieſem ſchlangenglatten Sonderling.

(Sie ſchweigt einige Augenblicke.)

Doch wie? — Wär's ungeheurer Männerſtolz,
Der nur, ſich deſto ſüßer zu ergötzen,
Die Blödigkeit als Larve brauchte? — Ja!

(Sie nähert ſich dem Prinzen wieder und betrachtet ihn zweifelhaft.)

Belehren Sie mich endlich, Prinz — Ich ſtehe
Vor einem zauberiſch verſchloſſ'nen Schrank,
Wo alle meine Schlüſſel mich betrügen.

Karlos.

Wie ich vor Ihnen.

Fünfter Brief.

Amanda an Julien.

Dies kleine fröhliche Städtchen gefällt mir mit jedem Tage mehr. Das ruhige Leben, das ich hier führe, läßt mich meinen Träumen ungeſtört nachhängen und mildert manches traurige Bild, das ſich mir, als ich im Geräuſche lebte, oft ungerufen mit ſchreienden Farben und bitterm Kontraſt darſtellte. Die ſanfte Luft, die mir entgegenſtrömt, das Reizende der Gegend, die lieblichen Frühlingsdüfte, die aus tauſend blühenden Pflanzen und Geſträuchen mir entgegenquellen — alles das bewegt mich im Innerſten, und das Bewegte ordnet ſich allmählig zu einem ſanften, harmoniſchen Ganzen. Könnte ich nur dieſe Sehnſucht nach einem verwandten Weſen, nach jener, vielleicht nur erträumten Seelenharmonie, die mich jezt lebhafter als je ergreift, könnte ich nur dieſe vergeſſen, ſo würde ich ganz glüklich ſeyn. Ich ſeh' es ein, daß ich ſo vieles habe, was die Wünſche andrer Menſchen reizt. In der Blüthe der Jahre, in der vollen Kraft der Geſundheit gewährte mir ein günſtiges Schikſal manchen fröhlichen Genuß, manche ſchöne Beziehung des Lebens, die ſo viele unter ewigen Wünſchen, unter Sorgen und Gram nur ſpät, und oft nie erreichen. Ich habe alle Mittel das Leben zu genieſſen, warum fehlt mir doch oft der Sinn dafür? Warum fliegen alle meine Gedanken dem Einen nach, was mir fehlt, da mich das Mannigfaltige, was ich beſize, genug beſchåftigen kónnte? — Ja, ich will allein ſeyn, meine Julie! — iſt es denn ſo unmóglich, daß ein Weib ſich ſelbſt genug ſeyn kann? — ſind unſre Herzen durchaus dazu geſchaffen, in einem einzigen Gefühl die ganze Welt zu genießen, und warum ſollten wir dies Gefühl nicht über die ganze Welt verbreiten kónnen? — Wenn ich die Liebe, die ich ungetheilt in meinem Herzen verſchließe, auf die ganze Welt übertrage, wenn ich einzeln und zerſtreut die ſchónen Blumen breche, die das Schikſal nun einmal nicht für mich in einen Straus zuſammenband, werde ich da nicht glüklich ſeyn?

Ich habe, ſeit ich mich in dieſer Stimmung zu beſtårken ſuche, ſchon viel frohe Momente gehabt. Kaum ſind es einige Wochen, ſeit ich hier bin, und dennoch ſeh' ich mich bereits mit einer Innigkeit geliebt, die mir nichts mehr zu wünſchen übrig låßt. Mein Liebhaber iſt ein wunderliches Geſchópf, das jeden Eindruk willig von mir annimmt und ſich ganz davon beherrſchen låßt, ohne ſich nur im geringſten darum zu bekümmern, ob er mich dagegen wieder beherrſcht, und ohne dabei von ſeiner Originalitåt zu verlieren, der, ob er gleich das ſinnlichſte Weſen von der Welt iſt, bei ſtundenlangem Alleinſeyn, auch das Auge der Eiferſucht ſelbſt nicht zum Argwohn reizen würde, der mich ungeſtórt meinen Launen nachhången låßt, und mich nie um meine Geheimniſſe fragt. — Willſt du dieſen ſeltnen Liebhaber, ohne Herrſchſucht, ohne Zudringlichkeit und Anmaßung nåher kennen lernen, ſo ſage ich dir, daß ein kleiner ſechs oder ſiebenjåhriger Knabe iſt, der meiner Wirthin angehört. Das Kind hat etwas ſo edles, bedeutendes in ſeinem Weſen, daß ich ihn unbeſchreiblich anziehend finde. In den erſten Tagen meines Hierſeyns traf ich ihn meiſt auf der Flur des Hauſes, wo er mit einem bunten, zahmen Täubchen ſpielte, das er immer mit ſich herum trug und ganz beſonders zu lieben ſchien. Lange konnte ich ihm keine Rede abgewinnen, und nur dadurch, daß ich ſeinem geliebten Täubchen alle Tage eine Hand voll Körner brachte und weiter gar nicht auf ihn zu achten ſchien, erwarb ich mir ſein Zutrauen. Seitdem bringt er den größten Theil des Tages bei mir zu, und die Hofnung etwas zur Verſchönerung ſeines innern und äuſern Lebens beitragen zu können, iſt mir unbeſchreiblich ſüß. Ach! daß Albret dieſe Freuden nicht theilen kann! wie unglücklich iſt das Herz, das ſich ſo unſchuldigen Gefühlen nicht zu überlaſſen wagt! Albret ſah den Kleinen auf meinem Zimmer, und ſein liebenswürdiges und ſonderbares Weſen ſchien ihn unwiderſtehlich anzuziehen. Er rief ihn zu ſich, betrachtete ihn aufmerkſam, ſpielte mit ihm — ja er war, wie ich ihn noch nie geſehen. Aber bald gefiel dem veränderlichen Knabenſinn das Spiel nicht mehr, er ward ungeduldig, und als ihn Albret durch ſein Zureden und durch mancherlei Einwendungen noch mehr aufgebracht hatte, ſagte er mit ſtolzem Ton: du kannſt nur gehen, ich will dich nicht mehr. Wie ſtark dieſe kindiſche Unart auf Albret wirkte, beſchreibe ich dir kaum. Ich ſah mit Erſtaunen, wie ſeine gewohnte Faſſung ihn, einige Momente lang, ganz verließ, wie ſein Auge ſich dunkel zuſammenzog und eine ſchnelle Röthe auf ſeine Wangen flog, und ich eilte, den Knaben zu entfernen, ehe noch ſein ganzer Unwille über ihn ausbrach. Iſt dieſe ſchnell zu reizende Bitterkeit das Werk der Natur, oder iſt ſie das Symptom eines vom Schikſal grauſam behandelten Herzens? — O daß ich dies lezte glauben dürfte, wie gern wollte ich theilen, was auf dieſem Herzen laſtet! — aber umſonſt ſuche ich mich in ſein Vertrauen einzuſtehlen. Er verſchmäht die Hülfe, die ich ihm freilich nur noch durch Blik und Geberde anzubieten wage!

Ich habe lange am Fenſter geſtanden, meine Liebe, um den Mond aufgehen zu ſehen, und von der lauen Luft umſpielt, meine Blike träumend in die nächtliche Gegend hin ergoſſen. Wie mild doch jede Naturſcene die Seele zu ſtimmen und über das harte Gemählde des Menſchenlebens ein weiches, geiſtiges Colorit zu hauchen vermag! Ueber den Berg erhob ſich ein wankender Schein, der ſich immer weiter und weiter verbreitete. Das tiefe Schweigen der Lüfte, die feierliche Erwartung in der Natur, der wachſende Schimmer des Himmels, alles verkündigte die nahende Erſcheinung einer Gottheit. — Sie ſtieg herauf, in Glanz gehüllt, die Beherrſcherin der Nacht und ein ſilbernes Licht ſtrömte aus ihrem Auge über die Erde hin. Mit dem fluthenden Schimmer wallte eine Unruhe in mein Herz. Waren es Ahndungen oder Erinnerungen, die meinen Blik in ein ſchattiges, mit wankenden Geſtalten erfülltes Halbdunkel hinabzogen? In Träumen aufgelöſt und von dem langen Wiegenlied der Grillen in tiefe Selbſtvergeſſenheit geſungen, ſtand ich lange da, und ſah dem ewigen Tanz der Wolken um unſern Erdkreis zu, bis endlich ein heller, kalter Strahl von Beſonnenheit durch mein Innres zukte, und mich wieder zur Gegenwart zurükbrachte. Lange hatte ich dieſe Art von Schwärmerei nicht empfunden, und hielt ſie beinah ganz für mich verlohren. Ich habe, ſo jung ich auch bin, zu viel erfahren, zu viel mit Menſchen gelebt, zu viel beobachtet, um auf das Entzüken dieſer jugendlichen Begeiſtrung noch oft hoffen zu dürfen. Aber wer wollte nicht wünſchen, daß es möglich wäre, in dieſem Blüthenraum der Jugend, wo die Zukunft noch wie ein Feenland vor uns liegt und ein ewiges Morgenroth der Hofnung unſre Ausſicht bekränzt, das ganze flüchtige Leben wegträumen zu können? Warum treibt der ſcharfe Hauch der Zeit uns ſo ſchnell aus dieſen Blumenthälern hinweg, wohin kein Weg zurükführt?

Wenn ich in die Zeiten zurükgehe, wo ſich die Schale der Thierheit zuerſt von mir abzuſtreifen begann, und meinem kleinen kindiſchen Herzen bei ſeinen einſamen Freuden oft ſo wehmüthig wohl war. Die Fähigkeit zu allen ſüſſen und traurigen Empfindungen lag da noch unentwikelt in mir, und das ungeduldige Streben nach Entwiklung war es, was mich mit ſo wunderbarem Schauer ergriff, wenn im Lenz die jungen zarten Sproſſen, wie leichtes grünes Gewölk um den Baum unter meinem Fenſter ſchwammen, oder im Herbſt bei hohen ſternenhellen

Himmel die Lüſte mit Geiſterſtimmen durch welke Büſche rauſchten. Bei der ſtillen Beſchauung eines jugendlich ſproſſenden Zweigs, einer einfach ländlichen Gegend empfand ich damals noch ungetheilt, alles was ich beim Anblik der ſchönſten Gegenden des Erdbodens, der rührendſten Naturerſcheinungen jemals zu empfinden fähig war. Das Bild trat neu und ungetrübt vor die jugendliche Phantaſie und der lebendige Eindruk ergoß ſich mit ſanfter Gewalt durch alle Saiten des erwachenden Gefühls. Deshalb umfaßte ich die kleine Welt, die um mich war, mit einer Innigkeit und Stärke, die niemals Worte finden konnte, weil ich es noch mit der ganzen ungebrauchten Kraft alle mögliche Eindrüke aufzufaſſen, that, und dahin wird und kann es niemals mit uns kommen. Das Sehnen nach Jugendgefühlen iſt ewig vergebens! der Stoff iſt nun entwikelt, die Empfindung hat Worte — vieles, was ich ſonſt dunkel träumte, begreif ich jezt. Die liebliche Magie der Unerfahrenheit, die ſonſt Urſprung und Ende einer ſüſſen Empfindung, wie mit einer Wolke überwebte, daß ſie auf einmal daſtand in ihrer Fülle, unbegreiflich und mächtig wie das Erſcheinen einer Gottheit, iſt nicht mehr. Die Begeiſterung verliſcht mit der Neuheit, ich ſchaue heller in mein Herz und verfolge den leiſen Gang fremder Eindrüke, die das zarte Seitengewebe deſſelben bewegen.

Wie ich bei dieſer Ueberzeugung noch jener dunklen Sehnſucht nach Seelenharmonie und Liebe nachzuhängen vermag, fragſt du, meine Julie? — Woher es auch kömmt, ich weiß es nicht, aber ich fühle, daß dies Bild ewig, wie ein verlohrnes Paradies, vor meiner Seele ſchweben wird. Wenn ich jezt die Briefe von Julie und St. Preux, dieſe ſeltne, voll entfaltete Blüthe des menſchlichen Gefühls leſe, ſie nicht leſe, nein! ſie empfinde, wenn ſie mich mit einer Theilnahme, einer Begeiſtrung erfüllen, die keine kalte Beſchauung zuläßt, dann weine ich oft ſüſſe Thränen, und oft durchwallt mich ein wunderbarer Schauer. So könnte ich auch lieben, denke ich, und ſeufze über das Geſchik, das mir Alles gab, auſſer dem Einen und in dem Einen mir alles verſagte!

Sechster Brief.

Amanda an Julien.

Dein Brief hat mich angenehm gerührt. Du ſchilderſt mir deine Lage ſo ruhig, du biſt ſo harmoniſch mit dir und deiner Welt, deine folgſame Phantaſie trägt dich nicht über den Kreis der Wirklichkeit hinweg, und haucht nur ein lebendigeres Kolorit über die gemeinen Bilder des Lebens. Wie glüklich biſt du, meine Julie! komm zu mir und lehre mich in meiner Lage zu ſeyn, was du in der Deinigen biſt. Dein Anblik wird die ſtillen Bilder unſrer glüklichen Jugend an Blumenketten der Erinnerung wieder vor meine Seele führen, und meine geſpannte Stimmung wohlthätig mildern. — Wenn wir uns allein fühlen, mag ſich dann der lieblichſte Sonnenſchein in goldnen Wellen über die Gegend gieſſen; ein gleichgültiger Tag nach dem andern vergeht, und die Freude wird Wehmuth für den, der ſie nicht theilen kann. Ich bin allein, allein mit der lebendigen Natur, und dieſes Gefühl breitet über ihre fröhlichſten Bilder ſeinen ſchwermüthigen Schleier. Dieſe duftenden Lauben wollen ein liebendes Geſpräch, dieſe reizenden Irrgänge wollen eine Bedeutung — dies Herz will nicht allein empfinden, nicht allein genieſſen. Ach! vielleicht trennt nur ein blühendes Gebüſch, ein leichter Pfad ihn von mir, der es würdig wäre, dieſe Gefühle zu theilen! vielleicht wandelt er allein mit dem ſchönen, unbefriedigten Herzen, erſtaunt, die todte Natur ſo lebendig, und die lebendige Welt ſo todt zu finden. Er weiß es nicht, daß die, die allein ihn verſtehen kann, ſo nahe bei ihm iſt. Er flieht das Glük, das er ſucht — ein ſchadenfrohe Geiſt führt ihn ewig bei mir verbey!

Du lächelſt über meine Schwärmereien, Julie, aber laß mir dieſe ſüſſen Täuſchungen, ſie allein ſind mir Bürge, daß ich noch glüklich ſeyn kann. Glüklich iſt der Menſch nur in ſeinem Gefühl. Er kann zufrieden ſeyn, mit ſich, mit der Welt, durch Vernunft, durch reine Abwägung der Dinge — aber jene göttlichen Momente, wo der ſüſſe Eindruk nur Bilder und keine Begriffe erwekt, wo wir uns rein und unmittelbar mit dem Gegenſtand zu vereinigen ſcheinen, jene Augenblike voll Unendlichkeit, welche die Sprache, das Simbol der beſchränkten Menſchheit, nicht zu zeichnen vermag — dieſe liegen nur in unſerm Gefühl. Zu lange, o! zu lange habe ich unter den Freuden des Lebens mit kalter Ueberlegung gewählt, ich möchte nicht mehr wählen, ich möchte hingeriſſen ſeyn. Dieſe Seligkeit, die in dem Tauſch der Seelen, in dem Gedanken liegt, die Welt in einem fremden Herzen ſchöner zu genieſſen, dieſe ſüſſe Trunkenheit der Gefühle, warum verſagt ſie mir das Schikſal, nur mir allein? — In früher Jugend ſtand das Bild einer ſolchen Vereinigung lebhaft vor meiner Seele, Jahre lang ſchien es verſchwunden zu ſeyn, aber jezt ſtellen Einſamkeit, Natur und Rouſſeau es mir mit neuen Reizen dar. O wie ich ſeine Liebenden oft um ihre Entzükungen, ihre ſüſſen Qualen beneide! — Soll ich ſterben, ohne nur einmal geliebt zu haben? und habe ich mir dies Glük vielleicht nicht ſelbſt entzogen? — Dieſer Gedanke, der mir jezt öftrer vorſchwebt, hat wohl etwas trauriges, doch nichts kränkendes für mich. Die Gründe meiner Handlungen konnten irrig ſeyn, aber unrecht waren ſie nicht, und mein Irrthum ſchadete keinem als mir ſelbſt. Damals als ich mit Albret bekannt wurde, warſt du nicht bei mir Julie, und ich irre mich wohl nicht, wenn ich jene Tage für den Zeitpunkt halte, wo du in deinem ganzen Leben den wenigſten Antheil an mir genommen haſt. Es war unſre erſte Trennung. Du warſt hingereiſt um mit deinem jungen, kaum zum Gatten gewordnen Liebhaber, in euerm neuen Wohnort die erſten ſüſſen Wochen einer bloß aus Liebe geſchloſſnen Ehe zu verträumen, und natürlich, daß dir da wohl wenig Zeit an deine Freundinn zu denken übrig blieb. Es hat mir, die gerade in dieſen Momenten feſter an dir hieng, als je, manche Thräne gekoſtet; deſto erfreulicher iſt mir jezt der Gedanke, daß eine Freundſchaft, welche dieſer Klippe, der gefährlichſten, die weiblicher Freundſchaft drohet, zu trozen wußte, auf der ganzen Reiſe des Lebens keinen Schiffbruch mehr zu beſorgen hat.

Ich blieb allein, und bemerkte zum erſtenmal nicht ohne Befremdung, daß unſre Denkungsart zwar harmoniſch, aber nichts weniger als gleichförmig ſey. Ich dachte mir dich als unausſprechlich glüklich, und ich grämte mich recht ſehr, daß ich es auf deinem Weg nicht ſeyn und nie werden zu können glaubte. Ich hielt dich für beſſer, weil du glüklicher warſt, und glaubte faſt, ich verdiene

Prinzeſſin.

(Sie verläßt ihn ſchnell, geht einigemal ſtillſchweigend im Kabinet auf und nieder und ſcheint über etwas Wichtiges nachzudenken. Endlich nach einer großen Pauſe ernſthaft und feierlich.)

Endlich ſey es denn —
Ich muß einmal zu reden mich entſchließen.
Zu meinem Richter wähl' ich Sie. Sie ſind
Ein edler Menſch — ein Mann, ſind Fürſt und Ritter.
An Ihren Buſen werf' ich mich. Sie werden
Mich retten, Prinz, und wo ich ohne Rettung
Verloren bin, theilnehmend um mich weinen.

(Der Prinz rückt näher, mit erwartungsvollem, theilnehmendem Erſtaunen.)

Ein frecher Günſtling des Monarchen buhlt
Um meine Hand — Rui Gomez, Graf von Silva —
Der König will, ſchon iſt man Handels einig,
Ich bin der Kreatur verkauft.

Karlos (heftig ergriffen).

Verkauft?
Und wiederum verkauft? und wiederum
Von dem berühmten Handelsmann in Süden?

Prinzeſſin.

Nein, hören Sie erſt Alles. Nicht genug,
Daß man der Politik mich hingeopfert,
Auch meiner Unſchuld ſtellt man nach — Da! hier!
Dies Blatt kann dieſen Heiligen entlarven.

(Karlos nimmt das Papier und hängt voll Ungeduld an ihrer Erzählung, ohne ſich Zeit zu nehmen, es zu leſen.)

Wo ſoll ich Rettung finden, Prinz? Bis jetzt von dir vergeſſen zu ſeyn. Unſer Freund, der treue Brenda, beſuchte mich oft, und ſuchte mich über deine Abweſenheit zu tröſten, aber das, was eigentlich meinen Gram ausmachte, verſtand er nie. Er lebte ganz für mich, und auch ich liebte ihn, wie ich glaubte; vielleicht auch nur, weil du es mir geſagt hatteſt. Aber dieſe Liebe füllte mein Herz nicht ſo ſehr aus, daß darinnen nicht tauſend Phantaſien noch Raum gefunden hätten. Es war mir ſo ſüß, wenn ich an die Zukunft dachte, wie Kinder bei halbgeſchloſſnen Augen, eine Menge roſiger, goldner, verworrner Geſtalten zu ſehn. Ich konnte mir das Leben unmöglich wie einen geraden, offnen Weg denken, wo man ſchon beim Eintritt das Ende überſehen kann; vielmehr liebte ich mir einen verſchlungenen, ſeltſamen Pfad voll romantiſcher Stellen und wechſelnden Lichts zu träumen. Brenda, das wußte ich, war für dieſe Ideen nicht geſtimmt; ſie betrübten ihn ſogar, und verurſachten manches Mißverſtändniß zwiſchen uns. Demohngeachtet blieb er der einzige, an den ſich meine jugendliche Neigung band.

Damals kam Albret in unſre Stadt. Sein erſter Anblik machte einen tiefen, obgleich nicht angenehmen Eindruk auf mich. Ob er gleich nicht mehr jung war, ſo verdiente er doch mit Recht ein ſchöner Mann genannt zu werden, aber in ſeinen Zügen lag etwas verödetes und gewaltſames, das allen den heitern fröhlichen Bildern, die ich mir vom Lieben gemacht hatte. Hohn zu ſprechen ſchien. Mein Vater hatte viel Geſchäfte für ihn zu beſorgen, er ſagte, daß er ihn ſchon ehedem auf ſeinen Reiſen an verſchiedenen Orten kennen gelernt hätte, und ſchien von ſeiner Denkungsart eine groſſe Meinung, wie von ſeinem Reichthum zu haben. Ich ſah ihn oft, und lernte ihn jedoch nie kennen; denn er hatte in ſeinem Weſen etwas ſo willkührliches, entfernendes und planmäßiges, daß es nicht möglich war, etwas anders von ihm, als daß er unergründlich ſey, zu wiſſen. Indeſſen übte die Reife ſeiner Urtheile und ſein, bei allen Fällen bewieſener, wirklich erhabener Gleichmuth über meinen Verſtand eine ſtille Gewalt aus, und ich konnte mich nicht enthalten in meinen Meinungen über die Liebe. Ehe und Lebensgenuß unvermerkt etwas von den ſeinigen anzunehmen. Das Geheimnißvolle ſeines Weſens nahm in meiner Phantaſie bald die Geſtalt der Größe an; und was vielleicht nur bloſſe Neugier war, kam mir bisweilen als ein achtungsvolles Intereſſe vor. Einſt kam mein Vater mit einem auffallend bewegten Geſicht zu mir. Er ſagte mir, daß Albret mich zur Gattinn begehrte, und dieß ſchien ihm für die Tochter eines nur mäßig bemittelten Mannes, wie er, ein ſo ganz unerwartetes Glük, daß er bei der Denkungsart, die er mir immer eigen zu machen geſucht hatte, Einwendungen von meiner Seite kaum für möglich hielt. Er frohlokte, mich nun bald an meinem rechten Ort zu ſehn, und verließ mich, damit ich mich, wie er ſagte, ohne Zwang freuen könne. War es, daß ich den guten Alten noch nie in einer ſolchen Rührung geſehen hatte, was mich ſo erſchütterte, oder die Menge der neuen verworrnen Bilder, die gewaltſam an mein Herz ſtrömten, genug ich war in einer fremden nie gefühlten Bewegung. Aber gewiß iſt es, daß keine Freude ſich in dieſe Stimmung miſchte, vielmehr ſchien ein dunkles, trauriges Gefühl mich zurük zu ziehen. Dieſe Regung glaubte ich jedoch bekämpfen zu müſſen — und Julie, hierinn that ich mir Unrecht. Warum unterdrükte ich dieß unſchuldige Gefühl, gerade da, wo ich ſeinen leiſeſten Eingebungen hätte folgen ſollen; warum bemühte ich mich kalten Verſtandesregeln zu folgen, die ſo wenig für mein Alter paßten? — Wenn es ſchön, ſein Herz zu beſiegen, ſo iſt es wohl ſchöner, ſeinem Herzen zu folgen, und dennoch gut zu handeln.

Es liegt nicht in dem Geiſt des Zeitalters, ſagte ich zu mir ſelbſt, als ich, um mich zu ſammeln, und ganz ungeſtört meine Lage überdenken zu können, in die verborgenſte Laube unſers Gartens geflüchtet war, daß Liebe eine eheliche Verbindung ſchließt. Wie ſelten iſt es auch bei der abhängigen Lage des Weibes, daß von ihrer Seite eine auf reine Harmonie gegründete, von allen eigennüzigen Gründen entfernte Neigung gedacht werden kann! und wenn, wie Erfahrung und Nachdenken lehren, jede Liebe vergänglich iſt, iſt es nicht gleichviel, ob ſie unter Sättigung verſiegt, oder von Trennung gewaltſam vernichtet wird? — Ich bin mir bewußt, viel Bedürfniſſe und Wünſche zu haben, die ein freies, nicht von ängſtlichen Sorgen bekümmertes Leben verlangen; und jene Freiheit, wodurch wir in den Stand geſezt werden, den

Dingen außer uns, je mehr und mehr, eine ſelbſtbeliebige Form zu geben, und ſie zu unſern Zweken zu gebrauchen, wird am leichteſten durch Reichthum erreicht. Auf dieſe Art, Julie, ſuchte ich mein Herz zum Schweigen zu bringen, und der Vernunft mit meiner erſten Liebe, — wenn ich das Liebe nennen kann, was ſich bekämpfen läßt, — ein Opfer zu bringen. Mein Vater frohlokte über dieſe Handlung und war über dieſe Früchte ſeiner Erziehung entzükt. Albert drang auf die Vollziehung unſrer Verbindung mit einem Eifer, den ich für Liebe nahm, und bat, daß wir darauf ſogleich auf ſeine bei Florenz gelegnen Güter abreiſen möchten. Die allen meinen Wünſchen zuvorkommende Artigkeit meines Mannes tröſteten mich anfangs über ſeinen Mangel an Herzlichkeit, denn ich nur allzubald fühlte, ich rechnete darauf, ihm durch mein Betragen ſein Zutrauen abzugewinnen, und ich ſchmeichelte mir ſogar mit der — nur einem unerfahrnen Herzen verzeihlichen Hofnung, daß es mir gelingen werde, an ihm, dem längſt gebildeten noch manches zu ändern. Erſt dann, als ich wahrgenommen, daß er mich zu wenig achtete, um ſeine Geheimniſſe mit mir zu theilen, und mich oft als Mittel zu mir unbekannten Zweken brauchte, hat ſich dieſer Wahn und zugleich die Hofnung auf eheliches Glük bei mir verlohren. Wir waren kaum verbunden, als mein Vater gefährlich krank war, und daß ich Urſache hatte Albrets Betrübniß mehr dem Verdruß, unſre Reiſe verzögert zu ſehen, als dem

Antheil an ſeinem alten Freund, zuzuſchreiben, ſchärfte meinen Schmerz unbeſchreiblich.

Er ſtarb, der zärtlichſte und geliebteſte der Väter, der in der liebenden Bruſt ſeiner Tochter, ein ſtilles, aber unvergängliches Denkmal ſeiner Güte und ſeiner Zärtlichkeit zurückgelaſſen hat. Nur mit Mühe konnte ich Albrets Einwilligung zu einer Reiſe zu dir erlangen, und nur daß er ſelbſt ſich gezwungen ſah, unterdeſſen einige nothwendige Geſchäfte abzuthun, beſtimmte ihn endlich dazu. Da kam ich zu dir, meine Julie, mit allen meinen Leiden, meinen Sorgen, meinem Wahn und meinen Hofnungen. Unſre Herzen waren ſich nicht fremd geworden; deine heitre Stimmung theilte ſich mir unvermerkt wieder mit, und meine ruhige, phantaſieloſe Vorſtellungsweiſe half mir an meiner Lage manche neue angenehme Seite entdecken. Aber ich geſtehe dir auch, Julie, daß ich dich gleichwohl oft beneidete, wenn ich dich traulich in den Armen deines Mannes fand, den du nur aus Liebe wähltest. Ich mußte eure Thorheiten belachen, ich ſchalt dich oft wegen deines Mangels an Selbſtſtändigkeit, aber ich fand dich doch glücklich. Selbſt in euern Zänkereien, die immer die Folgen einer allzugroſſen Vertraulichkeit waren, weil ihr euch einander ganz ſo zeigtet, wie ihr waret, lag etwas, was mir gefiel. Die Erinnerung an eure Liebe vereinigte euch bald von neuem, und die ſtille Harmonie eurer Herzen hielt das Band feſt, das Leichtſinn und Veränderlichkeit umſonſt zu zerreiſſen drohten. Vielleicht verſchönerte ſich dein Glück in meiner Phantaſie, aber ich geſtehe dir's, ich bin oft traurig hinweggegangen, und fühlte es nur allzu lebhaft, daß Harmonie ſich nicht erkünſteln läßt.

Dieſe mit dir verlebte Zeit hatte mir jedoch dazu verholfen, daß ich die Reiſe nach Florenz nun mit neuem Muth und neuer Lebensluſt antreten konnte. Der Schmerz über den Verluſt meines Vaters war gemildert. Meine alten Träume, meine alten Wünſche kehrten zurük, und die Phantaſie ſtellten meinem wieder auflebenden, ſüß ahnenden Herzen in die Ferne manch' reizendes Gemählde hin. Noch erinnere ich mich mit unbeſchreiblichem Vergnügen der erſten Tage unſrer Reiſe. Der Herbſt hatte ſeinen vollen Farbenſchimmer über die Gegend verbreitet. Kleine Büſchgen wallten wie goldne Locken die Hügel hinab. Weiſſe Gewebe flogen über den Boden, und der Himmel war in zarte Düfte gehüllt. Wir fuhren über gelblichte Wieſen, die Herbſtluft wehte freundlich, nie in meinem Leben bin ich noch ſo heiter geweſen, als da, habe mich nie ſo voll Freiheit, Jugend und Hofnung gefühlt, nie der Tage, die mich erwarteten, mit ſo viel Freude und Zuverſicht gedacht. An den Gedanken, die weite Welt zu ſehn, knüpfte ſich alles, was Jugend, Phantaſie, Hang zum Vergnügen und Verlangen nach reifern Begriffen, nur neues, wunderbares, liebliches und belehrendes hervorzubringen vermochten.

Leider blieb es nicht immer ſo. Ich dachte oft an dich, meine ſüſſe Freundinn, und nie hab ich dich ſo ſehr vermißt, nie hat mir ein theilnehmendes Herz ſo ſehr gefehlt, als wenn wir durch die ſchönſten Gegenden kamen, und Albret bei allem kalt blieb und meine Entzückungen belächelte, wie man das Erſtaunen eines Kindes belächelt. Immer ſchien ſein Sinn mit Ungeduld in die Zukunft zu ſtreben; die meiſte Zeit war er ſtill und in ſich gekehrt, und nie gieng ihm die Reiſe ſchnell genug. Ich tröſtete mich jedoch, ſo gut ich konnte, und gewiß habe ich ſeitdem frohe, ſehr frohe Momente gehabt. Viel Wünſche, viel jugendliche Bilder ſind mir erfüllt worden, meinem Sinn für die Schönheiten der Natur und Kunſt war es vergönnt, ſich mit den höchſten Genüſſen zu nähren — ich war oft glücklich, nur mein Herz war nie hingeriſſen, nie berauſcht! Und Julie, ſollte ich vielleicht dieſen Träumen gar nicht einmal nachhängen? — aber warum erinnert mich denn alles daran, daß Liebe die glücklichſte Zeit des Lebens iſt, warum muß ich allenthalben ſehn, wie ſie die niedrigſten Beſchäftigungen veredelt und der Dürftigkeit und Abgeſchiedenheit ſelbſt ein zauberiſches höheres Anſehen leiht? — Meine Fenſter gehen in einen Garten, den ein Gärtner mit ein paar jungen Töchtern bewohnt. Die Welt wird wohl nie ihren Namen nennen, niemand als die nächſten Nachbarn kennen ſie, ihr Anzug, ihre Beſchäftigungen verrathen ihren Mangel, ihre Niedrigkeit, aber die Liebe hat ſich ihrer angenommen. Bei frühem Morgen, wenn noch alles ſchläft, ſchleicht die Eine von ihnen an die Planke, und öfnet leiſe die Thüre. Unruhig geht ſie auf und ab, und fährt bei jedem Geräuſch zuſammen, das der friſche Morgenwind an der halboffnen Thüre macht. Bald erſcheint ein junger, wohlgebildeter Mann, ſie hüpft ihm entgegen — ſie ſind ſo jugendlich, ſo glüklich! Ich geſtehe dir, daß ich ihre frohen Unterhaltungen ſchon oft mit höchſtem Intereſſe belauſcht habe — doch durch die Jalouſie, damit mein Anblik ihre Freude nicht ſtöhrte.

(Die Fortſetzung folgt.)

V.

Denkwürdigkeiten

aus dem Leben des Marſchalls von Vieilleville.

Fortſetzung.

Die deutſchen Fürſten beſchloſſen zu Augsburg eine Geſandtſchaft nach Frankreich zu ſchiken, um den König zu bewegen, ihnen gegen den Kaiſer (Karl V) beizuſtehen, der einige Fürſten hart gefangen hielt und ſie ſchmählich behandelte. Die Geſandſchaft beſtand aus dem Herzog von Simmern, den Grafen von Naſſau, deſſen Sohn, dem nachher ſo berühmten Prinzen Wilhelm von Oranien und andern vornehmen Herren und Gelehrten. Man ſchikte ihnen bis St. Dizier entgegen und verſchaffte ihnen alle Bequemlichkeiten nach ihrer Art, denn ſie reisten nur fünf, ſechs Stunden des Tags und zwar vor der Mittagsmahlzeit, bei der ſie dann immer bis neun oder zehn Uhr des Nachts ſizen blieben; während dieſer Zeit durfte man ihnen nicht mit Geſchäften kommen. Sie hatten auch mit Fleiß dieſe Route gewählt, um ſich recht ſatt zu trinken, denn von St. Dizier bis Fontainebleau kommt man durch die beſten Weingegenden von Frankreich.

Vieilleville wurde, als ſie zwei Stunden von Fontainebleau in Moret ſich ausruhten, zu ihnen geſchikt, um ſie im Nahmen des Königs zu bewillkommen, welches der ganzen Geſandtſchaft ſehr wohl gefiel, beſonders, da er ſie ſehr gut bewirthete. Er erfuhr daſelbſt, daß der Graf Naſſau ein Verwandter von ihm ſey; dieſer wendete ſich beſonders an ihn, da er ſehr gewandt in Geſchäften war und auch die franzöſiſche Sprache gut redete. Eines Tages, da Vieilleville viele von der Geſandtſchaft zum Mittagseſſen hatte, unter andern auch zwei Beiſizer des kaiſerlichen Kammergerichts zu Speyer und die Bürgermeiſter von Strasburg und Nürnberg, nahm der Graf Naſſau Vieillevillen bei Seite, um ihn genauer von ihrer Sendung zu unterrichten. Dieſe Unterredung dauerte beinahe eine Stunde, als die vier Richter und Bürgermeiſter ungeduldig wurden und mit dem Grafen in einem ſehr rauhen Ton anfiengen deutſch zu reden. Dieſer aber machte ihren Zorn auf eine ſehr geſchikte Art lächerlich, indem er ganz laut auf franzöſiſch, welches ſie nicht verſtanden, ſagte: „Wundern Sie ſich nicht, meine Herren, daß dieſe Deutſche ſo aufgebracht ſind, denn ſie ſind nicht gewohnt, ſo bald von Tiſch aufzuſtehen, nachdem ſie ſo vortreflich gegeſſen und ſo köſtlichen Wein getrunken haben."

Vieilleville hinterbrachte dem König alles, wie er es gefunden und gehört hatte. Dieſer war ſo wohl damit ufrieden, daß er ihn den andern Morgen rufen ließ, und hn zum Mitglied des Staatsraths ernannte. Die Ge-

War es mein Stolz, der meine Tugend ſchützte;
Doch endlich —

Karlos.

Endlich fielen Sie? Sie fielen?
Nein, nein! um Gotteswillen, nein!

Prinzeſſin (ſtolz und edel).

Durch wen?
Armſelige Vernünftelei! Wie ſchwach
Von dieſen ſtarken Geiſtern! Weibergunſt,
Der Liebe Glück der Waare gleich zu achten,
Worauf geboten werden kann! Sie iſt
Das Einzige auf dieſem Rund der Erde,
Was keinen Käufer leidet, als ſich ſelbſt.
Die Liebe iſt der Liebe Preis. Sie iſt
Der unſchätzbare Diamant, den ich
Verſchenken oder, ewig ungenoſſen,
Verſcharren muß — dem großen Kaufmann gleich,
Der, ungerührt von des Rialto Gold
Und Königen zum Schimpfe, ſeine Perle
Dem reichen Meere wiedergab, zu ſtolz,
Sie unter ihrem Werthe loszuſchlagen.

Karlos.

(Beim wunderbaren Gott! — das Weib iſt ſchön!)

Prinzeſſin.

Man nenn' es Grille — Eitelkeit, gleichviel.
Ich theile meine Freuden nicht. Dem Mann,
Dem Einzigen, den ich mir auserleſen,
Geb' ich für Alles Alles hin. Ich ſchenke
Nur einmal, aber ewig. Einen nur
Wird meine Liebe glücklich machen — Einen —

ſandten hatten eine feierliche Audienz bei dem König und gleich darauf wurde Staatsrath gehalten, worinnen Heinrich II. vortrug, wie wenig rathſam es ſey, Krieg mit dem Kaiſer anzufangen. Nach dem König nahm ſogleich der Connetable von Montmorency auſſer der Ordnung das Wort und ſtimmte gegen den Krieg, ihm folgten die übrigen, bis die Reihe an Vieillevillen kam, der der ganzen Verſammlung auf eine ſehr bündige Art vorſtellte, wie es die Ehre der Krone erfodere, den deutſchen Fürſten beizuſtehen. Er eröfnete ſodann dem König in geheim, was ihm der Graf Naſſau anvertraut hätte, daß nehmlich der Kaiſer ſich in Beſiz von Metz, Toul, Verdun und Strasburg ſezen wollte, welches dem König ſehr nachtheilig ſeyn würde. Der König ſollte daher ganz in der Stille ſich dieſer Städte, die eine Vormauer gegen die Champagne und Picardie waren, bemächtigen. „Und was den „Vorwurf betrift, Herr Connetable, indem er ſich zu ihm „wendete, den ſie ſo eben bei Ablegung ihrer Stimme geäuſert, daß die Deutſchen eben ſo oft ihren Sinn ändern, als ihren Magen leeren und leicht eine Verrätherey hinter ihrem Anerbieten ſteken könne, ſo wünſchte ich „lieber mein ganzes Vermögen zu verlieren, als daß ihnen dieſes zu Ohren käme, denn wenn ſolche ſouveraine „Fürſten, wie dieſe ſind, davon einer dem Kaiſer bei ſeiner Wahl den Reichsapfel, der die Monarchie anzeigt, „in die linke Hand, der andre den Degen, um ſich zu „ſchüzen, in die rechte giebt, und der dritte ihm die kaiſerliche Krone aufſezt, weder Treu noch Glauben hal-

„halten; unter was für einer Raſſe Menſchen ſoll man „dieſe denn finden?"

Auf dieſes wurde auch der Krieg beſchloſſen, und zu Ende des Merz 1552 ſollte die Armee auf der Grenze von Champagne beiſammen ſeyn, welches auch mit unglaublicher Geſchwindigkeit geſchah. Der Connetable nahm durch Kriegsliſt Metz weg, und kurz darauf hielt der König daſelbſt ſeinen Einzug. Bei dieſer Gelegenheit muſterte er ſeine Armee und fand unter andern fünfhundert Edelleute, die er nie hatte nennen hören, ſehr gut equipirt. Der König übergab dieſes ſchöne Corps dem jungen Eſpinay, Vieilleville's Tochtermann, welcher auch an der Spize deſſelben tapfre Thaten verrichtete.

Die Einnahme von Metz war aber auch die einzige Frucht dieſer Ausrüſtung; denn die andern Städte waren aufmerkſam geworden und man fand ſie gerüſtet. Auch ließen die deutſchen Fürſten den König wiſſen, daß ihr Friede mit dem Kaiſer gemacht ſey. Dieſer leztere hatte ſich kaum der einheimiſchen Feinde entlediget, als er mit einer zahlreichen Armee gegen Strasburg rükte, den Franzoſen die eroberten Grenzſtädte wieder weg zu nehmen. Auf das erſte Gerücht dieſes Einfalls warf ſich der Herzog von Guiſe mit einem zahlreichen tapfern Adel in die Stadt Metz, auf welche man den Hauptangriff erwartete. Verdün bekam der Marſchall von St. Andre' zu vertheidigen, und in Toul, wohin der König den Herrn von Vieilleville beſtimmt hatte, hatte ſich der Herzog von Nevers geworfen, ohne einen königlichen Befehl dazu abzuwarten. Der König ließ es auch dabei, ſo gern er Vieilleville belohnt hätte, und ſchikte dieſen nach Verdun, um dem Marſchall von St. Andre', deſſen Lieutenant er noch immer war, bei Vertheidigung dieſer Stadt gute Dienſte zu leiſten.

Vieilleville ließ Verdün ſehr befeſtigen, allein zu ſeinem größten Verdruß erfuhr man, daß der Herzog von Alba nicht auf dieſen Plaz losgehen würde, ſondern die Belagerung von Metz angefangen hätte. Er nahm ſich daher vor, die kaiſerliche Armee, die ſich wegen ihrer Gröſſe ſehr ausdehnen muſte, ſo viel möglich im Freyen zu beunruhigen und ſie in enge Grenzen einzuſchlieſſen. Auch that er dem Feind durch einige unvermuthete Ueberfälle vielen Schaden. Er erfuhr, daß die Stadt Eſtain in Lothringen, welches Land vom Kaiſer und den Franzoſen für neutral erklärt war, den Kaiſerlichen viele Lebensmittel zuführte, und beſchloß daher, ſich von Eſtain Meiſter zu machen. Er kam vor die Thore, nur von zwölf Edelleuten zu Pferde begleitet, deren jeder einen Bedienten bey ſich hatte; er ſelbſt hatte vier Soldaten als Bedienten gekleidet, bey ſich. Ein kleines Corps ließ er in einiger Entfernung ihm nachkommen, das auf den Ruf der Trompete herzueilen ſollte. Vor dem Thore ließ er den Maire und den Amtmann rufen und machte ihnen Vorwürfe, daß ſie die Feinde der Krone unterſtüzten. Sie entſchuldigten ſich damit, daß ſie thun müſten, was ihre Herrſchaft ihnen beföhle und das Beſte ihrer Unterthanen mit ſich brächte, die ihre Landesprodukte gern mit Vortheil an Mann bringen wollten. „Und wie, ſagte Vieilleville, können wir nicht auch etwas für unſer Geld haben. — O! warum nicht, antworteten ſie. — Nun „ſo geht, befahl er den Bedienten, und holt für uns „und unſere Pferde für ſechs Thaler. Blas Trompeter, unterdeſſen ein luſtiges Stükchen, denn bald werdet ihr euch was zu Gute thun." Die wenigen Lanzenknechte, ſo der Amtmann bey ſich hatte, wollten zwar den Bedienten den Eingang ſtreitig machen, aber ſie wurden übel zuſammengeſtoßen. Die vier Soldaten ſtiegen ſogleich auf das Fallgatter daß es nicht heruntergelaſſen werden konnte. Jezt waren ſchon die zwölf Pferde in dem Thor, und nun kam auch das Corps an, drang mit in die Stadt, und ſo waren ſie Meiſter derſelben. Zehn bis zwölf Spanier, unter andern ein Verwandter des Herzogs von Alba, waren bey dem Amtmann, hatten aber Lerm gehört und über die Stadmauer ſich gerettet. Vieilleville war ſo aufgebracht darüber, daß er den Neffen des Amtmanns, der ihnen durchgeholfen hatte, aufhängen ließ.

Sechs Tage nach dieſer Expedition überfiel er das Dorf Neugericules, worinn fünf Compagnien Lanzenknechte und eben ſo viele Schwadronen Reuter lagen. Die Deutſchen in dem Dorfe wurden überfallen und alle niedergemacht oder gefangen. Des Morgens um ſieben Uhr war alles vorbei und Vielleville ſchon wieder auf dem Weg, ſo daß, als ein Theil der Armee des Markgraf Alberts von Brandenburg gegen ihn anrückte, ſie nur das leere Neſt fanden.

Die Horen. 1797. 7tes St.

Vieilleville gieng nach Verdun zurük, um ſeinen Leuten und ſich Ruhe zu gönnen, denn er war drei Wochen lang bei ſtrenger Kälte in kein Bette gekommen, hatte auch die Kleider nicht abgelegt. Es freuete ihn ſehr, als er in die Hauptkirche von Verdun kam, die Fahnen, welche er dem Feinde abgenommen und dem Marſchall von St. Andre' geſchikt hatte, rechts und links in zwei Reihen hangen zu ſehen. Er fügte dieſen noch die lezt eroberten eilf Fahnen und Standarten bei, und ſo überſchikten ſie dem König zwei und zwanzig Stüke.

Kaum waren aber acht Tage verfloſſen, ſo kam ein Courier vom König an Vieilleville, durch den er Befehl erhielt, ſich nach Toul zum Herzog von Nevers zu begeben und dieſem beizuſtehen, indem zu befürchten ſey, daß der Kaiſer, der mit Metz nicht fertig werden könnte, Toul belagern würde. Er möchte ſo viel Volk als möglich aus Verdun mit ſich nehmen, um den Herzog zu verſtärken, ohne jedoch den Marſchall von St. Andre' zu ſehr zu ſchwächen; denn man wußte noch nicht eigentlich, welchem von beiden Pläzen es gälte. Vieilleville nahm nur wenig Mannſchaft mit ſich und ließ die erfahrenſten Kapitains bei dem Marſchall.

Gleich den andern Tag war Conſeil bei dem Herzog von Nevers, worinn beſchloſſen wurde, den Albaneſern und Italiänern, die in Pont-à-Mousson in ſehr ſtarker Anzahl lägen, auf alle nur mögliche Art zu Leibe zu gehen und ihren Streifereien ein Ende zu machen. Vieilleville erbot ſich, mit ſeinen aus Verdun mitgebrachten Soldaten den Anfang zu machen, und verſprach die Räubereien, welche jene Garniſon verübt hatte, reichlich zu vergelten. Er ſchikte, gleich nach obiger Berathſchlagung, einen ſeiner Vertrauten und Spionen, deren er zwei bei ſich hatte, heimlich nach Pont-à-Mousson, wohl unterrichtet von dem, was er bei den Fragen, die man an ihn thun würde, antworten ſollte, und auf was er ſorgfältig zu merken habe. Er ſollte vorgeben, als gehörte er zum Hauſe der verwittweten Herzogin von Lothringen, Chriſtine, einer Nichte des Kaiſers, und habe von ihr Aufträge ins kaiſerliche Lager. Er ging ſpät aus, um eine gültige Entſchuldigung zu haben, daß er dieſen Tag nicht weiter reiſte, damit er die Stärke der Feinde, und was ſie im Werk haben könnten, deſto eher entdeken möchte. Dieſer gewandte und entſchloſſene Menſch, machte ſich alſo, ohne daß jemand etwas davon wußte, mit ſeiner gelben Scherpe, die das Lothringiſche Zeichen der Neutralität war, auf den Weg, und kam in weniger als drei Stunden vor den Thoren von Pont-à-Mousson an. Man fragte ihn, wo er herkomme? wo er hinwolle? was er zu verrichten und ob er Briefe habe? Er verlangte vor die Befehlshaber geführt zu werden, ſo gewiß war er ſeiner Antworten. Da er vor ſie kam, (es waren dieſe Don Alphonſo d'Arbolancqua, ein Spanier, und Fabricio Colonna, ein Römer, wußte er ihnen auch auf alles ſo ſchiklich zu antworten, daß ſie ihn nicht fangen, noch ſeine eigentliche Beſtimmung entdeken konnten. Er bat ſich nun die Erlaubniß aus, in ſein Logis zu gehen, und fragte, ob ſie nichts bei Sr. Kaiſerl. Majeſtät zu beſtellen hätten; er hoffe morgen dort zu ſeyn, und würde ihnen treue Dienſte leiſten.

Sie fragten ihn, da er durch Toul gereiſt ſey, ob er nicht wiſſe, daß Truppen von Verdun angekommen, die ein gewiſſer Vieilleville angeführt. Hierauf fieng er an: „O dieſe verdammte franzöſiſche Kröte! Neulich ließ „er zu Eſtain, das er überfiel, einen meiner Brüder hängen, der bei meinem Onkel, dem Amtmann war, weil „er Spaniern über die Stadtmauer geholfen hatte. Daß „ihn die Peſt treffe, mich koſtet es mein Leben, oder ich „räche mich an ihm, denn die Ungerechtigkeit war zu groß. „da wir doch alle verbunden ſind, dem Herrn, dem wir „dienen, alles zu thun, wie dies der Fall bei dem Kaiſer „und meiner Gebieterinn iſt. Denn wenn zwei dieſer „Herren wären gefangen worden, ſo hätte man viele heimliche Geſchäfte von Sr. Kaiſerl. Majeſtät erfahren. Und „dieſer Wüterich hat meinen armen Bruder tödten laſſen, „und er hatte keine weitere Farbe, ſeine Uebelthat zu beſchönigen, als daß ſie die Neutralität gebrochen hätten. „Verdammt ſey er auf ewig!“

Fabricio Colonna und Don Alphonſe, die um Vieilleville's Expeditionen recht gut wußten, und beſonders dieſen lezten Umſtand kannten, merkten hoch auf. Sie nahmen ihn bei Seite und verſprachen ihm den Tod ſeines Bruders zu rächen, wenn er thun würde, was ſie ihm ſagten. Er antwortete darauf: daß er auch ſein Leben dabei nicht ſchonen würde, aber er bitte ſie, vorher zum

Kaiſer geben zu dürfen, um die Botſchaft ſeiner Gebieterinn zu überbringen. Sie fragten ihn, warum er keine Briefe habe. „Weil, ſagte er, meine Botſchaft gewiſſe „Staatsgeheimniſſe des Königs von Frankreich enthält. „Würde ich nun mit Briefen ertappt, ſo könnte ich die „ganze Provinz ins Unglük ſtürzen, denn durch dieſes iſt „die Neutralität verlezt und ich wäre in Gefahr, gefangen oder wenigſtens gefoltert zu werden.“ Sie lieſſen ſich mit dieſem zufrieden ſtellen, und da ſie ihn ſchon gewonnen glaubten, ihn in ſein Logis zurükführen, mit dem Befehl, ihm das Thor von Metz mit dem früheſten Morgen zu öfnen, ohne ſich um ſeine Geſchäfte zu bekümmern.

Mit Anbruch des Tages zeigt er ſich am Thor, das ihm auch ohne weiteres Nachfragen geöfnet wird. Er geht ins Lager, bleibt daſelbſt den ganzen Tag, und weiß den Herzog von Alba ſo einzuſchläfern, daß er ſogar einen Brief von ihm an Fabricio und Alphonſo, ihre Geſchäfte betreffend, erhält, worinn ihnen beſonders aufgetragen wird, auf einen gewiſſen franzöſiſchen Befehlshaber, Nahmens Vieilleville, der dem Lager des Markgrafen Albert ſehr vielen Schaden zugefügt, und jezt ſichern Nachrichten zufolge, ſeit zwei Tagen mit Truppen in Toul angekommen, aufmerkſam zu ſeyn. Vorzüglich befahl man ihnen den Ueberbringer dieſes Briefs an, deſſen Eifer für den Dienſt Sr. Majeſtät bekannt ſey. Sie ſollten daher keinen Anſtand nehmen, ihn zu gebrauchen.

Gleich nach Empfang des Briefs lobten ihn dieſe ſpaniſche Herren ſehr und ſagten ihm, daß er gar nicht ubſthig gehabt hätte, das Certificat ſeiner Treue vom Herzog von Alba mitzubringen, denn ſeit geſtern ſchon hätten ſie ſich durch ſeine Reden überzeugt, daß er kaiſerlich geſinnt ſey. Wenn er reich werden wollte, ſollte er nur alles mögliche anwenden, den Feldherrn Vieilleville, der dem Lager des Markgrafen ſo geſchadet habe, in ihre Hände zu bringen. Er antwortete darauf, daß er nichts anders verlange, wenn er es dahin bringe, als daß er ihn umbringen dürfe, damit er ihm das Herz aus dem Leibe reiße, um ſich wegen Ermordung ſeines Bruders zu rächen. Er forderte ſie noch dazu auf, ihm als treuen Diener des Kaiſers mit Macht bei dieſer Unternehmung beizuſtehen, denn ſein Bruder ſey im Dienſt Sr. Kaiſerl. Majeſtät gehängt worden.

Sie, die dieſen Eifer mit Thränen begleitet ſahen, denn dieſe hatte er in ſeiner Gewalt, zweifelten nun gar nicht mehr, umarmten ihn und Don Alphonſo will ihm eine goldene Kette, funfzig Thaler werth, umhängen; aber er verwirft dieſes Geſchenk mit Unwillen, und ſagt: daß er nie etwas von ihnen nehmen würde, wenn er nicht dem Kaiſer einen ausgezeichneten Dienſt geleiſtet und bei einer andern Gelegenheit als hier, wo ſein eigenes Intereſſe am meiſten im Spiel ſey, denn er habe hier ſein eigen Blut zu rächen. Zugleich bat er ſie, nicht weiter in ihn zu dringen und ihm nur freie Hand zu laſſen. Nur ſollten ſie ihm jezt erlauben, ſich ſeiner guten Gebieterin ſogleich zu zeigen, er verſpreche auf ſeiner Rückkunft ihnen gute Nachrichten zu bringen.

Eine ſo edelmüthige Weigerung das Geſchenk anzunehmen, und alle die ſchönen Worte brachten Don Alphonſo und Fabricio ganz in die Schlinge, ſo daß ſie ſeine Treue gar nicht mehr in Zweifel zogen. Sie ließen ihn jezt abreiſen, um ihn bald wieder zu ſehen.

Er machte ſich nun ſogleich auf den Weg und kam zu Vieilleville zurük, der ihn ſchon für verlohren hielt, denn er war ſchon drei Tage ausgeblieben. Die Nachrichten, welche er mitbrachte, gaben jenem eine kühne und ſeltſame Kriegsliſt ein, welche er auch ſogleich ins Werk ſezte, ohne einen Menſchen dabei zum Vertrauten zu machen. Er inſtruirt ihn, nach Pont-à-Mousson zurük zu gehen und den Spaniern zu hinterbringen, daß Vieilleville mit Anbruch des Tages nach Condé sur Mozelle reiten würde, um mit ſeiner Gebieterinn, die daſelbſt ſich aufhielt, Unterhandlungen zu pflegen; denn die Herzogin fürchte, wenn der Krieg zwiſchen Frankreich und dem Kaiſer noch lange dauern ſollte, man möchte ihren Sohn das Piemonteſer-Stükchen tanzen laſſen, (ihn wie den Herzog von Savoyen um ſein Land bringen); er ſolle aber ja ſich der nämlichen Worte bedienen. Er ſolle noch hinzuſezen, daß Vieilleville, der die Garniſon von Pont-a-Mousson fürchte, hundert und zwanzig Pferde, und darunter einige gepanzerte zur Begleitung mit ſich nehmen würde. Er brauche übrigens gar nicht ſehr zu eilen, damit Vieilleville Zeit habe, ſeine Anſtalten zu machen, und könne er nur den gewöhnlichen Schritt ſeines Pferdes reiten.

Des Nachts um eilf Uhr ritt der Kundſchafter weg,

Doch dieſen Einzigen zum Gott. Der Seelen
Entzückender Zuſammenklang — ein Kuß —
Der Schäferſtunde ſchwelgeriſche Freuden —
Der Schönheit hohe, himmliſche Magie
Sind Eines Strahles ſchweſterliche Farben,
Sind Einer Blume Blätter nur. Ich ſollte,
Ich Raſende! ein abgeriſſ'nes Blatt
Aus dieſer Blume ſchönem Kelch verſchenken?
Ich ſelbſt des Weibes hohe Majeſtät,
Der Gottheit großes Meiſterſtück, verſtümmeln,
Den Abend eines Praſſers zu verſüßen?

Karlos.

(Unglaublich! Wie? ein ſolches Mädchen hatte
Madrid, und ich — und ich erfahr' es heute
Zum Erſtenmal?)

Prinzeſſin.

Längſt hätt' ich dieſen Hof
Verlaſſen, dieſe Welt verlaſſen, hätte
In heil'gen Mauern mich begraben; doch
Ein einzig Band iſt noch zurück, ein Band,
Das mich an dieſe Welt allmächtig bindet.
Ach, ein Phantom vielleicht! doch mir ſo werth!
Ich liebe und bin — nicht geliebt.

Karlos (voll Feuer auf ſie zueilend).

Sie ſind's!
So wahr ein Gott im Himmel wohnt. Ich ſchwör' es.
Sie ſind's, und unausſprechlich.

Prinzeſſin.

Sie? Sie ſchwören's?
O das war meines Engels Stimme! Ja,

und kám um zwei Uhr nach Mitternacht bei den Spaniern in Pont-à-Mousson an, welche durch ſeinen Bericht in ein frohes Erſtaunen geſezt werden. Mit möglichſter Schnelligkeit machen ſie ihre Anſtalten dieſen glüklichen Fang zu thun, an dem ſie gar nicht mehr zweifelten. Die ganze Garniſon, die noch einmal ſo ſtark war, als der Feind, dem man ſie entgegenführte, mußte ausreiten, ſo daß nur etwa funfzig Schüzen in der Stadt zurükblieben, und man hielt ſich des Sieges ſchon für gewiß.

Vieilleville hatte indeſſen, ſobald der Kundſchafter aus den Thoren von Toul war, alle ſeine Hauptleute bei dem Herzog von Nevers zuſammenberufen und ihnen erklärt, daß er ein muthiges Unternehmen vorhabe, wobei ſie ſich aber nicht verdrießen laſſen müßten, zehn Stunden zu Pferde zuzubringen. Er verſicherte ihnen, es würde dabei etwas herauskommen, und ſie viel Ehre und Vortheil davon tragen. Alle waren es zufrieden und machten ſich ſogleich bereit. Sie zogen aus der Stadt aus, ritten dritthalb Stunden lang bis an die Brüke, gegen das Holz von Renzieres. Hier vertheilte Vieilleville die Truppen und legte ſie an verſchiedene Pläze in Hinterhalt. Er ſelbſt hielt mit hundert und zwanzig Pferden die Ebene und alles, was ihm in den Weg kam, arbeitende Landleute oder Wanderer, wurde feſtgehalten, damit der Feind nichts erfahren könnte. Sobald man den Feind ſähe, ſollte man machen, was Er mache; die Trompeter ſollten auf Gefahr ihres Kopfes nicht blaſen, bis Er es befähle. Noch muß man bemerken, daß er in der Abweſenheit ſeines Kundſchafters ſich in der ganzen Gegend umgeſehen hatte, um die Lage recht inne zu haben, wo er als ein erfahrner Soldat ſeinen Hinterhalt am beſten anlegen konnte.

Nachdem alles auf dieſe Weiſe angeordnet war, verfloſſen kaum drei Stunden, als der Feind ſich zeigte. „Wenden wir uns um nach Toul zurük, ſagte Vieilleville, „als wenn wir fliehen wollten, jedoch in langſamem Schritte, und fangen ſie an uns in Gallop zu verfolgen, ſo „gallopiren wir auch, bis ſie an unſerm Hinterhalt vorbei ſind. Geſchieht dieſes, ſo ſind ſie unſer, ohne daß „wir nur einen Mann verlieren."

Der Feind, der ſie fliehen ſah, ſezte ihnen in ſtarkem Gallop nach mit einem ſchreklichen Siegesgeſchrey. So wie ſie den Hinterhalt hinter ſich haben, commandirt Vieilleville: Halt! und läßt den Trompeter blaſen. Zugleich machen ſie Fronte gegen den Feind und rüſten ſich zum Angriff. Augenbliklich bricht nun auch der Hinterhalt hervor, hundert und zwanzig Pferde von der einen Seite, funfzig leichte Reuter von der andern, von einer dritten zweihundert Schüzen zu Pferde, die unter einem unglaublichen Schreien und Trommelgetöſe in vollem Rennen daherſprengen, welches die Feinde ſo überraſchte, daß ſie ganz beſtürzt: Tradimento - tradimento riefen. Unterdeſſen warf Vieilleville alles nieder, was ihm entgegen kam. Schüſſe fielen von allen Seiten, daß man nur ſchreyen hörte: Misericordia, Signor Vieillevilla ... Buona Guerra, Signori Francesi. Der Kugelregen warf in ganzen Haufen Menſchen und Pferde dahin, ſo daß Vieilleville das Gefecht und Gemezel aufhören ließ, und der übriggebliebene Theil ergab ſich, nachdem er die Waffen weggeworfen, auf Gnade und Ungnade. Zweihundert und dreißig blieben auf dem Plaz und fünf und zwanzig wurden verwundet, unter denen auch der Anführer Fabricio Colonna ſich befand. Die übrigen blieben gefangen und kam auch nicht ein einziger davon, der das Unglük ſeiner Kameraden nach Pont-à-Mousson hätte berichten können.

Nach dieſer tapfern und ſiegreichen Unternehmung ſchikte Vieilleville einen Theil ſeiner Leute, nebſt dem gefangenen feindlichen Anführer zum Herzog von Nevers zurük, die andern Verwundeten oder Gefangenen aber wurden an einen ſichern Ort gebracht. Die drey erbeuteten Standarten, ließ er dem Herzog ſagen, könne er noch nicht mitſchiken, da er ſie zu einer Unternehmung nöthig habe, die ihm in dem Augenblik in den Sinn käme. Als man in ihn drang zu ſagen, was dies für ein Unternehmen ſey, antwortete Vieilleville: er ſey keiner von den Thoren, die das Bärenfell verkaufen, ehe ſie ihn gefangen haben. Auch wollte er es nicht machen, wie Fabricio Colonna, der ihn an ſeinen Kundſchafter geſchenkt habe, um ihn zu tödten und jezt ſelbſt von ſeiner Gnade abhänge.

Nachdem jene weggeritten, rufte Vieilleville ſeinen Kundſchafter und ſagte ihm: „Nimm meine weiße Standarte, meinen Kopfhelm und meine Armſchienen, und

„gehe nach Pont-à-Mousson. Biſt du eine Viertelſtunde von der Stadt, ſo fange an zu galoppiren und rufe „Victoria, ſage, daß Colonna den Vieilleville und ſein „ganzes Corps geſchlagen, und daß er ihn mit dreißig „oder vierzig andern franzöſiſchen Edelleuten gefangen bringe. Zeige ihnen zum Wahrzeichen meine Waffen. Hier „haſt du vier unbekannte Diener, die dir ſie tragen helfen. Nimm noch einen Bündel zerbrochener Lanzen mit „dem weißen franzöſiſchen Fähnchen, um deine Rede zu „unterſtüzen. Zeige ihnen ein recht fröhliches Geſicht und „ſchimpfe auf mich, was du nur immer kannſt, daß du „in zwei Stunden mein Herz aus dem Leibe ſehen müßteſt, wenn ich es nicht mit zehntauſend Thalern auslöſete. „Vergiß aber nicht, ſobald du im Thor biſt, auf daſſelbe zu ſteigen, als wollteſt du meine Feldzeichen daſelbſt „aufhängen, und halte dich bei dem Fallrechen und Fallbrüken auf, daß man ſie nicht niederlaſſe. Gott wird „das weitere thun."

Saligny, ſo hieß der Kundſchafter, machte ſich friſch auf, um ſeinen Auftrag zu vollziehen, dem er auch pünktlich nachkam. Unterdeſſen befiehlt Vieilleville allen Lanzenknechten und Schüzen, das weiße Feldzeichen zu verbergen und die rothen Scherpen der Todten und ſonſt alles, was ſie von Kaiſerlichen oder Burgundiſchen Zeichen an ſich tragen, anzulegen. Von den eroberten ſpaniſchen Standarten gab er eine dem Herrn von Montbourger, die andere dem von Thure' und die dritte dem von Mesnil-Barre', mit dem Befehl, alle die, ſo aus der Stadt herauskämen, um die franzöſiſchen Gefangenen zu ſehen, umzubringen, wenn es nicht Einwohner ſeyen. Vergäſſe aber Don Alphonſo ſich ſo ſehr, daß er ſelbſt den Platz verlieſſe, um dem Colonna über einen ſo wichtigen Sieg Glük zu wünſchen, ſo ſollten ſie ihn feſthalten und entwaffnen, ohne ihm jedoch etwas anders zu Leid zu thun. Jezt voran im Namen Gottes, ſagte er, die Stadt iſt unſer, wenn ſich niemand verräth.

Jedermann ſtand erſtaunt da, denn er hatte ſich niemanden vorher entdekt, und wußte man nicht, was er im Schild führte, als er den Kundſchafter abſchikte. Dieſer ſprengte, ſobald er ſich der Stadt näherte, mit ſeinen vier Waffenträgern im Gallop an, und rief: „Victoria, „Victoria! der verdammte Hund von Franzmann, der „Vieilleville und ſeine Leute alle ſind geſchlagen. Fabricio „führt ihn gefangen dem Don Alphonſo zu. Hier ſind „ſeine Waffen, ſeine Armſchienen, ſein Feldzeichen. Mehr „als hundert Todte liegen auf dem Plaz, die andern alle „ſind geſchlagen oder verwundet. Man hätte ſie alle ſollen „in Stüken hauen, wenn es nach meinem Sinn gegangen wäre. Victoria, Victoria!"

Die Freude unter den Soldaten war ſo groß, daß die wenigen, ſo zurük geblieben, die Zeit nicht erwarten konnten, Vieilleville zu ſehen, und Fabricio alle Ehre zu erzeigen; denn man zweifelte gar nicht an der Wahrheit. Don Alphonſo, ſobald er die Waffen und Armſchienen, eines Prinzen würdig, ſo viele Lanzenſtüke und weiſſe Standarten ſahe, fragte weiter nicht, ſondern ſezte ſich zu Pferde und ritt, begleitet von zwanzig Mann, dem Fabricio entgegen. Orvaulx und Olivet, ganz roth gekleidet, kommen ihm mit dem Geſchrey entgegen: Viktoria, Viktoria; los Franceses, son todos matados, (die Franzoſen ſind alle getödet.) Alphonſo dem dieſes Geſchrey und die Sprache gar wohl gefiel, gieng immer vorwärts. Auf einmal fallen ſie über ihn her, umringen ihn, machen alles nieder, was er bei ſich hat, ſelbſt die Bedienten, und nehmen ihn gefangen. Es kamen der Reihe nach immer mehrere nach, aber alle hatten daſſelbe Schikſal.

Nun befahl Vieilleville dem Mesnil-Barre', dem Don Alphonſo die Standarte, welches gerade die von ſeiner Compagnie war, in die Hand zu geben, und ihn zwiſchen den zwei andern reuten zu laſſen. Einer, Namens le Grec, der ſpaniſch redete, mußte ihm ſagen, daß wenn er bei Annäherung gegen die Stadtthore nicht Victoria ſchrie, er eine Kugel vor den Kopf bekäme. Mesnil-Barre' ſollte dieſes ausführen. Alles fieng jezt an zu gallopieren, als man einen Büchſenſchuß vor den Thoren war. Le Grec war voran, der auf ſpaniſch Wunder erzählte, ſo daß die Garniſon, die ächt ſpaniſch war, als ſie Alphonſo unter den Gallopierenden und Schreienden ſah, Plaz machte und alles herein ließ. Man ließ ihnen aber nicht mehr Zeit die Brüke aufzuziehen, denn plözlich änderte man die Sprache, und hieb ſie alle zuſammen. France, France! wird jezt gerufen, die Schützen kommen auch dazu, und beſezen die Thore, und ſo iſt Vieilleville Herr der Stadt. Man fand in derſelben einen unerwartet groſſen Vorrath von Proviant, welchen die verwittwete Herzogin von Lothringen durch den Fluß heimlich hatte hinſchaffen laſſen, um unter der Hand die Armee des Kaiſers, ihres Onkels, davon zu erhalten.

Was Don Alphonſo anbetrifft, ſo fand man ihn den andern Morgen ganz angekleidet todt auf ſeinem Bette ausgeſtreckt. Vincent de la Porta, ein Neapolitaniſcher Edelmann, dem er von Vielleville war übergeben worden, hatte ihn nicht dahin bringen können, ſich auszukleiden, ob er gleich ſehr in ihn drang. Die Kälte konnte nicht Schuld an ſeinem Tode ſeyn, denn der Edelmann und ſechs Soldaten, mit denen er die Wache hielt, unterhielten im Zimmer ein ſo groſſes Feuer, daß man es kaum darinn aushalten konnte. Es war Verzweiflung und Herzeleid, ſich ſo leichtſinnig in die Falle geſtürzt zu haben, was ihm das Leben gewaltſamer Weiſe nahm. Dazu kam noch die Schande und die Furcht vor ſeinem Herrn jemals zu erſcheinen, der ohnedem ſchon gegen alle Feldherrn und vornehme Offiziere ſeiner Armee aufgebracht war, wie ihm der Herzog von Alba den Tag vor ſeiner Gefangennehmung geſchrieben hatte, denn dieſes war der Innhalt des Briefs, den le Grec ins Franzöſiſche überſezte, wo einige lächerliche Züge vorkommen. Der Brief fieng nach einigen Eingangs Complimenten alſo an:

„Der Kaiſer, der wohl wußte, daß die Breſche (vor Mez) ziemlich beträchtlich ſey, aber keiner ſeiner Offiziere ſich wagte, hineinzudringen, ließ ſich von vier Soldaten dahin tragen, und fragte, da er ſie geſehen, ſehr zornig: „Aber um der Wunden Gottes willen! warum ſtürmt man „denn da nicht hinein? ſie iſt ja groß genug und dem „Graben gleich, woran fehlt es denn bei Gott?“ Ich antwortete ihm, wir wüßten für gewiß, daß der Herzog von Guiſe hinter der Breſche eine ſehr weite und groſſe Verſchanzung angelegt habe, die mit unzähligen Feuerſchlünden beſezt ſey, ſo daß jede Armee dabey zu Grund gehen müßte. „Aber, beim Teufel! fuhr der Kaiſer weiter fort, warum habt ihrs nicht verſuchen laſſen?“ Ich war genöthigt ihm zu antworten, daß wir nicht vor Düren, Ingelſtadt, Paſſau, noch andern deutſchen Städten wären, die ſich ſchon ergeben, wenn ſie nur berennt ſind. denn in dieſer Stadt ſeyen zehntauſend brave Männer, ſechzig bis achtzig von den vornehmſten franzöſiſchen Herrn und neun bis zehn Prinzen von königlichem Geblüth, wie Se. Majeſtät aus den blutigen und ſiegreichen Ausfällen, bei denen wir immer viel verlohren, erſehen könnten. Auf dieſe Vorſtellungen wurde er nur noch zorniger, und ſagte: „Bei Gott, ich ſehe wohl, daß ich keine Männer mehr „habe; ich muß Abſchied von dem Reich, von allen meinen Planen, von der Welt nehmen, und mich in ein „Kloſter zurückziehen; denn ich bin verrathen, verkauft, „oder wenigſtens ſo ſchlecht bedient, als kein Monarch es „ſeyn kann; aber bei Gott, noch ehe drey Jahre um ſind, „mach ich mich zum Mönch.“ —

Ich verſichere Euch, Don Alphonſo, ich hätte ſogleich ſeinen Dienſt verlaſſen, wenn ich kein Spanier wäre. Denn iſt er bei dieſer Belagerung übel bedient worden, ſo muß er ſich an Brabancon, Feldherrn der Königinn von Ungarn, halten, der dieſe Belagerung hauptſächlich kommandirt, und gleichſam als ein Franzoſe anzuſehen iſt, ſo wie auch die Stadt Metz im franzöſiſchen Clima liegt; und rühmte er ſich überdieß ein Verſtändniß mit vielen Einwohnern zu haben, unter denen die Tallanges, die Baudoiſches, die Gernans, lauter alte Edelleute der Stadt Metz ſeyen. Auch haben wir die Stadt von ihrer ſtärkſten Seite angegriffen, unſere Minen ſind entdekt worden, und haben nicht gewirkt, ſo iſt uns alles übel gelungen, und gegen alle Hofnung ſchlecht von ſtatten gegangen. Wir haben Menſchen und Wetter bekriegen müſſen. Er bereut es nicht und bleibt dabei, und um ſeine Halsſtarrigkeit zu deken, greift er uns an, und wirft auf uns alles Unglük und ſeine Fehler. Alle Tage ſieht er ſein FußVolk zu Haufen dahin ſtürzen, und beſonders unſere Deutſchen, die im Koth bis an die Ohren ſteken. Schikt uns doch ja die eilf Schiffe mit Erfriſchungen, die uns Ihre Durchlaucht von Lothringen beſtimmt haben, denn unſere Armee leidet unendlich. Vor allem andern aber ſeyd auf eurer Hut gegen Vieilleville, der von Verdun nach Toul mit Truppen gekommen, denn der Kaiſer ahndet viel ſchlimmes, da er ſchon lange her ſeine Tapferkeit und Verſchlagenheit kennt; ſo daß er ſogar ſagt, ohne ihn wäre er jezt König von Frankreich, denn als er in die Provence, ins Königreich eingedrungen, ſey Vieilleville ihm zuvor gekommen, und habe ſich durch eine feine Kriegsliſt von Avignon Meiſter gemacht, daß der Connetable ſeine Armee zuſammen ziehen konnte, die ihn hinderte, weiter vorzudringen. Ich gebe Euch davon Nachricht, als meinem Verwandten, denn es ſollte mir leid thun, wenn unſere Nation, die er jedoch weniger begünſtigt und in Ehren hält, als andere, dem Herrn mehr Urſache zur Unzufriedenheit gäbe, u. ſ. f. Nach Leſung dieſes Briefes war es klar, welches die wahre Urſache ſeines Todes geweſen, denn Alphonſo hatte gegen alle darinn enthaltene Punkte gefehlt.

Der Herzog von Nevers kam auf dieſe Nachrichten ſelbſt vor den Thoren von Pont-à-Mousson an, eben da man ſich zum Mittagseſſen ſetzen wollte. Vieilleville gieng ihm ſogleich entgegen, es wurde beſchloſſen, einen Courier an den König abzuſchiken, dem man auch den Brief des Herzogs von Alba an Don Alphonſo mitzugeben nicht vergaß. Einen andern Kundſchafter, mit Namen Habert, ſchikte man ins kaiſerliche Lager, um aufmerkſam zu ſeyn, wenn der Herzog von Alba etwas gegen Pont-à-Mousson unternehmen würde, denn die Stadt war ſehr ſchlecht befeſtigt, und Vieilleville war der Meinung, ſie lieber ſogleich zu verlaſſen, als zu befeſtigen; um die Neutralität nicht zu verletzen, und dem Kaiſer keine Urſache zu geben, ſich der andern Städte von Lothringen zu verſichern.

Den andern Tag ſchlug Vieilleville vor, unter dem Schuz der Kaiſerlichen Feldzeichen einige Streifereien in der Gegend vorzunehmen, und ſo die Feinde anzuloken.

Wenn freilich Sie es ſchwören, Karl, dann glaub' ich's,
Dann bin ich's.

Karlos
(der ſie voll Zärtlichkeit in ſeine Arme ſchließt).

Süßes, ſeelenvolles Mädchen!
Anbetungswürdiges Geſchöpf! — Ich ſtehe
Ganz Ohr — ganz Auge — ganz Entzücken — ganz
Bewunderung. — Wer hätte dich geſehn,
Wer unter dieſem Himmel dich geſehn,
Und rühmte ſich — er habe nie geliebt? —
Doch hier an König Philipps Hof? Was hier?
Was, ſchöner Engel, willſt du hier? bei Pfaffen
Und Pfaffenzucht? Das iſt kein Himmelsſtrich
Für ſolche Blumen. — Möchten ſie ſie brechen?
Sie möchten — o ich glaub' es gern. — Doch nein!
So wahr ich Leben athme, nein! — Ich ſchlinge
Den Arm um dich, auf meinen Armen trag' ich
Durch eine teufelvolle Hölle dich!
Ja — laß mich deinen Engel ſeyn. —

Prinzeſſin (mit dem vollen Blick der Liebe).

O Karlos!
Wie wenig hab' ich Sie gekannt! Wie reich
Und grenzenlos belohnt Ihr ſchönes Herz
Die ſchwere Müh', es zu begreifen!

(Sie nimmt ſeine Hand und will ſie küſſen.)

Karlos (der ſie zurückzieht).

Fürſtin,
Wo ſind Sie jetzt?

Der Herzog von Nevers wollte aller Widerrede ungeachtet dabei ſeyn, doch überließ er Vieilleville alle Anſtalten und das Commando. Sie zogen mit ungefähr vierhundert Mann aus und machten auf dem Weg viele Gefangene, da einige feindliche Trupps ihnen in die Hände ritten, die ſie für Spanier und Deutſche hielten. So kamen ſie bis Corney, den halben Weg von Pont-á-Mousson nach Metz, und nur zwei kleine Stunden vom kaiſerlichen Lager. Da ſie hier nichts fanden, trug Vieilleville, ungeachtet ſie nicht ſicher waren, dennoch darauf an, noch eine halbe Stunde weiter vorwärts zu gehen. Auf dieſem Weg trafen ſie ein groſſes Convoi von ſechzig Wägen unter einer Bedekung von zweihundert Mann an, die ihnen alle in die Hände fielen. Jezt war es aber zu ſpät, um nach Pont-à-Mousson zurükzukommen, denn ſie waren auf vier Stunden entfernt, und es ſchneite außerordentlich ſtark. Es wurde daher beſchloſſen in Corney zu übernachten, obgleich ein ſehr unbequemes Nachtquatier daſelbſt war. Gleich den andern Morgen wurde wieder ausgeritten, dießmal traf man auf ſechs Wägen mit Wein und andern ausgeſuchten Lebensmitteln, welche die Herzogin von Lothringen dem Kaiſer, ihrem Onkel, für ſeine Tafel ſchikte. Acht Edelleute und zwanzig Mann begleiteten dieſe Lekerbiſſen, worunter unter andern zwölf Rheinlachſe und die Hälfte in Paſteten waren. Wie ſie die rothen Feldzeichen ſahen, riefen ſie: da kommt die Eskorte, ſo der Kaiſer uns entgegen ſchikt! Wie groß war aber nicht ihr Erſtaunen, als ſie auf einmal rufen hörten: France! und alle gefangen genommen wurden.

Einer von den gefangenen Edelleuten, Namens Vignaucourt fragte: „ob dieſer Trupp nicht dem Herrn „von Vieilleville zugehörte." Warum? fragte Vieilleville ſelbſt; „Weil er es iſt, der Pont-à-Mousson mit den „kaiſerlichen Feldzeichen eingenommen hat, worüber der „Kaiſer außerordentlich aufgebracht iſt. Ich war geſtern „bei ſeinem Lever, und ich hörte ihn ſchwören, daß, wenn „er ihn ertappte, er ihm übel mitſpielen wollte. Dieſer „Verräther Vieilleville, ſagte er, hat mit meinem Feldzeichen Pont-á-Mousson weggenommen, und mit kaltem „Blut meinen armen Don Alphonſo umgebracht, auch alle „darinn befindliche Kranke tödten laſſen, und die Lebensmittel, die für mich beſtimmt waren, weggenommen. „Aber ich ſchwöre bei Gott dem Lebendigen, daß wenn er „iemals in meine Hände fällt, ich ihn lehren will, ſolche „Treuloſigkeiten zu begehen, und ſich meines Namens, „meiner Waffen und Zeichen zu meinem Schaden zu bedienen. Auch der mächtigſte und tapferſte Fürſt müßte „auf dieſe Art hintergangen werden. Er ſoll verſichert „ſeyn, daß ihm nichts anders bevorſteht, als geſpießt zu „werden, und verdamm ich ihn von dieſem Augenblik an „zu dieſer Strafe, wenn ich ihn bekomme. Und ihr andern, euch mein ich, die ihr mein Heer commandiert, „was für Leute ſeyd ihr, daß ihr nichts gegen dieſen „Menſchen unternehmet? denn ich hörte noch geſtern von „iemand, der mir treu iſt, daß er noch immer alle Tage

„mit ſeinen Soldaten herumſtreift in rothen Scherpen mit „den ſpaniſchen und burgundiſchen Feldzeichen, unter „welchen er viele tauſend meiner Leute ermordet, denn „niemand ſezt ein Mistrauen darein. Beim Teufel auch, „ſeyd ihr Leute, ſo etwas zu ertragen, und liegt euch „meine Ehre und mein Dienſt nicht beſſer am Herzen." Auf dieſe zornige Aeußerung entſtand unter den Prinzen und Grafen, die in ſeinem Zimmer waren, ein Gemurmel, und ſie entfernten ſich voll Zorn. Vieilleville mag ſich in Acht nehmen; denn ſie ſind ſehr giftig auf ihn, beſonders die Spanier, wegen des Don Alphonſo d'Arboulanga, den er auf eine ſo grauſame Art hat umbringen laſſen.

Vieilleville antwortete darauf, daß Don Alphonſo auf ſeinem Bette todt gefunden worden, und niemand ſeinen Tod befördert hätte. Vieilleville würde lieber wünſchen, niemals gelebt zu haben, als ſich einer ſolchen That ſchuldig zu wiſſen. Er fürchte ſich jedoch nicht vor des Kaiſers Drohungen. Seine Ehre erfodere, zu beweiſen, daß es eine Unwahrheit ſey, ihn einer ſolchen Unmenſchlichkeit zu beſchuldigen. Vignaucourt merkte an dieſen Reden, daß Vieilleville mit ihm ſpreche, auch winkten ihm die andern zu, daher er nicht weiter fortfuhr.

Auf dieſes beſchloß Vieilleville mit dem Herzog von Nevers ſich zurückzuziehen. Kaum waren ſie eine halbe Stunde von Corney als Habert einher geſprengt kam, und ſie warnte, ja nicht in Corney zu übernachten, denn der Prinz von Infantacque käme mit dreitauſend Schüzen und tauſend Pferden gegen Mitternacht an; indem er dem

Kaiſer geſchworen, Vieilleville lebendig oder todt zu liefern. Seyd willkommen, Habert, ihr bringt mir gute Botſchaft, ſagte er darauf, und drang nun in den Herzog von Nevers ſich nach Pont-à-Mousson zurükzuziehen, indem er einen ſolchen Prinzen nicht der Gefahr ausſetzen könne; er ſelbſt aber wolle bleiben, und dieſen Spanier mit ſeinen großen Worten erwarten. Wollet ihr alle, die ihr hier ſeyd, ſprach er dann mit erhöhter Stimme, meinen Entſchluß unterſtüzen? Auch habt ihr noch nie den Krieg anders geführt, als durch Liſt und Ueberfall. Er nimmt darauf die rothen Standarten, und reißt ſie in Stüken, befiehlt die ſpaniſchen Schärpen zu verbergen, und die franzöſiſchen Zeichen anzulegen. Alle antworteten einmüthig, ſie wollten zu ſeinen Füſſen ſterben, und zerriſſen alles, was ſie rothes an ſich hatten. Der Herzog von Nevers ſtellte ihm vor, daß es eine Verwegenheit ſey, in einem Dorfe, das keine Befeſtigung hätte, wo man von allen Seiten hinein könne, ſich zu halten. Das iſt alles eins, antwortete Vieilleville, ich weiß, womit ich dieſe Armee ſchlage, oder ſie wenigſtens fortjage. Sehen Sie dort jenes Buſchholz und links dieſen Wald; in jedes verſteke ich zweihundert Pferde, die ſollen ihnen unverſehens auf den Leib fallen, wenn ſie im Angriff auf unſer Dorf begriffen ſind, und wenn auch hundert Prinzen von Infantasque da wären, ſo würden ſie davon müſſen. Laſſen Sie mich nur machen, mit Hülfe Gottes hoffe ich alles gut auszuführen, und in weniger als zwei Stunden will ich gerächt ſeyn.

Da der Herzog von Nevers ſahe, daß er nicht abzubringen ſey, beſtand er darauf, bei dieſer Unternehmung zu bleiben, welche Vorſtellung ihm auch Vieilleville dagegen machte. Jezt wurde beſchloſſen, nach Corney zu gehen, um alles zu veranſtalten, ſie waren nur noch tauſend Schritte davon entfernt, als ſie einen Mann durch das grüne Korn daher laufen ſahen, worauf ſie Halt machten. Es war der Maire von Willeſaleren, der ihnen ſchon gute Dienſte geleiſtet hatte. Dieſer ſagte, daß ſie ſich retten ſollten, denn auch der Markgraf Albert von Brandenburg rüke mit viertauſend Mann Fußvolk, zweitauſend Pferden, und ſechs Kanonen auf das Dorf an. Auf dieſes waren ſie zu groſſem Verdruß von Vieilleville genöthigt, das Dorf zu verlaſſen. Die acht lothringiſchen Edelleute wurden freigelaſſen. Noch beim Weggehen ſagte Vignaucourt, er wundere ſich gar nicht, wenn Vieilleville ſolche Dinge ausführte, da er ſo vortreflich bedient ſey, denn er wolle verdammt ſeyn, wenn er nicht jenen Namens Habert im Zimmer des Kaiſers geſehen habe, wo er vorgegeben, daß er von Oberſt Schertel geſchikt ſey, und dieſen krank in Strasburg verlaſſen habe. Und dieſen lezten, den Maire, habe er vor vier Tagen Brod und Wein in des Markgrafen Lager verkaufen ſehen.

Den Sonntag darauf, den 1ſten Jan. 1553 erfuhr Vieilleville durch Deſerteurs, daß der Kaiſer die Belagerung von Metz aufgehoben, worauf er zu dem Herzog von Nevers ſagte: Ich dachte es immer, der Kaiſer ſey zu alt und zu podagriſch, um ein ſo ſchönes, junges

Mädchen zu entjungfern. Der Herzog verſtand dieß nicht, ich mache Anſpielung, ſagte er, auf die Stadt Metz, das im Deutſchen eine Metze, auf franzöſiſch pucelle bedeutet. Sie fanden dieſe Anſpielung ſo artig und erfindungsreich, daß ſie ſie in der Depeſche, die ſie ſogleich an den König abſchikten, um die erſten zu ſeyn, die die Aufhebung der Belagerung meldeten, mit anführten.

(Die Fortſezung folgt.)

IV.

An Sie.

Hab' ich treu im Buſen dich getragen,
Dich geliebt wie nie ein Herz geliebt?
Hat der Gram um dich von meinen Tagen
Jahrelang den heitern Quell getrübt?
Rief ich kühn, im bittern Schmerz verloren:
Ohne dich iſt mir das Leben Tod!
Und für dich allein, für dich erkohren
Schuf die Feuerſeele mir ein Gott.

Hat ſich unſer beßres Selbſt gefunden,
Und zu trauter Einheit ſich erhöht?
Haben wir um wahre Daſeyns-Stunden
Eines öden Lebens Traum verſchmäht?
Hab' ich feſt gemeſſen, ernſt gewogen
Was zu denken oft mein Geiſt erhebt,
Flach gewölbt den heitern Himmelsbogen
Und mein Daſeyn ſchnell hinweggelebt?

Weißt du, daß kein Jenſeits meiner harret
Ueber tief gerißner Trennungskluft?
Daß des Lebens warmer Hauch erſtarret
In der finſtern bangen Lebensgruft?
Fühlſt du, daß der Hoffnung leiſes Wehen
Dieſen weitgedehnten Raum nicht theilt,
Daß ich kaum in Todesſchmerz vergehen
Eh' ihr Roſenfittig mich ereilt!

Nahe Zukunft ſchreckt mich rauh zurücke,
Gegenwart glänzt leiſe tröſtend mir!
Gieb mir Ruh in deinem Herzensblicke
Laß mich Friede finden neben dir!
Gieb die Perle, Sinnbild ſtiller Thränen,
Warum zählſt du ſie ſo kärglich zu?
Wer verſteht dieß tiefverſchloßne Sehnen?
Wer zu lieben, als nur ich und du?

V.

Zuverſicht.

Von deinen Seelenblicken tief durchdrungen!
    Von deinen Armen inniglich umſchlungen!
Von deines Herzens leiſem Ton durchklungen
    So biet' ich lächelnd den Verwandelungen
Des Zeitenwechſels troz! Kann er mir rauben
    Was deine Liebe gab? den hohen Glauben
An Geiſterwürde? dies Zuſammenſtralen
    Wo Aug' in Aug', wie Sinn in Sinn ſich mahlen!
Dies Schweben auf der Ahnung Aether-Flügeln,
    Dies Blicken in der Zukunft hellen Spiegeln!
Erinnerung, ach, deiner Wonnen Fülle
    Umdämmert von der Wehmuth zarten Hülle!
Wo in ſich ſelbſt zu ſtillem Schau'n entbunden
    Der innre Sinn ein Eigenthum gefunden!
In Unſchuldswelten unter Blumen wallet
    Wo Harmonie aus Schattendunkeln hallet!
Und dieſer Einklang gleichgeſtimmter Saiten
    Er könnt' einſt kraftlos uns vorüber gleiten?

Ach wir verſehlten uns im Schatten-Lande?
Und lösbar wären reiner Liebe Bande?
Es kämen Stunden dir und mir, in denen
Wir uns zertrennbar und vereinzelt wähnen?
Es gäbe Fernen, wo wir uns entſchwänden?
Nein, Theon, nein! auch an des Raumes Enden
Thürmt keine Mauer ſich den Geiſtern! ſchnell erſtiegen
Sie der Erinnrung Leiter! Sie beſiegen
Der Körper Schwere: ihrem Wollen biegen
Sich aller Sinne Schranken: ſie erſchweben
Der Möglichkeit umeiſten Gipfel; heben
Sich triumphirend auf des Erdballs Trümmern
Und ſehen fern der Heimath Sterne ſchimmern.

Prinzeſſin
(mit Feinheit und Grazie, indem ſie ſtarr in ſeine Hand ſieht).

Wie ſchön iſt dieſe Hand!
Wie reich iſt ſie! — Prinz, dieſe Hand hat noch
Zwei koſtbare Geſchenke zu vergeben —
Ein Diadem und Karlos Herz — und beides
Vielleicht an Eine Sterbliche? — An Eine?
Ein großes, göttliches Geſchenk! — Beinahe
Für Eine Sterbliche zu groß! — Wie, Prinz?
Wenn Sie zu einer Theilung ſich entſchlöſſen?
Die Königinnen lieben ſchlecht — ein Weib,
Das lieben kann, verſteht ſich ſchlecht auf Kronen:
Drum beſſer, Prinz! Sie theilen, und gleich jetzt,
Gleich jetzt — Wie? Oder hätten Sie wohl ſchon?
Sie hätten wirklich? O dann um ſo beſſer!
Und kenn' ich dieſe Glückliche?

Karlos.

Du ſollſt.
Dir, Mädchen, dir entdeck' ich mich — Der Unſchuld,
Der lautern, unentheiligten Natur
Entdeck' ich mich. An dieſem Hof biſt du
Die Würdigſte, die Einzige, die Erſte,
Die meine Seele ganz verſteht. — Ja denn!
Ich leugn' es nicht — ich liebe!

Prinzeſſin.

Böſer Menſch!
So ſchwer iſt das Geſtändniß dir geworden?
Beweinenswürdig mußt' ich ſeyn, wenn du
Mich liebenswürdig finden ſollteſt?

Die Horen

Jahrgang 1797

Achtes Stück.

Tübingen
in der J. G. Cottaischen Buchhandlung
1797.

Innhalt des achten Stüks.

I. Die Geiſterinſel. Ein Singſpiel in drei Akten. Seite 1
II. Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Marſchalls von Vieilleville. Fortſetzung. — 27
III. An Eulalia. Bei Ueberſendung von Göthe's Elegien. — 62
IV. Abdallah und Balſora. Ein Gedicht in ſechs Geſängen. 65

Die Horen.

Dritter Jahrgang. Achtes Stück.

I.

Die Geiſterinſel.

Ein Singſpiel in drei Akten.*

---

* Aus Gotters Nachlaß. Die Oper iſt von Herrn Fleiſchmann in Meinungen, kraft eines förmlichen und ausſchlieſſenden Vertrags mit dem Dichter, in Muſik geſezt, und noch bei Lebzeiten des leztern zu Ende gebracht worden. Die Ausführung hatte den ganzen Beifall des verſtorbenen Dichters. Die Oper wird nächſtens aufs Theater gebracht werden, und gleich nach der erſten Vorſtellung ſind Partitur und Text zu haben, weßhalb ſich die Theater-Directionen, die ſolche zu beſitzen wünſchen, entweder an den Componiſten oder die Wittwe des Dichters wenden mögen.

Perſonen:

Proſpero, geweſener Herzog von Mayland, Zauberer.
Miranda, ſeine Tochter.
Fernando, Prinz von Neapel.
Fabio, Edelknabe } durch eine Sängerin zu ſpielen.
Oronzio, Küchenmeiſter } des Prinzen.
Stefano, Kellermeiſter }
Ariel, ein Sylfe } durch eine Sängerin zu ſpielen.
Caliban, ein Gnome, Sohn der Sycorax.
Maia, ein Schatten, von der erſten tragiſchen Actrice zu ſpielen.
Sycorax, ein Schatten, von dem erſten tragiſchen Acteur zu ſpielen.
Ruperto, ein Bootsmann.
Geiſter und Sylfen.
Matroſen.

(Die Handlung währt von einem Morgen zum andern.)

Bemerkungen,

die Decorationen betreffend.

Der Eingang von Proſpero's Zelle iſt rechts zwiſchen der dritten und vierten Kuliſſe; ein bewegliches Felſenſtük tritt vor, wenn die Scene wechſelt.

Maja's Grabmahl ſteht links, nahe an der zweiten Kuliſſe; es wird bei Veränderungen ebenfalls durch Wald oder Fels dem Auge des Zuſchauers entrükt. In der pantomimiſchen Scene des dritten Acts, berſtet ſolches mit Geräuſch von oben bis unten, und ſtürzt in die Kuliſſe hinein. Man ſieht den Grabhügel eröffnet; lezterer muß die Verſenkung von vorne einfaſſen, und ſo eingerichtet ſeyn, daß die emporſteigende Figur auf dem Rande deſſelben ſtehen kann.

Die ganze Tiefe des Theaters iſt nur da zu gebrauchen, wo das Meer den Hintergrund ausmacht. Die Felſen des Meerufers müſſen Stufen haben, daß man dieſelben ſichtbar beſteigen kann.

Die romantiſche Gegend im zweiten Act, ſchließt mit einem Horizont-Vorhange, der hinter dem beweglichen Felſen-Stüke das den Eingang von Proſpero's Zelle verbirgt, niederfällt. Eben dieſer Felſen dient in der Folge zum Volkan, aus dem ſpäterhin ein blühender Roſenbuſch emporſteigt.

Die rauhe Felſen-Gegend im vierten Auftritt des zweiten Acts, hat einen damit übereinſtimmenden Hintergrund, von weniger Tiefe als die romantiſche Gegend. In der Mitte deſſelben ſtehen ein paar Bäume, hinter welchen Ariel ſich verbergen und lauſchen kann.

Bey der Wald-Decoration, im zwölften Auftritte, ſteht in der Vertiefung des Theaters ein angefangener Holzſtoß von Stöken und ſtarken Aeſten: Es muß derſelbe ſo eingerichtet ſeyn, daß man artificielles Holz, ebenfalls Stöke und Aeſte vorſtellend, darauf legen kann. In der ſechſten Scene des zweiten Acts ſteht in der Vertiefung ein groſſer Buſch, der in der Folge transparent wird, hierauf verſchwindet, und eine artificielle Figur ſichtbar werden läßt.

Bemerkungen,
die Kleidungen betreffend.

Proſpero. Ein weites faltiges ſchleppendes Gewand, von dunkelrothem Atlaß, mit goldenen Frangen, die Ermel deſſelben über den Ellbogen zurükgezogen: weiſſe knappe Ermel darunter. Ein blauer Zaubergürtel, worauf die Himmelszeichen in Gold geſtikt ſind, und welcher von der rechten Schulten nach der linken Hüfte herab hängt. Das Gewand iſt von einer Fingerſtarken goldenen Schnur umgürtet, welche den Leib zweimal umſchlingt, und rechts eine Schleife bildet: an beiden Enden der Schleife hangen goldne Quaſten. Eine pyramidaliſche Müze, von der Farbe des Gürtels, um die ein Gewinde von ſchwarzem mit Sternen durchwirktem Flor läuft, deſſen beide Enden von der Höhe der Müze längſt des Rükens herabfallen. Weiſſes Haar, und langer weiſſer Bart. Ein Zauberſtab, ſchwarz und weiß geſtreift, und weiſſe Sandalen.

Miranda. Ein Gewand von weiſſem Milchflor in griechiſchen Coſtum; darunter ein engeres Gewand; von hellblauem Atlaß. Ein hellblauer Gürtel. Das Haar mit Perlen durchflochten, und in fliegenden Loken. Ein dünner Schleier von der Farbe des Gürtels, der glatt auf dem Haar befeſtigt iſt, und längſt des Rükens herabfällt. Es iſt zu bemerken, daß dieſer Schleier im erſten Act verlohren geht, und von Fabio im zweiten Akt gefunden wird.

Caliban. Ein Sclavenkleid von grauer Farbe; eine hellrothe breite Schärpe; ein Ueberwurf, von dunkelbraunem kurzem Pelzwerk, auf einer Schulter befeſtigt. Die halbſichtbaren Beine ſind tiegerartig, die Füſſe aber mit Soken bekleidet. Ein unförmlicher Hinterkopf, mit ſchwarzem borſtigem Haar; ein Bukel, ein Spizbauch; das Geſicht in Karikatur gemahlt.

Ariel. Ein Sylfen-Gewand von Silber-Zindel; ein roſenfarbner Flor, der zugleich den Gürtel ausmacht, wallt von der Schulter den Rüken hinab. Schmetterlings-Flügel von buntgemahltem Flor. Das Haar fliegend mit einem Kranz von Granat-Blüthen und weiſſen Roſen. Die halbſichtbaren Arme und Beine, mit fleiſchfarbenem Taft bekleidet; weiſſe Sandalen, mit einem goldnen Gewinde befeſtigt.

Fernando. Spaniſche Tracht, von Kornblumenblauem Atlaß, mit Ponceaufarbigen Puffen, die Schärpe von dem Stoffe der Puffen, das Wehrgehänge von weiſſem Atlaß: das Haar nachläſſig fliegend; weder Hut noch Gewehr. Ein groſſer Siegelring.

Fabio. Spaniſche Tracht; roſenfarb mit Smaragdgrünen Puffen, und mit Silber beſezt. Eine Schärpe von der Farbe der Puffen; ein ſilbernes Achſelband. Ein Hut mit Federn um die Figur zu verlängern, da die Rolle durch ein Frauenzimmer geſpielt wird.

Oronzio. Spaniſche Tracht: ſchwarz mit Feuerfarbnen Puffen; der Mantel wie das Kleid; die Schärpe wie die Puffen. Eine ſchwarze ſpaniſche Perüke. Ein Bauch. Ein volles gleiſſendes Geſicht.

Stefano. Spaniſche Tracht, Karmelit mit ſchwarzen Puffen. Ein hageres Geſicht, Runzeln, und eine kupfrige Naſe. Eine weiſſe runde Perüke. Podagra-Stiefeln.

Ruperto. Braune Jake, ſchmal mit Silber beſezt. Weſte und Schiffer-Beinkleider weiß und blau geſtreift; blauer Bund. Hut mit einer Treſſe.

Die Matroſen. Eben ſo, nur ohne Silber, und Treſſen um den Hut.

Maja. Ein ſchleppendes Todengewand, von weiſſem Kreppflor, mit langen runden Ermeln, welche die Hälfte der Hand bedeken; ein dichter Schleier glatt auf den Kopfe befeſtigt, der das Haar und den obern Theil des Geſichts verhüllt, und rükwärts in zwei langen Enden herabfällt. Eine einfache Glorie in Glanz vergoldet, ſchwebt über dem Haupte.

Sycorax. Ein ſchleppendes Gewand, von ſchwarzem dichtem ungeglänztem Zeug. Ein rother Zaubergürtel mit ſchwarzen Charakteren, der von der linken Schulter zur rechten Hüſte herabhängt. Eine kupferfarbne Larve. Schwarzes wild gelocktes Haar; hochrothe Handſchuhe. Ein ſchwarz und roth geſtreifter Zauberſtab.

Vier Sylfenknaben. In fleiſchfarbenen Taffent eingenäht. Blaue Schärpe. Roſenguirlanden, die von der Schulter zur Hüſte herabfallen, fliegende Haare.

Karlos (ſtutzt).

Was?

Was iſt das?

Prinzeſſin.

Solches Spiel mit mir zu treiben!

O wahrlich, Prinz, es war nicht ſchön. Sogar

Den Schlüſſel zu verleugnen!

Karlos.

Schlüſſel! Schlüſſel!

(Nach einem dumpfen Beſinnen.)

Ja ſo — ſo war's. — Nun merk' ich — — O mein

Gott!

(Seine Knie wanken, er hält ſich an einem Stuhl und verhüllt das Geſicht.)

Prinzeſſin.

(Eine lange Stille von beiden Seiten. Die Fürſtin ſchreit laut und fällt.)

Abſcheulich! Was hab' ich gethan?

Karlos

(ſich aufrichtend, im Ausbruch des heftigſten Schmerzes).

So tief

Herabgeſtürzt von allen meinen Himmeln! —

O das iſt ſchrecklich!

Prinzeſſin

(das Geſicht in das Kiſſen verbergend).

Was entdeck' ich? Gott!

Karlos (vor ihr niedergeworfen).

Ich bin nicht ſchuldig, Fürſtin — Leidenſchaft —

Ein unglückſel'ger Mißverſtand — Bei Gott!

Ich bin nicht ſchuldig.

Erſter Akt.

Erſter Auftritt.

(Auf einer Seite eine Felſengrotte, deren Eingang mit Muſcheln und Korallenzweigen geziert iſt; auf der andern ein Wald mit einzelnen Sizen von Raſen, oder abgehauenen Stämmen. Die Ausſicht auf das Meer iſt von Bäumen und Felſen begrenzt. Weiter vor ein Grabhügel mit einem Denkmal von Bruchſteinen in Form eines Altars.)

Miranda.

(iſt beſchäftigt, Blumen, die ſie in ihrem aufgeſchürzten Gewande tragt, auf das Grab zu ſtreuen.)

Arie.

Sterbt auf meiner Maja Grabe,
Blumen, meine ganze Haabe,
Blumen, ihr zur frommen Gabe
Von der Wehmuth hingeſtreut!
Ach! und du, zu der in Thränen
Meine Blike ſich erheben,
Maja! höre, wie mein Sehnen,
Deinem Fluge nachzuſtreben,
Jeden Morgen ſich erneut!

(ſie ſtürzt ſich weinend auf das Denkmahl.)

Geiſterchor. (unſichtbar.)

Wolken verſchweben;
Tiefer ins Leben

Hoffend zu ſchauen,
Lindert den Schmerz;
Stilles Vertrauen
Heilet das Herz.

Miranda.

(die ſich während dieſes Geſanges wieder aufgerichtet und in ſanfter Begeiſterung zugehört hat.)

Ich danke euch, ihr mitleidigen Geiſter! Eure Lehre ſey mir heilig! Ich will meine Thränen abtroknen. Ich bin es einem Vater ſchuldig, der mich liebt. Er hat eignen Kummers genug. Er kömmt: O daß es mir gelänge, ihn aufzuheitern!

Zweiter Auftritt.

Proſpero. Miranda.

Miranda. (ihm entgegen gehend)

Hab' ich euch beleidigt, lieber Vater? (küßt ihm die Hand.)

Proſpero. (ernſthaft)

Wie kommſt du auf die Frage?

Miranda.

Weil ihr heute meinen Morgengruß verſchmäht habt.

Proſpero.

Du ſchlummerteſt noch ſo ſanft, als ich die Zelle verließ!

Miranda.

Warum eilt ihr auch dem Tage zuvor?

Proſpero.

Die Morgenluſt war ſo einladend — und ich konnte nicht länger ſchlafen.

Miranda.

Eure Miene ſagt mir, daß euch abermals Sorgen gequält haben.

Proſpero.

Du irrſt, Miranda.

Miranda.

Ich irre nicht. Zu auffallend iſt die Veränderung, die ich ſeit einiger Zeit an euch bemerke. Heiterkeit und Ruhe ſind von Euch gewichen. Ihr bringt den Tag in finſterm Nachdenken zu, und Nachts windet ihr euch ſeufzend auf eurem Lager. — Was fehlt euch?

Proſpero.

(wendet ſich ſchwermüthig gegen Maia's Grabmahl.)

Ach!

Miranda.

Iſt es der Verluſt unſerer Freundin, der euch zu Boden drückt?

Proſpero.

(ſich gegen ſie kehrend und ſeine Hand auf ihre Schulter legend.)

Um deinetwillen. — Ich bin alt, und werde ihr bald folgen.

Miranda.

O, denkt doch daran nicht!

Proſpero.

Arme Verlaſſene? was wird dann aus dir werden?

Miranda.

Was der Himmel will. — War ſie, die wir beweinen, war nicht Maia einſt auch von der ganzen Welt verlaſſen? Schmachtete ſie hier nicht viele Jahre unter der Gewalt der alten, böſen

Sycorax? und ſandte euch nicht endlich der Himmel hierher, ihren Zauber zu löſen?

Proſpero.

Sie hat mir dieſen Dienſt tauſendfältig vergolten. Sie hat den Saamen des Guten in dein Herz gelegt. Sie liebte dich, wie ihr Kind.

Miranda.

Ich liebte ſie, wie meine Mutter.

Proſpero.

Sie war eine Heilige, — durch Leiden ohne Zahl geprüft, und reif zur Vollendung. — Dieſe Inſel glich einer Wildniß. Sie betete Gedeihen auf meinen Fleiß herab, und die Wildniß ward ein Garten.

Miranda.

Ihr Segen ruht auf uns und dieſer Einöde. Wohl mir, die ich nichts kenne, als ihre ſtillen Freuden! — Mein Fürſtenthum iſt hier. Für mich iſt **Mayland** auf unſrer Inſel.

Arie.

Hier, wo wir, geborgen
Vor Stürmen und Sorgen
In einſamer Zelle
Des Lebens uns freun,
Flößt jegliche Stelle
Ergötzen mir ein.
Es rauſchet die Quelle
Mir Labung entgegen:
Es athmet der Hain
Balſamiſche Düfte.

Ein Genien Chor,
Zum Wohlthun verbunden,
Bewohnet die Lüfte,
Bezaubert mein Ohr;
Und ſtärket, und hebet,
In muthloſen Stunden,
Mit Troſt mich empor.
Und ewiger Seegen
Der holden Natur
Umſchwebet
Belebet
Die lachende Flur.

Proſpero. (ſteht auf.)

Umarme mich, mein Kind! der Himmel erhalte dir dieſe glükliche Stimmung! (er drükt ſie an ſeine Bruſt.)

Miranda.

Beſter Vater! — lernt vergeſſen, und ihr werdet eben ſo glüklich ſeyn, als ich. Woran mangelt es euch hier? kann euer Herz noch an einem Lande hangen, wo euer eigner Bruder an euch zum Verräther ward? könnt ihr euch noch nach falſchen Höflingen, und treuloſen Unterthanen zurük ſehnen? Hier, wo die ganze Natur willig eurem Stabe gehorcht, und liebreiche Geiſter mit euch im Bunde ſtehen!

Proſpero.

Ich traure nicht um das Vergangene. Die Zukunft allein ſchwebt vor meiner Seele.

Miranda.

Die Zukunft? O, die Zukunft iſt noch ferne, unvermerkt kettet ſich ein Tag an den andern —

Proſpero. (einfallend.)

Unvorbereitet überraſcht den Sichern das Unglük.

Miranda.

Hoffen und Vertrauen haben mich die Schuzgeiſter gelehrt.

Proſpero.

Und mich lehrt Caliban zittern.

Miranda.

Caliban, ſagt ihr? — Daß mich ſchaudert, wenn ich ihn erblike, das begreiſe ich: denn er iſt häßlich, wie die Sünde. — Aber Ihr? Wie vermag er euch Furcht einzujagen? Ihr habt ſeine Mutter, die weyland furchtbare Zauberin Sycorax, überwältigt; habt ihm die Macht, euch zu Schaden, genommen, habt ihn neun volle Jahre geduldet, und —

Proſpero. (ihr in die Rede fallend.)

Woher weißt du, daß die neun Jahre voll ſind?

Miranda.

Ich weiß nicht — es fiel mir ſo ein — hab' ichs getroffen? ſind ſie voll?

Proſpero. (beſtürzt.)

Sonderbare Eingebung! — Getroffen! — Heute geht das neunte zu Ende. — Eben heute!

Miranda.

Warum legt ihr ſo viel Nachdruk auf dieſe Worte?

Proſpero.

Weil unſer Schikſal an dieſem Tage hängt.

Miranda.

Erklärt euch deutlicher!

Proſpero.

Ich kann nicht.

Miranda.

Habt ihr Geheimniſſe vor eurer Tochter?

Proſpero.

Nein, aber du haſt keine Aufmerkſamkeit für deinen Vater.

Miranda.

Könnt ihr mir das vorwerfen? Ich höre euch ſo gern erzählen; und behalte ich nicht alles bis auf den kleinſten Umſtand? —

Proſpero.

Meine Erzählungen haften in deinem Gedächtniſſe, meine Warnung ſchwebt an deinem Ohre vorüber.

Miranda.

Ich will alle meine Sinne anſtrengen.

Proſpero.

Wenn es bey dir ſtünde, dich des Schlafs zu erwehren?

Miranda. (erſtaunt.)

Des Schlafs? was ſagt ihr?

Proſpero.

Er iſt die Wirkung des Fluches, den die wüthende Sycorax dir zurükließ. Sobald ich dich der ſorgloſen Unbefangenheit entreißen will, in der du der Gefahr entgegen taumelſt — fallen dir die Augen zu.

Miranda.

Laßt mich verſuchen, ſie offen zu erhalten! — theilt mir eure Warnung mit! Redet!

Proſpero.

Duo.

Vernimm die Schreken, die uns drohn,
So bald, vom Horizont entflohn,
Der Sonne Strahlen heut erblaſſen:

Miranda.

Was für Gefahren uns auch drohn,
Ich ſpreche jedem Schreken Hohn,
Wenn mich des Vaters Arm' umfaſſen.

Proſpero.

Recitativ.

Neun Jahre ſchon
Von dieſem Strand,
Durch meine Kunſt, zur Unterwelt gebannt,
Kehrt heute — Hörſt du mich?

Miranda. (mit dem Schlafe kämpfend.)

Ich hör', ich wache.

Proſpero.

Kehrt heute Sycorax — Sobald den Sternen-Thron
Die Nacht beſteigt — zu ränkevoller Rache
— Hieher zurük; und ihr, und ihrem Sohn
— Muß ich — (faßt die ſchlummernde Miranda bei der Hand)
Du ſchläfſt? Erwache!
Vernimm die Schreken, die uns drohn,
Sobald, vom Horizont entflohn
Der Sonne Strahlen heut erblaſſen!

Miranda.

Was für Gefahren uns auch drohn,

Ich ſpreche jedem Schrecken Hohn,
Wenn mich des Vaters Arm' umfaſſen.

Proſpero.

Ich muß der Feinde frechem Hohn
Dich ohne Beyſtand überlaſſen.

Miranda. (wach, aber betäubt)

Ich lauſche bang auf jeden Ton,
Doch deiner Worte Sinn zu faſſen,
Streb' ich vergebens.

Proſpero.

Dich umwallen
Des Zauberſchlafes Düfte ſchon.

Miranda.

Ich höre nur ein fernes Lallen,
Auf deiner Lippe ſtirbt der Ton.

Proſpero.

Und ließ ich ihn, wie Donner, ſchallen;
Dein Zauberſchlaf —

Miranda. (ſich ermunternd)

Er iſt entflohn.

Proſpero.

Er ſpräche ſelbſt dem Donner Hohn.

Miranda.

Er ſoll mich nicht mehr überfallen.
Verſuchs noch einmahl!

Proſpero.

Wohl, gieb Acht!

Ariel:

Zurük, zu ſchwarzer Rache,
Kehrt Sycorax bei Nacht;
Gelähmt iſt meine Macht,
Kein Geiſt, der dich bewache!
Und Caliban —

(die Muſik bricht raſch ab.)

Miranda. (im Traume.)

Ja, ja doch — gute Nacht! (ſchläft ganz ein.)

Proſpero.

Es iſt über uns beſchloſſen! Sie ſchläft am offnen Abgrunde, und ich kann ſie nicht ermuntern: — O du, deren fromme Gebeine unter dieſem ſtillen Hügel ſchlummern, Maia, Maia, laß den Schuz deines Gebets über ihr walten, wenn die entſcheidende Nacht beginnt, wenn Kraft und Bewußtſeyn von mir weichen, und die treuen Geiſter dieſes Eilandes den Einflüſſen ihrer alten Tyrannin erliegen!

(man hört eine ſanfte Muſik.)

Dritter Auftritt.

Ariel. (auf einer Wolke.) **Proſpero. Miranda.** (ſchlafend.)

Proſpero.

Ha! dieſe lieblichen Töne verkündigen mir die Ankunft meines Sylfen.

Ariel. (ruft.)

Proſpero!

Proſpero.

Ariel!

Prinzeſſin (ſtößt ihn von ſich).
Weg aus meinen Augen,
Um Gotteswillen —

Karlos.
Nimmermehr! In dieſer
Entſetzlichen Erſchütt'rung Sie verlaſſen?

Prinzeſſin (ihn mit Gewalt wegdrängend).
Aus Großmuth, aus Barmherzigkeit hinaus
Von meinen Augen! — Wollen Sie mich morden?
Ich haſſe Ihren Anblick!

(Karlos will gehen.)

Meinen Brief
Und meinen Schlüſſel geben Sie mir wieder.
Wo haben Sie den andern Brief?

Karlos.
Den andern?
Was denn für einen andern?

Prinzeſſin.
Den vom König.

Karlos (zuſammenſchreckend).
Von wem?

Prinzeſſin.
Den Sie vorhin von mir bekamen.

Karlos.
Vom König? und an wen? an Sie?

Prinzeſſin.
O Himmel!
Wie ſchrecklich hab' ich mich verſtrickt! Den Brief!
Heraus damit! ich muß ihn wieder haben.

Ariel.

Frohe Botſchaft, guter Meiſter: ich habe ein Schiff entdeckt.

Proſpero. (freudig)

Ein Schiff? wie nahe?

Ariel.

Mit untergehender Sonne kann es hier ſeyn.

Proſpero.

Gütiger Himmel! willſt du uns retten? (zu Ariel.) Wo kömmt es her?

Ariel.

Von nördlicher Küſte, und ſcheint ſeinen Lauf vorwärts zu lenken.

Proſpero.

Aendre ſeine Richtung, guter Ariel: Eile, fliege, und geleite es ſicher in die Bucht der Inſel!

Ariel.

Was Ariel vermag, darf Proſpero von ſeiner Treue erwarten.

Arie.

Mein Eifer kann
Dem Schikſal nur erliegen.
Den Steuermann
Gewiſſer zu betrügen,
Will ich aus Wolken ihn,
Durch ſanfte Melodien,
In leichte Träume wiegen.
Froh will ich dann
Mit meinem Raub entfliegen.
Mein Eifer kann
Dem Schikſal nur erliegen. (ab.)

Proſpero. (faßt Miranda bei der Hand.)

Miranda! Miranda! Theile die Hofnung deines Vaters: — Sie hört mich nicht! (er erblikt Caliban.) Ha! da kömmt der Unhold, deſſen Stimme den Schlaf zu jeder Stunde von ihren Augenliedern ſcheucht!

Vierter Auftritt.

Caliban. Proſpero. Miranda.

Caliban. (erblikt Miranden, und eilt auf ſie zu.)

Noch nicht ausgeſchlafen, ſprödes Liebchen?

Miranda. (fährt erſchroken auf und ſchreit.)

Caliban! (flieht in die Zelle.)

Caliban.

Sachte, ſachte, ſcheue Gemſe! Nimm wenigſtens ein Küßchen mit auf den Weg! (will ihr nach.)

Proſpero. (vertritt ihm den Weg.)

Verwegner, wo du dich unterſtehſt! —

Caliban. (drohend.)

Ho! ho! nicht ſo laut, Herr! oder ich rede auch aus dem Tone. — Die neun Jahre ſind um. Die Weiſſagung trift ein. Eure Herrſchaft hat ein Ende. — Her mit der Inſel.

Proſpero.

Elender Gnome! du trozeſt auf die ohnmächtige Drohung deiner Mutter?

Caliban.

Ohnmächtig? Und doch erblaßt ihr vor Furcht, ſo oft ich euch daran erinnere! Mein Mütterchen hält Wort; ſie iſt mir dieſe Nacht im Traume erſchienen: Söhnchen Caliban, ſprach ſie, morgen komm ich unter Bliz und Donner wieder: Morgen ſez' ich dich in dein Erbtheil ein, und führe Mirandchen in deine Arme.

Proſpero.

Sohn einer Furie, du lügſt, wie ſie.

Caliban.

Ich lüge nicht, und mein Mütterchen iſt keine Furie. Aber ihr ſeyd ein Räuber. — Hört nur! wir wollen uns vergleichen. Gebt mir eure Tochter im Guten, ſo will ich euch aus Grosmuth die Inſel noch ein Weilchen laſſen. Wo nicht, ſo macht euch gefaßt, hundert Klaftern tief bey Schlangen und Eidexen zu wohnen.

Proſpero.

Schweig, Undankbarer: wird es mir nie gelingen, dir ſanftere Geſinnungen einzuflöſſen? Wie viel Mühe hab' ich nicht verſchwendet, dich der thieriſchen Roheit zu entreiſſen, in der ich dich fand: du krochſt auf allen Vieren, ich lehrte dich den Gang des Menſchen. Du bellteſt wie ein Hund, ich verlieh dir die Sprache.

Caliban.

O! dafür bin ich euch allerdings verbunden; denn ohne Sprache, könnt' ich euch nicht fluchen.

Proſpero.

Von nun an zieh ich meine Hand von dir ab. Ich will meine Wohlthaten nicht länger mit Füſſen treten ſehen.

Caliban.

Ha ha ha! über die Wohlthaten! Mir meine Inſel zu nehmen! mich zum Sklaven zu machen! Mein armes Mütterchen ins Meer zu ſtürzen!

Proſpero. (ergreift ihn.)

Hab' ich Hand an deine Mutter gelegt? Hab' ich ſie ins Meer geſtürzt? —

Caliban. (ſchnell und bittend.)

Nein, nein! — Sie ſprang von ſelbſt hinein. — Laßt mich nur loß! (windet ſich loß, und fährt hämiſch fort) Aber daß ihr Sie in den Bauch einer bezauberten Fichte bannen wolltet, das könnt ihr doch nicht leugnen, he?

Proſpero.

Ich wollte nichts, als ihr Gleiches mit Gleichem vergelten. In eben dieſem Kerker ward von ihr die fromme Maja zwanzig Jahre lang gepeinigt.

Caliban.

Das ſind alte Geſchichten; die wollen wir heute nicht aufrühren. Ich habe luſtigere Dinge im Kopfe. — Sagt indeſſen eurer Tochter, daß dieſe Nacht unſre Brautnacht iſt.

Proſpero. (ſpöttiſch.)

Geh, Ungeheuer, und ſpiegle dich erſt in der Quelle!

Caliban.

O, dafür iſt geſorgt! Wißt ihr nicht, daß ich Prinz Wunderſchön werde? daß ich eine Geſtalt annehmen kann, was ich für eine will?

Proſpero. (drohend.)

Wenn du dich meiner Tochter auf hundert Schritte näherſt, ſo will ich —

Caliban.

Was willſt du? Prahler! — Haſt du vergeſſen, daß du verdammt biſt, die Nacht meines Triumphs zu verſchlafen? —

Schlafe! Träume! — ich will ſchon mit Prinzeſſin Mirandchen fertig werden.

Arie.

Ein ſchlaues Blendwerk dieſer Nacht
Soll ſie an meine Seite ketten.
Vergebens ſtrebet deine Macht,
Die Stolze von der Schmach zu retten! —
Wie ſoll ihr ſchauderndes Entſezen,
Wie ſoll mich ihre Wuth ergözen,
Wenn ſie getäuſcht, verlacht —
In meinem Arm erwacht!

(Proſpero, der in tiefen Gedanken ſtand, geht ab in die Zelle; Caliban verfolgt ihn mit folgendem Geſange bis an den Eingang.)

Als redende Zeugen,
Wie ganz ſie mein eigen,
Beim feſtlichen Schweigen
Der Wundernacht, ward —
Erſcheinen,
Im kleinen,
Zwey ſüſſe Geſtalten
Von Calibans Art.
Sie ſchreken,
Sie neken,
Dich grämlichen Alten;
Sie ſpotten der Falten;
Sie rupfen,
Sie zupfen
Am Zottelbart. (ab.)

Fünfter Auftritt.

(Meerufer. Auf einer Seite hohe Felſen, auf der andern Wald. Das Ufer ſelbſt ſchroff und voll Klippen.

Final.

Miranda. (tritt auf.)

Schmachtend floh ich aus der Zelle;
Welche nie erlebte Schwühle!
Bänglich ſeufzt die träge Welle;
Tiefes Schweigen herrſcht im Hain.
Hoch auf Felſen wohnet Kühle;
In das weite Meer zu bliken,
Wird den matten Geiſt erquiken,
Und die Bruſt von Angſt befreyn.

(ſteigt den Felſen hinan, und verliert im Gehen ihren Schleier.)

Caliban. (tritt auf.)

Rüket ſchneller, träge Stunden! —
Wo verweilſt du, Nacht der Wonne? —
Dehnet ſchadenfroh die Sonne,
Mir zur Marter, ihren Lauf? —
Still! — ein Mittel iſt gefunden;
Schlaf ſoll meine Sehnſucht kühlen. —
Zu den ſüſſeſten Gefühlen
Wecke dann, o Nacht, mich auf!

(legt ſich unter die Bäume und ſchläft ein.)

Proſpero. (tritt auf.)

Welche Stille! Welche Schwühle!
Welche bangen Vorgefühle!

Ausgerüſtet zum Verderben,
Lauert dort ein Wolkenheer.
Wie die Fluthen ſchon ſich kräuſeln!
Dumpfer ſchon die Wipfel ſäuſeln!
Schwärzer ſich die Klippen färben!
Und Miranda ſchweift umher!

Ach! wenn ſie zu lange weilte?
Wenn der Sturmwind ſie ereilte? —
Wo erruft ſie meine Stimme?
Wie entdek' ich ihre Spur?

Seh' ich recht? — mir däucht, ſie klimme
Hoch auf jenes Felſen Rüken,
Und verliere voll Entzüken
Sich im Anſchaun der Natur.

(ſteigt den Felſen hinan, und verliert ſich aus den Augen, der Sturm nähert ſich.)

Ariel. (erſcheint auf einer Wolke.)

Vor des nahen Sturmes Grimme
Kehr' ich, arm an Hilfe wieder.
Eines Sylfen ſchwacher Stimme
Iſt das Meer nicht unterthan.
Geiſt der Welten, ſchau hernieder
Auf der bleichen Schiffer Streben!
Rette der Bedrängten Leben,
Und Vertraue ſie mir an!

(Das Theater verfinſtert ſich. Unter Bliz und Donner beginnt der Sturm. Das Meer fängt an zu wogen.)

Caliban. (erwacht und fährt erſchroken in die Höhe.)

Recitativ.

Wo bin ich? — Was erblik ich?

Arie.

Tod und Aufruhr gatten
Sich im Graun der Nacht! —
Ha! Der Mutter Schatten
Iſt im Sturm erwacht! —
Mit des Orkus Heeren,
Fährt ſie ſtolz daher;
Ihren Zepter ehren
Himmel, Erd und Meer!
Caliban iſt Meiſter;
Sein Triumph hebt an!
Auf, ihr Rachegeiſter!
Zeiget ihm die Bahn! (ab.)

(Sturm, Bliz und Donner nehmen zu. Man hört von Weitem ein Chor von Schiffern.

Chor der Schiffer. (in der Ferne.)

Wehe! Wehe!
Weh uns Armen! —
Gott der Hilfe, hab' Erbarmen! —
Brich des Sturmes Wuth! —
Bändige die Fluth! —

(näher, indem man das nothleidende Schiff erblikt; einzelne Stimmen.)

Standhaft! — Ringet! — Kämpfet! — Strebet!
Schöpfet neuen Muth! —
Der auf Wolken ſchwebet,

Euer Vater lebet!
Laßt nicht ab zu flehn! —
(Alle Stimmen.)
Hab', o Vater! Hab' Erbarmen!
Laß uns nicht vergehn!
Eile beizuſtehn!
(Der Sturm wächſt, das Schiff verſchwindet.)
Keine Rettung! Kein Erbarmen! —
Ach, wir ſcheitern — ſinken — vergehn —
(der Sturm nimmt ab; einzelne Stimmen der Ertrinkenden.)
Weh uns Armen! —
Wehe! — Wehe!

Ende des erſten Akts.

II.

Denkwürdigkeiten

aus dem Leben des Marſchalls von Vieilleville.

Fortſezung.

Vieilleville lebte jezt drei Monathe ruhig auf ſeinem Gut Dureſtal, und erholte ſich von den Mühſeligkeiten des Kriegs. Unterdeſſen hatte man ihm bei Hofe das Gouvernement von Mez, wo der Herr von Gonnor gegenwärtig kommandierte, zugedacht, beſonders verwendeten ſich für ihn der Herzog von Guiſe und von Nevers als Augenzeugen ſeiner Thaten vor Mez. Allein der Connetable warf ſich auch hier dazwiſchen, und ſtellte vor, daß man Herrn von Gonnor, der die Belagerung ausgehalten habe, nicht abſezen könne, und es Vieillevillen lieber ſeyn würde, wenn ihn der König zu ſeinem Lieutenant in Bretagne machte, wo er ſeine Familie und Güter hätte. Denn der Herzog von Eſtampes, jeziger Gouverneur von Bretagne, ſey ſehr krank, es würde ſodann der Herr von

Karlos.

Vom König Briefe, und an Sie?

Prinzeſſin.

Den Brief!
Im Namen aller Heiligen!

Karlos.

Der einen
Gewiſſen mir entlarven ſollte — dieſen?

Prinzeſſin.

Ich bin des Todes! — Geben Sie.

Karlos.

Der Brief —

Prinzeſſin

(in Verzweiflung die Hände ringend).

Was hab' ich Unbeſonnene gewagt?

Karlos.

Der Brief — der kam vom König? — Ja, Prinzeſſin,
Das ändert freilich Alles ſchnell. — Das iſt

(Den Brief frohlockend emporhaltend.)

Ein unſchätzbarer — ſchwerer — theurer Brief,
Den alle Kronen Philipps einzulöſen
Zu leicht, zu nichtsbedeutend ſind. — Den Brief
Behalt' ich.

(Er geht.)

Prinzeſſin (wirft ſich ihm in den Weg).

Großer Gott! Ich bin verloren!

Gue', ſein Lieutenant, ihm folgen, und Vieilleville deſſen Stelle erhalten können.

Vieilleville wurde davon fünfzehn Tage nach Oſtern 1553 durch den Secretaire Maleſtroit heimlich benachrichtigt, um ſich auf eine Entſchlieſſung gefaßt zu halten. Das Schreiben vom König vom 22ten April 1553 kam auch wirklich an, und war ſo abgefaßt, wie es der Connetable gewollt hatte. Vieilleville antwortete dem König ſehr ehrerbietig, wie ihn hauptſächlich vier Urſachen hinderten, dieſe Gnade anzunehmen. Erſtlich, ſey Eſtampes nichts weniger als gefährlich krank, es würde dieſes beide von einander entfernen, da ſie jezt in gutem Vernehmen ſtünden; überdem ſey er ja ſelbſt zwei Jahre älter als Herzog von Eſtampes. Zweitens habe er ſehr viele Verwandte und Freunde, die ſich vielleicht auf ihre Verwandtſchaft ſtüzen, und ſich gegen die Geſeze vergehen könnten, wo er dann, ein Feind aller Partheilichkeiten, ſtreng verfahren müſte, und doch würde es ihm leid ſeyn, ſeine Bekannten als Verbrecher behandelt zu ſehen. Drittens, ſey er noch gar nicht in den Jahren, um ſich in eine Provinz verſezt zu ſehen, wo man ruhig leben könne und nichts zu thun habe, als am Ufer ſpazieren zu gehen, und die Ebbe und Fluth zu beobachten. Er habe erſt zwei und vierzig Jahr, und hoffe noch im Stand zu ſeyn, Sr. Majeſtät vor dem Feind zu dienen. Es würde ihm viertens zu hart vorkommen, unter dem Herrn von Gue' zu dienen, der ein Unterthan von ihm ſey, und mit dem er nicht ganz gut ſtehe. Er wiſſe, daß Se. Majeſtät ihm das Gouvernement von Mez zugedacht, und er ſey verwundert, wie man ſich ſo zwiſchen den König und ihn werfen, und alles vereiteln könne, was ihm dieſer beſtimmt habe.

Als der König dieſen Brief geleſen, wurde er aufgebracht, daß man ihm ſo entgegenſtünde, ließ den Connetable rufen, und ſagte ihm ſehr beſtimmt, daß Vieilleville das Gouvernement von Mez haben ſolle. Gonnor ſolle ſogleich aus Mez heraus, und Vieilleville dahin abgehen, welches denn auch geſchah. Er brachte eine ſehr ausgedehnte Vollmacht mit, wodurch er über Leben und Tod zu ſprechen hatte, und die Commandanten von Toul und Verdun ſo eingeſchränkt wurden, daß ſie gleichſam nur Capitains von ihm waren. Er hatte den Sold der Garniſon auf zwei Monathe mitgebracht, und ließ ihn austheilen, jedoch ſo, daß Mann vor Mann von dem KriegsCommiſſair verleſen wurde, wie ſie in den Liſten ſtanden. Sonſt hatten die Capitains die Löhnung für ihre Compagnien erhalten, und manche Unterſchleiſe damit getrieben. Die Einwohner von Mez gewannen hierbei viel, da ſie ſonſt ganz von der Gnade des Capitains abhiengen, wenn ein Soldat ihnen ſchuldig war. Nachdem nun Gonnor alles, was in den Arſenälen war, übergeben hatte, verließ er Mez, und empfahl Vieillevillen beſonders den SergentMajor von der Stadt, den Capitain Nycollas, und den Prevot, Namens Vaure's, er lobte ſie auſſerordentlich in ihrer Gegenwart, woraus Vieilleville ſogleich ein Mißtrauen ſchöpfte, aber keineswegs merken ließ.

Er fand die Garniſon in groſſer Unordnung; ſie war ſtolz dadurch geworden, daß ſie gegen einen ſo mächtigen Kaiſer eine Belagerung ausgehalten, und es vergieng keine Woche, wo nicht fünf bis ſechs Schlägereien vorfielen, über den Streit, wer ſich am tapferſten gehalten hätte. Oft fielen ſie unter den Offizieren vor, die den Ruhm ihrer Soldaten vertheidigten: oft brachen ſich die Soldaten für ihre Offiziere die Hälſe. Vieilleville war deshalb in groſſer Verlegenheit, er muſte fürchten, durch ſcharfe Befehle einen Aufſtand zu erregen, der um ſo gefährlicher war, als der Graf von Mansfeld im Luxemburgiſchen, wo er commandirte, und beſonders in Thionville, vier Stunden von Mez, viele Truppen hatte. Ueberdem waren die Einwohner ſelbſt voll Verzweiflung, denn nachdem der Kaiſer hatte abziehen müſſen, ſahen ſie wohl, daß ſie das franzöſiſche Joch nicht wieder abſchütteln konnten. Ueberdieſes waren ſie auf eine unleidliche Art durch ſtarke Einquartierungen geplagt, denn es war kein Geiſtlicher, noch Adelicher, noch eine Gerichtsperſon, die nicht davon befreit war. Auf der andern Seite hielt es Vieilleville gegen ſeine Ehre und Würde, ſolche Ungezogenheiten fortgehen zu laſſen, und er beſchloß daher, was es auch koſten möge, ſeinen Muth zu zeigen, und ſich Anſehen und Gehorſam zu verſchaffen.

Er ließ daher ſchnell alle Hauptleute verſammeln, und that ihnen ſeinen Vorſaz kund, wie er noch heute die Befehle und die Strafen für den Uebertretungsfall würde verleſen laſſen, von denen niemand, wes Standes er auch ſey, ſollte ausgenommen ſeyn. Sie, die ihn wohl kannten, wie feſt er bei einer Sache bliebe, wenn er ſie reiflich überlegt hatte, bothen ihm auf alle Art die Hand hierzu; doch lieſſen ſie bei dieſer Gelegenheit den Wunſch merken, daß er weniger ſtreng in Vertheilung der lezten Löhnung geweſen wäre. Er ſtellte ihnen aber vor, daß es ſchändlich wäre, ſich vom Geiz beherrſchen zu laſſen, und dieſes Laſter ſich mit der Ehrliebe der Soldaten nicht vertrüge. Ich bin feſt entſchloſſen, ſagte er, auch nicht im geringſten davon abzugehen, was ich einrichten und befehlen werde, und lieber den Tod. Nachmittags wurden die Befehle mit groſſer Feierlichkeit verleſen, beſonders auf dem groſſen Markt, wo alle Cavallerie mit ihren Officiren aufmarſchirt war; er ſelbſt hielt daſelbſt auf ſeinem ſchönen Pferd mitten unter ſeiner Leibwache von Deutſchen — ſehr ſchöne Leute, die ihm der Graf von Naſſau geſchikt hatte, mit ihren groſſen Hellebarden und Streitärten in gelb und ſchwarz gekleidet, denn dieſes war ſeine Farbe, die ihm Frau von Vieilleville, als ſie noch Fräulein war, gegeben hatte, und die er immer beibehielt. Es machte dieſes einen ſolchen Eindruk, daß in zwei Monathen keine Schlägerei entſtand als zwiſchen zwei Soldaten über das Spiel, wovon der eine den andern tödtete. Vieilleville nöthigte den Hauptmann, unter deſſen Kompagnie der noch lebende Soldat ſtand, dieſen, der ſich verborgen hatte, vor Gericht zu bringen, wo ſodann der Kopf erſt dem getödteten, und ſodann dem andern Soldaten abgeſchlagen wurde.

Kurz darauf meldete man ihm, daß einige Soldaten unter dem Vorwand Wildpret zu ſchieſſen, Leute, die Lebensmittel in die Stadt brächten, auf der Straſſe anfielen, und ihnen das Geld abnähmen. Gegen Mitternacht fieng man drei derſelben, die ſogleich die Folter ſo ſtark bekamen, daß ſie ſieben ihrer Helfershelfer angaben. Er ließ dieſe ſogleich aus ihren Betten ausheben, und war ſelbſt bei dieſen Gefangennehmungen mit ſeinen Garden und Soldaten. Dieſe zehn Straſſenräuber wurden in ſein Logis gebracht, hier vier beſtohlenen Kaufleuten vorgeſtellt, und ihnen, da ſie erkannt wurden, ſogleich der Prozeß gemacht. Des Morgens um acht Uhr waren ſchon drei davon gerädert, und die übrigen gehangen, ſo daß ihre Capitains ihren Tod eher als ihre Gefangennehmung vernahmen.

Es gab dieſes ein groſſes Schrecken in der Garniſon, das ſich dadurch noch vermehrte, als man ſah, daß er gegen ſeine Hausdienerſchaft noch ſtrenger war. Einer ſeiner Bedienten, der ihm ſieben Jahre gedient hatte, wurde gleich den andern Morgen gehenkt, weil er in der Nacht das Haus eines Mädchens, das er liebte, beſtürmt hatte, und einer ſeiner Köche, der ein Gaſthaus in Mez angelegt, wurde durch dreimaliges Ziehen mit Striken ſo gewippt, daß er zeitlebens den Gebrauch ſeiner Glieder verlor, und nur, weil er gegen den Befehl gehandelt hatte, den Bauern ihre Waaren nicht unter den Thoren abzukaufen, ſondern ſie vorher auf den dazu beſtimmten Plaz kommen zu laſſen.

Während der Belagerung hatten mehrere Offiziere, während daß ſie die Männer auf die Wälle ſchikten, um daſelbſt zu arbeiten, mit den Weibern und Töchtern gar übel gehauſet, manche geraubt, den Vater oder Mann aber umgebracht und vorgegeben, es ſey durch die Kanonen geſchehen, ſo daß jezt noch ſechs und zwanzig Weiber und Mädchen fehlten, die die Offiziers und Soldaten verſtekt hielten. Der vorige Kommandant hörte auf die Klagen, welche deshalb einliefen, nicht, theils, weil er einen Aufruhr befürchtete, wenn er es abſtellte, theils auch weil er ſelbſt ein ſolches Mädchen gegen den Willen ſeiner Mutter bei ſich hatte, die er Frau von Gonnor nennen ließ. Jezt da man ſah, wie gerecht und unpartheiiſch Vieilleville in allem verfuhr, beſchloſſen die Anverwandten eine Bittſchrift einzureichen, und dies geſchah eines Morgens ganz frühe, ehe noch ein Offizier da geweſen war. Er machte ihnen Vorwürfe, daß ſie ein halbes Jahr hätten hingehen laſſen, ohne ihm Nachricht davon zu geben. Sie antworteten: daß ſie gefürchtet hätten, eben ſo, wie beim Herzog von Gonnor abgewieſen zu werden. „In der That, verſezte er, ich kann euch nichts „weniger als loben, daß ihr mein Gewiſſen nach dem „meines Vorfahren gemeſſen habt; jedoch ſollt ihr noch, „ehe ich ſchlafen gehe, Genugthuung erhalten, wenn ihr „nur wißt, wo man die Euren verſtekt hält.“ Hierauf verſicherte einer, Namens Baſtoigne, dem ſeine Frau, Schweſter und Schwägerin geraubt waren, daß er ſie Haus für Haus wiſſe. „Nun gut, ſagte Vieilleville,

„geht jezt nach Hauſe, und Punkt Neun Uhr des Abends „ſollt ihr Eure Weiber haben, ich wähle mit Fleiß eine „ſolche Stunde, damit die Nacht (es war im Oktober) „Eure und Eurer Verwandtin Schande verberge. Laßt „euch indeſſen nichts, bis zur beſtimmten Stunde merken, „ſonſt könnte man ſie entfernen."

Er machte darauf die nöthigen Anſtalten, ſtellte gegen Abend in den Hauptſtraſſen Wachen aus, ließ einige Truppen ſich parat halten, und nun nahm er ſelbſt mit einiger Mannſchaft die Hausſuchung vor, ſo wie ſie ihm von den Supplicanten beſtimmt worden war. Zuerſt gieng er auf das Quartier des Hauptmann Roiddes los, der die ſchöne Frau eines Notarius, Namens Le Coq bei ſich hielt, ſtößt die Thüren ein und tritt ins Zimmer, eben als ſich der Capitain mit ſeiner Dame zur Ruhe begeben will. Dieſer wollte ſich anfangs wehren, wie er aber den Gouverneur ſah, fiel er ihm zu Füſſen und fragte, was er befehle, und was er begangen? Vieilleville antwortete: er ſuche ein Hühnchen, das er ſeit acht Monathen füttere. Der Capitain, welcher beſſer handeln, als reden konnte (es war ein tapferer Mann) ſchwur bei Gott, daß er weder Huhn noch Hahn noch Capaun in ſeinem Hauſe habe, und keine ſolchen Thiere ernähre. Alles fieng an zu lachen, ſelbſt Vieilleville mäßigte ſeinen Ernſt, und ſagte ihm: Ungeſchikter Mann, die Frau des Le Coq will ich, und dieſes den Augenblik, oder morgen habt ihr bei meiner Ehre und Leben den Kopf vor den Füſſen. Ein dem Hauptmann ergebener Soldat ließ unterdeſſen das Weibchen zu einer Hinterthür hinaus in eine enge Straſſe, hier aber wurde er von einem Hellebardierer angehalten und, da er ſich wehren wollte, übel zugerichtet. Unterdeſſen hatte ſich die Frau, ihre Unſchuld zu beweiſen, zu ihrem Mann geflüchtet, und Vieilleville ließ, als er dieſes hörte, den Capitain Roiddes, den man ſchon gefangen wegführte, um ihm bei anbrechendem Tag den Kopf herunterzuſchlagen, wieder los. Als dieſes die andern Offiziere hörten, machten ſie ihren Schönen die Thüren auf, und alles lief voll Mädchen und Weiber, die in Eil zu ihren Anverwandten flohen. Vieilleville ſezte die Hausſuchung jedoch noch ſechs Stunden fort, bis er von allen Seiten Nachricht erhielt, daß ſich die Verlornen wieder eingefunden.

In Mez waren ſieben adeliche Familien, die ſich ausſchlieſſend das Recht ſeit undenklichen Zeiten anmaaßten, aus ihrer Mitte den Oberbürgermeiſter der Stadt zu wählen, welches ein ſehr bedeutender Plaz iſt. Sie waren von dieſem Vorrecht ſo aufgeblaſen, daß wenn in dieſen Familen ein Kind gebohren wurde, man bei der Taufe wünſchte, daß es eines Tages Oberbürgermeiſter von Mez oder wenigſtens König von Frankreich werden möge. Vieilleville nahm ſich vor dieſes Vorrecht abzuſchaffen, und als bei einer neuen Wahl die ſieben Familien zu ihm kamen und baten, er möchte bei ihrer Wahl gegenwärtig ſeyn, antwortete er zur groſſen Verwunderung, daß es ihm ſchiene, als ſollten ſie ihn vielmehr fragen, ob er eine ſolche Wahl genehmige, denn vom König ſolle dieſer

Poſten abhängen, und nicht von Privilegien der Kaiſer, und er wolle die Worte: Von Seiten Sr. Kaiſ. Majeſtät des heil. römiſchen Reichs und der kaiſerl. Kammer zu Speier verloren machen, und dafür die braven Worte: Von Seiten der Allerchriſtlichſten, der unüberwindlichen Krone Frankreich, und des ſouverainen Parlamentshofs von Paris ſezen. Er habe auch ſchon einen braven Bürger Michel Praillon zum Oberbürgermeiſter erwählt, und ſie könnten ſich bei dieſer Einſezung morgen im Gerichtshof einfinden. Der abgehende Oberbürgermeiſter, als er zumal hörte, daß Vieilleville zu dieſem Schritt keinen Befehl vom König habe, ſank in die Knie und man muſte ihn halten und zu Bette bringen, wo er auch nach zwei Tagen als ein wahrer Patriot und Eiferer der Aufrechthaltung der alten Statuten ſeiner Stadt ſtarb.

Vieilleville führte den neuen Bürgermeiſter ſelbſt ein, und beſorgte die deshalb nöthige Feierlichkeiten. Sowohl dieſe Veränderung, als auch die Herbeiſchaffung der Weiber und Mädchen, nebſt mehrern andern Beweiſen ſeiner Gerechtigkeit gewannen ihm die Herzen aller Einwohner und machten ſie geneigt, franzöſiſche Unterthanen zu werden. Sie entdekten ihm ſogar ſelbſt, daß eine Klagſchrift an die kaiſerl. Kammer im Werk ſey, und bezeichneten ihm den Ort, wo ſie abgefaßt würde. In dieſem Quartier wurden auch des Nachts welche aufgehoben, eben als ſie noch an dieſer Klagſchrift arbeiteten. Der Verfaſſer und der, ſo dieſe Depeche überbringen ſollte, wurden ſogleich fortgeſchaft, und man hörte nie etwas von ihnen wieder; ſie wurden wahrſcheinlich erſäuft, die andern aber, ſo Edelleute waren, kamen mit einem derben Verweis und einer Abbitte auf den Knieen davon.

Aber nicht nur von innen polizierte er die Stadt Mez, auch von auſſen reinigte er die umliegende Gegend von den Herumläufern und Räubern, die ſie unſicher machten. Alle Wochen muſten etliche hundert Mann von der Garniſon ausreiten, und in den Feldern herumſtreifen. Er nekte die kaiſerliche Garniſonen von Thionville, Luxembourg und andern Orten ſo ſehr, daß ſie ſeit dem Mai 1552, wo er ſein Gouvernement übernommen hatte, bis zum nächſten Februar über zwölfhundert Mann verloren, da ihm nur in allen hundert und ſiebenzig getödtet wurden. Die Gefangenen wurden gleich wieder um einen Monath ihres Soldes ranzioniert. Er trug aber auch beſondere Sorgfalt, daß immer die tapferſten zu dieſen Expeditionen ausgeſchikt wurden, wählte ſie ſelbſt aus, nannte alle beim Namen, und war immer noch unter den Thoren, dieſe Leute ihren Capitains anzubefehlen.

Um Vieillevillen die Spize zu bieten, hat der Graf Mansfeld, ſo in Luxembourg kommandierte, ſich von der Königin von Ungarn, Regentin der Niederlande, Verſtärkung aus, und mit ſelbiger wurde ihm der Graf von Mesgue zugeſchikt. Allein Mansfeld konnte nichts ausrichten, und legte aus Verdruß ſein Commando nieder, welches der Graf von Mesgue mit Freuden annahm, ob es ihm gleich übel bekam. Vieilleville war beſonders

Neunter Auftritt.

Die Prinzeſſin (allein).

(Sie ſteht noch betäubt, außer Faſſung; nachdem er hinaus iſt, eilt ſie ihm nach und will ihn zurück rufen.)

Prinz, noch ein Wort. Prinz, hören Sie — Er geht!
Auch das noch! Er verachtet mich — Da ſteh' ich
In fürchterlicher Einſamkeit — verſtoßen,
Verworfen —

(Sie ſinkt auf einen Seſſel. Nach einer Pauſe.)

Nein! Verdrungen nur, verdrungen
Von einer Nebenbuhlerin. Er liebt.
Kein Zweifel mehr. Er hat es ſelbſt bekannt.
Doch wer iſt dieſe Glückliche? — So viel
Iſt offenbar — er liebt, was er nicht ſollte.
Er fürchtet die Entdeckung. Vor dem König
Verkriecht ſich ſeine Leidenſchaft — Warum
Vor dieſem, der ſie wünſchte? — Oder iſt's
Der Vater nicht, was er im Vater fürchtet?
Als ihm des Königs buhleriſche Abſicht
Verrathen war — da jauchzten ſeine Mienen,
Frohlockt' er wie ein Glücklicher... Wie kam es,
Daß ſeine ſtrenge Tugend hier verſtummte?
Hier? eben hier? Was kann denn er dabei,
Er zu gewinnen haben, wenn der König
Der Königin die —

(Sie hält plötzlich ein, von einem Gedanken überraſcht. — Zu gleicher Zeit reißt ſie die Schleife, die ihr Karlos gegeben hat, von dem Buſen, betrachtet ſie ſchnell und erkennt ſie.)

durch ſeine Spionen vortreflich bedient, hauptſächlich ließen ſich die von einem burgundiſchen Dorf, Namens Maranges ſehr gut dazu brauchen. Es gab keine Hochzeit, keinen Markt oder ſonſt eine Verſammlung auf fünfzehn bis zwanzig Meilen in der Runde in Feindes Land, wo Vieilleville nicht zwei bis dreihundert Pferde, und eben ſoviel Fußvolk dahin abſchikte, um ihnen zum Tanz dazu zu blaſen. Schikte der Graf Mansfeld dieſen Truppen nach, um ihnen den Rükzug abzuſchneiden, ſo erfuhr er es ſogleich, und ließ ungeſäumt ein anderes Corps aus Mez aufbrechen, um jenes zu unterſtüzen, und den Weg frei zu machen, bei welcher Gelegenheit oft die tapferſten Thaten vorfielen, und immer die Feinde unterlagen.

Er bekam Nachricht, daß der Kardinal von Lenoncourt, Biſchoff von Mez, vieles gegen ihn ſammle, um ſodann ſeine Beſchwerden vor des Königs geheimes Conſeil zu bringen. Nun dann, ſagte er, damit ſeine Klagſchrift voll werde, will ich ihm mehr Gelegenheit geben, als er denkt. Er ließ darauf die Münzmeiſter kommen, die des Kardinals Münze ſchlugen (denn der Biſchoff von Mez hatte dieſes Recht) und hielt ihnen vor, wie ſie alles gute Geld verſchwinden lieſſen, und ſchlechtes dafür ausprägten. Er befahl ihnen hiermit bei Hängen und Köpfen, auf keine Art mehr Münze zu ſchlagen, ließ auch durch den Prevot alle ihre Stempel und Geräthſchaften gerichtlich zerſchlagen, indem es, wie er hinzuſezte, nicht billig ſey, daß der König in ſeinem Reich einen ihm gleichen Unterthan habe.

Es war dieſes eine der nüzlichſten Unternehmungen Vieilleville's, denn es giengen unglaubliche Betrügereien bei dieſer Münzſtätte vor, auch nahm es der König, als er es erfuhr, ſehr wohl auf. Der Cardinal aber wollte ſich ſelbſt umbringen, denn er war ſehr heftig, als er dieſe Veränderung erfuhr, und verband ſich mit dem Herzog von Vaudemont, Gouverneur von Lothringen, um Vieillevillen um ſein Gouvernement zu bringen, in welchem Vorſaz ſie auch der Kardinal von Lothringen, an den ſie ſich gewendet hatten, unterſtüzte.

Vieilleville bekam einen Courier vom Secretair Maleſtroit, der ihm bekannt machte, daß der Gouverneur des Dauphin, von Humieres, auf den Tod läge, und der König geſonnen ſey, ihm die Compagnie Gensd'armes zu geben, die jener beſeſſen, daß aber der Connetable dagegen ſey, und ſogar den jungen Dauphin dahin gebracht habe, dieſe Compagnie für den Sohn ſeines Gouverneurs vom König zu erbitten, mit dem Zuſaz, (ſo hatte es ihm der Connetable gelehrt) daß dieſes ſeine erſte Bitte ſey, welches dem König ſehr gefallen. Vieillevillen aber, habe der Connetable vorgeſchlagen, ſollte man die Compagnie leichter Reuter geben, welche Herr von Gonnor gehabt, und die in Mez ſchon liege. Vieilleville fertigte auf dieſe Nachricht, ohne ſich lange zu bedenken, ſeinen Secretair in aller Eil mit einem Brief an den König ab, worinn er demſelben mit den nachdrüklichſten Gründen auffoderte, ſeinen erſten Entſchluß wegen der Compagnie durchzuſezen, und ſich von niemanden abwendig machen zu laſſen. Der Secretair kam in St. Germain an, wie Humieres noch am Leben war, und der König nahm den Brief ſelbſt an. Nachdem er ſolchen geleſen, antwortete er: „es iſt nicht mehr als billig, er „hat lang genug gewartet, ſeine treuen Dienſte verbinden „mich dazu. Ich gebe ſie ihm mit der Zuſicherung, es „nicht zu widerrufen, wenn der andere ſtirbt, was man „auch darüber brummen mag.“ Vieilleville ließ ſich zugleich mündlich die Compagnie leichter Reuter des Herrn von Gonnor, für ſeinen Schwiegerſohn Eſpinay, ausbitten. Zugeſtanden, ſagte der König, und das ſehr gern. Auch wurden ſogleich die Patente deshalb ausgefertigt.

Unterdeſſen ließ Vieilleville dem Grafen von Mesgue keine Ruhe; ſeine Truppen giengen oft bis unter die Kanonen von Luxembourg, und foderten die Kaiſerlichen heraus, ſo daß der Graf ſogar einen Waffenſtillſtand unter ihnen vorſchlug, worüber Vieilleville ſich ſehr aufhielt und zurükſagen ließ, daß ſie beide verdienten caſſiert zu werden, wenn ſie als Diener in beſondere Capitulationen ſich einlieſſen; und daß er bei dieſem Vorſchlag als ein Schuljunge und nicht als Soldat ſich gezeigt, er ſchike ihn daher wieder auf die Univerſität von Löwen, wo er erſt ſeit kurzem hergekommen. Der Graf war ſo beſchämt darüber, daß er Vieillevillen bitten ließ, nie davon zu reden, und ihm den Brief, den er deshalb geſchrieben, zurükzuſenden, welches Vieilleville ihm gerne zugeſtand, mit der Bedingung, ihm eine Ladung Seefiſche von Antwerpen dafür zu ſchiken, die dann auch ankamen, und unter groſſem Lachen verzehrt wurden.

Gegen das Ende Septembers 1554 wurde dem Präſidenten Marillac, der nach Paris reiſen wollte, eine Escorte vom beſten Theil der Cavallerie und vielen Schüzen zu Fuß mitgegeben. Der Graf von Mesgue erhielt Nachricht davon, und beſchloß ſich hier für die vielen ihm angethanen Inſulten zu rächen. Er bereitete ſein Unternehmen ſo geheim vor, daß Vieilleville erſt Nachricht davon bekam, als ſie ſchon aus Thionville ausmarſchirten. Sogleich ließ er den übrigen Theil ſeiner Reuterei aufſizen und ſchikte zwei verſchiedene Corps unter des Herrn von Espinay und von Dorveulx Anführung ab. Beide waren jedoch nicht ſtärker als hundert und zwanzig Mann. Dreihundert leichte Truppen muſten ſogleich ein kleines Schloß, Namens Domychamp, wo ſchon fünfzehn bis zwanzig Soldaten und ein Capitain La Plante lagen, beſezen. Er ſelbſt ließ alle Thore der Stadt ſchlieſſen, nahm die Schlüſſel zu ſich, und ſezte ſich unter das Thor, um von einer Viertelſtunde zur andern Nachricht von des Feindes Unternehmen zu erhalten. Er verſtärkte die Wachen, und einige Capitains muſten auf den Mauern herumgehen, um alles zu beobachten. Die andern Capitains, nebſt dem Herrn von Boiſſe und von Croze waren dabei mit dreihundert Büchſenſchüzen und ſeiner Garde. Um neun Uhr ließ er ſich ſein Mittageſſen dahin bringen, und kurz darauf kam von beiden ausgeſchikten Corps die Nachricht an, daß ſie die Feinde recognoſciert, und acht Compagnien zu

Fuß, und acht bis neunhundert Pferde ſtark gefunden hätten, daß man einer ſolchen Macht nicht widerſtehen könne, und ſie ſich auf Dompchamp zurükziehen wollten. In drei Stunden könnten ſie da ſeyn, und erbäten ſich Verhaltungsbefehle.

Vieilleville nahm auf dieſes, das einem Rükzug ähnlich ſahe, einen ſchreklichen Entſchluß. Er ließ ſechzig ſchwere Büchſen von ihren Geſtellen herunternehmen, und ladete ſie den ſtärkſten ſeiner Garde auf. Dem Capitain Croze befahl er, hundert Büchſenſchüzen und zehen bis zwölf Tambours mit ſich zu nehmen, und ſich in einem verſtekten kleinen Weiler bei Dompchamp ruhig zu verhalten, bis das Gefecht angegangen. Er ſelbſt mit ſeinen vergoldeten Waffen ſchnallte ſeine Rüſtung feſt, und zog aus der Stadt auf ſeinem Pferd Yvoy; die Stadt überließ er dem Herrn von Boiſſe, von dem er wuſte, daß er ſie wohl bewachen würde, wenn er bleiben ſollte. So zog er in ſchnellem Marſch von ſeinen ſiebenzig Musquetieren, deren jeder nur fünf Schüſſe hatte dahin, feſt entſchloſſen zu bleiben oder zu ſiegen.

Sobald er bei den übrigen angekommen war, traf er als ein geſchikter Soldat die nöthigen Anſtalten. Unter andern ſtellte er das Fußvolk zwiſchen die Pferde, welche Erfindung von ihm nachher oft benuzt worden. Jezt rükte der Feind auf fünfhundert Schritte gerade auf ihn an, er rükte im Schritt vorwärts, und befahl zuerſt eine Salve zu geben, damit der Feind ihre Anzahl nicht bemerkte. Beide Corps treffen nun auf einander, die Feinde glauben ihn leicht über den Haufen zu werfen, denn es waren ihrer zehen gegen einen. Die Musquetiers verlieren indeſſen jeden Schuß. Vieilleville, an ſeiner Seite Espinay und Thevales, dringen ein und werfen alles vor ſich nieder. Wüthend fällt Creze mit ſeinen Tambours und Schüzen aus ſeinem Hinterhalt heraus, ihnen in die Flanke. Der Chevalier La Rogue kommt von einer andern Seite, und ſezt ihnen fürchterlich zu. Sie hatten ihr Fußvolk zurük gelaſſen, weil ſie den Feind für unbeträchtlich hielten. Alle ihre Chefs waren getödet, und jezt von allen Seiten gedrängt, ſtürzten ſie auf ihre Infanterie zurük, die ſie ſelbſt in Unordnung brachten, da ſie immer verfolgt wurden, und zwar von ihren eigenen Pferden, auf die ſich Vieilleville's Soldaten ſchnell ſchwungen und ſo nacheilten. Mehr als fünzehnhundert blieben auf dem Plaz, die übrigen wurden gefangen. Jeder Soldat hatte einen bis zwei Gefangenen, ſelbſt zwei Soldaten-Mädchen trieben ihrer dreie vor ſich her, die ihre Waffen weggeworfen hatten, und wovon zwei verwundet waren. Der Graf von Mesgue hatte ſich durch die Wälder bis an die Moſel geflüchtet, wo er mit noch zwei andern in einem Fiſcherkahn nach Thionville ſich rettete. Vieilleville hatte nur acht Todte und zwölf Verwundete. Er zog wieder in Mez ein, und gerade auf die Hauptkirche zu, um Gott für den Sieg zu danken. Der Donner der Kanonen und alle Gloken trugen dieſe Feierlichkeit nach Thionville, und ſie konnten dort wohl vernehmen, wie ſehr man ſich in Mez freute.

Durch einen ſonderbaren Zufall geſchah es, daß gerade an dem Tag, wo er ſiegte, der König ihm den Orden ertheilte. Der Offizier, den er ſogleich mit den Fahnen an den König abgeſchikt hatte, traf den Courier vom Hof auf dem Weg an. Der Herzog von Nevers ſollte ihm denſelben umhängen; Vieilleville ſchlug es aber in einem ſehr höflichen Schreiben an den Herzog von Nevers aus, den Orden aus einer andern als des Königs Hand anzunehmen, weil er dieſes Gelübde gethan, als Franz der Erſte ſelbſt ihn zum Ritter geſchlagen.

Der SergentMajor des ganzen Landes Meſſin, und der Prevot (GeneralAuditor) welche Herr von Gonnor Vieillevillen vorzüglich empfohlen hatte, waren in ihrem Dienſt Männer ohne ihres gleichen, und dabei in Mez ſehr angeſehen. Allein ſie erlaubten ſich mancherlei Betrügereien: ſie lieſſen oft die Gefangenen, die zum Tode verurtheilt worden, heimlich gegen eine ſtarke Geldſumme entwiſchen, und gaben vor, ſie hätten die Kerls erſäufen laſſen, da ſie des Hängens nicht werth geweſen. Man fieng ſolch einen angeblich Erſäuften wieder, und er wurde erkannt zu eben der Zeit, da jene beiden einen Gefangenen, der verurtheilt war, ſchon ſeit zwei Monathen im Gefängniß herumſchleppten. Da es ihnen ernſtlich befohlen ward, dieſen Gefangenen hinrichten zu laſſen, ſo wurde er in einem groſſen Mantel zum Richtplaz geführt, damit man nicht ſehen konnte, daß er die Hände nicht gebunden hätte, auch gab man ihn für einen Lutheraner aus, damit er kein Crucifix tragen dürfe. Als der Kerl auf der Leiter ſtand, ſprang er ſchnell herunter, ließ dem Henker den Mantel in der Hand, und rettete ſich, ohne daß man je etwas von ihm hätte ſehen ſollen. Es kam nun heraus, daß ſie von einem Verwandten des Verurtheilten tauſend Thaler erhalten hatten, wenn ſie ihn entwiſchen lieſſen. Vieilleville war über alles dieſes ſehr aufgebracht, ließ ſogleich die beiden in Verhaft nehmen und ihnen den Proceß machen. Sie bekamen die Tortur und geſtanden alles. In einem Kriegsgericht wurden ſie zum Tode verdammt; der SergentMajor im Gefängniß erdroſſelt und der Prevot und ſein Schreiber auf öffentlichem Plaz gehenkt.

Es gab zwei Franziſkaner Klöſter in Mez, woven in einem Obſervantiner Mönche waren. Die Mönche waren meiſt alle aus einer Stadt der Niederlande, Namens Nyvelle. Der Pater Quardian beſuchte dort oft ſeine Verwandte, und kam bei jeder Reiſe vor die Königin von Ungarn, die durch ihn alles erfuhr, wie es in Mez ſtand, auch viele Neuigkeiten aus Deutſchland und Frankreich; kurz, es war ihr eigentlicher Spion. Auf den Antrag, der ihm zu einer Unternehmung auf Mez gemacht wurde, gieng er auch wirklich ein; er nahm etliche und ſiebenzig tapfere Soldaten, kleidete ſie als Franziſkaner, und ließ ſie von Zeit zu Zeit paarweiſe nach Mez ins Kloſter gehen. Unterdeſſen war es verabredet, daß der Graf von Mekgue Verſtärkung erhalten ſollte, und ſich an dem Thor der Brüke Uſſrav zum Sturmlaufen zeigen ſollte. Der Quardian wollte in mehr als hundert Häuſern durch eine eigene Erfindung Feuer einlegen laſſen; jedermann würde hinzulaufen, dieſes zu löſchen, und die Mönche ſollten ſich dann auf den engen Wällen zeigen, und den Soldaten heraufhelfen. Einige tauſend Soldaten von der Garniſon zu Mez würden ſich ohnedies ſogleich empören, wenn ſie die Gelegenheit zum plündern abſähen, und Freiheit, Freiheit, nieder mit dem Vieilleville! ſchreien.

Es gieng alles recht gut für den Mönch, in einer Zeit von drei Wochen hatte er die Soldaten im Kloſter. Jezt bekam aber Vieilleville von einem ſeiner geſchikteſten Spionen aus Luxembourg Nachricht, daß die Königin von Ungarn zwölfhundert leichte Büchſenſchüzen, achthundert Pferde, und eine groſſe Anzahl niederländiſcher Edelleute dem Grafen von Mesgue zuſchikte. Der Graf habe etwas vor, man könne aber nicht entdeken, auf was er ausgehe. Man habe zwar zwei Franziſkanermönche von mittlerem Alter mit dem Grafen ins Cabinet gehen ſehen, habe aber nicht heraus bringen können, wo ſie her geweſen, es habe nur geheiſſen, ſie ſeyen von Brüſſel her gekommen.

Vieilleville nahm ſogleich einige Capitains zu ſich und gieng in das Franziſkaner Kloſter, ließ den Guardian rufen, und fragte, wie viel er Mönche habe, und ob ſie alle zu Hauſe ſeyen, er wolle ſie ſehen. Hier findet er alles richtig. Er geht darauf zu den Obſervantinern, und fragt nach dem Guardian. Es wird ihm geantwortet, er ſey nach Nyvelle zum Leichenbegängniß ſeines

Bruders gegangen. Vieilleville will die Anzahl der Mönche wiſſen und ſie ſehen. Drei oder viere ſagen, ſie ſeyen in die Stadt gegangen, Allmoſen zu ſammeln. Schon an ihrer Geſichtsfarbe merkte er, daß es nicht ganz richtig ſey. Er ſtellte ſogleich Hausſuchung an, und findet in dem erſten Zimmer zwei falſche Franziſkanermönche, welche ſich für krank ausgaben, und ihre auf Soldaten Art verfertigten Beinkleider im Bette verſtekt hatten. Unter Androhung eines ſichern Todes geſtehen ſie ſogleich, wo ſie her ſind, doch wüßten ſie nicht, was man mit ihnen vorhabe, und ſie hofften dieſes zu erfahren, wenn der Guardian von Luxembourg würde zurükgekommen ſeyn. Vieilleville ließ ſogleich das Kloſter ſchlieſſen, und ſezte einen vertrauten Capitain mit ſtarker Wache hin, dem er befiehlt, alles herein, aber nichts hinaus zu laſſen. Ferner werden augenbliklich alle Thore der Stadt geſchloſſen, auſſer dem der Brüke Yffray, welches nach Luxembourg führt, und wo der Capitain Salcede die Wache hatte. Hier begiebt er ſich ſelbſt hin, entläßt alle ſeine Garden und bleibt mit einem Edelmann, einem Pagen und einem Bedienten mit den Soldaten auf der Wache.

Dem Capitain Salcede ließ er ſagen, er erwarte jemand unter dem Thor, und ſollte er die Nacht auf der Wachtſtube zubringen, ſo müſſe er die Perſon hereingehen ſehen. Salcede ſollte ſein Eſſen unter das Thor bringen laſſen, wie es wäre, und ſollte er nur Knoblauch und Rüben haben, er ſolle nur herbei eilen.

Salcede kam auch ſogleich und brachte ein ganz arti-

O ich Raſende!
Jetzt endlich, jetzt — Wo waren meine Sinne?
Jetzt gehen mir die Augen auf — Sie hatten
Sich lang' geliebt, eh' der Monarch ſie wählte.
Nie ohne ſie ſah mich der Prinz. — Sie alſo,
Sie war gemeint, wo ich ſo grenzenlos,
So warm, ſo wahr mich angebetet glaubte?
O ein Betrug, der ohne Beiſpiel iſt!
Und meine Schwäche hab' ich ihr verrathen —
(Stillſchweigen.)
Daß er ganz ohne Hoffnung lieben ſollte!
Ich kann's nicht glauben — Hoffnungsloſe Liebe
Beſteht in dieſem Kampfe nicht. Zu ſchwelgen,
Wo unerhört der glänzendſte Monarch
Der Erde ſchmachtet — Wahrlich! ſolche Opfer
Bringt hoffnungsloſe Liebe nicht. Wie feurig
War nicht ſein Kuß! Wie zärtlich drückt' er mich,
Wie zärtlich an ſein ſchlagend Herz! — Die Probe
War faſt zu kühn für die romant'ſche Treue,
Die nicht erwidert werden ſoll — Er nimmt
Den Schlüſſel an, den, wie er ſich beredet,
Die Königin ihm zugeſchickt — Er glaubt
An dieſen Rieſenſchritt der Liebe — kommt,
Kommt wahrlich, kommt! — So traut er Philipps Frau
Die raſende Entſchließung zu. — Wie kann er,
Wenn hier nicht große Proben ihn ermuntern?
Es iſt am Tag. Er wird erhört. Sie liebt!
Beim Himmel, dieſe Heilige empfindet!
Wie fein iſt ſie!... Ich zitterte, ich ſelbſt,
Vor dem erhabnen Schreckbild dieſer Tugend.

ges Mittagseſſen mit, das ihnen unter dem Thor gut ſchmekte. Kaum hatten ſie abgegeſſen, als die Schildwache ſagen ließ, ſie ſähe zwei Franziſkaner von weitem kommen. Vieilleville nimmt eine Hellebarde und ſtellt ſich, von zwei Soldaten begleitet, ſelbſt an den Schlagbaum. Die Mönche, die ſich ſehr wundern, ihn hier wie einen gemeinen Soldaten Wache ſtehen zu ſehen, ſteigen ab. Er befiehlt ihnen aber in das Quartier des Capitains Salcede zu gehen, die zwei Soldaten mußten ſie dahin bringen. Jezt läßt er alles aus dieſem Quartier gehen, und er mit Salcede und ſeinem Lieutenant Ryolas bleiben allein da. Nun, Herr Heuchler, redet er den Guardian an, ihr kommt von einer Conferenz mit dem Grafen von Mesgne. Sogleich bekennet alles, was ihr mit einander verhandelt, oder ihr werdet den Augenblik umgebracht. Bekennet ihr aber die Wahrheit, ſo ſchenke ich euch das Leben, ſelbſt, wenn ihr das meine hättet nehmen wollen. In euer Kloſter kommt ihr nun nicht mehr, es iſt voll Soldaten, und eure Mönche ſind gefangen; zwey haben ſchon bekannt, daß ſie verkleidete Soldaten der Königin von Ungarn ſind. Der Guardian wirft ſich ihm zu Füſſen und gibt vor, daß dieſe zwei ſeine Verwandte ſeyen, und ihren Bruder wegen einer Erbſchaft umgebracht, er habe ſie unter Franziſkaner Kleider verſtekt, um ſie zu retten. Indem ließ aber der bei dem Kloſter wachhabende Hauptmann melden, daß ſechs Franziſkaner in das Kloſter eingetreten, die unter der Kutte Soldaten Kleider gehabt. Jezt befahl er die Tortur zu holen, damit der Guardian geſtehe. Der Mönch, der ſah, daß alles verrathen ſey, beſonders wie ihm Vieilleville den Brief zeigte, ſo er von ſeinem Spion in Luxembourg erhalten, ſagte dann, daß man wohl ſähe, wie Gott ihm beiſtehe, und die Stadt für ihn bewache, denn ohne dieſe Nachricht wäre Mez noch heute für den König verlohren geweſen, und in die Hände des Kaiſers gekommen. Alle zu dieſer Expedition beſtimmte Truppen ſeyen nur noch ſechs Stunden von Mez in St. Jan, und ſie ſollten um neun Uhr hier eintreffen. Kurz, er geſtand den ganzen Plan. Vieilleville übergab ihn jezt dem Capitain Ryolas ihn zu binden, und mit keiner Seele reden zu laſſen.

Wie Vieilleville in allen unvorhergeſehenen Fällen ſich ſchnell und feſt entſchloß, ſo auch hier. Sogleich ruft er ſeine Compagnie zu ſich, und befiehlt dem Herrn von Eſpinay und von Lancque eben dieſes zu thun. Die Capitains St. Coulombe und St. Marie müſſen ſich mit dreihundert Büchſenſchüzen einfinden. Der neue Sergent Major St. Chamans muß ſogleich auf die Thore fünfzig Büſchel Reiſer hinſchaffen, mit der Weiſung, ſolche nicht eher noch ſpäter als zwiſchen ſechs und ſieben Uhr des Abends anſteken zu laſſen. Die ganze Stadt war in Alarm; niemand wußte, was werden ſollte.

Jezt, da alles fertig war, ſagte er: „Nun laßt uns „ſtill und ſchnell marſchieren, und ſo Gott will, ſollt „ihr in weniger als vier Stunden ſeltſame Dinge erleben." Er hatte einen ſehr geſchikten Capitain, die Soldaten zu führen; dieſen rief er zu ſich und entdekte ſich ihm und ſeinen Plan. Er ſollte ihn in einen Hinterhalt legen, wo die Feinde vorüber müßten. Ginge dieſes nicht, ſo wolle er ſie ſo angreifen, ob ſie gleich nur einer gegen drei ſeyen. Der Capitain führte ihn in einen groſſen Wald, an deſſen Ende ein Dorf lag. Hier vertheilte Vieilleville ſeine Leute von tauſend zu tauſend Schritten, ſo daß der Feind nicht zu ſich kommen und denken ſollte, die ganze Garniſon, ſo bekanntlich fünftauſend zweihundert Infanterie, und tauſend Mann Cavallerie ſtark war, ſey ihm auf dem Halſe. Den Weg nach Thionville befahl er frei zu laſſen, weil er den Flüchtlingen nicht nachſezen wollte, nach der goldenen Regel: dem Feind muß man ſilberne Brüken bauen.

Jezt bekam er Nachricht, daß die Feinde ſchnell anrükten, in einer Stunde könnten ſie da ſeyn. Man ſähe in Mez brennen, die Feinde ſeyen ſtärker als er glaube, es ſey alles voll. In einer Stunde kam ſchon ihr Vortrab, ſo aus ohngefähr ſechzig Mann beſtand, durch den Wald. Die Hellebardierer hatten ſich auf dem Bauch in das Dikicht gelegt, die Schüzen ſtanden weiter hinten, daß man die brennenden Lunten nicht riechen ſollte; man hörte, wie ſie ſagten: „Treibt ſie an, beym Teufel, wir „verweilen zu lang. In dem Wald giebt es nichts als „Maulwürfe. Beim Wetter, wie werden wir reich werden, „und was für einen Dienſt werden wir dem Kaiſer „thun." Ein anderer ſagte: „Wir wollen ihn recht beſchämen, „denn mit dreitauſend Mann nehmen wir, was

„er nicht mit hunderttauſend konnte.“ Ein anderer: „ich „werde mich heute Nacht zu Tode h —, denn es ſoll dir „prächtige Mädchen und Weiber geben.“ Jezt kam der ganze Troß und zog ins Holz hinein, zulezt der Graf von Mesgue mit einer ausgeſuchten Cavallerie. Er trieb ſie aus allen Kräften zur Eile an, ſo daß ſie keine Ordnung hielten. Den ganzen Zug aber ſchloß das adeliche Corps aus den Niederlanden, welches achthundert Pferde ſtark war.

Als auch dieſe in dem Wald waren, ſtürzte Vieillevilles erſter Hinterhalt hervor — Frankreich — Frankreich — Vieilleville! — rufend. Die Edelleute rufen ihre Diener, ihnen ihre Waffen zu geben, nun rüken aber auch die Büchſenſchüzen hervor, und jeder ſtrekt ſeinen Mann nieder, zugleich machen die Tambours einen erſchreklichen Lerm. Die Feinde, welche ſchon vorne waren, wollten umkehren, um ihrem Hintertrab zu helfen, aber jezt ſtürzt auch bei ihnen der zweite Hinterhalt hervor, und es entſteht ein ſo erſchrekliches Getöſe, daß alles ganz verwirrt wird. Der Graf von Mesgue ſchreit: Beim Teufel, wir ſind verrathen! Gott, was iſt das? und macht zugleich Miene ſich zu wehren. Nun bricht aber auch der dritte Hinterhalt hervor, und die feindliche Cavallerie flieht in das Dorf, in der Hofnung, ſich dort zu ſezen, aber hier finden ſie Vieillevilles viertes Corps, zu dem kam noch das fünfte, das ſie in die Mitte bekam, und ſo übel zurichtete, daß der Graf von Mesgue durch ſein eigenes Fußvolk durchbrechen mußte, um ſich zu retten, denn überall traf er auf Feinde. Jezt floh alles, wo es nur hinkonnte, und der Sieg war vollkommen.

Es wurden vierhundert und fünfzig Gefangene gemacht, und eilfhundert und vierzig waren auf dem Plaz geblieben. Vieilleville hatte nur fünfzehn Mann verlohren, und ſehr wenige waren verwundet worden.

Es fiel dieſes an einem Donnerſtag im Oktober 1555 vor, und wurde durch die Klugheit und Thätigkeit auf dieſe Art eine Verrätherei am nemlichen Tag entdekt und beſtraft. Die Mönche in Mez wurden in engere Verwahrung gebracht, die dreißig verkleideten Soldaten aber ließ Vieilleville frei, weil es brave Kerls wären, die ihr Leben auf dieſe Art zum Dienſt ihres Herrn gewagt hätten. Doch befahl er, daß ſie zu drei und drei mit ihren Mönchskleidern auf dem Arm und weiſſen Stäben durch die Stadt geführt, und auf jedem Plaz verleſen werden ſollte: dieſes ſind die Mönche der Königin von Ungarn, u. ſ. w.

Vieilleville ſchikte dem König einen Courier mit der Nachricht dieſes Siegs. Eben dieſem war aufgetragen, Urlaub für ihn auf zwei Monathe zu verlangen, indem er ſchon drei Jahre in ſeinem Gouvernement des Glüks beraubt ſey, Seine Majeſtät zu ſehen. Vieilleville hatte mehrere Urſachen dieſen Urlaub zu verlangen. Einmal, wollte er nicht gegenwärtig ſeyn, wenn man den Guardian hinrichtete, da er ihm ſein Wort gegeben, ihm am Leben nichts zu thun; und doch hielt er es für unbillig, einen ſolchen Mordbrenner am Leben zu laſſen. Dann trug er auch den Plan einer in Mez zu erbauenden Citadelle im Kopf herum, die aber ſehr viele Unkoſten erfoderte, da drei Kirchen abgetragen, und der König zweihundert und fünfzig Häuſer kaufen muſte, um die Einwohner daſelbſt wegzubringen und Plaz zu gewinnen. Nun fürchtete er, daß wenn er dieſen Plan nicht ſelbſt vorlegte, der Connetable beſonders dagegen ſeyn würde, da ohnedem eine Armee, welche unter dem Herzog von Guiſe nach Italien marſchieren ſollte, um Neapel wieder zu erobern, ungeheure Summen wegnahm, die man nirgends aufzutreiben wußte. Endlich war er auch davon benachrichtigt, daß der Kardinal von Lenoncourt vom Kardinal von Lothringen unterſtüzt, ihn in allen Geſellſchaften herunterſeze.

Der Urlaub wurde bewilligt, und ſogleich der Herr von La Chapelle-Byron nach Mez abgeſchikt, das Gouvernement unterdeſſen zu übernehmen. Nachdem nun Vieilleville dem neuen Gouverneur alles übergeben, und ihn wohl unterrichtet hatte, reißte er nach Hofe, und nahm nur den Grafen von Sault, dem er ſeine zweite Tochter, welche Hofdame bei der Königinn war, zugedacht hatte, mit ſich. Sobald er daſelbſt angekommen, entfernte ſich der Kardinal von Lenoncourt in eine ſeiner Abteyen bei Fontainebleau. Der König empfieng ihn ſehr wohl, und der darauf folgende Tag wurde ſogleich dazu beſtimmt, ihm den Orden umzuhängen, welches auch mit vieler Feierlichkeit geſchah. Nur der Kardinal von Lothringen als OrdensKanzler und der Connetable als älteſter Ritter fanden ſich nicht dabei ein. Dieſer wollte ſein gewöhnlich Kopfweh, jener die Colik haben. Der König aber kannte wohl ihre Entſchuldigungen und Sprünge.

Der Kardinal von Lothringen hatte ſich vorgenommen, Vieillevillen im vollen Rath wegen Beeinträchtigung des Biſchofs von Mez in ſeinen Rechten anzugreifen, und er war ſo fein, den König zu bitten, ſich im Rath einzufinden, indem er einige wichtige Sachen vorzutragen habe. Der König, der nicht wußte, was es war, befahl ſogleich die Räthe zu verſammeln, und da jeder ſeinen Rang eingenommen hatte, fieng der Kardinal eine Rede an, die dem Eingang nach außerordentlich lang dauren konnte. Er fieng damit an, wie die Könige von Frankreich immer die Stüzen der Kirche geweſen, brachte allerhand Beiſpiele aus der Geſchichte vor, und kam endlich darauf, daß ein Pfeiler der Kirche, und einer von denen, aus deſſen Holz man Päbſte machte, groſſe Klagen über die Eingriffe habe, die man in ſeine geiſtlichen Rechte gethan habe. Vieilleville ſtand ſogleich ſchnell auf, und bat den König, dem Kardinal Stillſchweigen aufzulegen, und ihn reden zu laſſen; er merke wohl, daß von ihm die Rede ſey. Nun fieng er an ſich zu wundern, daß der Kardinal ſo hoch angefangen, er habe geglaubt, der heilige Vater und der heilige Stuhl ſeyen in Gefahr vor den Türken, und man wolle Se. Majeſtät bewegen, wie die alten Könige, eine Kreuzarmee abzuſchiken. So aber wäre nur die Rede von dem Kardinal von Lenoncourt, und er bedaure, daß die Reiſe Sr. Majeſtät nach Rom nicht ſtatt habe, und die Gelder zu einer groſſen Armee würden wohl in Coffre bleiben, welches ein Gelächter im Rath erwekte. Nun gieng er die Beſchwerden, welche der Kardinal haben konnte, ſelbſt durch, und widerlegte ſie Punkt vor Punkt zu ſeiner Rechtfertigung mit einer groſſen Beredſamkeit und Feinheit. Er bat endlich, daß der Kardinal von Lenoncourt ſelbſt erſcheinen möge um ſeine weiteren Klagen vorzubringen, und ſich nicht hinter die Groſſe und das Anſehen des Kardinals von Lothringen ſteken möge; indem er hoffte, ihn auf dieſe Art zu verhindern, daß er nicht zum Wort kommen ſollte. Der König fragte darauf den Kardinal von Lothringen, ob er keinen andern Grund gehabt, ihn in Rath zu ſprengen, als dieſen, worauf der Kardinal antwortete, daß Se. Majeſtät nur einen Theil gehört hätten. Vieilleville will ja auch nicht, verſezte der König, daß man ihm geradezu glaubt, und er verlangt, daß Lenoncourt ſelbſt erſcheine. Er befahl darauf, daß der Kanzler ihn auf Morgen in den Rath beſcheiden ſollte. Uebrigens aber gab der König die Erklärung von ſich, daß er alles billige, was Vieilleville in ſeinem Gouvernement gethan, und er ſtand gleichſam zornig von ſeinem Siz auf. Der Kardinal von Lothringen legte die Hand auf den Magen, als wenn er Colik hätte, gieng ſogleich aus dem Rath hinaus, und ließ den Kardinal von Lenoncourt augenbliklich von dem benachrichtigen, was vorgefallen, der dann ſogleich auch weiter vom Hof wegreiſte, ſo daß ihn die, welche ihn in den Rath auf Morgen einladen ſollten, nicht antrafen.

Kurz darauf legte Vieilleville dem König auch ſeinen Plan wegen der Citadelle vor, und er wußte ihm die Sache ſo wichtig vorzuſtellen, daß der König gleich darauf eingieng, ihm aber verboth, es nicht im Conſeil vorzutragen, wo gewiß der Connetable und der Herzog von Guiſe dagegen ſeyn würden, die alles aufböten drei Millionen zu ihrem projektierten italieniſchen Feldzug zu ſchaffen. Er habe getreue Diener in Paris, von denen er hoffe, ſogleich die zu dieſer Citadelle verlangte Summe zu erhalten, und er wolle ſich gleich noch heute nach Paris begeben, da er ohnedem wünſchte, daß man Fontainebleau, wo er ſchon acht Monathe wohne, durchaus reinigte.

Vieilleville erhielt auch die Summe, und kehrte damit ſogleich nach Mez zurük, um die nöthigen Anſtalten zur Erbauung dieſer Citadelle zu treffen. Es war hohe Zeit, daß er wieder zurük kam, denn es vergieng nicht lange, ſo entdekte er eine neue Verſchwörung, welche zwei Soldaten Comba und Vaubonnet angezettelt hatten; da ſie ſahen, daß der Herr von La Chapelle nicht ſonderlich wachſam an den Thoren war. Vieilleville hatte ihre Brüder rädern laſſen, weil ſie ein öffentliches Mädchen des Nachts mishandelt, und ihr die Naſe abgeſchnitten hatten. Das Mädchen hatte ſo geſchrieen, daß die ganze Stadt in Allarm gekommen war, und Vieilleville ſich ſelbſt zu Pferd geſezt, und die Garniſon unter das Gewehr hatte treten laſſen. Sie hatten ſich an den Grafen von Mesgue gewendet, und bedienten ſich eines Tambours zu ihrem hin und her Träger, Namens Balafre'. Die

Königin von Ungarn, bei der Comba geweſen war, hatte ihnen zwölfhundert Thaler gegeben, wofür ſie ein Gaſthaus errichteten, und oft mit Lebensmitteln nach Thionville mit Paſſeport von La Chapelle, dem ſie mannichmal Präſente brachten, auf dem Fluſſe hin und her fuhren. Den Grafen von Mesgue hatten ſie ſelbſt zweimal verkleidet in die Stadt gebracht, wo er alles durchgeſehen hatte. Es kam nun ſonderbar, daß Vieilleville den Capitain dieſer Soldaten, Namens La Mothe-Gondrin fragte, wie es käme, daß dieſe Soldaten, die einen gewiſſen ausgezeichneten Rang unter den übrigen hätten, ſich mit Gaſtierungen abgäben, welches unſchiklich ſey. Der Capitain antwortete, daß ſie, ſeit ihre Brüder gerädert worden, keine rechte Liebe zum Dienſt hätten, ſie wollten daher ihren Abſchied bald nehmen, doch wünſchten ſie vorher, noch etwas zu erwerben.

Wie Vieilleville hörte, daß ſie Brüder der Geräderten ſeyen, ſo fiel es ihm gleich auf, daß etwas darunter ſteken könne, und er ſchikte unverzüglich nach Comba, dem er ſagte, daß, weil er gut Spaniſch rede, er dem König einen Dienſt erweiſen könne, er ſolle nur mit ihm kommen, Geld und Pferde ſeyen ſchon bereitet. Er führte ihn hierauf in das Quartier des Capitains Beauchamp, wo er dem Capitain ſogleich befahl, den Comba zu binden, bis Eiſen ankämen, und dafür zu ſorgen, daß niemand nichts von dieſer Gefangennehmung erfahre. Dem Kameraden Vaubonnet aber läßt er ſagen, nicht auf Comba zu warten, indem er ihn auf vier Tage verſchikt habe.

Ein höh'res Weſen ragt ſie neben mir.
In ihrem Glanz erlöſch' ich. Ihrer Schönheit
Mißgönnt' ich dieſe hohe Ruhe, frei
Von jeder Wallung ſterblicher Naturen.
Und dieſe Ruhe war nur Schein? Sie hätte
An beiden Tafeln ſchwelgen wollen? hätte
Den Götterſchein der Tugend ſchaugetragen,
Und doch zugleich des Laſters heimliche
Entzückungen zu naſchen ſich erdreiſtet?
Das durfte ſie? Das ſollte ungerochen
Der Gauklerin gelungen ſeyn? gelungen,
Weil ſich kein Rächer meldet? —. Nein, bei Gott!
Ich betete ſie an — Das fordert Rache!
Der König wiſſe den Betrug — Der König?
(Nach einigem Beſinnen.)
Ja recht — das iſt ein Weg zu ſeinem Ohre.
(Sie geht ab.)

Ein Zimmer im königlichen Pallaſte.

Zehnter Auftritt.

Herzog von Alba. Pater Domingo.

Domingo.

Was wollen Sie mir ſagen?

Alba.

Eine wicht'ge
Entdeckung, die ich heut' gemacht, worüber
Ich einen Aufſchluß haben möchte.

Wie die Entdekungen oft ſonderbar geſchehen, ſo auch hier. Der Bediente des Kapitains war ein Bruder des Tambours Balafre', und er hatte ihn oft mit dem Comba geſehen. Eben dieſer Bediente ſah jezt durch das Schlüſſelloch den Comba binden, und läuft hin, es ſeinem Bruder zu ſagen. Dieſer bittet ſich von Vieilleville eine geheime Audienz aus, wirft ſich ihm zu Füſſen, entdekt alles, und geſteht, daß er ſchon ſiebenmal in Thionville mit Briefen von Comba an den Grafen von Mesgue geweſen. Vieilleville zieht einen Rubin vom Finger, giebt ihn dem Tambour und verſpricht ſein Glük zu machen, wenn er ihm treu diente. Er nahm ihn darauf zu dem Comba, dem er befiehlt, an den Grafen zu ſchreiben, daß alles gut gehe, und er durch den Weg, den ihm ſein Vertrauter anzeigen würde, ſeine Heerde zuſchiken ſollte, wo er ſodann Wunder erfahren würde. Vieilleville diktierte ſelbſt den Brief, nachdem ihn der Balafre' von dem unter ihnen gewöhnlichen Stil benachrichtiget hatte. Der Tambour beſtellt den Brief richtig, und bringt die Antwort mit, daß vom Mittwoch auf den Donnerſtag (es war Dienſtag) um Mitternacht die Truppen da ſeyn ſollten.

Um ſein Vorhaben noch beſſer zu deken, ließ Vieilleville ſeine Capitains rufen, und ſagte ihnen, daß der Herr von Vaudemont, mit dem er in Feindſchaft lebte, vom Hof zurükkomme, und daß er ihm entgegen gehen wolle, doch nicht als Hofmann, ſondern im kriegeriſchen Ornat, und als zum Streit gerüſtet. Sie ſollten daher alles ſogleich in den Stand ſezen, und er wolle morgen gegen fünf Uhr mit tauſend Mann Schüzen und ſeiner ganzen Cavallerie ihm entgegen gehen; er hoffe, daß dieſes Zeichen der Ausſöhnung dem König wohl gefalle. Heimlich läßt er aber den Tambour kommen, und geht mit ihm zu Beauchamp, wo Comba dem Grafen ſchreiben muß, daß ſich alles über Erwartung gut anlaſſe, indem Vieilleville mit ſeinen beſten Truppen weggehe, und er alſo ſicher kommen könne.

Der Graf von Mesgue ſehr erfreut darüber, bedient ſich der nemlichen Liſt, und ſchreibt Vieillevillen, wie der Graf Aiguemont im Sinn habe, dem Herrn von Vaudemont entgegen zu gehen, und er daher, da ſie ſein Gebieth beträten, ihn davon benachrichtigen wolle, indem ſie nicht im Sinn hätten, die geringſte Feindſeligkeit auszuüben, da ohnedem jezt Waffenſtillſtand zwiſchen ihren Herren ſey. Dieſen Brief ſchikte er durch einen Courier ab. Dem Tambour aber gab er einige Zeilen mit, worin er dem Comba benachrichtigt, daß er nur noch einen Tag länger warten ſolle, indem der Graf von Mansfeld bei der Parthie ſeyn wolle, und auch noch Truppen mitbringe. Auf dieſes ließ Vieilleville ſeinen Capitains wiſſen, daß Herr von Vaudemont einen Tag ſpäter nach Mez kommen würde, und ſie alſo erſt Donnerſtags um vier Uhr abgehen würden.

Vieilleville hoffte gewiß, ſie wieder in die Falle zu bekommen, allein das Projekt mislang, denn der Capitain Beauchamp ließ ſich durch die kläglichen Bitten des Comba bewegen, ihm Mittwochs um Mittageſſenszeit ſeine Eiſen auf kurze Zeit herunter zu nehmen. Er geht darauf in den Keller um Wein zu holen, denn er traute ſonſt niemanden, und Comba muß ihm leuchten. Wie er aber ſich bükt, um den Wein abzulaſſen, giebt ihm Comba einen Stoß, daß er zur Erde fällt, ſpringt die Treppe hinauf, läßt die Thüre fallen, ſchließt ſie zu, und geht auf die Alte los, bei der er in Beauchamps Quartier verborgen war, dieſe ſchlägt er ſo lange, bis ſie ihm die Schlüſſel der Thüre giebt, und ſo rettete er ſich. Beauchamp ſchreit indeſſen wie raſend, bis man ihm aufmacht, wo er beinahe Hand an ſich legte, als er die Thüren eröfnet findet. Er entſchließt ſich jedoch zu Vieilleville zu gehen, der zwar ſchon gegeſſen, aber noch an der Tafel mit ſeinen Capitains ſaß, und von der bevorſtehenden Reiſe ſprach. Beauchamp ruft ihm gleich entgegen, daß Comba ſich geflüchtet habe, und er um Vergebung bitte. Vieilleville wirft ſogleich ſeinen Dolch nach ihm, ſpringt auf ihn zu, und will ihn umbringen. Beauchamp aber flieht, und die andern Capitains ſtellen ſich bittend vor ihn. Sogleich wurden alle Thore geſchloſſen. Vaubonnet mit dreißig hereingekommenen verkleideten Soldaten ſollte gefangen genommen werden, ſie hatten aber ſchon Wind erhalten, und retteten ſich mehrere, doch wurde der größte Theil auf der Flucht nieder gemacht, einige warfen ſich über die Mauern in den Fluß. Vieilleville ließ ſogleich nach Comba und Beauchamp in der ganzen Stadt in jedem Haus nachſuchen, und erſtern fand man bei einer Wäſcherin verborgen. Er ließ dem Rädelsführer ſogleich den Prozeß machen. Comba und Vaubonnet wurden von vier Pferden zerriſſen, und die gefangenen verkleideten Soldaten theils gerädert, theils gehenkt. Der Graf von Mesgue bekam noch frühzeitig genug Nachricht davon, und fieng nun an zu glauben, Vieilleville habe einen Bund mit dem Teufel, da er auch die allergeheimſten Anſchläge erführe.

Dieſer vereitelte Anſchlag war Vieillevillen ſo zu Herzen gegangen, daß er in eine tödtliche Krankheit fiel, wo man drei Monathe lang an ſeinem Aufkommen zweifelte. Der König ſchikte einen ſeiner Kammerjunker nach Mez, um zu ſehen, wie es mit Vieillevillen ſtünde, und ſchrieb ſelbſt an ihn, und verſicherte ſeinem Schwiegerſohn Espinay die Gouverneurſtelle von Mez. Dieſe außerordentliche Gnade hatte einen ſolchen Einfluß auf ihn, daß ſie ihn wieder ins Leben rief, auch beſſerte es ſich mit ihm von dieſem Tag an; er ſchikte einen Haufen Aerzte fort, welche ihm von verſchiedenen Prinzen waren zugeſchikt worden, und erholte ſich ganz, obgleich ſehr langſam wieder. Er gieng, ſobald er das Reiſen vertragen konnte, mit ſeiner Familie nach Dureſtal, wo er ſich acht Monathe aufhielt, und ſeine Geſundheit wieder herſtellte.

(Die Fortſetzung folgt.)

III.

An Eulalia

bei Ueberſendung von Göthe's Elegien.

Blumen brachte mir jüngſt ein freundlicher Knabe, zum Kranze
 Wand er die Blumen und ſprach: „Lieber! was giebſt du dafür?
Fernher komm' ich vom Tibergeſtad', aus Lorbeergebüſchen,
 Die noch ein ſeliger Lenz ſchmükt mit unſterblichem Grün.
Dorther wo kein Hügel ſich hebt, kein Thal ſich verbreitet,
 Die nicht im ewigen Lied' Eine der Muſen beſang;
Wo ein beſeelender Hauch der Vorwelt ſtolze Ruinen,
 Wo er die Blüthen der Kunſt, wo er die Mirthen umweht,

Wo Kaſtaliens Quell melodiſche Wipfel umſäuſeln,
Ach! wo ſüſſere Luſt ſchneller zur Liebe berauſcht!
Dort wo über die Trümmer des Ruhms die gefällige Nimfe
In den verſchwiegenen Hain hüpft und den Liebling erhaſcht —
Dort am Grabe Tibulls belauſcht' ich ein ſchelmiſches Mädchen,
Schlummernd lächelte ſie unter den Roſen des Mais,
Blumen hatte die Holde gepflükt, die eilt' ich zu ſammeln,
Trippelte leiſer hinzu, raubte die Blumen und floh.
Sieh! ſo lieblich dufteten nie dem Nordiſchen Frühling,
Fernher bring' ich ſie Dir: Lieber! was giebſt du mir wol?"
Alſo ſprach vertraulichen Tons der freundliche Knabe,
Arglos ſchien er den Kranz mir um die Schläfen zu drehn;
Doch kaum ſog ich den Duſt der bezaubernden Blüten — da hoben
Zärtliche Seufzer die Bruſt, Thränen umwölkten den Blik,
Sehnſucht zitterte mir durch Mark und Gebeine, der Liebe
Süſſes, berauſchendes Giſt ſchlürft' ich begieriger ein.

Plözlich erkannt' ich den Schalk und rief — ſchon eilte der Flüchtling —
„Amor! nimm ihn zurük! nimm ihn, den magiſchen Kranz;
Was bedurft' es der Liſt? o! was bedurft' es der Blüten,
Fern' an der Tiber gepflükt? glühte nicht lange mein Herz?
Ihr nur bringe den Kranz — o! daß Sie dem Zauber erläge!
Der Holdſeligen nur, die mich verſengt und entzükt.“

IV.

Abdallah und Balſora.

Ein Gedicht in ſechs Geſängen.

Erſter Geſang.

Trag Muſe, leichten Fluges, mich
In jenes Fabelland,
Wo ſchon ſo mancher Dichter, dich
Im Myrthenſchatten fand;
Wo du mit höherem Gefühl,
Des Lieblings Bruſt durchdrangſt,
Und ſchöner in das trunkne Spiel
Der goldnen Lyra ſangſt.

In jenes Land, das die Natur
So mütterlich beſchenkt,
Wo liebend auf die reiche Flur,
Der Sonne Blik ſich ſenkt;
Und von dem heiſern Strahl erwärmt,
Die Fantaſie entglüht,
Um immer neue Blumen ſchwärmt,
Die dort ihr Hauch erzieht.

Schöpf aus dem nie verſiegten Quell,
Der zwiſchen Palmen fließt
Und ſeine Fluthen ſilberhell
Aus dunkler Urne gießt.
Der Born, der Zauberſagen quillt
In jener Zone nur,
Wo ſelbſt ihn ewig nährend füllt,
Die zaubernde Natur.

Doch diesmal fei're mein Geſang
Nicht dunkele Magie,
Der Zauber, der das Glück bezwang,
War zarte Sympathie;
Und jene heil'ge Schwärmerey,
Die für die Seligkeit
Belohnter Liebe, ſonder Scheu
Dem Tode ſelbſt ſich weiht.

Welch' ſchön' und wunderbar Geſicht
Schwebt meinen Blicken vor? —
Es öffnet ſich beim Mondenlicht
Ein glänzend ſchwarzes Thor;
Und leiſ' nach Geiſter Brauch, entwallt
Ein Paar mit Myrth' und Roſ'
Umkränzt, in holder Lichtgeſtalt,
Der Gräber dunkelm Schoos.

Entſetzen ſtürzet halb betäubt
Der Feigen Wachen Schaar
Zur Erde, Todesſchauer ſträubt
Empor das krauſe Haar,
Und langſam ſchwebet Hand in Hand
Das Paar, ein Liliendufſt
Entweht dem glänzenden Gewand',
Und füllt die Abendluft.

Doch halt ! es gaukle nicht ſo wild
Umher die Fantaſie :
Die Muſe reihe Bild an Bild
Mit leiſer Harmonie.
Dann bebt vielleicht manch holder Klang
Aus meiner Leyer vor ,
Und dem geordneten Geſang
Lauſcht willig jedes Ohr.

Alnarschin , der Tyrann , gebot
Vor dem auf Perſis Thron —
Furchtbar und grauſam wie der Tod ,
Wie dieſer ſcheu geflohn ,
Gewalt'ger als ſein ſtarker Arm
Den ehrnen Szepter führt ,
Ward von der niedern Laſter Schwarm
Der feige Fürſt regiert.

Es ſchlug an ſeiner kalten Bruſt
Nie eines Freundes Herz ,
Ihm wandelte die Götterluſt
Der Liebe ſich in Schmerz.
Der ſüße Vaternam' erſchreckt'
Sein argwohnvoll' Gemüth
Das furchtſam da Gefahr entdeckt ,
Wo jedem Wonne blüht.

Schon dreißig Königinnen fiel
Des Todes ſchwarzes Loos — ;
Es fand die Eiferſucht ihr Ziel
Nur in der Grüfte Schoos.
Schon zwölfmal floß auf ſein Gebot
Der Söhne ſchuldlos Blut :
Der zarten Jugend Morgenroth
Schützt' nicht vor ſeiner Wuth.

Domingo.

Welche
Entdeckung? Wovon reden Sie?

Alba.

Prinz Karlos
Und ich begegnen dieſen Mittag uns
Im Vorgemach der Königin. Ich werde
Beleidigt. Wir erhitzen uns. Der Streit
Wird etwas laut. Wir greifen zu den Schwertern,
Die Königin auf das Getöſe öffnet
Das Zimmer, wirft ſich zwiſchen uns und ſieht
Mit einem Blick deſpotiſcher Vertrautheit
Den Prinzen an. — Es war ein einz'ger Blick. —
Sein Arm erſtarrt — er fliegt an meinen Hals —
Ich fühle einen heißen Kuß — er iſt
Verſchwunden.

Domingo (nach einigem Stillſchweigen).

Das iſt ſehr verdächtig. — Herzog,
Sie mahnen mich an Etwas. — — Aehnliche
Gedanken, ich geſteh' es, keimten längſt
In meiner Bruſt. — Ich flohe dieſe Träume —
Noch hab' ich Niemand ſie vertraut. Es gibt
Zweiſchneid'ge Klingen, ungewiſſe Freunde —
Ich fürchte dieſe. Schwer zu unterſcheiden,
Noch ſchwerer zu ergründen ſind die Menſchen.
Entwiſchte Worte ſind beleidigte
Vertraute — drum begrub ich mein Geheimniß,
Bis es die Zeit an's Licht hervorgewälzt.
Gewiſſe Dienſte Königen zu leiſten,
Iſt mißlich, Herzog — ein gewagter Wurf,

In jedem ſcheuen Auge blickt
Verrath ihm, um ſich her
Sieht tauſend Dolche er gezückt,
Und zitternd mordet er.
Doch er vergißt, daß jeder Bruſt
Ein Rachegeiſt entſchwebt,
Der die Vergeltung klagend ruft,
Und dräuend ihn umbebt.]

Zwei Knaben nur, (noch glänzt um ſie
Der Kindheit Roſenlicht,
Wie hold der Strahl der Sonne, früh,
Durch Silberwölkchen bricht)
Verſchont Alnarschin, ſo entgeht
Dem Sturm, der von dem Baum
Im Lenz die Silberblüthen weht,
Die kleine Knoſpe kaum.

Zu ſtolz, um ganz dem Untergang
Den eignen Stamm zu weihn,
Fühlt er zum erſtenmal den Zwang,
Noch einmal Menſch zu ſeyn.
Am Thron erſcheint auf ſein Geheiß
Der weiſe Schel-Abar
Ein heitrer weißgelockter Greis,
Der Arzt des Königs war.

Er, der vom Fürſten-Throne fern
Das Glük des Weiſen fand,
Und aus dem gift'gen Dunſte gern
Auf immer ſich verbannt.
Er war's allein, der den Verdacht
Alnarschins nie geweckt
Und den des Wüthrichs ſtolze Macht
Nicht beuget noch erſchreckt.

„Ich kenne Dich,“ ſpricht der Tyrann,
„Nur du biſt mir getreu,
Du biſt ein alter Biedermann,
Und dennoch klug dabei;
Nie fand auf krummen Wegen dich
Mein Blick, der dich bewacht,
Und nie gebrauchteſt wider mich,
Du deiner Künſte Macht.

„Mein Zorn, der ſelbſt der Kinder Schuld
Zu ſtrafen nicht geſcheut,
Traf nie dein Haupt, und dieſe Huld
Hat nie mich noch gereu't,
Des hohen Stammes lezter Zweig
Sey darum dir vertraut,
Dies Knabenpaar, auf die mein Reich
Mit ſtolzer Hoffnung ſchaut.

„Die Kunſt zu herrſchen lehr' ſie nicht,
Sie lehrt von ſelbſt ſich bald.
Ihr Streben ſey des Wiſſens Licht,
Nicht Gröſſe noch Gewalt;
Man ſagt von der Philoſophie,
Daß ſie der Hoheit lacht,
Und daß um der zu trotzen, ſie
Ein eignes Glück erdacht.

„Dies pflanz' in meiner Söhne Bruſt,
Lehr' ſie den Ehrgeiz fliehn,
Und ſtets beſcheiden ihre Luſt,
Allein aus ſich zu ziehn.
Du wendeſt ſo von dir den Schmerz,
Im Alter ſelbſt den Tod,
Und von der beiden Knaben Herz
Den Stahl, der es bedroht.

„Dein Wink“ — verſezte Schel-Abar
„Iſt ein Befehl für mich,“
Und neigte zu dem Brüderpaar
Mit holder Liebe ſich. —
„Vergeſſen ſollt ihr leicht bei mir,
„Welch' glänzend Loos euch ſiel;
„Ich biete Eurer Ehrbegier
„Dereinſt ein höher Ziel.

„Sey unbeſorgt, o Herr! es lehrt
„Des Herzens ſchönſte Pflicht
„Uns die Natur, wer ſie verehrt,
„Der ſtürzt den Vater nicht.
Und ſo verläßt, vom zarten Arm
Der Königsſöhn' umfaßt,
Umſtaunet von der Sclaven Schwarm
Der Weiſe den Pallaſt.

Zweiter Geſang.

Die Hand der Zeit, die ſchon dem Greis
Den Nacken ſanft gebeugt,
Von deren Hauche ſilberweiß
Sein wallend Haar erbleicht,
Schlang auch vor dem für ihn, den Kranz,
Den Roſ' und Myrthe ſchmückt,
Und deſſen leicht erblichner Glanz
Das junge Herz entzückt.

Des Lebens ſchöner Lenz verſchwand,
In ungetrübter Luſt,
Ihm an der ſanften Gattin Hand,
An ihrer treuen Bruſt.
Der Quelle gleich, die kaum gehört,
Ein lächelnd Thal umſchließt,
Wo Well' auf Welle ungeſtört,
Sich über Blumen gießt.

Er ſah vom lieblich bunten Reihn
Der Kinder ſich umtanzt,
Der Tugend Keime ſchön gedeih'n,
Die ſeine Hand gepflanzt:
Der Töchter holde Sittſamkeit
Erfreute ſeinen Blick,
In ſeinen Söhnen kehrt die Zeit
Der Jugend ihm zurük.

Des Jünglings ſchönes Feuer glänzt
In ihrem Auge ſchon;
Der Jungfrau'n zarte Schläf' umkränzt
Schon Hymens Myrthenkron:
Als ſchnell und grauſam ſie zugleich,
Des Todes Hand berühret,
Und in der Schatten dunkles Reich
Der Aeltern Arm entführet.

Wie wenn ein Sturm den Baum entlaubt,
Die Blüthen ihm entweht,
Der ſchönen Zierde nun beraubt,
Er öd' und traurend ſteht:
So ſtand verwaist das graue Paar
Im Weltall nun allein,
Und ihre einz'ge Tröſtung war:
Zum Grabe reif zu ſeyn.

Den Gatten ſtüzend, hehlte lang
Das tief zerriſſne Herz
Die Mutter, doch vergebens rang
Sie mit dem eignen Schmerz:
Die Erde war ihr nur das Grab,
Wo ihre Hoffnung lag —
Bald ſank in ihren Schoos hinab
Sie dem Verlornen nach.

Der edle Weiſe wankt' betäubt
An der Geliebten Grab,
Doch eine lezte Stüze bleibt
Hinieden ihm: es gab
In ſeine väterliche Hand,
Mit ſchon erloſchnem Blick,
Die Tochter ihm das einzige Pfand,
Von Hymens kurzem Glük.

Balſora wird des Greiſes Luſt ,
Zum Leben neu erweckt
Schließt er in ihr an ſeine Bruſt ,
Was längſt das Grab bedeckt ,
Es blüht ſein Hoffen und ſein Glück
In ihr zum zweitenmal ,
Mild glänzet ſein erloſchner Blick
In ſanfter Freude Strahl.

Wenn , an ihm hangend , ihre Hand
Sein Silberhaar umſpielt ;
Wenn kindiſch ſie das goldne Band ,
Das ihre Löckchen hielt ,
Ihm um die ernſte Stirne ſchlingt ,
Und dann auf ſeinen Schoos
Mit lallenden Triumpf ſich ſchwingt ,
Als ſey ſie plözlich gros.

Mit treuer Vaterſorge wacht
Er für die zarte Bruſt ,
Doch dieſes holde Mädchen macht
Die Arbeit ihm zur Luſt :
In ihr erblickt er , faſt mit Schmerz
Daß hier zuerſt er's ſieht ,
Wie liebend die Natur ein Herz
In ihrem Schoos erzieht.

Dies Herz , wie eine Quelle rein ,
Die aus dem Felſen thaut ,
In der man gern den mildern Schein
Der Morgenröthe ſchaut ,
Lag offen vor des Greiſes Blick ,
Und gab verklärt das Bild
Der ſanften Tugend ihm zurük ,
Mit der er es erfüllt.

So blühte ſie, der Knoſpe gleich,
Die zart in ſich gehüllt,
Noch unbemerket im Geſträuch
Zur Purpurblume ſchwillt:
Als mit dem jungen Fürſtenpaar,
Das ſie als Schweſter grüßt,
Zugleich, des weiſen Schel-Abar
Behauſung ſie umſchließt.

Abdallah war, wie Ibrahim,
Des edlen Freundes werth
Stets horchen ſie voll Ehrfurcht ihm,
Wenn er ſie liebend lehrt,
Doch ſanfter ſchlug Abdallah's Bruſt,
Wenn er den Greis umfieng,
Indeß mit kindiſch warmer Luſt
Der Jüngre an ihm hieng.

Erzählte beiden er zugleich,
Wer Perſien bekriegt,
Und welcher König einſt dies Reich
Durch Macht und Muth beſiegt
Da glüht' Ibrahim, drohend fuhr
Umher ſein Flammenblick
Abdallah fragte zweifelnd nur
War dies der Völker Glück?

Wenn jener Lanz' und Schwerdt im Spiel
Mit munterm Jubel ſchwang,
Begleitet dieſer voll Gefühl
Balſora's Früh-Geſang
Und half ihr, wenn am Blumenbeet
Sie mit der zarten Hand
Die Lilien, die ein Sturm umweht
An ſchlanke Stützen band.

Doch was mit immer feſterm Band
Das Brüderpaar vereint,
Iſt Liebe für ihr Vaterland
Und für den edlen Freund.
Sie iſt es, deren heil'ge Glut
Gleich beider Bruſt erfüllt,
Aus der, was edel iſt und gut
Mit regem Leben quillt.

Von Myrthenbüſchen überdeckt
Schlang oft der kleine Kreis
Im Palmenſchatten hingeſtreckt
Sich traulich um den Greis,
Der liebevoll mit feuchtem Blick,
Dem ſanfte Glut entſtrahlt,
Den Jünglingen das ſchöne Glück
Der ſtillen Tugend mahlt.

Wie dort, ſo ſpricht er, rein und mild
Der Abendſonne Licht
Den Strahl, den kein Gewölk umhüllt,
Im Fluthenſpiegel bricht:
So heiter ſinkt der Edle hin,
Nach ſchön durchlaufner Bahn,
Und noch im Scheiden lächelt ihn
Die Schöpfung freundlich an.

Dann drückte, ſelbſt ſich kaum bewußt,
Abdallah ſtumm die Hand
Der Jungfrau zart an ſeine Bruſt,
Und ſanft gerührt verſtand
Ihr fühlend Herz den ſtillen Schwur,
Und ſchweigend ſtimmt' es ein,
Der erſten Liebe, der Natur,
Der Tugend treu zu ſeyn.

Auf ihre reine Neigung blickt
Mit Wonne Schel-Adar
In leiſer Harmonie beglückt
Sieht er dies holde Paar,
Das durch die Tugend ſchön vereint
Die er durch Unſchuld ehrt.
Ein Liebling der Natur ihm ſcheint
Die zart ihm Liebe lehrt.

So glüht vermählt in ihrer Bruſt
Die ſüße Schwärmerey
Der Liebe mit der Götterluſt
Der Tugend und der Treu.
Wie oft, wo duftend im Geſträuch
Cytherens Blume glüht,
Aus einem Beet entſproßt, zugleich
Die keuſche Lilie blüht. —

Dritter Geſang.

Der Schutzgeiſt edler Liebe ſchlang
Um ſein geliebtes Paar
Den Schleier, den kein Blick durchdrang,
Der ihrer unwerth war,
Die Hülle der Verborgenheit,
Die ſchützend es umgiebt,
In deren Schatten unentweiht
Die Tugend ſchöner liebt.

Doch ſeine Lieblinge verwöhnt
Das ernſte Schickſal nie,
Eh' es mit ſchönem Lohn ſie krönt,
Prüft es mit Strenge ſie.
Wenn wild des Unglücks Woge tobt,
Treibt es auf ihr ſie fort,
Und nur durch feſten Muth erprobt,
Erreichen ſie den Port.

Die immer rege Neubegier
Entdeckte allzufrüh
Welch' Wunder-gleicher Reiz ſich ihr
Mit ſtolzer Scheu entzieh,
Und mit geſchwäziger Eile ſchwang
Sich jezt der Ruf empor:
Balſora's holder Nahme drang
Bis zu Alnarſchins Ohr.

Der, fehlt er ſeine Beute, auf den Schützen
Zurücke prallt. — Ich wollte, was ich ſage,
Auf eine Hoſtie beſchwören — doch
Ein Augenzeugniß, ein erhaſchtes Wort,
Ein Blatt Papier fällt ſchwerer in die Wage,
Als mein lebendigſtes Gefühl. — Verwünſcht,
Daß wir auf ſpan'ſchem Boden ſtehn!

Alba.

Warum
Auf dieſem nicht?

Domingo.

An jedem andern Hofe
Kann ſich die Leidenſchaft vergeſſen. Hier
Wird ſie gewarnt von ängſtlichen Geſetzen.
Die ſpan'ſchen Königinnen haben Mühe
Zu ſündigen — ich glaub' es — doch zum Unglück
Nur da — gerade da nur, wo es uns
Am beſten glückte, ſie zu überraſchen.

Alba.

Hören Sie weiter — Karlos hatte heut'
Gehör beim König. Eine Stunde währte
Die Audienz. Er bat um die Verwaltung
Der Niederlande. Laut und heftig bat er;
Ich hört' es in dem Kabinet. Sein Auge
War roth geweint, als ich ihm an der Thür
Begegnete. Den Mittag drauf erſcheint er
Mit einer Miene des Triumphs. Er iſt
Entzückt, daß mich der König vorgezogen.
Er dankt es ihm. Die Sachen ſtehen anders,
Sagt er, und beſſer. Heucheln konnt' er nie.

Dem raubgewohnten Geier gleich,
Der durſtend ſtets nach Blut,
Wenn ſorglos in dem Blüthenzweig
Die ſichre Taube ruht.
Der neuen Beute ſich erfreut,
Die ſeinem Blick entdeckt,
Des gier'gen Mörders Lüſternheit
Im wilden Buſen weckt.

Freut ſchon des ſchönen Opfers ſich
Der tückiſche Tyrann;
Es eilt der graue Wütherich,
Dem noch kein Raub entrann,
Dem Tempel reiner Zärtlichkeit
Und tugendhafter Ruh
Voll Ungeduld, in dem Geleit
Von wenig Sclaven, zu.

Schon in der Vorhall' bebt um ihn
Der Saiten holder Klang,
Und in ihr Silber, wie ihm ſchien
Tönt himmliſcher Geſang.
Er ahnet nicht, da jetzt er ſie
Mit roher Freude hört,
Welch' doppelt ſchöne Harmonie
Sein rauher Eintritt ſtört.

Hier ſitzt im offnen Säulengang,
Mit Blüthen überſtreut,
Schel-Abar, horchend dem Geſang,
Mit ſtiller Heiterkeit.
Und liebend, ihm zur Seite, ruht
Das Jünglingspaar, es zeigt
Ihr Blick der Unſchuld, frohen Muth,
Zur Freundin hingebeugt.

Auf weiße Marmorſtufen ſinkt
Das faltige Gewand
Der Sängerin, die Laut' umſchlingt
Sie mit der ſchönen Hand
Indeß ihr ſanfter keuſcher Blick
Auf den Geliebten weilt,
Und dann mit holder Schaam zurük
Jezt auf die Saiten eilt.

Alnarſchin grüßt die Söhne kalt,
Die liebend ihm ſich nah'n,
Es zieht die himmliſche Geſtalt
Sein lüſtern Auge an,
Indeß die ahnungsvolle Bruſt
Von dunkelm Schreck bewegt,
Sie, ihres Reizes unbewußt,
Die Wimper nieder ſchlägt.

Er ſpricht mit ſtolzer Majeſtät
Zu dem erſtaunten Greis,
Der ſtill erwartend vor ihm ſteht
„Du theilſt mit treuem Fleiß
„Die Pflicht, die mir am Herzen lag:
„Beherrſcher zu erzieh'n,
„Groß wie mein Stamm bis dieſen Tag
„Den Perſern ſie verlieh'n.

„Vergeltung heiſcht dein Dienſt, und ſchon
„Entdeckt mein heller Blick
„Den überſchwenglich großen Lohn,
„Der dir gebührt; das Glük
„Womit dich mein Vertrau'n beehrt,
„Der Bildung dich zu weih'n
„Von Königen, ſey noch vermehrt —
„Du ſollſt ihr Ahnherr ſeyn.“

„Was ſagt mir dieſer Worte Sinn? —
„Fragt bang der Greis", er ſagt
„Was du (ſo huldreich ich auch bin)
„Zu ahnen nie gewagt.
Die kühnſte Hoffnung nannte dir
Nie einen gleichen Lohn! —
Balſora theile jezt mit mir
Der Perſer ſtolzen Thron.

Die Unglückſelige vernimmt
Nur dies, mehr hört ſie nicht;
Es wankt ihr Fuß, im Nebel ſchwimmt
Um ſie das goldne Licht.
Abdallah ſtüzt ihr ſinkend Haupt,
Indeß er bleich, verſtört,
Und der Beſinnung faſt beraubt,
Die Schreckensworte hört.

Zu dem erſtaunten König ſpricht
Schel-Abar: Herr, es kennt
Mein Kind den Reiz der Würde nicht,
Zu der du es ernennt,
Ihr war nur jenes Glück bewußt,
Das ſtill im Buſen lebt,
Darum vergieb, wenn ihre Bruſt
Scheu vor dem deinen bebt.

„Genug, verſezt Alnaſchin, bringt
Ins Leben ſie zurück,
Daß heut mein Arm ſie noch umſchlingt
Daß bald mein trunkner Blick
Das reizendſte der Mädchen ſchaut
Auf dem er je verweilt,
Und daß ſie heute ſchon als Braut
Mein fürſtlich Lager theilt.

Er lebt. Durch ihre treue Frau'n
Zum Leben jetzt erweckt,
Wähnt ſich durch dunkler Träume Grau'n
Die Liebliche geſchreckt. —
War's, fragt ſie zweifelnd, nur ein Traum
Der tückiſch mich beſchlich,
Und der des Todes Bildern kaum
An dunkeln Farben wich.

„Doch nein! ruft wild ſie, und erblaßt,
Als ſie den Vater ſieht,
Der bleich und weinend ſie umfaßt,
Die holde Täuſchung flieht.
„Den allzuſüßen Irrthum nimmt
„Dein Blick, o Vater! mir,
„Der trüb' in bangen Thränen ſchwimmt,
„Der Traum erſchien auch dir.

„Und bietet deine Wiſſenſchaft,
„Die oft ſo mächtig war,
„Kein Mittel, keine Wunderkraft
„Der Tochter hülfreich dar? —
Sieh, wie der Hand, die wild mich faßt
Noch dunkles Blut enttråuft!
Sie zieht mich fort in den Pallaſt,
Wo mancher Schatten ſchweift.

Bald, bald entflieht im Martertod
Der Schande, bang mein Geiſt,
Indeß des Wütrichs Mordgebot
Gerechte Rache heiſt.
Entfernt von dir bricht dieſes Herz
Allein und unbeklagt,
Es wird des Abſchieds ſüßer Schmerz
Mir mitleidlos verſagt.

O! tödte jezt mein Vater mich
An deiner Bruſt! — es neigt
Sich ſanft mein Haupt, wenn es an dich
Im Sinken hin ſich beugt.
Wenn noch, um des Geliebten Ohr
Mein lezter Seufzer bebt,
Und aus dem Arm der Lieb' empor
Die freie Seele ſchwebt.

So fleht ſie: laut und angſtvoll ſchlägt
Ihr Herz, ein Strom entfließt,
Der ſchönen Wang', indeß bewegt
Der Weiſe ſie umſchließt.
Er ſpricht: „O Kind! dein Mißgeſchick
„Scheint groß, doch jener Macht
„Vertraue, die mit Vaterblick
„Die Unſchuld ſtets bewacht.

„Du wagſt es, dem was dich bedroht,
„Auf immer zu entgehn,
„Von deines Vaters Hand, den Tod
„Als Wohlthat zu erflehn? —
„Wohlan! ſo tauſche ſonder Scheu,
„Sein Reich um einen Thron,
„Auch dort erwartet deine Treu
„Vielleicht der ſchönſte Lohn.

„Zwar iſt vor meinem blöden Blick
„Der Ausgang noch verſteckt,
„Doch manches Mittel hat das Glück
„Der Zufall ſchon entdeckt.
„So ſey Geliebte unverzagt,
„Die Freiheit winkt am Ziel,
„Und wer um ſie das Leben wagt,
„Der waget nicht zu viel." —

Balſora nimmt den Schlummertrank,
Den jezt der Greis ihr reicht,
„Dank: flüſtert ſie, o Vater Dank!
„Du machſt die Wahl mir leicht:
Leis den Geliebten nennend, trinkt
Sie ſanft berauſcht von Luſt
Und liebend noch im Schlummer, ſinkt
Sie an des Weiſen Bruſt.

Vierter Geſang.

Mit dunklem Schleier deckte ſchon
Der Abend jeden Pfad
Als trauernd vor Alnarſchins Thron
Der Greis Schel-Abar trat;
Es ward, da ſeine Redlichkeit,
Der Argwohn ſelbſt erkennt,
Des Schloſſes Zutritt jede Zeit
Des Tages ihm vergönnt.

„O König!“ ruft er: „das Geſchick
„Bald grauſam, bald gerecht,
„Trift oft im gleichen Augenblick
„Den Fürſten mit dem Knecht! —
„So beugt es heute Herr mit dir
„Zugleich mein graues Haupt,
„Da es die theure Tochter mir,
„Dir die Geliebte raubt.

„Die zarte Blume, die dein Aug'
„Im Morgenſchein entzückt,
„Liegt jezt o Herr vom rauhen Hauch
„Des Abends ſchon geknickt.
„Sie, der du heut dein fürſtlich Herz
„Beim erſten Blick geſchenkt,
„Balſora ruht nach kurzem Schmerz
„In Todesſchlaf verſenkt.

„Ein plötzlich Weh (es widerſtand
„Der Heilungsmittel Kraft,
„Die meine Sorge angewandt)
„Hat ſchnell ſie weggerafft.
„Verzeih, daß dieſe Zähre fließt,
„Ihr Quell iſt dir bekannt
„Ach, mein erlöſchend Auge ſchließt
„Bald eines Miethlings Hand!

Noch athmete mit Schreck erfüllt
Und ſtarr Alnarſchin kaum,
Nun rollt den dunkeln Blick er wild
Und rufet: „Iſt's ein Traum,
„Der frech mich äffet, ein Geſicht
„Im Schoos der Nacht erzeugt,
„Das vor des Tages heiterm Licht
„Zurück zur Hölle fleucht?

„Dies Mädchen, deſſen Reize heut
„In aller Füll' und Pracht,
„Die Jugend und Geſundheit beut,
„So lockend mir gelacht,
„Sey todt? — Nein, Graukopf, glaube mir
„Leichtgläubig war ich nie,
„Betrogſt du mich, dann wehe dir
„Und weh' auch über ſie!" —

Hier ruft er ſeiner Sclaven zwei:
„Eilt, ſpricht er, und enthüllt
„Die fein erdachte Mummerey
„Entlarvt das Truggebild! —
„Wo ſorglos jetzt das Mädchen träumt,
„Dringt mit Gewalt zu ihr,
„Und bringt die Falſche ungeſäumt
„Gefeſſelt dann zu mir.

„Du, ſchlauer Alter, bleibſt zurück
„Schwer büße dein Vergehn! —
„Die Tochter ſoll dein lezter Blick
„In meinen Armen ſehn,
„Die du umſonſt mit frechem Muth
„Mir liſtig noch entziehſt,
„Eh' dein verrätheriſches Blut
„Zu meinen Füßen fließt.“

Mit kluger Vorſicht hatte zwar
Schel-Abar, wohl bekannt
Mit der ihm dräuenden Gefahr,
Sie ſorgſam abgewandt,
Doch bebt er, wie im Strauch verſteckt
Die ſcheue Lerche bebt,
Wenn um die Brut, die ſie bedeckt,
Des Geiers Fittich ſchwebt.

Die beiden Sclaven hatten bald
Des Arztes Haus erreicht,
Und rauh beſtürmen mit Gewalt
Die Pforte, ſie, die leicht
Und ſchnell ſich öffnet, ſtaunend grüßt
Sie eine Jungfrau hier:
„Wißt, ſpricht ſie, nur die Schuld verſchließt
„Mit banger Furcht die Thür.

Sie ſchwebt mit ſtillem Schritt voran
Und wendet ſtumm den Blick,
Da ſie der innern Halle nah'n;
Ein Vorhang wallt zurück
Und von dem nächtlich matten Licht
Der Lamp' erhellet, zeigt
Sich beiden Männern ein Geſicht,
Das ihre Wange bleicht.

Hier ruht Balſora hingeſtreckt,
Weiß, wie ein Marmorbild,
Mit Blumenkränzen rings bedeckt,
In Schleier halb verhüllt,
Mit denen noch ein Frauenpaar
Den ſchlanken Leib umſchlingt,
Und bleich mit aufgelöſtem Haar
Die Hände ſchluchzend ringt.

Von Todesſchauern leis erfaßt
Wagt's keiner ihr zu nahn,
Und bald erſchallt in dem Pallaſt
Was beide Sklaven ſah'n.
Nun zweifelt an der Wirklichkeit
Des Todes der Tyrann
Nicht länger, und ſein Wink befreit
Den grauen Biedermann.

Doch heiſcht ſein Stolz, da er ſchon laut
Zur Gattin ſie erklärt,
Daß man die königliche Braut
In der Erblichnen ehrt,
Und wo des weiten Grabes Nacht
Der Ahnherrn Reich umfängt,
Hinab mit traurig ſtolzer Pracht
Balſora's Leichnam ſenkt.

Dem ſchon gezückten Dolch entflohn
Eilt Schel-Abar zurück;
Ein Stern der Rettung hellet ſchon
Die Nacht um ſeinen Blick,
Und laut erinnert ihn ſein Herz
Jezt an den jungen Freund
Der noch mit hoffnungsloſem Schmerz
Um die Verlorne weint.

Wie ſoll ich dieſe Widerſprüche reimen?
Der Prinz frohlockt, hintangeſetzt zu ſeyn,
Und mir ertheilt der König eine Gnade
Mit allen Zeichen ſeines Zorns! — Was muß
Ich glauben? Wahrlich, dieſe neue Würde
Sieht einer Landsverweiſung ähnlicher
Als einer Gnade.

Domingo.

Dahin alſo wär' es
Gekommen? Dahin? Und ein Augenblick
Zertrümmerte, was wir in Jahren bauten? —
Und Sie ſo ruhig? ſo gelaſſen? — Kennen
Sie dieſen Jüngling? Ahnen Sie, was uns
Erwartet, wenn er mächtig wird? — Der Prinz —
— Ich bin ſein Feind nicht. Andre Sorgen nagen
An meiner Ruhe, Sorgen für den Thron,
Für Gott und ſeine Kirche. — Der Infant
(Ich kenn' ihn — ich durchdringe ſeine Seele)
Hegt einen ſchrecklichen Entwurf — Toledo —
Den raſenden Entwurf, Regent zu ſeyn
Und unſern heil'gen Glauben zu entbehren. —
Sein Herz entglüht für eine neue Tugend,
Die, ſtolz und ſicher und ſich ſelbſt genug,
Von keinem Glauben betteln will. — Er denkt!
Sein Kopf entbrennt von einer ſeltſamen
Chimäre — er verehrt den Menſchen — Herzog,
Ob er zu unſerm König taugt?

Alba.

Phantome!
Was ſonſt? Vielleicht auch jugendlicher Stolz,

Doch trifft er in der Hall ihn nicht,
Sein Lager ſteht verwaiſt,
Um das der Lampe ſterbend Licht
Den bleichen Schimmer geußt.
Hinab zum Garten eilt der Greis
Im ſchnell beſorgten Lauf
Und ſucht mit zärtlich bangem Fleiß
Den theuern Jüngling auf.

Im dämmernden Platanen-Hayn,
Den Nacht und Schweigen deckt,
Liegt, nur mit ſeinem Schmerz allein,
Abdallah hingeſtreckt:
Starr iſt ſein Blick, in Thränen ſchwimmt
Sein bleiches Angeſicht;
Schel-Abars nahen Schritt vernimmt
Noch der Betäubte nicht.

Er faßt ihn liebend in den Arm,
Und ſagt mit ſanftem Ton:
„O mäßige den bangen Harm,
„Ermanne dich mein Sohn! —
„Den Thron, den dir das Glück verheißt
„Die Größe, die dir winkt,
„Entehreſt du, wenn jezt dein Geiſt
„Im feigen Gram verſinkt.“ —

Wie, klagt der Jüngling, und erlaubt
Der Hoheit ſtrenge Pflicht,
Wenn ſie das ſchönſte Glück uns raubt,
Die ſtumme Zähre nicht?
Kann ich den Schmerzzerſtörten Sinn
Noch eitlem Ehrgeiz weihn,
Weil eines Thrones Erb' ich bin
Kein fühlend Weſen ſeyn?

Sohn! ſpricht der Greis, dich täuſcht der Schmerz,
Der deine Bruſt bewegt;
Schön iſt es, wenn ein fühlend Herz
Auch unterm Purpur ſchlägt,
Wenn wechſelnd Traurigkeit und Luſt
Des Herrſchers Buſen hebt,
Und in der menſchlich weichen Bruſt
Die Mitempfindung lebt.

Gros gab das Schickſal dir zurück,
Was jezt dein Herz verlor,
Auf! hebe den bethränten Blick
Zum höhern Ziel empor!
Vergiß ſie, die du jezt beweinſt,
Vergiß im ſchönen Glück
Dankbarer Millionen einſt
Dein eigen Mißgeſchick! —

„Mein Vater, ruft Abdallah, nein
Du täuſcheſt dich in mir! —
Ich lebte nur für ſie allein,
Ich lebte nur in ihr.
Dein hoffnungsloſer Sohn verkennt
Die Wonne, die du preiſ'ſt,
Der Macht, die unſre Herzen trennt,
Erlieget auch mein Geiſt.

„Schon reicht, von meinem Schmerz gerührt
Mir ſanft die bleiche Hand
Des Schlafes Bruder, und entführt
Mich leicht in jenes Land,
Wo leiſe jedes Ach verhallt,
Wo die Geliebte weilt
Und in verklärter Lichtgeſtalt
Mir ſchon entgegen eilt.“

„Halt! ruft der Greis, es iſt genug,
Das Schickſal iſt verſöhnt,
Und die beglückte Stunde ſchlug,
Die deine Treue krönt
Des Glückes Verbot iſt der Schmerz,
Balſora ruft dich, Sohn! —
Dir wog die Krone nicht ihr Herz
So ſey dies Herz dein Thron.

Sanft zieht er jezt den Jüngling fort,
Der ſtumm und zaudernd geht,
Und noch das deutungsvolle Wort
Des Freundes nicht verſteht,
Des Sinn ſich dämmernd ihm enthüllt,
Da ſie die Hall' erreicht,
Und ſchweigend ihm der Greis gefüllt
Den goldnen Becher reicht.

Abdallah leert ihn froh (ſein Geiſt
Iſt jedes Zweifels frey)
Da Wiederſehen er verheißt
Iſts gleich ihm wo es ſey;
Und ſelig preißt er ſein Geſchick
Wenn in der andern Welt
Erwachend nur ſein erſter Blick
Auf die Geliebte fällt.

Fünfter Geſang.

In trauernder Cypreſſen Kranz,
Wo nie der junge Tag
Mit hold erneutem Roſenglanz
Die Dämmerung durchbrach,
Erhebt, in melanchol'ſcher Pracht
Erbauet, rings umfaßt
Mit ewig tiefer Still' und Nacht,
Sich dunkel ein Pallaſt.

Vier Marmorwände tragen ſtolz
Die hohe Zinn' empor,
Und jede ſchmückt von Ebenholz
Ein zweigeflügelt Thor.
Mit goldnem Riegel; immerdar
Wird gleich bei Tag und Nacht
Der Pforten jede durch die Schaar
Von Hunderten bewacht.

Im innern des Pallaſtes ſchlingt
Der Säulen Doppel-Reihn
Sich dreifach um die Hall', — es dringt
Der Lampen goldner Schein
Aus hohen Wölbungen, umweht
Von kalter Grabes Luft.
Ihr immer zitternd Licht erhöht
Die Schauer dieſer Gruft.

Drei Tauſend ew'ge Leuchten nähret
Hier der Califen Pracht,
Ein zärtlich duftend Oehl verzehret
Sich in dem Schoos der Nacht;
In magiſcher Beleuchtung fällt
Vereint ihr Licht herab,
Doch ach! der heitre Strahl erhellt
Ein traurig weites Grab.

In jedem Säulengang erblickt
Man Sarg an Sarg gelehnt,
Hier ſchlummern die, ſo hochbeglückt
Der Blöde einſt gewähnt,
Sie die um einer Krone Laſt
Der Menſchheit Glück entbehrt,
Und denen oft erſehnte Raſt
Nur dieſe Gruft gewähret.

Und unter ſtarren Todten ruht
Balſora unbewußt,
Des leiſen Lebens ſtille Gluth
Erwärmet ihre Bruſt,
Aus der geſchloßnen Lippe bebt
Ein Seufzer ſcheu hervor,
Die Wange röthet ſich, es hebt
Das Auge ſich empor.

Und als die Holde nun erwacht,
Sucht froh ihr erſter Blick
Das heitre Licht, er kehrt in Nacht
Gehüllet, ſcheu zurück.
Sie wähnet, den betäubten Sinn,
Umneble noch ein Traum,
Und immer ſchaut ſie wieder hin
Im düſter weiten Raum.

Sie wanket auf, bang' ſchweift ihr Schritt
Durch dunkler Särge Reih'n,
Es leuchtet matt dem irren Tritt
Der Lampen bleicher Schein.
Von Schreck durchbebet, kalt gefaßt
Von des Entſetzens Hand,
Sinkt ſie, zum Marmorbild erblaßt,
Auf eines Sarges Rand.

Und — iſts ein Traum, der ſie betrügt? —
Iſts Fantaſie? umwallt
Den Sinn vom langen Schlaf beſiegt
Der Täuſchung Glanzgeſtalt? —
Nein! — freundlich ſchöne Wirklichkeit
Krönt ſie mit ſelger Luſt:
Sie ſinkt in ſüßer Trunkenheit
An des Geliebten Bruſt.

Noch ſchläft er tief und ahnet nicht
Der liebevollen Braut
Entzücken, die auf ſein Geſicht
Der Wonne Zähren thaut,
Bald, jetzt ihn an den Buſen ſchließt,
Von Freude ſüß berauſcht,
Bald zweifelnd über ihn ſich gießt,
Und ſeinen Puls belauſcht.

„Er lebt, ruft jubelnd ſie, — er lebt! —
An meiner Wange ſchlägt
Sein Herz, und ach! ſein Buſen ſtrebt
Vom warmen Hauch bewegt,
Voll Liebe ſchon entgegen mir! —
Bald glänzet mir ſein Blick! —
Und unter Todten finden wir
Des Lebens ſchönſtes Glück.

„Ihr Lampen, deren goldnes Licht
Den Liebling hold beſcheint,
Ihr ſahet noch die Zähre nicht
Die das Entzücken weint.
Stets ſenkte traurig euer Strahl
Sich in ein weites Grab,
Und leuchtet jezt zum erſtenmal
Auf Glückliche herab!

So ſpricht die Liebende, und kniet
Still, wo Abdallah liegt,
Des Grabes banger Schauer flieht
Durch Liebe ſchön beſiegt,
Ihr glänzt nur eine Lichtgeſtalt
Verklärt aus dieſer Nacht
Und ſchweigend harrt ſie, ob er bald
In ihrem Arm erwacht.

Als nun des wärmern Lebens Hauch
Des Jünglings Buſen ſchwellt
Und kaum geöffnet nun ſein Aug'
Auf die Geliebte fällt,
Glaubt er, den Geiſtern zugeſellt,
Von Geiſtern ſich begrüßt,
Und wähnet, daß die ſtille Welt
Der Schatten ihn umſchließt.

„Hold ſchwebſt du liebliche Geſtalt
„Verklärt entgegen mir,
„Die du mir treu voran gewallt,
„— ich folgte liebend dir! —
So ſpricht er, der zu gros ſein Glück
Für dieſe Erde glaubt,
Und hebt mit dankbar frohem Blick
Sein ſchlummertrunknes Haupt.

Doch bald fühlt er ſo liebewarm
Und traulich ſich umfaßt,
Er ruht in der Geliebten Arm
Nein! ſie iſt nicht erblaßt!
Balſora, die dein Wahn dir fern
In andern Sphären wies,
Es findet ſchon auf dieſem Stern
Die Lieb' ihr Paradies.

Schön iſts, wenn lang der Winde Spiel
Dem Schiff ein Port ſich zeigt,
Doch ſchöner noch, wenn es ſein Ziel
Auf heitrer Farth erreicht.
Gros iſt's, daß der Vergeltung Glück
In höhern Welten thront,
Doch Dank dem günſtigen Geſchick
Das hier die Treue lohnt.

Dies Dunkel, von dem heitern Licht
Des Tages nie beſiegt,
Das ewig grauenvoll und dicht
Auf ſtummen Gräbern liegt,
Der ſchaurig düſtre Säulengang
Der Marmorſärge Reihn:
Die Lampen, die den Dom entlang
Den bleichen Schimmer ſtreu'n!

Und dieſe immer ſtille Luft,
Von keinem Hauch bewegt,
Die nie des Lenzes Blüthenduft
Auf leichter Schwinge trägt,
Iſt dieſen allen nicht, ſoweit
Dein ſcheues Auge blickt,
Der Stempel der Vergänglichkeit
Bedeutend aufgedrückt? —

Nur unſrer Liebe Wonne blüht
Schön wie die Purpurroſ'
Im Lenz auf Grabes Hügeln glüht,
Aus der Vernichtung Schoos;
Hier, wo der ſtolze Purpur ſinkt,
Der mächt'ge Szepter bricht,
Hier iſt's, wo Rettung hold uns winkt
Und Lieb' uns Kränze flicht.

Und wie ſie, ihres Glücks gewiß,
Still ſich umſchlingend ſtehn,
Beſieget jedes Hinderniß
Zu ihren Füßen ſehn,
Betritt den traurigen Pallaſt
Der weiſe Schel-Abar,
Er nahet ſchweigend, und umfaßt
Das froh berauſchte Paar.

Ihm war der Königlichen Gruft
Bewahrung lang vertraut,
In die ſein Amt ihn täglich ruft.
Auf dieſen Grund erbaut'
Er ſchnell der Rettung holden Plan,
Den froh ſein Herz ergreift,
Und den des Aberglaubens Wahn
Durch günſt'gen Zufall reift.

„Beglückte Beide“! ruft der Greis,
Auf immer nun getrennt,
Von dem verrätheriſchen Kreis,
Der ſich geſellig nennt,
Schon jezt durch einen günſt'gen Stern
Mit Laſtern unbekannt,
Von Thorheit und Verbrechen fern,
Zum Schoos der Ruh verbannt.

O mög' ein Gott, dem ſeltnen Glück
Auch ſeltne Dauer leih'n,
Und ewig dieſer Augenblick
Euch ſüß und heilig ſeyn!
Wenn die Erinnerung euch umſchwebt,
Wie einſt des Freundes Hand
Von Wonneſchauern ſanft durchbebt,
Euch ſegnend hier verband.

Schon glänzt in monderhellter Nacht
Der Freiheit holde Spur,
Betretet furchtlos ſie, es wacht
Der Aberglaube nur.
Die dunkle Geiſterhülle deckt
Euch vor der Neugier Blick,
Und unbekanntes Grauen ſchreckt
Ihn ſcheu vor euch zurück.

Des Volkes alte Sage heißt,
Daß in des Vollmonds Glanz
Der jüngſt Erblichnen ſel'ger Geiſt
Im reinen Lilienkranz
Verklärt im Roſenduft dem Thor
Im Oſten leiſ' entſchwebt,
Und zu der Sterne Kreiſ' empor
Sich ſtrahlend dann erhebt.

Nehmt dieſes ſchimmernde Gewand
In köſtlich Oehl getaucht,
Die Kränze nehmet, die ich wand
Von Liliendufft umhaucht,
Und glänzend in des Vollmonds Schein
Mit geiſtergleicher Ruh,
Wallt furchtlos, durch der Wachen Reih'n
Der Freiheit Wohnplaz zu!

Der eine Rolle ſpielen möchte. — Bleibt
Ihm eine andre Wahl? Das geht vorbei,
Trifft ihn einmal die Reihe zu befehlen.

Domingo.

Ich zweifle. — Er iſt ſtolz auf ſeine Freiheit,
Des Zwanges ungewohnt, womit man Zwang
Zu kaufen ſich bequemen muß. — Taugt er
Auf unſern Thron? Der kühne Rieſengeiſt
Wird unſrer Staatskunſt Linien durchreißen.
Umſonſt verſucht' ich's, dieſen trotz'gen Muth
In dieſer Zeiten Wolluſt abzumatten;
Er überſtand die Probe — Schrecklich iſt
In dieſem Körper dieſer Geiſt — und Philipp
Wird ſechzig Jahr' alt.

Alba.

Ihre Blicke reichen
Sehr weit.

Domingo.

Er und die Königin ſind Eins.
Schon ſchleicht, verborgen zwar, in Beider Bruſt
Das Gift der Neuerer; doch bald genug,
Gewinnt es Raum, wird es den Thron ergreifen.
Ich kenne dieſe Valois. — Fürchten wir
Die ganze Rache dieſer ſtillen Feindin,
Wenn Philipp Schwächen ſich erlaubt. Noch iſt
Das Glück uns günſtig. Kommen wir zuvor.
In Eine Schlinge ſtürzen Beide. — Jetzt
Ein ſolcher Wink dem Könige gegeben,
Bewieſen oder nicht bewieſen — viel
Iſt ſchon gewonnen, wenn er wankt. Wir ſelbſt,

Als ſie bekränzt nun, und geſchmückt,
Umfangen ſie den Freund,
Der ſegnend an die Bruſt ſie drückt,
Und leiſe Thränen weint;
Doch der Entſcheidung Stunde ruft:
Er reißt ſich ſchweigend los,
Und leitet ſtill ſie aus der Gruft
Verhängnißvollem Schooß.

Und wie vom heitern Abendlicht
Umleuchtet, beide gehn
Strahlt glänzender ihr Angeſicht,
Und Blüthendüft' entweh'n
Dem ätherfarbenen Gewand,
Das rauſchend ſie umfließt,
Und das ein flatternd Silberband
Um ihre Hüften ſchließt.

Der Liebe reinſte Seligkeit
Umſtrömet und durchdringt
Die Glücklichen, der Sterblichkeit
Umwölkte Hülle ſinkt.
Sie wähnen ſich der Feſſel frei
Die Pſyche's Fittich hält,
Und ſchweben ſchon, geliebt und treu
In eine beßre Welt.

Balſora glaubt das Angeſicht
Die blühende Geſtalt
Des Jünglings mit dem Zauberlicht
Der Seligen umwallt,
Abdallah ſieht kein irdiſch Weib
An ſeiner Seite ſtehn,
Zart ſcheint ihr ſchön verklärter Leib
Auf Blumen leicht zu weh'n.

Die ſchreckbetäubten Wachen flieh'n
Und bergen ihr Geſicht,
Indeß ſie fern voll Ehrfurcht knie'n
Vor der Erſcheinung Licht
Bis zweifelnd ſchon der Ferne Duft
Das holde Paar umhüllt,
Und nur die heitre Abendluft
Ein Lilienhauch erfüllt.

Sechster Geſang.

Fern von des Königs Wohnſitz blühe
Ein paradieſiſch Thal
In Perſien, gemäßigt glüht
Hier ſtets der Sonne Strahl,
Durch nie erſtiegner Berge Reih'n
Bewahret die Natur
Ihr ſchönſtes Heiligthum, allein
Für ihre Kinder nur.

Kein ſchimmernder Pallaſt erglänzt
Im heitern Morgenſchein,
Die weite Ausſicht nur bekränzt
Ein dunkler Cedernhayn,
Auf deſſen Vorgrund bunt zerſtreut
In hoher Palmen Wehn,
In ruhiger Geſelligkeit
Umblühte Hütten ſtehn.

Und aus der Wälder Schatten, dringt
Mit zart gekrümmten Lauf
Ein Strom. Die Flur, die er umſchlingt
Nimmt bräutlich ſchön ihn auf.
Hier wehret ein Platanen-Hayn
Der Mittagsſonne Glut
Und ſtolze Palmen ſpiegeln rein
Sich in der klaren Fluth.

Und wo aus lichter Wolken Kranz
Des Morgens erſtes Licht,
Und ſchön Aurorens Purpurglanz
Mit goldnem Schimmer bricht,
Erhebt in grüne Dämmerung
Vertraulich rings gehüllt,
Ein Hügel ſich mit ſanftem Schwung,
Des Friedens lächelnd Bild.

Durch kühle Schatten führt ein Weg,
Der zögernd ſich erhebt,
Indeß den ſanft gewundnen Steg
Jasmin und Roſ umwebt
In Myrthenſträuchen rufet laut
Mit ſehnſuchtsvollem Ton
Der Sänger Lieblichſter die Braut,
Die ſchüchtern ihm entflohn.

Aus Felſenriſſen dringt ein Quell
Mit brauſendem Getoſ
Und fliehet flüſternd, ſilberhell
Auf grün entblühtem Moos,
Schnell ſtrömet er am ſteilen Rand
Des Pfades dann herab,
Und ſtürzt von hoher Felſenwand
Sich in ein ſchäumend Grab.

Und wo der dicht-umwachſne Steig
Am Ziele jezt ſich ſenkt,
Winkt aus dem ſchattenden Geſträuch
Mit Eppich zart umhängt;
Ein niedres Dach, durch eitle Zier
Des Reichthums unentſtellt
Mit ſanftem Odem wehet hier,
Der Hauch der Unſchuldswelt.

Des Weines ſchlanke Reb' umkriecht
Der kleinen Fenſter Rand,
Die volle Purpurtraube wiegt
Sich ſchwer an weiſſer Wand,
Hier glüht mit Weinlaub rings umhüllt
Die Roſ', ihr ſüſſer Duft
Durchweht die Wohnung, und erfüllt
Mit Balſamhauch die Luft.

Und dieſe holde Wildniß war
Der Ort, wo das Geſchick
Das treue ſtrenggeprüfte Paar
Zum nie geſtörtem Glück
Genügſam — reiner Liebe weiht,
Wo, freundlich ihm verſöhnt,
Mit dauernder Zufriedenheit,
Es die Beglükten krönt.

Almarschin, der Tyrann, empfand
Einſt auch die Zaubermacht
Des günſt'gern Himmels hier; an Rand
Des Grabes ſchon gebracht
Fühlt' er ſich ſchneller durch die Kunſt
Schel-Adar's hier geheilt:
Der Hügel ward durch ſeltne Gunſt
Dem Arzt zum Lohn ertheilt.

Es hatt' im ſichern Schutz der Nacht
Der Maulthier' ebner Schritt
Die Flüchtlinge hieher gebracht;
Ein Sclave folgte mit,
Der mit getreuem Herzen bald
Als Freund ihr Schickſal theilt,
Es ſinkt des Vorurtheils Gewalt
Wo Glük und Liebe weilt.

Auf immer nun ſich ſelbſt geſchenkt,
In namenloſe Luſt
Verloren, in ihr Glück verſenkt,
Steh'n beide — Bruſt an Bruſt
Im trunknem Schweigen hingebeugt
Mit leiſrem Odemzug
Ein Seufzer, der gen Himmel ſteigt
Iſt Wort und Dank genug.

Doch bald weicht der Entzückung Rauſch
Dem ruhigen Genuß,
Sie wechſeln jezt im ſüßen Tauſch
Der frohen Liebe Kuß;
Von Wonnezähren ſanft erhellt
Kehrt ſtrahlender ihr Blick
Aus den Gefilden jener Welt
In dieſe jezt zurück.

Sie ſchauen lächelnd, Hand in Hand,
Hinab ins weite Thal,
Und rufen froh: „dies ſchöne Land
Der kleinen Hütten Zahl,
Die rings zerſtreut das Aug' erblickt
Faßt nur Zufriedne hier,
Doch, iſt wohl einer ſo beglückt
Und ſo geliebt als wir?“

Bald wird der Wildniß dichter Kreis,
Der ihre Hütt' umſchlingt
Ein Garten, der des Jünglings Fleiß
Die reichſten Früchte bringt,
Zum feſtlich ſchönen Tempel ſchmückt
Balſoras Hand das Haus
Mit Blumen, die ſie täglich pflückt
In bunten Kränzen aus.

Der Liebe Zauber ſchafft die Müh
Dem treuen Paar zur Luſt,
Sanft ſchlummernd trifft Aurora früh
An der Geliebten Bruſt
Den Jüngling: jeder Abendſchein
Tauſcht zart in Roſenglut
Den blühenden Acacienhayn,
Wo ſie im Arm ihm ruht.

Bald ſchmecken ſie das höchſte Gut,
Das die Natur uns giebt,
Als Mutter ſteht mit reinrer Glut
Balſora ſich geliebt.
Ein Zauber, der noch unbekannt
Den Hochbeglückten war
Ein heiliger und feſter Band
Verknüpft das holde Paar.

Oft kommt der väterliche Greis,
Sich ihres Glücks zu freu'n,
Und in der muntern Enkel Kreis
Vergnügt und froh zu ſeyn.
Der Kinder bunte Schaar umſchlingt
Schon die Geliebten zwei,
Genuß und ſüſſe Sorge bringt
Schon manches Jahr herbei.

Des Todes kalte Hand erreicht
Auf dem entweihten Thron
Auch den Tyrannen. Es beſteigt
Ihn Ibrahim, ſein Sohn,
Schel-Adars edler Zögling, mehr
Als durch Geburt gekrönt
Mit ſeltnen Tugenden, die er
Dem Purpur jezt verſöhnt.

Er wähnt — durch einer Natter Stich
Den Bruder ſich geraubt,
Dies iſts, was froh der Wütherich,
Und trauernd er geglaubt.
Geehrt, doch einſam fühlt er kaum
Des Thrones ſchimmernd Glück
Und wünſcht der Jugend holden Traum
Und ach! den Freund zurück.

Als jagend einſt ſein ſchnelles Roß,
Ihn dem Gefolg' entführt,
Und ſich der Diener langer Troß
Im dichten Wald verliert
Des lang verfolgten Wildes Spur
Ihn immer weiter zieht,
Und er auf unbekannter Flur
Sich plözlich einſam ſieht.

Schon färbt der Sonne lezter Strahl
Mit Purpurlicht die Au',
Und in dem Waldumgränzten Thal
Schwimmt feuchter Abendthau,
Als in der Dämmrung Zauberſchein
Mit ungewiſſem Schritt
Sein Roß aus dunkelm Cedernhayn,
In licht're Ebne tritt.

Es ſtehet wiehernd jezt, wo hell
Ein Bach vom Felſen ſchäumt,
Und ſtaunend ſieht er, daß den Quell
Ein Blumenbeet umſäumt,
Geordnet hier von Menſchenhand
Was die Natur zerſtreut,
Im bunten Kranz am Marmorrand
Des Beckens hingereiht.

Der König läßt das Roß zurück
Und folgt dem Felſenbach,
Bald winkt dem ungedult'gen Blick
Am Ziel ein freundlich Dach,
Das ſchön im Abendſchimmer glüht,
Der noch die Höh beſtreicht,
Mit Palm' und Lorbeerbäum' umblüht,
Aus den Gebüſchen ſteigt.

In ſtiller Laube ruht ein Paar
Hier von des Tages Glut,
Rings ſcherzt um ſie der Kleinen Schaar
Mit kindiſch frohem Muth.
Sie ſiegen jezt im holden Streit,
Die Mutter iſt ihr Ziel,
Ihr Kuß der Lohn der Schnelligkeit,
Und Zärtlichkeit ihr Spiel.

Es nah't der Fürſt. Mit ſtillem Neid
Sieht er der ſüſſen Ruh
Der unſchuldsvollen Heiterkeit
Des kleinen Kreiſes zu;
Als plözlich — (dem Erſtarrten ſcheint
Ein Traum es, der ihn trügt)
Der lang beweinte theure Freund
In ſeinen Armen liegt.

„Du biſt's Ibrahim! unſerm Glück
Gebrachſt nur Du allein!!" —
Ruft jezt Abdallah. „welch Geſchick
Bringt dich in dieſen Hayn? —"
Und ſtumm mit ſtarrem Blicke lauſcht
(Es ſcheint ſein Geiſt entflohn)
Der frohe Bruder ſüß berauſcht
Der theuern Stimme Ton.

Vom Wonnetaumel nun erwacht,
Erzählet ſanft gerührt
Abdallah, wie der Liebe Macht
Ihn einſt hieher geführt,
Und Ibrahim heut freudig izt
Die Krone, die im Wahn
Von ſeinem Tod' er nur beſizt;
Dem ältern Bruder an.

Doch ſtill führt ihn Abdallah's Hand,
Wo fruchtbar und entblüht
Er rings ein gartengleiches Land
Mit frohem Staunen ſieht,
Wo lieblich von dem Balſamhauch
Der Lilien umweht,
Umſäuſelt von der Myrthen Strauch,
Die kleine Wohnung ſteht.

Er hält ſein reizend Weib im Arm
Und ſammelt um ſein Knie
Der holden Kinder muntern Schwarm:
„Sieh!“ ruft er, Bruder, ſieh!
Ob der, den die Natur ſo reich
Und mütterlich beſchenkt,
Noch auf ein ſtolzes Königreich
Die frohen Blicke ſenkt.

„Dies Haus erſezt mir kein Pallaſt,
Die heitre Stirne drückt
Des Diademes goldne Laſt
Das ſchön die deine ſchmückt.
Vermindre du der Völker Schmerz
Mit ſelbſt vergeßnem Fleiß,
Beſchränket iſt mein enges Herz
Auf der Geliebten Kreis.

Wir zweifeln beide nicht. Zu überzeugen
Fällt keinem Ueberzeugten ſchwer. Es kann
Nicht fehlen, wir entdecken mehr, ſind wir
Vorher gewiß, daß wir entdecken müſſen.

Alba.

Doch nun die wichtigſte von allen Fragen!
Wer nimmt's auf ſich, den König zu belehren?

Domingo.

Noch Sie, noch ich. Erfahren Sie alſo,
Was lange ſchon, des großen Planes voll,
Mein ſtiller Fleiß dem Ziele zugetrieben.
Noch mangelt, unſer Bündniß zu vollenden,
Die dritte, wichtigſte Perſon. — Der König
Liebt die Prinzeſſin Eboli. Ich nähre
Die Leidenſchaft, die meinen Wünſchen wuchert.
Ich bin ſein Abgeſandter — Unſerm Plane
Erzieh' ich ſie. — In dieſer jungen Dame,
Gelingt mein Werk, ſoll eine Bundsverwandtin,
Soll eine Königin uns blühn. Sie ſelbſt
Hat jetzt in dieſes Zimmer mich berufen.
Ich hoffe Alles. — Jene Lilien
Von Valois zerknickt ein ſpan'ſches Mädchen
Vielleicht in einer Mitternacht.

Alba.

Was hör' ich?
Iſt's Wahrheit, was ich jetzt gehört? — Beim Himmel!
Das überraſcht mich! Ja! Der Streich vollendet!
Dominikaner! ich bewundre dich.
Jetzt haben wir gewonnen —

„Dir gab der Perſer gut Geſchick
Den Szepter; unvermißt
Kehr nie ich in die Welt zurück,
Die leicht auch mich vergißt.
Erringe du Unſterblichkeit!
Sey edel, menſchlich, groß!
Und gönne die Vergeſſenheit
Mir in der Ruhe Schoos“!

Die Horen

Jahrgang 1797

Neuntes Stück.

Tübingen
in der J. G. Cottaischen Buchhandlung
1797.

Inhalt des neunten Stücks.

I. Die Geiſterinſel. Ein Singſpiel in drei Akten. Seite 1

II. Die Gallier in Rom. — 79

III. Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Marſchalls von Vieilleville. Fortſetzung. — 83

Die Horen.

Dritter Jahrgang. Neuntes Stück.

I.

Die Geiſterinſel.

Ein Singſpiel in drei Akten.

(Fortſetzung.)

Zweiter Akt.

Erſter Auftritt.

(Romantiſche Gegend. Ausſicht auf das Meer.)

Fernando. Ariel (ungeſehen.)

Fernando.

(tritt langſam und ſchwermüthig auf, und richtet Blik und Geberde gen Himmel.)

Recitativ.

Der du des Grabes ofnem Schlunde
Mich wunderbar entriſſeſt — ach verzeih! —
Erſtikt von Thränen, ſtirbt auf meinem bebenden Munde
Des Herzens Dank. Zu friſch iſt noch die Wunde:
Zu laut umſtöhnt mich noch der Brüder Angſtgeſchrey. —

(Die Muſik wiederholt einzelne Gedanken aus dem Schlußchor des erſten Akts.)

Iſts möglich, daß nur ich — nur ich gerettet ſey? —
Gerettet? ich allein? — Iſts Wohlthat? — iſt es Strafe? —
Wohin verſchlug mich mein Geſchik? —
Vergebens lauſcht mein Ohr — mein Blik —
Die ganze Schöpfung ruht in Todtengleichem Schlafe.
Ach!

Ariel (hallt den Ton nach.)

Ach!

Fernando.

Echo nur, giebt meine Seufzer mir zurük. —

Arie.

Werd ich des Daſeyns Wonne ſchmeken
In dieſem bangen Aufenthalt?
O, werd ich hier ein Herz entdecken,
Das mir entgegen wallt?
Zerriſſen ſind des Lebens Bande
Für den, der fremd, auf ödem Strande,
Wo keines Menſchen Stimme hallt,
Bedroht von tauſendfachen Schreken,
In tiefer Schwermuth wallt.
Werd ich des Daſeyns Wonne ſchmeken
Werd ich?

Ariel (fällt in die Melodie der Arie ein.)

Du wirſt ein Herz entdeken;
Das dir entgegen wallt.

Fernando.

(nachdem er mit frohem Erſtaunen ſich überall umgeſehen hat.)

Bothe des Troſtes! himmliſcher Sänger!
Stille mein Sehnen! weile nicht länger!
Zeige dich mir!

Nun erſt, o Schikſal, bin ich geneſen.
Rund um mich weben mächtige Weſen. —
Seliger Geiſter Freiſtadt iſt hier.
Bothe des Troſtes! himmliſcher Sänger!
Stille mein Sehnen! Weile nicht länger!
Zeige dich mir!
(Er hört kommen, erblikt den Proſpero, und wirft ſich vor ihm nieder.)

Zweiter Auftritt.

Proſpero. Fernando.

Duo.

Fernando.

Ich zolle dir im Staube,
O Schuzgott, meinen Dank.

Proſpero.

Dich täuſcht ein frommer Glaube:
Der Gottheit zolle Dank. (hebt ihn auf.)

Fernando.

Aus deinem Auge bliket
Der Himmelsbürger Ruh.

Proſpero.

Der an ſein Herz dich drüket,
Er iſt ein Menſch, wie du.

Fernando.

Ein Sterblicher, wärſt du?

Proſpero.

Ein Sterblicher, wie du!

Fernando.

Der Unbeſtand des Glükes,
Gewaltſam traf er mich.

Proſpero.

Die Allmacht des Geſchikes
Traf mich ſo ſehr, als dich.

Fernando.

Ich kämpfte mit den Wogen;
Dem Tod entrann ich kaum.

Proſpero.

Von Menſchen, falſch wie Wogen,
Ward ich verfolgt, betrogen;
Dem Tod entrann ich kaum.

Beide.

Wie gleicht ſich unſer Traum!

Fernando.

Umfaßt von deinen Armen,
Vergeß' ich meinen Schmerz.

Proſpero.

Geneigter zum Erbarmen
Schuf eigner Gram mein Herz.

Proſpero.

Wer biſt du?

Fernando.

Mein Name iſt Fernando: mein Vaterland Neapel?

Proſpero.

Kennſt du den König von Neapel?

Fernando (erſchüttert.)

Ob ich ihn kenne? ob ich Alfonſo kenne?

Proſpero (mit Theilnahme.)

Lebt Alfonſo noch?

Fernando.

Er lebt. (wendet ſich weg, um eine Thräne abzutrocknen.)

Proſpero.

Du weinſt! Warum erſchüttert meine Frage dich ſo heftig?

Fernando.

Die Urſache iſt eben ſo unglaublich, als gerecht.

Proſpero.

Laß mich ſie wiſſen!

Fernando.

Sie iſt unglaublich, ſag' ich dir. Die Zeugen deſſen, was du zu wiſſen verlangſt, verſchlang das Meer.

Proſpero.

Erkläre dich deutlicher!

Fernando.

Alfonſo iſt — mein Vater.

Proſpero.

Fremdling! entweihe die Stunde deiner Rettung nicht durch eine Unwahrheit.

Fernando.

Dieſer Ring iſt das einzige Kleinod, das mir übrig blieb. (zieht einen Ring vom Finger, und reicht ihn Proſpero hin.)

Proſpero.

(Indem er den Ring betrachtet, vor ſich) Was ſeh' ich. (laut) Kennſt du die Inſchrift dieſes Ringes?

Fernando.

Kein Sterblicher konnte ſie mir entziffern.

Proſpero.

Sie enthält das Schickſal deſſen, der ihn dir gab.

Fernando.

Ich erſtaune!

Proſpero.

Er war einſt glücklich, und hat aufgehört es zu ſeyn.

Fernando.

Welche übermenſchliche Weisheit. Getroffen! wahr, nur allzu wahr!

Proſpero.

Von wem haſt du ihn?

Fernando.

Von der Hand meines Pathen, eines edlen guten Fürſten, der ein beſſeres Loos verdiente.

Proſpero.

Sein Name?

Fernando.

Proſpero von Mailand. Seine Geſchichte wird dir nicht unbekannt ſeyn.

Proſpero.

Wie ſollten eitle Welthändel zu meinen Ohren dringen?

Fernando.

Durch ſeinen Bruder Antonio geſtürzt, mußte er ſein Land meiden.

Proſpero.

Erzähle mir, was du von der Sache weißt.

Fernando.

Es iſt ein Gewebe von Undank, Ungerechtigkeit und Verrätherey. Der Aufruhr brach los, ehe Proſpero ihn nur ahnen konnte. Auf dem einſamen Waldſchloſſe, wo er ſeine Tage den Wiſſenſchaften widmete, wurde er bey Nacht überfallen, und nebſt ſeiner fünfjährigen Tochter gefangen genommen. Alsbald rüſtete ſich mein Vater, ſeinem alten Bundsfreunde zu Hilfe zu eilen. Da erſcholl die Nachricht, er ſey dem Kerker entronnen, habe ſich mit ſeinem Kinde nach Genua geflüchtet, und ſich dort zur See begeben. Auf der Fahrt nach Neapel ſey er verunglükt. Mein Vater war untröſtlich. Er klagt den Antonio öffentlich des Brudermordes an. Die Wahrheit blieb ein Geheimniß. Hat man die Unglüklichen über Bord geworfen? Hat man ſie auf einer wüſten Inſel ausgeſezt? Gott allein weiß es, und wird es rächen!

Proſpero.

Fremdling, du verſtehſt die Kunſt zu rühren. Wie überzeugſt du mich aber, daß Proſpero nicht eben ſo viel Tadel verdient, als du Mitleid für ihn fühleſt. Vielleicht war er mehr ſchwach als gut. Vielleicht überließ er unwürdigen Günſtlingen das Ruder der Regierung, um müſſigen Träumereyen nachzuhängen. (vor ſich.) Dank ſey dem Unglüke, das mich Selbſterkenntniß gelehrt hat!

Fernando (Ariels Erſcheinung ahnend, vor ſich.)

Welche kühle Luft erhebt ſich plözlich! —

Dritter Auftritt.

Ariel (von Fernando ungeſehen.) **Vorige.**

Ariel.

Meiſter, ich habe ihrer noch drei gerettet, einen friſchen Jüngling und zwei häßliche Alte.

Domingo.

Still! Wer kommt? —
Sie iſt's — ſie ſelbſt.

Alba.

Ich bin im nächſten Zimmer,
Wenn man —

Domingo.

Schon recht. Ich rufe Sie.

(Der Herzog von Alba geht ab.)

Elfter Auftritt.

Die Prinzeſſin. Domingo.

Domingo.

Zu Ihren
Befehlen, gnäd'ge Fürſtin.

Prinzeſſin

(dem Herzog neugierig nachſehend).

Sind wir etwa
Nicht ganz allein? Sie haben, wie ich ſehe,
Noch einen Zeugen bei ſich?

Domingo.

Wie?

Prinzeſſin.

Wer war es,
Der eben jetzt von Ihnen ging?

Proſpero.

Sorge für ſie? (Ariel ab.)

Fernando (vor ſich.)

Was iſt ihm? mit wem ſprach er? — mich ſchaudert:

Vierter Auftritt.

Miranda. Vorige.

Miranda (die von ferne gelauſcht hat.)

Darf ich näher kommen Vater?

Proſpero.

Du darfſt.

Miranda (Schüchtern.)

Willkommen, lieber Fremdling!

Fernando (fällt auf die Knie.)

Ich danke dir, holdſelige Nymphe!

Miranda (freudig zu Proſpero.)

Er ſpricht, wie wir!

Proſpero (winkt Fernando aufzuſtehen.)

Mache meine Tochter nicht eitel!

Miranda (halb laut zu Proſpero.)

Ach, Vater! welch ein ſchöner, ſchöner Mann!

Proſpero (halb laut vor ſich.)

Du findeſt ihn ſchön, weil du ihrer nicht mehr kennſt als zwei.

Miranda.

Zwei? wen kenn' ich auſſer Euch?

Proſpero.

Caliban.

Miranda (verächtlich.)

Rechnet ihr den auch mit?

Proſpero (auf Fernando zeigend.)

Gegen eine Unzahl von Männern iſt er nur ein Caliban.

Miranda.

Ich verlange nie einen ſchönern zu ſehen.

Fernando (vor ſich.)

Welche bezaubernde Geſtalt! welche unausſprechliche Anmuth!

Proſpero (vor ſich.)

Ihre Augen begegnen ſich ſchon.

Miranda (zu Fernando.)

Sey doch nicht ſo ſtumm, lieber Fremdling!

Fernando.

Entzücken feſſelt meine Zunge. Ich wähne im Eliſium zu ſeyn.

Miranda.

Ich verſtehe dich nicht.

Proſpero.

Dieſe Ueberſpannung deiner Fantaſie, Fremdling, iſt die Folge der Wunder, die du heute erfahren haſt. Bald genug werden aufwachende Bedürfniſſe dich erinnern, daß du noch auf der Welt biſt. — Geh Miranda, und ſorge für ſeine Erquickung!

Miranda.

Wollen wir nicht lieber zuſammen gehen, Vater?

Proſpero.

Wir kommen nach.

Miranda.

Nachkommen? — Aber verweilt euch nicht zu lange! meine Anſtalten ſollen bald gemacht ſeyn. (will ab, kehrt wieder um, und kommt zurük.)

Proſpero.

Was willſt du?

Miranda.

Ihn nur noch einmal anſehen.

Fernando (lächelnd vor ſich.)

Allerliebſte Unſchuld!

Proſpero.

Geh, du weiſt nicht was du redeſt, noch was du thuſt.

Miranda.

Lieber, guter Fremdling! du gefällſt mir gar zu wohl. O, es wird dir auch bei uns gefallen! dafür iſt mir nicht bange. Ich habe zwar noch nie einen Gaſt zu bewirthen gehabt; aber das kann ja keine Kunſt ſeyn.

Rondo.

Froher Sinn und Herzlichkeit
Lehren uns Empfindſamkeit,
Einen Gaſt zu pflegen.
Frohſinn kürzet ihm die Zeit,
Zwanglos eilet Herzlichkeit
Seinem Wunſch entgegen.
Früchte will ich dir zum Mahl
Friſch vom Baume pflüken;
Will mit Blumen ohne Zahl
Unſre Zelle ſchmüken;

Kräuter dir zum Lager ſtreun,
Wenn der Abend ſinket;
Mit Geſange dich erfreun,
Bis der Schlaf dir winket.
Froher Sinn ꝛc.
  Wenn der Schöpfung ſtille Pracht
  Deinen Blik erheitert;
  Wenn der Freundſchaft ſanften Macht
  Sich dein Herz erweitert;
  Wirſt du reichen Maaſes hier
  Troſt und Freude finden;
  Werden ſchnell, wie Träume, dir
  Deine Tage ſchwinden.

Fünfter Auftritt.

Proſpero. Fernando.

Fernando (vor ſich.)

Wenn es ein Traum iſt, gütiger Himmel, ſo laß mich nie wieder erwachen!

Proſpero (vor ſich.)

Ich muß dieſer aufkeimenden Leidenſchaft Hinderniſſe in den Weg legen. (laut) Fremdling! — oder hörſt du dich lieber Fernando nennen? — Spotte der Einfalt dieſes Kindes nicht! Ihre Jugend, ihre Entfernung von der Welt entſchuldigen ſie.

Fernando (mit Feuer.)

Einfalt nennſt du — was mich an ihr entzükt, was ſie in meinen Augen unendlich über ihr Geſchlecht erhebt? die Einfalt eines Engels! die Offenheit des goldnen Alters!

Proſpero.

Ich kenne die Menſchen, und dieſe Kenntniß lehrt mich eben ſo kalt und verſchloſſen gegen dich ſeyn, als ſie freimüthig und zuvorkommend iſt.

Fernando (vor ſich.)

Welche ſchnelle Veränderung!

Proſpero.

Ob du der biſt, für den du dich ausgiebſt? ob das Ohngefähr dich hieher leitete? ob du dieſes entlegene Eiland in feindlicher Abſicht aufſuchteſt? — ich wage keine Muthmaßung. Nur zu bald aber werde ich den Gaſtfreund vom Kundſchafter, den Sohn eines großen Königs — von einem nichtswürdigen Betrüger zu unterſcheiden wiſſen.

Fernando (ruhig und feſt.)

Prüfe mich: du ſollſt mich bewährt finden.

Proſpero.

Arie.

Fremdling höre
Meinen Willen, deine Pflicht:
Stör'! o ſtöre
Dieſer Freiſtadt Ruhe nicht:
Ich bin Vater — und ich wache
Ueber meines Kindes Ehre.
Ich bin mächtig — und ich ſchwöre
Dem Verräther ewig Rache,
Der in ihr das Herz mir bricht.

Fernando.

Tief iſt deine Warnung in mein Herz gedrungen. —

Empfange du dagegen, mein unverletzliches Gelübde! — Heilig ſey mir das Gaſtrecht, das du mir angedeihen läſſeſt! Heiliger, als Tempel und Altäre, dieſe Freiſtadt, in die du mich aufnimmſt! — Schütze mich! von mir haſt du nichts zu fürchten.

Proſpero (ſtolz)

Ich! fürchten? ich! Jüngling, du ahneſt nicht, in weſſen Gewalt du biſt.

Duo.

Proſpero.

Friedſam ruht vor deinen Bliken
Jenes Felſen grauer Rüken:
Auf! berühr' ihn, haſt du Muth!
(indem Fernando ſich dem Felſen nähert, ſchwingt Proſpero den Stab, und der Fels ſpeyt Flammen.)

Fernando (zurückbebend.)

Ach Entſezen! welche Gluth!

Proſpero.

So entlodert meine Wuth.

Fernando (ihm zu Füßen.)

Schenk', o Starker, mir das Leben!

Proſpero.

Nur Verbrecher lehr' ich beben.
(indem er ihn aufhebt)
Eine Seele, rein von Schuld,
Hat ein Recht auf meine Huld.

Fernando.

Meine Seele, rein von Schuld,
Hat ein Recht auf deine Huld.

Proſpero.

Wag's noch einmal hin zu bliken! —

(er ſchwingt abermals den Stab: das Feuer verſchwindet und ein blühender Roſenbuſch erſcheint an deſſen Stelle.)

Sprich, was ſtaunſt du lächelnd an?

Fernando.

Staunen wechſelt mit Entzüken.
Sprich, wer tilgte den Vulkan?

Proſpero.

Der hier ſtrafen und beglüken,
Schaffen und vernichten kann.

Fernando.

Blüht auf Fels der Liebe Blume? —
Iſt's ein Spiel der Fantaſie?

Proſpero.

In der Tugend Heiligthume,
Blühet ſo der Liebe Blume,
Für die Treue blühet ſie!

(Fernando fällt in die Wiederholung dieſer Strophe ein, dann gehn ſie zuſammen ab.)

Sechſter Auftritt.

(Zweite Decoration des erſten Akts.)

Ariel (allein.)

Für die Geretteten ſorgen ſoll ich? — Ja, guter Meiſter; aber ſie erforſchen will ich auch. — Leichtſinn und Gutmüthigkeit funkeln in den Augen des Jünglings. — Aber die Alten! die Alten! — Ihr Herz ſcheint mir eben ſo viel Falten zu verbergen, als ſie Runzeln im Geſichte haben. — Kommt nur an: Ariel ſoll euch mitſpielen, wie ihrs verdient.

Arie.

Ja, dem Heuchler keine Gnade!
Ihn entlarven, ihn beſchämen,
Heißt der Tugend Sache rächen,
Und der Wahrheit Opfer weihn.
Leichte Fehler, kleine Schwächen
Guter Menſchen zu verzeihn,
Und auf zweifelhaften Pfade
Mich Verlaßner anzunehmen,
Wankenden die Hand zu leihn —
Giebt die Sympathie mir ein.
Doch dem Heuchler keine Gnade!
Ihn entlarven, ihn beſchämen,
Heißt der Tugend Sache rächen,
Und der Wahrheit Opfer weihn. (ab.)

Siebenter Auftritt.

Fabio. Oronzio.

Fabio (ruft ängſtlich im Kommen.)

Fernando! Fernando!

Oronzio.

Du wirſt dich heiſer nach ihm rufen. Wer weiß, in welchem Wallfiſchbauch der ſteckt?

Fabio.

Ach, mein armer, junger, lieber Herr! Ich wollte, ich läg' an deiner Seite!

Oronzio.

Ruchloſer Jüngling! iſt das der Dank, den du dem Schuzpatrone ſchuldig biſt?

Fabio.

Schweig, alter Betbruder, und bekümmre dich nur um dein Gelübde!

Oronzio.

Zweifelſt du, daß ichs löſen werde?

Fabio.

Wenigſtens glaub' ichs nicht eher, als bis ichs mit meinen Augen ſehe, daß ein Küchenmeiſter ein Eremit wird.

Oronzio.

Ein Eremit? das hab ich nicht gelobt!

Fabio.

Du! Ich habs mit meinen Ohren gehört.

Oronzio.

Ein Ruder von gediegenem Silber hab' ich ihm verſprochen.

Fabio.

Schön! und das Silber dazu — willſt du ſtehlen?

Oronzio.

Das iſt meine Sorge. Laß meinen Fuß nur erſt wieder auf feſter Lava ſtehen!

Fabio.

Schleicher! du machſt einen Winkelzug über den andern, um den guten Patron um ſein Opfer zu ſchnellen. Wie kannſt du dir ſchmeicheln, jemals den grauen Rücken des Veſuvs wieder zu ſehen?

Oronzio.

Ich verſehe mich auf kräftiges Beten.

Fabio.

Ha! ha! ha! Wenns eine kräftige Sauce wäre.

Oronzio.

So profan kann nur ein Page ſprechen.

Fabio.

Still! mir deucht ich höre etwas tappen — (lauſcht.)

Oronzio (zitternd.)

Der Himmel bewahre uns vor reiſſenden Thieren!

Achter Auftritt.

Stefano. Vorige.

Fabio (ihn von weitem erblickend.)

Nein! — es iſt ein ganz zahmes — ſo wahr ich lebe, es iſt der Bachusprieſter, Stefano!

Oronzio (freudig.)

Ach, mein ehrlicher Vetter!

Fabio.

Laſt uns eine Luſt mit ihm haben! (ziehen ſich auf die Seite und ſprechen heimlich.)

Stefano (kömmt näher ohne aufzublicken.)

Wenn ich mich nur erſt überzeugen könnte, ob ich lebendig oder todt bin. (mit gefalteten Händen) Mächtiger Schutzpatron! erbarme dich eines armen Sünders! Gieb mir ein Zeichen.

Oronzio und Fabio.

(ſchleichen von beiden Seiten herbei und ſchlagen ihn auf die Schulter, und rufen mit heiſerer Stimme) Todt!

Domingo.

Der Herzog
Von Alba, gnäd'ge Fürſtin, der nach mir
Um die Erlaubniß bittet, vorgelaſſen
Zu werden.

Prinzeſſin.

Herzog Alba? Was will der?
Was kann er wollen? Wiſſen Sie vielleicht
Es mir zu ſagen?

Domingo.

Ich? und eh' ich weiß,
Was für ein Vorfall von Bedeutung mir
Das lang' entbehrte Glück verſchafft, der Fürſtin
Von Eboli mich wiederum zu nähern?

(Pauſe; worin er ihre Antwort erwartet.)

Ob ſich ein Umſtand endlich vorgefunden,
Der für des Königs Wünſche ſpricht? ob ich
Mit Grund gehofft, daß beſſ're Ueberlegung
Mit einem Anerbieten Sie verſöhnt,
Das Eigenſinn, das Laune bloß verworfen?
Ich komme voll Erwartung —

Prinzeſſin.

Brachten Sie
Dem König meine letzte Antwort?

Domingo.

Noch
Verſchob ich's, ihn ſo tödtlich zu verwunden.
Noch, gnäd'ge Fürſtin, iſt es Zeit. Es ſteht
Bei Ihnen, ſie zu mildern.

Stefano (fällt betäubt zu Boden.)

Fabio (lacht überlaut.)

Oronzio (erſchrocken.)

Vetter Stefano! — (zu Fabio.) verdammter Spaß! ich habe dirs vorher geſagt, daß er ein furchtſamer Haſe wäre.

Fabio.

Er wird doch nicht gar ein Narr ſeyn, und todt bleiben?

Oronzio (kniet nieder und rüttelt ihn.)

Herzens Vetter! Komm doch wieder zu dir! Verſteh doch Spaß!

Stefano.

(richtet ſich halb in die Höhe, ſchlägt die Augen auf, erblickt die andern und ſchreyt) Geſpenſter! (hält ſich mit beiden Händen die Augen zu) Ach ich kann keine ſehen, ob ich gleich ſelbſt nur ein Geſpenſt bin.

Fabio (reißt ihm die Hand vom Geſicht.)

Sperre doch nur die Augen auf.

Oronzio (ihn bei der andern Hand faſſend.)

Du wirſt doch uns wieder erkennen? Wir ſind's!

Stefano.

Oronzio! Fabio! ſeyd ihr auch geſtorben?

Oronzio (indem er ihm auf die Beine hilft.)

Wir leben alle. Steh doch auf!

Fabio.

Laß dich umarmen! wenn du's nicht glauben willſt. (Sie umarmen ihn wechſelsweiſe, mit Karrikatur.)

Stefano (indem ſie ihn umarmen.)

Ach! Ach! laßt mich nur los! Ihr erſtikt mich! — Wo ſind wir denn?

Oronzio.

Wenn wir das ſelbſt wüßten!

Fabio.

Auf einer wüſten Inſel.

Stefano.

Wüſten Inſel? — Schmählicher Tod für einen Kellermeiſter, Durſtes zu ſterben.

Fabio.

Vielleicht finden wir ſüßes Waſſer.

Oronzio.

Und Wurzeln und Kräuter, wie das liebe Vieh!

Fabio.

Ihr ſeyd keine beſſere Koſt werth.

Stefano.

Ach wir armen Teufel, wie ſind wir geprellt!

Fabio.

Der Teufel ſelbſt iſt doch noch mehr geprellt als ihr.

Stefano.

O, mahl' ihn nicht an die Wand, ich bitte dich!

Fabio.

Er hatte ſchon ſo ſichre Jagd auf eure Haut gemacht, und da reißt ſie ihm der Schuzpatron wieder aus den Zähnen.

Oronzio (ihm drohend.)

Fabio, wo du nicht aufhörſt, den Freigeiſt zu ſpielen — (es erhebt ſich hinter dem Theater eine Muſik von blaſenden Inſtrumenten wie ein Tafelſignal.)

Fabio.

Horcht! Horcht! Eure Angſt hat ein Ende. (läuft nach der Gegend.)

Oronzio (ſich überall umſehend.)

Die Muſik ſcheint uns nahe zu ſeyn.

Stefano (ſich ebenfalls umſehend.)

So nahe, daß wir die Muſikanten gewahr werden müßten.

(die Muſik ſchweigt.)

Fabio. (wiederkommend.)

Das iſt eine närriſche Kapelle! Sie hat ſich unſichtbar gemacht.

Oronzio (indem er ſich den andern nähert.)

Was hat das zu bedeuten, ihr Leute?

Stefano (noch furchtſamer, indem er beide an ſich zieht.)

Mir wird bänger, als jemahls.

Fabio.

Und mir wächſt der Muth. Jezt weiß ich, wo ich bin. Die Inſel iſt bezaubert.

(Einige Knaben als Elfen erſcheinen und bringen einen Tiſch der mit Früchten, Wein und Trinkgeſchirren beſezt iſt. Andere tragen eine aus Schilfrohr geflochtene Bank.)

Oronzio und Stefano.

Bezaubert? o, Jemine!

Fabio.

Ich ſage: Juch he! — Gebt acht! wir werden hier hoch leben.

Stefano.

Ach es iſt gewiß die Inſel, von der meine Großmutter ſoviel ſchauerliche Dinge zu erzählen wußte.

Oronzio.

Ach! wenns nur nicht die iſt, wohin der Pater Deſiderio vorm Jahre meinen Kobold gebannt hat.

(ein blaſendes Tafelſignal.)

Fabio (dreht ſich um und erblikt die Tafel.)

Aha! Erſt zur Tafel geblaſen — dann die Tafel ſelbſt! — Sagt ichs nicht? Es geht alles auf groſſem Fuſſe her.

Oronzio (ſich munter ſtellend)

Nun, Vetter Stefano?

Stefano.

Alles, wie mir meine Großmutter erzählt hat.

Fabio (indem er den Tiſch beſieht.)

Ein herrliches Veſperbrod! Einfach und ungekünſtelt, wie es Inſulanern ziemt! — In den Flaſchen iſt wohl gar Wein? (er zieht den Geruch ein) So wahr ich lebe, es iſt Tokayer! — Nun ihr Herren, iſt's nicht gefällig?

(ſezt ſich und fängt während der Ritornells an zu eſſen, Oronzio macht von Zeit zu Zeit einen langen Hals nach der Tafel.)

Terzetto.

Fabio.

Nur beherzt! was kanns euch ſchaden?
Vivat, wer's mit mir verſucht!

Oronzio.

Könnt' ich mich der Furcht entladen,
Lange ſchon hätt' ich's verſucht.

Stefano.

Wo zum Mahle Teufel laden:
Bleibet Steffen unverſucht.

Oronzio.
(näher tretend und die Tafel mit lüſternen Augen muſternd.)

Darf ich trauen? ſoll ich's wagen?
Freundlich lacht die fremde Frucht!
(nimmt, koſtet und ſezt ſich)

Fabio (indem er Stefano den Korb hinreicht.)
Herrlich ſchmeckt die fremde Frucht.

Stefano (mit beiden Händen abwehrend.)
Weg, mit der verbotnen Frucht!

Fabio (trinkend.)
Ha! wie ſtärkt der Wein den Magen! —
Wie erwärmet er das Blut!
(Stefano wird aufmerkſam und ſchielt hin.)

Oronzio (gleichfalls trinkend.)
Wie befeuert er den Muth!

Stefano (näher kommend.)
(zu Oronzio) Iſt er gut? (zu Fabio) Iſt er gut?

Oronzio und Fabio (indem ſie ihm ein Glas einſchenken.)
Koſt' ihn ſelbſt! Was hilft das Fragen?

Stefano (zu Oronzio.)
Iſt er geiſtig? (zu Fabio) Iſt er ſchwer?

Oronzio und Fabio.
Koſt' ihn ſelbſt!

Stefano (mit abgewandtem Geſichte.)
Ih, reicht nur her!
(nimmt, koſtet und ſchlürft das Glas aus.)
Er iſt gut! (reicht das Glas hin.)

Oronzio und Fabio.
Noch mehr?

Stefano.
Noch mehr!

Alle (indem ſie die Gläſer anſtoßen.)
Laßt uns nicht vor Grillen zagen!
Nur der erſte Schritt iſt ſchwer.

Fabio (ſteht raſch auf)

Lebt wohl, ihr Herren! Jezt habe ich friſche Kräfte geſammelt, und will noch einen Verſuch machen, unſern guten Prinzen auf zu ſuchen.

Oronzio.

Bleib, und ſey mit uns guter Dinge, hörſt du? und laß ihn in Gottes Namen wo er geblieben iſt. Mit der Prinzenſchaft iſts hier vorbei: wenn er uns braucht, mag er uns nachlaufen.

Stefano.

Das iſt mein Rath auch. Hier ſind wir ſoviel, als er. Allenfalls wollen wir ihm ein Gläschen Wein aufheben.

Fabio.

Pfuy über euch Sclavenſeelen! — Ihr dientet ihm um Sold. Ich hieng mit ganzer Seele an ihm. Mir war er mehr als Herr. Er war mein Freund.

Romanze.

Ich ſollte hier,
Getrennt von dir,
O Freund, des Lebens Freuden ſchmecken?
Ich ſollte hier
Die Arme dir,
In träger Ruh entgegen ſtrecken?
Nein, fort von hier!
Zu dir, zu dir!
Müh und Gefahr ſoll mich nicht ſchreken,
Treu meiner Pflicht,
Ermatt ich nicht,
Bis meine Blike dich entdeken.

Und wenn dich gleich
Erſtarrt und bleich
Des Todes kalte Schatten decken —
O Königsſohn:
Mein Hauch, mein Ton,
Mein Kuß ſoll dich ins Leben wecken.

Neunter Auftritt.

Oronzio. Stefano.

Oronzio.

Geh nur hin: du wirſt ihn auch nicht finden. Er war juſt ſo ein Zeiſig, als du. Ich will nicht richten. Aber der Sturm, Vetter Stefano, der Sturm kam nicht von ungefähr.

Stefano.

Das hätten wir freilich bedenken ſollen, ehe wir uns mit ein paar Atheiſten einſchifften.

Oronzio (ſeufzend.)

Ja, wenn unſer gemeinſchaftliches Hauskreuz uns nicht weggetrieben hätte?

Stefano.

Wollen wir großmüthig ſeyn, und ihre Geſundheit trinken?

Oronzio.

Meinethalben:

Stefano (nimmt ſein Glas.)

Dein alter Geizdrache!

Oronzio (nimmt ſein Glas auch.)

Deine verliebte Meerkatze?

Zehnter Auftritt.

Oronzio. Stefano. Caliban. (im Hintergrund **Ariel** hinter einem Buſch.)

Oronzio und Stefano (trinkend.)

(nach einer Volksmelodie.)

Mögen unſre Weiber doch
Dort nach Willkühr hauſen,
Wenn wir, frey vom Ehejoch,
Hier in Ruhe ſchmauſen!

(ſie ſtoßen an, trinken, und ſchenken wieder ein.)

Lieber aber möchten wir,
Dort in Ruhe ſchmauſen,
Und ſtatt unſrer möchten hier
Unſre Weiber hauſen!

(ſie greifen wieder nach ihren Gläſern um anzuſtoßen.)

Terzett

Caliban (von Weitem.)

Dieſer Tauſch gefiel auch mir!

Stefano (ſetzt alsbald ſein Glas erſchrocken nieder.)

Still!

Oronzio.

Was?

Stefano.

Still!

Oronzio.

Was giebts?

Stefano.

Ich lauſche.

Caliban.

Dieſer Tauſch gefiel auch mir.

Stefano.

Ja, es ſpricht wer hinter mir.

Oronzio.

Auſſer uns ſpricht niemand hier. (Pauſe.)

Stefano.

Sieh acht!

Oronzio.

Ich lauſche.

(Pauſe.)

Oronzio.

Du ſchwärmſt im Rauſche.

Stefano.

Es ſprach vom Tauſche.

Caliban.

Dieſer Tauſch gefiel auch mir!

Stefano.

Ja, es ſpricht wer hinter mir.

Oronzio.

Auſſer uns ſpricht niemand hier.

(Sie greifen wieder nach den Gläſern und wiederhohlen die erſte Strophe.)

Mögen unſre Weiber doch,
Dort nach Willkühr hauſen,
Wenn wir frey vom Ehejoch,
Hier in Ruhe ſchmauſen!

(Sie ſtoßen an und wollen trinken.)

Caliban.

Aber lieber möchtet ihr
Dort in Ruhe ſchmauſen,
Und ſtatt eurer, möchten hier
Eure Weiber hauſen!

(Oronzio und Stefano, haben, ohne zu trinken, die Gläſer niedergeſetzt und ſich in eine Eke geſchlichen.)

Caliban (mit lautem Gelächter näher kommend.)

Das war ein Spaß!

Oronzio und Stefano (zu einander.)

Ach, wer iſt das?

Caliban (nimmt Beſitz vom Tiſche.)

Seyd mir willkommen!
Ihr zechet baß!

Oronzio und Stefano (zu einander.)

Du biſt beklommen
Und leichenblaß!

Caliban (ſich einſchenkend.)

Euch gilt dies Glas!
Laßt meinen Spaß
Euch wohl bekommen!

Oronzio (ſich munter ſtellend.)

Das war ein Spaß!
Nimm auch dein Glas!
Heiß' ihn willkommen!

Stefano.

Der ſchlechte Spaß
Wird uns, wie Gras
Dem Hund, bekommen.

Prinzeſſin.

Melden Sie
Dem König, daß ich ihn erwarte.

Domingo.

Darf
Ich das für Wahrheit nehmen, ſchöne Fürſtin?

Prinzeſſin.

Für Scherz doch nicht? Bei Gott! Sie machen mir
Ganz bange? — Wie? Was hab' ich denn gethan,
Wenn ſogar Sie — Sie ſelber ſich entfärben?

Domingo.

Prinzeſſin, dieſe Ueberraſchung — kaum
Kann ich es faſſen —

Prinzeſſin.

Ja, hochwürd'ger Herr,
Das ſollen Sie auch nicht. Um alle Güter
Der Welt möcht' ich nicht haben, daß Sie's faßten.
Genug für Sie, daß es ſo iſt. Erſparen
Sie ſich die Mühe, zu ergrübeln, weſſen
Beredſamkeit Sie dieſe Wendung danken.
Zu Ihrem Troſt ſetz' ich hinzu: Sie haben
Nicht Theil an dieſer Sünde. Auch wahrhaftig
Die Kirche nicht! obſchon Sie mir bewieſen,
Daß Fälle möglich wären, wo die Kirche
Sogar die Körper ihrer jungen Töchter
Für höh're Zwecke zu gebrauchen wüßte.
Auch dieſe nicht. — Dergleichen fromme Gründe,
Ehrwürd'ger Herr, ſind mir zu hoch —

Caliban (ſich ſezend.)

Steht nicht ſo fern!

Oronzio (will den Stefano hinſchieben.)

Geh doch zum Herrn!

Stefano (ſich ſträubend.)

O, laß mich fern!

Caliban.

Laßt uns beim Zechen
Vertraulich ſprechen,
Kommt her, ihr Herrn!

Oronzio.

Der Muth zu ſprechen
Erwacht im Zechen,
Komm nur zum Herrn!

Stefano.

Ich mag nicht zechen,
Ich kann nicht ſprechen,
O, laß mich fern!

Oronzio.

Laß uns in einen ſauern Apfel beiſſen. Komm! (zieht ihn mit ſich an den Tiſch.)

Stefuno.

(hält ſich die Augen zu und ſchreyt.) Au!

Caliban.

Du haſt gewiß böſe Augen, daß du nicht in die Sonne ſehen kannſt. Seze dich zu mir, ſo haſt du ſie im Rüken.

Stefano.

Erlauben ſie: ich hab' ein Malum, daß ich nicht ſizen kann.

Caliban.

Du ſcheinſt mir vom Kopf bis zum Fuß ein närriſcher Kerl.

Oronzio (halb laut zu Stefano.)

Sieh ihn nur an! Er iſt ſo übel nicht — weiter nichts als ein monſtröſes Monſtrum.

Caliban (indem er ihm einſchenkt.)

Gute Bekanntſchaft, ihr Herren! (nimmt ſein Glas.)

Oronzio. (nimmt ſein Glas, und giebt Stefano das ſeinige.)

Uns gehorſamſt zu bedanken.

Caliban.

Stoßt an!

Oronzio (ſtößt mit ihm an.)

Mit hoher Permiſſion.

Stefano.

(will auch mit zugemachten Augen anſtoßen, fährt aber dem Caliban mit dem Glaſe unter die Naſe und verſchüttet den Wein.)

Caliban (brummend.)

Na du blinder Maulwurf!

Oronzio (halb laut.)

Er wird böſe! Mach deine Kalbsaugen auf!

Caliban.

Hört nur! — aber ſetzt euch erſt!

Oronzio.

Wenn ſie gnädigſt befehlen. (ſetzt ſich ſchüchtern neben Caliban, Oronzio ganz am Ende der Bank.)

Caliban.

Na, wie gefällt's euch bey mir?

Oronzio.

O, ganz vortreflich, Herr —

Stefano (zu gleicher Zeit.)

O, über alle Maſſen, Herr —

Oronzio.

Um Vergebung, wir wiſſen dero Reſpect noch nicht zu geben.

Caliban.

Wie?

Stefano.

Wie laſſen ſich dieſelben unmaßgeblich tituliren?

Caliban.

Was?

Oronzio.

Ob wir uns Dero hohen Namen ausbitten dürfen?

Caliban.

Ich heiſſe Caliban.

Beide.

Unterthäniger Diener, Herr von Caliban!

Caliban.

Was wollt Ihr mit dem *von*?

Oronzio.

Wir wiſſen zu *leben*, Herr von Caliban.

Stefano.

Wir ſind *Hofleute*, Herr von Caliban.

Caliban.

Hört nur: ich habe mich lange nach Geſellſchaft geſehnt, und heute kommt ihr mir, wie gerufen.

Beide.

Allzu gnädig, Herr von Caliban.

Caliban.

Hört nur: die Inſel iſt mein. Es ſoll euch hier an nichts fehlen. Aber ihr müßt mir auch einen Gefallen thun: wollt ihr?

Oronzio.

O, eine unſchäzbare Ehre und Vergnügen, denenſelben unſre ſchlechten Dienſte zu Füſſen zu legen.

Caliban.

Schlechte Dienſte? Na, damit iſt mir nicht gedient.

Oronzio.

Um Vergebung, es iſt nur ſo eine höfliche Redensart.

Stefano.

So zu ſagen, ein gehorſamſtes Kompliment.

Caliban.

Hört nur, ihr werft da mit einem Unrath von Worten um euch, die ich gar nicht verſtehe. Ihr ſeyd doch ein paar ehrliche Kerl?

Beide.

O, was das betrift, wir ſind das ehrlichſte Paar in ganz Neapel.

Ariel (ungeſehen von den andern)

Ihr lügt.

Beide.

Gewiß und wahrhaftig, wir ſinds?

Ariel.

Ihr lügt, ſag' ich.

Beide.

Wir können's beſchwören, geſtrenger Herr.

Caliban (lachend.)

Warum ereifert Ihr euch denn? ich glaubs ja.

Oronzio.

Dieſelben lieſſen doch ſo etwas von Zweifel fallen.

Caliban.

Wenn ich zweifelte würde ich euch nicht zu meinen Gehilfen nehmen.

Oronzio und Stefano (zu einander.)

Zu ſeinen Gehilfen?

Caliban.

Hört nur, ich habe einen Feind — er heißt Proſpero. Es iſt der Herr der Inſel.

Oronzio.

Ich dachte, es wäre Dero Inſel?

Caliban.

Morgen iſt ſie wieder mein. Mein Mütterchen kommt dieſe Nacht zurük. Ich werde Prinz Wunderſchön. Ich ſchnappe Mirandchen weg; und ihr ſchlagt unterdeſſen den Alten todt.

Oronzio und Stefano (zu einander.)

Ein Todtſchlag?

Caliban.

Was murmelt ihr?

Oronzio.

Ich habe gar ein zartes Gewiſſen.

Stefano.

Ich kann kein Blut ſehen.

Caliban.

Deſto ſchlimmer für euch. Wenn ihr ihn heute leben laßt, ſo ſeyd ihr morgen verwandelt.

Beide (erſchroken.)

Verwandelt?

Caliban.

Er verwandelt alles, was ihm in den Wurf kommt. (zu Frenzie) du mit dem Schmerbauche, du ſchikſt dich am beſten zum Eber, (zu Stefano) und du mit den ſteifen Beinen, du biſt ein gebohrner Waldeſel!

Beide (ängſtlich)

Allerbeſter Herr von Caliban, wenden ſie das Unglük von uns ab.

Caliban.

Gut, ſo macht mit mir gemeinſchaftliche Sache! wollt ihr?

Beide.

Ja doch, ja! mit Leib und Seele.

Caliban.

Vertrauet meiner Macht,
Hört auf mit Furcht zu ringen;
Der Streich, er muß gelingen —
Uns ſchüzen Glük und Nacht!

Alle Dreye.

Uns ſchüzen Glük und Nacht!

Caliban.

Wohlan, ein Wort ein Mann!
Wir haben ihn im Neze,
Wir theilen ſeine Schäze, —
Es ſterbe der Tyrann!

Alle Dreye.

Es ſterbe der Tyrann!

Caliban.

Raubt nach vollbrachter That,
Raubt, was des Raubes lohnet!
Mirandchen nur verſchonet —
Weh dem, der ſich ihr naht.

Alle Dreye.

Weh dem, der ſich ihr naht.

(ſie reichen ſich einander die Hände als Zeichen des geſchloſſenen Bundes.

Eilfter Auftritt.

Fabio. Caliban. Oronzio. Stefano. Ariel hinter einem Buſch.)

Fabio (ruft hinter dem Theater.)

He, ſeyd ihr noch hier?

Caliban (geſpannt.)

Wer ruft?

Oronzio (zu Stefano.)

Da kömmt der böſe Bube ſchon zurük.

Stefano (zu Oronzio.)

Laß dir ja nichts gegen ihn merken.

(Caliban tritt furchtſam zurük und lauert.)

Fabio (tritt eilig auf.)

Glük! Freude! Sieg! Gefunden, gefunden hab ich —

Oronzio und Stefano (haſtig einfallend)

Den Prinzen?

Fabio.

Das Wahrzeichen von unſrer aller Rettung, dieſen Schleier! (zieht einen Schleier aus ſeinem Buſen und läßt ihn hoch flattern; es iſt derſelbe, welchen Miranda im erſten Akte verlor.)

Stefano (verwundert.)

Wie?

Oronzio.

Was will der Gek?

Fabio.

Das begreift ihr nicht? — Wo man einen Schleier findet, da findet man auch ein Mädchen, und wo Mädchen ſind, da iſt gut wohnen.

Oronzio.

Ich ſage es noch einmal, daß du ein Gek biſt.

Stefano.

Prahlend geht er fort, ſeinen Herrn von den Todten zu erweken, und prahlend kömmt er mit einem Narrenfähnchen wieder!

Fabio (haſtig.)

Narrenfähnchen? (faßt ihn beim Kragen.) Alter Kahlkopf, ich könnte dich — (läßt ihn los und geht in Schwärmerey über) Dieſen Schleyer verlohr eine Göttin, und wenn mein armer Herr noch lebt — ſo bin ich gewiß, daß ihr Schuz über ihm waltet. Von dieſem Augenblike an, hör' ich auf, um ihn zu trauern! Vielleicht ſchmekt er ſchon den Himmel an ihrer Seite. O, daß es mir Unwürdigen vergönnt wäre, von Ferne zu ſtehen, und den Glanz ihrer Schönheit anzuſtaunen! daß ich auf meinen Knien —

Oronzio.

Das Bürſchchen iſt betrunken.

Stefano.

Ja, ja, betrunken!

Fabio.

Verliebt, nur verliebt — Es iſt ein magiſcher Schleier. Begreift ihrs nun?

Arie.

Ich küße dich, o! Schleier:
Du täuſcheſt meinen Schmerz;
Und hoher Liebe Feuer
Beſeelt mein mattes Herz.
Ich ſehe die Geſtalt
Der Göttin, die du zierteſt.
In blonden Locken wallt
Das Haar, das du berührteſt:
Den Buſen, weiß wie Schnee,
Hebt ſchmachtendes Verlangen,
Der Unſchuld Grazie
Thront auf den friſchen Wangen;
Den Mund umſchwebet Scherz.
Ich küße dich, o! Schleier:
Du täuſcheſt meinen Schmerz.

Caliban (ſchleicht herbei, und reißt ihm den Schleier weg.)
Her mit dem Dinge!

Fabio.

Element! was iſt das für eine Figur?

Oronzio.

Es iſt der Herr der Inſel.

Stefano.

Prinz Wunderſchön.

Fabio.

Prinz Mondkalb! ha ha ha! — Meerkatze, Pavian, Seepferd, zu welcher Gattung von Beſtien gehörſt du?

Caliban (ihm drohend.)

Ich will dich bebeſtien!

Fabio (trotzig)

[redacted]

Caliban.

Niedergekniet! abgebeten! oder —

Fabio.

Donner und Wetter! hätt' ich meinen Hirſchfänger, ich wollte —

Caliban (mit komiſcher Majeſtät.)

Armſeliger Erdenwurm! — Wo iſt mein Zauberſtab? (indem er ſucht, vor ſich) Ich muß dem Buben bange machen.

Oronzio.

Barmherzigkeit, Herr von Caliban!

Stefano.

Sie wollen ihn doch nicht verwandeln?

Caliban (nachdem er einen Stock gefunden.)

Stumm und lahm will ich ihn machen. Weiter nichts.

Fabio.

Das will ich ſehen. Fang an, Windbeutel!

Caliban (zu Oronzio und Stefano.)

Hört nur, ihr andern, das ſag ich euch, wenn er ſich während der Beſchwörung mit einem Worte vergeht, ſo ſeyd ihr alle zuſammen des Todes.

Oronzio.

Hörſt du, Fabio! Bedenke dein Gewiſſen, leg an dein loſes Maul ein Schloß!

Stefano.

Wir wollens ihm lieber ſelbſt anlegen! (zieht ein Tuch aus der Taſche.)

Domingo.

Sehr gern,
Prinzeſſin, nehm' ich ſie zurück, ſobald
Sie überflüſſig waren.

Prinzeſſin.

Bitten Sie
Von meinetwegen den Monarchen, ja
In dieſer Handlung mich nicht zu verkennen.
Was ich geweſen, bin ich noch. Die Lage
Der Dinge nur hat ſeitdem ſich verwandelt.
Als ich ſein Anerbieten mit Entrüſtung
Zurücke ſtieß, da glaubt' ich im Beſitze
Der ſchönſten Königin ihn glücklich — glaubte
Die treue Gattin meines Opfers werth.
Das glaubt' ich damals — damals. Freilich jetzt,
Jetzt weiß ich's beſſer.

Domingo.

Fürſtin, weiter, weiter!
Ich hör' es, wir verſtehen uns.

Prinzeſſin.

Genug,
Sie iſt erhaſcht. Ich ſchone ſie nicht länger,
Die ſchlaue Diebin iſt erhaſcht. Den König,
Ganz Spanien und mich hat ſie betrogen.
Sie liebt. Ich weiß es, daß ſie liebt. Ich bringe
Beweiſe, die ſie zittern machen ſollen.
Der König iſt betrogen — doch bei Gott!
Er ſey es ungerochen nicht. Die Larve
Erhab'ner, übermenſchlicher Entſagung
Reiß' ich ihr ab, daß alle Welt die Stirn

Fabio.

Meinethalben: Spielt nur Komödie mit mir! Aber wenn der Bär nicht zaubern kann, ſo will ich ihn tanzen lehren.

(Oronzio und Stefano binden ihm den Mund zu.)

Quintett.

Caliban.

(macht während des Ritornells die Gaukeleien eines Beſchwörers, und zieht einen Kreis um Fabio.)

Ehrt meine Macht!
Weh dem, der ſie verlacht!

Oronzio und Stefano.

Wir ehren ſie,
Wir beugen ihr das Knie.

(Knien zu beiden Seiten des Kreiſes.)

Caliban.

Ehrt meine Macht!
Und du, der ſie verlacht,

(den Stab über Fabio ſchwingend.)

Werde klüger!

Ariel (ungeſehen von den andern)

Du Betrüger! Du Betrüger!

Caliban (ſich umſehend.)

Wer ſpottet mein?
(zu Oronzio.) Biſt du's?

Oronzio.

Ach nein!

Caliban (zu Stefano.)

Biſt du's?

Stefano.

Ach nein!

Ariel.

Du Betrüger! Du Betrüger!

Caliban (zu beiden)

Ich wähn' euch ſtumm zu ſeyn.

Oronzio und Stefano.

Kein Held kann ſtummer ſeyn.

Ariel (auf Oronzio und Stefano zeigend.)

Kein Schaaf kann dummer ſeyn.

Caliban (ſchwingt den Stab zum zweitenmale.)

Ehrt meine Macht!
Bald iſt das Werk vollbracht.

Ariel (lachend)

Ha ha ha!

Caliban.

Wer ſpottet mein?
Seyd ihrs?

Oronzio und Stefano.

Ach, nein!

Caliban.

Den Spötter treffe Feuer!
Die Erde ſchling ihn ein!

Ariel.

Verworfnes Ungeheuer!
Die Rache wartet dein.

Oronzio und Stefano

Hier iſt es nicht geheuer,
Mir zittern Arm und Bein
(ſie halten ſich die Augen zu.)

Caliban (ſchwingt den Stab zum drittenmale.)

Ehrt meine Macht!
Jezt iſt das Werk vollbracht. (Pauſe.)
Arm, Fuß und Zunge
Sind ihm gelähmt.

Oronzio und Stefano

Der arme Junge!
Wie er ſich grämt!

Ariel (im Zelte.)

Hör auf zu träumen!
Wie kannſt du ſäumen
Ihn zu beſchämen?

Fabio. (ſich die Binde abreiſſend)

Tralala ralala
Tralarala!
(tanzt und ſchwenkt Caliban herum.)

Stefano und Oronzio (ſtehn erſtaunt auf)

Welch ein Beginnen! —
Heißt das, ihn lähmen?

Caliban.

(ſich von Fabio los machend, und hinter die andern verkriechend)

Er iſt von Sinnen —
Arm', Füß' und Zunge
Wollt' ich ihm lähmen,
Mein Stab im Schwunge
Traf ihm den Kopf.

Caliban. Oronzio Stefano.

Nur fort von hinnen
Er iſt von Sinnen,
Der arme Tropf!

Fabio.

Tralala ralala.
Tralalara.

Ariel.

Ha ha ha!

(Caliban, Oronzio und Stefano fliehen, Fabio verfolgt ſie, Ariel verſchwindet; die Sylfen erſcheinen wieder und tragen den Tiſch nebſt der Bank weg.)

Zwölfter Auftritt.

(Gegend im Walde. Ein angefangener Holzſtoß. Klöze und Beile liegen umher.)

Fernando, nachher Miranda.

Fernando (beſchäftigt, den Holzſtoß aufzubauen.)

Ihr guten Eltern! Eure Gedanken ſuchen mich in Portugal — der Jubel meines Empfanges, und das Gepränge der Vermählungsfeyer verweben ſich in eure Träume — Wenn ihr mich in dieſem Augenblike ſehen könntet? — euren Erſtgebohrnen, euren Liebling! Wie würdet ihr mich beklagen! — Beklagt mich nicht! — Willkommener iſt mir dieſe Sclavenarbeit, als die goldne Feſſel die eure Staatsklugheit mir beſtimmte. An der Seite der ſtolzen Infantin, hätte Langeweile aus mir geſeufzt — Miranda lehrt mich die Seufzer der Liebe.

Miranda (im Kommen.)

Strenge deine Kräfte nicht zu ſehr an, Fernando! — Die abſcheulichen Blöße! Warum hat ſie nicht der Bliz dieſen Morgen alle verzehrt? — Ruh ein wenig aus! hörſt du?

Fernando.

Miranda, die Sonne geht ſchon unter. Ich muß mein Tagewerk endigen.

Miranda.

Erlaube mir, dich abzulöſen!

Fernando.

Himmliſche Seele! Nein, ehe mögen meine Sehnen ſpringen, als daß du dich dieſer ungewohnten Arbeit unterzieheſt.

Miranda.

Ach, du ſcheinſt ihrer eben ſo wenig gewohnt zu ſeyn, als ich, und mir käme ſie gewiß leichter an. Denn ich thäte ſie aus gutem Willen, und du thuſt ſie aus Zwang.

Fernando.

Aus Gehorſam gegen meinen Wohlthäter. Zu welcher Prüfung könnte Mirandens Vater mich verurtheilen, der ich mich nicht mit Freuden unterwürfe?

Miranda.

Du biſt nicht aufrichtig, Fernando. Sieh! es ſteigt kein Gedanke in meiner Seele auf, den ich dir zu verhehlen ſuchte. Vergelte mein Vertrauen durch das deinige.

Fernando (ſchmachtend.)

Ach Miranda! wenn ich's wagen dürfte, dir mein Herz auszuſchütten?

Miranda.

Was hält dich zurük? Rede! Vielleicht zerſtreueſt du deinen Kummer.

Fernando.

Romanze mit Variationen.

Sanft und herrlich, gleich der Sonne
Meines Landes, fiel mein Loos;
Liebevoller Eltern Wonne,
Wuchs ich auf in ihrem Schoos.
Mir zum Erbtheil einſt beſchieden
War Neapels alter Thron;
Pracht und Ueberfluß und Frieden
Schwebten um den Königsſohn.
Aus der Freuden Kreis geriſſen,
Schmachtet jetzt der Königsſohn,
Alles, alles muß er miſſen —
Eltern, Vaterland und Thron.
Aber dich hat er gefunden
Reizende Miranda, dich!
Und von Schwermuth losgewunden
Fühlt er neu gebohren ſich.
Ihm erſetzen deine Blike
Jedes Gut das er verlohr,
Und verſöhnt mit dem Geſchike
Hebt er ſtolz ſein Haupt empor.

Dreizehnter Auftritt.

Miranda.

Armer Fernando! o warum hat der Himmel nicht mich zu deiner Sclavin gemacht? — Unſere Abkunft war einander gleich; Unſere Schikſale ſollen es auch ſeyn! — Nimm meinen Beiſtand an, komm! (Hand in Hand abgehend.)

Final.

Caliban.

(ſieht Fernando mit Miranda abgehen, und ſingt.)

Noch ein Fremdling!
Und Miranda,
Statt zu fliehn
Leitet ihn? —
Tod und Hölle!
Wie viel Schelme
Hat die Welle
Ausgeſpien?
Ha Geſelle!
Auf der Stelle
Laß mich ſpähn
Dich zu ſehn.

(kriecht in das Gebüſch um ſie zu belauſchen.)

Proſpero (tritt auf.)

Ich will ſpähn
Nicht ſie ſtören.
(ſieht ſich überall um.)
Nichts zu ſehn
Noch zu hören
Sie und er
Sind verſchwunden! —
Alles leer! —

Miranda und Fernando.

(hinter dem Theater.)

Ach, was iſt die Liebe
Für ein ſüßes Ding!

Proſpero.

(geht nach der Seite wo der Geſang herkommt, und wird ſie durch die Bäume gewahr.)

Ha gefunden! —
Treu verbunden,
Wie es ſcheint —
Ja, ſie weilet
Um den Freund,
Ja ſie theilet
In der Unſchuld
Stillen Würde,
Seine Bürde,
Seinen Schmerz —
Und vertauſchet
Herz um Herz.

Miranda und Fernando (wie vorhin.)

Ach, was iſt die Liebe
Für ein ſüſſes Ding!

Caliban (den Kopf aus dem Buſche ſteckend.)

Satt gelauſchet!

Proſpero (vor ſich.)

Horch! was rauſchet?

(wird Caliban gewahr, und zieht ſich zurük, um ihn zu belauſchen.)

Caliban (geht wieder vorwärts.)

Iſt's ein Traum?
Haben kaum
Sich gefunden,
Und ſchon ſind
So geſchwind,

Als der Wind
Beider Herzen
Auch verbunden? —
(indem er wieder hinblikt.)
Wie ſie ſcherzen!
Schmachtend bliken!
Sich die Hände
Voll Entzüken
Feurig drüken!
(ſtampft mit dem Fuße.)
Macht ein Ende!
Ha, vor Neide
Werd' ich blind! —

Fernando und Miranda (wie vorhin.)
Ach, was iſt die Liebe
Für ein ſüſſes Ding!

Caliban.
(der indeſſen nachſinnend auf und ab gegangen.)
Falſche Beide!
Lernet zittern!
Euch die Freude
Zu verbittern,
Zu beſtrafen,
Den Verrath,
Weiß ich Rath —
Stille, ſtille
Bis zur That! —
(nach Fernando hinzeigend.)
In der Hülle
Dieſes Sclaven

Werde mein Triumph vollbracht,
Heute Nacht, —
Dieſes ſchlanken Wuchſes Pracht;
Dieſe kühne
Heldenmiene.
Dieſes Lächelns Zaubermacht;
Dieſes Auge voll Verlangen;
Dieſe Wangen
Friſch und rund;
Dieſen Mund,
Zum Kuß geſchaffen;
Alle dieſe Liebeswaffen,
Leg' ich an,
Sie zu fah'n! —
Ha, wie wird Mirandchen gaffen!
Caliban,
Welch ein Plan!

Cavatina.

Wenn in Thränen
Meinem Sehnen
Sich der Schönen
Stolz ergiebt —
Soll ſie wähnen,
Die Bethörte,
Sie erhörte,
Den ſie liebt! (ab.)

Proſpero.
(kommt wieder näher, und ſieht ihm nach.)
Ha, der Freche!

Der Sünderin erkennen ſoll. Es koſtet
Mir einen ungeheuern Preis, doch — das
Entzückt mich, das iſt mein Triumph — doch ihr
Noch einen größern.

Domingo.

Nun iſt Alles reif.
Erlauben Sie, daß ich den Herzog rufe.

(Er geht hinaus.)

Prinzeſſin (erſtaunt).

Was wird das?

Zwölfter Auftritt.

Die Prinzeſſin. Herzog Alba. Domingo.

Domingo (der den Herzog hereinführt).

Unſre Nachricht, Herzog Alba,
Kommt hier zu ſpät. Die Fürſtin Eboli
Entdeckt uns ein Geheimniß, das ſie eben
Von uns erfahren ſollte.

Alba.

Mein Beſuch
Wird dann um ſo viel minder ſie befremden,
Ich traue meinen Augen nicht. Dergleichen
Entdeckungen verlangen Weiberblicke.

Prinzeſſin.

Sie ſprechen von Entdeckungen? —

Welch ein Plan! —
Ach, er ſieget!
Sie erlieget
Ihrer Schwäche,
Ihrem Wahn, —
Rath und Hilfe,
Treuer Sylfe!
Eil herbei!
Lehr' ein Mittel
Mich erſinnen,
Das den Ränken,
Des Verwegnen
Zu begegnen
Fähig ſey! (ab.)

Fernando. Miranda.

(treten auf, jedes trägt einen Arm voll Holz.)

Miranda.

Lied.

Ach, was iſt die Liebe
Für ein ſüßes Ding! —
Meine Seele hebet
Sich auf ihrem Flügel;
Meine Seele ſchwebet,
Neu von ihr belebet,
Ueber Thal und Hügel,
Gleich dem Schmetterling.
Ach, was iſt die Liebe
Für ein ſüßes Ding!

Fernando.

(zu gleicher Zeit, und indem ſie gemeinſchaftlich das Holz in Ordnung legen.)

Ach, was iſt die Liebe
Für ein ſüßes Ding! —
Muth giebt ſie zur Arbeit,
Hilft ſie uns verrichten,
Eine Blumenkette,
Werden unſre Pflichten,
Und am Thron der Liebe
Hängt der Kette Ring.
Ach, was iſt die Liebe
Für ein ſüßes Ding!

(nach geendigter Arbeit umarmen ſie ſich.)

Beide.

Liebe, nimm die Weihe
Unſrer Herzen an!
Die, mit frommer Treue
Ewig hingegeben,
Laß uns durch das Leben,
Froh wie Kinder, ſchweben!
Deine Fakel ſtreue
Licht auf unſre Bahn!
Liebe nimm die Weihe
Unſrer Herzen an!

(Sie ſehen Proſpero kommen, und ziehen ſich ſchüchtern auf die Seite.)

Proſpero (tritt mit feierlicher Schwermuth auf.)

Ein Jedes ſcheide!
Die Nacht bricht ein.
Ihr müßt euch beide
Der Stille weihn.

Fernando und Miranda (zu einander.)
Laß uns dem Schlummer
Entgegen gehn.
Uns weckt der Morgen
Zum Wiederſehn.

Proſpero.
Mit bangen Sorgen
Droht mir die Nacht.
Ehrt meinen Kummer !
Ehrt ihn, und wacht !

Beide (zu Proſpero.)
Fern ſoll der Schlummer !
Fern von uns ſeyn.
Laß uns im Kummer
Dir Troſt verleihn !

Proſpero.
In meinen Kummer
Dringt niemand ein.
Entſagt dem Schlummer !
Laßt mich allein !

Beide.
Ach nein ! Ach nein !
Laß uns im Kummer
Dir Troſt verleihn !

Proſpero.
Nein ! Nein ! Nein ! Nein !
Ihr geht von dannen
(indem er zwei ſchwarze Beutel hervorzieht.)

Geheime Kräfte
Den Schlaf zu bannen
Birgt ein Geſchäfte
Von ſichrer Wahl.
Hier ſind Korallen —
(reicht jedem einen Beutel hin.)
Dem Sonnenſtrahl,
Beim Niederwallen,
Als Thau entfallen
Im nächſten Thal!
Wie unverborgen
Iſt ihre Zahl.
Ihr zählt bis morgen,
In ernſten Sorgen,
Die ganze Zahl.

Beide (indem jedes dem andern ſeinen Beutel zeigt.)
O leichte Sorgen!
Wir gehn zuſammen,
Und wiſſen morgen
Die ganze Zahl.

Proſpero.
Nein! nicht zuſammen!
(zu Fernando) Du zählſt allein.
(zu Miranda.) Du zählſt allein.

Beide.
Laß uns beiſammen!

Proſpero.
Es kann nicht ſeyn.

Beide.

Laß im Zählen uns zuſammen
Unverdroſſen Beiſtand leihn:

Proſpero.

Nein! Nein! Nein! Nein!

Beide.

Kannſt du dieſen Wunſch verdammen?
Frei von ungeweihten Flammen,
Flößet Freundſchaft nur ihn ein.

Proſpero (mit majeſtätiſchem Zorne)

Schweigt und zittert! ich befehle. —
(zu Fernando) Wach und zähle! (zu Miranda)
Wach und zähle!
(zu Fernando) Fleuch ſie! (zu Miranda) Meid' ihn
wie den Tod!

Beide.

Schauder faſſet meine Seele.
Widerrufe dein Verbot!

Proſpero.

Schweigt und zittert! ich befehle. —
Trennt euch! (vor ſich.) o bange Nacht!

Beide (zu einander.)

Lebe wohl! (vor ſich.) o bange Nacht!

Ariel (ungeſehen)

Ruhe kehr' in deine Seele:
Maja lebt! ihr Auge wacht.

Proſpero. Fernando. Miranda (jedes beſonders ab.)

Ende des zweiten Akts.

Dritter Akt.

Erſter Auftritt.

(Erſte Decoration des erſten Akts.)

(Sternenhelle Nacht.)

Miranda. Fernando.

(Miranda ſitzt bey Maja's Grabe, und zählt, während des Ritornells, die Korallen aus dem Beutel in ihren Schoos. Fernando, von ihr ungeſehen, ſitzt auf einem Block, mit dem Rücken gegen einen Baum, und zählt die Korallen aus dem Beutel in ein über ſeine Knie gebreitetes weiſſes Tuch.)

Duo.

Miranda.

Traurige Korallen
Zählen ſoll ich euch!
Doch wer zählt die Thränen,
Die vermiſcht mit euch
In den Schoos mir fallen?
Traurige Korallen,
Zählen ſoll ich euch!
Eins, zwei, drei — acht, neun, zehn —
(fährt leiſe fort zu zählen.)

Fernando.

Wer euch zählt, Korallen,
Zählt der Wüſte Sand,

Ach, benezt von Thränen,
Läßt die matte Hand
Unbewußt euch fallen.
Wer euch zählt, Korallen,
Zählt der Wüſte Sand.
Eins, zwei, drei — acht, neun, zehn —
(Fährt leiſe fort zu zählen.)

Zuſammen.

Halt! wo blieb ich ſtehn?
Schon iſt mirs entfallen —
Traurige Korallen!
Acht — neun — zehn —
(fahren beide fort, leiſe zu zählen.)

Miranda.

Laute Seufzer wallen
Durch die öde Luft.

Fernando.

Trauertöne ſchallen
Durch die öde Luft
Ach, Miranda!

Miranda.

Ach, Fernando!

Zuſammen.

$\text{Horch}\left\{\begin{array}{c}\text{Fernando}\\ \text{Miranda}\end{array}\right\}\text{ruft!}$

Fernando.

Ach, Miranda!

Miranda.

Ach! Fernando!

Fernando.

Klagſt du auch?

Miranda.

Ich klage!

Fernando.

Rufſt du mir?

Miranda.

Ach nein!

Fernando.

Sanfter tönt die Klage,
Stimmt ein Herz mit ein.

Miranda.

Jedes von uns trage
Seinen Schmerz allein.

Fernando.

Einſamkeit iſt Pein.

Miranda.

Einſam muß ich ſeyn.

(kurze Pauſe, das Theater verfinſtert ſich.)

Fernando.	**Miranda.**
(kömmt ſchnell hervor, und wirft ſich ihr zu Füßen.)	(ſteht erſchrocken auf, und will entfliehen.)
Mag ichs büſſen	Mit dem Leben
Mit dem Leben;	Werd' ich's büſſen;
Dir zu Füſſen,	Sieh mich beben!
Sterb ich gern!	Bleibe fern!

(Blitz und Donner. Miranda flieht betäubt in die Zelle; Fernando in heftiger Bewegung ab.)

Zweiter Auftritt.

Geiſter-Erſcheinung (unter Accompagnement.)

(Unter Bliz und Donner öffnet ſich der Boden. Sycorax, ein ſchwarzer Schatten, in Dampf gehüllt und mit dem Zauberſtabe in der Hand, fährt wild heraus, und ſchaut mit triumphirender Geberde umher. Das Grabmahl berſtet und zerfällt. Maja, ein weißer Schatten, ſteigt herauf, und ſtreckt den aufgehobenen Arm gegen Sycorax aus. Sycorax erblikt ſie und bebt, ſchöpft wieder Muth und eilt mit drohendem Stabe der Zelle zu. Maja ſtellt ſich ihr mit ausgebreiteten Armen ſchüzend entgegen. Sycorax erſtarrt; der Zauberſtab entſinkt ihrer Hand. Maja blikt mit flehender Geberde gen Himmel. Bliz und Donner beginnen von neuem. Sycorax fährt unter Flammen hinab. Maja ſteigt majeſtätiſch wieder in ihre Gruft. Statt des Grabmahls ſteigt mittelſt der Verſenkung ein Palmbaum herauf.

Dritter Auftritt.

(Zweite Decoration des erſten Akts.)

Proſpero

(ſizt auf einer Felſenbank und ſchläft. Ueber ihm ſchwebt eine transparente Lufterſcheinung, die eine Gruppe von Geiſtern und Sylfen vorſtellt)

Chor.

(ohne Accompagnement des Orcheſters, und am liebſten ganz ohne Begleitung.)

Heiliger Strand,
Wo Maja ruht!
Ewig verbannt
Sind Rach' und Wuth
Wo Maja ruht.
Heiliger Strand
Wo Maja ruht!

Vierter Auftritt.

Proſpero. Ariel.

Proſpero (erwachend.)

Welch ein wonnevolles Chor
Wekt mein entzüktes Ohr?

Ariel (von Ferne ſchwebend.)

Deiner Hüter frommes Chor
Weke dein verſchloßnes Ohr.

Proſpero (ſich aufrichtend.)

Welches Meteores Schimmer
Dämmert durch der Wolken Flohr.

Ariel.

Ihrer Lichtgeſtalten Schimmer
Dämmert durch der Wolken Flohr.

Proſpero.

Schatten ſind es, die mich höhnen;
Träume ſäuſeln um mein Ohr.
(Stüzt den Kopf auf ſeinen Arm.)

Ariel (näher tretend.)

Oefne den vertrauten Tönen
Deiner Sylfen, Herz und Ohr!
Flieh den Schlummer! blik empor!

Proſpero.

Nein, erwachen will ich nimmer;
Süſſer Wohllaut, holder Schimmer
Schwebet mir im Traume vor.

Domingo.

Wir wünſchten
Zu wiſſen, gnäd'ge Fürſtin, welchen Ort
Und welche beſſ're Stunde Sie —

Prinzeſſin.

Auch das!
So will ich morgen Mittag Sie erwarten.
Ich habe Gründe, dieſes ſtrafbare
Geheimniß länger nicht zu bergen — es
Nicht länger mehr dem König zu entziehn.

Alba.

Das war es, was mich hergeführt. Sogleich
Muß der Monarch es wiſſen. Und durch Sie,
Durch Sie, Prinzeſſin, muß er das. Wem ſonſt,
Wem ſollt' er lieber glauben, als der ſtrengen,
Der wachſamen Geſpielin ſeines Weibes?

Domingo.

Wem mehr, als Ihnen, die, ſobald ſie will,
Ihn unumſchränkt beherrſchen kann?

Alba.

Ich bin
Erklärter Feind des Prinzen.

Domingo.

Eben das
Iſt man gewohnt von mir vorauszuſetzen.
Die Fürſtin Eboli iſt frei. Wo wir
Verſtummen müſſen, zwingen Pflichten Sie
Zu reden, Pflichten Ihres Amts. Der König
Entflieht uns nicht, wenn Ihre Winke wirken,
Und dann vollenden wir das Werk.

Ariel.
Sieg wird den Erwachten krönen,
Frohe Botſchaft ihm ertönen;
Flieh den Schlummer! blik empor!

Proſpero.
Laß mich ſchlafen!

Ariel.
Nein! erwache!
(faßt ihn bey der Hand.)

Proſpero (aufſtehend)
Kömmſt du zum Triumph der Rache,
Falſcher Freund, mich aufzuſchreken?

Ariel.
Zum Triumph der guten Sache
Will dein Ariel dich weken.

Proſpero.
Sprichſt du meinem Falle Hohn?
Ariel.
Deiner Feindin ſprech' ich Hohn.

Proſpero.
Von der bängſten aller Sorgen
Iſt mein Buſen noch zerriſſen.
Meine Tochter — ?

Ariel.
Iſt geborgen

Proſpero.
Laß mich alles, alles wiſſen!
Meine Tochter —

Ariel.

Iſt geborgen

Proſpero.

Und die Feindin ?

Ariel.

Iſt geflohn.

Proſpero.

Meine Tochter iſt geborgen !
Meine Feindin iſt geflohn !

Ariel.

Deine Tochter iſt geborgen ,
Deine Feindin iſt geflohn.

Proſpero.

Wem hab' ich mein Glük zu danken ?

Ariel.

Opfre Dank auf Maja's Hügel :

Proſpero.

Hab' ich ihr mein Glük zu danken ?
Sprengte ſie des Grabes Hügel ?
Gieng ſie mir zum Schuz hervor ?

Ariel.

Seze deinem Vorwiz Schranken ! —
Opfre Dank auf Maja's Hügel ! —
Unter ſiebenfachem Siegel
Ruht des Schattenreiches Thor.

Proſpero.

Meinem Vorwiz ſez' ich Schranken.
Auf der Andacht regem Flügel

Schwinge ſich von Maia's Hügel
Meines Herzens Dank empor:

(beide ab.)

Fünfter Auftritt.

Fabio, allein (tritt ſchüchtern und mit unſicherm Blike auf.)

Es iſt doch ein närriſches Ding um die Furcht. Bei Tage konnte ſie mir nichts anhaben; aber ſeit dem Einbruche der Dunkelheit; fällt mir alles wieder ein, was mir hier ſeltſames begegnet iſt, und — genug, es läßt mich nicht ſchlafen — Schäme dich, Fabio! — biſt du der Held, den ſeine Kameraden in Neapel ſich zum Muſter nahmen? Biſt du der loſe Bube, der dort mehr als einmal das Geſpenſt ſpielte, um die Hüter ſeines Mädchens zu ängſtigen? — Kann die Verſezung auf eine bezauberte Inſel deine Natur ſo plözlich verändern? — Nein, ich bin noch derſelbe — getäuſchte Sehnſucht — tödtliche Langeweile — verliebte Ungeduld — das iſt's, was mich umher jagt. — Meinethalben mag es hier von Geiſtern und Kobolten wimmeln — wenn ſie nur geſellig wären! — meinethalben mag die Eigenthümerin des Schleiers ausſehen, wie ſie will — wenn ich ſie nur fände! —

Arie.

Wären lüſterne Najaden,
Oder keke Oreaden,
Oder flüchtige Dryaden,
Oder ſchmachtende Sylphiden
Zu Geſpielen mir beſchieden:
Ey mit Sorgen freyen Sinn
Gäb' ich ihrem Dienſt mich hin.

Selbſt bey häßlichen Gnomiden
Fänd ich in der Einſamkeit
Mich, mit meinem Loos zufrieden,
Als ein Weiſer in die Zeit.
Doch von allem abgeſchieden
Was mir nah am Herzen liegt —
Ohne Freund und ohne Mädchen —
Ach! da gräm ich mich zu Tode,
Eh ein zweiter Tag verfliegt.
Ja, ich gräme mich zu Tode,
War es gleich noch nirgends Mode
Daß den Spleen ein Page kriegt.

(Fernando tritt unter der lezten Strophe auf, und bleibt lauſchend ſtehn.)

Fernando. Fabio.

Duo.

Fernando (in der Tiefe des Theaters.)
Welche wohlbekannte Stimme
Tönt mir aus der Ferne her?

Fabio (durch Fernando's Geſang aufmerkſam gemacht.)
Welche wohlbekannte Stimme
Tönt mir aus der Ferne her?

Fernando.
Wenn mein Fabio noch lebte,
Ach, ich dächte: das iſt er!

Fabio (vor ſich.)
Wenn mein armer Herr noch lebte,
Ach, ich dächte: das iſt er.

Zuſammen.

Eitler Wahn! er iſt nicht mehr!

Fernando.

Immer lauter tönt die Stimme. —

Fabio.

Sein, o! ſein iſt dieſe Stimme.

Fernando.

Wenn ſein Schatten mich umſchwebte?
— Auf, Fernando! Sey ein Mann!
(kömmt näher.)

Fabio.

Wenn ſein Schatten mich umſchwebte? —
Muth gefaßt! ich red' ihn an.
(nähert ſich ihm.)
Biſt du's ſelbſt, o mein Gebieter?
Du, von mir als todt beweint!

Fernando.

Biſt du's ſelbſt, o mein Getreuer?
Du, von mir als todt beweint!

Zuſammen.

Ich bins ſelber — o mein Freund!
(ſie fallen ſich einander in die Arme; die Muſik drükt ihr ſtummes Entzuken aus.)

Recitativ.

Fabio.

O namenloſe Freude!

Fernando.

O unverhoftes Glük!
Mein Fabio! du lebſt?

Fabio.

Mein neu geſchenktes Leben
Empfind' ich dankbar erſt, ſeit dieſem Augenblik.

Fernando.

Biſt du allein? Ward vom Geſchik
Sonſt keiner mir zurük gegeben?

Fabio.

Hör' und bewundere der blinden Göttin Wahl!
Nur drei, aus deiner ganzen Dienerrolle,
Erkohr ſie ſich zur Schuz geweihten Zahl
Drei Tagediebe nur — den Flaſchengeneral —
Den Präſidenten der Kaſtrolle —
Und mich unwerthen Edelknaben
Die Uebrigen, troz ihren beſſern Gaben
Ließ die Verrätherin den Sturm im Meer begraben.

Fernando.

Da ſie mir dich erhielt, ſo ſegn' ich ihre Wahl.

Arioſo.

Ja, Freund, mein Buſen athmet freyer,
Seit dich mein Auge wieder fand,
Umwebet gleich mit dichtem Schleier
Noch meinen Pfad des Schikſals Hand.
Auf, laß wie ſonſt, voll Jugendfeuer,
Der Zukunft uns entgegen gehn;
Und Arm in Arm die Abentheuer,
Die unſer warten, froh beſtehn!

Fabio.

(fällt in die zweite Strophe bey der Wiederhohlung ein.)

(beide Arm in Arm ab.)

Sechſter Auftritt.

Caliban. Oronzio. Stefano. Ariel (ungeſehn.)

(alle drei mit Keulen auf den Schultern; gegen das Ende der Scene Proſpero.)

Caliban (geht voran und ſieht ſich um.)

Auch hier Niemand? — Immer weiter ihr Kameraden!

Oronzio.

Nein, weiter laſſ' ich mich nicht herumſchleppen. Ich bin matt, wie eine Fliege. (ſezt ſich auf die Erde.)

Stefano.

Und mit mir iſt's gar aus. (ſezt ſich auf den Boden.)

Oronzio.

Der Teufel hat den Weg gemacht. Nichts als Ruſch und Buſch.

Stefano.

Es iſt kein Graben auf der ganzen Inſel, den wir nicht gemeſſen haben.

Caliban.

Ihr ſeyd auch gewaltig zärtlich. Bey Nacht kann man die Steinchen nicht herausſuchen. Nur noch eine kleine Strecke! endlich müſſen wir ihn doch finden.

Oronzio.

Bey der egyptiſchen Finſterniß können wir über Vater und Tochter hin ſtolpern, ohne ſie zu bemerken.

Ariel (ſpielt auf der Zither.)

Caliban (freudig.)

Still! hört ihr? — das iſt ſie! — das iſt mein Mütterchen — ſie hat die Zither mitgebracht, mit der ſie mich ſonſt einzuſchläfern pflegte, wenn ich ihr nicht gut thun wollte.

Duo.

(mit Begleitung einer einzigen Guittarre.

Ariel.

Gegrüßt ſey mir
Der Prinzen Zier!

Caliban.

Gegrüßt ſey mir,
Der Feen Zier!
Wo biſt du?

Ariel (auf der entgegengeſetzten Seite.)
Hier.

Caliban (geht nach der Seite und ſucht.)
Wo biſt du?

Ariel (wie vorhin.)
Hier.

Caliban (läuft hin und her und ſucht.)
Nicht dort! nicht hier?
Sie ſcherzt mit mir.

Ariel.

Bald dort, bald hier,
Bald dicht bei dir.
Sohn Caliban!
Dein Reich fängt an.

Caliban (zu den andern mit lächerlicher Feierlichkeit.)
Kund ſey's gethan!
Mein Reich fängt an.

Ariel.

Du ſtehſt am Ziel;
Dein Sieg iſt Spiel.

Caliban.

Wir ſtehn am Ziel,
Der Sieg iſt Spiel.

Ariel.

Beſtimmt iſt die ſchönſte der Bräute
Dem ſchönſten der Prinzen zur Beute

Caliban (der das lezte mit großem Erſtaunen angehört hat.)

Dem Schönſten der Prinzen? — Alſo bin ich ſchon verwandelt? O, ſagt mir doch geſchwinde, wie ich ausſehe? Guckt mich aber recht genau an. — Nun! bin ich ſo ſchön als euer Prinz? (dreht ſich mit Karikatur vor ihnen herum.) —

Oronzio und Stefano (lachend.)

Als unſer Prinz? ha ha ha!

Caliban.

Was lachen denn die Narren? bin ich etwa gar noch ſchöner? — O, daß ich mich nicht ſelbſt ſehen kann! — Höre, Oronzio! du kannſt ja Torten und Paſteten beſchreiben, daß einem das Maul darnach wäſſert. Beſchreib mir doch auch, wie ich ausſehe.

Oronzio.

Wie Geſtern.

Caliban

Geh, Träumer, du kannſt vor Schlaf nicht aus den Augen ſehen, da lob' ich mir den Vetter Stefano. Der iſt ſo munter, wie ein Nachtigallchen. Nun Alter! wie gefall' ich dir?

Stefano.

Wie eine Vogelſcheuche.

(Es erſcheint im Hintergrunde ein brennender Buſch.)

Caliban.

Der Vogelſcheuche? — den kenn' ich nicht. Iſts ein ſchöner Vogel. Ja, leicht bin ich wie ein Vögelchen, das fühl' ich. Mein Bauch iſt weg. Meine Füßchen ſchweben auf lauter Wolken. (tanzt und ſingt.) „Beſtimmt iſt die Schönſte der Bräute, dem Schönſten der Prinzen" — (erblikt, indem er ſich ſchwenkt den brennenden Buſch.) Schaut doch! ſchaut! ein neues Wunder!

Oronzio.

Ein Irrwiſch, wie uns ihrer ſchon hundert genekt haben.

Caliban.

Nein! das iſt ein Zeichen von Mütterchen! dahinter ſtekt etwas! -- kommt! — wir wollen unterſuchen. (reicht ihnen die Hand zum Aufſtehen.)

Stefano.

Ich mag meine Schuhe nicht wieder im Sumpfe laſſen.

Caliban.

Wollt ihr aufſtehen oder nicht? (zieht ſie in die Höhe.) Marſch! ſeht ihr nicht, daß dort ein Paar Füſſe hervorguken? — (der Buſch verſchwindet, an deſſen Stelle erblikt man eine ſchlafende Figur, ganz wie Proſpero geſtaltet.) Da haben wir ihn, da! — Na, wer verſezt ihm den erſten Schlag.

Quartet.

Caliban (beide anfaſſend.)

Hurtig!

Alba.

Doch bald,
Gleich jetzt muß es geſchehn. Die Augenblicke
Sind koſtbar. Jede nächſte Stunde kann
Mir den Befehl zum Abmarſch bringen —

Domingo
(ſich nach einigem Ueberlegen zur Fürſtin wendend).

Ob
Sich Briefe finden ließen? Briefe freilich
Von dem Infanten aufgefangen, müßten
Hier Wirkung thun. — Laß ſehen. — Nicht wahr? — Ja.
Sie ſchlafen doch — ſo däucht mir — in demſelben
Gemache mit der Königin.

Prinzeſſin.

Zunächſt
An dieſem. — Doch was ſoll mir das?

Domingo.

Wer ſich
Auf Schlöſſer gut verſtände! — Haben Sie
Bemerkt, wo ſie den Schlüſſel zur Schatoulle
Gewöhnlich zu bewahren pflegt?

Prinzeſſin (nachdenkend).

Das könnte
Zu etwas führen. — Ja — der Schlüſſel wäre
Zu finden, denk' ich. —

Domingo.

Briefe wollen Boten — —
Der Königin Gefolg' iſt groß. — — Wer hier
Auf eine Spur gerathen könnte! — — Gold
Vermag zwar viel —

Oronzio und Stefano (ſich ſträubend.)
Laßt uns!

Alle drei.
Was ſolls werden?

Oronzio und Stefano (mit Karikatur.)
Laßt uns los.

Caliban.
Was für Geberden?
Wehrlos ſchläft er auf der Erden.
Schlagt den Träumer! faßt ein Herz!

Oronzio und Stefano (ſich matt und krank ſtellend.)
Ich erliege den Beſchwerden,
Welche Schwäche! welch ein Schmerz!

Caliban (ſie mit fortreißend.)
Immer näher!

Oronzio und Stefano
Sachte! ſachte!

Caliban.
Laßt uns ſchlagen.

Oronzio und Stefano.
Sachte! ſachte!

Caliban.
Alle drei.

Oronzio und Stefano.
Kein Geſchrei.
(ſie nähern ſich der ſchlafenden Figur.)

Caliban.
Wie er ſchnarchet!

Oronzio und Stefano.
Wenn er wachte?

Caliban (die Keule hoch haltend.)
Macht euch fertig!

Oronzio und Stefano (indem ſie die Keulen hoch halten.)
Sachte! ſachte!

Caliban (im Tone des militäriſchen Commando's.)
Eins! zwei! drei!
(ſie hohlen alle drei aus, um zu ſchlagen: die Figur verſchwindet.)

Proſpero (oben auf dem Felſen, den Stab über ſie ſchwingend.)
Steh! Brut der Hölle, ſteh!
(ſie erſtarren mit halbgeſunkenen Keulen, doch in verſchiedenen Stellungen.)

Alle drei.
Auweh! Auweh! —
Helft mich befrein!
Ich kann nicht fort.
Mein Arm — mein Bein —
Mir — ſtirbt — das — Wort
Ich — wer–de — Stein —

Proſpero.
Ja! werdet Stein!

Siebenter Auftritt.

Proſpero. Fernando. Miranda. Fabio.
Ariel (ſichtbar.)

Caliban. Oronzio und Stefano (verſteinert.)

(Proſpero ſteigt vom Felſen herunter, die übrigen folgen ihm und gehen vorwärts. Die Muſik verkündigt den Anbruch des Tags.)

Ariel.

Es weichen die Schatten, es fliehen die Sorgen;
Im feſtlichen Schimmer erſcheinet der Morgen;
Vom Jubelgeſange der Erde begrüßt.

Proſpero. Fernando. Miranda. Fabio.

Willkommen, Bezwinger der Schatten, der Sorgen!
Willkommen, im Jubel der Schöpfung, o Morgen!
O, ſey uns mit Thränen des Dankes gegrüßt.

Proſpero.

Es weiche dem Jubel des Morgens die Rache!
Mild iſt der Sieg der guten Sache.
(ſich gegen die Statuen wendend.)
Lebt auf! genug habt ihr gebüßt.

Oronzio und Stefano (allmählig erwachend.)

O, Grosmuth! o Güte!
Er hat uns vergeben!
Er winkt uns ins Leben!
Wir jauchzen und ſchweben
Im Taumel daher.

Caliban.

Ich ſchäume, ich wüthe,
Ich ſpotte der Güte, —
Ich fluche dem Leben
Und ſuche mit Beben
Die Mutter im Meer.

Proſpero.

(in die Wiederholung der vorhergehenden Strophe einfallend.)

Verächter der Güte!
Erliege dem Streben
Ohnmächtiger Tüke!
Verzweifle und drüke
Die Erde nicht mehr!

(Caliban ſtürzt ſich ins Meer, Bliz und Donner begleiten ſeinen Fall.)

(Pauſe.)

Oronzio und Stefano.

(nähern ſich dem Proſpero und fallen auf ihre Knie.)

Wie ſollen wir dir danken?

Proſpero.

Durch eure Beſſerung.

Oronzio und Stefano (freudig als ſie Fernando erbliken.)

Unſer Prinz? (ſie wollen ſich ihm nähern.)

Fabio.

Geht! geht! er hat jezt nicht Zeit euch Gehör zu geben.

(Oronzio und Stefano ziehen ſich zurük.)

Fernando und Miranda (ſehen ſich ſchmachtend an.)

Ariel.

Guter Meiſter! Biſt du heute mit mir zufrieden?

Proſpero.

Ich bins, mein Ariel!

Ariel.

Darf ich einen Wunſch äuſſern?

Proſpero.

Fordere — und wenn es deine Freiheit wäre.

Ariel (zeigt auf die Liebenden.)

Du biſt Vater, und kannſt dieſes Paar ſchmachten ſehen?

Es eilen die Stunden;
Es winken die ſanftern Scenen,
Sie hat ihn gefunden,
Ihn, der ſie zu rühren
Der würdigſte war.
O merk auf ihr Sehnen!
O kürze die Prüfung der Treue!
Sey Vater! und weihe
Zum ſeligſten Bunde
Das liebende Paar.

Proſpero (zu Miranda und Fernando.)

Erhört ſey dein Sehnen!
Empfange vom ſegnenden Munde
Des Vaters, die Weihe
Zum Bunde der Treue,
Du zärtliches Paar!

(er fügt ihre Hände zuſammen.)

Miranda und Fernando.

O Schutzgeiſt! o Vater!
Wir bringen in ſchmelzenden Bliken

Des Herzens Entzüken
Zum reinſten Opfer
Des Dankes euch dar!

Fabio.

O ſchönſte der Scenen!
Noch nie hat ſo reines Entzüken
Mein Buſen empfunden,
Nie ſanftere Thränen
Mein Auge geweint.

Ariel.

Dein Wunſch iſt gekrönet.
Sie tönet, o Meiſter, ſie tönet,
Die frohſte der Stunden!
Ich ſehe den Retter
Der allen erſcheint. (ab)

(Man hört Geſang hinter dem Theater: die Anweſenden, bis auf Proſpero, nahern ſich dem Ufer.)

Achter Auftritt.

Schiffer. Vorige.

Schiffer-Chor (hinter dem Theater.)

Frolokket, ihr, Brüder!
Wir nahen dem Strand

(man erblikt ein Boot mit Schiffern, das ſich dem Ufer nähert.)

Schiffer-Chor.

Geſellige Lieder
Ertönen vom Strand,
Uns ähnliche Brüder

Schaun freundlich hernieder —
Getroſt an das Land!

Chor auf dem Theater.

Willkommen, ihr Brüder!
Getroſt an das Land!

Beide Chöre.

Schiffer. **Die Uebrigen.**
Empfanget uns als Brüder! Willkommen ihr Brüder!
Wir ſind uns durch Leiden,
Durch Freuden
Verwandt!

(die Schiffer ſteigen mit Hilfe der Uebrigen ans Land.)

Neunter Auftritt.

Ruperto. Matroſen. Vorige.

(Ruperto, von Fernando und Miranda begleitet, nähert ſich, die Uebrigen bleiben im Hintergrunde.)

Proſpero.

(faßt ihn ſcharf ins Auge — und weicht beſtürzt zurük.) Iſts möglich — Ja mein Gedächtniß trügt mich nicht. — Miranda ſieh! — das iſt der Treuloſe, dem ich mich auf meiner Flucht in die Arme warf — der uns hier ausſezte und heimtükiſch verließ.

Miranda.

O, Himmel! (ſchließt ſich an Proſpero an, Fernando und Fabio treten ihm ebenfalls näher, um ihn zu vertheidigen.)

Ruperto (ruhig.)

Ich bins — ich bin Ruperto.

Proſpero.

Verworfener Böſewicht! was bringt dich hieher?

Ruperto.

Die Reue. Ich komme, mein Verbrechen wieder gut zu machen. (zu den Matroſen.) Triumph, ihr Freunde! Er lebt! Er iſt gefunden, den wir ſuchen! Proſpero lebt noch!

Matroſen.

Triumph! Er lebe! (ſchwenken die Hüte.)

Ruperto.

Maylands Tyrann iſt geſtürzt, ermordet. Das befreite Vaterland wünſcht ſich ſeinen guten Fürſten zurük, deſſen Tugenden es einſt verkannte. Ich erbot mich dich wieder auf zu ſuchen. Mir, dem feilen Werkzeuge deiner Verbannung — mir allein war dieſe unwirthbare Inſel bekannt. Eine alte Sage von Wundern und Zaubereien ſchrekt ſeit Menſchengedenken, die Schiffer ab, ſich ihr zu nähern. (zieht eine Pergamentrolle hervor, woran eine goldne Siegelkapſel hängt.) Empfange das feierliche Zeugniß unſerer Sendung! Höre die Stimme deines Volks, aus dem Munde ſeiner Abgeordneten: und laß unſer Flehen dich bewegen, ihm zu verzeihen, und zu ihm zurük zu kehren.

Matroſen (Proſpero umringend, und auf den Knien.)

Ja, Vater Proſpero! ja! ja!

Proſpero (nachdem er geleſen hat.)

Steht auf, meine Freunde. Steht auf! Ich bin bereit.

Final.

Allmächtig iſt die Liebe
Zu dir, o Vaterland

Am Ziel der Lebensreiſe,
Erwacht ſie noch im Greiſe,
Und leitet, troz den Jahren,
Durch Mühen und Gefahren,
Ihn ſanft am Gängelband.

Chor.

Allmächtig iſt die Liebe
Zu dir, o Vaterland.

Fernando und Miranda (zu einander.)

Mit dir lacht Wonn' und Seegen;
Mir überall entgegen.
Wo du biſt, will ich bleiben;
Dir folg' ich ohne Sträuben
Bis an der Erde Rand.
Ach, ſtärker iſt die Liebe
Als jedes andre Band.

Proſpero.

Vergeßt ihr treuen Herzen,
Der Prüfung bittre Schmerzen:
Reicht hoffend euch die Hand!
Euch winkt der Kranz der Liebe,
In eurem Vaterland.

Fabio.

Und ſchwärmten hier, wie Bienen,
Brünetten und Blondinen.
Hohn ſpräch' ich ihren Rezen
Und flöhe mit Entſezen,
Von dieſem Circen-Strand.

Chor.

Allmächtig iſt die Liebe
Zu dir, o Vaterland.

Oronzio und Stefano.

Wenn meine Haus-Megäre
Noch zehnmal ſchlimmer wäre,
Ich dächt' an Hiobs Leiden,
Und kehrte doch mit Freuden,
In meinen Weheſtand.

Chor.

Allmächtig iſt die Liebe
Zu dir, o Vaterland.

Lezter Auftritt.

Vorige. Ariel (in den Wolken.)

Proſpero.

(mit feierlicher Geberde, indem er den Zauberſtab hoch hält.)

O, die ihr einſt mir Schuz gewähretet,
Als mich die ganze Welt verſtieß —
Mich treu bewachtet, liebreich nährtet —
Und wenn ich troſtlos mich dem Kummer überließ —
Mitleidig ſtrebtet, ihn zu ſtillen —
Ihr Geiſter! die ich meinem Willen
Neun Jahre lang
Zu frohnen zwang —
Bewohner der Lüfte, der Haine, der Bäche! —
Vor allen du, der ganz ſich mir zu eigen gab,
Mein Ariel! — Habt Dank! —

Alba.

Hat Niemand wahrgenommen,
Ob der Infant Vertraute hat?

Domingo.

Nicht Einen,
In ganz Madrid nicht Einen.

Alba.

Das iſt ſeltſam.

Domingo.

Das dürfen Sie mir glauben; er verachtet
Den ganzen Hof; ich habe meine Proben.

Alba.

Doch wie? Hier eben fällt mir ein, als ich
Von dem Gemach der Königin heraus kam,
Stand der Infant bei einem ihrer Pagen;
Sie ſprachen heimlich —

Prinzeſſin (raſch einfallend).

Nicht doch! nein! das war —
Das war von etwas Anderm.

Domingo.

Können wir
Das wiſſen? — Nein, der Umſtand iſt verdächtig. —
(Zum Herzog.)
Und kannten Sie den Pagen?

Prinzeſſin.

Kinderpoſſen!
Was wird's auch ſonſt geweſen ſeyn? Genug,
Ich kenne das. — Wir ſehn uns alſo wieder,
Eh' ich den König ſpreche. — Unterdeſſen
Entdeckt ſich viel.

Lebt wohl! — Seyd frey! — Ich breche
Frohlokend meinen Stab!

(zerbricht den Stab, und wirft die Stüken hinter ſich.)

Ariel (ungeſehn.)

Lebe wohl, geliebter Meiſter!
Keine Macht trennt unſer Band.

Geiſter-Chor.

Lebe wohl, geliebter Meiſter!
Keine Macht trennt unſer Band.

Proſpero.

Lebet wohl, getreue Geiſter!
Lebe wohl, geweihter Strand.

Miranda. Fernando. Proſpero.

Lebet wohl, getreue Geiſter!
Lebe wohl, geweihter Strand!

Schluß-Chor.

Winde und Wogen,
Seyd uns gewogen.
Sonnen und Sterne,
Laßt es uns glüten!
Muthig ihr Brüder!
Eilet vom Strand!
Muthiger Schiffer
Spähenden Bliken
Schwindet die Ferne,
Winket das Land.

Ende.

II.

Die Gallier in Rom.

Iſt dieſes Rom, die Königinn der Städte,
Die einſt der Völker Schikſal wog,
Der ſonſt der Britte, wie der wilde Gete,
Den ſtolzen Naken bog?

Iſt dies die Burg, wo Roms Gewalten thronen,
Der Könige ſich knieend nahn,
Wo Helden die erkämpften LorbeerKronen
Aus Götterhand empfahn?

Was will denn dieſes Volkes laut Getümmel,
Der Lärm, der durch die Lüfte ſchallt,
Der Schlachtgeſang, von welchem Erd' und Himmel
Erbebend wiederhallt?

Kehrt denn Camill zurük von ſeinen Siegen
Und jauchzet Rom dem Helden Dank?
Ha! ſeh' ich dort die ſtolzen Adler fliegen,
Vor denen Veiar ſank?

Vergebens faßt mein Ohr die fremden Töne;
Ich höre nur ein wild Geſchrei.
Sind dieſes dann Quirinus edle Söhne,
Wie ehmals ſtolz und frei?

Sie ſind es nicht! Ich ſehe wilde Schaaren,
Sie dringen über Mavors Feld —
Quiriten, auf! Es drohen die Barbaren
Der Königinn der Welt.

Es nah'n die Gallier zum dritten Male;
Ergreift mit ſieggewohnter Hand
Das Römerſchwerdt! Hinweg die Opferſchale!
Kämpft für das Vaterland!

Ein neuer Brennus kommt mit Sieg umgeben,
Ihr haltet ſeinen Feſſeln ſtill?
Wo iſt der Held, dem die Barbaren beben?
Wo weileſt du, Camill?

Sie dringen vor! Auf, färbt die gelbe Tiber
Mit der Verwegnen Blute roth! —
Ihr Römer, wie? Ihr wählet Schande lieber
Als Freiheit oder Tod?

Verlaßt ihr euch auf eure todten Götter?
Dahin iſt ihre ſtolze Macht!
O Pontifex, du opferſt nur dem Spötter,
Der deiner Opfer lacht!

Was fragt der Feind, vor dem ihr zagend flohet,
Nach Opfern und Gebeten viel?
Die Götter ſelbſt, womit ihr feig ihm drohet,
Sind ſeiner Siege Ziel.

Ihr droht umſonſt; denn Jovis Donner ſchweigen
Und ſeine Blize ſind entflohn.
Die Götter ſelbſt, die ſtolzen Götter ſteigen
Herab von ihrem Thron.

Und folgen willig dem erhabnen Sieger
Bis in den rauhen Norden nach.
Vergebens flehen Roms entnervte Krieger,
Zum Widerſtand zu ſchwach:

„O wendet, Götter, groſſe Götter, wendet
Den einſt ſo ſegensvollen Blik,
Die Huld, die ihr ſo gnädig uns geſpendet,
Auf euer Rom zurük!“

Umſonſt: Indem ſie flehn noch mögt ihr hören
Erblaßt der Götter ſtiller Fluch:
Wir weilten auf entheiligten Altären,
Ihr Feigen, lang genug.

Nicht Römer mehr! denn längſt iſt euch verlohren
Mit Römerfreiheit Römerwehrt,
Und andre Tempel haben wir erkohren,
Wo man uns würd'ger ehrt.

Wir floh'n aus Hellas ſchöneren Gefilden
Als ſie in eure Feſſeln ſank,
Um auch in euch den rohen Stoff zu bilden,
Und unſer Werk gelang.

Der Krieger ward zum Menſchen umgeſchaffen,
Wir gründeten der Anmuth Reich
Und gaben euch, ſtatt blutbefleckter Waffen
Der Menſchheit Palmenzweig.

Doch Freiheit nur beſchüzt die edle Blume
Sie welkt, wenn dieſe Sonne flieht;
Es ſchweiget im entweihten Heiligthume
Entzükter Sänger Lied.

In's Prachtgewand der Tyrannei gehüllet
Kehrt dann die alte Nacht zurük —
Weh dir, o Rom! Dein Schikſal iſt erfüllet,
Dir ſchwand der Freiheit Blik.

Sie lächelt jezt auf andre Völker nieder,
Die einſt dein Stolz Barbaren ſchalt,
Und wo ſie lächelt, kehrt die Anmuth wieder
Mit himmliſcher Gewalt.

Es jauchzt die Welt! Von Millionen Zungen
Ertönt der Freiheit hohes Glük.
Wenn einſt auch du, o Rom, es dir errungen,
Dann kehren wir zurük.

III.

Denkwürdigkeiten

aus dem Leben des Marſchalls von Vieilleville.

Fortſetzung.

Sobald Vieilleville ſich auf ſeinem Gut Dureſtal ganz erholt hatte, begab er ſich gegen Ende der Jahrs 1557 nach Paris zum König, wo er diejenigen Anſtalten verabredete, die ſich in ſeinem Gouvernement von Mez nöthig machten; beſonders ſuchte er die Garniſon daſelbſt zu beruhigen, der man vier Monathe ſchuldig und die deshalb zum Aufruhr ſehr geneigt war. Dieſe auſſenbleibende Zahlung ſezte den unterdeſſen in Mez commandierenden Herrn von Sennecterre in groſſe Verlegenheit, denn man hatte aus dieſer Stadt zwölf Compagnien regulairer Truppen gezogen, um ſie zu einer Expedition nach Neapel zu brauchen, und hatte dafür ſo viel von der Miliz von Champagne und Picardie, die undiſciplinirteſten Truppen von der Welt hineingelegt; ohne einige alte Officieren und ohne die Gensd'armes würde Herr von Sennecterre nicht mit ihnen fertig geworden ſeyn. Vieilleville ſchrieb indeſſen an den Großprofoſen von Mez, unfehlbar genaue

Unterſuchungen über dieſes tumultuariſche Betragen anzuſtellen, und auch dabei die Capitains, die dergleichen begünſtiget, nicht zu verſchonen, denn er wolle das Sprichwort: „Erſt muß man den Hund, und dann den Löwen „ſchlagen" umkehren, und er habe es ſich geſchworen, die Löwen recht zu ſtriegeln, damit die Hunde zittern und für Furcht umkommen möchten.

Vieilleville kam ganz unverſehens eines Morgens mit ſiebenzig Pferden vor den Thoren von Mez an, welches die Schuldigen in groſſes Schreken ſezte. Der Großproſos fand ſich ſogleich mit ſeinem Unterſuchungsgeſchäft ein, und kurz darauf, nachdem auf verſchiedenen Pläzen ſtarke Detachements ausgeſtellt waren, wurdern drei Capitains, die beſchuldigt wurden, daß ſie ſich an der Perſon des Herrn von Sennecterre vergriffen, und auf ſeine Wache geſchoſſen, vor ihn gebracht. Hier muſten ſie auf den Knieen Abbitte thun; der Scharfrichter war nicht weit entfernt, der ihnen ſodann, nachdem ſie in einen Keller geführet worden, die Köpfe abſchlug. Dieſe Köpfe wurden an die drei Hauptpläze zum groſſen Schreken der MilizTruppen, die unter dem Namen Legionaires dienten, aufgeſtekt. Sobald dieſe ſich auch nur zeigten oder zuſammentraten, um vielleicht Vorſtellungen zu thun, wurden ſie ſogleich zurükgeſtoſſen, ja oft mit Kugeln abgewieſen. Hundert von dieſen Soldaten hatten ſich doch mit den Waffen auf einen Plaz verſammelt. Vieilleville erfuhr es, und ſchikte ſogleich den Sergent-Major St. Chamans dahin ab mit einer zahlreichen Bedekung, um ſie zu fragen, was ſie da zu thun hätten. Sie waren ſo unklug zu antworten, daß ſie ihre Kameraden hier erwarteten, um Rechenſchaft über ihre Capitains zu haben. Kaum hatten ſie dies geſagt, ſo ließ St. Chamans eine ſolche Salve geben, daß vierzig bis fünfzig ſogleich auf dem Plaze blieben, und die andern davon liefen, die jedoch alle arretirt und hingerichtet wurden. Die drei Lieutenants der enthaupteten Capitains fürchteten, es möchte auch an ſie die Reihe kommen, lieſſen alſo Vielleville um ihren Abſchied bitten, denn ſie konnten ohne dieſen nicht aus den Thoren kommen, da ſie ſehr gut beſezt waren. Er unterzeichnete ihn aber nicht, ſondern ließ ihnen nur mündlich ſagen, ſie könnten gehen, wohin ſie wollten, dergleichen Aufrührer brauchte weder der König, noch er. Sie machten ſich ſogleich auf und zogen zum Thor hinaus, hatten aber auch bei hundert Soldaten von ihrer Compagnie überredet, mitzugehen. Vielleville erfuhr dieſes und ſchikte ſogleich ein Commando nach, und ließ alle niedermachen. Kaum durfte einer von den Legionaires ſich regen, ſo wurde er bei dem Kopf genommen und zwar waren ihre Hauswirthe die erſten, welche die Schuldigen verriethen. Sie wurden dadurch ſo in Angſt gebracht, daß ſie nicht wuſten, was ſie thun ſollten, bis man ihnen endlich rieth, ſich an den Schwiegerſohn von Vielleville Herrn von Eſpinay zu wenden, um ihre Verzeihung zu erhalten, welches auch geſchah, und Vielleville ließ ſie alle vor ſich kommen, wo er ihnen noch eine groſſe Strafpredigt hielt, und ſie ſodann aufſtehen hieß, denn ſie lagen alle vor ihm auf den Knieen. Dieſe Ausſöhnung erregte eine groſſe Freude, und das mit Recht, denn Vieilleville hatte ſchon die Idee, als er erfuhr, daß die Legionaires unter dem Herrn von Sennecterre zehen Tage lang nicht auf die Wache gezogen, und alſo die Stadt unbewacht gelaſſen, alle vor die Thore hinausrufen, ſie da umzingeln, und zuſammenſchieſſen zu laſſen. Vieilleville glaubte aber doch noch immer vorſichtig ſeyn zu müſſen, und machte drei Monathe lang die Runden in der Stadt immer ſelbſt, und das oft viermal die Woche. Einmal trift er einen Legionaire ſchlafend unter dem Gewehr an, den er ſogleich mit den Worten niederſtieß: er thue ihm nichts zu leid, denn er lieſſe ihn da, wie er ihn gefunden, und er ſolle wenigſtens zum Exempel dienen, wenn er nicht zur Wache dienen wolle.

Vieilleville, nachdem er alles in Ordnung gebracht hatte, nahm ſich nun vor, den Deutſchen Thionville abzunehmen, und ließ ſich deshalb in gröſter Eil und ſehr geheim einen gewiſſen Hans Klauer von Trier kommen, dem er einmal das Leben geſchenkt, und als einen tüchtigen Kerl hatte kennen lernen. Dieſen beſchenkte er ſogleich, und ſuchte ihn zu ſeinen Projekten geſchikt zu machen. Er verſprach ihm noch überdieß eine Compagnie deutſcher Reuter in des Königs Sold zu verſchaffen, wenn er nach Thionville gieng, den ganzen Zuſtand des Orts und die Stärke der Beſazung bis auf das Maaß der Gräben erforſchte, und ihm in acht Tagen Nachricht gäbe. Nur ſolle er Morgens vor Tag aus einem, dem Weg nach

Thionville entgegengeſezten Thore gehen, an dem er ſich ſelbſt befinden wolle, um ihm zu ſagen, was ihm allenfalls noch eingefallen wäre.

Hans Klauer brachte ihm auch in acht Tagen einen ſo umſtändlichen Bericht von Thionville, daß Vieilleville über ſeinen Fleiß und Geſchiklichkeit ganz erſtaunt war, und ihm ſogleich eine Summe zuſtellte, mit der er nach Trier zurükgehen, und eine Compagnie Reuter aufrichten ſollte; doch ſollte ſie durchgängig nur aus gebohrnen Deutſchen beſtehen. Dieſen Bericht über Thionville ließ Vieilleville durch ſeinen Secretair Carloir ſehr ſtudieren, und gleichſam auswendig lernen, und ſchikte ihn zum König, damit er, wenn er vom Feinde würde aufgefangen werden, deſto leichter durchkäme. Dieſer traf den König in Amiens, und berichtete ihm, daß Vieilleville in ſieben Tagen Thionville wegzunehmen ſich anheiſchig mache, und da er wiſſe, daß alle Truppen nach Italien geſchikt ſeyen, ſo wolle er ſechs Regimenter Landsknechte und ſieben Compagnien Reuter in Deutſchland werben laſſen, auch habe er dazu durch ſeinen Credit hunderttauſend Livres irgendwo gefunden. Der König genehmigte alles ſogleich, lobte Vieillevillen ſehr darüber, daß er immer wachſam, und in ſeinem Dienſt geſchäftig ſey, wieß ihm die Einnahme der ganzen Provinz Champagne zu dieſer Expedition an, und ernannte ihn zum Generallieutenant der Armee in Champagne, Lothringen, dem Lande Meſſin und Luxemburg. Die Werbung in Deutſchland gieng ſo

Domingo (ſie auf die Seite führend).

Und der Monarch darf hoffen?
Ich darf es ihm verkündigen? Gewiß?
Und welche ſchöne Stunde ſeinen Wünſchen
Erfüllung endlich bringen wird? Auch dies?

Prinzeſſin.

In ein'gen Tagen werd' ich krank; man trennt mich
Von der Perſon der Königin — das iſt
An unſerm Hofe Sitte, wie Sie wiſſen.
Ich bleibe dann auf meinem Zimmer.

Domingo.

Glücklich!
Gewonnen iſt das große Spiel. Trotz ſey
Geboten allen Königinnen —

Prinzeſſin.

Horch!
Man fragt nach mir — die Königin verlangt mich.
Auf Wiederſehen. (Sie eilt ab.)

Dreizehnter Auftritt.

Alba. Domingo.

Domingo

(nach einer Pauſe, worin er die Prinzeſſin mit den Augen betrachtet hat).

Herzog, dieſe Roſen
Und Ihre Schlachten —

gut von ſtatten, daß in kurzem die verlangten Regimenter marſchieren konnten.

Sobald Vieilleville dieſes erfuhr, zog er mit ſeiner Beſazung aus Mez gegen Thionville, ließ die Truppen, welche zu Toul und Verdun in Beſazung lagen, zu ihm ſtoſſen, und eröfnete, zu nicht geringem Erſtaunen des Grafen von Carebbe, der in Thionville kommandirte, die Belagerung dieſer Stadt. Gegen Luxemburg ſchikte er ſechs Compagnien zu Fuß, um von Thionville aus mit dem Grafen von Mesgue die Communication zu verhindern. Jezt kam auch ſeine Artillerie an, die er in ſeinem Arſenal zu Mez hatte zurichten laſſen; ſie beſtand aus zwölf Kanonen von ſtarkem Caliber, aus zehen Feldſchlangen von achtzehen Fuß lang, und aus andern leichten Stüken. Kurz darauf trafen auch die fremden Truppen ein, und alles dieſes zuſammen machte eine gar artige kleine Armee aus, denn es waren nur allein ſechs junge deutſche Prinzen aus den Häuſern Lüneburg, Simmern, Würtemberg u. a. dabei, die ſich unter einem ſo groſſen Meiſter in den Waffen verſuchen wollten. Die ganze Armee mochte ungefähr aus zwölftauſend Mann beſtehen.

Unterdeſſen war der Herzog von Guiſe aus Italien zurükgekommen, und da der Connetable bei St. Quentin gefangen war, zum Generallieutenant von ganz Frankreich ernannt worden. Dieſer bekam Nachricht von der Armee des Vieilleville, und ſchikte ſogleich einen Courier an ihn ab, der eben ankam, als die Artillerie anfangen ſollte gegen die Stadt zu ſpielen. Vieilleville bekam ein

Schreiben des Inhalts, daß er warten möchte, indem der Herzog dabei ſeyn und die Entrepriſe führen wollte, wie es ihm als Generallieutenant von Frankreich zukäme.

Vieillevillen war dieſe Dazwiſchenkunſt höchſt unangenehm, er ließ ſich aber jedoch nichts merken, und ſagte dem Courier, daß der Herzog von Guiſe willkommen ſeyn, und man ihm wie dem König gehorchen würde. Es wäre aber dem Unternehmen auf Thionville nichts ſo nachtheilig als der Verzug, und er ſähe wohl voraus, daß die Verzögerung der Ankunft des Herzogs den Dienſt des Königs bei dieſer Sache nichts weniger als befördern würde. Der Courier verſicherte ihn, daß er in zehen Tagen hier ſeyn würde: „Was“ ſagte Vieilleville, „wenn er mir die Hände nicht gebunden hätte durch ſeinen Titel als Generallieutenant von ganz Frankreich, ſo ſtehe ich mit meinem Kopf dafür, ich wäre in zwei Stunden in Thionville und vielleicht in Luxemburg geweſen. Jezt wird er vielleicht in drei Wochen nicht ankommen, und der Graf von Mesgue hat gute Zeit, ſich in Luxemburg feſtzuſezen.“

Der Herzog von Guiſe kam auch wirklich erſt in zwanzig Tagen an. Voraus ſchikte er den Grosmeiſter der Artillerie nach Mez, um alles anzuſehen. Dieſer fand eine ſolche Ordnung und ſo hinreichende Maasregeln bei dieſer Unternehmung, daß er öffentlich behauptete, der Herzog von Guiſe hätte wohl wegbleiben können, und es müſſe einen Mann von Ehre ſehr verdrieſen, wenn die Prinzen ihnen kein Glük gönnten, und da, wo Ehre einzuerndten ſey, gleich kämen, und ihnen die Frucht ihrer

Mühe und Arbeit wegnähmen. Der Herzog hat gut hinunterſchluken, rief er endlich ganz entrüſtet aus, denn er findet alles vorgekaut. Als der Herzog die ganze Artillerie muſterte, riefen Officiere zum groſſen Gelächter: „Nur fort, vor Thionville, wo wir alle ſterben wollen, es iſt ſchon lange, daß wir Sie erwarten.“

Nun ſollte Kriegsrath gehalten werden, wo der Ort am beſten anzugreifen ſey. Vieilleville ſagte, daß er nicht ſo lange gewartet um dieſes zu erfahren, und er zeigte ein kleines Thürmchen, wo er auf ſein Leben verſicherte, daß dieſes der ſchwächſte Ort der Stadt ſey. Allein der Marſchall von Strozzy antwortete, daß man vorher die Meinung der andern Befehlshaber hören müſſe. Sie verſammelten ſich daher aufs neue in der Wohnung des Herzogs. Als ſie dahin giengen, nahm Herr von La Mark Vieillevillen bei Seite, und ſagte ihm, daß er in dem Kriegsrath nicht auf ſeiner Meinung beſtehen ſolle, denn der Herzog und Strozzy hätten ſchon beſchloſſen, Thionville an einem andern Ort anzugreifen, damit er die Ehre nicht haben ſollte; auch ſey der Herzog ſehr aufgebracht, daß Vieilleville den Titel eines Generallieutenant über dieſe Armee ausgewirkt habe, denn er behauptete, es könne nur einen einzigen geben, und dieſer ſey er ſelbſt.

In dem Kriegsrath ſtellte Strozzy nun vor, daß die Stadt von der Seite des Fluſſes, und nicht bei dem kleinen Thurm müſſe angegriffen werden, welcher Meinung auch alle Anweſende beipflichteten, da ſie Strozzy als einen vortreflichen und erfahrnen Feldherrn anſahen. Der

Herzog fragte jedoch auch Vieillevillen darum, der dann antwortete, wenn er das Gegentheil behauptete, müſſe er das ganze Conſeil widerlegen, und er wolle ſich nur dabei beruhigen, damit er in dem Dienſt des Königs keinen Aufenthalt verurſache.

Nun wurden die Kanonen aufgepflanzt und ſo gut bedient, daß in kurzer Zeit über den Fluß die feindliche Artillerie zerſchmettert wurde, und eine anſehnliche Breſche entſtand; jezt triumphierte ſchon der Herzog und Strozzy, und es wurde mit Verachtung von dem Plan Vieilleville's geſprochen. Ein Hauptſturm wurde angeſtellt, die Soldaten muſten durch den Fluß waten, allein ſie wurden bald abgewieſen, und konnten nicht einmal Handgemein werden, denn es fanden ſich Schwierigkeiten mancher Art, die man nicht vorausgeſehen hatte. Der Herzog und Strozzy waren ſehr verlegen darüber; um aber doch ihren Plan auszuführen, lieſſen ſie mit unendlicher Mühe die Kanonen über den Fluß bringen, und es gelang ihnen, ſie bei der Breſche aufzuführen. Jezt aber entdekten ſie, woran der Marſchall nicht gedacht hatte, einen breiten Graben von vierzig Fuß Tiefe; dieſen beim Sturmlaufen hinunter und wieder heraufzukommen, war unmöglich, und ſo geſchah es ſehr wunderbar, daß unſre Kanonen auf den Mauern ſtanden, und wir doch nicht in die Stadt konnten.

Den ſechszehnten Tag der Belagerung befahl Strozzy auch die Feldſchlangen über den Fluß zu bringen, und die Stadt zuſammenzuſchieſſen. Er wagte ſich ſelbſt ſo weit, daß er eine Muſketenkugel in den Leib bekam, woran er nach einer halben Stunde ſtarb. Der Herzog ſtand neben ihm, dieſem ſagte er: Beim Henker, mein Herr, der König verliert heute einen treuen Diener und Eure Gnaden auch. Der Herzog erinnerte ihn an ſein Heil zu denken, und nannte ihm den Namen Jeſus: „Was für einen Jeſus führt Ihr mir hier an? Ich weiß nichts von Gott — mein Feuer iſt aus — und als der Prinz ſeine Ermahnungen verdoppelte, und ihm ſagte, daß er bald vor Gottes Angeſicht ſeyn werde, antwortete er: „Nun, beim T—! ich werde da ſeyn, wo alle andern ſind, die ſeit ſechstauſend Jahren geſtorben,“ und mit dieſen Worten verſchied er. So endigte ſich das Leben eines Mannes, der keine Religion hatte, wie er ſchon den Abend vorher, da er bei Vieilleville ſpeiſte, zu erkennen gab, als er anfieng zu fragen: und was machte Gott, ehe er die Welt ſchuf? worauf Vieilleville ganz beſcheiden ſagte: daß nichts davon in der heil. Schrift ſtehe, und da wo ſie nichts ſagte, man auch nicht weiter forſchen ſolle. Es iſt eine ganz artige Sache, ſagte Strozzy darauf, dieſe heil. Schrift, und ſehr wohl erfunden, wenn ſie nur wahr wäre. Worauf Vieilleville ſich ſtellte, als wenn er die Colik hätte, und hinaus gieng, und ein Gelübde that, mit einem ſolchen Atheiſten niemals etwas zu thun zu haben.

Jezt wendete ſich der Herzog an Vieilleville, erinnerte ihn an ſein Verſprechen, das er dem König gethan, Thionville in ſieben Tagen einzunehmen, und bat ihn, alles ſo auszuführen, wie er es für gut finde, er wolle ſich in nichts mehr mengen. Nun fieng Vieilleville mit unermüdetem Fleiß auf ſeiner Seite die Trencheen an, ließ Artillerie von Mez kommen, und ſchon den dritten Tag wurde das kleine Thürmchen zuſammengeſchoſſen, den ſechsten wagte man einen Generalſturm, Vieilleville an der Spize, allein er wurde abgeſchlagen, und es blieben viele Leute dabei, unter andern auch Hans Klauer. Vieillevillen wurde der Kamm oben an ſeinem Helm weggeſchoſſen; nach einer kurzen Erhohlung aber nahm er neue Truppen, und ſezte den Sturm ſo heftig fort, daß er mit dreißig Mann in die Stadt drang; Carebbe erſchrak darüber, und kapitulierte ſogleich. Die ganze Garniſon und alle Einwohner muſten den andern Morgen aus der Stadt ziehen, und es war erbärmlich anzuſehen, wie Greiſe, Väter und Kinder, Kranke und Verwundete ihre Heimath verlieſſen. Jedermann hatte Bedauern mit ihnen, nur der Herzog von Guiſe blieb hart dabei. In Thionville wurden nun franzöſiſche Unterthanen geſezt, an welche die Häuſer verkauft wurden, das daraus gelöſte Geld ſtellte Vieilleville theils dem königlichen Schazmeiſter zu, theils belohnte er damit ſeine Soldaten, die ihm bei der Belagerung gute Dienſte geleiſtet hatten. Er ſelbſt behielt nichts davon, ob er gleich das gröſte Recht daran hatte.

Er vermuthete immer, der König von Spanien werde vor Thionville kommen, und war feſt entſchloſſen, dieſe Stadt zu behaupten, indem er es ſich zur Ehre rechnete, gegen einen ſo mächtigen Monarchen, den Sohn Kaiſer Carls des Fünften, zu fechten. Allein der König von Spanien zog mit einem beträchtlichen Heer gegen Amiens, der König von Frankreich ihm entgegen, und ſchikte Vieillevillen deswegen den Befehl, ihm ſo viel Truppen als möglich zuzuſchiken. Beide Heere, jedes von ſechzig tauſend Mann ſtanden jezt gegen einander, beide Könige wünſchten den Frieden, aber keiner wollte die erſten Vorſchläge thun.

Vieilleville, der dieſe Verlegenheit in der Ferne merkte, ſchikte in der größten Stille, und ohne jemandes Wiſſen, einen ſehr kühnen und beredten Mönch zum König von Spanien, dieſer mußte ihm, als aus Eingebung Gottes, vom Frieden reden. Er wurde gnädig angehört, und ihm aufgetragen, eben dieſe Eingebungen dem König von Frankreich vorzutragen, und ſo wurde die Negotiation angefangen, wofür der König Vieillevillen den größten Dank ſchuldig zu ſeyn glaubte, indem er auch hier durch ſeine Klugheit aus der Ferne hergewirkt, und ſo vieles Blut geſchont habe, das durch eine Schlacht würde vergoſſen worden ſeyn.

Nachdem nun der Friede geſchloſſen worden, wünſchte der König Vieillevillen zu ſprechen, und er wurde beordert an den Hof zu kommen, wo er ſehr gut empfangen wurde; beſonders gefiel es der Königin ſehr wohl, daß er nach der Belagerung von Thionville unter die deutſchen Prinzen und Feldherrn goldene Medaillen vertheilt habe, auf deren einer Seite des Königs und auf der andern Seite der Königin Bruſtbild vorgeſtellt war, und dieſes leztere ſo gleichend, daß auch der berühmteſte Künſtler im Portraitieren damaliger Zeit, Namens Janet, dieſes geſtehen muſte. Der König unterhielt ſich oft und viel mit Vieilleville, und kam ſelbſt darauf zu reden, daß der Herzog von Guiſe das Unternehmen auf Luxemburg, und die ſchnelle Eroberung von Thionville gehemmt habe. Auch fragte er nach dem kläglichen Ende des Marſchalls Strozzy, wo aber Vieilleville als feiner Hofmann antwortete, daß man hier die Gnade Gottes obwalten laſſen müſſe, und es nicht ſchiklich ſeyn würde, dieſes weiter zu verbreiten. Strozzy war nemlich nahe mit der Königin verwandt. Bei dieſer Gelegenheit bekam Vieilleville das Brevet als Marſchall von Frankreich, und der König machte ihm den Vorwurf, warum er ihm nicht ſogleich um dieſe Charge geſchrieben habe, als Strozzy geſtorben, wo er ſie dann gewiß ihm, und nicht dem Herrn von Thermes würde gegeben haben. Vieilleville antwortete darauf: daß er ſeinem König nicht zugemuthet hätte, ſo lange der Feldzug dauerte, dieſe Charge zu beſezen, indem alle, die darauf Anſpruch machten, ſich hervorthun würden, um ſie zu verdienen, hingegen von der Armee abgehen würden, wenn die Ernennung geſchehen ſey; wie dies auch wirklich nach der Ernennung des Herrn von Thermes der Fall war, wo zehen bis zwölf Groſſe mit faſt zweitauſend Pferden die Armee verlieſſen.

Der König wünſchte, daß Vieilleville den Friedensunterhandlungen mit Spanien in Chateau Cambreſis beiwohnte, welches er auch that, und durch ſeine weiſen Rathſchläge es in kurzem ſo weit brachte, ſo daß ſie den 7ten April 1559 abgeſchloſſen wurden, mit welcher Nachricht er ſelbſt an den König geſchikt wurde. Der König erklärte bei dieſer Gelegenheit, daß Frankreich und ganz Europa, nach Gott, dieſen Frieden niemand, als ihm ſchuldig ſey, denn durch den Mönch habe er den erſten Anſtoß geben laſſen. Der Schazmeiſter muſte vierzehen Säke, jeden mit tauſend Thalern bringen, wovon der König ihm zehen, und ſeinem Schwiegerſohn und Neffen, Eſpinay und Thevalle, viere ſchenkte.

Kurz darauf trafen die Spaniſchen Geſandten in Paris ein, es befanden ſich dabei auſſer dem Herzog von Alba fünfzehn bis zwanzig Prinzen, denen einen ganzen Monat lang groſſe Feten gegeben wurden. Während derſelben ſuchte der Kardinal von Lothringen den König zu überreden, eine Sizung im Parlament zu halten, und ein Mercuriale daſelbſt anzuſtellen. Es hat dieſes den Namen von dem Mittwoch, (Dies Mercurii) weil an dieſem Tag ſich alle Präſidenten und Räthe gegen hundert bis hundert und zwanzig Perſonen in einem groſſen Saal verſammeln, um über die Sitten, und ſowohl öffentliche als Privatlebensart dieſes Gerichtshofes Unterſuchung anzuſtellen. Der König ſollte bei einer ſolchen Gelegenheit durch ſeinen Generalprocurator vortragen laſſen, daß unter ihrem Corps manche ſich befänden, deren Glauben verdächtig ſey, und die der falſchen Lehre Luthers anhiengen; man könne es ſchon daraus ſchlieſſen, daß alle die der Kezerei beſchuldigt würden, losgeſprochen, und kein einziger zum Tod verdammt würde. Und ſollte dieſes, ſezte der Cardinal hinzu, „auch nur dazu dienen, dem König von Spanien zu zeigen, daß Ew. Majeſtät feſt am Glauben halten, und daß ſie in Ihrem Königreiche nichts dulden wollen, was Ihrem Titel als Allerchriſtlichſter König entgegen iſt. Es würde den Prinzen und Groſſen Spaniens, die den Herzog von Alba hieher begleitet haben, um die Heurath ihres Königs mit Ew. Majeſtät Tochter zu feiern, ein ſehr erbauliches Schauſpiel ſeyn, ein halbes Duzend Parlamentsräthe auf öffentlichem Plaz als lutheriſche Kezer verbrennen zu ſehen." Der König verſtand ſich zu einer ſolchen Sizung, und beſtimmte ſie gleich auf den andern Tag.

Vieillevillen, der als erſter Kammerjunker in des Königs Zimmer ſchlief, ſagte der König, was er vorhabe, worauf jener antwortete, daß der Kardinal und die Biſchöffe dieſes wohl thun könnten, für Se. Majeſtät ſchike es ſich aber nicht; man müſſe den Prieſtern überlaſſen, was nur eine Prieſterſache ſey. Da der König demungeachtet bei ſeinem Vorhaben blieb, erzählte ihm Vieilleville, was einmals zwiſchen König Ludwig XI. und dem Marſchall von Frankreich, Johann Rouault, vorgefallen. Ludwig der XI., bei welchem der Biſchof von Angiers, ſehr in Gnaden ſtand, befahl dieſem nach Lyon zu gehen, und die ſechstauſend Italiäner in Empfang zu nehmen, die man ihm als Hilfstruppen zuſchikte. Der Marſchall, der zugegen war, und es übel aufnahm, daß man nicht

Alba.

Und dein Gott — ſo will ich
Den Blitz erwarten, der uns ſtürzen ſoll!
(Sie gehen ab.)

In einem Karthäuſerkloſter.

Vierzehnter Auftritt.

Don Karlos. Der Prior.

Karlos (zum Prior, indem er hereintritt).

Schon da geweſen alſo? — Das beklag' ich.

Prior.

Seit heute Morgen ſchon das dritte Mal.
Vor einer Stunde ging er weg —

Karlos.

Er will
Doch wiederkommen? Hinterließ er's nicht?

Prior.

Vor Mittag noch, verſprach er.

Karlos

(an ein Fenſter und ſich in der Gegend umſehend).

Euer Kloſter
Liegt weit ab von der Straße. — Dorthin zu
Sieht man noch Thürme von Madrid. — Ganz recht.
Und hier fließt der Manſanares — Die Landſchaft
Iſt, wie ich ſie mir wünſche. — Alles iſt
Hier ſtill, wie ein Geheimniß.

an ihn dachte, ſtellte ſich gleich darauf dem König mit dreißig bis fünfzig Edelleuten geſtiefelt und geſpornt vor, und fragte ganz trozig, ob Se. Majeſtät nichts nach Angiers zu befehlen habe. Der König fragte, was ihn ſo ſchnell und ſo unvermuthet dahin führe? Der Marſchall antwortete, daß er dort ein Capitel zu halten und Prieſter einzuſezen habe, indem er eben ſowohl den Biſchof vorſtellen könne, als der Biſchof den General vorſtelle. Der König ſchämte ſich darüber, daß er die Ordnung ſo umgekehrt, ließ den Biſchof, der ſchon auf der Reiſe war, wieder zurükrufen, und ſchikte den Marſchall nach Lyon. Eben ſo, fuhr Vieilleville fort, müſte der Kardinal, wenn Ew. Majeſtät die Geſchäfte eines Theologen oder Inquiſiters verſähen, uns Soldaten lehren, wie man die Lanze bei Tournieren fällt, wie man zu Pferde ſizen muß, wie man ſalutiert und rechts und links ausbeugt. Ueberdies wollten Ew. Majeſtät die Freude mit der Traurigkeit paaren? denn lezteres würde der Fall ſeyn, wenn ſolche blutige Hinrichtungen während der Hochzeitfeierlichkeiten vorfielen.

Der König nahm ſich hierauf vor, nicht hinzugehen. Der Kardinal erfuhr es ſogleich, und da er in der Nacht den König nicht ſprechen konnte, verſammelte er die ganze Geiſtlichkeit den andern Morgen mit dem früheſten bei dem König, und machten ihm die Hölle ſo heiß, daß er glaubte ſchon verdammt zu ſeyn, wenn er nicht hingienge, und der Zug ſezte ſich ſogleich in Marſch. Bei der Sizung ſelbſt vertheidigte einer der angeklagten Räthe Anne du Bourg ſeine Religion mit ſolchem Eifer und Feſtigkeit, daß der König ſehr aufgebracht wurde; auch hörte er, als er durch die Straſſen zurükgieng, vieles Murren, ſo daß er nachher geſtand, wie es ihn ſehr gereue, den Rath des Vieilleville nicht befolgt zu haben.

Den erſten Juni 1559 eröfnete der König das groſſe Turnier, mit welchem die Vermählung der Prinzeſſin Eliſabeth mit Philipp II. gefeiert wurde, und die Spanier zeigten ſich bei dieſer Gelegenheit beſonders ungeſchikt. Vieilleville hob ſogar, was noch nie gehört worden, einen Spanier, der gegen ihn rannte, aus dem Sattel, und warf ihn über die Schranken mit einer unglaublichen Leichtigkeit und Geſchiklichkeit. Um einigermaſſen von dieſen körperlichen Anſtrengungen in den Turnieren auszuruhen, gieng die Hochzeit der Madame Eliſabeth mit dem König von Spanien, in deſſen Namen der Herzog von Alba ſie heurathete, vor. Die friedlichen Feierlichkeiten dauerten gegen acht Tage, der König brach ſie ab, weil er leidenſchaftlich das Turnieren liebte, und dieſes wieder anfangen wollte.

Vieilleville rieth dem König davon ab, indem ſich die franzöſiſche Nobleſſe ſchon hinreichend gezeigt hätte, es jezt auch Zeit ſey, an die Hochzeit des Herzogs von Savoyen mit Madame Margaretha, ſeiner Schweſter, zu denken. Der König antwortete darauf, daß erſt gegen Ende des Julius alles dazu bereit ſeyn könne, indem er Piemont, Savoyen und mehrere andere Beſizungen bei dieſer Gelegenheit abtreten wolle. Vieilleville war ganz erſtaunt darüber, und ſagte dem König offenherzig, wie er nicht begreifen könne, wegen einer Heurath Länder wegzugeben, die Frankreich mehr als vierzig Millionen und hunderttauſend Menſchen gekoſtet hätten. Einer königl. Prinzeſſin gäbe man höchſtens hundert und fünfzigtauſend Thaler mit, und wenn auch Madame Margaretha ihr Leben in einer Abtei endigte, ſo würde dieſes nicht der erſte und lezte Fall bei einer königl. Prinzeſſin ſeyn, die ohnedem ſchon vierzig Jahr alt ſey. Der Connetable, der dieſes alles ſtatt ſeiner Ranzion verhandele, übe ſein Recht wohl aus, denn man ſage gewöhnlich, daß in einer groſſen Noth ein Connetable den dritten Theil vom Königreich verſezen dürfe.

Auf dieſe und mehrere Vorſtellungen verwünſchte der König die Stunde, daß er nicht mit Vieillevillen von dieſer Sache geſprochen, und es ſey jezt zu ſpät; er würde ſich aber an den Connetable halten, der ihn zu dieſen Schritten verleitet habe. Kurz darauf trat ein Edelmann herein, und brachte dem König die abgeſchloſſenen Artikel, worinnen bemerkt war, daß Frankreich das Marquiſat Salucco behielt. Als der König dieſes geleſen hatte, theilte er die Nachricht ſogleich Vieillevillen mit, mit der Aeuſſerung, daß ſein Vater unrecht gehabt, einen Fürſten ſeiner Länder zu berauben, und daß er als guter Chriſt und um die Seele ſeines Vaters zu retten, die Länder dem Herzog von Savoyen gerne herausgäbe. Wie Vieilleville ſah, daß der König hier die Frömmigkeit und das Chriſtenthum ins Spiel brachte, und ſeinen Vater ſogar der Tirannei beſchuldigte, ſchwieg er und es reuete ihn, nur ſo viel geſagt zu haben.

(Der Beſchluß folgt.)

Die Horen

eine Monatsſchrift

herausgegeben von Schiller.

Zwölfter Band.

Tübingen
in der J. G. Cottaiſchen Buchhandlung
1797.

Die Horen

Jahrgang 1797

Zehntes Stück.

Tübingen
in der J. G. Cottaiſchen Buchhandlung
1797.

Innhalt des zehnten Stücks.

I. Laokoon. Seite 1

II. Das Feſt der Hertha. — 27

III. Briefe von Amanda und Eduard. Fortſezung. — 41

IV. Herrn Gadſo Coopmanns Paris. — 56

V. Die Danaiden. — 82

VI. Stanzen an Amalien bei Ueberſendung des Damenkalenders von Lafontaine rc. auf 1798. — 92

VII. Lied für unſre Zeiten. — 95

VIII. Des Lieblingsörtchens Wiederſehn. — 98

IX. Die Eichbäume. — 101

X. Die Schatten auf einem Maskenball. — 102

XI. Cosmopoliten. — 104

XII Die Todtenköpfe. — 105

XIII. Hofnung. — 107

XIV. Das Neue. — 108

XV. Die Begegnung. — 109

Die Horen.

Dritter Jahrgang. Zehntes Stück.

I.

Laokoon.

Ich nähere mich dem Apollo [a]): die hohe Geſtalt erfüllt meine Seele: Es iſt das ſchönſte Bild, das ſich die menſchliche Phantaſie ſchuf, und das in menſchliche Geſtalt gekleidet ward. Schlankheit, Bewegung, Hoheit des Ausdrukes ſind im gleichen Grade harmoniſch zum Bilde des fernhintreffenden Gottes. Ich trete vorwärts, rükwärts, auf dieſe, auf jene Seite des Bildes: mein Auge irret von dem Ganzen zu den Theilen und von den Theilen zum Ganzen — und immer ſtehet die hohe tadelloſe Geſtalt vor mir. — Noch einmal trete ich auf die Seite des rechten Profils [b]) — und meine Seele genießt die Fülle eines reinen unvermiſchten Entzükens.

Menſch, in deſſen Geiſt dieß Bild aufblühete, oder vielmehr, wie ein Lichtſtrahl auf einmal in deiner Phan-

---

a) Von Belvedere.

b) Dieß iſt der eigentlichſte Punkt ſeiner Anſicht.

taſie daſtand — welch ſtattlichen Jäger ſahſt du, auf dem nahen Gebirge das ſchnelle Wild verfolgend? — und wie war es dir möglich, unter dem langſam bildenden Finger dieß Bild deiner Phantaſie beizubehalten, daß es dir nicht, wie ein buntfarbiger Luftdunſt entſchwand? —

Apollo bleibe immer das höchſte, ſchönſte Bild menſchlicher Phantaſie! —

Ich gehe vier Schritte weiter: welcher Kontraſt ſtellet ſich meinen Augen dar? ein Alter, und zwei Knaben im Todeskampf mit zwei der gräßlichſten Ungeheuer der Natur, die ſie eng zuſammen umſchlungen halten. — Laokoon hauchet in der Mitte ſeiner ſterbenden Söhne die Seele aus.[a]) — Mein Bild ſchauert, wie dort die Trojaner, von dem Hilfloſen zurük: meine Bruſt verenget ſich. — Was will der Künſtler, daß er eine ſolche Szene in Marmor hauet? je wahrer die Nachahmung, deſto ſchauervoller wird der Eindruk ſeyn; und ohne Wahrheit, was iſt das Werk des Künſtlers?

Doch das Werk ſtehet da: es ſtehet da, als das Meiſterwerk der geſammten Kunſt. — Opus omnibus et picturae et statuariae artis praeponendum. —[b]) Ein ſolches Urtheil fällten die Alten hierüber, und die moderne Welt hat es ſeit langem mit eben dem günſtigen Urtheil belegt. — Worin beſteht denn die Vorzüglichkeit dieſes Kunſtwerkes? worin beruht das Vortreffliche des erſten Ideals der Kunſt, wie man es heute zu nennen pfleget? — Iſt es nicht die Kühnheit der Unternehmung, eine Bewegung und einen Ausdruk von einem menſchlichen Körper zu bilden, welche die tiefſten Kenntniſſe des Körperbaues, und das innigſte Bekanntſeyn mit jeder Leidenſchaft der menſchlichen Seele vorausſezen? — Wahrlich! kein Werk, wie dieſes, verräth uns ſo die geſammte Weisheit des griechiſchen Geiſtes!

---

[a]) Dieſe beiden Meiſterſtüke der Kunſt ſind in der Nähe neben einander aufgeſtellt.

[b]) Plinius Hist. nat. lib. 36.

Ich kann nicht umhin, einen Traum zu geſtehen, der mich oft in meinen einſamen Stunden verfolget: — Wie? wenn alle übrigen Monumente der Vorzeit verloren, wenn jede andere Spur von Schrift und Tradition ehemaliger Nationen verwiſcht wäre; und nur dieß einzige Bild Laokoon's, aus den Trümmern der Zeit gerettet, vor uns ſtünde: würde dieß einzige Bild uns nicht hinreichendes Zeugniß ſeyn, daß ehedem Völkerſchaften durch lange Jahrhunderte vereiniget beiſammen lebten, welche in allen Künſten des Friedens eine Stufe der Vervollkommnung hinanſtiegen, nach der wir noch kraftlos ringen? — Die Kunſt iſt die Blume einer langſam kultivirten Pflanze: ſie iſt das Schooßkind der geſammten Weisheit einer Nation, und ein Werk, wie Loakoon, die höchſte Stufe der Humanität. So wie die Natur das Daſeyn eines allweiſen Schöpfers ankündiget; eben ſo würde Laokoon allein den beredendſten Beweis von dem ehemaligen Daſeyn einer Nation abgeben, die jede Revolution des menſchlichen Schikſals ſowohl im Leiden, als im Genuß durchlaufen hat.

Prior.

Wie der Eintritt
In's andre Leben.

Karlos.

Eurer Redlichkeit,
Hochwürd'ger Herr, hab' ich mein Koſtbarſtes,
Mein Heiligſtes vertraut. Kein Sterblicher
Darf wiſſen oder nur vermuthen, wen
Ich hier geſprochen und geheim. Ich habe
Sehr wicht'ge Gründe, vor der ganzen Welt
Den Mann, den ich erwarte, zu verleugnen;
Drum wählt' ich dieſes Kloſter. Vor Verräthern,
Vor Ueberfall ſind wir doch ſicher? Ihr
Beſinnt euch doch, was ihr mir zugeſchworen?

Prior.

Vertrauen Sie uns, gnäd'ger Herr. Der Argwohn
Der Könige wird Gräber nicht durchſuchen.
Das Ohr der Neugier liegt nur an den Thüren
Des Glückes und der Leidenſchaft. Die Welt
Hört auf in dieſen Mauern.

Karlos.

Denkt ihr etwa,
Daß hinter dieſe Vorſicht, dieſe Furcht
Ein ſchuldiges Gewiſſen ſich verkrieche?

Prior.

Ich denke nichts.

Karlos.

Ihr irrt euch, frommer Vater,
Ihr irrt euch wahrlich. Mein Geheimniß zittert
Vor Menſchen, aber nicht vor Gott.

Aber würden nicht andere Monumente, z. B. Apollo, eben dieſe Weisheit einer ehemaligen Nation bezeugen? — Gewiß! doch zweifle ich, ob mit der Deutlichkeit und in dem Grade. —

Ein Funken der Seele, ein Aufflammen hoher Begeiſterung ſcheinet den Apollo erzeugt zu haben: Laokoon hingegen iſt das Reſultat einer durch lange Jahrhunderte geſammelten Weisheit. Jener hatte eine Momentalentſtehung; dieſer eine ſucceßive. Bei dem erſten hat die Phantaſie die Hand des Künſtlers geleitet; bei dem zweiten ſcheint der Verſtand jeden Grad des phyſiſchen und des moraliſchen Ausdrukes kalkulirt zu haben. Apollo hatte ſicherlich nur Einen Meiſter: Laokoon drei; denn bei dem Produkt der Ueberlegung und des kalkulirenden Verſtandes kann man ſich wechſelweiſe berathen und zuſammentragen; die Geburt der Phantaſie hingegen iſt zart, ſie verwiſcht ſich, wie ein leichter Hauch, durch Mittheilung und Raiſonnement. — Die Phantaſie des geiſtvollen Barbaren iſt vielleicht im Stande zur Hoheit des Apollo zu ſteigen; aber der Ausdruk Laokoon's kann nur das Werk des kultivirten Verſtandes ſeyn. —

Aber ich verirre mich: ich ſoll unterſuchen, und die Phantaſie führt mich fort in das Gebiet der Begeiſterung. Meine Abſicht ſoll weder eine Parallele zwiſchen dieſen beiden Meiſterſtüken der alten Kunſt, noch eine Lobrede auf ihre Vortrefflichkeit ſeyn. Mein Endzwek ſoll bloß ſeyn, einige Beobachtungen über das leztere Meiſterſtük, den Laokoon hier vorzutragen.

Groß iſt die Anzahl der Kunſtrichter, beſonders der neuern kunſtrichtenden Reiſenden, welche ihre Beobachtungen und Meinungen über dieſes vatikaniſche Bild Laokoon's niedergelegt haben. Es würde aber mehr mühſam, als intereſſant ſeyn, dieſelben der Reihe nach hier aufzuführen und zu prüfen. Deſto mehr Aufmerkſamkeit verdienen die zwei größten Archäologen unſerer Zeit, nemlich Leßing und Winkelmann. Beiden war Laokoon ein Gegenſtand näherer Prüfung; und beiden gab er Stoff zu den wichtigſten Unterſuchungen, theils über das Weſen der Kunſt überhaupt, theils über das Benehmen und die Grundſäze der alten Kunſt in's beſondere. Beiden hat der beſſere Geiſt des Alterthums — und Kunſtſtudiums viel zu verdanken: dem erſtern, weil er mit dem ihm eigenen Scharfſinn den Grenzen der bildenden Künſte und Poeſie nachſpürte, und für jede derſelben die genauern Geſeze zu beſtimmen ſtrebte — dem zweiten, da er durch unmittelbares Anſchauen und anhaltendes Beobachten der Kunſtwerke ſelbſt die Verfahrungsart aufzufinden ſich bemühte, nach welcher jene Meiſterwerke verfertigt wurden. Auch ſcheinen dieſe zwei Wege die einzigen zu ſeyn, welche uns zu einer richtigen Theorie der Geſchmakslehre, das iſt: zu einer richtigen Entwikelung der Fähigkeiten, das Kunſtſchöne anzuſehen und zu beurtheilen — führen können. Sey es auch, daß dieſe beiden groſſen Kunſtrichter ihren vollen Endzwek nicht erreichten; ſey es auch, daß ſie ſelbſt in ihren Beobachtungen, und daher in ihren erſten Grundſäzen geirret hätten, ſo bleibt es immer des Verdienſtes und der Ehre genug, die Bahn gebrochen und in ein vor ihnen unmethodiſches und trokenes Studium ordnenden Geiſt, und belebende Kraft hineingebracht zu haben.

Es iſt alſo weder meine Abſicht, das Verdienſt dieſer Männer herabzuwürdigen, noch mache ich den Anſpruch mich ihnen gleich zu ſezen; wenn ich mir hier erlaube, ihre Meinungen über die Statue Laokoon's, und ihre daher geleiteten Folgerungen und Grundſäze näher zu prüfen.

Der erſte Punkt der Unterſuchung betrifft den Ausdruk Laokoon's, und den — aus dieſem allein erkennbaren — Moment, welchen die drei Künſtler zu ihrer Darſtellung wählten.

Leßing ſowohl, wie Winkelmann nahmen ein Seufzen auf dem Geſichte des Bildes wahr, und urtheilen: Die Künſtler hätten wegen den Regeln ihrer Kunſt den Moment des Schreiens, welches Laokoon bei Virgil erhebt, vermeiden, und den Ausdruk herabſtimmen müſſen. Winkelmann's Worte ſind:[a]) — „Dieſer Schmerz äuſert ſich mit keiner Wuth in dem Geſichte und in der ganzen Stellung. Er erhebt kein ſchrekliches Geſchrey, wie Virgil von ſeinem Laokoon ſinget; die Oefnung des Mundes geſtattet es nicht. Es iſt vielmehr ein ängſtliches und beklemmtes Seufzen, wie es Sadelet beſchreibet u. ſ. w." Leßing ſagt[b]): „der Künſtler mußte den Schmerz herabſezen, er mußte Schreien in Seufzen mildern u. ſ. f."

---

[a]) Von der Nachahmung der griechiſchen Werke in der Mahlerei und Bildhauerkunſt. pag. 21. 22.

[b]) Laokoon. pag. 20.

Und warum ſoll Laokoon nur ſeufzen? — Weil nach Winkelmann die Griechen als die vorzüglichſten Kennzeichen ihrer Kunſt — die edle Einfalt und ſtille Gröſſe ſowohl in der Stellung, als im Ausdruke beobachteten — und nach Leßing, weil das Schreien der Schönheit — die nach ihm das höchſte Geſez der bildenden Künſte bei den Griechen war — würde entgegen geweſen ſeyn.

Wie aber — wenn der Ausdruk Laokoon's weder ein Seufzen, noch Schreien wäre? wenn der Künſtler dabei weder Reflexion auf die ſtille Größe, noch auf die — den Ausdruk mildernde — Schönheit genommen, ſondern vielmehr den Moment des höchſten Grades von Ausdruk zu ſeiner Wahl gemacht hätte?

Die Entſcheidung hierüber kann allein auf dem richtigen Anſchauen beruhen. Wie ſchwer dieſes, beſonders in Werken der Skulptur ſey, könnte ein auffallendes Beiſpiel eben dieſer Streit über Laokoon abgeben. Denn die Verſchiedenheit der Meinungen in Rükſicht des Momentes ſeiner Darſtellung kann doch allein die Verſchiedenheit des Anſchauens zum Grunde haben.

Wenn es Fälle in der Kunſt giebt, wo das Auge des Kindes zu entſcheiden vermögend iſt, ſo ſind auch anderſeits jene Fälle nicht ſelten, wo der geübteſte Blik des Kenners dem Irrthum unterworfen iſt. Eine vieljährige Erfahrung im fortdauernden Umgange mit Künſtlern und Kunſtfreunden hat mir überzeugende Beweiſe hievon gegeben. Nur eine anhaltende Uebung und fortgeſeztes Vergleichen der Kunſtwerke unter ſich und mit der Natur vermag es das Auge nach und nach zu berichtigen. Es iſt daher weniger auffallend, wenn ſich ein Leßing irrte, da er fern von allen Monumenten ſeinen Laokoon ſchrieb; als wenn wir dergleichen Irrthümer bei Winkelmann wahrnehmen, der mehr mit den Monumenten der Vorzeit und der Kunſt überhaupt, als mit ſeinen Zeitgenoſſen lebte. Indeſſen bin ich nicht der erſte, der dieſen mit heiligem Eifer beſeelten Mann einer zu warmen Einbildungskraft zeihet, welche ihm nicht immer erlaubte, die Gegenſtände der Kunſt mit unbefangenem Gemüthe anzuſchauen und zu beurtheilen.

Laßt uns nun dem Marmor ſelbſt näher treten:

Wäre die Abſicht des Künſtlers geweſen, einen gemilderten Ausdruk, ein Seufzen auf dem Geſichte Laokoon's zu bilden: ſo müßte man in der Bewegung ſowohl, als der Dehnung der Glieder eben dieſe Milderung erbliken. Allein in dem ganzen Akte von der Scheitel bis zur Zehe iſt eine Anſtrengung verbreitet, die das höchſte Naturvermögen in vollſter Empörung ausdrükt, und die ſich nur nach lange verſuchtem Widerſtreben, und ſchon erſchöpften Kräften in dem verzweiflungsvollſten Ringen zwiſchen Leben und Tod denken läßt. Man ſehe nur das Sträuben der Haare und des Bartes, die tiefzurükgezogenen Augapfel, das fürchterliche Zuſammenpreſſen der Stirne, das Zuken in den Naſenmuſkeln und Wangen: Kein Schmerz, kein Widerſtreben, kein Entſezen kann den Ausdruk ſchreklicher mahlen: Laokoon ſchreiet nicht, weil er nicht mehr ſchreien kann. Der Streit mit den

Ungeheuern beginnt nicht, er endet: kein Seufzen erpreßt ſich aus der Bruſt, es iſt der erſtikende Schmerz, der die Lippen des Mundes umzieht, und der lezte Lebenshauch ſcheint darauf fortzuſchweben. Das Krampfartige, die höchſte Spannung, die wüthendſten Zukungen zeigen ſich in allen Gliedern. Der Kampf hat die äuſerſten Kräfte des Elenden erſchöpft: nicht der Biß der Schlange tödtet ihn langſam, mächtiger ſchon als das Gift wirkte das Entſezen, das kraftloſe Widerſtreben, der Anblik ſeiner ohne Rettung verlornen Kinder. Das Geblüt, welches mit voller Empörung gegen die äuſern Theile dringt, und alle Gefäſſe ſchwellen machet, ſteket den Umlauf, und verhindert das Einathmen der Luft: die Lunge, durch die Häufung und gedrängte Circulation des Blutes wird immer gedehnter; das äzende Gift von dem Biſſe der Schlange hilft die heftige Gährung beſchleunigen; eine erſtikende Preſſung betäubt das Gehirn, und ein Schlagfluß ſcheinet den Tod plözlich zu bewirken.

Hingeſunken auf die Ara, verſucht er noch die lezten Kräfte; die Füſſe ſtämmen ſich gegen den Würfel: er windet ſich von dem Gefühl der vergiftenden Zähne in die linke Hüfte abwärts: das Bruſtfell wird durch das höchſt mögliche Einziehen des Unterleibes, wodurch ſelbſt die Schaamtheile vortreten, auf's äuſerſte nach unten gezwängt, und ſo hebt ſich die Bruſt convulſiviſch. Die Muſkeln, welche den Rippenkaſten deken, treten nicht nur vor, ſondern formieren durch die höchſte Spannung ekigte Klumpen: der Rüken zeigt ſich in der nämlichen

Convülſion; die Schulterblätter ziehen ſich höchſt gewaltſam ein; und die Muſkeln zu beiden Seiten des Rükgrathes gegen die Hüſten liegen durch das gewaltſame Einziehen des Bauches ſehr ſtark vor. In den Schenkeln, Beinen, in dem erhaltenen Arme zeigt ſich dieſe äuſerſte Spannung nicht minder. — Alles in der ganzen Figur verkündet einen Moment der Darſtellung, aber nicht einen gemilderten, nicht ein Seufzen, nicht ein Schreien, nicht einen hilfflehenden Blik zu den Göttern — ſondern das höchſte und lezte Anſtrengen ſich convulſiviſch windender Kräfte, ein ſchon betäubtes Gehirn, einen Mund, den der erſtikende Schmerz umzieht und bleichet — ein Athemloſes Bäumen der Bruſt, und Einzwängen des Unterleibes — das Erſtiken und der Tod folgt plözlich. —

Nach dieſer Hinweiſung und Schilderung, von deren Richtigkeit ſich jeder durch eigenes Anſchauen überzeugen kann, frage ich nun: wo iſt hier die Milderung des Ausdrukes? wer ſollte hier nur ein ängſtliches und beklemmtes Seufzen erbliken? Wer kann ſich die Gewalt des phyſiſchen Anſtrengens und des körperlichen Leidens ſtärker denken? wer hat je gewaltſamere Zukungen in dem ganzen Muſkelnſpiel des menſchlichen Baues wahrgenommen? wo iſt ein Glied in Ruhe? und wie iſt eine wüthendere Entſtellung in allen Geſichtszügen — das Sträuben der Haare und des Bartes dazu genommen — möglich? — ein jeder ſehe, erforſche ſein Gefühl, und urtheile.

Wenn aber auf ſolche Weiſe die drei Künſtler Laokoon's den Ausdruk — aus Furcht der Schönheit zu ſchaden — nicht herabſtimmten, ſondern vielmehr den Moment der höchſten Anſtrengung, welche dem mechaniſchen Baue des menſchlichen Körpers möglich iſt, wählten: — wenn dieſe groſſen Meiſter erſt da ihr Kunſtwerk anheben, wo die Beſchreibung des Dichters aufhört, — denn Virgil mahlet die Szene nicht aus, indem er nach dem Schreien des Hilfloſen ſogleich in der Erzählung abbricht, der beſte Beweis wie mich däucht, daß Virgil weder die Gruppe, noch die Künſtler den Dichter nachahmen wollten — ſollte es nicht auch mit den Folgerungen ein anderes Bewandtniß haben, welche man aus dem gemilderten Ausdruke, aus dem Seufzen hat ziehen wollen? —

Es iſt jezt nicht mein Thun, die Grundſäze der ſchönen Künſte, welche Leſſing und Winkelmann — immer in Rükſicht auf die Meiſterſtüke der alten Kunſt — haben feſtſezen wollen, weitläufig und methodiſch zu beſtreiten. Ich will bloß noch einige nicht unerhebliche Anmerkungen gegen die Meinungen dieſer beiden Archäologen beifügen.

Geſezt: wir nähmen mit Leſſing die Schönheit, als das Grundgeſez an, nach welchem die Alten arbeiteten; ſo können wir dieß unmöglich in dem beſchränkten Verſtande gelten laſſen, wie es dieſer Kunſtrichter zu verlangen ſcheint: Eben ſo wenig kann die Meinung Winkelmann's gelten, der dieß Grundgeſez bei den Alten in eine ſtille Gröſſe, und edle Einfalt ſezet. Es iſt indeſſen nicht zu läugnen, daß ſolche Behauptungen einen Schein des Wahren für ſich haben: aber ein näherer Blik über die alten Monumente wird uns Beiſpiele genug anbieten, welche uns klar zeigen werden, daß das Hauptprincip der alten Kunſt ein ganz anderes war.

In allen Werken der Alten ohne Ausnahme, ſowohl in Ruhe, als Bewegung und Ausdruk zeiget ſich Individuellheit der Bedeutung — Karakteriſtik. — Dieſer waren alle übrigen Geſeze untergeordnet in jeder Vorſtellung, in jeder Figur. Ein Gott ward als Gott, der Held als Held, der Menſch als Menſch gebildet. Soll ein Gott thätig ſeyn, ſo läßt ihn der Künſtler handeln: der Held iſt in allen Graden der Menſchheit thätig und leidend, und eben ſo der Menſch. Jede Bewegung, jede Leidenſchaft, jede Form iſt bei ihm individuell für jeden Karakter. Auf dieß arbeitete die alte Kunſt; hierein ſezten die Künſtler die Vollkommenheit ihrer Werke, und das Weſen des Kunſtſchönen. Jeder Gott hat ſeine beſtimmten Formen bis in die individuellſten Theile vom ſchönen Apoll und Merkur an bis auf den ungeſtalten Vulkan und Pan: von Neptun und Bacchus an bis auf den hornhäutigen Triton und den glazköpfigen, ſchwammfleiſchigten, behaarten Silen: von der Venus und Diana an, bis auf die Schlangenhaare der Gorgonen und Furien, die gefiederten Beine der Syrenen und die Pferdegeſtalt der Centaurinen. Die Heroen unterſcheiden ſich durch Form und Stellung eben ſo unter ſich: als ſie einerſeits von den Göttern, anderſeits von den Menſchen unterſchieden ſind. Mit den

Bildniſſen hat es das nämliche Bewandtniß: der Grieche, der Römer, der Barbar erſcheint mit ſeinen individuellſten Karakterzügen, die ihn ſogleich ankündigen — vom ſchönen Alcibiades bis auf den häßlichen Socrates, den alten blinden Homer, den ungeſtalteten Aeſop. Der Schedel der Barbaren und ſo auch ihr Körper — iſt unedler gebaut; die längern Haare hängen in ſtrippichten Maſſen um den Kopf, der Bart iſt ſchmuzig. — Das entſtellte Alter erſcheinet in beiden Geſchlechtern im dürren Knochenbau, mit eingebogenen Knieen und vorgeſenktem Haupte; mit runzlichter Haut über dem Körper, mit verliegenden Adern, mit ſchlappen Brüſten. —

Wenn aber die Kunſt der Alten unter allen möglichen Formen erſcheint, und ſie dabei kein anderes Geſez kannte, als Karakteriſtik, wodurch nämlich jede individuelle Form zum Ganzen ſich zwekmäßig verband: iſt vielleicht weniger Bedeutung und Wahrheit in Bewegung und Ausdruk, als die Natur der vorgeſtellten Szenen es erfodern möchte? — Gewiß nicht! Auch in Bewegung und Ausdruk waren die Alten eben ſo genau, als in der Karakteriſtik der Formen. Jede Figur hat die Bewegung, welche ihr in den gegebenen Umſtänden zukommt; jede hat den Ausdruk, welchen die vorgeſchriebene Handlung oder Leidenſchaft erfodert — ohne jene gemilderten Grenzen, wie jene Kunſtrichter geglaubt haben — dieß gilt ſowohl von Göttern, als Helden und Menſchen.

Aber da wir vom Ausdruke reden, können wir von einem andern Beiſpiele anheben, als von Laokoon ſelbſt

Prior.

Mein Sohn,
Das kümmert uns ſehr wenig. Dieſe Freiſtatt
Steht dem Verbrechen offen, wie der Unſchuld.
Ob, was du vorhaſt, gut iſt oder übel,
Rechtſchaffen oder laſterhaft — das mache
Mit deinem eignen Herzen aus.

Karlos (mit Wärme).

Was wir
Verheimlichen, kann euren Gott nicht ſchänden.
Es iſt ſein eignes, ſchönſtes Werk. — Zwar euch,
Euch kann ich's wohl entdecken.

Prior.

Zu was Ende?
Erlaſſen Sie mir's, lieber Prinz. Die Welt
Und ihr Geräthe liegt ſchon lange Zeit
Verſiegelt da auf jene große Reiſe.
Wozu die kurze Friſt vor meinem Abſchied
Noch einmal es erbrechen? — Es iſt wenig,
Was man zur Seligkeit bedarf. — Die Glocke
Zur Hora läutet. Ich muß beten gehen.

(Der Prior geht ab.)

Fünfzehnter Auftritt.

Don Karlos. Der Marquis von Poſa (tritt herein).

Karlos.

Ach endlich einmal, endlich —

mit ſeinen zwei Kindern? Ich glaube gezeigt zu haben, daß die Meiſter in dem Vater den angeſtrengteſten Grad des Ausdruks darſtellten: von den beiden Söhnen iſt der ältere am wenigſten leidend, nur feſtgehalten von den Schlangen ſchreiet er zum Vater um Hilfe empor: dem jüngern hingegen ſezet eben eine der Schlangen ihre Vergiftungs-Zähne in die rechte Seite ein: und krampfartig zuſammengezogen haucht er gleichſam im nämlichen Momente mit dem Vater das Leben aus. — Und wer erinnert ſich nicht ſogleich an die unglükliche Familie der Niobe! Wie kann Schreken und Tod entſezlicher wüten, ſowohl in der berühmten Gruppe zu Florenz, als in zwei Basreliefs [a]), dieſe Mythe vorſtellend. — Schrekbar zu ſehen iſt der ſo oft vorgeſtellte an die Arme aufgehangene Marſyas, deſſen Glieder durch die Schwere des Körpers ſo gezogen ſind, daß ihm das Erſtiken zuſezet, und daher den Mund zum Schreien vergeblich zu öfnen ſtrebet. — Herrſchet nicht Verzweiflung in der Bewegung und auf dem Geſichte des Kriegers, deſſen entleibte Frau eben todt zu ſeinen Füſſen hinſtürzt, in der Gruppe, die unter dem Namen Paetus und Arria bekannt in der Villa Ludoviſi. — Sehen wir nicht eine ſich convulſiviſch windende Glauce, von den Aepfeln der Medea vergiftet, und den unglüklichen Vater, der ſich bei deren Anblik die Haare zerrauſt [b])? Althea, den Brand über das Feuer haltend, erſcheint von der Furie ergriffen, indem ſich ihr Sohn Meleager vom innern Feuer langſam verzehrt: verzweiflungsvoll entleibt ſich dann die unglükliche Mutter ſelbſt an ſeinem Grabe [a]). — Die Furien mit Fakeln und Schlangen bewaffnet, ergreifen den Oreſtes bei dem Morde ſeiner Mutter und des Aegisthus [b]). — Die Schlange weidet ſich ſchreklich an den Gliedern des Kindes Archemories, indem die Amme Hypſipyle mit zerſtreuten Haaren von dem Anblik zurükſchaudert [c]). — In der berühmten Gruppe, unter dem Namen il tauro farnese bekannt, binden Zethus und Amphion, die ſich ſträubenden Dirce an den Hörnern eines wilden Stieres feſt [d]). — Achilles ſchleift die Königin der Amazonen Pentheſilla bey den Haaren [e]). — Andromache ſtürzt ſich verzweifelnd auf den Leichnam Hector's, Caſſandra und andere Trojanerinnen zerraufen ſich die Haare [f]). — Dort reißt Ajax die Caſſandra bei den Haaren vom Altare der Minerva [g]). — Hier erſcheint die ganze Schrekensſzene, wo

---

[a]) Das eine im Muſeo Pio-Clementino, das andere in der Villa Borgheſe.

[b]) In Villa Borgheſe und Pallaſt Lancellotti.

---

[a]) Im Capitol, Villa Borgheſe und Villa Pamfili.

[b]) Im Muſeo Pio-Clementino und Pallaſt Guſtiniani.

[c]) Im Pallaſt Spada.

[d]) Jezt in der Villa Reale zu Neapel aufgeſtellt.

[e]) Im Muſeo Pio-Clementino.

[f]) In Villa Borgheſe.

[g]) Auf einem gebrannten Gefäſſe im Beſiz der Herzogin Amalia von Sachſen Weimar.

Priam mit ſeiner Familie am Altare ſeiner Hausgötter das Opfer des racheglühenden Neoptolemus wird [a]). —

Ermordungen und Schlachten ſind häufig. Auf dem Triumphbogen Konſtantin's reitet Trajan mit gezükter Lanze über die flehenden Dacier weg; Soldaten zeigen ihm die abgeſchlagenen Köpfe überwundener Feinde. — Das Flehen, die Troſtloſigkeit, der kämpfende Muth mit ſtarker Anſtrengung kommen zu oft vor, daß es keiner weitern Beiſpiele bedarf.

Auch das Schreien iſt gebildet worden, wie wir ſchon von dem ältern Sohne Laokoon's bemerkten: das nämliche erſcheint noch deutlicher in einer Gruppe, wo ein Triton eine ſich ſträubende Nymphe entführt [b]). — Als eine mehr komiſche Szene führe ich hier noch die zweimal exiſtirende Gruppe an, wo ein Satyr einem Faun einen Dorn aus dem Fuſſe zieht [c]). —

Alle bisher angeführten Beiſpiele, worin die Alten jede Art von Ausdruk und Bewegung ohne Milderung bildeten, ſind theils von Gruppen, theils von Compoſitionen in mehrern Figuren en Relief genommen. Wir müſſen nun noch ſehen, wie die alte Kunſt verfuhr, wenn ſie einzelne Figuren zur Darſtellung wählte.

---

[a] Auf einem gebrannten Gefäß: im Jahre 1793 zu Nola gefunden, und jezt in dem Muſeo des Hauſes Juvenzio daſelbſt.

[b] Im Muſeo Pio-Clementino.

[c] Ebendaſelbſt und in Villa Borgheſe.

Auch hierin war Bedeutung, Wahrheit — kurz Karakteriſtik, die den Geiſt der alten Kunſt leitete. Einzelne Figuren und Büſten wurden gröſtentheils in Ruhe gebildet: und warum? — weil es ſchwer iſt, einem iſolirten Gegenſtande eine leidenſchaftliche Bewegung und Ausdruk zu geben, wovon man die verleitende Urſache, oder Beziehung nicht wahrnimmt. In ſolchen Fällen würde die Nichtdarſtellung der Ruhe, oder des Unleidenſchaftlichen eben ſo unſchiklich ſeyn, als wenn man bei vorkommender Leidenſchaft den gehörigen Grad von Ausdruk herabſezen wollte. Die bildenden Künſte haben ihre Sprache, wie jede andere Kunſt, und ihre Pflicht iſt, ſich durch Form, Bewegung, Stellung und Miene ſo auszudrüken, daß keine Mißdeutungen entſtehen.

So groß und meiſterhaft ſich aber auch immer die alte Kunſt in Darſtellung leidenſchaftlicher Szenen zeiget; ſo erſcheint ſie doch noch bewunderungswürdiger, wenn ſie die Ruhe bildet. Ich verſtehe hierunter, wenn alles Befremdende in Bewegung und Miene vermieden, und Nichts, als gerade das eigene Seyn eines Objekts dargeſtellt ward. Winkelmann ſcheint auch dieſen Vorzug bei der alten Kunſt ſo tief empfunden zu haben, daß er ohne Zweifel bloß hiedurch verleitet ward, den Grundſaz als allgemein aufzuſtellen: daß das Weſen der alten Kunſt in ſtiller Gröſſe und edler Einfalt beruhe: ohne zu bedenken, daß dieſes Princip bloß für einzelne Fälle anwendbar ſey, und als ein ſubordiniertes Geſez aus einem Allgemeinern flieſſe.

Da aber keine Figur ohne Bewegung — Stellung, Attitüde — und ohne Miene — Geſichtszüge — gedacht werden kann: wie benahm ſich die alte Kunſt bei Darſtellung des Unleidenſchaftlichen? — Sie bildete in derjenigen Stellung und Miene, welche dem zu bezeichnenden Karakter natürlich zukamen, und unter welchen allein ein Gegenſtand als ſolcher gefühlt und deutlich erkannt werden konnte. Wie gewiſſenhaft genau die Alten hierin zu Werke giengen, kann daraus erhellen, daß derſelbe Gegenſtand ſelten unter veränderter Stellung und Miene vorkommt, oder wenigſtens nur mit ſolchen Abänderungen, welche dem Hauptkarakter nichts entziehen, ſondern vielmehr, weil ſie auf Nebenbeziehungen anſpielen, mit der Hauptidee in genauer Verbindung ſtehen. War einmal die Karakteriſtik der Formen und der Attitüde für einen Gegenſtand gefunden, ſo war ſie es für die geſammte Kunſt; und man blieb dabei, weil jeder Künſtler fühlte, daß die Abweichung ihn nur auf Abwege bringen würde. — Dieſe Karakterbeſtimmung eines jeden Kunſtobjekts, dieſe Bedeutung der Ruhe, und dieſe Angabe von Attitüde, wodurch ein Objekt eben ſo individualiſirt ward, als vorher ſchon durch die Individuellheit der Form, kann man als den Triumph der alten Kunſt, und als den Gipfel ihres Strebens anſehen.

Nicht nur in der Form, ſondern auch in Miene und Stellung offenbaret ſich im Jupiter hohe Majeſtät: So im Bacchus wolluſtträumende Weichlichkeit; in der Minerva jungfräulicher Ernſt; im Merkur bedächtige Schlauheit; im Hercules rohe raſtloſe Ruhe; in Mnemoſyne ein ſtilles, ſinnenvolles Anſichhalten u. ſ. w. Es ſind nicht ſowohl die Attributen, als karakteriſtiſche Stellungen und Miene, welche uns die Gegenſtände der alten Kunſt bezeichnen. In allem ſtrebte ſie nach Eigenheit, und vermied daher ſorgfältig alles Befremdende im Ausdruke.

Indeſſen ſind die Monumente von einzeln Statuen und Büſten nicht ſelten, in denen ein ſtärkerer oder ſchwächerer Grad von Ausdruk und Bewegung angedeutet iſt. Allein wir haben das Recht zu glauben, daß entweder ſolche Figuren wirklich ehedem zu Gruppen gehörten, von denen ſie getrennt wurden; oder aber daß ſie an ſolchen Orten aufgeſtellt waren, welche die Beziehung oder Urſache einer ſolchen Darſtellung für ſich ſchon erklärten: oder aber es war ein Gegenſtand, der nur unter der Bedingung eines ſolchen Aktes, und eines ſolchen Ausdrukes konnte deutlich bezeichnet und erkannt werden.

Zu der leztern Art rechne ich zum Beiſpiel einen Apollo Muſagetes, der im langen Gewande gleichſam begeiſtert einherſchreitet und nach der Leier ſingt: eine Diana als Jägerin in geſchürzter Tunica — im Akte den Bogen abzudrüken: die Luna, welche ſtill einherwandelnd eher zu ſchweben als mit den Spizen ihrer Füſſe die Erde zu berühren ſcheinet: eine Venus, die durch den gewöhnlichen Akt der jungfräulichen Schamhaftigkeit ihren Liebreiz erhöht. — Hieher gehören alle die Akte der Ringer, der Diſkusſpieler, der Fauſtſchläger — ſo wie auch derer, denen die Statue in dem Akte geſezt wurde, durch welchen ſie ein ſolches Ehren-Monument verdienten: wie uns Cornelius Nepos von der Statue des Chabrias erzählt und beiſezet, daß nach dieſem Beiſpiele es nachher allgemein ward, ſich in denjenigen Stellungen bilden zu laſſen, in welchen man ſich ausgezeichnet hatte. Ich zweifle daher nicht, daß der ſogenannte Borgheſiſche Fechter zu dieſer Klaſſe von Statuen gehöre: zwar nicht wie Leſſing ehedem wollte, einen Chabrias vorſtelle, ſondern eher den jungen muthvollen Iſadas, der bei dem plözlichen Ueberfall der Stadt Sparta von Seiten des Epaminondas — nakt, ohne Armatur ſich den Feinden entgegenſtürzte, und das meiſte zur Rettung der Stadt beitrug, ohne daß er ſelbſt dabei verwundet ward. —

Unter die bekanntern Monumente, die getrennt von ihren Gruppen auf uns gekommen ſind, zähle ich erſtlich den berühmten Apollo von Belvedere, den ich nicht als den Tödter der Schlange Python, oder der griechiſchen Heere vor Troja, nicht als den Phoebus-Apollo, ſondern als den Vertilger der Familie der Niobe anſehe, ſo wie wir ihn auf einem Sarcophag, dieſe Mythe vorſtellend, erbliken. — Eben ſo verhält es ſich mit einem Sohne der Niobe, in deſſen Beſiz Herr Doktor Bardt in Wien iſt, ohne Vergleich das vorzüglichſte Monument von allen Statuen, welche als zur Gruppe der Niobe gehörig auf uns gekommen *). — Getrennt von ſeiner Gruppe iſt

---

*) Dieſe Statue gehörte ehedem zur Sammlung von Kaiſer Rudolph II. Ein Profeſſor in Prag kaufte ſie in einer öf-

der berühmte Schleiſer in der großherzoglichen Gallerie zu Florenz, der eigentlich zur Mythe des Apollo und Marſyas gehört. Die noch exiſtirenden Statuen des leztern erwähnten wir ſchon oben, aber ein hiezugehöriger Apollo iſt mir unter den Monumenten nicht vorgekommen. — Ein gleiches Schikſal erlitt eine ſehr vorzügliche Statue in der Villa Pamfili, welche (unter dem Namen Clodius bekannt) den jungen Achilles in Weiberkleidern unter den Töchtern des Lycomedes vorſtellt. So exiſtiert die ſehr ſchöne einzelne Büſte des Menelaus im Muſeo Pio-Clementino, wovon ſich die Statue im Akte den Patroclus wegzutragen — in Florenz befindet. Das ſehr verſtümmelte Monument, unter dem Namen Pasquino in Rom bekannt, ſtellet dieſe nemliche Gruppe vor. Hieher gehören noch eine Amme der Phaedra; eine von Schreken ergriffene und ſich zuſammenneigende Pſyche — beide im Muſeo des Kapitols.

In einer der ausdruksvollſten Stellungen iſt eine kriegeriſche Juno im Muſeo Pio-Clementino gebildet: ihr Blik, ihre geöffneten Lippen, die gezogene Wangen, das Heben der Haare auf dem Kopfe, ihr Tritt — verkündigen Schreken und Tod. Aufgeſtellt in ihrem Tempel zu Lanuvinum war dieſer ſonſt befremdende Ausdruk in einer Juno leicht erklärbar, weil eine Mythe ſagte,

---

fentlichen Auktion um ein Stük von ſiebenzehn Kreuzer an ſich — von deſſen Wittwe nachher Herr Doktor Bardt ſie um vier Dukaten erſtand.

daß ſie unter dieſer Geſtalt ſich in einer Schlacht als Schuzgöttin dieſes Volkes zeigte. Leicht erklärbar iſt die einzelne Bildung eines leidenden Philoktet, der abgehärmt und verwildert in Haar und Bart, das kranke Bein anhält, und mit trübemporgerichtetem Blik den Göttern zu klagen ſcheint. In die nämliche Kategorie gehört ein im rechten Schenkel verwundeter Adonis. Er ſieht noch, aber in dem ſtarren Blik, im Sträuben des Haares und in dem geöffneten Munde ſieht man, daß ihm die Sinnen entſchwinden. Der ſogenannte ſterbende Fechter könnte ehedem zu einer Gruppe gehört haben: doch ohne dieß zeigt die Wunde ſeinen Zuſtand, wie anderſeits die Karakteriſierung ſeines Körpers und ſeiner Attribute uns in ihm den Gallier erkennen laſſen, der vom jungen Manlius im Zweikampfe erlegt worden *). —

Was lieſſen ſich nun nach allem, was ich hier ſummariſch berührte, für Folgerungen zeigen?

I. Daß ich mit Winkelmann nicht übereinſtimmen kann, wenn er das erſte Geſez der bildenden Künſte bei den Alten in eine edle Einfalt und ſtille Gröſſe ſowohl in der Stellung als im Ausdruke ſezet.

II. Daß auch Leßing ſich täuſchen ließ, indem er die Schönheit als dieß erſte Geſez der bildenden Künſte aufſtellen wollte.

III. Daß Herrn Leßing das ganze Alterthum wider-

---

*) Ich behalte mir vor, meine Beweiſe hierüber in einer beſondern Abhandlung zu geben.

ſpricht, wenn er Wahrheit und Ausdruk als ſtreng zu beobachtende Geſeze bei den bildenden Künſten verwirſt.

IV. Daß, was die Alten unter Vollkommenheit oder Schönheit der Kunſt verſtanden, nichts anders war, als Karakteriſtik, das heißt, ſie ſuchten für jeden Gegenſtand aus der Natur die körperlichen Formen bedeutend und übereinſtimmend auf: ſie erfanden oder abſtrahierten vielmehr aus der Natur die individuellſten Formen für jedes Alter, für jedes Geſchlecht, für jeden Stand, für jede Verrichtung — kurz, für jeden individuellſten Karakter. War der Gegenſtand Porträt, ſo geſchah die Nachbildung eben ſo individuell.

Karakteriſtik, oder dieſe beſtimmte übereinkommende Individuellheit der Formen war alſo bei den Alten das erſte Geſez der bildenden Künſte. War die Geſtalt in Ruhe, das heißt: waren keine äuſern Urſachen da ſie in eine leidenſchaftliche Bewegung zu ſezen, ſo war die Stellung — Stand, Attitüde — gleich den Formen individuell für den Gegenſtand. Die alte Regel war äuſerſt ſtrenge hierin.

V. Nach der Karakteriſtik der Formen und des Standes erſcheint als ein gleichwichtiges Geſez die Karakteriſtik der Bewegung und des Ausdrukes. Beide verhielten ſich erſtlich nach der verleitenden Urſache, und zweitens nach dem phyſiſchen und moraliſchen Karakter des dargeſtellten Objekts. Die Regel der alten Kunſt hierin war, wie die Urſache, ſo die Wirkung.

VI. Wahrheit, als das erſte Requiſitum der Ka-

Marquis.

Welche Prüfung
Für eines Freundes Ungeduld! Die Sonne
Ging zweimal auf und zweimal unter, ſeit
Das Schickſal meines Karlos ſich entſchieden;
Und jetzt, erſt jetzt werd' ich es hören. — Sprich.
Ihr ſeyd verſöhnt?

Karlos.

Wer?

Marquis.

Du und König Philipp:
Und auch mit Flandern iſt's entſchieden?

Karlos.

Daß
Der Herzog morgen dahin reiſt? — Das iſt
Entſchieden, ja.

Marquis.

Das kann nicht ſeyn. Das iſt nicht.
Soll ganz Madrid belogen ſeyn? Du hatteſt
Geheime Audienz, ſagt man. Der König —

Karlos.

Blieb unbewegt. Wir ſind getrennt auf immer,
Und mehr als wir's ſchon waren —

Marquis.

Du gehſt nicht
Nach Flandern?

Karlos.

Nein! Nein! Nein!

Marquis.

O meine Hoffnung!

rakteriſtik muß alſo in jedem Kunſtwerk herrſchen. Sie bleibt und iſt das Grundgeſez des Schönen, wie des Guten. Ohne ihre Fakel iſt kein Schritt in den Künſten zu thun. Form und Ausdruk hängen von ihr ab. Ohne ſie iſt keine Bedeutung, keine Beſeelung. Sowohl in Idealwerken, als Porträts beobachten die Alten ſie mit aller Strenge. Sie iſt der Maaßſtab des Kunſtrichters.

VII. Kunſtſchönheit bei den Alten war zufolge dem Geſagten nichts anders als der Innbegriff der wahren Karakteriſtik ſowohl der Formen, als des Ausdrukes. Sie ſahen in dem Kunſtwerke nicht ſo viel auf den gebildeten Gegenſtand, als auf den Genius des Künſtlers. Der ſchönſte Gott, zum Beiſpiel ein Bacchus, war häßlich, wenn er nicht in ſeinen eigenen Formen und Karakterzügen gebildet erſchien; und ein Pan mit den Boksfüſſen, und der Boksmiene war ein ſolches Kunſtwerk, wenn der Künſtler ihn in ſeiner individuellen Geſtalt und Miene darſtellte. Das vollkommene Kunſtwerk eines ſchönen Naturgegenſtandes kann nur in ſo fern einen Vorzug über das gleichvollkommene Kunſtwerk eines häßlichen oder gemeinen Naturgegenſtandes behaupten, als das erſtere in dem Künſtler ſelbſt eine edlere und mehr gebildete Seele vorausſezet. Menſchen, die nur das Schöne des Gegenſtandes in einem Kunſtwerke, und nicht das ſubjectiv Schöne darin ſuchen, ſind noch weit entfernt, ein geſundes Urtheil über Werke der bildenden Künſte zu fällen.

Ungeachtet dieſer Grundſäze, die ich als das Reſultat vieljähriger Beobachtungen gegen diejenigen von Winkelmann und Leßing aufſtelle, würde man mich mißverſtehen, wenn man glauben wollte, daß ich hiemit einen Schatten über das Verdienſt dieſer zwei Kunſtrichter zu werfen dächte. Jeder ächte Archäologe, überzeugt wie viel ihnen die beſſere Kritik der ſchönen Künſte und des Alterthumſtudiums ſchuldig iſt, wird ihre Namen immer mit Verehrung nennen. Allein da Einſeitigkeiten groſſer Männer nicht nur ſich leicht in andere Gemüther verpflanzen, ſondern ſelbſt dem Gange der wahren Kritik, dem doch dieſe Männer aufhelfen wollten, hinderlich ſind; ſo werden meine Beobachtungen nicht dem Vorwurfe ausgeſezt ſeyn, als wenn ſie zu kühn oder überflüſſig wären.

So viel für die Kritik: nur noch einige Bemerkungen für den Künſtler in Rükſicht Laokoon's.

Winkelmann ſagt: „Griechenland hatte Künſtler und Weltweiſe in einer Perſon, und mehr als einen Metrodor." Ageſander und ſeine zwei Mitarbeiter waren gewiß beides. Wieviel Kenntniß, wieviel Erfahrungen, wieviel Empfindungen, wieviel Erlerntes liegt da in dieſem einzigen Marmor? welche Schule müſſen die Urheber Laokoon's durchgegangen ſeyn? welche Reſultate der Kunſt vor ihnen da geſtanden haben? Die Kenntniß des Körperbaues, und der Leidenſchaften, wodurch der ganze Marmor in jedem Detail Beſeelung bekam, iſt nicht das Werk eines Zeitalters, und einiger Männer. Mehrere Klaſſen von Menſchen, in verſchiedenen Fächern, und durch mehrere Menſchenalter mußten ſich zu dem nämlichen Zweke vereinigen, durch immer neue Erfahrungen und Uebungen bildeten ſich neue Lehren, welche von Meiſter zu Meiſter, von Lehrlinge zu Lehrlinge übergiengen. Langſam und durch ämſige Bebauer ward das Feld gepflegt, wo dieſe köſtliche Frucht Wurzel faßte, aufkeimte und reifte.

Die Anatomen, die Aerzte, die Lehrer der gymnaſtiſchen Uebungen haben lange mit wechſelweiſer Hilfe den Körperbau und deſſen Mechanik nach jedem Syſtem, in jedem Zuſtande, nach jedem Verhältniſſe unterſuchet: lange haben der Moraliſt, der Pſychologe, der Phyſiognomiker ihre Beobachtungen über den wirkenden und leidenden Zuſtand der Seele in jedem Verhältniß und Verbindung mit und auf den Körper zuſammengetragen. Aus den Lehren dieſer Menſchen ſchöpfte die Kunſt ihre Elemente; die Anatomie, die Paläſtra, der Umgang mit Philoſophen und Menſchenkündigern waren des Künſtlers erſte Schulen: von dieſen lernte er, was und wie er bilden ſollte. So trug die Kunſt von dieſer und jener Wiſſenſchaft das Benöthigte in ihre Schule über, um die Grundlage derſelben zu formieren. Die Hand, gewöhnt Linien zu ziehen, oder den Thon zu bearbeiten, irrte nicht unſicher, weil der Verſtand das Auge berichtiget, und auf die ſchönen Umriſſe und Formen geleitet hatte. Die Arbeit des Künſtlers war ſicher und beſtimmt, weil er ſich von jedem, was er machte, Rechenſchaft geben konnte. Daher ſehen wir in allen Ueberbleibſeln der Alten — in jedem Detail einen ſo einförmigen, hohen und tiefüberdachten Sinn.

II.

Das Feſt der Hertha.

Zu eines ſeltnen Feſtes froher Feyer
Gerüſtet, ſteht mit heil'ger Wonn' erfüllt
Der Göttin grauer Prieſter, der mit ſcheuer
Und ehrerbiet'ger Hand, ihr werthes Bild,
Geſenkten Blikes, mit geweihtem Schleyer,
In dichter Falten Nebel, jezt verhüllt.
Ihn lehrt die Sitte, vor der Menge Bliken
Das Heiligſte geheimnißvoll entrüken.

* Tacitus de Morib. German. 40.

Ein keuſcher Hayn iſt auf einer Inſel des Oceans, und in dieſem ein Wagen, der Göttinn Hertha geweiht; ein Kleid bedekt ihn, das nur der Prieſter berühren darf. Dieſem wird es kund, wenn die Göttinn in ihrem Heiligthum gegenwärtig iſt, und mit groſſer Ehrerbietung folgt er ihrem Wagen, der von Kühen gezogen wird. Fröblich ſind dann alle Tage, feſtlich alle Gegenden, die ſie als Gaſt zu beſuchen würdigt. Kein Krieg wird angefangen, niemand führt Waffen; alles Eiſen iſt verſchloſſen; Friede und Ruhe lernt man jezt erſt kennen und lieben — bis der-

Aus des geweihten Haynes dunkler Mitten
Rollt ſanſt ihr Wagen; durch den ernſten Greis
Geleitet, zieht ihn mit gemeſſnen Schritten,
Ein junges Kühen-Paar, das glänzend weiß
Noch nie des Treibers Geiſſelhieb gelitten,
Ihr Haupt umkränzt der Fichte dunkles Reis;
Ein goldnes Band, das ihren Zug regieret,
Hält minder ſie, als daß es ſchön ſie zieret.

Wie leicht das Schiff die ſanft bewegten Wogen
Des Oceans, auf heitrer Fahrt durchſchneidet,
Wie an des Himmels ſchön gewölbtem Bogen,
Die Abendwolke leis vorübergleitet,
Wird leicht und ſtill der Göttin Bild gezogen,
Wo grünend ſich der Wieſen Teppich breitet,
Und mancher Baum mit Blüthen überſchneiet,
Des Lenzes Schmuk auf ſie hernieder ſtreuet.

ſelbe Prieſter die Göttinn, vom Umgange mit den Sterblichen geſättigt, ihrem heiligen Wohnplaz zurükgiebt. Sogleich werden Wagen und Kleider, ja wie man behauptet, die Göttin ſelbſt in einem geheimen Teiche abgewaſchen; Sclaven dienen dabey, die alsbald der nemliche Teich verſchlingt. Daher ein geheimnißvoller Schauer, eine heilige Dunkelheit, was das wohl ſeyn möchte, das nur die ſehen, welche ſterben.

Laut jubelnd ſtrömet zu dem heil'gen Wagen
Das frohe Volk der Hütten ſchon herbey
Und jeder eilt, den andern es zu ſagen:
Welch ein bedeutend günſtig Feſt es ſey!
Sie wähnen ſchon von jeder ihrer Plagen,
Sich künftig durch der Göttinn Milde, frey,
Und aller Augen ſieht man mit Vertrauen
Und Hoffnungsvoll zu der Verhüllten ſchauen.

Wie das Gewölk in Oſten, ſanft entzündet
Mit Purpurgluth, umſäumt mit goldnem Licht,
Der Sonn erwärmend — holde Näh' verkündet,
Ob auch ihr herrlich Strahlenangeſicht
Des Morgennebels Hülle noch umwindet,
Den dämmernd nur ihr heitrer Strahl durchbricht;
So leuchtet auch verheiſſend jezt, und milde,
Der Göttinn Gunſt aus dem verborgnen Bilde.

Und ſeegnend ſenkt mit ſäuſelndem Gefieder,
Der Friede ſich auf die beglükte Flur:
Ihm treu geſellt, ſchwebt auch die Freude nieder,
Die ſchön bekränzte Tochter der Natur.
Der Zwiſt verſtummt, es tönen frohe Lieder,
Mit lautem Schall, des Dankes Hymnen nur,
Leicht ſchwebet rings im bunt gereihten Kranze,
Die Jugend jezt im unſchuldsvollen Tanze.

Die rohen Krieger, erſt zum blut'gen Streite
Gerüſtet, reichen traulich ſich die Hand;
Das breite Schwerdt ſchmükt friedlich ihre Seite,
Der ſtarke Bogen ruhet ungeſpannt;
Der Weſen hohe Mutter, ſchlinget heute
Um alle gleich, der Eintracht ſchönes Band
Anbetend ſinken ihre Kinder nieder,
Und danken ihr und küſſen ſich als Brüder.

Dort ſtehen zwey im Haß ergrau'te Greiſe,
Nun Hand in Hand, vertraulich und verſöhnt
Hier Jünglinge, die um des Kampfſpiels Preiſe
Entzweiet, ſich mit bittern Neid verhöhnt.
In heiterm Koſen nach der Väter Weiſe,
Am hohen Buchenſtamme hingelehnt,
Vor dem Gebieter kniet der ſchuld'ge Sklave,
Und ihm erläßt der Zürnende die Strafe.

Rings in der weitbewohnten Ebne, ſchallet
Der Feyer-Hymnen feſtlicher Geſang.
In hundert froh bekränzten Chören wallet,
Das Inſelvolk dem Meergeſtaad' entlang
Und aus der Menge lautem Jauchzen, hallet
Der krummen Hörner ſchmetternd heller Klang,
Es ſcheinet an des heil'gen Wagens Seiten,
Sich weiter ſtets der frohe Zug zu breiten.

Doch plözlich aus des Volkes dichter Mitte
Stürzt bleich ein ſchöner Jüngling ſich hervor,
Starr iſt ſein Blik, und wankend ſeine Tritte,
Doch hebt er ſtolz die hohe Stirn empor,
Die Menge weicht mit ehrfurchtsvollem Schritte
Und es verſtummt der Sänger froher Chor,
Denn Aller Blike bleiben voll Verlangen
Und forſchend an dem Unbekannten hangen.

Er beuget ſtill das ſchöne Haupt zur Erde,
Mit goldnen Ringelloken dicht umwallt;
Mit anmuthsvoll — beſcheidener Geberde
Vereint er Odins herrliche Geſtalt.
Wenn ſtolz der Gott mit Blizesgleichem Schwerde
Ermunternd oft der Kämpfer Reih'n durchwallt,
Sein Blik allein, der trüb am Boden weilet,
Zeugt, daß auch er das Loos der Menſchheit theilet.

„Vergönne mir, mich Hertha's Dienſt zu weihen"
Spricht jezt er zu dem Prieſter, der erblaßt
Zurükebebt: „dich kann ein Entſchluß reuen,
„Den du, o Jüngling! nicht geprüfet haſt;
„Wer ihr ſich weihet, darf den Tod nicht ſcheuen,
„Der langſam ihn mit kalten Armen faßt,
„Muß von des heitern Daſeyns ſüſſen Freuden,
„Auf immer ſich mit ſtillem Sinne ſcheiden."

„Ich folge dir!“ — ruft mit entſchloßner Miene
Der Fremdling jezt: „laß dieſe Knechte frey!
„Wohl ziemt es ſich, daß, wer der Göttin diene,
„Ein freyer Mann, kein banger Sklave ſey!“
Er ſprichts, und wie die rollende Lawine,
Stürzt näher ſich das ſtarre Volk herbey,
Und einer ſagts dem andern, wie der Schöne
Des nahen Todes Schreken ſtolz verhöhne!

Es mahlet ſich auf jedem Angeſichte
Der ſtumme Schmerz, kein froher Hymnus tönt,
Und jeder drängt ſich hin, wo mit der Fichte
Geweihten Zweig, der Jüngling ſchon bekrönt
Dem Wagen folgt, von einem höhern Lichte
Scheint glänzender das edle Häupt verſchönt,
Sein heitrer Blik ſcheint alle ſtumm zu fragen,
Warum ſie noch ſein ſtolzes Loos beklagen.

Und ſtiller wird es an den Seegeſtaaden;
Dumpf brauſet nur das ſtets bewegte Meer,
Zur Hütte kehrt mit ſinnendem Errathen
Ein jeder nun; die Fluren werden leer,
Vereinzelt nur, ſchleicht auf den öden Pfaden
Am heil'gen Zug, manch ſtilles Paar daher,
Bis langſam er geweihten Grund berühret
Und in des Haynes Dunkel ſich verlieret.

In jenem heilig finſtern Fichtenhayne,
Wo nie ein Stern ſich durch die Wipfel zeigt,
Die ſinkend jezt mit goldnem Purpurſcheine
Der Abendſonne lezter Strahl beſtreicht,
Im ernſten Heiligthume, wo alleine
Der Prieſter ſich vor Hertha's Altar beugt,
Steht bey dem Jüngling, ſtumm mit leiſem Schauer,
Der edle Greis in ahnungsvoller Trauer.

Doch jezt beginnet er die ernſte Frage:
„Ein Fremdling noch, biſt du, o Jüngling, mir,
„Doch nenne dich mir ſonder Scheu, und ſage:
„Welch' ungewohntes Schikſal bringt dich hier
„In dieſes Eiland? was vergällt die Tage
„Der frohen Thatenvollen Jugend dir? —
„Enthülle mir die Gramumwölkte Seele,
„Und daß dir nicht der kleinſte Umſtand fehle.

„Denn nimmer zur geheimnißvollen Feyer
„Darf ich am heilgen Quell, den Frevler führen,
„Nie darf der ernſten Göttinn dichten Schleyer
„Des Mörders Blutbeflekte Hand berühren.
„Wir müßten denn ihr Bildniß, uns ſo theuer
„Und ſeegensreich, auf immer ſonſt verlieren,
„Es würd' im Baad der frechen Hand entgleiten,
„Und ſich auf ewig zürnend von uns ſcheiden."

Karlos.

Das nebenbei. O Roderich, ſeitdem
Wir uns verließen, was hab' ich erlebt!
Doch jetzt vor Allem deinen Rath! Ich muß
Sie ſprechen —

Marquis.

Deine Mutter? — Nein! — Wozu?

Karlos.

Ich habe Hoffnung. — Du wirſt blaß? Sey ruhig.
Ich ſoll und werde glücklich ſeyn. — Doch davon
Ein andermal. Jetzt ſchaffe Rath, wie ich
Sie ſprechen kann. —

Marquis.

Was ſoll das? Worauf gründet
Sich dieſer neue Fiebertraum?

Karlos.

Nicht Traum!
Beim wundervollen Gott nicht! Wahrheit, Wahrheit!
(Den Brief des Königs an die Fürſtin von Eboli hervorziehend.)
In dieſem wichtigen Papier enthalten!
Die Königin iſt frei; vor Menſchenaugen,
Wie vor des Himmels Augen, frei. Da lies,
Und höre auf, dich zu verwundern.

Marquis (den Brief eröffnend).

Was?
Was ſeh' ich? Eigenhändig vom Monarchen?
(Nachdem er es geleſen.)
An wen iſt dieſer Brief?

Der Jüngling ſpricht: Geheiligt ſind die Winke
Der Gottheit, dem, der glaubend ſie verehrt.
Vernimm, o Greis, jezt, da ich dunkel ſinke,
Daß ich vielleicht des hellern Looſes werth;
Mit heiterm Sinn und ſtillem Geiſte trinke
Den Becher ich, den jeder ſchaudernd leert. —
So ſenkt ein Baum von innerm Wurm umnaget,
Sein traurig Haupt, verwelkt und unbeklaget.

Die Heimath wo mit ſorgſam treuer Pflege,
Der Mutter Arm, den Säugling zart umwand
Des väterlichen Hannes dicht Gehege,
Wo mir der Kindheit erſter Traum verſchwand,
Sind längſt mir fremd; entführt durch lange Wege
(So ſchien es mir) in ein entferntes Land
Ward ich durch wilder Männer rauhe Schaaren,
Die unbekannt dem ſcheuen Knaben waren.

Dort fand ich mich an eines Mannes Seiten,
Der ernſt und ſtreng, doch liebend mich erzog,
Bald mußt' ich ihn mit kekem Muth begleiten,
Wenn er das Land auf ſchnellem Roß durchflog
Gefahren wurden jezt des Jünglings Freuden
Deß ſtarker Arm die ſchwere Lanze wog,
Und unter manchem fährlichen Beginnen,
Strich heiter mir die frohe Zeit von hinnen

Der Dänen König war's, dem mich als Knaben
Einſt jene Männer, die mit mir entflohn,
Als ein erbeutet Gut, zum Sklaven gaben,
Und da er kurz vor meiner Ankunft, ſchon
Den ſechsten Sohn mit bittrem Schmerz begraben,
Beſtimmte Harald frühe dem Thron,
Und nannte feyerlich bey ſeinem Sterben,
Mich ſeines Reichs und ſeines Namens Erben.

Jezt ſah ich plözlich jedes kühne Hoffen,
Der raſchen Ehrbegier verwegnen Flug
Und alle bunte Wünſche übertroffen,
Die ſtill des eiteln Jünglings Buſen trug;
Doch fühlt ich jezt — und fühlt es tief betroffen
Dies ſtolze Glük -- es ſey mir nicht genug,
Empfand erſtaunt des Herzens öde Leere
Und ahnete noch nicht, was es entbehre.

„Hin zu der Heimath lieblichen Geſtaden
Sehnt ſich mein Geiſt!" — ſo rief ich und entwich; —
Einſam, verhüllt irrt' ich auf fernen Pfaden,
Kein Hayn umfieng, kein Quell erfriſchte mich
Mich lud kein See in ſeiner Fluth zu baden,
Den forſchend ich mit jenen nicht verglich,
Die an verſchwundner Jahre dunkeln Gränzen
Aus grauer Ferne mir entgegen glänzen.

In dieſes Eiland fühlt ich mich gezogen,
Leis ſchwebte noch aus der Vergangenheit
Ein Bild mir vor, wie an des Meeres Wogen
Sich kindiſch einſt des Knaben Sinn erfreut —
Und ach! mich hat die Sehnſucht nicht betrogen
O! fahre wohl zu ſchnell verrauſchte Zeit! —
Ich fand ſie hier, des Lebens ſchönſte Freuden,
Um ſchmerzlicher von allem jezt zu ſcheiden.

Geliebt und liebend ſchlangen ſüſſe Bande
Sich hier um mich, ſo nahe war mein Glük,
Doch plözlich wies, als ich mich hoffend nannte,
Mich Thora's Vater ſchaudernd jezt zurük,
Und wie er ſelbſt mich ſcheu vermied, verbannte
Er ſtrenge mich aus der Geliebten Blik.
Verborgen nur, in nachbarlichen Haynen,
War ihr vergönnt in meinem Arm zu weinen.

Ihr, dem geliebten einz'gen Kind verhehlte
Geheimnißvoll der graue Alte lang,
Was gegen ſie das Vaterherz ihm ſtählte,
Und hart und grauſam uns zu trennen zwang;
Kalt ſah er es, wie ſie ſich zweifelnd quälte,
Bis an ſein Herz ihr heiſſes Flehen drang
Und er ihr offen nun, durch ſie erweichet,
Die lang verſchloſſne wunde Bruſt gezeiget.

Er, den ich thöricht Vater ihm genennet,
Der König war's, der einſt mit frecher Hand
Des grauen Oſkars Weib von ihm getrennet
Und räuberiſch zur Gattin ſich verband.
Die Rache, die des Schwachen Bruſt entbrennet
Iſt fruchtlos; Still floh er des Wüthrichs Land,
Schon ſechszehn freudenleere Jahre nähret
Er hier die Glut, die ſeine Ruh verzehret.

Und da er ihn, der einſt ihm alles raubte,
Aufs neue jezt vor ſeinem Angeſicht
In mir, dem Sohne, nun zu ſehen glaubte,
Gehorcht' er zwar des Gaſtrechts ſtrenger Pflicht,
Die die erſehnte Rach' ihm nicht erlaubte.
Doch lang durch Haß erhärtet, konnt er nicht
Sein menſchenfeindlich bitt'res Herz bezwingen,
Der Tochter Wohl dies Opfer jezt zu bringen.

Vergebens ſtrebt' ich ihn zu überzeugen,
Ich ſey nicht Haralds, ſeines Feindes, Sohn,
Er hörte mich mit achtungsloſem Schweigen
Und ſprach den ernſten heil'gen Schwüren Hohn.
Durch Liſt glaubt er wollt ich mein Ziel erreichen
Und jede Hoffnung war mir ſchon entfloh'n
Als ſie zum leztenmal am Lebenspfade
Sich lächelnd mir mit holder Täuſchung nahte.

Heut, da der Freude lauter Ruf ertönte,
Und rein in jeder Menſchenbruſt erklang,
Da Hertha ſanft die Streitenden verſöhnte,
Und ſelbſt den Haß zur ſtillen Eintracht zwang
Wo ihre Nähe alles rings verſchönte
Um jedes Herz ein Band der Liebe ſchlang,
Heut ſank vom ſüſſen Wahne hingeriſſen
Noch einmal ich mit Thora ihm zu Füſſen.

Doch ach! umſonſt war treuer Liebe Flehen
Der Tochter, die ſich ſchluchzend um ihn wand
Konnt er mit ſtarrem Sinne widerſtehen
Iſt's dieſes Herz, das je die Lieb' empfand? —
Hart trennt er uns, mir winkt ihr Wiederſehen
Nur dort, wo Balder[*] die Getreue fand
Es ſehnt die Bruſt, die Lieb und Schmerz durchwühlen
Auf immer ſich im Todesquell zu kühlen.

Der Prieſter ſeufzt mit leiſem Ahnungs-Schauer,
Der ſelten uns mit falſcher Deutung trügt:
„Vielleicht, daß jezt von hoffnungsloſer Trauer
„Um den verlornen Liebling ſchon beſiegt
„Verlaſſen nun und kinderlos ſein grauer
„Verwaißter Vater einſam ſterbend liegt!“ —
Und tief gebeugt ſchleicht er zum heil'gen Wagen
Der Göttinn Bild zum nahen See zu tragen.

[*] Baldern, dem Sohn Odins, folgte ſein Weib Nanna auf den Scheiterhaufen, wo ſein Leichnam verbrannt wurde, um mit ihm die Unterwelt zu bewohnen.

Hier ſteht der Jüngling, der des Mantels Hülle
Schon von ſich warf mit heitrem Blik und ſchön
Wie in der Gottheit ewger Jugendfülle
Um Odins Thron die ſtarken Söhne ſtehn.
Des edeln Geiſtes wolkenloſe Stille
Läßt ihn des Todes Schreken kühn verſchmähn,
Und ſtolzer klopft in ruhig gleichen Schlägen
Sein groſes Herz dem Nahenden entgegen.

Und welcher Pinſel mahlt die heil'ge Scene
Der Wonne mir? — Des Jünglings Schulter zeigt
Dem Greis die Narbe, wo des Wolfes Zähne
Als zarten Knaben einſt den Sohn erreicht;
Er iſts, an deſſen Bruſt mit froher Thräne
Der Vater ſich im ſüſſen Taumel neigt
Dem achtzehnmal das Jahr ſich trüb erneute
Seit er ihn dort mit kräft'ger Hand befreite.

Und beyden tönen jezt im Dämmerſcheine
Des Abends, aus der hohen Fichten Nacht
Die Worte: „Nie ward je in Hertha's Hayne
„Ein wohlgefäll'ger Opfer ihr gebracht! —
„Sie will es nicht, daß die Geliebte weine,
„Die Göttinn, die durch Lieb euch glüklich macht,
„Nie ſoll ein Sklave mehr mit Todeszagen
„Von ihrem Bild' die dichte Hülle ſchlagen.

„Dem Prieſter nur ſey dieſes Amt gegeben,
„Der ungeſtraft ins heil'ge Dunkel dringt! —
„Jezt eilet hin, wo neues Glük und Leben
„Ihr zwey erſtorbnen Menſchenherzen bringt,
„Und wenn mit ſüſſem wonnevollem Beben
„Die Braut, o Jüngling, dir an Buſen ſinkt,
„Dann grüſſet dankbar, glüklicher und treuer
„Stets dieſen Tag, und dies ſey Hertha's Feyer!" —

III.

Briefe von Amanda und Eduard.

Fortſetzung.

Siebenter Brief.

Amanda an Julien.

Ein guter Genius hat mir ſeit einigen Wochen die angenehmſte Gefährtin zugeführt — und daß ich dir lange nicht ſchrieb, beweißt am ſtärkſten, wie ſehr ſie mich beſchäftigt. Sie iſt ein leichtes ätheriſches Weſen, das gleich den Schmetterlingen nur auf Blumen verweilt, und leicht über die Dornen des Lebens emporflattert. Eine ewig fröhliche Laune und das glücklichſte Talent allenthalben das Angenehme leicht und ſicher herauszufinden, ſcheint ſie in jede Lage zu begleiten. Ein ſolcher Umgang ſt ein wahrer Schaz für Menſchen, die, wie ich, noch unruhig und ſtrebend oft das Gute verſchmähen, weil ſie nach dem Vollkommenen ſchmachten. Sie iſt eine Franzöſin von Geburt, und hat ganz den liebenswürdigen Leichtſinn ihrer Nation; aber ſchon in frühern Jahren am ſie zu Verwandten nach England, und durch ihren langen Aufenthalt auf dem Lande iſt ihre Lebhaftigkeit gemildert worden, und eine ſo glükliche Miſchung in ihr entſtanden, daß ſie, wie mich dünkt, ihrer geſellſchaftlichen Stimmung nach, ein ganz vollkommenes Geſchöpf iſt. Nur wenige Jahre lebte ſie in einer mehr aus Convenienz als Liebe geſchloſſenen Ehe, und jezt iſt ſie Wittwe. Hang zum Vergnügen, und der Wunſch, einige Bekannte zu ſehen, führten ſie hieher ins Bad, das ihr nun ſehr zu gefallen ſcheint. Ich ſah ſie zuerſt auf einem Ball. Wir waren beide noch fremd, waren faſt von einer Geſtalt, trugen zufälligerweiſe einerlei Kleidung, und dies — du weißt, daß ſolche kleine Umſtände oft zuſammenbringen — beredete uns, daß wir einander mehr als den andern angehörten. Sie kam mir mit der angenehmſten Art von der Welt entgegen, und zeigte in Allem was ſie ſagte und that etwas ſo unbefangenes und in ſich vollendetes, daß ich gleich für ſie eingenommen ward, und ihren Umgang zu ſuchen beſchloß. Seitdem ſehen wir uns täglich, und ſie hat mich dazu gebracht — was ich bis jezt nicht habe thun mögen — unter der hier immer mehr anſtrömenden Menge von Fremden mehrere Bekanntſchaft zu machen, und mit ihr herum zu ſchwärmen. Am liebſten ſind mir jedoch die Stunden, die ich mit Nanetten — dies iſt der Name meiner neuen Freundin — allein verlebe. Es giebt ſo viel aus unſerm vergangnen Leben, was wir uns zu ſagen haben, und Nannette hat eine ſo harmloſe, leichte Art die Dinge zu betrachten, daß ich, ſeit dieſe Silphide mich umflattert, recht lebhaft meine jugendliche Heiterkeit zurükkehren fühle. Wie unendlich glüklich können zwei weibliche Weſen zuſammen ſeyn, bei der zarten Empfindung, dem leiſen Errathen, der ſchnellen reizbaren Phantaſie, die ihnen eigen ſind, wenn ſie nur ſtandhaft alle Eiferſucht von ſich entfernt zu halten wiſſen! — Oft ſingen wir zuſammen und berauſchen uns in den feinſten Entzükungen der Tonkunſt. Häufiger noch ſuchen wir das Lebendige, Freie; wir fahren zuſammen aus, Nannette lenkt die Pferde ſelbſt und iſt ſtolz darauf, daß ich mich ihr anvertraue. Siz ich dann nur einen Augenblik ſtill und träumend an ihrer Seite, ſo weiß ſie meine Aufmerkſamkeit immer ſehr glüklich auf die angenehmen Seiten meines Lebens zu lenken, oder ſie nekt mich auch wohl und ſagt: ich ſei wie jener Engländer, der ſich das Leben nahm, aus Verdruß die reichſte Privatperſon in Europa zu ſeyn. Auf dieſe Art haben wir die Gegend umher ſchon ziemlich kennen lernen, und wir ſind bei unſern kleinen Ausflügen meiſt äuſſerſt froh geweſen. Eine Scene von geſtern muß ich dir erzählen — doch der ganze Tag iſt wohl einer Beſchreibung werth. Es war ein liebliches Wetter, und wir ſehnten uns recht ins Freie zu kommen. Die Luft athmete ſo warm, ſo wohlthuend, daß alles ihren Einfluß fühlte: meine Gärtnermädchen ſangen den ganzen Morgen Frühlingslieder, und ſelbſt ein paar wilde Menſchen, die nicht weit von mir wohnen, waren aus ihrer Fühlloſigkeit erwacht, und ſtimmten ihre rauhen Töne zu ſanften Geſängen. Wir fühlten

Karlos.

An die Prinzeſſin
Von Eboli. — Vorgeſtern bringt ein Page
Der Königin von unbekannten Händen
Mir einen Brief und einen Schlüſſel. Man
Bezeichnet mir im linken Flügel des
Pallaſtes, den die Königin bewohnt,
Ein Kabinet, wo eine Dame mich
Erwarte, die ich längſt geliebt. Ich folge
Sogleich dem Winke —

Marquis.

Raſender, du folgteſt?

Karlos.

Ich kenne ja die Handſchrift nicht — Ich kenne
Nur Eine ſolche Dame. Wer als ſie
Wird ſich von Karlos angebetet wähnen?
Voll ſüßen Schwindels flieg' ich nach dem Platze;
Ein göttlicher Geſang, der aus dem Innern
Des Zimmers mir entgegen ſchallt, dient mir
Zum Führer — ich eröffne das Gemach —
Und wen entdeck' ich? — Fühle mein Entſetzen!

Marquis.

O ich errathe Alles!

Karlos.

Ohne Rettung
War ich verloren, Roderich, wär' ich
In eines Engels Hände nicht gefallen.
Welch unglückſel'ger Zufall! Hintergangen
Von meiner Blicke unvorſicht'ger Sprache,
Gab ſie der ſüßen Täuſchung ſich dahin,

uns ungewöhnlich heiter und Nannette ſchlug vor eine ländliche Familie zu beſuchen, die ſie auf ihrer Herreiſe zufälligerweiſe hatte kennen lernen, und die in einer reizenden aber unbeſuchten Gegend wohnen ſollte. Bald war alles in Ordnung: wir nahmen den kleinen Wilhelm mit uns, der vor Freuden jubelte. Es war uns allen herzlich wohl, die Luft war ſo frei, ſo mild wie unſre Unterhaltung, und die Neuheit erhöhte den Reiz der Gegend in die wir kamen. Der Wald und die Gebürge, an die wir gewöhnt waren, wichen immer mehr zurük, und bekränzten zulezt in weiter Entfernung die lieblichſte Ebene, die je dem Auge gelacht. Eine Menge kleiner, niedlicher Dörfer ſahen munter und anmuthsvoll aus ihren blühenden Gärten hervor, weite Saatfelder wogten die ſanften Anhöhen auf und nieder, mahleriſche Gruppen von Bäumen zogen ſich um kleine ruhige Seen, oder beſchatteten klare, hurtige Bäche. Ueber der Landſchaft ſchwebte Geſang, und ſüſſe belebende Düfte wallten geiſtig empor. Wir fanden den oft gehörten Wunſch: daß alle Wege gerade gehen möchten, ſehr übel berechnet, freuten uns der mahleriſchen Krümmungen, der Wäldchen und Dörfer durch welche wir kamen, und wünſchten, daß unſre Reiſe durchs Leben eben ſo ſeyn möchte. Es war Mittag als wir an Ort und Stelle kamen; ich fand ein nettes reinliches Landhaus, wo alles Ordnung, Betriebſamkeit und Fröhlichkeit athmete, und eine ſchlanke weibliche Geſtalt mit Vergißmeinnichtaugen, die uns zuerſt bewillkommte. Nach einem kurzen Geſpräch ſagte ſie uns unaufgefodert, daß ſie Braut ſey. Dies machte ſie mir ſehr intereſſant; ich ſuchte in ihren Augen den Zuſtand ihres Herzens zu leſen, aber ich fand weiter nichts als eine muntre ruhige Aufmerkſamkeit darinn. Sind dieſe ruhigen, phantaſieloſen Menſchen, dachte ich, mit ihrer heitern Luſt und ihren heitern Herzen, ihren eingeſchränkten Begriffen, und ihren eingeſchränkten Wünſchen denn glüklicher und näher der Natur, als wir, die ſie verlaſſen, um uns im Gebiet der Phantaſie unendliche Freuden aber auch unendliche Qualen zu holen, wir, die erſt nach Verirrungen zu ihrer Beſchränktheit zurükkehren können? — Ich dachte dieſer Frage, die mich jezt wegen Wilhelms, auf deſſen Bildung ich gern glüklich einzuwirken wünſchte, vorzüglich intereßirt, noch nach, als auch die Uebrigen der Familie herbei kamen. Sie waren von unſerm Beſuch überraſcht, aber nicht erſchrekt. Es war eine zahlreiche Familie von mancherlei Alter und Anſehen; alle ſchienen mit ihrer Lage zufrieden, und ihre Reden waren ſo vollwichtig und ächt, wie die ſchweren ſilbernen Löffel, die uns an der wohlbeſezten Tafel gereicht wurden. Nach Tiſche giengen wir in den Garten, der etwas erhöht lag, und über das ganze Dörfchen hinſah. Die warme, fühlbare Luft, die uns empfieng, erwekte eine ſüſſe Sehnſucht in mir. Mein Herz war wunderbar bewegt, verlangte und wünſchte wie ein Kind. Dieſe ſchöne Baumgruppe, welche ſichtbare Kühlung verbreitete — dies lebendige Weib, das neugierig mit ihrem Kind auf dem Arm, in der kleinen Thür ſtand und nach den Fremden hinſah — hier der Garten, ein buntes Labirinth von Bohnen, Kohl, von Nelken, Rosmarin und Krauſemünze, wo die aufmerkſame Induſtrie nur für einen ſchmalen Weg noch Raum übrig ließ — die groſſe Linde am Kirchhof, die ihre Schatten und Blätter freundlich über die Grabhügel ſtreute — mit ihrem Korb voll Klee die Dirne, die mit raſchem Gange durch die ſonnige Wieſe ſchritt — alles, dies ganz holde Bild von Unabhängigkeit und Ruhe, die keine Pflicht beleidigt und keine Rechte kränkte, wo jedes Bedürfniß ſo nahe an ſeiner Befriedigung erwacht — es rührte mich tief. Das Alles mit Bewußtſeyn genieſſen — es wählen, nicht ſich aufgedrungen fühlen — und nicht allein genieſſen — ich konnte dieſen Gedanken kaum los werden.

Unſer Wirth hatte zwei erwachſene Söhne, die, obgleich artig gekleidet, doch bloſſe Landleute waren, und ſich mit nichts anderm beſchäftigten, als die Wirthſchaft ihres Vaters zu beſtellen. Der eine von ihnen hatte mich immer aufmerkſam und neugierig angeſehen. Als wir uns im Garten mit Coffeetrinken und Spiel unterhielten, hatte mich der alte jovialiſche Mann durch oft wiederholte zweideutige Scherze etwas verdrieslich gemacht. Dem aufmerkſamen Jüngling war dies nicht entgangen, und als ich bald darauf ins Haus gieng, um meine Arbeit zu holen, kam er mir nach. Wir waren allein, und was er hier that, erräthest du nicht. Mit Ehrerbietung aber freudig trat er zu mir, legte den einen Arm um mich und fragte ſanft: darf ich Sie wohl um einen

Kuß bitten? — ich war überraſcht. Wär es ein junger Mann aus höhern Ständen geweſen, ſo hätte es mich beleidigt, aber dies war ein Bauer, und ſein Ton ſo natürlich, ſo bittend! — Ich küßte ihn, und du hätteſt ſehen ſollen, wie ſein Auge vor Freude glänzte! Mit wahrer Feinheit ſagte er mir jezt: „mein Vater hat Ihnen nicht gefallen, aber ſeyn Sie nicht böſe, ich will ihn bitten, daß er nicht mehr ſo ſpricht.“ — Du wirſt geſtehen, daß dieſe Aeuſſerung für ihn und mich gleich ehrenvoll war.

So heiter vergieng der ganze Tag. Niemand jedoch war froher als der Knabe Wilhelm. Er ſprang, er kletterte auf allen Bäumen herum, und zeigte zu meinem Vergnügen eine ungemeine Gewandtheit. Vor allem zogen ihn jedoch die bunten Täubchen an, die in groſſer Menge im Hof zu finden waren, und diesmal ihm zu Ehren von den Kindern beſonders gefüttert werden. Er ſah ſie lange aufmerkſam an, und ſchien ſich etwas zurük zu rufen. Nach mehrern Verſuchen brachte er endlich das Wort colombino heraus, und konnte nicht müde werden, es für ſich zu wiederholen. Wo er es her hat, weiß ich nicht.

Wir fuhren zurük. Die Wieſen glänzten im Abendthau, kleine blühende Büſchgen ſchimmerten fern an den Bergen, ein röthliches Licht umwankte die Gipfel des Waldes. Die Sonne ſank tiefer, und der Mond blikte heller durch die Gebüſche. Ein neuer geiſtiger Glanz wallte über der Gegend; alles ward romantiſcher, einſamer, bedeutender. Braucht es etwas mehr, ſagte ich zu Nannetten, als dieſe ſchöne Natur und den Sinn ihre Schönheit zu fühlen? — und Julie, indem ich es ſagte, fühlte ich, es bedürfe noch etwas mehr.

Auf ſolche Art bringen wir unſre Tage hin, und Nannette verſichert, daß ſie ſich kein beßres Leben wünſcht. Freilich muß ich fürchten, daß nur der Reiz der Neuheit die Flüchtige ſo anzieht, und daß ſie, wenn dieſer verloſchen iſt, mich leicht für eine neue Bekanntſchaft hingeben wird. „Mein Herz dürſtet ohne Aufhören nach Neuheit, „ſagte ſie ſelbſt. Durch Neuheit allein wiederholen wir „uns den ſüſſen, allzuflüchtigen Traum der Jugend, wo „uns alles neu iſt." — Oft, wenn wir unſre verſchiedenen Meinungen vertheidigen, geſchieht es, daß ihr mein Verſtand Recht giebt, obgleich mein Herz wiederſpricht. Aber dies kömmt bei ihr wenig in Anſchlag. Ihr flüchtiges Blumenleben führt ſie weit über meine Wünſche und Gefühle hinweg. Sie hat ihre Neigungen mit ihren Grundſäzen in Harmonie zu bringen gewußt, und ſich ein artiges Siſtem entworfen, dem ſie in ihren Handlungen getreu bleibt; und dies iſt es eben was ihrem ganzen Weſen, in meinen Augen, ſo viel Intereſſe giebt, ſo wenig ich auch demſelben beizuſtimmen vermögte. Ihr gelingt es, keinen Eindruk ſo ſtark werden zu laſſen, daß er das Gleichgewicht ihres Gemüths ſtört, und dadurch, daß ſie von Allem ſpricht, und Alles aus dem gefährlichen Halbdunkel der Ideen, gleichſam ans Licht der Wirklichkeit hervorzieht, entwindet ſie der Phantaſie ihren mächtigſten Zauber, der deiner Amanda, wie du wohl weißt, oft ſo gefährlich zu werden droht. Zuweilen fühle ich es recht lebhaft, wie verſchieden meine Art die Dinge anzuſehen von der euern iſt. So finde ich ganz beſondere Weſen in dir, Albret, Nanetten, ja dem Knaben Wilhelm. Ich kann mich nicht enthalten, in dieſem ein ganz eignes Kind zu ſehen und in ſeinem bedeutenden ſanft ſchwärmeriſchen Auge den Ausdruk eines ungewöhnlichen Geiſtes zu finden. Wahr iſt es aber, daß der Kleine für das kindiſche Alter bewundrungswürdig tief fühlt. So hängt er an mir mit einer Heftigkeit, die jede andre Neigung für Mutter und Geſpielen weit überwiegt, und nur der Gefährte ſeiner einſamen Stunden, das geliebte Täubchen hält mir zuweilen in ſeinem Herzen die Waage. Dagegen iſt er ſeit jenem Auftritt gegen Albret noch immer ſcheu und abgeneigt, und ſelbſt das dargebotne Spielwerk hat er ſtandhaft aus ſeiner Hand verſchmäht. — Ich geſtehe dir, daß mich ſein dankbares Lächeln, das freundliche Streicheln ſeiner kleinen Hände, womit er mir jede angenehme Empfindung, die ich ihm verſchaffe, lohnt, herzlich erquikt, und daß ich ſeine dankbaren Aeuſſerungen ungern entbehren würde. Du nennſt das gewiß nicht eigennüzig — wie mir Albret wohl vorzuwerfen pflegt — und mir ſcheint es auch in der That gröſſerer Egoismus, allein und unerkannt Gutes ſchaffen und die dankbare Kraftäuſſerung des Andern als überflüſſig entbehren zu wollen. — Genug, wenn ich des Kleinen Wohlbefinden ſehe, und mich als die Schöpferin deſſelben betrachten darf, dann — ja dann träume ich, ich ſey glüklich!

Achter Brief.

Amanda an Julien.

Ich komme eben aus dem Garten. Ein heitres ſchimmerndes Morgenlicht goß ſich über die Gegend. Die Stauden hauchten ihr Inneres in den ſüſſeſten Gerüchen aus. Meine Lauben dufteten, alle Vögel ſangen — Himmel und Erde umfaßten mich mit freundlicher Liebe. Ich fühlte mich frei an Körper und Geiſt, und empfänglich für alles Schöne. Nur Eins noch, ihr Götter, rief ich im ſüſſeſten Rauſch, und ich bin ſelig wie ihr!

Was mein Gemüth in dieſe freie, empfängliche Stimmung verſezt hat, daß mir Alles in einem neuen verklärten Licht erſcheint, iſt, ich fühle es wohl, etwas beſſeres als die flüchtigen Anwandlungen einer heitern Morgenlaune. Es iſt der Nachklang einer höhern Harmonie, die geſtern, mit göttlicher Hand alle Saiten meines Herzens berührte. Nanette ließ in ihrem Gartenſaal eine Muſik aufführen. Die wirklich ſchöne geſchmakvolle Einrichtung des Gartens, der freundliche Tag, die feine, liebenswürdige Wirthin öfnete ſchon vorher die Herzen für jeden gefälligen Eindruk. Ein paar fremde Virtuoſen, die es im eigentlichſten Sinn des Worts waren, führten, von den übrigen gut unterſtüzt, verſchiedene der beſten Stüke von Mozart, Gluk und Pleyel, meiſterhaft aus. Bei einer der ſchönſten Stellen eröfnete mir eine veränderte Stellung meine Nachbarin die Ausſicht auf einen jungen Mann, der ganz in den Tönen zu leben ſchien. Er feſſelte bald meine ganze Aufmerkſamkeit. Denke dir einen wahren Geniuskopf und um dieſen Kopf die Glorie der innigſten Entzükung. Die Töne verklärten ſich in den ſchönen Augen und ſchwebten wie Geiſter auf den feinen Lippen. Er hatte für nichts anders Sinn; ſeine ganze Seele war der Harmonie hingegeben; und, daß ihn nichts ſtören konnte, das war es eben, was mich ganz ſtörte. — Dieſe ſchöne, uneigennützige Rührung, der höchſte Triumph der Kunſt, die ich ſelbſt in unharmoniſchen Zügen nie ohne Bewegung habe wahrnehmen können, wie mußte ſie auf einem ſolchen Geſicht mir erſcheinen! — Ich konnte und wollte meine Blike nicht von der holden Geſtalt wegwenden, und fand ein unbeſchreibliches Vergnügen darinnen, mir die reine, entzükte Stimmung dieſer harmoniſchen Seele auf das lebhafteſte zu denken. Welch' ein Entzüken, Julie, das Beſchränkte unſrer Natur zu vergeſſen, und mit der Einbildung Gewalt in fremde Seelen einzudringen! — So hatte ich, ganz in meine Empfindung vertieft, nicht eher wahrgenommen, daß das Stük zu Ende war, bis ich den jungen Mann aufſtehen und unter die Spielenden treten ſah. Er nahm mit leichtem, gebildetem Weſen ein Notenblatt und bereitete ſich zum Singen. Die Muſik begann; er ſang. Nie hab ich einen reineren, lieblichern Tenor gehört; er ſang mit einer Wahrheit, Biegſamkeit, mit einer Seele, die unwiderſtehlich in alle Herzen drang; auch die

Gleichgültigſten wurden bewegt. Seine Kunſt bezauberte mich ſo ſehr, daß ich ihn ſelbſt darüber vergaß, und nur in den Pauſen Zeit gewinnen konnte, ihn näher zu betrachten. Er hatte mehrere Arien geſungen; alle hatten mich zu ſanftem, reinem Entzüken geſtimmt, aber ſo im innerſten bewegt mich keine, als die ſchon oft gehörte von Mozart: ich baue ganz auf deine Stärke ꝛc. ꝛc. Ich weiß nicht was es war, denn ich habe es nie vorher empfunden, aber mein Herz zerſchmolz in ſchmerzlich ſüßer Wolluſt, die, ob ich gleich keinen Bezug zwiſchen mir und dem Geſang entdeken konnte, nicht bloſes Wohlgefallen an der Kunſt war.

Als die Muſik geendigt hatte, führte Nanette den Sänger zu mir und ſtellte mir ihn als ihren ſehr nahen Verwandten vor, der eben jezt von einer kleinen Reiſe zurükgekommen ſey. Ich erinnerte mich, daß ich ſie unter dem Namen Eduard ſchon mehrmalen von ihm als einem vorzüglichen Mann hatte ſprechen hören, und daß ſie mir erzählt hatte, wie ihre beiderſeitigen nahe verbundenen Aeltern mit ihren Kindern getauſcht, und er, nachdem ſie einige Zeit zuſammen in England gelebt, mehrere Jahre in Frankreich zugebracht habe. — Unſer Geſpräch lenkte ſich ſehr natürlich auf den nächſtliegenden Gegenſtand, die Muſik, und gewann gar bald Leben und Intereſſe, beſonders da wir mit Vergnügen in unſerm Geſchmak viel übereinſtimmendes bemerkten. Nanette horchte einige Zeit mit muthwilliger Miene zu, dann ſagte ſie nekend, als einen Verweis über unſer Geſpräch: „Es iſt eine groſſe Kunſt, von Kunſt zu ſprechen — und wenige verſtehen ſie" nahm ihren Vetter beim Arm und hüpfte mit ihm hinweg. Sie ſuchte auch den ganzen Abend über, ihn allein feſt zu halten, und ſchien an ſeiner Unterhaltung unendlich viel Vergnügen zu finden. Ich freute mich in der Ferne an dem holden Weſen, womit er ſich bei Allem benahm. Warum beſiz' ich nicht Geiſt genug, um dir ſein Bild durch einige genievolle Züge lebendig vor Augen zaubern zu können? — Sicher würdeſt du gern darauf weilen, und dich an dieſem Auge, das dir glühend eine Welt von Gefühlen entgegen ſtralt, dieſem gelokten, dunklen Haar, dieſer hellen, geiſtvollen Stirn, dieſem ganzen, ausdruksvollen Geſicht, voll einer dunkeln, edlen Unruhe, die ihn unabläſſig an etwas Groſſes Vollendetes zu mahnen ſcheint, gar nicht ſatt ſehen können.

Auch Albert ſchien von dem erſten allgemein günſtigen Eindruk nicht ausgenommen. Doch als ich ihn ſchärfer beobachtete, bemerkte ich, daß etwas nachtheiliges gegen den jungen Mann in ſeinem Gemüth war, ſo ſehr er es auch mit ſeiner gewöhnlichen Feinheit zu verdeken ſtrebte. Er hat ſich ſo ſehr in ſeiner Gewalt, daß nur ſein Auge denen, die ihn genau kennen, eine vorgegangene Veränderung ſeines Innern ahnen läßt. Dieſer Ausdruk des Auges iſt mir immer äuſſerſt bewunderungswürdig vorgekommen, denn worinnen beſteht er eigentlich? — Hier iſt alles unendlich zärter, feiner, geiſtiger als in den übrigen Theilen des Geſichts, wo ſich die innre Bewegung durch Röthe oder Bläſſe und Zuſammenziehen der Haut

Sie ſelber ſey der Abgott dieſer Blicke.
Gerührt von meiner Seele ſtillen Leiden,
Beredet ſich großmüthig-unbeſonnen
Ihr weiches Herz, mir Liebe zu erwidern.
Die Ehrfurcht ſchien mir Schweigen zu gebieten;
Sie hat die Kühnheit, es zu brechen — offen
Liegt ihre ſchöne Seele mir —

Marquis.

So ruhig
Erzählſt du das? — Die Fürſtin Eboli
Durchſchaute dich. Kein Zweifel mehr, ſie drang
In deiner Liebe innerſtes Geheimniß.
Du haſt ſie ſchwer beleidigt. Sie beherrſcht
Den König.

Karlos (zuverſichtlich).

Sie iſt tugendhaft.

Marquis.

Sie iſt's
Aus Eigennutz der Liebe. — Dieſe Tugend,
Ich fürchte ſehr, ich kenne ſie — wie wenig
Reicht ſie empor zu jenem Ideale,
Das aus der Seele mütterlichem Boden,
In ſtolzer, ſchöner Grazie empfangen,
Freiwillig ſproßt und ohne Gärtners Hülfe
Verſchwenderiſche Blüthen treibt! Es iſt
Ein fremder Zweig, mit nachgeahmtem Süd
In einem rauhen Himmelsſtrich getrieben;
Erziehung, Grundſatz, nenn' es, wie du willſt,
Erworbne Unſchuld, dem erhitzten Blut
Durch Liſt und ſchwere Kämpfe abgerungen,

entweder leicht verräth oder bei feſten Muskeln ganz verhehlt werden kann. Aber das Auge iſt unter Allem das, was zunächſt an Vergeiſterung, ans Unbeſchreibliche gränzt — es iſt hier, wo die Seele am unmittelbarſten zu wirken ſcheint.

Doch iſt es nicht ſeltſam, daß ich hier im engen Zimmer ſize und ſchreibe, indeß meine Lauben noch immer duften und mich im Freien alles zum fröhlichſten Leben und Empfinden einlädt? — Leb wohl, meine Julie, und freue dich, daß deiner Freundin heute ein ſehr heitrer Tag aufgegangen iſt!

Da der Brief noch nicht fort iſt, muß ich dir noch einmal ſchreiben. Ich fühle mich ſo glücklich, meine Julie! eine leichte duftige Sommernacht ſchwebt über der Landſchaft. Der Himmel mit allen ſeinen Augen blikt heiter herab. Der Mond glänzt mit halbem Antliz und wirft ein leichtes Nebelmeer zwiſchen die Berge hin. Kleine Johanniskäfer fliegen in der Dämmerung, wie herabgefallne Sterne durch die dunklen Büſche. Ich bin ſo heiter! eine neue, muntre Welt umgiebt mich; alle Verhältniſſe ſcheinen mir leicht, von freundlichen Genien gewoben. Die Gegenwart begränzt meine Wünſche, ich erwarte, ich verlange nichts. Und wenn ich mich frage, woher dieſe Stimmung, weiß ich es? — Woher — doch ich kann dirs nicht verſchweigen — ja, ich hab' ihn heute geſehen. Meinem Garten gegenüber liegt eine kleine, anmuthige Anhöhe, da gieng er in der lieblichen Abendkühlung. Er blieb ſtehen und betrachtete die Gegend, und zulezt, da ihn das einſame Plätzchen anzuziehen ſchien, warf er ſich auf den friſchen Raſen nieder; halb verbarg ihn ein blühendes Geſträuch, und ich ſah, daß er ein Buch hervorzog. — Es iſt nichts, ich weiß es; leicht möglich, daß er mich nicht einmal bemerkte, aber ich fühle, daß meine heitre Stimmung durch dieſes Nichts gewonnen hat.

(Die Fortſezung folgt.)

IV.

Herrn Gadſo Coopmanns Varis.

Aus dem Lateiniſchen überſezt.[*]

Welche Urſach' dem Menſchengeſchlecht die ſchreckliche Seuche,
Welcher Dinge Verkettung die ſcheußlich verheerende Krankheit,
Die nicht kannten der Vorzeit Jahrhunderte, habe erzeuget;
Welche Cur verſcheuchte das Uibel: und wer der Erfinder,
Heiſchet zu ſingen die Muſe, Apollo begeiſtert die Arbeit.
Weigerte doch der Gott nicht ehedem ſeine Hilfe,
Wenn er wünſchte Geſang zum Troſt für Menſchenbedrängniß.
Ja, ſo wird es vielleicht noch Enkel der Enkel vergnügen,
Sich der verderblichen Seuche, die uns izt quält, zu erinnern,

---

[*] Dieſes Gedicht ward vor mehrern Jahren von dem berühmten Verfaſſer zu Franeker öffentlich deklamirt.

10. Wenn beym Wechſel des Klima, im kreiſenden Laufe der Zeiten,
Reiner, milder die Luft einhaucht der Erde Gefilde,
Und das ſpätre Jahrhundert den Namen der Seuche vertilget.
Wer du zugegen hier biſt, ſey günſtiger Hörer dem Sänger,
Wenn er anzuſchmiegen verſucht den Tönen der Leyer
Das Geſchäft des Arztes, der grauſen Seuche Beſchreibung.
Du aber, die du des Himmels Bewegungen und die Geſtirne,
Kundig des Schikſals, ſpähſt, des Olympos erhabene Burge,
Himmliſche Muſe, erzähl uns den Urſprung die Keime der Seuche,
Die uns unbekannt war, und heuriger Zeiten die Lüfte,
20. Wo ſie weben, vergiftet, wo unter den keichenden Roſſen
Phöbos ſchwizet die Erde, und wo ſie Riphäiſcher Reif deckt:
Welches Mittel dagegen der Aerzte Schlauheit erſonnen,
Welche Hilfe, gehorſam der Gottheit, Erfahrung gewieſen.
Als Saturn das Heft der Weltregierung einſt führte,
Reifte das goldene Säkulum, von Griechiſchen Dichtern beſungen.

Reizende Treue und männliche Tugend und Bravheit des Herzens
Edles Feuer für Recht ertheilten damals Geſeze ,
Und verſtanden ſie tief in gelehrige Buſen zu äzen.
Noch verſcheuchte nicht Luxus, gehäufter Schäze Verheerer ,
Noch nicht blinde Wolluſt und neidiſche Sorge den Nachttraum ;
Noch nicht hatte Scheelſucht gefräßig und tödtende Feindſchaft
Menſchenherzen zerfleiſchet. Das glückliche Völkchen der Menſchen
Führte makellos in ruhiger Stille ſein Leben.
Keine Runzel durchfurchte die Stirn , kein ſilbernes Haupthaar
Kroch an den Schläfen hernieder ; kein Kräfte zermalmendes Alter
Zeichnete noch die Jugend des Helden , die männliche Bildung.
Krankheit war noch nicht , noch keine herrſchende Seuche ,
Für verderbtere Zeiten behalten , führte der Luftraum.
Keine Keime von Peſtverbreitenden Uebeln durchſchwommen
Jenes lichte von Zephyrn durchlauſchte Gewölbe des Himmels.
Das war des beſſern Alters und ſeligern Menſchengeſchlechtes .

Werth von Göttern beherrſcht zu werden, glüklicher Zuſtand.
Offen lagen vor Augen die milden Geſchenke der Götter,
Menſchen beſtimmt, der Natur, der groſſen Schöpferinn, Gaben
Ausgeſpendet der Erde, ihr ganzer lachender Anblik.
Stehe, da lokten die Wonne des unverderbten Geſchlechtes,
Oerter mächtigern Zaubers noch als Theſſaliens Sträucher,
Werk der ſchönen Natur, den Göttern geheiligte Pläze,
Schaaren von Satyrn herbei, von Waldbeherrſchenden Göttern,
Von Sylvanen und Faunen und ländlichen Göttern und Nymphen.
Und wie allen Eine Geſtalt war, Ein göttlicher Urſprung:
So beſeelte auch Götter und Menſchen Ein Liebesgefühl nur.
Jünglingen glühten Nymphen, für Mädchen dagegen die Faunen;
Lachende Tage des Zaubers durchfloß man in Liebe und Scherzen.
Nymphen führen gemiſcht mit Göttern oft fröhliche Reihen,
Oder erheben des Himmels Bewohner in hehren Geſängen.
Oefters ſah man Schaaren von Jünglingen Hände in Händen

Singen in Reih'n und oft gemiſcht unter zärtliche Mädchen
Rühren die Leyer, und dann ſich lagern im wallenden Graſe.
60. Aber nicht lange währte dies herrliche Loos ungeſtöret
Unſerm ſeligen Völkchen, und Unglük droht das Geſchik ihm.
So groß iſt der Unbeſtand in den Dingen der Menſchen,
Daß Ein Tag das Werk oft von langen Jahrhunderten aufreibt!
Was der Welt zuwegegebracht das tödtliche Uebel,
Was der Urſprung war der neu verhängeten Seuche,
Will ich nun erzählen und was verſchmähte Geſtalt kann.
Unter der edlen Jugend von Aller Liebe verfolget,
Welche Aſiens Boden erzeugt, die Nabathäiſchen Staaten
Nährten, befand ſich ein Schäfer vor allen andern der Schönſte.
70. Für ihn, ausgeſchmükt mit Frühlingsblüthe der Jugend,
Glühten liebliche Nymphen und ſchöngegürtete Mädchen:
Aber Nymphen rührten den Jüngling ſo wenig als Mädchen:
Amaryllis hatte allein den Jüngling gefeſſelt:

Feſtgeſchlungene Liebe, in frühern Jahren geknüpfet,
Hatte Amaryllis und Lycidas Beide verbunden.
Unter den Chören der Nymphen befand ſich damals auch Paris,
Halb nur Nymphe, die Mutter entweihte, ſo hieß es, das Ehbett,
Und gebahr ſie unreif, dazu unter widrigen Zeichen.
Dieſe nahm ins Auge den Jüngling, wie er herumſtreift
Durch die Wieſen und treibt ſchneeweiße Schafe und Ziegen,
Oder trillert ein Liedchen der ländlichen Schöne zu Ehren.
Sie entglüht, ihr Buſen fängt ſtill verzehrende Flammen,
Und in Kurzem zernagt die Gluth das Mark der Gebeine.
Paris ſo oft ſie den Jüngling erblikt mit grünendem Ibitſch
Weiden die Heerde, oder zuſammenholen die Ziegen,
Wenn ſie wild durch den Wald ſich verſtreun, verfolgt die den Jüngling,
Jungfraun ziemender Schaam vergeſſend, und ſucht zu entflammen
Seine Gluth, indem ſie zu reden alſo beginnet:
„Lycidas, oh, mir theurer als dieſe mir theuern zwei Augen,

90. „Warum, ach du Geliebter, verziehſt du mir Liebe zu gönnen?
„Gluth für dich zerquält mich, ich ſchäme mich nicht, es zu ſagen,
„Schöner Jüngling, verziehe nicht länger, und reich' mir die Rechte.
„Schönheit ward mir verliehn, zu gefallen, von Mädchen beneidet,
„Oft der Seufzer von Göttern und Menſchen würdig gefunden.
„Auch führt Hymens Herze dich nicht zum verächtlichen Brautbett.
„Denn ein Gott iſt mein Vater und Königsblutes die Mutter,
„Ewiges Licht harrt meiner und keinen Parzen gehorch' ich.
Alſo redet koſend die Nymphe an den Geliebten.
Amaryllis, aber von deiner Liebe bezaubert
100. Steht dein Lycidas, wie der Fels im Meere den Schlägen
Tobender Wogen unerſchütterlich trozt, den Gefahren,
Und verſchmäht den Reiz der dargebotenen Freuden.
Als nun lange genug ſich Paris getäuſcht ſieht und merket,
Daß mit eiteler Hoffnung der ſehnende Buſen ſich ſpeiſet,
Seufzet tief hervor aus ſchweigendem Herzen die Arme,

Und bricht endlich die Miene des Zorns durch folgende Worte :
„So kannſt du verſchmähen, Barbar, die Liebe der Nymphe
„Ungeſtraft geſchehe das nicht, ha! büſſe den Steifſinn!
Kein Verzug, zum Tartarus ſtreckt ſie wüthend die Arme :
110. „Leb' er denn, leb' er denn, ſchreyt ſie, der Frevler, aber es ſterbe
„Hin ſeine Schönheit, er fühl' es, verſchmähet zu haben mich, Göttinn.
Hört's Rhamnuſia, und es durchzittert Schauder den Jüngling.
Neu bricht an das Licht nun, da des goldenen Alters
Jugend jährlich Opfer bereitet, beim fliehenden Steinbok,
Den erhabenen Göttern. Schon tragen Nymphen in Körben
Reiche Gaben des Frühlings, Violen und Roſen;
Schon erheben Chöre von Jünglingen, ſchon, die Luſt Aller,
Mädchen mit Lachen und ſüſſem Getändel die Auen durchhüpfend,
Der Allerſeligen Lob und hoch erhabene Thaten,
120. Als das melodiſche Lied regierend, führend die Chöre,
Unter den Jauchzenden auftanzt Lycidas, ſchöner als jemals,

Dem Himmel, der ſie fordert und bezahlt,
Gewiſſenhaft ſorgfältig angeſchrieben.
Erwäge ſelbſt! Wird ſie der Königin
Es je vergeben können, daß ein Mann
An ihrer eignen, ſchwer erkämpften Tugend
Vorüberging, ſich für Den Philipps Frau
In hoffnungsloſen Flammen zu verzehren?

Karlos.

Kennſt du die Fürſtin ſo genau?

Marquis.

Gewiß nicht.
Kaum daß ich zweimal ſie geſehn. Doch nur
Ein Wort laß mich noch ſagen: Mir kam vor,
Daß ſie geſchickt des Laſters Blößen mied;
Daß ſie ſehr gut um ihre Tugend wußte.
Dann ſah ich auch die Königin. — O Karl,
Wie anders Alles, was ich hier bemerkte!
In angeborner ſtiller Glorie,
Mit ſorgenloſem Leichtſinn, mit des Anſtands
Schulmäßiger Berechnung unbekannt,
Gleich ferne von Verwegenheit und Furcht,
Mit feſtem Heldenſchritte wandelt ſie
Die ſchmale Mittelbahn des Schicklichen,
Unwiſſend, daß ſie Anbetung erzwungen,
Wo ſie von eignem Beifall nie geträumt.
Erkennt mein Karl auch hier in dieſem Spiegel,
Auch jetzt noch ſeine Eboli? — Die Fürſtin
Blieb ſtandhaft, weil ſie liebte; Liebe war
In ihre Tugend wörtlich einbedungen.
Du haſt ſie nicht belohnt — ſie fällt.

Aber auf einmal ſchreyt: Ich Armer! blind wüthende Schmerzen
Seine Glieder verzehren. Die Chöre ſtehen und ſtarren
An den Schreyenden. Nie empfundener Schauder ergreift ihn,
Und ein plözliches Beben durchzittert ihm Mark und Gebeine.
Traurig verläßt er die Opfer der Götter, verläßt die Genoſſen,
Sucht, von ſchleichender Starrſucht bedrükt, die häusliche Wohnung.
Wie er aber an Geiſte erſchlaft und träge am Körper
Sucht gehoffte Ruh', ſucht ſüß erquikenden Schlummer:
130. So flieht ſanfte Ruh', das Licht der Augen trozt Morpheus,
Oder, beſiegt der Schlaf zu Zeiten das winkende Auge,
So wird aufgeſchrekt durch Spukphantome der Arme.
Keine Ceres vergnügt ihn, keine Gaben Lyäus,
Einſt ſo angenehm ihm; der Magen empöret ſich weigernd.
Aufgedunſen ſchreket das Antliz, die Zunge verlieret
Ihre Feuchtigkeit? Durſt dörrt aus den trokenen Gaumen;
Weit umher verbreitet der Hauch hin häßliche Dünſte;

Ekel erfolgt, der Mund verwirft genommene Speiſen.
Unaufhörlich zerfoltern nun nagende Schmerzen die Glieder;
Reiſſende Fiebergluth zerfleiſcht ihm quälend das Innre;
Ungewöhnlicher glänzt das Aug' ihm, die innere Hize
Zeigt eine Röthe ihm an, wie wenn das heilige Feuer
Uns die Glieder ergreift: Angſt iſt im Gefolge der Uebel.
Endlich fangen nach und nach an Zeichen des Uebels
Sichtbarlich hervor aus allen Gliedern zu brechen.
Denn ſo bald ſich legt der Schmerz, das ſchrekliche Fieber,
Und von eiteler Hofnung getäuſcht der Arme ſchon Troſt ſieht,
Wird der ganze Leib mit Fleken gleichſam beſäet,
Wie wenn etwa der Floh mit beiſſigem Zahne die Haut reizt,
Und das dünne Gewebe, ohne zu ſchaden, verwundet.
Lange währt es nicht, ſo hebt ſich die Menge der Fleken,
Und es zeigt ſich eingedrükt in der Mitte ein Pökchen.
Dieſe angefüllt mit garſtigem, ſchmuzigen Eiter

Schwellen an wie ſtrozen auf ſonnigten Hügeln die Trauben.
Heftig ſchwellen auf dem Armen ſo Antliz als Hände,
Und der ganze Leib ſtarrt ihm vom ſcheußlichen Gifte.
Jezt zergehn die Beulchen, und blutiger Eiter beſudelt
Nun die ganze Schwärung; von Strömen ſchmuzigen Speichels
Trieft der Mund; und doch iſt noch nicht vorhanden die Endſchaft
160. Dieſer ſcheußlichen Krankheit, noch nicht die Endſchaft der Uebel.
Denn indem ſich Blut und Eiter nunmehr vermiſchen,
So verzehret, o des Armen! ein wüthendes Fieber
Schon zum zweiten Male die ganz entſpannten Gebeine,
Oder dringt gefräßig das Gift gar tief in das Innre,
Hält ſich da verborgen, zernagt unmerklich die Knochen;
Und, wie ſchreklich! gräßlich entſtellende Beulen vernichten
Jene ſchöne Miene, den Glanz der Augen, die Wangen.
So lag hingeſtrekt durch dieſe ſchrekliche Seuche
Lycidas nun, wehklagt, beſchwöret winſelnd die Götter,

170. Beide mit ſcheußlichen Beulen bedekte Hände gen Himmel,
Durch den Tod ihm doch die ſchweren Martern zu enden.
Nach und nach verkocht doch endlich die nagende Hize.
Es vertroknet die Schwärung und dörrt zu ſchwärzlichten Kruſten.
Nun verſucht zu verlaſſen der Arme ſein ſchmuzi-Lager,
Und das beflekte Gewand mit reiner Kleidung zu wechſeln.
Aber wie ers verſucht, ſo hindern die Rechte des Uebels.
Wohin er ziehn mag, folgt das Gewand, entſezlich zu ſehen!
Oder klebt am verwundeten Leibe und läßt ſich nicht trennen.
Erſt wie alles gedörret zerſprenget die häßliche Kruſte,
180. Und beziehn ſich wie von neuem die hagern Gebeine.
Wie wenn dort die Schlange, mit böſen Kräutern gemäſtet,
Wechſelt die Haut und glänzend in neuer Jugend hervorgeht.
Darauf geht er, es wankt ſein Schritt noch, wieder ins Freye,
Ungewohnt ſchon der Luft. Wie iſt der Schäfer verändert,
Der vor Kurzem ſchöner faſt war als Phöbus Apollo,

Nun ſo ſcheußlich entſtellt! Denn bleiche Hagerkeit ſchändet
Sein Geſicht, es ſchänden noch mehr die ſcheußlichen Narben,
Eingebüßt Ein Auge, die Naſe von Wunden zerfreſſen.
Ach, juſt hatte Opfer des Danks die ſchöne Geliebte
Auf der Götter Altären gebracht für Lycidas Rettung,
Als ſich plözlich ihr Schäfer, den matten Körper kaum ſchleppend,
Mitten im Felde ihr zeigt. Das ſchöne Mädchen entſezt ſich,
Dreimal fährt ſie zurük, beginnet wankend zu zweifeln,
Endlich muß ſie in ihm den Vielgeliebten erkennen.
Schauder erregt ſein Anblik: aber vom plözlichen Schreken
Schöpft die Arme nun ſelbſt das Gift der grauſen Verheerung.
Heftige Gluth betäubt zu bald das erhizte Haupt nur,
Glanz verrathen die Augen, die gelblichröthend erſcheinen,
Grauſer Schmerz durchwühlt die Glieder, und glühendes Fieber
Dörrt das Eingeweide: es zeigen ſich ſparſame Fleken:
Geiſteskräfte vergehen, es ſchwindet die Kraft der Gebeine.

Jählings führt ſie der Tod ſchon an des Schattenreichs Schwelle ;
Denn es verſchwindet die Hize und Froſt durchſchauert die Glieder ;
Keine Stärke iſt übrig, herauszutreiben die Krankheit.
Vor dem Morgen dörrt ſchon ab die häßliche Blatter.
Troken iſt anzufühlen die Haut ; die edleren Theile
Reibt ſchon auf das Gift, verkündet das Nähern des Todes.
Kaum noch röthet Phöbos zum achten Male den Oſten,
Als ſchon jede Bruſtwehr des Lebens hoffnungslos wankte.
210. Kraftlos, niedergebeugt erlag Amaryllis, die Arme,
Ihrem Geſchik und haucht in den wehenden Aether die Seele.
Hört! es klagen die nahen Gebirge, es klagen die Ufer ;
Alle Göttinnen der Haine beklagen ſie, ländliche Mädchen ;
Klagend beweint das herbe Geſchik die männliche Jugend ;
Seufzen hört man das Chor der Satyrn, ſeufzen die Faunen.
Paris einzig ergözt ſich des herrlichen Sieges der Rache,
Einzig Paris frohlokt, von der das würgende Uebel

Nach der Zeit beim Volke den Namen Varos davon trug.
Denn mit gröſſerer Wuth noch trifft dies Uebel das Landvolk ;
220. Und ein ganzes Volk wird Beute des ſcheußlichen Todes.
Muthlos ſchleicht ein Theil vom grauſen Gifte ergriffen ,
Durch das Uebel erſchöpft , mit ſiechem Körper am Stabe.
Scheußlich entſtellt durch Beulen ſeht dort im Lenze der Jugend
Jenen andern nichts mehr , als Troſt den Moder erwarten.
Leichen liegen auf Leichen gethürmt ; entrinnet auch Einer
Dieſer Alles umher verwüſtenden Peſt , ſo entſtalten
Gräßliche Rechte der Seuche die ſchönſten Züge der Bildung.
Seit der Zeit ſchlich denn durch jene Leere des Himmels
Allgemach das Gift und lieh den Fluthen des Windes
230. Dieſe abſcheuliche Peſt , die keiner Küſten nun ſchonet.
Doch verheert der Dämon nicht allenthalben beſtändig ;
Sondern öfters , ſo wolltens die Himmliſchen , läßt ſeine Wuth nach :
Es erneut ſich der Himmel , es wehen reinere Lüfte.

Bald erſchallt der Ruf der neuverwüſtenden Seuche
Ueberall, geflügelt iſt Fama, durchſchauert den Erdkreis,
Nur zu bald erfüllt die Völker Trauer und Schreken.
Selbſt der Heroen Geſchlecht durch ſolche Schreken betäubet,
Flieht die Länder der Erd', entſagt verbrüderten Menſchen.
Kundig noch des Uebels zu wenig, ſuchte man Anfangs
240. Lange vergeblich, und Zweifel und Schwanken entzweit die Gemüther.
Endlich wächſt dem Uebel zur Seite die ſorgende Hilfe.
Lange Erfahrung lehrt der Kräuter Kräfte, die Heilart.
Drum erzähl' ich weiter von nun an die Ordnung des Lebens,
Und die heilende Cur, und was die Menſchen erfunden,
Durch der Götter Gnade, die Seuche in Schranken zu weiſen,
[Oder abzuwenden den Tod einflöſſenden Hauch ſelbſt.
Weil zuerſt des Körpers Natur unendlich verſchieden,
So iſt wohl zu bemerken, daß gröſſere Hoffnung zur Cur iſt,
Wo ſanft, weich die Haut, mit Roſenfarbe gemiſcht iſt,

Wo aufſchwellen die Adern vom roſenfarbenem Blute.
Auch erträgt das Alter der Blüthe und wallender Jugend,
Nicht zu ſehr durch Liebe und Gaben des Bachus geſchwächet,
Auch das ſanfte Geſchlecht der Krankheit Gefahren am beſten.
Aber ſchwerer iſt ſie, und ſtärker drohen Gefahren,
Wo das Blut ſich langſam bewegt, wo hizig die Galle,
Wo die Kraft durch Luxus geſchwächt, und dürre die Haut iſt.
Aber ihr vornehmlich der Himmelsgöttinn Geliebte,
Sorgſam zärtliche Mütter, in glüklich geſegneten Ehen,
Habt, wenn euch beengt das Herz die koſtbare Bürde,
Zu vermeiden die Peſt, ach, flieht, ach, ſchonet dann Euer,
Eures herrlichen Pfandes: die Seuche droht Euch Verderben.
Insbeſondre iſt dienlich, wenn Jemand die Krankheit verſpüret,
Und gequälet werden von wüthenden Schmerzen die Glieder,
Falls der Körper reich an Lebensſafte und Blute,
Ihm die Hepatica oder die Mediana zu öffnen,

Und das durch die Seuche verdorbene Blut zu vermindern.
Uiberdies hat man zu begegnen des Körpers Verhärtung,
Und durch Säffte der Krankheit Gewalt allmählich zu brechen.
270. Daher ſey dir vor allen Rhabarberwurzel empfohlen,
Zarte Sennesblätter, wie auch die Körner des Rhamnus,
Beyde Aloëarten, die dunkelfarbne Talapa,
Oder auch der Scammonie heilſam wirkende Säffte.
Willſt du leichtere Mittel, ſo nimm zur Reinigung Manna,
Caſſien und Tamarinden, nächſt manchen anderen Kräutern.
Hiermit haſt du wohl zu verbinden die reichen Geſchenke,
Die der Erde Schoos gebieret, gelblichen Schwefel,
Die verſchiedenen Arten von Spießglas, chemiſch bereitet,
Jenes zwiſchen Brüchen von Bergen hinflieſſende Silber,
280. Reg' und beweglich und reich an mannigfaltigem Nutzen.
Unterdeſſen erfodert Diät die gröſſeſte Sorge.
Feſtliche Mahle vermeide, die drükend beſchweren den Magen,

Karlos (mit einiger Heftigkeit).

Nein! nein!

(Nachdem er heftig auf und nieder gegangen.)

Nein, ſag' ich dir. — O wüßte Roderich,
Wie trefflich es ihn kleidet, ſeinem Karl
Der Seligkeiten göttlichſte, den Glauben
An menſchliche Vortrefflichkeit, zu ſtehlen!

Marquis.

Verdien' ich das? — Nein, Liebling meiner Seele,
Das wollt' ich nicht, bei Gott im Himmel nicht! —
O dieſe Eboli — ſie wär' ein Engel,
Und ehrerbietig wie du ſelbſt ſtürzt' ich
Vor ihrer Glorie mich nieder, hätte
Sie — dein Geheimniß nicht erfahren.

Karlos.

Sieh,
Wie eitel deine Furcht iſt! Hat ſie andre
Beweiſe wohl, als die ſie ſelbſt beſchämen?
Wird ſie der Rache trauriges Vergnügen
Mit ihrer Ehre kaufen?

Marquis.

Ein Erröthen
Zurück zu nehmen, haben Manche ſchon
Der Schande ſich geopfert.

Karlos (mit Heftigkeit aufſtehend).

Nein, das iſt
Zu hart, zu grauſam! Sie iſt ſtolz und edel;
Ich kenne ſie und fürchte nichts. Umſonſt
Verſuchſt du, meine Hoffnungen zu ſchrecken.
Ich ſpreche meine Mutter.

Harte Keulen der Schafe und wohlbehagenden Schinken,
Fleiſch mit Salze gewürzt, wie auch im Rauche gedörret.
Fette Enten darfſt du nicht eſſen, noch weniger Gänſe,
Keinen im knotigen Nez gefangenen Hirſch, keinen Haſen.
Mäſſige Koſt nährt am beſten, die lieblichen Kräuter des Gartens
Schmüken die Tafel am beſten, die reichen lachenden Gaben,
Die aus geſchwängertem Horne Autumnus Rechte uns ſpendet.
300. Sanfte Endyvien müſſen nicht fehlen, auch Sellery ſey da.
Er iſt leicht, auch Malven ſind gut, und zarte Salade,
Süſſe Kirſchen pflüke dir nur und liebliche Erdbeeren,
Wie auch Maulbeern und die purpurfarbene Traube.
Aber vermeide des fröhlichen Weingotts ſchäumenden Becher,
Angenehme Gewürze, die reizen die Säffte des Lebens.
Wenig nahrhaft ſey dein Getränk, wohl ſey es verdünnet.
Wenn das grauſe Fieber darauf dein Innres durchwühlet,
Fleken zeichnen die Haut, die Blattern nun ſich erheben,

Müſſe Salpeter begegnen der Fäulniß, und häufiges Trinken
Dämpfen die Hize, der Trank mit Säure reichlich vermiſchet.
Quälen Schmerzen das Haupt und fühlt die Bruſt ſich beenget,
So ziehn verordnete Bäder das quälende Uebel nach unten;
Und bereiteter Mohnſaft ladet erquikenden Schlaf ein.
Unterdeſſen vermeidet der Kranke ſo Hize als Kälte,
Liebt nicht zu ſehr das Bett, flieht übermäßige Wärme;
Hierdurch nährt ſich das Uebel und nimmt der Krankheit Gefahr zu.
Hat denn endlich die Wuth der Krankheit den Gipfel erſtiegen,
Und bereitet Gefahr der Eiter mit Blute vermiſchet,
Daß das gehäufte Gift zerfreſſen möge das Innre:
Dann dient zu erleichtern den Leib auch Waſſer zu trinken,
Und von dem flüſſigen Eiter durch Säure den Körper zu ſäubern.
Sorgt man zulezt für Würde der Bildung, ſorgt man für Schönheit,
So erwärmt man Milch, damit die Haut zu erweichen;
Oder gebraucht das Meſſer, ſo ſchwinden die giftigen Beulen,

Und der Eiter muß flüſſig geworden vom Körper abtriefen ,
Und das Gift ſich in die leichten Lüfte verlieren.
Oft verſuchten die Menſchen , hiedurch zu heben die Seuche ;
Aber der Ausgang täuſchte mit leerer Hoffnung die Armen :
Unbeſieglich blieb und unabläßig das Uebel.
330. Darauf ſoll denn einſt , nach vielen Leichen der Seinen ,
Jemand ſo um Hilfe die Götter angefleht haben :
„Götter , die ihr nach weiſen Geſezen beherrſchet die Erde ,
„Rühret Euch meine Ehrfurcht und horcht ihr den Wünſchen der Menſchen ,
„O , ſo nehmt uns die Peſt , und gewähret uns von Vielen doch Einen ,
„Einen nur von mehrern , den Kleinſten erflehn wir von Vielen.“
Schont , ſo fallen vor Euren Altären zahlloſe Opfer ,
Dampft von Euren Altären empor Panchäiſcher Weihrauch.
Nicht vergeblich ſind die Wünſche. Der Wolkenerreger
Hört ſie , und erwiedert mit gnädigem Ausſpruche alſo :
340. „Wenn der veredelte Baum dort fremde Säfte erzeuget ,

„Siehſt du denn nicht die Frucht verläugnen die herberen Säfte,
„Und die wilde Natur mit der neuerbuhlten vertauſchen?
„Anders weicht auch nicht der Schreckenſeuche Verheerung."
So der Gott uns ſchüttelt zum glücklichen Zeichen das Haupthaar.
Jener froh des Gehörten, nimmt dankbar an die Bedeutung,
Und erhebt lobpreiſend mit folgenden Worten die Gottheit:
„O, was du immer erheiſcheſt, ich folge, du, mildeſte Gottheit,
„Iſt für die Uebel der Welt die zuverläſſigſte Heilung."
Und kaum röthet Aurore mit neuem Lichte den Himmel,
350. Als mit zitternder Hand auf beiden Armen dem Sohne
Ein paar Wündchen ſelber der Vater ritzet, und einimpft
Jenes Gift und Eiter, mit roſigtem Blute vermenget.
Kaum hat ſich das Todenthaltende Gift der Gerane
In die zarten Adern geſchlichen, zum Blut ſich gemiſchet,
So verbirgt ſichs und ſcheint nun nichts weiter zu drohen.
So glimmt dort im Walde, wenn Phöbos des grimmigen Löwen

Keſt erwärmt, wie könnt es nicht ſchaden, ein dürftiges Fünkchen,
Und erregt doch bald darauf das tobendſte Wüthen.
Denn kaum hat Matute den achten Schatten vertrieben,
360. Siehe, ſo wird mit Fleken gemerkt der Knabe, und ſparſam
Brechen Poken hervor. Bald geht er geneſen ins Freye.
Wie erſtaunet der Vater doch über den Ausgang! Die Sage
Von dieſer Wohlthat des Himmels, der neugeſchaffenen Hülfe,
Wird in Kurzem berühmt bey allen Völkern der Erde.
Aber doch iſt je zuweilen ſo heftig das Uebel,
Daß ſelbſt göttliche Kunſt des erwünſchten Zieles verfehlet.
Hier befiehlſt du, o Muſe, den herbeſten Schmerz zu erneuern.
Angeſteckt war die Luft, und dieſe klägliche Seuche,
Tödlicher als jemals ſich eine den ſterblichen Menſchen
370. Aus den ſtygiſchen Fluthen erhoben, hatte ſchon lange
Frieslands Städte durchreiſet und jährlich von neuem gewüthet.
Libitine, umſchwärmend die ruhigen Wiegen der Kleinen,

Hatte im ſchuldloſen Blute die gräßlichen Fäuſte gebadet,
Und den Lebensfaden des zarten Säuglings zerriſſen.
Süße Knaben waren erblaßt und reizende Mädchen,
Ein Loos hatte Alle betroffen, den Greis und den Jüngling,
Und ſie fortgerafft zu des Erebus traurigen Strömen.
Zitternd brach ſich die Stimme der Väter in ſchluchzendes Weinen,
Die die häßliche Seuche der kleinen Geliebten beraubte.
380. Mütter ſah man umſchließen die kalten Gebeine der Söhne,
Und das entſeelte Antlitz der Kinder mit Thränen benetzen.
Auch mir war von den Göttern ein ſüßes Mädel verliehen,
Einzig die Hoffnung des Hauſes, alleinige Hoffnung der Meinen,
Glücklicher Ehe Geſchenk, mir theurer als je eine ſeyn wird,
Jemals herzen wird der Arm des zärtlichen Vaters.
Lieblich hatte bey ihrer Geburt gelächelt Lucine,
Und der Grazien reizendes Chor, die milde Diane,
Hatte aus edlerem Stoff die ſchönen Glieder gebauet.

Durch das Schreckengewühl des menſchlichen Elends betroffen,
390. Und durch viele gelungne Verſuche beherzt, impf' ich
Ach, ich Armer, der Vater, dem zarten Kinde das Gift ein,
Bin — nicht glücklich, das Kind, das ich der Peſt zu entreißen,
Ach, der bekannten Kunſt nur gar zu ſicher vertraute,
Wirft die heftigſte Wuth der Krankheit, mir ſchaudert's zu ſagen,
Ach, das liebe Kind mir auf die ſchaurigſte Bahre.
So lagſt du, die Eine von Vielen, o ſüßeſtes Mädchen,
Ach, ſo wollt's der Parzen Gebot, erſtarrt auf der Bahre.
Und ich, Vater, der Andre ſo oft dem Tode entriſſen,
Sehe nun dich zum Raube ihm werden, du ſtöhneſt und — ſcheideſt.
400. Dennoch lob' und preiſ' ich die Götter, die Wohlthat des Himmels,
Ueber fremdes Heil erfreut, Heil wünſchend dem Erdball.
Aber, Theil meines Ich, noch jüngſt meine einzige Wonne,
Dir, Johanna, mein Kind, jezt in der himmliſchen Chören,
Weih' ich ſtets mit Thränen der Klage, mit fliegenden Liedern,

Folgen, und ſtille Thränen bey deinem Roſen verweinen,
Bis der lezte der Tage auch mir die Augen verſchließet,
Und vereint unſre Aſche in Einer Urne vermiſchet.

V.

Die Danaiden.

Danaos, Argiver König,
Führte ſeinen Szepter ſchwer.
Alles war ihm unterthänig,
Vom Gebirge bis ans Meer
Fern auf wilden Wogen,
War er hergezogen
Von Aegyptens heißem Strand
In das mildre Griechenland.

Doch, wie ſeines Landes Sonne
Flammte wild des Königs Sinn
Nur Gewalt war ſeine Wonne,
Herrſchen nur war ihm Gewinn.
Endlich war's gelungen,
Argolis bezwungen,
Und nach lang geführtem Krieg
Blieb ihm der gewiſſe Sieg.

Doch nicht ruhig konnt' er bleiben,
Argwohn hauſt' in ſeiner Bruſt;
Nimmer konnt' er den vertreiben,
Der vertrieb ihm jede Luſt.
Denn an allem Orte
Hört er Phöbos Worte:
Aus des Bruders Stamme droht
Dir von Eidamshand der Tod!

Und er fühlt' des Argwohns Flamme
Wilder ſtets im Buſen glühn;
Denn aus ſeines Bruders Stamme
Schrecken fünfzig Helden ihn.
Ihnen war, zum Lohne
Der erkämpften Krone,
Seiner fünfzig Töchter Hand
Vom Tyrannen zuerkannt.

ber ſeit Apollens Warnung
Sinnt er nur auf ihren Tod,
Sucht mit künſtlicher Umgarnung
bzuwenden, was ihm droht.
Endlich iſt's erſonnen:
Wie der Tag begonnen,
uft die Töchter er zum Thron,
edet mit verſtelltem Ton:

Marquis.

Jetzt? Wozu?

Karlos.

Ich habe nun nichts mehr zu ſchonen — muß
Mein Schickſal wiſſen. Sorge nur, wie ich
Sie ſprechen kann.

Marquis.

Und dieſen Brief willſt du
Ihr zeigen? Wirklich, willſt du das?

Karlos.

Befrage
Mich darum nicht. Das Mittel jetzt, das Mittel,
Daß ich ſie ſpreche!

Marquis (mit Bedeutung).

Sagteſt du mir nicht,
Du liebteſt deine Mutter? — Du biſt Willens,
Ihr dieſen Brief zu zeigen?

(Karlos ſieht zur Erde und ſchweigt.)

Karl, ich leſe
In deinen Mienen etwas — mir ganz neu —
Ganz fremd bis dieſen Augenblick. — Du wendeſt
Die Augen von mir? So iſt's wahr? — Ob ich
Denn wirklich recht geleſen? Laß doch ſehn —

(Karlos gibt ihm den Brief. Der Marquis zerreißt ihn.)

Karlos.

Was? Biſt du raſend?

(Mit gemäßigter Empfindlichkeit.)

Wirklich — ich geſteh' es —
An dieſem Briefe lag mir viel.

Und die Töchter alle ſchwören,
Wie der König es verlangt.
Heimlich muß nun jede hören,
Deſſen ſie im Herzen bangt.
    Doch den fünfzig Helden
    Läßt der König melden:
Heute lohnt der Töchter Hand
Euern Kampf für Kron' und Land.

Und von tauſendfachem Scheine
Wird der Hochzeitſaal erhellt
Jedem Jüngling wie die Seine
Bei dem Mahle zugeſellt.
    Jezt empfangen alle
    Bei Trommetenſchalle,
Wie der König es befahl,
Von den Braut der Goldpokal,

Was die Helden nimmer dachten;
Schlaferregend war der Trank.
Doch des Königs Augen wachten,
Als der Gatten Auge ſank.
    Spottend rief er: Sträubet
    Ihr ſchon Schlaf? So führet
Denn die Braut ins Brautgemach,
Doch der Bräutigam ſey wach:

Und es hörte mit Erröthen
Solchen Spott der Helden Schaar.
Und beim Klange ſüßer Flöten
Schlich hinweg ſich jedes Paar.
Aber ach: vergebens
War die Macht des Strebens;
Der verrätheriſche Pokal
Siegte zu der Gatten Qual.

Würde ſie der Schlaf berücken —
Alſo war des Königs Wort —
Sollten ihre Dolche zücken.
Bräute zu der Gatten Mord
Und mit raſchen Händen
Sie zum Hades ſenden —
Mit bedeutungsvollem Wink
Gab das Zeichen er — und gieng.

Ungeduldig in der Halle
Wartete der König ſchon:
Haben denn die Frevler alle
Nun empfangen ihren Lohn?
Wie die Töchter kamen
Und ſie dies vernahmen,
Sprachen ſie: Wie ſich's gebührt
Iſt dein Wille, Herr, vollführt.

Und die blut'gen Dolche zählte
Der Tyrann mit ſchäd'nder Hand.
Doch als ihrer einer fehlte,
Neun und vierzig nur er fand;
Rief er, Wuth im Blike:
Welcher Schlange Tüke
Hat verſpottet mein Gebot?
Treffe ſie mit ihm der Tod!

Ach! der Töchter Jüngſte hatte
Nicht vollführt den harten Spruch;
Denn es jammert ſie der Gatte
Und ſie wagt des Vaters Fluch
In den Schweſtern brannte
Glut, die ſie nicht kannte,
Von Aegyptens heiſſem Strand,
Doch ſie zeugte Griechenland.

Hypermneſtra hörte bebend,
Was der Vater grauſam ſprach;
Dem Gebote widerſtrebend
Trat ſie in das Brautgemach;
Sah den Vater winken,
Sah den Jüngling ſinken —
Und mit namenloſer Qual
Faßt ſie den gehobnen Stahl.

Zitternd hat ſie ihn geſchwungen —
Doch es ſiegt die Natur
Götter! ruft ſie, nur erzwungen
War der mörderiſche Schwur:
Die Aegypterinnen,
Was ſie auch beginnen:
In der Griechinn ſanfter Bruſt
Wohnt nicht Mord, nur Liebesluſt

Und der Dolch entſinkt den Händen,
Auf den Jüngling ſtürzt ſie hin;
Statt den Frevel zu vollenden;
Ruft die holde Retterinn:
Mein Gemahl, erwache!
In dem Brautgemache
Harrt, ſtatt Amors ſüßem Scherz,
Nur auf dich des Todes Schmerz!

Und der Jüngling dehnt die Glieder,
Wie der Schall ſein Ohr berühret:
Ach! dein Trank, er macht mich müder,
Wie's dem Bräutigam gebühret.
Bräutlich ſie umfangen
Will er, voll Verlangen;
Doch mit grauenvollem Blick
Stößt den Jüngling ſie zurück.

Nicht zu Hymens frohen Spielen
Sey die kurze Zeit verwandt:
Deine Brüder — ach! ſie fielen
Schon durch meiner Schweſtern Hand.
Doch des Vaters Willen
Konnt' ich nicht erfüllen —
Und noch eh ſie enden kann,
Stürzt in's Zimmer der Tyrann.

Und mit fürchterlichem Grimme
Hört er, was die Tochter ſpricht;
Ruft mit wutherſtickter Stimme:
Hältſt du ſo des Schwures Pflicht?
Ha! du haſt gebrochen,
Was du kaum verſprochen;
Geh dann auf des Orkus Bahn
Deinem Gatten, geh voran!

Und das Eiſen hochgeſchwungen
Zielt der König rachentbrannt.
Doch der Jüngling, eh's gelungen,
Schlägt das Schwerdt ihm aus der Hand.
Rächend ſeine Brüder,
Stößt er wild ihn nieder
Und von dem verhaßten Ort
Reißt er die Geliebte fort.

Doch mit Schrecken ſonder gleichen.
Wie er ſich der Halle naht,
Sieht er ſeiner Brüder Leichen,
Sieht des Wüthrichs grauſe That.
Daß er umgekommen,
Wird entzückt vernommen,
Und dem Jüngling beut zum Lohn
Das befreite Volk den Thron.

Aber jene Falſchen beben,
Denn es droht ein hart Gericht,
Doch die Schweſter fleht ihr Leben,
Und der junge König ſpricht:
Wohl! troz ihren Ränken;
Will ich's ihnen ſchenken;
Doch es ſpricht der Pflicht Gebot
Strafe für der Brüder Tod.

Und nach kunſterfahrnen Leuten
Schickt er jezt im ganzen Reich,
Läßt ein hohes Faß bereiten,
Unten einem Siebe gleich:
Euern Durſt zu ſtillen,
Sollt ihr ewig füllen,
Aber Waſſer nur, ſtatt Blut:
So verdient's die falſche Brut:

Und ſie tragen auf und nieder;
Doch wenn kaum das Waſſer ſchwell,
Rinnt es aus dem Siebe wieder,
Und das Faß wird nimmer voll.
Und des Volkes Sage
Wandelte zur Plage
In des Orkus ew'ger Nacht,
Was der König weiſ' erdacht.

VI.

Stanzen an Amalien

bei

Ueberſendung des Damenkalenders

von Lafontaine ꝛc. auf 1798.

Schön iſt es, wenn des Geiſtes zarte Hülle
Ein zierliches Gewand mit Schmuk umſchließt
Wenn über jedes feine Glied die ſtille
Gewalt der Schönheit ihren Zauber gießt
Und aus des innern Lebens reger Fülle
Der Jugend Blume friſch und duftend ſprießt;
Wenn von dem lilienweißen Angeſichte
Des Lebens Morgen ſtrahlt im Roſenlichte.

In Luſt verloren ſeh' ich vor dem Bilde
Dem Meiſterſtük der ſchaffenden Natur,
Voll hoher Freude fühl' ich's: Hier enthüllte
Am ſchönſten ſich der ewgen Liebe Spur,
Ihn, der mit tauſend Reiz die Erd' erfüllte
Den milden Schöpfer ehr' ich denkend nur:
Doch nie kann ſich mein Herz dem Bild' ergeben
Erblik' ich nicht der ſchönen Seele Leben.

Univ. Bibl.
München

Wenn nicht Empfindung aus des Auges Bliken
Wie ſanfter Sonnenſchein im Frühling ſtrahlt,
Der edlen Liebe freudiges Entzüken
Sich nicht im Lächeln ihres Mundes mahlt:
Nicht Schaam und Unſchuld dieſe Jugend ſchmüken
Der Sinnen Luſt das Herz mit Reu bezahlt.
Was wär denn der Menſchheit ſchönre Triebe?
Die Schönheit rührt, der Anmuth giebt man Liebe.

Drum nimm von mir zum frohen Angedenken
Das wie dem Auge ſo dem Herz erfreut,
Gewählt vor tauſend ſchimmernden Geſchenken,
Dem bunten Flitterſtaat der Eitelkeit,
Dies Büchlein, das verbannet aus den Schränken
Der Tiefgelehrten ſich dem Puztiſch weiht.
Du fühlſt der Grazien Huld, die unſer Leben
Zum Himmel machen, jedes Blatt umſchweben.

Du lieſeſt, und der Liebe mildes Feuer
Entſtrahlt des Auges ſanftgeſenkten Blik.
Die Wange glüht, dein Buſen hebt ſich freyer,
Der Sinne niedre Luſt weicht fern zurük;
Wie auf der Nacht des Mondes Silberſchleyer
Schwebt Himmelsglanz auf jeden Erdenglük,
Und ſchöner, als dein Puz beim Freudenmahle
Schmükt dich dein Geiſt mit ſeiner Hoheit Strahle.

Marquis.

So ſchien es.
Darum zerriß ich ihn.

(Der Marquis ruht mit einem durchdringenden Blick auf dem Prinzen, der ihn zweifelhaft anſieht. Langes Stillſchweigen.)

Sprich doch — was haben
Entweihungen des königlichen Bettes
Mit deiner — deiner Liebe denn zu ſchaffen?
War Philipp dir gefährlich? Welches Band
Kann die verletzten Pflichten des Gemahls
Mit deinen kühnern Hoffnungen verknüpfen?
Hat er geſündigt, wo du liebſt? Nun freilich
Lern' ich dich faſſen. O wie ſchlecht hab' ich
Bis jetzt auf deine Liebe mich verſtanden!

Karlos.

Wie, Roderich? was glaubſt du?

Marquis.

O ich fühle,
Wovon ich mich entwöhnen muß. Ja einſt,
Einſt war's ganz anders. Da warſt du ſo reich,
So warm, ſo reich! ein ganzer Weltkreis hatte
In deinem weiten Buſen Raum. Das alles
Iſt nun dahin, von einer Leidenſchaft,
Von einem kleinen Eigennutz verſchlungen.
Dein Herz iſt ausgeſtorben. Keine Thräne
Dem ungeheuern Schickſal der Provinzen,
Nicht einmal eine Thräne mehr! — O Karl,
Wie arm biſt du, wie bettelarm geworden,
Seitdem du Niemand liebſt, als dich.

Und nie erliſcht im freudigen Gemüthe
Das Hochgefühl der längſtgenoßnen Luſt,
Die edlen Bilder reiner Lieb' und Güte *
Erfüllen mit der Tugend Muth die Bruſt
Auch da zu wandeln, wo kein Blümchen blühte
Der ſchönſten Herzen Neigung dir bewußt.
Die Thörin ſelbſt, die gern mit Schönheit prahlet
Fühlt daß dein Reiz den ihren überſtrahlet.

---

* Kupferſtiche, welche die lieblichſten Scenen der Mutterpflichten ſehr ſchön darſtellen.

VII.

Lied für unſre Zeiten.

Auf dieſem Erdenrund zerſtreut
Lebt hie und da ein Weiſer,
Der ſich des kurzen Daſeyns freut,
Als Bettler oder Kaiſer!
Schaft er das Gute um ſich her,
So wird ſein Ende ihm nicht ſchwer.

Der Herrſcher der nach Weisheit ſtrebt,
Beglüket Millionen:
Der Arme den die Tugend hebt,
Wird froh in Hütten wohnen.
Ihm giebt ein kleiner enger Kreiß,
Den ſchönſten Lohn für Müh' und Schweiß.

Des Herſchers Weisheit ſchüzt das Land,
Bei drohenden Gefahren:
Im Herzen trägt er jeden Stand,
Wird jeden ſo bewahren,
Daß nie ein Stand den andern drükt;
Wer dafür ſorgt, der macht beglükt:

Den weiſen Arbeitsmann erfreut,
Sein Tagewerk ins Kleine.
Wann ſeine Sorge ſich erneut,
Dann fühlt er tief das Eine.
„Des Herrſchers Stand iſt wahrlich ſchwer,
„Drum wünſch' ich ihn mir nimmermehr!“

Doch bleibt noch ein gar weites Feld
Vom Arbeitsmann zum Kaiſer!
Und auf dem Tummelplaz der Welt
Schreit die Vernunft ſich heiſer.
Da herrſcht ein böſer Geiſt mit Wuth,
Er giebt den Menſchen ſchwarzes Blut.

Der Geiſt der Eigenſucht zerreiſt
Faſt alle Liebesbande!
Die Herzen werden wie beeiſt,
Das Glük entflieht dem Lande,
Wo dieſer Geiſt ſein Weſen treibt,
Da wird der Staat gar bald entleibt.

Ihr Herrſcher, traut dem Höfling nicht,
Der die Vernunft verſchreiet!
Sie führet den Menſchen ſanft zur Pflicht,
Der ihr ſein Leben weyhet.
Nur böſes Herz, und ſchwacher Sinn,
Fliehn dieſe Menſchentröſterinn.

Sophiſterey, Deſpotengeiſt,
Das ſind der Völker Plagen.
Vernunft iſts die zurecht uns weiſt,
Wenn jene Menſchen plagen.
Kein Epiktet, und kein Sokrat,
Zerrüttete noch je den Staat.

VIII.

Des Lieblingsörtchens Wiederſehn.

(Man ſehe Schillers Muſenalmanach auf 1796.)

Was wallſt du, Luſt, ſo liebend mir entgegen?
Was rührt mein Innerſtes mit zarter Hand,
Und führt den Geiſt auf unbekannten Wegen,
In der Erinnrung ſtilles Schattenland?

Ich folge ſtill dem Pfad, der ſich gewunden
Durch dichte Büſche drängt dem Wäldchen zu.
Bald iſt das Dörfchen hinter mir verſchwunden,
Und alles athmet Einſamkeit und Ruh.

Hier, wo umſcherzt vom fröhlichem Gefieder
Das Bächlein tanzt, ſich ſtill die Buche hebt,
Hier ſink ich froh auf weichen Raſen nieder,
Von Bildern der Vergangenheit umſchwebt.

Wer ſchaut ſie jezt mit Luſt, die grüne Fülle,
Wer leiht dem fröhlichen Geſang ſein Ohr?
Einſam entfaltet ſich der Blume zarte Hülle,
Und unbemerkt ſchießt hoch die Staud' empor.

Verlaſſen murmelt ſanft die Wieſenquelle,
Kein fühlend Herz lauſcht ihr mit zartem Sinn,
Und ungeſehen taucht ſich die Libelle
Mit leiſem Flug durch grüne Dämmrung hin.

Hier wo es, hier, wo einſt in holden Träumen
Der Hore Flug mit ſanfterm Hauch zerrann,
Wo ſich die Phantaſie in fernen Räumen,
Ein goldnes Zauberland mit Luſt erſann.

Da wehte um das neue friſche Leben
Der Zauberduft der Unerfahrenheit,
Ich ſah die Gegenwart mir hold entſchweben
Und in der Ferne lauter Seligkeit.

Verloren iſt die Blüthe der Gefühle,
Der Täuſchung buntes Zauberland verblich,
Der Menſchheit ſchönes Bild ſank im Gewühle,
Und, ach, die Götter ſelbſt entfernten ſich.

Erfahrung ſchuf mir neue Luſt und Schmerzen,
Auf ihr Geheiß floh der geliebte Wahn.
Nur du, Natur — an dem verlaßnen Herzen
Klang rein dein ſchöner Ton wie vormals an.

Wohl mir daß in des Lebens bunten Scenen
Nicht dieſe zarte Harmonie entwich!
Noch quillt für dich ein ewig reges Sehnen
Und dies Gefühl bleibt ewig jugendlich!

Du biſt das Band, das beßre Seelen leitet,
Die zartbeſaiteten: wenn ſich das Glük,
Wenn Phantaſie und Luſt von ihnen ſcheidet
— Du rufſt den Frieden in ihr Herz zurük.

IX.

Die Eichbäume.

Aus den Gärten komm' ich zu euch, ihr Söhne des Berges!
Aus den Gärten, da lebt die Natur geduldig und häuslich,
Pflegend und wieder gepflegt mit dem fleiſſigen Menſchen zuſammen.
Aber ihr, ihr Herrlichen! ſteht, wie ein Volk von Titanen
In der zahmeren Welt und gehört nur euch und dem Himmel,
Der euch nährt' und erzog und der Erde, die euch gebohren.
Keiner von euch iſt noch in die Schule der Menſchen gegangen,
Und ihr drängt euch fröhlich und frei, aus der kräftigen Wurzel,
Unter einander herauf und ergreift, wie der Adler die Beute,
Mit gewaltigem Arme den Raum, und gegen die Wolken
Iſt euch heiter und groß die ſonnige Krone gerichtet.
Eine Welt iſt jeder von euch, wie die Sterne des Himmels
Lebt ihr, jeder ein Gott, in freiem Bunde zuſammen.
Könnt' ich die Knechtſchaft nur erdulden, ich neidete nimmer
Dieſen Wald und ſchmiegte mich gern ans geſellige Leben.
Feſſelte nur nicht mehr ans geſellige Leben das Herz mich,
Das von Liebe nicht läßt, wie gern würd' ich unter euch wohnen!

X.

Die Schatten

auf einem Maſkenball.

Zu dem Tummelplaz der muntern Freude
Schwebt vom Styxumfloßnen Reiche heute
Hand in Hand, ein ſtilles Schattenpaar,
Daß es einmal noch Dich wiederſehe
Hohe Sterbliche, in deren Nähe
Es am ſeligſten hienieden war.

Längſt ſchon tranken wir der Lethe Welle
Senkten heiter in die heilge Quelle
Alle Bilder der Erinnerung.
Nur Dein ſchönes holdes Bild beſieget
Lethes Macht, auf ſanfter Woge wieget
Es ihr reiner Spiegel ewig jung.

Sehnſuchtsvoll und liebend heut entwallen
Wir Elyſiums umblühten Hallen
Den Gefilden niegeſtörter Ruh,
Eilen Deinen Blicken zu begegnen
Dich mit leiſem Geiſtergruß zu ſegnen,
Dieſem fremdgewordnen Schauplaz zu.

Was mit ſcheuem ehrfurchtsvollen Zagen
Sterbliche nicht auszuſprechen wagen,
Wenn es ahnend ihren Buſen ſchwellt
Dürfen mit bedeutungsvollem Schweigen
Treue Geiſter Deinem Geiſte zeigen,
Worte ſind es einer andern Welt.

Daß die ſtille Tugend, die Du liebeſt,
Und mit ſchön beſcheidner Gröſſe übeſt
Fern von Schimmer und von Irrthum frei,
Die Gefährtin, die uns dann geleitet
Wenn mit uns der Kahn den Styx durchgleitet
Und die einz'ge die uns folget ſey.

Karlos
(wirft ſich in einen Seſſel. — Nach einer Pauſe mit kaum unterdrücktem Weinen).

Ich weiß,
Daß du mich nicht mehr achteſt.

Marquis.

Nicht ſo, Karl!
Ich kenne dieſe Aufwallung. Sie war
Verirrung lobenswürdiger Gefühle.
Die Königin gehörte dir, war dir
Geraubt von dem Monarchen — doch bis jetzt
Mißtrauteſt du beſcheiden deinen Rechten.
Vielleicht war Philipp ihrer werth. Du wagteſt,
Nur leiſe noch, das Urtheil ganz zu ſprechen.
Der Brief entſchied. Der Würdigſte warſt du.
Mit ſtolzer Freude ſahſt du nun das Schickſal
Der Tyrannei, des Raubes überwieſen.
Du jauchzteſt, der Beleidigte zu ſeyn;
Denn Unrecht leiden ſchmeichelt großen Seelen.
Doch hier verirrte deine Phantaſie,
Dein Stolz empfand Genugthuung — dein Herz
Verſprach ſich Hoffnung. Sieh, ich wußt' es wohl,
Du hatteſt diesmal ſelbſt dich mißverſtanden.

Karlos (gerührt).

Nein, Roderich, du irreſt ſehr. Ich dachte
So edel nicht, bei weitem nicht, als du
Mich gerne glauben machen möchteſt.

Marquis.

Bin
Ich denn ſo wenig hier bekannt? Sieh, Karl,

XI.

Cosmopoliten.

Es geben ſich viele für Weltbürger aus,
Und machen groſſes Gepränge,
Die Welt, des Schöpfers geräumig Haus
Iſt ihnen faſt zu enge.
Ihren Eifer verdient das Einzelne nie,
Sie ſorgen immer fürs Ganze, ſie!

Ihr bleibt im Groſſen doch ewig klein,
Und flikt und ſtümpert am Ganzen.
In der kleinen Sphäre noch groß zu ſeyn,
Sich eine Welt drinn zu pflanzen,
Das iſt die Kunſt, und wer die verſteht,
Bekümmert ſich nicht viel, wies drauſſen geht.

XII.

Die Todtenköpfe.

Sieh den hohlen Schädel nur!
Findeſt du wohl eine Spur,
Daß ihn Schönheit ſchmükte?
Furchtbar iſt ſein Reiz dahin!
Und wem kömmt's wohl in den Sinn
Daß ſein Kuß entzükte.

Dieſer hohle Schädel da,
Wie: Du tritſt ihm nun ſo nah!
Siehſt nicht Königswürde?
Achteſt jezt den irdnen Topf
Mehr als dieſen Königskopf,
Sonſt der Völker Bürde.

Jener ſchlaue Höfling dort,
Schwazte ſchnell in einem fort,
Lud ſo manche Thräne
Höhniſch lächelnd froh auf ſich:
Seht wie grinſt ſo fürchterlich,
Nun ſein Maul voll Zähne.

Und die andern Schädel hier?
Jeder that ſo mit Manier,
Was ihm ſelbſt gelüſtet.
Dacht des groſſen Tages kaum,
Wo der Stolz im engen Raum,
Vor Gewürm ſich brüſtet.

Mancher bittre Kritikus
Mancher ſtolze Medikus
Brachte ſie zum Grabe.
Mancher falſche Ritterſpruch,
Wandelte das Recht in Fluch,
Mehrten ſo die Habe.

Was nüzt nun der Sündenſold,
Lokt ſie da noch Glanz und Gold
Wo Verweſung wohnet?
Ach! — den kurzen Raum der Zeit,
Lebt ihn für die Ewigkeit,
Die durch Freuden lohnet!

Tugend ſey das hohe Ziel,
Sie giebt uns der Freuden viel,
Schon in dieſem Leben.
Sie führt lächelnd bis ins Grab,
Gute Menſchen ſanft hinab,
Wann die Sünder beben.

XIII.

Hofnung.

Es reden und träumen die Menſchen viel
Von beſſern künftigen Tagen,
Nach einem glüklichen goldenen Ziel
Sieht man ſie rennen und jagen,
Die Welt wird alt und wird wieder jung,
Doch der Menſch hoft immer Verbeſſerung!

Die Hofnung führt ihn ins Leben ein,
Sie umflattert den fröhlichen Knaben,
Den Jüngling begeiſtert ihr Zauberſchein,
Sie wird mit dem Greis nicht begraben,
Denn beſchließt er im Grabe den müden Lauf,
Noch am Grabe pflanzt er — die Hofnung auf.

Es iſt kein leerer ſchmeichelnder Wahn,
Erzeugt im Gehirne des Thoren.
Im Herzen kündet es laut ſich an,
Zu was beſſerm ſind wir gebohren,
Und was die innere Stimme ſpricht,
Das täuſcht die hoffende Seele nicht.

XIV.

Das Neue.

Das Neue, das Neue ſucht iedermann,
Auf der Bühn', in Büchern, im Leben;
Und wer überraſchen und wechſeln kann,
Dem wird die Palme gegeben,
Wie oft man den Eimer auch füllt und füllt,
Die Wuth des Neuen bleibt ungeſtillt.

Du ſchöne Natur biſt nicht einerlei,
Und biſt doch immer die gleiche,
Und alles iſt alt und alles neu
In deinem blühenden Reiche.
Strebt weiter und weiter, doch haltet nur
An der ewig wahren, der alten Natur.

XV.

Die Begegnung.

Noch ſah ich ſie, umringt von ihren Frauen,
Die herrlichſte von allen ſtand ſie da,
Wie eine Sonne war ſie anzuſchauen,
Ich ſtand von fern und wagte mich nicht nah,
Es faßte mich mit wolluſtvollem Grauen,
Als ich den Glanz vor mir verbreitet ſah,
Doch ſchnell, als hätten Flügel mich getragen,
Ergriff es mich, die Saiten anzuſchlagen.

Was ich in jenem Augenblik empfunden,
Und was ich ſang, vergebens ſinn' ich nach,
Ein neu Organ hatt' ich in mir gefunden,
Das meines Herzens heilge Regung ſprach,
Die Seele wars, die Jahre lang gebunden,
Durch alle Feſſeln jezt auf einmal brach,
Und Töne fand in ihren tiefſten Tiefen,
Die ungeahnt und göttlich in ihr ſchliefen.

Und als die Saiten lange ſchon geſchwiegen,
Die Seele endlich mir zurüke kam,
Da ſah ich in den engelgleichen Zügen
Die Liebe ringen mit der holden Schaam,
Und alle Himmel glaubt' ich zu erfliegen,
Als ich das leiſe ſüſſe Wort vernahm —
O droben nur in ſelger Geiſter Chören
Werd ich des Tones Wohllaut wieder hören!

Das treue Herz, das troſtlos ſich verzehrt,
Und ſtill beſcheiden nie gewagt zu ſprechen,
Ich kenne den ihm ſelbſt verborgnen Werth,
Am rohen Glük will ich das Edle rächen.
Dem Armen ſey das ſchönſte Loos beſcheert,
Nur Liebe darf der Liebe Blume brechen.
Der ſchönſte Schaz gehört dem Herzen an,
Das ihn erwiedern und empfinden kann.

Die Horen

Jahrgang 1797

Eilftes Stück.

Tübingen
in der J. G. Cottaiſchen Buchhandlung
1797.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52550-8
SCHILLER,F. FN. 13375/089

Innhalt des eilften Stüks.

I. Merkwürdigkeiten aus dem Leben des Marſchalls von Vieilleville. Beſchluß. Seite 1

II. Julia von Roſalva. — 18

III. Die Feſte der Arcamanden. — 45

Wenn du verirreſt, ſuch' ich allemal
Die Tugend unter Hunderten zu rathen,
Die ich des Fehlers zeihen kann. Doch nun
Wir beſſer uns verſtehen, ſey's! Du ſollſt
Die Königin jetzt ſprechen, mußt ſie ſprechen. —

Karlos (ihm um den Hals fallend).

O wie erröth' ich neben dir!

Marquis.

Du haſt
Mein Wort. Nun überlaß mir alles Andre.
Ein wilder, kühner, glücklicher Gedanke
Steigt auf in meiner Phantaſie. — Du ſollſt
Ihn hören, Karl, aus einem ſchönern Munde.
Ich dränge mich zur Königin. Vielleicht
Daß morgen ſchon der Ausgang ſich erwieſen.
Bis dahin, Karl, vergiß nicht, daß „ein Anſchlag,
Den höhere Vernunft gebar, das Leiden
Der Menſchheit drängt, zehntauſendmal vereitelt,
Nie aufgegeben werden darf." — Hörſt du?
Erinnre dich an Flandern!

Karlos.

Alles, Alles,
Was du und hohe Tugend mir gebieten.

Marquis (geht an ein Fenſter).

Die Zeit iſt um. Ich höre dein Gefolge.
(Sie umarmen ſich.)
Jetzt wieder Kronprinz und Vaſall.

Karlos.

Du fährſt
Sogleich zur Stadt?

Die Horen.
Dritter Jahrgang. Eilftes Stück.

I.

Denkwürdigkeiten
aus dem Leben des Marſchalls von Vieilleville.

Beſchluß.

Den lezten Junius 1559 wurde des Morgens ein großes Turnier auf den Nachmittag angeſagt. Nach der Tafel zog ſich der König aus, und befahl Vieilleville'n ihm die Waffen anzulegen, obgleich der Oberſtallmeiſter von Frankreich, dem dieſes Geſchäft zukam, zugegen war. Als Vieilleville ihm den Helm aufſezte, konnte er ſich nicht entbrechen zu ſeufzen und zu ſagen, daß er nie etwas mit mehr Widerwillen gethan. Der König hatte nicht Zeit ihn um die Urſache zu fragen, denn indem trat der Herzog von Savoyen herein. Das Turnier fieng an. Der König brach die erſte Lanze mit dem Herzog, die zweite mit dem Herrn von Guiſe, endlich kam zum dritten der Graf von Montgommery, ein großer, aber ſteifer junger Menſch, der ſeines Vaters, des Grafen von Sorges und Capitain von der Garde, Lieutenant war. Es war die letzte, die der König zu brechen hatte. Beide trafen mit vieler Geſchicklichkeit auf einander und die Lanzen brechen. Jetzt will Vieilleville des Königs Stelle einnehmen, allein dieſer bittet ihn, noch einen Gang mit Montgommery zu machen, denn er behauptete, er müſſe Revanche haben, indem er ihn wenigſtens aus dem Bügel gebracht habe. Vieilleville ſuchte den König davon abzubringen, allein er beſtand darauf. Nun Sire, rief Vieilleville aus, ich ſchwöre bei Gott, daß ich drey Nächte hindurch geträumt habe, daß Eurer Majeſtät heute ein Unglück zuſtoſſen und dieſer letzte Junius Ihnen fatal ſeyn wird. Auch Montgommery entſchuldigte ſich, daß es gegen die Regel ſey, allein der König befahl es ihm, und nun nahm er eine Lanze. Beide ſtieſſen jetzt wieder auf einander und brachen mit großer Geſchicklichkeit ihre Lanzen. Montgommery aber warf ungeſchickterweiſe den geſplitterten Schaft nicht aus der Hand, wie es gewöhnlich iſt, und traf damit im Rennen den König an den Kopf gerade in das Viſir, ſo daß der Stoß in die Höhe gieng und das Auge traf. Der König ließ die Zügel fallen und hielt ſich am Hals des Pferdes; dieſes rannte bis ans Ziel, wo die zwey erſten Stallmeiſter dem Gebrauch gemäß hielten, und das Pferd auffiengen. Sie nahmen ihm den Helm herunter und er ſagte mit ſchwacher Stimme, er ſey des Todes. Alle Wundärzte kamen zuſammen, um den Ort des Gehirns zu treffen, wo die Splitter ſtecken geblieben, aber ſie konnten ihn nicht finden, obgleich vier zum Tode verurtheilten Miſſethätern die Köpfe abgeſchlagen wurden, Verſuche daran anzuſtellen, indem man Lanzen daran abſtieß.

Den vierten Tag kam der König wieder zu ſich und ließ die Königinn rufen, der er auftrug, die Hochzeit doch ſogleich vollführen zu laſſen, und Vieillevillen, der ſchon das Brevet als Marſchall von Frankreich hatte, wirklich dazu zu machen. Die Hochzeit gieng traurig vor ſich, der König hatte ſchon die Sprache verlohren und den Tag darauf den zehnten Julius 1559 gab er den Geiſt auf. Vieilleville verlohr an ihm einen Herrn, der ihn über alles ſchätzte und ihn ſogar zum Connetable einſt würde ernennt haben, wie er ſich ſchon hatte verlauten laſſen. In den letzten Zeiten hatte er ihm, um ihn immer um ſich zu haben, ſein Departement von Metz abgenommen, und es dem Herrn von Eſpinay gegeben; Vieilleville aber war Gouverneur von Iſle de France geworden.

Die unrechtmäßige Gewalt, deren ſich die Guiſen nach dem Tod Heinrichs II anmaßten, verurſachte die bekannte Verſchwörung von Amboyſe. Ein gewiſſer la Regnaudye verſicherte ſich dreyßig erfahrner Capitains und legte um den Aufenthalt des jungen Königs fünfhundert Pferde und vieles Fußvolk herum, in der Abſicht, die Guiſen gefangen zu nehmen und dem König ſeine Freiheit zu geben. Es wurde dieſes auch klar am Hofe und die Nachricht beunruhigte den König und die Guiſen ſehr. Vieilleville ſollte an dieſes Corps geſchickt werden, um ſie zu fragen, ob ſie die Franzoſen um den Ruhm und die Ehre bringen wollten, unter allen Nationen ihrem Fürſten am treuſten und gehorſamſten zu ſeyn? Dieſer Auftrag ſezte Vieillevillen in einige Verlegenheit. Er ſelbſt war von der widerrechtlich angemaßten Gewalt der Guiſen überzeugt und wollte ſich zu einer Geſandtſchaft nicht brauchen laſſen, wo er gegen ſeine Ueberzeugung reden mußte; durch eine feine Wendung überhob er ſich derſelben, indem er dem König antwortete: „Da der Fehler dieſes „Corps, an das Eure Majeſtät mir die Ehre anthun „wollen, mich zu ſchicken, ſo groß iſt, daß es eine wahre „Rebellion genannt werden kann, ſo würden ſie mir nicht „glauben, wenn ich ihnen Verzeihung verkündigte. Es „muß dieſes ein Prinz thun, damit ſie verſichert ſind, es „ſey dieſes ein königliches Wort, das Eure Majeſtät ſchon „um deſſentwillen, der es überbracht hat, nicht zurücknehmen werden."

Vieilleville hatte richtig geurtheilt, er wurde mit dieſem Auftrag verſchont und der Herzog von Nemours, der an die Rebellen geſchikt wurde, hatte den Verdruß, daß die fünfzehn Edelleute, die auf des Königs und ſein Wort ihm gefolgt waren, ſogleich gefangen und in Feſſeln geworfen wurden. Auf alle Beſchwerden, welche der Herzog deshalb vorbrachte, antwortete der Kanzler Olivier immer, daß kein König gehalten ſey, ſein Wort gegen Rebellen zu halten. Dieſe fünfzehn Edelleute wurden durch verſchiedene Todesarten hingerichtet, und ſie beſchwerten ſich alle nicht ſowohl über ihren Tod, als über die Treuloſigkeit des Herzogs von Nemours. Einer von ihnen, ein Herr von Caſtelnau warf ihm ſogar dieſe

Wortbrüchigkeit noch auf dem Schaffot vor, tauchte ſeine Hände in das rauchende Blut ſeiner ſo eben hingerichteten Kameraden, erhob ſie gen Himmel und hielt eine Rede, die alle bewegte und bis zu Thränen rührte. Der Kanzler Olivier ſelbſt, der ſie zum Tode verdammt hatte, wurde ſo ſehr dadurch betroffen, daß er krank nach Hauſe kam und einige Tage darauf ſtarb. Kurz vor ſeinem Ende beſuchte ihn der Kardinal von Lothringen ſelbſt, dem er, als er weggieng, nachrief: „Verdammter Kardinal, dich „bringſt du um die Seligkeit und uns mit dir.“

Hingegen konnte Vieilleville den Auftrag nicht ausſchlagen, nach Orleans zu gehen, um hier den Reſt der Verſchwornen zu zerſtreuen. Er that dieſes mit ſo viel Klugheit und Eifer, daß es ihm gelang, ſechshundert Mann zu überfallen und ſo nieder zu machen. Die Gefangenen, worunter der Capitain war, ließ er aber loß, weil es ihm unmenſchlich ſchien, Leute von Ehre, die ihren Dienſt als brave Soldaten verrichteten, eines ſchmählichen Todes ſterben zu laſſen, welche Strafe ihnen gewiß war, wenn er ſie würde eingeliefert haben.

Dieſes glücklich ausgeführte Unternehmen ſetzte Vieilleville in große Gunſt bey dem König und den Guiſen. Es wurde ihm kurz darauf eine andere Expedition nach Rouen aufgetragen, wo die Reformirten unruhig geweſen waren. Er hatte fürchterliche Inſtructionen dabey erhalten, denn ihm ſtand es frey, nicht nur die umbringen zu laſſen, die bey dieſem Aufſtand die Waffen genommen, ſondern auch ſogar die, die ein Wohlgefallen daran gehabt. Vieilleville, der ſieben Compagnien Gensd'armes bey ſich hatte, ließ den größten Theil ſeiner Leute zurück und kam nach Rouen nur mit hundert Edelleuten, entwafnete ſogleich die Bürgerſchaft, ließ ohne Anſehen der Religion dreyßig der Hauptrebellen greifen und ihnen den Prozeß machen, befahl aber aber ausdrüklich, daß man in dem Urtheil nichts von der Religion ſagen, ſondern ſie nur als Rebellen gegen den König verdammen ſollte. Auf dieſe Art ſtellte Vieilleville die Ruhe her und ſchonte den Partheigeiſt, der ohne Zweifel noch lauter würde erwacht ſeyn, wenn er nur die Reformirten beſtraft hätte.

Der Hof hielt ſich in Orleans auf, als er wieder zurükkam, und eben damals war der Prinz von Conde, Bruder des Königs von Navarra, gefangen genommen worden. Um Vieillevillen zu prüfen, was er darüber dächte, befahl ihm der König, den Prinzen zu beſuchen. Vieilleville war aber ſchlau genug, dieſes zu merken und ſagte, daß er um das Leben nicht hingehen würde, denn er habe einen natürlichen Abſcheu gegen alle Ruheſtörer. Zugleich rieth er aber dem König, den Prinzen in die Baſtille nur zu ſchiken, indem es Sr. Majeſtät zum großen Verwurf gereichen würde, einen Prinzen von Geblüt, wenn er dem König nicht nach dem Leben geſtrebt, hinrichten zu laſſen. Der König nahm dieſen Rath ſehr wohl auf und geſtand nachher Vieillevillen ſelbſt, daß er ihn auf die Probe geſetzt habe.

Die Uneinigkeiten zwiſchen dem König von Navarra auf der einen Seite und dem König und den Guiſen auf der andern, wurden indeſſen immer größer; der König von Navarra wurde am Hof mit einer Geringſchätzung behandelt, die jedermann, nur die Guiſen nicht bewegte. Vieilleville foderte in dieſen Zeiten die Erlaubniß in ſein Gouvernement zurückzukehren; allein, beſonders die Königin drang darauf, daß er bliebe. Man wollte ihn in dieſen kritiſchen Zeiten am Hof haben, um ſeine Rathſchläge, die immer ſehr weiſe waren, zu benutzen, und dann hatte man ihn auch auserſehen, nach Deutſchland zu reiſen, um denen mit dem König verbündeten Churfürſten und Fürſten des Reichs die Verhältniſſe mit dem König von Navarra und ſeinem Bruder vorzuſtellen, damit der Hof nicht im unrechten Licht erſchiene.

Allen dieſen Uneinigkeiten machte der Tod Königs Franz des Zweiten ein Ende, der den 5ten Dec. 1560 erfolgte. Jetzt wendete ſich alles an den König von Navarra, und ſelbſt die Königinn, die als Vormünderin des jungen ſechszehnjährigen Königs Carls des IX. mit regierte, ernannte denſelben zum Generallieutenant des Reichs. Eine weiſe Maasregel, um die verſchiedenen Religionspartheien, die ſehr unruhig zu werden anfiengen, zufrieden zu ſtellen. Vieilleville hatte ſie der Königin angerathen. Beide Grafen entfernten ſich bey dieſen ihnen ungünſtigen Umſtänden; der Kardinal gieng auf ſeine Abtey und der Herzog nach Paris, wo er viele Anhänger hatte. Hier ſchmiedete er mit ſeinen Anhängern, dem Connetable von Montmorency, dem Marſchall von St. Andre und andern ſeine Pläne, die Lutheraner zu vertilgen; und dieſes iſt die Quelle, aus der alle Unruhen entſtanden, die hernach das Königreich verwüſteten. Da jetzt Vieilleille ſah, daß der König von Navarra und die Königin gut miteinander ſtanden, drang er darauf, in ſein Gouvernement zurükzukehren, welches man ihm auch endlich verſtattete. Er war aber nicht lange in Metz, ſo wurde er vor vielen andern auserſehen, nach Deutſchland als auſſerordentlicher Geſandter zu gehen, um dem Kaiſer und den Fürſten die Thronbeſteigung des jungen Königs bekannt zu machen.

Vieilleville unternahm ſogleich die Reiſe in Begleitung von ſechzig Pferden. Zuerſt begab er ſich zum Churfürſten von Baiern nach Heidelberg, von da nach Stuttgart zum Herzog von Würtemberg, dann nach Augsburg und von dieſer Stadt nach Weimar, wo Vieilleville vom Herzog Johann Friedrich und Johann Wilhelm ſehr wohl empfangen wurde. Er überbrachte ihnen ihre Penſion, welche Heinrich der Zweite ihnen als Nachkömmlingen Carls des Großen zugeſichert hatte, jeder zu viertauſend Thaler jährlich. Von Weimar reiſte Vieilleville nach Ulm, von da wollte er nach Caſſel, allein man widerrieth es ihm, weil die Wege ſo gar ſchlecht wären. Von Wien gieng es nach Frankfurth, von da nach Prag und von Prag nach einer ſeltſamen Reiſeroute nach Mainz, und nun wieder über Coblenz, Trier nach Metz.

Uiberall wurde Vieilleville mit großen Ehrenbezeugungen aufgenommen, und beſonders wohl gieng es ihm in Wien. Gleich bei der erſten Audienz beim Kaiſer, Ferdinand I, ſagte ihm dieſer: „Seyn Sie mir willkommen, „Herr von Vieilleville, ob Sie mir gleich Ihr Gouvernement von Metz und die übrigen Reichsſtädte, welche „Frankreich dem teutſchen Reich entzogen, nicht überbringen; ich hoffte lange Sie zu ſehen.“ Der Kaiſer nahm ihn ſogleich mit in ſein Zimmer, wo ſie zwey Stunden ganz allein bei einander waren. Bei dieſer Gelegenheit wunderte ſich Vieilleville, daß ſie ganz allein ins Zimmer kamen, indem es in Frankreich ganz anders war, wo die Franzoſen ihrem Herrn faſt die Füſſe abtreten, um überall in Menge hinzukommen, wo er hingeht. Vieilleville bemerkte ferner und dieſes ſogar gegen den Kaiſer, wie es ihn befremdete, nach Wien gekommen zu ſeyn mit fünfzig bis ſechzig Pferden und von niemanden befragt zu werden, woher er käme, oder wer er wäre; wie gefährlich dieſes ſey, da ein Baſcha nur dreyßig Stunden von der Stadt liege. Der Kaiſer befahl ſogleich an jedes Thor ſtarke Wachen zu legen; doch ſchränkte er den Befehl auf Anrathen Vieilleville's, um den Baſcha nicht aufmerkſam zu machen, darauf ein, auf dem höchſten Thurm einen Wächter zu ſetzen, der immer auf jene Gegend acht geben und jede Veränderung mit einigen Schlägen an der Gloke anzeigen ſollte. Der Kaiſer wollte, daß dieſes Vieilleville's Wache ihm zu Ehren auf immer heißen ſollte. Bei einem großen Diner, welches der Kaiſer gab, ſah Vieilleville die Prinzeſſin Eliſabeth, des römiſchen Königs Maximilians Tochter und Niece des Kaiſers. Ihm fiel ſogleich der Gedanke bei, daß dieſe ſchöne Prinzeiſſin der König ſein Herr zur Gemahlin wählen ſolle und er nahm es auf ſeine Gefahr nach aufgehobener Tafel mit dem Kaiſer davon zu ſprechen, dem dieſer Antrag ſehr gefiel, und den auch der König von Frankreich mit vielen Freuden, als Vieilleville bey ſeiner Rückkehr nach Frankreich davon ſprach, annahm.

Vielleville war jezt wieder in Metz angelangt und gedachte einige Tage auszuruhen, als ein Courier von Hof kam, der ihm Nachricht brachte, daß er nach England als Geſandter würde gehen müſſen. Er reiſte ſogleich nach Paris ab, und hier erhielt er bald ſeine Abfertigung um über's Meer zu gehen. Die Abſicht ſeiner Reiſe war hauptſächlich dem Kardinal von Chatillon entgegen zu arbeiten, der bei der Königin Eliſabeth für die Hugenotten unterhandeln wollte. Vieilleville wußte es bei der Königin, die im Anfang ſehr gegen ſeinen Auftrag war, ſo gut einzuleiten, daß als der Kardinal von Chatillon nach London kam, er zu keiner Audienz bey der Königin vorgelaſſen wurde. Indeſſen wurden die Unruhen in Frankreich immer gröſſer, der Prinz von Conde' belagerte Paris, er mußte jedoch dieſe Belagerung bald aufgeben, und bald darauf fiel die Schlacht von Dreux vor, wo der Herzog von Guiſe den ſchon ſiegenden Prinzen völlig aufs Haupt ſchlug. Der Marſchall von St. Andre' hatte die Avant Garde des Königs kommandirt, war zu dem Herzog von Guiſe geſtoßen und verfolgte nur mit vierzig oder fünfzig Pferden die Flüchtlinge. St. Andre' ſtößt auf einen Capitain der leichten Cavallerie, Nahmens

Marquis.
Sogleich.
Karlos.
Halt! noch ein Wort!
Wie leicht war das vergeſſen! — Eine Nachricht,
Die äußerſt wichtig: — „Briefe nach Brabant
Erbricht der König.“ Sey auf deiner Hut!
Die Poſt des Reichs, ich weiß es, hat geheime
Befehle —
Marquis.
Wie erfuhrſt du das?
Karlos.
Don Raimond
Von Taxis iſt mein guter Freund.
Marquis (nach einigem Stillſchweigen).
Auch das!
So nehmen ſie den Umweg über Deutſchland!
(Sie gehen ab zu verſchiedenen Thüren.)

* * *

Bobigny, der mit einem Trupp davon floh. Man ruft ſich einander an, der Marſchall antwortet zuerſt und nennt ſich. Bobigny fällt über ſeine Truppen her, macht ſie nieder und nimmt den Marſchall gefangen. Dieſer Capitain war ehedem in des Marſchalls Dienſten geweſen, hatte aber einen Stallmeiſter erſtochen. St. Andre’ ließ ihm den Prozeß machen und da er nach Deutſchland ausgewichen war, in Bildniß aufhängen. Jetzt bat der Marſchall ihn nach Kriegsgebrauch zu behandeln und das Vergangene zu vergeſſen. Indeſſen entwafnete Bobigny den Marſchall, und ließ ſich ſein Wort geben, bey ihm als Gefangener zu bleiben. So ritten ſie fort, als der Prinz von Porcian von der Condeiſchen Parthie kam, dieſen Gefangenen ſah und ihm die Hand gab. Der Marſchall bot ſich ihm ſogleich als Gefangener an, und der Prinz ſuchte ihn den Händen Bobigny's zu entziehen. Allein dieſer ſetzte ſich zur Wehr und da alles darüber ſchrie, wie dieſes ungerecht ſey, daß ein Prinz einen Geringern ſeinen Vortheil rauben wollte, ließ Porcian davon ab. Kaum war Bobigny tauſend oder zwölfhundert Schritte vom Prinzen entfernt, ſo wendete er ſich zu dem Marſchall mit den Worten: „Du haſt mir durch deine ſchlechte Denkungsart zu erkennen gegeben, wie ich dir nicht trauen kann, „Du haſt dein Wort gebrochen. Du wirſt mich ruiniren, „wenn du wieder los kommſt. Du haſt mich im Bild „hängen laſſen, mein Vermögen eingezogen und es deinen „Bedienten gegeben; du haſt mein ganzes Haus ruinirt. „Die Stunde iſt gekommen, wo dich Gottes Urtheil trift" und hiemit ſchoß er dem Marſchall eine Kugel vor den Kopf. Die Nachricht vom Tod eines Marſchalls von Frankreich trübte in Paris den Sieg der Catholiken ein wenig. beſonders war Vieilleville untröſtlich darüber. Es wurde ihm ſogleich das Brevet eines Marſchalls von Frankreich überbracht, er wieß es aber ab. Der Kanzler von Frankreich ſelbſt begab ſich zu ihm; mehrere Prinzen baten ihn die Stelle anzunehmen, er ſchlug es aus. Er wollte nicht einer Perſon in ihrer Stelle folgen, die er ſo über alles geliebt hatte. Der König entrüſtet über dieſes Ausſchlagen gieng ſelbſt zu Vieilleville, er fand ihn troſtlos auf dem Bette liegen, und befahl ihm den Marſchallsſtab anzunehmen. Vieilleville gerührt über dieſe Gnade konnte ſich nicht länger weigern; er fiel ſeinem König zu Füſſen und empfieng aus ſeinen Händen das Brevet.

Einige Zeit nachher wurde Vieilleville nach Rouen geſchickt, weil man nicht genug Zutrauen in die Fähigkeiten des dortigen Commandanten, Herrn von Villebon, ſetzte und doch zu beſorgen war, daß der Admiral Coligny auf dieſe Stadt losgehen möchte. Dieſer Villebon war zwar ein Verwandter von Vieilleville, allein er führte ſich ſehr unfreundſchaftlich gegen ihn auf und unterließ bey jeder Gelegenheit ſeine Schuldigkeit zu thun. Folgende Gelegenheit gab zu ernſten Auftritten Anlaß.

Man hatte in Rouen eine Magiſtratsperſon, reformirter Religion, entdeckt, die ſich heimlich in die Stadt zu ſchleichen und vergrabenes Geld wegzubringen gewußt hatte. Dieſes wurde entdeckt und der Gouverneur Villeden ließ dieſen Mann auf öffentlicher Straße niedermachen und ſeinen Körper zum allgemeinen Aergerniß mishandelt da liegen. Niemand traute ſich, ihn als einen Kezer anzurühren. Vieilleville erfuhr dieſes, war ſehr darüber aufgebracht und befahl ſogleich ihn zur Erde zu beſtatten. Das Geld, welches Boisgyraud bey ſich gehabt hatte, war bey dem Gouverneur verſchwunden; Villebon, dem nicht wohl zu Muthe war, ſchickte eine ſeiner Kreaturen, einen Parlamentsrath zu dem Marſchall, um zu erforſchen, was Vieilleville wohl wegen des Geldes im Sinn hätte. Kaum war dieſer aber vor den Marſchall gekommen, als er ihn ſo hart anließ, daß er vor Bosheit weinte, und als er ſich auf ſeine Parlamentsſtelle berief, wollte ihn Vieilleville ſogar zum Fenſter hinaus werfen laſſen. Dieſer Rath gieng darauf zu Villebon und ſagte ihm, daß der Marſchall von ihm geſagt habe, wie er unwürdig wäre, Commendant der Stadt zu ſeyn. Villebon aufgebracht über dieſe falſche Nachricht gieng fünf oder ſechs Tage nicht zu Vieilleville. Sie ſehen ſich endlich in der Kirche, grüßen einander und der Marſchall nimmt ihn zum Eſſen mit nach Hauſe. Nach Tiſche fängt Villebon von der Sache an, der Marſchall ſaß noch und bat ihn, die Sache ruhen zu laſſen. Villebon aber wird hitzig, ſagt, daß alle die, welche behauptet, er ſey ſeiner Stelle unwürdig, in ihren Hals hinein gelogen. Der Marſchall ſpringt darüber auf und gibt ihm einen Stoß, daß er ohne den Tiſch zur Erde geſtürzt wäre. Villebon zieht den Degen, der Marſchall den ſeinigen. In dem Augenblick fliegt die Hand von Villebon und ein Stück des Arms zu Boden. Alles war erſtaunt, Villebon fiel zur Erde nieder, man brachte ihn fort. Vieilleville erlaubte nicht, daß man die Hand fort trug. Hier ſoll ſie liegen bleiben, denn ſie hat mir in den Bart gegriffen.

Indeſſen verbreitete ſich das Gerücht, der Gouverneur ſey ſo zugerichtet worden, weil er ein Feind der Hugenotten ſey. Das Volk lauft zu den Waffen und belagerte den Ort, wo Vieilleville wohnte. Dieſer hatte aber ſchon vorläufig Anſtalten getroffen. Alle die herein brechen wollten, wurden gut empfangen, und ihrer viele getödtet. Und da endlich auch ein groſſer Theil der Soldaten in Rouen auf die Seite des Marſchalls trat und zur Hülfe herbei marſchirte, zerſtreute ſich bald alles, obgleich noch viele Verſuche gemacht wurden, die Belagerung aufs neue anzufangen. Nach und nach kam die Cavallerie an, die vor Rouen auf den Dörfern lag, und ſo wurde alles ruhig. Jedermann fürchtete ſich jezt vor dem Zorn und der Rache des Marſchalls. Er verzieh aber allen und ſtellte die Ruhe vollkommen wieder her.

Der König erhielt Nachricht, daß die deutſchen Fürſten auf Metz losgehen wollten und beorderte daher den Marſchall, ſich in ſein Gouvernement zu begeben. Als er dahin kam, fand er dieſe Nachricht auch würklich in ſo weit beſtätigt, daß die Fürſten, als ſie gehört, Vieilleville ſey in der Unruhe von Rouen getödtet worden, beſchloſſen vierzigtauſend zu Fuß und zwanzigtauſend Reuter aufzubringen und die Städte Toul, Verdun und Metz, die unter Karl den V. vom Reich abgeriſſen worden, wieder zu erobern. Dieſer Plan ſey aber aufgegeben worden, als ſie gehört, daß Vieilleville noch am Leben und in ſein Gouvernement zurück kehren werde.

Vieilleville fand ſich einige Zeit nachher auf Befehl des Königs bey der Belagerung von Havre de Grace ein, die der alte Connetable von Montmorency kommandirte und auch hier, ob er gleich von der Familie Montmorency mit neidiſchen Augen angeſehen wurde, leiſtete er ſo gute Dienſte, daß dieſe Stadt in etlichen Wochen übergieng. Bei den neuen unruhigen Projekten, die der Connetable ſchmiedete, und die des Königs Gegenwart in Paris erforderten, um ſie zu dämpfen, betrug Vieilleville ſich mit ſo viel Muth, Standhaftigkeit und Klugheit, daß ihn der König nicht mehr von ſich laſſen wollte; ja ſogar ihm, als der Connetable in der Schlacht von St. Denys gegen den Prinzen von Conde geblieben war, dieſe hohe Stelle übertrug; dieſes geſchah im großen Rath. Vieilleville ſtand von ſeinem Stuhl auf, ließ ſich auf ein Knie vor dem König nieder und — ſchlug dieſe Gnade auf eine ſo uneigennützige, kluge und feine Art aus, ſo daß er alle Herzen gewann. Kurz darauf wurde Vieilleville, nachdem er St. Jean d'Angeli, welches ein Capitain vom Prinzen Conde' ſehr tapfer vertheidigt, eingenommen, und wobei der Gouverneur von Bretagne geblieben war, mit dieſem Gouvernement belehnt. Eine Stelle, die ihm ſehr viele Freude machte, da er zugleich die Erlaubniß erhielt, den einen ſeiner Schwiegerſöhne, d'Espinay zu ſeinen Generallieutenant in Bretagne und den andern, Duilly, als Gouverneur von Metz zu ernennen. Kaum war alles dieſes vor ſich gegangen, und der König zurückgekehrt, als der Herzog von Montpenſier mit großem Ungeſtüm als Prinz von Geblüt das Gouvernement von Bretagne foderte. Der König ſchlug es ihm ab, der Herzog forderte noch ungeſtümer und weinte endlich ſogar, welches ihm als einem Mann von Stande von vierzig bis fünfzig Jahren gar wunderlich ſtand. Der König weiß ſich nicht mehr zu helfen und ſchickt an Vieilleville eine vertraute Perſon ab, die Sache vorzulegen, wie ſie iſt. Vieilleville war ſogleich geneigt, ſeine Stelle in die Hände des Königs niederzulegen. „Es iſt mir nur leid", ſagte er bloß, „daß ein ſo tapferer Prinz ſich der Waffen eines „Weibes bedient hat, um zu ſeinem Zweck zu gelangen, „und mir mein Glück zu rauben." Zugleich ſchickte ihm der König zehentauſend Thaler als Geſchenk, die er aber durchaus nicht annehmen wollte, und als ihm endlich ein Billet des Königs vorgezeigt wurde, worinne ihm mit Ungnade gedrohet wurde, wenn er es nicht thun wollte, theilte er die Summe unter ſeine beiden Schwiegerſöhne, die auch ihre Hofnungen verlohren. Der beſte Staatsdienſt, den Vieilleville ſeinem König leiſtete, war bei Gelegenheit einer Geſandſchaft an die Schweitzer Cantons, mit welchen er ein Bündniß ſchloß, das vortheilhafter war, als alle vorhergehenden. In ſeinem Schloß Dureſtal, wo er ſich in den letzten Zeiten ſeines Lebens aufhielt, beſuchte ihn oft Karl der IX, der einmal einen ganzen Monat da blieb und ſich mit der Jagd bei ihm beluſtigte. Dieſes Verhältniß mit dem König, und die ausgezeichnete Gnade, deren er genoß, erregten ihm Feinde und Neider.

Er bekam eines Tages Gift und dieſes würkte ſo heftig, daß er in zwölf Stunden todt war. Der König mit ſeiner Mutter war eben in Vieilleville's Schloß und ſehr betreten über dieſen Todesfall.

So ſtarb den letzten Nov. 1571 ein Mann der ein wahrer Vater des Volks, eine Stütze der Gerechtigkeit und Geſetzgeber in der Kriegskunſt war. Nach ihm brachen Unruhen jeder Art erſt aus. Den Ruheſtöhrern war er durch ſeinen Muth, durch ſeine Klugheit, und ſeine Gerechtigkeitsliebe und durch ſein Anſehen in dem Weg geſtanden, darum brachten ſie ihn aus der Welt.

II.

Julia von Roſalva.

Erzählung.

Gräfin Julia Roſalva wurde Wittwe im zwanzigſten Jahre. Ihre Mutter hatte ſie im ſechszehnten verheurathet, um die Güter von Roſalva in ihre Familie zu ziehen. Nach einer Aufwallung von einigen Monden, an der die Sinnen mehr Antheil als das Herz hatten, vergaß der ſechzigjährige Roſalva, daß ſeine Gemahlin ſchön war, und ließ ſie in dem ungeſtöhrten Genuß ihrer Freiheit, da ihn ſelbſt Plane des Ehrgeizes ausſchlieſſend beſchäftigten. Die Gräfin war zärtlich, empfänglich tiefer Leidenſchaften, und darum ſchüzte ſie vielleicht ihr Herz eben ſo ſehr als ihr Stolz vor allen Liebesintriguen, welche ſonſt eine Hauptbeſchäftigung der ſchönen Welt in Rom ausmachen. Alle ihre Anbeter konnten ſich nur eines gleich kalten Empfangs rühmen. Obgleich der Pallaſt Roſalva täglich der Sammelplaz der vornehmſten Geſellſchaft war, ſo hatten doch weder der Graf noch die Gräfin irgend einen vertraulichern Umgang; alle Beſuche wurden mit gleicher Höflichkeit von Beiden empfangen, und der einförmige Gang des Lebens, wo täglich gewiſſe Stunden zu mechaniſchen Geſellſchaften beſtimmt waren, wurde nie durch ein innigeres Verhältniß, das Freiheit und Offenheit beleben, unterbrochen. Der einzige Abbe' von **, ein Neapolitaner, lebte während eines halbjährigen Aufenthalts in Rom, dem Anſchein nach auf einem gewiſſen vertraulichen Fuß mit dem Grafen, und kam auch auſſer den gewöhnlichen Geſellſchaftsſtunden in ſeinen Pallaſt.

Die Gräfin lebte nach dem Tode ihres Gemahls auf demſelben Fuſſe fort, zum Erſtaunen der ganzen ſchönen Welt. Man hatte ihre Eingezogenheit und Kälte doch noch vielleicht einem gewiſſen Zwang des Grafen, Begriffen von Pflicht und Dankbarkeit, Furcht ihres eigenen Herzens zuſchreiben können; aber jezt, in voller Lebensblüthe, mit einem groſſen Vermögen und gänzlicher Unabhängigkeit allen Freuden der Liebe zu entſagen — das war ein Phenomen, welches allen Glauben überſtieg.

Noch höher ſtieg die Verwunderung, als Julia von einer kleinen Reiſe, die ſie, wie ſie ſagte, ihrer Geſundheit wegen unternommen, nicht wieder nach Rom zurükkehrte. Sie blieb auf einem alten Familienſchloß, welches in einer weiten Entfernung von Rom lag, und ſchikte ihren Haushofmeiſter nach ihrem Pallaſt zurük, alle Meubles auszuräumen, und alle Geſchäfte zu berichtigen.

Man glaubte doch jezt einen Schlüſſel zu Juliens Betragen gefunden zu haben. Der Haushofmeiſter ſagte in ihrer eignen Familie aus, mit welcher ſie ſelbſt ſich auf einen ſehr conſequenten fremden Fuß zu erhalten wußte, daß ſie meiſtens weine, und einſam in ihrem Zimmer ſey. Nun war das natürlichſte auf eine unglükliche Leidenſchaft zu rathen, wenn man nur einen Gegenſtand hätte auffinden können.

Unter das flache Intereſſe der Neugierigen, miſchte ſich auch hie und da ein Seufzer der Zärtlichkeit. Juliens edle Kälte, welche nie einen Anſtrich von Koketterie noch eigenſinniger Laune trug, entfernte ohne zu beleidigen, ihre ſchöne Bildung ganz im hohen idealen Sinn der Antiken, deutete auf einen friedlichen Buſen, den keine irdiſche Wallung ſchwellte. Am tiefſten blieb ihr Bild in der Seele des Cavaliere von *. — ein feuriger Jüngling, voll lebendigen Kunſtgefühls, der nur mit ganzer Seele lieben konnte, der Sinnesgenuß ohne vollen Einklang des Weſens im reinen Schönheitsgefühl verſchmähte, und dem die Rükerinnerung an das Treflichſte, was er noch geſehen, zur allgegenwärtigen Idee ward, die ſein ganzes Empfindungsvermögen für die Wirklichkeit aufzehrte.

Er hatte Julien immer nur in groſſen Geſellſchaften geſehen. Nie hatte er es gewagt ſich ihr zu nähern. Er folgte ihr ſtumm, von ihr ſelbſt unbemerkt, in Kirchen, Schauſpiel. und Aſſembleen. Aufgelößt im Genuß ihres Anſchauns vergaß er, was er thun könnte, um ſeine Leidenſchaft auszuhauchen, und nur in einſamen Stunden hatte er Worte, wenn ſeiner Fantaſie das Bild der Geliebten klarer vorſchwebte.

Heut ſoll ſie endlich meine Liebe kennen, beſchloß er

Dritter Akt.

Das Schlafzimmer des Königs.

Erſter Auftritt.

Auf einem Nachttiſche zwei brennende Lichter. Im Hintergrunde des Zimmers einige Pagen auf den Knien eingeſchlafen. Der König, von oben herab halb ausgekleidet, ſteht vor dem Tiſche, einen Arm über den Seſſel gebeugt, in einer nachdenkenden Stellung. Vor ihm liegt ein Medaillon und Papiere.

König.

Daß ſie ſonſt Schwärmerin geweſen — wer
Kann's leugnen? Nie konnt' ich ihr Liebe geben,
Und dennoch — ſchien ſie Mangel je zu fühlen?
So iſt's erwieſen, ſie iſt falſch.

(Hier macht er eine Bewegung, die ihn zu ſich ſelbſt bringt. Er ſieht mit Befremdung auf.)

Wo war ich?
Wacht denn hier Niemand, als der König? — Was?
Die Lichter ſchon herabgebrannt? doch nicht
Schon Tag? — Ich bin um meinen Schlummer. Nimm
Ihn für empfangen an, Natur. Ein König hat
Nicht Zeit, verlorne Nächte nachzuholen;
Jetzt bin ich wach und Tag ſoll ſeyn.

jedesmal, wenn er wußte, daß er ihr in einer Geſellſchaft begegnen würde; aber jedesmal zerrann ſein Entſchluß in ihrem Anſchaun, und vor ihrem ſtrengen kalten Blik erſtarrten die Worte auf den Lippen. Juliens Verſchwinden machte einen tiefen Eindruk auf den Ritter. Der Tod des Grafen hatte ſeine Leidenſchaft noch durch Hoffnung vermehrt, glühende Träume von einer goldenen Zukunft der Liebe hatten ſeine ganze Imagination umſponnen; er wandelte als ein Abgeſchiedner unter dem heitern Zirkel ſeiner Freunde, und weder Theilnahme noch Nekereien konnte ſeine Empfindungen zur Wirklichkeit herabſtimmen.

Oft ſtieg der ganz natürliche Entſchluß, Julien aufzuſuchen in ſeiner Seele auf, aber eine Art von Schüchternheit iſt von dem Schmerz gekränkter Liebe unzertrennlich; ſie fürchtet ſelbſt die ſüſſen Träume durch die Hand der Wahrheit entſchleiert zu ſehen. Was hilft es mir ſie zu finden, da ſie mich fliehen will, ſagte ſich der traurige Liebende, und ſank in ſeine Muthloſigkeit zurük.

Er legte Julias Unachtſamkeit auf ſeine Neigung, für Widerwillen gegen ſich aus. Die hochgeſpannte Erwartung ſieht ihren Gegenſtand immer unter einem falſchen Geſichtspunkt.

Nach kurzer Zeit, da ſich Julia in ihrem einſamen Auffenthalt eingerichtet hatte, trugen ſich ihre Bekannten in Rom mit einem neuen Gerücht über ſie, welches den Ritter auf einmal ſeinen Träumen entriß, und nach Art der alten Ritterſitte, wo die ſchöne Liebe zu Thaten der

Ehre entflammte, eilte er, ſich mit ſeinem Schwert zu gürten, um den Ruf ſeiner Geliebten zu vertheidigen.

Eines Abends, in einer luſtigen Männergeſellſchaft, in die der Ritter einmal ſeine Freunde begleitet hatte, um ihren Spöttereyen zu entgehen, lenkte ſich die Unterredung auf die Weiber.

Nun iſts endlich am Tage, ſagte ein allgemein bekannter Abentheurer in der ſchönen Welt, der ſeine leichtſinnigen Grundſäze über das weibliche Geſchlecht immer zum Lieblingsgegenſtand der Unterhaltung machte — Nun iſts am Tage, daß für jede Tugend doch eine Stunde des Falles kommt. Sogar die ſchöne Gräfin Roſalva, die kalt wie eine Marmor-Statue einhergieng, vor deren ſtolzen Junogeſtalt und Blik alle Begierde ja alle Empfindung erſtarrte — ja, meine Herren, auch dieſe iſt zur Venus Adonide geworden, und noch dazu nicht an dem Buſen des Kriegsgottes ging ſolche Entzauberung vor. — Man ſagt —

Was ſagt man? fiel ihm der Ritter heftig ins Wort, mit zornvollen Augen und flammenden Wangen — ich ſage, daß es ſchändliche Verläumdung iſt! — Die halbe Geſellſchaft brach in lauchtes Gelächter über die Heftigkeit des Ritters aus. — Nun hat ſich der Träumer verrathen! riefen die Luſtigſten ſeiner Bekannten. Gut, daß der Gegenſtand ſeiner Seufzer doch diſſeits des Mondes zu finden iſt, wirklich ſchien es, als habe eine leichte Sylphide ihn bethört. — Die andern Hälfte der Geſellſchaft, die aus bejahrten Perſonen beſtand, ſchwieg und wurde ernſthaft, weil ſie fürchteten, der Streit möchte zu einer Ehrenſache führen. Ich wiederhole das Gehörte, fuhr der Marcheſe mit zornerſtikter Stimme fort, das ich nicht beſtätigen will; aber auch keine Beleidigung zurüknehmen werde. Man ſagt, daß ein junger Muſiker aus Neapel die Gräfin angenehm in ihrer Einſamkeit zu unterhalten wiſſe, daß ſie aus Leidenſchaft für ihn allem andern Umgang entſage, und die ganze Nachbarſchaft geſpannt auf dieſes Verhältniß ſey, das alle Intimität einer heimlichen Heurath zu haben ſcheine, wie ſogar die Domeſtiken ausſagen. — Und auf ſolch ein Geſchwäz wagen Sie es die Ehre einer allgemein reſpectirten und tadelloſen Frau zu verläſtern? Was Eiferſucht und Privatintereſſe gegen die Ehre beginnen, ſollte durch Großmuth und Adel verſchmäht werden. Armſeliger Geiſt der Frivolität, der in dieſem Zeitalter obwaltet! man glaubt an keine Ehre, weil man keine beſizt. — Ein feurigſtrafender Blik auf den Marcheſe zehrte den kleinen Reſt von Kaltblütigkeit auf, welcher dieſen noch zurükhielt. Ritter, Sie gehen zu weit, und wenn Sie zweifeln, hier — indem er die Hand auf den Griff des Degens legte. — Der Ritter hatte bei dieſen Worten ſchon gezogen, und beide rüſteten ſich zum Zweikampf. Die Geſellſchaft legte ſich dazwiſchen, man ſuchte ſie zu beſänftigen, und ſtellte ihnen die Thorheit vor, über eine ſo gleichgiltige Sache ihre Leben zu wagen, und ihren Ruf zu kompromittiren. Der Marcheſe ward bald ruhiger, aber Wuth kochte in des Ritters Buſen; er drang darauf, der Marcheſe ſollte das Geſagte zurüknehmen, und dieſer ſchlug es ab, wenn man ihm nicht beweiſen könnte, daß er ſich geirrt hätte. Die Billigkeit dieſer Forderung ſuchten ihm ſeine Freunde verſtändlich zu machen, aber jeder Tadel, der das engelreine Bild, welches er im Herzen trug, kränkte, ſchien ihm Unſinn und Gotteslästerung, das augenblikliche Strafe verdiente. Du wirſt durch einen Zweikampf, dem keine Unterſuchung vorhergeht, immer nur deinen Muth, und deine Liebe, aber nicht die Unſchuld deiner Geliebten beweiſen, ſagte ihm glüklicherweiſe einer ſeiner Brüder, und auf dieſe Rede ſtand er einige Augenblike ſtumm in ſich ſelbſt gekehrt, und ſtekte ſodann ſeinen Degen ein — wollen Sie, wenn ich mich Ihnen und dieſer Geſellſchaft unſrer Freunde wegen, zu einer Unterſuchung verſtanden habe, wenn ich volle Ueberzeugung wegen der Ehre der Gräfin geben kann, Ihre leichtſinnigen Reden zurüknehmen? — Das verſpreche ich. — Wohl, ſo ſey der Zweikampf aufgeſchoben, denn beleidigt haben Sie mich ſchon durch dieſen Zweifel, Marcheſe!

Ehre und Rache gaben dem Ritter jezt den Muth, welchen die furchtſame Liebe ihm jedesmal raubte, ſobald der Gedanke die Gräfin aufzuſuchen zur Wirklichkeit werden ſollte. Seine Ruhe konnte er ſchweigend opfern, aber das Intereſſe ſeiner Geliebten geboth ihm alles zu wagen, und ſelbſt dem Schmerz, verſchmäht zu werden, muſte er ſich, um ihr zu dienen, ausſezen. Seiner Schüchternheit und ſeinen Abſichten war ein heimlicher Aufenthalt in ihrer

Nähe gleich günſtig. Er ließ ſein ſchnellſtes Pferd ſatteln, befahl, ihm einige ſehr einfache Kleider nachzuſenden, und nahm ohne alle Begleitung den Weg nach der Gegend von *. Er ſuchte ſeine Geſtalt ſo ſehr als möglich zu verändern. Er verbarg ſein langes Haar, und wendete alle Theaterkünſte an, um die Furchen des Alters auf ſein Geſicht zu zeichnen, ſo ſorgfältig, wie andre ſich ſonſt mit der Fülle der Jugend zu umkleiden ſtreben.

In einem Städtchen der Nachbarſchaft miethete er ein kleines Zimmer, lebte auf die einfachſte Art, und gab ſich für einen Künſtler aus, der die Gegend zu ſeiner Landſchaftmahlerei benutzen wollte. Wirklich war dieſes auch ſeine einzige Beſchäftigung in allen Stunden, wo er nichts für ſeinen Zweck thun konnte. Beim Glanz der Morgenröthe verließ er die Stadt und eilte auf anmuthig verſchlungenen Pfaden dem Schloſſe der Gräſin zu, welches auf einem hohen Felſen lag, den auf zwei Seiten die See umſpühlte.

Fontalba wanderte um dieſen Ort, der alle Wünſche und alle Sorgen ſeines Herzens barg, mit jener ſüſſen Beklemmung, welche die Seele an heiligen Orten ergreift. Bald zeichnete er dieſen, bald jenen pittoresken Fels, während ſein Auge in den anmuthig labirinthiſchen Gängen des Gartens nach der Geſtalt der Geliebten umherſpäh'te.

Das Schloß war im altgothiſchen Styl, von einem Wall umgeben, zur groſſen gewölbten Pforte führte eine kleine Brüke, und den tiefen Graben füllte ein dunkelgrünes Waſſer, über das ſich Weiden und mancherlei Geſträuche melancholiſch neigten. Noch war die Pforte verſchloſſen, und alle Fenſterläden, das Morgenroth glänzte um die hohen Thürme, die Natur ſchien jugendlich zu erwachen.

Fantalbas Sinn durchdrang neues Leben der Liebe und Hoffnung. Nun begann es ſich auch innerhalb der Mauern zu regen. Einige Thüren klangen, und jezt öfnete ſich der Riegel des äuſſern Thors. Fontalba trat in ein dichtes Gebüſch, und nahm ſein Reisblei zur Hand, im Fall einer Ueberraſchung.

Kaum hatte er Zeit gehabt ſich zu verbergen, als die breiten Thorflügel ſich öfneten. Eine ſchöne jugendliche Männergeſtalt wallte mit ſchnellen Schritten über die Brüke, und dicht an Fontalba vorbei. Vom Geſicht, halb durch einen Huth umſchattet, konnte er nur einen flüchtigen Umriß erbliken; aber reine groſſe Formen, mit aller Fülle und dem Farbenſchmelz der Jugend umkleidet, hatte ſein Auge doch gefaßt, und die lange und feine Geſtalt, auf der er verweilen konnte, ſchien ihm als ein Gebild des feinern Aetherſtoffes mit unausſprechlicher Würde und Grazie über den Boden hinzuſchweben. Oft blieb der Jüngling ſtehen, mit übereinander geſchlungenen Armen, als im Anſchaun der Schönheit der Erſcheinungen um ſich her verſunken, und drehte dann das Geſicht vorbeugend nach der andern Seite des Schloſſes, gegen welche er ſich endlich freundlich beugte, mit der Hand winkte, und ſodann tiefer hinter Bäumen verſchwand.

Aller Beſorgniſſe ungeachtet, mit denen die Liebe Fontalbas Buſen füllte, zogen ihn der Reiz, und die reinen Verhältniſſe dieſer Geſtalt unausſprechlich an.

Eine ſchöne Seele bewahrt ſelbſt im Streit der Empfindungen ein offnes Auge zum Anſchaun der Schönheit. Aus dieſem Kampfe der Luſt und des Schmerzens wurde Fontalba durch einzelne Accorde einer Laute geriſſen, die bald zu einer entzükkenden Melodie zuſammenfloſſen. Eine ſtarke, volle und zartbiegſame Stimme begleitete dieſe mit folgenden Worten:

Du des Lebens heil'ge Quelle
Groſſe Seele der Natur!
Wo entſtröhmt die ewig rege Welle?
Stilles Dunkel dekt ihre Spur.

Nur in tauſend Formen angezogen,
Rinnt ihr ewig junger Lebensthau,
In des Weltmeers aufgethürmten Wogen
In den Raſen auf der Frühlings-Au.

Durch des ew'gen Schleiers Falten
Der der Weſen Innres hüllt
Wenn er uns in blühenden Geſtalten
Schönheit ſtrahlend, hold entgegenſchwillt,

Trift ein ſterblich Auge nur ein Funken
Aus der Wahrheit tiefem Sonnenmeer,
Schwebt der Geiſt Lichtdürſtend oder trunken,
Als ein Irrſtern durch die Himmel her:

Aus des Schleiers Falten reichet
Eine Gottheit uns die Hand,
Unſre Bruſt zu Lieb' und Schmerz erweichet,
Grüſſet bebend was ſie ſelbſt empfand.

Der Schall kam aus dem Thal, und es war kein Zweifel, wer dieſer Sänger ſey. Zu den hohen Empfindungen des Geſangs hingeriſſen, eilte Fontalba beinahe unwillkührlich der holden Seele zu, die ſich hier auszuathmen ſchien in ihrer beſcheidnen Glorie, in tiefer Einſamkeit. Er ging dem Schall der Laute nach, die noch den Nachklang der Hymne in reinen Accorden wieder zu geben ſchien, gleich als ſuchte die in ſich zurükgekehrte Seele noch die Strahlen der entſchwundnen Erſcheinung zu ſammlen. Fontalba fand ſich am Eingang einer Laube, die ſich unter den Häuptern hoher Pappeln aus Wein- und Geisblatt zuſammen bog; ein Sphinx lag am Felſen, vor dem ein kleines Marmorbeken den Quell aufſaßte. Der Sänger ruhte nachläſſig auf einem Siz in der Laube und erhob ſich ſchnell, als er ſich belauſcht fand. Verzeihung, ſagte der Ritter, daß ich es wage dem anmuthigen Sänger zu nahen, der meine Seele durch die hohe Harmonie ſeiner Töne und Worte an ſich zog. Ihre Muſik hat mein Innerſtes berührt, ich möchte Ihnen danken.

Der Jüngling bot ihm freundlich die Hand, und ſah ihn mit einem durchdringenden doch durch Sanftheit gemilderten Blik an. Sie ſind ein Fremdling in der Gegend", kann ich Ihnen durch etwas dienen? — Ich verſuche es, meine harmoniſche Gefühle an der Natur in Formen und Farben auszudrüken, und die ſchöne Mannichfaltigkeit, die ich hier traf, lokte mich weiter ins Gebirge — Ich ſelbſt bin noch nicht ſehr bekannt in der Gegend, doch was ich kenne, theile ich Ihnen mit. Es iſt ein lieblicher Plaz zur Einſamkeit und ſtillem Genuß geſchaffen. Ich glaube, Sie werden vieles für Ihren Zwek finden — es ſcheint noch alles das erſte freie fröhliche Leben zu athmen, und keine Naturgeſtalt erfuhr Beſchränkung. Dem wilden Gewäſſer ſelbſt bleibt es unverwehrt im Schooſſe des Thales ſein Bette zu wählen, und alle Geſträuche und Bäume wachſen frei in Luft und Licht als in der erſten Schöpfung. Die Vegetation iſt ſehr reich und ich finde die heilſamſten Pflanzen in dieſen Bergen, die meine Heil- und Kräuterkunde ſehr erweitern. — Sie ſind ein Arzt? — Ich liebe das Studium der Arzneikunde, und übe es, wo mich die Verhältniſſe und mein Herz dazu treiben. Eben jezt muß ich Sie verlaſſen, um einen Kranken im Dörfchen zu beſuchen. Wollen Sie ſich weiter in den Gärten und Anlagen umſehen, die Beſizerin dieſes Schloſſes erweiſet gern allen Reiſenden Gaſtfreundſchaft. Ob ſie gleich ſelbſt in der ſtrengſten Einſamkeit lebt, ſo wünſcht ſie doch jeden Fremden gut zu bewirthen. Wollen Sie ſich gegen Abend wieder hier finden laſſen, ſo können wir dann im Sonnenuntergang eine kleine Wanderſchaft ins tiefe Gebirge antreten.

Der Ritter willigte ein, ſein neuer Bekannter eilte pfeilſchnell den Hügel herab, und unter den Hütten des Dörfchens verſchwand er ſeinen Augen.

Seinen eigenen Gefühlen wieder überlaſſen, hielt ihn die Sehnſucht nach Juliens Anſchaun gefeſſelt in dieſem Zauberkreiſe. Er durchwallte alle Gänge bis gegen Mittag, und immer blieb ſie ihm verborgen. Um der Unbeſcheidenheit zu entgehen, ſich noch einmal auf dem alten Plaz finden zu laſſen, ſuchte er die tiefern Schatten des Thals, und fand ſich auf einmal von dem anmuthigſten Wäldchen eingeſchloſſen. Die Bäume wurden immer höher und dichter, und aus dem dichteſten Dunkel ſtieg ein Dom von Marmor. Eine zierliche Colonade von doriſcher Ordnung umzingelte das Gebäude. Die Wände waren von ſchwarzem Marmor, über dem Eingang, einer breiten Thür von Ebenholz, boten ſich zwei verſchleierte Figuren die Hand, im ächten Styl und Lebenathmend gebildet. Die eine ſenkte das Haupt; die andere blikte empor nach einer Schlange und einem Sternenkranz, als den Simbolen der Ewigkeit. Cipreſſen und Thränenweiden ſtanden in mahleriſchen Gruppen um das Gebäude. Alles ſchien Ernſt und Schwermuth zu athmen, als das Andenken an einen geliebten Todten. Ein fröhlicher Morgengeſang ertönte in einiger Entfernung, dem bald das Geräuſch der Arbeitsleute folgte. Der Ritter nahte ſich und ſah, daß ſie einen Flek umgruben, und die Steine bei Seite ſchafften. Auf ſein Fragen nach ihrer Arbeit antwortete ihm einer: ſie wären Tagelöhner bei der Herrſchaft, die gnädige Frau wollte den Plaz ſchnell

(Er löſcht die Lichter aus und öffnet eine Fenſtergardine. — Indem er auf und nieder geht, bemerkt er die ſchlafenden Knaben und bleibt eine Zeitlang ſchweigend vor ihnen ſtehen; darauf zieht er die Glocke.)

Schläft's irgend
Vielleicht in meinem Vorſaal auch?

Zweiter Auftritt.

Der König. Graf Lerma.

Lerma

(mit Beſtürzung, da er den König gewahr wird).

Befinden
Sich Ihre Majeſtät nicht wohl?

König.

Im linken
Schloßpavillon war Feuer. Hörtet ihr
Den Lärmen nicht?

Lerma.

Nein, Ihre Majeſtät.

König.

Nein? Wie? Und alſo hätt' ich nur geträumt?
Das kann von ungefähr nicht kommen. Schläft
Auf jenem Flügel nicht die Königin?

Lerma.

Ja, Ihre Majeſtät.

in Ordnung haben, ſie würden aber auch gut bezahlt — das ganze Gebäude habe ſie mit ungeheuern Koſten in ein paar Monaten aufführen laſſen — Niemand als ſie und der Arzt kenne das Innre — ſie käme oft hier her und weinte und ſey traurig, aber immer lieb und freundlich mit ihnen und ihren Kindern.

Welch ſonderbares Gewebe iſt dieſes? rief der Ritter aus. — Trauer um einen Mann, mit dem ſie in dem größten Kaltſinn lebte, kann nicht die Urſach ihrer verſchwiegnen Thränen ſeyn, und konnte nicht dieſes Monument erſchaffen, das ſich vor den Augen der Welt verbirgt, denen ſich ſonſt wohl ein geheuchelter Schmerz mit Pomp darſtellt. Der ſtille Character des tiefen Gefühls einer wahrhaft gerührten Seele iſt hier unverkennbar; er athmet aus dieſen Steinen, und flüſtert in jenen Trauer-Weiden.

Er hatte ſich unter dieſem Monolog dem Gebäude wieder genähert, und das Geräuſch eines ſeidnen Gewandes entriß ihn ſeinen Betrachtungen. Es war die geliebte, ſo lang erſehnte Erſcheinung. In ſchneeweiſſem Gewand, ums Haupt einen Schleier gewunden wandelte ſie, von dem ſchönen Jüngling begleitet, auf das Gebäude zu.

Sie ſind nicht wohl heute? ſagte dieſer. — Nicht übler als gewöhnlich; ich fühle es ſind heute ſchon drei Wochen um. — Freund, es iſt doch kein wahreres Bild des immerwährenden Verlangens als die arme Clitys, täglich ihr Antliz nach dem leuchtenden Wagen ihres Geliebten kehrend — die Glükliche, und täglich erſcheint er! — Oft birgt ihn doch ein Regengewölk. — Ach, iſts doch nicht die Nacht des Todes! — Für mich iſt nur in jedem Monat drei Stunden hindurch Tag! — Doch bin ich nicht undankbar! — Vater der Geiſter, freundlicher Quell der Liebe und des Lebens, o verzeih dem Sinnen umhüllten Weſen, ſeufzend in den ſchweren Banden des Raumes und der Zeit! —

Der Ritter konnte ohne bemerkt zu werden dem Geſpräch nicht weiter zuhören; aber das Gehörte zog ihn in ein neues Labyrinth ſonderbarer Gedanken und Empfindungen.

Die Gräfin ſchien nur gekommen zu ſeyn, um nach dem Fortgang der Arbeit zu ſehen, und ging in Kurzem nach dem Schloß zurük. Der Jüngling unterſtüzte ſie, als ſie einen kleinen Hügel erſteigen mußte; ſie ſchien matt und erſchöpft, und das volle Leben der Jugend, das ſonſt alle ihre Umriſſe und Bewegungen durchſtrebte, ſchien erloſchen zu ſeyn. Das dunkle braune Auge erhob ſich nur ſelten unter den breiten Schatten der geſenkten Augenlieder. Aus der ſchönen vollen Bruſt ſtieg der Athem ſchwer empor, und die Lippen öfneten ſich als dürſtend nach einem Hauch des Lebens, welcher dem gepreßten Buſen fehlte, um die Kühlung der linden Morgenluft einzuſaugen. Als ſie von ohngefähr ihren Handſchuh fallen ließ, entdekte der Ritter eine Magerkeit und Welkheit in ihrer ſonſt ſo vollen runden Hand, die einen Wettſtreit mit den reinen Formen einer Venus-Hand wagen konnte. Sein Herz ſchmolz in innigem Mitleiden, und als ſie den einen Arm ermattet um eine Pappel ſchlang, während der andre auf ihrem Begleiter ruhte, und die ſchönen Finger mit allem Ausdruk der Ermattung und Kraftloſigkeit in den Blättern ſpielten, da konnte er ſich faſt nicht zurükhalten, zu ihren Füſſen zu ſtürzen und auszurufen: welcher Sturm beugte dich, du ſchöne Blume?

Voll glühender Ungeduld erwartete er die beſtimmte Abendſtunde. So ſcharfſinnig, fein und vorſichtig auch der ſchöne Sänger ſchien, ſo hofte der Ritter doch einige individuelle Beziehungen aus ſeinem Geſpräch zuſammen zu finden, welche ſeinen fernern Beobachtungen zum Leitſtern dienen könnten.

Der Jüngling erſchien zur beſtimmten Stunde, und als er vernahm, daß der Fremde den Garten ſeit dem Morgen nicht verlaſſen hätte, führte er ihn in einen Pavillon dicht am Schloß, wohin er Erfriſchungen kommen ließ. Wie der Genuß immer wohlwollende Seelen zum Ausdruk ihrer Gefühle aufſchließt, und die Banden des Schweigens löst, ſo war es auch jezt. Das Geſpräch wurde bald intereſſant. An Ideen über die Kunſt entſpann es ſich, in welchen beide Eingeweihte waren, und mit dem Feuer leidenſchaftlicher Begeiſterung riefen ſie die ſchönſten Monumente des Alterthums vor ihre Fantaſie, und weideten ſich einer an des andern lebendiger Darſtellung, wie an den gegenwärtigen Erſcheinungen. Der Jüngling ſchien genau bekannt in Rom, und keines der groſſen Monumente alter Kunſt, und Raphaels neuern Schöpfungen war ihm fremd. Reiner Zuſammenklang der Geiſter und Ideen, beſängt das ganze Weſen leicht mit zärtlichen Gefühlen, und Antheil und Offenheit über Lebensverhältniſſe, über Wünſche, Hoffnungen und Leiden neigen die Gemüther zur Freundſchaft gegeneinander. Der Ritter fühlte ſich unwiderſtehlich angezogen, und vergaß beinah, daß er dieſe neue Bekanntſchaft als Mittel zu einem Zweke brauchen wollte. Die Nähe und Vertraulichkeit, in welcher der Jüngling mit der Gräfin lebte, trug ſelbſt dazu bei, ihn mit einer Glorie in ſeinen Augen zu umziehen. Wie der Widerſchein der Sonne aus einem ſtillen See, ſog ſein Auge aus dem ſeelenvollen Geſicht und aus der einnehmenden Sprache, aus der innren Muſik der ſchön geordneten Gedanken und Gefühle einen Nachklang des Herzens und Geiſtes ſeiner Geliebten. Die Sonne ſank eben in einer unermeßlichen Lichtſäule über das Meer, und in röthlichem Schimmer lag vor ihnen der Garten und die niedern Gebirge. Kein Lüftchen regte ſich, und alle Pflanzen und Bäume hoben ſich in ſtillem Reiz dem wohlthätigen Thau der Nacht entgegen. Beide ſtanden einige Zeit ſchweigend vor dem Pavillon, verſunken im Anſchaun. Raſch wandte ſich der Ritter zum Jüngling, warm ſeine Hand ergreifend: daß unſre Seelen doch noch oft ſo im Einklang bewegt durch die Herrlichkeit der Natur, ſich entgegenwallen mögten. Ich wünſchte mehr mit Ihnen zu ſeyn, um endlich Ihr Freund zu werden. — Ein groſſes Wort! — erwiederte der Jüngling; ein leiſer Schauer durchdrang ſeine Glieder, welches der Ritter an der bebenden Hand fühlte. — Feſt und ernſt ſah er dem Ritter ins Auge, ſeine Hand zog ſich nicht zurük, erwiederte aber auch den Druk nicht. — Das Herz hat nur einen Freund, ich habe gewählt. — Der Ritter ſtand ſchweigend durch dieſen Ernſt gerührt, und der Jüngling fuhr als aus einem Traume auf, da er's wahrnahm. Mannichfaltig, wie die Pflanzenwelt die vor uns liegt, blühen auch die Grundzüge der Simpathie und Liebe im Gemüth. — Auch unſre Neigung, die, ich ſage es Ihnen mit Wahrheit, gegenſeitig iſt, wird, hoffe ich, in dieſer holden Stufenleiter immer zu ſchönerem Gebild aufſteigen, und mehr Innigkeit und Ausbreitung gewinnen. Wollen wir nun ins Gebirg fortwandern; man muß nicht viel von Empfindungen reden. Von der tiefen Wahrheit, die das Herz mit allgewaltigem Leben bis zum Zerreiſſen ſchwillt, verhallt immer etwas in Worten.

Ein anmuthiger Geſang gab dem Geſpräch eine neue Wendung. — Aber der Ritter wurde durch dies wunderbare Gemiſch von Feuer und Kälte noch geheimnißvoller angezogen, wurde aber doch dabei aufmerkſamer auf die Verfolgung ſeines Zweks. Mit einer feinen Wendung wich der Jüngling den entfernteſten Anläſſen, die zu Fragen über ſeine Lebensverhältniſſe führen konnten, aus, und lenkte die Unterhaltung auf Kunſt oder Wiſſenſchaft zurük. Der Ritter fühlte bald, daß hier nur die größte Schlauheit, oder die größte Geradheit, ihm dienen könne.

Durch ein angenehmes Gewinde von Gebirgen und Thälern kamen ſie auch an einen Plaz, wo das alte Gemäuer einer gothiſchen Kirche ſich, ihnen gegenüber, auf einer Inſel erhob. Senkrechte Felſen ſtiegen aus der See, und boten dem Schiffer ein drohendes Ufer dar. Gruppen von alten dikſtämmigen Eichen lagen dunkel hinter dem Gemäuer. Die groſſen Maſſen wurden vom aufgehenden Vollmond beleuchtet.

Der Glanz des Mondes an einigen Glasfenſtern, die aus dem alten Thurme leuchteten, die hochgewölbte Pforte, die ſich bis zur tiefſten Nacht im engeren Eingang verlohr, und über derſelben ein Kreuz mit einem Chriſtusbilde in Stein gehauen, alles war anziehend für die Künſtlerphantaſie.

Der Jüngling wurde immer ernſter und ſchweigender, und der Ritter fand ihn in tiefer Betrachtung, da er nach dem Aufſuchen einiger mahleriſchen Geſichtspunkte wieder zu ihm zurük kam.

Erſt auf wiederholtes Anreden empfieng er eine Antwort, und die ganze Stimmung des Jünglings ſchien ſich in wehmüthige Schwärmerei verwandelt zu haben. Selbſt der Ton ſeiner Stimme ſchien noch milder und melodiſcher geworden zu ſeyn. Beide hatten ſich ſchweigend dem Ufer genähert. In der blauen Meeres Fläche ſpiegelte ſich der Mond, und alles war feierlich ſtill. Jezt ertönte ein harmoniſcher Geſang aus der alten Kirche. Nie hatte der Ritter reinere ſanftere Töne vernommen, es war ein Requiem in dem ältern Kirchenſtil, unausſprechlich einfach und erhaben, von den reinſten Stimmen vorgetragen. — Bebend ſtanden beide und wagten es nicht von der Stelle zu gehen, bis der Ritter ausrief, welche Melodie himmliſcher Geiſter tönt aus jenen Mauern! Der Jüngling flog ihm bei dieſen Worten in die Arme. — Wer biſt du, deſſen Ohr dieſe, den übrigen Erdenweſen unvernehmbare Laute vernimmt? — Möchteſt du unſer Bruder ſeyn! So täuſchte mich alſo der Zug meines Herzens zu dir nicht, dem ich mit Mühe ſo lange widerſtand! — Der Geſang begann von neuem — und zum drittenmal wandelte er ſich durch die erhabenſten kühnſten und lieblichſten Modulationen in ein Te deum, das die Seele von ihren Banden zu löſen ſchien. Laß uns nun zurükkehren, mein Freund, ſagte der Jüngling — aber noch eins ehe wir dieſen Ort verlaſſen. Willſt du dich würdig machen, tiefer in dieß Geheimniß einzudringen, ſo ehre es durch dein Schweigen — Nahe dich dieſem Ort nicht wieder! Zeige der Macht, die ſich deiner Seele nähern will, was du vermagſt. Stärke und Reinheit werden dich vorbereiten. — Nun kein Wort mehr, auch nicht eine einzige Frage! Vor dem dritten Tage des künftigen Monats werde der vergangenen Momente nicht mehr unter uns gedacht. Mit einem ſtummen Händedruk erwiederte der Ritter dieſe Rede. — Seine Seele war voll tiefer Gedanken, und ſchweigend kamen ſie an das Schloß zurük. Mit heiterm Blik und Umarmung nahm der Jüngling Abſchied. — Wenn ſehen wir uns wieder? rief er. Sobald ich darf, meine Seele iſt an dieſen Ort gebunden, das fühlen Sie. — Morgen um dieſelbe Abendſtunde finden Sie mich hier — und nun eilte der Jüngling nach der Pforte des Schloſſes, eine weiſſe Geſtalt am Fenſter gelehnt, rief ihm guten Abend zu, und der Ritter erkannte die Stimme ſeiner Geliebten. Als wie aus einem Traum erwachte er in ſeiner Heimath von der ſonderbar rührenden Geſchichte dieſes Tages zu ſeinen alten Verhältniſſen. Oft trieb ihn ſein Herz, dem Jüngling alles zu entdeken, aber in ruhiger Einſamkeit reifte ſein Entſchluß, nur der Stimme der Klugheit zu folgen, kalt zu beobachten, und das Geheimniß des Endzweks ſeines Aufenthaltes tief zu bewahren. Jede Regung der Eiferſucht ſchwieg, ſo lange er in der Gegenwart des Jünglings war, und ſanft gerührt durch den holden Reiz ſeines Umgangs, löſte ſich alle heterogene Empfindung in Liebe auf. Entfernt von ſeinem Anſchaun erwachte Schmerz und Eigennuz, einen andern ſo nahe dem Gegenſtand ſeiner liebſten Wünſche zu ſehen, und das Intereſſe ſeiner Liebe ſtählte ſein Herz im Entſchluß ſich nur von der Klugheit leiten zu laſſen.

Zur beſtimmten Stunde fand er ſich im Garten ein. Der Jüngling ſchien ihn ſchon zu erwarten. Auf ſeiner Stirn glänzte Heiterkeit, und ſein ganzes Betragen war noch leichter und lebhafter als geſtern. — Iſt es glükliche Liebe, was dich mit ſo friſchem Leben umſtrahlt? — ſeufzte der Ritter in ſeinen Buſen! ob er gleich nach ſo vielem das Gegentheil denken mußte. Freund, ſagte der Jüngling nach einigen gleichgiltigen Geſprächen, ich habe einen Auftrag an Sie. Die Dame dieſes Schloſſes wünſcht etwas von Ihrer Kunſt zu ſehen, und arbeiten Sie in ihrem Geſchmak, ſo wird ſie Ihnen vielleicht einige Zimmer zum Ausmahlen übertragen. Soll ich Sie dieſen Abend zu ihr führen! Der Ritter weigerte ſich die Bekanntſchaft zu machen. — Ich liebe den Ton der vornehmen Frauen nicht, ſagte er. Die Wahrheit zu geſtehen, mein Lieber, ihre Prätenſionen, ihre Launen, denen man ſchmeicheln muß, empören mich. Auch iſt meine Freiheit mir ſehr werth, ich haſſe alle beſtimmte Arbeiten, in denen ich meine Fantaſie begränzen muß, die nur in üppiger Freiheit die Flügel erhebt. — Sie irren, wenn Sie in der Gräfin ein Weib von gemeinem Schlag erwarten, das dezidirt und mit hoher Protectionsmine auf Künſtler herabſchaut — ſie iſt ein einfaches ſtilles Weſen, der es immer um Wahrheit und nie um Schein zu thun iſt. — Ihr Geſchmak iſt ſehr gebildet, und ihr Auge geübt die Geheimniſſe der Kunſt zu erſpähen. — Jezt iſt ſie in einen eigenen Ton gefallen, und will überall die Farbe ihres Gemüths um ſich her erbliken. — Dieſes könnte Ihnen zu ſchaffen machen, und Ihre Freiheit im arbeiten ſtöhren; aber auch dieſes einzige, denn ſonſt fühlt ſie den Schwung des Genies tief, und ehrt ihn über alles. — Da ich denn einmal an dieſe Gegend gekettet bin, ſagte der Ritter, mit einem feſten Blik auf den Jüngling, vor welchem dieſer die Augen ſenkte — nun, ſo ſey auch dieſes gewagt. Ich folge Ihnen dieſen Abend. —

Das Geſpräch auf dem Spaziergang war abwechſelnd, und hatte oft lange Pauſen. Der Jüngling ſchien den flachen Weltton, der lieber einen unbedeutenden Gegenſtand ergreift, als ein viertelſtündiges Stillſchweigen erträgt, gar nicht zu kennen, und der Ritter verſchmähte ihn. Wahres Intereſſe an ihren gegenſeitigen Vorſtellungen knüpfte immer nur den Faden der Unterhaltung bei ihnen an, und alle ihre Aeuſſerungen waren ein Abdruk ihres ganzen Weſens. Nur über den einzigen Punkt, über ſeine Lebensverhältniſſe, wich der Jüngling immer mit der feinſten Schlauheit aus. Dieſen Abend fiel das Geſpräch von verſchiednen Gegenſtänden der Kunſt, und dem ſüſſen Genuß der Seele an der Schönheit, auf die höchſte Blüthe des Genuſſes, auf die Liebe. — Seliges Daſeyn, rief der Jüngling aus, gleich als von Venus Urania begeiſtert, ſeliges Seyn, wenn unſer Geiſt in der leichten Hülle der Sinnlichkeit die innre heilige Schönheit ahndend begrüßt! — Wenn Adel und Wahrheit in einer reizenden Form ſich auszudrüken ſtrebt, und uns an den Banden des ſüſſeſten Verlangens in eine Hoheit und Grazie zieht, in der wir nur ſtaunend, ſchaudernd, als ein beſſeres Weſen empfinden. — Pſyche hat einen Blik ins Vaterland gethan, ach daß nicht ihre Flügel wieder in der ſchweren Erdenluft darnieder ſänken! — Iſt das nicht nur dann, wenn der geliebte Gegenſtand ſie verläßt, und muß das nicht ſeyn, ſo lange die Beſchränkung der Sinne dauert, ſo lange dieſe Schaale, den Keim der ewigen himmliſchen Freiheit, des bleibenden

König.

Der Traum erſchreckt mich.
Man ſoll die Wachen künftig dort verdoppeln,
Hört ihr? ſobald es Abend wird — doch ganz,
Ganz insgeheim. — Ich will nicht haben, daß —
Ihr prüft mich mit den Augen?

Lerma.

Ich entdecke
Ein brennend Auge, das um Schlummer bittet.
Darf ich es wagen, Ihre Majeſtät
An ein koſtbares Leben zu erinnern,
An Völker zu erinnern, die die Spur
Durchwachter Nacht mit fürchtender Befremdung
In ſolchen Mienen leſen würden — Nur
Zwei kurze Morgenſtunden Schlaf —

König (mit verſtörten Blicken).

Schlaf,
Schlaf find' ich in Eſkurial. — So lange
Der König ſchläft, iſt er um ſeine Krone,
Der Mann um ſeines Weibes Herz — Nein! nein!
Es iſt Verleumdung. — War es nicht ein Weib,
Ein Weib, das mir es flüſterte? Der Name
Des Weibes heißt Verleumdung. Das Verbrechen
Iſt nicht gewiß, bis mir's ein Mann bekräftigt.

(Zu den Pagen, welche ſich unterdeſſen ermuntert haben.)

Ruft Herzog Alba!

(Pagen gehen.)

Tretet näher, Graf!
Iſt's wahr?

(Er bleibt forſchend vor dem Grafen ſtehen.)

Genuſſes, umſchlieſt. — Unſre Liebe iſt Schmachten und Sehnen, oder die himmliſche Erſcheinung flieht, wenn ſie uns zum irrdiſchen Genuß führt. — Glüklich wer ſie zu bewahren verſteht, und augenblikliche Leiden der Sehnſucht ihrem reinen Bilde ohne Widerſtreben opfert!

Freude und Hofnung glühte in des Ritters Bruſt empor, der Ausdruk dieſer Empfindungen ſchien ihm eine Reinheit zu haben, welche ihn das Bild der Gräfin in allem Schmuk der Unſchuld ſehen ließ, und welche ſonderbare Begebenheit ſie auch von Rom entfernt haben mogte, ſo war es nicht ein ihrer unwerthes Verhältniß, wie es die Welt glaubte. Mit ſüſſer Beklemmung erwartete er den Moment des Wiederſehens; er hoffte unerkannt zu bleiben unter ſeiner Kleidung, und in dieſer Verborgenheit ſich an ihrem Anſchaun zu laben. Bebend folgte er dem Jüngling den ſteilen Pfad zum Felſen hinauf. Mit ſich ſelbſt beſchäftigt, ſchien dieſer ſeine Bewegungen nicht wahrzunehmen. Sie giengen durch ein enges Pförtchen eine lange Wendeſtiege hinan. Auf einem groſſen gewölbten Saal, deſſen Gewölbe auf Pfeilern von grauem Marmor ruhte, verließ ihn Boccadore um der Gräfin ſeine Ankunft zu melden. Er blieb lange, und der Ritter gieng auf und ab, und ſchien ſich mit den Geiſtern der ältern Herrn von Roſalva zu unterhalten, die in ſtattlicher Rüſtung an der Marmorwand prangten, geziert mit Trophäen aus den Kreuzzügen. Endlich kam er zurük, und führte den Ritter durch einige dunkle Gallerien in eine Reihe kleiner zierlicher Zimmer. Blumengewindt zierten die Wände, ein balſamiſcher Duft füllte ſie, und alles ſprach hold, in anmuthigen Bildern an das Gemüth. In den leztern, die eine dunkle Farbe hatten, und nur mit einigen Malereien, heilige Geſchichten vorſtellend, verziert waren, ſagte Beccadore: dieſes iſt ihr Lieblingsaufenthalt. — Das lezte, in welchem ſie die Gräfin ſchon von fern auf einem Sopha ruhend ſahen, war dunkelblau und ſparſam erleuchtet. Sie erhub ſich, und grüßte den Ritter mit zuvorkommender Güte. Eine Madonna von einem der beſten römiſchen Meiſter, welche über dem Sopha hing, führte das Geſpräch auf Kunſtgegenſtände; die Gräfin ſprach wenig, aber mit Gefühl und Beſcheidenheit. — Sie erkannte den Ritter nicht, und er genoß des vollen Glükes frei und offen mit ſeiner Geliebten zu ſeyn, da ihn die erborgte Rolle, welche er ſpielte, durch die Nothwendigkeit ſich zu verbergen, aus dem ehemaligen Kampf zwiſchen Schüchternheit und Verlangen riß, in welchen ihn immer Juliens Gegenwart ſtürzte. Er war liebenswürdig und geiſtvoll, weil er unbefangen war. Dann und wann ſezte ihn ein tieferer Blik des ſchwarzen Auges, das durchdringend und forſchend auf ihm ruhte, als ſammelte es die Züge einer ehemaligen Erſcheinung, in Verlegenheit. Das matte Licht und die ganz veränderte Kleidung tröſtete ihn doch mit der Hofnung unentdekt zu bleiben. Den nächſten Tag mußte er verſprechen ſein Porteſeuille mitzubringen. — Die Gräfin wurde immer offner, und oft ſchien ſogar ein Zug von Heiterkeit über die edlen Züge zu ſtrahlen.

Den nächſten Abend und den dritten, denn immer vermied er am Tage geſehen zu werden, lebte er auf demſelben Fuß im Hauße. — Julie, von ſeiner Kunſt zufrieden, trug ihm eine Arbeit auf in einem abgelegenen Saal. Kleine Handzeichnungen, nur flüchtig mit einer Bleifeder angedeutet, ſollte er da ausführen, und ſie ſchien alle mit dem tiefſten Intereſſe beobachtet zu haben, denn ſie wußte die kleinſten Veränderungen anzugeben, die er bei der Ausführung anbringen mußte. Auf einem der Blätter ſah man in der Ferne den Veſuv. — Eine Neapolitaniſche Gegend, ſagte der Ritter, — und Juliens Wangen überzog eine leichte Röthe, mit geſenktem Auge, und als halb gezwungen ſagte ſie, ja. Am meiſten ſchien ihr an der Ausführung eines dunklen Cypreſſenwaldes gelegen. Aus dem dichten Gebüſch blikte der Thurm und das Gemäuer eines Kloſters. Am Gemäuer erhob ſich ein Grabſtein, über welchen ſich eine weibliche Figur ernſt betrachtend lehnte. Eine kleine Capelle und ein Kreuz waren in der Ferne zu ſehen, über welchen ein röthlicher Morgenhimmel aufgehen ſollte. Thränen glänzten in ihren Augen, als ſie dieſes Blatt dem Ritter reichte; er fühlte ihre zitternde Finger an ſeiner Hand, und ihre Stimme bebte, als ſie ihm ſagte: ſparen Sie dieſes für ihre beſten Stunden. Der Ritter verſprach die Arbeit anzufangen, ſobald er einige Gegenden würde vollendet haben. Boccadore verließ die Gräfin ſelten, aber was den Ritter nicht wenig befremdete, mehr weil es ſchien, als ſähe ſie ihn ungern entfernt, als weil er ſich glüklicher in ihrer Gegenwart fühlte. Er war ſtill und unbefangen, und ſeine reine wolkenloſe Stirn ſtrahlte immer von gleicher Heiterkeit. Oft hieß ſie ihn ſeine Laute holen, und er ſang mit unausſprechlicher Anmuth — Immer waren ſeine Geſänge von ernſtem Innhalt. — Hymnen an die Natur, oder religiöſe Empfindungen, auch oft Trauerlieder an der Urne eines geliebten Todten, die ſich dann in Entzücken und Harmonie des Wiederſehens auflößten. Julie begleitete alle dieſe Geſänge mit lebhafter Empfindung, und oft fiel ihre ſchöne volle Stimme ein, gleich als könne die Bruſt die Gefühle nicht mehr verſchlieſſen, und müſte ſich ausathmen in harmoniſchen Lauten. Das innigſte Einverſtändniß ſchien zwiſchen ihr und Boccadore zu ſeyn, ein ſo ſanftes reines Zuſammenklingen der Seelen, das wenig Worte bedurfte; er verſtand ihre Wünſche in halben Lauten, und alle ſeine Empfindungen und Gedanken ſchienen ihrem eigenen Buſen zu entquellen. Nie ſchien der Ritter zuviel unter ihnen, und nicht die leiſeſte Spur war in ihrem Betragen, als ſey ihnen die Gegenwart eines dritten ſtöhrend. Das ſonderbare Verhältniß erſchöpfte allen Scharfſinn des Ritters.

(Die Fortſetzung folgt.)

III.

Die Feſte der Arramanden.

Denique quid verbis opus est, spectemur agendo.
OVID. metamor. lib. XIII.

Prinz Albion und ſein Kanzler,

ein Geſpräch, ſtatt der Vorrede.

Prinz.

Willkommen ehrwürdiger Kanzler! Es iſt lange her, daß wir uns nicht geſehen haben.

Kanzler.

Seit zwei ganzen Jahren vermißte ich eure Gegenwart, und das Glük eure Befehle zu vernehmen.

Prinz.

Ihr kennt mich zu gut, um einen Argwohn daraus zu ſchöpfen, daß ich meine Abweſenheit für euch verborgen hielt; ich ſchäze euch darum nicht minder, und ihr ſeyd der Erſte, dem ich nun wieder erſcheine.

Kanzler.

Laßt dies Glük jedem Redlichen zu Theil werden, beruhigt die bekümmerten Gemüther, und gebt mir hierin keinen Vorzug.

Prinz.

Euch bin ich mehr als andern ſchuldig; und ehe ich mich öffentlich zeige, muß ich meine Entfernung bei euch gerechtfertiget haben.

Kanzler.

Dieſe ſchmeichelhafte Wendung ſoll mir die Verlegenheit eines neugierigen Forſchers erſparen; und ihr beſchämt mich dadurch auf eine doppelte Weiſe.

Prinz.

Ich habe für euch keine Geheimniſſe. Wißt alſo, daß ich die Zeit her auf Reiſen war, und daß ich mich meinen Pflichten bloß darum ſo lange entzog, um thätiger und belehrter zu denſelben zurükzukehren. Das ſchöne Abenteuer des Vollkommenen aufzuſuchen, war der Zwek meiner Reiſe, und ich hoffe denſelben nicht ganz verfehlt zu haben. Laßt mich indeß, ehe ich eure Neugier befriedige, die Wirkung meines plözlichen Verſchwindens erfahren. Wie nahm man dieſe Grille auf, was ſagten meine Hofleute dazu?

Kanzler.

Das Volk denkt und ſagt wenig. Ihm war euer Schatten genug; und es ſchien euch um ſo mehr zu verehren, da es euch nicht ſah.

Prinz.

Eine Gleichgültigkeit, die mir eben nicht ſchmeichelhaft dünkt!

Kanzler.

Dem gemeinen Haufen war das Geheime ſtets das

Gröſſere; und ſein dunkeler Sinn huldigt am liebſten einem unbekannten Gözen.

Prinz.

Und die vornehmere Klaſſe, wie benahm ſich die?

Kanzler.

Die Unbedeutenden murrten, die Feinen ſpöttelten, und Einige bedachten ihren Vortheil, und brüſteten ſich in dem angemaßten Glanze ihres verdämmerten Planeten.

Prinz.

Die übermüthigen, undankbaren Satelliten!

Kanzler.

Wenn dieſe zufällige Entdekung euch gegen ſie mißtrauiſcher macht, ſo kan ich euch darum nicht tadeln; doch euren Haß verdienen ſie nicht. Die verdienſtloſe Eitelkeit murrte und ſpöttelte mit Recht, denn ihr raubtet ihr einen wohlgefälligen Schimmer, den ſie eurer Gegenwart entlieh; und den gewandteren Ehrgeiz lektet ihr ſelbſt auf die ihm preisgegebene Bühne.

Prinz.

Ihr ſeyd, wie ich es ſtets an euch bemerkte, auch hier der milde, zum Vertrag mit jedem Irrweg leicht beſtochene Richter.

Kanzler.

Ich glaube bloß gerecht zu ſeyn; indem ich den Schuldigen neben die Schuld ſtelle, und das Maß ſeines Unrechts darnach meſſe.

Prinz.

Euer Scharfſinn iſt der Pflegeſohn eures Herzens, und ich liebe euch darum. Was ich aber am meiſten an euch hochſchäze, iſt dies: daß eure Vorſtellungskraft euer Alter bemeiſtert, und daß ihr kein Sclave des Gewohnten ſeyd.

Kanzler.

Ich bemühte mich von jeher der Zeit, die mich umgab, einige Schritte im voraus abzugewinnen; und ſo führt manches Neue mir bloß die Wirklichkeit eines ſchönen Traumes einer frühern Jugend herbei.

Prinz.

Deſto beſſer! Ich werde euch, durch den Bericht von meiner Reiſe, recht oft in jene Zeiten verſezen, wo die Fantaſie ſich über das Gewöhnliche erhebt, und keinen Lieblingswunſch für unmöglich achtet. Mancher andere als ihr, würde die Erzählung von dem unbekannten Lande, wohin ich euch zu führen gedenke, vielleicht für ein bloßes Mährchen halten.

Kanzler.

Die Grenzen der wirklichen Welt und der idealiſchen bezeichnete jedes Jahrhundert nach dem Maß ſeiner Kräfte, und niemand vermag es, ſie der Zukunft zu beſtimmen.

Prinz.

So denk ich auch — Doch zur Sache. Sezt euch, und leiht mir ein geneigtes, und wo ich es bedarf, ein geduldiges Ohr.

Die Feſte der Arramanden.

Ich reiſte ohnlängſt, von einem zahlreichen Gefolge, lieblicher Bilder, Träume, und Erwartungen begleitet, in das Reich der Arramanden; welches das Thal Arr, oder das Thal der Glüklichen genannt wird. Einige Erdbeſchreiber wollen das wirkliche Daſeyn dieſes Landes in Zweifel ziehen, andere ſind über die Lage deſſelben in Streit.

Beide durch einen kleinen Fingerzeig zu berichtigen, wäre mir ein leichtes; allein zum Beſten ſeiner Bewohner, mag der Schleier der Verborgenheit unberührt über dieſem Thale ruhn.

Ich hatte zu dem Wohnſize der Arramanden eine mir ſelbſt unerklärbare Vorliebe, die meinem Ausfluge dahin die erſte Richtung gab. Mein Entdekungsplan hub jedoch mit einer Reiſe um die Grenzen dieſes Reichs an. Ich hielt eine Vorbereitung dieſer Art für unterhaltend, und glaubte ſie meinem Vorhaben nicht ohne Nuzen voraus gehen zu laſſen. Der Ruf im Auslande, ſagte ich mir, wird zwar manches, das dem Nachbar rühmlich wäre, verſchweigen, dagegen aber ſeine gebrechliche Seite mir deſto ſorgfältiger aufzudeken ſuchen; und da die Wahrheit überall in der Mitte liegt, ſo komm ich ihr um ſo viel ſicherer auf die Spur. In dieſer Abſicht umkreuzte ich eine groſſe Fläche Landes, die ſich, von Morgen nach

Abend, zu einer Länge von mehreren Graden ausdehnte. Nicht gering war meine Verwunderung, da ich, der öftern überall angeſtellten Nachforſchungen ohngeachtet, von dem Thale Arr und ſeinen Bewohnern nirgends eine befriedigende Nachricht erlangen konnte.

Dies Incognito eines ganzen Reichs, ſprach nicht zu ſeinem Vortheil, doch blieb ich dem Vorſaz es genauer kennen zu lernen getreu; da meine Neugier, durch allerlei fabelhafte Berichte von dieſem Lande, immer mehr aufgereizt wurde.

Ich will, nach dem Beiſpiele gründlicher Geſchichtſchreiber, die ihre Gemälde aus dem Hintergrund einer dunkeln Vorzeit hervortreten laſſen, jene abenteuerlichen Sagen und Gerüchte meiner Erzählung einleitungsweiſe vorausſchiken.

Der Ruf von den Arramanden lautete bei der Nachbarſchaft ſehr verſchieden und widerſprechend. An einigen Orten hielt man ſie für ein mächtiges, an andern Orten für ein unbedeutendes Volk; und eben ſo waren auch die Begriffe von ihrem Zuſtand getheilt; den man mir, in beiden Extremen, bald als roh, bald als gebildet ſchilderte. Doch ſtimmten dieſe entgegengeſezten Meinungen darin mit einander überein: daß die Arramanden, ſeit Jahrhunderten her, ein abgeſondertes Leben führten, und alle Verhältniſſe zu andern Nazionen ſorgfältig zu vermeiden ſuchten.

Die, welche von dieſem Volk eine vortheilhafte Meinung hegten, maßen die Schuld einer ſo ſtarrſinnigen

O eines Pulſes Dauer nur
Allwiſſenheit! — Schwört mir, iſt's wahr? Ich bin
Betrogen? Bin ich's? Iſt es wahr?

Lerma.

Mein großer,
Mein beſter König —

König (zurückfahrend).

König! König nur
Und wieder König! — Keine beſſ're Antwort,
Als leeren hohlen Widerhall? Ich ſchlage
An dieſen Felſen und will Waſſer, Waſſer
Für meinen heißen Fieberdurſt — Er gibt
Mir glühend Gold.

Lerma.

Was wäre wahr, mein König?

König.

Nichts. Nichts. Verlaßt mich. Geht.
(Der Graf will ſich entfernen, er ruft ihn noch einmal zurück.)
Ihr ſeyd vermählt?
Seyd Vater? Ja?

Lerma.

Ja, Ihre Majeſtät.

König.

Vermählt, und könnt es wagen, eine Nacht
Bei eurem Herrn zu wachen? Euer Haar
Iſt ſilbergrau und ihr erröthet nicht,
An eures Weibes Redlichkeit zu glauben?
O geht nach Hauſe. Eben trefft ihr ſie
In eures Sohns blutſchändriſcher Umarmung.
Glaubt eurem König, geht — Ihr ſteht beſtürzt?

Selbſtgenügſamkeit, den Regenten dieſes Landes bei, welche den Arramanden glauben gemacht hätten, das Thal Arr ſey vormals der Wohnſiz der Götter geweſen, und der Stamm ihrer Beherrſcher habe ſich daher einer überirrdiſchen Abkunft zu rühmen.

Die gröſſere Menge hingegen, welche dieſe Thalbewohner herunter zu ſezen ſuchte, behauptete: daß der Menſchenſcheue Karakter deſſelben von dem Bewußtſeyn eines armſeligen Zuſtandes herrühre, den es, aus eitler Schüchternheit, durch eine gänzliche Trennung von ſeinen Nachbarn zu verbergen trachte. In einigen Gegenden gab man die Arramanden für ein Geſchlecht von Zwergen aus; in andern Gegenden legte man ihnen eine Rieſenförmige Geſtalt bei.

Nach den Begriffen der benachbarten Prieſter war das Thal Arr der Aufenthalt der Verdammten, die, in mißgeſchaffene Körper eingekerkert, den heiſſen Sand einer unwirthbaren Einöde durchwaten müßten; und das gemeine Volk wußte allerlei ſchauderliche Mährchen von dieſer zweideutigen Nachbarſchaft zu erzählen.

Was mir indeß, troz aller Verkleinerung der Arramanden, von günſtiger Vorbedeutung zu ſeyn ſchien, und was der Beharrlichkeit auf meinem Reiſeplan am meiſten zu ſtatten kam, war dies: daß faſt alle Frauen dieſem unbekannten Gefilde mit einer beſondern Vorliebe zugethan waren, und das Schikſal ſeiner Bewohner, als ein beneidenswerthes Loos anzuerkennen ſchienen.

Ich hielt mich an dieſe vortheilhafte Meinung, ohne die Urſache damals ergründen zu können, warum ſie ſich bloß unter dem weiblichen Geſchlecht, gleichſam als Tradizion, erhalten hatte.

Zu der Zeit da ich die Grenzen dieſes Reichs umreiſte, nahm man es für eine ausgemachte Unmöglichkeit an, die Arramanden in ihrem von hohen Gebirgen umgebenen Gebiete aufſuchen zu können,. und es fiel niemand ein, die Bekanntſchaft dieſer Sonderlinge, durch eine beſchwerliche und vielleicht gefahrvolle Unternehmung, erſtreben zu wollen.

Ein Reiſender meiner Art überſpringt dergleichen Hinderniſſe ohne Mühe; ich verſezte mich daher, der zwekloſen Nachforſchungen müde, in die Mitte dieſes Reichs, und zwar in die Hauptſtadt deſſelben.

Mein Erſcheinen zu Vallpa, ſo heißt dieſe Stadt, machte weit weniger Aufſehen, als ich es erwartete. Die Einwohner derſelben waren zu ſehr an ihre häuslichen Verrichtungen geheftet, um müſſige Beſchauer der Gaſſen und Marktpläze abzugeben; und die wenigen Perſonen, welche mir begegneten, ſchienen den Anblik eines Fremden, zwar für etwas ungewöhnliches, aber nicht für etwas merkwürdiges zu halten.

Die Hauptſtadt war zugleich die Reſidenz des Fürſten. Ich hielt es für das beſte denſelben aufzuſuchen, und, in Ermangelung einer bekannten Mittelsperſon, mich ihm ſelbſt darzuſtellen.

Ich bat einen vorübergehenden Bürger, mir den Pallaſt des Regenten zu zeigen; er führte mich an das

Thor eines geräumigen Hauſes, welches ſich durch eine edle Baukunſt vor den übrigen Gebäuden auszeichnete.

Mein Begleiter hieß mich hineingehen, und den Ollos, oder den Verſorger — denn ſo nennt man den Beherrſcher der Arramanden — darin aufſuchen.

Gleich beim Eintritt in den Vorplaz, begegnete mir ein Mann, deſſen Anſtand und Kleidung mich vermuthen ließ, daß es der Ollos ſelbſt ſeyn müſte, und meine Vermuthung fand ſich bei der erſten Bewillkommung beſtätigt.

Ich bat den Fürſten der Arramanden um die Erlaubniß in ſeinem Reich eine Zeitlang verweilen zu dürfen, und machte kein Geheimniß daraus, daß ich ſelbſt auch eine Art von Ollos ſey; und daß ich wünſche ein Zeuge und Bewunderer ſeiner weiſen Regierung zu werden.

Der Ollos beantwortete meine Aeuſſerung mit der edlen Freimüthigkeit eines Mannes, der ſich ſeiner Verdienſte bewußt iſt, ohne dies Selbſtgefühl auf eine dünkelhafte Weiſe herauszuheben. Er billigte meine Neugier, und kam der Befriedigung derſelben mit offenherziger Gefälligkeit entgegen.

„Wenn die Verfaſſung dieſes Reichs, ſprach er, der günſtigen Erwartung, die ihr davon zu haben ſcheint, entſpricht; ſo darf ich nicht verhehlen, daß ſie das Werk eines weiſen menſchenfreundlichen Vorfahren iſt, der das Thal Arr vor ohngefähr zwei Jahrhunderten beherrſchte, und den Titel eines Königs zuerſt gegen den vertrauten Nahmen eines Ollos, oder Verſorgers, vertauſchte.

Die Arramanden, fuhr er fort, waren vordem, wie vielleicht mancher andere Staat, dem Ehrgeize ihrer Beherrſcher, den Leidenſchaften zahlloſer Mitregenten, den Anmaſſungen einer ausgearteten Prieſterſchaft, der Habſucht ſchlauer Nachbarn, und den Beunruhigungen innerer Kabale preisgegeben. Was *ein* Regent baute, das ließ ſein Nachfolger, aus Unverſtand oder Trägheit, in Trümmer zerfallen, und nicht ſelten zerſtörte der Neid die mühſamen Werke des Vorfahren, um den *Ruhm* des Urhebers *mit ihnen* zu vertilgen. Die Hauptſtadt ſchwelgte auf Unkoſten der Provinzen, und verarmte mit ihnen. Die wohlthätige Macht der Juſtiz war durch die erkünſtelte Form ihrer Verwaltung, und die ſchwankende Leitung weitläuftiger Geſezbücher, zu einem *willkürlichen* Spiele ſchlauer *Begünſtigungen* geworden.

Ich füge zu der Schilderung jener Zeiten noch dies hinzu, daß man die beſten und nüzlichſten Kräfte des Volks in Unthätigkeit verſezte, und aus der Blüthe unſrer Jünglinge und Männer einen abgeſonderten Stand bildete, der, bei der Dunkelheit über die *Grenzen* ſeines Berufes, nur allzuoft zu willkürlichen Zweken, auf eine dem Vaterland gefährliche Weiſe, gemißbraucht wurde.

Der Ollos *Mamru*, ſo hieß der weiſe Regent, deſſen ich vorhin erwähnte, beſaß alle Eigenſchaften eines glüklichen Reformators: ſein Scharfſinn lehrte ihn die Gebrechen und Mißverhältniſſe unſerer Staatsverfaſſung in ihren erſten Quellen erkennen; er beſaß Muth und Beharrlichkeit, um wirkſame Mittel dagegen gelten zu machen; und ſein durchdringender weitumfaſſender Geiſt bewirkte überall mit Sicherheit, was ein enthuſiaſtiſches Streben verfehlt haben würde. Die thätige Sorgfalt dieſes Regenten beſchränkte ſich nicht bloß auf den Zeitraum, wo er dem Staate durch ſeine unmittelbare Leitung vorſtand, er ſuchte ſeine Plane und Verbeſſerungen, durch ſichere Bande, auch mit der Zukunft zu verweben, und ſeinem Volk eine dauernde unverrükte Wohlfarth dadurch zuzuſichern.

Der weiſe Mawru war der Schöpfer von drei Grundgeſezen, welche ich die Pfeiler unſerer Staatsverfaſſung, und die Bürgſchaft unſerer Glükſeligkeit nennen darf. Ihr könnt, fügte der Olles hinzu, ein Augenzeuge der feierlichen Form ſeyn, unter welcher, nach Mamrus Befehl, dieſe drei Grundgeſeze in Ausübung gebracht werden: morgen feiern wir das erſte dieſer Feſte, nemlich das Feſt der Wahl; gleich darauf folgt das Feſt der Schäzung; und der dritte Tag iſt einer gottesdienſtlichen Handlung gewidmet, welche die Veredlung, oder der Triumf der Frauen genennt wird.

Eine Beſchreibung dieſer ehrwürdigen Gebräuche würde euch das Intereſſe der Neuheit rauben; doch wünſche ich mich über dieſe Gegenſtände mit euch zu unterhalten, und euer Beſuch wird mir an jedem Abend ein willkommenes Geſchenk ſeyn.

Der Fürſt der Arramanden verließ mich hierauf, ohne meine Dankſagung für dieſe zuvorkommende Güte abzuwarten, und nach wenig Minuten erſchien ein Bedienter, der mich erſuchte, die in dem Pallaſt für mich bereiteten Zimmer in Beſiz zu nehmen.

Das Feſt der Wahl.

Mit Ungeduld erwartete ich den Morgen des nächſten Tages, um dem angekündigten Feſte beizuwohnen. Der erſte Sonnenblik war das Signal der beginnenden Feyerlichkeit. Die Einwohner der Hauptſtadt Ballpa ſtrömten aus allen Straſſen herbey, um ſich vor der Wohnung des Ollos zu verſammeln; und ich wurde von der rauſchenden Muſik, die dieſe Aufzüge begleitete, aus dem Schlaf erwekt.

Ich begab mich auf einen Balkon, der an mein Zimmer anſtieß, und von welchem ich einen groſſen freyen Plaz, und die Hauptſtraſſen der Stadt überſehen konnte.

Es währte nicht lange, ſo trat ein Mann herzu, den mir der Ollos zum Geſellſchafter beſtimmt hatte. Der Plaz, wo ich mich befand, war gerade *der*, den er mir anweiſen wollte; er ſtellte ſich an meine Seite, und gab mir von den einzelnen Gegenſtänden des Feſtes, im voraus, einen ſo vollſtändigen Begrif, daß ich ſeiner Belehrung in der Folge nur *ſelten* bedurfte.

Die Verſammlung, welche in gemiſchten Zügen herbey geeilt war, nahm bald darauf eine beſtimmtere Ordnung an. Ich bemerkte, daß der Unterſchied der Kleidung, welcher, wie ich ſchon erfahren hatte, die Verſchiedenheit der *Stände* bezeichnete, dabey durchaus in *keinen Anſchlag* kam; und daß die Verſammlung, bloß dem *Alter nach*, vier Hauptmaſſen bildete: wodurch die

Knaben, die Jünglinge, die Männer, und die betagten Männer und Greiſe, auf verſchiedene Pläze, truppweiſe zuſammengeſtellt wurden.

Ich wollte eben meinen Geſellſchafter fragen, ob denn bey den Arramanden kein anderer Rang, als der einer früheren oder ſpäteren Geburt ſtatt habe? als die Ankunft des Ollos meine Aufmerkſamkeit auf andere Gegenſtände leitete.

Ein lautes Freudengeſchrey, und wiederholte Wünſche für ein langes Leben, empfingen den in die Verſammlung tretenden Fürſten. Das Gefolg deſſelben beſtand aus den vornehmſten Beamten des Staats, und der älteſte davon, welcher dem Ollos zur Seite gieng, trug eine mit vielen Siegeln verſchloſſene Urne.

Ehe der Fürſt der Arramanden ſich auf den für ihn bereiteten Thron niederließ, überreichte man ihm die verſiegelte Urne; er hob dieſelbe mit einer feyerlichen Geberde gen Himmel empor, und ein ernſthafter Chorgeſang von Frauenſtimmen begleitete dieſe andächtige Zeremonie. Ich ſahe, daß aus jeder Klaſſe der Verſammlung fünf Perſonen hervor traten, welche ſich als Abgeordnete näher nach dem Throne begaben.

Der Ollos ſchikte ſich hierauf an, die Wahl zu vollziehen; er befahl zu dem Ende, daß das Grundgeſez des weiſen Manru, welches ihm die Macht ertheilte, ſich ſelbſt bey Lebzeiten einen Nachfolger zu ernennen, vorgeleſen würde.

Die drey älteſten Staatsbeamten vollzogen abwechſelnd den erhaltenen Auftrag; ſo daß ein jeder einige Säze dieſes Geſezes der Verſammlung kund machte. Der wörtliche Inhalt davon war ungefähr folgender:

„Heil und Friede den Arramanden! Glüklich ſind eure Thäler, wenn eine weiſe Leitung und ein folgſamer Wille ſich wechſelſeitig unter euch einander begegnen. — Das Haupt iſt die Seele des Körpers, und die Glieder dienen dem Haupte. — Der Weiſeſte ſey euer Oberhaupt; darum ſey es der, der reich iſt an Erfahrung. — Die Macht eures Regenten iſt dem ſchaffenden Sinne eines Künſtlers gleich, der ſeine Glieder durch Gewohnheit zu einem geſchikten Gebrauch bildet. — Ihr ſeyd die Glieder des Staats; laßt eurem Haupte die Macht des Gedankens, und in euch wohne der Wille, ihn zu vollbringen. — Es iſt meine ernſtliche Sorge, daß eine feſte unverrükte Gewohnheit euch den Gebrauch williger Kräfte erleichtere: und darum ſann ich darauf, wie jene Macht, die über euch ſchweben, für euch denken, und auf euch wirken ſoll, zu einem vertrauten Genius unvergänglicher Art werden möchte. Ich gebiete daher einem jeden Beherrſcher der Arramanden, daß er, meinem Beyſpiele gemäß, ſich ſelbſt ſeinen Nachfolger ernenne. Und damit der Geiſt unſerer Regierungsform ſich über das Loos ſterblicher Natur erhebe; ſo ſoll der Mann, den er erwählt, ihm ſelbſt an Denkungsart gleichen, und dereinſt das Nachbild ſeines eigenen Wollens und Wirkens ſeyn. Das Feſt der Wahl wird in jedem Jahre einmal erneuert, und der Ollos hat die Macht, die von ihm getroffene Wahl zu beſtätigen oder ſeine Stimme einem Andern zu geben; wenn der gewählte Gegenſtand durch einen würdigern verdrängt werden ſollte. Ich will und gebiete endlich, daß der Nachfolger, ſobald er zur Regierung gelangt, ſeinen Namen ablege, und ſich, ohne irgend ein bezeichnendes Beywort, bloß den **Ollos** der Arramanden nenne; damit er auch hierin nichts eigenthümliches habe, was ihn von dem vorgeſchriebenen Ziele ſeines Wirkungskreiſes entfernen, und eine Veranlaſſung ſelbſtiſcher Anmaſſungen abgeben könne." —

Bey dem Feſte der Wahl, welchem ich beywohnte, war der Fall eingetreten, daß der ernannte Nachfolger einige Wochen vorher verſtorben war.

Der Ollos machte dieſen Vorfall der Verſammlung bekannt; der Name des Verſtorbenen blieb jedoch ein Geheimniß.

Dem Herkommen gemäs hatte der Ollos bereits einen andern Nachfolger ernannt, damit der Thron der Arramanden auch auf ſeinen Sterbefall vor dem Feſte, bedacht ſey; und eine Schrift, welche von ihm und den drey älteſten Staatsbeamten einſtweilen verſiegelt worden war, enthielt den Namen desjenigen, welchem er, dieſer Vorſicht halber, ſeine Stimme gegeben hatte.

Die Zeremonie der Wahl beſtand dießmal blos darin,

Ihr ſeht mich mit Bedeutung an? — weil ich,
Ich ſelber etwa graue Haare trage?
Unglücklicher, beſinnt euch. Königinnen
Beflecken ihre Tugend nicht. Ihr ſeyd
Des Todes, wenn ihr zweifelt —

Lerma (mit Hitze).

Wer kann das?
In allen Staaten meines Königs, wer
Iſt frech genug, mit giftigem Verdacht
Die engelreine Tugend anzuhauchen?
Die beſte Königin ſo tief —

König.

Die Beſte?
Und eure Beſte alſo auch? Sie hat
Sehr warme Freunde um mich her, find' ich.
Das muß ihr viel gekoſtet haben — mehr,
Als mir bekannt iſt, daß ſie geben kann.
Ihr ſeyd entlaſſen. Laßt den Herzog kommen.

Lerma.

Schon hör' ich ihn im Vorſaal —

(Im Begriff zu gehen.)

König (mit gemildertem Tone).

Graf! — Was ihr
Vorhin bemerkt, iſt doch wohl wahr geweſen.
Mein Kopf glüht von durchwachter Nacht. — Vergeßt,
Was ich im wachen Traum geſprochen. Hört ihr?
Vergeßt es. Ich bin euer gnäd'ger König.

(Er reicht ihm die Hand zum Kuſſe. Lerma geht und öffnet dem Herzog von Alba die Thür.)

daß die Urne, welche den Namen des verſtorbenen Nachfolgers verſchloß, in Gegenwart der von den vier Klaſſen herbey getretenen Zeugen, eröfnet wurde; worauf der Ollos die aufbewahrte Schrift herausnahm, und über der Urne zu Aſche verbrannte.

Die Abgeordneten aus der Verſammlung umgaben den Thron, und der Ollos legte in ihre Hand einen feyerlichen Eid ab, daß die von ihm vollzogene Wahl, der Abſicht des weiſen Mamrus, und ſeiner Uiberzeugung den Arramanden einen würdigen Regenten zu geben, gemäß ſey.

Der Nahme des gewählten Nachfolgers wurde ſodann, unter den Augen der Anweſenden, in die Urne gelegt; und ſelbige von den abgeordneten Zeugen, von den drey älteſten Staatsbeamten, und von dem Ollos ſelbſt wieder verſiegelt.

Der Chorgeſang von Frauenſtimmen ertönte abermahls, jedoch in fröhlicheren Melodien als vorhin; der Ollos begab ſich hierauf nebſt ſeinem Gefolge nach dem Pallaſt; die Verſammlung ging auseinander, und verlor ſich nach und nach aus meinen Augen.

Ich entließ meinen Geſellſchafter, und ſparte meine Bemerkungen über dieſe Feyerlichkeit, auf das Geſpräch mit dem Ollos auf, welchem ich, ſeiner Einladung gemäß, am Abend entgegen ſahe.

Der Fürſt der Arramanden ließ mich früher zu ſich berufen, als ich es erwartete — und ich begab mich nach ſeinem Zimmer.

„Ich beſchleunigte meine Geſchäfte, ſprach der Ollos, um eure Unterhaltung nicht zu lange zu entbehren, und ihr werdet die Neugier entſchuldigen, mit welcher ich das Urtheil eines Fremden über unſere Gebräuche zu vernehmen wünſche.

Um mich im voraus eurer Offenherzigkeit zu verſichern, ſo nehme ich für bekannt an, daß euch manches in unſerer Verfaſſung auffallen und befremden muß; ihr könnt daher, ohne eine Mißdeutung zu befürchten, mir eure Gedanken ungeſcheut eröfnen."

Ich hielt mich, durch dieſe vertrauliche Anrede, zu einer unbedingten Freymüthigkeit aufgefordert. Ich äuſſerte zuerſt meine Verwunderung über den Widerſpruch, den ich bemerkt hatte, daß die Arramanden dem Stande nach durch die Kleidung unterſchieden würden, und dennoch eine, bloß an das Alter geheftete Rangordnung anzuerkennen ſchienen.

„Wir laſſen bey dem heutigen Feſte, erwiederte Ollos, dieſer natürlichen am meiſten in die Sinne fallenden Abtheilung der Menſchen, ihr Recht behaupten; und betrachten den Wahltag eines Regenten gleichſam als eine neue Schöpfung des Staates; wo ein jeder Menſch dem andern urſprünglich gleich war. Daß wir übrigens weit entfernt ſind, jenen unkultivirten vereinzelten Zuſtand der Menſchen, mit den ausgebildeten geſelligen Verhältniſſen eines Staats zu vermengen; und daß der Unterſchied der Stände bey uns auf keine Weiſe als ein Vorurtheil betrachtet wird, davon kan das morgende Feſt euch ſattſam belehren."

Ich erwartete dieſe Belehrung, und unſer Geſpräch lenkte ſich auf den Gegenſtand des Feſtes, dem ich beygewohnt hatte. Ich gab dem Geſeze, das dem lebenden Regenten die Macht ertheilte, ſich ſelbſt einen Nachfolger zu erwählen, meinen ganzen Beyfall; doch konnte ich nicht umhin, gegen die Sicherheit der Maßregeln, worauf der weiſe Mamru ſo ſehr zu bauen ſchien, einige Zweifel zu äuſſern.

Es dünkt mir unmöglich, ſprach ich, daß ein Regent die Thätigkeit ſeiner Nachfolger gleichſam allein erſchöpft haben könne; und daß der von dem Stifter eurer Regierungsform vorgezeichnete Wirkungskreis, von keinem Beherrſcher der Arramanden je ſollte erweitert, verengt, oder verfehlt worden ſeyn. Die Form eines Staats nimmt unvermerkt das veränderliche Gepräge der Menſchheit an; ſie unterliegt dem Einfluſſe der Zeit, und den wechſelnden Ereigniſſen derſelben. Der Olles Mamru glaubt ſeine Schöpfung zwar dadurch zu befeſtigen, daß er ſie gleichſam als ein unverlezliches Pfand den Händen ſeiner Nachfolger anvertraut, und durch einen unverrükten Gemeingeiſt eurer Beherrſcher — welchen er vorausſezt — dieſelbe aufrecht zu erhalten ſucht; doch dieſe Zuverſicht ſcheint mir auf einem nicht minder unſicheren Grunde zu beruhen. Die geringſte Verſchiedenheit von Denkart, Fähigkeit, und perſönlicher Eigenthümlichkeit, muß in einer Reihe von Jahren, und bey dem Wechſel mehrerer Regenten, auffallende Abweichungen von der vorgezeichneten Norm hervorbringen, und den Gemeingeiſt, welchen der Stifter eures Staats auf ſeine Nachfolger fortzupflanzen hoft, wo nicht auflöſen, doch demſelben, auf eine unwillkürliche Weiſe, bald dieſe bald jene Richtung geben.

„Ich könnte euren Einwürfen die Erfahrung zweier Jahrhunderte entgegen ſtellen, antwortete der Ollos, denn unſere Geſchichtsbücher überzeugen uns, daß kein Fürſt dieſes Landes ſeine Macht je gemißbraucht hat. Doch dies wäre noch kein Beweis für die ununterbrochene Folge *guter* Regierungen; denn der Fall des Mißbrauchs einer verliehenen Macht, iſt weit ſeltener als *der*, wo Sorgloſigkeit, Bequemlichkeit, Unverſtand, und Schwäche, dies anvertraute Uebergewicht zu einem wirkungsloſen leeren Attribute werden laſſen.

Wir müſſen indeß, ehe ich weiter gehe, vor allem über die *Pflichten* eines Regenten mit einander einverſtanden ſeyn. Der Ollos Mamru deutet den Inbegrif derſelben unter dem Bilde eines Körpers an: er vergleicht den Regenten, dem *Haupte*, und das Volk, den *Gliedern* deſſelben; er fordert zur Wohlfarth des Staats, ein durch Weisheit und Erfahrung geordnetes Oberhaupt, und einen vertraulichen folgſamen Willen der Untergebenen. Die Thätigkeit eines Beherrſchers der Arramanden beſchränkt ſich, ſeiner Anordnung gemäß, mehr *darauf*, daß er die Form unſerer Verfaſſung aufrecht erhalte, als daß er daran *meiſtere* — und dieſes minder ſchaffenden, als *befördernden* Berufs halber, nannte der weiſe Mamru ſich zuerſt einen *Ollos* oder Verſorger des Reichs. Der Geiſt unſerer Regierungsform iſt einfach, offen, und ſelbſtſtändig; er hat ſich der Vorſtellungsart der Arramanden dadurch ſo ſehr genähert, und iſt durch Erziehung, Gewohnheit und Erfahrung, ſo tief in dieſelbe eingedrungen, daß er zu einem Gemeingeiſt des Volks geworden iſt.

Unſere Verfaſſung, und die Anſprüche auf dieſelbe, verhalten ſich nunmehr wie Urſach und Wirkung gegen einander, und es bleibt einem Regenten dieſes Staats nichts weiter übrig, als die Reſultate der vorgezeichneten Norm zu leiten. — Dies iſt der Spielraum ſeiner Geſchäftigkeit, und der Gegenſtand ſeines über andere erhabenen Berufs. Die Arramanden haben von der Uebermacht ihrer Beherrſcher nichts zu befürchten: denn es finden ſich in der Klaſſe, woraus ſie gewählt werden, keine unruhigen ungeordneten Köpfe, die ſich ermächtigen könnten, durch neue Schöpfungen, in das Gebiete der Urſachen einzudringen, und ihr Daſeyn und die Macht ihres Daſeyns, durch namhafte Thaten bezeichnen zu wollen. — Wir unterdrüken jede Anmaſſung, welche es der Natur in ihrem Gange zuvorzuthun trachtet; und die Natur erſcheint vor dem menſchlichen Sinn, nie als eine neue ſondern bloß als eine fortgeſezte Schöpfung, welche, der mannigfaltigen Entwikelung ihrer Kräfte ohngeachtet, immer gleichförmige Erſcheinungen bildet. Die Sicherheit, mit welcher dieſe Erſcheinungen hervortreten, beruht bloß darauf, daß ſie an das unveränderliche Geſez einer erſten Urſache gefeſſelt ſind, welchem die Natur, in Anſehung ihrer allgemeinen Zweke, ſo ſehr vertraut, daß ſie die Folgen der ſucceſſiven Entwikelung jener Urkräfte, ſogar dem Zufall überläßt. Der Ollos Mamru hatte ohne Zweifel dieſen aus der Natur entlehnten Geſichtspunkt vor Augen, als er unſerer Verfaſſung einen ähnlichen ſelbſtſtändigen Karakter beizulegen ſucht, und den Wirkungskreis ſeiner Nachfolger, auf eine ſo beſtimmte Weiſe, beſchränkte.

Die Regentſchaft oder die Regierungskunſt, beſteht alſo nach unſern Begriffen darin: daß die urſprüngliche Form Unſerer Staatsverfaſſung — als die erſte Urſache aller das Wohl des Ganzen befördernden Reſultate — anerkannt und aufrecht erhalten werde; und daß der Regent jeder eigenmächtigen Umbildung derſelben ſich thätig entgegen ſtelle.

Es iſt zu dem Ende nöthig, daß er ſeinen eigenen Willen, ſo wie den ſeiner Untergebenen, lenke, ordne, und beherrſche; denn die freie ungebundene Aeuſſerung des einen wie des andern, würde, durch Beſtrebung einzelner momentaner willkürlicher Zweke, mancherlei Abweichungen herbeiführen; die als Mißverhältniſſe, und als Reſultate einer untergeſchobenen Urſache, dem Wohl des Ganzen verderblich ſeyn würden.

Ich konnte nicht umhin, die unwandelbare Form einer Staatsverfaſſung, welche der Geſezgeber Mamru voraus zu ſehen ſchien, noch einmal zu bezweifeln.

„Euer Einwurf, verſezte der Ollos, trägt das Gepräge einer fremden Vorſtellungsart. Ich hoffe, daß das morgende Feſt euch mit unſerer Denkart vertrauter, und auf unſerem Boden gleichſam einheimiſch machen ſoll; denn ohne dieſe Vorbereitung, würde ich euren Zweifeln bloß Behauptungen, aber keine faßlichen Gründe entgegen ſtellen. Erlaubt mir indeß, euch durch einen Blik in die frühern Zeiten unſerer Geſchichte, auf die Feſtlichkeiten der nächſten Tage in etwas vorzubereiten.

Urrha, der lezte Fürſt der Arramanden, der den Titel eines Königs führte, bahnte dem Ollos Mamru den Weg, um ſeinem Reich die glükliche Verfaſſung zu geben, deren wir uns noch jezt erfreuen; obwohl jener, in Allem, das Gegentheil ſeines würdigen Nachfolgers war. König Urrha gehörte zu der Klaſſe der entſchiedenen Deſpoten: eine rohe Lüſternheit, eine ausſchweifende Fantaſie, und ein kurzſichtiger Eigenwille, bildete die Hauptzüge ſeines Karakters. Er war hart und gebieteriſch gegen Andere; ſich ſelbſt aber behandelte er mit einer Schonung und Weichlichkeit, die wenig ihres gleichen hatte, und er machte es zu einem unverbrüchlichen Geſez, daß Niemand gegen ihn einen Willen haben dürfe. Vermöge dieſer Denkungsart, achtete er kein Verdienſt, keine Wahrheit, und keine Bande irgend eines fremden Verhältniſſes; doch jede ſeiner Grillen war ihm wichtig, und die Illuſionen eines unbegränzten Eigendünkels, waren die unzertrennlichen Geſpielinnen ſeines unbeſchäftigten Daſeyns. Da die ſorgſame Pflege dieſes ſelbſtgefälligen Taumels den einzigen Gegenſtand ſeiner Thätigkeit ausmachte; ſo forderte er von Andern, daß ſie dieſe Sorge nicht nur mit ihm theilen, ſondern ihr auch durch ein immerwährendes Beſtreben, in Allem zuvorkommen ſollten. König Urrha brachte ſeine Zeit bei Tafel, auf dem Sofa, unter ſeinen Sclavinnen, und im Tempel zu; denn der Dienſt der Götter lag ihm, nächſt ſeiner eigenen Huldigung, gar ſehr am Herzen. Er hielt ſich für den ſichtbaren Repräſentanten der Ueberirdiſchen, und für die Mittelsperſon ihrer Verehrung; und glaubte daher, daß er jedes ihrer Opfer ſich wenigſtens zur Hälfte zueignen dürfe. Mitten in dem Genuß des wohlbehaglichſten Daſeyns, wurde König Urrha von einer heftigen Krankheit angefallen. Der Gedanke des Todes, ſo wenig er ſich auch damit zu beſchäftigen pflegte, rief demnach in ſeinem Gedächtniß die Rükerinnerung einer alten Weiſſagung hervor, die ein berüchtigter Magus einſt über ihn ausgeſprochen hatte, und vermöge welcher er ein ungewöhnlich hohes Alter erreichen ſollte, wenn er in ſeinem Leben nie durch Widerſpruch erzürnt werden würde.

König Urrha hatte ſich zwar, ohne dieſer warnenden Weiſſagung eben eingedenk zu ſeyn, mit den ihn umgebenden Perſonen auf den Fuß geſezt, daß der Fall eines Verdruſſes dieſer Art ſich nicht leicht ereignen konnte; allein auf dem Krankenbette fiel ihm jedoch die Möglichkeit ein, daß irgend jemand es gewagt haben könne, jener wohlthätigen Weiſſagung zu nahe zu treten. Da er ſich auf ſeine, durch die Krankheit geſchwächten Beſinnungskräfte nicht recht zu verlaſſen glaubte, ſo gieng er mit einigen vertrauten Lieblingen, wegen dieſer wichtigen Beſorgniß, zu Rathe; und dieſe ergriffen die argwöhniſche Stimmung des Königs, als eine erwünſchte Gelegenheit, um ſich an ihren Feinden zu rächen, und die, welche ihren ehrgeizigen Abſichten im Wege ſtanden, auf eine bequeme Weiſe auf die Seite zu ſchaffen. Faſt alle Miniſter, und die Vornehmſten des Hofs, wurden in den Verdacht geſezt, das Daſeyn des Königs, durch unbedachtſame Zweifel, Einwürfe, oder zweideutige Mienen, untergraben zu haben; und Urrha ſchwur, daß keiner dieſer Frevler den Tag ſeines Todes überleben ſolle.

Dieſer drohende Ausſpruch ſtimmte die Gleichgültigkeit gegen die Geneſung des Königs zu einer allgemeinen Theilnahme um; faſt alle Groſſe des Reichs waren in dem Fall, für ihr Leben beſorgt zu ſeyn, wenn Urrha an ſeinem Aufkommen verzweifeln ſollte; man beeiferte ſich daher von allen Seiten dem kranken Monarchen neue Ausſichten zu ſeiner Geneſung zu eröffnen, und ein berühmter Arzt und Wunderthäter, Nahmens Aſtur, wurde zu dieſem Ende aus einem benachbarten Reiche eilends herbeigerufen. Aſtur fand bei ſeiner Ankunft den kranken König ſchon auf dem Wege der Beſſerung, und die Wirkſamkeit ſeiner Mittel ſtellte die Geſundheit deſſelben vollkommen wieder her. König Urrha gab zwar, da ihm die Furcht zu ſterben verließ, ſein rachſüchtiges Vorhaben gegen die ihm verdächtig gewordenen Perſonen auf; allein der Gedanke, daß irgend ein Widerſpruch ihm künftig gefährlich werden könnte, und daß die Erfüllung jener Weiſſagung, bei aller Vorſicht und Strenge, doch immer von der Willkür eines Unbeſonnenen oder Uebelgeſinnten abhange, quälte ihn insgeheim durch allerlei ſchauderliche Ahndungen, und raubte ihm den Genuß der wieder erlangten Lebenskräfte. Seine Vertrauten bemerkten zum öftern eine Art Schwermuth und Schichternheit an ihm, ſie glaubten eine Folge der Krankheit daraus abzunehmen, und gaben dem Wunderthäter Aſtur auf, dieſe ungewöhnliche Gemüthsverfaſſung des Königs und den Grund derſelben auszuforſchen. Urrha hatte zu dieſem Arzt ein ſo groſſes Vertrauen gefaßt, daß es demſelben nicht ſchwer fiel die Urſache dieſer Veränderung zu ergründen. Der König entdeckte ihm die Urſach ſeiner Bekümmerniß; er begehrte Aſturs Rath, und verſprach ihm eine reiche Belohnung, wenn er ein Mittel ausfindig machen würde, wie er, für jeden feindſeligen Widerſpruch geſichert, ſich des verheiſſenen hohen Alters getroſter erfreuen könne. Die erſte Antwort des Arztes war ſchnell; aber ſie fand keinen Beifall. Sein Rath beſtand darin; der König ſolle von nun an niemand ſehen und ſprechen, keinen Miniſter, keinen Höfling, und keinen ſeiner Vertrauten vor ſich laſſen; ſondern eingeſchloſſen in ſeinem Pallaſt, ein völlig einſames abgeſondertes Leben führen. Da Urrha dieſen Vorſchlag mit Unwillen verwarf, ſo bat ſich Aſtur drei Tage Bedenkzeit aus, um ein anderes vielleicht wohlgefälligeres Mittel ausfindig zu machen. Nach Verlauf dieſer Friſt erſchien er wieder, und that einen Vorſchlag, der den argwöhniſchen König über jede Beſorgniß vollkommen beruhigen ſollte.

Dritter Auftritt.

Der König und Herzog von Alba.

Alba

(nähert ſich dem König mit ungewiſſer Miene).

Ein mir ſo überraſchender Befehl —
Zu dieſer außerordentlichen Stunde?

(Er ſtutzt, wie er den König genauer betrachtet.)

Und dieſer Anblick —

König

(hat ſich niedergeſetzt und das Medaillon auf dem Tiſch ergriffen. Er ſieht den Herzog eine lange Zeit ſtillſchweigend an).

Alſo wirklich wahr?
Ich habe keinen treuen Diener?

Alba (ſteht betreten ſtill).

Wie?

König.

Ich bin auf's Tödtlichſte gekränkt — man weiß es,
Und Niemand, der mich warnte!

Alba (mit einem Blick des Erſtaunens).

Eine Kränkung,
Die meinem König gilt und meinem Aug'
Entging?

König (zeigt ihm die Briefe).

Erkennt ihr dieſe Hand?

Alba.

Des Karlos Hand. — Es iſt

Der Vorſchlag dieſes Wundermannes beſtand eigentlich in einer Art von Giftmiſcherei, welche allen Perſonen der erſten Klaſſe zugedacht war, die mit dem König in irgend ein Verhältniß kommen könnten. Aſtur hatte nemlich eine magiſche Eſſenz bereitet, welche die Kraft beſaß, alle Perſonen männlichen Geſchlechts, welche nur einige Tropfen davon koſten würden, in einen beſinnungsloſen paſſiven Zuſtand zu verſezen, und gleichſam in bloſſe Maſchinen zu verwandeln. Er rieth dem König, einem jeden, der den Zutritt zu ſeiner geheiligten Perſon habe, von dieſer Eſſenz zu trinken zu geben, ehe er ihn einer Anrede, oder eines Befehls würdige; und verſicherte, daß jeder dann, weit entfernt einen Widerſpruch oder Zweifel zu äuſſern, bloß das Echo ſeines Willens ſeyn werde. Er rieth ihm dabey, von dieſem Mittel in ſeinem Serail keinen Gebrauch zu machen, weil die Wirkung davon, ihm vielleicht mißfallen könne. König Urrha herrſchte in dieſem Gebiet ſo deſpotiſch, daß er daſelbſt keinen Widerſpruch zu fürchten hatte, und er dachte nie daran dieſe Wundertropfen, auch nur aus Neugier, an ſeinen Sclavinnen zu verſuchen. Um indeß die angerühmte Kraft derſelben, an dem ihm gefährlicheren männlichen Geſchlecht, zu erproben; ſo ließ er zwei ſeiner Hofleute herein rufen, welche dieſen Zaubertrank ſogleich verſuchen mußten. Er befahl hierauf dem Einen, ſich aus dem Pallaſt in den daran vorbeiflieſſenden Fluß hinab zu ſtürzen; und den Andern hieß er die Hand auf ein Beken mit glühenden Kohlen legen: beide gehorchten auf eine ſclaviſche Weiſe, ohne nur im mindeſten einen Schein von Furcht oder Widerſezlichkeit zu verrathen. Der König fand das Mittel hinlänglich bewährt, und die angeſtellte Probe beruhigte ihn über alle mögliche Ereigniß. Er hielt es jedoch für bequemer, und ſeiner Sicherheit am angemeſſenſten, wenn er ſämtliche Perſonen, die ihn zu umgeben pflegten, und mit denen er in einen Wortwechſel gerathen könnte, durch dieſe magiſchen Tropfen, mit einmal in den folgſamen willenloſen Zuſtand verſezte, welchen er ihnen zeither bloß durch Furcht angezwungen hatte. Er gab zu dieſem Ende ein groſſes Banquet, wozu ſeine Miniſter, der ganze Hof, und die Vornehmſten des Reichs, unter dem Vorwand ſeine Geneſung zu feiern, eingeladen wurden. Der Wein, welchen man zur Bewirthung dieſer zahlreichen Gäſte auftrug, war durch Aſturs Vorſorge zubereitet; man trank, und berauſchte ſich, zum groſſen Wohlgefallen des Königs, in dieſem Wundermittel. Die Wirkung deſſelben äuſſerte ſich auf der Stelle: und durch dies einzige Gaſtgelag wurden die Perſonen der obern Klaſſe der Arramanden, welche die anſehnlichſten Aemter am Hof und im Staat begleiteten, zu unbedeutenden Weſen, ohne Kraft und Willen; die dem argwöhniſchen Urrha nie wieder gefährlich werden konnten.

Für izt, ſprach der Olles, indem er das Geſpräch abbrach, ſey die Erzählung dieſes merkwürdigen Ereigniſſes euch genug. Die Feſtlichkeiten der beiden nächſten Tage, werden die Vortheile, die man daraus zog, und die weiſen Einrichtungen des Ollos Mamen euch näher enthüllen. Ich behalte mir vor, mich darüber umſtändlicher zu erklären, und hoffe, daß ihr mir das Vergnügen eurer Geſellſchaft auch für den morgenden Abend gönnen werdet.

Ich verließ den Fürſten der Arramanden, und begab mich nach einer kurzen Dankſagung wieder auf mein Zimmer.

Das Feſt der Schäzung.

Das Feſt der Schäzung begann ebenfalls mit Sonnenaufgang; jedoch verſammelte man ſich dazu, nicht vor dem Pallaſt des Fürſten, ſondern auf freyem Felde nahe bey der Stadt. Der Ollos beſchikte mich ſehr früh, um ſich meiner Gegenwart bey dieſer Feyerlichkeit zu verſichern; ich folgte dem an mich abgeſendeten Staatsbeamten, und nahm, auf ſein Geheiß, den erſten Plaz in dem Gefolge des Ollos ein.

Nach Verlauf einer halben Stunde, denn ſo lange dauerte der Zug durch die Stadt, nahten wir einer zahlreichen Verſammlung, die gleich einem Kriegsheer in Reihen geordnet, die weite Fläche bedekte. Ich wurde beym erſten Anblik gewahr, daß der Unterſchied der Kleidungen dismal ſichtbar in Anſchlag kam, und daß die Form und Farbe derſelben, die Verſammlung in vier verſchiedene Hauptmaſſen trennte.

Die minder zahlreiche, aber meiner Vermuthung nach, vornehmſte Klaſſe, trug lange weiſſe Gewänder mit breiten goldenen Binden; die zweyte, welche größtentheils aus Jünglingen beſtand, war eben ſo gekleidet, jedoch blos mit ſilbernen Schnüren umgürtet; die von der dritten Klaſſe, deren Ende ich kaum überſehen konnte, unterſchieden ſich durch ein ſehr einfaches Aeuſſere: ihre Kleider waren kurz, von ungefärbter bräunlicher Wolle; und die lezte, minder zahlreiche Klaſſe, war von der vorigen bloß dadurch ausgezeichnet, daß ein feineres Zeug von himmelblauer Farbe ſie bekleidete. Der Ollok, der mich von Zeit zu Zeit unterhielt, ſagte mir, als ich dieſe Verſammlung mit neugierigen Bliken muſterte, daß ich die bey den Arramanden gewöhnlichen Stände, die man die vier Stämme zu nennen pflegte, hier vor mir ſehe; jene ehrwürdigen Männer in weiſſen Gewändern mit goldenen Binden, ſprach er, machen den Stamm der Obern aus; gleich neben dieſen ſeht ihr den Stamm der Nahen; die zahlreiche Menge, die ſo einfach gekleidet erſcheint, iſt der Stamm der Nährenden; er wird bey uns hochgeſchäzt, und nimmt darum ſeinen Plaz vor der vierten Reihe weiter unten, welche wir den Stamm der Schaffenden nennen."

Der Fürſt der Arramanden glaubte mich durch dieſen Bericht von den Verhältniſſen ſeines Volks hinlänglich unterrichtet zu haben; ich fand denſelben indeß nicht befriedigend genug, und um ihm nicht durch Fragen läſtig zu fallen, ſo verließ ich meinen Plaz, und näherte mich den Anführern dieſer verſchiedenen Klaſſen, vor welchen man eine Art Sinnbilder als Fahnen vorhertrug; um durch Betrachtung dieſer Allegorien die Beſtimmung und Verrichtungen dieſer vier Stämme beſſer kennen zu lernen.

An der Spize des erſten Stammes ſahe ich das Bild der Sonne, von drey weiblichen Figuren umgeben, welche die Weisheit, die Mäſſigung und Stärke darſtellten; und dieſe Anſpielungen auf die Macht und die Tugenden eines Regenten, lieſſen mir keinen Zweifel übrig, daß die weiß gekleideten Männer mit goldenen Binden, die Erſten und Obern des Reichs ſeyn müßten.

Das Sinnbild der zweyten Klaſſe, welche der Ollos den Stamm der Nahen nannte, glich dem vorigen; jedoch umſchwebte ein leichtes Gewölk das Strahlenhaupt der Sonne, und die vorhin durch drey weibliche Figuren dargeſtellten Tugenden, ſahe ich hier als drey kleine Genien dargeſtellt; welchen ein Spiegel, ein Zaum, und ein Löwe als Attribute beygelegt war. Ich konnte daraus leicht abnehmen, daß die Jünglinge dieſer Klaſſe auf den Stamm der Obern Anſprüche hätten, und in denſelben, zum Dienſt des Staats, dereinſt übergehen ſollten.

Vor dem Stamm der Nährenden trug man ein Schildförmiges Panier, worauf die Geräthſchaften der Landarbeit, der Gärtnerey, und des Weinbaues abgebildet waren, welche ein Kranz ineinandergeſchlungener Füllhörner umgab. Es bedurfte auch hier keines Nachforſchens weiter, um den Beruf dieſer größeren Volksmaſſen daraus deutlich zu erkennen.

Die Ausführer des lezten Stammes, nemlich der Schaffenden, hatten mehrere Fahnen, auf deren jeder ein allegoriſches Gemälde einer beſondern Handthierung befindlich war, welches eine Kette von ineinandergreifenden Händen einfaßte, über welcher die Worte Bedürfniß und Behülflichkeit, in goldenen Buchſtaben, zu leſen waren.

Der Fürſt der Arramanden hatte, während der Zeit, daß ich dieſe Belehrungen einſammelte, den für ihn errichteten Thron beſtiegen, und ich eilte in ſein Gefolg zurük, um den eigentlichen Gegenſtand des Feſtes, und die Verrichtungen des Ollos, in deſſen Nähe, beſſer beobachten zu können.

Auf einer Tafel, die vor dem Throne ſtand, ſah ich vier groſſe Bücher aufgeſchlagen, worin die Namen der anweſenden Perſonen, nach den vier Klaſſen ihrer Stämme, aufgezeichnet waren.

Einige Staatsbeamte theilten mit dem Olles das Geſchäft allerley Abänderungen in dieſen Verzeichniſſen vorzunehmen, welche darin beſtanden: daß die Namen derjenigen, die aus einem Stamm in einen andern übergingen, in die vier verſchiedenen Bücher eingetragen wurden. Ich bemerkte, daß dieſe Verſezungen jedesmahl durch ein von vier Perſonen ausgeſtelltes Zeugniß veranlaßt wurden; wovon die eine Hälfte, aus dem Stamm des Abgehenden, deſſen Beruf für eine andere Klaſſe beſtätigte; die zwei andern aber, aus dem Stamm, wohin die Verſezung geſchehen ſollte, ihre Zufriedenheit darüber an den Tag legten. Das Feſt der Schäzung hatte alſo, wie ich anfangs irrigerweiſe vermuthete, nicht die Erhebung der Staatsbedürfniſſe, ſondern die Anordnung der bürgerlichen Verhältniſſe, nach dem Werth und Beruf der Individuen, zum Gegenſtand.

Während dieſem Geſchäft verſtrich der Morgen, und der größte Theil des Vormittags; es endete indeß immer früher, als ich vermuthen konnte. Bey dem Stamm der Obern ging anfangs keine Veränderung weiter vor, als daß einige ihre Aemter unter einander vertauſchten, und daß verſchiedene Jünglinge, aus dem Stamm der Nahen, in die erſte Klaſſe aufgenommen wurden; wozu, wie ich bemerken konnte, eine verdoppelte Anzahl von Zeugniſſen erforderlich war. Die häufigſten Abänderungen hatten bey den Stämmen der Nährenden und Schaffenden ſtatt; auch wurden aus dieſen beyden Klaſſen einige Jünglinge würdig geſchäzt, in den Stamm der Nahen überzugehen.

Drey betagte Männer aus der Klaſſe der Obern erklärten hierauf, daß ſie das Gelübde gethan, in die beyden untern Stände bis zur Wiederkehr dieſes Feſtes zurükzutreten, und baten ihre Namen daſelbſt aufzuzeichnen; der Ollos gewährte ihnen dieſe beſcheidene Bitte unter vielen Lobſprüchen, und die Stämme der Nährenden und Schaffenden, welchen ſie ſich einverleiben lieſſen, bezeugten durch ein lautes Freudengeſchrey ihr Wohlgefallen darüber.

Das Chor von Frauenſtimmen, welches am vorigen Tag bey dem Feſte der Wahl ertönte, begleitete auch hier jede einzelne Handlung dieſer Feyerlichkeit in angenehmen heiteren Melodien; mit einemmahl aber nahm der Ausdruk dieſer Geſänge einen entgegengeſezten Karakter an; und ich ahnete, nicht ohne Grund, daß ein unglükliches Ereigniß dadurch vorbereitet werden ſolle.

Es war das Schikſal einiger Verbrecher, deren Verurtheilung bey den Arramanden als ein Gegenſtand der allgemeinen Trauer, auf dieſe Weiſe angekündigt wurde. Ein Staatsbeamter überreichte dem Ollos das

Verzeichniß der ſtrafbar befundenen Perſonen; es waren deren neune; davon drey dem Stamm der Obern angehörten, die übrigen aber befanden ſich unter dem Stamm der Schaffenden.

Als die Namen der Schuldigen abgeleſen wurden, ſo verhüllte man ihre Geſichter, und ſtellte ſie, von den übrigen getrennt, auf einen erhöhten Plaz. Jeder Stamm richtete die Verbrecher, die ihm angehörten, und die Mehrheit der aufgehobenen Hände entſchied, ob ſie der geſezlichen Strafe ſchuldig befunden wurden. Dies Zeichen der Verurtheilung war bey den angeklagten neun Perſonen ſo allgemein, daß es des Zählens der einzelnen Stimmen nicht bedurfte. Der Fürſt der Arramanden beſtätigte das von den richtenden Stämmen ausgeſprochene Urtheil dadurch, daß er die Namen der Verurtheilten aus den Verzeichniſſen auszulöſchen befahl, und ſie dem verborgenen Stamm der Ungenannten zugeſellte.

Während dem, daß das Trauerchor von Frauenſtimmen wiederhohlt ertönte, reichte man dem Ollos neun Schalen mit Wein gefüllt dar, worein er aus einer Flaſche, die er unter ſeinem Gewand aufbewahrte, einige Tropfen fallen ließ. Man reichte dieſen Trank denen, durch das Urtheil ihrer Stämme, geächteten und ausgeſtoſſenen Perſonen; ſie leerten die Schaalen, und begaben ſich, nachdem man ihre Kleider gegen eine ſchwarze Hülle vertauſcht hatte, hinweg.

Ich würde dieſen Trank, den man den Verurtheilten als Straſe reichte, für eine Hinrichtung durch Gift gehalten haben, wenn mir nicht die Wundereſſenz des Arztes Aſtur, die ich aus der Erzählung des Ollos kannte, ſogleich eingefallen wäre. Ich überzeugte mich daher, daß es hier nicht auf die Vertilgung der Verbrecher, ſondern bloß darauf abgeſehen ſey, dieſe unwürdig geſchäzten Glieder des Staats, durch Abſtumpfung ihrer Gemüthskräfte, in einen unſchädlichen Zuſtand zu verſezen; und daß der Stamm der Ungenannten, wohin die Geächteten verwieſen wurden, aus dergleichen Maſchinenartigen Geſchöpfen beſtehen müſſe.

Das Feſt der Schäzung war nunmehr geendigt, und ich folgte dem Ollos, der ſich nebſt ſeinem Gefolg wieder zurük in die Stadt begab. Seine Unterhaltung auf dem Weg belehrte mich von den Verbrechen, um welcher willen einige Arramanden dies erniedrigende Schikſal der Verbannung erduldet hatten. Ich erfuhr nemlich, daß die aus dem Stamm der Obern des Hochverraths ſchuldig wären: indem drey derſelben das ihnen verliehene Anſehen aus eigennüzigen Abſichten gemißbraucht hätten; und der dritte, durch Verbreitung nachtheiliger Verläumdungen gegen einen verdienſtvollen Mann, dem Staate gefährlich geweſen ſey. Was die übrigen aus dem Stamm der Schaffenden anlangte, ſo wären einige als Haus-Tirannen und Störer des ehelichen Friedens, die andern aber des Geizes, oder der Verſchwendung halber, ausgeſtoſſen, und dem Stamme der Ungenannten übergeben worden.

König.

(Pauſe, worin er den Herzog ſcharf beobachtet.)

Vermuthet ihr noch nichts?
Ihr habt vor ſeinem Ehrgeiz mich gewarnt?
War's nur ſein Ehrgeiz, dieſer nur, wovor
Ich zittern ſollte?

Alba.

Ehrgeiz iſt ein großes —
Ein weites Wort, worin unendlich viel
Noch liegen kann.

König.

Und wißt ihr nichts beſonders
Mir zu entdecken?

Alba

(nach einigem Stillſchweigen mit verſchloſſener Miene).

Ihre Majeſtät
Vertrauten meiner Wachſamkeit das Reich.
Dem Reiche bin ich mein geheimſtes Wiſſen
Und meine Einſicht ſchuldig. Was ich ſonſt
Vermuthe, denke oder weiß, gehört
Mir eigen zu. Es ſind geheiligte
Beſitzungen, die der verkaufte Sklave,
Wie der Vaſall, den Königen der Erde
Zurückzuhalten Vorrecht hat — Nicht Alles,
Was klar vor *meiner* Seele ſteht, iſt reif
Genug für meinen König. Will er doch
Befriedigt ſeyn, ſo muß ich bitten, nicht
Als Herr zu fragen.

König (gibt ihm die Briefe).

Lest.

Ich wollte eben die Unbilligkeiten, ſo ungleiche Verbrechen mit einerlei Strafe zu belegen, dem Ollos zu Gemüthe führen; als eine Szene, die dieſem Feſt angehört, und die ich nicht unterbrechen mochte, meine Bemerkung darüber zurück hielt.

Es war ein Aufzug von den Künſtlern des Reichs, welcher dem Fürſten der Arramanden bei ſeiner Rückkehr nach der Stadt entgegen kam. Einige Abgeordnete aus dieſer Verſammlung empfingen denſelben unter einer feierlichen Muſik, und erſuchten ihn ihre Säle zu beſuchen. Ich folgte dem Ollos dahin, und war ein Zeuge und Bewunderer der meiſterhaften Vollendung, welche jedem Produkte der verſchiedenen Künſte, die ſie ausübten, unverkennbar beiwohnte.

Der Ollos erwies dieſer Verſammlung von Künſtlern eine vorzügliche Achtung; er ließ eine Menge Geſchenke unter ſie vertheilen, und einigen, aus den Provinzen des Reichs, wurde das Bürgerrecht von Ballyo, als ein Beweis ihrer Verdienſte, zugeſtanden.

„Dieſe Männer, ſprach der Ollos beim Weggehen zu mir, welche ihr Beruf, und die Gaben, die ſie zur Ausübung deſſelben bedürfen, ſo ſehr von Andern unterſcheiden, machen eine eigene, unter ſich beſtehende Geſellſchaft aus, die keinem der vier Stämme angehört, und wir nennen ſie die Willkommenen. Der Genius, der auf ihnen ruht, bedarf eines freien, von den gewöhnlichen Verhältniſſen des geſelligen Lebens losgebundenen Spielraums; daher ſtehen die Künſtler, bei uns, unter einer Art von Vormundſchaft, die dem Fürſten und einigen Obern des Reichs anvertraut iſt; und da kein Geſez ſie richtet, ſo haben in Anſehung ihrer bloß Belehnungen ſtatt. Wir ehren und befördern die Künſte, und räumen der schöpferiſchen Klaſſe der Willkommenen mancherlei Vorzüge ein; weil ihre Werke das Gemüth des Menſchen erheben und ergözen, und ſeine Sinne an Wahrheit, Schönheit und Größe gewöhnen. Ihr werdet euch vielleicht wundern, fuhr der Ollos fort, daß dieſe Vorliebe zu der bildenden Kunſt den Hang zu abſtracten Speculationen, womit der müſſige ſinnreiche Menſch ſich ſo gern beſchäftigen mag, faſt ganz unter uns verdrängt hat; und der Nahme eines Philoſophen kann eigentlich keinem Arramanden zukommen; es ſey denn, daß man den Dichtern unſerer Nazion dieſen Namen beilegen wollte."

Während dieſem Geſpräch hatten wir uns dem Pallaſt des Ollos genähert; und ich begab mich ſo lange auf mein Zimmer, bis der Abend herbei kam, wo ich die Erlaubniß hatte, meine Unterhaltung mit dem Fürſten der Arramanden erneuern zu dürfen. Ich erſchien zur beſtimmten Stunde, und der Ollos nahm, nach einigen Höflichkeits-Bezeugungen, ſein Geſpräch vom vorigen Tage wieder auf, und ſuchte mich in die Zeiten, wo der weiſe Mamru den durch den Tod ſeines Vorgängers erledigten Thron beſtieg, abermahls zurük zu verſezen.

„König Urrha, ſprach der Ollos, deſſen ihr euch aus meiner geſtrigen Erzählung erinnern werdet, ſtarb bald nach dem Banquet, welches durch ſeine Folgen ſo merkwürdig wurde, und zwar eines gewaltſamen Todes, denn er ſtürzte vom Pferd. Für ſeinen Nachfolger Mamzu war es allerdings bequem, daß er, ohne Rükſicht auf den Einfluß und die Rechte einer mächtigen Klaſſe, freier und willkührlicher über die Verhältniſſe in ſeinem Staat gebieten, und ohne ſich eines empörenden Despotismus ſchuldig zu machen, manches nach ſeinem Sinne ordnen und umformen konnte; allein die Sorge der Regierung lag nunmehr, da die erſten Stellen im Staat durch den Wundertrank des Arztes Aſtur ſo gut als erledigt waren, ungetheilt, und um ſo ſchwerer auf den eigenen Schultern des neuen Regenten. Der weiſe Mamzu hielt es nicht für rathſam, dieſe Lüken in der Staatsverwaltung, durch Männer aus den geringern Ständen auszufüllen, wenn er auch die würdigſten dazu auswählen würde: weil er nur allzuwohl wußte, wie unſicher ein verliehener Vorzug ſtatt eines angebohrnen auf das Volk wirkt: und wie viel geneigter daſſelbe iſt, ſein Vertrauen und ſeine Folgſamkeit denjenigen zuzuwenden, welche es einer höheren Abkunft halber, als ſeine abgeſtammten Obern betrachtet. Er wünſchte daher, mit Aufrechterhaltung dieſer vorgefaßten Meinung, ſich ſeinen Beruf durch einige Mitgehülfen zu erleichtern, die bei dem groſſen Haufen in Anſehen ſtünden, und denen er einen Theil ſeiner Macht um ſo zuverſichtlicher übertragen könne.

Unter den Vornehmen des Reichs, welche bei dem

Gaſtgebot des Königs Urrha gegenwärtig geweſen waren, befanden ſich einige edle, vorzügliche, und fähige Männer, welche der Ollos Mamru von dem Schikſal der übrigen gern befreit geſehen hätte. Dieſer Wunſch veranlaßte ihn, den Wunderthäter Aſtur zu erſuchen, daß er ſich dieſer Perſonen annehmen, und ihnen die geraubten Gemüthskräfte wieder verleihen möchte. Er fügte ſeiner Bitte das Verſprechen einer anſehnlichen Belohnung bei, und dieſem ſeltnen Zauberer war es ein leichtes, den verübten Schaden durch wirkſame Gegenmittel, welche ihm ſeine Kunſt darbot, wieder gut zu machen. Die erſten Stellen im Staat wurden dieſen ausgewählten Männern von dem neuen Regenten anvertraut. Da indeß noch manches wichtige Amt unbeſezt blieb; ſo führte ihn dieſe Verlegenheit auf einen Ausweg, der ſeinem Scharfſinn Ehre machte, und der den erſten Grund zu einer für alle Stände vortheilhaften Veränderung abgab. Der Ollos Mamru war aus dem Geſchlecht des lezten Königs, und hatte, während deſſen Regierung, die Stelle eines Oberprieſters begleitet. Durch dieſe Würde, welche ihn verſchiedene Jahre hindurch an die Spize der Prieſterſchaft ſtellte, war er in den Stand geſezt worden, den Geiſt, die Denkungsart, und die Plane dieſer Klaſſe genau zu ergründen; und er wußte, was kein Regent vor ihm gewußt oder bemerkt hatte, daß das Reich der Prieſter im eigentlichen Sinne ein Reich dieſer Welt ſey. Er konnte ſich, vermöge dieſer Erkenntniß, und als ein Eingeweihter in die Myſterien dieſes alten herrſchſüchtigen

Bundes, nicht verhehlen, daß der unbedingte Gehorſam ſeiner vormahligen Untergebenen, in Unmuth, Widerſezlichkeit und Verfolgung ausarten würde, ſobald er dieſen Gehorſam, vom Throne aus, von ihnen zu fordern hätte. Seine Lage ſchien ihm mit Recht um ſo bedenklicher, da das Mißtrauen der Prieſter ihm dahin folgen, und jeden ſeiner Schritte mit Eiferſucht belauern werde; und für einen Mann von Mannus Denkungsart, wäre es ein unedles Auskunftsmittel geweſen, als Regent den Oberprieſter fortzuſpielen, und ſich dadurch zu einer doppelten Heucheley zu erniedrigen. Er beſchloß daher jenen mächtigen angeſehenen Stand, der ihn vordem als ihr Oberhaupt erkannte, aus dem zweideutigen Verhältniß einer verborgenen Vereinigung zu ſezen, und ſich ſeiner Zuneigung und Anhänglichkeit auch als Fürſt zu verſichern, indem er der ehrgeizigen geheimen Thätigkeit der Prieſter, den Gegenſtand, welchen ſie ſeit Jahrhunderten zu uſurpiren ſuchten, als Pflicht und Beruf nur öffentlich in die Hände legte. Die Prieſter vertauſchten alſo den Dienſt der Götter, gegen den Dienſt des Staats, und alle erledigte Aemter wurden durch ſie aufs neue wieder beſezt. Dieſe Umwandlung hatte den gehoften glüklichen Erfolg: denn der Gemeingeiſt einer ſchlauen Herrſchſucht, welcher dieſem Stande beiwohnte, und der den einzelnen Mitgliedern deſſelben durch eine dahin abzwekende Erziehung eingeflößt worden war, nahm, ſobald er ſich freier äußern durfte, einen reinen, edlern und feſteren Charakter an. Es verſchwand zugleich mit der Maſke eines vorgeſpiegelten Berufs — worüber ſich der unbedeutendſte Theil dieſer Klaſſe kaum täuſchen konnte — der nachtheilige Schatten, der über dem Prieſterthum ſchwebte, und worein es ſich, zur Entſchädigung für einen ihm verſchloſſenen Wirkungskreis, abſichtlich einhüllen mußte. Ich glaube, fuhr der Ollos fort, die Frage auf eurem Geſichte zu leſen, wem der weiſe Mamru das erledigte Geſchäft der Prieſter, ſtatt ihrer, zu verwalten gab? doch darüber ſoll euch das Feſt des nächſten Tages belehren; und ihr werdet mir es zu gute halten, wenn ich eure Neugier bis dahin unbefriedigt laſſe. Ihr wißt einſtweilen, fuhr er fort, woher der Stamm der Obern, den ihr heut kennen lerntet, ſeinen Urſprung genommen hat. Der Stamm der Nahen, iſt, wie ihr leicht ahnden könnt, gleichſam die Pflanzſchule für jene erſte, dem Dienſt des Staats gewidmete Klaſſe; und in Anſehung der beiden übrigen habe ich nichts weiter hinzuzufügen, als daß ihr unter dem Stamme der Schaffenden einen Stand vermiſſen werdet, welcher euch dabei nothwendig einfallen muß: ich meine den Stand der Kaufleute, und ich darf nicht unbemerkt laſſen, daß derſelbe ſchon ſeit langer Zeit kaum noch dem Namen nach unter uns bekannt iſt.

Ich fiel dem Ollos durch einen unwillkührlichen Ausbruch der Verwunderung hier in die Rede; denn es war mir auffallend ihn von dieſer, in andern Reichen für unentbehrlich geachteten Klaſſe Menſchen, ſo gleichgültig, und, wie es ſchien, mit einer Art von *Geringſchäzung* reden zu hören.

„Der Schuz, welchen man anderswo den Kaufleuten zugeſtehen mag, ſprach der Olles, und die Nothwendigkeit, zu der man ſich verpflichtet glaubt, den ſogenannten Handel in die Hände einiger einzelnen Unternehmer legen zu müſſen, gründet ſich auf zwei weſentliche Fehler in der innern Verfaſſung eines Staats, welche gewöhnlich beiſammen ſtehen: und dieſe ſind die *Unthätigkeit*, und der *Mangel* eines unbedingten *öffentlichen Vertrauens*. Unſere Handwerker, Fabrikanten, und Gewerbetreibende Perſonen, arbeiten eigentlich bloß *für den Staat*; obſchon die Vortheile ihres Fleiſſes und ihrer Betriebſamkeit, auch *ihnen ſelbſt*, auf eine verhältnißmäßige Weiſe, dabei zu gute kommen. Der zahlreiche Stamm der Schaffenden verſieht uns mit allem, was Bedürfniß, Bequemlichkeit, und Wohlſtand erfordert, und ſeine Abhängigkeit vom Staat gewährt ihm dagegen einen ſorgenfreien gemächlichen Zuſtand; der ihm nicht zu Theil werden würde, wenn er der Habſucht einer despotiſchen Zunft fröhnen müßte, die, auf Unkoſten der Kräfte, der Geſundheit, und des nothdürftigen Unterhalts dieſer ſchaffenden Klaſſe, einen unmäßigen Wucher treibt, und die Uebermacht ihrer Verhältniſſe, zum Nachtheil des Ganzen, auf mehr als eine Weiſe zu misbrauchen pflegt. Der Handelsgeiſt ſteht mit dem Geiſt einer wohlgeordneten Regierungsform in einem auffallenden Widerſpruch: jener iſt einſeitig, beſchränkt, und bloß an individuelle Vortheile geheftet; da dieſer hingegen groſſe allgemeine Zweke verfolgt. Es kann daher der enge Geſichtspunkt des Kaufmannes ſich nie zu dem Intereſſe erheben, welches den Regenten eines Staats beleben ſoll."

Der Ollos verbreitete ſich noch weitläufig über die nachtheiligen Folgen des Privat-Reichthums, über die Quellen und Grenzen des Luxus, und andere bekannte Gegenſtände. Er berichtigte ſeine Behauptung von der Entbehrlichkeit der Kaufleute dadurch: daß er in Anſehung der kleineren Gewerbe, welche auch bei den Arramanden ſtatt fänden, eine Ausnahme machte, und die Nothwendigkeit zugab, dem Stamme der Schaffenden einige Vortheile zuzugeſtehen, die der Beſiz des Geldes mit ſich führt, und die dem ſinnreichen unternehmenden Theile dieſer Klaſſe nicht füglich entzogen werden können.

Ich ließ das Geſpräch über dieſen Gegenſtand fallen, und bat den Ollos mich mit dem Feſt der Schäzung, das eine ſehr verkünſtelte Einrichtung vorauszuſezen ſchien, näher bekannt zu machen.

„Die Feierlichkeit des heutigen Morgens, erwiederte der Ollos, erfordert allerdings mannigfaltige Vorbereitungen, die den verwikelten Gegenſtand dieſer feſtlichen Handlung erleichtern, und einleiten müſſen, und die Möglichkeit, die einzelnen Individuen im Staat, ihren Fähigkeiten und ihrem Werthe nach, zu kennen und zu würdigen, beruht ganz allein auf der Anordnung dieſer

Vorbereitungen. Eine allgemeine Schäzung der Menſchen iſt, wie ihr mit Recht bemerket, groſſen Schwierigkeiten unterworfen; wir beſchränken uns daher auch bloß darauf, daß bei Vertheilung der bürgerlichen Verhältniſſe, keine auffallende Willkühr, und vorzüglich keine empörende Parteilichkeit zu Schulden gebracht werde. Um dies zu vermeiden hat man einem jeden Mitgliede der beiden lezten Stämme ſechs Aufſeher zugeordnet; welche aus Perſonen der vier verſchiedenen Stämme beſtehen; und woven drei ihm bekannt, und drei ihm unbekannt ſind. In Anſehung der Nahen wird die Zahl dieſer Aufſeher auf gleiche Weiſe verdoppelt; und bei dem Stamm der Obern, iſt ein jeder dieſer Klaſſe, der bekannte Aufſeher des Andern. Durch dieſe Einrichtung erlangen wir die Kenntniſſe, welche bei den Verrichtungen des heutigen Feſtes zum Grund gelegt werden, und wenden ſie zu dem euch bekannt gewordenen Gebrauche an.

Was an dieſem Morgen, fuhr der Ollos fort, unter meiner Aufſicht in der Reſidenz und ihrer Provinz geſchah, wird in jeder Hauptſtadt der übrigen Provinzen, durch dahin abgeordnete Staatsbeamte verrichtet, und die Entſcheidung zweifelhafter Fälle wird von mir in der Folge nachgehohlt; da ein Geſez des weiſen Manns jedem Ollos auferlegt, die Provinzen ſeines Reichs einmal im Jahr zu bereiſen. Ihr ſeht daraus, daß dies an ſich weitläuftige Geſchäft, durch das mechaniſche der Form, nach welcher es behandelt wird, eine minder verwikelte Geſtalt bekommt; und die Zahl der Individuen, deren Schäzung den Gegenſtand dieſes Feſtes ausmacht, kann dem Fürſten der Arramanden und ſeinen Beamten nicht unermeßlich dünken; da die Erforſchung derſelben unzählige Beobachter mit ihnen theilen. Auſſer der Bequemlichkeit, welche dieſe mannigfaltig vereinzelte Aufſicht herbeiführt, wird auch zugleich die Möglichkeit, und ſogar der Verdacht irgend einer Willkühr oder Parteilichkeit, von dem Regenten und den ihm zunächſt ſtehenden Perſonen abgewendet: denn ihre Anordnungen und Ausſprüche gründen ſich blos auf empfangene Reſultate, und ſind eigentlich nichts weiter als Beſtätigungen eines fremden Urtheils. Der Geiſt der Arramanden iſt bloß dadurch beſcheiden, lenkſam und ruhig, weil die Regierungsform unſeres Staats dieſen Karakter gebildet und befeſtigt hat; denn durch die öffentliche Verhandlung der Geſchäfte, welche jedem Mitgliede des Staats einen ſchiklichen individuellen Antheil an der Erhaltung deſſelben zugeſtehet, wird die Thätigkeit der Arramanden geordnet, und ihr ein zwekmäßiger Gegenſtand der Aeuſſerung angewieſen. Jeder fühlt ſich zur Mitwirkung für das allgemeine Beſte verpflichtet; jeder weiß, wie eng und vielfach die Bande ſind, die ihn und ſeinen Stamm mit dem Ganzen verweben; und dieſer als ein Recht verliehene Einfluß, erzeugt eine gewiſſe Begnügſamkeit, welche ſich keine Anmaſſungen auf geheimen Wegen erlaubt. Die Obern des Reichs ſind im Beſiz eines allgemeinen Vertrauens, und dies Vertrauen iſt eine Folge des durch unſere Staatsverfaſſung befeſtigten Gemeingeiſtes.

Alba

(lieſt und wendet ſich erſchrocken gegen den König).

Wer war

Der Raſende, dies unglückſel'ge Blatt

In meines Königs Hand zu geben?

König.

Was?

So wißt ihr, wen der Inhalt meint? — Der Name

Iſt, wie ich weiß, auf dem Papier vermieden.

Alba (betroffen zurücktretend).

Ich war zu ſchnell.

König.

Ihr wißt?

Alba (nach einigem Nachdenken).

Es iſt heraus.

Mein Herr befiehlt — ich darf nicht mehr zurück —

Ich leugn' es nicht — ich kenne die Perſon.

König

(aufſtehend in einer ſchrecklichen Bewegung).

O einen neuen Tod hilf mir erdenken,

Der Rache fürchterlicher Gott! — So klar,

So weltbekannt, ſo laut iſt das Verſtändniß,

Daß man, des Forſchens Mühe überhoben,

Schon auf den erſten Blick es räth — Das iſt

Zu viel! Das hab' ich nicht gewußt! Das nicht!

Ich alſo bin der Letzte, der es findet!

Der Letzte durch mein ganzes Reich —

Alba (wirft ſich dem König zu Füßen).

Ja, ich bekenne

Mich ſchuldig, gnädigſter Monarch. Ich ſchäme

Dem weiſen Manne war es indeß nicht genug, dem herrſchenden Stamme dies Vertrauen der untergeordneten zuzuſichern; er wünſchte auch bei den übrigen Klaſſen eines guten Vernehmens der Mitglieder unter ſich, verſichert zu ſeyn; und da er mit Grund befürchten mußte, daß die wechſelſeitig übertragene Aufſicht des Einen auf den Andern, demſelben nachtheilig ſeyn könne; ſo wird, ſeiner Verordnung gemäß, das Zeugnis der unbekannten Aufſeher in keinem Falle kund, wo es ſich bei dem Feſte der Schäzung durch nachtheilige Folgen äuſſert. Bei dem Stamme der Obern, wo jeder den andern auf eine bekannte Weiſe umwacht, kann dieſe Vorſicht zwar nicht ſtatt finden; allein der zuverläſſige Karakter, der dieſer Klaſſe beiwohnt, der nähere und gröſſere Einfluß des Regenten und der erſten Staatsbeamten auf die Mitglieder derſelben, und die Strenge, mit welcher jedes unlautere Zeugniß geahndet wird, verbürgen, ohne jene Vorſicht, die Unparteilichkeit, die Eintracht, und die Reinheit ihrer geſelligen Verhältniſſe. Wobei ich nicht unberührt laſſen darf, daß die Nachſicht, welche einem Mitgliede der untern Stämme zu gute kommen kann, bei dem Urtheil über das Betragen eines Obern nie ſtatt finden darf: weil jede Gelindigkeit gegen einen einzelnen Mächtigen, eine empörende Ungerechtigkeit gegen Viele ſeyn würde."

Da der Ollos den Gegenſtand der Strafen berührte, ſo unterbrach ich ihn durch die aufgeſparte Bemerkung: daß mich die Gleichförmigkeit derſelben, ohne eine dem

Verbrechen angemeſſene Abſtufung, bei der Verurtheilung einiger Arramanden heut befremdet habe.

„Jede gefährliche Verlezung der bürgerlichen Verhältniſſe, ſprach der Ollos, wird bei uns als ein Verbrechen gegen den Staat angeſehen, und daher mit einerlei Strafe belegt. Wer in einem beſchränkten, minder bedeutenden Verhältniſſe, das Wohl des Ganzen ſtört, der iſt eben ſo ſtrafbar als der, welcher auf einer höheren Stufe ſich auffallender Verlezungen ſchuldig macht. Jeder kann in ſeinem Wirkungskreiſe dem Staat gefährlich werden; und die ohnmächtigere Folge des Verbrechens darf dem Verbrecher nie zu gute kommen. Wir betrachten den Staat als eine groſſe Maſſe von Familien und Haushaltungen, und wir ziehen, bei unſern Strafgeſezen, die Verlezung der vielen einzelnen Pflichten der Wichtigkeit ihrer Summe nach, in Betrachtung. Damit indeß dieſer ſtrenge Geſichtspunkt, keine ungerechten Ausſprüche erzeugen möge, ſo laſſen wir jeden Stamm den Ankläger und Richter ſeiner Verbrecher ſeyn, und nach der ihm eigenthümlichen Vorſtellungsart das Maas des Unrechts, und die Gefahr des Verbrechens in Rükſicht ſeiner Verhältniſſe beurtheilen.

Ich nahm dieſe Erklärung für befriedigend an, um auf einen Gegenſtand überzugehen, der mit dem Feſte der Schäzung eigentlich nichts gemein hatte; und erſuchte den Ollos mich von dem wichtigen Gegenſtand einer Staatsverfaſſung, nemlich von den Finanzverhältniſſen ſeines Reichs zu unterrichten.

„Ihr werdet euch wundern, erwiederte der Oros, daß ich eure Neugier über dieſen Punkt durch keine beſtimmte Antwort befriedigen kann: die Bedürfniſſe unſers Staats, und die Quellen zur Beſtreitung derſelben, ſind, im allgemeinen betrachtet, ſo ungleich und zum Theil ſo zufällig, daß es mir unmöglich iſt euch darüber eine Ueberſicht durch Zahlen zu verſchaffen. Was den Reichthum des Staats überhaupt betrift — worunter ich hier nicht bloß die Maſſe des baaren Geldes verſtehe — ſo ruht derſelbe größtentheils in den Händen der Obern des Reichs, oder er verbreitet ſich vielmehr, durch ihre Hände, zum Beſten des Allgemeinen. Der Stamm der Obern und Nahen wird auf Unkoſten des Staats unterhalten, und die Mitglieder deſſelben dürfen, als ein perſönliches Eigenthum, weder etwas beſizen noch erwerben: jedoch iſt ihnen ſo viel zugeſtanden, daß ſie auf eine auslangende Weiſe das Anſehen ihrer Verhältniſſe aufrecht erhalten können. Das Mittel, wodurch die Obern des Reichs vermöge ihres Amtes zum Beſiz der Staats-Reichthümer gelangen, und in dieſer Rükſicht einer freien Herrſchaft darüber verſichert werden, bietet die euch ſchon bekannte Einrichtung dar: mittelſt welcher alle Vortheile des größern Handels dem Staat allein zu gute kommen. Die Quelle der öffentlichen Einnahme kann indeß, wie ihr ſelbſt ermeſſen werdet, nicht anders als von einer ſehr ungleichen Ergiebigkeit ſeyn. Die Grundregel, nach welcher wir bei unſerer Finanzverwaltung zu Werke gehen, iſt daher dieſe: die nothwendigen Bedürfniſſe des Staats müſſen beſtimmt, und den ſichern Quellen der öffentlichen Einkünfte ſo genau angemeſſen ſeyn, daß dieſe zur Beſtreitung der erſtern jederzeit zureichend befunden werden; und damit die Vermehrung der Staats-Einkünfte, welche der Zufall herbeiführt, weder durch kärgliches Aufſparen, noch durch willkährliche Verſchwendung, nachtheilige Misverhältniſſe erzeugen möge; ſo erſchaffen und erſinnen wir auſſerordentliche allgemeine Bedürfniſſe, welche dieſe zufälligen Zuflüſſe, auf eine zwekmäßige Weiſe, vertheilen. Wir ſuchen der producirenden Klaſſe unſerer Mitbürger eine ihnen nothwendige Beſchäftigung zu geben, ohne ſie dadurch geradezu bereichern zu wollen; obwohl wir den Individuen derſelben, gern ein beträchtliches mehr als das bloſſe Bedürfniß gönnen und zuflieſſen laſſen. In einem ähnlichen Sinne betrachten wir auch die Vortheile des Handels, in Rükſicht auf den Staat, indem wir den Ueberfluß unſerer Produkte am beſten zu benuzen glauben, wenn wir dafür einen Zuwachs reeller Lebensbequemlichkeiten und Wohlthaten, auf dem nächſten Wege, erlangen, ohne das Mittel, welches dieſen Zuwachs mit gröſſerem Wucher verſchaffen könnte, nemlich den Beſiz des Geldes bei dieſem Verkehr vorzüglich vor Augen zu haben; und hierin iſt der Geiſt unſerer Finanzverwaltung von dem Geiſte der Kaufmannſchaft am meiſten unterſchieden; da dieſer bloß den Erwerb dieſes gefährlichen Mittels, als das Reſultat ſeiner Betriebſamkeit, beabſichtiget."

Ich konnte mir von den Handels-Verbindungen der Arramanden, welche der Olles für bekannt annahm, keinen rechten Begrif machen. Ich glaubte irgend eine Gemeinſchaft mit andern Staaten dabei vorausſezen zu müſſen; und ich wuſte doch aus Erfahrung, wie wenig ſich die nächſten Nachbarn um dieſe Thalbewohner bekümmerten, und mit welcher Gleichgültigkeit über ihr Daſeyn, man mich mit bloſſen Mährchen von ihnen unterhalten hatte. Ich erwähnte dieſer Unwiſſenheit der Nachbarn, und ihrer fabelhaften widerſprechenden Erzählungen gegen den Olles, und bot ihm dadurch eine Veranlaſſung dar, mir das Geheimniß der Arramandiſchen Handlungs-Verbindungen zu enthüllen.

„Der weiſe Mamru, ſprach der Olles, hat die Arramanden von den benachbarten Nazionen völlig zu trennen geſucht, um ſie deſto enger unter ſich zu vereinigen; und da es ein weſentlicher Gegenſtand unſerer Staats-Klugheit iſt, über dieſe Abſonderung ſorgfältig zu wachen; ſo befremdets mich nicht, wenn die unbefriedigte Neugier der Ausländer unſere Verborgenheit in ein nachtheiliges Licht ſtellt, und wir haben gewiß ſehr viel dabei gewonnen, daß man unſern Zuſtand, daſelbſt von je her, ſo wenig kannte, und keiner Nachforſchung werth achtete. Ich brauche euch die, zu unſerer Verborgenheit, ſo vortheilhafte Lage des Thales Arr, das von einer ſteilen Felſenwand rings umgeben wird, nicht zu beſchreiben, weil ihr die Grenzen dieſes Reichs ſelbſt unzugänglich fandet, und da bloß ein Wunder euch hieher zu verſezen im Stande war.

Damit ihr indeß nicht glauben mögt, daß wir auf eine ähnliche, übernatürliche Weiſe, unſere Handlungsgeſchäfte treiben (die ihr mit dem abgeſonderten Zuſtand der Arramanden nicht vereinigen könnt) ſo will ich euch die Maßregeln bekannt machen, welche wir dabei anwenden, und eure Neugier hierüber zu befriedigen ſuchen.

Auf der nördlichen Seite unſers Reichs hat die Natur den Fuß des Gebirges getheilt, und einen Ausgang eröffnet, der in eine ſteinigte unbewohnbare Wüſte führet. Dieſe Einöde wird alle drei Jahr von den Karavanen ausländiſcher Kaufleute beſucht, welche mit einer benachbarten reichen Nazion in Verbindung ſtehen, und auf ihrem Wege die Grenzen unſers Reichs in jener offenen Gegend berühren müſſen. Dieſe Karavanen nun bieten uns die Gelegenheit dar, mit andern Staaten einen mittelbaren Handel zu treiben, und uns, durch die dritte Hand, von dem, was uns überflüſſig geworden iſt, zu entledigen, und allerlei andere Bedürfniſſe dagegen einzutauſchen. Keine dieſer Karavanen darf, bei Verluſt ihrer Güter und ihrer Freiheit, das Gebiet der Arramanden betreten, und die Handelsgeſchäfte mit ihnen, werden in der Nähe des erwähnten Ausgangs in die Wüſte, auſſerhalb unſerer Grenze abgemacht. Ein verabredetes Signal kündigt ihre Ankunft daſelbſt an, worauf die Wächter am Ausgang, von dieſen Karavanen, jedesmal ſechs Frauen als Geiſeln empfangen, welche eine halbe Tagereiſe voraus geſendet werden müſſen, um für die redliche Abſicht des gegebenen Signals Bürgſchaft zu ſtellen.

Der Ollos und einige Obere des Reichs beſorgen, mit den Karavanen, die gewöhnlichen Handelsgeſchäfte, und die dabei vorkommenden Handleiſtungen verrichten, Leute aus dem Stamm der Ungenanten. Man bedient ſich derſelben, weil ihr dunkler Gemüthszuſtand uns vor der Gefahr ſicher ſtellt, durch unbedachtſame Plaudereien gegen dieſe Fremdlinge, unſern Nachbarn genauer bekannt zu werden.

Die abentheuerlichen, und zum Theil nachtheiligen Erzählungen, welche ihr auf eurer Reiſe von dem Thale Arr, und ſeinen Bewohnern vernommen habt, beruhen alſo auf dem ſehr natürlichen Grunde, daß man nach dieſem abgeſonderten und gleichſam von uns ausgeſtoſſenen Stamme, welcher jenen Ausländern zu Geſicht kommt, die übrigen Arramanden beurtheilt, und manchem fabelhaften Zuſaze um ſo leichter Glauben beimiſt.

Ich benuze dieſe Gelegenheit, fuhr der Ollos fort, um euch einen Vorfall zu berichten, der vielleicht die entgegengeſezten günſtigeren Schilderungen, die jene Gerüchte durchkreuzen, veranlaßt haben mag, und den ich euch vorzüglich darum mittheile, weil er ſeiner Folgen halber für uns merkwürdig geworden iſt. So ſehr der weiſe Mamen, gleich beim Antritt ſeiner Regierung, auf die Abſonderung des Arramandiſchen Reichs bedacht nahm;

ſo war es ihm doch nicht möglich, dieſelbe mit einemmahl zu bewerkſtelligen, und da der ſeltſame Deſpotismus ſeines Verfahren, des Königs Urrha, die Neugier der Nachbarn mehr als ehedem aufmerkſam gemacht hatte; ſo konnte er nicht verhüten, daß das Gerücht, auch über ihn und ſeine Einrichtungen, manches gute und böſe bei den angrenzenden Nationen verbreitete. Dieſe mannigfaltigen Sagen brachten die Königin eines nahe gelegenen Reichs auf den Gedanken, ſich durch eine abentheuerliche Unternehmung in das ſchon damahls verſchloſſene Gebiet der Arramanden einen Weg zu bahnen, und die Wachſamkeit derſelben durch eine Liſt zu täuſchen. Orlida, ſo hieß dieſe Königin, war von der Vorſicht, den ankommenden Karavanen ſechs Frauen als Geiſeln abzufordern, unterrichtet worden, und ſie benuzte dieſen Gebrauch zur Ausführung ihres Vorhabens. Da ſie dabei auf keine Eroberungen ausgieng, ſondern bloß ihre Neugier befriedigen wollte, ſo bedurfte es keiner kriegeriſchen Zurüſtungen dazu, und ſie war dreiſt genug, ſich nicht einmahl den Schuz irgend eines bewaffneten Hinterhalts dabei zu verſichern. Ungefähr um die Zeit, wo man die Ankunft der reiſenden Kaufleute erwarten konnte, erſchien Orlida an einem Abend, nebſt fünf andern Frauen, wozu ſie die ſchönſten von ihrem Hof ausgewählt hatte, in der Kleidung jener Ausländer vor der Pforte des Ausganges, der in die nördliche Wüſte führt, und überlieferte ſich nebſt ihren Begleiterinnen, den Wächtern am Thor, um für die nachfolgende Karavane die gewöhnliche Bürgſchaft zu leiſten. Man wollte dem Herkommen gemäß dieſe Geiſeln in die Hauptſtadt der nördlichen Provinz bringen, die von dem Paß, durch den ſie eingelaſſen wurden, nicht weit entfernt war, und in welcher der Ollos nebſt einigen Obern des Reichs ſich bereits aufhielt, um die Handelsgeſchäfte, welche in dieſen Zeitpunkt fielen, ohne Verzug abmachen zu können. Die Königin ließ ſich anfangs ganz bereitwillig finden, dieſer Einrichtung ein Genüge zu leiſten; da ſie aber hörte, daß die Reiſe mit verbundenen Augen und unter einer ſtarken Aufſicht geſchehen müſſe, und daß ihr und ihren Gefährtinnen von dem Innern des Landes durchaus nichts bekannt werden dürfe; ſo ſchüzte ſie eine plözliche Unpäßlichkeit vor, und bat den Obern der Wächter, daß er ſie für ihre Perſon mit dieſer Reiſe verſchonen, und bloß die übrigen Frauen als Geiſeln in die Hauptſtadt der Provinz abſenden möchte; Orlida fügte zu dieſer Bitte das freiwillige Anerbieten hinzu, daß man ſie bis zum nächſten Morgen, wo die Karavane eintreffen würde, als eine Gefangene behandeln, und auf das ſtrengſte bewahren ſolle. Sie ließ dabei nicht undeutlich merken, daß ſie nichts dagegen haben würde, wenn dieſer Offizier, zu ſeiner deſto gröſſeren Sicherheit, die Aufſicht auf ihre Perſon ſelbſt übernehmen wolle, indem ſie ſich berechtigt glaube, den Schein einer kleinen Unſchiklichkeit, ſeiner Pflicht und der Pünktlichkeit des Geſezes halber, unter dieſen Umſtänden auf ſich laden zu dürfen. Der Obere der Wächter maß zwar der vorgeſpiegelten Krankheit der Königin wenig Glauben bei, allein die argliſtige Orlida täuſchte ihn auf eine andere Weiſe in den Erwartungen, die ſein Leichtſinn aus ihrem etwas zweideutigen Anerbieten zu ahnen glaubte. Er gab der Bitte der Königin Gehör, und nahm die vorgeſchüzte Krankheit zum Vorwand an, um ihr ſeine eigene Wohnung, wo ſie alle Bequemlichkeiten haben könne, zum Aufenthalt anzubieten. Orlida folgte ihm, nach einem geringen Widerſtand, dahin, und nachdem ſie ſich von einer ſcheinbaren Ohnmacht erholt hatte, wodurch ſie, bei dem Zauber einer ſeltenen Schönheit, ihrem Wächter noch gefährlicher wurde; ſo begehrte ſie zu ihrer Erholung eine Schale mit Wein von ihm, ſie trank nur wenig davon, und erſuchte den Ueberbringer, dieſe Schale auf ihre Geſundheit vollends zu leeren. Der Obere der Wächter gehorchte ohne den mindeſten Argwohn, er nahm dieſe Tändelei für das Zeichen einer ihm günſtigen Vertraulichkeit an, und die ſchlaue Orlida ſuchte ihn in dieſem Wahn durch allerley Geſpräche noch mehr zu beſtärken.

Die ſchöne Gefangene begehrte hierauf, zur Erholung von den Beſchwerlichkeiten der Reiſe, einige Stunden ungeſtöhrt ſchlafen zu können. Dieſer Wunſch war ſo natürlich, daß ihr Aufſeher ſich demſelben nicht widerſezen durfte; er wieß der Königin ein wohleingerichtetes Schlafzimmer an, und begab ſich in das nächſte Vorgemach, und harrte, in ſorgloſer Zuverſicht, auf den Augenblik, wo das Bedürfniß der Ruhe ihrer Seits befriedigt ſeyn würde. Er ſelbſt hatte keine Ahnung davon,

Mich einer ſeigen Klugheit, die mir da
Zu ſchweigen rieth, wo meines Königs Ehre,
Gerechtigkeit und Wahrheit laut genug
Zu reden mich beſtürmten — Weil doch Alles
Verſtummen will — weil die Bezauberung
Der Schönheit aller Männer Zungen bindet,
So ſey's gewagt, ich rede; weiß ich gleich,
Daß eines Sohns einſchmeichelnde Betheurung,
Daß die verführeriſchen Reizungen,
Die Thränen der Gemahlin —

König (raſch und heftig).

Stehet auf.
Ihr habt mein königliches Wort — Steht auf.
Sprecht unerſchrocken.

Alba (aufſtehend).

Ihre Majeſtät
Beſinnen ſich vielleicht noch jenes Vorfalls
Im Garten zu Aranjuez. Sie fanden
Die Königin von allen ihren Damen
Verlaſſen — mit zerſtörtem Blick — allein
In einer abgelegnen Laube.

König.

Ha!
Was werd' ich hören? Weiter!

Alba.

Die Marquiſin
Von Mondekar ward aus dem Reich verbannt,
Weil ſie Großmuth genug beſaß, ſich ſchnell
Für ihre Königin zu opfern — Jetzt
Sind wir berichtet — Die Marquiſin hatte

daß eben dies Bedürfniß ihn ſelbſt ganz unerwartet überraſchen würde, und daß der Schlaf ſeiner Gefangenen, den er zu belauſchen glaubte, gerade der Zeitpunkt ſey, wo ihre Liſt über ſeinen Leichtſinn und ſeine Leichtgläubigkeit den Meiſter ſpielen ſollte. Der Wein, welchen Orlida ihrem Wächter dargereicht hatte, war mit einem Schlaftrunk gemiſcht, und ſobald ſie der Wirkung dieſes zauberartigen Mittels verſichert war, ſo ſchlich ſie aus ihrem Zimmer heraus, beraubte den Obern der Wächter ſeiner Kleider und Waffen, und entfloh, mit dieſer Beute beladen, zugleich ſeiner Aufſicht und ſeinen Nachſtellungen. Die Nacht war der Flucht der Königin günſtig, und mittelſt der ſich zugeeigneten Kleidung entgieng ſie der Aufmerkſamkeit der zahlreichen Wächter an verſchiedenen Päſſen ſo glücklich, daß ſie ſich vor Tages Anbruch in vollkommener Freiheit befand. Orlida hielt es nunmehr für rathſam, die entlehnte Tracht, gegen eine andere, minder auffallende, zu vertauſchen, und der Zufall bot ihr dazu bald eine Gelegenheit dar. Zwey Männer aus dem Stamm der Ungenannten folgten einem Transport Waaren, die in die Hauptſtadt der Provinz geſchaft wurden; ſie forderte einem derſelben ſeine ſchwarze Hülle gegen eine reichliche Bezahlung ab, und erhielt ſie ohne Weigerung. Die Königin kleidete ſich darein, und glaubte ſich unter dieſer Mummerey ſo ſicher, daß ſie nun keine Seitenwege mehr einſchlug, ſondern auf offener Straſſe der Hauptſtadt des Reichs zueilte. Dieſe Wanderſchaft gieng eine geraume Zeitlang nach Wunſch von ſtatten, und das Gewand einer ausgeſtoſſenen Klaſſe, um die man ſich wenig zu bekümmern pflegte, ſchüzte das Incognito der Königin. Ihre Ankunft in dem Reich der Arramanden, und die Liſt, durch welche ſie ihrem Aufſeher entkommen war, hatte indeß nicht lange ein Geheimniß bleiben können; weil die als Geiſeln feſtgehaltenen Frauen den Anſchlag ihrer Gebieterin bekannten, und der Obere der Wächter, unter Erzählung des ganzen Verfalls, ſich ſelbſt bereits als ſchuldig angeklagt hatte. Man wußte daher ſehr bald, daß die Königin Orlida ſich, unter irgend einer Geſtalt, in dem Reiche der Arramanden aufhalten müſſe, und bloß die Vermuthung, ſie in der mit ſich genommenen Kleidung ausfindig zu machen, konnte ihre wirkliche Entdekung eine Zeitlang verzögern. Dieſer Irrthum offenbarte ſich indeß in wenigen Tagen: denn der Zufall führte einen der ausgeſchikten Kundſchafter gerade an den Ort, wo Orlida den Anzug und die Waffen ihres Wächters, bei dem Wechſel ihrer Kleider, verſtekt hatte, und dieſer eilte mit einer ſo bedeutenden Entdekung ſogleich zu dem Ollos. Auf die Nachricht von dieſem Fund veranſtaltete man eine Nachforſchung unter allen Stämmen; und Orlida wurde, ſo ſehr ſie ſich zu entſtellen verſucht hatte, erkannt, und als eine Staatsverbrecherin in Verhaft genommen. Der Ollos ließ hierauf die Erſten des Reichs zu einer geheimen Berathſchlagung zu ſich berufen, welche über das Schikſal der Königin und ihrer Gefährtinnen entſcheiden ſollte. Was die leztern anlangte, ſo fielen die Stimmen des verſammelten Rathes faſt alle dahin aus, daß man dieſe fünf Frauen, welche, ohne ſich einer gefährlichen Neugier ſchuldig zu machen, bloß ihrer Fürſtin gefolgt wären, unter der, bei andern Geiſeln üblichen Vorſicht, wieder aus dem Reich entfernen könne; allein in Anſehung der Königin hielt man eine ähnliche Gelindigkeit für bedenklich; man bezweifelte die Verſicherung, daß ihre Reiſe keinen bedeutenden Endzwek gehabt habe, man erwog die Möglichkeit, daß ſie einer beleidigten Eitelkeit halber einſt Rache nehmen werde, und fürchtete mit Recht, daß Orlida, auf ihrer Wanderſchaft, von dem Zuſtand der Arramanden genauer unterrichtet worden ſey, als es einem Fremden gezieme. Alle dieſe Beſorgniſſe wurden in Ueberlegung gezogen, und nachdem man die einzelnen Ausſprüche, welche der Ollos ſchriftlich empfieng, eingeſammelt hatte, ſo ergab ſich daraus: daß ein einziger Richter die Königin Orlida zum Tod verurtheilte, die andern aber hielten dieſe Strafe für zu hart, und verlangten bloß, daß ſie, zur Sicherheit der Arramanden, eine lebenslange Staatsgefangenſchaft erdulden müſſe. Keinem in dieſer Verſammlung war ſein Amt dismal ſo ſchwer geworden, als dem Oberhaupte derſelben, nemlich dem Ollos Mamru, denn er hielt es ſeiner Weisheit nicht unanſtändig, das Schikſal der ſchönen Orlida ſehr nahe an ſeinem Herzen zu haben. So gern er ſie ganz frei geſprochen hätte, ſo gab er doch ſeiner Pflicht und der Sorge für den Staat ein überwiegendes Gehör, und konnte nicht umhin, den Ausſpruch der meiſten Stimmen, ſelbſt für gerecht anzuſehen, und denſelben, dem Herkommen gemäß, durch ſeine Unterſchrift zu beſtätigen.

Der Ollos Mamru war indeß nicht der einzige, welcher ſeine Theilnahme an der unglüklichen Orlida der allgemeinen Wohlfahrt aufopferte; noch mancher ihrer Richter nährten insgeheim dieſelben Gefühle, und hatten ſie mit gleicher Mühe bekämpfen müſſen. Dieſe milde Stimmung der Gemüther erzeugte den allgemeinen Wunſch, das Loos der Königin auf alle Weiſe zu erleichtern, und einige ihrer Richter verfielen daher auf den Gedanken, daß der Wundertrank des Arztes Aſtur ein bewährtes und wohlthätiges Mittel ſeyn würde, der gefangenen Königin den Verluſt ihrer Freiheit für immer vergeſſen zu machen. Dieſer Vorſchlag fand anfangs wenig Beifall, und die meiſten glaubten ihn darum verwerfen zu müſſen, weil er, ſeiner gutgemeinten Abſicht ohngeachtet, etwas erniedrigendes mit ſich führe; allein dem Ollos Mamru ſchien er ſehr willkommen zu ſeyn, und er erklärte ſich ſo beredt und ſo entſchieden dafür, daß man ſeiner Meinung beitrat, und die Anwendung des vorgeſchlagenen Mittels genehmigte. Um der ſchönen Staatsgefangenen jeden widrigen Eindruk zu erſparen, wollte man ihr weder von dem geſprochenen Urtheil, noch von ihrem künftigen Zuſtande etwas ahnen laſſen; und man bemühte ſich daher, ſie in den Wahn zu verſezen, daß ſie gleich ihren Gefährtinnen, die Freiheit wieder erlangen würde. Statt der Wache, welche ihre Perſon umgab, erſchien ein anſtändiges Gefolg von Hofleuten, die ihr mit ausgezeichneter Ehrerbietung begegneten, und bald darauf begab ſich der Ollos ſelbſt zu ihr, um ſie zu einer Feſtlichkeit in ſeinem Pallaſt einzuladen. Orlida fand dieſe plözliche Veränderung eben nicht auffallend, ſie glaubte, daß man ihrem Stand und ihrem Geſchlecht eine ſolche Begegnung ſchuldig ſey, und folgte der Einladung des Ollos, ohne ſich im mindeſten etwas arges dabei zu verſehen. Die Erſten des Reichs, welche die Königin verurtheilt hatten, befanden ſich zu ihrem Empfang in dem Pallaſt verſammlet; man hatte für allerlei Ergözlichkeiten geſorgt, um das Zwangvolle eines ſolchen Beſuchs zu erleichtern, und jeder Erklärung über das Vergangene auf eine geſchikte Weiſe dadurch vorzubeugen. Orlida überließ ſich den ſchmeichelnden Eindrüken des gegenwärtigen Augenblikes mit unbefangener Fröhlichkeit, und dieſe glükliche Stimmung machte es dem Ollos um ſo leichter, die Geſellſchaft zu einer feierlichen Bewillkommung der Königin aufzumuntern; er trank, unter dem Schall rauſchender Inſtrumente, auf ihre Geſundheit, und gebot den übrigen, ſeinem Beiſpiele zu folgen. Orlida glaubte ſich verpflichtet, dieſe Höflichkeit ihrer Seits erwiedern zu müſſen; ſie forderte eine Schaale mit Wein, und man reichte ihr den Zaubertrank, in welchem ſie ſich, zur Vergeſſenheit ihrer ſelbſt, berauſchen ſollte.

Ehe ihre Lippen den Rand des gefüllten Gefäſſes berührten, gelobte ſie dem Fürſten der Arramanden und ſeinem Volke, eine ewige Freundſchaft, und betheuerte dabei, daß der Abſchied aus dieſem glüklichen Thal der ſchmerzlichſte Augenblik ihres Lebens ſey. Hierauf leerte ſie die Schaale, und ſobald dies geſchehen war, ſank ſie, wie von der Uebermacht einer Begeiſterung beſiegt, in einen gedankenvollen Zuſtand, der ſie eine Zeitlang ſprachlos machte; doch ihr Auge, und jeder Zug ihres Geſichts verklärte ſich dabei zu einem überirrdiſchen Ausdruk von Ruhe und Heiterkeit. Alle Anweſende, welche die vertraulichen Worte der Königin noch mit Rührung erfüllten, ſtaunten dieſe unerwartete Erſcheinungen an, und überzeugten ſich, da ſie die Ohnmacht des Zaubertranks durch die ganz entgegengeſezten Wirkungen kannten, daß Orlida keine gewöhnliche Sterbliche, ſondern ein Weſen höherer Art ſeyn müſſe.

Der Ollos Mamru war der einzige in dieſer Verſammlung, welcher über dieſen Vorfall kein ſichtbares Erſtaunen äuſſerte; er ſchien alles als ein vorhergeſehenes Ereigniß aufzunehmen, und es iſt nie offenbar geworden, ob der Wunderthater Aſtur ihn von der wohlthätigen Wirkung ſeines Mittels, im Fall eine Frau es verſuchen würde unterrichtet hatte, oder ob er dieſelbe aus dem Verbot des Magus blos zu ahnen glaubte. Die Einflüſſe des Zaubertranks, welche ſich über Orlidas Seele während ihrer ſtillen Begeiſterung verbreiteten, erhöheten auch ihre körperlichen Reize, und ertheilten denſelben das Gepräge der reinſten erhabenſten Vollendung. Man betrachtete ihre Schönheit mit Ehrfurcht, und dies Gefühl verſcheuchte jede Regung, die ihr veredeltes Weſen entweihet hätte. Der Ollos Mamru war der erſte, der ſich ihr näherte, und ſie anzureden wagte. Er machte ſie ihrer wohlwollenden Aeuſſerung gegen ihn und ſein Volk wieder eingedenk; er bat ſie, ihre ſegenvolle Gegenwart den Arramanden für immer zu ſchenken; und erbot ſich, die Herrſchaft ſeines Reichs in ihre Hände zu legen. Orlida nahm dieſes Anerbieten nur zum Theil an: ſie entſagte dem angetragenen Throne, ſo wie der Regierung ihrer eigenen Staaten, und wählte die Würde einer Oberprieſterin in dem Reich der Arramanden, wozu ſie ſich auf eine ſo übernatürliche Weiſe berufen fühlte.

Der Ollos endigte hier ſeine Erzählung, und entließ mich bis auf den nächſten Tag, wo das Feſt der Veredelung, oder der Triumpf der Frauen gefeiert wurde; welches mich mit den Folgen der mitgetheilten Geſchichte bald genauer bekannt machte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Horen

Jahrgang 1797

Zwölftes Stück.

Tübingen
in der J. G. Cottaiſchen Buchhandlung
1797.

Innhalt des zwölften Stücks.

I. Die Kapelle im Walde. Idylle. Seite 1
II. Nachtrag über Laokoon. — 19
III. Die Feſte der Arramanden. Beſchluß. — 29
IV. Die Nonne. Romanze. — 39
V. Die Herbſtnacht. — 46
VI. Magelone und der Ritter von Maßilia. — 49
VII. Hymnus an Dionyſos. Aus dem Griechiſchen. — 74
VIII. Die Gaben der Götter. — 79

Nicht mehr gethan, als ihr befohlen worden.
Der Prinz war dort geweſen.

König (ſchrecklich auffahrend).

Dort geweſen?
Doch alſo —

Alba.

Eines Mannes Spur im Sande,
Die von dem linken Eingang dieſer Laube
Nach einer Grotte ſich verlor, wo noch
Ein Schnupftuch lag, das der Infant vermißte,
Erweckte gleich Verdacht. Ein Gärtner hatte
Den Prinzen dort geſehen, und das war,
Beinah' auf die Minute ausgerechnet,
Dieſelbe Zeit, wo Eure Majeſtät
Sich in der Laube zeigten.

König

(aus einem finſtern Nachſinnen zurückkommend).

Und ſie weinte,
Als ich Befremdung blicken ließ! Sie machte
Vor meinem ganzen Hofe mich erröthen!
Erröthen vor mir ſelbſt — Bei Gott! ich ſtand
Wie ein Gerichteter vor ihrer Tugend —

(Eine lange und tiefe Stille. Er ſetzt ſich nieder und verhüllt das Geſicht.)

Ja, Herzog Alba — Ihr habt Recht — Das könnte
Zu etwas Schrecklichem mich führen — Laßt
Mich einen Augenblick allein.

Alba.

Mein König,
Selbſt das entſcheidet noch nicht ganz —

Die Horen.

Dritter Jahrgang. Zwölftes Stück.

I.

Die Kapelle im Walde.

Idylle.

Schon erhebt ſich die Sonne, und röthet die Wipfel der Tanne
Auf dem einſamen Fels, der tiefe Klüfte beſchattet.
Tief zerflieſſet im Thal der Nebel in leichten Geſtalten,
Schleicht an der Felswand hin, und entflieht der nahenden Sonne.
An dem Fuße des Bergs im fernen Kloſter ertönet
Früh der Mette Geſang, der frommen heiligen Brüder,
Die den Tag mit Gebet in geiſtiger Ruhe beginnen.
An der halb ofnen Thür der ſchön geſchmükten Kapelle

Knieet lauſchend der Hirt und horcht dem hohen Geſange,
Seine Schaafe ſuchen indeß die bethauten Halme
Hohen Graſes, das nicht geſchäftige Tritte zerſtöret.
Leiſer liſpelt die Luft in der hohen Linde beim Eingang,
Die der frühere Strahl der Sonne prächtig vergoldet.

Noch im Schlummer, doch halb die blauen Augen geöfnet
Höret auch Anna den Ton der fernen Gloke verhallen,
Die zum frühen Gebet die frommen Seelen erweket.
Eilend raſt ſie ſich auf vom reichen zierlichen Lager,
Oefnet leiſe den Laden des kleinen kühlen Gemaches,
Suchend ſpähet der Blik in die breite geebnete Straße
Ob von ferne ſie nicht die Geſtalt des Geliebten erblike:
Denn ihr hatte verſprochen der Jüngling frühe zu kommen
Arm in Arm mit ihr zu wandeln zum Bilde der Jungfrau,
Das im ſchattigten Wald ſich ſchön vom Hügel erhebet.

Nah am Eingang des Hauſes da pflegte zu warten der Jüngling.
Denn noch öfnet ſich nicht für ihn die Thür der Geliebten,
Fremd noch iſt er der Mutter und ſeines Herzens Geſinnung.

Aengſtlich ſuchet der Blik des Mädchens, das leiſeſte Rauſchen
Täuſcht das liebende Herz, bald wehet der Wind in den Pappeln,
Die an der Pforte des Thors hoch ſtehen in Reihen geordnet,
Oder die Tropfen des Thaus entfallen dem üppigen Weinlaub,
Das ihr Fenſter umkränzt; o warum weißt du Geliebter!
Nun in banger Erwartung beginnt ſie den einfachen Anpuz.
Ordnet die glänzenden Loken mit farbigen Bändern durchflochten,
Lange Flechten verbinden die Haare, und lieblich geſchlungen
Fallen ſie um den Naken, der weiß und glänzend erſcheinet.
Um ſich hüllt ſie ein leichtes Gewand mit Blumen durchwebet,
Nicht vergißt ſie, nachdem der einfache Puz nun vollendet,
Einen Blik in den Spiegel, ſich über ſich ſelber erfreuend.

An der Mutter Gemach ſchleicht leiſe die Tochter vorüber,
Fürchtend ſie zu erweken, und öfnet leiſe die Thüre,
Schleicht hinab in den räumigen Hof, und harret am Eingang.
Schmeichelnd nahet ſich ihr der treue wachſame Hofhund
Doch ſie bedräuet ihn, da kriecht er winſelnd zurüke.
Endlich erblikt ſie von fern die Geſtalt des nahenden Jünglings.
Eilend kommt er zu ihr, es wallen die bräunlichen Loken
Von dem Hauche des Morgens durchwehet um Naken und Schultern.
Blumen reicht er, vom Thau erfriſchte, dem lieblichen Mädchen,
Immer pflegen ſie beide die Blumenkrüge zu füllen
Die auf den kleinen Altar in der Waldkapelle geſtekt ſind.

Nicht mehr weilten ſie nun, und giengen eilig die Straße,
Fürchtend es könnte von fern ſie ein Bekannter erbliken.
Aber als nun die Buchen ſich über ſie freier ſchon wölben,
Und der Hügel ſie birgt, beginnen vertraut die Geſpräche.

Warum zögerteſt du, dein harrt ich voll bänglicher Sorge?
Eben du hielteſt mich feſt, du lieblich freundliches Mädchen,
Ach ein glüklicher Traum von dir, du Geliebte er hielt mich,
Hielt die Sinne gewaltig, ich fürchtete zu erwachen.
Möchte deuten auf Glük des Traumes liebliche Täuſchung!
Ja ſo ſeid ihr, ihr Männer, ihr lebt nur dem flüchtigen Eindruk,
Sey es Traum, oder wahr, wenns nur die Seele bewegt.
Für ein luſtiges Bild kannſt du die Wirklichkeit opfern,
Denn wohl weißt du es, Lieber, daß mir koſtbar die Zeit iſt.
Fürchten muß ich ja immer, daß früh die Mutter erwache,
Fürchten wenn ſie mich ſieht, ſie wolle ſelbſt mich begleiten.
Zwar ich ordne ihr klug am Abend die Arbeit des Morgens,
Daß die Sorge fürs Haus zu frühe nicht ſie erweket.
Oft ſchon bat ich ſie: Mutter, o laß mir doch die Geſchäfte,
Du ermüdeſt dich ſehr, ich habe ja Kraft und den Willen,
Freue der Ruhe dich auch am Morgen und ſtärke die Glieder.

Gerne will ich ja ſorgen und klug die Geſchäfte vertheilen,
Daß ein jegliches weiß womit man beginne das Tagwerk.
Aber traurig und klagend erwiedert immer die Mutter,
Glaubſt du Anna, daß nur die Sorge ſo frühe mich wecke,
Oder es treibe mich nur, dieß Tagesgeſchäft zu beginnen?
Ließ mich ruhen mein Herz, und die alles verzehrende Sehnſucht
Nach dem Gatten, der ach ſo viele Jahre ſchon fern iſt!
Den ein heiliger Wahn ſo lang von der Heimath entfernte,
Ablaß wollt er ſich hohlen vom Stuhle des heiligen Vaters,
Seine Schuld zu verſöhnen, ach niemals hat er geſündigt!
Edel und fromm iſt ſein Sinn, und wollte immer das Beſte.
Fühlt' er quälend wie ich, die Schmerzen der nagenden Sehnſucht,
Stacheln würd ihn ſein Herz, zu den ſeinen wiederzukehren.
Du auch Anna vermehreſt mir peinlich die Wunde des Herzens,
Da ſich mit jeglichem Tag die reifende Bildung entfaltet.
Früh fühlt Liebe das Mädchen, und ſchwer iſts dem Herzen gebieten.

Bald wirſt du finden den Jüngling, der deine Treue verdiene.
Doch ich fürchte zu wählen für dich den künftigen Gatten,
Ohne den Willen des Vaters, wie könnt ich Segen ertheilen?
Bebend horch ich ihr zu, und fürchte ſtets zu verrathen,
Was das Herz mir bewegt, und daß ich längſt ſchon gewählet,
Käme der Vater zurük, wie glüklich wären wir alle!
Heimlich dürft ich nicht mehr mit dir im Walde hier wandeln,
Und dann giengen wir beide zum Bilde der heiligen Jungfrau,
Dürfte dem Vater dich zeigen, der froh getröſteten Mutter.
Tadlen könnten ſie nicht, daß dich die Tochter gewählet.

Aber erſchroken blikt ſie umher. Ich höre dort rauſchen,
Dort im Haſelgeſträuch, was iſt es, ſage mirs Lieber!
Täuſche nicht Liebſte dein Ohr, es war das Flattern des Vogels,
Aufgeſchreket von uns fährt ſcheu er aus dem Gebüſche.
Bleibet ruhig ihr kleinen, ihr ſchön gefiederten Sänger,

Feindlich kommen wir nicht, wir ſuchen nur Frieden und Stille.
Immer noch rauſcht' es fort, und Anna ſchaute voll Angſt um.
Sage mir Lieber was iſts, mich ſchreket jedes Getöſe.
Ach wenn ſie käme die Mutter, und fände dich mich begleitend,
Zürnen würde ſie bitter, doch ſchmerzlich würd es ſie kränken.
Ich vernehme kein Rauſchen, als dort im trokenen Laube,
Das den Buchen entfiel, als der Herbſt die Blätter entfärbte.
Furchtſam ſeid ihr, ihr Frauen, ſo möcht ich nun mich beklagen,
Uns liegt Muth in der Seele, wenn auch wir die Kräfte nicht üben.
Aengſtlich würd ich erbliken von fern die kommende Mutter,
Aber wäre ſie nah, ich würd' ihr herzhaft begegnen.
Sprechen würd ich, o Mutter verzeih uns Liebenden willig,
Möchteſt du auch der Tochter ein hartes Schikſal bereiten?
Soll ſie frühe ſchon lernen, zu fühlen die Sehnſucht der Liebe,
Die dein Leben dir nun ſo trüb und freudlos verdunkelt.
Trenn uns Liebende nicht, und ſegne des Herzens Verbindung.

Siehe ſo würd ich ſprechen, wie mir mein Herz es gebietet,
Denn ich lernete nicht, die Worte künſtlich zu fügen,
Wenig kenn ich die Kunſt der Schmeicheley und der Rede,
Im Gedränge der Welt hat nie mein Fuß ſich verirret,
Frühe ward ich belehrt zu handeln mehr als zu ſprechen,
Oftmals ſagte mein Bruder, den ich als Vater verehrte,
Der die Tage der Kindheit mich ſorgſam und zärtlich geleitet.
Manches hat er erfahren, und viel im Leben erduldet,
Darum floh er die Welt und barg ſich ins friedliche Kloſter.
Als der Vater nun ſtarb ward er mein treuer Beſchützer
Und ich lebte bei ihm die Tage der fröhlichen Kindheit.
O dann ſagt er mir oft: dich bild ich nicht für die Welt aus,
Unbefangen und rein geh durch dein künftiges Leben.
Nicht die verwikelten Händel der Welt und ihre Geſchäfte
Sollſt du kennen, du ſollſt ſie aus weiter Ferne nur ſchauen.
Aber damit dir nicht fremd der Menſchen Thun und Beginnen,

Lern' aus Thaten ſie kennen und ihrer frühen Geſchichte,
Immer gleich iſt der Menſch, und ſein Beginnen ſich ähnlich.
Folgt er dem gröſſeren Zwek, ſo dünkt uns, er ſelber ſey Urſach,
Ihn beherrſche der eigene Geiſt, doch es iſt nur der Zufall,
Nimmer weiß er, warum durch ihn das Groſſe geſchehen,
Oder das Kleine, er folgt dem Augenblik und der Neigung.

Solche Geſinnungen ſuchte mir früh der Bruder zu geben,
Anders wurden ſie nicht, da ich das Kloſter verlaſſen,
Da ich handeln nun mußte im regen geſchäftigen Leben.
Einfach blieb zwar der Kreis der Dinge, die mich umgaben,
Aber das Herz macht ſich groß und klein die Welt und die Dinge.

Aber nun haben ſie endlich den grünenden Hügel erſtiegen,
Sind nun bei der Kapelle, die einſam im Wald ſich erhebet.
Vor dem Eingang ſtehn vier Säulen in Reihen geordnet,

König (nach den Papieren greifend).

Auch das nicht?
Und das? Und wieder das? Und dieſer laute
Zuſammenklang verdammender Beweiſe?
O es iſt klarer als das Licht — Was ich
Schon lange Zeit voraus gewußt — Der Frevel
Begann da ſchon, als ich von euren Händen
Sie in Madrid zuerſt empfing — Noch ſeh' ich
Mit dieſem Blick des Schreckens, geiſterbleich,
Auf meinen grauen Haaren ſie verweilen.
Da fing es an, das falſche Spiel!

Alba.

Dem Prinzen
Starb eine Braut in ſeiner jungen Mutter.
Schon hatten ſie mit Wünſchen ſich gewiegt,
In feurigen Empfindungen verſtanden,
Die ihr der neue Stand verbot. Die Furcht
War ſchon beſiegt, die Furcht, die ſonſt das erſte
Geſtändniß zu begleiten pflegt, und kühner
Sprach die Verführung in vertrauten Bildern
Erlaubter Rückerinnerung. Verſchwiſtert
Durch Harmonie der Meinung und der Jahre,
Durch gleichen Zwang erzürnt, gehorchten ſie
Den Wallungen der Leidenſchaft ſo dreiſter.
Die Politik griff ihrer Neigung vor;
Iſt es zu glauben, mein Monarch, daß ſie
Dem Staatsrath dieſe Vollmacht zuerkannte?
Daß ſie die Lüſternheit bezwang, die Wahl
Des Kabinets aufmerkſamer zu prüfen?

Und ein flacheres Dach, wie nicht gewöhnlich zu ſchauen,
Schlieſſet das Ganze, und frey erhebt ſich die wölbende Deke.
Ueber dem kleinen Altar, in einer Blende geſtellet
Schimmert in Stein gehauen, das Bild der heiligen Jungfrau,
An der Bruſt das Kind, und ſegnend blikt ſie hernieder.
Staunend ſehen die Beiden, als jezt der Thüre ſie nahen,
Halb ſie geöfnet, es kniet ein Wandrer betend zum Altar.
Und als Anna ſich naht, die Blumenkrüge zu ſchmüken,
Sinkt ihr bebend die Hand: da prangen köſtliche Blumen!
Eine Krone von Gold, erblikt ſie am Haupte der Jungfrau.
An dem Fuß des Altars da knieen die Liebenden nieder.

Jezt erhob ſich der Pilger mit heiligem Ernſt im Geſichte,
Hebt die gefalteten Händ' und rufet laut und mit Inbrunſt:
Dieſe Krone gelobt' ich dir, du heilige Jungfrau,
Da ich ſorgenvoll oft nach meiner Heimath mich ſehnte,

Als in den Händen der Räuber ich landet' an Afrikas Küſte,
Die mich gewaltſam entführt von Napels freundlichem Ufer.
Aber dir iſts bekannt, du wareſt mein Schuz auf dem Meere,
Zeigteſt in Träumen mir oft die ſehnlich erflehete Heimath,
Du verſprachſt dem Gefangnen die Freiheit und glükliche Rükkunſt.
Siehe nun bin ich bey dir, mich fanden frühe die Strahlen
Der belebenden Sonn' am Fuſſe des grünenden Hügels.
Eher kannt' ich nicht Raſt, bis ich fromm dir wieder genahet,
Meine Gelübd' erfüllend. Nun ſich zu den Horchenden wendend:
Du o freundliches Mädchen und wohlgebildeter Jüngling!
Ihr ſeid Zeugen, wie ich die himmliſche Mutter verehre.

Und ſie horchten ihm zu mit ſtillem Antheil und Beifall.
Näher kam ihm der Jüngling und ſagte die freundlichen Worte:
Nicht vergeß ich der Stunde, der Rührung des frommen Gemüthes
Deren ich Zeug jezt war, und wünſche dir glükliche Rükkehr

Zu den Deinen, die wohl mit Schmerz auf den Augenblik harren
Wo du wieder dich nahſt, die Gattin, die zärtlichen Kinder.
Sey dir geſegnet die Rükkehr zu den dich liebenden Deinen,
Sagte das Mädchen, und Thränen entfielen den blühenden Wangen.
Wenn ich die Freuden mir denke, die deiner im Schooße der Heimath
Harren, ſo reget ſich mir im Herzen ſchmerzliche Sehnſucht,
Denn auch ich entbehre ſchon viele Jahre den Vater.
Aber der Pilger beugt zur Erde ſein glühendes Antliz
Sinkt noch einmal gerührt hin an die Stufen des Altars.

Als die Liebenden noch ſich Segen erflehten vom Himmel
That auch die Mutter ein gleiches, in ſtiller traulicher Kammer.
Aber ihr leuchtete nicht der Tag zu fröhlichen Stunden,
Weinend begrüßt ſie die Sonn', und die freundlich lachende Erde,
Traurigen Sinns, fühlt ſich aufs neue verlaſſen und einſam
Denn lebendig erſchien in ihrem Herzen die Stunde,

Eben war es der Tag, an dem der Gatte vor Jahren
Sie zum leztenmal umarmt, und von ihr geſchieden,
Menſchen konnten nicht heilen die nagenden Schmerzen der Sehnſucht,
Und ihr traurender Sinn ſucht bey den Himmliſchen Hülfe.
Dieſes ſchien ihr das Beſte. Zur heiligen Jungfrau im Walde
Will ſie flüchten und beten und Thränen weinen dem Gatten,
Und ſie eilet vorbey an der Tochter ſtillem Gemache,
Kurz nur weilet ſie da, ſie findet verſchloſſen die Thüre,
Und ſie wähnet, daß noch im Schlummer liege das Mädchen.
Ruhe ſanft noch Geliebte, du kannſt noch ſorgenlos ruhen,
Keine Schmerzen der Sehnſucht verhüllen die lieblichen Bilder
Rein und frey iſt dein Herz, du kennſt nicht die Sorgen der Liebe.
So ſpricht leiſe die Mutter, und wandelt mit haſtigen Schritten
Aus der Wohnung, und irrt durch die liebliche Gegend mit Eile.
Nicht nach der lachenden Flur, nicht nach dem Dunkel des Waldes
Siehet ihr Auge. Sie wandelt im innerſten Herzen beweget,

Senket den weinenden Blik. Bald iſt ſie an heiliger Stätte,
Neben dem Pilger kniet ſie ſchnell auf die Stufen des Altars.
Höher klopft ihr die Bruſt als unwillkührlich das Auge
Nach dem Pilger ſich dreht, ihr entfallen die traurigen Worte:
Ach was iſts, ruft ſie aus, ſo muß ich überall finden
Dieſes Bild, das mit Schmerz die Seele mir immer erfüllet!
Stets nur lebt er in mir, ich ſeh ihn in allen Geſtalten,
Und der traurende Sinn bereitet ſich täuſchende Hofnung.
Aber ſie fühlt ſich plözlich von feſten Armen umſchlungen,
Und es drükt ſie ans ſchlagende Herz der Pilger mit Innbrunſt.
Und mit ſtillem Gemüth lag die weinende Gattin am Herzen
Ihres Geliebten, nicht mehr entfloſſen, ihr Thränen des Kummers,
Finden konnte ſie nicht die Worte, ihr Glük zu bezeichnen,
Aber es glänzet ihr Aug von himmliſchem Glük und Gefühlen.
Sanfte Röthe ergoß ſich auf die verbleichete Wange
Jede Erinnrung verſchwand des lang genähreten Kummers.

Und der Gatte ſieht ihr mit ſtiller Rührung ins Auge.
Wäre Anna auch hier! ſo ruft die glükliche Mutter.

Ach, nun konnte nicht länger ſie harren mehr in der Stille,
Und ſie ſank in den Arm der Mutter, und ſagte: da iſt ſie!
Freudig umfaßte nun auch der Vater die liebliche Tochter,
Auch der Jüngling naht ſich mit bebendem Herzen den Eltern.
Aber der Pilger ſprach zum Jüngling die tröſtenden Worte:
Komm und nahe getroſt, du Sohn des redlichen Freundes!
Den ich lange geliebt, der treu mir im Leben gerathen.
Und zu der Mutter wandt er ſich jezt, die, zweifelnden Blikes,
Stand im Herzen erwägend, ob ſie der Tochter nicht zürne.
Hätte dein Herz es vernommen, wie treu die Tochter dich liebet,
Wie ſie der Neigung Gewalt im kindlichen Herzen bekämpfte,
Zürnen würdeſt du nicht, und gern die Wünſche gewähren,
Die die Herzen der Beiden, die reinen Seelen bewegen.

Ich vernahm Euch Geliebte, im Schatten der dunkelen Buchen,
Hörte das traute Geſpräch und vernahm die Stimme des Herzens.
O wie ſchlug mir das Herz, dem geliebten Kinde ſo nahe
Mich verbergen zu müſſen, denn ſchweigend muſt ichs verſchlieſſen,
Bis ich erfüllt die Gelübde, die meine Seele gelobet.
Als ich betend noch am Altare kniete, da kam mir
Der Gedank in die Seele, zu dir, o Gattin, zu eilen,
Alles dir zu entdeken, und dich um Schonung zu flehen.
Denn ihr traulich Geſpräch enthüllte die heilige Unſchuld
Ihrer Herzen, und gerne geb ich den Segen des Vaters.
Auch nach kurzem Beſinnen naht ſich die Mutter den Beiden,
Kommt und nahet euch frey, die glükliche mag euch nicht zürnen!
Schlieſt ſie zärtlich ans Herz und flehet Segen vom Himmel
Auf der Liebenden Haupt und ihrer Herzen Verbindung.
Und getröſtet nahen die Glüklichen jezt ſich der Wohnung.
Feſter faſſet der Jüngling die Hand der zärtlich geliebten,

Fürchtend noch immer, es täuſch' ein ſchmeichelnder Traum ihm die Sinne,
Da er heimiſch ſich nun in dieſen Wänden erblikte,
Die er lange von fern mit ſehnenden Bliken begrüſſet.

II.

Nachtrag über Laokoon.

Man findet, daß in dieſer Gruppe allen Erforderniſſen im höchſten Grade genug gethan ſey. Auch ich ſehe in dieſem Werke gleichſam das non plus ultra — der Kunſt. Aber unſere Anſchauung geht ſelbſt im weſentlichen Theilen von einander ab. Es iſt ſchon bemerkt, daß der Bildnerey ſelbſt ein Vortheil zuwächſt aus dem, daß ihre Grenzen ſo enge geſtellt ſind. Dieſe Kunſtconvention bei den Alten, ſich alles Beywesens ſo viel möglich zu entledigen, war äuſſerſt überlegt, um das Weſentliche des Gegenſtandes in der Darſtellung deſto mehr vorſpringen zu laſſen. Man denke ſich den Laokoon in der Prieſterkleidung: und es würde unmöglich ſeyn, eine Kunſtvorſtellung damit zu verbinden: jeder Künſtler müßte verzweifeln, das Werk zur anſchaulichen Deutlichkeit zu bringen.

Aber lieſſe ſich deswegen vermuthen, daß die Künſtler ihren Gegenſtand nur ſo allgemein zeigten? Sollten ſie ſo wenig auf Individualiſirung ihres Objects gedacht haben, daß man das Werk, als eine Magiſche Idylle — als wenn der Vater mit den Söhnen im Schlafe von den Schlangen umwunden worden wäre, und jezt bei dem Erwachen ſich blos loszuwinden ſtrebte, anſehen könnte? — Ich geſtehe es, daß bei der herrlichen, ja beſtimmten Bedeutung, in welcher das ganze Alterthum in ſeinen Kunſtwerken vor meinen Augen erſcheint, diß mir nicht in den Sinn kam. Vielmehr bin ich der Meinung, daß, jemehr ſich die Kunſt vom Beiweſen entblöſet, deſto mehr der Künſtler gezwungen iſt, durch die Individualiſirung der Form, der Bewegung und des Ausdrukes ſeinen Gegenſtand anſchaulich zu machen. Die Kindheit der Kunſt nimmt alles Beiweſen, alle Attribute an; denn ſie bedarf derſelben, um ſich zu erklären: jemehr aber ſie ſich ihrem Gipfel nähert, deſtoweniger bedarf ſie des Beiwerkes, weil die Karacteriſirung den Mangel deſſelben hinreichend erſezt. Bewunderungswürdig iſt es, wie die alte Kunſt die Linie dieſer Individualiſirung kannte, und wie richtig ſie ſich in ihrer Sprache verſtändlich machte. Hierin liegt die groſſe Ueberlegenheit des Kunſtgenius: die Wahl des Momentes vorzüglich muß gleichſam die Entſcheidung des Erfolgs, oder der ganzen Mythe vorſtellen. Ich erkläre mich durch Beiſpiele:

Wir haben unter den Monumenten einen Laokoon mit ſeinen Söhnen, einen Philoktet, einen Herkules, als Kind und Mann, welche von Schlangen angefallen werden. Nun wiſſen wir aus der Fabel, daß erſterer mit

Sie war gefaßt auf Liebe und empfing —
Ein Diadem —

König (beleidigt und mit Bitterkeit).

Ihr unterſcheidet ſehr —
Sehr weiſe, Herzog — Ich bewundre eure
Beredſamkeit. Ich dank' euch.

(Aufſtehend, kalt und ſtolz.)

Ihr habt Recht:
Die Königin hat ſehr gefehlt, mir Briefe
Von dieſem Inhalt zu verbergen — mir
Die ſtrafbare Erſcheinung des Infanten
Im Garten zu verheimlichen. Sie hat
Aus falſcher Großmuth ſehr gefehlt. Ich werde
Sie zu beſtrafen wiſſen.

(Er zieht die Glocke.)

Wer iſt ſonſt
Im Vorſaal? — Euer, Herzog Alba,
Bedarf ich nicht mehr. Tretet ab.

Alba.

Sollt' ich
Durch meinen Eifer Eurer Majeſtät
Zum Zweitenmal mißfallen haben?

König (zu einem Pagen, der hereintritt).

Laßt
Domingo kommen.

(Der Page geht ab.)

Ich vergeb' es euch,
Daß ihr beinahe zwei Minuten lang
Mich ein Verbrechen hattet fürchten laſſen,
Das gegen euch begangen werden kann.

(Alba entfernt ſich.)

ſeinen Kindern erliegt, der zweite groſſe und lange Leiden durch die Wunde erduldet: daß der dritte in beiden Fällen ſieget. Was ordnet hier das Kunſtgeſez an? Antwort: ſo darzuſtellen, daß die verſchiedenen Objecte nach ihrem Erfolge ſich erklären: nemlich daß man im erſten Niederlage, im zweiten die Folge ſchwerer Leiden, und im dritten Sieg wahrnehme. Hiedurch, und hiedurch allein wird dem Künſtler der zu wählende Moment beſtimmt. Daher ſehen wir das Kind Herkules auch immer vorgeſtellt, wie es die beiden Schlangen nahe am Kopfe hält, und lächelnd ſpielend erdrükt: wir fürchten nun nicht weiter für das Kind; der Moment des Sieges iſt entſchieden, obwohl die Schwänze der Schlangen andere Theile des Körpers noch kämpfend umwinden. — Der Mann Herkules, die Hydra bekämpfend, iſt in ſtärkſter phyſiſcher Anſtrengung: aber manche Köpfe ſind ſchon geſengt: man ſieht, der Streit endigt ſich zur Ehre des heldenmüthigen Mannes. — Philoktet's Leiden würden nicht ausgedrükt ſeyn, wenn man ihn im erſten Anfall ſeiner Verlezung bildete: wir würden noch ſeinen ſtarken Heldenkörper erbliken, und ungewiß über den Erfolg des Biſſes bleiben. Um alſo die Fabel dieſes Mannes in ihrem ganzen Umfange ſehen zu laſſen: ſo ſtellt der Künſtler ihn, ſchon vom langen Schmerz abgehärmt, mit wüſtem Barte und Haupthaar, auf dem Felſen ſizend, ſein krankes Bein anhaltend, ſeinen hohlen Blik aufwärts gekehrt — vor. Alle vorhergehenden Leiden zeigen ſich in dieſer Bildung: und die Fabel dieſes Helden drehet ſich um ihren höchſten Punkt. Er hat gelitten, leidet noch, aber nicht rettungslos.

In der Vorſtellung des Kindes Archemorus im Pallaſt Spada tödten die Helden vergeblich die Schlange: das Kind iſt zwar noch nicht todt; und der Feind hält ſein drohendes Haupt gegen den Capaneus empor: aber wer kann bei den gewaltigen Umſchlingungen des Kindes an ſeinem Untergang zweifeln? und in dieſem Momente dargeſtellt, zeigt die Fabel ihre Vollendung.

Ich komme jezt auf Laokoon: ich bemerkte die Fabelſage, derſelbe wäre mit ſeinen Kindern umgekommen. Dem allgemeinen Geſez der Kunſt zu folge, müßte alſo die Gruppe ſo vorgeſtellt werden, daß der Beſchauer den erſchreklichen Erfolg der Niederlage nicht bezweifeln könnte. In dem darzuſtellenden Moment muß man die Vollendung deſſen, was uns die Fabel erzählt, erbliken. Würde aber dieſes im Kunſtwerke erſcheinen, wenn wir uns die allgemeine Idee einer ungefähren Umwindung, wie es nemlich im Schlafe geſchehen mochte, dabei denken könnten? wenn das Ganze blos ein allgemeines Anſtrengen, ſich loszuwinden, vorſtellte? wenn wir nicht das höchſtmögliche Anſtrengen des gewaltigſten Kampfes, zwiſchen Tod, und Leben — mit der beſtimmteſten Abſicht der Schlangen durch Umwindungen und Biſſe zu tödten — dabei wahrnähmen? — Gewiß würde ein moderirter Moment, der uns noch zweifeln laſſen könnte, ob die Unglüklichen ſich nicht noch befreien würden, die Fabel keineswegs erklären, und ſo ein karacterloſes Werk, ein Werk ohne

Vollendung ſeyn. Die Kunſt iſt von dem urſprünglichen Sinn, der ſie entſtehen macht, nie abgewichen: ſie iſt, um mich ſo auszudrüken, die natürliche Sprache: da dieſe Sprache aber, um ſich verſtändlich zu machen, nur einen Moment hat, ſo muß derſelbe auch ſo gewählt ſeyn, daß der Vorgang und die Folge dadurch deutlich zu verſtehen ſey. Sollte dies Urgeſez der alten Kunſt eine Ausnahme bei Laokoon gemacht haben? — nach meiner Anſchauung nicht! — Man glaubet den jüngſten der Söhne nur umſtrikt, und nicht gebiſſen: woraus man denn mehrere Folgerungen in Hinſicht der ganzen Gruppe ziehet. Meine Anſchauung hingegen ſagt mir, daß die Schlange den Jungen wirklich in die rechte Seite beißt; die linke Hand fährt mechaniſch nach der getroffenen Stelle zu, um den plözlichen Schmerz abzuwehren, indem der rechte Arm ſich hebet: das rechte Bein ziehet ſich ein, und dem geöffneten Munde verſagt gleichſam der Schrey. Es iſt nicht Mitleiden, das den Zuſchauer ergreifft, ſondern Entſezen. Der ganze Akt ſtellet einen Knaben vor, der zwar ſchon aufs Höchſte geängſtiget war, aber im wirklichen Momente aufs Empfindlichſte getroffen wird. Wie ein electriſcher Schlag fährt der Schmerz durch alle Glieder, und der Ausdruk iſt in den Zukungen aller Theile harmoniſch für den Moment.

Es wäre möglich, daß die Künſtler mit Fleiß bedacht hätten, die Schlange an einem ſo empfindlichen Orte, wo man die Zeichen des Biſſes noch wahrnimmt, beiſſen zu laſſen. Aber es ſey mir erlaubt, dabei zu erinnern, daß bei dem pathetiſchen Zuſtande, in welchem ſich Laokoon befindet, die Künſtler wohl nicht die Abſicht haben konnten, dieſen Biß als Hauptmotif der ſo hochpathetiſchen Lage Laokoons zu bezeichnen. Mir würde dies, ich geſtehe es, bei gegenwärtigem Falle, von Seite jener groſſen Künſtler zu geſucht ſcheinen: und die Motiſirung mußte den Zuſchauer um ſo mehr befremden, da ſie auſſer den Augen desjenigen liegt, der die Gruppe aus ihrem beſten Standpunkte beſieht. Aber hierüber will ich nicht ſtreiten, eben ſo wenig, als über die Einwirkung oder Nichteinwirkung des Giftes. Genug, daß man die geiſtige Einwirkung von Angſt, Furcht, Schreken auch zu Hilfe nimmt. Allerdings ſind es dieſe, welche die Adern ſchwellen, die Bruſt heben, die Stirne furchen, Haar und Bart ſträuben, und die ganze Muskelkraft aufbieten, dem mörderiſchen Feinde zu widerſtreben.

Denken wir auf einen Augenblik einen Vater mit ſeinen zwei noch unmündigen Söhnen — die nicht im Schlafe ergriffen worden; denn dieſe Idee kann bei der Vorſtellung eines Laokoons nicht beſtehen. — Bedenken wir, daß er die Feinde in hohen Windungen herankommen ſahe, daß der Angriff gerade auf ihn und ſeine beiden Vaterſchuz ſuchenden Knaben gieng; welch Emporſtreben, welch ein Gegenkampf von Fliehen und Abwehren — jezt von ſich, jezt von den Knaben — mußte da nicht entſtehen! Wie viele Momente mußten vorüber gehen, bis die Verſtrikung der zwei Strafboten der Götter ſo ſicher war, daß keiner entwiſchen konnte! bis der Vater verſtrikt, gelähmt und erſchöpft ſich nicht mehr aufrecht zu halten vermochte, ſondern jezt in die ſizende Attitude hinſank! — Jezt beiſſen die Schlangen, denn ſie haben ſich durch Umwindung ihrer Beute verſichert, der jüngſte Sohn erliegt in dem Momente durch das mächtige Schnüren und den Biß: bei dem Vater wird der Tod mehr durch ein Erſtiken, als den Biß beſchleunigt. — Und wie kann dieſe Todesart befremden, da wir Athleten auf dem Kampfplaze zu Olympia ohne Verlezung, blos aus Ueberſpannung der phyſiſchen Kräfte erblaſſen ſehen: da wir unzählige Beiſpiele wiſſen, daß Menſchen blos aus plözlicher Furcht und Entſezzen — als aus geiſtiger, wie dort aus phyſiſcher Wirkung — wie vom Blize getroffen, des Todes erbleichten? —

In dieſer Anſicht drehet ſich die Mythe Laokoons um ihren höchſten Gipfel: wir ahnen durch das, was wir ſehen, alles vorhergegangene; und die Folge oder der Ausgang ſteht eben ſo deutlich vor uns. Der Künſtler hat alle Momente in ſeinem Geiſte umfaßt, und in dieſer Darſtellung ſein Object erſchöpft. Man ſehe die Gruppe an und ſchlieſſe die Augen; und beim Wiedereröffnen ſollte man glauben, den ganzen Grupp verändert zu ſehen. Der Moment der Darſtellung iſt ein vorübergehender, aber der nächſtfolgende iſt ein Zuſammenſinken der Hauptfigur; ein Erblaſſen des kleinſten Sohns, und ein tödtlicher Angriff auf den ältern, der jezt blos feſtgehalten gegen dem Vater empor um Hülfe ſchreit.

Und warum ſoll man keinen Todeskampf erbliken? wo iſt die Regel, wo iſt das Kunſtgeſez entgegen? — vielmehr da die Fabel den Tod heiſcht, wird es Geſez für die Kunſt, denſelben darzuſtellen? — und endlich, wer kann ſich ein ſtärkeres Anſtrengen und Dehnen von dem mechaniſchen Baue des menſchlichen Körpers denken? — Ich berufe mich hiebei auf meine Beſchreibung.

Es ſey daher mir erlaubt zu wiederholen; daß die Monumente der Alten kein Geſez darlegen, das den Ausdruk in der Kunſt beſchränkte: Bewegung und Ausdruk ſind immer ſo mächtig und characteriſtiſch, als deren der Künſtler bedurfte, um ſein Object im ganzen Umfange nach Vorgang und Folge durch einen einzigen Moment zu erklären.

Aber laßt uns auf einen Augenblik eine Bändigung des Affectes, eine Bemeiſterung, ein Moderiren des Ausdrukes annehmen. Nun! wann können wir ſagen, der Ausdruk ſey moderirt dargeſtellt? wenn können wir ſagen, daß ein Werk mit geiſtiger Schönheit geendigt ſey? — Jedem äuſſern Ausdruk correſpondirt ein Affect in der Seele: wenn aber der Künſtler den äuſſern nicht markirt, wie kann man den innern errathen? man kann ihn nur, wie er erſcheint, empfinden und beurtheilen. Oder will man von der Ideenmoderirung abgehen, und überhaupt als Geſez feſtſezen, der bildende Künſtler müſſe die ſtärkſten Affecte gar nicht darſtellen: — was ſagt man mit dieſer Regel? gerade zu, daß der Künſtler die hohen Leidenſchaften gar nicht zu kennen nöthig habe, ſondern nur etwas einem Ausdruk ähnliches. Aber wohin würde dies führen? hieſſe das nicht die Kunſt herabwürdigen? und das ſubjective Intereſſe an einem Kunſtwerke dem objectiven ſubordiniren?

Indeſſen iſt gewiß, daß nichts ein Kunſtwerk unausſtehlicher machet, als wenn der Ausdruk mehr ſaget als der Gegenſtand fordert; oder derſelbe dem Character und Würde der Perſonen, oder den Umſtänden nicht angemeſſen iſt. Das geiſtige Schönheitsgefühl des Künſtlers beweiſet ſich vorzüglich dadurch, wenn er die Affecte dem Stand und Adel der Perſonen und den vorkommenden Motiſen zu adoptiren weiß.

Ich erkläre mich durch ein Beiſpiel: nemlich durch das bekannte Basrelief in der Villa Borgheſe, das den Tod Meleager's vorſtellt. Um das Lager des ſchon durch Schmerz entſtellten, und nochlebenden Helden ſind, die Amme, der Erzieher, die Schweſtern, und die Geliebte. Der gemeinſchaftliche Affect, der ſie alle bewegt, iſt troſtloſe Trauer. Nun blike man auf die Aeuſſerung deſſelben, nach Maaßgabe der Würde, und des Characters der Perſonen.

In der Amme ſind die Haare zerſtreut, der Mund geöffnet, die Arme wild ausgebreitet: der alte Erzieher hält ſich gekrümmt und zitternd mit beiden Händen an ſeinem Knotenſtok: ſein Blik iſt auf den Leidenden geheftet; ſein Alter verſagt ihm thätige Hilfe und Thränen.

Die beiden Schweſtern ſind mit herabhängenden Haaren, aber mit anſtändigem Anſichhalten, ſuchen ſie noch durch Arznei den Schmerz des Sterbenden zu lindern.

Die Geliebte — Atalanta — ſizt; ihre Haare ſind nicht zerſtreut: mit der Linken ſtüzt ſie den rechten Ellenbogen, und ſo ruht ihre geſenkte Stirn in der rechten Hand. In dieſer mäſigſten Stellung drükt ſie die verſunkenſte Trauer aus. Der Schmerz iſt über alle verbreitet; aber wer zweifelt, welche von allen die leidensvollſte dabei ſey? —

Man ſieht hier einen Meiſter, der den Ausdruk in ſeiner Gewalt hat: er vertheilt ihn in ſehr verſchiedene Abſtufungen, aber immer characteriſtiſch. — Dies möchte ich Schönheitsgefühl nennen, ſo wie man die Deutlichkeit der Anordnung in dieſem Kunſtwerke anmuthig nennen kann.

III.

Die Feſte der Arramanden.

(Beſchluß.)

Das Feſt der Veredelung, oder der Triumpf der Frauen.

Dies Feſt, welches erſt am nächſten Abend ſeinen Anfang nahm, kündigte ſich durch eine feierliche Stille an, die den Tag über in der Stadt Ballpa herrſchte.

Eine prächtige Erleuchtung, welche, als die Sonne untergegangen war, den Plaz vor dem Pallaſt des Olles, die Hauptſtraßen, und die Kuppel eines nahe gelegenen Tempels, mit Zauberartiger Geſchwindigkeit, erhellte; machte mir den Einbruch der Nacht kaum bemerkbar, und dies reizende Schauſpiel war die erſte Vorbereitung zu der nahen Feſtlichkeit.

Es erſchien hierauf ein Chor von zwölf Frauen, die in der rechten Hand eine goldene Schale, und in der linken eine Fakel trugen; ſie näherten ſich dem Pallaſt, um den Fürſten der Arramanden, von da aus, nach dem Tempel zu begleiten. Die obern Staatsbeamte folgten demſelben, und ich durfte auch hier den erſten Plaz in ſeinem Gefolge einnehmen.

Der Fürſt der Arramanden erſchien bei dieſem Feſt in einem ausgezeichneten Schmuk: er trug ein Gewand von Silberſtof, über welches ein himmelblauer reichgeſtikter Talar herabwallte, den ein mit Edelſteinen beſezter Gürtel umfieng, und auf ſeinem Haupt ruhte ein glänzendes Diadem, in Geſtalt eines ſtrahlenden Sonnenbildes. Die Staatsbeamten in ſeinem Gefolge, waren ebenfalls prächtiger als in den vorigen Tagen angethan: ſie hatten nemlich, auſſer der Kleidung die ihrem Stamme zukam, purpurne Mäntel, die, durch zierliche Spangen auf den Schultern beveſtiget, in einem Saum von goldenen Franzen endeten.

Der Tempel wohin ſich der Ollos nebſt den Uebrigen begab, beſtand aus einer groſen kühngewölbten Kuppel, die auf zwei Reihen marmorner Säulen ruhte. Dies Hauptgebäude wurde von vier ähnlichen, von minderer Gröſe, umgeben, welche die Vorhallen des Innern darſtellten, und zugleich vier Eingänge dahin eröfneten.

Dieſe kleineren Tempel waren den Abgeordneten aus den vier Stammen der Arramanden zum Aufenthalt angewieſen, welche ſich daſelbſt verſammelt hatten; in dem mittleren Hauptgebäude aber befand ſich die Oberprieſterin des Reichs, nebſt zwölf andern Priſterinnen,

Vierter Auftritt.

Der König. Domingo.

Der König

(geht einigemal auf und ab, ſich zu ſammeln).

Domingo

(tritt einige Minuten nach dem Herzog herein, nähert ſich dem Könige, den er eine Zeitlang mit feierlicher Stille betrachtet).

Wie froh erſtaun' ich, Eure Majeſtät
So ruhig, ſo gefaßt zu ſehn!

König.

Erſtaunt ihr? —

Domingo.

Der Vorſicht ſey's gedankt, daß meine Furcht
Doch alſo nicht gegründet war! Nun darf
Ich um ſo eher hoffen.

König.

Eure Furcht?
Was war zu fürchten?

Domingo.

Ihre Majeſtät,
Ich darf nicht bergen, daß ich allbereits
Um ein Geheimniß weiß —

König (finſter).

Hab' ich denn ſchon
Den Wunſch geäußert, es mit euch zu theilen?
Wer kam ſo unberufen mir zuvor?
Sehr kühn, bei meiner Ehre!

welche den Ollos und ſeine Begleiter an dieſer geweihten Stätte erwarteten.

Ich erfuhr bei dieſer Gelegenheit, was ich ſchon früher ahnete, daß das Prieſterthum in dieſem Lande dem weiblichen Geſchlecht übertragen worden ſey, ſeitdem der weiſe Mamru die Männer von dieſem Beruf ausgeſchloſſen, und denſelben die Verwaltung weltlicher Geſchäfte dagegen anvertraut hatte.

Die Frauen welche den Ollos in den Tempel einführten, waren, wie ich hörte, zum Prieſterſtand ausgewählt, und hatten ihre Prüfungszeit rühmlich beſtanden, um zu dieſer Würde nun feierlich erhoben und eingeweiht zu werden. Jede derſelben empfieng, beim Eintritt in das Innere Heiligthum, einen Schleier; ſie bedekten ſich damit, dann ſchloſen ſie um die Anweſenden einen Kreis, und ſtimmten eine Hymne an, welche die Prieſterinnen in abwechſelnden Chören, und, wie mir dünkte, in erhabneren ausdrukvolleren Harmonien beantworteten. Der Ollos und ſein Gefolge wohnte dieſer andächtigen Zeremonie in einiger Entfernung kniend bei.

Als der Lobgeſang geendet war, ſo trat die Oberprieſterin zu dem Fürſten der Arramanden, und redete ihn in folgenden Worten an:

„Der Schatten deines edlen Verfahren, des weiſen Mamru, ſegnet dich in dieſer heiligen Halle, und Orlida die Erſte und Obere unſeres ehrwürdi- Bundes, deren vollendeter Geiſt bei den Unſterblichen wohnt, heißt dich durch meinen Mund willkommen! Ich habe dich und dieſe Edlen hieher beſchieden, damit ich gleich der Anherrin, unter deren Schuz ich den Göttern und dieſem Reiche diene, mein Amt in eurer Gegenwart verwalte."

Die Oberprieſterin näherte ſich hierauf dem Altar, der in der Mitte des Tempels ſtand, und es ſtieg, als ſie den Rand des Altars berührte, aus der Mitte deſſelben ein goldenes Gefäß hervor.

„In dem Raum dieſer Flaſche: fuhr ſie fort: ruht der mächtige Zauber, den Mamru und Orlida uns anzuvertrauen würdigte: die Wirkung dieſes Zaubers, iſt ſtreng und ſchreklich in deiner Hand; aber ſanft und belohnend in der meinigen. Erniedrigung und Dunkelheit folgen dieſem Wundertrank, wenn du ihn reichſt; doch fülle ich die Schale, ſo ſenken die Götter ſeegenvolle Kräfte auf die herab, welche ſie leeren, und veredeln ſie zu einer nähern Vereinigung mit ihrem unſterblichen Daſeyn"

Die zwölf Prieſterinnen vertauſchten, auf den Wink der Oberprieſterin, ihre Pläze mit den zwölf Frauen welche ſie umgaben, und dieſe traten, nachdem ſie ihre Schleier wieder abgelegt hatten, ſodann paarweis näher zu dem Altar.

„An euch ihr Auserwählten," ſo redete die Oberprieſterin ſie an, „welche Orlida durch die einmüthige Stimme unſeres Ordens zu der Weihe dieſes Feſtes berief, bewähre ſich der Einfluß himmliſcher Mächte, durch dieſen Zaubertrank! Er iſt der Lohn und das Zeugniß eures reinen Wandels, er vollendet, was ihr rühmlich begonnen habt; aus Neigung erwählt ihr von nun an, mit geläutertem Sinne, was euer Beruf von euch fodert; und ich begrüſſe euch bald, in einem veredelten Daſeyn, als Gefärtinnen des erhabenen Dienſtes unſerer groſſen unſichtbaren Meiſterin.“

Die zwölf Frauen ſezten hierauf nach einer ehrerbietigen Verbeugung, die Schalen welche ſie trugen, auf den Altar, und die Oberprieſterin füllte dieſelben mit dem Trank, den das goldene Gefäß aufbewahrte. Ein allgemeiner Lobgeſang, an welchem, auſſer dem Ollos und ſeinem Gefolg, auch die Verſammlungen in den vier Vorhallen des Tempels Theil nahmen, ertönte während dieſer Vorbereitung; ſo bald aber die Schalen, auf das Geheiß der Oberprieſterin, von den zwölf Frauen geleert wurden, ſo erfolgte eine feierliche Stille, und man erharrte, in ſtummer Verehrung, die Wirkung des veredelnden Zaubers.

Jene hohe Begeiſterung, welche mir der Ollos bei der Erzählung von Orlidas Geſchichte geſchildert hatte, bemächtigte ſich auch hier dieſer neuen Prieſterinnen, ſobald ſie dieſen magiſchen Trank zu ſich genommen hatten. Es mahlte ſich die Veredelung, zu der eine überirrdiſche Macht ihr ganzes Weſen erhob, auf jedem ihrer Züge, und ſtellte die reinſte Harmonie geiſtiger und körperlicher Vollkommenheiten, an dieſen Eingeweihten, in dem erhabenſten Ausdruk einer vollendeten Vereinigung dar.

Die Oberprieſterin umarmte die Gefärtinnen welche ihr die Götter auf dieſe wundervolle weiſe geſchenkt hatten, und es folgte eine Hymne, die in abwechſelnden Chören geſungen wurde.

Die geweihten Prieſterinnen empfiengen hierauf den Glükwunſch des Olles und der übrigen Anweſenden. Dann wurden die Abgeordneten der vier Stämme, welche während der vorigen Feierlichkeit in den Verhallen verweilten, in das innere Heiligthum berufen.

Die Oberprieſterin beſtieg einen durch etliche Stufen erhöhten Plaz; der Fürſt der Arramanden trat nebſt ſeinem Gefolg ihr zur Seite, und die Prieſterinnen ſchloſſen ſich an die beiden Enden dieſer Verſammlung an.

Nachdem ſich alles geordnet hatte, ſo überreichte man der Oberprieſterin ein goldnes Käſtchen, in welchem das Vermächtniß des Olles Mamru und der Oberprieſterin Orlida aufbewahrt wurde. Dies Vermächtniß nannte man das *Buch der Pflichten*; es enthielt die Geſeze der vier Stämme der Arramanden und der Prieſterinnen.

Die Oberprieſterin belehrte ihre Untergebenen von den Pflichten welche dies Vermächtniß ihnen auferlegte, und ich merkte mir folgendes als den weſentlichſten Innhalt davon:

> Die Erkenntniß eures Berufs, ihr Gefärtinnen unſeres heiligen Bundes, iſt die erſte eurer Pflichten. Ihr ſeyd die Lehrerinnen des irrenden Menſchen-Ge

ſchlechts das neben euch wandelt; ihr beherrſcht den Quell ſeines Willens, und darum ſteht eure Macht über der Macht des Fürſten. Ich fodere viel von euch, denn euch iſt *viel* verliehen. Vertheilet mit Weisheit was ihr empfangen habt, und euer Ruhm ſey der Seegen den ihr über Andere verbreitet.

Ergründet den Menſchen, den ihr bilden ſollt, in dem Innerſten ſeines Herzens.

Sein Weſen iſt ein Widerſpruch, ſein Handeln eine ſchwankende Gewohnheit, und ſein Daſeyn der ahndungsvolle Traum einer helleren Zukunft. *Ihr* ſeyd der Enthüllung dieſes Traums näher gerückt. Leiht euer Licht dem dunkelern Sinne; befeſtigt den Gang der Strauchelnden, und verhütet daß die ſterbliche Natur kein *verlohrnes* Daſeyn in den Kreis der wiederkehrenden Vergänglichkeit zurück führe.

Eure Lehre ergreiſe das Gemüth, und euer Beiſpiel erſpare den Menſchen die ſchwere Wahl des Pfades, den er betreten ſoll, und den er, je mehr er ſinnt, am leichteſten verfehlt. Legt in die friſche Jugendkraft des Herzens den Keim des Guten, damit das Gute durch ſeine Wirkung zur Wahrheit werde.

Sagt euren Schülern, daß der Tugenden höchſte die *Geſelligkeit* ſey, und lehrt ſie dieſe

Tugend durch eine vertraute Gewohnheit erwerben.

Laßt die Uebung der mannigfaltigen Kräfte, die den Menſchen treiben und regen, durch Milde und Billigkeit ſich ordnen; denn ähnliche Empfindungsart und nahe verwandte Lebenszwecke gründen und befeſtigen das Ebenmaß des geſelligen Bundes.

Wiederhohlt es oft: daß Achtung und Liebe kein Tribut der Willkühr, ſondern ein wechſelſeitiges Bedürfniß der Glückſeligkeit ſey.

Prägt es den Herzen eurer Lehrlinge ein: daß es keine Tugend ohne Aufopferung gibt, und daß den Ruhm des Menſchen nur das Verdienſt um Andere beſtimmt.

Das Amt dem ihr vorſteht, ihr Prieſterinnen, umfaßt die Wohlfart einer ſichtbaren Welt und die Hofnungen einer unbekannten unſichtbaren. Ihr ſeyd die Pflegerinnen einer einfachen Lebensblüte von kurzer Dauer, die hier entkeimt um vollendeter und glänzender ſich wieder zu erneuern. Leiht dieſer Blüthe keinen fremden Schimmer, der ihr nicht angehört; regt ihre Sproſſen zu keinem verderblichen Wachsthum an; und wenn ihr das Endliche mit dem Unendlichen verwebt, und das Vergängliche an das Unvergängliche kettet, ſo heftet die Pflichten der Sterblichen ſtets an die Gegenwart, und ihre Hoffnungen nur, an die Zukunft.

Enthüllet ihnen das Göttliche auf eine fruchtbare weiſe: ſtellt die Gottheit als den Urquell alles Guten, und den Jnbegrif aller Gröſſe dar. Das faßliche dieſes Bildes wird ihr Wohlwollen beleben, und das Unermeßliche deſſelben ihre Herzen zur Anbetung erheben.

Dies ſind die Pflichten, die den erhabenen Gegenſtand eures Berufs bezeichnen. Doch dieſer geiſtigen Pflege der Menſchheit, die euch anvertraut iſt, ſteht ein freundliches ſegenreiches Geſchäft zur Seite, das eure Würde ziert und euren Beruf vollendet. Dies Geſchäft iſt die Sorge für die irdiſche Hülle, die des Menſchen beſſeres Daſeyn umfängt, und darum ſeyd ihr als Prieſterinnen, auch die Aerzte des Volks.

Euer veredeltes Daſeyn hat euch, nächſt der Reinheit des Geiſtes, auch eine hellere Erkenntniß der Sinne verliehen; ihr durchſchauet die Natur in ihren Geſezen, und ergründet die verborgenen Kräfte derſelben. Braucht, was euch darüber offenbar iſt, zur Labung der gebrechlichen Menſchheit, ſpendet mit liebreicher Sorgfalt die Schäze eures Wiſſens aus, und ſeyd dem leidenden Kranken ein hülfreicher Genius, der mitleidig ſeine Klage vernimmt und unerfleht ſie zu lindern erſcheint."

Dieſer Aufforderung, die Heilkunde auszuüben, folgten einige Vorſchriften, die mir wieder entfallen ſind.

Das übrige dieſer Verleſung betraf die heiligen Gebräuche des Prieſterthums, und war mir, der miſtiſchen Sprache halber, in welcher ſie abgefaßt waren, größtentheils unverſtändlich.

Das Geſchäft, deſſen ſich die Oberprieſterin, in Anſehung ihrer Untergebenen, unterzogen hatte, und das nun geendigt war, ſezte der Fürſt der Arramanden fort; indem er dem Stamme der Obern das Vermächtniß des Olles Mamru vortrug; und ſeinem Beiſpiele folgten drey Staatsbeamte, die den übrigen Stämmen ihre Pflichten, nach Anleitung dieſes Geſezbuches ebenfalls kund machten.

Doch davon, mein theurer Kanzler — ſo endigte Prinz Albion ſeine Erzählung — will ich euch zu einer andern Zeit unterhalten.

IV.

Die Nonne.

Romanze.

„So willſt du meiner Bitte taub
Verbergen ſtets den Schmerz,
Und bitterer Verzweiflung Raub
Verſchlieſſen mir dein Herz?"
So ſprach, daß er ſein Herz entlaſte,
Alfons zu ſeinem trauten Gaſte.

„Zur Freude bin ich nicht mehr da,
Mir finſter iſt die Welt,
Und wem ich auch mich liebend nah,
Dem wird ſein Loos vergällt.
Brichſt du gewaltſam denn mein Schweigen,
So ſei's, mein Innres will ich zeigen."

„Als Muthvoll in der Jugendzeit,
Mit Roſen mild umglänzt,
Dem leichten Schritt ſo groß und weit
Die Welt ſchien unbegränzt.
Strebt auch mit kühnem Selbſtvertrauen
Ich um die Gunſt der ſchönen Frauen.“

„Selbſt in des Kloſters Zelle drang
Mein kühner Fuß hinein,
Ich achtet nicht den heilgen Zwang
Und nicht den frommen Schein.
Da glükt es mir ein Herz zu rauben,
Ich raubt' der Unſchuld Ruh und Glauben.“

„Hättſt du die liebliche Geſtalt,
Mit einem Blik erſpäht,
Du fühlteſt ſtets noch die Gewalt
Der niemand widerſteht.
Wie kann ich dir noch menſchlich ſcheinen?
Ich liebte ſie — und lies ſie weinen.“

„Ich eilte Ruhm zu ſuchen fort,
Und folgt des Krieges Glük,
Verließ der Liebe ſtillen Ort,
Und kam nicht mehr zurük.
Bald dacht ich nicht mehr jener Stunden
Der Liebe, die ſo ſchnell verſchwunden.“

Domingo.

Mein Monarch!
Der Ort, der Anlaß, wo ich es erfahren,
Das Siegel, unter dem ich es erfahren,
Spricht wenigſtens von dieſer Schuld mich frei.
Am Beichtſtuhl ward es mir vertraut — vertraut
Als Miſſethat, die das empfindliche
Gewiſſen der Entdeckerin belaſtet
Und Gnade bei dem Himmel ſucht. Zu ſpät
Beweint die Fürſtin eine That, von der
Sie Urſach' hat, die fürchterlichſten Folgen
Für ihre Königin zu ahnen.

König.

Wirklich?
Das gute Herz! — Ihr habt ganz recht vermuthet,
Weßwegen ich euch rufen ließ. Ihr ſollt
Aus dieſem dunkeln Labyrinth mich führen,
Worein ein blinder Eifer mich geworfen.
Von euch erwart' ich Wahrheit. Redet offen
Mit mir. Was ſoll ich glauben, was beſchließen?
Von eurem Amte ford'r ich Wahrheit.

Domingo.

Sire,
Wenn meines Standes Mildigkeit mir auch
Der Schonung ſüße Pflicht nicht auferlegte,
Doch würd' ich Eure Majeſtät beſchwören,
Um Ihrer Ruhe willen Sie beſchwören,
Bei dem Entdecken ſtill zu ſtehn — das Forſchen
In ein Geheimniß ewig aufzugeben,
Das niemals freudig ſich entwickeln kann.

„Einſt bei der Lampe ſtillem Schein
Saß ich im Lager wach,
Da tritts mit leiſem Tritt herein
Und ſeufzet dreimal, Ach!
Ich blike auf und ſeh mit Beben
Die Nonne ſtehn, ſie ſchien zu leben.“

„Ach meine Leiden wurden wach:
Tief fühlt ich mein Vergehn,
Zu ſpät nur folgte Reue nach,
Es war um ſie geſchehn.
Stets bei der Gloke zwölftem Schlagen
Kommt wieder ſie, mich anzuklagen.“

„Sie ſieht mit Ernſt auf mich herab
Doch zürnet nicht der Blik,
Sie ſchweigt mir wie das düſtre Grab,
Kein Laut kehrt mehr zurük.
Könnt' noch die Stimme mir ertönen!
Mit meinem Herzen mich verſöhnen!“

Alfons hört zärtlich an den Freund,
Mit Wehmuth ſchließt er ihn
Ans treue Herz. Doch bald erſcheint
Der Hofnung Strahl dem Sinn.
Er will durch trügliche Geſtalten
Die Wahrheit ſeinem Sinn entfalten.

Und ſeiner Schweſter ſchnell er naht,
Fleht ſie um Beiſtand an.
„Verſuchſt du die gewagte That?
Willſt heilen du den Mann?
Als Nonne nahſt du unſerm Kreiſe
Doch menſchlich nicht, nach Geiſterweiſe.“

„Wenn Nachts wir uns beim frohen Mahl
Erfreuen, und beim Wein
Ergözen uns in dieſem Saal,
Dann tritt zu uns herein.
Vergebung tön' aus deinem Munde,
So heilt des armen Freundes Wunde.“

„Die Wanduhr ſey ein Zeichen dir
Verändert iſt ihr Schlag,
Schlägt zwölfe ſie, ſo tritt herfür
Und ſeufze traurig Ach!
Auch ſelbſt die Gloke ſoll ihn lehren
Daß ſeine Sinne ihn bethören.“

Die Schweſter fleht, es hört ihr Ohr
Der Gäſte nahen Tritt
Sie kommen ſchon im frohen Chor
Auch Roland nahet mit.
Doch mit des Kummers trüben Bliken
Ihn kann nichts irrdiſches mehr entzüken.

Im traulichen Geſpräches Lauf
Von leichtem Muth erhellt,
Erſtehn viel lichte Bilder auf,
Der fern und nahen Welt.
Aus wohl gefülleten Pokalen
Scheint Luſt und Freude neu zu ſtrahlen.

Es ſchlägt der Wanduhr heller Schlag,
Es öfnet ſich die Thür,
Da ſchweigt das laute Luſtgelag,
Es tritt der Geiſt herfür,
Und wie aus einer Nebelhülle
Naht die Geſtalt in tiefer Stille.

Schwach flimmert noch der Kerzen Strahl,
Verfinſtert ſcheint die Luft,
Ein kalter Hauch durchweht den Saal
Als wie aus Todtengruft.
Es naht mit wildem Sturmesrauſchen,
Erwartend alle Gäſte lauſchen.

„Ich bebte nicht im Schlachtgefild,
Nicht für des Feindes Schwerdt,
Doch ſchrecket mich dies Geiſterbild,"
Spricht leis Graf Dagobert.
Sein Nachbar hört dies an, „Ich ſtaune!
Kannſt fürchten noch der Geiſter Laune?"

„Komm nur du liebliches Geſicht
Aus einer andern Welt,
Komm näher nur, dich fürcht ich nicht
Wenn dirs bei uns gefällt.
Laß wiſſen mich, was dein Begehren
Was kann dir deine Ruhe ſtören?“

„Dir nah ich, ſpricht die Nonne, nicht,
Und tritt zu Roland hin.
Zu dieſem treibet mich die Pflicht
Zu dieſem ſtrebt mein Sinn.
Verſöhnung will ich ihm verkünden,
Vergeben ſind ihm ſeine Sünden.“

Voll Zuverſicht naht Roland ſich:
„Du biſt mir längſt vertraut,
Mein Herz empfängt mit Wonne dich
Und hört den Friedenslaut“
Doch kaum geendet ſind die Worte
So rauſcht es leiſe an der Pforte.

Und von des Thurmes Glocke klingt
Der lezte zwölfte Schlag
Der vorgeſchobne Riegel ſpringt,
Es rauſcht in dem Gemach,
Und ſtaunend alle Gäſte ſehen
Zwei Nonnen bei einander ſtehen.

Die falſche Nonne zittert, liegt
An ihres Bruders Bruſt,
Des Schrekens Macht hat ſie beſiegt,
Sie iſt ſich nicht bewußt.
Mit leiſem feierlichen Schritte
Naht ſich der Geiſt der Freunde Mitte.

Aus ſeinem Mund erſchallt kein Laut,
Er hebet nicht die Hand,
Zu Roland ſchwebt er, der vertraut
Sich naht und wohlbekannt.
Die andern Gäſte fliehn betroffen,
Hier können ſie nicht Luſt mehr hoffen.

V.

Die Herbſtnacht.

Du ſüßer Schwermuthſtiller Aufenthalt
Dein Schweigen weht mir ernſte Wonne zu,
Vom leichten Dämmerflor der Nacht umwallt,
Empfange mich in deinem Arm, o Ruh!

Die Blumen ſind verſchwunden vom Gefild:
Jetzt beut nicht mehr der Birken hangend Haar
Vom lauen Weſt durchſäuſelt kühl und mild
Dem Wanderer ein holdes Dunkel dar.

Mit dürren Blättern liegt der Grund beſtreut;
Der Buche dämmerndes Gewölbe ſank,
Ein ſtilles Denkmal der Vergänglichkeit,
Neigt ſich ihr Stamm vom wilden Felſenhang.

Wo ſonſt die Heerde fröhlich läutend ging,
Liegt Nebel auf der braungeſtreiften Au:
Der Strauch der hier ſo ſchön vom Ufer hing,
Schwimmt jetzt entwurzelt auf der Fluten Blau.

Fern über jener dunkeln Fichtenhöh
Schwebt Sirius verklärt und feierlich,
Erröthend ſpiegelt im beſchilften See
Der Halbmond unter lichten Wolken ſich.

Der Wind hat ſich gelegt, und fern und nah
Herrſcht heilges Schweigen über die Natur,
So hingeriſſen, ſo begeiſtert ſah
Dich deine Freundin nie, o holde Flur.

Mein Geiſt iſt ernſt und ſchweigend wie der Hain,
Der dort in lieblichen Helldunkel ruht,
Mein Herz iſt ſtill wie dieſe Nacht, und rein
Wie dieſe klare mondbeglänzte Flut.

Er iſt verſtummt der Ruf der Leidenſchaft,
Mein Buſen ſchlägt von edlerm Feuer warm,
Ich fühle deines Daſeins Götterkraft,
Und ſink o Tugend ſanft in deinen Arm.

Wer kennt das Land das, nur dem Glück geweiht,
In einer ew'gen Frühlingsblüte ſteht?
Wo nie der Schleier der Vergangenheit
Um Leichenſtein und Todtenurne weht.

Ich kenn' es nicht! doch kenn ich jene Macht,
Die himmliſch mild den Schmerz der Seele ſtillt!
Und die mit ſanftem Schleier wie die Nacht
Den bangen Blick des Sterblichen verhüllt.

In ihrer himmliſchen Umarmung ſchien
Der Tod, o Sokrates, ein Engel dir!
Du ſahſt den Tod, du konnteſt ihm entfliehn,
O Regulus, und folgteſt muthig ihr.

Wer nennt ſie alle, die ſich ihr geweiht,
Die Helden, deren Herz für ſie nur ſchlug,
Die ſie erhaben über Grab und Zeit
In Mnemoſinens lichten Tempel trug!

Nur ſie beſeelt die Reitze der Natur
Mit einem Zauber dem Olymp entwandt
Und ſelbſt Elyſiums verklärte Flur
Iſt nur durch ſie der Ruhe Vaterland.

Sie lehrt uns unerſchüttert wie der Thurm
Am Meer, dem Strom der Leiden widerſtehn,
Uns ruhig kämpfen mit des Schickſals Sturm,
Und überwunden lächelnd untergehn.

VI.

Magelone und der Ritter von Maßilia.

Oefnet die Flügel der Pforten, damit ſie dem Wandrer verkünden,
Daß er hier Obdach ſinde und ruhe nach irrendem Leben.
Denn es entflieht fürwahr das Vertraun und der Muth aus der Seele,
Wenn nun endlich der Pilger das Ziel des Weges erreichet,
Froh die Mauren erblickt, die Ruh und Erquickung verheißen,
Wenn voll Hofnung er naht, und ſindet verſchloſſen den Eingang,
Wenn er lange muß harren, bis ſindet ſich endlich ein Diener,
Der die Thür ihm öfnet und freundlich willkommen ihn heißet.
Niemand ſoll es ſo ſinden, den dieſe Mauren empfangen.

Mir verkündet der Schall des lauten Geſchützes, daß frühe
Schiffe gelandet im Hafen. Als ich erwachte, da eilt ich,
Auf den Söller des Thurms, und blickt in die glänzende Ferne.
Sah die funkelnden Wellen von früher Sonne beſtralet.
Viele Schiffe gewahrt' ich, viel Maſte und Seegel, und wehen
Sah ich die farbigten Flaggen, die aus dem heiligen Lande
Bringen die Streiter zurück, die Ruhm und Sieg ſich erfochten.
Eilet ihr Mädchen und ſehet ob alles bereitet im Hauſe.
Breitet die glänzenden Decken auf weich gepolſterte Kiſſen.

Alſo ſprach Magelone, die edelgebohrene Jungfrau,
Die, in heiliger Hülle verborgen, die Pilger verpflege.
Kaum iſt die Rede geendet, ſo nahen geſchäftig zwey Jungfraun
Zu verkünden der ſchönen Gebieterin, daß ſich dem Thore
Pilger nahen, ſie ſteigt von ihren Frauen begleitet
Nieder die ſteinernen Stufen, verziert mit ehernem Laubwerk.

Was jetzt bekannt iſt, kann vergeben werden.
Ein Wort des Königs — und die Königin
Hat nie gefehlt. Der Wille des Monarchen
Verleiht die Tugend wie das Glück — und nur
Die immer gleiche Ruhe meines Königs
Kann die Gerüchte mächtig niederſchlagen,
Die ſich die Läſterung erlaubt.

König.

Gerüchte?
Von mir und unter meinem Volke?

Domingo.

Lügen!
Verdammenswerthe Lügen! Ich beſchwör' es.
Doch freilich gibt es Fälle, wo der Glaube
Des Volks, und wär' er noch ſo unerwieſen,
Bedeutend wie die Wahrheit wird.

König.

Bei Gott!
Und hier gerade wär' es —

Domingo.

Guter Name
Iſt das koſtbare, einz'ge Gut, um welches
Die Königin mit einem Bürgerweibe
Wetteifern muß —

König.

Für den doch, will ich hoffen,
Hier nicht gezittert werden ſoll?

(Er ruht mit ungewiſſem Blick auf Domingo. Nach einigem Stillſchweigen.)

Kaplan,

Die geflügelten Schritt' nach dem räumigen Vorhof gerichtet.
Schon erwarten die Pilger die Hülfe mit ſehnendem Herzen.
In der Mitte des Platzes da pranget künſtlich ein Becken,
Von zwey Löwen getragen, gegoſſen aus glänzendem Erze.
Reichlich rauſcht hier die Fülle des Waſſers ins marmorne Becken,
Labung den Durſtenden bietend, umringt von ermatteten Pilgern,
Die das Waſſer des Quells begierig verlangen zu koſten
Statt der ſalzigen Fluten des Meers. Erſtaunen ergreifet
Freudig die Menge, als nun ſich huldvoll nahet die Jungfrau
Und mit lächelndem Blick. Es bewegt die Herzen der Männer
Ihre Schönheit, vor allen naht aus der Mitte ſich Einer,
Nimmt die Rede, von Anſehn gewaltig und muthigen Blickes.
Aber mit ſanftern Worten als ſeine Geſtalt ſie verkündet,
Naht er der lieblichen Jungfrau, zur Erde dreimal ſich bückend,
Faſſet die Hand ihr mit Demuth, den Saum des Kleides berührend,
Spricht: du Zierde der Frauen, auf deine Hülfe vertrauend

Nahen getroſt wir, du wirſt auch uns vergönnen die Pflege,
Die ſchon manchen erquickte, der dankbar im Herzen dich preiſet.
Alle bedürfen wir zwar der Ruh nach der Noth und dem Drangſal,
Aber des Troſtes bedarf doch einer mehr als der andre,
Darum wende vor allen den Blick der Hülfe nach Jenem,
Den in der Ferne dort die ſorglichen Hüter umgeben.
Sie bewachen ihn ſtets, daß er heimliche Flucht nicht verſuche,
Denn das gequälte Gemüth verblendet wilde Verzweiflung.
Aber doppelt liegt mir am Herzen die Rettung des Armen,
Denn nicht gewöhnlich iſt die Art wie ich jüngſt ihn gefunden.
Kaum entronnen war ich der eignen Gefahr und dem Unglück,
Als ich hülflos ihn fand, das Leben wollt ihm entfliehen,
Hülfe fand er ſo gut, als ich ſie vermochte zu geben,
Aber ſein traurender Sinn hat ſtets mir mit Undank gelohnet.
Ihm iſt verlohren der Glanz der alles belebenden Sonne,
Freudig ſieht er nicht mehr die lieblich lachende Erde.

Dieſer bedarf nicht allein der Stärkung des heilenden Arztes,
Auch der Worte bedarf er, des friedebringenden Glaubens,
Deiner Pflege ſey er darum vor allen empfohlen.

Aber es ſagte dagegen mit ſanfter Stimme die Jungfrau:
Troſt für ſolche Gemüther kommt nicht allein nur von Menſchen,
Wenn die Himmliſchen nicht, auch gütige Hülfe verleihen.

Dürft ich dein ſchönes Gemüth mit herzlichem Mitleid erfüllen
Sagt ich dir gerne, wie ich den armen Pilger gefunden.
Gerne will ichs vernehmen, erwiedert mit Antheil die Jungfrau.

Wenn du ihn hätteſt erblickt! Entſtellet fand ich ihn liegen
An dem Ufer, ihm quoll aus der weit geöfneten Wunde
Schwarzes Blut, der Arm lag ſchlaff am Gefäße des Schwerdtes,
Das mit der letzten Kraft er noch zu halten verſuchte.

Unſre Noth gereicht ihm zum Glück. Wir ſteuerten fröhlich
Nach der heimiſchen Küſte, getragen vom günſtigen Winde,
Aber im hohen Meer ergriff uns das Toben des Sturmes,
Und wir wurden zurück nach Joppens Strande getrieben.
Wie ich Boden gefaßt, ich war geſchwommen ans Ufer,
War in die Felsbucht geflüchtet, da ſah ich den Leidenden liegen.
Du o Vater der Welten, ſo rief ich, haſt mir das Leben
Neu geſchenket, ſo will ich erhalten die fliehende Seele,
Wieder ins Leben ſie rufen, und iſt es anders beſchloſſen,
Soll ein chriſtliches Grab die Gebeine würdig bewahren.
Seiner Sinne beraubt trug ich den Armen zum Schiff hin,
Seiner pflegt ich getreu, und erhielt durch Sorgfalt ſein Leben,
Wieder kehret ihm nun die Kraft und der Muth in die Seele.
Als er nun aber vernahm, daß nach Maſſilias Hafen
Steure das Schiff, da ergriff ihn auf einmal wilde Verzweiflung,
Bitter klagt er mich an, daß ich ihm gefriſtet das Leben,

Und verſuchte mit Liſt, der Hüter Wachſamkeit täuſchend,
Sich vom Borde zu ſtürzen, mich ſchreckte der wüthende Vorſatz.

Aber ſie eilet zu ſuchen den Armen, die treffliche Jungfrau,
Durch die Menge ſich drängend, die um den Brunnen ſich ſammelt.
Denn es ſtrömet hinzu des Volks neugierige Menge
Kunde zu hören vom Grab' und von dem heiligen Lande.
Jeglicher möchte beſitzen ein Bild und ſichtliches Zeichen,
Glaubig ſtrebet die Seele nach manchen beglückenden Gaben.
Gerne geben die Pilger, und weislich ſuchet auch mancher
Werth zu ſchaffen den Gaben durch Ueberredung und Künſte,
Lächlend im innerſten Herzen der Menſchen Wahn und Verblendung.
Aber ſie weichen zurück als jene ſich naht mit dem Pilger.

Als nun die Jungfrau ſtand vor dem Mann, der ſo vieles erduldet,
Da vermocht er nicht mehr zu hören die rufende Stimme.

Labend hatte der Schlummer auf ihm ſich niedergeſenket.
Halb verbarg er ſein blaſſes Geſicht im ruhenden Schooſe
Eines Pilgers, bewegt erblickt ihn die ſuchende Jungfrau.
Ungeſtüm ſchlug ihr das Herz beim Anblick des ſchlafenden Fremdlings.
Ihre Frauen ruft ſie, und giebt die klugen Befehle:
Geht und zeiget den Männern den Weg nach der Wohnung, ſie mögen
Leiſe bedächtig ihn tragen, daß nicht der Schläfer erwache.
Könnt er Ruhe nun finden und Heilung des nagenden Kummers,
Wie Oreſt ſie gefunden im heiligen Haine der Göttin!
Sorget ihr andern nun klug, daß Wein und Speiſe vor allen
Jene Pilger erquicke, die nicht bloß der Ruhe bedürfen.
Amiklea du gute, du kluge verſtändige Mutter,
Sorge, daß alles geſchehe, bedächtig iſt nicht die Jugend,
Denn gar manches entgeht dem leichten flüchtigen Sinne.

Schon iſt alles bereitet, erwiedert verſtändig die Alte;

Aber du wollſt auch ſorgen allein nicht immer für andre,
Denn vor allen bedarfſt du ſelbſt der heilenden Ruhe.
Sprich was rührte dein Herz? ſo ſah ich nie dich Geliebte.
Aber haſtig ergreift bei der Hand ſie die bebende Jungfrau.
Und ſie giengen hinein, in die hohe geräumige Wohnung.
Nicht des Goldes Glanz erblickt man, noch künſtliches Schnitzwerk,
Hier, nur die Spuren der Hoheit und Einfalt ihrer Bewohner.

Ach ruft jene mit Seufzen, wie iſt nun alles ſo anders!
Als ich Geliebte dich in vorigen Tagen geſchmücket,
Dich mit reichen Gewanden umhüllte; mit köſtlichen Steinen
Deine Locken durchflochten und mit weiß glänzenden Perlen,
Und du herfür nun trateſt im Glanz wie die Göttin des Tages.
Wer mir damals hätte geſagt, daß ſolches Schickſal
Dich erwarte, daß härnes Gewand die zierlichen Glieder
Und die glänzenden Locken der Schleier würde bedecken!

Statt im Reiche des Vaters die willigen Völker zu lenken,
Mit dem verehrten Gemahl den Glanz und die Hoheit zu theilen,
Lebeſt du hier verkannt, und dieneſt ſelbſt ſtatt zu herrſchen.
Horcheſt den Winken der Männer, die deine Wohnung betreten,
Ruhe zu ſodern und Pflege, du ſelbſt verbindeſt die Wunden,
Deine Hand reicht ihnen den Trank und mit chriſtlicher Milde,
Liebſt du willig das ſchwere Geſetz der heiligen Lehre,
Die uns gebietet bei anderer Leiden uns ſelber vergeſſen.

Schweig o Mütterchen doch, verſetzt erröthend die Jungfrau,
Klage das Schickſal nicht an, ich hab es ja ſelbſt mir bereitet.
Kannſt du zurück dich ſehnen nach jenen vergangenen Stunden?
Gleich war ewig ihr Lauf und wechſellos die Erſcheinung,
Wie der Höflinge glattes Geſicht. Die glänzenden Stirnen
Blieben immer dieſelben, wenn ich betrat die Verſammlung,
Freundlich lauſchend ihr Blick, ſie horchten jeglicher Rede,

Die vom Munde mir floß, mit herzloſleerer Bewundrung.
Findſt du es neidenswerth, die blinde Menge zu lenken,
Welche zu oft verkennt des Herrſchers edle Geſinnung,
Sucht er das Beſte gleich, ihm widerſtrebet mit Thorheit.
Könnte vergeſſen mein Herz, wie ich belohnte mit Undank
Jene Neigung, die mir der liebende Jüngling bewahret,
Nicht mehr gedächt ich dann des Glanzes, zu dem ich gebohren!
Ach wo weilet er jetzt, den ich mit Kaltſinn betrübte?
Mächtig aufs neu erwachte mir heut im Herzen die Sehnſucht,
Als ich vernommen hatte des Pilgers Erzählung, die Schmerzen
Jenes Armen, erfüllt von dieſen traurigen Bildern
Sah ich den Schlafenden liegen, und eine quälende Täuſchung
Lieh ihm die ähnlichen Züge des langbeweinten Geliebten.

Nicht vergeſſen werd ich des Tages, ſpricht Amilea,
Als ich zuletzt erblickt Maßilias treflichſten Ritter

Unter den Myrthen gieng ich, der duftigen Kühle mich freuend,
Schon gehüllt in den Mantel der Nacht war das Meer und die Erde
Und der Spitze Veſuvs entfliegen die glänzenden Funken
Durch die Finſterniß leuchtend, von fernher tönte der Jubel
Froh verſammelten Volks in deines Vaters Pallaſte.
Du erhöhteſt die Freude des Königs. Da hört ich auf einmal
Eines Mannes nahenden Tritt und ich ſahe den Ritter.
Traurig neigt' er das Haupt, und mit düſtrer Schwermut erfüllet
Sprach er mit klagenden Worten, wie du ihn bitter gekränket.
Lange beſtreb ich mich ſchon, ſchon viele Monde verſucht' ich
Zu gewinnen das Herz der unerbittlichen Jungfrau,
Macht' es durch Blicke ihr kund, denn nie erlaubte ſie Worte.
Heut da jegliches Herz die rauſchende Freude belebte,
Da die Tochter des Königs im Kreiſe lieblicher Frauen
Gleich der Göttinn der Liebe mit himmliſchem Reize geſchmücket,
Saß, die Blicke voll Huld auf die horchende Menge geſenket,

Ich ſoll etwas Schlimmes von euch hören.
Verſchiebt es nicht. Schon lange leſ' ich es
In dieſem unglückbringenden Geſichte.
Heraus damit! Sey's was es wolle! Laßt
Nicht länger mich auf dieſer Folter beben.
Was glaubt das Volk?

Domingo.

Noch einmal, Sire, das Volk
Kann irren — und es irrt gewiß. Was es
Behauptet, darf den König nicht erſchüttern —
Nur — daß es ſo weit ſchon ſich wagen durfte,
Dergleichen zu behaupten —

König.

Was? Muß ich
So lang' um einen Tropfen Gift euch bitten?

Domingo.

Das Volk denkt an den Monat noch zurück,
Der Eure königliche Majeſtät
Dem Tode nahe brachte — Dreißig Wochen
Nach dieſem lieſt es von der glücklichen
Entbindung —

(Der König ſteht auf und zieht die Glocke. Herzog von Alba tritt herein. Domingo betroffen.)

Ich erſtaune, Sire!

König (dem Herzog Alba entgegen gehend).

Toledo!
Ihr ſeyd ein Mann. Schützt mich vor dieſem Prieſter!

Domingo.

(Er und Herzog Alba geben ſich verlegene Blicke. Nach einer Pauſe.)

Wenn wir voraus es hätten wiſſen können,

Muth und Hofnung entbrannte mir da im innerſten Herzen.
Eines Sängers Geſang, der aus der goldenen Harfe
Liebliche Töne lockt', erhob mir die Seele gewaltig.
Kühner wagt' ich zu nahn, denn keiner behorchte die Rede,
Und mit glühenden Worten geſtand ich ihr, wie ſich die Liebe
Mächtig im Herzen mir rege und fleht' um des Wunſches Erhörung.
Aber entflohen war plötzlich aus ihren Blicken die Freude,
Und die heitere Stirn verfinſterte zürnender Unmuth,
Mich verſchmäht' ſie mit Hohn, der ihre Liebe begehrte.
Länger nun trag ich nicht die Schmach und die bittre Verachtung,
Nicht an dieſer Küſte mehr trift mich der kommende Morgen,
Schon bereit ſind im Hafen die Schiffe, dem trüglichen Meere
Will ich mein Gut vertrauen, auch Gallien ſeh ich nicht wieder,
Nicht die liebenden Eltern, ſie harren vergebens der Heimkehr.
Lebe du wohl Amiklea, denn du nicht haſts ihr gerathen,
Daß ſie mit kränkendem Hohn die herzliche Liebe vergelte.

Feſt an das klopfende Herz nun drückt er die zitternden Hände,
Und verſchwunden war er, noch eh ich die Antwort gefunden.
Gerne geſteh ich dir nun, mit heimlicher Freude vernahm ich
Wie du ängſtlich mich bald nach dem ſchönen Ritter befragteſt,
Der auf einmal verſchwunden, und da entdeckt' ich dir alles,
Mahlte dir ſeinen Kummer, und zieh der Schuld dich mit Härte,
Solches Herz zu verachten und in Verzweiflung zu ſtürzen.
Doch es reute mich bald als ich ſah dein ſchmerzliches Leiden,
Und den nagenden Gram der ſtill verzehrenden Sehnſucht,
Denn der Friede verſchwand aus deinen lachenden Augen,
Deine Schönheit erblich, und es welkte die Blume der Jugend.

Als du endlich, ermüdet vom traurigen Leben des Hofes,
Mir geboteſt, zu fliehen mit dir nach Galliens Küſte,
Dort ein Leben zu führen in Buß und heiliger Andacht,
Und durch Werke der Demut, der frommen chriſtlichen Pflege,

Deine Schuld zu verſöhnen am tiefgekränkten Geliebten,
Nicht lang zögert' ich da und erwählte, treu dir zu dienen,
Denn es bindet an dich mich früh Gewohnheit und Liebe.
Deiner Mutter ſchon lebt ich, ihr folgt ich nach Napels Gefilden,
Auch ſo folgt' ich jetzt dir, und hätten es anders die Götter
Mögen lenken, ich wäre gefolgt dir mit dem Gemahle
Hieher ins galliſche Land, und du hätteſt die Völker beherrſchet,
Statt in Verborgenheit hier die Werke der Demut zu üben.
Laß nicht den Wunſch dich befremden, denn gerne herrſchet das Alter,
Wenn der Jahre Gewalt uns die Macht der Schönheit entwendet.

Alſo redete, viel geſprächig die Alte, gedenkend
Voriger Zeiten, und rührte das Herz der treflichen Jungfrau.
Aber ſie faßt ſich bald und ſpricht, dem Schmerze gebietend:
Neu erwachet iſt mir durch deine Rede der Kummer
Und der ſchlummernde Gram, doch heilſam iſt es dem Herzen,

Denn den Schmerz verbergen befreit nicht die leidende Seele,
Leichter löſt ſich in Troſt die lang verborgene Trauer,
Wenn das Herz ſich entlaſtet am treuen Buſen des Freundes.
Aber nicht weislich iſts, daß wir, eigener Schmerzen gedenkend,
Jenem Armen die Hilfe verzögern, die ihm ſo Noth thut.
Geh Amiklea und ſieh, ob er ſchläft noch oder erwacht iſt,
Nimm auch die Schaale dort, die weiße, zierlich gebildet,
Fülle mit Feigen ſie reichlich und mit der purpurnen Traube,
Streu auch Blumen darauf, balſamiſche, lieblich gefärbet,
Daß er beim erſten Erwachen der ſchönen Gaben ſich freue,
Welche die nährende Erde zur Luſt dem Menſchen bereitet.
Miſchen will ich indeß den ſtärkenden Trank ihm zur Labung,
Und dir ſelbſt nachfolgen. Und gerne gehorcht ihr die Alte,
Schleicht zum Gemache behend, und öfnet leiſe die Thüre,
Sorgend, daß ſie den Schlaf des leidenden Mannes nicht ſcheuche.
Seitwärts ſteht ſie und ſchaut und kann das Auge nicht wenden,

Denn die Züge, obwohl der entſtellende Gram ſie verdunkelt,
Rühren tief ihr das Herz, dem Blicke fremd nicht erſcheinend.
Edel ſind ſie, ein hohes Gemüth verkündet die Bildung,
Nicht das Pilgergewand kann die hohe Geſtalt ihr verbergen.

Aber als er die Augen nun öfnet nach ruhigem Schlummer,
Amillea den Blick erſpäht, das Lächeln des Mundes,
Zweifelt nicht mehr ihr Herz, und freudig erkennt ſie den Ritter
Von Maſilia, ihn, den lange ſie traurend vermiſſet.
Aber klüglich bezwingt ſie die ungeduldige Sehnſucht,
Und noch will ſie verbergen der Jungfrau, was ſie geſehen,
Fürchtend, es möchte zu mächtig die Freude das Herz ihr bewegen.
Auch der Ritter, er ſoll nicht wiſſen, wer ihm die Hülfe
Sendet, denn mit Bedacht will erſt ſie des Mannes Geſinnung
Still erforſchen, ob nicht der wankende Sinn ſich verändert.

Aber wunderbar wird das Herz des Pilgers beweget,
Als nun die Thüre ſich öfnet und Magelone hereintritt.
Freundlich ſpricht ſie zu ihm und hebet ſegnend die Hände.
Sey o Fremdling, dir Ruh in dieſen Mauren gegönnet.
Wenn die Himmliſchen mir des Herzens Verlangen erhören,
Preiſen will ich dann laut die Macht, die hieher dich geführet.

Iſt es Traum, ruft jener, der meine Sinne betrüget?
Soll ich Worte des Troſtes noch hören aus weiblichem Munde,
Ehe mich Armen umfängt das ſtille Dunkel des Grabes?
Friede hat nie mir gegönnt des Weibes Sinn und Gemüthsart,
Aller Kummer und Sorge, die mir geworden im Leben,
Kam von deinem Geſchlecht, verzeih den Ausbruch des Kummers.
Meine Rede wird nicht verſtändlich ſeyn dir o Jungfrau,
Denn mit willigem Sinn erfüllen das ſchwere Gelübde,
Hülfreich zu ſeyn dem Armen, ihm ſeine Schmerzen zu heilen,

Weſſen heiliger Sinn ſich dieſes Loos hat gewählet,
Nein der verſchuldete nie der Härte drückenden Vorwurf.
Dir entfloſſen die Tage im ſtillen Geſchäfte des Wohlthuns,
Niemahls ſank dir die Sonn, nie fand dich ein ruhiger Schlummer,
Ohne daß du die Hülfe dem leidenden hätteſt bereitet.
Könnte jegliches Weib ſich dieſes Troſtes erfreuen,
Nimmer hätt ich gefühlt die ſchweren Laſten des Lebens.
Ach es dachte mein Herz mit Luſt der ſchönen Beſtimmung,
Die das Leben uns bietet, im Arm der Geliebten und Kinder,
Anmuthsvoll wie ſie ſelbſt, mich zu freuen im heimiſchen Lande,
Und mit männlichem Arm zu bewahren die Rechte des Herrſchers,
Die ein tapferes Volk mir über ſich willig vertrauet,
Statt daß ich jetzt nur mühſam das eigene Leben erkämpfte.
Muthig war ich im Kampfe, doch hat die traurende Seele
Nie ſich erfreuet des Kampfes, ſeitdem die Leiden der Liebe
Um das blutende Herz den düſtren Schleyer geworfen,

Nun erſtorben iſt mir die Freude, ſie kehret nicht wieder.
Könnte ſie je es vernehmen, wie mich geſtürzet ihr Kaltſinn
Tief in Schmerzen und Drangſal, und nie zu tilgenden Kummer,
Menſchlich wäre ſie nicht, es ſchlüge kein Herz ihr im Buſen,
Fühlte Mitleid ſie nicht, die mich ſo troſtlos verſtoßen.

Tragen konnt ichs nicht mehr, wie ſie mir lohnte mit Undank.
Napels Hafen verließ ich, den falſchen Fluten vertrauend
Leben und Schickſal, den Vater floh ich, die liebende Mutter,
Floh nach Aſiens Küſten, verborgen im Pilgergewande.
In den Syriſchen Wüſten, auf Libanons felſigtem Gipfel
Hoft ich Ruhe zu finden, und wollte vergeſſen mein Schickſal,
Eitel war mein Beſtreben, ſie blieb mein höchſter Gedanke.
Ja mit Undank ſelbſt belohnt ich unſchuldige Liebe,
Die ein weibliches Herz mir in treuer Seele bewahrte.
Rühmen darf ſich ein Mann nicht deſſen, doch heilige Jungfrau

Du ſollſt wiſſen, wie ich dem ſchönſten willig entſagte
Was uns bereitet das Schickſal, ein froh unſchuldiges Leben.

Lange war ich geirrt, durch Arabiens Wüſten ermattet,
Viele Tage lang trug ich die ſengenden Strahlen der Sonne.
Rings mit Palmen umſchattet erblickt' ich am Ende des Weges
Endlich ein Obdach, vergebens ſtrebt' ich, das Ziel zu erreichen,
Aber es ſchwanden die Kräfte, ermattet ſank ich zu Boden.
Als ich wieder erwacht, fand ich mich in freundlicher Hütte.
Mir zur Seite ſah ich ein Mädchen, die brennende Wange
Kühlt' ſie mit Roſen, und hatte mir leis die Hände gefaſſet.
Hohe Unſchuld im Blick, mir ſchien ſie der himmliſchen Eine.
Jezt auch naht' ſich ihr Vater, mit ihm ihr männlicher Bruder.
Beide hatte erbarmt mein hülfloſer Zuſtand, ſie eilten,
Von dem Flehen des Mädchens noch mehr bewegt, mir zu Hülfe.
Ihre freundliche Rede gab Troſt dem wunden Gemüthe.

In der ſtillen Natur beim Anſchaun der glücklichen Menſchen,
Sah ich die Sonne ſich heben, und ruhig am Abend verſinken,
Jeglichen Morgen erneute ſich wieder die Liebe des Lebens,
Wenn ich den Hügel erſtiegen und nun des glänzenden Nilſtroms
Lauf erblickt, der durch Auen ſich wand und blühende Felder.
Aus dem gewäſſerten Boden entſteigen liebliche Früchte,
Und es prangen die Felder mit üppigen Kräutern und Pflanzen.
Aber mir ward nicht der Ruhe Loos, auch im glückchen Orte
Blieb der Friede mir nicht, aufs neue zu Stürmen erwachend
Fühlt' ich wieder mein Herz, ſobald ich errathen die Neigung,
Welche das Mädchen hegte in ſchuldlos kindlicher Seele.
Nicht das Mitleid bewog ſie, es waren andre Gefühle.
Unruhvoll ſah ich oft, wie ſie nur meiner gedachte,
Mir zu wählen die ſchönſten, die beſten Früchte des Gartens.
Mit den lieblichſten Blumen beſtreute ſie immer mein Lager,
Nicht für den Vater ſich mehr, noch den liebenden Bruder bemühend,

Daß dieſe Nachricht an dem Ueberbringer
Geahndet werden ſollte —

König.

Baſtard, ſagt ihr?
Ich war, ſagt ihr, vom Tode kaum erſtanden,
Als ſie ſich Mutter fühlte? — Wie? Das war
Ja damals, wenn ich anders mich nicht irre,
Als ihr den heiligen Dominikus
In allen Kirchen für das hohe Wunder lobtet,
Das er an mir gewirkt? — Was damals Wunder
Geweſen, iſt es jetzt nicht mehr? So habt
Ihr damals oder heute mir gelogen.
An was verlangt ihr, daß ich glauben ſoll?
O ich durchſchau' euch. Wäre das Komplot
Schon damals reif geweſen — ja, dann war
Der Heilige um ſeinen Ruhm.

Alba.

Komplot!

König.

Ihr ſolltet
Mit dieſer beiſpielloſen Harmonie
Jetzt in derſelben Meinung euch begegnen,
Und doch nicht einverſtanden ſeyn? Mich wollt
Ihr das bereden? Mich? Ich ſoll vielleicht
Nicht wahrgenommen haben, wie erpicht
Und gierig ihr auf euren Raub euch ſtürztet?
Mit welcher Wolluſt ihr an meinem Schmerz,
An meines Zornes Wallung euch geweidet?
Nicht merken ſoll ich, wie voll Eifer dort
Der Herzog brennt, der Gunſt zuvorzueilen,

Die ſie zärtlich geehrt, eh ich der Hütte genahet.
Freuen kann es den Mann, wenn er ſieht das Streben des Weibes
Ihm gefällig zu ſeyn, und ſelbſt die Sorge verzeiht er
Ihn zu feſſeln durch künſtlichen Reiz, doch heftig ergreifts ihn,
Wenn die Liebe ſich regt in ſchuldlos kindlicher Seele.
Aber ich wankte nicht und feſt die Treue bewahrend,
Die ich der Harten gelobt, die mich ſo bitter gekränket,
Floh ich zur Wüſte zurück, ſobald ich des Herzens Bewegung
Ueberraſchte, das ſich den zarten Gefühlen dahingab,
Die die Seele bewegten des ſchön unſchuldigen Mädchens.
Lange nun irrt ich umher, da ergriffen mich ſyriſche Räuber,
Wollten ergrimmt mich tödten, getäuſcht in der Hofnung des Raubes.
Lange vermochte der Arm nicht zu widerſtehen der Menge,
Als ich von Wunden erſchöpft ſchon dahin ſank, faßte mich einer,
Menſchlicher als die andern, der meiner Noth ſich erbarmte,
Trug mit nervigtem Arm mich in die Felsbucht am Meere,

Wo er mich hilflos verließ, die Rache ſcheuend der andern.
Endlich ſendeten mir erbarmend die himmliſchen Mächte
Einen Wanderer zu, der aufs neu zum Leben mich weckte.
Nach dem Schiffe ward ich gebracht, wir verlieſſen die Küſte,
Aber mir ahnete nicht, wohin der irrende Lauf gieng,
Bis der verwunderte Blick die heimiſchen Auen erkannte.
Fremd nun blick ich ins Leben, wie in die Wohnung der Schatten,
Ach es öfnet ſich mir kein Thor, nicht liebende Arme
Schließen ans klopfende Herz den wiederkehrenden Flüchtling.

Aber den hüllenden Schleier reißt Magelone vom Haupte
Und vom Scheitel rollen die lieblich glänzenden Locken.
Nicht mehr fremd iſt dem Ritter die herrliche Bildung der Jungfrau,
An ſein Herz hinſinkend verhüllt ſie das göttliche Antlitz.
Nieder kniet ſie und ſpricht: O laß Vergebung mich flehen,
Hier will ich liegen im Staub, bis dein Mund mir Vergebung verkündet.

Was du alles erduldet um mich! Ach zu kurz iſt das Leben
Solche Schuld zu verſöhnen und ſolche Schmerzen zu heilen.
Aber ans ſchlagende Herz drückt ſie der Ritter, und Freude
Röthet die bleiche Wange, verſchwunden iſt ihm die Erinnrung
Alles vorigen Leidens, und als ihm die Sprache zurückkehrt,
Ruft er weinend: Ach nichts ſind gegen ſolches Entzücken
Jahre voll Leiden, ſie gleichen dem ängſtlichen nächtlichem Traume,
Den der heitere Stral des goldnen Morgens verſcheuchet.

VII.

Hymnos an Dionyſos.

Aus dem Griechiſchen.

Vom Dionyſos, dem Sohn der geprieſenen Semele, will ich
Singen anjetzt, wie er ſtand an des öden Meeres Geſtade,
Auf vorſpringender Höhe, von Anſehn gleichend dem Jüngling
Blühendes Alters: es flattert' umher des dunkelen Haupthaars
Schönes Geringel; ein Mantel umgab die mächtigen Schultern,
Purpurgefärbt. Da nahten in ſchöngebordetem Schiffe

Plötzlich auf finſteren Fluten heran raubſuchende Männer
Aus Tyrrheniſchem Volke, geführt von böſem Verhängnis.
Jenen erblickten ſie nun, und ſie winkten ſich, und an das Ufer
Sprangen ſie, ſchnell ihn ergreifend, und brachten erfreut in das Schiff ihn:
Denn aus dem Göttergeſchlechte der Könige, wähnten ſie alle,
Sey er entſproßen, und wollten mit drückenden Banden ihn feſſeln.
Doch ihn hemmte kein Band, und es ſanken die weidenen Schlingen
Ferne von Händen und Füßen herab: dann ſetzt' er ſich nieder,
Lächelnd aus blauen Augen. Es ſchauete ſolches der Steurer,
Und den Gefährten ſofort zurufend, redet' er alſo:

Traun! einen mächtigen Gott, Unſelige, jetzo ergreifend
Feſſelt ihr! Nimmer ja trägt das ſchöngebauete Schiff ihn.
Zeus ſelbſt, oder Apollon, der Führer des ſilbernen Bogens,
Oder Poſeidon iſt er: denn nicht den ſterblichen Menſchen
Gleichet er, ſondern den Göttern, die hoch den Olympos bewohnen.

Aber wohlan ihn ſofort auf die dunkeln Feſte des Landes
Bringen wir! und nicht faßt mit den Händen ihn, daß er nicht zürnend
Feindlichtobende Wind' euch erreg' und wirbelnde Stürme.

Alſo ſprach er: da ſchalt ihn mit heftigen Worten der Führer:
Elender, achte des Windes und ſpann' in dem Schiffe das Segel,
Nehmend ein jegliches Seil: ihm werden die Männer ſchon aufſehn.
Bis nach Ägyptos, ſo hoff' ich, gelanget er, oder nach Kypros,
Oder zu Hyperboreern und weiter noch. Mag er indeſſen
Uns hernennen die Freund' und jegliches ſeiner Beſitzung,
Und ſein Geſchwiſter dazu: denn ein Gott hat uns ihn verliehen.

Solches geſagt, erhob er den Maſt und das Segel des Schiffes;
Und nun ſchwellte das Segel im Winde ſich, und ſie umſpannten
Jegliches Seil. Da erſchienen mit einmal Dinge zum Staunen:
Denn Wein ſtrömte zuerſt durch das ſchnelle dunkele Schiff hin,

Sprudelnd, ein köſtlicher Trank, ein duftender, und es erhob ſich
Rings der ambroſiſche Duft, und das Schiffsvolk ſah es mit Staunen.
Aber es breitete ſchnell bis zum äußerſten Segel ein Weinſtock
Hier und dort ſein Gerank: es hingen in drängender Fülle
Trauben herab, und es ſchlang um den Maſt ſich ein dunkeler Epheu
Mit aufbrechenden Blüthen und lieblichen Dolden der Früchte:
Kränze beſaß von den Rudern ein jegliches. Jen', es erblickend,
Hießen ſofort den Medebes, den Steurenden, daß er zum Lande
Lenke das Schiff. Doch es drohte, zum Löwen verwandelt, der Gott ſelbſt,
Fürchterlich, hoch auf dem Schiff, und er brüllete laut: in der Mitte
Stand, zum Gebilde geſchaffen, mit zottigem Nacken die Bärin,
Sich mit Begier aufrichtend: der Löwe vom oberſten Banke
Blickte mit düſterem Auge. Da flüchteten, fürchtend, ſich jene
Hinten ins Schiff um den Steurer, dem kluge Geſinnung zu Theil ward.
Angſtvoll ſtanden ſie dort. Doch es ſtürzt' auf den Führer ſich jener
Plötzlich, und packt' ihn ſofort: die anderen, meidend das Unheil.

Sprangen zugleich, da ſie jenen erſahn, in die heilige Meerflut,
Schnell in Delfine verwandelt. Den Steurenden aber voll Mitleid
Hielt er, und gab ihm jegliches Glück, und er redete alſo:

Traue mir, edeler Lenker, du meinem Herzen geliebter!
Sieh', ich bin Dionyſos, der Brauſende, welchen die Mutter
Semele, Kadmos Tochter, gebahr in der Liebe Kronions.

Heil dir Semelens Kind, der lieblichen! Nimmer gebührt es,
Daß man den holden Geſang anheb' und dein nicht gedenke.

VIII.

Die Gaben der Götter.

Glücklich ihr, die Cythere mit Reizen ſchmückte, und denen
Here die große, des Glücks ſchimmernde Gaben verlieh;
Denen der Donnerer Zeus mit Ehre die Schultern umkleidet,
Denen den glänzenden Kranz Ares der ſchreckliche wand;
Aber glücklicher der, dem in die fühlende Seele
Letos herrlicher Sohn Muth und Begeiſterung goß!
Ihn erheben die Muſen hoch über die Leiden der Erde,
Sein iſt die ſchöne Natur, ſein der Unendlichkeit Reich.
Warſt du nicht glücklich, o du Joniens göttlicher Sänger,
War gleich dein Auge des Tags lieblicher Klarheit beraubt,

Zwar der Reiz der Erde verſchwand dir, doch ſchufen die hohen
Muſen ein ſchöneres Land, lichtere Thäler um dich.
Oft verirrteſt du dich in Zaubergefilden der Töne
Und vergaßeſt die Welt, welche dich nimmer vergißt.
Glücklich warſt du, o Sapho, obgleich unglückliche Liebe
Dich in den Wogen begrub lebte dein Name nach dir.
Eure Gaben verſchwinden, Kronion und Here, dein Lorbeer,
Wolkenumleuchteter Gott, hat ſich in Blute gefärbt.
Wenn die Roſen der Jugend verwelken, dann flieht auch der Schönheit
Sonnenſchimmer, und nichts bleibt den Verblühten zurück.
Auch vermag uns nicht Glück, nicht Anmuth vom Tode zu retten.
Alle Sterbliche gehn nieder zur ſtygiſchen Flut.
Nur die Geliebten der Muſen betreten Aidoneus Gefilde
Sie, ihr unſterblicher Geiſt ſteigt zu den Göttern empor.

Die meinem Sohn beſchieden war? Wie gern
Der fromme Mann hier ſeinen kleinen Groll
Mit meines Zornes Rieſenarm bewehrte?
Ich bin der Bogen, bildet ihr euch ein,
Den man nur ſpannen dürfe nach Gefallen? —
Noch hab' ich meinen Willen auch — und wenn
Ich zweifeln ſoll, ſo laßt mich wenigſtens
Bei euch den Anfang machen.

Alba.

Dieſe Deutung
Hat unſre Treue nicht erwartet.

König.

Treue!
Die Treue warnt vor drohenden Verbrechen,
Die Rachgier ſpricht von den begangenen.
Laßt hören! Was gewann ich denn durch eure
Dienſtfertigkeit? — Iſt, was ihr vorgebt, wahr,
Was bleibt mir übrig, als der Trennung Wunde?
Der Rache trauriger Triumph? — Doch nein,
Ihr fürchtet nur; ihr gebt mir ſchwankende
Vermuthungen — Am Abſturz einer Hölle
Laßt ihr mich ſtehen und entflieht.

Domingo.

Sind andre
Beweiſe möglich, wo das Auge ſelbſt
Nicht überwieſen werden kann?

König

(nach einer großen Pauſe ernſt und feierlich zu Domingo ſich wendend).

Ich will

Inhalts-Verzeichniß der Horen
Jahrgang 1797.

Erſtes Stück.

I. Robert Guiscard Herzog von Apulien und Calabrien; von Herrn von Funk.
II. Benvenuto Cellini.
III. Der Gefangene.
IV. Die Freundſchaft.

Zweites Stück.

I. Robert Guiscard. Fortſetzung.
II. Carl von Anjou, König von Neapel; von Sophie Mereau.
III. Agnes von Lilien. Fortſetzung.
IV. Pindars neunte Pythiſche Ode; von W. v. Humboldt.
V. Benvenuto Cellini. Fortſetzung.

Drittes Stück.

I. Robert Guiscard. Fortſetzung.
II. Die Stände.
III. Schreiben Herrn Müllers Mahlers in Rom über die Ankündigung des Herrn Fernow von der Ausſtellung des Herrn Profeßor Carſtens in Rom.
IV. Benvenuto Cellini. Fortſetzung.

Viertes Stück.

I. Die Aufklärung.
II. Schreiben Herrn Müllers rc. rc. Fortſetzung und Schluß.
III. Aus Shakeſpeares Julius Cäſar; von A. W. Schlegel.
IV. Benvenuto Cellini. Fortſetzung.
V. Der Waldbruder, ein Pendant zu Werthers Leiden, von dem verſtorbenen Dichter Lenz.
VI. Der Heilige.
VII. Die Nachſicht.

Fünftes Stück.

I. Der Waldbruder, ein Pendant zu Werthers Leiden. Fortſetzung.
II. Phaethon; von Voß.
III. Agnes von Lilien. Fortſetzung.
IV. Der Volksrath.

Sechstes Stück.

I. Benvenuto Cellini. Beſchluß.
II. Ueber Shakeſpeare's Romeo und Julia; von A. W. Schlegel.
III. Briefe von Amanda und Eduard; von Sophie Mereau.
IV. Der Wanderer; von Hölderlin.
V. Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Marſchalls von Vieilleville; von Schiller.

Siebentes Stück.

I. Verſuch über das Kunſtſchöne; von Hirt.
II. Briefe von Amanda und Eduard. Fortſetzung.
III. Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Marſchalls von Vieilleville. Fortſetzung.

IV. An Sie; von Friderike Brun, geb. Münter.
V. Zuverſicht; von eben derſelben.

Achtes Stück.

I. Die Geiſterinſel. Ein Singſpiel in 3 Akten; von Gotter.
II. Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Marſchalls von Vieilleville. Fortſetzung.
III. An Eulalia. Bei Uiberſendung von Göthe's Elegien.
IV. Abdallah und Balſora. Ein Gedicht in ſechs Geſängen.

Neuntes Stück.

I. Die Geiſterinſel. Ein Singſpiel in 3 Akten. Fortſetzung.
II. Die Gallier in Rom; von Gries.
III. Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Marſchalls von Vieilleville. Fortſetzung.

Zehntes Stück.

I. Laokoon; von Hirt.
II. Das Feſt der Hertha.
III. Briefe von Amanda und Eduard. Fortſetzung.
IV. Herrn Gadſo Coopmanns Paris.
V. Die Danaiden; von Gries.
VI. Stanzen an Amalien bei Uiberſendung des Damenkalenders von Lafontaine ꝛc. ꝛc. auf 1798; von Müller.
VII. Lied für unſere Zeiten; von Eliſa v. R.
VIII. Des Lieblingsörtchens Wiederſehn; von S. Mereau.
IX. Die Eichbäume; von Hölderlin.
X. Die Schatten auf einen Maskenball.
XI. Cosmopoliten; von M.

XII. Die Todtenköpfe; von Eliſa v. R.
XIII. Hofnung; von Schiller.
XIV. Das Neue; von M.
XV. Die Begegnung; von Schiller.

Eilftes Stück.

I. Beſchluß von Vieillevilles Leben.
II. Julie Roſalva; von Z.
III. Das Feſt der Arramanden von E.

Zwölftes Stück.

I. Die Kapelle im Walde. Idylle von L.
II. Nachtrag zu Laokoon im zehnten Stück; von Hirt.
III. Das Feſt der Arramanden. Beſchluß.
IV. Die Nonne; von L.
V. Die Herbſtnacht.
VI. Magelone und der Ritter von Maßilia; Idylle von L.
VII. Hymnus an Dionyſos; von Eſchen.
VIII. Die Gaben der Götter.

8° Biogr. m. 265

Friedrich Schiller

Skizze

einer Biographie

und ein Wort

über

seinen und seiner Schriften Charakter

von J. F. Gruber.

Leipzig
bey Karl Tauchnitz
1805

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Vorbericht.

Diese Briefe waren ursprünglich nicht für das grössere Publikum bestimmt. Die Versicherung, dass auch das Wenige, was sie über den grossen Mann enthalten, den vielen Verehrern willkommen seyn, und vielleicht Veranlassung zu seiner Schilderung von Meisterhand werden könne, vermogte den Verfasser, in den Druck derselben zu willigen.

Man empfange freundlich, was er anspruchlos hingiebt. Möchten die Freunde des Verewigten, was sie mehr, näher und sicherer wissen, uns nicht vorenthalten! Dann überhaupt lässt sich erst eine vollständige Biographie Schillers hoffen. Kleine Züge, Anekdoten, können hier so bedeutend werden.

P.

Die Großen meines Königreichs verſammeln
Und ſelber zu Gerichte ſitzen. Tretet
Heraus vor Allen — habt ihr Muth — und klaget
Als eine Buhlerin ſie an! — Sie ſoll
Des Todes ſterben — ohne Rettung — ſie
Und der Infant ſoll ſterben — aber — merkt euch!
Kann ſie ſich reinigen — Ihr ſelbſt! Wollt ihr
Die Wahrheit durch ein ſolches Opfer ehren?
Entſchließet euch. Ihr wollt nicht? Ihr verſtummt!
Ihr wollt nicht! — Das iſt eines Lügners Eifer.

Alba

(der ſtillſchweigend in der Ferne geſtanden, kalt und ruhig).

Ich will es.

König

(dreht ſich erſtaunt um und ſieht den Herzog eine Zeitlang ſtarr an).

Das iſt kühn! Doch mir fällt ein,
Daß ihr in ſcharfen Schlachten euer Leben
An etwas weit Geringeres gewagt —
Mit eines Würfelſpielers Leichtſinn für
Des Ruhmes Unding es gewagt — Und was
Iſt euch das Leben? — Königliches Blut
Geb' ich dem Raſenden nicht Preis, der nichts
Zu hoffen hat, als ein geringes Daſeyn
Erhaben aufzugeben — Euer Opfer
Verwerf' ich. Geht — Geht, und im Audienzſaal
Erwartet meine weiteren Befehle.

(Beide gehen ab.)

ERSTER BRIEF.

Schillers äussere Schicksale.

Ich soll Dir schreiben, mein Freund, alles, was ich von Schillers Leben und Schicksalen nur weiss, wofern es mir nicht zu viele Mühe mache. Schreibe ich doch an Dich, und von Ihm; wie belohnend ist diese Mühe durch sich selbst. Hier hast Du denn, was ich theils aus seinem, theils aus seiner Freunde Munde von ihm weiss, wovon ich theils selbst Zeuge war, und was ich auf meiner Reise durch sein Geburtsland von ihm erfuhr.

Der zehnte November des Jahres 1759

war der glückliche Tag, welcher Schillern der Welt schenkte. Zu Marbach im Wittenbergischen ward er geboren, wo sein Vater Lieutenant in herzoglichen Diensten war. Nachher avancirte er bis zum Major, ward Kommandant auf der Solitude und Inspector der Baumschulen des Landes, denn Baumzucht war sein Lieblingsgeschäft, und er hat seine vorzügliche Kenntniss darin durch einige Schriften bewiesen. Er war ein Mann von hellem und lebhaftem Geiste, seine Mutter eine von Seiten des Geistes und Herzens gleich achtungswürdige Frau. Schiller hatte noch einen Bruder, der sich durch mehrere, sehr gute, Uibersetzungen aus dem Englischen, worunter auch Robertsons Geschichte Karls V. und der Entdeckung von Amerika, bekannt gemacht hat, und so viel ich weiss Associé der Buchhandlung Schwan und Götz in Mannheim ist. Eine Schwester Schillers ist an den, als Gelehrten rühmlich bekannten, Herrn Rath Reinwald in Meiningen verheirathet.

Schon als Knabe zeichnete sich Schiller durch eine ungemein feurige Phantasie aus, und wenig entzückte ihn so sehr, als das Lesen des Propheten Ezechiel. Die Phantasie dieses Propheten ist unerschöpflich, und ganz neue Welten gehen durch ihn hervor. Fessellos stürmt seine Phantasie fort und mahlt doch glänzend auch das Detail aus, ist aber darin ganz eigen, dass er alles Geistige in die Sinnenwelt herüber zieht, in ein glänzendes Gemählde verwandelt. Du erinnerst Dich unstreitig der furchtbarerhabenen Stelle, wo er auf Gräbern über den vermoderten Gebeinen der Todten steht, die Gräber sich öffnen, die modernden Gebeine hervorgehn, eine neue Schöpfung sich erhebt. Lies diese Stelle, lies dann Franz Moors Traum, und Du wirst eine unverkennbare Aehnlichkeit finden.

Als der Knabe dem Jüngling entgegen reifte, glaubten die Aeltern nicht besser für sein zeitliches Wohl sorgen zu können, als wenn sie seine künftige Bildung einem Institut anvertrauten, dessen Einrichtung oft genug gepriesen worden ist. Ich weiss nicht, ob Du von der Militairschule in Stuttgard (der Karlsakademie) gehört hast. Die Pädagogik war da ganz auf den Fuss der Taktik eingerichtet, und es ist mir bisweilen vorgekommen, als habe Schiller dieses Erziehungsprincip in den Worten ausdrücken wollen:

Sieht Er, in diesem Rock
Führ' ich des Kaisers Regiment, — den Stock.

Die Reveille weckte die Zöglinge, die nun en parade zum Lobe Gottes marschierten. En parade wurde in und aus den Lehrstunden, en parade zu und von dem Tische, en parade zu dem Vergnügen, und ich glaube sogar, en parade ins

Bett marschiert. Es gab hier nur Eine Tugend, — Subordination; nur Ein Verbrechen, — freier Wille, eignes Streben. Doch, Du darfst ja nur an unsere Fürstenschule zurück denken, und Du hast ein getreues Bild, nur mit dem Unterschiede, dass hier mit der Glocke, dort mit der Trommel kommandirt ward. Uibrigens alles gleich, sogar bis auf Verpönung der Studien, die nicht in dem Reglement stehn, und das müssen gerade die eigentlich menschlichen seyn, in deren Verbannung sich die Extreme, Mönch und Soldat begegnen.

Denke Dir nun selbst, wie es einem feurigen, emporstrebenden Geiste in einer solchen Anstalt seyn musste, wo er täglich, stündlich fühlte, es werde zum Schneckengang verdorben, was Adlerflug werden könnte. Schiller war eigentlich zum Chirurgen bestimmt, und trieb auch wirklich dieses Studium mit ziemlichem

Eifer, besonders aber Anatomie und Physiologie, welche seinem regen Forschungsgeiste ein weites Feld eröffneten. Hätte er ganz seinem freien Triebe folgen, und unter andern Verhältnissen dies Studium betreiben können; dann hätten wir vielleicht einen zweiten Haller in ihm erhalten: allein sein Schicksal wollte einen Shakespeare aus ihm haben. Schiller konnte den Geist nicht so in spanische Stiefeln einschnüren, noch sich so dressiren lassen, dass die Herren Inspectoren ihren Wohlgefallen an ihm hätten haben können: sie und ihr ganzes Wesen, und seine ganze Lage wurden ihm daher bald unerträglich. Um so mehr, da die Geschichte ihm eine ganz' andere Welt öfnete, als die kraft- und seelenlose, die er um sich sah. Wie gern und freudig lebte der Jüngling unter den Helden der Freyheit, die Griechenland und Rom erzog! Wie ging ihm die Seele auf, wie entflammte sein Herz unter den Themistokles, Epaminondas, den Horatier, den Catonen und Scipionen. An ihnen richtete er sich empor, er fühlte sich ihnen verwandt. Besonders war Brutus sein Mann, und nichts ging ihm über dessen Römergrösse. Urtheile von seinen Gefühlen aus einem Gedichte, das er in jener Zeit verfertigte, und das ich Dir hier in seiner ursprünglichen Gestalt mittheile.

Brutus in Elysium.

Brutus.

Sey willkommen, friedliches Gefilde,
Nimm den Letzten aller Römer auf!
Von Philippi, wo die Mordschlacht brüllte,
Schleicht mein Gramgebeugter Lauf.
Kassius, wo bist du? — Rom verloren?
Hingewürgt mein brüderliches Heer?
Meine Zuflucht in des Todes Thoren!
Keine Welt für Brutus mehr!

Caesar.

Wer, mit Schritten eines Niebesiegten
Wandert dort vom Felsenhang?
Ha! wenn meine Augen mir nicht lügten —
Das ist eines Römers Gang —
Tibersohn! von wannen deine Reise?
Dauert noch die Siebenhügelstadt?
Oft geweinet hab' ich um die Waise,
Dass sie nicht mehr einen Cäsar hat.

Brutus.

Ha! du mit der drei und zwanzigfachen Wunde,
Wer rief, Todter, dich ans Licht?
Schaudre rückwärts zu des Orkus Schlunde,
Stolzer Weiner, triumphire nicht!
Auf Philippi's eisernem Altare
Raucht der Freyheit letztes Opferblut.
Rom verröchelt über Brutus Bahre,
Brutus geht zuMinos — kreuch in deine Fluth.

Caesar.

O ein Todesstoss von Brutus Schwerde!
Auch du, Brutus, du?

Sohn, es war dein Vater, — Sohn, die Erde
Wär gefallen dir als Erbe zu!
Geh, du bist der grösste Römer worden,
Da in Vaters Brust dein Eisen drang;
Geh, und heul' es bis zu jenen Pforten:
Brutus ist der grösste Römer worden,
Da in Vaters Brust sein Eisen drang!
Geh, du weisst's nun, was an Lethe's Strande
Mich noch kannte.
Schwarzer Schiffer, stoss vom Lande!

Brutus.

Vater halt! Im ganzen Sonnenreiche
Hab' ich Einen nur gekannt,
Der dem grossen Cäsar gleiche,
Diesen Einen hast du Sohn genannt.
Nur ein Cäsar mochte Rom verderben,
Nur nicht Brutus mochte Cäsar stehn:
Wo ein Brutus lebt, muss Cäsar sterben!
Geh du linkwärts, lass mich rechtwärts gehn.

Musste der Jüngling, der so fühlte, in jenem Institut sich nicht wie in einer fremden Welt finden? So fand er sich denn auch wirklich, und suchte voll Sehnsucht die andere, worin er heimisch war. Er suchte, und fand sie endlich glücklich in — Shakespeare. Jetzt ging ihm erst das Leben auf, das volle Leben seiner Seele. Wie Schuppen fiel es von seinen Augen, und klar erkannte er nun seine Bestimmung, die er jubelnd seinem Busenfreunde mittheilte. Zumsteeg war dieses, der berühmte Tonkünstler, dessen letzte Composition Johanna's Lebewohl war. Mit ihm hatte Schiller eine Freundschaft auf Leben und Tod geschlossen, so heiss und glühend, wie sie in den Briefen von Julius an Raphael weht, so kühn, als sie Karlos verlangt.

Hatte er aber vorher Missbehagen mit seiner Umgebung gefühlt; so ward sie jetzt ihm unausstehlich. Glücklich fühlte er sich nur, ausser bei seinem Freunde, in den wenigen Augenblicken seiner Ein-

Fünfter Auftritt.

Der König (allein).

Jetzt gib mir einen Menſchen, gute Vorſicht —
Du haſt mir viel gegeben. Schenke mir
Jetzt einen Menſchen. Du — du biſt's allein!
Denn deine Augen prüfen das Verborgne.
Ich bitte dich um einen Freund, denn ich
Bin nicht, wie du, allwiſſend. Die Gehülfen,
Die du mir zugeordnet haſt, was ſie
Mir ſind, weißt du. Was ſie verdienen, haben
Sie mir gegolten. Ihre zahmen Laſter,
Beherrſcht vom Zaume, dienen meinen Zwecken,
Wie deine Wetter reinigen die Welt.
Ich brauche Wahrheit — Ihre ſtille Quelle
Im dunkeln Schutt des Irrthums aufzugraben,
Iſt nicht das Loos der Könige. Gib mir
Den ſeltnen Mann mit reinem, offnen Herzen,
Mit hellem Geiſt und unbefang'nen Augen,
Der mir ſie finden helfen kann — ich ſchütte
Die Looſe aus; laß unter Tauſenden,
Die um der Hoheit Sonnenſcheibe flattern,
Den Einzigen mich finden.

(Er öffnet eine Schatulle und nimmt eine Schreibtafel heraus. Nachdem er eine Zeitlang darin geblättert.)

Bloße Namen —
Nur Namen ſtehen hier, und nicht einmal
Erwähnung des Verdienſts, dem ſie den Platz
Auf dieſer Tafel danken — und was iſt

samkeit, die ihm immer zu schnell verflogen, denn in seiner Seele drängten sich Bilder und Gedanken wie eine werdende Welt, und er konnte endlich dem allmächtigen Drange nicht mehr widerstehen, ausser sich darzustellen, was so voll, so glühend in seiner Seele lebte. Es entstanden — seine Räuber, worin er seine nach Freyheit lechzende Seele ausstürmen liess.

Wie entzückt wäre ein weiser Erzieher gewesen, solch ein Werk von seinem noch nicht zwanzigjährigen Zögling zu erblicken! Welche Hoffnungen hätte er von ihm gefasst! Wie alles aufgeboten, um aus diesem Jüngling eine Zierde seiner Nation zu bilden! Die Inspektoren jenes Instituts dachten anders. Sollte man ihnen nachsagen, dass aus ihrem Institut ein Mensch hervorgegangen sey, der mit dem lasterhaftesten aller Laster behaftet war, mit einem stolzen, freyen, emporstrebenden Geiste, der ein Ding geschrieben hatte, das geradezu alle Subordination unter die Füsse tritt? Ein Mensch, der, mit der Regierung der Dinge nicht zufrieden, weiss der Himmel über welchen schändlichen Verbrechen brütet? Ein so äusserst gefährlicher Mensch? — Das wollten sie nicht von sich gesagt seyn lassen, und es ward beschlossen, die Schlange nicht mehr an dem mütterlichen Busen des Instituts zu nähren: denn wer konnte wissen, ob der feurige Geist, der in dem Buben loderte, sich dereinst nicht auch zum Karl Moor entwickeln und ausbreiten, und was für Früchte er tragen würde.

Auch waren gewisse andre Leute nichts weniger als gleichgültig bei dem Handel, denn es gab da in den Räubern eine gewisse Stelle, die jenen gewissen Leuten nur zu bedenklich schien. Ich muss Dir die Stelle doch hersetzen:

„Diesen Rubin zog ich einem Minister vom Finger, den ich auf der Jagd zu den Füssen seines Fürsten niederwarf. Er hatte sich aus dem Pöbelstande zu seinem ersten Günstling empor geschmeichelt; der Fall seines Nachbars war seiner Hoheit Schemel. Thränen der Waisen huben ihn hinauf. — Diesen Demant zog ich einem andern dieses Gelichters ab, der Ehrenstellen und Aemter an die Meistbietenden verkaufte, und den trauernden Patrioten von seiner Thür stiess.“

Du erinnerst Dich doch, dass Schiller in demselben Lande lebte, wo Schubart acht schreckliche Jahre lang auf der Festung Hohenasperg schmachtete? Schiller hielt es daher, zumal da er auch ein höchst missfälliges Tyrannenlied in Schubarts Chronik hatte einrücken lassen, nicht für rathsam, abzuwarten, was man über ihn beschlossen habe; er floh.

Der Heimathlose fand in Mannheim Unterstützer und Freunde. Zuerst benutzte er zu seinem Fortkommen seine chirurgischen Kenntnisse; er ward Regiments-Chirurgus, bis späterhin seine Freunde, unter denen ein Dalberg und Klein ausgezeichnet zu werden verdienen, ihm eine, seinen Wünschen und seinem Beruf mehr angemessene Laufbahn eröffnen konnten, und er als Theaterdichter bei der MannheimerBühne angestellt wurde, einerBühne, welche unter die glänzendsten gehörte, und damals einen Iffland, Böck, Beil, Caroline Beck u. a. unter ihren Mitgliedern zählte. Die Früchte dieser Stelle sind die Verschwörung des Fiesko und Kabale und Liebe. Die rheinische Thalia darf man wohl auch in Anschlag bringen.

Bei Gelegenheit ihrer erinnere ich mich eines wichtigen Documents zu Schillers Biographie, das in dem deutschen Museum von 1784 steht; die Ankündigung seiner rheinischen Thalia. Aeltere Journale und Zeitungen sind nicht immer zu haben, ich setze sie Dir deswegen her, so weit sie Aufschlüsse gibt.

„Frühe — heisst es — verlor ich mein Vaterland, um es gegen die grosse Welt auszutauschen, die ich nur eben durch die Fernröhre kannte. Ein seltsamer Missverstand der Natur hatte mich in meinem Geburtsorte zum Dichter verurtheilt. Neigung für Poesie beleidigte die Gesetze des Instituts, worin ich erzogen ward, und widersprach dem Plan seines Stifters. Acht Jahre rang mein Enthusiasmus mit der militärischen Regel; aber Leidenschaft für die Dichtkunst ist feurig und stark, wie die erste Liebe. Was sie ersticken sollte, fachte sie an. Verhältnissen zu entfliehen, die mir eine Folter waren, schweifte mein Herz in eine Idealenwelt aus, — aber unbekannt mit der wirklichen, von welcher mich eiserne Stäbe schieden, — unbekannt mit den Menschen, — denn die vier hundert, die mich umgaben, waren ein einziges Geschöpf, der getreue Abguss eines und eben dieses Modells, von welchem die plastische Natur sich feierlich lossagte, — unbekannt mit den Neigungen freier, sich selbst überlassener Wesen, denn hier kam nur Eine zur Reife, Eine, die ich jetzt nicht nennen will; jede übrige Kraft des Willens erschlaffte, indem eine einzige sich convulsivisch spannte; jede Eigenheit, jede Ausgelassenheit der tausendfach spielenden Natur ging in dem regelmässigen Tempo der herrschenden Ordnung verloren. — Unbekannt mit dem schönen Geschlecht, — die Thore dieses Instituts öffnen sich, wie man wissen wird, Frauenzimmern nur, ehe sie anfangen interessant zu werden, und wenn sie aufgehört haben, es zu seyn, — unbekannt mit Menschen und Menschen-Schicksal, musste mein Pinsel nothwendig die mittlere Linie zwischen Engel und Teufel verfehlen, musste er ein Ungeheuer hervorbringen, das zum Glück in der Welt nicht vorhanden war, dem ich nur darum Unsterblichkeit wünschen möchte, um das Beispiel einer Geburt zu verewigen, die der naturwidrige Beischlaf der Subordination und des Genius in die Welt setzte.“

„Ich meine die Räuber.

„Dies Stück ist erschienen. Die ganze sittliche Welt hat den Verfasser als einen Beleidiger der Majestät vorgefordert Seine ganze Verantwortung sei das Klima, unter dem es geboren ward. Wenn von allen den unzähligen Klagschriften gegen die Räuber nur eine einzige mich trifft, so ist es diese, dass ich zwei Jahre vorher mir anmasste, Menschen zu schildern, ehe mir noch einer begegnete.“

Du kennst die Sensation, welche die Räuber erregten. Enthusiasmus oder Absehen war es, den sie bewirkten, einen mittleren Weg schlug nur selten ein billiger Beurtheiler ein. Besonders drang man darauf, das Stück zu unterdrücken, seit ein Haufen kleiner Buben in Leipzig dadurch bewogen ward, der Ruthe zu entlaufen, ihr aber eigentlich erst recht entgegen lief. Sie wollten auch eine Räuberbande in den böhmischen Wäldern zusammen ziehen, kamen aber nicht weit, denn kaum hatten sie ein Gesangbuch und eine Pistole gestohlen, als sie schon der Gerechtigkeit in die Hände fielen, die ihnen mit Ruthen den Kitzel vertrieb, armen Wanderern in den Hohlwegen aufzulauern, und ihnen die Bürde zu erleichtern. Solche Umstände trugen zu Schillers erstem Ruf nicht wenig bei. Seine späteren Stücke zeigten immer mehr sein glänzendes Talent, seine kleineren Gedichte selbst (in der Anthologie, die er gemeinschaftlich mit Stäudlin herausgegeben hatte) zeigten einen Dichter, wie ihn Deutschland kaum noch hatte, und so war denn auch sehr frühzeitig sein Ruf gegründet.

Mein nächster Brief soll Dir das Weitere seiner Schicksale erzählen. Jetzt lege ich Dir nur noch ein Gedicht von ihm bei, das als Beleg zu seiner Charakteristik nicht unwichtig ist.

Monument Moors des Räubers.

Vollendet!
Heil Dir, vollendet!
Majestätischer Sünder,
Deine furchtbare Rolle vollbracht!

Hoher Gefallener!
Deines Geschlechts Beginner und Ender!
Seltner Sohn ihrer schrecklichsten Laune,
Erhabner Verstoss der Mutter Natur!

Durch wolkige Nacht ein prächtiger Blitz!
Hui! hinter ihm schlagen die Pforten zusammen

Gierig schlingt ihn der Rachen der Nacht,
Zucken die Völker
Unter seiner verderbenden Pracht!
Aber Heil Dir! Vollendet,
Majestätischer Sünder!
Deine furchtbare Rolle vollbracht!

Modre, verstieb'
In der Wiege des offenen Himmels!
Fürchterlich jedem Sünder zur Schau,
Wo, dem Thron gegenüber,
Heisser Ruhmsucht furchtbare Schranke steigt!
Zu den Sternen des Ruhms
Klimmst Du auf den Schultern der Schande!
Einst wird unter Dir auch die Schande zerstieben,
Und Dich reicht — die Bewunderung!

Nassen Auges an Deinem schauernden Grabe
Männer vorüber —
Freue Dich der Thräne der Männer
Des Gerichteten Geist!

Vergeßlicher als Dankbarkeit? Doch hier
Auf dieſer andern Tafel leſ' ich jede
Vergebung pünktlich beigeſchrieben. Wie?
Das iſt nicht gut. Braucht etwa das Gedächtniß
Der Rache dieſer Hülfe noch?
(Liest weiter.)
Graf Egmont?
Was will der hier? — Der Sieg bei Saint Quentin
War längſt verwirkt. Ich werf' ihn zu den Todten.
(Er löſcht dieſen Namen aus und ſchreibt ihn auf die andre Tafel. Nachdem er weiter geleſen.)
Marquis von Poſa? — Poſa? — Poſa? Kann
Ich dieſes Menſchen mich doch kaum beſinnen!
Und zweifach angeſtrichen — ein Beweis,
Daß ich zu großen Zwecken ihn beſtimmte!
Und war es möglich? dieſer Menſch entzog
Sich meiner Gegenwart bis jetzt? vermied
Die Augen ſeines königlichen Schuldners?
Bei Gott! im ganzen Umkreis meiner Staaten
Der einz'ge Menſch, der meiner nicht bedarf!
Beſäß' er Habſucht oder Ehrbegierde,
Er wäre längſt vor meinem Thron erſchienen.
Wag' ich's mit dieſem Sonderling? Wer mich
Entbehren kann, wird Wahrheit für mich haben.
(Er geht ab.)

Nassen Auges an Deinem schauernden Grabe
Jüngst ein Mädchen vorüber,
Hörte die furchtbare Kunde
Deiner Thaten vom steinernen Herold,
Und das Mädchen, — freue Dich! freue Dich!
Wischte die Thräne nicht ab.
Ferne stand ich, — sah die Perle fallen,
Und rief ihr: Amalia!

Jünglinge! Jünglinge!
Mit des Genies gefährlichem Aether-Strahl
Lernt behutsamer spielen!
Störrig knirscht in den Zügel das Sonnenross;
Wie's am Seile des Meisters
Erd und Himmel im sanfteren Schwunge wiegt,
Flammt's am kindischen Zaume
Erd und Himmel im lodernden Brand!
Unterging in den Trümmern
Der muthwillige Phaeton.

Kind des himmlischen Genius,
Glühendes, thatenlechzendes Herz!

Reizet Dich das Mahl meines Räubers?
War, wie Du, glühenden, thatenlechzenden
Herzens,
War, wie Du, des himmlischen Genius Kind.

Aber Du lächelst und gehst,
Dein Blick durchfliegt den Raum der Weltgeschichte,
Moorn der Räuber findest Du nicht.
Steh, und lächle nicht, Jüngling!
Seine Sünde lebt, — lebt seine Schande,
Räuber Moor nur, ihr Nahme nicht.

ZWEYTER BRIEF.

Fortsetzung.

Schiller sehnte sich jetzt weiter in die Welt. Vermögen zwar hatte er nicht, allein das Vermögen seines Geistes gab ihm Zuversicht zu sich selbst, und sein Nahme liess ihm überall Freunde hoffen. Er verliess Mannheim. In Mainz, wohin er kam, hatte er das Glück, dem erhabenen Freunde der Wissenschaften und Künste, dem Herzog zu Weimar, bekannt zu werden, welchem er die ersten Acte seines Dom Karlos vorlas. Bald darauf ging er nach Sachsen, wo das schöne

Dresden durch seine reizende Lage, seine Kunstschätze, seine reiche Bibliothek und viele wackre Männer, die er dort fand, ihn fesselte. Unter seinen dortigen Freunden zeichne ich Dir den Appellationsrath Körner, und den Hofrath Becker aus. Auch fand er an Fräulein v. A — eine theure Freundinn, die ihn aber zum — Freygeist machte.

Misstraue, schöne Seele, dieser Engelgüte,
Dein Mitleid waffnet zum Verbrechen mich.
Gibt's in des Lebens unermesslichem Gebiete,
Gibt's einen andern schönern Lohn, als Dich?

Als das Verbrechen, das ich ewig fliehen wollte?
Tyrannisches Geschick!
Der einzge Lohn, der meine Tugend krönen sollte,
Ist meiner Tugend letzter Augenblick!

Du kennst doch das Gedicht: Freygeisterey der Leidenschaft, aus welchem diese Strophen genommen sind? Ein Geist von seltner Höhe und Tiefe spricht sich darin aus, dessen Brust die Leidenschaften gewaltig bewegen, der aber seine Schmerzen nicht in elegische Klagen verhaucht, sondern aufsteht in seiner Kraft und gegen jedes Schicksal zu kämpfen bereit ist. Eine so kräftige Natur konnte auch im Leben nicht hektisch hinschleichen, und mit einem Riesenschritt trat er alle gemeinen Vorurtheile nieder. Freylich dann kein Wunder, wenn mancher seltsam über ihn urtheilte, denn das war das Loos des Seltenen von jeher, seltsam beurtheilt zu werden.

Schiller stürzte sich jetzt in das Leben, um es mit raschen Zügen zu trinken. Hüte Dich aber zu glauben, dass er es auf Wüstlings Art gethan, der nichts denkt, als Genuss und Genuss und wieder Genuss. Wochen und Monathe lang sass er vergraben unter Büchern und stand kaum von seiner Arbeit auf, dann rastete er eine Zeit lang, aber schien nur nicht zu arbeiten. Du weisst wohl, jene Pausen sind bey grossen Geistern nur die Augenblicke, wo die Kraft sich sammelt, um dann mit neuer Spannung zu wirken. So bey Schillern. Er trieb sich jetzt wieder in der schönen Gegend umher, wo in der grossen Natur sein Geist sich wieder erhob, in der Einsamkeit sein Herz wieder frischer und lebendiger schlug. Zum blossen Büchermenschen war er einmal nicht geschaffen, und wohl uns, dass er es nicht war. Eine seiner liebsten Vergnügungen war, auf einer Gondel den schönen Strom zu befahren, besonders aber bey einem Gewitter, wenn der Strom schäumend sich erhob und die ganze Natur im Kampfe schien. Je grollender der Donner, desto lieber ihm. Einst als der Donner mit dem wildesten Schmettern in den Gebirgen krachte, der Sturm den

Strom in hohen Wogen aufpeitschte, ward er so entzückt, dass er der furchtbar-grossen Natur ein jauchzendes Bravo! zurief.

Der Winter raubte ihm diese Freuden und gab ihn dem geselligen Leben. Sein für die Freundschaft geschaffenes Herz schloss sich gern an Menschen an, er öffnete sich gern, und war einer von den Wenigen, die, ohne Furcht zu verlieren, ihr ganzes Herz eröffnen dürfen. Lass ihn nun, im Kreise der Freundschaft beym fröhlichen Becher laut aufjubeln, — es ist so leicht, dass ein solcher Mensch dann die Schranken der Bedachtsamkeit niederstürzt —, lass ihn im Taumel der Freude die Mitternacht ungehört vorüberfliehen: wird er darum ein gemeiner Wüstling seyn? Wird die Freude ihn erniedrigen?

Küsse gab sie uns und Reben,
Einen Freund, geprüft im Tod;
Wollust war dem Wurm gegeben
Und der Cherub steht vor Gott.

Vergiss nicht, mein Freund, dass die Hymne an die Freude in Dresden gedichtet ist. Gerade das, was die Kritiker hierin an dem Dichter tadeln, muss ewig für den Menschen beweisen, und ich für meinen Theil mag sie darum nie anders, als sie ursprünglich war, denn lieber will ich doch ein vollendetes Kunstwerk entbehren, als Schillern weniger lieben.

Sein Dom Karlos, an welchem er hier fortarbeitete, ward ziemlich bald unterbrochen. Er fing an alles zu lesen, was auf Philipp Beziehung hatte, die Dresdner Bibliothek bot ihm ziemlich viel dar, und unvermerkt war er davon so ins Interesse gezogen, dass er die Dichtkunst eine Zeit lang ganz vergass, und nun mit der

Muse der Geschichte vertrauten Umgang pflog, die ihm seinen Abfall der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung eingab. Unsern vorigen Geschichtschreibern hatte weniger die schöne Muse der Geschichte, als der trockne Geist der Chronik zur Seite gestanden; er vereinigte deutschen Fleiss mit alterthümlicher Kunst.

In Leipzig erst, — oder vielmehr in Gohlis, einem ungemein schönen Dorf bey Leipzig, wo er einen Sommer über bey Herrn Göschen lebte, — setzte er den Don Karlos fort, und brachte ihn zu Ende. Jünger, dieser für die komische Bühne zu früh gestorbene Schriftsteller, wohnte ebenfalls denselben Sommer in Gohlis, und beyde wurden daselbst Freunde. Vielleicht hatte der erheiternde Umgang mit dem Komiker Einfluss auf unsern Tragiker gehabt, denn seine Stimmung war damals heiter. Diess mag Dir eine Anekdote beweisen, die ich aus Jüngers eignem Munde habe.

Schiller war eines Tags lange ausgeblieben, Göschen war während der Zeit ebenfalls weggegangen, und hatte die Schlüssel mitgenommen. Als Schiller nach Hause kommt, muss er auf dem kleinen Vorsaal bleiben, und setzt sich nieder, um die Scene vollends auszuarbeiten, wo der Prinz mit der Fürstinn Eboli zusammenkommt. Zum Unglück aber ist im Hofe grosse Wäsche, und die Conversation der Waschweiber will sich nicht wohl mit der fürstlichen Conservation in Schillers Kopfe vertragen. Er gibt diese auf. Die ganze Scene aber kommt ihm so drollig vor, dass er sie, zum Scherz für seine Freunde, zu besingen beschliesst. Schade, dass mir dieses Scherzgedicht verloren gegangen ist, ich erinnere mich nur der Paar Zeilen daraus:

Der Audienzſaal.

Sechſter Auftritt.

Don **Karlos** im Geſpräch mit dem **Prinzen von Parma.** **Die Herzoge von Alba, Feria und Medina Sidonia. Graf von Lerma** und noch andere Granden mit Schriften in der Hand. Alle den König erwartend.

Medina Sidonia

(von allen Umſtehenden ſichtbar vermieden, wendet ſich zum Herzog von Alba, der allein und in ſich gekehrt auf und ab geht).

Sie haben ja den Herrn geſprochen, Herzog. —
Wie fanden Sie ihn aufgelegt?

Alba.

Sehr übel
Für Sie und Ihre Zeitungen.

Medina Sidonia.

Im Feuer
Des engliſchen Geſchützes war mir's leichter,
Als hier auf dieſem Pflaſter.

(Karlos, der mit ſtiller Theilnahme auf ihn geblickt hat, nähert ſich ihm jetzt und drückt ihm die Hand.)

Warmen Dank
Für dieſe großmuthsvolle Thräne, Prinz.
Sie ſehen, wie mich Alles flieht. Nun iſt
Mein Untergang beſchloſſen.

Karlos.

Hoffen Sie
Das Beſte, Freund, von meines Vaters Gnade
Und Ihrer Unſchuld.

Schon hab' ich meinen Prinzen an der Stelle,
Schon hör' ich Sie! Schon ruft das schöne
Weib: Triumph!
— Was hör' ich? — Einen alten Strumpf
Geworfen in die schmutz'ge Welle — —

In diesem drolligen Contraste ging das ganze Gedicht fort.

Die Unterbrechung des Dom Karlos hat auf das Stück einen eignen Einfluss gehabt. Weder Dom Karlos noch der Marquis Posa wurden genau das, was der Dichter Anfangs aus ihnen zu machen Willens gewesen war. Dom Karlos hatte bey dem Dichter verloren, der Marquis, der ganz Freund werden sollte, ward ein idealischer Charakter. Wir haben hierüber Schillers eignes Bekenntniss: „Es kann mir begegnet seyn, dass ich in den ersten Acten andere Erwartungen erregt habe, als ich in den letzten erfüllte. S. Reals Novelle, vielleicht auch meine eigenen Aeusserungen darüber mögen dem Leser einen Standpunkt angewiesen haben, aus dem es jetzt nicht mehr betrachtet werden kann. Während der Zeit nämlich, dass ich es ausarbeitete, welches mancher Unterbrechungen wegen eine ziemlich lange Zeit war, hat sich — in mir selbst vieles verändert. An den verschiedenen Schicksalen, die während dieser Zeit über meine Art zu denken und zu empfinden ergangen sind, musste nothwendig auch dieses Werk Theil nehmen. Was mich zu Anfang vorzüglich in demselben gefesselt hatte, that diese Wirkung in der Folge schon schwächer, und am Ende nur kaum noch. Neue Ideen, die indess bey mir aufkamen, verdrängten die frühern: Karlos selbst war in meiner Gunst gefallen, vielleicht aus keinem andern Grunde, als weil ich ihm in Jahren so weit voraus gesprungen war, und aus der entgegengesetzten Ursache hatte Marquis Posa seinen Platz eingenommen. So kam es denn, dass ich zu dem vierten und fünften Acte ein ganz anderes Herz mitbrachte. Aber die drey ersten Acte waren in den Händen des Publikums, die Anlage des Ganzen war nicht mehr umzustossen — ich hätte also das Stück entweder ganz unterdrükken müssen, oder ich musste die zweyte Hälfte der ersten so gut anpassen, als ich konnte. — Der Hauptfehler war, ich hatte mich zu lange mit dem Stücke getragen, ein dramatisches Werk aber kann und soll nur die Blüthe eines einzigen Sommers seyn. Auch der Plan war für die Grenzen und Regeln eines dramatischen Werks zu weitläuftig angelegt. Dieser Plan z. B. forderte, dass Marquis Posa das uneingeschränkteste Vertrauen Philipps davon trug; aber zu dieser ausserordentlichen Wirkung erlaubte mir die Oekonomie des Stücks nur eine einzige Scene."

Jedoch ich vergesse, dass ich Dir nur eine Nachricht von seinen Schicksalen, und keine Charakter-Schilderung, weder von ihm noch von seinen Schriften, versprochen habe. Auch lenke ich schon wieder ein.

Von Leipzig ging Schiller nach Weimar, dem so gefeyerten Weimar, wo eine Anzahl der grössten Geister beysammen lebte, welche die Zierde und der Stolz der Nation waren und Weimar noch in späten Zeiten verherrlichen werden. Schiller hatte ein Recht, sich diesen Geistern zuzugesellen, und, denke ich, doch wohl auch Grund genug zu hoffen, dass er von ihnen anerkannt werde. Solltest Du aber meinen, dass Verdienste hierauf nicht stets Anspruch geben —, nun, so nenne es meinetwegen Glück. Genug, Vater Wieland, den er eine Zeit lang bey der Herausgabe des deutschen Merkur unterstützte, empfing ihn mit gewohnter Herzlichkeit, und der Minister von Göthe mit herablassender Huld. Hier in Weimar erwarb sich Schiller auch die Freundschaft des Herrn von Wollzogen, auf dessen Gütern im Meiningischen er einige Jahre lebte, und dessen Schwester nachher Schillers Gattinn ward. Sie war Schillers Wahl — damit hab' ich Dir von ihr wohl genug gesagt.

Einige Jahre nachher wurde Schiller als Professor der Geschichte in Jena angestellt. — Doch nein, ich irre; es war ja schon einer da, der Professor historiarum hiess, und Schiller durfte sich bloss Professor der Philosophie nennen. Diesen Titel erhält nähmlich jeder, dem man sonst keinen andern zu geben weiss, mag er übrigens lehren, was er wolle, wie denn Schiller wirklich die Geschichte mit einem fast unerhörten Beyfall lehrte. Späterhin trug er auch die Aesthetik vor. Um diese Zeit war es, wo ich auf einer Reise über Jena ihn durch den jungen von Hardenberg, der nachher unter dem angenommenen Nahmen **Novalis** bekannter geworden ist, persönlich kennen lernte.

Ach! mein Freund, so mancher in der Ferne für gross gepriesene Mann hat so viel bey mir verloren, seit ich ihn kennen lernte, Schiller aber gewann unendlich. Der ehrwürdige **Griessbach**, dieser Stolz Jena's, das nie völlig zu Grunde gehen kann, so lange es ihn noch besitzt, der ganze Facultäten aufwiegt, sprach mit Achtung von ihm, der humane und liberale **Schütz** liebte ihn, **Schmid** war beredt in seinem Lobe, **Reinhold** wurde warm, wenn er von seinem Freunde sprach, der Enthusiasmus unter den Studierenden war allgemein für ihn: und dies alles hatte ich an dem Tage vernommen, als ich ihn sehen sollte. Denke Dir selbst, mit welchen Gefühlen ich zu ihm ging, zu ihm, dem schon längst meine Bewunderung gehörte. Nun sah ich ihn denn, und war sein von dem Augenblick an. O, es ist so schön, den Mann, den man bewunderte auch lieben zu können!

Er war lang von Statur, fast hager. Sein Körper schien den Anstrengungen des Geistes damals schon zu unterliegen, sein Gesicht war bleich und verfallen, aber eine stille Schwärmerey schimmerte aus seinem schönen, belebten Auge, und die hohe freye Stirn verkündigte den tiefen Denker. Mit Freundlichkeit empfing er mich, sein ganzes Wesen erweckte das Vertrauen. Da war nichts von Zurückhaltung, nichts von Stolz oder vornehmthuendem Air, er war so offen, so redlich in allen Aeusserungen, so ganz nur ein schönes Herz entfaltend, dass mir, ehe eine Viertelstunde verging, war, als hätten wir uns seit Jahren gekannt. Hier war ächte, wahre Menschengrösse. Als ich nachher in spätern Jahren die Worte Schillers las: „den kindlichen Charakter, den das Genie in seinen Werken abdrückt, zeigt es auch in seinem Privatleben und in seinen Sitten. Es ist schamhaft, weil die Natur dieses immer ist; aber es ist nicht decent, weil nur die Verderbniss decent ist: es ist verständig, denn die Natur kann nie das Gegentheil seyn; aber es ist nicht listig, denn das kann nur die Kunst seyn: es ist seinem Charakter und seinen Neigungen treu, aber nicht sowohl weil es Grundsätze hat, als weil die Natur bey allem Schwanken immer wieder in die vorige Stelle rückt, immer das alte Bedürfniss zurück bringt: es ist bescheiden, ja blöde, weil das Genie immer sich selbst ein Geheimniss bleibt, aber es ist nicht ängstlich, weil es die Gefahren des Weges nicht kennt, den es wandelt. Wir wissen wenig von dem Privatleben der grössten Genies, aber auch das Wenige, was aufbewährt worden ist, bestätigt diese Behauptung" — als, sag' ich, ich diese Stelle las, stand, wie durch Zauber, diese Stunde meiner ersten Unterhaltung mit ihm wieder vor meiner Seele, und ich rief aus: Ja, das ist Schiller, so war er, so habe ich, so hat jeder ihn gefunden!

Das Einzige, was ich ungern an ihm sah, waren — seine medicinischen Kenntnisse, die ihm, wie mir schien, wahrhaft verderblich wurden, denn er beobachtete seinen Körper und dessen Zufälle zu genau, und beraubte sich selbst dadurch der, zu seiner Genesung so nöthigen, Ruhe. Das Schlimmste dabey schien mir, dass er noch genug von diesen Kenntnissen besässe, um das Gefährliche seines Zustands einzusehen, dass er aber auch genug davon vergessen hätte, um den Gang der bevorstehenden Krankheit zu berechnen. Diese brach leider nur zu bald aus, denn schon in Frankfurt erhielt ich die traurige Nachricht, dass er höchst gefährlich darnieder liege, dass man an seinem Aufkommen verzweifle. Nachher hat man die voreilige Nachricht von seinem Tode selbst in Zeitungen verbreitet, allein die Kunst des Arztes rettete uns diessmal sein theures Leben. Der treffliche Herzog von Augustenburg beschloss bey dieser ihm so traurigen Nachricht, dem edeln Sänger ein Denkmal zu errichten. Erfreut durch den Widerruf war er nicht begnügt, dem Todten einen Stein haben geben zu wollen, sondern vereinigte sich mit dem trefflichen Minister, Grafen von Schimmelmann, und sicherte Schillern eine lebenslängliche Pension.

Unmöglich kann ich mich von diesem Zeitpunkte entfernen, ohne Dir einige Data mitzutheilen, die zu seiner Beurtheilung vielleicht nicht ganz unwichtig sind.

Als Schiller copulirt werden sollte,

Medina Sidonia.

Ich verlor ihm eine Flotte,
Wie keine noch im Meer erſchien — Was iſt
Ein Kopf wie dieſer gegen ſiebenzig
Verſunkne Gallionen? — Aber, Prinz —
Fünf Söhne, hoffnungsvoll wie Sie — das bricht
Mein Herz —

Siebenter Auftritt.

Der König (kommt angekleidet heraus). **Die Vorigen.**

(Alle nehmen die Hüte ab und weichen zu beiden Seiten aus, indem ſie einen halben Kreis um ihn bilden. Stillſchweigen.)

König

(den ganzen Kreis flüchtig durchſchauend).

Bedeckt euch!

(Don Karlos und der Prinz von Parma nähern ſich zuerſt und küſſen dem Könige die Hand. Er wendet ſich mit einiger Freundlichkeit zu dem letztern; ohne ſeinen Sohn bemerken zu wollen.)

Eure Mutter, Neffe,
Will wiſſen, wie man in Madrid mit euch
Zufrieden ſey.

Parma.

Das frage ſie nicht eher,
Als nach dem Ausgang meiner erſten Schlacht.

König.

Gebt euch zufrieden. Auch an euch wird einſt
Die Reihe ſeyn, wenn dieſe Stämme brechen.

frug ihm der Prediger, welches Formular er denn bey der Trauung gebrauchen sollte. — Das alte, das gewöhnliche, — sagte Schiller — mit dem Kraut und den Disteln auf dem Felde. Meine Schwiegermutter — setzte er hinzu — wird dabey seyn, und der ist unstreitig das alte Formular das liebste. — Hier hast Du Schillern, den gutmüthigen Menschen. Er musste lange, sehr lange gereizt, und dennoch wohl noch veranlasst werden, — um eine Xenie zu machen.

Die Würde als Dichter fühlte er sehr tief. Wer ihm diese antastete, dem zeigte er Stolz, und konnte es, wie er den Dichter nahm, auch allerdings. Verschiedentlich hatte er schon Anträge, Gelegenheitsgedichte zu verfertigen, abgewiesen, als endlich einer ihm nachdrücklich zusetzte, und sich gar nicht undeutlich merken liess, so eine Gelegenheit sich Ehre zu erwerben, werde ihm nicht bald wieder kommen. „Mein Herr, — erhob sich Schiller — hab' ich mich der Welt als Gelegenheits-Dichter gezeigt?“ Er ging, und liess den Gimpel stehen. — Sieh hier den Dichter, der seinen Beruf höher anschlägt, als bloss Verse zu machen.

Sollte ich Dir den Gelehrten schildern, der mit allem Eifer nach der höchsten erreichbaren Vollkommenheit strebt; so müsste ich Dir zeigen, wie er von **Schütz** das Griechische erlernt, von **Reinhold** bewogen unermüdet Kants Kritiken studiert, sich mit den besten Dichtern aller Zungen und Zeiten vertraut macht. Und diess alles, während er Vorlesungen ausarbeitet, die er jedesmal sogleich in die Druckerey senden konnte, ohne seinem Nahmen die Achtung zu schmälern, während er überdiess als Schriftsteller äusserst thätig war.

Um ungestörter studieren und arbeiten zu können, verkehrte er die Ordnung der

Natur. Die Nacht, wo aller Lärmen des Lebens verhallt ist, alles Getös schweigt, die Aussenwelt nicht die Aufmerksamkeit zerstreut, und man mit ungetheilter Kraft in sich wirken kann, sie, mit ihrer tiefen Ruhe, ihrer heiligen Stille, ihrer feyerlichen Erhabenheit, war ihm lieber als der gaukelnde, lärmende Tag. So sonderbar es klingen mag, ist es doch wahr: wenn man gegen Abend zu ihm kam, konnte man an seinem Frühstück Theil nehmen, die Mitternacht fand ihn in tiefer Thätigkeit. Das Gepräge der Mitternacht ist aber auch manchem seiner Werke unverkennbar aufgedrückt. Ach! er verlor dadurch nur zu viel von seiner Heiterkeit, seinen Lebensfreuden, seinem Leben selbst, und der Gedanke hat mir schon manchmal den Genuss seiner nächtlichen Grösse verbittert. — Auch kann ich unmöglich jetzt weiter schreiben.

DRITTER BRIEF.

Beschluss.

Es war unmöglich, nicht einzusehen, was die Academie an Schillern besass. Im Jahr 1796 erhielt er eine ordentliche Honorar-Professur mit einer Pension von 200 Thlr., welche ihm von dem Herzog von Weimar auch dann, als er Jena verlassen, noch fortgezahlt, und kurze Zeit vor seinem Tode erhöht wurde. Weimarischer Rath war er schon gewesen, der Herzog von Meiningen, einer der Nutritoren der Gesammt-Academie Jena, ertheilte ihm den Charakter als Hofrath, womit man die Professoren zu ehren glaubt, während das Ding umgekehrt vielleicht besser wäre, und ein Professor weit mehr geehrt seyn müsste, wenn man einem guten Hofrath den Charakter als Professor ertheilen wollte. Wie es aber einmal ist, zeigte es eine Anerkennung seiner Verdienste an.

Göthe indess, der Schillers Freund geworden war, bemühte sich, seinen Freund dem Leben und der Lebensfreude wieder zu schenken. Jena, sah er ein, war hierzu nicht der Ort, er musste in eine freyere Region gezogen werden, und er zog ihn nach Weimar, wo ich ihn vor drei Jahren in seinem eignen Hause auf der Esplanade wieder sah. Und wirklich sehr verändert und glücklich verändert. Er sah munterer und ungleich heiterer aus. Ein Sohn, ein Knabe von etwa zehn Jahren, der einige Mal ins Zimmer kam, schien ihm viel Freude zu machen, und er hatte seinen Scherz mit ihm über eine Rüstung, die der Knabe verlangte. Im Uibrigen ganz unverändert noch eben die offene, schöne, redliche

Seele, noch eben das wohlwollende Herz. O Dank, herzlicher Dank euch allen, die ihr euch um seine Heiterkeit bemühtet! Er schien jetzt wieder an das Leben mit holderen Banden gefesselt, in seinem häuslichen Kreise, unter seinen Kindern war ihm so wohl! Und mir so wohl, den liebevollen Gatten und Vater zu sehen.

Diese heitre Natur spricht uns auch aus allen den Werken an, die er in seiner letzten Zeit zu Weimar verfertigt hat; sie sind nicht mehr Kinder einer so düstern Mitternacht, ein freundlicher Tag hat sie geboren. Ich rechne von seiner Jungfrau von Orleans an, die er eben damals vollendet hatte, und in Leipzig — er hatte eine Reise nach Dresden vor — aufführen zu sehen hoffte. Du kannst denken, ob ich sogleich beschloss, von Lauchstädt aus dahin zu reisen. Ich that es, und es hat mich nicht gereut, wäre es auch nur, um Zeuge der Theilnahme gewesen zu seyn, welche das Leipziger Publikum gegen Schiller auf eine, in den Annalen der deutschen Bühne vielleicht einzige, Art bewies. Das Haus war, ungeachtet des heissen Tages, zum Erdrücken voll, die Aufmerksamkeit die gespannteste. Kaum rauschte aber nach dem ersten Act der Vorhang nieder, als ein tausendstimmiges „es lebe Friedrich Schiller!“ wie aus einem Munde erscholl, in welchen allgemeinen Jubelruf die Pauken wirbelten, die Trompeten schmetterten. Der bescheidene Dichter dankte aus seiner Loge mit einer Verbeugung, aber nicht allen war es gelungen, den Allbewunderten zu sehen. Du kannst daher denken, wie nach Beendigung des Stücks alles aus dem Hause strömte, um ihn zu erblicken. Der weite Platz von dem Schauspielhaus an bis hinab zu dem Ranstädter Thor stand dicht gedrängt voll Menschen. Jetzt trat er heraus, und im Nu war eine Gasse gebildet.

Stimmen geboten, das Haupt zu entblössen, und so ging denn der Dichter durch die Menge seiner Bewunderer, die alle mit entblösstem Haupte da standen, hindurch, während hinten Väter ihre Kinder in die Höhe hoben, und riefen: dieser ist es!

Mag doch ein Anderer hiervon halten, was er wolle, mir hat es Freudenthränen entlockt. Schwatze mir aber keiner von der Herrlichkeit der olympischen Spiele, der diesen ungebotenen Beweis von Achtung für einen geliebten Dichter nicht mitfühlen kann. Eine solche Murmelthier-Seele hätte auch Pindare nur aus Grimasse gekrönt.

Am andern Morgen besucht' ich Schillern im Hotel de Bavière, und fand ihn ungemein heiter. Natürlich aber erwähnte ich so wenig von gestern etwas, als er; wir sprachen von seiner neuen Tragödie. Ich äusserte, dass er sich von seinen eigenen

Gesetzen dispensirt haben möge; er lächelte und sagte: Warum auch nicht? — „Freilich — fuhr ich fort — je höher man aufwärts steigt, desto umfassender der Gesichtskreis.“ — So meine ich auch — erwiederte er —, nur nicht herab.

Nachher sprachen wir von andern Erscheinungen in der poetischen und philosophischen Welt, worüber er sich gleich freymüthig erklärte. Was die letztere betrifft; so war er immer noch der Meinung:

Welche wohl bleibt von allen den Philosophieen? Ich weiss nicht.
Aber die Philosophie hoff' ich soll ewig bestehn.

Bey Erwähnung des ihm angeschuldigten Catholicismus erinnerte er mich selbst an sein Dystichon:

Welche Religion ich bekenne? Keine von allen
Die du mir nennst! — Und warum keine? — Aus Religion.

Uiber die Erscheinungen an Deutschlands poetischem Himmel zuckte er die Achseln. „Man treibt — sagte ich — mit Göthe wahren Unfug. Sollte sich denn Göthe nie über den Unfug, als solchen, erklären?“ — Es könnte seyn, — sagte er — dass ein grosser Geist wohl auch menschlich wäre, aber übrigens thut man ihm doch sehr Unrecht. Nicht jeder kann, wie er möchte. Was will er machen, wenn das Unkraut mit dem Waizen wächst? — „Sich erklären“ wiederholte ich, und er lächelte.

Ach! hätte ich damals denken sollen, dass ich ihn zum letzten Male sähe, als ich von ihm schied, und er mir den herzlichen Handdruck so herzlich erwiederte!

Er hatte, wie er mir unter andern auch erzählte, zwei Methoden, die er bei seinem Arbeiten stets befolgte. Alles, was er darzustellen sich vorgenommen hatte,

(Zum Herzog von Feria.)
Was bringt ihr mir?

Feria

(ein Knie vor dem Könige beugend).

Der Großkomthur des Ordens
Von Calatrava ſtarb an dieſem Morgen.
Hier folgt ſein Ritterkreuz zurück.

König

(nimmt den Orden und ſieht im ganzen Kreiſe herum).

Wer wird
Nach ihm am würdigſten ihn tragen?

(Er winkt Alba zu ſich, welcher ſich vor ihm auf ein Knie niederläßt, und hängt ihm den Orden um.)

Herzog,
Ihr ſeyd mein erſter Feldherr — ſeyd nie mehr,
So wird euch meine Gnade niemals fehlen.

(Er wird den Herzog von Medina Sidonia gewahr.)

Sieh da! mein Admiral!

Medina Sidonia

(nähert ſich wankend und kniet vor dem Könige nieder mit geſenktem Haupt).

Das, großer König,
Iſt Alles, was ich von der ſpan'ſchen Jugend
Und der Armada wiederbringe.

König

(nach einem langen Stillſchweigen).

Gott
Iſt über mir — Ich habe gegen Menſchen,
Nicht gegen Sturm und Klippen Sie geſendet —
Seyd mir willkommen in Madrid.

(Er reicht ihm die Hand zum Kuſſe.)

arbeitete er erst völlig im Kopfe aus, ehe er eine Zeile niederschrieb. Fertig war ihm ein Werk, welches sein völliges Daseyn in seinem Geiste hatte, und daher mag es wohl auch kommen, dass oft im Publicum das Gerücht erscholl, Schiller habe dieses oder jenes vollendet. So noch die letzte Zeit von seinem Attila, von welchem er geäussert hat, er habe fünf Scenen fertig. Das kann also wohl seyn, ohne dass sich doch eine Zeile davon niedergeschrieben fände.

Was Schiller aber niedergeschrieben hatte, besonders metrische Arbeiten, pflegte er sich selbst laut vorzulesen, wobey es ihm häufig begegnete, dass er unvermerkt nicht bloss zu lesen, sondern auch zu declamiren anfange. Sollte diess nicht als Beweis gelten, dass er sein Ohr zum Richter über Rythmus und Harmonie machte, nicht aber eine Metrik? Und wehe dem Dichter, bey dem es anders ist, die schöne freye Natur wird sich bald genug an den steifen Kindern der pedantischen Regel rächen!

Jetzt lege ich Dir folgende Briefe bey, froh, dass ein Anderer die Feder hier für mich geführt hat.

Weimar d. 15. May 1805.

Ich eile, mein verehrter Freund, Ihnen eine Nachricht mitzutheilen, die zwar schmerzlich, aber eben so wichtig ist. Am 9. Abends 6 Uhr war die unglückliche Stunde, wo der Tod den geliebten Schiller aus unserer Mitte riss. Wir standen erstarrt bey dieser Nachricht, denn eben jetzt hatte er nicht lange gelegen. Als er im vorigen Sommer von Berlin, wo er der Aufführung seines Wilhelm Tell beygewohnt hatte, nach Jena zurückkam, wo seine Gattinn ihre Niederkunft erwarten sollte, war er krank, und nicht ohne Gefahr. Diese Gefahr ging aber vorüber, er hat in den letzten Tagen über nichts geklagt, als dass es in diesem Jahre doch, auch gar nicht Frühling werden wolle, obschon er sonst unter den schmerzhaftesten Krämpfen gearbeitet hatte. Wir hatten daher eben jetzt alle die schönsten Hoffnungen gefasst, als mit einem Male die schreckliche Nachricht kam. Donnerstags am Morgen fing er an heftig zu phantasiren, redete viel von Soldaten und Kriegsgetümmel, rufte aber noch öfter den Nahmen *Lichtenberg*, in dessen Schriften er kurz vorher gelesen hatte. Gegen Mittag ward er ruhiger und fiel in einen leisen Schlummer, aus welchem er noch ein Mal zum Bewusstseyn auf kurze Zeit erwachte, welche er zum schmerzlichen Abschied und zu der Anordnung benutzte, dass man seine Leiche ohne alles Gepräng, ganz in der Stille, und aufs einfachste zur Erde bestatten möge. Er ward sogar wieder munter, und äusserte: jetzt ist mir das Leben so klar, so vieles hell und erklärt. Bald darauf sank er wieder in Schlummer, um nie wieder daraus zu erwachen.

Steig empor, o Morgenroth, und röthe
Mit purpurnem Kusse Hain und Feld,
Säusle nieder, Abendroth, und flöte
Sanft in Schlummer die erstorbne Welt.
Morgen — ach! du röthest
Eine Todtenflur,
Ach! und du o Abendroth umflötest
Seinen langen Schlummer nur.

Seine Leiche ist geöffnet worden, man hat die Lunge meist destruirt, die Herzkammern fast ganz verwachsen, die Leber verhärtet, und die Gallenblase ausserordentlich ausgedehnt gefunden; für Gall hat man einen genauen Abdruck seines Schädels genommen. Eigentlich sollte er am Sonntag erst begraben werden, weil aber seine Leiche zu schnell in Verwesung überging, musste man ihn in der Nacht zwischen Sonnabend und Sonntag begraben. Seiner eignen Anordnung zu Folge sollten ihn Handwerker tragen, allein mehrere junge Gelehrte und Künstler wollten ihrem grossen Mitbruder auch im Tode noch ihre Liebe und Achtung beweisen, und nahmen den Handwerkern den Sarg ab. Ich nenne Ihnen von diesen Freunden des unsterblichen Dichters nur zwey, die Ihnen bekannt seyn werden, den Professor Voss, und den Mahler Jagemann. In feyerlicher tiefer Stille ward der Sarg, zwischen 12 und 1 Uhr zu Mitternacht, auf den Kirchhof getragen. Der ganze Himmel war umwölkt und drohte Regen, schaurig durchzog der Sturm die alten Dächer der Grabgewölbe und die Fahnen ächzeten. Als aber eben der Sarg vor der Gruft niedergestellt wurde, — die Leiche Schillers ruht in dem Landschafts-Kassen-Gewölbe — da zerriss der Sturm plötzlich die dunkle Wolkendecke, der Mond trat hervor mit ruhiger Klarheit, und warf seine ersten Strahlen auf den Sarg mit den theuern Uiberresten. Man brachte den Sarg in die Gruft, der Mond trat wieder hinter die Wolke und der Sturmwind brausste heftiger.

Das Schauspielhaus wurde am Sonnabend geschlossen. Ein geschriebener Zeddel wurde an die Abonnenten geschickt, welcher sie benachrichtigte, dass der Schmerz um den Verlust des Dichters, der um die deutsche Bühne so grosse Verdienste, um die Weimarische Bühne und deren Mitglieder aber ganz besondere habe, diese letztere zu spielen hindere. Am Sonntag zwischen 3 und 4 Uhr wurde in der Kirche des Kirchhofs Mozarts Requiem von der Kapelle aufgeführt, und der General-Superintendent Vogt hielt eine Rede zum Andenken des Verewigten. Wir alle hoffen, dass man ihn noch eine Todtenfeyer auf dem Theater halten werde, wenn nur erst Göthe völlig wieder hergestellt ist.

Ach! über unser armes Land scheint ein trauriges Schicksal verhängt. Weimar verlor schon Herder und Schiller, Wieland ist zu alt, Göthe's Gesundheit zu schwankend, als dass wir nicht auch bald ihren Verlust befürchten sollten. Böttiger hat uns verlassen, und in Jena sind es gerade die bedeutenden Lehrer, die alle theils fort sind, theils fort gehen, theils sich fort sehnen. Wie oft sind mir die Worte der Thekla eingefallen

Es schleicht ein finstrer Geist durch unser Haus,
Und schleunig will das Schicksal mit uns enden.

Mich jammert's, wenn ich bedenke, wie glänzend Weimar und Jena einst waren, und was sie jetzt sind. Wache doch unser guter Genius über Wieland und Göthe, und eröffne uns bald die Augen über Jena!

Arbeiten, des Drucks würdig, hinterlässt Schiller gewiss, ob aber beendigte, das weiss ich nicht. Auf jeden Fall versprechen auch seine Hefte über die allgemeine Weltgeschichte eine reiche, herrliche Ausbeute. Sein achtungswürdiger Schwager, der geheime Rath v. Wollzogen, vielleicht mit Zuziehung Göthe's, wird wohl dafür sorgen, dass der herrliche Genuss der Welt nicht zu lange vorenthalten werde."

N. S. Schiller ward französischer Bürger und deutscher Edelmann, — beydes ungesucht. Am grössten ist er doch als —

SCHILLER

DER UNVERGESSLICHE.

VIERTER BRIEF.

Schillers Charakter als Schriftsteller.

Du würdest es also gern gesehen haben, wenn ich mein Versprechen nicht zu pünktlich gehalten, und Dir auch eine kurze Charakter-Schilderung von Schiller und seinen Schriften geliefert hätte, und forderst mich auf, das Versäumte nachzuholen? — Ich fürchte nur, dass diess über meine Kräfte seyn wird, denn um Schillern zu charakterisiren wird nicht wenig Tiefe, und um nur einiger Massen genug zu thun, weit mehr Studium und Zeit erfordert, als mir vergönnt ist. Er ist nicht bloss Dichter, er ist auch Philosoph; Geschichtschreiber, Aesthetiker, und um ihn zu schildern, wie er war, müsste man vielleicht alles dieses selbst, wenigstens in einigem Grade, seyn. Vorzüglich aber dürfte hierzu viel philosophischer Geist gehören, der bey Schillern prävalirte: und wenn Du mir gleich die Ehre erzeigst, mir diesen nicht abzusprechen; so dürftest Du doch wohl das viel übersehen haben. Was ich versprechen darf, das sind einige Ansichten, die ich über Schillern habe, und diese will ich der Freundschaft gern nicht vorenthalten.

Um Dir aber meinen Gesichtspunkt zu zeigen, muss ich Dich vorher in meinen Standpunkt stellen. Wisse also, dass ich zu meinen Ansichten durch Schillers eigne Bekenntnisse über seine Schriften gebracht worden bin. Diese Bekenntnisse Dir vor allen Dingen zusammen zu stellen, achte ich daher für nothwendig. Hier hast Du sie, und damit lebe wohl für heute.

Und Dank,
Daß ihr in euch mir einen würd'gen Diener
Erhalten habt! — Für dieſen, meine Granden,
Erkenn' ich ihn, will ich erkannt ihn wiſſen.

(Er gibt ihm einen Wink, aufzuſtehen und ſich zu bedecken — dann wendet er ſich gegen die Andern.)

Was gibt es noch?

(Zu Don Karlos und dem Prinzen von Parma.)

Ich dank' euch, meine Prinzen.

(Dieſe treten ab. Die noch übrigen Granden nähern ſich und überreichen dem Könige knieend ihre Papiere. Er durchſieht ſie flüchtig und reicht ſie dem Herzog von Alba.)

Legt das im Kabinet mir vor — Bin ich zu Ende?

(Niemand antwortet.)

Wie kommt es denn, daß unter meinen Granden
Sich nie ein Marquis Poſa zeigt? Ich weiß
Recht gut, daß dieſer Marquis Poſa mir
Mit Ruhm gedient. Er lebt vielleicht nicht mehr?
Warum erſcheint er nicht?

Lerma.

Der Chevalier
Iſt kürzlich erſt von Reiſen angelangt,
Die er durch ganz Europa unternommen.
So eben iſt er in Madrid und wartet
Nur auf den öffentlichen Tag, ſich zu
Den Füßen ſeines Oberherrn zu werfen.

Alba.

Marquis von Poſa? — Recht! das iſt der kühne
Maltheſer, Ihre Majeſtät, von dem
Der Ruf die ſchwärmeriſche That erzählte.

Schillers eigne Bekenntnisse über verschiedene seiner Schriften.

Die Räuber.

Uiber sie im Allgemeinen habe ich Dir sein Bekenntniss bereits mitgetheilt. Siehe hier über die einzelnen Charaktere.

Karl Moor.

Ein Geist, den das äusserste Laster nur reitzt um der Grösse willen, die ihm anhängt, um der Kraft willen, die es erheischet, um der Gefahren willen, die es begleiten. Ein merkwürdiger, wichtiger Mensch, ausgestattet mit aller Kraft nach der Richtung, die diese bekommt, ein Brutus oder ein Katilina zu werden, Unglückliche Conjunkturen entscheiden für das zweyte, und erst am Ende einer ungeheuern Verirrung gelangt er zu dem ersten. Falsche Begriffe von Thätigkeit und Einfluss, Fülle von Kraft, die alle Gesetze übersprudelt, mussten sich natürlicher Weise an bürgerlichen Verhältnissen zerschlagen, und zu diesen enthusiastischen Träumen von Grösse und Wirksamkeit durfte sich nur eine Bitterkeit gegen die unidealische Welt gesellen, so war der seltsame Don Quixote fertig, den wir im Räuber Moor verabscheuen und lieben, bewundern und bedauern. (1781.)

Franz Moor.

Unser Mitleid wird geschwächt, wenn der Urheber eines Unglücks, dessen schuldlose Opfer wir bemitleiden sollen, unsre Seele mit Abscheu erfüllt. Es wird jederzeit der höchsten Vollkommenheit des Werks Abbruch thun, wenn der tragische Dichter nicht ohne einen Bösewicht auskommen kann, und wenn er gezwungen ist, die Grösse des Leidens von der Grösse der Bosheit abzuleiten. Shakespeare Jago und Lady Makbeth, Kleopatra in der Ropetane, Franz Moor in den Räubern, zeugen für diese Behauptung. (1793.)

Die Verschwörung des Fiesko zu Genua.

Die Geschichte dieser Verschwörung habe ich vorzüglich aus des Cardinals von Rez Conjuration du Comte Jean Louis de Fiesque, der Histoire des Conjurations, der Histoire des Gènes und Robertsons Geschichte Karls V. gezogen. Freiheiten, welche ich mir mit den Begebenheiten herausnahm, wird der Hamburgische Dramaturgist entschuldigen, wenn sie mir geglückt sind; sind sie das nicht, so will ich doch lieber meine Phantasieen als Facta verdorben haben.

Ich habe in meinen Räubern das Opfer einer ausschweifenden Empfindung zum Vorwurf genommen, hier versuche ich das Gegentheil, ein Opfer der Kunst und Kabale. Aber so merkwürdig sich auch das unglückliche Projekt des Fiesko in der Geschichte gemacht hat, so leicht kann es doch diese Wirkung auf dem Schauplatz verfehlen. Wenn es wahr ist, dass nur Empfindung Empfindung weckt, so müsste, däucht mich, der politishe Held in eben dem Grade kein Sujet für die Bühne seyn, in welchem er den Menschen hintenansetzen muss, um der politische Held zu seyn. Es stand daher nicht bey mir, meiner Fabel jene lebendige Glut einzuhauchen, welche durch das lautere Produkt der Begeisterung herrscht, aber die kalte, unfruchtbare Staats-Action aus dem menschlichen Herzen heraus zu spinnen, und eben dadurch an das menschliche Herz wieder anzuknüpfen, — den Mann durch den **Staatsklugen Kopf** zu verwickeln — und von der erfindrischen Intrigue *Situationen* für die Menschheit zu entlehnen — das stand bey mir. Mein Verhältniss mit der bürgerlichen Welt machte mich auch mit dem Herzen bekannter als dem Kabinet, und vielleicht ist eben diese politische Schwäche zu einer poetischen Tugend geworden. (1783.)

Dom Karlos.

Unter beyden Freunden bildet sich ein enthusiastischer Entwurf, den glücklichsten Zustand hervorzubringen, der der menschlichen Gesellschaft erreichbar ist, und von diesem enthusiastischen Entwurfe, wie er nähmlich im Konflikt mit der Leidenschaft erscheint, handelt das gegenwärtige Drama. Vielen dürfte dieser Gegenstand für die dramatische Behandlung zu abstrakt und zu ernsthaft scheinen, und wenn sie sich auf nichts als das Gemählde einer Leidenschaft gefasst gemacht haben; so hätt ich freylich ihre Erwartungen getäuscht: aber es schien mir eines Versuchs nicht ganz unwerth — Wahrheiten, die jedem, der es gut mit seiner Gattung meint, die heiligsten seyn müssen, und die bis jetzt nur das Eigenthum der Wissenschaften waren, in das Gebiet der schönen Künste herüber zu ziehen, mit Licht und Wärme zu beseelen, und, als lebendig wirkende Motive in das Menschenherz gepflanzt, in einem kraftvollen Kampfe mit der Leidenschaft zu zeigen. Hat sich der Genius der Tragödie für diese Grenzenverletzung an mir gerächt, so sind deswegen einige nicht ganz unwichtige Ideen, die hier niedergelegt sind, für — den redlichen Finder nicht verloren, den es vielleicht nicht unangenehm überraschen wird, Bemerkungen, deren er sich aus seinem Montesquieu erinnert, in einem Trauerspiel angewandt und bestätigt zu sehen. (1789.)

Kleine prosaische Schriften. Erster Band.

Bey den mehresten der hier abgedruckten Aufsätze möchte, wie ich gar wohl einsehe, eine strengere Feile nicht überflüssig gewesen seyn, und es war auch Anfangs meine Absicht, Ton und Inhalt meiner gegenwärtigen Vorstellungsart gemässer zu machen; aber ein veränderter Geschmack ist nicht immer ein besserer, und vielleicht hätte die zweyte Hand ihnen gerade dasjenige genommen, wodurch sie bey ihrer ersten Erscheinung Beyfall gefunden haben. Sie tragen also auch noch jetzt das jugendliche Gepräge ihrer ersten zufälligen Entstehung. Nicht immer ist es der innere Gehalt einer Schrift, der den Leser fesselt; zuweilen gewinnt sie ihn bloss durch charakterische Züge, in denen sich die Individualität ihres Urhebers offenbart. Für Leser also, welche diese interessiren kann, die, wenn sie in dem Buche auch nicht mehr finden sollten, als den Verfasser selbst, mit diesem kleinen Gewinn sich begnügen, sind diese Rhapsodieen bestimmt, und eine flüchtige, für ernsthafte Zwecke nicht ganz verlorene Unterhaltung ist alles, was ich ihnen davon versprechen kann. (1792.)

Gedichte.

Wenn ich meine früheren Gedichte aufnehme, so geschieht es, weil sie Stufen in der Bildungsgeschichte des Verfassers bezeichnen. (1802.)

FÜNFTER BRIEF.

Fortsetzung des Vierten.

Ich hätte allerdings Schillers Selbstbekenntnisse um manches vermehren können, wenn ich nicht mit diesen schon meinen Zweck völlig erreicht hätte. Du hast mehrere Perioden in Schillers schriftstellerischen Leben unterschieden, einen beständigen Fortschritt zum höhern bemerkt, — damit ist mein Zweck halb erreicht; und ganz ist er es, wenn wir jene Perioden bezeichnen, die Art dieses Fortschritts bestimmt haben. Das, glaub' ich, wird sich aus jenen Bekenntnissen ebenfalls thun lassen, und es war daher nicht ohne Grund, dass ich jedem die

Jahrzahl beyfügte, in welchem es geschrieben wurde. Ich erkenne nähmlich folgende Perioden:

Periode des Naturalismus, bis . .	1783
— der Welthistorischen Ansicht	1789
— der Philosophie u. Kritik v.	1790
— der Vollendung	1800

Diese Perioden konnten allerdings in seinem Leben nicht so abgeschnitten seyn, als hier auf dem Papiere, wo sie nach der sichtbaren Erscheinung, deren Grund natürlich vorher wirksam gewesen seyn musste, bezeichnet sind. Im Leben greift alles in einander, geht alles Stufenweise. Die Stufen aber, welche Schiller bestieg, bis er den Gipfel erreichte, siehst Du — Natur — Geschichte — Philosophie — Gipfel, d. i. Ideal. Ich werde mein Versprechen erfüllt haben, wenn ich Dir über jede derselben meine Ansichten mittheile. Siehst Du es anders, so wird mich Deine gegenseitige Mitthei-

Als auf des Ordensmeiſters Aufgebot
Die Ritter ſich auf ihrer Inſel ſtellten,
Die Soliman belagern ließ, verſchwand
Auf einmal von Alkala's hoher Schule
Der achtzehnjähr'ge Jüngling. Ungerufen
Stand er vor la Valette. »Man kaufte mir
Das Kreuz,« ſagt' er; »ich will es jetzt verdienen.«
Von jenen vierzig Rittern war er einer,
Die gegen Piali, Ulucciali,
Und Muſtapha und Haſſem das Kaſtell
Sankt Elmo in drei wiederholten Stürmen
Am hohen Mittag hielten. Als es endlich
Erſtiegen ward, und um ihn alle Ritter
Gefallen, wirft er ſich in's Meer und kommt
Allein erhalten an bei la Valette.
Zwei Monate darauf verläßt der Feind
Die Inſel, und der Ritter kommt zurück,
Die angefangnen Studien zu enden.

Feria.

Und dieſer Marquis Poſa war es auch,
Der nachher die berüchtigte Verſchwörung
In Katalonien entdeckt, und bloß
Durch ſeine Feſtigkeit allein der Krone
Die wichtigſte Provinz erhielt.

König.

Ich bin
Erſtaunt — Was iſt das für ein Menſch, der das
Gethan und unter Dreien, die ich frage,
Nicht einen einz'gen Neider hat? — Gewiß!
Der Menſch beſitzt den ungewöhnlichſten

lung, um die ich denn angelegentlich bitte, freuen.

Der Jüngling stand in der Periode des Naturalismus.

Um Dir diese kenntlich zu machen, lege ich Dir vor allen Dingen einige Proben vor. Z. B. eine Stelle aus den Räubern, die in den spätern Ausgaben nicht steht. Pastor Moser kommt in der fürchterlichen Nacht zu dem Bösewicht Franz.

Franz. Sag' mir, was ist die grösste Sünde, die ihn am grimmigsten aufbringt?

Moser. Ich kenne nur zwo. Aber sie werden nicht von Menschen begangen, auch ahnden sie Menschen nicht.

Franz. Diese zwo?

Moser. Vatermord heisst die eine, Brudermord die andre. — Was macht Euch auf ein Mal so bleich?

Franz. Was, Alter? Stehst Du mit

dem Himmel oder der Hölle im Bündniss? Wer hat Dir das gesagt?

Moser. Wehe dem, der sie beyde auf dem Herzen hat! Ihm wäre besser, dass er nie geboren wäre. Aber seyd ruhig, Ihr habt weder Vater noch Bruder mehr.

Franz. Ha! was? Kennst Du keine drüber? Besinne Dich nochmals. Tod, Himmel, Ewigkeit, Verdammniss schwebt auf dem Laut Deines Mundes. — Keine einzige drüber?

Moser. Keine einzige drüber.

Franz. (fällt in einen Stuhl) Zernichtung! Zernichtung!

Moser. Freut Euch, freut Euch doch! Preis't Euch doch glücklich! — Bey allen Greueln seyd Ihr noch ein Heiliger gegen den Vatermörder.

Dagegen kommen aber auch vor:

Frevel, die zum Himmel hinaufstinken, und das jüngste Gericht waffnen.

Lass Dich von Ambrosia-Düften begraben, die aus seinem Rachen dampfen.

Blut säufst Du, wie Wasser, Menschen wägen auf Deinem mörderischen Dolche keine Luftblase.

Ein confiscirter Kerl! Sieht er nicht aus, als ob ihn irgend ein Tübinger Buchhändler unserm Herrgott nachgedruckt hätte.

Spionen, bedeutende Herren, denen die Grossen ein Ohr leihen, wo sie ihre Allwissenheit holen, die sich wie Blutigel in Seelen einbeissen, das Gift aus dem Herzen schlürfen, und an die Behörde speyen.

Mein Genie geilte frühzeitig über jedes Gehege.

Wie in seinen dramatischen Werken, so in den Gedichten, welche die Anthologie befasst. In dem Gedicht **Laura am Klavier** heisst es unter anderm:

Seelenvolle Harmonieen wimmeln,
Ein wollüstig Ungestüm,
Aus den Saiten, wie aus ihren Himmeln,
Neugebohrne Seraphim;
Wie des Chaos Riesenarm entronnen,
Aufgejagt vom Schöpfungsturm die Sonnen
Funkelnd fahren aus der Finsternuss,
Strömt der goldne Saitenguss.

Nimm aber gegen diese Stelle folgende aus der Kindesmörderinn:

Schön geschmückt mit rosenrothen Schleifen
Deckte mich der Unschuld Schwanenkleid,
In der blonden Locken loses Schweifen
Waren junge Rosen eingestreut: —
Wehe! — Die Geopferte der Hölle
Schmückt noch jetzt das weissliche Gewand,
Aber ach! — der Rosenschleifen Stelle
Nahm ein schwarzes Todtenband.

Weinet um mich, die ihr nie gefallen,
Denen noch der Unschuld Liljen blüh'n,
Denen, zu dem weichen Busenwallen,
Heldenstärke die Natur verlieh'n!
Wehe! — menschlich hat diess Herz empfunden! —
Und Empfindung soll mein Richtschwert seyn!
Weh! vom Arm des falschen Manns umwunden
Schlief Luisens Tugend ein.

Ach! vielleicht umflattert eine andre,
Mein vergessen, dieses Schlangenherz,
Uiberfliesst, wenn ich zum Grabe wandre,
An den Putztisch in verliebten Scherz!
Spielt vielleicht mit seines Mädchens Locke,
Schlingt den Kuss, den sie entgegen bringt.
Wenn verspritzt auf diesem Todesblocke
Hoch mein Blut vom Rumpfe springt.

Joseph! Joseph! auf entfernte Meilen
Folge Dir Luisens Todtenchor,
Und des Glockenthurmes dumpfes Heulen
Schlage schrecklich mahnend an dein Ohr!

Wenn von eines Mädchens weichem Munde
Dir der Liebe sanft Gelispel quillt,
Bohr' es plötzlich eine Höllenwunde
In der Wollust Rosenbild!

Ha, Verräther, nicht Luisens Schmerzen,
Nicht des Weibes Schande, harter Mann!
Nicht das Knäblein unter meinem Herzen,
Nicht, was Löw' und Tiger mildern kann? —
Seine Seegel fliegen stolz vom Lande,
Meine Augen zittern dunkel nach,
Um die Mädchen an der Seine Strande
Winselt er sein falsches Ach! — —

Und das Kindlein, — in der Mutter Schoosse
Lag es da, in süsser, goldner Ruh,
In dem Reiz der jungen Morgenrose
Lachte mir der holde Kleine zu,
Tödlichlieblich sprang aus allen Zügen
Des geliebten Schelmen Konterfey;
Den beklomm'nen Mutterbusen wiegen
Liebe und — Verrätherey.

Wenn Du alle dies Einzelne zusammen nimmst, und auf einen gemeinsamen Grund zurückzuführen suchst; so wirst Du von Schiller, wie er in seiner ersten Periode war, ziemlich genaue Kenntniss haben. Du siehst ein tiefes Gefühl und hohe Kraft, eine höchst rege Phantasie, ein Streben nach dem Starken, Grossen und Erhabenen, das sich aber bisweilen verirrt. Da Mangel an geläutertem Geschmack ersichtlich ist, wird das Gemeine dann und wann für das Natürliche, das Derbe für das Starke, das Aufgeschwollene für das Erhabene genommen. Wahrhaft bewundernswürdig aber ist seine Kenntniss des menschlichen Herzens, seine Art, dieses zu entfalten, seine Sicherheit, das unsrige zu bewegen und zu erschüttern. Zeigt jenes von einem tiefern Nachdenken über den Menschen, so erkennen wir in dem Letzten die Fülle und Theilnahme seines eignen Herzens, denn nur das Gefühlte erregt das Gefühl

Stünd' im All der Schöpfung ich alleine,
Seelen träumt' ich in die Felsensteine,
Und umarmend küsst' ich sie;
Meine Klagen stöhnt' ich in die Lüfte,
Freute mich, antworteten die Klüfte,
Thor genug! der süssen Sympathie.

Also rief er aus, als er in die zweyte Periode überging, und Du wirst gleich sehen, dass er nicht anders ausrufen konnte.

Der reifende Mann stand in der Periode der welthistorischen Ansicht.

Theilnahme an den Menschen und ihren Schicksalen allein ist es, welche die Geschichte wahrhaft interessant macht, und sie musste daher Schillern frühzeitig schon höchst interessant seyn. Mit einem ganz andern Auge aber sieht sie der dramatische Dichter, als der gewöhnliche Mensch an. Wenn dieser nur eine müssige Neugier dadurch zu befriedigen verlangt, so hat sich jener gewöhnt, die Begebenheiten immer in ihrem Zusammenhange nach Grund und Folge zu betrachten, und bringt einen Maasstab in seinem Geiste mit, der ihn hindert, an dem Kleinlichen zu haften. Kurz, seine Ansicht wird nicht bloss historisch, sondern welthistorisch; — ein bedeutender Unterschied! „Er erhebt das Aggregat der Geschichte zu einem vernunftmässig zusammen hängenden Ganzen. Seine Beglaubigung dazu liegt in der Gleichförmigkeit und unveränderlichen Einheit der Naturgesetze und des menschlichen Gemüths, welche Einheit Ursache ist, dass die Ereignisse des entferntesten Alterthums, unter dem Zusammenfluss ähnlicher Umstände von aussen, in den neuesten Zeitläuften wiederkehren.

Je öfter und mit je glücklicherm Erfolge er den Versuch erneuert, das Vergangene mit dem Gegenwärtigen zu verknüpfen: desto mehr wird er geneigt, was er als Ursache und Wirkung in einander greifen sieht, als Mittel und Absicht zu verbinden. Eine Erscheinung nach der andern fängt an, sich dem blinden Ohngefähr, der gesetzlosen Freyheit zu entziehen, und sich einem übereinstimmenden Ganzen als ein passendes Glied anzureihen.

Indem aber die Geschichte das feine Getriebe aus einander legt, wodurch die stille Hand der Natur schon seit dem Anfang der Welt die Kräfte des Menschen planvoll entwickelt, und mit Genauigkeit andeutet, was in jedem Zeitraume für diesen grossen Naturplan gewonnen worden ist; so stellt sie den wahren Maasstab für Glückseligkeit und Verdienst wieder her, den

Charakter oder keinen — Wunders wegen
Muß ich ihn ſprechen.

(Zum Herzog von Alba.)

Nach gehörter Meſſe
Bringt ihn in's Kabinet zu mir.

(Der Herzog geht ab. Der König ruft Feria.)

Und ihr
Nehmt meine Stelle im geheimen Rathe.

(Er geht ab.)

Feria.

Der Herr iſt heut' ſehr gnädig.

Medina Sidonia.

Sagen Sie:
Er iſt ein Gott! — Er iſt es mir geweſen.

Feria.

Wie ſehr verdienen Sie Ihr Glück! Ich nehme
Den wärmſten Antheil, Admiral.

Einer von den Granden.

Auch ich.

Ein Zweiter.

Ich wahrlich auch.

Ein Dritter.

Das Herz hat mir geſchlagen.
Ein ſo verdienter General!

Der Erste.

Der König
War gegen Sie nicht gnädig — nur gerecht.

Lerma (im Abgehen zu Medina Sidonia).

Wie reich ſind Sie auf einmal durch zwei Worte!

(Alle gehen ab.)

der herrschende Wahn in jedem Jahrhunderte anders verfälschte.“

Durch dieses alles bildet sich allmählich ein Ideal der Menschheit in seiner Seele aus. Und nun ist der höhere Standpunkt errungen, auf welchen Schiller sich stellte, und worauf ich Dir ihn nicht besser schildern kann, als wenn ich Zug für Zug auf ihn die Zeichnung seines Marquis Posa anwende.

Mit offnen Sinnen, mit allen Kräften der Jugend, allem Drange des Genies, aller Wärme des Herzens in das weite Universum geworfen, sieht er den Menschen im Grossen wie im Kleinen handeln; er findet Gelegenheit sein mitgebrachtes Ideal an den wirkenden Kräften der ganzen Gattung zu prüfen. Alles, was er hört, was er sieht, wird mit lebendigem Enthusiasmus von ihm verschlungen, alles in Beziehung auf jenes Ideal empfunden, gedacht und verarbeitet. Der Mensch zeigt sich ihm in mehreren Varietäten; in mehreren Himmelsstrichen, Verfassungen, Graden der Bildung und Stufen des Glückes lernt er ihn kennen. So erzeugt sich in ihm allmählich eine zusammengesetzte und erhabene Vorstellung des Menschen im Grossen und Ganzen, gegen welche jedes einengende kleinere Verhältniss verschwindet. Aus sich selbst tritt er heraus, im grossen Weltraum dehnt sich seine Seele ins Weite.« Merkwürdige Menschen, die sich in seine Bahn werfen, zerstreuen seine Aufmerksamkeit, theilen sich in seine Achtung und Liebe. An die Stelle eines Individuums (Laura oder Raphael) tritt bey ihm das ganze Geschlecht; ein vorübergehender jugendlicher Affect erweitert sich in eine allumfassende unendliche Philanthropie. Aus einem müssigen Enthusiasten ist ein thätiger, handelnder Mensch geworden. Jene ehemaligen Träume und Ahndungen, die noch dunkel und unentwickelt in seiner Seele lagen, haben sich zu klaren Begriffen geläutert, müssige Entwürfe in Handlung gesetzt, ein allgemeiner unbestimmter Drang zu wirken ist in zweckmässige Thätigkeit übergegangen, der Geist der Völker wird von ihm studiert, ihre Kräfte, ihre Hülfsmittel abgewogen, ihre Verfassungen geprüft, im Umgange mit verwandten Geistern gewinnen seine Ideen Vielseitigkeit und Form; geprüfte Weltleute, wie ein Wilhelm von Oranien, Coligny und a. nehmen ihnen das Romantische, und stimmen sie allmählich zu pragmatischer Brauchbarkeit herunter.

Bereichert mit tausend neuen fruchtbaren Begriffen, voll strebender Kräfte, schöpferischer Triebe, kühner und weit umfassender Entwürfe, mit geschäftigem Kopf, glühendem Herzen, von den grossen begeisternden Ideen allgemeiner menschlichen Kraft und menschlichen Adels durchdrungen, und feuriger für die Glückseligkeit dieses grossen Ganzen entzündet, das ihm in so vielen Individuen vergegenwärtigt war — so kommt er jetzt von der grossen Ernte zurück, brennend von Sehnsucht einen Schauplatz zu finden, auf welchem er diese Ideale realisiren, diese gesammelten Schätze in Anwendung bringen könnte. Flanderns Zustand bietet sich ihm dar. Mit dem Geiste, den Kräften und Hülfsquellen dieses Volks bekannt, die er gegen die Macht seines Unterdrückers berechnet, will er hier sein grosses Unternehmen ausführen. Sein Ideal kann kein günstigeres Moment und keinen empfänglichern Boden finden, und — — —

und er stellt uns dieses mit glühenden Zügen in seinem Dom Karlos, so wie die reife Frucht seines Umgangs mit der historischen Muse in seinem Abfall der vereinigten Niederlande dar.

Aber auch auf dieser Stufe blieb er nicht stehen.

Der Mann stand in der Periode der Philosophie und Kritik.

Der Anfang dieser Periode trifft mit seiner Anstellung in Jena zusammen. Den Uebergang denke ich mir so.

Es musste ihm bey der gewonnenen Ansicht der Weltbegebenheiten schwer fallen, wieder unter die blinde Herrschaft der Nothwendigkeit zu geben, was unter dem geliehenen Lichte des Verstandes angelangen, hatte eine so heitre Gestalt zu gewinnen. Er suchte vernünftigen Zweck in dem Gang der Welt, und wollte sein Ideal nicht bloss in der Brust tragen, sondern auch in der Wirklichkeit erblicken, — *Sittlichkeit und Glückseligkeit in schönem Verein.*

Wo er Verein gehofft hatte, fand er aber beym beobachtenden Blick auf das

Leben nichts als Kontrast, und musste sich nothwendig bald die Frage vorlegen, ob denn auch vernünftiger Zweck in dem Gang der Welt sey, ob unter diesem Himmel die schöne Blüthe seines Ideals sich entfalten könne? Diese Frage zu beantworten kommt der Philosophie zu, welche ihm den Bestand der Welt auf zwei Elemente zurückführte. — Natur und Geisterreich, Nothwendigkeit und Freyheit, die er bei immer wiederholter Beobachtung fast nie in Harmonien, meist im Konflikt erblickte.

„Also hinweg mit der falsch verstandenen Schonung, und dem verzärtelten Geschmack, der über das ernste Angesicht der Nothwendigkeit einen Schleyer wirft, und um sich bey den Sinnen in Gunst zu setzen, eine Harmonie zwischen dem Wohlseyn und Wohlverhalten lügt, wovon sich in der wirklichen Welt keine Spuren zeigen. Stirn gegen Stirn zeige sich uns das böse Verhängniss. Nicht in der Unwissenheit der uns umlagernden Gefahren — denn diese muss doch endlich aufhören — nur in der Bekanntschaft mit derselben ist Heil für uns. Zu dieser Bekanntschaft nun verhilft uns das furchtbar herrliche Schauspiel der alles zerstörenden und wieder erschaffenden, und wieder zerstörenden Veränderung — des bald langsam untergrabenden, bald schnell überfallenden Verderbens, verhelfen uns die pathetischen Gemählde der mit dem Schicksal eingehenden Menschheit, der unaufhaltsamen Flucht des Glücks, der betrogenen Sicherheit, der triumphirenden Ungerechtigkeit und der unterliegenden Unschuld, welche die Geschichte in reichem Maas aufstellt, und die tragische Kunst nachahmend vor unsre Augen bringt.“

Auf diese Betrachtung gründet sich bey Schiller dreyerley: Veränderte Ansicht der Geschichte, — seine

Ideen über Bestimmung und Würde des Menschen — seine Theorie des Erhabnen, des Pathetischen und der tragischen Kunst.

Hievon aber in meinem nächsten Briefe.

SECHSTER BRIEF.

Fortsetzung.

Es ist zur Beurtheilung Schillers des Schriftstellers nothwendig, seine veränderte Ansicht der Geschichte vor allen Dingen, zu kennen. Hier liegt für viele eine Klippe, woran sie unglücklich scheiterten, welche Schiller aber durch die Kraft seines innern Menschen glücklich vorüber schiffte. Gewöhnlichere Menschen nähmlich, wenn sie ihr Ideal mit der Wirklichkeit im Konflikt erblicken, die Wirklichkeit siegen, die Zeit für ihr Ideal nie reif sehen, werden bald dahin gebracht, das Ideal aufzugeben. Es vergnügte sie wie ein schöner Sommernachtstraum; sie sind erwacht, und suchen sich mit der Wirklichkeit bestmöglich abzufinden. Nicht also Schiller, der ungewöhnliche Mensch. Hier hast Du sein eignes Bekenntniss.

„Erinnert man sich, welchen Werth es für ein Vernunftwesen haben muss, sich seiner Unabhängigkeit von Naturgesetzen bewusst zu werden, so begreift man, wie es zugeht, dass Menschen von erhabner Gemüthsstimmung durch diese ihnen angebotene Idee der Freyheit sich für allen Fehlschlag der Erkenntniss für entschädigt halten können. Die Freyheit in allen ihren moralischen Widersprüchen und physischen Uibeln ist für edle Gemüther ein unendlich interessanteres Schauspiel als Wohlstand und Ordnung ohne Freyheit, wo die Schaafe geduldig dem Hirten folgen, und der selbst herrschende Wille sich zum dienstbaren Glied eines Uhrwerks herabsetzt. Das

Das Kabinet des Königs.

Achter Auftritt.

Marquis von Poſa und Herzog von Alba.

Marquis (im Hereintreten).

Mich will er haben? Mich? — Das kann nicht ſeyn.
Sie irren ſich im Namen — Und was will
Er denn von mir?

Alba.

Er will Sie kennen lernen.

Marquis.

Der bloßen Neugier wegen — O dann Schade
Um den verlornen Augenblick — das Leben
Iſt ſo erſtaunlich ſchnell dahin.

Alba.

Ich übergebe
Sie Ihrem guten Stern. Der König iſt
In Ihren Händen. Nützen Sie, ſo gut
Sie können, dieſen Augenblick, und ſich,
Sich ſelber ſchreiben Sie es zu, geht er
Verloren. (Er entfernt ſich.)

Neunter Auftritt.

Der Marquis (allein).

Wohl geſprochen, Herzog. Nützen
Muß man den Augenblick, der Einmal nur

letzte macht den Menschen bloss zu einem geistreichen Product und glücklichern Bürger der Natur, die Freyheit macht ihn zum Bürger und Mitherrscher eines höhern Systems, wo es unendlich ehrenvoller ist, den untersten Platz einzunehmen, als in der physischen Ordnung den Reihen anzuführen.

Aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, und nur aus diesem, ist mir die Weltgeschichte ein erhabnes Object. Die Welt, als historischer Gegenstand, ist im Grunde nichts anders, als der Konflikt der Naturkräfte unter einander selbst, und mit der Freyheit des Menschen, und dem Erfolg dieses Kampfs berichtet uns die Geschichte. So weit die Geschichte bis jetzt gekommen ist, hat sie von der Natur (zu der alle Affecte im Menschen gezählt werden müssen) weit grössere Thaten zu erzählen, als von der selbstständigen Vernunft, und diese hat bloss durch einzelne Ausnahmen vom Naturgesetz in einem Kato, Aristides, Phocion und ähnlichen Männern ihre Macht behaupten können. Nähert man sich nur der Geschichte mit grossen Erwartungen von Licht und Erkenntniss — wie sehr findet man sich da getäuscht! Alle wohlgemeinte Versuche der Philosophie, das, was die moralische Welt fordert, mit dem, was die wirkliche leistet, in Uibereinstimmung zu bringen, werden durch die Aussagen der Erfahrungen widerlegt, und so gefällig die Natur in ihrem organischen Reich sich nach den regulativen Grundsätzen der Beurtheilung richtet, oder zu richten scheint, so unbändig reisst sie im Reich der Freyheit den Zügel ab, woran der Speculationsgeist sie gern gefangen führen möchte.“

Schon hieraus geht hervor, dass seine Ideen über Bestimmung und Würde des

Menschen, weit entfernt, an die sinnliche Welt sich anzuschliessen, vielmehr zu dem Erhabenen hinneigen mussten. Der erhabene Gegenstand aber ist nach ihm von doppelter Art. Wir beziehen ihn entweder auf unsre Fassungskraft und erliegen bey dem Versuch, uns ein Bild oder einen Begriff von ihm zu bilden: oder wir beziehen ihn auf unsre Lebenskraft, und betrachten ihn als eine Macht, gegen welche die unsrige in Nichts verschwindet. Aber ob wir gleich in dem einen, wie in dem andern Fall durch seine Veranlassung das peinliche Gefühl unsrer Grenzen erhalten, so fliehen wir ihn doch nicht, sondern werden vielmehr mit unwiderstehlicher Gewalt von ihm angezogen. Würde dieses wohl möglich seyn, wenn die Grenzen unsrer Phantasie zugleich die Grenzen unsrer Fassungskraft wären? Würden wir wohl an die Allgewalt der Naturkräfte gern erinnert seyn wollen, wenn wir nicht noch etwas anders im Rückhalt hätten, als was ihnen zum Raube werden kann? Wir ergötzen uns an dem Sinnlichunendlichen, weil wir denken können, was die Sinne nicht mehr fassen, und der Verstand nicht mehr begreift. Wir werden begeistert von dem Furchtbaren, weil wir wollen können, was die Triebe verabscheuen, und verwerfen, was sie begehren. Gern lassen wir die Imagination im Reich der Erscheinungen ihren Meister finden, denn endlich ist es doch nur eine sinnliche Kraft, die über eine andere sinnliche triumphirt, aber an das absolut Grosse in uns selbst kann die Natur in ihrer ganzen Grenzenlosigkeit nicht reichen. Gern unterwerfen wir der physischen Nothwendigkeit unser Wohlseyn und unser Daseyn, denn das erinnert uns eben, dass sie über unsre Grundsätze nicht zu gebieten hat. Der Mensch ist in ihrer Hand, aber des Menschen Wille ist in der seinigen.

Siehe da, was ihm als Bestimmung des

Menschen erschien! An der Disharmonie zwischen denjenigen Zügen, die der animalischen Natur nach dem Gesetz der Nothwendigkeit eingeprägt werden, und zwischen denen, die der selbstthätige Geist bestimmt, erkannte er die Gegenwart eines übersinnlichen Princips im Menschen, welches den Wirkungen der Natur eine Grenze setzen kann, und sich also eben dadurch als von derselben unterschieden, kenntlich macht. Nichts anders also konnte ihm die menschliche Bestimmung seyn, als ein freyes Heraustreten aus dem Gebiet der Thierheit in das Gebiet der Menschheit. Unter dem Gebiet der Thierheit begriff er das ganze System derjenigen Erscheinungen am Menschen, die unter der blinden Gewalt des Naturtriebes stehen und ohne Voraussetzung einer Freyheit des Willens vollkommen erklärbar sind; unter dem Gebiet der Menschheit aber diejenigen, welche ihre Gesetze von der Freyheit empfangen.

Leicht zu errathen ist nun, worin ihm die eigentliche Würde des Menschen bestand. Wenn sich der Mensch seiner reinen Selbstständigkeit bewusst wird, so stösst er alles von sich, was sinnlich ist, und nur durch diese Absonderung von dem Stoffe gelangt er zum Gefühl seiner rationalen Freyheit. Dazu aber wird, weil die Sinnlichkeit hartnäckig und kraftvoll widersteht, von seiner Seite eine merkliche Gewalt und grosse Anstrengung erfordert, ohne welche es ihm unmöglich wäre, die Begierde von sich zu halten, und den nachdrücklich sprechenden Instinct zum Schweigen zu bringen. Der so gestimmte Geist lässt die von ihm abhängende Natur, sowohl da, wo sie im Dienst seines Willens handelt, als da, wo sie seinem Willen vorgreifen will, erfahren, dass er ihr Herr ist.

Solche Ansichten von der Menschheit und dem Gange der Menschengeschichte sind der tragischen Kunst ungemein beförderlich, und Schiller machte von jenen die

Anwendung bald auf diese. Die Tragödie stellt dar die Erhabenheit im Leiden, d. i. das Pathetische. Auf welche Weise?

Bey allem Pathos muss der Sinn durch Leiden, der Geist durch Freyheit interessirt seyn. Fehlt es einer pathetischen Darstellung an einem Ausdruck der leidenden Natur, so ist sie ohne ästhetische Kraft, und unser Herz bleibt kalt. Fehlt es ihr an einem Ausdruck der ethischen Anlage, so kann sie bey aller sinnlichen Kraft nie pathetisch seyn, und wird unausbleiblich unsre Empfindung empören. Aus aller Freyheit des Gemüths muss immer der leidende Mensch, aus allem Leiden der Menschheit muss immer der selbstständige oder der Selbstständigkeit fähige Geist durchscheinen.

Auf zweyerley Weise aber kann sich die Selbstständigkeit des Geistes im Zustand des Leidens offenbaren. Entweder negativ: wenn der ethische Mensch von dem physischen das Gesetz nicht empfängt; oder positiv: wenn der ethische Mensch dem physischen das Gesetz gibt. Aus dem ersten entspringt das Erhabne der Fassung, aus dem zweyten das Erhabne der Handlung.

Ein Erhabenes der Fassung ist jeder vom Schicksal unabhängige Charakter. Ein tapfrer Geist, im Kampf mit der Widerwärtigkeit, sagt Seneka, ist ein anziehendes Schauspiel selbst für die Götter. — Das Erhabne der Fassung lässt sich anschauen, denn es beruht auf der Coëxistenz; das Erhabene der Handlung hingegen lässt sich bloss denken, denn es beruht auf der Succession, und der Verstand ist nöthig, um das Leiden von einem freyen Entschluss abzuleiten.

Zum Erhabenen der Handlung wird erfordert, dass das Leiden eines Menschen auf seine moralische Beschaffenheit nicht nur keinen Einfluss habe, sondern vielmehr umgekehrt das Werk seines moralischen

Charakters sey. Dieses kann nun auf zweyerley Weise seyn. Entweder mittelbar und nach dem Gesetz der Freyheit, wenn er aus Achtung für irgend eine Pflicht das Leiden erwählt. Die Vorstellung der Pflicht bestimmt ihn in diesem Falle als Motiv, und sein Leiden ist eine Willenshandlung. Oder unmittelbar und nach dem Gesetz der Nothwendigkeit, wenn er eine übertretene Pflicht moralisch büsst. Die Vorstellung der Pflicht bestimmt ihn in diesem Falle als Macht, und sein Leiden ist bloss eine Wirkung. Ein Beyspiel des ersten gibt uns Regulus, wenn er, um Wort zu halten, sich der Rachbegier der Carthaginenser ausliefert; zu einem Beyspiel des zweyten würde er uns dienen, wenn er sein Wort gebrochen, und das Bewusstseyn dieser Schuld ihn elend gemacht hätte.

Die ästhetische Kraft, womit uns das Erhabene der Gesinnung und Handlung ergreift, beruht aber keineswegs auf dem Interesse der Vernunft, dass recht gehandelt werde, sondern auf dem Interesse der Einbildungskraft, dass recht handeln möglich sey, d. h. dass keine Empfindung, wie mächtig sie auch sey, die Freyheit des Gemüths zu unterdrücken vermöge. Diese Möglichkeit liegt aber in jeder starken Aeusserung von Freyheit und Willenskraft, und wo nur irgend der Dichter diese antrifft, da hat er einen zweckmässigen Gegenstand für seine Darstellung gefunden. Für sein Interesse ist es eins, aus welcher Klasse von Charakteren, der schlimmen oder guten, er seine Helden nehmen will, da das nähmliche Maas von Kraft, welches zum Guten nöthig ist, sehr oft zur Consequenz im Bösen erfordert werden kann.

Hier hast Du denn auch den Keim, woraus sich eine Theorie des Trauerspiels

Sich bietet. Wahrlich, dieſer Höfling gibt
Mir eine gute Lehre — wenn auch nicht
In ſeinem Sinne gut, doch in dem meinen.
(Nach einigem Auf- und Niedergehen.)
Wie komm' ich aber hieher? — Eigenſinn
Des launenhaften Zufalls wär' es nur,
Was mir mein Bild in dieſen Spiegeln zeigt?
Aus einer Million gerade mich,
Den Unwahrſcheinlichſten, ergriff und im
Gedächtniſſe des Königs auferweckte?
Ein Zufall nur? Vielleicht auch mehr — Und was
Iſt Zufall anders, als der rohe Stein,
Der Leben annimmt unter Bildners Hand?
Den Zufall gibt die Vorſehung — Zum Zwecke
Muß ihn der Menſch geſtalten — Was der König
Mit mir auch wollen mag, gleich viel! — Ich weiß,
Was ich — ich mit dem König ſoll — und wär's
Auch eine Feuerflocke Wahrheit nur,
In des Deſpoten Seele kühn geworfen —
Wie fruchtbar in der Vorſicht Hand! So könnte,
Was erſt ſo grillenhaft mir ſchien, ſehr zweckvoll
Und ſehr beſonnen ſeyn. Seyn oder nicht —
Gleich viel! In dieſem Glauben will ich handeln.
(Er macht einige Gänge durch das Zimmer und bleibt endlich in ruhiger Betrachtung vor einem Gemälde ſtehen. Der König erſcheint in dem angrenzenden Zimmer, wo er einige Befehle gibt. Alsdann tritt er herein, ſteht an der Thüre ſtill und ſieht dem Marquis eine Zeitlang zu, ohne von ihm bemerkt zu werden.)

entwickelte, und zugleich eine Skizze von seiner innern Gestalt in der Dritten jener bezeichneten Perioden.

SIEBENTER BRIEF.

Fortsetzung.

Du erwartest nun, mein theuerster Freund, dass ich zu der vierten Periode fortschreite, und Dir Schillers Uebergang in dieselbe zeige. Das will ich auch allerdings. Ehe ich es aber thue, muss ich Dir noch ein höchst merkwürdiges, und auf jeden Fall gerade hieher gehöriges, Selbstbekenntniss Schillers mittheilen.

„Das Genie ist blosses Naturerzeugniss, und wird nach der verkehrten Denkart der Menschen, die, was nach keiner Vorschrift nachzuahmen, und durch kein Verdienst zu erringen ist, gerade am höchsten schätzen, mehr als erworbene Kraft des Geistes bewundert. Die Günstlinge der Natur werden bei allen ihren Unarten (wodurch sie nicht selten ein Gegenstand verdienter Verachtung sind) als ein gewisser Geburtsadel, als eine höhere Kaste betrachtet, weil ihre Vorzüge von Naturbedingungen abhängig sind, und daher über alle Wahl hinausliegen.

„Aber wie es der Schönheit ergeht, wenn sie nicht zeitig dafür Sorge trägt, sich an der Grazie eine Stütze und eine Stellvertreterinn heran zu ziehen, eben so ergeht es auch dem Genie, wenn es sich durch Grundsätze, Geschmack und Wissenschaft zu stärken verabsäumt. War seine ganze Ausstattung eine lebhafte und blühende Einbildungskraft (und die Natur kann nicht wohl andre als sinnliche Vorzüge ertheilen), so mag es bey Zeiten darauf denken, sich dieses zweydeutigen Geschenks durch den einzigen Gebrauch zu versichern, wodurch Naturgaben Besitzungen des Geistes werden können; dadurch, meine ich, dass es der Materie Form ertheilt; denn der Geist kann nichts, als was Form ist, sein eigen nennen. Durch keine verhältnissmässige Kraft der Vernunft beherrscht, wird die wild aufgeschossene, üppige Naturkraft über die Freyheit des Verstandes hinauswachsen, und sie ersticken.

„Die Erfahrung, denke ich, liefert hiervon reichliche Belege, besonders an denjenigen Dichter-Genieen, die früher berühmt werden, als sie mündig sind, und wo, wie bey mancher Schönheit, das ganze Talent oft die Jugend ist. Ist aber der kurze Frühling vorbey, und fragt man nach den Früchten, die er hoffen liess, so sind es schwammige, und oft verkrüppelte Geburten, die ein missgeleiteter blinder Bildungstrieb erzeugte.

Gerade da, wo man erwarten kann, dass der Stoff sich zur Form veredelt und der bildende Geist in der Anschauung Ideen niedergelegt habe, sind sie, wie jedes andre Naturproduct, der Materie anheim gefallen, und die vielversprechenden Meteore erscheinen als ganz gewöhnliche Lichter, — wo nicht gar als noch etwas weniger. Denn die poetisirende Einbildungskraft sinkt zuweilen auch ganz zu dem Stoff zurück, aus dem sie sich losgewickelt hatte, und verschmäht es nicht, der Natur bey einem andern solidern Bildungswerk zu dienen, wenn es ihr mit der poetischen Zeugung nicht recht mehr gelingen will.“

Nicht wahr Du findest auch dieses Bekenntniss höchst merkwürdig? Es ist so selten, dass ein Genie den grösseren Werth auf die erworbene und somit verdienstliche Wissenschaft lege, als es selten ist, dass ein schönes Mädchen mehr Werth auf ihre

Seelenschönheit legt, als die äussere. Aber auch ganz auf Schiller passend wirst Du diess Geständniss finden. Auch er war früher berühmt, als mündig, allein die Früchte, welche der Frühling hoffen liess, hat auch der Sommer gereift. Wir bemerken an ihm ein rastloses Streben nach immer höherer Vollkommenheit, und daher — siehe seine vorigen Selbstbekenntnisse — seine stete Unzufriedenheit mit sich selbst, mit dem, was er bereits geleistet hatte. Was sich des Beyfalls des ganzen Publicums freute, hatte doch den seinigen nicht, denn hatte er das eine Ziel erreicht, so sah er schon das andre noch zu erreichende wieder. Kurz, er sah nie auf das, was er gethan hatte, sondern immer auf das, was noch zu thun sey, und so ward — sein späteres Werk auch immer das vortrefflichere, vollendetere.

Auch als er das Ziel auf seiner philosophischen Laufbahn erreicht hatte, sah er, dass ihm noch ein höheres winke, und diess war genug für ihn, um nicht stehen zu bleiben.

Der gereifte Mann stand auf dem Gipfel menschlicher Vollendung.

Siehst Du die Skizze an, welche ich in wenigen charakteristischen Zügen von seiner dritten Periode entwarf; so wirst Du klar sehen, dass Schiller sich damals in einem Zustand von Entzweyung befand, welcher für den Menschen ein sehr zweifelhafter und peinlicher Zustand ist. Die Vernunft auf die Spitze des Zweifels gestellt, sagt Rousseau, kann sich nicht lange da halten, ohne auf eine oder die andere Seite hinüber zu schwanken. Mit dem Herzen, glaub' ich, ist es eben so, und da der Mensch aus Vernunft und Herz zugleich besteht; so kann kein Mensch eher vollendet genannt werden, als bis er für beyde feste Ruhepunkte gefunden hat. Diese aber fallen in einander, und der Ruhepunkt für jedes ist zugleich der Vereinigungspunkt für beyde. Dieses ahndend dichtete Schiller folgende Dystichen:

Schöne Individualität.

Einig sollst Du zwar seyn, doch Eines nicht mit dem Ganzen,
Durch die Vernunft bist Du Eins, einig mit ihm durch das Herz.
Stimme des Ganzen ist Deine Vernunft, Dein Herz bist Du selber,
Wohl Dir, wenn die Vernunft immer im Herzen Dir wohnt.

Aufgabe.

Keiner sey gleich dem Andern, doch gleich sey jeder dem Höchsten!
Wie das zu machen? Es sey jeder vollendet in sich.

Das eigne Ideal

Allen gehört, was Du denkst; Dein eigen ist nur, was Du fühlest:
Soll er Dein Eigenthum seyn, fühle den Gott, den Du denkst.

Diese Aufgabe zu erfüllen, und das Ideal zu schöner Individualität auszuprägen, war jetzt Schillers Bestreben. Als Dichter und Menschen, — und Du hast ja wohl schon beobachtet, wie beyde in ihm immer in einander fliessen, der eine von dem andern sogar nicht unabhängig ist — war ihm diess gleich nothwendig.

Eine nothwendige Operation des Dichters — sagt er — ist Idealisirung seines Gegenstandes, ohne welche er aufhört, seinen Nahmen zu verdienen. Ihm kommt es zu, das Vortreffliche seines Gegenstandes von gröbern, wenigstens fremdartigen Beymischungen, zu befreyen. Alle Ideale, die er auf diese Art im Einzelnen bildet, sind gleichsam nur Ausflüsse eines innern Ideals von Vollkommenheit, das in der Seele des Dichters wohnt. Zu je grösserer Reinheit und Fülle er dieses innere allgemeine Ideal ausgebildet hat; desto mehr werden auch jene einzelnen sich der höchsten Vollkommenheit nähern.

Mit dieser Aussage hängen genau folgende Dystichen zusammen:

Aus dem Leben heraus sind der Wege zwey Dir geöffnet,
Zum Ideale führt einer, der andre zum Tod.
Siehe, dass Du bey Zeiten noch frey auf dem ersten entspringst,
Ehe die Parze mit Zwang Dich auf dem andern entführt.

Ein scharfsinniger Kunstrichter beschuldigte diese Gnome des schielenden Ausdrucks. Vielleicht aber war ihm in diesem Augenblicke nur Schillers eigenste

Meinung nicht gegenwärtig, denn erinnert man sich dieser, so ist in der That alles sehr bestimmt. Um diese Meinung zu fassen, musst Du Dich der Entzweyung seiner, jetzt Ruhe und Einigkeit suchenden, Natur erinnern. Drey Wege sind offen, die entzweyte Natur zu besänftigen. Entweder herrscht die Sinnlichkeit über die Vernunft, oder die Vernunft über die Sinnlichkeit; die Empfindung herrscht über das Wahre und Gute, oder das Wahre und Gute über die Empfindung; oder drittens zwischen Sinnlichkeit und Vernunft herrscht Friede und Harmonie, das Wahre und Gute söhnt sich mit der Empfindung aus. Dieses letzte ist das Ideal, welches sich durch Schönheit ausdrückt, durch gefällige Form des Wahren und Guten, durch eine Ankündigung des Uebersinnlichen in dem Sinnlichen.

In der Kantischen Moral-Philosophie ist die Idee der Pflicht — sagt Schil-

Zehnter Auftritt.

Der König und Marquis von Poſa.

(Dieſer geht dem König, ſobald er ihn gewahr wird, entgegen und läßt ſich vor ihm auf ein Knie nieder, ſteht auf und bleibt ohne Zeichen der Verwirrung vor ihm ſtehen.)

König

(betrachtet ihn mit einem Blick der Verwunderung).

Mich ſchon geſprochen alſo?

Marquis.

Nein.

König.

Ihr machtet
Um meine Krone euch verdient. Warum
Entziehet ihr euch meinem Dank? In meinem
Gedächtniß drängen ſich der Menſchen viel.
Allwiſſend iſt nur Einer. Euch kam's zu,
Das Auge eures Königes zu ſuchen.
Weßwegen thatet ihr das nicht?

Marquis.

Es ſind
Zwei Tage, Sire, daß ich in's Königreich
Zurück gekommen.

König.

Ich bin nicht geſonnen,
In meiner Diener Schuld zu ſtehn — Erbittet
Euch eine Gnade!

Marquis.

Ich genieße die Geſetze.

ler — mit einer Härte vorgetragen, die alle Grazien davon zurückschreckt, und einen schwachen Verstand leicht versuchen könnte, auf dem Wege einer finstern und mönchischen Ascetik die moralische Vollkommenheit zu suchen. Wie sehr sich auch der grosse Weltweise gegen diese Missdeutung zu verwahren suchte, die seinem heitern und freyen Geist unter allen gerade die empörendste seyn muss, so hat er, däucht mir, doch selbst durch die strenge und grelle Entgegensetzung beyder auf den Willen des Menschen wirkenden Principien, einen starken Anlass dazu gegeben. Er ward der Drako seiner Zeit, weil sie ihm eines Solons noch nicht werth und empfänglich schien. Aus dem Sanctuarium der reinen Vernunft brachte er das fremde und doch wieder so bekannte Moralgesetz, stellte es in seiner ganzen Heiligkeit aus vor dem entwürdigten Jahrhundert, und fragte wenig danach, ob es Augen gibt, die seinen Glanz nicht vertragen.

Womit aber hatten es die Kinder des Hauses verschuldet, dass er nur für die Knechte sorgte? Weil oft sehr unreine Neigungen den Nahmen der Tugend usurpiren, musste darum auch der uneigennützige Affect in der edelsten Brust verdächtig gemacht werden? Weil der moralische Weichling dem Gesetz der Vernunft gern eine Laxität geben möchte, die es zum Spielwerk seiner Convenienz macht, musste ihm darum eine Rigidität beygelegt werden, die die kraftvollste Aeusserung moralischer Freyheit nur in eine rühmlichere Art von Knechtschaft verwandelt? Denn hat wohl der wahrhaft sittliche Mensch eine freyere Wahl zwischen Selbstachtung und Selbstverwerfung, als der Sinnensclave zwischen Vergnügen und Schmerz? — Es ist für moralische Wahrheiten gewiss nicht vortheilhaft, Empfindungen gegen sich zu haben, die der Mensch ohne Erröthen sich gestehen darf.

Diesem nach beschloss denn Schiller sich und der Welt ein Solon zu werden. Das Paradies, sah er, war für die Menschheit verloren, (sie hatte es, da sie naiv war, jetzt ist sie sentimental), und ewig nie besitzt sie es wieder, wie sie es besessen hat, — in Unschuld. Soll sie je es wieder gewinnen; so ist es nur durch Eroberung möglich; der Mensch muss durch Freyheit und mit Bewusstseyn wieder zur Kindlichkeit seiner Menschheit zurückkehren, sich die innere Wohlgestalt wieder geben, die er hatte, als Unschuld noch mit ihm spielte. Hat er das gethan, dann wird ihn auch die holde Ruhe empfangen, welche die Unschuld stets zu begleiten pflegt, und er hat sich, so weit diess überhaupt dem Menschen in dieser Sinnenwelt möglich ist, dem Göttlichen genähert.

Die Naturgegenstände sind, was wir waren; sie sind, was wir wieder werden sollen. Wir waren Natur, wie sie, und unsere Kultur soll uns, auf dem Wege der Vernunft und der Freyheit, zur Natur zurückführen. Sie sind also zugleich Darstellung unserer verlorenen Kindheit, die uns ewig das Theuerste bleibt; daher sie uns mit einer gewissen Wehmuth erfüllen. Zugleich sind sie Darstellungen unserer höchsten Vollendung im Ideale, daher sie uns in eine erhabene Rührung versetzen.

Aber ihre Vollkommenheit ist nicht ihr Verdienst, weil sie nicht das Werk ihrer Wahl ist. Sie gewähren uns also die ganz eigene Lust, dass sie, ohne uns zu beschämen, unsere Muster sind. Eine beständige Göttererscheinung umgeben sie uns, aber mehr erquickend als blendend.

Was ihren Charakter ausmacht, ist gerade das, was dem unsrigen zu seiner Vollendung mangelt; was uns von ihnen unterscheidet, ist gerade das, was ihnen selbst zur Göttlichkeit fehlt. Wir sind frey, und sie sind nothwendig; wir wechseln, sie bleiben eins. Aber nur, wenn beydes sich mit einander verbindet, — wenn der Wille das Gesetz der Nothwendigkeit frey befolgt, und bey allem Wechsel der Phantasie die Vernunft ihre Regel behauptet, geht das Göttliche oder das Ideal hervor.

In diesen Zustand versetzte sich denn Schiller der gereifte Mann. Wie auch jeder andere dahin gelangen könne, und welche Wirkungen dies unausbleiblich in ihm haben werde, ist das Thema zu seinen Briefen über die ästhetische Erziehung, bey denen er von der Fichteschen Philosophie ausging.

Was den Menschen auf den Gipfel

der Vollendung hob, das hob auch den Dichter hinauf.

Dringt bis in der Schönheit Sphäre,
Und im Staube bleibt die Schwere
Mit dem Stoff, den sie beherrscht, zurück.
Nicht der Masse qualvoll abgerungen,
Schlank und leicht, wie aus dem Nichts gesprungen,
Steht das Bild vor dem entzückten Blick.
Alle Zweifel, alle Kämpfe schweigen
In des Sieges hoher Sicherheit,
Ausgestossen hat es jeden Zeugen
Menschlicher Bedürftigkeit.

ACHTER BRIEF.

Beschluss.

Was ich in diesem Briefe mir vorgenommen hatte, aus einander zu setzen, ist mir vorweg genommen. Ein Aufsatz im Mode-Journal schildert Schillern den Menschen nach seinem Ideal mit einer sehr glücklichen Anwendung auf Schiller den Dichter; ein anderer Aufsatz in der Halleschen Literatur-Zeitung würdigt seine Werke. Beyde Zeitschriften erhältst Du ja selbst. Die Aufsätze werden Dir manchen Stoff zum Nachdenken und Vergleichen geben, wie sie mir ihn gegeben haben.

Und so könnte ich wohl eigentlich meine Schilderung hier schliessen. Da Du mich aber an die neueste Kunstschule und ihr Waidsprüchlein erinnert hast. Schiller sey kein wahrer Dichter, weil seine Poesieen aus Reflexion hervorgehen; so füge ich noch einige Worte bey.

Du hast gehört, wie Schiller über die Himmelsgabe des Genie's dachte. Sehr ungenialisch, wie mancher glauben wird. Hat er es daher mit jenem Geständniss schon bey ihnen verdorben, wie viel mehr wird es mit dem folgenden.

„Dieses scheint mir der untrügliche Probierstein zu seyn, woran man den blossen Dilettanten von dem wahrhaften Kunstgenie unterscheiden kann. Der verführerische Reiz des Grossen und Schönen; das Feuer, womit es die jugendliche Imagination entzündet, und der Anschein von Leichtigkeit, womit es die Sinne täuscht, haben schon manchen Unerfahrnen beredet, Palette oder Leyer zu ergreifen, und auszugiessen in Gestalten oder Tönen,

Univ. Bibl.
München

was in ihm lebendig wurde. In seinem Kopf arbeiten dunkle Ideen, wie eine werdende Welt, die ihn glauben machen, dass er begeistert sey. Er nimmt das Dunkle für das Tiefe, das Wilde für das Kräftige, das Unbestimmte für das Unendliche, das Sinnlose für das Uebersinnliche — und wie gefällt er sich nicht in seiner Geburt! Aber des Kenners Urtheil will dieses Zeugniss der warmen Selbstliebe nicht bestätigen. Mit ungefälliger Kritik zerstört er das Gaukelwerk der schwärmenden Bildungskraft, und leuchtet ihm in den tiefen Schacht der Wissenschaft und Erfahrung hinunter, wo jedem Ungeweihten verborgen, der Quell aller wahren Schönheit entspringt. Schlummert nun ächte Geniuskraft in dem fragenden Jüngling, so wird zwar Anfangs seine Bescheidenheit stutzen, aber der Muth des wahren Talentes wird ihn bald zu Versuchen ermuntern. Er studiert, wenn die Natur ihn zum plastischen Künstler ausstattete, den menschlichen Bau unter dem Messer des Anatomikers, steigt in die unterste Tiefe, um auf der Oberfläche wahr zu seyn, und fragt bey der Gattung herum, um dem Individuum sein Recht zu erweisen. Er behorcht, wenn er zum Dichter geboren ist, die Menschheit in seiner eigenen Brust, um ihr unendlich wechselndes Spiel auf der weiten Bühne der Welt zu verstehen, unterwirft die üppige Phantasie der Disciplin des Geschmacks, und lässt den nüchternen Verstand die Ufer ausmessen, zwischen welchen der Strom der Begeisterung brausen soll. Ihm ist es wohl bekannt, dass nur aus dem unscheinbaren Kleinen das Grosse erwächst, und Sandkorn für Sandkorn trägt er das Wundergebäude zusammen, das uns in einem einzigen Eindruck jetzt schwindelnd fasst.“

Auch das klingt so ungenialisch als möglich, denn man hat sich einmal beredet, von dem Genie zu glauben, dass

König.

Dies Recht hat auch der Mörder.

Marquis.

Wie viel mehr
Der gute Bürger! — Sire, ich bin zufrieden.

König (für ſich).

Viel Selbſtgefühl und kühner Muth, bei Gott!
Doch das war zu erwarten — Stolz will ich
Den Spanier. Ich mag es gerne leiden,
Wenn auch der Becher überſchäumt — Ihr tratet
Aus meinen Dienſten, hör' ich?

Marquis.

Einem Beſſern
Den Platz zu räumen, zog ich mich zurück.

König.

Das thut mir leid. Wenn ſolche Köpfe feiern,
Wie viel Verluſt für meinen Staat — Vielleicht
Befürchtet ihr, die Sphäre zu verfehlen,
Die eures Geiſtes würdig iſt.

Marquis.

O nein!
Ich bin gewiß, daß der erfahrne Kenner,
In Menſchenſeelen, ſeinem Stoff, geübt,
Beim erſten Blicke wird geleſen haben,
Was ich ihm taugen kann, was nicht. Ich fühle
Mit demuthsvoller Dankbarkeit die Gnade,
Die Eure königliche Majeſtät
Durch dieſe ſtolze Meinung auf mich häufen;
Doch —

(Er hält inne.)

es ohne alle Mühe, ohne allen Fleiss, ohne alle Kenntniss producire, wie die Spinne, die den Faden aus sich herausspinnt, weil sie einmal, von ihrer Natur gedrungen, muss; sie selbst aber weiss nicht, was sie thut. So das Genie; es schneidet die Feder, tunkt ein, legt den Bogen Papier zu recht, und nun strömen die Gedichte hin wie Wasser. Dass es solcher Genie's gegeben habe, wird niemand läugnen, kein Verständiger aber auch behaupten wollen, dass sie die Genie's der rechten Art gewesen. Diese alle, Homer, Sophokles, Pindar, Shakespeare und Göthe nicht ausgenommen, wussten recht wohl, was sie thaten, und machten, ehe sie ans Werk gingen, mit sich ab, wie es werden sollte. Kunsttheorieen legten sie freylich nicht vor sich hin, nach denen sie ihre Arbeit zuschnitten, das war aber auch gar nicht nöthig, denn das Genie wird mit der Regel geboren, und handelt im Bewusstseyn derselben. Lessing mag daher doch wohl Recht haben, wenn er sagt: „Wir haben, dem Himmel sey Dank, jetzt ein Geschlecht von Kritikern, deren beste Kritik darin besteht, alle Kritik verdächtig zu machen. „Genie! Genie!“ schreyen sie. „Das Genie setzt sich über alle Regeln hinweg! Was das Genie macht, ist Regel!“ So schmeicheln sie dem Genie: ich glaube, damit wir sie auch für Genie's halten sollen. Doch sie verrathen zu sehr, dass sie nicht einen Funken davon in sich spüren, wenn sie in einem und demselben Athem hinzusetzen: „die Regeln unterdrücken das Genie!“ Als ob sich Genie durch etwas in der Welt unterdrücken liesse! Und noch dazu durch etwas, das, wie sie selbst gestehen, aus ihm hergeleitet ist. Nicht jeder Kunstrichter ist ein Genie; aber jedes Genie ist ein geborner Kunstrichter. Es hat die Probe aller Regeln in sich.

Wenn also eure Regeln keinen zum Dichter machen, der es nicht vorher schon ist; so kann sich Schiller unmöglich zum Dichter kritisirt oder reflectirt haben, und mich däucht, er habe gezeigt, dass er lange vorher Dichter war, ehe er an Regeln, Kritik und etwas dergleichen dachte. Nachher war er nur ein mehr vollendeter Dichter, und das ist mehr, als ich von manchen Genie's behaupten möchte. Was will man denn also?

Vielleicht bezieht man aber jenen Vorwurf mehr auf die Genesis der Ansichten, als die Art der Arbeit, und dann ist allerdings ein Sinn in diesen Worten. Die poetische Ansicht der Dinge unterscheidet sich wesentlich von der philosophischen, denn jene schafft die Phantasie, diese der Verstand; jene gibt Bild, dieser Begriff, jene ein Unendliches, dieser ein Begrenztes. Die Poesie geht aus Anschauung hervor, die Philosophie aus Reflexion. Sagen, dass Schillers Ansichten aus Reflexion hervorgehen, hiesse daher behaupten, Schiller sey eigentlich Philosoph, nicht Dichter. Und was wäre hierauf zu antworten?

Dass ich es ganz kurz mache, dieses: Schiller ist durchaus philosophischer Dichter. Verstehe mich recht! Ich will damit nicht sagen, der Endzweck bey seinen Gedichten sey gewesen, Wahrheiten in dichterischem Schmucke darzustellen, — denn diess kann man thun, ohne Dichter zu seyn, — sondern ich will sagen, Schiller liefert nicht bloss unendliche Darstellungen, sondern unendliche Darstellungen des Unendlichen, womit seine Tendenz zum Erhabenen gegeben ist. Das Unendliche besteht in Ideen, welche in keiner Anschauung gegeben werden können. Aber es geht auch nicht aus Reflexion hervor, wie der Begriff, sondern durch Synthesis einer Totalität, welche die Vernunft im Bunde mit der Phantasie erzeugt, und wo mithin Philosophie und Poesie in einander fallen. Somit aber schwindet auch hier jener Vorwurf in Nichts. Sonderbar wäre es doch, wenn man Schillern darum von der Liste der Dichter ausstreichen wollte, weil man gerade das Seltene bey ihm findet, Tendenz zum Erhabenen, Kraft und Gedankenfülle, männlichen Ernst und ergründenden Tiefsinn. Wo er sich im Gebiet der Anschauungen hält, herrscht bey ihm die klarste, lebendigste Anschauung.

Munter fördert
Seine Schritte
Fern im wilden Forst der Wandrer
Nach der lieben Heimathshütte.
Blökend ziehen
Heim die Schaafe,
Und der Rinder
Breitgestirnte
Glatte Schaaren kommen brüllend,
Die gewohnten Ställe füllend.
Schwer herein
Schwankt der Wagen,
Kornbeladen.
Bunt von Farben
Auf den Garben

Liegt der Kranz,
Und das junge
Volk der Schnitter
Fliegt zum Tanz.
Markt und Strasse
Werden stiller,
Um des Lichts gesell'ge Flamme
Sammeln sich die Hausbewohner,
Und das Stadtthor
Schliesst sich knarrend.

Kann es etwas anschaulicher und mahlerischer geben? — Das will ich übrigens zugeben, — und ich denke, es soll Schillern nicht bey Dir schaden, — dass bey Schiller die Poesie nicht durchgehends reines Produkt der Imagination ist; er war von der einen Seite zu viel Geist. von der andern zu viel Herz, als blosse Phantasie zu seyn, und daher von der einen Seite viel Gedachtes mit Kraft ausgedrückt, von der andern viel Tiefgefühltes männlich mitgetheilt. Er wird also weniger zu den naiven als sentimentalen, weniger zu den objektiven als subjektiven Dichtern gehören, aber Dank Dir, heilige grosse Natur, dass es Dir nicht gefiel, alles in Eine Form zu giessen, dass Du Dir im unendlichen Wechsel der Mannichfaltigkeit gefällst, und in dieser unendlichen Mannichfaltigkeit doch immer dieselbe bist, die Grosse und Heilige!

Was ich versprach, mein Freund, hab' ich nun erfüllt, dir einige meiner Ansichten über Schillers menschlichen und schriftstellerischen Charakter geliefert. Jetzt lege ich Dir nur noch zwey Nachrichten bey, die ich vor einer Stunde im Freymüthigen fand, und wovon die letzte Dich freuen wird, wie sie mich gefreuet hat. Lebe wohl! Lass uns streben, Schillern zu gleichen, wenn nicht als Dichter, doch an kindlicher Einfachheit an Reinheit des Herzens. So lebt er ewig unter uns.

Aus Weimar.

Schiller ist nicht reich gestorben. Er war dazu, um Schätze zu sammeln, weder engherzig noch prosaisch genug. Jedermann weiss sein schönes Lied: die Theilung der Erde, auswendig. Die Welt ist weggegeben, sagte Zevs dort zum klagenden Poeten, daher —

willst du in meinem Himmel mit mir leben?
So oft du kommst, er soll Dir offen seyn.

Er war ein untadelhafter, seinen Haushalt rechtlich ordnender Hausvater, ein trefflicher Gatte, und Vater von vier Kindern. Allein selbst der Zustand seiner Gesundheit und seine ganze Lebensweise, die von seiner Schlaflosigkeit und andern eingewurzelten Uibeln bestimmt wurde, machten einen verhältnissmässig grössern Aufwand nothwendig, da er übrigens in seinem Aeussern durchaus die höchste Simplicität beobachtete, und überall keinen erborgten Schimmer dulden konnte. Selbst auf den ihm vom Kaiser ertheilten Reichsadel legte er nur in sofern bestimmten Werth, als dadurch gewisse conventionelle Schwierigkeiten beym Weimarschen Hofetikett, die ihn nicht ein Mal unmittelbar trafen, beseitigt wurden. Erst seit vier Jahren bewohnte er hier ein eignes Haus, das eine fröhliche Aussicht auf eine mitten in der Stadt gelegene Allee und sonst mancherley Bequemlichkeiten hatte. Der Kauf und die elegante Einrichtung dieses Hauses kostete ihm beträchtliche Summen. Erst wenig Jahre vor seinem Tode erhielt er eine etwas beträchtlichere Pension vom Herzog, wofür er aber auch dem Theater sehr wesentliche Dienste leistete, keines seiner Stücke, die er hier immer zuerst spielen liess, bezahlt nahm, und überhaupt sehr uneigennützig handelte. Die Weimarische Hofschauspieler-Gesellschaft hat an ihm einen recht väterlich sorgenden, theilnehmenden Lehrer und Rathgeber verloren. Mehrere Schauspieler, die es werth waren, hatten stets freyen Zutritt bey ihm, und durften seiner Berathung und Hülfe in allen geistigen und leiblichen Ungelegenheiten sicher seyn. Zuweilen bat er sie, nach einer wohlgelungenen Aufführung eines seiner neuen Stücke, alle zusammen zu einem muntern Nachtmahl ins Stadthaus, wobey fröhlich gesungen, mitunter auch wohl improvisirt, und allerley heiterer Scherz und Kurzweil getrieben wurde. Da erwachte seine alte Jovialität, und da war er sehr fröhlich mit den Fröhlichen. Sein vertrautes Verhältniss mit Göthe hatte einen sehr günstigen Einfluss auf seine Erheiterung und freyere Mittheilung.

Aus Weimar.

Unsre verehrte Erbprinzessin, die Grossfürstin, hat den Enthusiasmus, der in allen Herzen für sie flammt, durch die Erklärung nicht wenig vermehrt, dass sie

König.

Ihr bedenket euch?

Marquis.

Ich bin — ich muß
Geſtehen, Sire — ſogleich nicht vorbereitet,
Was ich als Bürger dieſer Welt gedacht,
In Worte Ihres Unterthans zu kleiden. —
Denn damals, Sire, als ich auf immer mit
Der Krone aufgehoben, glaubt' ich mich
Auch der Nothwendigkeit entbunden, ihr
Von dieſem Schritte Gründe anzugeben.

König.

So ſchwach ſind dieſe Gründe? Fürchtet ihr
Dabei zu wagen?

Marquis.

Wenn ich Zeit gewinne,
Sie zu erſchöpfen, Sire — mein Leben höchſtens.
Die Wahrheit aber ſetz' ich aus, wenn Sie
Mir dieſe Gunſt verweigern. Zwiſchen Ihrer
Ungnade und Geringſchätzung iſt mir
Die Wahl gelaſſen — Muß ich mich entſcheiden,
So will ich ein Verbrecher lieber als
Ein Thor von Ihren Augen gehen.

König (mit erwartender Miene).

Nun?

Marquis.

— Ich kann nicht Fürſtendiener ſeyn.

(Der König ſieht ihn mit erwartendem Blick an.)

Ich will
Den Käufer nicht betrügen, Sire. — Wenn Sie

zwey Söhne Schillers auf immer in ihre Versorgung nehme. — Das vollendete Werk, das Schiller nachgelassen hat, heisst: der Siegeszug des Bacchus nach Indien. Sein neuestes Trauerspiel Attila ist nicht vollendet.

Wir dürfen ihn wohl glücklich preisen, dass er von dem Gipfel des menschlichen Daseyns zu den Seligen empor gestiegen, dass ein schneller Schmerz ihn von den Lebendigen hinweggenommen. Die Gebrechen des Alters, die Abnahme der Geisteskräfte hat er nicht empfunden; — er hat als Mann gelebt, und ist als ein vollständiger Mann von hinnen gegangen. Nun geniesst er im Andenken der Nachwelt den Vortheil, als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erscheinen; denn in der Gestalt, wie der Mensch die Erde verlässt, wandelt er unter den Schatten, und so bleibt uns Achill als ewig strebender Jüngling gegenwärtig! dass er früh hinweg schied, kommt auch uns zu Gute. Von seinem Grabe her stärkt uns der Anhauch seiner Kraft, und erregt in uns den lebhaftesten Drang, das, was er begonnen, mit Eifer und Liebe fort und immer fortzusetzen.

Göthe.

Friederich von Schillers

Leben

und

Beurtheilung

ſeiner vorzüglichſten Schriften.

Den Verehrern ſeiner Muſe geweiht.

Baſel und Leipzig 1811
im Samuel Flick'ſchen Verlage

Bibl.
Acad.
Land.

Vorrede.

Der Beifall, welchen Schillers ſkizzirte Lebensgeſchichte im vorigen Jahre bei den Verehrern ſeiner Muſe fand, ermunterte den Verleger, dafür Sorge zu tragen, daß dieſe ſo intereſſante Geſchichte einem gebildeten Publikum in größerer Ausdehnung mit allen, bis jezt bekannten, zuverläßigen Nachrichten und Anekdoten vorgelegt werden möchte. Man hat zu dieſem Ende alles, was man in der allgemeinen Literaturzeitung, im Morgenblatte und ſonſt noch vorfand, getreu benuzt und zugleich, um dem Wunſche mehrerer Freunde Schillers zu entſprechen, was die Kritik über deſſen vorzüglichſte Schriften öffentlich zu ſeiner Zeit geſprochen hat, in Verbindung mit jenen zu bringen geſucht. Hierdurch werden die Leſer nicht nur in Kenntniß der literariſchen Arbeiten des großen

Genie's überhaupt geſezt, ſondern ſie ſollen auch mit dem Geiſte derſelben vertrauter, und veranlaßt werden, ſich durch wiederholtes Studium den hohen geiſtigen Genuß, den Schillers Kunſtſchöpfungen dem Gebildeten gewähren, im reichſten Maaße zu verſchaffen. Vorzüglich ſollten die äſthetiſch = kritiſchen Betrachtungen über die Schiller'ſchen Gedichte manchen Leſer und Leſerinn in den Stand ſezen, ſie beſſer zu verſtehen, und ihre Schönheiten tiefer zu empfinden. Wird dieſe Abſicht erreicht, und werden gelehrte Kunſtrichter vorliegender Schrift, aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet, nicht allen Werth abſprechen; ſo ſchmeichelt man ſich, ſchon genug gewonnen zu haben.

Reutlingen im Monat März 1810.

Nicht verewigen muß ein Sterblicher Ewiges wollen:
Darum beginnet und ſtirbt in dem Beginnen mein Lied.

Friedrich Lehr.

Der Mann der Nation gehört nicht bloß der Zeit, worinn ſein Streben wirkte, er gehört der Nachwelt an, welcher die Frucht ſeiner Mühe als herrliches Vermächtniß anheim fällt. Die Gegenwart giebt an den Nachruhm ſeinen Namen und ſeine Thaten ab, die noch dann erfreulich und belebend fortwirken, wenn ſie längſt ſchon Vergangenheit heißt, und ſein Andenken weckt in verwandten Seelen immer neu den Geiſt der Betrachtung auf, je mehr die hohe Gewalt ſeines Genius dieſen zauberartig an ſich zu feſſeln wußte. Zu dieſem Behufe ſind hier die Denkwürdigkeiten aus dem Leben deſſelben zuſammengereiht und der denkende Leſer ſoll es inne werden, daß Schiller als Dichter, Geſchichtſchreiber und Philoſoph, einer der höchſten Geiſter, welche die Menſchheit jemals unter ihre Lieblinge zählte, ſeinen Verhältniſſen und Umgebungen nichts, alles ſeinem eignen Streben, ſeiner unermüdeten Thatkraft zu danken hatte.

Siegend zerriß er die Feſſeln, welche ihn an das Gemeinere, Gewöhnliche zu heften drohten, und mit verſtärkter Kraft ſchwang er ſich in die Höhe des Ideals, die Heimath ſeines Geiſtes. Aber ſein Kampf mit dem Leben warf den trüben Schatten ſelbſt noch in jene heitern Gegenden; und milderte ihre glänzenden Lichtgeſtalten oft durch einen ſanften, wehmüthigen Schimmer.

Johann Friedrich Christoph Schiller wurde den 10ten Nov. 1759 zu Marbach geboren, einem württembergiſchen Städtchen am Nekar, wo ſchon andere große und vortrefliche gelehrte Männer das Licht der Welt erblickten. Sein Vater, zum Wundarzt erzogen, und damals Unter-Hauptmann, war ein abentheuerlicher Kopf; ſeine Mutter hingegen, eine Bäckerstochter, ſanft und gefühlvoll, aber ohne ausgezeichnete Gaben. Lezteres ausgenommen, war Schiller wie Kant, das Ebenbild ſeiner Mutter, auch im Aeuſſeren ... langhalſig, ſommerfleckig, rothlokkig.*) Unter ſeinen Geſchwiſtrigen liebte er vorzüglich eine frühverſtorbene Schweſter, die eben-

*) Aus dieſem Grunde wurde Schillern in der Akademie die Auszeichnung zu Theil, gepudertes Haar tragen zu dürfen, — ein Vorrecht der Adelichen, und nach einer leichten Typologie Vorbedeutung ſeines nachher erhaltenen Adels.

Mich anzuſtellen würdigen, ſo wollen
Sie nur die vorgewog'ne That. Sie wollen
Nur meinen Arm und meinen Muth im Felde,
Nur meinen Kopf im Rath. Nicht meine Thaten,
Der Beifall, den ſie finden an dem Thron,
Soll meiner Thaten Endzweck ſeyn. Mir aber,
Mir hat die Tugend eig'nen Werth. Das Glück,
Das der Monarch mit meinen Händen pflanzte,
Erſchüf' ich ſelbſt, und Freude wäre mir
Und eigne Wahl, was mir nur Pflicht ſeyn ſollte.
Und iſt das Ihre Meinung? Können Sie
In Ihrer Schöpfung fremde Schöpfer dulden?
Ich aber ſoll zum Meiſel mich erniedern,
Wo ich der Künſtler könnte ſeyn? — Ich liebe
Die Menſchheit, und in Monarchien darf
Ich Niemand lieben, als mich ſelbſt.

König.

Dies Feuer
Iſt lobenswerth. Ihr möchtet Gutes ſtiften.
Wie ihr es ſtiftet, kann dem Patrioten,
Dem Weiſen gleich viel heißen. Suchet euch
Den Poſten aus in meinen Königreichen,
Der euch berechtigt, dieſem edeln Triebe
Genug zu thun.

Marquis.

Ich finde keinen.

König.

Wie?

Marquis.

Was Eure Majeſtät durch meine Hand
Verbreiten — iſt das Menſchenglück? Iſt das

falls viel poetiſches Talent beſaß, und in der Stille mit dramatiſchen Verſuchen ſich beſchäftigte.

Seinen erſten Unterricht erhielt Schiller in der lateiniſchen Schule zu Ludwigsburg. Hier war ſein vornehmſter Lehrer, bey welchem er ſpäterhin auch Koſt und Wohnung hatte, Johann Friedrich Jahn, ein kalter, rauher, murrſinniger Polterer, doch ein regelfeſter, nicht unverdienter Sprachgelehrter. Schiller war zwar immer einer unter den Erſten in ſeiner Abtheilung, aber, dieſe lateiniſche Sprachkenntniß abgerechnet, zeichnete er ſich durch nichts auffallend aus, ragte in keinem Fache des Wiſſens oder geiſtiger Kräfte und Fertigkeiten hervor. Wenigſtens ahneten weder ſeine Lehrer, noch ſeine Mitſchüler etwas von den ſchlummernden, ſeltenen Anlagen, die ſich in der Folge ſo glänzend entwickelten. Er war ſchüchtern und linkiſch; und wie hätte der ſteife Schulzwang, dem er unterworfen war, die freiheitliebende Seele nicht ſchüchtern und linkiſch machen ſollen? Püffe und Ohrfeigen waren für ihn, und ſind für jede Kinderſeele, Reize, wie rauhe Luft und Hize für den Convolvulus — — um ſie zu ſchließen. Doch gegen ſein eilftes Lebensjahr hin offenbarte ſich allmählig der Uebergewöhnliche. Schon um dieſe Zeit war er kein Liebhaber mehr von den herrſchenden Vergnügungen des Knabenalters, von Ballſpielen, Springen, Poſſen, fröhlichen Geſellſchaften. In ſeinen Freyſtunden ſchlenderte er mit einem auserwählten Freunde in Ludwigsburgs reizenden Baumpflanzungen, oder in den ſchönen, naheliegenden Gegenden herum. Klagen über das Schickſal, Geſpräche über die tiefumnachtete Zukunft, Plane für das künftige, bürgerliche Leben waren ſeine liebſte, ſeine gewöhnliche Unterhaltung. So liegt im Braunſtein die Lebensluft gebunden, ſo im Senfkorn die beſchattende Pflanze, bis jene durch Wärme erlöſt, und dieſe durch Wärme und Regen zur Auferſtehung geweckt wird. — Die Dichter, die Schiller in der Ludwigsburger Schule leſen und überſetzen mußte, waren Ovids Triſtia, Virgils Aeneide, und die Oden von Horaz. Indeſſen bemerkte keiner ſeiner Mitſchüler, daß er ſchon damals an irgend einem dieſer drey Sänger mit feuriger Innigkeit hienge. Die Gelegenheit, bey welcher ſein eigner Dichtergeiſt erwachte, war eine überſtandene Angſt, und eine geſtandene*) Milch. Die kleine Geſchichte iſt der Erzählung werth, um ſo mehr, als Schiller ſelbſt nach mehr als 20 Jahren, ſeinen Jugendfreund *) bey dem erſten Wiederſehen, mit der lebendigſten Umſtändlichkeit und Freudigkeit daran erinnerte.

---

*) So wird im Württembergiſchen genannt, was ſonſt kalte, dicke, ſaure, oder geſtockte Milch heißt.

Er hatte um das Jahr 1768 mit dieſem als Sekundaner den Katechismus in der Kirche zu ſprechen. Ihr Lehrer, ein bösartiger, höchſtbeſchränkter Frömmling, drohte ihnen, ſie durch und durch zu peitſchen, wenn ſie auch nur ein Wörtchen fehlen ſollten. Zum Unglück fügten es die Umſtände, daß gerade dieſer Lehrer es war, der an dem beſtimmten Tage die Katecheſe zu halten bekam. Beyde Knaben fiengen, bey ergangener Frage, mit zitternder Beklemmung an, brachten jedoch ihre Aufgabe ohne Anſtoß hinaus, und erhielten deswegen eine Belohnung, jeder 2 Kreutzer. Eine Baarſchaft von 4 Kreutzern hatten die jungen Freunde ſelten beyſammen gehabt; es beſchäftigte ſie daher lange die Frage: was ſie ſich Gutes dafür thun ſollten? Schillers Vorſchlag, eine kalte Milch auf dem Hartenecker Schlößchen zu eſſen, erhielt Beiſtimmung; allein in Harteneck war das Gewünſchte nicht zu bekommen. Schiller trug jetzt auf einen Vierling Käſe an; für dieſen wurden aber 4 Kreutzer gefordert, und ſo hätten die Kleinen, ſo genügſamen Näſcher

---

*) Der noch lebende, würdige Phyſikus Elwert in Kantſtadt.

kein Brod dazu gehabt. Mit unbefriedigtem Magen wanderten ſie alſo weiter nach Neckarweihingen, wo ſie endlich, doch auch nicht ohne vielfältiges Herumfragen, eine Milch erhielten in einer reinlichen Schüſſel, und noch ſilberne Löffel zum Eſſen dazu. Alles dieſes koſtete nur 3 Kreuzer, und es blieb ihnen noch einer zu Johannisträubchen übrig. Ueber dieſen Vollgenuß von Luſt gerieth Schiller in eine dichteriſche Begeiſterung. Als er mit ſeinem Begleiter das Dorf verlaſſen hatte, ſtieg er auf den Hügel*) von welchem man Harteneck und Neckarweihingen überſchauen kann, und ertheilte in einer wahrhaft dichteriſchen Ergieſſung dem milchentblößten Orte ſeinen Fluch, dem aber, der ihnen die Labung gegeben hatte, ſeinen gefühlteſten Seegen. — Sein erſtes Gedicht ſchrieb Schiller im vierzehnten Jahre am Tage vor ſeiner Confirmation 1772, durch eine Erinnerung ſeiner gefühlvollen Mutter veranlaßt, die ihn von der Gaſſe gerufen, und ihm die Wichtigkeit jener Handlung zu bedenken gegeben hatte.

Nun war die Zeit der Entſcheidung für ein beſtimmtes Fach da, und Schiller ſollte — wie Winkelmann — ein Geiſtlicher werden, und zwar nicht, wie jener, gegen ſeine Neigung. Auch noch als Mann ſprach er — denn er faßte alles von der erhabenen Seite auf — mit einer Art von Begeiſterung von dem hohen Berufe eines Lehrers der Religion, mit dem Beiſatze, noch jezt wünſche er ſich oft lebhaft vor einer Gemeine auftreten, und die erhabenſte Wahrheiten ihr verkündigen zu dürfen. Aber anders das Schickſal. Herzog Karl nahm mehrere Söhne armer Eltern an, die auf der Solitüde *) zu Gärtnern und Künſtlern erzogen werden ſollten. In Kurzem ward dieſe Schule zu einer erweiterten Bildungsanſtalt, die den Namen militairiſche Pflanzſchule führte und gegen dreyhundert 10 — 16 jährige Knaben und Jünglinge aus allen Ländern und aus allen Ständen in ſich faßte. Hierein trat auch Schiller 1773. Seine Talente entwickelten ſich hier anfangs langſam, aber dann mit wachſender Geſchwindigkeit. Latein, Griechiſches, Religion, Erdbeſchreibung, Geſchichte und Größenlehre ſollten Gegenſtände ſeines Fleiſſes ſeyn; aber von dem allem trieb er — das Lateiniſche ausgenommen, worinn er aber Meiſter war — beinahe nichts, denn er widmete alle ſeine Zeit, ſelbſt auf Spaziergängen, ausſchließlich dem Studium — poetiſcher Werke. Poeſie war das Element ſeines

---

*) Sollte dieſer Hügel nicht billig den Namen Schillershügel führen?

---

*) Ein Luſtſchloß, eine Stunde von Stutgart.

Geiſtes; ſie das Klima für die Keime ſeines Herzens. Aber welche Wärme machte jenen frey? welcher Regen und Thau trieb dieſe zur Auferſtehung? — Die Klopſtokiſchen Dichtungen, vor allen der Meſſias.

Dieſe Leſebeſchäftigung war keineswegs nur ein flüchtiges, gleichſam naſchendes Genieſſen; nein, es war ein ernſtes, tagtäglich fortgeſeztes Aufmerken, Empfinden, Betrachten, Vergleichen, Forſchen, Aneignen. Unſtreitig iſt es, daß dieſe warme, volle Einſaugung der Klopſtockiſchen Anſchauungen, Gefühle, Bilder und Vorſtellungen die beſtimmteſte Wirkung auf Schillers Bildung hatte. Sie war es, die ſeine Empfänglichkeit für das Große und Erhabene, wie für das Weiche und Zarte, und zumal das Innige und Geiſtige weckte und belebte; ſie befruchtete die Keime der ſchönſten Eigenthümlichkeiten, die uns in ſeinen gelungenſten ſpätern Arbeiten ſo zauberiſch anziehen. Klopſtocks Gedichte wirkten mit ſolcher Stärke auf ihn, daß ſich eine Zeitlang religiöſe Gefühle ſeines Gemüths bemächtigten, und er, in dieſer Stimmung, geneigt und entſchloſſen war, ſich den geiſtlichen Stand zu ſeinem künftigen Beruf auszuwählen. Nicht ſelten wandelten ihn heilige Schauer und gottesdienſtliches Entzücken an; er ergoß ſich oft im Gebete, und hieltauch in Geſellſchaft, Andachtsübungen; aber nie geſellte er ſich zu den ſchwärmeriſchen Betbrüdern und Kopfhängern, die unter dem Namen Pietiſten ebenfalls in der Akademie einige Jahre hindurch ihr Weſen trieben.

Auſſer den genannten Klopſtockiſchen hatte ſich Schiller mit keinen andern dichteriſchen Schöpfungen vertraut gemacht, als mit Virgils Aeneide und den herrlichen Liedern und Heil'geſängen des alten Morgenlandes nach Luthers kräftiger Ueberſetzung. Er lebte und webte in ihnen und las ſie vielleicht 10 und 20 mal. So wurde ſeine ſchlummernde Kraft durch Kraft ergriffen; ſo die regelloſe Farbenmaſſe ſeiner Phantaſie in beſtimmte Bilder ausgemalt; ſo das Auge ſeines Geiſtes für jenen tiefen Blick in das Schickſal geöfnet; ſo ſein Herz mit Feuer getauft und mit Innigkeit und Liebe begabt. Magnetiſch wirkten jene Werke auf ſeinen Geiſt, ſie rißen ihn zu Gebet und Andacht hin; und ſo verſuchte er — im Jahr 1773 — ſeine Dichtungskraft im Höhern; er arbeitete an einem Gedichte, deſſen Held der mächtig hervorragende Seher, Geſetzgeber, Heerführer und Staatsordner der Urwelt war, Moſes. In dieſem erſten Verſuch erkannte man freylich weniger eignes, wahres Schaffen, als mühevolles Nachſtreben und Nachbilden. Aber was würde nicht

Schiller in dieſem beſtimmten Gebiete geleiſtet haben, wenn nicht ſeine Phantaſie, von empfangenen Eindrücken fortgezogen, ihren Flug in ein anderes, benachbartes Reich genommen hätte! —

Jezt lebte Schiller in Schiller, aber noch hatte dies Leben keine beſtimmte Bedeutung. Wer entwickelte ſeinen tiefen Sinn? Der Edle ſtand izt auf dem Punkte, wo er zum Epos, jener theologiſchen Teleologie, und zum Drama, jener Teleologie philoſophiſcher Geſchichte gleichen Schritt zu thun hatte. Zu Ende des Jahrs 1773 oder zu Anfange des folgenden geſchah es, daß ihm ein Freund mit warmer Theilnahme von Gerſtenbergs Ugolino ſprach, und ihm das Stück zum Leſen mittheilte. Dieſes Trauerſpiel, das an einzelnen Schönheiten, inſonderheit an den rührendſten, erhabenſten und erſchütterndſten Auftritten, von keinem andern bedeutend übertroffen wird, bewegte Schillern nicht nur auf das tiefſte: es machte einen fortwirkenden Eindruck auf ihn. Ugolino und Götz von Berlichingen gaben ſeiner dichtenden Geiſtesthätigkeit eine andere Richtung; ſie hoben ihn gleichſam unwillkührlich in die tragiſche Laufbahn hinüber. Erſt nach vielfachem Leſen und Einprägen dieſer Stücke ward er mit Shakeſpear'n bekannt, dieſem wunderbaren Genius, an den man, Zeiten und Umſtände erwogen, nicht ohne immer neues Staunen hinauf denken kann.*)

Profeſſor Abel, (jetzt in Tübingen) ein Mann, welchen Schiller immer innigſt verehrte, war es, aus deſſen Händen der Britte in Schillers Hände kam. Abel lieſt in einer Unterrichtsſtunde eine Stelle daraus vor, Schiller, wie von einem elektriſchen Schlage erſchüttert, oder, wie Achill von der Pallas, ihm allein ſichtbar, bei der Locke gefaßt, richtet ſich auf, horcht, ſtaunt und begehrt und erhält nach der Stunde von dem Profeſſor das Buch, welches das Räthſel ſeiner Beſtimmung gänzlich löſte. Ganze Jahre hindurch lebte er faſt einzig für Shakeſpear. Doch ſagte er ſelbſt: „Mehrere Jahre hindurch hat der Britte meine Verehrung gehabt, ehe ich noch ſeine Individualität habe lieben können. Ich war noch nicht fähig, die Natur aus der erſten Hand zu verſtehen.“

Von neuern deutſchen Dichtern zogen ihn, auſſer den angeführten, nur wenige an. Unter ſeine damaligen Lieblingswerke gehörten aber Leſſings Schauſpiele, die Gedichte des vielverſprechenden Friedrich Müllers, des Mahlers, und vornemlich Leiſewitz's Julius von Tarent. Wie ſehr jene und dieſe Schriftſteller auf Schillers Ausdruck, Sprache und ganze Darſtellungskraft gewirkt haben, muß dem vergleichenden Leſer ſeiner frühern, ſelbſt ſeiner ſpätern Werke einleuchtend ſeyn. Jezt ſchritt Schiller weiter zu eigenen Schöpfungen und zwar nicht leichte Ergieſſung einer üppigen Phantaſie war ſeine Dichtung; nein! ein Ringen und Winden als wär' er in eine ſaturniſche Eisrinde gepreßt. Darum gleichen auch ſeine früheſten Produkte nicht Wandelſternen und Monden, ſondern Kometen, die in excentriſchen Bahnen umherirren. Zum Beleg einige Strophen aus dem Gedichte des 18jährigen Schillers „der Eroberer."

---

*) Nach dem Urtheile des verewigten Klopſtocks müßten wir dieß für einen unglücklichen Umſtand halten.

Im Traume umflattern
Deine Bilder, o Sieger! mich
Und Entſetzen um ſie; fahr ich da wüthend auf,
Stampfe gegen die Erd', ſchalle mit Sturmgeheul
Deinen Namen, Verworfner!
In die Ohren der Mitternacht.
Und mit ehernem Schlund, welcher Gebirge ſchluckt,
Ihn das Weltmeer mir nach — ihn mir der Orkus nach
Durch die Hallen des Todes —
Deinen Namen, Eroberer!

Daſſelbe Glück, das meine reine Liebe
Den Menſchen gönnt? — Vor dieſem Glücke würde
Die Majeſtät erzittern — Nein! Ein neues
Erſchuf der Krone Politik — ein Glück,
Das ſie noch reich genug iſt, auszutheilen,
Und in dem Menſchenherzen neue Triebe,
Die ſich von dieſem Glücke ſtillen laſſen.
In ihren Münzen läßt ſie Wahrheit ſchlagen,
Die Wahrheit, die ſie dulden kann. Verworfen
Sind alle Stempel, die nicht dieſem gleichen.
Doch was der Krone frommen kann — iſt das
Auch mir genug? Darf meine Bruderliebe
Sich zur Verkürzung meines Bruders borgen?
Weiß ich ihn glücklich — eh' er denken darf?
Mich wählen Sie nicht, Sire, Glückſeligkeit,
Die Sie uns prägen, auszuſtreun. Ich muß
Mich weigern, dieſe Stempel auszugeben. —
Ich kann nicht Fürſtendiener ſeyn.

König (etwas raſch).

Ihr ſeyd
Ein Proteſtant.

Marquis (nach einigem Bedenken).

Ihr Glaube, Sire, iſt auch
Der meinige.

(Nach einer Pauſe.)

Ich werde mißverſtanden.
Das war es, was ich fürchtete. Sie ſehen
Von den Geheimniſſen der Majeſtät
Durch meine Hand den Schleier weggezogen.
Wer ſichert Sie, daß mir noch heilig heiße,

Vielleicht etwas beſſer als dieſe lyriſchen Verſuche, waren ſeine erſten dramatiſchen. Sein erſtes Trauerſpiel war der „Student von Naſſau," wozu er den Stoff in einer Verlegenheit, wo er „Rock und Hemd um einen willkommenen gegeben hätte" aus der Zeitung nahm. Er zernichtete es ganz, was er in Zukunft bereute, wenn er es ſchon im Ganzen für eine mißlungene Jugendarbeit erklärte. Späterhin arbeitete er auch an einem „Cosmus von Medicis," woraus nur einiges in ſeine Räuber übergegangen ſeyn ſoll.

Faſt noch unvollkommener waren ſeine gleichzeitigen lyriſchen Verſuche. Sein erſtes Gedicht in dieſer Gattung, das er im Sommer 1776 der Leſewelt gedruckt vor Augen legte*), der Abend, iſt bloß mittelmäßig; es zeugt von wenig weiter, als daß Schiller ſich die Empfindungen Klopſtocks, Cramers und Utz'ens und anderer Sänger in etwas zu eigen gemacht hatte. Bemerkenswerth darin ſind jedoch folgende Verſe, weil ſie uns in das innerſte ſeines Gemüths blicken, und uns ſehen laſſen, auf was ſein letztes Sehnen und Streben zu dieſer Zeit ſich beſchränkte. Er ſpricht vom

---

*) In (Balth. Haugs) Schwäb. Magaz. 1776. S. 115.

Gefühle für die Reitze der Natur, und bricht dann in die Worte aus:

Für Könige, für Große iſt's geringe,
Die Niederen beſucht es nur —
O Gott! Du gabeſt mir Natur,
Theil Welten unter ſie – nur Vater! mir Geſänge!

Im Grunde betrachtet, entwickelte ſich Schiller erſt ſpät und nur theilweiſe. Theodor Beza, Hugo von Groot, Pope und viele andere, lieferten, theils in ihrem achten, theils zwölften Jahre beſſere Gedichte, als er in ſeinem ſechszehnten und ſiebzehnten. Nicht früher als im Jahr 1777 brach ſein Geiſt mit vielverkündender Kraft hervor.

Wie ſchwankend auch jezt noch ſeine Wahl eines Brotſtudiums war, und wie ſehr er ſich davon abgezogen fühlte, lehren die Schilderungen, welche die Zöglinge von einander machen mußten. Bald heißt es: „Legt ſich auf Rechtsgelehrſamkeit," bald: „hat Hang zur Theologie;" bald: „liest beſtändig Gedichte;" wozu ſich denn manchmal ein ſatyriſches Urtheil geſellte, wie folgendes: „Iſt gewiß ein wahrer Chriſt, aber nicht gar reinlich." Er ſelbſt erklärte in ſeiner Selbſtſchilderung dem Herzog, daß er zwar mit Vergnügen das Studium juris angenommen, ſich aber glücklicher ſchäzen würde, wenn er dem Vaterlande als Gottesgelehrter dienen könnte.

Doch je mehr Schiller mit der wirklichen und idealiſchen Schauſpielwelt bekannt ward, deſto mehr verminderte ſich ſein Hang zur Gottesgelehrtheit, auch wählte er ſich 1775 einen ganz andern Stand. Zu dieſer Zeit wurde in der nach Stuttgart verſezten Akademie (Karls Hohen-Schule) eine ärztliche Lehranſtalt errichtet, und es ergieng der Aufruf an die Zöglinge, ſich zu erklären, wer Luſt zu Erlernung der Heilkunde habe. Schiller meldete ſich, nicht, um Arzt zu werden, was er nur in Zukunft, wie Briefe an Dalberg zeigen, in Mannheim ſich zu Sinne, ja zum feſten Entſchluſſe kommen ließ, ſondern, weil er aus dem Geſichtspunkte der Anthropologie hoffte, tiefere Einſichten in die Pſychologie und damit Gewinn für ſein Lieblingsfach zu erſtreben.

In dieſer Periode leiſtete Schiller im Felde wiſſenſchaftlicher Kenntniſſe nur wenig. Zwar betrieb er die Erlernung einzelner Zweige der Heilkunde mit wahrem Feuereifer, doch immer nur ſtoßweiſe, nie anhaltend. In der Philoſophie war Garve, beſonders ſeine Bemerkungen zu Ferguſons Moralphiloſophie, Muſter für ihn. Von Geſchichtbüchern las er, außer Schlözers Vorſtellung der Univerſalgeſchichte, kaum ein anderes, als

Plutarchs Biographien, doch nicht in der Grundſprache. Ueberall ſuchte er nur Stoffe zu Schauſpielen, und niemand wird ſich daher wundern, daß Schiller von allen nicht ſparſamen Preiſen des Inſtituts auch nicht Einen erhalten hatte.

Wie bey Schiller alles von Poeſie aus- und auf Poeſie zurückgieng, oder damit im Zuſammenhange ſtand, ſo war es auch in der Wahl ſeiner Freunde. Seine Vertrauteſten waren alle feurige Muſenverehrer. Wie oft hätte der ganze Kreis dieſer Freunde ſich vor dem Verfaſſer eines dichteriſchen Meiſterſtücks, z. B. der Leiden des jungen Werthers, Götzens von Berlichingen u. a. bewundernd, ja halb anbetend niederwerfen mögen!

Schiller zu Ende dieſes Zeitlaufs war ein ganz anderer Menſch, als zu Anfang deſſelben. Ehemals einſam, verſchloſſen, eingeſchüchtert; jezt im Gefühle der treibenden, aufſteigenden Kraft muthwillig, neckend, foppend, und zwar oft ſehr derb ſtechend. So ſchrieb er z. B. einem Mitlehrlinge, der ein ſtarker Eſſer war, in ſein Stammbuch: „Wenn du gegeſſen haſt, und NB. ſatt biſt, ſo ſollſt du den Herrn deinen Gott loben.“ Immer verzeihlicher, als wenn Winkelmann über Nationen abſpricht, und einen Leſſing als einen Paradoxenjäger behandelt. Wilder und üppiger ſchwelgte ſeine Einbildungskraft nie als damals;

ſie trug ihn in der Propheten und Shakeſpears kühne, romantiſche Welten. Seine erſte Blüthe fällt in die Zeit von Leſſings Tode. Da hatte, ſich beſonders auf Deutſchlands tragiſchem Theater, ſo viel verändert. Die kalten und flachen Eindrücke der, aus Galanterie und Politik gewebten, franzöſiſchen Tragödie galten für das, was ſie waren, und Leſſings Prophezeihung gieng in Erfüllung. Dieſe nämlich: „Shakeſpear würde ganz andere Köpfe unter uns erwecken, als man von den Franzoſen zu rühmen wiſſe. Denn ein Genie kann nur von einem Genie entzündet werden; und am leichteſten von ſo einem, das alles bloß der Natur zu danken zu haben ſcheint, und durch die mühſamen Vollkommenheiten der Kunſt nicht abſchreckt!"

Mochte Schiller von Leſſings Bemühungen ſelbſt nichts wiſſen, die Folgen derſelben waren von dem wichtigſten Einfluſſe auf ſein Leben; denn eben er war eins von jenen Genie's, die durch Shakeſpear unter uns erweckt wurden. „Als ich — erzählte er ſelbſt — in einem ſehr frühen Alter dieſen Dichter zuerſt kennen lernte, empörte mich ſeine Kälte, ſeine Unempfindlichkeit, die ihm erlaubte, im höchſten Pathos zu ſcherzen, die herzzerſchneidenden Auftritte im Hamlet, im König Lear, im Makbeth, durch einen Narren zu ſtören, die ihn bald da feſthielt, wo meine Empfindung forteilte, bald da kaltherzig fortriß, wo das Herz gern ſtill geſtanden wäre. Mehrere Jahre hatte er ſchon meine ganze Verehrung und war mein Studium, ehe ich ſein Individuum lieb gewinnen lernte. Ich war noch nicht fähig, die Natur aus der erſten Hand zu verſtehen.“

Mit andern Worten: Schiller war damals noch zu lyriſch, um ächt dramatiſch zu ſeyn. Je lyriſcher, deſto verwundbarer in ſeiner Lage; je verwundbarer, deſto drückender eine Nothwendigkeit fühlend, gegen die er vergeblich rang. So erklärt ſich die Eigenthümlichkeit ſeines erſten Dichterprodukts nach Inhalt und Form ganz natürlich. Die beyden Veroneſer von Shakeſpear ſcheinen ihm zu ſeinen Räubern, woran er jetzt arbeitete, die erſte Idee gegeben zu haben; aus ſeinem Herzen ſchöpfte er den Deſpotenhaß und die regelloſe Größe, die enthuſiaſtiſchen Träume einer höhern Wirkſamkeit, die Bitterkeit gegen die wirkliche Welt, und jene Fülle von Kraft, die alle Geſetze überſprudelt, welche ſeinen Karl Moor auszeichnen; und aus ſeiner lyriſchen Stimmung kommt es, daß wir faſt durchgehends dem Herzen des Dichters ſelbſt begegnen, und mit ihm gemeinſchaftlich über ſeinen Gegenſtand reflektiren müſſen.

Merkwürdig iſt des Dichters eignes Geſtändniß über dieſes erſte Erzeugniß ſeines Genie's. „Ein ſeltſamer Mißverſtand der Natur hatte mich in meinem Geburtsorte zum Dichter verurtheilt. Neigung für Poeſie beleidigte die Geſetze des Inſtituts, worinn ich erzogen ward, und widerſprach dem Plan ſeines Stifters. Acht Jahre rang mein Enthuſiasmus mit der militäriſchen Regel, aber Leidenſchaft für die Dichtkunſt iſt feurig und ſtark, wie die erſte Liebe. Was ſie erſticken ſollte, fachte ſie an. Verhältniſſen zu entfliehen, die mir eine Folter waren, ſchweifte mein Herz in eine Idealwelt aus; aber unbekannt mit der wirklichen, von welcher mich eiſerne Stäbe ſchieden, unbekannt mit den Menſchen, unbekannt mit dem ſchönen Geſchlecht, — hiermit entſchuldigt er ſeine Räuber — mußte mein Pinſel nothwendig die mittere Linie zwiſchen Engel und Teufel verfehlen, mußte ein Ungeheuer hervorbringen."

Am Schluſſe ſeines mediciniſchen Curſus erchien eine Abhandlung als Probeſchrift von ihm, ie im Buchhandel nicht mehr zu haben iſt, Verſuch über den Zuſammenhang der hieriſchen Natur des Menſchen mit einer geiſtigen. Stuttgart 1780. 4, die um Beweiſe dienen kann, wie frühzeitig ſein

Geiſt auch nach den tiefen Wahrheiten der Philoſophie ſuchte, die er, nach damaliger Sitte, auf dem Wege anthropologiſcher Forſchung zu finden meynte. Wie er dieſes Problem aufgelößt haben mag, ſo beweißt ſchon die Aufgabe deſſelben in einem ſolchen Alter einen ſeltnen Geiſt. Auffallend iſt noch dieß, daß er in dieſer Probeſchrift mehrere Stellen ſeines noch ungedruckten Trauerſpiels, wie wenn ſie aus einem engliſchen Trauerſpiele „the robbers“ überſezt wären, als Belege pſychologiſcher Bemerkungen anführte.

Schiller wurde nun nach dem Austritte aus der Akademie von ſeinem Fürſten als Arzt bey einem Grenadierbataillon angeſtellt und jezt erſt ließ er die Räuber (1781) drucken. Nach manchen Abänderungen wurden ſie unter Begünſtigung des geh. Raths von Dalberg zu Mannheim (1782) aufgeführt. Schiller wünſchte, bey der Aufführung gegenwärtig zu ſeyn, und bat um Urlaub, den er aber nicht erhielt. Dennoch machte er dieſe Reiſe, aber ohne etwas in ſeinem Dienſte zu verſäumen, und war, als ſeine Gegenwart erfordert wurde, wieder in Stuttgart.

Schillers erſte dramatiſche Arbeit fand auf Deutſchlands Theatern den entſchiedendſten Beyfall. Wie von einem Zauber wurden des Jünglings Zeitgenoſſen ergriffen, man überſah die Mängel und Fehler, welche die Kritiker aufzudecken bemüht waren. Doch auch ihre Urtheile waren nicht ganz ungünſtig. Der Dialog, urtheilte man öffentlich, iſt raſch und treffend; einzelne Situationen erſchüttern die ganze Seele; in jeder Scene lebt und webt alles: Handlung folgt auf Handlung; in den Charakteren herrſcht eine Größe, die nur bisweilen in Schwulſt ausartet; und ſo kams, daß das Stück, mit allen ſeinen Fehlern einen auſſerordentlichen Eindruck machte! — Nicht minder merkwürdig dünkt uns das Urtheil eines Engländers, der dieſes Stück, wiewohl erſt eilf Jahre nachher, nemlich 1792 in ſeine Sprache, treu und ſchön im Ganzen genommen, überſezte. Vielleicht iſt es den wenigſten Leſern dieſer Blätter bekannt geworden und ihnen nicht unwillkommen, wenn wir demſelben hier eine Stelle einräumen: „Wahrſcheinlich werden die Urtheile der Kritiker über dieſe höchſt ungewöhnliche Erſcheinung ſehr verſchieden ausfallen, je nachdem der Maaßſtab verſchieden iſt, nach welchem jeder den Werth dramatiſcher Compoſitionen zu beſtimmen gewohnt iſt. Diejenigen, die ihren Geſchmack nach Ariſtoteliſchen Regeln, die von dem magern griechiſchen Drama abgezogen ſind, oder nach den eben ſo regelmäßigen, wenn gleich mannigfaltigen Compoſitionen der franzöſiſchen Bühne, die noch eben dieſen Regeln gearbeitet ſind, gebildet haben, werden dieſes Stück, das zwey Haupteinheiten, die der Zeit und des Orts, verletzt, für ein ſehr fehlerhaftes Produkt erklären. Selbſt dieſe aber werden, wenn ſie anders wahren Sinn und Gefühl für das Schöne und Erhabene beſitzen, nicht läugnen können, daß dieſes Stück, trotz der Unregelmäßigkeit des Ganzen, einen Reichthum an Schönheiten vom erſten Range, und Situationen habe, die die Phantaſie nicht kühner und intereſſanter erſinnen kann. Von der andern Seite werden diejenigen, welche die ſtrenge Beobachtung der Einheiten als ein ganz untaugliches Criterium dramatiſcher Vortreflichkeit betrachten, das weder in der Natur noch in der Vernunft gegründet ſey, und auf eine nachtheilige Weiſe die Sphäre des Drama verenge, indem es die intereſſanteſten Handlungen und Vorfälle, die ſich mit dieſer Regel nicht vereinigen laſſen wollen, ausſchließe, dieſem Trauerſpiele einen Werth einräumen, der es in die erſte Claſſe dramatiſcher Compoſitionen ſetzen muß. In ihm ſind die beyden Haupttriebfedern des Tragiſchen, Furcht und Mitleid, gleich ſehr wirkſam. Es zeigt uns einen Kampf von Leidenſchaften, der ſo ſtark, ſo mannigfaltig und ſo rührend iſt, daß die Seele nie in Ruhe kömmt, ſondern vom Anfang bis zum Ende durch die

Was mich zu ſchrecken aufgehört? Ich bin
Gefährlich, weil ich über mich gedacht. —
Ich bin es nicht, mein König. Meine Wünſche
Verweſen hier.

(Die Hand auf die Bruſt gelegt.)

Die lächerliche Wuth
Der Neuerung, die nur der Ketten Laſt,
Die ſie nicht ganz zerbrechen kann, vergrößert.
Wird mein Blut nie erhitzen. Das Jahrhundert
Iſt meinem Ideal nicht reif. Ich lebe,
Ein Bürger derer, welche kommen werden.
Kann ein Gemälde Ihre Ruhe trüben?
Ihr Athem löſcht es aus.

König.

Bin ich der Erſte,
Der euch von dieſer Seite kennt?

Marquis.

Von dieſer —
Ja!

König

(ſteht auf, macht einige Schritte und bleibt dem Marquis gegenüber ſtehen. Für ſich.)

Neu zum wenigſten iſt dieſer Ton!
Die Schmeichelei erſchöpft ſich. Nachzuahmen
Erniedrigt einen Mann von Kopf. — Auch einmal
Die Probe von dem Gegentheil. — Warum nicht?
Der Ueberraſchende macht Glück. — Wenn ihr
Es ſo verſtehet, gut, ſo will ich mich
Auf eine neue Kronbedienung richten —
Den ſtarken Geiſt —

abwechſelnden Empfindungen des Mitleids und Abſcheus, von Bangigkeit und Schrecken, Bewunderung und Widerwillen fortgeriſſen wird. Auch die Sprache iſt kühn und energiſch, höchſt leidenſchaftlich, und dem Ausdruck jener Höhe des Gefühls, das ſich in ihr abſpiegeln ſoll, vollkommen angemeſſen. Eine auszeichnende Eigenſchaft dieſes Stücks iſt eine gewiſſe Wildheit der Phantaſie, die ſich nicht blos in der Zeichnung der Perſonen des Stücks, ſondern auch in der Schilderung der Scenen, in denen die Handlung des Stücks vorgeht, verräth. Dieſe eigenthümliche Schönheit der Räuber ward von einem Kunſtrichter von ächtem Geſchmack, der in ſeinem Verſuch über das deutſche Theater dieſes Trauerſpiel mit vorzüglicher Genauigkeit zergliedert hat, nicht überſehen. Er ſagt: „The in trinſic force of this dramatic character (the hero of the piece) is heightened by the Singular circumſtance in which it is placed. Captain of a band of inexorable and ſanguinary banditti, whoſe furious valour he wields to the moſt deſperate purpoſes; living with thoſe aſſociotes amidſt woods and deſerts, terrible and ſavage as the wolves they have diſplaced; this preſents tho the fancy a kind of preternatural perſonnage, wrapped in all the gloomy grandeur of viſionary beeings." (Account of the German Theatre, by Henry Mackenzie Eſq. Tranſactions of the Royal Society of Edinburg, Vol II.)" Ein Umſtand aber, der mehr als alle andere das hohe Intereſſe dieſes Stücks hervorbringt, und den meiſten Scenen deſſelben den Stempel der Originalität aufdrückt, iſt der Grundſatz des Fatalismus, der durch das ganze Stück herrſcht, und Einfluß auf das Betragen der Hauptperſonen deſſelben hat. Das Gefühl der ſittlichen Freyheit iſt in dem Herzen der Menſchen ſo feſt gewurzelt, daß ſelbſt die ſkeptiſchen Sophiſmen der ſcharfſinnigſten Köpfe es nicht herausreiſſen können, und es iſt eine auffallende Erſcheinung, daß das ihm entgegenſtehende Princip der unbedingten Nothwendigkeit, in demſelben Augenblick, wo es zur Verübung der empörendſten Verbrechen reizt, gleichwohl das moraliſche Gefühl nicht zu ſchwächen oder die Reue und Gewiſſensbiſſe zu verringern vermag, die mit der Ausübung der Laſter verbunden ſind. Aus dieſem Grunde wird das leidenſchaftliche Intereſſe, das die Seele an den Empfindungen und Leiden des Schuldigen nimmt, nicht durch die Bemerkung geſchwächt, daß er unter dem Einfluß eines unvermeidlichen Schickſals handelt. Im Gegentheil liegt etwas in unſerer

Natur, das unſer Mitleid mit dem Werkzeug dieſer Verbrechen nur deſto mehr erhöht, daß er uns gleichſam an die Schuld mit Feſſeln gebunden ſcheint, die er zu brechen ſtets den Wunſch, aber nie die Kraft hat. Der Held dieſes Stücks, von Natur mit den edelſten Gefühlen ausgeſtattet, von dem höchſten Ehrgefühl beſeelt und fähig der zärtlichſten Empfindungen, wird durch Verrätherey und den Wahn, von den Perſonen, die ihm am liebſten auf der Welt ſind, unmenſchlich behandelt zu werden, in einen Zuſtand von entſchloſſenem Menſchenhaß und Verzweiflung geſtürzt. In dieſer Lage wird er zur Begehung einer Reihe von Verbrechen hingeriſſen, die eben durch ihre Größe und Schrecklichkeit ſeinem verſtimmten Geiſte ſich empfehlen. Er dünkt ſich ſelbſt ein Rachwerkzeug in der Hand des Allmächtigen zur Beſtrafung der Verbrechen Anderer; er fühlt eine Art von wildem Vergnügen, ſo die ſchreckliche Beſtimmung, die ihm zu Theil werden, zu erfüllen. Da er aber zugleich ſeine Schuld in dem erſten Abweichen von dem Pfad der Tugend erkennt, ſo betrachtet er ſich durch ein gerechtes Gericht zu einer Rolle des Lebens verdammt, die ſein Andenken der Schande und ſeine Seele dem Verderben überliefern muß. Wer wird nicht einräumen, daß die Einbildungskraft unmöglich ein Schauſpiel erdenken könne, das höheres Intereſſe und tiefere Rührung in dem menſchlichen Herzen hervorbringen könne, als die Betrachtung eines ſo charakteriſirten und unter ſolchen Eindrüken handelnden menſchlichen Weſens?“ —

Schiller wurde ſchon früher mit Schubart, der gerne talentvolle Jünglinge anfeuerte, näher bekannt. Dieſe Bekanntſchaft zweyer ſo nah verwandten Geiſter mußte bald Freundſchaft ſeyn, welche nicht ohne Wirkung auf Schillern geblieben iſt. Wahrſcheinlich, daß Schiller durch ihn der Geſchichte befreundet ward; gewiß, daß ſie in Hinſicht auf Poeſie in näheſter Berührung ſtanden. Gewiſſe Gefühle machten die Herzen Beider noch vertrauter, daß es uns nicht wundern darf, warum Schiller mit beſonderer Liebe die Verſchwörungen in dem Umkreis der Geſchichte aufzuſuchen bemüht war. Sichtbar iſt Schubarts Einfluß auf jedem Blatte der Anthologie auf 1782. Nicht nur gleich bittre Sarkaſmen, ſondern auch eben die Fülle und Kraft, eben die Kühnheit, aber auch eben der Schwulſt und Bombaſt, eben die Vernachläßigung der Schönheit, eben der Mangel an Feile und Correktion, wie bey Schubart. —

Ehe wir Schiller in einen andern Kreis treten ſehen, wollen wir einen Blick auf ſeine vorige Lage werfen. Schiller ſelbſt geſtand in ſpätern Jahren, er habe in der Akademie zu Stuttgart ſeine glücklichſten Tage verlebt. Er ſagte ſo mit Ueberzeugung, und mußte ſo ſagen in Betreff ſeiner ſorgenfreyen Lage, der Gelegenheit, in allen Fächern des Wiſſens Kenntniſſe zu erwerben, und des allſeitigen Antriebes zum Fleiße. Wie ganz anders war in jenen Beziehungen die Lage Linné's und Winkelmann's! — Daß er aber das „glücklich" nicht auf ſeine individuelle Bildung beziehen konnte, wird niemand bezweifeln, der weiß, daß ſich Amor nur von den Grazien binden läßt. Poetiſcher Sinn wird durch militäriſchen Zwang gebildet, wie eine Cirkaſſierin durch eine Schnürbruſt. Wie wahr dieß ſey, lehrt uns ſein eignes Geſtändniß, das wir ſchon oben angeführt haben. Er lebte und webte um dieſe Zeit ganz in der Schauſpielwelt, ſo ſehr, daß ihn die Luſt anwandelte, auch einmal als wirklicher Schauſpieler ſeine Kunſt zu verſuchen.

Es war im Jahr 1780, als Zöglinge der Akademie in Stuttgart das Geburtsfeſt ihres Herzogs auch mit Aufführung eines Schauſpiels begehen wollten. Die Wahl des Spiels, die

Vertheilung des Rollenfachs und andere Anordnungen wurden Schillern überlaſſen. Er wählte Göthens Clavigo und für ſich die Hauptrolle des Stücks. Und wie trat er auf, wie ſpielte er? Ohne alle Uebertreibung darf man ſagen — abſcheulich. Was rührend und feyerlich ſeyn ſollte, war kreiſchend, ſtrotzend und pochend; Innigkeit und Leidenſchaft drückte er durch Brüllen, Schnauben und Stampfen aus, kurz, ſein ganzes Spiel war die vollkommenſte Ungeberdigkeit, bald zurückſtoßend, bald lachenerregend. — Wer erinnert ſich nicht, etwas ähnliches von Otway, Johnſon, ja ſelbſt von Shakeſpearn und andern Dichtern geleſen zu haben? —

Erſt jetzt trat Schiller ohne die nachgeholte Erlaubniß ſeines Herzogs in Dienſte am Mannheimer Theater. Ob ein angeſehener Graubündtner über eine Stelle in den Räubern, wo von dieſem Volke als von Straßenräubern geſprochen wurde, ſich beklagt; ob der Herzog deswegen Schillern das Schreiben verboten, und dieſer dann nach Mannheim ſich geflüchtet habe? — wollen wir, wenn es ſich gleich zu beſtätigen ſcheint, nicht behaupten.

Genug! Schiller war nun eingetreten in die Welt, die er vorher nur durch Fernröhre kannte,

aber

aber hatte ſich auch in dieſe Welt mitgebracht.
Wenn dieſes ihn zum Ungewöhnlichen, Kühnen
intrieb, ſo machte ihn jenes zu einem beſſern
Schüler Shakeſpears, der izt die Natur mehr aus
er erſten Hand verſtand. Auch hatte er wäh-
end der Zeit mehr Einſicht in die dramatiſche
unſt erlangt, und dieß mußte ſeine Formen
eredeln. Folgende Stelle aus der Vorrede zur
rſten Ausgabe ſeines republikaniſchen Trauer-
piels die Verſchwörung des Fiesko zu
enua (Mannheim 1783) iſt daher merkwür-
ig: „Freiheiten, welche ich mir mit den Bege-
enheiten herausnahm, wird der hamburgiſche
Dramaturgiſt entſchuldigen, wenn ſie mir geglückt
d; ſind ſie das nicht, ſo will ich doch lieber
eine Phantaſieen als Fakta verderben haben.
ie wahre Kataſtrophe des Komplotts, worinn
r Graf durch einen unglücklichen Zufall am
el ſeiner Wünſche zu Grunde geht, mußte durch-
s verändert werden, denn die Natur des
rama duldet den Finger des Ohnge-
hrs oder der unmittelbaren Vorſe-
ung nicht. Höhere Geiſter ſehen die zarten
pinneweben einer That durch die ganze Dehnung
s Weltſyſtems laufen, und vielleicht an die entle-
nſten Gränzen der Zukunft und Vergangenheit
hängen, — wo der Menſch nichts, als das

in freyen Lüften ſchwebende Faktum ſieht. Aber der Künſtler wählt für das kurze Geſicht der Menſchheit, die er belehren will, nicht für die ſcharfſichtige Allmacht, von der er lernt. — — So merkwürdig ſich das unglückliche Projekt des Fiesko in der Geſchichte gemacht hat, ſo leicht kann es doch dieſe Wirkung auf dem Schauplatz verfehlen. Wenn es wahr iſt, daß nur Empfindung Empfindung weckt, ſo müßte, däucht mich, der politiſche Held in eben dem Grade kein Subjekt für die Bühne ſeyn, in welchem er den Menſchen hintanſetzen muß, um der politiſche Held zu ſeyn. Es ſtand daher nicht bey mir, meiner Fabel jene lebendige Glut einzuhauchen, welche durch das lautere Produkt der Begeiſterung herrſcht, aber die kalte, unfruchtbare Staatsaktion aus dem menſchlichen Herzen herauszuſpinnen, und eben dadurch an das menſchliche Herz wieder anzuknüpfen, — den Mann durch den Staatsklugen Kopf zu verwickeln, und von der erfinderiſchen Intrigue Situationen für die Menſchheit zu entlehnen — das ſtand bey mir. Mein Verhältniß mit der bürgerlichen Welt machte mich auch mit dem Herzen bekannter als mit dem Kabinet, und vielleicht iſt eben dieſe politiſche Schwäche zu einer politiſchen Tugend geworden."

War alſo Schiller das erſtemal bloß einem unwillkührlichen Triebe ſeines Genie's gefolgt, ſo ließ er ſich jezt mehr vom Nachdenken leiten, und ſein Aufenthalt in Mannheim, die Nähe der erſten Bühne, der Umgang mit Dalberg, Iffland und einigen andern geiſtvollen Männern veranlaßten ihn noch beſonders, ſeine natürliche Fähigkeit in Wiſſenſchaft zu verwandeln. Beyde vereint machten ihn bald zum Liebling aller deutſchen Bühnen, und nach Erſcheinung ſeines dritten Trauerſpiels, Kabale und Liebe, rechnete man ihn, den damals fünf und zwanzig jährigen Jüngling, ſchon unter die erſten von Deutſchlands dramatiſchen Dichtern. Wirklich ward auch von dem leztern Stücke öffentlich geurtheilt, daß es im Ganzen genommen vor den beyden vorigen merkliche Vorzüge habe, ſo wohl in der ganzen Anlage und Führung des Plans, als in der Charakteriſirung der Perſonen, in der Vertheilung und Benutzung der Situationen und in der Bearbeitung des Dialogs.

Die Wahl ſeiner Stoffe, die Shakeſpeariſche Behandlungsart, und ſeine Eigenthümlichkeit, der Hang zum Furchtbaren, vereinigten ſich zu ſeinem Ruhme. Man bewundert ihn, auch wenn er die Herzen zerreißt, ohne ſie zu heilen; denn das Furchtbargroße übt doch immer noch als

Großes ſeine äſthetiſche Gewalt aus, wofern es nur nicht unmittelbar droht, wie ja Lukrez von dem ſturmbewegten Meere längſt dies behauptet hat. Indem er ſich, — ein höherer Genius, — zur Entwickelung des Schickſals erhob, galt er bald für den erhabenſten unſerer Dichter.

Wie ganz oder wie wenig man damit übereinſtimmend, wie man überhaupt über dieſe erſte Ergießungen ſeines tragiſchen Genie's denke, wird man doch immer geſtehen müſſen, es ſey ein außerordentlicher Geiſt geweſen, der dieſen Jüngling beſeelte. Wie mancher, hätte er in ſo frühen Jahren ein ſo glänzendes Ziel erflogen, würde weit weniger auf ſeine höchſte Vollendung bedacht geweſen ſeyn. Er war es ganz, und beurkundete dadurch die Reinheit und Tiefe ſeiner Seele. Nicht ſtolz auf das Geleiſtete, erkannte er ſelbſt, freymüthig die Fehler deſſelben, und hatte nichts im Auge, als den Gipfel, den er erklimmen, oder unterliegen wollte. Das Streben iſt des Mannes herrlichſter Werth, und Schiller wollte das Höchſte erſtreben.

Daß Schiller damals viele Nachahmer und Bearbeiter ſeiner erſten Stücke fand, iſt bekannt. Man erinnere ſich eines Plümicke u. a. Im Jahr 1796 kam zu London eine engliſche Ueberſetzung des Fiesko heraus, die ziemlich getreu iſt, aber

Marquis.

Ich höre, Sire, wie klein,
Wie niedrig Sie von Menſchenwürde denken,
Selbſt in des freien Mannes Sprache nur
Den Kunſtgriff eines Schmeichlers ſehen, und
Mir däucht, ich weiß, wer Sie dazu berechtigt.
Die Menſchen zwangen Sie dazu; die haben
Freiwillig ihres Adels ſich begeben,
Freiwillig ſich auf dieſe niedre Stufe
Herab geſtellt. Erſchrocken fliehen ſie
Vor dem Geſpenſte ihrer innern Größe,
Gefallen ſich in ihrer Armuth, ſchmücken
Mit feiger Weisheit ihre Ketten aus,
Und Tugend nennt man, ſie mit Anſtand tragen.
So überkamen Sie die Welt. So ward
Sie Ihrem großen Vater überliefert.
Wie könnten Sie in dieſer traurigen
Verſtümmlung — Menſchen ehren?

König.

Etwas Wahres
Find' ich in dieſen Worten.

Marquis.

Aber Schade!
Da Sie den Menſchen aus des Schöpfers Hand
In Ihrer Hände Werk verwandelten,
Und dieſer neugegoſſ'nen Kreatur
Zum Gott ſich gaben — da verſahen Sie's
In Etwas nur: Sie blieben ſelbſt noch Menſch —
Menſch aus des Schöpfers Hand. Sie fuhren fort
Als Sterblicher zu leiden, zu begehren;

nicht überall die Kraft des Originals erreicht oder zu erreichen gewagt hat; treuer und wohlgerathener iſt die ſeines dritten Trauerſpiels unter dem Titel: The Miniſter, a Tragedy, in Five Acts translated from the German of Schiller, 1797. —

Verſtoſſen aus ſeinem Vaterlande in die weite Welt, wandte ſich izt Schiller an das Publikum, zur Beförderung der rheiniſchen Thalia, die er ſeit 1785 herausgab, und die uns das vollgültigſte Dokument von der damaligen Beſchaffenheit ſeines Geiſtes und Herzens liefert. Izt ſehen wir ſeine Bruſt von gewaltigen Leidenſchaften bewegt, ... die Liebe riß ihn zur Freygeiſterey der Leidenſchaft hin. Er verſank in die bängſten Zweifel, hielt ſich mit Inbrunſt an die Philoſophie, — wie dies ſeine philoſophiſchen Briefe von Julius und Raphael bezeugen, — arbeitete ſich in den Wirbeln des Dogmatismus und Materialismus herum; ängſtete ſich durch die Irrgewinde des Spinozismus; und — lieber ſchwärmeriſch in die Arme des Supernaturalismus ſich flüchtend — fand er nur Ruhe, wo — Vernunft und Glaube ſich umarmen.

Seinen Lieblingsgegenſtand, die tragiſche Bühne, verlor indeß Schiller nicht aus dem Geſichte.

Die kurfürſtliche deutſche Geſellſchaft zu Mannheim, deren Mitglied er war, veranlaßte ihn zu immer weiterem Nachdenken über die Theorie, und dies blieb nicht ohne Einfluß auf die Praxis. Er hatte die Bühne von ganz andern Seiten anzuſehen gelernt, und bewies in ſeinem Don Carlos ſchon dadurch, daß er ihn, nach Leſſings Beyſpiel im Nathan, in Jamben ſchrieb, wie ſehr er von dem feſſelloſen Hinbrauſen eines ungeregelten Genie's zurückgekommen ſey, und nun auch der ſchönen Kunſt ſich genähert habe. Wegen ſeines wechſelnden Aufenthalts in Sachſen verzögerte ſich die Vollendung dieſer Tragödie, nicht aber zu ihrem Nachtheil. Denn ſtaunend erblickte nicht nur das Publikum darinn die friſcheſte, ſchönſte Blüthe des Schilleriſchen Geiſtes, ſondern auch der Kritiker, bey Vergleichung mit den in der Thalia gelieferten Scenen, eine ſo ſeltne Strenge, daß beyde ſeine Künſtlergröße bewundern mußten. Des Mannes gereifte Weltanſicht vereinigte ſich in dieſem Stücke mit der Wärme des Jünglings, ein milderes Kolorit iſt über das Ganze verbreitet, und nur der furchtbare Schluß vielleicht erinnert an den einſtigen Schiller. — Welche Anſicht der Verfaſſer ſelbſt davon hatte, beweiſt folgende Stelle: „Carlos iſt ein herrliches Sujet, vorzüglich für mich. Vier große Charaktere, beinahe von gleichem Umfange, Carlos, Philipp, die Königin und Alba öffnen mir ein unendliches Feld. Ich kann es mir jezt nicht vergeben, daß ich ſo eigenſinnig, vielleicht auch ſo eitel war, um in einer entgegengeſezten Sphäre zu glänzen, meine Phantaſie in die Schranken des bürgerlichen Cothurns einzäunen zu wollen, da die hohe Tragödie ein ſo fruchtbares Feld, und für mich, möcht ich ſagen, da iſt; da ich in dieſem Fache größer und glänzender erſcheine, und mehr Dank und Erſtaunen wirken kann, als in keinem andern, da ich hier vielleicht nicht erreicht, im andern übertroffen werden konnte; froh bin ich, daß ich nunmehr ſo ziemlich Meiſter über die Jamben bin; es kann nicht fehlen, daß der Vers meinem Carlos ſehr viel Würde und Glanz geben wird." Und dieſe Erwartung täuſchte ihn nicht. Don Carlos gehört ohnſtreitig zu den vorzüglichſten Erzeugniſſen unſerer dramatiſchen Literatur. Obwohl er bey ſeinem erſten Ausfluge in die Welt (1787) mit dem Götheſchen Meiſterwerke, Iphigenia in Tauris, faſt zu gleicher Zeit erſchien, war dennoch der Eindruck, den er hervorbrachte, allgemein eben ſo ehrenvoll für den Verfaſſer. Beſonders gewährt dieß Stück dem Kunſtverſtändigen einen überraſchenden Genuß. Wenn der Dichter der Räuber, des Fieſko, und des Schauſpiels Kabale und Liebe, bey allen unverkennbaren Talenten für die dramatiſche Dichtkunſt, von einer allzu zügelloſen Phantaſie, und einem, wenn man ſo ſagen darf, falſchen Shakeſpeareanismus geleitet, doch mehr Weſen ſeiner dichteriſchen als der wirklichen Welt aufſtellte, und in ſeinen Charakteren mehr Zerrbilder als wahre Naturkopien malte; wenn der Entwurf zu ſeinen Schauſpielen mehr ein buntes Gewirr von ſich durchkreuzender Vorfälle und Begebenheiten als ein wohlgeordnetes, mit ſich ſelbſt übereinſtimmendes Ganzes war; wenn ſein Darſtellungs-Talent ſich mehr in der Vortreflichkeit einzelner Situationen, als in der Behandlung des geſammten Stoffes bewieß; wenn Schwulſt, Prunk und grotesker Bilderkram oft die Sprache der Natur und Empfindung vertraten: ſo zeigte ſich im Don Carlos die Phantaſie des Dichters auf einmal mäßig und gezügelt; ſo enthüllte ſich, ſtatt des falſchen Shakeſpeareanismus, ächtes Studium des unſterblichen Britten, ſo erſchienen in ihm Weſen aus der wirklichen Welt, Charaktere, geſchaffen nach Menſchenbilde; ſo entſprach das Ganze einem durchdachten, gereiften

Plane; ſo glänzte das dramatiſche Talent des Dichters nicht bloß in einzelnen Situationen, ſondern auch in der ganzen Anordnung des Stoffs; ſo ſprachen die vorgeführten Perſonen größtentheils im Geiſt und Sinn ihrer Charaktere, der Leidenſchaft und der Natur. Ein ſo raſches, hohes Fortrücken des Schiller'ſchen Talents in den Myſterien der ſchönſten poetiſchen Kunſt mußte den Kenner eben ſo ſehr erfreuen, als es ihn überraſchte, und es war wohl nichts natürlicher, als daß der Dichter ſo einem Werke ſeine ganze Aufmerkſamkeit ſchenkte, es nach allen Forderungen der Kritik prüfte, und, nach dieſer Prüfung, ſeine Fehler, wie ſeine Schönheit, des Künſtlers würdig zergliederte. —

Sittlicher Endzweck der Dichtkunſt iſt keine Chimäre, aber ſie erreicht ihn nur durch die dichteriſche Vortreflichkeit ihrer Darſtellung, und in ihr, wie in allen ſchönen Künſten, wird der guten Abſicht zu Gunſten durchaus nichts von dieſer Forderung dichteriſcher Vortreflichkeit erlaſſen, weil die gute Abſicht ſelbſt hier nur durch ſie erreicht werden kann. Im Don Carlos iſt alles auf die Erregung der ſchönſten Empfindungen und Veredlung der Leidenſchaften angelegt und der Endzweck erreicht. — Von der Oekonomie des Stükkes hier kein Wort. Mit ihr hat ſich die Kritik bereits hinlänglich beſchäftigt. Die Charaktere ſind es, die hier einer Erwähnung würdig ſind, ſie ſind vortreflich gedacht und ausgeführt. Und unter dieſen vorzüglich Philipp, Poſa, Eliſabeth und Carlos. Zu den vollendetſten gehört Philipp. Wie ein Charakter hiſtoriſch treu, und doch nach den Zwecken der theatraliſchen Kunſt modificirt, dargeſtellt; wie eine Art Ungeheuer in der Geſchichte, durch die Umgebungen, in denen es der Dichter erſcheinen läßt, durch die Grundſätze, die ihm durch Erziehung gleichſam aufgezwungen worden; durch die dieſe Grundſätze nährenden und befeſtigenden Geſellſchafter, die er ihm giebt; durch den die ihm eigenthümlichen Leidenſchaften und Neigungen mächtig bewegenden Geiſt der Zeit ſeiner Ungeheuerheit entkleidet, der Menſchheit näher gebracht, und ſo dramatiſch gebildet werden müſſe, darüber giebt der Schiller'ſche Philipp den vollſtändigſten und belehrendſten Unterricht. Die ſchwindelnde Höhe von Herrſchermacht und Gewalt, auf der er, als „der reichſte Mann in der getauften Welt," als der Fürſt ſteht, „in deſſen Staaten die Sonne nicht untergeht;" die Geiſtes- und Charakterbildung, die er durch einen Großinquiſitor erhalten, die falſchen Begriffe von Religion und Rechtgläubigkeit, die verächtlichen Vorſtellungen von Menſchenwerth und Menſchenbeſtimmung, die dieſer ihm eingeflößt hat; die Alba und Domingo, die ſeinem Throne die nächſten ſind, die ebenfalls Zöglinge dieſes Blut- und Unterjochungsgeiſtes, nun einmal dieſe Lehren und Vorſtellung in ihm aufrecht erhalten, ſie bis zur Charaktereigenthümlichkeit erheben, und dann durch ſich ſelbſt begründen; der Geiſt des finſtern Aberglaubens, der ihn trotz aller übrigen Züge von ſelbſtſtändiger Herrſchergröße, trotz ſo manchen Aufrufs einer beſſern Natur, drückt, und einengt; und dann wieder der Geiſt des Rechts und der Vernunft, der ſich gegen dieſe empörende Unterjochung der Menſchheit auflehnt, und Völker und Länder ſeinem deſpotiſchen Scepter zu entreiſſen droht; der ſelbſt in dem Erben ſeiner Krone mächtig emporſtrebt, und ihn als einen Beſchützer und Beförderer dieſes ſeine Feſſeln zerbrechenden Wahrheit- und Vernunfteifers ankündigt, wie natürlich und menſchlich machen ſie ihn, dieſen Philipp, zu dem eiſernen, durch keinen Laut der Menſchheit in und um ſich zu erſchütternden Deſpoten; ſo lange er die Menſchen um ſich her wirklich nur als „Zahlen“ ſieht, ſo lange „ihre zahmen Laſter, beherrſcht vom Zaume, nur ſeinen Zwecken dienend;“ ſo lange er glaubt, daß, wie ein Menſch, „fühlen, „der Welt ſeines gleichen zugeſtehen,“ heißt; ſo lange jedes Streben der Menſchheit um ihn, Rechte zu behaupten, die ſeinen Vorſtellungen von der menſchlichen Natur widerſprechen, ihm entweder, als Schwindelgeiſt, oder als eine wahnſinnige Verirrung aus dem angewieſenen Geleiſe, als ein Hochverrath an ſeiner Krone, als eine Empörung gegen die Heiligkeit ſeiner göttlichen Salbung vorgeſpiegelt werden! Dazu kommt, daß er, ſo ſehr er auch der Menſchheit und ihren Gefühlen entronnen zu ſeyn wähnt, doch in Verhältniſſen ſich angegriffen ſieht, in denen er ſich einen ſterblichen Menſchen empfindet, in ſeinen Verhältniſſen, als Gemahl und Vater. Mehr als jemals, müſſen jezt Argwohn und Mißtrauen in ſeinem Charakter herrſchende Züge werden, mehr als jemals, ſeine Zweifel an ächte Menſchheit, und ſeinen Unglauben an menſchliche Tugend regen und begründen. Die einzige Tugend, an die er Glauben hatte, ſeines Weibes Tugend, erſcheint ihm zweydeutig; ſeinen eigenen Sohn hat er in dem Verdacht einer blutſchänderiſchen Liebe. Von ſolchen Furien gefoltert, wie begreiflich wird da ſein Handeln in dieſem Glauben und jeder ſchauerhafte Ausbruch ſeiner empörenden Leidenſchaft! Und, wenn dieſe Furien ſich vollends, Gewißheit täuſchend, an ſein Herz werfen, wie menſchlich wird dann ſelbſt die gräßliche Verirrung ſeiner menſchlichen Natur, die ihn ſagen läßt:

— — — — Es fließe Blut!
— — — — Ich kenne
Mich ſelbſt nicht mehr, ich ehre keine Sitte,
Und keine Stimme der Natur, und keinen
Vertrag der Nationen mehr!

Argwohn, Mißtrauen, Furcht und Eiferſucht machen ihn zum Tyrannen, Empörungen gegen ſeine Krone, die Kirche und den Staat, Verrath an ſeinen heiligſten Rechten, als Gemahl und Vater, erfüllen ſeine Seele mit Blutgedanken; die Verächtlichkeit der Menſchen um ihn her entfremden ihn von der beſſern, menſchlichern Natur in ihm. Dennoch entmenſcht ihn dieß alles nie ganz. auch mitten in den wildeſten Ausſchweifungen ſeines vom Sturm der Leidenſchaft ergriffenen Geiſtes, erblicken wir manchen Rückfall in die Menſchheit, von der er ſich aus, durch ſchlimme Erfahrung befeſtigten Grundſätzen, ſo gern losmachen möchte; ſehen ihn mehr, als einmal als in dem drückenden Gefühl, allein zu ſeyn auf einem Throne, das Bedürfniß enthüllen, einen Menſchen um ſich zu haben, ihn ſchmerzlich ringen nach einem ſich ihm anſchließenden Herzen. Und, als nun in Poſa der Mann vor ihn tritt, in dem er zum erſtenmal die Würde der menſchlichen Natur erblickt, der furchtlos, frey und kühn; aber beſcheiden, und rein aus der Fülle ſeines Herzens und ſeiner Ueberzeugung, ihm die Nichtigkeit ſeiner Regierungsmaximen, die Unſtatthaftigkeit ſeiner Vorſtellungen von den Menſchen und ihrer Beſtimmung entwickelt; ihm, nicht achtend, was er dabey wagt, ohne alle Rückſicht auf Gewinn und Vortheil, und des Deſpoten beſſerer Natur vertrauend, warm und feurig in dem hellen Spiegel der Wahrheit das Bild eines gröſſern, erhabenern Fürſten vorhält, als er bisher geweſen; ihn, als den Genius der leidenden Menſchheit, dieſer größere Fürſt zu ſeyn, auffordert, und durch dieſe menſchenloſe Enthüllung ſeines eigennutzfreyen, blos um und für Wahrheit denkenden, redenden und handelnden Charakters jeden Zweifel, jedes Mißtrauen in ihm löſet; wie erwärmt fühlt er ſich auf einmal von dieſem tugendhaften Schwärmer, in dem er, allen ſeinen Zweifeln zum Trotz, in dem langen Laufe ſeiner Regierung dem erſten wahren Menſchen begegnet, und das Bedürfniß ſeines ſehnenden Herzens befriedigt ſieht! Mit einem Vertrauen, das ihm bis jetzt ganz fremd war, mit einer Herzlichkeit, die er nie empfand, giebt er ſich

Sie brauchen Mitgefühl — und einem Gott
Kann man nur opfern — zittern — zu ihm beten!
Bereuenswerther Tauſch! Unſelige
Verdrehung der Natur! — Da Sie den Menſchen
Zu Ihrem Saitenſpiel herunterſtürzten,
Wer theilt mit Ihnen Harmonie?

König.

(Bei Gott,
Er greift in meine Seele!)

Marquis.

Aber Ihnen
Bedeutet dieſes Opfer nichts. Dafür
Sind Sie auch einzig — Ihre eigne Gattung —
Um dieſen Preis ſind Sie ein Gott. — Und ſchrecklich,
Wenn das nicht wäre — wenn für dieſen Preis,
Für das zertretne Glück von Millionen,
Sie nichts gewonnen hätten! wenn die Freiheit,
Die Sie vernichteten, das Einz'ge wäre,
Das Ihre Wünſche reifen kann? Ich bitte
Mich zu entlaſſen, Sire. Mein Gegenſtand
Reißt mich dahin. Mein Herz iſt voll — der Reiz
Zu mächtig, vor dem Einzigen zu ſtehen,
Dem ich es öffnen möchte.

(Der Graf von Lerma tritt herein und ſpricht einige Worte leiſe mit dem Könige. Dieſer gibt ihm einen Wink, ſich zu entfernen, und bleibt in ſeiner vorigen Stellung ſitzen.)

König

(zum Marquis, nachdem Lerma weggegangen).

Redet aus!

Marquis (nach einigem Stillſchweigen).

Ich fühle, Sire — den ganzen Werth —

dieſem anerkannten Menſchen hin, überläßt ſich ſogar ſeiner Leitung, und fühlt zum Erſtenmale auf ſeinem Throne ſich nicht allein. Von nun an kömmt ein milderer menſchlicherer Geiſt über ihn, der nur durch die fürchterlichen, Wahrheit ähnlichen Entdeckungen über ſeine häuslichen Verhältniſſe wieder aus ſeinen Gränzen gedrängt wird. Und doch, auch in dieſem erſchütternden Aufruhre ſeiner Leidenſchaften bedarf er nur des Anblicks dieſes Menſchen, und die Stürme ſeines Buſens legen ſich, ſein Herz öffnet ſich wieder der Stimme der Menſchlichkeit, und ſein Glaube an menſchliche Tugend kehrt zurück; er hält ſich ſeines Glückes, ſeiner Ruhe wieder ſicher, ſobald der Einzige ihm wieder nah iſt, der ihn den Menſchen von ſeiner ehrenvollen Seite kennen gelehrt hat. Wie viel ihm dieſer Menſch geweſen, enthüllt er in den erſten Ausbrüchen ſeiner Reue über den von dem edlen Schwärmer ſelbſt herbeygeführten Mord, in den erſten Ergießungen des Schmerzens über den Verluſt des ſich ſelbſt, aber nicht für ihn opfernden Todten. Er vergißt in dieſen erſten Gefühlen ſeines unerſetzlichen Verluſtes den Verrath des Gemordeten an ſeinem Herzen, ſeinem Vertrauen, und nur der eine Gedanke, daß er nicht mehr iſt, ergreift ſein wieder verarmtes, verwaiſtes Herz. Der einzige Menſch, dem er ſich vertrauend aufſchloß, den er achtete und liebte, der „ſeine erſte Liebe, ihm theuer, wie ein Sohn, war, in dem ihm ein ſchöner neuer Morgen aufgieng,“ iſt geſtorben, ohne Glauben an ihn, hat ihn verworfen für einen andern. Aber eben dieſer unbarmherzige Verrath an ſeiner erſten Liebe, dieſer heilloſe Betrug ſeines Herzens, verwandelt auch bald ſeinen Schmerz in Bitterkeit. Dieſer Schwärmer, fühlt er, liebte nur die Menſchheit, nicht ihn, nicht Carlos; nur aus Liebe für die Menſchheit opfert er den alten Mann dem Jünglinge. „Des Vaters untergehende Sonne lohnte das neue Tagewerk nicht mehr, dem „nahen Aufgange des Sohnes ward es verſpart.“ Dieſe Betrachtung verkehrt auf einmal ſeine Liebe in Haß, ſeinen Schmerz in Rache; ſeine alte Erbitterung gegen die Menſchen kehrt zurück. Die Menſchheit, der der Schwärmer ihn zum Opfer brachte, mag nun für ihn büßen! Durch die bitterſte aller Kränkungen empört, werden nun ſeine Gedanken nur Blut und Verwüſtung, Vernichtung der ſchönen Träume von Menſchenglück, für die Poſa ſtarb. Wie ein Thor ſoll er geſtorben ſeyn, und mit ihm jede Hoffnung, die auf ſeinen nahen Hintritt gegründet war.

Noch lebt er, ſein Leben ſoll Tod werden für den Helden jener Hoffnungen. So entſteht der gräßliche Entſchluß zu Carlos Ermordung in Philipps Seele aus hoch empörter Leidenſchaft, aus tief gereizter Bitterkeit des Herzens, und wird zur That durch immer höhere Reizungen von innen und außen. Seiner alten argwöhniſchen, den Menſchen mißtrauenden Natur, der alten Oberherrſchaft, der alten Vormundſchaft ſeiner Religionsmachthaber zurückgegeben, wieder klein und unterwürfig der Glaubensdeſpotie, entfremdet er ſich auch wieder von ſeinem beſſern Geiſte; unterdrückt er die lautmahnende Stimme der Menſchlichkeit vor den Aufforderungen des Kezzer- und Blutgerichtes, und ſanktionirt den ſchrecklichen Mord des Sohnes; aber, ohne nur als ein entmenſchtes, unſerer Natur völlig fremdes Ungeheuer, zu erſcheinen; ſondern, troz ſeiner Ausartung, menſchlich gedrängt, ſtatt Abſcheu, uns ſogar Mitleid einflößend, uns pſychologiſch unterrichtend, und, nach Ariſtoteles Forderung, die Sitten reinigend.

Philipp gegen über ſteht Marquis Poſa, der Liebling des Dichters in dieſem Drama. Man darf ihn keineswegs für ein idealiſches, über die menſchliche Natur zu ſehr erhabenes Weſen halten. Mehr, als eine Menſchlichkeit, zeigt ihn der menſchlichen Natur verwandt, und ſelbſt ſeine *Gröſſe* iſt eine *menſchliche*, nicht zum *Erſtenmale* auf Erden erſcheinende. Solche Meinungen, Geſinnungen und Gefühle haben ſchon mehrere edle Enthuſiaſten beſeelt, ſchon öfter haben für ſie ausgezeichnete Menſchen ſich aufgeopfert. Eben ſo wenig darf uns dieſer Charakter, als Charakter in *Philipps Zeitalter*, fremd und unwahr ſcheinen. Wären die Geſinnungen, Meinungen und Gefühle ſo gebildet, ſo klar entwikkelt, ſo lichtvoll überzeugend, ſo beſonnen zur That ſtrebend, wie ſie Poſa äußert, unter *mehreren* Perſonen ſeines Dramas vertheilt; wäre dieſer Geiſt des freyen Denkens und Handelns, wie er ſich in Poſa verlebendiget, als *öfter* verbreitet, als *weit um ſich greifend*, aufgeſtellt: ſo möchte er allerdings dem Zeitalter, in dem, und dem Orte, *an* dem er ſich enthüllt, widerſtreiten, da weder in dem einen, noch an dem andern dieſe Ideen ſo ausgebildet und vollendet im Umlaufe ſeyn konnten. Aber, daß ein *einzelner Menſch*, und ein ſo *auſſerordentlicher Menſch* ſie hat, und in Thätigkeit ſezt, iſt nicht nur *nicht unnatürlich*; — ſondern ſogar *ſehr* natürlich. Regte ſich denn dieſer Geiſt des Aufſtandes gegen weltliche und geiſtliche Unterdrückungen nicht *dunkel*, dem Gefühle nach, in Tauſenden, und trieb ſie ſogar zur thätigen Auflehnung dagegen? Warum ſollte ſich dann nun dieſer Geiſt nicht in Einem Menſchen vollendet ausgebildet, zum hellen Verſtand und Herz gleich erwärmenden Lichte, zum planvollen Thateneifer, zur, die Rettung des unterdrückten Menſchengeſchlechts ſchleunig fördernden Wirkſamkeit haben entwickeln können? Warum ſollte es unter den tauſend zur Freyheit Erwachenden nicht Einen Menſchen gegeben haben, der mit hervorſtechender Kraft ausgerüſtet, mit überlegenen Talenten, mit gereifterem Verſtande, und ergreifenderer Wärme, als ſeine übrigen Zeitgenoſſen, ſich geboren gefühlt hätte, der ſeufzenden Menſchheit ein neuer Heyland zu werden, beſonders, wenn er durch ſeine äußere Unabhängigkeit, durch die Vergewiſſerung, daß der Wille, der Wunſch von Tauſenden ihn kräftig unterſtützen werde, auch die Mittel zur Ausführung in ſeiner Macht fühlte? Ein ſolcher aber iſt Poſa. In der Lage, in die ihn der Dichter ſetzt, konnte er nicht nur werden, was er wird, er mußte es ſogar. Alle Köpfe um ihn gähren, Vernunft und Vorurtheile ſind im heftigen Kampfe mit einander, die Meynungen ſchwanken, die Wahrheit erwacht, ein dämmernder Morgen! Da ſteht er zwiſchen

Licht und Finſterniß, Zeuge der allgemeinen Gährung, des heftigen Kampfes, des den Tag ankündenden Dämmerlichtes. Einem Geiſte, wie dieſer, kann ein ſolcher Mittelzuſtand zwiſchen Erkenntniß und Irrthum nicht genügen, er tritt beyden näher, ergründet den Irrthum, begründet die Erkenntniß; nun wird er Mitkämpfer, beſiegt das Vorurtheil, heiligt ſich der Vernunft. Durch ſie verwandelt er ſich die ſchwankende Meinung in Ueberzeugung, ihre Anarchie in Herrſchaft der anerkannten Wahrheit; und, je wohlthätiger die gefundenen Güter ſind, je erquickender das Licht, das ihn nun anſtrahlt, je erhabener die Kraft iſt, die er ſich gewonnen hat, und je mehr er in dieſer Kraft iſolirt daſtehet: deſto theurer werden ihm dieſe Güter, deſto lebendiger liebt er dieſes Licht, deſto feuriger übt er dieſe Kraft, deſto mehr fühlt er das Bedürfniß, durch ſie zu wirken, zu ſchaffen, zu retten, und zu beſeligen! Gerade das finſtere Zeitalter alſo mußte in einem Menſchen dieſer Lage, mit dieſen Gaben, ſolche Kräfte vorzüglich wecken und entwickeln; gerade das Elend der Sklaverey und des Aberglaubens um ihn her, ihn zu ſolchen Entſchlüſſen und Thaten treiben. Aus dieſem Thaten- und Feuereifer für Wahrheit, Licht und Recht wird es denn auch natürlich, daß er mehr ein Freund der geſammten Menſchheit, als eines einzelnen Menſchen, daß die Liebe für ſeinen Freund der Liebe für das Menſchengeſchlecht untergeordnet iſt. Er liebt ja ſeinen Freund nur um jener Liebe willen, um der Hoffnung willen, die er von ihm hat, daß er dieſe Liebe mit ihm theilen, und von der Höhe, auf der er ſteht, durch das Vermögen, das ſeine künftige Beſtimmung ihm dazu in die Hand giebt, zur Realiſirung ſeines Menſchenparadieſes wirken werde. Um eben dieſer Liebe willen, nährt er ſogar die Leidenſchaft des Sohnes für die Mutter; ſie ſoll ihm, da er den Tugendhaften, Welt- und Bürgerglück warmſehnenden Charakter der Königin kennt, ein Zunder der edlern Liebe für die Menſchheit werden, durch die er ſeinen Freund zum Schöpfer einer neuen Erde machen will. Um dieſer Liebe willen giebt er ſogar, da er ſich in ſeinen Hoffnungen, Carlos Leidenſchaft zu einer edleren hinzuleiten, betrogen ſieht, ſeinen Freund eine Zeit lang auf, und ſchließt ſich an dem ihm vertrauenden, von ſeinen Ideen erwärmten Philipp, weil in dem Augenblicke der Begeiſterung, in den der ſo unerwartet der Menſchheit näher tretende Deſpot ihn verſetzt, dieſer ihm für die Beſchleunigung ſeines Menſchenparadieſes empfänglicher ſcheint.

Er wird dem Freunde untreu, weil er der Sache der Menſchheit noch getreuer iſt, und dieſer durch Philipp nun zu werden hofft, was er ihr durch Carlos, von ſeiner verderblichen Leidenſchaft entnervt, nun ſobald nicht werden kann. Nur dürfte es mit der ſonſtigen Offenheit ſeines Charakters ſtreiten, daß er dem verlaſſenen Freunde ſo ganz und gar keinen Wink von dieſer ſeiner Untreue und den Gründen derſelben giebt; daß er ihn auch nicht den kleinſten Blick in ſeinen Plan mit dem Deſpoten thun läßt; daß er ſogar ſein vertrautes Verhältniß mit dem Könige leugnet, falſcher Winkelzüge ſich bedient, des Freundes ſo gerechter Forſchgier zu entgehen; ja, was noch mehr iſt, durch die Abtrotzung gefährlicher Papiere, zu der er nur ſehr laue, unſtatthafte Gründe angiebt, den Freund ſeiner Jugend an ſich irre macht, daß er trotz der tödtlichen Unruhe, von der er den ehmaligen Helden ſeiner Träume gefoltert ſieht, nicht das Mindeſte thut, ihn zu beruhigen.

Das iſt ganz der Natur ſeines, von Weltbeglückung ſchwärmeriſch ergriffenen Feuereifers getreu. In dieſer Begeiſterung pflanzt ſich ſeine Liebe für das Menſchengeſchlecht auch auf Philipp über. Er handelt für ihn, weil er in ihm auch für die Menſchheit zu handeln glaubt; handelt aber, wie ein Begeiſterter, raſch, unbeſonnen, übereilt, und ſpielt zuletzt ein Spiel, das er verlieren muß. Jetzt erwacht er, und Philipp ſinkt nieder in ſeinen entblendeten Augen. Er giebt ihn auf, denn er fühlt, er kann ihm nichts ſeyn. „In dieſem ſtarren Boden blühen keine ſeiner Roſen. Nur in dem alten Freunde reift Europens Verhängniß.“ Und daß es durch ihn reife, übergiebt er ihn dem Herzen der Königin, daß ſie ihn liebe, aus Liebe zu den Menſchen, zu dieſer Liebe auch ihn wieder entflamme, ihn, den zu retten, und für dieſen Zweck zu retten, er ſein Leben opfert. Dieſer Opfertod würde die ihm gemachten Vorwürfe von Gewaltſamkeit und Unnatur verdienen, wenn er das Reſultat der Ueberlegung, eines kalten Entſchluſſes wäre; aber er iſt das Erzeugniß einer bedrängten Situation, die ſein zu raſcher Enthuſiasmus herbei geführt hat, einer höchſtgeſpannten Stimmung ſeines Geiſtes und Herzens, in der er ihm, als das einzige und letzte Mittel zur Rettung ſeines Weltparadieſes und des Freundes, der es ſchaffen ſoll, erſcheint; die Geburt eines ſchwärmeriſchen Heroismus; alſo wohl auſſerordentlich und romantiſch; aber nicht gegen Natur und Wahrheit ſtreitend.

Die Königin könnte man einen weiblichen Poſa nennen. Auch ihr iſt die Sache der Menſchheit Alles, der Liebe für ſie hat ſie der ſterblicheren Liebe für den geliebten Jüngling geopfert, wenigſtens geſtrebt, dieſes Opfer ihr zu bringen. Durch ſie allein vermag ſie es, bey dieſem großen Verluſte ihres Herzens noch glücklich zu ſeyn. Nur um dieſer Liebe willen liebt ſie noch und erſchrikt nicht vor dieſer heiligen Liebe ihres Herzens. Dieſe Liebe iſt es, die zu Carlos ſpricht, als ſie zu einer Zuſammenkunft mit ihm gedrängt und überraſcht wird; dieſe Liebe weiſet ſeine verwegene Leidenſchaft würdevoll und ſiegend in die Gränzen der Pflicht; dieſe Liebe iſt das große Thema ihrer Unterhaltung mit ihm; mit dieſer Liebe überwältigt ſie ſein Herz zu dem Heldenentſchluſſe, zu ſiegen über ſich ſelbſt, zu der edlern Anhänglichkeit an ihr, Schöpfer eines Menſchenglücks zu werden, das ſie nur wollen, nicht ſchaffen kann. So iſt ſie, was Poſa iſt; aber in dem Geiſte ihrer ſanftern weiblichen Natur, nicht mit dem flammenden, unaufhaltſam fortreiſſenden Feuereifer des enthuſiaſtiſchen Jünglings; weiblich zart die Mittel wählend, keines ergreifend, als das ihr nicht ſo ganz rein ſcheint als die große Sache, für die ſie ſie wählt; auch zu dem edelſten

König.

Vollendet!

Ihr hattet mir noch mehr zu ſagen.

Marquis.

Sire!
Jüngſt kam ich an von Flandern und Brabant. —
So viele reiche, blühende Provinzen!
Ein kräftiges, ein großes Volk — und auch
Ein gutes Volk — und Vater dieſes Volkes!
Das, dacht' ich, das muß göttlich ſeyn! — Da ſtieß
Ich auf verbrannte menſchliche Gebeine —
(Hier ſchweigt er ſtill; ſeine Augen ruhen auf dem König, der es verſucht, dieſen Blick zu erwidern, aber betroffen und verwirrt zur Erde ſieht.)
Sie haben Recht. Sie müſſen. Daß Sie können,
Was Sie zu müſſen eingeſehn, hat mich
Mit ſchaudernder Bewunderung durchdrungen.
O Schade, daß, in ſeinem Blut gewälzt,
Das Opfer wenig dazu taugt, dem Geiſt
Des Opferers ein Loblied anzuſtimmen!
Daß Menſchen nur — nicht Weſen höh'rer Art —
Die Weltgeſchichte ſchreiben! — Sanftere
Jahrhunderte verdrängen Philipps Zeiten;
Die bringen mildre Weisheit; Bürgerglück
Wird dann verſöhnt mit Fürſtengröße wandeln,
Der karge Staat mit ſeinen Kindern geizen,
Und die Nothwendigkeit wird menſchlich ſeyn.

König.

Wann, denkt ihr, würden dieſe menſchlichen
Jahrhunderte erſcheinen, hätt' ich vor

Zwecke jeden Schleichweg ihrer und ihres Plans unwürdig achtend; frey von jeder Proſelytenſucht, und darum auch dem Freunde, wie ihrer Sache immer treu; lebendig erwärmt; aber ohne Poſas Schwärmerey, und deswegen auch für die ſchnelle Begeiſterung des Augenblicks ſicher; kein Mittel zur Ausführung ihrer Lieblingsidee nur darum ergreifend, weil es ihr in einer raſchen Täuſchung das nächſte, das beſchleunigendſte zu ſeyn ſcheint; auch in der Fülle ihres ergriffenen Herzens noch ruhig prüfend. Sie ſcheut ſelbſt die gewaltſamſten Mittel, wenn ſie nothwendig ſind, nicht nur müſſen auch dieſe lauter, wie ihr Zweck, offen, von jeder Zweydeuteley frey ſeyn; keine Perſon muß dabey zum blinden Werkzeuge dienen, kein Vertrauen dabey gemißbraucht, kein Menſch durch falſche Vorſpiegelungen zur Mitwirkung betrogen werden. Daher bebt ihr reiner Sinn vor Poſas ihr nicht ganz lauter ſcheinendem Benehmen gegen Philipp zurück, ſie erklärt es geradezu für unredlich, und faßt nicht, wie ſein ſonſt ſo edler Stolz ſich zu dieſem Amte borgen kann. Nur, da Poſa ihre Zweifel zum Schweigen bringt; da er ihr ſagt, daß der König nicht betrogen werden, daß ihm redlicher gedient werden ſoll, als ſein Auftrag an ſie gebietet, faßt ſie wieder Vertrauen zu ihm, und dem Plane, den er ihr vorlegt. Dieſer Geiſt einer durchaus offenen und trugloſen Seele einer durchaus reinen Weiblichkeit enthüllt ſie ſelbſt in dem Geſtändniſſe, daß ſie dem König über ihr Verhältniß mit Carlos, und ſeine Neigung für ihn, ablegt. Ohne Schuld zeigt ſie ſich, ohne Rückhalt, wahr und freymüthig So verharrt ſie bis ans Ende; wirkend für Poſas und ihre Sache, aber im Geiſte ihres zarten Rechts- und Sittlichkeitsgefühls. —

Carlos iſt zwar, dem Titel nach, der Held des Drama; aber nicht in der That. Daß er es nach dem urſprünglichen Plane werden ſollte, ſieht man aus den erſten Akten. Dieſen nach war ihm die männlichere Rolle, des ſelbſt durch ſeine Liebe für Eliſabeth zum Heil ſeines Vaterlandes und ſeines Volkes thätigen Heroen zugedacht. Dem ſchon auf der hohen Schule zu Alkala, beſchwornem Bunde treu, ſollte Spanien wieder die Rechte der ältern Liebe erhalten, und ſein Jahrhundert in die Schranken fordernd, Handeln ſein Lebenslauf ſeyn. Aber auf einmal weicht des Dichters Herz von ſeinem bisherigen Lieblinge, Poſa gewinnt ſeine Liebe, und von dieſem Augen-

e an, läßt er ſeinen alten Helden fallen;
wird blos das Spiel eines blinden, die ganze
lt vergeſſenden, und nur in ſeiner Liebe le-
den Leidenſchaft. Ein liebeſieches Weſen
hlafft jede andere Thätigkeit in ihm; er win-
, wo er handeln ſoll, wird, ſtatt eines
rlenden, blos ein leidender Held.
n bleibt von der Größe ſeines Charakters,
er uns in den erſten Akten, ſelbſt in den
irrungen ſeiner Leidenſchaft entwickelt, nichts
der hohe Glaube an die Treue und Tugend
es Freundes, ſo zweydeutig ihm auch beyde
heinen. Aber ſelbſt dieſe Größe ſchimmert
hr, als ſie leuchtet; denn auch ſie iſt,
n Theil, nur das Reſultat ſeiner verweich-
hten, erſchlafften Natur. Er hat nur Thrä-
n für männliche Thatkraft. Poſas Opfertod,
r Tod für ihn und die Sache der Menſchheit,
bt ihm ſeine wahre Heldenkraft wieder. Jezt
ſt fühlt er, wie ſehr er ſich ſelbſt durch ſeine
rderbliche Leidenſchaft verloren gegangen. Nun
ſt erwacht die höhere Liebe in ihm, nun erſt
giebt er ſich ihr; denn ſie allein kann ihn
r den unerſetzlichen Verluſt entſchädigen, den
durch dieſen Opfertod leidet. Nun liebt er
ur ſein bedrängtes Volk, hat keine Begier, als
ieſes von Tyrannenhand zu retten. Aber ſo

iſt ſeine Gröſse auch hier nur Poſas Werk; ſo bedurfte es dieſes gewaltſamen Stoſſes, ihn wieder zum Manne zu machen, und Poſa allein bleibt der wahre Held des Drama's. — Die Scenen mit dem Pagen der Königin und die darauf folgende mit der Fürſtin Eboli gehören in gewiſſer Rückſicht zu den vorzüglichſten des ganzen Werks. —

Die Charaktere des Großinquiſitors, der Eboli, des Herzogs Alba und des Domingo verdienen auch noch einer beſondern Erwähnung. Der Großinquiſitor ragt hier am meiſten hervor. Furchtbar ruht auf ihm der Geiſt ſeines Ordens, des Bluts- und Ketzergerichtes, deſſen Oberhaupt er iſt. Eine ſchauderhafte Feyerlichkeit giebt ihm ſein hohes Alter und die Dichtung, daß das Licht ſeiner Augen erloſchen iſt. Sein ſchon erſtarrtes Herz hat nun noch einen Zugang weniger für das Gefühl der Menſchlichkeit, und eiſerner ſind dadurch ſeine die Menſchheit empörenden Grundſätze geworden. So grau und blind geworden in Blutmaximen ſeines Mordgerichtes iſt er, ſo ſehr er uns zurückſchreckt, doch nur, was er werden mußte. Der Charakter der Eboli würde mehr Wahrheit haben, wenn ihn der Dichter nicht einem ſo jungen, noch im erſten Lenze des Lebens blühenden Mädchen ge-

eben hätte; ihm ſcheinen die Künſte der verſchla-
endſten Koketterie, die des weiblichen Zartgefühls
ſehr beraubte Sinnlichkeit, der gänzliche Man-
el an Schaam, mit dem ſie ſich Carlos ſchrift-
ch, und bey ihrer Zuſammenkunft mit ihm auch
ündlich anträgt, ſo deutlich und unverhüllt zu
iner Schäferſtunde auffordert, gar zu fremdartig,
nd ſelbſt die Rache, die zu befriedigen, ſie ihre
ugend und Schönheit einem grauen Wollüſtling
ufopfert, allzuunnatürlich. Nur einer geübten,
us dem Frühlinge des Lebens ſchon geſchiedenen,
n dieſen verderblichen Künſten gereiſten Buhlerinn
önnen Geſtändniſſe, kann eine Sprache möglich
eyn, wie wir ſie in der eilſten Scene des zwey-
en Aktes mit Domingo aus Ebolis Munde hören.
Frühe Jugend iſt dieſer vollen Entartung von al-
er Sitt- und Schicklichkeit unfähig, wenigſtens
ſt dieſe Entfremdung zu ſelten, um uns Glauben
aran zu geben. — In Albas Darſtellung er-
licken wir zwar manchen ſprechenden Zug ſeines
Geſchichtscharakters, ſeines Stolzes, ſeiner Herrſch-
ucht, ſeines Neides und Blut- Durſtes; aber
ollendeter, lebendiger, und, wie von dem Tode
wieder erſtanden, hat ihn Göthens Meiſterhand
n ſeinem Grafen Egmont aus der Geſchichte her-
orgerufen. Domingo endlich iſt, vom Schei-
el bis zur Verſe, Dominikaner- Mönch, ſpricht

und handelt in ſeinem Charakter, und verleugnet auch nicht in dem kleinſten Zuge den pfäffiſchen Geiſt ſeines Zeitalters und ſeines Ordens.

Was die Veränderungen in der Ausgabe vom Jahr 1801. betrifft; ſo beziehen ſie ſich größtentheils auf den Dialog, der merklich, und mit groſer Weisheit verkürzt iſt. Eine Menge bloß deklamatoriſcher Stellen ſind ganz verſchwunden, und mehrere zu ausgeſponnene, den Charakter mehr beſchreibende, als entwickelnde Reflexionen und Schilderungen zuſammengezogen. Kurz, des Dichters Werk hat ſo viele Verbeſſerungen erhalten, als in der Geſtalt, die es einmal hat, nöthig, zweckmäßig, und möglich waren. —

Von Mannheim wanderte Schiller nach Sachſen, wo die reitzenden Gegenden ihn feſthielten. Schade, daß uns hier die zuverläſſigen Nachrichten verlaſſen, die wenigen ſelbſt ſind äuſſerſt dürftig und trüglich! In Meinungen lebte Schiller, noch ehe er nach Dresden gieng, bey ſeinem Schwager Reinwald; und von Dresden begab er ſich nach Leipzig oder eigentlich nach Gohlis, einem ſchönen Dorfe bey Leipzig, wo er ſich in dem Umgange des edlen Buchhändlers Göſchen erheiterte. Im Jahr 1785 ernannte ihn der Herzog von Weimar, dem er ſchon früher in Maynz einiges von ſeinem Don Carlos vorgeleſen hatte, zum Hofrath.

Von Leipzig gieng Schiller endlich nach Weimar, das durch das Beyſammenleben ſo vieler der erſten deutſchen Genie's noch der ſpäteſten Folgezeit merkwürdig ſeyn wird. Hier lernte er Wieland und Göthe kennen und fand den Herrn von Wohlzogen, den er noch von der Akademie aus kannte. Auf einige Zeit nahm er nun auch Antheil an dem deutſchen Merkur und vollendete hier die Geſchichte des Abfalls der vereinigten Niederlande (1788) (Neue Auflage 1802.) So betrat Schiller nach einigen kleinen hiſtoriſchen Verſuchen die Geſchichte mit einem Werke, das zu den gröſten Erwartungen berechtigte. Er zeigte alle die Eigenſchaften, welche dem wahren Geſchichtsſchreiber unentbehrlich ſind; einen tiefen Blick in das Innere der Begebenheiten und der Charaktere, eine ſcharfe Beurtheilungskraft in der Wahl und Anordnung der Begebenheiten, ein lebhaftes Gefühl von der Würde ſeines Berufs und die mit demſelben verbundene Unpartheilichkeit, ein ſeltenes Talent den Vortrag zu beleben und anziehend zu machen, — Eigenſchaften, welche ihn auf den Gipfel der Vollkommenheit geführt haben würden, wenn ſie mit einer größern Gleichförmigkeit und Einfalt des Ausdrucks verbunden wären. Nun erſchien auch die Geſchichte der merkwürdigſten Rebellionen und Verſchwörungen aus den mittlern und neuern Zeiten, bearbeitet von verſchiedenen Verfaſſern. Erſter Band 1788. Hier findet man drey Begebenheiten erzählt; 1) die Revolution in Rom durch Nikolaus Rienzi, im Jahr 1347. 2) Die Verſchwörung des Marquis von Bedemar gegen die Republik Venedig im J. 1618. 3) Die Verſchwörung der Pazzi wider die Medizi zu Florenz im J. 1478, unter welchen die zweyte Erzählung am anziehendſten iſt.

Auf Göthe's Veranlaſſung erhielt Schiller 1789 die Stelle eines auſſerordentlichen Profeſſors der Philoſophie zu Jena, (im Jahr 1796 wurde er ordentl. Profeſſor) und trat hiemit zum erſtenmale in eigentlich gelehrte Verhältniſſe, und eine neue Epoche in ſeinem Leben an. Bisher waren ſeine Studien nur zerſtreut geweſen, eigentliche Fakultätsgelehrſamkeit beſaß er gar nicht. Dafür aber hatte ſein Geiſt etwas errungen, wozu der Fakultätengeiſt gewöhnlich ſich nicht erhebt, die Idee, Kunſt und Wiſſenſchaft auf Menſchheit zu beziehen, und den Geiſt derſelben durch dieſe Beziehung zu veredeln — er war Humaniſt. Nur ein ſolcher vermochte den Unterſchied zwiſchen dem Studium des Brotgelehrten und des philoſophiſchen Kopfes ſo tief und wahr zu erfaſſen, als Schiller in ſeiner Antrittsrede: „Was heißt, und zu welchem Ende ſtudirt man Univerſalgeſchichte?“ — „Beklagenswerther Menſch — ruft er aus — der mit dem edelſten aller Werkzeuge, mit Wiſſenſchaft und Kunſt, nichts Höheres will und ausrichtet, als der Taglöhner mit dem ſchlechteſten! der im Reiche der vollkommenſten Freiheit eine Sklavenſeele mit ſich herumträgt!“ — „Wo der Brotgelehrte trennt, vereinigt der philoſophiſche Geiſt. Alle ſeine Beſtrebungen ſind auf Vollendung ſeines Wiſſens gerichtet: ſeine edle Ungeduld kann nicht ruhen, bis alle ſeine Begriffe zu einem harmoniſchen Ganzen ſich geordnet haben, bis er im Mittelpunkte ſeiner Kunſt, ſeiner Wiſſenſchaft ſteht, und von hier aus ihr Gebiet mit befriedigtem Blicke überſchaut.“ — So verſetzte Schiller in Begeiſterung und riß durch Begeiſterung den Zuhörer und Leſer mit ſich fort! Die ausgeführten Hauptſätze dieſer Antrittsrede ſind ohngefähr folgende: welch ein Unterſchied zwiſchen dem Brotgelehrten und dem ſey, der die Wiſſenſchaften mit philoſophiſchem Geiſte ſtudire, zur Empfehlung der

Geſchichte, die über die Brotſtudien herausgeht; vom Nutzen der Univerſalgeſchichte, und was ſie hauptſächlich von der Maſſe des hiſtoriſchen Vorraths auszuheben habe. —

Jetzt hatte er keine ernſtere Angelegenheit, als auch ſeine Kunſt und Wiſſenſchaft in ſich aufs Höchſte zu veredeln. Nicht nur fieng er an, die griechiſchen Tragiker zu ſtudiren, ſondern ſuchte auch mit unermüdetem Eifer in die Tiefen der Philoſophie Kants einzudringen, ohne der Geſchichte ſeine Forſchungen zu entziehen. Jena's Lage begünſtigt die Muſen, ſeine geſelligen Verhältniſſe ſind der Zurückgezogenheit hold; durch beides gewann die Welt an Schillers Geiſt, was er ſelbſt an Geſundheit und Leben verlor. Nie war ſeine litterariſche Thätigkeit größer: denn in wenigen Jahren beſchenkte er uns mit ſeiner Sammlung hiſtor. Memoires vom 12ten Jahrhundert an bis auf die neueſten Zeiten, neu überſetzt, und mit Anmerkungen verſehen, Jena 1790-1801 (12 Bde.), ſeiner Geſchichte des dreißig-jährigen Krieges (Leipzig 1791-93), mit dem Geiſterſeher aus den Memoires des Grafen von O. (Leipzig 1789.) und verſchiedenen, meiſt hiſtoriſchen Aufſätzen in der Thalia, welche er dabey immer noch fortſetzte. Seine Memoires, nachher ohne ihn,

Dem Fluch des jetzigen gezittert? Sehet
In meinem Spanien euch um. Hier blüht
Des Bürgers Glück in nie bewölktem Frieden;
Und dieſe Ruhe gönn' ich den Flamändern.

Marquis (ſchnell).

Die Ruhe eines Kirchhofs! Und Sie hoffen
Zu endigen, was Sie begannen? hoffen
Der Chriſtenheit gezeitigte Verwandlung,
Den allgemeinen Frühling aufzuhalten,
Der die Geſtalt der Welt verjüngt? Sie wollen
Allein in ganz Europa — ſich dem Rade
Des Weltverhängniſſes, das unaufhaltſam
In vollem Laufe rollt, entgegen werfen?
Mit Menſchenarm in ſeine Speichen fallen?
Sie werden nicht! Schon flohen Tauſende
Aus Ihren Ländern froh und arm. Der Bürger,
Den Sie verloren für den Glauben, war
Ihr edelſter. Mit offnen Mutterarmen
Empfängt die Fliehenden Eliſabeth,
Und fruchtbar blüht durch Künſte unſers Landes
Britannien. Verlaſſen von dem Fleiß
Der neuen Chriſten, liegt Grenada öde,
Und jauchzend ſieht Europa ſeinen Feind
An ſelbſtgeſchlagnen Wunden ſich verbluten.

(Der König iſt bewegt, der Marquis bemerkt es und tritt einige Schritte näher.)

Sie wollen pflanzen für die Ewigkeit,
Und ſäen Tod? Ein ſo erzwungnes Werk
Wird ſeines Schöpfers Geiſt nicht überdauern.
Dem Undank haben Sie gebaut — umſonſt

wiewohl unter ſeinem Namen fortgeſetzt, bleiben ein Werk, das für die Liebhaber und Forſcher der Geſchichte und Menſchennatur, zumal wegen der univerſalhiſtoriſchen Ueberſicht, Einleitungen und Anmerkungen, ſehr brauchbar iſt. Ueber die Geſchichte des dreiſſigjährigen Krieges wird jeder Wielands Urtheil unterſchreiben: „Sie hat ſo viele Leſer gehabt, als es in dem ganzen Umfang unſerer Sprache Perſonen giebt, die auf einigen Grad von Kultur des Geiſtes Anſpruch zu machen haben. Von einem Schriftſteller verfaßt, deſſen frühere Werke in der dramatiſchen Dichtkunſt ſowohl, als in derjenigen, die ſich mehr dem eigentlichen Gebiete der hiſtoriſchen Muſe nähert, große Erwartungen von dem, was ſein Geiſt in dem Zeitpunkte ſeiner völligen Reife leiſten könnte, erweckt hatten, übertraf ſie ſelbſt diejenigen, zu welchen man ſich durch ſeinen Verſuch in dem hiſtoriſchen Fache berechtigt hielt; einen Verſuch, der bereits alles, was unſere Litteratur in dieſer Art aufzuweiſen hatte, hinter ſich zurückließ, und natürlicher Weiſe in allen, denen der Ruhm der Nation nicht gleichgültig iſt, den Wunſch erregen mußte, daß ein Schriftſteller, der bey ſeinen erſten Schritten in dieſer neuen Laufbahn ein ſo entſchiedenes Talent, ſich zu einem Platze neben Hume, Robertſon und Gibbon empor zu arbeiten gezeigt hatte, ſich, wo nicht gänzlich, doch hauptſächlich der Geſchichte unſers Vaterlandes widmen möchte." — Der Geiſterſeher, dieſer Beytrag zur Geſchichte des Betrugs und der Verirrungen des menſchlichen Geiſtes, dieſes ganz ächt romantiſche Produkt, iſt die Frucht der reichſten Phantaſie mit einem Geiſt erzeugt, der eben ſo leicht die verwickelten Falten des menſchlichen Herzens, als die ſchwerſten Probleme der Geſchichte auflößt, und mit dem Höchſten der Philoſophie zu ſpielen verſteht. Wird dort durch eine, faſt in ängſtliche Neugier verwandelte, Spannung der Aufmerkſamkeit und geheimnißreiche Dämmerung die Phantaſie angezogen, ſo wird hier Verſtand und Herz durch das höchſte Intereſſe gefeſſelt. Wir kennen wohl ſchwerlich im Deutſchen etwas, und ſelbſt in fremden Sprachen nur wenig, was an lebhafter, hinreißender Darſtellung mit den meiſten Scenen des Geiſterſehers verglichen werden könnte, das die Theilnahme der Leſer aller Art in ſolcher Stärke erregte und feſſelte. Wenn es gleich nur Fragment geblieben iſt, (warum? vielleicht, weil ſein Geiſt ſich andere Bahnen brach,) ſo lieſt man es doch immer wieder und faſt mit gleichem Vergnügen, als das erſtemal. So entdeckt man immer von neuem in den kleinſten Zügen Spuren des Genies und der feinſten Menſchenkenntniß, ſo bezaubert die Darſtellungskunſt, die klaſſiſche Schreibart, die eben ſo lebendig als kräftig, als in irgend einer frühern Schrift, und frey von den poetiſchen Schnörkeln im Ausdruck und der Bilderſprache iſt, die der Proſa eine ſo ſteife, ängſtliche Miene giebt. —

Unter ſo großen Arbeiten erlag 1791 ſein Geiſt, er erkrankte ſchwer, und ſchon verbreiteten Zeitungen ſeinen Tod; allein die glückliche Kunſt ſeines Arztes rettete ihn, aber nie wurde ſeine Geſundheit wieder dauernd.

Kaum war er ſo weit wieder hergeſtellt, daß er ohne Gefahr dem Dringen ſeines Geiſtes nachgeben konnte, als wir ihn mit ungeſchwächter Kraft wieder thätig erblickten. Zu jener Zeit erſchien ein neues Werk von Kant, lange noch nicht genug ſtudirt, geprüft und gewürdigt, die Kritik der Urtheilskraft, welche der Naturforſchung und Aeſthetik neue Bahnen brach. Schiller machte beſonders den, die Aeſthetik betreffenden Theil zu ſeinem Studium, welchem wir ſeine geiſtreichen Erörterungen über tragiſche Kunſt, das Erhabene, das Pathetiſche, über Anmuth und Würde, über den Grund des Vergnügens an tragiſchen Gegenſtänden, Gedanken über den Gebrauch des Niedrigen und Gemeinen in der Kunſt, und ſeine zerſtreuten Betrachtungen über verſchiedene äſthetiſche Gegenſtände verdanken. Wenige haben über Kant ſo geſchrieben, wie er. Das macht, weil er mit eignem Reichthum über die Schriften dieſes tiefen Denkers kam. Ueberhaupt ſchreibt der immer am beſten, der mit Fülle der Kenntniſſe leichte Beweglichkeit der Phantaſie und Geſchmack im Ausdruck verbindet, durch welche Eigenſchaften Schiller nicht wenig zur Verbreitung der Kantiſchen Ideen über Aeſthetik beytrug. Seine eigenen Anſichten veränderten ſich dadurch ſo gänzlich, daß es Bürgern freylich faſt unmöglich fallen mußte, auf ihn als den Recenſenten ſeiner Gedichte in der allgemeinen Litteratur-Zeitung zu rathen. Zwar in ſeinem Gedichte die Künſtler, dieſem, in der didaktiſchen Gattung, nächſt der Muſarion, vielleicht einzigen Werke, worinn er ſeinen Gegenſtand nicht nach hiſtoriſchen Thatſachen oder philoſophiſchen Raiſonnements darſtellte, ſondern nach dem Einfluße, den derſelbe auf ſein Leben geäuſſert hatte, und analog nothwendig auf die Bildung jedes Menſchenlebens äuſſern mußte, hatte er ſchon höhere Kunſtanſicht gezeigt; allein zur reinen Idealität der Kunſt erhob er ſich erſt durch Kant. Mit dieſen Anſichten, die ſeinen eigenen früheren Gedichten den Stab brachen, gieng er auch an die Beurtheilung Bürgers." Die Leidenſchaft der Parteyen — ſagt er — hat ſich in dieſen Streit gemiſcht, aber wenn alles perſönliche Intereſſe ſchweigt, wird man der Intention des Recenſenten Gerechtigkeit widerfahren laſſen." Wohl! hätte nur der Beurtheiler den Dichter von dem Menſchen getrennt! Wenn er aber ſagte, der Geiſt, der ſich in jenen Gedichten darſtelle, ſey nur darum kein gereifter, kein vollendeter Geiſt, ſeinen Produkten fehle nur darum die lezte Hand, weil ſie — ihm ſelbſt fehle; ſo überſchritt er damit weit die Gränzen ſeines Urtheils, und mußte nothwendig den hintangeſetzten, vernachläſſigten, an Geſundheit, Hoffnung und Glück verarmten Mann empfindlich kränken. Dieß zu thun, war aber freylich auch ſeine Abſicht nicht geweſen, ſondern unbedacht übte er eine Strenge gegen den Fremden aus, zu einer Zeit, da er unerbittlich ſtreng gegen ſich ſelbſt zu werden, und auch an ſeine Werke den höchſten Maßſtab der Kunſt zu legen anfieng.

In den Jahren 1792 — 95. kamen zu Jena Pitaval's merkwürdige Rechtsfälle, als ein Beytrag zur Geſchichte der

Menſchheit in einer neuen Ueberſetzung heraus, welche Schiller mit einer Vorrede begleitete. Mit Recht prieß er darinn die Pitavalſchen causes celebres als ein vortrefliches Buch an, um viele andere, Zeit- und ſittenverderbliche Bücher, unter gebildeten Leſern zu verdrängen.

Die Herausgabe der berühmten Zeitſchrift die Horen, welche vom Jahr 1795-1797 herauskam, beſorgte Schiller in Verbindung mit mehreren Schriftſtellern und Schriftſtellerinnen. Hier legte Schiller zuerſt ſeine gehaltvollſten Abhandlungen dieſer Zeit nieder. Es war Schade, daß jener ſchöne Verein ächter Genialität und gründlicher Kenntniß ſobald ſich auflöſte, und es dem Herausgeber unmöglich machte, den Reihen der ihm ſo hold geweſenen Göttinnen länger zu führen. — Seit 1792. ſammelte Schiller ſeine in frühern Zeitſchriften enthaltenen Aufſätze und gab ſie in ſeinen kleinen proſaiſchen Schriften (5 Theile, Leipzig 1792 — 1802) verbeſſert heraus.

Schiller näherte ſich jezt dem Zeitpunkt vollendeter Reife. Das fortgeſetzte Studium der Muſter des Alterthums reinigte ſeinen Kunſtſinn, und bildete ihn zu einem beſonnenen Künſtler um. Der Antheil, welchen er an allen, von Jena aus gehenden Reformen der Philoſophie nahm, trug bey, ſeine Anforderungen an Kunſt und

Künſtler immer zu ſteigern, und ihn ſeine Arbeiten aus einem idealen Geſichtspunkte betrachten zu laſſen. Von dieſem geben beſonders die in den Horen zuerſt mitgetheilten Briefe über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen, viele in ſeinen Muſenalmanachen (Neuſtrelitz und Tübingen 1797 — 1800) befindlichen Gedichte über Kunſtgegenſtände, beſonders aber das, ohne jene Briefe kaum verſtändliche, Reich der Formen, Rechenſchaft. In jenen Briefen iſt Schiller nicht ganz Schiller; es iſt eine gewiſſe Verſchraubung darinn ſichtbar, die ihm nicht natürlich iſt, und zweifeln läßt, ob ihn damals ſeine ſo richtigen Ideen über die Gränzen ſchöner Formen, geleitet haben, welche Abhandlung wir als eigentliche Frucht ſeines akademiſchen Lehramts, zu welchem er nicht durchaus paßte, betrachten. Ungeachtet jener Verſchraubungen wäre es ſehr unrecht, dieſen gehaltvollen Briefen keine Aufmerkſamkeit zu widmen, und nicht von ihnen einen Gebrauch zu machen, wie ihn jetzt faſt einzig der Verfaſſer der Original-Ideen über die Kunſt der Erziehung und beſonders der Bildung zur Sittlichkeit (Leipzig 1804) gemacht hat.

Die herrlichſte Frucht von Schillers Studium der alten Poeſie, vereint mit neuer Philoſophie und Aeſthetik iſt unſtreitig ſeine Abhandlung über naive- und ſentimentale Dichtung. Hier entdeckte ſein ſcharfer Blick einen ſonſt noch nie bemerkten Gegenſatz des Antiken und Modernen, der nicht bloß dem Poetiker höchſt wichtig, ſondern auch für den Philologen, den Geſchichts- und Menſchenforſcher, den Moraliſten von einer noch unermeſſenen Erheblichkeit iſt. Welche Reformen jene Entdeckung im Gebiete der Poetik bereits veranlaßt hat, iſt bekannt, welche es in dieſen Gebieten veranlaſſen werde, ſteht zu erwarten. —

Wir kommen nun auf denjenigen Zeitpunkt, wo ſich Schillers dramatiſches Genie in ſeiner kräftigen Vollendung uns zeigt. Es gehört ſeit der erſten Vervollkommnung der tragiſchen Kunſt durch die griechiſchen Schauſpieldichter, ſeit der ſcharfſinnigen Theorie, die Ariſtoteles aus ihnen abzog, durchaus zu einem vollkommenen Trauerſpiele, daß der Held ein handelndes, ſelbſtſtändiges Weſen ſey; daß er, wenn Unfälle auf ihn einſtürmen, nicht bloß leide und dulde, ſondern daß er gegen ſein Ungemach ankämpfe; nicht blos klage und jammere, und klagend und jammernd fremde Willkühr, nach Belieben, mit ſich ſchalten laſſe; ſondern daß er ſeine Kraft aufbiete, ſich ihr zu entziehen, und thätig ſich ſträube. Es durfte ferner, ſollte ein Trauerſpiel für vortreflich gelten, die handelnde Perſon nicht mehr ſagen, als was zur Sache, zur Entwickelung ihres Charakters nothwendig war; nichts äuſſern, was nicht der Leidenſchaft, die ſie trieb, der Empfindung, die ſie regte, der Situation, in der ſie ſich befand, angemeſſen war; es dürfte nichts auf die Bühne gebracht werden, was mehr unſre Schaugier, als das Intereſſe unſers Geiſtes beſchäftigte; am wenigſten, was unſre Augen, unſre Ohren, unſre Herzen empörte, was das Theater zum Tummelplatze widernatürlicher Leidenſchaften und eckelhafter Ausbrüche derſelben machte. Auch in den höchſten Ausbrüchen der empörten Leidenſchaft mußte der Dichter ſeine Darſtellung den Geſetzen des Anſtands und der Schönheit unterwerfen, wenn er uns anziehen, und Theilnahme für ſeinen Helden einflößen wollte. Das alles iſt jezt anders, die neueſte tragiſche Kunſt ſtellt Helden auf, deren Thätigkeit mehrentheils im Handeln wollen, in Empfindungen und langen — ſo Gott will, poetiſch-ſchönen — Reden beſteht; keiner von ihnen handelt ſich aus ſeinen Unfällen heraus, ſondern läßt ſich die Nothwendigkeit treiben; ſelten ſetzt einer ſeinem Unglücke weiter Etwas entgegen, als ſchöne Phraſen und ſchönverbrämte Sentenzen.

worinn ſich der Dichter ſelbſt mehr, als der tragiſche Held den Zuſchauern gefällt. Statt eines Leidenſchaft und Charakter bezeichnenden und verſinnlichenden Dialogs, giebt die neueſte tragiſche Kunſt uns oft Deklamationen, Bilderkram und Reflektionsweſen, worinn nicht die dargeſtellte Perſon, ſondern der Dichter ſeine Phantaſie und ſein Herz erleichtert. Statt die Handlung fortrücken zu laſſen, tönen uns Ellen lange wort- und bilderreiche Tiraden und weitläuftig ausgeſponnene Räſonnements entgegen, wozu die Helden, die vor uns auftreten, wenn man ihre Situation betrachtet, der Natur nach weder Stimmung noch Zeit haben konnten, und wir erhalten Gemälde und Beſchreibungen, die nur in das malende, nicht das dramatiſche vorgeſtellte Gedicht gehören, und weder der gegenwärtigen Stimmung, noch der Situation der ſprechenden Perſonen angemeſſen, die Handlung ſtill ſtehen machen, die gefordert werden ſollte. Wir ſehen ſogar zuweilen auf dem Theater Dinge vorgehen, die allen Anſtand beleidigen, und leidenſchaftliche Ausbrüche, von denen wir mit Eckel unſere Augen wegwenden; — alles dieſes geſchieht aus Uebermaaß von Genie! — Wenn nun Schiller auch hier ſeinen eigenen Weg ging, und von der bezeichneten Bahn ab-

Den harten Kampf mit der Natur gerungen,
Umſonſt ein großes königliches Leben
Zerſtörenden Entwürfen hingeopfert.
Der Menſch iſt mehr, als Sie von ihm gehalten.
Des langen Schlummers Bande wird er brechen
Und wiederfordern ſein geheiligt Recht.
Zu einem Nero und Buſiris wirft
Er Ihren Namen, und — das ſchmerzt mich, denn
Sie waren gut.

König.

Wer hat euch deſſen ſo
Gewiß gemacht?

Marquis (mit Feuer).

Ja! beim Allmächtigen!
Ja — Ja — Ich wiederhol' es. Geben Sie,
Was Sie uns nahmen, wieder. Laſſen Sie,
Großmüthig wie der Starke, Menſchenglück
Aus Ihrem Füllhorn ſtrömen — Geiſter reifen
In Ihrem Weltgebäude. Geben Sie,
Was Sie uns nahmen, wieder. Werden Sie
Von Millionen Königen ein König.

(Er nähert ſich ihm kühn und indem er feſte und feurige Blicke auf ihn richtet.)

O könnte die Beredſamkeit von allen
Den Tauſenden, die dieſer großen Stunde
Theilhaftig ſind, auf meinen Lippen ſchweben,
Den Strahl, den ich in dieſen Augen merke,
Zur Flamme zu erheben! — Geben Sie
Die unnatürliche Vergött'rung auf,
Die uns vernichtet. Werden Sie uns Muſter

wich, ſo fragen wir mit Recht, welches waren die Principien, die ihn bey ſeiner Ausübung der tragiſchen Kunſt leiteten, welcher er, nach einem Zeitraum von ſechszehn Jahren, ſich wieder widmete? — Die Bekanntſchaft mit jenen leitenden Principien allein kann uns, wie über das, was ihm in ſeinen neueſten Tragödien gelang, ſo über jenes, was er verfehlte, aufklären: denn er ging allerdings nicht ohne Reflexion an das Geſchäft des Dichters, und ließ den Strom der Begeiſterung nur innerhalb der Ufer brauſen, welche der nüchterne Verſtand abgeſteckt hatte. Wo findet man aber dieſe Principien? In ſeinen äſthetiſchen Abhandlungen, wo man ſie wenigſtens immer geſucht hat? — Wir wollen ſehen.

Die Tragödie war ihm dichteriſche Nachahmung einer zuſammenhängenden Reihe von Begebenheiten (einer vollſtändigen Handlung), welche uns Menſchen in einem Zuſtand des Leidens zeigt, und zur Abſicht hat, unſer Mitleid zu erregen. Darſtellung des Leidens indeß, als bloßen Leidens, ſey niemals Zweck der Kunſt; der lezte Zweck derſelben ſey Darſtellung des Ueberſinnlichen, und die tragiſche Kunſt bewirke dieſes beſonders dadurch, daß ſie uns die moraliſche Unabhängigkeit von Naturgeſetzen im Zuſtand des Affekts verſinnliche. Soll ſich aber die Intelligenz im Menſchen als eine, von der Natur unabhängige Kraft offenbaren, ſo muß die Natur ihre ganze Macht erſt vor unſern Augen bewieſen haben. Das Sinnenweſen muß tief und heftig leiden, Pathos muß da ſeyn, damit das Vernunftweſen ſeine Unabhängigkeit kund thun, ſich handelnd darſtellen könne. Zwey Geſetze für die tragiſche Kunſt gehen daraus hervor, das erſte, Darſtellung der leidenden Natur, das zweyte, Darſtellung des moraliſchen Widerſtandes gegen das Leiden. Die Darſtellung der leidenden Natur wird dadurch, daß das Leiden des Menſchen Werk ſeines moraliſchen Charakters iſt, zum Erhabenen, und dieß iſt auf zweyfache Weiſe möglich, entweder wenn der Menſch aus Achtung für eine Pflicht das Leiden wählt, oder wenn er eine übertretene Pflicht moraliſch büßt. In dem erſten Falle erſcheint er als eine moraliſch große Perſon, in dem zweyten als ein äſthetiſch großer Gegenſtand.

Von welcher Art man nun den Gegenſtand für die tragiſche Kunſt wähle, ſo giebt es zwey entgegengeſetzte Urſachen, welche das Vergnügen an der Rührung hindern können: wenn das Mitleid, entweder zu ſchwach, oder wenn es ſo ſtark erregt wird, daß der mitgetheilte Affekt zu der

Lebhaftigkeit eines urſprünglichen übergeht. Wird die Unluſt über die Urſache eines Unglücks zu ſtark, ſo ſchwächt ſie unſer Mitleiden mit demjenigen, der es leidet. So ſchwächt es jederzeit unſern Antheil, wenn ſich der Unglückliche, den wir bemitleiden ſollen, aus eigner unverzeihlicher Schuld in ſein Verderben geſtürzt hat, oder ſich aus Schwäche des Verſtandes und Kleinmuth nicht, da er doch könnte, aus demſelben zu ziehen weiß. — Ferner wird ein Dichter, der ſich auf ſeinen wahren Vortheil verſteht, das Unglück nicht durch einen böſen Willen, der Unglück beabſichtet, noch viel weniger durch einen Mangel des Verſtandes, ſondern durch den Zwang der Umſtände herbeyführen. Eine blinde Unterwürfigkeit unter das Schickſal aber iſt für freye, ſich ſelbſt beſtimmende Weſen immer demüthigend und kränkend. Dieß iſt es, was uns auch in den vortreflichſten Stücken der griechiſchen Bühne etwas zu wünſchen übrig läßt; weil in allen dieſen Stücken zuletzt an die Nothwendigkeit appellirt wird, und für unſre vernunftfordernde Vernunft immer ein unaufgelöſter Knoten zurück bleibt. Aber auf der höchſten und letzten Stufe löſt ſich auch dieſer, wenn ſelbſt dieſe Unzufriedenheit mit dem Schickſale hinwegfällt, und ſich in die Ahndung, oder lieber in deutliches Bewußtſeyn einer teleologiſchen Verknüpfung der Dinge, einer erhabenen Ordnung, eines gütigen Willens verliert.

Das Vergnügen an der Rührung wird aber auch gehindert, wenn ſie, durch zu große Annäherung an den urſprünglichen Affekt, zu einem Grade ausſchweift, der den Schmerz überwiegend macht; wenn ſich die Vorſtellungen des Leidens zu einem ſolchen Grade der Lebhaftigkeit erheben, der uns keine Möglichkeit übrig läßt, den mitgetheilten Affekt von einem urſprünglichen, unſer eigenes Ich, von dem leidenden Subjekt, oder Wahrheit von Dichtung zu unterſcheiden.

Der Schein ſoll nie die Wirklichkeit erreichen,
Und ſiegt Natur, ſo muß die Kunſt entweichen.

Nichts iſt geſchickter, die Sinnlichkeit in ihre Schranken zurück zu weiſen, als der Beyſtand überſinnlicher, ſittlicher Ideen, an denen ſich die unterdrückte Vernunft, wie an geiſtigen Stützen, aufrichtet, um ſich über den trüben Dunſtkreis de Gefühle in einen heitern Horizont zu erheben Daher der große Reiz, welchen allgemein Wahrheiten oder Sittenſprüche, an der rechte Stelle in den dramatiſchen Dialog eingeſtreu für alle gebildete Völker gehabt haben.

Von dieſen Ideen — meinte man — hätt Schiller ſich jetzt bey Ausübung der tragiſche Kunſt in Form und Materie ſollen leiten laſſe

und

und ſeine vier Tragödien, Wallenſtein, Maria Stuart, die Jungfrau von Orleans und die Braut von Meſſina, wären dann etwa eben ſo viele Verſuche geworden, jene verſchiedenen Ideen zu realiſiren. Zurückgekommen von der Ungebundenheit des Genies; verwerfend die bloß abenteuerlichen Geburten einer ſchäumenden Phantaſie, die ſich in ſchauderhaften Wundern und leidenſchaftlicher Karrikatur gefällt; gleichfrey von dem konventionellen Zwange franzöſiſcher Decenz; gebildet durch die ewigen Muſter der Griechen; erhoben durch Philoſophie zu reiner Idealität und hoher Würde; bereichert mit tiefer Kenntniß des Herzens und Lebens aus der Geſchichte; der Reichſten und Mächtigſten Einer an Dichtungskraft, wie Schiller war: was durfte man ſich da nicht von ſeinen neuen Werken verſprechen und was verſprach man ſich nicht! Vor allen Dingen aber Tragödien, welche genau die eignen Anforderungen Schillers erfüllen ſollten. Wir wollen ſie, um des Folgenden willen, mit einem eignen Namen bezeichnen, und ethiſche Tragödien nennen.

Durch die Gewalt ſeiner Sprache, die Fülle kräftiger Gedanken, die kühnſte, reichſte, blühendſte Phantaſie, ſeinen tönenden Aufſchwung zum Erhabenen, war Schiller faſt in allem, was er ſchrieb, der Bewundrung ſicher; und auch bey dieſen neuen Tragödien war hierüber nur eine Bewunderung: über Materie und Form derſelben entbrannte aber der Streit der Parteyen deſto heftiger.

Maria Stuart mag ein Verſuch ſeyn, Erhabenheit im Leiden durch moraliſches Büſſen übertretner Pflicht, ſo wie Johanna d'Arc, dieſelbe durch freywillige Uebernahme aus Achtung für Pflicht, darzuſtellen. Unter welche Klaſſe aber ſoll Wallenſtein gebracht werden? Weder unter jene, noch dieſe iſt er zwangsfrey zu bringen. Ja ſogar, es findet ſich ſo wenig von Widerſtand eines Ueberſinnlichen gegen ein Sinnliches in dieſer Tragödie, und mithin ſo wenig auch von dem eigentlichen Gefühl des Erhabenen, daß ſie obenhin betrachtet, vielmehr eine Art von Niedergeſchlagenheit wirkt: denn frühzeitig erkennen wir in dem ſchwankenden Wallenſtein ein dem Verderben geweihtes Opfer, und indem wir ihn, Schritt für Schritt, dem blutigen Opferaltar langſam zuſchreiten ſehen, iſt uns ſo beklommen, als folgten wir einem Leichenzuge, deſſen Ende kein anderes ſeyn kann, als daß uns theure Ueberreſte einer geliebten Perſon nun auf ewig entriſſen werden; wodurch ein pathologiſcher, aber nicht äſthetiſcher Schmerz entſtehen kann. Deswegen ſoll denn dieſer Wallenſtein überhaupt zum Helden einer Tragödie nicht taugen. Nicht nur habe er ſich durch eigne unverzeihliche Schuld in ſein Verderben geſtürzt, daſſelbe durch Mangel des Verſtandes immer näher herbeygeführt, ſondern verſinke auch, trotz ſeiner Verſicherung:

— — Es treibt der ungeſchwächte Muth
Noch friſch und herrlich auf der Lebenswoge,

in eine Art von Hinbrüten, welches, wenn es ihm auch nicht alle Kraft zum Widerſtande, doch das Koloſſale ſeines Falles verhindert.

Nicht weniger als im Wallenſtein, fehlt Schiller in der Maria Stuart gegen die ſelbſt feſtgeſtellten Regeln in Anſehung der Nichtſchwächung des Mitleids; ja er treibt es hier faſt ärger noch, als dort. Gleich im Eingang iſt freylich nichts geſpart, um uns gegen Maria einzunehmen, ſogar mit hervorſtechenden Farben werden verabſcheuungswürdige Verbrechen von ihr ſo ausgemalt, daß ſie des Todes ſchuldig erſcheinen muß, und, als ob wir dieß ja nicht vergeſſen ſollten, wiederholt ſie Maria in ihrer Beichte ſelbſt alle einzeln wieder. — Kann man größere Verſtöße gegen Schillers Theorie begehen, als Schiller hier ſelbſt begieng? Und wenn der Kritiker ihn, allerdings nicht unbillig, nach jener Theorie richtete, war es ein Wunder, daß er manch ſtrenges Urtheil erfuhr? *)

Man hätte freylich vermuthen ſollen, ein Dichter von Schillers Art werde zu Abweichungen von der eignen Theorie ſeine Gründe gehabt haben, und der Mühe werth wäre es wohl geweſen, daß man dieſen Gründen auf die Spur zu kommen geſucht hätte. Sollte er vielleicht gemeynt haben, im hiſtoriſchen Trauerſpiel des Geſchichtſchreibers Treue behaupten zu müſſen? Leſſing ſagt, man ſchreibe ja das Drama nicht um des hiſtoriſchen Faktums willen, ſondern wähle dieſes, weil es ſich zu jenem eigne, und wo dieß nicht der Fall ſey, habe der Dichter volle Macht, an dem Faktum für ſeinen Zweck zu ändern. Die Erinnerung an das, was

---

*) In England hat die engliſche Ueberſetzung dieſes Trauerſpiels, ſelbſt bey denen, die ſonſt die wärmſten Verehrer Schillers ſind, ſehr wenig Beyfall gefunden. Es war dafür geſorgt worden, daß die Ueberſetzung in London beynahe ſo geſchwind gedruckt ward, als in Deutſchland das Original; aber ſie ward ſehr wenig geleſen und bald ganz vergeſſen. Der Gegenſtand des Stücks hätte es in England doppelt intereſſant machen müſſen. Man weiß, welche große Wirkung daſelbſt die Schilderung der unglücklichen Maria in Robertſons Geſchichte von Schottland machte. —

Schiller ſchon bey Herausgabe ſeines Fiesko ſagte, bezeugt, er habe dieſe Meinung ſehr wohl gekannt. Allein er konnte jezt vielleicht andre Anſichten davon haben. — Nicht doch! Er hatte ſie nicht; ſonſt hätte er jetzt von dieſer Dichterfreyheit *gar keinen* Gebrauch gemacht. Wenn er aber *Butler* das Komplott zu Wallenſteins Morde machen läßt, welches doch eigentlich *Leßlie* zum Urheber hat, wenn er Butler und Gordon ganz anders ſchildert, als der Hiſtoriker, und ſie auf ganz andre Weiſe in die Begebenheiten eingreifen läßt; wenn er in der Maria Stuart den Herzog Franz eine Vermählung mit Eliſabeth zu einer Zeit einleiten läßt, wo Franz bereits todt war, und diß alles nur um der äſthetiſchen Wirkung willen: ſo reichen doch wohl dieſe Beweiſe ſchon hin, ſein Verlangen hiſtoriſcher Treue in dem Kunſtwerke verdächtig zu machen, und in uns die Vermuthung zu erregen, daß andre Gründe ihn geleitet haben müſſen, eben ſo und nicht anders darzuſtellen.

Seine geiſtige Individualität, die ihm eigenthümlichen Anſichten des Menſchenlebens und der Geſchichte, — da ſind ſie beyſammen, dieſe anderen Gründe. Es wird erlaubt ſeyn, einen Blick auf ſeine Erzählung: der *Sonnenwirth*, zu werfen, um uns die Entſtehung ſeines Wallenſteins in der vorhandenen Form zu erklären, wozu die Parallelſtellen aus dem Prolog zu dieſem Trauerſpiele gute Dienſte leiſten werden.

„Wir ſehen den Unglücklichen, der doch in eben der Stunde, wo er die That begieng, ſo wie in der, wo er dafür büßet, Menſch war wie wir, für ein Geſchöpf fremder Gattung an, deſſen Blut anders umläuft, als das unſrige; ſeine Schickſale rühren uns wenig: denn Rührung gründet ſich ja nur auf ein dunkles Bewußtſeyn ähnlicher Gefahr, und wir ſind weit entfernt, eine ſolche Aehnlichkeit auch nur zu träumen. Die Belehrung geht mit der Beziehung verloren." — Wallenſtein iſt ein ſolcher.

Ihr kennet ihn, den Schöpfer kühner Heere,
Des Lagers Abgott, und der Länder Geiſſel,
Die Stütze und den Schrecken ſeines Kaiſers
Des Glückes abentheuerlichen Sohn,
Der, von der Zeiten Gunſt emporgetragen,
Der Ehre höchſte Staffeln raſch erſtieg,
Und ungeſättigt immer weiter ſtrebend,
Der ungezähmten Ehrſucht Opfer fiel.

„Man hat das Erdreich des Veſuvs unterſucht, ſich die Entſtehung ſeines Brandes zu erklären, warum ſchenkt man einer moraliſchen Erſcheinung weniger Aufmerkſamkeit, als einer phyſiſchen? *Warum achtet man nicht in*

Des Ewigen und Wahren! Niemals niemals —
Beſaß ein Sterblicher ſo viel, ſo göttlich
Es zu gebrauchen. Alle Könige
Europens huldigen dem ſpan'ſchen Namen.
Gehn Sie Europens Königen voran.
Ein Federzug von dieſer Hand, und neu
Erſchaffen wird die Erde. Geben Sie
Gedankenfreiheit. — (Sich ihm zu Füßen werfend.)

König

(überraſcht, das Geſicht weggewandt und dann wieder auf den Marquis geheftet).

Sonderbarer Schwärmer!
Doch — ſtehet auf — ich —

Marquis.

Sehen Sie ſich um
In ſeiner herrlichen Natur! Auf Freiheit
Iſt ſie gegründet — und wie reich iſt ſie
Durch Freiheit! Er, der große Schöpfer, wirft
In einen Tropfen Thau den Wurm und läßt
Noch in den todten Räumen der Verweſung
Die Willkür ſich ergötzen — Ihre Schöpfung,
Wie eng und arm! Das Rauſchen eines Blattes
Erſchreckt den Herrn der Chriſtenheit — Sie müſſen
Vor jeder Tugend zittern. Er — der Freiheit
Entzückende Erſcheinung nicht zu ſtören —
Er läßt des Uebels grauenvolles Heer
In ſeinem Weltall lieber toben — ihn,
Den Künſtler, wird man nicht gewahr, beſcheiden
Verhüllt er ſich in ewige Geſetze;
Die ſieht der Freigeiſt, doch nicht ihn. Wozu

eben dem Grade auf die Beſchaffenheit und Stellung der Dinge, welche einen ſolchen Menſchen umgaben, bis der geſammelte Zunder in ſeinem Inwendigen Feuer fieng? Den Träumer, der das Wunderbare liebt, reizt eben das Seltſame und Abentheuerliche einer ſolchen Erſcheinung; der Freund der Wahrheit ſucht eine Mutter zu dieſen verlornen Kindern. Er ſucht ſie in der unveränderlichen Struktur der menſchlichen Seele" —

Euern Augen ſoll ihn jezt die Kunſt,
Und euern Herzen, menſchlich näher
bringen;

„und in den veränderlichen Bedingungen, welche ſie von auſſen beſtimmten, und in beyden findet er ſie gewiß." — Die Kunſt

Sie ſieht den Menſchen in des Lebens Drang,
Und wälzt die gröſsre Hälfte ſeiner Schuld
Den unglückſeligen Geſtirnen zu.

„Ihn überraſcht es nun nicht mehr, in dem nämlichen Beete, wo ſonſt überall heilſame Kräuter blühen, auch den giftigen Schierling gedeihen zu laſſen, Weisheit und Thorheit, Laſter und Tugend in einer Wiege beyſammen zu finden. Eine ſolche Behandlung der Geſchichte behält ſchon darum den Vorzug, weil ſie den grauſamen Hohn und die ſtolze Sicherheit ausrottet, womit gemeiniglich die ungeprüfte aufrechtſtehende Tugend auf die gefallene herunterblickt, weil ſie den ſanften Geiſt der Duldung verbreitet, ohne welchen kein Flüchtling zurückkehrt, keine Ausſöhnung des Geſetzes mit ſeinem Beleidiger ſtatt findet, kein angeſtecktes Glied der Geſellſchaft von dem gänzlichen Brande gerettet wird.“

Da Schiller auf dieſe Weiſe ſtets das Leben und der Geſchichte dunkeln Gang beobachtete; ſo konnte es nicht fehlen, ſie mußte auf ihn den Eindruck eines dem griechiſchen ähnlichen Trauerſpiels machen, und von da bis zu dem Unternehmen, ſelbſt Trauerſpiele zu liefern, welche wehende Blätter aus dem großen Buche des Schickſals ſeyen, war nur ein Schritt. Er übernahm die Rolle eines höheren Geiſtes, mit kühner Hand den Vorhang wegzuziehen, der über dem Leben hängt. Erſtaunt hatte er ſelbſt die Fäden geſehen, deren unendlich zartes Gewebe die Begebenheiten verknüpft, und wollte nun nicht weiſer, noch künſtlicher ſeyn, als der unendliche Künſtler: denn ſollte ſich der Kleinere der Motiven ſchämen, durch welche der Unfaßbare ſeine ewige Welt der Bewunderung der tiefſinnigſten Geiſter hinſtellt!

Das Furchtbargroße trat hier wieder, ſelbſt in dem Kleinen, vor ſeinen, nach dem Größten ſtrebenden, Geiſt, und damit andre Geiſter zu erſchüttern, wie der ſeinige erſchüttert wurde, — dieß war ſeine Abſicht.

Man faſſe dieſen Geſichtspunkt ſtreng, und es wird ſich in Schiller eine noch nicht bemerkte Einheit finden. Zuerſt, warum er ſeine Menſchen in keine gewöhnlichen Tragödien-Helden verwandelt, — was wohl leicht genug geweſen wäre — ſpringt klar in die Augen; ſein Zweck erheiſchte etwas anderes, als einen Bramarbas zum Wallenſtein, einen Engel zur Maria. Schuld- und fehlervoll, wie beyde ſind, wußte ſeine Kunſt doch ihre Charaktere dadurch, daß er die widerſtrebenden Seiten darinn in den feinſten Einigungspunkten ſich berühren läßt, nicht nur zu einem höchſt intereſſanten Studium, ſondern auch zu Gegenſtänden für die tragiſche Kunſt zu bilden. — Und warum geſtattete Schiller wohl ſelbſt, wie es ſcheint, dem Zufall Einfluß in ſeine Welt, da er ihn doch zur Zeit ſeines Fiesko ſo ſtreng ausſchloß? — Weil er in ſeiner jetzigen Welt nothwendig war. Eigentlich verdient aber, was man Zufall bey ihm genannt hat, ſo wenig dieſen Namen, als vielleicht irgend ein Ereigniß in der wirklichen Welt; denn ſein Zufall iſt immer Werk der Freyheit, nur plötzlich und unvermuthet eintretend, aber zu des Lebens Drang durchaus gehörig. So z. B. in den letzten Scenen des dritten Akts in Maria Stuart.

Endlich — um manches Andere zu übergehen — nur aus dieſem Geſichtspunkte erſcheinen dieſe Kunſtwerke als das, was ſie ſind, — nicht eigentlich ethiſche, ſondern Schickſalstragödien.

Hätten auch nie Griechen exiſtirt, Schiller, als philoſophiſcher Dichter, würde doch keine andern als Schickſalstragödien gedichtet haben. Sind es ſeine früheſten nicht ebenfalls? Zu natürlich war ihm dieſe Anſicht, zu eigen, als leicht eine andre zu faſſen; er hätte das Schickſal zuerſt auf der Bühne eingeführt, wäre es nicht ſchon vor ihm da geweſen. Nur nicht das Schickſal der Alten, welches man ſehr wenig kennen muß, wenn man es mit dem, was Schillern Schickſal hieß, verwechſelt. Schiller verſtand im Grunde darunter bloß die äuſſeren Umſtände, als beſtimmende Bedingungen, geiſtigen und moraliſchen Anlagen eine ſolche oder ſolche Richtung zu geben; dieß iſt ihm des Lebens Drang. Bedingung, nicht Zwang; der Charakter kann alſo immer noch Freyheit behaupten. Thut er es, ſo giebt es einen wirklichen Helden, für das Leben, wie für die Bühne: denn wir ſehen dann das ſeltne Schauſpiel, daß das Ueberſinnliche ſiegend über das Sinnliche ſich erhebt oder kämpfend unterliegt (ethiſche Tragödie): thut er es nicht, dann freylich iſt er dem Verhängniß verfallen, eine Beute des Schickſals (Schickſalstragödie). Leider befinden ſich die Meiſten der Sterblichen auf dieſer Seite, ohne es zu wiſſen. Die Schickſalstragödie übernimmt es, ſie in ihrer ſtolzen Sicherheit zu warnen, indem ſie befangene Charaktere aufſtellt, über welche ein nothwendiges Verhängniß ergehen muß. In dem Darſtellen dieſer Nothwendigkeit liegt das Weſen dieſer Art von Tragödie, welche Schiller nicht aus Griechenland geholt haben kann, weil ſie dort nicht war. Iſt eine ſittlich, ſo iſt ſie es; erfüllte eine den Zweck des Trauerſpiels, ſo gewiß ſie. Verändre Namen und Umſtand, ſo iſt die Rede von dir; blicke alſo nicht höhnend auf den Leidenden, wer weiß, wie wenig feſt deine eigne Sicherheit gegründet iſt: ſo ſpricht ſie jeden an und erinnert wieder und wieder an das Eine Nothwendige — der Uebel Größtes iſt die Schuld.

Es iſt demnach eine eigne Art von Tragödie, welche Schiller hier auf die Bühne gebracht hat, die nach eigenen, unſers Wiſſens noch nicht geſchriebenen Geſetzen beurtheilt werden muß. Shakeſpear iſt ihr Vater, deſſen Lear, Makbeth, Hamlet und hiſtoriſche Cyklen ebenfalls Furcht und Mitleiden auf dieſelbe Weiſe in uns reinigen, nicht aber uns davon befreyen.

Nur in einem einzigen Stücke Schillers findet ſich die Aehnlichkeit mit dem Schickſal der Alten bedeutender, in ſeiner, mit den Phöniſſen des Euripides verwandten, Braut von Meſſina, dem Seitenſtück zu der Jungfrau von Orleans. Dieſe iſt ein Verſuch, unſre Unzufriedenheit mit dem Schickſal durch Ahndung einer höheren Leitung der Dinge aufzuheben, jene hingegen läßt die Freyheit des Menſchen durch ein dunkles Schickſal beſiegen, indem die beabſichtigten Erfolge freyer Willkühr durch Verſchlingung äuſſerer Begebenheiten geſtört und vereitelt werden. So wurde die eine allerdings eine antike, die andere eine romantiſche Tragödie: beide aber blieben, trotz dieſes Gegenſatzes, verwandter mit einander, als es auf den erſten Anblick ſcheint. Wie durch eine Art von Inſtinkt geleitet, verwandelte Schiller das unbeugſame Schickſal in der Braut von Meſſina in eine ſtrafende Nemeſis, wodurch uns der ſüße Troſt erwächſt, der Menſch, wofern er nur dem Gott im Buſen folge, ſey wohl über das Schickſal erhaben. Dieſelbe Idee liegt der Jungfrau von Orleans zum Grunde, wie ihr eigner Jammerruf bezeugt:

Ach! aus der Freude Kreis muß ich mich ſtehlen,
Die ſchwere Schuld des Buſens zu verhehlen.

Sie ermannt ſich indeß, ſchon da ſie durch Schuld dem Verhängniß verfallen war, und zeigt ſich uns als moraliſch große Perſon, welche das Schickſal beſiegt; da ſich hergegen Don Ceſar als äſthetiſch großer Gegenſtand zeigt, der die ewige Gerechtigkeit durch ſein Leben verſöhnt.

Ich der Mörder ſollte glücklich ſeyn,
Und deine heilge Unſchuld ungerächet
Im tiefen Grabe liegen — das verhüte
Der allgerechte Lenker unſrer Tage,
Daß ſolche Theilung ſey in ſeiner Welt.

Mag man daher dieſes oder jenes Schickſal betrachten; ſo ergeht es uns, wie dem Chor, wir fühlen und erkennen, hier wie dort, dieß Eine klar:

Das Leben iſt der Güter höchſtes nicht,
Der Uebel größtes aber iſt die Schuld.

Deßwegen können beyde Tragödien auch wohl Seitenſtücke zu einander genannt werden, wie ſehr ſie ſonſt auch Gegenſtücke ſcheinen: denn ſie ſtellen die Eine Idee von ihren zwey Seiten dar. Ihrem Weſen nach ſind ſie Schickſalstragödien, wie die andern. —

Noch beſchenkte uns Schiller in der neueſten Zeit mit Shakeſpears Makbeth: der Turandot nach Gozzi, mit Wilhelm Tell, mit einem Prolog (1805.) zu der Gelegenheit, als die verehrte Großfürſtin zum erſtenmale Weimars Theater beſuchte, gedichtet, und einer Bearbeitung der Phädra von Racine. Turandot, (1802.) ein Verſuch im Komiſchen, oder gar Burlesken, wird den Freunden des Dichters wohl nur darum vorzüglich werth bleiben, weil er dieſen ſelbſt erheiterte; da ſeine Bearbeitung des Makbeth (Tübingen 1801.) hingegen ein gelungenes Beſtreben zeigt, den ächten Shakeſpear in ſeiner urſprünglichen Geſtalt, die ſo ſelten zum Vortheil verändert wird, wieder zu geben. Es iſt eine wunderbare Einheit im Shakeſpear, welche ungeſtraft nicht verletzt wird, und mit welcher Schiller ſo ſchonend umgieng, daß er ſelbſt das, was nur der Nation und dem Zeitalter Shakeſpears eignet, auszurotten, Bedenken trug. Hier indeß wäre Bedenklichkeit wohl minder nöthig geweſen, als bey Handhabung der Romantik in dieſem Stücke, welche Schillern weniger gelang. Die erſte Einführung der Hexen zeigt uns ſie als idealiſirte Schickſalsſchweſtern, deren Sprache und Ton viel veredelt iſt, und welche vorzüglich den Menſchen durch Mißbrauch ſeiner Freiheit verderben. Wie vertragen ſich aber dann die gemeinen Hexen (Sc. 2. 3. 4. Akt. 4.) mit dieſen Schickſalsſchweſtern? — Auf jeden Fall aber wird durch die Idee von dieſen vieles im Moraliſchen des Stücks und auch ſonſt anders nüancirt, ja ſogar der ganze Eindruck verändert. Alles dieß hat ſeinen Grund in Schillers Individualität, und eine Vergleichung dieſer Bearbeitung mit dem Original kann gar ſehr dienen, uns darüber, ſo wie über Behandlung ſeiner andern Tragödien Aufſchlüſſe zu verſchaffen.

Wilhelm Tell (Tübingen 1804.) iſt ein hiſtoriſches Schauſpiel in Shakeſpears großem Styl, worinn Schiller ſeine griechiſchen Muſter wieder ein wenig verläßt, um ſeinem engliſchen Geiſtesbruder ganz zu folgen, auch in einer eignen Romantik, indem er hier Gebrauch von der Meynung macht, daß des Sterbenden Blick prophetiſch in die Zukunft dringe. Ohne eine Vergleichung dieſes Schauſpiels mit den vorhergegangenen des Verfaſſers hier zu verſuchen, dürfte man doch behaupten, daß es ſeinen vollendetſten an Werth nichts nachgiebt, ja in einigen Beziehungen ſie übertrifft, und gewiß hat es den großen Beyfall, mit dem es aufgenommen ward, weniger dem zufälligen Reitze des wichtigen Themas, der durch die neueſten politiſchen Veränderungen der Schweiz und andere Ereigniſſe der Zeit allerdings mußte verſtärkt werden, als der überdachten, auf dramatiſche und theatraliſche Wirkung ächtkünſtlich berechneten Behandlung zu danken. Einigen Vortheil indeß gewährte unſerm Dichter ſein Süjet, den er auch mit der ganzen Macht ſeiner Darſtellung vortreflich benutzt hat. Tells That gehört auch nicht ſowohl der Geſchichte als der ganzen Menſchheit an, und was ſie auch nach ihrer nächſten Veranlaſſung wenigſtens von einigen noch bezweifelt wird, was ſie auch, wie es hiſtoriſch ausgemacht iſt, einzeln für ſich die Zuſammentreffung mehrerer Umſtände und Perſonen längſt beſchloſſene Kataſtrophe nimmer herbeyführte, ſo iſt ſie doch wie die übrigen ſie begleitenden Begebenheiten durch Alter und religiöſen Glauben ſo zu ſagen kanoniſirt und eben dadurch für die Kunſt idealiſirt. Das Gleiche gilt auch, wenn ſchon im minderen Grade von dem Boden, auf dem ſie geſchah. Man iſt es lange her gewohnt, ſich dieſen als einen poetiſchen Boden der Freiheit, ſoviel auch nach der Geſchichte von dieſer Vorſtellung immer mehr oder weniger mußte heruntergeſtimmt werden, zu denken. Das Romantiſche und Idylliſche der lokalen Natur vollends und der Sitteneinfalt der alten Schweiz beſonders vollendet dieſen Eindruck. Dieß alles kam Schillern gut zu Statten, und er hat es meiſterhaft, auch das Letzte, in theatraliſcher Rückſicht, ſo vortheilhaft zu benutzen gewußt, daß eben dadurch

Ein Gott? ſagt er; die Welt iſt ſich genug!
Und keines Chriſten Andacht hat ihn mehr
Als dieſes Freigeiſts Läſterung geprieſen.

König.

Und wollet ihr es unternehmen, dies
Erhabne Muſter in der Sterblichkeit
In meinen Staaten nachzubilden?

Marquis.

Sie,
Sie können es. Wer anders? Weihen Sie
Dem Glück der Völker die Regentenkraft,
Die — ach, ſo lang' — des Thrones Größe nur
Gewuchert hatte — Stellen Sie der Menſchheit
Verlornen Adel wieder her. Der Bürger
Sey wiederum, was er zuvor geweſen,
Der Krone Zweck — ihn binde keine Pflicht,
Als ſeiner Brüder gleich ehrwürd'ge Rechte. *

---

* Die erſte Ausgabe enthält hier noch folgende Stelle:

Der Landmann rühme ſich des Pflugs und gönne
Dem König, der nicht Landmann iſt, die Krone.
In ſeiner Werkſtatt träume ſich der Künſtler
Zum Bildner einer ſchönern Welt. Den Flug
Des Denkens hemme ferner keine Schranke,
Als die Bedingung endlicher Naturen.
Nicht in der Vaterſorge ſtillem Kreis
Erſcheine der gekrönte Fremdling. Nie
Erlaub' er ſich, der Liebe heilige
Myſterien unedel zu beſchleichen.
Die Menſchheit zweifle, ob er iſt. Belohnt
Durch eignen Beifall, berge ſich der Künſtler
Der angenehm betrogenen Maſchine.

dieſes Stück einen ganz unterſchiedenen Charakter nicht nur von ſeinen früheren, ſondern auch vor andern ähnlichen Stücken gewinnen mußte.

Die Ueberſetzung der Phädra (1805) war die letzte Arbeit des Mannes, dem der deutſche Kothurn ſoviel Treffliches aus der eigenthümlichen Fülle ſeines hohen Genie's dankt, und der, wie die bekannte Göthe'ſchen Stanzen über ſeinen Tod ſchön ſagen,

ſein Leben ſetzt an dieſen Schein des Lebens.

Nur Krankheit, die dem Dichter höhere Anſtrengungen eigener Bildung nicht geſtatteten, konnte Schillern vermögen, ſeine Muße der Verdeutſchung eines Trauerſpiels zu ſchenken, das zwar an Detailſchönheiten, beſonders an Schönheiten des Ausdrucks keinen Mangel hat, aber doch im Ganzen genommen, keine vorzügliche Tragödie iſt. Die aus Euripides genommene Fabel hat Schillern angezogen: die Vergleichung, wie der Franzoſe den Griechen genommen, wie er ihn auch nach den Konvenienzen ſeines Theaters und ſeines Zeitalters modeln zu müſſen geglaubt, reizte den Ueberſetzer, und die oft prächtige, eben daher aber an Ort und Stelle nicht immer ſchicklichſte poetiſche Rhetorik war für den Deutſchen eine Verſuchung weiter, ſich mit dem Franzoſen zu meſſen. Hätte es doch die ſtrenge Parce dem Deutſchen geſtattet, ſtatt der Ueberſetzung der franzöſiſchen Phädra eine freye

Nachbildung des griechiſchen Hippolytus im ächten Geiſte der griechiſchen Tragödie zu geben, und ſo ein würdiges Seitenſtück zu der vortreflichen Iphigenie ſeines Freundes Göthe zu liefern. Indeß iſt auch dieſe Ueberſetzung — einige kleine Nachläſſigkeiten der Proſodie, der Sprache und Diktion abgerechnet — geiſtreich, gewandt, voll ſchöner Energie der Sprache, und wo der franzöſiſche Dichter das zarte Gefühl des Griechen aufgefaßt hat, eingehend in daſſelbe, mit treuer Aneignung es wiederherſtellend.

Noch wurde von Schillern ſelbſt vor ſeinem Tode die Sammlung ſeiner dramatiſchen Werke, welche zu Tübingen in 5 Bänden. (1805-08.) herauskam, angeordnet. Der erſte Band enthält Don Carlos, die Jungfrau von Orleans und die Huldigung der Künſte. Wenn Schiller auch nichts geſchrieben hätte, als dieſes kleine, durch genialiſche Erfindung, Phantaſie, Herz und die treflichſte Sprache gleich rühmlich ſich auszeichnende dramatiſche Gedicht, dieſes allein wäre im Stande, ſeinen Namen der Unſterblichkeit zu übergeben. So ſehr gehört es unter ſeine vollendetſten Arbeiten, und auch eine flüchtige Durchleſung — aber jede wird zu wiederholter nachdenkender einladen — muß die Ueberzeugung hervorbringen, daß freye Begeiſterung und die rückſichtloſeſte Huldigung, wie ein edler Charakter dem andern ſie ablockt, dieſes Gedicht eingegeben haben. — Der zweyte, Band enthält die Räuber (nach der erſten Ausgabe gedruckt), den Fiesko, Kabale und Liebe und den Paraſit oder die Kunſt, ſein Glück zu machen, nach dem Franzöſiſchen. Der Verfaſſer des Originals iſt nicht genannt. Das künſtliche Spiel der Intrigue, das hier angebracht iſt, das Marquirte einiger, wenn ſchon etwas alltäglicher Charaktere, vorzüglich der lebhafte Dialog und die gute gebildete Sprache, die im Ganzen herrſcht, erklären es mit, warum Schiller einen Theil ſeiner Zeit, da ihm ſeine Kränklichkeit oft anſtrengendere eigene Arbeit verbot, die Bearbeitung dieſes (ächt) franzöſiſchen Schauſpiels widmen konnte, indem es im Ganzen genommen, wenig ſich über das Mittelmäßige erhebt. Die Aufſchrift Paraſit ſcheint auch ganz unpaſſend; denn auch nicht ein Zug im Charakter des Helden, von dem ſie abſtrahirt ſcheint, deutet auf den Paraſit, im gewöhnlichen Sinne des Worts. Es iſt bloß der Schurke, dem kein Mittel, für ſeine gemeinen Zwecke, zu gemein iſt, ſich über andere empor zu heben und auf ſeinem Punkte zu erhalten. III. Band. Wallenſtein. Braut von Meſſina. IV. Band. Maria Stuart. Makbeth. Turandot. Iphigenia. V. Band.

Wilhelm Tell. Phädra. Neffe als Onkel Menſchenfeind. Semele.

Was keiner wohl wird leugnen können, iſt *Schillers* reines Beſtreben nach höchſter Veredlung, und ſein veredelnder Einfluß auf unſere Bühnen, der ſich durch mehr idealiſche Formen bewährt, wodurch ſeine Tragödien *die* Aehnlichkeit mit den griechiſchen erhielten, daß ſie in einem bedeutenden Grade epiſch wurden, und ſich etwas mehr von der Lyrik entfernten. Nicht aber auf die Bühnen bloß erſtreckt ſich ſein veredelnder Einfluß, auch auf unſer Leben. Dieß verneinen, hieße dem Unſterblichen die Krone ſeines Verdienſtes rauben, die doch, hoffen wir, in unvergänglichem Glanze ſtrahlen ſoll. Kein Dichter der neueſten Zeit hat mehr, wenige, ſehr wenige nur ſo viel, wie er durch die Macht des hohen, reinen Geſanges, und ſo kräftig, ſo ſchön, in die Bildung des Zeitalters eingegriffen. Wir ſchlagen zuletzt noch die Sammlung ſeiner, wenigſtens im *erſten* Bande an den höchſten Maßſtab gehaltenen, *Gedichte* auf, die uns einen ſentimentalen Dichter zeigen, deſſen Poeſieen auf dem Boden des Tiefſinns Wurzel ſchlugen, betrachten ſie mit geſammeltem Gemüth in ernſter Stille: — was finden wir? —

Von ſeinen Gedichten erſchien der erſte Theil im Jahr 1800 zu Leipzig; der zweyte Theil im Jahr

1803. (die neueſte Ausgabe des 1ten Theils iſt vom Jahr 1807., der 2te Theil vom J. 1808.). Der erſte Theil enthält faſt lauter neue Gedichte. Einige wenige ſind aus der Thalia, die meiſten aus den Horen und den Almanachen aufgenommen. Von den älteſten Gedichten findet man den Abſchied Hektors, die Blumen, die Reſignation und der Kampf; im zweyten Theil neben den neueſten auch viele ſeiner früheren und früheſten aus der Thalia und der im Jahr 1782 zu Stuttgart erſchienenen Anthologie aufgenommen, und zwar ohne beträchtlichen Gebrauch der Feile. Schiller entſchuldigte dieſes Verfahren in der Vorrede damit, daß ſie nun doch ſchon ein verjährtes Eigenthum des Leſers ſeyen, der ſich auch das Unvollkommne nicht gern entreiſſen laſſe, weil es ihm durch irgend eine Beziehung oder Erinnerung lieb geworden, und ſelbſt das Fehlerhafte wenigſtens eine Stufe in der Geiſtesbildung des Dichters bezeichne. Es ſeyen die wilden Produkte eines jugendlichen Dilettantism, die unſichern Verſuche einer anfangenden Kunſt und eines mit ſich ſelbſt noch nicht einigen Geſchmackes mit ſolchen Gedichten, die das Erzeugniß reiferer Einſicht ſind, hier darum zuſammengeſtellt worden, damit das Publikum den Verfaſſer auf einmal in der Geſtalt kennen lerne, in der er nach und nach vor demſelben erſchienen ſey. — Wenn manche Verehrer der Schiller'ſchen Muſe hier auch eine ſtrengere Wahl und ſtrengere Anwendung der Feile vorgezogen wünſchten, ſo findet ſie doch noch reichlichen Genuß und die Aufnahme einiger ältern Gedichte iſt ganz verzeihlich. Für die hiſtoriſche Beurtheilung ſeines Geiſtes behalten auch dieſe zurückgeſetzten Arbeiten ein großes Intereſſe. Ein reicher Geiſt, welcher gern in die geheimſten Tiefen der menſchlichen Natur hinabſteigt, eine ſeltne Innigkeit des Gefühls und ein großer Reichthum der Einbildungskraft leuchtet auch aus Schillers früheſten Gedichten hervor. Aber indem ſie auf das lebhafteſte zu dem Gemüthe ſprechen, beleidigen ſie oft das Gefühl des Schönen, und wie es ſcheint, nicht ohne Muthwillen. Oft wenn der Dichter nach dem Erhabenſten ſtrebt, ſtürzt er ſich in den Strudel des Gräßlichen, und die Energie artet oft in eine widrige Heftigkeit aus. Der Reichthum iſt oft überladen und üppig und von einem falſchen Schimmer begleitet, und wo die Schönheit hervorbricht, gleicht ſie weniger einem erheiternden Lichte, als einem Blitzſtrahle, der für einige Augenblicke eine trübe Miſchung begleitet.

Dieſer kräftigen, aber verwilderten Natur, welche mehr erwarten ließ, als leiſtete, hat ſich ein edlerer Geiſt bemächtigt, der ſie, wie eine wohlthätige Nemeſis, an den goldnen Zügeln des Rhythmus lenkt. Der Geiſt der Schönheit hat ihr ganzes Weſen durchdrungen und die Bande des blinden Triebes gelöſt. Eine heitere und erfreuliche Schöpfung, das Werk genialiſcher Freyheit, erhebt ſich vor unſern Augen und entfaltet ſich in den mannigfaltigſten Formen. Die Kunſt drängt das wild verlodernde Feuer zuſammen, und in ſeinem höchſten Fluge wird der Geiſt durch jene edle Mäßigung regiert, welche ſeine vollendete Herrſchaft über den Stoff beurkundet. Mit gleicher Beſonnenheit und Ruhe taucht er ſich in die Tiefen des Unerforſchlichen oder verbreitet ſich durch das rege Leben, oder ſpielt mit Empfindungen und Bildern. Die Weisheit hat hier einen Bund mit der Anmuth geſchloſſen, oder beyde ſcheinen ſich vielmehr zu Einem Weſen vereinigt zu haben. Kraft und Zierlichkeit, Schönheit und Energie, Anmuth und Erhabenheit bieten ſich gegenſeitig die Hand und entzücken uns durch den Anblick eines ſo ſeltenen Vereins. Man wird überzeugt, daß die Sänger noch leben,

Die mit dem lebenden Wort horchende Völker entzückt,
Die vom Himmel den Gott, zum Himmel den Menſchen geſungen,
Und getragen den Geiſt hoch auf den Flügeln des Liedes.

Mit Vergnügen ſieht man den Genius, der alles darinn bezeichnet, dem jugendlichen Alter entrückt, immer reifer dem männlichen zuſchreiten; mit Vergnügen die kühne lebendige Phantaſie nun auch mit der Schönheit, und Kraft und Stärke mit der Grazie vermählt; den üppigen Auswuchs verſchwunden, und an ſeiner Stelle nährende Fruchtbarkeit; nicht bloß durch Originalität und Neuheit ſeine Einbildungskraft überraſcht, auch durch Fein- und Correktheit ſeinen Geſchmack befriedigt. — Schillers Muſe iſt ſehr reich an Mannichfaltigkeit. Bald ſind ſeine Dichtungen mythologiſch, bald didaktiſch, bald lyriſch, bald epigrammatiſch, bald gehören ſie zu der erzählenden Gattung. Aber bey aller dieſer Verſchiedenheit des Stoffes, der Form und der Darſtellung, beherrſcht doch ein eigenthümlicher, kräftiger und gehaltſchwerer Geiſt das Ganze.

So ſelten überhaupt die Erſcheinung eines Dichters iſt, welcher philoſophiſchen Tiefſinn mit allen Gaben der Muſen vereinigt, ſo ſehr finden wir uns oft in dieſen Gedichten überraſcht, einen ſcheinbar ſpröden und unfruchtbaren Stoff von der reichſten Fülle poetiſchen Lebens durchdrungen zu ſehn. Denn durchdrungen und beſeelt iſt er hier, nicht etwa bloß mit dem Gewande der Dichtkunſt bekleidet. Der Tiefſinn hat auf dem

Boden der Einbildungskraft Wurzel gefaßt und eine andere Natur angenommen, und zugleich mit den ſchönſten Blüthen der Dichtkunſt entfaltete ſich eine edle und erhabene Philoſophie.

Zwey Gegenſtände ſind es hauptſächlich, die den Dichter auf das lebhafteſte beſchäftigen, das Wunderbare des menſchlichen Lebens und das Weſen der Kunſt. Oft paart er beydes und eröffnet uns in der Betrachtung der letztern weite erhebende Ausſichten in die Geſetze, welche das Leben, ja die Welt überhaupt regieren. Zuverläßig iſt nie über das Weſen der Künſte etwas tiefer gedachtes in beſeelteren Worten geſungen, nie ſind die geheimſten Geheimniſſe der Poeſie durch ſie ſelbſt auf eine glänzendere Weiſe dargeſtellt worden. Ein Commentar über dieſe Gedichte würde eine Theorie der Kunſt ſeyn, und man würde mit Bewunderung entdecken, daß die Geſetze, welche ſie aufſtellen, dieſelben ſind, denen ſie ihre Entſtehung verdanken.

Die Sprache in dieſen Gedichten iſt, in den kleinſten wie in den größten, gewählt, edel, bilderreich und von einem unnachahmlichen Wohlklange. In einigen Stücken iſt ſie ſo durchſichtig und klar, daß man Schillers Charakter in ihnen verkennen würde, wenn er ſich nicht durch die Tiefe und Größe ſeiner Ideen kund thäte. Die

Verſifikation iſt in den meiſten Stücken leicht und fortreißend und in den größern Gedichten von einer Fülle, Stärke und Vollendung, die nicht leicht übertroffen werden dürfte. So wirkt hier alles zuſammen, um das Gefühl einer vollkommenen Freyheit des Gemüthes zu wecken. Leicht und willig ſcheint ſich der Stoff der Ueberlegenheit des Genius zu fügen und die ſchöpferiſche Kraft ſeines Willens allein ſcheint die wunderſamſten Gebäude der Poeſie hervorgerufen, geordnet und mit dem Zauber eines idealiſchen Glanzes bekleidet zu haben.

Es dürfte den Freunden wohl nicht unangenehm ſeyn, nach dieſen allgemeinen Bemerkungen einige genauer zu betrachten und vorzüglich bey denjenigen Gedichten zu verweilen, deren Inhalt, um ganz gefaßt zu werden, ein wiederholtes Studium vorausſetzt. Dieſe wollen durchaus nicht bloß genoſſen ſeyn. Es iſt aber auch nicht zu fürchten, daß die Analyſe den Genuß ihrer Schönheit zerſtöre. In Werken, bey denen Stoff und Form ſo durchaus einig ſind, muß die Betrachtung der letztern durch die Kenntniß des erſtern nothwendig gewinnen.

Die Sammlung wird mit einer kleinen Allegorie voll Anmuth eröffnet, die ihr ſtatt der Vorrede dient. Die Klarheit und Heiterkeit der Darſtellung, die zarteſte Anſpruchsloſigkeit und der geheimniß-

Wenn nun der Menſch, ſich ſelbſt zurückgegeben,
Zu ſeines Werths Gefühl erwacht — der Freiheit
Erhabne, ſtolze Tugenden gedeihen —
Dann, Sire, wenn Sie zum glücklichſten der Welt
Ihr eignes Königreich gemacht — dann iſt
Es Ihre Pflicht, die Welt zu unterwerfen.

König (nach einem großen Stillſchweigen).

Ich ließ euch bis zu Ende reden — Anders,
Begreif' ich wohl, als ſonſt in Menſchenköpfen,
Malt ſich in dieſem Kopf die Welt — auch will
Ich fremdem Maßſtab euch nicht unterwerfen.
Ich bin der Erſte, dem ihr euer Innerſtes
Enthüllt. Ich glaub' es, weil ich's weiß. Um dieſer
Enthaltung willen, ſolche Meinungen,
Mit ſolchem Feuer doch umfaßt, verſchwiegen
Zu haben bis auf dieſen Tag — um dieſer
Beſcheidnen Klugheit willen, junger Mann,
Will ich vergeſſen, daß ich ſie erfahren
Und wie ich ſie erfahren. Stehet auf.
Ich will den Jüngling, der ſich übereilte
Als Greis und nicht als König widerlegen.
Ich will es, weil ich's will — Gift alſo ſelbſt,
Find' ich, kann in gutartigen Naturen
Zu etwas Beſſerm ſich veredeln — Aber
Flieht meine Inquiſition. — Es ſollte
Mir leid thun —

Marquis.

Wirklich? Sollt' es das?

König (in ſeinen Anblick verloren).

Ich habe
Solch einen Menſchen nie geſehen. — Nein!

volle Schleyer ſelbſt, welcher den Sinn umhüllt, haben dem Mädchen aus der Fremde auch das Herz derer gewonnen, die jenen Schleyer nicht zu lüften wußten. Und ſo muß jede Allegorie wirken, wenn ſie den Namen eines Kunſtwerkes verdienen will, ſie muß ſelbſtſtändige Schönheit mit einem treffenden und gediegenen Sinne verbinden. Aber dieſer Sinn darf kein Räthſel ſeyn, und iſt es auch in dem gegenwärtigen Falle nicht. Das Mädchen aus der Fremde iſt die Poeſie. Herbeygerufen durch die Innigkeit des Gefühls, welches die Blüthe und Anmuth der Natur zu wecken pflegt, tritt ſie zuerſt unter den einfachſten und unſchuldigſten Kindern der Natur auf, die ſie durch ihre Gegenwart beglückt und über die enge Sphäre ihres Daſeyns erhebt. Niemand weiß, von wannen ſie kömmt oder wohin ſie geht, und ihr geheimnißvoller göttlicher Urſprung kündigt ſich durch die edle Würde an, mit der ſie ſich von allem, was gemein und ſterblich iſt, entfernt. Sie beglückt die Menſchen durch ihr heiteres Daſeyn und durch die Gaben, die ſie ihnen mittheilt; Gaben, die ſie ſelbſt in überirdiſchen Gegenden, in dem Lande der Ideale, geſammelt hat. Sie ſind von der mannigfaltigſten Art, obgleich alle erfreulich und ſchön. Die einen, reizende Spiele der Phantaſie und — gleichſam die Blumen der

Dichtkunſt — ergötzen durch ihre Anmuth: die anderen ſind von ernſterer Art und den Früchten vergleichbar, nach denen das Alter vorzugsweiſe greift; während die Jugend ſich mehr an jenen erfreut. Jeder hat Anſpruch auf ihre Gunſt; aber vor allen der Liebende. Denn die Liebe iſt die Poeſie des Lebens und es giebt keine Poeſie ohne Liebe!

So drückt ſich der Inhalt dieſes Gedichts auf eine natürliche und ungezwungene Weiſe aus, und nur etwa in den Worten (Reutlinger Ausgabe von 1810. Seite 5.)

Doch ſchnell war ihre Spur verloren,
Sobald das Mädchen Abſchied nahm,

dürfte eine kleine Schwierigkeit übrig bleiben. Wenn man aber nur nicht an die Produkte der Poeſie — welche freylich als ihre zurückbleibenden Spuren angeſehen werden könnten — ſondern an ihr eigenthümlichſtes Weſen denkt, welches in dem beſteht, was nicht erlernt und fortgepflanzt werden kann, ſo iſt es offenbar, daß die Spuren der Poeſie jedesmal mit dem Aufhören ihrer begeiſternden Kraft entfliehen.

So wie hier die Natur der Poeſie und ihr wunderbares Weſen durch die geheimnißvolle Verſchleyerung auf der einen, und die anmuthige Heiterkeit der Darſtellung auf der andern Seite, ſehr glücklich verſinnlicht wird, ſo ſtellt der Dichter S. 11, die Geſetze einer andern Kunſt und — indem alles Schöne auf derſelben Grundlage ruht — die Geſetze der Kunſt in einer idealiſchen Beſchreibung des Tanzes auf. In den ſeelenvollen Bildern, mit denen im Eingange der Tanz geſchildert wird, glaubt man das leichte und fröhliche Schweben ätheriſcher Geſtalten wahrzunehmen, und die anmuthige Bewegung des Verſes kommt dieſer Täuſchung ausnehmend zu Hülfe. (Original Ausg. S. 12.) (Reutlinger Ausg. v. 1810. S. 12.)

Seh' ich flüchtige Schatten, — —
— — — —
— hebt den ätheriſchen Leib.

Indem der Dichter in den folgenden Verſen die Verwandlung der Ordnung in eine ſcheinbare Verwirrung, und die Rückkehr zur Ordnung ſchildert — dieſes ewige Zerſtören und Erzeugen der drehenden Schöpfung — vollendet er die Beſchreibung des Tanzes und ſtellt ihn zugleich in das Licht eines intereſſanten Räthſels, deſſen Auflöſung ihn in dem übrigen Theile des Gedichtes beſchäftigt. Von dieſer Auflöſung reißt er uns zu einer kühnen und geiſtreichen Anwendung fort. Die Schranken einer einzelnen Erſcheinung verſchwinden, und das Bild der moraliſchen Welt und des unendlichen Alls — in jener gleichſam geſpiegelt — eröffnet ſich uns. Wir glaubten uns an einem leichten Spiele zu erfreuen, und finden uns auf einmal durch eine Geſetzmäßigkeit derſelben überraſcht, die dieſes Spiel an die Welt knüpft: (Reutlinger Ausg. v. 1810. S. 13 bis 14.)

Und dir rauſchen umſonſt die Harmonien — —
— — — —
— Im Handeln das Maaß.

Die hohe Würde der Poeſie und ihre heilige Enthaltung von dem geſchäftigen Eigennutze des gemeinen Lebens, iſt der Gegenſtand eines Gedichtes von dem anmuthigſten Kolorit, der Theilung der Erde, (Orig. S. 30.) (Reutl. Ausg. S. 26.) Auch hier, wo uns nur ein fröhlicher Scherz mit feiner Ironie geboten wird, fühlen wir uns bald durch die ſchöne Klage des Poeten und die überraſchende Auflöſung, auf eine unerwartete Weiſe gerührt und erhoben. Das Bild der eigennützigen Regſamkeit auf der einen, die Idee der heiligen Ruhe der Kunſt auf der andern Seite, der Gegenſatz des Sinnlichen und Geiſtigen, des Irdiſchen und Himmliſchen, das ſich hier ſo naiv begegnet, und die Erhebung zu einem Standpunkte, aus welchem die Tücke des Zufalls faſt verſchwindet, iſt zugleich ſchön, rührend und befriedigend.

Eine geiſtreiche Rechtfertigung des Idealiſchen und des ſchönen Scheines gegen die ſtrengen Vertheidiger der trocknen und unverſchönerten Wahrheit enthält (Orig. A. S. 153.) (Reutl. Ausg. S. 121.)

die *Poeſie des Lebens*, ein Gedicht, das die Kunſt, der Wahrheit Anmuth zu geben, auf eine ſo glückliche Weiſe übt, daß es, auch ohne Rückſicht auf die darinne enthaltenen Gründe, alle Gemüther für die Anſprüche des ſchönen Scheines gewinnen muß. Aber dieſe Gründe ſind eben ſo wahr, als ihre Darſtellung ſchön iſt; (Orig. S. 154 bis zu Ende.) Reutl. Ausg. 121 — 122.

Erſchreckt von deinem ernſten Worte — —
— — — die Verſteinerung.

Der Gebrauch der alten Mythologie, welcher dieſe Stelle einen großen Theil ihres Glanzes verdankt, iſt eine charakteriſtiſche Eigenthümlichkeit von Schillers neuem poetiſchen Styl. Bisweilen dient ſie ihm als brauchbarer Stoff zu phantaſiereichen Spielen — wie in der *Klage der Ceres* und dem *Eleuſiniſchen Feſte* — öftrer und lieber aber als ſchöne Umgebung einer Idee, mit welcher er jene reizenden Blüthen des poetiſchen Alterthums gleichſam befruchtet. Beyſpiele hievon bieten ſich überall in dieſer Sammlung dar: keines aber dünkt uns an Schönheit und hoher Grazie mit dem wetteifern zu können, welches das *Reich der Formen* beſchließt. In dieſem ernſten Werke, das, im höchſten Style gedichtet, jeden müßigen Zierrath verſchmäht, und uns durch impoſante Größe, edle Verhältniſſe und das geheimnißvolle

Dunkel ſeines innern Heiligthums, mit einer Art von religiöſer Bewunderung erfüllt, treten einige Mythen, voll des fruchtbarſten Sinnes, wie Erſcheinungen aus einer andern Welt hervor und erleuchten, durch den ſie umgebenden Glanz, die Wunder, die das Innere dieſes Tempels einſchließt.

Der Mythus von dem Raube der Proſerpina in dem Gedichte: die Klage der Ceres, durch die halbdramatiſche Form, indem er nur die beraubte Mutter in einem Monologe perſönlich vorführt, erhält für unſere Phantaſie einen ganz eigenen Reiz. Es iſt keine Erzählung mehr von längſt vergangenen Zeiten, die Begebenheit geht jetzt vor, die Göttinn wandelt vor unſern Augen, der Mutter Klagen tönen in unſere Ohren. Die rührende Situation einer verwaißten Mutter, die auf der ganzen weiten Erde das geliebte verlorne Kind ſucht und es nicht findet, erhält noch dadurch einen hohen Grad von Rührung mehr, daß ſie in dem alles erfreuenden, alles wiedergebährenden Frühlinge allein, freudenlos, nur mit neu aufkeimenden Schmerzen beflicht; daß nur die Kinder der wechſelnden Horen zurückkehren, nicht die Tochter ihrer Liebe. Ihren Schmerz theilend, ſtehen wir neben der Klagenden, betrauern mit ihr das drückende Loos ihrer Unſterblichkeit, das traurige Vorrecht ihres göttlichen Standes, ausgeſchloſſen zu ſeyn vom Troſte ſterblicher Mütter, dem geliebten Kinde durch das Grab an den düſtern Strand folgen zu können, deſſen Nachen nur Schatten aufnimmt, und was er einmal hinabführte, nicht wieder zurückgiebt. Wenn dann ihr endloſer Schmerz über den unwiederbringlichen Verluſt ſich plötzlich aus dem dunklen Schooße der Erde, die Nachbarinn des Schattenreichs, einen Troſt heraufholt; in dem keimenden Saamenkorne die Stimmen des Cocyts, und unter ihnen die Liebestöne der holden Tochter um ſich verſammelt: wie ſanft regt dieſes liebliche Spiel der mütterlichen Phantaſie auch die unſere, und welch einen ſchönen menſchlichen Sinn erhält der alte Mythus!

Eben ſo ſchön, neu und kraftvoll wird in dem mythologiſchen Gedichte, das eleuſiſche Feſt, die Fabel von der Kultur der Erde und des Menſchengeſchlechts durch Ceres und ihre göttliche Genoſſenſchaft, benutzt und dargeſtellt. Das geliebte Kind ſuchend, irrt die Göttinn in ihrem Schmerze auf der weiten Erde umher. Da trifft ihr weinender Blick auf unwirthbare Steppen, auf thierenähnliche Menſchen, auf barbariſche Opfer. Ihr dem Gefühle des Unglücks offenes Herz erträgt dieſen Anblick von Barbarey und Geſunkenheit nicht. Sich zum Troſte, der Erde und ihren rohen Kindern zum Segen, erfindet ſie den Ackerbau: S. 81. u. f. Neutl. Ausg. S. 67. u. f.

> Und ſie nimmt die Wucht des Speeres — —
> — . — — —
> — der Trieb des Keimes ſchwillt.

Nun ſchmücken Halmen den Boden, weit umher wogt ein goldener Wald; ihr Lächeln ſegnet die Erde, ihre Hand flicht den erſten Garbenbund; ein Feldſteln dient ihr zum Altare, an dem ſie zu Jupiter aufſleht, durch ein Zeichen ſein göttliches Daſeyn dem rauhen Volke anzukünden. Da wirft Zevs ſeinen Blitz, ſich ſelbſt ſein Opfer anzündend. Die Barbaren erkennen ihn, beten ihn an, und empfangen ihrer göttlichen Wohlthäterinn Unterricht. Jetzt ſteigen alle Himmliſchen herab, Themis, Vulkan, Minerva, Artemis, Merkur, Apollo mit ſeinen Muſen, Cybele, Venus und ihr Sohn; weiſer, edler und glücklicher wird das Menſchengeſchlecht, ſchöner und blühender die Erde. Ein hohes, lebendiges, fortſchreitendes Gemählde! Seelvoll und lieblich entwickelt ſich eine hohe Erſcheinung nach der andern aus der Hülle der Dichtung, und mit einer Harmonie des Versbaus, mit einem Wohlklange des Reimes, wie man ihn nur ſelten vernimmt.

Das Bild des Herkules, als Symbol des Menſchen überhaupt, ſeines Zuſammenhanges mit der wirklichen Welt und ſeiner Fähigkeit, über die Schranken derſelben in die Regionen der Freyheit emporzuſteigen, iſt unter dieſen Mythen die ausgeführteſte, reichhaltigſte und ſchönſte: (Original-Ausgabe Seite 268. u. f. Reutl. Ausgabe 1810. Seite 216.)

1) Tief erniedrigt zu des Feigen Knechte
Gieng in ewigem Gefechte
Einſt Alcid des Lebens ſchwere Bahn
— —
— — geneigt iſt.
2) Bis der Gott des Irdiſchen entkleidet,
— —
— — lächelnd den Pokal.

Der vollſtändigſte Commentar zu dieſem Gedichte, deſſen Inhalt wohl nur einer kleinen Anzahl von Leſern in allen ſeinen Theilen vollkommen klar ſeyn dürfte, ſind Schillers Briefe über die äſthetiſche Bildung, einem Werke, das in der Geſchichte der Kritik eine der merkwürdigſten Epochen machte. Der Streit des Göttlichen mit dem Menſchlichen, der Pflicht mit der Neigung, und die Vereinigung, welche zwiſchen den ſtreitenden Kräften durch die vollendete Entwickelung des Schönheitsſinnes bewirkt werden kann, iſt der Gegenſtand deſſelben. Das wirkliche Leben iſt ein Kampfplatz, auf welchem die menſchlichen Kräfte ohne Unterlaß zum

Widerſtande aufgefordert werden; der Menſch mu
ſich aus dem Leben hinausflüchten, er muß ſi
zu dem Ideale der reinen Menſchheit erhebe
wenn er dieſen Streit aufgehoben ſehen und d
harmoniſche Ruhe genießen will, die nicht die V
lohnung der Trägheit, ſondern geübter und g
ſpannter Kräfte ſeyn ſoll. Mit einer ſchön
Anſpielung auf die Kampfſpiele der Alten ſetzt hi
der Dichter das wirkliche Leben dem idealiſchen Z
ſtande einer vollendeten und harmoniſchen Ru
entgegen: (Original = Ausgabe Seite 264 = 26
Reutlinger Ausgabe Seite 213.)

Wenn es gilt zu herrſchen und zu ſchirmen,
— — — —
— — Schwächling unterſinkt.
Aber der von Klippen eingeſchloſſen,
— — — —
— — iſt der Feind.

Dieſe harmoniſche Ruhe ſtellt der Künſtler in ſei
Werken dar, die dem ſpröden Stoffe mit un
müdlicher Anſtrengung abgewonnen, durch
Schein einer Freyheit, den er ſeiner Erhebung
das Gebiet idealiſcher Schönheit verdankt, bez
bert. Vergebens würde der Menſch, wenn er
zu einem Kunſtwerke zu veredeln bemüht, di
durch die Kraft ſeines Willens erzwingen woll
zwiſchen der Ausübung der Tugend und den
forderungen des Geſetzes wird immer ein unen

Nein, Marquis! ihr thut mir zu viel. Ich will
Nicht Nero ſeyn. Ich will es nicht ſeyn — will
Es gegen euch nicht ſeyn. Nicht alle
Glückſeligkeit ſoll unter mir verdorren.
Ihr ſelbſt, ihr ſollet unter meinen Augen
Fortfahren dürfen, Menſch zu ſeyn.

Marquis (raſch).

Und meine
Mitbürger, Sire? — O! nicht um mich war mir's
Zu thun, nicht meine Sache wollt' ich führen.
Und Ihre Unterthanen, Sire? —

König.

Und wenn
Ihr ſo gut wiſſet, wie die Folgezeit
Mich richten wird, ſo lerne ſie an euch,
Wie ich mit Menſchen es gehalten, als
Ich einen fand.

Marquis.

O! der gerechteſte
Der Könige ſey nicht mit Einem Male
Der ungerechteſte — In Ihrem Flandern
Sind tauſend Beſſere als ich. Nur Sie —
Darf ich es frei geſtehen, großer König? —
Sie ſehn jetzt unter dieſem ſanftern Bilde
Vielleicht zum Erſten Mal die Freiheit.

König (mit gemildertem Ernſt).

Nichts mehr
Von dieſem Inhalt, junger Mann. — Ich weiß,
Ihr werdet anders denken, kennet ihr
Den Menſchen erſt, wie ich — Doch hätt' ich euch
Nicht gern zum letzten Mal geſehn. Wie fang' ich
Es an, euch zu verbinden?

cher Abgrund bleiben, der durch nichts ausgefüllt werden kann, als durch die freye Vereinigung der Neigung mit dem Willen. Die ſinnliche Natur muß ſich durch Schönheit läutern; der Menſch muß ſchön fühlen und er wird nicht mehr vor der unendlichen Unerreichbarkeit des Geſetzes zittern: (Orig. Ausg. S. 267. Reutl. Ausg. Seite 215.

Nehmt die Gottheit auf in euern Willen
— — — —
Auch des Gottes Majeſtät.

Dieſe harmoniſche Vereinigung iſt das höchſte Ziel menſchlicher Beſtrebungen, nicht die Ertödtung der Empfindungen und Triebe, die die Natur in unſern Buſen gelegt hat und die wir auf das heiligſte bewahren müſſen. So wenig wir den Leiden der Menſchheit entfliehen können, ſo wenig ſollen wir das ſympathetiſche Gefühl und die Theilnahme an fremden Leiden ausrotten wollen; aber ſo wie wir jenen durch Selbſtbeherrſchung unſer beſſeres Selbſt entziehen können, ſo kann uns dieſes in der idealiſchen Betrachtung des Lebens zu einem Gegenſtande des Wohlgefallens werden: (Original Ausg. S. 268. Reutl. A. S. 216 bis 217.)

Aber in den heitern Regionen
Wo die reinen Formen wohnen,
— — —
Hier der Ruhe heitres Blau.

Zu der Klaſſe von Gedichten, welche der Betrachtung der Kunſt gewidmet ſind, gehören die ſchönen Octaven an Göthe (S. 270) über die Aufführung des Mahomet. Die charakteriſtiſche Verſchiedenheit des deutſchen und franzöſiſchen Trauerſpiels, das Beſtreben des erſtern, die engen Schranken conventioneller Regeln zu zerbrechen und die ganze Welt in ſeinen Umfang aufzunehmen, die Abwege einer rohen Natur, auf die es gerathen iſt, die Vorzüge und Mängel der franzöſiſchen Tragödie — alles dieſes iſt mit treffenden und kräftigen Zügen, in ſchönen Bildern und einer edeln, anmuthigen Sprache geſchildert. Ueberraſchend und treffend iſt das Bild von Charons Nachen auf das Weſen der Dichtkunſt angewendet, welche nur den Schein der Wahrheit, aber durchaus keine Einmiſchung des Wirklichen verträgt: (S. 272, Reutl. Ausg. Seite 219. die 6te Str.

Doch leicht gezimmert nur iſt Thespis Wagen,
— —
— die Kunſt entweichen.

Zum Theil dieſelben Ideen werden in Shakeſpears Schatten (S. 275. Reutl. Ausg. Seite 221.) mit treffendem Witze, aber in einer ganz verſchiedenen Geſtalt dargeſtellt. Was dort nur gelegentlich berührt wurde, iſt hier der eigentliche Mittelpunkt, nämlich die Plattheit, zu welcher das deutſche Theater durch einen übelverſtandenen Begriff von Natur, durch die Verbannung der großen Kräfte aus dem Umfange dramatiſcher Handlungen und eine ganz falſche moraliſche Tendenz herabgeſunken iſt. Die Kunſt, Dramen zu ſchreiben, iſt hierdurch zu einem Handwerke geworden, in welchem man es bald zu einer großen Fertigkeit bringen kann, wie die Sündfluth von Schauſpielen zeigt, mit welcher die erſten Repräſentanten dieſer Gattung in unſern Zeiten, Goldoni, Iſland und Kotzebue, das Theater überſchwemmt haben. Da ihr die Bequemlichkeit zu einer ſo großen Empfehlung gereicht, ſo iſt zu fürchten, daß ihre Zeit noch nicht ganz vorüber ſey. Man muß das Beſte hoffen. Eine richtigere Einſicht in das Weſen der Kunſt iſt erwacht, und die mannigfaltigen Bewegungen, die ſich auf dem Gebiete der Künſte zeigen, läßt erwarten, daß allmählig die Ausführung mit der Einſicht gleichen Schritt halten wird.

Unter den epigrammatiſchen Gedichten, die von S. 303. Reutl. A. S. 242. an, als Votivtafeln aufgeſtellt ſind, haben mehrere eine Beziehung auf die Kunſt, andre enthalten Lehren der Lebensweisheit, noch andre Bemerkungen über die Natur des Menſchen. Die wenigſten ſind wohl eigentlich Poeſie; aber die poetiſche Form dient dem ſinnvollen Gedanken zu einem zierlichen Rahmen, in welchem die Gegenſätze durch die antithetiſche Natur des Verſes, und die Entfaltung des Sinnes durch

das Verhältniß des Pentameters zu dem Her
meter ſo gefällig unterſtützt und befördert wird.

Auſſer den Sentenzen der Votivtafeln ſi
durch die ganze Sammlung epigrammatiſche G
dichte zerſtreut, unter denen mehrere, auch a
ächte Poeſie, neben den ſchönſten des Alterthum
zu ſtehen verdienen, in Rückſicht auf die Reichh
tigkeit und Bedeutſamkeit des Inhaltes aber m
Recht auf den Vorrang vor jenen Anſpruch m
chen. Was kann ſchöner und bedeutender ſeyn a
(S. 33. Neutl. A. von 1810. S. 28.) das rü
rende Bild des Verhängniſſes der Menſchen, we
ches der Dichter in der Geſchichte des Odyſſe
erkennt, welcher durch Noth und Gefahren eine
Ziele von Glückſeligkeit entgegeneilte, das er nic
einmal erkannte, als der Zufall es ihn erreich
ließ. Von einer andern Gattung, aber nicht g
ringerer Schönheit iſt (S. 200. Neutl. A. S. 155
das Beyſpiel deutſcher Treue in der Geſchich
Friedrichs von Habsburg und Ludwig des Bayer
Hier hätte das letzte Diſtichon, der Vollſtändigk
der Erzählung unbeſchadet, allerdings wegbleib
können, aber für die Vollſtändigkeit des Eindruc
iſt es ein bedeutender Zuſatz, welcher, ganz
dem Geiſte aller Kunſtwerke, die Empfindung d
großen Haufens der Beſchauer einer an ſich einz
gen Begebenheit zu bezeichnen dient.

Die Erwähnung dieſer kleinen reichhaltigen Bilder führt uns auf diejenigen größern Gedichte, welche die höchſten Angelegenheiten des Menſchen, ſein inneres und äuſſeres Leben, umfaſſen. Hier bietet ſich uns zuerſt (S. 17. Reutl. A. 1810 S. 15 — 20.) die Elegie dar, in welcher die Gaben des Glücks gegen die Gaben des Verdienſtes gerechtfertigt werden; eine Elegie, die uns in die heiterſten Regionen einer idealiſchen Welt erhebt, und eine reiche Fülle von Ideen in zarten und gefälligen Bildern darſtellt. Wir achten die Kraft, welche ſich einen Platz in dem Leben erringt und dem Schickſal ſeine Güter abnöthigt, aber die Gaben, welche das Glück dem Menſchen aus freyem Wohlwollen ſchenkt, erfreuen uns. Sie ſind das Größte und Herrlichſte, was das Leben ſchmückt, und das überirrdiſche Licht, das ſie um ſich her verbreiten, thut ihren göttlichen Urſprung kund. Sie erheben den Menſchen, dem ſie zufallen, über den Verdienſtvollen, und ſtellen ihn in einen wundervollen Glanz, deſſen das unſcheinbare Verdienſt entbehren muß: (S. 20. Reutl. A, S. 18.)

War er weniger herrlich — —
— — —
— — ſtürzten zum Orkus hinab.

Bei dieſem rechtfertigenden Preiſe der Gaben des Glücks erſcheint der Dichter ſelbſt von einer reinen Freude beſeelt. Ein zartes Licht der Heiterkeit ſtrahlt überall hervor und vereinigt die mannigfaltigen Glieder des Ganzen. Götter und Menſchen, Irrdiſches und Himmliſches zieht vor unſern Augen vorüber, und in der leichten Schöpfung der poetiſchen Welt, die der Dichter, in dem ſichern Gefühl des Beſitzes der ſchönſten Gabe des Glücks, herauf ruft, erkennen wir freudig das Wunder, über das uns ſeine begeiſterte Muſe belehrt.

Zuweilen giebt der Dichter ſeinem Unterricht die dialogiſche Form, wie in dem Genius (S. 23. Reutl. A. S. 21.), was denn abermals ſeine Belehrung reitzvoller und anziehender macht. So befolgt er hier durchaus das Horaziſche et jucunda et idonea; und in dem vollgültigſten Sinne. In dem Genius wird die Frage aufgeworfen, ob der innere Frieden des Gemüths ſchlechterdings nur durch deutliche Erkenntniß erkauft werden, und ob man der Leitung der Natur nur dann trauen könnte, wenn die Weisheit der Schule das Siegel der Beſtätigung auf ihre Ausſprüche gedrückt habe. Aecht elegiſch und bewundernswürdig ſchön iſt, in der Auflöſung dieſer Frage, die Beſchreibung des goldnen Zeitalters (S. 24. Reutl. A. von 1810, S. 22.)

[illegible] Bibl.
München

Da das Heilige noch im Leben gewandelt,
Da jungfräulich und keuſch noch der Inſtinkt ſich bewahrt;

und der anſpruchsloſen, ſtillen Größe der Unſchuld, die ſich ſelbſt genügend, ewig geſetzmäßig und ewig geſetzgebend, keines Führers bedarf. Wer dieſe köſtliche Unſchuld in ſeinem Herzen bewahrt hat, dem gilt das Geſetz nicht, das nur den Widerſtrebenden trift: (Orig. Ausg. S. 27. Reutl. Ausg. 1810. Seite 24.

An alle Geſchlechter ergeht — —
— —
— — die eroberte Welt.

Von einem größern Umfange des Inhalts ſowohl als der Ausführung iſt (Orig. A. S. 49. Reutl. A. 1810. S. 40.) der Spaziergang, wo der Dichter eine Art von natürlicher Geſchichte der Kultur des Menſchengeſchlechts, von ihren einfachſten Anfängen an bis zu ihrer größten Verwickelung, aufgeſtellt hat. Reiche einander entgegengeſetzte Bilder der Natur und Kunſt, der Einfachheit und des Luxus, der Unſchuld und der Verderbniß, der Freyheit und der Tyranney vereinigen ſich hier zu einem großen Ganzen, welches die Einbildungskraft mit dem Effekt eines kunſtvoll geordneten, magiſch beleuchteten Gemähldes bezaubert und den Verſtand mit dem Verdienſte einer gründlichen Geſchichte unterhält. Wir glauben eine Beſchreibung zu leſen und ſehen uns mit einer Ausſicht auf die Weltgeſchichte überraicht; wir begleiten einen Luſtwandler auf ſeinen Spaziergang, und er entführt uns auf den Flügeln ſeiner Begeiſterung zu einer Höhe, von welcher wir auf das Menſchengeſchlecht herabblicken, und alles Große und Wunderbare ſeiner Kultur mit einemmale überſchaun. Auch ohne die innere Beziehung aller einzelnen Theile auf Eine Idee giebt ihm die äſthetiſche Schönheit der Beſchreibungen, und der, durch die leichteſten, zarteſten Uebergänge bewirkte Zuſammenhang die gegründetſten Anſprüche auf einen vorzüglichen Platz unter den beſchreibenden Gedichten; was aber ſeine innre Beſtimmung betrift, ſo kennen wir wenige Werke, in denen ſich die didaktiſche Tendenz unter dem Scheine ſeines Spiels ſo treflich verbirgt. Der beſchränkten Düſternheit des Zimmers und dem einengenden Geſpräche zu entgehn, rettet ſich der Dichter in die freye Natur. Eine anmuthige, ſonnige Landſchaft, mannigfaltig ohne Hülfe der Kunſt, einſam aber doch belebt und bewegt, nimmt ihn auf; er durchwandert die blühenden Auen, die Schatten des Waldes, und findet ſich endlich am Abſturze eines Berges, deſſen Fuß ein ſtiller Strom beſpült: (Orig. A. S. 52. N. A. S. 43.

Endlos unter mir ſeh' ich den Aether, — —
— —
— — ſicher den Wandrer dahin.

Der *geländerte Steig*, das erſte Zeichen menſchlicher Vorſicht, leitet aus der freyen Natur in angebaute Fluren, und die reichen fruchtbaren Ufer rühmen den Fleiß ihrer Bewohner: (Orig. Ausg. S. 52. Reutl. Ausg. S. 43.)

Jene Linien ſieh! — —
— —
— — der Liebe verſchwand.

Der Menſch wohnt hier noch mit ſeinem Acker zuſammen und die Erzeugniſſe der Natur drängen ſich an ſeine Wohnungen heran. Aber bald ſondern ſich aus der anmuthigen Miſchung die gleichartigen Gegenſtände; Regelmäßigkeit, Wahl und Bedeutung kündigen eine Erſcheinung von höherer Würde an: der *Pappel ſtolze Geſchlechter*, in geordnetem Pomp einherziehend, führen zu einer Stadt. Hier fängt eine Reihe ganz neuer Erſcheinungen an, welche die erwachten, bald ſtreitenden, bald vereinten Kräfte hervorbringen. Die Gränzen der Gegenwart werden dem Dichter zu eng; ſeine Einbildungskraft fliegt in das graue Alterthum, in die Zeit der Gründung und Entſtehung der Staaten zurück, wo die Götter dem Menſchen zu Hülfe kamen und ihm freundlich ihre ſchönſten Gaben darboten. Die ſchnelle Folge hoher und glänzender Erſcheinungen, die hier vor unſern Augen vorüberziehn, läßt uns das rege Leben erwarten, deſſen

Darſtellung den Dichter in den folgenden Verſ
beſchäftigt. Zu Einem Ganzen vereinigt, von G
nem Geiſte beſeelt, ſtrebt der Menſch zu ein
höhern Bildung hinauf; Vaterland und Ahn
werden begeiſternde Namen für ihn; Religion, G
ſetzmäßigkeit und Heldenmuth erwacht in ſein
Bruſt: (S. 56. Reutl. A. v. 1810. S. 47

Heilige Steine! Aus euch ergoſſen — —
— — — — —
— — die köſtliche Saat.

An dieſe Bilder, die uns das Schönſte un
Heiligſte des ehrwürdigen Alterthums zurückrufe
an dieſe rührenden Gemählde eines erhabnen un
erfreulichen Muthes, knüpft der Dichter da
Bild der regſten Geſchäftigkeit, durch welche Han
werke und Künſte erfunden und durch die entfern
ſten Länder vereinigt wurden. Alles iſt hier ſo b
ſeelt und lebendig, daß man das frohe Gewü
vor Augen zu ſehen glaubt. — Die nothwendi
ſten Bedürfniſſe ſind befriedigt; Reichthum un
Ueberfluß belohnt die Thätigkeit, und an den Stra
len der Freiheit blüht das Kunſtgenie auf: (
59. Reutl. Ausg. 1810. S. 50.

Mit nachahmendem Leben erfreuet — —
— — —
— — über den brauſenden Strom.

Den Künſten folgen die Wiſſenſchaften nach, u
verbreiten unter den Menſchen allmählig e

Marquis.

Laſſen Sie
Mich, wie ich bin. Was wär' ich Ihnen, Sire,
Wenn Sie auch mich beſtächen?

König.

Dieſen Stolz
Ertrag' ich nicht. Ihr ſeyd von heute an
In meinen Dienſten — Keine Einwendung!
Ich will es haben.

(Nach einer Pauſe.)

Aber wie? Was wollte
Ich denn? War es nicht Wahrheit, was ich wollte?
Und hier find' ich noch etwas mehr — Ihr habt
Auf meinem Thron mich ausgefunden, Marquis.
Nicht auch in meinem Hauſe?

(Da ſich der Marquis zu bedenken ſcheint.)

Ich verſteh' euch.
Doch — wär' ich auch von allen Vätern der
Unglücklichſte, kann ich nicht glücklich ſeyn
Als Gatte?

Marquis.

Wenn ein hoffnungsvoller Sohn,
Wenn der Beſitz der liebenswürdigſten
Gemahlin einem Sterblichen ein Recht
Zu dieſem Namen geben, Sire, ſo ſind Sie
Der glücklichſte durch Beides.

König (mit finſtrer Miene).

Nein! ich bin's nicht!
Und daß ich's nicht bin, hab' ich tiefer nie
Gefühlt, als eben jetzt —

(Mit einem Blicke der Wehmuth auf dem Marquis verweilend.)

Erkenntniß, die ihnen eben ſo verderblich als heilſam wird. Die Begierden werden entfeſſelt, die Ideen von dem, was Recht und Gut iſt, vereinen ſich, Treuloſigkeit und Tyranney, mit allen ſie begleitenden Laſtern, ſchlagen ihren Thron unter den Unglücklichen auf. Die Beſchreibung dieſes Zuſtandes iſt von großer Kraft: (Orig. Ausg. S. 61. u. f. Reutl. Ausg. 1810. S. 52.)

Aus dem Geſpräche ſchwindet die Wahrheit —
—   —
— — Verſtummen ſich kund.

Die beleidigte und gekränkte Natur erwacht endlich: Zeit und Noth rühren an das morſche Gebäude der Verfaſſungen, und die Freyheit wird in der Verwüſtung geſucht. Dieſe Vorſtellung der Verwüſtung ruft den Dichter von ſeinem Fluge in die Vergangenheit und Zukunft zurück. Das in dieſer Geſtalt verhaßte Bild der Kultur verſinkt vor ſeinen Augen, und er findet ſich wieder in dem Schooße der einſamen Natur, die ſich ihm jetzt zwar in veränderter Geſtalt, furchtbar und ſchauerlich, zeigt, aber gerade in dieſer Geſtalt ihre ewige ſtolze Ruhe, ihr beharrliches Daſeyn den wankenden Scenen einer ausgearteten, troſtloſen Kultur entgegenſetzt. Durch dieſen unerwarteten, kühnen Uebergang führt uns der Dichter auf ſeinen erſten Weg zurück. Von der freudigen Theilnahme der Natur war er ausgegangen, und er endigt

mit derſelben; nur iſt ſein Gefühl, durch die trau
rige Betrachtung der dazwiſchen liegenden, contra
ſtirenden Bilder, inniger und feuriger geworden
Dort war ſeine Empfindung mehr paſſiv genießen
hier iſt ſie mehr ergreifend und umfaſſend: dort le
tete ihn eine Folge angenehmer Erſcheinungen for
hier verſenkt ihn ihre Größe und Erhabenheit in d
Tiefen der Rührung. Der Kreis der Empfindun
iſt zugleich mit dem Kreiſe der Ideen durchlaufe

Die Anfänge der Kultur, in ſo ferne ſie e
Werk des Vereins der Menſchen durch den Acke
bau ſind, machen den Inhalt des eleuſiſchen F
ſtes, (Orig. A. S. 78. Reutl. A. v. 1810. S
65.) eines Hymnus, in welchem, dem Sinne d
Myſterien gemäß, die poetiſche Fabel theils a
Geſchichte, theils überhaupt als Hülle ſinnvoll
Wahrheit behandelt iſt. Die Abwechslung d
Rhythmus verſinnlicht die Theilnahme eines entzü
ten Volkes an dem begeiſterten Vortrage eines H
rophanten, welcher mit der edelſten Würde bekl
det, nicht das Feſt einer Gottheit, ſondern d
ganzen Welt feyert. Dieſer Ton einer erhabn
religiöſen Beſtimmung tönt aus dem ganzen G
dichte wieder. Mit der Beſchreibung des roh
Lebens der Wilden iſt die Beſchreibung der erfr
lichen Ordnung und Schönheit verbunden, wel
nach den wohlthätigen Gaben der Ceres das Leb

ſchmückte,

ſchmückte, und beyde Theile werden durch die Erzählung des Wunders verknüpft, durch welches Ceres die Früchte der Erde entlockt. Es iſt übrigens ganz dem Geiſte des Hymnus gemäß, daß auch die Folgen des Akerbaus als neue Wirkungen einer ſegenvollen Theilnahme der Götter an den Schickſalen der Sterblichen vorgeſtellt werden, und die Einführung der Unſterblichen, die von ihren Thronen herabſteigen, um das begonnene Werk der Bildung zu vollenden, war das einzige Mittel, die Fiktion auf der idealiſchen Höhe des Wundervollen zu erhalten, zu welcher der Dichter uns gleich im Anfang erhob. Die ſchönen Bilder der Ehe, der Gaſtfreundſchaft, und einer heitern Religion vollenden das große bewegliche Gemählde, in welchem Ceres auch am Schluſſe noch einmal als eine der bedeutendſten Geſtalten, als Prieſterinn am Altare Jupiters, auftritt, und den Sterblichen den Pfad zu ihrer höhern Beſtimmung und Freyheit vorzeichnet: (Orig. A. S. 88. Reutl. A. von 1810. S. 73.

Freyheit liebt das Thier der Wüſte,
— — — —
— Kann er frey und mächtig ſeyn.

Nirgends iſt die Lebens- und Weisheitslehre ſo poetiſch lebendig veranſchaulicht wie in dem Gedichte, der Tanz, (Orig. A. S. 12. Reutl. A.

1810. S. 11 - 12.) wo, nachdem die ewigzerſtörenden und ewig ſich wieder erzeugenden Schöpfungen dieſer Kunſt, und das durch ein ſtilles Geſetz gelenkte Spiel ihrer Verwandlungen mit den täuſchendſten, darſtellendſten Farben gemalt worden, der ſinnende Dichter, die Frage, wie und wodurch jenes Geſetz dieſe Zauber bewirkt? durch die Antwort, daß es des Wohllautes mächtige Gottheit ſey, auflöſt, und dann mit der ſchönen moraliſchen Nutzanwendung ſchließt: (Orig. Ausg. S. 14. Reutl. A. 1810. S. 13.)

Und dir rauſchen umſonſt — —
— — —
— — im Handeln, das Maaß?

Es iſt überhaupt ein Stück, das, gleich einem wohlgeordneten Tanze, leicht und gefällig dahin fließt, die Einbildungskraft durch die Mannichfaltigkeit ſeiner Wendungen unterhält und den Verſtand durch eine glückliche Auflöſung befriedigt. Es gehört von Seiten der Diction unter die vollkommenſten. Im ganzen Gedichte iſt nichts, wobey man anſtößt, oder wovon man wünſcht, daß es anders oder beſſer geſagt ſeyn möchte. Kein Gedanke iſt zweydeutig oder halb ausgedrückt, kein Bild räthſelhaft, oder dunkel, keines zu weit hergeholt oder fremd. Der goldne Zügel des Rhythmus, um auf den Geſang anzuwenden, was der Verfaſſer vom Tanze rühmt, iſt, weit entfernt, der Begeiſterung nachtheilig zu werden, wohlthätig für ſie geworden und hat ihr nie erlaubt, ſich aus der Bahn des Schönen und Geſetzmäßigen zu verirren.

Das Lied von der Glocke (Orig. A. S. 91. Reutl. A. 1810. S. 75.) (mit dem Motto: Vivos voco. Mortuos plango. Fulgura frango.) welches gleich bey ſeiner erſten Erſcheinung mit ſo allgemeinem Beyfall aufgenommen wurde, iſt ein wahres Meiſterwerk, ſowohl von Seiten der poetiſchen Compoſition, des lebendigen Fortſchreitens bis zur Vollendung, als auch des tiefen Wahrheitsſinnes, den es entwickelt. Der Dichter führt uns in die Werkſtatt eines Meiſters, deſſen einfache veraltete Sprache unſre Einbildungskraft in ein Zeitalter ernſter Simplizität verſetzt. Das einfache, vor unſern Augen entſtehende und fortſchreitende Werk intereſſirt uns theils durch ſich ſelbſt, theils durch die ruhige Beſonnenheit, den Ernſt und die Liebe, womit es vollbracht wird. Das Fortſchreiten der Erfindung zugleich mit der Handlung, und die Auflöſung der Beſorgniß in innige Freude gewährt uns das Vergnügen eines Monodrama, das licht und hell auf dem reichen Hintergrunde ruht, den die an die Handlung geknüpften Betrachtungen bilden und mit einem bewundernswürdigen Reichthum er intereſſanteſten Erſcheinungen anfüllen. Eine

Welt von Bildern ſtrahlt zwiſchen den verſchiedenen Momenten der Arbeit herein, indem der Meiſter überall analoge Ideen anreiht, zu denen ihn bald die Zuſammenſetzung des Stoffes, bald die mannichfaltigen Beſtimmungen ſeines Werkes veranlaſſen. Dieſe ſentimentalen Betrachtungen, die man an einigen Stellen nur etwas weniger üppig wünſcht, ſchlingen ſich durch die naive Darſtellung des Drama hindurch. Sie wollen für nichts als zufällige Bemerkungen — für gute Reden, mit denen der Meiſter die Arbeit begleitet, damit ſie munter fortfließe — angeſehen ſeyn; aber der Dichter hat ſie mit geheimer Kunſt ſo geſchickt geleitet, daß wir uns am Ende mit einem poetiſchen Ganzen, mit einem Bilde des menſchlichen Lebens in ſeinen wichtigſten Erſcheinungen überraſcht ſehen. Der Umfang dieſes beſeelten Gemähldes und die großen Contraſte, die ſich in ihnen darbieten, intereſſiren und erſchüttern uns auf die mannichfaltigſte Weiſe.

Auch in der Anordnung der einzelnen Theile zeigt ſich die weiſe Kunſt des Dichters. Er begann mit einer Reihe der anmuthigſten Bilder aus der Kindheit und dem blühenden Alter des Menſchen. Die fröhliche Thätigkeit des Jünglings, die zarte Sittſamkeit der Jungfrau, die goldnen Zeiten der erſten Liebe und die muntere Wirkſamkeit des Hausvaters und der Mutter beſchäftigt die Phantaſie, ſo lange das Werk ſeiner Kataſtrophe noch ruhig und gefahrlos entgegengeführt wird. Als aber der bedenklichſte Moment eintritt, der Zapfen ausgeſtoßen iſt, und das glühende Metall ſich ergießt, treten furchtbare Scenen, die Beſchreibung eines verheerenden Brandes, an die Stelle der heitern. Am Schluſſe derſelben wird die erhitzte Einbildungskraft durch einen Zug von häuslichem Glück mitten unter Schreckniſſen (S. 101.

(Einen Blick — — kein theures Haupt)

beruhigt, und das Schreckliche macht dem Rührenden Platz. Jetzt iſt auch die Gefahr der Arbeit vorüber; der Guß iſt vollendet, aber die Beſorgniß, ob er gelungen ſey, erfüllt das Gemüth des Meiſters. Dieſem Zuſtande iſt die Beſchreibung der Todesfeyer — eine elegiſche Epiſode von der zarteſten Empfindſamkeit — analog, und die Stille, die ſie in dem Gemüthe zurückläßt, bereitet den Stillſtand der Arbeit vor, welcher ſelbſt wiederum durch eine Reihe von Bildern der Ruhe mannichfaltiger Art verſinnlicht wird. In dieſem Gemählde geht der Dichter von der ſtillen Natur auf die durch Geſetzmäßigkeit bewirkte Ruhe fort, und die gleichſam präludirende Andeutung ihres Gegentheils läßt die folgende Beſchreibung eines wilden, geſetzloſen Volkes erwarten, die den Zeitraum ausfüllt, in welchem die Form zerſchlagen und der Erfolg mit Beſorgniß und Hoffnung erwartet wird. Wie ſchön ſich an dieſes düſtre Gemählde des Schrecklichen der freudige Moment der glücklichen Entſcheidung anſchließt, bedarf kaum eines Fingerzeiges, ſo wie die ſteigende Erhabenheit des Schluſſes; in welchem ſich die Kunſt des Dichters einen an ſich unſcheinbaren Stoff mit dem vollſten Glanze der Phantaſie zu beleuchten und das Lebloſe durch die erhabenſten und ſchönſten Ideen zu beſeelen, in ihrer ganzen Größe zeigt: (Orig. Ausg. S. 109. u. f. Reutl. Ausg. 1810. S. 90.)

Und dieß ſey fortan ihr Beruf,
— — —
Daß alles Jrdiſche verhallt.

Da es nicht unſre Abſicht iſt, alle Stücke dieſer Sammlung einzeln durchzugehn, ſo wollen wir von den lyriſchen Gedichten nur noch einige der vorzüglichſten erwähnen, und dann den Romanzen eine kurze Betrachtung widmen. Die Elegie (Orig. A. S. 288. Reutl. A. 1810. S. 230.) Pompeji und Herkulanum, ſtellt ein ſchönes Bild der unterirdiſchen Städte und der in ihnen noch übrigen Formen des verloſchenen Lebens auf. Die heitre, raſch fortſchreitende Darſtellung — der Dichter hat den Moment der Entdeckung gewählt, — erfüllt uns gleichwohl mit einer leiſen Wehmuth und einer unbefriedigten Sehnſucht. Wir ſehen die gleichſam noch warmen Spuren des regen Lebens in den Tiefen der Erde erhalten, aber dieſes Leben ſelbſt iſt dahin; und je ſchöner jene Spuren ſind, je lebendiger ſie uns anſprechen, deſto mehr vermiſſen wir die Gegenwart der alten edeln Bewohner, die die Stimme des Dichters vergebens herbeyruft, deren Rückkehr er umſonſt erwartet.

Die Nadoweſſiſche Todtenklage (Orig. A. S. 202. Reutl. A. 1810. S. 156.) iſt eine charakteriſtiſche Darſtellung der menſchlichen Beſchränktheit, in welcher der gänzliche Mangel an Ahndung, daß es etwas Höheres und Edleres gebe, verbunden mit dem innigen Beſtreben, das Beſte aufzubieten, was der Geiſt vermag, ungemein naiv und rührend iſt.

Das Gedicht auf die Hoffnung (Orig. A. S. 205. Reutl. A. 1810. S. 158.) iſt ſchöne volksmäßige Poeſie, voll Energie und hoher Gedanken in einer einfachen Sprache, wie alle Volkspoeſie ſeyn ſollte. Hektors Abſchied (Orig. A. S. 301. Reutl. A. 1810. Seite 241.) ſtellt ein großes und liebevolles Gemüth und die ſchönſte, wahrſte Weiblichkeit mit wenigen bedeutungsvollen Strichen auf. Rüſtige Hoffnungen ſind mit banger Beſorgniß, die Stärke mit der Zartheit, das Anmuthige mit dem Schrecklichen gepaart. Das Ganze iſt wie von einem Hauche der Liebe beſeelt, und wir verweilen mit wehmüthiger Rührung bey der anziehenden Gruppe, während ſich im Hintergrunde Schlachten, Kämpfe, Tod und Unterwelt zeigt. In der Klage der Ceres (Orig. Ausg. S. 5. Reutl. A. 1810. S. 6.) iſt die Mäßigung, mit der ſich die Göttin dem Willen des Schickſals unterwirft, und die ſanfte Trauer des mütterlichen Herzens über die Unmöglichkeit einer Vereinigung mit dem geliebten Kinde, ungemein edel und ſchön. Von ausnehmender Zartheit iſt der täuſchende Wunſch, zu den Schatten hinabzuſteigen und die Sehnſucht der Tochter mit unverhoffter Erſcheinung zu überraſchen: (Orig. Ausg. S. 7. u. f. Reutl. Ausg. 1810. S. 8-9.

Wo ſie mit dem finſtern Gatten
— — —
Selbſt der rauhe Orkus weint.

Nach dieſem wehmüthigen Traum erwacht das Gefühl der Unmöglichkeit lebhafter in dem mütterlichen Herzen, das endlich in einem Spiele der Einbildungskraft den zarten Schein eines vereinigenden Mittels findet. In dieſem ganzen Gedichte ſpricht ſich eine ſo ätheriſche und reine Empfindſamkeit in ſo holden Worten aus, daß man in der That Worte einer Göttin zu hören glaubt.

Seine Lieder ſind entweder Ergießungen ſchöner Gefühle und Spiele einer lieblichen Phantaſie, oder Geſänge der Weisheit, Wahrheit und Tugend. Zu den erſten gehören die Klagen des Mädchens, die Erwartung, die Ideale und die Blumen,

Marquis.

Der Prinz denkt edel
Und gut. Ich hab' ihn anders nie gefunden.

König.

Ich aber hab' es — Was er mir genommen,
Kann keine Krone mir erſetzen — Eine
So tugendhafte Königin!

Marquis.

Wer kann
Es wagen, Sire!

König.

Die Welt! Die Läſterung!
Ich ſelbſt! — Hier liegen Zeugniſſe, die ganz
Unwiderſprechlich ſie verdammen; andre
Sind noch vorhanden, die das Schrecklichſte
Mich fürchten laſſen — Aber, Marquis — ſchwer,
Schwer fällt es mir, an Eines nur zu glauben.
Wer klagt ſie an? — Wenn ſie — ſie fähig ſollte
Geweſen ſeyn, ſo tief ſich zu entehren.
O wie viel mehr iſt mir zu glauben dann
Erlaubt, daß eine Eboli verleumdet?
Haßt nicht der Prieſter meinen Sohn und ſie?
Und weiß ich nicht, daß Alba Rache brütet?
Mein Weib iſt mehr werth, als ſie alle.

Marquis.

Sire,
Und etwas lebt noch in des Weibes Seele,
Das über allen Schein erhaben iſt
Und über alle Läſterung — Es heißt
Weibliche Tugend.

König.

Ja! das ſag' ich auch.

Lieder voll des zarteſten Wohllautes; zu den letztern die Worte des Glaubens, eins der vortrefflichſten der ganzen Sammlung, in dem die Strophe: (Orig. A. S. 29. Reutl. A. v. 1810. S. 25.)

Und ein Gott iſt, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menſchliche wanke
— — —
— — ein ruhiger Geiſt.

den erhabenſten Gedanken, den der menſchliche Geiſt denken kann, erhabener und großſinniger ausdrückt, als es je von einem Dichter geſchehen iſt. Licht und Wärme, Hoffnung, die Worte des Wahns und die Würde der Frauen — alle ächte Stücke, und ſo zum Geſange geſchaffen, daß man ſie auch ohne Hülfe des Tonkünſtlers ſingen zu müſſen glaubt.

Nicht minder hervorſpringend iſt die Kunſt der Darſtellung in den Balladen und Romanzen. Alles wirkt hier, Wahl des Sylbenmaaßes, Farbenreichthum, Fülle des Ausdruckes. Lebendig ſteht die Begebenheit vor uns; oft wird ſie zur vollen Gegenwart, wie in der Romanze: der Kampf mit dem Drachen, wo uns der Dichter gleich anfangs höchſt täuſchend und ergreifend in medias res führt, und immer weiter rückend, uns gleichſam zu Zeugen ſeines Ritterabentheuers macht. Dieſes Gedicht, aus welchem ſich eine ſehr veranſchaulichende Theorie der poetiſchen Erzählungskunſt entwickeln ließe, möchte in Anlage und Ausführung wohl eines der ſchönſten und edelſten Werke ſeyn, das wir, in unſrer an guten Romanzen nicht armen Literatur aufzuweiſen haben. Ein Theil des Inhaltes iſt aus einer alten Sage entlehnt; aber das, was der Dichter von ſeinem eignen hinzugethan hat, iſt gewiß nicht das ſchlechteſte deſſelben. In der Handlung verbindet ſich der ſinnliche Heroismus mit dem moraliſchen; und in dem Charakter des jungen Helden glühender Enthuſiasmus mit Klugheit, Kühnheit und Kraft mit einer ſchönen Religioſität und der edelſten Selbſtbeherrſchung. Auch der Charakter des Großmeiſters zieht uns durch den ſchönen Verein von ſtrengem Ernſt und zärtlichem Wohlwollen an. Das Charakteriſtiſche iſt mit dem rein Menſchlichen auf das vollkommenſte verſchmolzen; Handlung und Geſinnungen entfalten ſich zugleich, und mit einer bewundernswürdigen Leichtigkeit; alle Saiten unſers Gemüths werden gerührt, und das doppelte Wunderbare des doppelten Kampfes erfüllt uns mit einem großen und reinen Intereſſe. Auch die Anlage der Handlung iſt vortreflich; und unter dem Scheine der Einfachheit verbirgt ſich eine große Kunſt. Die begeiſterte Expoſition, welche das gedrängte Bild einer Menge von Gegenſtänden enthält, die ſich in der Folge mit ſchöner Klarheit entfalten; die kunſtreiche Zuſammenſtellung großer Maſſen und einzelner Parthien; die geſchickte Vorbereitung der Kataſtrophe — alles dieſes verräth die Hand eines Meiſters. Doch dieß ſind Eigenſchaften, welche man auch an minder vollkommenen Gedichten finden kann; aber in Rückſicht auf das kräftige und doch harmoniſche Kolorit, auf die edle Mäßigung bey ſo vieler Energie dürfte ſich ſchwerlich ein anderes mit dieſem vergleichen laſſen.

Den nächſten Platz würden die Kraniche des Ibykus (Reutl. A. v. 1810. S. 122.) einnehmen. Die furchtbare Vorſtellung von einer rührenden Gottheit, welche mit wundervoller Kraft die Gemüther der Böſen nöthigt, ſich ſelbſt kund zu thun, liegt auch ſchon in der bekannten alten Sage von der Ermordung des Ibykus; hier hat ſie durch ihre eignen Zuſätze des Dichters eine wahrhaft tragiſche Kraft erhalten. Die Einführung des Chores der Eumeniden, welche nicht wie ſterbliche Weiber, ſondern als Göttinnen erſcheinen, und ihr beziehungsvoller, drohender Geſang, ſcheint die Kataſtrophe mit einer magiſchen Gewalt herbeyzuführen. Das Wunder geſchieht gleichſam vor unſern Augen und wir glauben ſeinen innern Zuſammenhang ahnden zu können. Der Ausruf des Mörders „Sieh da, die Kraniche des Ibykus!“

iſt nun offenbar keine Aeuſſerung der Unbeſonnenheit: die Rachegöttinnen ſelbſt haben ihn wider ſeinen Willen hervorgerufen. Die unendliche Macht zeigt ſich in einer ſinnlichen Geſtalt, aber ohne an ihrer Erhabenheit einzubüßen. Die ganze Epiſode iſt mit bewundernswürdigem Geiſte behandelt. Es iſt kein Zug, der nicht, entweder durch ſich ſelbſt, oder durch ſeine Beziehung auf das Unſichtbare, die furchtbare Düſterheit beförderte, die das charakteriſtiſche Kolorit dieſer Ballade iſt.

In dem Gang nach dem Eiſenhammer (Dr. A. S. 171. u. f. N. A. 1810. S. 134.) iſt die bedeutungsvolle Kürze der alten Ballade und die naive Anſpruchloſigkeit ihres Vortrags mit großem Glücke nachgebildet. Fridolins kindliche Unſchuld und Frömmigkeit, die ihn der Obhut des Himmels ſo werth macht, und der er ſeine wundervolle Rettung verdankt, iſt mit der ſchleichenden Bosheit ſeines Feindes in einen kräftigen Kontraſt gebracht. Dem Furchtbaren und Drohenden in der erſten Hälfte ſteht in der zweyten die heitere Schilderung der Geſchäftigkeit Fridolins in der Meſſe gegen über, welche einen anmuthigen Ton der Ruhe verbreitet, der durch die ſchonende Erzählung der Kataſtrophe nicht geſtört wird. Die Beſchreibung der Mordluſt der Knechte (S. 176. N. A. 1810. S. 138.) iſt vielleicht ein unnützer Zuſatz des Schrecklichen: dagegen iſt (S. 175. N. A. 1810. S. 138.) die Beſchreibung des Eiſenhammers und ſeines raſtloſen Treibens, gerade an dieſer Stelle, ein eben ſo einfaches als wirkſames Mittel, auf die Begebenheit ſelbſt einen düſtern Schatten zu werfen und das Lebloſe mit dem Belebten in Uebereinſtimmung zu ſetzen.

Aus der Geſchichte des Tauchers (S. 129. N. A. 1810. S. 104.) ſpricht uns nicht überall das friſche poetiſche Leben an, das ſich in jenen Balladen regt, und beſonders erregt die Beſchreibung der Schreckniſſe des Meers das Gefühl des Mühevollen. Der Schluß hingegen iſt in ſeiner Einfachheit ausnehmend ſchön, und vornehmlich das leiſe angedeutete Bild der ſehnenden, harrenden Königstochter über dem brauſenden Strudel, eine holde und rührende Erſcheinung mitten in der Düſternheit einer furchtbaren Natur. Große Zartheit, Anmuth und Grazie wird man auch in dem Ritter Toggenburg (S. 73. N. A. 1810, S. 61.) nicht verkennen.

Die Ueberſetzung oder Nachbildung des zweyten Buches der Aeneide in Oktaven, welche zuerſt in der Thalia (1 St.) erſchienen, iſt an vielen Stellen verbeſſert und verdient ihres ſchönen blühenden Kolorits wegen alles Lob; aber Virgils eigentlicher Geiſt iſt doch zu ſehr verloren gegangen.

Der antike römiſche Ton des Originals verträgt ſich nicht mit dem Bau und Gange der Oktav-Reime; und der Charakter der virgiliſchen Dichtung nimmt ſich eben ſo wenig darinn aus, wie Klopſtocks Genius ſich ausnehmen würde, wenn man ſeine Meſſiade in achtzeilige Stanzen bringen wollte.

Die weſentlichſten Verbeſſerungen dürften die Götter Griechenlands (S. 281. M. A. 1810. S. 225.) erhalten haben. Dieſes Gedicht, welches bekanntlich in ſeiner erſten Geſtalt großen Anſtoß gegeben hat, iſt jetzt erſt, durch die zweckmäßigen Abkürzungen — die zum Theil zeigen, daß der Verfaſſer dem Ganzen auch etwas Schönes aufopfern könne — neue Zuſätze und eine geſchicktere Anordnung, zu einem wahrhaft poetiſchen Ganzen geworden. Die Bitterkeit, mit welcher ehedem die Vernunftreligion dem poetiſchen Polytheismus entgegengeſtellt war, iſt getilgt, und die reine elegiſche Stimmung iſt durch das ganze Gedicht erhalten, welches jetzt in zwey große Parthien zerfällt. Die erſtere führt uns unter die poetiſchen Geſtalten der alten Welt, die alles belebenden Götter, die Ceremonien einer heitern Religion und in die verſchönerte Unterwelt; die andre ſetzt, mit ſchonender Mäßigung, die gleichſam verödete und ausgeſtorbene Natur jenem idealiſchen Leben entgegen. Die Verworrenheit, welche vormals durch die Zerſtückelung dieſer Kontraſte entſtand, iſt aufgehoben, und die ſchneidenden Gegenſätze vertilgt. Alles wird durch den ſanften harmoniſchen Ton einer ſchönen Wehmuth vereinigt. Vollkommen befriedigend aber und die Diſſonanz der aufgeſtellten Ideen löſend iſt der neue Schluß des Ganzen, in welchem der entſchwundenen poetiſchen Welt ihre eigenthümlichen Gränzen angewieſen werden: (Dr. A. S. 287. N. A. 1810. S. 230.)

Ja, ſie kehrten heim und alles Schöne,
— — —
Muß im Leben untergehn.

Doch hat der Verfaſſer dieſes Gedicht für die Freunde, die es bedauerten, eines ſeiner werthvollſten Gedichte mit einer ſolchen Strenge behandelt ſehen zu müſſen, in dem zweyten Theile der Sammlung, (Dr. A. S. 209. N. A. 810. S. 137.) ohne jene Veränderungen wieder abdrucken laſſen und ſo mit jene ſchönen Stanzen wieder geſchenkt. (Dr. A. S. 213. N. A. 1810. S. 140.)

Höher war der Gabe Werth geſtiegen ꝛc.
(Dr. A. S. 216. N. A. 810. S. 142.)
Aber ohne Wiederkehr verloren ꝛc.
(Dr. A. S. 219. N. A. 810. S. 144.)
Freundlos, ohne Bruder, ohne Gleichen ꝛc.
(Dr. A. S. 219. N. A. 810. S. 145.)
Deſſen Strahlen mich darnieder ſchlagen ꝛc.

Wir ſehen alſo hier einen, überall nach dem

Unendlichen ſtrebenden Geiſt. Das Höchſte möchte er ergreifen, und das Tiefſte ergründen; doch iſt nichts tiefer als ſein Gemüth, aus dem eine Fülle von Leben und Liebe quillt. Er ſtrömt ſie aus, dieſe Liebe, in die ganze Natur, und möchte die ſchweſterliche Geliebte mit Bruderarmen umfangen. Heilig iſt ſeine Liebe und rein, denn überall ſieht er Gottheit oder ahnet ihre heilige Nähe, wo das irdiſche Auge nicht erkennt. Er fühlt die Gottheit im tiefſten Herzen, und das iſt kein Wahn, was das tiefſte Herz lebendig fühlt. Ausſprechen nur läßt es ſich nicht: und wagt es die Zunge ja; ſo webt ein heiliges Geheimniß über den Worten.

Zwey ſchwarze undurchdringliche Decken hängen an den beyden Gränzen des menſchlichen Lebens herunter, und noch hat kein Lebender ſie aufgezogen. Der Geiſt des Dichters aber ringt ohne Unterlaß darnach; nur wie Schatten ſchweben die Geſtalten der Zeit an ihm vorüber, die Ewigkeit nur verheißt Bleibendes, nach welchem ſein Blick ſelbſt in der Freude höchſtem Jubel aufſchaut. Allein umſonſt, er iſt an das Leben und an die Zeit gebannt, und was beſchwört den Sturm ſeiner Seele? — Freundſchaft nur und Beſchäftigung.

Beſchäftigung, die nie ermattet,
Die langſam ſchafft, doch nie zerſtört,
Die zu dem Bau der Ewigkeiten

Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,
Doch von der großen Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre ſtreicht.

Er fügt ſich in das Leben, aber nie verliert er ſich darinn: denn ſtets ſieht er es aus höhern Geſichtspunkten an, hat beim Kleinen überall das Große, beim Einzelnen das Ganze, und ſtets der Menſchheit hohes Ziel im Auge. Daran mahnt ihn das abſegelnde Schiff, daran jeder Spaziergang, daran jede tönende Glocke. Nicht ſieht er ſelbſt im Weibe bloß das Geſchlecht, und im wirbelnden Tanze den höheren, den leuchtende Sonnen, in kühn gewundenen Bahnen, durch den ewigen Raum beginnen. Des Lebens wechſelvolles Spiel wird ihm zum heiligen Ernſte. Selbſt das im Spiel geehrte Maaß ruft ihm zu, daſſelbe nicht im Handeln zu fliehen. Nicht vergebens wohnt ein Gott in der Bruſt, nicht vergebens ſtrebt der Menſch nach Göttlichem; er werde göttlich, es werde die Pflicht ihm Neigung, die Tugend Natur; nicht gehen ſie durch Zwang aus ihm hervor, ſie ſeyen Ausfluß ſeines Weſens.

So dichtete Schiller, ſo dachte, ſo fühlte, ſo war er! — Im Jahr 1801. verließ er Jena, und lebte von da in Weimar. Hier im Umgange mit Göthe, der ſein innigſter Freund war, glücklich durch geliebte, gutgeartete Kinder und ſeine vortrefliche Gattin, gewann er einen großen Theil ſeiner Heiterkeit wieder, von der er durch beſtändiges Kränkeln vieles verloren hatte. — Allgemein geſchätzt war ſein hohes poetiſches Genie, der größte Theil ſeiner Schriften die Lieblingslektüre aller Gebildeten, und ſeine Verdienſte unbeſtreitbar. Schon im Anfange der Revolution wurde er zum franzöſiſchen Bürger angenommen, und 1802. erhielt er von Kaiſer Franz II. den deutſchen Reichsadel. In Weimar ſchuf er die vollendeten Werke ſeiner letzten Periode, eine Jungfrau von Orleans, einen Wilhelm Tell, und ſchien für künftige Arbeiten neue Kräfte zu ſammeln. — Zu Berlin hatte er ſelbſt die Aufführung ſeines Wilhelm Tell geleitet, von da kehrte er kränklich nach Weimar zurück. Er erholte ſich aber wieder, ſeine Familie, ſeine Freunde ſchöpften die beſten Hoffnungen, als am 9ten May 1805. Abends um 6 Uhr ſein Tod erfolgte, aus einem bösartigen Typhus, (aſtheniſchen Fieber) mit Seitenſtich, im 45ſten Jahre ſeines Lebens. Kurz vor ſeinem Ende hatte er noch einigemale den Namen Lichtenberg ausgeſprochen, mit deſſen Schriften er ſich in ſeinen letzten Tagen beſchäftigte. Einige Zeit vor ſeinem Scheiden ward er ſogar wieder munter, er äußerte ſich:

So tief, als man die Königin bezüchtigt,
Herab zu ſinken, koſtet viel. So leicht,
Als man mich überreden möchte, reiſſen
Der Ehre heil'ge Bande nicht. Ihr kennt
Den Menſchen, Marquis. Solch ein Mann hat mir
Schon längſt gemangelt, ihr ſeyd gut und fröhlich,
Und kennet doch den Menſchen auch — Drum hab'
Ich euch gewählt —

Marquis (überraſcht und erſchrocken).

Mich, Sire?

König.

Ihr ſtandet
Vor eurem Herrn und habt nichts für euch ſelbſt
Erbeten — nichts. Das iſt mir neu — Ihr werdet
Gerecht ſeyn. Leidenſchaft wird euren Blick
Nicht irren — Dränget euch zu meinem Sohn,
Erforſcht das Herz der Königin. Ich will
Euch Vollmacht ſenden, ſie geheim zu ſprechen.
Und jetzt verlaßt mich! (Er zieht eine Glocke.)

Marquis.

Kann ich es mit Einer
Erfüllten Hoffnung — dann iſt dieſer Tag
Der ſchönſte meines Lebens.

König (reicht ihm die Hand zum Kuſſe).

Er iſt kein
Verlorner in dem meinigen.

(Der Marquis ſteht auf und geht. Graf Lerma tritt herein.)

Der Ritter
Wird künftig ungemeldet vorgelaſſen.

* * *

vieles ſehe er jetzt hell und verklärt. — Er ſelbſt hatte noch ein einfaches Begräbniß angeordnet; in der Stille tiefer Nacht, von dem Dichter ſo ſehr geliebt, ward ſein Sarg von jungen Gelehrten und Künſtlern zu Grabe getragen. Es war Mitternacht vorüber, und der Himmel mit trüben Regenwolken bedeckt, als aber der Sarg nun ſchon beynahe die Gruft erreicht hatte, trat plötzlich der Mond mit mildem Schein hervor und beleuchtete die Reſte des Mannes, deſſen Geiſt ewig und unſterblich fortlebt, in hoher Majeſtät und kräftiger Wirkung auf alle kommenden Geſchlechter. —

Schiller war lang, hager, bleich, und trug auf ſeinem Geſichte die Spuren der Kränklichkeit, in ſeinem Auge aber hohes geiſtiges Feuer, Freyheit und Klarheit auf der gewölbten offenen Stirne. Seine Arbeiten pflegte er ganz im Kopfe auszuarbeiten, bevor er ſie niederſchrieb; die metriſchen aber dann laut abzuleſen. — Die meiſten bedeutenden Theater haben ſein Andenken mit oft gut erfundenen und ausgeführten Gelegenheitsſtücken gefevert. Nicht ihn, ſondern die Nation könnte ein öffentliches Denkmal ehren! —

Wie viel verlorſt du an ihm, mein Vaterand! Seine Freunde verloren noch mehr in ihm. Seine einfache Größe, ſeine liebevolle Freundlichkeit iſt dahin, ſein Herz voll Liebe und Güte, ſein edles, großes Menſchenherz ſchlägt nicht mehr für ſie. Wer wird je zu ſeiner Gruft wallfahrten, ohne an die Worte aus ſeinem Don Carlos zu denken:

Du warſt ſo reich,
So warm, ſo reich! Ein ganzer Weltkreis hatte
In deinem weiten Buſen Raum. Das alles
Iſt nun dahin! —

Reutlingen, gedruckt mit C. F. Belinger'ſchen Schriften.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52550-8
SCHILLER,F. FN. 13376/090

ORPHEUS IN DER UNTERWELT
EIN BALLADEN-ENTWURF VON SCHILLER

SEINEN MÜNCHNER FREUNDEN ZUM 26. SEPTEMBER
1909 : : : : DER BERLINER BIBLIOPHILEN-ABEND

EIGENTUM DER
K. UNIVERSITÄTS
BIBLIOTHEK MÜNCHEN

DAS Blatt, deſſen Nachbildung der Berliner Bibliophilen-Abend in dieſem Schiller-Gedenkjahr aus dem Beſitz eines ſeiner Mitglieder darbietet, iſt dem Inhalt nach nicht völlig unbekannt. Aber von einem Entwurf wie dem vorliegenden, der unmittelbar in die Werkſtatt des Dichters hineinführt, gibt der bloße Abdruck des Wortlauts kaum ein richtiges Bild. Zudem iſt dieſer, vor zwei Jahrzehnten für einen ganz kleinen Kreis veröffentlicht, ſelbſt in der Säkularausgabe von Schillers Werken, die ihn aufgenommen hat, an einer Stelle verſteckt, wo man ihn nicht ſucht (Bd. 8. S. 368).

Das Material des Blattes iſt ein graues, offenbar für Konzeptzwecke beſtimmtes Papier, deſſen Waſſerzeichen ein verſchlungenes ↄc mit Krone, darunter ein B, darſtellt. Kundige werden vielleicht feſtſtellen können, in welcher Zeit ſich Schiller dieſes Papiers bediente. Im übrigen kann man beim Mangel jedes anderen Anhaltspunktes nur vermuten, daß der viel verſprechende, leider nicht ausgeführte Entwurf in die Zeit der großen Balladen 1797—98 fällt. Außer der allgemeinen Verwandtſchaft des Stoffes fehlt es auch nicht an Anklängen im einzelnen: das „Gedräng im Orkus" erinnert unmittelbar an den dramatiſch bewegten Eingang des Kampfs mit dem Drachen, und die Scheuſale der Unterwelt haben ihre Parallele in den Seeungeheuern der Charybdis. Die durchaus eigenartige Behandlung der Fabel macht eine Beeinfluſſung durch das Libretto zu Glucks Orpheus (G. Kettner in der Schillerausgabe a. a. O.) ganz unwahrſcheinlich.

[illegible]
[illegible]
[illegible]

Gedräng im Orkus, Bewegung, Saitenklang durch die stille Nacht.

Orpheus mit der Leier, daß ihr eindringend Lärmen er immer vorwärts schreitend und mit d. Klang d. Saiten sich von sich entfernt. Die Töne der Leier bilden einen haltenden Kreis um ihn her, daß er, [illegible] ~~ein haltender~~ umgeführt durch die Schatten geht, obgleich immer von neuen Schatten bedroht.

So gelangt er, unter Begleitung zahlloser Schatten, ein mächtig schreitender ~~bis~~ zum Thron des furchtbaren Königs. Erstaunen allgemein unter den Abwesenden.

Beschreibung des Locals, alles geisterhaft, grauig, farb und gestaltlos.

Er redet den Schattenbeherrscher an und fordert seine Geliebte zurück. Nun der Alte aber [illegible] d. [illegible] Beschreibung seine Rede, Geberdung d. Schatten, Macht der Leier.

Antwort d. Schattenbeherrscher, daß Orpheus seine Macht besingen soll.

Orpheus weigert sich d. Tod zu singen, aber dem Leben stimmt er jetzt ein Lied an. — der Hymnus auf das Leben in d. Hölle gesungen, vor Todten und Geistern.

1. das Licht, die Farbe, die Wärme, die Gestalt, die Fülle, die Schönheit. Alles d. Land.

- Erstaunen d. Manen.

2. der Schall, die Stimme, die Melodie, die Leidenschaft.

3. [illegible] der Genuß, Leben, Lieben, Beleben!

4.

[illegible]

Vierter Akt.

Saal bei der Königin.

Erster Auftritt.

Die Königin. Die Herzogin Olivarez. Die Prinzeſſin von Eboli. Die Gräfin Fuentes und noch andere Damen.

Königin

(zur Oberhofmeiſterin, indem ſie aufſteht).

Der Schlüſſel fand ſich alſo nicht? — So wird
Man die Schatoulle mir erbrechen müſſen,
Und zwar ſogleich —

(Da ſie die Prinzeſſin von Eboli gewahr wird, welche ſich ihr nähert und ihr die Hand küßt.)

Willkommen, liebe Fürſtin!
Mich freut, Sie wieder hergeſtellt zu finden —
Zwar noch ſehr blaß —

Fuentes (etwas tückiſch).

Die Schuld des böſen Fiebers,
Das ganz erſtaunlich an die Nerven greift.
Nicht wahr, Prinzeſſin?

NR. 134 VON 200 NUMERIERTEN EXEMPLAREN.
LICHTDRUCK DER HOFKUNSTANSTALT ALBERT FRISCH BERLIN W
BUCHDRUCK VON HERMANN BRÖCKER IN FRIEDENAU BEI BERLIN

Königin.

Sehr hab' ich gewünſcht,
Sie zu beſuchen, meine Liebe. — Doch
Ich darf ja nicht.

Olivarez.

Die Fürſtin Eboli
Litt wenigſtens nicht Mangel an Geſellſchaft. —

Königin.

Das glaub' ich gern. Was haben Sie? Sie zittern.

Eboli.

Nichts — gar nichts, meine Königin. Ich bitte
Um die Erlaubniß, wegzugehen —

Königin.

Sie
Verhehlen uns, ſind kränker gar, als Sie
Uns glauben machen wollen? Auch das Stehn
Wird Ihnen ſauer. Helfen Sie ihr, Gräfin,
Auf dieſes Tabouret ſich niederſetzen.

Eboli.

Im Freien wird mir beſſer. (Sie geht ab.)

Königin.

Folgen Sie
Ihr, Gräfin — Welche Anwandlung!

(Ein Page tritt herein und ſpricht mit der Herzogin, welche ſich alsdann zur Königin wendet.)

Olivarez.

Der Marquis
Von Poſa, Ihre Majeſtät — Er kommt
Von Seiner Majeſtät dem König.

Königin.

Ich
Erwart' ihn.

(Der Page geht ab und öffnet dem Marquis die Thür.)

Zweiter Auftritt.

Marquis von Poſa. Die Vorigen.

(Der Marquis läßt ſich auf ein Knie vor der Königin nieder, welche ihm einen Wink gibt, aufzuſtehen.)

Königin.

Was iſt meines Herrn Befehl?
Darf ich ihn öffentlich —

Marquis.

Mein Auftrag lautet
An Ihre königliche Majeſtät allein.

(Die Damen entfernen ſich auf einen Wink der Königin.)

Dritter Auftritt.

Die Königin. Marquis von Poſa.

Königin (voll Verwunderung).

Wie? Darf ich meinen Augen trauen, Marquis?
Sie an mich abgeſchickt vom König?

Marquis.
Dünkt
Das Ihre Majeſtät ſo ſonderbar?
Mir ganz und gar nicht.

Königin.
Nun ſo iſt die Welt
Aus ihrer Bahn gewichen. Sie und Er —
Ich muß geſtehen.

Marquis.
Daß es ſeltſam klingt?
Das mag wohl ſeyn. — Die gegenwärt'ge Zeit
Iſt noch an mehrern Wunderdingen fruchtbar.

Königin.
An größern kaum.

Marquis.
Geſetzt, ich hätte mich
Bekehren laſſen endlich — wär' es müde,
An Philipps Hof den Sonderling zu ſpielen?
Den Sonderling! Was heißt auch das? Wer ſich
Den Menſchen nützlich machen will, muß doch
Zuerſt ſich ihnen gleich zu ſtellen ſuchen.
Wozu der Sekte prahleriſche Tracht?
Geſetzt — Wer iſt von Eitelkeit ſo frei,
Um nicht für ſeinen Glauben gern zu werben?
Geſetzt, ich ginge damit um, den meinen
Auf einen Thron zu ſetzen?

Königin.
Nein! — Nein, Marquis,
Auch nicht einmal im Scherze möcht' ich dieſer
Unreifen Einbildung Sie zeihn. Sie ſind

Der Träumer nicht, der etwas unternähme,
Was nicht geendigt werden kann.

Marquis.

Das eben
Wär' noch die Frage, denk' ich.

Königin.

Was ich höchſtens
Sie zeihen könnte, Marquis — was von Ihnen
Mich faſt befremden könnte, wäre — wäre —

Marquis.

Zweideutelei. Kann ſeyn.

Königin.

Unredlichkeit
Zum wenigſten. Der König wollte mir
Wahrſcheinlich nicht durch Sie entbieten laſſen,
Was Sie mir ſagen werden.

Marquis.

Nein.

Königin.

Und kann
Die gute Sache ſchlimme Mittel adeln?
Kann ſich — verzeihen Sie mir dieſen Zweifel —
Ihr edler Stolz zu dieſem Amte borgen?
Kaum glaub' ich es. —

Marquis.

Auch ich nicht, wenn es hier
Nur gelten ſoll, den König zu betrügen.
Doch das iſt meine Meinung nicht. Ihm ſelbſt
Gedenk' ich diesmal redlicher zu dienen,
Als er mir aufgetragen hat.

Das braucht es nicht bei Ihnen. Die Gefahr
Mag auf- und untergehen um Sie her,
Sie ſollen's nie erfahren. Alles dies
Iſt ja nicht ſo viel werth, den goldnen Schlaf
Von eines Engels Stirne zu verjagen.
Auch war es das nicht, was mich hergeführt.
Prinz Karlos —

Königin.

Wie verließen Sie ihn?

Marquis.

Wie
Den einz'gen Weiſen ſeiner Zeit, dem es
Verbrechen iſt, die Wahrheit anzubeten —
Und eben ſo beherzt für *ſeine* Liebe,
Wie Jener für die ſeinige zu ſterben.
Ich bringe wenig Worte — Aber hier,
Hier iſt er ſelbſt.

(Er gibt der Königin einen Brief.)

Königin (nachdem ſie ihn geleſen).

Er muß mich ſprechen, ſagt er.

Marquis.

Das ſag' ich auch.

Königin.

Wird es ihn glücklich machen,
Wenn er mit ſeinen Augen ſieht, daß ich
Es auch nicht bin?

Marquis.

Nein — aber thätiger
Soll es ihn machen und entſchloſſ'ner.

Königin.

Wie?

Marquis.

Der Herzog Alba iſt ernannt nach Flandern.

Königin.

Ernannt — ſo hör' ich.

Marquis.

Widerrufen kann
Der König nie. Wir kennen ja den König.
Doch wahr iſt's auch: Hier darf der Prinz nicht bleiben —
Hier nicht, jetzt vollends nicht — und Flandern darf
Nicht aufgeopfert werden.

Königin.

Wiſſen Sie
Es zu verhindern?

Marquis.

Ja — vielleicht. Das Mittel
Iſt faſt ſo ſchlimm, als die Gefahr. Es iſt
Verwegen wie Verzweiflung. — Doch ich weiß
Von keinem andern.

Königin.

Nennen Sie mir's.

Marquis.

Ihnen,
Nur Ihnen, meine Königin, wag' ich
Es zu entdecken. Nur von Ihnen kann
Es Karlos hören, ohne Abſcheu hören.
Der Name freilich, den es führen wird,
Klingt etwas rauh —

Königin.
Rebellion —
Marquis.
Er ſoll
Dem König ungehorſam werden, ſoll
Nach Brüſſel heimlich ſich begeben, wo
Mit offnen Armen die Flamänder ihn
Erwarten. Alle Niederlande ſtehen
Auf ſeine Loſung auf. Die gute Sache
Wird ſtark durch einen Königsſohn. Er mache
Den ſpan'ſchen Thron durch ſeine Waffen zittern.
Was in Madrid der Vater ihm verweigert,
Wird er in Brüſſel ihm bewilligen.
Königin.
Sie ſprachen
Ihn heute und behaupten das?
Marquis.
Weil ich
Ihn heute ſprach.
Königin (nach einer Pauſe).
Der Plan, den Sie mir zeigen,
Erſchreckt und — reizt mich auch zugleich. Ich glaube,
Daß Sie nicht Unrecht haben. — Die Idee
Iſt kühn und eben darum, glaub' ich,
Gefällt ſie mir. Ich will ſie reifen laſſen.
Weiß ſie der Prinz?
Marquis.
Er ſollte, war mein Plan,
Aus Ihrem Mund zum Erſtenmal ſie hören.

Königin.

Unſtreitig! Die Idee iſt groß. — Wenn anders
Des Prinzen Jugend —

Marquis.

Schadet nichts. Er findet
Dort einen Egmont und Oranien,
Die braven Krieger Kaiſer Karls, ſo klug
Im Kabinet, als fürchterlich im Felde.

Königin (mit Lebhaftigkeit).

Nein! die Idee iſt groß und ſchön — Der Prinz
Muß handeln. Lebhaft fühl' iſt das. Die Rolle,
Die man hier in Madrid ihn ſpielen ſieht,
Drückt mich an ſeiner Statt zu Boden — Frankreich
Verſprech' ich ihm; Savoyen auch. Ich bin
Ganz Ihrer Meinung, Marquis, er muß handeln. —
Doch dieſer Anſchlag fordert Geld.

Marquis.

Auch das liegt ſchon
Bereit —

Königin.

Und dazu weiß ich Rath.

Marquis.

So darf ich
Zu der Zuſammenkunft ihm Hoffnung geben?

Königin.

Ich will mir's überlegen.

Marquis.

Karlos bringt
Auf Antwort, Ihre Majeſtät. — Ich hab'
Ihm zugeſagt, nicht leer zurückzukehren.
(Seine Schreibtafel der Königin reichend.)
Zwei Zeilen ſind für jetzt genug —

Königin (nachdem ſie geſchrieben).
Werd' ich
Sie wiederſehn?

Marquis.
So oft Sie es befehlen.

Königin.
So oft — ſo oft ich es befehle? — Marquis!
Wie muß ich dieſe Freiheit mir erklären?

Marquis.
So arglos als Sie immer können. Wir
Genießen ſie, das iſt genug — das iſt
Für meine Königin genug.

Königin (abbrechend).
Wie ſollt' es
Mich freuen, Marquis, wenn der Freiheit endlich
Noch dieſe Zuflucht in Europa bliebe!
Wenn ſie durch ihn es bliebe! — Rechnen Sie
Auf meinen ſtillen Antheil —

Marquis (mit Feuer).
O ich wußt' es,
Ich mußte hier verſtanden werden —

Herzogin Olivarez (erſcheint an der Thür).

Königin (fremd zum Marquis).
Was
Von meinem Herrn, dem König, kommt, werd' ich
Als ein Geſetz verehren. Gehen Sie,
Ihm meine Unterwerfung zu verſichern!

(Sie gibt ihm einen Wink. Der Marquis geht ab.)

Gallerie.

Vierter Auftritt.

Don Karlos und Graf Lerma.

Karlos.

Hier ſind wir ungeſtört. Was haben Sie
Mir zu entdecken?

Lerma.

Eure Hoheit hatten
An dieſem Hofe einen Freund.

Karlos (ſtutzt).

Den ich
Nicht wüßte! — Wie? Was wollen Sie damit?

Lerma.

So muß ich um Vergebung bitten, daß
Ich mehr erfuhr, als ich erfahren durfte.
Doch, Eurer Hoheit zur Beruhigung,
Ich hab' es wenigſtens von treuer Hand,
Denn kurz, ich hab' es von mir ſelbſt.

Karlos.

Von wem
Iſt denn die Rede?

Lerma.

Marquis Poſa —

Karlos.

Nun?

Lerma.

Wenn etwa mehr, als Jemand wiſſen darf,
Von Eurer Hoheit ihm bewußt ſeyn ſollte,
Wie ich beinahe fürchte —

Karlos.

Wie Sie fürchten?

Lerma.

— Er war beim König.

Karlos.

So?

Lerma.

Zwei volle Stunden.
Und in ſehr heimlichem Geſpräch.

Karlos.

Wahrhaftig?

Lerma.

Es war von keiner Kleinigkeit die Rede.

Karlos.

Das will ich glauben.

Lerma.

Ihren Namen, Prinz,
Hört' ich zu öftern Malen.

Karlos.

Hoffentlich
Kein ſchlimmes Zeichen.

Lerma.

Auch ward heute Morgen
Im Schlafgemache Seiner Majeſtät
Der Königin ſehr räthſelhaft erwähnt.

Karlos (tritt beſtürzt zurück).

Graf Lerma?

Lerma.

Als der Marquis weggegangen,

Empfing ich den Befehl, ihn künftighin
Unangemeldet vorzulaſſen.
Karlos.
Das
Iſt wirklich viel.
Lerma.
Ganz ohne Beiſpiel, Prinz,
So lang' mir denkt, daß ich dem König diene.
Karlos.
Viel! Wahrlich viel! — Und wie? wie, ſagten Sie,
Wie ward der Königin erwähnt?
Lerma (tritt zurück).
Nein, Prinz,
Nein! Das iſt wider meine Pflicht.
Karlos.
Wie ſeltſam!
Sie ſagen mir das Eine, und verhehlen
Das Andre mir.
Lerma.
Das Erſte war ich Ihnen,
Das Zweite bin ich dem Monarchen ſchuldig.
Karlos.
— Sie haben Recht.
Lerma.
Den Marquis hab' ich zwar
Als Mann von Ehre ſtets gekannt.
Karlos.
Dann haben
Sie ihn ſehr gut gekannt.

Lerma.

Jedwede Tugend
Iſt fleckenfrei bis auf den Augenblick
Der Probe.

Karlos.

Auch wohl hier und da noch drüber.

Lerma.

Und eines großen Königs Gunſt dünkt mir
Der Frage werth. An dieſem goldnen Angel
Hat manche ſtarke Tugend ſich verblutet.

Karlos.

O ja.

Lerma.

Oft ſogar iſt es weiſe, zu entdecken,
Was nicht verſchwiegen bleiben kann.

Karlos.

Ja! weiſe!
Doch, wie Sie ſagen, haben Sie den Marquis
Als Mann von Ehre nur gekannt?

Lerma.

Iſt er
Es noch, ſo macht mein Zweifel ihn nicht ſchlechter,
Und Sie, mein Prinz, gewinnen doppelt.
(Er will gehen.)

Karlos

(folgt ihm gerührt und drückt ihm die Hand).

Dreifach
Gewinn' ich, edler, würd'ger Mann — ich ſehe
Um einen Freund mich reicher, und es koſtet
Mir den nicht, den ich ſchon beſaß.
(Lerma geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Marquis von Poſa (kommt durch die Gallerie). **Karlos.**

Marquis.

Karl! Karl!

Karlos.

Wer ruft? Ah! Du biſt's! Eben recht. Ich eile
Voraus in's Kloſter. Komm bald nach.
(Er will gehen.)

Marquis.

Nur zwei
Minuten — bleib.

Karlos.

Wenn man uns überfiele —

Marquis.

Man wird doch nicht. Es iſt ſogleich geſchehen.
Die Königin —

Karlos.

Du warſt bei meinem Vater?

Marquis.

Er ließ mich rufen; ja.

Karlos (voll Erwartung).

Nun?

Marquis.

Es iſt richtig.
Du wirſt ſie ſprechen.

Karlos.

Und der König? Was
Will denn der König?

Marquis.

Der? Nicht viel. — Neugierde,
Zu wiſſen, wer ich bin. — Dienſtfertigkeit
Von unbeſtellten guten Freunden. Was
Weiß ich? Er bot mir Dienſte an.

Karlos.

Die du
Doch abgelehnt?

Marquis.

Verſteht ſich.

Karlos.

Und wie kamt
Ihr auseinander?

Marquis.

Ziemlich gut.

Karlos.

Von mir
War alſo wohl die Rede nicht?

Marquis.

Von dir?
Doch. Ja. Im Allgemeinen.
(Er zieht ein Souvenir heraus und gibt es dem Prinzen.)
Hier vorläufig
Zwei Worte von der Königin, und morgen
Werd' ich erfahren, wo und wie —

Karlos

(lieſt ſehr zerſtreut, ſteckt die Schreibtafel ein und will gehen.)

Beim Prior
Triffſt du mich alſo.

Marquis.

Warte doch. Was eilſt du?
Es kommt ja Niemand.

Karlos (mit erkünſteltem Lächeln).

Haben wir denn wirklich
Die Rollen umgetauſcht? Du biſt ja heute
Erſtaunlich ſicher.

Marquis.

Heute? Warum heute?

Karlos.

Und was ſchreibt mir die Königin?

Marquis.

Haſt du
Denn nicht im Augenblick geleſen?

Karlos.

Ich?
Ja ſo.

Marquis.

Was haſt du denn? Was iſt dir?

Karlos

(lieſt das Geſchriebene noch einmal. Entzückt und feurig).

Engel
Des Himmels! Ja! Ich will es ſeyn — ich will —
Will deiner werth ſeyn — Große Seelen macht
Die Liebe größer. Sey's auch, was es ſey.
Wenn Du es mir gebieteſt, ich gehorche. —
Sie ſchreibt, daß ich auf eine wichtige
Entſchließung mich bereiten ſoll. Was kann
Sie damit meinen? Weißt du nicht?

Marquis.

Wenn ich's
Auch wüßte, Karl — biſt du auch jetzt geſtimmt,
Es anzuhören?

Karlos.

Hab' ich dich beleidigt?
Ich war zerſtreut. Vergib mir, Roderich.

Marquis.

Zerſtreut? Wodurch?

Karlos.

Durch — ich weiß ſelber nicht.
Dies Souvenir iſt alſo mein?

Marquis.

Nicht ganz!
Vielmehr bin ich gekommen, mir ſogar
Deins auszubitten.

Karlos.

Meins? Wozu?

Marquis.

Und was
Du etwa ſonſt an Kleinigkeiten, die
In keines Dritten Hände fallen dürfen,
An Briefen oder abgeriſſenen
Concepten bei dir führſt — kurz deine
Brieftaſche —

Karlos.

Wozu aber?

Marquis.

Nur auf alle Fälle.
Wer kann für Ueberraſchung ſtehn? Bei mir
Sucht ſie doch Niemand. Gib.

Karlos (ſehr unruhig).

Das iſt doch ſeltſam!
Woher auf einmal dieſe —

Marquis.

Sey ganz ruhig.
Ich will nichts damit angedeutet haben.
Gewißlich nicht. Es iſt Behutſamkeit
Vor der Gefahr. So hab' ich's nicht gemeint,
So wahrlich nicht, daß du erſchrecken ſollteſt.

Karlos (gibt ihm die Brieftaſche).

Verwahr' ſie gut.

Marquis.

Das werd' ich.

Karlos (ſieht ihn bedeutend an).

Roderich!
Ich gab dir viel.

Marquis.

Noch immer nicht ſo viel,
Als ich von dir ſchon habe — Dort alſo
Das Uebrige, und jetzt leb' wohl — leb' wohl!

(Er will gehen.)

Karlos

(kämpft zweifelhaft mit ſich ſelbſt — endlich ruft er ihn zurück).

Gib mir die Briefe doch noch einmal. Einer
Von ihr iſt auch darunter, den ſie damals,
Als ich ſo tödtlich krank gelegen, nach
Alkala mir geſchrieben. Stets hab' ich
Auf meinem Herzen ihn getragen. Mich
Von dieſem Brief zu trennen, fällt mir ſchwer.

Laß mir den Brief — nur den — das Uebrige
Nimm alles.

(Er nimmt ihn heraus und gibt die Brieftaſche zurück.)

Marquis.

Karl, ich thu' es ungern. Juſt
Um dieſen Brief war mir's zu thun.

Karlos.

Leb' wohl!

(Er geht langſam und ſtill weg, an der Thür bleibt er einen Augenblick ſtehen, kehrt wieder um und bringt ihm den Brief.)

Da haſt du ihn.

(Seine Hand zittert. Thränen ſtürzen aus ſeinen Augen, er fällt dem Marquis um den Hals und drückt ſein Geſicht wider deſſen Bruſt.)

Das kann mein Vater nicht!
Nicht wahr, mein Roderich? Das kann er doch nicht.

(Er geht ſchnell fort.)

Sechſter Auftritt.

Marquis (ſieht ihm erſtaunt nach).

Wär's möglich? Wär' es? Alſo hätt' ich ihn
Doch nicht gekannt? Nicht ganz? In ſeinem Herzen
Wär' dieſe Falte wirklich mir entgangen?
Mißtrauen gegen ſeinen Freund!
Nein! Es iſt Läſterung! — Was that er mir,
Daß ich der Schwächen ſchwächſter ihn verklage?

Was ich ihn zeihe, werd' ich ſelbſt — Befremden —
Das mag es ihn, das glaub' ich gern. Wann hätte
Er dieſer ſeltſamen Verſchloſſenheit
Zu ſeinem Freunde ſich verſehn? — Auch ſchmerzen!
Ich kann dir's nicht erſparen, Karl, und länger
Muß ich noch deine gute Seele quälen.
Der König glaubte dem Gefäß, dem er
Sein heiliges Geheimniß übergeben,
Und Glauben fordert Dankbarkeit. Was wäre
Geſchwätzigkeit, wenn mein Verſtummen dir
Nicht Leiden bringt? Vielleicht erſpart? Warum
Dem Schlafenden die Wetterwolke zeigen,
Die über ſeinem Scheitel hängt? — Genug,
Daß ich ſie ſtill an dir vorüber führe,
Und, wenn du aufwachſt, heller Himmel iſt.
(Er geht ab.)

Kabinet des Königs.

Siebenter Auftritt.

Der **König** in einem Seſſel — neben ihm die **Infantin Klara Eugenia.**

König (nach einem tiefen Stillſchweigen).
Nein! Es iſt dennoch meine Tochter — Wie
Kann die Natur mit ſolcher Wahrheit lügen?
Dies blaue Auge iſt ja mein! Find' ich

In jedem dieſer Züge mich nicht wieder?
Kind meiner Liebe, ja du biſt's. Ich drücke
Dich an mein Herz — du biſt mein Blut!

(Er ſtutzt und hält inne.)

Mein Blut!
Was kann ich Schlimm'res fürchten? Meine Züge,
Sind ſie die ſeinigen nicht auch?

(Er hat das Medaillon in die Hand genommen und ſieht wechſelsweiſe auf das Bild und in einen gegenüber ſtehenden Spiegel — endlich wirft er es zur Erde, ſteht ſchnell auf und drückt die Infantin von ſich.)

Weg! weg!
In dieſem Abgrund geh' ich unter.

Achter Auftritt.

Graf Lerma. Der König.

Lerma.

Eben
Sind Ihre Majeſtät die Königin
Im Vorgemach erſchienen.

König.

Jetzt?

Lerma.

Und bitten
Um gnädigſtes Gehör —

König.

Jetzt aber? Jetzt?
In dieſer ungewohnten Stunde? — Nein!
Jetzt kann ich ſie nicht ſprechen — jetzt nicht —

Lerma.

Hier
Sind Ihre Majeſtät ſchon ſelbſt —

(Er geht ab.)

Neunter Auftritt.

Der König. Die Königin (tritt herein). **Die Infantin.**

(Die Letztere fliegt ihr entgegen und ſchmiegt ſich an ſie an. Die Königin fällt vor dem Könige nieder, welcher ſtumm und verwirrt ſteht.)

Königin.

Mein Herr
Und mein Gemahl — ich muß — ich bin gezwungen,
Vor Ihrem Thron Gerechtigkeit zu ſuchen.

König.

Gerechtigkeit? —

Königin.

Unwürdig ſeh' ich mir
An dieſem Hof begegnet. Meine
Schatoulle iſt erbrochen —

König.

Was?

Königin.

Und Sachen
Von groſſem Werth für mich daraus verſchwunden —

König.

Von groſſem Werth für Sie? —

Königin.

Durch die Bedeutung,
Die eines Unbelehrten Dreiſtigkeit
Vermögend wäre —

König.

Dreiſtigkeit — Bedeutung —
Doch — ſtehn Sie auf!

Königin.

Nicht eher, mein Gemahl,
Bis Sie durch ein Verſprechen ſich gebunden,
Kraft Ihres königlichen Arms zu meiner
Genugthuung den Thäter mir zu ſtellen;
Wo nicht, von einem Hofſtaat mich zu trennen,
Der meinen Dieb verbirgt —

König.

Stehn Sie doch auf —
In dieſer Stellung — Stehn Sie auf!

Königin (ſteht auf).

Daß er
Von Range ſeyn muß, weiß ich — denn in der
Schatoulle lag an Perlen und Demanten
Weit über eine Million, und er
Begnügte ſich mit Briefen —

König.

Die ich doch —

Königin.

Recht gerne, mein Gemahl. Es waren Briefe
Und dann ein Medaillon von dem Infanten.

König.

Von —

Königin.

Dem Infanten, Ihrem Sohn.

König.

An Sie?

Königin.

An mich.

König.

Von dem Infanten? Und das ſagen
Sie mir?

Königin.

Warum nicht Ihnen, mein Gemahl?

König.

Mit dieſer Stirne?

Königin.

Was fällt Ihnen auf?
Ich denke, Sie erinnern ſich der Briefe,
Die mit Bewilligung von beiden Kronen
Don Karlos mir nach Saint Germain geſchrieben.
Ob auch das Bild, womit er ſie begleitet,
In dieſe Freiheit einbedungen worden,
Ob ſeine raſche Hoffnung eigenmächtig
Sich dieſen kühnen Schritt erlaubt — das will
Ich zu entſcheiden mich nicht unterfangen.
Wenn's Uebereilung war, ſo war es die
Verzeihlichſte — da bin ich für ihn Bürge.

Denn damals fiel ihm wohl nicht bei, daß es
Für ſeine Mutter wäre —

(Sieht die Bewegung des Königs.)

Was iſt das?
Was haben Sie?

Infantin

(welche unterdeſſen das Medaillon auf dem Boden gefunden und damit geſpielt hat, bringt es der Königin).

Ach! Sieh da, meine Mutter!
Das ſchöne Bild —

Königin.

Was denn, mein —

(Sie erkennt das Medaillon und bleibt in ſprachloſer Erſtarrung ſtehen. Beide ſehen einander mit unverwandten Augen an. Nach einem langen Stillſchweigen.)

Wahrlich, Sire!
Dies Mittel, ſeiner Gattin Herz zu prüfen,
Dünkt mir ſehr königlich und edel — Doch
Noch eine Frage möcht' ich mir erlauben.

König.

Das Fragen iſt an mir.

Königin.

Durch meinen Argwohn
Soll doch die Unſchuld wenigſtens nicht leiden. —
Wenn alſo dieſer Diebſtahl Ihr Befehl
Geweſen —

König.

Ja.

Königin.

Dann hab' ich Niemand anzuklagen
Und Niemand weiter zu bedauern — Niemand

Als Sie, dem die Gemahlin nicht geworden,
Bei welcher ſolche Mittel ſich verlohnen.

König.

Die Sprache kenn' ich. — Doch, Madam,
Zum Zweitenmale ſoll ſie mich nicht täuſchen,
Wie in Aranjuez ſie mich getäuſcht.
Die engelreine Königin, die damals
Mit ſo viel Würde ſich vertheidigt — jetzt
Kenn' ich ſie beſſer.

Königin.

Was iſt das?

König.

Kurz alſo
Und ohne Hinterhalt, Madam! — Iſt's wahr,
Noch wahr, daß Sie mit Niemand dort geſprochen?
Mit Niemand? Iſt das wirklich wahr?

Königin.

Mit dem Infanten
Hab' ich geſprochen. Ja.

König.

Ja? — Nun, ſo iſt's
Am Tage. Es iſt offenbar. So frech!
So wenig Schonung meiner Ehre!

Königin.

Ehre, Sire?
Wenn Ehre zu verletzen war, ſo, fürcht' ich,
Stand eine größ're auf dem Spiel, als mir
Kaſtilien zur Morgengabe brachte.

König.

Warum verleugneten Sie mir?

Königin.

Weil ich
Es nicht gewohnt bin, Sire, in Gegenwart
Der Höflinge auf Delinquenten-Weiſe
Verhören mich zu laſſen. Wahrheit werde
Ich nicht verleugnen, wenn mit Ehrerbietung
Und Güte ſie gefordert wird. — Und war
Das wohl der Ton, den Eure Majeſtät
Mir in Aranjuez zu hören gaben?
Iſt etwa die verſammelte Grandezza
Der Richterſtuhl, vor welchen Königinnen
Zu ihrer ſtillen Thaten Rechenſchaft
Gezogen werden? Ich geſtattete
Dem Prinzen die Zuſammenkunft, um die
Er dringend bat. Ich that es, mein Gemahl,
Weil ich es wollte — weil ich den Gebrauch
Nicht über Dinge will zum Richter ſetzen,
Die ich für tadellos erkannt — und Ihnen
Verbarg ich es, weil ich nicht lüſtern war,
Mit Eurer Majeſtät um dieſe Freiheit
Vor meinem Hofgeſinde mich zu ſtreiten.

König.

Sie ſprechen kühn, Madam, ſehr —

Königin.

Und auch darum,
Setz' ich hinzu, weil der Infant doch ſchwerlich
Der Billigkeit, die er verdient, ſich zu
Erfreuen hat in ſeines Vaters Herzen —

König.

Die er verdient?

Königin.

Denn warum ſoll ich es
Verbergen, Sire? — Ich ſchätz' ihn ſehr und lieb' ihn
Als meinen theuerſten Verwandten, der
Einſt werth befunden worden, einen Namen
Zu führen, der mich mehr anging — Ich habe
Noch nicht recht einſehn lernen, daß er mir
Gerade darum fremder ſollte ſeyn,
Als jeder Andre, weil er ehedem
Vor jedem Andern theuer mir geweſen.
Wenn Ihre Staatsmaxime Bande knüpft,
Wie ſie für gut es findet, ſoll es ihr
Doch etwas ſchwerer werden, ſie zu löſen.
Ich will nicht haſſen, wen ich ſoll — und weil
Man endlich doch zu reden mich gezwungen —
Ich will es nicht — will meine Wahl nicht länger
Gebunden ſehn —

König.

Eliſabeth! Sie haben
In ſchwachen Stunden mich geſehen. Dieſe
Erinnerung macht Sie ſo kühn. Sie trauen
Auf eine Allmacht, die Sie oft genug
An meiner Feſtigkeit geprüft. — Doch fürchten
Sie deſto mehr. Was bis zu Schwächen mich
Gebracht, kann auch zu Raſerei mich führen.

Königin.

Was hab' ich denn begangen?

König (nimmt ihre Hand).

Wenn es iſt,
Doch iſt — und iſt es denn nicht ſchon? — wenn Ihrer
Verſchuldung volles, aufgehäuftes Maß
Auch nur um eines Athems Schwere ſteigt —
Wenn ich der Hintergangne bin —

(Er läßt ihre Hand los.)

Ich kann
Auch über dieſe letzte Schwäche ſiegen.
Ich kann's und will's — Dann wehe mir und Ihnen,
Eliſabeth!

Königin.

Was hab' ich denn begangen?

König.

Dann meinetwegen fließe Blut —

Königin.

So weit
Iſt es gekommen — Gott!

König.

Ich kenne
Mich ſelbſt nicht mehr — ich ehre keine Sitte
Und keine Stimme der Natur und keinen
Vertrag der Nationen mehr —

Königin.

Wie ſehr
Beklag' ich Eure Majeſtät —

König (außer Faſſung).

Beklagen!
Das Mitleid einer Buhlerin

Infantin

(hängt ſich erſchrocken an ihre Mutter).

Der König zürnt
Und meine ſchöne Mutter weint.

König

(ſtößt das Kind unſanft von der Königin).

Königin

(mit Sanftmuth und Würde, aber mit zitternder Stimme).

Dies Kind
Muß ich doch ſicher ſtellen vor Mißhandlung.
Komm mit mir, meine Tochter!

(Sie nimmt ſie auf den Arm.)

Wenn der König
Dich nicht mehr kennen will, ſo muß ich jenſeits
Der Pyrenäen Bürgen kommen laſſen,
Die unſre Sache führen.

(Sie will gehen.)

König (betreten).

Königin?

Königin.

Ich kann nicht mehr — das iſt zu viel —

(Sie will die Thür erreichen und fällt mit dem Kinde an der Schwelle zu Boden.)

König (hinzueilend, voll Beſtürzung).

Gott! Was iſt das? —

Infantin (ruft voll Schrecken).

Ach! meine Mutter blutet!

(Sie eilt hinaus.)

König (ängſtlich um ſie beſchäftigt).

Welch fürchterlicher Zufall! Blut! Verdien' ich,

Daß Sie ſo hart mich ſtrafen? Stehn Sie auf!
Erholen Sie ſich! Stehn Sie auf! Man kommt!
Man überraſcht uns — Stehn Sie auf! — Soll ſich
Mein ganzer Hof an dieſem Schauſpiel weiden?
Muß ich Sie bitten, aufzuſtehn?

(Sie richtet ſich auf, von dem Könige unterſtützt.)

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Alba, Domingo (treten erſchrocken herein). Damen folgen.

König.

Man bringe
Die Königin zu Hauſe. Ihr iſt übel.

(Die Königin geht ab, begleitet von den Damen. Alba und Domingo treten näher.)

Alba.

Die Königin in Thränen und auf ihrem
Geſichte Blut —

König.

Das nimmt die Teufel Wunder,
Die mich verleitet haben.

Alba. Domingo.

Wir?

König.

Die mir
Genug geſagt, zum Raſen mich zu bringen;
Zu meiner Ueberzeugung nichts.

Alba.

Wir gaben,

Was wir gehabt —

König.

Die Hölle dank' es euch.

Ich habe, was mich reut, gethan. War das

Die Sprache eines ſchuldigen Gewiſſens?

Marquis von Poſa

(noch außerhalb der Scene).

Iſt der Monarch zu ſprechen?

Elfter Auftritt.

Marquis von Poſa. Die Vorigen.

König

(bei dieſer Stimme lebhaft auffahrend und dem Marquis einige Schritte entgegen gehend).

Ach! Das iſt er!

Seyd mir willkommen, Marquis — Euer, Herzog,

Bedarf ich jetzt nicht mehr. Verlaßt uns!

(Alba und Domingo ſehen einander mit ſtummer Verwunderung an und gehen.)

Zwölfter Auftritt.

Der König und Marquis von Poſa.

Marquis.

Sire!
Dem alten Manne, der in zwanzig Schlachten
Dem Tod für Sie entgegen ging, fällt es
Doch hart, ſich ſo entfernt zu ſehn.

König.

Euch ziemt
Es, ſo zu denken, ſo zu handeln mir.
Was ihr in wenig Stunden mir geweſen,
War er in einem Menſchenalter nicht.
Ich will nicht heimlich thun mit meinem Wohlgefallen;
Das Siegel meiner königlichen Gunſt
Soll hell und weit auf eurer Stirne leuchten.
Ich will den Mann, den ich zum Freund gewählt,
Beneidet ſehn.

Marquis.

Und dann auch, wenn die Hülle
Der Dunkelheit allein ihn fähig machte,
Des Namens werth zu ſeyn?

König.

Was bringt
Ihr mir?

Marquis.

Als ich das Vorgemach durchgehe,
Hör' ich von einem ſchrecklichen Gerüchte,

Das mir unglaublich däucht — Ein heftiger
Wortwechſel — Blut — die Königin —

König.

Ihr kommt von dort?

Marquis.

Entſetzen ſollt' es mich,
Wenn das Gerücht nicht Unrecht hätte, wenn
Von Eurer Majeſtät indeß vielleicht
Etwas geſchehen wäre — Wichtige
Entdeckungen, die ich gemacht, verändern
Der Sache ganze Lage.

König.

Nun?

Marquis.

Ich fand
Gelegenheit, des Prinzen Portefeuille
Mit einigen Papieren wegzunehmen,
Die, wie ich hoffe, ein'ges Licht —

(Er gibt Karlos Brieftaſche dem Könige.)

König (durchſieht ſie begierig).

Ein Schreiben
Vom Kaiſer, meinem Vater — — Wie? Von dem
Ich nie gehört zu haben mich entſinne?

(Er lieſt es durch, legt es bei Seite und eilt zu den andern Papieren.)

Der Plan zu einer Feſtung — Abgeriſſ'ne
Gedanken aus dem Tacitus — Und was
Denn hier? — Die Hand ſollt' ich doch kennen!
Es iſt von einer Dame.

(Er lieſt aufmerkſam, bald laut, bald leiſe.)

„Dieſer Schlüſſel“ — —
„Die hintern Zimmer in dem Pavillon
„Der Königin“ — — Ha! Was wird das? —
„Hier darf
„Die Liebe frei — Erhörung — ſchöner Lohn“
Sataniſche Verrätherei! Jetzt kenn' ich's,
Sie iſt es. Es iſt ihre Hand!

Marquis.

Die Hand
Der Königin? Unmöglich —

König.

Der Prinzeſſin
Von Eboli —

Marquis.

So wär' es wahr, was mir
Unlängſt der Page Henarez geſtanden,
Der Brief und Schlüſſel überbrachte.

König

(des Marquis Hand faſſend, in heftiger Bewegung).

Marquis!
Ich ſehe mich in fürchterlichen Händen!
Dies Weib — Ich will es nur geſtehen — Marquis
Dies Weib erbrach der Königin Schatoulle,
Die erſte Warnung kam von ihr — Wer weiß,
Wie viel der Mönch drum wiſſen mag — Ich bin
Durch ein verruchtes Bubenſtück betrogen.

Marquis.

Dann wär' es ja noch glücklich —

König.

Marquis! Marquis!

Ich fange an zu fürchten, daß ich meiner
Gemahlin doch zu viel gethan —

Marquis.

Wenn zwiſchen
Dem Prinzen und der Königin geheime
Verſtändniſſe geweſen ſind, ſo waren
Sie ſicherlich von weit — weit anderm Inhalt,
Als deſſen man ſie angeklagt. Ich habe
Gewiſſe Nachricht, daß des Prinzen Wunſch,
Nach Flandern abzureiſen, in dem Kopfe
Der Königin entſprang.

König.

Ich glaubt' es immer.

Marquis.

Die Königin hat Ehrgeiz — Darf ich mehr
Noch ſagen? Mit Empfindlichkeit ſieht ſie
In ihrer ſtolzen Hoffnung ſich getäuſcht
Und von des Thrones Antheil ausgeſchloſſen.
Des Prinzen raſche Jugend bot ſich ihren
Weit blickenden Entwürfen dar — ihr Herz —
Ich zweifle, ob ſie lieben kann.

König.

Vor ihren
Staatsklugen Planen zittr' ich nicht.

Marquis.

Ob ſie geliebt wird? — Ob von dem Infanten
Nichts Schlimmeres zu fürchten? Dieſe Frage
Scheint mir der Unterſuchung werth. Hier, glaub' ich,
Iſt eine ſtreng're Wachſamkeit vonnöthen —

König.

Ihr haftet mir für ihn —

Marquis (nach einigem Bedenken).

Wenn Eure Majeſtät
Mich fähig halten, dieſes Amt zu führen,
So muß ich bitten, es uneingeſchränkt
Und ganz in meine Hand zu übergeben.

König.

Das ſoll geſchehen.

Marquis.

Wenigſtens durch keinen
Gehülfen, welchen Namen er auch habe,
In Unternehmungen, die ich etwa
Für nöthig finden könnte, mich zu ſtören —

König.

Durch keinen. Ich verſprech' es euch. Ihr war't
Mein guter Engel. Wie viel Dank bin ich
Für dieſen Wink euch ſchuldig!

(Zu Lerma, der bei den letzten Worten hereintritt.)

Wie verließt ihr
Die Königin?

Lerma.

Noch ſehr erſchöpft von ihrer Ohnmacht.

(Er ſieht den Marquis mit zweideutigen Blicken an und geht.)

Marquis (nach einer Pauſe zum König).

Noch eine Vorſicht ſcheint mir nöthig.
Der Prinz, fürcht' ich, kann Warnungen erhalten.
Er hat der guten Freunde viel — vielleicht
Verbindungen in Gent mit den Rebellen.
Die Furcht kann zu verzweifelten Entſchlüſſen
Ihn führen — Darum rieth' ich an, gleich jetzt
Vorkehrungen zu treffen, dieſem Fall
Durch ein geſchwindes Mittel zu begegnen.

König.

Ihr habt ganz recht. Wie aber —

Marquis.

Ein geheimer
Verhaftsbefehl, den Eure Majeſtät
In meine Hände niederlegen, mich
Im Augenblicke der Gefahr ſogleich
Deſſelben zu bedienen — und —

(Wie ſich der König zu bedenken ſcheint.)

Es bliebe
Für's Erſte Staatsgeheimniß, bis —

König

(zum Schreibepult gehend und den Verhaftsbefehl niederſchreibend).

Das Reich
Iſt auf dem Spiele — Außerordentliche Mittel
Erlaubt die dringende Gefahr — Hier, Marquis —
Euch brauch' ich keine Schonung zu empfehlen —

Marquis (empfängt den Verhaftsbefehl).

Es iſt auf's Aeußerſte, mein König.

König (legt die Hand auf ſeine Schulter).

Geht,
Geht, lieber Marquis — Ruhe meinem Herzen
Und meinen Nächten Schlaf zurück zu bringen.

(Beide gehen ab zu verſchiedenen Seiten.)

Gallerie.

Dreizehnter Auftritt.

Karlos (kommt in der größten Beängſtigung). **Graf Lerma** (ihm entgegen).

Karlos.

Sie ſuch' ich eben.

Lerma.

Und ich Sie.

Karlos.

Iſt's wahr?
Um Gottes willen, iſt es wahr?

Lerma.

Was denn?

Karlos.

Daß er den Dolch nach ihr gezückt? daß man
Aus ſeinem Zimmer blutig ſie getragen?
Bei allen Heiligen! antworten Sie.
Was muß ich glauben? was iſt wahr?

Lerma.

Sie fiel
Ohnmächtig hin und ritzte ſich im Fallen.
Sonſt war es nichts.

Karlos.

Sonſt hat es nicht Gefahr?
Sonſt nicht? Bei Ihrer Ehre, Graf?

Lerma.

Nicht für
Die Königin — doch deſto mehr für Sie.

Karlos.

Für meine Mutter nicht! Nun Gott ſey Dank!
Mir kam ein ſchreckliches Gerücht zu Ohren,
Der König raſe gegen Kind und Mutter,
Und ein Geheimniß ſey entdeckt.

Lerma.

Das Letzte
Kann auch wohl wahr ſeyn —

Karlos.

Wahr ſeyn! Wie?

Lerma.

Prinz, eine Warnung gab ich Ihnen heute,
Die Sie verachtet haben. Nützen Sie
Die zweite beſſer.

Karlos.

Wie?

Lerma.

Wenn ich mich anders
Nicht irre, Prinz, ſah ich vor wen'gen Tagen
Ein Portefeuille von himmelblauem Sammt,
Mit Gold durchwirkt, in Ihrer Hand —

Karlos (etwas beſtürzt).

So eines
Beſitz' ich. Ja — Nun? —

Lerma.

Auf der Decke, glaub' ich,
Ein Schattenriß, mit Perlen eingefaßt —

Karlos.

Ganz recht.

Lerma.

Als ich vorhin ganz unvermuthet
In's Kabinet des Königs trat, glaubt' ich
Das nämliche in ſeiner Hand zu ſehen,
Und Marquis Poſa ſtand bei ihm —

Karlos

(nach einem kurzen erſtarrenden Stillſchweigen, heftig).

Das iſt
Nicht wahr.

Lerma (empfindlich).

Dann freilich bin ich ein Betrüger.

Karlos (ſieht ihn lange an).

Der ſind Sie. Ja.

Lerma.

Ach! ich verzeih' es Ihnen.

Karlos

(geht in ſchrecklicher Bewegung auf und nieder und bleibt endlich vor ihm ſtehen).

Was hat er dir zu Leid gethan? Was haben
Die unſchuldsvollen Bande dir gethan,
Die du mit hölliſcher Geſchäftigkeit
Zu reißen dich beeiferſt?

Lerma.

Prinz, ich ehre
Den Schmerz, der Sie unbillig macht.

Karlos.

O Gott!
Gott! — Gott! Bewahre mich vor Argwohn!

Lerma.

Auch
Erinnr' ich mich des Königs eigner Worte:

Wie vielen Dank, ſagt' er, als ich herein trat,
Bin ich für dieſe Neuigkeit euch ſchuldig!

Karlos.

O ſtille! ſtille!

Lerma.

Herzog Alba ſoll
Gefallen ſeyn — Dem Prinzen Ruy Gomez
Das große Siegel abgenommen und
Dem Marquis übergeben ſeyn —

Karlos (in tiefes Grübeln verloren).

Und mir verſchwieg er!
Warum verſchwieg er mir?

Lerma.

Der ganze Hof
Staunt ihn ſchon als allmächtigen Miniſter,
Als unumſchränkten Günſtling an —

Karlos

Er hat
Mich lieb gehabt, ſehr lieb. Ich war ihm theuer,
Wie ſeine eigne Seele. O das weiß ich —
Das haben tauſend Proben mir erwieſen.
Doch ſollen Millionen ihm, ſoll ihm
Das Vaterland nicht theurer ſeyn als Einer?
Sein Buſen war für Einen Freund zu groß
Und Karlos Glück zu klein für ſeine Liebe.
Er opferte mich ſeiner Tugend. Kann
Ich ihn drum ſchelten? — Ja! Es iſt gewiß!
Jetzt iſt's gewiß. Jetzt hab' ich ihn verloren.

(Er geht ſeitwärts und verhüllt das Geſicht.)

Lerma (nach einigem Stillſchweigen).

Mein beſter Prinz, was kann ich für Sie thun?

Karlos (ohne ihn anzuſehen).
Zum König gehen und mich auch verrathen.
Ich habe nichts zu ſchenken.

Lerma.
Wollen Sie
Erwarten, was erfolgen mag?

Karlos
(ſtützt ſich auf das Geländer und ſieht ſtarr vor ſich hinaus).
Ich hab' ihn
Verloren. O! Jetzt bin ich ganz verlaſſen!

Lerma
(nähert ſich ihm mit theilnehmender Rührung).
Sie wollen nicht auf Ihre Rettung denken?

Karlos.
Auf meine Rettung? — Guter Menſch!

Lerma.
Und ſonſt,
Sonſt haben Sie für Niemand mehr zu zittern?

Karlos (fährt auf).
Gott! Woran mahnen Sie mich! — Meine Mutter!
Der Brief, den ich ihm wieder gab! ihm erſt
Nicht laſſen wollte und doch ließ!
(Er geht heftig und die Hände ringend auf und nieder.)
Womit
Hat ſie es denn verdient um ihn? Sie hätt' er
Doch ſchonen ſollen. Lerma, hätt' er nicht?
(Raſch entſchloſſen.)
Ich muß zu ihr — ich muß ſie warnen, muß
Sie vorbereiten — Lerma, lieber Lerma —
Wen ſchick' ich denn? Hab' ich denn Niemand mehr?

Gott ſey gelobt! Noch einen Freund — und hier
Iſt nichts mehr zu verſchlimmern.

(Schnell ab.)

Lerma (folgt ihm und ruft ihm nach).

Prinz! Wohin?

(Geht ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Die Königin. Alba. Domingo.

Alba.

Wenn uns vergönnt iſt, große Königin —

Königin.

Was ſteht zu Ihren Dienſten?

Domingo.

Redliche Beſorgniß
Für Ihrer königlichen Majeſtät
Erhabene Perſon erlaubt uns nicht,
Bei einem Vorfall müßig ſtill zu ſchweigen,
Der Ihre Sicherheit bedroht.

Alba.

Wir eilen,
Durch unſre zeit'ge Warnung ein Komplot,
Das wider Sie geſpielt wird, zu entkräften —

Domingo.

Und unſern Eifer — unſre Dienſte zu
Den Füßen Ihrer Majeſtät zu legen.

Königin (ſieht ſie verwundernd an).
Hochwürd'ger Herr, und Sie, mein edler Herzog,
Sie überraſchen mich wahrhaftig. Solcher
Ergebenheit war ich mir von Domingo
Und Herzog Alba wirklich nicht vermuthend.
Ich weiß, wie ich ſie ſchätzen muß — Sie nennen
Mir ein Komplot, daß mich bedrohen ſoll.
Darf ich erfahren, wer — —

Alba.

Wir bitten Sie,
Vor einem Marquis Poſa ſich zu hüten,
Der für des Königs Majeſtät geheime
Geſchäfte führt.

Königin.

Ich höre mit Vergnügen,
Daß der Monarch ſo gut gewählt. Den Marquis
Hat man mir längſt als einen guten Menſchen,
Als einen großen Mann gerühmt. Nie ward
Die höchſte Gunſt gerechter ausgetheilt —

Domingo.

Gerechter ausgetheilt? Wir wiſſen's beſſer.

Alba.

Es iſt längſt kein Geheimniß mehr, wozu
Sich dieſer Menſch gebrauchen laſſen.

Königin.

Wie?
Was wär' denn das? Sie ſpannen meine ganze
Erwartung.

Domingo.

— Iſt es ſchon von lange,

Daß Ihre Majeſtät zum letzten Mal in Ihrer
Schatoulle nachgeſehen?

Königin.

Wie?

Domingo.

Und haben
Sie nichts darin vermißt von Koſtbarkeiten?

Königin.

Wie ſo? warum? Was ich vermiſſe, weiß
Mein ganzer Hof — Doch Marquis Poſa? Wie
Kommt Marquis Poſa damit in Verbindung?

Alba.

Sehr nahe, Ihre Majeſtät — denn auch
Dem Prinzen fehlen wichtige Papiere,
Die in des Königs Händen dieſen Morgen
Geſehen worden — als der Chevalier
Geheime Audienz gehabt.

Königin (nach einigem Nachdenken).

Sehr ſeltſam,
Bei Gott! und äußerſt ſonderbar! — Ich finde
Hier einen Feind, von dem mir nie geträumt,
Und wiederum zwei Freunde, die ich nie beſeſſen
Zu haben mich entſinnen kann — Denn wirklich
(Indem ſie einen durchdringenden Blick auf beide wirft.)
Muß ich geſtehn, ich war ſchon in Gefahr,
Den ſchlimmen Dienſt, der mir bei meinem Herrn
Geleiſtet worden — Ihnen zu vergeben.

Alba.

Uns?

Königin.

Ihnen.

Domingo.

Herzog Alba! Uns!

Königin

(noch immer die Augen feſt auf ſie geheftet.)

Wie lieb
Iſt es mir alſo, meiner Uebereilung
So bald gewahr zu werden — Ohnehin
Hatt' ich beſchloſſen, Seine Majeſtät
Noch heut' zu bitten, meinen Kläger mir
Zu ſtellen. Um ſo beſſer nun! So kann ich
Auf Herzog Alba's Zeugniß mich berufen.

Alba.

Auf mich? Das wollten Sie im Ernſt?

Königin.

Warum nicht?

Domingo.

Um alle Dienſte zu entkräften, die
Wir Ihnen im Verborgnen —

Königin.

Im Verborgnen?

(Mit Stolz und Ernſt.)

Ich wünſchte doch zu wiſſen, Herzog Alba,
Was Ihres Königs Frau mit Ihnen, oder
Mit Ihnen, Prieſter, abzureden hätte,
Das ihr Gemahl nicht wiſſen darf — — Bin ich
Unſchuldig oder ſchuldig?

Domingo.

Welche Frage!

Alba.

Doch, wenn der König ſo gerecht nicht wäre?
Es jetzt zum mindeſten nicht wäre?

Königin.

Dann
Muß ich erwarten, bis er's wird — Wohl dem,
Der zu gewinnen hat, wenn er's geworden!

(Sie macht ihnen eine Verbeugung und geht ab; Jene entfernen ſich nach einer andern Seite.)

Zimmer der Prinzeſſin von Eboli.

Fünfzehnter Auftritt.

Prinzeſſin von Eboli. Gleich darauf **Karlos.**

Eboli.

So iſt ſie wahr, die außerordentliche Zeitung,
Die ſchon den ganzen Hof erfüllt?

Karlos (tritt herein).

Erſchrecken Sie
Nicht, Fürſtin! Ich will ſanft ſeyn wie ein Kind.

Eboli.

Prinz — dieſe Ueberraſchung.

Karlos.

Sind Sie noch
Beleidigt? Noch?

Eboli.

Prinz!

Karlos (dringender).

Sind Sie noch beleidigt?
Ich bitte, ſagen Sie es mir.

Eboli.

Was ſoll das?
Sie ſcheinen zu vergeſſen, Prinz — Was ſuchen
Sie bei mir.

Karlos (ihre Hand mit Heftigkeit faſſend).

Mädchen, kannſt du ewig haſſen?
Verzeiht gekränkte Liebe nie?

Eboli (will ſich losmachen).

Woran
Erinnern Sie mich, Prinz?

Karlos.

An deine Güte
Und meinen Undank — Ach! ich weiß es wohl!
Schwer hab' ich dich beleidigt, Mädchen, habe
Dein ſanftes Herz zerriſſen, habe Thränen
Gepreßt aus dieſen Engelblicken — ach!
Und bin auch jetzt nicht hier, es zu bereuen.

Eboli.

Prinz, laſſen Sie mich — ich —

Karlos.

Ich bin gekommen,
Weil du ein ſanftes Mädchen biſt, weil ich
Auf deine gute, ſchöne Seele baue.
Sieh, Mädchen, ſieh, ich habe keinen Freund mehr
Auf dieſer Welt, als dich allein. Einſt warſt
Du mir ſo gut — Du wirſt nicht ewig haſſen,
Und wirſt nicht unverſöhnlich ſeyn.

Eboli (wendet das Geſicht ab).

O ſtille!
Nichts mehr, um Gottes willen, Prinz! —

Karlos.

Laß mich
An jene goldne Zeiten dich erinnern —
An deine Liebe laß mich dich erinnern,
An deine Liebe, Mädchen, gegen die
Ich ſo unwürdig mich verging. Laß mich
Jetzt gelten machen, was ich dir geweſen,
Was deines Herzens Träume mir gegeben —
Noch einmal — nur noch Einmal ſtelle mich,
So wie ich damals war, vor deine Seele,
Und dieſem Schatten opfre, was du mir,
Mir ewig nie mehr opfern kannſt.

Eboli.

O Karl!
Wie grauſam ſpielen Sie mit mir!

Karlos.

Sey größer
Als dein Geſchlecht. Vergiß Beleidigungen!
Thu', was vor dir kein Weib gethan — nach dir
Kein Weib mehr thun wird. Etwas Unerhörtes
Fordr' ich von dir — Laß mich — auf meinen Knieen
Beſchwör' ich dich — laß mich, zwei Worte laß mich
Mit meiner Mutter ſprechen.

(Er wirft ſich vor ihr nieder.)

Sechzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Marquis von Poſa ſtürzt herein, hinter ihm zwei Offiziere der königlichen Leibwache.

Marquis

(athemlos, außer ſich dazwiſchentretend).

Was hat er
Geſtanden? Glauben Sie ihm nicht!

Karlos

(noch auf den Knieen, mit erhobner Stimme).

Bei Allem,
Was heilig —

Marquis (unterbricht ihn mit Heftigkeit).

Er iſt raſend. Hören Sie
Den Raſenden nicht an.

Karlos (lauter, dringender).

Es gilt um Tod
Und Leben. Führen Sie mich zu ihr!

Marquis

(zieht die Prinzeſſin mit Gewalt von ihm).

Ich
Ermorde Sie, wenn Sie ihn hören.

(Zu einem von den Offizieren)

Graf
Von Kordua! Im Namen des Monarchen.

(Er zeigt den Verhaftsbefehl.)

Der Prinz iſt Ihr Gefangener.

(Karlos ſteht erſtarrt, wie vom Donner gerührt. Die Prinzeſſin ſtößt einen Laut des Schreckens aus und will fliehen, die Offiziere erſtaunen. Eine lange und tiefe Pauſe. Man ſieht den Marquis ſehr heftig zittern und mit Mühe ſeine Faſſung behalten.)

(Zum Prinzen.)

Ich bitte
Um Ihren Degen — Fürſtin Eboli,
Sie bleiben; und

(Zu dem Offizier.)

Sie haften mir dafür,
Daß Seine Hoheit Niemand ſpreche — Niemand —
Sie ſelbſt nicht, bei Gefahr des Kopfs!

(Er ſpricht noch Einiges leiſe mit dem Offizier, darauf wendet er ſich zum andern.)

Ich werfe
Sogleich mich ſelbſt zu des Monarchen Füßen,
Ihm Rechenſchaft zu geben —

(Zu Karlos.)

Und auch Ihnen —
Erwarten Sie mich, Prinz — in einer Stunde.

(Karlos läßt ſich ohne Zeichen des Bewußtſeyns hinwegführen. — Nur im Vorübergehen läßt er einen matten, ſterbenden Blick auf den Marquis fallen, der ſein Geſicht verhüllt. Die Prinzeſſin verſucht es noch einmal, zu entfliehen; der Marquis führt ſie beim Arm zurück.)

Siebenzehnter Auftritt.

Prinzeſſin von Eboli. Marquis von Poſa.

Eboli.

Um aller Himmel willen, laſſen Sie
Mich dieſen Ort —

Marquis

(führt ſie ganz vor, mit fürchterlichem Ernſt).

Was hat er dir geſagt,
Unglückliche?

Eboli.

Nichts — laſſen Sie mich — Nichts —

Marquis

(hält ſie mit Gewalt zurück. Ernſter).

Wie viel haſt du erfahren? Hier iſt kein
Entrinnen mehr. Du wirſt auf dieſer Welt
Es Niemand mehr erzählen.

Eboli (ſieht ihm erſchrocken in's Geſicht).

Großer Gott!
Was meinen Sie damit? Sie wollen mich
Doch nicht ermorden?

Marquis (zieht einen Dolch).

In der That, das bin
Ich ſehr geſonnen. Mach' es kurz!

Eboli.

Mich? mich?
O ewige Barmherzigkeit! Was hab'
Ich denn begangen?

Marquis

(zum Himmel ſehend, den Dolch auf ihre Bruſt geſetzt).

Noch iſt's Zeit. Noch trat
Das Gift nicht über dieſe Lippen. Ich
Zerſchmettre das Gefäß, und Alles bleibt,
Wie es geweſen — Spaniens Verhängniß
Und eines Weibes Leben!

(Er bleibt in dieſer Stellung zweifelhaft ruhen.)

Eboli

(iſt an ihm niedergeſunken und ſieht ihm feſt in's Geſicht).

Nun? Was zaudern Sie?
Ich bitte nicht um Schonung — Nein! Ich habe
Verdient zu ſterben, und ich will's.

Marquis

(läßt die Hand langſam ſinken. Nach einem kurzen Beſinnen).

Das wäre
So feig, als es barbariſch iſt — Nein! nein!
Gott ſey gelobt! — Noch gibt's ein andres Mittel!

(Er läßt den Dolch fallen und eilt hinaus. Die Prinzeſſin ſtürzt fort durch eine andere Thür.)

Ein Zimmer der Königin.

Achtzehnter Auftritt.

Die Königin zur Gräfin Fuentes.

Was für ein Auflauf im Pallaſte? Jedes
Getöſe, Gräfin, macht mir heute Schrecken.
O ſehen Sie doch nach und ſagen mir,
Was es bedeutet.

(Die Gräfin Fuentes geht ab und herein ſtürzt die Prinzeſſin von Eboli.)

Neunzehnter Auftritt.

Königin. Prinzeſſin von Eboli.

Eboli

(athemlos, bleich und entſtellt, vor der Königin niedergeſunken).

Königin! Zu Hülfe!
Er iſt gefangen.

Königin.

Wer?

Eboli.

Der Marquis Poſa
Nahm auf Befehl des Königs ihn gefangen.

Königin.

Wen aber? Wen?

Eboli.

Den Prinzen.

Königin.

Raſeſt du?

Eboli.

So eben führen ſie ihn fort.

Königin.

Und wer
Nahm ihn gefangen?

Eboli.

Marquis Poſa.

Königin.

Nun!
Gott ſey gelobt, daß es der Marquis war,
Der ihn gefangen nahm!

Eboli.
Das ſagen Sie
So ruhig, Königin? ſo kalt? — O Gott!
Sie ahnen nicht — Sie wiſſen nicht —
Königin.
Warum er
Gefangen worden? — Eines Fehltritts wegen,
Vermuth' ich, der dem heftigen Charakter
Des Jünglings ſehr natürlich war.
Eboli.
Nein! nein!
Ich weiß es beſſer — Nein — O Königin!
Verruchte, teufeliſche That! — Für ihn
Iſt keine Rettung mehr! Er ſtirbt!
Königin.
Er ſtirbt?
Eboli.
Und ſeine Mörderin bin ich!
Königin.
Er ſtirbt?
Wahnſinnige, bedenkſt du?
Eboli.
Und warum —
Warum er ſtirbt! — O hätt' ich wiſſen können,
Daß es bis dahin kommen würde!
Königin (nimmt ſie gütig bei der Hand).
Fürſtin,
Noch ſind Sie außer Faſſung. Sammeln Sie
Erſt Ihre Geiſter, daß Sie ruhiger,
Nicht in ſo grauenvollen Bildern, die

Mein Innerſtes durchſchauen, mir erzählen.
Was wiſſen Sie? Was iſt geſchehen?

Eboli.

O!
Nicht dieſe himmliſche Herablaſſung,
Nicht dieſe Güte, Königin! Wie Flammen
Der Hölle ſchlägt ſie brennend mein Gewiſſen.
Ich bin nicht würdig, den entweihten Blick
Zu Ihrer Glorie empor zu richten.
Zertreten Sie die Elende, die ſich,
Zerknirſcht von Reue, Scham und Selbſtverachtung,
Zu Ihren Füßen krümmt.

Königin.

Unglückliche!
Was haben Sie mir zu geſtehen?

Eboli.

Engel
Des Lichtes! Große Heilige! Noch kennen,
Noch ahnen Sie den Teufel nicht, dem Sie
So liebevoll gelächelt — Lernen Sie
Ihn heute kennen. Ich — ich war der Dieb,
Der Sie beſtohlen.

Königin.

Sie?

Eboli.

Und jene Briefe
Dem König ausgeliefert.

Königin.

Sie?

Eboli.

Der ſich

Erdreiſtet hat, Sie anzuklagen —

Königin.

Sie,
Sie konnten —

Eboli.

Rache — Liebe — Raſerei —
Ich haßte Sie und liebte den Infanten —

Königin.

Weil Sie ihn liebten —?

Eboli.

Weil ich's ihm geſtanden
Und keine Gegenliebe fand.

Königin (nach einem Stillſchweigen).

O jetzt
Enträthſelt ſich mir Alles! — Stehn Sie auf!
Sie liebten ihn — ich habe ſchon vergeben.
Es iſt nun ſchon vergeſſen — Stehn Sie auf!
(Sie reicht ihr den Arm.)

Eboli.

Nein! nein!
Ein ſchreckliches Geſtändniß iſt noch übrig.
Nicht eher, große Königin —

Königin (aufmerkſam).

Was werd' ich
Noch hören müſſen? Reden Sie —

Eboli.

Der König —
Verführung — O Sie blicken weg — Ich leſe
In Ihrem Angeſicht Verwerfung — Das

Verbrechen, deſſen ich Sie zeihte — ich
Beging es ſelbſt.

(Sie drückt ihr glühendes Geſicht auf den Boden. Die Königin geht ab. Große Pauſe. Die Herzogin von Olivarez kommt nach einigen Minuten aus dem Kabinet, in welches die Königin gegangen war, und findet die Fürſtin noch in der vorigen Stellung liegen. Sie nähert ſich ihr ſtillſchweigend; auf das Geräuſch richtet ſich die Letztere auf und fährt wie eine Raſende in die Höhe, da ſie die Königin nicht mehr gewahr wird.)

Zwanzigster Auftritt.

Prinzeſſin von Eboli. Herzogin von Olivarez.

Eboli.

Gott! Sie hat mich verlaſſen!
Jetzt iſt es aus.

Olivarez (tritt ihr näher).

Prinzeſſin Eboli —

Eboli.

Ich weiß, warum Sie kommen, Herzogin.
Die Königin ſchickt Sie heraus, mein Urtheil
Mir anzukündigen — Geſchwind!

Olivarez.

Ich habe
Befehl von Ihrer Majeſtät, Ihr Kreuz
Und Ihre Schlüſſel in Empfang zu nehmen,

Eboli

(nimmt ein goldnes Ordenskreuz vom Buſen und gibt es in die Hände der Herzogin).

Doch einmal noch iſt mir vergönnt, die Hand
Der beſten Königin zu küſſen?

Olivarez.

Im
Marienkloſter wird man Ihnen ſagen,
Was über Sie beſchloſſen iſt.

Eboli

(unter hervorſtürzenden Thränen).

Ich ſehe
Die Königin nicht wieder?

Olivarez

(umarmt ſie mit abgewandtem Geſicht).

Leben Sie glücklich!

(Sie geht ſchnell fort. Die Prinzeſſin folgt ihr bis an die Thür des Kabinets, welche ſogleich hinter der Herzogin verſchloſſen wird. Einige Minuten bleibt ſie ſtumm und unbeweglich auf den Knien davor liegen, dann rafft ſie ſich auf und eilt hinweg mit verhülltem Geſicht.)

Ein und zwanzigster Auftritt.

Die Königin. Marquis von Poſa.

Königin.

Ach endlich, Marquis! Glücklich, daß Sie kommen!

Marquis

(bleich, mit zerſtörtem Geſicht, bebender Stimme und durch dieſen ganzen Auftritt in feierlicher, tiefer Bewegung).

Sind Ihre Majeſtät allein? Kann Niemand
In dieſen nächſten Zimmern uns behorchen?

Königin.

Kein Menſch — Warum? Was bringen Sie?

(Indem ſie ihn genauer anſieht und erſchrocken zurück tritt.)

Und wie
So ganz verändert! Was iſt das? Sie machen
Mich zittern, Marquis — alle Ihre Züge
Wie eines Sterbenden entſtellt —

Marquis.

Sie wiſſen
Vermuthlich ſchon —

Königin.

Daß Karl gefangen worden,
Und zwar durch Sie, ſetzt man hinzu — So iſt
Es dennoch wahr? Ich wollt' es keinem Menſchen,
Als Ihnen glauben.

Marquis.

Es iſt wahr.

Königin.

Durch Sie?

Marquis.

Durch mich.

Königin

(ſieht ihn einige Augenblicke zweifelhaft an).

Ich ehre Ihre Handlungen,
Auch wenn ich ſie nicht faſſe — Diesmal aber
Verzeihen Sie dem bangen Weib. Ich fürchte,
Sie ſpielen ein gewagtes Spiel.

Marquis.

Ich hab' es
Verloren.

Königin.

Gott im Himmel!

Marquis.

Sey'n Sie
Ganz ruhig, meine Königin. Für ihn
Iſt ſchon geſorgt. Ich hab' es mir verloren.

Königin.

Was werd' ich hören! Gott!

Marquis.

Denn wer,
Wer hieß auf einen zweifelhaften Wurf
Mich Alles ſetzen? Alles? So verwegen,
So zuverſichtlich mit dem Himmel ſpielen?
Wer iſt der Menſch, der ſich vermeſſen will,
Des Zufalls ſchweres Steuer zu regieren
Und doch nicht der Allwiſſende zu ſeyn?
O es iſt billig! — Doch warum denn jetzt
Von mir? Der Augenblick iſt koſtbar, wie
Das Leben eines Menſchen! Und wer weiß,
Ob aus des Richters karger Hand nicht ſchon
Die letzten Tropfen für mich fallen?

Königin.

Aus
Des Richters Hand? — Welch feierlicher Ton!
Ich faſſe nicht, was dieſe Reden meinen,
Doch ſie entſetzen mich —

Marquis.

Er iſt gerettet!
Um welchen Preis er's iſt, gleichviel! Doch nur
Für heute. Wenig Augenblicke ſind
Noch ſein. Er ſpare ſie. Noch dieſe Nacht
Muß er Madrid verlaſſen.

Königin.

Dieſe Nacht noch?

Marquis.

Anſtalten ſind getroffen. In demſelben
Karthäuſerkloſter, das ſchon lange Zeit
Die Zuflucht unſrer Freundſchaft war geweſen,
Erwartet ihn die Poſt. Hier iſt in Wechſeln,
Was mir das Glück auf dieſer Welt gegeben.
Was mangelt, legen Sie noch bei. Zwar hätt' ich
An meinen Karl noch Manches auf dem Herzen,
Noch Manches, das er wiſſen muß; doch leicht
Könnt' es an Muße mir gebrechen, Alles
Perſönlich mit ihm abzuthun — Sie ſprechen
Ihn dieſen Abend, darum wend' ich mich
An Sie —

Königin.

Um meiner Ruhe willen, Marquis,
Erklären Sie ſich deutlicher — nicht in
So fürchterlichen Räthſeln reden Sie
Mit mir — Was iſt geſchehn?

Marquis.

Ich habe noch
Ein wichtiges Bekenntniß abzulegen;
In Ihre Hände leg' ich's ab. Mir ward

Ein Glück, wie es nur Wenigen geworden:
Ich liebte einen Fürſtenſohn — Mein Herz,
Nur einem Einzigen geweiht, umſchloß
Die ganze Welt! — In meines Karlos Seele
Schuf ich ein Paradies für Millionen.
O mein Träume waren ſchön — Doch es
Gefiel der Vorſehung, mich vor der Zeit
Von meiner ſchönen Pflanzung abzurufen.
Bald hat er ſeinen Roderich nicht mehr,
Der Freund hört auf in der Geliebten. Hier,
Hier — hier — auf dieſem heiligen Altare,
Im Herzen ſeiner Königin leg' ich
Mein letztes koſtbares Vermächtniß nieder,
Hier find' er's, wenn ich nicht mehr bin —
(Er wendet ſich ab, Thränen erſticken ſeine Stimme.)

Königin.

Das iſt
Die Sprache eines Sterbenden. Noch hoff' ich,
Es iſt nur Wirkung Ihres Blutes — oder
Liegt Sinn in dieſen Reden?

Marquis

(hat ſich zu ſammeln geſucht und fährt mit feſterm Tone fort).

Sagen Sie
Dem Prinzen, daß er denken ſoll des Eides,
Den wir in jenen ſchwärmeriſchen Tagen
Auf die getheilte Hoſtie geſchworen.
Den meinigen hab' ich gehalten, bin
Ihm treu geblieben bis zum Tod — jetzt iſt's
An ihm, den ſeinigen —

Königin.

Zum Tod?

Marquis.

Er mache —
O ſagen Sie es ihm! das Traumbild wahr,
Das kühne Traumbild eines neuen Staates,
Der Freundſchaft göttliche Geburt. Er lege
Die erſte Hand an dieſen rohen Stein.
Ob er vollende oder unterliege —
Ihm einerlei! Er lege Hand an. Wenn
Jahrhunderte dahin geflohen, wird
Die Vorſicht einen Fürſtenſohn, wie er,
Auf einem Thron, wie ſeiner, wiederholen
Und ihren neuen Liebling mit derſelben
Begeiſterung entzünden. Sagen Sie
Ihm, daß er für die Träume ſeiner Jugend
Soll Achtung tragen, wenn er Mann ſeyn wird,
Nicht öffnen ſoll dem tödtenden Inſekte
Gerühmter beſſerer Vernunft das Herz
Der zarten Götterblume — daß er nicht
Soll irre werden, wenn des Staubes Weisheit
Begeiſterung, die Himmelstochter, läſtert.
Ich hab' es ihm zuvor geſagt —

Königin.

Wie, Marquis?
Und wozu führt —

Marquis.

Und ſagen Sie ihm, daß
Ich Menſchenglück auf ſeine Seele lege,
Daß ich es ſterbend von ihm fordre — fordre!

Und ſehr dazu berechtigt war. Es hätte
Bei mir geſtanden, einen neuen Morgen
Heraufzuführen über dieſe Reiche.
Der König ſchenkte mir ſein Herz. Er nannte
Mich ſeinen Sohn — Ich führe ſeine Siegel,
Und ſeine Alba ſind nicht mehr.

(Er hält inne und ſieht einige Augenblicke ſtillſchweigend auf die Königin.)

Sie weinen —
O dieſe Thränen kenn' ich, ſchöne Seele!
Die Freude macht ſie fließen. Doch vorbei,
Es iſt vorbei. Karl oder ich. Die Wahl
War ſchnell und ſchrecklich. Einer war verloren,
Und *ich* will dieſer Eine ſeyn — ich lieber,
Verlangen Sie nicht mehr zu wiſſen.

Königin.

Jetzt,
Jetzt endlich fang' ich an, Sie zu begreifen —
Unglücklicher, was haben Sie gethan?

Marquis.

Zwei kurze Abendſtunden hingegeben,
Um einen hellen Sommertag zu retten.
Den König geb' ich auf. Was kann ich auch
Dem König ſeyn? — In dieſem ſtarren Boden
Blüht keine meiner Roſen mehr — Europa's
Verhängniß reift in meinem großen Freunde!
Auf ihn verweiſ' ich Spanien — Es blute
Bis dahin unter Philipps Hand! — Doch weh!
Weh mir und ihm, wenn ich bereuen ſollte,
Vielleicht das Schlimmere gewählt! — Nein! nein!

Ich kenne meinen Karlos — das wird nie
Geſchehn — und meine Bürgin, Königin,
Sind Sie!

(Nach einigem Stillſchweigen.)

Ich ſah ſie keimen, dieſe Liebe, ſah
Der Leidenſchaften unglückſeligſte
In ſeinem Herzen Wurzel faſſen — Damals
Stand es in meiner Macht, ſie zu bekämpfen.
Ich that es nicht. Ich nährte dieſe Liebe,
Die mir nicht unglückſelig war. Die Welt
Kann anders richten. Ich bereue nicht.
Mein Herz klagt mich nicht an. Ich ſahe Leben,
Wo ſie nur Tod — In dieſer hoffnungsloſen Flamme
Erkannt' ich früh' der Hoffnung goldnen Strahl.
Ich wollt' ihn führen zum Vortrefflichen,
Zur höchſten Schönheit wollt' ich ihn erheben;
Die Sterblichkeit verſagte mir ein Bild,
Die Sprache Worte — da verwies ich ihn
Auf dieſes — meine ganze Leitung war,
Ihm ſeine Liebe zu erklären.

Königin.

Marquis,
Ihr Freund erfüllte Sie ſo ganz, daß Sie
Mich über ihm vergaßen. Glaubten Sie
Im Ernſt mich aller Weiblichkeit entbunden,
Da Sie zu ſeinem Engel mich gemacht,
Zu ſeinen Waffen Tugend ihm gegeben?
Das überlegten Sie wohl nicht, wie viel

Für unſer Herz zu wagen iſt, wenn wir
Mit ſolchen Namen Leidenſchaft veredeln?

Marquis.

Für alle Weiber, nur für Eines nicht.
Auf Eines ſchwör' ich — oder ſollten Sie,
Sie der Begierden edelſter ſich ſchämen,
Der Heldentugend Schöpferin zu ſeyn?
Was geht es König Philipp an, wenn ſeine
Verklärung in Eſkurial den Maler,
Der vor ihr ſteht, mit Ewigkeit entzündet?
Gehört die ſüße Harmonie, die in
Dem Saitenſpiele ſchlummert, ſeinem Käufer,
Der es mit taubem Ohr bewacht? Er hat
Das Recht erkauft, in Trümmer es zu ſchlagen,
Doch nicht die Kunſt, dem Silberton zu rufen
Und in des Liedes Wonne zu zerſchmelzen.
Die Wahrheit iſt vorhanden für den Weiſen,
Die Schönheit für ein fühlend Herz. Sie beide
Gehören für einander. Dieſen Glauben
Soll mir kein feiges Vorurtheil zerſtören.
Verſprechen Sie mir, ewig ihn zu lieben,
Von Menſchenfurcht, von falſchem Heldenmuth
Zu nichtiger Verleugnung nie verſucht,
Unwandelbar und ewig ihn zu lieben;
Verſprechen Sie mir dieſes? — Königin —
Verſprechen Sie's in meine Hand?

Königin.

Mein Herz,
Verſprech' ich Ihnen, ſoll allein und ewig
Der Richter meiner Liebe ſeyn.

Marquis (zieht ſeine Hand zurück).

Jetzt ſterb' ich
Beruhigt — meine Arbeit iſt gethan.
(Er neigt ſich gegen die Königin und will gehen.)

Königin
(begleitet ihn ſchweigend mit den Augen).

Sie gehen, Marquis — ohne mir zu ſagen,
Wann wir — wie bald — uns wiederſehn?

Marquis
(kommt noch einmal zurück, das Geſicht abgewendet).

Gewiß!
Wir ſehn uns wieder.

Königin.

Ich verſtand Sie, Poſa —
Verſtand Sie recht gut — Warum haben Sie
Mir das gethan?

Marquis.

Er oder ich.

Königin.

Nein! nein!
Sie ſtürzten ſich in dieſe That, die Sie
Erhaben nennen. Leugnen Sie nur nicht.
Ich kenne Sie, Sie haben längſt darnach
Gedürſtet — Mögen tauſend Herzen brechen,
Was kümmert Sie's, wenn ſich Ihr Stolz nur weidet.
O jetzt — jetzt lern' ich Sie verſtehn! Sie haben
Nur um Bewunderung gebuhlt.

Marquis (betroffen, für ſich).

Nein! Darauf
War ich nicht vorbereitet —

Königin (nach einem Stillſchweigen).

Marquis!

Iſt keine Rettung möglich?

Marquis.

Keine.

Königin.

Keine?

Beſinnen Sie ſich wohl. Iſt keine möglich?
Auch nicht durch mich?

Marquis.

Auch nicht durch Sie.

Königin.

Sie kennen mich
Zur Hälfte nur — ich habe Muth.

Marquis.

Ich weiß es.

Königin.

Und keine Rettung?

Marquis.

Keine.

Königin

(verläßt ihn und verhüllt das Geſicht).

Gehen Sie!

Ich ſchätze keinen Mann mehr.

Marquis

(in der heftigſten Bewegung vor ihr niedergeworfen).

Königin!

— O Gott! das Leben iſt doch ſchön!

(Er ſpringt auf und geht ſchnell fort. Die Königin in ihr Kabinet.)

Vorzimmer des Königs.

Zwei und zwanzigster Auftritt.

Herzog von Alba und **Domingo** gehen ſtillſchweigend und abgeſondert auf und nieder. **Graf Lerma** kommt aus dem Kabinet des Königs, alsdann **Don Raimond von Taxis,**
der Oberpoſtmeiſter.

Lerma.
Ob ſich der Marquis noch nicht blicken laſſen?
Alba.
Noch nicht.
(Lerma will wieder hineingehen.)
Taxis (tritt auf).
Graf Lerma, melden Sie mich an.
Lerma.
Der König iſt für Niemand —
Taxis.
Sagen Sie,
Ich muß ihn ſprechen — Seiner Majeſtät
Iſt äußerſt dran gelegen. Eilen Sie.
Es leidet keinen Aufſchub.
(Lerma geht in's Kabinet.)
Alba (tritt zum Oberpoſtmeiſter).
Lieber Taxis,
Gewöhnen Sie ſich zur Geduld. Sie ſprechen
Den König nicht.
Taxis.
Nicht? Und warum?

Alba.

Sie hätten
Die Vorſicht denn gebraucht, ſich die Erlaubniß
Beim Chevalier von Poſa auszuwirken,
Der Sohn und Vater zu Gefangnen macht.

Taxis.

Von Poſa? Wie? Ganz recht! Das iſt derſelbe,
Aus deſſen Hand ich dieſen Brief empfangen —

Alba.

Brief? Welchen Brief?

Taxis.

Den ich nach Brüſſel habe
Befördern ſollen —

Alba (aufmerkſam).

Brüſſel?

Taxis.

Den ich eben
Dem König bringe —

Alba.

Brüſſel! Haben Sie
Gehört, Kaplan? Nach Brüſſel!

Domingo (tritt dazu).

Das iſt ſehr
Verdächtig.

Taxis.

Und wie ängſtlich, wie verlegen
Er mir empfohlen worden!

Domingo.

Aengſtlich? So!

Alba.
An wen iſt denn die Aufſchrift?

Taxis.
An den Prinzen
Von Naſſau und Oranien.

Alba.
An Wilhelm? —
Kaplan! das iſt Verrätherei!

Domingo.
Was könnt'
Es anders ſeyn? — Ja freilich, dieſen Brief
Muß man ſogleich dem König überliefern.
Welch ein Verdienſt von Ihnen, würd'ger Mann,
So ſtreng zu ſeyn in Ihres Königs Dienſt!

Taxis.
Hochwürd'ger Herr, ich that nur meine Pflicht.

Alba.
Sie thaten wohl.

Lerma
(kommt aus dem Kabinet. Zum Oberpoſtmeiſter).
Der König will Sie ſprechen.
(Taxis geht hinein.)
Der Marquis immer noch nicht da?

Domingo.
Man ſucht
Ihn aller Orten.

Alba.
Sonderbar und ſeltſam.
Der Prinz ein Staatsgefangner, und der König
Noch ſelber ungewiß warum?

Domingo.

Er war
Nicht einmal hier, ihm Rechenſchaft zu geben.

Alba.

Wie nahm es denn der König auf?

Lerma.

Der König
Sprach noch kein Wort. (Geräuſch im Kabinet.)

Alba.

Was war das? Still!

Carlos (aus dem Kabinet).

Graf Lerma!

(Beide hinein.)

Alba (zu Domingo).

Was geht hier vor?

Domingo.

Mit dieſem Ton des Schreckens?
Wenn dieſer aufgefangne Brief? — Mir ahnet
Nichts Gutes, Herzog.

Alba.

Lerma läßt er rufen!
Und wiſſen muß er doch, daß Sie und ich
Im Vorſaal —

Domingo.

Unſre Zeiten ſind vorbei.

Alba.

Bin ich derſelbe denn nicht mehr, dem hier
Sonſt alle Thüren ſprangen? Wie iſt Alles
Verwandelt um mich her — wie fremd —

Domingo
(hat ſich leiſe der Kabinetsthüre genähert und bleibt lauſchend davor ſtehen).

Horch!

Alba (nach einer Pauſe).

Alles
Iſt todtenſtill. Man hört ſie Athem holen.

Domingo.

Die doppelte Tapete dämpft den Schall.

Alba.

Hinweg! Man kommt.

Domingo (verläßt die Thüre).

Mir iſt ſo feierlich,
So bang, als ſollte dieſer Augenblick
Ein großes Loos entſcheiden.

Drei und zwanzigſter Auftritt.

Der Prinz von Parma, die Herzoge von Feria und Medina Sidonia mit noch einigen andern Granden treten auf. Die Vorigen.

Parma.

Iſt der König
Zu ſprechen?

Alba.

Nein.

Parma.

Nein? Wer iſt bei ihm?

Feria.

Marquis
Von Poſa ohne Zweifel?

Alba.

Den erwartet man
So eben.

Parma.

Dieſen Augenblick
Sind wir von Saragoſſa eingetroffen.
Der Schrecken geht durch ganz Madrid — Iſt es
Denn wahr?

Domingo.

Ja, leider!

Feria.

Es iſt wahr? Er iſt
Durch den Maltheſer in Verhaft genommen?

Alba.

So iſt's.

Parma.

Warum? Was iſt geſchehn?

Alba.

Warum?
Das weiß kein Menſch, als Seine Majeſtät
Und Marquis Poſa.

Parma.

Ohne Zuziehung
Der Kortes ſeines Königreichs?

Feria.

Weh dem,
Der Theil gehabt an dieſer Staatsverletzung!

Alba.

Weh ihm! So ruf' ich auch.

Medina Sidonia.

Ich auch.

Die übrigen Granden.

Wir alle.

Alba.

Wer ſolgt mir in das Kabinet? — Ich werfe
Mich zu des Königs Füßen.

Lerma (ſtürzt aus dem Kabinet).

Herzog Alba!

Domingo.

Endlich!
Gelobt ſey Gott!

(Alba eilt hinein.)

Lerma (athemlos, in großer Bewegung).

Wenn der Maltheſer kommt,
Der Herr iſt jetzo nicht allein, er wird
Ihn rufen laſſen —

Domingo

(zu Lerma, indem ſich alle Uebrigen voll neugieriger Erwartung um ihn verſammeln).

Graf, was iſt geſchehen?
Sie ſind ja blaß wie eine Leiche.

Lerma (will forteilen).

Das
Iſt teufeliſch!

Parma und **Feria.**

Was denn? Was denn?

Medina Sidonia.

Was macht
Der König?

Domingo (zugleich).

Teufeliſch? Was denn?

Lerma.

Der König hat

Geweint.

Domingo.

Geweint?

Alle (zugleich, mit betretnem Erſtaunen).

Der König hat geweint?

(Man hört eine Glocke im Kabinet. Graf Lerma eilt hinein.)

Domingo

(ihm nach, will ihn zurückhalten).

Graf, noch ein Wort — Verzeihen Sie — Weg iſt er!
Da ſtehn wir angefeſſelt von Entſetzen.

Vier und zwanzigſter Auftritt.

Prinzeſſin von Eboli. Feria. Medina Sidonia. Parma.
Domingo und übrige Granden.

Eboli (eilig, außer ſich).

Wo iſt der König? Wo? Ich muß ihn ſprechen.

(Zu Feria.)

Sie, Herzog, führen mich zu ihm.

Feria.

Der König

Hat wichtige Verhinderung. Kein Menſch
Wird vorgelaſſen.

Eboli.

Unterzeichnet er
Das fürchterliche Urtheil ſchon? Er iſt
Belogen. Ich beweiſ' es ihm, daß er
Belogen iſt.

Domingo

(gibt ihr von ferne einen bedeutenden Wink).

Prinzeſſin Eboli!

Eboli (geht auf ihn zu).

Sie auch da, Prieſter? Recht! Sie brauch' ich eben.
Sie ſollen mir's bekräftigen.

(Sie ergreift ſeine Hand und will ihn in's Kabinet mit fortreißen.)

Domingo.

Ich? — Sind
Sie bei ſich, Fürſtin?

Feria.

Bleiben Sie zurück.
Der König hört Sie jetzt nicht an.

Eboli.

Er muß
Mich hören. Wahrheit muß er hören — Wahrheit!
Und wär' er zehnmal ein Gott!

Domingo.

Weg! weg!
Sie wagen Alles. Bleiben Sie zurück!

Eboli.

Menſch, zittre du vor deines Götzen Zorn.
Ich habe nichts zu wagen.

(Wie ſie in's Kabinet will, ſtürzt heraus)

Herzog Alba.

(Seine Augen funkeln, Triumph iſt in ſeinem Gang. Er eilt auf Domingo zu und umarmt ihn.)

Laſſen Sie
In allen Kirchen ein Te Deum tönen.
Der Sieg iſt unſer!

Domingo.

Unſer?

Alba

(zu Domingo und den übrigen Granden).

Jetzt hinein
Zum Herrn. Sie ſollen weiter von mir hören.

* * *

Fünfter Akt.

Ein Zimmer im königlichen Pallaſt, durch eine eiſerne Gitterthür von einem großen Vorhofe abgeſondert, in welchem Wachen auf und nieder gehen.

Erſter Auftritt.

Karlos (an einem Tiſche ſitzend, den Kopf vorwärts auf die Arme gelegt, als wenn er ſchlummerte. Im Hintergrunde des Zimmers einige Offiziere, die mit ihm eingeſchloſſen ſind). **Marquis von Poſa** (tritt herein, ohne von ihm bemerkt zu werden, und ſpricht leiſe mit den Offizieren, welche ſich ſogleich entfernen. Er ſelbſt tritt ganz nahe vor Karlos und betrachtet ihn einige Augenblicke ſchweigend und traurig. Endlich macht er eine Bewegung, welche dieſen aus ſeiner Betäubung erweckt).

Karlos

(ſteht auf, wird den Marquis gewahr und fährt erſchrocken zuſammen. Dann ſieht er ihn eine Weile mit großen, ſtarren Augen an und ſtreicht mit der Hand über die Stirne, als ob er ſich auf etwas beſinnen wollte).

Marquis.

Ich bin es, Karl.

Karlos (gibt ihm die Hand).

Du kommſt ſogar noch zu mir?
Das iſt doch ſchön von dir.

Marquis.

Ich bildete
Mir ein, du könnteſt deinen Freund hier brauchen.

Karlos.

Wahrhaftig? Meinteſt du das wirklich? Sieh!
Das freut mich — freut mich unbeſchreiblich. Ach!
Ich wußt' es wohl, daß du mir gut geblieben.

Marquis.

Ich hab' es auch um dich verdient.

Karlos.

Nicht wahr?
O wir verſtehen uns noch ganz. So hab'
Ich's gerne. Dieſe Schonung, dieſe Milde
Steht großen Seelen an wie du und ich.
Laß ſeyn, daß meiner Forderungen eine
Unbillig und vermeſſen war, mußt du
Mir darum auch die billigen verſagen?
Hart kann die Tugend ſeyn, doch grauſam nie,
Unmenſchlich nie — Es hat dir viel gekoſtet!
O ja, mir deucht, ich weiß recht gut, wie ſehr
Geblutet hat dein ſanftes Herz, als du
Dein Opfer ſchmückteſt zum Altare.

Marquis.

Karlos!
Wie meinſt du das?

Karlos.

Du ſelbſt wirſt jetzt vollenden,
Was ich geſollt und nicht gekonnt — Du wirſt
Den Spaniern die goldnen Tage ſchenken,
Die ſie von mir umſonſt gehofft. Mit mir

Iſt es ja aus — auf immer aus. Das haſt
Du eingeſehn — O dieſe fürchterliche Liebe
Hat alle frühen Blüthen meines Geiſtes
Unwiederbringlich hingerafft. Ich bin
Für deine großen Hoffnungen geſtorben.
Verſehung oder Zufall führen dir
Den König zu — Es koſtet mein Geheimniß,
Und er iſt dein — du kannſt ſein Engel werden.
Für mich iſt keine Rettung mehr — vielleicht
Für Spanien — Ach, hier iſt nichts verdammlich,
Nichts, nichts, als meine raſende Verblendung,
Bis dieſen Tag nicht eingeſehn zu haben,
Daß du — ſo groß als zärtlich biſt.

Marquis.

Nein! Das,
Das hab' ich nicht vorhergeſehen — nicht
Vorhergeſehn, daß eines Freundes Großmuth
Erfinderiſcher könnte ſeyn, als meine
Weltkluge Sorgfalt. Mein Gebäude ſtürzt
Zuſammen — Ich vergaß dein Herz.

Karlos.

Zwar wenn dir's möglich wär' geweſen, ihr
Dies Schickſal zu erſparen — ſieh, das hätte
Ich unausſprechlich dir gedankt. Konnt' ich
Denn nicht allein es tragen? Mußte ſie
Das zweite Opfer ſeyn? — Doch ſtill davon!
Ich will mit keinem Vorwurf dich beladen.
Was geht die Königin dich an? Liebſt du
Die Königin? Soll deine ſtrenge Tugend

Die kleinen Sorgen meiner Liebe fragen?
Verzeih' mir — ich war ungerecht.

Marquis.

Du biſt's.
Doch — dieſes Vorwurfs wegen nicht. Verdient'
Ich Einen, dann verdient' ich alle — und
Dann würd' ich ſo nicht vor dir ſtehen.

(Er nimmt ſein Portefeuille heraus.)

Hier
Sind von den Briefen ein'ge wieder, die
Du in Verwahrung mir gegeben. Nimm
Sie zu dir.

Karlos

(ſieht mit Verwunderung bald die Briefe, bald den Marquis an).

Wie?

Marquis.

Ich gebe ſie dir wieder,
Weil ſie in deinen Händen ſich'rer jetzt
Seyn dürften, als in meinen.

Karlos.

Was iſt das?
Der König las ſie alſo nicht? bekam
Sie gar nicht zu Geſichte?

Marquis.

Dieſe Briefe?

Karlos.

Du zeigteſt ihm nicht alle?

Marquis.

Wer ſagt' dir,
Daß ich ihm Einen zeigte?

Karlos (äußerſt erſtaunt).

Iſt es möglich? —

Graf Lerma.

Marquis.

Der hat's dir geſagt? — Ja! Nun
Wird Alles, Alles offenbar! Wer konnte
Das auch vorausſehn? — Lerma alſo? — Nein,
Der Mann hat lügen nie gelernt. Ganz recht;
Die andern Briefe liegen bei dem König.

Karlos

(ſieht ihn lange mit ſprachloſem Erſtaunen an).

Weßwegen bin ich aber hier?

Marquis.

Zur Vorſicht,
Wenn du vielleicht zum zweiten Mal verſucht
Seyn möchteſt, eine Eboli zu deiner
Vertrauten zu erwählen.

Karlos (wie aus einem Traume erwacht).

Ha! Nun endlich!
Jetzt ſeh' ich — jetzt wird Alles Licht —

Marquis (geht nach der Thüre).

Wer kommt?

Zweiter Auftritt.

Herzog Alba. Die Vorigen.

Alba

(nähert ſich ehrerbietig dem Prinzen, dem Marquis durch dieſen ganzen Auftritt den Rücken zuwendend).

Prinz, Sie ſind frei. Der König ſchickt mich ab,
Es Ihnen anzukündigen.

(Karlos ſieht den Marquis verwundernd an. Alle ſchweigen ſtill.)

Zugleich
Schätz' ich mich glücklich, Prinz, der Erſte ſeyn
Zu dürfen, der die Gnade hat —

Karlos

(bemerkt beide mit äußerſter Verwunderung. Nach einer Pauſe zum Herzog).

Ich werde
Gefangen eingeſetzt und frei erklärt,
Und ohne mir bewußt zu ſeyn, warum
Ich Beides werde?

Alba.

Aus Verſehen, Prinz,
So viel ich weiß, zu welchem irgend ein
— Betrüger den Monarchen hingeriſſen.

Karlos.

Doch aber iſt es auf Befehl des Königs,
Daß ich mich hier befinde?

Alba.

Ja, durch ein
Verſehen Seiner Majeſtät.

Karlos.

Das thut
Mir wirklich leid — Doch wenn der König ſich
Verſieht, kommt es dem König zu, in eigner
Perſon den Fehler wieder zu verbeſſern.

(Er ſucht die Augen des Marquis und beobachtet eine ſtolze Herabſetzung gegen den Herzog.)

Man nennt mich hier Don Philipps Sohn. Die Augen
Der Läſterung und Neugier ruhn auf mir.

Was Seine Majeſtät aus Pflicht gethan,
Will ich nicht ſcheinen, Ihrer Huld zu danken.
Sonſt bin ich auch bereit, vor dem Gerichte
Der Kortes mich zu ſtellen — Meinen Degen
Nehm' ich aus ſolcher Hand nicht an.

Alba.

Der König
Wird keinen Anſtand nehmen, Eurer Hoheit
Dies billige Verlangen zu gewähren,
Wenn Sie vergönnen wollen, daß ich Sie
Zu ihm begleiten darf —

Karlos.

Ich bleibe hier,
Bis mich der König oder ſein Madrid
Aus dieſem Kerker führen. Bringen Sie
Ihm dieſe Antwort.

(Alba entfernt ſich. Man ſieht ihn noch eine Zeitlang im Vorhofe verweilen und Befehle austheilen.)

Dritter Auftritt.

Karlos und **Marquis von Poſa.**

Karlos

(nachdem der Herzog hinaus iſt, voll Erwartung und Erſtaunen zum Marquis).

Was iſt aber das?
Erkläre mir's. Biſt du denn nicht Miniſter?

Marquis.

Ich bin's geweſen, wie du ſiehſt.
(Auf ihn zugehend, mit großer Bewegung.)
O Karl,
Es hat gewirkt. Es hat. Es iſt gelungen,
Jetzt iſt's gethan. Geprieſen ſey die Allmacht,
Die es gelingen ließ?

Karlos.

Gelingen? Was?
Ich faſſe deine Worte nicht.

Marquis (ergreift ſeine Hand).

Du biſt
Gerettet, Karl — biſt frei — und ich —
(Er hält inne.)

Karlos.

Und du?

Marquis.

Und ich — ich drücke dich an meine Bruſt
Zum Erſtenmal mit vollem, ganzen Rechte;
Ich hab' es ja mit Allem, Allem, was
Mir theuer iſt, erkauft — O Karl, wie ſüß,
Wie groß iſt dieſer Augenblick! Ich bin
Mit mir zufrieden.

Karlos.

Welche plötzliche
Veränderung in deinen Zügen? So
Hab' ich dich nie geſehen. Stolzer hebt
Sich deine Bruſt und deine Blicke leuchten.

Marquis.

Wir müſſen Abſchied nehmen, Karl. Erſchrick nicht.

O ſey ein Mann! Was du auch hören wirſt,
Verſprich mir, Karl, nicht durch unbänd'gen Schmerz,
Unwürdig großer Seelen, dieſe Trennung
Mir zu erſchweren — du verlierſt mich, Karl —
Auf viele Jahre — Thoren nennen es
Auf ewig.

(Karlos zieht ſeine Hand zurück, ſieht ihn ſtarr an und antwortet nichts.)

Sey ein Mann! Ich habe ſehr
Auf dich gerechnet, hab' es nicht vermieden,
Die bange Stunde mit dir auszuhalten,
Die man die letzte ſchrecklich nennt — Ja, ſoll
Ich dir's geſtehen, Karl? — ich habe mich
Darauf gefreut — Komm, laß uns niederſitzen —
Ich fühle mich erſchöpft und matt.

(Er rückt nahe an Karlos, der noch immer in einer todten Erſtarrung iſt und ſich unwillkührlich von ihm niederziehen läßt.)

Wo biſt du?

Du gibſt mir keine Antwort? — Ich will kurz ſeyn.
Den Tag nachher, als wir zum letzten Mal
Bei den Karthäuſern uns geſehn, ließ mich
Der König zu ſich fordern. Den Erfolg
Weißt du, weiß ganz Madrid. Das weißt du nicht,
Daß dein Geheimniß ihm verrathen worden,
Daß Briefe, in der Königin Schatoulle
Gefunden, wider dich gezeugt, daß ich
Aus ſeinem eignen Munde dies erfahren,
Und daß ich ſein Vertrauter war.

(Er hält inne, Karlos Antwort zu erfahren: dieſer verharrt in ſeinem Stillſchweigen.)

Ja, Karl!
Mit meinen Lippen brach ich meine Treue.
Ich ſelbſt regierte das Komplot, das dir
Den Untergang bereitete. Zu laut
Sprach ſchon die That. Dich frei zu ſprechen, war
Zu ſpät. Mich ſeiner Rache zu verſichern,
War Alles, was mir übrig blieb — und ſo
Ward ich dein Feind, dir kräftiger zu dienen.
— Du hörſt mich nicht?

Karlos.

Ich höre. Weiter! Weiter!

Marquis.

Bis hieher bin ich ohne Schuld. Doch bald
Verrathen mich die ungewohnten Strahlen
Der neuen königlichen Gunſt. Der Ruf
Dringt bis zu dir, wie ich vorhergeſehn.
Doch ich, von falſcher Zärtlichkeit beſtochen,
Von ſtolzem Wahn geblendet, ohne dich
Das Wageſtück zu enden, unterſchlage
Der Freundſchaft mein gefährliches Geheimniß.
Das war die große Uebereilung! Schwer
Hab' ich gefehlt. Ich weiß es. Raſerei
War meine Zuverſicht. Verzeih' — ſie war
Auf deiner Freundſchaft Ewigkeit gegründet.

(Hier ſchweigt er. Karlos geht aus ſeiner Verſteinerung in lebhafte Bewegung über.)

Was ich befürchtete, geſchieht. Man läßt
Dich zittern vor erdichteten Gefahren.
Die Königin in ihrem Blut — das Schrecken
Des widerhallenden Pallaſtes — Lerma's

Unglückliche Dienſtfertigkeit — zuletzt
Mein unbegreifliches Verſtummen, Alles
Beſtürmt dein überraſchtes Herz — Du wankſt —
Gibſt mich verloren — Doch, zu edel ſelbſt,
An deines Freundes Redlichkeit zu zweifeln,
Schmückſt du mit Größe ſeinen Abfall aus;
Nun erſt wagſt du, ihn treulos zu behaupten,
Weil du noch treulos ihn verehren darfſt.
Verlaſſen von dem Einzigen, wirfſt du
Der Fürſtin Eboli dich in die Arme —
Unglücklicher! in eines Teufels Arme;
Denn dieſe war's, die dich verrieth.

(Karlos ſteht auf.)

Ich ſehe
Dich dahin eilen. Eine ſchlimme Ahnung
Fliegt durch mein Herz. Ich folge dir. Zu ſpät.
Du liegſt zu ihren Füßen. Das Geſtändniß
Floh über deine Lippen ſchon. Für dich
Iſt keine Rettung mehr —

Karlos.

Nein! nein! Sie war
Gerührt. Du irreſt dich. Gewiß war ſie
Gerührt.

Marquis.

Da wird es Nacht vor meinen Sinnen!
Nichts — Nichts — Kein Ausweg — Keine Hülfe — keine
Im ganzen Umkreis der Natur! Verzweiflung
Macht mich zur Furie, zum Thier — ich ſetze
Den Dolch auf eines Weibes Bruſt — Doch jetzt —
Jetzt fällt ein Sonnenſtrahl in meine Seele.

„Wenn ich den König irrte? Wenn es mir
Gelänge, ſelbſt der Schuldige zu ſcheinen?
Wahrſcheinlich oder nicht! — Für ihn genug,
Scheinbar genug für König Philipp, weil
Es übel iſt! Es ſey! Ich will es wagen.
Vielleicht ein Donner, der ſo unverhofft
Ihn trifft, macht den Tyrannen ſtutzen — und
Was will ich mehr? Er überlegt, und Karl
Hat Zeit gewonnen, nach Brabant zu flüchten.“

Karlos.

Und das — das hätteſt du gethan?

Marquis.

Ich ſchreibe
An Wilhelm von Oranien, daß ich
Die Königin geliebt, daß mir's gelungen,
In dem Verdacht, der fälſchlich dich gedrückt,
Des Königs Argwohn zu entgehn — daß ich
Durch den Monarchen ſelbſt den Weg gefunden,
Der Königin mich frei zu nahn. Ich ſetze
Hinzu, daß ich entdeckt zu ſeyn beſorge,
Daß du, von meiner Leidenſchaft belehrt,
Zur Fürſtin Eboli geeilt, vielleicht
Durch ihre Hand die Königin zu warnen —
Daß ich dich hier gefangen nahm, und nun,
Weil Alles doch verloren, Willens ſey,
Nach Brüſſel mich zu werfen — Dieſen Brief —

Karlos (fällt ihm erſchrocken in's Wort).

Haſt du der Poſt doch nicht vertraut? Du weißt,
Daß alle Briefe nach Brabant und Flandern —

Marquis.

Dem König ausgeliefert werden — Wie

Die Sachen ſtehn, hat Taxis ſeine Pflicht
Bereits gethan.

Karlos.

Gott! So bin ich verloren!

Marquis.

Du? Warum du?

Karlos.

Unglücklicher, und du
Biſt mit verloren. Dieſen ungeheuern
Betrug kann dir mein Vater nicht vergeben.
Nein! den vergibt er nimmermehr!

Marquis.

Betrug?
Du biſt zerſtreut. Beſinne dich. Wer ſagt ihm,
Daß es Betrug geweſen?

Karlos (ſieht ihm ſtarr in's Geſicht).

Wer, fragſt du?
Ich ſelbſt.

(Er will fort.)

Marquis.

Du raſeſt; bleib zurück!

Karlos.

Weg! weg!
Um Gottes willen! Halte mich nicht auf!
Indem ich hier verweile, dingt er ſchon
Die Mörder.

Marquis.

Deſto edler iſt die Zeit.
Wir haben uns noch viel zu ſagen.

Karlos.

Was?
Eh' er noch Alles —

(Er will wieder fort. Der Marquis nimmt ihn beim Arme und ſieht ihn bedeutend an.)

Marquis.

Höre, Karlos — War
Ich auch ſo eilig, ſo gewiſſenhaft,
Da du für mich geblutet haſt — ein Knabe?

Karlos

(bleibt gerührt und voll Verwunderung vor ihm ſtehen).

O gute Vorſicht!

Marquis.

Rette dich für Flandern!
Das Königreich iſt dein Beruf. Für dich
Zu ſterben war der meinige.

Karlos

(geht auf ihn zu und nimmt ihn bei der Hand, voll der innigſten Empfindung).

Nein! nein!
Er wird — er kann nicht widerſtehn! So vieler
Erhabenheit nicht widerſtehn! — Ich will
Dich zu ihm führen. Arm in Arme wollen
Wir zu ihm gehen. Vater, will ich ſagen,
Das hat ein Freund für ſeinen Freund gethan.
Es wird ihn rühren. Glaube mir! er iſt
Nicht ohne Menſchlichkeit, mein Vater. Ja!
Gewiß, es wird ihn rühren. Seine Augen werden
Von warmen Thränen übergehn, und dir
Und mir wird er verzeihn —

(Es geſchieht ein Schuß durch die Gitterthür. Karlos ſpringt auf.)

Ha! Wem galt das?

Marquis.

Ich glaube, mir.

(Er ſinkt nieder.)

Karlos

(fällt mit einem Schrei des Schmerzes neben ihm zu Boden).

O himmliſche
Barmherzigkeit!

Marquis (mit brechender Stimme).

Er iſt geſchwind — der König —
Ich hoffte — länger — Denk' auf deine Rettung —
Hörſt du? — auf deine Rettung — deine Mutter
Weiß Alles — ich kann nicht mehr —

(Karlos bleibt wie todt bei dem Leichnam liegen. Nach einiger Zeit tritt der König herein, von vielen Granden begleitet, und fährt bei dieſem Anblick betreten zurück. Eine allgemeine und tiefe Pauſe. Die Granden ſtellen ſich in einen halben Kreis um dieſe beiden und ſehen wechſelsweiſe auf den König und ſeinen Sohn. Dieſer liegt noch ohne alle Zeichen des Lebens. — Der König betrachtet ihn mit nachdenkender Stille.)

Vierter Auftritt.

Der König. Karlos. Die Herzoge von Alba, Feria und Medina Sidonia. Der Prinz von Parma. Graf Lerma. Domingo und viele Granden.

König (mit gütigem Ton).

Deine Bitte
Hat Statt gefunden, mein Infant. Hier bin ich,

Ich ſelbſt mit allen Großen meines Reichs,
Dir Freiheit anzukündigen.

(Karlos blickt auf und ſieht um ſich her, wie Einer, der aus einem Traume erwacht. Seine Augen heften ſich bald auf den König, bald auf den Todten. Er antwortet nicht.)

Empfange
Dein Schwert zurück. Man hat zu raſch verfahren.

(Er nähert ſich ihm, reicht ihm die Hand und hilft ihm, ſich aufzurichten.)

Mein Sohn iſt nicht an ſeinem Platz. Steh' auf!
Komm in die Arme deines Vaters!

Karlos

(empfängt ohne Bewußtſeyn die Arme des Königs — beſinnt ſich aber plötzlich, hält inne und ſieht ihn genau an).

Dein
Geruch iſt Mord. Ich kann dich nicht umarmen.

(Er ſtößt ihn zurück, alle Granden kommen in Bewegung.)

Nein! Steht nicht ſo betroffen da! Was hab'
Ich Ungeheures denn gethan? Des Himmels
Geſalbten angetaſtet? Fürchtet nichts.
Ich lege keine Hand an ihn. Seht ihr
Das Brandmal nicht an ſeiner Stirne? Gott
Hat ihn gezeichnet.

König (bricht ſchnell auf).

Folgt mir, meine Granden!

Karlos.

Wohin? Nicht von der Stelle, Sire —

(Er hält ihn gewaltſam mit beiden Händen und bekommt mit der einen das Schwert zu faſſen, das der König mitgebracht hat. Es fährt aus der Scheide.)

König.

Das Schwert
Gezückt auf deinen Vater?

Alle anweſenden Granden
(ziehen die Ihrigen).

Königsmord!

Karlos
(den König feſt an der einen Hand, das bloße Schwert in der andern).

Steckt eure Schwerter ein! Was wollt ihr? Glaubt
Ihr, ich ſey raſend? Nein, ich bin nicht raſend.
Wär' ich's, ſo thatet *ihr* nicht gut, mich zu
Erinnern, daß auf meines Schwertes Spitze
Sein Leben ſchwebt. Ich bitte, haltet euch
Entfernt. Verfaſſungen, wie meine, wollen
Geſchmeichelt ſeyn — drum bleibt zurück! Was ich
Mit dieſem König abzumachen habe,
Geht euren Lehneid nichts an. Seht nur,
Wie ſeine Finger bluten! Seht ihn recht an!
Seht ihr! O ſeht auch hieher — *Das* hat er
Gethan, der große Künſtler!

König
(zu den Granden, welche ſich beſorgt um ihn herumdrängen wollen).

Tretet alle
Zurück. Wovor erzittert ihr? — Sind wir
Nicht Sohn und Vater? Ich will doch erwarten,
Zu welcher Schandthat die Natur —

Karlos.

Natur?
Ich weiß von keiner. Mord iſt jetzt die Loſung.

Der Menſchheit Bande ſind entzwei. Du ſelbſt
Haſt ſie zerriſſen, Sire, in deinen Reichen.
Soll ich verehren, was du höhnſt? — O ſeht!
Seht hieher! Es iſt noch kein Mord geſchehen,
Als heute — Gibt es keinen Gott? Was? Dürfen
In ſeiner Schöpfung Könige ſo hauſen?
Ich frage, gibt es keinen Gott? So lange Mütter
Geboren haben iſt nur Einer — Einer
So unverdient geſtorben — Weißt du auch,
Was du gethan haſt? Nein, er weiß es nicht,
Weiß nicht, daß er ein Leben hat geſtohlen
Aus dieſer Welt, das wichtiger und edler
Und theurer war, als er mit ſeinem ganzen
Jahrhundert.

König (mit gelindem Ton).

Wenn ich allzu raſch geweſen,
Geziemt es dir, für den ich es geweſen,
Mich zur Verantwortung zu ziehen?

Karlos.

Wie?
Iſt's möglich? Sie errathen nicht, wer mir
Der Todte war — O ſagt es ihm — helft ſeiner
Allwiſſenheit das ſchwere Räthſel löſen.
Der Todte war mein Freund — Und wollt ihr wiſſen,
Warum er ſtarb? Für mich iſt er geſtorben.

König.

Ha! meine Ahnung!

Karlos.

Blutender, vergib,
Daß ich vor ſolchen Ohren es entweihe!

Doch dieſer große Menſchenkenner ſinke
Vor Scham dahin, daß ſeine graue Weisheit
Der Scharfſinn eines Jünglings überliſtet.
Ja, Sire! Wir waren Brüder! Brüder durch
Ein edler Band, als die Natur es ſchmiedet.
Sein ſchöner Lebenslauf war Liebe. Liebe
Für mich ſein großer, ſchöner Tod. Mein war er,
Als Sie mit ſeiner Achtung groß gethan,
Als ſeine ſcherzende Beredſamkeit
Mit Ihrem ſtolzen Rieſengeiſte ſpielte.
Ihn zu beherrſchen wähnten Sie — und waren
Ein folgſam Werkzeug ſeiner höhern Plane.
Daß ich gefangen bin, war ſeiner Freundſchaft
Durchdachtes Werk. Mich zu erretten, ſchrieb
Er an Oranien den Brief — O Gott!
Es war die erſte Lüge ſeines Lebens!
Mich zu erretten, warf er ſich dem Tod,
Den er erlitt, entgegen. Sie beſchenkten ihn
Mit Ihrer Gunſt — er ſtarb für mich. Ihr Herz
Und Ihre Freundſchaft drangen Sie ihm auf;
Ihr Scepter war das Spielwerk ſeiner Hände;
Er warf es hin und ſtarb für mich!

(Der König ſteht ohne Bewegung, den Blick ſtarr auf den Boden geheftet. Alle Granden ſehen betreten und furchtſam auf ihn.)

Und war
Es möglich? Dieſer groben Lüge konnten
Sie Glauben ſchenken? Wie gering mußt' er
Sie ſchätzen, da er's unternahm, bei Ihnen
Mit dieſem plumpen Gaukelſpiel zu reichen!

Um ſeine Freundſchaft wagten Sie zu buhlen,
Und unterlagen dieſer leichten Probe!
O nein — nein, das war nichts für Sie. Das war
Kein Menſch für Sie! Das wußt' er ſelbſt recht gut,
Als er mit allen Kronen Sie verſtoßen.
Dies ſeine Saitenſpiel zerbrach in Ihrer
Metallnen Hand. Sie konnten nichts, als ihn ermorden.

Alba

(hat den König bis jetzt nicht aus den Augen gelaſſen und mit ſichtbarer Unruhe die Bewegungen beobachtet, welche in ſeinem Geſichte arbeiten. Jetzt nähert er ſich ihm furchtſam).

Sire — nicht dieſe Todtenſtille! Sehen
Sie um ſich! Reden Sie mit uns!

Karlos.

Sie waren
Ihm nicht gleichgültig. Seinen Antheil hatten
Sie längſt. Vielleicht! Er hätte Sie noch glücklich
Gemacht. Sein Herz war reich genug, Sie ſelbſt
Von ſeinem Ueberfluſſe zu vergnügen.
Die Splitter ſeines Geiſtes hätten Sie
Zum Gott gemacht. Sich ſelber haben Sie
Beſtohlen, ſich und mich — Was werden
Sie bieten, eine Seele zu erſtatten,
Wie dieſe war?

(Ein tiefes Schweigen. Viele von den Granden ſehen weg oder verhüllen das Geſicht in ihren Mänteln.)

O die ihr hier verſammelt ſteht und vor Entſetzen
Und vor Bewunderung verſtummt — verdammet
Den Jüngling nicht, der dieſe Sprache gegen
Den Vater und den König führt — Seht hieher!

Für mich iſt er geſtorben! Habt ihr Thränen?
Fließt Blut, nicht glühend Erz, in euren Adern?
Seht hieher und verdammt mich nicht!

(Er wendet ſich zum König mit mehr Faſſung und Gelaſſenheit.)

Vielleicht
Erwarten Sie, wie dieſe unnatürliche Geſchichte
Sich enden wird? — Hier iſt mein Schwert. Sie ſind
Mein König wieder. Denken Sie, daß ich
Vor Ihrer Rache zittre? Morden Sie
Mich auch, wie Sie den Edelſten gemordet.
Mein Leben iſt verwirkt. Ich weiß. Was iſt
Mir jetzt das Leben? Hier entſag' ich Allem,
Was mich auf dieſer Welt erwartet. Suchen
Sie unter Fremdlingen ſich einen Sohn —
Da liegen meine Reiche —

(Er ſinkt an dem Leichnam nieder und nimmt an dem Folgenden keinen Antheil mehr. Man hört unterdeſſen von ferne ein verworrenes Getöſe von Stimmen und ein Gedränge vieler Menſchen. Um den König herum iſt eine tiefe Stille. Seine Augen durchlaufen den ganzen Kreis, aber Niemand begegnet ſeinen Blicken.)

König.

Nun? Will Niemand
Antworten? — Jeder Blick am Boden — jedes
Geſicht verhüllt! — Mein Urtheil iſt geſprochen.
In dieſen ſtummen Mienen leſ' ich es
Verkündigt. Meine Unterthanen haben mich
Gerichtet.

(Das vorige Stillſchweigen — Der Tumult kommt näher und wird lauter. Durch die umſtehenden Granden läuft ein Gemurmel, ſie geben ſich unter einander verlegene Winke; Graf Lerma ſtößt endlich leiſe den Herzog von Alba an.)

Feria.
Wahrlich! Das iſt Sturm!
Alba (leiſe).
So fürcht' ich.
Feria.
Man dringt herauf. Man kommt.

Fünfter Auftritt.

Ein Offizier von der Leibwache. Die Vorigen.

Offizier (dringend).
Rebellion!
Wo iſt der König?
(Er arbeitet ſich durch die Menge und dringt bis zum König.)
Ganz Madrid in Waffen!
Zu Tauſenden umringt der wüthende
Soldat, der Pöbel den Pallaſt. Prinz Karlos,
Verbreitet man, ſey in Verhaft genommen,
Sein Leben in Gefahr. Das Volk will ihn
Lebendig ſehen, oder ganz Madrid
In Flammen aufgehn laſſen.
Alle Granden (in Bewegung).
Rettet! Rettet
Den König!
Alba
(zum König, der ruhig und unbeweglich ſteht).
Flüchten Sie ſich, Sire — Es hat

Gefahr — Noch wiſſen wir nicht, wer
Den Pöbel waffnet —

König

(erwacht aus ſeiner Betäubung, richtet ſich auf und tritt mit Majeſtät unter ſie).

Steht mein Thron noch?
Bin ich noch König dieſes Landes? — Nein,
Ich bin es nicht mehr. Dieſe Memmen weinen,
Von einem Knaben weich gemacht. Man wartet
Nur auf die Loſung, von mir abzufallen.
Ich bin verrathen von Rebellen.

Alba.

Sire,
Welch fürchterliche Phantaſie!

König.

Dorthin!
Dort werft euch nieder! Vor dem blühenden,
Dem jungen König werft euch nieder! — Ich
Bin nichts mehr — ein ohnmächt'ger Greis!

Alba.

Dahin
Iſt es gekommen! — Spanier!

(Alle drängen ſich um den König herum und knieen mit gezogenen Schwertern vor ihm nieder. Karlos bleibt allein und von Allen verlaſſen bei dem Leichnam.)

König

(reißt ſeinen Mantel ab und wirft ihn von ſich).

Bekleidet
Ihn mit dem königlichen Schmuck — Auf meiner
Zertretnen Leiche tragt ihn —

(Er bleibt ohnmächtig in Alba's und Lerma's Armen.)

Lerma.

Hülfe! Gott!

Feria.

Gott! welcher Zufall!

Lerma.

Er iſt von ſich —

Alba

(läßt den König in Lerma's und Feria's Händen).

Bringen
Sie ihn zu Bette. Unterdeſſen geb' ich
Madrid den Frieden.

(Er geht ab. Der König wird weggetragen und alle Granden begleiten ihn.)

Sechster Auftritt.

Karlos bleibt allein bei dem Leichnam zurück. Nach einigen Augenblicken erſcheint **Ludwig Merkado**, ſieht ſich ſchüchtern um und ſteht eine Zeitlang ſtillſchweigend hinter dem Prinzen, der ihn nicht bemerkt.

Merkado.

Ich komme
Von Ihrer Majeſtät der Königin.

(Karlos ſieht wieder weg und gibt ihm keine Antwort.)

Mein Name iſt Merkado — Ich bin Leibarzt
Bei Ihrer Majeſtät — und hier iſt meine
Beglaubigung.

(Er zeigt dem Prinzen einen Siegelring — Dieſer verharrt in ſeinem Stillſchweigen.)

Die Königin wünſcht ſehr,
Sie heute noch zu ſprechen — wichtige
Geſchäfte —

Karlos.

Wichtig iſt mir nichts mehr
Auf dieſer Welt.

Merkado.

Ein Auftrag, ſagte ſie,
Den Marquis Poſa hinterlaſſen —

Karlos (ſteht ſchnell auf).

Was? —
Sogleich.

(Er will mit ihm gehen.)

Merkado.

Nein! Jetzt nicht, gnäd'ger Prinz. Sie müſſen
Die Nacht erwarten. Jeder Zugang iſt
Beſetzt und alle Wachen dort verdoppelt.
Unmöglich iſt es, dieſen Flügel des
Pallaſtes ungeſehen zu betreten.
Sie würden Alles wagen —

Karlos.

Aber —

Merkado.

Nur
Ein Mittel, Prinz, iſt höchſtens noch vorhanden —
Die Königin hat es erdacht. Sie legt
Es Ihnen vor — Doch es iſt kühn und ſeltſam
Und abenteuerlich.

Karlos.

Das iſt?

Merkado.

Schon längſt
Geht eine Sage, wie Sie wiſſen, daß
Um Mitternacht in den gewölbten Gängen
Der königlichen Burg, in Mönchsgeſtalt,
Der abgeſchiedne Geiſt des Kaiſers wandle.
Der Pöbel glaubt an dies Gerücht, die Wachen
Beziehen nur mit Schauer dieſen Poſten.
Wenn Sie entſchloſſen ſind, ſich dieſer
Verkleidung zu bedienen, können Sie
Durch alle Wachen frei und unverſehrt
Bis zum Gemach der Königin gelangen,
Das dieſer Schlüſſel öffnen wird. Vor jedem Angriff
Schützt Sie die heilige Geſtalt. Doch auf
Der Stelle, Prinz, muß Ihr Entſchluß gefaßt ſeyn.
Das nöth'ge Kleid, die Maske finden Sie
In Ihrem Zimmer. Ich muß eilen, Ihrer Majeſtät
Antwort zu bringen.

Karlos.

Und die Zeit?

Merkado.

Die Zeit
Iſt zwölf Uhr.

Karlos.

Sagen Sie ihr, daß ſie mich
Erwarten könne.

(Merkado geht ab.)

Siebenter Auftritt.

Karlos. Graf Lerma.

Lerma.

Retten Sie ſich, Prinz.
Der König wüthet gegen Sie. Ein Anſchlag
Auf Ihre Freiheit — wo nicht auf Ihr Leben.
Befragen Sie mich weiter nicht. Ich habe
Mich weggeſtohlen, Sie zu warnen. Fliehen
Sie ohne Aufſchub!

Karlos.

Ich bin in den Händen
Der Allmacht.

Lerma.

Wie die Königin mich eben
Hat merken laſſen, ſollen Sie noch heute
Madrid verlaſſen und nach Brüſſel flüchten.
Verſchieben Sie es nicht, ja nicht! Der Aufruhr
Begünſtigt Ihre Flucht. In dieſer Abſicht
Hat ihn die Königin veranlaßt. Jetzt
Wird man ſich nicht erkühnen, gegen Sie
Gewalt zu brauchen. Im Karthäuſerkloſter
Erwartet Sie die Poſt, und hier ſind Waffen,
Wenn Sie gezwungen ſollten ſeyn —

(Er giebt ihm einen Dolch und Terzerole.)

Karlos.

Dank, Dank,
Graf Lerma!

Lerma.

Ihre heutige Geſchichte
Hat mich im Innerſten gerührt. So liebt
Kein Freund mehr! Alle Patrioten weinen
Um Sie. Mehr darf ich jetzt nicht ſagen.

Karlos.

Graf Lerma! Dieſer Abgeſchiedne nannte
Sie einen edlen Mann.

Lerma.

Noch einmal, Prinz!
Reiſen Sie glücklich. Schön're Zeiten werden kommen!
Dann aber werd' ich nicht mehr ſeyn. Empfangen
Sie meine Huldigung ſchon hier.

(Er läßt ſich auf ein Knie nieder.)

Karlos

(will ihn zurückhalten. Sehr bewegt).

Nicht alſo —
Nicht alſo, Graf — Sie rühren mich — Ich möchte
Nicht gerne weich ſeyn —

Lerma

(küßt ſeine Hand mit Empfindung).

König meiner Kinder!
O meine Kinder werden ſterben dürfen
Für Sie. Ich darf es nicht. Erinnern Sie ſich meiner
In meinen Kindern — Kehren Sie in Frieden
Nach Spanien zurücke. Seyen Sie
Ein Menſch auf König Philipps Thron. Sie haben
Auch Leiden kennen lernen. Unternehmen Sie
Nichts Blut'ges gegen Ihren Vater! Ja
Nichts Blutiges, mein Prinz! Philipp der Zweite

Zwang Ihren Aeltervater, von dem Thron
Zu ſteigen — Dieſer Philipp zittert heute
Vor ſeinem eignen Sohn! Daran gedenken
Sie, Prinz — und ſo geleite Sie der Himmel!

(Er geht ſchnell weg. Karlos iſt im Begriff, auf einem andern Wege fortzueilen, kehrt aber plötzlich um und wirft ſich vor dem Leichnam des Marquis nieder, den er noch einmal in ſeine Arme ſchließt. Dann verläßt er ſchnell das Zimmer.)

Vorzimmer des Königs.

Achter Auftritt.

Herzog von Alba und Herzog von Feria kommen im Geſpräch.

Alba.

Die Stadt iſt ruhig. Wie verließen Sie
Den König?

Feria.

In der fürchterlichſten Laune.
Er hat ſich eingeſchloſſen. Was ſich auch
Ereignen würde, keinen Menſchen will
Er vor ſich laſſen. Die Verrätherei
Des Marquis hat auf einmal ſeine ganze
Natur verändert. Wir erkennen ihn
Nicht mehr.

Alba.

Ich muß zu ihm. Ich kann ihn diesmal
Nicht ſchonen. Eine wichtige Entdeckung,
Die eben jetzt gemacht wird —

Feria.

Eine neue
Entdeckung?

Alba.

Ein Karthäuſermönch, der in
Des Prinzen Zimmer heimlich ſich geſtohlen
Und mit verdächt'ger Wißbegier den Tod
Des Marquis Poſa ſich erzählen laſſen,
Fällt meinen Wachen auf. Man hält ihn an.
Man unterſucht. Die Angſt des Todes preßt
Ihm ein Geſtändniß aus, daß er Papiere
Von großem Werthe bei ſich trage, die
Ihm der Verſtorbne anbefohlen, in
Des Prinzen Hand zu übergeben — wenn
Er ſich vor Sonnenuntergang nicht mehr
Ihm zeigen würde.

Feria.

Nun?

Alba.

Die Briefe lauten,
Daß Karlos binnen Mitternacht und Morgen
Madrid verlaſſen ſoll.

Feria.

Was?

Alba.

Daß ein Schiff

In Cadix ſegelfertig liege, ihn
Nach Vlieſſingen zu bringen — daß die Staaten
Der Niederlande ſeiner nur erwarten,
Die ſpan'ſchen Ketten abzuwerfen.

Feria.

Ha!
Was iſt das?

Alba.

Andre Briefe melden
Daß eine Flotte Solimans bereits
Von Rhodus ausgelaufen — den Monarchen
Von Spanien, laut des geſchloſſ'nen Bundes,
Im mittelländ'ſchen Meere anzugreifen.

Feria.

Iſt's möglich?

Alba.

Eben dieſe Briefe lehren
Die Reiſen mich verſtehn, die der Malteſer
Durch ganz Europa jüngſt gethan. Es galt
Nichts Kleineres, als alle nord'ſchen Mächte
Für der Flamänder Freiheit zu bewaffnen.

Feria.

Das war er!

Alba.

Dieſen Briefen endlich folgt
Ein ausgeführter Plan des ganzen Krieges,
Der von der ſpan'ſchen Monarchie auf immer
Die Niederlande trennen ſoll. Nichts, nichts
Iſt überſehen, Kraft und Widerſtand
Berechnet, alle Quellen, alle Kräfte

Des Landes pünktlich angegeben, alle
Maximen, welche zu befolgen, alle
Bündniſſe, die zu ſchließen. Der Entwurf
Iſt teufliſch, aber wahrlich — göttlich.

Feria.

Welch undurchdringlicher Verräther!

Alba.

Noch
Beruft man ſich in dieſem Brief auf eine
Geheime Unterredung, die der Prinz
Am Abend ſeiner Flucht mit ſeiner Mutter
Zu Stande bringen ſollte.

Feria.

Wie? Das wäre
Ja heute.

Alba.

Dieſe Mitternacht. Auch hab' ich
Für dieſen Fall Befehle ſchon gegeben.
Sie ſehen, daß es dringt. Kein Augenblick
Iſt zu verlieren — Oeffnen Sie das Zimmer
Des Königs!

Feria.

Nein! Der Eintritt iſt verboten.

Alba.

So öffn' ich ſelbſt — die wachſende Gefahr
Rechtfertigt dieſe Kühnheit —

(Wie er gegen die Thür geht, wird ſie geöffnet und der König tritt heraus.)

Feria.

Ha, er ſelbſt!

Neunter Auftritt.

König zu den Vorigen.

(Alle erſchrecken über ſeinen Anblick, weichen zurück und laſſen ihn ehrerbietig durch. Er kommt in einem wachen Traume, wie eines Nachtwandlers. — Sein Anzug und ſeine Geſtalt zeigen noch die Unordnung, worin ihn die gehabte Ohnmacht verſetzt hat. Mit langſamen Schritten geht er an den anweſenden Granden vorbei, ſieht jeden ſtarr an, ohne einen einzigen wahrzunehmen. Endlich bleibt er gedankenvoll ſtehen, die Augen zur Erde geſenkt, bis ſeine Gemüthsbewegung nach und nach laut wird.)

König.

Gib dieſen Todten mir heraus! Ich muß
Ihn wieder haben.

Domingo (leiſe zum Herzog von Alba).

Reden Sie ihn an.

König (wie eben).

Er dachte klein von mir und ſtarb. Ich muß
Ihn wieder haben. Er muß anders von
Mir denken.

Alba (nähert ſich mit Furcht).

Sire —

König.

Wer redet hier?

(Er ſieht lange im ganzen Kreis herum.)

Hat man
Vergeſſen, wer ich bin? Warum nicht auf
Den Knieen vor mir, Kreatur? Noch bin
Ich König. Unterwerfung will ich ſehen.

Setzt Alles mich hintan, weil Einer mich
Verachtet hat?

Alba.

Nichts mehr von ihm, mein König!
Ein neuer Feind, bedeutender als dieſer,
Steht auf im Herzen Ihres Reichs. —

Feria.

Prinz Karlos —

König.

Er hatte einen Freund, der in den Tod
Gegangen iſt für ihn — für ihn! Mit mir
Hätt' er ein Königreich getheilt! — Wie er
Auf mich herunter ſah! So ſtolz ſieht man
Von Thronen nicht herunter. War's nicht ſichtbar,
Wie viel er ſich mit der Eroberung wußte?
Was er verlor, geſtand ſein Schmerz. So wird
Um nichts Vergängliches geweint — Daß er noch lebte!
Ich gäb' ein Indien dafür. Troſtloſe Allmacht,
Die nicht einmal in Gräber ihren Arm
Verlängern, eine kleine Uebereilung
Mit Menſchenleben nicht verbeſſern kann!
Die Todten ſtehen nicht mehr auf. Wer darf
Mir ſagen, daß ich glücklich bin? Im Grabe
Wohnt Einer, der mir Achtung vorenthalten.
Was gehn die Lebenden mich an? Ein Geiſt,
Ein freier Mann ſtand auf in dieſem ganzen
Jahrhundert — Einer — Er verachtet mich
Und ſtirbt.

Alba.

So lebten wir umſonſt! — Laßt uns

Zu Grabe gehen, Spanier! Auch noch
Im Tode raubt uns dieſer Menſch das Herz
Des Königs!

König.

(Er ſetzt ſich nieder, den Kopf auf den Arm geſtützt.)

Wär' er mir alſo geſtorben!
Ich hab' ihn lieb gehabt, ſehr lieb. Er war
Mir theuer wie ein Sohn. In dieſem Jüngling
Ging mir ein neuer, ſchön'rer Morgen auf.
Wer weiß, was ich ihm aufbehalten! Er
War meine erſte Liebe. Ganz Europa
Verfluche mich! Europa mag mir fluchen.
Von dieſem hab' ich Dank verdient.

Domingo.

Durch welche
Bezauberung —

König.

Und wem bracht' er dies Opfer?
Dem Knaben, meinem Sohne? Nimmermehr.
Ich glaub' es nicht. Für einen Knaben ſtirbt
Ein Poſa nicht. Der Freundſchaft arme Flamme
Füllt eines Poſa Herz nicht aus. Das ſchlug
Der ganzen Menſchheit. Seine Neigung war
Die Welt mit allen kommenden Geſchlechtern.
Sie zu vergnügen fand er einen Thron —
Und geht vorüber? Dieſen Hochverrath
An ſeiner Menſchheit ſollte Poſa ſich
Vergeben? Nein. Ich kenn' ihn beſſer. Nicht
Den Philipp opfert er dem Karlos, nur
Den alten Mann dem Jüngling, ſeinem Schüler.

Des Vaters untergehnde Sonne lohnt
Das neue Tagwerk nicht mehr. Das verſpart man
Dem nahen Aufgang ſeines Sohns — O es iſt klar!
Auf meinen Hintritt wird gewartet.

Alba.

Leſen Sie
In dieſen Briefen die Bekräftigung.

König (ſteht auf).

Er könnte ſich verrechnet haben. Noch,
Noch bin ich. Habe Dank, Natur! Ich fühle
In meinen Sehnen Jünglingskraft. Ich will
Ihn zum Gelächter machen. Seine Tugend
Sey eines Träumers Hirngeſpinnſt geweſen.
Er ſey geſtorben als ein Thor. Sein Sturz
Erdrücke ſeinen Freund und ſein Jahrhundert!
Laß ſehen, wie man mich entbehrt. Die Welt
Iſt noch auf einen Abend mein. Ich will
Ihn nützen, dieſen Abend, daß nach mir
Kein Pflanzer mehr in zehen Menſchenaltern
Auf dieſer Brandſtatt ernten ſoll. Er brachte
Der Menſchheit, ſeinem Götzen, mich zum Opfer;
Die Menſchheit büße mir für ihn! — Und jetzt —
Mit ſeiner Puppe fang' ich an.

(Zum Herzog von Alba.)

Was war's
Mit dem Infanten? Wiederholt es mir. Was lehren
Mich dieſe Briefe?

Alba.

Dieſe Briefe, Sire,
Enthalten die Verlaſſenſchaft des Marquis
Von Poſa an Prinz Karl.

König

(durchläuft die Papiere, wobei er von allen Anweſenden ſcharf beobachtet wird. Nachdem er eine Zeitlang geleſen, legt er ſie weg und geht ſtillſchweigend durch das Zimmer).

Man rufe mir
Den Inquiſitor Kardinal. Ich laſſ'
Ihn bitten, eine Stunde mir zu ſchenken.

(Einer von den Granden geht hinaus. Der König nimmt dieſe Papiere wieder, lieſt fort und legt ſie abermals weg.)

In dieſer Nacht alſo?

Taxis.

Schlag zwei Uhr ſoll
Die Poſt vor dem Karthäuſerkloſter halten.

Alba.

Und Leute, die ich ausgeſendet, ſahen
Verſchiednes Reiſ'geräthe, an dem Wappen
Der Krone kenntlich, nach dem Kloſter tragen.

Feria.

Auch ſollen große Summen auf den Namen
Der Königin bei Mauriſchen Agenten
Betrieben worden ſeyn, in Brüſſel zu
Erheben.

König.

Wo verließ man den Infanten?

Alba.

Beim Leichnam des Maltheſers.

König.

Iſt noch Licht im Zimmer
Der Königin?

Alba.

Dort iſt Alles ſtill. Auch hat

Sie ihre Kammerfrauen zeitiger,
Als ſonſten zu geſchehen pflegt, entlaſſen.
Die Herzogin von Arkos, die zuletzt
Aus ihrem Zimmer ging, verließ ſie ſchon
In tiefem Schlafe.

(Ein Offizier von der Leibwache tritt herein, zieht den Herzog von Feria auf die Seite und ſpricht leiſe mit ihm. Dieſer wendet ſich betreten zum Herzog von Alba. Andre drängen ſich hinzu und es entſteht ein Gemurmel.)

Feria, Taxis, Domingo (zugleich).

Sonderbar!

König.

Was gibt es?

Feria.

Eine Nachricht, Sire, die kaum
Zu glauben iſt —

Domingo.

Zwei Schweizer, die ſo eben
Von ihrem Poſten kommen, melden — Es
Iſt lächerlich, es nachzuſagen.

König.

Nun?

Alba.

Daß in dem linken Flügel des Pallaſts
Der Geiſt des Kaiſers ſich erblicken laſſen
Und mit beherztem, feierlichen Schritt an ihnen
Vorbei gegangen. Eben dieſe Nachricht
Bekräft'gen alle Wachen, die durch dieſen
Pavillon hin verbreitet ſtehn, und ſetzen
Hinzu, daß die Erſcheinung in den Zimmern
Der Königin verſchwunden.

König.

Und in welcher
Geſtalt erſchien er?

Offizier.

In dem nämlichen
Gewand, das er zum Letztenmal in Juſti
Als Hieronymitermönch getragen.

König.

Als Mönch? Und alſo haben ihn die Wachen
Im Leben noch gekannt? Denn woher wußten
Sie ſonſt, daß es der Kaiſer war?

Offizier.

Daß es
Der Kaiſer müſſe ſeyn, bewies das Scepter,
Das er in Händen trug.

Domingo.

Auch will man ihn
Schon öfters, wie die Sage geht, in dieſer
Geſtalt geſehen haben.

König.

Angeredet hat
Ihn Niemand?

Offizier.

Niemand unterſtand ſich.
Die Wachen ſprachen ihr Gebet und ließen
Ihn ehrerbietig mitten durch.

König.

Und in den Zimmern
Der Königin verlor ſich die Erſcheinung?

Offizier.

Im Vorgemach der Königin.

(Allgemeines Stillſchweigen.)

König (wendet ſich ſchnell um).

Wie ſagt ihr?

Alba.

Sire, wir ſind ſtumm.

König

(nach einigem Beſinnen zu dem Offizier).

Laßt meine Garden unter
Die Waffen treten und jedweden Zugang
Zu dieſem Flügel ſperren. Ich bin lüſtern,
Ein Wort mit dieſem Geiſt zu reden.

(Der Offizier geht ab. Gleich darauf ein Page.)

Page.

Sire!
Der Inquiſitor Kardinal.

König (zu den Anweſenden).

Verlaßt uns.

(Der Kardinal Großinquiſitor, ein Greis von neunzig Jahren und blind, auf einen Stab geſtützt und von zwei Dominikanern geführt. Wie er durch ihre Reihen geht, werfen ſich alle Granden vor ihm nieder und berühren den Saum ſeines Kleides. Er ertheilt ihnen den Segen. Alle entfernen ſich.)

Zehnter Auftritt.

Der König und der Großinquiſitor.

Ein langes Stillſchweigen.

Großinquiſitor.

Steh'
Ich vor dem König?

König.

Ja.

Großinquiſitor.

Ich war mir's nicht mehr
Vermuthend.

König.

Ich erneure einen Auftritt
Vergangner Jahre. Philipp, der Infant,
Holt Rath bei ſeinem Lehrer.

Großinquiſitor.

Rath bedurfte
Mein Zögling Karl, Ihr großer Vater, niemals.

König.

Um ſo viel glücklicher war er. Ich habe
Gemordet, Kardinal, und keine Ruhe —

Großinquiſitor.

Weßwegen haben Sie gemordet?

König.

Ein
Betrug, der ohne Beiſpiel iſt —

Großinquiſitor.

Ich weiß ihn.

König.

Was wißt ihr? Durch wen? Seit wann?

Großinquiſitor.

Seit Jahren,
Was Sie ſeit Sonnenuntergang.

König (mit Befremdung).

Ihr habt
Von dieſem Menſchen ſchon gewußt?

Großinquiſitor.

Sein Leben
Liegt angefangen und beſchloſſen in
Der Santa Caſa heiligen Regiſtern.

König.

Und er ging frei herum?

Großinquiſitor.

Das Seil, an dem
Er flatterte, war lang, doch unzerreißbar.

König.

Er war ſchon außer meines Reiches Grenzen.

Großinquiſitor.

Wo er ſeyn mochte, war ich auch.

König (geht unwillig auf und nieder).

Man wußte,
In weſſen Hand ich war — Warum verſäumte man,
Mich zu erinnern?

Großinquiſitor.

Dieſe Frage geb' ich
Zurücke — Warum fragten Sie nicht an,
Da Sie in dieſes Menſchen Arm ſich warfen?
Sie kannten ihn! Ein Blick entlarvte Ihnen

Den Ketzer. Was vermochte Sie, dies Opfer
Dem heil'gen Amt zu unterſchlagen? Spielt
Man ſo mit uns? Wenn ſich die Majeſtät
Zur Hehlerin erniedrigt — hinter unſerm Rücken
Mit unſern ſchlimmſten Feinden ſich verſteht,
Was wird mit uns? Darf Einer Gnade finden,
Mit welchem Rechte wurden Hunderttauſend
Geopfert?

König.

Er iſt auch geopfert.

Großinquiſitor.

Nein! —
Er iſt ermordet — ruhmlos! freventlich! — Das Blut,
Das unſrer Ehre glorreich fließen ſollte,
Hat eines Meuchelmörders Hand verſpritzt.
Der Menſch war unſer — Was befugte Sie,
Des Ordens heil'ge Güter anzutaſten?
Durch uns zu ſterben war er da. Ihn ſchenkte
Der Nothdurft dieſes Zeitenlaufes Gott,
In ſeines Geiſtes feierlicher Schändung
Die prahlende Vernunft zur Schau zu führen,
Das war mein überlegter Plan. Nun liegt
Sie hingeſtreckt, die Arbeit vieler Jahre!
Wir ſind beſtohlen und Sie haben nichts,
Als blut'ge Hände.

König.

Leidenſchaft riß mich
Dahin. Vergib mir!

Großinquiſitor.

Leidenſchaft? Antwortet

Mir Philipp, der Infant? Bin ich allein
Zum alten Mann geworden? — Leidenſchaft!
(Mit unwilligem Kopfſchütteln.)
Gib die Gewiſſen frei in deinen Reichen,
Wenn du in deinen Ketten gehſt.

König.

Ich bin
In dieſen Dingen noch ein Neuling. Habe
Geduld mit mir!

Großinquiſitor.

Nein! Ich bin nicht mit Ihnen
Zufrieden. — Ihren ganzen vorigen
Regentenlauf zu läſtern! Wo war damals
Der Philipp, deſſen feſte Seele, wie
Der Angelſtern am Himmel, unverändert
Und ewig um ſich ſelber treibt? War eine ganze
Vergangenheit verſunken hinter Ihnen?
War in dem Augenblick die Welt nicht mehr
Die nämliche, da Sie die Hand ihm boten?
Gift nicht mehr Gift? War zwiſchen Gut und Uebel
Und Wahr und Falſch die Scheidewand gefallen?
Was iſt ein Vorſatz? Was Beſtändigkeit,
Was Männertreue, wenn in einer lauen
Minute eine ſechzigjähr'ge Regel
Wie eines Weibes Laune ſchmilzt?

König.

Ich ſah in ſeine Augen. — Halte mir
Den Rückfall in die Sterblichkeit zu gut,
Die Welt hat einen Zugang weniger
Zu deinem Herzen. Deine Augen ſind erloſchen.

Großinquiſitor.

Was ſollte Ihnen dieſer Menſch? Was konnte
Er Neues Ihnen vorzuzeigen haben,
Worauf Sie nicht bereitet waren? Kennen
Sie Schwärmerſinn und Neuerung ſo wenig?
Der Weltverbeſſ'rer prahleriſche Sprache
Klang Ihrem Ohr ſo ungewohnt? Wenn das
Gebäude Ihrer Ueberzeugung ſchon
Von Worten fällt — mit welcher Stirne, muß
Ich fragen, ſchrieben Sie das Bluturtheil
Der hunderttauſend ſchwachen Seelen, die
Den Holzſtoß für nichts Schlimmeres beſtiegen?

König.

Mich lüſtete nach einem Menſchen. Dieſer
Domingo —

Großinquiſitor.

Wozu Menſchen? Menſchen ſind
Für Sie nur Zahlen, weiter nichts. Muß ich
Die Elemente der Monarchenkunſt
Mit meinem grauen Schüler überhören?
Der Erde Gott verlerne zu bedürfen,
Was ihm verweigert werden kann — Wenn Sie
Um Mitgefühle wimmern, haben Sie
Der Welt nicht Ihresgleichen zugeſtanden?
Und welche Rechte, möcht' ich wiſſen, haben
Sie aufzuweiſen über Ihresgleichen?

König (wirft ſich in den Seſſel).

Ich bin ein kleiner Menſch, ich fühl's — Du forderſt
Von dem Geſchöpf, was nur der Schöpfer leiſtet.

Großinquiſitor.

Nein, Sire, mich hintergeht man nicht. Sie ſind
Durchſchaut — Uns wollten Sie entfliehen.
Des Ordens ſchwere Ketten drücken Sie;
Sie wollten frei und einzig ſeyn.

(Er hält inne. Der König ſchweigt.)

Wir ſind gerochen — Danken Sie der Kirche,
Die ſich begnügt, als Mutter Sie zu ſtrafen.
Die Wahl, die man Sie blindlings treffen laſſen,
War Ihre Züchtigung. Sie ſind belehrt.
Jetzt kehren Sie zu uns zurück — Stünd' ich
Nicht jetzt vor Ihnen — beim lebend'gen Gott!
Sie wären morgen ſo vor mir geſtanden.

König.

Nicht dieſe Sprache! Mäßige dich, Prieſter!
Ich duld' es nicht. Ich kann in dieſem Ton
Nicht mit mir ſprechen hören.

Großinquiſitor.

Warum rufen Sie
Den Schatten Samuels herauf? — Ich gab
Zwei Könige dem ſpan'ſchen Thron und hoffte,
Ein feſt gegründet Werk zu hinterlaſſen.
Verloren ſeh' ich meines Lebens Frucht;
Don Philipp ſelbſt erſchüttert mein Gebäude.
Und jetzo, Sire — Wozu bin ich gerufen?
Was ſoll ich hier? — Ich bin nicht Willens, dieſen
Beſuch zu wiederholen.

König.

Eine Arbeit noch,
Die letzte — dann magſt du in Frieden ſcheiden.

Vorbei ſey das Vergangne, Friede ſey
Geſchloſſen zwiſchen uns — Wir ſind verſöhnt?

Großinquiſitor.

Wenn Philipp ſich in Demuth beugt.

König (nach einer Pauſe).

Mein Sohn
Sinnt auf Empörung.

Großinquiſitor.

Was beſchließen Sie?

König.

Nichts — oder Alles.

Großinquiſitor.

Und was heißt hier Alles?

König.

Ich laſſ' ihn fliehen, wenn ich ihn
Nicht ſterben laſſen kann.

Großinquiſitor.

Nun, Sire?

König.

Kannſt du mir einen neuen Glauben gründen,
Der eines Kindes blut'gen Mord vertheidigt?

Großinquiſitor.

Die ewige Gerechtigkeit zu ſühnen,
Starb an dem Holze Gottes Sohn.

König.

Du willſt
Durch ganz Europa dieſe Meinung pflanzen?

Großinquiſitor.

So weit, als man das Kreuz verehrt.

König.

Ich frevle
An der Natur — auch dieſe mächt'ge Stimme
Willſt du zum Schweigen bringen?

Großinquiſitor.

Vor dem Glauben
Gilt keine Stimme der Natur.

König.

Ich lege
Mein Richteramt in deine Hände — Kann
Ich ganz zurücke treten?

Großinquiſitor.

Geben Sie
Ihn mir.

König.

Es iſt mein einz'ger Sohn — Wem hab' ich
Geſammelt?

Großinquiſitor.

Der Verweſung lieber, als
Der Freiheit.

König (ſteht auf).

Wir ſind einig. Kommt!

Großinquiſitor.

Wohin?

König.

Aus meiner Hand das Opfer zu empfangen!
(Er führt ihn hinweg.)

Zimmer der Königin.

Letzter Auftritt.

Karlos. Die Königin. Zuletzt der König mit Gefolge.

Karlos

(in einem Mönchsgewand, eine Maske vor dem Geſichte, die er eben jetzt abnimmt, unter dem Arme ein bloßes Schwert. Es iſt ganz finſter. Er nähert ſich einer Thür, welche geöffnet wird. Die Königin tritt heraus, im Nachtkleide, mit einem brennenden Lichte. Karlos läßt ſich vor ihr auf ein Knie nieder).

Eliſabeth!

Königin

(mit ſtiller Wehmuth auf ſeinem Anblick verweilend).

So ſehen wir uns wieder?

Karlos.

So ſehen wir uns wieder!

(Stillſchweigen.)

Königin (ſucht ſich zu faſſen).

Stehn Sie auf! Wir wollen
Einander nicht erweichen, Karl. Nicht durch
Ohnmächt'ge Thränen will der große Todte
Gefeiert werden. Thränen mögen fließen
Für klein're Leiden! — Er hat ſich geopfert
Für Sie! Mit ſeinem theuren Leben
Hat er das Ihrige erkauft — Und dieſes Blut
Wär' einem Hirngeſpinnſt gefloſſen? — Karlos,
Ich ſelber habe gut geſagt für Sie.
Auf meine Bürgſchaft ſchied er freudiger

Von hinnen. Werden Sie zur Lügnerin
Mich machen?

Karlos (mit Begeiſterung).

Einen Leichenſtein will ich
Ihm ſetzen, wie noch keinem Könige
Geworden — Ueber ſeiner Aſche blühe
Ein Paradies!

Königin.

So hab' ich Sie gewollt!
Das war die große Meinung ſeines Todes!
Mich wählte er zu ſeines letzten Willens
Vollſtreckerin. Ich mahne Sie. Ich werde
Auf die Erfüllung dieſes Eides halten.
— Und noch ein anderes Vermächtniß legte
Der Sterbende in meine Hand — Ich gab ihm
Mein Wort — und — warum ſoll ich es verſchweigen?
Er übergab mir ſeinen Karl — Ich trotze
Dem Schein — ich will vor Menſchen nicht mehr zittern,
Will einmal kühn ſeyn wie ein Freund. Mein Herz
Soll reden. Tugend nannt' er unſre Liebe?
Ich glaub' es ihm, und will mein Herz nicht mehr —

Karlos.

Vollenden Sie nicht, Königin! — Ich habe
In einem langen, ſchweren Traum gelegen.
Ich liebte — Jetzt bin ich erwacht. Vergeſſen
Sey das Vergangne! Hier ſind Ihre Briefe
Zurück. Vernichten Sie die meinen. Fürchten
Sie keine Wallung mehr von mir. Es iſt
Vorbei. Ein reiner Feuer hat mein Weſen
Geläutert. Meine Leidenſchaft wohnt in den Gräbern

Der Todten. Keine ſterbliche Begierde
Theilt dieſen Buſen mehr.
(Nach einem Stillſchweigen ihre Hand faſſend.)
Ich kam, um Abſchied
Zu nehmen — Mutter, endlich ſeh' ich ein,
Es gibt ein höher, wünſchenswerther Gut,
Als dich beſitzen — Eine kurze Nacht
Hat meiner Jahre trägen Lauf beflügelt,
Frühzeitig mich zum Mann gereift. Ich habe
Für dieſes Leben keine Arbeit mehr,
Als die Erinnerung an ihn! Vorbei
Sind alle meine Ernten —
(Er nähert ſich der Königin, welche das Geſicht verhüllt.)
Sagen Sie
Mir gar nichts, Mutter?

Königin.

Kehren Sie ſich nicht
An meine Thränen, Karl — Ich kann nicht anders —
Doch glauben Sie mir, ich bewundre Sie.

Karlos.

Sie waren unſers Bundes einzige
Vertraute — Unter dieſem Namen werden
Sie auf der ganzen Welt das Theuerſte
Mir bleiben. Meine Freundſchaft kann ich Ihnen
So wenig, als noch geſtern meine Liebe
Verſchenken an ein andres Weib — Doch heilig
Sey mir die königliche Wittwe, führt
Die Vorſicht mich auf dieſen Thron.
(Der König, begleitet vom Großinquiſitor und ſeinen Granden,
erſcheint im Hintergrunde, ohne bemerkt zu werden.)

Jetzt geh' ich
Aus Spanien und ſehe meinen Vater
Nicht wieder — nie in dieſem Leben wieder.
Ich ſchätz' ihn nicht mehr. Ausgeſtorben iſt
In meinem Buſen die Natur — Seyn Sie
Ihm wieder Gattin. Er hat einen Sohn
Verloren. Treten Sie in Ihre Pflichten
Zurück — Ich eile, mein bedrängtes Volk
Zu retten von Tyrannenhand. Madrid
Sieht nur als König oder nie mich wieder.
Und jetzt zum letzten Lebewohl!

(Er küßt ſie.)

Königin.

O Karl!
Was machen Sie aus mir? — Ich darf mich nicht
Empor zu dieſer Männergröße wagen;
Doch faſſen und bewundern kann ich Sie.

Karlos.

Bin ich nicht ſtark, Eliſabeth? Ich halte
In meinen Armen Sie und wanke nicht.
Von dieſer Stelle hätten mich noch geſtern
Des nahen Todes Schrecken nicht geriſſen.

(Er verläßt ſie.)

Das iſt vorbei. Jetzt trotz' ich jedem Schickſal
Der Sterblichkeit. Ich hielt Sie in den Armen
Und wankte nicht. — Still! Hörten Sie nicht etwas?

(Eine Uhr ſchlägt.)

Königin.

Nichts hör' ich, als die fürchterliche Glocke,
Die uns zur Trennung läutet.

Karlos.

Gute Nacht denn, Mutter.
Aus Gent empfangen Sie den erſten Brief
Von mir, der das Geheimniß unſers Umgangs
Laut machen ſoll. Ich gehe, mit Don Philipp
Jetzt einen öffentlichen Gang zu thun.
Von nun an, will ich, ſey nichts Heimliches
Mehr unter uns. Sie brauchen nicht das Auge
Der Welt zu ſcheu'n — Dies hier ſey mein letzter
Betrug.

(Er will nach der Maſke greifen. Der König ſteht zwiſchen ihnen.)

König.

Es iſt dein letzter!

(Die Königin fällt ohnmächtig nieder.)

Karlos

(eilt auf ſie zu und empfängt ſie mit den Armen).

Iſt ſie todt?
O Himmel und Erde!

König

(kalt und ſtille zum Großinquiſitor).

Kardinal! ich habe
Das Meinige gethan. Thun Sie das Ihre!

(Er geht ab.)

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung
in Stuttgart.

Schillers

ſämmtliche Werke.

Schiller's

ſämmtliche Werke

mit Stahlſtichen.

Vierter Band.

Stuttgart und Tübingen.
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1835.

Universitäts-
München
Bibliothek

AD
BIBL.UNIV.
MONAC.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung
in Stuttgart.

Inhalt.

Seite

Wallenſtein. Ein dramatiſches Gedicht.

Erſter Theil.

Prolog 3
Wallenſteins Lager 9
Die Piccolomini 63

Zweiter Theil.

Wallenſteins Tod 203

Wallenstein.

Ein dramatisches Gedicht.

Erster Theil.

Prolog.

Geſprochen bei der Wiedereröffnung der Schaubühne in Weimar,
im October 1798.

Der ſcherzenden, der ernſten Maske Spiel,
Dem Ihr ſo oft ein willig Ohr und Auge
Geliehn, die weiche Seele hingegeben,
Vereinigt uns auf's Neu' in dieſem Saal —
Und ſieh! er hat ſich neu verjüngt, ihn hat
Die Kunſt zum heitern Tempel ausgeſchmückt,
Und ein harmoniſch hoher Geiſt ſpricht uns
Aus dieſer edlen Säulenordnung an,
Und regt den Sinn zu feſtlichen Gefühlen.

Und doch iſt dies der alte Schauplatz noch,
Die Wiege mancher jugendlichen Kräfte,
Die Laufbahn manches wachſenden Talents.
Wir ſind die Alten noch, die ſich vor Euch
Mit warmem Trieb und Eifer ausgebildet.
Ein edler Meiſter ſtand auf dieſem Platz,
Euch in die heitern Höhen ſeiner Kunſt
Durch ſeinen Schöpfergenius entzückend.
O! möge dieſes Raumes neue Würde
Die Würdigſten in unſre Mitte ziehn,
Und eine Hoffnung, die wir lang gehegt,

Sich uns in glänzender Erfüllung zeigen.
Ein großes Muſter weckt Nacheiferung
Und gibt dem Urtheil höhere Geſetze.
So ſtehe dieſer Kreis, die neue Bühne,
Als Zeugen des vollendeten Talents.
Wo möcht' es auch die Kräfte lieber prüfen,
Den alten Ruhm erfriſchen und verjüngen,
Als hier vor einem auserleſ'nen Kreis,
Der, rührbar jedem Zauberſchlag der Kunſt,
Mit leisbeweglichem Gefühl den Geiſt
In ſeiner flüchtigſten Erſcheinung haſcht?

Denn ſchnell und ſpurlos geht des Mimen Kunſt,
Die wunderbare, an dem Sinn vorüber,
Wenn das Gebild des Meiſels, der Geſang
Des Dichters nach Jahrtauſenden noch leben.
Hier ſtirbt der Zauber mit dem Künſtler ab,
Und wie der Klang verhallet in dem Ohr,
Verrauſcht des Augenblicks geſchwinde Schöpfung,
Und ihren Ruhm bewahrt kein dauernd Werk.
Schwer iſt die Kunſt, vergänglich iſt ihr Preis;
Dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze,
Drum muß er geizen mit der Gegenwart,
Den Augenblick, der ſein iſt, ganz erfüllen,
Muß ſeiner Mitwelt mächtig ſich verſichern,
Und im Gefühl der Würdigſten und Beſten
Ein lebend Denkmal ſich erbau'n — So nimmt er
Sich ſeines Namens Ewigkeit voraus;
Denn wer den Beſten ſeiner Zeit genug
Gethan, der hat gelebt für alle Zeiten.

Die neue Aera, die der Kunſt Thaliens
Auf dieſer Bühne heut' beginnt, macht auch
Den Dichter kühn, die alte Bahn verlaſſend,
Euch aus des Bürgerlebens engem Kreis
Auf einen höhern Schauplatz zu verſetzen,
Nicht unwerth des erhabenen Moments
Der Zeit, in dem wir ſtrebend uns bewegen:
Denn nur der große Gegenſtand vermag
Den tiefen Grund der Menſchheit aufzuregen;
Im engen Kreis verengert ſich der Sinn,
Es wächst der Menſch mit ſeinen größern Zwecken.

Und jetzt, an des Jahrhunderts ernſtem Ende,
Wo ſelbſt die Wirklichkeit zur Dichtung wird,
Wo wir den Kampf gewaltiger Naturen
Um ein bedeutend Ziel vor Augen ſehn,
Und um der Menſchheit große Gegenſtände,
Um Herrſchaft und um Freiheit, wird gerungen,
Jetzt darf die Kunſt auf ihrer Schattenbühne
Auch höhern Flug verſuchen, ja ſie muß,
Soll nicht des Lebens Bühne ſie beſchämen.

Zerfallen ſehen wir in dieſen Tagen
Die alte feſte Form, die einſt vor hundert
Und fünfzig Jahren ein willkommner Friede
Europens Reichen gab, die theure Frucht
Von dreißig jammervollen Kriegesjahren.
Noch einmal laßt des Dichters Phantaſie
Die düſtre Zeit an Euch vorüberführen,

Und blicket froher in die Gegenwart
Und in der Zukunft hoffnungsreiche Ferne.

In jenes Krieges Mitte ſtellt Euch jetzt
Der Dichter. Sechzehn Jahre der Verwüſtung,
Des Raubs, des Elends ſind dahin geflohn,
In trüben Maſſen gähret noch die Welt,
Und keine Friedenshoffnung ſtrahlt von fern.
Ein Tummelplatz von Waffen iſt das Reich,
Verödet ſind die Städte, Magdeburg
Iſt Schutt, Gewerb und Kunſtfleiß liegen nieder,
Der Bürger gilt nichts mehr, der Krieger Alles,
Strafloſe Frechheit ſpricht den Sitten Hohn,
Und rohe Horden lagern ſich, verwildert
Im langen Krieg, auf dem verheerten Boden.

Auf dieſem finſtern Zeitgrund malet ſich
Ein Unternehmen kühnen Uebermuths
Und ein verwegener Charakter ab.
Ihr kennet ihn — den Schöpfer kühner Heere,
Des Lagers Abgott und der Länder Geißel,
Die Stütze und der Schrecken ſeines Kaiſers,
Des Glückes abenteuerlichen Sohn,
Der, von der Zeiten Gunſt emporgetragen,
Der Ehre höchſte Staffel raſch erſtieg,
Und ungeſättigt immer weiter ſtrebend,
Der unbezähmten Ehrſucht Opfer fiel.
Von der Parteien Gunſt und Haß verwirrt,
Schwankt ſein Charakterbild in der Geſchichte;
Doch Euren Augen ſoll ihn jetzt die Kunſt,

Auch Eurem Herzen menſchlich näher bringen:
Denn jedes Aeußerſte führt ſie, die Alles
Begrenzt und bindet, zur Natur zurück;
Sie ſieht den Menſchen in des Lebens Drang
Und wälzt die größ're Hälfte ſeiner Schuld
Den unglückſeligen Geſtirnen zu.

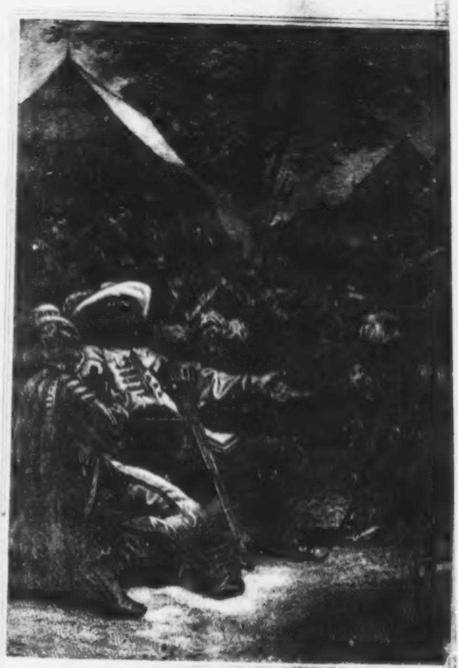
Nicht Er iſt's, der auf dieſer Bühne heut'
Erſcheinen wird. Doch in den kühnen Schaaren,
Die ſein Befehl gewaltig lenkt, ſein Geiſt
Beſeelt, wird Euch ſein Schattenbild begegnen,
Bis ihn die ſcheue Muſe ſelbſt vor Euch
Zu ſtellen wagt in lebender Geſtalt:
Denn ſeine Macht iſt's, die ſein Herz verführt;
Sein Lager nur erkläret ſein Verbrechen.

Darum verzeiht dem Dichter, wenn er Euch
Nicht raſchen Schritts mit Einem Mal an's Ziel
Der Handlung reißt, den großen Gegenſtand
In einer Reihe von Gemälden nur
Vor Euren Augen abzurollen wagt.
Das heut'ge Spiel gewinne Euer Ohr
Und Euer Herz den ungewohnten Tönen;
In jenen Zeitraum führ' es Euch zurück,
Auf jene fremde kriegeriſche Bühne,
Die unſer Held mit ſeinen Thaten bald
Erfüllen wird.

Und wenn die Muſe heut',
Des Tanzes freie Göttin und Geſangs,

Ihr altes deutſches Recht, des Reimes Spiel,
Beſcheiden wieder fordert — tadelt's nicht!
Ja, danket ihr's, daß ſie das düſtre Bild
Der Wahrheit in das heitre Reich der Kunſt
Hinüberſpielt, die Täuſchung, die ſie ſchafft,
Aufrichtig ſelbſt zerſtört und ihren Schein
Der Wahrheit nicht betrüglich unterſchiebt;
Ernſt iſt das Leben, heiter iſt die Kunſt.

◆



Eduard Schuler sculp.

[illegible] LAGER

Univ. Bibl.
München

Wallenſteins Lager.

Perſonen.

Wachtmeiſter } von einem Terzky'ſchen Karabinier-Regiment.
Trompeter }
Konſtabler.
Scharfſchützen.
Zwei Holkiſche reitende Jäger.
Buttleriſche Dragoner.
Arkebuſiere vom Regiment Tiefenbach.
Küraſſier von einem walloniſchen Regiment.
Küraſſier von einem lombardiſchen Regiment.
Kroaten.
Uhlanen.
Rekrut.
Bürger.
Bauer.
Bauerknabe.
Kapuziner.
Soldatenſchulmeiſter.
Marketenderin.
Eine Aufwärterin.
Soldatenjungen.
Hoboiſten.

Vor der Stadt Pilſen in Böhmen.

Erster Auftritt.

Marketenderzelte, davor eine Kram- und Trödelbude. Soldaten von allen Farben und Feldzeichen drängen ſich durcheinander, alle Tiſche ſind beſetzt. Kroaten und Uhlanen an einem Kohlfeuer kochen, Marketenderin ſchenkt Wein, Soldatenjungen würfeln auf einer Trommel, im Zelt wird geſungen.

Ein Bauer und ſein Sohn.

Bauerknabe.

Vater, es wird nicht gut ablaufen,
Bleiben wir von dem Soldatenhaufen.
Sind euch gar trotzige Kameraden;
Wenn ſie uns nur nichts am Leibe ſchaden!

Bauer.

Ei was! Sie werden uns ja nicht freſſen,
Treiben ſie's auch ein wenig vermeſſen.
Siehſt du! ſind neue Völker herein,
Kommen friſch von der Saal' und dem Main,
Bringen Beut' mit, die rarſten Sachen!
Unſer iſt's, wenn wir's nur liſtig machen.
Ein Hauptmann, den ein andrer erſtach,
Ließ mir ein paar glückliche Würfel nach,
Die will ich heut' einmal probiren,
Ob ſie die alte Kraft noch führen.
Mußt dich nur recht erbärmlich ſtellen!
Sind dir gar lockere, leichte Geſellen,

Laſſen ſich gern ſchön thun und loben;
So wie gewonnen, ſo iſt's zerſtoben.
Nehmen ſie uns das Unſre in Scheffeln,
Müſſen wir's wieder bekommen in Löffeln;
Schlagen ſie grob mit dem Schwerte drein,
So ſind wir pfiffig und treiben's fein.

(Im Zelt wird geſungen und gejubelt.)

Wie ſie jauchzen — daß Gott erbarm!
Alles das geht von des Bauern Felle.
Schon acht Monate legt ſich der Schwarm
Uns in die Betten und in die Ställe;
Weit herum iſt in der ganzen Aue
Keine Feder mehr, keine Klaue,
Daß wir vor Hunger und Elend ſchier
Nagen müſſen die eigenen Knochen.
War's doch nicht ärger und krauſer hier,
Als der Sachs noch im Lande thät pochen,
Und die nennen ſich Kaiſerliche —

Bauerknabe.

Vater, da kommen ein paar aus der Küche,
Sehen nicht aus, als wär' viel zu nehmen.

Bauer.

Sind einheimiſche, geborne Böhmen,
Von des Terſchkas Karabinieren,
Liegen ſchon lang in dieſen Quartieren.
Unter allen die ſchlimmſten juſt,
Spreitzen ſich, werfen ſich in die Bruſt,
Thun, als wenn ſie zu fürnehm wären,
Mit dem Bauer ein Glas zu leeren.
Aber dort ſeh' ich die drei ſcharfe Schützen
Linker Hand um ein Feuer ſitzen,

Sehen mir aus wie Tyroler ſchier.
Emmerich, komm! an die wollen wir,
Luſtige Vögel, die gerne ſchwatzen,
Tragen ſich ſauber und führen Batzen.

(Gehen nach den Zelten.)

Zweiter Auftritt.

Vorige. Wachtmeiſter. Trompeter. Uhlan.

Trompeter.

Was will der Bauer da? Fort, Halunk!

Bauer.

Gnädige Herren, einen Biſſen und Trunk!
Haben heut' noch nichts Warmes gegeſſen.

Trompeter.

Ei, das muß immer ſaufen und freſſen.

Uhlan (mit einem Glaſe).

Nichts gefrühſtückt? Da trink, du Hund!

(Führt den Bauer nach dem Zelte; jene kommen vorwärts.)

Wachtmeiſter (zum Trompeter).

Meinſt du, man hab' uns ohne Grund
Heute die doppelte Löhnung gegeben,
Nur daß wir flott und luſtig leben?

Trompeter.

Die Herzogin kommt ja heute herein
Mit dem fürſtlichen Fräulein —

Wachtmeiſter.

Das iſt nur der Schein.
Die Truppen, die aus fremden Landen
Sich hier vor Pilſen zuſammen fanden,
Die ſollen wir gleich an uns locken
Mit gutem Schluck und guten Brocken,
Damit ſie ſich gleich zufrieden finden,
Und feſter ſich mit uns verbinden.

Trompeter.

Ja, es iſt wieder was im Werke!

Wachtmeiſter.

Die Herrn Generäle und Kommandanten —

Trompeter.

Es iſt gar nicht geheuer, wie ich merke.

Wachtmeiſter.

Die ſich ſo dick hier zuſammen fanden —

Trompeter.

Sind nicht für die Langweil' herbemüht.

Wachtmeiſter.

Und das Gemunkel, und das Geſchicke —

Trompeter.

Ja! ja!

Wachtmeiſter.

Und von Wien die alte Perrücke,
Die man ſeit geſtern herumgehn ſieht,
Mit der güldnen Gnadenkette,
Das hat was zu bedeuten, ich wette.

Trompeter.

Wieder ſo ein Spürhund, gebt nur Acht,
Der die Jagd auf den Herzog macht.

Wachtmeiſter.
Merkſt du wohl? Sie trauen uns nicht,
Fürchten des Friedländers heimlich Geſicht.
Er iſt ihnen zu hoch geſtiegen,
Möchten ihn gern herunterkriegen.
Trompeter.
Aber wir halten ihn aufrecht, wir.
Dächten doch Alle, wie ich und ihr!
Wachtmeiſter.
Unſer Regiment und die andern vier,
Die der Terſchka anführt, des Herzogs Schwager,
Das reſoluteſte Corps im Lager,
Sind ihm ergeben und gewogen,
Hat er uns ſelbſt doch herangezogen.
Alle Hauptleute ſetzt' er ein,
Sind alle mit Leib und Leben ſein.

Dritter Auftritt.

Kroat (mit einem Halsſchmuck). Scharfſchütze (folgt). Vorige.

Scharfſchütz.
Kroat, wo haſt du das Halsband geſtohlen?
Handle dir's ab! dir iſt's doch nichts nütz.
Geb' dir dafür ein Paar Terzerolen.
Kroat.
Nix, nix! Du willſt mich betrügen, Schütz.

Scharfſchütz.

Nun! geb' dir auch noch die blaue Mütz,
Hab' ſie ſo eben im Glücksrad gewonnen.
Siehſt du? Sie iſt zum höchſten Staat.

Kroat

(läßt das Halsband in der Sonne ſpielen).

'S iſt aber von Perlen und edlem Granat.
Schau, wie das flinkert in der Sonnen!

Scharfſchütz (nimmt das Halsband).

Die Feldflaſche noch geb' ich drein,

(Beſieht es.)

Es iſt mir nur um den ſchönen Schein.

Trompeter.

Seht nur, wie der den Kroaten prellt!
Halbpart, Schütze, ſo will ich ſchweigen.

Kroat (hat die Mütze aufgeſetzt).

Deine Mütze mir wohlgefällt.

Scharfſchütz (winkt dem Trompeter).

Wir tauſchen hier! Die Herrn ſind Zeugen!

Vierter Auftritt.

Vorige. Konſtabler.

Konſtabler (tritt zum Wachtmeiſter).

Wie iſt's, Bruder Karabinier?
Werden wir uns lang noch die Hände wärmen?
Da die Feinde ſchon friſch im Feld herum ſchwärmen?

Wachtmeiſter.

Thut's ihm ſo eilig, Herr Konſtabel?
Die Wege ſind noch nicht praktikabel.

Konſtabler.

Mir nicht. Ich ſitze gemächlich hier;
Aber ein Eilbot' iſt angekommen,
Meldet, Regensburg ſey genommen.

Trompeter.

Ei, da werden wir bald aufſitzen.

Wachtmeiſter.

Wohl gar, um dem Bayer ſein Land zu ſchützen,
Der dem Fürſten ſo unfreund iſt?
Werden uns eben nicht ſehr erhitzen.

Konſtabler.

Meint ihr! — Was ihr nicht alles wißt!

Fünfter Auftritt.

Vorige. Zwei Jäger. Dann Marketenderin. Soldatenjungen. Schulmeiſter. Aufwärterin.

Erſter Jäger.

Sieh! ſieh!
Da treffen wir luſtige Compagnie.

Trompeter.

Was für Grünröck' mögen das ſeyn?
Treten ganz ſchmuck und ſtattlich ein.

Wachtmeiſter.

Sind Holkiſche Jäger, die ſilbernen Treſſen
Holten ſie ſich nicht auf der Leipziger Meſſen.

Marketenderin (kommt und bringt Wein).

Glück zur Ankunft, ihr Herren!

Erster Jäger.

Was? der Blitz!
Das iſt ja die Guſtel aus Blaſewitz.

Marketenderin.

I freilich! Und er iſt wohl gar, Mußjö,
Der lange Peter aus Itzehö?
Der ſeines Vaters goldene Füchſe
Mit unſerm Regiment hat durchgebracht
Zu Glückſtadt, in einer luſtigen Nacht. —

Erster Jäger.

Und die Feder vertauſcht mit der Kugelbüchſe.

Marketenderin.

Ei! da ſind wir alte Bekannte!

Erster Jäger.

Und treffen uns hier im böhmiſchen Lande.

Marketenderin.

Heute da, Herr Vetter, und morgen dort —
Wie einen der rauhe Kriegesbeſen
Fegt und ſchüttelt von Ort zu Ort;
Bin indeß weit herum geweſen.

Erster Jäger.

Will's ihr glauben! Das ſtellt ſich dar.

Marketenderin.

Bin hinauf bis nach Temeswar
Gekommen mit den Bagagewagen,

Als wir den Manſfelder thäten jagen.
Lag mit dem Friedländer vor Stralſund,
Ging mir dorten die Wirthſchaft zu Grund.
Zog mit dem Succurs vor Mantua,
Kam wieder heraus mit dem Feria,
Und mit einem ſpaniſchen Regiment
Hab' ich einen Abſtecher gemacht nach Gent.
Jetzt will ich's im böhmiſchen Land probiren,
Alte Schulden einkaſſiren —
Ob mir der Fürſt hilft zu meinem Geld.
Und das dort iſt mein Marketenderzelt.

Erster Jäger.

Nun, da trifft ſie Alles beiſammen an!
Doch wo hat ſie den Schottländer hingethan,
Mit dem ſie damals herumgezogen?

Marketenderin.

Der Spitzbub'! der hat mich ſchön betrogen.
Fort iſt er! Mit allem davon gefahren,
Was ich mir thät am Leib erſparen.
Ließ mir nichts, als den Schlingel da!

Soldatenjunge (kommt geſprungen).

Mutter! ſprichſt du von meinem Papa?

Erster Jäger.

Nun, nun, das muß der Kaiſer ernähren.
Die Armee ſich immer muß neu gebären.

Soldatenſchulmeiſter (kommt).

Fort in die Feldſchule! Marſch, ihr Buben!

Erster Jäger.

Das fürchtet ſich auch vor den engen Stuben!

Aufwärterin (kommt).

Baſe, ſie wollen fort.

Marketenderin.

Gleich! gleich!

Erster Jäger.

Ei, wer iſt denn das kleine Schelmengeſichte?

Marketenderin.

'S iſt meiner Schweſter Kind — aus dem Reich.

Erster Jäger.

Ei, alſo eine liebe Nichte?

Zweiter Jäger (das Mädchen haltend).

Bleib' ſie bei uns doch, artiges Kind!

Aufwärterin.

Gäſte dort zu bedienen ſind.

(Macht ſich los und geht.)

Erster Jäger.

Das Mädchen iſt kein übler Biſſen! —
Und die Muhme! Beim Element!
Was haben die Herren vom Regiment
Sich um das niedliche Lärvchen geriſſen!
Was man nicht alles für Leute kennt!
Und wie die Zeit von dannen rennt. —
Was werd' ich noch alles erleben müſſen!

(Zum Wachtmeiſter und Trompeter.)

Euch zur Geſundheit, meine Herrn! —
Laßt uns hier auch ein Plätzchen nehmen.

Sechſter Auftritt.

Jäger. Wachtmeiſter. **Trompeter.**

Wachtmeiſter.

Wir danken ſchön. Von Herzen gern.
Wir rücken zu. Willkommen in Böhmen!

Erster Jäger.

Ihr ſitzt hier warm. Wir, in Feindes Land,
Mußten derweil uns ſchlecht bequemen.

Trompeter.

Man ſollt's euch nicht anſehn, ihr ſeyd galant.

Wachtmeiſter.

Ja, ja, im Saalkreis und auch in Meißen
Hört man euch Herrn nicht beſonders preiſen.

Zweiter Jäger.

Seyd mir doch ſtill! Was will das heißen?
Der Kroat es ganz anders trieb;
Uns nur die Nachleſ' übrig blieb.

Trompeter.

Ihr habt da einen ſaubern Spitzen
Am Kragen, und wie euch die Hoſen ſitzen!
Die feine Wäſche, der Federhut!
Was das alles für Wirkung thut!
Daß doch den Burſchen das Glück ſoll ſcheinen,
Und ſo was kommt nie an unſer Einen!

Wachtmeiſter.

Dafür ſind wir des Friedländers Regiment;
Man muß uns ehren und reſpektiren.

Erster Jäger.

Das iſt für uns Andre kein Kompliment,
Wir eben ſo gut ſeinen Namen führen.

Wachtmeiſter.

Ja, ihr gehört auch ſo zur ganzen Maſſe.

Erster Jäger.

Ihr ſeyd wohl von einer beſondern Raſſe?
Der ganze Unterſchied iſt in den Röcken,
Und ich ganz gern mag in meinem ſtecken.

Wachtmeiſter.

Herr Jäger, ich muß euch nur bedauern,
Ihr lebt ſo draußen bei den Bauern;
Der feine Griff und der rechte Ton,
Das lernt ſich nur um des Feldherrn Perſon.

Erster Jäger.

Sie bekam euch übel, die Lection.
Wie er räuſpert und wie er ſpuckt,
Das habt ihr ihm glücklich abgeguckt;
Aber ſein Genie, ich meine, ſein Geiſt,
Sich nicht auf der Wachtparade weist.

Zweiter Jäger.

Wetter auch! wo ihr nach uns fragt,
Wir heißen des Friedländers wilde Jagd,
Und machen dem Namen keine Schande —
Ziehen frech durch Feindes und Freundes Lande,
Querfeldein durch die Saat, durch das gelbe Korn —
Sie kennen das Holkiſche Jägerhorn! —
In einem Augenblick fern und nah,
Schnell wie die Sündflut, ſo ſind wir da —
Wie die Feuerflamme bei dunkler Nacht

In die Häuſer fähret, wenn Niemand wacht —
Da hilft keine Gegenwehr, keine Flucht,
Keine Ordnung gilt mehr und keine Zucht. —
Es ſträubt ſich — der Krieg hat kein Erbarmen —
Das Mägdlein in unſern ſehnigten Armen —
Fragt nach, ich ſag's nicht, um zu prahlen;
In Baireuth, im Voigtland, in Weſtphalen,
Wo wir nur durchgekommen ſind —
Erzählen Kinder und Kindeskind
Nach hundert und aber hundert Jahren
Von dem Holk noch und ſeinen Schaaren.

Wachtmeiſter.

Nun, da ſieht man's! Der Saus und Braus,
Macht denn der den Soldaten aus?
Das Tempo macht ihn, der Sinn und Schick,
Der Begriff, die Bedeutung, der feine Blick.

Erſter Jäger.

Die Freiheit macht ihn! Mit euren Fratzen!
Daß ich mit euch ſoll darüber ſchwatzen. —
Lief ich darum aus der Schul' und der Lehre,
Daß ich die Frohn' und die Galeere,
Die Schreibſtub' und ihre engen Wände
In dem Feldlager wiederfände? —
Flott will ich und müßig gehn,
Alle Tage was Neues ſehn,
Mich dem Augenblick friſch vertrauen,
Nicht zurück, auch nicht vorwärts ſchauen —
Drum hab' ich meine Haut dem Kaiſer verhandelt,
Daß keine Sorg' mich mehr anwandelt.
Führt mich in's Feuer friſch hinein,

Ueber den reißenden, tiefen Rhein,
Der dritte Mann ſoll verloren ſeyn;
Werde mich nicht lang ſperren und zieren. —
Sonſt muß man mich aber, ich bitte ſehr,
Mit nichts weiter inkommodiren.

Wachtmeiſter.

Nu, nu, verlangt ihr ſonſt nichts mehr?
Das ließ ſich unter dem Wams da finden.

Erster Jäger.

Was war das nicht für ein Placken und Schinden
Bei Guſtav, dem Schweden, dem Leuteplager!
Der machte eine Kirch' aus ſeinem Lager,
Ließ Betſtunde halten, des Morgens, gleich
Bei der Reveille und beim Zapfenſtreich.
Und wurden wir manchmal ein wenig munter,
Er kanzelt' uns ſelbſt wohl vom Gaul herunter.

Wachtmeiſter.

Ja, es war ein gottesfürchtiger Herr.

Erster Jäger.

Dirnen, die ließ er gar nicht paſſiren,
Mußten ſie gleich zur Kirche führen,
Da lief ich, konnt's nicht ertragen mehr.

Wachtmeiſter.

Jetzt geht's dort auch wohl anders her.

Erster Jäger.

So ritt ich hinüber zu den Liguiſten,
Sie thäten ſich juſt gegen Magdeburg rüſten.
Ja, das war ſchon ein ander Ding!
Alles da luſtiger, loſer ging,
Soff und Spiel und Mädels die Menge!

Wahrhaftig, der Spaß war nicht gering,
Denn der Tilly verſtand ſich auf's Kommandiren;
Dem eigenen Körper war er ſtrenge,
Dem Soldaten ließ er Vieles paſſiren,
Und ging's nur nicht aus ſeiner Kaſſen,
Sein Spruch war: leben und leben laſſen.
Aber das Glück blieb ihm nicht ſtät, —
Seit der Leipziger Fatalität
Wollt' es eben nirgends mehr flecken,
Alles bei uns gerieth in's Stecken;
Wo wir erſchienen und pochten an,
Ward nicht gegrüßt noch aufgethan.
Wir mußten uns drücken von Ort zu Ort,
Der alte Reſpekt war eben fort. —
Da nahm ich Handgeld von den Sachſen,
Meinte, da müßte mein Glück recht wachſen.

Wachtmeiſter.

Nun! da kamt ihr ja eben recht
Zur böhmiſchen Beute.

Erſter Jäger.

Es ging mir ſchlecht.
Sollten da ſtrenge Mannszucht halten,
Durften nicht recht als Feinde walten,
Mußten des Kaiſers Schlöſſer bewachen,
Viel' Umſtänd' und Komplimente machen,
Führten den Krieg, als wär's nur Scherz,
Hatten für die Sach' nur ein halbes Herz,
Wollten's mit Niemand ganz verderben,
Kurz, da war wenig Ehr' zu erwerben,
Und ich wär' bald vor Ungeduld

Wieder heimgelaufen zum Schreibepult,
Wenn nicht eben auf allen Straßen
Der Friedländer hätte werben laſſen.

Wachtmeiſter.

Und wie lang denkt ihr's hier auszuhalten?

Erſter Jäger.

Spaßt nur! So lange der thut walten,
Denk' ich euch, mein Seel! an kein Entlaufen.
Kann's der Soldat wo beſſer kaufen? —
Da geht Alles nach Kriegesſitt',
Hat Alles 'nen großen Schnitt,
Und der Geiſt, der im ganzen Corps thut leben,
Reißet gewaltig, wie Windesweben,
Auch den unterſten Reiter mit.
Da tret' ich auf mit beherztem Schritt,
Darf über den Bürger kühn wegſchreiten,
Wie der Feldherr über der Fürſten Haupt.
Es iſt hier, wie in den alten Zeiten,
Wo die Klinge noch Alles thät bedeuten;
Da gibt's nur Ein Vergehn und Verbrechen:
Der Ordre fürwitzig widerſprechen!
Was nicht verboten, iſt erlaubt;
Da fragt Niemand, was Einer glaubt.
Es gibt nur zwei Ding' überhaupt,
Was zur Armee gehört und nicht,
Und nur der Fahne bin ich verpflicht.

Wachtmeiſter.

Jetzt gefallt ihr mir, Jäger! Ihr ſprecht
Wie ein Friedländiſcher Reitersknecht.

Erſter Jäger.
Der führt's Kommando nicht wie ein Amt,
Wie eine Gewalt, die vom Kaiſer ſtammt!
Es iſt ihm nicht um des Kaiſers Dienſt,
Was bracht' er dem Kaiſer für Gewinnſt?
Was hat er mit ſeiner großen Macht
Zu des Landes Schirm und Schutz vollbracht?
Ein Reich von Soldaten wollt' er gründen,
Die Welt anſtecken und entzünden,
Sich Alles vermeſſen und unterwinden —

Trompeter.
Still! wer wird ſolche Worte wagen!

Erſter Jäger.
Was ich denke, das darf ich ſagen.
Das Wort iſt frei, ſagt der General.

Wachtmeiſter.
So ſagt er, ich hört's wohl einigemal,
Ich ſtand dabei. „Das Wort iſt frei,
„Die That iſt ſtumm, der Gehorſam blind."
Dies urkundlich ſeine Worte ſind.

Erſter Jäger.
Ob's juſt ſeine Wort' ſind, weiß ich nicht;
Aber die Sach' iſt, ſo wie er ſpricht.

Zweiter Jäger.
Ihm ſchlägt das Kriegsglück nimmer um,
Wie's wohl bei Andern pflegt zu geſchehen.
Der Tilly überlebte ſeinen Ruhm.
Doch unter des Friedländers Kriegspanieren,
Da bin ich gewiß, zu victoriſiren.
Er bannet das Glück, es muß ihm ſtehen.

Wer unter ſeinem Zeichen thut fechten,
Der ſteht unter beſondern Mächten.
Denn das weiß ja die ganze Welt,
Daß der Friedländer einen Teufel
Aus der Hölle im Solde hält.

Wachtmeiſter.

Ja, daß er feſt iſt, das iſt kein Zweifel.
Denn in der blut'gen Affair bei Lützen
Ritt er euch unter des Feuers Blitzen
Auf und nieder mit kühlem Blut.
Durchlöchert von Kugeln war ſein Hut;
Durch den Stiefel und Koller fuhren
Die Ballen, man ſah die deutlichen Spuren,
Konnt' ihm Keiner die Haut nur ritzen,
Weil ihn die hölliſche Salbe thät ſchützen.

Erster Jäger.

Was wollt ihr da für Wunder bringen!
Er trägt ein Koller von Elendshaut,
Das keine Kugel kann durchdringen.

Wachtmeiſter.

Nein, es iſt die Salbe von Hexenkraut,
Unter Zauberſprüchen gekocht und gebraut.

Trompeter.

Es geht nicht zu mit rechten Dingen!

Wachtmeiſter.

Sie ſagen, er leſ' auch in den Sternen
Die künftigen Dinge, die nahen und fernen,
Ich weiß aber beſſer, wie's damit iſt.
Ein graues Männlein pflegt bei nächtlicher Friſt
Durch verſchloſſene Thüren zu ihm einzugehen;

Die Schildwachen haben's oft angeſchrien,
Und immer was Großes iſt drauf geſchehen,
Wenn je das graue Röcklein kam und erſchien.

Zweiter Jäger.

Ja, er hat ſich dem Teufel übergeben,
Drum führen wir auch das luſtige Leben.

Siebenter Auftritt.

Vorige. Ein Rekrut. Ein Bürger. Dragoner.

Rekrut

(tritt aus dem Zelt, eine Blechhaube auf dem Kopfe, eine Weinflaſche in der Hand).

Grüß' den Vater und Vaters Brüder!
Bin Soldat, komme nimmer wieder.

Erster Jäger.

Sieh! da bringen ſie einen Neuen!

Bürger.

O! gib Acht, Franz! es wird dich reuen.

Rekrut (ſingt).

Trommeln und Pfeifen,
Kriegriſcher Klang!
Wandern und ſtreifen
Die Welt entlang!

Roſſe gelenkt,
Muthig geſchwenkt,
Schwert an der Seite,
Friſch in die Weite,
Flüchtig und flink,
Frei, wie der Fink
Auf Sträuchern und Bäumen,
In Himmels-Räumen!
Heiſa! ich folge des Friedländers Fahn'!

Zweiter Jäger.

Seht mir! das iſt ein wackrer Kumpan!

(Sie begrüßen ihn.)

Bürger.

O! laßt ihn! Er iſt guter Leute Kind.

Erster Jäger.

Wir auch nicht auf der Straße gefunden ſind.

Bürger.

Ich ſag' euch, er hat Vermögen und Mittel,
Fühlt her, das feine Tüchlein am Kittel!

Trompeter.

Des Kaiſers Rock iſt der höchſte Titel.

Bürger.

Er erbt eine kleine Mützenfabrik.

Zweiter Jäger.

Des Menſchen Wille, das iſt ſein Glück.

Bürger.

Von der Großmutter einen Kram und Laden.

Erster Jäger.

Pfui! wer handelt mit Schwefelfaden!

Bürger.

Einen Weinſchank dazu von ſeiner Pathen;
Ein Gewölbe mit zwanzig Stückfaß Wein.

Trompeter.

Den theilt er mit ſeinen Kameraden.

Zweiter Jäger.

Hör' du! wir müſſen Zeltbrüder ſeyn.

Bürger.

Eine Braut läßt er ſitzen in Thränen und Schmerz.

Erſter Jäger.

Recht ſo, da zeigt er ein eiſernes Herz.

Bürger.

Die Großmutter wird vor Kummer ſterben.

Zweiter Jäger.

Deſto beſſer, ſo kann er ſie gleich beerben.

Wachtmeiſter

(tritt gravitätiſch hinzu, dem Rekruten die Hand auf die Blechhaube legend).

Sieht er! das hat er wohl erwogen.
Einen neuen Menſchen hat er angezogen;
Mit dem Helm und Wehrgehäng'
Schließt er ſich an eine würdige Meng'.
Muß ein fürnehmer Geiſt jetzt in ihn fahren —

Erſter Jäger.

Muß beſonders das Geld nicht ſparen.

Wachtmeiſter.

Auf der Fortuna ihrem Schiff
Iſt er zu ſegeln im Begriff;
Die Weltkugel liegt vor ihm offen;
Wer nichts waget, der darf nichts hoffen.

Es treibt ſich der Bürgersmann, träg und dumm,
Wie des Färbers Gaul, nur im Ring herum.
Aus dem Soldaten kann Alles werden,
Denn Krieg iſt jetzt die Loſung auf Erden.
Seh' er 'mal mich an! In dieſem Rock
Führ' ich, ſieht er, des Kaiſers Stock.
Alles Weltregiment, muß er wiſſen,
Von dem Stock hat ausgehen müſſen;
Und das Scepter in Königs Hand
Iſt ein Stock nur, das iſt bekannt.
Und wer's zum Korporal erſt hat gebracht,
Der ſteht auf der Leiter zur höchſten Macht,
Und ſo weit kann er's auch noch treiben.

Erſter Jäger.

Wenn er nur leſen kann und ſchreiben.

Wachtmeiſter.

Da will ich ihm gleich ein Exempel geben;
Ich thät's vor Kurzem ſelbſt erleben.
Da iſt der Chef vom Dragonercorps,
Heißt Buttler, wir ſtanden als Gemeine
Noch vor dreißig Jahren bei Köln am Rheine;
Jetzt nennt man ihn Generalmajor.
Das macht, er thät ſich baß hervor,
Thät die Welt mit ſeinem Kriegsruhm füllen;
Doch meine Verdienſte, die blieben im Stillen.
Ja, und der Friedländer ſelbſt, ſieht er,
Unſer Hauptmann und hochgebietender Herr,
Der jetzt Alles vermag und kann,
War erſt nur ein ſchlichter Edelmann,
Und weil er der Kriegsgöttin ſich vertraut,

Hat er ſich dieſe Größ' erbaut,
Iſt nach dem Kaiſer der nächſte Mann,
Und wer weiß, was er noch erreicht und ermißt,
(Pfiffig) Denn noch nicht aller Tage Abend iſt.

Erster Jäger.

Ja, er fing's klein an und iſt jetzt ſo groß,
Denn zu Altdorf, im Studentenkragen
Trieb er's, mit Permiß zu ſagen,
Ein wenig locker und burſchikos,
Hätte ſeinen Famulus bald erſchlagen.
Wollten ihn drauf die Nürnberger Herren
Mir nichts, dir nichts in's Carcer ſperren;
'S war juſt ein neugebautes Neſt,
Der erſte Bewohner ſollt' es taufen.
Aber wie fängt er's an? Er läßt
Weislich den Pudel voran erſt laufen.
Nach dem Hunde nennt ſich's bis dieſen Tag;
Ein rechter Kerl ſich dran ſpiegeln mag.
Unter des Herrn großen Thaten allen
Hat mir das Stückchen beſonders gefallen.

(Das Mädchen hat unterdeſſen aufgewartet; der zweite Jäger ſchäkert mit ihr.)

Dragoner (tritt dazwiſchen).

Kamerad! Laß das unterwegen!

Zweiter Jäger.

Wer Henker hat ſich da drein zu legen!

Dragoner.

Ich will's ihm nur ſagen, die Dirn' iſt mein.

Erſter Jäger.

Der will ein Schätzchen für ſich allein!
Dragoner, iſt er bei Troſte? Sag' er!

Zweiter Jäger.

Will was Apartes haben im Lager.
Einer Dirne ſchön Geſicht
Muß allgemein ſeyn, wie's Sonnenlicht!
(Küßt ſie.)

Dragoner (reißt ſie weg).

Ich ſag's noch einmal, das leid' ich nicht.

Erſter Jäger.

Luſtig! luſtig! da kommen die Prager!

Zweiter Jäger.

Sucht er Händel? Ich bin dabei.

Wachtmeiſter.

Fried', ihr Herren! Ein Kuß iſt frei!

Achter Auftritt.

Bergknappen treten auf und ſpielen einen Walzer, erſt langſam und dann immer geſchwinder. Der erſte Jäger tanzt mit der **Aufwärterin**, die **Marketenderin** mit dem **Rekruten**; das **Mädchen** entſpringt, der Jäger hinter ihr her und bekommt den **Kapuziner** zu faſſen, der eben hereintritt.

Kapuziner.

Heiſa, Juchheia! Dudeldumdei!
Das geht ja hoch her. Bin auch dabei!

Iſt das eine Armee von Chriſten?
Sind wir Türken? ſind wir Antibaptiſten?
Treibt man ſo mit dem Sonntag Spott,
Als hätte der allmächtige Gott
Das Chiragra, könnte nicht drein ſchlagen?
Iſt's jetzt Zeit zu Saufgelagen,
Zu Banketten und Feiertagen?
Quid hic statis otiosi?
Was ſteht ihr und legt die Hände in Schooß?
Die Kriegsfurie iſt an der Donau los,
Das Bollwerk des Bayerlands iſt gefallen,
Regensburg iſt in des Feindes Krallen,
Und die Armee liegt hier in Böhmen,
Pflegt den Bauch, läßt ſich's wenig grämen,
Kümmert ſich mehr um den Krug, als den Krieg,
Wetzt lieber den Schnabel, als den Sabel,
Hetzt ſich lieber herum mit der Dirn',
Frißt den Ochſen lieber, als den Orenſtirn.
Die Chriſtenheit trauert in Sack und Aſche;
Der Soldat füllt ſich nur die Taſche.
Es iſt eine Zeit der Thränen und Noth,
Am Himmel geſchehen Zeichen und Wunder
Und aus den Wolken, blutigroth,
Hängt der Herrgott den Kriegsmantel 'runter.
Den Kometen ſteckt er, wie eine Ruthe,
Drohend am Himmelsfenſter aus,
Die ganze Welt iſt ein Klagehaus;
Die Arche der Kirche ſchwimmt im Blute,
Und das römiſche Reich — daß Gott erbarm!
Sollte jetzt heißen römiſch Arm;

Der Rheinſtrom iſt worden zu einem Peinſtrom,
Die Klöſter ſind ausgenommene Neſter,
Die Bisthümer ſind verwandelt in Wüſtthümer,
Die Abteien und die Stifter
Sind nun Raubteien und Diebesklüfter,
Und alle die geſegneten deutſchen Länder
Sind verkehrt worden in Elender —
Woher kommt das? Das will ich euch verkünden,
Das ſchreibt ſich her von euren Laſtern und Sünden,
Von dem Greuel und Heidenleben,
Dem ſich Offizier' und Soldaten ergeben.
Denn die Sünd' iſt der Magnetenſtein,
Der das Eiſen ziehet in's Land herein.
Auf das Unrecht, da folgt das Uebel,
Wie die Thrän' auf den herben Zwiebel,
Hinter dem U kommt gleich das Weh,
Das iſt die Ordnung im A B C.

Ubi erit victoriae spes,
Si offenditur Deus? Wie ſoll man ſiegen,
Wenn man die Predigt ſchwänzt und die Meß,
Nichts thut, als in den Weinhäuſern liegen?
Die Frau in dem Evangelium
Fand den verlornen Groſchen wieder,
Der Saul ſeines Vaters Eſel wieder,
Der Joſeph ſeine ſaubern Brüder:
Aber wer bei den Soldaten ſucht
Die Furcht Gottes und die gute Zucht,
Und die Scham, der wird nicht viel finden,
Thät' er auch hundert Laternen anzünden.

Zu dem Prediger in der Wüſten,
Wie wir leſen im Evangeliſten,
Kamen auch die Soldaten gelaufen,
Thaten Buß' und ließen ſich taufen,
Fragten ihn: Quid faciemus nos?
Wie machen wir's, daß wir kommen in Abrahams
Schooß?
Et ait illis. Und er ſagt:
Neminem concutiatis,
Wenn ihr Niemanden ſchindet und plagt,
Neque calumniam faciatis,
Niemand verläſtert, auf Niemand lügt.
Contenti estote, euch begnügt,
Stipendiis vestris, mit eurer Löhnung
Und verflucht jede böſe Angewöhnung.
Es iſt ein Gebot: Du ſollſt den Namen
Deines Herrgotts nicht eitel auskramen!
Und wo hört man mehr blasphemiren,
Als hier in den Friedländiſchen Kriegsquartieren?
Wenn man für jeden Donner und Blitz,
Den ihr losbrennt mit eurer Zungenſpitz',
Die Glocken müßt' läuten im Land umher,
Es wär' bald kein Meßner zu finden mehr;
Und wenn euch für jedes böſe Gebet,
Das aus eurem ungewaſchenen Munde geht,
Ein Härlein ausging' aus eurem Schopf,
Ueber Nacht wär' er geſchoren glatt,
Und wär' er ſo dick, wie Abſalons Zopf.
Der Joſua war doch auch ein Soldat;
König David erſchlug den Goliath,

Und wo ſteht denn geſchrieben zu leſen,
Daß ſie ſolche Fluchmäuler ſind geweſen?
Muß man den Mund doch, ich ſollte meinen,
Nicht weiter aufmachen zu einem Helf Gott!
Als zu einem Kreuz Sackerlot!
Aber weſſen das Gefäß iſt gefüllt,
Davon es ſprudelt und überquillt.
Wieder ein Gebot iſt: Du ſollt nicht ſtehlen.
Ja, das befolgt ihr nach dem Wort:
Denn ihr tragt Alles offen fort.
Vor euren Klauen und Geiersgriffen,
Vor euren Praktiken und böſen Kniffen
Iſt das Geld nicht geborgen in der Truh,
Das Kalb nicht ſicher in der Kuh,
Ihr nehmt das Ei und das Huhn dazu.
Was ſagt der Prediger? Contenti estote,
Begnügt euch mit eurem Kommisbrote.
Aber wie ſoll man die Knechte loben,
Kömmt doch das Aergerniß von oben!
Wie die Glieder, ſo auch das Haupt!
Weiß doch Niemand, an wen der glaubt!

Erster Jäger.

Herr Pfaff! Uns Soldaten mag er ſchimpfen,
Den Feldherrn ſoll er uns nicht verunglimpfen.

Kapuziner.

Ne custodias gregem meam!
Das iſt ſo ein Ahab und Jerobeam,
Der die Völker von der wahren Lehren
Zu falſchen Götzen thut verkehren.

Trompeter und Rekrut.
Laß er uns das nicht zweimal hören!

Kapuziner.
So ein Bramarbas und Eiſenfreſſer,
Will einnehmen alle feſten Schlöſſer,
Rühmte ſich mit ſeinem gottloſen Mund:
Er müſſe haben die Stadt Stralſund,
Und wär' ſie mit Ketten an den Himmel geſchloſſen.

Trompeter.
Stopft ihm Keiner ſein Läſtermaul?

Kapuziner.
So ein Teufelsbeſchwörer und König Saul,
So ein Jehu und Holofern,
Verleugnet, wie Petrus, ſeinen Meiſter und Herrn;
Drum kann er den Hahn nicht hören krähn —

Beide Jäger.
Pfaffe! Jetzt iſt's um dich geſchehn!

Kapuziner.
So ein liſtiger Fuchs Herodes —

Trompeter und beide Jäger
(auf ihn eindringend).
Schweig ſtille! Du biſt des Todes!

Kroaten (legen ſich drein).
Bleib da, Pfäfflein, fürcht' dich nit,
Sag' dein Sprüchel und theil's uns mit.

Kapuziner (ſchreit lauter).
So ein hochmüthiger Nebukadnezer,
So ein Sündenvater und muffiger Ketzer,
Läßt ſich nennen den Wallenſtein;
Ja freilich, er iſt uns Allen ein Stein

Des Anſtoſſes und des Aergerniſſes,
Und ſo lang' der Kaiſer dieſen Friedeland
Läßt walten, ſo wird nicht Fried' im Land.

(Er hat nach und nach bei den letzten Worten, die er mit erhobener Stimme ſpricht, ſeinen Rückzug genommen, indem die Kroaten die übrigen Soldaten von ihm abwehren.)

Neunter Auftritt.

Vorige ohne den Kapuziner.

Erſter Jäger (zum Wachtmeiſter).

Sagt mir! was meint' er mit dem Göckelhahn,
Den der Feldherr nicht krähen hören kann?
Es war wohl nur ſo geſagt ihm zum Schimpf und Hohne?

Wachtmeiſter.

Da will ich euch dienen! Es iſt nicht ganz ohne!
Der Feldherr iſt wunderſam geboren;
Beſonders hat er gar kitzliche Ohren,
Kann die Katze nicht hören mauen,
Und wenn der Hahn kräht, ſo macht's ihm Grauen.

Erſter Jäger.

Das hat er mit dem Löwen gemein.

Wachtmeiſter.

Muß Alles mausſtill um ihn ſeyn.
Den Befehl haben alle Wachen;
Denn er denkt gar zu tiefe Sachen.

Stimmen (im Zelt; Auflauf).

Greift ihn, den Schelm! Schlagt zu! Schlagt zu!

Des Bauern Stimme.

Hülfe! Barmherzigkeit!

Andere Stimmen.

Friede! Ruh'!

Erster Jäger.

Hol' mich der Teufel! Da ſetzt's Hiebe.

Zweiter Jäger.

Da muß ich dabei ſeyn!

(Laufen in's Zelt).

Marketenderin (kommt heraus).

Schelmen und Diebe!

Trompeter.

Frau Wirthin, was ſetzt euch ſo in Eifer?

Marketenderin.

Der Lump! der Spitzbub'! der Straßenläufer!
Das muß mir in meinem Zelt paſſiren!
Es beſchimpft mich bei allen Herrn Offizieren.

Wachtmeiſter.

Bäschen, was gibt's denn?

Marketenderin.

Was wird's geben?
Da erwiſchten ſie einen Bauer eben,
Der falſche Würfel thät bei ſich haben.

Trompeter.

Sie bringen ihn hier mit ſeinem Knaben.

Zehnter Auftritt.

Soldaten (bringen den Bauer geſchleppt).

Erſter Jäger.

Der muß baumeln!

Scharfſchützen und **Dragoner.**

Zum Proſoß! zum Proſoß!

Wachtmeiſter.

Das Mandat iſt noch kürzlich ausgegangen.

Marketenderin.

In einer Stunde ſeh' ich ihn hangen!

Wachtmeiſter.

Böſes Gewerbe bringt böſen Lohn.

Erſter Arkebuſier (zum andern).

Das kommt von der Deſperation.
Denn ſeht, erſt thut man ſie ruiniren,
Das heißt ſie zum Stehlen ſelbſt verführen.

Trompeter.

Was? was? Ihr red't ihm das Wort noch gar?
Dem Hunde? Thut euch der Teufel plagen?

Erſter Arkebuſier.

Der Bauer iſt auch ein Menſch — ſo zu ſagen.

Erſter Jäger (zum Trompeter).

Laß ſie gehen! ſind Tieſenbacher,
Gevatter Schneider und Handſchuhmacher!
Lagen in Garniſon zu Brieg,
Wiſſen viel, was der Brauch iſt im Krieg.

Elfter Auftritt.

Vorige. Küraſſiere.

Erſter Küraſſier.

Friede! Was gibt's mit dem Bauer da?

Erſter Scharfſchütz.

'S iſt ein Schelm, hat im Spiel betrogen!

Erſter Küraſſier.

Hat er dich betrogen etwa?

Erſter Scharfſchütz.

Ja, und hat mich rein ausgezogen.

Erſter Küraſſier.

Wie, du biſt ein Friedländiſcher Mann,
Kannſt dich ſo wegwerfen und blamiren,
Mit einem Bauer dein Glück probiren?
Der laufe, was er laufen kann.

(Bauer entwiſcht, die Andern laufen zuſammen.)

Erſter Arkebuſier.

Der macht kurze Arbeit, iſt reſolut,
Das iſt mit ſolchem Volke gut.
Was iſt's für Einer? Es iſt kein Böhm.

Marketenderin.

'S iſt ein Wallon! Reſpekt vor dem!
Von des Pappenheims Küraſſieren.

Erſter Dragoner (tritt dazu).

Der Piccolomini, der junge, thut ſie jetzt führen.
Den haben ſie ſich aus eigner Macht
Zum Oberſt geſetzt in der Lützner Schlacht,
Als der Pappenheim umgekommen.

Erſter Arkebuſier.
Haben ſie ſich ſo was 'rausgenommen?
Erſter Dragoner.
Dies Regiment hat was voraus.
Es war immer voran bei jedem Strauß.
Darf auch ſeine eigne Juſtiz ausüben,
Und der Friedländer thut's beſonders lieben.
Erſter Küraſſier (zum andern).
Iſt's auch gewiß? Wer bracht' es aus?
Zweiter Küraſſier.
Ich hab's aus des Oberſts eignem Munde.
Erſter Küraſſier.
Was Teufel! Wir ſind nicht ihre Hunde.
Erſter Jäger.
Was haben die da? Sind voller Gift.
Zweiter Jäger.
Iſt's was, ihr Herrn, das uns mitbetrifft?
Erſter Küraſſier.
Es hat ſich Keiner darüber zu freuen.
(Soldaten treten herzu.)
Sie wollen uns in die Niederland' leihen;
Küraſſiere, Jäger, reitende Schützen,
Sollen achttauſend Mann aufſitzen.
Marketenderin.
Was? was? Da ſollen wir wieder wandern?
Bin erſt ſeit geſtern zurück aus Flandern.
Zweiter Küraſſier (zu den Dragonern).
Ihr Buttleriſchen ſollt auch mitreiten.
Erſter Küraſſier.
Und abſonderlich wir Wallonen.

Marketenderin.

Ei, das ſind ja die allerbeſten Schwadronen!

Erster Küraſſier.

Den aus Mailand ſollen wir hinbegleiten.

Erster Jäger.

Den Infanten? Das iſt ja kurios!

Zweiter Jäger.

Den Pfaffen? Da geht der Teufel los.

Erster Küraſſier.

Wir ſollen von dem Friedländer laſſen,
Der den Soldaten ſo nobel hält,
Mit dem Spanier ziehen zu Feld,
Dem Knauſer, den wir von Herzen haſſen?
Nein, das geht nicht! Wir laufen fort.

Trompeter.

Was, zum Henker! ſollen wir dort?
Dem Kaiſer verkauften wir unſer Blut
Und nicht dem hiſpaniſchen rothen Hut.

Zweiter Jäger.

Auf des Friedländers Wort und Kredit allein
Haben wir Reitersdienſt genommen;
Wär's nicht aus Lieb' für den Wallenſtein,
Der Ferdinand hätte uns nimmer bekommen.

Erster Dragoner.

Thät uns der Friedländer nicht formiren?
Seine Fortuna ſoll uns führen.

Wachtmeiſter.

Laßt euch bedeuten, hört mich an.
Mit dem Gered' da iſt's nicht gethan.
Ich ſehe weiter als ihr alle:
Dahinter ſteckt eine böſe Falle.

Erſter Jäger.

Hört das Befehlbuch! Stille doch!

Wachtmeiſter.

Bäschen Guſtel, füllt mir erſt noch
Ein Gläschen Melnecker für den Magen!
Alsdann will ich euch meine Gedanken ſagen.

Marketenderin (ihm einſchenkend).

Hier, Herr Wachtmeiſter! Er macht mir Schrecken,
Es wird doch nichts Böſes dahinter ſtecken!

Wachtmeiſter.

Seht, ihr Herrn, das iſt all recht gut,
Daß Jeder das Nächſte bedenken thut;
Aber, pflegt der Feldherr zu ſagen,
Man muß immer das Ganze überſchlagen.
Wir nennen uns alle des Friedländers Truppen.
Der Bürger, er nimmt uns in's Quartier,
Und pflegt uns und kocht uns warme Suppen.
Der Bauer muß den Gaul und den Stier
Vorſpannen an unſre Bagagewagen,
Vergebens wird er ſich drüber beklagen.
Läßt ſich ein Gefreiter mit ſieben Mann
In einem Dorf von weitem ſpüren,
Er iſt die Obrigkeit drin, und kann
Nach Luſt drin walten und kommandiren.
Zum Henker! ſie mögen uns alle nicht,
Und ſähen des Teufels ſein Angeſicht
Weit lieber, als unſre gelben Koletter.
Warum ſchmeißen ſie uns nicht aus dem Land? Potz
Wetter!
Sind uns in Anzahl doch überlegen,

Führen den Knittel, wie wir den Degen.
Warum dürfen wir ihrer lachen?
Weil wir einen furchtbaren Haufen ausmachen!

Erſter Jäger.

Ja, ja, im Ganzen da ſitzt die Macht!
Der Friedländer hat das wohl erfahren,
Wie er dem Kaiſer vor acht — neun Jahren
Die große Armee zuſammen gebracht.
Sie wollten erſt nur von zwölftauſend hören:
Die, ſagt' er, die kann ich nicht ernähren;
Aber ich will ſechzigtauſend werben,
Die, weiß ich, werden nicht Hungers ſterben;
Und ſo wurden wir Wallenſteiner.

Wachtmeiſter.

Zum Exempel! da hack' mir Einer
Von den fünf Fingern, die ich hab',
Hier an der Rechten den kleinen ab.
Habt ihr mir den Finger bloß genommen?
Nein, beim Kukuck! ich bin um die Hand gekommen!
'S iſt nur ein Stumpf, und nichts mehr werth.
Ja, und dieſe achttauſend Pferd,
Die man nach Flandern jetzt begehrt,
Sind von der Armee nur der kleine Finger.
Läßt man ſie ziehen, ihr tröſtet euch,
Wir ſeyen um ein Fünftel nur geringer?
Proſt Mahlzeit! da fällt das Ganze gleich.
Die Furcht iſt weg, der Reſpekt, die Scheu,
Da ſchwillt dem Bauer der Kamm auf's Neu',
Da ſchreiben ſie uns in der Wiener Kanzlei
Den Quartier- und den Küchen-Zettel,

Und es iſt wieder der alte Bettel.
Ja, und wie lang wird's ſtehen an,
So nehmen ſie uns auch noch den Feldhauptmann —
Sie ſind ihm am Hofe ſo nicht grün,
Nun, da fällt eben Alles hin!
Wer hilft uns dann wohl zu unſerm Geld?
Sorgt, daß man uns die Kontrakte hält?
Wer hat den Nachdruck und hat den Verſtand,
Den ſchnellen Witz und die feſte Hand,
Dieſe geſtückelten Heeresmaſſen
Zuſammen zu fügen und zu paſſen?
Zum Exempel — Dragoner — ſprich:
Aus welchem Vaterland ſchreibſt du dich?

Erſter Dragoner.

Weit aus Hibernien her komm' ich.

Wachtmeiſter

(zu den beiden Küraſſieren).

Ihr, das weiß ich, ſeyd ein Wallon,
Ihr ein Welſcher. Man hört's am Ton.

Erſter Küraſſier.

Wer ich bin? ich hab's nie können erfahren;
Sie ſtahlen mich ſchon in jungen Jahren.

Wachtmeiſter.

Und du biſt auch nicht aus der Näh'?

Erſter Arkebuſier.

Ich bin von Buchau am Federſee.

Wachtmeiſter.

Und ihr, Nachbar?

Zweiter Arkebuſier.

Aus der Schwitz.

Wachtmeiſter (zum zweiten Jäger).
Was für ein Landsmann biſt du, Jäger?

Zweiter Jäger.
Hinter Wismar iſt meiner Eltern Sitz.

Wachtmeiſter
(auf den Trompeter zeigend).
Und der da und ich, wir ſind aus Eger.
Nun! und wer merkt uns das nun an,
Daß wir aus Süden und aus Norden
Zuſammen geſchneit und geblaſen worden?
Sehn wir nicht aus, wie aus Einem Spahn?
Stehn wir nicht gegen den Feind geſchloſſen,
Recht wie zuſammen geleimt und gegoſſen?
Greifen wir nicht wie ein Mühlwerk flink
In einander auf Wort und Wink?
Wer hat uns ſo zuſammen geſchmiedet,
Daß ihr uns nimmer unterſcheidet?
Kein Andrer ſonſt, als der Wallenſtein!

Erster Jäger.
Das fiel mir mein Lebtag nimmer ein,
Daß wir ſo gut zuſammen paſſen;
Hab' mich immer nur gehen laſſen.

Erster Küraſſier.
Dem Wachtmeiſter muß ich Beifall geben.
Dem Kriegsſtand kämen ſie gern an's Leben;
Den Soldaten wollen ſie nieder halten,
Daß ſie alleine könnten walten.
'S iſt eine Verſchwörung, ein Komplot.

Marketenderin.

Eine Verſchwörung? Du lieber Gott!
Da können die Herrn ja nicht mehr zahlen.

Wachtmeiſter.

Freilich! Es wird Alles bankerott.
Viele von den Hauptleuten und Generalen
Stellten aus ihren eigenen Kaſſen
Die Regimenter, wollten ſich ſehen laſſen,
Thäten ſich angreifen über Vermögen,
Dachten, es bringt ihnen großen Segen;
Und die alle ſind um ihr Geld,
Wenn das Haupt, wenn der Herzog fällt.

Marketenderin.

Ach, du mein Heiland! das bringt mir Fluch!
Die halbe Armee ſteht in meinem Buch.
Der Graf Iſolani, der böſe Zahler,
Reſtirt mir allein noch zweihundert Thaler.

Erſter Küraſſier.

Was iſt da zu machen, Kameraden?
Es iſt nur Eins, was uns retten kann:
Verbunden können ſie uns nicht ſchaden;
Wir ſtehen Alle für Einen Mann.
Laßt ſie ſchicken und ordenanzen,
Wir wollen uns feſt in Böhmen pflanzen,
Wir geben nicht nach und marſchiren nicht;
Der Soldat jetzt um ſeine Ehre ficht.

Zweiter Jäger.

Wir laſſen uns nicht ſo im Land 'rum führen!
Sie ſollen kommen und ſollen's probiren!

Erſter Arkebuſier.
Liebe Herren, bedenkt's mit Fleiß,
'S iſt des Kaiſers Will' und Geheiß.

Trompeter.
Werden uns viel um den Kaiſer ſcheren.

Erſter Arkebuſier.
Laß er mich das nicht zweimal hören.

Trompeter.
'S iſt aber doch ſo, wie ich geſagt.

Erſter Jäger.
Ja, ja, ich hört's immer ſo erzählen,
Der Friedländer hab' hier allein zu befehlen.

Wachtmeiſter.
So iſt's auch, das iſt ſein Beding und Pakt.
Abſolute Gewalt hat er, müßt ihr wiſſen,
Krieg zu führen und Frieden zu ſchließen!
Geld und Gut kann er confiſciren,
Kann henken laſſen und pardonniren,
Offiziere kann er und Oberſten machen,
Kurz, er hat alle die Ehrenſachen.
Das hat er vom Kaiſer eigenhändig.

Erſter Arkebuſier.
Der Herzog iſt gewaltig und hochverſtändig;
Aber er bleibt doch, ſchlecht und recht,
Wie wir alle, des Kaiſers Knecht.

Wachtmeiſter.
Nicht, wie wir alle! Das wißt ihr ſchlecht.
Er iſt ein Unmittelbarer und Freier,
Des Reiches Fürſt, ſo gut wie der Bayer.
Sah ich's etwa nicht ſelbſt mit an,

Als ich zu Brandeis die Wach' gethan,
Wie ihm der Kaiſer ſelbſten erlaubt,
Zu bedecken ſein fürſtlich Haupt?

Erſter Arkebuſier.

Das war für das Mecklenburger Land,
Das ihm der Kaiſer verſetzt als Pfand.

Erſter Jäger (zum Wachtmeiſter).

Wie? In des Kaiſers Gegenwart?
Das iſt doch ſeltſam und ſehr apart!

Wachtmeiſter (fährt in die Taſche).

Wollt ihr mein Wort nicht gelten laſſen,
Sollt ihr's mit Händen greifen und faſſen.
(Eine Münze zeigend.)
Weß iſt das Bild und Gepräg?

Marketenderin.

Weiſ't her!
Ei, das iſt ja ein Wallenſteiner!

Wachtmeiſter.

Na, da habt ihr's! Was wollt ihr mehr?
Iſt er nicht Fürſt ſo gut als einer?
Schlägt er nicht Geld, wie der Ferdinand?
Hat er nicht eignes Volk und Land?
Eine Durchlauchtigkeit läßt er ſich nennen;
Drum muß er Soldaten halten können.

Erſter Arkebuſier.

Das diſputirt ihm Niemand nicht;
Wir aber ſtehn in des Kaiſers Pflicht,
Und wer uns bezahlt, das iſt der Kaiſer.

Trompeter.

Das leugn' ich ihm, ſieht er, in's Angeſicht.

Wer uns nicht zahlt, das iſt der Kaiſer!
Hat man uns nicht ſeit vierzig Wochen
Die Löhnung immer umſonſt verſprochen?

Erſter Arkebuſier.

Ei was! das ſteht ja in guten Händen.

Erſter Küraſſier.

Fried', ihr Herrn! Wollt ihr mit Schlägen enden?
Iſt denn darüber Zank und Zwiſt,
Ob der Kaiſer unſer Gebieter iſt?
Eben drum, weil wir gern in Ehren
Seine tüchtigen Reiter wären,
Wollen wir nicht ſeine Heerde ſeyn,
Wollen uns nicht von den Pfaffen und Schranzen
Herum laſſen führen und verpflanzen.
Sagt ſelber! Kommt's nicht dem Herrn zu gut,
Wenn ſein Kriegsvolk was auf ſich halten thut?
Wer anders macht ihn, als ſeine Soldaten,
Zu dem großmächtigen Potentaten?
Verſchafft und bewahrt ihm weit und breit
Das große Wort in der Chriſtenheit?
Mögen ſich die ſein Joch aufladen,
Die miteſſen von ſeinen Gnaden,
Die mit ihm tafeln im goldnen Zimmer.
Wir, wir haben von ſeinem Glanz und Schimmer
Nichts, als die Müh' und als die Schmerzen,
Und wofür wir uns halten in unſerm Herzen.

Zweiter Jäger.

Alle großen Tyrannen und Kaiſer
Hielten's ſo und waren viel weiſer.

Alles Andre thäten ſie hudeln und ſchänden;
Den Soldaten trugen ſie auf den Händen.

Erſter Küraſſier.

Der Soldat muß ſich können fühlen.
Wer's nicht edel und nobel treibt,
Lieber weit von dem Handwerk bleibt.
Soll ich friſch um mein Leben ſpielen,
Muß mir noch etwas gelten mehr;
Oder ich laſſe mich eben ſchlachten
Wie der Kroat — und muß mich verachten.

Beide Jäger.

Ja, über's Leben noch geht die Ehr'!

Erſter Küraſſier.

Das Schwert iſt kein Spaten, kein Pflug,
Wer damit ackern wollte, wäre nicht klug.
Es grünt uns kein Halm, es wächſt keine Saat;
Ohne Heimat muß der Soldat
Auf dem Erdboden flüchtig ſchwärmen,
Darf ſich an eignem Herd nicht wärmen;
Er muß vorbei an der Städte Glanz,
An des Dörfleins luſtigen, grünen Auen;
Die Traubenleſe, den Erntekranz
Muß er wandernd von ferne ſchauen.
Sagt mir, was hat er an Gut und Werth,
Wenn der Soldat ſich nicht ſelber ehrt?
Etwas muß er ſein' eigen nennen,
Oder der Menſch wird morden und brennen.

Erſter Arkebuſier.

Das weiß Gott, 's iſt ein elend Leben!

Erſter Küraſſier.

Möcht's doch nicht für ein andres geben.
Seht, ich bin weit in der Welt 'rum kommen,
Hab' Alles in Erfahrung genommen;
Hab' der hiſpaniſchen Monarchie
Gedient und der Republik Venedig,
Und dem Königreich Napoli,
Aber das Glück war mir nirgends gnädig!
Hab' den Kaufmann geſehn und den Ritter,
Und den Handwerksmann und den Jeſuiter,
Und kein Rock hat mir unter allen,
Wie mein eiſernes Wams gefallen.

Erſter Arkebuſier.

Ne! das kann ich eben nicht ſagen.

Erſter Küraſſier.

Will Einer in der Welt was erjagen,
Mag er ſich rühren und mag ſich plagen;
Will er zu hohen Ehren und Würden,
Bück' er ſich unter die goldnen Bürden.
Will er genießen den Vaterſegen,
Kinder und Enkelein um ſich pflegen,
Treib' er ein ehrlich Gewerb in Ruh.
Ich — ich hab' kein Gemüth dazu.
Frei will ich leben und alſo ſterben,
Niemand berauben und Niemand beerben,
Und auf das Gehudel unter mir
Leicht wegſchauen von meinem Thier.

Erſter Jäger.

Bravo! juſt ſo ergeht es mir.

Erſter Arkebuſier.

Luſtiger freilich mag ſich's haben,
Ueber Anderer Köpf' wegtraben.

Erſter Küraſſier.

Kamerad, die Zeiten ſind ſchwer,
Das Schwert iſt nicht bei der Wage mehr;
Aber ſo mag mir Keiner verdenken,
Daß ich mich lieber zum Schwert will lenken.
Kann ich im Krieg mich doch menſchlich faſſen,
Aber nicht auf mir trommeln laſſen.

Erſter Arkebuſier.

Wer iſt dran Schuld, als wir Soldaten,
Daß der Nährſtand in Schimpf gerathen?
Der leidige Krieg, und die Noth und Plag'
In die ſechzehn Jahr' ſchon währen mag.

Erſter Küraſſier.

Bruder, den lieben Gott da droben,
Es können ihn Alle zugleich nicht loben.
Einer will die Sonn', die den Andern beſchwert;
Dieſer will's trocken, was Jener feucht begehrt.
Wo du nur die Noth ſiehſt und die Plag',
Da ſcheint mir des Lebens heller Tag.
Geht's auf Koſten des Bürgers und Bauern,
Nun wahrhaftig, ſie werden mich dauern;
Aber ich kann's nicht ändern — ſeht,
'S iſt hier juſt, wie's beim Einhau'n geht:
Die Pferde ſchnauben und ſetzen an;
Liege, wer will, mitten in der Bahn,
Sey's mein Bruder, mein leiblicher Sohn,

Zerriß mir die Seele ſein Jammerton,
Ueber ſeinen Leib muß ich jagen,
Kann ihn nicht ſachte bei Seite tragen.

Erſter Jäger.

Ei, wer wird nach dem Andern fragen!

Erſter Küraſſier.

Und weil ſich's nun einmal ſo gemacht,
Daß das Glück dem Soldaten lacht,
Laßt's uns mit beiden Händen faſſen;
Lang' werden ſie's uns nicht ſo treiben laſſen.
Der Friede wird kommen über Nacht,
Der dem Weſen ein Ende macht;
Der Soldat zäumt ab, der Bauer ſpannt ein,
Eh' man's denkt, wird's wieder das Alte ſeyn.
Jetzt ſind wir noch beiſammen im Land,
Wir haben's Heft noch in der Hand.
Laſſen wir uns auseinander ſprengen,
Werden ſie uns den Brodkorb höher hängen.

Erſter Jäger.

Nein, das darf nimmermehr geſchehn!
Kommt, laßt uns Alle für Einen ſtehn!

Zweiter Jäger.

Ja, laßt uns Abrede nehmen, hört!

Erſter Arkebuſier

(ein ledernes Beutelchen ziehend, zur Marketenderin).

Gevatterin, was hab' ich verzehrt?

Marketenderin.

Ach! es iſt nicht der Rede werth!

(Sie rechnen.)

Trompeter.

Ihr thut wohl, daß ihr weiter geht,
Verderbt uns doch nur die Societät.

(Arkebuſiere gehen ab.)

Erſter Küraſſier.

Schad' um die Leut'! Sind ſonſt wackre Brüder.

Erſter Jäger.

Aber das denkt wie ein Seifenſieder.

Zweiter Jäger.

Jetzt ſind wir unter uns, laßt hören,
Wie wir den neuen Anſchlag ſtören.

Trompeter.

Was? Wir gehen eben nicht hin.

Erſter Küraſſier.

Nichts, ihr Herren, gegen die Diſciplin!
Jeder geht jetzt zu ſeinem Corps,
Trägt's den Kameraden vernünftig vor,
Daß ſie's begreifen und einſehen lernen.
Wir dürfen uns nicht ſo weit entfernen.
Für meine Wallonen ſag' ich gut.
So, wie ich, Jeder denken thut.

Wachtmeiſter.

Terzka's Regimenter zu Roß und Fuß
Stimmen alle in dieſen Schluß.

Zweiter Küraſſier (ſtellt ſich zum erſten).

Der Lombard ſich nicht vom Wallonen trennt.

Erſter Jäger.

Freiheit iſt Jägers Element.

Zweiter Jäger.

Freiheit iſt bei der Macht allein.
Ich leb' und ſterb' bei dem Wallenſtein.

Erster Scharfſchütz.

Der Lothringer geht mit der großen Flut,
Wo der leichte Sinn iſt und luſtiger Muth.

Dragoner.

Der Irländer folgt des Glückes Stern.

Zweiter Scharfſchütz.

Der Tyroler dient nur dem Landesherrn.

Erſter Küraſſier.

Alſo laßt jedes Regiment
Ein Pro Memoria reinlich ſchreiben:
Daß wir zuſammen wollen bleiben,
Daß uns keine Gewalt, noch Liſt
Von dem Friedländer weg ſoll treiben,
Der ein Soldatenvater iſt.
Das reicht man in tiefer Devotion
Dem Piccolomini — ich meine den Sohn —
Der verſteht ſich auf ſolche Sachen,
Kann bei dem Friedländer Alles machen,
Hat auch einen großen Stein im Bret
Bei des Kaiſers und Königs Majeſtät.

Zweiter Jäger.

Kommt! Dabei bleibt's! Schlagt Alle ein!
Piccolomini ſoll unſer Sprecher ſeyn.

Trompeter. Dragoner. Erſter Jäger. Zweiter Küraſſier. Scharfſchützen (zugleich).

Piccolomini ſoll unſer Sprecher ſeyn!

(Wollen fort.)

Wachtmeiſter.

Erſt noch ein Gläschen, Kameraden! (Trinkt.)
Des Piccolomini hohe Gnaden!

Marketenderin (bringt eine Flaſche).

Das kommt nicht auf's Kerbholz. Ich geb' es gern.
Gute Verrichtung, meine Herrn!

Küraſſier.

Der Wehrſtand ſoll leben!

Beide Jäger.

Der Nährſtand ſoll geben!

Dragoner und Scharfſchützen.

Die Armee ſoll floriren!

Trompeter und Wachtmeiſter.

Und der Friedländer ſoll ſie regieren.

Zweiter Küraſſier (ſingt).

Wohl auf, Kameraden, auf's Pferd, auf's Pferd!
In's Feld, in die Freiheit gezogen!
Im Felde, da iſt der Mann noch was werth,
Da wird das Herz noch gewogen.
Da tritt kein Anderer für ihn ein,
Auf ſich ſelber ſteht er da ganz allein.

(Die Soldaten aus dem Hintergrunde haben ſich während des Geſangs herbeigezogen und machen den Chor.)

Chor.

Da tritt kein Anderer für ihn ein,
Auf ſich ſelber ſteht er da ganz allein.

Dragoner.

Aus der Welt die Freiheit verſchwunden iſt,
Man ſieht nur Herren und Knechte;
Die Falſchheit herrſchet, die Hinterliſt
Bei dem feigen Menſchengeſchlechte.
Der dem Tod in's Angeſicht ſchauen kann,
Der Soldat allein iſt der freie Mann.

Chor.

Der dem Tod in's Angeſicht ſchauen kann,
Der Soldat allein iſt der freie Mann.

Erster Jäger.

Des Lebens Aengſten, er wirft ſie weg,
Hat nicht mehr zu fürchten, zu ſorgen;
Er reitet dem Schickſal entgegen keck,
Trifft's heute nicht, trifft es doch morgen.
Und trifft es morgen, ſo laſſet uns heut'
Noch ſchlürfen die Neige der köſtlichen Zeit.

Chor.

Und trifft es morgen, ſo laſſet uns heut'
Noch ſchlürfen die Neige der köſtlichen Zeit.
(Die Gläſer ſind auf's Neue gefüllt worden, ſie ſtoßen an und trinken.)

Wachtmeiſter.

Von dem Himmel fällt ihm ſein luſtig Loos,
Braucht's nicht mit Müh' zu erſtreben;
Der Fröhner, der ſucht in der Erde Schooß,
Da meint er den Schatz zu erheben.
Er gräbt und ſchaufelt, ſo lang' er lebt,
Und gräbt, bis er endlich ſein Grab ſich gräbt.

Chor.

Er gräbt und ſchaufelt, ſo lang' er lebt,
Und gräbt, bis er endlich ſein Grab ſich gräbt.

Erster Jäger.

Der Reiter und ſein geſchwindes Roß,
Sie ſind gefürchtete Gäſte;
Es flimmern die Lampen im Hochzeitſchloß;
Ungeladen kommt er zum Feſte.
Er wirbt nicht lange, er zeiget nicht Gold;
Im Sturm erringt er den Minneſold.

Chor.

Er wirbt nicht lange, er zeiget nicht Gold;
Im Sturm erringt er den Minneſold.

Zweiter Küraſſier.

Warum weint die Dirn' und zergrämet ſich ſchier?
Laß fahren dahin, laß fahren!
Er hat auf Erden kein bleibend Quartier,
Kann treue Lieb' nicht bewahren.
Das raſche Schickſal, es treibt ihn fort:
Seine Ruh' läßt er an keinem Ort.

Chor.

Das raſche Schickſal, es treibt ihn fort;
Seine Ruh' läßt er an keinem Ort.

Erſter Jäger

(faßt die zwei nächſten an der Hand; die übrigen ahmen es nach; alle, welche geſprochen, bilden einen großen Halbkreis.)

Drum friſch, Kameraden, den Rappen gezäumt!
Die Bruſt im Gefechte gelüftet!
Die Jugend brauſet, das Leben ſchäumt:
Friſch auf! eh' der Geiſt noch verdüftet.
Und ſetzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen ſeyn.

(Der Vorhang fällt, ehe der Chor ganz ausgeſungen wird.)

Chor.

Und ſetzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen ſeyn.

Die Piccolomini.

In fünf Aufzügen.

Perſonen.

Wallenſtein, Herzog zu Friedland, kaiſerlicher Generaliſſimus im dreißigjährigen Kriege.
Octavio Piccolomini, General-Lieutenant.
Max Piccolomini, ſein Sohn, Oberſt bei einem Küraſſier-Regiment.
Graf Terzky, Wallenſteins Schwager, Chef mehrerer Regimenter.
Illo, Feldmarſchall, Wallenſteins Vertrauter.
Iſolani, General der Kroaten.
Buttler, Chef eines Dragoner-Regiments.
Tiefenbach,
Don Maradas, } Generale unter Wallenſtein.
Götz,
Kolalto,
Rittmeiſter Neumann, Terzky's Adjutant.
Kriegsrath von Queſtenberg, vom Kaiſer geſendet.
Baptiſta Seni, Aſtrolog.
Herzogin von Friedland, Wallenſteins Gemahlin.
Thekla, Prinzeſſin von Friedland, ihre Tochter.
Gräfin Terzky, der Herzogin Schweſter.
Ein Kornet.
Kellermeiſter des Grafen Terzky.
Friedländ'ſche Pagen und Bediente.
Terzky'ſche Bediente und Hoboiſten.
Mehrere Oberſten und Generale.

Erſter Aufzug.

Ein alter gothiſcher Saal auf dem Rathhauſe zu Pilſen, mit Fahnen und anderm Kriegsgeräthe dekorirt.

Erſter Auftritt.

Illo mit Buttler und Iſolani.

Illo.

Spät kommt ihr — Doch ihr kommt! Der weite Weg,
Graf Iſolan, entſchuldigt euer Säumen.

Iſolani.

Wir kommen auch mit leeren Händen nicht!
Es ward uns angeſagt bei Donauwörth,
Ein ſchwediſcher Transport ſey unterwegs
Mit Proviant an die ſechshundert Wagen —
Den griffen die Kroaten mir noch auf;
Wir bringen ihn.

Illo.

Er kommt uns grad zu paß,
Die ſtattliche Verſammlung hier zu ſpeiſen.

Buttler.

Es iſt ſchon lebhaft hier, ich ſeh's.

Iſolani.

Ja, ja,
Die Kirchen ſelber liegen voll Soldaten;
(Sich umſchauend.)
Auch auf dem Rathhaus, ſeh' ich, habt ihr euch
Schon ziemlich eingerichtet — Nun! nun! der Soldat
Behilft und ſchickt ſich, wie er kann!

Illo.

Von dreißig Regimentern haben ſich
Die Oberſten zuſammen ſchon gefunden;
Den Terzky trefft ihr hier, den Tiefenbach,
Kolalto, Götz, Maradas, Hinnerſam,
Auch Sohn und Vater Piccolomini, —
Ihr werdet manchen alten Freund begrüßen.
Nur Gallas fehlt uns noch und Altringer.

Buttler.

Auf Gallas wartet nicht!

Illo (ſtutzt).

Wie ſo? Wißt ihr —

Iſolani (unterbricht ihn).

Max Piccolomini hier? O! führt mich zu ihm.
Ich ſeh' ihn noch — es ſind jetzt zehen Jahr' —
Als wir bei Deſſau mit dem Mansfeld ſchlugen,
Den Rappen ſprengen von der Brück' herab,
Und zu dem Vater, der in Nöthen war,
Sich durch der Elbe reißend Waſſer ſchlagen;
Da ſproßt' ihm kaum der erſte Flaum um's Kinn.
Jetzt, hör' ich, ſoll der Kriegsheld fertig ſeyn.

Illo.

Ihr ſollt ihn heut' noch ſehn. Er führt aus Kärnthen

Die Fürſtin Friedland her und die Prinzeſſin;
Sie treffen dieſen Vormittag noch ein.

Buttler.

Auch Frau und Tochter ruft der Fürſt hieher?
Er ruft hier viel zuſammen.

Iſolani.

Deſto beſſer.
Erwartet' ich doch ſchon von nichts als Märſchen
Und Batterien zu hören und Attaken;
Und ſiehe da! der Herzog ſorgt dafür,
Daß auch was Holdes uns das Aug' ergötze.

Illo

(der nachdenkend geſtanden, zu Buttler, den er ein wenig auf die Seite führt).

Wie wißt ihr, daß Graf Gallas außen bleibt?

Buttler (mit Bedeutung).

Weil er auch mich geſucht zurückzuhalten.

Illo (warm).

Und ihr ſeyd feſt geblieben?

(Drückt ihm die Hand.)

Wackrer Buttler!

Buttler.

Nach der Verbindlichkeit, die mir der Fürſt
Noch kürzlich aufgelegt —

Illo.

Ja, Generalmajor! Ich gratulire!

Iſolani.

Zum Regiment, nicht wahr, das ihm der Fürſt
Geſchenkt? Und noch dazu daſſelbe, hör' ich,
Wo er vom Reiter hat heraufgedient?

Nun, das iſt wahr! dem ganzen Corps gereicht's
Zum Sporn, zum Beiſpiel, macht einmal ein alter
Verdienter Kriegsmann ſeinen Weg.

Buttler.

Ich bin verlegen,
Ob ich den Glückwunſch ſchon empfangen darf.
— Noch fehlt vom Kaiſer die Beſtätigung.

Iſolani.

Greif zu! greif zu! Die Hand, die ihn dahin
Geſtellt, iſt ſtark genug, ihn zu erhalten,
Trotz Kaiſern und Miniſtern.

Illo.

Wenn wir alle
So gar bedenklich wollten ſeyn!
Der Kaiſer gibt uns nichts — vom Herzog
Kommt Alles, was wir hoffen, was wir haben.

Iſolani (zu Illo).

Herr Bruder! Hab' ich's ſchon erzählt? Der Fürſt
Will meine Creditoren contentiren,
Will ſelber mein Kaſſier ſeyn künftighin,
Zu einem ordentlichen Mann mich machen —
Und das iſt nun das Drittemal, bedenk' er!
Daß mich der Königlichgeſinnte vom
Verderben rettet und zu Ehren bringt.

Illo.

Könnt' er nur immer, wie er gerne wollte!
Er ſchenkte Land und Leut' an die Soldaten.
Doch wie verkürzen ſie in Wien ihm nicht den Arm,
Beſchneiden, wo ſie können, ihm die Flügel! —
Da, dieſe neuen, ſaubern Forderungen,
Die dieſer Queſtenberger bringt!

Buttler.

Ich habe mir
Von dieſen kaiſerlichen Forderungen auch
Erzählen laſſen — doch ich hoffe,
Der Herzog wird in keinem Stücke weichen.

Illo.

Von einem Recht gewißlich nicht, wenn nur nicht
— Vom Platze!

Buttler (betroffen).

Wißt ihr etwas? Ihr erſchreckt mich.

Iſolani (zugleich).

Wir wären Alle ruinirt!

Illo.

Brecht ab!
Ich ſehe unſern Mann dort eben kommen
Mit Gen'rallieutenant Piccolomini.

Buttler (den Kopf bedenklich ſchüttelnd).

Ich fürchte,
Wir gehn nicht von hier, wie wir kamen.

Zweiter Auftritt.

Vorige. Octavio Piccolomini. Queſtenberg.

Octavio (noch in der Entfernung).

Wie? Noch der Gäſte mehr? Geſtehn Sie, Freund!
Es brauchte dieſen thränenvollen Krieg
So vieler Helden ruhmgekrönte Häupter
In Eines Lagers Umkreis zu verſammeln.

Queſtenberg.

In kein Friedländiſch Heereslager komme,
Wer von dem Kriege Böſes denken will.
Beinah' vergeſſen hätt' ich ſeine Plagen,
Da mir der Ordnung hoher Geiſt erſchienen,
Durch die er, weltzerſtörend, ſelbſt beſteht,
Das Große mir erſchienen, das er bildet.

Octavio.

Und ſiehe da! ein tapfres Paar, das würdig
Den Heldenreihen ſchließt. Graf Iſolan
Und Obriſt Buttler. — Nun, da haben wir
Vor Augen gleich das ganze Kriegeshandwerk.
(Buttlern und Iſolani präſentirend.)
Es iſt die Stärke, Freund, und Schnelligkeit.

Queſtenberg (zu Octavio).

Und zwiſchen beiden der erfahrne Rath.

Octavio (Queſtenbergen an jene vorſtellend).

Den Kammerherrn und Kriegsrath Queſtenberg,
Den Ueberbringer kaiſerlicher Befehle,
Der Soldaten großen Gönner und Patron
Verehren wir in dieſem würdigen Gaſte.
(Allgemeines Stillſchweigen.)

Illo (nähert ſich Queſtenbergen).

Es iſt das Erſtemal nicht, Herr Miniſter,
Daß Sie im Lager uns die Ehr' erweiſen.

Queſtenberg.

Schon einmal ſah ich mich vor dieſen Fahnen.

Illo.

Und wiſſen Sie, wo das geweſen iſt?
Zu Znaim war's, in Mähren, wo Sie ſich

Von Kaiſers wegen eingeſtellt, den Herzog
Um Uebernahm' des Regiments zu flehn.

Queſtenberg.

Zu flehn, Herr General? So weit ging weder
Mein Auftrag, daß ich wüßte, noch mein Eifer.

Illo.

Nun, ihn zu zwingen, wenn Sie wollen. Ich
Erinn're mich's recht gut — Graf Tilly war
Am Lech auf's Haupt geſchlagen — offen ſtand
Das Vaterland dem Feind — nichts hielt ihn auf,
Bis in das Herz von Oeſtreich vorzudringen.
Damals erſchienen Sie und Werdenberg
Vor unſerm Herrn, mit Bitten in ihn ſtürmend,
Und mit der kaiſerlichen Ungnad' drohend,
Wenn ſich der Fürſt des Jammers nicht erbarme.

Iſolani (tritt dazu).

Ja, ja! 's iſt zu begreifen, Herr Miniſter,
Warum Sie ſich bei Ihrem heut'gen Auftrag
An jenen alten juſt nicht gern erinnern.

Queſtenberg.

Wie ſollt' ich nicht! Iſt zwiſchen beiden doch
Kein Widerſpruch! Damalen galt es, Böhmen
Aus Feindes Hand zu reißen; heute ſoll ich's
Befrei'n von ſeinen Freunden und Beſchützern.

Illo.

Ein ſchönes Amt! Nachdem wir dieſes Böhmen
Mit unſerm Blut dem Sachſen abgefochten,
Will man zum Dank uns aus dem Lande werfen.

Queſtenberg.

Wenn es nicht bloß ein Elend mit dem andern
Vertauſcht ſoll haben, muß das arme Land
Von Freunds und Feindes Geißel gleich befreit ſeyn.

Illo.

Ei was! Es war ein gutes Jahr; der Bauer kann
Schon wieder geben.

Queſtenberg.

Ja, wenn Sie von Heerden
Und Weideplätzen reden, Herr Feldmarſchall —

Iſolani.

Der Krieg ernährt den Krieg. Gehn Bauern drauf,
Ei, ſo gewinnt der Kaiſer mehr Soldaten.

Queſtenberg.

Und wird um ſo viel Unterthanen ärmer!

Iſolani.

Pah! Seine Unterthanen ſind wir alle!

Queſtenberg.

Mit Unterſchied, Herr Graf! Die Einen füllen
Mit nützlicher Geſchäftigkeit den Beutel,
Und Andre wiſſen nur ihn brav zu leeren.
Der Degen hat den Kaiſer arm gemacht!
Der Pflug iſt's, der ihn wieder ſtärken muß.

Buttler.

Der Kaiſer wär' nicht arm, wenn nicht ſo viel
— Blutigel ſaugten an dem Mark des Landes.

Iſolani.

So arg kann's auch nicht ſeyn. Ich ſehe ja,
(Indem er ſich vor ihn hinſtellt und ſeinen Anzug muſtert.)
Es iſt noch lang nicht alles Gold gemünzt.

Queſtenberg.

Gottlob! Noch etwas Weniges hat man
Geflüchtet — vor den Fingern der Kroaten.

Illo.

Da den Slawata und den Martinitz,
Auf die der Kaiſer, allen guten Böhmen
Zum Aergerniſſe, Gnadengaben häuft —
Die ſich vom Raube der vertriebnen Bürger mäſten —
Die von der allgemeinen Fäulniß wachſen,
Allein im öffentlichen Unglück ernten —
Mit königlichem Prunk dem Schmerz des Landes
Hohn ſprechen — die und ihresgleichen laßt
Den Krieg bezahlen, den verderblichen,
Den ſie allein doch angezündet haben.

Buttler.

Und dieſe Landſchmarutzer, die die Füße
Beſtändig unter'm Tiſch des Kaiſers haben,
Nach allen Benefizen hungrig ſchnappen,
Die wollen dem Soldaten, der vor'm Feind liegt,
Das Brod vorſchneiden und die Rechnung ſtreichen.

Iſolani.

Mein Lebtag denk' ich dran, wie ich nach Wien
Vor ſieben Jahren kam, um die Remonte
Für unſre Regimenter zu betreiben,
Wie ſie von einer Antecamera
Zur andern mich herumgeſchleppt, mich unter
Den Schranzen ſtehen laſſen ſtundenlang,
Als wär' ich da, um's Gnadenbrod zu betteln.
Zuletzt — da ſchickten ſie mir einen Kapuziner,
Ich dacht', es wär' um meiner Sünde willen!

Nein doch, das war der Mann, mit dem
Ich um die Reiterpferde ſollte handeln.
Ich mußt' auch abziehn, unverrichteter Ding'.
Der Fürſt nachher verſchaffte mir in drei Tagen,
Was ich zu Wien in dreißig nicht erlangte.

Queſtenberg.

Ja, ja! Der Poſten fand ſich in der Rechnung;
Ich weiß, wir haben noch daran zu zahlen.

Illo.

Es iſt der Krieg ein roh gewaltſam Handwerk.
Man kommt nicht aus mit ſanften Mitteln, Alles
Läßt ſich nicht ſchonen. Wollte man's erpaſſen,
Bis ſie zu Wien aus vierundzwanzig Uebeln
Das kleinſte ausgewählt, man paßte lange!
— Friſch mitten durchgegriffen, das iſt beſſer!
Reiß' dann, was mag! — Die Menſchen, in der Regel,
Verſtehen ſich auf's Flicken und auf's Stückeln,
Und finden ſich in ein verhaßtes Müſſen
Weit beſſer, als in eine bittre Wahl.

Queſtenberg.

Ja! das iſt wahr! Die Wahl ſpart uns der Fürſt.

Illo.

Der Fürſt trägt Vaterſorge für die Truppen;
Wir ſehen, wie's der Kaiſer mit uns meint.

Queſtenberg.

Für jeden Stand hat er ein gleiches Herz,
Und kann den Einen nicht dem Andern opfern.

Iſolani.

Drum ſtößt er uns zum Raubthier in die Wüſte,
Um ſeine theuren Schafe zu behüten.

Queſtenberg (mit Hohn).
Herr Graf! Dies Gleichniß machen Sie — nicht ich.

Illo.
Doch wären wir, wofür der Hof uns nimmt,
Gefährlich war's, die Freiheit uns zu geben.

Queſtenberg (mit Ernſt).
Genommen iſt die Freiheit, nicht gegeben;
Drum thut es Noth, den Zaum ihr anzulegen.

Illo.
Ein wildes Pferd erwarte man zu finden.

Queſtenberg.
Ein beſſ'rer Reiter wird's beſänftigen.

Illo.
Es trägt den Einen nur, der es gezähmt.

Queſtenberg.
Iſt es gezähmt, ſo folgt es einem Kinde.

Illo.
Das Kind, ich weiß, hat man ihm ſchon gefunden.

Queſtenberg.
Sie kümmre nur die Pflicht und nicht der Name.

Buttler
(der ſich bisher mit Piccolomini ſeitwärts gehalten, doch mit ſichtbarem Antheil an dem Geſpräch, tritt näher).
Herr Präſident! Dem Kaiſer ſteht in Deutſchland
Ein ſtattlich Kriegsvolk da, es kantoniren
In dieſem Königreich wohl dreißigtauſend,
Wohl ſechzehntauſend Mann in Schleſien,
Zehn Regimenter ſtehn am Weſerſtrom,
Am Rhein und Main; in Schwaben bieten ſechs,
In Bayern zwölf den Schwediſchen die Spitze;

Nicht zu gedenken der Beſatzungen,
Die an der Grenz' die feſten Plätze ſchirmen.
All dieſes Volk gehorcht Friedländiſchen
Hauptleuten. Die's befehligen, ſind Alle
In Eine Schul' gegangen, Eine Milch
Hat ſie ernährt, Ein Herz belebt ſie Alle.
Fremdlinge ſtehn ſie da auf dieſem Boden;
Der Dienſt allein iſt ihnen Haus und Heimat.
Sie treibt der Eifer nicht für's Vaterland:
Denn Tauſende, wie mich, gebar die Fremde;
Nicht für den Kaiſer: wohl die Hälfte kam
Aus fremdem Dienſt feldflüchtig uns herüber,
Gleichgültig, unter'm Doppeladler fechtend,
Wie unter'm Löwen und den Lilien.
Doch Alle führt an gleich gewalt'gem Zügel
Ein Einziger, durch gleiche Lieb' und Furcht
Zu Einem Volke ſie zuſammenbindend.
Und wie des Blitzes Funke ſicher, ſchnell,
Geleitet an der Wetterſtange, läuft,
Herrſcht ſein Befehl vom letzten fernen Poſten,
Der an die Dünen branden hört den Belt,
Der in der Etſch fruchtbare Thäler ſieht,
Bis zu der Wache, die ihr Schilderhaus
Hat aufgerichtet an der Kaiſerburg.

Queſtenberg.

Was iſt der langen Rede kurzer Sinn?

Buttler.

Daß der Reſpekt, die Neigung, das Vertrau'n,
Das uns dem Friedland unterwürfig macht,
Nicht auf den erſten Beſten ſich verpflanzt,

Den uns der Hof aus Wien herüberſendet.
Uns iſt in treuem Angedenken noch,
Wie das Kommando kam in Friedlands Hände.
War's etwa kaiſerliche Majeſtät,
Die ein gemachtes Heer ihm übergab?
Den Führer nur geſucht zu ihren Truppen?
— Noch gar nicht war das Heer. Erſchaffen erſt
Mußt' es der Friedland; er empfing es nicht,
Er gab's dem Kaiſer! Von dem Kaiſer nicht
Erhielten wir den Wallenſtein zum Feldherrn.
So iſt es nicht, ſo nicht! Vom Wallenſtein
Erhielten wir den Kaiſer erſt zum Herrn,
Er knüpft' uns, er allein, an dieſe Fahnen.

Octavio (dazwiſchentretend).

Es iſt nur zur Erinnerung, Herr Kriegsrath,
Daß Sie im Lager ſind und unter Kriegern. —
Die Kühnheit macht, die Freiheit den Soldaten. —
Vermöcht' er keck zu handeln, dürft' er nicht
Keck reden auch? — Eins geht in's Andre drein. —
Die Kühnheit dieſes würd'gen Offiziers,

(Auf Buttlern zeigend.)

Die jetzt in ihrem Ziel ſich nur vergriff,
Erhielt, wo nichts als Kühnheit retten konnte,
Bei einem furchtbarn Aufſtand der Beſatzung,
Dem Kaiſer ſeine Hauptſtadt Prag.

(Man hört von ferne eine Kriegsmuſik.)

Illo.

Das ſind ſie!
Die Wachen ſalutiren — Dies Signal
Bedeutet uns, die Fürſtin ſey herein.

Octavio (zu Queſtenberg).
So iſt auch mein Sohn Max zurück. Er hat ſie
Aus Kärnthen abgeholt und hergeleitet.

Iſolani (zu Illo).
Gehn wir zuſammen hin, ſie zu begrüßen?

Illo.
Wohl! Laßt uns gehen. Obriſt Buttler, kommt!
(Zum Octavio.)
Erinnert euch, daß wir vor Mittag noch
Mit dieſem Herrn beim Fürſten uns begegnen.

Dritter Auftritt.

Octavio und Queſtenberg (die zurückbleiben).

Queſtenberg (mit dem Zeichen des Erſtaunens).
Was hab' ich hören müſſen, Generallieutenant!
Welch zügelloſer Trotz! Was für Begriffe!
— Wenn dieſer Geiſt der allgemeine iſt —

Octavio.
Drei Viertel der Armee vernahmen Sie.

Queſtenberg.
Weh uns! Wo dann ein zweites Heer gleich finden,
Um dieſes zu bewahren? — Dieſer Illo, fürcht' ich,
Denkt noch viel ſchlimmer, als er ſpricht. Auch dieſer Buttler
Kann ſeine böſe Meinung nicht verbergen.

Octavio.

Empfindlichkeit — gereizter Stolz — nichts weiter! —
Dieſen Buttler geb' ich noch nicht auf; ich weiß,
Wie dieſer böſe Geiſt zu bannen iſt.

Queſtenberg

(voll Unruhe auf- und abgehend).

Nein! das iſt ſchlimmer, o! viel ſchlimmer, Freund!
Als wir's in Wien uns hatten träumen laſſen.
Wir ſahen's nur mit Höflingsaugen an,
Die von dem Glanz des Throns geblendet waren;
Den Feldherrn hatten wir noch nicht geſehn,
Den allvermögenden, in ſeinem Lager.
Hier iſt's ganz anders!
Hier iſt kein Kaiſer mehr. Der Fürſt iſt Kaiſer!
Der Gang, den ich an Ihrer Seite jetzt
Durch's Lager that, ſchlägt meine Hoffnung nieder.

Octavio.

Sie ſehn nun ſelbſt, welch ein gefährlich Amt
Es iſt, das Sie vom Hof mir überbrachten —
Wie mißlich die Perſon, die ich hier ſpiele.
Der leiſeſte Verdacht des Generals,
Er würde Freiheit mir und Leben koſten,
Und ſein verwegenes Beginnen nur
Beſchleunigen.

Queſtenberg.

Wo war die Ueberlegung,
Als wir dem Raſenden das Schwert vertraut,
Und ſolche Macht gelegt in ſolche Hand!
Zu ſtark für dieſes ſchlimmverwahrte Herz
War die Verſuchung! Hätte ſie doch ſelbſt

Dem beſſern Mann gefährlich werden müſſen!
Er wird ſich weigern, ſag' ich Ihnen,
Der kaiſerlichen Ordre zu gehorchen. —
Er kann's und wird's. — Sein unbeſtrafter Trotz
Wird unſre Ohnmacht ſchimpflich offenbaren.

Octavio.

Und glauben Sie, daß er Gemahlin, Tochter
Umſonſt hieher in's Lager kommen ließ,
Gerade jetzt, da wir zum Krieg uns rüſten?
Daß er die letzten Pfänder ſeiner Treu'
Aus Kaiſers Landen führt, das deutet uns
Auf einen nahen Ausbruch der Empörung.

Queſtenberg.

Weh' uns! und wie dem Ungewitter ſtehn,
Das drohend uns umzieht von allen Enden?
Der Reichsfeind an den Grenzen, Meiſter ſchon
Vom Donauſtrom, ſtets weiter um ſich greifend —
Im innern Land des Aufruhrs Feuerglocke —
Der Bau'r in Waffen — alle Stände ſchwürig —
Und die Armee, von der wir Hülf' erwarten,
Verführt, verwildert, aller Zucht entwöhnt —
Vom Staat, von ihrem Kaiſer losgeriſſen,
Vom Schwindelnden die ſchwindelnde geführt,
Ein furchtbar Werkzeug, dem verwegenſten
Der Menſchen blind gehorchend hingegeben.

Octavio.

Verzagen wir auch nicht zu früh, mein Freund!
Stets iſt die Sprache kecker als die That,
Und Mancher, der in blindem Eifer jetzt
Zu jedem Aeußerſten entſchloſſen ſcheint,

Find't unerwartet in der Bruſt ein Herz,
Spricht man des Frevels wahren Namen aus.
Zudem — ganz unvertheidigt ſind wir nicht.
Graf Altringer und Gallas, wiſſen Sie,
Erhalten in der Pflicht ihr kleines Heer —
Verſtärken es noch täglich. — Ueberraſchen
Kann er uns nicht; Sie wiſſen, daß ich ihn
Mit meinen Horchern rings umgeben habe;
Vom kleinſten Schritt erhalt' ich Wiſſenſchaft
Sogleich — ja, mir entdeckt's ſein eigner Mund.

Queſtenberg.

Ganz unbegreiflich iſt's, daß er den Feind nicht merkt
An ſeiner Seite.

Octavio.

Denken Sie nicht etwa,
Daß ich durch Lügenkünſte, gleißneriſche
Gefälligkeit in ſeine Gunſt mich ſtahl,
Durch Heuchelworte ſein Vertrauen nähre.
Befiehlt mir gleich die Klugheit und die Pflicht,
Die ich dem Reich, dem Kaiſer ſchuldig bin,
Daß ich mein wahres Herz vor ihm verberge,
Ein falſches hab' ich niemals ihm geheuchelt!

Queſtenberg.

Es iſt des Himmels ſichtbarliche Fügung.

Octavio.

Ich weiß nicht, was es iſt — was ihn an mich
Und meinen Sohn ſo mächtig zieht und kettet.
Wir waren immer Freunde, Waffenbrüder;
Gewohnheit, gleichgetheilte Abenteuer
Verbanden uns ſchon frühe — doch ich weiß

Den Tag zu nennen, wo mit einem Mal
Sein Herz mir aufging, ſein Vertrauen wuchs.
Es war der Morgen vor der Lützner Schlacht —
Mich trieb ein böſer Traum, ihn aufzuſuchen,
Ein ander Pferd zur Schlacht ihm anzubieten,
Fern von den Zelten, unter einem Baum,
Fand ich ihn eingeſchlafen. Als ich ihn
Erweckte, mein Bedenken ihm erzählte,
Sah er mich lange ſtaunend an; drauf fiel er
Mir um den Hals und zeigte eine Rührung,
Wie jener kleine Dienſt ſie gar nicht werth war.
Seit jenem Tag verfolgt mich ſein Vertrauen
In gleichem Maß, als ihn das meine flieht.

Queſtenberg.

Sie ziehen Ihren Sohn doch in's Geheimniß?

Octavio.

Nein!

Queſtenberg (befremdet).

Wie? auch warnen wollen Sie ihn nicht,
In welcher ſchlimmen Hand er ſich befinde?

Octavio.

Ich muß ihn ſeiner Unſchuld anvertrauen.
Verſtellung iſt der offnen Seele fremd;
Unwiſſenheit allein kann ihm die Geiſtesfreiheit
Bewahren, die den Herzog ſicher macht.

Queſtenberg (beſorglich).

Mein würd'ger Freund! Ich hab' die beſte Meinung
Vom Oberſt Piccolomini — doch — wenn —
Bedenken Sie —

Octavio.

Ich muß es darauf wagen — Still! Da kommt er.

Vierter Auftritt.

Max Piccolomini. Octavio Piccolomini. Queſtenberg.

Max.

Da iſt er ja gleich ſelbſt. Willkommen, Vater!
(Er umarmt ihn; wie er ſich umwendet, bemerkt er Queſtenberg und tritt kalt zurück.)
Beſchäftigt, wie ich ſeh'? Ich will nicht ſtören.

Octavio.

Wie, Max? Sieh dieſen Gaſt doch näher an!
Aufmerkſamkeit verdient ein alter Freund;
Ehrfurcht gebührt dem Boten deines Kaiſers.

Max (trocken).

Von Queſtenberg! Willkommen, wenn was Gutes
In's Hauptquartier Sie herführt.

Queſtenberg (hat ſeine Hand gefaßt).

Ziehen Sie
Die Hand nicht weg, Graf Piccolomini!
Ich faſſe ſie nicht bloß von Meinetwegen,
Und nichts Gemeines will ich damit ſagen.
(Beider Hände faſſend.)
Octavio — Max Piccolomini!
Heilbringend, vorbedeutungsvolle Namen!
Nie wird das Glück von Oeſterreich ſich wenden,
So lang zwei ſolche Sterne, ſegenreich
Und ſchützend, leuchten über ſeinen Heeren.

Max.

Sie fallen aus der Rolle, Herr Miniſter!
Nicht Lobenswegen ſind Sie hier; ich weiß,
Sie ſind geſchickt, zu tadeln und zu ſchelten
Ich will voraus nichts haben vor den Andern.

Octavio (zu Max).

Er kommt vom Hofe, wo man mit dem Herzog
Nicht ganz ſo wohl zufrieden iſt, als hier.

Max.

Was gibt's auf's Neu' denn an ihm auszuſtellen?
Daß er für ſich allein beſchließt, was er
Allein verſteht? Wohl! daran thut er Recht,
Und wird's dabei auch ſein Verbleiben haben. —
Er iſt nun einmal nicht gemacht, nach Andern
Geſchmeidig ſich zu fügen und zu wenden,
Es geht ihm wider die Natur, er kann's nicht.
Geworden iſt ihm eine Herrſcherſeele,
Und iſt geſtellt auf einen Herrſcherplatz.
Wohl uns, daß es ſo iſt! Es können ſich
Nur Wenige regieren, den Verſtand
Verſtändig brauchen — Wohl dem Ganzen, findet
Sich einmal Einer, der ein Mittelpunkt
Für viele Tauſend wird, ein Halt; — ſich hinſtellt
Wie eine feſte Säul', an die man ſich
Mit Luſt mag ſchließen und mit Zuverſicht.
So Einer iſt der Wallenſtein, und taugte
Dem Hof ein Andrer beſſer — der Armee
Frommt nur ein Solcher.

Queſtenberg.

Der Armee! Ja wohl!

Max.

Und eine Luſt iſt's, wie er Alles weckt
Und ſtärkt und neu belebt um ſich herum,
Wie jede Kraft ſich ausſpricht, jede Gabe
Gleich deutlicher ſich wird in ſeiner Nähe!
Jedwedem zieht er ſeine Kraft hervor,
Die eigenthümliche, und zieht ſie groß,
Läßt Jeden ganz das bleiben, was er iſt;
Er wacht nur drüber, daß er's immer ſey
Am rechten Ort; ſo weiß er aller Menſchen
Vermögen zu dem ſeinigen zu machen.

Queſtenberg.

Wer ſpricht ihm ab, daß er die Menſchen kenne,
Sie zu gebrauchen wiſſe? Ueber'm Herrſcher
Vergißt er nur den Diener ganz und gar,
Als wär' mit ſeiner Würd' er ſchon geboren.

Max.

Iſt er's denn nicht? Mit jeder Kraft dazu
Iſt er's, und mit der Kraft noch obendrein,
Buchſtäblich zu vollſtrecken die Natur,
Dem Herrſchtalent den Herrſchplatz zu erobern.

Queſtenberg.

So kommt's zuletzt auf ſeine Großmuth an,
Wie viel wir überall noch gelten ſollen!

Max.

Der ſeltne Mann will ſeltenes Vertrauen.
Gebt ihm den Raum, das Ziel wird Er ſich ſetzen.

Queſtenberg.

Die Proben geben's.

Max.

Ja, ſo ſind ſie! Schreckt
Sie alles gleich, was eine Tiefe hat;
Iſt ihnen nirgends wohl, als wo's recht flach iſt.

Octavio (zu Queſtenberg).

Ergeben Sie ſich nur in Gutem, Freund!
Mit dem da werden Sie nicht fertig.

Max.

Da rufen ſie den Geiſt an in der Noth,
Und grauet ihnen gleich, wenn er ſich zeigt.
Das Ungemeine ſoll, das Höchſte ſelbſt
Geſchehen wie das Alltägliche. Im Felde
Da dringt die Gegenwart — Perſönliches
Muß herrſchen, eignes Auge ſehn. Es braucht
Der Feldherr jedes Große der Natur;
So gönne man ihm auch, in ihren großen
Verhältniſſen zu leben. Das Orakel
In ſeinem Innern, das Lebendige, —
Nicht todte Bücher, alte Ordnungen,
Nicht modrige Papiere ſoll er fragen.

Octavio.

Mein Sohn! Laß uns die alten, engen Ordnungen
Gering nicht achten! Köſtlich unſchätzbare
Gewichte ſind's, die der bedrängte Menſch
An ſeiner Dränger raſchen Willen band;
Denn immer war die Willkühr fürchterlich —
Der Weg der Ordnung, ging er auch durch Krümmen,
Er iſt kein Umweg. Grad aus geht des Blitzes,
Geht des Kanonballs fürchterlicher Pfad —
Schnell, auf dem nächſten Wege, langt er an,

Macht ſich zermalmend Platz, um zu zermalmen.
Mein Sohn! die Straße, die der Menſch befährt,
Worauf der Segen wandelt, dieſe folgt
Der Flüſſe Lauf, der Thäler freien Krümmen,
Umgeht das Weizenfeld, den Rebenhügel,
Des Eigenthums gemeſſ'ne Grenzen ehrend —
So führt ſie ſpäter ſicher doch zum Ziel.

Queſtenberg.

O! hören Sie den Vater — hören Sie
Ihn, der ein Held iſt und ein Menſch zugleich.

Octavio.

Das Kind des Lagers ſpricht aus dir, mein Sohn.
Ein fünfzehnjähr'ger Krieg hat dich erzogen,
— Du haſt den Frieden nie geſehn! Es gibt
Noch höhern Werth, mein Sohn, als kriegeriſchen;
Im Kriege ſelber iſt das Letzte nicht der Krieg.
Die großen, ſchnellen Thaten der Gewalt,
Des Augenblicks erſtaunenswerthe Wunder,
Die ſind es nicht, die das Beglückende,
Das ruhig, mächtig Dauernde erzeugen.
In Haſt und Eile bauet der Soldat
Von Leinwand ſeine leichte Stadt; da wird
Ein augenblicklich Brauſen und Bewegen,
Der Markt belebt ſich, Straßen, Flüſſe ſind
Bedeckt mit Fracht, es rührt ſich das Gewerbe.
Doch eines Morgens plötzlich ſiehet man
Die Zelte fallen, weiter rückt die Horde,
Und ausgeſtorben, wie ein Kirchhof, bleibt
Der Acker, das zerſtampfte Saatfeld liegen,
Und um des Jahres Ernte iſt's gethan.

Max.

O! laß den Kaiſer Frieden machen, Vater!
Den blut'gen Lorbeer geb' ich hin mit Freuden
Für's erſte Veilchen, das der März uns bringt,
Das duft'ge Pfand der neuverjüngten Erde.

Octavio.

Wie wird dir? Was bewegt dich ſo auf einmal?

Max.

Ich hab' den Frieden nie geſehn? — Ich hab' ihn
Geſehen, alter Vater, eben komm' ich —
Jetzt eben davon her — es führte mich
Der Weg durch Länder, wo der Krieg nicht hin
Gekommen. — O! das Leben, Vater,
Hat Reize, die wir nie gekannt. — Wir haben
Des ſchönen Lebens öde Küſte nur
Wie ein umirrend Räubervolk befahren,
Das in ſein dumpfig-enges Schiff gepreßt,
Im wüſten Meer mit wüſten Sitten hauſt,
Vom großen Land nichts als die Buchten kennt,
Wo es die Diebeslandung wagen darf.
Was in den innern Thälern Köſtliches
Das Land verbirgt, o! davon — davon iſt
Auf unſrer wilden Fahrt uns nichts erſchienen.

Octavio (wird aufmerkſam).

Und hätt' es dieſe Reiſe dir gezeigt?

Max.

Es war die erſte Muße meines Lebens.
Sag' mir, was iſt der Arbeit Ziel und Preis,
Der peinlichen, die mir die Jugend ſtahl,
Das Herz mir öde ließ und unerquickt

Den Geiſt, den keine Bildung noch geſchmücket?
Denn dieſes Lagers lärmendes Gewühl,
Der Pferde Wiehern, der Trompete Schmettern,
Des Dienſtes immer gleichgeſtellte Uhr,
Die Waffenübung, das Kommandowort,
Dem Herzen gibt es nichts, dem lechzenden;
Die Seele fehlt dem nichtigen Geſchäft —
Es gibt ein andres Glück und andre Freuden.

Octavio.

Viel lernteſt du auf dieſem kurzen Weg, mein Sohn!

Max.

O ſchöner Tag, wenn endlich der Soldat
In's Leben heimkehrt, in die Menſchlichkeit,
Zum frohen Zug die Fahnen ſich entfalten,
Und heimwärts ſchlägt der ſanfte Friedensmarſch.
Wenn alle Hüte ſich und Helme ſchmücken
Mit grünen Mai'n, dem letzten Raub der Felder!
Der Städte Thore gehen auf von ſelbſt,
Nicht die Petarde braucht ſie mehr zu ſprengen;
Von Menſchen ſind die Wälle rings erfüllt,
Von friedlichen, die in die Lüfte grüßen, —
Hell klingt von allen Thürmen das Geläut,
Des blut'gen Tages frohe Veſper ſchlagend.
Aus Dörfern und aus Städten wimmelnd ſtrömt
Ein jauchzend Volk, mit liebend emſiger
Zudringlichkeit des Heeres Fortzug hindernd —
Da ſchüttelt, froh des noch erlebten Tags,
Dem heimgekehrten Sohn der Greis die Hände.
Ein Fremdling tritt er in ſein Eigenthum,
Das längſt verlaſſ'ne, ein; mit breiten Aeſten

Deckt ihn der Baum bei ſeiner Wiederkehr,
Der ſich zur Gerte bog, als er gegangen,
Und ſchamhaft tritt als Jungfrau ihm entgegen,
Die er einſt an der Amme Bruſt verließ.
O! glücklich, wem dann auch ſich eine Thür,
Sich zarte Arme ſanft umſchlingend öffnen —

Queſtenberg (gerührt).

O! daß Sie von ferner, ferner Zeit,
Und nicht von morgen, nicht von heute ſprechen!

Max

(mit Heftigkeit ſich zu ihm wendend).

Wer ſonſt iſt Schuld daran, als ihr in Wien?
Ich will's nur frei geſtehen, Queſtenberg!
Als ich vorhin Sie ſtehen ſah, es preßte
Der Unmuth mir das Innerſte zuſammen —
Ihr ſeid es, die den Frieden hindern, ihr!
Der Krieger iſt's, der ihn erzwingen muß.
Dem Fürſten macht ihr's Leben ſauer, macht
Ihm alle Schritte ſchwer, ihr ſchwärzt ihn an —
Warum? Weil an Europa's großem Beſten
Ihm mehr liegt als an ein paar Hufen Landes,
Die Oeſtreich mehr hat oder weniger —
Ihr macht ihn zum Empörer und, Gott weiß!
Zu was noch mehr, weil er die Sachſen ſchont,
Beim Feind Vertrauen zu erwecken ſucht,
Das doch der einz'ge Weg zum Frieden iſt;
Denn hört der Krieg im Kriege nicht ſchon auf,
Woher ſoll Friede kommen? Geht nur, geht!
Wie ich das Gute liebe, haſſ' ich euch —
Und hier gelob' ich's an, verſpritzen will ich

Für ihn, für dieſen Wallenſtein, mein Blut,
Das letzte meines Herzens, tropfenweiſ', eh' daß
Ihr über ſeinen Fall frohlocken ſollt! —

(Er geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Queſtenberg. Octavio Piccolomini.

Queſtenberg.

O weh uns! Steht es ſo?

(Dringend und ungeduldig.)

Freund, und wir laſſen ihn in dieſem Wahn
Dahingehn, rufen ihn nicht gleich
Zurück, daß wir die Augen auf der Stelle
Ihm öffnen?

Octavio

(aus einem tiefen Nachdenken zu ſich kommend).

Mir hat er ſie jetzt geöffnet,
Und mehr erblick' ich, als mich freut.

Queſtenberg.

Was iſt es, Freund?

Octavio.

Fluch über dieſe Reiſe!

Queſtenberg.

Wie ſo? Was iſt es?

Octavio.

Kommen Sie! Ich muß

Sogleich die unglückſelige Spur verfolgen,
Mit meinen Augen ſehen — Kommen Sie —
(Will ihn fortführen.)

Queſtenberg.

Was denn? Wohin?

Octavio (preſſirt).

Zu ihr!

Queſtenberg.

Zu —

Octavio (corrigirt ſich).

Zum Herzog! Gehn wir. O! ich fürchte Alles.
Ich ſeh' das Netz geworfen über ihn,
Er kommt mir nicht zurück, wie er gegangen.

Queſtenberg.

Erklären Sie mir nur —

Octavio.

Und konnt' ich's nicht
Vorherſehn? Nicht die Reiſe hintertreiben?
Warum verſchwieg ich's ihm? — Sie hatten Recht,
Ich mußt' ihn warnen — Jetzo iſt's zu ſpät.

Queſtenberg.

Was iſt zu ſpät? Beſinnen Sie ſich, Freund,
Daß Sie in lauter Räthſeln zu mir reden.

Octavio (gefaßter).

Wir gehn zum Herzog. Kommen Sie! Die Stunde
Rückt auch heran, die er zur Audienz
Beſtimmt hat. Kommen Sie! —
Verwünſcht! dreimal verwünſcht ſey dieſe Reiſe!
(Er führt ihn weg, der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

Ein Saal beim Herzog von Friedland.

Erſter Auftritt.

Bediente ſetzen Stühle und breiten Fußteppiche aus. Gleich darauf Seni, der Aſtrolog, wie ein italieniſcher Doktor ſchwarz und etwas phantaſtiſch gekleidet. Er tritt in die Mitte des Saals, ein weißes Stäbchen in der Hand, womit er die Himmelsgegenden bezeichnet.

Bedienter

(mit einem Rauchfaß herumgehend).

Greift an! Macht, daß ein Ende wird! Die Wache
Ruft in's Gewehr. Sie werden gleich erſcheinen.

Zweiter Bedienter.

Warum denn aber ward die Erkerſtube,
Die rothe, abbeſtellt, die doch ſo leuchtet?

Erſter Bedienter.

Das frag' den Mathematikus. Der ſagt,
Es ſey ein Unglückszimmer.

Zweiter Bedienter.

Narrenpoſſen!
Das heißt die Leute ſcheren. Saal iſt Saal.
Was kann der Ort viel zu bedeuten haben?

Seni (mit Gravität).

Mein Sohn, nichts in der Welt iſt unbedeutend.
Das Erſte aber und Hauptſächlichſte
Bei allem ird'ſchen Ding iſt Ort und Stunde.

Dritter Bedienter.

Laß dich mit dem nicht ein, Nathanael!
Muß ihm der Herr doch ſelbſt den Willen thun.

Seni (zählt die Stühle).

Elf! Eine böſe Zahl. Zwölf Stühle ſetzt!
Zwölf Zeichen hat der Thierkreis, Fünf und Sieben;
Die heil'gen Zahlen liegen in der Zwölfe.

Zweiter Bedienter.

Was habt ihr gegen Elf? Das laßt mich wiſſen.

Seni.

Elf iſt die Sünde. Elfe überſchreitet
Die zehn Gebote.

Zweiter Bedienter.

So? Und warum nennt ihr
Die Fünfe eine heil'ge Zahl?

Seni.

Fünf iſt
Des Menſchen Seele. Wie der Menſch aus Gutem
Und Böſem iſt gemiſcht, ſo iſt die Fünfe
Die erſte Zahl aus Grad und Ungerade.

Erſter Bedienter.

Der Narr!

Dritter Bedienter.

Ei, laß ihn doch! Ich hör' ihm gerne zu,
Denn Mancherlei doch denkt ſich bei den Worten.

Zweiter Bedienter.

Hinweg! Sie kommen! Da zur Seitenthür hinaus!

(Sie eilen fort. Seni folgt langſam.)

Zweiter Auftritt.

Wallenſtein. **Die Herzogin.**

Wallenſtein.

Nun, Herzogin? Sie haben Wien berührt,
Sich vorgeſtellt der Königin von Ungarn?

Herzogin.

Der Kaiſerin auch. Bei beiden Majeſtäten
Sind wir zum Handkuß zugelaſſen worden.

Wallenſtein.

Wie nahm man's auf, daß ich Gemahlin, Tochter
Zu dieſer Winterszeit in's Feld beſchieden?

Herzogin.

Ich that nach Ihrer Vorſchrift, führte an,
Sie hätten über unſer Kind beſtimmt,
Und möchten gern dem künftigen Gemahl
Noch vor dem Feldzug die Verlobte zeigen.

Wallenſtein.

Muthmaßte man die Wahl, die ich getroffen?

Herzogin.

Man wünſchte wohl, ſie möcht' auf keinen fremden,
Noch lutheriſchen Herrn gefallen ſeyn.

Wallenſtein.

Was wünſchen Sie, Eliſabeth?

Herzogin.

Ihr Wille, wiſſen Sie, war ſtets der meine.

Wallenſtein (nach einer Pauſe).

Nun — Und wie war die Aufnahm' ſonſt am Hofe?

(Herzogin ſchlägt die Augen nieder und ſchweigt.)

Verbergen Sie mir nichts — Wie war's damit?

Herzogin.

O! mein Gemahl — Es iſt nicht Alles mehr
Wie ſonſt — Es iſt ein Wandel vorgegangen.

Wallenſtein.

Wie? Ließ man's an der alten Achtung fehlen?

Herzogin.

Nicht an der Achtung. Würdig und voll Anſtand
War das Benehmen — Aber an die Stelle
Huldreich vertraulicher Herablaſſung
War feierliche Förmlichkeit getreten.
Ach! und die zarte Schonung, die man zeigte,
Sie hatte mehr vom Mitleid als der Gunſt.
Nein! Herzog Albrechts fürſtliche Gemahlin,
Graf Harrachs edle Tochter hätte ſo —
Nicht eben ſo empfangen werden ſollen!

Wallenſtein.

Man ſchalt gewiß mein neueſtes Betragen?

Herzogin.

O hätte man's gethan! — Ich bin's von lang her
Gewohnt, Sie zu entſchuldigen, zufrieden
Zu ſprechen die entrüſteten Gemüther —
Nein, Niemand ſchalt Sie — Man verhüllte ſich
In ein ſo laſtend feierliches Schweigen.
Ach! hier iſt kein gewöhnlich Mißverſtändniß, keine

Vorübergehende Empfindlichkeit —
Etwas Unglücklich-Unerſetzliches iſt
Geſchehn — Sonſt pflegte mich die Königin
Von Ungarn immer ihre liebe Muhme
Zu nennen, mich beim Abſchied zu umarmen.

Wallenſtein.

Jetzt unterließ ſie's?

Herzogin

(ihre Thränen trocknend, nach einer Pauſe).

Sie umarmte mich,
Doch erſt als ich den Urlaub ſchon genommen, ſchon
Der Thüre zuging, kam ſie auf mich zu,
Schnell, als beſänne ſie ſich erſt, und drückte
Mich an den Buſen, mehr mit ſchmerzlicher
Als zärtlicher Bewegung.

Wallenſtein (ergreift ihre Hand).

Faſſen Sie ſich! —
Wie war's mit Eggenberg, mit Lichtenſtein
Und mit den andern Freunden?

Herzogin (den Kopf ſchüttelnd).

Keinen ſah ich.

Wallenſtein.

Und der hiſpaniſche Conte Ambaſſador,
Der ſonſt ſo warm für mich zu ſprechen pflegte?

Herzogin.

Er hatte keine Zunge mehr für Sie.

Wallenſtein.

Die Sonnen alſo ſcheinen uns nicht mehr;
Fortan muß eignes Feuer uns erleuchten.

Herzogin.

Und wär' es? Theurer Herzog, wär's an dem,
Was man am Hofe leiſe flüſtert, ſich
Im Lande laut erzählt — Was Pater Lamormain
Durch ein'ge Winke —

Wallenſtein (ſchnell).

Lamormain! Was ſagt der?

Herzogin.

Man zeiht Sie verwegner Ueberſchreitung
Der anvertrauten Vollmacht, freventlicher
Verhöhnung höchſter, kaiſerlicher Befehle.
Die Spanier, der Bayern ſtolzer Herzog,
Stehn auf als Kläger wider Sie —
Ein Ungewitter zieht ſich über Ihnen
Zuſammen, noch weit drohender als jenes,
Das Sie vordem zu Regensburg geſtürzt.
Man ſpreche, ſagt er — ach! ich kann's nicht ſagen —

Wallenſtein (geſpannt).

Nun?

Herzogin.

Von einer zweiten (ſie ſtockt).

Wallenſtein.

Zweiten —

Herzogin.

Schimpflichern
— Abſetzung.

Wallenſtein.

Spricht man?

(Heftig bewegt durch das Zimmer gehend.)

O! ſie zwingen mich, ſie ſtoßen
Gewaltſam, wider meinen Willen, mich hinein.

Herzogin

(ſich bittend an ihn ſchmiegend).

O, wenn's noch Zeit iſt, mein Gemahl! — wenn es
Mit Unterwerfung, mit Nachgiebigkeit
Kann abgewendet werden — Geben Sie nach —
Gewinnen Sie's dem ſtolzen Herzen ab,
Es iſt Ihr Herr und Kaiſer, dem Sie weichen.
O! laſſen Sie es länger nicht geſcheh'n,
Daß häm'ſche Bosheit Ihre gute Abſicht
Durch giftige, verhaßte Deutung ſchwärze.
Mit Siegeskraft der Wahrheit ſteh'n Sie auf,
Die Lügner, die Verläumder zu beſchämen!
Wir haben ſo der guten Freunde wenig.
Sie wiſſen's! Unſer ſchnelles Glück hat uns
Dem Haß der Menſchen bloßgeſtellt — Was ſind wir,
Wenn kaiſerliche Huld ſich von uns wendet!

Dritter Auftritt.

Gräfin Terzky, welche die **Prinzeſſin Thekla** an der Hand führt, zu den **Vorigen**.

Gräfin.

Wie, Schweſter? Von Geſchäften ſchon die Rede,
Und, wie ich ſeh', nicht von erfreulichen,
Eh' er noch ſeines Kindes froh geworden?

Der Freude gehört der erſte Augenblick.
Hier, Vater Friedland! das iſt deine Tochter!

(Thekla nähert ſich ihm ſchüchtern, und will ſich auf ſeine Hand beugen; er empfängt ſie in ſeinen Armen, und bleibt einige Zeit in ihrem Anſchauen verloren ſtehen.)

Wallenſtein.

Ja! Schön iſt mir die Hoffnung aufgegangen.
Ich nehme ſie zum Pfande größern Glücks.

Herzogin.

Ein zartes Kind noch war ſie, als Sie gingen,
Das große Heer dem Kaiſer aufzurichten.
Hernach, als Sie vom Feldzug heimgekehrt
Aus Pommern, war die Tochter ſchon im Stifte,
Wo ſie geblieben iſt bis jetzt.

Wallenſtein.

Indeß
Wir hier im Feld' geſorgt, ſie groß zu machen,
Das höchſte Irdiſche ihr zu erfechten,
Hat Mutter Natur in ſtillen Kloſtermauern
Das Ihrige gethan, dem lieben Kind
Aus freier Gunſt das Göttliche gegeben,
Und führt ſie ihrem glänzenden Geſchick
Und meiner Hoffnung ſchön geſchmückt entgegen.

Herzogin (zur Prinzeſſin).

Du hätteſt deinen Vater wohl nicht wieder
Erkannt, mein Kind? Kaum zählteſt du acht Jahre,
Als du ſein Angeſicht zuletzt geſehn.

Thekla.

Doch, Mutter, auf den erſten Blick — Mein Vater

Hat nicht gealtert — Wie ſein Bild in mir gelebt,
So ſteht er blühend jetzt vor meinen Augen.

Wallenſtein (zur Herzogin).

Das holde Kind! Wie fein bemerkt und wie
Verſtändig! Sieh, ich zürnte mit dem Schickſal,
Daß mir's den Sohn verſagt, der meines Namens
Und meines Glückes Erbe könnte ſeyn,
In einer ſtolzen Linie von Fürſten
Mein ſchnell verlöſchtes Daſeyn weiter leiten.
Ich that dem Schickſal Unrecht. Hier auf dieſes
Jungfräulich blühnde Haupt will ich den Kranz
Des kriegeriſchen Lebens niederlegen;
Nicht für verloren acht' ich's, wenn ich's einſt,
In einen königlichen Schmuck verwandelt,
Um dieſe ſchöne Stirne flechten kann.

(Er hält ſie in ſeinen Armen, wie Piccolomini hereintritt.)

Vierter Auftritt.

Max Piccolomini, und bald darauf Graf Terzky
zu den Vorigen.

Gräfin.

Da kommt der Paladin, der uns beſchützte.

Wallenſtein.

Sey mir willkommen, Max! Stets warſt du mir
Der Bringer irgend einer ſchönen Freude,

Und, wie das glücklichſte Geſtirn des Morgens,
Führſt du die Lebensſonne mir herauf.

Max.

Mein General —

Wallenſtein.

Bis jetzt war es der Kaiſer,
Der dich durch meine Hand belohnt. Heut' haſt du
Den Vater dir, den glücklichen, verpflichtet,
Und dieſe Schuld muß Friedland ſelbſt bezahlen.

Max.

Mein Fürſt! Du eileſt ſehr, ſie abzutragen.
Ich komme mit Beſchämung, ja, mit Schmerz;
Denn kaum bin ich hier angelangt, hab' Mutter
Und Tochter deinen Armen überliefert,
So wird aus deinem Marſtall, reich geſchirrt,
Ein prächt'ger Jagdzug mir von dir gebracht,
Für die gehabte Müh' mich abzulohnen.
Ja, ja, mich abzulohnen. Eine Müh',
Ein Amt bloß war's! Nicht eine Gunſt, für die
Ich's vorſchnell nahm, und dir ſchon vollen Herzens
Zu danken kam — Nein, ſo war's nicht gemeint,
Daß mein Geſchäft mein ſchönſtes Glück ſeyn ſollte!

(Terzky tritt herein und überreicht dem Herzog Briefe, welche dieſer ſchnell erbricht.)

Gräfin (zu Max).

Belohnt er Ihre Mühe? Seine Freude
Vergilt er Ihnen. Ihnen ſteht es an,
So zart zu denken; meinem Schwager ziemt's,
Sich immer groß und fürſtlich zu beweiſen.

Thekla.

So müßt' auch ich an ſeiner Liebe zweifeln,

Denn ſeine gütigen Hände ſchmückten mich,
Noch eh' das Herz des Vaters mir geſprochen.

Max.

Ja, er muß immer geben und beglücken!
(Er ergreift der Herzogin Hand, mit ſteigender Wärme.)
Was dank' ich ihm nicht alles — o! was ſprech' ich
Nicht alles aus in dieſem theuren Namen Friedland!
Zeitlebens ſoll ich ein Gefangner ſeyn
Von dieſem Namen — darin blühen ſoll
Mir jedes Glück und jede ſchöne Hoffnung —
Feſt, wie in einem feſten Zauberringe, hält
Das Schickſal mich gebannt in dieſem Namen.

Gräfin

(welche unterdeſſen den Herzog ſorgfältig beobachtet, bemerkt, daß er bei den Briefen nachdenkend geworden).
Der Bruder will allein ſeyn. Laßt uns gehen.

Wallenſtein

(wendet ſich ſchnell um, faßt ſich, und ſpricht heiter zur Herzogin).
Noch einmal, Fürſtin, heiß' ich Sie im Feld willkommen.
Sie ſind die Wirthin dieſes Hofs — Du, Max,
Wirſt diesmal noch dein altes Amt verwalten,
Indeß wir hier des Herrn Geſchäfte treiben.
(Max Piccolomini bietet der Herzogin den Arm, Gräfin führt die Prinzeſſin ab.)

Terzky (ihm nachrufend).
Verſäumt nicht, der Verſammlung beizuwohnen.

Fünfter Auftritt.

Wallenſtein. Terzky.

Wallenſtein

(in tiefem Nachdenken zu ſich ſelbſt).

Sie hat ganz recht geſehn — So iſt's, und ſtimmt
Vollkommen zu den übrigen Berichten —
Sie haben ihren letzten Schluß gefaßt
In Wien, mir den Nachfolger ſchon gegeben.
Der Ungarn König iſt's, der Ferdinand,
Des Kaiſers Söhnlein, der iſt jetzt ihr Heiland,
Das neu aufgehende Geſtirn! Mit uns
Gedenkt man fertig ſchon zu ſeyn, und wie
Ein Abgeſchiedner ſind wir ſchon beerbet.
Drum keine Zeit verloren!

(Indem er ſich umwendet, bemerkt er den Terzky und gibt ihm einen Brief.)

Graf Altringer läßt ſich entſchuldigen,
Auch Gallas — Das gefällt mir nicht.

Terzky.

Und wenn du
Noch länger ſäumſt, bricht Einer nach dem Andern.

Wallenſtein.

Der Altringer hat die Tyroler Päſſe.
Ich muß ihm Einen ſchicken, daß er mir
Die Spanier aus Mailand nicht herein läßt.
— Nun! der Seſin, der alte Unterhändler,
Hat ſich ja kürzlich wieder blicken laſſen.
Was bringt er uns vom Grafen Thurn?

Terzky.

Der Graf entbietet dir,
Er hab' den ſchwed'ſchen Kanzler aufgeſucht
Zu Halberſtadt, wo jetzo der Convent iſt;
Der aber ſagt, er ſey es müd', und wolle
Nichts weiter mehr mit dir zu ſchaffen haben.

Wallenſtein.

Wie ſo?

Terzky.

Es ſey dir nimmer Ernſt mit deinen Reden,
Du wollſt die Schweden nur zum Narren haben,
Dich mit den Sachſen gegen ſie verbinden,
Am Ende ſie mit einem elenden Stück Geldes
Abfertigen.

Wallenſtein.

So! Meint er wohl, ich ſoll ihm
Ein ſchönes deutſches Land zum Raube geben,
Daß wir zuletzt auf eignem Grund und Boden
Selbſt nicht mehr Herren ſind? Sie müſſen fort,
Fort, fort! Wir brauchen keine ſolche Nachbarn.

Terzky.

Gönn' ihnen doch das Fleckchen Land, geht's ja
Nicht von dem deinen! Was bekümmert's dich,
Wenn du das Spiel gewinneſt, wer es zahlt.

Wallenſtein.

Fort, fort mit ihnen! — Das verſtehſt du nicht.
Es ſoll nicht von mir heißen, daß ich Deutſchland
Zerſtückt hab', verrathen an den Fremdling,
Um meine Portion mir zu erſchleichen.
Mich ſoll das Reich als ſeinen Schirmer ehren,

Reichsfürſtlich mich erweiſend, will ich würdig
Mich bei des Reiches Fürſten niederſetzen.
Es ſoll im Reiche keine fremde Macht
Mir Wurzel faſſen, und am wenigſten
Die Gothen ſollen's, dieſe Hungerleider,
Die nach dem Segen unſers deutſchen Landes
Mit Neidesblicken raubbegierig ſchauen.
Beiſtehen ſoll'n ſie mir in meinen Planen,
Und dennoch nichts dabei zu fiſchen haben.

Terzky.

Doch mit den Sachſen wirſt du ehrlicher
Verfahren? Sie verlieren die Geduld,
Weil du ſo krumme Wege machſt —
Was ſollen alle dieſe Masken? Sprich!
Die Freunde zweifeln, werden irr' an dir —
Der Orenſtirn, der Arnheim, keiner weiß,
Was er von deinem Zögern halten ſoll.
Am End' bin ich der Lügner; Alles geht
Durch mich. Ich hab' nicht einmal deine Handſchrift.

Wallenſtein.

Ich geb' nichts Schriftliches von mir, du weißt's.

Terzky.

Woran erkennt man aber deinen Ernſt,
Wenn auf das Wort die That nicht folgt? Sag' ſelbſt.
Was du bisher verhandelt mit dem Feind,
Hätt' alles auch recht gut geſchehn ſeyn können,
Wenn du nichts mehr damit gewollt, als ihn
Zum Beſten haben.

Wallenſtein

(nach einer Pauſe, indem er ihn ſcharf anſieht).

Und woher weißt du, daß ich ihn nicht wirklich
Zum Beſten habe? Daß ich nicht euch alle
Zum Beſten habe? Kennſt du mich ſo gut?
Ich wüßte nicht, daß ich mein Innerſtes
Dir aufgethan — Der Kaiſer, es iſt wahr,
Hat übel mich behandelt! — Wenn ich wollte,
Ich könnt' ihm recht viel Böſes dafür thun.
Es macht mir Freude, meine Macht zu kennen;
Ob ich ſie wirklich brauchen werde, davon, denk' ich,
Weißt du nicht mehr zu ſagen, als ein Andrer.

Terzky.

So haſt du ſtets dein Spiel mit uns getrieben!

Sechster Auftritt.

Illo zu den Vorigen.

Wallenſtein.

Wie ſteht es draußen? Sind ſie vorbereitet?

Illo.

Du find'ſt ſie in der Stimmung, wie du wünſcheſt.
Sie wiſſen um des Kaiſers Forderungen
Und toben.

Wallenſtein.

Wie erklärt ſich Iſolan?

Illo.

Der iſt mit Leib und Seele dein, ſeitdem du
Die Pharobank ihm wieder aufgerichtet.

Wallenſtein.

Wie nimmt ſich der Kolalto? Haſt du dich
Des Deodat und Tiefenbach verſichert?

Illo.

Was Piccolomini thut, das thun ſie auch.

Wallenſtein.

So, meinſt du, kann ich was mit ihnen wagen?

Illo.

— Wenn du der Piccolomini gewiß biſt.

Wallenſtein.

Wie meiner ſelbſt. Die laſſen nie von mir.

Terzky.

Doch wollt' ich, daß du dem Octavio,
Dem Fuchs, nicht ſo viel trauteſt.

Wallenſtein.

Lehre du
Mich meine Leute kennen. Sechzehnmal
Bin ich zu Feld' gezogen mit dem Alten,
— Zudem — ich hab' ſein Horoſkop geſtellt,
Wir ſind geboren unter gleichen Sternen —
Und kurz —

(Geheimnißvoll.)

Es hat damit ſein eigenes Bewenden.
Wenn du mir alſo gut ſagſt für die Andern —

Illo.

Es iſt nur Eine Stimme unter Allen:

Du dürfſt das Regiment nicht niederlegen.
Sie werden an dich deputiren, hör' ich.

Wallenſtein.

Wenn ich mich gegen ſie verpflichten ſoll,
So müſſen ſie's auch gegen mich.

Illo.

Verſteht ſich.

Wallenſtein.

Parole müſſen ſie mir geben, eidlich, ſchriftlich,
Sich meinem Dienſt zu weihen, unbedingt.

Illo.

Warum nicht?

Terzky.

Unbedingt? Des Kaiſers Dienſt,
Die Pflichten gegen Oeſtreich werden ſie
Sich immer vorbehalten.

Wallenſtein (den Kopf ſchüttelnd).

Unbedingt
Muß ich ſie haben. Nichts von Vorbehalt!

Illo.

Ich habe einen Einfall — Gibt uns nicht
Graf Terzky ein Bankett heut' Abend?

Terzky.

Ja,
Und alle Generale ſind geladen.

Illo (zum Wallenſtein).

Sag! Willſt du völlig freie Hand mir laſſen?
Ich ſchaffe dir das Wort der Generale,
So wie du's wünſcheſt.

Wallenſtein.

Schaff' mir ihre Handſchrift!
Wie du dazu gelangen magſt, iſt deine Sache.

Illo.

Und wenn ich dir's nun bringe, Schwarz auf Weiß,
Daß alle Chefs, die hier zugegen ſind,
Dir blind ſich überliefern — willſt du dann
Ernſt machen endlich, mit beherzter That
Das Glück verſuchen?

Wallenſtein.

Schaff' mir die Verſchreibung!

Illo.

Bedenke, was du thuſt! Du kannſt des Kaiſers
Begehren nicht erfüllen — kannſt das Heer
Nicht ſchwächen laſſen — nicht die Regimenter
Zum Spanier ſtoßen laſſen, willſt du nicht
Die Macht auf ewig aus den Händen geben.
Bedenk' das Andre auch! Du kannſt des Kaiſers
Befehl und ernſte Ordre nicht verhöhnen,
Nicht länger Ausflucht ſuchen, temperiſiren,
Willſt du nicht förmlich brechen mit dem Hof.
Entſchließ' dich! Willſt du mit entſchloſſ'ner That
Zuvor ihm kommen? Willſt du, ferner zögernd,
Das Aeußerſte erwarten?

Wallenſtein.

Das geziemt ſich,
Eh' man das Aeußerſte beſchließt!

Illo.

O, nimm der Stunde wahr, eh' ſie entſchlüpft!
So ſelten kommt der Augenblick im Leben,

Der wahrhaft wichtig iſt und groß. Wo eine
Entſcheidung ſoll geſchehen, da muß Vieles
Sich glücklich treffen und zuſammenfinden, —
Und einzeln nur, zerſtreuet zeigen ſich
Des Glückes Fäden, die Gelegenheiten,
Die nur in Einem Lebenspunkt zuſammen
Gedrängt, den ſchweren Früchteknoten bilden.
Sieh! wie entſcheidend, wie verhängnißvoll
Sich's jetzt um dich zuſammenzieht! — Die Häupter
Des Heers, die beſten, trefflichſten, um dich,
Den königlichen Führer, her verſammelt,
Nur deinen Wink erwarten ſie — O! laß
Sie ſo nicht wieder auseinander gehen
So einig führſt du ſie im ganzen Lauf
Des Krieges nicht zum Zweitenmal zuſammen.
Die hohe Flut iſt's, die das ſchwere Schiff
Vom Strande hebt — Und jedem Einzelnen
Wächst das Gemüth im großen Strom der Menge.
Jetzt haſt du ſie, jetzt noch! Bald ſprengt der Krieg
Sie wieder auseinander, dahin, dorthin —
In eignen kleinen Sorgen und Intreſſen
Zerſtreut ſich der gemeine Geiſt. Wer heute,
Vom Strome fortgeriſſen, ſich vergißt,
Wird nüchtern werden, ſieht er ſich allein,
Nur ſeine Ohnmacht fühlen und geſchwind
Umlenken in die alte, breitgetretne
Fahrſtraße der gemeinen Pflicht, nur wohl-
Behalten unter Dach zu kommen ſuchen.

Wallenſtein.

Die Zeit iſt noch nicht da.

Terzky.

So ſagſt du immer.

Wann aber wird es Zeit ſeyn?

Wallenſtein.

Wenn ich's ſage.

Illo.

O! du wirſt auf die Sternen-Stunde warten,
Bis dir die irdiſche entflieht! Glaub' mir,
In deiner Bruſt ſind deines Schickſals Sterne.
Vertrauen zu dir ſelbſt, Entſchloſſenheit
Iſt deine Venus! Der Maleficus,
Der einz'ge, der dir ſchadet, iſt der Zweifel.

Wallenſtein.

Du red'ſt, wie du's verſtehſt. Wie oft und vielmals
Erklärt' ich dir's! — Dir ſtieg der Jupiter
Hinab, bei der Geburt, der helle Gott;
Du kannſt in die Geheimniſſe nicht ſchauen.
Nur in der Erde magſt du finſter wühlen,
Blind, wie der Unterirdiſche, der mit dem bleichen
Bleifarb'nen Schein in's Leben dir geleuchtet.
Das Irdiſche, Gemeine magſt du ſehn,
Das Nächſte mit dem Nächſten klug verknüpfen;
Darin vertrau' ich dir und glaube dir.
Doch, was geheimnißvoll bedeutend webt
Und bildet in den Tiefen der Natur, —
Die Geiſterleiter, die aus dieſer Welt des Staubes
Bis in die Sternenwelt, mit tauſend Sproſſen,
Hinauf ſich baut, an der die himmliſchen
Gewalten wirkend auf und nieder wandeln,
— Die Kreiſe in den Kreiſen, die ſich eng

Und enger ziehn um die central'ſche Sonne —
Die ſieht das Aug' nur, das entſiegelte,
Der hellgebornen, heitern Joviskinder.
(Nachdem er einen Gang durch den Saal gemacht, bleibt er ſtehen und fährt fort.)
Die himmliſchen Geſtirne machen nicht
Bloß Tag und Nacht, Frühling und Sommer — nicht
Dem Sämann bloß bezeichnen ſie die Zeiten
Der Ausſaat und der Ernte. Auch des Menſchen Thun
Iſt eine Ausſaat von Verhängniſſen,
Geſtreuet in der Zukunft dunkles Land,
Den Schickſalsmächten hoffend übergeben.
Da thut es Noth, die Saatzeit zu erkunden,
Die rechte Sternenſtunde auszuleſen,
Des Himmels Häuſer forſchend zu durchſpüren,
Ob nicht der Feind des Wachſens und Gedeihens
In ſeinen Ecken ſchadend ſich verberge.
Drum laßt mir Zeit. Thut ihr indeß das Eure.
Ich kann jetzt noch nicht ſagen, was ich thun will.
Nachgeben aber werd' ich nicht. Ich nicht!
Abſetzen ſollen ſie mich auch nicht — Darauf
Verlaßt euch.

Kammerdiener (kommt).
Die Herrn Generale.

Wallenſtein.
Laß ſie kommen.

Terzky.
Willſt du, daß alle Chefs zugegen ſeyen?

Wallenſtein.
Das braucht's nicht. Beide Piccolomini,

Maradas, Buttler, Forgatſch, Deodat,
Karaffa, Iſolani mögen kommen.

(Terzky geht hinaus mit dem Kammerdiener.)

Wallenſtein (zu Illo).

Haſt du den Queſtenberg bewachen laſſen?
Sprach er nicht Einige ingeheim?

Illo.

Ich hab' ihn ſcharf bewacht. Er war mit Niemand
Als dem Octavio.

Siebenter Auftritt.

Vorige, Queſtenberg, beide Piccolomini, Buttler, Iſolani, Maradas und noch drei andere Generale treten herein. Auf den Wink des Generals nimmt Queſtenberg ihm grad gegenüber Platz, die Andern folgen nach ihrem Range. Es herrſcht eine augenblickliche Stille.

Wallenſtein.

Ich hab' den Inhalt Ihrer Sendung zwar
Vernommen, Queſtenberg, und wohl erwogen,
Auch meinen Schluß gefaßt, den nichts mehr ändert.
Doch, es gebührt ſich, daß die Kommandeurs
Aus Ihrem Mund des Kaiſers Willen hören —
Gefall' es Ihnen denn, ſich Ihres Auftrags
Vor dieſen edeln Häuptern zu entledigen.

Queſtenberg.

Ich bin bereit, doch bitt' ich zu bedenken,

Daß kaiſerliche Herrſchgewalt und Würde
Aus meinem Munde ſpricht, nicht eigne Kühnheit.

Wallenſtein.

Den Eingang ſpart!

Queſtenberg.

Als Seine Majeſtät,
Der Kaiſer, ihren muthigen Armeen
Ein ruhmgekröntes, kriegserfahrnes Haupt
Geſchenkt in der Perſon des Herzogs Friedland,
Geſchah's in froher Zuverſicht, das Glück
Des Krieges ſchnell und günſtig umzuwenden.
Auch war der Anfang ihren Wünſchen hold,
Gereiniget war Böheim von den Sachſen,
Der Schweden Siegeslauf gehemmt — es ſchöpften
Auf's Neue leichten Athem dieſe Länder,
Als Herzog Friedland die zerſtreuten Feindesheere
Herbei von allen Strömen Deutſchlands zog,
Herbei auf Einen Sammelplatz beſchwor
Den Rheingraf, Bernhard, Banner, Oxenſtirn,
Und jenen nie beſiegten König ſelbſt,
Um endlich hier im Angeſichte Nürnbergs
Das blutig große Kampfſpiel zu entſcheiden.

Wallenſtein.

Zur Sache, wenn's beliebt!

Queſtenberg.

Ein neuer Geiſt
Verkündigte ſogleich den neuen Feldherrn.
Nicht blinde Wuth mehr rang mit blinder Wuth;
In hellgeſchiednem Kampfe ſah man jetzt
Die Feſtigkeit der Kühnheit widerſtehn,

Und weiſe Kunſt die Tapferkeit ermüden.
Vergebens lockt man ihn zur Schlacht; er gräbt
Sich tief und tiefer nur im Lager ein,
Als gält' es, hier ein ewig Haus zu gründen.
Verzweifelnd endlich will der König ſtürmen;
Zur Schlachtbank reißt er ſeine Völker hin,
Die ihm des Hungers und der Seuchen Wuth
Jm leichenvollen Lager langſam tödtet.
Durch den Verhack des Lagers, hinter welchem
Der Tod aus tauſend Röhren lauert, will
Der Niegehemmte ſtürmend Bahn ſich brechen.
Da ward ein Angriff und ein Widerſtand,
Wie ihn kein glücklich Auge noch geſehn.
Zerriſſen endlich führt ſein Volk der König
Vom Kampfplatz heim, und nicht ein Fußbreit Erde
Gewann es ihm, das grauſe Menſchenopfer.

Wallenſtein.

Erſparen Sie's, uns aus dem Zeitungsblatt
Zu melden, was wir ſchaudernd ſelbſt erlebt.

Queſtenberg.

Anklagen iſt mein Amt und meine Sendung,
Es iſt mein Herz, das gern beim Lob verweilt.
Jn Nürnbergs Lager ließ der ſchwed'ſche König
Den Ruhm — in Lützens Ebnen das Leben.
Doch wer erſtaunte nicht, als Herzog Friedland
Nach dieſem großen Tag, wie ein Beſiegter,
Nach Böheim floh, vom Kriegesſchauplatz ſchwand,
Jndeß der junge Weimariſche Held
Jn's Frankenland unaufgehalten drang,
Bis an die Donau reißend Bahn ſich machte,

Und ſtand mit einem Mal vor Regensburg,
Zum Schrecken aller gut kathol'ſchen Chriſten.
Da rief der Bayern wohlverdienter Fürſt
Um ſchnelle Hülf' in ſeiner höchſten Noth, —
Es ſchickt der Kaiſer ſieben Reitende
An Herzog Friedland ab mit dieſer Bitte,
Und fleht, wo er als Herr befehlen kann.
Umſonſt! Es hört in dieſem Augenblick
Der Herzog nur den alten Haß und Groll,
Gibt das gemeine Beſte preis, die Rachgier
An einem alten Feinde zu vergnügen.
Und ſo fällt Regensburg!

Wallenſtein.

Von welcher Zeit iſt denn die Rede, Max?
Ich hab' gar kein Gedächtniß mehr.

Max.

Er meint,
Wie wir in Schleſien waren.

Wallenſtein.

So! ſo! ſo!
Was aber hatten wir denn dort zu thun?

Max.

Die Schweden draus zu ſchlagen und die Sachſen.

Wallenſtein.

Recht! Ueber der Beſchreibung da vergeſſ' ich
Den ganzen Krieg — (Zu Queſtenberg)
Nur weiter fortgefahren!

Queſtenberg.

Am Oderſtrom vielleicht gewann man wieder,
Was an der Donau ſchimpflich ward verloren.

Erſtaunenswerthe Dinge hoffte man
Auf dieſer Kriegesbühne zu erleben,
Wo Friedland in Perſon zu Felde zog,
Der Nebenbuhler Guſtavs einen — Thurn
Und einen Arnheim vor ſich fand. Und wirklich
Gerieth man nah genug hier an einander,
Doch um als Freund, als Gaſt ſich zu bewirthen.
Ganz Deutſchland ſeufzte unter Kriegeslaſt,
Doch Friede war's im Wallenſtein'ſchen Lager.

Wallenſtein.

Manch blutig Treffen wird um nichts gefochten,
Weil einen Sieg der junge Feldherr braucht.
Ein Vortheil des bewährten Feldherrn iſt's,
Daß er nicht nöthig hat zu ſchlagen, um
Der Welt zu zeigen, er verſteh' zu ſiegen.
Mir konnt' es wenig helfen, meines Glücks
Mich über einen Arnheim zu bedienen;
Viel nützte Deutſchland meine Mäßigung,
Wär' mir's geglückt, das Bündniß zwiſchen Sachſen
Und Schweden, das verderbliche, zu löſen.

Queſtenberg.

Es glückte aber nicht, und ſo begann
Auf's Neu' das blut'ge Kriegesſpiel. Hier endlich
Rechtfertigte der Fürſt den alten Ruhm.
Auf Steinau's Feldern ſtreckt das ſchwediſche Heer
Die Waffen, ohne Schwertſtreich überwunden —
Und hier, mit Andern, lieferte des Himmels
Gerechtigkeit den alten Aufruhrſtifter,
Die fluchbeladne Fackel dieſes Kriegs,
Matthias Thurn, des Rächers Händen aus.

— Doch in großmüth'ge Hand war er gefallen;
Statt Strafe fand er Lohn, und reich beſchenkt
Entließ der Fürſt den Erzfeind ſeines Kaiſers.

Wallenſtein (lacht).

Ich weiß, ich weiß — Sie hatten ſchon in Wien
Die Fenſter, die Balkons voraus gemiethet,
Ihn auf dem Armenſünderkarrn zu ſehn —
Die Schlacht hätt' ich mit Schimpf verlieren mögen,
Doch das vergeben mir die Wiener nicht,
Daß ich um ein Spektakel ſie betrog.

Queſtenberg.

Befreit war Schleſien, und Alles rief
Den Herzog nun in's hart bedrängte Bayern.
Er ſetzt auch wirklich ſich in Marſch — gemächlich
Durchzieht er Böheim auf dem längſten Wege,
Doch eh' er noch den Feind geſehen, wendet
Er ſchleunig um, bezieht ſein Winterlager, drückt
Des Kaiſers Länder mit des Kaiſers Heer.

Wallenſtein.

Das Heer war zum Erbarmen, jede Nothdurft, jede
Bequemlichkeit gebrach — der Winter kam.
Was denkt die Majeſtät von ihren Truppen?
Sind wir nicht Menſchen? Nicht der Kält' und Näſſe,
Nicht jeder Nothdurft ſterblich unterworfen?
Fluchwürdig Schickſal des Soldaten! Wo
Er hinkommt, flieht man vor ihm — wo er weggeht,
Verwünſcht man ihn! Er muß ſich Alles nehmen;
Man gibt ihm nichts, und Jeglichem gezwungen
Zu nehmen, iſt er Jeglichem ein Gräuel.
Hier ſtehen meine Generals. Karaffa!

Graf Deodati! Buttler! Sagt es ihm,
Wie lang der Sold den Truppen ausgeblieben?

Buttler.

Ein Jahr ſchon fehlt die Löhnung.

Wallenſtein.

Und ſein Sold
Muß dem Soldaten werden, darnach heißt er!

Queſtenberg.

Das klingt ganz anders, als der Fürſt von Friedland
Vor acht, neun Jahren ſich vernehmen ließ.

Wallenſtein.

Ja, meine Schuld iſt es, weiß wohl, ich ſelbſt
Hab' mir den Kaiſer ſo verwöhnt. Da! Vor neun Jahren,
Beim Dänenkriege, ſtellt' ich eine Macht ihm auf
Von vierzigtauſend Köpfen oder fünfzig,
Die aus dem eignen Seckel keinen Deut
Ihm koſtete — Durch Sachſens Kreiſe zog
Die Kriegesfurie, bis an die Scheeren
Des Belts den Schrecken ſeines Namens tragend.
Da war noch eine Zeit! Im ganzen Kaiſerſtaate
Kein Nam' geehrt, gefeiert, wie der meine,
Und Albrecht Wallenſtein, ſo hieß
Der dritte Edelſtein in ſeiner Krone!
Doch auf dem Regensburger Fürſtentag
Da brach es auf! Da lag es kund und offen,
Aus welchem Beutel ich gewirthſchaft't hatte.
Und was war nun mein Dank dafür, daß ich,
Ein treuer Fürſtenknecht, der Völker Fluch
Auf mich gebürdet — dieſen Krieg, der nur
Ihn groß gemacht, die Fürſten zahlen laſſen?

Was? Aufgeopfert wurd' ich ihren Klagen,
— Abgeſetzt wurd' ich.

Queſtenberg.

Eure Gnaden weiß,
Wie ſehr auf jenem unglücksvollen Reichstag
Die Freiheit ihm gemangelt.

Wallenſtein.

Tod und Teufel!
Ich hatte, was ihm Freiheit ſchaffen konnte.
— Nein, Herr! Seitdem es mir ſo ſchlecht bekam,
Dem Thron zu dienen auf des Reiches Koſten,
Hab' ich vom Reich ganz anders denken lernen.
Vom Kaiſer freilich hab' ich dieſen Stab,
Doch führ' ich jetzt ihn als des Reiches Feldherr,
Zur Wohlfahrt Aller, zu des Ganzen Heil,
Und nicht mehr zur Vergrößerung des Einen!
— Zur Sache doch. Was iſt's, das man von mir begehrt?

Queſtenberg.

Für's Erſte wollen Seine Majeſtät,
Daß die Armee ohn' Aufſchub Böhmen räume.

Wallenſtein.

In dieſer Jahrszeit? und wohin will man,
Daß wir uns wenden?

Queſtenberg.

Dahin, wo der Feind iſt.
Denn Seine Majeſtät will Regensburg
Vor Oſtern noch vom Feind geſäubert ſehn,
Daß länger nicht im Dome lutheriſch

Gepredigt werde — ketzeriſche Greul
Des Feſtes reine Feier nicht beſudle.

Wallenſtein.

Kann das geſchehen, meine Generals?

Illo.

Es iſt nicht möglich.

Buttler.

Es kann nicht geſchehn.

Queſtenberg.

Der Kaiſer hat auch ſchon dem Oberſt Suys
Befehl geſchickt, nach Bayern vorzurücken.

Wallenſtein.

Was that der Suys?

Queſtenberg.

Was er ſchuldig war.
Er rückte vor.

Wallenſtein.

Er rückte vor! Und ich,
Sein Chef, gab ihm Befehl, ausdrücklichen,
Nicht von dem Platz zu weichen! Steht es ſo
Um mein Kommando? Das iſt der Gehorſam,
Den man mir ſchuldig, ohne den kein Kriegsſtand
Zu denken iſt? Sie, meine Generale,
Seyn Richter! Was verdient der Offizier,
Der eidvergeſſen ſeine Ordre bricht?

Illo.

Den Tod!

Wallenſtein

(da die Uebrigen bedenklich ſchweigen, mit erhöhter Stimme).

Graf Piccolomini, was hat er
Verdient?

Univ. Bibl.
München

Max (nach einer langen Pauſe).
Nach des Geſetzes Wort — den Tod!

Iſolani.

Den Tod!

Buttler.

Den Tod nach Kriegsrecht!

(Queſtenberg ſteht auf. Wallenſtein folgt, es ſtehen alle auf.)

Wallenſtein.

Dazu verdammt ihn das Geſetz, nicht ich!
Und wenn ich ihn begnadige, geſchieht's
Aus ſchuld'ger Achtung gegen meinen Kaiſer.

Queſtenberg.

Wenn's ſo ſteht, hab' ich hier nichts mehr zu ſagen.

Wallenſtein.

Nur auf Bedingung nahm ich dies Kommando;
Und gleich die erſte war, daß mir zum Nachtheil
Kein Menſchenkind, auch ſelbſt der Kaiſer nicht,
Bei der Armee zu ſagen haben ſollte.
Wenn für den Ausgang ich mit meiner Ehre
Und meinem Kopf ſoll haften, muß ich Herr
Darüber ſeyn. Was machte dieſen Guſtav
Unwiderſtehlich, unbeſiegt auf Erden?
Dies: daß er König war in ſeinem Heer!
Ein König aber, einer, der es iſt,
Ward nie beſiegt noch, als durch Seinesgleichen —
Jedoch zur Sach'. Das Beſte ſoll noch kommen.

Queſtenberg.

Der Kardinal-Infant wird mit dem Frühjahr
Aus Mailand rücken, und ein ſpaniſch Heer
Durch Deutſchland nach den Niederlanden führen.

Damit er ſicher ſeinen Weg verfolge,
Will der Monarch, daß hier aus der Armee
Acht Regimenter ihn zu Pferd begleiten.

Wallenſtein.

Ich merk', ich merk' — Acht Regimenter — Wohl!
Wohl ausgeſonnen, Pater Lamormain!
Wär' der Gedank' nicht ſo verwünſcht geſcheidt,
Man wär' verſucht, ihn herzlich dumm zu nennen.
Achttauſend Pferde! Ja! ja! es iſt richtig,
Ich ſeh' es kommen.

Queſtenberg.

Es iſt nichts dahinter
Zu ſehn. Die Klugheit räth's, die Noth gebeut's.

Wallenſtein.

Wie, mein Herr Abgeſandter? Ich ſoll's wohl
Nicht merken, daß man's müde iſt, die Macht,
Des Schwertes Griff in meiner Hand zu ſehn?
Daß man begierig dieſen Vorwand haſcht,
Den ſpan'ſchen Namen braucht, mein Volk zu mindern,
In's Reich zu führen eine neue Macht,
Die mir nicht untergeben ſey. Mich ſo
Gerad' bei Seit' zu werfen, dazu bin ich
Euch noch zu mächtig. Mein Vertrag erheiſcht's,
Daß alle Kaiſerheere mir gehorchen,
So weit die deutſche Sprach' geredet wird.
Von ſpan'ſchen Truppen aber und Infanten,
Die durch das Reich als Gäſte wandernd ziehn,
Steht im Vertrage nichts — Da kommt man denn
So in der Stille hinter ihm herum,
Macht mich erſt ſchwächer, dann entbehrlich, bis

Den kürzern Prozeß kann man mit mir machen.
— Wozu die krummen Wege, Herr Miniſter?
Gerad heraus! Den Kaiſer drückt das Pactum
Mit mir. Er möchte gerne, daß ich ginge.
Ich will ihm den Gefallen thun; das war
Beſchloſſ'ne Sache, Herr, noch eh' Sie kamen.

(Es entſteht eine Bewegung unter den Generalen, welche immer zunimmt.)

Es thut mir leid um meine Oberſten;
Noch ſeh' ich nicht, wie ſie zu ihren vorgeſchoſſ'nen Geldern,
Zum wohlverdienten Lohne kommen werden.
Neu Regiment bringt neue Menſchen auf,
Und früheres Verdienſt veraltet ſchnell.
Es dienen viel Ausländiſche im Heer,
Und war der Mann nur ſonſten brav und tüchtig,
Ich pflegte eben nicht nach ſeinem Stammbaum,
Nach ſeinem Katechiſmus viel zu fragen.
Das wird auch anders werden künftighin!
Nun — mich geht's nichts mehr an.

(Er ſetzt ſich.)

Max.

Da ſey Gott für,
Daß es bis dahin kommen ſoll! Die ganze
Armee wird furchtbar gährend ſich erheben —
Der Kaiſer wird mißbraucht, es kann nicht ſeyn.

Iſolani.

Es kann nicht ſeyn, denn Alles ging zu Trümmern.

Wallenſtein.

Das wird es, treuer Iſolan. Zu Trümmern
Wird Alles gehn, was wir bedächtig bauten.

Deſwegen aber find't ſich doch ein Feldherr,
Und auch ein Kriegsheer läuft noch wohl dem Kaiſer
Zuſammen, wenn die Trommel wird geſchlagen.

Max

(geſchäftig, leidenſchaftlich von Einem zum Andern gehend und ſie beſänftigend.)

Hör' mich, mein Feldherr! Hört mich, Oberſten!
Laß dich beſchwören, Fürſt! Beſchließe nichts,
Bis wir zuſammen Rath gehalten, dir
Vorſtellungen gethan — Kommt, meine Freunde!
Ich hoff', es iſt noch Alles herzuſtellen.

Terzky.

Kommt, kommt! im Vorſaal treffen wir die Andern.

(Gehen.)

Buttler (zu Queſtenberg).

Wenn guter Rath Gehör bei Ihnen findet,
Vermeiden Sie's, in dieſen erſten Stunden
Sich öffentlich zu zeigen, ſchwerlich möchte Sie
Der goldne Schlüſſel vor Mißhandlung ſchützen.

(Laute Bewegungen draußen.)

Wallenſtein.

Der Rath iſt gut — Octavio, du wirſt
Für unſers Gaſtes Sicherheit mir haften.
Gehaben Sie ſich wohl, von Queſtenberg!

(Als dieſer reden will.)

Nichts, nichts von dem verhaßten Gegenſtand!
Sie thaten Ihre Schuldigkeit. Ich weiß
Den Mann von ſeinem Amt zu unterſcheiden.

(Indem Queſtenberg mit dem Octavio abgehen will, dringen Götz, Tiefenbach, Kolalto herein, denen noch mehrere Kommandeurs folgen.)

Götz.

Wo iſt er, der uns unſern General —

Tiefenbach (zugleich).

Was müſſen wir erfahren, du willſt uns —

Kolalto (zugleich).

Wir wollen mit dir leben, mit dir ſterben.

Wallenſtein

(mit Anſehen, auf Illo zeigend).

Hier der Feldmarſchall weiß um meinen Willen.

(Geht ab.)

Dritter Aufzug.

Ein Zimmer.

Erster Auftritt.

Illo und Terzky.

Terzky.

Nun ſagt mir! Wie gedenkt ihr's dieſen Abend
Beim Gaſtmahl mit den Obriſten zu machen?

Illo.

Gebt Acht! Wir ſetzen eine Formel auf,
Worin wir uns dem Herzog insgeſammt
Verſchreiben, ſein zu ſeyn mit Leib und Leben,
Nicht unſer letztes Blut für ihn zu ſparen;
Jedoch der Eidespflichten unbeſchadet,
Die wir dem Kaiſer ſchuldig ſind. Merkt wohl!
Die nehmen wir in einer eignen Klauſel
Ausdrücklich aus und retten das Gewiſſen.
Nun hört! Die alſo abgefaßte Schrift
Wird ihnen vorgelegt vor Tiſche, keiner
Wird daran Anſtoß nehmen — Hört nun weiter!
Nach Tafel, wenn der trübe Geiſt des Weins
Das Herz nun öffnet und die Augen ſchließt,

Läßt man ein unterſchriebnes Blatt, worin
Die Klauſel fehlt, zur Unterſchrift herumgehn.

Terzky.

Wie? Denkt ihr, daß ſie ſich durch einen Eid
Gebunden glauben werden, den wir ihnen
Durch Gaukelkunſt betrüglich abgeliſtet?

Illo.

Gefangen haben wir ſie immer — Laßt ſie
Dann über Argliſt ſchrein, ſo viel ſie mögen.
Am Hofe glaubt man ihrer Unterſchrift
Doch mehr, als ihrem heiligſten Betheuern.
Verräther ſind ſie einmal, müſſen's ſeyn;
So machen ſie aus der Noth wohl eine Tugend.

Terzky.

Nun, mir iſt Alles lieb, geſchieht nur was,
Und rücken wir nur einmal von der Stelle.

Illo.

Und dann — liegt auch ſo viel nicht dran, wie weit
Wir damit langen bei den Generalen;
Genug, wenn wir den Herrn nur überreden,
Sie ſeyen ſein — denn handelt er nur erſt
Mit ſeinem Ernſt, als ob er ſie ſchon hätte,
So hat er ſie und reißt ſie mit ſich fort.

Terzky.

Ich kann mich manchmal gar nicht in ihn finden.
Er leiht dem Feind ſein Ohr, läßt mich dem Thurn,
Dem Arnheim ſchreiben, gegen den Seſina
Geht er mit kühnen Worten frei heraus,
Spricht ſtundenlang mit uns von ſeinen Planen,
Und mein' ich nun, ich hab' ihn — weg auf einmal

Entſchläft er, und es ſcheint, als wär' es ihm
Um nichts zu thun, als nur am Platz zu bleiben.

Illo.

Er ſeine alten Pläne aufgegeben!
Ich ſag' euch, daß er wachend, ſchlafend mit
Nichts Anderm umgeht, daß er Tag für Tag
Deßwegen die Planeten fragt —

Terzky.

Ja, wißt ihr,
Daß er ſich in der Nacht, die jetzo kommt,
Im aſtrolog'ſchen Thurme mit dem Doktor
Einſchließen wird und mit ihm obſerviren?
Denn es ſoll eine wicht'ge Nacht ſeyn, hör' ich,
Und etwas Großes, Langerwartetes
Am Himmel vorgehn.

Illo.

Wenn's hier unten nur geſchieht.
Die Generale ſind voll Eifer jetzt,
Und werden ſich zu Allem bringen laſſen,
Nur um den Chef nicht zu verlieren. Seht!
So haben wir den Anlaß vor der Hand,
Zu einem engen Bündniß wider'n Hof.
Unſchuldig iſt der Name zwar, es heißt,
Man will ihn beim Kommando bloß erhalten;
Doch wißt ihr, in der Hitze des Verfolgens
Verliert man bald den Anfang aus den Augen.
Ich denk' es ſchon zu karten, daß der Fürſt
Sie willig finden — willig glauben ſoll
Zu jedem Wagſtück. Die Gelegenheit
Soll ihn verführen. Iſt der große Schritt

Nur erſt gethan, was ſie zu Wien ihm nicht verzeihn,
So wird der Nothzwang der Begebenheiten
Ihn weiter ſchon und weiter führen; nur
Die Wahl iſt's, was ihm ſchwer wird; drängt die Noth,
Dann kommt ihm ſeine Stärke, ſeine Klarheit.

Terzky.

Das iſt es auch, worauf der Feind nur wartet,
Das Heer uns zuzuführen.

Illo.

Kommt! Wir müſſen
Das Werk in dieſen nächſten Tagen weiter fördern,
Als es in Jahren nicht gedieh — Und ſteht's
Nur erſt hier unten glücklich, gebet Acht,
So werden auch die rechten Sterne ſcheinen!
Kommt zu den Oberſten! Das Eiſen muß
Geſchmiedet werden, weil es glüht.

Terzky.

Geht ihr hin, Illo.
Ich muß die Gräfin Terzky hier erwarten.
Wißt, daß wir auch nicht müßig ſind — wenn Ein
Strick reißt, iſt ſchon ein andrer in Bereitſchaft.

Illo.

Ja, eure Hausfrau lächelte ſo liſtig.
Was habt ihr?

Terzky.

Ein Geheimniß! Still! Sie kommt!

(Illo geht ab.)

Zweiter Auftritt.

Graf und **Gräſin Terzky** (die aus einem Kabinet heraustreten).
Hernach ein **Bedienter**, darauf **Illo**.

Terzky.
Kommt ſie? Ich halt' ihn länger nicht zurück.
Gräſin.
Gleich wird ſie da ſeyn. Schick' ihn nur.
Terzky.
Zwar weiß ich nicht, ob wir uns Dank damit
Beim Herrn verdienen werden. Ueber dieſen Punkt,
Du weißt's, hat er ſich nie herausgelaſſen.
Du haſt mich überredet, und mußt wiſſen,
Wie weit du gehen kannſt.
Gräſin.
Ich nehm's auf mich.
(Für ſich.)
Es braucht hier keiner Vollmacht — Ohne Worte,
Schwager,
Verſtehn wir uns — Errath' ich etwa nicht,
Warum die Tochter hergefordert worden?
Warum juſt er gewählt, ſie abzuholen?
Denn dieſes vorgeſpiegelte Verlöbniß
Mit einem Bräutigam, den Niemand kennt,
Mag Andre blenden! Ich durchſchaue dich —
Doch dir geziemt es nicht, in ſolchem Spiel
Die Hand zu haben. Nicht doch! Meiner Feinheit

Bleibt Alles überlaſſen. Wohl! — Du ſollſt
Dich in der Schweſter nicht betrogen haben.

Bedienter (kommt).

Die Generale! (Ab.)

Terzky (zur Gräfin).

Sorg' nur, daß du ihm
Den Kopf recht warm machſt, was zu denken gibſt —
Wenn er zu Tiſch kommt, daß er ſich nicht lange
Bedenke bei der Unterſchrift.

Gräfin.

Sorg' du für deine Gäſte! Geh' und ſchick' ihn!

Terzky.

Denn Alles liegt dran, daß er unterſchreibe.

Gräfin.

Zu deinen Gäſten. Geh!

Illo (kommt zurück).

Wo bleibt ihr, Terzky?
Das Haus iſt voll, und Alles wartet euer.

Terzky.

Gleich! gleich!

(Zur Gräfin.)

Und daß er nicht zu lang verweile —
Es möchte bei dem Alten ſonſt Verdacht —

Gräfin.

Unnöth'ge Sorgfalt!

(Terzky und Illo gehen.)

Dritter Auftritt.

Gräfin Terzky. Max Piccolomini.

Max (blickt ſchüchtern herein).

Baſe Terzky! Darf ich?

(Tritt bis in die Mitte des Zimmers, wo er ſich unruhig umſieht.)

Sie iſt nicht da? Wo iſt ſie?

Gräfin.

Sehen Sie nur recht
In jene Ecke, ob ſie hinter'm Schirm
Vielleicht verſteckt —

Max.

Da liegen ihre Handſchuh!

(Will haſtig darnach greifen. Gräfin nimmt ſie zu ſich.)

Ungüt'ge Tante! Sie verläugnen mir —
Sie haben Ihre Luſt dran, mich zu quälen.

Gräfin.

Der Dank für meine Müh'!

Max.

O! fühlten Sie,
Wie mir zu Muthe iſt! — Seitdem wir hier ſind —
So an mich halten, Wort' und Blicke wägen!
Das bin ich nicht gewohnt!

Gräfin.

Sie werden ſich
An Manches noch gewöhnen, ſchöner Freund!
Auf dieſer Probe Ihrer Folgſamkeit
Muß ich durchaus beſtehn, nur unter der Bedingung
Kann ich mich überall damit befaſſen.

Max.

Wo aber iſt ſie? Warum kommt ſie nicht?

Gräfin.

Sie müſſen's ganz in meine Hände legen.
Wer kann es beſſer auch mit Ihnen meinen!
Kein Menſch darf wiſſen, auch Ihr Vater nicht,
Der gar nicht!

Max.

Damit hat's nicht Noth. Es iſt
Hier kein Geſicht, an das ich's richten möchte,
Was die entzückte Seele mir bewegt.
— O Tante Terzky! Iſt denn Alles hier
Verändert, oder bin nur ich's? Ich ſehe mich
Wie unter fremden Menſchen. Keine Spur
Von meinen vor'gen Wünſchen mehr und Freuden.
Wo iſt das Alles hin? Ich war doch ſonſt
In eben dieſer Welt nicht unzufrieden.
Wie ſchaal iſt Alles nun und wie gemein!
Die Kameraden ſind mir unerträglich,
Der Vater ſelbſt, ich weiß ihm nichts zu ſagen,
Der Dienſt, die Waffen ſind mir eitler Tand.
So müßt' es einem ſel'gen Geiſte ſeyn,
Der aus den Wohnungen der ew'gen Freude
Zu ſeinen Kinderſpielen und Geſchäften,
Zu ſeinen Neigungen und Brüderſchaften,
Zur ganzen armen Menſchheit wiederkehrte.

Gräfin.

Doch muß ich bitten, ein'ge Blicke noch
Auf dieſe ganz gemeine Welt zu werfen,
Wo eben jetzt viel Wichtiges geſchieht.

Max.

Es geht hier etwas vor um mich, ich ſeh's
An ungewöhnlich treibender Bewegung!
Wenn's fertig iſt, kommt's wohl auch bis zu mir.
Wo denken Sie, daß ich geweſen, Tante?
Doch keinen Spott! Mich ängſtigte des Lagers
Gewühl, die Flut zudringlicher Bekannten,
Der fade Scherz, das nichtige Geſpräch,
Es wurde mir zu eng, ich mußte fort,
Stillſchweigen ſuchen dieſem vollen Herzen,
Und eine reine Stelle für mein Glück.
Kein Lächeln, Gräfin! In der Kirche war ich.
Es iſt ein Kloſter hier, zur Himmelspforte,
Da ging ich hin, da fand ich mich allein.
Ob dem Altar hing eine Mutter Gottes,
Ein ſchlecht Gemälde war's, doch war's der Freund,
Den ich in dieſem Augenblicke ſuchte.
Wie oft hab' ich die Herrliche geſehn
In ihrem Glanz, die Inbrunſt der Verehrer —
Es hat mich nicht gerührt, und jetzt auf einmal
Ward mir die Andacht klar, ſo wie die Liebe.

Gräfin.

Genießen Sie Ihr Glück. Vergeſſen Sie
Die Welt um ſich herum. Es ſoll die Freundſchaft
Indeſſen wachſam für Sie ſorgen, handeln.
Nur ſeyn Sie dann auch lenkſam, wenn man Ihnen
Den Weg zu Ihrem Glücke zeigen wird.

Max.

Wo aber bleibt ſie denn! — O! goldne Zeit
Der Reiſe, wo uns jede neue Sonne

Vereinigte, die ſpäte Nacht nur trennte!
Da rann kein Sand und keine Glocke ſchlug.
Es ſchien die Zeit dem Ueberſeligen
In ihrem ew'gen Laufe ſtillzuſtehen.
O! der iſt aus dem Himmel ſchon gefallen,
Der an der Stunden Wechſel denken muß!
Die Uhr ſchlägt keinem Glücklichen.

Gräfin.

Wie lang iſt es, daß Sie Ihr Herz entdeckten?

Max.

Heut' früh wagt' ich das erſte Wort.

Gräfin.

Wie? Heute erſt in dieſen zwanzig Tagen?

Max.

Auf jenem Jagdſchloß war es, zwiſchen hier
Und Nepomuk, wo Sie uns eingeholt,
Der letzten Station des ganzen Wegs.
In einem Erker ſtanden wir, den Blick
Stumm in das öde Feld hinausgerichtet,
Und vor uns ritten die Dragoner auf,
Die uns der Herzog zum Geleit geſendet.
Schwer lag auf mir des Scheidens Bangigkeit,
Und zitternd endlich wagt' ich dieſes Wort:
Dies alles mahnt mich, Fräulein, daß ich heut'
Von meinem Glücke ſcheiden muß. Sie werden
In wenig Stunden einen Vater finden,
Von neuen Freunden ſich umgeben ſehn;
Ich werde nun ein Fremder für Sie ſeyn,
Verloren in der Menge — „Sprechen Sie
„Mit meiner Baſe Terzky!" fiel ſie ſchnell

Mir ein, die Stimme zitterte, ich ſah
Ein glühend Roth die ſchönen Wangen färben,
Und von der Erde langſam ſich erhebend
Trifft mich ihr Auge — ich beherrſche mich
Nicht länger —
(Die Prinzeſſin erſcheint an der Thüre und bleibt ſtehen, von der Gräfin, aber nicht von Piccolomini bemerkt.)
— faſſe kühn ſie in die Arme,
Mein Mund berührt den ihrigen — da rauſcht' es
Im nahen Saal und trennte uns — Sie waren's.
Was nun geſchehen, wiſſen Sie.

Gräfin
(nach einer Pauſe, mit einem verſtohlenen Blick auf Thekla).
Und ſind Sie ſo beſcheiden, oder haben
So wenig Neugier, daß Sie mich nicht auch
Um mein Geheimniß fragen?

Max.
Ihr Geheimniß?

Gräfin.
Nun ja! Wie ich unmittelbar nach Ihnen
In's Zimmer trat, wie ich die Nichte fand,
Was ſie in dieſem erſten Augenblick
Des überraſchten Herzens —

Max (lebhaft).
Nun?

Vierter Auftritt.

Vorige. **Thekla** (welche ſchnell hereintritt).

Thekla.

Spart euch die Mühe, Tante!
Das hört er beſſer von mir ſelbſt.

Max (tritt zurück).

Mein Fräulein! —
Was ließen Sie mich ſagen, Tante Terzky! —

Thekla (zur Gräfin).

Iſt er ſchon lange hier?

Gräfin.

Ja wohl, und ſeine Zeit iſt bald vorüber.
Wo bleibt ihr auch ſo lang?

Thekla.

Die Mutter weinte wieder ſo. Ich ſeh' ſie leiden,
— Und kann's nicht ändern, daß ich glücklich bin.

Max (in ihren Anblick verloren).

Jetzt hab' ich wieder Muth, Sie anzuſehn.
Heut konnt' ich's nicht. Der Glanz der Edelſteine,
Der Sie umgab, verbarg mir die Geliebte.

Thekla.

So ſah mich nur Ihr Auge, nicht Ihr Herz.

Max.

O! dieſen Morgen, als ich Sie im Kreiſe
Der Ihrigen, in Vaters Armen fand,
Mich einen Fremdling ſah in dieſem Kreiſe:
Wie drängte mich's in dieſem Augenblick,

Ihm um den Hals zu fallen, Vater ihn
Zu nennen! Doch ſein ſtrenges Auge hieß
Die heftig wallende Empfindung ſchweigen,
Und jene Diamanten ſchreckten mich,
Die wie ein Kranz von Sternen Sie umgaben.
Warum auch mußt' er beim Empfange gleich
Den Bann um Sie verbreiten, gleich zum Opfer
Den Engel ſchmücken, auf das heitre Herz
Die traur'ge Bürde ſeines Standes werfen!
Wohl darf die Liebe werben um die Liebe,
Doch ſolchem Glanz darf nur ein König nahn.

Thekla.

O ſtill von dieſer Mummerei! Sie ſehn,
Wie ſchnell die Bürde abgeworfen ward.
(Zur Gräfin.)
Er iſt nicht heiter. Warum iſt er's nicht?
Ihr, Tante, habt ihn mir ſo ſchwer gemacht!
War er doch ein ganz Andrer auf der Reiſe!
So ruhig hell! ſo froh beredt! Ich wünſchte,
Sie immer ſo zu ſehn, und niemals anders.

Max.

Sie fanden ſich in Ihres Vaters Armen,
In einer neuen Welt, die Ihnen huldigt,
Wär's auch durch Neuheit nur, Ihr Auge reizt.

Thekla.

Ja! Vieles reizt mich hier, ich will's nicht läugnen,
Mich reizt die bunte, kriegeriſche Bühne,
Die vielfach mir ein liebes Bild erneuert,
Mir an das Leben, an die Wahrheit knüpft,
Was mir ein ſchöner Traum nur hat geſchienen.

Max.

Mir machte ſie mein wirklich Glück zum Traum.
Auf einer Inſel in des Aethers Höhn
Hab' ich gelebt in dieſen letzten Tagen;
Sie hat ſich auf die Erd' herabgelaſſen,
Und dieſe Brücke, die zum alten Leben
Zurück mich bringt, trennt mich von meinem Himmel.

Thekla.

Das Spiel des Lebens ſieht ſich heiter an,
Wenn man den ſichern Schatz im Herzen trägt,
Und froher kehr' ich, wenn ich es gemuſtert,
Zu meinem ſchönern Eigenthum zurück —
(Abbrechend in einem ſcherzhaften Ton.)
Was hab' ich Neues nicht und Unerhörtes
In dieſer kurzen Gegenwart geſehn!
Und doch muß alles dies dem Wunder weichen,
Das dieſes Schloß geheimnißvoll verwahrt.

Gräfin (nachſinnend).

Was wäre das? Ich bin doch auch bekannt
In allen dunkeln Ecken dieſes Hauſes.

Thekla (lächelnd).

Von Geiſtern wird der Weg dazu beſchützt,
Zwei Greiſe halten Wache an der Pforte.

Gräfin (lacht).

Ah ſo! der aſtrolog'ſche Thurm! Wie hat ſich
Dies Heiligthum, das ſonſt ſo ſtreng verwahrt wird,
Gleich in den erſten Stunden euch geöffnet?

Thekla.

Ein kleiner alter Mann mit weißen Haaren
Und freundlichem Geſicht, der ſeine Gunſt
Mir gleich geſchenkt, ſchloß mir die Pforten auf.

Max.

Das iſt des Herzogs Aſtrolog, der Seni.

Thekla.

Er fragte mich nach vielen Dingen, wann ich
Geboren ſey, in welchem Tag und Monat,
Ob eine Tages- oder Nacht-Geburt —

Gräfin.

Weil er das Horoſkop euch ſtellen wollte.

Thekla.

Auch meine Hand beſah er, ſchüttelte
Das Haupt bedenklich, und es ſchienen ihm
Die Linien nicht eben zu gefallen.

Gräfin.

Wie fandet ihr es denn in dieſem Saal?
Ich hab' mich ſtets nur flüchtig umgeſehn.

Thekla.

Es ward mir wunderbar zu Muth, als ich
Aus vollem Tageslichte ſchnell hineintrat;
Denn eine düſtre Nacht umgab mich plötzlich,
Von ſeltſamer Beleuchtung ſchwach erhellt.
In einem Halbkreis ſtanden um mich her
Sechs oder ſieben große Königsbilder,
Den Scepter in der Hand, und auf dem Haupt
Trug jedes einen Stern, und alles Licht
Im Thurm ſchien von den Sternen nur zu kommen.
Das wären die Planeten, ſagte mir
Mein Führer, ſie regierten das Geſchick;
Drum ſeyen ſie als Könige gebildet.
Der äußerſte, ein grämlich finſtrer Greis,
Mit dem trübgelben Stern, ſey der Saturnus;

Der mit dem rothen Schein, grad von ihm über,
In kriegeriſcher Rüſtung, ſey der Mars,
Und beide bringen wenig Glück den Menſchen.
Doch eine ſchöne Frau ſtand ihm zur Seite,
Sanft ſchimmerte der Stern auf ihrem Haupt,
Das ſey die Venus, das Geſtirn der Freude.
Zur linken Hand erſchien Merkur geflügelt.
Ganz in der Mitte glänzte ſilberhell
Ein heitrer Mann, mit einer Königsſtirn;
Das ſey der Jupiter, des Vaters Stern,
Und Mond und Sonne ſtanden ihm zur Seite.

Max.

O! nimmer will ich ſeinen Glauben ſchelten
An der Geſtirne, an der Geiſter Macht.
Nicht bloß der Stolz des Menſchen füllt den Raum
Mit Geiſtern, mit geheimnißvollen Kräften:
Auch für ein liebend Herz iſt die gemeine
Natur zu eng, und tiefere Bedeutung
Liegt in dem Mährchen meiner Kinderjahre,
Als in der Wahrheit, die das Leben lehrt.
Die heitre Welt der Wunder iſt's allein,
Die dem entzückten Herzen Antwort gibt,
Die ihre ew'gen Räume mir eröffnet,
Mir tauſend Zweige reich entgegen ſtreckt,
Worauf der trunkne Geiſt ſich ſelig wiegt.
Die Fabel iſt der Liebe Heimatwelt;
Gern wohnt ſie unter Feen, Talismanen,
Glaubt gern an Götter, weil ſie göttlich iſt.
Die alten Fabelweſen ſind nicht mehr,
Das reizende Geſchlecht iſt ausgewandert;

Doch eine Sprache braucht das Herz, es bringt
Der alte Trieb die alten Namen wieder,
Und an dem Sternenhimmel gehn ſie jetzt,
Die ſonſt im Leben freundlich mit gewandelt;
Dort winken ſie dem Liebenden herab,
Und jedes Große bringt uns Jupiter
Noch dieſen Tag, und Venus jedes Schöne.

Thekla.

Wenn das die Sternenkunſt iſt, will ich froh
Zu dieſem heitern Glauben mich bekennen.
Es iſt ein holder, freundlicher Gedanke,
Daß über uns, in unermeſſ'nen Höhn,
Der Liebe Kranz aus funkelnden Geſtirnen,
Da wir erſt wurden, ſchon geflochten ward.

Gräfin.

Nicht Roſen bloß, auch Dornen hat der Himmel.
Wohl dir, wenn ſie den Kranz dir nicht verletzen!
Was Venus band, die Bringerin des Glücks,
Kann Mars, der Stern des Unglücks, ſchnell zerreißen.

Max.

Bald wird ſein düſtres Reich zu Ende ſeyn!
Geſegnet ſey des Fürſten ernſter Eifer;
Er wird den Oelzweig in den Lorbeer flechten,
Und der erfreuten Welt den Frieden ſchenken.
Dann hat ſein großes Herz nichts mehr zu wünſchen,
Er hat genug für ſeinen Ruhm gethan,
Kann jetzt ſich ſelber leben und den Seinen.
Auf ſeine Güter wird er ſich zurückziehn,
Er hat zu Gitſchin einen ſchönen Sitz,
Auch Reichenberg, Schloß Friedland liegen heiter, —

Bis an den Fuß der Rieſenberge hin
Streckt ſich das Jagdgehege ſeiner Wälder.
Dem großen Trieb, dem prächtig ſchaffenden,
Kann er dann ungebunden frei willfahren.
Dann kann er fürſtlich jede Kunſt ermuntern,
Und alles würdig Herrliche beſchützen —
Kann bauen, pflanzen, nach den Sternen ſehn —
Ja, wenn die kühne Kraft nicht ruhen kann,
So mag er kämpfen mit dem Element,
Den Fluß ableiten und den Felſen ſprengen,
Und dem Gewerb die leichte Straße bahnen.
Aus unſern Kriegsgeſchichten werden dann
Erzählungen in langen Winternächten —

Gräfin.

Ich will denn doch gerathen haben, Vetter,
Den Degen nicht zu frühe wegzulegen.
Denn eine Braut, wie die, iſt es wohl werth,
Daß mit dem Schwert um ſie geworben werde.

Max.

O! wäre ſie mit Waffen zu gewinnen!

Gräfin.

Was war das? Hört ihr nichts? — Mir war's, als
hört' ich
Im Tafelzimmer heft'gen Streit und Lärmen.
(Sie geht hinaus.)

Fünfter Auftritt.

Thekla und **Max Piccolomini.**

Thekla

(ſobald die Gräfin ſich entfernt hat, ſchnell und heimlich zu Piccolomini).

Trau' ihnen nicht. Sie meinen's falſch.

Max.

Sie könnten —

Thekla.

Trau' Niemand hier, als mir. Ich ſah es gleich,
Sie haben einen Zweck.

Max.

Zweck! aber welchen?
Was hätten ſie davon, uns Hoffnungen —

Thekla.

Das weiß ich nicht. Doch glaub' mir, es iſt nicht
Ihr Ernſt, uns zu beglücken, zu verbinden.

Max.

Wozu auch dieſe Terzky's? Haben wir
Nicht deine Mutter? Ja, die gütige
Verdient's, daß wir uns kindlich ihr vertrauen.

Thekla.

Sie liebt dich, ſchätzt dich hoch vor allen Andern;
Doch nimmer hätte ſie den Muth, ein ſolch
Geheimniß vor dem Vater zu bewahren.
Um ihrer Ruhe willen muß es ihr
Verſchwiegen bleiben.

Max.
Warum überall
Auch das Geheimniß? Weißt du, was ich thun will?
Ich werfe mich zu deines Vaters Füßen,
Er ſoll mein Glück entſcheiden; er iſt wahrhaft,
Iſt unverſtellt und haßt die krummen Wege,
Er iſt ſo gut, ſo edel —

Thekla.
Das biſt du!

Max.
Du kennſt ihn erſt ſeit heut', ich aber lebe
Schon zehen Jahre unter ſeinen Augen.
Iſt's denn das Erſtemal, daß er das Seltne,
Das Ungehoffte thut? Es ſieht ihm gleich,
Zu überraſchen wie ein Gott; er muß
Entzücken ſtets und in Erſtaunen ſetzen.
Wer weiß, ob er in dieſem Augenblick
Nicht mein Geſtändniß, deines bloß erwartet,
Uns zu vereinigen — Du ſchweigſt? Du ſiehſt
Mich zweifelnd an? Was haſt du gegen deinen Vater?

Thekla.
Ich? Nichts — Nur zu beſchäftigt find' ich ihn,
Als daß er Zeit und Muße könnte haben,
An unſer Glück zu denken.
(Ihn zärtlich bei der Hand faſſend.)
Folge mir!
Laß nicht zu viel uns an die Menſchen glauben.
Wir wollen dieſen Terzky's dankbar ſeyn
Für jede Gunſt, doch ihnen auch nicht mehr
Vertrauen, als ſie würdig ſind, und uns
Im Uebrigen — auf unſer Herz verlaſſen.

Max.

O! werden wir auch jemals glücklich werden!

Thekla.

Sind wir's denn nicht? Biſt du nicht mein? Bin ich
Nicht dein? — In deiner Seele lebt
Ein hoher Muth, die Liebe gibt ihn mir —
Ich ſollte minder offen ſeyn, mein Herz
Dir mehr verbergen: alſo will's die Sitte.
Wo aber wäre Wahrheit hier für dich,
Wenn du ſie nicht auf meinem Munde findeſt?
Wir haben uns gefunden, halten uns
Umſchlungen feſt und ewig. Glaube mir!
Das iſt um Vieles mehr, als ſie gewollt.
Drum laß es uns wie einen heil'gen Raub
In unſers Herzens Innerſtem bewahren.
Aus Himmels-Höhen fiel es uns herab,
Und nur dem Himmel wollen wir's verdanken.
Er kann ein Wunder für uns thun.

Sechſter Auftritt.

Gräfin Terzky zu den Vorigen.

Gräfin (preſſirt).

Mein Mann ſchickt her. Es ſey die höchſte Zeit,
Er ſoll zur Tafel —
(Da Jene nicht darauf achten, tritt ſie zwiſchen ſie.)
Trennt euch!

Thekla.

O! nicht doch!
Es iſt ja kaum ein Augenblick.

Gräfin.

Die Zeit vergeht euch ſchnell, Prinzeſſin Nichte!

Max.

Es eilt nicht, Baſe.

Gräfin.

Fort! fort! Man vermißt Sie.
Der Vater hat ſich zweimal ſchon erkundigt.

Thekla.

Ei nun! der Vater!

Gräfin.

Das verſteht ihr, Nichte.

Thekla.

Was ſoll er überall bei der Geſellſchaft?
Es iſt ſein Umgang nicht, es mögen würd'ge,
Verdiente Männer ſeyn; er aber iſt
Für ſie zu jung, taugt nicht in die Geſellſchaft.

Gräfin.

Ihr möchtet ihn wohl lieber ganz behalten?

Thekla (lebhaft).

Ihr habt's getroffen. Das iſt meine Meinung.
Ja, laßt ihn ganz hier, laßt den Herren ſagen —

Gräfin.

Habt ihr den Kopf verloren, Nichte? — Graf!
Sie wiſſen die Bedingungen.

Max.

Ich muß gehorchen, Fräulein. Leben Sie wohl!

(Da Thekla ſich von ihm wendet.)

Was ſagen Sie?

Thekla (ohne ihn anzuſehen).

Nichts. Gehen Sie!

Max.

Kann ich's,

Wenn Sie mir zürnen —

(Er nähert ſich ihr, ihre Augen begegnen ſich; ſie ſteht einen Augenblick ſchweigend, dann wirft ſie ſich ihm an die Bruſt, er drückt ſie feſt an ſich.)

Gräfin.

Weg! Wenn Jemand käme!

Ich höre Lärmen — Fremde Stimmen nahen.

(Max reißt ſich aus ihren Armen und geht, die Gräfin begleitet ihn. Thekla folgt ihm Anfangs mit den Augen, geht unruhig durch das Zimmer und bleibt dann in Gedanken verſenkt ſtehen. Eine Guitarre liegt auf dem Tiſche, ſie ergreift ſie, und nachdem ſie eine Weile ſchwermüthig präludirt hat, fällt ſie in den Geſang.)

Siebenter Auftritt.

Thekla (ſpielt und ſingt).

Der Eichwald brauſet, die Wolken ziehn,
Das Mägdlein wandelt an Ufers Grün,
Es bricht ſich die Welle mit Macht, mit Macht,
Und ſie ſingt hinaus in die finſtre Nacht,
Das Auge von Weinen getrübet:

Das Herz iſt geſtorben, die Welt iſt leer,
Und weiter gibt ſie dem Wunſche nichts mehr.
Du Heilige, rufe dein Kind zurück!
Ich habe genoſſen das irdiſche Glück,
Ich habe gelebt und geliebet.

Achter Auftritt.

Gräfin (kommt zurück). **Thekla.**

Gräfin.

Was war das, Fräulein Nichte? Fi! Ihr werft euch
Ihm an den Kopf. Ihr ſolltet euch doch, dächt' ich,
Mit eurer Perſon ein wenig theuer machen.

Thekla (indem ſie aufſteht).

Was meint ihr, Tante?

Gräfin.

Ihr ſollt nicht vergeſſen,
Wer ihr ſeyd und wer Er iſt. Ja, das iſt euch
Noch gar nicht eingefallen, glaub' ich.

Thekla.

Was denn?

Gräfin.

Daß ihr des Fürſten Friedland Tochter ſeyd.

Thekla.

Nun? und was mehr?

Gräfin.

Was? Eine ſchöne Frage!

Thekla.

Was wir geworden ſind, iſt Er geboren,
Er iſt von altlombardiſchem Geſchlecht,
Iſt einer Fürſtin Sohn!

Gräfin.

Sprecht ihr im Traum?
Fürwahr, man wird ihn höflich noch drum bitten,

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52550-8
SCHILLER,F. FN. 13354/068

Die reichſte Erbin in Europa zu beglücken
Mit ſeiner Hand.

Thekla.

Das wird nicht nöthig ſeyn.

Gräfin.

Ja, man wird wohl thun, ſich nicht auszuſetzen.

Thekla.

Sein Vater liebt ihn; Graf Octavio
Wird nichts dagegen haben —

Gräfin.

Sein Vater! ſeiner! und der eure, Nichte?

Thekla.

Nun ja! Ich denk', ihr fürchtet ſeinen Vater,
Weil ihr's vor dem, vor ſeinem Vater, mein' ich,
So ſehr verheimlicht.

Gräfin (ſieht ſie forſchend an).

Nichte, ihr ſeyd falſch.

Thekla.

Seyd ihr empfindlich, Tante? O! ſeyd gut!

Gräfin.

Ihr haltet euer Spiel ſchon für gewonnen —
Jauchzt nicht zu frühe!

Thekla.

Seyd nur gut!

Gräfin.

Es iſt noch nicht ſo weit.

Thekla.

Ich glaub' es wohl.

Gräfin.

Denkt ihr, er habe ſein bedeutend Leben
In kriegeriſcher Arbeit aufgewendet,

Jedwedem ſtillen Erdenglück entſagt,
Den Schlaf von ſeinem Lager weggebannt,
Sein edles Haupt der Sorge hingegeben,
Nur um ein glücklich Paar aus euch zu machen?
Um dich zuletzt aus deinem Stift zu ziehn,
Den Mann dir im Triumphe zuzuführen,
Der deinen Augen wohlgefällt? — Das hätt' er
Wohlfeiler haben können! Dieſe Saat
Ward nicht gepflanzt, daß du mit kind'ſcher Hand
Die Blume brächeſt, und zur leichten Zier
An deinen Buſen ſteckteſt!

Thekla.

Was er mir nicht gepflanzt, das könnte doch
Freiwillig mir die ſchönen Früchte tragen.
Und wenn mein gütig freundliches Geſchick
Aus ſeinem furchtbar ungeheuern Daſeyn
Des Lebens Freude mir bereiten will —

Gräfin.

Du ſiehſt's wie ein verliebtes Mädchen an.
Blick um dich her. Beſinn' dich, wo du biſt —
Nicht in ein Freudenhaus biſt du getreten,
Zu keiner Hochzeit findeſt du die Wände
Geſchmückt, der Gäſte Haupt bekränzt. Hier iſt
Kein Glanz, als der von Waffen. Oder denkſt du,
Man führte dieſe Tauſende zuſammen,
Beim Brautfeſt dir den Reihen aufzuführen?
Du ſiehſt des Vaters Stirn gedankenvoll,
Der Mutter Aug' in Thränen, auf der Wage liegt
Das große Schickſal unſers Hauſes!
Laß jetzt des Mädchens kindiſche Gefühle,

Die kleinen Wünſche hinter dir! Beweiſe,
Daß du des Außerordentlichen Tochter biſt!
Das Weib ſoll ſich nicht ſelber angehören,
An fremdes Schickſal iſt ſie feſt gebunden.
Die aber iſt die beſte, die ſich Fremdes
Aneignen kann mit Wahl, an ihrem Herzen
Es trägt und pflegt mit Innigkeit und Liebe.

Thekla.

So wurde mir's im Kloſter vorgeſagt.
Ich hatte keine Wünſche, kannte mich
Als ſeine Tochter nur, des Mächtigen,
Und ſeines Lebens Schall, der auch zu mir drang,
Gab mir kein anderes Gefühl, als dies:
Ich ſey beſtimmt, mich leidend ihm zu opfern.

Gräfin.

Das iſt dein Schickſal. Füge dich ihm willig!
Ich und die Mutter geben dir das Beiſpiel.

Thekla.

Das Schickſal hat mir Den gezeigt, dem ich
Mich opfern ſoll, ich will ihm freudig folgen.

Gräfin.

Dein Herz, mein liebes Kind, und nicht das Schickſal.

Thekla.

Der Zug des Herzens iſt des Schickſals Stimme.
Ich bin die Seine. Sein Geſchenk allein
Iſt dieſes neue Leben, das ich lebe.
Er hat ein Recht an ſein Geſchöpf. Was war ich,
Eh' ſeine ſchöne Liebe mich beſeelte?
Ich will auch von mir ſelbſt nicht kleiner denken,
Als der Geliebte. Der kann nicht gering ſeyn,

Der das Unſchätzbare beſitzt. Ich fühle
Die Kraft mit meinem Glücke mir verliehen.
Ernſt liegt das Leben vor der ernſten Seele.
Daß ich mir ſelbſt gehöre, weiß ich nun,
Den feſten Willen hab' ich kennen lernen,
Den unbezwinglichen in meiner Bruſt,
Und an das Höchſte kann ich Alles ſetzen.

Gräfin.

Du wollteſt dich dem Vater widerſetzen,
Wenn er es anders nun mit dir beſchloſſen?
— Ihm denkſt du's abzuzwingen? Wiſſe, Kind!
Sein Nam' iſt Friedland.

Thekla.

Auch der meinige.
Er ſoll in mir die ächte Tochter finden.

Gräfin.

Wie? Sein Monarch, ſein Kaiſer zwingt ihn nicht,
Und du, ſein Mädchen, wollteſt mit ihm kämpfen?

Thekla.

Was Niemand wagt, kann ſeine Tochter wagen.

Gräfin.

Nun wahrlich! Darauf iſt er nicht bereitet.
Er hätte jedes Hinderniß beſiegt,
Und in dem eignen Willen ſeiner Tochter
Sollt' ihm der neue Streit entſtehn? Kind! Kind!
Noch haſt du nur das Lächeln deines Vaters,
Haſt ſeines Zornes Auge nicht geſehen.
Wird ſich die Stimme deines Widerſpruchs,
Die zitternde, in ſeine Nähe wagen?
Wohl magſt du dir, wenn du allein biſt, große Dinge

Verſetzen, ſchöne Rednerblumen flechten,
Mit Löwenmuth den Taubenſinn bewaffnen.
Jedoch verſuch's! Tritt vor ſein Auge hin,
Das feſt auf dich geſpannt iſt, und ſag' Nein!
Vergehen wirſt du vor ihm, wie das zarte Blatt
Der Blume vor dem Feuerblick der Sonne.
— Ich will dich nicht erſchrecken, liebes Kind!
Zum Aeußerſten ſoll's ja nicht kommen, hoff' ich.
Auch weiß ich ſeinen Willen nicht. Kann ſeyn,
Daß ſeine Zwecke deinem Wunſch begegnen.
Doch das kann nimmermehr ſein Wille ſeyn,
Daß du, die ſtolze Tochter ſeines Glücks,
Wie ein verliebtes Mädchen dich geberdeſt,
Wegwerfeſt an den Mann, der, wenn ihm je
Der hohe Lohn beſtimmt iſt, mit dem höchſten Opfer,
Das Liebe bringt, dafür bezahlen ſoll!
(Sie geht ab.)

Neunter Auftritt.

Thekla (allein).

Dank dir für deinen Wink! Er macht
Mir meine böſe Ahnung zur Gewißheit.
So iſt's denn wahr? Wir haben keinen Freund
Und keine treue Seele hier — wir haben
Nichts als uns ſelbſt. Uns drohen harte Kämpfe.
Du, Liebe, gib uns Kraft, du göttliche!

O, ſie ſagt wahr! Nicht frohe Zeichen ſind's,
Die dieſem Bündniß unſrer Herzen leuchten.
Das iſt kein Schauplatz, wo die Hoffnung wohnt!
Nur dumpfes Kriegsgetöſe raſſelt hier,
Und ſelbſt die Liebe, wie in Stahl gerüſtet,
Zum Todeskampf gegürtet, tritt ſie auf.
Es geht ein finſtrer Geiſt durch unſer Haus,
Und ſchleunig will das Schickſal mit uns enden.
Aus ſtiller Freiſtatt treibt es mich heraus;
Ein holder Zauber muß die Seele blenden.
Es lockt mich durch die himmliſche Geſtalt,
Ich ſeh' ſie nah' und ſeh' ſie näher ſchweben;
Es zieht mich fort, mit göttlicher Gewalt,
Dem Abgrund zu, ich kann nicht widerſtreben.

(Man hört von Ferne die Tafelmuſik.)

O! wenn ein Haus im Feuer ſoll vergehn,
Dann treibt der Himmel ſein Gewölk zuſammen,
Es ſchießt der Blitz herab aus heitern Höhn,
Aus unterird'ſchen Schlünden fahren Flammen;
Blindwüthend ſchleudert ſelbſt der Gott der Freude
Den Pechkranz in das brennende Gebäude!

(Sie geht ab.)

Vierter Aufzug.

Scene: Ein großer, feſtlich erleuchteter Saal, in der Mitte deſſelben und nach der Tiefe des Theaters eine reich ausgeſchmückte Tafel, an welcher acht Generale, worunter Octavio Piccolomini, Terzky und Maradas ſitzen. Rechts und links mehr nach hinten zu, noch zwei andere Tafeln, welche jede mit ſechs Gäſten beſetzt ſind. Vorwärts ſteht der Credenztiſch, die ganze vordere Bühne bleibt für die aufwartenden Pagen und Bedienten frei. Alles iſt in Bewegung. Spielleute von Terzky's Regiment ziehen über den Schauplatz um die Tafel herum. Noch ehe ſie ſich ganz entfernt haben, erſcheint Max Piccolomini, ihm kommt Terzky mit einer Schrift, Iſolani mit einem Pokal entgegen.

Erster Auftritt.

Terzky. Iſolani. Max Piccolomini.

Iſolani.

Herr Bruder, was wir lieben! Nun, wo ſteckt er?
Geſchwind an ſeinen Platz! Der Terzky hat
Der Mutter Ehrenweine preisgegeben;
Es geht hier zu, wie auf dem Heidelberger Schloß.
Das Beſte hat er ſchon verſäumt. Sie theilen
Dort an der Tafel Fürſtenhüte aus,
Des Eggenberg, Slawata, Lichtenſtein,
Des Sternbergs Güter werden ausgeboten,
Sammt allen großen böhm'ſchen Lehen; wenn

Er hurtig macht, fällt auch für ihn was ab.
Marſch! Setz' er ſich!

Kolalto und **Götz**
(rufen an der zweiten Tafel).

Graf Piccolomini!

Terzky.

Ihr ſollt ihn haben! Gleich! — Lies dieſe Eidesformel,
Ob dir's gefällt, ſo wie wir's aufgeſetzt.
Es haben's Alle nach der Reih' geleſen.
Und Jeder wird den Namen drunter ſetzen.

Max (lieſt).

»Ingratis servire nefas.«

Iſolani.

Das klingt wie ein latein'ſcher Spruch — Herr Bruder,
Wie heißt's auf deutſch?

Terzky.

Dem Undankbaren dient kein rechter Mann!

Max.

»Nachdem unſer hochgebietender Feldherr, der Durch-
»lauchtige Fürſt von Friedland, wegen vielfältig empfan-
»gener Kränkungen, des Kaiſers Dienſt zu verlaſſen
»gemeint geweſen, auf unſer einſtimmiges Bitten aber
»ſich bewegen laſſen, noch länger bei der Armee zu
»verbleiben, und ohne unſer Genehmhalten ſich nicht
»von uns zu trennen; als verpflichten wir uns wieder
»insgeſammt, und Jeder für ſich insbeſondere, anſtatt
»eines körperlichen Eides — auch bei ihm ehrlich und
»getreu zu halten, uns auf keinerlei Weiſe von ihm zu
»trennen, und für denſelben alles das Unſrige, bis auf
»den letzten Blutstropfen, aufzuſetzen, ſo weit nämlich

„unſer dem Kaiſer geleiſteter Eid es erlauben wird. (Die letzten Worte werden von Iſolani nachgeſprochen.) Wie wir denn auch, wenn Einer oder der Andre von uns, dieſem Bündniß zuwider, ſich von der gemeinen Sache abſondern ſollte, denſelben als einen bundesflüchtigen Verräther erklären, und an ſeinem Hab und Gut, Leib und Leben Rache dafür zu nehmen verbunden ſeyn wollen. Solches bezeugen wir mit Unterſchrift unſers Namens.“

Terzky.

Biſt du gewillt, dies Blatt zu unterſchreiben?

Iſolani.

Was ſollt' er nicht! Jedweder Offizier
Von Ehre kann das — muß das — Dint' und Feder!

Terzky.

Laß gut ſeyn, bis nach Tafel.

Iſolani (Max fortziehend).

Komm' er, komm' er!

(Beide gehen an die Tafel).

Zweiter Auftritt.

Terzky. Neumann.

Terzky

(winkt dem Neumann, der am Credenztiſch wartet, und tritt mit ihm vorwärts).

Bringſt du die Abſchrift, Neumann? Gib! Sie iſt
Doch ſo verfaßt, daß man ſie leicht verwechſelt?

Neumann.

Ich hab' ſie Zeil um Zeile nachgemalt,
Nichts als die Stelle von dem Eid blieb weg,
Wie deine Excellenz es mir geheißen.

Terzky.

Gut! Leg' ſie dorthin, und mit dieſer gleich
In's Feuer! Was ſie ſoll, hat ſie geleiſtet.

(Neumann legt die Copie auf den Tiſch, und tritt wieder zum Schenktiſch.)

Dritter Auftritt.

Illo (kommt aus dem zweiten Zimmer). **Terzky.**

Illo.

Wie iſt es mit dem Piccolomini?

Terzky.

Ich denke, gut. Er hat nichts eingewendet.

Illo.

Es iſt der Einz'ge, dem ich nicht recht traue,
Er und der Vater — Habt ein Aug' auf Beide!

Terzky.

Wie ſieht's an eurer Tafel aus? Ich hoffe,
Ihr haltet eure Gäſte warm?

Illo.

Sie ſind
Ganz kordial. Ich denk', wir haben ſie.

Und wie ich's euch vorausgeſagt — Schon iſt
Die Red' nicht mehr davon, den Herzog bloß
Bei Ehren zu erhalten. Da man einmal
Beiſammen ſey, meint Montecuculi,
So müſſe man in ſeinem eignen Wien
Dem Kaiſer die Bedingung machen. Glaubt mir,
Wär's nicht um dieſe Piccolomini,
Wir hätten den Betrug uns können ſparen.

Terzky.

Was will der Buttler? Still!

Vierter Auftritt.

Buttler zu den Vorigen.

Buttler

(von der zweiten Tafel kommend).

Laßt euch nicht ſtören.
Ich hab' euch wohl verſtanden, Feldmarſchall.
Glück zum Geſchäfte — und was mich betrifft,
(Geheimnißvoll)
So könnt ihr auf mich rechnen.

Illo (lebhaft).

Können wir's?

Buttler.

Mit oder ohne Klauſel! gilt mir gleich!
Verſteht ihr mich? Der Fürſt kann meine Treu'

Auf jede Probe ſetzen, ſagt ihm das.
Ich bin des Kaiſers Offizier, ſo lang' ihm
Beliebt, des Kaiſers General zu bleiben,
Und bin des Friedlands Knecht, ſo bald es ihm
Gefallen wird, ſein eigner Herr zu ſeyn.

Terzky.

Ihr treffet einen guten Tauſch. Kein Karger,
Kein Ferdinand iſt's, dem ihr euch verpflichtet.

Buttler (ernſthaft).

Ich biete meine Treu' nicht feil, Graf Terzky,
Und wollt' euch nicht gerathen haben, mir
Vor einem halben Jahr noch abzudingen,
Wozu ich jetzt freiwillig mich erbiete.
Ja, mich ſammt meinem Regiment bring' ich
Dem Herzog, und nicht ohne Folgen ſoll
Das Beiſpiel bleiben, denk' ich, das ich gebe.

Illo.

Wem iſt es nicht bekannt, daß Oberſt Buttler
Dem ganzen Heer voran als Muſter leuchtet!

Buttler.

Meint ihr, Feldmarſchall? Nun, ſo reut mich nicht
Die Treue, vierzig Jahre lang bewahrt,
Wenn mir der wohlgeſparte gute Name
So volle Rache kauft im ſechzigſten! —
Stoßt euch an meine Rede nicht, ihr Herrn.
Euch mag es gleichviel ſeyn, *wie* ihr mich habt,
Und werdet, hoff' ich, ſelber nicht erwarten,
Daß euer Spiel mein grades Urtheil krümmt —
Daß Wankelſinn und ſchnell bewegtes Blut,
Noch leichte Urſach' ſonſt den alten Mann

Vom langgewohnten Ehrenpfade treibt.
Kommt! Ich bin darum minder nicht entſchloſſen,
Weil ich es deutlich weiß, wovon ich ſcheide.

Illo.

Sagt's rund heraus, wofür wir euch zu halten —

Buttler.

Für einen Freund! Nehmt meine Hand darauf,
Mit Allem, was ich hab', bin ich der eure,
Nicht Männer bloß, auch Geld bedarf der Fürſt.
Ich hab' in ſeinem Dienſt mir was erworben,
Ich leih' es ihm und überlebt er mich,
Iſt's ihm vermacht ſchon längſt, er iſt mein Erbe.
Ich ſteh' allein da in der Welt, und kenne
Nicht das Gefühl, das an ein theures Weib
Den Mann und an geliebte Kinder bindet,
Mein Name ſtirbt mit mir, mein Daſeyn endet.

Illo.

Nicht eures Gelds bedarf's — ein Herz, wie eures,
Wiegt Tonnen Goldes auf und Millionen.

Buttler.

Ich kam, ein ſchlechter Reitersburſch, aus Irland
Nach Prag mit einem Herrn, den ich begrub.
Vom niedern Dienſt im Stalle ſtieg ich auf,
Durch Kriegsgeſchick, zu dieſer Würd' und Höhe,
Das Spielzeug eines grillenhaften Glücks.
Auch Wallenſtein iſt der Fortuna Kind;
Ich liebe einen Weg, der meinem gleicht.

Illo.

Verwandte ſind ſich alle ſtarke Seelen.

Buttler.

Es iſt ein großer Augenblick der Zeit,
Dem Tapfern, dem Entſchloſſ'nen iſt ſie günſtig.
Wie Scheidemünze geht von Hand zu Hand,
Tauſcht Stadt und Schloß den eilenden Beſitzer.
Uralter Häuſer Enkel wandern aus,
Ganz neue Wappen kommen auf und Namen;
Auf deutſcher Erde unwillkommen, wagt's
Ein nördlich Volk, ſich bleibend einzubürgern.
Der Prinz von Weimar rüſtet ſich mit Kraft,
Am Main ein mächtig Fürſtenthum zu gründen;
Dem Mansfeld fehlte nur, dem Halberſtädter
Ein längres Leben, mit dem Ritterſchwert
Landeigenthum ſich tapfer zu erfechten.
Wer unter dieſen reicht an unſern Friedland?
Nichts iſt zu hoch, wornach der Starke nicht
Befugniß hat, die Leiter anzuſetzen.

Terzky.

Das iſt geſprochen, wie ein Mann!

Buttler.

Verſichert euch der Spanier und Welſchen;
Den Schotten Leßli will ich auf mich nehmen.
Kommt zur Geſellſchaft! Kommt!

Terzky.

Wo iſt der Kellermeiſter?
Laß aufgehn, was du haſt! die beſten Weine!
Heut' gilt es. Unſre Sachen ſtehen gut.

(Gehen, jeder an ſeine Tafel.)

Fünfter Auftritt.

Kellermeiſter mit Neumann vorwärts kommend. Bediente gehen ab und zu.

Kellermeiſter.

Der edle Wein! Wenn meine alte Herrſchaft,
Die Frau Mama, das wilde Leben ſäh',
In ihrem Grabe kehrte ſie ſich um! —
Ja! ja! Herr Offizier! Es geht zurück
Mit dieſem edeln Haus — Kein Maß noch Ziel!
Und die durchlauchtige Verſchwägerung
Mit dieſem Herzog bringt uns wenig Segen.

Neumann.

Behüte Gott! Jetzt wird der Flor erſt angehn.

Kellermeiſter.

Meint er? Es ließ ſich Vieles davon ſagen.

Bedienter (kommt).

Burgunder für den vierten Tiſch!

Kellermeiſter.

Das iſt
Die ſiebenzigſte Flaſche nun, Herr Leutnant.

Bedienter.

Das macht, der deutſche Herr, der Tiefenbach,
Sitzt dran. (Geht ab.)

Kellermeiſter (zu Neumann fortfahrend).

Sie wollen gar zu hochhinaus. Kurfürſten,
Und Königen wollen ſie's im Prunke gleich thun,
Und wo der Fürſt ſich hingetraut, da will der Graf,
Mein gnäd'ger Herre, nicht dahinten bleiben.

(Zu den Bedienten.)
Was ſteht ihr horchen? Will euch Beine machen.
Seht nach den Tiſchen, nach den Flaſchen! Da!
Graf Palfy hat ein leeres Glas vor ſich!

Zweiter Bedienter (kommt).
Den großen Kelch verlangt man, Kellermeiſter,
Den reichen güldnen, mit dem böhm'ſchen Wappen,
Ihr wißt ſchon welchen, hat der Herr geſagt.

Kellermeiſter.
Der auf des Friedrichs ſeine Königskrönung
Vom Meiſter Wilhelm iſt verfertigt worden,
Das ſchöne Prachtſtück aus der Prager Beute?

Zweiter Bedienter.
Ja, den! Den Umtrunk wollen ſie mit halten.

Kellermeiſter
(mit Kopfſchütteln, indem er den Pokal hervorholt und ausſpült).
Das gibt nach Wien was zu berichten wieder!

Neumann.
Zeigt! Das iſt eine Pracht von einem Becher!
Von Golde ſchwer, und in erhab'ner Arbeit
Sind kluge Dinge zierlich drauf gebildet.
Gleich auf dem erſten Schildlein, laßt mal ſehn!
Die ſtolze Amazone da zu Pferd,
Die über'n Krummſtab ſetzt und Biſchofsmützen,
Auf einer Stange trägt ſie einen Hut,
Nebſt einer Fahn', worauf ein Kelch zu ſehn.
Könnt ihr mir ſagen, was das all' bedeutet?

Kellermeiſter.
Die Weibsperſon, die ihr da ſeht zu Roß,
Das iſt die Wahlfreiheit der böhm'ſchen Kron:

Das wird bedeutet durch den runden Hut
Und durch das wilde Roß, auf dem ſie reitet.
Des Menſchen Zierrath iſt der Hut, denn wer
Den Hut nicht ſitzen laſſen darf vor Kaiſern
Und Königen, der iſt kein Mann von Freiheit.

Neumann.

Was aber ſoll der Kelch da auf der Fahn'?

Kellermeiſter.

Der Kelch bezeugt die böhm'ſche Kirchenfreiheit,
Wie ſie geweſen zu der Väter Zeit.
Die Väter im Huſſitenkrieg erſtritten
Sich dieſes ſchöne Vorrecht über'n Papſt,
Der keinem Laien gönnen will den Kelch.
Nichts geht dem Utraquiſten über'n Kelch,
Es iſt ſein köſtlich Kleinod, hat dem Böhmen
Sein theures Blut in mancher Schlacht gekoſtet.

Neumann.

Was ſagt die Rolle, die da drüber ſchwebt?

Kellermeiſter.

Den böhm'ſchen Majeſtätsbrief zeigt ſie an,
Den wir dem Kaiſer Rudolph abgezwungen,
Ein köſtlich unſchätzbares Pergament,
Das frei Geläut' und offenen Geſang
Dem neuen Glauben ſichert, wie dem alten.
Doch ſeit der Grätzer über uns regiert,
Hat das ein End', und nach der Prager Schlacht,
Wo Pfalzgraf Friedrich Kron' und Reich verloren,
Iſt unſer Glaub' um Kanzel und Altar,
Und unſre Brüder ſehen mit dem Rücken

Die Heimat an, den Majeſtätsbrief aber
Zerſchnitt der Kaiſer ſelbſt mit ſeiner Schere.

Neumann.

Das alles wißt ihr! Wohl bewandert ſeyd ihr
In eures Landes Chronik, Kellermeiſter.

Kellermeiſter.

Drum waren meine Ahnherrn Taboriten,
Und dienten unter dem Prokop und Ziska.
Fried' ſey mit ihrem Staube! Kämpften ſie
Für eine gute Sache doch — Tragt fort!

Neumann.

Erſt laßt mich noch das zweite Schildlein ſehn.
Sieh doch, das iſt, wie auf dem Prager Schloß
Des Kaiſers Räthe, Martinitz, Slavata,
Kopf unter ſich herabgeſtürzet werden.
Ganz recht! Da ſteht Graf Thurn, der es befiehlt.

(Bedienter geht mit dem Kelch.)

Kellermeiſter.

Schweigt mir von dieſem Tag, es war der drei
Und zwanzigſte des Mai's, da man Ein tauſend
Sechs hundert ſchrieb und achtzehn. Iſt mir's doch
Als wär' es heut, und mit dem Unglückstag
Fing's an, das große Herzeleid des Landes.
Seit dieſem Tag, es ſind jetzt ſechzehn Jahr,
Iſt nimmer Fried' geweſen auf der Erden —

An der zweiten Tafel (wird gerufen).

Der Fürſt von Weimar!

An der dritten und vierten Tafel.

Herzog Bernhard lebe!

(Muſik fällt ein.)

Erſter Bedienter.

Hört den Tumult!

Zweiter Bedienter (kommt gelaufen.)

Habt ihr gehört? Sie laſſen
Den Weimar leben!

Dritter Bedienter.

Oeſtreichs Feind!

Erſter Bedienter.

Den Lutheraner!

Zweiter Bedienter.

Vorhin da bracht' der Deodat des Kaiſers
Geſundheit aus, da blieb's ganz mäuschenſtille.

Kellermeiſter.

Beim Trunk geht Vieles drein. Ein ordentlicher
Bedienter muß kein Ohr für ſo was haben.

Dritter Bedienter (bei Seite zum vierten).

Paſſ' ja wohl auf, Johann, daß wir dem Pater
Quiroga recht viel zu erzählen haben;
Er will dafür uns auch viel Ablaß geben.

Vierter Bedienter.

Ich mach' mir an des Illo ſeinem Stuhl
Deßwegen auch zu thun, ſo viel ich kann,
Der führt dir gar verwunderſame Reden.

(Gehen zu den Tafeln.)

Kellermeiſter (zu Neumann).

Wer mag der ſchwarze Herr ſeyn mit dem Kreuz,
Der mit Graf Palfy ſo vertraulich ſchwatzt?

Neumann.

Das iſt auch Einer, dem ſie zu viel trauen,
Maradas nennt er ſich, ein Spanier.

Kellermeiſter.

'S iſt nichts mit den Hiſpaniern, ſag' ich euch;
Die Welſchen alle taugen nichts.

Neumann.

Ei! Ei!
So ſolltet ihr nicht ſprechen, Kellermeiſter.
Es ſind die erſten Generale drunter,
Auf die der Herzog juſt am meiſten hält.

(Terzky kommt und holt das Papier ab, an den Tafeln entſteht eine Bewegung.)

Kellermeiſter (zu den Bedienten).

Der Generalleutenant ſteht auf! Gebt Acht!
Sie machen Aufbruch. Fort und rückt die Seſſel!

(Die Bedienten eilen nach hinten. Ein Theil der Gäſte kommt vorwärts.)

Sechſter Auftritt.

Octavio Piccolomini kommt im Geſpräch mit **Maradas**, und Beide ſtellen ſich ganz vorne hin, auf eine Seite des Proſceniums. Auf die entgegengeſetzte Seite tritt **Max Piccolomini**, allein, in ſich gekehrt, und ohne Antheil an der übrigen Handlung. Den mittlern Raum zwiſchen Beiden, doch einige Schritte mehr zurück, erfüllen **Buttler**, **Iſolani**, **Götz**, **Tiefenbach**, **Kolalto**, und bald darauf **Graf Terzky**.

Iſolani

(während daß die Geſellſchaft vorwärts kommt).

Gut' Nacht! — Gut' Nacht, Kolalto — Generalleutnant,
Gut' Nacht! Ich ſagte beſſer, guten Morgen.

Götz (zu Tiefenbach).

Herr Bruder! Proſit Mahlzeit!

Tiefenbach.

Das war ein königliches Mahl!

Götz.

Ja, die Frau Gräfin
Verſteht's. Sie lernt' es ihrer Schwieger ab,
Gott hab' ſie ſelig! Das war eine Hausfrau!

Iſolani (will weggehen).

Lichter! Lichter!

Terzky (kommt mit der Schrift zu Iſolani).

Herr Bruder! Zwei Minuten noch. Hier iſt
Noch was zu unterſchreiben.

Iſolani.

Unterſchreiben,
So viel ihr wollt! Verſchont mich nur mit Leſen.

Terzky.

Ich will euch nicht bemühn. Es iſt der Eid,
Den ihr ſchon kennt. Nur ein'ge Federſtriche.
(Wie Iſolani die Schrift dem Octavio hinreicht)
Wie's kommt! Wen's eben trifft! Es iſt kein Rang hier.
(Octavio durchläuft die Schrift mit anſcheinender Gleichgültigkeit. Terzky beobachtet ihn von weitem.)

Götz (zu Terzky).

Herr Graf! Erlaubt mir, daß ich mich empfehle.

Terzky.

Eilt doch nicht ſo — Noch einen Schlaftrunk — He!
(zu den Bedienten.)

Götz.

Bin's nicht im Stand.

Terzky.
Ein Spielchen.

Götz.
Excuſirt mich.

Tiefenbach (ſetzt ſich).
Vergebt, ihr Herrn. Das Stehen wird mir ſauer.

Terzky.
Macht's euch bequem, Herr Generalfeldzeugmeiſter.

Tiefenbach.
Das Haupt iſt friſch, der Magen iſt geſund,
Die Beine aber wollen nicht mehr tragen.

Iſolani (auf ſeine Corpulenz zeigend).
Ihr habt die Laſt auch gar zu groß gemacht.

(Octavio hat unterſchrieben und reicht Terzky die Schrift, der ſie dem Iſolani gibt. Dieſer geht an den Tiſch zu unterſchreiben.)

Tiefenbach.
Der Krieg in Pommern hat mir's zugezogen,
Da mußten wir heraus in Schnee und Eis,
Das werd' ich wohl mein Lebtag nicht verwinden.

Götz.
Ja wohl! der Schwed' frug nach der Jahrszeit nichts.

(Terzky reicht das Papier an Don Maradas; dieſer geht an den Tiſch zu unterſchreiben).

Octavio (nähert ſich Buttlern.)
Ihr liebt die Bacchusfeſte auch nicht ſehr,
Herr Oberſter! Ich hab' es wohl bemerkt,
Und würdet, däucht mir, beſſer euch gefallen
Im Toben einer Schlacht, als eines Schmauſes.

Buttler.
Ich muß geſtehen, es iſt nicht in meiner Art.

Octavio (zutraulich näher tretend).
Auch nicht in meiner, kann ich euch verſichern,
Und mich erfreut's, ſehr würd'ger Oberſt Buttler,
Daß wir uns in der Denkart ſo begegnen.
Ein halbes Dutzend guter Freunde höchſtens
Um einen kleinen, runden Tiſch, ein Gläschen
Tokaierwein, ein offnes Herz dabei
Und ein vernünftiges Geſpräch — ſo lieb' ich's!

Buttler.
Ja, wenn man's haben kann, ich halt' es mit.

(Das Papier kommt an Buttlern, der an den Tiſch geht, zu unterſchreiben. Das Proſcenium wird leer, ſo daß beide Piccolomini, jeder auf ſeiner Seite, allein ſtehen bleiben.)

Octavio
(nachdem er ſeinen Sohn eine Zeitlang aus der Ferne ſtillſchweigend betrachtet, nähert ſich ihm ein wenig).
Du biſt ſehr lange ausgeblieben, Freund.

Max
(wendet ſich ſchnell um, verlegen).
Ich — dringende Geſchäfte hielten mich.

Octavio.
Doch, wie ich ſehe, biſt du noch nicht hier?

Max.
Du weißt, daß groß Gewühl mich immer ſtill macht.

Octavio (rückt ihm noch näher).
Ich darf nicht wiſſen, was ſo lang' dich aufhielt?
(Liſtig) — Und Terzky weiß es doch.

Max.
Was weiß der Terzky?

Octavio (bedeutend).
Er war der Einz'ge, der dich nicht vermißte.

Iſolani
(der von weitem Acht gegeben, tritt dazu).
Recht, alter Vater! Fall' ihm in's Gepäck!
Schlag' die Quartier ihm auf! Es iſt nicht richtig.

Terzky (kommt mit der Schrift).
Fehlt keiner mehr? Hat Alles unterſchrieben?

Octavio.
Es haben's Alle.

Terzky (rufend).
Nun? Wer unterſchreibt noch?

Buttler (zu Terzky).
Zähl' nach! Juſt dreißig Namen müſſen's ſeyn.

Terzky.
Ein Kreuz ſteht hier.

Tiefenbach.
Das Kreuz bin ich.

Iſolani (zu Terzky).
Er kann nicht ſchreiben, doch ſein Kreuz iſt gut,
Und wird ihm honorirt von Jud' und Chriſt.

Octavio (preſſirt, zu Max).
Gehn wir zuſammen, Oberſt. Es wird ſpät.

Terzky.
Ein Piccolomini nur iſt aufgeſchrieben.

Iſolani (auf Max zeigend).
Gebt Acht! Es fehlt an dieſem ſteinernen Gaſt,
Der uns den ganzen Abend nichts getaugt.

(Max empfängt aus Terzky's Händen das Blatt, in welches er gedankenlos hineinſieht.)

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Illo kommt aus dem hintern Zimmer, er hat den goldenen Pokal in der Hand und iſt ſehr erhitzt. Ihm folgen **Götz** und **Buttler**, die ihn zurückhalten wollen.

Illo.

Was wollt ihr? Laßt mich.

Götz und Buttler.

Illo! Trinkt nicht mehr.

Illo

(geht auf den Octavio zu und umarmt ihn, trinkend).

Octavio! das bring' ich dir! Erſäuft
Sey aller Groll in dieſem Bundestrunk!
Weiß wohl, du haſt mich nie geliebt — Gott ſtraf' mich,
Und ich dich auch nicht! Laß Vergangenes
Vergeſſen ſeyn! Ich ſchätze dich unendlich,
(Ihn zu wiederholten Malen küſſend.)
Ich bin dein beſter Freund, und, daß ihr's wißt!
Wer mir ihn eine falſche Katze ſchilt,
Der hat's mit mir zu thun.

Terzky (bei Seite).

Biſt du bei Sinnen?
Bedenk' doch, Illo, wo du biſt!

Illo (treuherzig).

Was wollt ihr? Es ſind lauter gute Freunde.
(Mit vergnügtem Geſicht im ganzen Kreiſe herumſehend.)
Es iſt kein Schelm hier unter uns, das freut mich.

Terzky (zu Buttler, dringend).

Nehmt ihn doch mit euch fort! Ich bitt' euch, Buttler.
(Buttler führt ihn an den Schenktiſch.)

Iſolani
(zu Max, der bisher unverwandt, aber gedankenlos in das Papier geſehen).

Wird's bald, Herr Bruder? Hat er's durchſtudirt?

Max (wie aus einem Traum erwachend).

Was ſoll ich?

Terzky und **Iſolani** (zugleich).

Seinen Namen drunter ſetzen.

(Man ſieht den Octavio ängſtlich geſpannt den Blick auf ihn richten.)

Max (gibt es zurück).

Laßt's ruhn bis morgen. Es iſt ein Geſchäft,
Hab' heute keine Faſſung. Schickt mir's morgen.

Terzky.

Bedenk' er doch —

Iſolani.

Friſch! Unterſchrieben! Was?
Er iſt der Jüngſte von der ganzen Tafel,
Wird ja allein nicht klüger wollen ſeyn,
Als wir zuſammen? Seh er her! der Vater
Hat auch, wir haben alle unterſchrieben.

Terzky (zum Octavio).

Braucht euer Anſehn doch. Bedeutet ihn.

Octavio.

Mein Sohn iſt mündig.

Illo (hat den Pokal auf den Schenktiſch geſetzt).

Wovon iſt die Rede?

Terzky.

Er weigert ſich, das Blatt zu unterſchreiben.

Max.

Es wird bis morgen ruhen können, ſag' ich.

Illo.

Es kann nicht ruhn. Wir unterſchrieben alle,
Und du mußt auch, du *mußt* dich unterſchreiben.

Max.

Illo, ſchlaf wohl.

Illo.

Nein! So entkommſt du nicht!
Der Fürſt ſoll ſeine Freunde kennen lernen.

(Es ſammeln ſich alle Gäſte um die Beiden.)

Max.

Wie ich für ihn geſinnt bin, weiß der Fürſt,
Es wiſſen's Alle, und der Fratzen braucht's nicht.

Illo.

Das iſt der Dank, das hat der Fürſt davon,
Daß er die Welſchen immer vorgezogen!

Terzky

(in höchſter Verlegenheit zu den Kommandeurs, die einen Auflauf machen).

Der Wein ſpricht aus ihm! Hört ihn nicht, ich bitt' euch.

Iſolani (lacht).

Der Wein erfindet nichts, er ſchwatzt's nur aus.

Illo.

Wer nicht iſt *mit* mir, der iſt wider mich.
Die zärtlichen Gewiſſen! Wenn ſie nicht
Durch eine Hinterthür, durch eine Klauſel —

Terzky (fällt ſchnell ein).

Er iſt ganz raſend, gebt nicht Acht auf ihn.

Illo (laut ſchreiend).
Durch eine Klauſel ſich ſalviren können.
Was Klauſel? Hol' der Teufel dieſe Klauſel —

Max
(wird aufmerkſam und ſieht wieder in die Schrift).
Was iſt denn hier ſo hoch Gefährliches?
Ihr macht mir Neugier, näher hinzuſchaun.

Terzky (bei Seite zu Illo).
Was machſt du, Illo? Du verderbeſt uns!

Tiefenbach (zu Kolatto).
Ich merkt' es wohl, vor Tiſche las man's anders.

Götz.
Es kam mir auch ſo vor.

Iſolani.
Was ficht das mich an?
Wo andre Namen, kann auch meiner ſtehn.

Tiefenbach.
Vor Tiſch war ein gewiſſer Vorbehalt
Und eine Klauſel drin, von Kaiſers Dienſt.

Buttler (zu einem der Kommandeurs).
Schämt euch, ihr Herrn! Bedenkt, worauf es ankommt.
Die Frag' iſt jetzt, ob wir den General
Behalten ſollen oder ziehen laſſen?
Man kann's ſo ſcharf nicht nehmen und genau.

Iſolani (zu einem der Generale).
Hat ſich der Fürſt auch ſo verklauſulirt,
Als er dein Regiment dir zugetheilt?

Terzky (zu Götz).
Und euch die Lieferungen, die an tauſend
Piſtolen euch in Einem Jahre tragen?

Illo.

Spitzbuben ſelbſt, die uns zu Schelmen machen!
Wer nicht zufrieden iſt, der ſag's! Da bin ich!

Tiefenbach.

Nun! nun! Man ſpricht ja nur.

Max (hat geleſen und gibt das Papier zurück).

Bis morgen alſo!

Illo

(vor Wuth ſtammelnd und ſeiner nicht mehr mächtig, hält ihm mit der einen Hand die Schrift, mit der andern den Degen vor).

Schreib — Judas!

Iſolani.

Pfui, Illo!

Octavio. Terzky. Buttler (zugleich).

Degen weg!

Max

(iſt ihm raſch in den Arm gefallen und hat ihn entwaffnet, zu Graf Terzky).

Bring' ihn zu Bette!

(Er geht ab. Illo, fluchend und ſcheltend, wird von einigen Kommandeurs gehalten, unter allgemeinem Aufbruch fällt der Vorhang.)

Fünfter Aufzug.

Scene: Ein Zimmer in Piccolomini's Wohnung. Es iſt Nacht.

Erſter Auftritt.

Octavio Piccolomini. Kammerdiener leuchtet. Gleich darauf Max Piccolomini.

Octavio.

Sobald mein Sohn herein iſt, weiſet ihn
Zu mir — Was iſt die Glocke?

Kammerdiener.

Gleich iſt's Morgen.

Octavio.

Setzt euer Licht hieher — Wir legen uns
Nicht mehr zu Bette; Ihr könnt ſchlafen gehn.

(Kammerdiener ab. Octavio geht nachdenkend durch's Zimmer. Max Piccolomini tritt auf, nicht gleich von ihm bemerkt, und ſieht ihm einige Augenblicke ſchweigend zu.)

Max.

Biſt du mir bös, Octavio? Weiß Gott,
Ich bin nicht Schuld an dem verhaßten Streit.
— Ich ſahe wohl, du hatteſt unterſchrieben;
Was du gebilligt, das konnte mir

Auch recht ſeyn — doch es war — du weißt — ich kann
In ſolchen Sachen nur dem eignen Licht,
Nicht fremdem folgen.

Octavio

(geht auf ihn zu und umarmt ihn).

Folg' ihm ferner auch,
Mein beſter Sohn! Es hat dich treuer jetzt
Geleitet, als das Beiſpiel deines Vaters.

Max.

Erklär' dich deutlicher.

Octavio.

Ich werd' es thun.
Nach dem, was dieſe Nacht geſchehen iſt,
Darf kein Geheimniß bleiben zwiſchen uns.

(Nachdem beide ſich niedergeſetzt.)

Max! ſage mir, was denkſt du von dem Eid,
Den man zur Unterſchrift uns vorgelegt?

Max.

Für etwas Unverfänglich's halt' ich ihn,
Obgleich ich dieſes Förmliche nicht liebe.

Octavio.

Du hätteſt dich aus keinem andern Grunde
Der abgedrungnen Unterſchrift geweigert?

Max.

Es war ein ernſt Geſchäft — ich war zerſtreut
Die Sache ſelbſt erſchien mir nicht ſo dringend —

Octavio.

Sey offen, Max. Du hatteſt keinen Argwohn

Max.

Worüber Argwohn? Nicht den mindeſten.

Octavio.

Dank's deinem Engel, Piccolomini!
Unwiſſend zog er dich zurück vom Abgrund.

Max.

Ich weiß nicht, was du meinſt.

Octavio.

Ich will dir's ſagen:
Zu einem Schelmſtück ſollteſt du den Namen
Hergeben, deinen Pflichten, deinem Eid
Mit einem einz'gen Federſtrich entſagen.

Max (ſteht auf).

Octavio!

Octavio.

Bleib ſitzen. Viel noch haſt du
Von mir zu hören, Freund, haſt Jahre lang
Gelebt in unbegreiflicher Verblendung.
Das ſchwärzeſte Komplot entſpinnet ſich
Vor deinen Augen, eine Macht der Hölle
Umnebelt deiner Sinne hellen Tag —
Ich darf nicht länger ſchweigen, muß die Binde
Von deinen Augen nehmen.

Max.

Eh' du ſprichſt,
Bedenk' es wohl! Wenn von Vermuthungen
Die Rede ſeyn ſoll — und ich fürchte faſt,
Es iſt nichts weiter — ſpare ſie! Ich bin
Jetzt nicht gefaßt, ſie ruhig zu vernehmen.

Octavio.

So ernſten Grund du haſt, dies Licht zu fliehn,
So dringendern hab' ich, daß ich dir's gebe.

Ich konnte dich der Unſchuld deines Herzens,
Dem eignen Urtheil ruhig anvertraun;
Doch deinem Herzen ſelbſt ſeh' ich das Netz
Verderblich jetzt bereiten — Das Geheimniß,
(Ihn ſcharf mit den Augen fixirend.)
Das du vor mir verbirgſt, entreißt mir meines.

Max
(verſucht zu antworten, ſtockt aber und ſchlägt den Blick verlegen zu Boden).

Octavio (nach einer Pauſe).
So wiſſe denn! Man hintergeht dich — ſpielt
Auf's Schändlichſte mit dir und mit uns Allen.
Der Herzog ſtellt ſich an, als wollt' er die
Armee verlaſſen; und in dieſer Stunde
Wird's eingeleitet, die Armee dem Kaiſer
— Zu ſtehlen und dem Feinde zuzuführen!

Max.
Das Pfaffenmährchen kenn' ich, aber nicht
Aus deinem Mund' erwartet' ich's zu hören.

Octavio.
Der Mund, aus dem du's gegenwärtig hörſt,
Verbürget dir, es ſey kein Pfaffenmährchen.

Max.
Zu welchem Raſenden macht man den Herzog!
Er könnte daran denken, dreißig tauſend
Geprüfter Truppen, ehrlicher Soldaten,
Worunter mehr denn tauſend Edelleute,
Von Eid und Pflicht und Ehre wegzulocken,
Zu einer Schurkenthat ſie zu vereinen?

Octavio.

So was nichtswürdig Schändliches begehrt
Er keineswegs — Was er von uns will,
Führt einen weit unſchuldigeren Namen.
Nichts will er, als dem Reich den Frieden ſchenken;
Und weil der Kaiſer dieſen Frieden haßt,
So will er ihn — er will ihn dazu zwingen!
Zufriedenſtellen will er alle Theile,
Und zum Erſatz für ſeine Mühe Böhmen,
Das er ſchon inne hat, für ſich behalten.

Max.

Hat er's um uns verdient, Octavio,
Daß wir — wir ſo unwürdig von ihm denken?

Octavio.

Von unſerm Denken iſt hier nicht die Rede.
Die Sache ſpricht, die klareſten Beweiſe.
Mein Sohn! dir iſt nicht unbekannt, wie ſchlimm
Wir mit dem Hofe ſtehn — doch von den Ränken,
Den Lügenkünſten haſt du keine Ahnung,
Die man in Uebung ſetzte, Meuterei
Im Lager auszuſäen. Aufgelöſt
Sind alle Bande, die den Offizier
An ſeinen Kaiſer feſſeln, den Soldaten
Vertraulich binden an das Bürgerleben.
Pflicht- und geſetzlos ſteht er gegenüber
Dem Staat gelagert, den er ſchützen ſoll,
Und drohet, gegen ihn das Schwert zu kehren.
Es iſt ſo weit gekommen, daß der Kaiſer
In dieſem Augenblick vor ſeinen eignen
Armeen zittert — der Verräther Dolche

In ſeiner Hauptſtadt fürchtet — ſeiner Burg;
Ja, im Begriffe ſteht, die zarten Enkel
Nicht vor den Schweden, vor den Lutheranern,
— Nein! vor den eignen Truppen wegzuflüchten.

Max.

Hör' auf! Du ängſtigeſt, erſchütterſt mich.
Ich weiß, daß man vor leeren Schrecken zittert;
Doch wahres Unglück bringt der falſche Wahn.

Octavio.

Es iſt kein Wahn. Der bürgerliche Krieg
Entbrennt, der unnatürlichſte von allen,
Wenn wir nicht, ſchleunig rettend, ihm begegnen.
Der Oberſten ſind viele längſt erkauft,
Der Subalternen Treue wankt; es wanken
Schon ganze Regimenter, Garniſonen.
Ausländern ſind die Feſtungen vertraut;
Dem Schafgotſch, dem verdächtigen, hat man
Die ganze Mannſchaft Schleſiens, dem Terzky
Fünf Regimenter, Reiterei und Fußvolk,
Dem Illo, Kinsky, Buttler, Iſolan
Die beſtmontirten Truppen übergeben.

Max.

Uns beiden auch.

Octavio.

Weil man uns glaubt zu haben,
Zu locken meint durch glänzende Verſprechen.
So theilt er mir die Fürſtenthümer Glatz
Und Sagan zu, und wohl ſeh' ich den Angel,
Womit man dich zu fangen denkt.

Max.

Nein! nein!
Nein, ſag' ich dir!

Octavio.

O! öffne doch die Augen!
Weßwegen glaubſt du, daß man uns nach Pilſen
Beorderte? Um mit uns Rath zu pflegen?
Wann hätte Friedland unſers Raths bedurft?
Wir ſind berufen, uns ihm zu verkaufen,
Und weigern wir uns — Geiſel ihm zu bleiben.
Deßwegen iſt Graf Gallas weggeblieben —
Auch deinen Vater ſäheſt du nicht hier,
Wenn höh're Pflicht ihn nicht gefeſſelt hielte.

Max.

Er hat es keinen Hehl, daß wir um ſeinetwillen
Hieher berufen ſind — Geſtehet ein,
Er brauche unſers Arms, ſich zu erhalten.
Er that ſo viel für uns, und ſo iſt's Pflicht,
Daß wir jetzt auch für ihn was thun!

Octavio.

Und weißt du,
Was dieſes iſt, das wir für ihn thun ſollen?
Des Illo trunkner Muth hat dir's verrathen.
Beſinn' dich doch, was du gehört, geſehn.
Zeugt das verfälſchte Blatt, die weggelaſſ'ne,
So ganz entſcheidungsvolle Klauſel nicht,
Man wolle zu nichts Gutem uns verbinden?

Max.

Was mit dem Blatte dieſe Nacht geſchehn,
Iſt mir nichts weiter, als ein ſchlechter Streich

Von dieſem Illo. Dies Geſchlecht von Mäklern
Pflegt Alles auf die Spitze gleich zu ſtellen.
Sie ſehen, daß der Herzog mit dem Hof
Zerfallen iſt, vermeinen ihm zu dienen,
Wenn ſie den Bruch unheilbar nur erweitern.
Der Herzog, glaub' mir, weiß von all' dem nichts!

Octavio.

Es ſchmerzt mich, deinen Glauben an den Mann,
Der dir ſo wohlgegründet ſcheint, zu ſtürzen.
Doch hier darf keine Schonung ſeyn — du mußt
Maßregeln nehmen, ſchleunige, mußt handeln.
— Ich will dir alſo nur geſtehn — daß alles,
Was ich dir jetzt vertraut, was ſo unglaublich
Dir ſcheint, daß — daß ich es aus ſeinem eignen,
— Des Fürſten Munde habe.

Max (in heftiger Bewegung).

Nimmermehr!

Octavio.

Er ſelbſt vertraute mir — was ich zwar längſt
Auf anderm Weg ſchon in Erfahrung brachte:
Daß er zum Schweden wolle übergehn,
Und an der Spitze des verbundnen Heers
Den Kaiſer zwingen wolle —

Max.

Er iſt heftig,
Es hat der Hof empfindlich ihn beleidigt;
In einem Augenblick des Unmuths, ſey's!
Mag er ſich leicht einmal vergeſſen haben.

Octavio.

Bei kaltem Blute war er, als er mir

Dies eingeſtand, und weil er mein Erſtaunen
Als Furcht auslegte, wies er im Vertraun
Mir Briefe vor, der Schweden und der Sachſen,
Die zu beſtimmter Hülfe Hoffnung geben.

Max.

Es kann nicht ſeyn! kann nicht ſeyn! kann nicht
ſeyn!
Siehſt du, daß es nicht kann! Du hätteſt ihm
Nothwendig deinen Abſcheu ja gezeigt,
Er hätt' ſich weiſen laſſen, oder du
— Du ſtündeſt nicht mehr lebend mir zur Seite!

Octavio.

Wohl hab' ich mein Bedenken ihm geäußert,
Hab' dringend, hab' mit Ernſt ihn abgemahnt,
— Doch meinen Abſcheu, meine innerſte
Geſinnung hab' ich tief verſteckt.

Max.

Du wärſt
So falſch geweſen? Das ſieht meinem Vater
Nicht gleich! Ich glaubte deinen Worten nicht,
Da du von ihm mir Böſes ſagteſt; kann's
Noch wen'ger jetzt, da du dich ſelbſt verleumdeſt.

Octavio.

Ich drängte mich nicht ſelbſt in ſein Geheimniß.

Max.

Aufrichtigkeit verdiente ſein Vertraun.

Octavio.

Nicht würdig war er meiner Wahrheit mehr.

Max.

Noch minder würdig deiner war Betrug.

Octavio.

Mein beſter Sohn! Es iſt nicht immer möglich,
Im Leben ſich ſo kinderrein zu halten,
Wie's uns die Stimme lehrt im Innerſten.
In ſteter Nothwehr gegen arge Liſt
Bleibt auch das redliche Gemüth nicht wahr —
Das eben iſt der Fluch der böſen That,
Daß ſie, fortzeugend, immer Böſes muß gebären.
Ich klügle nicht, ich thue meine Pflicht;
Der Kaiſer ſchreibt mir mein Betragen vor.
Wohl wär' es beſſer, überall dem Herzen
Zu folgen, doch darüber würde man
Sich manchen guten Zweck verſagen müſſen.
Hier gilt's, mein Sohn, dem Kaiſer wohl zu dienen,
Das Herz mag dazu ſprechen, was es will.

Max.

Ich ſoll dich heut' nicht faſſen, nicht verſtehn.
Der Fürſt, ſagſt du, entdeckte redlich dir ſein Herz
Zu einem böſen Zweck, und du willſt ihn
Zu einem guten Zweck betrogen haben!
Hör' auf! ich bitte dich — Du raubſt den Freund
Mir nicht — Laß mich den Vater nicht verlieren!

Oclavio

(unterdrückt ſeine Empfindlichkeit).

Noch weißt du Alles nicht, mein Sohn! Ich habe
Dir noch was zu eröffnen.

(Nach einer Pauſe.)

Herzog Friedland
Hat ſeine Zurüſtung gemacht. Er traut
Auf ſeine Sterne. Unbereitet denkt er uns

Zu überfallen — mit der ſichern Hand
Meint er den goldnen Cirkel ſchon zu faſſen.
Er irret ſich — Wir haben auch gehandelt.
Er faßt ſein bös geheimnißvolles Schickſal.

Max.

Nichts Raſches, Vater! O! bei allem Guten
Laß dich beſchwören: keine Uebereilung!

Octavio.

Mit leiſen Tritten ſchlich er ſeinen böſen Weg;
So leiſ' und ſchlau iſt ihm die Rache nachgeſchlichen.
Schon ſteht ſie ungeſehen, finſter hinter ihm,
Ein Schritt nur noch. und ſchaudernd rühret er ſie an.
— Du haſt den Queſtenberg bei mir geſehn;
Noch kennſt du nur ſein öffentlich Geſchäft;
Auch ein geheimes hat er mitgebracht,
Das bloß für mich war.

Max.

Darf ich's wiſſen?

Octavio.

Max!
— Des Reiches Wohlfahrt leg' ich mit dem Worte,
Des Vaters Leben dir in deine Hand.
Der Wallenſtein iſt deinem Herzen theuer,
Ein ſtarkes Band der Liebe, der Verehrung
Knüpft ſeit der frühen Jugend dich an ihn —
Du nährſt den Wunſch — O! laß mich immerhin
Vorgreifen deinem zögernden Vertrauen —
Die Hoffnung nährſt du, ihm viel näher noch
Anzugehören.

Max.

Vater —

Octavio.

Deinem Herzen trau' ich,
Doch bin ich deiner Faſſung auch gewiß?
Wirſt du's vermögen, ruhigen Geſichts
Vor dieſen Mann zu treten, wenn ich dir
Sein ganz Geſchick nun anvertrauet habe?

Max.

Nachdem du ſeine Schuld mir anvertraut!

Octavio

(nimmt ein Papier aus der Schatulle und reicht es ihm hin).

Max.

Was? Wie? Ein offner kaiſerlicher Brief.

Octavio.

Lies ihn.

Max (nachdem er einen Blick hineingeworfen).

Der Fürſt verurtheilt und geächtet!

Octavio.

So iſt's.

Max.

O! das geht weit! O unglückvoller Irrthum!

Octavio.

Lies weiter! Faſſ' dich!

Max

(nachdem er weiter geleſen, mit einem Blick des Erſtaunens auf ſeinen Vater).

Wie? Was? Du? Du biſt —

Octavio.

Bloß für den Augenblick — und bis der König
Von Ungarn bei dem Heer erſcheinen kann,
Iſt das Kommando mir gegeben —

Max.

Und glaubſt du, daß du's ihm entreißen werdeſt?
Das denke ja nicht — Vater! Vater! Vater!
Ein unglückſelig Amt iſt dir geworden.
Dies Blatt hier — dieſes! willſt du geltend machen?
Den Mächtigen in ſeines Heeres Mitte,
Umringt von ſeinen Tauſenden, entwaffnen?
Du biſt verloren — du, wir alle ſind's!

Octavio.

Was ich dabei zu wagen habe, weiß ich.
Ich ſtehe in der Allmacht Hand; ſie wird
Das fromme Kaiſerhaus mit ihrem Schilde
Bedecken, und das Werk der Nacht zertrümmern.
Der Kaiſer hat noch treue Diener; auch im Lager
Gibt es der braven Männer gnug, die ſich
Zur guten Sache munter ſchlagen werden.
Die Treuen ſind gewarnt, bewacht die Andern;
Den erſten Schritt erwart' ich nur, ſogleich —

Max.

Auf den Verdacht hin willſt du raſch gleich handeln?

Octavio.

Fern ſey vom Kaiſer die Tyrannenweiſe!
Den Willen nicht, die That nur will er ſtrafen.
Noch hat der Fürſt ſein Schickſal in der Hand —
Er laſſe das Verbrechen unvollführt,
So wird man ihn ſtill vom Kommando nehmen,
Er wird dem Sohne ſeines Kaiſers weichen.
Ein ehrenvoll Exil auf ſeine Schlöſſer
Wird Wohlthat mehr, als Strafe für ihn ſeyn.
Jedoch der erſte offenbare Schritt —

Max.

Was nennſt du einen ſolchen Schritt? Er wird
Nie einen böſen thun. Du aber könnteſt
(Du haſt's gethan) den frömmſten auch mißdeuten.

Octavio.

Wie ſtrafbar auch des Fürſten Zwecke wären,
Die Schritte, die er öffentlich gethan,
Verſtatteten noch eine milde Deutung.
Nicht eher denk' ich dieſes Blatt zu brauchen,
Bis eine That gethan iſt, die unwiderſprechlich
Den Hochverrath bezeugt und ihn verdammt.

Max.

Und wer ſoll Richter drüber ſeyn?

Octavio.

— Du ſelbſt.

Max.

O! dann bedarf es dieſes Blattes nie!
Ich hab' dein Wort, du wirſt nicht eher handeln,
Bevor du mich — mich ſelber überzeugt.

Octavio.

Iſt's möglich? Noch — nach Allem, was du weißt,
Kannſt du an ſeine Unſchuld glauben?

Max (lebhaft).

Dein Urtheil kann ſich irren, nicht mein Herz.

(Gemäßigter fortfahrend.)

Der Geiſt iſt nicht zu faſſen, wie ein andrer;
Wie er ſein Schickſal an die Sterne knüpft,
So gleicht er ihnen auch in wunderbarer,
Geheimer, ewig unbegriff'ner Bahn.
Glaub' mir, man thut ihm Unrecht. Alles wird

Sich löſen. Glänzend werden wir den Reinen
Aus dieſem ſchwarzen Argwohn treten ſehn.

Octavio.

Ich will's erwarten.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Der Kammerdiener. Gleich darauf ein Kourier.

Octavio.

Was gibt's?

Kammerdiener.

Ein Eilbot' wartet vor der Thür.

Octavio.

So früh' am Tag! Wer iſt's? Wo kommt er her?

Kammerdiener.

Das wollt' er mir nicht ſagen.

Octavio.

Führ' ihn herein. Laß nichts davon verlauten.

(Kammerdiener ab. Kornet tritt ein.)

Seyd ihr's, Kornet? Ihr kommt vom Grafen Gallas?
Gebt her den Brief.

Kornet.

Bloß mündlich iſt mein Auftrag.
Der Generalleutnant traute nicht.

Octavio.

Was iſt's?

Kornet.

Er läßt euch ſagen — Darf ich frei hier ſprechen?

Octavio.

Mein Sohn weiß Alles.

Kornet.

Wir haben ihn.

Octavio.

Wen meint ihr?

Kornet.

Den Unterhändler, den Seſin'!

Octavio (ſchnell).

Habt ihr?

Kornet.

Im Böhmerwald erwiſcht' ihn Hauptmann Mohrbrand,
Vorgeſtern früh, als er nach Regensburg
Zum Schweden unterwegs war mit Depeſchen.

Octavio.

Und die Depeſchen —

Kornet.

Hat der Generalleutnant
Sogleich nach Wien geſchickt mit dem Gefangnen.

Octavio.

Nun endlich! endlich! Das iſt eine große Zeitung!
Der Mann iſt uns ein koſtbares Gefäß,
Das wicht'ge Dinge einſchließt — Fand man viel?

Kornet.

An ſechs Pakete mit Graf Terzky's Wappen.

Octavio.

Keins von des Fürſten Hand?

Kornet.

Nicht, daß ich wüßte.

Octavio.

Und der Seſina?

Kornet.

Der that ſehr erſchrocken,
Als man ihm ſagt', es ginge nacher Wien.
Graf Altring aber ſprach ihm guten Muth ein,
Wenn er nur Alles wollte frei bekennen.

Octavio.

Iſt Altringer bei eurem Herrn? Ich hörte,
Er läge krank in Linz.

Kornet.

Schon ſeit drei Tagen
Iſt er zu Frauenberg beim Generalleutnant.
Sie haben ſechzig Fähnlein ſchon beiſammen,
Erleſ'nes Volk, und laſſen euch entbieten,
Daß ſie von euch Befehle nur erwarten.

Octavio.

In wenig Tagen kann ſich viel ereignen.
Wann müßt ihr fort?

Kornet.

Ich wart' auf eure Ordre.

Octavio.

Bleibt bis zum Abend.

Kornet.

Wohl.

(Will gehen.)

Octavio.

Sah euch doch Niemand?

Kornet.

Kein Menſch. Die Kapuziner ließen mich
Durch's Kloſterpförtchen ein, ſo wie gewöhnlich.

Octavio.

Geht, ruht euch aus und haltet euch verborgen.
Ich denk' euch noch vor Abend abzufert'gen.
Die Sachen liegen der Entwicklung nah,
Und eh' der Tag, der eben jetzt am Himmel
Verhängnißvoll heranbricht, untergeht,
Muß ein entſcheidend Loos gefallen ſeyn.

(Kornet geht ab.)

Dritter Auftritt.

Beide Piccolomini.

Octavio.

Was nun, mein Sohn? Jetzt werden wir bald klar ſeyn?
— Denn Alles, weiß ich, ging durch den Seſina.

Max

(der während des ganzen vorigen Auftritts in einem heftigen innern Kampf geſtanden, entſchloſſen).

Ich will auf kürzerm Weg mir Licht verſchaffen.
Leb' wohl!

Octavio.

Wohin? Bleib' da!

Max.

Zum Fürſten.

Octavio (erſchrickt).

Was?

Max (zurückkommend).

Wenn du geglaubt, ich werde eine Rolle
In deinem Spiele ſpielen, haſt du dich
In mir verrechnet. Mein Weg muß gerad' ſeyn.
Ich kann nicht wahr ſeyn mit der Zunge, mit
Dem Herzen falſch — nicht zuſehn, daß mir Einer
Als ſeinem Freunde traut, und mein Gewiſſen
Damit beſchwichtigen, daß er's auf ſeine
Gefahr thut, daß mein Mund ihn nicht belogen.
Wofür mich Einer kauft, das muß ich ſeyn.
— Ich geh' zum Herzog. Heut' noch werd' ich ihn
Auffordern, ſeinen Leumund vor der Welt
Zu retten, eure künſtlichen Gewebe
Mit einem graden Schritte zu durchreißen.

Octavio.

Das wollteſt du?

Max.

Das will ich. Zweifle nicht.

Octavio.

Ich habe mich in dir verrechnet, ja.
Ich rechnete auf einen weiſen Sohn,
Der die wohlthät'gen Hände würde ſegnen,
Die ihn zurück vom Abgrund ziehn — und einen
Verblendeten entdeck' ich, den zwei Augen
Zum Thoren machten, Leidenſchaft umnebelt,
Den ſelbſt des Tages volles Licht nicht heilt.
Befrag' ihn! Geh! Sey unbeſonnen gnug,
Ihm deines Vaters, deines Kaiſers

Geheimniß preiszugeben. Nöth'ge mich
Zu einem lauten Bruche vor der Zeit!
Und jetzt, nachdem ein Wunderwerk des Himmels
Bis heute mein Geheimniß hat beſchützt,
Des Argwohns helle Blicke eingeſchläfert,
Laß mich's erleben, daß mein eigner Sohn
Mit unbedachtſam raſendem Beginnen
Der Staatskunſt mühevolles Werk vernichtet.

Max.

O! dieſe Staatskunſt, wie verwünſch' ich ſie!
Ihr werdet ihn durch eure Staatskunſt noch
Zu einem Schritte treiben — Ja, ihr könntet ihn,
Weil ihr ihn ſchuldig wollt, noch ſchuldig machen;
O! das kann nicht gut endigen — und, mag ſich's
Entſcheiden wie es will, ich ſehe ahnend
Die unglückſelige Entwicklung nahen. —
Denn dieſer Königliche, wenn er fällt,
Wird eine Welt im Sturze mit ſich reißen,
Und wie ein Schiff, das mitten auf dem Weltmeer
In Brand geräth mit Einem Mal, und berſtend
Auffliegt, und alle Mannſchaft, die es trug,
Ausſchüttet plötzlich zwiſchen Meer und Himmel,
Wird er uns alle, die wir an ſein Glück
Befeſtigt ſind, in ſeinen Fall hinabziehn.
Halte du es wie du willſt! Doch mir vergönne,
Daß ich auf meine Weiſe mich betrage.
Rein muß es bleiben zwiſchen mir und ihm,
Und eh' der Tag ſich neigt, muß ſich's erklären,
Ob ich den Freund, ob ich den Vater ſoll entbehren.

(Indem er abgeht, fällt der Vorhang.)

Wallenſtein.

Ein dramatiſches Gedicht.

Zweiter Theil.

Wallensteins Tod.

Ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen.

Perſonen.

Wallenſtein.
Octavio Piccolomini.
Max Piccolomini.
Terzky.
Illo.
Iſolani.
Buttler.
Rittmeiſter Neumann.
Ein Adjutant.
Oberſt Wrangel, von den Schweden geſendet.
Gordon, Kommandant von Eger.
Major Geraldin.
Deveroux, } Hauptleute in der Wallenſtein'ſchen Armee.
Macdonald, }
Schwediſcher Hauptmann.
Eine Geſandtſchaft von Küraſſieren.
Bürgermeiſter von Eger.
Seni.
Herzogin von Friedland.
Gräfin Terzky.
Thekla.
Fräulein Neubrunn, Hofdame der Prinzeſſin.
von Roſenberg, Stallmeiſter der Prinzeſſin.
Dragoner.
Bediente, Pagen, Volk.

Die Scene iſt in den drei erſten Aufzügen zu Pilſen, in den zwei letzten zu Eger.

Erſter Aufzug.

Ein Zimmer zu aſtrologiſchen Arbeiten eingerichtet und mit Sphären, Charten, Quadranten und anderm aſtronomiſchen Geräthe verſehen. Der Vorhang von einer Rotunde iſt aufgezogen, in welcher die ſieben Planetenbilder, jedes in einer Niſche, ſeltſam beleuchtet, zu ſehen ſind. Seni beobachtet die Sterne, Wallenſtein ſteht vor einer großen, ſchwarzen Tafel, auf welcher der Planeten-Aſpect gezeichnet iſt.

Erſter Auftritt.

Wallenſtein. Seni.

Wallenſtein.

Laß es jetzt gut ſeyn, Seni. Komm' herab.
Der Tag bricht an, und Mars regiert die Stunde.
Es iſt nicht gut mehr operiren. Komm'!
Wir wiſſen gnug.

Seni.

Nur noch die Venus laß mich
Betrachten, Hoheit. Eben geht ſie auf.
Wie eine Sonne glänzt ſie in dem Oſten.

Wallenſtein.

Ja, ſie iſt jetzt in ihrer Erdennäh'
Und wirkt herab mit allen ihren Stärken.
(Die Figur auf der Tafel betrachtend.)

Glückſeliger Aſpekt! So ſtellt ſich endlich
Die große Drei verhängnißvoll zuſammen,
Und beide Segensſterne, Jupiter
Und Venus, nehmen den verderblichen,
Den tück'ſchen Mars in ihre Mitte, zwingen
Den alten Schadenſtifter, mir zu dienen.
Denn lange war er feindlich mir geſinnt,
Und ſchoß mit ſenkrecht — oder ſchräger Strahlung,
Bald im Gevierten- bald im Doppelſchein,
Die rothen Blitze meinen Sternen zu,
Und ſtörte ihre ſegenvollen Kräfte.
Jetzt haben ſie den alten Feind beſiegt,
Und bringen ihn am Himmel mir gefangen.

Seni.

Und beide große Lumina von keinem
Malefico beleidigt! Der Saturn
Unſchädlich, machtlos, in cadente domo.

Wallenſtein.

Saturnus Reich iſt aus, der die geheime
Geburt der Dinge in dem Erdenſchooß
Und in den Tiefen des Gemüths beherrſcht,
Und über allem, was das Licht ſcheut, waltet.
Nicht Zeit iſt's mehr zu brüten und zu ſinnen:
Denn Jupiter, der glänzende, regiert
Und zieht das dunkel zubereitete Werk
Gewaltig in das Reich des Lichts — Jetzt muß
Gehandelt werden, ſchleunig, eh' die Glücks-
Geſtalt mir wieder wegflieht über'm Haupt;
Denn ſtets in Wandlung iſt der Himmelsbogen.

(Es geſchehen Schläge an die Thür.)

Man pocht. Sieh', wer es iſt.

Terzky (draußen).

Laß öffnen!

Wallenſtein.

Es iſt Terzky.

Was gibt's ſo Dringendes? Wir ſind beſchäftigt.

Terzky (draußen).

Leg' Alles jetzt beiſeit', ich bitte dich.
Es leidet keinen Aufſchub.

Wallenſtein.

Oeffne, Seni.

(Indem jener dem Terzky aufmacht, zieht Wallenſtein den Vorhang vor die Bilder.)

Zweiter Auftritt.

Wallenſtein. Graf Terzky.

Terzky (tritt ein).

Vernahmſt du's ſchon? Er iſt gefangen, iſt
Vom Gallas ſchon dem Kaiſer ausgeliefert?

Wallenſtein (zu Terzky).

Wer iſt gefangen? Wer iſt ausgeliefert?

Terzky.

Wer unſer ganz Geheimniß weiß, um jede
Verhandlung mit den Schweden weiß und Sachſen,
Durch deſſen Hände Alles iſt gegangen —

Wallenſtein (zurückfahrend).

Seſin' doch nicht? Sag' nein, ich bitte dich!

Terzky.

Grad' auf dem Weg nach Regensburg zum Schweden
Ergriffen ihn des Gallas Abgeſchickte,
Der ihm ſchon lang die Fährte abgelauert.
Mein ganz Paket an Kinsky, Matthes Thurn,
An Oxenſtirn, an Arnheim führt er bei ſich;
Das Alles iſt in ihrer Hand, ſie haben
Die Einſicht nun in Alles, was geſchehen.

Dritter Auftritt.

Vorige. Illo (kommt).

Illo (zu Terzky).

Weiß er's?

Terzky.

Er weiß es.

Illo (zu Wallenſtein).

Denkſt du deinen Frieden
Nun noch zu machen mit dem Kaiſer, ſein
Vertraun zurückzurufen? Wär' es auch,
Du wollteſt allen Planen jetzt entſagen,
Man weiß, was du gewollt haſt. Vorwärts mußt du,
Denn rückwärts kannſt du nun nicht mehr.

Terzky.

Sie haben Dokumente gegen uns
In Händen, die unwiderſprechlich zeugen —

Wallenſtein.

Von meiner Handſchrift nichts. Dich ſtraf' ich Lügen.

Illo.

So? Glaubſt du wohl, was dieſer da, dein Schwager,
In deinem Namen unterhandelt hat,
Das werde man nicht dir auf Rechnung ſetzen?
Dem Schweden ſoll ſein Wort für deines gelten,
Und deinen Wiener Feinden nicht.

Terzky.

Du gabſt nichts Schriftliches — Beſinn' dich aber,
Wie weit du mündlich gingſt mit dem Seſin'.
Und wird er ſchweigen? Wenn er ſich mit deinem
Geheimniß retten kann, wird er's bewahren!

Illo.

Das fällt dir ſelbſt nicht ein! Und da ſie nun
Berichtet ſind, wie weit du ſchon gegangen,
Sprich! was erwarteſt du? Bewahren kannſt du
Nicht länger dein Kommando, ohne Rettung
Biſt du verloren, wenn du's niederlegſt.

Wallenſtein.

Das Heer iſt meine Sicherheit. Das Heer
Verläßt mich nicht. Was ſie auch wiſſen mögen,
Die Macht iſt mein, ſie müſſen's niederſchlucken;
— Und ſtell' ich Kaution für meine Treu,
So müſſen ſie ſich ganz zufrieden geben.

Illo.

Das Heer iſt dein; jetzt für den Augenblick
Iſt's dein; doch zittre vor der langſamen,
Der ſtillen Macht der Zeit. Vor offenbarer
Gewalt beſchützt dich heute noch und morgen

Der Truppen Gunſt; doch gönnſt du ihnen Friſt,
Sie werden unvermerkt die gute Meinung,
Worauf du jetzo fußeſt, untergraben,
Dir Einen um den Andern liſtig ſtehlen —
Bis, wenn der große Erdſtoß nun geſchieht,
Der treulos mürbe Bau zuſammenbricht.

Wallenſtein.

Es iſt ein böſer Zufall!

Illo.

O! einen glücklichen will ich ihn nennen,
Hat er auf dich die Wirkung, die er ſoll,
Treibt dich zu ſchneller That — Der ſchwed'ſche Oberſt —

Wallenſtein.

Er iſt gekommen? Weißt du, was er bringt?

Illo.

Er will nur dir allein ſich anvertrau'n.

Wallenſtein.

Ein böſer, böſer Zufall — Freilich! freilich!
Seſina weiß zu viel und wird nicht ſchweigen.

Terzky.

Er iſt ein böhmiſcher Rebell und Flüchtling,
Sein Hals iſt ihm verwirkt; kann er ſich retten
Auf deine Koſten, wird er Anſtand nehmen?
Und wenn ſie auf der Folter ihn befragen,
Wird er, der Weichling, Stärke gnug beſitzen? —

Wallenſtein (in Nachſinnen verloren).

Nicht herzuſtellen mehr iſt das Vertrau'n,
Und mag ich handeln, wie ich will, ich werde
Ein Landsverräther ihnen ſeyn und bleiben;
Und kehr' ich noch ſo ehrlich auch zurück
Zu meiner Pflicht, es wird mir nichts mehr helfen —

Illo.

Verderben wird es dich. Nicht deiner Treu,
Der Unmacht nur wird's zugeſchrieben werden.

Wallenſtein

(in heftiger Bewegung auf- und abgehend).

„Wie? Sollt' ich's nun im Ernſt erfüllen müſſen,
Weil ich zu frei geſcherzt mit dem Gedanken?
Verflucht, wer mit dem Teufel ſpielt!

Illo.

Wenn's nur dein Spiel geweſen, glaube mir,
Du wirſt's in ſchwerem Ernſte büßen müſſen.

Wallenſtein.

Und müßt' ich's in Erfüllung bringen, jetzt,
Jetzt, da die Macht noch mein iſt, müßt's geſchehn.

Illo.

Wo möglich, eh' ſie von dem Schlage ſich
In Wien beſinnen und zuvor dir kommen —

Wallenſtein (die Unterſchriften betrachtend).

Das Wort der Generale hab' ich ſchriftlich —
Max Piccolomini ſteht nicht hier. Warum nicht?

Terzky.

Es war — er meinte —

Illo.

Bloßer Eigendünkel!
Es brauche das nicht zwiſchen dir und ihm.

Wallenſtein.

Es braucht das nicht, er hat ganz recht —
Die Regimenter wollen nicht nach Flandern,
Sie haben eine Schrift mir überſandt,
Und widerſetzen laut ſich dem Befehl.
Der erſte Schritt zum Aufruhr iſt geſchehn.

Illo.

Glaub' mir, du wirſt ſie leichter zu dem Feind,
Als zu dem Spanier hinüber führen.

Wallenſtein.

Ich will doch hören, was der Schwede mir
Zu ſagen hat.

Illo (preſſirt).

Wollt ihr ihn rufen, Terzky?
Er ſteht ſchon draußen.

Wallenſtein.

Warte noch ein wenig,
Es hat mich überraſcht — Es kam zu ſchnell —
Ich bin es nicht gewohnt, daß mich der Zufall
Blind waltend, finſter herrſchend mit ſich führe.

Illo.

Hör' ihn für's Erſte nur, erwäg's nachher.

(Sie gehen.)

Vierter Auftritt.

Wallenſtein (mit ſich ſelbſt redend).

Wär's möglich? Könnt' ich nicht mehr, wie ich wollte?
Nicht mehr zurück, wie mir's beliebt? Ich müßte
Die That *vollbringen*, weil ich ſie *gedacht*,
Nicht die Verſuchung von mir wies — das Herz
Genährt mit dieſem Traum, auf ungewiſſe
Erfüllung hin die Mittel mir geſpart,

Die Wege bloß mir offen hab' gehalten? —
Beim großen Gott des Himmels! Es war nicht
Mein Ernſt, beſchloſſ'ne Sache war es nie.
In dem Gedanken bloß gefiel ich mir;
Die Freiheit reizte mich und das Vermögen.
War's unrecht, an dem Gaukelbilde mich
Der königlichen Hoffnung zu ergötzen?
Blieb in der Bruſt mir nicht der Wille frei,
Und ſah ich nicht den guten Weg zur Seite,
Der mir die Rückkehr offen ſtets bewahrte?
Wohin denn ſeh' ich plötzlich mich geführt?
Bahnlos liegt's hinter mir, und eine Mauer
Aus meinen eignen Werken baut ſich auf,
Die mir die Umkehr thürmend hemmt!

(Er bleibt tiefſinnig ſtehen.)

Strafbar erſchein' ich, und ich kann die Schuld,
Wie ich's verſuchen mag, nicht von mir wälzen;
Denn mich verklagt der Doppelſinn des Lebens,
Und — ſelbſt der frommen Quelle reine That
Wird der Verdacht, ſchlimmdeutend, mir vergiften.
War ich, wofür ich gelte, der Verräther,
Ich hätte mir den guten Schein geſpart,
Die Hülle hätt' ich dicht um mich gezogen,
Dem Unmuth Stimme nie geliehn. Der Unſchuld,
Des unverführten Willens mir bewußt,
Gab ich der Laune Raum, der Leidenſchaft —
Kühn war das Wort, weil es die That nicht war.
Jetzt werden ſie, was planlos iſt geſchehn,
Weitſehend, planvoll mir zuſammenknüpfen,
Und was der Zorn, und was der frohe Muth

Mich ſprechen ließ im Ueberfluß des Herzens,
Zu künſtlichem Gewebe mir vereinen,
Und eine Klage furchtbar draus bereiten,
Dagegen ich verſtummen muß. So hab' ich
Mit eignem Netz verderblich mich verſtrickt,
Und nur Gewaltthat kann es reißend löſen.

(Wiederum ſtille ſtehend).

Wie anders, da des Muthes freier Trieb
Zur kühnen That mich zog, die rauh gebietend
Die Noth jetzt, die Erhaltung von mir heiſcht!
Ernſt iſt der Anblick der Nothwendigkeit.
Nicht ohne Schauder greift des Menſchen Hand
In des Geſchicks geheimnißvolle Urne.
In meiner Bruſt war meine That noch mein:
Einmal entlaſſen aus dem ſichern Winkel
Des Herzens, ihrem mütterlichen Boden,
Hinausgegeben in des Lebens Fremde,
Gehört ſie jenen tück'ſchen Mächten an,
Die keines Menſchen Kunſt vertraulich macht.

(Er macht heftige Schritte durch's Zimmer, dann bleibt er wieder ſinnend ſtehen.)

Und was iſt dein Beginnen? Haſt du dir's
Auch redlich ſelbſt bekannt? Du willſt die Macht,
Die ruhig, ſicher thronende erſchüttern,
Die in verjährt geheiligtem Beſitz,
In der Gewohnheit feſtgegründet ruht,
Die an der Völker frommem Kinderglauben
Mit tauſend zähen Wurzeln ſich befeſtigt.
Das wird kein Kampf der Kraft ſeyn mit der Kraft.
Den fürcht' ich nicht. Mit jedem Gegner wag' ich's,

Den ich kann ſehen und in's Auge faſſen,
Der, ſelbſt voll Muth, auch mir den Muth entflammt.
Ein unſichtbarer Feind iſt's, den ich fürchte,
Der in der Menſchenbruſt mir widerſteht,
Durch feige Furcht allein mir fürchterlich —
Nicht was lebendig, kraftvoll ſich verkündigt,
Iſt das gefährlich Furchtbare. Das ganz
Gemeine iſt's, das ewig Geſtrige,
Was immer war und immer wiederkehrt,
Und morgen gilt, weil's heute hat gegolten!
Denn aus Gemeinem iſt der Menſch gemacht,
Und die Gewohnheit nennt er ſeine Amme.
Weh' dem, der an den würdig alten Hausrath
Ihm rührt, das theure Erbſtück ſeiner Ahnen!
Das Jahr übt eine heiligende Kraft;
Was grau vor Alter iſt, das iſt ihm göttlich.
Sey im Beſitze und du wohnſt im Recht,
Und heilig wird's die Menge dir bewahren.

(Zu dem Pagen, der hereintritt.)

Der ſchwed'ſche Oberſt? Iſt er's? Nun, er komme.

(Page geht. Wallenſtein hat den Blick nachdenkend auf die Thür geheftet.)

Noch iſt ſie rein — noch! Das Verbrechen kam
Nicht über dieſe Schwelle noch — So ſchmal iſt
Die Grenze, die zwei Lebenspfade ſcheidet!

Fünfter Auftritt.

Wallenſtein und Wrangel.

Wallenſtein

(nachdem er einen forſchenden Blick auf ihn geheftet).

Ihr nennt euch Wrangel?

Wrangel.

Guſtav Wrangel, Oberſt
Vom blauen Regimente Südermannland.

Wallenſtein.

Ein Wrangel war's, der vor Stralſund viel Böſes
Mir zugefügt, durch tapfre Gegenwehr
Schuld war, daß mir die Seeſtadt widerſtanden.

Wrangel.

Das Werk des Elements, mit dem Sie kämpften,
Nicht mein Verdienſt, Herr Herzog! Seine Freiheit
Vertheidigte mit Sturmes Macht der Belt;
Es ſollte Meer und Land nicht Einem dienen.

Wallenſtein.

Den Admiralshut riſſ't ihr mir vom Haupt.

Wrangel.

Ich komme, eine Krone drauf zu ſetzen.

Wallenſtein

(winkt ihm, Platz zu nehmen, ſetzt ſich).

Euer Kreditiv. Kommt ihr mit ganzer Vollmacht?

Wrangel (bedenklich).

Es ſind ſo manche Zweifel noch zu löſen —

Wallenſtein (nachdem er geleſen).
Der Brief hat Händ' und Füß'. Es iſt ein klug,
Verſtändig Haupt, Herr Wrangel, dem ihr dienet.
Es ſchreibt der Kanzler: Er vollziehe nur
Den eignen Einfall des verſtorbnen Königs,
Indem er mir zur böhm'ſchen Kron' verhelfe.

Wrangel.
Er ſagt, was wahr iſt. Der Hochſelige
Hat immer groß gedacht von Euer Gnaden
Fürtrefflichem Verſtand und Feldherrngaben,
Und ſtets der Herrſchverſtändigſte, beliebt' ihm
Zu ſagen, ſollte Herrſcher ſeyn und König.

Wallenſtein.
Er durft' es ſagen.
(Seine Hand vertraulich faſſend.)
Aufrichtig, Oberſt Wrangel — Ich war ſtets
Im Herzen auch gut Schwediſch — Ei, das habt ihr
In Schleſien erfahren und bei Nürnberg.
Ich hatt' euch oft in meiner Macht und ließ
Durch eine Hinterthür euch ſtets entwiſchen.
Das iſt's, was ſie in Wien mir nicht verzeihn,
Was jetzt zu dieſem Schritt mich treibt — Und weil
Nun unſer Vortheil ſo zuſammengeht,
So laßt uns zu einander auch ein recht
Vertrauen faſſen.

Wrangel.
Das Vertraun wird kommen,
Hat jeder nur erſt ſeine Sicherheit.

Wallenſtein.
Der Kanzler, merk' ich, traut mir noch nicht recht.

Ja, ich geſteh's — Es liegt das Spiel nicht ganz
Zu meinem Vortheil. Seine Würden meint,
Wenn ich dem Kaiſer, der mein Herr iſt, ſo
Mitſpielen kann, ich könn' das Gleiche thun
Am Feinde, und das Eine wäre mir
Noch eher zu verzeihen, als das Andre.
Iſt das nicht eure Meinung auch, Herr Wrangel?

Wrangel.

Ich hab' hier bloß ein Amt und keine Meinung.

Wallenſtein.

Der Kaiſer hat mich bis zum Aeußerſten
Gebracht. Ich kann ihm nicht mehr ehrlich dienen.
Zu meiner Sicherheit, aus Nothwehr thu' ich
Den harten Schritt, den mein Bewußtſeyn tadelt.

Wrangel.

Ich glaub's. So weit geht Niemand, der nicht muß.
(Nach einer Pauſe.)
Was Eure Fürſtlichkeit bewegen mag,
Alſo zu thun an Ihrem Herrn und Kaiſer,
Gebührt nicht uns, zu richten und zu deuten.
Der Schwede ficht für ſeine gute Sach'
Mit ſeinem guten Degen und Gewiſſen.
Die Concurrenz iſt, die Gelegenheit
Zu unſrer Gunſt; im Krieg gilt jeder Vortheil;
Wir nehmen unbedenklich, was ſich bietet!
Und wenn ſich Alles richtig ſo verhält —

Wallenſtein.

Woran denn zweifelt man? An meinem Willen?
An meinen Kräften? Ich verſprach dem Kanzler,
Wenn er mir ſechzehn tauſend Mann vertraut,

Mit achtzehn tauſend von des Kaiſers Heer
Dazu zu ſtoßen —

Wrangel.

Euer Gnaden ſind
Bekannt für einen hohen Kriegesfürſten,
Für einen zweiten Attila und Pyrrhus,
Noch mit Erſtaunen redet man davon,
Wie Sie vor Jahren, gegen Menſchendenken,
Ein Heer wie aus dem Nichts hervorgerufen.
Jedennoch —

Wallenſtein.

Dennoch?

Wrangel.

Seine Würden meint,
Ein leichter Ding doch möcht' es ſeyn, mit Nichts
In's Feld zu ſtellen ſechzig tauſend Krieger,
Als nur ein Sechzigtheil davon —

(Er hält inne.)

Wallenſtein.

Nun was?
Nur frei heraus!

Wrangel.

Zum Treubruch zu verleiten.

Wallenſtein.

Meint er? Er urtheilt wie ein Schwed' und wie
Ein Proteſtant. Ihr Lutheriſchen fechtet
Für eure Bibel; euch iſt's um die Sach';
Mit eurem *Herzen* folgt ihr eurer Fahne. —
Wer zu dem Feinde läuft von *euch*, der hat
Mit zweien Herrn zugleich den Bund gebrochen.
Von all' dem iſt die Rede nicht bei uns —

Wrangel.

Herr Gott im Himmel! Hat man hier zu Lande
Denn keine Heimat, keinen Herd und Kirche?

Wallenſtein.

Ich will euch ſagen, wie das zugeht — Ja,
Der Oeſterreicher hat ein Vaterland,
Und liebt's, und hat auch Urſach', es zu lieben.
Doch dieſes Heer, das kaiſerlich ſich nennt,
Das hier in Böheim hauſet, das hat keins;
Das iſt der Auswurf fremder Länder, iſt
Der aufgegebne Theil des Volks, dem nichts
Gehöret, als die allgemeine Sonne.
Und dieſes böhm'ſche Land, um das wir fechten,
Das hat kein Herz für ſeinen Herrn, den ihm
Der Waffen Glück, nicht eigne Wahl gegeben.
Mit Murren trägt's des Glaubens Tyrannei,
Die Macht hat's eingeſchreckt, beruhigt nicht.
Ein glühend, rachvoll Angedenken lebt
Der Greuel, die geſchahn auf dieſem Boden.
Und kann's der Sohn vergeſſen, daß der Vater
Mit Hunden in die Meſſe ward gehetzt?
Ein Volk, dem das geboten wird, iſt ſchrecklich,
Es räche oder dulde die Behandlung.

Wrangel.

Der Adel aber und die Offiziere?
Solch eine Flucht und Felonie, Herr Fürſt,
Iſt ohne Beiſpiel in der Welt Geſchichten.

Wallenſtein.

Sie ſind auf jegliche Bedingung mein.

Nicht mir, den eignen Augen mögt ihr glauben.
(Er gibt ihm die Eidesformel. Wrangel durchlieſt ſie und legt ſie, nachdem er geleſen, ſchweigend auf den Tiſch.)
Wie iſt's? Begreift ihr nun?

Wrangel.

Begreif's, wer's kann!
Herr Fürſt! Ich laſſ' die Maske fallen — Ja!
Ich habe Vollmacht, Alles abzuſchließen.
Es ſteht der Rheingraf nur vier Tagemärſche
Von hier, mit fünfzehntauſend Mann; er wartet
Auf Ordre nur, zu Ihrem Heer zu ſtoßen;
Die Ordre ſtell' ich aus, ſo bald wir einig.

Wallenſtein.

Was iſt des Kanzlers Forderung?

Wrangel (bedenklich).

Zwölf Regimenter gilt es, ſchwediſch Volk.
Mein Kopf muß dafür haften. Alles könnte
Zuletzt nur falſches Spiel —

Wallenſtein (fährt auf).

Herr Schwede!

Wrangel (ruhig fortfahrend).

Muß demnach
Darauf beſtehn, daß Herzog Friedland förmlich,
Unwiderruflich breche mit dem Kaiſer,
Sonſt ihm kein ſchwediſch Volk vertrauet wird.

Wallenſtein.

Was iſt die Forderung? Sagt's kurz und gut!

Wrangel.

Die ſpan'ſchen Regimenter, die dem Kaiſer
Ergeben, zu entwaffnen, Prag zu nehmen,

Und dieſe Stadt, wie auch das Grenzſchloß Eger,
Den Schweden einzuräumen.

Wallenſtein.

Viel gefordert!
Prag! Sey's um Eger! Aber Prag? Geht nicht.
Ich leiſt' euch jede Sicherheit, die ihr
Vernünft'gerweiſe von mir fordern möget.
Prag aber — Böhmen — kann ich ſelbſt beſchützen.

Wrangel.

Man zweifelt nicht daran. Es iſt uns auch
Nicht um's Beſchützen bloß. Wir wollen Menſchen
Und Geld umſonſt nicht aufgewendet haben.

Wallenſtein.

Wie billig.

Wrangel.

Und ſo lang, bis wir entſchädigt,
Bleibt Prag verpfändet.

Wallenſtein.

Traut ihr uns ſo wenig?

Wrangel (ſteht auf).

Der Schwede muß ſich vorſehn mit dem Deutſchen.
Man hat uns über's Oſtmeer hergerufen;
Gerettet haben wir vom Untergang
Das Reich — mit unſerm Blut des Glaubens Freiheit,
Die heil'ge Lehr' des Evangeliums
Verſiegelt — Aber jetzt ſchon fühlet man
Nicht mehr die Wohlthat, nur die Laſt, erblickt
Mit ſcheelem Aug' die Fremdlinge im Reiche,
Und ſchickte gern mit einer Handvoll Geld
Uns heim in unſre Wälder. Nein! wir haben

Um Judas Lohn, um klingend Gold und Silber,
Den König auf der Wahlſtatt nicht gelaſſen!
So vieler Schweden adeliges Blut,
Es iſt um Gold und Silber nicht gefloſſen!
Und nicht mit magerm Lorbeer wollen wir
Zum Vaterland die Wimpel wieder lüften,
Wir wollen Bürger bleiben auf dem Boden,
Den unſer König fallend ſich erobert.

Wallenſtein.

Helft den gemeinen Feind mir niederhalten;
Das ſchöne Grenzland kann euch nicht entgehn.

Wrangel.

Und liegt zu Boden der gemeine Feind,
Wer knüpft die neue Freundſchaft dann zuſammen?
Uns iſt bekannt, Herr Fürſt — wenn gleich der Schwede
Nichts davon merken ſoll — daß ihr mit Sachſen
Geheime Unterhandlung pflegt. Wer bürgt uns
Dafür, daß wir nicht Opfer der Beſchlüſſe ſind,
Die man vor uns zu hehlen nöthig achtet?

Wallenſtein.

Wohl wählte ſich der Kanzler ſeinen Mann,
Er hätt' mir keinen zähern ſchicken können.

(Aufſtehend.)

Beſinnt euch eines Beſſern, Guſtav Wrangel.
Von Prag nichts mehr!

Wrangel.

Hier endigt meine Vollmacht.

Wallenſtein.

Euch meine Hauptſtadt räumen! Lieber tret' ich
Zurück — zu meinem Kaiſer.

Wrangel.

Wenn's noch Zeit iſt.

Wallenſtein.

Das ſteht bei mir, noch jetzt, zu jeder Stunde.

Wrangel.

Vielleicht vor wenig Tagen noch. Heut' nicht mehr.
— Seit der Seſin' gefangen ſitzt, nicht mehr.
(Wie Wallenſtein betroffen ſchweigt.)
Herr Fürſt! Wir glauben, daß Sie's ehrlich meinen;
Seit geſtern ſind wir deß gewiß — Und nun
Dies Blatt uns für die Truppen bürgt, iſt nichts,
Was dem Vertrauen noch im Wege ſtünde.
Prag ſoll uns nicht entzweien. Mein Herr Kanzler
Begnügt ſich mit der Altſtadt, Euer Gnaden
Läßt er den Ratſchin und die kleine Seite.
Doch Eger muß vor Allem ſich uns öffnen,
Eh' an Conjunction zu denken iſt.

Wallenſtein.

Euch alſo ſoll ich trauen, ihr nicht mir?
Ich will den Vorſchlag in Erwägung ziehn.

Wrangel.

In keine gar zu lange, muß ich bitten.
In's zweite Jahr ſchon ſchleicht die Unterhandlung;
Erfolgt auch diesmal nichts, ſo will der Kanzler
Auf immer ſie für abgebrochen halten.

Wallenſtein.

Ihr drängt mich ſehr. Ein ſolcher Schritt will wohl
Bedacht ſeyn.

Wrangel.

Eh' man überhaupt dran denkt,
Herr Fürſt! durch raſche That nur kann er glücken.
(Er geht ab.)

Sechster Auftritt.

Wallenſtein. Terzky und Illo (kommen zurück).

Illo.

Iſt's richtig?

Terzky.

Seyd ihr einig?

Illo.

Dieſer Schwede
Ging ganz zufrieden fort. Ja, ihr ſeyd einig.

Wallenſtein.

Hört! Noch iſt nichts geſchehn, und wohl erwogen,
Ich will es lieber doch nicht thun.

Terzky.

Wie? Was iſt das?

Wallenſtein.

Von dieſer Schweden Gnade leben!
Der Uebermüthigen? Ich trüg' es nicht.

Illo.

Kommſt du als Flüchtling, ihre Hülf' erbettelnd?
Du bringeſt ihnen mehr, als du empfängſt.

Wallenſtein.

Wie war's mit jenem königlichen Bourbon,
Der ſeines Volkes Feinden ſich verkaufte,
Und Wunden ſchlug dem eignen Vaterland?
Fluch war ſein Lohn, der Menſchen Abſcheu rächte
Die unnatürlich frevelhafte That.

Illo.

Iſt das dein Fall?

Wallenſtein.

Die Treue, ſag' ich euch,
Iſt jedem Menſchen, wie der nächſte Blutsfreund;
Als ihren Rächer fühlt er ſich geboren.
Der Sekten Feindſchaft, der Parteien Wuth,
Der alte Neid, die Eiferſucht macht Friede;
Was noch ſo wüthend ringt, ſich zu zerſtören,
Verträgt, vergleicht ſich, den gemeinen Feind
Der Menſchlichkeit, das wilde Thier zu jagen,
Das mordend einbricht in die ſich're Hürde,
Worin der Menſch geborgen wohnt — denn ganz
Kann ihn die eigne Klugheit nicht beſchirmen.
Nur an die Stirne ſetzt' ihm die Natur
Das Licht der Augen, fromme Treue ſoll
Den bloßgegebnen Rücken ihm beſchützen.

Terzky.

Denk' von dir ſelbſt nicht ſchlimmer, als der Feind,
Der zu der That die Hände freudig bietet.
So zärtlich dachte jener Karl auch nicht,
Der Oehm und Ahnherr dieſes Kaiſerhauſes,
Der nahm den Bourbon auf mit off'nen Armen,
Denn nur vom Nutzen wird die Welt regiert.

Siebenter Auftritt.

Gräfin Terzky zu den Vorigen.

Wallenſtein.

Wer ruft euch? Hier iſt kein Geſchäft für Weiber.

Gräfin.

Ich komme, meinen Glückwunſch abzulegen.
— Komm' ich zu früh etwa? Ich will nicht hoffen.

Wallenſtein.

Gebrauch' dein Anſehn, Terzky. Heiß' ſie gehn.

Gräfin.

Ich gab den Böhmen einen König ſchon.

Wallenſtein.

Er war darnach.

Gräfin (zu den Andern).

Nun, woran liegt es? Sprecht!

Terzky.

Der Herzog will nicht.

Gräfin.

Will nicht, was er muß?

Illo.

An euch iſt's jetzt. Verſucht's, denn ich bin fertig,
Spricht man von Treue mir und von Gewiſſen.

Gräfin.

Wie? da noch Alles lag in weiter Ferne,
Der Weg ſich noch unendlich vor dir dehnte,
Da hatteſt du Entſchluß und Muth — und jetzt,
Da aus dem Traume Wahrheit werden will,

Da die Vollbringung nahe, der Erfolg
Verſichert iſt, da fängſt du an zu zagen?
Nur in Entwürfen biſt du tapfer, feig
In Thaten? Gut! Gib deinen Feinden Recht!
Da eben iſt es, wo ſie dich erwarten.
Den Vorſatz glauben ſie dir gern; ſey ſicher,
Daß ſie's mit Brief und Siegel dir belegen!
Doch an die Möglichkeit der That glaubt Keiner:
Da müßten ſie dich fürchten und dich achten.
Iſt's möglich? Da du ſo weit biſt gegangen,
Da man das Schlimmſte weiß, da dir die That
Schon als begangen zugerechnet wird,
Willſt du zurückziehn und die Frucht verlieren?
Entworfen bloß, iſt's ein gemeiner Frevel;
Vollführt, iſt's ein unſterblich Unternehmen:
Und wenn es glückt, ſo iſt es auch verziehn,
Denn aller Ausgang iſt ein Gottesurtheil.

Kammerdiener (tritt herein).

Der Oberſt Piccolomini.

Gräfin (ſchnell).

Soll warten.

Wallenſtein.

Ich kann ihn jetzt nicht ſehn. Ein andermal.

Kammerdiener.

Nur um zwei Augenblicke bittet er,
Er hab' ein dringendes Geſchäft —

Wallenſtein.

Wer weiß, was er uns bringt. Ich will doch hören.

Gräfin (lacht).

Wohl mag's ihm dringend ſeyn. Du kannſt's erwarten.

Wallenſtein.

Was iſt's?

Gräfin.

Du ſollſt es nachher wiſſen;
Jetzt denke dran, den Wrangel abzufert'gen.

(Kammerdiener geht.)

Wallenſtein.

Wenn eine Wahl noch wäre — noch ein milderer
Ausweg ſich fände — jetzt noch will ich ihn
Erwählen und das Aeußerſte vermeiden.

Gräfin.

Verlangſt du weiter nichts, ein ſolcher Weg
Liegt nah' vor dir. Schick' dieſen Wrangel fort!
Vergiß die alten Hoffnungen, wirf dein
Vergangnes Leben weg, entſchließe dich
Ein neues anzufangen. Auch die Tugend
Hat ihre Helden, wie der Ruhm, das Glück.
Reiſ' hin nach Wien zum Kaiſer ſtehndes Fußes,
Nimm eine volle Kaſſe mit, erklär',
Du hab'ſt der Diener Treue nur erproben,
Den Schweden bloß zum Beſten haben wollen.

Illo.

Auch damit iſt's zu ſpät. Man weiß zu viel.
Er würde nur das Haupt zum Todesblocke tragen.

Gräfin.

Das fürcht' ich nicht. Geſetzlich ihn zu richten,
Fehlt's an Beweiſen; Willkühr meiden ſie.
Man wird den Herzog ruhig laſſen ziehn.
Ich ſeh', wie Alles kommen wird. Der König
Von Ungarn wird erſcheinen, und es wird ſich

Von ſelbſt verſtehen, daß der Herzog geht;
Nicht der Erklärung wird es erſt bedürfen.
Der König wird die Truppen laſſen ſchwören,
Und Alles wird in ſeiner Ordnung bleiben.
An einem Morgen iſt der Herzog fort.
Auf ſeinen Schlöſſern wird es nun lebendig,
Dort wird er jagen, bau'n, Geſtütte halten,
Sich eine Hofſtatt gründen, goldne Schlüſſel
Austheilen, gaſtfrei große Tafel geben,
Und kurz ein großer König ſeyn — im Kleinen!
Und weil er klug ſich zu beſcheiden weiß,
Nichts wirklich mehr zu gelten, zu bedeuten,
Läßt man ihn ſcheinen, was er mag; er wird
Ein großer Prinz bis an ſein Ende ſcheinen.
Ei nun! der Herzog iſt dann eben auch
Der neuen Menſchen einer, die der Krieg
Emporgebracht; ein übermächtiges
Geſchöpf der Hofgunſt, die mit gleichem Aufwand
Freiherrn und Fürſten macht.

Wallenſtein (ſteht auf, heftig bewegt).
Zeigt einen Weg mir an aus dieſem Drang,
Hülfreiche Mächte! einen ſolchen zeigt mir,
Den ich vermag zu gehn — Ich kann mich nicht
Wie ſo ein Wortheld, ſo ein Tugendſchwätzer,
An meinem Willen wärmen und Gedanken —
Nicht zu dem Glück, das mir den Rücken kehrt,
Großthuend ſagen: Geh! Ich brauch' dich nicht.
Wenn ich nicht wirke mehr, bin ich vernichtet;
Nicht Opfer, nicht Gefahren will ich ſcheun,
Den letzten Schritt, den äußerſten, zu meiden;

Doch eh' ich ſinke in die Nichtigkeit,
So klein aufhöre, der ſo groß begonnen,
Eh' mich die Welt mit jenen Elenden
Verwechſelt, die der Tag erſchafft und ſtürzt,
Eh' ſpreche Welt und Nachwelt meinen Namen
Mit Abſcheu aus, und Friedland ſey die Loſung
Für jede fluchenswerthe That.

Gräfin.

Was iſt denn hier ſo wider die Natur?
Ich kann's nicht finden, ſage mir's — o! laß
Des Aberglaubens nächtliche Geſpenſter
Nicht deines hellen Geiſtes Meiſter werden!
Du biſt des Hochverraths verklagt; ob mit —
Ob ohne Recht, iſt jetzo nicht die Frage —
Du biſt verloren, wenn du dich nicht ſchnell der Macht
Bedienſt, die du beſitzeſt — Ei! wo lebt denn
Das friedſame Geſchöpf, das ſeines Lebens
Sich nicht mit allen Lebenskräften wehrt?
Was iſt ſo kühn, das Nothwehr nicht entſchuldigt?

Wallenſtein.

Einſt war mir dieſer Ferdinand ſo huldreich;
Er liebte mich, er hielt mich werth, ich ſtand
Der nächſte ſeinem Herzen. Welchen Fürſten
Hat er geehrt, wie mich? — Und ſo zu enden!

Gräfin.

So treu bewahrſt du jede kleine Gunſt,
Und für die Kränkung haſt du kein Gedächtniß?
Muß ich dich dran erinnern, wie man dir
Zu Regensburg die treuen Dienſte lohnte?
Du hatteſt jeden Stand im Reich beleidigt;

Ihn groß zu machen, hatteſt du den Haß,
Den Fluch der ganzen Welt auf dich geladen;
Im ganzen Deutſchland lebte dir kein Freund,
Weil du allein gelebt für deinen Kaiſer.
An ihn bloß hielteſt du bei jenem Sturme
Dich feſt, der auf dem Regensburger Tag
Sich gegen dich zuſammenzog — Da ließ er
Dich fallen! Ließ dich fallen! Dich dem Bayern,
Dem Uebermüthigen, zum Opfer, fallen!
Sag' nicht, daß die zurückgegebne Würde
Das erſte, ſchwere Unrecht ausgeſöhnt.
Nicht wahrlich guter Wille ſtellte dich,
Dich ſtellte das Geſetz der herben Noth
An dieſen Platz, den man dir gern verweigert.

Wallenſtein.

Nicht ihrem guten Willen, das iſt wahr!
Noch ſeiner Neigung dank' ich dieſes Amt.
Mißbrauch' ich's, ſo mißbrauch' ich kein Vertrauen.

Gräfin.

Vertrauen? Neigung? — Man bedurfte deiner!
Die ungeſtüme Preſſerin, die Noth,
Der nicht mit hohlen Namen, Figuranten
Gedient iſt, die die That will, nicht das Zeichen,
Den Größten immer aufſucht und den Beſten,
Ihn an das Ruder ſtellt, und müßte ſie ihn
Aufgreifen aus dem Pöbel ſelbſt — die ſetzte dich
In dieſes Amt, und ſchrieb dir die Beſtallung.
Denn lange, bis es nicht mehr kann, behilft
Sich dies Geſchlecht mit feilen Sklavenſeelen
Und mit den Drahtmaſchinen ſeiner Kunſt —

Doch wenn das Aeußerſte ihm nahe tritt,
Der hohle Schein es nicht mehr thut, da fällt
Es in die ſtarken Hände der Natur,
Des Rieſengeiſtes, der nur ſich gehorcht,
Nichts von Verträgen weiß, und nur auf ihre
Bedingung, nicht auf ſeine, mit ihm handelt.

Wallenſtein.

Wahr iſt's! Sie ſahn mich immer, wie ich bin;
Ich hab' ſie in dem Kaufe nicht betrogen:
Denn nie hielt ich's der Mühe werth, die kühn
Umgreifende Gemüthsart zu verbergen.

Gräfin.

Vielmehr — du haſt dich furchtbar ſtets gezeigt.
Nicht du, der ſtets ſich ſelber treu geblieben,
Die haben Unrecht, die dich fürchteten,
Und doch die Macht dir in die Hände gaben.
Denn Recht hat jeder eigene Charakter,
Der übereinſtimmt mit ſich ſelbſt; es gibt
Kein andres Unrecht, als den Widerſpruch.
Warſt du ein Andrer, als du vor acht Jahren
Mit Feu'r und Schwert durch Deutſchlands Kreiſe zogſt,
Die Geißel ſchwangeſt über alle Länder,
Hohn ſpracheſt allen Ordnungen des Reichs,
Der Stärke fürchterliches Recht nur übteſt
Und jede Landeshoheit niedertratſt,
Um deines Sultans Herrſchaft auszubreiten?
Da war es Zeit, den ſtolzen Willen dir
Zu brechen, dich zur Ordnung zu verweiſen!
Doch wohl gefiel dem Kaiſer, was ihm nützte,
Und ſchweigend drückt' er dieſen Frevelthaten

Sein kaiſerliches Siegel auf. Was damals
Gerecht war, weil du's für ihn thatſt, iſt's heute
Auf einmal ſchändlich, weil es gegen ihn
Gerichtet wird?

Wallenſtein (aufſtehend).

Von dieſer Seite ſah ich's nie — Ja! dem
Iſt wirklich ſo. Es übte dieſer Kaiſer
Durch meinen Arm im Reiche Thaten aus,
Die nach der Ordnung nie geſchehen ſollten,
Und ſelbſt den Fürſtenmantel, den ich trage,
Verdank' ich Dienſten, die Verbrechen ſind.

Gräfin.

Geſtehe denn, daß zwiſchen dir und ihm
Die Rede nicht kann ſeyn von Pflicht und Recht,
Nur von der Macht und der Gelegenheit!
Der Augenblick iſt da, wo du die Summe
Der großen Lebensrechnung ziehen ſollſt;
Die Zeichen ſtehen ſieghaft über dir,
Glück winken die Planeten dir herunter
Und rufen: Es iſt an der Zeit! Haſt du
Dein Lebenlang umſonſt der Sterne Lauf
Gemeſſen? — den Quadranten und den Cirkel
Geführt? — den Zodiak, die Himmelskugel
Auf dieſen Wänden nachgeahmt, um dich herum
Geſtellt in ſtummen, ahnungsvollen Zeichen
Die ſieben Herrſcher des Geſchicks,
Nur um ein eitles Spiel damit zu treiben?
Führt alle dieſe Zurüſtung zu nichts,
Und iſt kein Mark in dieſer hohlen Kunſt,

Daß ſie dir ſelbſt nichts gilt, nichts über dich
Vermag im Augenblicke der Entſcheidung?

Wallenſtein

(iſt während dieſer letzten Rede mit heftig arbeitendem Gemüth auf- und abgegangen, und ſteht jetzt plötzlich ſtille, die Gräfin unterbrechend).

Ruft mir den Wrangel, und es ſollen gleich
Drei Boten ſatteln.

Illo.

Nun, gelobt ſey Gott!

(Eilt hinaus.)

Wallenſtein.

Es iſt ſein böſer Geiſt und meiner. Ihn
Straft er durch mich, das Werkzeug ſeiner Herrſchſucht,
Und ich erwart' es, daß der Rache Stahl
Auch ſchon für meine Bruſt geſchliffen iſt.
Nicht hoffe, wer des Drachen Zähne ſä't,
Erfreuliches zu ernten. Jede Unthat
Trägt ihren eignen Rache-Engel ſchon,
Die böſe Hoffnung, unter ihrem Herzen.
Er kann mir nicht mehr traun, — ſo kann ich auch
Nicht mehr zurück. Geſchehe denn, was muß.
Recht ſtets behält das Schickſal; denn das Herz
In uns iſt ſein gebietriſcher Vollzieher.

(Zu Terzky.)

Bringt mir den Wrangel in mein Kabinet.
Die Boten will ich ſelber ſprechen; ſchickt
Nach dem Octavio!

(Zur Gräfin, welche eine triumphirende Miene macht.)

Frohlocke nicht!

Denn eiferſüchtig ſind des Schickſals Mächte.
Voreilig Jauchzen greift in ihre Rechte.
Den Samen legen wir in ihre Hände;
Ob Glück, ob Unglück aufgeht, lehrt das Ende.

(Indem er abgeht, fällt der Vorhang.)

Zweiter Aufzug.

Ein Zimmer.

Erſter Auftritt.

Wallenſtein. Octavio Piccolomini. Bald darauf Max Piccolomini.

Wallenſtein.

Mir meldet er aus Linz, er läge krank;
Doch hab' ich ſichre Nachricht, daß er ſich
Zu Frauenberg verſteckt beim Grafen Gallas.
Nimm Beide feſt und ſchick' ſie mir hieher.
Du übernimmſt die ſpaniſchen Regimenter.
Machſt immer Anſtalt und biſt niemals fertig,
Und treiben ſie dich, gegen mich zu ziehn,
So ſagſt du Ja, und bleibſt gefeſſelt ſtehn.
Ich weiß, daß dir ein Dienſt damit geſchieht,
In dieſem Spiel dich müßig zu verhalten.
Du retteſt gern, ſo lang du kannſt, den Schein;
Extreme Schritte ſind nicht deine Sache,
Drum hab' ich dieſe Rolle für dich ausgeſucht;
Du wirſt mir durch dein Nichtsthun diesmal

Am nützlichſten — Erklärt ſich unterdeſſen
Das Glück für mich, ſo weißt du, was zu thun.

(Max Piccolomini tritt ein.)

Jetzt, Alter, geh. Du mußt heut' Nacht noch fort.
Nimm meine eignen Pferde. — Dieſen da
Behalt' ich hier — Macht's mit dem Abſchied kurz!
Wir werden uns ja, denk' ich, alle froh
Und glücklich wiederſehn.

Octavio (zu ſeinem Sohn).

Wir ſprechen uns noch.

(Geht ab.)

Zweiter Auftritt.

Wallenſtein. Max Piccolomini.

Max (nähert ſich ihm).

Mein General —

Wallenſtein.

Der bin ich nicht mehr,
Wenn du des Kaiſers Offizier dich nennſt.

Max.

So bleibt's dabei, du willſt das Heer verlaſſen?

Wallenſtein.

Ich hab' des Kaiſers Dienſt entſagt.

Max.

Und willſt das Heer verlaſſen?

Erſter Aufzug.

Ein Zimmer.

Erſter Auftritt.

Wallenſtein. Octavio Piccolomini. Bald darauf Max Piccolomini.

Wallenſtein.

Mir meldet er aus Linz, er läge krank;
Doch hab' ich ſich're Nachricht, daß er ſich
Zu Frauenberg verſteckt beim Grafen Gallas.
Nimm Beide feſt, und ſchick' ſie mir hieher.
Du übernimmſt die ſpan'ſchen Regimenter.
Machſt immer Anſtalt und biſt niemals fertig,
Und treiben ſie dich, gegen mich zu ziehn,
So ſagſt du Ja, und bleibſt gefeſſelt ſtehn.
Ich weiß, daß dir ein Dienſt damit geſchieht,
In dieſem Spiel dich müßig zu verhalten.
Du retteſt gern, ſo lang du kannſt, den Schein;
Extreme Schritte ſind nicht deine Sache,
Drum hab' ich dieſe Rolle für dich ausgeſucht;
Du wirſt mir durch dein Nichtsthun diesmal

Am nützlichſten — Erklärt ſich unterdeſſen
Das Glück für mich, ſo weißt du, was zu thun.
(Max Piccolomini tritt ein.)
Jetzt, Alter, geh. Du mußt heut' Nacht noch fort.
Nimm meine eignen Pferde. — Dieſen da
Behalt' ich hier — Macht's mit dem Abſchied kurz!
Wir werden uns ja, denk' ich, alle froh
Und glücklich wiederſehn.

Octavio (zu ſeinem Sohn).
Wir ſprechen uns noch.
(Geht ab.)

Zweiter Auftritt.

Wallenſtein. Max Piccolomini.

Max (nähert ſich ihm).
Mein General —

Wallenſtein.
Der bin ich nicht mehr,
Wenn du des Kaiſers Offizier dich nennſt.

Max.
So bleibt's dabei, du willſt das Heer verlaſſen?

Wallenſtein.
Ich hab' des Kaiſers Dienſt entſagt.

Max.
Und willſt das Heer verlaſſen?

Wallenſtein.

Vielmehr hoff' ich
Mir's enger noch und feſter zu verbinden.
(Er ſetzt ſich.)
Ja, Max. Nicht eher wollt' ich's dir eröffnen,
Als bis des Handelns Stunde würde ſchlagen.
Der Jugend glückliches Gefühl ergreift
Das Rechte leicht, und eine Freude iſt's,
Das eigne Urtheil prüfend auszuüben,
Wo das Exempel rein zu löſen iſt.
Doch, wo von zwei gewiſſen Uebeln eins
Ergriffen werden muß, wo ſich das Herz
Nicht ganz zurückbringt aus dem Streit der Pflichten,
Da iſt es Wohlthat, keine Wahl zu haben,
Und eine Gunſt iſt die Nothwendigkeit.
— Die iſt vorhanden. Blicke nicht zurück.
Es kann dir nichts mehr helfen. Blicke vorwärts!
Urtheile nicht! Bereite dich, zu handeln.
— Der Hof hat meinen Untergang beſchloſſen;
Drum bin ich Willens, ihm zuvor zu kommen.
— Wir werden mit den Schweden uns verbinden.
Sehr wackre Leute ſind's und gute Freunde.
(Hält ein, Piccolomini's Antwort zu erwarten.)
— Ich hab' dich überraſcht. Antwort' mir nicht.
Ich will dir Zeit vergönnen, dich zu faſſen.
(Er ſteht auf, und geht nach hinten. Max ſteht lange unbeweglich, in den heftigſten Schmerz verſetzt; wie er eine Bewegung macht, kommt Wallenſtein zurück und ſtellt ſich vor ihn hin.)

Max.

Mein General! — Du machſt mich heute mündig.

Denn bis auf dieſen Tag war mir's erſpart,
Den Weg mir ſelbſt zu finden und die Richtung.
Dir folgt' ich unbedingt. Auf dich nur braucht' ich
Zu ſehn und war des rechten Pfads gewiß.
Zum erſten Male heut' verweiſeſt du
Mich an mich ſelbſt und zwingſt mich, eine Wahl
Zu treffen zwiſchen dir und meinem Herzen.

Wallenſtein.

Sanft wiegte dich bis heute dein Geſchick;
Du konnteſt ſpielend deine Pflichten üben,
Jedwedem ſchönen Trieb Genüge thun,
Mit ungetheiltem Herzen immer handeln.
So kann's nicht immer bleiben. Feindlich ſcheiden
Die Wege ſich. Mit Pflichten ſtreiten Pflichten.
Du mußt Partei ergreifen in dem Krieg,
Der zwiſchen deinem Freund und deinem Kaiſer
Sich jetzt entzündet.

Max.

Krieg! Iſt das der Name?
Der Krieg iſt ſchrecklich, wie des Himmels Plagen;
Doch iſt er gut, iſt ein Geſchick, wie ſie.
Iſt das ein guter Krieg, den du dem Kaiſer
Bereiteſt mit des Kaiſers eignem Heer?
O Gott des Himmels, was iſt das für eine
Veränderung! Ziemt ſolche Sprache mir
Mit dir, der wie der feſte Stern des Pols
Mir als die Lebensregel vorgeſchienen!
O! welchen Riß erregſt du mir im Herzen!
Der alten Ehrfurcht eingewachſ'nen Trieb
Und des Gehorſams heilige Gewohnheit

Soll ich verſagen lernen deinem Namen?
Nein! wende nicht dein Angeſicht von mir!
Es war mir immer eines Gottes Antlitz,
Kann über mich nicht gleich die Macht verlieren;
Die Sinne ſind in deinen Banden noch,
Hat gleich die Seele blutend ſich befreit!

Wallenſtein.

Max, hör' mich an!

Max.

O! thu' es nicht! Thu's nicht!
Sieh! deine reinen edeln Züge wiſſen
Noch nichts von dieſer unglückſel'gen That.
Bloß deine Einbildung befleckte ſie,
Die Unſchuld will ſich nicht vertreiben laſſen
Aus deiner hoheitblickenden Geſtalt.
Wirf ihn heraus, den ſchwarzen Fleck, den Feind.
Ein böſer Traum bloß iſt es dann geweſen,
Der jede ſich're Tugend warnt. Es mag
Die Menſchheit ſolche Augenblicke haben;
Doch ſiegen muß das glückliche Gefühl.
Nein, du wirſt ſo nicht endigen. Das würde
Verrufen bei den Menſchen jede große
Natur und jedes mächtige Vermögen;
Recht geben würd' es dem gemeinen Wahn,
Der nicht an Edles in der Freiheit glaubt,
Und nur der Ohnmacht ſich vertrauen mag.

Wallenſtein.

Streng wird die Welt mich tadeln, ich erwart' es.
Mir ſelbſt ſchon ſagt' ich, was du ſagen kannſt.
Wer miede nicht, wenn er's umgehen kann,

Das Aeußerſte! Doch hier iſt keine Wahl,
Ich muß Gewalt ausüben oder leiden —
So ſteht der Fall; nichts anders bleibt mir übrig.

Max.

Sey's denn! Behaupte dich in deinem Poſten
Gewaltſam, widerſetze dich dem Kaiſer,
Wenn's ſeyn muß, treib's zur offenen Empörung!
Nicht loben werd' ich's, doch ich kann's verzeihn,
Will, was ich nicht gut heiße, mit dir theilen.
Nur — zum Verräther werde nicht! Das Wort
Iſt ausgeſprochen, zum Verräther nicht!
Das iſt kein überſchritt'nes Maß! Kein Fehler,
Wohin der Muth verirrt in ſeiner Kraft.
O! das iſt ganz was anders — das iſt ſchwarz,
Schwarz, wie die Hölle!

Wallenſtein

(mit finſterm Stirnfalten, doch gemäßigt).

Schnell fertig iſt die Jugend mit dem Wort,
Das ſchwer ſich handhabt, wie des Meſſers Schneide;
Aus ihrem heißen Kopfe nimmt ſie keck
Der Dinge Maß, die nur ſich ſelber richten.
Gleich heißt ihr Alles ſchändlich oder würdig,
Bös' oder gut — und was die Einbildung
Phantaſtiſch ſchleppt in dieſen dunkeln Namen,
Das bürdet ſie den Sachen auf und Weſen.
Eng iſt die Welt und das Gehirn iſt weit,
Leicht beieinander wohnen die Gedanken;
Doch hart im Raume ſtoßen ſich die Sachen,
Wo Eines Platz nimmt, muß das Andre rücken;
Wer nicht vertrieben ſeyn will, muß vertreiben;

Da herrſcht der Streit und nur die Stärke ſiegt.
— Ja, wer durch's Leben gehet ohne Wunſch,
Sich jeden Zweck verſagen kann, der wohnt
Im leichten Feuer mit dem Salamander,
Und hält ſich rein im reinen Element;
Mich ſchuf aus gröberm Stoffe die Natur,
Und zu der Erde zieht mich die Begierde.
Dem böſen Geiſt gehört die Erde, nicht
Dem guten. Was die Göttlichen uns ſenden
Von oben, ſind nur allgemeine Güter;
Ihr Licht erfreut, doch macht es keinen reich,
In ihrem Staat erringt ſich kein Beſitz.
Den Edelſtein, das allgeſchätzte Gold,
Muß man den falſchen Mächten abgewinnen,
Die unter'm Tage ſchlimmgeartet hauſen.
Nicht ohne Opfer macht man ſie geneigt,
Und Keiner lebet, der aus ihrem Dienſt
Die Seele hätte rein zurückgezogen.

Max (mit Bedeutung).

O! fürchte, fürchte dieſe falſchen Mächte!
Sie halten nicht Wort! Es ſind Lügengeiſter,
Die dich berückend in den Abgrund ziehn.
Trau' ihnen nicht! Ich warne dich — O! kehre
Zurück zu deiner Pflicht! Gewiß! du kannſt's!
Schick' mich nach Wien. Ja, thue das. Laß mich,
Mich deinen Frieden machen mit dem Kaiſer.
Er kennt dich nicht; ich aber kenne dich;
Er ſoll dich ſehn mit meinem reinen Auge,
Und ſein Vertrauen bring' ich dir zurück.

Wallenſtein.

Es iſt zu ſpät. Du weißt nicht, was geſchehn.

Max.

Und wär's zu ſpät — und wär' es auch ſo weit,
Daß ein Verbrechen nur vom Fall dich rettet,
So falle! Falle würdig, wie du ſtandſt.
Verliere das Kommando. Geh' vom Schauplatz.
Du kannſt's mit Glanze, thu's mit Unſchuld auch.
— Du haſt für Andre viel gelebt, leb' endlich
Einmal dir ſelber! Ich begleite dich;
Mein Schickſal trenn' ich nimmer von dem deinen —

Wallenſtein.

Es iſt zu ſpät. Indem du deine Worte
Verlierſt, iſt ſchon ein Meilenzeiger nach dem andern
Zurückgelegt von meinen Eilenden,
Die mein Gebot nach Prag und Eger tragen.
— Ergib dich drein! Wir handeln, wie wir müſſen.
So laß uns das Nothwendige mit Würde,
Mit feſtem Schritte thun — Was thu' ich Schlimmres,
Als jener Cäſar that, deß Name noch
Bis heut' das Höchſte in der Welt benennet?
Er führte wider Rom die Legionen,
Die Rom ihm zur Beſchützung anvertraut.
Warf er das Schwert von ſich, er war verloren,
Wie ich es wär', wenn ich entwaffnete.
Ich ſpüre was in mir von ſeinem Geiſt,
Gib mir ſein Glück! Das Andre will ich tragen.

(Max, der bisher in einem ſchmerzvollen Kampfe geſtanden, geht ſchnell ab. Wallenſtein ſieht ihm verwundert und betroffen nach und ſteht in tiefe Gedanken verloren.)

Dritter Auftritt.

Wallenſtein. Terzky. Gleich darauf Illo.

Terzky.

Max Piccolomini verließ dich eben?

Wallenſtein.

Wo iſt der Wrangel?

Terzky.

Fort iſt er.

Wallenſtein.

So eilig?

Terzky.

Es war, als ob die Erd' ihn eingeſchluckt.
Er war kaum von dir weg, als ich ihm nachging;
Ich hatt' ihn noch zu ſprechen — doch weg war er,
Und Niemand wußte mir von ihm zu ſagen.
Ich glaub', es iſt der Schwarze ſelbſt geweſen;
Ein Menſch kann nicht auf einmal ſo verſchwinden.

Illo (kommt).

Iſt's wahr, daß du den Alten willſt verſchicken?

Terzky.

Wie? Den Octavio! Wo denkſt du hin?

Wallenſtein.

Er geht nach Frauenberg, die ſpaniſchen
Und welſchen Regimenter anzuführen.

Terzky.

Das wolle Gott nicht, daß du das vollbringſt!

Illo.

Dem Falſchen willſt du Kriegsvolk anvertrauen?
Ihn aus den Augen laſſen, grade jetzt,
In dieſem Augenblicke der Entſcheidung?

Terzky.

Das wirſt du nicht thun. Nein, um Alles nicht!

Wallenſtein.

Seltſame Menſchen ſeyd ihr.

Illo.

O nur diesmal
Gib unſrer Warnung nach. Laß ihn nicht fort.

Wallenſtein.

Und warum ſoll ich ihm dies Eine Mal
Nicht trauen, da ich's ſtets gethan? Was iſt geſchehn,
Das ihn um meine gute Meinung brächte?
Aus eurer Grille, nicht der meinen, ſoll ich
Mein alt erprobtes Urtheil von ihm ändern?
Denkt nicht, daß ich ein Weib ſey. Weil ich ihm
Getraut bis heut', will ich auch heut' ihm trauen.

Terzky.

Muß es denn der juſt ſeyn? Schick' einen Andern!

Wallenſtein.

Der muß es ſeyn, den hab' ich mir erleſen.
Er taugt zu dem Geſchäft. Drum gab ich's ihm.

Illo.

Weil er ein Welſcher iſt, drum taugt er dir.

Wallenſtein.

Weiß wohl, ihr war't den Beiden nie gewogen,
Weil ich ſie achte, liebe, euch und Andern
Vorziehe ſichtbarlich, wie ſie's verdienen,

Drum ſind ſie euch ein Dorn im Auge! Was
Geht euer Neid mich an und mein Geſchäft?
Daß ihr ſie haßt, das macht ſie mir nicht ſchlechter.
Liebt oder haßt einander, wie ihr wollt,
Ich laſſe Jedem ſeinen Sinn und Neigung,
Weiß doch, was mir ein Jeder von euch gilt.

Illo.

Er geht nicht ab — müßt' ich die Räder ihm am Wagen
Zerſchmettern laſſen.

Wallenſtein.

Mäßige dich, Illo!

Terzky.

Der Queſtenberger, als er hier geweſen,
Hat ſtets zuſammen auch geſteckt mit ihm.

Wallenſtein.

Geſchah mit meinem Wiſſen und Erlaubniß.

Terzky.

Und daß geheime Boten an ihn kommen
Vom Gallas, weiß ich auch.

Wallenſtein.

Das iſt nicht wahr.

Illo.

O! du biſt blind mit deinen ſehenden Augen!

Wallenſtein.

Du wirſt mir meinen Glauben nicht erſchüttern,
Der auf die tiefſte Wiſſenſchaft ſich baut.
Lügt Er, dann iſt die ganze Sternkunſt Lüge.
Denn wißt, ich hab' ein Pfand vom Schickſal ſelbſt,
Daß er der treuſte iſt von meinen Freunden.

Illo.

Haſt du auch eins, daß jenes Pfand nicht lüge?

Wallenſtein.

Es gibt im Menſchenleben Augenblicke,
Wo er dem Weltgeiſt näher iſt, als ſonſt,
Und eine Frage frei hat an das Schickſal.
Solch ein Moment war's, als ich in der Nacht,
Die vor der Lützner Action vorherging,
Gedankenvoll an einen Baum gelehnt,
Hinausſah in die Ebene. Die Feuer
Des Lagers brannten düſter durch den Nebel;
Der Waffen dumpfes Rauſchen unterbrach,
Der Runden Ruf, einförmig nur die Stille.
Mein ganzes Leben ging, vergangenes
Und künftiges, in dieſem Augenblick
An meinem inneren Geſicht vorüber,
Und an des nächſten Morgens Schickſal knüpfte
Der ahnungsvolle Geiſt die fernſte Zukunft.
Da ſagt' ich alſo zu mir ſelbſt: „So Vielen
Gebieteſt du! Sie folgen deinen Sternen
Und ſetzen, wie auf eine große Nummer,
Ihr Alles auf dein einzig Haupt, und ſind
In deines Glückes Schiff mit dir geſtiegen.
Doch kommen wird der Tag, wo dieſe Alle
Das Schickſal wieder auseinander ſtreut;
Nur Wen'ge werden treu bei dir verharren.
Den möcht' ich wiſſen, der der Treuſte mir
Von Allen iſt, die dieſes Lager einſchließt.
Gib mir ein Zeichen, Schickſal! Der ſoll's ſeyn,
Der an dem nächſten Morgen mir zuerſt
Entgegen kommt mit einem Liebeszeichen.“

Und dieſes bei mir denkend, ſchlief ich ein.
Und mitten in die Schlacht ward ich geführt
Im Geiſt. Groß war der Drang. Mir tödtete
Ein Schuß das Pferd, ich ſank, und über mir
Hinweg, gleichgültig, ſetzten Roß und Reiter,
Und keuchend lag ich, wie ein Sterbender,
Zertreten unter ihrer Hufe Schlag;
Da faßte plötzlich hülfreich mich ein Arm,
Es war Octavio's — und ſchnell erwach' ich,
Tag war es, und — Octavio ſtand vor mir.
„Mein Bruder," ſprach er, „reite heute nicht
„Den Schecken, wie du pflegſt. Beſteige lieber
„Das ſich're Thier, das ich dir ausgeſucht.
„Thu's mir zu lieb, es warnte mich ein Traum."
Und dieſes Thieres Schnelligkeit entriß
Mich Bannier's verfolgenden Dragonern.
Mein Vetter ritt den Schecken an dem Tag,
Und Roß und Reiter ſah ich niemals wieder.

Illo.

Das war ein Zufall.

Wallenſtein (bedeutend).

Es gibt keinen Zufall;
Und was uns blindes Ohngefähr nur dünkt,
Gerade das ſteigt aus den tiefſten Quellen.
Verſiegelt hab' ich's und verbrieft, daß Er
Mein guter Engel iſt, und nun kein Wort mehr!

(Er geht).

Terzky.

Das iſt mein Troſt, der Max bleibt uns als Geiſel.

Illo.

Und der ſoll mir nicht lebend hier vom Platze.

Wallenſtein
(bleibt ſtehen und kehrt ſich um).

Seyd ihr nicht wie die Weiber, die beſtändig
Zurück nur kommen auf ihr erſtes Wort,
Wenn man Vernunft geſprochen Stundenlang!
— Des Menſchen Thaten und Gedanken, wißt!
Sind nicht wie Meeres blind bewegte Wellen.
Die innre Welt, ſein Microcosmus, iſt
Der tiefe Schacht, aus dem ſie ewig quellen.
Sie ſind nothwendig, wie des Baumes Frucht;
Sie kann der Zufall gaukelnd nicht verwandeln,
Hab' ich des Menſchen Kern erſt unterſucht,
So weiß ich auch ſein Wollen und ſein Handeln.
(Gehen ab.)

Zimmer in Piccolomini's Wohnung.

Vierter Auftritt.

Octavio Piccolomini (reiſefertig). Ein Adjutant.

Octavio.

Iſt das Kommando da?

Adjutant.

Es wartet unten.

Octavio.

Es ſind doch ſich're Leute, Adjutant?
Aus welchem Regimente nahmt ihr ſie?

Adjutant.

Von Tiefenbach.

Octavio.

Dies Regiment iſt treu.
Laßt ſie im Hinterhof ſich ruhig halten,
Sich Niemand zeigen, bis ihr klingeln hört;
Dann wird das Haus geſchloſſen, ſcharf bewacht,
Und Jeder, den ihr antrefft, bleibt verhaftet.

(Adjutant ab.)

Zwar hoff' ich, es bedarf nicht ihres Dienſtes,
Denn meines Kalkuls halt' ich mich gewiß.
Doch es gilt Kaiſers Dienſt, das Spiel iſt groß,
Und beſſer, zu viel Vorſicht, als zu wenig.

Fünfter Auftritt.

Octavio Piccolomini. Iſolani (tritt herein).

Iſolani.

Hier bin ich — Nun! wer kommt noch von den Andern?

Octavio (geheimnißvoll).

Vorerſt ein Wort mit euch, Graf Iſolani.

Iſolani (geheimnißvoll).

Soll's losgehn, will der Fürſt was unternehmen?
Mir dürft ihr trauen. Setzt mich auf die Probe.

Octavio.

Das kann geſchehn.

Iſolani.

Herr Bruder, ich bin nicht
Von denen, die mit Worten tapfer ſind,
Und kommt's zur That, das Weite ſchimpflich ſuchen.
Der Herzog hat als Freund an mir gethan,
Weiß Gott, ſo iſt's! Ich bin ihm Alles ſchuldig.
Auf meine Treue kann er baun.

Octavio.

Es wird ſich zeigen.

Iſolani.

Nehmt euch in Acht. Nicht Alle denken ſo.
Es halten's hier noch Viele mit dem Hof,
Und meinen, daß die Unterſchrift von neulich,
Die abgeſtohl'ne, ſie zu nichts verbinde.

Octavio.

So? Nennt mir doch die Herren, die das meinen.

Iſolani.

Zum Henker! Alle Deutſchen ſprechen ſo.
Auch Eſterhazy, Kaunitz, Deodat
Erklären jetzt, man müſſ' dem Hof gehorchen.

Octavio.

Das freut mich.

Iſolani.

Freut mich?

Octavio.

Daß der Kaiſer noch
So gute Freunde hat und wackre Diener.

Iſolani.

Spaßt nicht. Es ſind nicht eben ſchlechte Männer.

Octavio.

Gewiß nicht. Gott verhüte, daß ich ſpaße!
Sehr ernſtlich freut es mich, die gute Sache
So ſtark zu ſehn.

Iſolani.

Was Teufel! Wie iſt das?
Seyd ihr denn nicht? — Warum bin ich denn hier?

Octavio (mit Anſehen).

Euch zu erklären rund und nett, ob ihr
Ein Freund wollt heißen, oder Feind des Kaiſers?

Iſolani (trotzig).

Darüber werd' ich dem Erklärung geben,
Dem's zukommt, dieſe Frag' an mich zu thun.

Octavio.

Ob mir das zukommt, mag dies Blatt euch lehren.

Iſolani.

Wa — was? Das iſt des Kaiſers Hand und Siegel.
(Lieſt.)
„Als werden ſämmtliche Hauptleute unſrer
„Armee der Ordre unſres lieben, treuen,
„Des Generalleutnant Piccolomini,
„Wie unſrer eignen“ — Hm — Ja — So — Ja, ja!
Ich — mach' euch meinen Glückwunſch, Generalleutnant!

Octavio.

Ihr unterwerft euch dem Befehl?

Iſolani.

Ich — aber
Ihr überraſcht mich auch ſo ſchnell — Man wird
Mir doch Bedenkzeit, hoff' ich —

Octavio.

Zwei Minuten.

Iſolani.

Mein Gott, der Fall iſt aber —

Octavio.

Klar und einfach.
Ihr ſollt erklären, ob ihr euren Herrn
Verrathen wollet, oder treu ihm dienen.

Iſolani.

Verrath — mein Gott — Wer ſpricht denn von Verrath?

Octavio.

Das iſt der Fall. Der Fürſt iſt ein Verräther,
Will die Armee zum Feind hinüberführen.
Erklärt euch kurz und gut. Wollt ihr dem Kaiſer
Abſchwören? Euch dem Feind verkaufen? Wollt ihr?

Iſolani.

Was denkt ihr? Ich des Kaiſers Majeſtät
Abſchwören? Sagt' ich ſo? Wann hätt' ich das
Geſagt?

Octavio.

Noch habt ihr's nicht geſagt. Noch nicht.
Ich warte drauf, ob ihr es werdet ſagen.

Iſolani.

Nun ſeht, das iſt mir lieb, daß ihr mir ſelbſt
Bezeugt, ich habe ſo was nicht geſagt.

Octavio.

Ihr ſagt euch alſo von dem Fürſten los?

Iſolani.

Spinnt er Verrath — Verrath trennt alle Bande.

Octavio.

Und ſeyd entſchloſſen, gegen ihn zu fechten?

Iſolani.

Er that mir Gutes — doch wenn er ein Schelm iſt,
Verdamm' ihn Gott! die Rechnung iſt zerriſſen.

Octavio.

Mich freut's, daß ihr in Gutem euch gefügt.
Heut' Nacht in aller Stille brecht ihr auf
Mit allen leichten Truppen; es muß ſcheinen,
Als käm' die Ordre von dem Herzog ſelbſt.
Zu Frauenberg iſt der Verſammlungsplatz,
Dort gibt euch Gallas weitere Befehle.

Iſolani.

Es ſoll geſchehn. Gedenkt mir's aber auch
Beim Kaiſer, wie bereit ihr mich gefunden.

Octavio.

Ich werd' es rühmen.

(Iſolani geht, es kommt ein Bedienter.)

Oberſt Buttler? Gut.

Iſolani (zurückkommend).

Vergebt mir auch mein barſches Weſen, Alter.
Herr Gott! wie konnt' ich wiſſen, welche große
Perſon ich vor mir hatte!

Octavio.

Laßt das gut ſeyn.

Iſolani.

Ich bin ein luſt'ger alter Knab', und wär'
Mir auch ein raſches Wörtlein über'n Hof
Entſchlüpft zuweilen, in der Luſt des Weins,
Ihr wißt ja, bös war's nicht gemeint. (Geht ab.)

Octavio.

Macht euch
Darüber keine Sorge! — Das gelang!
Glück, ſey uns auch ſo günſtig bei den Andern!

Sechſter Auftritt.

Octavio Piccolomini. Buttler.

Buttler.

Ich bin zu eurer Ordre, Generalleutnant.

Octavio.

Seyd mir als werther Gaſt und Freund willkommen!

Buttler.

Zu große Ehr' für mich.

Octavio

(nachdem Beide Platz genommen).

Ihr habt die Neigung nicht erwiedert,
Womit ich geſtern euch entgegen kam,
Wohl gar als leere Formel ſie verkannt.
Von Herzen ging mir jener Wunſch, es war
Mir Ernſt um euch, denn eine Zeit iſt jetzt,
Wo ſich die Guten eng verbinden ſollten.

Buttler.

Die Gleichgeſinnten können es allein.

Octavio.

Und alle Guten nenn' ich gleichgeſinnt.

Dem Menſchen bring' ich nur die That in Rechnung,
Wozu ihn ruhig der Charakter treibt;
Denn blinder Mißverſtändniſſe Gewalt
Drängt oft den Beſten aus dem rechten Gleiſe.
Ihr kam't durch Frauenberg. Hat euch Graf Gallas
Nichts anvertraut? Sagt mir's. Er iſt mein Freund.

Buttler.

Er hat verlorne Worte nur geſprochen.

Octavio.

Das hör' ich ungern, denn ſein Rath war gut,
Und einen gleichen hätt' ich euch zu geben.

Buttler.

Spart euch die Müh' — mir die Verlegenheit,
So ſchlecht die gute Meinung zu verdienen.

Octavio.

Die Zeit iſt theuer; laßt uns offen reden.
Ihr wißt, wie hier die Sachen ſtehn. Der Herzog
Sinnt auf Verrath, ich kann euch mehr noch ſagen,
Er hat ihn ſchon vollführt, geſchloſſen iſt
Das Bündniß mit dem Feind vor wen'gen Stunden.
Nach Prag und Eger reiten ſchon die Boten,
Und morgen will er zu dem Feind uns führen.
Doch er betrügt ſich, denn die Klugheit wacht,
Noch treue Freunde leben hier dem Kaiſer,
Und mächtig ſteht ihr unſichtbarer Bund.
Dies Manifeſt erklärt ihn in die Acht,
Spricht los das Heer von des Gehorſams Pflichten,
Und alle Gutgeſinnten ruft es auf,
Sich unter meiner Führung zu verſammeln.

Nun wählt, ob ihr mit uns die gute Sache,
Mit ihm der Böſen böſes Loos wollt theilen?

Buttler (ſteht auf).

Sein Loos iſt meines.

Octavio.

Iſt das euer letzter
Entſchluß?

Buttler.

Er iſt's.

Octavio.

Bedenkt euch, Oberſt Buttler.
Noch habt ihr Zeit. In meiner treuen Bruſt
Begraben bleibt das raſchgeſprochne Wort.
Nehmt es zurück. Wählt eine beſſere
Partei. Ihr habt die gute nicht ergriffen.

Buttler.

Befehlt ihr ſonſt noch etwas, Generalleutnant?

Octavio.

Seht eure weißen Haare! Nehmt's zurück.

Buttler.

Lebt wohl!

Octavio.

Was? Dieſen guten, tapfern Degen
Wollt ihr in ſolchem Streite ziehen? Wollt
In Fluch den Dank verwandeln, den ihr euch
Durch vierzigjähr'ge Treu' verdient um Oeſtreich?

Buttler (bitter lachend).

Dank vom Hauſe Oeſtreich!

(Er will gehen.)

Octavio
(läßt ihn bis an die Thüre gehen, dann ruft er).
Buttler!

Buttler.
Was beliebt?

Octavio.
Wie war es mit dem Grafen?

Buttler.
Grafen! Was?

Octavio.
Dem Grafentitel, mein' ich.

Buttler (heftig auffahrend).
Tod und Teufel!

Octavio (kalt).
Ihr ſuchtet darum nach. Man wies euch ab.

Buttler.
Nicht ungeſtraft ſollt ihr mich höhnen. Zieht!

Octavio.
Steckt ein. Sagt ruhig, wie es damit ging. Ich will
Genugthuung nachher euch nicht verweigern.

Buttler.
Mag alle Welt doch um die Schwachheit wiſſen,
Die ich mir ſelber nie verzeihen kann!
— Ja! Generalleutnant, ich beſitze Ehrgeiz;
Verachtung hab' ich nie ertragen können.
Es that mir wehe, daß Geburt und Titel
Bei der Armee mehr galten, als Verdienſt.
Nicht ſchlechter wollt' ich ſeyn, als Meinesgleichen;
So ließ ich mich in unglückſel'ger Stunde
Zu jenem Schritt verleiten — Es war Thorheit!

Doch nicht verdient' ich, ſie ſo hart zu büßen!
— Verſagen konnte man's — Warum die Weigerung
Mit dieſer kränkenden Verachtung ſchärfen,
Den alten Mann, den treu bewährten Diener
Mit ſchwerem Hohn zermalmend niederſchlagen,
An ſeiner Herkunft Schmach ſo rauh ihn mahnen,
Weil er in ſchwacher Stunde ſich vergaß!
Doch einen Stachel gab Natur dem Wurm,
Den Willkühr übermüthig ſpielend tritt —

Octavio.

Ihr müßt verleumdet ſeyn. Vermuthet ihr
Den Feind, der euch den ſchlimmen Dienſt geleiſtet?

Buttler.

Sey's, wer es will! Ein niederträcht'ger Bube,
Ein Höfling muß es ſeyn, ein Spanier,
Der Junker irgend eines alten Hauſes,
Dem ich im Licht mag ſtehn, ein neid'ſcher Schurke,
Den meine ſelbſtverdiente Würde kränkt.

Octavio.

Sagt, billigte der Herzog jenen Schritt?

Buttler.

Er trieb mich dazu an, verwendete
Sich ſelbſt für mich mit edler Freundeswärme.

Octavio.

So? wißt ihr das gewiß?

Buttler.

Ich las den Brief.

Octavio (bedeutend).

Ich auch — doch anders lautete ſein Inhalt.

(Buttler wird betroffen.)

Durch Zufall bin ich im Beſitz des Briefs,
Kann euch durch eignen Anblick überführen.

(Er gibt ihm den Brief.)

Buttler.

Ha! was iſt das?

Octavio.

Ich fürchte, Oberſt Buttler,
Man hat mit euch ein ſchändlich Spiel getrieben.
Der Herzog, ſagt ihr, trieb euch zu dem Schritt? —
In dieſem Briefe ſpricht er mit Verachtung
Von euch, räth dem Miniſter, euren Dünkel,
Wie er ihn nennt, zu züchtigen.

(Buttler hat den Brief geleſen, ſeine Kniee zittern, er greift nach einem Stuhl, ſetzt ſich nieder.)

Kein Feind verfolgt euch. Niemand will euch übel.
Dem Herzog ſchreibt allein die Kränkung zu,
Die ihr empfangen; deutlich iſt die Abſicht.
Losreißen wollt' er euch von eurem Kaiſer —
Von eurer Rache hofft' er zu erlangen,
Was eure wohlbewährte Treu' ihn nimmer
Erwarten ließ bei ruhiger Beſinnung.
Zum blinden Werkzeug wollt' er euch, zum Mittel
Verworf'ner Zwecke euch verächtlich brauchen.
Er hat's erreicht. Zu gut nur glückt' es ihm,
Euch wegzulocken von dem guten Pfade,
Auf dem ihr vierzig Jahre ſeyd gewandelt.

Buttler (mit der Stimme bebend).

Kann mir des Kaiſers Majeſtät vergeben?

Octavio.

Sie thut noch mehr. Sie macht die Kränkung gut,

Die unverdient dem Würdigen geſchehn.
Aus freiem Trieb beſtätigt ſie die Schenkung,
Die euch der Fürſt zu böſem Zweck gemacht.
Das Regiment iſt euer, das ihr führt.

Buttler

(will aufſtehen, ſinkt zurück. Sein Gemüth arbeitet heftig, er verſucht zu reden und vermag es nicht. Endlich nimmt er den Degen vom Gehänge und reicht ihn dem Piccolomini).

Octavio.

Was wollt ihr? Faßt euch!

Buttler.

Nehmt!

Octavio.

Wozu? Beſinnt euch!

Buttler.

Nehmt hin! Nicht werth mehr bin ich dieſes Degens.

Octavio.

Empfangt ihn neu zurück aus meiner Hand,
Und führt ihn ſtets mit Ehre für das Recht.

Buttler.

Die Treue brach ich ſolchem gnäd'gen Kaiſer!

Octavio.

Macht's wieder gut. Schnell trennt euch von dem Herzog.

Buttler.

Mich von ihm trennen!

Octavio.

Wie? Bedenkt ihr euch?

Buttler (furchtbar ausbrechend).

Nur von ihm trennen? O! er ſoll nicht leben!

Octavio.

Folgt mir nach Frauenberg, wo alle Treuen

Bei Gallas ſich und Altringer verſammeln.
Viel Andre bracht' ich noch zu ihrer Pflicht
Zurück; heut' Nacht entfliehen ſie aus Pilſen. —

Buttler

(iſt heftig bewegt auf und ab gegangen, und tritt zu Octavio mit entſchloſſenem Blick).

Graf Piccolomini! Darf euch der Mann
Von Ehre ſprechen, der die Treue brach?

Octavio.

Der darf es, der ſo ernſtlich es bereut.

Buttler.

So laßt mich hier, auf Ehrenwort.

Octavio.

Was ſinnt ihr?

Buttler.

Mit meinem Regimente laßt mich bleiben.

Octavio.

Ich darf euch trau'n. Doch ſagt mir, was ihr brütet?

Buttler.

Die That wird's lehren. Fragt mich jetzt nicht weiter!
Traut mir! Ihr könnt's! Bei Gott! Ihr überlaſſet
Ihn ſeinem guten Engel nicht! — Lebt wohl!

(Geht ab.)

Bedienter (bringt ein Billet).

Ein Unbekannter bracht's und ging gleich wieder.
Des Fürſten Pferde ſtehen auch ſchon unten.

(Ab.)

Octavio (lieſt).

„Macht, daß ihr fortkommt. Euer treuer Iſolan."
— O läge dieſe Stadt erſt hinter mir!

So nah dem Hafen ſollten wir noch ſcheitern?
Fort! fort! Hier iſt nicht länger Sicherheit
Für mich. Wo aber bleibt mein Sohn?

Siebenter Auftritt.

Beide Piccolomini.

Max

(kommt in der heftigſten Gemüthsbewegung, ſeine Blicke rollen wild, ſein Gang iſt unſtät; er ſcheint den Vater nicht zu bemerken, der von ferne ſteht und ihn mitleidig anſieht. Mit großen Schritten geht er durch das Zimmer, bleibt wieder ſtehen, und wirft ſich zuletzt in einen Stuhl, gerade vor ſich hin ſtarrend).

Octavio (nähert ſich ihm).

Ich reiſe ab, mein Sohn.

(Da er keine Antwort erhält, faßt er ihn bei der Hand.)

Mein Sohn, leb' wohl!

Max.

Leb' wohl!

Octavio.

Du folgſt mir doch bald nach?

Max (ohne ihn anzuſehen).

Ich dir?
Dein Weg iſt krumm, er iſt der meine nicht.

(Octavio läßt ſeine Hand los und fährt zurück.)

O! wärſt du wahr geweſen und gerade,
Nie kam es dahin, Alles ſtünde anders!

Er hätte nicht das Schreckliche gethan,
Die Guten hätten Kraft bei ihm behalten,
Nicht in der Schlechten Garn wär' er gefallen.
Warum ſo heimlich, hinterliſtig laurend,
Gleich einem Dieb und Diebeshelfer ſchleichen?
Unſel'ge Falſchheit! Mutter alles Böſen!
Du jammerbringende, verderbeſt uns!
Wahrhaftigkeit, die reine, hätt' uns alle,
Die welterhaltende, gerettet. Vater!
Ich kann dich nicht entſchuldigen, ich kann's nicht
Der Herzog hat mich hintergangen, ſchrecklich,
Du aber haſt viel beſſer nicht gehandelt.

Octavio.

Mein Sohn, ach! ich verzeihe deinem Schmerz.

Max

(ſteht auf, betrachtet ihn mit zweifelhaften Blicken).

Wär's möglich, Vater? Vater? Hätteſt du's
Mit Vorbedacht bis dahin treiben wollen?
Du ſteigſt durch ſeinen Fall. Octavio,
Das will mir nicht gefallen.

Octavio.

Gott im Himmel!

Max.

Weh mir! Ich habe die Natur verändert.
Wie kommt der Argwohn in die freie Seele?
Vertrauen, Glaube, Hoffnung iſt dahin,
Denn Alles log mir, was ich hochgeachtet.
Nein! Nein! Nicht Alles! Sie ja lebt mir noch,
Und ſie iſt wahr und lauter wie der Himmel.
Betrug iſt überall und Heuchelſchein,
Und Mord und Gift und Meineid und Verrath;

Der einzig reine Ort iſt unſre Liebe,
Der unentweihte in der Menſchlichkeit.

Octavio.

Max! Folg' mir lieber gleich, das iſt doch beſſer.

Max.

Was? Eh' ich Abſchied noch von Ihr genommen?
Den letzten? — Nimmermehr!

Octavio.

Erſpare dir
Die Qual der Trennung, der nothwendigen.
Komm mit mir! Komm, mein Sohn!

(Will ihn fortziehen.)

Max.

Nein. So wahr Gott lebt!

Octavio (dringender).

Komm mit mir. Ich gebiete dir's, dein Vater.

Max.

Gebiete mir, was menſchlich iſt. Ich bleibe.

Octavio.

Max! in des Kaiſers Namen, folge mir!

Max.

Kein Kaiſer hat dem Herzen vorzuſchreiben;
Und willſt du mir das Einzige noch rauben,
Was mir mein Unglück übrig ließ, ihr Mitleid?
Muß grauſam auch das Grauſame geſchehn?
Das Unabänderliche ſoll ich noch
Unedel thun, mit heimlich feiger Flucht,
Wie ein Unwürdiger, mich von ihr ſtehlen?
Sie ſoll mein Leiden ſehen, meinen Schmerz,
Die Klagen hören der zerriſſ'nen Seele,
Und Thränen um mich weinen — O! die Menſchen

Sind grauſam, aber ſie iſt wie ein Engel.
Sie wird von gräßlich wüthender Verzweiflung
Die Seele retten, dieſen Schmerz des Todes
Mit ſanften Troſtesworten klagend löſen.

Octavio.

Du reißeſt dich nicht los, vermagſt es nicht.
O komm, mein Sohn, und rette deine Tugend!

Max.

Verſchwende deine Worte nicht vergebens!
Dem Herzen folg' ich, denn ich darf ihm trauen.

Octavio (außer Faſſung, zitternd).

Max! Max! Wenn das Entſetzliche mich trifft,
Wenn du — mein Sohn — mein eignes Blut — ich darf's
Nicht denken! — dich dem Schändlichen verkaufſt,
Dies Brandmal aufdrückſt unſers Hauſes Adel,
Dann ſoll die Welt das Schauderhafte ſehn,
Und von des Vaters Blute triefen ſoll
Des Sohnes Stahl, im gräßlichen Gefechte.

Max.

O! hätteſt du vom Menſchen beſſer ſtets
Gedacht, du hätteſt beſſer auch gehandelt.
Fluchwürd'ger Argwohn! Unglückſel'ger Zweifel!
Es iſt ihm Feſtes nichts und Unverrücktes,
Und Alles wanket, wo der Glaube fehlt.

Octavio.

Und trau' ich deinem Herzen auch, wird's immer
In deiner Macht auch ſtehen, ihm zu folgen?

Max.

Du haſt des Herzens Stimme nicht bezwungen;
So wenig wird der Herzog es vermögen.

Octavio.

O! Max, ich ſeh' dich niemals wiederkehren!

Max.

Unwürdig deiner wirſt du nie mich ſehn.

Octavio.

Ich geh' nach Frauenberg, die Pappenheimer
Laß ich dir hier, auch Lothringen, Toskana
Und Tiefenbach bleibt da, dich zu bedecken.
Sie lieben dich und ſind dem Eide treu,
Und werden lieber tapfer ſtreitend fallen,
Als von dem Führer weichen und der Ehre.

Max.

Verlaß dich drauf, ich laſſe fechtend hier
Das Leben oder führe ſie aus Pilſen.

Octavio (aufbrechend).

Mein Sohn, leb' wohl!

Max.

Leb' wohl!

Octavio.

Wie? keinen Blick
Der Liebe? Keinen Händedruck zum Abſchied?
Es iſt ein blut'ger Krieg, in den wir gehn,
Und ungewiß, verhüllt iſt der Erfolg.
So pflegten wir uns vormals nicht zu trennen.
Iſt es denn wahr? Ich habe keinen Sohn mehr?

(Max fällt in ſeine Arme, ſie halten einander lange ſchweigend umfaßt, dann entfernen ſie ſich nach verſchiedenen Seiten.)

Dritter Aufzug.

Saal bei der der Herzogin von Friedland.

Erſter Auftritt.

Gräfin Terzky. Thekla. Fräulein von Neubrunn.

(Beide Letztere mit weiblichen Arbeiten beſchäftigt.)

Gräfin.

Ihr habt mich nichts zu fragen, Thekla? Gar nichts?
Schon lange wart' ich auf ein Wort von euch.
Könnt ihr's ertragen, in ſo langer Zeit
Nicht einmal ſeinen Namen auszuſprechen?
Wie? oder wär' ich jetzt ſchon überflüſſig,
Und gäb' es andre Wege, als durch mich? —
Geſteht mir, Nichte, habt ihr ihn geſehn?

Thekla.

Ich hab' ihn heut' und geſtern nicht geſehn.

Gräfin.

Auch nicht von ihm gehört? Verbergt mir nichts!

Thekla.

Kein Wort.

Gräfin.
Und könnt ſo ruhig ſeyn?
Thekla.
Ich bin's.
Gräfin.
Verlaßt uns, Neubrunn.
(Fräulein von Neubrunn entfernt ſich.)

Zweiter Auftritt.

Gräfin. Thekla.

Gräfin.
Es gefällt mir nicht,
Daß er ſich grade jetzt ſo ſtill verhält.
Thekla.
Gerade jetzt?
Gräfin.
Nachdem er Alles weiß!
Denn jetzo wär's die Zeit, ſich zu erklären.
Thekla.
Sprecht deutlicher, wenn ich's verſtehen ſoll.
Gräfin.
In dieſer Abſicht ſchickt' ich ſie hinweg.
Ihr ſeyd kein Kind mehr, Thekla. Euer Herz
Iſt mündig, denn ihr liebt, und kühner Muth
Iſt bei der Liebe. Den habt ihr bewieſen.
Ihr artet mehr nach eures Vaters Geiſt,

Als nach der Mutter ihrem. Darum könnt ihr hören,
Was *ſie* nicht fähig iſt, zu tragen.

Thekla.

Ich bitt' euch, endet dieſe Vorbereitung.
Sey's, was es ſey. Heraus damit! Es kann
Mich mehr nicht ängſtigen, als dieſer Eingang.
Was habt ihr mir zu ſagen? Faßt es kurz.

Gräfin.

Ihr müßt nur nicht erſchrecken —

Thekla.

Nennt's! Ich bitt' euch.

Gräfin.

Es ſteht bei euch, dem Vater einen großen Dienſt
Zu leiſten —

Thekla.

Bei *mir* ſtünde das! Was kann —

Gräfin.

Max Piccolomini liebt euch. Ihr könnt
Ihn unauflöslich an den Vater binden.

Thekla.

Braucht's dazu meiner? Iſt er es nicht ſchon?

Gräfin.

Er war's.

Thekla.

Und warum ſollt' er's nicht mehr ſeyn,
Nicht immer bleiben?

Gräfin.

Auch am Kaiſer hängt er.

Thekla.

Nicht mehr, als Pflicht und Ehre von ihm fordern.

Gräfin.

Von ſeiner Liebe fordert man Beweiſe,
Und nicht von ſeiner Ehre — Pflicht und Ehre!
Das ſind vieldeutig doppelſinn'ge Namen,
Ihr ſollt ſie ihm auslegen; ſeine Liebe
Soll ſeine Ehre ihm erklären.

Thekla.

Wie?

Gräfin.

Er ſoll dem Kaiſer oder euch entſagen.

Thekla.

Er wird den Vater gern in den Privatſtand
Begleiten. Ihr vernahmt es von ihm ſelbſt,
Wie ſehr er wünſcht, die Waffen wegzulegen.

Gräfin.

Er ſoll ſie nicht weglegen, iſt die Meinung;
Er ſoll ſie für den Vater ziehn.

Thekla.

Sein Blut,
Sein Leben wird er für den Vater freudig
Verwenden, wenn ihm Unglimpf widerführe.

Gräfin.

Ihr wollt mich nicht errathen — Nun ſo hört.
Der Vater iſt vom Kaiſer abgefallen,
Steht im Begriff, ſich zu dem Feind zu ſchlagen,
Mit ſammt dem ganzen Heer —

Thekla.

O meine Mutter!

Gräfin.

Es braucht ein groſſes Beiſpiel, die Armee

Ihm nachzuziehn. Die Piccolomini
Stehn bei dem Heer in Anſehn; ſie beherrſchen
Die Meinung und entſcheidend iſt ihr Vorgang.
Des Vaters ſind wir ſicher durch den Sohn —
— Ihr habt jetzt viel in eurer Hand.

Thekla.

O jammervolle Mutter! Welcher Streich des Todes
Erwartet dich — Sie wird's nicht überleben.

Gräfin.

Sie wird in das Nothwendige ſich fügen.
Ich kenne ſie — Das Ferne, Künftige beängſtigt
Ihr fürchtend Herz; was unabänderlich
Und wirklich da iſt, trägt ſie mit Ergebung.

Thekla.

O meine ahnungsvolle Seele — Jetzt —
Jetzt iſt ſie da, die kalte Schreckenshand,
Die in mein fröhlich Hoffen ſchaudernd greift.
Ich wußt' es wohl — O gleich, als ich hier eintrat,
Weiſſagte mir's das bange Vorgefühl,
Daß über mir die Unglücksſterne ſtünden —
Doch warum denk' ich jetzt zuerſt an mich —
O meine Mutter! meine Mutter!

Gräfin.

Faßt euch.
Brecht nicht in eitle Klagen aus. Erhaltet
Dem Vater einen Freund, euch den Geliebten,
So kann noch Alles gut und glücklich werden.

Thekla.

Gut werden! Was? Wir ſind getrennt auf immer! —
Ach, davon iſt nun gar nicht mehr die Rede.

Gräfin.

Er läßt euch nicht! Er kann nicht von euch laſſen.

Thekla.

O der Unglückliche!

Gräfin.

Wenn er euch wirklich liebt, wird ſein Entſchluß
Geſchwind gefaßt ſeyn.

Thekla.

Sein Entſchluß wird bald
Gefaßt ſeyn, daran zweifelt nicht. Entſchluß!
Iſt hier noch ein Entſchluß?

Gräfin.

Faßt euch. Ich höre
Die Mutter nahn.

Thekla.

Wie werd' ich ihren Anblick
Ertragen?

Gräfin.

Faßt euch.

Dritter Auftritt.

Die Herzogin und die Vorigen.

Herzogin (zur Gräfin).

Schweſter! Wer war hier?
Ich hörte lebhaft reden.

Gräfin.

Es war Niemand.

Herzogin.

Ich bin ſo ſchreckhaft. Jedes Rauſchen kündigt mir
Den Fußtritt eines Unglücksboten an.
Könnt ihr mir ſagen, Schweſter, wie es ſteht?
Wird er dem Kaiſer ſeinen Willen thun,
Dem Kardinal die Reiter ſenden? Sprecht,
Hat er den Queſtenberg mit einer guten
Antwort entlaſſen?

Gräfin.

Nein, das hat er nicht.

Herzogin.

O dann iſt's aus! Ich ſeh' das Aergſte kommen.
Sie werden ihn abſetzen; es wird Alles wieder
So werden, wie zu Regensburg.

Gräfin.

So wird's
Nicht werden. Diesmal nicht. Dafür ſeyd ruhig.

(Thekla, heftig bewegt, ſtürzt auf die Mutter zu und ſchließt ſie weinend in die Arme.)

Herzogin.

O der unbeugſam ungezähmte Mann!
Was hab' ich nicht getragen und gelitten
In dieſer Ehe unglücksvollem Bund!
Denn gleich wie an ein feurig Rad gefeſſelt,
Das raſtlos eilend, ewig, heftig treibt,
Bracht' ich ein angſtvoll Leben mit ihm zu,
Und ſtets an eines Abgrunds jähem Rande
Sturzdrohend, ſchwindelnd riß er mich dahin.

— Nein, weine nicht, mein Kind. Laß dir mein Leiden
Zu keiner böſen Vorbedeutung werden,
Den Stand, der dich erwartet, nicht verleiden.
Es lebt kein zweiter Friedland, du, mein Kind,
Haſt deiner Mutter Schickſal nicht zu fürchten.

Thekla.

O laſſen Sie uns fliehen, liebe Mutter!
Schnell! ſchnell! Hier iſt kein Aufenthalt für uns.
Jedwede nächſte Stunde brütet irgend
Ein neues, ungeheures Schreckbild aus!

Herzogin.

Dir wird ein ruhigeres Loos! — Auch wir,
Ich und dein Vater, ſahen ſchöne Tage.
Der erſten Jahre denk' ich noch mit Luſt.
Da war er noch der fröhlich Strebende,
Sein Ehrgeiz war ein mild erwärmend Feuer,
Noch nicht die Flamme, die verzehrend raſt,
Der Kaiſer liebte ihn, vertraute ihm,
Und was er anfing, das mußt' ihm gerathen.
Doch ſeit dem Unglückstag zu Regensburg,
Der ihn von ſeiner Höh' herunterſtürzte,
Iſt ein unſteter, ungeſell'ger Geiſt
Argwöhniſch, finſter, über ihn gekommen.
Ihn floh die Ruhe, und dem alten Glück,
Der eignen Kraft nicht fröhlich mehr vertrauend,
Wandt' er ſein Herz den dunkeln Künſten zu,
Die Keinen, der ſie pflegte, noch beglückt.

Gräfin.

Ihr ſeht's mit euren Augen — Aber iſt
Das ein Geſpräch, womit wir ihn erwarten?

Er wird bald hier ſeyn, wißt ihr. Soll er ſie
In dieſem Zuſtand finden.

Herzogin.

Komm, mein Kind.
Wiſch' deine Thränen ab. Zeig' deinem Vater
Ein heitres Antlitz — Sieh, die Schleife hier
Iſt los — Dies Haar muß aufgebunden werden.
Komm, trockne deine Thränen. Sie entſtellen
Dein holdes Auge — Was ich ſagen wollte?
Ja, dieſer Piccolomini iſt doch
Ein würd'ger Edelmann und voll Verdienſt.

Gräfin.

Das iſt er, Schweſter.

Thekla (zur Gräfin, beängſtigt).

Tante, wollt ihr mich
Entſchuldigen? (Will gehen).

Gräfin.

Wohin? Der Vater kommt.

Thekla.

Ich kann ihn jetzt nicht ſehn.

Gräfin.

Er wird euch aber
Vermiſſen, nach euch fragen.

Herzogin.

Warum geht ſie?

Thekla.

Es iſt mir unerträglich, ihn zu ſehn.

Gräfin (zur Herzogin).

Ihr iſt nicht wohl.

Herzogin (beſorgt).

Was fehlt dem lieben Kinde?

(Beide folgen dem Fräulein und ſind beſchäftigt, ſie zurückzuhalten. Wallenſtein erſcheint, im Geſpräch mit Illo.)

Vierter Auftritt.

Wallenſtein. Illo. Vorige.

Wallenſtein.

Es iſt noch ſtill im Lager?

Illo.

Alles ſtill.

Wallenſtein.

In wenig Stunden kann die Nachricht da ſeyn
Aus Prag, daß dieſe Hauptſtadt unſer iſt.
Dann können wir die Maske von uns werfen,
Den hieſigen Truppen den gethanen Schritt
Zugleich mit dem Erfolg zu wiſſen thun.
In ſolchen Fällen thut das Beiſpiel Alles.
Der Menſch iſt ein nachahmendes Geſchöpf.
Und wer der Vorderſte iſt, führt die Heerde.
Die Prager Truppen wiſſen es nicht anders,
Als daß die Pilsner Völker uns gehuldigt,
Und hier in Pilſen ſollen ſie uns ſchwören,
Weil man zu Prag das Beiſpiel hat gegeben.
— Der Buttler, ſagſt du, hat ſich nun erklärt?

Illo.

Aus freiem Trieb, unaufgefordert kam er,
Sich ſelbſt, ſein Regiment dir anzubieten.

Wallenſtein.

Nicht jeder Stimme, find' ich, iſt zu glauben,
Die warnend ſich im Herzen läßt vernehmen.
Uns zu berücken, borgt der Lügengeiſt
Nachahmend oft die Stimme von der Wahrheit
Und ſtreut betrügliche Orakel aus.
So hab' ich dieſem würdig braven Mann,
Dem Buttler, ſtilles Unrecht abzubitten,
Denn ein Gefühl, deß ich nicht Meiſter bin,
Furcht möcht' ich's nicht gern nennen, überſchleicht
In ſeiner Nähe ſchaudernd mir die Sinne,
Und hemmt der Liebe freudige Bewegung.
Und dieſer Redliche, vor dem der Geiſt
Mich warnt, reicht mir das erſte Pfand des Glücks.

Illo.

Und ſein geachtet Beiſpiel, zweifle nicht,
Wird dir die Beſten in dem Heer gewinnen.

Wallenſtein.

Jetzt geh' und ſchick' mir gleich den Iſolan
Hieher, ich hab' ihn mir noch jüngſt verpflichtet.
Mit ihm will ich den Anfang machen. Geh!

(Illo geht hinaus; unterdeſſen ſind die Uebrigen wieder vorwärts gekommen.)

Wallenſtein.

Sieh da die Mutter mit der lieben Tochter!
Wir wollen einmal von Geſchäften ruhn —

Kommt! Mich verlangte, eine heitre Stunde
Im lieben Kreis der Meinen zu verleben.

Gräfin.

Wir waren lang nicht ſo beiſammen, Bruder.

Wallenſtein (bei Seite zur Gräfin).

Kann ſie's vernehmen? Iſt ſie vorbereitet?

Gräfin.

Noch nicht.

Wallenſtein.

Komm her, mein Mädchen! Setz' dich zu mir.
Es iſt ein guter Geiſt auf deinen Lippen;
Die Mutter hat mir deine Fertigkeit
Geprieſen, es ſoll eine zarte Stimme
Des Wohllauts in dir wohnen, die die Seele
Bezaubert. Eine ſolche Stimme brauch'
Ich jetzt, den böſen Dämon zu vertreiben,
Der um mein Haupt die ſchwarzen Flügel ſchlägt.

Herzogin.

Wo haſt du deine Zither, Thekla? Komm,
Laß deinen Vater eine Probe hören
Von deiner Kunſt.

Thekla.

O meine Mutter! Gott!

Herzogin.

Komm, Thekla! und erfreue deinen Vater.

Thekla.

Ich kann nicht, Mutter —

Gräfin.

Wie? Was iſt das, Nichte?

Thekla (zur Gräfin).

Verſchont mich — Singen — jetzt — in dieſer Angſt
Der ſchwerbeladnen Seele — vor ihm ſingen —
Der meine Mutter ſtürzt in's Grab!

Herzogin.

Wie, Thekla, Launen? Soll dein güt'ger Vater
Vergeblich einen Wunſch geäußert haben?

Gräfin.

Hier iſt die Zither.

Thekla.

O mein Gott — Wie kann ich —

(Hält das Inſtrument mit zitternder Hand, ihre Seele arbeitet im heftigſten Kampf, und im Augenblick, da ſie anfangen ſoll zu ſingen, ſchaudert ſie zuſammen, wirft das Inſtrument weg und geht ſchnell ab.)

Herzogin.

Mein Kind — o ſie iſt krank!

Wallenſtein.

Was iſt dem Mädchen? Pflegt ſie ſo zu ſeyn?

Gräfin.

Nun, weil ſie es denn ſelbſt verräth, ſo will
Auch ich nicht länger ſchweigen.

Wallenſtein.

Wie?

Gräfin.

Sie liebt ihn?

Wallenſtein.

Liebt! Wen?

Gräfin.

Den Piccolomini liebt ſie.
Haſt du es nicht bemerkt? Die Schweſter auch nicht?

Herzogin.

O, war es dies, was ihr das Herz beklemmte!
Gott ſegne dich, mein Kind! Du darfſt
Dich deiner Wahl nicht ſchämen.

Gräſin.

Dieſe Reiſe —
Wenn's deine Abſicht nicht geweſen, ſchreib's
Dir ſelber zu. Du hätteſt einen andern
Begleiter wählen ſollen!

Wallenſtein.

Weiß er's?

Gräſin.

Er hofft, ſie zu beſitzen.

Wallenſtein.

Hofft,
Sie zu beſitzen — Iſt der Junge toll?

Gräſin.

Nun mag ſie's ſelber hören!

Wallenſtein.

Die Friedländerin
Denkt er davon zu tragen? Nun! Der Einfall
Gefällt mir! Die Gedanken ſtehen ihm nicht niedrig.

Gräſin.

Weil du ſo viele Gunſt ihm ſtets bezeugt,
So —

Wallenſtein.

— Will er mich auch endlich noch beerben.
Nun ja! ich lieb' ihn, halt' ihn werth; was aber
Hat das mit meiner Tochter Hand zu ſchaffen?

Sind es die Töchter, ſind's die einz'gen Kinder,
Womit man ſeine Gunſt bezeugt?

Herzogin.

Sein adeliger Sinn und ſeine Sitten —

Wallenſtein.

Erwerben ihm mein Herz, nicht meine Tochter.

Herzogin.

Sein Stand und ſeine Ahnen —

Wallenſtein.

Ahnen! Was!
Er iſt ein Unterthan, und meinen Eidam
Will ich mir auf Europens Thronen ſuchen.

Herzogin.

O lieber Herzog! Streben wir nicht allzu hoch
Hinauf, daß wir zu tief nicht fallen mögen.

Wallenſtein.

Ließ ich mir's ſo viel koſten, in die Höh'
Zu kommen, über die gemeinen Häupter
Der Menſchen weg zu ragen, um zuletzt
Die große Lebensrolle mit gemeiner
Verwandtſchaft zu beſchließen? — Hab' ich darum —
(Plötzlich hält er inne, ſich faſſend.)
Sie iſt das Einzige, was von mir nachbleibt
Auf Erden; eine Krone will ich ſehn
Auf ihrem Haupte, oder will nicht leben.
Was? Alles — Alles ſetz' ich dran, um ſie
Recht groß zu machen — ja, in der Minute,
Worin wir ſprechen —
(Er beſinnt ſich.)
Und ich ſollte nun,

Wie ein weichherz'ger Vater, was ſich gern hat
Und liebt, fein bürgerlich zuſammengeben?
Und jetzt ſoll ich das thun, jetzt eben, da ich
Auf mein vollendet Werk den Kranz will ſetzen —
Nein, ſie iſt mir ein langgeſpartes Kleinod,
Die höchſte, letzte Münze meines Schatzes,
Nicht niedriger fürwahr gedenk' ich ſie
Als um ein Königsſcepter loszuſchlagen —

Herzogin.

O mein Gemahl! Sie bauen immer, bauen
Bis in die Wolken, bauen fort und fort,
Und denken nicht dran, daß der ſchmale Grund
Das ſchwindelnd ſchwanke Werk nicht tragen kann.

Wallenſtein (zur Gräfin).

Haſt du ihr angekündigt, welchen Wohnſitz
Ich ihr beſtimmt?

Gräfin.

Noch nicht. Entdeck's ihr ſelbſt.

Herzogin.

Wie? Gehen wir nach Kärnthen nicht zurück?

Wallenſtein.

Nein.

Herzogin.

Oder ſonſt auf keines Ihrer Güter?

Wallenſtein.

Sie würden dort nicht ſicher ſeyn.

Herzogin.

Nicht ſicher
In Kaiſers Landen, unter Kaiſers Schutz?

Wallenſtein.

Den hat des Friedlands Gattin nicht zu hoffen.

Herzogin.

O Gott, bis dahin haben Sie's gebracht!

Wallenſtein.

In Holland werden Sie Schutz finden.

Herzogin.

Was?
Sie ſenden uns in lutheriſche Länder?

Wallenſtein.

Der Herzog Franz von Lauenburg wird Ihr
Geleitsmann dahin ſeyn.

Herzogin.

Der Lauenburger?
Der's mit dem Schweden hält? des Kaiſers Feind?

Wallenſtein.

Des Kaiſers Feinde ſind die meinen nicht mehr.

Herzogin
(ſieht den Herzog und die Gräfin ſchreckensvoll an).

Iſt's alſo wahr? Es iſt? Sie ſind geſtürzt?
Sind vom Kommando abgeſetzt? O Gott
Im Himmel!

Gräfin (ſeitwärts zum Herzog).

Laſſen wir ſie bei dem Glauben.
Du ſiehſt, daß ſie die Wahrheit nicht ertrüge.

Fünfter Auftritt.

Graf Terzky. Vorige.

Gräfin.

Terzky! Was iſt ihm? Welches Bild des Schreckens,
Als hätt' er ein Geſpenſt geſehn!

Terzky

(Wallenſtein bei Seite führend, heimlich).

Iſt's dein Befehl, daß die Kroaten reiten?

Wallenſtein.

Ich weiß von nichts.

Terzky.

Wir ſind verrathen!

Wallenſtein.

Was?

Terzky.

Sie ſind davon, heut' Nacht, die Jäger auch;
Leer ſtehen alle Dörfer in der Runde.

Wallenſtein.

Und Iſolan?

Terzky.

Den haſt du ja verſchickt.

Wallenſtein.

Ich?

Terzky.

Nicht? Du haſt ihn nicht verſchickt? Auch nicht
Den Deodat? Sie ſind verſchwunden beide.

Sechſter Auftritt.

Illo. Vorige.

Illo.

Hat dir der Terzky —

Terzky.

Er weiß Alles.

Illo.

Auch daß Maradas, Eſterhazy, Götz,
Kolalto, Kaunitz, dich verlaſſen? —

Terzky.

Teufel!

Wallenſtein.

Still!

Gräfin

(hat ſie von weitem ängſtlich beobachtet, tritt hinzu).

Terzky! Gott! Was gibt's? Was iſt geſchehn?

Wallenſtein (im Begriff aufzubrechen).

Nichts! Laßt uns gehen.

Terzky (will ihm folgen).

Es iſt nichts, Thereſe.

Gräfin (hält ihn).

Nichts? Seh' ich nicht, daß alles Lebensblut
Aus euren geiſterbleichen Wangen wich,
Daß ſelbſt der Bruder Faſſung nur erkünſtelt?

Page (kommt).

Ein Adjutant fragt nach dem Grafen Terzky.

(Terzky folgt dem Pagen.)

Wallenſtein.

Hör', was er bringt — (Zu Illo.) Das konnte nicht
ſo heimlich
Geſchehen ohne Meuterei — Wer hat
Die Wache an den Thoren?

Illo.

Tieſenbach.

Wallenſtein.

Laß Tieſenbach ablöſen unverzüglich,
Und Terzky's Grenadiere aufziehn — Höre!
Haſt du von Buttlern Kundſchaft?

Illo.

Buttlern traf ich.
Gleich iſt er ſelber hier. Der hält dir feſt.

(Illo geht. Wallenſtein will ihm folgen.)

Gräfin.

Laß ihn nicht von dir, Schweſter! Halt' ihn auf —
Es iſt ein Unglück —

Herzogin.

Großer Gott! Was iſt's?

(Hängt ſich an ihn.)

Wallenſtein (erwehrt ſich ihrer).

Seyd ruhig! Laßt mich! Schweſter! Liebes Weib,
Wir ſind im Lager! Da iſt's nun nicht anders,
Da wechſeln Sturm und Sonnenſchein geſchwind,
Schwer lenken ſich die heftigen Gemüther,
Und Ruhe nie beglückt des Führers Haupt —
Wenn ich ſoll bleiben, geht! Denn übel ſtimmt
Der Weiber Klage zu dem Thun der Männer.

(Er will gehen. Terzky kommt zurück.)

Terzky.

Bleib hier. Von dieſem Fenſter muß man's ſehn.

Wallenſtein (zur Gräfin).

Geht, Schweſter!

Gräfin.

Nimmermehr!

Wallenſtein.

Ich will's.

Terzky

(führt ſie bei Seite, mit einem bedeutenden Wink auf die Herzogin).

Thereſe!

Herzogin.

Komm, Schweſter, weil er es befiehlt.

(Gehen ab.)

Siebenter Auftritt.

Wallenſtein. Graf Terzky.

Wallenſtein (ans Fenſter tretend).

Was gibt's denn?

Terzky.

Es iſt ein Rennen und Zuſammenlaufen
Bei allen Truppen. Niemand weiß die Urſach.
Geheimnißvoll, mit einer finſtern Stille,
Stellt jedes Corps ſich unter ſeine Fahnen;

Die Tiefenbacher machen böſe Mienen;
Nur die Wallonen ſtehen abgeſondert
In ihrem Lager, laſſen Niemand zu,
Und halten ſich geſetzt, ſo wie ſie pflegen.

Wallenſtein.

Zeigt Piccolomini ſich unter ihnen?

Terzky.

Man ſucht ihn; er iſt nirgends anzutreffen.

Wallenſtein.

Was überbrachte denn der Adjutant?

Terzky.

Ihn ſchickten meine Regimenter ab,
Sie ſchwören nochmals Treue dir, erwarten
Voll Kriegesluſt den Aufruf zum Gefechte.

Wallenſtein.

Wie aber kam der Lärmen in das Lager?
Es ſollte ja dem Heer verſchwiegen bleiben,
Bis ſich zu Prag das Glück für uns entſchieden.

Terzky.

O daß du mir geglaubt! Noch geſtern Abends
Beſchwuren wir dich, den Octavio,
Den Schleicher, aus den Thoren nicht zu laſſen;
Du gabſt die Pferde ſelber ihm zur Flucht —

Wallenſtein.

Das alte Lied! Einmal für allemal,
Nichts mehr von dieſem thörichten Verdacht!

Terzky.

Dem Iſolani haſt du auch getraut,
Und war der Erſte doch, der dich verließ.

Wallenſtein.

Ich zog ihn geſtern erſt aus ſeinem Elend.
Fahr' hin! Ich hab' auf Dank ja nie gerechnet.

Terzky.

Und ſo ſind Alle, Einer wie der Andre.

Wallenſtein.

Und thut er Unrecht, daß er von mir geht?
Er folgt dem Gott, dem er ſein Leben lang
Am Spieltiſch hat gedient. Mit meinem Glücke
Schloß er den Bund und bricht ihn, nicht mit mir.
War ich ihm was, er mir? Das Schiff nur bin ich,
Auf das er ſeine Hoffnung hat geladen,
Mit dem er wohlgemuth das freie Meer
Durchſegelte; er ſieht es über Klippen
Gefährlich gehn und rettet ſchnell die Waare.
Leicht, wie der Vogel von dem wirthbarn Zweige,
Wo er geniſtet, fliegt er von mir auf;
Kein menſchlich Band iſt unter uns zerriſſen.
Ja, der verdient, betrogen ſich zu ſehn,
Der Herz geſucht bei dem Gedankenloſen!
Mit ſchnell verlöſchten Zügen ſchreiben ſich
Des Lebens Bilder auf die glatte Stirne,
Nichts fällt in eines Buſens ſtillen Grund,
Ein muntrer Sinn bewegt die leichten Säfte,
Doch keine Seele wärmt das Eingeweide.

Terzky.

Doch möcht' ich mich den glatten Stirnen lieber,
Als jenen tiefgefurchten, anvertrauen.

Achter Auftritt.

Wallenſtein. Terzky. Illo (kommt wüthend).

Illo.

Verrath und Meuterei!

Terzky.

Ha! was nun wieder?

Illo.

Die Tiefenbacher, als ich Ordre gab,
Sie abzulöſen — Pflichtvergeſſ'ne Schelmen!

Terzky.

Nun?

Wallenſtein.

Was denn?

Illo.

Sie verweigern den Gehorſam.

Terzky.

So laß ſie niederſchießen! O gib Ordre!

Wallenſtein.

Gelaſſen! Welche Urſach geben ſie?

Illo.

Kein Andrer ſonſt hab' ihnen zu befehlen,
Als Generalleutnant Piccolomini.

Wallenſtein.

Was — Wie iſt das?

Illo.

So hab' er's hinterlaſſen,
Und eigenhändig vorgezeigt vom Kaiſer.

Terzky.
Vom Kaiſer — Hörſt du's, Fürſt?

Illo.
Auf ſeinen Antrieb
Sind geſtern auch die Oberſten entwichen.

Terzky.
Hörſt du's!

Illo.
Auch Montecuculi, Caraffa,
Und noch ſechs andre Generale werden
Vermißt, die er beredt hat, ihm zu folgen.
Das hab' er Alles ſchon ſeit lange ſchriftlich
Bei ſich gehabt vom Kaiſer, und noch jüngſt
Erſt abgeredet mit dem Queſtenberger.
(Wallenſtein ſinkt auf einen Stuhl und verhüllt ſich das Geſicht.)

Terzky.
O hätteſt du mir doch geglaubt!

Neunter Auftritt.

Gräfin. Vorige.

Gräfin.
Ich kann die Angſt — ich kann's nicht länger tragen;
Um Gotteswillen, ſagt mir, was es iſt.

Illo.

Die Regimenter fallen von uns ab.
Graf Piccolomini iſt ein Verräther.

Gräfin.

O meine Ahnung! (Stürzt aus dem Zimmer.)

Terzky.

Hätt' man mir geglaubt!
Da ſiehſt du's, wie die Sterne dir gelogen!

Wallenſtein (richtet ſich auf).

Die Sterne lügen nicht, das aber iſt
Geſchehen wider Sternenlauf und Schickſal.
Die Kunſt iſt redlich, doch dies falſche Herz
Bringt Lug und Trug in den wahrhaft'gen Himmel.
Nur auf der Wahrheit ruht die Wahrſagung.
Wo die Natur aus ihren Grenzen wanket,
Da irret alle Wiſſenſchaft. War es
Ein Aberglaube, menſchliche Geſtalt
Durch keinen ſolchen Argwohn zu entehren,
O nimmer ſchäm' ich dieſer Schwachheit mich!
Religion iſt in der Thiere Trieb;
Es trinkt der Wilde ſelbſt nicht mit dem Opfer,
Dem er das Schwert will in den Buſen ſtoßen.
Das war kein Heldenſtück, Octavio!
Nicht deine Klugheit ſiegte über meine,
Dein ſchlechtes Herz hat über mein gerades
Den ſchändlichen Triumph davon getragen.
Kein Schild fing deinen Mordſtreich auf, du führteſt
Ihn ruchlos auf die unbeſchützte Bruſt!
Ein Kind nur bin ich gegen ſolche Waffen.

Zehnter Auftritt.

Vorige. Buttler.

Terzky.

O ſieh' da! Buttler! Das iſt noch ein Freund!

Wallenſtein

(geht ihm mit ausgebreiteten Armen entgegen, und umfaßt ihn mit Herzlichkeit).

Komm an mein Herz, du alter Kriegsgefährte!
So wohl thut nicht der Sonne Blick im Lenz,
Als Freundes Angeſicht in ſolcher Stunde.

Buttler.

Mein General — ich komme —

Wallenſtein

(ſich auf ſeine Schultern lehnend).

Weißt du's ſchon?
Der Alte hat dem Kaiſer mich verrathen.
Was ſagſt du? Dreißig Jahre haben wir
Zuſammen ausgelebt und ausgehalten.
In Einem Feldbett haben wir geſchlafen,
Aus Einem Glas getrunken, Einen Biſſen
Getheilt; ich ſtützte mich auf ihn, wie ich
Auf deine treue Schulter jetzt mich ſtütze,
Und in dem Augenblick, da liebevoll
Vertrauend meine Bruſt an ſeiner ſchlägt,
Erſieht er ſich den Vortheil, ſticht das Meſſer
Mir liſtig lauernd, langſam, in das Herz!

(Er verbirgt das Geſicht an Buttlers Bruſt.)

Buttler.

Vergeßt den Falſchen! Sagt, was wollt ihr thun?

Wallenſtein.

Wohl, wohl geſprochen. Fahre hin! Ich bin
Noch immer reich an Freunden, bin ich nicht?
Das Schickſal liebt mich noch, denn eben jetzt,
Da es des Heuchlers Tücke mir entlarvt,
Hat es ein treues Herz mir zugeſendet.
Nichts mehr von ihm. Denkt nicht, daß ſein Verluſt
Mich ſchmerze, o! mich ſchmerzt nur der Betrug.
Denn werth und theuer waren mir die Beiden,
Und jener Max, er liebte mich wahrhaftig!
Er hat mich nie getäuſcht, er nicht — Genug,
Genug davon! Jetzt gilt es ſchnellen Rath —
Der Reitende, den mir Graf Kinsky ſchickt
Aus Prag, kann jeden Augenblick erſcheinen.
Was er auch bringen mag, er darf den Meutern
Nicht in die Hände fallen. Drum geſchwind,
Schickt einen ſichern Boten ihm entgegen,
Der auf geheimem Weg ihn zu mir führe.

(Illo will gehen.)

Buttler (hält ihn zurück).

Mein Feldherr, wen erwartet ihr?

Wallenſtein.

Den Eilenden, der mir die Nachricht bringt,
Wie es mit Prag gelungen.

Buttler.

Hum!

Wallenſtein.

Was iſt euch?

Buttler.

So wißt ihr's nicht?

Wallenſtein.

Was denn?

Buttler.

Wie dieſer Lärmen
In's Lager kam? —

Wallenſtein.

Wie?

Buttler.

Jener Bote —

Wallenſtein (erwartungsvoll).

Nun?

Buttler.

Er iſt herein.

Terzky und Illo.

Er iſt herein?

Wallenſtein.

Mein Bote?

Buttler.

Seit mehrern Stunden.

Wallenſtein.

Und ich weiß es nicht?

Buttler.

Die Wache fing ihn auf.

Illo (ſtampft mit dem Fuß).

Verdammt!

Buttler.

Sein Brief
Iſt aufgebrochen, läuft durch's ganze Lager —

Wallenſtein (geſpannt).

Ihr wißt, was er enthält?

Buttler (bedenklich).

Befragt mich nicht!

Terzky.

O — Weh uns, Illo! Alles ſtürzt zuſammen!

Wallenſtein.

Verhehlt mir nichts. Ich kann das Schlimmſte hören.
Prag iſt verloren? Iſt's? Geſteh' mir's frei.

Buttler.

Es iſt verloren. Alle Regimenter
Zu Budweiß, Tabor, Braunau, Königingrätz,
Zu Brünn und Znaym haben euch verlaſſen,
Dem Kaiſer neu gehuldiget, Ihr ſelbſt
Mit Kinsky, Terzky, Illo ſeyd geächtet.

(Terzky und Illo zeigen Schrecken und Wuth. Wallenſtein bleibt feſt und gefaßt ſtehen.)

Wallenſtein (nach einer Pauſe).

Es iſt entſchieden, nun iſt's gut — und ſchnell
Bin ich geheilt von allen Zweifelsqualen;
Die Bruſt iſt wieder frei, der Geiſt iſt hell,
Nacht muß es ſeyn, wo Friedlands Sterne ſtrahlen.
Mit zögerndem Entſchluß, mit wankendem Gemüth
Zog ich das Schwert; ich that's mit Widerſtreben,
Da es in meine Wahl noch war gegeben!
Nothwendigkeit iſt da, der Zweifel flieht,
Jetzt fecht' ich für mein Haupt und für mein Leben.

(Er geht ab. Die Andern folgen.)

Elfter Auftritt.

Gräfin Terzky (kommt aus dem Seitenzimmer).

Nein! ich kann's länger nicht — Wo ſind ſie? Alles
Iſt leer. Sie laſſen mich allein — allein,
In dieſer fürchterlichen Angſt — Ich muß
Mich zwingen vor der Schweſter, ruhig ſcheinen,
Und alle Qualen der bedrängten Bruſt
In mir verſchließen — Das ertrag' ich nicht!
— Wenn es uns fehl ſchlägt, wenn er zu dem Schweden
Mit leerer Hand, als Flüchtling, müßte kommen,
Nicht als geehrter Bundsgenoſſe, ſtattlich,
Gefolgt von einer Heeres-Macht — Wenn wir
Von Land zu Lande wie der Pfalzgraf müßten wandern,
Ein ſchmählich Denkmal der gefallnen Größe —
Nein, dieſen Tag will ich nicht ſchau'n! und könnt'
Er ſelbſt es auch ertragen, ſo zu ſinken,
Ich trüg's nicht, ſo geſunken ihn zu ſehn.

Zwölfter Auftritt.

Gräfin. Herzogin. Thekla.

Thekla

(will die Herzogin zurückhalten).

O liebe Mutter, bleiben Sie zurück!

Herzogin.

Nein, hier iſt noch ein ſchreckliches Geheimniß,
Das mir verhehlt wird — Warum meidet mich
Die Schweſter? Warum ſeh' ich ſie voll Angſt
Umhergetrieben? Warum dich voll Schrecken?
Und was bedeuten dieſe ſtummen Winke,
Die du verſtohlen heimlich mit ihr wechſelſt?

Thekla.

Nichts, liebe Mutter!

Herzogin.

Schweſter, ich will's wiſſen.

Gräſin.

Was hilft's auch, ein Geheimniß draus zu machen!
Läßt ſich's verbergen? Früher, ſpäter muß
Sie's doch vernehmen lernen und ertragen!
Nicht Zeit iſt's jetzt, der Schwäche nachzugeben!
Muth iſt uns Noth und ein gefaßter Geiſt,
Und in der Stärke müſſen wir uns üben.
Drum beſſer, es entſcheidet ſich ihr Schickſal
Mit einem Wort — Man hintergeht euch, Schweſter.
Ihr glaubt, der Herzog ſey entſetzt — der Herzog
Iſt nicht entſetzt — er iſt —

Thekla

(zur Gräſin gehend).

Wollt ihr ſie tödten?

Gräſin.

Der Herzog iſt —

Thekla

(die Arme um die Mutter ſchlagend).

O ſtandhaft, meine Mutter!

Gräfin.

Empört hat ſich der Herzog, zu dem Feind
Hat er ſich ſchlagen wollen, die Armee
Hat ihn verlaſſen, und es iſt mißlungen.

(Während dieſer Worte wankt die Herzogin und fällt ohnmächtig in die Arme ihrer Tochter.)

Ein großer Saal beim Herzog von Friedland.

Dreizehnter Auftritt.

Wallenſtein (im Harniſch).

Du haſt's erreicht, Octavio! — Faſt bin ich
Jetzt ſo verlaſſen wieder, als ich einſt
Vom Regensburger Fürſtentage ging.
Da hatt' ich nichts mehr als mich ſelbſt — doch was
Ein Mann kann werth ſeyn, habt ihr ſchon erfahren;
Den Schmuck der Zweige habt ihr abgehauen,
Da ſteh' ich, ein entlaubter Stamm! Doch innen
Im Marke lebt die ſchaffende Gewalt,
Die ſproſſend eine Welt aus ſich geboren.
Schon einmal galt ich euch ſtatt eines Heers,
Ich Einzelner. Dahingeſchmolzen vor
Der ſchwed'ſchen Stärke waren eure Heere,
Am Lech ſank Tilly, euer letzter Hort,
In's Bayerland, wie ein geſchwollner Strom,
Ergoß ſich dieſer Guſtav, und zu Wien
In ſeiner Hofburg zitterte der Kaiſer.

Soldaten waren theuer, denn die Menge
Geht nach dem Glück — Da wandte man die Augen
Auf mich, den Helfer in der Noth; es beugte ſich
Der Stolz des Kaiſers vor dem Schwergekränkten,
Ich ſollte aufſtehn mit dem Schöpfungswort
Und in die hohlen Lager Menſchen ſammeln.
Ich that's. Die Trommel ward gerührt. Mein Name
Ging wie ein Kriegsgott durch die Welt. Der Pflug,
Die Werkſtatt wird verlaſſen, Alles wimmelt
Der altbekannten Hoffnungsfahne zu —
— Noch fühl' ich mich denſelben, der ich war!
Es iſt der Geiſt, der ſich den Körper baut,
Und Friedland wird ſein Lager um ſich füllen.
Führt eure Tauſende mir kühn entgegen;
Gewohnt wohl ſind ſie, unter mir zu ſiegen,
Nicht gegen mich — Wenn Haupt und Glieder ſich trennen,
Da wird ſich zeigen, wo die Seele wohnte.

(Illo und Terzky treten ein.)

Muth, Freunde, Muth! Wir ſind noch nicht zu Boden.
Fünf Regimenter Terzky ſind noch unſer,
Und Buttlers wackre Schaaren — Morgen ſtößt
Ein Heer zu uns von ſechzehntauſend Schweden.
Nicht mächt'ger war ich, als ich vor neun Jahren
Auszog, dem Kaiſer Deutſchland zu erobern.

Vierzehnter Auftritt.

Vorige. **Neumann** (der den Grafen Terzky bei Seite führt und mit ihm ſpricht).

Terzky (zu Neumann).

Was ſuchen Sie?

Wallenſtein.

Was gibt's?

Terzky.

Zehn Küraſſiere
Von Pappenheim verlangen dich im Namen
Des Regiments zu ſprechen.

Wallenſtein (ſchnell zu Neumann).

Laß ſie kommen.

(Neumann geht hinaus.)

Davon erwart' ich etwas. Gebet Acht,
Sie zweifeln noch und ſind noch zu gewinnen.

Fünfzehnter Auftritt.

Wallenſtein. Terzky. Illo. Zehn Küraſſiere (von einem Gefreiten geführt, marſchiren auf und ſtellen ſich nach dem Kommando in einem Glied vor den Herzog, die Honneurs machend).

Wallenſtein

(nachdem er ſie eine Zeitlang mit den Augen gemeſſen, zum Gefreiten).

Ich kenn' dich wohl. Du biſt aus Brügg in Flandern,
Dein Nam' iſt Mercy.

Gefreiter.

Heinrich Mercy heiß' ich.

Wallenſtein.

Du wurdeſt abgeſchnitten auf dem Marſch,
Von Heſſiſchen umringt und ſchlugſt dich durch,
Mit hundert achtzig Mann durch ihrer Tauſend.

Gefreiter.

So iſt's, mein General.

Wallenſtein.

Was wurde dir
Für dieſe wack're That?

Gefreiter.

Die Ehr', mein Feldherr,
Um die ich bat, bei dieſem Corps zu dienen.

Wallenſtein (wendet ſich zu einem andern).

Du warſt darunter, als ich die Freiwilligen
Heraus ließ treten auf dem Altenberg,
Die ſchwed'ſche Batterie hinweg zu nehmen.

Zweiter Küraſſier.

So iſt's, mein Feldherr.

Wallenſtein.

Ich vergeſſe Keinen,
Mit dem ich einmal Worte hab' gewechſelt.
Bringt eure Sache vor.

Gefreiter (kommandirt).

Gewehr in Arm!

Wallenſtein (zu einem dritten gewendet).

Du nennſt dich Risbeck, Cöln iſt dein Geburtsort.

Dritter Küraſſier.

Risbeck aus Cöln.

Wallenſtein.

Den ſchwed'ſchen Oberſt Dübald brachteſt du
Gefangen ein im Nürenberger Lager.

Dritter Küraſſier.

Ich nicht, mein General.

Wallenſtein.

Ganz recht! Es war
Dein ältrer Bruder, der es that — Du hatteſt
Noch einen jüngern Bruder, wo blieb der?

Dritter Küraſſier.

Er ſteht zu Olmütz bei des Kaiſers Heer.

Wallenſtein (zum Gefreiten).

Nun, ſo laß hören!

Gefreiter.

Ein kaiſerlicher Brief kam uns zu Handen,
Der uns —

Wallenſtein (unterbricht ihn).

Wer wählte euch?

Gefreiter.

Jedwede Fahn'
Zog ihren Mann durch's Loos.

Wallenſtein.

Nun denn, zur Sache!

Gefreiter.

Ein kaiſerlicher Brief kam uns zu Handen,
Der uns befiehlt, die Pflicht dir aufzukünden,
Weil du ein Feind und Landsverräther ſeyſt.

Wallenſtein.

Was habt ihr darauf beſchloſſen?

Gefreiter.

Unſre Kameraden
Zu Braunau, Budweiß, Prag und Olmütz haben
Bereits gehorcht, und ihrem Beiſpiel folgten
Die Regimenter Tiefenbach, Toſcana.
— Wir aber glauben's nicht, daß du ein Feind
Und Landsverräther biſt, wir halten's bloß
Für Lug und Trug und ſpaniſche Erfindung.
(Treuherzig.)
Du ſelber ſollſt uns ſagen, was du vorhaſt,
Denn du biſt immer wahr mit uns geweſen;
Das höchſte Zutraun haben wir zu dir;
Kein fremder Mund ſoll zwiſchen uns ſich ſchieben,
Den guten Feldherrn und die guten Truppen.

Wallenſtein.

Daran erkenn' ich meine Pappenheimer.

Gefreiter.

Und dies entbietet dir dein Regiment:
Iſt's deine Abſicht bloß, dies Kriegesſcepter,
Das dir gebührt, das dir der Kaiſer hat
Vertraut, in deinen Händen zu bewahren,
Oeſtreichs rechtſchaffner Feldhauptmann zu ſeyn,
So wollen wir dir beiſtehn und dich ſchützen
Bei deinem guten Rechte gegen Jeden —
Und wenn die andern Regimenter alle
Sich von dir wenden, wollen wir allein
Dir treu ſeyn, unſer Leben für dich laſſen:
Denn das iſt unſre Reiterpflicht, daß wir
Umkommen lieber, als dich ſinken laſſen;
Wenn's aber ſo iſt, wie des Kaiſers Brief

Beſagt, wenn's wahr iſt, daß du uns zum Feind
Treuloſer Weiſe willſt hinüber führen,
Was Gott verhüte! ja, ſo wollen wir
Dich auch verlaſſen und dem Brief gehorchen.

Wallenſtein.

Hört, Kinder —

Gefreiter.

Braucht nicht viel Worte. Sprich
Ja oder Nein, ſo ſind wir ſchon zufrieden.

Wallenſtein.

Hört an. Ich weiß, daß ihr verſtändig ſeyd,
Selbſt prüft und denkt und nicht der Heerde folgt,
Drum hab' ich euch, ihr wißt's, auch ehrenvoll
Stets unterſchieden in der Heereswoge,
Denn nur die Fahnen zählt der ſchnelle Blick
Des Feldherrn, er bemerkt kein einzeln Haupt,
Streng herrſcht und blind der eiſerne Befehl,
Es kann der Menſch dem Menſchen hier nichts gelten —
So, wißt ihr, hab' ich's nicht mit euch gehalten:
Wie ihr euch ſelbſt zu faſſen angefangen
Im rohen Handwerk, wie von euern Stirnen
Der menſchliche Gedanke mir geleuchtet,
Hab' ich als freie Männer euch behandelt,
Der eignen Stimme Recht euch zugeſtanden —

Gefreiter.

Ja, würdig haſt du ſtets mit uns verfahren,
Mein Feldherr, uns geehrt durch dein Vertraun,
Uns Gunſt erzeigt vor allen Regimentern.
Wir folgen auch dem großen Haufen nicht,
Du ſiehſt's! Wir wollen treulich bei dir halten.

Sprich nur ein Wort, dein Wort ſoll uns genügen,
Daß es Verrath nicht ſey, worauf du ſinnſt,
Daß du das Heer zum Feind nicht wolleſt führen.

Wallenſtein.

Mich, mich verräth man! Aufgeopfert hat mich
Der Kaiſer meinen Feinden, fallen muß ich,
Wenn meine braven Truppen mich nicht retten.
Euch will ich mich vertrauen — Euer Herz
Sey meine Feſtung! Seht, auf dieſe Bruſt
Zielt man! Nach dieſem greiſen Haupte! — Das
Iſt ſpan'ſche Dankbarkeit, das haben wir
Für jene Mordſchlacht auf der alten Veſte,
Auf Lützens Ebnen! darum warfen wir
Die nackte Bruſt der Partiſan' entgegen;
Drum machten wir die eisbedeckte Erde,
Den harten Stein zu unſerm Pfühl; kein Strom
War uns zu ſchnell, kein Wald zu undurchdringlich,
Wir folgten jenem Mansfeld unverdroſſen
Durch alle Schlangen-Krümmen ſeiner Flucht,
Ein ruheloſer Marſch war unſer Leben,
Und wie des Windes Sauſen, heimatlos,
Durchſtürmten wir die kriegbewegte Erde.
Und jetzt, da wir die ſchwere Waffenarbeit,
Die undankbare, fluchbeladene, gethan,
Mit unermüdet treuem Arm des Krieges Laſt
Gewälzt, ſoll dieſer kaiſerliche Jüngling
Den Frieden leicht wegtragen, ſoll den Oelzweig,
Die wohlverdiente Zierde unſers Haupts,
Sich in die blonden Knabenhaare flechten —

Gefreiter.

Das ſoll er nicht, ſo lang wir's hindern können.
Niemand als du, der ihn mit Ruhm geführt,
Soll dieſen Krieg, den fürchterlichen, enden.
Du führteſt uns heraus in's blut'ge Feld
Des Todes, du, kein Andrer, ſollſt uns fröhlich
Heimführen in des Friedens ſchöne Fluren,
Der langen Arbeit Früchte mit uns theilen. —

Wallenſtein.

Wie? Denkt ihr, euch im ſpäten Alter endlich
Der Früchte zu erfreuen? Glaubt das nicht!
Ihr werdet dieſes Kampfes Ende nimmer
Erblicken! Dieſer Krieg verſchlingt uns Alle.
Oeſtreich will keinen Frieden; darum eben,
Weil ich den Frieden ſuche, muß ich fallen.
Was kümmert's Oeſtreich, ob der lange Krieg
Die Heere aufreibt und die Welt verwüſtet,
Es will nur wachſen ſtets und Land gewinnen.
Ihr ſeyd gerührt — ich ſeh' den edeln Zorn
Aus euren kriegeriſchen Augen blitzen.
O daß mein Geiſt euch jetzt beſeelen möchte,
Kühn, wie er einſt in Schlachten euch geführt!
Ihr wollt mir beiſtehn, wollt mich mit den Waffen
Bei meinem Rechte ſchützen — das iſt edelmüthig!
Doch denket nicht, daß ihr's vollenden werdet,
Das kleine Heer! Vergebens werdet ihr
Für euren Feldherrn euch geopfert haben.

(Zutraulich.)

Nein! Laßt uns ſicher gehen, Freunde ſuchen!
Der Schwede ſagt uns Hülfe zu; laßt uns

Zum Schein ſie nützen, bis wir, Beiden furchtbar,
Europens Schickſal in den Händen tragen,
Und der erfreuten Welt aus unſerm Lager
Den Frieden ſchön bekränzt entgegen führen.

Gefreiter.

So treibſt du's mit dem Schweden nur zum Schein?
Du willſt den Kaiſer nicht verrathen, willſt uns
Nicht ſchwediſch machen? Sieh, das iſt's allein,
Was wir von dir verlangen zu erfahren.

Wallenſtein.

Was geht der Schwed' mich an? Ich haſſ' ihn, wie
Den Pfuhl der Hölle, und mit Gott gedenk' ich ihn
Bald über ſeine Oſtſee heimzujagen.
Mir iſt's allein um's Ganze. Seht! Ich hab'
Ein Herz, der Jammer dieſes deutſchen Volks erbarmt
mich.
Ihr ſeyd gemeine Männer nur, doch denkt
Ihr nicht gemein, ihr ſcheint mir's werth vor Andern,
Daß ich ein traulich Wörtlein zu euch rede —
Seht! Fünfzehn Jahr ſchon brennt die Kriegesfackel
Und noch iſt nirgends Stillſtand. Schwed' und Deutſcher!
Papiſt und Lutheraner! Keiner will
Dem Andern weichen! Jede Hand iſt wider
Die andre! Alles iſt Partei und nirgends
Kein Richter! Sagt, wo ſoll das enden? Wer
Den Knäul entwirren, der, ſich endlos ſelbſt
Vermehrend, wächſt — Er muß zerhauen werden.
Ich fühl's, daß ich der Mann des Schickſals bin,
Und hoff's mit eurer Hülfe zu vollführen.

Sechzehnter Auftritt.

Buttler. Vorige.

Buttler (im Eifer).

Das iſt nicht wohl gethan, mein Feldherr!

Wallenſtein.

Was?

Buttler.

Das muß uns ſchaden bei den Gutgeſinnten.

Wallenſtein.

Was denn?

Buttler.

Es heißt den Aufruhr öffentlich erklären!

Wallenſtein.

Was iſt es denn?

Buttler.

Graf Terzky's Regimenter reißen
Den kaiſerlichen Adler von den Fahnen,
Und pflanzen deine Zeichen auf.

Gefreiter (zu den Küraſſieren).

Rechts um!

Wallenſtein.

Verflucht ſey dieſer Rath und wer ihn gab!

(Zu den Küraſſieren, welche abmarſchiren.)

Halt, Kinder, halt — Es iſt ein Irrthum — Hört —
Und ſtreng will ich's beſtrafen — Hört doch! Bleibt.
Sie hören nicht. (Zu Illo.) Geh nach, bedeute ſie,
Bring' ſie zurück, es koſte, was es wolle.

(Illo eilt hinaus.)

Das ſtürzt uns in's Verderben — Buttler! Buttler!
Ihr ſeyd mein böſer Dämon, warum mußtet ihr's
In ihrem Beiſeyn melden! — Alles war
Auf gutem Weg — Sie waren halb gewonnen —
Die Raſenden, mit ihrer unbedachten
Dienſtfertigkeit! O grauſam ſpielt das Glück
Mit mir! Der Freunde Eifer iſt's, der mich
Zu Grunde richtet, nicht der Haß der Feinde.

Siebenzehnter Auftritt.

Vorige. **Die Herzogin** ſtürzt in's Zimmer. Ihr folgt **Thekla** und die **Gräfin**. Dann **Illo**.

Herzogin.

O Albrecht! Was haſt du gethan?

Wallenſtein.

Nun das noch!

Gräfin.

Verzeih' mir, Bruder. Ich vermocht' es nicht,
Sie wiſſen Alles.

Herzogin.

Was haſt du gethan?

Gräfin (zu Terzky).

Iſt keine Hoffnung mehr? Iſt Alles denn
Verloren?

Terzky.

Alles. Prag iſt in des Kaiſers Hand,
Die Regimenter haben neu gehuldigt.

Gräfin.

Heimtückiſcher Octavio! Und auch
Graf Max iſt fort?

Terzky.

Wo ſollt' er ſeyn? Er iſt
Mit ſeinem Vater über zu dem Kaiſer.

(Thekla ſtürzt in die Arme ihrer Mutter, das Geſicht an ihrem Buſen verbergend.)

Herzogin (ſie in die Arme ſchließend).

Unglücklich Kind! Unglücklichere Mutter!

Wallenſtein

(bei Seite gehend mit Terzky).

Laß einen Reiſewagen ſchnell bereit ſeyn
Im Hinterhofe, dieſe wegzubringen.

(Auf die Frauen zeigend.)

Der Scherfenberg kann mit, der iſt uns treu;
Nach Eger bringt er ſie, wir folgen nach.

(Zu Illo, der wiederkommt.)

Du bringſt ſie nicht zurück?

Illo.

Hörſt du den Auflauf?
Das ganze Corps der Pappenheimer iſt
Im Anzug. Sie verlangen ihren Oberſt,
Den Max, zurück; er ſey hier auf dem Schloß,
Behaupten ſie, du halteſt ihn mit Zwang,
Und wenn du ihn nicht losgebſt, werde man
Ihn mit dem Schwerte zu befreien wiſſen.

(Alle ſtehen erſtaunt.)

Terzky.

Was ſoll man daraus machen?

Wallenſtein.

Sagt' ich's nicht?
O mein wahrſagend Herz! Er iſt noch hier.
Er hat mich nicht verrathen, hat es nicht
Vermocht — Ich habe nie daran gezweifelt.

Gräfin.

Iſt er noch hier, o dann iſt Alles gut,
Dann weiß ich, was ihn ewig halten ſoll!
(Thekla umarmend.)

Terzky.

Es kann nicht ſeyn. Bedenke doch! Der Alte
Hat uns verrathen, iſt zum Kaiſer über:
Wie kann er's wagen, hier zu ſeyn?

Illo (zu Wallenſtein).

Den Jagdzug,
Den du ihm kürzlich ſchenkteſt, ſah ich noch
Vor wenig Stunden über'n Markt wegführen.

Gräfin.

O Nichte, dann iſt er nicht weit!

Thekla

(hat den Blick nach der Thüre geheftet und ruft lebhaft).

Da iſt er!

Achtzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Max Piccolomini.

Max

(mitten in den Saal tretend).

Ja! ja! Da iſt er! Ich vermag's nicht länger,
Mit leiſem Tritt um dieſes Haus zu ſchleichen,
Den günſt'gen Augenblick verſtohlen zu
Erlauern — Dieſes Harren, dieſe Angſt
Geht über meine Kräfte!
(Auf Thekla zugehend, welche ſich ihrer Mutter in die Arme geworfen.)
O ſieh mich an! Sieh nicht weg, holder Engel!
Bekenn' es frei vor Allen. Fürchte Niemand.
Es höre, wer es will, daß wir uns lieben.
Wozu es noch verbergen? Das Geheimniß
Iſt für die Glücklichen; das Unglück braucht,
Das hoffnungsloſe, keinen Schleier mehr,
Frei unter tauſend Sonnen kann es handeln.
(Er bemerkt die Gräfin, welche mit frohlockendem Geſicht auf Thekla blickt.)
Nein, Baſe Terzky! Seht mich nicht erwartend,
Nicht hoffend an! Ich komme nicht, zu bleiben.
Abſchied zu nehmen, komm' ich — Es iſt aus.
Ich muß, muß dich verlaſſen, Thekla — muß!
Nur einen Blick des Mitleids gönne mir,
Doch deinen Haß kann ich nicht mit mir nehmen.
Sag', daß du mich nicht haſſeſt. Sag' mir's, Thekla.

(Indem er ihre Hand faßt, heftig bewegt.)

O Gott! — Gott! ich kann nicht von dieſer Stelle.
Ich kann es nicht — kann dieſe Hand nicht laſſen.
Sag', Thekla, daß du Mitleid mit mir haſt,
Dich ſelber überzeugſt, ich kann nicht anders.

(Thekla, ſeinen Blick vermeidend, zeigt mit der Hand auf ihren Vater; er wendet ſich nach dem Herzog um, den er jetzt erſt gewahr wird.)

Du hier? — Nicht du biſt's, den ich hier geſucht.
Dich ſollten meine Augen nicht mehr ſchauen.
Ich hab' es nur mit ihr allein. Hier will ich
Von dieſem Herzen freigeſprochen ſeyn,
An allen andern iſt nichts mehr gelegen.

Wallenſtein.

Denkſt du, ich ſoll der Thor ſeyn und dich ziehen laſſen,
Und eine Großmuthſcene mit dir ſpielen?
Dein Vater iſt zum Schelm an mir geworden,
Du biſt mir nichts mehr als ſein Sohn, ſollſt nicht
Umſonſt in meine Macht gegeben ſeyn.
Denk' nicht, daß ich die alte Freundſchaft ehren werde;
Die er ſo ruchlos hat verletzt. Die Zeiten
Der Liebe ſind vorbei, der zarten Schonung,
Und Haß und Rache kommen an die Reihe.

Max.

Du wirſt mit mir verfahren, wie du Macht haſt.
Wohl aber weißt du, daß ich deinem Zorn
Nicht trotze, noch ihn fürchte. Was mich hier
Zurück hält, weißt du!

(Thekla bei der Hand faſſend.)

Sieh! Alles — Alles wollt' ich dir verdanken,

Das Loos der Seligen wollt' ich empfangen
Aus deiner väterlichen Hand. Du haſt's
Zerſtört; doch daran liegt dir nichts. Gleichgültig
Trittſt du das Glück der Deinen in den Staub,
Der Gott, dem du dienſt, iſt kein Gott der Gnade.
Wie das gemüthlos blinde Element,
Das furchtbare, mit dem kein Bund zu ſchließen,
Folgſt du des Herzens wildem Trieb' allein.
Weh denen, die auf dich vertraun, an dich
Die ſich're Hütte ihres Glückes lehnen,
Gelockt von deiner gaſtlichen Geſtalt!
Schnell, unverhofft, bei nächtlich ſtiller Weile
Gährt's in dem tück'ſchen Feuerſchlunde, ladet
Sich aus mit tobender Gewalt, und weg
Treibt über alle Pflanzungen der Menſchen
Der wilde Strom in grauſamer Zerſtörung.

Wallenſtein.

Du ſchilderſt deines Vaters Herz. Wie du's
Beſchreibſt, ſo iſt's in ſeinem Eingeweide,
In dieſer ſchwarzen Heuchler-Bruſt geſtaltet.
O mich hat Höllenkunſt getäuſcht. Mir ſandte
Der Abgrund den verſteckteſten der Geiſter,
Den lügekundigſten, herauf und ſtellt' ihn
Als Freund an meine Seite. Wer vermag
Der Hölle Macht zu widerſtehn! Ich zog
Den Baſilisken auf an meinem Buſen;
Mit meinem Herzblut nährt' ich ihn, er ſog
Sich ſchwelgend voll an meiner Liebe Brüſten,
Ich hatte nimmer Arges gegen ihn,
Weit offen ließ ich des Gedankens Thore,

Und warf die Schlüſſel weiſer Vorſicht weg —
Am Sternenhimmel ſuchten meine Augen,
Im weiten Weltenraum den Feind, den ich
Im Herzen meines Herzens eingeſchloſſen.
— Wär' ich dem Ferdinand geweſen, was
Octavio mir war — Ich hätt' ihm nie
Krieg angekündigt — nie hätt' ich's vermocht.
Er war mein ſtrenger Herr nur, nicht mein Freund,
Nicht meiner Treu' vertraute ſich der Kaiſer;
Krieg war ſchon zwiſchen mir und ihm, als er
Den Feldherrnſtab in meine Hände legte:
Denn Krieg iſt ewig zwiſchen Liſt und Argwohn;
Nur zwiſchen Glauben und Vertraun iſt Friede.
Wer das Vertraun vergiftet, o der mordet
Das werdende Geſchlecht im Leib der Mutter!

Max.

Ich will den Vater nicht vertheidigen.
Weh mir, daß ich's nicht kann!
Unglücklich ſchwere Thaten ſind geſchehn,
Und eine Frevelhandlung faßt die andre
In enggeſchloß'ner Kette grauſend an.
Doch wie geriethen wir, die nichts verſchuldet,
In dieſen Kreis des Unglücks und Verbrechens?
Wem brachen wir die Treue? Warum muß
Der Väter Doppelſchuld und Frevelthat
Uns gräßlich wie ein Schlangenpaar umwinden?
Warum der Väter unverſöhnter Haß
Auch uns, die Liebenden, zerreißend ſcheiden?

(Er umſchlingt Thekla mit heftigem Schmerz.)

Wallenſtein
(hat den Blick ſchweigend auf ihn geheftet und nähert ſich jetzt).
Max! bleibe bei mir! — Geh' nicht von mir, Max!
Sieh, als man dich im Prag'ſchen Winterlager
In's Zelt mir brachte, einen zarten Knaben,
Des deutſchen Winters ungewohnt, die Hand
War dir erſtarrt an der gewicht'gen Fahne,
Du wollteſt männlich ſie nicht laſſen, damals nahm ich
Dich auf, bedeckte dich mit meinem Mantel,
Ich ſelbſt war deine Wärterin, nicht ſchämt' ich
Der kleinen Dienſte mich, ich pflegte deiner
Mit weiblich ſorgender Geſchäftigkeit,
Bis du von mir erwärmt, an meinem Herzen,
Das junge Leben wieder freudig fühlteſt.
Wann hab' ich ſeitdem meinen Sinn verändert?
Ich habe viele Tauſend reich gemacht,
Mit Ländereien ſie beſchenkt, belohnt
Mit Ehrenſtellen — dich hab' ich geliebt,
Mein Herz, mich ſelber hab' ich dir ergeben.
Sie alle waren Fremdlinge, du warſt
Das Kind des Hauſes — Max! du kannſt mich nicht verlaſſen!
Es kann nicht ſeyn, ich mag's und will's nicht glauben,
Daß mich der Max verlaſſen kann.

Max.
O Gott!

Wallenſtein.
Ich habe dich gehalten und getragen
Von Kindesbeinen an — Was that dein Vater
Für dich, das ich nicht reichlich auch gethan?

Ein Liebesnetz hab' ich um dich geſponnen;
Zerreiß es, wenn du kannſt — Du biſt an mich
Geknüpft mit jedem zarten Seelenbande,
Mit jeder heil'gen Feſſel der Natur,
Die Menſchen an einander ketten kann.
Geh' hin, verlaß mich, diene deinem Kaiſer.
Laß dich mit einem goldnen Gnadenkettlein,
Mit ſeinem Widderfell, dafür belohnen,
Daß dir der Freund, der Vater deiner Jugend,
Daß dir das heiligſte Gefühl nichts galt.

Max (in heftigem Kampf).

O Gott! Wie kann ich anders? Muß ich nicht?
Mein Eid — die Pflicht —

Wallenſtein.

Pflicht, gegen wen? Wer biſt du?
Wenn ich am Kaiſer unrecht handle, iſt's
Mein Unrecht, nicht das deinige. Gehörſt
Du dir? Biſt du dein eigener Gebieter,
Stehſt frei da in der Welt, wie ich, daß du
Der Thäter deiner Thaten könnteſt ſeyn?
Auf mich biſt du gepflanzt, ich bin dein Kaiſer,
Mir angehören, mir gehorchen, das
Iſt deine Ehre, dein Naturgeſetz.
Und wenn der Stern, auf dem du lebſt und wohnſt,
Aus ſeinem Gleiſe tritt, ſich brennend wirft
Auf eine nächſte Welt und ſie entzündet,
Du kannſt nicht wählen, ob du folgen willſt,
Fort reißt er dich in ſeines Schwunges Kraft,
Sammt ſeinem Ring und allen ſeinen Monden.
Mit leichter Schuld gehſt du in dieſen Streit,

Dich wird die Welt nicht tadeln, ſie wird's loben,
Daß dir der Freund das Meiſte hat gegolten.

Neunzehnter Auftritt.

Vorige. **Neumann.**

Wallenſtein.

Was gibt's?

Neumann.

Die Pappenheimiſchen ſind abgeſeſſen
Und rücken an zu Fuß, ſie ſind entſchloſſen,
Den Degen in der Hand das Haus zu ſtürmen;
Den Grafen wollen ſie befrei'n.

Wallenſtein (zu Terzky).

Man ſoll
Die Ketten vorziehn, das Geſchütz aufpflanzen.
Mit Kettenkugeln will ich ſie empfangen.

(Terzky geht.)

Mir vorzuſchreiben mit dem Schwert! Geh, Neumann,
Sie ſollen ſich zurückziehn, Augenblicks,
Iſt mein Befehl, und in der Ordnung ſchweigend warten,
Was mir gefallen wird zu thun.

(Neumann geht ab. Illo iſt an's Fenſter getreten.)

Gräfin.

Entlaß ihn!
Ich bitte dich, entlaß ihn!

Illo (am Fenſter).
Tod und Teufel!

Wallenſtein.
Was iſt's?

Illo.
Auf's Rathhaus ſteigen ſie, das Dach
Wird abgedeckt, ſie richten die Kanonen
Auf's Haus —

Max.
Die Raſenden!

Illo.
Sie machen Anſtalt,
Uns zu beſchießen —

Herzogin und **Gräfin.**
Gott im Himmel!

Max (zu Wallenſtein).
Laß mich
Hinunter, ſie bedeuten —

Wallenſtein.
Keinen Schritt!

Max
(auf Thekla und die Herzogin zeigend).
Ihr Leben aber! Deins!

Wallenſtein.
Was bringſt du, Terzky?

Zwanzigſter Auftritt.

Vorige. Terzky (kommt zurück).

Terzky.

Botſchaft von unſern treuen Regimentern.
Ihr Muth ſey länger nicht zu bändigen,
Sie flehen um Erlaubniß anzugreifen,
Vom Prager — und vom Mühlthor ſind ſie Herr,
Und wenn du nur die Loſung wollteſt geben,
So könnten ſie den Feind im Rücken faſſen,
Ihn in die Stadt einkeilen, in der Enge
Der Straßen leicht ihn überwältigen.

Illo.

O komm! Laß ihren Eifer nicht erkalten!
Die Buttleriſchen halten treu zu uns.
Wir ſind die größre Zahl und werfen ſie,
Und enden hier in Pilſen die Empörung.

Wallenſtein.

Soll dieſe Stadt zum Schlachtgefilde werden,
Und brüderliche Zwietracht, feueraugig,
Durch ihre Straßen losgelaſſen toben?
Dem tauben Grimm, der keinen Führer hört,
Soll die Entſcheidung übergeben ſeyn?
Hier iſt nicht Raum zum Schlagen, nur zum Würgen;
Die losgebundnen Furien der Wuth
Ruft keines Herrſchers Stimme mehr zurück.
Wohl, es mag ſeyn! Ich hab' es lang' bedacht,
So mag ſich's raſch und blutig denn entladen.

(Zu Max gewendet.)

Wie iſt's? Willſt du den Gang mit mir verſuchen?
Freiheit zu geben haſt du. Stelle dich
Mir gegenüber. Führe ſie zum Kampf.
Den Krieg verſtehſt du, haſt bei mir etwas
Gelernt, ich darf des Gegners mich nicht ſchämen,
Und keinen ſchönern Tag erlebſt du, mir
Die Schule zu bezahlen.

Gräfin.

Iſt es dahin
Gekommen? Vetter! Vetter! könnt ihr's tragen?

Max.

Die Regimenter, die mir anvertraut ſind,
Dem Kaiſer treu hinwegzuführen, hab' ich
Gelobt; dies will ich halten oder ſterben.
Mehr fordert keine Pflicht von mir. Ich fechte
Nicht gegen dich, wenn ich's vermeiden kann,
Denn auch dein feindlich Haupt iſt mir noch heilig.

(Es geſchehen zwei Schüſſe. Illo und Terzky eilen an's Fenſter.)

Wallenſtein.

Was iſt das?

Terzky.

Er ſtürzt.

Wallenſtein.

Stürzt! Wer?

Illo.

Die Tiefenbacher thaten
Den Schuß.

Wallenſtein.

Auf wen?

Illo.

Auf dieſen Neumann, den
Du ſchickteſt —

Wallenſtein (auffahrend).

Tod und Teufel! So will ich —

(Will gehen.)

Terzky.

Dich ihrer blinden Wuth entgegen ſtellen?

Herzogin und **Gräfin.**

Um Gotteswillen nicht!

Illo.

Jetzt nicht, mein Feldherr!

Gräfin.

O halt' ihn! halt' ihn!

Wallenſtein.

Laß mich!

Max.

Thu' es nicht,
Jetzt nicht. Die blutig raſche That hat ſie
In Wuth geſetzt, erwarte ihre Reue —

Wallenſtein.

Hinweg! Zu lange ſchon hab' ich gezaudert.
Das konnten ſie ſich freventlich erkühnen,
Weil ſie mein Angeſicht nicht ſahn — Sie ſollen
Mein Antlitz ſehen, meine Stimme hören —
Sind es nicht meine Truppen? Bin ich nicht
Ihr Feldherr und gefürchteter Gebieter?
Laß ſehn, ob ſie das Antlitz nicht mehr kennen,
Das ihre Sonne war in dunkler Schlacht?
Es braucht der Waffen nicht. Ich zeige mich

Vom Altan dem Rebellenheer und ſchnell
Bezähmt, gebt Acht, kehrt der empörte Sinn
In's alte Bette des Gehorſams wieder.
(Er geht. Ihm folgen Illo, Terzky und Buttler.)

Ein und zwanzigſter Auftritt.

Gräfin. Herzogin. Max und Thekla.

Gräfin (zur Herzogin).
Wenn ſie ihn ſehn — Es iſt noch Hoffnung, Schweſter.

Herzogin.
Hoffnung! ich habe keine.

Max
(der während des letzten Auftritts in einem ſichtbaren Kampf von fern geſtanden, tritt näher).
Das ertrag' ich nicht.
Ich kam hieher mit feſt entſchiedner Seele,
Ich glaubte recht und tadellos zu thun,
Und muß hier ſtehen, wie ein Haſſenswerther,
Ein roh Unmenſchlicher, vom Fluch belaſtet,
Vom Abſcheu Aller, die mir theuer ſind,
Unwürdig ſchwer bedrängt die Lieben ſehn,
Die ich mit einem Wort beglücken kann —
Das Herz in mir empört ſich, es erheben
Zwei Stimmen ſtreitend ſich in meiner Bruſt,
In mir iſt Nacht, ich weiß das Rechte nicht zu wählen.

O wohl, wohl hatteſt du geredet, Vater,
Zu viel vertraut' ich auf das eigne Herz;
Ich ſtehe wankend, weiß nicht was ich ſoll.

Gräfin.

Sie wiſſen's nicht? Ihr Herz ſagt's Ihnen nicht?
So will ich's Ihnen ſagen!
Ihr Vater hat den ſchreiendſten Verrath
An uns begangen, an des Fürſten Haupt
Gefrevelt, uns in Schmach geſtürzt; daraus
Ergibt ſich klar, was Sie, ſein Sohn, thun ſollen:
Gutmachen, was der Schändliche verbrochen,
Ein Beiſpiel aufzuſtellen frommer Treu,
Daß nicht der Name Piccolomini
Ein Schandlied ſey, ein ew'ger Fluch im Haus
Der Wallenſteiner.

Max.

Wo iſt eine Stimme
Der Wahrheit, der ich folgen darf? Uns alle
Bewegt der Wunſch, die Leidenſchaft. Daß jetzt
Ein Engel mir vom Himmel niederſtiege,
Das Rechte mir, das Unverfälſchte, ſchöpfte
Am reinen Lichtquell, mit der reinen Hand!
(Indem ſeine Augen auf Thekla fallen.)
Wie? Such' ich dieſen Engel noch? Erwart' ich
Noch einen andern?
(Er nähert ſich ihr, den Arm um ſie ſchlagend.)
Hier, auf dieſes Herz,
Das unfehlbare, heilig reine will
Ich's legen, deine Liebe will ich fragen,
Die nur den Glücklichen beglücken kann,

Vom unglückſelig Schuldigen ſich wendet.
Kannſt du mich dann noch lieben, wenn ich bleibe?
Erkläre, daß du's kannſt, und ich bin euer.

Gräfin (mit Bedeutung).

Bedenkt —

Max (unterbricht ſie).

Bedenke nichts. Sag', wie du's fühlſt.

Gräfin.

An Euren Vater denkt —

Max (unterbricht ſie).

Nicht Friedlands Tochter,
Ich frage **dich**, **dich**, die Geliebte, frag' ich!
Es gilt nicht eine Krone zu gewinnen;
Das möchteſt du mit klugem Geiſt bedenken.
Die Ruhe deines Freundes gilt's, das Glück
Von einem Tauſend tapfrer Heldenherzen,
Die ſeine That zum Muſter nehmen werden.
Soll ich dem Kaiſer Eid und Pflicht abſchwören?
Soll ich in's Lager des Octavio
Die vatermörderiſche Kugel ſenden?
Denn wenn die Kugel los iſt aus dem Lauf,
Iſt ſie kein todtes Werkzeug mehr, ſie lebt,
Ein Geiſt fährt in ſie, die Erynnien
Ergreifen ſie, des Frevels Rächerinnen,
Und führen tückiſch ſie den ärgſten Weg.

Thekla.

O Max —

Max (unterbricht ſie).

Nein, übereile dich auch nicht!
Ich kenne dich. Dem edlen Herzen könnte

Die ſchwerſte Pflicht die nächſte ſcheinen. Nicht
Das Große, nur das Menſchliche geſchehe.
Denk', was der Fürſt von je an mir gethan.
Denk' auch, wie's ihm mein Vater hat vergolten.
O auch die ſchönen, freien Regungen
Der Gaſtlichkeit, der frommen Freundestreue
Sind eine heilige Religion dem Herzen;
Schwer rächen ſie die Schauder der Natur
An dem Barbaren, der ſie gräßlich ſchändet.
Leg' Alles, Alles in die Wage, ſprich
Und laß dein Herz entſcheiden.

Thekla.

O das deine
Hat längſt entſchieden. Folge deinem erſten
Gefühl —

Gräfin.

Unglückliche!

Thekla.

Wie könnte das
Das Rechte ſeyn, was dieſes zarte Herz
Nicht gleich zuerſt ergriffen und gefunden?
Geh und erfülle deine Pflicht! Ich würde
Dich immer lieben. Was du auch erwählt,
Du würdeſt edel ſtets und deiner würdig
Gehandelt haben — aber Reue ſoll
Nicht deiner ſchönen Seele Frieden ſtören.

Max.

So muß ich dich verlaſſen, von dir ſcheiden!

Thekla.

Wie du dir ſelbſt getreu bleibſt, biſt du's mir;

Uns trennt das Schickſal, unſre Herzen bleiben einig.
Ein blut'ger Haß entzweit auf ew'ge Tage
Die Häuſer Friedland, Piccolomini.
Doch wir gehören nicht zu unſerm Hauſe.
— Fort! Eile! Eile, deine gute Sache
Von unſrer unglückſeligen zu trennen.
Auf unſerm Hauſe liegt der Fluch des Himmels;
Es iſt dem Untergang geweiht. Auch mich
Wird meines Vaters Schuld mit in's Verderben
Hinabziehn. Traure nicht um mich! Mein Schickſal
Wird bald entſchieden ſeyn.

(Max faßt ſie in die Arme, heftig bewegt. Man hört hinter der Scene ein lautes, wildes, langverhallendes Geſchrei: „Vivat Ferdinandus!“ von kriegeriſchen Inſtrumenten begleitet. Max und Thekla halten einander unbeweglich in den Armen.)

Zwei und zwanzigſter Auftritt.

Vorige. Terzky.

Gräfin (ihm entgegen).

Was war das? Was bedeutete das Rufen?

Terzky.

Es iſt vorbei und Alles iſt verloren.

Gräfin.

Wie, und ſie gaben nichts auf ſeinen Anblick?

Terzky.

Nichts. Alles war umſonſt.

Herzogin.
Sie riefen Vivat.

Terzky.
Dem Kaiſer.

Gräfin.
O die Pflichtvergeſſenen!

Terzky.
Man ließ ihn nicht einmal zum Worte kommen.
Als er zu reden anfing, fielen ſie
Mit kriegeriſchem Spiel betäubend ein.
— Hier kommt er.

Drei und zwanzigſter Auftritt.

Vorige. Wallenſtein begleitet von Illo und Buttler. Darauf Küraſſiere.

Wallenſtein (im Kommen).
Terzky!

Terzky.
Mein Fürſt!

Wallenſtein.
Laß unſre Regimenter
Sich fertig halten, heut' noch aufzubrechen;
Denn wir verlaſſen Pilſen noch vor Abend.
(Terzky geht ab.)
Buttler —

Buttler.

Mein General!

Wallenſtein.

Der Kommandant zu Eger
Iſt euer Freund und Landsmann. Schreibt ihm gleich
Durch einen Eilenden, er ſoll bereit ſeyn,
Uns morgen in die Feſtung einzunehmen —
Ihr folgt uns ſelbſt mit eurem Regiment.

Buttler.

Es ſoll geſchehn, mein Feldherr!

Wallenſtein

(tritt zwiſchen Max und Thekla, welche ſich während dieſer Zeit feſt umſchlungen gehalten).

Scheidet!

Max.

Gott!

(Küraſſiere mit gezogenem Gewehr treten in den Saal und ſammeln ſich im Hintergrunde. Zugleich hört man unten einige muthige Paſſagen aus dem Pappenheimer Marſch, welche dem Max zu rufen ſcheinen.)

Wallenſtein (zu den Küraſſieren).

Hier iſt er. Er iſt frei. Ich halt' ihn nicht mehr.

(Er ſteht abgewendet und ſo, daß Max ihm nicht beikommen, noch ſich dem Fräulein nähern kann.)

Max.

Du haſſeſt mich, treibſt mich im Zorn von dir.
Zerreißen ſoll das Band der alten Liebe,
Nicht ſanft ſich löſen, und du willſt den Riß,
Den ſchmerzlichen, mir ſchmerzlicher noch machen!
Du weißt, ich habe ohne dich zu leben
Noch nicht gelernt — In eine Wüſte geh' ich

Hinaus, und Alles, was mir werth iſt, Alles
Bleibt hier zurück — O wende deine Augen
Nicht von mir weg! Noch einmal zeige mir
Dein ewig theures und verehrtes Antlitz!
Verſtoß mich nicht —

(Er will ſeine Hand faſſen. Wallenſtein zieht ſie zurück. Er wendet ſich an die Gräfin.)

Iſt hier kein andres Auge,
Das Mitleid für mich hätte — Baſe Terzky —

(Sie wendet ſich von ihm; er kehrt ſich zur Herzogin.)

Ehrwürd'ge Mutter —

Herzogin.

Gehn Sie, Graf, wohin
Die Pflicht Sie ruft — So können Sie uns einſt
Ein treuer Freund, ein guter Engel werden
Am Thron des Kaiſers.

Max.

Hoffnung geben Sie mir,
Sie wollen mich nicht ganz verzweifeln laſſen.
O täuſchen Sie mich nicht mit leerem Blendwerk!
Mein Unglück iſt gewiß, und, Dank dem Himmel!
Der mir ein Mittel eingibt, es zu enden.

(Die Kriegsmuſik beginnt wieder. Der Saal füllt ſich mehr und mehr mit Bewaffneten an. Er ſieht Buttlern daſtehn.)

Ihr auch hier, Oberſt Buttler — Und ihr wollt mir
Nicht folgen? — Wohl! Bleibt eurem neuen Herrn
Getreuer, als dem alten. Kommt, Verſprecht mir,
Die Hand gebt mir darauf, daß ihr ſein Leben
Beſchützen, unverletzlich wollt bewahren.

(Buttler verweigert ſeine Hand.)

Des Kaiſers Acht hängt über ihm, und gibt
Sein fürſtlich Haupt jedwedem Mordknecht preis,
Der ſich den Lohn der Blutthat will verdienen;
Jetzt thät' ihm eines Freundes fromme Sorge,
Der Liebe treues Auge noth — und die
Ich ſcheidend um ihn ſeh' —

(Zweideutige Blicke auf Illo und Buttler richtend.)

Illo.

Sucht die Verräther
In eures Vaters, in des Gallas Lager.
Hier iſt nur Einer noch. Geht und befreit uns
Von ſeinem haſſenswürd'gen Anblick! Geht!

(Max verſucht es noch einmal, ſich der Thekla zu nähern. Wallenſtein verhindert es. Er ſteht unſchlüſſig, ſchmerzvoll; indeß füllt ſich der Saal immer mehr und mehr und die Hörner ertönen unten immer auffordernder und in immer kürzern Pauſen.)

Max.

Blaſt! Blaſt! — O wären es die ſchwed'ſchen Hörner,
Und ging's von hier gerad' in's Feld des Todes,
Und alle Schwerter, alle, die ich hier
Entblößt muß ſehn, durchdrängen meinen Buſen!
Was wollt ihr? Kommt ihr, mich von hier hinweg
Zu reißen? — O treibt mich nicht zur Verzweiflung!
Thut's nicht! Ihr könntet es bereuen!

(Der Saal iſt ganz mit Bewaffneten erfüllt.)

Noch mehr — Es hängt Gewicht ſich an Gewicht
Und ihre Maſſe zieht mich ſchwer hinab. —
Bedenket, was ihr thut. Es iſt nicht wohlgethan,
Zum Führer den Verzweifelnden zu wählen.
Ihr reißt mich weg von meinem Glück, wohlan,

Der Rachegöttin weih' ich eure Seelen!
Ihr habt gewählt zum eigenen Verderben;
Wer mit mir geht, der ſey bereit zu ſterben!

(Indem er ſich nach dem Hintergrund wendet, entſteht eine raſche Bewegung unter den Küraſſieren, ſie umgeben und begleiten ihn in wildem Tumult. Wallenſtein bleibt unbeweglich. Thekla ſinkt in ihrer Mutter Arme. Der Vorhang fällt.)

Vierter Aufzug.

In des Bürgermeiſters Hauſe zu Eger.

Erſter Auftritt.

Buttler (der eben anlangt).

Er iſt herein. Ihn führte ſein Verhängniß.
Der Rechen iſt gefallen hinter ihm,
Und wie die Brücke, die ihn trug, beweglich
Sich niederließ und ſchwebend wieder hob,
Iſt jeder Rettungsweg ihm abgeſchnitten.
Bis hieher Friedland und nicht weiter! ſagt
Die Schickſalsgöttin. Aus der böhmiſchen Erde
Erhub ſich dein bewundert Meteor,
Weit durch den Himmel einen Glanzweg ziehend,
Und hier an Böhmens Grenze muß es ſinken!
— Du haſt die alten Fahnen abgeſchworen,
Verblendeter, und trauſt dem alten Glück!
Den Krieg zu tragen in des Kaiſers Länder,
Den heil'gen Herd der Laren umzuſtürzen,
Bewaffneſt du die frevelhafte Hand.

Nimm dich in Acht — dich treibt der böſe Geiſt
Der Rache — daß dich Rache nicht verderbe!

Zweiter Auftritt.

Buttler und Gordon.

Gordon.

Seyd ihr's? O wie verlangt mich, euch zu hören.
Der Herzog ein Verräther! O mein Gott!
Und flüchtig! Und ſein fürſtlich Haupt geächtet!
Ich bitt' euch, General, ſagt mir ausführlich,
Wie alles dies zu Pilſen ſich begeben?

Buttler.

Ihr habt den Brief erhalten, den ich euch
Durch einen Eilenden vorausgeſendet?

Gordon.

Und habe treu gethan, wie ihr mich hießt,
Die Feſtung unbedenklich ihm geöffnet,
Denn mir befiehlt ein kaiſerlicher Brief,
Nach Eurer Ordre blindlings mich zu fügen.
Jedoch verzeiht! als ich den Fürſten ſelbſt
Nun ſah, da fing ich wieder an zu zweifeln.
Denn wahrlich! nicht als ein Geächteter
Trat Herzog Friedland ein in dieſe Stadt.
Von ſeiner Stirne leuchtete wie ſonſt
Des Herrſchers Majeſtät, Gehorſam fordernd,

Und ruhig, wie in Tagen guter Ordnung,
Nahm er des Amtes Rechenſchaft mir ab.
Leutſelig macht das Mißgeſchick, die Schuld,
Und ſchmeichelnd zum geringern Manne pflegt
Gefallner Stolz herunter ſich zu beugen;
Doch ſparſam und mit Würde wog der Fürſt
Mir jedes Wort des Beifalls, wie der Herr
Den Diener lobt, der ſeine Pflicht gethan.

Buttler.

Wie ich euch ſchrieb, ſo iſt's genau geſchehn;
Es hat der Fürſt dem Feinde die Armee
Verkauft, ihm Prag und Eger öffnen wollen.
Verlaſſen haben ihn auf dies Gerücht
Die Regimenter alle bis auf fünfe,
Die Terzkyſchen, die ihm hieher gefolgt.
Die Acht iſt ausgeſprochen über ihn,
Und ihn zu liefern, lebend oder todt,
Iſt jeder treue Diener aufgefordert.

Gordon.

Verräther an dem Kaiſer — ſolch ein Herr!
So hochbegabt! O was iſt Menſchengröße!
Ich ſagt' es oft: das kann nicht glücklich enden;
Zum Fallſtrick ward ihm ſeine Größ' und Macht
Und dieſe dunkelſchwankende Gewalt.
Denn um ſich greift der Menſch, nicht darf man ihn
Der eignen Mäßigung vertraun. Ihn hält
In Schranken nur das deutliche Geſetz,
Und der Gebräuche tiefgetretne Spur.
Doch unnatürlich war und neuer Art
Die Kriegsgewalt in dieſes Mannes Händen;

Dem Kaiſer ſelber ſtellte ſie ihn gleich;
Der ſtolze Geiſt verlernte ſich zu beugen.
O Schad' um ſolchen Mann! denn keiner möchte
Da feſte ſtehen, mein' ich, wo er fiel.

Buttler.

Spart eure Klagen, bis er Mitleid braucht,
Denn jetzt noch iſt der Mächtige zu fürchten.
Die Schweden ſind im Anmarſch gegen Eger,
Und ſchnell, wenn wir's nicht raſch entſchloſſen hindern,
Wird die Vereinigung geſchehn. Das darf nicht ſeyn!
Es darf der Fürſt nicht freien Fußes mehr
Aus dieſem Platz; denn Ehr' und Leben hab' ich
Verpfändet, ihn gefangen hier zu nehmen,
Und euer Beiſtand iſt's, auf den ich rechne.

Gordon.

O hätt' ich nimmer dieſen Tag geſehn!
Aus ſeiner Hand empfing ich dieſe Würde,
Er ſelber hat dies Schloß mir anvertraut,
Das ich in ſeinen Kerker ſoll verwandeln,
Wir Subalternen haben keinen Willen;
Der freie Mann, der mächtige, allein,
Gehorcht dem ſchönen menſchlichen Gefühl.
Wir aber ſind nur Schergen des Geſetzes,
Des grauſamen; Gehorſam heißt die Tugend,
Um die der Niedre ſich bewerben darf.

Buttler.

Laßt euch das enggebundene Vermögen
Nicht leid thun. Wo viel Freiheit, iſt viel Irrthum;
Doch ſicher iſt der ſchmale Weg der Pflicht.

Gordon.

So hat ihn Alles denn verlaſſen, ſagt ihr?
Er hat das Glück von Tauſenden gegründet,
Denn königlich war ſein Gemüth und ſtets
Zum Geben war die volle Hand geöffnet —
(Mit einem Seitenblick auf Buttlern.)
Vom Staube hat er Manchen aufgeleſen,
Zu hoher Ehr' und Würden ihn erhöht,
Und hat ſich keinen Freund damit, nicht Einen
Erkauft, der in der Noth ihm Farbe hielt!

Buttler.

Hier lebt ihm einer, den er kaum gehofft.

Gordon.

Ich hab' mich keiner Gunſt von ihm erfreut.
Faſt zweifl' ich, ob er je in ſeiner Größe
Sich eines Jugendfreunds erinnert hat —
Denn fern von ihm hielt mich der Dienſt, ſein Auge
Verlor mich in den Mauern dieſer Burg,
Wo ich, von ſeiner Gnade nicht erreicht,
Das freie Herz im Stillen mir bewahrte.
Denn als er mich in dieſes Schloß geſetzt,
War's ihm noch Ernſt um ſeine Pflicht; nicht ſein
Vertrauen täuſch' ich, wenn ich treu bewahre,
Was meiner Treue übergeben ward.

Buttler.

So ſagt, wollt ihr die Acht an ihm vollziehn,
Mir eure Hülfe leihn, ihn zu verhaften?

Gordon

(nach einem nachdenklichen Stillſchweigen, kummervoll).

Iſt es an dem — verhält ſich's, wie ihr ſprecht —

Hat er den Kaiſer, ſeinen Herrn, verrathen,
Das Heer verkauft, die Feſtungen des Landes
Dem Reichsfeind öffnen wollen — Ja, dann iſt
Nicht Rettung mehr für ihn — Doch es iſt hart,
Daß unter Allen eben mich das Loos
Zum Werkzeug ſeines Sturzes muß erwählen.
Denn Pagen waren wir am Hof zu Burgau
Zu gleicher Zeit, ich aber war der ältre.

Buttler.

Ich weiß davon.

Gordon.

Wohl dreißig Jahre ſind's. Da ſtrebte ſchon
Der kühne Muth im zwanzigjähr'gen Jüngling.
Ernſt über ſeine Jahre war ſein Sinn,
Auf große Dinge männlich nur gerichtet;
Durch unſre Mitte ging er ſtillen Geiſts,
Sich ſelber die Geſellſchaft; nicht die Luſt,
Die kindiſche, der Knaben zog ihn an,
Doch oft ergriff's ihn plötzlich wunderſam,
Und der geheimnißvollen Bruſt entfuhr,
Sinnvoll und leuchtend, ein Gedankenſtrahl,
Daß wir uns ſtaunend anſahn, nicht recht wiſſend,
Ob Wahnſinn, ob ein Gott aus ihm geſprochen.

Buttler.

Dort war's, wo er zwei Stock hoch niederſtürzte,
Als er im Fenſterbogen eingeſchlummert,
Und unbeſchädigt ſtand er wieder auf.
Von dieſem Tag an, ſagt man, ließen ſich
Anwandlungen des Wahnſinns bei ihm ſpüren.

Gordon.

Tiefſinn'ger wurd' er, das iſt wahr, er wurde
Katholiſch. Wunderbar hatt' ihn das Wunder
Der Rettung umgekehrt. Er hielt ſich nun
Für ein begünſtigt und befreites Weſen,
Und keck wie Einer, der nicht ſtraucheln kann,
Lief er auf ſchwankem Seil des Lebens hin.
Nachher führt' uns das Schickſal auseinander,
Weit, weit; er ging der Größe kühnen Weg,
Mit ſchnellem Schritt, ich ſah ihn ſchwindelnd gehn,
Ward Graf und Fürſt und Herzog und Dictator,
Und jetzt iſt Alles ihm zu klein, er ſtreckt
Die Hände nach der Königskrone aus,
Und ſtürzt in unermeßliches Verderben!

Buttler.

Brecht ab. Er kommt.

Dritter Auftritt.

Wallenſtein im Geſpräch mit dem Bürgermeiſter von Eger.
Die Vorigen.

Wallenſtein.

Ihr war't ſonſt eine freie Stadt? Ich ſeh',
Ihr führt den halben Adler in dem Wappen.
Warum den halben nur?

Bürgermeiſter.

Wir waren reichsfrei;
Doch ſeit zweihundert Jahren iſt die Stadt
Der böhm'ſchen Kron' verpfändet. Daher rührt's,
Daß wir nur noch den halben Adler führen.
Der untre Theil iſt cancellirt, bis etwa
Das Reich uns wieder einlöst.

Wallenſtein.

Ihr verdientet
Die Freiheit. Haltet euch nur brav. Gebt keinem
Aufwieglervolk Gehör. Wie hoch ſeyd ihr
Beſteuert?

Bürgermeiſter (zuckt die Achſeln).

Daß wir's kaum erſchwingen können.
Die Garniſon lebt auch auf unſre Koſten.

Wallenſtein.

Ihr ſollt erleichtert werden. Sagt mir an,
Es ſind noch Proteſtanten in der Stadt?

(Bürgermeiſter ſtutzt.)

Ja, ja. Ich weiß es. Es verbergen ſich noch Viele
In dieſen Mauern — ja! geſteht's nur frei —
Ihr ſelbſt — Nicht wahr?

(Fixirt ihn mit den Augen. Bürgermeiſter erſchrickt.)

Seyd ohne Furcht! ich haſſe
Die Jeſuiten — Läg's an mir, ſie wären längſt
Aus Reiches Grenzen — Meßbuch oder Bibel!
Mir iſt's all eins — Ich hab's der Welt bewieſen —
In Glogau hab' ich ſelber eine Kirche
Den Evangeliſchen erbauen laſſen.
— Hört, Bürgermeiſter — wie iſt euer Name?

Bürgermeiſter.

Pachhälbel, mein erlauchter Fürſt.

Wallenſtein.

Hört — aber ſagt's nicht weiter, was ich euch
Jetzt im Vertraun eröffne.

(Ihm die Hand auf die Achſel legend, mit einer gewiſſen Feierlichkeit.)

Die Erfüllung
Der Zeiten iſt gekommen, Bürgermeiſter;
Die Hohen werden fallen und die Niedrigen
Erheben ſich — Behaltet's aber bei euch!
Die ſpaniſche Doppelherrſchaft neiget ſich
Zu ihrem Ende, eine neue Ordnung
Der Dinge führt ſich ein — Ihr ſaht doch jüngſt
Am Himmel die drei Monde?

Bürgermeiſter.

Mit Entſetzen.

Wallenſtein.

Davon ſich zwei in blut'ge Dolchgeſtalt
Verzogen und verwandelten. Nur einer,
Der mittlere, blieb ſtehn in ſeiner Klarheit.

Bürgermeiſter.

Wir zogen's auf den Türken.

Wallenſtein.

Türken! Was?
Zwei Reiche werden blutig untergehen,
Im Oſten und im Weſten, ſag' ich euch,
Und nur der lutheriſche Glaub' wird bleiben.

(Er bemerkt die zwei Andern.)

Ein ſtarkes Schießen war ja dieſen Abend

Zur linken Hand, als wir den Weg hieher
Gemacht. Vernahm man's auch hier in der Feſtung?

Gordon.

Wohl hörten wir's, mein General. Es brachte
Der Wind den Schall gerad' von Süden her.

Buttler.

Von Neuſtadt oder Weiden ſchien's zu kommen.

Wallenſtein.

Das iſt der Weg, auf dem die Schweden nahn.
Wie ſtark iſt die Beſatzung?

Gordon.

Hundert achtzig
Dienſtfähige Mann, der Reſt ſind Invaliden.

Wallenſtein.

Und wie viel ſtehn im Jochimsthal?

Gordon.

Zweihundert
Arkebuſierer hab' ich hingeſchickt,
Den Poſten zu verſtärken gegen die Schweden.

Wallenſtein.

Ich lobe eure Vorſicht. An den Werken
Wird auch gebaut. Ich ſah's bei der Hereinfahrt.

Gordon.

Weil uns der Rheingraf jetzt ſo nah bedrängt,
Ließ ich noch zwei Baſteien ſchnell errichten.

Wallenſtein.

Ihr ſeyd genau in eures Kaiſers Dienſt.
Ich bin mit euch zufrieden, Oberſtlieutnant.

(Zu Buttlern.)

Der Poſten in dem Jochimsthal ſoll abziehn,

Sammt allen, die dem Feind entgegen ſtehn.
(Zu Gordon.)
In euren treuen Händen, Kommandant,
Laß ich mein Weib, mein Kind und meine Schweſter.
Denn hier iſt meines Bleibens nicht; nur Briefe
Erwart' ich, mit dem Früheſten die Feſtung
Sammt allen Regimentern zu verlaſſen.

Vierter Auftritt.

Vorige. Terzky.

Terzky.
Willkommne Botſchaft! Frohe Zeitungen!
Wallenſtein.
Was bringſt du?
Terzky.
Eine Schlacht iſt vorgefallen
Bei Neuſtadt und die Schweden blieben Sieger.
Wallenſtein.
Was ſagſt du? Woher kommt dir dieſe Nachricht?
Terzky.
Ein Landmann bracht' es mit von Tirſchenreut,
Nach Sonnenuntergang hab's angefangen,
Ein kaiſerlicher Trupp von Tachau her
Sey eingebrochen in das ſchwed'ſche Lager,
Zwei Stunden hab' das Schießen angehalten.

Und tauſend Kaiſerliche ſey'n geblieben,
Ihr Oberſt mit, mehr wußt' er nicht zu ſagen.

Wallenſtein.

Wie käme kaiſerliches Volk nach Neuſtadt?
Der Altringer, er müßte Flügel haben,
Stand geſtern vierzehn Meilen noch von da;
Des Gallas Völker ſammeln ſich zu Frau'nberg
Und ſind noch nicht beiſammen. Hätte ſich
Der Suys etwa ſo weit vorgewagt?
Es kann nicht ſeyn.

(Illo erſcheint.)

Terzky.

Wir werden's alsbald hören,
Denn hier kommt Illo, fröhlich und voll Eile.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Illo.

Illo (zu Wallenſtein).

Ein Reitender iſt da und will dich ſprechen.

Terzky.

Hat's mit dem Siege ſich beſtätigt? Sprich!

Wallenſtein.

Was bringt er? Woher kommt er?

Illo.

Von dem Rheingraf,

Und was er bringt, will ich voraus dir melden.
Die Schweden ſtehn fünf Meilen nur von hier.
Bei Neuſtadt hab' der Piccolomini
Sich mit der Reiterei auf ſie geworfen,
Ein fürchterliches Morden ſey geſchehn,
Doch endlich hab' die Menge überwältigt;
Die Pappenheimer alle, auch der Max,
Der ſie geführt — ſey'n auf dem Platz geblieben.

Wallenſtein.

Wo iſt der Bote? Bringt mich zu ihm.

(Will abgehen. Indem ſtürzt Fräulein Neubrunn in's Zimmer; ihr folgen einige Bediente, die durch den Saal rennen.)

Neubrunn.

Hülfe! Hülfe!

Illo und Terzky.

Was gibt's?

Neubrunn.

Das Fräulein!

Wallenſtein und Terzky.

Weiß ſie's?

Neubrunn.

Sie will ſterben.

(Eilt fort.)

(Wallenſtein mit Terzky und Illo ihr nach.)

Sechſter Auftritt.

Buttler und Gordon.

Gordon (erſtaunt).

Erklärt mir. Was bedeutete der Auftritt?

Buttler.

Sie hat den Mann verloren, den ſie liebte;
Der Piccolomini war's, der umgekommen.

Gordon.

Unglücklich Fräulein!

Buttler.

Ihr habt gehört, was dieſer Illo brachte,
Daß ſich die Schweden ſiegend nahn.

Gordon.

Wohl hört' ich's.

Buttler.

Zwölf Regimenter ſind ſie ſtark, und fünf
Stehn in der Näh', den Herzog zu beſchützen.
Wir haben nur mein einzig Regiment,
Und nicht zweihundert ſtark iſt die Beſatzung.

Gordon.

So iſt's.

Buttler.

Nicht möglich iſt's, mit ſo geringer Mannſchaft
Solch einen Staatsgefangnen zu bewahren.

Gordon.

Das ſeh' ich ein.

Buttler.
Die Menge hätte bald das kleine Häuflein
Entwaffnet, ihn befreit.
Gordon.
Das iſt zu fürchten.
Buttler (nach einer Pauſe).
Wißt! Ich bin Bürge worden für den Ausgang;
Mit meinem Haupte haft' ich für das ſeine.
Wort muß ich halten, führ's, wohin es will,
Und iſt der Lebende nicht zu bewahren,
So iſt — der Todte uns gewiß.
Gordon.
Verſteh' ich euch? Gerechter Gott! Ihr könntet —
Buttler.
Er darf nicht leben.
Gordon.
Ihr vermöchtet's?
Buttler.
Ihr oder ich. Er ſah den letzten Morgen.
Gordon.
Ermorden wollt ihr ihn?
Buttler.
Das iſt mein Vorſatz.
Gordon.
Der eurer Treu' vertraut!
Buttler.
Sein böſes Schickſal!
Gordon.
Des Feldherrn heilige Perſon!

Buttler.

Das war er!

Gordon.

O was er war, löſcht kein Verbrechen aus!
Ohn' Urtheil?

Buttler.

Die Vollſtreckung iſt ſtatt Urtheils.

Gordon.

Das wäre Mord und nicht Gerechtigkeit;
Denn hören muß ſie auch den Schuldigſten.

Buttler.

Klar iſt die Schuld, der Kaiſer hat gerichtet,
Und ſeinen Willen nur vollſtrecken wir.

Gordon.

Den blut'gen Spruch muß man nicht raſch vollziehn:
Ein Wort nimmt ſich, ein Leben nie zurück.

Buttler.

Der hurt'ge Dienſt gefällt den Königen.

Gordon.

Zu Henkers Dienſt drängt ſich kein edler Mann.

Buttler.

Kein muthiger erbleicht vor kühner That.

Gordon.

Das Leben wagt der Muth, nicht das Gewiſſen.

Buttler.

Was? Soll er frei ausgehn, des Krieges Flamme,
Die unauslöſchliche, auf's Neu' entzünden?

Gordon.

Nehmt ihn gefangen; tödtet ihn nur nicht,
Greift blutig nicht dem Gnadenengel vor.

Buttler.
Wär' die Armee des Kaiſers nicht geſchlagen,
Möcht' ich lebendig ihn erhalten haben.

Gordon.
O warum ſchloß ich ihm die Feſtung auf!

Buttler.
Der Ort nicht, ſein Verhängniß tödtet ihn.

Gordon.
Auf dieſen Wällen wär' ich ritterlich,
Des Kaiſers Schloß vertheidigend, geſunken.

Buttler.
Und tauſend brave Männer kämen um!

Gordon.
In ihrer Pflicht — Das ſchmückt und ehrt den Mann;
Doch ſchwarzen Mord verfluchte die Natur.

Buttler (ſeine Schrift hervorlangend).
Hier iſt das Manifeſt, das uns befiehlt,
Uns ſeiner zu bemächtigen. Es iſt an euch
Gerichtet, wie an mich. Wollt ihr die Folgen tragen,
Wenn er zum Feind entrinnt durch unſre Schuld?

Gordon.
Ich, der Ohnmächtige, o Gott!

Buttler.
Nehmt ihr's auf euch. Steht für die Folgen ein!
Mag werden draus was will! Ich leg's auf euch.

Gordon.
O Gott im Himmel!

Buttler.
Wißt ihr andern Rath,

Des Kaiſers Meinung zu vollziehen? Sprecht!
Denn ſtürzen, nicht vernichten will ich ihn.

Gordon.

O Gott! Was ſeyn muß, ſeh' ich klar, wie ihr,
Doch anders ſchlägt das Herz in meiner Bruſt.

Buttler.[*]

Auch dieſer Illo, dieſer Terzky dürfen
Nicht leben, wenn der Herzog fällt.

Gordon.

O nicht um dieſe thut mir's leid. Sie trieb
Ihr ſchlechtes Herz, nicht die Gewalt der Sterne.
Sie waren's, die in ſeine ruh'ge Bruſt
Den Samen böſer Leidenſchaft geſtreut,
Die mit fluchwürdiger Geſchäftigkeit
Die Unglücksfrucht in ihm genährt — Mag ſie
Des böſen Dienſtes böſer Lohn ereilen!

Buttler.

Auch ſollen ſie im Tod ihm gleich voran.
Verabredt iſt ſchon Alles. Dieſen Abend
Bei eines Gaſtmahls Freuden wollten wir
Sie lebend greifen und im Schloß bewahren.
Viel kürzer iſt es ſo. Ich geh' ſogleich,
Die nöthigen Befehle zu ertheilen.

---

[*] In einem frühern Manuſcripte folgen hier die Zeilen:

Von härterm Stoff iſt meins; geſtählt hat mich
In rauher Schule die Nothwendigkeit.

Siebenter Auftritt.

Vorige. Illo und Terzky.

Terzky.

Nun ſoll's bald anders werden! Morgen ziehn
Die Schweden ein, zwölftauſend tapfre Krieger.
Dann grad auf Wien! He! Luſtig, Alter! Kein
So herb Geſicht zu ſolcher Freudenbotſchaft!

Illo.

Jetzt iſt's an uns, Geſetze vorzuſchreiben,
Und Rach' zu nehmen an den ſchlechten Menſchen,
Den ſchändlichen, die uns verlaſſen. Einer
Hat's ſchon gebüßt, der Piccolomini.
Ging's allen ſo, die's übel mit uns meinen!
Wie ſchwer trifft dieſer Schlag das alte Haupt!
Der hat ſein ganzes Lebenlang ſich ab-
Gequält, ſein altes Grafenhaus zu fürſten,
Und jetzt begräbt er ſeinen einz'gen Sohn!

Buttler.

Schad' iſt's doch um den heldenmüth'gen Jüngling;
Dem Herzog ſelbſt ging's nah, man ſah es wohl.

Illo.

Hört, alter Freund! Das iſt es, was mir nie
Am Herrn gefiel, es war mein ew'ger Zank!
Er hat die Welſchen immer vorgezogen.
Auch jetzo noch, ich ſchwör's bei meiner Seele,
Säh' er uns Alle lieber zehnmal todt,
Könnt' er den Freund damit in's Leben rufen.

Terzky.

Still! Still! Nicht weiter! Laß die Todten ruhn!
Heut' gilt es, wer den Andern niedertrinkt;
Denn euer Regiment will uns bewirthen.
Wir wollen eine luſt'ge Faſtnacht halten;
Die Nacht ſey einmal Tag; bei vollen Gläſern
Erwarten wir die ſchwed'ſche Avantgarde.

Illo.

Ja, laßt uns heut' noch guter Dinge ſeyn:
Denn heiße Tage ſtehen uns bevor;
Nicht ruhn ſoll dieſer Degen, bis er ſich
In Oeſterreich'ſchem Blute ſatt gebadet.

Gordon.

Pfui, welche Red' iſt das, Herr Feldmarſchall!
Warum ſo wüthen gegen euren Kaiſer —

Buttler.

Hofft nicht zu viel von dieſem erſten Sieg.
Bedenkt, wie ſchnell des Glückes Rad ſich dreht,
Denn immer noch ſehr mächtig iſt der Kaiſer.

Illo.

Der Kaiſer hat Soldaten, keinen Feldherrn,
Denn dieſer König Ferdinand von Ungarn
Verſteht den Krieg nicht — Gallas? Hat kein Glück,
Und war von jeher nur ein Heerverderber.
Und dieſe Schlange, der Octavio,
Kann in die Ferſen heimlich wohl verwunden,
Doch nicht in offner Schlacht dem Friedland ſtehn.

Terzky.

Nicht fehlen kann's uns, glaubt mir's nur. Das Glück

Verläßt den Herzog nicht; bekannt iſt's ja:
Nur unterm Wallenſtein kann Oeſtreich ſiegen.

Illo.

Der Fürſt wird eheſtens ein großes Heer
Beiſammen haben; Alles drängt ſich, ſtrömt
Herbei zum alten Ruhme ſeiner Fahnen.
Die alten Tage ſeh' ich wiederkehren;
Der Große wird er wieder, der er war.
Wie werden ſich die Thoren dann in's Aug'
Geſchlagen haben, die ihn jetzt verließen!
Denn Länder ſchenken wird er ſeinen Freunden
Und treue Dienſte kaiſerlich belohnen.
Wir aber ſind in ſeiner Gunſt die nächſten.
(Zu Gordon.)
Auch euer wird er dann gedenken, wird euch
Aus dieſem Neſte ziehen, eure Treu'
In einem höhern Poſten glänzen laſſen.

Gordon.

Ich bin vergnügt, verlange höher nicht
Hinauf; wo große Höh', iſt große Tiefe.

Illo.

Ihr habt hier weiter nichts mehr zu beſtellen,
Den morgen ziehn die Schweden in die Feſtung.
Kommt, Terzky. Es wird Zeit zum Abendeſſen.
Was meint ihr? Laſſen wir die Stadt erleuchten,
Dem Schwediſchen zur Ehr', und wer's nicht thut,
Der iſt ein Spaniſcher und ein Verräther.

Terzky.

Laßt das. Es wird dem Herzog nicht gefallen.

Illo.

Was! Wir ſind Meiſter hier, und Keiner ſoll ſich
Für kaiſerlich bekennen, wo wir herrſchen.
— Gut' Nacht, Gordon. Laßt euch zum Letztenmal
Den Platz empfohlen ſeyn, ſchickt Runden aus!
Zur Sicherheit kann man das Wort noch ändern.
Schlag Zehn bringt ihr dem Herzog ſelbſt die Schlüſſel,
Dann ſeyd ihr eures Schließeramtes quitt:
Denn morgen ziehn die Schweden in die Feſtung.

Terzky (im Abgehen zu Buttler).

Ihr kommt doch auch auf's Schloß?

Buttler.

Zu rechter Zeit.

(Jene gehen ab.)

Achter Auftritt.

Buttler und Gordon.

Gordon (ihnen nachſehend).

Die Unglückſeligen! Wie ahnungslos
Sie in das ausgeſpannte Mordnetz ſtürzen,
In ihrer blinden Siegestrunkenheit! —
Ich kann ſie nicht beklagen. Dieſer Illo,
Der übermüthig freche Böſewicht,
Der ſich in ſeines Kaiſers Blut will baden!

Buttler.

Thut, wie er euch befohlen. Schickt Patrouillen

Herum, ſorgt für die Sicherheit der Feſtung;
Sind Jene oben, ſchließ' ich gleich die Burg,
Daß in der Stadt nichts von der That verlaute!

Gordon (ängſtlich).

O eilt nicht ſo! Erſt ſagt mir —

Buttler.

Ihr vernahmt's!
Der nächſte Morgen ſchon gehört den Schweden.
Die Nacht nur iſt noch unſer; ſie ſind ſchnell,
Noch ſchneller wollen wir ſeyn — Lebet wohl.

Gordon.

Ach, eure Blicke ſagen mir nichts Gutes.
Verſprechet mir —

Buttler.

Der Sonne Licht iſt unter,
Herab ſteigt ein verhängnißvoller Abend —
Sie macht ihr Dünkel ſicher. Wehrlos gibt ſie
Ihr böſer Stern in unſre Hand, und mitten
In ihrem trunknen Glückeswahne ſoll
Der ſcharfe Stahl ihr Leben raſch zerſchneiden.
Ein großer Rechenkünſtler war der Fürſt
Von jeher, Alles wußt' er zu berechnen,
Die Menſchen wußt' er, gleich des Bretſpiels Steinen,
Nach ſeinem Zweck zu ſetzen und zu ſchieben.
Nicht Anſtand nahm er, Andrer Ehr' und Würde
Und guten Ruf zu würfeln und zu ſpielen.
Gerechnet hat er fort und fort und endlich
Wird doch der Kalkul irrig ſeyn; er wird
Sein Leben ſelbſt hinein gerechnet haben,
Wie jener dort in ſeinem Cirkel fallen.

Gordon.

O ſeiner Fehler nicht gedenket jetzt!
An ſeine Größe denkt, an ſeine Milde,
An ſeines Herzens liebenswerthe Züge,
An alle Edelthaten ſeines Lebens,
Und laßt ſie in das aufgehobne Schwert
Als Engel bittend, gnadeflehend fallen.

Buttler.

Es iſt zu ſpät. Nicht Mitleid darf ich fühlen;
Ich darf nur blutige Gedanken haben.

(Gordons Hand faſſend.)

Gordon! Nicht meines Haſſes Trieb — Ich liebe
Den Herzog nicht, und hab' dazu nicht Urſach —
Doch nicht mein Haß macht mich zu ſeinem Mörder.
Sein böſes Schickſal iſt's. Das Unglück treibt mich,
Die feindliche Zuſammenkunft der Dinge.
Es denkt der Menſch die freie That zu thun,
Umſonſt! Er iſt das Spielwerk nur der blinden
Gewalt, die aus der eignen Wahl ihm ſchnell
Die furchtbare Nothwendigkeit erſchafft.
Was hülf's ihm auch, wenn mir für ihn im Herzen
Was redete — Ich muß ihn dennoch tödten.

Gordon.

O wenn das Herz euch warnt, folgt ſeinem Triebe!
Das Herz iſt Gottes Stimme; Menſchenwerk
Iſt aller Klugheit künſtliche Berechnung.
Was kann aus blut'ger That euch Glückliches
Gedeihen? O aus Blut entſpringt nichts Gutes!
Soll ſie die Staffel euch zur Größe bauen?

O glaubt das nicht — Es kann der Mord bisweilen
Den Königen, der Mörder nie gefallen.

Buttler.

Ihr wißt nicht. Fragt nicht. Warum mußten auch
Die Schweden ſiegen und ſo eilend nahn!
Gern überließ' ich ihn des Kaiſers Gnade;
Sein Blut nicht will ich. Nein, er möchte leben.
Doch meines Wortes Ehre muß ich löſen,
Und ſterben muß er, oder — Hört und wißt:
Ich bin entehrt, wenn uns der Fürſt entkommt.

Gordon.

O ſolchen Mann zu retten —

Buttler (ſchnell).

Was?

Gordon.

Iſt eines Opfers werth — Seyd edelmüthig!
Das Herz und nicht die Meinung ehrt den Mann.

Buttler (kalt und ſtolz).

Er iſt ein großer Herr, der Fürſt — Ich aber
Bin nur ein kleines Haupt, das wollt ihr ſagen.
Was liegt der Welt dran, meint ihr, ob der niedrig
Geborene ſich ehret oder ſchändet,
Wenn nur der Fürſtliche gerettet wird.
— Ein Jeder gibt den Werth ſich ſelbſt. Wie hoch ich
Mich ſelbſt anſchlagen will, das ſteht bei mir;
So hoch geſtellt iſt Keiner auf der Erde,
Daß ich mich ſelber neben ihm verachte.
Den Menſchen macht ſein Wille groß und klein,
Und weil ich meinem treu bin, muß er ſterben.

Gordon.

O einen Felſen ſtreb' ich zu bewegen!
Ihr ſeyd von Menſchen menſchlich nicht gezeugt.
Nicht hindern kann ich euch; ihn aber rette
Ein Gott aus eurer fürchterlichen Hand.

(Sie gehen ab.)

Ein Zimmer bei der Herzogin.

Neunter Auftritt.

Thekla (in einem Seſſel, bleich, mit geſchloſſenen Augen).
Herzogin und Fräulein von Neubrunn (um ſich beſchäftigt).
Wallenſtein und die Gräfin (im Geſpräch).

Wallenſtein.

Wie wußte ſie es denn ſo ſchnell?

Gräfin.

Sie ſcheint
Unglück geahnt zu haben. Das Gerücht
Von einer Schlacht erſchreckte ſie, worin
Der kaiſerliche Oberſt ſey gefallen.
Ich ſah es gleich. Sie flog dem ſchwediſchen
Kourier entgegen und entriß ihm ſchnell
Durch Fragen das unglückliche Geheimniß.
Zu ſpät vermißten wir ſie, eilten nach;
Ohnmächtig lag ſie ſchon in ſeinen Armen.

Wallenſtein.
So unbereitet mußte dieſer Schlag
Sie treffen! Armes Kind! — Wie iſt's? Erholt
ſie ſich?
(Indem er ſich zur Herzogin wendet.)

Herzogin.
Sie ſchlägt die Augen auf.

Gräfin.
Sie lebt!

Thekla (ſich umſchauend).
Wo bin ich?

Wallenſtein
(tritt zu ihr, ſie mit ſeinen Armen aufrichtend).
Komm zu dir, Thekla. Sey mein ſtarkes Mädchen!
Sieh deiner Mutter liebende Geſtalt
Und deines Vaters Arme, die dich halten.

Thekla (richtet ſich auf).
Wo iſt er? Iſt er nicht mehr hier?

Herzogin.
Wer, meine Tochter?

Thekla.
Der dieſes Unglückswort ausſprach —

Herzogin.
O denke nicht daran, mein Kind! Hinweg
Von dieſem Bilde wende die Gedanken!

Wallenſtein.
Laßt ihren Kummer reden! Laßt ſie klagen!
Miſcht eure Thränen mit den ihrigen!
Denn einen großen Schmerz hat ſie erfahren,

Doch wird ſie's überſtehn, denn meine Thekla
Hat ihres Vaters unbezwungnes Herz.

Thekla.

Ich bin nicht krank. Ich habe Kraft zu ſtehn.
Was weint die Mutter? Hab' ich ſie erſchreckt?
Es iſt vorüber, ich beſinne mich wieder.
(Sie iſt aufgeſtanden, und ſucht mit den Augen im Zimmer.)
Wo iſt er? Man verberge mir ihn nicht.
Ich habe Stärke gnug, ich will ihn hören.

Herzogin.

Nein, Thekla! Dieſer Unglücksbote ſoll
Nie wieder unter deine Augen treten.

Thekla.

Mein Vater —

Wallenſtein.

Liebes Kind!

Thekla.

Ich bin nicht ſchwach,
Ich werde mich auch bald noch mehr erholen.
Gewähren Sie mir eine Bitte!

Wallenſtein.

Sprich!

Thekla.

Erlauben Sie, daß dieſer fremde Mann
Gerufen werde, daß ich ihn allein
Vernehme und befrage.

Herzogin.

Nimmermehr!

Gräfin.

Nein! Das iſt nicht zu rathen! Gib's nicht zu

Wallenſtein.

Warum willſt du ihn ſprechen, meine Tochter?

Thekla.

Ich bin gefaßter, wenn ich Alles weiß.
Ich will nicht hintergangen ſeyn. Die Mutter
Will mich nur ſchonen. Ich will nicht geſchont ſeyn.
Das Schrecklichſte iſt ja geſagt; ich kann
Nichts Schrecklichers mehr hören.

Gräfin und **Herzogin** (zu Wallenſtein).

Thu' es nicht!

Thekla.

Ich wurde überraſcht von meinem Schrecken;
Mein Herz verrieth mich bei dem fremden Mann,
Er war ein Zeuge meiner Schwachheit, ja,
Ich ſank in ſeine Arme — das beſchämt mich.
Herſtellen muß ich mich in ſeiner Achtung,
Und ſprechen muß ich ihn, nothwendig, daß
Der fremde Mann nicht ungleich von mir denke.

Wallenſtein.

Ich finde, ſie hat Recht — und bin geneigt,
Ihr dieſe Bitte zu gewähren. Ruft ihn!

(Fräulein Neubrunn geht hinaus.)

Herzogin.

Ich, deine Mutter, aber will dabei ſeyn.

Thekla.

Am liebſten ſpräch' ich ihn allein. Ich werde
Alsdann um ſo gefaßter mich betragen.

Wallenſtein (zur Herzogin).

Laß es geſchehn. Laß ſie's mit ihm allein
Ausmachen. Es gibt Schmerzen, wo der Menſch

Sich ſelbſt nur helfen kann; ein ſtarkes Herz
Will ſich auf ſeine Stärke nur verlaſſen.
In ihrer, nicht an fremder, Bruſt muß ſie
Kraft ſchöpfen, dieſen Schlag zu überſtehn.
Es iſt mein ſtarkes Mädchen; nicht als Weib,
Als Heldin will ich ſie behandelt ſehn.
(Er will gehen.)

Gräfin (hält ihn).

Wo gehſt du hin? Ich hörte Terzky ſagen,
Du denkeſt morgen früh von hier zu gehn,
Uns aber hier zu laſſen.

Wallenſtein.

Ja; ihr bleibt
Dem Schutze wackrer Männer übergeben.

Gräfin.

O nimm uns mit dir, Bruder! Laß uns nicht
In dieſer düſtern Einſamkeit dem Ausgang
Mit ſorgendem Gemüth entgegen harren.
Das gegenwärt'ge Unglück trägt ſich leicht;
Doch grauenvoll vergrößert es der Zweifel
Und der Erwartung Qual dem weit Entfernten.

Wallenſtein.

Wer ſpricht von Unglück? Beſſ're deine Rede!
Ich hab' ganz andre Hoffnungen.

Gräfin.

So nimm uns mit. O laß uns nicht zurück
In dieſem Ort der traurigen Bedeutung:
Denn ſchwer iſt mir das Herz in dieſen Mauern,
Und wie ein Todtenkeller haucht mich's an;
Ich kann nicht ſagen, wie der Ort mir widert.

O führ' uns weg! Komm, Schweſter, bitt' ihn auch,
Daß er uns fortnimmt! Hilf mir, liebe Nichte.

Wallenſtein.

Des Ortes böſe Zeichen will ich ändern;
Er ſey's, der mir mein Theuerſtes bewahrte.

Neubrunn (kommt zurück).

Der ſchwed'ſche Herr!

Wallenſtein.

Laßt ſie mit ihm allein. (Ab.)

Herzogin (zu Thekla).

Sieh, wie du dich entfärbteſt! Kind, du kannſt ihn
Unmöglich ſprechen. Folge deiner Mutter!

Thekla.

Die Neubrunn mag denn in der Nähe bleiben.

(Herzogin und Gräfin gehen ab.)

Zehnter Auftritt.

Thekla. Der ſchwediſche Hauptmann. Fräulein Neubrunn.

Hauptmann (naht ſich ehrerbietig).

Prinzeſſin — ich — muß um Verzeihung bitten,
Mein unbeſonnen raſches Wort — Wie konnt' ich —

Thekla (mit edlem Anſtand).

Sie haben mich in meinem Schmerz geſehn;
Ein unglücksvoller Zufall machte Sie
Aus einem Fremdling ſchnell mir zum Vertrauten.

Hauptmann.

Ich fürchte, daß Sie meinen Anblick haſſen:
Denn meine Zunge ſprach ein traurig Wort.

Thekla.

Die Schuld iſt mein. Ich ſelbſt entriß es Ihnen;
Sie waren nur die Stimme meines Schickſals.
Mein Schrecken unterbrach den angefang'nen
Bericht. Ich bitte drum, daß Sie ihn enden.

Hauptmann (bedenklich).

Prinzeſſin, es wird Ihren Schmerz erneuern.

Thekla.

Ich bin darauf gefaßt — — Ich will gefaßt ſeyn.
Wie fing das Treffen an? Vollenden Sie.

Hauptmann.

Wir ſtanden, keines Ueberfalls gewärtig,
Bei Neuſtadt ſchwach verſchanzt in unſerm Lager,
Als gegen Abend eine Wolke Staubes
Aufſtieg vom Wald her, unſer Vortrab fliehend
In's Lager ſtürzte, rief: Der Feind ſey da.
Wir hatten eben nur noch Zeit, uns ſchnell
Auf's Pferd zu werfen, da durchbrachen ſchon,
In vollem Roſſeslauf daher geſprengt,
Die Pappenheimer den Verhack; ſchnell war
Der Graben auch, der ſich um's Lager zog,
Von dieſen ſtürm'ſchen Schaaren überflogen.
Doch unbeſonnen hatte ſie der Muth
Vorausgeführt den Andern; weit dahinten
War noch das Fußvolk; nur die Pappenheimer waren
Dem kühnen Führer kühn gefolgt. —

(Thekla macht eine Bewegung. Der Hauptmann hält einen Augenblick inne, bis ſie ihm einen Wink gibt, fortzufahren.)

Von vorn und von den Flanken faßten wir
Sie jetzo mit der ganzen Reiterei,
Und drängten ſie zurück zum Graben, wo
Das Fußvolk, ſchnell geordnet, einen Rechen
Von Piken ihnen ſtarr entgegenſtreckte.
Nicht vorwärts konnten ſie, auch nicht zurück,
Gekeilt in drangvoll fürchterliche Enge.
Da rief der Rheingraf ihrem Führer zu,
In guter Schlacht ſich ehrlich zu ergeben;
Doch Oberſt Piccolomini —

(Thekla ſchwindelnd, faßt einen Seſſel.)

Ihn machte
Der Helmbuſch kenntlich und das lange Haar,
Vom raſchen Ritte war's ihm losgegangen —
Zum Graben winkt er, ſprengt, der Erſte, ſelbſt
Sein edles Roß darüber weg, ihm ſtürzt
Das Regiment nach — doch — ſchon war's geſchehn!
Sein Pferd, von einer Partiſan' durchſtoßen, bäumt
Sich wüthend, ſchleudert weit den Reiter ab,
Und hoch weg über ihn geht die Gewalt
Der Roſſe, keinem Zügel mehr gehorchend.

(Thekla, welche die letzten Reden mit allen Zeichen wachſender Angſt begleitet, verfällt in ein heftiges Zittern, ſie will ſinken, Fräulein Neubrunn eilt hinzu, und empfängt ſie in ihren Armen.)

Neubrunn.

Mein theures Fräulein —

Hauptmann (gerührt).

Ich entferne mich.

Thekla.

Es iſt vorüber — bringen Sie's zu Ende.

Hauptmann.

Da ergriff, als ſie den Führer fallen ſahn,
Die Truppen grimmig wüthende Verzweiflung.
Der eignen Rettung denkt jetzt Keiner mehr;
Gleich wilden Tigern fechten ſie; es reizt
Ihr ſtarrer Widerſtand die Unſrigen,
Und eher nicht erfolgt des Kampfes Ende,
Als bis der letzte Mann gefallen iſt.

Thekla (mit zitternder Stimme).

Und wo — wo iſt — Sie ſagten mir nicht Alles.

Hauptmann (nach einer Pauſe).

Heut' früh beſtatteten wir ihn. Ihn trugen
Zwölf Jünglinge der edelſten Geſchlechter;
Das ganze Heer begleitete die Bahre.
Ein Lorbeer ſchmückte ſeinen Sarg; drauf legte
Der Rheingraf ſelbſt den eignen Siegerdegen.
Auch Thränen fehlten ſeinem Schickſal nicht;
Denn Viele ſind bei uns, die ſeine Großmuth
Und ſeiner Sitten Freundlichkeit erfahren,
Und Alle rührte ſein Geſchick. Gern hätte
Der Rheingraf ihn gerettet; doch er ſelbſt
Vereitelt' es; man ſagt, er wollte ſterben.

Neubrunn

(gerührt zu Thekla, welche ihr Angeſicht verhüllt hat).

Mein theures Fräulein — Fräulein, ſehn Sie auf!
O warum mußten Sie darauf beſtehn?

Thekla.

— Wo iſt ſein Grab?

Hauptmann.

In einer Kloſterkirche

Bei Neuſtadt iſt er beigeſetzt, bis man
Von ſeinem Vater Nachricht eingezogen.

Thekla.

Wie heißt das Kloſter?

Hauptmann.

Sankt Kathrinenſtift.

Thekla.

Iſt's weit bis dahin?

Hauptmann.

Sieben Meilen zählt man.

Thekla.

Wie geht der Weg?

Hauptmann.

Man kommt bei Tirſchenreut
Und Falkenberg durch unſre erſten Poſten.

Thekla.

Wer kommandirt ſie?

Hauptmann.

Oberſt Seckendorf.

Thekla

(tritt an den Tiſch und nimmt aus dem Schmuckkäſtchen einen Ring).

Sie haben mich in meinem Schmerz geſehn,
Und mir ein menſchlich Herz gezeigt — Empfangen Sie
(indem ſie ihm den Ring giebt)
Ein Angedenken dieſer Stunde — Gehn Sie! —

Hauptmann (beſtürzt).

Prinzeſſin —

(Thekla winkt ihm ſchweigend zu gehen und verläßt ihn. Hauptmann zaudert und will reden. Fräulein Neubrunn wiederholt den Wink. Er geht ab.)

Elfter Auftritt.

Neubrunn. Thekla.

Thekla

(fällt der Neubrunn um den Hals).

Jetzt, gute Neubrunn, zeige mir die Liebe,
Die du mir ſtets gelobt! Beweiſe dich
Als meine treue Freundin und Gefährtin!
— Wir müſſen fort, noch dieſe Nacht.

Neubrunn.

Fort, und wohin?

Thekla.

Wohin? Es iſt nur Ein Ort in der Welt!
Wo er beſtattet liegt, zu ſeinem Sarge!

Neubrunn.

Was können Sie dort wollen, theures Fräulein?

Thekla.

Was dort, Unglückliche! So würdeſt du
Nicht fragen, wenn du je geliebt. Dort, dort
Iſt Alles, was noch übrig iſt von ihm;
Der einz'ge Fleck iſt mir die ganze Erde.
— O halte mich nicht auf! Komm und mach' Anſtalt!
Laß uns auf Mittel denken, zu entfliehen.

Neubrunn.

Bedachten Sie auch Ihres Vaters Zorn?

Thekla.

Ich fürchte keines Menſchen Zürnen mehr.

Neubrunn.

Den Hohn der Welt! Des Tadels arge Zunge!

Thekla.

Ich ſuche Einen auf, der nicht mehr iſt.
Will ich denn in die Arme — O mein Gott!
Ich will ja in die Gruft nur des Geliebten.

Neubrunn.

Und wir allein, zwei hülflos ſchwache Weiber?

Thekla.

Wir waffnen uns; mein Arm ſoll dich beſchützen.

Neubrunn.

Bei dunkler Nachtzeit?

Thekla.

Nacht wird uns verbergen.

Neubrunn.

In dieſer rauhen Sturmnacht?

Thekla.

Ward ihm ſanft
Gebettet, unter den Hufen ſeiner Roſſe?

Neubrunn.

O Gott! Und dann die vielen Feindesposten!
Man wird uns nicht durchlaſſen.

Thekla.

Es ſind Menſchen.
Frei geht das Unglück durch die ganze Erde!

Neubrunn.

Die weite Reiſe —

Thekla.

Zählt der Pilger Meilen,
Wenn er zum fernen Gnadenbilde wallt?

Neubrunn.

Die Möglichkeit, aus dieſer Stadt zu kommen?

Thekla.

Gold öffnet uns die Thore. Geh nur, geh!

Neubrunn.

Wenn man uns kennt?

Thekla.

In einer Flüchtigen,
Verzweifelnden, ſucht Niemand Friedlands Tochter.

Neubrunn.

Wo finden wir die Pferde zu der Flucht.

Thekla.

Mein Kavalier verſchafft ſie. Geh und ruf' ihn!

Neubrunn.

Wagt er das ohne Wiſſen ſeines Herrn?

Thekla.

Er wird es thun. O geh nur! Zaudre nicht.

Neubrunn.

Ach! und was wird aus Ihrer Mutter werden,
Wenn Sie verſchwunden ſind?

Thekla

(ſich beſinnend und ſchmerzvoll vor ſich hinſchauend).

O meine Mutter!

Neubrunn.

So viel ſchon leidet ſie, die gute Mutter;
Soll ſie auch dieſer letzte Schlag noch treffen?

Thekla.

Ich kann's ihr nicht erſparen! — Geh nur, geh!

Neubrunn.

Bedenken Sie doch ja wohl, was Sie thun.

Thekla.

Bedacht iſt ſchon, was zu bedenken iſt.

Neubrunn.

Und ſind wir dort, was ſoll mit Ihnen werden?

Thekla.

Dort wird's ein Gott mir in die Seele geben.

Neubrunn.

Ihr Herz iſt jetzt voll Unruh', theures Fräulein;
Das iſt der Weg nicht, der zur Ruhe führt.

Thekla.

Zur tiefen Ruh, wie er ſie auch gefunden.
— O eile! geh! Mach' keine Worte mehr!
Es zieht mich fort, ich weiß nicht, wie ich's nenne,
Unwiderſtehlich fort zu ſeinem Grabe!
Dort wird mir leichter werden, augenblicklich!
Das herzerſtickende Band des Schmerzens wird
Sich löſen — Meine Thränen werden fließen.
O geh, wir konnten längſt ſchon auf dem Weg ſeyn.
Nicht Ruhe find' ich, bis ich dieſen Mauern
Entronnen bin — ſie ſtürzen auf mich ein —
Fortſtoßend treibt mich eine dunkle Macht
Von dannen — Was iſt das für ein Gefühl!
Es füllen ſich mir alle Räume dieſes Hauſes
Mit bleichen, hohlen Geiſterbildern an —
Ich habe keinen Platz mehr — Immer neue!
Es drängt mich das entſetzliche Gewimmel
Aus dieſen Wänden fort, die Lebende!

Neubrunn.

Sie ſetzen mich in Angſt und Schrecken, Fräulein,
Daß ich nun ſelber nicht zu bleiben wage.
Ich geh' und rufe gleich den Roſenberg. (Geht ab.)

Zwölfter Auftritt.

Thekla.

Sein Geiſt iſt's, der mich ruft. Es iſt die Schaar
Der Treuen, die ſich rächend ihm geopfert.
Unedler Säumniß klagen ſie mich an.
Sie wollten auch im Tod nicht von ihm laſſen,
Der ihres Lebens Führer war — Das thaten
Die rohen Herzen, und ich ſollte leben!
— Nein! Auch für mich ward jener Lorbeerkranz,
Der deine Todtenbahre ſchmückt, gewunden.
Was iſt das Leben ohne Liebesglanz?
Ich werf' es hin, da ſein Gehalt verſchwunden.
Ja, da ich dich, den Liebenden, gefunden,
Da war das Leben etwas. Glänzend lag
Vor mir der neue goldne Tag,
Mir träumte von zwei himmelſchönen Stunden.

Du ſtandeſt an dem Eingang in die Welt,
Die ich betrat mit klöſterlichem Zagen;
Sie war von tauſend Sonnen aufgehellt;
Ein guter Engel ſchienſt du hingeſtellt,
Mich aus der Kindheit fabelhaften Tagen
Schnell auf des Lebens Gipfel hinzutragen.
Mein erſt Empfinden war des Himmels Glück;
In dein Herz fiel mein erſter Blick!

(Sie fällt hier in Nachdenken, und fährt dann mit Zeichen des Grauens auf.)

— Da kommt das Schickſal — Roh und kalt
Faßt es des Freundes zärtliche Geſtalt
Und wirft ihn unter den Hufſchlag ſeiner Pferde —
— Das iſt das Loos des Schönen auf der Erde!

Dreizehnter Auftritt.

Thekla. Fräulein Neubrunn mit dem Stallmeiſter.

Neubrunn.

Hier iſt er, Fräulein, und er will es thun.

Thekla.

Willſt du uns Pferde ſchaffen, Roſenberg?

Stallmeiſter.

Ich will ſie ſchaffen.

Thekla.

Willſt du uns begleiten?

Stallmeiſter.

Mein Fräulein, bis ans End' der Welt.

Thekla.

Du kannſt
Zum Herzog aber nicht zurück mehr kehren.

Stallmeiſter.

Ich bleib' bei Ihnen.

Thekla.

Ich will dich belohnen,
Und einem andern Herrn empfehlen. Kannſt du
Uns aus der Feſtung bringen unentdeckt?

Stallmeiſter.

Ich kann's.

Thekla.

Wann kann ich gehn?

Stallmeiſter.

In dieſer Stunde.

— Wo geht die Reiſe hin?

Thekla.

Nach — Sag's ihm, Neubrunn.

Neubrunn.

Nach Neuſtadt.

Stallmeiſter.

Wohl; ich geh', es zu beſorgen.

(Ab.)

Neubrunn.

Ach, da kommt Ihre Mutter, Fräulein.

Thekla.

Gott!

Vierzehnter Auftritt.

Thekla. Neubrunn. Die Herzogin.

Herzogin.

Er iſt hinweg; ich finde dich gefaßter.

Thekla.

Ich bin es, Mutter — Laſſen Sie mich jetzt

Bald ſchlafen gehen und die Neubrunn um mich ſeyn.
Ich brauche Ruh'.

Herzogin.

Du ſollſt ſie haben, Thekla.
Ich geh' getröſtet weg, da ich den Vater
Beruhigen kann.

Thekla.

Gut' Nacht denn, liebe Mutter!

(Sie fällt ihr um den Hals und umarmt ſie in großer Bewegung.)

Herzogin.

Du biſt noch nicht ganz ruhig, meine Tochter.
Du zitterſt ja ſo heftig und dein Herz
Klopft hörbar an dem meinen.

Thekla.

Schlaf wird es
Beſänftigen — Gut' Nacht, geliebte Mutter!

(Indem ſie aus den Armen der Mutter ſich losmacht, fällt der Vorhang.)

* * *

Fünfter Aufzug.

Buttlers Zimmer.

Erſter Auftritt.

Buttler. Major Geraldin.

Buttler.

Zwölf rüſtige Dragoner ſucht ihr aus;
Bewaffnet ſie mit Piken, denn kein Schuß
Darf fallen — An dem Eßſaal nebenbei
Verſteckt ihr ſie, und wenn der Nachtiſch auf-
Geſetzt, dringt Ihr herein und ruft: Wer iſt
Gut Kaiſerlich? — Ich will den Tiſch umſtürzen —
Dann werft ihr euch auf Beide, ſtoßt ſie nieder.
Das Schloß wird wohl verriegelt und bewacht,
Das kein Gerücht davon zum Fürſten dringe.
Geht jetzt — Habt ihr nach Hauptmann Deveroux
Und Macdonald geſchickt?

Geraldin.

Gleich ſind ſie hier.

(Geht ab.)

Buttler.

Kein Aufſchub iſt zu wagen. Auch die Bürger
Erklären ſich für ihn; ich weiß nicht, welch
Ein Schwindelgeiſt die ganze Stadt ergriffen.
Sie ſehn im Herzog einen Friedensfürſten
Und einen Stifter neuer goldner Zeit.
Der Rath hat Waffen ausgetheilt; ſchon haben
Sich ihrer hundert angeboten, Wache
Bei ihm zu thun. Drum gilt es, ſchnell zu ſeyn,
Denn Feinde drohn von außen und von innen.

Zweiter Auftritt.

Buttler. Hauptmann Deveroux und Macdonald.

Macdonald.

Da ſind wir, General.

Deveroux.

Was iſt die Loſung?

Buttler.

Es lebe der Kaiſer!

Beide (treten zurück).

Wie?

Buttler.

Haus Oeſtreich lebe!

Deveroux.

Iſt's nicht der Friedland, dem wir Treu' geſchworen?

Macdonald.

Sind wir nicht hergeführt, ihn zu beſchützen?

Buttler.

Wir einen Reichsfeind und Verräther ſchützen?

Deveroux.

Nun ja, du nahmſt uns ja für ihn in Pflicht.

Macdonald.

Und biſt ihm ja bisher gefolgt nach Eger.

Buttler.

Ich that's, ihn deſto ſich'rer zu verderben.

Deveroux.

Ja ſo!

Macdonald.

Das iſt was anders.

Buttler (zu Deveroux).

Elender!

So leicht entweichſt du von der Pflicht und Fahne?

Deveroux.

Zum Teufel, Herr! Ich folgte deinem Beiſpiel.
Kann der ein Schelm ſeyn, dacht' ich, kannſt du's auch.

Macdonald.

Wir denken nicht nach. Das iſt deine Sache!
Du biſt der General und kommandirſt.
Wir folgen dir, und wenn's zur Hölle ginge.

Buttler (beſänftigt).

Nun gut! Wir kennen einander.

Macdonald.

Ja, das denk' ich.

Deveroux.

Wir ſind Soldaten der Fortuna; wer
Das Meiſte bietet, hat uns.

Macdonald.

Ja, ſo iſt's.

Buttler.

Jetzt ſollt ihr ehrliche Soldaten bleiben.

Deveroux.

Das ſind wir gerne.

Buttler.

Und Fortüne machen.

Macdonald.

Das iſt noch beſſer.

Buttler.

Höret an.

Beide.

Wir hören.

Buttler.

Es iſt des Kaiſers Will' und Ordonnanz,
Den Friedland, lebend oder todt, zu fahen.

Deveroux.

So ſteht's im Brief?

Macdonald.

Ja, lebend oder todt!

Buttler.

Und ſtattliche Belohnung wartet deſſen
An Geld und Gütern, der die That vollführt.

Deveroux.

Es klingt ganz gut. Das Wort klingt immer gut
Von dorten her. Ja, ja! Wir wiſſen ſchon!
So eine güldne Gnadenkett' etwa,
Ein krummes Roß, ein Pergament und ſo was.
— Der Fürſt zahlt beſſer.

Macdonald.
Ja, der iſt ſplendid.
Buttler.
Mit dem iſt's aus. Sein Glücksſtern iſt gefallen.
Macdonald.
Iſt das gewiß?
Buttler.
Ich ſag's euch.
Deveroux.
Iſt's vorbei
Mit ſeinem Glück?
Buttler.
Vorbei auf immerdar.
Er iſt ſo arm wie wir.
Macdonald.
So arm wie wir?
Deveroux.
Ja, Macdonald, da muß man ihn verlaſſen!
Buttler.
Verlaſſen iſt er ſchon von Zwanzigtauſend.
Wir müſſen mehr thun, Landsmann. Kurz und gut!
— Wir müſſen ihn tödten.
(Beide fahren zurück.)
Beide.
Tödten?
Buttler.
Tödten, ſag' ich.
— Und dazu hab' ich euch erleſen.
Beide.
Uns?

Buttler.

Euch, Hauptmann Deveroux und Macdonald.

Deveroux (nach einer Pauſe).

Wählt einen Andern.

Macdonald.

Ja, wählt einen Andern.

Buttler (zu Deveroux).

Erſchreckt's dich, feige Memme? Wie? Du haſt
Schon deine dreißig Seelen auf dir liegen —

Deveroux.

Hand an den Feldherrn legen — das bedenk'!

Macdonald.

Dem wir das Jurament geleiſtet haben!

Buttler.

Das Jurament iſt null mit ſeiner Treu.

Deveroux.

Hör', General! Das dünkt mir doch zu gräßlich.

Macdonald.

Ja, das iſt wahr! Man hat auch ein Gewiſſen.

Deveroux.

Wenn's nur der Chef nicht wär', der uns ſo lang
Gekommandirt hat und Reſpekt gefordert.

Buttler.

Iſt das der Anſtoß?

Deveroux.

Ja! Hör'! Wen du ſonſt willſt!
Dem eignen Sohn, wenn's Kaiſers Dienſt verlangt,
Will ich das Schwert in's Eingeweide bohren —
Doch ſieh, wir ſind Soldaten, und den Feldherrn
Ermorden, das iſt eine Sünd' und Frevel,
Davon kein Beichtmönch abſolviren kann.

Buttler.

Ich bin dein Papſt und abſolvire dich.
Entſchließt euch ſchnell.

Deveroux (ſteht bedenklich).

Es geht nicht.

Macdonald.

Nein, es geht nicht.

Buttler.

Nun denn, ſo geht — und — ſchickt mir Peſtalutzen.

Deveroux (ſtutzt).

Den Peſtalutz — Hum!

Macdonald.

Was willſt du mit dieſem?

Buttler.

Wenn ihr's verſchmäht, es finden ſich genug —

Deveroux.

Nein, wenn er fallen muß, ſo können wir
Den Preis ſo gut verdienen, als ein Andrer.
— Was denkſt du, Bruder Macdonald?

Macdonald.

Ja, wenn
Er fallen muß und ſoll, und 's iſt nicht anders,
So mag ich's dieſem Peſtalutz nicht gönnen.

Deveroux (nach einigem Beſinnen).

Wann ſoll er fallen?

Buttler.

Heut', in dieſer Nacht,
Denn morgen ſtehn die Schweden vor den Thoren.

Deveroux.

Stehſt du mir für die Folgen, General?

Buttler.

Ich ſteh' für Alles.

Deveroux.

Iſt's des Kaiſers Will'?
Sein netter, runder Will'? Man hat Exempel,
Daß man den Mord liebt und den Mörder ſtraft.

Buttler.

Das Manifeſt ſagt: Lebend oder todt.
Und lebend iſt's nicht möglich, ſeht ihr ſelbſt —

Deveroux.

Todt alſo! Todt — Wie aber kommt man an ihn?
Die Stadt iſt angefüllt mit Terzky'ſchen.

Macdonald.

Und dann iſt noch der Terzky und der Illo —

Buttler.

Mit dieſen Beiden fängt man an, verſteht ſich.

Deveroux.

Was? ſollen die auch fallen?

Buttler.

Die zuerſt.

Macdonald.

Hör', Deveroux — das wird ein blut'ger Abend.

Deveroux.

Haſt du ſchon deinen Mann dazu? Trag's mir auf.

Buttler.

Dem Major Geraldin iſt's übergeben.
Es iſt heut' Faſtnacht und ein Eſſen wird
Gegeben auf dem Schloß; dort wird man ſie
Bei Tafel überfallen, niederſtoßen —
Der Peſtalutz, der Leſley ſind dabei —

Devereux.

Hör', General! Dir kann es nichts verſchlagen.
Hör' — laß mich tauſchen mit dem Geraldin.

Buttler.

Die kleinere Gefahr iſt bei dem Herzog.

Devereux.

Gefahr? Was, Teufel! denkſt du von mir, Herr?
Des Herzogs Aug', nicht ſeinen Degen fürcht' ich.

Buttler.

Was kann ſein Aug' dir ſchaden?

Devereux.

Alle Teufel!
Du kennſt mich, daß ich keine Memme bin.
Doch ſieh, es ſind noch nicht acht Tag, daß mir
Der Herzog zwanzig Goldſtück' reichen laſſen
Zu dieſem warmen Rock, den ich hier anhab' —
Und wenn er mich nun mit der Pike ſieht
Daſtehn, mir auf den Rock ſieht — ſieh — ſo — ſo —
Der Teufel hol' mich! ich bin keine Memme.

Buttler.

Der Herzog gab dir dieſen warmen Rock,
Und du, ein armer Wicht, bedenkſt dich, ihm
Dafür den Degen durch den Leib zu rennen.
Und einen Rock, der noch viel wärmer hält,
Hing ihm der Kaiſer um, den Fürſtenmantel.
Wie dankt er's ihm? Mit Aufruhr und Verrath.

Devereux.

Das iſt auch wahr. Den Danker hol' der Teufel!
Ich — bring' ihn um.

Buttler.

Und willſt du dein Gewiſſen
Beruhigen, darfſt du den Rock nur ausziehn,
So kannſt du's friſch und wohlgemuth vollbringen.

Macdonald.

Ja! da iſt aber noch was zu bedenken —

Buttler.

Was gibt's noch zu bedenken, Macdonald?

Macdonald.

Was hilft uns Wehr und Waffe wider den?
Er iſt nicht zu verwunden, er iſt feſt.

Buttler (fährt auf).

Was wird er —

Macdonald.

Gegen Schuß und Hieb! Er iſt
Gefroren, mit der Teufelskunſt behaftet,
Sein Leib iſt undurchdringlich, ſag' ich dir.

Deveroux.

Ja, ja! In Ingolſtadt war auch ſo Einer,
Dem war die Haut ſo feſt wie Stahl, man mußt' ihn
Zuletzt mit Flintenkolben niederſchlagen.

Macdonald.

Hört, was ich thun will!

Deveroux.

Sprich.

Macdonald.

Ich kenne hier
Im Kloſter einen Bruder Dominikaner
Aus unſrer Landsmannſchaft, der ſoll mir Schwert
Und Pike tauchen in geweihtes Waſſer,

Und einen kräft'gen Segen drüber ſprechen;
Das iſt bewährt, hilft gegen jeden Bann.'

Buttler.

Das thue, Macdonald. Jetzt aber geht.
Wählt aus dem Regimente zwanzig, dreißig
Handfeſte Kerls, laßt ſie dem Kaiſer ſchwören.
Wenn's Elf geſchlagen — wenn die erſten Runden
Paſſirt ſind, führt ihr ſie in aller Stille
Dem Hauſe zu — Ich werde ſelbſt nicht weit ſeyn.

Deveroux.

Wie kommen wir durch die Hartſchiers und Garden,
Die in dem innern Hofraum Wache ſtehn?

Buttler.

Ich hab' des Orts Gelegenheit erkundigt.
Durch eine hintre Pforte führ' ich euch,
Die nur durch einen Mann vertheidigt wird,
Mir gibt mein Rang und Amt zu jeder Stunde
Einlaß beim Herzog. Ich will euch vorangehn,
Und ſchnell mit einem Dolchſtoß in die Kehle
Durchbohr' ich den Hartſchier und mach' euch Bahn.

Deveroux.

Und ſind wir oben, wie erreichen wir
Das Schlafgemach des Fürſten, ohne daß
Das Hofgeſind' erwacht und Lärmen ruft?
Denn er iſt hier mit großem Comitat.

Buttler.

Die Dienerſchaft iſt auf dem rechten Flügel;
Er haßt Geräuſch, wohnt auf dem linken ganz allein.

Deveroux.

Wär's nur vorüber, Macdonald — Mir iſt
Seltſam dabei zu Muthe, weiß der Teufel.

Macdonald.

Mir auch. Es iſt ein gar zu großes Haupt.
Man wird uns für zwei Böſewichter halten.

Buttler.

In Glanz und Ehr' und Ueberfluß könnt ihr
Der Menſchen Urtheil und Gered' verlachen.

Deveroux.

Wenn's mit der Ehr' nur auch ſo recht gewiß iſt.

Buttler.

Seyd unbeſorgt. Ihr rettet Kron' und Reich
Dem Ferdinand. Der Lohn kann nicht gering ſeyn.

Deveroux.

So iſt's ſein Zweck, den Kaiſer zu entthronen?

Buttler.

Das iſt er! Kron' und Leben ihm zu rauben!

Deveroux.

So müßt' er fallen durch des Henkers Hand,
Wenn wir nach Wien lebendig ihn geliefert?

Buttler.

Dies Schickſal könnt' er nimmermehr vermeiden.

Deveroux.

Komm, Macdonald! Er ſoll als Feldherr enden
Und ehrlich fallen von Soldatenhänden.

(Sie gehen ab.)

Ein Saal, aus dem man in eine Gallerie gelangt, die ſich weit nach hinten verliert.

Dritter Auftritt.

Wallenſtein ſitzt an einem Tiſch. Der ſchwediſche Hauptmann ſteht vor ihm. Bald darauf **Gräfin Terzky.**

Wallenſtein.

Empfehlt mich eurem Herrn. Ich nehme Theil
An ſeinem guten Glück, und wenn ihr mich
So viele Freude nicht bezeugen ſeht,
Als dieſe Siegespoſt verdienen mag,
So glaubt, es iſt nicht Mangel guten Willens,
Denn unſer Glück iſt nunmehr Eins. Lebt wohl!
Nehmt meinen Dank für eure Müh'. Die Feſtung
Soll ſich euch aufthun morgen, wann ihr kommt.

(Schwediſcher Hauptmann geht ab. Wallenſtein ſitzt in tiefen Gedanken, ſtarr vor ſich hinſehend, den Kopf in die Hand geſenkt. Gräfin Terzky tritt herein, und ſteht eine Zeitlang vor ihm unbemerkt, endlich macht er eine raſche Bewegung, erblickt ſie und faßt ſich ſchnell.)

Kommſt du von ihr? Erholt ſie ſich? Was macht ſie?

Gräfin.

Sie ſoll gefaßter ſeyn nach dem Geſpräch,
Sagt mir die Schweſter — Jetzt iſt ſie zu Bette.

Wallenſtein.

Ihr Schmerz wird ſanfter werden. Sie wird weinen.

Gräfin.

Auch dich, mein Bruder, find' ich nicht wie ſonſt.
Nach einem Sieg erwartet' ich dich heitrer.

O bleibe ſtark! Erhalte du uns aufrecht,
Denn du biſt unſer Licht und unſre Sonne.

Wallenſtein.

Sey ruhig. Mir iſt nichts — Wo iſt dein Mann?

Gräfin.

Zu einem Gaſtmahl ſind ſie, er und Illo.

Wallenſtein

(ſteht auf und macht einige Schritte durch den Saal).

Es iſt ſchon finſtre Nacht — Geh auf dein Zimmer!

Gräfin.

Heiß mich nicht gehn, o laß mich um dich bleiben!

Wallenſtein (iſt an's Fenſter getreten).

Am Himmel iſt geſchäftige Bewegung,
Des Thurmes Fahne jagt der Wind, ſchnell geht
Der Wolken Zug, die Mondesſichel wankt,
Und durch die Nacht zuckt ungewiſſe Helle.
— Kein Sternbild iſt zu ſehn! Der matte Schein dort,
Der einzelne, iſt aus der Kaſſiopeja,
Und dahin ſteht der Jupiter — Doch jetzt
Deckt ihn die Schwärze des Gewitterhimmels!

(Er verſinkt in Tiefſinn und ſieht ſtarr hinaus.)

Gräfin

(die ihm traurig zuſieht, faßt ihn bei der Hand).

Was ſinnſt du?

Wallenſtein.

Mir däucht, wenn ich ihn ſähe, wär' mir wohl.
Es iſt der Stern, der meinem Leben ſtrahlt,
Und wunderbar oft ſtärkte mich ſein Anblick.

(Pauſe.)

Gräfin.

Du wirſt ihn wieder ſehn.

Wallenſtein

(iſt wieder in eine tiefe Zerſtreuung gefallen, er ermuntert ſich und wendet ſich ſchnell zur Gräfin.)

Ihn wiederſehn? — O niemals wieder!

Gräfin.

Wie?

Wallenſtein.

Er iſt dahin — iſt Staub!

Gräfin.

Wen meinſt du denn?

Wallenſtein.

Er iſt der Glückliche. Er hat vollendet.
Für ihn iſt keine Zukunft mehr, ihm ſpinnt
Das Schickſal keine Tücke mehr, — ſein Leben
Liegt faltenlos und leuchtend ausgebreitet,
Kein dunkler Flecken blieb darin zurück,
Und unglückbringend pocht ihm keine Stunde.
Weg iſt er über Wunſch und Furcht, gehört
Nicht mehr den trüglich wankenden Planeten —
O ihm iſt wohl! Wer aber weiß, was uns
Die nächſte Stunde ſchwarz verſchleiert bringt!

Gräfin.

Du ſprichſt von Piccolomini. Wie ſtarb er?
Der Bote ging juſt von dir, als ich kam.

(Wallenſtein bedeutet ſie mit der Hand zu ſchweigen.)

O wende deine Blicke nicht zurück!
Vorwärts in hell're Tage laß uns ſchauen.
Freu' dich des Siegs, vergiß, was er dir koſtet.
Nicht heute erſt ward dir der Freund geraubt;
Als er ſich von dir ſchied, da ſtarb er dir.

Wallenſtein.

Verſchmerzen werd' ich dieſen Schlag, das weiß ich,
Denn was verſchmerzte nicht der Menſch! Vom Höchſten
Wie vom Gemeinſten lernt er ſich entwöhnen,
Denn ihn beſiegen die gewalt'gen Stunden.
Doch fühl' ich's wohl, was ich in ihm verlor.
Die Blume iſt hinweg aus meinem Leben,
Und kalt und farblos ſeh' ich's vor mir liegen.
Denn Er ſtand neben mir, wie meine Jugend,
Er machte mir das Wirkliche zum Traum,
Um die gemeine Deutlichkeit der Dinge
Den goldnen Duft der Morgenröthe webend —
Im Feuer ſeines liebenden Gefühls
Erhoben ſich, mir ſelber zum Erſtaunen,
Des Lebens flach alltägliche Geſtalten.
— Was ich mir ferner auch erſtreben mag,
Das Schöne iſt doch weg, das kommt nicht wieder,
Denn über alles Glück geht doch der Freund,
Der's fühlend erſt erſchafft, der's theilend mehrt.

Gräfin.

Verzag' nicht an der eignen Kraft. Dein Herz
Iſt reich genug, ſich ſelber zu beleben.
Du liebſt und preiſeſt Tugenden an ihm,
Die du in ihm gepflanzt, in ihm entfaltet.

Wallenſtein (an die Thür gehend).

Wer ſtört uns noch in ſpäter Nacht? — Es iſt
Der Kommandant. Er bringt die Feſtungsſchlüſſel.
Verlaß uns, Schweſter! Mitternacht iſt da.

Gräfin.

O mir wird heut' ſo ſchwer von dir zu gehn,
Und bange Furcht bewegt mich.

Wallenſtein.

Furcht! Wovor?

Gräfin.

Du möchteſt ſchnell wegreiſen dieſe Nacht,
Und beim Erwachen fänden wir dich nimmer.

Wallenſtein.

Einbildungen!

Gräfin.

O meine Seele wird
Schon lang von trüben Ahnungen geängſtigt,
Und wenn ich wachend ſie bekämpft, ſie fallen
Mein banges Herz in düſtern Träumen an.
— Ich ſah dich geſtern Nacht mit deiner erſten
Gemahlin, reich geputzt zu Tiſche ſitzen —

Wallenſtein.

Das iſt ein Traum erwünſchter Vorbedeutung:
Denn jene Heirath ſtiftete mein Glück.

Gräfin.

Und heute träumte mir, ich ſuchte dich
In deinem Zimmer auf — Wie ich hineintrat,
So war's dein Zimmer nicht mehr, die Karthauſe
Zu Gitſchin war's, die du geſtiftet haſt,
Und wo du willſt, daß man dich hinbegrabe.

Wallenſtein.

Dein Geiſt iſt nun einmal damit beſchäftigt.

Gräfin.

Wie? Glaubſt du nicht, daß eine Warnungsſtimme
In Träumen vorbedeutend zu uns ſpricht?

Wallenſtein.

Dergleichen Stimmen gibt's — Es iſt kein Zweifel!

Doch Warnungsſtimmen möcht' ich ſie nicht nennen,
Die nur das Unvermeidliche verkünden.
Wie ſich der Sonne Scheinbild in dem Dunſtkreis
Malt, eh' ſie kommt, ſo ſchreiten auch den großen
Geſchicken ihre Geiſter ſchon voran,
Und in dem Heute wandelt ſchon das Morgen.
Es machte mir ſtets eigene Gedanken,
Was man vom Tod des vierten Heinrichs lieſt.
Der König fühlte das Geſpenſt des Meſſers
Lang vorher in der Bruſt, eh' ſich der Mörder
Ravaillac damit waffnete. Ihn floh
Die Ruh', es jagt' ihn auf in ſeinem Louvre,
In's Freie trieb es ihn; wie Leichenfeier
Klang ihm der Gattin Krönungsfeſt, er hörte
Im ahnungsvollen Ohr der Füße Tritt,
Die durch die Gaſſen von Paris ihn ſuchten.

Gräfin.

Sagt dir die inn're Ahnungsſtimme nichts?

Wallenſtein.

Nichts. Sey ganz ruhig!

Gräfin (in düſtres Nachſinnen verloren).

Und ein andermal,
Als ich dir eilend nachging, liefſt du vor mir
Durch einen langen Gang, durch weite Säle,
Es wollte gar nicht enden — Thüren ſchlugen
Zuſammen, krachend — keuchend folgt' ich, konnte
Dich nicht erreichen — plötzlich fühlt' ich mich
Von hinten angefaßt mit kalter Hand,
Du warſt's, und küßteſt mich, und über uns
Schien eine rothe Decke ſich zu legen —

Wallenſtein.

Das iſt der rothe Teppich meines Zimmers.

Gräfin (ihn betrachtend).

Wenn's dahin ſollte kommen — Wenn ich dich,
Der jetzt in Lebensfülle vor mir ſteht —

(Sie ſinkt ihm weinend an die Bruſt.)

Wallenſtein.

Des Kaiſers Achtbrief ängſtigt dich. Buchſtaben
Verwunden nicht, er findet keine Hände.

Gräfin.

Fänd' er ſie aber, dann iſt mein Entſchluß
Gefaßt — ich führe bei mir, was mich tröſtet.

(Geht ab.)

Vierter Auftritt.

Wallenſtein. Gordon. Dann der Kammerdiener.

Wallenſtein.

Iſt's ruhig in der Stadt?

Gordon.

Die Stadt iſt ruhig.

Wallenſtein.

Ich höre rauſchende Muſik, das Schloß iſt
Von Lichtern hell. Wer ſind die Fröhlichen?

Gordon.

Dem Grafen Terzky und dem Feldmarſchall
Wird ein Bankett gegeben auf dem Schloß.

Wallenſtein (für ſich).

Es iſt des Sieges wegen — Dies Geſchlecht
Kann ſich nicht anders freuen, als bei Tiſch.
(Klingelt. Kammerdiener tritt ein.)
Entkleide mich, ich will mich ſchlafen legen.
(Er nimmt die Schlüſſel zu ſich.)
So ſind wir denn vor jedem Feind bewahrt,
Und mit den ſichern Freunden eingeſchloſſen,
Denn Alles müßt' mich trügen, oder ein
Geſicht, wie dies, (auf Gordon ſchauend) iſt keines Heuchlers Larve.
(Kammerdiener hat ihm den Mantel, Ringkragen und die Feldbinde abgenommen.)
Gib Acht! was fällt da?

Kammerdiener.

Die goldne Kette iſt entzwei geſprungen.

Wallenſtein.

Nun, ſie hat lang genug gehalten. Gib!
(Indem er die Kette betrachtet.)
Das war des Kaiſers *erſte* Gunſt. Er hing ſie
Als Erzherzog mir um, im Krieg von Friaul,
Und aus Gewohnheit trug ich ſie bis heut.
— Aus Aberglauben, wenn ihr wollt. Sie ſollte
Ein Talisman mir ſeyn, ſo lang ich ſie
An meinem Halſe glaubig würde tragen,
Das flücht'ge Glück, deß erſte Gunſt ſie war,
Mir auf Zeitlebens binden — Nun, es ſey!
Mir muß fortan ein neues Glück beginnen,
Denn dieſes Bannes Kraft iſt aus.

(Kammerdiener entfernt ſich mit den Kleidern. Wallenſtein ſteht auf, macht einen Gang durch den Saal und bleibt zuletzt nachdenkend vor Gordon ſtehen.)

Wie doch die alte Zeit mir näher kommt.
Ich ſeh' mich wieder an dem Hof zu Burgau,
Wo wir zuſammen Edelknaben waren.
Wir hatten öfters Streit, du meinteſt's gut
Und pflegteſt gern den Sittenprediger
Zu machen, ſchalteſt mich, daß ich nach hohen Dingen
Unmäßig ſtrebte, kühnen Träumen glaubend,
Und prieſeſt mir den goldnen Mittelweg.
— Ei, deine Weisheit hat ſich ſchlecht bewährt,
Sie hat dich früh zum abgelebten Manne
Gemacht, und würde dich, wenn ich mit meinen
Großmüth'gen Sternen nicht dazwiſchen träte,
Im ſchlechten Winkel ſtill verlöſchen laſſen.

Gordon.

Mein Fürſt! Mit leichtem Muthe knüpft der arme Fiſcher
Den kleinen Nachen an im ſichern Port,
Sieht er im Sturm das große Meerſchiff ſtranden.

Wallenſtein.

So biſt du ſchon im Hafen alter Mann?
Ich nicht. Es treibt der ungeſchwächte Muth
Noch friſch und herrlich auf der Lebenswoge;
Die Hoffnung nenn' ich meine Göttin noch,
Ein Jüngling iſt der Geiſt, und ſeh' ich mich
Dir gegenüber, ja, ſo möcht' ich rühmend ſagen,
Daß über meinem braunen Scheitelhaar
Die ſchnellen Jahre machtlos hingegangen.

(Er geht mit großen Schritten durch's Zimmer, und bleibt auf der entgegengeſetzten Seite, Gordon gegenüber, ſtehen.)

Wer nennt das Glück noch falſch? Mir war es treu,
Hob aus der Menſchenreihe mich heraus
Mit Liebe, durch des Lebens Stufen mich
Mit kraftvoll leichten Götterarmen tragend.
Nichts iſt gemein in meines Schickſals Wegen,
Noch in den Furchen meiner Hand. Wer möchte
Mein Leben mir nach Menſchenweiſe deuten?
Zwar jetzo ſchein' ich tief herabgeſtürzt;
Doch werd' ich wieder ſteigen, hohe Flut
Wird bald auf dieſe Ebbe ſchwellend folgen —

Gordon.

Und doch erinnr' ich an den alten Spruch:
Man ſoll den Tag nicht vor dem Abend loben.
Nicht Hoffnung möcht' ich ſchöpfen aus dem langen Glück;
Dem Unglück iſt die Hoffnung zugeſendet.
Furcht ſoll das Haupt des Glücklichen umſchweben:
Denn ewig wanket des Geſchickes Wage.

Wallenſtein (lächelnd).

Den alten Gordon hör' ich wieder ſprechen.
— Wohl weiß ich, daß die ird'ſchen Dinge wechſeln,
Die böſen Götter fordern ihren Zoll,
Das wußten ſchon die alten Heidenvölker,
Drum wählten ſie ſich ſelbſt freiwill'ges Unheil,
Die eiferſücht'ge Gottheit zu verſöhnen,
Und Menſchenopfer bluteten dem Typhon.

(Nach einer Pauſe, ernſt und ſtiller.)

Auch ich hab' ihm geopfert — Denn mir fiel
Der liebſte Freund, und fiel durch meine Schuld.
So kann mich keines Glückes Gunſt mehr freuen,
Als dieſer Schlag mich hat geſchmerzt — Der Neid

Des Schickſals iſt geſättigt, es nimmt Leben
Für Leben an, und abgeleitet iſt
Auf das geliebte reine Haupt der Blitz,
Der mich zerſchmetternd wollte niederſchlagen.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Seni.

Wallenſtein.

Kommt da nicht Seni? Und wie außer ſich!
Was führt dich noch ſo ſpät hieher, Baptiſt?

Seni.

Furcht deinetwegen, Hoheit.

Wallenſtein.

Sag', was gibt's?

Seni.

Flieh, Hoheit, eh' der Tag anbricht! Vertraue dich
Den Schwediſchen nicht an!

Wallenſtein.

Was fällt dir ein?

Seni (mit ſteigendem Ton).

Vertrau' dich dieſen Schweden nicht!

Wallenſtein.

Was iſt's denn?

Seni.

Erwarte nicht die Ankunft dieſer Schweden!
Von falſchen Freunden droht dir nahes Unheil;

Die Zeichen ſtehen grauſenhaft; nah, nahe
Umgeben dich die Netze des Verderbens.

Wallenſtein.

Du träumſt, Baptiſt, die Furcht bethöret dich.

Seni.

O glaube nicht, daß leere Furcht mich täuſche.
Komm, lies es ſelbſt in dem Planetenſtand,
Daß Unglück dir von falſchen Freunden droht.

Wallenſtein.

Von falſchen Freunden ſtammt mein ganzes Unglück;
Die Weiſung hätte früher kommen ſollen,
Jetzt brauch' ich keine Sterne mehr dazu.

Seni.

O komm und ſieh! Glaub' deinen eignen Augen.
Ein gräulich Zeichen ſteht im Haus des Lebens,
Ein naher Feind, ein Unhold lauert hinter
Den Strahlen deines Sterns — O laß dich warnen!
Nicht dieſen Heiden überliefre dich,
Die Krieg mit unſrer heil'gen Kirche führen.

Wallenſtein (lächelnd).

Schallt das Orakel daher? — Ja! ja! Nun
Beſinn' ich mich — Dies ſchwed'ſche Bündniß hat
Dir nie gefallen wollen — Leg' dich ſchlafen,
Baptiſta! Solche Zeichen fürcht' ich nicht.

Gordon

(der durch dieſe Reden heftig erſchüttert worden, wendet ſich zu Wallenſtein).

Mein fürſtlicher Gebieter! Darf ich reden?
Oft kommt ein nützlich Wort aus ſchlechtem Munde.

Wallenſtein.

Sprich frei!

Gordon.

Mein Fürſt! Wenn's doch kein leeres Furchtbild wäre,
Wenn Gottes Vorſehung ſich dieſes Mundes
Zu Ihrer Rettung wunderbar bediente!

Wallenſtein.

Ihr ſprecht im Fieber, Einer wie der Andre.
Wie kann mir Unglück kommen von den Schweden?
Sie ſuchten meinen Bund, er iſt ihr Vortheil.

Gordon.

Wenn dennoch eben dieſer Schweden Ankunft —
Gerade die es wär', die das Verderben
Beflügelte auf Ihr ſo ſichres Haupt —
(Vor ihm niederſtürzend.)
O noch iſt's Zeit, mein Fürſt —

Seni (kniet nieder).

O hör' ihn! hör' ihn!

Wallenſtein.

Zeit, und wozu? Steht auf — Ich will's, ſteht auf.

Gordon (ſteht auf).

Der Rheingraf iſt noch fern. Gebieten Sie,
Und dieſe Feſtung ſoll ſich ihm verſchließen.
Will er uns dann belagern, er verſuch's.
Doch ſag' ich dies: Verderben wird er eher
Mit ſeinem ganzen Volk vor dieſen Wällen,
Als unſres Muthes Tapferkeit ermüden.
Erfahren ſoll er, was ein Heldenhaufe
Vermag, beſeelt von einem Heldenführer,
Dem's Ernſt iſt, ſeinen Fehler gut zu machen.

Das wird den Kaiſer rühren und verſöhnen,
Denn gern zur Milde wendet ſich ſein Herz,
Und Friedland, der bereuend wiederkehrt,
Wird höher ſtehn in ſeines Kaiſers Gnade,
Als je der niegefall'ne hat geſtanden.

Wallenſtein

(betrachtet ihn mit Befremdung und Erſtaunen, und ſchweigt eine Zeitlang, eine ſtarke innere Bewegung zeigend).

Gordon — des Eifers Wärme führt euch weit,
Es darf der Jugendfreund ſich was erlauben.
— Blut iſt gefloſſen, Gordon. Nimmer kann
Der Kaiſer mir vergeben. Könnt' er's, ich,
Ich könnte nimmer mir vergeben laſſen.
Hätt' ich vorher gewußt, was nun geſchehn,
Daß es den liebſten Freund mir würde koſten,
Und hätte mir das Herz, wie jetzt geſprochen —
Kann ſeyn, ich hätte mich bedacht — kann ſeyn
Auch nicht — Doch was nun ſchonen noch? Zu ernſthaft
Hat's angefangen, um in Nichts zu enden.
Hab' es denn ſeinen Lauf!

(Indem er an's Fenſter tritt.)

Sieh, es iſt Nacht geworden; auf dem Schloß
Iſt's auch ſchon ſtille — Leuchte, Kämmerling.

(Kammerdiener, der unterdeſſen ſtill eingetreten, und mit ſichtbarem Antheil in der Ferne geſtanden, tritt hervor, heftig bewegt, und ſtürzt ſich zu des Herzogs Füßen.)

Du auch noch? Doch ich weiß es ja, warum
Du meinen Frieden wünſcheſt mit dem Kaiſer.
Der arme Menſch! Er hat im Kärnthnerland
Ein kleines Gut und ſorgt, ſie nehmen's ihm,

Weil er bei mir iſt. Bin ich denn ſo arm,
Daß ich den Dienern nichts erſetzen kann?
Nun! Ich will Niemand zwingen. Wenn du meinſt,
Daß mich das Glück geflohen, ſo verlaß mich.
Heut' magſt du mich zum Letztenmal entkleiden,
Und dann zu deinem Kaiſer übergehn —
Gut' Nacht, Gordon!
Ich denke einen langen Schlaf zu thun;
Denn dieſer letzten Tage Qual war groß,
Sorgt, daß ſie nicht zu zeitig mich erwecken.

(Er geht ab. Kammerdiener leuchtet. Seni folgt. Gordon bleibt in der Dunkelheit ſtehen, dem Herzog mit den Augen folgend, bis er in dem äußerſten Gang verſchwunden iſt, dann drückt er durch Geberden ſeinen Schmerz aus, und lehnt ſich gramvoll an eine Säule.)

Sechſter Auftritt.

Gordon. Buttler (anfangs hinter der Scene).

Buttler.

Hier ſtehet ſtill, bis ich das Zeichen gebe.

Gordon (fährt auf).

Er iſt's, er bringt die Mörder ſchon.

Buttler.

Die Lichter
Sind aus. In tiefem Schlafe liegt ſchon Alles.

Gordon.
Was ſoll ich thun? Verſuch' ich's, ihn zu retten?
Bring' ich das Haus, die Wachen in Bewegung?

Buttler (erſcheint hinten).
Vom Korridor her ſchimmert Licht. Das führt
Zum Schlafgemach des Fürſten.

Gordon.
Aber brech' ich
Nicht meinen Eid dem Kaiſer? Und entkommt er,
Des Feindes Macht verſtärkend, lad' ich nicht
Auf mein Haupt alle fürchterlichen Folgen?

Buttler (etwas näher kommend).
Still! Horch! Wer ſpricht da?

Gordon.
Ach, es iſt doch beſſer
Ich ſtell's dem Himmel heim. Denn was bin ich,
Daß ich ſo großer That mich unterfinge?
Ich hab' ihn nicht ermordet, wenn er umkommt;
Doch ſeine Rettung wäre meine That,
Und jede ſchwere Folge müßt' ich tragen.

Buttler (herzutretend).
Die Stimme kenn' ich.

Gordon.
Buttler.

Buttler.
Es iſt Gordon.
Was ſucht ihr hier? Entließ der Herzog euch
So ſpät.

Gordon.
Ihr tragt die Hand in eurer Binde?

Buttler.

Sie iſt verwundet. Dieſer Illo focht
Wie ein Verzweifelter, bis wir ihn endlich
Zu Boden ſtreckten —

Gordon (ſchauert zuſammen).

Sie ſind todt!

Buttler.

Es iſt geſchehn.
— Iſt er zu Bett?

Gordon.

Ach, Buttler!

Buttler (dringend).

Iſt er? Sprecht!
Nicht lange kann die That verborgen bleiben.

Gordon.

Er ſoll nicht ſterben. Nicht durch euch! Der Himmel
Will euren Arm nicht. Seht, er iſt verwundet.

Buttler.

Nicht meines Armes braucht's.

Gordon.

Die Schuldigen
Sind todt; genug iſt der Gerechtigkeit
Geſchehn! Laßt dieſes Opfer ſie verſöhnen!
(Kammerdiener kommt den Gang her, mit dem Finger auf dem Mund Stillſchweigen gebietend.)
Er ſchläft! O mordet nicht den heil'gen Schlaf!

Buttler.

Nein, er ſoll wachend ſterben. (Will gehen.)

Gordon.

Ach, ſein Herz iſt noch

Den ird'ſchen Dingen zugewendet, nicht
Gefaßt iſt er, vor ſeinen Gott zu treten.

Buttler.

Gott iſt barmherzig! (Will gehen.)

Gordon (hält ihn).

Nur die Nacht noch gönnt ihm.

Buttler.

Der nächſte Augenblick kann uns verrathen.
(Will fort.)

Gordon (hält ihn).

Nur eine Stunde!

Buttler.

Laßt mich los! Was kann
Die kurze Friſt ihm helfen?

Gordon.

O die Zeit iſt
Ein wunderthät'ger Gott. In einer Stunde rinnen
Viel tauſend Körner Sandes; ſchnell wie ſie
Bewegen ſich im Menſchen die Gedanken.
Nur eine Stunde! euer Herz kann ſich,
Das ſeinige ſich wenden — Eine Nachricht
Kann kommen — ein beglückendes Ereigniß,
Entſcheidend, rettend, ſchnell vom Himmel fallen —
O was vermag nicht eine Stunde!

Buttler.

Ihr erinnert mich,
Wie koſtbar die Minuten ſind.
(Er ſtampft auf den Boden.)

Siebenter Auftritt.

Macdonald. Deveroux mit Hellebardierern treten hervor. Dann Kammerdiener. Vorige.

Gordon
(ſich zwiſchen ihn und jene werfend).
Nein, Unmenſch!
Erſt über meinen Leichnam ſollſt du hingehn,
Denn nicht will ich das Gräßliche erleben.

Buttler (ihn wegdrängend).
Schwachſinn'ger Alter!
(Man hört Trompeten in der Ferne.)

Macdonald und **Deveroux.**
Schwediſche Trompeten!
Die Schweden ſtehn vor Eger! Laßt uns eilen!

Gordon.
Gott! Gott!

Buttler.
An euren Poſten, Kommandant!
(Gordon ſtürzt hinaus.)

Kammerdiener (eilt herein).
Wer darf hier lärmen? Still, der Herzog ſchläft.

Deveroux
(mit lauter, fürchterlicher Stimme).
Freund! Jetzt iſt's Zeit zu lärmen!

Kammerdiener (Geſchrei erhebend).
Hülfe! Mörder!

Buttler.
Nieder mit ihm!

Kammerdiener
(von Devereux durchbohrt, ſtürzt am Eingang der Gallerie).
Jeſus Maria!

Buttler.

Sprengt die Thüren!

(Sie ſchreiten über den Leichnam, den Gang hin. Man hört in der Ferne zwei Thüren nach einander ſtürzen — Dumpfe Stimmen — Waffengetöſe — dann plötzlich tiefe Stille.)

Achter Auftritt.

Gräfin Terzky (mit einem Lichte).

Ihr Schlafgemach iſt leer, und ſie iſt nirgends
Zu finden; auch die Neubrunn wird vermißt,
Die bei ihr wachte — Wäre ſie entflohn?
Wo kann ſie hingeflohen ſeyn? Man muß
Nacheilen, Alles in Bewegung ſetzen!
Wie wird der Herzog dieſe Schreckenspoſt
Aufnehmen! Wäre nur mein Mann zurück
Vom Gaſtmahl! Ob der Herzog wohl noch wach iſt?
Mir war's, als hört' ich Stimmen hier und Tritte.
Ich will doch hingehn, an der Thüre lauſchen.
Horch! wer iſt das? Es eilt die Trepp' herauf.

Neunter Auftritt.

Gräfin. Gordon. Dann **Buttler.**

Gordon

(eilfertig, athemlos hereinſtürzend).

Es iſt ein Irrthum — es ſind nicht die Schweden.
Ihr ſollt nicht weiter gehen — Buttler — Gott!
Wo iſt er?
(Indem er die Gräfin bemerkt.)
Gräfin, ſagen Sie —

Gräfin.

Sie kommen von der Burg? Wo iſt mein Mann?

Gordon (entſetzt).

Ihr Mann! — O fragen Sie nicht! Gehen Sie
Hinein — (Will fort.)

Gräfin (hält ihn).

Nicht eher, bis Sie mir entdecken —

Gordon (heftig dringend).

An dieſem Augenblicke hängt die Welt!
Um Gotteswillen, gehen Sie — Indem
Wir ſprechen — Gott im Himmel!
(Laut ſchreiend.)
Buttler! Buttler!

Gräfin.

Der iſt ja auf dem Schloß mit meinem Mann.

(Buttler kommt aus der Gallerie.)

Gordon (der ihn erblickt).

Es war ein Irrthum — Es ſind nicht die Schweden —
Die Kaiſerlichen ſind's, die eingedrungen —

Der Generalleutnant ſchickt mich her, er wird
Gleich ſelbſt hier ſeyn — Ihr ſollt nicht weiter gehn —

Buttler.

Er kommt zu ſpät.

Gordon (ſtürzt an die Mauer).

Gott der Barmherzigkeit!

Gräfin (ahnungsvoll).

Was iſt zu ſpät? Wer wird gleich ſelbſt hier ſeyn?
Octavio in Eger eingedrungen?
Verrätherei! Verrätherei! Wo iſt
Der Herzog? (Eilt dem Gange zu.)

Zehnter Auftritt.

Vorige. Seni. Dann **Bürgermeiſter. Page. Kammerfrau. Bediente** (rennen ſchreckenvoll über die Scene).

Seni

(der mit allen Zeichen des Schreckens aus der Gallerie kommt).

O blutige, entſetzenvolle That!

Gräfin.

Was iſt
Geſchehen, Seni?

Page (herauskommend).

O erbarmenswürd'ger Anblick!

(Bediente mit Fackeln.)

Gräfin.

Was iſt's? Um Gotteswillen!

Seni.

Fragt ihr noch?
Drinn liegt der Fürſt ermordet, euer Mann iſt
Erſtochen auf der Burg.

(Gräfin bleibt erſtarrt ſtehen.)

Kammerfrau (eilt herein).

Hülf'! Hülf' der Herzogin!

Bürgermeiſter (kommt ſchreckensvoll).

Was für ein Ruf
Des Jammers weckt die Schläfer dieſes Hauſes?

Gordon.

Verflucht iſt euer Haus auf ew'ge Tage!
In eurem Hauſe liegt der Fürſt ermordet.

Bürgermeiſter.

Das wolle Gott nicht!

(Stürzt hinaus.)

Erster Bedienter.

Flieht! Flieht! Sie ermorden
Uns Alle!

Zweiter Bedienter (Silbergeräth tragend).

Da hinaus! Die untern Gänge ſind beſetzt.

(Hinter der Scene wird gerufen.)

Platz! Platz dem Generalleutnant!

(Bei dieſen Worten richtet ſich die Gräfin aus ihrer Erſtarrung auf, faßt ſich und geht ſchnell ab.)

(Hinter der Scene.)

Beſetzt das Thor! Das Volk zurückgehalten!

Elfter Auftritt.

Vorige ohne die Gräfin. **Octavio Piccolomini** tritt herein mit Gefolge. **Devereux** und **Macdonald** kommen zugleich aus dem Hintergrunde mit Hellebardierern. Wallenſteins Leichnam wird in einem rothen Teppich hinten über die Scene getragen.

Octavio (raſch eintretend).

Es darf nicht ſeyn! Es iſt nicht möglich! Buttler!
Gordon! Ich will's nicht glauben. Saget nein!

Gordon

(ohne zu antworten, weiſt mit der Hand nach hinten. Octavio ſieht hin und ſteht von Entſetzen ergriffen).

Devereux (zu Buttler).

Hier iſt das goldne Vließ, des Fürſten Degen.

Macdonald.

Befehlt ihr, daß man die Kanzlei —

Buttler (auf Octavio zeigend.)

Hier ſteht er,
Der jetzt allein Befehle hat zu geben.

(Devereux und Macdonald treten ehrerbietig zurück; Alles verliert ſich ſtill, daß nur allein Buttler, Octavio und Gordon auf der Scene bleiben.)

Octavio (zu Buttlern gewendet).

War das die Meinung, Buttler, als wir ſchieden?
Gott der Gerechtigkeit! Ich hebe meine Hand auf!
Ich bin an dieſer ungeheuern That
Nicht ſchuldig.

Buttler.

Eure Hand iſt rein. Ihr habt
Die meinige dazu gebraucht.

Octavio.

Ruchloſer!
So mußteſt du des Herrn Befehl mißbrauchen,
Und blutig grauenvollen Meuchelmord
Auf deines Kaiſers heil'gen Namen wälzen?

Buttler (gelaſſen).

Ich hab' des Kaiſers Urtheil nur vollſtreckt.

Octavio.

O Fluch der Könige, der ihren Worten
Das fürchterliche Leben gibt, dem ſchnell
Vergänglichen Gedanken gleich die That,
Die feſt unwiderrufliche, ankettet!
Mußt' es ſo raſch gehorcht ſeyn? Konnteſt du
Dem Gnädigen nicht Zeit zur Gnade gönnen?
Des Menſchen Engel iſt die Zeit — die raſche
Vollſtreckung an das Urtheil anzuheften,
Ziemt nur dem unveränderlichen Gott!

Buttler.

Was ſcheltet ihr mich? was iſt mein Verbrechen?
Ich habe eine gute That gethan,
Ich hab' das Reich von einem furchtbarn Feinde
Befreit, und mache Anſpruch auf Belohnung.
Der einz'ge Unterſchied iſt zwiſchen eurem
Und meinem Thun: ihr habt den Pfeil geſchärft,
Ich hab' ihn abgedrückt. Ihr ſä'tet Blut,
Und ſteht beſtürzt, daß Blut iſt aufgegangen.
Ich wußte immer, was ich that, und ſo

Erſchreckt und überraſcht mich kein Erfolg.
Habt ihr ſonſt einen Auftrag mir zu geben?
Denn ſteh'nden Fußes reiſ' ich ab nach Wien,
Mein blutend Schwert vor meines Kaiſers Thron
Zu legen und den Beifall mir zu holen,
Den der geſchwinde, pünktliche Gehorſam
Von dem gerechten Richter fordern darf.
(Geht ab.)

Zwölfter Auftritt.

Vorige ohne Buttler. **Gräfin Terzky** (tritt auf, bleich und entſtellt. Ihre Sprache iſt ſchwach und langſam, ohne Leidenſchaft).

Octavio (ihr entgegen).
O Gräfin Terzky, mußt' es dahin kommen?
Das ſind die Folgen unglückſel'ger Thaten.

Gräfin.
Es ſind die Früchte Ihres Thuns — Der Herzog
Iſt todt, mein Mann iſt todt, die Herzogin
Ringt mit dem Tode, meine Nichte iſt verſchwunden.
Dies Haus des Glanzes und der Herrlichkeit
Steht nun verödet, und durch alle Pforten
Stürzt das erſchreckte Hofgeſinde fort.
Ich bin die Letzte drinn, ich ſchloß es ab,
Und lief're hier die Schlüſſel aus.

Octavio (mit tiefem Schmerz).

O Gräfin,
Auch mein Haus iſt verödet!

Gräfin.

Wer ſoll noch
Umkommen? Wer ſoll noch mißhandelt werden?
Der Fürſt iſt todt; des Kaiſers Rache kann
Befriedigt ſeyn. Verſchonen Sie die alten Diener,
Daß den Getreuen ihre Lieb' und Treu'
Nicht auch zum Frevel angerechnet werde!
Das Schickſal überraſchte meinen Bruder
Zu ſchnell; er konnte nicht mehr an ſie denken.

Octavio.

Nichts von Mißhandlung! Nichts von Rache, Gräfin!
Die ſchwere Schuld iſt ſchwer gebüßt, der Kaiſer
Verſöhnt; nichts geht vom Vater auf die Tochter
Hinüber, als ſein Ruhm und ſein Verdienſt.
Die Kaiſerin ehrt Ihr Unglück, öffnet Ihnen
Theilnehmend ihre mütterliche Arme.
Drum keine Furcht mehr! Faſſen Sie Vertrauen,
Und übergeben Sie ſich hoffnungsvoll
Der kaiſerlichen Gnade.

Gräfin (mit einem Blick zum Himmel).

Ich vertraue mich
Der Gnade eines größern Herrn — Wo ſoll
Der fürſtliche Leichnam ſeine Ruhſtatt finden?
In der Karthauſe, die er ſelbſt geſtiftet,
Zu Gitſchin ruht die Gräfin Wallenſtein;
An ihrer Seite, die ſein erſtes Glück
Gegründet, wünſcht' er, dankbar, einſt zu ſchlummern.

O laſſen Sie ihn dort begraben ſeyn!
Auch für die Reſte meines Mannes bitt' ich
Um gleiche Gunſt. Der Kaiſer iſt Beſitzer
Von unſern Schlöſſern; gönne man uns nur
Ein Grab noch bei den Gräbern unſrer Ahnen.

Octavio.

Sie zittern, Gräfin — Sie verbleichen — Gott!
Und welche Deutung geb' ich Ihren Reden?

Gräfin

(ſammelt ihre letzte Kraft und ſpricht mit Lebhaftigkeit und Adel).

Sie denken würdiger von mir, als daß Sie glaubten,
Ich überlebte meines Hauſes Fall.
Wir fühlten uns nicht zu gering, die Hand
Nach einer Königskrone zu erheben —
Es ſollte nicht ſeyn — doch wir denken königlich
Und achten einen freien, muth'gen Tod
Anſtändiger, als ein entehrtes Leben.
— Ich habe Gift.....

Octavio.

O rettet! Helft!

Gräfin.

Es iſt zu ſpät.
In wenig Augenblicken iſt mein Schickſal
Erfüllt.

(Sie geht ab.)

Gordon.

O Haus des Mordes und Entſetzens!

(Ein Kourier kommt und bringt einen Brief.)

Gordon (tritt ihm entgegen).

Was gibt's? Das iſt das kaiſerliche Siegel.

(Er hat die Aufſchrift geleſen, und übergibt den Brief dem Octavio mit einem Blick des Vorwurfs.)

Dem Fürſten Piccolomini.

(Octavio erſchrickt und blickt ſchmerzvoll zum Himmel.

Der Vorhang fällt.)

Schillers

ſämmtliche Werke.

Schiller's

ſämmtliche Werke

mit Stahlſtichen.

Fünfter Band.

◆

Stuttgart und Tübingen.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1835.

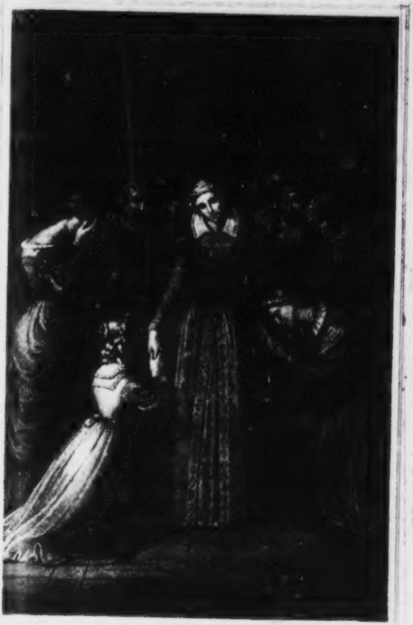
Universitäts-
München
Bibliothek

BIBL. UNIV.
MONAC.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
in Stuttgart.

Inhalt.

Maria Stuart. Ein Trauerſpiel. 1
Die Jungfrau von Orleans. Eine romantiſche Tragödie. 205
Die Braut von Meſſina, oder die feindlichen Brüder.
Ein Trauerſpiel mit Chören. 391



[illegible] [illegible]

MARIA STUART

[illegible]

Univ. Bibl.
München

Maria Stuart.

Ein Trauerſpiel.

Perſonen.

Eliſabeth, Königin von England.
Maria Stuart, Königin von Schottland, Gefangene in England.
Robert Dudley, Graf von Leiceſter.
Georg Talbot, Graf von Shrewsbury.
Wilhelm Cecil, Baron von Burleigh, Großſchatzmeiſter.
Graf von Kent.
Wilhelm Daviſon, Staatsſekretär.
Amias Paulet, Ritter, Hüter der Maria.
Mortimer, ſein Neffe.
Graf Aubeſpine, franzöſiſcher Geſandter.
Graf Bellievre, auſſerordentlicher Botſchafter von Frankreich.
Okelly, Mortimer's Freund.
Drugeon Drury, zweiter Hüter der Maria.
Melvil, ihr Haushofmeiſter.
Hanna Kennedy, ihre Amme.
Margaretha Kurl, ihre Kammerfrau.
Sherif der **Grafſchaft.**
Offizier der **Leibwache.**
Franzöſiſche und **engliſche Herren.**
Trabanten.
Hofdiener der Königin von England.
Diener und **Dienerinnen** der Königin von Schottland.

Erſter Aufzug.

Im Schloß zu Fotheringhay.
Ein Zimmer.

Erſter Auftritt.

Hanna Kennedy, Amme der Königin von Schottland, in heftigem Streit mit **Paulet**, der im Begriff iſt, einen Schrank zu öffnen. **Drugeon Drury**, ſein Gehülfe, mit Brecheiſen.

Kennedy.
Was macht ihr, Sir? Welch neue Dreiſtigkeit!
Zurück von dieſem Schrank!

Paulet.
Wo kam der Schmuck her?
Vom obern Stock ward er herabgeworfen;
Der Gärtner hat beſtochen werden ſollen
Mit dieſem Schmuck — Fluch über Weiberliſt!
Trotz meiner Aufſicht, meinem ſcharfen Suchen,
Noch Koſtbarkeiten, noch geheime Schätze!
(Sich über den Schrank machend.)
Wo das geſteckt hat, liegt noch mehr!

Paulet.
So lang' ſie noch beſitzt, kann ſie noch ſchaden,
Denn Alles wird Gewehr in ihrer Hand.

Kennedy.
Seyd gütig, Sir. Nehmt nicht den letzten Schmuck
Aus unſerm Leben weg! Die Jammervolle
Erfreut der Anblick alter Herrlichkeit;
Denn alles Andre habt ihr uns entriſſen.

Paulet.
Es liegt in guter Hand. Gewiſſenhaft
Wird es zu ſeiner Zeit zurückgegeben!

Kennedy.
Wer ſieht es dieſen kahlen Wänden an,
Daß eine Königin hier wohnt? Wo iſt
Die Himmeldecke über ihrem Sitz?
Muß ſie den zärtlich weichgewöhnten Fuß
Nicht auf gemeinen rauhen Boden ſetzen?
Mit grobem Zinn, die ſchlechtſte Edelfrau
Würd' es verſchmähn, bedient man ihre Tafel.

Paulet.
So ſpeiſte ſie zu Sterlyn ihren Gatten,
Da ſie aus Gold mit ihrem Buhlen trank.

Kennedy.
Sogar des Spiegels kleine Nothdurft mangelt.

Paulet.
So lang' ſie noch ihr eitles Bild beſchauet,
Hört ſie nicht auf, zu hoffen und zu wagen.

Kennedy.
An Büchern fehlt's, den Geiſt zu unterhalten.

Paulet.

Die Bibel ließ man ihr, das Herz zu beſſern.

Kennedy.

Selbſt ihre Laute ward ihr weggenommen.

Paulet.

Weil ſie verbuhlte Lieder drauf geſpielt.

Kennedy.

Iſt das ein Schickſal für die Weicherzogne,
Die in der Wiege Königin ſchon war,
Am üpp'gen Hof der Medizeerin
In jeder Freuden Fülle aufgewachſen.
Es ſey genug, daß man die Macht ihr nahm,
Muß man die armen Flitter ihr mißgönnen?
In großes Unglück lehrt ein edles Herz
Sich endlich finden; aber wehe thut's,
Des Lebens kleine Zierden zu entbehren.

Paulet.

Sie wenden nur das Herz dem Eiteln zu,
Das in ſich gehen und bereuen ſoll.
Ein üppig laſtervolles Leben büßt ſich
In Mangel und Erniedrigung allein.

Kennedy.

Wenn ihre zarte Jugend ſich verging,
Mag ſie's mit Gott abthun und ihrem Herzen,
In England iſt kein Richter über ſie.

Paulet.

Sie wird gerichtet, wo ſie frevelte.

Kennedy.

Zum Freveln feſſeln ſie zu enge Bande.

Paulet.

Doch wußte ſie aus dieſen engen Banden
Den Arm zu ſtrecken in die Welt, die Fackel
Des Bürgerkrieges in das Reich zu ſchleudern,
Und gegen unſre Königin, die Gott
Erhalte! Meuchelrotten zu bewaffnen.
Erregte ſie aus dieſen Mauern nicht
Den Böſ'wicht Parry und den Babington
Zu der verfluchten That des Königmords?
Hielt dieſes Eiſengitter ſie zurück,
Das edle Herz des Norfolk zu umſtricken?
Für ſie geopfert fiel das beſte Haupt
Auf dieſer Inſel unterm Henkerbeil —
Und ſchreckte dieſes jammervolle Beiſpiel
Die Raſenden zurück, die ſich wetteifernd
Um ihretwillen in den Abgrund ſtürzen?
Die Blutgerüſte füllen ſich für ſie
Mit immer neuen Todesopfern an,
Und das wird nimmer enden, bis ſie ſelbſt,
Die Schuldigſte, darauf geopfert iſt.
— O Fluch dem Tag, da dieſes Landes Küſte
Gaſtfreundlich dieſe Helena empfing.

Kennedy.

Gaſtfreundlich hätte England ſie empfangen?
Die Unglückſelige, die ſeit dem Tag,
Da ſie den Fuß geſetzt in dieſes Land,
Als eine Hülfeflehende, Vertriebne,
Bei der Verwandten Schutz zu ſuchen kam,
Sich wider Völkerrecht und Königswürde
Gefangen ſieht, in enger Kerkerhaft

Der Jugend ſchöne Jahre muß vertrauern. —
Die jetzt, nachdem ſie Alles hat erfahren,
Was das Gefängniß Bittres hat, gemeinen
Verbrechern gleich, vor des Gerichtes Schranken
Gefordert wird und ſchimpflich angeklagt
Auf Leib und Leben — eine Königin!

Paulet.

Sie kam in's Land als eine Mörderin,
Verjagt von ihrem Volk, des Throns entſetzt,
Den ſie mit ſchwerer Greuelthat geſchändet.
Verſchworen kam ſie gegen Englands Glück,
Der ſpaniſchen Maria blut'ge Zeiten
Zurück zu bringen, Engelland katholiſch
Zu machen, an den Franzmann zu verrathen.
Warum verſchmähte ſie's, den Edimburger
Vertrag zu unterſchreiben, ihren Anſpruch
An England aufzugeben, und den Weg
Aus dieſem Kerker ſchnell ſich aufzuthun
Mit einem Federſtrich? Sie wollte lieber
Gefangen bleiben, ſich mißhandelt ſehn,
Als dieſes Titels leerem Prunk entſagen.
Weßwegen that ſie das? Weil ſie den Ränken
Vertraut, den böſen Künſten der Verſchwörung,
Und unheilſpinnend dieſe ganze Inſel
Aus ihrem Kerker zu erobern hofft.

Kennedy.

Ihr ſpottet, Sir. — Zur Härte fügt ihr noch
Den bittern Hohn! Sie hegte ſolche Träume,
Die hier lebendig eingemauert lebt,
Zu der kein Schall des Troſtes, keine Stimme

Der Freundſchaft aus der lieben Heimat dringt,
Die längſt kein Menſchenangeſicht mehr ſchaute,
Als ihrer Kerkermeiſter finſtre Stirn,
Die erſt ſeit Kurzem einen neuen Wächter
Erhielt in eurem rauhen Anverwandten,
Von neuen Stäben ſich umgittert ſieht —

Paulet.

Kein Eiſengitter ſchützt vor ihrer Liſt.
Weiß ich, ob dieſe Stäbe nicht durchfeilt,
Nicht dieſes Zimmers Boden, dieſe Wände,
Von außen feſt, nicht hohl von innen ſind,
Und den Verrath einlaſſen, wenn ich ſchlafe?
Fluchvolles Amt, das mir geworden iſt,
Die unheilbrütend Liſtige zu hüten.
Vom Schlummer jagt die Furcht mich auf; ich gehe
Nachts um, wie ein gequälter Geiſt, erprobe
Des Schloſſes Riegel und der Wächter Treu,
Und ſehe zitternd jeden Morgen kommen,
Der meine Furcht wahr machen kann. Doch wohl mir!
Wohl! Es iſt Hoffnung, daß es bald nun endet.
Denn lieber möcht' ich der Verdammten Schaar
Wachſtehend an der Höllenpforte hüten,
Als dieſe ränkevolle Königin.

Kennedy.

Da kommt ſie ſelbſt!

Paulet.

Den Chriſtus in der Hand,
Die Hoffahrt und die Weltluſt in dem Herzen.

Zweiter Auftritt.

Maria im Schleier, ein Kruzifix in der Hand. **Die Vorigen.**

Kennedy (ihr entgegen eilend).
O Königin! Man tritt uns ganz mit Füßen.
Der Tyrannei, der Härte wird kein Ziel,
Und jeder neue Tag häuft neue Leiden
Und Schmach auf dein gekröntes Haupt.

Maria.
Faſſ' dich!
Sag' an, was neu geſchehen iſt?

Kennedy.
Sieh her!
Dein Pult iſt aufgebrochen, deine Schriften,
Dein einz'ger Schatz, den wir mit Müh' gerettet,
Der letzte Reſt von deinem Brautgeſchmeide
Aus Frankreich iſt in ſeiner Hand. Du haſt nun
Nichts Königliches mehr, biſt ganz beraubt.

Maria.
Beruhige dich, Hanna. Dieſe Flitter machen
Die Königin nicht aus. Man kann uns niedrig
Behandeln, nicht erniedrigen. Ich habe
In England mich an viel gewöhnen lernen,
Ich kann auch das verſchmerzen. Sir, ihr habt euch
Gewaltſam zugeeignet, was ich euch
Noch heut' zu übergeben Willens war.
Bei dieſen Schriften findet ſich ein Brief,
Beſtimmt für meine königliche Schweſter

Von England — Gebt mir euer Wort, daß ihr
Ihn redlich an ſie ſelbſt wollt übergeben.
Und nicht in Burleighs ungetreue Hand.

Paulet.

Ich werde mich bedenken, was zu thun iſt.

Maria.

Ihr ſollt den Inhalt wiſſen, Sir. Ich bitte
In dieſem Brief um eine große Gunſt —
— Um eine Unterredung mit ihr ſelbſt,
Die ich mit Augen nie geſehn — Man hat mich
Vor ein Gericht von Männern vorgefordert,
Die ich als Meinesgleichen nicht erkennen,
Zu denen ich kein Herz mir faſſen kann.
Eliſabeth iſt meines Stammes, meines
Geſchlechts und Ranges — Ihr allein, der Schweſter,
Der Königin, der Frau kann ich mich öffnen.

Paulet.

Sehr oft, Milady, habt ihr euer Schickſal
Und eure Ehre Männern anvertraut,
Die eurer Achtung minder würdig waren.

Maria.

Ich bitte noch um eine zweite Gunſt,
Unmenſchlichkeit allein kann mir ſie weigern.
Schon lange Zeit entbehr' ich im Gefängniß
Der Kirche Troſt, der Sakramente Wohlthat;
Und die mir Kron' und Freiheit hat geraubt,
Die meinem Leben ſelber droht, wird mir
Die Himmelsthüre nicht verſchließen wollen.

Paulet.

Auf euren Wunſch wird der Dechant des Orts —

Maria (unterbricht ihn lebhaft).
Ich will nichts vom Dechanten. Einen Prieſter
Von meiner eigenen Kirche fordre ich.
— Auch Schreiber und Notarien verlang' ich,
Um meinen letzten Willen aufzuſetzen.
Der Gram, das lange Kerkerelend nagt
An meinem Leben. Meine Tage ſind
Gezählt, befürcht' ich, und ich achte mich
Gleich einer Sterbenden.

Paulet.
Da thut ihr wohl;
Das ſind Betrachtungen, die euch geziemen.

Maria.
Und weiß ich, ob nicht eine ſchnelle Hand
Des Kummers langſames Geſchäft beſchleunigt?
Ich will mein Teſtament aufſetzen, will
Verfügung treffen über das, was mein iſt.

Paulet.
Die Freiheit habt ihr. Englands Königin
Will ſich mit eurem Raube nicht bereichern.

Maria.
Man hat von meinen treuen Kammerfrauen,
Von meinen Dienern mich getrennt — Wo ſind ſie?
Was iſt ihr Schickſal? Ihrer Dienſte kann ich
Entrathen; doch beruhigt will ich ſeyn,
Daß die Getreu'n nicht leiden und entbehren.

Paulet.
Für eure Diener iſt geſorgt.
(Er will gehen.)

Maria.

Ihr geht, Sir? Ihr verlaßt mich abermals,
Und ohne mein geängſtigt, fürchtend Herz
Der Qual der Ungewißheit zu entladen.
Ich bin, Dank eurer Späher Wachſamkeit,
Von aller Welt geſchieden, keine Kunde
Gelangt zu mir durch dieſe Kerkermauern,
Mein Schickſal liegt in meiner Feinde Hand,
Ein peinlich langer Monat iſt vorüber,
Seitdem die vierzig Kommiſſarien
In dieſem Schloß mich überfallen, Schranken
Errichtet, ſchnell, mit unanſtändiger Eile,
Mich unbereitet, ohne Anwalts Hülfe,
Vor ein noch nie erhört Gericht geſtellt,
Auf ſchlaugefaßte ſchwere Klagepunkte
Mich, die Betäubte, Ueberraſchte, flugs
Aus dem Gedächtniß Rede ſtehen laſſen —
Wie Geiſter kamen ſie und ſchwanden wieder.
Seit dieſem Tage ſchweigt mir jeder Mund;
Ich ſuch' umſonſt in eurem Blick zu leſen,
Ob meine Unſchuld, meiner Freunde Eifer,
Ob meiner Feinde böſer Rath geſiegt.
Brecht endlich euer Schweigen — Laßt mich wiſſen,
Was ich zu fürchten, was zu hoffen habe.

Paulet (nach einer Pauſe).

Schließt eure Rechnung mit dem Himmel ab.

Maria.

Ich hoff' auf ſeine Gnade, Sir — und hoffe
Auf ſtrenges Recht von meinen ird'ſchen Richtern.

Paulet.
Recht ſoll euch werden. Zweifelt nicht daran.

Maria.
Iſt mein Prozeß entſchieden, Sir?

Paulet.
Ich weiß nicht.

Maria.
Bin ich verurtheilt?

Paulet.
Ich weiß nichts, Milady.

Maria.
Man liebt hier raſch zu Werk zu gehn. Soll mich
Der Mörder überfallen, wie die Richter?

Paulet.
Denkt immerhin, es ſey ſo, und er wird euch
In beß'rer Faſſung dann als dieſe finden.

Maria.
Nichts ſoll mich in Erſtaunen ſetzen, Sir,
Was ein Gerichtshof in Weſtminſterhall,
Den Burleighs Haß und Hattons Eifer lenkt,
Zu urtheln ſich erdreiſte — Weiß ich doch,
Was Englands Königin wagen darf zu thun.

Paulet.
Englands Beherrſcher brauchen nichts zu ſcheuen,
Als ihr Gewiſſen und ihr Parlament.
Was die Gerechtigkeit geſprochen, furchtlos,
Vor aller Welt, wird es die Macht vollziehn.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. **Mortimer**, Paulets Neffe, tritt herein und ohne der Königin einige Aufmerkſamkeit zu bezeigen, zu Paulet.

Mortimer.

Man ſucht euch, Oheim.

(Er entfernt ſich auf eben dieſe Weiſe. Die Königin bemerkt es mit Unwillen und wendet ſich zu Paulet, der ihm folgen will.)

Maria.

Sir, noch eine Bitte.
Wenn ihr mir was zu ſagen habt — von euch
Ertrag' ich viel, ich ehre euer Alter,
Den Uebermuth des Jünglings trag' ich nicht;
Spart mir den Anblick ſeiner rohen Sitten.

Paulet.

Was ihn euch widrig macht, macht mir ihn werth.
Wohl iſt es keiner von den weichen Thoren,
Die eine falſche Weiberthräne ſchmilzt —
Er iſt gereiſt, kommt aus Paris und Rheims,
Und bringt ſein treu altengliſch Herz zurück;
Lady, an dem iſt eure Kunſt verloren!

(Geht ab.)

Vierter Auftritt.

Maria. Kennedy.

Kennedy.

Darf euch der Rohe das in's Antlitz ſagen?
O es iſt hart!

Maria (in Nachdenken verloren).

Wir haben in den Tagen unſers Glanzes
Dem Schmeichler ein zu willig Ohr geliehn;
Gerecht iſt's, gute Kennedy, daß wir
Des Vorwurfs ernſte Stimme nun vernehmen.

Kennedy.

Wie? ſo gebeugt, ſo muthlos, theure Lady?
Wart ihr doch ſonſt ſo froh, ihr pflegtet mich zu tröſten,
Und eher mußt' ich euren Flatterſinn,
Als eure Schwermuth ſchelten.

Maria.

Ich erkenn' ihn.
Es iſt der blut'ge Schatten König Darnleys,
Der zürnend aus dem Gruftgewölbe ſteigt,
Und er wird nimmer Friede mit mir machen,
Bis meines Unglücks Maß erfüllet iſt.

Kennedy.

Was für Gedanken —

Maria.

Du vergiſſeſt, Hanna —
Ich aber habe ein getreu Gedächtniß —
Der Jahrstag dieſer unglückſeligen That

Iſt heute abermals zurückgekehrt;
Er iſt's, den ich mit Buß' und Faſten feire.

Kennedy.

Schickt endlich dieſen böſen Geiſt zur Ruh'.
Ihr habt die That mit jahrelanger Reu',
Mit ſchweren Leidensproben abgebüßt.
Die Kirche, die den Löſeſchlüſſel hat
Für jede Schuld, der Himmel hat vergeben.

Maria.

Friſchblutend ſteigt die längſt vergeb'ne Schuld
Aus ihrem leichtbedeckten Grab empor!
Des Gatten racheforderndes Geſpenſt
Schickt keines Meſſedieners Glocke, kein
Hochwürdiges in Prieſters Hand zur Gruft.

Kennedy.

Nicht ihr habt ihn gemordet! Andre thaten's!

Maria.

Ich wußte drum. Ich ließ die That geſchehn,
Und lockt' ihn ſchmeichelnd in das Todesnetz.

Kennedy.

Die Jugend mildert eure Schuld. Ihr war't
So zarten Alters noch.

Maria.

So zart, und lud
Die ſchwere Schuld auf mein ſo junges Leben.

Kennedy.

Ihr war't durch blutige Beleidigung
Gereizt und durch des Mannes Uebermuth,

Den eure Liebe aus der Dunkelheit
Wie eine Götterhand hervorgezogen!
Den ihr durch euer Brautgemach zum Throne
Geführt, mit eurer blühenden Perſon
Beglückt und eurer angeſtammten Krone.
Konnt' er vergeſſen, daß ſein prangend Loos
Der Liebe großmuthvolle Schöpfung war?
Und doch vergaß er's, der Unwürdige!
Beleidigte mit niedrigem Verdacht,
Mit rohen Sitten eure Zärtlichkeit,
Und widerwärtig wurd' er euren Augen.
Der Zauber ſchwand, der euren Blick getäuſcht;
Ihr floht erzürnt des Schändlichen Umarmung
Und gabt ihn der Verachtung preis — Und er —
Verſucht' er's, eure Gunſt zurückzurufen?
Bat er um Gnade? Warf er ſich bereuend
Zu euren Füßen, Beſſerung verſprechend?
Trotz bot euch der Abſcheuliche — der euer
Geſchöpf war; euren König wollt' er ſpielen;
Vor euren Augen ließ er euch den Liebling,
Den ſchönen Sänger Rizio, durchbohren
Ihr rächtet blutig nur die blut'ge That.

Maria.

Und blutig wird ſie auch an mir ſich rächen;
Du ſprichſt mein Urtheil aus, da du mich tröſteſt.

Kennedy.

Da ihr die That geſchehen ließt, war't ihr nicht
Ihr ſelbſt, gehörtet euch nicht ſelbſt. Ergriffen
Hatt' euch der Wahnſinn blinder Liebesglut,

Euch unterjocht dem furchtbaren Verführer,
Dem unglückſel'gen Bothwell — Ueber euch
Mit übermüth'gem Männerwillen herrſchte
Der Schreckliche, der euch durch Zaubertränke,
Durch Höllenkünſte das Gemüth verwirrend,
Erhitzte —

Maria.

Seine Künſte waren keine andre,
Als ſeine Männerkraft und meine Schwachheit.

Kennedy.

Nein, ſag' ich! Alle Geiſter der Verdammniß
Mußt' er zu Hülfe rufen, der dies Band
Um eure hellen Sinne wob. Ihr hattet
Kein Ohr mehr für der Freundin Warnungsſtimme,
Kein Aug' für das, was wohlanſtändig war.
Verlaſſen hatte euch die zarte Scheu
Der Menſchen; eure Wangen, ſonſt der Sitz
Schamhaft erröthender Beſcheidenheit,
Sie glühten nur vom Feuer des Verlangens.
Ihr warft den Schleier des Geheimniſſes
Von euch; des Mannes keckes Laſter hatte
Auch eure Blödigkeit beſiegt; ihr ſtelltet
Mit dreiſter Stirne eure Schmach zur Schau.
Ihr ließt das königliche Schwert von Schottland
Durch ihn, den Mörder, dem des Volkes Flüche
Nachſchallten, durch die Gaſſen Edimburgs
Vor euch hertragen im Triumph, umringtet
Mit Waffen euer Parlament, und hier,
Im eignen Tempel der Gerechtigkeit,

Zwangt ihr mit frechem Poſſenſpiel die Richter,
Den Schuldigen des Mordes loszuſprechen —
Ihr gingt noch weiter — Gott!

Maria.

Vollende nur!
Und reicht' ihm meine Hand vor dem Altare!

Kennedy.

O! laßt ein ewig Schweigen dieſe That
Bedecken! Sie iſt ſchauderhaft, empörend,
Iſt einer ganz Verlornen werth — Doch ihr ſeyd keine
Verlorene — ich kenn' euch ja; ich bin's,
Die eure Kindheit auferzogen. Weich
Iſt euer Herz gebildet, offen iſt's
Der Scham — der Leichtſinn nur iſt euer Laſter.
Ich wiederhol' es, es gibt böſe Geiſter,
Die in des Menſchen unverwahrter Bruſt
Sich augenblicklich ihren Wohnplatz nehmen,
Die ſchnell in uns das Schreckliche begehn
Und, zu der Höll' entfliehend, das Entſetzen
In dem befleckten Buſen hinterlaſſen.
Seit dieſer That, die euer Leben ſchwärzt,
Habt ihr nichts Laſterhaftes mehr begangen;
Ich bin ein Zeuge eurer Beſſerung.
Drum faſſet Muth! Macht Frieden mit euch ſelbſt!
Was ihr auch zu bereuen habt, in England
Seyd ihr nicht ſchuldig; nicht Eliſabeth,
Nicht Englands Parlament iſt euer Richter.
Macht iſt's, die euch hier unterdrückt, vor dieſen
Anmaßlichen Gerichtshof dürft ihr euch
Hinſtellen mit dem ganzen Muth der Unſchuld.

Maria.

Wer kommt?

(Mortimer zeigt ſich an der Thür.)

Kennedy.

Es iſt der Neffe. Geht hinein.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. **Mortimer** (ſcheu hereintretend).

Mortimer (zur Amme).

Entfernt euch, haltet Wache vor der Thür!
Ich habe mit der Königin zu reden.

Maria (mit Anſehen).

Hanna, du bleibſt.

Mortimer.

Habt keine Furcht, Milady. Lernt mich kennen.

(Er überreicht ihr eine Karte.)

Maria

(ſieht ſie an und fährt beſtürzt zurück).

Ha! Was iſt das?

Mortimer (zur Amme).

Geht, Dame Kennedy,
Sorgt, daß mein Oheim uns nicht überfalle!

Maria

(zur Amme, welche zaudert und die Königin fragend anſieht).

Geh! geh! Thu, was er ſagt.

(Die Amme entfernt ſich mit Zeichen der Verwunderung.)

Sechster Auftritt.

Mortimer. Maria.

Maria.

Von meinem Oheim,
Dem Kardinal von Lothringen aus Frankreich! (Lieſt.)
„Traut dem Sir Mortimer, der euch dies bringt,
„Denn keinen treuern Freund habt ihr in England.“
(Mortimern mit Erſtaunen anſehend.)
Iſt's möglich? Iſt's kein Blendwerk, das mich täuſcht?
So nahe find' ich einen Freund und wähnte mich
Verlaſſen ſchon von aller Welt — find' ihn
In euch, dem Neffen meines Kerkermeiſters,
In dem ich meinen ſchlimmſten Feind —

Mortimer (ſich ihr zu Füßen werfend).

Verzeihung
Für die verhaßte Larve, Königin,
Die mir zu tragen Kampf genug gekoſtet,
Doch der ich's danke, daß ich mich euch nahen,
Euch Hülfe und Errettung bringen kann.

Maria.

Steht auf — Ihr überraſcht mich, Sir — Ich kann
So ſchnell nicht aus der Tiefe meines Elends
Zur Hoffnung übergehen — Redet, Sir —
Macht mir dies Glück begreiflich, daß ich's glaube.

Mortimer (ſteht auf).

Die Zeit verrinnt. Bald wird mein Oheim hier ſeyn,
Und ein verhaßter Menſch begleitet ihn.

Eh' euch ihr Schreckensauftrag überraſcht,
Hört an, wie euch der Himmel Rettung ſchickt.

Maria.

Er ſchickt ſie durch ein Wunder ſeiner Allmacht!

Mortimer.

Erlaubt, daß ich von mir beginne.

Maria.

Redet, Sir!

Mortimer.

Ich zählte zwanzig Jahre, Königin,
In ſtrengen Pflichten war ich aufgewachſen,
In finſterm Haß des Papſtthums aufgeſäugt,
Als mich die unbezwingliche Begierde
Hinaus trieb auf das feſte Land. Ich ließ
Der Puritaner dumpfe Predigtſtuben,
Die Heimat hinter mir, in ſchnellem Lauf
Durchzog ich Frankreich, das geprieſene
Italien mit heißem Wunſche ſuchend.
Es war die Zeit des großen Kirchenfeſts,
Von Pilgerſcharen wimmelten die Wege,
Bekränzt war jedes Gottesbild, es war,
Als ob die Menſchheit auf der Wandrung wäre,
Wallfahrend nach dem Himmelreich — Mich ſelbſt
Ergriff der Strom der glaubenvollen Menge,
Und riß mich in das Weichbild Roms —
Wie ward mir, Königin!
Als mir der Säulen Pracht und Siegesbogen
Entgegenſtieg, des Koloſſeums Herrlichkeit
Den Staunenden umfing, ein hoher Bildnergeiſt
In ſeine heitre Wunderwelt mich ſchloß!

Ich hatte nie der Künſte Macht gefühlt;
Es haßt die Kirche, die mich auferzog,
Der Sinne Reiz; kein Abbild duldet ſie,
Allein das körperloſe Wort verehrend.
Wie wurde mir, als ich in's Innre nun
Der Kirchen trat, und die Muſik der Himmel
Herunterſtieg, und der Geſtalten Fülle
Verſchwenderiſch aus Wand und Decke quoll,
Das Herrlichſte und Höchſte, gegenwärtig,
Vor den entzückten Sinnen ſich bewegte,
Als ich ſie ſelbſt nun ſah, die Göttlichen,
Den Gruß des Engels, die Geburt des Herrn,
Die heilige Mutter, die herabgeſtiegne
Dreifaltigkeit, die leuchtende Verklärung —
Als ich den Papſt drauf ſah in ſeiner Pracht
Das Hochamt halten und die Völker ſegnen —
O was iſt Goldes, was Juwelen Schein,
Womit der Erde Könige ſich ſchmücken!
Nur er iſt mit dem Göttlichen umgeben,
Ein wahrhaft Reich der Himmel iſt ſein Haus,
Denn nicht von dieſer Welt ſind dieſe Formen.

Maria.

O ſchonet mein! Nicht weiter! Höret auf,
Den friſchen Lebensteppich vor mir aus-
Zubreiten — Ich bin elend und gefangen.

Mortimer.

Auch ich war's, Königin! und mein Gefängniß
Sprang auf, und frei auf einmal fühlte ſich
Der Geiſt, des Lebens ſchönen Tag begrüßend.
Haß ſchwur ich nun dem engen dumpfen Buch,

Mit friſchem Kranz die Schläfe mir zu ſchmücken,
Mich fröhlich an die Fröhlichen zu ſchließen.
Viel edle Schotten drängten ſich an mich
Und der Franzoſen muntre Landsmannſchaften.
Sie brachten mich zu eurem edlen Oheim,
Dem Kardinal von Guiſe — Welch ein Mann!
Wie ſicher, klar und männlich groß! — Wie ganz
Geboren, um die Geiſter zu regieren!
Das Muſter eines königlichen Prieſters,
Ein Fürſt der Kirche, wie ich keinen ſah!

Maria.

Ihr habt ſein theures Angeſicht geſehn,
Des vielgeliebten, des erhabnen Mannes,
Der meiner zarten Jugend Führer war?
O redet mir von ihm! Denkt er noch mein?
Liebt ihn das Glück, blüht ihm das Leben noch,
Steht er noch herrlich da, ein Fels der Kirche?

Mortimer.

Der Treffliche ließ ſelber ſich herab,
Die hohen Glaubenslehren mir zu deuten,
Und meines Herzens Zweifel zu zerſtreun.
Er zeigte mir, daß grübelnde Vernunft
Den Menſchen ewig in der Irre leitet,
Daß ſeine Augen ſehen müſſen, was
Das Herz ſoll glauben, daß ein ſichtbar Haupt
Der Kirche Noth thut, daß der Geiſt der Wahrheit
Geruht hat auf den Satzungen der Väter.
Die Wahnbegriffe meiner kind'ſchen Seele,
Wie ſchwanden ſie vor ſeinem ſiegenden
Verſtand und vor der Suada ſeines Mundes!

Ich kehrte in der Kirche Schooß zurück,
Schwur meinen Irrthum ab in ſeine Hände.

Maria.

So ſeyd ihr Einer jener Tauſende,
Die er mit ſeiner Rede Himmelskraft,
Wie der erhabne Prediger des Berges,
Ergriffen und zum ew'gen Heil geführt!

Mortimer.

Als ihn des Amtes Pflichten bald darauf
Nach Frankreich riefen, ſandt' er mich nach Rheims,
Wo die Geſellſchaft Jeſu, fromm geſchäftig,
Für Englands Kirche Prieſter auferzieht.
Den alten Schotten Morgan fand ich hier,
Auch euren treuen Leßley, den gelehrten
Biſchof von Roße, die auf Frankreichs Boden
Freudloſe Tage der Verbannung leben —
Eng ſchloß ich mich an dieſe Würdigen,
Und ſtärkte mich im Glauben — Eines Tags,
Als ich mich umſah in des Biſchofs Wohnung,
Fiel mir ein weiblich Bildniß in die Augen,
Von rührend wunderſamem Reiz; gewaltig
Ergriff es mich in meiner tiefſten Seele,
Und des Gefühls nicht mächtig ſtand ich da.
Da ſagte mir der Biſchof: Wohl mit Recht
Mögt ihr gerührt bei dieſem Bilde weilen.
Die ſchönſte aller Frauen, welche leben,
Iſt auch die jammernswürdigſte von allen;
Um unſers Glaubens willen duldet ſie,
Und euer Vaterland iſt's, wo ſie leidet.

Maria.

Der Redliche! Nein, ich verlor nicht Alles,
Da ſolcher Freund im Unglück mir geblieben.

Mortimer.

Drauf fing er an, mit herzerſchütternder
Beredſamkeit mir euer Märtyrthum
Und eurer Feinde Blutgier abzuſchildern.
Auch euren Stammbaum wies er mir, er zeigte
Mir eure Abkunft von dem hohen Hauſe
Der Tudor, überzeugte mich, daß euch
Allein gebührt, in Engelland zu herrſchen,
Nicht dieſer Afterkönigin, gezeugt
In ehebrecheriſchem Bett, die Heinrich,
Ihr Vater, ſelbſt verwarf als Baſtardtochter.
Nicht ſeinem einz'gen Zeugniß wollt' ich traun,
Ich holte Rath bei allen Rechtsgelehrten,
Viel alte Wappenbücher ſchlug ich nach,
Und alle Kundige, die ich befragte,
Beſtätigten mir eures Anſpruchs Kraft.
Ich weiß nunmehr, daß euer gutes Recht
In England euer ganzes Unrecht iſt,
Daß euch dies Reich als Eigenthum gehört,
Worin ihr ſchuldlos als Gefangne ſchmachtet.

Maria.

O dieſes unglückvolle Recht! Es iſt
Die einz'ge Quelle aller meiner Leiden.

Mortimer.

Um dieſe Zeit kam mir die Kunde zu,
Daß ihr aus Talbots Schloß hinweggeführt,
Und meinem Oheim übergeben worden —

Des Himmels wundervolle Rettungshand
Glaubt' ich in dieſer Fügung zu erkennen.
Ein lauter Ruf des Schickſals war ſie mir,
Das meinen Arm gewählt, euch zu befreien.
Die Freunde ſtimmen freudig bei, es gibt
Der Kardinal mir ſeinen Rath und Segen,
Und lehrt mich der Verſtellung ſchwere Kunſt.
Schnell ward der Plan entworfen, und ich trete,
Den Rückweg an in's Vaterland, wo ich,
Ihr wißt's, vor zehen Tagen bin gelandet.
(Er hält inne.)
Ich ſah euch, Königin — euch ſelbſt!
Nicht euer Bild! — O welchen Schatz bewahrt
Dies Schloß! Kein Kerker! Eine Götterhalle,
Glanzvoller als der königliche Hof
Von England — O des Glücklichen, dem es
Vergönnt iſt, Eine Luft mit euch zu athmen!
Wohl hat ſie Recht, die euch ſo tief verbirgt!
Aufſtehen würde Englands ganze Jugend,
Kein Schwert in ſeiner Scheide müßig bleiben,
Und die Empörung mit gigantiſchem Haupt
Durch dieſe Friedensinſel ſchreiten, ſähe
Der Britte ſeine Königin!

Maria.

Wohl ihr,
Säh' jeder Britte ſie mit euren Augen!

Mortimer.

Wär' er, wie ich, ein Zeuge eurer Leiden,
Der Sanftmuth Zeuge und der edlen Faſſung,
Womit ihr das Unwürdige erduldet!

Denn geht ihr nicht aus allen Leidensproben
Als eine Königin hervor? Raubt euch
Des Kerkers Schmach von eurem Schönheitsglanze?
Euch mangelt Alles, was das Leben ſchmückt,
Und doch umfließt euch ewig Licht und Leben.
Nie ſetz' ich meinen Fuß auf dieſe Schwelle,
Daß nicht mein Herz zerriſſen wird von Qualen,
Nicht von der Luſt entzückt, euch anzuſchauen! —
Doch furchtbar naht ſich die Entſcheidung, wachſend
Mit jeder Stunde dringet die Gefahr;
Ich darf nicht länger ſäumen — euch nicht länger
Das Schreckliche verbergen —

Maria.

Iſt mein Urtheil
Gefällt? Entdeckt mir's frei. Ich kann es hören.

Mortimer.

Es iſt gefällt. Die zwei und vierzig Richter haben
Ihr Schuldig ausgeſprochen über euch. Das Haus
Der Lords und der Gemeinen, die Stadt London,
Beſtehen heftig dringend auf des Urtheils
Vollſtreckung; nur die Königin ſäumt noch,
— Aus arger Liſt, daß man ſie nöthige,
Nicht aus Gefühl der Menſchlichkeit und Schonung.

Maria (mit Faſſung).

Sir Motimer, ihr überraſcht mich nicht,
Erſchreckt mich nicht. Auf ſolche Botſchaft war ich
Schon längſt gefaßt. Ich kenne meine Richter.
Nach den Mißhandlungen, die ich erlitten,
Begreif' ich wohl, daß man die Freiheit mir
Nicht ſchenken kann — Ich weiß, wo man hinaus will.

In ew'gem Kerker will man mich bewahren,
Und meine Rache, meinen Rechtsanſpruch
Mit mir verſcharren in Gefängnißnacht.

Mortimer.

Nein, Königin — o nein! nein! Dabei ſteht man
Nicht ſtill. Die Tyrannei begnügt ſich nicht,
Ihr Werk nur halb zu thun. So lang ihr lebt,
Lebt auch die Furcht der Königin von England.
Euch kann kein Kerker tief genug begraben;
Nur euer Tod verſichert ihren Thron.

Maria.

Sie könnt' es wagen, mein gekröntes Haupt
Schmachvoll auf einen Henkerblock zu legen?

Mortimer.

Sie wird es wagen. Zweifelt nicht daran.

Maria.

Sie könnte ſo die eigne Majeſtät
Und aller Könige im Staube wälzen?
Und fürchtet ſie die Rache Frankreichs nicht?

Mortimer.

Sie ſchließt mit Frankreich einen ew'gen Frieden;
Dem Düc von Anjou ſchenkt ſie Thron und Hand.

Maria.

Wird ſich der König Spaniens nicht waffnen?

Mortimer.

Nicht eine Welt in Waffen fürchtet ſie,
So lang ſie Frieden hat mit ihrem Volke.

Maria.

Den Britten wollte ſie dies Schauſpiel geben?

Mortimer.

Dies Land, Milady, hat in letzten Zeiten
Der königlichen Frauen mehr vom Thron
Herab auf's Blutgerüſte ſteigen ſehn.
Die eigne Mutter der Eliſabeth
Ging dieſen Weg, und Catharina Howard;
Auch Lady Gray war ein gekröntes Haupt.

Maria (nach einer Pauſe).

Nein, Mortimer! euch blendet eitle Furcht.
Es iſt die Sorge eures treuen Herzens,
Die euch vergebne Schreckniſſe erſchafft.
Nicht das Schaffot iſt's, das ich fürchte, Sir.
Es gibt noch andre Mittel, ſtillere,
Wodurch ſich die Beherrſcherin von England
Vor meinem Anſpruch Ruhe ſchaffen kann.
Eh' ſich ein Henker für mich findet, wird
Noch eher ſich ein Mörder dingen laſſen.
— Das iſt's, wovor ich zittre, Sir! und nie
Setz' ich des Bechers Rand an meine Lippen,
Daß nicht ein Schauder mich ergreift, er könnte
Kredenzt ſeyn von der Liebe meiner Schweſter.

Mortimer.

Nicht offenbar noch heimlich ſoll's dem Mord
Gelingen, euer Leben anzutaſten.
Seyd ohne Furcht! bereitet iſt ſchon Alles.
Zwölf edle Jünglinge des Landes ſind
In meinem Bündniß, haben heute früh
Das Sakrament darauf empfangen, euch
Mit ſtarkem Arm aus dieſem Schloß zu führen.
Graf Aubeſpine, der Abgeſandte Frankreichs,

Weiß um den Bund; er bietet ſelbſt die Hände,
Und ſein Pallaſt iſt's, wo wir uns verſammeln.

Maria.

Ihr macht mich zittern, Sir — doch nicht vor Freude,
Mir fliegt ein böſes Ahnen durch das Herz.
Was unternehmt ihr? Wißt ihr's? Schrecken euch
Nicht Babingtons, nicht Tiſchburns blut'ge Häupter,
Auf Londons Brücke warnend aufgeſteckt?
Nicht das Verderben der Unzähligen,
Die ihren Tod in gleichem Wagſtück fanden,
Und meine Ketten ſchwerer nur gemacht?
Unglücklicher, verführter Jüngling — flieht!
Flieht, wenn's noch Zeit iſt — wenn der Späher Burleigh
Nicht jetzt ſchon Kundſchaft hat von euch, nicht ſchon
In eure Mitte den Verräther miſchte,
Flieht aus dem Reiche ſchnell! Marien Stuart
Hat noch kein Glücklicher beſchützt.

Mortimer.

Mich ſchrecken
Nicht Babingtons, nicht Tiſchburns blut'ge Häupter,
Auf Londons Brücke warnend aufgeſteckt,
Nicht das Verderben der unzähl'gen Andern,
Die ihren Tod in gleichem Wagſtück fanden;
Sie fanden auch darin den ew'gen Ruhm,
Und Glück ſchon iſt's, für eure Rettung ſterben.

Maria.

Umſonſt! Mich rettet nicht Gewalt, nicht Liſt.
Der Feind iſt wachſam und die Macht iſt ſein.

Nicht Paulet nur und ſeiner Wächter Schaar,
Ganz England hütet meines Kerkers Thore.
Der freie Wille der Eliſabeth allein
Kann ſie mir aufthun.

Mortimer.

O das hoffet nie!

Maria.

Ein einz'ger Mann lebt, der ſie öffnen kann.

Mortimer.

O nennt mir dieſen Mann —

Maria.

Graf Leſter.

Mortimer (tritt erſtaunt zurück).

Leſter!
Graf Leſter! — Euer blutigſter Verfolger,
Der Günſtling der Eliſabeth — Von dieſem —

Maria.

Bin ich zu retten, iſt's allein durch ihn.
— Geht zu ihm. Oeffnet euch ihm frei,
Und zur Gewähr, daß ich's bin, die euch ſendet,
Bringt ihm dies Schreiben. Es enthält mein Bildniß.
(Sie zieht ein Papier aus dem Buſen, Mortimer tritt zurück und zögert, es anzunehmen.)
Nehmt hin. Ich trag' es lange ſchon bei mir,
Weil eures Oheims ſtrenge Wachſamkeit
Mir jeden Weg zu ihm gehemmt — Euch ſandte
Mein guter Engel —

Mortimer.

Königin — dies Räthſel —
Erklärt es mir —

Maria.

Graf Leſter wird's euch löſen.
Vertraut ihm, er wird euch vertraun — Wer kommt?

Kennedy (eilfertig eintretend).

Sir Paulet naht mit einem Herrn vom Hofe.

Mortimer.

Es iſt Lord Burleigh. Faßt euch, Königin!
Hört es mit Gleichmuth an, was er euch bringt.

(Er entfernt ſich durch eine Seitenthür. Kennedy folgt ihm.)

Siebenter Auftritt.

Maria. Lord Burleigh, Großſchatzmeiſter von England, und **Ritter Paulet.**

Paulet.

Ihr wünſchtet heut' Gewißheit eures Schickſals;
Gewißheit bringt euch Seine Herrlichkeit,
Mylord von Burleigh. Tragt ſie mit Ergebung.

Maria.

Mit Würde, hoff' ich, die der Unſchuld ziemt.

Burleigh.

Ich komme als Geſandter des Gerichts.

Maria.

Lord Burleigh leiht dienſtfertig dem Gerichte,
Dem er den Geiſt geliehn, nun auch den Mund.

Paulet.

Ihr ſprecht, als wüßtet ihr bereits das Urtheil.

Maria.

Da es Lord Burleigh bringt, ſo weiß ich es.
— Zur Sache, Sir.

Burleigh.

Ihr habt euch dem Gericht
Der Zweiundvierzig unterworfen, Lady —

Maria.

Verzeiht, Mylord, daß ich euch gleich zu Anfang
In's Wort muß fallen — Unterworfen hätt' ich mich
Dem Richterſpruch der Zweiundvierzig, ſagt ihr?
Ich habe keineswegs mich unterworfen.
Wie konnt' ich das — ich konnte meinem Rang,
Der Würde meines Volks und meines Sohnes,
Und aller Fürſten nicht ſo viel vergeben,
Verordnet iſt im engliſchen Geſetz,
Daß jeder Angeklagte durch Geſchworne
Von Seinesgleichen ſoll gerichtet werden.
Wer in der Kommitee iſt Meinesgleichen?
Nur Könige ſind meine Peers.

Burleigh.

Ihr hörtet
Die Klagartikel an, ließ't euch darüber
Vernehmen vor Gerichte —

Maria.

Ja, ich habe mich
Durch Hottons arge Liſt verleiten laſſen,
Bloß meiner Ehre wegen, und im Glauben
An meiner Gründe ſiegende Gewalt,

Ein Ohr zu leihen jenen Klagepunkten
Und ihren Ungrund darzuthun — Das that ich
Aus Achtung für die würdigen Perſonen
Der Lords, nicht für ihr Amt, das ich verwerfe.

Burleigh.

Ob ihr ſie anerkennt, ob nicht, Milady,
Das iſt nur eine leere Förmlichkeit,
Die des Gerichtes Lauf nicht hemmen kann.
Ihr athmet Englands Luft, genießt den Schutz,
Die Wohlthat des Geſetzes, und ſo ſeyd ihr
Auch ſeiner Herrſchaft unterthan!

Maria.

Ich athme
Die Luft in einem engliſchen Gefängniß.
Heißt das in England leben, der Geſetze
Wohlthat genießen? Kenn' ich ſie doch kaum.
Nie hab' ich eingewilligt, ſie zu halten.
Ich bin nicht dieſes Reiches Bürgerin,
Bin eine freie Königin des Auslands.

Burleigh.

Und denkt ihr, daß der königliche Name
Zum Freibrief dienen könne, blut'ge Zwietracht
In fremdem Lande ſtraflos auszuſäen?
Wie ſtünd' es um die Sicherheit der Staaten,
Wenn das gerechte Schwert der Themis nicht
Die ſchuld'ge Stirn des königlichen Gaſtes
Erreichen könnte, wie des Bettlers Haupt?

Maria.

Ich will mich nicht der Rechenſchaft entziehn;
Die Richter ſind es nur, die ich verwerfe.

Burleigh.
Die Richter! Wie, Milady? Sind es etwa
Vom Pöbel aufgegriffene Verworfne,
Schamloſe Zungendreſcher, denen Recht
Und Wahrheit feil iſt, die ſich zum Organ
Der Unterdrückung willig dingen laſſen?
Sind's nicht die erſten Männer dieſes Landes,
Selbſtſtändig g'nug, um wahrhaft ſeyn zu dürfen,
Um über Fürſtenfurcht und niedrige
Beſtechung weit erhaben ſich zu ſehn?
Sind's nicht dieſelben, die ein edles Volk
Frei und gerecht regieren, deren Namen
Man nur zu nennen braucht, um jeden Zweifel,
Um jeden Argwohn ſchleunig ſtumm zu machen?
An ihrer Spitze ſteht der Völkerhirte,
Der fromme Primas von Canterbury,
Der weiſe Talbot, der des Siegels wahret,
Und Howard, der des Reiches Flotten führt.
Sagt! Konnte die Beherrſcherin von England
Mehr thun, als aus der ganzen Monarchie
Die Edelſten ausleſen und zu Richtern
In dieſem königlichen Streit beſtellen?
Und wär's zu denken, daß Parteienhaß
Den Einzelnen beſtäche — können vierzig
Erleſ'ne Männer ſich in einem Spruche
Der Leidenſchaft vereinigen?

Maria (nach einigem Stillſchweigen).
Ich höre ſtaunend die Gewalt des Mundes,
Der mir von je ſo unheilbringend war —
Wie werd' ich mich, ein ungelehrtes Weib,

Mit ſo kunſtfert'gem Redner meſſen können! —
Wohl! Wären dieſe Lords, wie ihr ſie ſchildert,
Verſtummen müßt' ich, hoffnungslos verloren,
Wär' meine Sache, ſprächen ſie mich ſchuldig.
Doch dieſe Namen, die ihr preiſend nennt,
Die mich durch ihr Gewicht zermalmen ſollen,
Mylord, ganz andre Rollen ſeh' ich ſie
In den Geſchichten dieſes Landes ſpielen.
Ich ſehe dieſen hohen Adel Englands,
Des Reiches majeſtätiſchen Senat,
Gleich Sklaven des Serails den Sultanslaunen
Heinrichs des Achten, meines Großohms, ſchmeicheln —
Ich ſehe dieſes edle Oberhaus,
Gleich feil mit den erkäuflichen Gemeinen,
Geſetze prägen und verrufen, Ehen
Auflöſen, binden, wie der Mächtige
Gebietet, Englands Fürſtentöchter heute
Enterben, mit dem Baſtardnamen ſchänden,
Und morgen ſie zu Königinnen krönen.
Ich ſehe dieſe würd'gen Peers mit ſchnell
Vertauſchter Ueberzeugung unter *vier*
Regierungen den Glauben *viermal* ändern —

Burleigh.

Ihr nennt euch fremd in Englands Reichsgeſetzen;
In Englands Unglück ſeyd ihr ſehr bewandert.

Maria.

Und das ſind meine Richter! — Lord Schatzmeiſter!
Ich will gerecht ſeyn gegen euch! Seyd ihr's
Auch gegen mich — Man ſagt, ihr meint es gut
Mit dieſem Staat, mit eurer Königin!

Seyd unbeſtechlich, wachſam, unermüdet —
Ich will es glauben. Nicht der eigne Nutzen
Regiert euch, euch regiert allein der Vortheil
Des Souverains, des Landes. Eben darum
Mißtraut euch, edler Lord, daß nicht der Nutzen
Des Staats euch als Gerechtigkeit erſcheine.
Nicht zweifl' ich dran, es ſitzen neben euch
Noch edle Männer unter meinen Richtern.
Doch ſie ſind Proteſtanten, Eiferer
Für Englands Wohl, und ſprechen über mich,
Die Königin von Schottland, die Papiſtin!
Es kann der Britte gegen den Schotten nicht
Gerecht ſeyn, iſt ein uralt Wort — Drum iſt
Herkömmlich ſeit der Väter grauen Zeit,
Daß vor Gericht kein Britte gegen den Schotten,
Kein Schotte gegen Jenen zeugen darf.
Die Noth gab dieſes ſeltſame Geſetz;
Ein tiefer Sinn wohnt in den alten Bräuchen;
Man muß ſie ehren, Mylord — die Natur
Warf dieſe beiden feur'gen Völkerſchaften
Auf dieſes Bret im Ocean; ungleich
Vertheilte ſie's, und hieß ſie darum kämpfen.
Der Tweede ſchmales Bette trennt allein
Die heft'gen Geiſter; oft vermiſchte ſich
Das Blut der Kämpfenden in ihren Wellen.
Die Hand am Schwerte, ſchauen ſie ſich drohend
Von beiden Ufern an, ſeit tauſend Jahren.
Kein Feind bedrängte Engelland, dem nicht
Der Schotte ſich zum Helfer zugeſellte;
Kein Bürgerkrieg entzündet Schottlands Städte,

Zu dem der Britte nicht den Zunder trug.
Und nicht erlöſchen wird der Haß, bis endlich
Ein Parlament ſie brüderlich vereint,
Ein Scepter waltet durch die ganze Inſel.

Burleigh.

Und eine Stuart ſollte dieſes Glück
Dem Reich gewähren?

Maria.

Warum ſoll ich's läugnen?
Ja, ich geſteh's, daß ich die Hoffnung nährte,
Zwei edle Nationen unter'm Schatten
Des Oelbaums frei und fröhlich zu vereinen.
Nicht ihres Völkerhaſſes Opfer glaubt' ich
Zu werden; ihre lange Eiferſucht,
Der alten Zwietracht unglückſel'ge Glut
Hofft' ich auf ew'ge Tage zu erſticken,
Und, wie mein Ahnherr Richmond die zwei Roſen
Zuſammenband nach blut'gem Streit, die Kronen
Schottland und England friedlich zu vermählen.

Burleigh.

Auf ſchlimmem Weg verfolgtet ihr dies Ziel,
Da ihr das Reich entzünden, durch die Flammen
Des Bürgerkriegs zum Throne ſteigen wolltet.

Maria.

Das wollt' ich nicht — beim großen Gott des Himmels!
Wann hätt' ich das gewollt? Wo ſind die Proben?

Burleigh.

Nicht Streitens wegen kam ich her. Die Sache
Iſt keinem Wortgefecht mehr unterworfen.
Es iſt erkannt durch vierzig Stimmen gegen zwei,

Daß ihr die Akte vom vergangnen Jahr
Gebrochen, dem Geſetz verfallen ſeyd.
Es iſt verordnet im vergangnen Jahr:
„Wenn ſich Tumult im Königreich erhübe,
„Im Namen und zum Nutzen irgend einer
„Perſon, die Rechte vorgibt an die Krone,
„Daß man gerichtlich gegen ſie verfahre,
„Bis in den Tod die Schuldige verfolge“ —
Und da bewieſen iſt —

Maria.

Mylord von Burleigh!
Ich zweifle nicht, daß ein Geſetz, ausdrücklich
Auf *mich* gemacht, verfaßt, *mich* zu verderben,
Sich gegen mich wird brauchen laſſen — Wehe
Dem armen Opfer, wenn derſelbe Mund,
Der das Geſetz gab, auch das Urtheil ſpricht!
Könnt ihr es läugnen, Lord, daß jene Akte
Zu meinem Untergang erſonnen iſt?

Burleigh.

Zu eurer Warnung ſollte ſie gereichen;
Zum Fallſtrick habt ihr ſelber ſie gemacht.
Den Abgrund ſaht ihr, der vor euch ſich aufthat,
Und treu gewarnet ſtürztet ihr hinein.
Ihr war't mit Babington, dem Hochverräther,
Und ſeinen Mordgeſellen einverſtanden,
Ihr hattet Wiſſenſchaft von Allem, lenktet
Aus eurem Kerker planvoll die Verſchwörung.

Maria.

Wann hätt' ich das gethan? Man zeige mir
Die Dokumente auf.

Burleigh.

Die hat man euch
Schon neulich vor Gerichte vorgewieſen.

Maria.

Die Copien von fremder Hand geſchrieben!
Man bringe die Beweiſe mir herbei,
Daß ich ſie ſelbſt diktirt, daß ich ſie ſo
Diktirt, gerade ſo, wie man geleſen.

Burleigh.

Daß es dieſelben ſind, die er empfangen,
Hat Babington vor ſeinem Tod bekannt.

Maria.

Und warum ſtellte man ihn mir nicht lebend
Vor Augen? Warum eilte man ſo ſehr,
Ihn aus der Welt zu fördern, eh' man ihn
Mir, Stirne gegen Stirne, vorgeführt?

Burleigh.

Auch eure Schreiber, Kurl und Nau, erhärten
Mit einem Eid, daß es die Briefe ſeyen,
Die ſie aus eurem Munde niederſchrieben.

Maria.

Und auf das Zeugniß meiner Hausbedienten
Verdammt man mich? Auf Treu und Glauben derer,
Die mich verrathen, ihre Königin,
Die in demſelben Augenblick die Treu
Mir brachen, da ſie gegen mich gezeugt?

Burleigh.

Ihr ſelbſt erklärtet ſonſt den Schotten Kurl
Für einen Mann von Tugend und Gewiſſen.

Maria.

So kannt' ich ihn — doch eines Mannes Tugend
Erprobt allein die Stunde der Gefahr.
Die Folter konnt' ihn ängſtigen, daß er
Ausſagte und geſtand, was er nicht wußte!
Durch falſches Zeugniß glaubt' er ſich zu retten,
Und mir, der Königin, nicht viel zu ſchaden.

Burleigh.

Mit einem freien Eid hat er's beſchworen.

Maria.

Vor meinem Angeſichte nicht! — Wie, Sir?
Das ſind zwei Zeugen, die noch beide leben!
Man ſtelle ſie mir gegenüber, laſſe ſie
Ihr Zeugniß mir in's Antlitz wiederholen!
Warum mir eine Gunſt, ein Recht verweigern,
Das man dem Mörder nicht verſagt? Ich weiß
Aus Talbots Munde, meines vor'gen Hüters,
Daß unter dieſer nämlichen Regierung
Ein Reichsſchluß durchgegangen, der befiehlt,
Den Kläger dem Beklagten vorzuſtellen.
Wie? Oder hab' ich falſch gehört? — Sir Paulet!
Ich hab' euch ſtets als Biedermann erfunden,
Beweiſt es jetzo. Sagt mir auf Gewiſſen,
Iſt's nicht ſo? Gibt's kein ſolch Geſetz in England?

Paulet.

So iſt's, Milady. Das iſt bei uns Rechtens.
Was wahr iſt, muß ich ſagen.

Maria.

Nun, Mylord!
Wenn man mich denn ſo ſtreng nach engliſchem Recht

Behandelt, wo dies Recht mich unterdrückt,
Warum daſſelbe Landesrecht umgehen,
Wenn es mir Wohlthat werden kann? — Antwortet!
Warum ward Babington mir nicht vor Augen
Geſtellt, wie das Geſetz befiehlt? Warum
Nicht meine Schreiber, die noch beide leben?

Burleigh.

Ereifert euch nicht, Lady. Euer Einverſtändniß
Mit Babington iſt's nicht allein —

Maria.

Es iſt's
Allein, was mich dem Schwerte des Geſetzes
Bloßſtellt, wovon ich mich zu rein'gen habe.
Mylord! bleibt bei der Sache. Beugt nicht aus.

Burleigh.

Es iſt bewieſen, daß ihr mit Mendoza,
Dem ſpaniſchen Botſchafter, unterhandelt —

Maria (lebhaft).

Bleibt bei der Sache, Lord!

Burleigh.

Daß ihr Anſchläge
Geſchmiedet, die Religion des Landes
Zu ſtürzen, alle Könige Europens
Zum Krieg mit England aufgeregt —

Maria.

Und wenn ich's
Gethan? Ich hab' es nicht gethan — Jedoch
Geſetzt, ich that's! — Mylord, man hält mich hier
Gefangen wider alle Völkerrechte.
Nicht mit dem Schwerte kam ich in dies Land,

Ich kam herein, als eine Bittende,
Das heil'ge Gaſtrecht fordernd, in den Arm
Der blutsverwandten Königin mich werfend —
Und ſo ergriff mich die Gewalt, bereitete
Mir Ketten, wo ich Schutz gehofft — Sagt an!
Iſt mein Gewiſſen gegen dieſen Staat
Gebunden? Hab' ich Pflichten gegen England?
Ein heilig Zwangsrecht üb' ich aus, da ich
Aus dieſen Banden ſtrebe, Macht mit Macht
Abwende, alle Staaten dieſes Welttheils
Zu meinem Schutz aufrühre und bewege.
Was irgend nur in einem guten Krieg
Recht iſt und ritterlich, das darf ich üben.
Den Mord allein, die heimlich blut'ge That,
Verbietet mir mein Stolz und mein Gewiſſen;
Mord würde mich beflecken und entehren.
Entehren, ſag' ich — keineswegs mich
Verdammen, einem Rechtsſpruch unterwerfen.
Denn nicht vom Rechte, von Gewalt allein
Iſt zwiſchen mir und Engelland die Rede.

Burleigh (bedeutend).

Nicht auf der Stärke ſchrecklich Recht beruft euch,
Milady! Es iſt der Gefangenen nicht günſtig.

Maria.

Ich bin die Schwache, ſie die Mächt'ge. — Wohl,
Sie brauche die Gewalt, ſie tödte mich,
Sie bringe ihrer Sicherheit das Opfer;
Doch ſie geſtehe dann, daß ſie die Macht
Allein, nicht die Gerechtigkeit geübt.
Nicht vom Geſetze borge ſie das Schwert,

Sich der verhaßten Feindin zu entladen,
Und kleide nicht in heiliges Gewand
Der rohen Stärke blutiges Erkühnen.
Solch Gaukelſpiel betrüge nicht die Welt!
Ermorden laſſen kann ſie mich, nicht richten!
Sie geb' es auf, mit des Verbrechens Früchten
Den heil'gen Schein der Tugend zu vereinen.
Und was ſie iſt, das wage ſie zu ſcheinen!
(Sie geht ab.)

Achter Auftritt.

Burleigh. Paulet.

Burleigh.

Sie trotzt uns — wird uns trotzen, Ritter Paulet,
Bis an die Stufen des Schaffots — Dies ſtolze Herz
Iſt nicht zu brechen — Ueberraſchte ſie
Der Urthelſpruch? Saht ihr ſie eine Thräne
Vergießen? ihre Farbe nur verändern?
Nicht unſer Mitleid ruft ſie an. Wohl kennt ſie
Den Zweifelmuth der Königin von England,
Und unſre Furcht iſt's, was ſie muthig macht.

Paulet.

Lord Großſchatzmeiſter! Dieſer eitle Trotz wird ſchnell
Verſchwinden, wenn man ihm den Vorwand raubt.

Es ſind Unziemlichkeiten vorgegangen
In dieſem Rechtsſtreit, wenn ich's ſagen darf.
Man hätte dieſen Babington und Tiſchburn
Ihr in Perſon vorführen, ihre Schreiber
Ihr gegenüber ſtellen ſollen.

Burleigh (ſchnell).

Nein!
Nein, Ritter Paulet! Das war nicht zu wagen,
Zu groß iſt ihre Macht auf die Gemüther
Und ihrer Thränen weibliche Gewalt.
Ihr Schreiber Kurl, ſtänd' er ihr gegenüber,
Käm' es dazu, das Wort nun auszuſprechen,
An dem ihr Leben hängt — er würde zaghaft
Zurückziehn, ſein Geſtändniß widerrufen —

Paulet.

So werden Englands Feinde alle Welt
Erfüllen mit gehäſſigen Gerüchten,
Und des Proceſſes feſtliches Gepräng
Wird als ein kühner Frevel nur erſcheinen.

Burleigh.

Dies iſt der Kummer unſrer Königin —
Daß dieſe Stifterin des Unheils doch
Geſtorben wäre, ehe ſie den Fuß
Auf Englands Boden ſetzte!

Paulet.

Dazu ſag' ich Amen.

Burleigh.

Daß Krankheit ſie im Kerker aufgerieben!

Paulet.

Viel Unglück hätt' es dieſem Land erſpart.

Burleigh.

Doch hätt' auch gleich ein Zufall der Natur
Sie hingerafft — wir hießen doch die Mörder.

Paulet.

Wohl wahr. Man kann den Menſchen nicht verwehren,
Zu denken, was ſie wollen.

Burleigh.

Zu beweiſen wär's
Doch nicht, und würde weniger Geräuſch erregen —

Paulet.

Mag es Geräuſch erregen! Nicht der laute,
Nur der gerechte Tadel kann verletzen.

Burleigh.

O! Auch die heilige Gerechtigkeit
Entflieht dem Tadel nicht. Die Meinung hält es
Mit dem Unglücklichen, es wird der Neid
Stets den obſiegend Glücklichen verfolgen.
Das Richterſchwert, womit der Mann ſich ziert,
Verhaßt iſt's in der Frauen Hand. Die Welt
Glaubt nicht an die Gerechtigkeit des Weibes,
Sobald ein Weib das Opfer wird. Umſonſt,
Daß wir, die Richter, nach Gewiſſen ſprachen!
Sie hat der Gnade königliches Recht,
Sie muß es brauchen; unerträglich iſt's,
Wenn ſie den ſtrengen Lauf läßt dem Geſetze!

Paulet.

Und alſo —

Burleigh (raſch einfallend).

Alſo ſoll ſie leben? Nein!
Sie darf nicht leben! Nimmermehr! Dies, eben

Dies iſt's, was unſre Königin beängſtigt —
Warum der Schlaf ihr Lager flieht — Ich leſe
In ihren Augen ihrer Seele Kampf,
Ihr Mund wagt ihre Wünſche nicht zu ſprechen;
Doch vielbedeutend fragt ihr ſtummer Blick:
Iſt unter allen meinen Dienern keiner,
Der die verhaßte Wahl mir ſpart, in ew'ger Furcht
Auf meinem Thron zu zittern, oder grauſam
Die Königin, die eigne Blutsverwandte,
Dem Beil zu unterwerfen?

Paulet.

Das iſt nun die Nothwendigkeit, ſteht nicht zu ändern.

Burleigh.

Wohl ſtünd's zu ändern, meint die Königin,
Wenn ſie nur aufmerkſam're Diener hätte.

Paulet.

Aufmerkſam're?

Burleigh.

Die einen ſtummen Auftrag
Zu deuten wiſſen.

Paulet.

Einen ſtummen Auftrag?

Burleigh.

Die, wenn man ihnen eine gift'ge Schlange
Zu hüten gab, den anvertrauten Feind
Nicht wie ein heilig theures Kleinod hüten.

Paulet (bedeutungsvoll).

Ein hohes Kleinod iſt der gute Name,
Der unbeſcholtene Ruf der Königin,
Den kann man nicht zu wohl bewachen, Sir!

Burleigh.

Als man die Lady von dem Schrewsbury
Wegnahm und Ritter Paulets Hut vertraute,
Da war die Meinung —

Paulet.

Ich will hoffen, Sir,
Die Meinung war, daß man den ſchwerſten Auftrag
Den reinſten Händen übergeben wollte.
Bei Gott! Ich hätte dieſes Schergenamt
Nicht übernommen, dächt' ich nicht, daß es
Den beſten Mann in England forderte.
Laßt mich nicht denken, daß ich's etwas Anderm,
Als meinem reinen Rufe ſchuldig bin.

Burleigh.

Man breitet aus, ſie ſchwinde, läßt ſie kränker
Und kränker werden, endlich ſtill verſcheiden,
So ſtirbt ſie in der Menſchen Angedenken —
Und euer Ruf bleibt rein.

Paulet.

Nicht mein Gewiſſen.

Burleigh.

Wenn ihr die eigne Hand nicht leihen wollt,
So werdet ihr der fremden doch nicht wehren —

Paulet (unterbricht ihn).

Kein Mörder ſoll ſich ihrer Schwelle nahn,
So lang die Götter meines Dachs ſie ſchützen.
Ihr Leben iſt mir heilig, heil'ger nicht
Iſt mir das Haupt der Königin von England.
Ihr ſeyd die Richter! Richtet! Brecht den Stab!
Und wenn es Zeit iſt, laßt den Zimmerer

Mit Axt und Säge kommen, das Gerüſt
Aufſchlagen — für den Sherif und den Henker
Soll meines Schloſſes Pforte offen ſeyn.
Jetzt iſt ſie zur Bewahrung mir vertraut,
Und ſeyd gewiß, ich werde ſie bewahren,
Daß ſie nichts Böſes thun ſoll, noch erfahren!

(Gehen ab.)

Zweiter Aufzug.

Der Pallaſt zu Weſtminſter.

Erster Auftritt.

Der **Graf von Kent** und **Sir William Daviſon**
(begegnen einander).

Daviſon.

Seyd ihr's, Mylord von Kent? Schon vom Turnierplatz
Zurück, und iſt die Feſtlichkeit zu Ende?

Kent.

Wie? Wohntet ihr dem Ritterſpiel nicht bei?

Daviſon.

Mich hielt mein Amt.

Kent.

Ihr habt das ſchönſte Schauſpiel
Verloren, Sir, das der Geſchmack erſonnen,
Und edler Anſtand ausgeführt — denn wißt,
Es wurde vorgeſtellt die keuſche Feſtung
Der Schönheit, wie ſie vom Verlangen

Berennt wird — Der Lord Marſchall, Oberrichter,
Der Seneſchal nebſt zehn andern Rittern
Der Königin vertheidigten die Feſtung,
Und Frankreichs Kavaliere griffen an.
Voraus erſchien ein Herold, der das Schloß
Aufforderte in einem Madrigale,
Und von dem Wall antwortete der Kanzler.
Drauf ſpielte das Geſchütz, und Blumenſträuße,
Wohlriechend köſtliche Eſſenzen wurden
Aus niedlichen Feldſtücken abgefeuert.
Umſonſt! die Stürme wurden abgeſchlagen,
Und das Verlangen mußte ſich zurückziehn.

Daviſon.

Ein Zeichen böſer Vorbedeutung, Graf,
Für die franzöſiſche Brautwerbung.

Kent.

Nun, nun, das war ein Scherz — Im Ernſte, denk' ich,
Wird ſich die Feſtung endlich doch ergeben.

Daviſon.

Glaubt ihr? Ich glaub' es nimmermehr.

Kent.

Die ſchwierigſten Artikel ſind bereits
Berichtigt und von Frankreich zugeſtanden.
Monſieur begnügt ſich, in verſchloſſener
Kapelle ſeinen Gottesdienſt zu halten,
Und öffentlich die Reichsreligion
Zu ehren und zu ſchützen — Hättet ihr den Jubel
Des Volks geſehn, als dieſe Zeitung ſich verbreitet!
Denn dieſes war des Landes ew'ge Furcht,
Sie möchte ſterben ohne Leibeserben,

Und England wieder Papſtes Feſſeln tragen,
Wenn ihr die Stuart auf dem Throne folgte.

Daviſon.

Der Furcht kann es entledigt ſeyn — Sie geht
In's Brautgemach, die Stuart geht zum Tode.

Kent.

Die Königin kommt!

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Eliſabeth, von Leiceſter geführt. Graf Aubeſpine, Bellievre, Graf Schrewsbury, Lord Burleigh, mit noch andern franzöſiſchen und engliſchen Herren treten auf.

Eliſabeth (zu Aubeſpine).

Graf! Ich beklage dieſe edeln Herrn,
Die ihr galanter Eifer über Meer
Hieher geführt, daß ſie die Herrlichkeit
Des Hofs von St. Germain bei mir vermiſſen.
Ich kann ſo prächt'ge Götterfeſte nicht
Erfinden, als die königliche Mutter
Von Frankreich — Ein geſittet fröhlich Volk,
Das ſich, ſo oft ich öffentlich mich zeige,
Mit Segnungen um meine Sänfte drängt,
Dies iſt das Schauſpiel, das ich fremden Augen
Mit ein'gem Stolze zeigen kann. Der Glanz

Der Edelfräulein, die im Schönheitgarten
Der Katharina blühn, verbärge nur
Mich ſelber und mein ſchimmerlos Verdienſt.

Aubeſpine.

Nur eine Dame zeigt Weſtminſterhof
Dem überraſchten Fremden — aber Alles,
Was an dem reizenden Geſchlecht entzückt,
Stellt ſich verſammelt dar in dieſer Einen.

Bellievre.

Erhabne Majeſtät von Engelland,
Vergönne, daß wir unſern Urlaub nehmen,
Und Monſieur, unſern königlichen Herrn,
Mit der erſehnten Freudenpoſt beglücken.
Ihn hat des Herzens heiße Ungeduld
Nicht in Paris gelaſſen, er erwartet
Zu Amiens die Boten ſeines Glücks,
Und bis nach Calais reichen ſeine Poſten,
Das Jawort, das dein königlicher Mund
Ausſprechen wird, mit Flügelſchnelligkeit
Zu ſeinem trunknen Ohre hinzutragen.

Eliſabeth.

Graf Bellievre, dringt nicht weiter in mich;
Nicht Zeit iſt's jetzt, ich wiederhol' es euch,
Die freud'ge Hochzeitfackel anzuzünden.
Schwarz hängt der Himmel über dieſem Land,
Und beſſer ziemte mir der Trauerflor,
Als das Gepränge bräutlicher Gewänder.
Denn nahe droht ein jammervoller Schlag
Mein Herz zu treffen und mein eignes Haus.

Bellievre.

Nur dein Verſprechen gib uns, Königin,
In frohern Tagen folge die Erfüllung.

Eliſabeth.

Die Könige ſind nur Sklaven ihres Standes;
Dem eignen Herzen dürfen ſie nicht folgen.
Mein Wunſch war's immer, unvermählt zu ſterben,
Und meinen Ruhm hätt' ich darein geſetzt,
Daß man dereinſt auf meinem Grabſtein läſe:
„Hier ruht die jungfräuliche Königin.“
Doch meine Unterthanen wollen's nicht;
Sie denken jetzt ſchon fleißig an die Zeit,
Wo ich dahin ſeyn werde — Nicht genug,
Daß jetzt der Segen dieſes Land beglückt;
Auch ihrem künft'gen Wohl ſoll ich mich opfern,
Auch meine jungfräuliche Freiheit ſoll ich,
Mein höchſtes Gut, hingeben für mein Volk,
Und der Gebieter wird mir aufgedrungen.
Es zeigt mir dadurch an, daß ich ihm nur
Ein Weib bin, und ich meinte doch, regiert
Zu haben wie ein Mann und wie ein König.
Wohl weiß ich, daß man Gott nicht dient, wenn man
Die Ordnung der Natur verläßt, und Lob
Verdienen ſie, die vor mir hier gewaltet,
Daß ſie die Klöſter aufgethan, und tauſend
Schlachtopfer einer falſchverſtandnen Andacht
Den Pflichten der Natur zurückgegeben.
Doch eine Königin, die ihre Tage
Nicht ungenützt in müßiger Beſchauung
Verbringt, die unverdroſſen, unermüdet,

Die ſchwerſte aller Pflichten übt, die ſollte
Von dem Naturzweck ausgenommen ſeyn,
Der eine Hälfte des Geſchlechts der Menſchen
Der andern unterwürfig macht —

Aubeſpine.

Jedwede Tugend, Königin, haſt du
Auf deinem Thron verherrlicht; nichts iſt übrig,
Als dem Geſchlechte, deſſen Ruhm du biſt,
Auch noch in ſeinen eigenſten Verdienſten
Als Muſter vorzuleuchten. Freilich lebt
Kein Mann auf Erden, der es würdig iſt,
Daß du die Freiheit ihm zum Opfer brächteſt.
Doch wenn Geburt, wenn Hoheit, Heldentugend
Und Männerſchönheit einen Sterblichen
Der Ehre würdig machen, ſo —

Eliſabeth.

Kein Zweifel,
Herr Abgeſandter, daß ein Ehebündniß
Mit einem königlichen Sohne Frankreichs
Mich ehrt. Ja, ich geſteh' es unverhohlen,
Wenn es ſeyn muß — wenn ich's nicht ändern kann,
Dem Dringen meines Volkes nachzugeben —
Und es wird ſtärker ſeyn als ich, befürcht' ich —
So kenn' ich in Europa keinen Fürſten,
Dem ich mein höchſtes Kleinod, meine Freiheit,
Mit minderm Widerwillen opfern würde.
Laßt dies Geſtändniß euch Genüge thun.

Bellievre.

Es iſt die ſchönſte Hoffnung, doch es iſt
Nur eine Hoffnung, und mein Herr wünſcht mehr —

Eliſabeth.

Was wünſcht er?

(Sie zieht einen Ring vom Finger und betrachtet ihn nachdenkend.)

Hat die Königin doch nichts
Voraus vor dem gemeinen Bürgerweibe!
Das gleiche Zeichen weiſt auf gleiche Pflicht,
Auf gleiche Dienſtbarkeit — der Ring macht Ehen,
Und Ringe ſind's, die eine Kette machen.
— Bringt Seiner Hoheit dies Geſchenk. Es iſt
Noch keine Kette, bindet mich noch nicht;
Doch kann ein Reif draus werden, der mich bindet.

Bellievre

(kniet nieder, den Ring empfangend).

In ſeinem Namen, große Königin,
Empfang' ich knieend dies Geſchenk, und drücke
Den Kuß der Huldigung auf meiner Fürſtin Hand.

Eliſabeth

(zum Grafen Leiceſter, den ſie während der letzten Rede unverwandt betrachtet hat).

Erlaubt, Mylord!

(Sie nimmt ihm das blaue Band ab, und hängt es dem Bellievre um.)

Bekleidet Seine Hoheit
Mit dieſem Schmuck, wie ich euch hier damit
Bekleide und in meines Ordens Pflichten nehme.
Hony soit qui mal y pense! — Es ſchwinde
Der Argwohn zwiſchen beiden Nationen,
Und ein vertraulich Band umſchlinge fortan
Die Kronen Frankreich und Britannien!

Aubeſpine.

Erhabne Königin, dies iſt ein Tag
Der Freude! Möcht' er's Allen ſeyn und möchte
Kein Leidender auf dieſer Inſel trauern!
Die Gnade glänzt auf deinem Angeſicht.
O! daß ein Schimmer ihres heitern Lichts
Auf eine unglücksvolle Fürſtin fiele,
Die Frankreich und Britannien gleich nahe
Angeht —

Eliſabeth.

Nicht weiter, Graf! Vermengen wir
Nicht zwei ganz unvereinbare Geſchäfte.
Wenn Frankreich ernſtlich meinen Bund verlangt,
Muß es auch meine Sorge mit mir theilen,
Und meiner Feinde Freund nicht ſeyn —

Aubeſpine.

Unwürdig
In deinen eignen Augen würd' es handeln,
Wenn es die Unglückſelige, die Glaubens-
Verwandte, und die Wittwe ſeines Königs
In dieſem Bund vergäße — Schon die Ehre,
Die Menſchlichkeit verlangt —

Eliſabeth.

In dieſem Sinn
Weiß ich ſein Fürwort nach Gebühr zu ſchätzen.
Frankreich erfüllt die Freundespflicht; mir wird
Verſtattet ſeyn, als Königin zu handeln.

(Sie neigt ſich gegen die franzöſiſchen Herren, welche ſich mit den übrigen Lords ehrfurchtsvoll entfernen.)

Dritter Auftritt.

Eliſabeth. Leiceſter. Burleigh. Talbot.

(Die Königin ſetzt ſich.)

Burleigh.

Ruhmvolle Königin! Du kröneſt heut'
Die heißen Wünſche deines Volks. Nun erſt
Erfreun wir uns der ſegenvollen Tage,
Die du uns ſchenkſt, da wir nicht zitternd mehr
In eine ſtürmevolle Zukunft ſchauen.
Nur eine Sorge kümmert noch dies Land,
Ein Opfer iſt's, das alle Stimmen fordern.
Gewähr' auch dieſes, und der heut'ge Tag
Hat Englands Wohl auf immerdar gegründet.

Eliſabeth.

Was wünſcht mein Volk noch? Sprecht, Mylord.

Burleigh.

Es fordert
Das Haupt der Stuart — Wenn du deinem Volk
Der Freiheit köſtliches Geſchenk, das theuer
Erworbne Licht der Wahrheit willſt verſichern,
So muß *ſie* nicht mehr ſeyn — Wenn wir nicht ewig
Für dein koſtbares Leben zittern ſollen,
So muß die Feindin untergehn! — Du weißt es,
Nicht alle deine Britten denken gleich;
Noch viele heimliche Verehrer zählt
Der röm'ſche Götzendienſt auf dieſer Inſel.
Die alle nähren feindliche Gedanken;

Nach dieſer Stuart ſteht ihr Herz, ſie ſind
Im Bunde mit den lothringiſchen Brüdern,
Den unverſöhnten Feinden deines Namens.
Dir iſt von dieſer wüthenden Partei
Der grimmige Vertilgungskrieg geſchworen,
Den man mit falſchen Höllenwaffen führt.
Zu Rheims, dem Biſchofsſitz des Kardinals,
Dort iſt das Rüſthaus, wo ſie Blitze ſchmieden:
Dort wird der Königsmord gelehrt — Von dort
Geſchäftig, ſenden ſie nach deiner Inſel
Die Miſſionen aus, entſchloſſ'ne Schwärmer,
In allerlei Gewand vermummt — Von dort
Iſt ſchon der dritte Mörder ausgegangen,
Und unerſchöpflich, ewig neu erzeugen
Verborgne Feinde ſich aus dieſem Schlunde.
— Und in dem Schloß zu Fotheringhay ſitzt
Die Ate dieſes ew'gen Kriegs, die mit
Der Liebesfackel dieſes Reich entzündet.
Für ſie, die ſchmeichelnd Jedem Hoffnung gibt,
Weiht ſich die Jugend dem gewiſſen Tod —
Sie zu befreien, iſt die Loſung; ſie
Auf deinen Thron zu ſetzen, iſt der Zweck.
Denn dies Geſchlecht der Lothringer erkennt
Dein heilig Recht nicht an; du heißeſt ihnen
Nur eine Räuberin des Throns, gekrönt
Vom Glück! Sie waren's, die die Thörichte
Verführt, ſich Englands Königin zu ſchreiben.
Kein Friede iſt mit ihr und ihrem Stamm!
Du mußt den Streich erleiden oder führen.
Ihr Leben iſt dein Tod! Ihr Tod dein Leben!

Eliſabeth.

Mylord! Ein traurig Amt verwaltet ihr.
Ich kenne eures Eiſers reinen Trieb,
Weiß, daß gediegne Weisheit aus euch redet,
Doch dieſe Weisheit, welche Blut befiehlt,
Ich haſſe ſie in meiner tiefſten Seele.
Sinnt einen mildern Rath aus — Edler Lord
Von Schrewsbury! Sagt ihr uns eure Meinung.

Talbot.

Du gabſt dem Eiſer ein gebührend Lob,
Der Burleighs treue Bruſt beſeelt — Auch mir,
Strömt es mir gleich nicht ſo beredt vom Munde,
Schlägt in der Bruſt kein minder treues Herz.
Mögſt du noch lange leben, Königin,
Die Freude deines Volks zu ſeyn, das Glück
Des Friedens dieſem Reiche zu verlängern.
So ſchöne Tage hat dies Eiland nie
Geſehn, ſeit eigne Fürſten es regieren.
Mög' es ſein Glück mit ſeinem Ruhme nicht
Erkaufen! Möge Talbots Auge wenigſtens
Geſchloſſen ſeyn, wenn dies geſchieht!

Eliſabeth.

Verhüte Gott, daß wir den Ruhm beflecken!

Talbot.

Nun dann, ſo wirſt du auf ein ander Mittel ſinnen,
Dies Reich zu retten — denn die Hinrichtung
Der Stuart iſt ein ungerechtes Mittel.
Du kannſt das Urtheil über die nicht ſprechen,
Die dir nicht unterthänig iſt.

Eliſabeth.

So irrt
Mein Staatsrath und mein Parlament; im Irrthum
Sind alle Richterhöfe dieſes Landes,
Die mir dies Recht einſtimmig zuerkannt —

Talbot.

Nicht Stimmenmehrheit iſt des Rechtes Probe;
England iſt nicht die Welt, dein Parlament
Nicht der Verein der menſchlichen Geſchlechter.
Dies heut'ge England iſt das künft'ge nicht,
Wie's das vergang'ne nicht mehr iſt — Wie ſich
Die Neigung anders wendet, alſo ſteigt
Und fällt des Urtheils wandelbare Woge.
Sag nicht, du müſſeſt der Nothwendigkeit
Gehorchen und dem Dringen deines Volks.
Sobald du willſt, in jedem Augenblick
Kannſt du erproben, daß dein Wille frei iſt.
Verſuch's! Erkläre, daß du Blut verabſcheuſt,
Der Schweſter Leben willſt gerettet ſehn.
Zeig' denen, die dir anders rathen wollen,
Die Wahrheit deines königlichen Zorns;
Schnell wirſt du die Nothwendigkeit verſchwinden
Und Recht in Unrecht ſich verwandeln ſehn.
Du ſelbſt mußt richten, du allein. Du kannſt dich
Auf dieſes unſtät ſchwanke Rohr nicht lehnen.
Der eignen Milde folge du getroſt.
Nicht Strenge legte Gott in's weiche Herz
Des Weibes — Und die Stifter dieſes Reichs,
Die auch dem Weib die Herrſcherzügel gaben,

Sie zeigten an, daß Strenge nicht die Tugend
Der Könige ſoll ſeyn in dieſem Lande.

Eliſabeth.

Ein warmer Anwalt iſt Graf Schrewsbury
Für meine Feindin und des Reichs. Ich ziehe
Die Räthe vor, die meine Wohlfahrt lieben.

Talbot.

Man gönnt ihr keinen Anwalt, Niemand wagt's,
Zu ihrem Vortheil ſprechend, deinem Zorn
Sich bloßzuſtellen — So vergönne mir,
Dem alten Manne, den am Grabesrand
Kein irdiſch Hoffen mehr verführen kann,
Daß ich die Aufgegebene beſchütze.
Man ſoll nicht ſagen, daß in deinem Staatsrath
Die Leidenſchaft, die Selbſtſucht eine Stimme
Gehabt, nur die Barmherzigkeit geſchwiegen.
Verbündet hat ſich Alles wider ſie.
Du ſelber haſt ihr Antlitz nie geſehn,
Nichts ſpricht in deinem Herzen für die Fremde.
— Nicht ihrer Schuld red' ich das Wort. Man ſagt,
Sie habe den Gemahl ermorden laſſen;
Wahr iſt's, daß ſie den Mörder ehlichte.
Ein ſchwer Verbrechen! — Aber es geſchah
In einer finſtern unglücksvollen Zeit,
Im Angſtgedränge bürgerlichen Kriegs,
Wo ſie, die Schwache, ſich umrungen ſah
Von heftigdringenden Vaſallen, ſich
Dem Muthvollſtärkſten in die Arme warf —
Wer weiß, durch welcher Künſte Macht beſiegt;
Denn ein gebrechlich Weſen iſt das Weib.

Eliſabeth.

Das Weib iſt nicht ſchwach. Es gibt ſtarke Seelen
In dem Geſchlecht — Ich will in meinem Beiſeyn
Nichts von der Schwäche des Geſchlechtes hören.

Talbot.

Dir war das Unglück eine ſtrenge Schule.
Nicht ſeine Freudenſeite kehrte dir
Das Leben zu. Du ſaheſt keinen Thron
Von ferne, nur das Grab zu deinen Füßen.
Zu Woodſtock war's und in des Towers Nacht,
Wo dich der gnäd'ge Vater dieſes Landes
Zur ernſten Pflicht durch Trübſal auferzog.
Dort ſuchte dich der Schmeichler nicht. Früh' lernte,
Vom eiteln Weltgeräuſche nicht zerſtreut,
Dein Geiſt ſich ſammeln, denkend in ſich gehn,
Und dieſes Lebens wahre Güter ſchätzen.
— Die Arme rettete kein Gott. Ein zartes Kind
Ward ſie verpflanzt nach Frankreich, an den Hof
Des Leichtſinns, der gedankenloſen Freude,
Dort in der Feſte ew'ger Trunkenheit
Vernahm ſie nie der Wahrheit ernſte Stimme.
Geblendet ward ſie von der Laſter Glanz,
Und fortgeführt vom Strome des Verderbens.
Ihr ward der Schönheit eitles Gut zu Theil,
Sie überſtrahlte blühend alle Weiber,
Und durch Geſtalt nicht minder als Geburt — —

Eliſabeth.

Kommt zu euch ſelbſt, Mylord von Schrewsbury!
Denkt, daß wir hier im ernſten Rathe ſitzen.
Das müſſen Reize ſonder Gleichen ſeyn,

Die einen Greis in ſolches Feuer ſetzen.
— Mylord von Leſter! Ihr allein ſchweigt ſtill?
Was ihn beredt macht, bindet's euch die Zunge?

Leiceſter.

Ich ſchweige vor Erſtaunen, Königin,
Daß man dein Ohr mit Schreckniſſen erfüllt,
Daß dieſe Mährchen, die in Londons Gaſſen
Den gläub'gen Pöbel ängſten, bis herauf
In deines Staatsraths heitre Mitte ſteigen,
Und weiſe Männer ernſt beſchäftigen.
Verwunderung ergreift mich, ich geſteh's,
Daß dieſe länderloſe Königin
Von Schottland, die den eignen kleinen Thron
Nicht zu behaupten wußte, ihrer eignen
Vaſallen Spott, der Auswurf ihres Landes,
Dein Schrecken wird auf einmal im Gefängniß!
— Was, beim Allmächt'gen! machte ſie dir furchtbar?
Daß ſie dies Reich in Anſpruch nimmt, daß dich
Die Guiſen nicht als Königin erkennen?
Kann dieſer Guiſen Widerſpruch das Recht
Entkräften, das Geburt dir gab, der Schluß
Der Parlamente dir beſtätigte?
Iſt ſie durch Heinrichs letzten Willen nicht
Stillſchweigend abgewieſen, und wird England,
So glücklich im Genuß des neuen Lichts,
Sich der Papiſtin in die Arme werfen?
Von dir, der angebeteten Monarchin,
Zu Darnley's Mörderin hinüberlaufen?
Was wollen dieſe ungeſtümen Menſchen,
Die dich noch lebend mit der Erbin quälen,

Dich nicht geſchwind genug vermählen können,
Um Staat und Kirche von Gefahr zu retten?
Stehſt du nicht blühend da in Jugendkraft,
Welkt jene nicht mit jedem Tag zum Grabe?
Bei Gott! Du wirſt, ich hoff's, noch viele Jahre
Auf ihrem Grabe wandeln, ohne daß
Du ſelber ſie hinabzuſtürzen brauchteſt —

Burleigh.

Lord Leſter hat nicht immer ſo geurtheilt.

Leiceſter.

Wahr iſt's, ich habe ſelber meine Stimme
Zu ihrem Tod gegeben im Gericht.
— Im Staatsrath ſprech' ich anders. Hier iſt nicht
Die Rede von dem Recht, nur von dem Vortheil.
Iſt's jetzt die Zeit, von ihr Gefahr zu fürchten,
Da Frankreich ſie verläßt, ihr einz'ger Schutz,
Da du den Königsſohn mit deiner Hand
Beglücken willſt, die Hoffnung eines neuen
Regentenſtammes dieſem Lande blüht?
Wozu ſie alſo tödten? Sie iſt todt!
Verachtung iſt der wahre Tod. Verhüte,
Daß nicht das Mitleid ſie in's Leben rufe!
Drum iſt mein Rath: Man laſſe die Sentenz,
Die ihr das Haupt abſpricht, in voller Kraft
Beſtehn! Sie lebe — aber unterm Beile
Des Henkers lebe ſie, und ſchnell, wie ſich
Ein Arm für ſie bewaffnet, fall' es nieder.

Eliſabeth (ſteht auf).

Mylords, ich hab' nun eure Meinungen
Gehört, und ſag' euch Dank für euren Eifer.

Mit Gottes Beiſtand, der die Könige
Erleuchtet, will ich eure Gründe prüfen,
Und wählen, was das Beſſere mir dünkt.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Ritter Paulet mit Mortimer.

Eliſabeth.

Da kommt Amias Paulet. Edler Sir,
Was bringt ihr uns?

Paulet.

Glorwürd'ge Majeſtät!
Mein Neffe, der unlängſt von weiten Reiſen
Zurückgekehrt, wirft ſich zu deinen Füßen
Und leiſtet dir ſein jugendlich Gelübde.
Empfange du es gnadenvoll und laß
Ihn wachſen in der Sonne deiner Gunſt.

Mortimer

(läßt ſich auf ein Knie nieder).

Lang lebe meine königliche Frau,
Und Glück und Ruhm bekröne ihre Stirn!

Eliſabeth.

Steht auf. Seyd mir willkommen, Sir, in England.
Ihr habt den großen Weg gemacht, habt Frankreich
Bereiſt und Rom, und euch zu Rheims verweilt.
Sagt mir denn an, was ſpinnen unſre Feinde?

Mortimer.

Ein Gott verwirre ſie und wende rückwärts
Auf ihrer eignen Schützen Bruſt die Pfeile,
Die gegen meine Königin geſandt ſind!

Eliſabeth.

Saht ihr den Morgan und den ränkeſpinnenden
Biſchof von Roße?

Mortimer.

Alle Schottiſchen
Verbannte lernt' ich kennen, die zu Rheims
Anſchläge ſchmieden gegen dieſe Inſel.
In ihr Vertrauen ſtahl ich mich, ob ich
Etwa von ihren Ränken was entdeckte.

Paulet.

Geheime Briefe hat man ihm vertraut,
In Ziffern, für die Königin von Schottland,
Die er mit treuer Hand uns überliefert.

Eliſabeth.

Sagt, was ſind ihre neueſten Entwürfe?

Mortimer.

Es traf ſie alle wie ein Donnerſtreich,
Daß Frankreich ſie verläßt, den feſten Bund
Mit England ſchließt; jetzt richten ſie die Hoffnung
Auf Spanien.

Eliſabeth.

So ſchreibt mir Walſingham.

Mortimer.

Auch eine Bulle, die Papſt Sixtus jüngſt
Vom Vatikane gegen dich geſchleudert,

Kam eben an zu Rheims, als ich's verließ;
Das nächſte Schiff bringt ſie nach dieſer Inſel.

Leiceſter.

Vor ſolchen Waffen zittert England nicht mehr.

Burleigh.

Sie werden furchtbar in des Schwärmers Hand.

Eliſabeth (Mortimern forſchend anſehend).

Man gab euch Schuld, daß ihr zu Rheims die Schulen
Beſucht und euren Glauben abgeſchworen?

Mortimer.

Die Miene gab ich mir, ich läugn' es nicht,
So weit ging die Begierde, dir zu dienen!

Eliſabeth

(zu Paulet, der ihr ein Papier überreicht).

Was zieht ihr da hervor?

Paulet.

Es iſt ein Schreiben,
Das dir die Königin von Schottland ſendet.

Burleigh (haſtig darnach greifend).

Gebt mir den Brief!

Paulet (gibt das Papier der Königin).

Verzeiht, Lord Großſchatzmeiſter!
In meiner Königin ſelbſteigne Hand
Befahl ſie mir den Brief zu übergeben.
Sie ſagt mir ſtets, ich ſey ihr Feind. Ich bin
Nur ihrer Laſter Feind; was ſich verträgt
Mit meiner Pflicht, mag ich ihr gern erweiſen.

(Die Königin hat den Brief genommen. Während ſie ihn lieſt, ſprechen Mortimer und Leiceſter einige Worte heimlich mit einander.)

Burleigh (zu Paulet).

Was kann der Brief enthalten? Eitle Klagen,
Mit denen man das mitleidsvolle Herz
Der Königin verſchonen ſoll.

Paulet.

Was er
Enthält, hat ſie mir nicht verhehlt. Sie bittet
Um die Vergünſtigung, das Angeſicht
Der Königin zu ſehen.

Burleigh (ſchnell).

Nimmermehr!

Talbot.

Warum nicht? Sie erſieht nichts Ungerechtes.

Burleigh.

Die Gunſt des königlichen Angeſichts
Hat ſie verwirkt, die Mordanſtifterin,
Die nach dem Blut der Königin gedürſtet.
Wer's treu mit ſeiner Fürſtin meint, der kann
Den falſch verrätheriſchen Rath nicht geben.

Talbot.

Wenn die Monarchin ſie beglücken will,
Wollt ihr der Gnade ſanfte Regung hindern?

Burleigh.

Sie iſt verurtheilt! Unterm Beile liegt
Ihr Haupt. Unwürdig iſt's der Majeſtät,
Das Haupt zu ſehen, das dem Tod geweiht iſt.
Das Urtheil kann nicht mehr vollzogen werden,
Wenn ſich die Königin ihr genahet hat,
Denn Gnade bringt die königliche Nähe —

Eliſabeth

(nachdem ſie den Brief geleſen, ihre Thränen trocknend).

Was iſt der Menſch! Was iſt das Glück der Erde!
Wie weit iſt dieſe Königin gebracht,
Die mit ſo ſtolzen Hoffnungen begann,
Die auf den ältſten Thron der Chriſtenheit
Berufen worden, die in ihrem Sinn
Drei Kronen ſchon auf's Haupt zu ſetzen meinte!
Welch andre Sprache führt ſie jetzt, als damals,
Da ſie das Wappen Englands angenommen,
Und von den Schmeichlern ihres Hofs ſich Königin
Der zwei britann'ſchen Inſeln nennen ließ!
— Verzeiht, Mylords, es ſchneidet mir in's Herz,
Wehmuth ergreift mich und die Seele blutet,
Daß Irdiſches nicht feſter ſteht, das Schickſal
Der Menſchheit, das entſetzliche, ſo nahe
An meinem eignen Haupt vorüberzieht.

Talbot.

O Königin, Dein Herz hat Gott gerührt.
Gehorche dieſer himmliſchen Bewegung!
Schwer büßte ſie fürwahr die ſchwere Schuld.
Reich' ihr die Hand, der Tiefgefallenen!
Wie eines Engels Lichterſcheinung ſteige
In ihres Kerkers Gräbernacht hinab —

Burleigh.

Sey ſtandhaft, große Königin. Laß nicht
Ein lebenswürdig menſchliches Gefühl
Dich irre führen. Raube dir nicht ſelbſt
Die Freiheit, das Nothwendige zu thun.
Du kannſt ſie nicht begnadigen, nicht retten;

So lade nicht auf dich verhaßten Tadel,
Daß du mit grauſam höhnendem Triumph
Am Anblick deines Opfers dich geweidet.

Leiceſter.

Laßt uns in unſern Schranken bleiben, Lords.
Die Königin iſt weiſe, ſie bedarf
Nicht unſers Raths, das Würdigſte zu wählen.
Die Unterredung beider Königinnen
Hat nichts gemein mit des Gerichtes Gang.
Englands Geſetz, nicht der Monarchin Wille,
Verurtheilt die Maria. Würdig iſt's
Der großen Seele der Eliſabeth,
Daß ſie des Herzens ſchönem Triebe folge,
Wenn das Geſetz den ſtrengen Lauf behält.

Eliſabeth.

Geht, meine Lords. Wir werden Mittel finden,
Was Gnade fordert, was Nothwendigkeit
Uns auferlegt, geziemend zu vereinen.
Jetzt — tretet ab!

(Die Lords gehen. An der Thüre ruft ſie den Mortimer zurück.)

Sir Mortimer! Ein Wort!

Fünfter Auftritt.

Eliſabeth. Mortimer.

Eliſabeth

(nachdem ſie ihn einige Augenblicke forſchend mit den Augen gemeſſen).

Ihr zeigtet einen kecken Muth und ſeltne
Beherrſchung eurer ſelbſt für eure Jahre.
Wer ſchon ſo früh der Täuſchung ſchwere Kunſt
Ausübte, der iſt würdig vor der Zeit,
Und er verkürzt ſich ſeine Prüfungsjahre,
— Auf eine große Bahn ruft euch das Schickſal;
Ich prophezeih' es euch, und mein Orakel
Kann ich, zu eurem Glücke! ſelbſt vollziehn.

Mortimer.

Erhabne Gebieterin, was ich
Vermag und bin, iſt deinem Dienſt gewidmet.

Eliſabeth.

Ihr habt die Feinde Englands kennen lernen.
Ihr Haß iſt unverſöhnlich gegen mich
Und unerſchöpflich ihre Blut-Entwürfe.
Bis dieſen Tag zwar ſchützte mich die Allmacht;
Doch ewig wankt die Kron' auf meinem Haupt,
So lang ſie lebt, die ihrem Schwärmereifer
Den Vorwand leiht und ihre Hoffnung nährt.

Mortimer.

Sie lebt nicht mehr, ſobald du es gebieteſt.

Eliſabeth.

Ach, Sir! Ich glaubte mich am Ziele ſchon

Zu ſehn, und bin nicht weiter als am Anfang.
Ich wollte die Geſetze handeln laſſen,
Die eigne Hand vom Blute rein behalten.
Das Urtheil iſt geſprochen. Was gewinn' ich?
Es muß vollzogen werden, Mortimer!
Und ich muß die Vollziehung anbefehlen.
Mich immer trifft der Haß der That. Ich muß
Sie eingeſtehn, und kann den Schein nicht retten.
Das iſt das Schlimmſte!

Mortimer.

Was kümmert dich
Der böſe Schein bei der gerechten Sache?

Eliſabeth.

Ihr kennt die Welt nicht, Ritter. Was man ſcheint,
Hat Jedermann zum Richter; was man iſt, hat keinen.
Von meinem Rechte überzeug' ich Niemand,
So muß ich Sorge tragen, daß mein Antheil
An ihrem Tod in ew'gem Zweifel bleibe.
Bei ſolchen Thaten doppelter Geſtalt
Gibt's keinen Schutz, als in der Dunkelheit.
Der ſchlimmſte Schritt iſt, den man eingeſteht,
Was man nicht aufgibt, hat man nie verloren.

Mortimer (ausforſchend).

Dann wäre wohl das Beſte —

Eliſabeth (ſchnell).

Freilich wär's
Das Beſte — O mein guter Engel ſpricht
Aus euch. Fahrt fort, vollendet, werther Sir!
Euch iſt es Ernſt, ihr dringet auf den Grund,
Seyd ein ganz andrer Mann, als euer Oheim —

Mortimer (betroffen).
Entdeckteſt du dem Ritter deinen Wunſch?
Eliſabeth.
Mich reuet, daß ich's that.
Mortimer.
Entſchuldige
Den alten Mann. Die Jahre machen ihn
Bedenklich. Solche Wageſtücke fordern
Den kecken Muth der Jugend —
Eliſabeth (ſchnell).
Darf ich euch —
Mortimer.
Die Hand will ich dir leihen; rette du
Den Namen, wie du kannſt —
Eliſabeth.
Ja, Sir! wenn ihr
Mich eines Morgens mit der Botſchaft wecktet:
Maria Stuart, deine blut'ge Feindin,
Iſt heute Nacht verſchieden!
Mortimer.
Zählt auf mich.
Eliſabeth.
Wann wird mein Haupt ſich ruhig ſchlafen legen?
Mortimer.
Der nächſte Neumond ende deine Furcht.
Eliſabeth.
Gehabt euch wohl, Sir! Laßt es euch nicht leid thun,
Daß meine Dankbarkeit den Flor der Nacht
Entlehnen muß — Das Schweigen iſt der Gott

Der Glücklichen — Die engſten Bande ſind's,
Die zärteſten, die das Geheimniß ſtiftet!
(Sie geht ab.)

Sechster Auftritt.

Mortimer (allein).

Geh', falſche gleißneriſche Königin!
Wie du die Welt, ſo täuſch' ich dich. Recht iſt's,
Dich zu verrathen, eine gute That!
Seh' ich aus, wie ein Mörder? Laſeſt du
Ruchloſe Fertigkeit auf meiner Stirn?
Trau' nur auf *meinen* Arm und halte *deinen*
Zurück. Gib dir den frommen Heuchelſchein
Der Gnade vor der Welt! Indeſſen du
Geheim auf meine Mörderhülfe hoffſt,
So werden wir zur Rettung Friſt gewinnen!
Erhöhen willſt du mich — zeigſt mir von ferne
Bedeutend einen koſtbarn Preis — und wärſt
Du ſelbſt der Preis und deine Frauengunſt!
Wer biſt du, Aermſte, und was kannſt du geben?
Mich locket nicht des eiteln Ruhmes Geiz!
Bei ihr nur iſt des Lebens Reiz —
Um ſie, in ew'gem Freudenchore, ſchweben
Der Anmuth Götter und der Jugendluſt,
Das Glück der Himmel iſt an ihrer Bruſt,
Du haſt nur todte Güter zu vergeben!

Das Eine Höchſte, was das Leben ſchmückt,
Wenn ſich ein Herz, entzückend und entzückt,
Dem Herzen ſchenkt in ſüßem Selbſtvergeſſen,
Die Frauenkrone haſt du nie beſeſſen,
Nie haſt du liebend einen Mann beglückt!
— Ich muß den Lord erwarten, ihren Brief
Ihm übergeben. Ein verhaßter Auftrag!
Ich habe zu dem Höflinge kein Herz.
Ich ſelber kann ſie retten, ich allein,
Gefahr und Ruhm und auch der Preis ſey mein!
(Indem er gehen will, begegnet ihm Paulet.)

Siebenter Auftritt.

Mortimer. Paulet.

Paulet.

Was ſagte dir die Königin?

Mortimer.

Nichts, Sir.
Nichts — von Bedeutung.

Paulet (fixirt ihn mit ernſtem Blick).

Höre, Mortimer!
Es iſt ein ſchlüpfrig glatter Grund, auf den
Du dich begeben. Lockend iſt die Gunſt
Der Könige; nach Ehre geizt die Jugend.
— Laß dich den Ehrgeiz nicht verführen!

Mortimer.

War't ihr's nicht ſelbſt, der an den Hof mich brachte?

Paulet.

Ich wünſchte, daß ich's nicht gethan. Am Hofe
Ward unſers Hauſes Ehre nicht geſammelt.
Steh feſt, mein Neffe. Kaufe nicht zu theuer!
Verletze dein Gewiſſen nicht!

Mortimer.

Was fällt euch ein? Was für Beſorgniſſe!

Paulet.

Wie groß dich auch die Königin zu machen
Verſpricht — Trau' ihrer Schmeichelrede nicht.
Verläugnen wird ſie dich, wenn du gehorcht,
Und, ihren eignen Namen rein zu waſchen,
Die Blutthat rächen, die ſie ſelbſt befahl.

Mortimer.

Die Blutthat, ſagt ihr? —

Paulet.

Weg mit der Verſtellung!
Ich weiß, was dir die Königin angeſonnen;
Sie hofft, daß deine ruhmbegier'ge Jugend
Willfähr'ger ſeyn wird, als mein ſtarres Alter.
Haſt du ihr zugeſagt? Haſt du?

Mortimer.

Mein Oheim!

Paulet.

Wenn du's gethan haſt, ſo verfluch' ich dich,
Und ich verwerfe —

Leiceſter (kommt).

Werther Sir, erlaubt

Ein Wort mit eurem Neffen. Die Monarchin
Iſt gnadenvoll geſinnt für ihn; ſie will,
Daß man ihm die Perſon der Lady Stuart
Uneingeſchränkt vertraue — Sie verläßt ſich
Auf ſeine Redlichkeit —

Paulet.

Verläßt ſich — Gut!

Leiceſter.

Was ſagt ihr, Sir?

Paulet.

Die Königin verläßt ſich
Auf ihn, und ich, Mylord, verlaſſe mich
Auf mich und meine beiden offnen Augen.
(Er geht ab.)

Achter Auftritt.

Leiceſter. Mortimer.

Leiceſter (verwundert).

Was wandelte den Ritter an?

Mortimer.

Ich weiß es nicht — Das unerwartete
Vertrauen, das die Königin mir ſchenkt —

Leiceſter (ihn forſchend anſehend).

Verdient ihr, Ritter, daß man euch vertraut?

Mortimer (eben ſo).

Die Frage thu' ich euch, Mylord von Leſter.

Leiceſter.
Ihr hattet mir was ingeheim zu ſagen.

Mortimer.
Verſichert mich erſt, daß ich's wagen darf.

Leiceſter.
Wer gibt mir die Verſicherung für euch?
— Laßt euch mein Mißtraun nicht beleidigen!
Ich ſeh' euch zweierlei Geſichter zeigen
An dieſem Hofe — Eins darunter iſt
Nothwendig falſch, doch welches iſt das wahre?

Mortimer.
Es geht mir eben ſo mit euch, Graf Leſter.

Leiceſter.
Wer ſoll nun des Vertrauens Anfang machen?

Mortimer.
Wer das Geringere zu wagen hat.

Leiceſter.
Nun! Der ſeyd ihr!

Mortimer.
Ihr ſeyd es! Euer Zeugniß,
Des vielbedeutenden, gewalt'gen Lords,
Kann mich zu Boden ſchlagen; meins vermag
Nichts gegen euren Rang und eure Gunſt.

Leiceſter.
Ihr irrt euch, Sir. In allem Andern bin ich
Hier mächtig, nur in dieſem zarten Punkt,
Den ich jetzt eurer Treu' preisgeben ſoll,
Bin ich der ſchwächſte Mann an dieſem Hof,
Und ein verächtlich Zeugniß kann mich ſtürzen.

Mortimer.

Wenn ſich der allvermögende Lord Leſter
So tief zu mir herunterläßt, ein ſolch
Bekenntniß mir zu thun, ſo darf ich wohl
Ein wenig höher denken von mir ſelbſt,
Und ihm in Großmuth ein Exempel geben.

Leiceſter.

Geht mir voran im Zutraun, ich will folgen.

Mortimer

(den Brief ſchnell hervorziehend).

Dies ſendet euch die Königin von Schottland.

Leiceſter

(ſchrickt zuſammen und greift haſtig darnach).

Sprecht leiſe, Sir — Was ſeh' ich! Ach! Es iſt
Ihr Bild!

(Küßt es und betrachtet es mit ſtummem Entzücken.)

Mortimer

(der ihn während des Leſens ſcharf beobachtet).

Mylord, nun glaub' ich euch.

Leiceſter

(nachdem er den Brief ſchnell durchlaufen).

Sir Mortimer! Ihr wißt des Briefes Inhalt?

Mortimer.

Nichts weiß ich.

Leiceſter.

Nun! Sie hat euch ohne Zweifel
Vertraut —

Mortimer.

Sie hat mir nichts vertraut. Ihr würdet
Dies Räthſel mir erklären, ſagte ſie.

Ein Räthſel iſt es mir, daß Graf von Leſter,
Der Günſtling der Eliſabeth, Mariens
Erklärter Feind und ihrer Richter einer,
Der Mann ſeyn ſoll, von dem die Königin
In ihrem Unglück Rettung hofft — Und dennoch
Muß dem ſo ſeyn, denn eure Augen ſprechen
Zu deutlich aus, was ihr für ſie empfindet.

Leiceſter.

Entdeckt mir ſelbſt erſt, wie es kommt, daß ihr
Den feur'gen Antheil nehmt an ihrem Schickſal,
Und was euch ihr Vertraun erwarb.

Mortimer.

Mylord,
Das kann ich euch mit Wenigem erklären.
Ich habe meinen Glauben abgeſchworen
Zu Rom, und ſteh' im Bündniß mit den Guiſen.
Ein Brief des Erzbiſchofs zu Rheims hat mich
Beglaubigt bei der Königin von Schottland.

Leiceſter.

Ich weiß von eurer Glaubensänderung;
Sie iſt's, die mein Vertrauen zu euch weckte.
Gebt mir die Hand. Verzeiht mir meinen Zweifel.
Ich kann der Vorſicht nicht zu viel gebrauchen,
Denn Walſingham und Burleigh haſſen mich;
Ich weiß, daß ſie mir lauernd Netze ſtellen.
Ihr konntet ihr Geſchöpf und Werkzeug ſeyn,
Mich in das Garn zu ziehn —

Mortimer.

Wie kleine Schritte

Sieht ein ſo großer Lord an dieſem Hof!
Graf! Ich beklag' euch.

Leiceſter.

Freudig werf' ich mich
An die vertraute Freundesbruſt, wo ich
Des langen Zwangs mich endlich kann entladen.
Ihr ſeyd verwundert, Sir, daß ich ſo ſchnell
Das Herz geändert gegen die Maria.
Zwar in der That haßt' ich ſie nie — der Zwang
Der Zeiten machte mich zu ihrem Gegner.
Sie war mir zugedacht ſeit langen Jahren,
Ihr wißt's, eh' ſie die Hand dem Darnley gab,
Als noch der Glanz der Hoheit ſie umlachte.
Kalt ſtieß ich damals dieſes Glück von mir;
Jetzt im Gefängniß, an des Todes Pforten
Such' ich ſie auf, und mit Gefahr des Lebens.

Mortimer.

Das heißt großmüthig handeln!

Leiceſter.

— Die Geſtalt
Der Dinge, Sir, hat ſich indeß verändert.
Mein Ehrgeiz war es, der mich gegen Jugend
Und Schönheit fühllos machte. Damals hielt ich
Mariens Hand für mich zu klein; ich hoffte
Auf den Beſitz der Königin von England.

Mortimer.

Es iſt bekannt, daß ſie euch allen Männern
Vorzog —

Leiceſter.

So ſchien es, edler Sir — und nun, nach zehn

Verlornen Jahren unverdroſſ'nen Werbens,
Verhaßten Zwangs — O Sir, mein Herz geht auf!
Ich muß des langen Unmuths mich entladen —
Man preiſt mich glücklich — Wüßte man, was es
Für Ketten ſind, um die man mich beneidet —
Nachdem ich zehen bitt're Jahre lang
Dem Götzen ihrer Eitelkeit geopfert,
Mich jedem Wechſel ihrer Sultanslaunen
Mit Sklavendemuth unterwarf, das Spielzeug
Des kleinen grillenhaften Eigenſinns,
Geliebkoſt jetzt von ihrer Zärtlichkeit,
Und jetzt mit ſprödem Stolz zurückgeſtoßen,
Von ihrer Gunſt und Strenge gleich gepeinigt,
Wie ein Gefangener vom Argusblick
Der Eiferſucht gehütet, in's Verhör
Genommen wie ein Knabe, wie ein Diener
Geſcholten — O die Sprache hat kein Wort
Für dieſe Hölle!

Mortimer.

Ich beklag' euch, Graf.

Leiceſter.

Täuſcht mich am Ziel der Preis! Ein Andrer kommt,
Die Frucht des theuren Werbens mir zu rauben.
An einen jungen blühenden Gemahl
Verlier' ich meine lang beſeſſ'nen Rechte!
Herunterſteigen ſoll ich von der Bühne,
Wo ich ſo lange als der Erſte glänzte.
Nicht ihre Hand allein, auch ihre Gunſt
Droht mir der neue Ankömmling zu rauben.
Sie iſt ein Weib, und er iſt liebenswerth.

Mortimer.

Er iſt Kathrinens Sohn. In guter Schule
Hat er des Schmeichlers Künſte ausgelernt.

Leiceſter.

So ſtürzen meine Hoffnungen — Ich ſuche
In dieſem Schiffbruch meines Glücks ein Bret
Zu faſſen — und mein Auge wendet ſich
Der erſten ſchönen Hoffnung wieder zu.
Mariens Bild, in ihrer Reize Glanz,
Stand neu vor mir; Schönheit und Jugend traten
In ihre vollen Rechte wieder ein;
Nicht kalter Ehrgeiz mehr, das Herz verglich,
Und ich empfand, welch Kleinod ich verloren.
Mit Schrecken ſeh' ich ſie in tiefes Elend
Herabgeſtürzt, geſtürzt durch mein Verſchulden.
Da wird in mir die Hoffnung wach, ob ich
Sie jetzt noch retten könnte und beſitzen.
Durch eine treue Hand gelingt es mir,
Ihr mein verändert Herz zu offenbaren,
Und dieſer Brief, den ihr mir überbracht,
Verſichert mir, daß ſie verzeiht, ſich mir
Zum Preiſe ſchenken will, wenn ich ſie rette.

Mortimer.

Ihr thatet aber nichts zu ihrer Rettung!
Ihr ließt geſchehn, daß ſie verurtheilt wurde,
Gabt eure Stimme ſelbſt zu ihrem Tod!
Ein Wunder muß geſchehn — Der Wahrheit Licht
Muß mich, den Neffen ihres Hüters, rühren,
Im Vatikan zu Rom muß ihr der Himmel

Den unverhofften Retter zubereiten,
Sonſt fand ſie nicht einmal den Weg zu euch!

Leiceſter.

Ach, Sir, es hat mir Qualen gnug gekoſtet!
Um ſelbe Zeit ward ſie von Talbots Schloß
Nach Fotheringhay weggeführt, der ſtrengen
Gewahrſam eures Oheims anvertraut.
Gehemmt ward jeder Weg zu ihr; ich mußte
Fortfahren vor der Welt, ſie zu verfolgen.
Doch denket nicht, daß ich ſie leidend hätte
Zum Tode gehen laſſen! Nein, ich hoffte
Und hoffe noch, das Aeußerſte zu hindern,
Bis ſich ein Mittel zeigt, ſie zu befrein.

Mortimer.

Das iſt gefunden — Leſter, euer edles
Vertraun verdient Erwiderung. Ich will ſie
Befrein, darum bin ich hier, die Anſtalt
Iſt ſchon getroffen. Euer mächt'ger Beiſtand
Verſichert uns den glücklichen Erfolg.

Leiceſter.

Was ſagt ihr? Ihr erſchreckt mich. Wie? ihr wolltet —

Mortimer.

Gewaltſam aufthun will ich ihren Kerker;
Ich hab' Gefährten, Alles iſt bereit —

Leiceſter.

Ihr habt Mitwiſſer und Vertraute! Weh mir!
In welches Wagniß reißt ihr mich hinein!
Und dieſe wiſſen auch um *mein* Geheimniß?

Mortimer.

Sorgt nicht. Der Plan ward ohne euch entworfen;

Ohn' euch wär' er vollſtreckt, beſtände ſie
Nicht drauf, euch ihre Rettung zu verdanken.

Leiceſter.

So könnt ihr mich für ganz gewiß verſichern,
Daß in dem Bund mein Name nicht genannt iſt?

Mortimer.

Verlaßt euch drauf! Wie? So bedenklich, Graf,
Bei einer Botſchaft, die euch Hülfe bringt!
Ihr wollt die Stuart retten und beſitzen,
Ihr findet Freunde, plötzlich unerwartet,
Vom Himmel fallen euch die nächſten Mittel —
Doch zeigt ihr mehr Verlegenheit als Freude?

Leiceſter.

Es iſt nichts mit Gewalt. Das Wageſtück
Iſt zu gefährlich.

Mortimer.

Auch das Säumen iſt's!

Leiceſter.

Ich ſag' euch, Ritter, es iſt nicht zu wagen.

Mortimer (bitter).

Nein, nicht für euch, der ſie beſitzen will!
Wir wollen ſie bloß retten, und ſind nicht ſo
Bedenklich —

Leiceſter.

Junger Mann, ihr ſeyd zu raſch
In ſo gefährlich dornenvoller Sache.

Mortimer.

Ihr — ſehr bedacht in ſolchem Fall der Ehre.

Leiceſter.

Ich ſeh' die Netze, die uns rings umgeben.

Mortimer.
Ich fühle Muth, ſie alle zu durchreißen.
Leiceſter.
Tollkühnheit, Raſerei iſt dieſer Muth.
Mortimer.
Nicht Tapferkeit iſt dieſe Klugheit, Lord.
Leiceſter.
Euch lüſtet's wohl, wie Babington zu enden?
Mortimer.
Euch nicht, des Norfolks Großmuth nachzuahmen.
Leiceſter.
Norfolk hat ſeine Braut nicht heimgeführt.
Mortimer.
Er hat bewieſen, daß er's würdig war.
Leiceſter.
Wenn *wir* verderben, reißen wir ſie nach.
Mortimer.
Wenn wir uns ſchonen, wird ſie nicht gerettet.
Leiceſter.
Ihr überlegt nicht, hört nicht, werdet Alles
Mit heftig blindem Ungeſtüm zerſtören,
Was auf ſo guten Weg geleitet war.
Mortimer.
Wohl auf den guten Weg, den *ihr* gebahnt?
Was habt ihr denn gethan, um ſie zu retten?
— Und wie? Wenn ich nun Bube gnug geweſen,
Sie zu *ermorden*, wie die Königin
Mir anbefahl, wie ſie zu dieſer Stunde
Von mir erwartet — Nennt mir doch die Anſtalt,
Die ihr gemacht, ihr Leben zu erhalten.

Leiceſter (erſtaunt).
Gab euch die Königin dieſen Blutbefehl?
Mortimer.
Sie irrte ſich in mir, wie ſich Maria
In euch.
Leiceſter.
Und ihr habt zugeſagt? Habt ihr?
Mortimer.
Damit ſie andre Hände nicht erkaufe,
Bot ich die meinen an.
Leiceſter.
Ihr thatet wohl.
Dies kann uns Raum verſchaffen. Sie verläßt ſich
Auf euren blut'gen Dienſt, das Todesurtheil
Bleibt unvollſtreckt, und wir gewinnen Zeit —
Mortimer (ungeduldig).
Nein, wir verlieren Zeit!
Leiceſter.
Sie zählt auf euch;
So minder wird ſie Anſtand nehmen, ſich
Den Schein der Gnade vor der Welt zu geben.
Vielleicht, daß ich durch Liſt ſie überrede,
Das Angeſicht der Gegnerin zu ſehn,
Und dieſer Schritt muß ihr die Hände binden.
Burleigh hat Recht. Das Urtheil kann nicht mehr
Vollzogen werden, wenn ſie ſie geſehn.
— Ja, ich verſuch' es, Alles biet' ich auf —
Mortimer.
Und was erreicht ihr dadurch? Wenn ſie ſich
In mir getäuſcht ſieht, wenn Maria fortfährt,

Zu leben — Iſt nicht Alles, wie zuvor?
Frei wird ſie niemals! Auch das Mildeſte,
Was kommen kann, iſt ewiges Gefängniß.
Mit einer kühnen That müßt ihr doch enden.
Warum wollt ihr nicht gleich damit beginnen?
In euren Händen iſt die Macht, ihr bringt
Ein Heer zuſammen, wenn ihr nur den Adel
Auf euren vielen Schlöſſern waffnen wollt!
Maria hat noch viel verborgne Freunde;
Der Howard und der Percy edle Häuſer,
Ob ihre Häupter gleich geſtürzt, ſind noch
An Helden reich, ſie harren nur darauf,
Daß ein gewalt'ger Lord das Beiſpiel gebe!
Weg mit Verſtellung! Handelt öffentlich!
Vertheidigt als ein Ritter die Geliebte,
Kämpft einen edeln Kampf um ſie! Ihr ſeyd
Herr der Perſon der Königin von England,
Sobald ihr wollt. Lockt ſie auf eure Schlöſſer,
Sie iſt euch oft dahin gefolgt. Dort zeigt ihr
Den Mann! Sprecht als Gebieter! Haltet ſie
Verwahrt, bis ſie die Stuart frei gegeben!

Leiceſter.

Ich ſtaune, ich entſetze mich — Wohin
Reißt euch der Schwindel? — Kennt ihr dieſen Boden?
Wißt ihr, wie's ſteht an dieſem Hof, wie eng
Dies Frauenreich die Geiſter hat gebunden?
Sucht nach dem Heldengeiſt, der ehmals wohl
In dieſem Land ſich regte — Unterworfen
Iſt Alles unter'm Schlüſſel eines Weibes,
Und jedes Muthes Federn abgeſpannt.

Folgt meiner Leitung. Wagt nichts unbedachtſam.
— Ich höre kommen, geht.

Mortimer.

Maria hofft!
Kehr' ich mit leerem Troſt zu ihr zurück?

Leiceſter.

Bringt ihr die Schwüre meiner ew'gen Liebe!

Mortimer.

Bringt ihr die ſelbſt! Zum Werkzeug ihrer Rettung
Bot ich mich an, nicht euch zum Liebesboten!

(Er geht ab.)

Neunter Auftritt.

Eliſabeth. Leiceſter.

Eliſabeth.

Wer ging da von euch weg? Ich hörte ſprechen.

Leiceſter

(ſich auf ihre Rede ſchnell und erſchrocken umwendend).

Es war Sir Mortimer.

Eliſabeth.

Was iſt euch, Lord?
So ganz betreten?

Leiceſter (faßt ſich).

— Ueber deinen Anblick!
Ich habe dich ſo reizend nie geſehn.

Geblendet ſteh' ich da von deiner Schönheit.
— Ach!

Eliſabeth.

Warum ſeufzt ihr?

Leiceſter.

Hab' ich keinen Grund
Zu ſeufzen? Da ich deinen Reiz betrachte,
Erneut ſich mir der namenloſe Schmerz
Des drohenden Verluſtes.

Eliſabeth.

Was verliert ihr?

Leiceſter.

Dein Herz, dein liebenswürdig Selbſt verlier' ich.
Bald wirſt du in den jugendlichen Armen
Des feurigen Gemahls dich glücklich fühlen,
Und ungetheilt wird er dein Herz beſitzen.
Er iſt von königlichem Blut, das bin
Ich nicht, doch Trotz ſey aller Welt geboten,
Ob Einer lebt auf dieſem Erdenrund,
Der mehr Anbetung für dich fühlt, als ich.
Der Dûc von Anjou hat dich nie geſehn,
Nur deinen Ruhm und Schimmer kann er lieben,
Ich liebe dich. Wärſt du die ärmſte Hirtin,
Ich als der größte Fürſt der Welt geboren,
Zu deinem Stand würd' ich herunterſteigen,
Mein Diadem zu deinen Füßen legen.

Eliſabeth.

Beklag' mich, Dudley, ſchilt mich nicht! — Ich darf ja
Mein Herz nicht fragen. Ach! das hätte anders
Gewählt. Und wie beneid' ich andre Weiber,

Die das erhöhen dürfen, was ſie lieben.
So glücklich bin ich nicht, daß ich dem Manne,
Der mir vor allen theuer iſt, die Krone
Aufſetzen kann! — Der Stuart ward's vergönnt,
Die Hand nach ihrer Neigung zu verſchenken;
Die hat ſich Jegliches erlaubt, ſie hat
Den vollen Kelch der Freuden ausgetrunken.

Leiceſter.

Jetzt trinkt ſie auch den bittern Kelch des Leidens.

Eliſabeth.

Sie hat der Menſchen Urtheil nicht geachtet.
Leicht wurd' es ihr zu leben, nimmer lud ſie
Das Joch ſich auf, dem ich mich unterwarf.
Hätt' ich doch auch Anſprüche machen können,
Des Lebens mich, der Erde Luſt zu freun;
Doch zog ich ſtrenge Königspflichten vor.
Und doch gewann ſie aller Männer Gunſt,
Weil ſie ſich nur befliß, ein Weib zu ſeyn,
Und um ſie buhlt die Jugend und das Alter.
So ſind die Männer. Lüſtlinge ſind alle!
Dem Leichtſinn eilen ſie, der Freude zu,
Und ſchätzen nichts, was ſie verehren müſſen.
Verjüngte ſich nicht dieſer Talbot ſelbſt,
Als er auf ihren Reiz zu reden kam!

Leiceſter.

Vergib es ihm. Er war ihr Wächter einſt;
Die Liſt'ge hat mit Schmeicheln ihn bethört.

Eliſabeth.

Und iſt's denn wirklich wahr, daß ſie ſo ſchön iſt?
So oft mußt' ich die Larve rühmen hören;

Wohl möcht' ich wiſſen, was zu glauben iſt.
Gemälde ſchmeicheln, Schilderungen lügen,
Nur meinen eignen Augen würd' ich traun.
— Was ſchaut ihr mich ſo ſeltſam an?

Leiceſter.

Ich ſtellte
Dich in Gedanken neben die Maria.
— Die Freude wünſcht' ich mir, ich berg' es nicht,
Wenn es ganz ingeheim geſchehen könnte,
Der Stuart gegenüber dich zu ſehn!
Dann ſollteſt du erſt deines ganzen Siegs
Genießen! Die Beſchämung gönnt' ich ihr,
Daß ſie mit eignen Augen — denn der Neid
Hat ſcharfe Augen — überzeugt ſich ſähe,
Wie ſehr ſie auch an Adel der Geſtalt
Von dir beſiegt wird, der ſie ſo unendlich
In jeder andern würd'gen Tugend weicht.

Eliſabeth.

Sie iſt die Jüngere an Jahren.

Leiceſter.

Jünger?
Man ſieht's ihr nicht an. Freilich ihre Leiden!
Sie mag wohl vor der Zeit gealtert haben.
Ja, und was ihre Kränkung bittrer machte,
Das wäre, dich als Braut zu ſehn! Sie hat
Des Lebens ſchöne Hoffnung hinter ſich;
Dich ſähe ſie dem Glück entgegen ſchreiten!
Und als die Braut des Königſohns von Frankreich!
Da ſie ſich ſtets ſo viel gewußt, ſo ſtolz

Gethan mit der franzöſiſchen Vermählung,
Noch jetzt auf Frankreichs mächt'ge Hülfe pocht!

Eliſabeth (nachläſſig hinwerfend).

Man peinigt mich ja, ſie zu ſehn.

Leiceſter (lebhaft).

Sie fordert's
Als eine Gunſt; gewähr' es ihr als Strafe!
Du kannſt ſie auf das Blutgerüſte führen,
Es wird ſie minder peinigen, als ſich
Von deinen Reizen ausgelöſcht zu ſehn.
Dadurch ermordeſt du ſie, wie ſie dich
Ermorden wollte — Wenn ſie deine Schönheit
Erblickt, durch Ehrbarkeit bewacht, in Glorie
Geſtellt durch einen unbefleckten Tugendruf,
Den ſie, leichtſinnig buhlend, von ſich warf,
Erhoben durch der Krone Glanz, und jetzt
Durch zarte Bräutlichkeit geſchmückt — dann hat
Die Stunde der Vernichtung ihr geſchlagen.
Ja — wenn ich jetzt die Augen auf dich werfe —
Nie warſt du, nie zu einem Sieg der Schönheit
Gerüſteter als eben jetzt — Mich ſelbſt
Haſt du umſtrahlt wie eine Lichterſcheinung,
Als du vorhin in's Zimmer trateſt — Wie?
Wenn du gleich jetzt, jetzt wie du biſt, hintrateſt
Vor ſie, du findeſt keine ſchön're Stunde —

Eliſabeth.

Jetzt — Nein — Nein — Jetzt nicht, Leſter — Nein,
das muß ich
Erſt wohl bedenken — mich mit Burleigh —

Leiceſter (lebhaft einfallend).

Burleigh!
Der denkt allein auf deinen Staatsvortheil;
Auch deine Weiblichkeit hat ihre Rechte;
Der zarte Punkt gehört vor dein Gericht,
Nicht vor des Staatsmanns — ja, auch Staatskunſt will es,
Daß du ſie ſiehſt, die öffentliche Meinung
Durch eine That der Großmuth dir gewinneſt!
Magſt du nachher dich der verhaßten Feindin,
Auf welche Weiſe dir's gefällt, entladen.

Eliſabeth.

Nicht wohlanſtändig wär' mir's, die Verwandte
Im Mangel und in Schmach zu ſehn. Man ſagt,
Daß ſie nicht königlich umgeben ſey;
Vorwerfend wär' mir ihres Mangels Anblick.

Leiceſter.

Nicht ihrer Schwelle brauchſt du dich zu nahn.
Hör' meinen Rath. Der Zufall hat es eben
Nach Wunſch gefügt. Heut' iſt das große Jagen,
An Fotheringhay führt der Weg vorbei,
Dort kann die Stuart ſich im Park ergehn,
Du kommſt ganz wie von ungefähr dahin,
Es darf nichts als vorherbedacht erſcheinen,
Und wenn es dir zuwider, redeſt du
Sie gar nicht an —

Eliſabeth.

Begeh' ich eine Thorheit,
So iſt es eure, Leſter, nicht die meine.
Ich will euch heute keinen Wunſch verſagen,

Weil ich von meinen Unterthanen allen
Euch heut' am weheſten gethan.
(Ihn zärtlich anſehend.)
Sey's eine Grille nur von euch. Dadurch
Gibt Neigung ſich ja kund, daß ſie bewilligt
Aus freier Gunſt, was ſie auch nicht gebilligt.
(Leiceſter ſtürzt zu ihren Füßen; der Vorhang fällt.)

Dritter Aufzug.

Gegend in einem Park. Vorn mit Bäumen beſetzt, hinten eine weite Ausſicht.

Erſter Auftritt.

Maria tritt in ſchnellem Lauf hinter Bäumen hervor. Hanna Kennedy folgt langſam.

Kennedy.

Ihr eilet ja, als wenn ihr Flügel hättet;
So kann ich euch nicht folgen, wartet doch!

Maria.

Laß mich der neuen Freiheit genießen,
Laß mich ein Kind ſeyn, ſey es mit!
Und auf dem grünen Teppich der Wieſen
Prüfen den leichten, geflügelten Schritt.
Bin ich dem finſtern Gefängniß entſtiegen,
Hält ſie mich nicht mehr, die traurige Gruft?
Laß mich in vollen, in durſtigen Zügen
Trinken die freie, die himmliſche Luft.

Kennedy.

O meine theure Lady! Euer Kerker
Iſt nur um ein klein Weniges erweitert.
Ihr ſeht nur nicht die Mauer, die uns einſchließt,
Weil ſie der Bäume dicht Geſträuch verſteckt.

Maria.

O Dank, Dank dieſen freundlich grünen Bäumen,
Die meines Kerkers Mauern mir verſtecken!
Ich will mich frei und glücklich träumen,
Warum aus meinem ſüßen Wahn mich wecken?
Umfängt mich nicht der weite Himmelsſchooß?
Die Blicke, frei und feſſellos,
Ergehen ſich in ungemeſſ'nen Räumen.
Dort, wo die grauen Nebelberge ragen,
Fängt meines Reiches Gränze an,
Und dieſe Wolken, die nach Mittag jagen,
Sie ſuchen Frankreichs fernen Ocean.
Eilende Wolken, Segler der Lüfte!
Wer mit euch wanderte, mit euch ſchiffte!
Grüßet mir freundlich mein Jugendland!
Ich bin gefangen, ich bin in Banden,
Ach, ich hab' keinen andern Geſandten!
Frei in Lüften iſt eure Bahn,
Ihr ſeyd nicht dieſer Königin unterthan.

Kennedy.

Ach, theure Lady! ihr ſeyd außer euch,
Die langentbehrte Freiheit macht euch ſchwärmen.

Maria.

Dort legt ein Fiſcher den Nachen an!
Dies elende Werkzeug könnte mich retten,

Brächte mich ſchnell zu befreundeten Städten.
Spärlich nährt es den dürftigen Mann.
Beladen wollt' ich ihn reich mit Schätzen,
Einen Zug ſollt' er thun, wie er keinen gethan,
Das Glück ſollt' er finden in ſeinen Netzen,
Nähm' er mich ein in den rettenden Kahn.

Kennedy.

Verlorne Wünſche! Seht ihr nicht, daß uns
Von ferne dort die Spähertritte folgen?
Ein finſter grauſames Verbot ſcheucht jedes
Mitleidige Geſchöpf aus unſerm Wege.

Maria.

Nein, gute Hanna! Glaub' mir, nicht umſonſt
Iſt meines Kerkers Thor geöffnet worden.
Die kleine Gunſt iſt mir des größern Glücks
Verkünderin. Ich irre nicht. Es iſt
Der Liebe thät'ge Hand, der ich ſie danke.
Lord Leſters mächt'gen Arm erkenn' ich drin.
Allmählig will man mein Gefängniß weiten,
Durch Kleineres zum Größern mich gewöhnen,
Bis ich das Antlitz deſſen endlich ſchaue,
Der mir die Bande löſt auf immerdar.

Kennedy.

Ach, ich kann dieſen Widerſpruch nicht reimen!
Noch geſtern kündigt man den Tod euch an,
Und heute wird euch plötzlich ſolche Freiheit.
Auch denen, hört' ich ſagen, wird die Kette
Gelöſt, auf die die ew'ge Freiheit wartet.

Maria.

Hörſt du das Hifthorn? Hörſt du's klingen,

Mächtigen Rufes, durch Feld und Hain?
Ach, auf das muthige Roß mich zu ſchwingen,
An den fröhlichen Zug mich zu reihn!
Noch mehr, o die bekannte Stimme,
Schmerzlich ſüßer Erinnerung voll.
Oft vernahm ſie mein Ohr mit Freuden,
Auf des Hochlands bergigen Haiden,
Wenn die tobende Jagd erſcholl.

Zweiter Auftritt.

Paulet. Die Vorigen.

Paulet.

Nun! Hab' ich's endlich recht gemacht, Milady?
Verdien' ich einmal euern Dank?

Maria.

Wie, Ritter?
Seyd ihr's, der dieſe Gunſt mir ausgewirkt?
Ihr ſeyd's?

Paulet.

Warum ſoll ich's nicht ſeyn? Ich war
Am Hof, ich überbrachte euer Schreiben —

Maria.

Ihr übergabt es? Wirklich thatet ihr's?
Und dieſe Freiheit, die ich jetzt genieße,
Iſt eine Frucht des Briefs —

Paulet (mit Bedeutung).

Und nicht die einz'ge!
Macht euch auf eine größre noch gefaßt.

Maria.

Auf eine größre, Sir? Was meint ihr damit?

Paulet.

Ihr hörtet doch die Hörner —

Maria (zurückfahrend, mit Ahnung).

Ihr erſchreckt mich!

Paulet.

Die Königin jagt in dieſer Gegend.

Maria.

Was?

Paulet.

In wenigen Augenblicken ſteht ſie vor euch.

Kennedy

(auf Maria zueilend, welche zittert und hinzuſinken droht).

Wie wird euch, theure Lady! Ihr verblaßt.

Paulet.

Nun! Iſt's nun nicht recht? War's nicht eure Bitte?
Sie wird euch früher gewährt, als ihr gedacht.
Ihr war't ſonſt immer ſo geſchwinder Zunge,
Jetzt bringet eure Worte an, jetzt iſt
Der Augenblick, zu reden!

Maria.

O warum hat man mich nicht vorbereitet!
Jetzt bin ich nicht darauf gefaßt, jetzt nicht.
Was ich mir als die höchſte Gunſt erbeten,
Dünkt mir jetzt ſchrecklich, fürchterlich — Komm,
Hanna,

Führ' mich in's Haus, daß ich mich faſſe, mich
Erhole —

Paulet.

Bleibt. Ihr müßt ſie hier erwarten.
Wohl, wohl mag's euch ängſtigen, ich glaub's,
Vor eurem Richter zu erſcheinen.

Dritter Auftritt.

Graf Schrewsbury zu den Vorigen.

Maria.

Es iſt nicht darum! Gott, mir iſt ganz anders
Zu Muth — Ach, edler Schrewsbury! ihr kommt,
Vom Himmel mir ein Engel zugeſendet!
— Ich kann ſie nicht ſehn! Rettet, rettet mich
Vor dem verhaßten Anblick —

Schrewsbury.

Kommt zu euch, Königin! Faßt euren Muth
Zuſammen. Das iſt die entſcheidungvolle Stunde.

Maria.

Ich habe drauf geharret — Jahre lang
Mich drauf bereitet, Alles hab' ich mir
Geſagt und in's Gedächtniß eingeſchrieben,
Wie ich ſie rühren wollte und bewegen!
Vergeſſen plötzlich, ausgelöſcht iſt Alles,
Nichts lebt in mir in dieſem Augenblick,

Als meiner Leiden brennendes Gefühl.
In blut'gen Haß gewendet wider ſie
Iſt mir das Herz, es fliehen alle guten
Gedanken, und die Schlangenhaare ſchüttelnd
Umſtehen mich die finſtern Höllengeiſter.

Schrewsbury.

Gebietet eurem wild empörten Blut,
Bezwingt des Herzens Bitterkeit! Es bringt
Nicht gute Frucht, wenn Haß dem Haß begegnet.
Wie ſehr auch euer Innres widerſtrebe,
Gehorcht der Zeit und dem Geſetz der Stunde!
Sie iſt die Mächtige — Demüthigt euch!

Maria.

Vor ihr? ich kann es nimmermehr!

Schrewsbury.

Thut's dennoch!
Sprecht ehrerbietig, mit Gelaſſenheit!
Ruft ihre Großmuth an, trotzt nicht, jetzt nicht
Auf euer Recht, jetzo iſt nicht die Stunde.

Maria.

Ach, mein Verderben hab' ich mir erfleht,
Und mir zum Fluche wird mein Flehn erhört!
Nie hätten wir uns ſehen ſollen, niemals!
Daraus kann nimmer, nimmer Gutes kommen!
Eh' mögen Feu'r und Waſſer ſich in Liebe
Begegnen und das Lamm den Tiger küſſen —
Ich bin zu ſchwer verletzt — ſie hat zu ſchwer
Beleidigt — Nie iſt zwiſchen uns Verſöhnung!

Schrewsbury.

Seht ſie nur erſt von Angeſicht!

Ich ſah es ja wie ſie von eurem Brief
Erſchüttert war, ihr Auge ſchwamm in Thränen.
Nein, ſie iſt nicht gefühllos, hegt ihr ſelbſt
Nur beſſeres Vertrauen — Darum eben
Bin ich vorausgeeilt, damit ich euch
In Faſſung ſetzen und ermahnen möchte.

Maria (ſeine Hand ergreifend).

Ach, Talbot! Ihr war't ſtets mein Freund — Daß ich
In eurer milden Haſt geblieben wäre!
Es ward mir hart begegnet, Schrewsbury!

Schrewsbury.

Vergeßt jetzt Alles. Darauf denkt allein,
Wie ihr ſie unterwürfig wollt empfangen.

Maria.

Iſt Burleigh auch mit ihr, mein böſer Engel?

Schrewsbury.

Niemand begleitet ſie als Graf von Leſter.

Maria.

Lord Leſter?

Schrewsbury.

Fürchtet nichts von ihm. Nicht er
Will euren Untergang — Sein Werk iſt es
Daß euch die Königin die Zuſammenkunft
Bewilligt.

Maria.

Ach! ich wußt' es wohl!

Schrewsbury.

Was ſagt ihr?

Paulet.

Die Königin kommt!

(Alles weicht auf die Seite, nur Maria bleibt, auf die Kennedy gelehnt.)

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Eliſabeth. Graf Leiceſter. Gefolge.

Eliſabeth (zu Leiceſter).

Wie heißt der Landſitz?

Leiceſter.

Fotheringhayſchloß.

Eliſabeth (zu Schrewsbury).

Schickt unſer Jagdgefolg voraus nach London.
Das Volk dringt allzuheftig in den Straßen,
Wir ſuchen Schutz in dieſem ſtillen Park.

(Talbot entfernt das Gefolge. Sie fixirt mit den Augen die Maria, indem ſie zu Paulet weiter ſpricht.)

Mein gutes Volk liebt mich zu ſehr. Unmäßig,
Abgöttiſch ſind die Zeichen ſeiner Freude,
So ehrt man einen Gott, nicht einen Menſchen.

Maria

(welche dieſe Zeit über halb ohnmächtig auf die Amme gelehnt war, erhebt ſich jetzt, und ihr Auge begegnet dem geſpannten Blick der Eliſabeth. Sie ſchaudert zuſammen, und wirft ſich wieder an der Amme Bruſt).

O Gott, aus dieſen Zügen ſpricht kein Herz!

Eliſabeth.

Wer iſt die Lady?

(Ein allgemeines Schweigen.)

Leiceſter.

— Du biſt zu Fotheringhay, Königin.

Eliſabeth

(ſtellt ſich überraſcht und erſtaunt, einen finſtern Blick auf Leiceſtern richtend).

Wer hat mir das gethan? Lord Leſter!

Leiceſter.

Es iſt geſchehen, Königin — und nun
Der Himmel deinen Schritt hieher gelenkt,
So laß die Großmuth und das Mitleid ſiegen.

Schrewsbury.

Laß dich erbitten, königliche Frau,
Dein Aug' auf die Unglückliche zu richten,
Die hier vergeht vor deinem Anblick.

(Maria rafft ſich zuſammen, und will auf die Eliſabeth zugehen, ſteht aber auf halbem Weg ſchaudernd ſtill; ihre Geberden drücken den heftigſten Kampf aus.)

Eliſabeth.

Wie, Mylords?
Wer war es denn, der eine Tiefgebeugte
Mir angekündigt? Eine Stolze find' ich,
Vom Unglück keineswegs geſchmeidigt.

Maria.

Sey's!
Ich will mich auch noch dieſem unterwerfen.
Fahr' hin, ohnmächt'ger Stolz der edeln Seele!
Ich will vergeſſen, wer ich bin und was

Ich litt; ich will vor ihr mich niederwerfen,
Die mich in dieſe Schmach herunterſtieß.
(Sie wendet ſich gegen die Königin.)
Der Himmel hat für euch entſchieden, Schweſter!
Gekrönt vom Sieg iſt euer glücklich Haupt;
Die Gottheit bet' ich an, die euch erhöhte!
(Sie fällt vor ihr nieder.)
Doch ſeyd auch ihr nun edelmüthig, Schweſter!
Laßt mich nicht ſchmachvoll liegen! Eure Hand
Streckt aus, reicht mir die königliche Rechte,
Mich zu erheben von dem tiefen Fall!

Eliſabeth (zurücktretend).

Ihr ſeyd an eurem Platz, Lady Maria!
Und dankend preiſ' ich meines Gottes Gnade,
Der nicht gewollt, daß ich zu euren Füßen
So liegen ſollte, wie ihr jetzt zu meinen.

Maria (mit ſteigendem Affekt).

Denkt an den Wechſel alles Menſchlichen!
Es leben Götter, die den Hochmuth rächen!
Verehret, fürchtet ſie, die ſchrecklichen,
Die mich zu euren Füßen niederſtürzen —
Um dieſer fremden Zeugen willen, ehrt
In mir euch ſelbſt! entweihet, ſchändet nicht
Das Blut der Tuder, das in meinen Adern,
Wie in den euren, fließt — O Gott im Himmel
Steht nicht da, ſchroff und unzugänglich, wie
Die Felſenklippe, die der Strandende
Vergeblich ringend, zu erfaſſen ſtrebt.
Mein Alles hängt, mein Leben, mein Geſchick,
An meiner Worte, meiner Thränen Kraft;

Löſt *mir* das Herz, daß ich das eure rühre!
Wenn ihr mich anſchaut mit dem Eiſesblick,
Schließt ſich das Herz mir ſchaudernd zu, der Strom
Der Thränen ſtockt, und kaltes Grauſen feſſelt
Die Flehensworte mir im Buſen an.

Eliſabeth (kalt und ſtreng).

Was habt ihr mir zu ſagen, Lady Stuart?
Ihr habt mich ſprechen wollen. Ich vergeſſe
Die Königin, die ſchwer beleidigte,
Die fromme Pflicht der Schweſter zu erfüllen,
Und meines Anblicks Troſt gewähr' ich euch.
Dem Trieb der Großmuth folg' ich, ſetze mich
Gerechtem Tadel aus, daß ich ſo weit
Herunterſteige — denn ihr wißt,
Daß ihr mich habt ermorden laſſen wollen.

Maria.

Womit ſoll ich den Anfang machen, wie
Die Worte klüglich ſtellen, daß ſie euch
Das Herz ergreifen, aber nicht verletzen!
O Gott, gib meiner Rede Kraft, und nimm
Ihr jeden Stachel, der verwunden könnte!
Kann ich doch für mich ſelbſt nicht ſprechen, ohne euch
Schwer zu verklagen, und das will ich nicht.
— Ihr habt an mir gehandelt, wie nicht recht iſt,
Denn ich bin eine Königin wie ihr,
Und ihr habt als Gefangne mich gehalten.
Ich kam zu euch als eine Bittende,
Und ihr, des Gaſtrechts heilige Geſetze,
Der Völker heilig Recht in mir verhöhnend,
Schloßt mich in Kerkermauern ein; die Freunde

Die Diener werden grauſam mir entriſſen,
Unwürd'gem Mangel werd' ich preisgegeben,
Man ſtellt mich vor ein ſchimpfliches Gericht —
Nichts mehr davon! Ein ewiges Vergeſſen
Bedecke, was ich Grauſames erlitt.
— Seht! Ich will alles eine Schickung nennen;
Ihr ſeyd nicht ſchuldig, ich bin auch nicht ſchuldig;
Ein böſer Geiſt ſtieg aus dem Abgrund auf,
Den Haß in unſern Herzen zu entzünden,
Der unſre zarte Jugend ſchon entzweit.
Er wuchs mit uns, und böſe Menſchen fachten
Der unglückſel'gen Flamme Athem zu,
Wahnſinn'ge Eiferer bewaffneten
Mit Schwert und Dolch die unberufne Hand —
Das iſt das Fluchgeſchick der Könige,
Daß ſie, entzweit, die Welt in Haß zerreißen,
Und jeder Zwietracht Furien entfeſſeln,
— Jetzt iſt kein fremder Mund mehr zwiſchen uns,
(Nähert ſich ihr zutraulich und mit ſchmeichelndem Ton.)
Wir ſtehn einander ſelbſt nun gegenüber.
Jetzt, Schweſter, redet! nennt mir meine Schuld,
Ich will euch völliges Genüge leiſten.
Ach, daß ihr damals mir Gehör geſchenkt,
Als ich ſo dringend euer Auge ſuchte!
Es wäre nie ſo weit gekommen, nicht
An dieſem traur'gen Ort geſchähe jetzt
Die unglückſelig traurige Begegnung.

Eliſabeth.

Mein guter Stern bewahrte mich davor,
Die Natter an den Buſen mir zu legen.

— Nicht die Geſchicke, euer ſchwarzes Herz
Klagt an, die wilde Ehrſucht eures Hauſes.
Nichts Feindliches war zwiſchen uns geſchehn,
Da kündigte mir euer Ohm, der ſtolze,
Herrſchwüth'ge Prieſter, der die freche Hand
Nach allen Kronen ſtreckt, die Fehde an,
Bethörte euch, mein Wappen anzunehmen,
Euch meine Königstitel zuzueignen,
Auf Tod und Leben in den Kampf mit mir
Zu gehn — Wen rief er gegen mich nicht auf?
Der Prieſter Zungen und der Völker Schwert,
Des frommen Wahnſinns fürchterliche Waffen;
Hier ſelbſt, im Friedensſitze meines Reichs,
Blies er mir der Empörung Flammen an —
Doch Gott iſt mit mir, und der ſtolze Prieſter
Behält das Feld nicht — Meinem Haupte war
Der Streich gedrohet, und das eure fällt!

Maria.

Ich ſteh' in Gottes Hand. Ihr werdet euch
So blutig eurer Macht nicht überheben —

Eliſabeth.

Wer ſoll mich hindern? Euer Oheim gab
Das Beiſpiel allen Königen der Welt,
Wie man mit ſeinen Feinden Frieden macht.
Die Sankt Barthelemi ſey meine Schule!
Was iſt mir Blutverwandtſchaft, Völkerrecht?
Die Kirche trennet aller Pflichten Band,
Den Treubruch heiligt ſie, den Königsmord;
Ich übe nur, was eure Prieſter lehren.
Sagt! welches Pfand gewährte mir für euch

Wenn ich großmüthig eure Bande löſte?
Mit welchem Schloß verwahr' ich eure Treue,
Das nicht Sankt Peters Schlüſſel öffnen kann?
Gewalt nur iſt die einz'ge Sicherheit;
Kein Bündniß iſt mit dem Gezücht der Schlangen.

Maria.

O das iſt euer traurig finſtrer Argwohn!
Ihr habt mich ſtets als eine Feindin nur
Und Fremdlingin betrachtet. Hättet ihr
Zu eurer Erbin mich erklärt, wie mir
Gebührt, ſo hätten Dankbarkeit und Liebe
Euch eine treue Freundin und Verwandte
In mir erhalten.

Eliſabeth.

Draußen, Lady Stuart,
Iſt eure Freundſchaft, euer Haus das Papſtthum,
Der Mönch iſt euer Bruder — Euch zur Erbin
Erklären! Der verrätheriſche Fallſtrick!
Daß ihr bei meinem Leben noch mein Volk
Verführtet, eine liſtige Armida,
Die edle Jugend meines Königreichs
In eurem Buhlernetze ſchlau verſtricktet —
Daß Alles ſich der neu aufgehnden Sonne
Zuwendete, und ich —

Maria.

Regiert in Frieden!
Jedwedem Anſpruch auf dies Reich entſag' ich.
Ach, meines Geiſtes Schwingen ſind gelähmt;
Nicht Größe lockt mich mehr — Ihr habt's erreicht,
Ich bin nur noch der Schatten der Maria.

Gebrochen iſt in langer Kerkerſchmach
Der edle Muth — Ihr habt das Aeußerſte an mir
Gethan, habt mich zerſtört in meiner Blüthe!
— Jetzt macht ein Ende, Schweſter! Sprecht es aus,
Das Wort, um deſſentwillen ihr gekommen,
Denn nimmer will ich glauben, daß ihr kamt,
Um euer Opfer grauſam zu verhöhnen.
Sprecht dieſes Wort aus! Sagt mir: „Ihr ſeyd frei,
„Maria! Meine Macht habt ihr gefühlt,
„Jetzt lernet meinen Edelmuth verehren.“
Sagt's, und ich will mein Leben, meine Freiheit
Als ein Geſchenk aus eurer Hand empfangen.
— Ein Wort macht Alles ungeſchehn. Ich warte
Darauf. O laßt mich's nicht zu lang erharren!
Weh euch, wenn ihr mit dieſem Wort nicht endet!
Denn wenn ihr jetzt nicht ſegenbringend, herrlich,
Wie eine Gottheit von mir ſcheidet — Schweſter!
Nicht um dies ganze reiche Eiland, nicht
Um alle Länder, die das Meer umfaßt,
Möcht' ich vor euch ſo ſtehn, wie ihr vor mir!

Eliſabeth.

Bekennt ihr endlich euch für überwunden?
Iſt's aus mit euren Ränken? Iſt kein Mörder
Mehr unterweges? Will kein Abenteurer
Für euch die traur'ge Ritterſchaft mehr wagen?
— Ja, es iſt aus, Lady Maria. Ihr verführt
Mir Keinen mehr. Die Welt hat andre Sorgen.
Es lüſtet Keinen, euer — vierter Mann
Zu werden, denn ihr tödtet eure Freier,
Wie eure Männer!

Maria (auffahrend).
Schweſter! Schweſter!
O Gott! Gott! Gib mir Mäßigung!

Eliſabeth
(ſieht ſie lange mit einem Blick ſtolzer Verachtung an).
Das alſo ſind die Reizungen, Lord Leſter,
Die ungeſtraft kein Mann erblickt, daneben
Kein andres Weib ſich wagen darf zu ſtellen!
Fürwahr! Der Ruhm war wohlfeil zu erlangen,
Es koſtet nichts, die allgemeine Schönheit
Zu ſeyn, als die gemeine ſeyn für alle!

Maria.
Das iſt zu viel!

Eliſabeth (höhniſch lachend).
Jetzt zeigt ihr euer wahres
Geſicht, bis jetzt war's nur die Larve.

Maria
(vor Zorn glühend, doch mit einer edeln Würde).
Ich habe menſchlich, jugendlich gefehlt,
Die Macht verführte mich, ich hab' es nicht
Verheimlicht und verborgen; falſchen Schein
Hab' ich verſchmäht, mit königlichem Freimuth.
Das Aergſte weiß die Welt von mir und ich
Kann ſagen, ich bin beſſer als mein Ruf.
Weh euch, wenn ſie von euren Thaten einſt
Den Ehrenmantel zieht, womit ihr gleißend
Die wilde Glut verſtohlner Lüſte deckt.
Nicht Ehrbarkeit habt ihr von eurer Mutter
Geerbt; man weiß, um welcher Tugend willen
Anna von Boulen das Schaffot beſtiegen.

Schrewsbury

(tritt zwiſchen beide Königinnen).

O Gott des Himmels! Muß es dahin kommen!
Iſt das die Mäßigung, die Unterwerfung,
Lady Maria?

Maria.

Mäßigung! Ich habe
Ertragen, was ein Menſch ertragen kann.
Fahr' hin, lammherzige Gelaſſenheit!
Zum Himmel fliehe, leidende Geduld!
Spreng' endlich deine Bande, tritt hervor
Aus deiner Höhle, langverhaltner Groll!
Und du, der dem gereizten Baſilisk
Den Mordblick gab, leg' auf die Zunge mir
Den gift'gen Pfeil —

Schrewsbury.

O ſie iſt außer ſich!
Verzeih der Raſenden, der ſchwer Gereizten!

(Eliſabeth, vor Zorn ſprachlos, ſchießt wüthende Blicke auf Marien.)

Leiceſter

(in der heftigſten Unruhe, ſucht die Eliſabeth hinweg zu führen).

Höre
Die Wüthende nicht an! Hinweg, hinweg
Von dieſem unglückſel'gen Ort!

Maria.

Der Thron von England iſt durch einen Baſtard
Entweiht, der Britten edelherzig Volk
Durch eine liſt'ge Gauklerin betrogen.

— Regierte Recht, ſo läget ihr vor mir
Im Staube jetzt; denn ich bin euer König.
(Eliſabeth geht ſchnell ab, die Lords folgen ihr in der höchſten Beſtürzung.)

Fünfter Auftritt.

Maria. Kennedy.

Kennedy.
O was habt ihr gethan! Sie geht in Wuth!
Jetzt iſt es aus und alle Hoffnung ſchwindet.

Maria (noch ganz außer ſich).
Sie geht in Wuth! Sie trägt den Tod im Herzen!
(Der Kennedy um den Hals fallend.)
O wie mir wohl iſt, Hanna! Endlich, endlich
Nach Jahren der Erniedrigung, der Leiden,
Ein Augenblick der Rache, des Triumphs!
Wie Bergeslaſten fällt's von meinem Herzen,
Das Meſſer ſtieß ich in der Feindin Bruſt.

Kennedy.
Unglückliche! Der Wahnſinn reißt euch hin,
Ihr habt die Unverſöhnliche verwundet.
Sie führt den Blitz, ſie iſt die Königin;
Vor ihrem Buhlen habt ihr ſie verhöhnt!

Maria.
Vor Leſters Augen hab' ich ſie erniedrigt!

Er ſah es, er bezeugte meinen Sieg!
Wie ich ſie niederſchlug von ihrer Höhe,
Er ſtand dabei, mich ſtärkte ſeine Nähe!

Sechſter Auftritt.

Mortimer zu den Vorigen.

Kennedy.

O Sir! Welch ein Erfolg —

Mortimer.

Ich hörte Alles.

(Giebt der Amme ein Zeichen, ſich auf ihren Poſten zu begeben, und tritt näher. Sein ganzes Weſen drückt eine heftige, leidenſchaftliche Stimmung aus.)

Du haſt geſiegt! du tratſt ſie in den Staub!
Du warſt die Königin, ſie der Verbrecher.
Ich bin entzückt von deinem Muth, ich bete
Dich an; wie eine Göttin, groß und herrlich
Erſcheinſt du mir in dieſem Augenblick.

Maria.

Ihr ſpracht mit Leſtern, überbrachtet ihm
Mein Schreiben, mein Geſchenk — O redet, Sir!

Mortimer

(mit glühenden Blicken ſie betrachtend)

Wie dich der edle königliche Zorn
Umglänzte, deine Reize mir verklärte!
Du biſt das ſchönſte Weib auf dieſer Erde!

Maria.

Ich bitt' euch, Sir! Stillt meine Ungeduld.
Was ſpricht Mylord? O ſagt, was darf ich hoffen?

Mortimer.

Wer? Er? Das iſt ein Feiger, Elender!
Hofft nichts von ihm, verachtet ihn, vergeßt ihn!

Maria.

Was ſagt ihr?

Mortimer.

Er euch retten und beſitzen!
Er euch! Er ſoll es wagen! Er! Mit mir
Muß er auf Tod und Leben darum kämpfen!

Maria.

Ihr habt ihm meinen Brief nicht übergeben?
— O dann iſt's aus!

Mortimer.

Der Feige liebt das Leben.
Wer dich will retten und die Seine nennen,
Der muß den Tod beherzt umarmen können.

Maria.

Er will nichts für mich thun?

Mortimer.

Nichts mehr von ihm!
Was kann er thun, und was bedarf man ſein?
Ich will dich retten, ich allein!

Maria.

Ach, was vermögt ihr!

Mortimer.

Täuſchet euch nicht mehr,
Als ob es noch wie geſtern mit euch ſtünde!

So wie die Königin jetzt von euch ging,
Wie dies Geſpräch ſich wendete, iſt Alles
Verloren, jeder Gnadenweg geſperrt.
Der *That* bedarf's jetzt, *Kühnheit* muß entſcheiden,
Für Alles werde Alles friſch gewagt,
Frei müßt ihr ſeyn, noch eh' der Morgen tagt.

Maria.

Was ſprecht ihr? Dieſe Nacht! Wie iſt das möglich?

Mortimer.

Hört, was beſchloſſen iſt. Verſammelt hab' ich
In heimlicher Kapelle die Gefährten;
Ein Prieſter hörte unſre Beichte an,
Ablaß iſt uns ertheilt für alle Schulden,
Die wir begingen, Ablaß im Voraus
Für alle, die wir noch begehen werden.
Das letzte Sakrament empfingen wir,
Und fertig ſind wir zu der letzten Reiſe.

Maria.

O welche fürchterliche Vorbereitung!

Mortimer.

Dies Schloß erſteigen wir in dieſer Nacht,
Der Schlüſſel bin ich mächtig. Wir ermorden
Die Hüter, reißen dich aus deiner Kammer.
Gewaltſam ſterben muß von unſrer Hand,
Daß Niemand überbleibe, der den Raub
Verrathen könne, jede lebende Seele.

Maria.

Und Drury, Paulet, meine Kerkermeiſter?
O eher werden ſie ihr letztes Blut —

Mortimer.

Von meinem Dolche fallen ſie zuerſt!

Maria.

Was? Euer Oheim, euer zweiter Vater?

Mortimer.

Von meinen Händen ſtirbt er. Ich ermord' ihn.

Maria.

O blut'ger Frevel!

Mortimer.

Alle Frevel ſind
Vergeben im Voraus. Ich kann das Aergſte
Begehen, und ich will's.

Maria.

O ſchrecklich, ſchrecklich!

Mortimer.

Und müßt' ich auch die Königin durchbohren,
Ich hab' es auf die Hoſtie geſchworen.

Maria.

Nein, Mortimer! Eh' ſo viel Blut um mich —

Mortimer.

Was iſt mir alles Leben gegen dich
Und meine Liebe! Mag der Welten Band
Sich löſen, eine zweite Waſſerflut
Herwogend alles Athmende verſchlingen!
— Ich achte nichts mehr! Eh' ich dir entſage,
Eh' nahe ſich das Ende aller Tage.

Maria (zurücktretend).

Gott! welche Sprache, Sir, und — welche Blicke!
— Sie ſchrecken, ſie verſcheuchen mich.

Mortimer

(mit irren Blicken und im Ausdruck des ſtillen Wahnſinns).

Das Leben iſt
Nur ein Moment, der Tod iſt auch nur einer!
— Man ſchleife mich nach Tyburn, Glied für Glied
Zerreiße man mit glühender Eiſenzange,

(Indem er heftig auf ſie zugeht, mit ausgebreiteten Armen.)

Wenn ich dich, Heißgeliebte, umfange —

Maria (zurücktretend).

Unſinniger, zurück! —

Mortimer.

An dieſer Bruſt,
Auf dieſem liebeathmenden Munde —

Maria.

Um Gotteswillen, Sir! Laßt mich hinein gehn!

Mortimer.

Der iſt ein Raſender, der nicht das Glück
Feſthält in unauflöslicher Umarmung,
Wenn es ein Gott in ſeine Hand gegeben.
Ich will dich retten, koſt' es tauſend Leben!
Ich rette dich, ich will es, doch ſo wahr
Gott lebt! ich ſchwör's, ich will dich auch beſitzen.

Maria.

O, will kein Gott, kein Engel mich beſchützen!
Furchtbares Schickſal! Grimmig ſchleuderſt du
Von einem Schreckniß mich dem andern zu.
Bin ich geboren, nur die Wuth zu wecken?
Verſchwört ſich Haß und Liebe, mich zu ſchrecken?

Mortimer.

Ja, glühend, wie ſie haſſen, lieb' ich dich!

Sie wollen dich enthaupten, dieſen Hals,
Den blendend weißen, mit dem Beil durchſchneiden.
O weihe du dem Lebensgott der Freuden,
Was du dem Haſſe blutig opfern mußt!
Mit dieſen Reizen, die nicht dein mehr ſind,
Beſelige den glücklichen Geliebten!
Die ſchöne Locke, dieſes ſeidne Haar,
Verfallen ſchon den finſtern Todesmächten,
Gebrauch's, den Sklaven ewig zu umflechten!

Maria.

O welche Sprache muß ich hören! Sir!
Mein Unglück ſollt' euch heilig ſeyn, mein Leiden,
Wenn es mein königliches Haupt nicht iſt.

Mortimer.

Die Krone iſt von deinem Haupt gefallen,
Du haſt nichts mehr von ird'ſcher Majeſtät,
Verſuch' es, laß dein Herrſcherwort erſchallen,
Ob dir ein Freund, ein Retter auferſteht.
Nichts blieb dir als die rührende Geſtalt,
Der hohen Schönheit göttliche Gewalt,
Die läßt mich Alles wagen und vermögen,
Die treibt dem Beil des Henkers mich entgegen —

Maria.

O wer errettet mich von ſeiner Wuth!

Mortimer.

Verwegner Dienſt belohnt ſich auch verwegen!
Warum verſpritzt der Tapfere ſein Blut?
Iſt Leben doch des Lebens höchſtes Gut!

Ein Raſender, der es umſonſt verſchleudert!
Erſt will ich ruhn an ſeiner wärmſten Bruſt —
(Er preßt ſie heftig an ſich.)

Maria.

O muß ich Hülfe rufen gegen den Mann,
Der mein Erretter —

Mortimer.

Du biſt nicht gefühllos;
Nicht kalter Strenge klagt die Welt dich an;
Dich kann die heiße Liebesbitte rühren,
Du haſt den Sänger Rizzio beglückt,
Und jener Bothwell durfte dich entführen.

Maria.

Vermeſſener!

Mortimer.

Er war nur dein Tyrann!
Du zittertеſt vor ihm, da du ihn liebteſt!
Wenn nur der Schrecken dich gewinnen kann,
Beim Gott der Hölle! —

Maria.

Laßt mich! Raſet ihr?

Mortimer.

Erzittern ſollſt du auch vor mir!

Kennedy (hereinſtürzend).

Man naht. Man kommt. Bewaffnet Volk erfüllt
Den ganzen Garten.

Mortimer
(auffahrend und zum Degen greifend).

Ich beſchütze dich!

Maria.

O Hanna! rette mich aus ſeinen Händen!
Wo find' ich Aermſte einen Zufluchtort?
Zu welchem Heiligen ſoll ich mich wenden?
Hier iſt Gewalt und drinnen iſt der Mord.

(Sie flieht dem Hauſe zu. Kennedy folgt.)

Siebenter Auftritt.

Mortimer. Paulet und **Drury**, welche außer ſich hereinſtürzen. **Gefolge** eilt über die Scene.

Paulet.

Verſchließt die Pforten. Zieht die Brücken auf!

Mortimer.

Oheim, was iſt's?

Paulet.

Wo iſt die Mörderin?
Hinab mit ihr in's finſterſte Gefängniß!

Mortimer.

Was gibt's? Was iſt geſchehn?

Paulet.

Die Königin!
Verfluchte Hände! Teufliſches Erkühnen!

Mortimer.

Die Königin! Welche Königin?

Paulet.

Von England!
Sie iſt ermordet auf der Londner Straße!
(Eilt in's Haus.)

Achter Auftritt.

Mortimer, gleich darauf Okelly.

Mortimer.

Bin ich im Wahnwitz? Kam nicht eben Jemand
Vorbei und rief: Die Königin ſey ermordet?
Nein, nein, mir träumte nur. Ein Fieberwahn
Bringt mir als wahr und wirklich vor den Sinn,
Was die Gedanken gräßlich mir erfüllt.
Wer kommt? Es iſt Okell'. So ſchreckenvoll!

Okelly (hereinſtürzend).

Flieht, Mortimer! Flieht! Alles iſt verloren.

Mortimer.

Was iſt verloren?

Okelly.

Fragt nicht lange. Denkt
Auf ſchnelle Flucht!

Mortimer.

Was gibt's denn?

Okelly.

Sauvage führte
Den Streich, der Raſende.

Mortimer.
So iſt es wahr?

Okelly.
Wahr, wahr! O rettet euch!

Mortimer.
Sie iſt ermordet,
Und auf den Thron von England ſteigt Maria!

Okelly.
Ermordet! Wer ſagt das?

Mortimer.
Ihr ſelbſt!

Okelly.
Sie lebt!
Und ich und ihr, wir alle ſind des Todes.

Mortimer.
Sie lebt?

Okelly.
Der Stoß ging fehl, der Mantel fing ihn auf,
Und Schrewsbury entwaffnete den Mörder.

Mortimer.
Sie lebt?

Okelly.
Lebt, um uns alle zu verderben!
Kommt, man umzingelt ſchon den Park.

Mortimer.
Wer hat
Das Raſende gethan?

Okelly.
Der Barnabit'
Aus Toulon war's, den ihr in der Kapelle

Tiefſinnig ſitzen ſaht, als uns der Mönch
Das Anathem' ausdeutete, worin
Der Papſt die Königin mit dem Fluch belegt.
Das Nächſte, Kürzeſte wollt' er ergreifen,
Mit einem kecken Streich die Kirche Gottes
Befrein, die Martyrkrone ſich erwerben!
Dem Prieſter nur vertraut' er ſeine That,
Und auf dem Londner Weg ward ſie vollbracht.

Mortimer

(nach einem langen Stillſchweigen).

O dich verfolgt ein grimmig wüthend Schickſal,
Unglückliche! Jetzt — ja, jetzt mußt du ſterben,
Dein Engel ſelbſt bereitet deinen Fall.

Okelly.

Sagt! wohin wendet ihr die Flucht? Ich gehe,
Mich in des Nordens Wäldern zu verbergen.

Mortimer.

Flieht hin und Gott geleite eure Flucht!
Ich bleibe. Noch verſuch' ich's, ſie zu retten,
Wo nicht, auf ihrem Sarge mir zu betten.

(Gehen ab zu verſchiedenen Seiten.)

Vierter Aufzug.

Vorzimmer.

Erſter Auftritt.

Graf Aubeſpine, Kent und Leiceſter.

Aubeſpine.

Wie ſteht's um Ihro Majeſtät? Mylords,
Ihr ſeht mich noch ganz außer mir vor Schrecken.
Wie ging das zu? Wie konnte das in Mitte
Des allertreuſten Volks geſchehen?

Leiceſter.

Es geſchah
Durch Keinen aus dem Volke. Der es that,
War eures Königs Unterthan, ein Franke.

Aubeſpine.

Ein Raſender gewißlich!

Kent.

Ein Papiſt,
Graf Aubeſpine!

Zweiter Auftritt.

Vorige. Burleigh im Geſpräch mit Daviſon.

Burleigh.

Sogleich muß der Befehl
Zur Hinrichtung verfaßt und mit dem Siegel
Verſehen werden — Wenn er ausgefertigt,
Wird er der Königin zur Unterſchrift
Gebracht. Geht! Keine Zeit iſt zu verlieren.

Daviſon.

Es ſoll geſchehn. (Geht ab.)

Aubeſpine (Burleigh entgegen).

Mylord, mein treues Herz
Theilt die gerechte Freude dieſer Inſel.
Lob ſey dem Himmel, der den Mörderſtreich
Gewehrt von dieſem königlichen Haupt!

Burleigh.

Er ſey gelobt, der unſrer Feinde Bosheit
Zu Schanden machte!

Aubeſpine.

Mög' ihn Gott verdammen,
Den Thäter dieſer fluchenswerthen That!

Burleigh.

Den Thäter und den ſchändlichen Erfinder.

Aubeſpine (zu Kent).

Gefällt es Eurer Herrlichkeit, Lordmarſchall,
Bei Ihro Majeſtät mich einzuführen,
Daß ich den Glückwunſch meines Herrn und Königs
Zu ihren Füßen ſchuldigſt niederlege —

Burleigh.
Bemüht euch nicht, Graf Aubeſpine.

Aubeſpine ([illegible]).
Ich weiß,
Lord Burleigh, was mir obliegt.

Burleigh.
Euch liegt ob,
Die Inſel auf das ſchleunigſte zu räumen.

Aubeſpine (tritt erſtaunt zurück).
Was? Wie iſt das?

Burleigh.
Der heilige Charakter
Beſchützt euch heute noch und morgen nicht mehr.

Aubeſpine.
Und was iſt mein Verbrechen?

Burleigh.
Wenn ich es
Genannt, ſo iſt es nicht mehr zu vergeben.

Aubeſpine.
Ich hoffe, Lord, das Recht der Abgeſandten —

Burleigh.
Schützt — Reichsverräther nicht.

Leiceſter und **Kent.**
Ha! Was iſt das?

Aubeſpine.
Mylord,
Bedenkt ihr wohl —

Burleigh.
Ein Paß, von eurer Hand
Geſchrieben, fand ſich in des Mörders Taſche.

Kent.

Iſt's möglich?

Aubeſpine.

Viele Päſſe theil' ich aus;
Ich kann der Menſchen Innres nicht erforſchen.

Burleigh.

In eurem Hauſe beichtete der Mörder.

Aubeſpine.

Mein Haus iſt offen.

Burleigh.

Jedem Feinde Englands.

Aubeſpine.

Ich fordre Unterſuchung.

Burleigh.

Fürchtet ſie!

Aubeſpine.

In meinem Haupt iſt mein Monarch verletzt,
Zerreiſſen wird er das geſchloßne Bündniß.

Burleigh.

Zerriſſen ſchon hat es die Königin;
England wird ſich mit Frankreich nicht vermählen.
Mylord von Kent! Ihr übernehmet es,
Den Grafen ſicher an das Meer zu bringen.
Das aufgebrachte Volk hat ſein Hotel
Geſtürmt, wo ſich ein ganzes Arſenal
Von Waffen fand; es droht, ihn zu zerreiſſen,
Wie er ſich zeigt; verberget ihn, bis ſich
Die Wuth gelegt — Ihr haftet für ſein Leben!

Aubeſpine.

Ich gehe, ich verlaſſe dieſes Land,

Wo man der Völker Recht mit Füßen tritt,
Und mit Verträgen ſpielt — doch mein Monarch
Wird blut'ge Rechenſchaft —

Burleigh.

Er hole ſie!

(Kent und Aubeſpine gehen ab.)

Dritter Auftritt.

Leiceſter und Burleigh.

Leiceſter.

So löſt ihr ſelbſt das Bündniß wieder auf,
Das ihr geſchäftig unberufen knüpftet.
Ihr habt um England wenig Dank verdient,
Mylord, die Mühe konntet ihr euch ſparen.

Burleigh.

Mein Zweck war gut. Gott leitete es anders.
Wohl dem, der ſich nichts Schlimmeres bewußt iſt!

Leiceſter.

Man kennt Cecils geheimnißreiche Miene,
Wenn er die Jagd auf Staatsverbrechen macht.
— Jetzt, Lord, iſt eine gute Zeit für euch;
Ein ungeheurer Frevel iſt geſchehn,
Und noch umhüllt Geheimniß ſeine Thäter.
Jetzt wird ein Inquiſitionsgericht
Eröffnet. Wort und Blicke werden abgewogen,

Gedanken ſelber vor Gericht geſtellt.
Da ſeyd ihr der allwicht'ge Mann, der Atlas
Des Staats; ganz England liegt auf euren Schultern.

Burleigh.

In euch, Mylord, erkenn' ich meinen Meiſter.
Denn ſolchen Sieg, als eure Rednerkunſt
Erfocht, hat meine nie davon getragen.

Leiceſter.

Was meint ihr damit, Lord?

Burleigh.

Ihr war't es doch, der hinter meinem Rücken
Die Königin nach Fotheringhayſchloß
Zu locken wußte?

Leiceſter.

Hinter eurem Rücken!
Wann ſcheuten meine Thaten eure Stirn?

Burleigh.

Die Königin hättet ihr nach Fotheringhay
Geführt? Nicht doch! Ihr habt die Königin
Nicht hingeführt! — Die Königin war es,
Die ſo gefällig war, euch hinzuführen.

Leiceſter.

Was wollt ihr damit ſagen, Lord?

Burleigh.

Die edle
Perſon, die ihr die Königin dort ſpielen ließt!
Der herrliche Triumph, den ihr der arglos
Vertrauenden bereitet! — Güt'ge Fürſtin!
So ſchamlos frech verſpottete man dich,
So ſchonungslos wardſt du dahin gegeben!

— Das alſo iſt die Großmuth und die Milde,
Die euch im Staatsrath plötzlich angewandelt!
Darum iſt dieſe Stuart ein ſo ſchwacher,
Verachtungswerther Feind, daß es der Müh'
Nicht lohnt, mit ihrem Blut ſich zu beflecken!
Ein feiner Plan! Fein zugeſpitzt! Nur Schade,
Zu fein geſchärfet, daß die Spitze brach!

Leiceſter.

Nichtswürdiger! Gleich folgt mir! An dem Throne
Der Königin ſollt ihr mir Rede ſtehn.

Burleigh.

Dort trefft ihr mich — Und ſehet zu, Mylord,
Daß euch dort die Beredſamkeit nicht fehle!
(Geht ab.)

Vierter Auftritt.

Leiceſter allein, darauf Mortimer.

Leiceſter.

Ich bin entdeckt, ich bin durchſchaut — Wie kam
Der Unglückſelige auf meine Spuren!
Weh mir, wenn er Beweiſe hat! Erfährt
Die Königin, daß zwiſchen mir und der Maria
Verſtändniſſe geweſen — Gott! Wie ſchuldig
Steh' ich vor ihr! Wie hinterliſtig treulos
Erſcheint mein Rath, mein unglückſeliges

Bemühn, nach Fotheringhay ſie zu führen!
Grauſam verſpottet ſieht ſie ſich von mir,
An die verhaßte Feindin ſich verrathen!
O nimmer, nimmer kann ſie das verzeihn!
Vorherbedacht wird Alles nun erſcheinen,
Auch dieſe bittre Wendung des Geſprächs,
Der Gegnerin Triumph und Hohngelächter,
Ja ſelbſt die Mörderhand, die blutig ſchrecklich,
Ein unerwartet ungeheures Schickſal,
Dazwiſchen kam, werd' ich bewaffnet haben!
Nicht Rettung ſeh' ich, nirgends! Ha! Wer kommt!

Mortimer

(kommt in der heftigſten Unruhe und blickt ſcheu umher).

Graf Leſter! Seyd ihr's! Sind wir ohne Zeugen?

Leiceſter.

Unglücklicher, hinweg! Was ſucht ihr hier?

Mortimer.

Man iſt auf unſrer Spur, auf eurer auch;
Nehmt euch in Acht!

Leiceſter.

Hinweg, hinweg!

Mortimer.

Man weiß,
Daß bei dem Grafen Aubeſpine geheime
Verſammlung war —

Leiceſter.

Was kümmert's mich!

Mortimer.

Daß ſich der Mörder
Dabei befunden —

Leiceſter.

Das iſt eure Sache!
Verwegener! was unterfangt ihr euch,
In euren blut'gen Frevel mich zu flechten?
Vertheidigt eure böſen Händel ſelbſt!

Mortimer.

So hört mich doch nur an.

Leiceſter (in heftigem Zorn).

Geht in die Hölle!
Was hängt ihr euch, gleich einem böſen Geiſt,
An meine Ferſen! Fort! Ich kenn' euch nicht;
Ich habe nichts gemein mit Meuchelmördern.

Mortimer.

Ihr wollt nicht hören. Euch zu warnen komm' ich;
Auch eure Schritte ſind verrathen —

Leiceſter.

Ha!

Mortimer.

Der Groſſchatzmeiſter war zu Fotheringhay,
Sogleich nachdem die Unglücksthat geſchehn war;
Der Königin Zimmer wurden ſtreng durchſucht,
Da fand ſich —

Leiceſter.

Was?

Mortimer.

Ein angefangner Brief
Der Königin an euch —

Leiceſter.

Die Unglückſel'ge!

Mortimer.

Wenn ſie euch auffordert, Wort zu halten,
Euch das Verſprechen ihrer Hand erneuert,
Des Bildniſſes gedenkt —

Leiceſter.

Tod und Verdammniß!

Mortimer.

Lord Burleigh hat den Brief.

Leiceſter.

Ich bin verloren!

(Er geht während der folgenden Rede Mortimers verzweiflungsvoll auf und nieder.)

Mortimer.

Ergreift den Augenblick! Kommt ihm zuvor!
Errettet euch, errettet ſie — Schwört euch
Heraus, erſinnt Entſchuldigungen, wendet
Das Aergſte ab! Ich ſelbſt kann nichts mehr thun.
Zerſtreut ſind die Gefährten, auseinander
Geſprengt iſt unſer ganzer Bund. Ich eile
Nach Schottland, neue Freunde dort zu ſammeln.
An euch iſt's jetzt; verſucht, was euer Anſehn,
Was eine kecke Stirn vermag!

Leiceſter (ſteht ſtill, plötzlich beſonnen).

Das will ich.

(Er geht nach der Thür, öffnet ſie, und ruft:

He da! Trabanten!

(zu dem Offizier, der mit Bewaffneten hereintritt.)

Dieſen Staatsverräther
Nehmt in Verwahrung und bewacht ihn wohl!

Die ſchändlichſte Verſchwörung iſt entdeckt;
Ich bringe ſelbſt der Königin die Botſchaft.
(Er geht ab.)

Mortimer

(ſteht anfangs ſtarr vor Erſtaunen, faßt ſich aber bald und ſieht Leiceſtern mit einem Blick der tiefſten Verachtung nach).

Ha, Schändlicher! — Doch ich verdiene das.
Wer hieß mich auch dem Elenden vertrauen?
Weg über meinen Nacken ſchreitet er;
Mein Fall muß ihm die Rettungsbrücke bauen.
— So rette dich! Verſchloſſen bleibt mein Mund,
Ich will dich nicht in mein Verderben flechten.
Auch nicht im Tode mag ich deinen Bund;
Das Leben iſt das einz'ge Gut des Schlechten.

(Zu dem Offizier der Wache, der hervortritt, um ihn gefangen zu nehmen.)

Was willſt du, feiler Sklav' der Tyrannei?
Ich ſpotte deiner, ich bin frei!
(Einen Dolch ziehend.)

Offizier.

Er iſt bewehrt — Entreißt ihm ſeinen Dolch!
(Sie dringen auf ihn ein, er erwehrt ſich ihrer.)

Mortimer.

Und frei im letzten Augenblicke ſoll
Mein Herz ſich öffnen, meine Zunge löſen!
Fluch und Verderben euch, die ihren Gott
Und ihre wahre Königin verrathen!
Die von der irdiſchen Maria ſich
Treulos, wie von der himmliſchen gewendet,
Sich dieſer Baſtardkönigin verkauft —

Offizier.

Hört ihr die Läſt'rung! Auf! Ergreifet ihn.

Mortimer.

Geliebte! Nicht erretten konnt' ich dich,
So will ich dir ein männlich Beiſpiel geben.
Maria, heil'ge, bitt' für mich!
Und nimm mich zu dir in dein himmliſch Leben!

(Er durchſticht ſich mit dem Dolch und fällt der Wache in die Arme.)

Zimmer der Königin.

Fünfter Auftritt.

Eliſabeth, einen Brief in der Hand. **Burleigh.**

Eliſabeth.

Mich hinzuführen! Solchen Spott mit mir
Zu treiben! Der Verräther! Im Triumph
Vor ſeiner Buhlerin mich aufzuführen!
O ſo ward noch kein Weib betrogen, Burleigh!

Burleigh.

Ich kann es noch nicht faſſen, wie es ihm,
Durch welche Macht, durch welche Zauberkünſte
Gelang, die Klugheit meiner Königin
So ſehr zu überraſchen.

Eliſabeth.

O ich ſterbe
Vor Scham! Wie mußt' er meiner Schwäche ſpotten!
Sie glaubt' ich zu erniedrigen und war,
Ich ſelber, ihres Spottes Ziel!

Burleigh.

Du ſiehſt nun ein, wie treu ich dir gerathen!

Eliſabeth.

O ich bin ſchwer dafür geſtraft, daß ich
Von eurem weiſen Rathe mich entfernt!
Und ſollt' ich ihm nicht glauben? In den Schwüren
Der treuſten Liebe einen Fallſtrick fürchten?
Wem darf ich trau'n, wenn er mich hinterging?
Er, den ich groß gemacht vor allen Großen,
Der mir der Nächſte ſtets am Herzen war,
Dem ich verſtattete, an dieſem Hof
Sich wie der Herr, der König, zu betragen!

Burleigh.

Und zu derſelben Zeit verrieth er dich
An dieſe falſche Königin von Schottland!

Eliſabeth.

O ſie bezahle mir's mit ihrem Blut!
— Sagt! iſt das Urtheil abgefaßt?

Burleigh.

Es liegt
Bereit, wie du befohlen.

Eliſabeth.

Sterben ſoll ſie!
Er ſoll ſie fallen ſehn, und nach ihr fallen.
Verſtoßen hab' ich ihn aus meinem Herzen;

Fort iſt die Liebe; Rache füllt es ganz.
So hoch er ſtand, ſo tief und ſchmählich ſey
Sein Sturz! Er ſey ein Denkmal meiner Strenge,
Wie er ein Beiſpiel meiner Schwäche war.
Man führ' ihn nach dem Tower; ich werde Peers
Ernennen, die ihn richten. Hingegeben
Sey er der ganzen Strenge des Geſetzes.

Burleigh.

Er wird ſich zu dir drängen, ſich rechtfert'gen —

Eliſabeth.

Wie kann er ſich rechtfert'gen? Ueberführt
Ihn nicht der Brief? O ſein Verbrechen iſt
Klar, wie der Tag!

Burleigh.

Doch du biſt mild und gnädig;
Sein Anblick, ſeine mächt'ge Gegenwart —

Eliſabeth.

Ich will ihn nicht ſehn. Niemals, niemals wieder!
Habt ihr Befehl gegeben, daß man ihn
Zurück weiſt, wenn er kommt?

Burleigh.

So iſt's befohlen!

Page (tritt ein).

Mylord von Leſter!

Königin.

Der Abſcheuliche!
Ich will ihn nicht ſehn. Sagt ihm, daß ich ihn
Nicht ſehen will.

Page.

Das wag' ich nicht, dem Lord
Zu ſagen, und er würde mir's nicht glauben.

Königin.

So hab' ich ihn erhöht, daß meine Diener
Vor ſeinem Anſehn mehr als meinem zittern!

Burleigh (zum Pagen).

Die Königin verbiet' ihm, ſich zu nahn!

(Page geht zögernd ab.)

Königin (nach einer Pauſe).

Wenn's dennoch möglich wäre — Wenn er ſich
Rechtfert'gen könnte! — Sagt mir, könnt' es nicht
Ein Fallſtrick ſeyn, den mir Maria legte,
Mich mit dem treuſten Freunde zu entzwei'n?
O ſie iſt eine abgefeimte Bübin!
Wenn ſie den Brief nur ſchrieb, mir gift'gen Argwohn
In's Herz zu ſtreun, ihn, den ſie haßt, in's Unglück
Zu ſtürzen —

Burleigh.

Aber Königin, erwäge —

Sechſter Auftritt.

Vorige. Leiceſter.

Leiceſter

(reißt die Thüre mit Gewalt auf, und tritt mit gebieteriſchem Weſen herein).

Den Unverſchämten will ich ſehn, der mir
Das Zimmer meiner Königin verbietet.

Eliſabeth.

Ha, der Verwegene!

Leiceſter.

Mich abzuweiſen!
Wenn ſie für einen Burleigh ſichtbar iſt,
So iſt ſie's auch für mich!

Burleigh.

Ihr ſeyd ſehr kühn, Mylord,
Hier wider die Erlaubniß einzuſtürmen.

Leiceſter.

Ihr ſeyd ſehr frech, Lord, hier das Wort zu nehmen.
Erlaubniß? Was? Es iſt an dieſem Hofe
Niemand, durch deſſen Mund Graf Leſter ſich
Erlauben und verbieten laſſen kann!

(Indem er ſich der Eliſabeth demüthig nähert.)

Aus meiner Königin eignem Mund will ich —

Eliſabeth (ohne ihn anzuſehen).

Aus meinem Angeſicht, Nichtswürdiger!

Leiceſter.

Nicht meine gütige Eliſabeth,
Den Lord vernehm' ich, meinen Feind, in dieſen
Unholden Worten — Ich berufe mich auf meine
Eliſabeth — du liehest ihm dein Ohr;
Das Gleiche fordr' ich.

Eliſabeth.

Redet, Schändlicher!
Vergrößert euren Frevel! Läugnet ihn!

Leiceſter.

Laßt dieſen Ueberläſtigen ſich erſt
Entfernen — Tretet ab, Mylord — Was ich

Mit meiner Königin zu verhandeln habe,
Braucht keinen Zeugen. Geht!

Eliſabeth (zu Burleigh).

Bleibt, ich befehl' es!

Leiceſter.

Was ſoll der Dritte zwiſchen dir und mir!
Mit meiner angebeteten Monarchin
Hab' ich's zu thun — die Rechte meines Platzes
Behaupt' ich — Es ſind heil'ge Rechte!
Und ich beſtehe drauf, daß ſich der Lord
Entferne!

Eliſabeth.

Euch geziemt die ſtolze Sprache!

Leiceſter.

Wohl ziemt ſie mir, denn ich bin der Beglückte,
Dem deine Gunſt den hohen Vorzug gab;
Das hebt mich über ihn und über Alle!
Dein Herz verlieh mir dieſen ſtolzen Rang,
Und was die Liebe gab, werd' ich, bei Gott!
Mit meinem Leben zu behaupten wiſſen.
Er geh' — Und zweier Augenblicke nur
Bedarf's, mich mit dir zu verſtänd'gen.

Eliſabeth.

Ihr hofft umſonſt, mich liſtig zu beſchwatzen.

Leiceſter.

Beſchwatzen konnte dich der Plauderer;
Ich aber will zu deinem Herzen reden,
Und was ich im Vertraun auf deine Gunſt
Gewagt, will ich auch nur vor deinem Herzen

Rechtfertigen — Kein anderes Gericht
Erkenn' ich über mir, als deine Neigung!

Eliſabeth.

Schamloſer! Eben dieſe iſt's, die euch zuerſt
Verdammt — Zeigt ihm den Brief, Mylord!

Burleigh.

Hier iſt er!

Leiceſter

(durchläuft den Brief, ohne die Faſſung zu verändern).

Das iſt der Stuart Hand!

Eliſabeth.

Leſ't und verſtummt!

Leiceſter

(nachdem er geleſen, ruhig).

Der Schein iſt gegen mich; doch darf ich hoffen,
Daß ich nicht nach dem Schein gerichtet werde!

Eliſabeth.

Könnt' ihr es läugnen, daß ihr mit der Stuart
In heimlichem Verſtändniß war't, ihr Bildniß
Empfingt, ihr zur Befreiung Hoffnung machtet?

Leiceſter.

Leicht wäre mir's, wenn ich mich ſchuldig fühlte,
Das Zeugniß einer Feindin zu verwerfen!
Doch frei iſt mein Gewiſſen; ich bekenne,
Daß ſie die Wahrheit ſchreibt!

Eliſabeth.

Nun denn,
Unglücklicher!

Burleigh.

Sein eigner Mund verdammt ihn.

Eliſabeth.
Aus meinen Augen! In den Tower — Verräther!
Leiceſter.
Der bin ich nicht. Ich hab' gefehlt, daß ich
Aus dieſem Schritt dir ein Geheimniß machte;
Doch redlich war die Abſicht; es geſchah,
Die Feindin zu erforſchen, zu verderben.
Eliſabeth.
Elende Ausflucht! —
Burleigh.
Wie, Mylord? Ihr glaubt —
Leiceſter.
Ich habe ein gewagtes Spiel geſpielt,
Ich weiß, und nur Graf Leſter durfte ſich
An dieſem Hofe ſolcher That erkühnen.
Wie ich die Stuart haſſe, weiß die Welt.
Der Rang, den ich bekleide, das Vertrauen,
Wodurch die Königin mich ehrt, muß jeden Zweifel
In meine treue Meinung niederſchlagen.
Wohl darf der Mann, den deine Gunſt vor Allen
Auszeichnet, einen eignen kühnen Weg
Einſchlagen, ſeine Pflicht zu thun.
Burleigh.
Warum,
Wenn's eine gute Sache war, verſchwiegt ihr?
Leiceſter.
Mylord! Ihr pflegt zu ſchwatzen, eh' ihr handelt,
Und ſeyd die Glocke eurer Thaten. Das
Iſt eure Weiſe, Lord. Die meine iſt,
Erſt handeln und dann reden!

Burleigh.

Ihr redet jetzo, weil ihr müßt.

Leiceſter

(ihn ſtolz und höhniſch mit den Augen meſſend).

Und ihr
Berühmt euch, eine wundergroße That
In's Werk gerichtet, eure Königin
Gerettet, die Verrätherei entlarvt
Zu haben — Alles wißt ihr, eurem Scharfblick
Kann's nicht entgehen, meint ihr — Armer Prahler!
Trotz eurer Spürkunſt war Maria Stuart
Noch heute frei, wenn ich es nicht verhindert.

Burleigh.

Ihr hättet —

Leiceſter.

Ich, Mylord. Die Königin
Vertraute ſich dem Mortimer, ſie ſchloß
Ihr Innerſtes ihm auf, ſie ging ſo weit,
Ihm einen blut'gen Auftrag gegen die Maria
Zu geben, da der Oheim ſich mit Abſcheu
Von einem gleichen Antrag abgewendet —
Sagt! Iſt es nicht ſo?

(Königin und Burleigh ſehen einander betroffen an.)

Burleigh.

Wie gelangtet ihr
Dazu? —

Leiceſter.

Iſt's nicht ſo? — Nun, Mylord! Wo hattet
Ihr eure tauſend Augen, nicht zu ſehn,
Daß dieſer Mortimer euch hinterging?

Daß er ein wüthender Papiſt, ein Werkzeug
Der Guiſen, ein Geſchöpf der Stuart war,
Ein keck entſchloſſ'ner Schwärmer, der gekommen,
Die Stuart zu befrein, die Königin
Zu morden —

Eliſabeth

(mit äußerſtem Erſtaunen).

Dieſer Mortimer!

Leiceſter.

Er war's, durch den
Maria Unterhandlung mit mir pflog,
Den ich auf dieſem Wege kennen lernte.
Noch heute ſollte ſie aus ihrem Kerker
Geriſſen werden; dieſen Augenblick
Entdeckte mir's ſein eigner Mund; ich ließ ihn
Gefangen nehmen und in der Verzweiflung,
Sein Werk vereitelt, ſich entlarvt zu ſehn,
Gab er ſich ſelbſt den Tod!

Eliſabeth.

O ich bin unerhört
Betrogen — Dieſer Mortimer!

Burleigh.

Und jetzt
Geſchah das? Jetzt, nachdem ich euch verlaſſen!

Leiceſter.

Ich muß um meinetwillen ſehr beklagen,
Daß es dies Ende mit ihm nahm. Sein Zeugniß,
Wenn er noch lebte, würde mich vollkommen
Gereinigt, aller Schuld entledigt haben.
Drum übergab ich ihn des Richters Hand.

Die ſtrengſte Rechtsform ſollte meine Unſchuld
Vor aller Welt bewähren und beſiegeln.

Burleigh.

Er tödtete ſich, ſagt ihr. Er ſich ſelber? Oder
Ihr ihn?

Leiceſter.

Unwürdiger Verdacht! Man höre
Die Wache ab, der ich ihn übergab!

(Er geht an die Thür und ruft hinaus. Der Offizier der Leibwache tritt herein.)

Erſtattet Ihrer Majeſtät Bericht,
Wie dieſer Mortimer umkam!

Offizier.

Ich hielt die Wache
Im Vorſaal, als Mylord die Thüre ſchnell
Eröffnete und mir befahl, den Ritter
Als einen Staatsverräther zu verhaften.
Wir ſahen ihn hierauf in Wuth gerathen,
Den Dolch ziehn, unter heftiger Verwünſchung
Der Königin, und eh' wir's hindern konnten,
Ihn in die Bruſt ſich ſtoßen, daß er todt
Zu Boden ſtürzte —

Leiceſter.

Es iſt gut. Ihr könnt
Abtreten, Sir! Die Königin weiß genug!

(Offizier geht ab.)

Eliſabeth.

O welcher Abgrund von Abſcheulichkeiten!

Leiceſter.

Wer war's nun, der dich rettete? War es

Mylord von Burleigh? Wußt' er die Gefahr,
Die dich umgab? War er's, der ſie von dir
Gewandt? — Dein treuer Leſter war dein Engel!

Burleigh.

Graf! Dieſer Mortimer ſtarb euch ſehr gelegen.

Eliſabeth.

Ich weiß nicht, was ich ſagen ſoll. Ich glaub' euch,
Und glaub' euch nicht. Ich denke, ihr ſeyd ſchuldig
Und ſeyd es nicht! O die Verhaßte, die
Mir all das Weh bereitete!

Leiceſter.

Sie muß ſterben.
Jetzt ſtimm' ich ſelbſt für ihren Tod. Ich rieth
Dir an, das Urtheil unvollſtreckt zu laſſen,
Bis ſich auf's Neu' ein Arm für ſie erhübe.
Dies iſt geſchehn — und ich beſtehe drauf,
Daß man das Urtheil ungeſäumt vollſtrecke.

Burleigh.

Ihr riethet dazu! Ihr!

Leiceſter.

So ſehr es mich
Empört, zu einem Aeußerſten zu greifen,
Ich ſehe nun und glaube, daß die Wohlfahrt
Der Königin dies blut'ge Opfer heiſcht;
Drum trag' ich darauf an, daß der Befehl
Zur Hinrichtung gleich ausgefertigt werde!

Burleigh (zur Königin).

Da es Mylord ſo treu und ernſtlich meint,
So trag' ich darauf an, daß die Vollſtreckung
Des Richterſpruchs ihm übertragen werde.

Leiceſter.

Mir?

Burleigh.

Euch. Nicht beſſer könnt ihr den Verdacht,
Der jetzt noch auf euch laſtet, widerlegen,
Als wenn ihr ſie, die ihr geliebt zu haben
Beſchuldigt werdet, ſelbſt enthaupten laſſet.

Eliſabeth

(Leiceſtern mit den Augen fixirend).

Mylord räth gut. So ſey's, und dabei bleib' es.

Leiceſter.

Mich ſollte billig meines Ranges Höh'
Von einem Auftrag dieſes traur'gen Inhalts
Befrein, der ſich in jedem Sinne beſſer
Für einen Burleigh ziemen mag als mich.
Wer ſeiner Königin ſo nahe ſteht,
Der ſollte nichts Unglückliches vollbringen.
Jedoch um meinen Eifer zu bewähren,
Um meiner Königin genugzuthun,
Begeb' ich mich des Vorrechts meiner Würde
Und übernehme die verhaßte Pflicht.

Eliſabeth.

Lord Burleigh theile ſie mit euch!

(Zu dieſem.)

Tragt Sorge,
Daß der Befehl gleich ausgefertigt werde.

(Burleigh geht. Man hört draußen ein Getümmel.)

Siebenter Auftritt.

Graf von Kent zu den Vorigen.

Eliſabeth.

Was gibt's, Mylord von Kent? Was für ein Auflauf
Erregt die Stadt — Was iſt es?

Kent.

Königin,
Es iſt das Volk, das den Pallaſt umlagert,
Es fordert heftig dringend, dich zu ſehn.

Eliſabeth.

Was will mein Volk?

Kent.

Der Schrecken geht durch London,
Dein Leben ſey bedroht, es gehen Mörder
Umher, vom Papſte wider dich geſendet.
Verſchworen ſeyen die Katholiſchen,
Die Stuart aus dem Kerker mit Gewalt
Zu reiſſen und zur Königin auszurufen.
Der Pöbel glaubt's und wüthet. Nur das Haupt
Der Stuart, das noch heute fällt, kann ihn
Beruhigen.

Eliſabeth.

Wie? Soll mir Zwang geſchehn?

Kent.

Sie ſind entſchloſſen, eher nicht zu weichen,
Bis du das Urtheil unterzeichnet haſt.

Achter Auftritt.

Burleigh und **Daviſon** mit einer Schrift. **Die Vorigen.**

Eliſabeth.

Was bringt ihr, Daviſon?

Daviſon (nähert ſich, ernſthaft).

Du haſt befohlen,
O Königin —

Eliſabeth.

Was iſt's?

(Indem ſie die Schrift ergreifen will, ſchauert ſie zuſammen und fährt zurück.)

O Gott!

Burleigh.

Gehorche
Der Stimme des Volks, ſie iſt die Stimme Gottes.

Eliſabeth

(unentſchloſſen und mit ſich ſelbſt kämpfend).

O meine Lords! Wer ſagt mir, ob ich wirklich
Die Stimme meines ganzen Volks, die Stimme
Der Welt vernehme! Ach, wie ſehr befürcht' ich,
Wenn ich dem Wunſch der Menge nun gehorcht,
Daß eine ganz verſchiedne Stimme ſich
Wird hören laſſen — ja, daß eben die,
Die jetzt gewaltſam zu der That mich treiben,
Mich, wenn's vollbracht iſt, ſtrenge tadeln werden!

Neunter Auftritt.

Graf Schrewsbury zu den Vorigen.

Schrewsbury
(kommt in großer Bewegung).
Man will dich übereilen, Königin!
O halte feſt, ſey ſtandhaft!
(Indem er Daviſon mit der Schrift gewahr wird.)
Oder iſt es
Geſchehen? Iſt es wirklich? Ich erblicke
Ein unglückſelig Blatt in dieſer Hand.
Das komme meiner Königin jetzt nicht
Vor Augen.

Eliſabeth.
Edler Schrewsbury! Man zwingt mich.

Schrewsbury.
Wer kann dich zwingen? Du biſt Herrſcherin;
Hier gilt es, deine Majeſtät zu zeigen!
Gebiete Schweigen jenen rohen Stimmen,
Die ſich erdreiſten, deinem Königswillen
Zwang anzuthun, dein Urtheil zu regieren.
Die Furcht, ein blinder Wahn bewegt das Volk,
Du ſelbſt biſt außer dir, biſt ſchwer gereizt,
Du biſt ein Menſch und jetzt kannſt du nicht richten.

Burleigh.
Gerichtet iſt ſchon längſt. Hier iſt kein Urtheil
Zu *fällen*; zu *vollziehen* iſt's.

Kent

(der ſich bei Schrewsbury's Eintritt entfernt hat, kommt zurück).

Der Auflauf wächst, das Volk iſt länger nicht
Zu bändigen.

Eliſabeth (zu Schrewsbury).

Ihr ſeht, wie ſie mich drängen!

Schrewsbury.

Nur Aufſchub fordr' ich. Dieſer Federzug
Entſcheidet deines Lebens Glück und Frieden.
Du haſt es Jahre lang bedacht; ſoll dich
Der Augenblick im Sturme mit ſich führen?
Nur kurzen Aufſchub. Sammle dein Gemüth,
Erwarte eine ruhigere Stunde.

Burleigh (heftig).

Erwarte, zögre, ſäume, bis das Reich
In Flammen ſteht, bis es der Feindin endlich
Gelingt, den Mordſtreich wirklich zu vollführen.
Dreimal hat ihn ein Gott von dir entfernt.
Heut' hat er nahe dich berührt; noch einmal
Ein Wunder hoffen, hieße Gott verſuchen.

Schrewsbury.

Der Gott, der dich durch ſeine Wunderhand
Viermal erhielt, der heut' dem ſchwachen Arm
Des Greiſen Kraft gab, einen Wüthenden
Zu überwält'gen — er verdient Vertrauen!
Ich will die Stimme der Gerechtigkeit
Jetzt nicht erheben, jetzt iſt nicht die Zeit,
Du kannſt in dieſem Sturme ſie nicht hören.
Dies Eine nur vernimm! Du zitterſt jetzt
Vor dieſer lebenden Maria! Nicht

Die Lebende haſt du zu fürchten. Zittre vor
Der Todten, der Enthaupteten. Sie wird
Vom Grab' erſtehen, eine Zwietrachtgöttin,
Ein Rachegeiſt in deinem Reich herumgehn,
Und deines Volkes Herzen von dir wenden.
Jetzt haßt der Britte die Gefürchtete;
Er wird ſie rächen, wenn ſie nicht mehr iſt.
Nicht mehr die Feindin ſeines Glaubens, nur
Die Enkeltochter ſeiner Könige,
Des Haſſes Opfer und der Eiferſucht
Wird er in der Bejammerten erblicken!
Schnell wirſt du die Veränderung erfahren.
Durchziehe London, wenn die blut'ge That
Geſchehen, zeige dich dem Volk, das ſonſt
Sich jubelnd um dich her ergoß, du wirſt
Ein andres England ſehn, ein andres Volk,
Denn dich umgibt nicht mehr die herrliche
Gerechtigkeit, die alle Herzen dir
Beſiegte! Furcht, die ſchreckliche Begleitung
Der Tyrannei, wird ſchaudernd vor dir herziehn,
Und jede Straße, wo du gehſt, veröden.
Du haſt das Letzte, Aeußerſte gethan;
Welch Haupt ſteht feſt, wenn dieſes heil'ge fiel!

Eliſabeth.

Ach, Schrewsbury! Ihr habt mir heut' das Leben
Gerettet, habt des Mörders Dolch von mir
Gewendet — Warum ließet ihr ihm nicht
Den Lauf? So wäre jeder Streit geendigt,
Und alles Zweifels ledig, rein von Schuld,
Läg' ich in meiner ſtillen Gruft! Fürwahr,

Ich bin des Lebens und des Herrſchens müd'!
Muß eine von uns Königinnen fallen,
Damit die andre lebe — und es iſt
Nicht anders, das erkenn' ich — kann denn ich
Nicht die ſeyn, welche weicht? Mein Volk mag wählen,
Ich geb' ihm ſeine Majeſtät zurück.
Gott iſt mein Zeuge, daß ich nicht für mich,
Nur für das Beſte meines Volks gelebt.
Hofft es von dieſer ſchmeichleriſchen Stuart,
Der jüngern Königin, glücklichere Tage,
So ſteig' ich gern von dieſem Thron, und kehre
In Woodſtocks ſtille Einſamkeit zurück,
Wo meine anſpruchsloſe Jugend lebte,
Wo ich, vom Tand der Erdengröße fern,
Die Hoheit in mir ſelber fand — Bin ich
Zur Herrſcherin doch nicht gemacht! Der Herrſcher
Muß hart ſeyn können, und mein Herz iſt weich.
Ich habe dieſe Inſel lange glücklich
Regiert, weil ich nur brauchte zu beglücken.
Es kommt die erſte ſchwere Königspflicht,
Und ich empfinde meine Ohnmacht —

Burleigh.

Nun, bei Gott!
Wenn ich ſo ganz unkönigliche Worte
Aus meiner Königin Mund vernehmen muß,
So wär's Verrath an meiner Pflicht, Verrath
Am Vaterlande, länger ſtill zu ſchweigen.
— Du ſagſt, du liebſt dein Volk, mehr als dich ſelbſt,
Das zeige jetzt! Erwähle nicht den Frieden
Für dich und überlaß das Reich den Stürmen.

— Denk an die Kirche! Soll mit dieſer Stuart
Der alte Aberglauben wiederkehren?
Der Mönch auf's Neu' hier herrſchen, der Legat
Aus Rom gezogen kommen, unſre Kirchen
Verſchließen, unſre Könige entthronen?
— Die Seelen aller deiner Unterthanen
Ich fordre ſie von dir — Wie du jetzt handelſt,
Sind ſie gerettet oder ſind verloren.
Hier iſt nicht Zeit zu weiblichem Erbarmen,
Des Volkes Wohlfahrt iſt die höchſte Pflicht;
Hat Schrewsbury das Leben dir gerettet,
So will ich England retten — das iſt mehr!

Eliſabeth.

Man überlaſſe mich mir ſelbſt! Bei Menſchen iſt
Nicht Rath noch Troſt in dieſer großen Sache.
Ich trage ſie dem höhern Richter vor.
Was der mich lehrt, das will ich thun — Entfernt euch,
Mylords!

(Zu Daviſon.)

Ihr, Sir, könnt in der Nähe bleiben!

(Die Lords gehen ab. Schrewsbury allein bleibt noch einige Augenblicke vor der Königin ſtehen, mit bedeutungsvollem Blick, dann entfernt er ſich langſam, mit einem Ausdruck des tiefſten Schmerzens.)

Zehnter Auftritt.

Eliſabeth (allein).

O Sklaverei des Volksdienſts! Schmähliche
Knechtſchaft — Wie bin ich's müde, dieſem Götzen
Zu ſchmeicheln, den mein Innerſtes verachtet!
Wann ſoll ich frei auf dieſem Throne ſtehn!
Die Meinung muß ich ehren, um das Lob
Der Menge buhlen, einem Pöbel muß ich's
Recht machen, dem der Gaukler nur gefällt.
O der iſt noch nicht König, der der Welt
Gefallen muß! Nur der iſt's, der bei ſeinem Thun
Nach keines Menſchen Beifall braucht zu fragen.
Warum hab' ich Gerechtigkeit geübt,
Willkühr gehaßt mein Leben lang, daß ich
Für dieſe erſte unvermeidliche
Gewaltthat ſelbſt die Hände mir gefeſſelt!
Das Muſter, das ich ſelber gab, verdammt mich!
War ich tyranniſch, wie die ſpaniſche
Maria war, mein Vorfahr auf dem Thron, ich könnte
Jetzt ohne Tadel Königsblut verſpritzen!
Doch war's denn meine eigne freie Wahl,
Gerecht zu ſeyn? Die allgewaltige
Nothwendigkeit, die auch das freie Wollen
Der Könige zwingt, gebot mir dieſe Tugend.
Umgeben rings von Feinden, hält mich nur
Die Volksgunſt auf dem angefochtnen Thron.
Mich zu vernichten, ſtreben alle Mächte
Des feſten Landes. Unverſöhnlich ſchleudert

Der röm'ſche Papſt den Bannfluch auf mein Haupt;
Mit falſchem Bruderkuß verräth mich Frankreich,
Und offnen, wüthenden Vertilgungskrieg
Bereitet mir der Spanier auf den Meeren.
So ſteh' ich kämpfend gegen eine Welt,
Ein wehrlos Weib! Mit hohen Tugenden
Muß ich die Blöße meines Rechts bedecken,
Den Flecken meiner fürſtlichen Geburt,
Wodurch der eig'ne Vater mich geſchändet.
Umſonſt bedeck' ich ihn — Der Gegner Haß
Hat ihn entblößt, und ſtellt mir dieſe Stuart,
Ein ewig drohendes Geſpenſt, entgegen.
Nein, dieſe Furcht ſoll endigen!
Ihr Haupt ſoll fallen. Ich will Frieden haben.
— Sie iſt die Furie meines Lebens. Mir
Ein Plagegeiſt, vom Schickſal angeheftet.
Wo ich mir eine Freude, eine Hoffnung
Gepflanzt, da liegt die Höllenſchlange mir
Im Wege. Sie entreißt mir den Geliebten,
Den Bräut'gam raubt ſie mir! **Maria Stuart**
Heißt jedes Unglück, das mich niederſchlägt!
Iſt ſie aus den Lebendigen vertilgt,
Frei bin ich, wie die Luft auf den Gebirgen.
(Stillſchweigend.)
Mit welchem Hohn ſie auf mich niederſah,
Als ſollte mich der Blick zu Boden blitzen!
Ohnmächtige! Ich führe beſſ're Waffen;
Sie treffen tödtlich und du biſt nicht mehr!
(Mit raſchem Schritt nach dem Tiſche gehend und die Feder ergreifend.)

Ein Baſtard bin ich dir? — Unglückliche!
Ich bin es nur, ſo lang du lebſt und athmeſt.
Der Zweifel meiner fürſtlichen Geburt,
Er iſt getilgt, ſobald ich dich vertilge.
Sobald dem Britten keine Wahl mehr bleibt,
Bin ich im ächten Ehebett geboren!

(Sie unterſchreibt mit einem raſchen, feſten Federzug, läßt dann die Feder fallen, und tritt mit einem Ausdruck des Schreckens zurück. Nach einer Pauſe klingelt ſie.)

Elfter Auftritt.

Eliſabeth. Daviſon.

Eliſabeth.

Wo ſind die andern Lords?

Daviſon.

Sie ſind gegangen,
Das aufgebrachte Volk zur Ruh' zu bringen.
Das Toben war auch Augenblicks geſtillt,
Sobald der Graf von Schrewsbury ſich zeigte.
„Der iſt's, das iſt er!“ riefen hundert Stimmen;
„Der rettete die Königin! Hört ihn,
„Den bravſten Mann in England!“ Nun begann
Der edle Talbot und verwies dem Volk
In ſanften Worten ſein gewaltſames
Beginnen, ſprach ſo kraftvoll überzeugend,
Daß Alles ſich beſänftigte, und ſtill
Vom Platze ſchlich.

Eliſabeth.

Die wankelmüth'ge Menge,
Die jeder Wind herumtreibt! Wehe dem,
Der auf dies Rohr ſich lehnet! — Es iſt gut,
Sir Daviſon. Ihr könnt nun wieder gehn.
(Wie ſich Jener nach der Thür gewendet.)
Und dieſes Blatt — nehmt es zurück — Ich leg's
In eure Hände.

Daviſon
(wirft einen Blick auf das Papier und erſchrickt).

Königin! Dein Name!
Du haſt entſchieden?

Eliſabeth.

— Unterſchreiben ſollt' ich.
Ich hab's gethan. Ein Blatt Papier entſcheidet
Noch nicht, ein Name tödtet nicht.

Daviſon.

Dein Name, Königin, unter dieſer Schrift
Entſcheidet Alles, tödtet, iſt ein Strahl
Des Donners, der geflügelt trifft — Dies Blatt
Befiehlt den Kommiſſarien, dem Sherif,
Nach Fotheringhayſchloß ſich ſtehnden Fußes
Zur Königin von Schottland zu verfügen,
Den Tod ihr anzukündigen, und ſchnell,
Sobald der Morgen tagt, ihn zu vollziehn.
Hier iſt kein Aufſchub! jene hat gelebt,
Wenn ich dies Blatt aus meinen Händen gebe.

Eliſabeth.

Ja, Sir! Gott legt ein wichtig groß Geſchick
In eure ſchwachen Hände. Fleht ihn an,

Daß er mit ſeiner Weisheit euch erleuchte.
Ich geh' und überlaſſ' euch eurer Pflicht.
(Sie will gehen.)

Daviſon (tritt ihr in den Weg.)
Nein, meine Königin! Verlaß mich nicht,
Eh' du mir deinen Willen kund gethan.
Bedarf es hier noch einer andern Weisheit,
Als ein Gebot buchſtäblich zu befolgen?
— Du legſt dies Blatt in meine Hand, daß ich
Zu ſchleuniger Vollziehung es befördere?

Eliſabeth.
Das werdet ihr nach eurer Klugheit —

Daviſon
(ſchnell und erſchrocken einfallend).
Nicht
Nach meiner! Das verhüte Gott! Gehorſam
Iſt meine ganze Klugheit. Deinem Diener
Darf hier nichts zu entſcheiden übrig bleiben.
Ein klein Verſehn wär' hier ein Königsmord,
Ein unabſehbar, ungeheures Unglück.
Vergönne mir, in dieſer großen Sache
Dein blindes Werkzeug willenlos zu ſeyn.
In klare Worte faſſe deine Meinung,
Was ſoll mit dieſem Blutbefehl geſchehn?

Eliſabeth.
— Sein Name ſpricht es aus.

Daviſon.
So willſt du, daß er gleich vollzogen werde?

Eliſabeth (zögernd).
Das ſag' ich nicht, und zittre, es zu denken.

Daviſon.

Du willſt, daß ich ihn länger noch bewahre?

Eliſabeth (ſchnell.)

Auf eure Gefahr? Ihr haftet für die Folgen.

Daviſon.

Ich? Heil'ger Gott! — Sprich, Königin? Was willſt du?

Eliſabeth (ungeduldig).

Ich will, daß dieſer unglückſel'gen Sache
Nicht mehr gedacht ſoll werden, daß ich endlich
Will Ruhe davor haben und auf ewig.

Daviſon.

Es koſtet dir ein einzig Wort. O ſage,
Beſtimme, was mit dieſer Schrift ſoll werden!

Eliſabeth.

Ich hab's geſagt, und quält mich nun nicht weiter.

Daviſon.

Du hätteſt es geſagt? Du haſt mir nichts
Geſagt — O, es gefalle meiner Königin,
Sich zu erinnern.

Eliſabeth (ſtampft auf den Boden).

Unerträglich!

Daviſon.

Habe Nachſicht
Mit mir! Ich kam ſeit wenig Monden erſt
In dieſes Amt! Ich kenne nicht die Sprache
Der Höfe und der Königin — In ſchlicht
Einfacher Sitte bin ich aufgewachſen;
Drum habe du Geduld mit deinem Knecht!
Laß dich das Wort nicht reu'n, das mich belehrt,
Mich klar macht über meine Pflicht —

(Er nähert ſich ihr in flehender Stellung, ſie kehrt ihm den Rücken zu, er ſteht in Verzweiflung, dann ſpricht er mit entſchloſſ'nem Ton.)

Nimm dies Papier zurück! Nimm es zurück!
Es wird mir glühend Feuer in den Händen.
Nicht mich erwähle, dir in dieſem furchtbaren
Geſchäft zu dienen.

Eliſabeth.

Thut, was eures Amts iſt!

(Sie geht ab.)

Zwölfter Auftritt.

Daviſon, gleich darauf Burleigh.

Daviſon.

Sie geht! Sie läßt mich rathlos, zweifelnd ſtehn
Mit dieſem fürchterlichen Blatt — Was thu' ich?
Soll ich's bewahren? Soll ich's übergeben?

(Zu Burleigh, der hereintritt.)

O gut, gut, daß ihr kommt, Mylord! Ihr ſeyd's,
Der mich in dieſes Staatsamt eingeführt!
Befreiet mich davon. Ich übernahm es,
Unkundig ſeiner Rechenſchaft! Laßt mich
Zurückgehn in die Dunkelheit, wo ihr
Mich fandet, ich gehöre nicht auf dieſen Platz —

Burleigh.

Was iſt euch, Sir! Faßt euch. Wo iſt das Urtheil?
Die Königin ließ euch rufen.

Daviſon.

Sie verließ mich
In heſt'gem Zorn. O rathet mir! Helft mir!
Reißt mich aus dieſer Höllenangſt des Zweifels.
Hier iſt das Urtheil — Es iſt unterſchrieben.

Burleigh (haſtig).

Iſt es? O gebt! Gebt her!

Daviſon.

Ich darf nicht.

Burleigh.

Was?

Daviſon.

Sie hat mir ihren Willen noch nicht deutlich —

Burleigh.

Nicht deutlich! Sie hat unterſchrieben. Gebt!

Daviſon.

Ich ſoll's vollziehen laſſen — ſoll es nicht
Vollziehen laſſen — Gott! Weiß ich, was ich ſoll?

Burleigh (heftiger dringend).

Gleich, augenblicks ſollt ihr's vollziehen laſſen.
Gebt her! Ihr ſeyd verloren, wenn ihr ſäumt.

Daviſon.

Ich bin verloren, wenn ich's übereile.

Burleigh.

Ihr ſeyd ein Thor, ihr ſeyd von Sinnen! Gebt!

(Er entreißt ihm die Schrift und eilt damit ab.)

Daviſon (ihm nacheilend).

Was macht ihr? Bleibt! Ihr ſtürzt mich in's Verderben?

Fünfter Aufzug.

Die Scene iſt das Zimmer des erſten Aufzugs.

Erſter Auftritt.

Hanna **Kennedy**, in tiefe Trauer gekleidet, mit verweinten Augen und einem großen, aber ſtillen Schmerz, iſt beſchäftigt, Pakete und Briefe zu verſiegeln. Oft unterbricht ſie der Jammer in ihrem Geſchäft, und man ſieht ſie dazwiſchen ſtill beten. **Paulet** und **Drury**, gleichfalls in ſchwarzen Kleidern, treten ein, ihnen folgen viele **Bediente**, welche goldene und ſilberne Gefäße, Spiegel, Gemälde und andere Koſtbarkeiten tragen, und den Hintergrund des Zimmers damit anfüllen. Paulet überliefert der Amme ein Schmuckkäſtchen nebſt einem Papier, und bedeutet ihr durch Zeichen, daß es ein Verzeichniß der gebrachten Dinge enthalte. Beim Anblick dieſer Reichthümer erneuert ſich der Schmerz der Amme; ſie verſinkt in ein tiefes Trauern, indem Jene ſich ſtill wieder entfernen. **Melvil** tritt ein.

Kennedy

(ſchreit auf, ſobald ſie ihn gewahr wird).

Melvil! ihr ſeyd es! Euch erblick' ich wieder!

Melvil.

Ja, treue Kennedy, wir ſehn uns wieder!

Kennedy.
Nach langer, langer, ſchmerzenvoller Trennung!

Melvil.
Ein unglückſelig ſchmerzvoll Wiederſehn!

Kennedy.
O Gott! Ihr kommt —

Melvil.
Den letzten, ewigen
Abſchied von meiner Königin zu nehmen.

Kennedy.
Jetzt endlich, jetzt am Morgen ihres Todes,
Wird ihr die langentbehrte Gegenwart
Der Ihrigen vergönnt — O theurer Sir,
Ich will nicht fragen, wie es euch erging,
Euch nicht die Leiden nennen, die wir litten,
Seitdem man euch von unſrer Seite riß.
Ach, dazu wird wohl einſt die Stunde kommen!
O Melvil! Melvil! Mußten wir's erleben,
Den Anbruch dieſes Tags zu ſehn!

Melvil.
Laßt uns
Einander nicht erweichen! Weinen will ich,
So lang noch Leben in mir iſt; nie ſoll
Ein Lächeln dieſe Wangen mehr erheitern,
Nie will ich dieſes nächtliche Gewand
Mehr von mir legen! Ewig will ich trauern;
Doch heute will ich ſtandhaft ſeyn — Verſprecht
Auch ihr mir, euren Schmerz zu mäßigen —
Und wenn die Andern alle der Verzweiflung
Sich troſtlos überlaſſen, laſſet uns

Mit männlich edler Faſſung ihr vorangehn,
Und ihr ein Stab ſeyn auf dem Todesweg!

Kennedy.

Melvil! Ihr ſeyd im Irrthum, wenn ihr glaubt,
Die Königin bedürfe unſers Beiſtands,
Um ſtandhaft in den Tod zu gehn! Sie ſelber iſt's,
Die uns das Beiſpiel edler Faſſung gibt.
Seyd ohne Furcht! Maria Stuart wird
Als eine Königin und Heldin ſterben.

Melvil.

Nahm ſie die Todespoſt mit Faſſung auf?
Man ſagt, daß ſie nicht vorbereitet war.

Kennedy.

Das war ſie nicht. Ganz andre Schrecken waren's,
Die meine Lady ängſtigten. Nicht vor dem Tod,
Vor dem Befreier zitterte Maria.
— Freiheit war uns verheißen. Dieſe Nacht
Verſprach uns Mortimer von hier wegzuführen,
Und zwiſchen Furcht und Hoffnung, zweifelhaft,
Ob ſie dem kecken Jüngling ihre Ehre
Und fürſtliche Perſon vertrauen dürfe,
Erwartete die Königin den Morgen.
— Da wird ein Auflauf in dem Schloß, ein Pochen
Schreckt unſer Ohr, und vieler Hämmer Schlag.
Wir glauben, die Befreier zu vernehmen,
Die Hoffnung winkt, der ſüße Trieb des Lebens
Wacht unwillkührlich, allgewaltig auf —
Da öffnet ſich die Thür — Sir Paulet iſt's,
Der uns verkündigt — daß — die Zimmerer
Zu unſern Füßen das Gerüſt aufſchlagen!

(Sie wendet ſich ab, von heftigem Schmerz ergriffen.)

Melvil.

Gerechter Gott! O ſagt mir, wie ertrug
Maria dieſen fürchterlichen Wechſel?

Kennedy

(nach einer Pauſe, worin ſie ſich wieder etwas gefaßt hat).

Man löst ſich nicht allmählig von dem Leben!
Mit Einem Mal, ſchnell, augenblicklich muß
Der Tauſch geſchehen zwiſchen Zeitlichem
Und Ewigem, und Gott gewährte meiner Lady
In dieſem Augenblick, der Erde Hoffnung
Zurück zu ſtoßen mit entſchloſſ'ner Seele,
Und glaubenvoll den Himmel zu ergreifen.
Kein Merkmal bleicher Furcht, kein Wort der Klage
Entehrte meine Königin — Dann erſt,
Als ſie Lord Leſters ſchändlichen Verrath
Vernahm, das unglückſelige Geſchick
Des werthen Jünglings, der ſich ihr geopfert,
Des alten Ritters tiefen Jammer ſah,
Dem ſeine letzte Hoffnung ſtarb durch ſie,
Da floſſen ihre Thränen; nicht das eigne Schickſal,
Der fremde Jammer preßte ſie ihr ab.

Melvil.

Wo iſt ſie jetzt, könnt ihr mich zu ihr bringen?

Kennedy.

Den Reſt der Nacht durchwachte ſie mit Beten,
Nahm von den theuern Freunden ſchriftlich Abſchied,
Und ſchrieb ihr Teſtament mit eigner Hand.
Jetzt pflegt ſie einen Augenblick der Ruh';
Der letzte Schlaf erquickt ſie.

Melvil.
Wer iſt bei ihr?
Kennedy.
Ihr Leibarzt Burgoyn und ihre Frauen.

Zweiter Auftritt.

Margaretha Kurl zu den Vorigen.
Kennedy.
Was bringt ihr, Miſtreß? Iſt die Lady wach?
Kurl (ihre Thränen trocknend).
Schon angekleidet — Sie verlangt nach euch.
Kennedy.
Ich komme.
(Zu Melvil, der ſie begleiten will.)
Folgt mir nicht, bis ich die Lady
Auf euren Anblick vorbereitet.
(Geht hinein.)
Kurl.
Melvil!
Der alte Haushofmeiſter!
Melvil.
Ja, der bin ich!
Kurl.
O dieſes Haus braucht keines Meiſters mehr!
— Melvil! Ihr kommt von London. Wißt ihr mir
Von meinem Manne nichts zu ſagen?

Melvil.

Er wird auf freien Fuß geſetzt, ſagt man,
Sobald —

Kurl.

Sobald die Königin nicht mehr iſt!
O der nichtswürdig ſchändliche Verräther!
Er iſt der Mörder dieſer theuren Lady;
Sein Zeugniß, ſagt man, habe ſie verurtheilt.

Melvil.

So iſt's.

Kurl.

O ſeine Seele ſey verflucht
Bis in die Hölle! Er hat falſch gezeugt —

Melvil.

Milady Kurl! Bedenket eure Reden!

Kurl.

Beſchwören will ich's vor Gerichtes Schranken,
Ich will es ihm in's Antlitz wiederholen,
Die ganze Welt will ich damit erfüllen.
Sie ſtirbt unſchuldig —

Melvil.

O das gebe Gott!

Dritter Auftritt.

Burgoyn zu den Vorigen. Hernach **Hanna Kennedy.**

Burgoyn (erblickt Melvil).

O Melvil!

Melvil (ihn umarmend).
Burgoyn!

Burgoyn (zu Margaretha Kurl).
Beſorget einen Becher
Mit Wein für unſre Lady! Machet hurtig!
(Kurl geht ab.)

Melvil.
Wie? Iſt der Königin nicht wohl?

Burgoyn.
Sie fühlt ſich ſtark, ſie täuſcht ihr Heldenmuth,
Und keiner Speiſe glaubt ſie zu bedürfen;
Doch ihrer wartet noch ein ſchwerer Kampf,
Und ihre Feinde ſollen ſich nicht rühmen,
Daß Furcht des Todes ihre Wangen bleichte,
Wenn die Natur aus Schwachheit unterliegt.

Melvil
(zur Amme, welche hereintritt).
Will ſie mich ſehn?

Kennedy.
Gleich wird ſie ſelbſt hier ſeyn.
— Ihr ſcheint euch mit Verwunderung umzuſehn,
Und eure Blicke fragen mich: Was ſoll
Das Prachtgeräth in dieſem Ort des Todes?
— O Sir! Wir litten Mangel, da wir lebten;
Erſt mit dem Tode kommt der Ueberfluß zurück.

Vierter Auftritt.

Vorige. Zwei andere Kammerfrauen der Maria, gleichfalls in Trauerkleidern. Sie brechen bei Melvils Anblick in laute Thränen aus.

Melvil.

Was für ein Anblick! Welch ein Wiederſehn!
Gertrude! Roſamund!

Zweite Kammerfrau.

Sie hat uns von ſich
Geſchickt! Sie will zum Letztenmal allein
Mit Gott ſich unterhalten!

(Es kommen noch zwei weibliche Bediente, wie die vorigen in Trauer, die mit ſtummen Geberden ihren Jammer ausdrücken.)

Fünfter Auftritt.

Margaretha Kurl zu den Vorigen. Sie trägt einen goldnen Becher mit Wein, und ſetzt ihn auf den Tiſch, indem ſie ſich bleich und zitternd an einem Stuhle hält.

Melvil.

Was iſt euch, Miſtreß? Was entſetzt euch ſo?

Kurl.

O Gott!

Burgoyn.

Was habt ihr?

Kurl.
Was mußt' ich erblicken!
Melvil.
Kommt zu euch! Sagt uns, was es iſt!
Kurl.
Als ich
Mit dieſem Becher Wein die große Treppe
Herauf ſtieg, die zur untern Halle führt,
Da that die Thür ſich auf — ich ſah hinein —
Ich ſah — o Gott!
Melvil.
Was ſaht ihr? Faſſet euch!
Kurl.
Schwarz überzogen waren alle Wände,
Ein groß Gerüſt, mit ſchwarzem Tuch beſchlagen,
Erhob ſich von dem Boden, mitten drauf
Ein ſchwarzer Block, ein Kiſſen, und daneben
Ein blankgeſchliffnes Beil — Voll Menſchen war
Der Saal, die um das Mordgerüſt ſich drängten
Und, heiße Blutgier in dem Blick, das Opfer
Erwarteten.
Die Kammerfrau.
O Gott ſey unſrer Lady gnädig!
Melvil.
Faßt euch! Sie kommt!

Sechſter Auftritt.

Die Vorigen. Maria. Sie iſt weiß und feſtlich gekleidet, am Halſe trägt ſie an einer Kette von kleinen Kugeln ein Agnus Dei; ein Roſenkranz hängt am Gürtel herab, ſie hat ein Crucifix in der Hand und ein Diadem in den Haaren, ihr großer ſchwarzer Schleier iſt zurückgeſchlagen. Bei ihrem Eintritt weichen die Anweſenden zu beiden Seiten zurück und drücken den heftigſten Schmerz aus. Melvil iſt mit einer unwillkürlichen Bewegung auf die Knie geſunken.

Maria

(mit ruhiger Hoheit im ganzen Kreiſe herumſehend).

Was klagt ihr? Warum weint ihr? Freuen ſolltet
Ihr euch mit mir, daß meiner Leiden Ziel
Nun endlich naht, daß meine Bande fallen,
Mein Kerker aufgeht, und die frohe Seele ſich
Auf Engelsflügeln ſchwingt zur ew'gen Freiheit.
Da, als ich in die Macht der ſtolzen Feindin
Gegeben war, Unwürdiges erduldend,
Was einer freien großen Königin
Nicht ziemt, da war es Zeit, um mich zu weinen!
— Wohlthätig, heilend, nahet mir der Tod,
Der ernſte Freund! Mit ſeinen ſchwarzen Flügeln
Bedeckt er meine Schmach — Den Menſchen adelt,
Den tiefgeſunkenen, das letzte Schickſal.
Die Krone fühl' ich wieder auf dem Haupt,
Den würd'gen Stolz in meiner edeln Seele!

(Indem ſie einige Schritte weiter vortritt.)

Wie? Melvil hier? — Nicht alſo, edler Sir!
Steht auf! Ihr ſeyd zu eurer Königin

Triumph, zu ihrem Tode nicht gekommen.
Mir wird ein Glück zu Theil, wie ich es nimmer
Gehoſſt, daß mein Nachruhm doch nicht ganz
In meiner Feinde Händen iſt, daß doch
Ein Freund mir, ein Bekenner meines Glaubens,
Als Zeuge daſteht in der Todesſtunde,
— Sagt, edler Ritter! wie erging es euch
In dieſem feindlichen, unholden Lande,
Seitdem man euch von meiner Seite riß?
Die Sorg' um euch hat oft mein Herz bekümmert.

Melvil.

Mich drückte ſonſt kein Mangel, als der Schmerz
Um dich, und meine Ohnmacht, dir zu dienen;

Maria.

Wie ſteht's um Didier, meinen alten Kämm'rer?
Doch der Getreue ſchläft wohl lange ſchon
Den ew'gen Schlaf, denn er war hoch an Jahren.

Melvil.

Gott hat ihm dieſe Gnade nicht erzeigt;
Er lebt, um deine Jugend zu begraben.

Maria.

Daß mir vor meinem Tode noch das Glück
Geworden wäre, ein geliebtes Haupt
Der theuren Blutsverwandten zu umfaſſen!
Doch ich ſoll ſterben unter Fremdlingen,
Nur eure Thränen ſoll ich fließen ſehn!
— Melvil, die letzten Wünſche für die Meinen
Leg' ich in eure treue Bruſt — Ich ſegne
Den allerchriſtlichſten König, meinen Schwager,
Und Frankreichs ganzes königliches Haus —

Ich ſegne meinen Oehm, den Kardinal,
Und Heinrich Guiſe, meinen edlen Vetter.
Ich ſegne auch den Papſt, den heiligen
Statthalter Chriſti, der mich wieder ſegnet,
Und den kathol'ſchen König, der ſich edelmüthig
Zu meinem Retter, meinem Rächer anbot —
Sie alle ſtehn in meinem Teſtament,
Sie werden die Geſchenke meiner Liebe,
Wie arm ſie ſind, darum gering nicht achten.
(Sich zu ihren Dienern wendend.)
Euch hab' ich meinem königlichen Bruder
Von Frankreich anempfohlen; er wird ſorgen
Für euch, ein neues Vaterland euch geben.
Und iſt euch meine letzte Bitte werth,
Bleibt nicht in England, daß der Britte nicht
Sein ſtolzes Herz an eurem Unglück weide,
Nicht die im Staube ſeh', die mir gedient.
Bei dieſem Bildniß des Gekreuzigten
Gelobet mir, dies unglückſel'ge Land
Alsbald, wenn ich dahin bin, zu verlaſſen!

Melvil (berührt das Cruzifix).
Ich ſchwöre dir's im Namen dieſer Aller.

Maria.
Was ich, die Arme, die Beraubte, noch beſaß,
Worüber mir vergönnt iſt, frei zu ſchalten,
Das hab' ich unter euch vertheilt; man wird,
Ich hoff' es, meinen letzten Willen ehren,
Auch was ich auf dem Todeswege trage,
Gehöret euch — Vergönnet mir noch einmal
Der Erde Glanz auf meinem Weg zum Himmel!

(Zu den Fräulein.)

Dir, meine Alix, Gertrud, Roſamund,
Beſtimm' ich meine Perlen, meine Kleider,
Denn eure Jugend freut ſich noch des Putzes.
Du, Margaretha, haſt das nächſte Recht
An meine Großmuth, denn ich laſſe dich
Zurück als die Unglücklichſte von Allen.
Daß ich des Gatten Schuld an dir nicht räche,
Wird mein Vermächtniß offenbaren — Dich,
O meine treue Hanna, reizet nicht
Der Werth des Goldes, nicht der Steine Pracht;
Dir iſt das höchſte Kleinod mein Gedächtniß.
Nimm dieſes Tuch! Ich hab's mit eigner Hand
Für dich geſtickt in meines Kummers Stunden,
Und meine heißen Thränen eingewoben.
Mit dieſem Tuch wirſt du die Augen mir verbinden,
Wenn es ſo weit iſt — Dieſen letzten Dienſt
Wünſch' ich von meiner Hanna zu empfangen.

Kennedy.

O Melvil! Ich ertrag' es nicht!

Maria.

Kommt Alle!
Kommt und empfangt mein letztes Lebewohl!

(Sie reicht ihre Hand hin. Eins nach dem Andern fällt ihr zu Füßen und küßt die dargebotne Hand unter heftigem Weinen.)

Leb' wohl, Margaretha — Alix, lebe wohl —
Dank, Burgoyn, für eure treuen Dienſte —
Dein Mund brennt heiß, Gertrude — Ich bin viel
Gehaſſet worden, doch auch viel geliebt!
Ein edler Mann beglücke meine Gertrud!

Denn Liebe fordert dieſes glühnde Herz —
Bertha! Du haſt das beſſ're Theil erwählt;
Die keuſche Braut des Himmels willſt du werden!
O eile, dein Gelübde zu vollziehn!
Betrüglich ſind die Güter dieſer Erden,
Das lern' an deiner Königin! — Nichts weiter!
Lebt wohl! Lebt wohl! Lebt ewig wohl!

(Sie wendet ſich ſchnell von ihnen; Alle, bis auf Melvil entfernen ſich.)

Siebenter Auftritt.

Maria. Melvil.

Maria.

Ich habe alles Zeitliche berichtigt,
Und hoffe, keines Menſchen Schuldnerin,
Aus dieſer Welt zu ſcheiden — Eins nur iſt's,
Melvil, was der beklemmten Seele noch
Verwehrt, ſich frei und freudig zu erheben.

Melvil.

Entdecke mir's. Erleichtre deine Bruſt,
Dem treuen Freund vertraue deine Sorgen.

Maria.

Ich ſtehe an dem Rand der Ewigkeit;
Bald ſoll ich treten vor den höchſten Richter,
Und noch hab' ich den Heil'gen nicht verſöhnt.
Verſagt iſt mir der Prieſter meiner Kirche.

Des Sakramentes heil'ge Himmelsſpeiſe
Verſchmäh' ich aus den Händen falſcher Prieſter.
Im Glauben meiner Kirche will ich ſterben;
Denn der allein iſt's, welcher ſelig macht.

Melvil.

Beruhige dein Herz. Dem Himmel gilt
Der feurig fromme Wunſch ſtatt des Vollbringens.
Tyrannenmacht kann nur die Hände feſſeln,
Des Herzens Andacht hebt ſich frei zu Gott;
Das Wort iſt todt, der Glaube macht lebendig.

Maria.

Ach, Melvil! Nicht allein genug iſt ſich
Das Herz; ein irdiſch Pfand bedarf der Glaube,
Das hohe Himmliſche ſich zuzueignen.
Drum ward der Gott zum Menſchen, und verſchloß
Die unſichtbaren himmliſchen Geſchenke
Geheimnißvoll in einem ſichtbarn Leib.
— Die Kirche iſt's, die heilige, die hohe,
Die zu dem Himmel uns die Leiter baut;
Die allgemeine, die kathol'ſche heißt ſie,
Denn nur der Glaube Aller ſtärkt den Glauben.
Wo Tauſende anbeten und verehren,
Da wird die Glut zur Flamme, und beflügelt
Schwingt ſich der Geiſt in alle Himmel auf.
— Ach die Beglückten, die das froh getheilte
Gebet verſammelt in dem Haus des Herrn!
Geſchmückt iſt der Altar, die Kerzen leuchten,
Die Glocke tönt, der Weihrauch iſt geſtreut,
Der Biſchof ſteht im reinen Meßgewand,
Er faßt den Kelch, er ſegnet ihn, er kündet

Das hohe Wunder der Verwandlung an,
Und niederſtürzt dem gegenwärt'gen Gotte
Das gläubig überzeugte Volk — Ach! Ich
Allein bin ausgeſchloſſen, nicht zu mir
In meinen Kerker dringt der Himmelsſegen.

Melvil.

Er dringt zu dir! Er iſt dir nah! Vertraue
Dem Allvermögenden — Der dürre Stab
Kann Zweige treiben in des Glaubens Hand!
Und der die Quelle aus dem Felſen ſchlug,
Kann dir im Kerker den Altar bereiten,
Kann dieſen Kelch, die irdiſche Erquickung,
Dir ſchnell in eine himmliſche verwandeln.

(Er ergreift den Kelch, der auf dem Tiſche ſteht.)

Maria.

Melvil! Verſteh' ich euch? Ja! Ich verſteh' euch!
Hier iſt kein Prieſter, keine Kirche, kein
Hochwürd'ges — Doch der Erlöſer ſpricht:
Wo Zwei verſammelt ſind in meinem Namen,
Da bin ich gegenwärtig unter ihnen.
Was weiht den Prieſter ein zum Mund des Herrn?
Das reine Herz, der unbefleckte Wandel.
— So ſeyd ihr mir, auch ungeweiht, ein Prieſter,
Ein Bote Gottes, der den Frieden bringt.
— Euch will ich meine letzte Beichte thun,
Und euer Mund ſoll mir das Heil verkünden.

Melvil.

Wenn dich das Herz ſo mächtig dazu treibt,
So wiſſe, Königin, daß dir zum Troſte
Gott auch ein Wunder wohl verrichten kann.

Hier ſey kein Prieſter, ſagſt du, keine Kirche,
Kein Leib des Herrn? — Du irreſt dich. Hier iſt
Ein Prieſter, und ein Gott iſt hier zugegen.

(Er entblößt bei dieſen Worten das Haupt, zugleich zeigt er ihr eine Hoſtie in einer goldenen Schale.)

— Ich bin ein Prieſter; deine letzte Beichte
Zu hören, dir auf deinem Todesweg
Den Frieden zu verkündigen, hab' ich
Die ſieben Weihn auf meinem Haupt empfangen,
Und dieſe Hoſtie überbring' ich dir
Vom heil'gen Vater, die er ſelbſt geweihet.

Maria.

O ſo muß an der Schwelle ſelbſt des Todes
Mir noch ein himmliſch Glück bereitet ſeyn!
Wie ein Unſterblicher auf goldnen Wolken
Herniederfährt, wie den Apoſtel einſt
Der Engel führte aus des Kerkers Banden,
Ihn hält kein Riegel, keines Hüters Schwert,
Er ſchreitet mächtig durch verſchloſſ'ne Pforten,
Und im Gefängniß ſteht er glänzend da,
So überraſcht mich hier der Himmelsbote,
Da jeder ird'ſche Retter mich getäuſcht!
— Und ihr, mein Diener einſt, ſeyd jetzt der Diener
Des höchſten Gottes, und ſein heil'ger Mund!
Wie eure Kniee ſonſt vor mir ſich beugten,
So lieg' ich jetzt im Staub vor euch.

(Sie ſinkt vor ihm nieder.)

Melvil

(indem er das Zeichen des Kreuzes über ſie macht).

Im Namen

Des Vaters und des Sohnes und des Geiſtes!
Maria, Königin! haſt du dein Herz
Erforſchet, ſchwörſt du und gelobeſt du,
Wahrheit zu beichten vor dem Gott der Wahrheit?

Maria.

Mein Herz liegt offen da vor dir und ihm.

Melvil.

Sprich, welcher Sünde zeiht dich dein Gewiſſen,
Seitdem du Gott zum Letztenmal verſöhnt?

Maria.

Von neid'ſchem Haſſe war mein Herz erfüllt,
Und Rachgedanken tobten in dem Buſen.
Vergebung hofft' ich Sünderin von Gott,
Und konnte nicht der Gegnerin vergeben.

Melvil.

Bereueſt du die Schuld und iſt's dein ernſter
Entſchluß, verſöhnt aus dieſer Welt zu ſcheiden?

Maria.

So wahr ich hoffe, daß mir Gott vergebe.

Melvil.

Welch andrer Sünde klagt das Herz dich an?

Maria.

Ach, nicht durch Haß allein, durch ſünd'ge Liebe
Noch mehr hab' ich das höchſte Gut beleidigt.
Das eitle Herz ward zu dem Mann gezogen,
Der treulos mich verlaſſen und betrogen!

Melvil.

Bereueſt du die Schuld, und hat dein Herz
Vom eiteln Abgott ſich zu Gott gewendet?

Maria.

Es war der ſchwerſte Kampf, den ich beſtand.
Zerriſſen iſt das letzte ird'ſche Band.

Melvil.

Welch andrer Schuld verklagt dich dein Gewiſſen?

Maria.

Ach, eine frühe Blutſchuld, längſt gebeichtet,
Sie kehrt zurück mit neuer Schreckenskraft,
Im Augenblick der letzten Rechenſchaft,
Und wälzt ſich ſchwarz mir vor des Himmels Pforten.
Den König, meinen Gatten, ließ ich morden,
Und dem Verführer ſchenkt' ich Herz und Hand!
Streng büßt' ich's ab mit allen Kirchenſtrafen,
Doch in der Seele will der Wurm nicht ſchlafen.

Melvil.

Verklagt das Herz dich keiner andern Sünde,
Die du noch nicht gebeichtet und gebüßt?

Maria.

Jetzt weißt du Alles, was mein Herz belaſtet.

Melvil.

Denk an die Nähe des Allwiſſenden!
Der Strafen denke, die die heil'ge Kirche
Der mangelhaften Beichte droht! Das iſt
Die Sünde zu dem ew'gen Tod; denn das
Iſt wider ſeinen heil'gen Geiſt gefrevelt!

Maria.

So ſchenke mir die ew'ge Gnade Sieg
Im letzten Kampf, als ich dir wiſſend nichts verſchwieg.

Melvil.
Wie? deinem Gott verhehlſt du das Verbrechen,
Um deſſentwillen dich die Menſchen ſtrafen?
Du ſagſt mir nichts von deinem blut'gen Antheil
An Babingtons und Parrys Hochverrath?
Den zeitlichen Tod ſtirbſt du für dieſe That,
Willſt du auch noch den ew'gen dafür ſterben?

Maria.
Ich bin bereit, zur Ewigkeit zu gehn;
Noch eh' ſich der Minutenzeiger wendet,
Werd' ich vor meines Richters Throne ſtehn,
Doch wiederhol' ich's: meine Beichte iſt vollendet.

Melvil.
Erwäg' es wohl. Das Herz iſt ein Betrüger.
Du haſt vielleicht mit liſt'gem Doppelſinn
Das Wort vermieden, das dich ſchuldig macht,
Obgleich der Wille das Verbrechen theilte.
Doch wiſſe, keine Gaukelkunſt berückt
Das Flammenauge, das in's Innre blickt!

Maria.
Ich habe alle Fürſten aufgeboten,
Mich aus unwürd'gen Banden zu befrein;
Doch nie hab' ich durch Vorſatz oder That
Das Leben meiner Feindin angetaſtet!

Melvil.
So hätten deine Schreiber falſch gezeugt?

Maria.
Wie ich geſagt, ſo iſt's. Was Jene zeugten,
Das richte Gott!

Melvil.

So ſteigſt du, überzeugt
Von deiner Unſchuld, auf das Blutgerüſte?

Maria.

Gott würdigt mich, durch dieſen unverdienten Tod
Die frühe ſchwere Blutſchuld abzubüßen.

Melvil (macht den Segen über ſie).

So gehe hin, und ſterbend büße ſie!
Sink', ein ergebnes Opfer, am Altare;
Blut kann verſöhnen, was das Blut verbrach.
Du fehlteſt nur aus weiblichem Gebrechen,
Dem ſel'gen Geiſte folgen nicht die Schwächen
Der Sterblichkeit in die Verklärung nach;
Ich aber künde dir, kraft der Gewalt,
Die mir verliehen iſt, zu löſen und zu binden,
Erlaſſung an von allen deinen Sünden!
Wie du geglaubet, ſo geſchehe dir!

(Er reicht ihr die Hoſtie.)

Nimm hin den Leib, er iſt für dich geopfert!

(Er ergreift den Kelch, der auf dem Tiſche ſteht, konſekrirt ihn mit ſtillem Gebet, dann reicht er ihr denſelben. Sie zögert, ihn anzunehmen, und weiſt ihn mit der Hand zurück.)

Nimm hin das Blut, es iſt für dich vergoſſen!
Nimm hin! Der Papſt erzeigt dir dieſe Gunſt!
Im Tode noch ſollſt du das höchſte Recht
Der Könige, das prieſterliche, üben!

(Sie empfängt den Kelch.)

Und wie du jetzt dich in dem ird'ſchen Leib
Geheimnißvoll mit deinem Gott verbunden,
So wirſt du dort in ſeinem Freudenreich,

Wo keine Schuld mehr ſeyn wird und kein Weinen,
Ein ſchön verklärter Engel, dich
Auf ewig mit dem Göttlichen vereinen.

(Er ſetzt den Kelch nieder. Auf ein Geräuſch, das gehört wird, bedeckt er ſich das Haupt, und geht an die Thür; Maria bleibt in ſtiller Andacht auf den Knieen liegen.)

Melvil (zurückkommend).

Dir bleibt ein harter Kampf noch zu beſtehn.
Fühlſt du dich ſtark genug, um jede Regung
Der Bitterkeit, des Haſſes zu beſiegen?

Maria.

Ich fürchte keinen Rückfall. Meinen Haß
Und meine Liebe hab' ich Gott geopfert.

Melvil.

Nun, ſo bereite dich, die Lords von Leſter
Und Burleigh zu empfangen. Sie ſind da.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. **Burleigh. Leiceſter** und **Paulet.** Leiceſter bleibt ganz in der Entfernung ſtehen, ohne die Augen aufzuſchlagen. Burleigh, der ſeine Faſſung beobachtet, tritt zwiſchen ihn und die Königin.

Burleigh.

Ich komme, Lady Stuart, eure letzten
Befehle zu empfangen.

Maria.

Dank, Mylord!

Burleigh.

Es iſt der Wille meiner Königin,
Daß euch nichts Billiges verweigert werde.

Maria.

Mein Teſtament nennt meine letzten Wünſche.
Ich hab's in Ritter Paulets Hand gelegt,
Und bitte, daß es treu vollzogen werde.

Paulet.

Verlaßt euch drauf.

Maria.

Ich bitte, meine Diener ungekränkt
Nach Schottland zu entlaſſen oder Frankreich,
Wohin ſie ſelber wünſchen und begehren.

Burleigh.

Es ſey, wie ihr es wünſcht.

Maria.

Und weil mein Leichnam
Nicht in geweihter Erde ruhen ſoll,
So dulde man, daß dieſer treue Diener
Mein Herz nach Frankreich bringe zu den Meinen.
— Ach! es war immer dort!

Burleigh.

Es ſoll geſchehn.
Habt ihr ſonſt noch —

Maria.

Der Königin von England
Bringt meinen ſchweſterlichen Gruß — Sagt ihr,
Daß ich ihr meinen Tod von ganzem Herzen
Vergebe, meine Heftigkeit von geſtern

Ihr reuevoll abbitte — Gott erhalte ſie,
Und ſchenk' ihr eine glückliche Regierung!

Burleigh.

Sprecht! Habt ihr noch nicht beſſern Rath erwählt?
Verſchmäht ihr noch den Beiſtand des Dechanten?

Maria.

Ich bin mit meinem Gott verſöhnt — Sir Paulet!
Ich hab' euch ſchuldlos vieles Weh bereitet,
Des Alters Stütze euch geraubt — O laßt
Mich hoffen, daß ihr meiner nicht mit Haß
Gedenket —

Paulet (giebt ihr die Hand).

Gott ſey mit euch! Gehet hin im Frieden!

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. **Hanna Kennedy** und die andern **Frauen** der Königin dringen herein mit Zeichen des Entſetzens; ihnen folgt der **Sherif**, einen weißen Stab in der Hand, hinter demſelben ſieht man durch die offen bleibende Thür **gewaffnete Männer**.

Maria.

Was iſt dir, Hanna? — Ja, nun iſt es Zeit!
Hier kommt der Sherif, uns zum Tod zu führen.
Es muß geſchieden ſeyn! Lebt wohl! Lebt wohl!

(Die Frauen hängen ſich an ſie mit heftigem Schmerz; zu Melvil.)

Ihr, werther Sir, und meine treue Hanna,

Sollt mich auf dieſem letzten Gang begleiten.
Mylord, verſagt mir dieſe Wohlthat nicht!

Burleigh.

Ich habe dazu keine Vollmacht.

Maria.

Wie?
Die kleine Bitte könntet ihr mir weigern?
Habt Achtung gegen mein Geſchlecht! Wer ſoll
Den letzten Dienſt mir leiſten! Nimmermehr
Kann es der Wille meiner Schweſter ſeyn,
Daß mein Geſchlecht in mir beleidigt werde,
Der Männer rohe Hände mich berühren!

Burleigh.

Es darf kein Weib die Stufen des Gerüſtes
Mit euch beſteigen — Ihr Geſchrei und Jammern —

Maria.

Sie ſoll nicht jammern! Ich verbürge mich
Für die gefaßte Seele meiner Hanna!
Seyd gütig, Lord. O trennt mich nicht im Sterben
Von meiner treuen Pflegerin und Amme!
Sie trug auf ihren Armen mich in's Leben,
Sie leite mich mit ſanfter Hand zum Tod.

Paulet (zu Burleigh).

Laßt es geſchehn!

Burleigh.

Es ſey.

Maria.

Nun hab' ich nichts mehr
Auf dieſer Welt —

(Sie nimmt das Cruzifix und küßt es.)

Mein Heiland! Mein Erlöſer!
Wie du am Kreuz die Arme ausgeſpannt,
So breite ſie jetzt aus, mich zu empfangen.

(Sie wendet ſich zu gehen. In dieſem Augenblicke begegnet ihr Auge dem Grafen Leiceſter, der bei ihrem Aufbruch unwillkürlich aufgefahren und nach ihr hingeſehen. — Bei dieſem Anblick zittert Maria, die Knie verſagen ihr, ſie iſt im Begriff hinzuſinken; da ergreift ſie Graf Leſter und empfängt ſie in ſeinen Armen. Sie ſieht ihn eine Zeitlang ernſt und ſchweigend an, er kann ihren Blick nicht aushalten, endlich ſpricht ſie.)

Ihr haltet Wort, Graf Leſter — Ihr verſpracht
Mir euern Arm, aus dieſem Kerker mich
Zu führen, und ihr leihet mir ihn jetzt!

(Er ſteht wie vernichtet. Sie fährt mit ſanfter Stimme fort.)

Ja, Leſter, und nicht bloß
Die Freiheit wollt' ich eurer Hand verdanken.
Ihr ſolltet mir die Freiheit theuer machen;
An eurer Hand, beglückt durch eure Liebe,
Wollt' ich des neuen Lebens mich erfreun.
Jetzt, da ich auf dem Weg bin, von der Welt
Zu ſcheiden, und ein ſel'ger Geiſt zu werden,
Den keine ird'ſche Neigung mehr verſucht,
Jetzt, Leſter, darf ich ohne Schamerröthen
Euch die beſiegte Schwachheit eingeſtehn —
Lebt wohl, und wenn ihr könnt, ſo lebt beglückt!
Ihr durftet werben um zwei Königinnen;
Ein zärtlich liebend Herz habt ihr verſchmäht,
Verrathen, um ein ſtolzes zu gewinnen.
Kniet zu den Füßen der Eliſabeth!

Mög' euer Lohn nicht eure Strafe werden!
Lebt wohl! — Jetzt hab' ich nichts mehr auf der Erden!

(Sie geht ab, der Sheriff voraus. Melvil und die Amme ihr zur Seite. Burleigh und Paulet folgen, die Uebrigen ſehen ihr jammernd nach, bis ſie verſchwunden iſt; dann entfernen ſie ſich durch zwei andre Thüren.)

Zehnter Auftritt.

Leiceſter (allein zurückbleibend)

Ich lebe noch! Ich trag' es, noch zu leben!
Stürzt dieſes Dach nicht ſein Gewicht auf mich?
Thut ſich kein Schlund auf, das elendeſte
Der Weſen zu verſchlingen? Was hab' ich
Verloren! Welche Perle warf ich hin!
Welch Glück der Himmel hab' ich weggeſchleudert!
— Sie geht dahin, ein ſchon verklärter Geiſt,
Und mir bleibt die Verzweiflung der Verdammten.
— Wo iſt mein Vorſatz hin, mit dem ich kam,
Des Herzens Stimme fühllos zu erſticken?
Ihr fallend Haupt zu ſehn mit unbewegten Blicken?
Weckt mir ihr Anblick die erſtorbne Scham?
Muß ſie im Tod mit Liebesbanden mich umſtricken?
— Verworfener, dir ſteht es nicht mehr an,
In zartem Mitleid weibiſch hinzuſchmelzen.
Der Liebe Glück liegt nicht auf *deiner* Bahn,
Mit einem eh'rnen Harniſch angethan

Sey deine Bruſt! Die Stirne ſey ein Felſen!
Willſt du den Preis der Schandthat nicht verlieren,
Dreiſt mußt du ſie behaupten und vollführen!
Verſtumme, Mitleid! Augen, werdet Stein!
Ich ſeh' ſie fallen, ich will Zeuge ſeyn.

(Er geht mit entſchloſſenem Schritt der Thür zu, durch welche Maria gegangen, bleibt aber auf der Mitte des Weges ſtehen.)

Umſonſt! umſonſt! Mich faßt der Hölle Grauen,
Ich kann, ich kann das Schreckliche nicht ſchauen,
Kann ſie nicht ſterben ſehen — Horch! Was war das?
Sie ſind ſchon unten — Unter meinen Füßen
Bereitet ſich das fürchterliche Werk.
Ich höre Stimmen — Fort! Hinweg! Hinweg
Aus dieſem Haus des Schreckens und des Todes!

(Er will durch eine andere Thür entfliehen, findet ſie aber verſchloſſen und fährt zurück.)

Wie? Feſſelt mich ein Gott an dieſen Boden?
Muß ich anhören, was mir anzuſchauen graut?
Die Stimme des Dechanten — Er ermahnet ſie —
— Sie unterbricht ihn — Horch! — Laut betet ſie —
Mit feſter Stimme — Es wird ſtill — Ganz ſtill!
Nur ſchluchzen hör' ich, und die Weiber weinen —
Sie wird entkleidet — Horch! Der Schemel wird
Gerückt — Sie kniet auf's Kiſſen — legt das Haupt —

(Nachdem er die letzten Worte mit ſteigender Angſt geſprochen und eine Weile inne gehalten, ſieht man ihn plötzlich mit einer zuckenden Bewegung zuſammenfahren und ohnmächtig niederſinken; zugleich erſchallt von unten herauf ein dumpfes Getöſe von Stimmen, welches lange forthallt.)

Das zweite Zimmer des vierten Aufzugs.

Elfter Auftritt.

Eliſabeth

(tritt aus einer Seitenthür, ihr Gang und ihre Geberden drücken die heftigſte Unruhe aus).

Noch Niemand hier — Noch keine Botſchaft — Will es
Nicht Abend werden! Steht die Sonne feſt
In ihrem himmliſchen Lauf? Ich ſoll noch länger
Auf dieſer Folter der Erwartung liegen.
— Iſt es geſchehen? Iſt es nicht? — Mir graut
Vor Beidem, und ich wage nicht zu fragen!
Graf Leſter zeigt ſich nicht, auch Burleigh nicht,
Die ich ernannt, das Urtheil zu vollſtrecken.
Sind ſie von London abgereiſt — dann iſt's
Geſchehn; der Pfeil iſt abgedrückt, er fliegt,
Er trifft, er hat getroffen; gält's mein Reich,
Ich kann ihn nicht mehr halten — Wer iſt da?

Zwölfter Auftritt.

Eliſabeth. Ein Page.

Eliſabeth.

Du kommſt allein zurück — Wo ſind die Lords?

Page.

Mylord von Leſter und der Großſchatzmeiſter —

Eliſabeth
(in der höchſten Spannung).
— Wo ſind ſie?

Page.
Sie ſind nicht in London.

Eliſabeth.
Nicht?
— Wo ſind ſie denn?

Page.
Das wußte Niemand mir zu ſagen.
Vor Tages Anbruch hätten beide Lords
Eilfertig und geheimnißvoll die Stadt
Verlaſſen.

Eliſabeth (lebhaft ausbrechend).
Ich bin Königin von England!
(Auf- und niedergehend in der höchſten Bewegung.)
Geh! Rufe mir — nein, bleibe — Sie iſt todt!
Jetzt endlich hab' ich Raum auf dieſer Erde.
— Was zittr' ich? Was ergreift mich dieſe Angſt?
Das Grab deckt meine Furcht, und wer darf ſagen,
Ich hab's gethan! Es ſoll an Thränen mir
Nicht fehlen, die Gefallne zu beweinen!
(Zum Pagen.)
Stehſt du noch hier? — Mein Schreiber Daviſon
Soll augenblicklich ſich hieher verfügen.
Schickt nach dem Grafen Schrewsbury — Da iſt
Er ſelbſt!
(Page geht ab.)

Dreizehnter Auftritt.

Eliſabeth. Graf Schrewsbury.

Eliſabeth.

Willkommen, edler Lord! Was bringt ihr?
Nichts Kleines kann es ſeyn, was euren Schritt
So ſpät hieher führt.

Schrewsbury.

Große Königin,
Mein ſorgenvolles Herz, um deinen Ruhm
Bekümmert, trieb mich heute nach dem Tower,
Wo Kurl und Nau, die Schreiber der Maria,
Gefangen ſitzen; denn noch einmal wollt' ich
Die Wahrheit ihres Zeugniſſes erproben.
Beſtürzt, verlegen weigert ſich der Leutnant
Des Thurms, mir die Gefangenen zu zeigen;
Durch Drohung nur verſchafft' ich mir den Eintritt.
— Gott! welcher Anblick zeigte mir ſich da!
Das Haar verwildert, mit des Wahnſinns Blicken,
Wie ein von Furien Gequälter, lag
Der Schotte Kurl auf ſeinem Lager — Kaum
Erkennt mich der Unglückliche, ſo ſtürzt er
Zu meinen Füßen — ſchreiend, meine Knie
Umklammernd, mit Verzweiflung wie ein Wurm
Vor mir gekrümmt — fleht er mich an, beſchwört mich,
Ihm ſeiner Königin Schickſal zu verkünden;
Denn ein Gerücht, daß ſie zum Tod verurtheilt ſey,
War in des Towers Klüfte eingedrungen.
Als ich ihm das bejahet nach der Wahrheit,
Hinzu gefügt, daß es ſein Zeugniß ſey,

Wodurch ſie ſterbe, ſprang er wüthend auf,
Fiel ſeinen Mitgefangnen an, riß ihn
Zu Boden, mit des Wahnſinns Rieſenkraft,
Ihn zu erwürgen ſtrebend. Kaum entriſſen wir
Den Unglückſel'gen ſeines Grimmes Händen.
Nun kehrt' er gegen ſich die Wuth, zerſchlug
Mit grimm'gen Fäuſten ſich die Bruſt, verfluchte ſich
Und den Gefährten allen Höllengeiſtern:
Er habe falſch gezeugt, die Unglücksbriefe
An Babington, die er als ächt beſchworen,
Sie ſeyen falſch, er habe andre Worte
Geſchrieben, als die Königin diktirt,
Der Böſ'wicht Nau hab' ihn dazu verleitet.
Drauf rannt' er an das Fenſter, riß es auf
Mit wüthender Gewalt, ſchrie in die Gaſſen
Hinab, daß alles Volk zuſammen lief:
Er ſey der Schreiber der Maria, ſey
Der Böſ'wicht, der ſie fälſchlich angeklagt;
Er ſey verflucht, er ſey ein falſcher Zeuge!

Eliſabeth.

Ihr ſagtet ſelbſt, daß er von Sinnen war.
Die Worte eines Raſenden, Verrückten
Beweiſen nichts.

Schrewsbury.

Doch dieſer Wahnſinn ſelbſt
Beweiſet deſto mehr! O Königin!
Laß dich beſchwören, übereile nichts,
Befiehl, daß man von Neuem unterſuche.

Eliſabeth.

Ich will es thun — weil ihr es wünſchet, Graf,
Nicht weil ich glauben kann, daß meine Peers

In dieſer Sache übereilt gerichtet.
Euch zur Beruhigung erneure man
Die Unterſuchung — Gut, daß es noch Zeit iſt!
An unſrer königlichen Ehre ſoll
Auch nicht der Schatten eines Zweifels haften.

Vierzehnter Auftritt.

Daviſon zu den Vorigen.

Eliſabeth.

Das Urtheil, Sir, das ich in eure Hand
Gelegt — Wo iſt's?

Daviſon (im höchſten Erſtaunen).

Das Urtheil?

Eliſabeth.

Das ich geſtern
Euch in Verwahrung gab —

Daviſon.

Mir in Verwahrung?

Eliſabeth.

Das Volk beſtürmte mich, zu unterzeichnen,
Ich mußt' ihm ſeinen Willen thun, ich that's,
Gezwungen that ich's, und in eure Hände
Legt' ich die Schrift, ich wollte Zeit gewinnen;
Ihr wißt, was ich euch ſagte — Nun! Gebt her!

Shrewsbury.

Gebt, werther Sir! die Sachen liegen anders,
Die Unterſuchung muß erneuert werden.

Eliſabeth.
Bedenkt euch nicht ſo lang. Wo iſt die Schrift?

Daviſon (in Verzweiflung).
Ich bin geſtürzt, ich bin ein Mann des Todes!

Eliſabeth (haſtig einfallend).
Ich will nicht hoffen, Sir —

Daviſon.
Ich bin verloren!
Ich hab' ſie nicht mehr.

Eliſabeth.
Wie? Was?

Schrewsbury.
Gott im Himmel!

Daviſon.
Sie iſt in Burleighs Händen — ſchon ſeit geſtern.

Eliſabeth.
Unglücklicher! So habt ihr mir gehorcht?
Befahl ich euch nicht ſtreng, ſie zu verwahren?

Daviſon.
Das haſt du nicht befohlen, Königin.

Eliſabeth.
Willſt du mich Lügen ſtrafen, Elender?
Wann hieß ich dir die Schrift an Burleigh geben?

Daviſon.
Nicht in beſtimmten, klaren Worten — aber —

Eliſabeth.
Nichtswürdiger! Du wagſt es, meine Worte
Zu deuten? Deinen eignen blut'gen Sinn
Hinein zu legen? — Wehe dir, wenn Unglück
Aus dieſer eigenmächt'gen That erfolgt!

Mit deinem Leben ſollſt du mir's bezahlen.
— Graf Schrewsbury, ihr ſehet, wie mein Name
Gemißbraucht wird.

Schrewsbury.

Ich ſehe — O mein Gott!

Eliſabeth.

Was ſagt ihr?

Schrewsbury.

Wenn der Squire ſich dieſer That
Vermeſſen hat auf eigene Gefahr,
Und ohne deine Wiſſenſchaft gehandelt,
So muß er vor den Richterſtuhl der Peers
Gefordert werden, weil er deinen Namen
Dem Abſcheu aller Zeiten Preis gegeben.

Letzter Auftritt.

Die Vorigen. Burleigh, zuletzt Kent.

Burleigh

(beugt ein Knie vor der Königin).

Lang lebe meine königliche Frau,
Und mögen alle Feinde dieſer Inſel
Wie dieſe Stuart enden!

(Schrewsbury verhüllt ſein Geſicht, Daviſon ringt verzweiflungsvoll die Hände.)

Eliſabeth.

Redet, Lord!

Habt ihr den tödtlichen Befehl von mir
Empfangen?

Burleigh.

Nein, Gebieterin! Ich empfing ihn
Von Daviſon.

Eliſabeth.

Hat Daviſon ihn euch
In meinem Namen übergeben?

Burleigh.

Nein!
Das hat er nicht —

Eliſabeth.

Und ihr vollſtrecktet ihn,
Raſch, ohne meinen Willen erſt zu wiſſen?
Das Urtheil war gerecht, die Welt kann uns
Nicht tadeln; aber euch gebührte nicht,
Der Milde unſers Herzens vorzugreifen —
Drum ſeyd verbannt von unſerm Angeſicht!
(Zu Daviſon.)
Ein ſtrengeres Gericht erwartet euch,
Der ſeine Vollmacht frevelnd überſchritten,
Ein heilig anvertrautes Pfand veruntreut.
Man führ' ihn nach dem Tower! Es iſt mein Wille,
Daß man auf Leib und Leben ihn verklage.
— Mein edler Talbot! euch allein hab' ich
Gerecht erfunden unter meinen Räthen.
Ihr ſollt' fortan mein Führer ſeyn, mein Freund —

Schrewsbury.

Verbanne deine treuſten Freunde nicht,
Wirf ſie nicht in's Gefängniß, die für dich

Behandelt haben, die jetzt für dich ſchweigen!
— Mir aber, große Königin, erlaube,
Daß ich das Siegel, das du mir zwölf Jahre
Vertraut, zurück in deine Hände gebe.

Eliſabeth (betroffen).

Nein, Schrewsbury! ihr werdet mich jetzt nicht
Verlaſſen, jetzt —

Schrewsbury.

Verzeih, ich bin zu alt,
Und dieſe grade Hand, ſie iſt zu ſtarr,
Um deine neuen Thaten zu verſiegeln.

Eliſabeth.

Verlaſſen wollte mich der Mann, der mir
Das Leben rettete?

Schrewsbury.

Ich habe wenig
Gethan — Ich habe deinen edlern Theil
Nicht retten können. Lebe, herrſche glücklich!
Die Gegnerin iſt todt. Du haſt von nun an
Nichts mehr zu fürchten, brauchſt nichts mehr zu achten!
(Geht ab.)

Eliſabeth

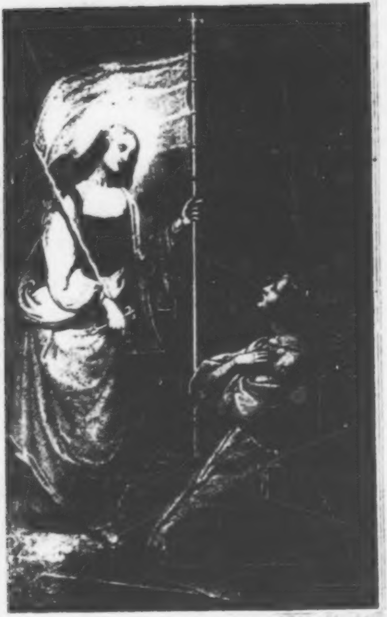
(zum Grafen Kent, der hereintritt).

Graf Leſter komme her!

Kent.

Der Lord läßt ſich
Entſchuldigen; er iſt zu Schiff nach Frankreich.

(Sie bezwingt ſich und ſteht mit ruhiger Faſſung da.
Der Vorhang fällt.)



[illegible]

[illegible]

U .BIBL.
München

Die

Jungfrau von Orleans.

Eine romantiſche Tragödie.

Perſonen.

Karl VII., König von Frankreich.
Königin Iſabeau, ſeine Mutter.
Agnes Sorel, ſeine Geliebte.
Philipp der Gute, Herzog von Burgund.
Graf Dunois, Baſtard von Orleans.
La Hire, } Königliche Offiziere.
Du Chatel, }
Erzbiſchof von Rheims.
Chatillon, ein burgundiſcher Ritter.
Raoul, ein lothringiſcher Ritter.
Talbot, Feldherr der Engländer.
Lionel, } engliſche Anführer.
Faſtolf, }
Montgomery, ein Walliſer.
Rathsherren von Orleans.
Ein engliſcher Herold.
Thibaut d'Arc, ein reicher Landmann.
Margot, }
Louiſon, } ſeine Töchter.
Johanna, }
Etienne, }
Claude Marie, } ihre Freier.
Raimond, }
Bertrand, ein anderer Landmann.
Die Erſcheinung eines ſchwarzen Ritters.
Köhler und Köhlerweib.
Soldaten und Volk. Königliche Kronbediente. Biſchöfe, Mönche, Marſchälle, Magiſtratsperſonen, Hofleute und andere ſtumme Perſonen im Gefolge des Krönungszuges.

Prolog.

Eine ländliche Gegend.

Vorn zur Rechten ein Heiligenbild in einer Kapelle; zur Linken eine hohe Eiche.

Erſter Auftritt.

Thibaut d'Arc. Seine drei Töchter. Drei junge Schäfer, ihre Freier.

Thibaut.

Ja, liebe Nachbarn! Heute ſind wir noch
Franzoſen, freie Bürger noch und Herren
Des alten Bodens, den die Väter pflügten;
Wer weiß, wer morgen über uns befiehlt!
Denn aller Orten läßt der Engelländer
Sein ſieghaft Banner fliegen; ſeine Roſſe
Zerſtampfen Frankreichs blühende Gefilde.
Paris hat ihn als Sieger ſchon empfangen,
Und mit der alten Krone Dagoberts
Schmückt er den Sprößling eines fremden Stamms.
Der Enkel unſrer Könige muß irren
Enterbt und flüchtig durch ſein eignes Reich,
Und wider ihn im Heer der Feinde kämpft

Sein nächſter Vetter und ſein erſter Pair,
Ja, ſeine Rabenmutter führt es an.
Rings brennen Dörfer, Städte. Näher ſtets
Und näher wälzt ſich der Verheerung Rauch
An dieſe Thäler, die noch friedlich ruhn.
— Drum, liebe Nachbarn, hab' ich mich mit Gott
Entſchloſſen, weil ich's heute noch vermag,
Die Töchter zu verſorgen; denn das Weib
Bedarf in Kriegesnöthen des Beſchützers,
Und treue Lieb' hilft alle Laſten heben.

(Zu dem erſten Schäfer.)

— Kommt, Etienne! Ihr werbt um meine Margot.
Die Aecker grenzen nachbarlich zuſammen,
Die Herzen ſtimmen überein — das ſtiftet
Ein gutes Ehband!

(Zu dem Zweiten.)

Claude Marie! Ihr ſchweigt,
Und meine Louiſon ſchlägt die Augen nieder?
Werd' ich zwei Herzen trennen, die ſich fanden,
Weil ihr nicht Schätze mir zu bieten habt?
Wer hat jetzt Schätze? Haus und Scheune ſind
Des nächſten Feindes oder Feuers Raub —
Die treue Bruſt des braven Manns allein
Iſt ein ſturmfeſtes Dach in dieſen Zeiten.

Louiſon.

Mein Vater!

Claude Marie.

Meine Louiſon!

Louiſon (Johanna umarmend).

Liebe Schweſter!

Thibaut.

Ich gebe Jeder dreißig Acker Landes
Und Stall und Hof und eine Heerde — Gott
Hat mich geſegnet und ſo ſegn' er euch!

Margot (Johanna umarmend).

Erfreue unſern Vater! Nimm ein Beiſpiel!
Laß dieſen Tag drei frohe Bande ſchließen!

Thibaut.

Geht! Machet Anſtalt! Morgen iſt die Hochzeit;
Ich will, das ganze Dorf ſoll ſie mit feiern.

(Die zwei Paare gehen Arm in Arm geſchlungen ab.)

Zweiter Auftritt.

Thibaut. Raimond. Johanna.

Thibaut.

Jeannette, deine Schweſtern machen Hochzeit,
Ich ſeh' ſie glücklich, ſie erfreun mein Alter;
Du, meine jüngſte, machſt mir Gram und Schmerz.

Raimond.

Was fällt euch ein! Was ſcheltet ihr die Tochter?

Thibaut.

Hier dieſer wackre Jüngling, dem ſich keiner
Vergleicht im ganzen Dorf, der Treffliche,
Er hat dir ſeine Neigung zugewendet,
Und wirbt um dich, ſchon iſt's der dritte Herbſt,
Mit ſtillem Wunſch, mit herzlichem Bemühn;
Du ſtößeſt ihn verſchloſſen, kalt zurück,

Noch ſonſt ein andrer von den Hirten allen
Mag dir ein gütig Lächeln abgewinnen.
— Ich ſehe dich in Jugendfülle prangen,
Dein Lenz iſt da, es iſt die Zeit der Hoffnung,
Entfaltet iſt die Blume deines Leibes,
Doch ſtets vergebens harr' ich, daß die Blume
Der zarten Lieb' aus ihrer Knoſpe breche,
Und freudig reife zu der goldnen Frucht!
O das gefällt mir nimmermehr und deutet
Auf eine ſchwere Irrung der Natur!
Das Herz gefällt mir nicht, das ſtreng und kalt
Sich zuſchließt in den Jahren des Gefühls.

Raimond.

Laßt's gut ſeyn, Vater Arc! Laßt ſie gewähren!
Die Liebe meiner trefflichen Johanna
Iſt eine edle zarte Himmelsfrucht,
Und ſtill allmählig reift das Köſtliche!
Jetzt liebt ſie noch, zu wohnen auf den Bergen,
Und von der freien Haide fürchtet ſie
Herabzuſteigen in das niedre Dach
Der Menſchen, wo die engen Sorgen wohnen.
Oft ſeh' ich ihr aus tiefem Thal mit ſtillem
Erſtaunen zu, wenn ſie auf hoher Trift
In Mitte ihrer Heerde ragend ſteht,
Mit edlem Leibe, und den ernſten Blick
Herabſenkt auf der Erde kleine Länder.
Da ſcheint ſie mir was Höh'res zu bedeuten,
Und dünkt mir's oft, ſie ſtamm' aus andern Zeiten.

Thibaut.

Das iſt es, was mir nicht gefallen will!

Sie flieht der Schweſtern fröhliche Gemeinſchaft;
Die öden Berge ſucht ſie auf, verläſſet
Ihr nächtlich Lager vor dem Hahnenruf,
Und in der Schreckensſtunde, wo der Menſch
Sich gern vertraulich an den Menſchen ſchließt,
Schleicht ſie, gleich dem einſiedleriſchen Vogel,
Heraus in's graulich düſtre Geiſterreich
Der Nacht, tritt auf den Kreuzweg hin und pflegt
Geheime Zweiſprach mit der Luft des Berges.
Warum erwählt ſie immer dieſen Ort
Und treibt gerade hieher ihre Heerde?
Ich ſehe ſie zu ganzen Stunden ſinnend
Dort unter dem Druidenbaume ſitzen,
Den alle glücklichen Geſchöpfe fliehn.
Denn nicht geheur iſt's hier; ein böſes Weſen
Hat ſeinen Wohnſitz unter dieſem Baum
Schon ſeit der alten grauen Heidenzeit.
Die Aelteſten im Dorf erzählen ſich
Von dieſem Baume ſchauerhafte Mähren;
Seltſamer Stimmen wunderſamen Klang
Vernimmt man oft aus ſeinen düſtern Zweigen.
Ich ſelbſt, als mich in ſpäter Dämmrung einſt
Der Weg an dieſem Baum vorüberführte,
Hab' ein geſpenſtiſch Weib hier ſitzen ſehn,
Das ſtreckte mir aus weitgefaltetem
Gewande langſam eine dürre Hand
Entgegen, gleich als winkt' es; doch ich eilte
Fürbaß und Gott befahl ich meine Seele.

Raimond

(auf das Heiligenbild in der Kapelle zeigend).

Des Gnadenbildes ſegenreiche Nähe,

Das hier des Himmels Frieden um ſich ſtreut,
Nicht Satans Werk führt eure Tochter her.

Thibaut.

O nein! nein! Nicht vergebens zeigt ſich's mir
In Träumen an und ängſtlichen Geſichten.
Zu dreien Malen hab' ich ſie geſehn
Zu Rheims auf unſrer Könige Stuhle ſitzen,
Ein funkelnd Diadem von ſieben Sternen
Auf ihrem Haupt, das Scepter in der Hand,
Aus dem drei weiße Lilien entſprangen,
Und ich, ihr Vater, ihre beiden Schweſtern
Und alle Fürſten, Grafen, Erzbiſchöfe,
Der König ſelber, neigten ſich vor ihr.
Wie kommt mir ſolcher Glanz in meine Hütte?
O das bedeutet einen tiefen Fall!
Sinnbildlich ſtellt mir dieſer Warnungstraum
Das eitle Trachten ihres Herzens dar.
Sie ſchämt ſich ihrer Niedrigkeit — weil Gott
Mit reicher Schönheit ihren Leib geſchmückt,
Mit hohen Wundergaben ſie geſegnet
Vor allen Hirtenmädchen dieſes Thals,
So nährt ſie ſünd'gen Hochmuth in dem Herzen,
Und Hochmuth iſt's, wodurch die Engel fielen,
Woran der Höllengeiſt den Menſchen faßt.

Raimond.

Wer hegt beſcheid'nern, tugendlichern Sinn,
Als eure fromme Tochter? Iſt ſie's nicht,
Die ihren ältern Schweſtern freudig dient?
Sie iſt die hochbegabteſte von allen,
Doch ſeht ihr ſie wie eine nied're Magd

Die ſchwerſten Pflichten ſtill gehorſam üben,
Und unter ihren Händen wunderbar
Gedeihen euch die Heerden und die Saaten;
Um Alles, was ſie ſchafft, ergießet ſich
Ein unbegreiflich überſchwenglich Glück.

Thibaut.

Ja wohl! Ein unbegreiflich Glück — Mir kommt
Ein eigen Grauen an bei dieſem Segen!
— Nichts mehr davon. Ich ſchweige. Ich will ſchweigen;
Soll ich mein eigen theures Kind anklagen?
Ich kann nichts thun, als warnen, für ſie beten!
Doch warnen muß ich — Fliehe dieſen Baum!
Bleib' nicht allein, und grabe keine Wurzeln
Um Mitternacht, bereite keine Tränke,
Und ſchreibe keine Zeichen in den Sand!
Leicht aufzuritzen iſt das Reich der Geiſter,
Sie liegen wartend unter dünner Decke,
Und leiſe hörend ſtürmen ſie herauf.
Bleib' nicht allein, denn in der Wüſte trat
Der Satansengel ſelbſt zum Herrn des Himmels.

Dritter Auftritt.

Bertrand tritt auf, einen Helm in der Hand. **Thibaut. Raimond. Johanna.**

Raimond.

Still! Da kommt Bertrand aus der Stadt zurück.
Sieh, was er trägt!

Bertrand.

Ihr ſtaunt mich an, ihr ſeyd
Verwundert ob des ſeltſamen Geräthes
In meiner Hand.

Thibaut.

Das ſind wir. Saget an,
Wie kamt ihr zu dem Helm, was bringt ihr uns
Das böſe Zeichen in die Friedensgegend?

(Johanna; welche die beiden vorigen Scenen ſtill und ohne Antheil auf der Seite geſtanden, wird aufmerkſam und tritt näher.)

Bertrand.

Kaum weiß ich ſelbſt zu ſagen, wie das Ding
Mir in die Hand gerieth. Ich hatte eiſernes
Geräth mir eingekauft zu Vaucouleurs;
Ein groſſes Drängen fand ich auf dem Markt,
Denn flücht'ges Volk war eben angelangt
Von Orleans mit böſer Kriegespoſt.
Im Aufruhr lief die ganze Stadt zuſammen,
Und als ich Bahn mir mache durch's Gewühl,
Da tritt ein braun Bohemerweib mich an
Mit dieſem Helm, faßt mich in's Auge ſcharf,
Und ſpricht: Geſell, ihr ſuchet einen Helm,
Ich weiß, ihr ſuchet einen. Da! Nehmt hin!
Um ein Geringes ſteht er euch zu Kaufe.
— Geht zu den Lanzenknechten, ſagt' ich ihr,
Ich bin ein Landmann, brauche nicht des Helmes.
Sie aber ließ nicht ab und ſagte ferner:
Kein Menſch vermag zu ſagen, ob er nicht
Des Helmes braucht. Ein ſtählern Dach für's Haupt

Iſt jetzo mehr werth als ein ſteinern Haus.
So trieb ſie mich durch alle Gaſſen, mir
Den Helm aufnöthigend, den ich nicht wollte.
Ich ſah den Helm, daß er ſo blank und ſchön
Und würdig eines ritterlichen Haupts,
Und da ich zweifelnd in der Hand ihn wog,
Des Abenteuers Seltſamkeit bedenkend,
Da war das Weib mir aus den Augen, ſchnell
Hinweggeriſſen hatte ſie der Strom
Des Volkes, und der Helm blieb mir in Händen.

Johanna (raſch und begierig darnach greifend).

Gebt mir den Helm!

Bertrand.

Was frommt euch dies Geräthe?
Das iſt kein Schmuck für ein jungfräulich Haupt.

Johanna (entreißt ihm den Helm).

Mein iſt der Helm und mir gehört er zu.

Thibaut.

Was fällt dem Mädchen ein?

Raimond.

Laßt ihr den Willen!
Wohl ziemt ihr dieſer kriegeriſche Schmuck,
Denn ihre Bruſt verſchließt ein männlich Herz.
Denkt nach, wie ſie den Tigerwolf bezwang,
Das grimmig wilde Thier, das unſre Heerden
Verwüſtete, den Schrecken aller Hirten.
Sie ganz allein, die löwenherz'ge Jungfrau,
Stritt mit dem Wolf und rang das Lamm ihm ab,
Das er im blut'gen Rachen ſchon davon trug.
Welch tapfres Haupt auch dieſer Helm bedeckt,
Er kann kein würdigeres zieren!

Thibaut (zu Bertrand).

Sprechts!
Welch neues Kriegesunglück iſt geſchehn?
Was brachten jene Flüchtigen?

Bertrand.

Gott helfe
Dem König und erbarme ſich des Landes!
Geſchlagen ſind wir in zwei großen Schlachten;
Mitten in Frankreich ſteht der Feind, verloren
Sind alle Länder bis an die Loire —
Jetzt hat er ſeine ganze Macht zuſammen
Geführt, womit er Orleans belagert.

Thibaut.

Gott ſchütze den König!

Bertrand.

Unermeßliches
Geſchütz iſt aufgebracht von allen Enden,
Und wie der Bienen dunkelnde Geſchwader
Den Korb umſchwärmen in des Sommers Tagen,
Wie aus geſchwärzter Luft die Heuſchreckwolke
Herunterfällt und meilenlang die Felder
Bedeckt in unabſehbarem Gewimmel,
So goß ſich eine Kriegeswolke aus
Von Völkern über Orleans Gefilde,
Und von der Sprachen unverſtändlichem
Gemiſch verworren dumpf erbraust das Lager.
Denn auch der mächtige Burgund, der Länder-
Gewaltige, hat ſeine Mannen alle
Herbeigeführt, die Lütticher, Luxemburger,
Die Hennegauer, die vom Lande Namur,

Und die das glückliche Brabant bewohnen,
Die üpp'gen Genter, die in Sammt und Seide
Stolziren, die von Seeland, deren Städte
Sich reinlich aus dem Meeres-Waſſer heben,
Die heerdenmelkenden Holländer, die
Von Utrecht, ja vom äußerſten Weſtfriesland,
Die nach dem Eispol ſchaun — ſie folgen alle
Dem Heerbann des gewaltig herrſchenden
Burgund und wollen Orleans bezwingen.

Thibaut.

O des unſelig jammervollen Zwiſtes,
Der Frankreichs Waffen wider Frankreich wendet!

Bertrand.

Auch ſie, die alte Königin, ſieht man,
Die ſtolze Iſabeau, die Bayerfürſtin,
In Stahl gekleidet durch das Lager reiten,
Mit gift'gen Stachelworten alle Völker
Zur Wuth aufregen wider ihren Sohn,
Den ſie in ihrem Mutterſchooß getragen!

Thibaut.

Fluch treffe ſie! und möge Gott ſie einſt,
Wie jene ſtolze Jeſabel, verderben!

Bertrand.

Der fürchterliche Sal'sbury, der Mauern-
Zertrümmerer, führt die Belagrung an,
Mit ihm des Löwen Bruder Lionel,
Und Talbot, der mit mörderiſchem Schwert
Die Völker niedermähet in den Schlachten;
In frechem Muthe haben ſie geſchworen,
Der Schmach zu weihen alle Jungfrauen,

Und was das Schwert geführt, dem Schwert zu opfern.
Vier hohe Warten haben ſie erbaut,
Die Stadt zu überragen; oben ſpäht
Graf Sal'sbury mit mordbegier'gem Blick,
Und zählt die ſchnellen Wandrer auf den Gaſſen.
Viel tauſend Kugeln ſchon von Centners Laſt
Sind in die Stadt geſchleudert, Kirchen liegen
Zertrümmert, und der königliche Thurm
Von Notre Dame beugt ſein erhabnes Haupt.
Auch Pulvergänge haben ſie gegraben,
Und über einem Höllenreiche ſteht
Die bange Stadt, gewärtig jede Stunde,
Daß es mit Donners Krachen ſich entzünde.

(Johanna horcht mit geſpannter Aufmerkſamkeit und ſetzt ſich den Helm auf.)

Thibaut.

Wo aber waren denn die tapfern Degen
Saintrailles, La Hire und Frankreichs Bruſtwehr,
Der heldenmüth'ge Baſtard, daß der Feind
So allgewaltig reißend vorwärts drang?
Wo iſt der König ſelbſt, und ſieht er müßig
Des Reiches Noth und ſeiner Städte Fall?

Bertrand.

Zu Chinon hält der König ſeinen Hof;
Es fehlt an Volk, er kann das Feld nicht halten.
Was nützt der Führer Muth, der Helden Arm,
Wenn bleiche Furcht die Heere lähmt?
Ein Schrecken, wie von Gott herabgeſandt,
Hat auch die Bruſt der Tapferſten ergriffen.
Umſonſt erſchallt der Fürſten Aufgebot.

Wie ſich die Schafe bang zuſammendrängen,
Wenn ſich des Wolfes Heulen hören läßt,
So ſucht der Franke, ſeines alten Ruhms
Vergeſſend, nur die Sicherheit der Burgen.
Ein einz'ger Ritter nur, hört' ich erzählen,
Hab' eine ſchwache Mannſchaft aufgebracht,
Und zieh' dem König zu mit ſechzehn Fahnen.

Johanna (ſchnell).

Wie heißt der Ritter?

Bertrand.

Baudricour. Doch ſchwerlich
Möcht' er des Feindes Kundſchaft hintergehn,
Der mit zwei Heeren ſeinen Ferſen folgt.

Johanna.

Wo hält der Ritter? Sagt mir's, wenn ihr's wiſſet.

Bertrand.

Er ſteht kaum eine Tagereiſe weit
Von Vaucouleurs.

Thibaut (zu Johanna).

Was kümmert's dich! Du fragſt
Nach Dingen, Mädchen, die dir nicht geziemer.

Bertrand.

Weil nun der Feind ſo mächtig und kein Schutz
Vom König mehr zu hoffen, haben ſie
Zu Vaucouleurs einmüthig den Beſchluß
Gefaßt, ſich dem Burgund zu übergeben.
So tragen wir nicht fremdes Joch und bleiben
Beim alten Königsſtamme — ja vielleicht
Zur alten Krone fallen wir zurück,
Wenn einſt Burgund und Frankreich ſich verſöhnen.

Johanna (in Begeiſterung).

Nichts von Verträgen! Nichts von Uebergabe!
Der Retter naht, er rüſtet ſich zum Kampf.
Vor Orleans ſoll das Glück des Feindes ſcheitern!
Sein Maß iſt voll, er iſt zur Ernte reif,
Mit ihrer Sichel wird die Jungfrau kommen,
Und ſeines Stolzes Saaten niedermähn;
Herab vom Himmel reißt ſie ſeinen Ruhm,
Den er hoch an den Sternen aufgehangen.
Verzagt nicht! Fliehet nicht! Denn eh' der Rocken
Gelb wird, eh' ſich die Mondesſcheibe füllt,
Wird kein engländiſch Roß mehr aus den Wellen
Der prächtigſtrömenden Loire trinken.

Bertrand.

Ach! Es geſchehen keine Wunder mehr!

Johanna.

Es geſchehn noch Wunder — Eine weiße Taube
Wird fliegen und mit Adlerskühnheit dieſe Geier
Anfallen, die das Vaterland zerreißen.
Darniederkämpfen wird ſie dieſen ſtolzen
Burgund, den Reichsverräther, dieſen Talbot,
Den himmelſtürmend hunderthändigen,
Und dieſen Sal'sbury, den Tempelſchänder,
Und dieſe frechen Inſelwohner alle
Wie eine Heerde Lämmer vor ſich jagen.
Der Herr wird mit ihr ſeyn, der Schlachten Gott.
Sein zitterndes Geſchöpf wird er erwählen,
Durch eine zarte Jungfrau wird er ſich
Verherrlichen, denn er iſt der Allmächt'ge!

Thibaut.

Was für ein Geiſt ergreift die Dirn'?

Raimond.

Es iſt
Der Helm, der ſie ſo kriegeriſch beſeelt.
Seht eure Tochter an. Ihr Auge blitzt,
Und glühend Feuer ſprühen ihre Wangen!

Johanna.

Dies Reich ſoll fallen? Dieſes Land des Ruhms,
Das ſchönſte, das die ew'ge Sonne ſieht
In ihrem Lauf, das Paradies der Länder,
Das Gott liebt, wie den Apfel ſeines Auges,
Die Feſſeln tragen eines fremden Volks?
— Hier ſcheiterte der Heiden Macht. Hier war
Das erſte Kreuz, das Gnadenbild erhöht;
Hier ruht der Staub des heil'gen Ludewig!
Von hier aus ward Jeruſalem erobert.

Bertrand (erſtaunt).

Hört ihre Rede! Woher ſchöpfte ſie
Die hohe Offenbarung? — Vater Arc!
Euch gab Gott eine wundervolle Tochter!

Johanna.

Wir ſollen keine eigne Könige
Mehr haben, keinen eingebornen Herrn —
Der König, der nie ſtirbt, ſoll aus der Welt
Verſchwinden — der den heil'gen Pflug beſchützt,
Der die Trift beſchützt und fruchtbar macht die Erde.
Der die Leibeignen in die Freiheit führt,
Der die Städte freudig ſtellt um ſeinen Thron —
Der dem Schwachen beiſteht und den Böſen ſchreckt,
Der den Neid nicht kennet, denn er iſt der Größte,
Der ein Menſch iſt und ein Engel der Erbarmung
Auf der feindſel'gen Erde. — Denn der Thron

Der Könige, der von Golde ſchimmert, iſt
Das Obdach der Verlaſſenen — hier ſteht
Die Macht und die Barmherzigkeit — es zittert
Der Schuldige, vertrauend naht ſich der Gerechte,
Und ſcherzet mit dem Löwen um den Thron!
Der fremde König, der von Außen kommt,
Dem keines Ahnherrn heilige Gebeine
In dieſem Lande ruhn, kann er es lieben?
Der nicht jung war mit unſern Jünglingen,
Dem unſre Worte nicht zum Herzen tönen,
Kann er ein Vater ſeyn zu ſeinen Söhnen?

Thibaut.

Gott ſchütze Frankreich und den König! Wir
Sind friedliche Landleute, wiſſen nicht
Das Schwert zu führen, noch das kriegeriſche Roß
Zu tummeln. — Laßt uns ſtill gehorchend harren,
Wen uns der Sieg zum König geben wird.
Das Glück der Schlachten iſt das Urtheil Gottes,
Und unſer Herr iſt, wer die heil'ge Oelung
Empfängt und ſich die Kron' aufſetzt zu Rheims.
— Kommt an die Arbeit! Kommt! Und denke Jeder
Nur an das Nächſte! Laſſen wir die Großen,
Der Erde Fürſten, um die Erde loſen;
Wir können ruhig die Zerſtörung ſchauen,
Denn ſturmfeſt ſteht der Boden, den wir bauen.
Die Flamme brenne unſre Dörfer nieder,
Die Saat zerſtampfe ihrer Roſſe Tritt,
Der neue Lenz bringt neue Saaten mit,
Und ſchnell erſtehn die leichten Hütten wieder!

(Alle außer der Jungfrau gehen ab.)

Vierter Auftritt.

Johanna (allein).

Lebt wohl, ihr Berge, ihr geliebten Triſten,
Ihr traulich ſtillen Thäler, lebet wohl!
Johanna wird nun nicht mehr auf euch wandeln!
Johanna ſagt euch ewig Lebewohl!
Ihr Wieſen, die ich wäſſerte, ihr Bäume,
Die ich gepflanzet, grünet fröhlich fort!
Lebt wohl, ihr Grotten und ihr kühlen Brunnen,
Du Echo, holde Stimme dieſes Thals,
Die oft mir Antwort gab auf meine Lieder,
Johanna geht und nimmer kehrt ſie wieder!

Ihr Plätze alle meiner ſtillen Freuden,
Euch laſſ' ich hinter mir auf immerdar!
Zerſtreuet euch, ihr Lämmer, auf der Haiden!
Ihr ſeyd jetzt eine hirtenloſe Schaar!
Denn eine andre Heerde muß ich weiden,
Dort auf dem blut'gen Felde der Gefahr.
So iſt des Geiſtes Ruf an mich ergangen;
Mich treibt nicht eitles, irdiſches Verlangen.

Denn der zu Moſen auf des Horebs Höhen
Im feur'gen Buſch ſich flammend niederließ,
Und ihm befahl, vor Pharao zu ſtehen,
Der einſt den frommen Knaben Iſai's,
Den Hirten, ſich zum Streiter auserſehen,
Der ſtets den Hirten gnädig ſich bewies,

Er ſprach zu mir aus dieſes Baumes Zweigen:
„Geh hin! Du ſollſt auf Erden für mich zeugen.“

„In rauhes Erz ſollſt du die Glieder ſchnüren,
Mit Stahl bedecken deine zarte Bruſt;
Nicht Männerliebe darf dein Herz berühren,
Mit ſünd'gen Flammen eitler Erdenluſt.
Nie wird der Brautkranz deine Locken zieren,
Dir blüht kein lieblich Kind an deiner Bruſt;
Doch werd' ich dich mit kriegeriſchen Ehren,
Vor allen Erdenfrauen dich verklären.“

„Denn wenn im Kampf die Muthigſten verzagen,
Wenn Frankreichs letztes Schickſal nun ſich naht,
Dann wirſt du meine Oriflamme tragen
Und, wie die raſche Schnitterin die Saat,
Den ſtolzen Ueberwinder niederſchlagen;
Umwälzen wirſt du ſeines Glückes Rad,
Errettung bringen Frankreichs Heldenſöhnen,
Und Rheims befrein und deinen König krönen!

Ein Zeichen hat der Himmel mir verheißen:
Er ſendet mir den Helm, er kommt von ihm,
Mit Götterkraft berühret mich ſein Eiſen,
Und mich durchflammt der Muth der Cherubim;
In's Kriegsgewühl hinein will es mich reißen,
Es treibt mich fort mit Sturmes Ungeſtüm;
Den Feldruf hör' ich mächtig zu mir dringen,
Das Schlachtroß ſteigt und die Trompeten klingen.

(Sie geht ab.)

* * *

Erster Aufzug.

Hoflager König Karls zu Chinon.

Erster Auftritt.

Dunois und **Du Chatel.**

Dunois.

Nein, ich ertrag' es länger nicht. Ich ſage
Mich los von dieſem König, der unrühmlich
Sich ſelbſt verläßt. Mir blutet in der Bruſt
Das tapfre Herz und glühnde Thränen möcht' ich weinen,
Daß Räuber in das königliche Frankreich
Sich theilen mit dem Schwert, die edeln Städte,
Die mit der Monarchie gealtert ſind,
Dem Feind die roſt'gen Schlüſſel überliefern,
Indeß wir hier in thatenloſer Ruh
Die köſtlich edle Rettungszeit verſchwenden.
— Ich höre Orleans bedroht, ich fliege
Herbei aus der entlegnen Normandie,
Den König denk' ich kriegeriſch gerüſtet

An ſeines Heeres Spitze ſchon zu finden,
Und find' ihn — hier! umringt von Gaukelſpielern
Und Troubadours, ſpitzfind'ge Räthſel löſend
Und der Sorel galante Feſte gebend,
Als waltete im Reich der tiefſte Friede!
— Der Konnetable geht, er kann den Gräul
Nicht länger anſehn. — Ich verlaſſ' ihn auch,
Und übergeb' ihn ſeinem böſen Schickſal.

Du Chatel.

Da kommt der König.

Zweiter Auftritt.

König Karl zu den Vorigen.

Karl.

Der Konnetable ſchickt ſein Schwert zurück
Und ſagt den Dienſt mir auf — In Gottes Namen!
So ſind wir eines mürr'ſchen Mannes los,
Der unverträglich uns nur meiſtern wollte.

Dunois.

Ein Mann iſt viel werth in ſo theurer Zeit;
Ich möcht' ihn nicht mit leichtem Sinn verlieren.

Karl.

Das ſagſt du nur aus Luſt des Widerſpruchs;
So lang' er da war, warſt du nie ſein Freund.

Dunois.

Er war ein ſtolz verdrießlich ſchwerer Narr,

Und wußte nie zu enden — dieſsmal aber
Weiß er's. Er weiß zu rechter Zeit zu gehn,
Wo keine Ehre mehr zu holen iſt.

Karl.

Du biſt in deiner angenehmen Laune;
Ich will dich nicht drin ſtören. — Du Chatel!
Es ſind Geſandte da vom alten König
René,[*] belobte Meiſter im Geſang,
Und weit berühmt. — Man muß ſie wohl bewirthen,
Und jedem eine goldne Kette reichen.
(Zum Baſtard.)
Worüber lachſt du?

Dunois.

Daß du goldne Ketten
Aus deinem Munde ſchüttelſt.

Du Chatel.

Sire! es iſt
Kein Geld in deinem Schatze mehr vorhanden.

Karl.

So ſchaffe welches. — Edle Sänger dürfen

---

[*] Anmerkung in der erſten Ausgabe. René der Gute, Graf von Provence, aus dem Hauſe Anjou; ſein Vater und Bruder waren Könige von Neapel, und er ſelbſt machte nach ſeines Bruders Tode Anſpruch auf dieſes Reich, ſcheiterte aber in der Unternehmung. Er ſuchte die alte provenzaliſche Poeſie, und die Cours d'amour wieder herzuſtellen, und ſetzte einen Prince d'amour ein, als höchſten Richter in Sachen der Galanterie und Liebe. In demſelben romantiſchen Geiſt machte er ſich mit ſeiner Gemahlin zum Schäfer.

Nicht ungeehrt von meinem Hofe ziehn.
Sie machen uns den dürren Scepter blühn,
Sie flechten den unſterblich grünen Zweig
Des Lebens in die unfruchtbare Krone,
Sie ſtellen herrſchend ſich den Herrſchern gleich,
Aus leichten Wünſchen bauen ſie ſich Throne
Und nicht im Raume liegt ihr harmlos Reich;
Drum ſoll der Sänger mit dem König gehen,
Sie beide wohnen auf der Menſchheit Höhen!

Du Chatel.

Mein königlicher Herr! Ich hab' dein Ohr
Verſchont, ſo lang' noch Rath und Hülfe war;
Doch endlich löſt die Nothdurft mir die Zunge.
— Du haſt nichts mehr zu ſchenken, ach! du haſt
Nicht mehr, wovon du morgen könnteſt leben!
Die hohe Flut des Reichthums iſt zerfloſſen,
Und tiefe Ebbe iſt in deinem Schatz.
Den Truppen iſt der Sold noch nicht bezahlt;
Sie drohen murrend abzuziehn. — Kaum weiß
Ich Rath, dein eignes königliches Haus
Nothdürftig nur, nicht fürſtlich, zu erhalten.

Karl.

Verpfände meine königlichen Zölle
Und laß dir Geld darleihn von den Lombarden.

Du Chatel.

Sire, deine Kroneinkünfte, deine Zölle
Sind auf drei Jahre ſchon voraus verpfändet.

Dunois.

Und unterdeß geht Pfand und Land verloren.

Karl.

Uns bleiben noch viel reiche ſchöne Länder.

Dunois.

So lang' es Gott gefällt und Talbots Schwert!
Wenn Orleans genommen iſt, magſt du
Mit deinem König René Schafe hüten.

Karl.

Stets übſt du deinen Witz an dieſem König,
Doch iſt es dieſer länderloſe Fürſt,
Der eben heut' mich königlich beſchenkte.

Dunois.

Nur nicht mit ſeiner Krone von Neapel,
Um Gottes willen nicht! Denn die iſt feil,
Hab' ich gehört, ſeitdem er Schafe weidet.

Karl.

Das iſt ein Scherz, ein heitres Spiel, ein Feſt,
Das er ſich ſelbſt und ſeinem Herzen gibt,
Sich eine ſchuldlos reine Welt zu gründen
In dieſer rauh barbar'ſchen Wirklichkeit.
Doch was er Großes, Königliches will —
Er will die alten Zeiten wieder bringen,
Wo zarte Minne herrſchte, wo die Liebe
Der Ritter große Heldenherzen hob,
Und edle Frauen zu Gerichte ſaßen,
Mit zartem Sinne alles Feine ſchlichtend.
In jenen Zeiten wohnt der heitre Greis,
Und wie ſie noch in alten Liedern leben,
So will er ſie, wie eine Himmelsſtadt
In goldnen Wolken, auf die Erde ſetzen —
Gegründet hat er einen Liebeshof,

Wohin die edlen Ritter ſollen wallen,
Wo keuſche Frauen herrlich ſollen thronen,
Wo reine Minne wiederkehren ſoll,
Und mich hat er erwählt zum Fürſt der Liebe.

Dunois.

Ich bin ſo ſehr nicht aus der Art geſchlagen,
Daß ich der Liebe Herrſchaft ſollte ſchmähn.
Ich nenne mich nach ihr, ich bin ihr Sohn,
Und all mein Erbe liegt in ihrem Reich.
Mein Vater war der Prinz von Orleans,
Ihm war kein weiblich Herz unüberwindlich,
Doch auch kein feindlich Schloß war ihm zu feſt.
Willſt du der Liebe Fürſt dich würdig nennen,
So ſey der Tapfern Tapferſter! — Wie ich
Aus jenen alten Büchern mir geleſen,
War Liebe ſtets mit hoher Ritterthat
Gepaart, und Helden, hat man mich gelehrt,
Nicht Schäfer ſaßen an der Tafelrunde.
Wer nicht die Schönheit tapfer kann beſchützen,
Verdient nicht ihren goldnen Preis. — Hier iſt
Der Fechtplatz! Kämpf' um deiner Väter Krone!
Vertheidige mit ritterlichem Schwert
Dein Eigenthum und edler Frauen Ehre —
Und haſt du dir aus Strömen Feindesbluts
Die angeſtammte Krone kühn erobert,
Dann iſt es Zeit und ſteht dir fürſtlich an,
Dich mit der Liebe Myrten zu bekrönen.

Karl

(zu einem Edelknecht, der hereintritt).

Was gibt's?

Edelknecht.

Rathsherrn von Orleans flehn um Gehör.

Karl.

Führ' ſie herein! (Edelknecht geht ab.)
Sie werden Hülfe fordern;
Was kann ich thun, der ſelber hülflos iſt!

Dritter Auftritt.

Drei Rathsherren zu den Vorigen.

Karl.

Willkommen, meine vielgetreuen Bürger
Aus Orleans! Wie ſteht's um meine gute Stadt?
Fährt ſie noch fort mit dem gewohnten Muth
Dem Feind zu widerſtehn, der ſie belagert?

Rathsherr.

Ach, Sire! Es drängt die höchſte Noth, und ſtündlich wachſend
Schwillt das Verderben an die Stadt heran.
Die äußern Werke ſind zerſtört, der Feind
Gewinnt mit jedem Sturme neuen Boden.
Entblößt ſind von Vertheidigern die Mauern,
Denn raſtlos fechtend, fällt die Mannſchaft aus,
Doch wen'ge ſehn die Heimatpforte wieder,
Und auch des Hungers Plage droht der Stadt.
Drum hat der edle Graf von Rochepierre,
Der drin befiehlt, in dieſer höchſten Noth

Vertragen mit dem Feind, nach altem Brauch,
Sich zu ergeben auf den zwölften Tag,
Wenn binnen dieſer Zeit kein Heer im Feld
Erſchien, zahlreich genug, die Stadt zu retten.
(Dunois macht eine heftige Bewegung des Zorns.)

Karl.

Die Friſt iſt kurz.

Rathsherr.

Und jetzo ſind wir hier
Mit Feinds Geleit, daß wir dein fürſtlich Herz
Anflehen, deiner Stadt dich zu erbarmen,
Und Hülf' zu ſenden binnen dieſer Friſt,
Sonſt übergibt er ſie am zwölften Tage.

Dunois.

Saintrailles konnte ſeine Stimme geben
Zu ſolchem ſchimpflichen Vertrag?

Rathsherr.

Nein, Herr!
So lang' der Tapfre lebte, durfte nie
Die Rede ſeyn von Fried' und Uebergabe.

Dunois.

So iſt er todt?

Rathsherr.

An unſern Mauern ſank
Der edle Held für ſeines Königs Sache.

Karl.

Saintrailles todt! O in dem einz'gen Mann
Sinkt mir ein Heer!
(Ein Ritter kommt und ſpricht einige Worte leiſe mit dem Baſtard, welcher betroffen auffährt.)

Dunois.
Auch das noch!

Karl.
Nun! Was gibt's?

Dunois.
Graf Douglas ſendet her. Die ſchott'ſchen Völker
Empören ſich und drohen abzuziehn,
Wenn ſie nicht heut' den Rückſtand noch erhalten.

Karl.
Du Chatel!

Du Chatel (zuckt die Achſeln).
Sire! ich weiß nicht Rath.

Karl.
Verſprich,
Verpfände, was du haſt, mein halbes Reich —

Du Chatel.
Hilft nichts! Sie ſind zu oft vertröſtet worden!

Karl.
Es ſind die beſten Truppen meines Heers!
Sie ſollen mich jetzt nicht, nicht jetzt verlaſſen!

Rathsherr (mit einem Fußfall).
O König, hilf uns! Unſrer Noth gedenke!

Karl (verzweiflungsvoll).
Kann ich Armeen aus der Erde ſtampfen?
Wächst mir ein Kornfeld in der flachen Hand?
Reißt mich in Stücken, reißt das Herz mir aus,
Und münzet es ſtatt Goldes! Blut hab' ich
Für euch, nicht Silber hab' ich, noch Soldaten!

(Er ſieht die Sorel hereintreten, und eilt ihr mit ausgebreiteten Armen entgegen.)

Vierter Auftritt.

Agnes Sorel, ein Käſtchen in der Hand, zu den Vorigen.

Karl.

O meine Agnes! mein geliebtes Leben!
Du kommſt, mich der Verzweiflung zu entreißen!
Ich habe dich, ich flieh' an deine Bruſt,
Nichts iſt verloren, denn du biſt noch mein.

Sorel.

Mein theurer König!
(Mit ängſtlich fragendem Blick umherſchauend.)
Dunois! iſt's wahr?
Du Chatel?

Du Chatel.

Leider!

Sorel.

Iſt die Noth ſo groß?
Es fehlt an Sold? Die Truppen wollen abziehn?

Du Chatel.

Ja, leider iſt es ſo!

Sorel

(Ihm das Käſtchen aufdringend).

Hier, hier iſt Geld,
Hier ſind Juwelen — Schmelzt mein Silber ein —
Verkauft, verpfändet meine Schlöſſer — Leihet
Auf meine Güter in Provence — Macht Alles
Zu Gelde und befriediget die Truppen!
Fort! Keine Zeit verloren! *
(Treibt ihn fort.)

Karl.

Nun, Dunois? Nun Du Chatel? Bin ich euch
Noch arm, da ich die Krone aller Frauen
Beſitze? — Sie iſt edel, wie ich ſelbſt,
Geboren; ſelbſt das königliche Blut
Der Valois iſt nicht reiner; zieren würde ſie
Den erſten Thron der Welt — doch ſie verſchmäht ihn,
Nur meine Liebe will ſie ſeyn und heißen.
Erlaubte ſie mir jemals ein Geſchenk
Von höherm Werth, als eine frühe Blume
Im Winter oder ſeltne Frucht! Von mir
Nimmt ſie kein Opfer an, und bringt mir alle,
Wagt ihren ganzen Reichthum und Beſitz
Großmüthig an mein unterſinkend Glück.

Dunois.

Ja, ſie iſt eine Raſende, wie du,
Und wirft ihr Alles in ein brennend Haus,
Und ſchöpft in's lecke Faß der Danaiden.
Dich wird ſie nicht erretten, nur ſich ſelbſt
Wird ſie mit dir verderben —

Sorel.

Glaub' ihm nicht!
Er hat ſein Leben zehenmal für dich
Gewagt, und zürnt, daß ich mein Gold jetzt wage.
Wie? Hab' ich dir nicht Alles froh geopfert,
Was mehr geachtet wird, als Gold und Perlen,
Und ſollte jetzt mein Glück für mich behalten?
Komm! Laß uns allen überflüſſ'gen Schmuck
Des Lebens von uns werfen! Laß mich dir
Ein edles Beiſpiel der Entſagung geben!

Verwandle deinen Hofſtaat in Soldaten,
Dein Gold in Eiſen! Alles, was du haſt,
Wirf es entſchloſſen hin nach deiner Krone!
Komm! Komm! Wir theilen Mangel und Gefahr!
Das kriegeriſche Roß laß uns beſteigen,
Den zarten Leib dem glühnden Pfeil der Sonne
Preisgeben, die Gewölke über uns
Zur Decke nehmen, und den Stein zum Pfühl.
Der rauhe Krieger wird ſein eignes Weh
Geduldig tragen, ſieht er ſeinen König,
Dem Aermſten gleich, ausdauern und entbehren!

Karl (lächelnd).

Ja, nun erfüllt ſich mir ein altes Wort
Der Weiſſagung, das eine Nonne mir
Zu Clermont im prophet'ſchen Geiſte ſprach.
Ein Weib, verhieß die Nonne, würde mich
Zum Sieger machen über meine Feinde,
Und meiner Väter Krone mir erkämpfen.
Fern ſucht' ich ſie im Feindeslager auf;
Das Herz der Mutter hofft' ich zu verſöhnen;
Hier ſteht die Heldin, die nach Rheims mich führt;
Durch meiner Agnes Liebe werd' ich ſiegen!

Sorel.

Du wirſt's durch deiner Freunde tapfres Schwert.

Karl.

Auch von der Feinde Zwietracht hoff' ich viel —
Denn mir iſt ſich're Kunde zugekommen,
Daß zwiſchen dieſen ſtolzen Lords von England
Und meinem Vetter von Burgund nicht Alles mehr
So ſteht wie ſonſt — Drum hab' ich den La Hire

Mit Botſchaft an den Herzog abgefertigt,
Ob mir's gelänge, den erzürnten Pair
Zur alten Pflicht und Treu' zurückzuführen. —
Mit jeder Stunde wart' ich ſeiner Ankunft.

Du Chatel (am Fenſter).

Der Ritter ſprengt ſo eben in den Hof.

Karl.

Willkommner Bote! Nun ſo werden wir
Bald wiſſen, ob wir weichen oder ſiegen.

Fünfter Auftritt.

La Hire zu den Vorigen.

Karl (geht ihm entgegen).

La Hire! Bringſt du uns Hoffnung oder keine?
Erklär' dich kurz. Was hab' ich zu erwarten?

La Hire.

Erwarte nichts mehr, als von deinem Schwert.

Karl.

Der ſtolze Herzog läßt ſich nicht verſöhnen?
O ſprich! Wie nahm er meine Botſchaft auf?

La Hire.

Vor allen Dingen und bevor er noch
Ein Ohr dir könne leihen, fordert er,
Daß ihm Du Chatel ausgeliefert werde,
Den er den Mörder ſeines Vaters nennt.

Karl.

Und, weigern wir uns dieſer Schmachbedingung?

La Hire.

Dann ſey der Bund zertrennt, noch eh' er anfing.

Karl.

Haſt du ihn drauf, wie ich dir anbefahl,
Zum Kampf mit mir gefordert auf der Brücke
Zu Montereau, allwo ſein Vater fiel?

La Hire.

Ich warf ihm deinen Handſchuh hin und ſprach:
Du wollteſt deiner Hoheit dich begeben,
Und als ein Ritter kämpfen um dein Reich.
Doch er verſetzte: nimmer thät's ihm Noth,
Um das zu fechten, was er ſchon beſitze.
Doch wenn dich ſo nach Kämpfen lüſtete,
So würdeſt du vor Orleans ihn finden,
Wohin er morgen willens ſey zu gehn;
Und damit kehrt' er lachend mir den Rücken.

Karl.

Erhob ſich nicht in meinem Parlamente
Die reine Stimme der Gerechtigkeit?

La Hire.

Sie iſt verſtummt vor der Parteien Wuth.
Ein Schluß des Parlaments erklärte dich
Des Throns verluſtig, dich und dein Geſchlecht.

Dunois.

Ha, frecher Stolz des herrgewordnen Bürgers!

Karl.

Haſt du bei meiner Mutter nichts verſucht?

La Hire.

Bei deiner Mutter?

Karl.

Ja! Wie ließ ſie ſich vernehmen?

La Hire

(nachdem er ſich einige Augenblicke bedacht).

Es war gerad das Feſt der Königskrönung,
Als ich zu Saint Denis eintrat. Geſchmückt,
Wie zum Triumphe, waren die Pariſer;
In jeder Gaſſe ſtiegen Ehrenbogen,
Durch die der engelländ'ſche König zog.
Beſtreut mit Blumen war der Weg, und jauchzend,
Als hätte Frankreich ſeinen ſchönſten Sieg
Erfochten, ſprang der Pöbel um den Wagen.

Sorel.

Sie jauchzten — jauchzten, daß ſie auf das Herz
Des liebevollen ſanften Königs traten!

La Hire.

Ich ſah den jungen Harry Lancaſter,
Den Knaben, auf dem königlichen Stuhl
Sankt Ludwigs ſitzen; ſeine ſtolzen Oehme
Bedford und Gloſter ſtanden neben ihm,
Und Herzog Philipp kniet' am Throne nieder
Und leiſtete den Eid für ſeine Länder.

Karl.

O ehrvergeſſ'ner Pair! Unwürd'ger Vetter!

La Hire.

Das Kind war bang und ſtrauchelte, da es
Die hohen Stufen an dem Thron hinan ſtieg.
Ein böſes Omen! murmelte das Volk,

Und es erhob ſich ſchallendes Gelächter.
Da trat die alte Königin, deine Mutter,
Hinzu, und — mich entrüſtet es, zu ſagen!

Karl.

Nun?

La Hire.

In die Arme faßte ſie den Knaben,
Und ſetzt' ihn ſelbſt auf deines Vaters Stuhl.

Karl.

O Mutter! Mutter!

La Hire.

Selbſt die wüthenden
Burgundier, die mordgewohnten Banden,
Erglüheten vor Scham bei dieſem Anblick.
Sie nahm es wahr und, an das Volk gewendet,
Rief ſie mit lauter Stimm': Dankt mir's, Franzoſen,
Daß ich den kranken Stamm mit reinem Zweig
Veredle, euch bewahre vor dem miß-
Gebornen Sohn des hirnverrückten Vaters!

(Der König verhüllt ſich. Agnes eilt auf ihn zu und ſchließt ihn in die Arme, alle Umſtehenden drücken ihren Abſcheu, ihr Entſetzen aus.)

Dunois.

Die Wölfin! die wuthſchnaubende Megäre!

Karl

(nach einer Pauſe zu den Rathsherren).

Ihr habt gehört, wie hier die Sachen ſtehn.
Verweilt nicht länger, geht nach Orleans
Zurück, und meldet meiner treuen Stadt:
Des Eides gegen mich entlaſſ' ich ſie.

Sie mag ihr Heil beherzigen und ſich
Der Gnade des Burgundiers ergeben;
Er heißt der Gute, er wird menſchlich ſeyn.

Dunois.

Wie, Sire! du wollteſt Orleans verlaſſen?

Rathsherr (kniet nieder).

Mein königlicher Herr! Zieh deine Hand
Nicht von uns ab! Gib deine treue Stadt
Nicht unter Englands harte Herrſchaft hin.
Sie iſt ein edler Stein in deiner Krone,
Und keine hat den Königen, deinen Ahnherrn,
Die Treue heiliger bewahrt.

Dunois.

Sind wir
Geſchlagen? Iſt's erlaubt, das Feld zu räumen,
Eh' noch ein Schwertſtreich um die Stadt geſchehn?
Mit einem leichten Wörtlein, ehe Blut
Gefloſſen iſt, denkſt du die beſte Stadt
Aus Frankreichs Herzen weg zu geben?

Karl.

Genug
Des Blutes iſt gefloſſen und vergebens!
Des Himmels ſchwere Hand iſt gegen mich;
Geſchlagen wird mein Heer in allen Schlachten,
Mein Parlament verwirft mich, meine Hauptſtadt,
Mein Volk nimmt meinen Gegner jauchzend auf,
Die mir die nächſten ſind am Blut, verlaſſen,
Verrathen mich — Die eigne Mutter nährt
Die fremde Feindesbrut an ihren Brüſten.
— Wir wollen jenſeits der Loire uns ziehn,

Und der gewalt'gen Hand des Himmels weichen,
Der mit dem Engelländer iſt.

Sorel.

Das wolle Gott nicht, daß wir, an uns ſelbſt
Verzweifelnd, dieſem Reich den Rücken wenden!
Dies Wort kam nicht aus deiner tapfern Bruſt.
Der Mutter unnatürlich rohe That
Hat meines Königs Heldenherz gebrochen!
Du wirſt dich wieder finden, männlich faſſen,
Mit edelm Muth dem Schickſal widerſtehn,
Das grimmig dir entgegen kämpft.

Karl (in düſtres Sinnen verloren).

Iſt es nicht wahr?
Ein finſter furchtbares Verhängniß waltet
Durch Valois Geſchlecht; es iſt verworfen
Von Gott; der Mutter Laſterthaten führten
Die Furien herein in dieſes Haus.
Mein Vater lag im Wahnſinn zwanzig Jahre,
Drei ältre Brüder hat der Tod vor mir
Hinweggemäht, es iſt des Himmels Schluß,
Das Haus des ſechſten Karls ſoll untergehn.

Sorel.

In dir wird es ſich neu verjüngt erheben!
Hab' Glauben an dich ſelbſt. — O! nicht umſonſt
Hat dich ein gnädig Schickſal aufgeſpart,
Von deinen Brüdern allen, dich, den jüngſten,
Gerufen auf den ungehofften Thron.
In deiner ſanften Seele hat der Himmel
Den Arzt für alle Wunden ſich bereitet,
Die der Partheien Wuth dem Lande ſchlug.

Des Bürgerkrieges Flammen wirſt du löſchen,
Mir ſagt's das Herz, den Frieden wirſt du pflanzen,
Des Frankenreiches neuer Stifter ſeyn.

Karl.

Nicht ich. Die rauhe ſturmbewegte Zeit
Heiſcht einen kraftbegabten Steuermann.
Ich hätt' ein friedlich Volk beglücken können;
Ein wild empörtes kann ich nicht bezähmen,
Nicht mir die Herzen öffnen mit dem Schwert,
Die ſich entfremdet mir in Haß verſchließen.

Sorel.

Verblendet iſt das Volk, ein Wahn betäubt es,
Doch dieſer Taumel wird vorübergehn;
Erwachen wird, nicht fern mehr iſt der Tag,
Die Liebe zu dem angeſtammten König,
Die tief gepflanzt iſt in des Franken Bruſt,
Der alte Haß, die Eiferſucht erwachen,
Die beide Völker ewig feindlich trennt;
Den ſtolzen Sieger ſtürzt ſein eignes Glück.
Darum verlaſſe nicht mit Uebereilung
Den Kampfplatz, ring' um jeden Fußbreit Erde,
Wie deine eigne Bruſt vertheidige
Dies Orleans! Laß alle Fähren lieber
Verſenken, alle Brücken niederbrennen,
Die über dieſe Scheide deines Reichs
Das ſtyg'ſche Waſſer der Loire dich führen.

Karl.

Was ich vermocht, hab' ich gethan. Ich habe
Mich dargeſtellt zum ritterlichen Kampf
Um meine Krone. — Man verweigert ihn.

Umſonſt verſchwend' ich meines Volkes Leben,
Und meine Städte ſinken in den Staub.
Soll ich, gleich jener unnatürlichen Mutter,
Mein Kind zertheilen laſſen mit dem Schwert?
Nein, daß es lebe, will ich ihm entſagen.

Dunois.

Wie, Sire! iſt das die Sprache eines Königs?
Gibt man ſo eine Krone auf? Es ſetzt
Der Schlechtſte deines Volkes Gut und Blut
An ſeine Meinung, ſeinen Haß und Liebe;
Partei wird Alles, wenn das blut'ge Zeichen
Des Bürgerkrieges ausgehangen iſt.
Der Ackersmann verläßt den Pflug, das Weib
Den Rocken, Kinder, Greiſe waffnen ſich,
Der Bürger zündet ſeine Stadt, der Landmann
Mit eignen Händen ſeine Saaten an,
Um dir zu ſchaden oder wohl zu thun
Und ſeines Herzens Wollen zu behaupten.
Nichts ſchont er ſelber und erwartet ſich
Nicht Schonung, wenn die Ehre ruft, wenn er
Für ſeine Götter oder Götzen kämpft.
Drum weg mit dieſem weichlichen Mitleiden,
Das einer Königsbruſt nicht ziemt. — Laß du
Den Krieg ausraſen, wie er angefangen.
Du haſt ihn nicht leichtſinnig ſelbſt entflammt.
Für ſeinen König muß das Volk ſich opfern,
Das iſt das Schickſal und Geſetz der Welt.
Der Franke weiß es nicht und will's nicht anders.
Nichtswürdig iſt die Nation, die nicht
Ihr Alles freudig ſetzt an ihre Ehre.

Karl (zu den Rathsherren).

Erwartet keinen anderen Beſcheid —
Gott ſchütz' euch. Ich kann nicht mehr.

Dunois.

Nun ſo kehre
Der Siegesgott auf ewig dir den Rücken,
Wie du dem väterlichen Reich. Du haſt
Dich ſelbſt verlaſſen; ſo verlaſſ' ich dich.
Nicht Englands und Burgunds vereinte Macht,
Dich ſtürzt der eigne Kleinmuth von dem Thron.
Die Könige Frankreichs ſind geborne Helden;
Du aber biſt unkriegeriſch gezeugt.

(Zu den Rathsherren.)

Der König gibt euch auf. Ich aber will
In Orleans, meines Vaters Stadt, mich werfen,
Und unter ihren Trümmern mich begraben.

(Er will gehen. Agnes Sorel hält ihn auf.)

Sorel (zum König).

O laß ihn nicht im Zorne von dir gehn!
Sein Mund ſpricht rauhe Worte, doch ſein Herz
Iſt treu wie Gold; es iſt derſelbe doch,
Der warm dich liebt und oft für dich geblutet.
Kommt, Dunois! Geſteht, daß euch die Hitze
Des edeln Zorns zu weit geführt — Du aber
Verzeih' dem treuen Freund die heft'ge Rede!
O kommt, kommt! Laßt mich eure Herzen ſchnell
Vereinigen, eh' ſich der raſche Zorn
Unlöſchbar, der verderbliche, entflammt!

(Dunois fixirt den König und ſcheint eine Antwort zu erwarten.)

Karl (zu Du Chatel).
Wir gehen über die Loire. Laß mein
Geräth zu Schiffe bringen!

Dunois (ſchnell zu Sorel).
Lebet wohl!

(Wendet ſich ſchnell und geht. Rathsherren folgen.)

Sorel
(ringt verzweiflungsvoll die Hände).
O wenn er geht, ſo ſind wir ganz verlaſſen!
— Folgt ihm, La Hire. O ſucht ihn zu begüt'gen.
(La Hire geht ab.)

Sechſter Auftritt.

Karl. Sorel. Du Chatel.

Karl.
Iſt denn die Krone ein ſo einzig Gut?
Iſt es ſo bitter ſchwer, davon zu ſcheiden?
Ich kenne was noch ſchwerer ſich erträgt.
Von dieſen trotzig herriſchen Gemüthern
Sich meiſtern laſſen, von der Gnade leben
Hochſinnig eigenwilliger Vaſallen,
Das iſt das Harte für ein edles Herz,
Und bitterer, als dem Schickſal unterliegen!
(Zu Du Chatel, der noch zaudert.)
Thu', was ich dir befohlen!

Du Chatel

(wirft ſich zu ſeinen Füßen).

O mein König!

Karl.

Es iſt beſchloſſen. Keine Worte weiter!

Du Chatel.

Mach' Frieden mit dem Herzog von Burgund!
Sonſt ſeh' ich keine Rettung mehr für dich.

Karl.

Du räthſt mir dieſes, und dein Blut iſt es,
Womit ich dieſen Frieden ſoll verſiegeln?

Du Chatel.

Hier iſt mein Haupt. Ich hab' es oft für dich
Gewagt in Schlachten, und ich leg' es jetzt
Für dich mit Freuden auf das Blutgerüſte.
Befriedige den Herzog! Ueberliefre mich
Der ganzen Strenge ſeines Zorns und laß
Mein fließend Blut den alten Haß verſöhnen!

Karl

(blickt ihn eine Zeitlang gerührt und ſchweigend an).

Iſt es denn wahr? Steht es ſo ſchlimm mit mir,
Daß meine Freunde, die mein Herz durchſchauen,
Den Weg der Schande mir zur Rettung zeigen?
Ja, jetzt erkenn' ich meinen tiefen Fall,
Denn das Vertraun iſt hin auf meine Ehre.

Du Chatel.

Bedenk' —

Karl.

Kein Wort mehr! Bringe mich nicht auf!
Müßt' ich zehn Reiche mit dem Rücken ſchauen,

Ich rette mich nicht mit des Freundes Leben.
— Thu', was ich dir befohlen. Geh und laß
Mein Heergeräth einſchiffen.

Du Chatel.

Es wird ſchnell
Gethan ſeyn.

(Steht auf und geht. Agnes Sorel weint heftig.)

Siebenter Auftritt.

Karl und Sorel.

Karl (ihre Hand faſſend).

Sey nicht traurig, meine Agnes!
Auch jenſeits der Loire liegt noch ein Frankreich,
Wir gehen in ein glücklicheres Land.
Da lacht ein milder nie bewölkter Himmel
Und leichtre Lüfte wehn, und ſanftre Sitten
Empfangen uns; da wohnen die Geſänge
Und ſchöner blüht das Leben und die Liebe.

Sorel.

O muß ich dieſen Tag des Jammers ſchauen!
Der König muß in die Verbannung gehn,
Der Sohn auswandern aus des Vaters Hauſe
Und ſeine Wiege mit dem Rücken ſchauen.
O angenehmes Land, das wir verlaſſen,
Nie werden wir dich freudig mehr betreten!

Achter Auftritt.

La Hire kommt zurück. Karl und Sorel.

Sorel.

Ihr kommt allein. Ihr bringt ihn nicht zurück?
(Indem ſie ihn näher anſieht.)
La Hire! Was gibt's? Was ſagt mir euer Blick?
Ein neues Unglück iſt geſchehn!

La Hire.

Das Unglück
Hat ſich erſchöpft und Sonnenſchein iſt wieder!

Sorel.

Was iſt's? Ich bitt' euch.

La Hire (zum König).

Ruf' die Abgeſandten
Von Orleans zurück!

Karl.

Warum? was gibt's?

La Hire.

Ruf' ſie zurück! Dein Glück hat ſich gewendet,
Ein Treffen iſt geſchehn, du haſt geſiegt.

Sorel.

Geſiegt! O himmliſche Muſik des Wortes!

Karl.

La Hire! Dich täuſcht ein fabelhaft Gerücht.
Geſiegt! Ich glaube an keine Siege mehr.

La Hire.

O du wirſt bald noch größre Wunder glauben.

— Da kommt der Erzbiſchof. Er führt den Baſtard
In deinen Arm zurück —

Sorel.

O ſchöne Blume
Des Siegs, die gleich die edeln Himmelsfrüchte,
Fried' und Verſöhnung, trägt!

Neunter Auftritt.

Erzbiſchof von Rheims. Dunois. Du Chatel mit Raoul, einem geharniſchten Ritter, zu den Vorigen.

Erzbiſchof

(führt den Baſtard zu dem König und legt ihre Hände in einander).

Umarmt euch, Prinzen!
Laßt allen Groll und Hader jetzo ſchwinden,
Da ſich der Himmel ſelbſt für uns erklärt.

(Dunois umarmt den König.)

Karl.

Reißt mich aus meinem Zweifel und Erſtaunen.
Was kündigt dieſer feierliche Ernſt mir an?
Was wirkte dieſen ſchnellen Wechſel?

Erzbiſchof

(führt den Ritter hervor und ſtellt ihn vor den König).

Redet!

Raoul.

Wir hatten ſechzehn Fähnlein aufgebracht,

Lothringiſch Volk, zu deinem Heer zu ſtoßen,
Und Ritter Baudricour aus Vaucouleurs
War unſer Führer. Als wir nun die Höhen
Bei Vermanton erreicht und in das Thal,
Das die Yonne durchſtrömt, herunter ſtiegen,
Da ſtand in weiter Ebene vor uns der Feind,
Und Waffen blitzten, da wir rückwärts ſahn.
Umrungen ſahn wir uns von beiden Heeren,
Nicht Hoffnung war zu ſiegen noch zu fliehn;
Da ſank dem Tapferſten das Herz und Alles,
Verzweiflungsvoll, will ſchon die Waffen ſtrecken.
Als nun die Führer mit einander noch
Rath ſuchten und nicht fanden — ſieh, da ſtellte ſich
Ein ſeltſam Wunder unſern Augen dar!
Denn aus der Tiefe des Gehölzes plötzlich
Trat eine Jungfrau, mit behelmtem Haupt
Wie eine Kriegesgöttin, ſchön zugleich
Und ſchrecklich anzuſehn; um ihren Nacken
In dunkeln Ringen fiel das Haar; ein Glanz
Vom Himmel ſchien die Hohe zu umleuchten,
Als ſie die Stimm' erhub und alſo ſprach:
Was zagt ihr, tapfre Franken! Auf den Feind!
Und wären ſein mehr denn des Sands im Meere,
Gott und die heil'ge Jungfrau führt euch an!
Und ſchnell dem Fahnenträger aus der Hand
Riß ſie die Fahn' und vor dem Zuge her
Mit kühnem Anſtand ſchritt die Mächtige.
Wir, ſtumm vor Staunen, ſelbſt nicht wollend, folgen
Der hohen Fahn' und ihrer Trägerin,
Und auf den Feind gerad' an ſtürmen wir.

Der, hochbetroffen, ſteht bewegungslos,
Mit weit geöffnet ſtarrem Blick das Wunder
Anſtaunend, das ſich ſeinen Augen zeigt —
Doch ſchnell, als hätten Gottes Schrecken ihn
Ergriffen, wendet er ſich um
Zur Flucht, und Wehr und Waffen von ſich werfend,
Entſchaart das ganze Heer ſich im Gefilde;
Da hilft kein Machtwort, keines Führers Ruf;
Vor Schrecken ſinnlos, ohne rückzuſchaun,
Stürzt Mann und Roß ſich in des Fluſſes Bette,
Und läßt ſich würgen ohne Widerſtand;
Ein Schlachten war's, nicht eine Schlacht, zu nennen!
Zweitauſend Feinde deckten das Gefild',
Die nicht gerechnet, die der Fluß verſchlang,
Und von den Unſern ward kein Mann vermißt.

Karl.

Seltſam, bei Gott! höchſt wunderbar und ſeltſam!

Sorel.

Und eine Jungfrau wirkte dieſes Wunder?
Wo kam ſie her? Wer iſt ſie?

Raoul.

Wer ſie ſey,
Will ſie allein dem König offenbaren.
Sie nennt ſich eine Seherin und Gott-
Geſendete Prophetin, und verſpricht,
Orleans zu retten, eh' der Mond noch wechſelt.
Ihr glaubt das Volk und dürſtet nach Gefechten.
Sie folgt dem Heer, gleich wird ſie ſelbſt hier ſeyn.

(Man hört Glocken und ein Geklirr von Waffen, die aneinander geſchlagen werden.)

Hört ihr den Auflauf? das Geläut der Glocken?
Sie iſt's, das Volk begrüßt die Gottgeſandte.

Karl (zu Du Chatel).

Führt ſie herein —
(Zum Erzbiſchof.)
Was ſoll ich davon denken?
Ein Mädchen bringt mir Sieg und eben jetzt,
Da nur ein Götterarm mich retten kann!
Das iſt nicht im Laufe der Natur,
Und darf ich — Biſchof, darf ich Wunder glauben?

Viele Stimmen (hinter der Scene).

Heil! Heil der Jungfrau, der Erretterin!

Karl.

Sie kommt!
(Zu Dunois.)
Nehmt meinen Platz ein, Dunois!
Wir wollen dieſes Wundermädchen prüfen.
Iſt ſie begeiſtert und von Gott geſandt,
Wird ſie den König zu entdecken wiſſen.

(Dunois ſetzt ſich, der König ſteht zu ſeiner Rechten, neben ihm Agnes Sorel, der Erzbiſchof mit den Uebrigen gegenüber, daß der mittlere Raum leer bleibt.)

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Johanna, begleitet von den **Rathsherren** und vielen **Rittern,** welche den Hintergrund der Scene anfüllen; mit edlem Anſtande tritt ſie vorwärts und ſchaut die Umſtehenden der Reihe nach an.

Dunois

(nach einer tiefen feierlichen Stille).

Biſt du es, wunderbares Mädchen —

Johanna

(unterbricht ihn, mit Klarheit und Hoheit ihn anſchauend).

Baſtard von Orleans! Du willſt Gott verſuchen!
Steh auf von dieſem Platz, der dir nicht ziemt!
An dieſen Größeren bin ich geſendet.

(Sie geht mit entſchiedenem Schritt auf den König zu, beugt ein Knie vor ihm und ſteht ſogleich wieder auf, zurücktretend. Alle Anweſenden drücken ihr Erſtaunen aus. Dunois verläßt ſeinen Sitz und es wird Raum vor dem König.)

Karl.

Du ſiehſt mein Antlitz heut' zum Erſtenmal;
Von wannen kommt dir dieſe Wiſſenſchaft?

Johanna.

Ich ſah dich, wo dich Niemand ſah, als Gott.

(Sie nähert ſich dem König und ſpricht geheimnißvoll).

In jüngſt verwichner Nacht, beſinne dich!
Als Alles um dich her in tiefem Schlaf
Begraben lag, da ſtandſt du auf von deinem Lager,
Und thatſt ein brünſtiges Gebet zu Gott.

Laß die hinausgehn und ich nenne dir
Den Inhalt des Gebets.

Karl.

Was ich dem Himmel
Vertraut, brauch' ich vor Menſchen nicht zu bergen.
Entdecke mir den Inhalt meines Flehns,
So zweifl' ich nicht mehr, daß dich Gott begeiſtert.

Johanna.

Es waren drei Gebete, die du that'ſt;
Gib wohl Acht, Dauphin, ob ich dir ſie nenne!
Zum Erſten flehteſt du den Himmel an,
Wenn unrecht Gut an dieſer Krone hafte,
Wenn eine andre ſchwere Schuld, noch nicht
Gebüßt, von deiner Väter Zeiten her,
Dieſen thränenvollen Krieg herbeigerufen,
Dich zum Opfer anzunehmen für dein Volk,
Und auszugießen auf dein einzig Haupt
Die ganze Schale ſeines Zorns.

Karl

(tritt mit Schrecken zurück).

Wer biſt du, mächtig Weſen? Woher kommſt du?

(Alle zeigen ihr Erſtaunen.)

Johanna.

Du that'ſt dem Himmel dieſe zweite Bitte:
Wenn es ſein hoher Schluß und Wille ſey,
Das Scepter deinem Stamme zu entwinden
Dir Alles zu entziehn, was deine Väter,
Die Könige in dieſem Reich, beſaßen,
Drei einz'ge Güter flehteſt du ihn an
Dir zu bewahren: die zufriedne Bruſt,

Des Freundes Herz und deiner Agnes Liebe.

(Der König verbirgt das Geſicht, heftig weinend; große Bewegung des Erſtaunens unter den Anweſenden. Nach einer Pauſe.)

Soll ich dein dritt' Gebet dir nun noch nennen?

Karl.

Genug! Ich glaube dir! So viel vermag
Kein Menſch! Dich hat der höchſte Gott geſendet.

Erzbiſchof.

Wer biſt du, heilig wunderbares Mädchen?
Welch glücklich Land gebar dich? Sprich! Wer ſind
Die gottgeliebten Eltern, die dich zeugten?

Johanna.

Ehrwürd'ger Herr, Johanna nennt man mich.
Ich bin nur eines Hirten niedre Tochter
Aus meines Königs Flecken Dom Remi,
Der in dem Kirchenſprengel liegt von Toul,
Und hütete die Schafe meines Vaters
Von Kind auf — Und ich hörte viel und oft
Erzählen von dem fremden Inſelvolk,
Das über Meer gekommen, uns zu Knechten
Zu machen, und den fremdgebornen Herrn
Uns aufzuzwingen, der das Volk nicht liebt;
Und daß ſie ſchon die große Stadt Paris
Inn' hätten und des Reiches ſich ermächtigt.
Da rief ich flehend Gottes Mutter an,
Von uns zu wenden fremder Ketten Schmach,
Uns den einheim'ſchen König zu bewahren.
Und vor dem Dorf, wo ich geboren, ſteht
Ein uralt Muttergottes-Bild, zu dem

Der frommen Pilgerfahrten viel geſchahn,
Und eine heil'ge Eiche ſteht daneben,
Durch vieler Wunder Segenskraft berühmt.
Und in der Eiche Schatten ſaß ich gern,
Die Heerde weidend, denn mich zog das Herz,
Und ging ein Lamm mir in den wüſten Bergen
Verloren, immer zeigte mir's der Traum,
Wenn ich im Schatten dieſer Eiche ſchlief.
— Und einsmals, als ich eine lange Nacht
In frommer Andacht unter dieſem Baum
Geſeſſen und dem Schlafe widerſtand,
Da trat die Heilige zu mir, ein Schwert
Und Fahne tragend, aber ſonſt, wie ich,
Als Schäferin gekleidet, und ſie ſprach zu mir:
„Ich bin's. Steh' auf, Johanna! Laß die Heerde.
„Dich ruft der Herr zu einem anderen Geſchäft!
„Nimm dieſe Fahne! Dieſes Schwert umgürte dir!
„Damit vertilge meines Volkes Feinde,
„Und führe deines Herren Sohn nach Rheims,
„Und krön' ihn mit der königlichen Krone!“
Ich aber ſprach: Wie kann ich ſolcher That
Mich unterwinden, eine zarte Magd,
Unkundig des verderblichen Gefechts!
Und ſie verſetzte: „Eine reine Jungfrau
„Vollbringt jedwedes Herrliche auf Erden,
„Wenn ſie der ird'ſchen Liebe widerſteht.
„Sieh mich an! Eine keuſche Magd, wie du,
„Hab' ich den Herrn, den göttlichen, geboren,
„Und göttlich bin ich ſelbſt!“ — Und ſie berührte
Mein Augenlied, und als ich aufwärts ſah,

Da war der Himmel voll von Engelknaben,
Die trugen weiße Lilien in der Hand,
Und ſüßer Ton verſchwebte in den Lüften.
— Und ſo drei Nächte nacheinander ließ
Die Heilige ſich ſehn, und rief: »Steh auf, Johanna!
»Dich ruft der Herr zu einem anderen Geſchäft.«
Und als ſie in der dritten Nacht erſchien,
Da zürnte ſie und ſcheltend ſprach ſie dieſes Wort:
»Gehorſam iſt des Weibes Pflicht auf Erden,
»Das harte Dulden iſt ihr ſchweres Loos;
»Durch ſtrengen Dienſt muß ſie geläutert werden;
»Die hier gedienet, iſt dort oben groß.«
Und alſo ſprechend ließ ſie das Gewand
Der Hirtin fallen und als Königin
Der Himmel ſtand ſie da im Glanz der Sonnen,
Und goldne Wolken trugen ſie hinauf,
Langſam verſchwindend in das Land der Wonnen.

(Alle ſind gerührt, Agnes Sorel, heftig weinend, verbirgt ihr Geſicht an des Königs Bruſt.)

Erzbiſchof

(nach einigem Stillſchweigen).

Vor ſolcher göttlichen Beglaubigung
Muß jeder Zweifel ird'ſcher Klugheit ſchweigen.
Die That bewährt es, daß ſie Wahrheit ſpricht;
Nur Gott allein kann ſolche Wunder wirken.

Dunois.

Nicht ihren Wundern, ihrem Auge glaub' ich,
Der reinen Unſchuld ihres Angeſichts.

Karl.

Und bin ich Sünd'ger ſolcher Gnade werth?

Untrüglich allerforſchend Aug', du ſiehſt
Mein Innerſtes und kenneſt meine Demuth!

Johanna.

Der Hohen Demuth leuchtet hell dort oben;
Du beugteſt dich, drum hat er dich erhoben.

Karl.

So werd' ich meinen Feinden widerſtehn?

Johanna.

Bezwungen leg' ich Frankreich dir zu Füßen!

Karl.

Und Orleans, ſagſt du, wird nicht übergehn?

Johanna.

Eh' ſiehſt du die Loire zurücke fließen.

Karl.

Werd' ich nach Rheims als Ueberwinder ziehn?

Johanna.

Durch tauſend Feinde führ' ich dich dahin.

(Alle anweſenden Ritter erregen ein Getöſe mit ihren Lanzen und Schilden und geben Zeichen des Muths.)

Dunois.

Stellt' uns die Jungfrau an des Heeres Spitze!
Wir folgen blind, wohin die Göttliche
Uns führt! Ihr Seherauge ſoll uns leiten,
Und ſchützen ſoll ſie dieſes tapfre Schwert!

La Hire.

Nicht eine Welt in Waffen fürchten wir,
Wenn ſie einher vor unſern Schaaren zieht.
Der Gott des Sieges wandelt ihr zur Seite;
Sie führ' uns an, die Mächtige, im Streite!

(Die Ritter erregen ein großes Waffengetös und treten vorwärts.)

Karl.

Ja, heilig Mädchen, führe du mein Heer,
Und ſeine Fürſten ſollen dir gehorchen.
Dies Schwert der höchſten Kriegsgewalt, das uns
Der Kronfeldherr im Zorn zurückgeſendet,
Hat eine würdigere Hand gefunden.
Empfange du es, heilige Prophetin,
Und ſey fortan —

Johanna.

Nicht alſo, edler Dauphin!
Nicht durch dies Werkzeug irdiſcher Gewalt
Iſt meinem Herrn der Sieg verliehn. Ich weiß
Ein ander Schwert, durch das ich ſiegen werde.
Ich will es dir bezeichnen, wie's der Geiſt
Mich lehrte; ſende hin und laß es holen.

Karl.

Nenn' es, Johanna.

Johanna.

Sende nach der alten Stadt
Fierbois, dort, auf Sankt Kathrinens Kirchhof,
Iſt ein Gewölb, wo vieles Eiſen liegt,
Von alter Siegesbeute aufgehäuft.
Das Schwert iſt drunter, das mir dienen ſoll.
An dreien goldnen Lilien iſt's zu kennen,
Die auf der Klinge eingeſchlagen ſind.
Dies Schwert laß holen, denn durch dieſes wirſt du ſiegen.

Karl.

Man ſende hin und thue, wie ſie ſagt.

Johanna.

Und eine weiße Fahne laß mich tragen,
Mit einem Saum von Purpur eingefaßt.
Auf dieſer Fahne ſey die Himmelskönigin
Zu ſehen mit dem ſchönen Jeſusknaben,
Die über einer Erdenkugel ſchwebt,
Denn alſo zeigte mir's die heil'ge Mutter.

Karl.

Es ſey ſo, wie du ſagſt.

Johanna (zum Erzbiſchof).

Ehrwürd'ger Biſchof,
Legt eure prieſterliche Hand auf mich,
Und ſprecht den Segen über eure Tochter!

(Kniet nieder.)

Erzbiſchof.

Du biſt gekommen, Segen auszutheilen,
Nicht zu empfangen — Geh mit Gottes Kraft!
Wir aber ſind Unwürdige und Sünder.

(Sie ſteht auf.)

Edelknecht.

Ein Herold kommt vom engelländ'ſchen Feldherrn.

Johanna.

Laß ihn eintreten, denn ihn ſendet Gott!

(Der König winkt dem Edelknecht, der hinausgeht.)

Elfter Auftritt.

Der Herold zu den Vorigen.

Karl.

Was bringſt du, Herold? Sage deinen Auftrag!

Herold.

Wer iſt es, der für Karl von Valois,
Den Grafen von Ponthieu, das Wort hier führt?

Dunois.

Nichtswürd'ger Herold! niederträcht'ger Bube!
Erfrechſt du dich, den König der Franzoſen
Auf ſeinem eignen Boden zu verläugnen?
Dich ſchützt dein Wappenrock, ſonſt ſollteſt du —

Herold.

Frankreich erkennt nur einen einz'gen König,
Und dieſer lebt im engelländiſchen Lager.

Karl.

Seyd ruhig, Vetter! Deinen Auftrag, Herold!

Herold.

Mein edler Feldherr, den des Blutes jammert,
Das ſchon gefloſſen und noch fließen ſoll,
Hält ſeiner Krieger Schwert noch in der Scheide,
Und ehe Orleans im Sturme fällt,
Läßt er noch gütlichen Vergleich dir bieten.

Karl.

Laßt hören!

Johanna (tritt hervor).

Sire! Laß mich an deiner Statt
Mit dieſem Herold reden.

Karl.

Thu' das, Mädchen!
Entſcheide du, ob Krieg ſey oder Frieden.

Johanna (zum Herold).

Wer ſendet dich und ſpricht durch deinen Mund?

Herold.

Der Britten Feldherr, Graf von Sal'sbury.

Johanna.

Herold, du lügſt! Der Lord ſpricht nicht durch dich.
Nur die Lebend'gen ſprechen, nicht die Todten.

Herold.

Mein Feldherr lebt in Fülle der Geſundheit
Und Kraft und lebt euch allen zum Verderben.

Johanna.

Er lebte, da du abgingſt. Dieſen Morgen
Streckt' ihn ein Schuß aus Orleans zu Boden,
Als er vom Thurm La Tournelle niederſah.
— Du lachſt, weil ich Entferntes dir verkünde?
Nicht meiner Rede, deinen Augen glaube!
Begegnen wird dir ſeiner Leiche Zug,
Wenn deine Füße dich zurücke tragen!
Jetzt, Herold, ſprich und ſage deinen Auftrag.

Herold.

Wenn du Verborgnes zu enthüllen weißt,
So kennſt du ihn, noch eh' ich dir ihn ſage.

Johanna.

Ich brauch' ihn nicht zu wiſſen, aber du
Vernimm den meinen jetzt! Und dieſe Worte
Verkündige den Fürſten, die dich ſandten!
— König von England, und ihr Herzoge,

Bedford und Gloſter, die das Reich verweſen!
Gebt Rechenſchaft dem Könige des Himmels
Von wegen des vergoſſ'nen Blutes! Gebt
Heraus die Schlüſſel alle von den Städten,
Die ihr bezwungen wider göttlich Recht!
Die Jungfrau kommt vom Könige des Himmels,
Euch Frieden zu bieten oder blut'gen Krieg.
Wählt! Denn das ſag' ich euch, damit ihr's wiſſet:
Euch iſt das ſchöne Frankreich nicht beſchieden
Vom Sohne der Maria — ſondern Karl,
Mein Herr und Dauphin, dem es Gott gegeben,
Wird königlich einziehen zu Paris,
Von allen Großen ſeines Reichs begleitet.
— Jetzt, Herold, geh und mach' dich eilends fort,
Denn eh' du noch das Lager magſt erreichen,
Und Botſchaft bringen, iſt die Jungfrau dort,
Und pflanzt in Orleans das Siegeszeichen.

(Sie geht. Alles ſezt ſich in Bewegung, der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

Gegend, von Felſen begrenzt.

Erſter Auftritt.

Talbot und Lionel, engliſche Heerführer. Philipp, Herzog von Burgund. Ritter Faſtolf und Chatillon mit Soldaten und Fahnen.

Talbot.

Hier unter dieſen Felſen laſſet uns
Halt machen und ein feſtes Lager ſchlagen,
Ob wir vielleicht die flücht'gen Völker wieder ſammeln,
Die in dem erſten Schrecken ſich zerſtreut.
Stellt gute Wachen aus, beſetzt die Höhn!
Zwar ſichert uns die Nacht vor der Verfolgung,
Und wenn der Gegner nicht auch Flügel hat,
So fürcht' ich keinen Ueberfall. Dennoch
Bedarf's der Vorſicht, denn wir haben es
Mit einem kecken Feind und ſind geſchlagen.

(Ritter Faſtolf geht ab mit den Soldaten.)

Lionel.

Geſchlagen! Feldherr, nennt das Wort nicht mehr.
Ich darf es mir nicht denken, daß der Franke

Des Engelländers Rücken heut' geſehn.
— O Orleans! Orleans! Grab unſers Ruhms!
Auf deinen Feldern liegt die Ehre Englands.
Beſchimpfend lächerliche Niederlage!
Wer wird es glauben in der künft'gen Zeit!
Die Sieger bei Poitiers, Crequi
Und Azincourt gejagt von einem Weibe!

Burgund.

Das muß uns tröſten. Wir ſind nicht von Menſchen
Beſiegt, wir ſind vom Teufel überwunden.

Talbot.

Vom Teufel unſrer Narrheit — Wie, Burgund?
Schreckt dies Geſpenſt des Pöbels auch die Fürſten?
Der Aberglaube iſt ein ſchlechter Mantel
Für eure Feigheit — eure Völker flohn zuerſt.

Burgund.

Niemand hielt Stand. Das Fliehn war allgemein.

Talbot.

Nein, Herr! Auf eurem Flügel fing es an.
Ihr ſtürztet euch in unſer Lager, ſchreiend:
Die Höll' iſt los, der Satan kämpft für Frankreich!
Und brachtet ſo die Andern in Verwirrung.

Lionel.

Ihr könnt's nicht läugnen. Euer Flügel wich
Zuerſt.

Burgund.

Weil dort der erſte Angriff war.

Talbot.

Das Mädchen kannte unſers Lagers Blöße,
Sie wußte, wo die Furcht zu finden war.

Burgund.

Wie? Soll Burgund die Schuld des Unglücks tragen?

Lionel.

Wir Engelländer, wären wir allein,
Bei Gott! wir hätten Orleans nicht verloren!

Burgund.

Nein — denn ihr hättet Orleans nie geſehn!
Wer bahnte euch den Weg in dieſes Reich,
Reicht' euch die treue Freundeshand, als ihr
An dieſe feindlich fremde Küſte ſtieget?
Wer krönte euren Heinrich zu Paris,
Und unterwarf ihm der Franzoſen Herzen?
Bei Gott! wenn dieſer ſtarke Arm euch nicht
Herein geführt, ihr ſahet nie den Rauch
Von einem fränkiſchen Kamine ſteigen!

Lionel.

Wenn es die großen Worte thäten, Herzog,
So hättet ihr allein Frankreich erobert.

Burgund.

Ihr ſeyd unluſtig, weil euch Orleans
Entging, und laßt nun eures Zornes Galle
An mir, dem Bundsfreund, aus. Warum entging
Uns Orleans, als eurer Habſucht wegen?
Es war bereit, ſich mir zu übergeben,
Ihr, euer Neid allein hat es verhindert.

Talbot.

Nicht euretwegen haben wir's belagert.

Burgund.

Wie ſtünd's um euch, zög' ich mein Heer zurück?

Lionel.

Nicht ſchlimmer, glaubt mir, als bei Agincourt,
Wo wir mit euch und mit ganz Frankreich fertig wurden.

Burgund.

Doch that's euch ſehr um unſre Freundſchaft Noth,
Und theuer kaufte ſie der Reichsverweſer.

Talbot.

Ja, theuer, theuer haben wir ſie heut'
Vor Orleans bezahlt mit unſerer Ehre.

Burgund.

Treibt es nicht weiter, Lord, es könnt' euch reuen!
Verließ ich meines Herrn gerechte Fahnen,
Lud auf mein Haupt den Namen des Verräthers,
Um von dem Fremdling ſolches zu ertragen?
Was thu' ich hier und fechte gegen Frankreich?
Wenn ich dem Undankbaren dienen ſoll,
So will ich's meinem angebornen König.

Talbot.

Ihr ſteht in Unterhandlung mit dem Dauphin,
Wir wiſſen's; doch wir werden Mittel finden,
Uns vor Verrath zu ſchützen.

Burgund.

Tod und Hölle!
Begegnet man mir ſo? — Chatillon!
Laß meine Völker ſich zum Aufbruch rüſten;
Wir gehn in unſer Land zurück.

(Chatillon geht ab.)

Lionel.

Glück auf den Weg!
Nie war der Ruhm des Britten glänzender,

Als da er ſeinem guten Schwert allein
Vertrauend ohne Helfershelfer focht.
Es kämpfe Jeder ſeine Schlacht allein,
Denn ewig bleibt es wahr: Franzöſiſch Blut
Und engliſch kann ſich redlich nie vermiſchen.

Zweiter Auftritt.

Königin Iſabeau, von einem Pagen begleitet. Zu den Vorigen.

Iſabeau.
Was muß ich hören, Feldherrn! Haltet ein!
Was für ein hirnverrückender Planet
Verwirrt euch alſo die geſunden Sinne?
Jetzt, da euch Eintracht nur erhalten kann,
Wollt ihr in Haß euch trennen und euch ſelbſt
Befehdend euren Untergang bereiten?
— Ich bitt' euch, edler Herzog, ruft den raſchen
Befehl zurück. Und ihr, ruhmvoller Talbot,
Beſänftiget den aufgebrachten Freund!
Kommt, Lionel, helft mir die ſtolzen Geiſter
Zufrieden ſprechen und Verſöhnung ſtiften.

Lionel.
Ich nicht, Milady. Mir iſt Alles gleich.
Ich denke ſo: Was nicht zuſammen kann
Beſtehen, thut am beſten, ſich zu löſen.

Iſabeau.
Wie? Wirkt der Hölle Gaukelkunſt, die uns

Im Treffen ſo verderblich war, auch hier
Noch fort, uns ſinnverwirrend zu bethören?
Wer fing den Zank an? Redet! — Edler Lord!
(Zu Talbot.)
Seyd ihr's, der ſeines Vortheils ſo vergaß,
Den werthen Bundsgenoſſen zu verletzen?
Was wollt ihr ſchaffen ohne dieſen Arm?
Er baute eurem König ſeinen Thron;
Er hält ihn noch und ſtürzt ihn, wenn er will;
Sein Heer verſtärkt euch und noch mehr ſein Name.
Ganz England, ſtrömt' es alle ſeine Bürger
Auf unſre Küſten aus, vermöchte nicht,
Dies Reich zu zwingen, wenn es einig iſt;
Nur Frankreich konnte Frankreich überwinden.

Talbot.

Wir wiſſen den getreuen Freund zu ehren;
Dem falſchen wehren iſt der Klugheit Pflicht.

Burgund.

Wer treulos ſich des Dankes will entſchlagen,
Dem fehlt des Lügners freche Stirne nicht.

Iſabeau.

Wie, edler Herzog? Konntet ihr ſo ſehr
Der Scham abſagen und der Fürſtenehre,
In jene Hand, die euren Vater mordete,
Die eurige zu legen? Wärt ihr raſend
Genug, an eine redliche Verſöhnung
Zu glauben mit dem Dauphin, den ihr ſelbſt
An des Verderbens Rand geſchleudert habt?
So nah' dem Falle wolltet ihr ihn halten,
Und euer Werk wahnſinnig ſelbſt zerſtören?

Hier ſtehen eure Freunde. Euer Heil
Ruht in dem feſten Bunde nur mit England.

Burgund.

Fern iſt mein Sinn vom Frieden mit dem Dauphin;
Doch die Verachtung und den Uebermuth
Des ſtolzen Englands kann ich nicht ertragen.

Iſabeau.

Kommt! Haltet ihm ein raſches Wort zu gut.
Schwer iſt der Kummer, der den Feldherrn drückt,
Und ungerecht, ihr wißt es, macht das Unglück.
Kommt! kommt! Umarmt euch, laßt mich dieſen Riß
Schnell heilend ſchließen, eh' er ewig wird.

Talbot.

Was dünket euch, Burgund? Ein edles Herz
Bekennt ſich gern von der Vernunft beſiegt.
Die Königin hat ein kluges Wort geredet;
Laßt dieſen Händedruck die Wunde heilen,
Die meine Zunge übereilend ſchlug.

Burgund.

Madame ſprach ein verſtändig Wort, und mein
Gerechter Zorn weicht der Nothwendigkeit.

Iſabeau.

Wohl! So beſiegelt den erneuten Bund
Mit einem brüderlichen Kuß und mögen
Die Winde das Geſprochene verwehn.

(Burgund und Talbot umarmen ſich.)

Lionel

(betrachtet die Gruppe, für ſich).

Glück zu dem Frieden, den die Furie ſtiftet!

Iſabeau.

Wir haben eine Schlacht verloren, Feldherrn!
Das Glück war uns zuwider; darum aber
Entſinkt euch nicht der edle Muth. Der Dauphin
Verzweifelt an des Himmels Schutz und ruft
Des Satans Kunſt zu Hülfe; doch er habe
Umſonſt ſich der Verdammniß übergeben,
Und ſeine Hölle ſelbſt errett' ihn nicht.
Ein ſieghaft Mädchen führt des Feindes Heer;
Ich will das eure führen, ich will euch
Statt einer Jungfrau und Prophetin ſeyn.

Lionel.

Madame, geht nach Paris zurück! Wir wollen
Mit guten Waffen, nicht mit Weibern ſiegen.

Talbot.

Geht! geht! Seit ihr ihm Lager ſeyd, geht Alles
Zurück, kein Segen iſt mehr in unſern Waffen.

Burgund.

Geht! Eure Gegenwart ſchafft hier nichts Gutes;
Der Krieger nimmt ein Aergerniß an euch.

Iſabeau

(ſieht einen um den andern erſtaunt an).

Ihr auch, Burgund? Ihr nehmet wider mich
Partei mit dieſen undankbaren Lords?

Burgund.

Geht! Der Soldat verliert den guten Muth,
Wenn er für eure Sache glaubt zu fechten.

Iſabeau.

Ich hab' kaum Frieden zwiſchen euch geſtiftet,
So macht ihr ſchon ein Bündniß wider mich?

Talbot.
Geht, geht mit Gott, Madame! Wir fürchten uns
Vor keinem Teufel mehr, ſobald ihr weg ſeyd.

Iſabeau.
Bin ich nicht eure treue Bundsgenoſſin?
Iſt eure Sache nicht die meinige?

Talbot.
Doch eure nicht die unſrige. Wir ſind
In einem ehrlich guten Streit begriffen.

Burgund.
Ich räche eines Vaters blut'gen Mord;
Die fromme Sohnspflicht heiligt meine Waffen.

Talbot.
Doch grad' heraus! Was ihr am Dauphin thut,
Iſt weder menſchlich gut, noch göttlich recht.

Iſabeau.
Fluch ſoll ihn treffen bis ins zehnte Glied!
Er hat gefrevelt an dem Haupt der Mutter.

Burgund.
Er rächte einen Vater und Gemahl.

Iſabeau.
Er warf ſich auf zum Richter meiner Sitten!

Lionel.
Das war unehrerbietig von dem Sohn!

Iſabeau.
In die Verbannung hat er mich geſchickt.

Talbot.
Die öffentliche Stimme zu vollziehn.

Iſabeau.

Fluch treffe mich, wenn ich ihm je vergebe!
Und eh' er herrſcht in ſeines Vaters Reich –

Talbot.

Eh' opfert ihr die Ehre ſeiner Mutter!

Iſabeau.

Ihr wißt nicht, ſchwache Seelen,
Was ein beleidigt Mutterherz vermag.
Ich liebe, wer mir Gutes thut, und haſſe,
Wer mich verletzt, und iſt's der eigne Sohn,
Den ich geboren, deſto haſſenswerther.
Dem ich das Daſeyn gab, will ich es rauben,
Wenn er mit ruchlos frechem Uebermuth
Den eignen Schooß verletzt, der ihn getragen.
Ihr, die ihr Krieg führt gegen meinen Sohn,
Ihr habt nicht Recht, noch Grund ihn zu berauben.
Was hat der Dauphin Schweres gegen euch
Verſchuldet? Welche Pflichten brach er euch?
Euch treibt die Ehrſucht, der gemeine Neid;
Ich darf ihn haſſen, ich hab' ihn geboren.

Talbot.

Wohl, an der Rache fühlt er ſeine Mutter!

Iſabeau.

Armſel'ge Gleißner, wie veracht' ich euch,
Die ihr euch ſelbſt ſo wie die Welt belügt!
Ihr Engelländer ſtreckt die Räuberhände
Nach dieſem Frankreich aus, wo ihr nicht Recht
Noch gült'gen Anſpruch habt auf ſo viel Erde,
Als eines Pferdes Huf bedeckt. — Und dieſer Herzog,
Der ſich den Guten ſchelten läßt, verkauft

Sein Vaterland, das Erbreich ſeiner Ahnen,
Dem Reichsfeind und dem fremden Herrn. — Gleichwohl
Iſt euch das dritte Wort Gerechtigkeit.
— Die Heuchelei veracht' ich. Wie ich bin,
So ſehe mich das Aug' der Welt.

Burgund.

Wahr iſt's!
Den Ruhm habt ihr mit ſtarkem Geiſt behauptet.

Iſabeau.

Ich habe Leidenſchaften, warmes Blut,
Wie eine Andre, und ich kam als Königin
In dieſes Land, zu leben, nicht zu ſcheinen.
Sollt' ich der Freud' abſterben, weil der Fluch
Des Schickſals meine lebensfrohe Jugend
Zu dem wahnſinn'gen Gatten hat geſellt?
Mehr als das Leben lieb' ich meine Freiheit,
Und wer mich hier verwundet — Doch warum
Mit euch mich ſtreiten über meine Rechte?
Schwer fließt das dicke Blut in euren Adern;
Ihr kennt nicht das Vergnügen, nur die Wuth!
Und dieſer Herzog, der ſein Lebenlang
Geſchwankt hat zwiſchen Bös und Gut, kann nicht
Von Herzen haſſen, noch von Herzen lieben.
— Ich geh' nach Melün. Gebt mir dieſen da,
(auf Lionel zeigend)
Der mir gefällt, zur Kurzweil und Geſellſchaft,
Und dann macht, was ihr wollt! Ich frage nichts
Nach den Burgundern noch den Engelländern.
(Sie winkt ihren Pagen und will gehen.)

Lionel.

Verlaßt euch drauf. Die ſchönſten Frankenknaben,
Die wir erbeuten, ſchicken wir nach Melün.

Iſabeau (zurückkommend).

Wohl taugt ihr, mit dem Schwerte drein zu ſchlagen;
Der Franke nur weiß Zierliches zu ſagen.

(Sie geht ab.)

Dritter Auftritt.

Talbot. Burgund. Lionel.

Talbot.

Was für ein Weib!

Lionel.

Nun eure Meinung, Feldherrn!
Fliehn wir noch weiter oder wenden uns
Zurück, durch einen ſchnellen kühnen Streich
Den Schimpf des heut'gen Tages auszulöſchen?

Burgund.

Wir ſind zu ſchwach, die Völker ſind zerſtreut,
Zu neu iſt noch der Schrecken in dem Heer.

Talbot.

Ein blinder Schrecken nur hat uns beſiegt,
Der ſchnelle Eindruck eines Augenblicks.
Dies Furchtbild der erſchreckten Einbildung
Wird, näher angeſehn, in Nichts verſchwinden.
Drum iſt mein Rath, wir führen die Armee

Mit Tagesanbruch über den Strom zurück,
Dem Feind entgegen.

Burgund.

Ueberlegt —

Lionel.

Mit eurer
Erlaubniß. Hier iſt nichts zu überlegen.
Wir müſſen das Verlorne ſchleunig wieder
Gewinnen oder ſind beſchimpft auf ewig.

Talbot.

Es iſt beſchloſſen. Morgen ſchlagen wir,
Um dies Phantom des Schreckens zu zerſtören,
Das unſre Völker blendet und entmannt.
Laßt uns mit dieſem jungfräulichen Teufel
Uns meſſen in perſönlichem Gefecht.
Stellt ſie ſich unſerm tapfern Schwert, nun dann
So hat ſie uns zum Letztenmal geſchadet;
Stellt ſie ſich nicht, — und ſeyd gewiß, ſie meidet
Den ernſten Kampf, — ſo iſt das Heer entzaubert.

Lionel.

So ſey's! Und mir, mein Feldherr, überlaſſet
Dies leichte Kampfſpiel, wo kein Blut ſoll fließen.
Denn lebend denk' ich das Geſpenſt zu fangen,
Und vor des Baſtards Augen, ihres Buhlen,
Trag' ich auf dieſen Armen ſie herüber,
Zur Luſt des Heers, in das britann'ſche Lager.

Burgund.

Verſprechet nicht zu viel.

Talbot.

Erreich' ich ſie,
Ich denke ſie ſo ſanft nicht zu umarmen.

Kommt jetzo, die ermüdete Natur
Durch einen leichten Schlummer zu erquicken,
Und dann zum Aufbruch mit der Morgenröthe!
(Sie gehen ab.)

Vierter Auftritt.

Johanna mit der Fahne, im Helm und Bruſtharniſch, ſonſt aber weiblich gekleidet. **Dunois, La Hire, Ritter** und **Soldaten** zeigen ſich oben auf dem Felſenweg, ziehen ſtill darüber hinweg und erſcheinen gleich darauf auf der Scene.

Johanna

(Zu den Rittern, die ſie umgeben, indem der Zug oben immer noch fortwährt).

Erſtiegen iſt der Wall, wir ſind im Lager!
Jetzt werft die Hülle der verſchwiegnen Nacht
Von euch, die euren ſtillen Zug verhehlte,
Und macht dem Feinde eure Schreckensnähe
Durch lauten Schlachtruf kund — Gott und die Jungfrau!

Alle

(rufen laut unter wildem Waffengetöſe).

Gott und die Jungfrau!

(Trommeln und Trompeten.)

Schildwache (hinter der Scene).

Feinde! Feinde! Feinde!

Johanna.

Jetzt Fackeln her! Werft Feuer in die Zelte!
Der Flammen Wuth vermehre das Entſetzen,
Und drohend rings umfange ſie der Tod!
(Soldaten eilen fort, ſie will folgen.)

Dunois (hält ſie zurück).

Du haſt das Deine nun erfüllt, Johanna!
Mitten in's Lager haſt du uns geführt,
Den Feind haſt du in unſre Hand gegeben.
Jetzt aber bleibe von dem Kampf zurück!
Uns überlaß die blutige Entſcheidung.

La Hire.

Den Weg des Siegs bezeichne du dem Heer,
Die Fahne trag' uns vor in reiner Hand,
Doch nimm das Schwert, das tödtliche, nicht ſelbſt,
Verſuche nicht den falſchen Gott der Schlachten,
Denn blind und ohne Schonung waltet er.

Johanna.

Wer darf mir Halt gebieten? Wer dem Geiſt
Vorſchreiben, der mich führt? Der Pfeil muß fliegen,
Wohin die Hand ihn ſeines Schützen treibt.
Wo die Gefahr iſt, muß Johanna ſeyn;
Nicht *heut*, nicht *hier* iſt mir beſtimmt zu fallen;
Die Krone muß ich ſehn auf meines Königs Haupt.
Dies Leben wird kein Gegner mir entreißen,
Bis ich vollendet, was mir Gott geheißen.
(Sie geht ab.)

La Hire.

Kommt, Dunois! Laßt uns der Heldin folgen,
Und ihr die tapfre Bruſt zum Schilde leihn!
(Gehen ab.)

Fünfter Auftritt.

Engliſche Soldaten fliehen über die Bühne; hierauf Talbot.

Erſter.

Das Mädchen! mitten im Lager!

Zweiter.

Nicht möglich! nimmermehr! Wie kam ſie in das Lager?

Dritter.

Durch die Luft! Der Teufel hilft ihr!

Vierter und Fünfter.

Flieht! flieht! Wir ſind Alle des Todes!

(Gehen ab.)

Talbot (kommt).

Sie hören nicht — Sie wollen mir nicht ſtehn!
Gelöst ſind alle Bande des Gehorſams!
Als ob die Hölle ihre Legionen
Verdammter Geiſter ausgeſpieen, reißt
Ein Taumelwahn den Tapfern und den Feigen
Gehirnlos fort; nicht eine kleine Schaar
Kann ich der Feinde Flut entgegenſtellen,
Die wachſend, wogend in das Lager dringt!
— Bin ich der einzig Nüchterne und Alles
Muß um mich her in Fiebers-Hitze raſen?
Vor dieſen fränk'ſchen Weichlingen zu fliehn,
Die wir in zwanzig Schlachten überwunden! —
Wer iſt ſie denn, die Unbezwingliche,
Die Schreckensgöttin, die der Schlachten Glück
Auf Einmal wendet und ein ſchüchtern Heer
Von feigen Reh'n in Löwen umgewandelt?

Eine Gauklerin, die die gelernte Rolle
Der Heldin ſpielt, ſoll wahre Helden ſchrecken?
Ein Weib entriß mir allen Siegesruhm?

Soldat (ſtürzt herein).

Das Mädchen! Flieh! Flieh, Feldherr!

Talbot (ſtößt ihn nieder).

Flieh zur Hölle
Du ſelbſt! Den ſoll dies Schwert durchbohren,
Der mir von Furcht ſpricht und von feiger Flucht!

(Er geht ab.)

Sechster Auftritt.

Der Proſpekt öffnet ſich. Man ſieht das engliſche Lager in vollen Flammen ſtehen. Trommeln, Flucht und Verfolgung. Nach einer Weile kommt Montgomery.

Montgomery (allein).

Wo ſoll ich hinfliehn? Feinde rings umher und Tod!
Hier der ergrimmte Feldherr, der, mit drohndem Schwert
Die Flucht verſperrend, uns dem Tod entgegentreibt.
Dort die Fürchterliche, die verderblich um ſich her
Wie die Brunſt des Feuers raſet — und ringsum kein Buſch,
Der mich verbärge, keiner Höhle ſichrer Raum!
O wär' ich nimmer über Meer hieher geſchifft,
Ich Unglückſel'ger! Eitler Wahn bethörte mich,
Wohlfeilen Ruhm zu ſuchen in dem Frankenkrieg,
Und jetzo führt mich das verderbliche Geſchick

In dieſe blut'ge Mordſchlacht. — Wär' ich weit von hier
Daheim noch an der Savern' blühendem Geſtad
Im ſichern Vaterhauſe, wo die Mutter mir
In Gram zurück blieb und die zarte ſüße Braut.

(Johanna zeigt ſich in der Ferne.)

Weh mir! Was ſeh' ich! Dort erſcheint die Schreckliche!
Aus Brandes Flammen, düſter leuchtend, hebt ſie ſich,
Wie aus der Hölle Rachen ein Geſpenſt der Nacht,
Hervor. — Wohin entrinn' ich! Schon ergreift ſie mich
Mit ihren Feueraugen, wirft von fern
Der Blicke Schlingen nimmer fehlend nach mir aus.
Um meine Füße, feſt und feſter, wirret ſich
Der Zauberknäul, daß ſie gefeſſelt mir die Flucht
Verſagen! Hinſehn muß ich, wie das Herz mir auch
Dagegen kämpfe, nach der tödtlichen Geſtalt!

(Johanna geht einige Schritte ihm entgegen, und bleibt wieder ſtehen.)

Sie naht! Ich will nicht warten, bis die Grimmige
Zuerſt mich anfällt! Bittend will ich ihre Knie
Umfaſſen, um mein Leben flehn; ſie iſt ein Weib,
Ob ich vielleicht durch Thränen ſie erweichen kann!

(Indem er auf ſie zugehen will, tritt ſie ihm raſch entgegen.)

Siebenter Auftritt.

Johanna. Montgomery.

Johanna.

Du biſt des Todes! Eine britt'ſche Mutter zeugte dich.

Montgomery (fällt ihr zu Füßen).
Halt ein, Furchtbare! Nicht den Unvertheidigten
Durchbohre! Weggeworfen hab' ich Schwert und Schild;
Zu deinen Füßen ſink' ich wehrlos, flehend hin.
Laß mir das Licht des Lebens, nimm ein Löſegeld!
Reich an Beſitzthum wohnt der Vater mir daheim
Im ſchönen Lande Wallis, wo die ſchlängelnde
Savern' durch grüne Auen rollt den Silberſtrom,
Und fünfzig Dörfer kennen ſeine Herrſchaft an.
Mit reichem Golde löst er den geliebten Sohn,
Wenn er mich im Frankenlager lebend noch vernimmt.

Johanna.
Betrogner Thor! Verlorner! In der Jungfrau Hand
Biſt du gefallen, die verderbliche, woraus
Nicht Rettung noch Erlöſung mehr zu hoffen iſt.
Wenn dich das Unglück in des Krokodils Gewalt
Gegeben oder des gefleckten Tigers Klau'n,
Wenn du der Löwenmutter junge Brut geraubt,
Du könnteſt Mitleid finden und Barmherzigkeit!
Doch tödtlich iſt's, der Jungfrau zu begegnen.
Denn dem Geiſterreich, dem ſtrengen, unverletzlichen,
Verpflichtet mich der furchtbar bindende Vertrag,
Mit dem Schwert zu tödten alles Lebende, das mir
Der Schlachten Gott verhängnißvoll entgegen ſchickt.

Montgomery.
Furchtbar iſt deine Rede, doch dein Blick iſt ſanft;
Nicht ſchrecklich biſt du in der Nähe anzuſchaun;
Es zieht das Herz mich zu der lieblichen Geſtalt.
O bei der Milde deines zärtlichen Geſchlechts
Fleh' ich dich an. Erbarme meiner Jugend dich!

Johanna.

Nicht mein Geſchlecht beſchwöre! Nenne mich nicht Weib!
Gleichwie die körperloſen Geiſter, die nicht frei'n
Auf ird'ſche Weiſe, ſchließ' ich mich an kein Geſchlecht
Der Menſchen an, und dieſer Panzer deckt kein Herz.

Montgomery.

O bei der Liebe heilig waltendem Geſetz,
Dem alle Herzen huldigen, beſchwör' ich dich!
Daheim gelaſſen hab' ich eine holde Braut,
Schön wie du ſelbſt biſt, blühend in der Jugend Reiz.
Sie harret weinend des Geliebten Wiederkunft.
O wenn du ſelber je zu lieben hoffſt, und hoffſt,
Beglückt zu ſeyn durch Liebe, trenne grauſam nicht
Zwei Herzen, die der Liebe heilig Bündniß knüpft!

Johanna.

Du rufeſt lauter irdiſch fremde Götter an,
Die mir nicht heilig, noch verehrlich ſind. Ich weiß
Nichts von der Liebe Bündniß, das du mir beſchwörſt,
Und nimmer kennen werd' ich ihren eiteln Dienſt.
Vertheidige dein Leben, denn dir ruft der Tod.

Montgomery.

O ſo erbarme meiner jammervollen Eltern dich,
Die ich zu Haus verlaſſen. Ja, gewiß auch du
Verließeſt Eltern, die die Sorge quält um dich.

Johanna.

Unglücklicher! Und du erinnerſt mich daran,
Wie viele Mütter dieſes Landes kinderlos,
Wie viele zarte Kinder vaterlos, wie viel
Verlobte Bräute Wittwen worden ſind durch euch!
Auch Englands Mütter mögen die Verzweiflung nun

Erfahren und die Thränen kennen lernen,
Die Frankreichs jammervolle Gattinnen geweint.

Montgomery.

O ſchwer iſt's, in der Fremde ſterben unbeweint.

Johanna.

Wer rief euch in das fremde Land, den blühnden Fleiß
Der Felder zu verwüſten, von dem heim'ſchen Heerd
Uns zu verjagen und des Krieges Feuerbrand
Zu werfen in der Städte friedlich Heiligthum?
Ihr träumtet ſchon in eures Herzens eitelm Wahn,
Den freigebornen Franken in der Knechtſchaft Schmach
Zu ſtürzen und dies große Land, gleichwie ein Boot,
An euer ſtolzes Meerſchiff zu befeſtigen!
Ihr Thoren! Frankreichs königliches Wappen hängt
Am Throne Gottes; eher riſſ't ihr einen Stern
Vom Himmelswagen, als ein Dorf aus dieſem Reich,
Dem unzertrennlich ewig einigen! — Der Tag
Der Rache iſt gekommen; nicht lebendig mehr
Zurücke meſſen werdet ihr das heil'ge Meer,
Das Gott zur Länderſcheide zwiſchen euch und uns
Geſetzt, und das ihr frevelnd überſchritten habt.

Montgomery (läßt ihre Hand los).

O ich muß ſterben! Grauſend faßt mich ſchon der Tod.

Johanna.

Stirb, Freund! Warum ſo zaghaft zittern vor dem Tod,
Dem unentfliehbaren Geſchick? — Sieh mich an! Sieh!
Ich bin nur eine Jungfrau, eine Schäferin
Geboren; nicht des Schwertes gewohnt iſt dieſe Hand,
Die den unſchuldig frommen Hirtenſtab geführt.
Doch weggeriſſen von der heimatlichen Flur,
Vom Vaters-Buſen, von der Schweſtern lieber Bruſt

Muß ich hier, ich muß — mich treibt die Götter-
ſtimme, nicht
Eignes Gelüſten, euch zu bitterm Harm, mir nicht
Zur Freude, ein Geſpenſt des Schreckens würgend gehn,
Den Tod verbreiten und ſein Opfer ſeyn zuletzt!
Denn nicht den Tag der frohen Heimkehr werd' ich ſehn;
Noch vielen von den Euren werd' ich tödtlich ſeyn,
Noch viele Wittwen machen, aber endlich werd'
Ich ſelbſt umkommen und erfüllen mein Geſchick.
— Erfülle du auch deines. Greife friſch zum Schwert,
Und um des Lebens ſüße Beute kämpfen wir.

Montgomery (ſteht auf).

Nun, wenn du ſterblich biſt wie ich und Waffen dich
Verwunden, kann's auch meinem Arm beſchieden ſeyn,
Zur Hölle dich ſendend, Englands Noth zu endigen.
In Gottes gnäd'ge Hände leg' ich mein Geſchick.
Ruf' du, Verdammte, deine Höllengeiſter an,
Dir beizuſtehen! Wehre deines Lebens dich!

(Er ergreift Schild und Schwert und dringt auf ſie ein; kriegeriſche Muſik erſchallt in der Ferne, nach einem kurzen Gefechte fällt Montgomery.)

Achter Auftritt.

Johanna (allein).

Dich trug dein Fuß zum Tode — Fahre hin!

(Sie tritt von ihm weg und bleibt gedankenvoll ſtehen.)

Erhabne Jungfrau, du wirkſt Mächtiges in mir;
Du rüſteſt den unkriegeriſchen Arm mit Kraft,

Dies Herz mit Unerbittlichkeit bewaffneſt du.
In Mitleid ſchmilzt die Seele und die Hand erbebt,
Als bräche ſie in eines Tempels heil'gen Bau,
Den blühnden Leib des Gegners zu verletzen;
Schon vor des Eiſens blanker Scheide ſchaudert mir,
Doch wenn es Noth thut, alsbald iſt die Kraft mir da,
Und nimmer irrend in der zitternden Hand regiert
Das Schwert ſich ſelbſt, als wär' es ein lebend'ger Geiſt.

Neunter Auftritt.

Ein Ritter mit geſchloſſenem Viſier. Johanna.

Ritter.

Verfluchte! Deine Stunde iſt gekommen,
Dich ſucht' ich auf dem ganzen Feld der Schlacht,
Verderblich Blendwerk! Fahre zu der Hölle
Zurück, aus der du aufgeſtiegen biſt.

Johanna.

Wer biſt du, den ſein böſer Engel mir
Entgegen ſchickt? Gleich eines Fürſten iſt
Dein Anſtand, auch kein Britte ſcheinſt du mir,
Denn dich bezeichnet die burgund'ſche Binde,
Vor der ſich meines Schwertes Spitze neigt.

Ritter.

Verworfne, du verdienteſt nicht zu fallen
Von eines Fürſten edler Hand. Das Beil
Des Henkers ſollte dein verdammtes Haupt
Vom Rumpfe trennen, nicht der tapfre Degen
Des königlichen Herzogs von Burgund.

Johanna.

So biſt du dieſer edle Herzog ſelbſt?

Ritter (ſchlägt das Viſier auf).

Ich bin's. Elende, zittre und verzweifle!
Die Satanskünſte ſchützen dich nicht mehr,
Du haſt bis jetzt nur Schwächlinge bezwungen;
Ein Mann ſteht vor dir.

Zehnter Auftritt.

Dunois und La Hire zu den Vorigen.

Dunois.

Wende dich, Burgund!
Mit Männern kämpfe, nicht mit Jungfrauen.

La Hire.

Wir ſchützen der Prophetin heilig Haupt;
Erſt muß dein Degen dieſe Bruſt durchbohren —

Burgund.

Nicht dieſe buhleriſche Circe fürcht' ich,
Noch euch, die ſie ſo ſchimpflich hat verwandelt.
Erröthe, Baſtard, Schande dir, La Hire,
Daß du die alte Tapferkeit zu Künſten
Der Höll' erniedrigſt, den verächtlichen
Schildknappen einer Teufelsdirne machſt.
Kommt her! euch Allen biet' ich's! Der verzweifelt
An Gottes Schutz, der zu dem Teufel flieht.

(Sie bereiten ſich zum Kampf. Johanna tritt dazwiſchen.)

Johanna.

Haltet inne!

Burgund.

Zitterſt du für deinen Buhlen?
Vor deinen Augen ſoll er —

(Dringt auf Dunois ein.)

Johanna.

Haltet inne!
Trennt ſie, La Hire — Kein franzöſiſch Blut ſoll fließen!
Nicht Schwerter ſollen dieſen Streit entſcheiden.
Ein Andres iſt beſchloſſen in den Sternen —
Auseinander, ſag' ich — Höret und verehret
Den Geiſt, der mich ergreift, der aus mir redet!

Dunois.

Was hältſt du meinen aufgehobnen Arm,
Und hemmſt des Schwertes blutige Entſcheidung?
Das Eiſen iſt gezückt, es fällt der Streich,
Der Frankreich rächen und verſöhnen ſoll.

Johanna

(ſtellt ſich in die Mitte und trennt beide Theile durch einen weiten Zwiſchenraum; zum Baſtard).

Tritt auf die Seite!

(Zu la Hire.)

Bleib' gefeſſelt ſtehen!
Ich habe mit dem Herzoge zu reden.

(Nachdem Alles ruhig iſt.)

Was willſt du thun, Burgund? Wer iſt der Feind,
Den deine Blicke mordbegierig ſuchen?
Dieſer edle Prinz iſt Frankreichs Sohn, wie du,
Dieſer Tapfere iſt dein Waffenfreund und Landsmann;
Ich ſelbſt bin deines Vaterlandes Tochter.
Wir Alle, die du zu vertilgen ſtrebſt,

Gehören zu den Deinen — unſre Arme
Sind aufgethan, dich zu empfangen, unſre Knie
Bereit, dich zu verehren — unſer Schwert
Hat keine Spitze gegen dich. Ehrwürdig
Iſt uns das Antlitz, ſelbſt im Feindeshelm,
Das unſers Königs theure Züge trägt.

Burgund.

Mit ſüßer Rede ſchmeichleriſchem Ton
Willſt du, Sirene! deine Opfer locken.
Argliſt'ge, mich bethörſt du nicht. Verwahrt
Iſt mir das Ohr vor deiner Rede Schlingen,
Und deines Auges Feuerpfeile gleiten
Am guten Harniſch meines Buſens ab.
Zu den Waffen, Dunois!
Mit Streichen, nicht mit Worten laß uns fechten.

Dunois.

Erſt Worte und dann Streiche. Fürchteſt du
Vor Worten dich? Auch das iſt Feigheit
Und der Verräther einer böſen Sache.

Johanna.

Uns treibt nicht die gebieteriſche Noth
Zu deinen Füßen; nicht als Flehende
Erſcheinen wir vor dir. — Blick' um dich her!
In Aſche liegt das engelländ'ſche Lager
Und eure Todten decken das Gefild.
Du hörſt der Franken Kriegstrommete tönen,
Gott hat entſchieden, unſer iſt der Sieg.
Des ſchönen Lorbeers friſch gebrochnen Zweig
Sind wir bereit mit unſerm Feind zu theilen.
— O komm herüber! Edler Flüchtling, komm!

Herüber, wo das Recht iſt und der Sieg.
Ich ſelbſt, die Gottgeſandte, reiche dir
Die ſchweſterliche Hand. Ich will dich rettend
Herüberziehn auf unſre reine Seite! —
Der Himmel iſt für Frankreich. Seine Engel,
Du ſiehſt ſie nicht, ſie fechten für den König;
Sie alle ſind mit Lilien geſchmückt.
Lichtweiß, wie dieſe Fahn', iſt unſre Sache;
Die reine Jungfrau iſt ihr keuſches Sinnbild.

Burgund.

Verſtrickend iſt der Lüge trüglich Wort,
Doch ihre Rede iſt wie eines Kindes.
Wenn böſe Geiſter ihr die Worte leihn,
So ahmen ſie die Unſchuld ſiegreich nach.
Ich will nicht weiter hören. Zu den Waffen!
Mein Ohr, ich fühl's, iſt ſchwächer, als mein Arm.

Johanna.

Du nennſt mich eine Zauberin, gibſt mir Künſte
Der Hölle Schuld — Iſt Frieden ſtiften, Haß
Verſöhnen, ein Geſchäft der Hölle? Kommt
Die Eintracht aus dem ew'gen Pfuhl hervor?
Was iſt unſchuldig, heilig, menſchlich gut,
Wenn es der Kampf nicht iſt um's Vaterland?
Seit wann iſt die Natur ſo mit ſich ſelbſt
Im Streite, daß der Himmel die gerechte Sache
Verläßt, und daß die Teufel ſie beſchützen?
Iſt aber das, was ich dir ſage, gut,
Wo anders als von oben konnt' ich's ſchöpfen?
Wer hätte ſich auf meiner Schäfertrift
Zu mir geſellt, das kind'ſche Hirtenmädchen

In königlichen Dingen einzuweihn?
Ich bin vor hohen Fürſten nie geſtanden,
Die Kunſt der Rede iſt dem Munde fremd.
Doch jetzt, da ich's bedarf, dich zu bewegen,
Beſitz' ich Einſicht, hoher Dinge Kunde,
Der Länder und der Könige Geſchick
Liegt ſonnenhell vor meinem Kindesblick,
Und einen Donnerkeil führ' ich im Munde.

Burgund

(lebhaft bewegt, ſchlägt die Augen zu ihr auf, und betrachtet ſie mit Erſtaunen und Rührung).

Wie wird mir? Wie geſchieht mir? Iſt's ein Gott,
Der mir das Herz im tiefſten Buſen wendet?
— Sie trügt nicht, dieſe rührende Geſtalt!
Nein! nein! Bin ich durch Zaubers Macht geblendet,
So iſt's durch eine himmliſche Gewalt;
Mir ſagt's das Herz, ſie iſt von Gott geſendet.

Johanna.

Er iſt gerührt, er iſt's! Ich habe nicht
Umſonſt gefleht; des Zornes Donnerwolke ſchmilzt
Von ſeiner Stirne thränenthauend hin,
Und aus den Augen, Friede ſtrahlend, bricht
Die goldne Sonne des Gefühls hervor.
— Weg mit den Waffen — drücket Herz an Herz —
Er weint, er iſt bezwungen, er iſt unſer!

(Schwert und Fahne entſinken ihr, ſie eilt auf ihn zu mit ausgebreiteten Armen und umſchlingt ihn mit leidenſchaftlichem Ungeſtüm. La Hire und Dunois laſſen die Schwerter fallen, und eilen, ihn zu umarmen.)

Dritter Aufzug.

Hoflager des Königs zu Chalons an der Marne.

Erster Auftritt.

Dunois und La Hire.

Dunois.

Wir waren Herzensfreunde, Waffenbrüder,
Für eine Sache hoben wir den Arm
Und hielten feſt in Noth und Tod zuſammen.
Laßt Weiberliebe nicht das Band zertrennen,
Das jeden Schickſalswechſel ausgehalten!

La Hire.

Prinz, hört mich an!

Dunois.

Ihr liebt das wunderbare Mädchen,
Und mir iſt wohl bekannt, worauf ihr ſinnt.
Zum König denkt ihr ſtehenden Fußes jetzt
Zu gehen, und die Jungfrau zum Geſchenk
Euch zu erbitten — Eurer Tapferkeit

Kann er den wohlverdienten Preis nicht weigern.
Doch wißt — eh' ich in eines Andern Arm
Sie ſehe —

La Hire.

Hört mich, Prinz!

Dunois.

Es zieht mich nicht
Der Augen flüchtig ſchnelle Luſt zu ihr.
Den unbezwungnen Sinn hat nie ein Weib
Gerührt, bis ich die Wunderbare ſah,
Die eines Gottes Schickung dieſem Reich
Zur Retterin beſtimmt und mir zum Weibe,
Und in dem Augenblick gelobt' ich mir
Mit heil'gem Schwur, als Braut ſie heimzuführen.
Denn nur die Starke kann die Freundin ſeyn
Des ſtarken Mannes, und dies glühnde Herz
Sehnt ſich, an einer gleichen Bruſt zu ruhn,
Die ſeine Kraft kann faſſen und ertragen.

La Hire.

Wie könnt' ich's wagen, Prinz, mein ſchwach Verdienſt
Mit eures Namens Heldenruhm zu meſſen!
Wo ſich Graf Dunois in die Schranken ſtellt,
Muß jeder andre Mitbewerber weichen.
Doch eine niedre Schäferin kann nicht
Als Gattin würdig euch zur Seite ſtehn.
Das königliche Blut, das eure Adern
Durchrinnt, verſchmäht ſo niedrige Vermiſchung.

Dunois.

Sie iſt das Götterkind der heiligen
Natur, wie ich, und iſt mir ebenbürtig.

Sie ſollte eines Fürſten Hand entehren,
Die eine Braut der reinen Engel iſt,
Die ſich das Haupt mit einem Götterſchein
Umgibt, der heller ſtrahlt als ird'ſche Kronen,
Die jedes Größte, Höchſte dieſer Erde
Klein unter ihren Füßen liegen ſieht?
Denn alle Fürſtenthrone, aufeinander
Geſtellt, bis zu den Sternen fortgebaut,
Erreichten nicht die Höhe, wo ſie ſteht,
In ihrer Engels-Majeſtät!

La Hire.

Der König mag entſcheiden.

Dunois.

Nein, ſie ſelbſt
Entſcheide! Sie hat Frankreich frei gemacht,
Und ſelber frei muß ſie ihr Herz verſchenken.

La Hire.

Da kommt der König!

Zweiter Auftritt.

Karl. Agnes Sorel. Du Chatel und Chatillon zu den Vorigen.

Karl (zu Chatillon).

Er kommt! Er will als ſeinen König mich
Erkennen, ſagt ihr, und mir huldigen?

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52550-8
SCHILLER,F. FN. 13355/069

Chatillon.

Hier, Sire, in ſeiner königlichen Stadt
Chalons will ſich der Herzog, mein Gebieter,
Zu deinen Füßen werfen. — Mir befahl er,
Als meinen Herrn und König dich zu grüßen;
Er folgt mir auf dem Fuß, gleich naht er ſelbſt.

Sorel.

Er kommt! O ſchöne Sonne dieſes Tags,
Der Freude bringt und Friede und Verſöhnung!

Chatillon.

Mein Herr wird kommen mit zweihundert Rittern,
Er wird zu deinen Füßen niederknien;
Doch er erwartet, daß du es nicht duldeſt,
Als deinen Vetter freundlich ihn umarmeſt.

Karl.

Mein Herz glüht, an dem ſeinigen zu ſchlagen.

Chatillon.

Der Herzog bittet, daß des alten Streits
Beim erſten Wiederſehn mit keinem Worte
Meldung geſcheh'!

Karl.

Verſenkt im Lethe ſey
Auf ewig das Vergangene. Wir wollen
Nur in der Zukunft heitre Tage ſehn.

Chatillon.

Die für Burgund gefochten, Alle ſollen
In die Verſöhnung aufgenommen ſeyn.

Karl.

Ich werde ſo mein Königreich verdoppeln!

Chatillon.

Die Königin Iſabeau ſoll in dem Frieden
Mit eingeſchloſſen ſeyn, wenn ſie ihn annimmt.

Karl.

Sie führet Krieg mit mir, nicht ich mit ihr.
Unſer Streit iſt aus, ſobald ſie ſelbſt ihn endigt.

Chatillon.

Zwölf Ritter ſollen bürgen für dein Wort.

Karl.

Mein Wort iſt heilig.

Chatillon.

Und der Erzbiſchof
Soll eine Hoſtie theilen zwiſchen dir und ihm,
Zum Pfand und Siegel redlicher Verſöhnung.

Karl.

So ſey mein Antheil an dem ew'gen Heil,
Als Herz und Handſchlag bei mir einig ſind.
Welch andres Pfand verlangt der Herzog noch?

Chatillon

(mit einem Blick auf Du Chatel).

Hier ſeh' ich Einen, deſſen Gegenwart
Den erſten Gruß vergiften könnte.

(Du Chatel geht ſchweigend.)

Karl.

Geh,
Du Chatel! Bis der Herzog deinen Anblick
Ertragen kann, magſt du verborgen bleiben!

(Er folgt ihm mit den Augen, dann eilt er ihm nach und umarmt ihn.)

Rechtſchaffner Freund! Du wollteſt mehr als dies
Für meine Ruhe thun!

(Du Chatel geht ab.)

Chatillon.

Die andern Punkte nennt dies Inſtrument.

Karl (zum Erzbiſchof).

Bringt es in Ordnung. Wir genehm'gen Alles;
Für einen Freund iſt uns kein Preis zu hoch.
Geht, Dunois! Nehmt hundert edle Ritter
Mit euch und holt den Herzog freundlich ein.
Die Truppen alle ſollen ſich mit Zweigen
Bekränzen, ihre Brüder zu empfangen.
Zum Feſte ſchmücke ſich die ganze Stadt,
Und alle Glocken ſollen es verkünden,
Daß Frankreich und Burgund ſich neu verbinden.

(Ein Edelknecht kommt. Man hört Trompeten.)

Horcht! was bedeutet der Trompeten Ruf?

Edelknecht.

Der Herzog von Burgund hält ſeinen Einzug.

(Geht ab.)

Dunois

(geht mit La Hire und Chatillon).

Auf! ihm entgegen!

Karl (zur Sorel).

Agnes, du weinſt? Beinah' gebricht auch mir
Die Stärke, dieſen Auftritt zu ertragen.
Wie viele Todesopfer mußten fallen,
Bis wir uns friedlich konnten wiederſehen.
Doch endlich legt ſich jedes Sturmes Wuth,

Tag wird es auf die dickſte Nacht, und kommt
Die Zeit, ſo reifen auch die ſpät'ſten Früchte!

Erzbiſchof (am Fenſter).

Der Herzog kann ſich des Gedränges kaum
Erledigen. Sie heben ihn vom Pferd,
Sie küſſen ſeinen Mantel, ſeine Sporen.

Karl.

Es iſt ein gutes Volk, in ſeiner Liebe
Raſchlodernd, wie in ſeinem Zorn. — Wie ſchnell
Vergeſſen iſt's, daß eben dieſer Herzog
Die Väter ihnen und die Söhne ſchlug;
Der Augenblick verſchlingt ein ganzes Leben!
— Faſſ' dich, Sorel! Auch deine heft'ge Freude
Möcht' ihm ein Stachel in die Seele ſeyn;
Nichts ſoll ihn hier beſchämen, noch betrüben.

Dritter Auftritt.

Herzog von Burgund. Dunois. La Hire. Chatillon und noch zwei andere **Ritter** von des Herzogs Gefolge. Der Herzog bleibt am Eingange ſtehen; der König bewegt ſich gegen ihn, ſogleich nähert ſich Burgund, und in dem Augenblick, wo er ſich auf ein Knie will niederlaſſen, empfängt ihn der König in ſeinen Armen.

Karl.

Ihr habt uns überraſcht — Euch einzuholen
Gedachten wir — Doch ihr habt ſchnelle Pferde.

Burgund.

Sie trugen mich zu meiner Pflicht.

(Er umarmt die Sorel, und küßt ſie auf die Stirn.)

Mit eurer
Erlaubniß, Baſe! Das iſt unſer Herrenrecht
Zu Arras, und kein ſchönes Weib darf ſich
Der Sitte weigern.

Karl.

Eure Hofſtatt iſt
Der Sitz der Minne, ſagt man, und der Markt,
Wo alles Schöne muß den Stapel halten.

Burgund.

Wir ſind ein handeltreibend Volk, mein König!
Was köſtlich wächſt in allen Himmelsſtrichen,
Wird ausgeſtellt zur Schau und zum Genuß
Auf unſerm Markt zu Brügg; das höchſte aber
Von allen Gütern iſt der Frauen Schönheit.

Sorel.

Der Frauen Treue gilt noch höhern Preis;
Doch auf dem Markte wird ſie nicht geſehn.

Karl.

Ihr ſteht in böſem Ruf und Leumund, Vetter,
Daß ihr der Frauen ſchönſte Tugend ſchmäht.

Burgund.

Die Ketzerei ſtraft ſich am ſchwerſten ſelbſt.
Wohl euch, mein König! Früh hat euch das Herz,
Was mich ein wildes Leben ſpät, gelehrt!

(Er bemerkt den Erzbiſchof und reicht ihm die Hand.)

Ehrwürdiger Mann Gottes! euren Segen!
Euch trifft man immer auf dem rechten Platz;
Wer euch will finden, muß im Guten wandeln.

Erzbiſchof.

Mein Meiſter rufe, wann er will; dies Herz
Iſt freudenſatt und ich kann fröhlich ſcheiden,
Da meine Augen dieſen Tag geſehn!

Burgund (zur Sorel).

Man ſpricht, ihr habt euch eurer edeln Steine
Beraubt, um Waffen gegen mich daraus
Zu ſchmieden? Wie? Seyd ihr ſo kriegeriſch
Geſinnt? War's euch ſo ernſt, mich zu verderben?
Doch unſer Streit iſt nun vorbei; es findet
Sich Alles wieder, was verloren war.
Auch euer Schmuck hat ſich zurück gefunden;
Zum Kriege wider mich war er beſtimmt:
Nehmt ihn aus meiner Hand zum Friedenszeichen.

(Er empfängt von einem ſeiner Begleiter das Schmuckkäſtchen und überreicht es ihr geöffnet. Agnes Sorel ſieht den König betroffen an.)

Karl.

Nimm das Geſchenk, es iſt ein zweifach theures Pfand
Der ſchönen Liebe mir und der Verſöhnung.

Burgund

(indem er eine brillantne Roſe in ihre Haare ſteckt).

Warum iſt es nicht Frankreichs Königskrone?
Ich würde ſie mit gleich geneigtem Herzen
Auf dieſem ſchönen Haupt befeſtigen.

(Ihre Hand bedeutend faſſend.)

Und — zählt auf mich, wenn ihr dereinſt des Freundes
Bedürfen ſolltet!

(Agnes Sorel, in Thränen ausbrechend, tritt auf die Seite, auch der König bekämpft eine große Bewegung, alle Umſtehenden blicken gerührt auf die beiden Fürſten.)

Burgund
(nachdem er alle der Reihe nach angeſehen, wirft er ſich in die Arme des Königs).

O mein König!

(In demſelben Augenblick eilen die drei burgundiſchen Ritter auf Dunois, La Hire und den Erzbiſchof zu und umarmen einander. Beide Fürſten liegen eine Zeitlang einander ſprachlos in den Armen.)

Euch konnt' ich haſſen! Euch konnt' ich entſagen!

Karl.

Still! ſtill! Nicht weiter!

Burgund.

Dieſen Engelländer
Konnt' ich krönen! Dieſem Fremdling Treue ſchwören!
Euch, meinen König, in's Verderben ſtürzen!

Karl.

Vergeßt es! Alles iſt verziehen. Alles
Tilgt dieſer einz'ge Augenblick. Es war
Ein Schickſal, ein unglückliches Geſtirn!

Burgund (faßt ſeine Hand).

Ich will's gut machen! Glaubet mir, ich will's.
Alle Leiden ſollen euch erſtattet werden,
Euer ganzes Königreich ſollt ihr zurück
Empfangen — nicht ein Dorf ſoll daran fehlen!

Karl.

Wir ſind vereint. Ich fürchte keinen Feind mehr.

Burgund.

Glaubt mir, ich führte nicht mit frohem Herzen
Die Waffen wider euch. O wüßtet ihr —
Warum habt ihr mir dieſe nicht geſchickt?

(Auf die Sorel zeigend.)

Nicht widerſtanden hätt' ich ihren Thränen.

— Nun ſoll uns keine Macht der Hölle mehr
Entzweien, da wir Bruſt an Bruſt geſchloſſen!
Jetzt hab' ich meinen wahren Ort gefunden,
An dieſem Herzen endet meine Irrfahrt.

Erzbiſchof (tritt zwiſchen Beide).

Ihr ſeyd vereinigt, Fürſten! Frankreich ſteigt,
Ein neu verjüngter Phönix, aus der Aſche;
Uns lächelt eine ſchöne Zukunft an.
Des Landes tiefe Wunden werden heilen,
Die Dörfer, die verwüſteten, die Städte
Aus ihrem Schutt ſich prangender erheben,
Die Felder decken ſich mit neuem Grün —
Doch, die das Opfer eures Zwiſts gefallen,
Die Todten ſtehen nicht mehr auf; die Thränen,
Die eurem Streit gefloſſen, *ſind und bleiben*
Geweint! Das kommende Geſchlecht wird blühen,
Doch das vergangne war des Elends Raub,
Der Enkel Glück erweckt nicht mehr die Väter.
Das ſind die Früchte eures Bruderzwiſts!
Laßt's euch zur Lehre dienen! Fürchtet die Gottheit
Des Schwerts, eh' ihr's der Scheid' entreißt. Loslaſſen
Kann der Gewaltige den Krieg, doch nicht,
Gelehrig wie der Falk ſich aus den Lüften
Zurückſchwingt auf des Jägers Hand, gehorcht
Der wilde Gott dem Ruf der Menſchenſtimme.
Nicht zweimal kommt im rechten Augenblick,
Wie heut', die Hand des Retters aus den Wolken.

Burgund.

O, Sire! euch wohnt ein Engel an der Seite.
— Wo iſt ſie? Warum ſeh' ich ſie nicht hier?

Karl.
Wo iſt Johanna? Warum fehlt ſie uns
In dieſem feſtlich ſchönen Augenblick,
Den ſie uns ſchenkte?

Erzbiſchof.
Sire! Das heil'ge Mädchen
Liebt nicht die Ruhe eines müß'gen Hofs,
Und ruft ſie nicht der göttliche Befehl
An's Licht der Welt hervor, ſo meidet ſie
Verſchämt den eiteln Blick gemeiner Augen!
Gewiß beſpricht ſie ſich mit Gott, wenn ſie
Für Frankreichs Wohlfahrt nicht geſchäftig iſt,
Denn allen ihren Schritten folgt der Segen.

Vierter Auftritt.

Johanna zu den Vorigen.

(Sie iſt im Harniſch, aber ohne Helm, und trägt einen Kranz in den Haaren.)

Karl.
Du kommſt als Prieſterin geſchmückt, Johanna,
Den Bund, den du geſtiftet, einzuweihn!

Burgund.
Wie ſchrecklich war die Jungfrau in der Schlacht,
Und wie umſtrahlt mit Anmuth ſie der Friede!
— Hab' ich mein Wort gelöst, Johanna? Biſt du
Befriedigt und verdien' ich deinen Beifall?

Johanna.

Dir ſelbſt haſt du die größte Gunſt erzeugt.
Jetzt ſchimmerſt du in ſegenvollem Licht,
Da du vorhin in blutroth düſterm Schein,
Ein Schreckensmond, an dieſem Himmel hingſt.

(Sich umſchauend.)

Viel edle Ritter find' ich hier verſammelt
Und alle Augen glänzen freudenhell;
Nur Einem Traurigen hab' ich begegnet,
Der ſich verbergen muß, wo Alles jauchzt.

Burgund.

Und wer iſt ſich ſo ſchwerer Schuld bewußt,
Daß er an unſrer Huld verzweifeln müßte?

Johanna.

Darf er ſich nahn? O ſage, daß er's darf!
Mach' dein Verdienſt vollkommen. Eine Verſöhnung
Iſt keine, die das Herz nicht ganz befreit.
Ein Tropfen Haß, der in dem Freudenbecher
Zurückbleibt, macht den Segenstrank zum Gift.
— Kein Unrecht ſey ſo blutig, daß Burgund
An dieſem Freudentag es nicht vergebe!

Burgund.

Ha, ich verſtehe dich!

Johanna.

Und willſt verzeihn?
Du willſt es, Herzog? — Komm herein, Du Chatel!

(Sie öffnet die Thür und führt Du Chatel herein; dieſer bleibt in der Entfernung ſtehen.)

Der Herzog iſt mit ſeinen Feinden allen
Verſöhnt, er iſt es auch mit dir.

(Du Chatel tritt einige Schritte näher und ſucht in den Augen des Herzogs zu leſen.)

Burgund.

Was machſt du
Aus mir, Johanna? Weißt du, was du forderſt?

Johanna.

Ein güt'ger Herr thut ſeine Pforten auf
Für alle Gäſte, keinen ſchließt er aus;
Frei, wie das Firmament die Welt umſpannt,
So muß die Gnade Freund und Feind umſchließen.
Es ſchickt die Sonne ihre Strahlen gleich
Nach allen Räumen der Unendlichkeit;
Gleichmeſſend gießt der Himmel ſeinen Thau
Auf alle durſtende Gewächſe aus.
Was irgend gut iſt und von oben kommt,
Iſt allgemein und ohne Vorbehalt;
Doch in den Falten wohnt die Finſterniß!

Burgund.

O ſie kann mit mir ſchalten, wie ſie will;
Mein Herz iſt weiches Wachs in ihrer Hand.
— Umarmt mich, Du Chatel! Ich vergeb' euch.
Geiſt meines Vaters, zürne nicht, wenn ich
Die Hand, die dich getödtet, freundlich faſſe.
Ihr Todesgötter, rechnet mir's nicht zu,
Daß ich mein ſchrecklich Rachgelübde breche.
Bei euch dort unten in der ew'gen Nacht,
Da ſchlägt kein Herz mehr, da iſt Alles ewig,
Steht Alles unbeweglich feſt — doch anders

Iſt es hier oben in der Sonne Licht.
Der Menſch iſt, der lebendig fühlende,
Der leichte Raub des mächt'gen Augenblicks.

Karl (zur Johanna).

Was dank' ich dir nicht Alles, hohe Jungfrau!
Wie ſchön haſt du dein Wort gelöst!
Wie ſchnell mein ganzes Schickſal umgewandelt!
Die Freunde haſt du mir verſöhnt, die Feinde
Mir in den Staub geſtürzt und meine Städte
Dem fremden Joch entriſſen. — Du allein
Vollbrachteſt Alles. — Sprich, wie lohn' ich dir!

Johanna.

Sey immer menſchlich, Herr, im Glück, wie du's
Im Unglück warſt — Und auf der Größe Gipfel
Vergiß nicht, was ein Freund wiegt in der Noth;
Du haſt's in der Erniedrigung erfahren.
Verweigre nicht Gerechtigkeit und Gnade
Dem Letzten deines Volks; denn von der Heerde
Berief dir Gott die Retterin — Du wirſt
Ganz Frankreich ſammeln unter deinen Scepter,
Der Ahn- und Stammherr großer Fürſten ſeyn;
Die nach dir kommen, werden heller leuchten,
Als die dir auf dem Thron vorangegangen.
Dein Stamm wird blühn, ſo lang' er ſich die Liebe
Bewahrt im Herzen ſeines Volks.
Der Hochmuth nur kann ihn zum Falle führen,
Und von den niedern Hütten, wo dir jetzt
Der Retter ausging, droht geheimnißvoll
Den ſchuldbefleckten Enkeln das Verderben!

Burgund.

Erleuchtet Mädchen, das der Geiſt beſeelt!
Wenn deine Augen in die Zukunft dringen,
So ſprich mir auch von meinem Stamm! wird er
Sich herrlich breiten, wie er angefangen?

Johanna.

Burgund! Hoch bis zur Throneshöhe haſt
Du deinen Stuhl geſetzt, und höher ſtrebt
Das ſtolze Herz, es hebt bis in die Wolken
Den kühnen Bau. — Doch eine Hand von oben
Wird ſeinem Wachsthum ſchleunig Halt gebieten.
Doch fürchte drum nicht deines Hauſes Fall!
In einer Jungfrau lebt es glänzend fort,
Und ſceptertragende Monarchen, Hirten
Der Völker, werden ihrem Schooß entblühn.
Sie werden herrſchen auf zwei großen Thronen,
Geſetze ſchreiben der bekannten Welt
Und einer neuen, welche Gottes Hand
Noch zudeckt hinter unbeſchifften Meeren.

Karl.

O ſprich, wenn es der Geiſt dir offenbaret,
Wird dieſes Freundſchaftsbündniß, das wir jetzt
Erneut, auch noch die ſpäten Enkelſöhne
Vereinigen?

Johanna

(nach einem Stillſchweigen).

Ihr Könige und Herrſcher!
Fürchtet die Zwietracht! Wecket nicht den Streit
Aus ſeiner Höhle, wo er ſchläft; denn Einmal
Erwacht, bezähmt er ſpät ſich wieder! Enkel

Erzeugt er ſich, ein eiſernes Geſchlecht,
Fortzündet an dem Brande ſich der Brand.
— Verlangt nicht mehr zu wiſſen! Freuet euch
Der Gegenwart. Laßt mich die Zukunft ſtill
Bedecken!

Sorel.

Heilig Mädchen, du erforſcheſt
Mein Herz, du weißt, ob es nach Größe eitel ſtrebt,
Nach mir gib ein erfreuliches Orakel.

Johanna.

Mir zeigt der Geiſt nur große Weltgeſchicke;
Dein Schickſal ruht in deiner eignen Bruſt!

Dunois.

Was aber wird dein eigen Schickſal ſeyn,
Erhabnes Mädchen, das der Himmel liebt?
Dir blüht gewiß das ſchönſte Glück der Erde,
Da du ſo fromm und heilig biſt.

Johanna.

Das Glück
Wohnt droben in dem Schooß des ew'gen Vaters.

Karl.

Dein Glück ſey fortan deines Königs Sorge!
Denn deinen Namen will ich herrlich machen
In Frankreich; ſelig preiſen ſollen dich
Die ſpäteſten Geſchlechter — und gleich jetzt
Erfüll' ich es. — Knie nieder!

(Er zieht das Schwert und berührt ſie mit demſelben.)

Und ſteh' auf
Als eine Edle! Ich erhebe dich,
Dein König, aus dem Staube deiner dunkeln

Geburt — Im Grabe adl' ich deine Väter —
Du ſollſt die Lilie im Wappen tragen,
Den Beſten ſollſt du ebenbürtig ſeyn
In Frankreich; nur das königliche Blut
Von Valois ſey edler als das deine!
Der Größte meiner Großen fühle ſich
Durch deine Hand geehrt; mein ſey die Sorge,
Dich einem edeln Gatten zu vermählen.

Dunois (tritt vor).

Mein Herz erkor ſie, da ſie niedrig war,
Die neue Ehre, die ihr Haupt umglänzt,
Erhöht nicht ihr Verdienſt, noch meine Liebe.
Hier in dem Angeſichte meines Königs
Und dieſes heil'gen Biſchofs reich' ich ihr
Die Hand, als meiner fürſtlichen Gemahlin,
Wenn ſie mich würdig hält, ſie zu empfangen.

Karl.

Unwiderſtehlich Mädchen, du häufſt Wunder
Auf Wunder! Ja, nun glaub' ich, daß dir nichts
Unmöglich iſt. Du haſt dies ſtolze Herz
Bezwungen, das der Liebe Allgewalt
Hohn ſprach bis jetzt.

La Hire (tritt vor).

Johanna's ſchönſter Schmuck,
Kenn' ich ſie recht, iſt ihr beſcheidnes Herz.
Der Huldigung des Größten iſt ſie werth,
Doch nie wird ſie den Wunſch ſo hoch erheben.
Sie ſtrebt nicht ſchwindelnd eitler Hoheit nach;
Die treue Neigung eines redlichen

Gemüths genügt ihr, und das ſtille Loos,
Das ich mit dieſer Hand ihr anerbiete.

Karl.

Auch du, La Hire? Zwei treffliche Bewerber,
An Heldentugend gleich und Kriegesruhm!
— Willſt du, die meine Feinde mir verſöhnt,
Mein Reich vereinigt, mir die liebſten Freunde
Entzwei'n? Es kann ſie Einer nur beſitzen,
Und Jeden acht' ich ſolches Preiſes werth.
So rede du, dein Herz muß hier entſcheiden.

Sorel (tritt näher).

Die edle Jungfrau ſeh' ich überraſcht,
Und ihre Wangen färbt die zücht'ge Scham.
Man geb' ihr Zeit, ihr Herz zu fragen, ſich
Der Freundin zu vertrauen und das Siegel
Zu löſen von der feſtverſchloſſ'nen Bruſt.
Jetzt iſt der Augenblick gekommen, wo
Auch ich der ſtrengen Jungfrau ſchweſterlich
Mich nahen, ihr den treu verſchwiegnen Buſen
Darbieten darf. — Man laß uns weiblich erſt
Das Weibliche bedenken und erwarte,
Was wir beſchließen werden.

Karl (im Begriff zu gehen).

Alſo ſey's!

Johanna.

Nicht alſo, Sire! Was meine Wangen färbte,
War die Verwirrung nicht der blöden Scham.
Ich habe dieſer edeln Frau nichts zu vertraun,
Deß ich vor Männern mich zu ſchämen hätte.
Hoch ehrt mich dieſer edeln Ritter Wahl,

Doch nicht verließ ich meine Schäfertrift,
Um weltlich eitle Hoheit zu erjagen,
Noch mir den Brautkranz in das Haar zu flechten,
Legt' ich die eh'rne Waffenrüſtung an.
Berufen bin ich zu ganz anderm Werk,
Die reine Jungfrau nur kann es vollenden.
Ich bin die Kriegerin des höchſten Gottes,
Und keinem Manne kann ich Gattin ſeyn.

Erzbiſchof.

Dem Mann zur liebenden Gefährtin iſt
Das Weib geboren — wenn ſie der Natur
Gehorcht, dient ſie am würdigſten dem Himmel!
Und haſt du dem Befehle deines Gottes,
Der in das Feld dich rief, genug gethan,
So wirſt du deine Waffen von dir legen,
Und wiederkehren zu dem ſanfteren
Geſchlecht, das du verläugnet haſt, das nicht
Berufen iſt zum blut'gen Werk der Waffen.

Johanna.

Ehrwürdger Herr, ich weiß noch nicht zu ſagen,
Was mir der Geiſt gebieten wird zu thun;
Doch wenn die Zeit kommt, wird mir ſeine Stimme
Nicht ſchweigen, und gehorchen werd' ich ihr.
Jetzt aber heißt er mich mein Werk vollenden.
Die Stirne meines Herren iſt noch nicht
Gekrönt, das heil'ge Oel hat ſeine Scheitel
Noch nicht benetzt, noch heißt mein Herr nicht König.

Karl.

Wir ſind begriffen auf dem Weg nach Rheims.

Johanna.

Laß uns nicht ſtill ſtehn, denn geſchäftig ſind
Die Feinde rings, den Weg dir zu verſchließen.
Doch mitten durch ſie alle führ' ich dich!

Dunois.

Wenn aber Alles wird vollendet ſeyn,
Wenn wir zu Rheims nun ſiegend eingezogen,
Wirſt du mir dann vergönnen, heilig Mädchen —

Johanna.

Will es der Himmel, daß ich ſieggekrönt
Aus dieſem Kampf des Todes wiederkehre,
So iſt mein Werk vollendet — und die Hirtin
Hat kein Geſchäft mehr in des Königs Hauſe.

Karl (ihre Hand faſſend.)

Dich treibt des Geiſtes Stimme jetzt; es ſchweigt
Die Liebe in dem gotterfüllten Buſen;
Sie wird nicht immer ſchweigen, glaube mir!
Die Waffen werden ruhn, es führt der Sieg
Den Frieden an der Hand, dann kehrt die Freude
In jeden Buſen ein und ſanftere
Gefühle wachen auf in allen Herzen —
Sie werden auch in deiner Bruſt erwachen,
Und Thränen ſüßer Sehnſucht wirſt du weinen,
Wie ſie dein Auge nie vergoß — dies Herz,
Das jetzt der Himmel ganz erfüllt, wird ſich
Zu einem ird'ſchen Freunde liebend wenden —
Jetzt haſt du rettend Tauſende beglückt,
Und Einen zu beglücken, wirſt du enden!

Johanna.

Dauphin! Biſt du der göttlichen Erſcheinung

Schon müde, daß du ihr Gefäß zerſtören,
Die reine Jungfrau, die dir Gott geſendet,
Herab willſt ziehn in den gemeinen Staub?
Ihr blinden Herzen! ihr Kleingläubigen!
Des Himmels Herrlichkeit umleuchtet euch,
Vor eurem Aug' enthüllt er ſeine Wunder,
Und ihr erblickt in mir nichts als ein Weib.
Darf ſich ein Weib mit kriegeriſchem Erz
Umgeben, in die Männerſchlacht ſich miſchen?
Weh mir, wenn ich das Rachſchwert meines Gottes
In Händen führte, und im eiteln Herzen
Die Neigung trüge zu dem ird'ſchen Mann!
Mir wäre beſſer, ich wär' nie geboren!
Kein ſolches Wort mehr, ſag' ich euch, wenn ihr
Den Geiſt in mir nicht zürnend wollt entrüſten!
Der Männer Auge ſchon, das mich begehrt,
Iſt mir ein Grauen und Entheiligung.

Karl.

Brecht ab. Es iſt umſonſt, ſie zu bewegen.

Johanna.

Befiehl, daß man die Kriegstrommete blaſe!
Mich preßt und ängſtigt dieſe Waffenſtille;
Es jagt mich auf aus dieſer müß'gen Ruh,
Und treibt mich fort, daß ich mein Werk erfülle,
Gebietriſch mahnend meinem Schickſal zu.

Fünfter Auftritt.

Ein Ritter (eilfertig).

Karl.

Was iſt's?

Ritter.

Der Feind iſt über die Marne gegangen.
Und ſtellt ſein Heer zum Treffen.

Johanna (begeiſtert).

Schlacht und Kampf!
Jetzt iſt die Seele ihrer Bande frei.
Bewaffnet euch, ich ordn' indeß die Schaaren.
(Sie eilt hinaus.)

Karl.

Folgt ihr, La Hire — Sie wollen uns am Thore
Von Rheims noch um die Krone kämpfen laſſen!

Dunois.

Sie treibt nicht wahrer Muth. Es iſt der letzte
Verſuch ohnmächtig wüthender Verzweiflung.

Karl.

Burgund, euch ſporn' ich nicht. Heut' iſt der Tag,
Um viele böſe Tage zu vergüten.

Burgund.

Ihr ſollt mit mir zufrieden ſeyn.

Karl.

Ich ſelbſt
Will euch vorangehn auf dem Weg des Ruhms,
Und in dem Angeſicht der Krönungsſtadt

Die Krone mir erfechten. — Meine Agnes!
Dein Ritter ſagt dir Lebewohl!

Agnes (umarmt ihn).

Ich weine nicht, ich zittre nicht für dich,
Mein Glaube greift vertrauend in die Wolken!
So viele Pfänder ſeiner Gnade gab
Der Himmel nicht, daß wir am Ende trauern!
Vom Sieg gekrönt umarm' ich meinen Herrn,
Mir ſagt's das Herz, in Rheims bezwungnen Mauern.

(Trompeten erſchallen mit muthigem Ton und gehen, während das verwandelt wird, in ein wildes Kriegsgetümmel über, das Orcheſter fällt ein bei offener Scene, und wird von kriegeriſchen Inſtrumenten hinter der Scene begleitet.)

Der Schauplatz verwandelt ſich in eine freie Gegend, die von Bäumen begrenzt wird. Man ſieht während der Muſik Soldaten über den Hintergrund ſchnell wegziehen.

Sechster Auftritt.

Talbot auf **Faſtolf** geſtützt und von Soldaten begleitet. Gleich darauf **Lionel**.

Talbot.

Hier unter dieſen Bäumen ſetzt mich nieder,
Und ihr begebt euch in die Schlacht zurück,
Ich brauche keines Beiſtands, um zu ſterben.

Faſtolf.

O unglückſelig jammervoller Tag!

(Lionel tritt auf.)

Zu welchem Anblick kommt ihr, Lionel!
Hier liegt der Feldherr auf den Tod verwundet.

Lionel.

Das wolle Gott nicht! Edler Lord, ſteht auf!
Jetzt iſt's nicht Zeit, ermattet hinzuſinken.
Weicht nicht dem Tod, gebietet der Natur
Mit eurem mächt'gen Willen, daß ſie lebe!

Talbot.

Umſonſt! Der Tag des Schickſals iſt gekommen,
Der unſern Thron in Frankreich ſtürzen ſoll.
Vergebens in verzweiflungsvollem Kampf
Wagt' ich das Letzte noch, ihn abzuwenden.
Vom Strahl dahingeſchmettert lieg' ich hier,
Um nicht mehr aufzuſtehn. — Rheims iſt verloren.
So eilt, Paris zu retten!

Lionel.

Paris hat ſich vertragen mit dem Dauphin;
So eben bringt ein Eilbot' uns die Nachricht.

Talbot (reißt den Verband auf).

So ſtrömet hin, ihr Bäche meines Bluts,
Denn überdrüſſig bin ich dieſer Sonne!

Lionel.

Ich kann nicht bleiben. — Faſtolf, bringt den Feldherrn
An einen ſichern Ort; wir können uns
Nicht lange mehr auf dieſem Poſten halten.
Die Unſern fliehen ſchon von allen Seiten;
Unwiderſtehlich dringt das Mädchen vor —

Talbot.

Unſinn, du ſiegſt, und ich muß untergehen!
Mit der Dummheit kämpfen Götter ſelbſt vergebens.

Erhabene Vernunft, lichthelle Tochter
Des göttlichen Hauptes, weiſe Gründerin
Des Weltgebäudes, Führerin der Sterne,
Wer biſt du denn, wenn du, dem tollen Roß
Des Aberwitzes an den Schweif gebunden,
Ohnmächtig rufend, mit dem Trunkenen
Dich ſehend in den Abgrund ſtürzen mußt!
Verflucht ſey, wer ſein Leben an das Große
Und Würd'ge wendet und bedachte Plane
Mit weiſem Geiſt entwirft! Dem Narrenkönig
Gehört die Welt —

Lionel.

Mylord! Ihr habt nur noch
Für wenige Augenblicke Leben — Denkt
An euren Schöpfer!

Talbot.

Wären wir als Tapfere
Durch andre Tapfere beſiegt, wir könnten
Uns tröſten mit dem allgemeinen Schickſal,
Das immer wechſelnd ſeine Kugel dreht —
Doch ſolchem groben Gaukelſpiel erliegen!
War unſer ernſtes arbeitsvolles Leben
Keines ernſthaftern Ausgangs werth?

Lionel (reicht ihm die Hand).

Mylord, fahrt wohl! Der Thränen ſchuldigen Zoll
Will ich euch redlich nach der Schlacht entrichten,
Wenn ich alsdann noch übrig bin. Jetzt aber
Ruft das Geſchick mich fort, das auf dem Schlachtfeld
Noch richtend ſitzt und ſeine Looſe ſchüttelt.

Auf Wiederſehn in einer andern Welt;
Kurz iſt der Abſchied für die lange Freundſchaft.
(Geht ab.)

Talbot.

Bald iſt's vorüber, und der Erde geb' ich,
Der ew'gen Sonne die Atome wieder,
Die ſich zu Schmerz und Luſt in mir gefügt —
Und von dem mächt'gen Talbot, der die Welt
Mit ſeinem Kriegsruhm füllte, bleibt nichts übrig,
Als eine Handvoll leichten Staubs. — So geht
Der Menſch zu Ende — und die einzige
Ausbeute, die wir aus dem Kampf des Lebens
Wegtragen, iſt die Einſicht in das Nichts,
Und herzliche Verachtung alles deſſen,
Was uns erhaben ſchien und wünſchenswerth. —

Siebenter Auftritt.

Karl. Burgund. Dunois. Du Chatel und Soldaten treten auf.

Burgund.

Die Schanze iſt erſtürmt.

Dunois.

Der Tag iſt unſer.

Karl (Talbot bemerkend).

Seht, wer es iſt, der dort vom Licht der Sonne
Den unfreiwillig ſchweren Abſchied nimmt?

Die Rüſtung zeigt mir keinen ſchlechten Mann.
Geht, ſpringt ihm bei, wenn ihm noch Hülfe frommt.

(Soldaten aus des Königs Gefolge treten hinzu.)

Faſtolf.

Zurück; bleibt fern! Habt Achtung vor dem Todten,
Dem ihr im Leben nie zu nahn gewünſcht!

Burgund.

Was ſeh' ich! Talbot liegt in ſeinem Blut!

(Er geht auf ihn zu. Talbot blickt ihn ſtarr an und ſtirbt.)

Faſtolf.

Hinweg, Burgund! Den letzten Blick des Helden
Vergifte nicht der Anblick des Verräthers!

Dunois.

Furchtbarer Talbot! Unbezwinglicher!
Nimmſt du vorlieb mit ſo geringem Raum,
Und Frankreichs weite Erde konnte nicht
Dem Streben deines Rieſengeiſtes gnügen.
— Erſt jetzo, Sire, begrüß' ich euch als König;
Die Krone zitterte auf eurem Haupt,
So lang' ein Geiſt in dieſem Körper lebte.

Karl

(nachdem er den Todten ſtillſchweigend betrachtet).

Ihn hat ein Höherer beſiegt, nicht wir!
Er liegt auf Frankreichs Erde, wie der Held
Auf ſeinem Schild, den er nicht laſſen wollte.
Bringt ihn hinweg!

(Soldaten heben den Leichnam auf und tragen ihn fort.)

Fried' ſey mit ſeinem Staube!
Ihm ſoll ein ehrenvolles Denkmal werden.
Mitten in Frankreich, wo er ſeinen Lauf

Als Held geendet, ruhe ſein Gebein!
So weit, als er, drang noch kein feindlich Schwert;
Seine Grabſchrift ſey der Ort, wo man ihn findet.

Faſtolf (gibt ſein Schwert ab).

Herr, ich bin dein Gefangener.

Karl (gibt ihm ſein Schwert zurück).

Nicht alſo!
Die fromme Pflicht ehrt auch der rohe Krieg,
Frei ſollt ihr eurem Herrn zu Grabe folgen.
Jetzt eilt, Du Chatel — Meine Agnes zittert —
Entreißt ſie ihrer Angſt um uns — bringt ihr
Die Botſchaft, daß wir leben, daß wir ſiegten,
Und führt ſie im Triumph nach Rheims!

(Du Chatel geht ab.)

Achter Auftritt.

La Hire zu den Vorigen.

Dunois.

La Hire,
Wo iſt die Jungfrau?

La Hire.

Wie? Das frag' ich euch.
An eurer Seite fechtend ließ ich ſie.

Dunois.

Von eurem Arme glaubt' ich ſie beſchützt,
Als ich dem König beizuſpringen eilte.

Burgund.

Im dichteſten Feindeshaufen ſah ich noch
Vor Kurzem ihre weiße Fahne wehn.

Dunois.

Weh uns, wo iſt ſie? Böſes ahnet mir!
Kommt, eilen wir, ſie zu befrein. — Ich fürchte,
Sie hat der kühne Muth zu weit geführt;
Umringt von Feinden kämpft ſie ganz allein,
Und hülflos unterliegt ſie jetzt der Menge.

Karl.

Eilt, rettet ſie!

La Hire.

Ich folg' euch, kommt!

Burgund.

Wir Alle!

(Sie eilen fort.)

Eine andere öde Gegend des Schlachtfeldes.

Man ſieht die Thürme von Rheims in der Ferne von der Sonne beleuchtet.

Neunter Auftritt.

Ein **Ritter** in ganz ſchwarzer Rüſtung, mit geſchloſſenem Viſier. **Johanna** verfolgt ihn bis auf die vordere Bühne, wo er ſtille ſteht und ſie erwartet.

Johanna.

Argliſt'ger! Jetzt erkenn' ich deine Tücke!

Du haſt mich trüglich durch verſtellte Flucht
Vom Schlachtfeld weggelockt und Tod und Schickſal
Von vieler Brittenſöhne Haupt entfernt.
Doch jetzt ereilt dich ſelber das Verderben.

Schwarzer Ritter.

Warum verfolgſt du mich und hefteſt dich
So wuthentbrannt an meine Ferſen? Mir
Iſt nicht beſtimmt, von deiner Hand zu fallen.

Johanna.

Verhaßt in tiefſter Seele biſt du mir,
Gleichwie die Nacht, die deine Farbe iſt.
Dich weg zu tilgen von dem Licht des Tags
Treibt mich die unbezwingliche Begier.
Wer biſt du? Oeffne dein Viſier. — Hätt' ich
Den kriegeriſchen Talbot in der Schlacht
Nicht fallen ſehn, ſo ſagt' ich, du wärſt Talbot.

Schwarzer Ritter.

Schweigt dir die Stimme des Prophetengeiſtes?

Johanna.

Sie redet laut in meiner tiefſten Bruſt,
Daß mir das Unglück an der Seite ſteht.

Schwarzer Ritter.

Johanna d'Arc! Bis an die Thore Rheims
Biſt du gedrungen auf des Sieges Flügeln.
Dir gnüge der erworbne Ruhm. Entlaſſe
Das Glück, das dir als Sklave hat gedient,
Eh' es ſich zürnend ſelbſt befreit; es haßt
Die Treu' und Keinem dient es bis an's Ende.

Johanna.

Was heißeſt du in Mitte meines Laufs

Mich ſtille ſtehen und mein Werk verlaſſen?
Ich führ' es aus und löſe mein Gelübde!

Schwarzer Ritter.

Nichts kann dir, du Gewalt'ge, widerſtehn,
In jedem Kampfe ſiegſt du. — Aber gehe
In keinen Kampf mehr. Höre meine Warnung!

Johanna.

Nicht aus den Händen leg' ich dieſes Schwert,
Als bis das ſtolze England niederliegt.

Schwarzer Ritter.

Schau hin! Dort hebt ſich Rheims mit ſeinen Thürmen,
Das Ziel und Ende deiner Fahrt — Die Kuppel
Der hohen Kathedrale ſiehſt du leuchten;
Dort wirſt du einziehn im Triumphgepräng,
Deinen König krönen, dein Gelübde löſen.
— Geh nicht hinein! Kehr' um! Hör' meine Warnung!

Johanna.

Wer biſt du, doppelzüngig falſches Weſen,
Das mich erſchrecken und verwirren will?
Was maßeſt du dir an, mir falſch Orakel
Betrüglich zu verkündigen!

(Der ſchwarze Ritter will abgehen. ſie tritt ihm in den Weg.)

Nein, du ſtehſt
Mir Rede, oder ſtirbſt von meinen Händen!

(Sie will einen Streich auf ihn führen.)

Schwarzer Ritter

(berührt ſie mit der Hand. ſie bleibt unbeweglich ſtehen).

Tödte, was ſterblich iſt!

(Nacht. Blitz und Donnerſchlag. Der Ritter verſinkt.)

Johanna

(ſteht anfangs erſtaunt, faßt ſich aber bald wieder).

Es war nichts Lebendes. Ein trüglich Bild
Der Hölle war's, ein widerſpenſt'ger Geiſt,
Heraufgeſtiegen aus dem Feuerpfuhl,
Mein edles Herz im Buſen zu erſchüttern.
Wen fürcht' ich mit dem Schwerte meines Gottes?
Siegreich vollenden will ich meine Bahn,
Und käm' die Hölle ſelber in die Schranken,
Mir ſoll der Muth nicht weichen und nicht wanken!

(Sie will abgehen.)

Zehnter Auftritt.

Lionel. Johanna.

Lionel.

Verfluchte! rüſte dich zum Kampf — Nicht beide
Verlaſſen wir lebendig dieſen Platz.
Du haſt die Beſten meines Volks getödtet;
Der edle Talbot hat die große Seele
In meinen Buſen ausgehaucht — Ich räche
Den Tapfern oder theile ſein Geſchick.
Und daß du wiſſeſt, wer dir Ruhm verleiht,
Er ſterbe oder ſiege — Ich bin Lionel,
Der letzte von den Fürſten unſers Heers,
Und unbezwungen noch iſt dieſer Arm.

(Er dringt auf ſie ein; nach einem kurzen Gefecht ſchlägt ſie ihm das Schwert aus der Hand.)

Treuloſes Glück! (Er ringt mit ihr.)

Johanna

(ergreift ihn von hinten am Helmbuſch und reißt ihm den Helm gewaltſam herunter, daß ſein Geſicht entblößt wird, zugleich zuckt ſie das Schwert mit der Rechten.)

Erleide, was du ſuchteſt!
Die heil'ge Jungfrau opfert dich durch mich!

(In dieſem Augenblick ſieht ſie ihm in's Geſicht; ſein Anblick ergreift ſie, ſie bleibt unbeweglich ſtehen und läßt dann langſam den Arm ſinken.)

Lionel.

Was zauderſt du und hemmſt den Todesſtreich?
Nimm mir das Leben auch, du nahmſt den Ruhm;
Ich bin in deiner Hand, ich will nicht Schonung.

(Sie giebt ihm ein Zeichen mit der Hand, ſich zu entfernen.)

Entfliehen ſoll ich? Dir ſoll ich mein Leben
Verdanken? — Eher ſterben!

Johanna (mit abgewandtem Geſicht).

Ich will nichts davon wiſſen, daß dein Leben
In meine Macht gegeben war.

Lionel.

Ich haſſe dich und dein Geſchenk — Ich will
Nicht Schonung — Tödte deinen Feind, der dich
Verabſcheut, der dich tödten wollte.

Johanna.

Tödte mich
— Und fliehe!

Lionel.

Ha! was iſt das?

Johanna (verbirgt das Geſicht).

Wehe mir!

Lionel (tritt ihr näher).

Du tödteſt, ſagt man, alle Engelländer,

Die du im Kampf bezwingſt — Warum nur mich
Verſchonen?

Johanna

(erhebt das Schwert mit einer raſchen Bewegung gegen ihn, läßt es aber, wie ſie ihn in's Geſicht faßt, ſchnell wieder ſinken).

Heil'ge Jungfrau!

Lionel.

Warum nennſt du
Die Heil'ge? Sie weiß nichts von dir; der Himmel
Hat keinen Theil an dir.

Johanna (in der heftigſten Beängſtigung).

Was hab' ich
Gethan! Gebrochen hab' ich mein Gelübde!

(Sie ringt verzweifelnd die Hände.)

Lionel

(betrachtet ſie mit Theilnahme und tritt ihr näher).

Unglücklich Mädchen! Ich beklage dich.
Du rührſt mich; du haſt Großmuth ausgeübt
An mir allein; ich fühle, daß mein Haß
Verſchwindet, ich muß Antheil an dir nehmen!
— Wer biſt du? woher kommſt du?

Johanna.

Fort! Entfliehe!

Lionel.

Mich jammert deine Jugend, deine Schönheit!
Dein Anblick dringt mir in das Herz. Ich möchte
Dich gerne retten — Sage mir, wie kann ich's?
Komm! komm! Entſage dieſer gräßlichen
Verbindung — Wirf ſie von dir dieſe Waffen!

Johanna.

Ich bin unwürdig, ſie zu führen!

Lionel.

Wirf
Sie von dir, ſchnell, und folge mir!

Johanna (mit Entſetzen).

Dir folgen!

Lionel.

Du kannſt gerettet werden. Folge mir!
Ich will dich retten, aber ſäume nicht.
Mich faßt ein ungeheurer Schmerz um dich,
Und ein unnennbar Sehnen, dich zu retten —

(Bemächtigt ſich ihres Armes.)

Johanna.

Der Baſtard naht! Sie ſind's! Sie ſuchen mich!
Wenn ſie dich finden —

Lionel.

Ich beſchütze dich!

Johanna.

Ich ſterbe, wenn du fällſt von ihren Händen!

Lionel.

Bin ich dir theuer?

Johanna.

Heilige des Himmels!

Lionel.

Werd' ich dich wiederſehen? Von dir hören?

Johanna.

Nie! Niemals!

Lionel.*

Dieſes Schwert zum Pfand, daß ich
Dich wiederſehe!

(Er entreißt ihr das Schwert.)

Johanna.

Raſender, du wagſt es?

Lionel.
Jetzt weich' ich der Gewalt, ich ſeh' dich wieder!
(Er geht ab.)

Elfter Auftritt.

Dunois und La Hire. Johanna.

La Hire.
Sie lebt! Sie iſt's!

Dunois.
Johanna, fürchte nichts!
Die Freunde ſtehen mächtig dir zur Seite.

La Hire.
Flieht dort nicht Lionel?

Dunois.
Laß ihn entfliehn!
Johanna, die gerechte Sache ſiegt.
Rheims öffnet ſeine Thore; alles Volk
Strömt jauchzend ſeinem Könige entgegen —

La Hire.
Was iſt der Jungfrau? Sie erbleicht, ſie ſinkt!
(Johanna ſchwindelt und will ſinken.)

Dunois.
Sie iſt verwundet — Reißt den Panzer auf —
Es iſt der Arm und leicht iſt die Verletzung.

La Hire.
Ihr Blut entfließt!

Johanna.
Laßt es mit meinem Leben
Hinſtrömen!
(Sie liegt ohnmächtig in La Hire's Armen.)

Vierter Aufzug.

Ein feſtlich geſchmückter Saal.
Die Säulen ſind mit Feſtons umwunden; hinter der Scene Flöten und Hoboen.

Erster Auftritt.

Johanna.

Die Waffen ruhn, des Krieges Stürme ſchweigen,
Auf blut'ge Schlachten folgt Geſang und Tanz,
Durch alle Straßen tönt der muntre Reigen,
Altar und Kirche prangt in Feſtes-Glanz,
Und Pforten bauen ſich aus grünen Zweigen,
Und um die Säule windet ſich der Kranz;
Das weite Rheims faßt nicht die Zahl der Gäſte,
Die wallend ſtrömen zu dem Völkerfeſte.

Und Einer Freude Hochgefühl entbrennet,
Und Ein Gedanke ſchlägt in jeder Bruſt.
Was ſich noch jüngſt im blut'gen Haß getrennet,
Das theilt entzückt die allgemeine Luſt.
Wer nur zum Stamm der Franken ſich bekennet,
Der iſt des Namens ſtolzer ſich bewußt;
Erneuert iſt der Glanz der alten Krone,
Und Frankreich huldigt ſeinem Königsſohne.

Doch mich, die all' dies Herrliche vollendet,
Mich rührt es nicht, das allgemeine Glück;
Mir iſt das Herz verwandelt und gewendet,
Es flieht von dieſer Feſtlichkeit zurück,
In's britt'ſche Lager iſt es hingewendet,
Hinüber zu dem Feinde ſchweift der Blick,
Und aus der Freude Kreis muß ich mich ſtehlen,
Die ſchwere Schuld des Buſens zu verhehlen.

Wer? Ich? Ich eines Mannes Bild
In meinem reinen Buſen tragen?
Dies Herz, von Himmelsglanz erfüllt,
Darf einer ird'ſchen Liebe ſchlagen?
Ich, meines Landes Retterin,
Des höchſten Gottes Kriegerin,
Für meines Landes Feind entbrennen?
Darf ich's der keuſchen Sonne nennen,
Und mich vernichtet nicht die Scham?

(Die Muſik hinter der Scene geht in eine weiche ſchmelzende Melodie über.)

Wehe! Weh mir! Welche Töne!
Wie verführen ſie mein Ohr!
Jeder ruft mir ſeine Stimme,
Zaubert mir ſein Bild hervor!

Daß der Sturm der Schlacht mich faßte,
Speere ſauſend mich umtönten
In des heißen Streites Wuth!
Wieder fänd' ich meinen Muth!

Dieſe Stimmen, dieſe Töne,
Wie umſtricken ſie mein Herz!
Jede Kraft in meinem Buſen
Löſen ſie in weichem Sehnen,
Schmelzen ſie in Wehmuth-Thränen!

(Nach einer Pauſe lebhafter.)

Sollt' ich ihn tödten? Konnt' ich's, da ich ihm
In's Auge ſah? Ihn tödten! Eher hätt' ich
Den Mordſtahl auf die eigne Bruſt gezückt!
Und bin ich ſtrafbar, weil ich menſchlich war?
Iſt Mitleid Sünde? — Mitleid! Hörteſt du
Des Mitleids Stimme und der Menſchlichkeit
Auch bei den Andern, die dein Schwert geopfert?
Warum verſtummte ſie, als der Walliſer dich,
Der zarte Jüngling, um ſein Leben flehte?
Argliſtig Herz! du lügſt dem ew'gen Licht,
Dich trieb des Mitleids fromme Stimme nicht!

Warum mußt' ich ihm in die Augen ſehn!
Die Züge ſchaun des edeln Angeſichts!
Mit deinem Blick fing dein Verbrechen an,
Unglückliche! Ein blindes Werkzeug fordert Gott;
Mit blinden Augen mußteſt du's vollbringen!
Sobald du ſahſt, verließ dich Gottes Schild,
Ergriffen dich der Hölle Schlingen!

(Die Flöten wiederholen, ſie verſinkt in eine ſtille Wehmuth.)

Frommer Stab! o hätt' ich nimmer
Mit dem Schwerte dich vertauſcht!
Hätt' es nie in deinen Zweigen,
Heil'ge Eiche, mir gerauſcht!

Wärſt du nimmer mir erſchienen,
Hohe Himmelskönigin!
Nimm, ich kann ſie nicht verdienen,
Deine Krone, nimm ſie hin!

Ach, ich ſah den Himmel offen
Und der Sel'gen Angeſicht!
Doch auf Erden iſt mein Hoffen,
Und im Himmel iſt es nicht!
Mußteſt du ihn auf mich laden,
Dieſen furchtbaren Beruf!
Konnt' ich dieſes Herz verhärten,
Das der Himmel fühlend ſchuf?

Willſt du deine Macht verkünden,
Wähle ſie, die frei von Sünden
Stehn in deinem ew'gen Haus;
Deine Geiſter ſende aus,
Die Unſterblichen, die Reinen,
Die nicht fühlen, die nicht weinen!
Nicht die zarte Jungfrau wähle,
Nicht der Hirtin weiche Seele!

Kümmert mich das Loos der Schlachten,
Mich der Zwiſt der Könige?
Schuldlos trieb ich meine Lämmer
Auf des ſtillen Berges Höh.
Doch du riſſeſt mich in's Leben,
In den ſtolzen Fürſtenſaal,
Mich der Schuld dahin zu geben,
Ach! es war nicht meine Wahl!

Zweiter Auftritt.

Agnes Sorel. Johanna.

Sorel

(kommt in lebhafter Rührung; wie ſie die Jungfrau erblickt, eilt ſie auf ſie zu und fällt ihr um den Hals; plötzlich beſinnt ſie ſich, läßt ſie los und fällt vor ihr nieder).

Nein! Nicht ſo! Hier im Staub vor dir —

Johanna (will ſie aufheben).

Steh auf!
Was iſt dir? Du vergiſſeſt dich und mich.

Sorel.

Laß mich, es iſt der Freude Drang, der mich
Zu deinen Füßen niederwirft — ich muß
Mein überwallend Herz vor Gott ergießen;
Den Unſichtbaren bet' ich an in dir.
Du biſt der Engel, der mir meinen Herrn
Nach Rheims geführt und mit der Krone ſchmückt.
Was ich zu ſehen nie geträumt, es iſt
Erfüllt! Der Krönungszug bereitet ſich,
Der König ſteht im feſtlichen Ornat,
Verſammelt ſind die Pairs, die Mächtigen
Der Krone, die Inſignien zu tragen;
Zur Kathedrale wallend ſtrömt das Volk;
Es ſchallt der Reigen und die Glocken tönen.
O dieſes Glückes Fülle trag' ich nicht!

(Johanna hebt ſie ſanft in die Höhe. Agnes Sorel hält einen Augenblick inne, indem ſie der Jungfrau näher in's Auge ſieht.)

Doch du bleibſt immer ernſt und ſtreng; du kannſt
Das Glück erſchaffen, doch du theilſt es nicht.
Dein Herz iſt kalt. du fühlſt nicht unſre Freuden,
Du haſt der Himmel Herrlichkeit geſehn,
Die reine Bruſt bewegt kein irdiſch Glück.
(Johanna ergreift ihre Hand mit Heftigkeit, läßt ſie aber ſchnell wieder fahren.)
O könnteſt du ein Weib ſeyn und empfinden!
Leg' dieſe Rüſtung ab, kein Krieg iſt mehr,
Bekenne dich zum ſanfteren Geſchlechte!
Mein liebend Herz flieht ſcheu vor dir zurück,
So lange du der ſtrengen Pallas gleichſt.

Johanna.

Was forderſt du von mir?

Sorel.

Entwaffne dich!
Leg' dieſe Rüſtung ab! Die Liebe fürchtet,
Sich dieſer ſtahlbedeckten Bruſt zu nahn.
O ſey ein Weib und du wirſt Liebe fühlen!

Johanna.

Jetzt ſoll ich mich entwaffnen! Jetzt! Dem Tod
Will ich die Bruſt entblößen in der Schlacht!
Jetzt nicht — o möchte ſiebenfaches Erz
Vor euren Feſten, vor mir ſelbſt mich ſchützen!

Sorel.

Dich liebt Graf Dunois. Sein edles Herz,
Dem Ruhm nur offen und der Heldentugend,
Es glüht für dich in heiligem Gefühl.
O es iſt ſchön, von einem Helden ſich geliebt
Zu ſehn — es iſt noch ſchöner, ihn zu lieben!
(Johanna wendet ſich mit Abſcheu hinweg.)

Du haſſeſt ihn! — Nein, nein, du kannſt ihn nur
Nicht lieben — Doch, wie ſollteſt du ihn haſſen!
Man haßt nur den, der den Geliebten uns
Entreißt; doch dir iſt keiner der Geliebte!
Dein Herz iſt ruhig — Wenn es fühlen könnte —

Johanna.

Beklage mich! Beweine mein Geſchick!

Sorel.

Was könnte dir zu deinem Glücke mangeln?
Du haſt dein Wort gelöſt, Frankreich iſt frei,
Bis in die Krönungsſtadt haſt du den König
Siegreich geführt, und hohen Ruhm erſtritten;
Dir huldiget, dich preiſt ein glücklich Volk;
Von allen Zungen überſtrömend fließt
Dein Lob; du biſt die Göttin dieſes Feſtes;
Der König ſelbſt mit ſeiner Krone ſtrahlt
Nicht herrlicher, als du.

Johanna.

O könnt' ich mich
Verbergen in den tiefſten Schooß der Erde!

Sorel.

Was iſt dir? Welche ſeltſame Bewegung!
Wer dürfte frei aufſchaun an dieſem Tage,
Wenn du die Blicke niederſchlagen ſollſt?
Mich laß erröthen, mich, die neben dir
So klein ſich fühlt, zu deiner Heldenſtärke ſich,
Zu deiner Hoheit nicht erheben kann!
Denn ſoll ich meine ganze Schwäche dir
Geſtehen? Nicht der Ruhm des Vaterlandes,
Nicht der erneute Glanz des Thrones, nicht

Der Völker Hochgefühl und Siegesfreude
Beſchäftigt dieſes ſchwache Herz. Es iſt
Nur Einer, der es ganz erfüllt; es hat
Nur Raum für dieſes einzige Gefühl:
Er iſt der Angebetete, ihm jauchzt das Volk,
Ihn ſegnet es, ihm ſtreut es dieſe Blumen,
Er iſt der Meine, der Geliebte iſt's.

Johanna.

O du biſt glücklich! Selig preiſe dich!
Du liebſt, wo Alles liebt! Du darfſt dein Herz
Aufſchließen, laut ausſprechen dein Entzücken
Und offen tragen vor der Menſchen Blicken!
Dies Feſt des Reichs iſt deiner Liebe Feſt.
Die Völker alle, die unendlichen,
Die ſich in dieſen Mauern flutend drängen,
Sie theilen dein Gefühl, ſie heil'gen es;
Dir jauchzen ſie, dir flechten ſie den Kranz,
Eins biſt du mit der allgemeinen Wonne,
Du liebſt das Allerfreuende, die Sonne,
Und was du ſiehſt, iſt deiner Liebe Glanz!

Sorel

(ihr um den Hals fallend).

O du entzückſt mich, du verſtehſt mich ganz!
Ja, ich verkannte dich, du kennſt die Liebe,
Und was ich fühle, ſprichſt du mächtig aus.
Von ſeiner Furcht und Scheue löſt ſich mir
Das Herz, es wallt vertrauend dir entgegen —

Johanna

(entreißt ſich mit Heftigkeit ihren Armen).

Verlaß mich! Wende dich von mir! Beflecke

Dich nicht mit meiner peſterfüllten Nähe!
Sey glücklich, geh! Mich laß in tiefſter Nacht
Mein Unglück, meine Schande, mein Entſetzen
Verbergen —

Sorel.

Du erſchreckſt mich, ich begreife
Dich nicht; doch ich begriff dich nie — und ſtets
Verhüllt war mir dein dunkel tiefes Weſen.
Wer möcht' es faſſen, was dein heilig Herz,
Der reinen Seele Zartgefühl erſchreckt!

Johanna.

Du biſt die Heilige! du biſt die Reine!
Sähſt du mein Innerſtes, du ſtießeſt ſchaudernd
Die Feindin von dir, die Verrätherin!

Dritter Auftritt.

Dunois. Du Chatel und La Hire
(mit der Fahne der Johanna).

Dunois.

Dich ſuchen wir, Johanna. Alles iſt
Bereit; der König ſendet uns, er will,
Daß du vor ihm die heil'ge Fahne trageſt;
Du ſollſt dich ſchließen an der Fürſten Reihn,
Die Nächſte an ihm ſelber ſollſt du gehn:
Denn er verläugnet's nicht und alle Welt

Soll es bezeugen, daß er dir allein
Die Ehre dieſes Tages zuerkennt.

La Hire.

Hier iſt die Fahne. Nimm ſie, edle Jungfrau!
Die Fürſten warten und es harrt das Volk.

Johanna.

Ich vor ihm herziehn? Ich die Fahne tragen?

Dunois.

Wem anders ziemt' es! Welche andre Hand
Iſt rein genug, das Heiligthum zu tragen!
Du ſchwangſt ſie im Gefechte; trage ſie
Zur Zierde nun auf dieſem Weg der Freude.

(La Hire will ihr die Fahne überreichen, ſie bebt ſchaudernd davor zurück.)

Johanna.

Hinweg! hinweg!

La Hire.

Was iſt dir? Du erſchrickſt
Vor deiner eignen Fahne! — Sieh ſie an!

(Er rollt die Fahne auseinander.)

Es iſt dieſelbe, die du ſiegend ſchwangſt.
Die Himmelskönigin iſt drauf gebildet,
Die über einer Erdenkugel ſchwebt;
Denn alſo lehrte dich's die heil'ge Mutter.

Johanna

(mit Entſetzen hinſchauend).

Sie iſt's! ſie ſelbſt! Ganz ſo erſchien ſie mir.
Seht, wie ſie herblickt und die Stirne faltet,
Zornglühend aus den finſtern Wimpern ſchaut!

Sorel.

O ſie iſt außer ſich! Komm zu dir ſelbſt!
Erkenne dich! Du ſiehſt nichts Wirkliches!
Das iſt ihr irdiſch nachgeahmtes Bild,
Sie ſelber wandelt in des Himmels Chören!

Johanna.

Furchtbare, kommſt du, dein Geſchöpf zu ſtrafen?
Verderbe, ſtrafe mich, nimm deine Blitze
Und laß ſie fallen auf mein ſchuldig Haupt.
Gebrochen hab' ich meinen Bund, entweiht,
Geläſtert hab' ich deinen heil'gen Namen!

Dunois.

Weh uns! Was iſt das? Welch' unſel'ge Reden!

La Hire

(erſtaunt zu Du Chatel).

Begreift ihr dieſe ſeltſame Bewegung?

Du Chatel.

Ich ſehe, was ich ſeh'. Ich hab' es längſt
Gefürchtet.

Dunois.

Wie? was ſagt ihr?

Du Chatel.

Was ich denke,
Darf ich nicht ſagen. Wollte Gott, es wäre
Vorüber und der König wär' gekrönt!

La Hire.

Wie? hat der Schrecken, der von dieſer Fahne
Ausging, ſich auf dich ſelbſt zurück gewendet?
Den Britten laß vor dieſem Zeichen zittern,

Den Feinden Frankreichs iſt es fürchterlich,
Doch ſeinen treuen Bürgern iſt es gnädig.

Johanna.

Ja, du ſagſt recht! den Freunden iſt es hold!
Und auf die Feinde ſendet es Entſetzen!

(Man hört den Krönungsmarſch.)

Dunois.

So nimm die Fahne! Nimm ſie! Sie beginnen
Den Zug, kein Augenblick iſt zu verlieren!

(Sie dringen ihr die Fahne auf, ſie ergreift ſie mit heftigem Widerſtreben und geht ab, die Andern folgen.)

Die Scene verwandelt ſich in einen freien Platz vor der Kathedralkirche.

Vierter Auftritt.

Zuſchauer erfüllen den Hintergrund, aus ihnen heraus treten **Bertrand**, **Claude Marie** und **Etienne** und kommen vorwärts, in der Folge auch **Margot** und **Louiſon**. Der Krönungsmarſch erſchallt gedämpft aus der Ferne.

Bertrand.

Hört die Muſik! Sie ſind's! Sie nahen ſchon!
Was iſt das Beſte? Steigen wir hinauf
Auf die Platforme, oder drängen uns
Durch's Volk, daß wir vom Aufzug nichts verlieren?

Etienne.

Es iſt nicht durchzukommen. Alle Straßen ſind
Von Menſchen vollgedrängt, zu Roß und Wagen.
Laßt uns hieher an dieſe Häuſer treten.

Hier können wir den Zug gemächlich ſehen,
Wenn er vorüber kommt!

Claude Marie.

Iſt's doch, als ob
Halb Frankreich ſich zuſammen hier gefunden;
So allgewaltig iſt die Flut, daß ſie
Auch uns im fernen lothringiſchen Land
Hat aufgehoben und hieher geſpült!

Bertrand.

Wer wird
In ſeinem Winkel müßig ſitzen, wenn
Das Große ſich begibt im Vaterland!
Es hat auch Schweiß und Blut genug gekoſtet,
Bis daß die Krone kam auf's rechte Haupt!
Und unſer König, der der wahre iſt,
Dem wir die Kron' jetzt geben, ſoll nicht ſchlechter
Begleitet ſeyn, als der Pariſer ihrer,
Den ſie zu Saint Denis gekrönt! Der iſt
Kein Wohlgeſinnter, der von dieſem Feſt
Wegbleibt, und nicht mitruft: Es lebe der König!

Fünfter Auftritt.

Margot und **Louiſon** treten zu ihnen.

Louiſon.

Wir werden unſre Schweſter ſehen, Margot!
Mir pocht das Herz.

Margot.

Wir werden ſie im Glanz
Und in der Hoheit ſehn, und zu uns ſagen:
Es iſt Johanna, es iſt unſre Schweſter!

Louiſon.

Ich kann's nicht glauben, bis ich ſie mit Augen
Geſehn, daß dieſe Mächtige, die man
Die Jungfrau nennt von Orleans, unſre Schweſter
Johanna iſt, die uns verloren ging.

(Der Marſch kommt immer näher.)

Margot.

Du zweifelſt noch? du wirſt's mit Augen ſehn!

Bertrand.

Gebt Acht! Sie kommen!

Sechſter Auftritt.

Flötenſpieler und **Hoboiſten** eröffnen den Zug; **Kinder** folgen, weiß gekleidet, mit Zweigen in der Hand, hinter dieſen zwei **Herolde**; darauf ein Zug von **Hellebardierern**, **Magiſtratsperſonen** in der Robe folgen; hierauf zwei **Marſchälle** mit dem Stabe, **Herzog von Burgund**, das Schwert tragend, **Dunois** mit dem Scepter, andere **Große** mit der Krone, dem Reichsapfel und dem Gerichtsſtabe, andere mit Opfergaben; hinter dieſen **Ritter** in ihrem Ordensſchmuck; **Chorknaben** mit dem Rauchfaß, dann zwei **Biſchöfe** mit der Ste. Ampoule, **Erzbiſchof** mit dem Crucifix; ihm folgt **Johanna** mit der Fahne. Sie geht mit geſenktem Haupt und ungewiſſen Schritten, die Schweſtern geben bei ihrem Anblick Zeichen des Erſtaunens und der Freude.

Hinter ihr kommt der **König** unter einem Thronhimmel, welchen vier **Barone** tragen. **Hofleute** folgen. **Soldaten** ſchließen. Wenn der Zug in die Kirche hinein iſt, ſchweigt der Marſch.

Siebenter Auftritt.

Louiſon. Margot. Claude Marie. Etienne. Bertrand.

Margot.

Sahſt du die Schweſter?

Claude Marie.

Die im goldnen Harniſch,
Die vor dem König herging mit der Fahne?

Margot.

Sie war's. Es war Johanna, unſre Schweſter!

Louiſon.

Und ſie erkannt' uns nicht! Sie ahnete
Die Nähe nicht der ſchweſterlichen Bruſt.
Sie ſah zur Erde und erſchien ſo blaß,
Und unter ihrer Fahne ging ſie zitternd —
Ich konnte mich nicht freun, da ich ſie ſah.

Margot.

So hab' ich unſre Schweſter nun im Glanz
Und in der Herrlichkeit geſehn. — Wer hätte
Auch nur im Traum geahnet und gedacht,
Da ſie die Heerde trieb auf unſern Bergen,
Daß wir in ſolcher Pracht ſie würden ſchaun.

Louiſon.

Der Traum des Vaters iſt erfüllt, daß wir
Zu Rheims uns vor der Schweſter würden neigen.
Das iſt die Kirche, die der Vater ſah
Im Traum, und Alles hat ſich nun erfüllt.
Doch der Vater ſah auch traurige Geſichte;
Ach! mich bekümmert's, ſie ſo groß zu ſehn!

Bertrand.

Was ſtehn wir müßig hier? Kommt in die Kirche,
Die heil'ge Handlung anzuſehn!

Margot.

Ja, kommt!
Vielleicht, daß wir der Schweſter dort begegnen.

Louiſon.

Wir haben ſie geſehen. Kehren wir
In unſer Dorf zurück.

Margot.

Was? Eh' wir ſie
Begrüßt und angeredet?

Louiſon.

Sie gehört
Uns nicht mehr an; bei Fürſten iſt ihr Platz
Und Königen — Wer ſind wir, daß wir uns
Zu ihrem Glanze rühmend eitel drängen?
Sie war uns fremd, da ſie noch unſer war!

Margot.

Wird ſie ſich unſer ſchämen, uns verachten?

Bertrand.

Der König ſelber ſchämt ſich unſer nicht,
Er grüßte freundlich auch den Niedrigſten.

Sey ſie ſo hoch geſtiegen, als ſie will,
Der König iſt doch größer!

(Trompeten und Pauken erſchallen aus der Kirche.)

Claude Marie.

Kommt zur Kirche!

(Sie eilen nach dem Hintergrunde, wo ſie ſich unter dem Volke verlieren.)

Achter Auftritt.

Thibaut kommt, ſchwarz gekleidet. Raimond folgt ihm und will ihn zurücke halten.

Raimond.

Bleibt, Vater Thibaut! bleibt aus dem Gedränge
Zurück! Hier ſeht ihr lauter frohe Menſchen,
Und euer Gram beleidigt dieſes Feſt.
Kommt! Fliehn wir aus der Stadt mit eil'gen Schritten.

Thibaut.

Sahſt du mein unglückſelig Kind? Haſt du
Sie recht betrachtet?

Raimond.

O ich bitt' euch, flieht!

Thibaut.

Bemerkteſt du, wie ihre Schritte wankten,
Wie bleich und wie verſtört ihr Antlitz war!
Die Unglückſelige fühlt ihren Zuſtand;

Das iſt der Augenblick, mein Kind zu retten,
Ich will ihn nutzen.

(Er will gehen.)

Raimond.

Bleibt! Was wollt ihr thun?

Thibaut.

Ich will ſie überraſchen, will ſie ſtürzen
Von ihrem eiteln Glück; ja mit Gewalt
Will ich zu ihrem Gott, dem ſie entſagt,
Zurück ſie führen.

Raimond.

Ach! Erwägt es wohl!
Stürzt euer eigen Kind nicht in's Verderben!

Thibaut.

Lebt ihre Seele nur, ihr Leib mag ſterben.

(Johanna ſtürzt aus der Kirche heraus, ohne ihre Fahne. Volk dringt zu, adorirt ſie und küßt ihre Kleider, ſie wird durch das Gedränge im Hintergrunde aufgehalten.)

Sie kommt! Sie iſt's! Bleich ſtürzt ſie aus der Kirche.
Es treibt die Angſt ſie aus dem Heiligthum.
Das iſt das göttliche Gericht, das ſich
An ihr verkündiget!

Raimond.

Lebt wohl!
Verlangt nicht, daß ich länger euch begleite!
Ich kam voll Hoffnung, und ich geh' voll Schmerz.
Ich habe eure Tochter wieder geſehn,
Und fühle, daß ich ſie auf's Neu' verliere!

(Er geht ab. Thibaut entfernt ſich auf der entgegengeſetzten Seite.)

Neunter Auftritt.

Johanna. Volk. Hernach ihre Schweſtern.

Johanna
(hat ſich des Volks erwehrt und kommt vorwärts).

Ich kann nicht bleiben — Geiſter jagen mich,
Wie Donner ſchallen mir der Orgel Töne,
Des Doms Gewölbe ſtürzen auf mich ein,
Des freien Himmels Weite muß ich ſuchen!
Die Fahne ließ ich in dem Heiligthum,
Nie, nie ſoll dieſe Hand ſie mehr berühren!
Mir war's als hätt' ich die geliebten Schweſtern,
Margot und Louiſon, gleich einem Traum
An mir vorüber gleiten ſehen. — Ach!
Es war nur eine täuſchende Erſcheinung!
Fern ſind ſie, fern und unerreichbar weit,
Wie meiner Kindheit, meiner Unſchuld Glück!

Margot (hervortretend).

Sie iſt's! Johanna iſt's!

Louiſon (eilt ihr entgegen).

O meine Schweſter!

Johanna.

So war's kein Wahn — ihr ſeyd es — ich umfaſſ' euch,
Dich, meine Louiſon! dich, meine Margot!
Hier in der fremden menſchenreichen Oede
Umfang' ich die vertraute Schweſterbruſt!

Margot.

Sie kennt uns noch, iſt noch die gute Schweſter.

Johanna.

Und eure Liebe führt euch zu mir her,
So weit, ſo weit! Ihr zürnt der Schweſter nicht,
Die lieblos ohne Abſchied euch verließ!

Louiſon.

Dich führte Gottes dunkle Schickung fort.

Margot.

Der Ruf von dir, der alle Welt bewegt,
Der deinen Namen trägt auf allen Zungen,
Hat uns erweckt in unſerm ſtillen Dorf,
Und hergeführt zu dieſes Feſtes Feier.
Wir kommen, deine Herrlichkeit zu ſehn,
Und wir ſind nicht allein!

Johanna (ſchnell).

Der Vater iſt mit euch!
Wo, wo iſt er? Warum verbirgt er ſich?

Margot.

Der Vater iſt nicht mit uns.

Johanna.

Nicht? Er will ſein Kind
Nicht ſehn? Ihr bringt mir ſeinen Segen nicht?

Louiſon.

Er weiß nicht, daß wir hier ſind.

Johanna.

Weiß es nicht!
Warum nicht? — Ihr verwirret euch? Ihr ſchweigt?
Und ſeht zur Erde! Sagt, wo iſt der Vater?

Margot.

Seitdem du weg biſt —

Louiſon (winkt ihr).
Margot!

Margot.
Iſt der Vater
Schwermüthig worden.

Johanna.
Schwermüthig!

Louiſon.
Tröſte dich!
Du kennſt des Vaters ahnungsvolle Seele!
Er wird ſich faſſen, ſich zufrieden geben,
Wenn wir ihm ſagen, daß du glücklich biſt.

Margot.
Du biſt doch glücklich? Ja, du mußt es ſeyn,
Da du ſo groß biſt und geehrt!

Johanna.
Ich bin's,
Da ich euch wieder ſehe, eure Stimme
Vernehme, den geliebten Ton, mich beim
Erinnre an die väterliche Flur.
Da ich die Heerde trieb auf unſern Höhen,
Da war ich glücklich, wie im Paradies —
Kann ich's nicht wieder ſeyn, nicht wieder werden?

(Sie verbirgt ihr Geſicht an Louiſons Bruſt. Claude Marie, Etienne und Bertrand zeigen ſich und bleiben ſchüchtern in der Ferne ſtehen.)

Margot.
Kommt, Etienne! Bertrand! Claude Marie!
Die Schweſter iſt nicht ſtolz; ſie iſt ſo ſanft

Und ſpricht ſo freundlich, als ſie nie gethan,
Da ſie noch in dem Dorf mit uns gelebt.

(Jene treten näher und wollen ihr die Hand reichen; Johanna ſieht ſie mit ſtarren Blicken an, und fällt in ein tiefes Staunen.)

Johanna.

Wo war ich? Sagt mir, war das Alles nur
Ein langer Traum, und ich bin aufgewacht?
Bin ich hinweg aus Dom Remi? Nicht wahr?
Ich war entſchlafen unterm Zauberbaum,
Und bin erwacht, und ihr ſteht um mich her,
Die wohlbekannten traulichen Geſtalten?
Mir hat von dieſen Königen und Schlachten
Und Kriegesthaten nur geträumt — Es waren
Nur Schatten, die an mir vorüber gingen;
Denn lebhaft träumt ſich's unter dieſem Baum.
Wie kämet ihr nach Rheims? Wie käm' ich ſelbſt
Hieher? Nie, nie verließ ich Dom Remi!
Geſteht mir's offen und erfreut mein Herz.

Louiſon.

Wir ſind zu Rheims. Dir hat von dieſen Thaten
Nicht bloß geträumt; du haſt ſie alle wirklich
Vollbracht. — Erkenne dich, blick' um dich her.
Befühle deine glänzend goldne Rüſtung!

(Johanna fährt mit der Hand nach der Bruſt, beſinnt ſich und erſchrickt.)

Bertrand.

Aus meiner Hand empfingt ihr dieſen Helm.

Claude Marie.

Es iſt kein Wunder, daß ihr denkt zu träumen,

Denn was ihr ausgerichtet und gethan,
Kann ſich im Traum nicht wunderbarer fügen.

Johanna (ſchnell).

Kommt, laßt uns fliehn! Ich geh' mit euch, ich kehre
In unſer Dorf, in Vaters Schooß zurück.

Louiſon.

O komm! Komm mit uns!

Johanna.

Dieſe Menſchen alle
Erheben mich weit über mein Verdienſt!
Ihr habt mich kindiſch, klein und ſchwach geſehen;
Ihr liebt mich, doch ihr betet mich nicht an!

Margot.

Du wollteſt allen dieſen Glanz verlaſſen?

Johanna.

Ich werf' ihn von mir, den verhaßten Schmuck,
Der euer Herz von meinem Herzen trennt,
Und eine Hirtin will ich wieder werden.
Wie eine niedre Magd will ich euch dienen,
Und büßen will ich's mit der ſtrengſten Buße,
Daß ich mich eitel über euch erhob!

(Trompeten erſchallen.)

Zehnter Auftritt.

Der König tritt aus der Kirche; er iſt im Krönungs-Ornat.
Agnes Sorel, Erzbiſchof, Burgund, Dunois, La Hire,
Du Chatel, Ritter, Hofleute und Volk.

Alle Stimmen

(rufen wiederholt, während der König vorwärts kommt).

Es lebe der König, Karl der Siebente!

(Trompeten fallen ein. Auf ein Zeichen, das der König gibt, gebieten die Herolde mit erhobnem Stabe Stillſchweigen.)

König.

Mein gutes Volk! Habt Dank für eure Liebe!
Die Krone, die uns Gott auf's Haupt geſetzt,
Durch's Schwert ward ſie gewonnen und erobert,
Mit edelm Bürgerblut iſt ſie benetzt;
Doch friedlich ſoll der Oelzweig ſie umgrünen.
Gedankt ſey Allen, die für uns gefochten,
Und Allen, die uns widerſtanden, ſey
Verziehn, denn Gnade hat uns Gott erzeigt,
Und unſer erſtes Königswort ſey — Gnade!

Volk.

Es lebe der König! Karl der Gütige!

König.

Von Gott allein, dem höchſten Herrſchenden,
Empfangen Frankreichs Könige die Krone.
Wir aber haben ſie ſichtbarer Weiſe
Aus ſeiner Hand empfangen.

(Zur Jungfrau ſich wendend.)

Hier ſteht die Gottgeſendete, die euch
Den angeſtammten König wieder gab,
Das Joch der fremden Tyrannei zerbrochen!
Ihr Name ſoll dem heiligen Denis
Gleich ſeyn, der dieſes Landes Schützer iſt,
Und ein Altar ſich ihrem Ruhm erheben!

Volk.

Heil, Heil der Jungfrau, der Erretterin!

(Trompeten.)

König (zur Johanna).

Wenn du von Menſchen biſt gezeugt, wie wir,
So ſage, welches Glück dich kann erfreuen?
Doch wenn dein Vaterland dort oben iſt,
Wenn du die Strahlen himmliſcher Natur
In dieſem jungfräulichen Leib verhüllſt,
So nimm das Band hinweg von unſern Sinnen
Und laß dich ſehn in deiner Lichtgeſtalt,
Wie dich der Himmel ſieht, daß wir anbetend
Im Staube dich verehren.

(Ein allgemeines Stillſchweigen; jedes Auge iſt auf die Jungfrau gerichtet.)

Johanna

(plötzlich aufſchreiend).

Gott! mein Vater!

Elfter Auftritt.

Thibaut tritt aus der Menge und ſteht ihr gerade gegenüber.

Mehrere Stimmen.

Ihr Vater!

Thibaut.

Ja, ihr jammervoller Vater,
Der die Unglückliche gezeugt, den Gottes
Gericht hertreibt, die eigne Tochter anzuklagen.

Burgund.

Ha! was iſt das?

Du Chatel.

Jetzt wird es ſchrecklich tagen!

Thibaut (zum König).

Gerettet glaubſt du dich durch Gottes Macht?
Betrogner Fürſt! Verblendet Volk der Franken!
Du biſt gerettet durch des Teufels Kunſt.

(Alle treten mit Entſetzen zurück.)

Dunois.

Raſ't dieſer Menſch?

Thibaut.

Nicht ich, du aber raſeſt,
Und dieſe hier, und dieſer weiſe Biſchof,
Die glauben, daß der Herr der Himmel ſich
Durch eine ſchlechte Magd verkünden werde.
Laß ſehn, ob ſie auch in des Vaters Stirn'
Der dreiſten Lüge Gaukelſpiel behauptet,
Womit ſie Volk und König hinterging.

Antworte mir im Namen des Dreieinen,
Gehörſt du zu den Heiligen und Reinen?

(Allgemeine Stille; alle Blicke ſind auf ſie geſpannt; ſie ſteht unbeweglich.)

Sorel.

Gott! ſie verſtummt!

Thibaut.

Das muß ſie vor dem furchtbarn Namen,
Der in der Hölle Tiefen ſelbſt
Gefürchtet wird! — Sie eine Heilige,
Von Gott geſendet? — An verfluchter Stätte
Ward es erſonnen, unterm Zauberbaum,
Wo ſchon von Alters her die böſen Geiſter
Den Sabbath halten — Hier verkaufte ſie
Dem Feind der Menſchen ihr unſterblich Theil,
Daß er mit kurzem Weltruhm ſie verherrliche.
Laßt ſie den Arm aufſtreifen, ſeht die Punkte,
Womit die Hölle ſie gezeichnet hat!

Burgund.

Entſetzlich! — Doch dem Vater muß man glauben,
Der wider ſeine eigne Tochter zeugt!

Dunois.

Nein, nicht zu glauben iſt dem Raſenden,
Der in dem eignen Kind ſich ſelber ſchändet!

Sorel (zur Johanna).

O rede! Brich dies unglückſel'ge Schweigen!
Wir glauben dir! Wir trauen feſt auf dich!
Ein Wort aus deinem Mund, ein einzig Wort
Soll uns genügen — Aber ſprich! Vernichte

Die gräßliche Beſchuldigung — Erkläre,
Du ſeyſt unſchuldig, und wir glauben dir.

(Johanna ſteht unbeweglich; Agnes Sorel tritt mit Entſetzen von ihr hinweg.)

La Hire.

Sie iſt erſchreckt. Erſtaunen und Entſetzen
Schließt ihr den Mund. — Vor ſolcher gräßlichen
Anklage muß die Unſchuld ſelbſt erbeben.

(Er nähert ſich ihr.)

Faſſ' dich, Johanna. Fühle dich. Die Unſchuld
Hat eine Sprache, einen Siegerblick,
Der die Verläumdung mächtig niederblitzt!
In edelm Zorn erhebe dich, blick' auf,
Beſchäme, ſtrafe den unwürdigen Zweifel,
Der deine heil'ge Tugend ſchmäht.

(Johanna ſteht unbeweglich. La Hire tritt entſetzt zurück; die Bewegung vermehrt ſich.)

Dunois.

Was zagt das Volk? Was zittern ſelbſt die Fürſten?
Sie iſt unſchuldig — Ich verbürge mich,
Ich ſelbſt für ſie mit meiner Fürſtenehre!
Hier werf' ich meinen Ritterhandſchuh hin;
Wer wagt's, ſie eine Schuldige zu nennen?

(Ein heftiger Donnerſchlag; Alle ſtehen entſetzt.)

Thibaut.

Antworte bei dem Gott, der droben donnert!
Sprich, du ſeyſt ſchuldlos. Läugn' es, daß der Feind
In deinem Herzen iſt, und ſtraf' mich Lügen!

(Ein zweiter ſtärkerer Schlag; das Volk entflieht zu allen Seiten.)

Burgund.
Gott ſchütz' uns! Welche fürchterliche Zeichen!

Du Chatel (zum König).
Kommt! Kommt, mein König! Fliehet dieſen Ort!

Erzbiſchof (zur Johanna).
Im Namen Gottes frag' ich dich. Schweigſt du
Aus dem Gefühl der Unſchuld oder Schuld?
Wenn dieſes Donners Stimme für dich zeugt,
So faſſe dieſes Kreuz und gib ein Zeichen!

(Johanna bleibt unbeweglich. Neue heftige Donnerſchläge. Der König, Agnes Sorel, Erzbiſchof, Burgund, La Hire und Du Chatel gehen ab.)

Zwölfter Auftritt.

Dunois. Johanna.

Dunois.
Du biſt mein Weib — Ich hab' an dich geglaubt
Beim erſten Blick, und alſo denk' ich noch.
Dir glaub' ich mehr, als dieſen Zeichen allen,
Als dieſem Donner ſelbſt, der droben ſpricht.
Du ſchweigſt in edelm Zorn, verachteſt es,
In deine heil'ge Unſchuld eingehüllt,
So ſchändlichen Verdacht zu widerlegen.
— Veracht' es, aber mir vertraue dich;
An deiner Unſchuld hab' ich nie gezweifelt.
Sag' mir kein Wort; die Hand nur reiche mir

Zum Pfand und Zeichen, daß du meinem Arme
Getroſt vertrauſt und deiner guten Sache.

(Er reicht ihr die Hand hin, ſie wendet ſich mit einer zuckenden Bewegung von ihm hinweg; er bleibt in ſtarrem Entſetzen ſtehen.)

Dreizehnter Auftritt.

Johanna. **Du Chatel.** **Dunois.** Zuletzt **Raimond.**

Du Chatel (zurückkommend).

Johanna d'Arc! Der König will erlauben,
Daß ihr die Stadt verlaſſet ungekränkt.
Die Thore ſtehn euch offen. Fürchtet keine
Beleidigung. Euch ſchützt des Königs Frieden —
Folgt mir, Graf Dunois — Ihr habt nicht Ehre,
Hier länger zu verweilen. — Welch ein Ausgang!

(Er geht. **Dunois** fährt aus ſeiner Erſtarrung auf, wirft noch einen Blick auf Johanna und geht ab. Dieſe ſteht einen Augenblick ganz allein. Endlich erſcheint **Raimond**, bleibt eine Weile in der Ferne ſtehen, und betrachtet ſie mit ſtillem Schmerz. Dann tritt er auf ſie zu und faßt ſie bei der Hand.)

Raimond.

Ergreift den Augenblick. Die Straßen
Sind leer. Gebt mir die Hand. Ich will euch führen.

(Bei ſeinem Anblick gibt ſie das erſte Zeichen der Empfindung, ſieht ihn ſtarr an, und blickt zum Himmel; dann ergreift ſie ihn heftig bei der Hand und geht ab.)

Fünfter Aufzug.

Ein wilder Wald.

In der Ferne Köhlerhütten. Es iſt ganz dunkel, heftiges Donnern und Blitzen, dazwiſchen Schießen.

Erſter Auftritt.

Köhler und Köhlerweib.

Köhler.

Das iſt ein grauſam mördriſch Ungewitter;
Der Himmel droht in Feuerbächen ſich
Herabzugießen, und am hellen Tag
Iſt's Nacht, daß man die Sterne könnte ſehn.
Wie eine losgelaſſ'ne Hölle tobt
Der Sturm, die Erde bebt und krachend beugen
Die alt verjährten Eſchen ihre Krone,
Und dieſer fürchterliche Krieg dort oben,
Der auch die wilden Thiere Sanftmuth lehrt,
Daß ſie ſich zahm in ihre Gruben bergen,
Kann unter Menſchen keinen Frieden ſtiften —
Aus dem Geheul der Winde und des Sturms
Heraus hört ihr das Knallen des Geſchützes;

Die beiden Heere ſtehen ſich ſo nah,
Daß nur der Wald ſie trennt, und jede Stunde
Kann es ſich blutig fürchterlich entladen.

Köhlerweib.

Gott ſteh' uns bei! Die Feinde waren ja
Schon ganz auf's Haupt geſchlagen und zerſtreut.
Wie kommt's, daß ſie auf's Neu' uns ängſtigen?

Köhler.

Das macht, weil ſie den König nicht mehr fürchten.
Seitdem das Mädchen eine Hexe ward
Zu Rheims, der böſe Feind uns nicht mehr hilft,
Geht Alles rückwärts.

Köhlerweib.

Horch! Wer naht ſich da?

Zweiter Auftritt.

Raimond und Johanna zu den Vorigen.

Raimond.

Hier ſeh' ich Hütten. Kommt, hier finden wir
Ein Obdach vor dem wüth'gen Sturm. Ihr haltet's
Nicht länger aus; drei Tage ſchon ſeyd ihr
Herumgeirrt, der Menſchen Auge fliehend,
Und wilde Wurzeln waren eure Speiſe.

(Der Sturm legt ſich, es wird hell und heiter.)

Es ſind mitleid'ge Köhler. Kommt herein!

Köhler.

Ihr ſcheint der Ruhe zu bedürfen. Kommt!
Was unſer ſchlechtes Dach vermag, iſt euer.

Köhlerweib.

Was will die zarte Jungfrau unter Waffen?
Doch freilich! Jetzt iſt eine ſchwere Zeit,
Wo auch das Weib ſich in den Panzer ſteckt!
Die Königin ſelbſt, Frau Iſabeau, ſagt man,
Läßt ſich gewaffnet ſehn in Feindes Lager,
Und eine Jungfrau, eines Schäfers Dirn',
Hat für den König unſern Herrn gefochten.

Köhler.

Was redet ihr? Geht in die Hütte, bringt
Der Jungfrau einen Becher zur Erquickung.

(Köhlerweib geht nach der Hütte.)

Raimond (zur Johanna).

Ihr ſeht, es ſind nicht alle Menſchen grauſam;
Auch in der Wildniß wohnen ſanfte Herzen.
Erheitert euch! Der Sturm hat ausgetobt,
Und friedlich ſtrahlend geht die Sonne nieder.

Köhler.

Ich denk', ihr wollt zu unſers Königs Heer,
Weil ihr in Waffen reiſet — Seht euch vor!
Die Engelländer ſtehen nah' gelagert,
Und ihre Schaaren ſtreifen durch den Wald.

Raimond.

Weh uns! Wie iſt da zu entkommen?

Köhler.

Bleibt,
Bis daß mein Bub zurück iſt aus der Stadt.

Der ſoll euch auf verborgnen Pfaden führen,
Daß ihr nichts zu befürchten habt. Wir kennen
Die Schliche.

Raimond (zur Johanna).

Legt den Helm ab und die Rüſtung;
Sie macht euch kenntlich und beſchützt euch nicht.

(Johanna ſchüttelt den Kopf.)

Köhler.

Die Jungfrau iſt ſehr traurig — Still! wer kommt da?

Dritter Auftritt.

Köhlerweib kommt aus der Hütte mit einem Becher.
Köhlerbub.

Köhlerweib.

Es iſt der Bub, den wir zurück erwarten.

(Zur Johanna.)

Trinkt, edle Jungfrau! Mög's euch Gott geſegnen!

Köhler (zu ſeinem Sohn).

Kommſt du, Anet? Was bringſt du?

Köhlerbub

(hat die Jungfrau in's Auge gefaßt, welche eben den Becher an den Mund ſetzt; er erkennt ſie, tritt auf ſie zu und reißt ihr den Becher vom Munde).

Mutter! Mutter!

Was macht ihr? Wen bewirthet ihr? Das iſt die Hexe
Von Orleans!

Köhler und **Köhlerweib.**

Gott ſey uns gnädig!

(Bekreuzen ſich und entfliehen.)

Vierter Auftritt.

Raimond. Johanna.

Johanna (gefaßt und ſanft).

Du ſiehſt, mir folgt der Fluch, und Alles flieht mich;
Sorg' für dich ſelber und verlaß mich auch.

Raimond.

Ich euch verlaſſen! jetzt! Und wer ſoll euer
Begleiter ſeyn?

Johanna.

Ich bin nicht unbegleitet.
Du haſt den Donner über mir gehört.
Mein Schickſal führt mich. Sorge nicht, ich werde
An's Ziel gelangen, ohne daß ich's ſuche.

Raimond.

Wo wollt ihr hin? Hier ſtehn die Engelländer,
Die euch die grimmig blut'ge Rache ſchwuren —
Dort ſtehn die Unſern, die euch ausgeſtoßen,
Verbannt —

Johanna.

Mich wird nichts treffen, als was ſeyn muß.

Raimond.

Wer ſoll euch Nahrung ſuchen? Wer euch ſchützen
Vor wilden Thieren und noch wildern Menſchen?
Euch pflegen, wenn ihr krank und elend werdet?

Johanna.

Ich kenne alle Kräuter, alle Wurzeln;
Von meinen Schafen lernt' ich das Geſunde
Vom Gift'gen unterſcheiden — Ich verſtehe
Den Lauf der Sterne und der Wolken Zug,
Und die verborgnen Quellen hör' ich rauſchen.
Der Menſch braucht wenig und an Leben reich
Iſt die Natur.

Raimond (faßt ſie bei der Hand).

Wollt ihr nicht in euch gehn,
Euch nicht mit Gott verſöhnen — in den Schooß
Der heil'gen Kirche reuend wiederkehren?

Johanna.

Auch du hältſt mich der ſchweren Sünde ſchuldig?

Raimond.

Muß ich nicht? Euer ſchweigendes Geſtändniß —

Johanna.

Du, der mir in das Elend nachgefolgt,
Das einz'ge Weſen, das mir treu geblieben,
Sich an mich kettet, da mich alle Welt
Ausſtieß, du hältſt mich auch für die Verworfne,
Die ihrem Gott entſagt —

(Raimond ſchweigt.)

O das iſt hart!

Raimond (erſtaunt).

Ihr wäret wirklich keine Zauberin?

Johanna.

Ich eine Zauberin?

Raimond.

Und dieſe Wunder,
Ihr hättet ſie vollbracht mit Gottes Kraft
Und ſeiner Heiligen?

Johanna.

Mit welcher ſonſt?

Raimond.

Und ihr verſtummtet auf die gräßliche
Beſchuldigung? Ihr redet jetzt, und vor dem König,
Wo es zu reden galt, verſtummtet ihr!

Johanna.

Ich unterwarf mich ſchweigend dem Geſchick,
Das Gott, mein Meiſter, über mich verhängte.

Raimond.

Ihr konntet eurem Vater nichts erwidern!

Johanna.

Weil es vom Vater kam, ſo kam's von Gott,
Und väterlich wird auch die Prüfung ſeyn.

Raimond.

Der Himmel ſelbſt bezeugte eure Schuld!

Johanna.

Der Himmel ſprach; drum ſchwieg ich.

Raimond.

Wie? Ihr konntet
Mit einem Wort euch reinigen, und ließt
Die Welt in dieſem unglückſel'gen Irrthum?

Johanna.

Es war kein Irrthum, eine Schickung war's.

Raimond.

Ihr littet alle dieſe Schmach unſchuldig,
Und keine Klage kam von euren Lippen!
— Ich ſtaune über euch, ich ſteh' erſchüttert;
Im tiefſten Buſen kehrt ſich mir das Herz!
O gerne nehm' ich euer Wort für Wahrheit;
Denn ſchwer ward mir's, an eure Schuld zu glauben.
Doch konnt' ich träumen, daß ein menſchlich Herz
Das Ungeheure ſchweigend würde tragen!

Johanna.

Verdient' ich's, die Geſendete zu ſeyn,
Wenn ich nicht blind des Meiſters Willen ehrte?
Und ich bin nicht ſo elend als du glaubſt.
Ich leide Mangel, doch das iſt kein Unglück
Für meinen Stand; ich bin verbannt und flüchtig,
Doch in der Oede lernt' ich mich erkennen.
Da, als der Ehre Schimmer mich umgab,
Da war der Streit in meiner Bruſt; ich war
Die Unglückſeligſte, da ich der Welt
Am meiſten zu beneiden ſchien — Jetzt bin ich
Geheilt, und dieſer Sturm in der Natur,
Der ihr das Ende drohte, war mein Freund;
Er hat die Welt gereinigt und auch mich.
In mir iſt Friede — Komme, was da will,
Ich bin mir keiner Schwachheit mehr bewußt!

Raimond.

O kommt, kommt, laßt uns eilen, eure Unſchuld
Laut, laut vor aller Welt zu offenbaren!

Johanna.

Der die Verwirrung ſandte, wird ſie löſen!

Nur wenn ſie reif iſt, fällt des Schickſals Frucht!
Ein Tag wird kommen, der mich reiniget,
Und die mich jetzt verworfen und verdammt,
Sie werden ihres Wahnes inne werden,
Und Thränen werden meinem Schickſal fließen.

Raimond.

Ich ſollte ſchweigend dulden, bis der Zufall —

Johanna

(ihn ſanft bei der Hand faſſend).

Du ſiehſt nur das Natürliche der Dinge,
Denn deinen Blick umhüllt das ird'ſche Band.
Ich habe das Unſterbliche mit Augen
Geſehen — Ohne Götter fällt kein Haar
Vom Haupt des Menſchen — Siehſt du dort die Sonne
Am Himmel niedergehn — So gewiß
Sie morgen wiederkehrt in ihrer Klarheit,
So unausbleiblich kommt der Tag der Wahrheit!

Fünfter Auftritt.

Königin Iſabeau mit **Soldaten** erſcheint im Hintergrunde.

Iſabeau

(noch hinter der Scene).

Dies iſt der Weg in's engelländ'ſche Lager!

Raimond.

Weh uns! die Feinde!

(Soldaten treten auf, bemerken im Hintergrunde die Johanna und taumeln erſchrocken zurück.)

Iſabeau.

Nun! was hält der Zug?

Soldaten.

Gott ſteh' uns bei!

Iſabeau.

Erſcheint euch ein Geſpenſt?
Seyd ihr Soldaten? Memmen ſeyd ihr! — Wie?

(Sie drängt ſich durch die Andern, tritt hervor und fährt zurück, wie ſie die Jungfrau erblickt.)

Was ſeh' ich! Ha!

(Schnell faßt ſie ſich und tritt ihr entgegen.)

Ergib dich! Du biſt meine
Gefangene!

Johanna.

Ich bin's.

(Raimond entflieht mit Zeichen der Verzweiflung.)

Iſabeau (zu den Soldaten.)

Legt ſie in Ketten!

(Die Soldaten nahen ſich der Jungfrau ſchüchtern; ſie reicht den Arm hin und wird gefeſſelt.)

Iſt das die Mächtige, Gefürchtete,
Die eure Schaaren wie die Lämmer ſcheuchte,
Die jetzt ſich ſelber nicht beſchützen kann?
Thut ſie nur Wunder, wo man Glauben hat,
Und wird zum Weib, wenn ihr ein Mann begegnet?

(Zur Jungfrau.)

Warum verließeſt du dein Heer? Wo bleibt
Graf Dunois, dein Ritter und Beſchützer?

Johanna.

Ich bin verbannt.

Iſabeau (erſtaunt zurücktretend).

Was? Wie? Du biſt verbannt?
Verbannt vom Dauphin?

Johanna.

Frage nicht! Ich bin
In deiner Macht; beſtimme mein Geſchick.

Iſabeau.

Verbannt, weil du vom Abgrund ihn gerettet,
Die Krone ihm haſt aufgeſetzt zu Rheims,
Zum König über Frankreich ihn gemacht?
Verbannt! Daran erkenn' ich meinen Sohn!
— Führt ſie in's Lager. Zeiget der Armee
Das Furchtgeſpenſt, vor dem ſie ſo gezittert!
Sie eine Zauberin? Ihr ganzer Zauber
Iſt euer Wahn und euer feiges Herz!
Eine Närrin iſt ſie, die für ihren König
Sich opferte, und jetzt den Königslohn
Dafür empfängt — Bringt ſie zu Lionel —
Das Glück der Franken ſend' ich ihm gebunden
Gleich folg' ich ſelbſt.

Johanna.

Zu Lionel? Ermorde mich
Gleich hier, eh' du zu Lionel mich ſendeſt.

Iſabeau (zu den Soldaten).

Gehorchet dem Befehle! Fort mit ihr!

(Geht ab.)

Sechster Auftritt.

Johanna. Soldaten.

Johanna (zu den Soldaten).

Engländer! Duldet nicht, daß ich lebendig
Aus eurer Hand entkomme! Rächet euch!
Zieht eure Schwerter, taucht ſie mir in's Herz,
Reißt mich entſeelt zu eures Feldherrn Füßen!
Denkt, daß ich's war, die eure Trefflichſten
Getödtet, die kein Mitleid mit euch trug,
Die ganze Ströme engelländ'ſchen Bluts
Vergoſſen, euren tapfern Heldenſöhnen
Den Tag der frohen Wiederkehr geraubt!
Nehmt eine blutige Rache! Tödtet mich!
Ihr habt mich jetzt; nicht immer möchtet ihr
So ſchwach mich ſehn —

Anführer der Soldaten.

Thut, was die Königin befahl!

Johanna.

Sollt' ich
Noch unglückſelger werden, als ich war!
Furchtbare Heil'ge! Deine Hand iſt ſchwer!
Haſt du mich ganz aus deiner Huld verſtoßen?
Kein Gott erſcheint, kein Engel zeigt ſich mehr;
Die Wunder ruhn, der Himmel iſt verſchloſſen.

(Sie folgt den Soldaten.)

Siebenter Auftritt.

Dunois zwiſchen dem Erzbiſchof und Du Chatel.

Erzbiſchof.

Bezwinget euren finſtern Unmuth, Prinz!
Kommt mit uns! Kehrt zurück zu eurem König!
Verlaſſet nicht die allgemeine Sache
In dieſem Augenblick, da wir auf's Neu'
Bedränget, eures Heldenarms bedürfen.

Dunois.

Warum ſind wir bedrängt? Warum erhebt
Der Feind ſich wieder? Alles war gethan,
Frankreich war ſiegend und der Krieg geendigt.
Die Retterin habt ihr verbannt; nun rettet
Euch ſelbſt! Ich aber will das Lager
Nicht wieder ſehen, wo ſie nicht mehr iſt.

Du Chatel.

Nehmt beſſern Rath an, Prinz! Entlaßt uns nicht
Mit einer ſolchen Antwort!

Dunois.

Schweigt, Du Chatel!
Ich haſſe euch; von euch will ich nichts hören.
Ihr ſeyd es, der zuerſt an ihr gezweifelt.

Erzbiſchof.

Wer ward nicht irr' an ihr und hätte nicht
Gewankt an dieſem unglückſel'gen Tage,
Da alle Zeichen gegen ſie bewieſen!

Wir waren überraſcht, betäubt; der Schlag
Traf zu erſchütternd unſer Herz — Wer konnte
In dieſer Schreckensſtunde prüfend wägen?
Jetzt kehrt uns die Beſonnenheit zurück;
Wir ſehn ſie, wie ſie unter uns gewandelt,
Und keinen Tadel finden wir an ihr.
Wir ſind verwirrt — Wir fürchten, ſchweres Unrecht
Gethan zu haben. — Reue fühlt der König,
Der Herzog klagt ſich an, La Hire iſt troſtlos,
Und jedes Herz hüllt ſich in Trauer ein.

Dunois.

Sie eine Lügnerin? Wenn ſich die Wahrheit
Verkörpern will in ſichtbarer Geſtalt,
So muß ſie ihre Züge an ſich tragen!
Wenn Unſchuld, Treue, Herzensreinigkeit,
Auf Erden irgend wohnt — auf ihren Lippen,
In ihren klaren Augen muß ſie wohnen!

Erzbiſchof.

Der Himmel ſchlage durch ein Wunder ſich
In's Mittel, und erleuchte dies Geheimniß,
Das unſer ſterblich Auge nicht durchdringt —
Doch wie ſich's auch entwirren mag und löſen,
Eins von den Beiden haben wir verſchuldet:
Wir haben uns mit höll'ſchen Zauberwaffen
Vertheidigt oder eine Heilige verbannt!
Und Beides ruft des Himmels Zorn und Strafen
Herab auf dieſes unglückſel'ge Land!

Achter Auftritt.

Ein Edelmann zu den Vorigen, hernach Raimond.

Edelmann.

Ein junger Schäfer fragt nach deiner Hoheit,
Er fordert dringend, mit dir ſelbſt zu reden,
Er komme, ſagt er, von der Jungfrau —

Dunois.

Eile!
Bringt ihn herein! Er kommt von ihr!

(Edelmann öffnet dem Raimond die Thür. Dunois eilt ihm entgegen.)

Wo iſt ſie?
Wo iſt die Jungfrau?

Raimond.

Heil euch, edler Prinz!
Und Heil mir, daß ich dieſen frommen Biſchof,
Den heil'gen Mann, den Schirm der Unterdrückten,
Den Vater der Verlaſſ'nen bei euch finde!

Dunois.

Wo iſt die Jungfrau?

Erzbiſchof.

Sag' es uns, mein Sohn!

Raimond.

Herr, ſie iſt keine ſchwarze Zauberin!
Bei Gott und allen Heiligen bezeug' ich's.
Im Irrthum iſt das Volk. Ihr habt die Unſchuld
Verbannt, die Gottgeſendete verſtoßen!

Dunois.

Wo iſt ſie? Sage!

Raimond.

Ihr Gefährte war ich
Auf ihrer Flucht in den Ardennerwald;
Mir hat ſie dort ihr Innerſtes gebeichtet.
In Martern will ich ſterben, meine Seele
Hab' keinen Antheil an dem ew'gen Heil,
Wenn ſie nicht rein iſt, Herr, von aller Schuld!

Dunois.

Die Sonne ſelbſt am Himmel iſt nicht reiner!
Wo iſt ſie? Sprich!

Raimond.

O wenn euch Gott das Herz
Gewendet hat — So eilt! ſo rettet ſie!
Sie iſt gefangen bei den Engelländern.

Dunois.

Gefangen! Was?

Erzbiſchof.

Die Unglückſelige!

Raimond.

In den Ardennen, wo wir Obdach ſuchten,
Ward ſie ergriffen von der Königin,
Und in der Engelländer Hand geliefert.
O rettet ſie, die euch gerettet hat,
Von einem grauſenvollen Tode!

Dunois.

Zu den Waffen! Auf! Schlagt Lärmen! Rührt die Trommeln!
Führt alle Völker in's Gefecht! Ganz Frankreich

Bewaffne ſich! Die Ehre iſt verpfändet,
Die Krone, das Palladium entwendet!
Setzt alles Blut, ſetzt euer Leben ein!
Frei muß ſie ſeyn, noch eh' der Tag ſich endet!
(Sie gehen ab.)

Ein Wartthurm, oben eine Oeffnung.

Neunter Auftritt.

Johanna und Lionel.

Faſtolf (eilig hereintretend).
Das Volk iſt länger nicht zu bändigen.
Sie fordern wüthend, daß die Jungfrau ſterbe.
Ihr widerſteht vergebens. Tödtet ſie,
Und werft ihr Haupt von dieſes Thurmes Zinnen.
Ihr fließend Blut allein verſöhnt das Heer.

Iſabeau (kommt).
Sie ſetzen Leitern an, ſie laufen Sturm.
Befriediget das Volk! Wollt ihr erwarten,
Bis ſie den ganzen Thurm in blinder Wuth
Umkehren und wir Alle mit verderben?
Ihr könnt ſie nicht beſchützen. Gebt ſie hin.

Lionel.
Laßt ſie anſtürmen! Laßt ſie wüthend toben!
Dies Schloß iſt feſt, und unter ſeinen Trümmern

Begrab' ich mich, eh' mich ihr Wille zwingt.
— Antworte mir, Johanna! Sey die Meine,
Und gegen eine Welt beſchütz' ich dich.

Iſabeau.

Seyd ihr ein Mann?

Lionel.

Verſtoßen haben dich
Die Deinen; aller Pflichten biſt du ledig
Für dein unwürdig Vaterland. Die Feigen,
Die um dich warben, ſie verließen dich;
Sie wagten nicht den Kampf um deine Ehre.
Ich aber, gegen mein Volk und das deine
Behaupt' ich dich. — Einſt ließeſt du mich glauben,
Daß dir mein Leben theuer ſey! Und damals
Stand ich im Kampf als Feind dir gegenüber;
Jetzt haſt du keinen Freund, als mich!

Johanna.

Du biſt
Der Feind mir, der verhaßte, meines Volks.
Nichts kann gemein ſeyn zwiſchen dir und mir.
Nicht lieben kann ich dich; doch wenn dein Herz
Sich zu mir neigt, ſo laß es Segen bringen
Für unſre Völker. — Führe deine Heere
Hinweg von meines Vaterlandes Boden,
Die Schlüſſel aller Städte gib heraus,
Die ihr bezwungen, allen Raub vergüte,
Gib die Gefangnen ledig, ſende Geiſeln
Des heiligen Vertrags, ſo biet' ich dir
Den Frieden an in meines Königs Namen.

Iſabeau.

Willſt du in Banden uns Geſetze geben?

Johanna.

Thu' es bei Zeiten, denn du mußt es doch.
Frankreich wird nimmer Englands Feſſeln tragen.
Nie, nie wird das geſchehen! Eher wird es
Ein weites Grab für eure Heere ſeyn.
Gefallen ſind euch eure Beſten, denkt
Auf eine ſichre Rückkehr; euer Ruhm
Iſt doch verloren, eure Macht iſt hin.

Iſabeau.

Könnt Ihr den Trotz der Raſenden ertragen?

Zehnter Auftritt.

Ein **Hauptmann** kommt eilig.

Hauptmann.

Eilt, Feldherr, eilt, das Heer zur Schlacht zu ſtellen!
Die Franken rücken an mit fliegenden Fahnen;
Von ihren Waffen blitzt das ganze Thal.

Johanna (begeiſtert).

Die Franken rücken an! Jetzt, ſtolzes England,
Heraus in's Feld! Jetzt gilt es, friſch zu fechten!

Faſtolf.

Unſinnige, bezähme deine Freude!
Du wirſt das Ende dieſes Tags nicht ſehn.

Johanna.

Mein Volk wird ſiegen und ich werde ſterben!
Die Tapfern brauchen meines Arms nicht mehr.

Lionel.

Ich ſpotte dieſer Weichlinge! Wir haben
Sie vor uns hergeſcheucht in zwanzig Schlachten,
Eh' dieſes Heldenmädchen für ſie ſtritt!
Das ganze Volk veracht' ich bis auf Eine,
Und dieſe haben ſie verbannt. — Kommt, Faſtolf!
Wir wollen ihnen einen zweiten Tag
Bei Crequi und Poitiers bereiten.
Ihr, Königin, bleibt in dieſem Thurm, bewacht
Die Jungfrau, bis das Treffen ſich entſchieden;
Ich laſſ' euch fünfzig Ritter zur Bedeckung.

Faſtolf.

Was? Sollen wir dem Feind entgegen gehn,
Und dieſe Wüthende im Rücken laſſen?

Johanna.

Erſchreckt dich ein gefeſſelt Weib?

Lionel.

Gib mir
Dein Wort, Johanna, dich nicht zu befreien!

Johanna.

Mich zu befreien iſt mein einz'ger Wunſch.

Iſabeau.

Legt ihr dreifache Feſſeln an! Mein Leben
Verbürg' ich, daß ſie nicht entkommen ſoll.

(Sie wird mit ſchweren Ketten um den Leib und um die Arme gefeſſelt.)

Lionel (zur Johanna).
Du willſt es ſo! du zwingſt uns! Noch ſteht's bei dir!
Entſage Frankreich! Trage Englands Fahne,
Und du biſt frei, und dieſe Wüthenden,
Die jetzt dein Blut verlangen, dienen dir!

Faſtolf (dringend).
Fort, fort, mein Feldherr!

Johanna.
Spare deine Worte!
Die Franken rücken an. Vertheid'ge dich!
(Trompeten ertönen. Lionel eilt fort.)

Faſtolf.
Ihr wißt, was ihr zu thun habt, Königin!
Erklärt das Glück ſich gegen uns, ſeht ihr,
Daß unſre Völker fliehen —

Iſabeau (einen Dolch ziehend).
Sorget nicht!
Sie ſoll nicht leben, unſern Fall zu ſehn.

Faſtolf (zur Johanna).
Du weißt, was dich erwartet. Jetzt erflehe
Glück für die Waffen deines Volks!
(Er geht ab.)

Elfter Auftritt.

Iſabeau. Johanna. Soldaten.

Johanna.
Das will ich!
Daran ſoll Niemand mich verhindern — Horch!

Das iſt der Kriegsmarſch meines Volks! Wie muthig
Er in das Herz mir ſchallt und ſiegverkündend!
Verderben über England! Sieg den Franken!
Auf, meine Tapfern! Auf! Die Jungfrau iſt
Euch nah; ſie kann nicht vor euch her, wie ſonſt,
Die Fahne tragen — ſchwere Bande feſſeln ſie,
Doch frei aus ihrem Kerker ſchwingt die Seele
Sich auf den Flügeln eures Kriegsgeſangs.

Iſabeau

(zu einem Soldaten).

Steig' auf die Warte dort, die nach dem Feld
Hin ſieht, und ſag' uns, wie die Schlacht ſich wendet.

(Soldat ſteigt hinauf.)

Johanna.

Muth, Muth, mein Volk! Es iſt der letzte Kampf!
Den Einen Sieg noch, und der Feind liegt nieder!

Iſabeau.

Was ſieheſt du?

Soldat.

Schon ſind ſie aneinander.
Ein Wüthender auf einem Berberroß,
Im Tigerfell, ſprengt vor mit den Gensd'armen.

Johanna.

Das iſt Graf Dunois! Friſch, wackrer Streiter!
Der Sieg iſt mit dir!

Soldat.

Der Burgunder greift
Die Brücke an.

Iſabeau.

Daß zehen Lanzen ihm
In's falſche Herz eindrängen, dem Verräther!

Soldat.

Lord Faſtolf thut ihm mannhaft Widerſtand.
Sie ſitzen ab, ſie kämpfen Mann für Mann,
Des Herzogs Leute und die unſrigen.

Iſabeau.

Siehſt du den Dauphin nicht? Erkennſt du nicht
Die königlichen Zeichen?

Soldat.

Alles iſt
In Staub vermengt. Ich kann nichts unterſcheiden.

Johanna.

Hätt' er *mein* Auge, oder ſtänd' ich oben,
Das Kleinſte nicht entginge meinem Blick!
Das wilde Huhn kann ich im Fluge zählen,
Den Falk erkenn' ich in den höchſten Lüften.

Soldat.

Am Graben iſt ein fürchterlich Gedräng;
Die Größten, ſcheint's, die Erſten kämpfen dort.

Iſabeau.

Schwebt unſre Fahne noch?

Soldat.

Hoch flattert ſie.

Johanna.

Könnt' ich nur durch der Mauer Ritze ſchauen,
Mit meinem Blick wollt' ich die Schlacht regieren!

Soldat.

Weh mir! was ſeh' ich! Unſer Feldherr iſt
Umzingelt!

Iſabeau

(zückt den Dolch auf Johanna).

Stirb, Unglückliche!

Soldat (ſchnell).

Er iſt befreit.
Im Rücken faßt der tapfere Faſtolf
Den Feind — er bricht in ſeine dichtſten Schaaren.

Iſabeau (zieht den Dolch zurück).

Das ſprach dein Engel!

Soldat.

Sieg! Sieg! Sie entfliehen!

Iſabeau.

Wer flieht?

Soldat.

Die Franken, die Burgunder fliehn;
Bedeckt mit Flüchtigen iſt das Gefilde.

Johanna.

Gott! Gott! So ſehr wirſt du mich nicht verlaſſen!

Soldat.

Ein ſchwer Verwundeter wird dort geführt.
Viel Volk ſprengt ihm zu Hülf', es iſt ein Fürſt.

Iſabeau.

Der Unſern Einer oder Fränkiſchen?

Soldat.

Sie löſen ihm den Helm; Graf Dunois iſt's.

Johanna

(greift mit krampfhafter Anſtrengung in ihre Ketten).

Und ich bin nichts als ein gefeſſelt Weib!

Soldat.

Sieh! Halt! Wer trägt den himmelblauen Mantel,
Verbrämt mit Gold?

Johanna (lebhaft).

Das iſt mein Herr, der König!

Soldat.

Sein Roß wird ſcheu — es überſchlägt ſich — ſtürzt,
Er windet ſchwer arbeitend ſich hervor —

(Johanna begleitet dieſe Worte mit leidenſchaftlichen Bewegungen.)

Die Unſern nahen ſchon in vollem Lauf —
Sie haben ihn erreicht — umringen ihn —

Johanna.

O hat der Himmel keine Engel mehr!

Iſabeau (hohnlachend).

Jetzt iſt es Zeit! Jetzt, Retterin, errette!

Johanna

(ſtürzt auf die Knie, mit gewaltſam heftiger Stimme betend).

Höre mich, Gott, in meiner höchſten Noth!
Hinauf zu dir, in heißem Flehenswunſch,
In deine Himmel ſend' ich meine Seele.
Du kannſt die Fäden eines Spinngewebs
Stark machen, wie die Taue eines Schiffs;
Leicht iſt es deiner Allmacht, eh'rne Bande
In dünnes Spinngewebe zu verwandeln —
Du willſt, und dieſe Ketten fallen ab,
Und dieſe Thurmwand ſpaltet ſich — Du halfſt

Dem Simſon, da er blind war und gefeſſelt,
Und ſeiner ſtolzen Feinde bittern Spott
Erduldete. — Auf dich vertrauend faßt' er
Die Pfoſten ſeines Kerkers mächtig an,
Und neigte ſich und ſtürzte das Gebäude —

Soldat.

Triumph! Triumph!

Iſabeau.

Was iſt's?

Soldat.

Der König iſt
Gefangen!

Johanna (ſpringt auf).

So ſey Gott mir gnädig!

(Sie hat ihre Ketten mit beiden Händen kraftvoll gefaßt und zerriſſen. In demſelben Augenblick ſtürzt ſie ſich auf den nächſtſtehenden Soldaten, entreißt ihm ſein Schwert und eilt hinaus. Alle ſehen ihr mit ſtarrem Erſtaunen nach.)

Zwölfter Auftritt.

Vorige ohne Johanna.

Iſabeau

(nach einer langen Pauſe).

Was war das? Träumte mir? Wo kam ſie hin?
Wie brach ſie dieſe zentnerſchweren Bande?

Nicht glauben würd' ich's einer ganzen Welt,
Hätt' ich's nicht ſelbſt geſehn mit meinen Augen.

Soldat (auf der Warte).

Wie? hat ſie Flügel? Hat der Sturmwind ſie
Hinabgeführt?

Iſabeau.

Sprich, iſt ſie unten?

Soldat.

Mitten
Im Kampfe ſchreitet ſie — Ihr Lauf iſt ſchneller,
Als mein Geſicht — Jetzt iſt ſie hier — jetzt dort —
Ich ſehe ſie zugleich an vielen Orten!
— Sie theilt die Haufen — Alles weicht vor ihr;
Die Franken ſtehn, ſie ſtellen ſich auf's Neu'!
— Weh mir! Was ſeh' ich! Unſre Völker werfen
Die Waffen von ſich, unſre Fahnen ſinken —

Iſabeau.

Was? Will ſie uns den ſichern Sieg entreißen?

Soldat.

Grad' auf den König dringt ſie an — ſie hat ihn
Erreicht — Sie reißt ihn mächtig aus dem Kampf.
— Lord Faſtolf ſtürzt — Der Feldherr iſt gefangen.

Iſabeau.

Ich will nicht weiter hören. Komm herab!

Soldat.

Flieht, Königin! Ihr werdet überfallen.
Gewaffnet Volk dringt an den Thurm heran.

(Er ſteigt herunter.)

Iſabeau (das Schwert ziehend).

So fechtet, Memmen!

Dreizehnter Auftritt.

La Hire mit Soldaten kommt. Bei ſeinem Eintritt ſtreckt das Volk der Königin die Waffen.

La Hire (naht ihr ehrerbietig).

Königin, unterwerft euch
Der Allmacht — Eure Ritter haben ſich
Ergeben, aller Widerſtand iſt unnütz!
— Nehmt meine Dienſte an. Befehlt, wohin
Ihr wollt begleitet ſeyn.

Iſabeau.

Jedweder Ort
Gilt gleich, wo ich dem Dauphin nicht begegne.
(Gibt ihr Schwert ab und folgt ihm mit den Soldaten.)

Die Scene verwandelt ſich in das Schlachtfeld.

Vierzehnter Auftritt.

Soldaten mit fliegenden Fahnen erfüllen den Hintergrund. Vor ihnen der **König** und der **Herzog von Burgund**; in den Armen beider Fürſten liegt **Johanna**, tödtlich verwundet, ohne Zeichen des Lebens. Sie treten langſam vorwärts. **Agnes Sorel** ſtürzt herein.

Sorel

(wirft ſich an des Königs Bruſt).

Ihr ſeyd befreit — Ihr lebt — Ich hab' euch wieder

König.

Ich bin befreit — Ich bin's um dieſen Preis!

(Zeigt auf Johanna.)

Sorel.

Johanna! Gott! Sie ſtirbt!

Burgund.

Sie hat geendet!
Seht einen Engel ſcheiden! Seht, wie ſie daliegt,
Schmerzlos und ruhig, wie ein ſchlafend Kind!
Des Himmels Friede ſpielt um ihre Züge;
Kein Athem hebt den Buſen mehr, doch Leben
Iſt noch zu ſpüren in der warmen Hand.

König.

Sie iſt dahin — Sie wird nicht mehr erwachen,
Ihr Auge wird das Ird'ſche nicht mehr ſchauen.
Schon ſchwebt ſie droben, ein verklärter Geiſt,
Sieht unſern Schmerz nicht mehr und unſre Reue.

Sorel.

Sie ſchlägt die Augen auf, ſie lebt!

Burgund (erſtaunt).

Kehrt ſie
Uns aus dem Grab zurück? Zwingt ſie den Tod?
Sie richtet ſich empor! Sie ſteht!

Johanna

(ſteht ganz aufgerichtet und ſchaut umher).

Wo bin ich?

Burgund.

Bei deinem Volk, Johanna! Bei den Deinen!

König.

In deiner Freunde, deines Königs Armen!

Johanna

(nachdem ſie ihn lange ſtarr angeſehen).

Nein, ich bin keine Zauberin! Gewiß,
Ich bin's nicht.

König.

Du biſt heilig, wie ein Engel;
Doch unſer Auge war mit Nacht bedeckt.

Johanna

(ſieht heiter lächelnd umher).

Und bin ich wirklich unter meinem Volk,
Und bin nicht mehr verachtet und verſtoßen?
Man flucht mir nicht, man ſieht mich gütig an?
— Ja, jetzt erkenn' ich deutlich Alles wieder!
Das iſt mein König! Das ſind Frankreichs Fahnen!
Doch meine Fahne ſeh' ich nicht — Wo iſt ſie?
Nicht ohne meine Fahne darf ich kommen;
Von meinem Meiſter ward ſie mir vertraut;
Vor ſeinem Thron muß ich ſie niederlegen;
Ich darf ſie zeigen, denn ich trug ſie treu.

König

(mit abgewandtem Geſichte).

Gebt ihr die Fahne!

(Man reicht ſie ihr. Sie ſteht ganz frei aufgerichtet, die Fahne in der Hand. — Der Himmel iſt von einem roſigen Scheine beleuchtet.)

Johanna.

Seht ihr den Regenbogen in der Luft?
Der Himmel öffnet ſeine goldnen Thore,
Im Chor der Engel ſteht ſie glänzend da,
Sie hält den ew'gen Sohn an ihrer Bruſt,

Die Arme ſtreckt ſie liebend mir entgegen.
Wie wird mir? — Leichte Wolken heben mich —
Der ſchwere Panzer wird zum Flügelkleide.
Hinauf — hinauf — die Erde flieht zurück —
Kurz iſt der Schmerz und ewig iſt die Freude!

(Die Fahne entfällt ihr, ſie ſinkt todt darauf nieder. — Alle ſtehen lange in ſprachloſer Rührung. — Auf einen leiſen Wink des Königs werden alle Fahnen auf ſie niedergelaſſen, daß ſie ganz davon bedeckt wird.)

* * *

Die

Braut von Meſſina

oder

die feindlichen Brüder.

Ein

Trauerſpiel mit Chören.

Ueber den

Gebrauch des Chors in der Tragödie.

Ein poetiſches Werk muß ſich ſelbſt rechtfertigen, und wo die That nicht ſpricht, da wird das Wort nicht viel helfen. Man könnte es alſo gar wohl dem Chor überlaſſen, ſein eigner Sprecher zu ſeyn, wenn er nur erſt ſelbſt auf die gehörige Art zur Darſtellung gebracht wäre. Aber das tragiſche Dichterwerk wird erſt durch die theatraliſche Vorſtellung zu einem Ganzen; nur die Worte gibt der Dichter, Muſik und Tanz müſſen hinzu kommen, ſie zu beleben. So lange alſo dem Chor dieſe ſinnlich mächtige Begleitung fehlt, ſo lange wird er in der Oekonomie des Trauerſpiels als ein Außending, als ein fremdartiger Körper, und als ein Aufenthalt erſcheinen, der nur den Gang der Handlung unterbricht, der die Täuſchung ſtört, der den Zuſchauer erkältet. Um dem Chor ſein Recht anzuthun, muß man ſich alſo von der wirklichen Bühne auf eine **mögliche** verſetzen, aber das muß man überall, wo man zu etwas Höherem gelangen will. Was die Kunſt noch nicht hat, das ſoll ſie erwerben; der zufällige Mangel an Hülfsmitteln darf die ſchaffende Einbildungskraft des Dichters nicht beſchränken. Das Würdigſte ſetzt er ſich zum Ziel, einem Ideale ſtrebt er nach, die ausübende Kunſt mag ſich nach den Umſtänden bequemen.

Es iſt nicht wahr, was man gewöhnlich behaupten hört, daß das Publikum die Kunſt herabzieht; der Künſtler zieht das Publikum herab, und zu allen Zeiten, wo die Kunſt verfiel, iſt ſie durch die Künſtler gefallen. Das Publikum braucht nichts als Empfänglichkeit, und dieſe beſitzt es. Es tritt vor den Vorhang mit einem unbeſtimmten Verlangen, mit einem vielſeitigen Vermögen. Zu dem Höchſten bringt es eine Fähigkeit mit; es erfreut ſich an dem Verſtändigen und Rechten, und wenn es damit angefangen hat, ſich mit dem Schlechten zu begnügen, ſo wird es zuverläſſig damit aufhören, das Vortreffliche zu fordern, wenn man es ihm erſt gegeben hat.

Der Dichter, hört man einwenden, hat gut nach einem Ideal arbeiten, der Kunſtrichter hat gut nach Ideen urtheilen; die bedingte, beſchränkte, ausübende Kunſt ruht auf dem Bedürfniß. Der Unternehmer will beſtehen, der Schauſpieler will ſich zeigen, der Zuſchauer will unterhalten und in Bewegung geſetzt ſeyn. Das Vergnügen ſucht er, und iſt unzufrieden, wenn man ihm da eine Anſtrengung zumuthet, wo er ein Spiel und eine Erholung erwartet.

Aber indem man das Theater ernſthafter behandelt, will man das Vergnügen des Zuſchauers nicht aufheben, ſondern veredeln. Es ſoll ein Spiel bleiben, aber ein poetiſches. Alle Kunſt iſt der Freude gewidmet, und es gibt keine höhere und keine ernſthaftere Aufgabe, als die Menſchen zu beglücken. Die rechte Kunſt iſt nur dieſe, welche den höchſten Genuß verſchafft. Der höchſte Genuß aber iſt die Freiheit des Gemüths in dem lebendigen Spiel aller ſeiner Kräfte.

Jeder Menſch zwar erwartet von den Künſten der Einbildungskraft eine gewiſſe Befreiung von den Schranken des Wirklichen; er will ſich an dem Möglichen ergötzen und ſeiner Phantaſie Raum geben. Der am wenigſten erwartet, will doch ſein Geſchäft, ſein gemeines Leben, ſein Individuum vergeſſen, er will ſich in außerordentlichen Lagen fühlen, ſich an den ſeltſamen Kombinationen des Zufalls weiden, er will, wenn er von ernſthafterer Natur iſt, die moraliſche Weltregierung, die er im wirklichen Leben vermißt, auf der Schaubühne finden. Aber er weiß ſelbſt recht gut, daß er nur ein leeres Spiel treibt, daß er im eigentlichen Sinn ſich nur an Träumen weidet, und wenn er von dem Schauplatz wieder in die wirkliche Welt zurückkehrt, ſo umgibt ihn dieſe wieder mit ihrer ganzen drückenden Enge, er iſt ihr Raub wie vorher, denn ſie ſelbſt iſt geblieben, was ſie war, und an ihm iſt nichts verändert worden. Dadurch iſt alſo nichts gewonnen als ein gefälliger Wahn des Augenblicks, der beim Erwachen verſchwindet.

Und eben darum, weil es hier nur auf eine vorübergehende Täuſchung abgeſehen iſt, ſo iſt auch nur ein Schein der Wahrheit, oder die beliebte Wahrſcheinlichkeit nöthig, die man ſo gern an die Stelle der Wahrheit ſetzt.

Die wahre Kunſt aber hat es nicht bloß auf ein vorübergehendes Spiel abgeſehen: es iſt ihr Ernſt damit, den Menſchen nicht bloß in einen augenblicklichen Traum von Freiheit zu verſetzen, ſondern ihn wirklich und in der That frei zu machen, und dieſes dadurch, daß ſie eine Kraft in ihm erweckt, übt und ausbildet, die ſinnliche Welt, die ſonſt nur als ein roher Stoff auf uns laſtet, als eine blinde Macht auf uns drückt, in eine objektive Ferne zu rücken, in ein freies Werk unſers Geiſtes zu verwandeln, und das Materielle durch Ideen zu beherrſchen.

Und eben darum, weil die wahre Kunſt etwas Reelles und Objektives will, ſo kann ſie ſich nicht bloß mit dem Schein der Wahrheit begnügen; auf der Wahrheit ſelbſt, auf dem feſten und tiefen Grunde der Natur errichtet ſie ihr ideales Gebäude.

Wie aber nun die Kunſt zugleich ganz ideell und doch im tiefſten Sinne reell ſeyn — wie ſie das Wirkliche ganz verlaſſen und doch auf's Genaueſte mit der Natur übereinſtimmen ſoll und kann, das iſt's, was Wenige faſſen, was die Anſicht poetiſcher und plaſtiſcher Werke ſo ſchielend macht, weil beide Forderungen einander im gemeinen Urtheil geradezu aufzuheben ſcheinen.

Auch begegnet es gewöhnlich, daß man das Eine mit Aufopferung des Andern zu erreichen ſucht, und eben deßwegen Beides verfehlt. Wem die Natur zwar einen treuen Sinn und eine Innigkeit des Gefühls verlieh, aber die ſchaffende Einbildungskraft verſagte, der wird ein treuer Maler des Wirklichen ſeyn, er wird die zufälligen Erſcheinungen, aber nie den Geiſt der Natur ergreifen. Nur den Stoff der Welt wird er uns wiederbringen, aber es wird eben darum nicht unſer Werk, nicht das freie Produkt unſers bildenden Geiſtes ſeyn, und kann alſo auch die wohlthätige Wirkung der Kunſt, welche in der Freiheit beſteht, nicht haben. Ernſt zwar, doch unerfreulich iſt die Stimmung, mit der uns ein ſolcher Künſtler und Dichter entläßt, und wir ſehen uns durch die Kunſt ſelbſt, die uns befreien ſollte, in die gemeine enge Wirklichkeit peinlich zurück verſetzt. Wem hingegen zwar eine rege Phantaſie, aber ohne Gemüth und Charakter, zu Theil geworden, der wird ſich um keine Wahrheit bekümmern; ſondern mit dem Weltſtoff nur ſpielen, nur durch phantaſtiſche und bizarre Kombinationen zu überraſchen ſuchen, und wie ſein ganzes Thun nur Schaum und Schein iſt, ſo wird er zwar für den Augenblick unterhalten, aber im Gemüth nichts erbauen und begründen. Sein Spiel iſt, ſo wie der Ernſt des Andern, kein poetiſches. Phantaſtiſche Gebilde willkührlich aneinander reihen, heißt nicht in's Ideale gehen, und das Wirkliche nachahmend wieder bringen, heißt nicht die Natur darſtellen. Beide Forderungen ſtehen ſo wenig im Widerſpruch mit einander, daß ſie vielmehr — eine und dieſelbe ſind; daß die Kunſt nur dadurch wahr iſt, daß ſie das Wirkliche ganz verläßt und rein ideell wird. Die Natur ſelbſt iſt nur eine Idee des Geiſtes, die nie in die Sinne fällt. Unter der Decke der Erſcheinungen liegt ſie, aber ſie ſelbſt kommt niemals zur Erſcheinung. Bloß der Kunſt des Ideals iſt es verliehen, oder vielmehr es iſt ihr aufgegeben, dieſen Geiſt des Alls zu ergreifen, und in einer körperlichen Form zu binden. Auch ſie ſelbſt kann ihn zwar nie vor die Sinne, aber doch durch ihre ſchaffende Gewalt vor die Einbildungskraft bringen, und dadurch wahrer ſeyn, als alle Wirklichkeit, und realer, als alle Erfahrung. Es ergibt ſich daraus von ſelbſt, daß der Künſtler kein einziges Element aus der Wirklichkeit brauchen kann, wie er es findet, daß ſein Werk in allen ſeinen Theilen ideell ſeyn muß, wenn es als ein Ganzes Realität haben und mit der Natur übereinſtimmen ſoll.

Was von Poeſie und Kunſt im Ganzen wahr iſt, gilt auch von allen Gattungen derſelben, und es läßt ſich ohne Mühe von dem jezt Geſagten auf die Tragödie die Anwendung machen. Auch hier hatte man lange und hat noch jezt mit dem gemeinen Begriff des Natürlichen zu kämpfen, welcher alle Poeſie und Kunſt geradezu aufhebt und vernichtet. Der bildenden Kunſt gibt man zwar nothdürftig, doch mehr aus konventionellen als aus innern Gründen, eine gewiſſe Idealität zu; aber von der Poeſie und von der dramatiſchen insbeſondere verlangt man Illuſion, die, wenn ſie auch wirklich zu leiſten wäre, immer nur ein armſeliger Gauklerbetrug ſeyn würde. Alles Aeußere bei einer dramatiſchen Vorſtellung ſteht dieſem Begriff entgegen — Alles iſt nur ein Symbol des Wirklichen. Der Tag ſelbſt auf dem Theater iſt nur ein künſtlicher, die Architektur iſt nur eine ſymboliſche, die metriſche Sprache ſelbſt iſt ideal; aber die Handlung ſoll nun einmal real ſeyn, und der Theil das Ganze zerſtören. So haben die Franzoſen, die den Geiſt der Alten zuerſt ganz mißverſtanden, eine Einheit des Orts und der Zeit nach dem gemeinſten empiriſchen Sinn auf der Schaubühne eingeführt, als ob hier ein anderer Ort wäre, als der bloße ideale Raum, und eine andere Zeit, als bloß die ſtetige Folge der Handlung.

Durch Einführung einer metriſchen Sprache iſt man indeß der poetiſchen Tragödie ſchon um einen großen Schritt näher gekommen. Es ſind einige lyriſche Verſuche auf der Schaubühne glücklich durchgegangen, und die Poeſie hat ſich durch ihre eigne lebendige Kraft im Einzelnen manchen Sieg über das herrſchende Vorurtheil errungen. Aber mit dem Einzelnen iſt wenig gewonnen, wenn nicht der Irrthum im Ganzen fällt, und es iſt nicht genug, daß man das nur als eine poetiſche Freiheit duldet, was doch das Weſen aller Poeſie iſt. Die Einführung des Chors wäre der letzte, der entſcheidende Schritt — und wenn derſelbe auch nur dazu diente, dem Naturaliſm in der Kunſt offen und ehrlich den Krieg zu erklären, ſo ſollte er uns eine lebendige Mauer ſeyn, die die Tragödie um ſich herumzieht, um ſich von der wirklichen Welt rein abzuſchließen, und ſich ihren idealen Boden, ihre poetiſche Freiheit zu bewahren.

Die Tragödie der Griechen iſt, wie man weiß, aus dem Chor entſprungen. Aber ſo wie ſie ſich hiſtoriſch und der Zeitfolge nach daraus loswand, ſo kann man auch ſagen, daß ſie poetiſch und dem Geiſte nach aus demſelben entſtanden, und daß ohne dieſen beharrlichen Zeugen und Träger der Handlung eine ganz andere Dichtung aus ihr geworden wäre. Die Abſchaffung des Chors und die Zuſammenziehung dieſes ſinnlich mächtigen Organs in die charakterloſe langweilig wiederkehrende Figur eines ärmlichen Vertrauten war alſo keine ſo große Verbeſſerung der Tragödie, als die Franzoſen und ihre Nachbeter ſich eingebildet haben.

Die alte Tragödie, welche ſich urſprünglich nur mit Göttern, Helden und Königen abgab, brauchte den Chor als eine nothwendige Begleitung; ſie fand ihn in der Natur und brauchte ihn, weil ſie ihn fand. Die Handlungen und Schickſale der Helden und Könige ſind ſchon an ſich ſelbſt öffentlich, und waren es in der einfachen Urzeit noch mehr. Der Chor war folglich in der alten Tragödie mehr ein natürliches Organ, er folgte ſchon aus der poetiſchen Geſtalt des wirklichen Lebens. In der neuen Tragödie wird er zu einem Kunſtorgan; er hilft die Poeſie hervorbringen. Der neuere Dichter findet den Chor nicht mehr in der Natur, er muß ihn poetiſch erſchaffen und einführen, das iſt, er muß mit der Fabel, die er behandelt, eine ſolche Veränderung vornehmen, wodurch ſie in jene kindliche Zeit und in jene einfache Form des Lebens zurückverſetzt wird.

Der Chor leiſtet daher dem neuern Tragiker noch weit weſentlichere Dienſte, als dem alten Dichter, eben deßwegen, weil er die moderne gemeine Welt in die alte poetiſche verwandelt, weil er ihm alles das unbrauchbar macht, was der Poeſie widerſtrebt, und ihn auf die einfachſten, urſprünglichſten und naivſten Motive hinauftreibt. Der Pallaſt der Könige iſt jetzt geſchloſſen, die Gerichte haben ſich von den Thoren der Städte in das Innere der Häuſer zurückgezogen, die Schrift hat das lebendige Wort verdrängt, das Volk ſelbſt, die ſinnlich lebendige Maſſe, iſt, wo ſie nicht als rohe Gewalt wirkt, zum Staat, folglich zu einem abgezogenen Begriff geworden, die Götter ſind in die Bruſt des Menſchen zurückgekehrt. Der Dichter muß die Palläſte wieder aufthun, er muß die Gerichte unter freien Himmel herausführen, er muß die Götter wieder aufſtellen, er muß alles Unmittelbare, das durch die künſtliche Einrichtung des wirklichen Lebens aufgehoben iſt, wieder herſtellen, und alles künſtliche Machwerk an dem Menſchen und um denſelben, das die Erſcheinung ſeiner innern Natur und ſeines urſprünglichen Charakters hindert, wie der Bildhauer die modernen Gewänder, abwerfen, und von allen äußern Umgebungen deſſelben nichts aufnehmen, als was die höchſte der Formen, die menſchliche, ſichtbar macht.

Aber eben ſo, wie der bildende Künſtler die faltige Fülle der Gewänder um ſeine Figuren bereitet, um die Räume ſeines Bildes reich und anmuthig auszufüllen, um die getrennten Parthieen deſſelben in ruhigen Maſſen ſtetig zu verbinden, um der Farbe, die das Auge reizt und erquickt, einen Spielraum zu geben, um die menſchlichen Formen zugleich geiſtreich zu verhüllen und ſichtbar zu machen, eben ſo durchflicht und umgibt der tragiſche Dichter ſeine ſtreng abgemeſſene Handlung und die feſten Umriſſe ſeiner handelnden Figuren mit einem lyriſchen Prachtgewebe, in welchem ſich, als wie in einem weit gefalteten Purpurgewand, die handelnden Perſonen frei und edel mit einer gehaltenen Würde und hoher Ruhe bewegen.

In einer höhern Organiſation darf der Stoff oder das Elementariſche nicht mehr ſichtbar ſeyn; die chemiſche Farbe verſchwindet in der feinen Karnation des Lebendigen. Aber auch der Stoff hat ſeine Herrlichkeit, und kann als ſolcher in einem Kunſtkörper aufgenommen werden. Dann aber muß er ſich durch Leben und Fülle und durch Harmonie ſeinen Platz verdienen, und die Formen, die er umgibt, geltend machen, anſtatt ſie durch ſeine Schwere zu erdrücken.

In Werken der bildenden Kunſt iſt dieſes Jedem leicht verſtändlich; aber auch in der Poeſie, und in der tragiſchen, von der hier die Rede iſt, findet daſſelbe ſtatt. Alles, was der Verſtand ſich im Allgemeinen ausſpricht, iſt eben ſo wie das, was bloß die Sinne reizt, nur Stoff und rohes Element in einem Dichterwerk, und wird da, wo es vorherrſcht, unausbleiblich das Poetiſche zerſtören; denn dieſes liegt gerade in dem Indifferenzpunkt des Ideellen und Sinnlichen. Nun iſt aber der Menſch ſo gebildet, daß er immer von dem Beſondern in's Allgemeine gehen will, und die Reflexion muß alſo auch in der Tragödie ihren Platz erhalten. Soll ſie aber dieſen Platz verdienen, ſo muß ſie das, was ihr an ſinnlichem Leben fehlt, durch den Vortrag wieder gewinnen; denn wenn die zwei Elemente der Poeſie, das Ideale und Sinnliche, nicht innig verbunden zuſammen wirken, ſo müſſen ſie neben einander wirken, oder die Poeſie iſt aufgehoben. Wenn die Wage nicht vollkommen inne ſteht, da kann das Gleichgewicht nur durch eine Schwankung der beiden Schalen hergeſtellt werden.

Und dieſes leiſtet der Chor in der Tragödie. Der Chor iſt ſelbſt kein Individuum, ſondern ein allgemeiner Begriff; aber dieſer Begriff repräſentirt ſich durch eine ſinnliche mächtige Maſſe, welche durch ihre ausfüllende Gegenwart den Sinnen imponirt. Der Chor verläßt den engen Kreis der

Handlung, um ſich über Vergangenes und Künftiges, über ferne Zeiten und Völker, über das Menſchliche überhaupt zu verbreiten, um die großen Reſultate des Lebens zu ziehen, und die Lehren der Weisheit auszuſprechen. Aber er thut dieſes mit der vollen Macht der Phantaſie, mit einer kühnen lyriſchen Freiheit, welche auf den hohen Gipfeln der menſchlichen Dinge wie mit Schritten der Götter einhergeht — und er thut es, von der ganzen ſinnlichen Macht des Rhythmus und der Muſik in Tönen und Bewegungen begleitet.

Der Chor reinigt alſo das tragiſche Gedicht, indem er die Reflexion von der Handlung abſondert, und eben durch dieſe Abſonderung ſie ſelbſt mit poetiſcher Kraft ausrüſtet; eben ſo wie der bildende Künſtler die gemeine Nothdurft der Bekleidung durch eine reiche Draperie in einen Reiz und in eine Schönheit verwandelt.

Aber eben ſo wie ſich der Maler gezwungen ſieht, den Farbenton des Lebendigen zu verſtärken, um den mächtigen Stoffen das Gleichgewicht zu halten, ſo legt die lyriſche Sprache des Chors dem Dichter auf, verhältnißmäßig die ganze Sprache des Gedichts zu erheben und dadurch die ſinnliche Gewalt des Ausdrucks überhaupt zu verſtärken. Nur der Chor berechtigt den tragiſchen Dichter zu dieſer Erhebung des Tons, die das Ohr ausfüllt, die den Geiſt anſpannt, die das ganze Gemüth erweitert. Dieſe eine Rieſengeſtalt in ſeinem Bilde nöthigt ihn, alle ſeine Figuren auf den Kothurn zu ſtellen, und ſeinem Gemälde dadurch die tragiſche Größe zu geben. Nimmt man den Chor hinweg, ſo muß die Sprache der Tragödie im Ganzen ſinken, oder was jetzt groß und mächtig iſt, wird gezwungen und überſpannt erſcheinen. Der alte Chor, in das franzöſiſche Trauerſpiel eingeführt, würde es in ſeiner ganzen Dürftigkeit darſtellen und zunichte machen; eben derſelbe würde ohne Zweifel Shakeſpears Tragödie erſt ihre wahre Bedeutung geben.

So wie der Chor in die Sprache Leben bringt, ſo bringt er Ruhe in die Handlung — aber die ſchöne und hohe

Ruhe, die der Charakter eines edeln Kunſtwerks ſeyn muß. Denn das Gemüth des Zuſchauers ſoll auch in der heftigſten Paſſion ſeine Freiheit behalten; es ſoll kein Raub der Eindrücke ſeyn, ſondern ſich immer klar und heiter von den Rührungen ſcheiden, die es erleidet. Was das gemeine Urtheil an dem Chor zu tadeln pflegt, daß er die Täuſchung aufhebe, daß er die Gewalt der Affekte breche, das gereicht ihm zu ſeiner höchſten Empfehlung, denn eben dieſe blinde Gewalt der Affekte iſt es, die der wahre Künſtler vermeidet; dieſe Täuſchung iſt es, die er zu erregen verſchmäht. Wenn die Schläge, womit die Tragödie unſer Herz trifft, ohne Unterbrechung auf einander folgten, ſo würde das Leiden über die Thätigkeit ſiegen. Wir würden uns mit dem Stoffe vermengen und nicht mehr über demſelben ſchweben. Dadurch, daß der Chor die Theile auseinander hält, und zwiſchen die Paſſionen mit ſeiner beruhigenden Betrachtung tritt, gibt er uns unſere Freiheit zurück, die im Sturm der Affekte verloren gehen würde. Auch die tragiſchen Perſonen ſelbſt bedürfen dieſes Anhalts, dieſer Ruhe, um ſich zu ſammeln; denn ſie ſind keine wirkliche Weſen, die bloß der Gewalt des Moments gehorchen, und bloß ein Individuum darſtellen, ſondern ideale Perſonen und Repräſentanten ihrer Gattung, die das Tiefe der Menſchheit ausſprechen. Die Gegenwart des Chors, der als ein richtender Zeuge ſie vernimmt, und die erſten Ausbrüche ihrer Leidenſchaft durch ſeine Dazwiſchenkunft bändigt, motivirt die Beſonnenheit, mit der ſie handeln, und die Würde, mit der ſie reden. Sie ſtehen gewiſſermaßen ſchon auf einem natürlichen Theater, weil ſie vor Zuſchauern ſprechen und handeln, und werden eben deßwegen deſto tauglicher, von dem Kunſt-Theater zu einem Publikum zu reden.

Soviel über meine Befugniß, den alten Chor auf die tragiſche Bühne zurückzuführen. Chöre kennt man zwar auch ſchon in der modernen Tragödie; aber der Chor des griechiſchen Trauerſpiels, ſo wie ich ihn hier gebraucht habe, der Chor als eine einzige ideale Perſon, die die ganze Handlung trägt und begleitet, dieſer iſt von jenen opernhaften Chören weſentlich verſchieden, und wenn ich bei Gelegenheit der griechiſchen Tragödie von Chören anſtatt von einem Chor ſprechen höre, ſo entſteht mir der Verdacht, daß man nicht recht wiſſe, wovon man rede. Der Chor der alten Tragödie iſt meines Wiſſens ſeit dem Verfall derſelben nie wieder auf der Bühne erſchienen.

Ich habe den Chor zwar in zwei Theile getrennt und im Streit mit ſich ſelbſt dargeſtellt; aber dies iſt nur dann der Fall, wo er als wirkliche Perſon und als blinde Menge mithandelt. Als Chor und als ideale Perſon iſt er immer Eins mit ſich ſelbſt. Ich habe den Ort verändert und den Chor mehrmal abgehen laſſen; aber auch Aeſchylus, der Schöpfer der Tragödie, und Sophokles, der größte Meiſter in dieſer Kunſt, haben ſich dieſer Freiheit bedient.

Eine andere Freiheit, die ich mir erlaubt, möchte ſchwerer zu rechtfertigen ſeyn. Ich habe die chriſtliche Religion und die griechiſche Götterlehre vermiſcht angewendet, ja ſelbſt an den mauriſchen Aberglauben erinnert. Aber der Schauplatz der Handlung iſt Meſſina, wo dieſe drei Religionen theils lebendig, theils in Denkmälern fortwirkten und zu den Sinnen ſprachen. Und dann halte ich es für ein Recht der Poeſie, die verſchiedenen Religionen als ein kollektives Ganze für die Einbildungskraft zu behandeln, in welchem Alles, was einen eigenen Charakter trägt, eine eigene Empfindungsweiſe ausdrückt, ſeine Stelle findet. Unter der Hülle aller Religionen liegt die Religion ſelbſt, die Idee eines Göttlichen, und es muß dem Dichter erlaubt ſeyn, dieſes auszuſprechen, in welcher Form er es jedesmal am bequemſten und am treffendſten findet.

* * *

Perſonen.

Donna Iſabella, Fürſtin von Meſſina.
Don Manuel, }
Don Ceſar, } ihre Söhne.
Beatrice.
Diego.
Boten.
Chor, beſteht aus dem Gefolge der Brüder.
Die Aelteſten von Meſſina, reden nicht.

Die Braut von Meſſina.

Die Scene iſt eine geräumige Säulenhalle, auf beiden Seiten ſind Eingänge, eine große Flügelthür in der Tiefe führt zu einer Kapelle.

Donna Iſabella in tiefer Trauer, die Aelteſten von Meſſina ſtehen um ſie her.

Iſabella.

Der Noth gehorchend, nicht dem eignen Trieb,
Tret' ich, ihr greiſen Häupter dieſer Stadt,
Heraus zu euch aus den verſchwiegenen
Gemächern meines Frauenſaals, das Antlitz
Vor euren Männerblicken zu entſchleiern.
Denn es geziemt der Wittwe, die den Gatten
Verloren, ihres Lebens Licht und Ruhm,
Die ſchwarz umflorte Nachtgeſtalt dem Aug'
Der Welt in ſtillen Mauern zu verbergen;
Doch unerbittlich, allgewaltig treibt
Des Augenblicks Gebieterſtimme mich
An das entwohnte Licht der Welt hervor.

Nicht zweimal hat der Mond die Lichtgeſtalt
Erneut, ſeit ich den fürſtlichen Gemahl
Zu ſeiner letzten Ruheſtätte trug,
Der mächtigwaltend dieſer Stadt gebot,

Mit ſtarkem Arme gegen eine Welt
Euch ſchützend, die euch feindlich rings umlagert;
Er ſelber iſt dahin, doch lebt ſein Geiſt
In einem tapfern Heldenpaare fort
Glorreicher Söhne, dieſes Landes Stolz.
Ihr habt ſie unter euch in freud'ger Kraft
Aufwachſen ſehen, doch mit ihnen wuchs
Aus unbekannt verhängnißvollem Samen
Auch ein unſel'ger Bruderhaß empor,
Der Kindheit frohe Einigkeit zerreißend,
Und reifte furchtbar mit dem Ernſt der Jahre.
Nie hab' ich ihrer Eintracht mich erfreut;
An dieſen Brüſten nährt' ich Beide gleich;
Gleich unter ſie vertheil' ich Lieb' und Sorge,
Und Beide weiß ich kindlich mir geneigt.
In dieſem einz'gen Triebe ſind ſie eins;
In allem Andern trennt ſie blut'ger Streit.
Zwar weil der Vater noch gefürchtet herrſchte,
Hielt er durch gleicher Strenge furchtbare
Gerechtigkeit die Heftigbrauſenden im Zügel,
Und unter Eines Joches Eiſenſchwere
Bog er vereinend ihren ſtarren Sinn.
Nicht waffentragend durften ſie ſich nahn,
Nicht in denſelben Mauern übernachten;
So hemmt' er zwar mit ſtrengem Machtgebot
Den rohen Ausbruch ihres wilden Triebs,
Doch ungebeſſert in der tiefen Bruſt
Ließ er den Haß — Der Starke achtet es
Gering, die leiſe Quelle zu verſtopfen,
Weil er dem Strome mächtig wehren kann.

Was kommen mußte, kam. Als er die Augen
Im Tode ſchloß, und ſeine ſtarke Hand
Sie nicht mehr bändigt, bricht der alte Groll,
Gleichwie des Feuers eingepreßte Glut,
Zur offnen Flamme ſich entzündend los.
Ich ſag' euch, was ihr Alle ſelbſt bezeugt,
Meſſina theilte ſich, die Bruderfehde
Löſt' alle heil'ge Bande der Natur,
Dem allgemeinen Streit die Loſung gebend,
Schwert traf auf Schwert, zum Schlachtfeld ward die Stadt,
Ja, dieſe Hallen ſelbſt beſprützte Blut.

Des Staates Bande ſahet ihr zerreißen,
Doch mir zerriß im Innerſten das Herz —
Ihr fühltet nur das öffentliche Leiden,
Und fragtet wenig nach der Mutter Schmerz.
Ihr kamt zu mir und ſpracht dies harte Wort:
„Du ſiehſt, daß deiner Söhne Bruderzwiſt
„Die Stadt empört in bürgerlichem Streit,
„Die von dem böſen Nachbar rings umgarnt,
„Durch Eintracht nur dem Feinde widerſteht.
„— Du biſt die Mutter! Wohl, ſo ſiehe zu,
„Wie du der Söhne blut'gen Hader ſtillſt.
„Was kümmert uns, die Friedlichen, der Zank
„Der Herrſcher? Sollen wir zu Grunde gehn,
„Weil deine Söhne wüthend ſich befehden?
„Wir wollen uns ſelbſt rathen ohne ſie,
„Und einem andern Herrn uns übergeben,
„Der unſer Beſtes will und ſchaffen kann!“

So ſprecht ihr rauhen Männer, mitleidlos,
Für euch nur ſorgend und für eure Stadt,
Und wälzet noch die öffentliche Noth
Auf dieſes Herz, das von der Mutter Angſt
Und Sorgen ſchwer genug belaſtet war.
Ich unternahm das nicht zu Hoffende,
Ich warf mit dem zerriſſ'nen Mutterherzen
Mich zwiſchen die Ergrimmten, Friede rufend
Unabgeſchreckt, geſchäftig, unermüdlich
Beſchickt' ich ſie, den Einen um den Andern,
Bis ich erhielt durch mütterliches Flehn,
Daß ſie's zufrieden ſind, in dieſer Stadt
Meſſina, in dem väterlichen Schloß,
Unfeindlich ſich von Angeſicht zu ſehn,
Was nie geſchah, ſeitdem der Fürſt verſchieden.

Dies iſt der Tag! Des Boten harr' ich ſtündlich,
Der mir die Kunde bringt von ihrem Anzug.
— Seyd denn bereit, die Herrſcher zu empfangen
Mit Ehrfurcht, wie's dem Unterthanen ziemt.
Nur eure Pflicht zu leiſten ſeyd bedacht;
Für's Andre laßt uns Andere gewähren.
Verderblich dieſem Land, und ihnen ſelbſt
Verderbenbringend war der Söhne Streit;
Verſöhnt, vereinigt, ſind ſie mächtig g'nug,
Euch zu beſchützen gegen eine Welt,
Und Recht ſich zu verſchaffen — gegen euch!

(Die Aelteſten entfernen ſich ſchweigend, die Hand auf der Bruſt. Sie winkt einem alten Diener, der zurückbleibt.)

Iſabella. Diego.

Iſabella.

Diego!

Diego.

Was gebietet meine Fürſtin?

Iſabella.

Bewährter Diener! Redlich Herz! Tritt näher!
Mein Leben haſt du, meinen Schmerz getheilt;
So theil' auch jetzt das Glück der Glücklichen.
Verpfändet hab' ich deiner treuen Bruſt
Mein ſchmerzlich ſüßes, heiliges Geheimniß.
Der Augenblick iſt da, wo es an's Licht
Des Tages ſoll hervorgezogen werden.
Zu lange ſchon erſtickt' ich der Natur
Gewalt'ge Regung, weil noch über mich
Ein fremder Wille herriſch waltete.
Jetzt darf ſich ihre Stimme frei erheben;
Noch heute ſoll dies Herz befriedigt ſeyn,
Und dieſes Haus, das lang verödet war,
Verſammle Alles, was mir theuer iſt.
So lenke denn die alterſchweren Tritte
Nach jenem wohlbekannten Kloſter hin,
Das einen theuren Schatz mir aufbewahrt.
Du warſt es, treue Seele, der ihn mir
Dorthin geflüchtet hat auf beſſ're Tage,
Den traur'gen Dienſt der Traurigen erzeigend.
Du bringe fröhlich jetzt der Glücklichen
Das theure Pfand zurück!

(Man hört in der Ferne blaſen.)

O eile, eile,

Und laß die Freude deinen Schritt verjüngen!
Ich höre kriegeriſcher Hörner Schall,
Der meiner Söhne Einzug mir verkündigt.

(Diego geht ab. Die Muſik läßt ſich noch von einer entgegengeſetzten Seite immer näher und näher hören.)

Iſabella.

Erregt iſt ganz Meſſina — Horch! ein Strom
Verworrner Stimmen wälzt ſich brauſend her —
Sie ſind's! Das Herz der Mutter, mächtig ſchlagend,
Empfindet ihrer Nähe Kraft und Zug.
Sie ſind's! O meine Kinder, meine Kinder!

(Sie eilt hinaus.)

Chor tritt auf.

(Er beſteht aus zwei Halbchören, welche zu gleicher Zeit, von zwei entgegengeſetzten Seiten, der eine aus der Tiefe, der andere aus dem Vordergrunde eintreten, rund um die Bühne gehen, und ſich alsdann auf derſelben Seite, wo jeder eingetreten, in eine Reihe ſtellen. Den einen Halbchor bilden die älteren, den andern die jüngeren Ritter; beide ſind durch Farbe und Abzeichen verſchieden. Wenn beide Chöre einander gegenüber ſtehen, ſchweigt der Marſch und die beiden Chorführer reden.*)

Erster Chor. (Cajetan.)

Dich begrüß' ich in Ehrfurcht,
Prangende Halle,

---

* Anmerkung. Der Verfaſſer hat bei Ueberſendung des Manuſcripts an das Theater zu Wien einen Vorſchlag beigefügt, wie die Reden des Chors unter einzelne Perſonen vertheilt werden könnten. Der erſte Chor ſollte nämlich aus Cajetan, Berengar, Manfred, Triſtan und acht Rittern Don Manuels, der zweite aus Bohemund, Roger, Hippolyt und neun Rittern Don Ceſars beſtehen. Was jede dieſer Perſonen nach des Verfaſſers Plane zu ſagen haben würde, iſt bei dieſer Ausgabe angedeutet worden.

Dich, meiner Herrſcher
Fürſtliche Wiege,
Säulengetragenes herrliches Dach!
Tief in der Scheide
Ruhe das Schwert!
Vor den Thoren gefeſſelt
Liege des Streits ſchlangenhaariges Scheuſal!
Denn des gaſtlichen Hauſes
Unverletzliche Schwelle
Hütet der Eid, der Erinnyen Sohn,
Der furchtbarſte unter den Göttern der Hölle!

Zweiter Chor. (Bohemund.)

Zürnend ergrimmt mir das Herz im Buſen;
Zu dem Kampf iſt die Fauſt geballt.
Denn ich ſehe das Haupt der Meduſen,
Meines Feindes verhaßte Geſtalt.
Kaum gebiet' ich dem kochenden Blute.
Gönn' ich ihm die Ehre des Worts?
Oder gehorch' ich dem zürnenden Muthe?
Aber mich ſchreckt die Eumenide,
Die Beſchirmerin dieſes Orts,
Und der waltende Gottesfriede.

Erster Chor. (Cajetan.)

Weiſere Faſſung
Ziemet dem Alter,
Ich, der Vernünftige, grüße zuerſt.
(Zu dem zweiten Chor.)
Sey mir willkommen,
Der du mit mir
Gleiche Gefühle

Brüderlich theilend,
Dieſes Pallaſtes
Schützende Götter
Fürchtend verehrſt!
Weil ſich die Fürſten gütlich beſprechen,
Wollen auch wir jetzt Worte des Friedens
Harmlos wechſeln mit ruhigem Blut;
Denn auch das Wort iſt, das heilende, gut.
Aber treff' ich dich draußen im Freien,
Da mag der blutige Kampf ſich erneuen,
Da erprobe das Eiſen den Muth.

Der ganze Chor.

Aber treff' ich dich draußen im Freien,
Da mag der blutige Kampf ſich erneuen,
Da erprobe das Eiſen den Muth.

Erster Chor. (Berengar.)

Dich nicht haſſ' ich! Nicht du biſt mein Feind!
Eine Stadt hat ja uns geboren,
Jene ſind ein fremdes Geſchlecht.
Aber wenn ſich die Fürſten befehden,
Müſſen die Diener ſich morden und tödten,
Das iſt die Ordnung, ſo will es das Recht.

Zweiter Chor. (Bohemund.)

Mögen ſie's wiſſen,
Warum ſie ſich blutig
Haſſend bekämpfen! Mich ficht es nicht an.
Aber wir fechten ihre Schlachten;
Der iſt kein Tapfrer, kein Ehrenmann,
Der den Gebieter läßt verachten.

Der ganze Chor.

Aber wir fechten ihre Schlachten;
Der iſt kein Tapfrer, kein Ehrenmann,
Der den Gebieter läßt verachten.

Einer aus dem Chor. (Berengar.)

Hört, was ich bei mir ſelbſt erwegen,
Als ich müßig daher gezogen
Durch des Korns hochwallende Gaſſen,
Meinen Gedanken überlaſſen.
Wir haben uns in des Kampfes Wuth
Nicht beſonnen und nicht berathen,
Denn uns bethörte das brauſende Blut.
Sind ſie nicht unſer, dieſe Saaten?
Dieſe Ulmen, mit Reben umſponnen,
Sind ſie nicht Kinder unſrer Sonnen?
Könnten wir nicht in frohem Genuß
Harmlos vergnügliche Tage ſpinnen,
Luſtig das leichte Leben gewinnen?
Warum ziehn wir mit raſendem Beginnen
Unſer Schwert für das fremde Geſchlecht?
Es hat an dieſen Boden kein Recht.
Auf dem Meerſchiff iſt es gekommen,
Von der Sonne röthlichem Untergang;
Gaſtlich haben wir's aufgenommen,
(Unſre Väter! Die Zeit iſt lang)
Und jetzt ſehen wir uns als Knechte
Unterthan dieſem fremden Geſchlechte!

Ein Zweiter. (Manfred.)

Wohl! Wir bewohnen ein glückliches Land,
Das die himmelumwandelnde Sonne
Anſieht mit immer freundlicher Helle,

Und wir können es fröhlich genießen,
Aber es läßt ſich nicht ſperren und ſchließen,
Und des Meers rings umgebende Welle
Sie verräth uns dem kühnen Korſaren,
Der die Küſte verwegen durchkreuzt.
Einen Segen haben wir zu bewahren,
Der das Schwert nur des Fremdlings reizt.
Sklaven ſind wir in den eigenen Sitzen,
Das Land kann ſeine Kinder nicht ſchützen,
Nicht wo die goldene Ceres lacht
Und der friedliche Pan, der Flurenbehüter,
Wo das Eiſen wächst in der Berge Schacht,
Da entſpringen der Erde Gebieter.

Erſter Chor. (Cajetan.)

Ungleich vertheilt ſind des Lebens Güter
Unter der Menſchen flücht'gem Geſchlecht;
Aber die Natur, ſie iſt ewig gerecht.
Uns verlieh ſie das Mark und die Fülle,
Die ſich immer erneuend erſchafft;
Jenen ward der gewaltige Wille
Und die unzerbrechliche Kraft.
Mit der furchtbaren Stärke gerüſtet,
Führen ſie aus, was dem Herzen gelüſtet,
Füllen die Erde mit mächtigem Schall;
Aber hinter den großen Höhen
Folgt auch der tiefe, der donnernde Fall.
Darum lob' ich mir, niedrig zu ſtehen,
Mich verbergend in meiner Schwäche!
Jene gewaltigen Wetterbäche,
Aus des Hagels unendlichen Schloſſen,
Aus den Wolkenbrüchen zuſammen gefloſſen,

Kommen finſter gerauſcht und geſchoſſen,
Reißen die Brücken und reißen die Dämme
Donnernd mit fort im Wogengeſchwemme,
Nichts iſt, das die Gewaltigen hemme,
Doch nur der Augenblick hat ſie geboren;
Ihres Laufes furchtbare Spur
Geht verrinnend im Sande verloren,
Die Zerſtörung verkündigt ſie nur.
— Die fremden Eroberer kommen und gehen;
Wir gehorchen, aber wir bleiben ſtehen.

(Die hintere Thüre öffnet ſich; **Donna Iſabella** erſcheint zwiſchen ihren Söhnen **Don Manuel** und **Don Ceſar.**)

Beide Chöre. (Cajetan.)

Preis ihr und Ehre,
Die uns dort aufgeht,
Eine glänzende Sonne!
Knieend verehr' ich dein herrliches Haupt.

Erſter Chor.

Schön iſt des Mondes
Mildere Klarheit
Unter der Sterne blitzendem Glanz;
Schön iſt der Mutter
Liebliche Hoheit
Zwiſchen der Söhne feuriger Kraft.
Nicht auf der Erden
Iſt ihr Bild und ihr Gleichniß zu ſehn.
[*] Hoch auf des Lebens
Gipfel geſtellt,

---

[*] Anmerk. Nach der Abſicht des Verf. ſollte die Stelle: „Hoch auf des Lebens — ihrem Sohn.“ auf dem Theater wegbleiben.

Schließt ſie blühend den Kreis des Schönen;
Mit der Mutter und ihren Söhnen
Krönt ſich die herrlich vollendete Welt.
Selber die Kirche, die göttliche, ſtellt nicht
Schöneres dar auf dem himmliſchen Thron;
Höheres bildet
Selber die Kunſt nicht, die göttlich geborne,
Als die Mutter mit ihrem Sohn.

Zweiter Chor. (Berengar.)

Freudig ſieht ſie aus ihrem Schooße
Einen blühenden Baum ſich erheben,
Der ſich ewig ſproſſend erneut.
Denn ſie hat ein Geſchlecht geboren,
Welches wandeln wird mit der Sonne,
Und den Namen geben der rollenden Zeit.

(Roger.)

Völker verrauſchen,
Namen verklingen,
Finſtre Vergeſſenheit
Breitet die dunkelnachtenden Schwingen
Ueber ganzen Geſchlechtern aus.
Aber der Fürſten
Einſame Häupter
Glänzen erhellt,
Und Aurora berührt ſie
Mit den ewigen Strahlen,
Als die ragenden Gipfel der Welt.

Iſabella

(mit ihren Söhnen hervortretend).

Blick' nieder, hohe Königin des Himmels,
Und halte deine Hand auf dieſes Herz,

Daß es der Uebermuth nicht ſchwellend hebe;
Denn leicht vergäße ſich der Mutter Freude,
Wenn ſie ſich ſpiegelt in der Söhne Glanz.
Zum Erſtenmal, ſeitdem ich ſie geboren,
Umfaſſ' ich meines Glückes Fülle ganz.
Denn bis auf dieſen Tag mußt' ich gewaltſam
Des Herzens fröhliche Ergießung theilen;
Vergeſſen ganz mußt' ich den einen Sohn,
Wenn ich der Nähe mich des andern freute.
O, meine Mutterliebe iſt nur Eine,
Und meine Söhne waren ewig Zwei!
— Sagt, darf ich ohne Zittern mich der ſüßen
Gewalt des trunknen Herzens überlaſſen?

(Zu Don Manuel.)

Wenn ich die Hand des Bruders freundlich drücke,
Stoß' ich den Stachel nicht in deine Bruſt?

(Zu Don Ceſar.)

Wenn ich das Herz an ſeinem Anblick weide,
Iſt's nicht ein Raub an dir? — O ich muß zittern,
Daß meine Liebe ſelbſt, die ich euch zeige,
Nur eures Haſſes Flammen heft'ger ſchüre.

(Nachdem ſie Beide fragend angeſehen.)

Was darf ich mir von euch verſprechen? Redet!
Mit welchem Herzen kamet ihr hieher?
Iſt's noch der alte unverſöhnte Haß,
Den ihr mit herbringt in des Vaters Haus,
Und wartet draußen vor des Schloſſes Thoren
Der Krieg, auf Augenblicke nur gebändigt,
Und knirſchend in das eherne Gebiß,

Um alſobald, wenn ihr den Rücken mir
Gekehrt, mit neuer Wuth ſich zu entfeſſeln?

Chor. (Bohemund.)

Krieg oder Frieden! Noch liegen die Looſe
Dunkel verhüllt in der Zukunft Schooße!
Doch es wird ſich noch, eh' wir uns trennen, entſcheiden;
Wir ſind bereit und gerüſtet zu beiden.

Iſabella

(im ganzen Kreis umſchauend).

Und welcher furchtbar kriegeriſche Anblick!
Was ſollen dieſe hier? Iſt's eine Schlacht,
Die ſich in dieſen Sälen zubereitet?
Wozu die fremde Schaar, wenn eine Mutter
Das Herz aufſchließen will vor ihren Kindern?
Bis in den Schooß der Mutter fürchtet ihr
Der Argliſt Schlingen, tückiſchen Verrath,
Daß ihr den Rücken euch beſorglich deckt?
— O dieſe wilden Banden, die euch folgen,
Die raſchen Diener eures Zorns — *Sie* ſind
Nicht eure Freunde! Glaubet nimmermehr,
Daß ſie euch wohlgeſinnt zum Beſten rathen!
Wie könnten ſie's von Herzen mit euch meinen,
Den Fremdlingen, dem eingedrungenen Stamm,
Der aus dem eignen Erbe ſie vertrieben,
Sich über ſie der Herrſchaft angemaßt?
Glaubt mir! Es liebt ein Jeder, frei ſich ſelbſt
Zu leben nach dem eigenen Geſetz;
Die fremde Herrſchaft wird mit Neid ertragen.
Von eurer Macht allein und ihrer Furcht
Erhaltet ihr den gern verſagten Dienſt.

Lernt dies Geſchlecht, das herzlos falſche, kennen!
Die Schadenfreude iſt's, wodurch ſie ſich
An eurem Glück, an eurer Größe rächen.
Der Herrſcher Fall, der hohen Häupter Sturz
Iſt ihrer Lieder Stoff und ihr Geſpräch,
Was ſich vom Sohn zum Enkel forterzählt,
Womit ſie ſich die Winternächte kürzen.
— O meine Söhne! Feindlich iſt die Welt
Und falſch geſinnt! Es liebt ein Jeder nur
Sich ſelbſt; unſicher, los und wandelbar
Sind alle Bande, die das leichte Glück
Geflochten — Laune löst, was Laune knüpfte —
Nur die Natur iſt redlich! Sie allein
Liegt an dem ew'gen Ankergrunde feſt,
Wenn alles Andre auf den ſturmbewegten Wellen
Des Lebens unſtät treibt — Die Neigung gibt
Den Freund, es gibt der Vortheil den Gefährten;
Wohl dem, dem die Geburt den Bruder gab!
Ihn kann das Glück nicht geben! Anerſchaffen
Iſt ihm der Freund, und gegen eine Welt
Voll Kriegs und Truges ſteht er zweifach da!

Chor. (Cajetan.)

Ja, es iſt etwas Großes, ich muß es verehren,
Um einer Herrſcherin fürſtlichen Sinn:
Ueber der Menſchen Thun und Verkehren
Blickt ſie mit ruhiger Klarheit hin.
Uns aber treibt das verworrene Streben
Blind und ſinnlos durch's wüſte Leben.

Iſabella (zu Don Ceſar).

Du, der das Schwert auf ſeinen Bruder zückt!

Sieh dich umher in dieſer ganzen Schaar,
Wo iſt ein edler Bild als deines Bruders?
(Zu Don Manuel.)
Wer unter dieſen, die du Freunde nennſt,
Darf deinem Bruder ſich zur Seite ſtellen?
Ein Jeder iſt ein Muſter ſeines Alters,
Und Keiner gleicht und Keiner weicht dem Andern.
Wagt es, euch in das Angeſicht zu ſehn!
O Raſerei der Eiferſucht, des Neides!
Ihn würdeſt du aus Tauſenden heraus
Zum Freunde dir gewählt, ihn an dein Herz
Geſchloſſen haben als den Einzigen;
Und jetzt, da ihn die heilige Natur
Dir gab, dir in der Wiege ſchon ihn ſchenkte,
Trittſt du, ein Frevler an dem eignen Blut,
Mit ſtolzer Willkühr ihr Geſchenk mit Füßen,
Dich wegzuwerfen an den ſchlechtern Mann,
Dich an den Feind und Fremdling anzuſchließen!

Don Manuel.

Höre mich, Mutter!

Don Ceſar.

Mutter, höre mich!

Iſabella.

Nicht Worte ſind's, die dieſen traur'gen Streit
Erledigen — Hier iſt das Mein und Dein,
Die Rache von der Schuld nicht mehr zu ſondern.
— Wer möchte noch das alte Bette finden
Des Schwefelſtroms, der glühend ſich ergoß?
Des unterird'ſchen Feuers ſchreckliche
Geburt iſt Alles, eine Lavarinde

Liegt aufgeſchichtet über den Geſunden,
Und jeder Fußtritt wandelt auf Zerſtörung.
— Nur dieſes Eine leg' ich euch an's Herz:
Das Böſe, das der Mann, der mündige,
Dem Manne zufügt, das, ich will es glauben;
Vergibt ſich und verſöhnt ſich ſchwer. Der Mann
Will ſeinen Haß, und keine Zeit verändert
Den Rathſchluß, den er wohl beſonnen faßt.
Doch eures Haders Urſprung ſteigt hinauf
In unverſtänd'ger Kindheit frühe Zeit,
Sein Alter iſt's, was ihn entwaffnen ſollte.
Fraget zurück, was euch zuerſt entzweite;
Ihr wißt es nicht, ja fändet ihr's auch aus,
Ihr würdet euch des kind'ſchen Haders ſchämen.
Und dennoch iſt's der erſte Kinderſtreit,
Der, fortgezeugt in unglückſel'ger Kette,
Die neuſte Unbill dieſes Tags geboren.
Denn alle ſchweren Thaten, die bis jetzt geſchahn,
Sind nur des Argwohns und der Rache Kinder.
— Und jene Knabenfehde wolltet ihr
Noch jetzt fortkämpfen, da ihr Männer ſeyd?

(Beider Hände faſſend.)

O meine Söhne! Kommt, entſchließet euch,
Die Rechnung gegenſeitig zu vertilgen,
Denn gleich auf beiden Seiten iſt das Unrecht.
Seyd edel, und großherzig ſchenkt einander
Die unabtragbar ungeheure Schuld.
Der Siege göttlichſter iſt das Vergeben!
In euers Vaters Gruft werft ihn hinab
Den alten Haß der frühen Kinderzeit!

Der ſchönen Liebe ſey das neue Leben,
Der Eintracht, der Verſöhnung ſey's geweiht.

(Sie tritt einen Schritt zwiſchen Beiden zurück, als wollte ſie ihnen Raum geben, ſich einander zu nähern. Beide blicken zur Erde ohne einander anzuſehen.)

Chor. (Cajetan.)

Höret der Mutter vermahnende Rede,
Wahrlich, ſie ſpricht ein gewichtiges Wort!
Laßt es genug ſeyn und endet die Fehde,
Oder gefällt's euch, ſo ſetzet ſie fort;
Was euch genehm iſt, das iſt mir gerecht,
Ihr ſeyd die Herrſcher und ich bin der Knecht.

Iſabella

(nachdem ſie einige Zeit innegehalten und vergebens eine Aeuſſerung der Brüder erwartet, mit unterdrücktem Schmerz).

Jetzt weiß ich nichts mehr. Ausgeleert hab' ich
Der Worte Köcher und erſchöpft der Bitten Kraft.
Im Grabe ruht, der euch gewaltſam bändigte,
Und machtlos ſteht die Mutter zwiſchen euch.
— Vollendet! Ihr habt freie Macht! Gehorcht
Dem Dämon, der euch ſinnlos wüthend treibt!
Ehrt nicht des Hausgotts heiligen Altar!
Laßt dieſe Halle ſelbſt, die euch geboren,
Den Schauplatz werden eures Wechſelmords.
Vor eurer Mutter Aug' zerſtöret euch
Mit euren eignen, nicht durch fremde Hände.
Leib gegen Leib, wie das Thebaniſche Paar,
Rückt auf einander an, und wuthvoll ringend
Umfanget euch mit eherner Umarmung!
Leben um Leben tauſchend ſiege Jeder,

Den Dolch einbohrend in des Andern Bruſt,
Daß ſelbſt der Tod nicht eure Zwietracht heile,
Die Flamme ſelbſt, des Feuers rothe Säule,
Die ſich von eurem Scheiterhaufen hebt,
Sich zweigeſpalten von einander theile,
Ein ſchaudernd Bild, wie ihr geſtorben und gelebt.

(Sie geht ab. Die Brüder bleiben noch in der vorigen Entfernung von einander ſtehen.)

Beide Brüder. Beide Chöre.

Chor. (Cajetan.)

Es ſind nur Worte, die ſie geſprochen,
Aber ſie haben den fröhlichen Muth
In der felſigen Bruſt mir gebrochen.
Ich nicht vergoß das verwandte Blut.
Rein, zum Himmel erheb' ich die Hände,
Ihr ſeyd Brüder! Bedenket das Ende!

Don Ceſar

(ohne Don Manuel anzuſehen).

Du biſt der ältre Bruder, rede du!
Dem Erſtgebornen weich' ich ohne Schande.

Don Manuel (in derſelben Stellung).

Sag' etwas Gutes und ich folge gern
Dem edeln Beiſpiel, das der Jüngre gibt.

Don Ceſar.

Nicht, weil ich für den Schuldigeren mich
Erkenne, oder ſchwächer gar mich fühle —

Don Manuel.

Nicht Kleinmuths zeiht Don Ceſarn, wer ihn kennt;
Fühlt er ſich ſchwächer, würd' er ſtolzer reden.

Don Ceſar.
Denkſt du von deinem Bruder nicht geringer?

Don Manuel.
Du biſt zu ſtolz zur Demuth, ich zur Lüge.

Don Ceſar.
Verachtung nicht erträgt mein edles Herz;
Doch in des Kampfes heftigſter Erbittrung
Gedachteſt du mit Würde deines Bruders.

Don Manuel.
Du willſt nicht meinen Tod; ich habe Proben.
Ein Mönch erbot ſich dir, mich meuchleriſch
Zu morden; du beſtrafteſt den Verräther.

Don Ceſar (tritt etwas näher).
Hätt' ich dich früher ſo gerecht erkannt,
Es wäre Vieles ungeſchehn geblieben.

Don Manuel.
Und hätt' ich dir ein ſo verſöhnlich Herz
Gewußt, viel Mühe ſpart' ich dann der Mutter.

Don Ceſar.
Du wurdeſt mir viel ſtolzer abgeſchildert.

Don Manuel.
Es iſt der Fluch der Hohen, daß die Niedern
Sich ihres offnen Ohrs bemächtigen.

Don Ceſar (lebhaft).
So iſt's. Die Diener tragen alle Schuld.

Don Manuel.
Die unſer Herz in bitterm Haß entfremdet.

Don Ceſar.
Die böſe Worte hin und wieder trugen.

Don Manuel.

Mit falſcher Deutung jede That vergiftet.

Don Ceſar.

Die Wunde nährten, die ſie heilen ſollten.

Don Manuel.

Die Flamme ſchürten, die ſie löſchen konnten.

Don Ceſar.

Wir waren die Verführten, die Betrognen!

Don Manuel.

Das blinde Werkzeug fremder Leidenſchaft!

Don Ceſar.

Iſt's wahr, daß alles Andre treulos iſt —

Don Manuel.

Und falſch! Die Mutter ſagt's; du darfſt es glauben!

Don Ceſar.

So will ich dieſe Bruderhand ergreifen —

(Er reicht ihm die Hand hin.)

Don Manuel (ergreift ſie lebhaft).

Die mir die nächſte iſt auf dieſer Welt.

(Beide ſtehen Hand in Hand und betrachten einander eine Zeitlang ſchweigend.)

Don Ceſar.

Ich ſeh' dich an, und überraſcht, erſtaunt
Find' ich in dir der Mutter theure Züge.

Don Manuel.

Und eine Aehnlichkeit entdeckt ſich mir
In dir, die mich noch wunderbarer rühret.

Don Ceſar.

Biſt du es wirklich, der dem jüngern Bruder
So hold begegnet und ſo gütig ſpricht?

Don Manuel.

Iſt dieſer freundlich ſanftgeſinnte Jüngling
Der übelwollend mir gehäſſ'ge Bruder?

(Wiederum Stillſchweigen; Jeder ſteht in dem Anblick des Andern verloren.)

Don Ceſar.

Du nahmſt die Pferde von arab'ſcher Zucht
In Anſpruch, aus dem Nachlaß unſers Vaters.
Den Rittern, die du ſchickteſt, ſchlug ich's ab.

Don Manuel.

Sie ſind dir lieb. Ich denke nicht mehr dran.

Don Ceſar.

Nein, nimm die Roſſe, nimm den Wagen auch
Des Vaters, nimm ſie, ich beſchwöre dich!

Don Manuel.

Ich will es thun, wenn du das Schloß am Meere
Beziehen willſt, um das wir heftig ſtritten.

Don Ceſar.

Ich nehm' es nicht, doch bin ich's wohl zufrieden,
Daß wir's gemeinſam brüderlich bewohnen.

Don Manuel.

So ſey's! Warum ausſchließend Eigenthum
Beſitzen, da die Herzen einig ſind?

Don Ceſar.

Warum noch länger abgeſondert leben,
Da wir, vereinigt, jeder reicher werden?

Don Manuel.

Wir ſind nicht mehr getrennt, wir ſind vereinigt.

(Er eilt in ſeine Arme.)

Erster Chor (zum zweiten). (Cajetan.)
Was ſtehen wir hier noch feindlich geſchieden,
Da die Fürſten ſich liebend umfaſſen?
Ihrem Beiſpiel folg' ich und biete dir Frieden;
Wollen wir einander denn ewig haſſen?
Sind ſie Brüder durch Blutes Bande,
Sind wir Bürger und Söhne von einem Lande.
(Beide Chöre umarmen ſich.)

Ein Bote tritt auf.

Zweiter Chor (zu Don Ceſar). (Bohemund.)
Den Späher, den du ausgeſendet, Herr,
Erblick' ich wiederkehrend. Freue dich,
Don Ceſar! Gute Botſchaft harret dein:
Denn fröhlich ſtrahlt der Blick des Kommenden.

Bote.
Heil mir und Heil der fluchbefreiten Stadt!
Des ſchönſten Anblicks wird mein Auge froh.
Die Söhne meines Herrn, die Fürſten ſeh' ich
In friedlichem Geſpräche, Hand in Hand,
Die ich in heißer Kampfes-Wuth verlaſſen.

Don Ceſar.
Du ſiehſt die Liebe aus des Haſſes Flammen
Wie einen neu verjüngten Phönix ſteigen.

Bote.
Ein zweites leg' ich zu dem erſten Glück!
Mein Botenſtab ergrünt von friſchen Zweigen!

Don Ceſar (ihn bei Seite führend).
Laß hören, was du bringſt.

Bote.

Ein einz'ger Tag
Will Alles, was erfreulich iſt, verſammeln.
Auch die Verlorene, nach der wir ſuchten,
Sie iſt gefunden, Herr, ſie iſt nicht weit.

Don Ceſar.

Sie iſt gefunden! O wo iſt ſie? Sprich!

Bote.

Hier in Meſſina, Herr, verbirgt ſie ſich.

Don Manuel

(zu dem erſten Halbchor gewendet).

Von hoher Röthe Glut ſeh' ich die Wangen
Des Bruders glänzen, und ſein Auge blitzt.
Ich weiß nicht, was es iſt; doch iſt's die Farbe
Der Freude und mitfreuend theil' ich ſie.

Don Ceſar (zu dem Boten).

Komm, führe mich! — Leb' wohl, Don Manuel!
Im Arm der Mutter finden wir uns wieder;
Jetzt fordert mich ein dringend Werk von hier.

(Er will gehen.)

Don Manuel.

Verſchieb es nicht. Das Glück begleite dich.

Don Ceſar

(beſinnt ſich und kommt zurück).

Don Manuel! Mehr, als ich ſagen kann,
Freut mich dein Anblick — Ja, mir ahnet ſchon,
Wir werden uns wie Herzensfreunde lieben;
Der langgebundne Trieb wird freud'ger nur
Und mächt'ger ſtreben in der neuen Sonne;
Nachholen werd' ich das verlorne Leben.

Don Manuel.

Die Blüthe deutet auf die ſchöne Frucht.

Don Ceſar.

Es iſt nicht recht, ich fühl's und tadle mich,
Daß ich mich jetzt aus deinen Armen reiße;
Denk nicht, ich fühle weniger als du,
Weil ich die feſtlich ſchöne Stunde raſch zerſchneide.

Don Manuel (mit ſichtbarer Zerſtreuung).

Gehorche du dem Augenblick! Der Liebe
Gehört von heute an das ganze Leben.

Don Ceſar.

Entdeckt' ich dir, was mich von hinnen ruft —

Don Manuel.

Laß mir dein Herz! Dir bleibe dein Geheimniß.

Don Ceſar.

Auch kein Geheimniß trennt uns ferner mehr;
Bald ſoll die letzte dunkle Falte ſchwinden!

(Zu dem Chor gewendet.)

Euch künd' ich's an, damit ihr's Alle wiſſet!
Der Streit iſt abgeſchloſſen zwiſchen mir
Und dem geliebten Bruder! Den erklär' ich
Für meinen Todfeind und Beleidiger,
Und werd' ihn haſſen, wie der Hölle Pforten,
Der den erloſchnen Funken unſers Streits
Aufbläſt zu neuen Flammen — Hoffe Keiner
Mir zu gefallen oder Dank zu ernten,
Der von dem Bruder Böſes mir berichtet,
Mit falſcher Dienſtbegier den bittern Pfeil
Des raſchen Worts geſchäftig weiter ſendet.
— Nicht Wurzeln aus der Lippe ſchlägt das Wort,

Das unbedacht dem ſchnellen Zorn entflohen;
Doch von dem Ohr des Argwohns aufgefangen,
Kriecht es wie Schlingkraut endlos treibend fort,
Und hängt an's Herz ſich an mit tauſend Aeſten;
So trennen endlich in Verworrenheit
Unheilbar ſich die Guten und die Beſten!

(Er umarmt den Bruder noch einmal und geht ab, von dem zweiten Chore begleitet.)

Don Manuel und der erste Chor.

Chor. (Cajetan.)
Bewunderungsvoll, o Herr, betracht' ich dich,
Und faſt muß ich dich heute ganz verkennen.
Mit karger Rede kaum erwiderſt du
Des Bruders Liebesworte, der gutmeinend
Mit offnem Herzen dir entgegen kommt.
Verſunken in dich ſelber ſtehſt du da,
Gleich einem Träumenden, als wäre nur
Dein Leib zugegen und die Seele fern.
Wer ſo dich ſähe, möchte leicht der Kälte
Dich zeihn und ſtolz unfreundlichen Gemüths;
Ich aber will dich drum nicht fühllos ſchelten,
Denn heiter blickſt du, wie ein Glücklicher,
Um dich und Lächeln ſpielt um deine Wangen.

Don Manuel.
Was ſoll ich ſagen? Was erwidern? Mag
Der Bruder Worte finden! Ihn ergreift
Ein überraſchend neu Gefühl; er ſieht
Den alten Haß aus ſeinem Buſen ſchwinden,
Und wundernd fühlt er ſein verwandelt Herz.

Ich — habe keinen Haß mehr mitgebracht;
Kaum weiß ich noch, warum wir blutig ſtritten.
Denn über allen ird'ſchen Dingen hoch
Schwebt mir auf Freudenfittigen die Seele,
Und in dem Glanzesmeer, das mich umfängt,
Sind alle Wolken mir und finſtre Falten
Des Lebens ausgeglättet und verſchwunden.
— Ich ſehe dieſe Hallen, dieſe Säle,
Und denke mir das freudige Erſchrecken
Der überraſchten hocherſtaunten Braut,
Wenn ich als Fürſtin ſie und Herrſcherin
Durch dieſes Hauſes Pforten führen werde.
— Noch liebt ſie nur den Liebenden! Dem Fremdling,
Dem Namenloſen hat ſie ſich gegeben.
Nicht ahnet ſie, daß es Don Manuel,
Meſſina's Fürſt iſt, der die goldne Binde
Ihr um die ſchöne Stirne flechten wird.
Wie ſüß iſt's, das Geliebte zu beglücken
Mit ungehoffter Größe, Glanz und Schein!
Längſt ſpart' ich mir dies höchſte der Entzücken;
Wohl bleibt es ſtets ſein höchſter Schmuck allein;
Doch auch die Hoheit darf das Schöne ſchmücken,
Der goldne Reif erhebt den Edelſtein.

Chor. (Cajetan.)

Ich höre dich, o Herr, vom langen Schweigen
Zum Erſtenmal den ſtummen Mund entſiegeln.
Mit Späheraugen folgt' ich dir ſchon längſt,
Ein ſeltſam wunderbar Geheimniß ahnend;
Doch nicht erkühnt' ich mich, was du vor mir
In tiefes Dunkel hüllſt, dir abzufragen.

Dich reizt nicht mehr der Jagden muntre Luſt,
Der Roſſe Wettlauf und des Falken Sieg.
Aus der Gefährten Aug' verſchwindeſt du,
So oft die Sonne ſinkt zum Himmelsrande,
Und Keiner unſers Chors, die wir dich ſonſt
In jeder Kriegs- und Jagdgefahr begleiten,
Mag deines ſtillen Pfads Gefährte ſeyn.
Warum verſchleierſt du bis dieſen Tag
Dein Liebesglück mit dieſer neid'ſchen Hülle?
Was zwingt den Mächtigen, daß er verhehle?
Denn Furcht iſt fern von deiner großen Seele.

Don Manuel.

Geflügelt iſt das Glück und ſchwer zu binden;
Nur in verſchloſſ'ner Lade wird's bewahrt.
Das Schweigen iſt zum Hüter ihm geſetzt,
Und raſch entfliegt es, wenn Geſchwätzigkeit
Voreilig wagt, die Decke zu erheben.
Doch jetzt, dem Ziel ſo nahe, darf ich wohl
Das lange Schweigen brechen und ich will's.
Denn mit der nächſten Morgenſonne Strahl
Iſt ſie die Meine, und des Dämons Neid
Wird keine Macht mehr haben über mich.
Nicht mehr verſtohlen werd' ich zu ihr ſchleichen,
Nicht rauben mehr der Liebe goldne Frucht;
Nicht mehr die Freude haſchen auf der Flucht,
Das Morgen wird dem ſchönen Heute gleichen,
Nicht Blitzen gleich, die ſchnell vorüber ſchießen
Und plötzlich von der Nacht verſchlungen ſind,
Mein Glück wird ſeyn, gleichwie des Baches Fließen,
Gleichwie der Sand des Stundenglaſes rinnt!

Chor. (Cajetan.)

So nenne ſie uns, Herr, die dich im Stillen
Beglückt, daß wir dein Loos beneidend rühmen
Und würdig ehren unſers Fürſten Braut.
Sag' an, wo du ſie fandeſt, wo verbirgſt,
In welches Orts verſchwiegner Heimlichkeit?
Denn wir durchziehen ſchwärmend weit und breit
Die Inſel auf der Jagd verſchlungnen Pfaden;
Doch keine Spur hat uns dein Glück verrathen,
So daß ich bald mich überreden möchte,
Es hülle ſie ein Zaubernebel ein.

Don Manuel.

Den Zauber löſ' ich auf, denn heute noch
Soll, was verborgen war, die Sonne ſchauen.
Vernehmet denn und hört, wie mir geſchah.
Fünf Monde ſind's, es herrſchte noch im Lande
Des Vaters Macht, und beugete gewaltſam
Der Jugend ſtarren Nacken in das Joch —
Nichts kannt' ich als der Waffen wilde Freuden,
Und als des Waidwerks kriegeriſche Luſt.
— Wir hatten ſchon den ganzen Tag gejagt
Entlang des Waldgebirges — da geſchah's,
Daß die Verfolgung einer weißen Hindin
Mich weit hinweg aus eurem Haufen riß.
Das ſcheue Thier floh durch des Thales Krümmen,
Durch Buſch und Kluft und bahnenlos Geſtrüpp;
Auf Wurfes Weite ſah ich's ſtets vor mir,
Doch konnt' ich's nicht erreichen, noch erzielen,
Bis es zuletzt an eines Gartens Pforte mir
Verſchwand. Schnell von dem Roß herab mich werfend

Dring' ich ihm nach, ſchon mit dem Speere zielend;
Da ſeh' ich wundernd das erſchrockne Thier
Zu einer Nonne Füßen zitternd liegen,
Die es mit zarten Händen ſchmeichelnd koſt.
Bewegungslos ſtarr' ich das Wunder an,
Den Jagdſpieß in der Hand, zum Wurf ausholend —
Sie aber blickt mit großen Augen flehend
Mich an; ſo ſtehn wir ſchweigend gegen einander —
Wie lange Friſt, das kann ich nicht ermeſſen,
Denn alles Maaß der Zeiten war vergeſſen.
Tief in die Seele drückt' ſie mir den Blick,
Und umgewandelt ſchnell iſt mir das Herz.
— Was ich nun ſprach, was die Holdſel'ge mir
Erwidert, möge Niemand mich befragen,
Denn wie ein Traumbild liegt es hinter mir
Aus früher Kindheit dämmerhellen Tagen.
An meiner Bruſt fühlt' ich die ihre ſchlagen,
Als die Beſinnungskraft mir wieder kam.
Da hört' ich einer Glocke helles Läuten,
Den Ruf zur Hora ſchien es zu bedeuten,
Und ſchnell, wie Geiſter in die Luft verwehen,
Entſchwand ſie mir und ward nicht mehr geſehen.

Chor. (Cajetan.)

Mit Furcht, o Herr, erfüllt mich dein Bericht.
Raub haſt du an dem Göttlichen begangen,
Des Himmels Braut berührt mit ſündigem Verlangen,
Denn furchtbar heilig iſt des Kloſters Pflicht.

Don Manuel.

Jetzt hatt' ich Eine Straße nur zu wandeln;
Das unſtät ſchwanke Sehnen war gebunden,

Dem Leben war ſein Inhalt ausgefunden;
Und wie der Pilger ſich nach Oſten wendet,
Wo ihm die Sonne der Verheißung glänzt,
So kehrte ſich mein Hoffen und mein Sehnen
Dem Einen hellen Himmelspunkte zu.
Kein Tag entſtieg dem Meer und ſank hinunter,
Der nicht zwei glücklich Liebende vereinte.
Geflochten ſtill war unſrer Herzen Bund,
Nur der allſeh'nde Aether über uns
War des verſchwiegnen Glücks vertrauter Zeuge;
Es brauchte weiter keines Menſchen Dienſt.
Das waren goldne Stunden, ſel'ge Tage!
— Nicht Raub am Himmel war mein Glück, denn noch
Durch kein Gelübde war das Herz gefeſſelt,
Das ſich auf ewig mir zu eigen gab.

Chor. (Cajetan.)

So war das Kloſter eine Freiſtatt nur
Der zarten Jugend, nicht des Lebens Grab?

Don Manuel.

Ein heilig Pfand ward ſie dem Gotteshaus
Vertraut, das man zurück einſt werde fordern.

Chor. (Cajetan.)

Doch welches Blutes rühmt ſie ſich zu ſeyn?
Denn nur vom Edeln kann das Edle ſtammen.

Don Manuel.

Sich ſelber ein Geheimniß wuchs ſie auf.
Nicht kennt ſie ihr Geſchlecht, noch Vaterland.

Chor. (Cajetan.)

Und leitet keine dunkle Spur zurück
Zu ihres Daſeyns unbekannten Quellen?

Don Manuel.

Daß ſie von edelm Blut, geſteht der Mann,
Der Einz'ge, der um ihre Herkunft weiß.

Chor. (Cajetan.)

Wer iſt der Mann? Nichts halte mir zurück,
Denn wiſſend nur kann ich dir nützlich rathen.

Don Manuel.

Ein alter Diener naht von Zeit zu Zeit,
Der einz'ge Bote zwiſchen Kind und Mutter.

Chor. (Cajetan.)

Von dieſem Alten haſt du nichts erforſcht?
Feigherzig und geſchwätzig iſt das Alter.

Don Manuel.

Nie wagt' ich's, einer Neugier nachzugeben,
Die mein verſchwieg'nes Glück gefährden konnte.

Chor. (Cajetan.)

Was aber war der Inhalt ſeiner Worte,
Wenn er die Jungfrau zu beſuchen kam?

Don Manuel.

Auf eine Zeit, die Alles löſen würde,
Hat er von Jahr zu Jahren ſie vertröſtet.

Chor. (Cajetan.)

Und dieſe Zeit, die Alles löſen ſoll,
Hat er ſie näher deutend nicht bezeichnet?

Don Manuel

Seit wenig Monden drohete der Greis
Mit einer nahen Aendrung ihres Schickſals.

Chor. (Cajetan.)

Er drohte, ſagſt du? Alſo fürchteſt du
Ein Licht zu ſchöpfen, das dich nicht erfreut?

Don Manuel.

Ein jeder Wechſel ſchreckt den Glücklichen;
Wo kein Gewinn zu hoffen, droht Verluſt.

Chor. (Cajetan.)

Doch konnte die Entdeckung, die du fürchteſt,
Auch deiner Liebe günſt'ge Zeichen bringen.

Don Manuel.

Auch ſtürzen konnte ſie mein Glück; drum wählt' ich
Das Sicherſte, ihr ſchnell zuvor zu kommen.

Chor. (Cajetan.)

Wie das, o Herr? Mit Furcht erfüllſt du mich,
Und eine raſche That muß ich beſorgen.

Don Manuel.

Schon ſeit den letzten Monden ließ der Greis
Geheimnißvolle Winke ſich entfallen,
Daß nicht mehr ferne ſey der Tag, der ſie
Den Ihrigen zurücke geben werde.
Seit geſtern aber ſprach er's deutlich aus,
Daß mit der nächſten Morgenſonne Strahl —
Dies aber iſt der Tag, der heute leuchtet —
Ihr Schickſal ſich entſcheidend werde löſen.
Kein Augenblick war zu verlieren; ſchnell
War mein Entſchluß gefaßt und ſchnell vollſtreckt.
In dieſer Nacht raubt' ich die Jungfrau weg,
Und brachte ſie verborgen nach Meſſina.

Chor. (Cajetan.)

Welch kühn verwegen-räuberiſche That!
— Verzeih, o Herr, die freie Tadelrede!
Doch ſolches iſt des weiſern Alters Recht,
Wenn ſich die raſche Jugend kühn vergißt.

Don Manuel.

Unfern vom Kloſter der Barmherzigen,
In eines Gartens abgeſchiedner Stille,
Der von der Neugier nicht betreten wird,
Trennt' ich mich eben jetzt von ihr, hieher
Zu der Verſöhnung mit dem Bruder eilend.
In banger Furcht ließ ich ſie dort allein
Zurück, die ſich nichts weniger erwartet,
Als in dem Glanz der Fürſtin eingeholt
Und auf erhabnem Fußgeſtell des Ruhms
Vor ganz Meſſina ausgeſtellt zu werden.
Denn anders nicht ſoll ſie mich wiederſehn,
Als in der Größe Schmuck und Staat, und feſtlich
Von eurem ritterlichen Chor umgeben.
Nicht will ich, daß Don Manuels Verlobte
Als eine Heimatloſe, Flüchtige
Der Mutter nahen ſoll, die ich ihr gebe;
Als eine Fürſtin fürſtlich will ich ſie
Einführen in die Hofburg meiner Väter.

Chor. (Cajetan.)

Gebiete, Herr! Wir harren deines Winks.

Don Manuel.

Ich habe mich aus ihrem Arm geriſſen,
Doch nur mit ihr werd' ich beſchäftigt ſeyn.
Denn nach dem Bazar ſollt ihr mich anjetzt
Begleiten, wo die Mohren zum Verkauf
Ausſtellen, was das Morgenland erzeugt
An edelm Stoff und feinem Kunſtgebild.
Erſt wählet aus die zierlichen Sandalen,
Der zartgeformten Füße Schutz und Zier,

Dann zum Gewande wählt das Kunſtgewebe
Des Indiers, hellglänzend wie der Schnee
Des Aetna, der der nächſte iſt dem Licht —
Und leicht umfließ' es, wie der Morgenduft,
Den zarten Bau der jugendlichen Glieder.
Von Purpur ſey, mit zarten Fäden Goldes
Durchwirkt, der Gürtel, der die Tunika
Unter dem zücht'gen Buſen reizend knüpft;
Dazu den Mantel wählt von glänzender
Seide gewebt, in gleichem Purpur ſchimmernd;
Ueber der Achſel heft' ihn eine goldne
Cikade — Auch die Spangen nicht vergeßt,
Die ſchönen Arme reizend zu umzirken;
Auch nicht der Perlen und Korallen Schmuck,
Der Meeresgöttin wunderſame Gaben.
Um die Locken winde ſich ein Diadem,
Gefüget aus dem köſtlichſten Geſtein,
Worin der feurig glühende Rubin
Mit dem Smaragd die Farbenblitze kreuze.
Oben im Haarſchmuck ſey der lange Schleier
Befeſtigt, der die glänzende Geſtalt,
Gleich einem hellen Lichtgewölk, umfließe,
Und mit der Myrthe jungfräulichem Kranze
Vollende krönend ſich das ſchöne Ganze.

Chor. (Cajetan.)

Es ſoll geſchehen, Herr! wie du gebieteſt,
Denn fertig und vollendet findet ſich
Dies Alles auf dem Bazar ausgeſtellt.

Don Manuel.

Den ſchönſten Zelter führet dann hervor

Aus meinen Ställen; ſeine Farbe ſey
Lichtweiß, gleichwie des Sonnengottes Pferde;
Von Purpur ſey die Decke, und Geſchirr
Und Zügel reich beſetzt mit edeln Steinen:
Denn tragen ſoll er meine Königin.
Ihr ſelber haltet euch bereit, im Glanz
Des Ritterſtaates, unterm freud'gen Schall
Der Hörner, eure Fürſtin heimzuführen.
Dies Alles zu beſorgen geh' ich jetzt;
Zwei unter euch erwähl' ich zu Begleitern,
Ihr Andern wartet mein — Was ihr vernahmt,
Bewahrt's in eures Buſens tiefem Grunde,
Bis ich das Band gelöſt von eurem Munde.

(Er geht ab, von Zweien aus dem Chor begleitet.)

Chor. (Cajetan.)

Sage, was werden wir jetzt beginnen,
Da die Fürſten ruhen vom Streit,
Auszufüllen die Leere der Stunden,
Und die lange unendliche Zeit?
Etwas fürchten und hoffen und ſorgen
Muß der Menſch vor dem kommenden Morgen,
Daß er die Schwere des Daſeyns ertrage,
Und das ermüdende Gleichmaß der Tage,
Und mit erfriſchendem Windesweben
Kräuſelnd bewege das ſtockende Leben.

Einer aus dem Chor. (Manfred.)

Schön iſt der Friede! Ein lieblicher Knabe
Liegt er gelagert am ruhigen Bach,
Und die hüpfenden Lämmer graſen
Luſtig um ihn auf dem ſonnigen Raſen;

Süßes Tönen entlockt er der Flöte,
Und das Echo des Berges wird wach,
Oder im Schimmer der Abendröthe
Wiegt ihn in Schlummer der murmelnde Bach —
Aber der Krieg auch hat ſeine Ehre,
Der Beweger des Menſchengeſchicks,
Mir gefällt ein lebendiges Leben,
Mir ein ewiges Schwanken und Schwingen und Schweben
Auf der ſteigenden, fallenden Welle des Glücks.
Denn der Menſch verkümmert im Frieden;
Müßige Ruh' iſt das Grab des Muths.
Das Geſetz iſt der Freund der Schwachen,
Alles will es nur eben machen,
Möchte gern die Welt verflachen;
Aber der Krieg läßt die Kraft erſcheinen,
Alles erhebt er zum Ungemeinen,
Selber dem Feigen erzeugt er den Muth.

Ein Zweiter. (Berengar.)

Stehen nicht Amors Tempel offen?
Wallet nicht zu dem Schönen die Welt?
Da iſt das Fürchten! da iſt das Hoffen!
König iſt hier, wer den Augen gefällt!
Auch die Liebe beweget das Leben,
Daß ſich die graulichen Farben erheben.
Reizend betrügt ſie die glücklichen Jahre,
Die gefällige Tochter des Schaums;
In das Gemeine und Traurigwahre
Webt ſie die Bilder des goldenen Traums.

Ein Dritter. (Cajetan.)

Bleibe die Blume dem blühenden Lenze,

Scheine das Schöne! und flechte ſich Kränze,
Wem die Locken noch jugendlich grünen;
Aber dem männlichen Alter ziemt's,
Einem ernſteren Gott zu dienen.

Erſter. (Manfred.)

Der ſtrengen Diana, der Freundin der Jagden,
Laſſet uns folgen in's wilde Gehölz,
Wo die Wälder am dunkelſten nachten,
Und den Springbock ſtürzen vom Fels.
Denn die Jagd iſt ein Gleichniß der Schlachten,
Des ernſten Kriegsgotts luſtige Braut —
Man iſt auf mit dem Morgenſtrahl,
Wenn die ſchmetternden Hörner laden
Luſtig hinaus in das dampfende Thal,
Ueber Berge, über Klüfte,
Die ermatteten Glieder zu baden
In den erfriſchenden Strömen der Lüfte!

Zweiter. (Berengar.)

Oder wollen wir uns der blauen
Göttin, der ewig bewegten, vertrauen,
Die uns mit freundlicher Spiegelhelle
Ladet in ihren unendlichen Schooß?
Bauen wir auf der tanzenden Welle
Uns ein luſtig ſchwimmendes Schloß?
Wer das grüne kryſtallene Feld
Pflügt mit des Schiffes eilendem Kiele,
Der vermählt ſich das Glück, dem gehört die Welt
Ohne die Saat erblüht ihm die Ernte!
Denn das Meer iſt der Raum der Hoffnung
Und der Zufälle launiſch Reich;

Hier wird der Reiche ſchnell zum Armen
Und der Aermſte dem Fürſten gleich.
Wie der Wind mit Gedankenſchnelle
Läuft um die ganze Windesroſe,
Wechſeln hier des Geſchickes Looſe,
Dreht das Glück ſeine Kugel um;
Auf den Wellen iſt alles Welle,
Auf dem Meer iſt kein Eigenthum.

Dritter. (Cajetan.)

Aber nicht bloß im Wellenreiche,
Auf der wogenden Meeresflut,
Auch auf der Erde, ſo feſt ſie ruht
Auf den ewigen alten Säulen,
Wanket das Glück und will nicht weilen.
— Sorge gibt mir dieſer neue Frieden,
Und nicht fröhlich mag ich ihm vertrauen;
Auf der Lava, die der Berg geſchieden,
Möcht' ich nimmer meine Hütte bauen.
Denn zu tief ſchon hat der Haß gefreſſen,
Und zu ſchwere Thaten ſind geſchehn,
Die ſich nie vergeben und vergeſſen;
Noch hab' ich das Ende nicht geſehn,
Und mich ſchrecken ahnungvolle Träume!
Nicht Wahrſagung reden ſoll mein Mund;
Aber ſehr mißfällt mir dies Geheime,
Dieſer Ehe ſegenloſer Bund,
Dieſe lichtſcheu krummen Liebespfade,
Dieſes Kloſterraubs verwegne That:
Denn das Gute liebt ſich das Gerade;
Böſe Früchte trägt die böſe Saat.

(Berengar.)

Auch ein Raub war's, wie wir alle wiſſen,
Der des alten Fürſten ehliches Gemahl
In ein frevelnd Ehebett geriſſen,
Denn ſie war des Vaters Wahl.
Und der Ahnherr ſchüttete im Zorne
Grauenvoller Flüche ſchrecklichen Samen
Auf das ſündige Ehebett aus.
Greuelthaten ohne Namen,
Schwarze Verbrechen verbirgt dies Haus.

Chor. (Cajetan.)

Ja, es hat nicht gut begonnen,
Glaubt mir, und es endet nicht gut,
Denn gebüßt wird unter der Sonnen
Jede That der verblendeten Wuth.
Es iſt kein Zufall und blindes Loos,
Daß die Brüder ſich wüthend ſelbſt zerſtören,
Denn verflucht ward der Mutterſchooß,
Sie ſollte den Haß und den Streit gebären.
— Aber ich will es ſchweigend verhüllen,
Denn die Rachgötter ſchaffen im Stillen;
Zeit iſt's, die Unfälle zu beweinen,
Wenn ſie nahen und wirklich erſcheinen.

(Der Chor geht ab.)

Die Scene verwandelt ſich in einen Garten, der die Ausſicht auf das Meer eröffnet. Aus einem anſtoßenden Gartenſaal tritt

Beatrice

(geht unruhig auf und nieder, nach allen Seiten umher ſpähend. Plötzlich ſteht ſie ſtill und horcht).

Er iſt es nicht — Es war der Winde Spiel,
Die durch der Pinie Wipfel ſauſend ſtreichen;
Schon neigt die Sonne ſich zu ihrem Ziel;
Mit trägem Schritt ſeh' ich die Stunden ſchleichen,
Und mich ergreift ein ſchauderndes Gefühl,
Es ſchreckt mich ſelbſt das weſenloſe Schweigen.
Nichts zeigt ſich mir, wie weit die Blicke tragen;
Er läßt mich hier in meiner Angſt verzagen.
Und nahe hör' ich, wie ein rauſchend Wehr,
Die Stadt, die völkerwimmelnde, ertoſen;
Ich höre fern das ungeheure Meer
An ſeine Ufer dumpferbrandend ſtoßen.
Es ſtürmen alle Schrecken auf mich her;
Klein fühl' ich mich in dieſem Furchtbargroßen,
Und fortgeſchleudert, wie das Blatt vom Baume,
Verlier' ich mich im grenzenloſen Raume.
Warum verließ ich meine ſtille Zelle?
Da lebt' ich ohne Sehnſucht, ohne Harm!
Das Herz war ruhig, wie die Wieſenquelle,
An Wünſchen leer, doch nicht an Freuden arm.
Ergriffen jetzt hat mich des Lebens Welle;
Mich faßt die Welt in ihren Rieſenarm;
Zerriſſen hab' ich alle früh're Bande,
Vertrauend eines Schwures leichtem Pfande.

Wo waren die Sinne?
Was hab' ich gethan?
Ergriff mich bethörend
Ein raſender Wahn?

Den Schleier zerriß ich
Jungfräulicher Zucht;
Die Pforten durchbrach ich der heiligen Zelle!
Umſtrickt' mich blendend ein Zauber der Hölle?
Dem Manne folgt' ich,
Dem kühnen Entführer, in ſträflicher Flucht.

O komm, mein Geliebter!
Wo bleibſt du und ſäumeſt? Befreie, befreie
Die kämpfende Seele! Mich naget die Reue,
Es faßt mich der Schmerz.
Mit liebender Nähe verſich're mein Herz!

Und ſollt' ich mich dem Manne nicht ergeben,
Der in der Welt allein ſich an mich ſchloß?
Denn ausgeſetzt ward ich in's fremde Leben,
Und frühe ſchon hat mich ein ſtrenges Loos
(Ich darf den dunkeln Schleier nicht erheben)
Geriſſen von dem mütterlichen Schooß.
Nur einmal ſah ich ſie, die mich geboren,
Doch wie ein Traum ging mir das Bild verloren.

Und ſo erwuchs ich ſtill am ſtillen Orte,
In Lebens Glut den Schatten beigeſellt,
— Da ſtand er plötzlich an des Kloſters Pforte,
Schön, wie ein Gott, und männlich, wie ein Held.
O mein Empfinden nennen keine Worte!
Fremd kam er mir aus einer fremden Welt,

Und ſchnell, als wär' es ewig ſo geweſen,
Schloß ſich der Bund, den keine Menſchen löſen.
Vergib, du Herrliche, die mich geboren,
Daß ich, vorgreifend den verhängten Stunden,
Mir eigenmächtig mein Geſchick erkoren.
Nicht frei erwählt' ich's; es hat mich gefunden;
Eindringt der Gott auch zu verſchloſſ'nen Thoren;
Zu Perſeus Thurm hat er den Weg gefunden.
Dem Dämon iſt ſein Opfer unverloren.
Wär' es an öde Klippen angebunden
Und an des Atlas himmeltragende Säulen,
So wird ein Flügelroß es dort ereilen.
Nicht hinter mich begehr' ich mehr zu ſchauen,
In keine Heimat ſehn' ich mich zurück;
Der Liebe will ich liebend mich vertrauen;
Gibt es ein ſchönres als der Liebe Glück?
Mit meinem Loos will ich mich gern beſcheiden,
Ich kenne nicht des Lebens andre Freuden.
Nicht kenn' ich ſie und will ſie nimmer kennen,
Die ſich die Stifter meiner Tage nennen,
Wenn ſie von dir mich, mein Geliebter, trennen.
Ein ewig Räthſel will ich bleiben mir;
Ich weiß genug; ich lebe dir!

(Aufmerkend.)

Horch, der lieben Stimme Schall!
— Nein, es war der Widerhall,
Und des Meeres dumpfes Brauſen,
Das ſich an den Ufern bricht,
Der Geliebte iſt es nicht!
Weh mir! Weh mir! Wo er weilet?

Mich umſchlingt ein kaltes Grauſen!
Immer tiefer
Sinkt die Sonne! Immer öder
Wird die Oede! Immer ſchwerer
Wird das Herz — Wo zögert er?

(Sie geht unruhig umher.)

Aus des Gartens ſichern Mauern
Wag' ich meinen Schritt nicht mehr.
Kalt ergriff mich das Entſetzen,
Als ich in die nahe Kirche
Wagte meinen Fuß zu ſetzen,
Denn mich trieb's mit mächt'gem Drang,
Aus der Seele tiefſten Tiefen,
Als ſie zu der Hora riefen,
Hinzuknien an heil'ger Stätte,
Zu der Göttlichen zu flehn,
Nimmer konnt' ich widerſtehn.
Wenn ein Lauſcher mich erſpähte?
Voll von Feinden iſt die Welt,
Argliſt hat auf allen Pfaden,
Fromme Unſchuld zu verrathen,
Ihr betrüglich Netz geſtellt.
Grauend hab' ich's ſchon erfahren,
Als ich aus des Kloſters Hut
In die fremden Menſchenſchaaren
Mich gewagt mit frevelm Muth.
Dort bei jenes Feſtes Feier,
Da der Fürſt begraben ward,
Mein Erkühnen büßt' ich theuer;
Nur ein Gott hat mich bewahrt —

Da der Jüngling mir, der fremde,
Nahte, mit dem Flammenauge,
Und mit Blicken, die mich ſchreckten,
Mir das Innerſte durchzuckten,
In das tiefſte Herz mir ſchaute —
Noch durchſchauert kaltes Grauen,
Da ich's denke, mir die Bruſt!
Nimmer, nimmer kann ich ſchauen
In die Augen des Geliebten,
Dieſer ſtillen Schuld bewußt!

(Aufhorchend.)

Stimmen im Garten!
Er iſt's, der Geliebte!
Er ſelber! Jetzt täuſchte
Kein Blendwerk mein Ohr.
Es naht, es vermehrt ſich!
In ſeine Arme!
An ſeine Bruſt!

(Sie eilt mit ausgebreiteten Armen nach der Tiefe des Gartens. Don Ceſar tritt ihr entgegen.)

Don Ceſar. Beatrice. Der Chor.

Beatrice

(mit Schrecken zurückfliehend).

Weh mir! was ſeh' ich!

(In demſelben Augenblick tritt auch der Chor ein.)

Don Ceſar.

Holde Schönheit, fürchte nichts!

(Zu dem Chor.)

Der rauhe Anblick eurer Waffen ſchreckt

Die zarte Jungfrau — Weicht zurück und bleibt
In ehrerbiet'ger Ferne!

(Zu Beatricen.)

Fürchte nichts!
Die holde Scham, die Schönheit iſt mir heilig.

(Der Chor hat ſich zurückgezogen. Er tritt ihr näher und ergreift ihre Hand.)

Wo warſt du? Welches Gottes Macht entrückte,
Verbarg dich dieſe lange Zeit? Dich hab' ich
Geſucht, nach dir geforſchet; wachend, träumend
Warſt du des Herzens einziges Gefühl,
Seit ich bei jenem Leichenfeſt des Fürſten
Wie eines Engels Lichterſcheinung dich
Zum Erſtenmal erblickte — Nicht verborgen
Blieb dir die Macht, mit der du mich bezwangſt.
Der Blicke Feuer und der Lippe Stammeln,
Die Hand, die in der deinen zitternd lag,
Verrieth ſie dir — ein kühneres Geſtändniß
Verbot des Ortes ernſte Majeſtät.
— Der Meſſe Hochamt rief mich zum Gebet,
Und da ich von den Knieen jetzt erſtanden,
Die erſten Blicke ſchnell auf dich ſich heften,
Warſt du aus meinen Augen weggerückt;
Doch nachgezogen mit allmächt'gen Zauberbanden
Haſt du mein Herz mit allen ſeinen Kräften.
Seit dieſem Tage ſucht' ich raſtlos dich,
An aller Kirchen und Palläſte Pforten;
An allen offnen und verborgnen Orten,
Wo ſich die ſchöne Unſchuld zeigen kann,
Hab' ich das Netz der Späher ausgebreitet;

Doch meiner Mühe ſah ich keine Frucht,
Bis endlich heut', von einem Gott geleitet,
Des Spähers glückbekrönte Wachſamkeit
In dieſer nächſten Kirche dich entdeckte.

(Hier macht Beatrice, welche in dieſer ganzen Zeit zitternd und abgewandt geſtanden, eine Bewegung des Schreckens.)

Ich habe dich wieder, und der Geiſt verlaſſe
Eher die Glieder, eh' ich von dir ſcheide!
Und daß ich feſt ſogleich den Zufall faſſe,
Und mich verwahre vor des Dämons Neide,
So red' ich dich vor dieſen Zeugen allen
Als meine Gattin an und reiche dir
Zum Pfande deß die ritterliche Rechte.

(Er ſtellt ſie dem Chor dar.)

Nicht forſchen will ich, wer du biſt — Ich will
Nur *dich* von *dir*; nichts frag' ich nach dem Andern.
Daß deine Seele wie dein Urſprung rein,
Hat mir dein erſter Blick verbürget und beſchworen,
Und wärſt du ſelbſt die Niedrigſte geboren,
Du müßteſt dennoch meine Liebe ſeyn,
Die Freiheit hab' ich und die Wahl verloren.

Und daß du wiſſen mögeſt, ob ich auch
Herr meiner Thaten ſey, und hoch genug
Geſtellt auf dieſer Welt, auch das Geliebte
Mit ſtarkem Arm zu mir emporzuheben,
Bedarf's nur, meinen Namen dir zu nennen.
— Ich bin Don Ceſar und in dieſer Stadt
Meſſina iſt kein größrer über mir.

(Beatrice ſchaudert zurück; er bemerkt es, und fährt nach einer kleinen Weile fort.)

Dein Staunen lob' ich und dein ſittſam Schweigen;
Schamhafte Demuth iſt der Reize Krone,
Denn ein Verborgenes iſt ſich das Schöne,
Und es erſchrickt vor ſeiner eignen Macht.
— Ich geh' und überlaſſe dich dir ſelbſt,
Daß ſich der Geiſt von ſeinem Schrecken löſe:
Denn jedes Neue, auch das Glück, erſchreckt.

(Zu dem Chor.)

Gebt ihr — ſie iſt's von dieſem Augenblick —
Die Ehre meiner Braut und eurer Fürſtin!
Belehret ſie von ihres Standes Größe.
Bald kehr' ich ſelbſt zurück, ſie heimzuführen,
Wie's meiner würdig iſt und ihr gebührt.

(Er geht ab.)

Beatrice und der Chor.

Chor. (Bohemund.)

Heil dir, o Jungfrau,
Liebliche Herrſcherin!
Dein iſt die Krone!
Dein iſt der Sieg!
Als die Erhalterin
Dieſes Geſchlechtes,
Künftiger Helden
Blühende Mutter begrüß' ich dich!

(Roger.)

Dreifaches Heil dir!
Mit glücklichen Zeichen,
Glückliche, trittſt du
In ein götterbegünſtigtes glückliches Haus,

Wo die Kränze des Ruhmes hängen,
Und das goldene Scepter in ſtetiger Reihe
Wandert vom Ahnherr zum Enkel hinab.
(Bohemund.)
Deines lieblichen Eintritts
Werden ſich freuen
Die Penaten des Hauſes,
Die hohen, die ernſten
Verehrten Alten.
An der Schwelle empfangen
Wird dich die immer blühende Hebe,
Und die goldne Viktoria,
Die geflügelte Göttin,
Die auf der Hand ſchwebt des ewigen Vaters,
Ewig die Schwingen zum Siege geſpannt.
(Roger.)
Nimmer entweicht
Die Krone der Schönheit
Aus dieſem Geſchlechte;
Scheidend reicht
Eine Fürſtin der andern
Den Gürtel der Anmuth
Und den Schleier der züchtigen Scham.
Aber das Schönſte
Erlebt mein Auge,
Denn ich ſehe die Blume der Tochter,
Ehe die Blume der Mutter verblüht.

Beatrice
(aus ihrem Schrecken erwachend).
Wehe mir! In welche Hand

Hat das Unglück mich gegeben!
Unter allen,
Welche leben,
Nicht in dieſe ſollt' ich fallen!
Jetzt verſteh' ich das Entſetzen,
Das geheimnißvolle Grauen,
Das mich ſchaudernd ſtets gefaßt,
Wenn man mir den Namen nannte
Dieſes furchtbaren Geſchlechtes,
Das ſich ſelbſt vertilgend haßt,
Gegen ſeine eignen Glieder
Wüthend mit Erbittrung raſ't!
Schaudernd hört' ich oft und wieder
Von dem Schlangenhaß der Brüder,
Und jetzt reißt mein Schreckenſchickſal
Mich, die Arme, Rettungsloſe,
In den Strudel dieſes Haſſes,
Dieſes Unglücks mich hinein!

(Sie flieht in den Gartenſaal.)

Chor. (Bohemund.)

Den begünſtigten Sohn der Götter beneid' ich,
Den beglückten Beſitzer der Macht!
Immer das Köſtlichſte iſt ſein Antheil,
Und von Allem, was hoch und herrlich
Von den Sterblichen wird geprieſen,
Bricht er die Blume ſich ab.

(Roger.)

Von den Perlen, welche der tauchende Fiſcher
Auffängt, wählt er die reinſten für ſich.

Für den Herrſcher legt man zurück das Beſte,
Was gewonnen ward in gemeinſamer Arbeit.
Wenn ſich die Diener durch's Loos vergleichen,
Ihm iſt das Schönſte gewiß.

(Bohemund.)

Aber Eines doch iſt ſein köſtlichſtes Kleinod,
Jeder andre Vorzug ſey ihm gegönnt,
Dieſes beneid' ich ihm unter Allem,
Daß er heimführt die Blume der Frauen,
Die das Entzücken iſt aller Augen,
Daß er ſie eigen beſitzt.

(Roger.)

Mit dem Schwerte ſpringt der Korſar an die Küſte
In dem nächtlich ergreifenden Ueberfall;
Männer führt er davon und Frauen,
Und erſättigt die wilde Begierde.
Nur die ſchönſte Geſtalt darf er nicht berühren:
Die iſt des Königes Gut.

(Bohemund.)

Aber jetzt folgt mir, zu bewachen den Eingang
Und die Schwelle des heiligen Raums,
Daß kein Ungeweihter in dieſes Geheimniß
Dringe und der Herrſcher uns lobe,
Der das Köſtlichſte, was er beſitzet,
Unſrer Bewahrung vertraut.

(Der Chor entfernt ſich nach dem Hintergrunde.)

Die Scene verwandelt ſich in ein Zimmer im Innern des Pallaſtes.

Donna Iſabella ſteht zwiſchen **Don Manuel** und **Don Ceſar.**

Iſabella.

Nun endlich iſt mir der erwünſchte Tag,
Der lang erſehnte, feſtliche, erſchienen —
Vereint ſeh' ich die Herzen meiner Kinder,
Wie ich die Hände leicht zuſammenfüge,
Und im vertrauten Kreis zum Erſtenmal
Kann ſich das Herz der Mutter freudig öffnen.
Fern iſt der fremden Zeugen rohe Schaar,
Die zwiſchen uns ſich kampfgerüſtet ſtellte —
Der Waffen Klang erſchreckt mein Ohr nicht mehr,
Und wie der Eulen nachtgewohnte Brut
Von der zerſtörten Brandſtatt, wo ſie lang
Mit altverjährtem Eigenthum geniſtet,
Auffliegt in düſterm Schwarm, den Tag verdunkelnd,
Wenn ſich die lang vertriebenen Bewohner
Heimkehrend nahen mit der Freude Schall,
Den neuen Bau lebendig zu beginnen:
So flieht der alte Haß mit ſeinem nächtlichen
Gefolge, dem hohläugigen Verdacht,
Der ſcheelen Mißgunſt und dem bleichen Neide,
Aus dieſen Thoren murrend zu der Hölle,
Und mit dem Frieden zieht geſelliges
Vertraun und holde Eintracht lächelnd ein.
(Sie hält inne.)
— Doch nicht genug, daß dieſer heut'ge Tag
Jedem von Beiden einen Bruder ſchenkt;

Auch eine Schweſter hat er euch geboren.
— Ihr ſtaunt? Ihr ſeht mich mit Verwundrung an?
Ja, meine Söhne! es iſt Zeit, daß ich
Mein Schweigen breche, und das Siegel löſe
Von einem lang verſchloſſenen Geheimniß.
— Auch eine Tochter hab' ich eurem Vater
Geboren; — eine jüngre Schweſter lebt
Euch noch — Ihr ſollt noch heute ſie umarmen.

Don Ceſar.

Was ſagſt du, Mutter? Eine Schweſter lebt uns,
Und nie vernahmen wir von dieſer Schweſter!

Don Manuel.

Wohl hörten wir in froher Kinderzeit,
Daß eine Schweſter uns geboren worden;
Doch in der Wiege ſchon, ſo ging die Sage,
Nahm ſie der Tod hinweg.

Iſabella.

Die Sage lügt!
Sie lebt!

Don Ceſar.

Sie lebt und du verſchwiegeſt uns?

Iſabella.

Von meinem Schweigen geb' ich Rechenſchaft.
Hört, was geſäet ward in früher Zeit,
Und jetzt zur frohen Ernte reifen ſoll.
— Ihr wart noch zarte Knaben, aber ſchon
Entzweite euch der jammervolle Zwiſt,
Der ewig nie mehr wiederkehren möge,
Und häufte Gram auf eurer Eltern Herz.
Da wurde eurem Vater eines Tages

Ein ſeltſam wunderbarer Traum. Ihm däuchte,
Er ſäh' aus ſeinem hochzeitlichen Bette
Zwei Lorbeerbäume wachſen, ihr Gezweig
Dicht in einander flechtend — zwiſchen beiden
Wuchs eine Lilie empor — Sie ward
Zur Flamme, die, der Bäume dicht Gezweig
Und das Gebälk ergreifend, praſſelnd aufſchlug,
Und um ſich wüthend, ſchnell, das ganze Haus
In ungeheurer Feuerflut verſchlang.
Erſchreckt von dieſem ſeltſamen Geſichte,
Befragt' der Vater einen ſternekundigen
Arabier, der ſein Orakel war,
An dem ſein Herz mehr hing, als mir gefiel,
Um die Bedeutung. Der Arabier
Erklärte: wenn mein Schooß von einer Tochter
Entbunden würde, tödten würde ſie ihm
Die beiden Söhne und ſein ganzer Stamm
Durch ſie vergehn — Und ich ward Mutter einer Tochter;
Der Vater aber gab den grauſamen
Befehl, die Neugeborene alsbald
In's Meer zu werfen. Ich vereitelte
Den blut'gen Vorſatz und erhielt die Tochter
Durch eines treuen Knechts verſchwiegnen Dienſt.

Don Ceſar.

Geſegnet ſey er, der dir hülfreich war!
O nicht an Rath gebricht's der Mutterliebe!

Iſabella.

Der Mutterliebe mächt'ge Stimme nicht
Allein trieb mich, das Kindlein zu verſchonen.
Auch mir ward eines Traumes ſeltſames

Orakel, als mein Schooß mit dieſer Tochter
Geſegnet war: Ein Kind, wie Liebesgötter ſchön,
Sah ich im Graſe ſpielen, und ein Löwe
Kam aus dem Wald, der in dem blut'gen Rachen
Die friſch gejagte Beute trug, und ließ
Sie ſchmeichelnd in den Schooß des Kindes fallen.
Und aus den Lüften ſchwang ein Adler ſich
Herab, ein zitternd Reh in ſeinen Fängen,
Und legt' es ſchmeichelnd in den Schooß des Kindes.
Und beide, Löw' und Adler, legten fromm
Gepaart, ſich zu des Kindes Füßen nieder.
— Des Traums Verſtändniß löſte mir ein Mönch,
Ein gottgeliebter Mann, bei dem das Herz
Rath fand und Troſt in jeder ird'ſchen Noth.
Der ſprach: »Geneſen würd' ich einer Tochter,
»Die mir der Söhne ſtreitende Gemüther
»In heißer Liebesglut vereinen würde.«
— Im Innerſten bewahrt' ich mir dies Wort;
Dem Gott der Wahrheit mehr als dem der Lüge
Vertrauend, rettet' ich die Gottverheißne,
Des Segens Tochter, meiner Hoffnung Pfand,
Die mir des Friedens Werkzeug ſollte ſeyn,
Als euer Haß ſich wachſend ſtets vermehrte.

Don Manuel
(ſeinen Bruder umarmend).

Nicht mehr der Schweſter braucht's, der Liebe Band
Zu flechten, aber feſter ſoll ſie's knüpfen.

Iſabella.

So ließ ich an verborgner Stätte ſie,
Von meinen Augen fern, geheimnißvoll,

Durch fremde Hand erziehn; — den Anblick ſelbſt
Des lieben Angeſichts, den heißerflehten,
Verſagt' ich mir, den ſtrengen Vater ſcheuend,
Der von des Argwohns ruheloſer Pein
Und finſter grübelndem Verdacht genagt,
Auf allen Schritten mir die Späher pflanzte.

Don Ceſar.

Drei Monde aber deckt den Vater ſchon
Das ſtille Grab — Was wehrte dir, o Mutter,
Die lang' Verborgne an das Licht hervor
Zu ziehn und unſre Herzen zu erfreuen?

Iſabella.

Was ſonſt, als euer unglückſel'ger Streit,
Der, unauslöſchlich wüthend, auf dem Grab
Des kaum entſeelten Vaters ſich entflammte,
Nicht Raum noch Stätte der Verſöhnung gab?
Konnt' ich die Schweſter zwiſchen eure wild
Entblößten Schwerter ſtellen? Konntet ihr
In dieſem Sturm die Mutterſtimme hören?
Und ſollt' ich ſie, des Friedens theures Pfand,
Den letzten heil'gen Anker meiner Hoffnung,
An eures Haſſes Wuth unzeitig wagen?
— Erſt mußtet ihr's ertragen, euch als Brüder
Zu ſehn, eh' ich die Schweſter zwiſchen euch
Als einen Friedensengel ſtellen konnte.
Jetzt kann ich's und ich führe ſie euch zu.
Den alten Diener hab' ich ausgeſendet,
Und ſtündlich harr' ich ſeiner Wiederkehr,
Der, ihrer ſtillen Zuflucht ſie entreißend,

Zurück an meine mütterliche Bruſt
Sie führt und in die brüderlichen Arme.

Don Manuel.

Und ſie iſt nicht die Einz'ge, die du heut'
In deine Mutterarme ſchließen wirſt.
Es zieht die Freude ein durch alle Pforten;
Es füllt ſich der verödete Pallaſt,
Und wird der Sitz der blüh'nden Anmuth werden.
— Vernimm, o Mutter, jetzt auch mein Geheimniß.
Eine Schweſter gibſt du mir — Ich will dafür
Dir eine zweite liebe Tochter ſchenken.
Ja, Mutter! ſegne deinen Sohn! — Dies Herz,
Es hat gewählt; gefunden hab' ich ſie,
Die mir durch's Leben ſoll Gefährtin ſeyn.
Eh' dieſes Tages Sonne ſinkt, führ' ich
Die Gattin dir Don Manuels zu Füßen.

Iſabella.

An meine Bruſt will ich ſie freudig ſchließen,
Die meinen Erſtgebornen mir beglückt;
Auf ihren Pfaden ſoll die Freude ſprießen,
Und jede Blume, die das Leben ſchmückt,
Und jedes Glück ſoll mir den Sohn belohnen,
Der mir die ſchönſte reicht der Mutterkronen!

Don Ceſar.

Verſchwende, Mutter, deines Segens Fülle
Nicht an den einen erſtgebornen Sohn!
Wenn Liebe Segen gibt, ſo bring' auch ich
Dir eine Tochter, ſolcher Mutter werth,
Die mich der Liebe neu Gefühl gelehrt.

Eh' dieſes Tages Sonne ſinkt, führt auch
Don Ceſar ſeine Gattin dir entgegen.

Don Manuel.

Allmächt'ge Liebe! Göttliche! Wohl nennt
Man dich mit Recht die Königin der Seelen!
Dir unterwirft ſich jedes Element,
Du kannſt das Feindlichſtreitende vermählen;
Nichts lebt, was deine Hoheit nicht erkennt,
Und auch des Bruders wilden Sinn haſt du
Beſiegt, der unbezwungen ſtets geblieben.

(Don Ceſar umarmend.)

Jetzt glaub' ich an dein Herz und ſchließe dich
Mit Hoffnung an die brüderliche Bruſt;
Nicht zweifl' ich mehr an dir, denn du kannſt lieben.

Iſabella.

Dreimal geſegnet ſey mir dieſer Tag,
Der mir auf einmal jede bange Sorge
Vom ſchwerbeladnen Buſen hebt — Gegründet
Auf feſten Säulen ſeh' ich mein Geſchlecht,
Und in der Zeiten Unermeßlichkeit
Kann ich hinabſehn mit zufriednem Geiſt.
Noch geſtern ſah ich mich im Wittwenſchleier,
Gleich einer Abgeſchiednen, kinderlos,
In dieſen öden Sälen ganz allein,
Und heute werden in der Jugend Glanz
Drei blühnde Töchter mir zur Seite ſtehen.
Die Mutter zeige ſich, die glückliche,
Von allen Weibern, die geboren haben,
Die ſich mit mir an Herrlichkeit vergleicht!
— Doch welcher Fürſten königliche Töchter

Erblühen denn an dieſes Landes Grenzen,
Davon ich Kunde nie vernahm? — denn nicht
Unwürdig wählen konnten meine Söhne!

Don Manuel.

Nur heute, Mutter, fordre nicht, den Schleier
Hinwegzuheben, der mein Glück bedeckt.
Es kommt der Tag, der Alles löſen wird.
Am Beſten mag die Braut ſich ſelbſt verkünden;
Deß ſey gewiß, du wirſt ſie würdig finden.

Iſabella.

Des Vaters eignen Sinn und Geiſt erkenn' ich
In meinem erſtgebornen Sohn! Der liebte
Von jeher, ſich verborgen in ſich ſelbſt
Zu ſpinnen und den Rathſchluß zu bewahren
Im unzugangbar feſt verſchloſſenen Gemüth!
Gern mag ich dir die kurze Friſt vergönnen;
Doch mein Sohn Ceſar, deß bin ich gewiß,
Wird jetzt mir eine Königstochter nennen.

Don Ceſar.

Nicht meine Weiſe iſt's, geheimnißvoll
Mich zu verhüllen, Mutter. Frei und offen,
Wie meine Stirne, trag' ich mein Gemüth;
Doch was du jetzt von mir begehrſt zu wiſſen,
Das, Mutter — laß mich's redlich dir geſtehn,
Hab' ich mich ſelbſt noch nicht gefragt. Fragt man,
Woher der Sonne Himmelsfeuer flamme?
Die alle Welt verklärt, erklärt ſich ſelbſt;
Ihr Licht bezeugt, daß ſie vom Lichte ſtamme.
In's klare Auge ſah ich meiner Braut,
In's Herz des Herzens hab' ich ihr geſchaut,

Am reinen Glanz will ich die Perle kennen;
Doch ihren Namen kann ich dir nicht nennen.

Iſabella.

Wie, mein Sohn Ceſar? Kläre mir das auf!
Zu gern dem erſten mächtigen Gefühl
Vertrauteſt du, wie einer Götterſtimme.
Auf raſcher Jugendthat erwart' ich dich,
Doch nicht auf thöricht kindiſcher — Laß hören,
Was deine Wahl gelenkt.

Don Ceſar.

Wahl, meine Mutter?
Iſt's Wahl, wenn des Geſtirnes Macht den Menſchen
Ereilt in der verhängnißvollen Stunde?
Nicht, eine Braut zu ſuchen, ging ich aus,
Nicht wahrlich, ſolches Eitle konnte mir
Zu Sinne kommen in dem Haus des Todes;
Denn dorten fand ich, die ich nie geſucht.
Gleichgültig war und nichtsbedeutend mir
Der Frauen leer geſchwätziges Geſchlecht;
Denn eine zweite ſah ich nicht, wie dich,
Die ich gleich wie ein Götterbild verehre.
Es war des Vaters ernſte Todtenfeier;
Im Volksgedräng verborgen, wohnten wir
Ihr bei, du weißt's, in unbekannter Kleidung;
So hatteſt du's mit Weisheit angeordnet,
Daß unſers Haders wild ausbrechende
Gewalt des Feſtes Würde nicht verletze.
— Mit ſchwarzem Flor behangen war das Schiff
Der Kirche, zwanzig Genien umſtanden,
Mit Fackeln in den Händen, den Altar,

Vor dem der Todtenſarg erhaben ruhte,
Mit weißbekreuztem Grabestuch bedeckt.
Und auf dem Grabtuch ſahe man den Stab
Der Herrſchaft liegen und die Fürſtenkrone,
Den ritterlichen Schmuck der goldnen Sporen,
Das Schwert mit diamantenem Gehäng.
— Und Alles lag in ſtiller Andacht knieend,
Als ungeſehen jetzt vom hohen Chor
Herab die Orgel anfing ſich zu regen,
Und hundertſtimmig der Geſang begann —
Und als der Chor noch fortklang, ſtieg der Sarg
Mit ſammt dem Boden, der ihn trug, allmählig
Verſinkend in die Unterwelt hinab,
Das Grabtuch aber überſchleierte,
Weit ausgebreitet, die verborgne Mündung,
Und auf der Erde blieb der ird'ſche Schmuck
Zurück, dem Niederfahrenden nicht folgend —
Doch auf den Seraphsflügeln des Geſangs
Schwang die befreite Seele ſich nach oben,
Den Himmel ſuchend und den Schooß der Gnade.
— Dies alles, Mutter! ruf' ich dir, genau
Beſchreibend, in's Gedächtniß jetzt zurück,
Daß du erkenneſt, ob zu jener Stunde
Ein weltlich Wünſchen mir im Herzen war.
Und dieſen feſtlich ernſten Augenblick
Erwählte ſich der Lenker meines Lebens,
Mich zu berühren mit der Liebe Strahl.
Wie es geſchah, frag' ich mich ſelbſt vergebens.

Iſabella.

Vollende dennoch! Laß mich Alles hören!

Don Ceſar.

Woher ſie kam, und wie ſie ſich zu mir
Gefunden, dieſes frage nicht — Als ich
Die Augen wandte, ſtand ſie mir zur Seite,
Und dunkel mächtig, wunderbar, ergriff
Im tiefſten Innerſten mich ihre Nähe.
Nicht ihres Lächelns holder Zauber war's,
Die Reize nicht, die auf der Wange ſchweben,
Selbſt nicht der Glanz der göttlichen Geſtalt —
Es war ihr tiefſtes und geheimſtes Leben,
Was mich ergriff mit heiliger Gewalt;
Wie Zaubers Kräfte unbegreiflich weben —
Die Seelen ſchienen ohne Worteslaut
Sich, ohn' Mittel, geiſtig zu berühren,
Als ſich mein Athem miſchte mit dem ihren;
Fremd war ſie mir und innig doch vertraut,
Und klar auf einmal fühlt' ich's in mir werden:
Die iſt es, oder keine ſonſt auf Erden!

Don Manuel (mit Feuer einfallend).

Das iſt der Liebe heil'ger Götterſtrahl,
Der in die Seele ſchlägt und trifft und zündet,
Wenn ſich Verwandtes zum Verwandten findet;
Da iſt kein Widerſtand und keine Wahl;
Es löſt der Menſch nicht, was der Himmel bindet.
— Dem Bruder fall' ich bei, ich muß ihn loben,
Mein eigen Schickſal iſt's, was er erzählt.
Den Schleier hat er glücklich aufgehoben
Von dem Gefühl, das dunkel mich beſeelt.

Iſabella.

Den eignen freien Weg, ich ſeh' es wohl,

Will das Verhängniß gehn mit meinen Kindern.
Vom Berge ſtürzt der ungeheure Strom,
Wühlt ſich ſein Bette ſelbſt und bricht ſich Bahn;
Nicht des gemeſſ'nen Pfades achtet er,
Den ihm die Klugheit vorbedächtig baut.
So unterwerf' ich mich, wie kann ich's ändern?
Der unregierſam ſtärkern Götterhand,
Die meines Hauſes Schickſal dunkel ſpinnt.
Der Söhne Herz iſt meiner Hoffnung Pfand;
Sie denken groß, wie ſie geboren ſind.

Iſabella. **Don Manuel.** **Don Ceſar.** **Diego** zeigt ſich an der Thür.

Iſabella.

Doch ſieh! Da kommt mein treuer Knecht zurück!
Nur näher, näher, redlicher Diego!
Wo iſt mein Kind? — Sie wiſſen Alles! Hier
Iſt kein Geheimniß mehr — Wo iſt ſie? Sprich!
Verbirg ſie länger nicht! Wir ſind gefaßt,
Die höchſte Freude zu ertragen. Komm!
(Sie will mit ihm nach der Thüre gehen.)
Was iſt das? Wie? Du zögerſt? Du verſtummſt?
Das iſt kein Blick, der Gutes mir verkündet!
Was iſt dir? Sprich! Ein Schauder faßt mich an.
Wo iſt ſie? Wo iſt Beatrice?
(Will hinaus.)

Don Manuel (für ſich, betroffen).

Beatrice!

Diego (hält ſie zurück).

Bleib

Iſabella.
Wo iſt ſie? Mich entſeelt die Angſt.

Diego.
Sie folgt
Mir nicht. Ich bringe dir die Tochter nicht.

Iſabella.
Was iſt geſchehn? Bei allen Heiligen, rede!

Don Ceſar.
Wo iſt die Schweſter? Unglückſel'ger, rede!

Diego.
Sie iſt geraubt! Geſtohlen von Korſaren!
O hätt' ich nimmer dieſen Tag geſehn!

Don Manuel.
Faſſ' dich, o Mutter!

Don Ceſar.
Mutter, ſey gefaßt!
Bezwinge dich, bis du ihn ganz vernommen!

Diego.
Ich machte ſchnell mich auf, wie du befohlen,
Die oft betretne Straße nach dem Kloſter
Zum Letztenmal zu gehn — Die Freude trug mich
Auf leichten Flügeln fort.

Don Ceſar.
Zur Sache!

Don Manuel.
Rede!

Diego.
Und da ich in die wohlbekannten Höfe
Des Kloſters trete, die ich oft betrat,
Nach deiner Tochter ungeduldig frage,

Seh' ich des Schreckens Bild in jedem Auge,
Entſetzt vernehm' ich das Entſetzliche.

(Iſabella ſinkt bleich und zitternd auf einen Seſſel. Don Manuel iſt um ſie beſchäftigt.)

Don Ceſar.

Und Mauren, ſagſt du, raubten ſie hinweg?
Sah man die Mauren? Wer bezeugte dies?

Diego.

Ein mauriſch Räuberſchiff gewahrte man
In einer Bucht, unfern des Kloſters ankernd.

Don Ceſar.

Manch Segel rettet ſich in dieſen Buchten
Vor des Orkanes Wuth — Wo iſt das Schiff?

Diego.

Heut frühe ſah man es in hoher See
Mit voller Segel Kraft das Weite ſuchen.

Don Ceſar.

Hört man von anderm Raub noch, der geſchehn?
Dem Mauren gnügt einfache Beute nicht.

Diego.

Hinweg getrieben wurde mit Gewalt
Die Rinderherde, die dort weidete.

Don Ceſar.

Wie konnten Räuber aus des Kloſters Mitte
Die Wohlverſchloſſ'ne heimlich raubend ſtehlen?

Diego.

Des Kloſtergartens Mauern waren leicht
Auf hoher Leiter Sproſſen überſtiegen.

Don Ceſar.

Wie brachen ſie in's Innerſte der Zellen?
Denn fromme Nonnen hält der ſtrenge Zwang.

Diego.

Die noch durch kein Gelübde ſich gebunden,
Sie durfte frei im Freien ſich ergehen.

Don Ceſar.

Und pflegte ſie des freien Rechtes oft
Sich zu bedienen? Dieſes ſage mir.

Diego.

Oft ſah man ſie des Gartens Stille ſuchen;
Der Wiederkehr vergaß ſie heute nur.

Don Ceſar

(nachdem er ſich eine Weile bedacht).

Raub, ſagſt du? War ſie frei genug dem Räuber,
So konnte ſie in Freiheit auch entfliehen.

Iſabella (ſteht auf).

Es iſt Gewalt! Es iſt verwegner Raub!
Nicht pflichtvergeſſen konnte meine Tochter
Aus freier Neigung dem Entführer folgen!
— Don Manuel! Don Ceſar! Eine Schweſter
Dacht' ich euch zuzuführen; doch ich ſelbſt
Soll jetzt ſie eurem Heldenarm verdanken.
In eurer Kraft erhebt euch, meine Söhne!
Nicht ruhig duldet es, daß eure Schweſter
Des frechen Diebes Beute ſey — Ergreift
Die Waffen! Rüſtet Schiffe aus! Durchforſcht
Die ganze Küſte! Durch alle Meere ſetzt
Dem Räuber nach! Erobert euch die Schweſter!

Don Ceſar.

Leb' wohl! Zur Rache flieg' ich, zur Entdeckung!

(Er geht ab. Don Manuel aus einer tiefen Zerſtreuung erwachend, wendet ſich beunruhigt zu Diego.)

Don Manuel.

Wann, ſagſt du, ſey ſie unſichtbar geworden?

Diego.

Seit dieſem Morgen erſt ward ſie vermißt.

Don Manuel

(zu Donna Iſabella).

Und Beatrice nennt ſich deine Tochter?

Iſabella.

Dies iſt ihr Name! Eile! Frage nicht!

Don Manuel.

Nur Eines noch, o Mutter, laß mich wiſſen —

Iſabella.

Fliege zur That! Des Bruders Beiſpiel folge!

Don Manuel.

In welcher Gegend, ich beſchwöre dich —

Iſabella (ihn forttreibend).

Sieh meine Thränen, meine Todesangſt!

Don Manuel.

In welcher Gegend hieltſt du ſie verborgen?

Iſabella.

Verborgner nicht war ſie im Schooß der Erde!

Diego.

O jetzt ergreift mich plötzlich bange Furcht.

Don Manuel.

Furcht, und worüber? Sage, was du weißt.

Diego.

Daß ich des Raubs unſchuldig Urſach ſey.

Iſabella.

Unglücklicher, entdecke, was geſchehn.

Diego.

Ich habe dir's verhehlt, Gebieterin,
Dein Mutterherz mit Sorge zu verſchonen.
Am Tage, als der Fürſt beerdigt ward,
Und alle Welt, begierig nach dem Neuen,
Der ernſten Feier ſich entgegendrängte,
Lag deine Tochter, denn die Kunde war
Auch in des Kloſters Mauern eingedrungen,
Lag ſie mir an mit unabläſſ'gem Flehn,
Ihr dieſes Feſtes Anblick zu gewähren.
Ich Unglückſeliger ließ mich bewegen,
Verhüllte ſie in ernſte Trauertracht,
Und alſo war ſie Zeugin jenes Feſtes.
Und dort befürcht' ich, in des Volks Gewühl,
Das ſich herbeigedrängt von allen Enden,
Ward ſie vom Aug' des Räubers ausgeſpäht:
Denn ihrer Schönheit Glanz birgt keine Hülle.

Don Manuel (für ſich, erleichtert).

Glückſel'ges Wort, das mir das Herz befreit!
Das gleicht ihr nicht! Dies Zeichen trifft nicht zu.

Iſabella.

Wahnſinn'ger Alter! ſo verriethſt du mich!

Diego.

Gebieterin! ich dacht' es gut zu machen.
Die Stimme der Natur, die Macht des Bluts
Glaubt' ich in dieſem Wunſche zu erkennen;
Ich hielt es für des Himmels eignes Werk,
Der mit verborgen ahnungsvollem Zuge
Die Tochter hintrieb zu des Vaters Grab!

Der frommen Pflicht wollt' ich ihr Recht erzeigen,
Und ſo, aus guter Meinung, ſchafft' ich Böſes!

Don Manuel (für ſich).

Was ſteh' ich hier in Furcht und Zweifels Qualen?
Schnell will ich Licht mir ſchaffen und Gewißheit.
(Will gehen.)

Don Ceſar (der zurückkommt).

Verzieh, Don Manuel, gleich folg' ich dir.

Don Manuel.

Folge mir nicht! Hinweg! Mir folge Niemand!
(Er geht ab.)

Don Ceſar

(ſieht ihm verwundert nach).

Was iſt dem Bruder? Mutter, ſage mir's.

Iſabella.

Ich kenn' ihn nicht mehr. Ganz verkenn' ich ihn.

Don Ceſar.

Du ſiehſt mich wiederkehren, meine Mutter;
Denn in des Eifers heftiger Begier
Vergaß ich, um ein Zeichen dich zu fragen,
Woran man die verlorne Schweſter kennt.
Wie find' ich ihre Spuren, eh' ich weiß,
Aus welchem Ort die Räuber ſie geriſſen?
Das Kloſter nenne mir, das ſie verbarg.

Iſabella.

Der heiligen Cecilia iſt's gewidmet,
Und hinterm Waldgebirge, das zum Aetna
Sich langſam ſteigend hebt, liegt es verſteckt,
Wie ein verſchwiegner Aufenthalt der Seelen.

Don Ceſar.

Sey gutes Muths! Vertraue deinen Söhnen!

Die Schweſter bring' ich dir zurück, müßt' ich
Durch alle Länder ſie und Meere ſuchen.
Doch Eines, Mutter, iſt es, was mich kümmert;
Die Braut verließ ich unter fremdem Schutz.
Nur dir kann ich das theure Pfand vertrauen;
Ich ſende ſie dir her, du wirſt ſie ſchauen;
An ihrer Bruſt, an ihrem lieben Herzen
Wirſt du des Grams vergeſſen und der Schmerzen.
(Er geht ab.)

Iſabella.

Wann endlich wird der alte Fluch ſich löſen,
Der über dieſem Hauſe laſtend ruht?
Mit meiner Hoffnung ſpielt ein tückiſch Weſen,
Und nimmer ſtillt ſich ſeines Neides Wuth.
So nahe glaubt' ich mich dem ſichern Hafen,
So feſt vertraut' ich auf des Glückes Pfand,
Und alle Stürme glaubt' ich eingeſchlafen,
Und freudig winkend ſah ich ſchon das Land
Im Abendglanz der Sonne ſich erhellen;
Da kommt ein Sturm, aus heitrer Luft geſandt,
Und reißt mich wieder in den Kampf der Wellen!
(Sie geht nach dem innern Hauſe, wohin ihr Diego folgt.)

Die Scene verwandelt ſich in den Garten.

Beide Chöre. Zuletzt Beatrice.

(Der Chor des Don Manuel kommt in feſtlichem Aufzug, mit Kränzen geſchmückt, und die oben beſchriebenen Brautgeſchenke begleitend; der Chor des Don Ceſar will ihm den Eintritt verwehren.)

Erſter Chor. (Cajetan.)

Du würdeſt wohl thun, dieſen Platz zu leeren.

Zweiter Chor. (Bohemund.)
Ich will's, wenn beſſ're Männer es begehren.
Erſter Chor. (Cajetan.)
Du könnteſt merken, daß du läſtig biſt.
Zweiter Chor. (Bohemund.)
Deßwegen bleib' ich, weil es dich verdrießt.
Erſter Chor. (Cajetan.)
Hier iſt mein Platz. Wer darf zurück mich halten?
Zweiter Chor. (Bohemund.)
Ich darf es thun, ich habe hier zu walten.
Erſter Chor. (Cajetan.)
Mein Herrſcher ſendet mich, Don Manuel.
Zweiter Chor. (Bohemund.)
Ich ſtehe hier auf meines Herrn Befehl.
Erſter Chor. (Cajetan.)
Dem ältern Bruder muß der jüngre weichen.
Zweiter Chor. (Bohemund.)
Dem Erſtbeſitzenden gehört die Welt.
Erſter Chor. (Cajetan.)
Verhaßter, geh und räume mir das Feld!
Zweiter Chor. (Bohemund.)
Nicht bis ſich unſre Schwerter erſt vergleichen.
Erſter Chor. (Cajetan.)
Find' ich dich überall in meinen Wegen?
Zweiter Chor. (Bohemund.)
Wo mir's gefällt, da tret' ich dir entgegen.
Erſter Chor. (Cajetan.)
Was haſt du hier zu horchen und zu hüten?
Zweiter Chor. (Bohemund.)
Was haſt du hier zu fragen, zu verbieten?

Erſter Chor. (Cajetan.)
Dir ſteh' ich nicht zur Red' und Antwort hier.
Zweiter Chor. (Bohemund.)
Und nicht des Wortes Ehre gönn' ich dir.
Erſter Chor. (Cajetan.)
Ehrfurcht gebührt, o Jüngling, meinen Jahren.
Zweiter Chor. (Bohemund.)
In Tapferkeit bin ich, wie du, erfahren!
Beatrice (ſtürzt heraus).
Weh mir! was wollen dieſe wilden Schaaren?
Erſter Chor (zum zweiten). (Cajetan.)
Nichts acht' ich dich und deine ſtolze Miene!
Zweiter Chor. (Bohemund.)
Ein beſſ'rer iſt der Herrſcher, dem ich diene!
Beatrice.
O weh mir, weh mir, wenn er jetzt erſchiene!
Erſter Chor. (Cajetan.)
Du lügſt! Don Manuel beſiegt ihn weit!
Zweiter Chor. (Bohemund.)
Den Preis gewinnt mein Herr in jedem Streit.
Beatrice.
Jetzt wird er kommen, dies iſt ſeine Zeit!
Erſter Chor. (Cajetan.)
Wäre nicht Friede, Recht verſchafft' ich mir!
Zweiter Chor. (Bohemund.)
Wär's nicht die Furcht, kein Friede wehrte dir.
Beatrice.
O wär' er tauſend Meilen weit von hier!
Erſter Chor. (Cajetan.)
Das Geſetz fürcht' ich, nicht deiner Blicke Trutz.

Zweiter Chor. (Bohemund.)

Wohl thuſt du dran, es iſt des Feigen Schutz.

Erster Chor. (Cajetan.)

Fang an, ich ſolge!

Zweiter Chor. (Bohemund.)

Mein Schwert iſt heraus!

Beatrice

(in der heftigſten Beängſtigung).

Sie werden handgemein, die Degen blitzen!
Ihr Himmelsmächte, haltet ihn zurück!
Werft euch in ſeinen Weg ihr Hinderniſſe,
Eine Schlinge legt, ein Netz um ſeine Füße,
Daß er verfehle dieſen Augenblick!
Ihr Engel alle, die ich flehend bat,
Ihn herzuführen, täuſchet meine Bitte,
Weit, weit von hier entfernet ſeine Schritte!

(Sie eilt hinein. Indem die Chöre einander anfallen, erſcheint Don Manuel.)

Don Manuel. Der Chor.

Don Manuel.

Was ſeh' ich! Haltet ein!

Erster Chor (zum zweiten). (Cajetan, Berengar, Manfred.)

Komm an! Komm an!

Zweiter Chor. (Bohemund, Roger, Hippolyt.)

Nieder mit ihnen! Nieder!

Don Manuel

(tritt zwiſchen ſie, mit gezogenem Schwert).

Haltet ein!

Erſter Chor. (Cajetan.)
Es iſt der Fürſt.

Zweiter Chor. (Bohemund.)
Der Bruder! Haltet Friede!

Don Manuel.
Den ſtreck' ich todt auf dieſes Raſens Grund,
Der mit gezuckter Augenwimper nur
Die Fehde fortſetzt und dem Gegner droht!
Raſ't ihr? Was für ein Dämon reizt euch an,
Des alten Zwiſtes Flammen aufzublaſen,
Der zwiſchen uns, den Fürſten, abgethan
Und ausgeglichen iſt auf immerdar?
— Wer fing den Streit an? Redet! Ich will's wiſſen.

Erſter Chor. (Cajetan, Berengar.)
Sie ſtanden hier —

Zweiter Chor. (Roger, Bohemund, unterbrechend.)
Sie kamen —

Don Manuel (zum erſten Chor).
Rede du!

Erſter Chor. (Cajetan.)
Wir kamen her, mein Fürſt, die Hochzeitgaben
Zu überreichen, wie du uns befahlſt.
Geſchmückt zu einem Feſte, keineswegs
Zum Krieg bereit, du ſiehſt es, zogen wir
In Frieden unſern Weg, nichts Arges denkend
Und trauend dem beſchworenen Vertrag;
Da fanden wir ſie feindlich hier gelagert
Und uns den Eingang ſperrend mit Gewalt.

Don Manuel.
Unſinnige, iſt keine Freiſtatt ſicher

Genug vor eurer blinden, tollen Wuth?
Auch in der Unſchuld ſtill verborgnen Sitz
Bricht euer Hader friedeſtörend ein?

(Zum zweiten Chor.)

Weiche zurück! Hier ſind Geheimniſſe,
Die deine kühne Gegenwart nicht dulden.

(Da derſelbe zögert.)

Zurück, dein Herr gebietet dir's durch mich,
Denn wir ſind jetzt Ein Haupt und Ein Gemüth,
Und mein Befehl iſt auch der Seine. Geh!

(Zum erſten Chor.)

Du bleibſt und wahrſt des Eingangs.

Zweiter Chor. (Bohemund.)

Was beginnen?
Die Fürſten ſind verſöhnt, das iſt die Wahrheit,
Und in der hohen Häupter Span und Streit
Sich unberufen, vielgeſchäftig drängen,
Bringt wenig Dank und öfter noch Gefahr.
Denn wenn der Mächtige des Streits ermüdet,
Wirft er behend auf den geringen Mann,
Der arglos ihm gedient, den blut'gen Mantel
Der Schuld, und leicht gereinigt ſteht er da.
Drum mögen ſich die Fürſten ſelbſt vergleichen,
Ich acht' es für gerathen, wir gehorchen.

(Der zweite Chor geht ab, der erſte zieht ſich nach dem Hintergrund der Scene zurück. In demſelben Augenblick ſtürzt Beatrice heraus und wirft ſich in Don Manuels Arme.)

Beatrice. Don Manuel.

Beatrice.

Du biſt's. Ich hab' dich wieder — Grauſamer!

Du haſt mich lange, lange ſchmachten laſſen,
Der Furcht und allen Schreckniſſen zum Raub
Dahin gegeben! — Doch nichts mehr davon!
Ich habe dich — In deinen lieben Armen
Iſt Schutz und Schirm vor jeglicher Gefahr.
Komm! Sie ſind weg! Wir haben Raum zur Flucht,
Fort, laß uns keinen Augenblick verlieren!
(Sie will ihn mit ſich fortziehen und ſieht ihn jetzt erſt genauer an.)
Was iſt dir? So verſchloſſen feierlich
Empfängſt du mich — entziehſt dich meinen Armen,
Als wollteſt du mich lieber ganz verſtoßen?
Ich kenne dich nicht mehr — Iſt dies Don Manuel,
Mein Gatte, mein Geliebter?

Don Manuel.

Beatrice!

Beatrice.

Nein, rede nicht! Jetzt iſt nicht die Zeit zu Worten!
Fort laß uns eilen, ſchnell! Der Augenblick
Iſt koſtbar. —

Don Manuel.

Bleib! Antworte mir!

Beatrice.

Fort! fort!
Eh' dieſe wilden Männer wiederkehren!

Don Manuel.

Bleib! Jene Männer werden uns nicht ſchaden!

Beatrice.

Doch, doch, du kennſt ſie nicht! O komm! entfliehe!

Don Manuel.
Von meinem Arm beſchützt, was kannſt du fürchten?

Beatrice.
O glaube mir, es gibt hier mächt'ge Menſchen!

Don Manuel.
Geliebte, keinen Mächtigern als mich.

Beatrice.
Du gegen dieſe Vielen ganz allein?

Don Manuel.
Ich ganz allein! Die Männer, die du fürchteſt —

Beatrice.
Du kennſt ſie nicht, du weißt nicht, wem ſie dienen.

Don Manuel.
Mir dienen ſie, und ich bin ihr Gebieter.

Beatrice.
Du biſt — Ein Schrecken fliegt durch meine Seele!

Don Manuel.
Lerne mich endlich kennen, Beatrice!
Ich bin nicht der, der ich dir ſchien zu ſeyn,
Der arme Ritter nicht, der Unbekannte,
Der liebend nur um deine Liebe warb.
Wer ich wahrhaftig bin, was ich vermag,
Woher ich ſtamme, hab' ich dir verborgen.

Beatrice.
Du biſt Don Manuel nicht! Weh' mir, wer biſt du?

Don Manuel.
Don Manuel heiß' ich — doch ich bin der Höchſte,
Der dieſen Namen führt in dieſer Stadt;
Ich bin Don Manuel, Fürſt von Meſſina.

Beatrice.

Du wärſt Don Manuel, Don Ceſars Bruder?

Don Manuel.

Don Ceſar iſt mein Bruder.

Beatrice.

Iſt dein Bruder?

Don Manuel.

Wie? Dies erſchreckt dich? Kennſt du den Don Ceſar?
Kennſt du noch ſonſten Jemand meines Bluts?

Beatrice.

Du biſt Don Manuel, der mit dem Bruder
In Haſſe lebt und unverſöhnter Fehde?

Don Manuel.

Wir ſind verſöhnt, ſeit heute ſind wir Brüder,
Nicht von Geburt nur, nein, von Herzen auch.

Beatrice.

Verſöhnt, ſeit heute!

Don Manuel.

Sage mir, was iſt das?
Was bringt dich ſo in Aufruhr? Kennſt du mehr
Als nur den Namen bloß von meinem Hauſe?
Weiß ich dein ganz Geheimniß? Haſt du nichts,
Nichts mir verſchwiegen oder vorenthalten?

Beatrice.

Was denkſt du? Wie? Was hätt' ich zu geſtehen?

Don Manuel.

Von deiner Mutter haſt du mir noch nichts
Geſagt. Wer iſt ſie? Würdeſt du ſie kennen,
Wenn ich ſie dir beſchriebe — dir ſie zeigte?

Beatrice.
Du kennſt ſie — kennſt ſie und verbargeſt mir?
Don Manuel.
Weh' dir und wehe mir, wenn ich ſie kenne!
Beatrice.
O ſie iſt gütig, wie das Licht der Sonne!
Ich ſeh' ſie vor mir, die Erinnerung
Belebt ſich wieder, aus der Seele Tiefen
Erhebt ſich mir die göttliche Geſtalt.
Der braunen Locken dunkle Ringe ſeh' ich
Des weißen Halſes edle Form beſchatten!
Ich ſeh' der Stirne rein gewölbten Bogen,
Des großen Auges dunkelhellen Glanz,
Auch ihrer Stimme ſeelenvolle Töne
Erwachen mir —
Don Manuel.
Weh mir! Du ſchilderſt ſie!
Beatrice.
Und ich entfloh ihr! konnte ſie verlaſſen,
Vielleicht am Morgen eben dieſes Tages,
Der mich auf ewig ihr vereinen ſollte!
O ſelbſt die Mutter gab ich hin für dich!
Don Manuel.
Meſſina's Fürſtin wird dir Mutter ſeyn;
Zu ihr bring' ich dich jetzt, ſie wartet deiner.
Beatrice.
Was ſagſt du? Deine Mutter und Don Ceſars?
Zu ihr mich bringen? Nimmer, nimmermehr!
Don Manuel.
Du ſchauderſt? Was bedeutet dies Entſetzen?
Iſt meine Mutter keine Fremde dir?

Beatrice.

O unglückſelig traurige Entdeckung!
O hätt' ich nimmer dieſen Tag geſehn!

Don Manuel.

Was kann dich ängſtigen, nun du mich kennſt,
Den Fürſten findeſt in dem Unbekannten?

Beatrice.

O gib mir dieſen Unbekannten wieder,
Mit ihm auf ödem Eiland wär' ich ſelig!

Don Ceſar (hinter der Scene.)

Zurück! Welch vieles Volk iſt hier verſammelt?

Beatrice.

Gott! dieſe Stimme! Wo verberg' ich mich?

Don Manuel.

Erkennſt du dieſe Stimme? Nein, du haſt
Sie nie gehört, und kannſt ſie nicht erkennen!

Beatrice.

O laß uns fliehen, komm und weile nicht!

Don Manuel.

Was fliehn? Es iſt des Bruders Stimme, der
Mich ſucht; zwar wundert mich, wie er entdeckte —

Beatrice.

Bei allen Heiligen des Himmels, meid' ihn!
Begegne nicht dem heftig Stürmenden,
Laß dich von ihm an dieſem Ort nicht finden.

Don Manuel.

Geliebte Seele, dich verwirrt die Furcht!
Du hörſt mich nicht: wir ſind verſöhnte Brüder!

Beatrice.

O Himmel rette mich aus dieſer Stunde!

Don Manuel.

Was ahnet mir! Welch ein Gedanke faßt
Mich ſchaudernd? — Wär' es möglich — Wäre
Die Stimme keine fremde? — Beatrice!
Du warſt — mir grauet, weiter fort zu fragen —
Du warſt — bei meines Vaters Leichenfeier?

Beatrice.

Weh mir!

Don Manuel.

Du warſt zugegen?

Beatrice.

Zürne nicht!

Don Manuel.

Unglückliche, du warſt?

Beatrice.

Ich war zugegen.

Don Manuel.

Entſetzen!

Beatrice.

Die Begierde war zu mächtig!
Vergib mir! Ich geſtand dir meinen Wunſch;
Doch plötzlich ernſt und finſter ließeſt du
Die Bitte fallen, und ſo ſchwieg auch ich.
Doch weiß ich nicht, welch böſen Sternes Macht
Mich trieb mit unbezwinglichem Gelüſten.
Des Herzens heißen Drang mußt' ich vergnügen;
Der alte Diener lieh mir ſeinen Beiſtand;
Ich war dir ungehorſam und ich ging.

(Sie ſchmiegt ſich an ihn, indem tritt Don Ceſar herein, von dem ganzen Chor begleitet.)

Beide Brüder. Beide Chöre. Beatrice.

Zweiter Chor (Bohemund) zu Don Ceſar.

Du glaubſt uns nicht — Glaub' deinen eignen Augen!

Don Ceſar

(tritt heftig ein, und fährt beim Anblick ſeines Bruders mit Entſetzen zurück).

Blendwerk der Hölle! Was? In ſeinen Armen!

(Näher tretend, zu Don Manuel.)

Giftvolle Schlange! Das iſt deine Liebe?
Deßwegen logſt du tückiſch mir Verſöhnung?
O eine Stimme Gottes war mein Haß!
Fahre zur Hölle, falſche Schlangenſeele!

(Er erſticht ihn.)

Don Manuel.

Ich bin des Todes — Beatrice! — Bruder!

(Er ſinkt und ſtirbt. Beatrice fällt neben ihm ohnmächtig nieder.)

Erſter Chor. (Cajetan.)

Mord! Mord! Herbei! Greift zu den Waffen alle!
Mit Blut gerächet ſey die blut'ge That!

(Alle ziehen die Degen.)

Zweiter Chor. (Bohemund.)

Heil uns! Der lange Zwieſpalt iſt geendigt.
Nur Einem Herrſcher jetzt gehorcht Meſſina.

Erſter Chor. (Cajet., Bereng., Manfr.)

Rache! Rache! Der Mörder falle! falle!
Ein ſühnend Opfer dem Gemordeten!

Zweiter Chor. (Bohem., Rog., Hipp.)

Herr, fürchte nichts, wir ſtehen treu zu dir.

Don Ceſar

(mit Anſehen zwiſchen ſie tretend).

Zurück — ich habe meinen Feind getödtet,
Der mein vertrauend redlich Herz betrog,
Die Bruderliebe mir zum Fallſtrick legte.
Ein furchtbar gräßlich Anſehn hat die That!
Doch der gerechte Himmel hat gerichtet.

Erster Chor. (Cajetan.)

Weh dir, Meſſina! Wehe! wehe! wehe!
Das gräßlich Ungeheure iſt geſchehn
In deinen Mauern — Wehe deinen Müttern
Und Kindern, deinen Jünglingen und Greiſen!
Und wehe der noch ungebornen Frucht!

Don Ceſar.

Die Klage kommt zu ſpät — Hier ſchaffet Hülfe!

(Auf Beatricen zeigend.)

Ruft ſie in's Leben! Schnell entfernet ſie
Von dieſem Ort des Schreckens und des Todes
— Ich kann nicht länger weilen, denn mich ruft
Die Sorge fort um die geraubte Schweſter.
— Bringt ſie in meiner Mutter Schloß und ſprecht:
Es ſey ihr Sohn, Don Ceſar, der ſie ſende!

(Er geht ab; die ohnmächtige Beatrice wird von dem zweiten Chor auf eine Bank geſetzt und ſo hinweg getragen; der erſte Chor bleibt bei dem Leichnam zurück, um welchen auch die Knaben, die die Brautgeſchenke tragen, in einem Halbkreiſe herumſtehen.)

Chor. (Cajetan.)

Sagt mir! ich kann's nicht faſſen und deuten,
Wie es ſo ſchnell ſich erfüllend genaht.
Längſt wohl ſah ich im Geiſt mit weiten

Schritten das Schreckensgeſpenſt herſchreiten
Dieſer entſetzlichen blutigen That.
Dennoch übergießt mich ein Grauen,
Da ſie vorhanden iſt und geſchehen,
Da ich erfüllt muß vor Augen ſchauen,
Was ich in ahnender Furcht nur geſehn.
All mein Blut in den Adern erſtarrt
Vor der gräßlich entſchiedenen Gegenwart.

Einer aus dem Chor. (Manfred.)

Laſſet erſchallen die Stimme der Klage! —
Holder Jüngling!
Da liegt er entſeelt
Hingeſtreckt in der Blüthe der Tage!
Schwer umfangen von Todesnacht.
An der Schwelle der bräutlichen Kammer!
Aber über dem ſtummen erwacht
Lauter unermeßlicher Jammer.

Ein Zweiter. (Cajetan.)

Wir kommen, wir kommen,
Mit feſtlichem Prangen
Die Braut zu empfangen;
Es bringen die Knaben
Die reichen Gewande, die bräutlichen Gaben,
Das Feſt iſt bereitet, es warten die Zeugen;
Aber der Bräutigam höret nicht mehr,
Nimmer erweckt ihn der fröhliche Reigen,
Denn der Schlummer der Todten iſt ſchwer.

Ganzer Chor.

Schwer und tief iſt der Schlummer der Todten;
Nimmer erweckt ihn die Stimme der Braut,

Nimmer des Hifthorns fröhlicher Laut;
Starr und fühllos liegt er am Boden!

Ein Dritter. (Cajetan.)

Was ſind Hoffnungen, was ſind Entwürfe,
Die der Menſch, der vergängliche, baut?
Heute umarmtet ihr euch als Brüder,
Einig geſtimmt mit Herzen und Munde,
Dieſe Sonne, die jetzo nieder
Geht, ſie leuchtete eurem Bunde!
Und jetzt liegſt du dem Staube vermählt,
Von des Brudermords Händen entſeelt,
In dem Buſen die gräßliche Wunde!
Was ſind Hoffnungen, was ſind Entwürfe,
Die der Menſch, der flüchtige Sohn der Stunde,
Aufbaut auf dem betrüglichen Grunde?

Chor. (Berengar.)

Zu der Mutter will ich dich tragen,
Eine unbeglückende Laſt!
Dieſe Cypreſſe laßt uns zerſchlagen
Mit der mörderiſchen Schneide der Art,
Eine Bahre zu flechten aus ihren Zweigen,
Nimmer ſoll ſie Lebendiges zeugen,
Die die tödliche Frucht getragen,
Nimmer in fröhlichem Wuchs ſich erheben,
Keinem Wandrer mehr Schatten geben;
Die ſich genährt auf des Mordes Boden,
Soll verflucht ſeyn zum Dienſt der Todten!

Erster. (Cajetan.)

Aber wehe dem Mörder, wehe,
Der dahin geht in thörichtem Muth!

Hinab, hinab in der Erde Ritzen
Rinnet, rinnet, rinnet dein Blut.
Drunten aber im Tiefen ſitzen
Lichtlos, ohne Geſang und Sprache,
Der Themis Töchter, die nie vergeſſen,
Die Untrüglichen, die mit Gerechtigkeit meſſen,
Fangen es auf in ſchwarzen Gefäſſen,
Rühren und mengen die ſchreckliche Rache.

Zweiter. (Berengar.)

Leicht verſchwindet der Thaten Spur
Von der ſonnenbeleuchteten Erde,
Wie aus dem Antlitz die leichte Geberde —
Aber nichts iſt verloren und verſchwunden,
Was die geheimnißvoll waltenden Stunden
In den dunkel ſchaffenden Schooß aufnahmen —
Die Zeit iſt eine blühende Flur,
Ein groſſes Lebendiges iſt die Natur,
Und Alles iſt Frucht und Alles iſt Samen.

Dritter. (Cajetan.)

Wehe, wehe dem Mörder, wehe,
Der ſich geſät die tödtliche Saat!
Ein andres Antlitz, eh' ſie geſchehen,
Ein anderes zeigt die vollbrachte That.
Muthvoll blickt ſie und kühn dir entgegen,
Wenn der Rache Gefühle den Buſen bewegen;
Aber iſt ſie geſchehn und begangen,
Blickt ſie dich an mit erbleichenden Wangen.
Selber die ſchrecklichen Furien ſchwangen
Gegen Oreſtes die hölliſchen Schlangen,
Reizten den Sohn zu dem Muttermord an:

Mit der Gerechtigkeit heiligen Zügen
Wußten ſie liſtig ſein Herz zu betrügen,
Bis er die tödtliche That nun gethan —
Aber da er den Schooß jetzt geſchlagen,
Der ihn empfangen und liebend getragen,
Siehe, da kehrten ſie
Gegen ihn ſelber
Schrecklich ſich um —
Und er erkannte die furchtbaren Jungfraun,
Die den Mörder ergreifend faſſen,
Die von jetzt an ihn nimmer laſſen,
Die ihn mit ewigem Schlangenbiß nagen,
Die von Meer zu Meer ihn ruhelos jagen
Bis in das delphiſche Heiligthum.

(Der Chor geht ab, den Leichnam Don Manuels auf einer Bahre tragend.)

Die Säulenhalle.

Es iſt Nacht; die Scene iſt von oben herab durch eine große Lampe erleuchtet.

Donna Iſabella und **Diego** treten auf.

Iſabella.

Noch keine Kunde kam von meinen Söhnen,
Ob eine Spur ſich fand von der Verlornen?

Diego.

Noch nichts, Gebieterin! — doch hoffe Alles
Von deiner Söhne Ernſt und Emſigkeit.

Iſabella.

Wie iſt mein Herz geängſtiget, Diego!
Es ſtand bei mir, dies Unglück zu verhüten.

Diego.

Drück' nicht des Vorwurfs Stachel in dein Herz,
An welcher Vorſicht ließeſt du's ermangeln?

Iſabella.

Hätt' ich ſie früher an das Licht gezogen,
Wie mich des Herzens Stimme mächtig trieb!

Diego.

Die Klugheit wehrte dir's; du thateſt weiſe,
Doch der Erfolg ruht in des Himmels Hand.

Iſabella.

Ach, ſo iſt keine Freude rein! Mein Glück
Wär' ein vollkommnes ohne dieſen Zufall.

Diego.

Dies Glück iſt nur verzögert, nicht zerſtört;
Genieße du jetzt deiner Söhne Frieden.

Iſabella.

Ich habe ſie einander Herz an Herz
Umarmen ſehn — ein nie erlebter Anblick!

Diego.

Und nicht ein Schauſpiel bloß, es ging von Herzen;
Denn ihr Geradſinn haßt der Lüge Zwang.

Iſabella.

Ich ſeh' auch, daß ſie zärtlicher Gefühle,
Der ſchönen Neigung fähig ſind; mit Wonne
Entdeck' ich, daß ſie ehren, was ſie lieben.
Der ungebundnen Freiheit wollen ſie
Entſagen, nicht dem Zügel des Geſetzes

Entzieht ſich ihre brauſend wilde Jugend,
Und ſittlich ſelbſt blieb ihre Leidenſchaft.
— Ich will dir's jetzo gern geſtehn, Diego,
Daß ich mit Sorge dieſem Augenblick,
Der aufgeſchloſſ'nen Blume des Gefühls
Mit banger Furcht entgegen ſah — Die Liebe
Wird leicht zur Wuth in heftigen Naturen.
Wenn in den aufgehäuften Feuerzunder
Des alten Haſſes auch noch dieſer Blitz,
Der Eiferſucht feindſel'ge Flamme ſchlug —
Mir ſchaudert, es zu denken — ihr Gefühl,
Das niemals einig war, gerade hier
Zum Erſtenmal unſelig ſich begegnet —
Wohl mir! Auch dieſe donnerſchwere Wolke,
Die über mir ſchwarz drohend niederhing,
Sie führte mir ein Engel ſtill vorüber,
Und leicht nun athmet die befreite Bruſt.

Diego.

Ja, freue deines Werkes dich. Du haſt
Mit zartem Sinn und ruhigem Verſtand
Vollendet, was der Vater nicht vermochte
Mit aller ſeiner Herrſcher-Macht — Dein iſt
Der Ruhm; doch auch dein Glücksſtern iſt zu loben!

Iſabella.

Vieles gelang mir! Viel auch that das Glück!
Nichts Kleines war es, ſolche Heimlichkeit
Verhüllt zu tragen dieſe langen Jahre,
Den Mann zu täuſchen, den umſichtigſten
Der Menſchen, und in's Herz zurückzudrängen

Den Trieb des Bluts, der mächtig, wie des Feuers
Verſchloſſ'ner Gott, aus ſeinen Banden ſtrebte!

Diego.

Ein Pfand iſt mir des Glückes lange Gunſt,
Daß Alles ſich erfreulich löſen wird.

Iſabella.

Ich will nicht eher meine Sterne loben,
Bis ich das Ende dieſer Thaten ſah.
Daß mir der böſe Genius nicht ſchlummert,
Erinnert warnend mich der Tochter Flucht.
— Schilt oder lobe meine That, Diego!
Doch dem Getreuen will ich nichts verbergen.
Nicht tragen konnt' ich's, hier in müß'ger Ruh'
Zu harren des Erfolgs, indeß die Söhne
Geſchäftig forſchen nach der Tochter Spur.
Gehandelt hab' auch ich — Wo Menſchenkunſt
Nicht zureicht, hat der Himmel oft gerathen.

Diego.

Entdecke mir, was mir zu wiſſen ziemt.

Iſabella.

Einſiedelnd auf des Aetna Höhen haust
Ein frommer Klausner, von Uralters her
Der Greis genannt des Berges, welcher näher
Dem Himmel wohnend, als der andern Menſchen
Tief wandelndes Geſchlecht, den ird'ſchen Sinn
In leichter reiner Aetherluft geläutert,
Und von dem Berg der aufgewälzten Jahre
Hinabſieht in das aufgelöſte Spiel
Des unverſtändlich krummgewundnen Lebens.
Nicht fremd iſt ihm das Schickſal meines Hauſes;

Oft hat der heil'ge Mann für uns den Himmel
Gefragt und manchen Fluch hinweg gebetet.
Zu ihm hinauf geſandt hab' ich alsbald
Des raſchen Boten jugendliche Kraft,
Daß er mir Kunde von der Tochter gebe,
Und ſtündlich harr' ich deſſen Wiederkehr.

Diego.

Trügt mich mein Auge nicht, Gebieterin,
So iſt's derſelbe, der dort eilend naht,
Und Lob fürwahr verdient der Emſige!

Bote. Die Vorigen.

Iſabella.

Sag' an, und weder Schlimmes hehle mir
Noch Gutes, ſondern ſchöpfe rein die Wahrheit!
Was gab der Greis des Bergs dir zum Beſcheide?

Bote.

Ich ſoll mich ſchnell zurück begeben, war
Die Antwort, die Verlorne ſey gefunden.

Iſabella.

Glückſel'ger Mund, erfreulich Himmelswort!
Stets haſt du das Erwünſchte mir verkündet!
Und welchem meiner Söhne war's verliehen,
Die Spur zu finden der Verlornen?

Bote.

Die Tiefverborgne fand dein älteſter Sohn.

Iſabella.

Den Manuel iſt es, dem ich ſie verdanke!
Ach, ſtets war dieſer mir ein Kind des Segens!

— Haſt du dem Greis auch die geweihte Kerze
Gebracht, die zum Geſchenk ich ihm geſendet,
Sie anzuzünden ſeinem Heiligen?
Denn was von Gaben ſonſt der Menſchen Herzen
Erfreut, verſchmäht der fromme Gottesdiener.

Bote.

Die Kerze nahm er ſchweigend von mir an,
Und zum Altar hintretend, wo die Lampe
Dem Heil'gen brannte, zündet' er ſie flugs
Dort an, und ſchnell in Brand ſteckt' er die Hütte,
Worin er Gott verehrt ſeit neunzig Jahren.

Iſabella.

Was ſagſt du? Welches Schreckniß nennſt du mir?

Bote.

Und dreimal Wehe! Wehe! rufend, ſtieg er
Herab vom Berg; mir aber winkt' er ſchweigend,
Ihm nicht zu folgen, noch zurückzuſchauen.
Und ſo, gejagt von Grauſen, eilt ich her!

Iſabella.

In neuer Zweifel wogende Bewegung
Und ängſtlich ſchwankende Verworrenheit
Stürzt mich das Widerſprechende zurück.
Gefunden ſey mir die verlorne Tochter
Von meinem älteſten Sohn, Don Manuel?
Die gute Rede kann mir nicht gedeihen,
Begleitet von der unglückſel'gen That.

Bote.

Blick hinter dich, Gebieterin! du ſiehſt
Des Klausners Wort erfüllt vor deinen Augen;

Denn Alles müßt' mich trügen, oder dies
Iſt die verlorne Tochter, die du ſuchſt,
Von deiner Söhne Ritterſchaar begleitet.

(Beatrice wird von dem zweiten Halbchor auf einem Tragſeſſel gebracht und auf der vordern Bühne niedergeſetzt. Sie iſt noch ohne Leben und Bewegung.)

Iſabella. Diego. Bote. Beatrice. Chor. (**Bohemund, Roger, Hippolyt,** und die andern neun Ritter Don Ceſars.)

Chor. (**Bohemund.**)

Des Herrn Geheiß erfüllend, ſetzen wir
Die Jungfrau hier zu deinen Füßen nieder,
Gebieterin! — Alſo befahl er uns
Zu thun, und dir zu melden dieſes Wort:
Es ſey dein Sohn Don Ceſar, der ſie ſende!

Iſabella

(iſt mit ausgebreiteten Armen auf ſie zugeeilt, und tritt mit Schrecken zurück).

O Himmel! Sie iſt bleich und ohne Leben!

Chor. (**Bohemund.**)

Sie lebt! Sie wird erwachen! Gönn' ihr Zeit,
Von dem Erſtaunlichen ſich zu erholen,
Das ihre Geiſter noch gebunden hält.

Iſabella.

Mein Kind! Kind meiner Schmerzen, meiner Sorgen!
So ſehen wir uns wieder! So mußt du
Den Eingang halten in des Vaters Haus!
O laß an meinem Leben mich das deinige
Anzünden! An die mütterliche Bruſt
Will ich dich preſſen, bis vom Todesfroſt
Gelöst die warmen Adern wieder ſchlagen!

(Zum Chor.)
O ſprich! Welch Schreckliches iſt hier geſchehn?
Wo fandſt du ſie? Wie kam das theure Kind
In dieſen kläglich jammervollen Zuſtand?

Chor. (Bohemund.)
Erfahr' es nicht von mir, mein Mund iſt ſtumm.
Dein Sohn Don Ceſar wird dir Alles deutlich
Verkündigen, denn Er iſt's, der ſie ſendet.

Iſabella.
Mein Sohn Don Manuel, ſo willſt du ſagen?

Chor. (Bohemund.)
Dein Sohn Don Ceſar ſendet ſie dir zu.

Iſabella (zu dem Boten).
War's nicht Don Manuel, den der Seher nannte?

Bote.
So iſt es, Herrin, das war ſeine Rede.

Iſabella.
Welcher es ſey, er hat mein Herz erfreut;
Die Tochter dank' ich ihm, er ſey geſegnet!
O muß ein neid'ſcher Dämon mir die Wonne
Des heiß erflehten Augenblicks verbittern!
Ankämpfen muß ich gegen mein Entzücken!
Die Tochter ſeh' ich in des Vaters Haus,
Sie aber ſieht nicht *mich*, vernimmt mich nicht,
Sie kann der Mutter Freude nicht erwiedern.
O öffnet euch, ihr lieben Augenlichter!
Erwärmet euch, ihr Hände! Hebe dich,
Lebloſer Buſen, und ſchlage der Luſt!
Diego! Das iſt meine Tochter — Das

Die langverborgne, die gerettete,
Vor aller Welt kann ich ſie jetzt erkennen!

Chor. (Bohemund.)

Ein ſeltſam neues Schreckniß glaub' ich ahnend
Vor mir zu ſehn, und ſtehe wundernd, wie
Das Irrſal ſich entwirren ſoll und löſen.

Iſabella

(zum Chor, der Beſtürzung und Verlegenheit ausdrückt).

O ihr ſeyd undurchdringlich harte Herzen!
Vom eh'rnen Harniſch eurer Bruſt, gleichwie
Von einem ſchroffen Meeresfelſen, ſchlägt
Die Freude meines Herzens mir zurück!
Umſonſt in dieſem ganzen Kreis umher
Späh' ich nach einem Auge, das empfindet.
Wo weilen meine Söhne, daß ich Antheil
In einem Auge leſe, denn mir iſt,
Als ob der Wüſte unmitleid'ge Schaaren,
Des Meeres Ungeheuer mich umſtänden!

Diego.

Sie ſchlägt die Augen auf! Sie regt ſich, lebt!

Iſabella.

Sie lebt! Ihr erſter Blick ſey auf die Mutter!

Diego.

Das Auge ſchließt ſie ſchaudernd wieder zu.

Iſabella (zum Chor.)

Weichet zurück! Sie ſchreckt der fremde Anblick.

Chor (tritt zurück). (Bohemund.)

Gern meid' ich's, ihrem Blicke zu begegnen.

Diego.

Mit großen Augen mißt ſie ſtaunend dich.

Beatrice.
Wo bin ich? Dieſe Züge ſollt' ich kennen.
Iſabella.
Langſam kehrt die Beſinnung ihr zurück.
Diego.
Was macht ſie? Auf die Kniee ſenkt ſie ſich.
Beatrice.
O ſchönes Engelsantlitz meiner Mutter!
Iſabella.
Kind meines Herzens! Komm in meine Arme!
Beatrice.
Zu deinen Füßen ſieh die Schuldige.
Iſabella.
Ich habe dich wieder! Alles ſey vergeſſen!
Diego.
Betracht' auch mich! Erkennſt du meine Züge?
Beatrice.
Des redlichen Diego greiſes Haupt!
Iſabella.
Der treue Wächter deiner Kinderjahre.
Beatrice.
So bin ich wieder in dem Schooß der Meinen?
Iſabella.
Und nichts ſoll uns mehr ſcheiden, als der Tod.
Beatrice.
Du willſt mich nicht mehr in die Fremde ſtoßen?
Iſabella.
Nichts trennt uns mehr; das Schickſal iſt befriedigt.
Beatrice (ſinkt an ihre Bruſt).
Und find' ich wirklich mich an deinem Herzen?

Und Alles war ein Traum, was ich erlebte?
Ein ſchwerer fürchterlicher Traum — O Mutter!
Ich ſah ihn todt zu meinen Füßen fallen!
— Wie komm' ich aber hieher? Ich beſinne
Mich nicht — Ach, wohl mir, wohl, daß ich gerettet
In deinen Armen bin! Sie wollten mich
Zur Fürſtin Mutter von Meſſina bringen.
Eher in's Grab!

Iſabella.

Komm zu dir, meine Tochter!
Meſſina's Fürſtin —

Beatrice.

Nenne ſie nicht mehr!
Mir gießt ſich bei dem unglückſel'gen Namen
Ein Froſt des Todes durch die Glieder.

Iſabella.

Höre mich.

Beatrice.

Sie hat zwei Söhne, die ſich tödtlich haſſen;
Don Manuel, Don Ceſar nennt man ſie.

Iſabella.

Ich bin's ja ſelbſt! Erkenne deine Mutter!

Beatrice.

Was ſagſt du? Welches Wort haſt du geredet?

Iſabella.

Ich, deine Mutter, bin Meſſina's Fürſtin.

Beatrice.

Du biſt Don Manuels Mutter und Don Ceſars?

Iſabella.

Und deine Mutter! Deine Brüder nennſt du!

Beatrice.

Weh, weh mir! O entſetzenvolles Licht!

Iſabella.

Was iſt dir? Was erſchüttert dich ſo ſeltſam?

Beatrice

(wild um ſich ſchauend, erblickt den Chor).

Das ſind ſie, ja! Jetzt, jetzt erkenn' ich ſie.
Mich hat kein Traum getäuſcht — Die ſind's! die waren
Zugegen — es iſt fürchterliche Wahrheit!
Unglückliche, wo habt ihr ihn verborgen?

(Sie geht mit heftigem Schritt auf den Chor zu, der ſich von ihr abwendet. Ein Trauermarſch läßt ſich in der Ferne hören.)

Chor.

Wehe! Wehe!

Iſabella.

Wen verborgen? Was iſt wahr?
Ihr ſchweigt beſtürzt — Ihr ſcheint ſie zu verſtehn.
Ich leſ' in euren Augen, eurer Stimme
Gebrochnen Tönen etwas Unglückſel'ges,
Das mir zurückgehalten wird — Was iſt's?
Ich will es wiſſen. Warum heftet Ihr
So ſchreckenvolle Blicke nach der Thüre?
Und was für Töne hör' ich da erſchallen?

Chor. (Bohemund.)

Es naht ſich! Es wird ſich mit Schrecken erklären.
Sey ſtark, Gebieterin, ſtähle dein Herz!
Mit Faſſung ertrage, was dich erwartet,
Mit männlicher Seele den tödtlichen Schmerz!

Iſabella.

Was naht ſich? Was erwartet mich? — Ich höre

Der Todtenklage fürchterlichen Ton
Das Haus durchdringen — Wo ſind meine Söhne?

(Der erſte Halbchor bringt den Leichnam Don Manuels auf einer Bahre getragen, die er auf der leer gelaſſenen Seite der Scene niederſetzt. Ein ſchwarzes Tuch iſt darüber gebreitet.)

Iſabella. Beatrice. Diego. Beide Chöre.

Erster Chor. (Cajetan.)

Durch die Straßen der Städte,
Vom Jammer gefolget,
Schreitet das Unglück —
Lauernd umſchleicht es
Die Häuſer der Menſchen,
Heute an dieſer
Pforte pocht es,
Morgen an jener,
Aber noch keinen hat es verſchont.
Die unerwünſchte,
Schmerzliche Botſchaft,
Früher oder ſpäter,
Beſtellt es an jeder
Schwelle, wo ein Lebendiger wohnt.

(Berengar.)

Wenn die Blätter fallen
In des Jahres Kreiſe,
Wenn zum Grabe wallen
Entnervte Greiſe,
Da gehorcht die Natur
Ruhig nur
Ihrem alten Geſetze,

Ihrem ewigen Brauch,
Da iſt nichts, was den Menſchen entſetze!
Aber das Ungeheure auch
Lerne erwarten im irdiſchen Leben!
Mit gewaltſamer Hand
Löſet der Mord auch das heiligſte Band.
In ſein ſtygiſches Boot
Raffet der Tod
Auch der Jugend blühendes Leben!

(Cajetan.)

Wenn die Wolken gethürmt den Himmel ſchwärzen,
Wenn dumpftoſend der Donner hallt,
Da, da fühlen ſich alle Herzen
In des furchtbaren Schickſals Gewalt.
Aber auch aus entwölkter Höhe
Kann der zündende Donner ſchlagen.
Darum in deinen fröhlichen Tagen
Fürchte des Unglücks tückiſche Nähe!
Nicht an die Güter hänge dein Herz,
Die das Leben vergänglich zieren!
Wer beſitzt, der lerne verlieren;
Wer im Glück iſt, der lerne den Schmerz!

Iſabella.

Was ſoll ich hören? Was verhüllt dies Tuch?

(Sie macht einen Schritt gegen die Bahre, bleibt aber unſchlüſſig zaudernd ſtehen.)

Es zieht mich grauſend hin und zieht mich ſchaudernd
Mit dunkler kalter Schreckenshand zurück.

(Zu Beatricen, welche ſich zwiſchen ſie und die Bahre geworfen.)

Laß mich! Was es auch ſey, ich will's enthüllen!
(Sie hebt das Tuch auf und entdeckt Don Manuels Leichnam.)
O himmliſche Mächte, es iſt mein Sohn!
(Sie bleibt mit ſtarrem Entſetzen ſtehen — Beatrice ſinkt mit einem Schrei des Schmerzes neben der Bahre nieder.)

Chor. (Cajetan. Berengar. Manfred.)

Unglückliche Mutter! Es iſt dein Sohn!
Du haſt es geſprochen das Wort des Jammers;
Nicht meinen Lippen iſt es entflohn.

Iſabella.

Mein Sohn! mein Manuel! — O ewige
Erbarmung — So muß ich dich wieder finden!
Mit deinem Leben mußteſt du die Schweſter
Erkaufen aus des Räubers Hand! — Wo war
Dein Bruder, daß ſein Arm dich nicht beſchützte?
— O Fluch der Hand, die dieſe Wunde grub!
Fluch ihr, die den Verderblichen geboren,
Der mir den Sohn erſchlug! Fluch ſeinem ganzen
Geſchlecht!

Chor.

Wehe! Wehe! Wehe! Wehe!

Iſabella.

So haltet ihr mir Wort, ihr Himmelsmächte?
Das, das iſt eure Wahrheit? Wehe dem,
Der euch vertraut mit redlichem Gemüth!
Worauf hab' ich gehofft, wovor gezittert,
Wenn dies der Ausgang iſt! — O, die ihr hier
Mich ſchreckenvoll umſteht, an meinem Schmerz
Die Blicke weidend, lernt die Lügen kennen,
Womit die Träume uns, die Seher täuſchen!

Glaube noch Einer an der Götter Mund!
— Als ich mich Mutter fühlte dieſer Tochter,
Da träumte ihrem Vater eines Tags,
Er ſäh' aus ſeinem hochzeitlichen Bette
Zwei Lorbeerbäume wachſen — Zwiſchen ihnen
Wuchs eine Lilie empor; ſie ward
Zur Flamme, die der Bäume dicht Gezweig ergriff,
Und um ſich wüthend ſchnell das ganze Haus
In ungeheurer Feuerflut verſchlang.
Erſchreckt von dieſem ſeltſamen Geſichte
Befrug der Vater einen Vogelſchauer
Und ſchwarzen Magier um die Bedeutung.
Der Magier erklärte: wenn mein Schooß
Von einer Tochter ſich entbinden würde,
So würde ſie die beiden Söhne ihm
Ermorden und vertilgen ſeinen Stamm!

Chor. (Cajetan und Bohemund.)

Gebieterin, was ſagſt du? Wehe! Wehe!

Iſabella.

Darum befahl der Vater, ſie zu tödten;
Doch ich entrückte ſie dem Jammerſchickſal.
— Die arme Unglückſelige! Verſtoßen
Ward ſie als Kind aus ihrer Mutter Schooß,
Daß ſie, erwachſen, nicht die Brüder morde!
Und jetzt durch Räubershände fällt der Bruder;
Nicht die Unſchuldige hat ihn getödtet!

Chor.

Wehe! Wehe! Wehe! Wehe!

Iſabella.

Keinen Glauben

Verdiente mir des Götzendieners Spruch;
Ein beſſ'res Hoffen ſtärkte meine Seele.
Denn mir verkündigte ein andrer Mund,
Den ich für wahrhaft hielt, von dieſer Tochter:
„In heißer Liebe würde ſie dereinſt
„Der Söhne Herzen mir vereinigen.“
— So widerſprachen die Orakel ſich,
Den Fluch zugleich und Segen auf das Haupt
Der Tochter legend — Nicht den Fluch hat ſie
Verſchuldet, die Unglückliche! Nicht Zeit
Ward ihr gegönnt, den Segen zu vollziehen.
Ein Mund hat wie der andere gelogen!
Die Kunſt der Seher iſt ein eitles Nichts;
Betrüger ſind ſie, oder ſind betrogen.
Nichts Wahres läßt ſich von der Zukunft wiſſen,
Du ſchöpfeſt drunten an der Hölle Flüſſen,
Du ſchöpfeſt droben an dem Quell des Lichts.

Erſter Chor. (Cajetan.)

Wehe! Wehe! Was ſagſt du? Halt ein, halt ein!
Bezähme der Zunge verwegenes Toben!
Die Orakel ſehen und treffen ein;
Der Ausgang wird die Wahrhaftigen loben.

Iſabella.

Nicht zähmen will ich meine Zunge, laut,
Wie mir das Herz gebietet, will ich reden.
Warum beſuchen wir die heil'gen Häuſer
Und heben zu dem Himmel fromme Hände?
Gutmüth'ge Thoren, was gewinnen wir
Mit unſerm Glauben? So unmöglich iſt's,
Die Götter, die hochwohnenden, zu treffen,

Als in den Mond mit einem Pfeil zu ſchießen.
Vermauert iſt dem Sterblichen die Zukunft,
Und kein Gebet durchbohrt den eh'rnen Himmel.
Ob rechts die Vögel fliegen oder links,
Die Sterne ſo ſich oder anders fügen!
Nicht Sinn iſt in dem Buche der Natur;
Die Traumkunſt träumt, und alle Zeichen trügen.

Zweiter Chor. (Bohemund.)

Halt ein, Unglückliche! Wehe! Wehe!
Du läugneſt der Sonne leuchtendes Licht
Mit blinden Augen! Die Götter leben.
Erkenne ſie, die dich furchtbar umgeben!

(**Alle Ritter.**)

Die Götter leben.
Erkenne ſie, die dich furchtbar umgeben!

Beatrice.

O Mutter! Mutter! Warum haſt du mich
Gerettet! Warum warfſt du mich nicht hin
Dem Fluch, der, eh' ich war, mich ſchon verfolgte?
Blödſicht'ge Mutter! Warum dünkteſt du
Dich weiſer, als die Allesſchauenden,
Die Nah' und Fernes aneinander knüpfen,
Und in der Zukunft ſpäte Saaten ſehn?
Dir ſelbſt und mir, uns Allen zum Verderben
Haſt du den Todesgöttern ihren Raub,
Den ſie gefordert, frevelnd vorenthalten!
Jetzt nehmen ſie ihn zweifach, dreifach ſelbſt.
Nicht dank' ich dir das traurige Geſchenk;
Dem Schmerz, dem Jammer haſt du mich erhalten!

Erſter Chor (Cajetan.)

(in heftiger Bewegung nach der Thüre ſehend).

Brechet auf, ihr Wunden!
Fließet, fließet!
In ſchwarzen Güſſen
Stürzet hervor, ihr Bäche des Bluts!

(Berengar.)

Eherner Füße
Rauſchen vernehm' ich,
Hölliſcher Schlangen
Ziſchendes Tönen.
Ich erkenne der Furien Schritt!

(Cajetan.)

Stürzet ein, ihr Wände!
Verſink', o Schwelle,
Unter der ſchrecklichen Füße Tritt!
Schwarze Dämpfe, entſteiget, entſteiget
Qualmend dem Abgrund! Verſchlinget des Tages
Lieblichen Schein!
Schützende Götter des Hauſes, entweichet!
Laſſet die rächenden Göttinnen ein!

Don Ceſar. Iſabella. Beatrice. Der Chor.

(Beim Eintritt des Don Ceſar zertheilt ſich der Chor in fliehender Bewegung vor ihm; er bleibt allein in der Mitte der Scene ſtehen.)

Beatrice.

Weh mir, er iſt's!

Iſabella (tritt ihm entgegen).

O mein Sohn Ceſar! Muß ich ſo

Dich wiederſehen — O blick' her und ſieh
Den Frevel einer gottverfluchten Hand!

(Führt ihn zu dem Leichnam.)

Don Ceſar

(tritt mit Entſetzen zurück, das Geſicht verhüllend).

Erſter Chor. (Cajetan, Berengar.)

Brechet auf, ihr Wunden!
Fließet, fließet!
In ſchwarzen Güſſen
Strömet hervor, ihr Bäche des Bluts!

Iſabella.

Du ſchauderſt und erſtarrſt! Ja, das iſt Alles,
Was dir noch übrig iſt von deinem Bruder!
Da liegen meine Hoffnungen — Sie ſtirbt
Im Keim, die junge Blume eures Friedens,
Und keine ſchönen Früchte ſollt' ich ſchauen.

Don Ceſar.

Tröſte dich, Mutter! Redlich wollten wir
Den Frieden, aber Blut beſchloß der Himmel.

Iſabella.

O ich weiß, du liebteſt ihn, ich ſah entzückt
Die ſchönen Bande zwiſchen euch ſich flechten!
An deinem Herzen wollteſt du ihn tragen,
Ihm reich erſetzen die verlornen Jahre.
Der blut'ge Mord kam deiner ſchönen Liebe
Zuvor — Jetzt kannſt du nichts mehr, als ihn rächen —

Don Ceſar.

Komm, Mutter, komm! Hier iſt kein Ort für dich.
Entreiß dich dieſem unglückſel'gen Anblick!

(Er will ſie fortziehen.)

Iſabella
(fällt ihm um den Hals).
Du lebſt mir noch! Du jetzt mein Einziger!

Beatrice.
Weh, Mutter! was beginnſt du?

Don Ceſar.
Weine dich aus
An dieſem treuen Buſen! Unverloren
Iſt dir der Sohn, denn ſeine Liebe lebt
Unſterblich fort in deines Ceſars Bruſt.

Erster Chor. (Cajetan, Berengar, Manfred.)
Brechet auf, ihr Wunden!
Redet, ihr ſtummen!
In ſchwarzen Fluten
Stürzet hervor, ihr Bäche des Bluts!

Iſabella
(Beider Hände faſſend).
O meine Kinder!

Don Ceſar.
Wie entzückt es mich,
In deinen Armen ſie zu ſehen, Mutter!
Ja, laß ſie deine Tochter ſeyn! Die Schweſter —

Iſabella (unterbricht ihn).
Dir dank' ich die Gerettete, mein Sohn!
Du hielteſt Wort, du haſt ſie mir geſendet.

Don Ceſar (erſtaunt).
Wen, Mutter, ſagſt du, hab' ich dir geſendet?

Iſabella.
Sie mein' ich, die du vor dir ſiehſt, die Schweſter.

Don Ceſar.
Sie, meine Schweſter!
Iſabella.
Welche Andre ſonſt?
Don Ceſar.
Meine Schweſter?
Iſabella.
Die du ſelber mir geſendet.
Don Ceſar.
Und ſeine Schweſter!
Chor.
Wehe! Wehe! Wehe!
Beatrice.
O meine Mutter!
Iſabella.
Ich erſtaune — Redet!
Don Ceſar.
So ſey der Tag verflucht, der mich geboren!
Iſabella.
Was iſt dir? Gott!
Don Ceſar.
Verflucht der Schooß, der mich
Getragen! — Und verflucht ſey deine Heimlichkeit,
Die all dies Gräßliche verſchuldet! Falle
Der Donner nieder, der dein Herz zerſchmettert!
Nicht länger halt' ich ſchonend ihn zurück —
Ich ſelber, wiſſ' es, ich erſchlug den Bruder,
In ihren Armen überraſcht' ich ihn;
Sie iſt es, die ich liebe, die zur Braut
Ich mir gewählt — den Bruder aber fand ich

In ihren Armen — Alles weißt du nun!
— Iſt ſie wahrhaftig ſeine, meine Schweſter,
So bin ich ſchuldig einer Greuelthat,
Die keine Reu' und Büßung kann verſöhnen!

Chor. (Bohemund.)

Es iſt geſprochen, du haſt es vernommen;
Das Schlimmſte weißt du, nichts iſt mehr zurück!
Wie die Seher verkündet, ſo iſt es gekommen;
Denn noch Niemand entfloh dem verhängten Geſchick.
Und wer ſich vermißt, es klüglich zu wenden,
Der muß es ſelber erbauend vollenden.

Iſabella.

Was kümmert's mich noch, ob die Götter ſich
Als Lügner zeigen, oder ſich als wahr
Beſtätigen? Mir haben ſie das Aergſte
Gethan — Trotz biet' ich ihnen, mich noch härter
Zu treffen, als ſie trafen — Wer für nichts mehr
Zu zittern hat, der fürchtet ſie nicht mehr.
Ermordet liegt mir der geliebte Sohn,
Und von dem Lebenden ſcheid' ich mich ſelbſt.
Es iſt mein Sohn nicht — Einen Baſilisken
Hab' ich erzeugt, genährt an meiner Bruſt,
Der mir den beſſern Sohn zu Tode ſtach.
— Komm, meine Tochter! Hier iſt unſers Bleibens
Nicht mehr — den Rachegeiſtern überlaſſ' ich
Dies Haus — Ein Frevel führte mich herein,
Ein Frevel treibt mich aus — Mit Widerwillen
Hab' ich's betreten, und mit Furcht bewohnt,
Und in Verzweiflung räum' ich's — Alles dies

Erleid' ich ſchuldlos, doch bei Ehren bleiben
Die Orakel und gerettet ſind die Götter.

(Sie geht ab. Diego folgt ihr.)

Beatrice. **Don Ceſar.** **Der Chor.**

Don Ceſar

(Beatrice zurückhaltend).

Bleib, Schweſter! Scheide du nicht ſo von mir!
Mag mir die Mutter fluchen, mag dies Blut
Anklagend gegen mich zum Himmel rufen,
Mich alle Welt verdammen! Aber du
Fluche mir nicht! Von dir kann ich's nicht tragen!

Beatrice

(zeigt mit abgewandtem Geſicht auf den Leichnam).

Don Ceſar.

Nicht den Geliebten hab' ich dir getödtet!
Den Bruder hab' ich dir und hab' ihn mir
Gemordet — Dir gehört der Abgeſchiedne jetzt
Nicht näher an, als ich, der Lebende,
Und ich bin mitleidswürdiger als er,
Denn er ſchied rein hinweg und ich bin ſchuldig.

Beatrice

(bricht in heftige Thränen aus).

Don Ceſar.

Wein' um den Bruder, ich will mit dir weinen,
Und mehr noch — rächen will ich ihn! Doch nicht
Um den Geliebten weine! Dieſen Vorzug,
Den du dem Todten gibſt, ertrag' ich nicht.
Den einz'gen Troſt, den letzten, laß mich ſchöpfen
Aus unſers Jammers bodenloſer Tiefe,

Daß er dir näher nicht gehört als ich —
Denn unſer furchtbar aufgelöſtes Schickſal
Macht unſre Rechte gleich, wie unſer Unglück.
In Einen Fall verſtrickt, drei liebende
Geſchwiſter, gehen wir vereinigt unter,
Und theilen gleich der Thränen traurig Recht.
Doch wenn ich denken muß, daß deine Trauer
Mehr dem Geliebten als dem Bruder gilt,
Dann miſcht ſich Wuth und Neid in meinen Schmerz,
Und mich verläßt der Wehmuth letzter Troſt.
Nicht freudig, wie ich gerne will, kann ich
Das letzte Opfer ſeinen Manen bringen;
Doch ſanft nachſenden will ich ihm die Seele,
Weiß ich nur, daß du meinen Staub mit ſeinem
In Einem Aſchenkruge ſammeln wirſt.

(Den Arm um ſie ſchlingend mit einer leidenſchaftlich zärtlichen Heftigkeit.)

Dich liebt' ich, wie ich nichts zuvor geliebt,
Da du noch eine Fremde für mich warſt.
Weil ich dich liebte über alle Grenzen,
Trag' ich den ſchweren Fluch des Brudermords;
Liebe zu dir war meine ganze Schuld.
— Jetzt biſt du meine Schweſter und dein Mitleid
Forder' ich von dir als einen heil'gen Zoll.

(Er ſieht ſie mit forſchenden Blicken und ſchmerzlicher Erwartung an, dann wendet er ſich mit Heftigkeit von ihr.)

Nein, nein, nicht ſehen kann ich dieſe Thränen —
In dieſes Todten Gegenwart verläßt
Der Muth mich und die Bruſt zerreißt der Zweifel —
— Laß mich im Irrthum! Weine im Verborgnen!

Sieh nie mich wieder — niemals mehr — Nicht dich,
Nicht deine Mutter will ich wieder ſehen.
Sie hat mich nie geliebt! Verrathen endlich
Hat ſich ihr Herz, der Schmerz hat es geöffnet.
Sie nannt' ihn ihren beſſern Sohn! — So hat ſie
Verſtellung ausgeübt ihr ganzes Leben!
— Und du biſt falſch, wie ſie! Zwinge dich nicht!
Zeig' deinen Abſcheu! Mein verhaßtes Antlitz
Sollſt du nicht wieder ſehn! Geh hin auf ewig!

(Er geht ab. Sie ſteht unſchlüſſig, im Kampf widerſprechender
Gefühle, dann reißt ſie ſich los und geht.)

Chor. (Cajetan.)

— — — — — — — —

Wohl dem, ſelig muß ich ihn preiſen,
Der in der Stille der ländlichen Flur,
Fern von des Lebens verworrenen Kreiſen,
Kindlich liegt an der Bruſt der Natur!
Denn das Herz wird mir ſchwer in der Fürſten Palläſten,
Wenn ich herab vom Gipfel des Glücks
Stürzen ſehe die Höchſten, die Beſten
In der Schnelle des Augenblicks!
Und auch der hat ſich wohl gebettet,
Der aus der ſtürmiſchen Lebenswelle
Zeitig gewarnt ſich herausgerettet
In des Kloſters friedliche Zelle;
Der die ſtachelnde Sucht der Ehren
Von ſich warf und die eitle Luſt,
Und die Wünſche, die ewig begehren,
Eingeſchläfert in ruhiger Bruſt.
Ihn ergreift in dem Lebensgewühle

Nicht der Leidenſchaft wilde Gewalt;
Nimmer in ſeinem ſtillen Aſyle
Sieht er der Menſchheit traur'ge Geſtalt.
Nur in beſtimmter Höhe ziehet
Das Verbrechen hin und das Ungemach,
Wie die Peſt die erhabnen Orte fliehet;
Dem Qualm der Städte wälzt es ſich nach.

(Berengar, Bohemund und Manfred.)

Auf den Bergen iſt die Freiheit! Der Hauch der Grüfte
Steigt nicht hinauf in die reinen Lüfte;
Die Welt iſt vollkommen überall,
Wo der Menſch nicht hinkommt mit ſeiner Qual.

(Der ganze Chor wiederholt)

Auf den Bergen u. ſ. w.

Don Ceſar. Der Chor.

Don Ceſar (gefaßter).

Das Recht des Herrſchers üb' ich aus zum letzten Mal,
Dem Grab zu übergeben dieſen theuren Leib;
Denn dieſes iſt der Todten letzte Herrlichkeit.
Vernehmt denn meines Willens ernſtlichen Beſchluß,
Und wie ich's euch gebiete, alſo übt es aus
Genau — Euch iſt im friſchen Angedenken noch
Das ernſte Amt, denn nicht von langen Zeiten iſt's,
Daß ihr zur Gruft begleitet eures Fürſten Leib.
Die Todtenklage iſt in dieſen Mauern kaum
Verhallt und eine Leiche drängt die andre fort
In's Grab, daß eine Fackel an der andern ſich
Anzünden, auf der Treppe Stufen ſich der Zug
Der Klagemänner faſt begegnen mag.

So ordnet denn ein feierlich Begräbnißfeſt
In dieſes Schloſſes Kirche, die des Vaters Staub
Verwahrt, geräuſchlos bei verſchloſſ'nen Pforten an,
Und alles werde, wie es damals war, vollbracht.

Chor. (Bohemund.)

Mit ſchnellen Händen ſoll dies Werk bereit ſeyn,
O Herr — denn aufgerichtet ſteht der Katafalk,
Ein Denkmal jener ernſten Feſtlichkeit, noch da,
Und an den Bau des Todes rührte keine Hand.

Don Ceſar.

Das war kein glücklich Zeichen, daß des Grabes Mund
Geöffnet blieb im Hauſe der Lebendigen.
Wie kam's, daß man das unglückſelige Gerüſt
Nicht nach vollbrachtem Dienſte alſobald zerbrach?

Chor. (Bohemund.)

Die Noth der Zeiten und der jammervolle Zwiſt,
Der gleich nachher, Meſſina feindlich theilend, ſich
Entflammt, zog unſre Augen von den Todten ab,
Und öde blieb, verſchloſſen dieſes Heiligthum.

Don Ceſar.

An's Werk denn eilet ungeſäumt! Noch dieſe Nacht
Vollende ſich das mitternächtliche Geſchäft!
Die nächſte Sonne finde von Verbrechen rein
Das Haus, und leuchte einem fröhlichern Geſchlecht.

(Der zweite Chor entfernt ſich mit Don Manuels Leichnam.)

Erſter Chor. (Cajetan.)

Soll ich der Mönche fromme Brüderſchaft hieher
Berufen, daß ſie nach der Kirche altem Brauch
Das Seelenamt verwalte und mit heil'gem Lied
Zur ew'gen Ruh' einſegne den Begrabenen?

Don Ceſar.

Ihr frommes Lied mag fort und fort an unſerm Grab
Auf ew'ge Zeiten ſchallen bei der Kerze Schein;
Doch heute nicht bedarf es ihres reinen Amts,
Der blut'ge Mord verſcheucht das Heilige.

Chor. (Cajetan.)

Beſchließe nichts gewaltſam Blutiges, o Herr,
Wider dich ſelber wüthend mit Verzweiflungsthat!
Denn auf der Welt lebt Niemand, der dich ſtrafen kann,
Und fromme Büßung kauft den Zorn des Himmels ab.

Don Ceſar.

Nicht auf der Welt lebt, wer mich richtend ſtrafen kann;
Drum muß ich ſelber an mir ſelber es vollziehn.
Bußfert'ge Sühne, weiß ich, nimmt der Himmel an;
Doch nur mit Blute büßt ſich ab der blut'ge Mord.

Chor. (Cajetan.)

Des Jammers Fluten, die auf dieſes Haus geſtürmt,
Ziemt dir zu brechen, nicht zu häufen Leid auf Leid.

Don Ceſar.

Den alten Fluch des Hauſes löſ' ich ſterbend auf.
Der freie Tod nur bricht die Kette des Geſchicks.

Chor. (Cajetan.)

Zum Herrn biſt du dich ſchuldig dem verwaiſten Land,
Weil du des andern Herrſcherhauptes uns beraubt.

Don Ceſar.

Zuerſt den Todesgöttern zahl' ich meine Schuld;
Ein andrer Gott mag ſorgen für die Lebenden.

Chor. (Cajetan.)

So weit die Sonne leuchtet, iſt die Hoffnung auch:
Nur von dem Tod gewinnt ſich nichts! Bedenk' es wohl!

Don Ceſar.

Du ſelbſt bedenke ſchweigend deine Dienerpflicht!
Mich laß dem Geiſt gehorchen, der mich furchtbar treibt.
Denn in das Innre kann kein Glücklicher mir ſchaun.
Und ehrſt du fürchtend auch den Herrſcher nicht in mir,
Den Verbrecher fürchte, den der Flüche ſchwerſter drückt!
Das Haupt verehre des Unglücklichen,
Das auch den Göttern heilig iſt — Wer das erfuhr,
Was ich erleide und im Buſen fühle,
Gibt keinem Irdiſchen mehr Rechenſchaft.

Donna Iſabella. Don Ceſar. Der Chor.

Iſabella

(kommt mit zögernden Schritten und wirft unſchlüſſige Blicke auf Don Ceſar. Endlich tritt ſie ihm näher und ſpricht mit gefaßtem Ton).

Dich ſollten meine Augen nicht mehr ſchauen,
So hatt' ich mir's in meinem Schmerz gelobt;
Doch in der Luft verwehen die Entſchlüſſe,
Die eine Mutter, unnatürlich wüthend,
Wider des Herzens Stimme faßt — Mein Sohn!
Mich treibt ein unglückſeliges Gerücht
Aus meines Schmerzens öden Wohnungen
Hervor — Soll ich ihm glauben? Iſt es wahr,
Daß mir Ein Tag zwei Söhne rauben ſoll?

Chor. (Cajetan.)

Entſchloſſen ſiehſt du ihn, feſten Muths,
Hinab zu gehen mit freiem Schritte
Zu des Todes traurigen Thoren.
Erprobe du jetzt die Kraft des Bluts,

Die Gewalt der rührenden Mutterbitte!
Meine Worte hab' ich umſonſt verloren.

Iſabella.

Ich rufe die Verwünſchungen zurück,
Die ich im blinden Wahnſinn der Verzweiflung
Auf dein geliebtes Haupt herunter rief.
Eine Mutter kann des eignen Buſens Kind,
Das ſie mit Schmerz geboren, nicht verfluchen.
Nicht hört der Himmel ſolche ſündige
Gebete; ſchwer von Thränen fallen ſie
Zurück von ſeinem leuchtenden Gewölbe.
— Lebe, mein Sohn! Ich will den Mörder lieber ſehn
Des Einen Kindes, als um beide weinen.

Don Ceſar.

Nicht wohl bedenkſt du, Mutter, was du wünſcheſt
Dir ſelbſt und mir — Mein Platz kann nicht mehr ſeyn
Bei den Lebendigen — Ja, könnteſt du
Des Mörders gottverhaßten Anblick auch
Ertragen, Mutter, ich ertrüge nicht
Den ſtummen Vorwurf deines ew'gen Grams.

Iſabella.

Kein Vorwurf ſoll dich kränken, keine laute
Noch ſtumme Klage in das Herz dir ſchneiden.
In milder Wehmuth wird der Schmerz ſich löſen.
Gemeinſam trauernd wollen wir das Unglück
Beweinen und bedecken das Verbrechen.

Don Ceſar

(faßt ihre Hand, mit ſanfter Stimme).

Das wirſt du, Mutter. Alſo wird's geſchehn.
In milder Wehmuth wird dein Schmerz ſich löſen —

Dann, Mutter, wenn ein Todtenmal den Mörder
Zugleich mit dem Gemordeten umſchließt,
Ein Stein ſich wölbet über Beider Staube,
Dann wird der Fluch entwaffnet ſeyn — Dann wirſt
Du deine Söhne nicht mehr unterſcheiden;
Die Thränen, die dein ſchönes Auge weint,
Sie werden Einem wie dem Andern gelten;
Ein mächtiger Vermittler iſt der Tod.
Da löſchen alle Zornesflammen aus.
Der Haß verſöhnt ſich, und das ſchöne Mitleid
Neigt ſich ein weinend Schweſterbild mit ſanft
Anſchmiegender Umarmung auf die Urne.
Drum, Mutter, wehre du mir nicht, daß ich
Hinunterſteige und den Fluch verſöhne.

Iſabella.

Reich iſt die Chriſtenheit an Gnadenbildern,
Zu denen wallend ein gequältes Herz
Kann Ruhe finden. Manche ſchwere Bürde
Ward abgeworfen in Lorette's Haus,
Und ſegensvolle Himmelskraft umweht
Das heilige Grab, das alle Welt entſündigt.
Vielkräftig auch iſt das Gebet der Frommen;
Sie haben reichen Vorrath an Verdienſt,
Und auf der Stelle, wo ein Mord geſchah,
Kann ſich ein Tempel reinigend erheben.

Don Ceſar.

Wohl läßt der Pfeil ſich aus dem Herzen ziehn,
Doch nie wird das Verletzte mehr geſunden.
Lebe, wer's kann, ein Leben der Zerknirſchung,
Mit ſtrengen Bußkaſteiungen allmählig

Univ. Bibl.

Abſchöpfend eine ew'ge Schuld — Ich kann
Nicht leben, Mutter, mit gebrochnem Herzen.
Aufblicken muß ich freudig zu den Frohen,
Und in den Aether greifen über mir
Mit freiem Geiſt — Der Neid vergiftete mein Leben,
Da wir noch deine Liebe gleich getheilt.
Denkſt du, daß ich den Vorzug werde tragen,
Den ihm dein Schmerz gegeben über mich?
Der Tod hat eine reinigende Kraft,
In ſeinem unvergänglichen Pallaſte
Zu ächter Tugend reinem Diamant
Das Sterbliche zu läutern und die Flecken
Der mangelhaften Menſchheit zu verzehren.
Weit wie die Sterne abſtehn von der Erde,
Wird Er erhaben ſtehen über mir,
Und hat der alte Neid uns in dem Leben
Getrennt, da wir noch gleiche Brüder waren,
So wird er raſtlos mir das Herz zernagen,
Nun Er das Ewige mir abgewann,
Und jenſeits alles Wettſtreits wie ein Gott
In der Erinnerung der Menſchen wandelt.

Iſabella.

O hab' ich euch nur darum nach Meſſina
Gerufen, um euch Beide zu begraben!
Euch zu verſöhnen, rief ich euch hieher,
Und ein verderblich Schickſal kehret all
Mein Hoffen in ſein Gegentheil mir um!

Don Ceſar.

Schilt nicht den Ausgang, Mutter! Es erfüllt
Sich Alles, was verſprochen ward. Wir zogen ein

Mit Friedenshoffnungen in dieſe Thore,
Und friedlich werden wir zuſammen ruhn,
Verſöhnt auf ewig, in dem Haus des Todes.

Iſabella.

Lebe, mein Sohn! Laß deine Mutter nicht
Freundlos im Land der Fremdlinge zurück,
Rohherziger Verhöhnung preisgegeben,
Weil ſie der Söhne Kraft nicht mehr beſchützt.

Don Ceſar.

Wenn alle Welt dich herzlos kalt verhöhnt,
So flüchte du dich hin zu unſerm Grabe
Und rufe deiner Söhne Gottheit an;
Denn Götter ſind wir dann, wir hören dich.
Und wie des Himmels Zwillinge dem Schiffer
Ein leuchtend Sternbild, wollen wir mit Troſt
Dir nahe ſeyn und deine Seele ſtärken.

Iſabella.

Lebe, mein Sohn! Für deine Mutter lebe!
Ich kann's nicht tragen, Alles zu verlieren!

(Sie ſchlingt ihre Arme mit leidenſchaftlicher Heftigkeit um ihn; er macht ſich ſanft von ihr los, und reicht ihr die Hand mit abgewandtem Geſicht.)

Don Ceſar.

Leb wohl!

Iſabella.

Ach, wohl erfahr' ich's ſchmerzlich fühlend nun,
Daß nichts die Mutter über dich vermag!
Gibt's keine andre Stimme, welche dir
Zum Herzen mächt'ger als die meine dringt?

(Sie geht nach dem Eingang der Scene.)

Komm, meine Tochter! Wenn der todte Bruder
Ihn ſo gewaltig nachzieht in die Gruft,
So mag vielleicht die Schweſter, die geliebte,
Mit ſchöner Lebenshoffnung Zauberſchein
Zurück ihn locken in das Licht der Sonne.

Beatrice (erſcheint am Eingang der Scene). **Donna Iſabella.**
Don Ceſar und der **Chor.**

Don Ceſar
(bei ihrem Anblick heftig bewegt ſich verhüllend).
O Mutter! Mutter! Was erſanneſt du?

Iſabella (führt ſie vorwärts).
Die Mutter hat umſonſt zu ihm gefleht;
Beſchwöre du, erfleh' ihn, daß er lebe!

Don Ceſar.
Argliſt'ge Mutter! Alſo prüfſt du mich!
In neuen Kampf willſt du zurück mich ſtürzen?
Das Licht der Sonne mir noch theuer machen
Auf meinem Wege zu der ew'gen Nacht?
— Da ſteht der holde Lebensengel mächtig
Vor mir und tauſend Blumen ſchüttet er
Und tauſend goldne Früchte lebenduftend
Aus reichem Füllhorn ſtrömend vor mir aus;
Das Herz geht auf im warmen Strahl der Sonne,
Und neu erwacht in der erſtorbnen Bruſt
Die Hoffnung wieder und die Lebensluſt.

Iſabella.
Fleh' ihn, dich oder Niemand wird er hören,
Daß er den Stab nicht raube dir und mir.

Beatrice.

Ein Opfer fordert der geliebte Todte;
Es ſoll ihm werden, Mutter — Aber mich
Laß dieſes Opfer ſeyn! Dem Tode war ich
Geweiht, eh' ich das Leben ſah. Mich fordert
Der Fluch, der dieſes Haus verfolgt, und Raub
Am Himmel iſt das Leben, das ich lebe.
Ich bin's, die ihn gemordet, eures Streits
Entſchlafne Furien geweckt — Mir
Gebührt es, ſeine Manen zu verſöhnen!

Chor. (Cajetan.)

O jammervolle Mutter! Hin zum Tod
Drängen ſich eifernd alle deine Kinder,
Und laſſen dich allein, verlaſſen, ſtehn
Im freudlos öden, liebeleeren Leben.

Beatrice.

Du, Bruder, rette dein geliebtes Haupt!
Für deine Mutter lebe! Sie bedarf
Des Sohns; erſt heute fand ſie eine Tochter,
Und leicht entbehrt ſie, was ſie nie beſaß.

Don Ceſar (mit tief verwundeter Seele).

Wir mögen leben, Mutter, oder ſterben,
Wenn ſie nur dem Geliebten ſich vereinigt!

Beatrice.

Beneideſt du des Bruders todten Staub?

Don Ceſar.

Er lebt in deinem Schmerz ein ſelig Leben;
Ich werde ewig todt ſeyn bei den Todten.

Beatrice.

O Bruder!

Don Ceſar
(mit dem Ausdruck der heftigſten Leidenſchaft).

Schweſter, weineſt du um mich?

Beatrice.

Lebe für unſre Mutter!

Don Ceſar
(läßt ihre Hand los, zurücktretend).

Für die Mutter —

Beatrice (neigt ſich an ſeine Bruſt).

Lebe für ſie und tröſte deine Schweſter.

Chor. (Bohemund.)

Sie hat geſiegt! Dem rührenden Flehen
Der Schweſter konnt' er nicht widerſtehen.
Troſtloſe Mutter! gib Raum der Hoffnung,
Er erwählt das Leben, dir bleibt dein Sohn!

(Jn dieſem Augenblick läßt ſich ein Chorgeſang hören, die Flügelthüre wird geöffnet, man ſieht in der Kirche den Katafalk aufgerichtet und den Sarg von Candelabern umgeben.)

Don Ceſar (gegen den Sarg gewendet).

Nein, Bruder! Nicht dein Opfer will ich dir
Entziehen — deine Stimme aus dem Sarg
Ruft mächt'ger dringend als der Mutter Thränen
Und mächt'ger als der Liebe Flehn — Jch halte
Jn meinen Armen, was das ird'ſche Leben
Zu einem Loos der Götter machen kann —
Doch ich, der Mörder, ſollte glücklich ſeyn,
Und deine heil'ge Unſchuld ungerächet
Jm tiefen Grabe liegen? — Das verhüte
Der allgerechte Lenker unſrer Tage,
Daß ſolche Theilung ſey in ſeiner Welt —

— Die Thränen ſah ich, die auch mir gefloſſen;
Befriedigt iſt mein Herz, ich folge dir.

(Er durchſticht ſich mit einem Dolch und gleitet ſterbend an ſeiner Schweſter nieder, die ſich der Mutter in die Arme wirft.)

Chor (Cajetan.)

(nach einem tiefen Schweigen).

Erſchüttert ſteh' ich, weiß nicht, ob ich ihn
Bejammern oder preiſen ſoll ſein Loos.
Dies Eine fühl' ich und erkenn' es klar:
Das Leben iſt der Güter höchſtes nicht;
Der Uebel größtes aber iſt die Schuld.

Schillers
ſämmtliche Werke.

Schiller's

ſämmtliche Werke

mit Stahlſtichen.

Sechster Band.

Stuttgart und Tübingen.
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1835.

Universitäts-
München
Bibliothek

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung
in Stuttgart.

Inhalt.

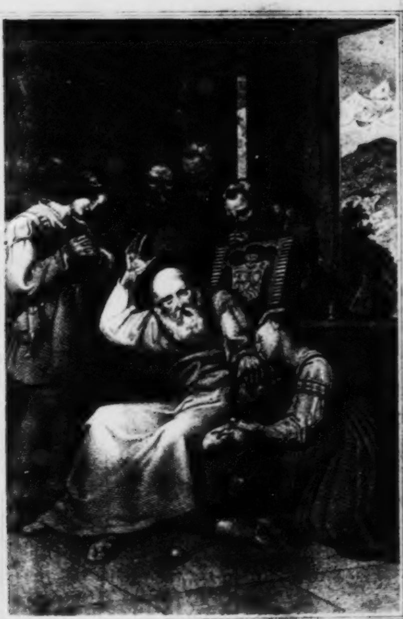
Seite

Wilhelm Tell. Schauſpiel 1

Die Huldigung der Künſte. Ein lyriſches Spiel . 175

Macbeth. Ein Trauerſpiel von Shakeſpeare . . . 189

Turandot, Prinzeſſin von China. Ein tragikomiſches Mährchen nach Gozzi 319



WILHELM TELL

IV Aufzug II Scene.

Univ. Bibl.
München

Wilhelm Tell.

Schauſpiel.

Perſonen.

Hermann Geſsler, Reichsvogt in Schwyz und Uri.
Werner, Freiherr von Attinghauſen, Bannerherr.
Ulrich von Rudenz, ſein Neffe.

Werner Stauſſacher, Konrad Hunn, Itel Reding, Hans auf der Mauer, Jörg im Hofe, Ulrich der Schmidt, Joſt von Weiler,	Landleute aus Schwyz.
Walther Fürſt, Wilhelm Tell, Röſſelmann, der Pfarrer, Petermann, der Sigriſt, Kuoni, der Hirt, Werni, der Jäger, Ruodi, der Fiſcher,	aus Uri.
Arnold vom Melchthal, Konrad Baumgarten, Meier von Sarnen, Struth von Winkelried, Klaus von der Flüe, Burkhart am Bühel, Arnold von Sewa,	aus Unterwalden.

Pfeifer von Luzern.
Kunz von Gerſau.
Jenni, Fiſcherknabe.
Seppi, Hirtenknabe.
Gertrud, Stauffachers Gattin.
Hedwig, Tells Gattin, Fürſts Tochter.
Bertha von Bruneck, eine reiche Erbin.
Armgart, **Mechthild**, **Elsbeth**, **Hildegard**, Bäuerinnen.
Walther, **Wilhelm**, Tells Knaben.
Frießhardt, **Leuthold**, Söldner.
Rudolph der Harras, Geßlers Stallmeiſter.
Johannes Parricida, Herzog von Schwaben.
Stüſſi, der Flurſchütz.
Der Stier von Uri.
Ein Reichsbote.
Frohnvogt.
Meiſter Steinmetz, Geſellen und Handlanger.
Oeffentliche Ausrufer.
Barmherzige Brüder.
Geßleriſche und Landenbergiſche Reiter.
Viele Landleute, Männer und Weiber aus den Waldſtätten.

* * *

Erſter Aufzug.

Erſte Scene.

Hohes Felſenufer des Vierwaldſtätterſees, Schwyz gegenüber.

Der See macht eine Bucht in's Land, eine Hütte iſt unweit dem Ufer, Fiſcherknabe fährt ſich in einem Kahn. Ueber den See hinweg ſieht man die grünen Matten, Dörfer und Höfe von Schwyz im hellen Sonnenſchein liegen. Zur Linken des Zuſchauers zeigen ſich die Spitzen des Haken, mit Wolken umgeben; zur Rechten im fernen Hintergrund ſieht man die Eisgebirge. Noch ehe der Vorhang aufgeht, hört man den Kuhreihen und das harmoniſche Geläute der Heerdenglocken, welches ſich auch bei eröffneter Scene noch eine Zeitlang fortſetzt.

Fiſcherknabe (ſingt im Kahn).

Melodie des Kuhreihens.

Es lächelt der See, er ladet zum Bade,
Der Knabe ſchlief ein am grünen Geſtade,
Da hört er ein Klingen,
Wie Flöten ſo ſüß,
Wie Stimmen der Engel
Im Paradies.

Und wie er erwachet in ſeliger Luſt,
Da ſpülen die Waſſer ihm um die Bruſt,
Und es ruft aus den Tiefen:
Lieb Knabe, biſt mein!
Ich locke den Schläfer,
Ich zieh' ihn herein.

Hirt (ſingt auf dem Berge).

Variation des Kuhreihens.

Ihr Matten, lebt wohl!
Ihr ſonnigen Weiden!
Der Senne muß ſcheiden,
Der Sommer iſt hin.
Wir fahren zu Berg, wir kommen wieder,
Wenn der Kukuk ruft, wenn erwachen die Lieder,
Wenn mit Blumen die Erde ſich kleidet neu,
Wenn die Brünnlein fließen im lieblichen Mai.
Ihr Matten, lebt wohl!
Ihr ſonnigen Weiden!
Der Senne muß ſcheiden,
Der Sommer iſt hin.

Alpenjäger

(erſcheint gegenüber auf der Höhe des Felſen).

Zweite Variation.

Es donnern die Höhen, es zittert der Steg,
Nicht grauet dem Schützen auf ſchwindligem Weg;
Er ſchreitet verwegen
Auf Feldern von Eis;
Da pranget kein Frühling,
Da grünet kein Reis;

Und unter den Füßen ein nebliges Meer,
Erkennt er die Städte der Menſchen nicht mehr;
Durch den Riß nur der Wolken
Erblickt er die Welt,
Tief unter den Waſſern
Das grünende Feld.

(Die Landſchaft verändert ſich, man hört ein dumpfes Krachen von den Bergen, Schatten von Wolken laufen über die Gegend.)

Ruodi der **Fiſcher** kommt aus der Hütte. **Werni** der **Jäger** ſteigt vom Felſen. **Kuoni** der **Hirt** kommt mit dem Melknapf auf der Schulter; **Seppi**, ſein Handbube, folgt ihm.

Ruodi.

Mach hurtig, Jenni. Zieh die Naue ein.
Der graue Thalvogt kommt, dumpf brüllt der Firn,
Der Mythenſtein zieht ſeine Haube an,
Und kalt her bläſt es aus dem Wetterloch;
Der Sturm, ich mein', wird da ſeyn, eh' wir's denken.

Kuoni.

'S kommt Regen, Fährmann. Meine Schafe freſſen
Mit Begierde Gras, und Wächter ſcharrt die Erde.

Werni.

Die Fiſche ſpringen, und das Waſſerhuhn
Taucht unter. Ein Gewitter iſt im Anzug.

Kuoni (zum Buben.)

Lug', Seppi, ob das Vieh ſich nicht verlaufen?

Seppi.

Die braune Lieſel kenn' ich am Geläut.

Kuoni.

So fehlt uns keine mehr, die geht am weitſten.

Ruodi.

Ihr habt ein ſchön Geläute, Meiſter Hirt.

Werni.

Und ſchmuckes Vieh — Iſt's euer eignes, Landsmann?

Kuoni.

Bin nit ſo reich — 's iſt meines gnäd'gen Herrn,
Des Attinghäuſers, und mir zugezählt.

Ruodi.

Wie ſchön der Kuh das Band zu Halſe ſteht.

Kuoni.

Das weiß ſie auch, daß ſie den Reihen führt,
Und nähm' ich ihr's, ſie hörte auf, zu freſſen.

Ruodi.

Ihr ſeyd nicht klug, ein unvernünft'ges Vieh —

Werni.

Iſt bald geſagt. Das Thier hat auch Vernunft;
Das wiſſen wir, die wir die Gemſen jagen!
Die ſtellen klug, wo ſie zur Weide gehn,
'ne Vorhut aus, die ſpitzt das Ohr und warnet
Mit heller Pfeife, wenn der Jäger naht.

Ruodi (zum Hirten).

Treibt ihr jetzt heim?

Kuoni.

Die Alp iſt abgeweidet.

Werni.

Glückſel'ge Heimkehr, Senn!

Kuoni.

Die wünſch' ich euch.
Von eurer Fahrt kehrt ſich's nicht immer wieder.

Ruodi.

Dort kommt ein Mann in voller Haſt gelaufen.

Werni.

Ich kenn' ihn, es iſt der Baumgart von Alzellen.

Konrad Baumgarten (athemlos hereinſtürzend).

Baumgarten.

Um Gotteswillen, Fährmann, euren Kahn!

Ruodi.

Nun, nun, was gibt's ſo eilig?

Baumgarten.

Bindet los!
Ihr rettet mich vom Tode! Setzt mich über!

Kuoni.

Landsmann, was habt ihr?

Werni.

Wer verfolgt euch denn?

Baumgarten (zum Fiſcher).

Eilt, eilt, ſie ſind mir dicht ſchon an den Ferſen!
Des Landvogts Reiter kommen hinter mir;
Ich bin ein Mann des Tods, wenn ſie mich greifen.

Ruodi.

Warum verfolgen euch die Reiſigen?

Baumgarten.

Erſt rettet mich, und dann ſteh' ich euch Rede.

Werni.

Ihr ſeyd mit Blut befleckt, was hat's gegeben?

Baumgarten.

Des Kaiſers Burgvogt, der auf Roßberg ſaß —

Kuoni.

Der Wolfenſchießen? Läßt euch der verfolgen?

Baumgarten.

Der ſchadet nicht mehr; ich hab' ihn erſchlagen.

Alle (fahren zurück).

Gott ſey euch gnädig! Was habt ihr gethan?

Baumgarten.

Was jeder freie Mann an meinem Platz!
Mein gutes Hausrecht hab' ich ausgeübt
Am Schänder meiner Ehr' und meines Weibes.

Kuoni.

Hat euch der Burgvogt an der Ehr' geſchädigt?

Baumgarten.

Daß er ſein bös Gelüſten nicht vollbracht,
Hat Gott und meine gute Axt verhütet.

Werni.

Ihr habt ihm mit der Axt den Kopf zerſpalten?

Kuoni.

O laßt uns Alles hören, ihr habt Zeit,
Bis er den Kahn vom Ufer losgebunden.

Baumgarten.

Ich hatte Holz gefällt im Wald, da kommt
Mein Weib gelaufen in der Angſt des Todes:
„Der Burgvogt lieg' in meinem Haus, er hab'
Ihr anbefohlen, ihm ein Bad zu rüſten.
Drauf hab' er Ungebührliches von ihr
Verlangt, ſie ſey entſprungen, mich zu ſuchen."
Da lief ich friſch hinzu, ſo wie ich war,
Und mit der Axt hab' ich ihm's Bad geſegnet.

Werni.

Ihr thatet wohl, kein Menſch kann euch drum ſchelten.

Kuoni.

Der Wütherich! Der hat nun ſeinen Lohn!
Hat's lang verdient um's Volk von Unterwalden.

Baumgarten.

Die That ward ruchbar; mir wird nachgeſetzt —
Indem wir ſprechen — Gott — verrinnt die Zeit —

(Es fängt an zu donnern.)

Kuoni.

Friſch, Fährmann — ſchaff' den Biedermann hinüber!

Ruodi.

Geht nicht. Ein ſchweres Ungewitter iſt
Im Anzug. Ihr müßt warten.

Baumgarten.

Heiliger Gott!
Ich kann nicht warten. Jeder Aufſchub tödtet —

Kuoni (zum Fiſcher).

Greif an mit Gott! Dem Nächſten muß man helfen:
Es kann uns allen Gleiches ja begegnen.

(Brauſen und Donnern.)

Ruodi.

Der Föhn iſt los; ihr ſeht, wie hoch der See geht,
Ich kann nicht ſteuern gegen Sturm und Wellen.

Baumgarten (umfaßt ſeine Knie).

So helf' euch Gott, wie ihr euch mein erbarmet —

Werni.

Es geht um's Leben. Sey barmherzig, Fährmann!

Kuoni.

'S iſt ein Hausvater, und hat Weib und Kinder!

(Wiederholte Donnerſchläge.)

Ruodi.

Was? Ich hab' auch ein Leben zu verlieren,
Hab' Weib und Kind daheim, wie er — Seht hin,
Wie's brandet, wie es wogt und Wirbel zieht,
Und alle Waſſer aufrührt in der Tiefe.
— Ich wollte gern den Biedermann erretten;
Doch es iſt rein unmöglich, ihr ſeht ſelbſt.

Baumgarten (noch auf den Knieen).

So muß ich fallen in des Feindes Hand,
Das nahe Rettungsufer im Geſichte!
— Dort liegt's! Ich kann's erreichen mit den Augen,
Hinüberdringen kann der Stimme Schall,
Da iſt der Kahn, der mich hinübertrüge,
Und muß hier liegen, hülflos, und verzagen!

Kuoni.

Seht, wer da kommt!

Werni.

Es iſt der Tell aus Bürglen.

Tell (mit der Armbruſt).

Tell.

Wer iſt der Mann, der hier um Hülfe fleht?

Kuoni.

's iſt ein Alzeller Mann; er hat ſein' Ehr'
Vertheidigt und den Wolfenſchieß erſchlagen,
Des Königs Burgvogt, der auf Roßberg ſaß —
Des Landvogts Reiter ſind ihm auf den Ferſen.
Er fleht den Schiffer um die Ueberfahrt,
Der fürcht't ſich vor dem Sturm und will nicht fahren.

Ruodi.

Da iſt der Tell, er führt das Ruder auch;

Der ſoll mir's zeugen, ob die Fahrt zu wagen.
(Heftige Donnerſchläge, der See rauſcht auf.)
Ich ſoll mich in den Höllenrachen ſtürzen?
Das thäte Keiner, der bei Sinnen iſt.

Tell.

Der brave Mann denkt an ſich ſelbſt zuletzt.
Vertrau' auf Gott und rette den Bedrängten!

Ruodi.

Vom ſichern Port läßt ſich's gemächlich rathen!
Da iſt der Kahn, und dort der See! Verſucht's!

Tell.

Der See kann ſich, der Landvogt nicht erbarmen.
Verſuch' es, Fährmann!

Hirten und Jäger.

Rett' ihn! Rett' ihn! Rett' ihn!

Ruodi.

Und wär's mein Bruder und mein leiblich Kind,
Es kann nicht ſeyn; 's iſt heut Simon und Judä,
Da raſ't der See und will ſein Opfer haben.

Tell.

Mit eitler Rede wird hier nichts geſchafft;
Die Stunde dringt, dem Mann muß Hülfe werden.
Sprich, Fährmann, willſt du fahren?

Ruodi.

Nein, nicht ich!

Tell.

In Gottes Namen denn! Gib her den Kahn!
Ich will's mit meiner ſchwachen Kraft verſuchen.

Kuoni.

Ha, wackrer Tell!

Werni.

Das gleicht dem Waidgeſellen!

Baumgarten.

Mein Retter ſeyd ihr und mein Engel, Tell!

Tell.

Wohl aus des Vogts Gewalt errett' ich euch!
Aus Sturmes Nöthen muß ein Andrer helfen.
Doch beſſer iſt's, ihr fallt in Gottes Hand,
Als in der Menſchen!

(Zu dem Hirten.)

Landsmann, tröſtet ihr
Mein Weib, wenn mir was Menſchliches begegnet.
Ich hab' gethan, was ich nicht laſſen konnte.

(Er ſpringt in den Kahn.)

Kuoni (zum Fiſcher.)

Ihr ſeyd ein Meiſter, Steuermann. Was ſich
Der Tell getraut, das konntet *ihr* nicht wagen?

Ruodi.

Wohl beſſ're Männer thun's dem Tell nicht nach;
Es gibt nicht zwei, wie der iſt, im Gebirge.

Werni (iſt auf den Fels geſtiegen).

Er ſtößt ſchon ab. Gott helf' dir, braver Schwimmer!
Sieh, wie das Schifflein auf den Wellen ſchwankt.

Kuoni (am Ufer).

Die Flut geht drüber weg — ich ſeh's nicht mehr.
Doch halt, da iſt es wieder! Kräftiglich
Arbeitet ſich der Wackre durch die Brandung.

Seppi.

Des Landvogts Reiter kommen angeſprengt.

Kuoni.

Weiß Gott, ſie ſind's! Das war Hülf' in der Noth.

Ein Trupp landenbergiſcher Reiter.

Erster Reiter.

Den Mörder gebt heraus, den ihr verborgen!

Zweiter.

Des Wegs kam er; umſonſt verhehlt ihr ihn.

Kuoni und Ruodi.

Wen meint ihr, Reiter?

Erster Reiter (entdeckt den Nachen).

Ha, was ſeh' ich! Teufel!

Werni (oben).

Iſt's der im Nachen, den ihr ſucht? — Reit zu!
Wenn ihr friſch beilegt, holt ihr ihn noch ein.

Zweiter.

Verwünſcht! Er iſt entwiſcht.

Erster (zum Hirten und Fiſcher).

Ihr habt ihm fortgeholfen.
Ihr ſollt uns büßen — Fallt in ihre Heerde!
Die Hütte reißet ein, brennt und ſchlagt nieder!

(Eilen fort.)

Seppi (ſtürzt nach).

O meine Lämmer!

Kuoni (folgt).

Weh' mir! meine Heerde!

Werni.

Die Wüthriche!

Ruodi (ringt die Hände).

Gerechtigkeit des Himmels,
Wann wird der Retter kommen dieſem Lande?

(Folgt ihnen.)

Zweite Scene.

Zu Steinen in Schwyz, eine Linde vor des Stauffachers Hauſe
an der Landſtraße, nächſt der Brücke.

Werner Stauffacher, **Pfeifer von Luzern**
(kommen im Geſpräche).

Pfeifer.

Ja, ja, Herr Stauffacher, wie ich euch ſagte,
Schwört nicht zu Oeſtreich, wenn ihr's könnt vermeiden.
Haltet feſt am Reich und wacker, wie bisher!
Gott ſchirme euch bei eurer alten Freiheit!

(Drückt ihm herzlich die Hand und will gehen.)

Stauffacher.

Bleibt doch, bis meine Wirthin kommt — Ihr ſeyd
Mein Gaſt zu Schwytz, ich in Luzern der eure.

Pfeifer.

Viel Dank! Muß heute Gerſau noch erreichen.
— Was ihr auch Schweres mögt zu leiden haben
Von eurer Vögte Geiz und Uebermuth,
Tragt's in Geduld! Es kann ſich ändern ſchnell;
Ein andrer Kaiſer kann an's Reich gelangen.
Seyd ihr erſt Oeſterreichs, ſeyd ihr's auf immer.

(Er geht ab. Stauffacher ſetzt ſich kummervoll auf eine Bank
unter der Linde. So findet ihn **Gertrud**, ſeine Frau, die ſich
neben ihn ſtellt, und ihn eine Zeitlang ſchweigend betrachtet.)

Gertrud.

So ernſt, mein Freund? Ich kenne dich nicht mehr.
Schon viele Tage ſeh' ich's ſchweigend an,
Wie finſtrer Trübſinn deine Stirne furcht.

Auf deinem Herzen drückt ein ſtill Gebreſten.
Vertrau' es mir; ich bin dein treues Weib,
Und meine Hälfte fordr' ich deines Grams.

(Stauffacher reicht ihr die Hand und ſchweigt.)

Was kann dein Herz beklemmen, ſag' es mir.
Geſegnet iſt dein Fleiß, dein Glücksſtand blüht,
Voll ſind die Scheunen und der Rinder Schaaren,
Der glatten Pferde wohlgenährte Zucht
Iſt von den Bergen glücklich heimgebracht
Zur Winterung in den bequemen Ställen.
— Da ſteht dein Haus, reich, wie ein Edelſitz;
Von ſchönem Stammholz iſt es neu gezimmert
Und nach dem Richtmaß ordentlich gefügt;
Von vielen Fenſtern glänzt es wohnlich, hell;
Mit bunten Wappenſchildern iſt's bemalt
Und weiſen Sprüchen, die der Wandersmann
Verweilend lieſt und ihren Sinn bewundert.

Stauffacher.

Wohl ſteht das Haus gezimmert und gefügt,
Doch ach — es wankt der Grund, auf den wir bauten.

Gertrud.

Mein Werner, ſage, wie verſtehſt du das?

Stauffacher.

Vor dieſer Linde ſaß ich jüngſt wie heut,
Das ſchön Vollbrachte freudig überdenkend;
Da kam daher von Küßnacht, ſeiner Burg,
Der Vogt mit ſeinen Reiſigen geritten.
Vor dieſem Hauſe hielt er wundernd an,
Doch ich erhub mich ſchnell, und unterwürfig,
Wie ſich's gebührt, trat ich dem Herrn entgegen,

Der uns des Kaiſers richterliche Macht
Vorſtellt im Lande. Weſſen iſt das Haus?
Fragt' er bösmeinend, denn er wußt' es wohl.
Doch ſchnell beſonnen ich entgegn' ihm ſo:
Dies Haus, Herr Vogt, iſt meines Herrn des Kaiſers,
Und eures und mein Lehen — Da verſetzt' er:
„Ich bin Regent im Land an Kaiſers Statt,
Und will nicht, daß der Bauer Häuſer baue
Auf ſeine eigne Hand, und alſo frei
Hinleb', als ob er Herr wär' in dem Lande;
Ich werd' mich unterſtehn, euch das zu wehren.“
Dies ſagend ritt er trutziglich von dannen;
Ich aber blieb mit kummervoller Seele,
Das Wort bedenkend, das der Böſe ſprach.

Gertrud.

Mein lieber Herr und Ehewirth! Magſt du
Ein redlich Wort von deinem Weib vernehmen?
Des edeln Ibergs Tochter rühm' ich mich,
Des vielerfahrnen Manns. Wir Schweſtern ſaßen,
Die Wolle ſpinnend, in den langen Nächten,
Wenn bei dem Vater ſich des Volkes Häupter
Verſammelten, die Pergamente laſen
Der alten Kaiſer, und des Landes Wohl
Bedachten in vernünftigem Geſpräch.
Aufmerkend hört' ich da manch kluges Wort,
Was der Verſtänd'ge denkt, der Gute wünſcht,
Und ſtill im Herzen hab' ich mir's bewahrt.
So höre denn und acht' auf meine Rede!
Denn was dich preßte, ſieh, das wußt' ich längſt.
— Dir grollt der Landvogt, möchte gern dir ſchaden,

Denn du biſt ihm ein Hinderniß, daß ſich
Der Schwytzer nicht dem neuen Fürſtenhaus
Will unterwerfen, ſondern treu und feſt
Beim Reich beharren, wie die würdigen
Altvordern es gehalten und gethan. —
Iſt's nicht ſo, Werner? Sag' es, wenn ich lüge!

Stauffacher.

So iſt's, das iſt des Geßlers Groll auf mich.

Gertrud.

Er iſt dir neidiſch, weil du glücklich wohnſt,
Ein freier Mann auf deinem eignen Erbe,
— Denn er hat keins. Vom Kaiſer ſelbſt und Reich
Trägſt du dies Haus zu Lehn; du darfſt es zeigen,
So gut der Reichsfürſt ſeine Länder zeigt:
Denn über dir erkennſt du keinen Herrn,
Als nur den Höchſten in der Chriſtenheit —
Er iſt ein jüngrer Sohn nur ſeines Hauſes;
Nichts nennt er ſein als ſeinen Rittermantel;
Drum ſieht er jedes Biedermannes Glück
Mit ſcheelen Augen giſt'ger Mißgunſt an.
Dir hat er längſt den Untergang geſchworen —
Noch ſtehſt du unverſehrt. — Willſt du erwarten,
Bis er die böſe Luſt an dir gebüßt?
Der kluge Mann baut vor.

Stauffacher.

Was iſt zu thun?

Gertrud (tritt näher).

So höre meinen Rath! Du weißt, wie hier
Zu Schwytz ſich alle Redlichen beklagen

Ob dieſes Landvogts Geiz und Wütherei.
So zweifle nicht, daß ſie dort drüben auch
In Unterwalden und im Urner Land
Des Dranges müd' ſind und des harten Jochs —
Denn wie der Geßler hier, ſo ſchafft es frech
Der Landenberger drüben über'm See —
Es kommt kein Fiſcherkahn zu uns herüber,
Der nicht ein neues Unheil und Gewalt-
Beginnen von den Vögten uns verkündet.
Drum thät es gut, daß eurer Etliche,
Die's redlich meinen, ſtill zu Rathe gingen,
Wie man des Drucks ſich möcht' erledigen;
So acht' ich wohl, Gott würd' euch nicht verlaſſen,
Und der gerechten Sache gnädig ſeyn —
Haſt du in Uri keinen Gaſtfreund, ſprich,
Dem du dein Herz magſt redlich offenbaren?

Stauffacher.

Der wackern Männer kenn' ich viele dort,
Und angeſehen große Herrenleute,
Die mir geheim ſind und gar wohl vertraut.

(Er ſteht auf.)

Frau, welchen Sturm gefährlicher Gedanken
Weckſt du mir in der ſtillen Bruſt! Mein Innerſtes
Kehrſt du an's Licht des Tages mir entgegen,
Und was ich mir zu denken ſtill verbot,
Du ſprichſt's mit leichter Zunge kecklich aus.
— Haſt du auch wohl bedacht, was du mir räthſt?
Die wilde Zwietracht und den Klang der Waffen
Rufſt du in dieſes friedgewohnte Thal —

Wir wagten es, ein ſchwaches Volk der Hirten,
In Kampf zu gehen mit dem Herrn der Welt?
Der gute Schein nur iſt's, worauf ſie warten,
Um loszulaſſen auf dies arme Land
Die wilden Horden ihrer Kriegesmacht,
Darin zu ſchalten mit des Siegers Rechten,
Und unter'm Schein gerechter Züchtigung
Die alten Freiheitsbriefe zu vertilgen.

Gertrud.

Ihr ſeyd auch Männer, wiſſet eure Axt
Zu führen, und dem Muthigen hilft Gott!

Stauffacher.

O Weib! Ein furchtbar wüthend Schreckniß iſt
Der Krieg; die Heerde ſchlägt er und den Hirten.

Gertrud.

Ertragen muß man, was der Himmel ſendet;
Unbilliges erträgt kein edles Herz.

Stauffacher.

Dies Haus erfreut dich, das wir neu erbauten;
Der Krieg, der ungeheure, brennt es nieder.

Gertrud.

Wüßt' ich mein Herz an zeitlich Gut gefeſſelt,
Den Brand würf' ich hinein mit eigner Hand.

Stauffacher.

Du glaubſt an Menſchlichkeit! Es ſchont der Krieg
Auch nicht das zarte Kindlein in der Wiege.

Gertrud.

Die Unſchuld hat im Himmel einen Freund!
— Sieh vorwärts, Werner, und nicht hinter dich!

Stauffacher.

Wir Männer können tapfer fechtend ſterben.
Welch Schickſal aber wird das eure ſeyn?

Gertrud.

Die letzte Wahl ſteht auch dem Schwächſten offen:
Ein Sprung von dieſer Brücke macht mich frei.

Stauffacher (ſtürzt in ihre Arme).

Wer ſolch ein Herz an ſeinen Buſen drückt,
Der kann für Herd und Hof mit Freuden fechten,
Und keines Königs Heermacht fürchtet er —
Nach Uri fahr' ich ſtehnden Fußes gleich.
Dort lebt ein Gaſtfreund mir, Herr Walther Fürſt,
Der über dieſe Zeiten denkt, wie ich.
Auch find' ich dort den edeln Bannerherrn
Von Attinghaus — obgleich von hohem Stamm,
Liebt er das Volk und ehrt die alten Sitten.
Mit ihnen Beiden pfleg' ich Raths, wie man
Der Landesfeinde muthig ſich erwehrt —
Leb wohl — und weil ich fern bin, führe du
Mit klugem Sinn das Regiment des Hauſes —
Dem Pilger, der zum Gotteshauſe wallt,
Dem frommen Mönch, der für ſein Kloſter ſammelt,
Gib reichlich und entlaß ihn wohl gepflegt.
Stauffachers Haus verbirgt ſich nicht. Zu äußerſt
Am offnen Heerweg ſteht's, ein wirthlich Dach
Für alle Wandrer, die des Weges fahren.

(Indem ſie nach dem Hintergrund abgehen, tritt Wilhelm Tell mit Baumgarten vorn auf die Scene.)

Tell (zu Baumgarten).

Ihr habt jetzt meiner weiter nicht vonnöthen.

Zu jenem Hauſe gehet ein; dort wohnt
Der Stauffacher, ein Vater der Bedrängten.
— Doch ſieh, da iſt er ſelber — Folgt mir, kommt!
(Gehen auf ihn zu; die Scene verwandelt ſich.)

Dritte Scene.

Oeffentlicher Platz bei Altdorf.

Auf einer Anhöhe im Hintergrunde ſieht man eine Veſte bauen, welche ſchon ſo weit gediehen, daß ſich die Form des Ganzen darſtellt. Die hintere Seite iſt fertig, an der vordern wird eben gebaut, das Gerüſte ſteht noch, an welchem die Werkleute auf und nieder ſteigen; auf dem höchſten Dach hängt der Schieferdecker — Alles iſt in Bewegung und Arbeit.

Frohnvogt. Meiſter Steinmetz. **Geſellen und Handlanger.**

Frohnvogt
(mit dem Stabe, treibt die Arbeiter).

Nicht lang gefeiert, friſch! Die Mauerſteine
Herbei! Den Kalk, den Mörtel zugefahren,
Wenn der Herr Landvogt kommt, daß er das Werk
Gewachſen ſieht! — Das ſchlendert wie die Schnecken!
(Zu zwei Handlangern, welche tragen.)
Heißt das geladen? Gleich das Doppelte!
Wie die Tagdiebe ihre Pflicht beſtehlen!

Erster Geſell.

Das iſt doch hart, daß wir die Steine ſelbſt
Zu unſerm Twing und Kerker ſollen fahren!

Frohnvogt.

Was murret ihr? Das iſt ein ſchlechtes Volk,
Zu nichts anſtellig, als das Vieh zu melken,
Und faul herum zu ſchlendern auf den Bergen.

Alter Mann (ruht aus).

Ich kann nicht mehr.

Frohnvogt (ſchüttelt ihn).

Friſch, Alter, an die Arbeit!

Erster Geſell.

Habt ihr denn gar kein Eingeweid', daß ihr
Den Greis, der kaum ſich ſelber ſchleppen kann,
Zum harten Frohndienſt treibt?

Meiſter Steinmetz und **Geſellen.**

's iſt himmelſchreiend!

Frohnvogt.

Sorgt ihr für euch; ich thu', was meines Amts.

Zweiter Geſell.

Frohnvogt, wie wird die Veſte denn ſich nennen,
Die wir da bau'n?

Frohnvogt.

Zwing Uri ſoll ſie heißen!
Denn unter dieſes Joch wird man euch beugen.

Geſellen.

Zwing Uri!

Frohnvogt.

Nun, was gibt's dabei zu lachen?

Zweiter Geſell.

Mit dieſem Häuslein wollt ihr Uri zwingen?

Erster Geſell.

Laß ſehn, wie viel man ſolcher Maulwurfshaufen

Muß über 'nander ſetzen, bis ein Berg
Draus wird, wie der geringſte nur in Uri!

(Frohnvogt geht nach dem Hintergrund.)

Meiſter Steinmetz.

Den Hammer werf' ich in den tiefſten See,
Der mir gedient bei dieſem Fluchgebäude!

Tell und Stauffacher kommen.

Stauffacher.

O hätt' ich nie gelebt, um das zu ſchauen!

Tell.

Hier iſt nicht gut ſeyn. Laßt uns weiter gehn.

Stauffacher.

Bin ich zu Uri in der Freiheit Land?

Meiſter Steinmetz.

O Herr, wenn ihr die Keller erſt geſehn
Unter den Thürmen! Ja, wer die bewohnt,
Der wird den Hahn nicht fürder krähen hören.

Stauffacher.

O Gott!

Steinmetz.

Seht dieſe Flanken, dieſe Strebepfeiler,
Die ſtehn, wie für die Ewigkeit gebaut!

Tell.

Was Hände bauten, können Hände ſtürzen.

(Nach den Bergen zeigend.)

Das Haus der Freiheit hat uns Gott gegründet.

(Man hört eine Trommel, es kommen Leute, die einen Hut auf einer Stange tragen, ein Ausrufer folgt ihnen. Weiber und Kinder dringen tumultuariſch nach.)

Erſter Geſell.

Was will die Trommel? Gebet Acht!

Meiſter Steinmetz.

Was für
Ein Faſtnachtsaufzug und was ſoll der Hut?

Ausrufer.

In des Kaiſers Namen! Höret!

Geſellen.

Still doch! Höret!

Ausrufer.

Ihr ſehet dieſen Hut, Männer von Uri!
Aufrichten wird man ihn auf hoher Säule,
Mitten in Altdorf, an dem höchſten Ort,
Und dieſes iſt des Landvogts Will' und Meinung:
Dem Hut ſoll gleiche Ehre, wie ihm ſelbſt, geſchehn.
Man ſoll ihn mit gebognem Knie und mit
Entblößtem Haupt verehren — Daran will
Der König die Gehorſamen erkennen.
Verfallen iſt mit ſeinem Leib und Gut
Dem Könige, wer das Gebot verachtet.

(Das Volk lacht laut auf, die Trommel wird gerührt, ſie gehen vorüber.)

Erſter Geſell.

Welch neues Unerhörtes hat der Vogt
Sich ausgeſonnen! Wir 'nen Hut verehren!
Sagt! Hat man je vernommen von dergleichen?

Meiſter Steinmetz.

Wir unſre Kniee beugen einem Hut!
Treibt er ſein Spiel mit ernſthaft würd'gen Leuten?

Erster Geſell.
Wär's noch die kaiſerliche Kron'! So iſt's
Der Hut von Oeſterreich; ich ſah ihn hangen
Ueber dem Thron, wo man die Lehen gibt!
Meiſter Steinmetz.
Der Hut von Oeſterreich! Gebt Acht, es iſt
Ein Fallſtrick, uns an Oeſtreich zu verrathen!
Geſellen.
Kein Ehrenmann wird ſich der Schmach bequemen.
Meiſter Steinmetz.
Kommt, laßt uns mit den Andern Abred' nehmen.
(Sie gehen nach der Tiefe.)
Tell (zum Stauffacher).
Ihr wiſſet nun Beſcheid. Lebt wohl, Herr Werner!
Stauffacher.
Wo wollt ihr hin? O eilt nicht ſo von dannen.
Tell.
Mein Haus entbehrt des Vaters. Lebet wohl!
Stauffacher.
Mir iſt das Herz ſo voll, mit euch zu reden.
Tell.
Das ſchwere Herz wird nicht durch Worte leicht.
Stauffacher.
Doch könnten Worte uns zu Thaten führen.
Tell.
Die einz'ge That iſt jetzt Geduld und Schweigen.
Stauffacher.
Soll man ertragen, was unleidlich iſt?
Tell.
Die ſchnellen Herrſcher ſind's, die kurz regieren.
— Wenn ſich der Föhn erhebt aus ſeinen Schlünden,

Löſcht man die Feuer aus, die Schiffe ſuchen
Eilends den Hafen, und der mächt'ge Geiſt
Geht ohne Schaden ſpurlos über die Erde.
Ein Jeder lebe ſtill bei ſich daheim;
Dem Friedlichen gewährt man gern den Frieden.

Stauffacher.

Meint ihr?

Tell.

Die Schlange ſticht nicht ungereizt.
Sie werden endlich doch von ſelbſt ermüden,
Wenn ſie die Lande ruhig bleiben ſehn.

Stauffacher.

Wir könnten viel, wenn wir zuſammen ſtünden.

Tell.

Beim Schiffbruch hilft der Einzelne ſich leichter.

Stauffacher.

So kalt verlaßt ihr die gemeine Sache?

Tell.

Ein Jeder zählt nur ſicher auf ſich ſelbſt.

Stauffacher.

Verbunden werden auch die Schwachen mächtig.

Tell.

Der Starke iſt am mächtigſten allein.

Stauffacher.

So kann das Vaterland auf euch nicht zählen,
Wenn es verzweiflungsvoll zur Nothwehr greift?

Tell (gibt ihm die Hand).

Der Tell holt ein verlornes Lamm vom Abgrund,
Und ſollte ſeinen Freunden ſich entziehen?
Doch was ihr thut, laßt mich aus eurem Rath!
Ich kann nicht lange prüfen oder wählen;

Bedürft ihr meiner zu beſtimmter That,
Dann ruft den Tell! Es ſoll an mir nicht fehlen.

(Gehen ab zu verſchiedenen Seiten. Ein plötzlicher Auflauf entſteht um das Gerüſte.)

Meiſter Steinmetz (eilt hin).

Was gibt's?

Erſter Geſell (kommt vor, rufend).

Der Schieferdecker iſt vom Dach geſtürzt.

Bertha (ſtürzt herein). Gefolge.

Bertha.

Iſt er zerſchmettert? Rettet, rettet, helft —
Wenn Hülfe möglich, rettet, hier iſt Gold —

(Wirft ihr Geſchmeide unter das Volk.)

Meiſter.

Mit eurem Gold — Alles iſt euch feil
Um Gold; wenn ihr den Vater von den Kindern
Geriſſen und den Mann von ſeinem Weibe,
Und Jammer habt gebracht über die Welt,
Denkt ihr's mit Golde zu vergüten — Geht!
Wir waren frohe Menſchen, eh' ihr kamt;
Mit euch iſt die Verzweiflung eingezogen.

Bertha

(zu dem Frohnvogt, der zurückkommt).

Lebt er?

(Frohnvogt gibt ein Zeichen des Gegentheils.)

O unglückſel'ges Schloß, mit Flüchen
Erbaut, und Flüche werden dich bewohnen!

(Geht ab.)

Vierte Scene.

Walther Fürſts Wohnung.

Walther **Fürſt** und **Arnold vom Melchthal** treten zugleich ein von verſchiedenen Seiten.

Melchthal.

Herr Walther Fürſt —

Walther Fürſt.

Wenn man uns überraſchte!
Bleibt, wo ihr ſeyd. Wir ſind umringt von Spähern.

Melchthal.

Bringt ihr mir nichts von Unterwalden? Nichts
Von meinem Vater? Nicht ertrag' ich's länger,
Als ein Gefang'ner müßig hier zu liegen.
Was hab' ich denn ſo Sträfliches gethan,
Um mich gleich einem Mörder zu verbergen?
Dem frechen Buben, der die Ochſen mir,
Das treffliche Geſpann, vor meinen Augen
Weg wollte treiben auf des Vogts Geheiß,
Hab' ich den Finger mit dem Stab gebrochen.

Walther Fürſt.

Ihr ſeyd zu raſch. Der Bube war des Vogts;
Von eurer Obrigkeit war er geſendet.
Ihr wart in Straf' gefallen, mußtet euch,
Wie ſchwer ſie war, der Buße ſchweigend fügen.

Melchthal.

Ertragen ſollt' ich die leichtfert'ge Rede
Des Unverſchämten: „Wenn der Bauer Brod
Wollt' eſſen, mög' er ſelbſt am Pfluge ziehn!“

In die Seele ſchnitt mir's, als der Bub die Ochſen,
Die ſchönen Thiere, von dem Pfluge ſpannte;
Dumpf brüllten ſie, als hätten ſie Gefühl
Der Ungebühr, und ſtießen mit den Hörnern;
Da übernahm mich der gerechte Zorn,
Und meiner ſelbſt nicht Herr, ſchlug ich den Boten.

Walther Fürſt.

O kaum bezwingen wir das eigne Herz;
Wie ſoll die raſche Jugend ſich bezähmen!

Melchthal.

Mich jammert nur der Vater — Er bedarf
So ſehr der Pflege, und ſein Sohn iſt fern.
Der Vogt iſt ihm gehäſſig, weil er ſtets
Für Recht und Freiheit redlich hat geſtritten.
Drum werden ſie den alten Mann bedrängen,
Und Niemand iſt, der ihn vor Unglimpf ſchütze.
— Werde mit mir, was will, ich muß hinüber.

Walther Fürſt.

Erwartet nur und faßt euch in Geduld,
Bis Nachricht uns herüber kommt vom Walde.
— Ich höre klopfen, geht — Vielleicht ein Bote
Vom Landvogt — Geht hinein — Ihr ſeyd in Uri
Nicht ſicher vor des Landenbergers Arm;
Denn die Tyrannen reichen ſich die Hände.

Melchthal.

Sie lehren uns, was wir thun ſollten.

Walther Fürſt.

Geht!
Ich ruf' euch wieder, wenn's hier ſicher iſt.

(Melchthal geht hinein.)

Der Unglückſelige, ich darf ihm nicht
Geſtehen, was mir Böſes ſchwant — Wer klopft?
So oft die Thüre rauſcht, erwart' ich Unglück.
Verrath und Argwohn lauſcht in allen Ecken;
Bis in das Innerſte der Häuſer dringen
Die Boten der Gewalt; bald thät' es Noth,
Wir hätten Schloß und Riegel an den Thüren.
(Er öffnet und tritt erſtaunt zurück, da **Werner Stauffacher** hereintritt.)
Was ſeh' ich? Ihr, Herr Werner! Nun, bei Gott!
Ein werther, theurer Gaſt — Kein beſſ'rer Mann
Iſt über dieſe Schwelle noch gegangen.
Seyd hoch willkommen unter meinem Dach!
Was führt euch her? Was ſucht ihr hier in Uri?

Stauffacher (ihm die Hand reichend).

Die alten Zeiten und die alte Schweiz.

Walther Fürſt.

Die bringt ihr mit euch — Sieh, mir wird ſo wohl,
Warm geht das Herz mir auf bei eurem Anblick.
— Setzt euch, Herr Werner — Wie verließet ihr
Frau Gertrud, eure angenehme Wirthin,
Des weiſen Ibergs hochverſtänd'ge Tochter?
Von allen Wandrern aus dem deutſchen Land,
Die über Meinrads Zell nach Welſchland fahren,
Rühmt jeder euer gaſtlich Haus — Doch ſagt,
Kommt ihr ſo eben friſch von Fluelen her,
Und habt euch nirgend ſonſt noch umgeſehn,
Eh' ihr den Fuß geſetzt auf dieſe Schwelle?

Stauffacher (ſetzt ſich).

Wohl ein erſtaunlich neues Werk hab' ich
Bereiten ſehen, das mich nicht erfreute.

Walther Fürſt.
O Freund, da habt ihr's gleich mit Einem Blicke!
Stauffacher.
Ein ſolches iſt in Uri nie geweſen —
Seit Menſchendenken war kein Twinghof hier,
Und feſt war keine Wohnung, als das Grab.
Walther Fürſt.
Ein Grab der Freiheit iſt's! Ihr nennt's mit Namen.
Stauffacher.
Herr Walther Fürſt, ich will euch nicht verhalten:
Nicht eine müß'ge Neugier führt mich her;
Mich drücken ſchwere Sorgen — Drangſal hab' ich
Zu Haus verlaſſen, Drangſal find' ich hier.
Denn ganz unleidlich iſt's, was wir erdulden,
Und dieſes Dranges iſt kein Ziel zu ſehn.
Frei war der Schweizer von Uralters her;
Wir ſind's gewohnt, daß man uns gut begegnet.
Ein Solches war im Lande nie erlebt,
So lang ein Hirte trieb auf dieſen Bergen.
Walther Fürſt.
Ja, es iſt ohne Beiſpiel, wie ſie's treiben!
Auch unſer edler Herr von Attinghauſen,
Der noch die alten Zeiten hat geſehn,
Meint ſelber, es ſey nicht mehr zu ertragen.
Stauffacher.
Auch drüben unter'm Wald geht Schweres vor,
Und blutig wird's gebüßt — Der Wolfenſchießen,
Des Kaiſers Vogt, der auf dem Roßberg hauſte,
Gelüſten trug er nach verbot'ner Frucht;
Baumgartens Weib, der haushält zu Alzellen,

Wollt' er zu frecher Ungebühr mißbrauchen,
Und mit der Axt hat ihn der Mann erſchlagen.

Walther Fürſt.

O die Gerichte Gottes ſind gerecht!
— Baumgarten, ſagt ihr? ein beſcheidner Mann!
Er iſt gerettet doch und wohl geborgen?

Stauffacher.

Euer Eidam hat ihn über'n See geflüchtet;
Bei mir zu Steinen halt' ich ihn verborgen —
— Noch Greulichers hat mir derſelbe Mann
Berichtet, was zu Sarnen iſt geſchehn.
Das Herz muß jedem Biedermanne bluten.

Walther Fürſt (aufmerkſam).

Sagt an, was iſt's?

Stauffacher.

Im Melchthal, da wo man
Eintritt bei Kerns, wohnt ein gerechter Mann,
Sie nennen ihn den Heinrich von der Halden,
Und ſeine Stimm' gilt was in der Gemeinde.

Walther Fürſt.

Wer kennt ihn nicht! Was iſt's mit ihm? Vollendet!

Stauffacher.

Der Landenberger büßte ſeinen Sohn
Um kleinen Fehlers willen, ließ die Ochſen,
Das beſte Paar, ihm aus dem Pfluge ſpannen;
Da ſchlug der Knab den Knecht und wurde flüchtig.

Walther Fürſt (in höchſter Spannung).

Der Vater aber — Sagt, wie ſteht's um den?

Stauffacher.

Den Vater läßt der Landenberger fordern,

Zur Stelle ſchaffen ſoll er ihm den Sohn,
Und da der alte Mann mit Wahrheit ſchwört,
Er habe von dem Flüchtling keine Kunde,
Da läßt der Vogt die Folterknechte kommen —

Walther Fürſt
(ſpringt auf und will ihn auf die andere Seite führen).

O ſtill, nichts mehr!

Stauffacher (mit ſteigendem Ton).

„Iſt mir der Sohn entgangen,
So hab' ich dich!“ — läßt ihn zu Boden werfen,
Den ſpitz'gen Stahl ihm in die Augen bohren —

Walther Fürſt.

Barmherz'ger Himmel!

Melchthal (ſtürzt heraus).

In die Augen, ſagt ihr?

Stauffacher
(erſtaunt zu Walther Fürſt).

Wer iſt der Jüngling?

Melchthal
(faßt ihn mit krampfhafter Heftigkeit).

In die Augen? Redet!

Walther Fürſt.

O der Bejammernswürdige!

Stauffacher.

Wer iſt's?
(Da Walther Fürſt ihm ein Zeichen gibt.)
Der Sohn iſt's? Allgerechter Gott!

Melchthal.

Und ich
Muß ferne ſeyn! — In ſeine beiden Augen?

Walther Fürſt.

Bezwinget euch! Ertragt es, wie ein Mann!

Melchthal.

Um meiner Schuld, um meines Frevels willen!
— Blind alſo! Wirklich blind, und ganz geblendet?

Stauffacher.

Ich ſagt's. Der Quell des Seh'ns iſt ausgefloſſen;
Das Licht der Sonne ſchaut er niemals wieder.

Walther Fürſt.

Schont ſeines Schmerzens!

Melchthal.

Niemals! Niemals wieder!

(Er drückt die Hand vor die Augen, und ſchweigt einige Momente dann wendet er ſich von dem Einen zu dem Andern und ſpricht mit ſanfter, von Thränen erſtickter Stimme.)

O eine edle Himmelsgabe iſt
Das Licht des Auges — Alle Weſen leben
Vom Lichte, jedes glückliche Geſchöpf —
Die Pflanze ſelbſt kehrt freudig ſich zum Lichte.
Und er muß ſitzen, fühlend, in der Nacht,
Im ewig Finſtern — ihn erquickt nicht mehr
Der Matten warmes Grün, der Blumen Schmelz,
Die rothen Firnen kann er nicht mehr ſchauen —
Sterben iſt nichts — doch leben und nicht ſehen,
Das iſt ein Unglück — Warum ſeht ihr mich
So jammernd an? Ich hab' zwei friſche Augen,
Und kann dem blinden Vater keines geben,
Nicht einen Schimmer von dem Meer des Lichts,
Das glanzvoll, blendend, mir in's Auge dringt.

Stauffacher.

Ach, ich muß euren Jammer noch vergrößern,
Statt ihn zu heilen — Er bedarf noch mehr!
Denn Alles hat der Landvogt ihm geraubt;
Nichts hat er ihm gelaſſen als den Stab,
Um nackt und blind von Thür zu Thür zu wandern.

Melchthal.

Nichts als den Stab dem augenloſen Greis!
Alles geraubt, und auch das Licht der Sonne,
Des Aermſten allgemeines Gut — Jetzt rede
Mir Keiner mehr von Bleiben, von Verbergen!
Was für ein feiger Elender bin ich,
Daß ich auf meine Sicherheit gedacht,
Und nicht auf deine! — Dein geliebtes Haupt
Als Pfand gelaſſen in des Wüthrichs Händen!
Feigherz'ge Vorſicht, fahre hin — Auf nichts
Als blutige Vergeltung will ich denken.
Hinüber will ich — Keiner ſoll mich halten —
Des Vaters Auge von dem Landvogt fordern —
Aus allen ſeinen Reiſigen heraus
Will ich ihn finden — Nichts liegt mir am Leben,
Wenn ich den heißen ungeheuern Schmerz
In ſeinem Lebensblute kühle. (Er will gehen.)

Walther Fürſt.

Bleibt!
Was könnt ihr gegen ihn? Er ſitzt zu Sarnen
Auf ſeiner hohen Herrenburg und ſpottet
Ohnmächt'gen Zorns in ſeiner ſichern Veſte.

Melchthal.

Und wohnt' er droben auf dem Eispallaſt

Des Schreckhorns oder höher, wo die Jungfrau
Seit Ewigkeit verſchleiert ſitzt — ich mache
Mir Bahn zu ihm; mit zwanzig Jünglingen,
Geſinnt wie ich, zerbrech ich ſeine Veſte.
Und wenn mir Niemand folgt, und wenn ihr Alle
Für eure Hütten bang und eure Heerden,
Euch dem Tyrannenjoche beugt — die Hirten
Will ich zuſammenrufen im Gebirg,
Dort unter'm freien Himmelsdache, wo
Der Sinn noch friſch iſt und das Herz geſund,
Das ungeheuer Gräßliche erzählen.

Stauffacher (zu Walther Fürſt).

Es iſt auf ſeinem Gipfel — Wollen wir
Erwarten, bis das Aeußerſte —

Melchthal.

Welch Aeußerſtes
Iſt noch zu fürchten, wenn der Stern des Auges
In ſeiner Höhle nicht mehr ſicher iſt?
— Sind wir denn wehrlos? Wozu lernten wir
Die Armbruſt ſpannen und die ſchwere Wucht
Der Streitaxt ſchwingen? Jedem Weſen ward
Ein Nothgewehr in der Verzweiflung Angſt;
Es ſtellt ſich der erſchöpfte Hirſch und zeigt
Der Meute ſein gefürchtetes Geweih,
Die Gemſe reißt den Jäger in den Abgrund —
Der Pflugſtier ſelbſt, der ſanfte Hausgenoß
Des Menſchen, der die ungeheure Kraft
Des Halſes duldſam unter's Joch gebogen,
Springt auf, gereizt, wetzt ſein gewaltig Horn,
Und ſchleudert ſeinen Feind den Wolken zu.

Walther Fürſt.

Wenn die drei Lande dächten, wie wir Drei,
So möchten wir vielleicht etwas vermögen.

Stauffacher.

Wenn Uri ruft, wenn Unterwalden hilft,
Der Schwytzer wird die alten Bünde ehren.

Melchthal.

Groß iſt in Unterwalden meine Freundſchaft,
Und Jeder wagt mit Freuden Leib und Blut,
Wenn er am Andern einen Rücken hat
Und Schirm — O fromme Väter dieſes Landes!
Ich ſtehe, nur ein Jüngling, zwiſchen euch,
Den Vielerfahrnen — meine Stimme muß
Beſcheiden ſchweigen in der Landsgemeinde.
Nicht, weil ich jung bin und nicht viel erlebte,
Verachtet meinen Rath und meine Rede;
Nicht lüſtern jugendliches Blut, mich treibt
Des höchſten Jammers ſchmerzliche Gewalt,
Was auch den Stein des Felſen muß erbarmen.
Ihr ſelbſt ſeyd Väter, Häupter eines Hauſes,
Und wünſcht euch einen tugendhaften Sohn,
Der eures Hauptes heil'ge Locken ehre,
Und euch den Stern des Auges fromm bewache.
O weil ihr ſelbſt an eurem Leib und Gut
Noch nichts erlitten, eure Augen ſich
Noch friſch und hell in ihren Kreiſen regen,
So ſey euch darum unſre Noth nicht fremd.
Auch über euch hängt des Tyrannen Schwert,
Ihr habt das Land von Oeſtreich abgewendet;
Kein Anderes war meines Vaters Unrecht;
Ihr ſeyd in gleicher Mitſchuld und Verdammniß.

Melchthal.
Mich ſendet hin — Wem läg' es näher an —
Walther Fürſt.
Ich geb's nicht zu, ihr ſeyd mein Gaſt, ich muß
Für eure Sicherheit gewähren!
Melchthal.
Laßt mich!
Die Schliche kenn' ich und die Felſenſteige;
Auch Freunde find' ich gnug, die mich dem Feind
Verhehlen und ein Obdach gern gewähren.
Stauffacher.
Laßt ihn mit Gott hinüber gehn. Dort drüben
Iſt kein Verräther — So verabſcheut iſt
Die Tyrannei, daß ſie kein Werkzeug findet.
Auch der Alzeller ſoll uns nid dem Wald
Genoſſen werben und das Land erregen.
Melchthal.
Wie bringen wir uns ſich're Kunde zu,
Daß wir den Argwohn der Tyrannen täuſchen?
Stauffacher.
Wir könnten uns zu Brunnen oder Treib
Verſammeln, wo die Kaufmannsſchiffe landen.
Walther Fürſt.
So offen dürfen wir das Werk nicht treiben.
— Hört meine Meinung. Links am See, wenn man
Nach Brunnen fährt, dem Mythenſtein grad über,
Liegt eine Matte heimlich im Gehölz,
Das Rütli heißt ſie bei dem Volk der Hirten,
Weil dort die Waldung ausgereutet ward.
Dort iſt's, wo unſ're Landmark und die eure
(Zu Melchthal)

Zuſammen grenzen, und in kurzer Fahrt
(Zu Stauffacher)
Trägt euch der leichte Kahn von Schwytz herüber.
Auf öden Pfaden können wir dahin
Bei Nachtzeit wandern und uns ſtill berathen.
Dahin mag Jeder zehn vertraute Männer
Mitbringen, die herzeinig ſind mit uns,
So können wir gemeinſam das Gemeine
Beſprechen und mit Gott es friſch beſchließen.

Stauffacher.

So ſey's. Jetzt reicht mir eure biedre Rechte,
Reicht mir die eure her, und ſo wie wir
Drei Männer jetzo, unter uns, die Hände
Zuſammen flechten, redlich, ohne Falſch,
So wollen wir Drei Länder auch, zu Schutz
Und Trutz, zuſammen ſtehn auf Tod und Leben.

Walther Fürſt und Melchthal.

Auf Tod und Leben!
(Sie halten die Hände noch einige Pauſen lang zuſammen geflochten und ſchweigen.)

Melchthal.

Blinder alter Vater,
Du kannſt den Tag der Freiheit nicht mehr ſchauen;
Du ſollſt ihn hören — Wenn von Alp zu Alp
Die Feuerzeichen flammend ſich erheben,
Die feſten Schlöſſer der Tyrannen fallen,
In deine Hütte ſoll der Schweizer wallen,
Zu deinem Ohr die Freudenkunde tragen,
Und hell in deiner Nacht ſoll es dir tagen!
(Sie gehen auseinander.)

Zweiter Aufzug.

Erſte Scene.

Edelhof des Freiherrn von Attinghauſen.

Ein gothiſcher Saal, mit Wappenſchildern und Helmen verziert. Der Freiherr, ein Greis von fünf und achtzig Jahren, von hoher edler Statur, an einem Stabe, worauf ein Gemſenhorn, und in ein Pelzwams gekleidet. **Kuoni und noch ſechs Knechte** ſtehen um ihn her mit Rechen und Senſen — **Ulrich von Rudenz** tritt ein in Ritterkleidung.

Rudenz.

Hier bin ich, Oheim — Was iſt euer Wille?

Attinghauſen.

Erlaubt, daß ich nach altem Hausgebrauch
Den Frühtrunk erſt mit meinen Knechten theile.

(Er trinkt aus einem Becher, der dann in der Reihe herumgeht.)

Sonſt war ich ſelber mit in Feld und Wald,
Mit meinem Auge ihren Fleiß regierend,
Wie ſie mein Banner führte in der Schlacht;
Jetzt kann ich nichts mehr als den Schaffner machen,
Und kommt die warme Sonne nicht zu mir,
Ich kann ſie nicht mehr ſuchen auf den Bergen.

Und ſo in enger ſtets und engerm Kreis,
Beweg' ich mich dem engſten und letzten,
Wo alles Leben ſtill ſteht, langſam zu.
Mein Schatten bin ich nur, bald nur mein Name.

Kuoni (zu Rudenz mit dem Becher).

Ich bring's euch, Junker.

(Da Rudenz zaudert, den Becher zu nehmen).

Trinket friſch! Es geht
Aus Einem Becher und aus Einem Herzen.

Attinghauſen.

Geht, Kinder, und wenn's Feierabend iſt,
Dann reden wir auch von des Lands Geſchäften.

(Knechte gehen ab.)

Attinghauſen und Rudenz.

Attinghauſen.

Ich ſehe dich gegürtet und gerüſtet;
Du willſt nach Altdorf in die Herrenburg?

Rudenz.

Ja, Oheim, und ich darf nicht länger ſäumen —

Attinghauſen (ſetzt ſich).

Haſt du's ſo eilig? Wie? Iſt deiner Jugend
Die Zeit ſo karg gemeſſen, daß du ſie
An deinem alten Oheim mußt erſparen?

Rudenz.

Ich ſehe, daß ihr meiner nicht bedürft,
Ich bin ein Fremdling nur in dieſem Hauſe.

Attinghauſen

(hat ihn lange mit den Augen gemuſtert).

Ja leider biſt du's. Leider iſt die Heimat

Zur Fremde dir geworden! Uly! Uly!
Ich kenne dich nicht mehr. In Seide prangſt du,
Die Pfauenfeder trägſt du ſtolz zur Schau,
Und ſchlägſt den Purpurmantel um die Schultern;
Den Landmann blickſt du mit Verachtung an,
Und ſchämſt dich ſeiner traulichen Begrüßung.

Rudenz.

Die Ehr', die ihm gebührt, geb' ich ihm gern;
Das Recht, das er ſich nimmt, verweigr' ich ihm.

Attinghauſen.

Das ganze Land liegt unterm ſchweren Zorn
Des Königs — Jedes Biedermannes Herz
Iſt kummervoll ob der tyranniſchen Gewalt,
Die wir erdulden — Dich allein rührt nicht
Der allgemeine Schmerz — Dich ſiehet man
Abtrünnig von den Deinen auf der Seite
Des Landesfeindes ſtehen, unſrer Noth
Hohnſprechend nach der leichten Freude jagen,
Und buhlen um die Fürſtengunſt, indeß
Dein Vaterland von ſchwerer Geißel blutet.

Rudenz.

Das Land iſt ſchwer bedrängt — Warum, mein Oheim?
Wer iſt's, der es geſtürzt in dieſe Noth?
Es koſtete ein einzig leichtes Wort,
Um augenblicks des Dranges los zu ſeyn,
Und einen gnäd'gen Kaiſer zu gewinnen.
Weh' ihnen, die dem Volk die Augen halten,
Daß es dem wahren Beſten widerſtrebt.
Um eignen Vortheils willen hindern ſie,
Daß die Waldſtätte nicht zu Oeſtreich ſchwören,

Wie ringsum alle Lande doch gethan.
Wohl thut es ihnen, auf der Herrenbank
Zu ſitzen mit dem Edelmann — den Kaiſer
Will man zum Herrn, um keinen Herrn zu haben.

Attinghauſen.

Muß ich das hören und aus deinem Munde!

Rudenz.

Ihr habt mich aufgefordert, laßt mich enden.
— Welche Perſon iſt's, Oheim, die ihr ſelbſt
Hier ſpielt? Habt ihr nicht höhern Stolz, als hier
Landammann oder Bannerherr zu ſeyn
Und neben dieſen Hirten zu regieren?
Wie? Iſt's nicht eine rühmlichere Wahl,
Zu huldigen dem königlichen Herrn,
Sich an ſein glänzend Lager anzuſchließen,
Als eurer eignen Knechte Pair zu ſeyn,
Und zu Gericht zu ſitzen mit dem Bauer?

Attinghauſen.

Ach, Uly! Uly! Ich erkenne ſie,
Die Stimme der Verführung! Sie ergriff
Dein offnes Ohr, ſie hat dein Herz vergiftet.

Rudenz.

Ja, ich verberg' es nicht — in tiefer Seele
Schmerzt mich der Spott der Fremdlinge, die uns
Den Bauernadel ſchelten — Nicht ertrag' ich's,
Indeß die edle Jugend rings umher
Sich Ehre ſammelt unter Habsburgs Fahnen,
Auf meinem Erb' hier müßig ſtill zu liegen,
Und bei gemeinem Tagewerk den Lenz
Des Lebens zu verlieren — Anderswo

Geſchehen Thaten, eine Welt des Ruhms
Bewegt ſich glänzend jenſeits dieſer Berge —
Mir roſten in der Halle Helm und Schild;
Der Kriegstrommete muthiges Getön,
Der Heroldsruf, der zum Turniere ladet,
Er dringt in dieſe Thäler nicht herein;
Nichts als den Kuhreihn und der Heerdeglocken
Einförmiges Geläut vernehm' ich hier.

Attinghauſen.

Verblendeter, vom eiteln Glanz verführt!
Verachte dein Geburtsland! Schäme dich
Der uralt frommen Sitte deiner Väter!
Mit heißen Thränen wirſt du dich dereinſt
Heim ſehnen nach den väterlichen Bergen,
Und dieſes Heerdenreihens Melodie,
Die du in ſtolzem Ueberdruß verſchmähſt,
Mit Schmerzensſehnſucht wird ſie dich ergreifen,
Wenn ſie dir anklingt auf der fremden Erde.
O mächtig iſt der Trieb des Vaterlands!
Die fremde falſche Welt iſt nicht für dich;
Dort an dem ſtolzen Kaiſerhof bleibſt du
Dir ewig fremd mit deinem treuen Herzen!
Die Welt ſie fordert andre Tugenden,
Als du in dieſen Thälern dir erworben.
— Geh hin, verkaufe deine freie Seele,
Nimm Land zu Lehen, werd' ein Fürſtenknecht,
Da du ein Selbſtherr ſeyn kannſt und ein Fürſt
Auf deinem eignen Erb' und freien Boden.
Ach, Uly! Uly! Bleibe bei den Deinen!
Geh' nicht nach Altdorf — O verlaß ſie nicht,

Die heil'ge Sache deines Vaterlands!
— Ich bin der Letzte meines Stamms. Mein Name
Endet mit mir. Da hängen Helm und Schild;
Die werden ſie mir in das Grab mitgeben.
Und muß ich denken bei dem letzten Hauch,
Daß du mein brechend Auge nur erwarteſt,
Um hinzugehn vor dieſen neuen Lehenhof,
Und meine edeln Güter, die ich frei
Von Gott empfing, von Oeſtreich zu empfangen!

Rudenz.

Vergebens widerſtreben wir dem König.
Die Welt gehört ihm; wollen wir allein
Uns eigenſinnig ſteifen und verſtocken,
Die Länderkette ihm zu unterbrechen,
Die er gewaltig rings um uns gezogen?
Sein ſind die Märkte, die Gerichte, ſein
Die Kaufmannsſtraßen und das Saumroß ſelbſt,
Das auf den Gotthardt ziehet, muß ihm zollen.
Von ſeinen Ländern wie mit einem Netz
Sind wir umgarnet rings und eingeſchloſſen.
— Wird uns das Reich beſchützen? Kann es ſelbſt
Sich ſchützen gegen Oeſtreichs wachſende Gewalt?
Hilft Gott uns nicht, kein Kaiſer kann uns helfen.
Was iſt zu geben auf der Kaiſer Wort,
Wenn ſie in Geld- und Krieges-Noth die Städte,
Die unter'n Schirm des Adlers ſich geflüchtet,
Verpfänden dürfen und dem Reich veräußern?
— Nein, Oheim! Wohlthat iſt's und weiſe Vorſicht
In dieſen ſchweren Zeiten der Parteiung,
Sich anzuſchließen an ein mächtig Haupt.

Die Kaiſerkrone geht von Stamm zu Stamm;
Die hat für treue Dienſte kein Gedächtniß.
Doch um den mächt'gen Erbherrn wohl verdienen,
Heißt Saaten in die Zukunft ſtreu'n.

Attinghauſen.

Biſt du ſo weiſe?
Willſt heller ſehn, als deine edlen Väter,
Die um der Freiheit koſtbar'n Edelſtein
Mit Gut und Blut und Heldenkraft geſtritten?
— Schiff' nach Luzern hinunter, frage dort,
Wie Oeſtreichs Herrſchaft laſtet auf den Ländern!
Sie werden kommen, unſre Schaf' und Rinder
Zu zählen, unſre Alpen abzumeſſen,
Den Hochflug und das Hochgewilde bannen
In unſern freien Wäldern, ihren Schlagbaum
An unſre Brücken, unſre Thore ſetzen,
Mit unſrer Armuth ihre Länderkäufe,
Mit unſerm Blute ihre Kriege zahlen —
— Nein, wenn wir unſer Blut dran ſetzen ſollen,
So ſey's für uns — wohlfeiler kaufen wir
Die Freiheit als die Knechtſchaft ein!

Rudenz.

Was können wir,
Ein Volk der Hirten, gegen Albrechts Heere?

Attinghauſen.

Lern' dieſes Volk der Hirten kennen, Knabe!
Ich kenn's; ich hab' es angeführt in Schlachten,
Ich hab' es fechten ſehen bei Favenz.
Sie ſollen kommen, uns ein Joch aufzwingen,
Das wir entſchloſſen ſind, nicht zu ertragen!

— O lerne fühlen, welches Stamms du biſt!
Wirf nicht für eiteln Glanz und Flitterſchein
Die ächte Perle deines Werthes hin —
Das Haupt zu heißen eines freien Volks,
Das dir aus Liebe nur ſich herzlich weiht,
Das treulich zu dir ſteht in Kampf und Tod —
Das ſey dein Stolz, deß Adels rühme dich —
Die angebornen Bande knüpfe feſt,
An's Vaterland, an's theure, ſchließ' dich an,
Das halte feſt mit deinem ganzen Herzen!
Hier ſind die ſtarken Wurzeln deiner Kraft;
Dort in der fremden Welt ſtehſt du allein,
Ein ſchwankes Rohr, das jeder Sturm zerknickt.
O komm, du haſt uns lang nicht mehr geſehn,
Verſuch's mit uns nur Einen Tag — nur heute
Geh' nicht nach Altdorf — Hörſt du? Heute nicht,
Den Einen Tag nur ſchenke dich den Deinen!

(Er faßt ſeine Hand.)

Rudenz.

Ich gab mein Wort — Laßt mich — Ich bin gebunden.

Attinghauſen

(läßt ſeine Hände los, mit Ernſt).

Du biſt gebunden — Ja, Unglücklicher!
Du biſt's, doch nicht durch Wort und Schwur,
Gebunden biſt du durch der Liebe Seile!

(Rudenz wendet ſich weg.)

— Verbirg dich, wie du willſt. Das Fräulein iſt's,
Bertha von Bruneck, die zur Herrenburg
Dich zieht, dich feſſelt an des Kaiſers Dienſt.
Das Ritterfräulein willſt du dir erwerben

Mit deinem Abfall von dem Land — Betrüg' dich nicht!
Dich anzulocken zeigt man dir die Braut;
Doch deiner Unſchuld iſt ſie nicht beſchieden.

Rudenz.

Genug hab' ich gehört. Gehabt euch wohl.

(Er geht ab.)

Attinghauſen.

Wahnſinn'ger Jüngling, bleib! Er geht dahin!
Ich kann ihn nicht erhalten, nicht erretten —
So iſt der Wolfenſchießen abgefallen
Von ſeinem Land — ſo werden Andre folgen;
Der fremde Zauber reißt die Jugend fort,
Gewaltſam ſtrebend über unſre Berge.
— O unglückſel'ge Stunde, da das Fremde
In dieſe ſtill beglückten Thäler kam,
Der Sitten fromme Unſchuld zu zerſtören!

Das Neue dringt herein mit Macht, das Alte,
Das Würd'ge ſcheidet, andre Zeiten kommen;
Es lebt ein andersdenkendes Geſchlecht!
Was thu' ich hier? Sie ſind begraben Alle,
Mit denen ich gewaltet und gelebt.
Unter der Erde ſchon liegt Meine Zeit!
Wohl dem, der mit der Neuen nicht mehr braucht zu
leben!

(Geht ab.)

Zweite Scene.

Eine Wieſe von hohen Felſen und Wald umgeben.

Auf den Felſen ſind Steige, mit Geländern, auch Leitern, von denen man nachher die Landleute herabſteigen ſieht. Im Hintergrunde zeigt ſich der See, über welchem Anfangs ein Mondregenbogen zu ſehen iſt. Den Proſpekt ſchließen hohe Berge, hinter welchen noch höhere Eisgebirge ragen. Es iſt völlig Nacht auf der Scene, nur der See und die weißen Gletſcher leuchten im Mondlicht.

Melchthal, **Baumgarten**, **Winkelried**, **Meier von Sarnen**, **Burkhardt am Bühel**, **Arnold von Sewa**, **Klaus von der Flue** und noch vier andere **Landleute**, alle bewaffnet.

Melchthal (noch hinter der Scene).

Der Bergweg öffnet ſich, nur friſch *mir* nach!
Den Fels erkenn' ich und das Kreuzlein drauf;
Wir ſind am Ziel, hier iſt das Rütli.

(Treten auf mit Windlichtern.)

Winkelried.

Horch!

Sewa.

Ganz leer.

Meier.

's iſt noch kein Landmann da. Wir ſind
Die Erſten auf dem Platz, wir Unterwaldner.

Melchthal.

Wie weit iſt's in der Nacht?

Baumgarten.

Der Feuerwächter
Vom Selisberg hat eben Zwei gerufen.

(Man hört in der Ferne läuten.)

Meier.

Still! Horch!

Am Bühel.

Das Mettenglöcklein in der Waldkapelle
Klingt hell herüber aus dem Schwytzerland.

Von der Flüe.

Die Luft iſt rein und trägt den Schall ſo weit.

Melchthal.

Gehn Einige und zünden Reisholz an,
Daß es loh brenne, wenn die Männer kommen.

(Zwei Landleute gehen.)

Zewa.

's iſt eine ſchöne Mondennacht. Der See
Liegt ruhig da als wie ein ebner Spiegel.

Am Bühel.

Sie haben eine leichte Fahrt.

Winkelried (zeigt nach dem See).

Ha ſeht!
Seht dorthin! Seht ihr nichts?

Meier.

Was denn? — Ja, wahrlich!
Ein Regenbogen mitten in der Nacht!

Melchthal.

Es iſt das Licht des Mondes, das ihn bildet.

Von der Flüe.

Das iſt ein ſeltſam wunderbares Zeichen!
Es leben Viele, die das nicht geſehn.

Zewa.

Er iſt doppelt, ſeht ein bläſſerer ſteht drüber.

Baumgarten.

Ein Nachen fährt ſo eben drunter weg.

Melchthal.

Das iſt der Stauffacher mit ſeinem Kahn!
Der Biedermann läßt ſich nicht lang erwarten.

(Geht mit Baumgarten nach dem Ufer.)

Meier.

Die Urner ſind es, die am längſten ſäumen.

Am Bühel.

Sie müſſen weit umgehen durch's Gebirg,
Daß ſie des Landvogts Kundſchaft hintergehen.

(Unterdeſſen haben die zwei Landleute in der Mitte des Platzes ein Feuer angezündet.)

Melchthal (am Ufer).

Wer iſt da? Gebt das Wort!

Stauffacher (von unten).

Freunde des Landes.

(Alle gehen nach der Tiefe, den Kommenden entgegen. Aus dem Kahn ſteigen **Stauffacher, Itel Reding, Hans auf der Mauer, Jörg im Hofe, Konrad Hunn, Ulrich der Schmidt, Joſt von Weiler** und noch drei andere Landleute, gleichfalls bewaffnet.)

Alle (rufen).

Willkommen!

(Indem die Uebrigen in der Tiefe verweilen und ſich begrüßen kommt Melchthal mit Stauffacher vorwärts.)

Melchthal.

O Herr Stauffacher! Ich hab' ihn
Geſehn, der mich nicht wiederſehen konnte!
Die Hand hab' ich gelegt auf ſeine Augen,

Und glühend Rachgefühl hab' ich geſogen
Aus der erloſchnen Sonne ſeines Blicks.

Stauffacher.

Sprecht nicht von Rache. Nicht Geſcheh'nes rächen,
Gedrohtem Uebel wollen wir begegnen.
— Jetzt ſagt, was ihr im Unterwaldner Land
Geſchafft und für gemeine Sach' geworben,
Wie die Landleute denken, wie ihr ſelbſt
Den Stricken des Verraths entgangen ſeyd.

Melchthal.

Durch der Surennen furchtbares Gebirg,
Auf weit verbreitet öden Eiſesfeldern,
Wo nur der heiſ're Lämmergeier krächzt,
Gelangt' ich zu der Alpentriſt, wo ſich
Aus Uri und vom Engelberg die Hirten
Anrufend grüßen und gemeinſam weiden,
Den Durſt mir ſtillend mit der Gletſcher Milch,
Die in den Runſen ſchäumend niederquillt.
In den einſamen Sennhütten kehrt' ich ein,
Mein eigner Wirth und Gaſt, bis daß ich kam
Zu Wohnungen geſellig lebender Menſchen.
— Erſchollen war in dieſen Thälern ſchon
Der Ruf des neuen Greuels, der geſchehn,
Und fromme Ehrfurcht ſchaffte mir mein Unglück
Vor jeder Pforte, wo ich wandernd klopfte.
Entrüſtet fand ich dieſe graden Seelen
Ob dem gewaltſam neuen Regiment:
Denn ſo wie ihre Alpen fort und fort
Dieſelben Kräuter nähren, ihre Brunnen
Gleichförmig fließen, Wolken ſelbſt und Winde

Den gleichen Strich unwandelbar befolgen,
So hat die alte Sitte hier vom Ahn
Zum Enkel unverändert fort beſtanden.
Nicht tragen ſie verwegne Neuerung
Im altgewohnten gleichen Gang des Lebens.
— Die harten Hände reichten ſie mir dar,
Von den Wänden langten ſie die roſt'gen Schwerter
Und aus den Augen blitzte freudiges
Gefühl des Muths, als ich die Namen nannte,
Die im Gebirg dem Landmann heilig ſind,
Den eurigen und Walther Fürſt's — Was euch
Recht würde dünken, ſchwuren ſie zu thun;
Euch ſchwuren ſie bis in den Tod zu folgen.
— So eilt' ich ſicher unter'm heil'gen Schirm
Des Gaſtrechts von Gehöfte zu Gehöfte —
Und als ich kam in's heimatliche Thal,
Wo mir die Vettern viel verbreitet wohnen —
Als ich den Vater fand, beraubt und blind,
Auf fremdem Stroh, von der Barmherzigkeit
Mildthät'ger Menſchen lebend —

Stauffacher.

Herr im Himmel!

Melchthal.

Da weint' ich nicht! Nicht in ohnmächt'gen Thränen
Goß ich die Kraft des heißen Schmerzes aus;
In tiefer Bruſt, wie einen theuren Schatz,
Verſchloß ich ihn und dachte nur auf Thaten.
Ich kroch durch alle Krümmen des Gebirgs;
Kein Thal war ſo verſteckt, ich ſpäht' es aus;
Bis an der Gletſcher eisbedeckten Fuß

Erwartet' ich und fand bewohnte Hütten,
Und überall, wohin mein Fuß mich trug,
Fand ich den gleichen Haß der Tyrannei;
Denn bis an dieſe letzte Grenze ſelbſt
Belebter Schöpfung, wo der ſtarre Boden
Aufhört zu geben, raubt der Vögte Geiz —
Die Herzen alle dieſes biedern Volks
Erregt' ich mit dem Stachel meiner Worte,
Und unſer ſind ſie all' mit Herz und Mund.

Stauffacher.

Großes habt ihr in kurzer Friſt geleiſtet.

Melchthal.

Ich that noch mehr. Die beiden Veſten ſind's,
Roßberg und Sarnen, die der Landmann fürchtet:
Denn hinter ihren Felſenwällen ſchirmt
Der Feind ſich leicht und ſchädiget das Land.
Mit eignen Augen wollt' ich es erkunden,
Ich war zu Sarnen und beſah die Burg.

Stauffacher.

Ihr wagtet euch bis in des Tigers Höhle?

Melchthal.

Ich war verkleidet dort in Pilgerstracht;
Ich ſah den Landvogt an der Tafel ſchwelgen —
Urtheilt, ob ich mein Herz bezwingen kann:
Ich ſah den Feind und ich erſchlug ihn nicht.

Stauffacher.

Fürwahr, das Glück war eurer Kühnheit hold.

(Unterdeſſen ſind die andern Landleute vorwärts gekommen,
und nähern ſich den Beiden.)

Doch jetzo ſagt mir, wer die Freunde ſind,
Und die gerechten Männer, die euch folgten?

Macht mich bekannt mit ihnen, daß wir uns
Zutraulich nahen und die Herzen öffnen.

Meier.

Wer kennet euch nicht, Herr, in den drei Landen?
Ich bin der Meier von Sarnen; dies hier iſt
Mein Schweſterſohn, der Struth von Winkelried.

Stauffacher.

Ihr nennt mir keinen unbekannten Namen.
Ein Winkelried war's, der den Drachen ſchlug
Im Sumpf bei Weiler und ſein Leben ließ
In dieſem Strauß.

Winkelried.

Das war mein Ahn, Herr Werner.

Melchthal (zeigt auf zwei Landleute).

Die wohnen hinterm Wald, ſind Kloſterleute
Vom Engelberg — Ihr werdet ſie drum nicht
Verachten; weil ſie eigne Leute ſind,
Und nicht wie wir frei ſitzen auf dem Erbe —
Sie lieben's Land, ſind ſonſt auch wohl berufen.

Stauffacher (zu den Beiden).

Gebt mir die Hand! Es preiſe ſich, wer Keinem
Mit ſeinem Leibe pflichtig iſt auf Erden;
Doch Redlichkeit gedeiht in jedem Stande.

Konrad Hunn.

Das iſt Herr Reding, unſer Altlandammann.

Meier.

Ich kenn' ihn wohl. Er iſt mein Widerpart,
Der um ein altes Erbſtück mit mir rechtet.
— Herr Reding, wir ſind Feinde vor Gericht;
Hier ſind wir einig.

(Schüttelt ihm die Hand.)

Stauffacher.

Das iſt brav geſprochen.

Winkelried.

Hört ihr? Sie kommen. Hört das Horn von Uri!

(Rechts und links ſieht man bewaffnete Männer mit Windlichtern die Felſen herabſteigen.)

Auf der Mauer.

Seht! Steigt nicht ſelbſt der fromme Diener Gottes,
Der würd'ge Pfarrer mit herab? Nicht ſcheut er
Des Weges Mühen und das Grau'n der Nacht,
Ein treuer Hirte für das Volk zu ſorgen.

Baumgarten.

Der Sigriſt folgt ihm und Herr Walther Fürſt;
Doch nicht den Tell erblick' ich in der Menge.

(Walther Fürſt, Röſſelmann der Pfarrer, Petermann der Sigriſt, Kuoni der Hirt, Werni der Jäger, Ruodi der Fiſcher und noch fünf andre Landleute, alle zuſammen drei und dreißig an der Zahl, treten vorwärts und ſtellen ſich um das Feuer).

Walther Fürſt.

So müſſen wir auf unſerm eignen Erb'
Und väterlichen Boden uns verſtohlen
Zuſammen ſchleichen, wie die Mörder thun,
Und bei der Nacht, die ihren ſchwarzen Mantel
Nur dem Verbrechen und der ſonnenſcheuen
Verſchwörung leihet, unſer gutes Recht
Uns holen, das doch lauter iſt und klar,
Gleichwie der glanzvoll offne Schooß des Tages.

Melchthal.

Laßt's gut ſeyn. Was die dunkle Nacht geſponnen,
Soll frei und fröhlich an das Licht der Sonnen.

Röſſelmann.

Hört, was mir Gott in's Herz gibt, Eidgenoſſen!
Wir ſtehen hier ſtatt einer Landsgemeine,
Und können gelten für ein ganzes Volk.
So laßt uns tagen nach den alten Bräuchen
Des Lands, wie wir's in ruhigen Zeiten pflegen;
Was ungeſetzlich iſt in der Verſammlung,
Entſchuldige die Noth der Zeit. Doch Gott
Iſt überall, wo man das Recht verwaltet,
Und unter ſeinem Himmel ſtehen wir.

Stauffacher.

Wohl, laßt uns tagen nach der alten Sitte;
Iſt es gleich Nacht, ſo leuchtet unſer Recht.

Melchthal.

Iſt gleich die Zahl nicht voll, das Herz iſt hier
Des ganzen Volks; die Beſten ſind zugegen.

Konrad Hunn.

Sind auch die alten Bücher nicht zur Hand,
Sie ſind in unſre Herzen eingeſchrieben.

Röſſelmann.

Wohlan, ſo ſey der Ring ſogleich gebildet.
Man pflanze auf die Schwerter der Gewalt!

Auf der Mauer.

Der Landesammann nehme ſeinen Platz,
Und ſeine Waibel ſtehen ihm zur Seite!

Sigriſt.

Es ſind der Völker dreie. Welchem nun
Gebührt's, das Haupt zu geben der Gemeinde?

Meier.

Um dieſe Ehr' mag Schwytz mit Uri ſtreiten;
Wir Unterwaldner ſtehen frei zurück.

Melchthal.
Wir ſtehn zurück; wir ſind die Flehenden,
Die Hülfe heiſchen von den mächt'gen Freunden.

Stauffacher.
So nehme Uri denn das Schwert; ſein Banner
Zieht bei den Römerzügen uns voran.

Walther Fürſt.
Des Schwertes Ehre werde Schwytz zu Theil;
Denn ſeines Stammes rühmen wir uns alle.

Röſſelmann.
Den edlen Wettſtreit laßt mich freundlich ſchlichten:
Schwytz ſoll im Rath, Uri im Felde führen.

Walther Fürſt.
(reicht dem Stauffacher die Hand).
So nehmt!

Stauffacher.
Nicht mir, dem Alter ſey die Ehre!

Im Hofe.
Die meiſten Jahre zählt Ulrich der Schmidt.

Auf der Mauer.
Der Mann iſt wacker, doch nicht freien Stands;
Kein eigner Mann kann Richter ſeyn in Schwytz.

Stauffacher.
Steht nicht Herr Reding hier, der Altlandammann?
Was ſuchen wir noch einen würdigern?

Walther Fürſt.
Er ſey der Ammann und des Tages Haupt!
Wer dazu ſtimmt, erhebe ſeine Hände.
(Alle heben die rechte Hand auf.)

Reding (tritt in die Mitte).
Ich kann die Hand nicht auf die Bücher legen;
So ſchwör' ich droben bei den ew'gen Sternen,
Daß ich mich nimmer will vom Recht entfernen.

(Man richtet die zwei Schwerter vor ihm auf, der Ring bildet ſich um ihn her. Schwyz hält die Mitte, rechts ſtellt ſich Uri und links Unterwalden. Er ſteht auf ſein Schlachtſchwert geſtützt.)

Was iſt's, daß die drei Völker des Gebirgs
Hier an des Sees unwirthlichem Geſtade
Zuſammenführte in der Geiſterſtunde?
Was ſoll der Inhalt ſeyn des neuen Bunds,
Den wir hier unterm Sternenhimmel ſtiften?

Stauffacher (tritt in den Ring).
Wir ſtiften keinen neuen Bund; es iſt
Ein uralt Bündniß nur von Väter Zeit,
Das wir erneuen! Wiſſet, Eidgenoſſen!
Ob uns der See, ob uns die Berge ſcheiden,
Und jedes Volk ſich für ſich ſelbſt regiert,
So ſind wir Eines Stammes doch und Bluts,
Und Eine Heimat iſt's, aus der wir zogen.

Winkelried.
So iſt es wahr, wie's in den Liedern lautet,
Daß wir von fern her in das Land gewallt?
O theilt's uns mit, was euch davon bekannt,
Daß ſich der neue Bund am alten ſtärke.

Stauffacher.
Hört, was die alten Hirten ſich erzählen.
— Es war ein großes Volk, hinten im Lande
Nach Mitternacht, das litt von ſchwerer Theurung.

In dieſer Noth beſchloß die Landsgemeinde,
Daß je der zehnte Bürger nach dem Loos
Der Väter Land verlaſſe — Das geſchah!
Und zogen aus, wehklagend, Männer und Weiber,
Ein großer Heerzug, nach der Mittagsſonne,
Mit dem Schwert ſich ſchlagend durch das deutſche Land,
Bis an das Hochland dieſer Waldgebirge;
Und eher nicht ermüdete der Zug,
Bis daß ſie kamen in das wilde Thal,
Wo jetzt die Muotta zwiſchen Wieſen rinnt —
Nicht Menſchenſpuren waren hier zu ſehen,
Nur eine Hütte ſtand am Ufer einſam;
Da ſaß ein Mann und wartete der Fähre —
Doch heftig wogete der See und war
Nicht fahrbar; da beſahen ſie das Land
Sich näher und gewahrten ſchöne Fülle
Des Holzes und entdeckten gute Brunnen,
Und meinten, ſich im lieben Vaterland
Zu finden — Da beſchloſſen ſie zu bleiben,
Erbauten den alten Flecken Schwytz,
Und hatten manchen ſauren Tag, den Wald
Mit weit verſchlungnen Wurzeln auszuroden —
Drauf als der Boden nicht mehr Gnügen that
Der Zahl des Volks, da zogen ſie hinüber
Zum ſchwarzen Berg, ja, bis an's Weißland hin,
Wo, hinter ew'gem Eiſeswall verborgen,
Ein andres Volk in andern Zungen ſpricht.
Den Flecken Stanz erbauten ſie am Kernwald
Den Flecken Altdorf, in dem Thal der Reuß —
Doch blieben ſie des Urſprungs ſtets gedenk;

Aus all den fremden Stämmen, die ſeitdem
In Mitte ihres Lands ſich angeſiedelt,
Finden die Schwytzer Männer ſich heraus:
Es gibt das Herz, das Blut ſich zu erkennen.
(Reicht rechts und links die Hand hin.)

Auf der Mauer.

Ja, wir ſind eines Herzens, eines Bluts!

Alle (ſich die Hände reichend).

Wir ſind Ein Volk, und einig wollen wir handeln.

Stauffacher.

Die andern Völker tragen fremdes Joch;
Sie haben ſich dem Sieger unterworfen.
Es leben ſelbſt in unſern Landesmarken
Der Saſſen viel, die fremde Pflichten tragen,
Und ihre Knechtſchaft erbt auf ihre Kinder.
Doch wir, der alten Schweizer ächter Stamm,
Wir haben ſtets die Freiheit uns bewahrt.
Nicht unter Fürſten bogen wir das Knie;
Freiwillig wählten wir den Schirm der Kaiſer.

Röſſelmann.

Frei wählten wir des Reiches Schutz und Schirm;
So ſteht's bemerkt in Kaiſer Friedrichs Brief.

Stauffacher.

Denn herrenlos iſt auch der Freiſte nicht.
Ein Oberhaupt muß ſeyn, ein höchſter Richter,
Wo man das Recht mag ſchöpfen in dem Streit.
Drum haben unſre Väter für den Boden,
Den ſie der alten Wildniß abgewonnen,
Die Ehr' gegönnt dem Kaiſer, der den Herrn
Sich nennt der deutſchen und der welſchen Erde,

Und, wie die andern Freien ſeines Reichs,
Sich ihm zu edelm Waffendienſt gelobt;
Denn dieſes iſt der Freien einz'ge Pflicht,
Das Reich zu ſchirmen, das ſie ſelbſt beſchirmt.

Melchthal.

Was drüber iſt, iſt Merkmal eines Knechts.

Stauffacher.

Sie folgten, wenn der Heribann erging,
Dem Reichspanier und ſchlugen ſeine Schlachten.
Nach Welſchland zogen ſie gewappnet mit,
Die Römerkron' ihm auf das Haupt zu ſetzen.
Daheim regierten ſie ſich fröhlich ſelbſt
Nach altem Brauch und eigenem Geſetz;
Der höchſte Blutbann war allein des Kaiſers;
Und dazu war beſtellt ein großer Graf,
Der hatte ſeinen Sitz nicht in dem Lande.
Wenn Blutſchuld kam, ſo rief man ihn herein,
Und unter offnem Himmel, ſchlicht und klar,
Sprach er das Recht und ohne Furcht der Menſchen.
Wo ſind hier Spuren, daß wir Knechte ſind?
Iſt Einer, der es anders weiß, der rede!

Im Hofe.

Nein, ſo verhält ſich Alles, wie ihr ſprecht,
Gewaltherrſchaft ward nie bei uns geduldet.

Stauffacher.

Dem Kaiſer ſelbſt verſagten wir Gehorſam,
Da er das Recht zu Gunſt der Pfaffen bog.
Denn als die Leute von dem Gotteshaus
Einſiedeln uns die Alp in Anſpruch nahmen,
Die wir beweidet ſeit der Väter Zeit,

Der Abt herfürzog einen alten Brief,
Der ihm die herrenloſe Wüſte ſchenkte —
Denn unſer Daſeyn hatte man verhehlt —
Da ſprachen wir: „Erſchlichen iſt der Brief!
Kein Kaiſer kann, was unſer iſt, verſchenken;
Und wird uns Recht verſagt vom Reich, wir können
In unſern Bergen auch des Reichs entbehren.“
— So ſprachen unſre Väter! Sollen wir
Des neuen Joches Schändlichkeit erdulden,
Erleiden von dem fremden Knecht, was uns
In ſeiner Macht kein Kaiſer durfte bieten?
— Wir haben dieſen Boden uns erſchaffen
Durch unſrer Hände Fleiß, den alten Wald,
Der ſonſt der Bären wilde Wohnung war,
Zu einem Sitz für Menſchen umgewandelt;
Die Brut des Drachen haben wir getödtet,
Der aus den Sümpfen giftgeſchwollen ſtieg;
Die Nebeldecke haben wir zerriſſen,
Die ewig grau um dieſe Wildniß hing;
Den harten Fels geſprengt, über den Abgrund
Dem Wandersmann den ſichern Steg geleitet;
Unſer iſt durch tauſendjährigen Beſitz
Der Boden — und der fremde Herrenknecht
Soll kommen dürfen und uns Ketten ſchmieden,
Und Schmach anthun auf unſrer eignen Erde?
Iſt keine Hülfe gegen ſolchen Drang?

(Eine große Bewegung unter den Landleuten.)

Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht.
Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
Wenn unerträglich wird die Laſt — greift er

Hinauf getroſten Muthes in den Himmel,
Und holt herunter ſeine ew'gen Rechte,
Die droben hangen unveräußerlich
Und unzerbrechlich, wie die Sterne ſelbſt —
Der alte Urſtand der Natur kehrt wieder,
Wo Menſch dem Menſchen gegenüber ſteht —
Zum letzten Mittel, wenn kein andres mehr
Verfangen will, iſt ihm das Schwert gegeben —
Der Güter höchſtes dürfen wir vertheid'gen
Gegen Gewalt — Wir ſtehn für unſer Land,
Wir ſtehn für unſre Weiber, unſre Kinder!

Alle (an ihre Schwerter ſchlagend).

Wir ſtehn für unſre Weiber, unſre Kinder!

Röſſelmann (tritt in den Ring).

Eh' ihr zum Schwerte greift, bedenkt es wohl!
Ihr könnt es friedlich mit dem Kaiſer ſchlichten.
Es koſtet euch ein Wort, und die Tyrannen,
Die euch jetzt ſchwer bedrängen, ſchmeicheln euch.
— Ergreift, was man euch oft geboten hat;
Trennt euch vom Reich, erkennet Oeſtreichs Hoheit —

Auf der Mauer.

Was ſagt der Pfarrer? Wir zu Oeſtreich ſchwören!

Am Bühel.

Hört ihn nicht an!

Winkelried.

Das räth uns ein Verräther,
Ein Feind des Landes!

Reding.

Ruhig, Eidgenoſſen!

Sewa.

Wir Oeſtreich huldigen, nach ſolcher Schmach?

Von der Flüe.

Wir uns abtrotzen laſſen durch Gewalt,
Was wir der Güte weigerten?

Meier.

Dann wären
Wir Sklaven und verdienten es zu ſeyn!

Auf der Mauer.

Der ſey geſtoßen aus dem Recht der Schweizer,
Wer von Ergebung ſpricht an Oeſterreich!
— Landammann, ich beſtehe drauf: dies ſey
Das erſte Landesgeſetz, das wir hier geben.

Melchthal.

So ſey's. Wer von Ergebung ſpricht an Oeſtreich,
Soll rechtlos ſeyn und aller Ehren baar,
Kein Landmann nehm' ihn auf an ſeinem Feuer.

Alle (heben die rechte Hand auf).

Wir wollen es, das ſey Geſetz!

Reding (nach einer Pauſe).

Es iſt's.

Röſſelmann.

Jetzt ſeyd ihr frei, ihr ſeyd's durch dies Geſetz.
Nicht durch Gewalt ſoll Oeſterreich ertrotzen,
Was es durch freundlich Werben nicht erhielt —

Joſt von Weiler.

Zur Tagesordnung, weiter!

Reding.

Eidgenoſſen!
Sind alle ſanften Mittel auch verſucht?

Vielleicht weiß es der König nicht; es iſt
Wohl gar ſein Wille nicht, was wir erdulden.
Auch dieſes Letzte ſollten wir verſuchen,
Erſt unſre Klagen bringen vor ſein Ohr,
Eh' wir zum Schwerte greifen. Schrecklich immer,
Auch in gerechter Sache, iſt Gewalt.
Gott hilft nur dann, wenn Menſchen nicht mehr helfen.

Stauffacher (zu Konrad Hunn).

Nun iſt's an euch, Bericht zu geben. Redet!

Konrad Hunn.

Ich war zu Rheinfeld an des Kaiſers Pfalz,
Wider der Vögte harten Druck zu klagen,
Den Brief zu holen unſrer alten Freiheit,
Den jeder neue König ſonſt beſtätigt.
Die Boten vieler Städte fand ich dort,
Vom ſchwäb'ſchen Lande und vom Lauf des Rheins,
Die all' erhielten ihre Pergamente,
Und kehrten freudig wieder in ihr Land.
Mich, euren Boten, wies man an die Räthe,
Und die entließen mich mit leerem Troſt:
„Der Kaiſer habe diesmal keine Zeit;
„Er würde ſonſt einmal wohl an uns denken."
— Und als ich traurig durch die Säle ging
Der Königsburg, da ſah ich Herzog Hanſen
In einem Erker weinend ſtehn, um ihn
Die edeln Herrn von Wart und Tegerfeld,
Die riefen mir und ſagten: „Helft euch ſelbſt!
„Gerechtigkeit erwartet nicht vom König.
„Beraubt er nicht des eignen Bruders Kind,
„Und hinterhält ihm ſein gerechtes Erbe?

„Der Herzog fleht' ihn um ſein Mütterliches:
„Er habe ſeine Jahre voll, es wäre
„Nun Zeit, auch Land und Leute zu regieren.
„Was ward ihm zum Beſcheid? Ein Kränzlein ſetzt ihm
„Der Kaiſer auf: das ſey die Zier der Jugend.“

Auf der Mauer.

Ihr habt's gehört. Recht und Gerechtigkeit
Erwartet nicht vom Kaiſer! Helft euch ſelbſt!

Reding.

Nichts Andres bleibt uns übrig. Nun gebt Rath,
Wie wir es klug zum frohen Ende leiten.

Walther Fürſt (tritt in den Ring).

Abtreiben wollen wir verhaßten Zwang;
Die alten Rechte, wie wir ſie ererbt
Von unſern Vätern, wollen wir bewahren,
Nicht ungezügelt nach dem Neuen greifen.
Dem Kaiſer bleibe, was des Kaiſers iſt:
Wer einen Herrn hat, dien' ihm pflichtgemäß.

Meier.

Ich trage Gut von Oeſterreich zu Lehen.

Walther Fürſt.

Ihr fahret fort, Oeſtreich die Pflicht zu leiſten.

Joſt von Weiler.

Ich ſteure an die Herrn von Rappersweil.

Walther Fürſt.

Ihr fahret fort, zu zinſen und zu ſteuern.

Röſſelmann.

Der großen Frau zu Zürch bin ich vereidet.

Walther Fürſt.

Ihr gebt dem Kloſter, was des Kloſters iſt.

Stauffacher.

Ich trage keine Lehen, als des Reichs.

Walther Fürſt.

Was ſeyn muß, das geſchehe, doch nicht drüber.
Die Vögte wollen wir mit ihren Knechten
Verjagen und die feſten Schlöſſer brechen;
Doch wenn es ſeyn mag, ohne Blut. Es ſehe
Der Kaiſer, daß wir nothgedrungen nur
Der Ehrfurcht fromme Pflichten abgeworfen.
Und ſieht er uns in unſern Schranken bleiben,
Vielleicht beſiegt er ſtaatsklug ſeinen Zorn,
Denn bill'ge Furcht erwecket ſich ein Volk,
Das mit dem Schwerte in der Fauſt ſich mäßigt.

Reding.

Doch laſſet hören! Wie vollenden wir's?
Es hat der Feind die Waffen in der Hand,
Und nicht fürwahr in Frieden wird er weichen.

Stauffacher.

Er wird's, wenn er in Waffen uns erblickt;
Wir überraſchen ihn, eh' er ſich rüſtet.

Meier.

Iſt bald geſprochen, aber ſchwer gethan.
Uns ragen in dem Land zwei feſte Schlöſſer,
Die geben Schirm dem Feind und werden furchtbar,
Wenn uns der König in das Land ſollt' fallen.
Roßberg und Sarnen muß bezwungen ſeyn,
Eh' man ein Schwert erhebt in den drei Landen.

Stauffacher.

Säumt man ſo lang, ſo wird der Feind gewarnt;
Zu Viele ſind's, die das Geheimniß theilen.

Meier.
In den Waldſtätten find't ſich kein Verräther.
Röſſelmann.
Der Eifer auch, der gute, kann verrathen.
Walther Fürſt.
Schiebt man es auf, ſo wird der Twing vollendet
In Altdorf und der Vogt befeſtigt ſich.
Meier.
Ihr denkt an euch.
Sigriſt.
Und ihr ſeyd ungerecht.
Maier (auffahrend).
Wir ungerecht! Das darf uns Uri bieten!
Reding.
Bei eurem Eide! Ruh'!
Meier.
Ja, wenn ſich Schwytz
Verſteht mit Uri, müſſen wir wohl ſchweigen.
Reding.
Ich muß euch weiſen vor der Landsgemeinde,
Daß ihr mit heft'gem Sinn den Frieden ſtört!
Stehn wir nicht Alle für dieſſelbe Sache?
Winkelried.
Wenn wir's verſchieben bis zum Feſt des Herrn,
Dann bringt's die Sitte mit, daß alle Saſſen
Dem Vogt Geſchenke bringen auf das Schloß;
So können zehen Männer oder zwölf
Sich unverdächtig in der Burg verſammeln,
Die führen heimlich ſpitz'ge Eiſen mit,
Die man geſchwind kann an die Stäbe ſtecken,

Denn Niemand kommt mit Waffen in die Burg.
Zunächſt im Wald hält dann der große Haufe,
Und wenn die Andern glücklich ſich des Thors
Ermächtiget, ſo wird ein Horn geblaſen,
Und Jene brechen aus dem Hinterhalt;
So wird das Schloß mit leichter Arbeit unſer.

Melchthal.

Den Roßberg übernehm' ich zu erſteigen,
Denn eine Dirn' des Schloſſes iſt mir hold,
Und leicht bethör' ich ſie, zum nächtlichen
Beſuch die ſchwanke Leiter mir zu reichen;
Bin ich droben erſt, zieh' ich die Freunde nach.

Reding.

Iſt's Aller Wille, daß verſchoben werde?

(Die Mehrheit erhebt die Hände.)

Stauffacher (zählt die Stimmen).

Es iſt ein Mehr von zwanzig gegen zwölf!

Walther Fürſt.

Wenn am beſtimmten Tag die Burgen fallen,
So geben wir von einem Berg zum andern
Das Zeichen mit dem Rauch; der Landſturm wird
Aufgeboten, ſchnell, im Hauptort jedes Landes;
Wenn dann die Vögte ſehn der Waffen Ernſt,
Glaubt mir, ſie werden ſich des Streits begeben,
Und gern ergreifen friedliches Geleit,
Aus unſern Landesmarken zu entweichen.

Stauffacher.

Nur mit dem Geßler fürcht' ich ſchweren Stand,
Furchtbar iſt er mit Reiſigen umgeben;
Nicht ohne Blut räumt er das Feld, ja ſelbſt

Vertrieben bleibt er furchtbar noch dem Land.
Schwer iſt's und faſt gefährlich, ihn zu ſchonen.

Baumgarten.

Wo's halsgefährlich iſt, da ſtellt mich hin!
Dem Tell verdank' ich mein gerettet Leben;
Gern ſchlag' ich's in die Schanze für das Land,
Mein' Ehr' hab' ich beſchützt, mein Herz befriedigt.

Reding.

Die Zeit bringt Rath. Erwartet's in Geduld!
Man muß dem Augenblick auch was vertrauen.
— Doch ſeht, indeß wir nächtlich hier noch tagen,
Stellt auf den höchſten Bergen ſchon der Morgen
Die glühnde Hochwacht aus — Kommt, laßt uns ſcheiden,
Eh' uns des Tages Leuchten überraſcht.

Walther Fürſt.

Sorgt nicht, die Nacht weicht langſam aus den Thälern.

(Alle haben unwillkührlich die Hüte abgenommen und betrachten mit ſtiller Sammlung die Morgenröthe.)

Röſſelmann.

Bei dieſem Licht, das uns zuerſt begrüßt
Von allen Völkern, die tief unter uns
Schwerathmend wohnen in dem Qualm der Städte,
Laßt uns den Eid des neuen Bundes ſchwören.
— Wir wollen ſeyn ein einzig Volk von Brüdern,
In keiner Noth uns trennen und Gefahr.

(Alle ſprechen es nach mit erhobenen drei Fingern.)

— Wir wollen frei ſeyn, wie die Väter waren,
Eher den Tod, als in der Knechtſchaft leben.

(Wie oben.)

— Wir wollen trauen auf den höchſten Gott
Und uns nicht fürchten vor der Macht der Menſchen.

(Wie oben. Die Landleute umarmen einander.)

Stauffacher.

Jetzt gehe Jeder ſeines Weges ſtill
Zu ſeiner Freundſchaft und Genoſſame!
Wer Hirt iſt, wintre ruhig ſeine Heerde,
Und werb' im Stillen Freunde für den Bund!
— Was noch bis dahin muß erduldet werden,
Erduldet's! Laßt die Rechnung der Tyrannen
Anwachſen, bis ein Tag die allgemeine
Und die beſondre Schuld auf Einmal zahlt.
Bezähme Jeder die gerechte Wuth,
Und ſpare für das Ganze ſeine Rache:
Denn Raub begeht am allgemeinen Gut,
Wer ſelbſt ſich hilft in ſeiner eignen Sache.

(Indem ſie zu drei verſchiedenen Seiten in größter Ruhe abgehen, fällt das Orcheſter mit einem prachtvollen Schwung ein; die leere Scene bleibt noch eine Zeitlang offen und zeigt das Schauſpiel der aufgehenden Sonne über den Eisgebirgen.)

Dritter Aufzug.

Erſte Scene.

Hof vor Tells Hauſe.

Tell iſt mit der Zimmeraxt, **Hedwig** mit einer häuslichen Arbeit beſchäftigt. **Walther** und **Wilhelm** in der Tiefe ſpielen mit einer kleinen Armbruſt.

Walther (ſingt).

Mit dem Pfeil, dem Bogen,
Durch Gebirg und Thal
Kommt der Schütz gezogen
Früh am Morgenſtrahl.

Wie im Reich der Lüfte
König iſt der Weih, —
Durch Gebirg und Klüfte
Herrſcht der Schütze frei.

Ihm gehört das Weite;
Was ſein Pfeil erreicht,
Das iſt ſeine Beute,
Was da kreucht und fleugt.

(Kommt geſprungen.)

Der Strang iſt mir entzwei. Mach' mir ihn, Vater.

Tell.

Ich nicht. Ein rechter Schütze hilft ſich ſelbſt.

(Knaben entfernen ſich.)

Hedwig.

Die Knaben fangen zeitig an zu ſchießen.

Tell.

Früh übt ſich, was ein Meiſter werden will.

Hedwig.

Ach, wollte Gott, ſie lernten's nie!

Tell.

Sie ſollen Alles lernen. Wer durch's Leben
Sich friſch will ſchlagen, muß zu Schutz und Trutz
Gerüſtet ſeyn.

Hedwig.

Ach, es wird keiner ſeine Ruh
Zu Hauſe finden.

Tell.

Mutter, ich kann's auch nicht!
Zum Hirten hat Natur mich nicht gebildet;
Raſtlos muß ich ein flüchtig Ziel verfolgen.
Dann erſt genieß' ich meines Lebens recht,
Wenn ich mir's jeden Tag auf's Neu' erbeute.

Hedwig.

Und an die Angſt der Hausfrau denkſt du nicht,
Die ſich indeſſen, deiner wartend, härmt.
Denn mich erfüllt's mit Grauſen, was die Knechte
Von euren Wagefahrten ſich erzählen.
Bei jedem Abſchied zittert mir das Herz,
Daß du mir nimmer werdeſt wiederkehren.
Ich ſehe dich, im wilden Eisgebirg

Verirrt, von einer Klippe zu der andern
Den Fehlſprung thun, ſeh', wie die Gemſe dich
Rückſpringend mit ſich in den Abgrund reißt,
Wie eine Windlawine dich verſchüttet,
Wie unter dir der trügeriſche Firn
Einbricht und du herabſinkſt, ein lebendig
Begrabner, in die ſchauerliche Gruft —
Ach, den verwegnen Alpenjäger haſcht
Der Tod in hundert wechſelnden Geſtalten!
Das iſt ein unglückſeliges Gewerb',
Das halsgefährlich führt am Abgrund hin!

Tell.

Wer friſch umher ſpäht mit geſunden Sinnen,
Auf Gott vertraut und die gelenke Kraft,
Der ringt ſich leicht aus jeder Fahr und Noth;
Den ſchreckt der Berg nicht, wer darauf geboren.
(Er hat ſeine Arbeit vollendet, legt das Geräth hinweg.)
Jetzt, mein' ich, hält das Thor auf Jahr und Tag.
Die Axt im Haus erſpart den Zimmermann.
(Nimmt den Hut.)

Hedwig.

Wo gehſt du hin?

Tell.

Nach Altdorf, zu dem Vater.

Hedwig.

Sinnſt du auch nichts Gefährliches? Geſteh mir's!

Tell.

Wie kommſt du darauf, Frau?

Hedwig.

Es ſpinnt ſich etwas

Gegen die Vögte — Auf dem Rütli ward
Getagt, ich weiß, und du biſt auch im Bunde.

Tell.

Ich war nicht mit dabei — doch werd' ich mich
Dem Lande nicht entziehen, wenn es ruft.

Hedwig.

Sie werden dich hinſtellen, wo Gefahr iſt;
Das Schwerſte wird dein Antheil ſeyn, wie immer.

Tell.

Ein Jeder wird beſteuert nach Vermögen.

Hedwig.

Den Unterwaldner haſt du auch im Sturme
Ueber den See geſchafft — Ein Wunder war's,
Daß ihr entkommen — Dachteſt du denn gar nicht
An Kind und Weib?

Tell.

Lieb Weib, ich dacht' an euch;
Drum rettet' ich den Vater ſeinen Kindern.

Hedwig.

Zu ſchiffen in dem wüth'gen See! Das heißt
Nicht Gott vertrauen; das heißt Gott verſuchen!

Tell.

Wer gar zu viel bedenkt, wird wenig leiſten.

Hedwig.

Ja, du biſt gut und hülfreich, dieneſt Allen,
Und wenn du ſelbſt in Noth kommſt, hilft dir Keiner.

Tell.

Verhüt' es Gott, daß ich nicht Hülfe brauche!

(Er nimmt die Armbruſt und Pfeile.)

Hedwig.
Was willſt du mit der Armbruſt? Laß ſie hier!

Tell.
Mir fehlt der Arm, wenn mir die Waffe fehlt.

(Die Knaben kommen zurück.)

Walther.
Vater, wo gehſt du hin?

Tell.
Nach Altdorf, Knabe,
Zum Ehni — Willſt du mit?

Walther.
Ja, freilich will ich.

Hedwig.
Der Landvogt iſt jetzt dort. Bleib weg von Altdorf.

Tell.
Er geht, noch heute.

Hedwig.
Drum laß ihn erſt fort ſeyn.
Gemahn' ihn nicht an dich, du weißt, er grollt uns.

Tell.
Mir ſoll ſein böſer Wille nicht viel ſchaden.
Ich thue recht und ſcheue keinen Feind.

Hedwig.
Die recht thun, eben die haßt er am meiſten.

Tell.
Weil er nicht an ſie kommen kann — Mich wird
Der Ritter wohl in Frieden laſſen, mein' ich.

Hedwig.
So, weißt du das?

Tell.

Es iſt nicht lange her,
Da ging ich jagen durch die wilden Gründe
Des Schächenthals auf menſchenleerer Spur,
Und da ich einſam einen Felſenſteig
Verfolgte, wo nicht auszuweichen war,
Denn über mir hing ſchroff die Felswand her,
Und unten rauſchte fürchterlich der Schächen,

(Die Knaben drängen ſich rechts und links an ihn und ſehen mit geſpannter Neugier an ihm hinauf.)

Da kam der Landvogt gegen mich daher,
Er ganz allein mit mir, der auch allein war,
Bloß Menſch zu Menſch und neben uns der Abgrund.
Und als der Herre mein anſichtig ward,
Und mich erkannte, den er kurz zuvor
Um kleiner Urſach' willen ſchwer gebüßt,
Und ſah mich mit dem ſtattlichen Gewehr
Daher geſchritten kommen, da verblaßt' er,
Die Knie verſagten ihm, ich ſah es kommen,
Daß er jetzt an die Felswand würde ſinken.
— Da jammerte mich ſein, ich trat zu ihm
Beſcheidentlich und ſprach: Ich bin's, Herr Landvogt.
Er aber konnte keinen andern Laut
Aus ſeinem Munde geben — Mit der Hand nur
Winkt' er mir ſchweigend, meines Wegs zu gehn;
Da ging ich fort, und ſandt' ihm ſein Gefolge.

Hedwig.

Er hat vor dir gezittert — Wehe dir!
Daß du ihn ſchwach geſehn, vergibt er nie.

Tell.

Drum meid' ich ihn, und er wird mich nicht ſuchen.

Hedwig.

Bleib heute nur dort weg! Geh lieber jagen!

Tell.

Was fällt dir ein?

Hedwig.

Mich ängſtigt's. Bleibe weg!

Tell.

Wie kannſt du dich ſo ohne Urſach' quälen?

Hedwig.

Weil's keine Urſach' hat — Tell, bleibe hier!

Tell.

Ich hab's verſprochen, liebes Weib, zu kommen.

Hedwig.

Mußt du, ſo geh — nur laſſe mir den Knaben!

Walther.

Nein, Mütterchen. Ich gehe mit dem Vater.

Hedwig.

Wälty, verlaſſen willſt du deine Mutter?

Walther.

Ich bring' dir auch was Hübſches mit vom Ehni.

(Geht mit dem Vater.)

Wilhelm.

Mutter, ich bleibe bei dir!

Hedwig (umarmt ihn).

Ja, du biſt
Mein liebes Kind; du bleibſt mir noch allein!

(Sie geht an das Hofthor, und folgt den Abgehenden lange mit den Augen.)

Zweite Scene.

Eine eingeſchloſſene wilde Waldgegend. Staubbäche ſtürzen von den Felſen.

Bertha im Jagdkleid. Gleich darauf Rudenz.

Bertha.

Er folgt mir. Endlich kann ich mich erklären.

Rudenz (tritt raſch ein).

Fräulein, jetzt endlich find' ich euch allein.
Abgründe ſchließen rings umher uns ein;
In dieſer Wildniß fürcht' ich keinen Zeugen;
Vom Herzen wälz' ich dieſes lange Schweigen —

Bertha.

Seyd ihr gewiß, daß uns die Jagd nicht folgt?

Rudenz.

Die Jagd iſt dort hinaus — Jetzt oder nie!
Ich muß den theuren Augenblick ergreifen —
Entſchieden ſehen muß ich mein Geſchick,
Und ſollt' es mich auf ewig von euch ſcheiden.
— O waffnet eure güt'gen Blicke nicht
Mit dieſer finſtern Strenge — Wer bin ich,
Daß ich den kühnen Wunſch zu euch erhebe?
Mich hat der Ruhm noch nicht genannt; ich darf
Mich in die Reih' nicht ſtellen mit den Rittern,
Die ſiegberühmt und glänzend euch umwerben.
Nichts hab' ich, als mein Herz voll Treu' und Liebe —

Bertha (ernſt und ſtreng).

Dürft ihr von Liebe reden und von Treue,
Der treulos wird an ſeinen nächſten Pflichten?

(Rudenz tritt zurück.)

Der Sklave Oeſterreichs, der ſich dem Fremdling
Verkauft, dem Unterdrücker ſeines Volks?

Rudenz.

Von euch, mein Fräulein, hör' ich dieſen Vorwurf?
Wen ſuch' ich denn, als euch auf jener Seite?

Bertha.

Mich denkt ihr auf der Seite des Verraths
Zu finden? Eher wollt' ich meine Hand
Dem Geßler ſelbſt, dem Unterdrücker, ſchenken,
Als dem naturvergeſſ'nen Sohn der Schweiz,
Der ſich zu ſeinem Werkzeug machen kann!

Rudenz.

O Gott, was muß ich hören!

Bertha.

Wie? Was liegt
Dem guten Menſchen näher als die Seinen?
Gibt's ſchön're Pflichten für ein edles Herz,
Als ein Vertheidiger der Unſchuld ſeyn,
Das Recht der Unterdrückten zu beſchirmen?
— Die Seele blutet mir um euer Volk;
Ich leide mit ihm, denn ich muß es lieben,
Das ſo beſcheiden iſt und doch voll Kraft;
Es zieht mein ganzes Herz mich zu ihm hin,
Mit jedem Tage lern' ich's mehr verehren.
— Ihr aber, den Natur und Ritterpflicht
Ihm zum geborenen Beſchützer gaben,
Und der's verläßt, der treulos übertritt
Zum Feind, und Ketten ſchmiedet ſeinem Land,
Ihr ſeyd's, der mich verletzt und kränkt; ich muß
Mein Herz bezwingen, daß ich euch nicht haſſe.

Rudenz.

Will ich denn nicht das Beſte meines Volks?
Ihm unter Oeſtreichs mächt'gem Scepter nicht
Den Frieden —

Bertha.

Knechtſchaft wollt ihr ihm bereiten!
Die Freiheit wollt ihr aus dem letzten Schloß,
Das ihr noch auf der Erde blieb, verjagen.
Das Volk verſteht ſich beſſer auf ſein Glück;
Kein Schein verführt ſein ſicheres Gefühl.
Euch haben ſie das Netz um's Haupt geworfen —

Rudenz.

Bertha! Ihr haßt mich, ihr verachtet mich!

Bertha.

Thät' ich's, mir wäre beſſer — Aber den
Verachtet ſehen und verachtungswerth,
Den man gern lieben möchte —

Rudenz.

Bertha! Bertha!
Ihr zeiget mir das höchſte Himmelsglück
Und ſtürzt mich tief in Einem Augenblick.

Bertha.

Nein, nein, das Edle iſt nicht ganz erſtickt
In euch! Es ſchlummert nur, ich will es wecken;
Ihr müßt Gewalt ausüben an euch ſelbſt,
Die angeſtammte Tugend zu ertödten;
Doch wohl euch! ſie iſt mächtiger als ihr,
Und trotz euch ſelber ſeyd ihr gut und edel!

Rudenz.

Ihr glaubt an mich? O Bertha, Alles läßt
Mich eure Liebe ſeyn und werden!

Bertha.

Seyd,
Wozu die herrliche Natur euch machte!
Erfüllt den Platz, wohin ſie euch geſtellt;
Zu eurem Volke ſteht und eurem Lande,
Und kämpft für euer heilig Recht!

Rudenz.

Weh mir!
Wie kann ich euch erringen, euch beſitzen,
Wenn ich der Macht des Kaiſers widerſtrebe?
Iſt's der Verwandten mächt'ger Wille nicht,
Der über eure Hand tyranniſch waltet?

Bertha.

In den Waldſtätten liegen meine Güter,
Und iſt der Schweizer frei, ſo bin auch ich's.

Rudenz.

Bertha! welch einen Blick thut ihr mir auf!

Bertha.

Hofft nicht durch Oeſtreichs Gunſt mich zu erringen;
Nach meinem Erbe ſtrecken ſie die Hand,
Das will man mit dem großen Erb' vereinen.
Dieſelbe Ländergier, die eure Freiheit
Verſchlingen will, ſie drohet auch der meinen!
— O Freund, zum Opfer bin ich auserſehn,
Vielleicht um einen Günſtling zu belohnen —
Dort, wo die Falſchheit und die Ränke wohnen,
Hin an den Kaiſerhof will man mich ziehn;
Dort harren mein verhaßter Ehe Ketten;
Die Liebe nur — die eure kann mich retten!

Rudenz.

Ihr könntet euch entſchließen, hier zu leben,

In meinem Vaterlande mein zu ſeyn?
O Bertha, all' mein Sehnen in die Weite,
Was war es, als ein Streben nur nach euch?
Euch ſucht' ich einzig auf dem Weg des Ruhms,
Und all' mein Ehrgeiz war nur meine Liebe.
Könnt ihr mit mir euch in das ſtille Thal
Einſchließen und der Erde Glanz entſagen —
O dann iſt meines Strebens Ziel gefunden;
Dann mag der Strom der wildbewegten Welt
An's ſichre Ufer dieſer Berge ſchlagen —
Kein flüchtiges Verlangen hab' ich mehr
Hinaus zu ſenden in des Lebens Weiten —
Dann mögen dieſe Felſen um uns her
Die undurchdringlich feſte Mauer breiten,
Und dies verſchloſſ'ne ſel'ge Thal allein
Zum Himmel offen und gelichtet ſeyn!

Bertha.

Jetzt biſt du ganz, wie dich mein ahnend Herz
Geträumt; mich hat mein Glaube nicht betrogen!

Undenz.

Fahr' hin, du eitler Wahn, der mich bethört!
Ich ſoll das Glück in meiner Heimat finden.
Hier, wo der Knabe fröhlich aufgeblüht,
Wo tauſend Freudeſpuren mich umgeben,
Wo alle Quellen mir und Bäume leben,
Im Vaterland willſt du die Meine werden!
Ach, wohl hab' ich es ſtets geliebt! Ich fühl's,
Es fehlte mir zu jedem Glück der Erden.

Bertha.

Wo wär' die ſel'ge Inſel aufzufinden,

Wenn ſie nicht hier iſt in der Unſchuld Land?
Hier, wo die alte Treue heimiſch wohnt,
Wo ſich die Falſchheit noch nicht hingefunden,
Da trübt kein Neid die Quelle unſers Glücks,
Und ewig hell entfliehen uns die Stunden.
— Da ſeh' ich dich im ächten Männerwerth,
Den erſten von den Freien und den Gleichen,
Mit reiner, freier Huldigung verehrt,
Groß wie ein König wirkt in ſeinen Reichen.

Rudenz.

Da ſeh' ich dich, die Krone aller Frauen,
In weiblich reizender Geſchäftigkeit,
In meinem Haus den Himmel mir erbauen,
Und, wie der Frühling ſeine Blumen ſtreut,
Mit ſchöner Anmuth mir das Leben ſchmücken,
Und Alles rings beleben und beglücken!

Bertha.

Sieh, theurer Freund, warum ich trauerte,
Als ich dies höchſte Lebensglück dich ſelbſt
Zerſtören ſah — Weh mir! Wie ſtünd's um mich,
Wenn ich dem ſtolzen Ritter müßte folgen,
Dem Landbedrücker auf ſein finſt'res Schloß!
— Hier iſt kein Schloß. Mich ſcheiden keine Mauern
Von einem Volk, das ich beglücken kann!

Rudenz.

Doch wie mich retten — wie die Schlinge löſen,
Die ich mir thöricht ſelbſt um's Haupt gelegt?

Bertha.

Zerreiße ſie mit männlichem Entſchluß!

Was auch draus werde — ſteh' zu deinem Volk!
Es iſt dein angeborner Platz.

(Jagdhörner in der Ferne.)

Die Jagd
Kommt näher — fort, wir müſſen ſcheiden — Kämpfe
Für's Vaterland! Du kämpfſt für deine Liebe!
Es iſt Ein Feind, vor dem wir Alle zittern,
Und Eine Freiheit macht uns Alle frei!

(Gehen ab.)

Dritte Scene.

Wieſe bei Altdorf.

Im Vordergrund Bäume, in der Tiefe der Hut auf einer Stange. Der Proſpekt wird begrenzt durch den Bannberg, über welchem ein Schneegebirg emporragt.

Frießhardt und **Leuthold** halten Wache.

Frießhardt.

Wir paſſen auf umſonſt. Es will ſich Niemand
Heran begeben und dem Hut ſein' Reverenz
Erzeigen. 'S war doch ſonſt wie Jahrmarkt hier;
Jetzt iſt der ganze Anger wie verödet,
Seitdem der Popanz auf der Stange hängt.

Leuthold.

Nur ſchlecht Geſindel läßt ſich ſehn und ſchwingt
Uns zum Verdrieße die zerlumpten Mützen.
Was rechte Leute ſind, die machen lieber

Den langen Umweg um den halben Flecken,
Eh' ſie den Rücken beugten vor dem Hut.

Frießhardt.

Sie müſſen über dieſen Platz, wenn ſie
Vom Rathhaus kommen um die Mittagſtunde.
Da meint' ich ſchon, 'nen guten Fang zu thun,
Denn Keiner dachte dran, den Hut zu grüßen.
Da ſieht's der Pfaff, der Röſſelmann — kam juſt
Von einem Kranken her und ſtellt ſich hin
Mit dem Hochwürdigen, grad' vor die Stange —
Der Sigriſt mußte mit dem Glöcklein ſchellen;
Da fielen All' auf's Knie, ich ſelber mit,
Und grüßten die Monſtranz, doch nicht den Hut. —

Leuthold.

Höre, Geſell, es fängt mir an zu däuchten,
Wir ſtehen hier am Pranger vor dem Hut;
's iſt doch ein Schimpf für einen Reitersmann,
Schildwach zu ſtehn vor einem leeren Hut —
Und jeder rechte Kerl muß uns verachten.
— Die Reverenz zu machen einem Hut,
Es iſt doch, traun! ein närriſcher Befehl!

Frießhardt.

Warum nicht einem leeren hohlen Hut?
Bückſt du dich doch vor manchem hohlen Schädel.

Hildegard, Mechthild und **Elsbeth** treten auf mit Kindern und ſtellen ſich um die Stange.

Leuthold.

Und du biſt auch ſo ein dienſtfert'ger Schurke,
Und brächteſt wackre Leute gern in's Unglück.

Mag, wer da will, am Hut vorübergehen;
Ich drück' die Augen zu und ſeh' nicht hin.

Mechthild.

Da hängt der Landvogt — habt Reſpekt, ihr Buben!

Elsbeth.

Wollt's Gott, er ging, und ließ uns ſeinen Hut;
Es ſollte drum nicht ſchlechter ſtehn um's Land!

Frießhardt (verſcheucht ſie).

Wollt ihr vom Platz! Verwünſchtes Volk der Weiber!
Wer fragt nach euch! Schickt eure Männer her,
Wenn ſie der Muth ſticht, dem Befehl zu trotzen.

(Weiber gehen.)

Tell mit der Armbruſt tritt auf, den Knaben an der Hand führend; ſie gehen an dem Hut vorbei gegen die vordere Scene, ohne darauf zu achten.

Walther (zeigt nach dem Bannberg.)

Vater, iſt's wahr, daß auf dem Berge dort
Die Bäume bluten, wenn man einen Streich
Drauf führte mit der Axt?

Tell.

Wer ſagt das, Knabe?

Walther.

Der Meiſter Hirt erzählt's — Die Bäume ſeyen
Gebannt, ſagt er, und wer ſie ſchädige,
Dem wachſe ſeine Hand heraus zum Grabe.

Tell.

Die Bäume ſind gebannt, das iſt die Wahrheit.
— Siehſt du die Firnen dort, die weißen Hörner,
Die hoch bis in den Himmel ſich verlieren?

Walther.

Das ſind die Gletſcher, die des Nachts ſo donnern,
Und uns die Schlaglawinen niederſenden.

Tell.

So iſt's, und die Lawinen hätten längſt
Den Flecken Altdorf unter ihrer Laſt
Verſchüttet, wenn der Wald dort oben nicht
Als eine Landwehr ſich dagegen ſtellte.

Walther (nach einigem Beſinnen).

Gibt's Länder, Vater, wo nicht Berge ſind?

Tell.

Wenn man hinunter ſteigt von unſern Höhen,
Und immer tiefer ſteigt, den Strömen nach,
Gelangt man in ein großes ebnes Land,
Wo die Waldwaſſer nicht mehr brauſend ſchäumen,
Die Flüſſe ruhig und gemächlich ziehn;
Da ſieht man frei nach allen Himmelsräumen.
Das Korn wächſt dort in langen ſchönen Auen,
Und wie ein Garten iſt das Land zu ſchauen.

Walther.

Ei, Vater, warum ſteigen wir denn nicht
Geſchwind hinab in dieſes ſchöne Land,
Statt daß wir hier uns ängſtigen und plagen?

Tell.

Das Land iſt ſchön und gütig wie der Himmel;
Doch die's bebauen, ſie genießen nicht
Den Segen, den ſie pflanzen.

Walther.

Wohnen ſie
Nicht frei, wie du, auf ihrem eignen Erbe?

Tell.
Das Feld gehört dem Biſchof und dem König.
Walther.
So dürfen ſie doch frei in Wäldern jagen?
Tell.
Dem Herrn gehört das Wild und das Gefieder.
Walther.
Sie dürfen doch frei fiſchen in dem Strom?
Tell.
Der Strom, das Meer, das Salz gehört dem König.
Walther.
Wer iſt der König denn, den Alle fürchten?
Tell.
Es iſt der Eine, der ſie ſchützt und nährt.
Walther.
Sie können ſich nicht muthig ſelbſt beſchützen?
Tell.
Dort darf der Nachbar nicht dem Nachbar trauen.
Walther.
Vater, es wird mir eng im weiten Land;
Da wohn' ich lieber unter den Lawinen.
Tell.
Ja wohl iſt's beſſer, Kind, die Gletſcherberge
Im Rücken haben, als die böſen Menſchen.
(Sie wollen vorüber gehen.)
Walther.
Ei, Vater, ſie den Hut dort auf der Stange!
Tell.
Was kümmert uns der Hut! Komm, laß uns gehen!
(Indem er abgehen will, tritt ihm Frießhardt mit vorgehaltener Pike entgegen.)

Frieſshardt.

In des Kaiſers Namen! Haltet an und ſteht!

Tell (greift in die Pike).

Was wollt ihr? Warum haltet ihr mich auf?

Frieſshardt.

Ihr habt's Mandat verletzt; ihr müßt uns folgen.

Leuthold.

Ihr habt dem Hut nicht Reverenz bewieſen.

Tell.

Freund, laß mich gehen!

Frieſshardt.

Fort, fort in's Gefängniß!

Walther.

Den Vater in's Gefängniß! Hülfe! Hülfe!

(In die Scene rufend)

Herbei, ihr Männer, gute Leute, helft!
Gewalt, Gewalt! Sie führen ihn gefangen.

Röſſelmann der **Pfarrer** und **Petermann** der **Sigriſt** kommen herbei, mit drei andern Männern.

Sigriſt.

Was gibt's?

Röſſelmann.

Was legſt du Hand an dieſen Mann?

Frieſshardt.

Er iſt ein Feind des Kaiſers, ein Verräther!

Tell (faßt ihn heftig).

Ein Verräther, ich!

Röſſelmann.

Du irrſt dich, Freund, das iſt
Der Tell, ein Ehrenmann und guter Bürger.

Walther
(erblickt Walther Fürſten und eilt ihm entgegen).
Großvater, hilf! Gewalt geſchieht dem Vater.

Frießhardt.
In's Gefängniß, fort!

Walther Fürſt (herbeieilend).
Ich leiſte Bürgſchaft, haltet!
— Um Gotteswillen, Tell, was iſt geſchehen?

Melchthal und **Stauffacher** kommen.

Frießhardt.
Des Landvogts oberherrliche Gewalt
Verachtet er, und will ſie nicht erkennen.

Stauffacher.
Das hätt' der Tell gethan?

Melchthal.
Das lügſt du, Bube!

Leuthold.
Er hat dem Hut nicht Reverenz bewieſen.

Walther Fürſt.
Und darum ſoll er ins Gefängniß? Freund,
Nimm meine Bürgſchaft an und laß ihn ledig.

Frießhardt.
Bürg' du für dich und deinen eignen Leib!
Wir thun, was unſers Amtes — Fort mit ihm!

Melchthal (zu den Landleuten).
Nein, das iſt ſchreiende Gewalt! Ertragen wir's,
Daß man ihn wegführt, frech, vor unſern Augen?

Sigriſt.
Wir ſind die Stärkern. Freunde, duldet's nicht!
Wir haben einen Rücken an den Andern!

Frießhardt.

Wer widerſetzt ſich dem Befehl des Vogts?

Noch drei Landleute (herbeieilend).

Wir helfen euch. Was gibt's? Schlagt ſie zu Boden!

(Hildegard, Mechthild und Elsbeth kommen zurück.)

Tell.

Ich helfe mir ſchon ſelbſt. Geht, gute Leute!
Meint ihr, wenn ich die Kraft gebrauchen wollte,
Ich würde mich vor ihren Spießen fürchten?

Melchthal (zu Frießhardt).

Wag's, ihn aus unſrer Mitte wegzuführen!

Walther Fürſt und **Stauffacher.**

Gelaſſen! ruhig!

Frießhardt (ſchreit).

Aufruhr und Empörung!

(Man hört Jagdhörner.)

Weiber.

Da kommt der Landvogt!

Frießhardt (erhebt die Stimme).

Meuterei! Empörung!

Stauffacher.

Schrei, bis du berſteſt, Schurke!

Röſſelmann und **Melchthal.**

Willſt du ſchweigen?

Frießhardt (ruft noch lauter).

Zu Hülf', zu Hülf' den Dienern des Geſetzes!

Walther Fürſt.

Da iſt der Vogt! Weh uns, was wird das werden!

Geßler zu Pferd, den Falken auf der Fauſt. Rudolph der Harras, Bertha und Rudenz, ein großes Gefolge von bewaffneten Knechten, welche einen Kreis von Piken um die ganze Scene ſchließen.

Rudolph der Harras.

Platz, Platz dem Landvogt!

Geßler.

Treibt ſie auseinander!
Was läuft das Volk zuſammen? Wer ruft Hülfe?

(Allgemeine Stille.)

Wer war's? Ich will es wiſſen.

(Zu Frießhardt.)

Du trittſt vor!
Wer biſt du und was hältſt du dieſen Mann?

(Er gibt den Falken einem Diener.)

Frießhardt.

Geſtrenger Herr, ich bin dein Waffenknecht
Und wohlbeſtellter Wächter bei dem Hut.
Dieſen Mann ergriff ich über friſcher That,
Wie er dem Hut den Ehrengruß verſagte.
Verhaften wollt' ich ihn, wie du befahlſt,
Und mit Gewalt will ihn das Volk entreißen.

Geßler (nach einer Pauſe).

Verachteſt du ſo deinen Kaiſer, Tell,
Und mich, der hier an ſeiner Statt gebietet,
Daß du die Ehr' verſagſt dem Hut, den ich
Zur Prüfung des Gehorſams aufgehangen?
Dein böſes Trachten haſt du mir verrathen.

Tell.

Verzeiht mir, lieber Herr! Aus Unbedacht,

Nicht aus Verachtung eurer iſt's geſchehn;
Wär' ich beſonnen, hieß ich nicht der Tell;
Ich bitt' um Gnad', es ſoll nicht mehr begegnen.

Geßler (nach einigem Stillſchweigen).

Du biſt ein Meiſter auf der Armbruſt, Tell,
Man ſagt, du nehmſt es auf mit jedem Schützen?

Walther.

Und das muß wahr ſeyn, Herr. 'nen Apfel ſchießt
Der Vater dir vom Baum auf hundert Schritte.

Geßler.

Iſt das dein Knabe, Tell?

Tell.

Ja, lieber Herr.

Geßler.

Haſt du der Kinder mehr?

Tell.

Zwei Knaben, Herr.

Geßler.

Und welcher iſt's, den du am meiſten liebſt?

Tell.

Herr, beide ſind ſie mir gleich liebe Kinder.

Geßler.

Nun, Tell! weil du den Apfel triffſt vom Baume
Auf hundert Schritte, ſo wirſt du deine Kunſt
Vor mir bewähren müſſen — Nimm die Armbruſt —
Du haſt ſie gleich zur Hand — und mach' dich fertig,
Einen Apfel von des Knaben Kopf zu ſchießen —
Doch will ich rathen, ziele gut, daß du
Den Apfel treffeſt auf den erſten Schuß:
Denn fehlſt du ihn, ſo iſt dein Kopf verloren.

(Alle geben Zeichen des Schreckens.)

Tell.

Herr — Welches Ungeheure ſinnet ihr
Mir an? — Ich ſoll vom Haupte meines Kindes —
— Nein, nein doch, lieber Herr, das kommt euch nicht
Zu Sinn — Verhüt's der gnäd'ge Gott — das könnt ihr
Im Ernſt von einem Vater nicht begehren!

Geßler.

Du wirſt den Apfel ſchießen von dem Kopf
Des Knaben — ich begehr's und will's.

Tell.

Ich ſoll
Mit meiner Armbruſt auf das liebe Haupt
Des eignen Kindes zielen? — Eher ſterb' ich!

Geßler.

Du ſchießeſt oder ſtirbſt mit deinem Knaben.

Tell.

Ich ſoll der Mörder werden meines Kindes!
Herr, ihr habt keine Kinder — wiſſet nicht,
Was ſich bewegt in eines Vaters Herzen.

Geßler.

Ei, Tell, du biſt ja plötzlich ſo beſonnen!
Man ſagte mir, daß du ein Träumer ſeyſt,
Und dich entfernſt von andrer Menſchen Weiſe.
Du liebſt das Seltſame — drum hab' ich jetzt
Ein eigen Wagſtück für dich ausgeſucht.
Ein Andrer wohl bedächte ſich — du drückſt
Die Augen zu, und greifſt es herzhaft an.

Bertha.

Scherzt nicht, o Herr! mit dieſen armen Leuten!
Ihr ſeht ſie bleich und zitternd ſtehn — So wenig
Sind ſie Kurzweils gewohnt aus eurem Munde.

Geßler.

Wer ſagt euch, daß ich ſcherze?
(Greift nach einem Baumzweige, der über ihn herhängt.)
Hier iſt der Apfel.
Man mache Raum — er nehme ſeine Weite,
Wie's Brauch iſt — achtzig Schritte geb' ich ihm —
Nicht weniger, noch mehr — Er rühmte ſich,
Auf ihrer hundert ſeinen Mann zu treffen —
Jetzt, Schütze, triff, und fehle nicht das Ziel!

Rudolph der Harras.

Gott, das wird ernſthaft — Falle nieder, Knabe!
Es gilt, und fleh' den Landvogt um dein Leben.

Walther Fürſt

(bei Seite zu Melchthal, der kaum ſeine Ungeduld bezwingt).

Haltet an euch! ich fleh' euch drum, bleibt ruhig!

Bertha (zum Landvogt).

Laßt es genug ſeyn, Herr! Unmenſchlich iſt's,
Mit eines Vaters Angſt alſo zu ſpielen.
Wenn dieſer arme Mann auch Leib und Leben
Verwirkt durch ſeine leichte Schuld, bei Gott!
Er hätte jetzt zehnfachen Tod empfunden.
Entlaßt ihn ungekränkt in ſeine Hütte;
Er hat euch kennen lernen; dieſer Stunde
Wird er und ſeine Kindeskinder denken.

Geßler.

Oeffnet die Gaſſe — Friſch! was zauderſt du?
Dein Leben iſt verwirkt; ich kann dich tödten,
Und ſieh, ich lege gnädig dein Geſchick
In deine eigne kunſtgeübte Hand.
Der kann nicht klagen über harten Spruch,

Den man zum Meiſter ſeines Schickſals macht.
Du rühmſt dich deines ſichern Blicks! Wohlan!
Hier gilt es, Schütze, deine Kunſt zu zeigen;
Das Ziel iſt würdig und der Preis iſt groß!
Das Schwarze treffen in der Scheibe, das
Kann auch ein Andrer; der iſt mir der Meiſter,
Der ſeiner Kunſt gewiß iſt überall,
Dem's Herz nicht in die Hand tritt, noch in's Auge.

Walter Fürſt
(wirft ſich vor ihm nieder).

Herr Landvogt, wir erkennen eure Hoheit;
Doch laſſet Gnad' für Recht ergehen, nehmt
Die Hälfte meiner Habe, nehmt ſie ganz!
Nur dieſes Gräßliche erlaſſet einem Vater!

Walther Tell.

Großvater, knie nicht vor dem falſchen Mann!
Sagt, wo ich hinſtehn ſoll? Ich fürcht' mich nicht;
Der Vater trifft den Vogel ja im Flug;
Er wird nicht fehlen auf das Herz des Kindes.

Stauffacher.

Herr Landvogt, rührt euch nicht des Kindes Unſchuld?

Röſſelmann.

O denket, daß ein Gott im Himmel iſt,
Dem ihr müßt Rede ſtehn für eure Thaten.

Geßler (zeigt auf den Knaben).

Man bind' ihn an die Linde dort!

Walther Tell.

Mich binden!
Nein, ich will nicht gebunden ſeyn. Ich will
Still halten wie ein Lamm, und auch nicht athmen.

Wenn ihr mich bindet, nein, ſo kann ich's nicht,
So werd' ich toben gegen meine Bande.

Rudolph der Harras.

Die Augen nur laß dir verbinden, Knabe!

Walther Tell.

Warum die Augen? Denket ihr, ich fürchte
Den Pfeil von Vaters Hand? Ich will ihn feſt
Erwarten, und nicht zucken mit den Wimpern.
— Friſch, Vater, zeig's, daß du ein Schütze biſt!
Er glaubt dir's nicht, er denkt uns zu verderben —
Dem Wüthrich zum Verdruſſe, ſchieß und triff!

(Er geht an die Linde, man legt ihm den Apfel auf.)

Melchthal (zu den Landleuten).

Was? Soll der Frevel ſich vor unſern Augen
Vollenden? Wozu haben wir geſchworen?

Stauffacher.

Es iſt umſonſt. Wir haben keine Waffen;
Ihr ſeht den Wald von Lanzen um uns her.

Melchthal.

O hätten wir's mit friſcher That vollendet!
Verzeih's Gott denen, die zum Aufſchub riethen!

Geßler (zu Tell).

An's Werk! Man führt die Waffen nicht vergebens.
Gefährlich iſt's, ein Mordgewehr zu tragen,
Und auf den Schützen ſpringt der Pfeil zurück.
Dies ſtolze Recht, das ſich der Bauer nimmt,
Beleidiget den höchſten Herrn des Landes.
Gewaffnet ſey Niemand, als wer gebietet.
Freut's euch, den Pfeil zu führen und den Bogen,
Wohl, ſo will ich das Ziel euch dazu geben.

Tell

(ſpannt die Armbruſt und legt den Pfeil auf).

Oeffnet die Gaſſe! Platz!

Stauffacher.

Was, Tell? Ihr wolltet — Nimmermehr — ihr zittert,
Die Hand erbebt euch, eure Kniee wanken —

Tell (läßt die Armbruſt ſinken).

Mir ſchwimmt es vor den Augen!

Weiber.

Gott im Himmel!

Tell (zum Landvogt).

Erlaſſet mir den Schuß. Hier iſt mein Herz!
(Er reißt die Bruſt auf.)
Ruft eure Reiſigen und ſtoßt mich nieder!

Geßler.

Ich will dein Leben nicht, ich will den Schuß.
— Du kannſt ja Alles, Tell! An Nichts verzagſt du;
Das Steuerruder führſt du wie den Bogen!
Dich ſchreckt kein Sturm, wenn es zu retten gilt;
Jetzt, Retter, hilf dir ſelbſt — du retteſt Alle!

(Tell ſteht in fürchterlichem Kampf, mit den Händen zuckend und die rollenden Augen bald auf Landvogt, bald zum Himmel gerichtet. — Plötzlich greift er in ſeinen Köcher, nimmt einen zweiten Pfeil heraus und ſteckt ihn in ſeinen Koller. Der Landvogt bemerkt alle dieſe Bewegungen.)

Walther Tell (unter der Linde).

Vater, ſchieß zu! Ich fürcht' mich nicht.

Tell.

Es muß!

(Er rafft ſich zuſammen und legt an.)

Rudenz

(der die ganze Zeit über in der heftigſten Spannung geſtanden und mit Gewalt an ſich gehalten, tritt hervor).

Herr Landvogt, weiter werdet ihr's nicht treiben,
Ihr werdet nicht — Es war nur eine Prüfung —
Den Zweck habt ihr erreicht — Zu weit getrieben,
Verfehlt die Strenge ihres weiſen Zwecks,
Und allzuſtraff geſpannt, zerſpringt der Bogen.

Geßler.

Ihr ſchweigt, bis man euch aufruft.

Rudenz.

Ich will reden!
Ich darf's; des Königs Ehre iſt mir heilig;
Doch ſolches Regiment muß Haß erwerben.
Das iſt des Königs Wille nicht — ich darf's
Behaupten — Solche Grauſamkeit verdient
Mein Volk nicht; dazu habt ihr keine Vollmacht.

Geßler.

Ha, ihr erkühnt euch!

Rudenz.

Ich hab' ſtill geſchwiegen
Zu allen ſchweren Thaten, die ich ſah;
Mein ſehend Auge hab' ich zugeſchloſſen,
Mein überſchwellend und empörtes Herz
Hab' ich hinabgedrückt in meinen Buſen.
Doch länger ſchweigen wär' Verrath zugleich
An meinem Vaterland und an dem Kaiſer.

Bertha

(wirft ſich zwiſchen ihn und den Landvogt).

O Gott, ihr reizt den Wüthenden noch mehr.

Rudenz.

Mein Volk verließ ich, meinen Blutsverwandten
Entſagt' ich, alle Bande der Natur
Zerriß ich, um an euch mich anzuſchließen —
Das Beſte Aller glaubt' ich zu befördern,
Da ich des Kaiſers Macht befeſtigte —
Die Binde fällt von meinen Augen — Schaudernd
Seh' ich an einen Abgrund mich geführt —
Mein freies Urtheil habt ihr irr' geleitet,
Mein redlich Herz verführt — Ich war daran,
Mein Volk in beſter Meinung zu verderben.

Geßler.

Verwegner, dieſe Sprache deinem Herrn?

Rudenz.

Der Kaiſer iſt mein Herr, nicht ihr — Frei bin ich
Wie ihr geboren, und ich meſſe mich
Mit euch in jeder ritterlichen Tugend.
Und ſtündet ihr nicht hier in Kaiſers Namen,
Den ich verehre, ſelbſt wo man ihn ſchändet,
Den Handſchuh würf' ich vor euch hin, ihr ſolltet
Nach ritterlichem Brauch mir Antwort geben.
— Ja, winkt nur euren Reiſigen — Ich ſtehe
Nicht wehrlos da, wie die —

(auf das Volk zeigend.)

Ich hab' ein Schwert,
Und wer mir naht —

Stauffacher (ruft.)

Der Apfel iſt gefallen!

(Indem ſich Alle nach dieſer Seite gewendet und Bertha zwiſchen Rudenz und den Landvogt ſich geworfen, hat Tell den Pfeil abgedrückt.)

Röſſelmann.

Der Knabe lebt!

Viele Stimmen.

Der Apfel iſt getroffen!

(Walther Fürſt ſchwankt und droht zu ſinken. Bertha hält ihn.)

Geßler (erſtaunt).

Er hat geſchoſſen? Wie? Der Raſende!

Bertha.

Der Knabe lebt! Kommt zu euch, guter Vater!

Walther Tell

(kommt mit dem Apfel geſprungen).

Vater, hier iſt der Apfel — Wußt' ich's ja,
Du würdeſt deinen Knaben nicht verletzen.

Tell

(ſtand mit vorgebogenem Leib, als wollt' er dem Pfeil folgen — die Armbruſt entſinkt ſeiner Hand — wie er den Knaben kommen ſieht, eilt er ihm mit ausgebreiteten Armen entgegen, und hebt ihn mit heftiger Inbrunſt zu ſeinem Herzen hinauf; in dieſer Stellung ſinkt er kraftlos zuſammen. Alle ſtehen gerührt).

Bertha.

O güt'ger Himmel!

Walther Fürſt

(zu Vater und Sohn).

Kinder! meine Kinder!

Stauffacher.

Gott ſey gelobt!

Leuthold.

Das war ein Schuß! Davon
Wird man noch reden in den ſpätſten Zeiten.

Rudolph der Harras.

Erzählen wird man von dem Schützen Tell,
So lang die Berge ſtehn auf ihrem Grunde.

(Reicht dem Landvogt den Apfel.)

Geßler.

Bei Gott, der Apfel mitten durchgeſchoſſen!
Es war ein Meiſterſchuß, ich muß ihn loben.

Röſſelmann.

Der Schuß war gut; doch wehe dem, der ihn
Dazu getrieben, daß er Gott verſuchte.

Stauffacher.

Kommt zu euch, Tell, ſteht auf, ihr habt euch männlich
Gelöſt, und frei könnt ihr nach Hauſe gehen.

Röſſelmann.

Kommt, kommt und bringt der Mutter ihren Sohn!

(Sie wollen ihn wegführen.)

Geßler.

Tell, höre!

Tell (kommt zurück).

Was befehlt ihr, Herr?

Geßler.

Du ſteckteſt
Noch einen zweiten Pfeil zu dir — Ja, ja,
Ich ſah es wohl — Was meinteſt du damit?

Tell (verlegen).

Herr, das iſt alſo bräuchlich bei den Schützen.

Geßler.

Nein, Tell, die Antwort laß ich dir nicht gelten;
Es wird was Andres wohl bedeutet haben.
Sag' mir die Wahrheit friſch und fröhlich, Tell!

Was es auch ſey, dein Leben ſichr' ich dir.
Wozu der zweite Pfeil?

Tell.

Wohlan, o Herr,
Weil ihr mich meines Lebens habt geſichert,
So will ich euch die Wahrheit gründlich ſagen.

(Er zieht den Pfeil aus dem Köcher und ſieht den Landvogt mit einem furchtbaren Blick an.)

Mit dieſem zweiten Pfeil durchſchoß ich — euch,
Wenn ich mein liebes Kind getroffen hätte,
Und eurer — wahrlich, hätt' ich nicht gefehlt.

Geßler.

Wohl, Tell! Des Lebens hab' ich dich geſichert;
Ich gab mein Ritterwort, das will ich halten —
Doch weil ich deinen böſen Sinn erkannt,
Will ich dich führen laſſen und verwahren,
Wo weder Mond noch Sonne dich beſcheint,
Damit ich ſicher ſey vor deinen Pfeilen.
Ergreift ihn, Knechte! Bindet ihn!

(Tell wird gebunden.)

Stauffacher.

Wie, Herr!
So könntet ihr an einem Manne handeln,
An dem ſich Gottes Hand ſichtbar verkündigt?

Geßler.

Laß ſehn, ob ſie ihn zweimal retten wird.
— Man bring' ihn auf mein Schiff! Ich folge nach
Sogleich, ich ſelbſt will ihn nach Küßnacht führen.

Röſſelmann.

Das dürft ihr nicht, das darf der Kaiſer nicht,
Das widerſtreitet unſern Freiheitsbriefen!

Geßler.

Wo ſind ſie? Hat der Kaiſer ſie beſtätigt?
Er hat ſie nicht beſtätigt — Dieſe Gunſt
Muß erſt erworben werden durch Gehorſam.
Rebellen ſeyd ihr Alle gegen Kaiſers
Gericht und nährt verwegene Empörung.
Ich kenn' euch Alle — ich durchſchau' euch ganz —
Den nehm' ich jetzt heraus aus eurer Mitte;
Doch alle ſeyd ihr theilhaft ſeiner Schuld.
Wer klug iſt, lerne ſchweigen und gehorchen!

(Er entfernt ſich. Bertha, Rudenz, Harras und Knechte folgen. Frießhardt und Leuthold bleiben zurück.)

Walther Fürſt (in heftigem Schmerz).

Es iſt vorbei; er hat's beſchloſſen, mich
Mit meinem ganzen Hauſe zu verderben!

Stauffacher (zum Tell).

O warum mußtet ihr den Wüthrich reizen!

Tell.

Bezwinge ſich, wer meinen Schmerz gefühlt!

Stauffacher.

O nun iſt Alles, Alles hin! Mit euch
Sind wir gefeſſelt Alle und gebunden!

Landleute (umringen den Tell).

Mit euch geht unſer letzter Troſt dahin!

Leuthold (nähert ſich).

Tell, es erbarmt mich — Doch ich muß gehorchen.

Tell.

Lebt wohl!

Walther Tell
(ſich mit heftigem Schmerz an ihn ſchmiegend).

O Vater! Vater! lieber Vater!

Tell

(hebt die Arme zum Himmel).

Dort droben iſt dein Vater! Den ruf' an!

Stauffacher.

Tell, ſag' ich eurem Weibe nichts von euch?

Tell

(hebt den Knaben mit Inbrunſt an ſeine Bruſt).

Der Knab' iſt unverletzt; mir wird Gott helfen.

(Reißt ſich ſchnell los und folgt den Waffenknechten.)

Vierter Aufzug.

Erſte Scene.

Oeſtliches Ufer des Vierwaldſtätterſees.

Die ſeltſam geſtalteten ſchroffen Felſen im Weſten ſchließen den Proſpekt. Der See iſt bewegt, heftiges Rauſchen und Toſen dazwiſchen Blitze und Donnerſchläge.

Kunz von Gerſau. Fiſcher und Fiſcherknabe.

Kunz.

Ich ſah's mit Augen an, ihr könnt mir's glauben;
's iſt Alles ſo geſchehn, wie ich euch ſagte.

Fiſcher.

Der Tell gefangen abgeführt nach Küßnacht,
Der beſte Mann im Land, der bravſte Arm,
Wenn's einmal gelten ſollte für die Freiheit.

Kunz.

Der Landvogt führt ihn ſelbſt den See herauf;
Sie waren eben dran, ſich einzuſchiffen,
Als ich von Flüelen abfuhr; doch der Sturm,
Der eben jetzt im Anzug iſt, und der
Auch mich gezwungen, eilends hier zu landen,
Mag ihre Abfahrt wohl verhindert haben.

Fiſcher.

Der Tell in Feſſeln, in des Vogts Gewalt!
O glaubt, er wird ihn tief genug vergraben,
Daß er des Tages Licht nicht wieder ſieht!
Denn fürchten muß er die gerechte Rache
Des freien Mannes, den er ſchwer gereizt!

Kunz.

Der Altlandammann auch, der edle Herr
Von Attinghauſen, ſagt man, lieg' am Tode.

Fiſcher.

So bricht der letzte Anker unſrer Hoffnung!
Der war es noch allein, der ſeine Stimme
Erheben durfte für des Volkes Rechte!

Kunz.

Der Sturm nimmt überhand. Gehabt euch wohl!
Ich nehme Herberg in dem Dorf; denn heut
Iſt doch an keine Abfahrt mehr zu denken.
(Geht ab.)

Fiſcher.

Der Tell gefangen und der Freiherr todt!
Erheb' die freche Stirne, Tyrannei,
Wirf alle Scham hinweg! Der Mund der Wahrheit
Iſt ſtumm, das ſehnde Auge iſt geblendet,
Der Arm, der retten ſollte, iſt gefeſſelt!

Knabe.

Es hagelt ſchwer; kommt in die Hütte, Vater,
Es iſt nicht kommlich, hier im Freien hauſen.

Fiſcher.

Raſet, ihr Winde! Flammt herab, ihr Blitze!
Ihr Wolken, berſtet! Gießt herunter, Ströme

Des Himmels, und erſäuft das Land! Zerſtört
Im Keim die ungeborenen Geſchlechter!
Ihr wilden Elemente, werdet Herr!
Ihr Bären, kommt, ihr alten Wölfe, wieder
Der großen Wüſte! euch gehört das Land;
Wer wird hier leben wollen ohne Freiheit!

Knabe.

Hört, wie der Abgrund tost, der Wirbel brüllt,
So hat's noch nie geraſ't in dieſem Schlunde!

Fiſcher.

Zu zielen auf des eignen Kindes Haupt,
Solches ward keinem Vater noch geboten!
Und die Natur ſoll nicht in wildem Grimm
Sich drob empören — O mich ſoll's nicht wundern,
Wenn ſich die Felſen bücken in den See,
Wenn jene Zacken, jene Eiſesthürme,
Die nie aufthauten ſeit dem Schöpfungstag,
Von ihren hohen Kulmen niederſchmelzen,
Wenn die Berge brechen, wenn die alten Klüfte
Einſtürzen, eine zweite Sündflut alle
Wohnſtätten der Lebendigen verſchlingt!

(Man hört läuten.)

Knabe.

Hört ihr, ſie läuten droben auf dem Berg;
Gewiß hat man ein Schiff in Noth geſehn,
Und zieht die Glocke, daß gebetet werde.

(Steigt auf eine Anhöhe.)

Fiſcher.

Wehe dem Fahrzeug, das, jetzt unterwegs,
In dieſer furchtbarn Wiege wird gewiegt!

Hier iſt das Steuer unnütz und der Steurer,
Der Sturm iſt Meiſter, Wind und Wellen ſpielen
Ball mit dem Menſchen — Da iſt nah' und fern
Kein Buſen, der ihm freundlich Schutz gewährte!
Handlos und ſchroff anſteigend ſtarren ihm
Die Felſen, die unwirthlichen, entgegen,
Und weiſen ihm nur ihre ſteinern ſchroffe Bruſt.

Knabe (deutet links).

Vater, ein Schiff, es kommt von Flüelen her.

Fiſcher.

Gott helf' den armen Leuten! Wenn der Sturm
In dieſer Waſſerkluft ſich erſt verfangen,
Dann raſt er um ſich mit des Raubthiers Angſt,
Das an des Gitters Eiſenſtäbe ſchlägt!
Die Pforte ſucht er heulend ſich vergebens,
Denn ringsum ſchränken ihn die Felſen ein,
Die himmelhoch den engen Paß vermauern.
(Er ſteigt auf die Anhöhe.)

Knabe.

Es iſt das Herrenſchiff von Uri, Vater,
Ich kenn's am rothen Dach und an der Fahne.

Fiſcher.

Gerichte Gottes! Ja, er iſt es ſelbſt,
Der Landvogt, der da fährt — Dort ſchifft er hin,
Und führt im Schiffe ſein Verbrechen mit!
Schnell hat der Arm des Rächers ihn gefunden;
Jetzt kennt er über ſich den ſtärkern Herrn.
Dieſe Wellen geben nicht auf ſeine Stimme;
Dieſe Felſen bücken ihre Häupter nicht

Vor ſeinem Hute — Knabe, bete nicht!
Greif nicht dem Richter in den Arm!

Knabe.

Ich bete für den Landvogt nicht — Ich bete
Für den Tell, der auf dem Schiff ſich mit befindet.

Fiſcher.

O Unvernunft des blinden Elements!
Mußt du, um Einen Schuldigen zu treffen,
Das Schiff mit ſammt dem Steuermann verderben!

Knabe.

Sieh, ſieh, ſie waren glücklich ſchon vorbei
Am Buggisgrat; doch die Gewalt des Sturms,
Der von dem Teufelsmünſter widerprallt,
Wirft ſie zum groſſen Axenberg zurück.
— Ich ſeh' ſie nicht mehr.

Fiſcher.

Dort iſt das Hackmeſſer,
Wo ſchon der Schiffe mehrere gebrochen.
Wenn ſie nicht weislich dort vorüberlenken,
So wird das Schiff zerſchmettert an der Fluh,
Die ſich gähſtrotzig abſenkt in die Tiefe.
— Sie haben einen guten Steuermann
Am Bord; könnt' Einer retten, wär's der Tell;
Doch dem ſind Arm' und Hände ja gefeſſelt.

Wilhelm Tell (mit der Armbruſt).

(Er kommt mit raſchen Schritten, blickt erſtaunt umher, und zeigt die heftigſte Bewegung. Wenn er mitten auf der Scene iſt, wirft er ſich nieder, die Hände zu der Erde und dann zum Himmel ausbreitend.)

Knabe (bemerkt ihn).

Sieh, Vater, wer der Mann iſt, der dort kniet?

Fiſcher.

Er faßt die Erde an mit ſeinen Händen,
Und ſcheint wie außer ſich zu ſeyn.

Knabe (kommt vorwärts).

Was ſeh' ich! Vater! Vater, kommt und ſeht!

Fiſcher (nähert ſich).

Wer iſt es? — Gott im Himmel! Was? der Tell?
Wie kommt ihr hieher? Redet!

Knabe.

Wart ihr nicht
Dort auf dem Schiff gefangen und gebunden?

Fiſcher.

Ihr wurdet nicht nach Küßnacht abgeführt?

Tell (ſteht auf).

Ich bin befreit.

Fiſcher und **Knabe.**

Befreit! O Wunder Gottes!

Knabe.

Wo kommt ihr her?

Tell.

Dort aus dem Schiffe.

Fiſcher.

Was?

Knabe (zugleich).

Wo iſt der Landvogt?

Tell.

Auf den Wellen treibt er.

Fiſcher.

Iſt's möglich? Aber ihr? wie ſeyd ihr hier?
Seyd euren Banden und dem Sturm entkommen?

Tell.
Durch Gottes gnäd'ge Fürſehung — Hört an!
Fiſcher und **Knabe.**
O redet, redet!
Tell.
Was in Altdorf ſich
Begeben, wißt ihr's?
Fiſcher.
Alles weiß ich, redet!
Tell.
Daß mich der Landvogt fahen ließ und binden,
Nach ſeiner Burg zu Küßnacht wollte führen.
Fiſcher.
Und ſich mit euch zu Flüelen eingeſchifft,
Wir wiſſen Alles. Sprecht, wie ihr entkommen?
Tell.
Ich lag im Schiff, mit Stricken feſt gebunden,
Wehrlos, ein aufgegebner Mann — Nicht hofft ich,
Das frohe Licht der Sonne mehr zu ſehn,
Der Gattin und der Kinder liebes Antlitz,
Und troſtlos blickt' ich in die Waſſerwüſte —
Fiſcher.
O armer Mann!
Tell.
So fuhren wir dahin,
Der Vogt, Rudolph der Harras und die Knechte.
Mein Köcher aber mit der Armbruſt lag
Am hintern Granſen bei dem Steuerruder.
Und als wir an die Ecke jetzt gelangt
Beim kleinen Axen, da verhängt' es Gott,
Daß ſolch ein grauſam mördriſch Ungewitter

Gählings herfürbrach aus des Gotthardts Schlünden,
Daß allen Ruderern das Herz entſank,
Und meinten Alle, elend zu ertrinken.
Da hört' ich's, wie der Diener einer ſich
Zum Landvogt wendet' und die Worte ſprach:
Ihr ſehet eure Noth und unſre, Herr,
Und daß wir All' am Rand des Todes ſchweben —
Die Steuerleute aber wiſſen ſich
Vor großer Furcht nicht Rath und ſind des Fahrens
Nicht wohl berichtet — Nun aber iſt der Tell
Ein ſtarker Mann und weiß ein Schiff zu ſteuern.
Wie, wenn wir ſein jetzt brauchten in der Noth?
Da ſprach der Vogt zu mir: Tell, wenn du dir's
Getrauteſt, uns zu helfen aus dem Sturm,
So möcht' ich dich der Bande wohl entled'gen.
Ich aber ſprach: Ja, Herr, mit Gottes Hülfe
Getrau' ich mir's, und helf' uns wohl hiedannen.
So ward ich meiner Bande los und ſtand
Am Steuerruder und fuhr redlich hin;
Doch ſchielt' ich ſeitwärts, wo mein Schießzeug lag,
Und an dem Ufer merkt' ich ſcharf umher,
Wo ſich ein Vortheil aufthät zum Entſpringen.
Und wie ich eines Felſenriffs gewahre,
Das abgeplattet vorſprang in den See —

Fiſcher.

Ich kenn's, es iſt am Fuß des großen Axen,
Doch nicht für möglich acht' ich's — ſo gar ſteil
Geht's an — vom Schiff es ſpringend abzureichen —

Tell.

Schrie ich den Knechten, handlich zuzugehn,

Bis daß wir vor die Felſenplatte kämen,
Dort, rief ich, ſey das Aergſte überſtanden —
Und als wir ſie friſchrudernd bald erreicht,
Fleh' ich die Gnade Gottes an, und drücke,
Mit allen Leibeskräften angeſtemmt,
Den hintern Granſen an die Felswand hin.
Jetzt ſchnell mein Schießzeug faſſend, ſchwing' ich ſelbſt
Hochſpringend auf die Platte mich hinauf,
Und mit gewalt'gem Fußſtoß hinter mich
Schleudr' ich das Schifflein in den Schlund der Waſſer —
Dort mag's, wie Gott will, auf den Wellen treiben!
So bin ich hier, gerettet aus des Sturms
Gewalt und aus der ſchlimmeren der Menſchen.

Fiſcher.

Tell, Tell, ein ſichtbar Wunder hat der Herr
An euch gethan; kaum glaub' ich's meinen Sinnen —
Doch ſaget! wo gedenket ihr jetzt hin?
Denn Sicherheit iſt nicht für euch, wofern
Der Landvogt lebend dieſem Sturm entkommt.

Tell.

Ich hört' ihn ſagen, da ich noch im Schiff
Gebunden lag, er wollt' bei Brunnen landen,
Und über Schwytz nach ſeiner Burg mich führen.

Fiſcher.

Will er den Weg dahin zu Lande nehmen?

Tell.

Er denkt's.

Fiſcher.

O ſo verbergt euch ohne Säumen!
Nicht zweimal hilft euch Gott aus ſeiner Hand.

Tell.

Nennt mir den nächſten Weg nach Arth und Küßnacht.

Fiſcher.

Die offne Straße zieht ſich über Steinen;
Doch einen kürzern Weg und heimlichern
Kann euch mein Knabe über Lowerz führen.

Tell (gibt ihm die Hand).

Gott lohn' euch eure Gutthat. Lebet wohl.

(Geht und kehrt wieder um.)

— Habt ihr nicht auch im Rütli mitgeſchworen?
Mir däucht, man nannt' euch mir —

Fiſcher.

Ich war dabei,
Und hab' den Eid des Bundes mit beſchworen.

Tell.

So eilt nach Bürglen, thut die Lieb' mir an!
Mein Weib verzagt um mich; verkündet ihr,
Daß ich gerettet ſey und wohl geborgen.

Fiſcher.

Doch wohin ſag' ich ihr, daß ihr geflohn?

Tell.

Ihr werdet meinen Schwäher bei ihr finden
Und Andre, die im Rütli mit geſchworen —
Sie ſollen wacker ſeyn und gutes Muths;
Der Tell ſey frei und ſeines Armes mächtig;
Bald werden ſie ein Weitres von mir hören.

Fiſcher.

Was habt ihr im Gemüth? Entdeckt mir's frei!

Tell.

Iſt es gethan, wird's auch zur Rede kommen.

(Geht ab.)

Fiſcher.

Zeig' ihm den Weg, Jenni — Gott ſteh' ihm bei!
Er führt's zum Ziel, was er auch unternommen.

(Geht ab.)

Zweite Scene.

Edelhof zu Attinghauſen.

Der Freiherr, in einem Armſeſſel, ſterbend. Walther Fürſt, Stauffacher, Melchthal und Baumgarten, um ihn beſchäftigt. Walther Tell, knieend vor dem Sterbenden.

Walther Fürſt.

Es iſt vorbei mit ihm, er iſt hinüber.

Stauffacher.

Er liegt nicht wie ein Todter — Seht, die Feder
Auf ſeinen Lippen regt ſich! Ruhig iſt
Sein Schlaf und friedlich lächeln ſeine Züge.

(Baumgarten geht an die Thür und ſpricht mit Jemand.)

Walther Fürſt (zu Baumgarten).

Wer iſt's?

Baumgarten (kommt zurück).

Es iſt Frau Hedwig, eure Tochter;
Sie will euch ſprechen, will den Knaben ſehn.

(Walther Tell richtet ſich auf.)

Walther Fürſt.

Kann ich ſie tröſten? Hab' ich ſelber Troſt?
Häuft alles Leiden ſich auf meinem Haupt?

Hedwig (hereindringend).

Wo iſt mein Kind? Laßt mich, ich muß es ſehn —

Stauffacher.

Faßt euch! Bedenkt, daß ihr im Haus des Todes —

Hedwig (ſtürzt auf den Knaben).

Mein Wälty! O er lebt mir!

Walther Tell (hängt an ihr).

Arme Mutter!

Hedwig.

Iſt's auch gewiß? Biſt du mir unverletzt?

(Betrachtet ihn mit ängſtlicher Sorgfalt.)

Und es iſt möglich? Konnt' er auf dich zielen?
Wie konnt' er's? O er hat kein Herz — Er konnte
Den Pfeil abdrücken auf ſein eignes Kind!

Walther Fürſt.

Er that's mit Angſt, mit ſchmerzzerriſſ'ner Seele;
Gezwungen that er's, denn es galt das Leben.

Hedwig.

O hätt' er eines Vaters Herz, eh' er's
Gethan, er wäre tauſendmal geſtorben!

Stauffacher.

Ihr ſolltet Gottes gnäd'ge Schickung preiſen,
Die es ſo gut gelenkt —

Hedwig.

Kann ich vergeſſen,
Wie's hätte kommen können — Gott des Himmels!
Und lebt' ich achtzig Jahr — Ich ſeh' den Knaben ewig
Gebunden ſtehn, den Vater auf ihn zielen,
Und ewig fliegt der Pfeil mir in das Herz.

Melchthal.

Frau, wüßtet ihr, wie ihn der Vogt gereizt!

Univ. Bibl.

Hedwig.
O rohes Herz der Männer! Wenn ihr Stolz
Beleidigt wird, dann achten ſie nichts mehr;
Sie ſetzen in der blinden Wuth des Spiels
Das Haupt des Kindes und das Herz der Mutter!

Baumgarten.
Iſt eures Mannes Loos nicht hart genug,
Daß ihr mit ſchwerem Tadel ihn noch kränkt?
Für ſeine Leiden habt ihr kein Gefühl?

Hedwig
(kehrt ſich nach ihm um und ſieht ihn mit einem großen Blick an).
Haſt du nur Thränen für des Freundes Unglück?
— Wo waret ihr, da man den Trefflichen
In Bande ſchlug? Wo war da eure Hülfe?
Ihr ſahet zu, ihr ließt das Gräßliche geſchehn;
Geduldig littet ihr's, daß man den Freund
Aus eurer Mitte führte — Hat der Tell
Auch ſo an euch gehandelt? Stand er auch
Bedauernd da, als hinter dir die Reiter
Des Landvogts drangen, als der wüth'ge See
Vor dir erbrauſete? Nicht mit müß'gen Thränen
Beklagt' er dich, in den Nachen ſprang er, Weib
Und Kind vergaß er und befreite dich —

Walther Fürſt.
Was konnten wir zu ſeiner Rettung wagen,
Die kleine Zahl, die unbewaffnet war!

Hedwig (wirft ſich an ſeine Bruſt).
O Vater! Und auch du haſt ihn verloren!
Das Land, wir Alle haben ihn verloren!
Uns Allen fehlt er, ach, wir fehlen ihm!

Gott rette ſeine Seele vor Verzweiflung.
Zu ihm hinab in's öde Burgverließ
Dringt keines Freundes Troſt — Wenn er erkrankte!
Ach, in des Kerkers feuchter Finſterniß
Muß er erkranken — Wie die Alpenroſe
Bleicht und verkümmert in der Sumpfesluft,
So iſt für ihn kein Leben als im Licht
Der Sonne, in dem Balſamſtrom der Lüfte.
Gefangen! Er! Sein Athem iſt die Freiheit;
Er kann nicht leben in dem Hauch der Grüfte.

Stauffacher.

Beruhigt euch! Wir Alle wollen handeln,
Um ſeinen Kerker aufzuthun.

Hedwig.

Was könnt ihr ſchaffen ohne ihn? — So lang
Der Tell noch frei war, ja, da war noch Hoffnung.
Da hatte noch die Unſchuld einen Freund,
Da hatte einen Helfer der Verfolgte,
Euch Alle rettete der Tell — Ihr Alle
Zuſammen könnt nicht ſeine Feſſeln löſen?

(Der Freiherr erwacht.)

Baumgarten.

Er regt ſich, ſtill!

Attinghauſen (ſich aufrichtend).

Wo iſt er?

Stauffacher.

Wer?

Attinghauſen.

Er fehlt mir,
Verläßt mich in dem letzten Augenblick!

Stauffacher.

Er meint den Junker — Schickte man nach ihm?

Walther Fürſt.

Es iſt nach ihm geſendet — Tröſtet euch!
Er hat ſein Herz gefunden, er iſt unſer.

Attinghauſen.

Hat er geſprochen für ſein Vaterland?

Stauffacher.

Mit Heldenkühnheit.

Attinghauſen.

Warum kommt er nicht,
Um meinen letzten Segen zu empfangen?
Ich fühle, daß es ſchleunig mit mir endet.

Stauffacher.

Nicht alſo, edler Herr! Der kurze Schlaf
Hat euch erquickt, und hell iſt euer Blick.

Attinghauſen.

Der Schmerz iſt Leben, er verließ mich auch.
Das Leiden iſt, ſo wie die Hoffnung, aus.
(Er bemerkt den Knaben.)
Wer iſt der Knabe?

Walther Fürſt.

Segnet ihn, o Herr!
Er iſt mein Enkel und iſt vaterlos.
(Hedwig ſinkt mit dem Knaben vor dem Sterbenden nieder.)

Attinghauſen.

Und vaterlos laſſ' ich euch Alle, Alle
Zurück — Weh mir, daß meine letzten Blicke
Den Untergang des Vaterlands geſehn!

Mußt' ich des Lebens höchſtes Maaß erreichen,
Um ganz mit allen Hoffnungen zu ſterben!

Stauffacher (zu Walther Fürſt).

Soll er in dieſem finſtern Kummer ſcheiden?
Erhellen wir ihm nicht die letzte Stunde
Mit ſchönem Strahl der Hoffnung? — Edler Freiherr!
Erhebet euren Geiſt! Wir ſind nicht ganz
Verlaſſen, ſind nicht rettungslos verloren.

Attinghauſen.

Wer ſoll euch retten?

Walther Fürſt.

Wir uns ſelbſt. Vernehmt!
Es haben die drei Lande ſich das Wort
Gegeben, die Tyrannen zu verjagen.
Geſchloſſen iſt der Bund; ein heil'ger Schwur
Verbindet uns. Es wird gehandelt werden,
Eh' noch das Jahr den neuen Kreis beginnt.
Euer Staub wird ruhn in einem freien Lande.

Attinghauſen.

O ſaget mir! Geſchloſſen iſt der Bund?

Melchthal.

Am gleichen Tage werden alle drei
Waldſtätte ſich erheben. Alles iſt
Bereit, und das Geheimniß wohlbewahrt
Bis jetzt, obgleich viel Hunderte es theilen.
Hohl iſt der Boden unter den Tyrannen;
Die Tage ihrer Herrſchaft ſind gezählt,
Und bald iſt ihre Spur nicht mehr zu finden.

Attinghauſen.

Die feſten Burgen aber in den Landen?

Melchthal.

Sie fallen alle an dem gleichen Tag.

Attinghauſen.

Und ſind die Edeln dieſes Bunds theilhaftig?

Stauffacher.

Wir harren ihres Beiſtands, wenn es gilt;
Jetzt aber hat der Landmann nur geſchworen.

Attinghauſen

(richtet ſich langſam in die Höhe, mit großem Erſtaunen).

Hat ſich der Landmann ſolcher That verwogen,
Aus eignem Mittel ohne Hülf' der Edeln,
Hat er der eignen Kraft ſo viel vertraut —
Ja, dann bedarf es unſerer nicht mehr;
Getröſtet können wir zu Grabe ſteigen,
Es lebt nach uns — durch andre Kräfte will
Das Herrliche der Menſchheit ſich erhalten.

(Er legt ſeine Hand auf das Haupt des Kindes, das vor ihm auf den Knieen liegt.)

Aus dieſem Haupte, wo der Apfel lag,
Wird euch die neue beſſ're Freiheit grünen;
Das Alte ſtürzt, es ändert ſich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen.

Stauffacher (zu Walther Fürſt).

Seht, welcher Glanz ſich um ſein Aug' ergießt!
Das iſt nicht das Erlöſchen der Natur,
Das iſt der Strahl ſchon eines neuen Lebens.

Attinghauſen.

Der Adel ſteigt von ſeinen alten Burgen,
Und ſchwört den Städten ſeinen Bürgereid;

Im Uechtland ſchon, im Thurgau hat's begonnen;
Die edle Bern erhebt ihr herrſchend Haupt;
Freiburg iſt eine ſichre Burg der Freien;
Die rege Zürich waffnet ihre Zünfte
Zum kriegeriſchen Heer — Es bricht die Macht
Der Könige ſich an ihren ew'gen Wällen —

(Er ſpricht das Folgende mit dem Ton eines Sehers — ſeine Rede ſteigt bis zur Begeiſterung.)

Die Fürſten ſeh' ich und die edeln Herrn
In Harniſchen herangezogen kommen,
Ein harmlos Volk von Hirten zu bekriegen.
Auf Tod und Leben wird gekämpft, und herrlich
Wird mancher Paß durch blutige Entſcheidung.
Der Landmann ſtürzt ſich mit der nackten Bruſt,
Ein freies Opfer, in die Schaar der Lanzen!
Er bricht ſie, und des Adels Blüthe fällt,
Es hebt die Freiheit ſiegend ihre Fahne.

(Walther Fürſts und Stauffachers Hände faſſend.)

Drum haltet feſt zuſammen — feſt und ewig —
Kein Ort der Freiheit ſey dem andern fremd —
Hochwachten ſtellet aus auf euren Bergen,
Daß ſich der Bund zum Bunde raſch verſammle —
Seyd einig — einig — einig —

(Er fällt in das Kiſſen zurück — ſeine Hände halten entſeelt noch die Andern gefaßt. Fürſt und Stauffacher betrachten ihn noch eine Zeitlang ſchweigend; dann treten ſie hinweg, jeder ſeinem Schmerz überlaſſen. Unterdeſſen ſind die Knechte ſtill hereingedrungen, ſie nähern ſich mit Zeichen eines ſtillern oder heftigern Schmerzes, einige knieen bei ihm nieder und weinen auf ſeine Hand; während dieſer ſtummen Scene wird die Burgglocke geläutet.)

Rudenz zu den Vorigen.

Rudenz (raſch eintretend).

Lebt er? O ſaget, kann er mich noch hören?

Walther Fürſt

(deutet hin mit weggewandtem Geſicht).

Ihr ſeyd jetzt unſer Lebensherr und Schirmer,
Und dieſes Schloß hat einen andern Namen.

Rudenz

(erblickt den Leichnam und ſteht von heftigem Schmerz ergriffen).

O güt'ger Gott! — Kommt meine Reu' zu ſpät?
Konnt' er nicht wen'ge Pulſe länger leben,
Um mein geändert Herz zu ſehn?
Verachtet hab' ich ſeine treue Stimme,
Da er noch wandelte im Licht — Er iſt
Dahin, iſt fort auf immerdar, und läßt mir
Die ſchwere unbezahlte Schuld! — O ſaget!
Schied er dahin in Unmuth gegen mich?

Stauffacher.

Er hörte ſterbend noch, was ihr gethan,
Und ſegnete den Muth, mit dem ihr ſpracht!

Rudenz (kniet an dem Todten nieder).

Ja, heil'ge Reſte eines theuren Mannes!
Entſeelter Leichnam! hier gelob' ich dir's
In deine kalte Todtenhand — zerriſſen
Hab' ich auf ewig alle fremden Bande;
Zurückgegeben bin ich meinem Volk;
Ein Schweizer bin ich und ich will es ſeyn
Von ganzer Seele — —

(Aufſtehend.)

Trauert um den Freund,
Den Vater Aller, doch verzaget nicht!
Nicht bloß ſein Erbe iſt mir zugefallen;
Es ſteigt ſein Herz, ſein Geiſt auf mich herab,
Und leiſten ſoll euch meine friſche Jugend,
Was euch ſein greiſes Alter ſchuldig blieb.
— Ehrwürd'ger Vater, gebt mir eure Hand!
Gebt mir die eurige! Melchthal, auch ihr!
Bedenkt euch nicht! O wendet euch nicht weg!
Empfanget meinen Schwur und mein Gelübde!

Walther Fürſt.

Gebt ihm die Hand! Sein wiederkehrend Herz
Verdient Vertraun.

Melchthal.

Ihr habt den Landmann nichts geachtet.
Sprecht, weſſen ſoll man ſich zu euch verſehn?

Rudenz.

O denket nicht des Irrthums meiner Jugend!

Stauffacher (zu Melchthal).

Seyd einig! war das letzte Wort des Vaters.
Gedenket deſſen!

Melchthal.

Hier iſt meine Hand!
Des Bauern Handſchlag, edler Herr, iſt auch
Ein Manneswort! Was iſt der Ritter ohne uns?
Und unſer Stand iſt älter als der eure.

Rudenz.

Ich ehr' ihn, und mein Schwert ſoll ihn beſchützen.

Melchthal.

Der Arm, Herr Freiherr, der die harte Erde

Sich unterwirſt und ihren Schooß befruchtet,
Kann auch des Mannes Bruſt beſchützen.

Rudenz.

Ihr
Sollt meine Bruſt, ich will die eure ſchützen,
So ſind wir Einer durch den Andern ſtark.
— Doch wozu reden, da das Vaterland
Ein Raub noch iſt der fremden Tyrannei?
Wenn erſt der Boden rein iſt von dem Feind,
Dann wollen wir's in Frieden ſchon vergleichen.

(Nachdem er einen Augenblick inne gehalten.)

Ihr ſchweigt? ihr habt mir nichts zu ſagen? Wie!
Verdien' ich's noch nicht, daß ihr mir vertraut?
So muß ich wider euren Willen mich
In das Geheimniß eures Bundes drängen.
— Ihr habt getagt — geſchworen auf dem Rütli —
Ich weiß — weiß Alles, was ihr dort verhandelt,
Und was mir nicht von euch vertrauet ward,
Ich hab's bewahrt gleich wie ein heilig Pfand.
Nie war ich meines Landes Feind, glaubt mir,
Und niemals hätt' ich gegen euch gehandelt.
— Doch übel thatet ihr, es zu verſchieben;
Die Stunde dringt und raſcher That bedarf's —
Der Tell ward ſchon das Opfer eures Säumens —

Stauffacher.

Das Chriſtfeſt abzuwarten ſchwuren wir.

Rudenz.

Ich war nicht dort, ich hab' nicht mitgeſchworen.
Wartet ihr ab, ich handle.

Melchthal.

Was? ihr wolltet —

Rudenz.

Des Landes Vätern zähl' ich mich jetzt bei,
Und meine erſte Pflicht iſt, euch zu ſchützen.

Walther Fürſt.

Der Erde dieſen theuren Staub zu geben,
Iſt eure nächſte Pflicht und heiligſte.

Rudenz.

Wenn wir das Land befreit, dann legen wir
Den friſchen Kranz des Siegs ihm auf die Bahre.
— O Freunde! eure Sache nicht allein,
Ich habe meine eigne auszufechten
Mit dem Tyrannen — Hört und wißt! Verſchwunden
Iſt meine Bertha, heimlich weggeraubt,
Mit kecker Frevelthat, aus unſrer Mitte!

Stauffacher.

Solcher Gewaltthat hätte der Tyrann
Wider die freie Edle ſich verwegen?

Rudenz.

O meine Freunde! euch verſprach ich Hülfe,
Und ich zuerſt muß ſie von euch erflehn.
Geraubt, entriſſen iſt mir die Geliebte.
Wer weiß, wo ſie der Wüthende verbirgt,
Welcher Gewalt ſie frevelnd ſich erkühnen,
Ihr Herz zu zwingen zum verhaßten Band!
Verlaßt mich nicht, o helft mir ſie erretten —
Sie liebt euch! o ſie hat's verdient um's Land,
Daß alle Arme ſich für ſie bewaffnen —

Walther Fürſt.

Was wollt ihr unternehmen?

Rudenz.

Weiß ich's? Ach!
In dieſer Nacht, die ihr Geſchick umhüllt,
In dieſes Zweifels ungeheurer Angſt,
Wo ich nichts Feſtes zu erfaſſen weiß,
Iſt mir nur dieſes in der Seele klar:
Unter den Trümmern der Tyrannenmacht
Allein kann ſie hervorgegraben werden!
Die Beſten alle müſſen wir bezwingen,
Ob wir vielleicht in ihren Kerker dringen.

Melchthal.

Kommt, führt uns an! wir folgen euch. Warum
Bis morgen ſparen, was wir heut' vermögen?
Frei war der Tell, als wir im Rütli ſchwuren;
Das Ungeheure war noch nicht geſchehen.
Es bringt die Zeit ein anderes Geſetz;
Wer iſt ſo feig, der jetzt noch könnte zagen!

Rudenz

(zu Stauffacher und Walther Fürſt).

Indeß bewaffnet und zum Werk bereit
Erwartet ihr der Berge Feuerzeichen;
Denn ſchneller als ein Botenſegel fliegt,
Soll euch die Botſchaft unſers Siegs erreichen,
Und ſeht ihr leuchten die willkommnen Flammen;
Dann auf die Feinde ſtürzt, wie Wetters Strahl,
Und brecht den Bau der Tyrannei zuſammen.

(Geht ab.)

Dritte Scene.

Die hohle Gaſſe bei Küßnacht.

Man ſteigt von hinten zwiſchen Felſen herunter und die Wanderer werden, ehe ſie auf der Scene erſcheinen, ſchon von der Höhe geſehen. Felſen umſchließen die ganze Scene; auf einem der vorderſten iſt ein Vorſprung mit Geſträuch bewachſen.

Tell (tritt auf mit der Armbruſt).

Durch dieſe hohle Gaſſe muß er kommen;
Es führt kein andrer Weg nach Küßnacht — Hier
Vollend' ich's — Die Gelegenheit iſt günſtig.
Dort der Hollunderſtrauch verbirgt mich ihm;
Von dort herab kann ihn mein Pfeil erlangen;
Des Weges Enge wehret den Verfolgern.
Mach deine Rechnung mit dem Himmel, Vogt!
Fort mußt du, deine Uhr iſt abgelaufen.

Ich lebte ſtill und harmlos — Das Geſchoß
War auf des Waldes Thiere nur gerichtet,
Meine Gedanken waren rein von Mord —
Du haſt aus meinem Frieden mich heraus
Geſchreckt; in gährend Drachengift haſt du
Die Milch der frommen Denkart mir verwandelt;
Zum Ungeheuren haſt du mich gewöhnt —
Wer ſich des Kindes Haupt zum Ziele ſetzte,
Der kann auch treffen in das Herz des Feinds.

Die armen Kindlein, die unſchuldigen,
Das treue Weib muß ich vor deiner Wuth
Beſchützen, Landvogt! — Da, als ich den Bogenſtrang
Anzog — als mir die Hand erzitterte —

Als du mit grauſam teufeliſcher Luſt
Mich zwangſt, auf's Haupt des Kindes anzulegen —
Als ich ohnmächtig flehend rang vor dir,
Damals gelobt' ich mir in meinem Innern
Mit furchtbarm Eidſchwur, den nur Gott gehört,
Daß meines nächſten Schuſſes erſtes Ziel
Dein Herz ſeyn ſollte — Was ich mir gelobt
In jenes Augenblickes Höllenqualen,
Iſt eine heil'ge Schuld, ich will ſie zahlen.

Du biſt mein Herr und meines Kaiſers Vogt;
Doch nicht der Kaiſer hätte ſich erlaubt,
Was du — Er ſandte dich in dieſe Lande,
Um Recht zu ſprechen — ſtrenges, denn er zürnet —
Doch nicht um mit der mörderiſchen Luſt
Dich jedes Greuels ſtraflos zu erfrechen;
Es lebt ein Gott zu ſtrafen und zu rächen.

Komm du hervor, du Bringer bittrer Schmerzen,
Mein theures Kleinod jetzt, mein höchſter Schatz —
Ein Ziel will ich dir geben, das bis jetzt
Der frommen Bitte undurchdringlich war —
Doch dir ſoll es nicht widerſtehn — Und du,
Vertraute Bogenſehne, die ſo oft
Mir treu gedient hat in der Freude Spielen,
Verlaß mich nicht im fürchterlichen Ernſt!
Nur jetzt noch halte feſt, du treuer Strang,
Der mir ſo oft den herben Pfeil beflügelt —
Entränn' er jetzo kraftlos meinen Händen,
Ich habe keinen zweiten zu verſenden.

(Wanderer gehen über die Scene.)

Auf dieſe Bank von Stein will ich mich ſetzen,
Dem Wanderer zur kurzen Ruh' bereitet —
Denn hier iſt keine Heimat — Jeder treibt
Sich an dem Andern raſch und fremd vorüber,
Und fraget nicht nach ſeinem Schmerz — Hier geht
Der ſorgenvolle Kaufmann und der leicht
Geſchürzte Pilger — der andächt'ge Mönch,
Der düſtre Räuber und der heitre Spielmann,
Der Säumer mit dem ſchwer beladnen Roß,
Der ferne herkommt von der Menſchen Ländern,
Denn jede Straße führt an's End' der Welt.
Sie Alle ziehen ihres Weges fort
An ihr Geſchäft — und meines iſt der Mord!

(Setzt ſich.)

Sonſt wenn der Vater auszog, liebe Kinder,
Da war ein Freuen, wenn er wieder kam;
Denn niemals kehrt' er heim, er bracht' euch etwas,
War's eine ſchöne Alpenblume, war's
Ein ſeltner Vogel oder Ammonshorn,
Wie es der Wandrer findet auf den Bergen —
Jetzt geht er einem andern Waidwerk nach;
Am wilden Weg ſitzt er mit Mordgedanken;
Des Feindes Leben iſt's, worauf er lauert.
— Und doch an euch nur denkt er, lieben Kinder,
Auch jetzt — Euch zu vertheid'gen, eure holde Unſchuld
Zu ſchützen vor der Rache des Tyrannen,
Will er zum Morde jetzt den Bogen ſpannen.

(Steht auf.)

Ich laure auf ein edles Wild — Läßt ſich's
Der Jäger nicht verdrießen, Tage lang

Umher zu ſtreifen in des Winters Strenge,
Von Fels zu Fels den Wageſprung zu thun,
Hinan zu klimmen an den glatten Wänden,
Wo er ſich anleimt mit dem eignen Blut,
— Um ein armſelig Gratthier zu erjagen.
Hier gilt es einen köſtlicheren Preis,
Das Herz des Todfeinds, der mich will verderben.

(Man hört von ferne eine heitere Muſik, welche ſich nähert.)

Mein ganzes Leben lang hab' ich den Bogen
Gehandhabt, mich geübt nach Schützenregel;
Ich habe oft geſchoſſen in das Schwarze,
Und manchen ſchönen Preis mir heimgebracht
Vom Freudenſchießen — Aber heute will ich
Den Meiſterſchuß thun und das Beſte mir
Im ganzen Umkreis des Gebirgs gewinnen.

(Eine Hochzeit zieht über die Scene durch den Hohlweg hinauf. Tell betrachtet ſie, auf ſeinen Bogen gelehnt; Stüſſi der Flurſchütz geſellt ſich zu ihm.)

Stüſſi.

Das iſt der Kloſtermei'r von Mörliſchachen,
Der hier den Brautlauf hält — Ein reicher Mann;
Er hat wohl zehen Senten auf den Alpen.
Die Braut holt er jetzt ab zu Imiſee,
Und dieſe Nacht wird hoch geſchwelgt zu Küßnacht.
Kommt mit! 's iſt jeder Biedermann geladen.

Tell.

Ein ernſter Gaſt ſtimmt nicht zum Hochzeithaus.

Stüſſi.

Drückt euch ein Kummer, werft ihn friſch vom Herzen!
Nehmt mit, was kommt, die Zeiten ſind jetzt ſchwer;

Drum muß der Menſch die Freude leicht ergreifen.
Hier wird gefreit und anderswo begraben.

Tell.

Und oft kommt gar das eine zu dem Andern.

Stüſſi.

So geht die Welt nun. Es gibt allerwegen
Unglücks genug — Ein Ruſſi iſt gegangen
Im Glarner Land und eine ganze Seite
Vom Glärniſch eingeſunken.

Tell.

Wanken auch
Die Berge ſelbſt? Es ſteht nichts feſt auf Erden.

Stüſſi.

Auch anderswo vernimmt man Wunderdinge.
Da ſprach ich Einen, der von Baden kam.
Ein Ritter wollte zu dem König reiten,
Und unterwegs begegnet ihm ein Schwarm
Von Horniſſen, die fallen auf ſein Roß,
Daß es vor Marter todt zu Boden ſinkt,
Und er zu Fuße ankommt bei dem König.

Tell.

Dem Schwachen iſt ſein Stachel auch gegeben.

Armgart kommt mit mehreren Kindern und ſtellt ſich an den Eingang des Hohlwegs.

Stüſſi.

Man deutet's auf ein großes Landesunglück,
Auf ſchwere Thaten wider die Natur.

Tell.

Dergleichen Thaten bringet jeder Tag;
Kein Wunderzeichen braucht ſie zu verkünden.

Stüſſi.

Ja, wohl dem, der ſein Feld beſtellt in Ruh,
Und ungekränkt daheim ſitzt bei den Seinen.

Tell.

Es kann der Frömmſte nicht im Frieden bleiben,
Wenn es dem böſen Nachbar nicht gefällt.

(Tell ſieht oft mit unruhiger Erwartung nach der Höhe des Weges.)

Stüſſi.

Gehabt euch wohl — Ihr wartet hier auf Jemand?

Tell.

Das thu' ich.

Stüſſi.

Frohe Heimkehr zu den Euren!
— Ihr ſeyd aus Uri? Unſer gnäd'ger Herr,
Der Landvogt, wird noch heut' von dort erwartet.

Wandrer (kommt).

Den Vogt erwartet heut' nicht mehr. Die Waſſer
Sind ausgetreten von dem großen Regen,
Und alle Brücken hat der Strom zerriſſen.

(Tell ſteht auf.)

Armgart (kommt vorwärts).

Der Landvogt kommt nicht!

Stüſſi.

Sucht ihr was an ihn?

Armgart.

Ach, freilich!

Stüſſi.

Warum ſtellet ihr euch denn
In dieſer hohlen Gaſſ' ihm in den Weg?

Armgart.

Hier weicht er mir nicht aus, er muß mich hören.

Frießhardt

(kommt eilfertig den Hohlweg herab, und ruft in die Scene.)

Man fahre aus dem Weg — Mein gnäd'ger Herr,
Der Landvogt, kommt dicht hinter mir geritten.

(Tell geht ab.)

Armgart (lebhaft).

Der Landvogt kommt!

(Sie geht mit ihren Kindern nach der vordern Scene. Geßler und Rudolph der Harras zeigen ſich zu Pferd auf der Höhe des Wegs.)

Stüſſi (zum Frießhardt).

Wie kamt ihr durch das Waſſer,
Da doch der Strom die Brücken fortgeführt?

Frießhardt.

Wir haben mit dem See gefochten, Freund,
Und fürchten uns vor keinem Alpenwaſſer.

Stüſſi.

Ihr wart zu Schiff in dem gewalt'gen Sturm?

Frießhardt.

Das waren wir. Mein Lebtag denk' ich dran —

Stüſſi.

O bleibt, erzählt!

Frießhardt.

Laß mich, ich muß voraus,
Den Landvogt muß ich in der Burg verkünden.

(Ab.)

Stüſſi.

Wär'n gute Leute auf dem Schiff geweſen,

In Grund geſunken wär's mit Mann und Maus;
Dem Volk kann weder Waſſer bei, noch Feuer.
(Er ſieht ſich um.)
Wo kam der Waidmann hin, mit dem ich ſprach?
(Geht ab.)

Geſsler und Rudolph der Harras zu Pferd.

Geßler.

Sagt, was ihr wollt, ich bin des Kaiſers Diener
Und muß drauf denken, wie ich ihm gefalle.
Er hat mich nicht in's Land geſchickt, dem Volk
Zu ſchmeicheln und ihm ſanft zu thun — Gehorſam
Erwartet er; der Streit iſt, ob der Bauer
Soll Herr ſeyn in dem Lande oder der Kaiſer.

Armgart.

Jetzt iſt der Augenblick! Jetzt bring' ich's an!
(Nähert ſich furchtſam.)

Geßler.

Ich hab' den Hut nicht aufgeſteckt zu Altdorf
Des Scherzes wegen, oder um die Herzen
Des Volks zu prüfen; dieſe kenn' ich längſt.
Ich hab' ihn aufgeſteckt, daß ſie den Nacken
Mir lernen beugen, den ſie aufrecht tragen —
Das Unbequeme hab' ich hingepflanzt
Auf ihren Weg, wo ſie vorbeigehn müſſen,
Daß ſie drauf ſtoßen mit dem Aug', und ſich
Erinnern ihres Herrn, den ſie vergeſſen.

Rudolph.

Das Volk hat aber doch gewiſſe Rechte —

Geßler.

Die abzuwägen, iſt jetzt keine Zeit!

— Weitſicht'ge Dinge ſind im Werk und Werden;
Das Kaiſerhaus will wachſen; was der Vater
Glorreich begonnen, will der Sohn vollenden.
Dies kleine Volk iſt uns ein Stein im Weg —
So oder ſo — Es muß ſich unterwerfen.

(Sie wollen vorüber. Die Frau wirft ſich vor dem Landvogt nieder.)

Armgart.

Barmherzigkeit, Herr Landvogt! Gnade! Gnade!

Geßler.

Was dringt ihr euch auf offner Straße mir
In Weg — Zurück!

Armgart.

Mein Mann liegt im Gefängniß;
Die armen Waiſen ſchrein nach Brod — Habt Mitleid,
Geſtrenger Herr, mit unſerm großen Elend!

Rudolph.

Wer ſeyd ihr? Wer iſt euer Mann?

Armgart.

Ein armer
Wildheuer, guter Herr, vom Rigiberge,
Der über'm Abgrund weg das freie Gras
Abmähet von den ſchroffen Felſenwänden,
Wohin das Vieh ſich nicht getraut zu ſteigen —

Rudolph (zum Landvogt).

Bei Gott, ein elend und erbärmlich Leben! —
Ich bitt' euch, gebt ihn los den armen Mann!
Was er auch Schweres mag verſchuldet haben,
Strafe genug iſt ſein entſetzlich Handwerk.

(Zu der Frau.)
Euch ſoll Recht werden — Drinnen auf der Burg
Nennt eure Bitte — Hier iſt nicht der Ort.

Armgart.

Nein, nein, ich weiche nicht von dieſem Platz,
Bis mir der Vogt den Mann zurückgegeben!
Schon in den ſechsten Mond liegt er im Thurm,
Und harret auf den Richterſpruch vergebens.

Geßler.

Weib, wollt ihr mir Gewalt anthun? Hinweg!

Armgart.

Gerechtigkeit, Landvogt! Du biſt der Richter
Im Lande an des Kaiſers Statt und Gottes.
Thu' deine Pflicht! So du Gerechtigkeit
Vom Himmel hoffeſt, ſo erzeig' ſie uns!

Geßler.

Fort! Schafft das freche Volk mir aus den Augen!

Armgart

(greift in die Zügel des Pferdes).

Nein, nein, ich habe nichts mehr zu verlieren.
— Du kommſt nicht von der Stelle, Vogt, bis du
Mir Recht geſprochen — Falte deine Stirne,
Rolle die Augen, wie du willſt — Wir ſind
So grenzenlos unglücklich, daß wir nichts
Nach deinem Zorn mehr fragen —

Geßler.

Weib, mach' Platz,
Oder mein Roß geht über dich hinweg.

Armgart.

Laß es über mich dahin gehn — Da —

(Sie reißt ihre Kinder zu Boden und wirft ſich mit ihnen ihm in den Weg.)

Hier lieg' ich
Mit meinen Kindern — Laß die armen Waiſen
Von deines Pferdes Huf zertreten werden!
Es iſt das Aergſte nicht, was du gethan —

Rudolph.

Weib, ſeyd ihr raſend?

Armgart (heftiger fortfahrend).

Trateſt du doch längſt
Das Land des Kaiſers unter deine Füße!
— O ich bin nur ein Weib! Wär' ich ein Mann,
Ich wüßte wohl was Beſſeres, als hier
Im Staub zu liegen —

(Man hört die vorige Muſik wieder auf der Höhe des Wegs, aber gedämpft.)

Geßler.

Wo ſind meine Knechte?
Man reiße ſie von hinnen, oder ich
Vergeſſe mich und thue, was mich reuet.

Rudolph.

Die Knechte können nicht hindurch, o Herr!
Der Hohlweg iſt geſperrt durch eine Hochzeit.

Geßler.

Ein allzu milder Herrſcher bin ich noch
Gegen dies Volk — die Zungen ſind noch frei,
Es iſt noch nicht ganz, wie es ſoll, gebändigt —
Doch es ſoll anders werden, ich gelob' es,
Ich will ihn brechen, dieſen ſtarren Sinn,
Den kecken Geiſt der Freiheit will ich beugen.

Ein neu Geſetz will ich in dieſen Landen
Verkündigen — Ich will —

(Ein Pfeil durchbohrt ihn; er fährt mit der Hand an's Herz und will ſinken. Mit matter Stimme)

Gott ſey mir gnädig!

Rudolph.

Herr Landvogt — Gott! Was iſt das? Woher kam das?

Armgart (auffahrend).

Mord! Mord! Er taumelt, ſinkt! Er iſt getroffen!

Rudolph (ſpringt vom Pferde).

Welch gräßliches Ereigniß — Gott — Herr Ritter —
Ruft die Erbarmung Gottes an! — Ihr ſeyd
Ein Mann des Todes!

Geßler.

Das iſt Tells Geſchoß.

(Iſt vom Pferd herab dem Rudolph Harras in den Arm geglitten und wird auf der Bank niedergelaſſen.)

Tell

(erſcheint oben auf der Anhöhe des Felſen).

Du kennſt den Schützen, ſuche keinen andern!
Frei ſind die Hütten, ſicher iſt die Unſchuld
Vor dir, du wirſt dem Lande nicht mehr ſchaden.

(Verſchwindet von der Höhe. Volk ſtürzt herein.)

Stüſſi (voran).

Was gibt es hier? Was hat ſich zugetragen?

Armgart.

Der Landvogt iſt von einem Pfeil durchſchoſſen.

Volk (im Hereinſtürzen).

Wer iſt erſchoſſen?

(Indem die Vorderſten von dem Brautzug auf die Scene kommen, ſind die Hinterſten noch auf der Höhe, und die Muſik geht fort.)

Rudolph der Harras.

(Er verblutet ſich.)

Fort, ſchaffet Hülfe! Setzt dem Mörder nach!
— Verlorner Mann, ſo muß es mit dir enden;
Doch meine Warnung wollteſt du nicht hören!

Stüſſi.

Bei Gott! da liegt er bleich und ohne Leben!

Viele Stimmen.

Wer hat die That gethan?

Rudolph der Harras.

Raſ't dieſes Volk,
Daß es dem Mord Muſik macht? Laßt ſie ſchweigen?

(Muſik bricht plötzlich ab, es kommt noch mehr Volk nach.)

Herr Landvogt, redet, wenn ihr könnt — Habt ihr
Mir nichts mehr zu vertrauen?

(Geßler gibt Zeichen mit der Hand, die er mit Heftigkeit wiederholt, da ſie nicht gleich verſtanden werden.)

Wo ſoll ich hin?
— Nach Küßnacht? Ich verſteh' euch nicht — O werdet
Nicht ungeduldig — Laßt das Irdiſche!
Denkt jetzt, euch mit dem Himmel zu verſöhnen.

(Die ganze Hochzeitgeſellſchaft umſteht den Sterbenden mit einem fühlloſen Grauſen.)

Stüſſi.

Sieh', wie er bleich wird — Jetzt, jetzt tritt der Tod
Ihm an das Herz — die Augen ſind gebrochen.

Armgart

(hebt ein Kind empor).

Seht, Kinder, wie ein Wütherich verſcheidet!

Rudolph der Harras.

Wahnſinnige Weiber, habt ihr kein Gefühl,

Daß ihr den Blick an dieſem Schreckniß weidet?
— Helft — leget Hand an — Steht mir Niemand bei,
Den Schmerzenspfeil ihm aus der Bruſt zu ziehn?

Weiber (treten zurück).

Wir ihn berühren, welchen Gott geſchlagen!

Rudolph der Harras.

Fluch treff' euch und Verdammniß!

(Zieht das Schwert.)

Stüſſi (fällt ihm in den Arm).

Wagt es, Herr!
Eu'r Walten hat ein Ende. Der Tyrann
Des Landes iſt gefallen. Wir erdulden
Keine Gewalt mehr. Wir ſind freie Menſchen.

Alle (tumultuariſch).

Das Land iſt frei!

Rudolph der Harras.

Iſt es dahin gekommen?
Endet die Furcht ſo ſchnell und der Gehorſam?

(Zu den Waffenknechten, die hereindringen.)

Ihr ſeht die grauſenvolle That des Mords,
Die hier geſchehen — Hülfe iſt umſonſt —
Vergeblich iſt's, dem Mörder nachzuſetzen.
Uns drängen andre Sorgen — Auf, nach Küßnacht,
Daß wir dem Kaiſer ſeine Veſte retten!
Denn aufgelöst in dieſem Augenblick
Sind aller Ordnung, aller Pflichten Bande,
Und keines Mannes Treu' iſt zu vertrauen.

(Indem er mit den Waffenknechten abgeht, erſcheinen ſechs barmherzige Brüder.)

Armgart.

Platz! Platz! da kommen die barmherz'gen Brüder.

Stüſſi.

Das Opfer liegt — Die Raben ſteigen nieder.

Barmherzige Brüder

(ſchließen einen Halbkreis um den Todten, und ſingen in tiefem Ton).

Raſch tritt der Tod den Menſchen an;
Es iſt ihm keine Friſt gegeben;
Er ſtürzt ihn mitten in der Bahn,
Er reißt ihn fort vom vollen Leben.
Bereitet oder nicht, zu gehen,
Er muß vor ſeinen Richter ſtehen!

(Indem die letzten Zeilen wiederholt werden, fällt der Vorhang.)

Fünfter Aufzug.

Erſte Scene.

Oeffentlicher Platz bei Altdorf.

Im Hintergrunde rechts die Veſte Zwing Uri mit dem noch ſtehenden Baugerüſte, wie in der dritten Scene des erſten Aufzugs; links eine Ausſicht in viele Berge hinein, auf welchen allen Signalfeuer brennen. Es iſt eben Tagesanbruch, Glocken ertönen aus verſchiedenen Fernen.

Ruodi, **Kuoni**, **Werni**, **Meiſter Steinmetz** und viele andere **Landleute**, auch **Weiber** und **Kinder**.

Ruodi.

Seht ihr die Feu'rſignale auf den Bergen?

Steinmetz.

Hört ihr die Glocken drüben über'm Wald?

Ruodi.

Die Feinde ſind verjagt.

Steinmetz.

Die Burgen ſind erobert.

Ruodi.

Und wir im Lande Uri dulden noch
Auf unſerm Boden das Tyrannenſchloß?
Sind wir die Letzten, die ſich frei erklären?

Steinmetz.

Das Joch ſoll ſtehen, das uns zwingen wollte?
Auf, reißt es nieder!

Alle.

Nieder! nieder! nieder!

Ruodi.

Wo iſt der Stier von Uri?

Stier von Uri.

Hier. Was ſoll ich?

Ruodi.

Steigt auf die Hochwacht, blast in euer Horn,
Daß es weitſchmetternd in die Berge ſchalle
Und, jedes Echo in den Felſenklüften
Aufweckend, ſchnell die Männer des Gebirgs
Zuſammenrufe!

(Stier von Uri geht ab. Walther Fürſt kommt.)

Walther Fürſt.

Haltet, Freunde! Haltet!
Noch fehlt uns Kunde, was in Unterwalden
Und Schwyz geſchehen. Laßt uns Boten erſt
Erwarten.

Ruodi.

Was erwarten? Der Tyrann
Iſt todt, der Tag der Freiheit iſt erſchienen.

Steinmetz.

Iſt's nicht genug an dieſen flammenden Boten,
Die rings herum auf allen Bergen leuchten?

Ruodi.

Kommt Alle, kommt, legt Hand an, Männer und
Weiber!

Brecht das Gerüſte! Sprengt die Bogen! Reißt
Die Mauern ein! Kein Stein bleib' auf dem andern.

Steinmetz.

Geſellen, kommt! Wir haben's aufgebaut;
Wir wiſſen's zu zerſtören.

Alle.

Kommt, reißt nieder!

(Sie ſtürzen ſich von allen Seiten auf den Bau.)

Walther Fürſt.

Es iſt im Lauf. Ich kann ſie nicht mehr halten.

Melchthal und Baumgarten kommen.

Melchthal.

Was? Steht die Burg noch und Schloß Sarnen liegt
In Aſche und der Roßberg iſt gebrochen?

Walther Fürſt.

Seyd ihr es, Melchthal? Bringt ihr uns die Freiheit?
Sagt, ſind die Lande alle rein vom Feind?

Melchthal (umarmt ihn).

Rein iſt der Boden. Freut euch, alter Vater!
In dieſem Augenblicke, da wir reden,
Iſt kein Tyrann mehr in der Schweizer Land.

Walther Fürſt.

O ſprecht, wie wurdet ihr der Burgen mächtig?

Melchthal.

Der Rudenz war es, der das Sarner Schloß
Mit männlich kühner Wagethat gewann.
Den Roßberg hatt' ich Nachts vorher erſtiegen.
— Doch höret, was geſchah. Als wir das Schloß
Vom Feind geleert, nun freudig angezündet,
Die Flamme praſſelnd ſchon zum Himmel ſchlug,

Da ſtürzt der Diethelm, Geßlers Bub, hervor,
Und ruft, daß die Bruneckerin verbrenne.

Walther Fürſt.

Gerechter Gott!

(Man hört die Balken des Gerüſtes ſtürzen.)

Melchthal.

Sie war es ſelbſt, war heimlich
Hier eingeſchloſſen auf des Vogts Geheiß.
Raſend erhub ſich Rudenz — denn wir hörten
Die Balken ſchon, die feſten Pfoſten ſtürzen,
Und aus dem Rauch hervor den Jammerruf
Der Unglückſeligen.

Walther Fürſt.

Sie iſt gerettet?

Melchthal.

Da galt Geſchwindſeyn und Entſchloſſenheit!
— Wär' er nur unſer Edelmann geweſen,
Wir hätten unſer Leben wohl geliebt;
Doch er war unſer Eidgenoß, und Bertha
Ehrte das Volk — ſo ſetzten wir getroſt
Das Leben dran, und ſtürzten in das Feuer.

Walther Fürſt.

Sie iſt gerettet?

Melchthal.

Sie iſt's. Rudenz und ich,
Wir trugen ſie ſelbander aus den Flammen,
Und hinter uns fiel krachend das Gebälk.
— Und jetzt, als ſie gerettet ſich erkannte,
Die Augen aufſchlug zu dem Himmelslicht,
Jetzt ſtürzte mir der Freiherr an das Herz,

Und ſchweigend ward ein Bündniß jetzt beſchworen,
Das feſt gehärtet in des Feuers Glut
Beſtehen wird in allen Schickſalsproben —

Walther Fürſt.

Wo iſt der Landenberg?

Melchthal.

Ueber den Brünig.
Nicht lag's an mir, daß er das Licht der Augen
Davon trug, der den Vater mir geblendet.
Nach jagt' ich ihm, erreicht' ihn auf der Flucht,
Und riß ihn zu den Füßen meines Vaters.
Geſchwungen über ihn war ſchon das Schwert;
Von der Barmherzigkeit des blinden Greiſes
Erhielt er flehend das Geſchenk des Lebens.
Urphede ſchwur er, nie zurück zu kehren;
Er wird ſie halten; unſern Arm hat er
Gefühlt.

Walther Fürſt.

Wohl euch, daß ihr den reinen Sieg
Mit Blute nicht geſchändet!

Kinder

(eilen mit Trümmern des Gerüſtes über die Scene).

Freiheit! Freiheit!

(Das Horn von Uri wird mit Macht geblaſen.)

Walther Fürſt.

Seht, welch' ein Feſt! Des Tages werden ſich
Die Kinder ſpät als Greiſe noch erinnern.

(Mädchen bringen den Hut auf einer Stange getragen; die ganze Scene füllt ſich mit Volk an.)

Ruodi.

Hier iſt der Hut, dem wir uns beugen mußten.

Baumgarten.

Gebt uns Beſcheid, was damit werden ſoll.

Walther Fürſt.

Gott! Unter dieſem Hute ſtand mein Enkel!

Mehrere Stimmen.

Zerſtört das Denkmal der Tyrannenmacht!
In's Feuer mit ihm!

Walther Fürſt.

Nein, laßt ihn aufbewahren!
Der Tyrannei mußt' er zum Werkzeug dienen;
Er ſoll der Freiheit ewig Zeichen ſeyn!

(Die Landleute, Männer, Weiber und Kinder ſtehen und ſitzen auf den Balken des zerbrochenen Gerüſtes maleriſch gruppirt in einem großen Halbkreis umher.)

Melchthal.

So ſtehen wir nun fröhlich auf den Trümmern
Der Tyrannei, und herrlich iſt's erfüllt,
Was wir im Rütli ſchwuren, Eidgenoſſen!

Walther Fürſt.

Das Werk iſt angefangen, nicht vollendet.
Jetzt iſt uns Muth und feſte Eintracht noth,
Denn ſeyd gewiß, nicht ſäumen wird der König,
Den Tod zu rächen ſeines Vogts, und den
Vertriebnen mit Gewalt zurück zu führen.

Melchthal.

Er zieh' heran mit ſeiner Heeresmacht!
Iſt aus dem Innern doch der Feind verjagt;
Dem Feind von Außen wollen wir begegnen.

Ruodi.

Nur wen'ge Päſſe öffnen ihm das Land;
Die wollen wir mit unſern Leibern decken.

Baumgarten.

Wir ſind vereinigt durch ein ewig Band,
Und ſeine Heere ſollen uns nicht ſchrecken!

Röſſelmann und Stauffacher kommen.

Röſſelmann (im Eintreten).

Das ſind des Himmels furchtbare Gerichte.

Landleute.

Was gibt's?

Röſſelmann.

In welchen Zeiten leben wir!

Walther Fürſt.

Sagt an, was iſt's? Ha, ſeyd ihr's, Herr Werner?
Was bringt ihr uns?

Landleute.

Was gibt's?

Röſſelmann.

Hört und erſtaunt!

Stauffacher.

Von einer großen Furcht ſind wir befreit —

Röſſelmann.

Der Kaiſer iſt ermordet.

Walther Fürſt.

Gnäd'ger Gott!

(Landleute machen einen Aufſtand und umdrängen den Stauffacher.)

Alle.

Ermordet! Was? Der Kaiſer! Hört! Der Kaiſer!

Melchthal.

Nicht möglich! Woher kam euch dieſe Kunde?

Stauffacher.

Es iſt gewiß. Bei Bruck fiel König Albrecht
Durch Mörders Hand — ein glaubenswerther Mann,
Johannes Müller, bracht' es von Schaffhauſen.

Walther Fürſt.

Wer wagte ſolche grauenvolle That?

Stauffacher.

Sie wird noch grauenvoller durch den Thäter.
Es war ſein Neffe, ſeines Bruders Kind,
Herzog Johann von Schwaben, der's vollbrachte.

Melchthal.

Was trieb ihn zu der That des Vatermords?

Stauffacher.

Der Kaiſer hielt das väterliche Erbe
Dem ungeduldig Mahnenden zurück;
Es hieß, er denk' ihn ganz darum zu kürzen,
Mit einem Biſchofshut ihn abzufinden.
Wie dem auch ſey — der Jüngling öffnete
Der Waffenfreunde böſem Rath ſein Ohr,
Und mit den edeln Herrn von Eſchenbach,
Von Tegerfelden, von der Wart und Palm,
Beſchloß er, da er Recht nicht konnte finden,
Sich Rach' zu holen mit der eignen Hand.

Walther Fürſt.

O ſprecht, wie ward das Gräßliche vollendet?

Stauffacher.

Der König ritt herab vom Stein zu Baden,
Gen Rheinfeld, wo die Hofſtatt war, zu ziehn,

Mit ihm die Fürſten, **Hans** und **Leopold**,
Und ein Gefolge hochgeborner Herren.
Und als ſie kamen an die **Reuß**, wo man
Auf einer Fähre ſich läßt überſetzen,
Da drängten ſich die Mörder in das Schiff,
Daß ſie den Kaiſer vom Gefolge trennten.
Drauf als der Fürſt durch ein geackert Feld
Hinreitet — eine alte große Stadt
Soll drunter liegen aus der Heidenzeit —
Die alte Veſte Habsburg im Geſicht,
Wo ſeines Stammes Hoheit ausgegangen —
Stößt Herzog Hans den Dolch ihm in die Kehle,
Rudolph von Palm durchrennt ihn mit dem Speer,
Und Eſchenbach zerſpaltet ihm das Haupt,
Daß er herunterſinkt in ſeinem Blut,
Gemordet von dem Seinen, **auf** dem Seinen.
Am andern Ufer ſahen ſie die That,
Doch durch den Strom geſchieden, konnten ſie
Nur ein ohnmächtig Wehgeſchrei erheben;
Am Wege aber ſaß ein armes Weib;
In ihrem Schooß verblutete der Kaiſer.

Melchthal.

So hat er nur ſein frühes Grab gegraben,
Der unerſättlich Alles wollte haben!

Stauffacher.

Ein ungeheurer Schrecken iſt im Land umher,
Geſperrt ſind alle Päſſe des Gebirgs;
Jedweder Stand verwahret ſeine Grenzen;
Die alte Zürich ſelbſt ſchloß ihre Thore,
die dreißig Jahr lang offen ſtanden, zu,

Die Mörder fürchtend und noch mehr — die Rächer.
Denn mit des Bannes Fluch bewaffnet, kommt
Der Ungarn Königin, die ſtrenge Agnes,
Die nicht die Milde kennet ihres zarten
Geſchlechtes, des Vaters königliches Blut
Zu rächen an der Mörder ganzem Stamm,
An ihren Knechten, Kindern, Kindeskindern,
Ja, an den Steinen ihrer Schlöſſer ſelbſt.
Geſchworen hat ſie, ganze Zeugungen
Hinabzuſenden in des Vaters Grab,
In Blut ſich wie in Maienthau zu baden.

Melchthal.

Weiß man, wo ſich die Mörder hingeflüchtet?

Stauffacher.

Sie flohen alsbald nach vollbrachter That
Auf fünf verſchiednen Straßen auseinander,
Und trennten ſich, um nie ſich mehr zu ſehn —
Herzog Johann ſoll irren im Gebirge.

Walther Fürſt.

So trägt die Unthat ihnen keine Frucht!
Rache trägt keine Frucht! Sich ſelbſt iſt ſie
Die fürchterliche Nahrung, ihr Genuß
Iſt Mord, und ihre Sättigung das Grauſen.

Stauffacher.

Den Mördern bringt die Unthat nicht Gewinn;
Wir aber brechen mit der reinen Hand
Des blut'gen Frevels ſegenvolle Frucht.
Denn einer großen Furcht ſind wir entledigt:
Gefallen iſt der Freiheit größter Feind,
Und, wie verlautet, wird das Scepter gehn

Aus Habsburgs Haus zu einem andern Stamm;
Das Reich will ſeine Wahlfreiheit behaupten.

Walther Fürſt und **Mehrere.**

Vernahmt ihr was?

Stauffacher.

Der Graf von Luxemburg
Iſt von den mehrſten Stimmen ſchon bezeichnet.

Walther Fürſt.

Wohl uns, daß wir am Reiche treu gehalten;
Jetzt iſt zu hoffen auf Gerechtigkeit!

Stauffacher.

Dem neuen Herrn thun tapfre Freunde noth;
Er wird uns ſchirmen gegen Oeſtreichs Rache.

(Die Landleute umarmen einander.)

Sigriſt mit einem **Reichsboten.**

Sigriſt.

Hier ſind des Landes würd'ge Oberhäupter.

Rößelmann und **Mehrere.**

Sigriſt, was gibt's?

Sigriſt.

Ein Reichsbot' bringt dies Schreiben.

Alle (zu Walther Fürſt).

Erbrecht und leſet.

Walther Fürſt (lieſt).

„Den beſcheidnen Männern
„Von Uri, Schwytz und Unterwalden bietet
„Die Königin Elsbeth Gnad' und alles Gute.“

Viele Stimmen.

Was will die Königin? Ihr Reich iſt aus.

Walther Fürſt (lieſt).

„In ihrem großen Schmerz und Wittwenleid,
„Worein der blut'ge Hinſcheid ihres Herrn
„Die Königin verſetzt, gedenkt ſie noch
„Der alten Treu' und Lieb' der Schwytzerlande.“

Melchthal.

In ihrem Glück hat ſie das nie gethan.

Röſſelmann.

Still! Laſſet hören!

Walther Fürſt (lieſt).

„Und ſie verſieht ſich zu dem treuen Volk,
„Daß es gerechten Abſcheu werde tragen
„Vor den verfluchten Thätern dieſer That,
„Darum erwartet ſie von den drei Landen,
„Daß ſie den Mördern nimmer Vorſchub thun,
„Vielmehr getreulich dazu helfen werden,
„Sie auszuliefern in des Rächers Hand,
„Der Lieb' gedenkend und der alten Gunſt,
„Die ſie von Rudolphs Fürſtenhaus empfangen.“

(Zeichen des Unwillens unter den Landleuten.)

Viele Stimmen.

Der Lieb' und Gunſt!

Stauffacher.

Wir haben Gunſt empfangen von dem Vater;
Doch weſſen rühmen wir uns von dem Sohn?
Hat er den Brief der Freiheit uns beſtätigt,
Wie vor ihm alle Kaiſer doch gethan?
Hat er gerichtet nach gerechtem Spruch
Und der bedrängten Unſchuld Schutz verliehn?
Hat er auch nur die Boten wollen hören,

Die wir in unſrer Angſt zu ihm geſendet?
Nicht Eins von dieſem Allen hat der König
An uns gethan, und hätten wir nicht ſelbſt
Uns Recht verſchafft mit eigner muth'ger Hand,
Ihn rührte unſre Noth nicht an — Ihm Dank?
Nicht Dank hat er geſät in dieſen Thälern.
Er ſtand auf einem hohen Platz, er konnte
Ein Vater ſeiner Völker ſeyn; doch ihm
Gefiel es, nur zu ſorgen für die Seinen:
Die er gemehrt hat, mögen um ihn weinen!

Walther Fürſt.

Wir wollen nicht frohlocken ſeines Falls,
Nicht des empfangnen Böſen jetzt gedenken,
Fern ſey's von uns! Doch, daß wir rächen ſollten
Des Königs Tod, der nie uns Gutes that,
Und die verfolgen, die uns nie betrübten,
Das ziemt uns nicht und will uns nicht gebühren.
Die Liebe will ein freies Opfer ſeyn;
Der Tod entbindet von erzwungnen Pflichten;
— Ihm haben wir nichts weiter zu entrichten.

Melchthal.

Und weint die Königin in ihrer Kammer,
Und klagt ihr wilder Schmerz den Himmel an,
So ſeht ihr hier ein angſtbefreites Volk
Zu eben dieſem Himmel dankend flehn —
Wer Thränen ernten will, muß Liebe ſäen.

(Reichsbote geht ab.)

Stauffacher (zu dem Volk).

Wo iſt der Tell? Soll er allein uns fehlen,
Der unſrer Freiheit Stifter iſt? Das Größte

Hat er gethan, das Härteſte erduldet.
Kommt Alle, kommt, nach ſeinem Haus zu wallen,
Und rufet Heil dem Retter von uns Allen.
(Alle gehen ab.)

Zweite Scene.

Tells Hausflur.

Ein Feuer brennt auf dem Herd. Die offenſtehende Thüre zeigt in's Freie.

Hedwig. Walther und **Wilhelm.**

Hedwig.

Heut' kommt der Vater. Kinder, liebe Kinder!
Er lebt, iſt frei, und wir ſind frei und Alles!
Und euer Vater iſt's, der's Land gerettet.

Walther.

Und ich bin auch dabei geweſen, Mutter!
Mich muß man auch mit nennen. Vaters Pfeil
Ging mir am Leben hart vorbei und ich
Hab' nicht gezittert.

Hedwig (umarmt ihn).

Ja, du biſt mir wieder
Gegeben! Zweimal hab' ich dich geboren!
Zweimal litt ich den Mutterſchmerz um dich!
Es iſt vorbei — Ich hab' euch Beide, Beide!
Und heute kommt der liebe Vater wieder!
(Ein Mönch erſcheint an der Hausthür.)

Wilhelm.

Sieh, Mutter, ſieh — dort ſteht ein frommer Bruder;
Gewiß wird er um eine Gabe flehn.

Hedwig.

Führ' ihn herein, damit wir ihn erquicken;
Er fühl's, daß er in's Freudenhaus gekommen.

(Geht hinein und kommt bald mit einem Becher wieder.)

Wilhelm (zum Mönch).

Kommt, guter Mann! die Mutter will euch laben.

Walther.

Kommt, ruht euch aus und geht geſtärkt von dannen.

Mönch

(ſcheu umherblickend, mit zerſtörten Zügen).

Wo bin ich? Saget an, in welchem Lande?

Walther.

Seyd ihr verirret, daß ihr das nicht wißt?
Ihr ſeyd zu Bürglen, Herr, im Lande Uri,
Wo man hineingeht in das Schächenthal.

Mönch

(zu Hedwig, welche zurückkommt).

Seyd ihr allein? Iſt euer Herr zu Hauſe?

Hedwig.

Ich erwart' ihn eben — doch was iſt euch, Mann?
Ihr ſeht nicht aus, als ob ihr Gutes brächtet.
— Wer ihr auch ſeyd, ihr ſeyd bedürftig, nehmt!

(Reicht ihm den Becher.)

Mönch.

Wie auch mein lechzend Herz nach Labung ſchmachtet,
Nichts rühr' ich an, bis ihr mir zugeſagt —

Hedwig.

Berührt mein Kleid nicht, tretet mir nicht nah,
Bleibt ferne ſtehn, wenn ich euch hören ſoll.

Mönch.

Bei dieſem Feuer, das hier gaſtlich lodert,
Bei eurer Kinder theurem Haupt, das ich
Umfaſſe —

(Ergreift die Knaben.)

Hedwig.

Mann, was ſinnet ihr? Zurück
Von meinen Kindern! — Ihr ſeyd kein Mönch! ihr ſeyd
Es nicht! Der Friede wohnt in dieſem Kleide;
In euren Zügen wohnt der Friede nicht.

Mönch.

Ich bin der unglückſeligſte der Menſchen.

Hedwig.

Das Unglück ſpricht gewaltig zu dem Herzen;
Doch euer Blick ſchnürt mir das Innre zu.

Walther (aufſpringend).

Mutter, der Vater!

(Eilt hinaus.)

Hedwig.

O mein Gott!

(Will nach, zittert und hält ſich an.)

Wilhelm (eilt nach).

Der Vater!

Walther (draußen).

Da biſt du wieder!

Wilhelm (draußen).

Vater, lieber Vater!

Tell (draußen).

Da bin ich wieder — Wo iſt eure Mutter?

(Treten herein.)

Walther.

Da ſteht ſie an der Thür und kann nicht weiter,
So zittert ſie vor Schrecken und vor Freude.

Tell.

O Hedwig! Hedwig! Mutter meiner Kinder!
Gott hat geholfen — uns trennt kein Tyrann mehr.

Hedwig (an ſeinem Halſe).

O Tell! Tell! welche Angſt litt ich um dich!

(Mönch wird aufmerkſam.)

Tell.

Vergiß ſie jetzt und lebe nur der Freude!
Da bin ich wieder! Das iſt meine Hütte!
Ich ſtehe wieder auf dem Meinigen!

Wilhelm.

Wo aber haſt du deine Armbruſt, Vater?
Ich ſeh' ſie nicht.

Tell.

Du wirſt ſie nie mehr ſehn.
An heil'ger Stätte iſt ſie aufbewahrt;
Sie wird hinfort zu keiner Jagd mehr dienen.

Hedwig.

O Tell! Tell!

(Tritt zurück, läßt ſeine Hand los.)

Tell.

Was erſchreckt dich, liebes Weib?

Hedwig.

Wie — wie kommſt du mir wieder? — Dieſe Hand
— Darf ich ſie faſſen? — Dieſe Hand — O Gott!

Tell (herzlich und muthig).

Hat euch vertheidigt und das Land gerettet;
Ich darf ſie frei hinauf zum Himmel heben.

(Mönch macht eine raſche Bewegung, er erblickt ihn.)

Wer iſt der Bruder hier?

Hedwig.

Ach, ich vergaß ihn!
Sprich du mit ihm; mir graut in ſeiner Nähe.

Mönch (tritt näher).

Seyd ihr der Tell, durch den der Landvogt fiel?

Tell.

Der bin ich, ich verberg' es keinem Menſchen.

Mönch.

Ihr ſeyd der Tell! Ach, es iſt Gottes Hand,
Die unter euer Dach mich hat geführt.

Tell (mißt ihn mit den Augen).

Ihr ſeyd kein Mönch! Wer ſeyd ihr?

Mönch.

Ihr erſchlugt
Den Landvogt, der euch Böſes that — Auch ich
Hab' einen Feind erſchlagen, der mir Recht
Verſagte — Er war euer Feind, wie meiner —
Ich hab' das Land von ihm befreit.

Tell (zurückfahrend).

Ihr ſeyd —
Entſetzen! — Kinder! Kinder, geht hinein.

Geh, liebes Weib! Geh! geh! — Unglücklicher!
Ihr wäret —

Hedwig.

Gott, wer iſt es?

Tell.

Frage nicht!
Fort! fort! Die Kinder dürfen es nicht hören.
Geh aus dem Hauſe — weit hinweg — Du darfſt
Nicht unter einem Dach mit dieſem wohnen.

Hedwig.

Weh mir, was iſt das? Kommt!

(Geht mit den Kindern.)

Tell (zu dem Mönch).

Ihr ſeyd der Herzog
Von Oeſterreich — Ihr ſeyd's! Ihr habt den Kaiſer
Erſchlagen, euern Ohm und Herrn.

Johannes Parricida.

Er war
Der Räuber meines Erbes.

Tell.

Euern Ohm
Erſchlagen, euern Kaiſer! Und euch trägt
Die Erde noch! euch leuchtet noch die Sonne!

Parricida.

Tell, hört mich, eh' ihr —

Tell.

Von dem Blute triefend
Des Vatermordes und des Kaiſermords,
Wagſt du zu treten in mein reines Haus?
Du wagſt's, dein Antlitz einem guten Menſchen
Zu zeigen und das Gaſtrecht zu begehren?

Parricida.

Bei euch hofft' ich Barmherzigkeit zu finden;
Auch ihr nahmt Rach' an eurem Feind.

Tell.

Unglücklicher!
Darfſt du der Ehrſucht blut'ge Schuld vermengen
Mit der gerechten Nothwehr eines Vaters?
Haſt du der Kinder liebes Haupt vertheidigt?
Des Herdes Heiligthum beſchützt? Das Schrecklichſte,
Das Letzte von den Deinen abgewehrt?
— Zum Himmel heb' ich meine reinen Hände,
Verfluche dich und deine That — Gerächt
Hab' ich die heilige Natur, die du
Geſchändet — Nichts theil' ich mit dir — Gemordet
Haſt du, ich hab' mein Theuerſtes vertheidigt.

Parricida.

Ihr ſtoßt mich von euch, troſtlos, in Verzweiflung?

Tell.

Mich faßt ein Grauſen, da ich mit dir rede.
Fort! Wandle deine fürchterliche Straße!
Laß rein die Hütte, wo die Unſchuld wohnt!

Parricida (wendet ſich zu gehen).

So kann ich, und ſo will ich nicht mehr leben!

Tell.

Und doch erbarmt mich deiner — Gott des Himmels!
So jung, von ſolchem adeligen Stamm,
Der Enkel Rudolphs, meines Herrn und Kaiſers,
Als Mörder flüchtig, hier an meiner Schwelle,
Des armen Mannes — flehend und verzweifelnd —

(Verhüllt ſich das Geſicht.)

Parricida.

O wenn ihr weinen könnt, laßt mein Geſchick
Euch jammern; es iſt fürchterlich — Ich bin
Ein Fürſt — ich war's — ich konnte glücklich werden,
Wenn ich der Wünſche Ungeduld bezwang.
Der Neid zernagte mir das Herz — Ich ſah
Die Jugend meines Vetters Leopold
Gekrönt mit Ehre und mit Land belohnt,
Und mich, der gleiches Alters mit ihm war,
In ſklaviſcher Unmündigkeit gehalten —

Tell.

Unglücklicher, wohl kannte dich dein Ohm,
Da er dir Land und Leute weigerte!
Du ſelbſt mit raſcher wilder Wahnſinnsthat
Rechtfertigſt furchtbar ſeinen weiſen Schluß.
— Wo ſind die blut'gen Helfer deines Mords?

Parricida.

Wohin die Rachegeiſter ſie geführt;
Ich ſah ſie ſeit der Unglücksthat nicht wieder.

Tell.

Weißt du, daß dich die Acht verfolgt, daß du
Dem Freund verboten und dem Feind erlaubt?

Parricida.

Darum vermeid' ich alle offne Straßen;
An keine Hütte wag' ich anzupochen —
Der Wüſte kehr' ich meine Schritte zu;
Mein eignes Schreckniß irr' ich durch die Berge,
Und fahre ſchaudernd vor mir ſelbſt zurück,
Zeigt mir ein Bach mein unglückſelig Bild.
O wenn ihr Mitleid fühlt und Menſchlichkeit —
(Fällt vor ihm nieder.)

Tell (abgewendet).

Steht auf! Steht auf!

Parricida.

Nicht, bis ihr mir die Hand gereicht zur Hülfe.

Tell.

Kann ich euch helfen? Kann's ein Menſch der Sünde?
Doch ſtehet auf — Was ihr auch Gräßliches
Verübt — Ihr ſeyd ein Menſch — Ich bin es auch —
Vom Tell ſoll Keiner ungetröſtet ſcheiden —
Was ich vermag, das will ich thun.

Parricida.

(aufſpringend und ſeine Hand mit Heftigkeit ergreifend).

O Tell!
Ihr rettet meine Seele von Verzweiflung.

Tell.

Laßt meine Hand los — Ihr müßt fort. Hier könnt
Ihr unentdeckt nicht bleiben, könnt entdeckt
Auf Schutz nicht rechnen — Wo gedenkt ihr hin?
Wo hofft ihr Ruh' zu finden?

Parricida.

Weiß ich's? Ach!

Tell.

Hört, was mir Gott in's Herz gibt — Ihr müßt fort
In's Land Italien, nach Sankt Peters Stadt!
Dort werft ihr euch dem Papſt zu Füßen, beichtet
Ihm eure Schuld und löſet eure Seele!

Parricida.

Wird er mich nicht dem Rächer überliefern?

Tell.

Was er euch thut, das nehmet an von Gott.

Parricida.

Wie komm' ich in das unbekannte Land?
Ich bin des Wegs nicht kundig, wage nicht
Zu Wanderern die Schritte zu geſellen.

Tell.

Den Weg will ich euch nennen, merket wohl!
Ihr ſteigt hinauf, dem Strom der Reuß entgegen,
Die wildes Laufes von dem Berge ſtürzt —

Parricida (erſchrickt).

Seh' ich die Reuß? Sie floß bei meiner That.

Tell.

Am Abgrund geht der Weg und viele Kreuze
Bezeichnen ihn, errichtet zum Gedächtniß
Der Wanderer, die die Lawine begraben.

Parricida.

Ich fürchte nicht die Schrecken der Natur,
Wenn ich des Herzens wilde Qualen zähme.

Tell.

Vor jedem Kreuze fallet hin und büßet
Mit heißen Reuethränen eure Schuld —
Und ſeyd ihr glücklich durch die Schreckensſtraße,
Sendet der Berg nicht ſeine Windeswehen
Auf euch herab von dem beeisten Joch,
So kommt ihr auf die Brücke, welche ſtäubet.
Wenn ſie nicht einbricht unter eurer Schuld,
Wenn ihr ſie glücklich hinter euch gelaſſen,
So reißt ein ſchwarzes Felſenthor ſich auf;
Kein Tag hat's noch erhellt — da geht ihr durch,

Es führt euch in ein heitres Thal der Freude —
Doch ſchnellen Schrittes müßt ihr vorüber eilen;
Ihr dürft nicht weilen, wo die Ruhe wohnt.

Parricida.

O Rudolph! Rudolph! Königlicher Ahn!
So zieht dein Enkel ein auf deines Reiches Boden!

Tell.

So immer ſteigend kommt ihr auf die Höhen
Des Gotthardts, wo die ew'gen Seen ſind,
Die von des Himmels Strömen ſelbſt ſich füllen.
Dort nehmt ihr Abſchied von der deutſchen Erde,
Und muntern Laufs führt euch ein andrer Strom
In's Land Italien hinab, euch das gelobte —

(Man hört den Kuhreihen von vielen Alphörnern geblaſen.)

Ich höre Stimmen. Fort!

Hedwig (eilt herein).

Wo biſt du, Tell?
Der Vater kommt! Es nahn in frohem Zug
Die Eidgenoſſen alle —

Parricida (verhüllt ſich).

Wehe mir!
Ich darf nicht weilen bei den Glücklichen.

Tell.

Geh, liebes Weib. Erfriſche dieſen Mann!
Belad' ihn reich mit Gaben; denn ſein Weg
Iſt weit und keine Herberg' findet er.
Eile! Sie nahn.

Hedwig.

Wer iſt er?

Tell.

Forſche nicht!
Und wenn er geht, ſo wende deine Augen,
Daß ſie nicht ſehen, welchen Weg er wandelt!

(Parricida geht auf den Tell zu mit einer raſchen Bewegung; dieſer aber bedeutet ihn mit der Hand und geht. Wenn Beide zu verſchiedenen Seiten abgegangen, verändert ſich der Schauplatz, und man ſieht in der

Letzten Scene

den ganzen Thalgrund vor Tells Wohnung, nebſt den Anhöhen, welche ihn einſchließen, mit Landleuten beſetzt, welche ſich zu einem Ganzen gruppiren. Andre kommen über einen hohen Steg, der über den Schächen führt, gezogen. Walther Fürſt mit den beiden Knaben, Melchthal und Stauffacher kommen vorwärts; Andre drängen nach; wie Tell heraustritt, empfangen ihn Alle mit lautem Frohlocken.)

Alle.

Es lebe Tell! der Schütz und der Erretter!

(Indem ſich die Vorderſten um den Tell drängen und ihn umarmen, erſcheinen noch Rudenz und Bertha, jener die Landleute, dieſe die Hedwig umarmend. Die Muſik vom Berge begleitet dieſe ſtumme Scene. Wenn ſie geendigt, tritt Bertha in die Mitte des Volks.)

Bertha.

Landleute! Eidgenoſſen! Nehmt mich auf
In euren Bund, die erſte Glückliche
Die Schutz gefunden in der Freiheit Land.
In eure tapfre Hand leg' ich mein Recht.
Wollt ihr als eure Bürgerin mich ſchützen?

Landleute.

Das wollen wir mit Gut und Blut.

Bertha.

Wohlan!
So reich' ich dieſem Jüngling meine Rechte,
Die freie Schweizerin dem freien Mann!

Rudenz.

Und frei erklär' ich alle meine Knechte.

(Indem die Muſik von Neuem raſch einfällt, fällt der Vorhang.)

Die
Huldigung der Künste.

Ein lyriſches Spiel.

Ihrer Kaiſerlichen Hoheit der Frau Erbprinzeſſin
von Weimar,

Maria Paulowna,

Groſsfürſtin von Ruſsland,

in Ehrfurcht gewidmet,

und dargeſtellt auf dem Hoftheater zu Weimar am
12. November 1804.

Perſonen.

Vater.
Mutter.
Jüngling.
Mädchen.
Chor von Landleuten.
Genius.
Die ſieben Künſte.

Die Huldigung der Künſte.

Die Scene iſt eine freie ländliche Gegend; in der Mitte ein Orangenbaum, mit Früchten beladen und mit Bändern geſchmückt. **Landleute** ſind eben beſchäftigt, ihn in die Erde zu pflanzen, indem die **Mädchen** und **Kinder** ihn zu beiden Seiten an Blumenketten halten.

Vater.

Wachſe, wachſe, blühender Baum
Mit der goldnen Früchtekrone,
Den wir aus der fremden Zone
Pflanzen in dem heimiſchen Raum!
Fülle ſüßer Früchte beuge
Deine immer grünen Zweige!

Alle Landleute.

Wachſe, wachſe, blühender Baum,
Strebend in den Himmelsraum!

Jüngling.

Mit der duft'gen Blüthe paare
Prangend ſich die goldne Frucht!
Stehe in dem Sturm der Jahre,
Daure in der Zeiten Flucht.

Alle.
Stehe in dem Sturm der Jahre,
Daure in der Zeiten Flucht.

Mutter.
Nimm ihn auf, o heil'ge Erde,
Nimm den zarten Fremdling ein!
Führer der gefleckten Herde,
Hoher Flurgott, pflege ſein!

Mädchen.
Pflegt ihn, zärtliche Dryaden!
Schütz' ihn, ſchütz' ihn, Vater Pan!
Und ihr freien Oreaden,
Daß ihm keine Wetter ſchaden,
Feſſelt alle Stürme an!

Alle.
Pflegt ihn, zärtliche Dryaden!
Schütz' ihn, ſchütz' ihn, Vater Pan!

Jüngling.
Lächle dir der warme Aether
Ewig klar und ewig blau!
Sonne, gib ihm deine Strahlen!
Erde, gib ihm deinen Thau!

Alle.
Sonne gib ihm deine Strahlen!
Erde, gib ihm deinen Thau!

Vater.
Freude, Freude, neues Leben
Mögſt du jedem Wandrer geben;
Denn die Freude pflanzte dich.

Mögen deine Nektargaben
Noch den ſpätſten Enkel laben,
Und erquicket ſegn' er dich!

Alle.

Freude, Freude, neues Leben
Mögſt du jedem Wandrer geben;
Denn die Freude pflanzte dich.

(Sie tanzen in einem bunten Reihen um den Baum. Die Muſik des Orcheſters begleitet ſie und geht allmählig in einen edlern Styl über, während daß man im Hintergrunde den Genius mit den ſieben Göttinnen herabſteigen ſieht. Die Landleute ziehen ſich nach beiden Seiten der Bühne, indem der Genius in die Mitte tritt und die drei bildenden Künſte ſich zu ſeiner Rechten, die vier redenden und muſikaliſchen ſich zu ſeiner Linken ſtellen.)

Chor der Künſte.

Wir kommen von fernher,
Wir wandern und ſchreiten
Von Völkern zu Völkern,
Von Zeiten zu Zeiten;
Wir ſuchen auf Erden ein bleibendes Haus.
Um ewig zu wohnen
Auf ruhigen Thronen,
In ſchaffender Stille,
In wirkender Fülle,
Wir wandern und ſuchen und finden's nicht aus.

Jüngling.

Sieh, wer ſind ſie, die hier nahen,
Eine göttergleiche Schaar!
Bilder, wie wir nie ſie ſahen;
Es ergreift mich wunderbar.

Genius.

Wo die Waffen erklirren
Mit eiſernem Klang,
Wo der Haß und der Wahn die Herzen verwirren,
Wo die Menſchen wandeln im ewigen Irren,
Da wenden wir flüchtig den eilenden Gang.

Chor der Künſte.

Wir haſſen die Falſchen,
Die Götterverächter;
Wir ſuchen der Menſchen
Aufricht'ge Geſchlechter;
Wo kindliche Sitten
Uns freundlich empfahn,
Da bauen wir Hütten,
Und ſiedeln uns an!

Mädchen.

Wie wird mir auf einmal!
Wie iſt mir geſchehn!
Es zieht mich zu ihnen mit dunkeln Gewalten;
Es ſind mir bekannte, geliebte Geſtalten,
Und weiß doch, ich habe ſie niemals geſehn!

Alle Landleute.

Wie wird mir auf einmal!
Wie iſt mir geſchehn!

Genius.

Aber ſtill! Da ſeh' ich Menſchen,
Und ſie ſcheinen doch beglückt;
Reich mit Bändern und mit Kränzen,
Feſtlich iſt der Baum geſchmückt.

— Sind dies nicht der Freude Spuren?
Redet! was begibt ſich hier?

Vater.

Hirten ſind wir dieſer Fluren,
Und ein Feſt begehen wir.

Genius.

Welches Feſt? O laſſet hören!

Mutter.

Unſrer Königin zu Ehren,
Der Erhabnen, Gütigen,
Die in unſer ſtilles Thal
Niederſtieg, uns zu beglücken,
Aus dem hohen Kaiſerſaal.

Jüngling.

Sie, die alle Reize ſchmücken,
Gütig, wie der Sonne Strahl.

Genius.

Warum pflanzt ihr dieſen Baum?

Jüngling.

Ach, Sie kommt aus fernem Land,
Und Ihr Herz blickt in die Ferne!
Feſſeln möchten wir Sie gerne
An das neue Vaterland.

Genius.

Darum grabt ihr dieſen Baum
Mit den Wurzeln in die Erde,
Daß die Hohe heimiſch werde
In dem neuen Vaterland?

Mädchen.

Ach, ſo viele zarte Bande

Ziehen Sie zum Jugendlande!
Alles, was Sie dort verließ,
Ihrer Kindheit Paradies,
Und den heil'gen Schooß der Mutter,
Und das große Herz der Brüder,
Und der Schweſtern zarte Bruſt —
Können wir es Ihr erſetzen?
Iſt ein Preis in der Natur
Solchen Freuden, ſolchen Schätzen?

Genius.

Liebe greift auch in die Ferne,
Liebe feſſelt ja kein Ort.
Wie die Flamme nicht verarmet,
Zündet ſich an ihrem Feuer
Eine andre wachſend fort —
Was Sie Theures dort beſeſſen,
Unverloren bleibt es Ihr;
Hat Sie Liebe dort verlaſſen,
Findet Sie die Liebe hier.

Mutter.

Ach, Sie tritt aus Marmorhallen,
Aus dem goldnen Saal der Pracht.
Wird die Hohe Sich gefallen,
Hier wo über freien Auen
Nur die goldne Sonne lacht?

Genius.

Hirten, euch iſt nicht gegeben,
In ein ſchönes Herz zu ſchauen!
Wiſſet, ein erhabner Sinn

Legt das Große in das Leben,
Und er ſucht es nicht darin.

Jüngling.

O ſchöne Fremdlinge! lehrt uns Sie binden,
O lehret uns, Ihr wohlgefällig ſeyn!
Gern wollten wir Ihr duft'ge Kränze winden,
Und führten Sie in unſre Hütten ein!

Genius.

Ein ſchönes Herz hat bald ſich heim gefunden;
Es ſchafft ſich ſelbſt, ſtill wirkend, ſeine Welt.
Und wie der Baum ſich in die Erde ſchlingt
Mit ſeiner Wurzeln Kraft und feſt ſich kettet,
So rankt das Edle ſich, das Treffliche,
Mit ſeinen Thaten an das Leben an.
Schnell knüpfen ſich der Liebe zarte Bande,
Wo man beglückt, iſt man im Vaterlande.

Alle Landleute.

O ſchöner Fremdling! ſag', wie wir Sie binden,
Die Herrliche in unſern ſtillen Gründen?

Genius.

Es iſt gefunden ſchon das zarte Band;
Nicht Alles iſt Ihr fremd in dieſem Land:
Mich wird Sie wohl und mein Gefolge kennen,
Wenn wir uns Ihr verkündigen und nennen.

(Hier tritt der Genius bis an's Proſcenium, die ſieben Göttinnen thun das Gleiche, ſo daß ſie ganz vorn einen Halbkreis bilden. In dem Augenblick, wo ſie vortreten, enthüllen ſie ihre Attribute, die ſie bis jetzt unter den Gewändern verborgen gehalten.)

Genius (gegen die Fürſtin).

Ich bin der ſchaffende Genius des Schönen,
Und, die mir folget, iſt der Künſte Schaar.
Wir ſind's, die alle Menſchenwerke krönen,
Wir ſchmücken den Pallaſt und den Altar.
Längſt wohnten wir bei Deinem Kaiſerſtamme
Und Sie, die Herrliche, die Dich gebar,
Sie nährt uns ſelbſt die heil'ge Opferflamme
Mit reiner Hand auf Ihrem Hausaltar.
Wir ſind Dir nachgefolgt, von Ihr geſendet:
Denn alles Glück wird nur durch uns vollendet.

Architektur

(mit einer Mauerkrone auf dem Haupt, ein goldnes Schiff in der Rechten).

Mich ſahſt Du thronen an der Newa Strom!
Dein großer Ahnherr rief mich nach dem Norden,
Und dort erbaut' ich ihm ein zweites Rom;
Durch mich iſt es ein Kaiſerſitz geworden.
Ein Paradies der Herrlichkeit und Größe
Stieg unter meiner Zauberruthe Schlag.
Jetzt rauſcht des Lebens luſtiges Getöſe,
Wo vormals nur ein düſtrer Nebel lag;
Die ſtolze Flottenrüſtung ſeiner Maſte
Erſchreckt den alten Belt in ſeinem Meer-Pallaſte.

Sculptur

(mit einer Victoria in der Hand).

Auch mich haſt Du mit Staunen oft geſehen,
Die ernſte Bildnerin der alten Götterwelt.
Auf einen Felſen — er wird ewig ſtehen —

Hab' ich ſein groſſes Heldenbild geſtellt;
Und dieſes Siegesbild, das ich erſchaffen,
(die Victoria zeigend).
Dein hoher Bruder ſchwingt's in mächt'ger Hand;
Es fliegt einher vor Alexanders Waffen,
Er hat's auf ewig an ſein Heer gebannt;
Ich kann aus Thon nur Lebenloſes bilden;
Er ſchafft ſich ein geſittet Volk aus Wilden.

Malerei.

Auch mich, Erhabne! wirſt Du nicht verkennen,
Die heitre Schöpferin der täuſchenden Geſtalt.
Von Leben blitzt es und die Farben brennen
Auf meinem Tuch mit glühender Gewalt.
Die Sinne weiß ich lieblich zu betrügen,
Ja, durch die Augen täuſch' ich ſelbſt das Herz;
Mit des Geliebten nachgeahmten Zügen
Verſüß' ich oft der Sehnſucht bittern Schmerz.
Die ſich getrennt nach Norden und nach Süden,
Sie haben mich — und ſind nicht ganz geſchieden.

Poeſie.

Mich hält kein Band, mich feſſelt keine Schranke;
Frei ſchwing' ich mich durch alle Räume fort.
Mein unermeßlich Reich iſt der Gedanke,
Und mein geflügelt Werkzeug iſt das Wort.
Was ſich bewegt im Himmel und auf Erden,
Was die Natur tief im Verborgnen ſchafft,
Muß mir entſchleiert und entſiegelt werden,
Denn nichts beſchränkt die freie Dichterkraft;
Doch Schönres find' ich nichts, wie lang ich wähle,
Als in der ſchönen Form — die ſchöne Seele.

Muſik (mit der Leyer).

Der Töne Macht, die aus den Saiten quillet,
Du kennſt ſie wohl, Du übſt ſie mächtig aus.
Was ahnungsvoll den tiefen Buſen füllet,
Es ſpricht ſich nur in meinen Tönen aus;
Ein holder Zauber ſpielt um Deine Sinnen.
Ergieß' ich meinen Strom von Harmonien;
In ſüßer Wehmuth will das Herz zerrinnen,
Und von den Lippen will die Seele fliehn;
Und ſetz' ich meine Leiter an von Tönen,
Ich trage Dich hinauf zum höchſten Schönen.

Tanz (mit der Cimbale).

Das hohe Göttliche, es ruht in ernſter Stille;
Mit ſtillem Geiſt will es empfunden ſeyn.
Das Leben regt ſich gern in üpp'ger Fülle;
Die Jugend will ſich äußern, will ſich freun.
Die Freude führ' ich an der Schönheit Zügel,
Die gern die zarten Grenzen übertritt;
Dem ſchweren Körper geb' ich Zephyrs Flügel;
Das Gleichmaaß leg' ich in des Tanzes Schritt.
Was ſich bewegt, lenk' ich mit meinem Stabe:
Die Grazie iſt meine ſchöne Gabe.

Schauſpielkunſt (mit einer Doppelmaske).

Ein Janusbild laſſ' ich vor Dir erſcheinen:
Die Freude zeigt es hier und hier den Schmerz.
Die Menſchheit wechſelt zwiſchen Luſt und Weinen
Und mit dem Ernſte gattet ſich der Scherz.
Mit allen ſeinen Tiefen, ſeinen Höhen,
Roll' ich das Leben ab vor Deinem Blick.

Wenn Du das große Spiel der Welt geſehen
So kehrſt Du reicher in Dich ſelbſt zurück;
Denn wer den Sinn auf's Ganze hält gerichtet,
Dem iſt der Streit in ſeiner Bruſt geſchlichtet.

Genius.

Und alle, die wir hier vor Dir erſcheinen,
Der hohen Künſte heil'ger Götterkreis,
Sind wir bereit, o Fürſtin, Dir zu dienen.
Gebiete Du, und ſchnell auf Dein Geheiß,
Wie Thebens Mauer bei der Leyer Tönen,
Belebt ſich der empfindungsloſe Stein,
Entfaltet ſich Dir eine Welt des Schönen.

Architektur.

Die Säule ſoll ſich an die Säule reihn.

Sculptur.

Der Marmor ſchmelzen unter Hammers Schlägen.

Malerei.

Das Leben friſch ſich auf der Leinwand regen.

Muſik.

Der Strom der Harmonieen Dir erklingen.

Tanz.

Der leichte Tanz den muntern Reigen ſchlingen.

Schauſpielkunſt.

Die Welt ſich Dir auf dieſer Bühne ſpiegeln.

Poeſie.

Die Phantaſie auf ihren mächt'gen Flügeln
Dich zaubern in das himmliſche Gefild!

Malerei.

Und wie der Iris ſchönes Farbenbild
Sich glänzend aufbaut aus der Sonne Strahlen,

So wollen wir mit ſchön vereintem Streben,
Der hohen Schönheit ſieben heil'ge Zahlen,
Dir, Herrliche, den Lebensteppich weben!

Alle Künſte (ſich umfaſſend).

Denn aus der Kräfte ſchön vereintem Streben
Erhebt ſich, wirkend, erſt das wahre Leben.

* * *

Macbeth.

Ein Trauerſpiel

von

Shakeſpeare,

zur Vorſtellung auf dem Hoftheater zu Weimar eingerichtet.

Perſonen.

Dunkan, König von Schottland.
Malcolm,
Donalbain, } ſeine Söhne.
Macbeth,
Banquo, } ſeine Feldherren.
Macduff,
Roſſe,
Angus,
Lenox, } ſchottiſche Edelleute.
Fleance, Banquo's Sohn.
Seiward, Feldherr der Engländer.
Sein Sohn.
Seiton, Macbeth's Diener.
Ein Arzt.
Ein Pförtner.
Ein alter Mann.
Drei Mörder.
Lady Macbeth.
Ihre Kammerfrau.
Hekate und drei Hexen.
Lords. Officiere. Soldaten.
Banquo's Geiſt und andere Erſcheinungen.

Erſter Aufzug.

Ein offener Platz.

Erſter Auftritt.

Es donnert und blitzt. Die drei Hexen ſtehen da.

Erſte Hexe.

Wann kommen wir drei uns wieder entgegen?
In Donner, in Blitzen oder in Regen?

Zweite Hexe.

Wann das Kriegsgetümmel ſchweigt,
Wann die Schlacht den Sieger zeigt.

Dritte Hexe.

Alſo eh' der Tag ſich neigt.

Erſte Hexe.

Wo der Ort?

Zweite Hexe.

Die Heide dort.

Dritte Hexe.

Dort führt Macbeth ſein Heer zurück.

Zweite Hexe.

Dort verkünden wir ihm ſein Glück!

Erſte Hexe.

Aber die Meiſterin wird uns ſchelten,

Wenn wir mit trüglichem Schickſalswort
In's Verderben führen den edeln Helden,
Ihn verlocken zu Sünd' und Mord.

Dritte Hexe.

Er kann es vollbringen, er kann es laſſen;
Doch er iſt glücklich: wir müſſen ihn haſſen.

Zweite Hexe.

Wenn er ſein Herz nicht kann bewahren,
Mag er des Teufels Macht erfahren.

Dritte Hexe.

Wir ſtreuen in die Bruſt die böſe Saat,
Aber dem Menſchen gehört die That.

Erste Hexe.

Er iſt tapfer, gerecht und gut;
Warum verſuchen wir ſein Blut?

Zweite und dritte Hexe.

Strauchelt der Gute und fällt der Gerechte,
Dann jubiliren die hölliſchen Mächte.

(Donner und Bliz.)

Erste Hexe.

Ich höre die Geiſter!

Zweite Hexe.

Es ruft der Meiſter.

Alle drei Hexen.

Padok ruft. Wir kommen! Wir kommen!
Regen wechsle mit Sonnenſchein!
Häßlich ſoll ſchön, Schön häßlich ſeyn!
Auf! Durch die Luft den Weg genommen!

(Sie verſchwinden unter Donner und Bliz.)

Zweiter Auftritt.

Der König. **Malcolm. Donalbain. Gefolge.**

(Sie begegnen einem verwundeten Ritter, der von zwei Soldaten geführt wird.)

König.

Hier bringt man einen Ritter aus der Schlacht;
Jetzt werden wir des Treffens Ausſchlag hören.

Malcolm.

Es iſt derſelbe Ritter, ich erkenn' ihn,
Der mich unlängſt aus Feindes Hand befreit.
Willkommen, Kriegsgefährte! Sag' dem König,
Wie ſtand das Treffen, als du es verließeſt?

Ritter.

Es wogte lange zweifelnd hin und her,
Wie zweier Schwimmer Kampf, die an einander
Geklammert Kunſt und Stärke ringend meſſen.
Der wüth'ge Macdonal, werth ein Rebell
Zu ſeyn, führt' aus dem Weſten wider dich
Die Kernen und die Galloglaſſen an,
Und wie ein reißender Gewitterſtrom
Durchbrach er würgend unſre Reihen, Alles
Unwiderſtehlich vor ſich nieder mähend.
Verloren war die Schlacht, als Macbeth kam,
Dein heldenmüth'ger Feldherr. Mit dem Schwert
Durch das gedrängteſte Gewühl der Schlacht
Macht' er ſich Bahn bis zum Rebellen, faßt ihn,
Mann gegen Mann, und wich nicht, bis er ihn
Vom Wirbel bis zum Kinn entzweigeſpaltet

Und des Verfluchten Haupt zum Siegeszeichen
Vor unſrer Aller Augen aufgeſteckt.

König.

O tapfrer Vetter! Heldenmüth'ger Than!

Ritter.

Doch gleich wie von demſelben Oſten, wo
Die Sonne ihre Strahlenbahn beginnt,
Schiffbrechende Gewitter ſich erheben,
So brach ein neues Schreckniß aus dem Schooße
Des Siegs hervor. Vernimm es, großer König!
Kaum wendeten die Kernen ſich zur Flucht,
Wir zur Verfolgung, als mit neuem Volk
Und hellgeſchliffnen Waffen König Sueno,
Norwegens Herrſcher, auf den Kampfplatz trat,
Den Zweifel des Gefechtes zu erneuern!

König.

Erſchreckte das nicht unſre Oberſten,
Macbeth und Banquo?

Ritter.

Wohl! wie Sperlinge
Den Adler ſchrecken, und das Reh den Löwen!
Noch ehe ſie den Schweiß der erſten Schlacht
Von ihrer Stirn gewiſcht, verſuchten ſie
Das Glück in einem neuen Kampf, und hart
Zuſammentreffend ließ ich beide Heere.
Mehr weiß ich nicht zu ſagen; ich bin ganz
Erſchöpft, und meine Wunden fordern Hülfe.

König.

Sie ſind dir rühmlich, Freund, wie deine Worte.
Geht, holt den Wundarzt! Sieh! wer naht ſich hier?

Dritter Auftritt.

Vorige. Roſſe und Lenox.

Donalbain.

Der würd'ge Than von Roß!

Malcolm.

Und welche Haſt
Aus ſeinen Augen blitzt! So blickt nur der,
Der etwas Großes meldet.

Roſſe.

Gott erhalte den König!

König.

Von wannen kommt ihr, ehrenvoller Than?

Roſſe.

Von Fife, mein König, wo Norwegens Fahnen,
Vor wenig Tagen ſtolz noch ausgebreitet,
Vor deiner Macht darnieder liegen. König Sueno,
Dem jener treuvergeſſ'ne Than von Cawdor,
Der Reichsverräther, heimlich Vorſchub that,
Ergriff den Augenblick, wo dieſes Reich
Von bürgerlichem Krieg zerrüttet war,
Und überraſchte dein geſchwächtes Heer!
Hartnäckig, grimmig war der Kampf, bis endlich
Macbeth mit unbezwinglich tapferm Arm —
Des Normanns Stolz gedämpft — Mit Einem Wort:
Der Sieg iſt unſer.

König.

Nun! Gelobt ſey Gott!

Roſſe.

Nun bittet König Sueno dich um Frieden;
Doch wir geſtatteten ihm nicht einmal
Die Freiheit, ſeine Todten zu begraben,
Bis er zehntauſend Pfund in deinen Schatz
Bezahlt hat auf der Inſel Sankt Columbus.

König.

Nicht länger ſpotte dieſer eidvergeſſ'ne Than
Von Cawdor unſers fürſtlichen Vertrauens! — Geht!
Sprecht ihm das Todesurtheil und begrüßt
Macbeth mit ſeinem Titel!

Roſſe.

Ich gehorche.

König.

Was er verlor, gewann der edle Macbeth.
(Sie gehen ab.)

Eine Heide.

Vierter Auftritt.

Die drei Hexen (begegnen einander).

Erste Hexe.

Schweſter, was haſt du geſchafft? Laß hören!

Zweite Hexe.

Schiffe trieb ich um auf den Meeren.

Dritte Hexe (zur erſten).

Schweſter! was du?

Erſte Hexe.
Einen Fiſcher fand ich, zerlumpt und arm,
Der flickte ſingend die Netze,
Und trieb ſein Handwerk ohne Harm,
Als beſäß' er köſtliche Schätze,
Und den Morgen und Abend, nimmer müd',
Begrüßt' er mit ſeinem luſtigen Lied.
Mich verdroß des Bettlers froher Geſang,
Und hatt's ihm geſchworen ſchon lang und lang —
Und als er wieder zu fiſchen war,
Da ließ ich einen Schatz ihn finden;
Im Netze da lag es blank und baar,
Daß faſt ihm die Augen erblinden.
Er nahm den hölliſchen Feind ins Haus;
Mit ſeinem Geſange da war es aus.

Die zwei andern Hexen.
Er nahm den hölliſchen Feind in's Haus;
Mit ſeinem Geſange da war es aus!

Erſte Hexe.
Und lebte wie der verlorne Sohn,
Ließ allen Gelüſten den Zügel,
Und der falſche Mammon, er floh davon,
Als hätt' er Gebeine und Flügel.
Er vertraute, der Thor! auf Hexengold,
Und weiß nicht, daß es der Hölle zollt!

Die zwei andern Hexen.
Er vertraute, der Thor! auf Hexengold,
Und weiß nicht, daß es der Hölle zollt!

Erſte Hexe.
Und als nun der bittre Mangel kam,

Und verſchwanden die Schmeichelfreunde,
Da verließ ihn die Gnade, da wich die Scham;
Er ergab ſich dem hölliſchen Feinde.
Freiwillig bot er ihm Herz und Hand
Und zog als Räuber durch das Land.
Und als ich heut' will vorüber gehn,
Wo der Schatz ihm in's Netz gegangen,
Da ſah ich ihn heulend am Ufer ſtehn,
Mit bleich gehärmten Wangen,
Und hörte, wie er verzweifelnd ſprach:
Falſche Nixe, du haſt mich betrogen!
Du gabſt mir das Gold, du ziehſt mich nach!
Und ſtürzt ſich hinab in die Wogen.

Die zwei andern Hexen.

Du gabſt mir das Gold, du ziehſt mich nach!
Und ſtürzt ſich hinab in den wogenden Bach!

Erste Hexe.

Trommeln! Trommeln! Macbeth kommt.

Alle Drei

(einen Ring ſchließend).

Die Schickſalsſchweſtern, Hand in Hand,
Schwärmen über See und Land,
Drehen ſo im Kreiſe ſich,
Dreimal für dich
Und dreimal für mich,
Noch dreimal, daß es Neune macht.
Halt! der Zauber iſt vollbracht!

Fünfter Auftritt.

Macbeth und Banquo. Die drei Hexen.

Macbeth.

Solch einen Tag, ſo ſchön zugleich und häßlich
Sah ich noch nie.

Banquo.

Wie weit iſt noch nach Foris?
— Sieh, wer ſind dieſe da, ſo grau von Haaren,
So rieſenhaft und ſchrecklich anzuſehn!
Sie ſehen keinen Erdbewohnern gleich,
Und ſtehn doch hier. Sprecht! lebt ihr, oder ſeyd
Ihr Etwas, dem kein Sohn der Erde Fragen
Vorlegen darf? Ihr ſcheint mich zu verſtehen.
Denn jede ſeh' ich den verkürzten Finger
Bedeutend an die welken Lippen legen.
Ihr ſolltet Weiber ſeyn, und doch verbietet
Mir euer männiſch Anſehn euch dafür zu halten.

Macbeth.

Sprecht, wenn ihr eine Sprache habt, wer ſeyd ihr?

Erſte Hexe.

Heil dir, Macbeth! Heil dir, Than von Glamis!

Zweite Hexe.

Heil dir, Macbeth! Heil dir, Than von Cawdor!

Dritte Hexe.

Heil dir, Macbeth! der einſt König ſeyn wird!

Banquo (zu Macbeth).

Wie? Warum bebt ihr ſo zurück, und ſchaudert
Vor einem Gruße, der ſo lieblich klingt?

(Zu den Hexen.)

Im Namen des Wahrhaftigen!
Sprecht! ſeyd ihr Geiſter, oder ſeyd ihr wirklich,
Was ihr von Außen ſcheint?
Ihr grüßet meinen edlen Kriegsgefährten
Mit gegenwärt'gem Glück und glänzender
Verheißung künft'ger königlicher Größe!
Mir ſagt ihr nichts. Vermögt ihr in die Saat
Der Zeit zu ſchauen und vorher zu ſagen,
Welch Samenkorn wird aufgehn, welches nicht,
So ſprecht zu mir, der eure Gunſt nicht ſucht,
Noch eure Abgunſt fürchtet.

Erste Hexe.

Heil!

Zweite Hexe.

Heil!

Dritte Hexe.

Heil!

Erste Hexe.

So groß nicht, aber größer doch, als Macbeth!

Zweite Hexe.

So glücklich nicht, und doch glückſeliger!

Dritte Hexe.

Du wirſt kein König ſeyn, doch Könige zeugen.
Drum Heil euch beiden, Macbeth, Banquo, Heil euch!

Erste Hexe.

Banquo und Macbeth, Heil euch!

Macbeth.

Bleibt, ihr geheimnißvollen Sprecherinnen,
Und ſagt mir mehr!

Ich weiß, durch Sinels, meines Vaters, Tod,
Der dieſe Nacht verſchieden, bin ich Than
Von Glamis! Aber wie von Cawdor?
Der Than von Cawdor lebt, und lebt im Schooße
Des Glücks, und daß ich König einſt ſeyn werde,
Iſt eben ſo unglaublich, da dem Dunkan
Zwei Söhne leben! Sagt, von wannen kam euch
Die wunderbare Wiſſenſchaft? Warum
Verweilet ihr auf dieſer dürren Heide
Durch ſolch prophetiſch Grüßen unſern Zug?
Sprecht! ich beſchwör' euch!

(Die Hexen verſchwinden.)

Banquo.

Die Erde bildet Blaſen, wie das Waſſer,
Und dieſe mögen davon ſeyn!
Wo ſind ſie hingekommen?

Macbeth.

In die Luft,
Und was uns Körper ſchien, zerfloß wie Athem
In alle Winde — Daß ſie noch da wären!

Banquo.

Wie? Waren dieſe Dinge wirklich hier,
Wovon wir reden, oder aßen wir
Von jener tollen Wurzel, die die Sinne
Bethöret?

Macbeth.

Eure Kinder ſollen Könige werden.

Banquo.

Ihr ſelbſt ſollt König ſeyn!

Macbeth.

Und Than von Cawdor
Dazu; war's nicht ſo?

Banquo.

Wörtlich und buchſtäblich.
Doch ſeht, wer kommt da?

Sechster Auftritt.

Vorige. Roſſe. Angus.

Roſſe.

Ruhmgekrönter Macbeth!
Dem König kam die Freudenbotſchaft zu
Von deinen Siegen, wie du die Rebellen
Verjagt, den furchtbarn Macdonal beſiegt;
Das ſchien ihm ſchon das Maaß des ird'ſchen Ruhms.
Doch ſeine Zunge überſtrömte noch
Von deinem Lob, als er das Größre ſchon vernahm,
Was du im Kampfe mit dem furchtbaren
Norweger ausgeführt, wie du der Retter
Des Reichs geworden; dicht wie Hagelſchläge
Kam Poſt auf Poſt, jedwede ſchwer beladen
Mit deiner Thaten Ruhm, und ſchüttete
Dein Lob in ſein erſtauntes Ohr.

Angus.

Wir ſind
Geſandt, dir ſeinen Dank zu überbringen,

Als Herolde dich bei ihm aufzuführen,
Dich zu belohnen nicht.

Roſſe.

Zum Pfande nur
Der größern Ehren, die er dir beſtimmt,
Befahl uns der Monarch, dich Than von Cawdor
Zu grüßen, und in dieſem neuen Titel
Heil dir, ruhmwürd'ger Cawdor, denn du biſt's!

Banquo (für ſich).

Wie? Sagt der Teufel wahr?

Macbeth.

Der Than von Cawdor lebt;
Wie kleidet ihr mich in geborgten Schmuck?

Roſſe.

Der einſtens Than geweſen, lebt, doch nur
So lange, bis das Bluturtheil an ihm
Vollſtreckt iſt. Ob er mit dem Normann, ob
Mit den Rebellen einverſtanden war,
Ob er mit Beiden ſich zum Untergang
Des Reichs verſchworen, weiß ich nicht zu ſagen.
Das iſt gewiß, daß Hochverrath, erwieſen
Und von ihm ſelber eingeſtanden, ihn
Geſtürzt.

Macbeth.

Glamis und Than von Cawdor!
Das Größte ſteht noch aus! — Habt Dank, ihr Herren.

(Zu Banquo.)

Hofft ihr nun nicht, daß eure Kinder Könige
Seyn werden, da derſelbe Mund, der mir
Den Than von Cawdor gab, es euch verhieß?

Banquo.

Hum! Stünd' es ſo, möcht' es euch leicht verleiten,
Den Cawdor zu vergeſſen und die Krone.
Zu ſuchen. — Es iſt wunderbar! Und oft
Lockt uns der Hölle ſchadenfrohe Macht
Durch Wahrheit ſelbſt an des Verderbens Rand.
Unſchuld'ge Kleinigkeiten dienen ihr,
Uns zu Verbrechen fürchterlicher Art
Und grauſenhafter Folgen hinzureißen!

(Zu Roſſe und Angus.)

Wo iſt der König?

Angus.

Auf dem Weg hieher.

(Banquo ſpricht ſeitwärts mit Beiden.)

Macbeth (für ſich).

Zwei Theile des Orakels ſind erfüllt,
Ein hoffnungsvolles Pfand des höchſten Dritten!
— Habt Dank, ihr Herren — Dieſe wunderbare
Eröffnung kann nicht böſe ſeyn — ſie kann
Nicht gut ſeyn. Wär' ſie böſe, warum fing
Sie an mit einer Wahrheit? Ich bin Than
Von Cawdor! Wär' ſie gut, warum
Beſchleicht mich die entſetzliche Verſuchung,
Die mir das Haar aufſträubt, mir in der Bruſt
Das eiſenfeſte Männerherz erſchüttert?
Die Handlung ſelbſt iſt minder grauſenvoll,
Als der Gedanke der geſchreckten Seele.
Dies Bild, die bloße Mordthat des Gehirns,
Regt meine innre Welt ſo heftig auf,
Daß jede andre Lebensarbeit ruht,
Und mir nichts da iſt, als das Weſenloſe.

Banquo (zu den Andern).

Bemerket doch, wie unſer Freund verzückt iſt.

Macbeth.

Will es das Schickſal, daß ich König ſey,
So kröne mich's und ohne daß ich's ſuche!

Banquo.

Die neuen Ehren, die ihn ſchmücken, ſind
Wie fremde Kleider, die uns nicht recht paſſen,
Bis wir durch öftres Tragen ſie gewohnen.

Macbeth (für ſich).

Komme, was kommen mag!
Die Stunde rennt auch durch den rauhſten Tag!

Banquo (zu Macbeth).

Mein edler Than, wir warten nur auf euch.

Macbeth.

Vergebt, ihr Herren! Mein verſtörter Kopf
War in vergangne Zeiten weggerückt.
— Glaubt, edle Freunde! eure Dienſte ſind
In meinem dankbarn Herzen eingeſchrieben,
Und jeden Tag durchblättr' ich meine Schuld.
Jetzt zu dem König!

(Zu Banquo.)

Denkt des Vorgefallnen!
Und wenn wir's reiflich bei uns ſelbſt bedacht,
Dann laßt uns frei und offen davon reden.

Banquo.

Sehr gern.

Macbeth.

Bis dahin gnug davon! Kommt Freunde!

(Sie gehen ab.)

Königlicher Pallaſt.

Siebenter Auftritt.

König. **Malcolm.** **Donalbain.** **Macduff.** Gefolge.

König.

Iſt die Sentenz an Cawdor ſchon vollſtreckt?
Sind, die wir abgeſandt, noch nicht zurück?

Donalbain.

Sie ſind noch nicht zurückgekehrt, mein König,
Doch ſprach ich Einen, der ihn ſterben ſah.
Er habe ſeinen Hochverrath aufrichtig
Bekannt und tiefe Reue blicken laſſen.
Das Würdigſte in ſeinem ganzen Leben
War der ergebene Sinn, womit er es
Verließ! Er ſtarb wie Einer, der auf's Sterben
Studirte, und das koſtbarſte der Güter
Warf er gleichgültig hin, als wär' es Staub.

König.

Es gibt noch keine Kunſt, die innerſte
Geſtalt des Herzens im Geſicht zu leſen!
Er war ein Mann, auf den ich Alles baute!

Achter Auftritt.

Vorige. **Macbeth.** **Banquo.** **Roſſe.** **Lenox.**

König.

O theurer Vetter, Stütze meines Reichs!
Die Sünde meines Undanks laſtete

So eben ſchwer auf mir! Du biſt ſo weit
Voraus geeilt, daß dich der ſchnellſte Flug
Der Dankbarkeit nicht mehr erreichen kann!
Faſt möcht' ich wünſchen, daß du weniger
Verdient, damit mir's möglich wäre, dich
Nach Würden zu belohnen! Jetzo bleibt mir nichts,
Als zu bekennen, daß ich dir als Schuldner
Verfallen bin mit meiner ganzen Habe.

Macbeth.

Was ich geleiſtet, Sire, belohnt ſich ſelbſt;
Es iſt nicht mehr, als was ich ſchuldig war.
Euch kommt es zu, mein königlicher Herr,
Die Dienſte eurer Knechte zu empfangen.
Sie ſind des Thrones Kinder und des Staats,
Und euch durch heil'ge Lehenspflicht verpfändet.

König.

Sey mir willkommen, edler, theurer Held!
Ich habe angefangen, dich zu pflanzen,
Und für dein Wachsthum ſorg' ich — edler Banquo!
Du haſt nicht weniger verdient; es ſoll
Vergolten werden. Laß mich dich umarmen,
Und an mein Herz dich drücken.
(Umarmt ihn.)

Banquo.

Wachſ' ich da,
So iſt die Ernte euer.

König.

Meine Freude iſt
So groß, daß ſie vom Kummer Thränen borgt,
Sich zu entladen. Söhne! Vettern! Thans!

Und die zunächſt an meinem Throne ſtehen!
Wißt, daß wir Malcolm, unſern Aelteſten,
Zum künft'gen Erben unſers Reichs beſtimmt,
Und ihn zum Prinzen Cumberlands ernennen.
Der einz'ge Vorzug ſoll ihn kennbar machen
Aus unſrer trefflichen Baronen Zahl,
Die gleich Geſtirnen unſern Thron umſchimmern!
(Zu Macbeth.)
Jetzt, Vetter, nach Inverneß! Denn wir ſind
Entſchloſſen, euer Gaſt zu ſeyn heut' Abend.

Macbeth.

Ich ſelbſt will eurer Ankunft Bote ſeyn,
Und meinem Weib den hohen Gaſt verkünden!
Und ſo, mein König, nehm' ich meinen Urlaub!

König (ihn umarmend).

Mein würd'ger Cawdor!
(Er geht ab mit dem Gefolge.)

Macbeth (allein).

Prinz von Cumberland!
Das iſt ein Stein, der mir im Wege liegt,
Den muß ich überſpringen, oder ich ſtürze!
Verhüllet, Sterne, euer himmliſch Licht,
Damit kein Tag in meinen Buſen falle!
Das Auge ſelber ſoll die Hand nicht ſehen,
Damit das Ungeheure kann geſchehen!
(Ab.)

Vorhalle in Macbeths Schloß.

Neunter Auftritt.

Lady Macbeth

(allein, in einem Briefe leſend).

„Ich traf ſie grade an dem Tag des Siegs
„Und die Erfüllung ihres erſten Grußes
„Verbürgte mir, ſie wiſſen mehr als Menſchen.
„Da ich nach neuen Dingen forſchen wollte,
„Verſchwanden ſie. Ich ſtand noch voll Erſtaunen,
„Als Abgeordnete vom König kamen,
„Die mich als Than von Cawdor grüßten, mit
„Demſelben Titel, den mir kurz zuvor
„Die Zauberſchweſtern gaben, und worauf
„Der dritte königliche Gruß gefolgt!
„Dies eil' ich dir zu melden, theuerſte
„Genoſſin meiner Größe, daß du länger nicht
„Unwiſſend ſeyeſt, welche Hoheit uns
„Erwartet. Leg' es an dein Herz! Leb' wohl!“

Glamis und Cawdor biſt du, und ſollſt ſeyn,
Was dir verheißen iſt — Und dennoch fürcht' ich
Dein weichliches Gemüth — Du biſt zu ſanft
Geartet, um den nächſten Weg zu gehn.
Du biſt nicht ohne Ehrgeiz, möchteſt gerne
Groß ſeyn, doch dein Gewiſſen auch bewahren.
Nicht abgeneigt biſt du vor ungerechtem
Gewinn; doch widerſteht dir's, falſch zu ſpielen.
Du möchteſt gern das haben, was dir zuruft:

Das muß geſchehn, wenn man mich haben will!
Und haſt doch nicht die Keckheit, es zu thun!
O eile! eile her!
Damit ich meinen Geiſt in deinen gieße,
Durch meine tapfre Zunge dieſe Zweifel
Und Furchtgeſpenſter aus dem Felde ſchlage,
Die dich wegſchrecken von dem goldnen Reif,
Womit das Glück dich gern bekrönen möchte.

Zehnter Auftritt.

Lady Macbeth. Pförtner.

Lady.

Was bringt ihr?

Pförtner.

Der König kommt auf dieſe Nacht hieher.

Lady.

Du biſt nicht klug, wenn du das ſagſt — Iſt nicht
Dein Herr bei ihm? Und wär' es, wie du ſprichſt,
Würd' er den Gaſt mir nicht verkündigt haben?

Pförtner.

Gebieterin, es iſt ſo, wie ich ſage!
Der Than iſt unterwegs; ein Eilbot' ſprengte
In vollem Lauf voraus; der hatte kaum
Noch ſo viel Athem übrig, ſeines Auftrags
Sich zu entled'gen.

Lady.

Pflegt ihn wohl! Er bringt
Uns eine große Poſt.

(Pförtner geht.)

Der Rab' iſt heiſer,
Der Dunkans tödtlichen Einzug in mein Haus
Ankrächzen ſoll — Kommt jetzt, ihr Geiſter alle,
Die in die Seele Mordgedanken ſä'n!
Kommt und entweibt mich hier! Vom Wirbel bis
Zur Zehe füllt mich an mit Tigers Grimm!
Verdickt mein Blut, ſperrt jeden Weg der Reue,
Damit kein Stich der wiederkehrenden Natur
Erſchüttre meinen gräßlichen Entſchluß,
Und ihn verhindere, zur That zu werden.
An meine Weibesbrüſte leget euch,
Ihr Unglücksgeiſter, wo ihr auch, in welcher
Geſtalt unſichtbar auf Verderben lauert,
Und ſauget meine Milch anſtatt der Galle!
Komm, dicke Nacht, in ſchwarzen Höllendampf
Gehüllt, damit mein blinder Dolch nicht ſehe,
Wohin er trifft, der Himmel nicht, den Vorhang
Der Finſterniß zerreißend, rufe: Halt!
Halt inne!

Elfter Auftritt.

Lady Macbeth. Macbeth.

Lady.

Großer Glamis! Würd'ger Cawdor,
Und größer noch durch das prophetiſche
„Heil dir, der einſt!“ — dein Brief hat mich heraus
Gerückt aus dieſer engen Gegenwart,
Und trunken ſeh' ich ſchon das Künftige
Verwirklicht!

Macbeth.

Theuerſte Liebe! Dunkan kommt
Heut' Abend.

Lady.

Und wann geht er wieder?

Macbeth.

Morgen, denkt er.

Lady.

O nimmer ſieht die Sonne dieſen Morgen!
Dein Angeſicht, mein Than, iſt wie ein Buch,
Worin Gefährliches geſchrieben ſteht.
Laß deine Mienen ausſehn, wie die Zeit
Es heiſchet: trage freundlichen Willkommen
Auf deinen Lippen, deiner Hand! Sieh aus,
Wie die unſchuld'ge Blume, aber ſey
Die Schlange unter ihr! Geh, denke jetzt
Auf nichts, als deinen Gaſt wohl zu empfangen.
Mein ſey die große Arbeit dieſer Nacht,

Die allen unſern künft'gen Tag' und Nächten
Die königliche Freiheit ſoll erfechten!

Macbeth.

Wir ſprechen mehr davon.

Lady.

Nur heiter, Sir!
Denn wo die Züge ſchnell verändert wanken,
Verräth ſich ſtets der Zweifel der Gedanken,
In allem Andern überlaß dich mir!

(Sie gehen ab. Man hört blaſen.)

Zwölfter Auftritt.

König. Malcolm. Donalbain. Banquo. Macduff, Roſſe, Angus, Lenox, mit Fackeln.

König.

Dies Schloß hat eine angenehme Lage.
Leicht und erquicklich athmet ſich die Luft,
Und ihre Milde ſchmeichelt unſern Sinnen.

Banquo.

Und dieſer Sommergaſt, die Mauerſchwalbe,
Die gern der Kirchen heil'ges Dach bewohnt,
Beweist durch ihre Liebe zu dem Ort,
Daß hier des Himmels Athem lieblich ſchmeckt.
Ich ſehe keine Frieſen, ſehe keine
Verzahnung, kein vorſpringendes Gebälk,
Wo dieſer Vogel nicht ſein hangend Bette

Zur Wiege für die Jungen angebaut,
Und immer fand ich eine mildre Luft,
Wo dieſes fromme Thier zu niſten pflegt.

Dreizehnter Auftritt.

Vorige. Lady Macbeth.

König.

Ah! Sieh da unſre angenehme Wirthin!
— Die Liebe, die uns folgt, beläſtigt oft;
Doch danken wir ihr, weil es Liebe iſt.
So wirſt auch du für dieſe Laſt und Müh,
Die wir in's Haus dir bringen, Dank uns wiſſen.

Lady.

Sire! Alle unſre Dienſte, zwei- und dreifach
In jedem Stück geleiſtet, blieben noch
Zu arm, die große Ehre zu erkennen,
Womit ihr unſer Haus begnadiget.
Nichts bleibt uns übrig, königlicher Herr,
Als für die alten Gunſtbezeugungen,
Wie für die neuen, die ihr drauf gehäuft,
Gleich armen Klausnern, nur an Wünſchen reich,
Mit brünſtigen Gebeten euch zu dienen.

König.

Wo iſt der Than von Cawdor?
Wir ſind ihm auf den Ferſen nachgefolgt,

Und wollten ſeinen Haushofmeiſter machen;
Doch er iſt raſch zu Pferd, und ſeine Liebe,
Scharf wie ſein Sporn, gab ihm ſo ſchnelle Flügel,
Daß er uns lang zuvorkam — Schöne Lady,
Wir werden euer Gaſt ſeyn dieſe Nacht.

Lady.

Ihr ſeyd in eurem Eigenthum, mein König!
Wir geben nur, was wir von euch empfingen.

König.

Kommt! eure Hand, und führet mich hinein
Zu meinem Wirth! Wir lieben ihn von Herzen,
Und was wir ihm erzeigt, iſt nur ein Vorſpiel
Der größern Gunſt, die wir ihm vorbehalten.
— Erlaubt mir, meine angenehme Wirthin!

(Er führt ſie hinein. Die Andern folgen. Eine Tafelmuſik wird gehört. Bediente gehen im Hintergrunde mit Speiſen über die Bühne. Nach einer Weile erſcheint Macbeth.)

Vierzehnter Auftritt.

Macbeth

(allein, gedankenvoll).

Wär' es auch abgethan, wenn es gethan iſt,
Dann wär' es gut, es würde raſch gethan!
Wenn uns der Meuchelmord auch aller Folgen
Entledigte, wenn mit dem Todten Alles ruhte,
Wenn dieſer Mordſtreich auch das Ende wäre,

Das Ende nur für dieſe Zeitlichkeit —
Wegſpringen wollt' ich über künft'ge Leben!
Doch ſolche Thaten richten ſich ſchon hier;
Die blut'ge Lehre, die wir Andern geben,
Fällt gern zurück auf des Erfinders Haupt,
Und die gleichmeſſende Gerechtigkeit
Zwingt uns, den eignen Giftkelch auszutrinken.
— Er ſollte zweifach ſicher ſeyn. Einmal,
Weil ich ſein Blutsfreund bin und ſein Vaſall:
Zwei ſtarke Feſſeln, meinen Arm zu binden!
Dann bin ich auch ſein Wirth, der ſeinem Mörder
Die Thür verſchließen, nicht den Todesſtreich
Selbſt führen ſollte. Ueber dieſes Alles
Hat dieſer Dunkan ſo gelind regiert,
Sein großes Amt ſo tadellos verwaltet,
Daß wider dieſe ſchauderhafte That
Sich ſeine Tugenden wie Cherubim
Erheben werden, mit Poſaunenzungen,
Und Mitleid, wie ein neugebornes Kind,
Hülflos und nackt, vom Himmel niederfahren,
In jedes Auge heiße Thränen locken,
Und jedes Herz zur Wuth entflammen wird —
Ich habe keinen Antrieb, als den Ehrgeiz,
Die blinde Wuth, die ſich in tollem Anlauf
Selbſt überſtürzt und jenſeits ihres Ziels
Hintaumelt — Nun! Wie ſteht es drin?

Fünfzehnter Auftritt.

Macbeth. Lady Macbeth kommt.

Lady.

Er hat
Gleich abgeſpeiſt. Warum verließet ihr
Das Zimmer?

Macbeth.

Fragte er nach mir?

Lady.

Ich dachte,
Man hätt' es euch geſagt.

Macbeth (nach einer Pauſe).

Laß uns nicht weiter
In dieſer Sache gehen, liebes Weib!
Er hat mich kürzlich erſt mit neuen Ehren
Gekrönt; ich habe goldne Meinungen
Von Leuten aller Art mir eingekauft,
Die erſt in ihrem vollen Glanz getragen,
Nicht gleich beiſeit gelegt ſeyn wollen.

Lady.

Wie?
War denn die Hoffnung trunken, die dich erſt
So tapfer machte? Hat ſie ausgeſchlafen,
Und iſt nun wach geworden, um auf Einmal
Beim Anblick deſſen, was ſie muthig wollte,
So bleich und ſchlaff und nüchtern auszuſehn?
Von nun an weiß ich auch, wie Macbeth liebt.
Du fürchteſt dich, in Kraft und That derſelbe

Zu ſeyn, der du in deinen Wünſchen biſt!
Du wagſt es, nach dem Höchſten aufzuſtreben,
Und du erträgſt es, ſchwach und feig zu ſeyn?
„Ich möcht' es gerne, doch ich wag' es nicht“ —
Kleinmüthiger!

Macbeth.

Ich bitte dich, halt ein!
Das wag' ich Alles, was dem Manne ziemt;
Wer mehr wagt, der iſt keiner!

Lady.

War's denn etwa
Ein Thier, das dich vorhin dazu getrieben?
Als du das thateſt — da warſt du ein Mann!
Und wenn du mehr wärſt, als du warſt, du würdeſt
Um ſo viel mehr ein Mann ſeyn! Da du mir's
Entdeckt, bot weder Ort noch Zeit ſich an;
Du wollteſt beide machen — Beide haben ſich
Von ſelbſt gemacht: dich haben ſie vernichtet.
Ich habe Kinder aufgeſäugt und weiß,
Wie allgewaltig Mutterliebe zwingt,
Und dennoch — ja, bei Gott! den Säugling ſelbſt
An meinen eignen Brüſten wollt' ich morden,
Hät' ich's geſchworen, wie du jenes ſchwurſt.

Macbeth.

Wird uns der blut'ge Mord zum Ziele führen?
Steht dieſer Cumberland nicht zwiſchen mir
Und Schottlands Thron? Und lebt nicht Donalbain?
Für Dunkans Söhne nur und nicht für uns
Arbeiten wir, wenn wir den König tödten.

Lady.

Ich kenne dieſe Thans. Nie wird ihr Stolz
Sich einem ſchwachen Knaben unterwerfen.
Ein bürgerlicher Krieg entflammet ſich;
Dann trittſt du auf, der Tapferſte, der Beſte,
Der Nächſte an dem königlichen Stamm,
Die Rechte deiner Mündel zu behaupten.
In ihrem Namen gründeſt du den Thron,
Und ſteht er feſt, wer ſtürzte dich herab?
Nicht in die ferne Zeit verliere dich!
Den Augenblick ergreife! der iſt dein.

Macbeth.

Wenn wir's verfehlten — wenn der Streich mißlänge!

Lady.

Mißlingen! Führ' es aus mit Männermuth
Und feſter Hand, ſo kann es nicht mißlingen.
— Wenn Dunkan ſchläft, und dieſe ſtarke Reiſe
Wird ſeinen Schlaf befördern, übernehm' ich's,
Die beiden Kämmrer mit berauſchendem
Getränk ſo anzufüllen, zu betäuben,
Daß ihr Gedächtniß, des Gehirnes Wächter,
Ein bloßer Dunſt ſeyn ſoll! Und wenn ſie nun
In vieh'ſchem Schlafe wie im Tode liegen,
Was können dann wir beide mit dem un-
Bewachten Dunkan nicht beginnen, nicht
Mit ſeinen überfüllten Kämmerern,
Die unſers Mordes Sünde tragen ſollen?

Macbeth.

Gebier mir keine Töchter! Männer nur
Soll mir dein unbezwinglich Herz erzeugen!

Wird man nicht glauben, wenn wir jene Beiden,
Die in des Königs eignem Zimmer ſchlafen,
Mit Blut beſtrichen, ihrer Dolche uns
Zum Mord bedient, daß ſie die That gethan?

Lady.

Wer wird bei dem Gejammer, dem Geſchrei,
Das wir erheben wollen, etwas Andres
Zu denken wagen?

Macbeth.

Weib! ich bin entſchloſſen,
Und alle meine Sehnen ſpannen ſich
Zu dieſer That des Schreckens an. Komm, laß uns
Den blut'gen Vorſatz mit der ſchönſten Larve
Bedecken! Falſche Freundlichkeit verhehle
Das ſchwarze Werk der heuchleriſchen Seele!

(Beide gehen ab.)

* * *

Zweiter Aufzug.

Zimmer.

Erſter Auftritt.

Banquo. Fleance (der ihm eine Fackel vorträgt).

Banquo.

Wie ſpät iſt's, Burſche?

Fleance.

Herr, der Mond iſt unter.
Die Glocke hab' ich nicht gehört!

Banquo.

Er geht
Um zwölf Uhr unter.

Fleance.

's iſt wohl ſpäter, Herr.

Banquo.

Da, nimm mein Schwert! Man iſt haushälteriſch im
Himmel.
Die Lichter ſind ſchon alle aus. Hier, nimm
Auch das noch! Eine ſchwere Schlafluſt liegt
Wie Blei auf mir, doch möcht' ich nicht gern ſchlafen.

Ihr guten Mächte, wehrt die ſträflichen
Gedanken von mir, die dem Schlummernden
So leicht ſich nahn! — Gib mir mein Schwert! Wer da?

Zweiter Auftritt.

Vorige. **Macbeth**, dem ein Bedienter leuchtet.

Macbeth.

Ein Freund.

Banquo.

Wie, edler Sir! noch nicht zur Ruh?
Der König ſchläft ſchon. Er war äußerſt fröhlich,
Und eure Diener hat er reich beſchenkt.
Hier dieſen Demant ſchickt er eurer Lady
Und grüßt ſie, ſeine angenehme Wirthin.
Er ging recht glücklich in ſein Schlafgemach.

Macbeth.

Da wir nicht vorbereitet waren, mußte
Der gute Wille wohl dem Mangel dienen.

Banquo.

Es mangelte an nichts. Nun, Sir! mir träumte
Verwichne Nacht von den drei Zauberſchweſtern.
Euch haben ſie doch etwas Wahres
Geſagt.

Macbeth.

Ich denke gar nicht mehr an ſie.
Indeß, wenn's euch bequem iſt, möcht' ich gern

Ein Wort mit euch von dieſer Sache ſprechen.
Nennt nur die Zeit.

Banquo.

Wie's euch gelegen iſt.

Macbeth.

Wenn Banquo mein Beginnen unterſtützt,
Und es gelingt, ſo ſoll er Ehre davon haben.

Banquo.

So fern ich ſie nicht in die Schanze ſchlage,
Indem ich ſie zu mehren meine, noch
Mein gut Gewiſſen und mein Herz dabei
Gefährdet ſind, bin ich zu euren Dienſten.

Macbeth.

Gut' Nacht indeß.

Banquo.

Ich dank' euch. Schlafet wohl.

(Banquo und Fleance gehen ab.)

Macbeth (zum Bedienten).

Sag' deiner Lady, wenn mein Trank bereit,
Soll ſie die Glocke ziehn. — Du, geh zu Bette!

(Bedienter geht ab.)

Dritter Auftritt.

Macbeth (allein).

Iſt dies ein Dolch, was ich da vor mir ſehe?
Den Griff mir zugewendet? Komm! Laß mich dich faſſen.

Ich hab' dich nicht, und ſehe dich doch immer.
Furchtbares Bild! biſt du ſo fühlbar nicht der Hand,
Als du dem Auge ſichtbar biſt? Biſt du
Nur ein Gedankendolch, ein Wahngebilde
Des fieberhaft entzündeten Gehirns?
Ich ſeh' dich immer, ſo leibhaftig wie
Den Dolch, den ich in meiner Hand hier zücke.
Du weiſeſt mir den Weg, den ich will gehn;
Solch ein Geräth, wie du biſt, wollt' ich brauchen.
Entweder iſt mein Auge nur der Narr
Der andern Sinne, oder mehr werth, als ſie alle.
— Noch immer ſeh' ich dich und Tropfen Bluts
Auf deiner Klinge, die erſt nicht waren.
— Es iſt nichts Wirkliches. Mein blutiger
Gedanke iſt's, der ſo heraustritt vor das Auge!
Jetzt ſcheint die Eine Erdenhälfte todt,
Und böſe Träume ſchrecken hinterm Vorhang
Den unbeſchützten Schlaf! Die Zauberei beginnt
Den furchtbarn Dienſt der bleichen Hekate,
Und aufgeſchreckt von ſeinem heulenden Wächter,
Dem Wolf, gleich einem Nachtgeſpenſte, geht
Mit groß — weit — ausgeholten Räuberſchritten
Der Mord an ſein entſetzliches Geſchäft.
Du ſichre, unbeweglich feſte Erde!
Hör' meine Tritte nicht, wohin ſie gehn,
Damit nicht deine ſtummen Steine ſelbſt
Mein Werk ausſchreien, und zuſammenklingend
Dies tiefe Todtenſchweigen unterbrechen,
Das meinem Mordgeſchäft ſo günſtig iſt.
Ich drohe hier, und drinnen lebt er noch! —

(Man hört die Glocke.)

Raſch vorwärts, Macbeth, und es iſt gethan!
Die Glocke ruft mir — Höre ſie nicht, Dunkan!
Es iſt die Glocke, die dich augenblicks
Zum Himmel fordert, oder zu der Hölle.

(Er geht ab.)

Vierter Auftritt.

Lady Macbeth. Bald darauf **Macbeth.**

Lady.

Was ſie berauſchte, hat mich kühn gemacht;
Was ihnen Feuer nahm, hat mir gegeben.
Horch! Still!
Die Eule war's, die ſchrie — der traurige
Nachtwächter ſagt uns gräßlich gute Nacht.
— Er iſt dabei. Die Kammerthür iſt offen,
Und die berauſchten Kämmerlinge ſpotten
Mit Schnarchen ihres Wächteramts.
So einen kräft'gen Schlaftrunk hab' ich ihnen
Gemiſcht, daß Tod und Leben drüber rechten,
Ob ſie noch athmen oder Leichen ſind.

Macbeth (drinnen).

Wer iſt da? He!

Lady.

O weh! Ich fürchte, ſie ſind aufgewacht
Und es iſt nicht geſchehen! Der Verſuch,

Und nicht die That wird uns verderben — Horch!
Die Dolche legt' ich ihm zurecht. Er mußte
Sie finden auf den erſten Blick. Hätt' es mich nicht,
Wie er ſo ſchlafend lag, an meinen Vater
Gemahnt, ich hätt' es ſelbſt gethan — Nun, mein
Gemahl?

Macbeth (tritt auf).

Sie iſt gethan, die That! Vernahmſt du kein
Geräuſch?

Lady.

Die Eule hört' ich ſchreien und
Die Grillen ſingen — Sagteſt du nicht was?

Macbeth.

Wann?

Lady.

Jetzt.

Macbeth.

Wie ich herunter kam?

Lady.

Ja.

Macbeth.

Horch!
Wer liegt im zweiten Zimmer?

Lady.

Donalbain.

Macbeth (beſieht ſeine Hände).

Das iſt ein traur'ger Anblick! Oh!

Lady.

Ihr ſeyd
Nicht klug! Das nennt ihr einen traur'gen Anblick!

Macbeth.

Der Eine lacht' im Schlaf, der Andere
Schrie Mord! daß ſie ſich wechſelsweiſe weckten.
Ich ſtand und hörte zu, ſie aber ſprachen
Ihr Nachtgebet und ſchliefen wieder ein.

Lady.

Es ſind dort ihrer zwei in einer Kammer.

Macbeth.

Genad' uns Gott! rief Einer — Amen, ſprach
Der Andere, als hätten ſie mich ſehen
Mit dieſen Henkershänden ſtehn und horchen
Auf die Geberden ihrer Furcht — Ich konnte
Nicht Amen ſagen, als ſie ſchrien: Gott gnad' uns!

Lady.

Denkt ihm ſo tief nicht nach!

Macbeth.

Warum denn aber konnt' ich
Nicht Amen ſagen? Braucht' ich doch ſo ſehr
Die Gnade Gottes in dem Augenblick,
Und Amen wollte nicht aus meiner Kehle.

Lady.

Man muß dergleichen Thaten hinterher
Nicht ſo beſchaun. Das könnt' uns raſend machen.

Macbeth.

Es war, als hört' ich rufen: Schlaft nicht mehr!
Den Schlaf ermordet Macbeth, den unſchuld'gen,
Den arglos heil'gen Schlaf, den unbeſchützten,
Den Schlaf, der den verworrnen Knäul der Sorgen
Entwirrt, der jedes Tages Schmerz und Luſt
Begräbt und wieder weckt zum neuen Morgen,

Das friſche Bad der wundenvollen Bruſt,
Das linde Oel für jede Herzensqual,
Die beſte Speiſe an des Lebens Mahl!

Lady.

Wie, Sir? Was ſoll das Alles?

Macbeth.

Immer, immer,
Im ganzen Hauſe rief es fort und fort:
Schlaft nicht mehr! Glamis hat den Schlaf ermordet;
Darum ſoll Cawdor nicht mehr ſchlafen, Macbeth
Soll nicht mehr ſchlafen!

Lady.

Wie? Wer war's denn, der
So rief? Mein theurer Than, was für Phantome
Sind das, die deines Herzens edeln Muth
So ganz entnerven! Geh! nimm etwas Waſſer,
Und waſche dies verrätheriſche Zeugniß
Von deinen Händen — Warum brachteſt du
Die Dolche mit heraus? Sie müſſen drinn
Gefunden werden. Trage ſie zurück, beſtreiche
Die Kämmrer mit dem Blut —

Macbeth.

Ich geh' nicht wieder
Hinein. Mir graut vor dem Gedanken, was ich that;
Geh du hinein. Ich wag's nicht.

Lady.

Schwache Seele!
Gib mir die Dolche! Schlafende und Todte
Sind nur Gemälde; nur ein kindiſch Aug'
Schreckt ein gemalter Teufel. Ich bepurpre

Der Kämmerer Geſicht mit ſeinem Blut;
Denn dieſe muß man für die Thäter halten.

(Sie geht hinein. Man hört draußen klopfen.)

Macbeth.

Woher dies Klopfen? Wohin kam's mit mir,
Daß jeder Laut mich aufſchreckt! — Was für Hände!
Sie reißen mir die Augen aus — Weh'! Wehe!
Kann der gewäſſerreiche Meergott ſelbſt
Mit ſeinen Fluten allen dieſes Blut
Von meiner Hand abwaſchen? Eher färbten
Sich alle Meere roth von dieſer Hand!

Lady (zurückkommend).

So iſt die blut'ge That von uns hinweg
Gewälzt, und Jene tragen unſre Schuld
Auf ihren Händen und Geſichtern — Horch!
— Ich hör' ein Klopfen an der Thür nach Süden.
Gehn wir hinein. Ein wenig Waſſer reinigt uns
Von dieſer That! Wie leicht iſt ſie alſo!
Komm! Deine Stärke hat dich ganz verlaſſen.

(Neues, ſtärkeres Pochen.)

— Es klopft ſchon wieder! Wirf dein Nachtkleid über!
Geſchwind, damit uns Niemand überraſche,
Und ſeh', daß wir gewacht! — O ſey ein Mann!
Verlier' dich nicht ſo kläglich in Gedanken!

Macbeth.

Mir dieſer That bewußt zu ſeyn! O beſſer,
Mir ewig meiner ſelbſt nicht mehr bewußt ſeyn!

(Das Klopfen wird ſtärker.)

Poch' ihn nur auf aus ſeinem Todesſchlaf!
Was gäb' ich drum, du könnteſt es!

Lady (ihn fortziehend).
Kommt! Kommt!
(Gehen hinein.)

Fünfter Auftritt.

Pförtner mit Schlüſſeln. Hernach **Macduff** und **Roſſe**.

Pförtner (kommt ſingend).
Verſchwunden iſt die finſtre Nacht,
Die Lerche ſchlägt, der Tag erwacht,
Die Sonne kommt mit Prangen
Am Himmel aufgegangen.
Sie ſcheint in Königs Prunkgemach,
Sie ſcheinet durch des Bettlers Dach,
Und was in Nacht verborgen war,
Das macht ſie kund und offenbar.
(Stärkeres Klopfen.)
Poch'! poch'! Geduld da draußen, wer's auch iſt!
Den Pförtner laßt ſein Morgenlied vollenden.
Ein guter Tag fängt an mit Gottes Preis,
's iſt kein Geſchäft ſo eilig, als das Beten.
(Singt weiter.)
Lob ſey dem Herrn und Dank gebracht,
Der über dieſem Haus gewacht,
Mit ſeinen heil'gen Schaaren
Uns gnädig wollt' bewahren.
Wohl Mancher ſchloß die Augen ſchwer

Und öffnet ſie dem Licht nicht mehr,
Drum freue ſich, wer neu belebt
Den friſchen Blick zur Sonn' erhebt!
(Er ſchließt auf. Macduff und Roſſe treten auf.)

Roſſe.

Nun, das muß wahr ſeyn, Freund! ihr führet eine
So helle Orgel in der Bruſt, daß ihr damit
Ganz Schottland könntet aus dem Schlaf poſaunen.

Pförtner.

Das kann ich auch, Herr, denn ich bin der Mann,
Der euch die Nacht ganz Schottland hat gehütet.

Roſſe.

Wie das, Freund Pförtner?

Pförtner.

Nun, ſagt an! Wacht nicht
Des Königs Auge für ſein Volk, und iſt's
Der Pförtner nicht, der Nachts den König hütet?
Und alſo bin ich's, ſeht ihr, der heut' Nacht
Gewacht hat für ganz Schottland.

Roſſe.

Ihr habt Recht.

Macduff.

Den König hütet ſeine Gnad' und Milde.
Er bringt dem Hauſe Schutz, das Haus nicht ihm:
Denn Gottes Schaaren wachen, wo er ſchläft.

Roſſe.

Sag, Pförtner! iſt dein Herr ſchon bei der Hand?
Sieh! unſer Pochen hat ihn aufgeweckt.
Da kommt er.

Sechster Auftritt.

Macbeth. Macduff. Roſſe.

Roſſe.

Guten Morgen, edler Sir!

Macbeth.

Den wünſch' ich Beiden.

Macduff.

Iſt der König munter?

Macbeth.

Noch nicht.

Macduff.

Er trug mir auf, ihn früh zu wecken;
Ich habe die beſtimmte Stunde bald
Verfehlt.

Macbeth.

Ich führ' euch zu ihm.

Macduff.

O ich weiß,
Es wär' euch eine angenehme Mühe;
Doch iſt es eine Mühe.

Macbeth.

Eine Arbeit,
Die uns Vergnügen macht, heilt ihre Müh'.
Hier iſt die Thür.

Macduff.

Ich bin ſo dreiſt und rufe;
Denn ſo iſt mir befohlen.

(Er geht hinein.)

Siebenter Auftritt.

Macbeth und Roſſe.

Roſſe.

Reiſt der König
Heut' wieder ab?

Macbeth.

Ja, ſo beſtellte er's.

Roſſe.

Sir! das war eine ungeſtüme Nacht.
Im Hauſe, wo wir ſchliefen, ward der Schlot
Herabgeweht, und in der Luft will man
Ein gräßlich Angſtgeſchrei vernommen haben,
Geheul des Todes, gräßlich tönende
Prophetenſtimmen, die Verkündiger
Entſetzlicher Ereigniſſe, gewaltſamer
Verwirrungen des Staats, davon die Zeit
Entbunden ward in bangen Mutterwehen.
Die Eule ſchrie die ganze Nacht; man ſagt,
Die Erde habe fieberhaft gezittert!

Macbeth.

's war eine rauhe Nacht.

Roſſe.

Ich bin nicht alt
Genug, mich einer gleichen zu erinnern.

Achter Auftritt.

Vorige. **Macduff** kommt zurück.

Macduff.

Entſetzlich! Gräßlich! gräßlich! O entſetzlich!

Macbeth.

Was iſt's?

Roſſe.

Was gibt es?

Macduff.

Grauſenvoll! Entſetzlich!
Kein Herz kann's faſſen! keine Zunge nennen!

Macbeth.

Was iſt es denn?

Macduff.

Der Frevel hat ſein Aergſtes
Vollbracht! Der kirchenräuberiſche Mord
Iſt in des Tempels Heiligthum gebrochen,
Und hat das Leben draus hinweggeſtohlen.

Macbeth.

Das Leben! Wie verſteht ihr das?

Roſſe.

Meint ihr
Den König?

Macduff.

Geht hinein! Geht und erſtarret
Vor einer neuen, gräßlichen Gorgona.
Verlangt nicht, daß ich's nenne! Geht, und dann
Sprecht ſelbſt!

(Macbeth und Roſſe gehen ab.)

Macduff.

Wacht auf! wacht auf! Die Feuerglocke
Geläutet! Mord und Hochverrath! Auf! auf!
Erwachet, Banquo! Malcolm! Donalbain!
Werft dieſen pflaumenweichen Schlaf von euch,
Des Todes Scheinbild, und erblickt ihn ſelbſt!
Auf, auf, und ſeht des Weltgerichtes Morgen!
Malcolm und Banquo! wie aus euren Gräbern
Erhebt euch, und wie Geiſter ſchreitet her,
Das gräßlich Ungeheure anzuſchauen!

Neunter Auftritt.

Macduff. Lady Macbeth. Gleich darauf Banquo mit Lenox und Angus, und nach dieſem Macbeth mit Roſſe.

Lady.

Was gibt's, daß ſolche gräßliche Trompete
Die Schläfer dieſes Hauſes weckt! Sagt! redet!

Macduff.

O zarte Lady! es taugt nicht für euch,
Zu hören, was ich ſagen kann. Ein weiblich Ohr
Damit zu ſchrecken, wär' ein zweiter Mord!
(Auf Banquo, Lenox und Angus zueilend, die hereintreten.)
O Banquo! Banquo! Unſer König iſt ermordet!

Lady.

Hilf Himmel! Was? In unſerm Haus?

Banquo.

Entſetzlich,
Wo immer auch — Macduff! ich bitte dich,
Nimm es zurück, und ſag', es ſey nicht ſo!

(Macbeth kommt mit Roſſe zurück.)

Macbeth.

O! wär' ich eine Stunde nur
Vor dieſem Unfall aus der Welt gegangen,
Ich wär' geſtorben als ein Glücklicher.
Von nun an iſt nichts Schätzenswerthes mehr
Auf Erden! Tand iſt Alles! Ehr' und Gnade
Sind todt! Des Lebens Wein iſt abgezogen,
Und nur die Hefe blieb der Welt zurück.

Zehnter Auftritt.

Vorige. Malcolm. Donalbain.

Donalbain.

Was iſt verloren —

Macbeth.

Ihr! Und wißt es nicht?

(Zu Donalbain.)

Der Brunnen deines Blutes iſt verſtopft,
Ja, ſeine Quelle ſelber iſt verſtopft.

Macduff (zu Malcolm).

Dein königlicher Vater iſt ermordet!

Malcolm.

O Gott! Von wem?

Roſſe.

Die Kämmerer ſind allem Anſehn nach
Die Thäter. Ihre Hände und Geſichter waren
Voll Blut, auch ihre Dolche, welche wir
Unabgewiſcht auf ihrem Kiſſen fanden.
Sie ſahen wild aus, waren ganz von Sinnen,
Und Niemand wagte ſich an ſie heran.

Macbeth.

O, jetzo reut mich's, daß ich ſie im Wahnſinn
Der erſten Wuth getödtet.

Macduff.

Warum thatſt du das?

Macbeth.

Wer iſt im nämlichen Moment zugleich
Gefaßt und wüthend, ſinnlos und beſonnen,
Rechtliebend und parteilos? Niemand iſt's!
Die raſche That der heft'gen Liebe rannte
Der zaudernden Vernunft zuvor. — Hier lag
Dunkan — ſein königlicher Leib von Dolchen
Entſtellt, zerriſſen! Seine offnen Wunden
Erſchienen wie ein Riß in der Natur,
Wodurch der Tod den breiten Einzug nahm!
Dort ſeine Mörder, in die Farbe ihres Handwerks
Gekleidet, ihre Dolche frech bemalt mit Blut!
Wer, der ein Herz für ſeinen König hatte,
Und Muth in dieſem Herzen, hätte da
Sich halten und ſich ſelbſt gebieten können!

Lady

(ſtellt ſich, als ob ſie ohnmächtig werde).

Helft mir von hinnen — Oh!

Macduff.

Sorgt für die Lady!

(Macduff, Banquo, Roſſe und Angus ſind um ſie beſchäftigt.)

Malcolm (zu Donalbain).

Wir ſchweigen ſtill, die dieſer Trauerfall
Am nächſten trifft?

Donalbain.

Was läßt ſich ſagen, hier,
Wo unſer Feind, in unſichtbarer Spalte
Verborgen, jeden Augenblick hervor
Zu ſtürmen, auf uns herzufallen droht!
Laß uns davon gehn, Bruder! Unſre Thränen
Sind noch nicht reif.

Malcolm.

Noch unſer heft'ger Schmerz
Im Stand, ſich von der Stelle zu bewegen.

Banquo

(zu denen, welche die Lady wegführen).

Nehmt euch der Lady an! — Und wenn wir uns
Von der Verwirrung unſers erſten Schreckens
Erholt, und unſre Blöße erſt bedeckt,
Dann laßt uns hier auf's Neu' zuſammenkommen,
Und dieſer ungeheuren Blutſchuld weiter
Nachforſchen. Uns erſchüttern Furcht und Zweifel.
Hier in der großen Hand des Höchſten ſteh' ich,
Und unter dieſem Schirme kämpf' ich jeder
Beſchuldigung entgegen, die Verrath
Und Bosheit wider mich erſinnen mögen!

Macbeth.

Das thu' ich auch.

Macduff.

Und ich.

Roſſe, Angus und Lenox.

Das thun wir Alle.

Macbeth.

Jetzt werfen wir uns ſchnell in unſre Kleider,
Und kommen in der Halle dann zuſammen!

Alle.

Wir ſind's zufrieden.

(Gehen ab.)

Elfter Auftritt.

Malcolm. Donalbain.

Malcolm.

Was gedenkt ihr, Bruder?
Ich find' es nicht gerathen, ihrer Treu'
Uns zu vertrauen. Einen Schmerz zu zeigen,
Von dem das Herz nichts weiß, iſt eine Pflicht,
Die dem Unredlichen nicht ſchwer ankommt.
Ich geh' nach England.

Donalbain.

Ich nach Irland.
Gerathner iſt's für unſer beider Wohl,
Wir trennen unſer Schickſal! Wo wir ſind,

Seh' ich aus jedem Lächeln Dolche drohn,
Je näher am Blut, ſo näher dem Verderben.

Malcolm.

Der Mörderpfeil, der unſern Vater traf,
Fliegt noch, iſt noch zur Erde nicht gefallen!
Das Beſte iſt, vom Ziel hinweg zu gehn.
Drum ſchnell zu Pferde! Keine Zeit verloren
Mit Abſchiednehmen! Da iſt's wohl gethan,
Sich wegzuſtehlen, wo das kleinſte Weilen
Tod und Verderben bringen kann!

(Sie gehen ab.)

Zwölfter Auftritt.

Roſſe. Ein alter Mann.

Alter Mann.

Ja, Herr! von achtzig Jahren her beſinn' ich mich,
Und in dem langen Zeitraum hab' ich Bittres
Erlebt, und Unglückſeliges erfahren.
Doch dieſe Schreckensnacht hat all mein vorig Wiſſen
Zum Kinderſpiel gemacht.

Roſſe.

Ach, guter Vater!
Du ſiehſt, wie ſelbſt der Himmel düſter bleich
Auf dieſen blut'gen Schauplatz niederhängt,
Wie von der Menſchen Gräuelthat empört!
Der Glocke nach iſt's hoch am Tag, und doch
Dämpft finſtre Nacht den Schein der Himmelslampe.

Alter Mann.

Es iſt ſo unnatürlich, wie die That,
Die wir erlebten. Neulich ward ein Falke,
Der triumphirend thurmhoch in den Lüften
Herſchwebte, kühn von einer mauſenden
Nachteule angefallen und getödtet.

Roſſe.

Und Dunkans Pferde — ſo wunderſam
Es klingt, ſo wahr iſt's! — dieſe ſchönen Thiere,
Die Zierde ihrer Gattung, wurden toll
Auf einmal, brachen wild aus ihren Ställen,
Und ſchoſſen wüthend um ſich her, dem Ruf
Des Führers ſtarr unbändig widerſtrebend,
Als ob ſie Krieg ankündigten den Menſchen.

Alter Mann.

Man ſagt, daß ſie einander aufgefreſſen.

Roſſe.

Das thaten ſie. Kaum traut' ich meinen Sinnen,
Als ich es ſah. — Hier kommt der wackre Macduff.

Dreizehnter Auftritt.

Vorige. **Macduff.**

Roſſe.

Nun, Sir! Wie geht die Welt?

Macduff.

Wie? Seht ihr's nicht?

Roſſe.

Weiß man, wer dieſe mehr als blut'ge That
Verübte?

Macduff.

Sie, die Macbeth tödtete.

Roſſe.

Die Kämmerer? Gott! Und aus welchem Antrieb?
Was bracht' es ihnen für Gewinn?

Macduff.

Sie waren
Erkauft. Des Königs eigne Söhne, Malcolm
Und Donalbain, ſind heimlich weggeflohn,
Und machten ſich dadurch der That verdächtig.

Roſſe.

O immer, immer wider die Natur!
Unmäß'ge Herrſchſucht, die mit blinder Gier
Sich ihre eignen Lebensſäfte raubt!
— So wird die Krone wohl an Macbeth fallen?

Macduff.

Er iſt ſchon ausgerufen und nach Scone
Zur Krönung abgegangen.

Roſſe.

Wo iſt Dunkans Leiche?

Macduff.

Nach Kolmeskill gebracht, der heil'gen Gruft,
Wo die Gebeine ſeiner Väter ruhen.

Roſſe.

Geht ihr nach Scone?

Macduff.

— Nein! Ich geh' nach Fife.

Roſſe.

Gut! So will ich nach Scone.

Macduff.

Lebet wohl!
Und mögt ihr Alles dort nach Wunſche finden!
Leicht möchten uns die alten Röcke beſſer
Geſeſſen haben, fürcht' ich, als die neuen!

Roſſe (zu dem Alten).

Nun, alter Vater, lebet wohl!

Alter Mann.

Gott ſey
Mit euch und Jedem, der es redlich meint,
Das Böſe gut macht, und den Feind zum Freund!

(Sie gehen ab.)

Dritter Aufzug.

Ein Zimmer.

Erſter Auftritt.

Banquo (allein).

Du haſt's nun! Glamis! Cawdor! König! Alles,
Wie es die Zauberſchweſtern dir verhießen.
Ich fürchte ſehr, du haſt ein ſchändlich Spiel
Darum geſpielt. — Und doch ward prophezeit,
Es ſollte nicht bei deinem Hauſe bleiben,
Ich aber ſollte der beglückte Stifter,
Die Wurzel eines Königsſtammes ſeyn.
Wenn Wahrheit kommen kann aus ſolchem Munde,
Und der erfüllte Gruß an dich beweiſt's,
Wie ſollten ſie nicht eben ſowohl mein
Orakel ſeyn, wie dein's, und mich zur Hoffnung
Anfriſchen? Aber ſtill! Nichts mehr davon!

Zweiter Auftritt.

(Trompeten.)

Macbeth als König. **Lady Macbeth. Roſſe. Angus. Lenox. Banquo. Gefolge.**

Macbeth.

Sieh da! Hier iſt der Erſte unſrer Gäſte!

Lady.

Blieb er hinweg, ſo war gleichſam ein Riß
In unſerm Feſte, und die Krone fehlt' ihm.

Macbeth.

Banquo! Wir geben dieſe Nacht ein feſtlich Mahl
Und bitten euch um eure Gegenwart.

Banquo.

Nach meines Herrn Befehl, dem zu gehorchen
Mir heil'ge Pflicht iſt.

Macbeth.

Ihr verreiſet heut'?

Banquo.

Ja, Sire!

Macbeth.

Sonſt hätten wir uns euren Rath,
Der ſtets ſo weiſ' als glücklich war, in heutiger
Verſammlung ausgebeten. Doch das kann auch ruhn
Bis morgen. Geht die Reiſe weit?

Banquo.

So weit,
Daß alle Zeit von jetzt zum Abendeſſen

Drauf gehen wird. Thut nicht mein Pferd ſein Beſtes,
Werd' ich der Nacht verſchuldet werden müſſen
Für eine dunkle Stunde oder zween.

Macbeth.

Fehlt ja nicht bei dem Feſt!

Banquo.

Gewißlich nicht.

Macbeth.

Wir hören, unſre blut'gen Vettern ſind
Nach Engelland und Irland, läugnen dort
Frech ihren gräuelvollen Mord, und füllen
Mit ſeltſamen Erdichtungen die Welt.
Doch hievon morgen, nebſt dem Andern, was
Den Staat betrifft und unſre Sorgen heiſcht.
Lebt wohl bis auf die Nacht! Geht Fleance mit euch?

Banquo.

Ja, Sire! Wir können länger nicht verweilen —

Macbeth.

So wünſch' ich euren Pferden Schnelligkeit
Und ſichre Füße! Lebet wohl!

(Banquo geht ab. Zu den Andern.)

Bis Anbruch
Der Nacht ſey Jedermann Herr ſeiner Zeit.
Die Freuden der Geſellſchaft deſto beſſer
Zu ſchmecken, bleiben wir bis dahin ſelbſt
Für uns allein. Und damit Gott befohlen!

(Lady und Lords gehen ab.)

Dritter Auftritt.

Macbeth, zurückbleibend.

Macbeth
(zu einem Bedienten).
Hör', Freund! ſind jene Männer bei der Hand?

Bedienter.
Ja, Sire! ſie warten draußen vor dem Schloßthor.

Macbeth.
Führ' ſie herein.

(Bedienter ab.)

So weit ſeyn, iſt noch nichts,
Doch es mit Sicherheit zu ſeyn!
Vor dieſem Banquo haben wir zu zittern.
In ſeiner königlichen Seele herrſcht
Dasjenige, was ſich gefürchtet macht.
Vor nichts erſchrickt ſein Muth, und dieſer kecken
Entſchloſſenheit wohnt eine Klugheit bei,
Die ihm zum Führer dient, und ſeine Schritte
Verſichert. Ihn allein, ſonſt Keinen fürcht' ich.
Ihm gegenüber wird mein Geiſt gezüchtigt,
Wie Mark Antons vor Cäſars Genius.
Er ſchalt die Zauberſchweſtern, da ſie mich
Zuerſt begrüßten mit dem Königstitel,
Und forderte ſie auf, zu ihm zu reden!
Und darauf grüßten ſie prophetiſch ihn
Den Vater einer königlichen Reihe!
Auf meine Stirne ſetzten ſie

Nur eine unfruchtbare Krone, gaben
Mir einen dürren Scepter in die Hand,
Damit er einſt von fremden Händen mir
Entwunden werde! Iſt's an dem, ſo hab' ich
Für Banquo's Enkelkinder mein Gewiſſen
Befleckt, für ſie den gnadenreichen Dunkan
Erwürgt, für ſie — allein für ſie — auf ewig
Den Frieden meiner Seele hingemordet,
Und mein unſterbliches Juwel dem all-
Gemeinen Feind der Menſchen hingeopfert,
Um ſie zu Königen zu machen! Banquo's
Geſchlecht zu Königen! Eh' dies geſchieht,
Eh' komme du, Verhängniß, in die Schranken,
Und laß uns kämpfen bis auf's Blut!

(Bedienter kommt mit den Mördern.)

Wer iſt da?
Geh' vor die Thür, und warte, bis wir rufen.

Vierter Auftritt.

Macbeth. Zwei Mörder.

Macbeth.

War es nicht geſtern, daß ich mit euch ſprach?

Die Mörder.

Ja, königlicher Herr!

Macbeth.

Nun? Habt ihr meinen Reden nachgedacht?

Ihr wißt nun, das es Banquo war, der euch
In vor'gen Zeiten ſo im Weg geſtanden.
Ihr gabet fälſchlich mir die Schuld; doch aus
Der letzten Unterredung, die wir führten,
Habt ihr es ſonnenklar erkannt, wie ſchändlich
Man euch betrog —

Erſter Mörder.

Ja, Herr! Ihr überzeugtet uns.

Macbeth.

Das that ich.
Nun auf den andern Punkt zu kommen. Sagt!
Seyd ihr ſo lämmerfromm, ſo taubenmäßig
Geartet, daß ihr ſolches ungeahndet
Könnt hingehn laſſen? So verſöhnlichen Gemüths,
Daß ihr für dieſen Banquo beten könnt,
Deß ſchwere Hand euch und die Eurigen
In Schande ſtürzte und zu Bettlern machte?

Erſter Mörder.

Mein König! wir ſind Männer.

Macbeth.

Ja, ja, ihr lauft ſo auf der Liſte mit!
Wie Dachs und Windſpiel alle Hunde heißen;
Die eigne Raſſe aber unterſcheidet
Den ſchlauen Spürer, den getreuen Wächter,
Den flücht'gen Jäger. So auch mit den Menſchen.
Doch, wenn ihr wirklich Männer ſeyd, und zwar
An ächter Mannheit nicht die allerletzten,
So zeigt es jetzo! Rächet euch und mich
An einem Feinde, der uns gleich verhaßt iſt.

Erſter Mörder.
Ich bin ein Mann, Sire, den die harten Stöße
Der Welt ſo aufgebracht, daß ich bereit bin,
Der Welt zum Trotze Jegliches zu wagen.
Zweiter Mörder.
Und mir, mein König, hat das falſche Glück
So grauſam mitgeſpielt, daß ich mein Schickſal
Verbeſſern, oder gar nicht leben will.
Macbeth.
Ihr wiſſet alſo, euer Feind war Banquo.
Die Mörder.
Ja, Sire!
Macbeth.
Er iſt auch meiner, und er iſt's
Mit ſolchem blutig unverſöhnten Haß,
Daß jeder Augenblick, der ſeinem Leben
Zuwächst, das meine mir zu rauben droht.
Zwar ſteht's in meiner königlichen Macht,
Ihn, ohne alle andre Rechenſchaft,
Als meinen Willen, aus der Welt zu ſchaffen;
Doch darf ich's nicht, um ein'ger Freunde willen,
Die auch die ſeinen ſind, und deren Gunſt
Ich ungern in die Schanze ſchlüge! Ja!
Die Klugheit will es, daß ich den beweine,
Auf den ich ſelbſt den Streich geführt! Darum
Bedarf ich eures Arms zu dieſer That,
Die ich aus ganz beſonders wicht'gen Gründen
Dem öffentlichen Aug' verbergen muß.
Erſter Mörder.
Mein König! wir erwarten deinen Wink.

Zweiter Mörder.

Und wenn auch unſer Leben —

Macbeth.

Eure Kühnheit blitzt
Aus euch hervor. Der Feind, von dem wir reden,
Wird dieſen Abend hier zurück erwartet.
Im nächſten Holze kann die That geſchehen,
Doch etwas fern vom Schloß, verſteht ihr wohl,
Daß kein Verdacht auf mich geleitet werde.
Zugleich mit ihm muß, um nichts halb zu thun,
Auch Fleance, ſein Sohn, der bei ihm iſt,
An deſſen Untergange mir nicht minder
Gelegen iſt, als ſeinem eignen — hört ihr?
Das Schickſal dieſer finſtern Stunde theilen.
Habt ihr verſtanden?

Mörder.

Wohl! Wir ſind entſchloſſen,
Mein König!

Macbeth.

Nun, ſo geht auf euren Poſten!
Vielleicht ſtößt noch der dritte Mann zu euch,
Daß nichts dem Zufall überlaſſen bleibe!

(Die Mörder gehen ab.)

Beſchloſſen iſt's! Banquo, erwarteſt du
Zum Himmel einzugehn, fliegſt du ihm heut' noch zu!

Fünfter Auftritt.

Macbeth. Lady Macbeth.

Lady.

Wie, mein Gemahl? Warum ſo viel allein?
Was kann es helfen, daß ihr eure Träume
Zur traurigen Geſellſchaft wählt, und mit
Gedanken ſprecht, die dem, an den ſie denken,
In's nicht'ge Grab hinab gefolgt ſeyn ſollten?
Auf Dinge, die nicht mehr zu ändern ſind,
Muß auch kein Blick zurück mehr fallen! Was
Gethan iſt, iſt gethan, und bleibt's.

Macbeth.

Wir haben
Die Schlange nur verwundet, nicht getödtet;
Sie wird zuheilen, und dieſelbe ſeyn
Auf's Neue; unſer machtlos feiger Grimm
Wird, nach wie vor, vor ihrem Zahn erzittern.
Doch ehe ſoll der Dinge feſte Form
Sich löſen, ehe mögen beide Welten
Zuſammenbrechen, eh' wir unſer Brod
Mit Zittern eſſen, und uns fernerhin
In ängſtlich bangen Schreckensträumen wälzen.
Weit beſſer wär' es, bei den Todten ſeyn,
Die wir zur Ruh geſchickt, uns Platz zu machen,
Als fort und fort in ruheloſer Qual
Auf dieſer Folterbank der Todesfurcht
Zu liegen. — Dunkan iſt in ſeinem Grabe;
Sanft ſchläft er auf des Lebens Fieberangſt.

Verrätherbosheit hat ihr Aeußerſtes
An ihm gethan! Nun kann nicht Stahl noch Gift,
Nicht Krieg von Außen, nicht Verrätherei
Von Innen, nichts den Schläfer mehr berühren!

Lady.

Kommt, kommt, mein König, mein geliebter Herr,
Klärt eure finſtern Blicke auf! Seyd heiter
Und hell heut' Abend unter euren Gäſten!

Macbeth.

Das will ich, liebes Weib! und ſey du's auch,
Und ſpare nicht die glatte Schmeichelrede.
Noch heiſcht's die Zeit, daß wir uns unſers Ranges
Entäußern, zu unwürdiger Liebkoſung
Herunterſteigen, unſer Angeſicht
Zur ſchönen Larve unſers Herzens machen.

Lady.

Laßt das!

Macbeth.

O angefüllt mit Scorpionen
Iſt meine Seele! Theures Weib! du weißt,
Noch lebet Banquo und ſein Sohn!

Lady.

Doch Keinem gab
Natur das Vorrecht der Unſterblichkeit.

Macbeth.

Das iſt mein Troſt, daß ſie zerſtörbar ſind!
Drum gutes Muths! Eh' noch die Fledermaus
Den ungeſell'gen Flug beginnt, eh' auf
Der bleichen Hekate der Käfer,
Im hohlen Baum erzeugt, die müde Nacht
Mit ſeinem ſchläfrigen Geſums einläutet,

Soll eine That von furchtbarer Natur
Vollzogen ſeyn.

Lady.

Was ſoll geſchehn?

Macbeth.

Sey lieber ſchuldlos durch Unwiſſenheit,
Mein trautes Weib, bis du der fert'gen That
Zujauchzen kannſt. — Steig nieder, blinde Nacht,
Des Tages zärtlich Auge ſchließe zu!
Mit deiner unſichtbaren blut'gen Hand
Durchſtreiche, reiß in Stücken dieſen großen
Schuldbrief, der auf mir laſtend mich ſo bleicht!
— Schon ſinkt der Abend, und die Krähe fliegt
Dem dohlenwimmelnden Gehölze zu;
Einnicken alle freudigen Geſchöpfe
Des Tags, indeß die ſchwarzen Hausgenoſſen
Der traur'gen Nacht auf ihren Raub ausgehen.
Du ſtaunſt ob meiner Rede! Doch ſey ruhig!
Was blutig anfing, mit Verrath und Mord,
Das ſetzt ſich nur durch blut'ge Thaten fort!
Damit laß dir genügen! Folge mir!

(Sie gehen ab.)

Unter Bäumen.

Sechster Auftritt.

Drei Mörder treten auf.

Erster (zum Dritten).

Wer aber hieß dich zu uns ſtoßen?

Dritter.

Macbeth.

Erſter (zum Zweiten).

Wie? Sind wir beide ihm nicht Manns genug,
Daß er, beſorgt, uns den Gehülfen ſendet?
Was meint ihr? Dürfen wir ihm traun?

Zweiter.

Wir können's dreiſt. Die Zeichen treffen zu,
Es iſt der Mann, von dem der König ſprach.

Erſter.

So ſteh zu uns. Am abendlichen Himmel
Verglimmt der letzte bleiche Tagesſchein.
Der Wandrer, der ſich auf dem Weg verſpätet,
Strengt ſeiner Schritte letzte Kraft noch an,
Die Nachtherberge zeitig zu erreichen,
Und der, auf den wir lauern, nähert ſich.

Zweiter.

Still! Horch! Ich höre Pferde.

Banquo (hinter der Scene).

Licht! He da!

Erſter.

Das iſt er! Denn die Andern, die beim Gaſtmahl
Erwartet wurden, ſind ſchon alle da.

Zweiter.

Die Pferde machen einen Umweg.

Erſter.

Wohl eine Viertelmeile. Aber er
Pflegt, ſo wie Jedermann, den Weg zum Schloß
Durch dies Gehölz zu Fuß zurück zu legen,
Weil es hier näher iſt und angenehmer.

Siebenter Auftritt.

Vorige. Banquo und Fleance mit einer Fackel.

Zweiter Mörder.

Ein Licht! Ein Licht!

Dritter.

Er iſt es.

Erster Mörder.

Macht euch fertig!

Banquo (vorwärts kommend).

Es wird heut' Nacht gewittern.

Zweiter Mörder.

Es ſchlägt ein.

(Sie fallen über ihn her.)

Banquo (indem er ſich wehrt).

Verrätherei! Flieh! Flieh, mein Sohn! Flieh! flieh!
Du kannſt mein Rächer ſeyn! — O Böſewicht!

(Er ſinkt tödtlich getroffen nieder. Fleance wirft die Fackel weg; erſter Mörder tritt darauf, und löſcht ſie aus; jener entflieht.)

Dritter Mörder.

Wer löſcht das Licht? —

Erster Mörder.

War es nicht wohl gethan?

Zweiter Mörder.

Es liegt nur Einer;
Der Sohn entſprang.

Erster Mörder.

Verdammt! Wir haben
Die beſte Hälfte unſers Werks verloren.

Dritter Mörder.

Gut! Laßt uns gehn und melden, was gethan iſt!

(Sie gehen ab.)

Feſtlicher Saal, erleuchtet.

Eine mit Speiſen beſetzte Tafel im Hintergrunde.

Achter Auftritt.

Macbeth. Lady Macbeth. Roſſe. Lenox. Angus.
und ſechs andere **Lords.**

Macbeth.

Ihr kennet euren Rang. Setzt euch, ihr Herren.
Vom Erſten bis zum Unterſten willkommen!

Roſſe. Angus. Lenox.

Wir danken Euer Majeſtät.

Macbeth.

Wir ſelber wollen uns bald hier, bald dort
In die Geſellſchaft miſchen, und das Amt
Des aufwartſamen Hauswirths übernehmen;
Denn unſre Wirthin, ſeh' ich, iſt zu läſſig
In ihrer Pflicht. Wir wollen ſie erſuchen,
Geſchäftiger zu ſeyn um ihre Gäſte.

(Alle ſetzen ſich, außer Macbeth.)

Lady.

Thut das, mein König, und erinnert mich,

Wofern ich was in meiner Pflicht verſäumte.
Mein Herz zum wenigſten bewillkommt Alle.

(Der erſte Mörder kommt an die Thür.)

Macbeth.

Wie ihre Herzen dir entgegen wallen!
Gut! Beide Seiten ſeh' ich, ſind beſetzt,
So will ich dort mich in die Mitte ſetzen.
Nun, überlaßt euch ganz der Fröhlichkeit;
Bald ſoll der Becher um die Tafel kreiſen.

(Zu dem Mörder an der Thür.)

Auf deinem Kleid iſt Blut.

Erſter Mörder.

So iſt es Banquo's.

Macbeth.

Liegt er am Boden?

Erſter Mörder.

Herr! Die Kehl' iſt ihm
Zerſchnitten! Dieſen Dienſt erwies ich ihm.

Macbeth.

Du biſt der erſte aller Kehlabſchneider!
Doch gleiches Lob verdient, wer ſeinem Sohn
Denſelben Dienſt gethan! Biſt du der auch,
So ſuchſt du deines gleichen.

Erſter Mörder.

Gnäd'ger Herr!
Fleance iſt entwiſcht!

Macbeth.

So kommt mein Fieber
Zurück! Sonſt war ich ganz geſund, vollkommen
Geneſen, feſt wie Marmor, wie ein Fels

Gegründet, wie das freie Element,
Das uns umgibt, unendlich, allverbreitet.
Jetzt bin ich wieder eingeengt, gebunden,
Und meinen alten Schreckniſſen auf's Neu'
Zum Raub dahin gegeben. — Aber Banquo iſt
Doch ſicher — ?

Erſter Mörder.

Herr! Er liegt in einem Graben,
Mit zwanzig Hieben in dem Kopf, der kleinſte
Schon eine Todeswunde. —

Macbeth.

Dank für das!
Dort liegt ſie alſo, die erwachſ'ne Schlange!
Der Wurm, der floh, hat das Vermögen, einſt
Gift zu erzeugen, doch für jetzt noch keine Zähne!
Gut! Morgen wollen wir's noch einmal hören!
(Mörder geht ab.)

Lady.

Mein König! Ihr verkürzet eure Gäſte.
Das reichſte Mahl iſt freudenleer, wenn nicht
Des Wirthes Zuſpruch und Geſchäftigkeit
Den Gäſten zeigt, daß ſie willkommen ſind.
Satt eſſen, kann ſich Jeglicher zu Hauſe;
Geſelliges Vergnügen, munteres
Geſpräch muß einem Feſtmahl Würze geben.
(Banquo's Geiſt ſteigt empor, und ſetzt ſich zwiſchen Roſſe und Lenox an den Platz, der für Macbeth in der Mitte des Tiſches leer gelaſſen iſt.)

Macbeth.

Willkommene Erinnerung —

(Zu den Lords.)

Nun! Wohl
Bekomm' es meinen vielgeliebten Gäſten!

Roſſe.

Gefällt es meinem König, Platz zu nehmen?

Macbeth.

Hier wären alle unſre Edeln nun,
Die Zierden unſers Königreichs, beiſammen,
Wenn unſers Banquo ſchätzbare Perſon
Zugegen wäre. — Möcht' ich ihn doch lieber
Der Ungefälligkeit zu zeihen haben,
Als eines Unfalls wegen zu beklagen!

Roſſe.

Sein Nichterſcheinen, Sire! ſchimpft ſein Verſprechen.
Gefällt es meinem Könige, die Tafel
Mit ſeiner hohen Gegenwart zu zieren?

Macbeth

(mit Entſetzen, indem er den Geiſt erblickt).

Die Tafel iſt voll!

Lenox

(ganz gleichgültig auf den Geiſt deutend).

Hier, Sire, iſt noch ein aufbehaltner Platz!

Macbeth.

Wo?

Roſſe (ſo wie Lenox).

Hier, mein König! — Was ſetzt Eure Hoheit
So in Bewegung?

Macbeth (ſchauervoll).

Wer von euch hat das
Gethan?

Roſſe und Lenox.
Was denn, mein königlicher Herr?
Macbeth (zum Geiſte).
Du kannſt nicht ſagen, ich war's! Schüttle
Die blut'gen Locken nicht ſo gegen mich!
Roſſe.
Steht auf, ihr Herrn, dem König iſt nicht wohl.
Lady.
Bleibt ſitzen, meine Lords. Der König iſt
Oft ſo, und iſt's von Jugend auf geweſen;
Ich bitt' euch drum, behaltet eure Plätze.
Der Anſtoß währt nur einen Augenblick!
In zwei Minuten iſt er wieder beſſer.
Wenn ihr ſo ſcharf ihn anſeht, bringt ihr ihn
Nur auf, und macht ſein Uebel länger dauern.
Eßt fort, und gebt nicht Acht auf ihn!
(Heimlich zu Macbeth.)
Seyd ihr ein Mann, Sir?
Macbeth
(immer auf das Geſpenſt ſehend).
Ja, und ein beherzter
Dazu, der Muth hat, etwas anzuſchauen,
Wovor der Teufel ſelbſt erblaſſen würde!
Lady.
O ſchön! Vortrefflich! Das ſind wieder
Die Malereien deiner Furcht! Das iſt
Der in der Luft gezückte Dolch, der, wie
Du ſagteſt, dich zu Dunkan hingeleitet!
Wahrhaftig, dieſes Schaudern, dies Entſetzen,
So ganz um nichts, um gar nichts, paßte gut
Zu einem Ammenmährchen, am Kamin

Erzählt, wofür Großmutter Bürge wird.
O ſchäme dich! Was zerrſt du für Geſichter?
Am Ende ſiehſt du doch nicht weniger,
Noch mehr, als einen Stuhl.

Macbeth.

Ich bitte dich!
Schau dorthin! dorthin ſchaue! Nun! was ſagſt du?
(Zum Geiſt.)
Wie? Was ficht's mich an? Wenn du nicken kannſt,
So red' auch. — Schickt das Beinhaus und die Gruft
Uns die Begrabenen zurück, ſo ſoll
Der Bauch der Geier unſer Grabmal werden.
(Der Geiſt verſchwindet.)

Lady.

Iſt's möglich, Sir! ſo ganz unmännlich thöricht?

Macbeth.

So wahr ich vor euch ſteh'! Er war's. Ich ſah ihn.

Lady.

O ſchämet euch!

Macbeth.

Es iſt von jeher Blut
Vergoſſen worden, ſchon in alten Zeiten,
Eh' menſchliche Geſetze noch die friedliche
Gemeinheit ſäuberten. — Ja, auch hernach
Geſchahen Morde gnug, zu gräßlich ſchon
Dem Ohre. Sonſt, wenn einem das Gehirn
Heraus war, ſtarb der Mann, und ſo war's aus.
Jetzt ſteigen ſie mit zwanzig Todeswunden
An ihrem Kopfe wieder aus dem Grab,
Und treiben uns von unſern Stühlen. — Das
Iſt noch weit ſeltſamer, als ſolch ein Mord.

Lady.

Sire! Eure Gäſte warten —

Macbeth.

Ich vergaß mich!
Kehrt euch an mich nicht, meine werthen Freunde,
Ich bin mit einer wunderlichen Schwachheit
Behaftet; wer mich kennt, gewöhnt ſich dran.
Kommt! kommt! Auf eure Freundſchaft und Geſundheit!
Hernach will ich mich ſetzen! Gebt mir Wein!
Voll eingeſchenkt! Ich trinke auf das Wohlſeyn
Der ganzen gegenwärtigen Verſammlung
Und unſers theuren Freundes Banquo auch,
Den wir vermiſſen. — Wär' er doch zugegen!
Auf ſein und euer Aller Wohlergehn!

(Der Geiſt ſteht wieder da.)

Roſſe. Lenox. Angus.

Wir danken unterthänigſt.

Macbeth

(den Geiſt erblickend und heftig auffahrend).

Hinweg aus meinem Angeſicht! Laß dich
Die Gruft verbergen! Dein Gebein iſt marklos!
Dein Blut iſt kalt; du haſt nicht Kraft zu ſehn
In dieſem Aug', mit dem du mich anſtarreſt!

Lady.

Verwundert euch nicht, meine edeln Thans,
Nehmt es für etwas ganz Gewöhnliches.
Es iſt nichts weiter! Glaubt mir! Schade nur,
Daß es die Freude dieſes Abends ſtört!

Macbeth.

Was Einer wagt, das wag' auch ich — Komm du

In der Geſtalt des rauhen Eisbärs auf mich an,
Des lyb'ſchen Tigers, des geharniſchten
Rhinozeros, in welcher andern Schreckens-
Geſtalt du immer willſt, nur nicht in dieſer,
Und meine feſten Nerven ſollen nicht
Erbeben — Oder lebe wieder auf,
Und fordre mich auf's Schwert in eine Wüſte.
Wenn ich mich zitternd weigere, dann ſchilt
Mich eine weib'ſche Memme! Weg! Hinweg!
Furchtbarer Schatten! Weſenloſes Schreckbild!

(Der Geiſt verſchwindet.)

Ja — nun — Sobald du fort biſt, bin ich wieder
Ein Mann.

(Zu den Gäſten, welche aufſtehen wollen.)

Ich bitt' euch, Freunde! bleibet ſitzen!

Lady.

Ihr habt durch dieſen fieberhaften Anſtoß
Den Schrecken unter eure edeln Gäſte
Gebracht, und alle Fröhlichkeit verbannt.

Macbeth.

Ich bitte dich! Kann man denn ſolche Dinge
Wie eine Sommerwolke vor ſich weg
Ziehn laſſen, ohne außer ſich zu ſeyn?
Du machſt mich irr' an meinem eignen Selbſt,
Seh' ich, daß du dergleichen Furchterſcheinungen
Anſchaun, und den natürlichen Rubin
Auf deinen Wangen kannſt behalten, wenn
Die meinen das Entſetzen bleicht.

Roſſe.

Was für
Erſcheinungen, mein König?

Lady.

Redet nicht,
Ich bitt' euch! Es wird ſchlimmer ſtets und ſchlimmer.
Viel Fragen bringt ihn vollends ganz von Sinnen.
Gut' Nacht auf einmal Allen! Wartet nicht
Erſt auf Befehl zum Aufbruch! Geht zugleich!

Roſſe. Angus. Lenox.

Wir wünſchen unſerm König gute Nacht
Und beſſere Geſundheit!

Lady.

Allerſeits gut' Nacht!

(Die Lords gehen ab, von der Lady begleitet.)

Neunter Auftritt.

Macbeth. Gleich darauf **Lady Macbeth.**

Macbeth.

Es fordert Blut! Blut, ſagt man, fordert Blut!
Man hat Erfahrungen, daß Steine ſich
Gerührt, daß Bäume ſelbſt geredet haben!
Wahrſager, die das tiefverborgne Band
Der Dinge kennen, haben ſchon durch Krähen
Und Dohlen die geheimſte Mörderthat
An's Licht gebracht — Wie weit iſt's in der Nacht?

Lady

(iſt indeß zurückgekommen).

So weit, daß Nacht und Morgen ſchon im Streit
Begriffen, wer die Herrſchaft führen ſoll.

Macbeth.

Und Macduff, ſagſt du, weigert ſich zu kommen?

Lady.

Haſt du ihn laden laſſen?

Macbeth.

Nein, ich hört' es
Nur von der Hand; doch will ich nach ihm ſenden.
Es iſt nicht Einer unter dieſen Thans,
In deſſen Hauſ' ich meinen Horcher nicht
Beſolde! — Morgen mit dem Früheſten
Such' ich die Zauberſchweſtern auf. Sie müſſen
Mir mehr entdecken, denn ich muß nun ſchon
Das Aergſte wiſſen auf dem ärgſten Weg.
Ich bin ſo tief in Blut hineingeſtiegen,
Daß die Gefahr dieſelbe iſt, ich mag
Zurücke ſchreiten oder vorwärts gehn.
— Seltſame Dinge wälzt mein Geiſt bei ſich
Herum, die einen raſchen Arm erfordern
Und That ſeyn müſſen, eh' ſie Worte ſind.

Lady.

Euch mangelt die Erquickung aller Weſen,
Der Schlaf.

Macbeth.

Ja, komm! Wir wollen auch nun ſchlafen.
Mein Fehler iſt nur eines Neulings Furcht,
Den die Gewohnheit noch nicht abgehärtet.
Wir ſind in Thaten dieſer Art noch Kinder.

(Sie gehen ab.)

Vierter Aufzug.

Ein freier Platz.

Erſter Auftritt.

Roſſe und Lenox.

Roſſe.

Ich führe das nur an, euch auf die Spur
Zu bringen. Setzt euch ſelber nun zuſammen!
Der gnadenreiche Duncan ward von Macbeth
Betrauert! Freilich wohl! er war ja todt.
Und der getreue, biedre Banquo reiſte
Zu ſpät des Nachts. Wer Luſt hat, kann auch ſagen,
Fleance hab' ihn umgebracht, denn Fleance entfloh.
Man ſollte eben in ſo ſpäter Nacht nicht reiſen.
Wer dachte je, daß dieſer Donalbain
Und Malcolm ſolche Ungeheuer wären,
Den zärtlichſten der Väter zu ermorden!
Verdammenswerthe That! Wie ſchmerzte ſie nicht
Den frommen Macbeth! Würgt' er nicht ſogleich
In heil'ger Wuth die beiden Thäter, die
Von Wein und Schlummer überwältigt lagen!

War das nicht brav von ihm? Gewiß, und weiſe
Nicht minder; denn wer hätt' es ohne Grimm
Anhören können, wenn die Buben es
Geläugnet! Alſo, wie geſagt, ſehr klug! —
Und ſeyd gewiß, ſollt' er der Söhne Dunkans
Je habhaft werden — welches Gott verhüte!
Sie ſollten lernen, was es auf ſich hat,
Den Vater morden! Und das ſollt' auch Fleance!
— Doch ſtill! Um ein'ger freien Worte willen,
Und weil er von dem Gaſtmahl des Tyrannen
Ausblieb, lud Macduff ſeinen Zorn auf ſich.
Könnt ihr mir Nachricht geben, wo er jetzt
Sich aufhält?

Lenox.

Malcolm, Dunkans Aelteſter,
Dem der Tyrann das Erbreich vorenthält,
Lebt an dem Hof des frommen Eduard,
Geehrt, wie einem Könige geziemt,
Und der Verbannung Bitterkeit vergeſſend.
Dahin iſt nun auch Macduff abgegangen,
Englands großmüth'gen König anzuflehn,
Daß er den tapfern Seiward uns zum Beiſtand
Herſende, der mit Gottes mächt'gem Schutz
Die Tyrannei zerſtöre, unſern Nächten Schlaf
Und unſern Tiſchen Speiſe wieder gebe,
Den mörderiſchen Dolch von unſern Feſten
Entferne, uns auf's Neue um den Thron
Des angeſtammten Königes verſammle,
Damit wir ohne Niederträchtigkeit
Zu Ehren kommen können — Darnach ſehnen wir

Und jetzt umſonſt. — Die Nachricht von dem Allen
Hat den Tyrannen ſo in Wuth geſetzt,
Daß er zum Kriege ſchleunig Anſtalt macht.

Roſſe.

So ſchickte er nach Macduff?

Lenox.

Ja. Und mit einem runden kurzen: Sir,
Ich komme nicht! ward der Geſandte ab-
Gefertigt, der mit einem finſtern Blick
Den Rücken wendete, als wollt' er ſagen:
Ihr werdet euch die Stunde reuen laſſen,
Da ihr mit ſolcher Antwort mich entließt.

Roſſe.

Es ſey ihm eine Warnung, ſich ſo weit
Als möglich zu entfernen. Irgend ein
Wohlthätiger Cherub fliege vor ihm her
Nach England, und entfalte ſein Geſuch,
Noch eh' er kommt, damit ein ſchneller Arm
Zu Rettung dieſes Landes ſich bewaffne,
Dem eine Teufelshand Verderben droht.

Lenox.

Wo geht ihr hin?

Roſſe.

Ich will nach Fiſe, ſein Weib
Zu tröſten und, vermag ich's, ſie zu ſchützen.
Lebt wohl!

(Gehen ab.)

Eine große und finſtere Höhle.

Ein Keſſel ſteht in der Mitte über dem Feuer.

Zweiter Auftritt.

Hekate. Die drei Hexen.

Erſte Hexe.

Was iſt dir, hohe Meiſterin?

Zweite und Dritte.

Was zürnet unſre Königin?

Hekate.

Und ſoll ich's nicht, da ihr vermeſſen
Und ſchamlos eure Pflicht vergeſſen,
Und eigenmächtig, unbefragt,
Mit Macbeth ſolches Spiel gewagt,
Mit Räthſeln ihn und Zauberworten
Verſucht zu gräuelvollen Morden?
Und mich, die Göttin eurer Kraft,
Die einzig alles Unheil ſchafft,
Mich rieft ihr nicht, euch beizuſtehn
Und eurer Kunſt Triumph zu ſehn?
Und überdies, was ihr gethan,
Geſchah für einen ſchlechten Mann,
Der eitel, ſtolz, wie's viele gibt,
Nur ſeinen Ruhm, nicht euren, liebt!
Macht's wieder gut, und den Betrug,
Den ihr begannt, vollendet klug!
Ich will unſichtbar um euch ſeyn
Und ſelber meine Macht euch leihn.

Denn eh' es noch beginnt zu tagen,
Erſcheint er, das Geſchick zu fragen.
Drum ſchnell an's Werk mit rüſt'gen Händen,
Ich will euch meine Geiſter ſenden,
Und ſolche Truggebilde weben
Und täuſchende Orakel geben,
Daß Macbeth, von dem Blendwerk voll,
Verwirrt und tollkühn werden ſoll!
Dem Schickſal ſoll er trotzen kühn,
Nichts fürchten, ſinnlos Alles wagen,
Nach ſeinem eiteln Trugbild jagen.
Den Sterblichen, das wißt ihr lange,
Führt Sicherheit zum Untergange!

(Sie verſinkt hinter dem Keſſel.)

Dritter Auftritt.

Die drei Hexen, um den Keſſel tanzend.

Erſte Hexe.

Um den Keſſel ſchlingt den Reihn!
Werft die Eingeweid' hinein!
Kröte du, die Nacht und Tag
Unterm kalten Steine lag,
Monatlanges Gift ſog ein,
In den Topf zuerſt hinein!

Alle drei.

Rüſtig! rüſtig! Nimmer müde!
Feuer brenne! Keſſel ſiede!

Erſte Hexe.

Schlangen, die der Sumpf genährt,
Kocht und ziſcht auf unſerm Herd!
Froſchzehn thun wir auch daran,
Fledermaushaar, Hundeszahn,
Otterzungen, Stacheligel,
Eidexpfoten, Eulenflügel,
Zaubers halber, werth der Müh,
Sied' und koch' wie Höllenbrüh!

Alle.

Rüſtig! rüſtig! Nimmer müde!
Feuer brenne! Keſſel ſiede!

Erſte Hexe.

Thut auch Drachenſchuppen dran,
Hexenmumien, Wolfeszahn,
Des gefräß'gen Seehunds Schlund,
Schierlingswurz, zur finſtern Stund'
Ausgegraben überall!
Judenleber, Ziegengall',
Eibenzweige, abgeriſſen
Bei des Mondes Finſterniſſen,
Türkennaſen thut hinein,
Tartarlippen, Fingerlein
Zu Geburt erwürgter Knaben,
Abgelegt in einem Graben!
Miſcht und rühret es, daß der Brei
Zähig, dick und ſchleimig ſey.
Werft auch, dann wird's fertig ſeyn,
Ein Gekrös vom Tiger drein!

Alle.

Rüſtig! rüſtig! Nimmer müde!
Feuer brenne! Keſſel ſiede!

Erſte Hexe.

Kühlt's mit eines Säuglings Blut,
Dann iſt der Zauber feſt und gut!

Zweite Hexe.

Geiſter, ſchwarz, weiß, blau und grau,
Wie ihr euch auch nennt,
Rühret um, rühret um, rühret um,
Was ihr rühren könnt!

(Es erſcheinen verſchiedene Geiſter, welche in dem Keſſel rühren.)

Dritte Hexe.

Juckend ſagt mein Daumen mir:
Etwas Böſes naht ſich hier!
Nur herein,
Wer's mag ſeyn!

Vierter Auftritt.

Macbeth. Die drei Hexen. Nachher verſchiedene Erſcheinungen.

Macbeth.

Nun, ihr geheimnißvollen ſchwarzen Hexen,
Was macht ihr da?

Die drei Hexen (zugleich).

Ein namenloſes Werk.

Macbeth.

Bei eurer dunkeln Kunſt beſchwör' ich euch:
Antwortet mir, durch welche Mittel ihr's
Auch mögt vollbringen! Müßtet ihr die Winde
Entfeſſeln, und mit Kirchen kämpfen laſſen;
Müßt' auch das ſchäumend aufgeregte Meer
Im allgemeinen Sturm die ganze Schifffahrt
Verſchlingen, müßte finſtrer Hagelregen
Die Ernte niederſchlagen, feſte Schlöſſer
Einſtürzen über'm Haupte ihrer Hüter,
Palläſte, Pyramiden ihren Gipfel
Erſchüttert beugen bis zu ihrem Grunde!
Ja, müßte gleich der Weltbau drüber brechen,
Antwortet mir auf das, was ich euch frage.

Erſte Hexe.

Sprich!

Zweite Hexe.

Frage!

Dritte Hexe.

Dir ſoll Antwort werden.

Erſte Hexe.

Sprich! Willſt du ſie aus unſerm Munde hören,
Willſt du von unſern Meiſtern ſie vernehmen?

Macbeth.

Ruf' ſie! Ich will ſie ſehn!

Die drei Hexen.

Groß oder klein,
Erſchein'! Erſchein'!
Und zeige dich
Und deine Pflicht beſcheidentlich!

(Donner. Ein bewaffnetes Haupt erhebt ſich hinter dem Keſſel.)

Macbeth.

Sag' mir, du unbekannte Macht —

Erſte Hexe.

Was du denkſt, entgeht ihm nicht.
Höre ſchweigend, was er ſpricht!

Haupt.

Macbeth! Macbeth! Macbeth!
Fürchte Macduffs kriegeriſch Haupt!
Zittre vor dem Than zu Fife.
Laſſe mich! Mehr iſt nicht erlaubt.

Macbeth.

Wer du auch ſeyſt, hab' Dank für dieſe Warnung,
Du zeigeſt meiner ungewiſſen Furcht
Das Ziel! Nur noch ein Wort —

Erſte Hexe.

Er läßt ſich nicht befehlen!
Hier iſt ein Andrer, mächtiger als Jener!

(Donner. Erſcheinung von einem blutigen Kinde.)

Kind.

Macbeth! Macbeth! Macbeth!

Macbeth.

Hätt' ich drei Ohren, du erfüllteſt ſie.

Kind.

Sey keck und kühn, und dürſte Blut!
Verlache deiner Feinde Wuth!
Denn Keiner, den ein Weib gebar,
Bringt Macbeth je Gefahr. (Steigt hinunter.)

Macbeth.

So lebe Macduff immerhin! Was brauch'

Ich dich zu fürchten — Aber nein! Ich will
Die Sicherheit verdoppeln, und ein Pfand
Vom Schickſal nehmen — du ſollſt ſterben, Macduff,
Daß ich die Furcht zur Lügnerin kann machen,
Und ſorglos ſchlafen in des Sturmes Rachen.

(Ein gekröntes Kind mit einem Baumzweig.)

Was iſt's, das wie ein königlicher Sprößling
Sich dort erhebt, um ſeine Kinderſtirn
Den goldnen Reif der Herrſcherwürde tragend?

Die drei Hexen.

Höre, aber rede nicht!
Schweigend merke, was er ſpricht.

Gekröntes Kind.

Sey ein Löwe! Keinen ſcheue,
Wer auch murre, wer dir dräue,
Wer ſich gegen dich verbunden!
Macbeth bleibt unüberwunden,
Bis der Birnamwald auf ihn heran
Rückt zum Schloſſe Dunſinan. (Steigt hinunter.)

Macbeth.

Dahin kommt's niemals! Wer kann Bäume wie
Soldaten preſſen, daß ſie ihre tief
Verſchlungnen Wurzeln aus der Erd' entfeſſeln,
Und, die Bewegungsloſen, wandelnd nahn?
Glückſelige Orakelſprüche! Wohl!
Aufruhr, dein Haupt erhebſt du nicht, bis ſich
Der Birnamwald erhebt von ſeiner Stelle.
Macbeth wird leben bis an's Ziel der Zeit
Und keinem Andern ſeinen Hauch bezahlen,
Als dem gemeinen Loos der Sterblichkeit.

Und dennoch pocht mein Herz, nur Eines noch
Zu wiſſen. Sagt mir, wenn ſich eure Kunſt
So weit erſtreckt — Wird Banquo's Same je
In dieſem Reich regieren?

Die drei Hexen.

Forſche nichts mehr!

Macbeth.

Ich will befriedigt ſeyn. Verſagt mir das,
Und ſeyd verflucht auf ewig! Laßt mich's wiſſen.
Was ſinkt der Keſſel! Welch Getöſ' iſt das?

(Hoboen.)

Erste Hexe.

Erſcheint!

Zweite Hexe.

Erſcheint!

Dritte Hexe.

Erſcheint!

Alle drei.

Erſcheint, und macht ſein Herz nicht froh!
Wie Schatten kommt, und ſchwindet ſo.

(Acht Könige erſcheinen nach einander, und gehen mit langſamem Schritt an Macbeth vorbei. Banquo iſt der letzte, und hat einen Spiegel in der Hand.)

Macbeth

(indem die Erſcheinungen an ihm vorüber gehen).

Du gleichſt zu ſehr dem Geiſt des Banquo! Fort!
Hinab mit dir! Die Kron' auf deinem Haupt
Verwundet meine Augen! — Deine Miene,
Du zweite goldumzogne Stirne, gleicht
Der erſten — Fort! Ein Dritter, völlig wie

Der Vorige! — Verfluchte! Warum zeiget ihr mir das?
Ein Vierter — O erſtarret, meine Augen!
Was? Will das währen bis zum jüngſten Tag?
Noch Einer — Was? Ein Siebenter!
Ich will nicht weiter hinſehn — Aber ſieh!
Da kommt der Achte noch mit einem Spiegel,
Worin er mir noch viele Andre zeigt!
Was ſeh' ich? Wie? Die Kronen, die Reichsäpfel
Verdoppeln ſich, die Scepter werden dreifach!
Abſcheuliches Geſicht! Ja, nun iſt's wahr!
Ich ſeh' es, denn der blut'ge Banquo grinzt
Mich an, und zeigt auf ſie, wie auf die Seinen.
— Was? Iſt es nicht ſo?

Erſte Hexe.

Alles iſt ſo; doch warum
Steht der König ſtarr und ſtumm?
Seine Seele zu erfreuen,
Schweſtern, ſchlingt den Feenreihen!
Kommt! Von unſern ſchönſten Feſten
Gebt ihm einen Tanz zum Beſten!
Luft, du ſollſt bezaubert klingen,
Wenn wir unſre Kreiſe ſchlingen,
Daß der große König ſoll geſtehen,
Ehre ſey ihm hier geſchehen.

(Sie machen einen Tanz und verſchwinden.)

Macbeth.

Wo ſind ſie? Weg! Verflucht auf ewig ſtehe
Die Unglücksſtunde im Kalender — Komm
Herein, du draußen!

Fünfter Auftritt.

Macbeth. Lenox.

Lenox.

Was befiehlt mein König?

Macbeth.

Sahſt du die Zauberſchweſtern?

Lenox.

Nein, mein König.

Macbeth.

Sie kamen nicht bei dir vorbei.

Lenox.

Nein, wirklich nicht.

Macbeth.

Verpeſtet ſey die Luft, auf der ſie reiten!
Verdammt ſey, wer den Lügnerinnen traut!
Ich hörte Pferdgalopp. Wer kam vorbei?

Lenox.

Zwei, oder drei, die euch die Nachricht bringen,
Daß Macduff ſich nach Engelland geflüchtet.

Macbeth.

Nach Engelland geflüchtet?

Lenox.

Ja, mein König!

Macbeth.

O Zeit, du greifſt in meinen furchtbarn Plan!
Der flücht'ge Vorſatz iſt nicht einzuholen,
Es gehe denn die raſche That gleich mit.

Von nun an ſey der Erſtling meines Herzens
Auch gleich der Erſtling meiner Hand — Und jetzt,
Gleich jetzt das Wort durch That zu krönen, ſey's
Gedacht, gethan. Ich überfalle Macduffs Schloß,
Erobre Fiſe im Sturme — Mutter, Kinder, alle
Verlorne Seelen ſeines Unglücksſtamms
Erwürgt mein Schwert! Das iſt kein eitles Prahlen!
Eh' der Entſchluß noch kalt iſt, ſey's gethan!
Doch keine Geiſter mehr!
Wo ſind die Männer? Führe mich zu ihnen.
(Gehen ab.)

Die Scene iſt in einem Garten.

Sechster Auftritt.

Malcolm und Macduff.

Malcolm.
Kommt! Laß uns irgend einen öden Schatten
Aufſuchen, unſern Kummer auszuweinen.

Macduff.
Laß uns vielmehr das Todesſchwert feſthalten
Und über unſerm hingeſtürzten Rechte
Als wackre Männer kämpfend ſtehn!
Mit jedem neuen Morgen heulen neu
Verlaſſ'ne Wittwen, heulen neue Waiſen,
Schlägt neuer Jammer an den Himmel an,
Der klagend widertönt, und bange Stimmen

Des Schmerzes von ſich gibt, als ob er ſelbſt
Mit Schottland litte.

Malcolm.

Was ich glaube, will ich
Beweinen. Was ich weiß, daß will ich glauben,
Und was ich ändern kann, das will ich thun,
Wenn ich die Zeit zum Freunde haben werde.
Es mag ſich ſo verhalten, wie du ſprichſt.
— Dies Ungeheuer, deſſen bloßer Name
Die Zungen lähmt, hieß einſt ein Biedermann;
Du liebteſt ihn, und noch hat er dich nicht
Beleidigt — Ich bin jung — doch könnteſt du
Durch mich dir ein Verdienſt um ihn erwerben,
Und weislich gibt man ein unſchuldig Lamm
Dem Meſſer hin, um einen zürnenden
Gott zu verſöhnen.

Macduff.

Ich bin kein Verräther.

Malcolm.

Doch Macbeth iſt's — Und das Gebot des Herrſchers
Kann auch den Beſten in Verſuchung führen!
Vergib mir, Macduff, meinen Zweifelſinn.
Du bleibſt derſelbe, der du biſt! Mein Denken
Macht dich zu keinem Andern! Engel glänzen
Noch immer, ob die glänzendſten auch fielen.
Wenn alle böſen Dinge die Geſtalt
Des Guten borgten, dennoch muß das Gute
Stets dieſe nämliche Geſtalt behalten.

Macduff.

Ich habe meine Hoffnungen verloren.

Malcolm.

Da eben fand ich meine Zweifel — Wie?
Du hätteſt deine Gattin, deine Kinder,
Die heilig theuren Pfänder der Natur,
So ſchnell im Stich gelaſſen ohne Abſchied?
Vergib mir! Meine Vorſicht ſoll dich nicht
Beleidigen, nur ſicher ſtellen ſoll
Sie mich — du bleibſt ein ehrenwerther Mann,
Mag ich auch von dir denken, was ich will.

Macduff.

So blute, blute, armes Vaterland!
Du, kecke Tyrannei, begründe feſt
Und feſter deinen angemaßten Thron!
Dich wagt Gerechtigkeit nicht zu erſchüttern.
Du, Prinz, gehab' dich wohl! — Um alles Land,
Das der Tyrann in ſeinen Klauen hält,
Und um den reichen Oſt dazu, möcht' ich
Der Schändliche nicht ſeyn, für welchen du
Mich anſiehſt.

Malcolm.

Zürne nicht. Mein Zweifel iſt
Nicht eben Mißtraun. Unſer Vaterland
Erliegt, ich denk' es, dem Tyrannenjoch;
Es weint, es blutet; jeder neue Tag,
Ich will es glauben, ſchlägt ihm neue Wunden.
Auch zweifl' ich nicht, es würden Hände gnug
Sich für mein Recht erheben, zeigt' ich mich.
Und hier gleich bietet Englands Edelmuth
Mir deren viele Tauſend an! — Jedoch, geſetzt,
Ich träte ſiegend auf des Wüthrichs Haupt,

Ich trüg's auf meinem Schwert — das arme Schottland
Wird dann nur deſto ſchlimmer ſich befinden,
Und unter dem, der nach ihm kommen wird,
Der Leiden mehr und härtere erdulden.

Macduff.

Wer wäre das?

Malcolm.

Mich ſelber mein' ich — mich,
Dem aller Laſter mannichfache Keime
So eingepropft ſind, daß, wenn die Gewalt
Sie nun entfaltet, dieſer ſchwarze Macbeth
Schneeweiß daſtehen, und der Wütherich,
Mit mir verglichen, als ein mildes Lamm
Erſcheinen wird!

Macduff.

Aus allen Höllenſchlünden ſteigt
Kein teufliſcherer Teufel auf, als Macbeth.

Malcolm.

Er iſt blutgierig, grauſam, ich geſteh's,
Wollüſtig, geizig, falſch, veränderlich,
Betrügeriſch; ihn ſchändet jedes Laſter,
Das einen Namen hat! — Doch meine Wolluſt
Kennt keinen Zügel, keine Sättigung.
Nicht Unſchuld, nicht der klöſterliche Schleier,
Nichts Heiliges iſt meiner wilden Gier,
Die trotzig alle Schranken überſpringt.
Nein, beſſer Macbeth herrſchet, denn ein ſolcher!

Macduff.

Unmäßigkeit iſt wohl auch Tyrannei,
Hat manchen Thron frühzeitig leer gemacht,

Und viele Könige zum Fall geführt.
Doch fürchte darum nicht, nach dem zu greifen,
Was dein gehört. — Ein weites Feld eröffnet
Die höchſte Würde deiner Lüſternheit.
Du kannſt erhabne Herrſcherpflichten üben,
Ein Gott ſeyn vor der Welt, wenn dein Pallaſt
Um deine Menſchlichkeiten weiß.

Malcolm.

Und dann
Keimt unter meiner andern Laſter Zahl
Auch ſolch ein Geiz und eine Habſucht auf,
Daß, wär' ich unumſchränkter Herr, ich würgte
Um ihrer Länder willen meine Edeln;
Den tödtete ſein Haus, und den ſein Gold,
Und kein Beſitzthum machte je mich ſatt.
Mein Reichthum ſelbſt wär' eine Würze nur,
Des Habens Hunger heftiger zu ſtacheln,
Und Streit erregt' ich allen Redlichen,
Um mir das Ihre ſträflich zuzueignen.

Macduff.

Dies Laſter gräbt ſich tiefer ein, und ſchlägt
Verderblichere Wurzeln, als die leicht
Entflammte Luſt, die ſchnell ſich wieder kühlt.
Geiz war das Schwert, das unſre Könige
Erſchlagen. Dennoch fürchte du dich nicht!
Schottland iſt reich genug für deine wildeſten
Begierden! Das iſt Alles zu ertragen,
Wenn es durch andre edle Tugenden
Vergütet wird.

Malcolm.

Doch die beſitz' ich nicht.
Von allen jenen königlichen Trieben,
Gerechtigkeit, Wahrheit, Enthaltſamkeit,
Geduld und Demuth, Güte, Frömmigkeit,
Herzhaftigkeit und Großmuth iſt kein Funke
In mir — Dagegen überfließt mein Herz
Von allen Laſtern, die zuſammen ſtreiten.
Ja, ſtünd's in meiner Macht, ich ſchüttete
Die ſüße Milch der Eintracht in die Hölle,
Und allen Frieden bannt' ich aus der Welt.

Macduff.

O Schottland! Schottland!

Malcolm.

Iſt ein ſolcher fähig
Zu herrſchen? Sprich! Ich bin ſo, wie ich ſagte.

Macduff.

Zu herrſchen? Nein, nicht würdig, daß er lebe!
— O armes Vaterland, mit blut'gem Scepter
Von einem Räuber unterdrückt, wann wirſt
Du deine heitern Tage wieder ſehn,
Da der gerechte Erbe deines Throns
Sich ſelbſt das Urtheil der Verwerfung ſpricht
Und läſtert ſeines Lebens reinen Quell.
— Dein Vater war der beſte, heiligſte
Der Könige — und ſie, die dich gebar,
Weit öfter auf den Knieen, als im Glanz;
Sie ſtarb an jedem Tage, den ſie lebte.
Gehab' dich wohl, Prinz! Eben dieſe Laſter,

Die du dir beilegſt, haben mich aus Schottland
Verbannt — O Herz, hier endet deine Hoffnung!

Malcolm.

Macduff! Dies edle Ungeſtüm, das Kind
Der Wahrheit, hat den Argwohn ausgelöſcht
Aus meiner Seele, und verſöhnt mein Herz
Mit deiner Ehr' und Biederherzigkeit!
Schon oft hat dieſer teufeliſche Macbeth
Auf ſolchem Wege Netze mir geſtellt,
Und nur beſcheidene Bedenklichkeit
Verwahrte mich vor übereiltem Glauben.
Doch, Gott ſey Zeuge zwiſchen mir und dir!
Von nun an geb' ich mich in deine Hand,
Und widerrufe, was ich fälſchlich ſprach.
Ab ſchwör' ich die Beſchuldigungen alle,
Die ich verſtellter Weiſe auf mich ſelbſt
Gehäuft; mein Herz weiß nichts von jenen Laſtern.
Rein hab' ich meine Unſchuld mir bewahrt;
Nie maßt' ich fremdes Gut mir an, ja, kaum
Ließ ich des eignen Gutes mir gelüſten.
Nie ſchwur ich falſch: nicht theurer iſt das Leben
Mir, als die Wahrheit; meine erſte Lüge
War, was ich jetzo gegen mich geſprochen.
Was ich in That und Wahrheit bin, iſt dein
Und meinem armen Land! — Noch eh' du kamſt,
Iſt ſchon der alte Edward, wohlgerüſtet,
Mit einem Heer nach Schottland aufgebrochen,
Wir folgen ihm ſogleich, und möge nun
Der Sieg an die Gerechtigkeit ſich heften!
— Warum ſo ſtille?

Macduff.

So Willkommenes
Und Schmerzliches läßt ſich nicht leicht vereinen.

Malcolm.

Gut! Nachher mehr davon! Sieh, wer da kommt!

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. **Roſſe.**

Macduff.

Ein Landsmann, ob ich gleich ihn noch nicht kenne.

Malcolm.

Willkommen, werther Vetter!

Macduff.

Jetzt erkenn' ich ihn.
Entferne bald ein guter Engel, was
Uns fremd macht für einander!

Roſſe.

Amen, Sir!

Macduff.

Steht es um Schottland noch, wie vor?

Roſſe.

Ach, armes Land!
Es ſchaudert vor ſich ſelbſt zurück. Nicht unſer
Geburtsland, unſer Grab nur kann man's nennen,
Wo Niemand lächelt, als das Wiegenkind,
Wo Seufzer, Klagen und Geſchrei die Luſt
Zerreißt, und ohne daß man darauf achtet,

Wo Niemand bei der Sterbeglocke Klang
Mehr fragen mag: wem gilt es? wo das Leben
Rechtſchaffner Leute ſchneller hin iſt, als
Der Strauß auf ihren Hüten; wo man ſtirbt,
Eh' man erkrankt —

Macduff.

O ſchreckliche Beſchreibung,
Und doch nur allzuwahr!

Malcolm.

Was iſt denn jetzt
Die neueſte Beſchwerde?

Roſſe.

Wer das Unglück
Der vor'gen Stunde meldet, ſagt was Altes;
Jedweder Augenblick gebiert ein neues.

Macduff.

Wie ſteht es um mein Weib?

Roſſe.

Wie? O ganz wohl!

Macduff.

Und meine Kinder —

Roſſe.

Auch wohl.

Macduff.

Der Tyrann
Hat ihre Ruh' nicht angefochten?

Roſſe.

Nein!
In Ruhe waren alle, da ich ging.

Macduff.

Seyd nicht ſo wortkarg. Sagt mir, wie es geht.

Roſſe.

Als ich mich eben auf den Weg gemacht,
Um euch die Zeitungen zu überbringen,
Womit ich ſchwer beladen bin, ging ein Gerücht,
Verſchiedne brave Leute ſeyen kürzlich
Ermordet — was mir deſto glaublicher
Erſchien, da ich die Völker des Tyrannen
Ausrücken ſah. Nun iſt's die höchſte Zeit!
Schon euer bloßer Anblick würde Krieger
Erſchaffen, Weiber ſelbſt zum Fechten treiben,
So müd' iſt Schottland ſeiner langen Noth.

Malcolm.

Laß es ſein Troſt ſeyn, daß wir ſchleunig nahn.
Großmüthig leiht uns England zehentauſend
Streitfert'ge Männer, die der tapfre Seiward
Anführt, der bravſte Held der Chriſtenheit.

Roſſe.

Daß ich dies Troſteswort mit einem gleichen
Erwidern könnte! Doch ich habe Dinge
Zu ſagen, die man lieber in die öde Luft
Hinjammerte, wo ſie kein Ohr empfinge.

Macduff.

Wen treffen ſie? Das Ganze? Oder iſt's
Ein eigner Schmerz für eine einz'ge Bruſt?

Roſſe.

Es iſt kein redlich Herz, das ihn nicht theilt,
Obgleich das Ganze — nur für dich gehört.

Macduff.

Wenn es für mich iſt, ſo enthalte mir's
Nicht länger vor! Geſchwinde laß mich's haben!

Roſſe.

Sey meiner Stimme nicht auf ewig gram,
Wenn ſie dir jetzt den allerbängſten Schall
Angibt, der je dein Ohr durchdrungen.

Macduff.

Ha!
Ich ahn' es.

Roſſe.

Deine Burg iſt überfallen,
Dein Weib und Kinder grauſam hingemordet!
Die Art zu melden, wie's geſchah, das hieße
Auf ihren Tod auch noch den deinen häufen.

Malcolm.

Barmherz'ger Gott! Wie, Mann? Drück' deinen Hut
Nicht ſo in's Aug'. Gib deinen Schmerzen Worte.
Harm, der nicht ſpricht, erſtickt das volle Herz,
Und macht es brechen.

Macduff.

Meine Kinder auch?

Roſſe.

Weib, Kinder, Knechte, was zu finden war.

Macduff.

Und ich muß fern ſeyn! — Auch mein Weib getödtet?

Roſſe.

Ich ſagt' es.

Malcolm.

Faſſe dich! Aus unſrer blut'gen Rache

Laßt uns für dieſen Todesſchmerz Arznei
Bereiten.

Macduff.

Er hat keine Kinder! — Alle!
Was? Meine zarten kleinen Engel alle!
O hölliſcher Geier! Alle! — Mutter, Kinder
Mit einem einz'gen Tigersgriff!

Malcolm.

Kämpf' deinem Schmerz entgegen, wie ein Mann!

Macduff.

Ich will's, wenn ich als Mann ihn erſt gefühlt.
Ich kann nicht daran denken, daß das lebte,
Was mir das Theuerſte auf Erden war!
Und konnteſt du das anſehn, Gott! und kein
Erbarmen haben! — Sündenvoller Macduff!
Um deinetwillen wurden ſie erſchlagen!
Nichtswürdiger, für deine Miſſethat,
Nicht für die ihre, büßten ihre Seelen!
Geb' ihnen Gott nun ſeines Himmels Frieden!

Malcolm.

Laß das der Wetzſtein deines Schwertes ſeyn,
Laß deinen Kummer ſich in Wuth verwandeln!
Erweiche nicht dein Herz, entzünd' es!

Macduff.

Oh!
Ich könnte weinen wie ein Weib, und mit
Der Zunge toben — Aber ſchneide du,
Gerechter Himmel, allen Aufſchub ab!
Stirn gegen Stirn bring' dieſen Teufel Schottlands
Und mich zuſammen — Nur auf Schwertes-Länge

Bring' ihn mir nahe, und entkommt er, dann
Magſt du ihm auch vergeben!

Malcolm.

Das klingt männlich!
Kommt! Gehen wir zum König. Alles iſt
Bereit, wir brauchen Abſchied bloß zu nehmen.
Macbeth iſt reif zum Schneiden, und die Mächte
Dort oben ſetzen ſchon die Sichel an.
Kommt, ſtärket euch zum Marſch und zum Gefechte!
Die Nacht iſt lang, die niemals tagen kann.

(Sie gehen ab.)

Fünfter Aufzug.

Ein Zimmer. Es iſt Nacht.

Erſter Auftritt.

Arzt. Kammerfrau. Gleich darauf Lady Macbeth.

Arzt.

Zwei Nächte hab' ich nun mit euch durchwacht,
Und nichts entdeckt, was eure ſeltſame Erzählung
Beſtätigte. Wann war es, daß die Lady
Zum Letztenmal nachtwandelte?

Kammerfrau.

Seitdem der König
Zu Feld gezogen, hab' ich ſie geſehn,
Daß ſie von ihrem Bette ſich erhob,
Den Schlafrock überwarf, ihr Kabinet
Aufſchloß, Papier heraus nahm, darauf ſchrieb,
Es las, zuſammenlegte, ſiegelte,
Dann wiederum zu Bett ging — und das alles
Im tiefſten Schlafe.

Arzt.

Eine große Störung

In der Natur, zu gleicher Zeit die Wohlthat
Des Schlafs genießen, und Geſchäfte
Des Wachens thun! Doch außer dem Herumgehn,
Und was ſie ſonſt noch vornahm, habt ihr ſie
In dieſem Zuſtand etwas reden hören?

Kammerfrau.

Nichts, was ich weiter ſagen möchte, Sir!

Arzt.

Mir dürft ihr's ſagen, und ich muß es wiſſen.

Kammerfrau.

Nicht euch, noch irgend einem lebenden
Geſchöpf werd' ich entdecken, was ich weiß,
Da Niemand iſt, der mir zum Zeugen diente!
— Seht! ſeht! da kommt ſie! So pflegt ſie zu gehn,
Und in dem tiefſten Schlaf, ſo wahr ich lebe!
Gebt Acht auf ſie, doch machet kein Geräuſch!

(Lady Macbeth kommt mit einem Lichte.)

Arzt.

Wie kam ſie aber zu dem Licht?

Kammerfrau.

Es ſtand
An ihrem Bette. Sie hat immer Licht
Auf ihrem Nachttiſch. Das iſt ihr Befehl.

Arzt.

Ihr ſeht, ſie hat die Augen völlig offen.

Kammerfrau.

Ja! aber die Empfindung iſt verſchloſſen!

Arzt.

Was macht ſie jetzt? Seht, wie ſie ſich die Hände reibt!

Kammerfrau.

Das bin ich ſchon von ihr gewohnt, daß ſie
So thut, als ob ſie ſich die Hände wüſche.
Ich hab' ſie wohl zu ganzen Viertelſtunden
An einem fort nichts Andres thun ſehn.

Lady.

Hier iſt doch noch ein Flecken.

Arzt.

Still! Sie redet!
Ich will mir Alles merken, was ſie ſagt,
Damit ich nichts vergeſſe.

Lady.

Weg, du verdammter Flecken! Weg, ſag' ich!
Eins! Zwei! — Nun, ſo iſt's hohe Zeit! — Die Hölle iſt
Sehr dunkel — Pfui doch! Ein Soldat, und feige!
Laßt es auch ruchbar werden! Iſt doch Niemand
So mächtig, uns zur Rechenſchaft zu ziehen!
Wer dacht' es aber, daß der alte Mann
Noch ſo viel Blut in Adern hätte!

Arzt.

Hört ihr?

Lady.

Der Than von Fife hatt' eine Frau — wo iſt
Sie nun? Was? Wollen dieſe Hände nimmer
Rein werden? Nichts mehr, mein Gemahl! —
O nicht doch! Nicht doch! Ihr verderbet Alles
Mit dieſem ſtarren Hinſehn!

Arzt.

Gehet! geht!
Ihr wißt etwas, das ihr nicht wiſſen ſolltet.

Kammerfrau.

Sie ſprach etwas, daß ſie nicht ſprechen ſollte,
Das iſt kein Zweifel! Weiß der Himmel, was
Sie wiſſen mag!

Lady.

Das riecht noch immer fort
Nach Blut! — Arabiens Wohlgerüche alle
Verſüßen dieſe kleine Hand nicht mehr.
Oh! oh!

Arzt.

Hört! hört! Was für ein Seufzer war das!
O ſie hat etwas Schweres auf dem Herzen!

Kammerfrau.

Nicht für die ganze Hoheit ihres Standes
Möcht' ich ihr Herz in meinem Buſen tragen.

Arzt.

Wohl! wohl!

Kammerfrau.

Das gebe Gott, daß es ſo ſey!

Arzt.

Ich kann mich nicht in dieſe Krankheit finden;
Doch kannt' ich mehr dergleichen, die im Schlaf
Gewandelt, und als gute Chriſten doch
Auf ihrem Bette ſtarben.

Lady.

Wäſcht die Hände!
Den Schlafrock über! Sehet nicht ſo bleich aus!
Ich ſag's euch, Banquo liegt im Grab! er kann
Aus ſeinem Grab nicht wieder kommen.

Arzt.

Wirklich?

Lady.

Zu Bett! zu Bette! — An die Pforte wird
Geklopft! Kommt! kommt! kommt! Gebt mir eure Hand!
Geſchehne Dinge ſind nicht mehr zu ändern.
Zu Bette! zu Bette!

(Sie geht ab.)

Arzt.

Geht ſie nun zu Bette?

Kammerfrau.

Gerades Wegs.

Arzt.

Man raunt ſich Grauenvolles
In die Ohren; unnatürlich ungeheure
Verbrechen wecken unnatürliche
Gewiſſensangſt, und die beladne Seele beichtet
Dem tauben Kiſſen ihre Schuld — Ihr iſt
Der Geiſtliche nothwend'ger als der Arzt.
Gott! Gott! vergib uns Allen! — Sehet zu,
Nehmt Alles weg, womit ſie ſich ein Leides
Thun könnte! Laßt ſie ja nicht aus den Augen!
Nun gute Nacht! Mir iſt ganz ſchauerlich zu Muth.
Ich denke, aber wage nicht zu reden.

(Sie gehen ab.)

Offene Gegend. Proſpekt, ein Wald.

Zweiter Auftritt.

Angus. Lenox. Lords und Soldaten im Hintergrunde.

Angus.

Das Heer der Engelländer iſt im Anzug,
Von Malcolm, unſerm Prinzen, angeführt,
Von Seiward, ſeinem tapfern Ohm, und Macduff.
Der Rache heilig Feuer treibt ſie an;
Denn ſolche tödtliche Beleidigungen,
Als der Tyrann auf ſie gehäuft, entflammten
Selbſt abgeſtorbne Büßende zur Wuth,
Und ſtachelten ſie auf zu blut'gen Thaten.

Lenox.

Dort iſt das Birnamer Gehölz. Sie ziehn
Durch dieſen Wald; da können wir am beſten
Zu ihrem Heere ſtoßen — Weiß Jemand,
Ob Donalbain bei ihnen iſt?

Angus.

Es iſt gewiß,
Daß er bei dieſem Heer ſich nicht befindet.
Ich habe ein Verzeichniß aller Edeln,
Die Malcolms Fahnen folgen. Seiwards Sohn
Iſt unter ihnen, nebſt noch vielen andern
Unbärt'gen Knaben, die noch keine Schlacht
Geſehn, und ihres Muthes Erſtlinge
In dieſem heil'gen Krieg beweiſen wollen.

Lenox.

Sie finden keinen würdigeren Kampf
Und keine beſſ're Sache. Laßt uns eilen,
Den Fahnen des Tyrannen, welchen Gott
Verfluchte, zu entfliehn, und an das Heer,
Bei dem der Sieg iſt, muthvoll uns zu ſchließen.
Dort, wo das Recht, iſt unſer Vaterland.

Angus.

Auf, gegen Birnam!

(Man hört Trommeln in der Ferne.)

Lenox.

Hört ihr jene Trommeln?
Die brittiſchen Völker nahen. Laßt ſie uns
Mit unſern Trommeln kriegeriſch begrüßen!

(Trommeln auf der Scene antworten denen hinter derſelben.)

Dritter Auftritt.

Vorige. **Malcolm. Seiward**, Vater und Sohn. **Macduff. Roſſe. Soldaten** mit Fahnen, die im Hintergrunde halten.

Malcolm.

Ich hoffe, Vettern, nah iſt nun der Tag,
Wo Schlafgemächer wieder frei ſeyn werden.

Roſſe.

Wir zweifeln nicht daran.

Seiward.

Sieh! Wer ſind dieſe,
Die ſich gewaffnet gegen uns bewegen?

Malcolm.

Steht!

Macduff.

Haltet an!

Roſſe.

Wer ihr ſeyd?

Lenox.

Freunde Schottlands,
Und Feinde des Tyrannen.

Roſſe.

Jetzt, mein Feldherr,
Erkenn' ich ſie. Es iſt der edle Than
Von Lenox und von Angus.

Malcolm.

Seyd willkommen!
Was bringt ihr, ehrenvolle Thans?

Lenox.

Uns ſelbſt,
Ein treues Herz und Schwert für unſern König!

Angus.

Wir kommen, unſre Treu' und Dienſtespflicht
Dahin zu tragen, wo ſie hingehört,
Und ſuchen Schottland unter Englands Fahnen.

Malcolm.

Glückſel'ge Vorbedeutung! Frohes Pfand
Des Siegs — Laßt euch umarmen, edle Freunde!
Ja, unſre Waffen werden glücklich ſeyn,
Da ſich die beſten Herzen zu uns wenden.

Seiward.

Womit geht der Tyrann jetzt um? Wir hören,

Er liegt voll Zuverſicht in ſeiner Burg,
Und will dort die Belagerung erwarten?

Angus.

Er hat ſich in das Bergſchloß Dunſinan
Geworfen, das er ſtark befeſtiget.
Er ſoll von Sinnen ſeyn, ſagt man. Sein Anhang
Nennt's eine krieg'riſche Begeiſterung.
Wohl mag er ſeiner ſelbſt nicht Meiſter bleiben
In dieſem Kampf der Wuth und der Verzweiflung.

Lenox.

Nun ſchießt die Blutſaat, die er ausgeſät,
Zur fürchterlichen Ernte rächend auf.
Jedweder Augenblick zeugt einen Abfall,
Der ſeinen eignen Treubruch ihm vergilt.
Die Wenigen, die ihm noch treu geblieben,
Knüpft Liebe nicht, nur Furcht an ſeine Fahnen;
Wo nur ein Weg zur ſichern Flucht ſich zeigt,
Verläßt ihn Groß und Klein.

Roſſe.

Jetzt fühlt er, daß der angemaßte Purpur
Der Majeſtät ſo ſchlotterig und loſe
Um ihn herum hängt, wie des Rieſen Rock
Um eines Zwerges Schultern, der ihn ſtahl.

Macduff.

Laßt unſern Tadel, ſo gerecht er iſt,
Bis nach dem Ausſchlag des Gefechtes ſchweigen,
Und führen wir als Männer jetzt das Schwert!

Seiward.

Wie heißt der Wald hier vor uns?

Roſſe.

Birnamswald.

Seiward.

Laßt jeden Mann ſich einen Aſt abhauen,
Und vor ſich her ihn tragen. Wir beſchatten
Dadurch die Anzahl unſers Heers, und machen
Die Kundſchaft des Tyrannen an uns irre.

Alle.

Es ſoll geſchehen!

(Sie zerſtreuen ſich nach dem Hintergrunde, um die Zweige abzubrechen.)

Zimmer.

Vierter Auftritt.

Macbeth. Der Arzt. Bediente.

Macbeth.

Verkündigt mir nichts mehr! Laßt ſie Alle
Zum Feind entfliehen! Bis der Birnamwald
Sich in Bewegung ſetzt auf Dunſinan,
Nicht eher kennt mein tapfres Herz die Furcht.
Was iſt der Knabe Malcolm? Ward er nicht
Von einem Weib geboren? Geiſter, die
Die ganze Folge irdiſcher Geſchicke
Durchſchauen, ſprachen dieſes Wort:
Sey furchtlos, Macbeth! Keiner, den ein Weib

Gebar, hat über dich Gewalt! — So flieht!
Flieht hin, ihr eidvergeſſ'nen Thans, ſchließt euch
An dieſe britt'ſchen Zärtlinge! Der Geiſt,
Der mich beherrſcht, dies Herz, das in mir ſchlägt,
Wird nicht von Furcht, von Zweifeln nicht bewegt.
(Zu einem Bedienten, der hereintritt.)
Daß dich der Teufel bräune, Milchgeſicht!
Wie kommſt du zu dem gänſemäß'gen Anſehn?

Bedienter (erſchrocken, athemlos).

Zehntauſend —

Macbeth.

Gänſe, Schuft!

Bedienter.

Soldaten, Herr!

Macbeth.

Reib dein Geſicht, und ſtreiche deine Furcht
Erſt roth an, du milchlebriger Geſelle!
Was für Soldaten, Geck? — Verdamm dich Gott!
Dein weibiſch Anſehn ſteckt mir noch die Andern
Mit Feigheit an — Was für Soldaten, Memme?

Bedienter.

Die engliſche Armee, wenn ihr's erlaubt.

Macbeth.

Schaff dein Geſicht mir aus den Augen! — Seiton!
— Ich kriege Herzweh, wenn ich's ſehe — Seiton!
Das muß entſcheiden! Dieſer Stoß verſichert
Mein Glück auf immer, oder ſtürzt mich jetzt!
— Ich habe lang genug gelebt! Mein Frühling
Sank bald in's Welken hin, in gelbes Laub,
Und was das hohe Alter ſchmücken ſollte,

Gehorſam, Liebe, Ehre, Freundestreu',
An alles das iſt nun gar nicht zu denken!
Statt deſſen ſind mein Erbtheil Haß und Flüche,
Nicht laut, doch deſto inn'ger, Heuchelworte,
Ein leerer Munddienſt, den das Herz mir gern
Verweigerte, wenn es nur dürfte — Seiton!

Fünfter Auftritt.

Macbeth. Arzt. Seiton.

Seiton.

Was iſt zu eurem gnädigſten Befehl?

Macbeth.

Gibt's ſonſt was Neues?

Seiton.

Herr, es hat ſich Alles
Beſtätigt, was erzählt ward.

Macbeth.

Ich will fechten,
Bis mir das Fleiſch von allen Knochen ab-
Gehackt iſt — Meine Rüſtung!

Seiton.

Herr, es eilt nicht!

Macbeth.

Ich will ſie anziehn. Schickt mehr Reiter aus;
Durchſtreift das ganze Land, und an den Galgen,

Wer von Gefahr ſpricht — Gib mir meine Rüſtung!
— Wie ſteht's um unſre liebe Kranke, Doctor?

Arzt.

Krank nicht ſowohl, mein König, als beängſtigt
Von Phantaſien, die ihr die Ruhe rauben.

Macbeth.

So heile ſie davon. Kannſt du ein krankes
Gemüth von ſeinem Grame nicht befrein,
Ein tief gewurzelt quälendes Bewußtſeyn
Nicht aus der Seele heilend ziehen, nicht
Die tiefen Furchen des Gehirnes glätten,
Nicht ſonſt mit irgend einem ſüßen Mohn
Den Krampf auflöſen, der das Herz erſtickt?

Arzt.

Herr, darin muß die Kranke ſelbſt ſich rathen.

Macbeth.

So fluch' ich deiner Kunſt; mir frommt ſie nicht.
(Zu dem Diener)
Komm! Meine Rüſtung! Gebt mir meinen Stab!
(Indem er ſich waffnet.)
— Du, Seiton, ſchicke — Doctor! mich verlaſſen
Die Thans — Komm! komm! Mach hurtig! — Guter, Doctor,
Wenn du die Krankheit meines Königreichs
Ausſpähn, ſein ſcharfes Blut verſüßen, ihm
Das vor'ge Wohlſeyn könnteſt wieder geben,
Dann wollt' ich deiner Thaten Herold ſeyn,
Und Echo ſelbſt mit deinem Lob ermüden.
— Was für Rhabarber, Senna, oder andre

Purganzen möchten wohl dies britt'ſche Heer
Abführen? Sprich! vernahmſt du nichts davon?

Arzt.

Ja, mein Gebieter. Eure kriegriſchen
Anſtalten machen, daß wir davon hören.

Macbeth.

Laßt ſie heran ziehn — Mich erſchreckt kein Feind,
Bis Birnams Wald vor Dunſinan erſcheint.

Arzt (für ſich).

Wär' ich nur erſt mit ganzer Haut davon,
Zurücke brächte mich kein Fürſtenlohn!

Macbeth.

Dies feſte Schloß trotzt der Belagerung!
Laßt ſie da liegen, bis der Hunger ſie,
Die Peſt ſie aufgerieben. Ständen ihnen
Nicht die Verräther bei, die uns verließen,
Wir hätten ſie, Bart gegen Bart, empfangen,
Und heimgepeitſcht —

(Hinter der Scene wird gerufen.)

Was für ein Lärm iſt das?

Seiton.

Es ſind die Weiber, welche ſchrein, mein König!

(Eilt hinaus mit dem Arzt.)

Macbeth.

Ich habe keinen Sinn mehr für die Furcht.
Sonſt gab es eine Zeit, wo mir der Schrei
Der Eule Grauen machte, wo mein Haar
Bei jedem Schreckniß in die Höhe ſtarrte,
Als wäre Leben drin — Jetzt iſt es anders;

Ich hab' zu Nacht gegeſſen mit Geſpenſtern,
Und voll geſättigt bin ich von Entſetzen.
(Seiton kommt zurück.)
Was gibt's? Was iſt geſchehn?

Sechster Auftritt.

Macbeth. Seiton.

Seiton.

Die Königin
Iſt todt!

Macbeth
(nach einem langen Stillſchweigen).

Wär' ſie ein andermal geſtorben!
Es wäre wohl einmal die Zeit gekommen
Zu ſolcher Botſchaft!
(Nachdem er gedankenvoll auf und abgegangen.)
Morgen, Morgen,
Und wieder Morgen kriecht in ſeinem kurzen Schritt
Von einem Tag zum andern, bis zum letzten
Buchſtaben der uns zugemeſſ'nen Zeit,
Und alle unſre Geſtern haben Narren
Zum modervollen Grabe hingeleuchtet!
— Aus, aus, du kleine Kerze! Was iſt Leben?
Ein Schatten, der vorüber ſtreicht! Ein armer Gaukler,
Der ſeine Stunde lang ſich auf der Bühne

Zerquält und tobt; dann hört man ihn nicht mehr.
Ein Mährchen iſt es, das ein Thor erzählt,
Voll Wortſchwall, und bedeutet nichts.

Siebenter Auftritt.

Vorige. Ein Bote.

Macbeth.

Du kommſt,
Die Zunge zu gebrauchen. Faſſ' dich kurz!

Bote.

Herr! Ich — ich ſollte ſagen, was ich ſah,
Und weiß nicht, wie ich's ſagen ſoll.

Macbeth.

Gut! Sag' es!

Bote.

Als ich auf meinem Poſten ſtand am Hügel,
Sah ich nach Birnam und da dünchte mir,
Als ob der Wald anfing, ſich zu bewegen.

Macbeth

(ſieht ihn wüthend an).

Du Lügner und verdammter Böſewicht!

Bote.

Herr, laßt mich euren ganzen Grimm erfahren,
Wenn's nicht ſo iſt. Auf Meilenweite könnt ihr ihn

Selbſt kommen ſehen. Wie ich ſage, Herr!
Ein Wald, der wandelt.

Macbeth.

Menſch! haſt du gelogen,
So hängſt du lebend an dem nächſten Baum,
Bis dich der Hunger ausgedorrt. Sagſt du
Die Wahrheit, nun ſo frag' ich nichts darnach,
Ob du mit mir das Gleiche thuſt — Mein Glaube
Beginnt zu wanken; mir entweicht der Muth.
Ich fürchte einen Doppelſinn des Teufels,
Der Lügen ſagt, wie Wahrheit — Fürchte nichts,
Bis Birnams Wald auf Dunſinan heranrückt!
Und jetzo kommt ein Wald auf Dunſinan!
Die Waffen an! die Waffen und hinaus!
Verhält ſich's wirklich alſo, wie er ſagt,
So iſt kein Bleiben hier, ſo hilft kein Flüchten.
Ich fange an, der Sonne müd' zu ſeyn.
Könnt' ich mit mir die ganze Welt vernichten!
Schlagt Lärmen! Winde, ſtürmet! Brich herein,
Zerſtörung! Will das Schickſal mit uns enden,
So fallen wir, die Waffen in den Händen.

(Bb.)

Ein freier Platz vor der Feſtung.
Vorn Gebäude, in der Ferne Landſchaft, die ganze Tiefe des Theaters wird zu dieſer Scene genommen.

Achter Auftritt.

Malcolm. Seiward. Seiwards Sohn. Macduff. Roſſe. Angus. Lenox. Soldaten. Alle rücken aus der hinterſten Tiefe des Theaters mit langſamen Schritten vorwärts, die Zweige vor ſich her und über dem Haupte tragend.

Malcolm

(nachdem der Zug bis in die Mitte der Scene vorgerückt).

Nun ſind wir nah genug — Werft eure grünen Schilde
Hinweg, und zeigt euch, wie ihr ſeyd! — Ihr führt
Das erſte Treffen an, mein würd'ger Oheim,
Nebſt eurem edlen Sohn — indeſſen wir
Und dieſer würd'ge Held (auf Macduff zeigend) nach unſerm Plan
Das Uebrige beſorgen.

(Die vordern Soldaten geben ihre Zweige an die hintern, von Glied zu Glied, ſo daß das Theater davon leer wird.)

Seiward.

Lebet wohl!
Und finden wir den Feind noch vor der Nacht,
So ſieht der Morgen die geſchlagne Schlacht.

Macduff.

Gebt Athem allen kriegriſchen Trompeten,
Den Herolden zum Morden und zum Tödten.

(Kriegeriſche Muſik. Schlacht im Hintergrunde.)

Neunter Auftritt.

Macbeth. Dann der junge Seiward.

Macbeth.

Sie haben mich an einen Pfoſten angebunden;
Entfliehen kann ich nicht. Ich muß mein Leben
Vertheidigen, wie ein gehetzter Bär!
Wer iſt der, den kein Weib gebar? Ihn hab' ich
Zu fürchten, keinen ſonſt.

Junger Seiward (tritt auf).

Wie iſt dein Name?

Macbeth.

Hör' ihn und zittre!

Junger Seiward.

Zittern werd' ich nicht
Und gäbſt du dir auch einen heißern Namen,
Als einer in der Höll'.

Macbeth.

Mein Nam' iſt Macbeth.

Junger Seiward.

Der Satan ſelbſt kann keinen ſcheußlichern mir nennen.

Macbeth.

Und keinen furchtbarern!

Junger Seiward.

Du lügſt, verworfener
Tyrann! Mit meinem Schwert will ich beweiſen,
Daß du lügſt!

(Sie fechten. Der junge Seiward fällt.)

Macbeth.

Dich hat ein Weib geboren!
Der Schwerter lach' ich, die von Sterblichen
Geſchwungen werden, die ein Weib gebar!
(Er geht ab. Die Schlacht dauert fort.)

Zehnter Auftritt.

Macduff (tritt auf).
Der Lärm iſt dorthin! — Zeige dich, Tyrann!
Fällſt du von einer andern Hand als meiner,
So plagen mich die Geiſter meines Weibes
Und meiner Kinder ruhelos. Ich kann
Das Schwert nicht ziehen gegen jene Kernen,
Die man gedungen hat, den Speer zu tragen.
Du biſt es, Macbeth — oder ungebraucht
Steck' ich mein Schwert zurück in ſeine Scheide.
Dort mußt du ſeyn — Der große Lärm und Drang
Macht einen Krieger kund vom erſten Rang.
Laß mich ihn finden, Glück! Ich will nicht mehr.
(Ab.)

Elfter Auftritt.

Seiward und Malcolm treten auf.

Seiward.

Hieher, mein Prinz — Das Schloß hat ſich ergeben;
Die Völker des Tyrannen weichen ſchon;
Die edeln Thane ſechten tapfer, nur
Noch wen'ge Arbeit, und der Tag iſt unſer!

Malcolm.

Wir haben es mit Feinden, deren Streiche
An uns vorbei gehn!

Seiward.

Folgt mir in die Feſtung!

(Ab.)

Zwölfter Auftritt.

Macbeth. Gleich darauf **Macduff.**

Macbeth.

Warum ſoll ich den röm'ſchen Narren ſpielen,
Und in das eigne Schwert mich ſtürzen? Nein,
So lang' ich Lebende noch um mich ſehe,
Wend' ich es beſſer an!

(Indem er abgehen will, kommt Macduff auf die Scene.)

Macduff.

Steh! Höllenhund!

Macbeth.

Du biſt der einzige von allen Menſchen,
Den ich vermied — Geh! meine Seele iſt
Genug beladen ſchon mit deinem Blut.

Macduff.

Ich hab' nicht Worte, meine Stimme iſt
In meinem Schwert — Du Böſewicht, blutiger,
Als Worte es beſchreiben!

(Er dringt wüthend auf ihn ein; ſie fechten eine Zeitlang ohne Entſcheidung.)

Macbeth (inne haltend).

Du verlierſt die Müh'.
So leicht vermöchteſt du die geiſt'ge Luft
Mit deines Schwertes Schneide zu verletzen,
Als Macbeth bluten machen! Laß dein Eiſen
Auf Schädel fallen, die verwundbar ſind;
In meiner Bruſt wohnt ein bezaubert Leben,
Das Keinem weichet, den ein Weib gebar.

Macduff.

Nun, ſo verzweifle denn an deinem Zauber,
Und laß den Teufel dir, dem du von je
Gedient, kund thun, daß Macduff vor der Zeit
Aus ſeiner Mutter Leib geſchnitten iſt.

Macbeth.

Die Zunge ſey verflucht, die mir das ſagt!
Sie hat das Beſte meiner Männerkraft
Entnervt! Verflucht! wer dieſen gaukelnden
Dämonen ferner traut, die hinterliſtig
Mit Doppelſinn uns täuſchen, unſerm Ohr

Wort halten, unſre Hoffnung hintergehn!
— Ich will nicht mit dir fechten.

Macduff.

So ergib dich, Memme,
Und lebe, um die Fabel und das Schauſpiel
Der Zeit zu ſeyn. Wir wollen dich, wie irgend
Ein ſeltnes Ungeheuer, abgemalt
Auf einer Stange tragen, und darunter ſchreiben!
Hier iſt zu ſehen der Tyrann!

Macbeth.

Ich will
Mich nicht ergeben, um vor dieſem Knaben
Malcolm zu knieen und den Staub zu küſſen,
Und eures Pöbels Fluch ein Ziel zu ſeyn.
Iſt gleich der Birnam Wald auf Dunſinan
Heran gerückt, biſt du, mein Gegner, gleich
Vom Weibe nicht geboren, dennoch ſey
Das Aeußerſte verſucht! Hier halt' ich
Den kriegeriſchen Schild vor meinen Leib.
Fall' aus, triff, und verdammt ſey, wer zuerſt
Ruft: Halt, genug! (Sie gehen fechtend ab.)

Dreizehnter Auftritt.

(Man bläst zum Abzug.)

Malcolm. Seiward. Roſſe. Angus. Lenox. Soldaten.

Malcolm.

Möcht' ich die edeln Freunde, die wir miſſen,
Doch wohl erhalten wiederſehn!

Seiward.

Prinz! Ein'ge müſſen ſchon das Opfer werden,
Und wie ich ſeh' iſt dieſer große Tag
Wohlfeil genug erkauft.

Malcolm.

Macduff und euren edelmüth'gen Sohn
Vermißt man.

Roſſe.

Euer edler Sohn, mein Feldherr,
Bezahlte als ein Krieger ſeine Schuld,
Und nicht ſobald hatt' er ſein tapfres Herz
Im Kampf bewährt, ſo ſtarb er als ein Mann.

Seiward.

So iſt er todt?

Roſſe.

Vom Schlachtfeld ſchon getragen.
Meßt euren Schmerz nicht ab nach ſeinem Werth;
Sonſt wär' er grenzenlos.

Seiward.

Hat er die Wunde vorn?

Roſſe.

Ja, auf der Stirn.

Seiward.

Nun denn! ſo ſey er Gottes Mann! Hätt' ich
So viel der Söhne, als ich Haare habe,
Ich wünſchte keinem einen ſchönern Tod.
Sein Grablied iſt geſungen.

Malcolm.

Ihm gebührt
Ein größer Lied; das ſoll ihm werden.

Seiward.

Ihm
Gebührt nicht mehr. Sie ſagen, er ſchied wohl,
Und zahlte ſeine Zeche. Gott mit ihm!
— Da kommt uns neuer Troſt!

Letzter Auftritt.

Vorige. **Macduff**, mit der Rüſtung und Krone Macbeths.

Macduff.

Heil dir, o König, denn du biſt's! Im Staube
Liegt der Tyrann, und hier iſt ſeine Beute.
Die Zeit iſt wieder frei! Ich ſehe dich
Umgeben von den Edeln deines Reichs;
Sie ſprechen meinen Gruß im Herzen nach,
Und ihre Stimmen miſchen ſich mit meiner:
Heil Schottlands König!

Alle.

Heil dem König Schottlands!

(Trompetenſtoß.)

Malcolm.

Wir wollen keinen Augenblick verlieren,
Mit eurer Aller Liebe Abrechnung
Zu halten, und mit Jedem quitt zu werden.
Ruhmvolle Thans und Vettern, ihr ſeyd Grafen
Von heute an; die erſten, welche Schottland
Mit dieſem Ehrennamen grüßt — Was nun

Die erſte Sorge unſers Regiments
Seyn muß, die Rückberufung der Verbannten,
Die vor der Tyrannei geflohen, die Beſtrafung
Der blut'gen Diener dieſes todten Schlächters,
Und ſeiner teufeliſchen Königin,
Die, wie man ſagt, gewaltſam blut'ge Hand
Gelegt hat an ſich ſelbſt, dies, und was ſonſt
Noch Noth thut, wollen wir mit Gottes Gnade
Nach Maaß und Ort und Zeit zu Ende bringen.
Und ſomit danken wir auf einmal Allen,
Und laden euch nach Scone zu unſrer Krönung.

Turandot,

Prinzeſſin von China.

Ein tragikomiſches Mährchen nach Gozzi.

Perſonen.

Altoum, fabelhafter Kaiſer von China.
Turandot, ſeine Tochter.
Adelma, eine tartariſche Prinzeſſin, ihre Sklavin.
Zelima, eine andere Sklavin der Turandot.
Skirina, Mutter der Zelima.
Barak, ihr Gatte, ehemals Hofmeiſter des
Kalaf, Prinzen von Aſtrachan.
Timur, vertriebener König von Aſtrachan.
Iſmael, Begleiter des Prinzen von Samarcand.
Tartaglia, Miniſter.
Pantalon, Kanzler.
Truffaldin, Aufſeher der Verſchnittenen.
Brigella, Hauptmann der Wache.
Doctoren des Divans.
Sklaven und Sklavinnen des Serails.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Univ. Bibl.
München

Erſter Aufzug.

Vorſtadt von Peckin.

Proſpect eines Stadtthors. Eiſerne Stäbe ragen über demſelben hervor, worauf mehrere geſchorne, mit türkiſchen Schöpfen verſehene Köpfe als Masken, und ſo, daß ſie als eine Zierrath erſcheinen können, ſymmetriſch aufgepflanzt ſind.

Erſter Auftritt.

Prinz Kalaf in tartariſchem Geſchmack, etwas phantaſtiſch gekleidet, tritt aus einem Hauſe. Gleich darauf **Barak**, aus der Stadt kommend.

Kalaf.

Habt Dank, ihr Götter! Auch zu Peckin ſollt' ich
Eine gute Seele finden!

Barak

(in perſiſcher Tracht, tritt auf, erblickt ihn, und fährt erſtaunt zurück).

Seh' ich recht?
Prinz Kalaf! Wie? Er lebt noch!

Kalaf (erkennt ihn).

Barak!

Barak (auf ihn zueilend).

Herr!

Kalaf.

Dich find' ich hier?

Barak.

Euch ſeh' ich lebend wieder?
Und hier zu Peckin?

Kalaf.

Schweig! Verrath' mich nicht!
Beim großen Lama! ſprich! wie biſt du hier?

Barak.

Durch ein Geſchick der Götter, muß ich glauben,
Da es mich hier mit euch zuſammenführt.
An jenem Tag des Unglücks, als ich ſah,
Daß unſre Völker flohen, der Tyrann
Von Teflis unaufhaltſam in das Reich
Eindrang, floh ich nach Aſtrachan zurück,
Bedeckt mit ſchweren Wunden. Hier vernahm ich,
Daß ihr und König Timur, euer Vater,
Im Treffen umgekommen. Meinen Schmerz
Erzähl' ich nicht; verloren gab ich Alles,
Und ſinnlos eilt' ich zum Pallaſte nun,
Elmazen, eure königliche Mutter,
Zu retten, doch ich ſuchte ſie vergebens.
Schon zog der Sieger ein zu Aſtrachan,
Und in Verzweiflung eilt' ich aus den Thoren.
Von Land zu Lande irrt' ich flüchtig nun
Drei Jahre lang umher, ein Obdach ſuchend,
Bis ich zuletzt nach Peckin mich gefunden.
Hier unterm Namen Haſſan glückte mir's,

Durch treue Dienſte einer Wittwe Gunſt
Mir zu erwerben, und ſie ward mein Weib;
Sie kennt mich nicht; ein Perſer bin ich ihr,
Hier leb' ich nun, obwohl gering und arm
Nach meinem vor'gen Loos, doch überreich
In dieſem Augenblicke, da ich euch,
Den Prinzen Kalaf, meines Königs Sohn,
Den ich erzogen, den ich Jahre lang
Für todt beweint, im Leben wieder ſehe!
— Wie aber lebend? wie in Peckin hier?

Kalaf.

Nenne mich nicht! Nach jener unglückſel'gen Schlacht
Bei Aſtrachan, die uns das Reich gekoſtet,
Eilt' ich mit meinem Vater zum Pallaſt;
Schnell rafften wir das Koſtbarſte zuſammen,
Was ſich an Edelſteinen fand, und flohn.
In Bauertracht verhüllt durchkreuzten wir,
Der König und Elmaze, meine Mutter,
Die Wüſten und das felſige Gebirg.
Gott! was erlitten wir nicht da! Am Fuß
Des Kaukaſus raubt' eine wilde Horde
Von Malandrinen uns die Schätze; nur
Das nackte Leben blieb uns zum Gewinn.
Wir mußten kämpfen mit des Hungers Qualen,
Und jedes Elends mannichfacher Noth.
Den Vater trug ich bald und bald die Mutter
Auf meinen Schultern, eine theure Laſt.
Kaum wehrt' ich ſeiner wüthenden Verzweiflung,
Daß er den Dolch nicht auf ſein Leben zuckte;
Die Mutter hielt ich kaum, daß ſie, von Gram

Erſchöpft, nicht niederſank! So kamen wir
Nach Jaik endlich, der Tartarenſtadt,
Und hier, an der Moſcheen Thor, mußt' ich,
Ein Bettler, flehen um die mag're Koſt,
Der theuren Eltern Leben zu erhalten.
— Ein neues Unglück! Unſer grimm'ger Feind,
Der Khan von Tefflis, voll Tyrannenſucht,
Mißtrauend dem Gerücht von unſerm Tode,
Er ließ durch alle Länder uns verfolgen.
Vorausgeeilt ſchon war uns ſein Befehl,
Der alle kleinen Könige ſeiner Herrſchaft
Aufbot, uns nachzuſpähn. Nur ſchnelle Flucht
Entzog uns ſeiner Spürer Wachſamkeit —
Ach! wo verbärg' ſich ein gefall'ner König?

Barak.

O nichts mehr! Eure Worte ſpalten mir
Das Herz! Ein großer Fürſt in ſolchem Elend!
Doch ſagt, lebt mein Gebieter noch und lebt
Elmaze, meine Königin?

Kalaf.

Sie leben.
Und wiſſe, Barak! in der Noth allein
Bewähret ſich der Adel großer Seelen.
— Wir kamen in der Karazanen Land.
Dort in den Gärten König Keicobad's
Mußt' ich' zu Knechtes-Dienſten mich bequemen,
Dem bittern Hungertode zu entfliehn.
Mich ſah Adelma dort, des Königs Tochter;
Mein Anblick rührte ſie; es ſchien ihr Herz
Von zärtlichern Gefühlen als des Mitleids,

Sich für den fremden Gärtner zu bewegen.
Scharf ſieht die Liebe; nimmer glaubte ſie
Mich zu dem Loos, wo ſie mich fand, geboren.
— Doch weiß ich nicht, welch böſen Sternes Macht
Der Karazanen König Keicobad
Verblendete, den mächt'gen Altoum,
Den Großkhan der Chineſen, zu bekriegen.
Das Volk erzählte Seltſames davon.
Was ich berichten kann, iſt dies: beſiegt
Ward Keicobad, ſein ganzer Stamm vertilgt;
Adelma ſelbſt mit ſieben andern Töchtern
Des Königs ward ertränkt in einem Strome.
— Wir aber flohen in ein andres Land.
So kamen wir nach langem Irren endlich
Zu Verlas an — Was bleibt mir noch zu ſagen?
Vier Jahre lang ſchafft' ich den Eltern Brod,
Daß ich um dürft'gen Taglohn Laſten trug.

Barak.

Nicht weiter, Prinz. Vergeſſen wir das Elend,
Da ich euch jetzt in kriegeriſchem Schmuck
Und Heldenſtaat erblicke. Sagt, wie endlich
Das Glück euch günſtig ward?

Kalaf.

Mir günſtig! Höre!
Dem Khan von Verlas war ein edler Sperber
Entwiſcht, den er in hohem Werthe hielt.
Ich fand den Sperber, überbracht' ihn ſelbſt
Dem König — Dieſer fragt nach meinem Namen;
Ich gebe mich für einen Elenden,
Der ſeine Eltern nährt mit Laſtentragen.

Drauf ließ der Khan den Vater und die Mutter
Im Hoſpital verſorgen.

(Er hält inne.)

Barak! dort,
Im Aufenthalt des allerhöchſten Elends,
Dort iſt dein König — deine Königin.
Auch dort nicht ſicher, dort noch in Gefahr,
Erkannt zu werden und getödtet!

Barak.

Gott!

Kalaf.

Mir ließ der Kaiſer dieſe Börſe reichen,
Ein ſchönes Pferd und dieſes Ritterkleid.
Den greiſen Eltern ſagt' ich Lebewohl;
Ich gehe, rief ich, mein Geſchick zu ändern;
Wo nicht, dies traur'ge Leben zu verlieren!
Was thaten ſie nicht, mich zurückzuhalten,
Und da ich ſtandhaft blieb, mich zu begleiten!
Verhüt' es Gott, daß ſie von Angſt gequält
Nicht wirklich meinen Spuren nachgefolgt!
Hier bin ich nun, zu Peckin, unerkannt,
Viel hundert Meilen weit von meiner Heimat.
Entſchloſſen komm' ich her, dem großen Khan
Vom Lande China als Soldat zu dienen;
Ob mir vielleicht die Sterne günſtig ſind,
Durch tapfre That mein Schickſal zu verbeſſern.
— Ich weiß nicht, welche Feſtlichkeit die Stadt
Mit Freuden füllt, daß kein Karvanſerai
Mich aufnahm — Dort in jener ſchlechten Hütte

Gab eine Frau aus gutem Herzen mir
Herberge.

Barak.

Prinz, das iſt mein Weib,

Kalaf.

Dein Weib?
Preiſe dein Glück, daß es ein fühlend Herz
Zur Gattin dir gegeben!

(Er reicht ihm die Hand.)

Jetzt leb' wohl.
Ich geh' zur Stadt. Mich treibt's, die Feſtlichkeit
Zu ſehn, die ſo viel Menſchen dort verſammelt.
Dann zeig' ich mich dem großen Khan und bitt'
Ihn um die Gunſt, in ſeinem Heer zu dienen.

(Er will fort. Barak hält ihn zurück.)

Barak.

Bleibt, Prinz! Wo wollt ihr hin? — Mögt ihr das Aug'
An einem grauſenvollen Schauſpiel weiden?
O wiſſet, edler Prinz — Ihr kamt hieher
Auf einen Schauplatz unerhörter Thaten.

Kalaf.

Wie ſo? Was meinſt du?

Barak.

Wie? ihr wißt es nicht,
Daß Turandot, des Kaiſers einz'ge Tochter,
Das ganze Reich in Leid verſenkt und Thränen?

Kalaf.

Ja, ſchon vorlängſt im Karazanenland
Hört' ich dergleichen — und die Rede ging,

Es ſey der Prinz des Königs Keicobad
Auf eine ſeltſam jammervolle Art
Zu Peckin umgekommen — Eben dies
Hab' jenes Kriegesfeuer angeflammt,
Das mit dem Falle ſeines Reichs geendigt.
Doch Manches glaubt und ſchwatzt ein dummer Pöbel,
Worüber der Verſtänd'ge lacht — Darum
Sag' an, wie ſich's verhält mit dieſer Sache?

Barak.

Des Großkhans einz'ge Tochter, Turandot,
Durch ihren Geiſt berühmt und ihre Schönheit,
Die keines Malers Pinſel noch erreicht,
Wie viele Bildniſſe von ihr auch in der Welt
Herumgehn, hegt ſo übermüth'gen Sinn,
So großen Abſcheu vor der Ehe Banden,
Daß ſich die größten Könige umſonſt
Um ihre Hand bemüht —

Kalaf.

Das alte Mährchen
Vernahm ich ſchon am Hofe Keicobads
Und lachte drob — Doch fahre weiter fort.

Barak

Es iſt kein Mährchen. Oft ſchon wollte ſie
Der Khan, als einz'ge Erbin ſeines Reichs,
Mit Söhnen großer Könige vermählen.
Stets widerſetzte ſich die ſtolze Tochter,
Und ach! zu blind iſt ſeine Vaterliebe,
Als daß er Zwang zu brauchen ſich erkühnte.
Viel ſchwere Kriege ſchon erregte ſie
Dem Vater, und obgleich noch immer Sieger

In jedem Kampf, ſo iſt er doch ein Greis,
Und unbeerbt wankt er dem Grabe zu.
Drum ſprach er einſtmals ernſt und wohlbedächtlich
Zu ihr die ſtrengen Worte: Störrig Kind!
Entſchließe dich einmal, dich zu vermählen;
Wo nicht, ſo ſinn' ein ander Mittel aus,
Dem Reich die ew'gen Kriege zu erſparen;
Denn ich bin zu alt; zu viele Könige ſchon
Hab' ich zu Feinden, die dein Stolz verſchmähte.
Drum nenne mir ein Mittel, wie ich mich
Der wiederholten Werbungen erwehre,
Und leb' hernach und ſtirb wie dir's gefällt —
Erſchüttert ward von dieſem ernſten Wort
Die Stolze, rang umſonſt, ſich loszuwinden.
Die Kunſt der Thränen und der Bitten Macht
Erſchöpfte ſie, den Vater zu bewegen;
Doch unerbittlich blieb der Khan — Zuletzt
Verlangt ſie von dem unglückſel'gen Vater,
Verlangt — Hört, was die Furie verlangte!

Kalaf.

Ich hab's gehört. Das abgeſchmackte Mährchen
Hab' ich ſchon oft belacht — Hör', ob ich's weiß!
Sie fordert' ein Edikt von ihrem Vater,
Daß jedem Prinzen königlichen Stamms
Vergönnt ſeyn ſoll, um ihre Hand zu werben.
Doch dieſes ſollte die Bedingung ſeyn:
Im öffentlichen Divan, vor dem Kaiſer
Und ſeinen Räthen allen, wollte ſie
Drei Räthſel ihm vorlegen. Löste ſie
Der Freier auf, ſo mög' er ihre Hand

Und mit derſelben Kron' und Reich empfangen.
Löst' er ſie nicht, ſo ſoll der Kaiſer ſich
Durch einen heil'gen Schwur auf ſeine Götter
Verpflichten, den Unglücklichen enthaupten
Zu laſſen. — Sprich, iſt's nicht ſo? Nun vollende
Dein Mährchen, wenn du's kannſt vor langer Weile.

Barak.

Mein Mährchen? Wollte Gott! Der Kaiſer zwar
Empört' ſich erſt dagegen; doch die Schlange
Verſtand es, bald mit Schmeichelbitten, bald
Mit liſt'ger Redekunſt das furchtbare
Geſetz dem ſchwachen Alten zu entlocken.
Was iſt's denn auch? ſprach ſie mit arger Liſt;
Kein Prinz der Erde wird ſo thöricht ſeyn,
In ſolchem blut'gen Spiel ſein Haupt zu wagen!
Der Freier Schwarm zieht ſich geſchreckt zurück,
Ich werd' in Frieden leben. Wagt es dennoch
Ein Raſender, ſo iſt's auf ſeine eigne
Gefahr, und meinen Vater trifft kein Tadel,
Wenn er ein heiliges Geſetz vollzieht. —
Beſchworen ward das unnatürliche
Geſetz und kund gemacht in allen Landen.

(Da Kalaf den Kopf ſchüttelt.)

— Ich wünſchte, daß ich Mährchen nur erzählte,
Und ſagen dürfte: Alles war ein Traum!

Kalaf.

Weil du's erzählſt, ſo glaub' ich das Geſetz.
Doch ſicher war kein Prinz wahnſinnig gnug,
Sein Haupt daran zu ſetzen.

Barak

(zeigt nach dem Stadtthor.)

Sehet, Prinz!
Die Köpfe alle, die dort auf den Thoren
Zu ſehen ſind, gehörten Prinzen an,
Die toll genug das Abenteuer wagten,
Und kläglich ihren Untergang drin fanden,
Weil ſie die Räthſel dieſer Sphinx zu löſen
Nicht fähig waren.

Kalaf.

Grauſenvoller Anblick!
Und lebt ein ſolcher Thor, der ſeinen Kopf
Wagt, um ein Ungeheuer zu beſitzen!

Barak.

Nein, ſagt das nicht! Wer nur ihr Konterfei
Erblickt, das man ſich zeigt in allen Ländern,
Fühlt ſich bewegt von ſolcher Zaubermacht,
Daß er ſich blind dem Tod entgegen ſtürzt,
Das göttergleiche Urbild zu beſitzen.

Kalaf.

Irgend ein Geck.

Barak.

Nein wahrlich! auch der Klügſte.
Heut' iſt der Zulauf hier, weil man den Prinzen
Von Samarcanda, den Verſtändigſten,
Den je die Welt geſehn, enthaupten wird.
Der Khan beſeufzt die fürchterliche Pflicht;
Doch ungerührt frohlockt die ſtolze Schöne.

(Man hört in der Ferne den Schall von gedämpften Trommeln.)

Hört! Hört ihr! Dieſer dumpfe Trommelklang

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52550-0
SCHILLER,F. FN. 13356/070

Verkündet, daß der Todesſtreich geſchieht;
Ihn nicht zu ſehen, wich ich aus der Stadt.

Kalaf.

Barak, du ſagſt mir unerhörte Dinge.
Was? Konnte die Natur ein weibliches
Geſchöpf wie dieſe Turandot erzeugen,
So ganz an Liebe leer und Menſchlichkeit?

Barak.

Mein Weib hat eine Tochter, die im Harem
Als Sklavin dient, und uns Unglaubliches
Von ihrer ſchönen Königin berichtet.
Ein Tiger iſt ſie, dieſe Turandot,
Doch gegen Männer nur, die um ſie werben.
Sonſt iſt ſie gütig gegen alle Welt;
Stolz iſt das einz'ge Laſter, das ſie ſchändet.

Kalaf.

Zur Hölle, in den tiefſten Schlund hinab
Mit dieſen Ungeheuern der Natur,
Die kalt und herzlos nur ſich ſelber lieben!
Wär' ich ihr Vater, Flammen ſollten ſie
Verzehren.

Barak.

Hier kommt Iſmael, der Freund
Des Prinzen, der ſein Leben jetzt verloren.
Er kommt voll Thränen — Iſmael!

Zweiter Auftritt.

Iſmael zu den Vorigen.

Iſmael

(reicht dem Barak die Hand, heftig weinend).

Er hat
Gelebt — Der Streich des Todes iſt gefallen.
Ach! warum fiel er nicht auf dieſes Haupt!

Barak.

Barmherz'ger Himmel! Doch warum ließt ihr
Geſchehn, daß er im Divan der Gefahr
Sich bloßgeſtellt?

Iſmael.

Mein Unglück braucht noch Vorwurf.
Gewarnt hab' ich, beſchworen und gefleht,
Wie es mein Herz, wie's meine Pflicht mich lehrte,
Umſonſt! Des Freundes Stimme wurde nicht
Gehört; die Macht der Götter riß ihn fort.

Barak.

Beruhigt euch!

Iſmael.

Beruhigen? Niemals! niemals!
Ich hab' ihn ſterben ſehen. Sein Gefährte
War ich in ſeinem letzten Augenblick,
Und ſeine Abſchiedsworte gruben ſich
Wie ſpitz'ge Dolche mir in's tiefſte Herz.
„Weine nicht!“ ſprach er. „Gern und freudig ſterb' ich,
„Da ich die Liebſte nicht beſitzen kann.
„Mag es mein theurer Vater mir vergeben,

„Daß ich ohn' Abſchied von ihm ging. Ach, nie
„Hätt' er die Todesreiſe mir geſtattet!
„Zeig' ihm dies Bildniß!

(Er zieht ein kleines Portrait an einem Band aus dem Buſen.)

„Wenn er dieſe Schönheit
„Erblickt, wird er den Sohn entſchuldigen.“
Und an die Lippe drückt' er jetzt, lautſchluchzend,
Mit heiß'gen Küſſen dies verhaßte Bild,
Als könnt' er, ſterbend ſelbſt, nicht davon ſcheiden;
Drauf kniet' er nieder und — mit Einem Streich —
Noch zittert mir das Mark in den Gebeinen —
Sah ich Blut ſpritzen, ſah den Rumpf hinfallen,
Und hoch in Henkers Hand das theure Haupt;
Entſetzt und troſtlos riß ich mich von dannen.

(Wirft das Bild in heftigem Unwillen auf den Boden.)

Verhaßtes, ewig fluchenswerthes Bild!
Liege du hier, zertreten, in dem Staub!
Könnt' ich ſie ſelbſt, die Tigerherzige,
Mit dieſem Fußtritt ſo wie dich zermalmen!
Daß ich dich meinem König überbrächte!
Nein! mich ſoll **Samarcand** nicht wieder ſehn.
In eine Wüſte will ich fliehn, und dort,
Wo mich kein menſchlich Ohr vernimmt, auf ewig
Um meinen vielgeliebten Prinzen weinen.

(Geht ab.)

Dritter Auftritt.

Kalaf und **Barak.**

Barak (nach einer Pauſe).

Prinz Kalaf, habt ihr's nun gehört?

Kalaf.

Ich ſtehe
Ganz voll Verwirrung, Schrecken und Erſtaunen.
Wie aber mag dies unbeſeelte Bild,
Das Werk des Malers, ſolchen Zauber wirken?

(Er will das Bildniß von der Erde nehmen.)

Barak

(eilt auf ihn zu und hält ihn zurück).

Was macht ihr! — Große Götter!

Kalaf (lächelnd).

Nun! Ein Bildniß
Nehm' ich vom Boden auf. Ich will ſie doch
Betrachten, dieſe mörderiſche Schönheit.

(Greift nach dem Bildniß, und hebt es von der Erde auf.)

Barak (ihn haltend).

Euch wäre beſſer, der Meduſa Haupt,
Als dieſe tödtliche Geſtalt zu ſehn.
Weg! Weg damit! Ich kann es nicht geſtatten.

Kalaf.

Du biſt nicht klug. Wenn du ſo ſchwach dich fühlſt,
Ich bin es nicht. Des Weibes Reiz hat nie
Mein Aug' gerührt, auch nur auf Augenblicke,
Viel weniger mein Herz beſiegt. Und was

Lebend'ge Schönheit nie bei mir vermocht,
Das ſollen todte Pinſelſtriche wirken?
Unnütze Sorgfalt, Barak — Mir liegt Andres
Am Herzen, als der Liebe Narrenſpiel.

(Will das Bild anſchauen.)

Barak.

Dennoch, mein Prinz — Ich warn' euch — Thut es nicht!

Kalaf (ungeduldig).

Zum Henker, Einfalt! Du beleidigſt mich.

(Stößt ihn zurück, ſieht das Bild an, und geräth in Erſtaunen. Nach einer Pauſe.)

Was ſeh' ich!

Barak

(ringt verzweifelnd die Hände).

Weh mir! Welches Unglück!

Kalaf (faßt ihn lebhaft bei der Hand).

Barak!

(Will reden, ſieht aber wieder auf das Bild, und betrachtet es mit Entzücken.)

Barak (für ſich).

Seyd Zeugen, Götter — Ich, ich bin nicht ſchuld;
Ich hab' es nicht verhindern können.

Kalaf.

Barak!
— In dieſen holden Augen, dieſer ſüßen
Geſtalt, in dieſen ſanften Zügen kann
Das harte Herz, wovon du ſprichſt, nicht wohnen!

Barak.

Unglücklicher, was hör' ich? Schöner noch
Unendlichmal, als dieſes Bildniß zeigt,

Iſt Turandot, ſie ſelbſt! Nie hat die Kunſt
Des Pinſels ihren ganzen Reiz erreicht;
Doch ihres Herzens Stolz und Grauſamkeit
Kann keine Sprache, keine Zunge nennen.
O werft es von euch, dies unſelige
Verwünſchte Bildniß! Euer Auge ſauge
Kein tödtlich Gift aus dieſer Mordgeſtalt!

Kalaf.

Hinweg! Vergebens ſuchſt du mich zu ſchrecken!
— Himmliſche Anmuth! Warme, glühende Lippen!
Augen der Liebesgöttin! Welcher Himmel,
Die Fülle dieſer Reize zu beſitzen!

(Er ſteht in den Anblick des Bildes verloren. Plötzlich wendet er ſich zu Barak und ergreift ſeine Hand.)

Barak! verrath' mich nicht — Jetzt oder nie!
Dies iſt der Augenblick, mein Glück zu wagen.
Wozu dies Leben ſparen, das ich haſſe?
— Ich muß auf Einen Zug die ſchönſte Frau
Der Erde und ein Kaiſerthum mit ihr
Gewinnen, oder dies verhaßte Leben
Auf Einen Zug verlieren — Schönſtes Werk!
Pfand meines Glücks und meine ſüße Hoffnung!
Ein neues Opfer iſt für dich bereit,
Und drängt ſich wagend zu der furchtbarn Probe.
Sey gütig gegen mich — Doch, Barak, ſprich!
Ich werde doch im Divan, eh' ich ſterbe,
Das Urbild ſelbſt von dieſen Reizen ſehn?

(Indem ſieht man die fürchterliche Larve eines Nachrichters ſich über dem Stadtthor erheben, und einen neuen Kopf über demſelben aufpflanzen. — Der vorige Schall verſtimmter Trommeln begleitet dieſe Handlung.)

Barak.

Ach ſehet! Sehet, theurer Prinz, und ſchaudert!
Dies iſt das Haupt des unglückſel'gen Jünglings —
Wie es euch anſtarrt! Und dieſelben Hände,
Die es dort aufgepflanzt, erwarten euch.
O kehret um! kehrt um! Nicht möglich iſt's,
Die Räthſel dieſer Löwin aufzulöſen.
Ich ſeh' im Geiſt ſchon euer theures Haupt,
Ein Warnungszeichen allen Jünglingen,
In dieſer furchtbarn Reihe ſich erheben.

Kalaf

(hat das aufgeſteckte Haupt mit Nachdenken und Rührung betrachtet).

Verlorner Jüngling! Welche dunkle Macht
Reißt mich geheimnißvoll, unwiderſtehlich
Hinauf in deine tödtliche Geſellſchaft?

(Er bleibt nachſinnend ſtehen; dann wendet er ſich zu Barak.)

— Wozu die Thränen, Barak? Haſt du mich
Nicht einmal ſchon für todt beweint? Komm! komm!
Entdecke keiner Seele, wer ich bin.
Vielleicht — wer weiß, ob nicht der Himmel, ſatt
Mich zu verfolgen, mein Beginnen ſegnet,
Und meinen armen Eltern Troſt verleiht.
Wo nicht — was hat ein Elender zu wagen?
Für deine Liebe will ich dankbar ſeyn,
Wenn ich die Räthſel löſe — Lebe wohl!

(Er will gehen, Barak hält ihn zurück, unterdeſſen kommt Skirina, Baraks Weib, aus dem Hauſe.)

Barak.

Nein, nimmermehr! Komm mir zu Hülfe, Frau!
Laß ihn nicht weg — Er geht, er iſt verloren,

Der theure Fremdling geht, er will es wagen,
Die Räthſel dieſer Furie zu löſen.

Vierter Auftritt.

Skirina zu den **Vorigen.**

Skirina (tritt ihm in den Weg).
O weh! Was hör' ich? Seyd ihr nicht mein Gaſt?
Was treibt den zarten Jüngling in den Tod?

Kalaf.
Hier, gute Mutter! dieſes Götterbild
Ruft mich zu meinem Schickſal.
(Zeigt ihr das Bildniß.)

Skirina.
Wehe mir!
Wie kam das höll'ſche Bild in ſeine Hand?

Barak.
Durch bloßen Zufall.

Kalaf (tritt zwiſchen Beide).
Haſſan! gute Frau!
Zum Dank für eure Gaſtfreundſchaft behaltet
Mein Pferd! Auch dieſe Börſe nehmet hin!
Sie iſt mein ganzer Reichthum — Ich — ich brauche
Fortan nichts weiter — denn ich komm' entweder
Reich wie ein Kaiſer, oder — nie zurück!
— Wollt ihr, ſo opfert einen Theil davon
Den ew'gen Göttern, theilt den Armen aus,

Damit ſie Glück auf mich herab erflehen.
Lebt wohl — Ich muß in mein Verhängniß gehen!
(Er eilt in die Stadt.)

Fünfter Auftritt.

Barak und Skirina.

Barak (will ihm folgen).

Mein Herr! mein armer Herr! Umſonſt! Er geht!
Er hört mich nicht.

Skirina (neugierig).

Dein Herr? Du kennſt ihn alſo!
O ſprich, wer iſt der edelherz'ge Fremdling,
Der ſich dem Tode weiht?

Barak.

Laß dieſe Neugier!
Er iſt geboren mit ſo hohem Geiſt,
Daß ich nicht ganz an dem Erfolg verzweifle.
— Komm, Skirina! All dieſes Gold laß uns,
Und alles, was wir Eigenes beſitzen,
Dem Fobi opfern und den Armen ſpenden!
Gebete ſollen ſie für ihn gen Himmel ſenden,
Und ſollen wund ſich knien an den Altären,
Bis die erweichten Götter ſie erhören!
(Sie gehen nach ihrem Hauſe.)

Zweiter Aufzug.

Großer Saal des Divans
mit zwei Pforten, davon die eine zu den Zimmern des Kaiſers,
die andere in's Serail der Prinzeſſin Turandot führt.

Erſter Auftritt.

Truffaldin, als Anführer der Verſchnittenen, ſteht gravitätiſch in der Mitte der Scene, und beſiehlt ſeinen Schwarzen, welche beſchäftigt ſind, den Saal in Ordnung zu bringen. Bald darauf **Brigella.**

Truffaldin.

Friſch an das Werk! Rührt euch! Gleich wird der Divan
Beiſammen ſeyn. — Die Teppiche gelegt,
Die Throne aufgerichtet! Hier zur Rechten
Kommt kaiſerliche Majeſtät, links meine
Scharmante Hoheit, die Prinzeß, zu ſitzen!

Brigella

(kommt und ſieht ſich verwundernd um).

Mein! Sagt mir, Truffaldin, was gibt's denn Neues,
Daß man den Divan ſchmückt in ſolcher Eile?

Truffaldin

(ohne auf ihn zu hören, zu den Schwarzen).

Acht Seſſel dorthin für die Herrn Doctoren!
Sie haben hier zwar nicht viel zu dociren;
Doch müſſen ſie, weil's was Gelehrtes gibt,
Mit ihren langen Bärten figuriren.

Brigella.

So redet doch! Warum, wozu das alles?

Truffaldin.

Warum? wozu? Weil ſich die Majeſtät
Und meine ſchöne Königin, mit ſammt
Den acht Doctoren und den Excellenzen,
Sogleich im Divan hier verſammeln werden.
'S hat ſich ein neuer, friſcher Prinz gemeldet,
Dem juckt, um einen Kopf ſich zu verkürzen.

Brigella.

Was? Nicht drei Stunden ſind's, daß man den Letzten
Hat abgethan —

Truffaldin.

Ja, Gott ſey Dank! es geht
Von Statten die Geſchäfte gehen gut.

Brigella.

Und dabei könnt ihr ſcherzen, roher Kerl!
Euch freut wohl das barbariſche Gemetzel?

Truffaldin.

Warum ſoll mich's nicht freuen? Setzt's doch immer
Für meinen Schnabel was, wenn ſo ein Neuer
Die große Reiſe macht — denn jedesmal,
Daß meine Hoheit an der Hochzeitklippe
Vorbeiſchifft, gibt's im Harem Hochzeitkuchen.

Das iſt einmal der Brauch, wir thun's nicht anders:
So viele Köpfe, ſo viel Feiertage!

Brigella.

Das ſind mir heillos niederträchtige
Geſinnungen, ſo ſchwarz, wie eure Larve.
Man ſieht's euch an, daß ihr ein Halbmann ſeyd,
Ein ſchmutziger Eunuch! — Ein Menſch, ich meine
Einer, der ganz iſt, hat ein menſchlich Herz
Im Leib, und fühlt Erbarmen.

Truffaldin.

Was! Erbarmen!
Es heißt kein Menſch die Prinzen ihren Hals
Nach Peckin tragen, Niemand ruft ſie her.
Sind ſie freiwillig ſolche Tollhausnarren,
Mögen ſie's haben! Auf dem Stadtthor ſteht's
Mit blut'gen Köpfen leſerlich geſchrieben,
Was hier zu holen iſt — Wir nehmen Keinem
Den Kopf, der einen mitgebracht. Der hat
Ihn ſchon verloren, längſt, der hier ihn ſetzt!

Brigella.

Ein ſaubrer Einfall, den galanten Prinzen,
Die ihr die Ehr' anthun und um ſie werben,
Drei Räthſel aufzugeben, und wenn's einer
Nicht auf der Stelle trifft, ihn abzuſchlachten!

Truffaldin.

Mit nichten, Freund! Das iſt ein prächtiger
Excellenter Einfall! — Werben kann ein Jeder;
Es iſt nichts leichter, als auf's Freien reiſen.
Man lebt auf fremde Koſten, thut ſich gütlich,
Legt ſich dem künft'gen Schwäher in das Haus,

Und mancher jüngre Sohn und Krippenreiter,
Der alle ſeine Staaten mit ſich führt
Im Mantelſack, lebt bloß vom Körbeholen.
Es war nicht anders hier, als wie ein großes
Wirthshaus von Prinzen und von Abenteurern,
Die um die reiche Kaiſertochter freiten;
Denn auch der Schlechteſte dünkt ſich gut genug,
Die Hände nach der Schönſten auszuſtrecken.
Es war wie eine Freikomödie,
Wo Alles kommt, bis meine Königin
Auf den ſcharmanten Einfall kam, das Haus
In vier und zwanzig Stunden rein zu machen.
— Eine andre hätte ihre Liebeswerber
Auf blutig ſchwere Abenteuer aus-
Geſendet, ſich mit Rieſen 'rum zu ſchlagen,
Dem Schach zu Babel, wenn er Tafel hält,
Drei Backenzähne höflich auszuziehen,
Das tanzende Waſſer und den ſingenden Baum
Zu holen, und den Vogel, welcher redet —
Nichts von dem allem! Räthſel haben ihr
Beliebt! Drei zierlich wohlgeſetzte Fragen!
Man kann dabei bequem und ſäuberlich
In warmer Stube ſitzen und kein Schuh
Wird naß! Der Degen kommt nicht aus der Scheide;
Der Witz, der Scharfſinn aber muß heraus.
— Brigella, die verſteht's! die hat's gefunden,
Wie man die Narren ſich vom Leibe hält!

Brigella.

'S kann Einer ein rechtſchaffner Kavalier

Und Ehmann ſeyn, und doch die ſpitz'gen Dinger,
Die Räthſel, juſt nicht handzuhaben wiſſen.

Truffaldin.

Da ſiehſt du, Kamerad, wie gut und ehrlich
Es die Prinzeß mit ihrem Freier meint,
Daß ſie die Räthſel vor der Hochzeit aufgibt.
Nachher wär's noch viel ſchlimmer. Löst er ſie
Jetzt nicht, ei nun! ſo kommt er ſchnell und kurz
Mit einem friſchen Gnadenhieb davon.
Doch wer die ſtacheligen Räthſel nicht
Auflöst, die ſeine Frau ihm in der Eh'
Aufgibt, der iſt verleſen und verloren!

Brigella.

Ihr ſeyd ein Narr; mit euch iſt nicht zu reden.
— So mögen's denn meintwegen Räthſel ſeyn,
Wenn ſie einmal die Wuth hat, ihren Witz
Zu zeigen — Aber muß ſie denn die Prinzen
Juſt köpfen laſſen, die nicht ſinnreich gnug
Für ihre Räthſel ſind — Das iſt ja ganz
Barbariſch, raſend, toll und unvernünftig.
Wo hat man je gehört, daß man den Leuten
Den Hals abſchneidet, weil ſie ſchwer begreifen?

Truffaldin.

Und wie, du Schafskopf, will ſie ſich der Narren
Erwehren, die ſich klug zu ſeyn bedünken,
Wenn weiter nichts dabei zu wagen iſt,
Als Einmal ſich im Divan zu beſchimpfen?
Auf die Gefahr hin, ſich zu proſtituiren
Mit heiler Haut, läuft Jeder auf dem Eis.
Wer fürchtet ſich vor Räthſeln? Räthſel ſind's

Gerad', was man für's Leben gern mag hören.
Das hieß den Köder ſtatt des Popanz's brauchen.
Und wäre man auch wegen der Prinzeſſin
Und ihres vielen Gelds daheim geblieben,
So würde man der Räthſel wegen kommen.
Denn Jedem iſt ſein Scharfſinn und ſein Witz
Am Ende lieber, als die ſchönſte Frau!

Brigella.

Was aber kommt bei dieſem ganzen Spiel
Heraus, als daß ſie ſitzen bleibt? Kein Mann,
Der ſeine Ruh liebt und bei Sinnen iſt,
Wird ſo ein ſpitz'ges Nadelkiſſen nehmen.

Truffaldin.

Das große Unglück, keinen Mann zu kriegen!

(Man hört einen Marſch in der Ferne.)

Brigella.

Der Kaiſer kommt.

Truffaldin.

Marſch ihr, in eure Küche!
Ich gehe, meine Hoheit herzuholen.

(Gehen ab zu verſchiedenen Seiten.)

Zweiter Auftritt.

Ein Zug von **Soldaten** und **Spielleuten**. Darauf acht **Doctoren**, pedantiſch herausſtaffirt; alsdann **Pantalon** und **Tartaglia**, beide in Charaktermaſken. Zuletzt der Großchan **Altoum**, in chineſiſchem Geſchmack mit einiger Uebertreibung gekleidet. Pantalon und Tartaglia ſtellen ſich dem kaiſerlichen Thron gegenüber, die acht Doctoren in den Hintergrund, das übrige Gefolge auf die Seite, wo der kaiſerliche Thron iſt. Beim Eintritt des Kaiſers werfen ſich Alle mit ihren Stirnen auf die Erde und verharren in dieſer Stellung, bis er den Thron beſtiegen hat. Die Doctoren nehmen auf ihren Stühlen Platz. Auf einen Wink, den Pantalon gibt, ſchweigt der Marſch.

Altoum.

Wann, treue Diener, wird mein Jammer enden?
Kaum iſt der edle Prinz von Samarcand
Begraben, unſre Thränen fließen noch,
Und ſchon ein neues Todesopfer naht,
Mein blutend Herz von Neuem zu verwunden.
Grauſame Tochter! mir zur Qual geboren!
Was hilft's, daß ich den Augenblick verfluche,
Da ich auf das barbariſche Geſetz
Dem furchtbaren Fohi den Schwur gethan.
Nicht brechen darf ich meinen Schwur, nicht rühren
Läßt ſich die Tochter, nicht zu ſchrecken ſind
Die Freier! Nirgends Rath in meinem Unglück!

Pantalon.

Rath, Majeſtät? Hat ſich da was zu rathen!
Bei mir zu Hauſe, in der Chriſten Land,
In meiner lieben Vaterſtadt Venedig,
Schwört man auf ſolche Mordgeſetze nicht;
Man weiß da nichts von närriſchen Mandaten.
Da hat man gar kein Beiſpiel und Exempel,
Daß ſich die Herrn in Bilderchen vergafft,
Und ihren Hals gewagt für ihre Mädchen.
Kein Frauensmenſch bei uns geboren wird,

Wie Dame Kieſelſtein, die alle Männer
Verſchworen hätte — Gott ſoll uns bewahren!
Das fiel uns auch im Traum nicht ein. Als ich
Daheim noch war, in meinen jungen Jahren,
Eh' mich die Ehrenſache, wie ihr wißt,
Von Hauſe trieb, und meine guten Sterne
An meines Kaiſers Hof hieher geführt,
Wo ich als Kanzler mich jetzt wohl befinde,
Da wußt' ich nichts von China, als es ſey
Ein trefflichs Pulver gegen's kalte Fieber.
Und jetzt erſtaun' ich über alle Maßen,
Daß ich ſo kuriöſe Bräuche hier
Vorfinde, ſo kurioſe Schwüre und Geſetze,
Und ſo kurioſe Fraun und Herrn.
Erzählt' ich in Europa dieſe Sachen,
Sie würden mir unter die Naſe lachen.

Altoum.

Tartaglia, habt ihr den neuen Wagehals
Beſucht?

Tartaglia.

Ja, Majeſtät. Er hat den Flügel
Des Kaiſerſchloſſes inn', den man gewöhnlich
Den fremden Prinzen anzuweiſen pflegt.
Ich bin entzückt von ſeiner angenehmen
Geſtalt und ſeinen prinzlichen Manieren.
'S iſt jammerſchade um das junge Blut,
Daß man es auf die Schlachtbank führen ſoll.
'S Herz bricht mir! Ein ſo angenehmes Prinzchen!
Ich bin verliebt in ihn. Weiß Gott! ich ſah
In meinem Leben keinen hübſchern Buben!

Altoum.

Unſeliges Geſetz! Verhaßter Schwur!
— Die Opfer ſind dem Fohi doch gebracht,
Daß er dem Unglückſeligen ſein Licht
Verleihe, dieſe Räthſel zu ergründen?
Ach, immer geb' ich dieſer Hoffnung Raum!

Pantalon.

An Opfern, Majeſtät, ward nichts geſpart.
Dreihundert fette Ochſen haben wir
Dem Tien dargebracht, dreihundert Pferde
Der Sonne, und dem Mond dreihundert Schweine.

Altoum.

So ruft ihn denn vor unſer Angeſicht!
(Ein Theil des Gefolges entfernt ſich.)
— Man ſuch' ihm ſeinen Vorſatz auszureden.
Und ihr, gelehrte Lichter meines Divans,
Kommt mir zu Hülfe, nehmt das Wort für mich,
Laßt's nicht an Gründen fehlen, wenn mir ſelbſt
Der Schmerz die Zunge bindet.

Pantalon.

Majeſtät!
Wir werden unſern alten Witz nicht ſparen,
Den wir in langen Jahren eingebracht.
Was hilft's? Wir predigen und ſprechen uns
Die Lungen heiſer, und er läßt ſich eben
Den Hals abſtechen, wie ein welſches Huhn.

Tartaglia.

Mit eurer Gunſt, Herr Kanzler Pantalon!
Ich habe Scharfſinn und Verſtand bei ihm
Bemerkt, wer weiß! — Ich will nicht ganz verzagen.

Pantalon.

Die Räthſel dieſer Schlange ſollt' er löſen?
Nein! nimmermehr!

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Kalaf, von einer Wache begleitet. Er kniet vor dem Kaiſer nieder, die Hand auf der Stirn.

Altoum

(nachdem er ihn eine Zeitlang betrachtet).

Steh' auf, unkluger Jüngling!

(Kalaf ſteht auf und ſtellt ſich mit edelm Anſtand in die Mitte des Divans.)

— Die reizende Geſtalt! der edle Anſtand!
Wie mir's an's Herz greift! — Sprich, Unglücklicher!
Wer biſt du? Welches Land gab dir das Leben?

Kalaf

(ſchweigt einen Augenblick verlegen, dann mit einer edeln Verbeugung).

Monarch, vergönne, daß ich meinen Namen
Verſchweige.

Altoum.

Wie? Mit welcher Stirn darfſt du,
Ein unbekannter Fremdling, namenlos,
Um unſre kaiſerliche Tochter werben!

Kalaf.

Ich bin von königlichem Blut, ein Prinz, geboren.

Verhängt der Himmel meinen Tod, ſo ſoll
Mein Name, mein Geſchlecht, mein Vaterland
Kund werden, eh' ich ſterbe, daß die Welt
Erfahre, nicht unwürdig hab' ich mich
Des Bundes angemaßt mit deiner Tochter.
Für jetzt geruhe meines Kaiſers Gnade
Mich unerkannt zu laſſen.

Altoum.

Welcher Adel
In ſeinen Worten! Wie beklag' ich ihn!
— Doch wie, wenn du die Räthſel nun gelöſt
Und nicht von würd'ger Herkunft —

Kalaf.

Das Geſetz,
Monarch, iſt nur für Könige geſchrieben.
Verleihe mir der Himmel, daß ich ſiege,
Und dann, wenn ich unköniglichen Stamms
Erfunden werde, ſoll mein fallend Haupt
Die Schuld der kühnen Anmaßung bezahlen,
Und unbeerdigt liege mein Gebein,
Der Krähen Beute und der wilden Thiere.
Schon eine Seele lebt in dieſer Stadt,
Die meinen Stand und Namen kann bezeugen.
Für jetzt geruhe meines Kaiſers Gnade
Mich unerkannt zu laſſen.

Altoum.

Wohl! Es ſey!
Dem Adel deiner Mienen, deiner Worte,
Holdſel'ger Jüngling, kann ich Glauben nicht,
Gewährung nicht verſagen — Mögſt auch du

Geneigt ſeyn, einem Kaiſer zu willfahren,
Der hoch von ſeinem Thron herab dich fleht!
Entweiche, o entweiche der Gefahr,
Der du verblendet willſt entgegen ſtürzen!
Steh ab und fordre meines Reiches Hälfte!
So mächtig ſpricht's für dich in meiner Bruſt,
Daß ich dir gleichen Theil an meinem Thron
Auch ohne meiner Tochter Hand verſpreche.
O zwinge du mich nicht, Tyrann zu ſeyn!
Schon ſchwer genug drückt mich der Völker Fluch,
Das Blut der Prinzen, die ich hingeopfert;
Drum, wenn das eigne Unglück dich nicht rührt,
Laß meines dich erbarmen! Spare mir
Den Jammer, deine Leiche zu beweinen,
Die Tochter zu verfluchen und mich ſelbſt,
Der die Verderbliche gezeugt, die Plage
Der Welt, die bittre Quelle meiner Thränen!

Kalaf.

Beruhige dich, Sire. Der Himmel weiß,
Wie ich im tiefſten Herzen dich beklage.
Nicht, wahrlich, von ſo mildgeſinntem Vater
Hat Turandot Unmenſchlichkeit geerbt.
Du haſt nicht Schuld, es wäre denn Verbrechen,
Sein Kind zu lieben, und das Götterbild,
Das uns bezaubert und uns ſelbſt entrückt,
Der Welt geſchenkt zu haben — Deine Großmuth
Spar' einem Glücklicheren auf. Ich bin
Nicht würdig, Sire, dein Reich mit dir zu theilen.
Entweder iſt's der Götter Schluß und Rath,
Durch den Beſitz der himmliſchen Prinzeſſin

Mich zu beglücken — oder enden ſoll
Dies Leben, ohne ſie mir eine Laſt!
Tod oder Turandot! Es gibt kein Drittes.

Pantalon.

Ei, ſagt mir, liebe Hoheit! habt ihr auch
Die Köpfe über'm Stadtthor wohl beſehn?
Mehr ſag' ich nicht. Was, Herr! in aller Welt
Treibt euch, aus fernen Landen herzukommen
Und euch friſch weg, wie ihr vom Pferd geſtiegen,
Mir nichts, dir nichts, wie ein Ziegenbock
Abthun zu laſſen? Dame Turandot,
Das ſeyd gewiß, dreht euch drei Räthſelchen,
Daran die ſieben Weiſen Griechenlands
Mit ſammt den ſiebenzig Dolmetſchern ſich
Die Nägel Jahre lang umſonſt zerkauten.
Wir ſelbſt, ſo alte Practici und grau
Geworden über'n Büchern, haben Noth,
Das Tiefe dieſer Räthſel zu ergründen.
Es ſind nicht Räthſel aus dem Kinderfreund,
Nicht ſolches Zeug, wie das:
„Wer's ſieht, für den iſt's nicht beſtellt,
„Wer's braucht, der zahlt dafür kein Geld,
„Wer's macht, der will's nicht ſelbſt ausfüllen,
„Wer's bewohnt, der thut es nicht mit Willen.“
Nein, es ſind Räthſel von dem neueſten Schnitt,
Und ſind verfluchte Nüſſe aufzuknacken.
Und wenn die Antwort nicht zum guten Glück
Auf dem Papier, das man den Herrn Doctoren
Verſiegelt übergibt, geſchrieben ſtünde,
Sie möchten's euch mit allem ihrem Witz

In einem Säculum nicht ausſtudiren.
Darum, Herr Milchbart, zieht in Frieden heim!
Ihr jammert mich, ſeyd ein ſo junges Blut,
Und ſchade wär's um eure ſchönen Haare.
Beharrt ihr aber drauf, ſo ſteht ein Rettig
Des Gärtners feſter, Herr, als euer Kopf.

Kalaf.

Ihr ſprecht verlorne Worte, guter Alter.
Tod oder Turandot!

Tartaglia (ſtotternd).

Tu — Turandot!
Zum Henker! welcher Steifſinn und Verblendung!
Hier ſpielt man nicht um welſche Nüſſe, Herr,
Noch um Kaſtanien — 's iſt um den Kopf
Zu thun — den Kopf — bedenkt das wohl! Ich will
Sonſt keinen Grund anführen als den Einen;
Er iſt nicht klein: — Den Kopf! Es gilt den Kopf.
Die Majeſtät höchſtſelbſt, auf ihrem Thron,
Läßt ſich herab, euch väterlich zu warnen
Und abzurathen — Dreihundert Pferde ſind
Der Sonne dargebracht, dreihundert Ochſen
Dem höchſten Himmelsgott, dreihundert Kühe
Den Sternen und dem Mond dreihundert Schweine,
Und ihr ſeyd ſtörrig gnug und undankbar,
Das kaiſerliche Herz ſo zu betrüben?
Wär' überall auch keine andre Dame
Mehr in der Welt, als dieſe Turandot,
Blieb's immer doch ein loſer Streich von euch,
Nehmt mir's nicht übel, junger Herr! Es iſt,
Weiß Gott! die pure Liebe und Erbarmniß,

Die mich ſo frei läßt von der Leber ſprechen.
Den Kopf verlieren! Wißt ihr, was das heißt?
Es iſt nicht möglich —

Kalaf.

So in Wind zu reden!
Ihr habt in Wind geſprochen, alter Meiſter!
Tod oder Turandot!

Altoum.

Nun denn, ſo hab' es!
Verderbe dich, und mich ſtürz' in Verzweiflung!

(Zu der Wache)

Man geh' und rufe meine Tochter her.

(Wache geht hinaus.)

Sie kann ſich heut' am zweiten Opfer weiden.

Kalaf

(gegen die Thür gewendet, in heftiger Bewegung).

Sie kommt! Ich ſoll ſie ſehen! Ew'ge Mächte!
Das iſt der große Augenblick! O ſtärket
Mein Herz, daß mich der Anblick nicht verwirre,
Des Geiſtes Helle nicht mit Macht umgebe!
Ich fürchte keine als der Schönheit Macht.
Ihr Götter! gebt, daß ich mir ſelbſt nicht fehle!
Ihr ſeht es, meine Seele wankt; Erwartung
Durchzittert mein Gebein und ſchnürt das Herz
Mir in der Bruſt zuſammen. — Weiſe Richter
Des Divans! Richter über meine Tage!
O zeiht mich nicht ſtrafbaren Uebermuths,
Daß ich das Schickſal zu verſuchen wage!
Bedauert mich! Beweint den Unglücksvollen!
Ich habe hier kein Wählen und kein Wollen!

Unwiderſtehlich zwingend reißt es mich
Von hinnen; es iſt mächtiger als ich.

Vierter Auftritt.

Man hört einen Marſch.

Truffaldin tritt auf, den Säbel an der Schulter, die **Schwarzen** hinter ihm; darauf mehrere **Sclavinnen**, die zu den Trommeln accompagniren. Nach dieſen **Adelma** und **Zelima**, jene in tartariſchem Anzug, beide verſchleiert. Zelima trägt eine Schüſſel mit verſiegelten Papieren. Truffaldin und ſeine Schwarzen werfen ſich im Vorbeigehen vor dem Kaiſer mit der Stirn auf die Erde und ſtehen ſogleich wieder auf; Sklavinnen knieen nieder mit der Hand auf der Stirn. Zuletzt erſcheint **Turandot** verſchleiert, in reicher chineſiſcher Kleidung, majeſtätiſch und ſtolz. Die Räthe und Doctoren werfen ſich vor ihr mit dem Angeſicht auf die Erde. Altoum ſteht auf; die Prinzeſſin macht ihm, die Hand auf der Stirn, eine abgemeſſene Verbeugung, ſteigt dann auf ihren Thron und ſetzt ſich. Zelima und Adelma nehmen zu ihren beiden Seiten Platz, und die letztere den Zuſchauern am nächſten. Truffaldin nimmt der Zelima die Schüſſel ab, und vertheilt unter lächerlichen Ceremonien die Zettel unter die acht Doctoren. Darauf entfernt er ſich mit denſelben Verbeugungen, wie am Anfang, und der Marſch hört auf.

Turandot

(nach einer langen Pauſe).

Wer iſt's, der ſich auf's Neu' vermeſſen ſchmeichelt,
Nach ſo viel kläglich warnender Erfahrung,
In meine tiefen Räthſel einzudringen?

Der, ſeines eignen Lebens Feind, die Zahl
Der Todesopfer zu vermehren kommt?

Altoum

(zeigt auf Kalaf, der erſtaunt in der Mitte des Divans ſteht).

Der iſt es, Tochter — Würdig wohl iſt er's,
Daß du freiwillig zum Gemahl ihn wählteſt,
Ohn' ihn der furchtbarn Probe auszuſetzen,
Und neue Trauer dieſem Land, dem Herzen
Des Vaters neue Stacheln zu bereiten.

Turandot

(nachdem ſie ihn eine Zeitlang betrachtet, leiſe zu Zelima).

O Himmel! Wie geſchieht mir, Zelima!

Zelima.

Was iſt dir, Königin?

Turandot.

Noch Keiner trat
Im Divan auf, der dieſes Herz zu rühren
Verſtanden hätte. Dieſer weiß die Kunſt.

Zelima.

Drei leichte Räthſel denn und Stolz fahr' hin!

Turandot.

Was ſagſt du? Wie, Verwegne? Meine Ehre?

Adelma

(hat während dieſer Reden den Prinzen mit höchſtem Erſtaunen betrachtet, für ſich).

Täuſcht mich ein Traum? Was ſeh' ich, große Götter!
Er iſt's! der ſchöne Jüngling iſt's, den ich
Am Hofe meines Vaters Keicobad
Als niedern Knecht geſehn! — Er war ein Prinz!

Ein Königsſohn! Wohl ſagte mir's mein Herz;
O meine Ahnung hat mich nicht betrogen.

Turandot.

Prinz, noch iſt's Zeit. Gebt das verwegene
Beginnen auf! Gebt's auf! Weicht aus dem Divan!
Der Himmel weiß, daß jene Zungen lügen,
Die mich der Härte zeihn und Grauſamkeit.
— Ich bin nicht grauſam. Frei nur will ich leben.
Bloß keines Andern will ich ſeyn; dies Recht,
Das auch dem allerniedrigſten der Menſchen
Im Leib der Mutter anerſchaffen iſt,
Will ich behaupten, eine Kaiſerstochter.
Ich ſehe durch ganz Aſien das Weib
Erniedrigt und zum Sklavenjoch verdammt,
Und rächen will ich mein beleidigtes Geſchlecht
An dieſem ſtolzen Männervolke, dem
Kein andrer Vorzug vor dem zärtern Weibe
Als rohe Stärke ward. Zur Waffe gab
Natur mir den erfindenden Verſtand,
Und Scharfſinn, meine Freiheit zu beſchützen.
— Ich will nun einmal von dem Mann nichts wiſſen;
Ich haſſ' ihn, ich verachte ſeinen Stolz
Und Uebermuth — Nach allem Köſtlichen
Streckt er begehrlich ſeine Hände aus;
Was ſeinem Sinn gefällt, will er beſitzen.
Hat die Natur mit Reizen mich geſchmückt,
Mit Geiſt begabt — warum iſt's denn das Loos
Des Edeln in der Welt, daß es allein
Des Jägers wilde Jagd nur reizt, wenn das Gemeine
In ſeinem Unwerth ruhig ſich verbirgt?

Muß denn die Schönheit eine Beute ſeyn
Für Einen? Sie iſt frei, ſo wie die Sonne,
Die allbeglückende am Himmel,
Der Quell des Lichts, die Freude aller Augen,
Doch Keines Sklavin und Leibeigenthum.

Kalaf.

So hoher Sinn, ſo ſeltner Geiſtesadel
In dieſer göttlichen Geſtalt! Wer darf
Den Jüngling ſchelten, der ſein Leben
Für ſolchen Kampfpreis freudig ſetzt! — Wagt doch
Der Kaufmann, um geringe Güter, Schiff
Und Mannſchaft an ein wildes Element;
Es jagt der Held dem Schattenbild des Ruhms
Durch's blut'ge Feld des Todes nach — Und nur
Die Schönheit wär' gefahrlos zu erwerben,
Die aller Güter erſtes, höchſtes iſt?
Ich alſo zeih' euch keiner Grauſamkeit;
Doch nennt auch ihr den Jüngling nicht verwegen,
Und haßt ihn nicht, weil er mit glühnder Seele
Nach dem Unſchätzbaren zu ſtreben wagt!
Ihr ſelber habt ihm ſeinen Preis geſetzt,
Womit es zu erkaufen iſt — die Schranken
Sind offen für den Würdigen — Ich bin
Ein Prinz, ich hab' ein Leben dran zu wagen;
Kein Leben zwar des Glücks, doch iſt's mein Alles,
Und hätt' ich's tauſendmal, ich gäb' es hin.

Zelima (leiſe zu Turandot).

Hört ihr, Prinzeſſin? Um der Götter Willen!
Drei leichte Räthſel! Er verdient's.

Adelma.

Wie edel! welche Liebenswürdigkeit!
O daß er mein ſeyn könnte! Hätt' ich damals
Gewußt, das er ein Prinz geboren ſey,
Als ich der ſüßen Freiheit mich noch freute!
— O welche Liebe flammt in meiner Bruſt,
Seitdem ich ihn mir ebenbürtig weiß.
— Muth, Muth, mein Herz! Ich muß ihn noch beſitzen.

(Zu Turandot.)

Prinzeſſin! ihr verwirret euch! ihr ſchweigt!
Bedenket euren Ruhm! Es gilt die Ehre!

Turandot.

Und Er allein riß mich zum Mitleid hin?
Nein, Turandot! du mußt dich ſelbſt beſiegen.
— Verwegener, wohlan! macht euch bereit!

Altoum.

Prinz, ihr beharrt noch?

Kalaf.

Sire! ich wiederhol' es:
Tod oder Turandot!

(Pantalon und Tartaglia geberden ſich ungeduldig.)

Altoum.

So leſe man
Das blutige Mandat. Er hör's und zittre!

(Tartaglia nimmt das Geſetzbuch aus dem Buſen, küßt es, legt es ſich auf die Bruſt, hernach auf die Stirn, dann überreicht er's dem Pantalon.)

Pantalon

(empfängt das Geſetzbuch, nachdem er ſich mit der Stirn auf die Erde geworfen, ſteht auf und lieſt mit lauter Stimme).

„Es kann ſich jeder Prinz um Turandot bewerben,

„Doch erſt drei Räthſel legt die Königin ihm vor.
„Löſt er ſie nicht, muß er vom Beile ſterben,
„Und ſchaugetragen wird ſein Haupt auf Pekins Thor.
„Löſt er die Räthſel auf, hat er die Braut gewonnen.
„So lautet das Geſetz. Wir ſchwören's bei der Sonnen.“

(Nach geendigter Vorleſung küßt er das Buch, legt es auf die Bruſt und Stirn, und überreicht es dem Tartaglia, der ſich mit der Stirn auf die Erde wirft, es empfängt und dem Altoum präſentirt.)

Altoum

(hebt die rechte Hand empor und legt ſie auf das Buch).

O Blutgeſetz! du meine Qual und Pein!
Ich ſchwör's bei Fohis Haupt, du ſollſt vollzogen ſeyn.

(Tartaglia ſteckt das Buch wieder in den Buſen; es herrſcht eine tiefe Stille.)

Turandot

(In deklamatoriſchem Ton, aufſtehend).

Der Baum, auf dem die Kinder
Der Sterblichen verblühn,
Steinalt, nichts deſto minder
Stets wieder jung und grün;
Er kehrt auf einer Seite
Die Blätter zu dem Licht,
Doch kohlſchwarz iſt die zweite,
Und ſieht die Sonne nicht.

Er ſetzet neue Ringe,
So oft er blühet, an.
Das Alter aller Dinge
Zeigt er den Menſchen an.
In ſeine grüne Rinden

Drückt ſich ein Name leicht;
Der nicht mehr iſt zu finden,
Wenn ſie verdorrt und bleicht.
So ſprich, kannſt du ergründen,
Was dieſem Baume gleicht?

(Sie ſetzt ſich wieder.)

Kalaf

(nachdem er eine Zeitlang nachdenkend in die Höhe geſehen, verbeugt er ſich gegen die Prinzeſſin).

Zu glücklich, Königin, iſt euer Sklav,
Wenn keine dunklern Räthſel auf ihn warten.
Dieſer alte Baum, der immer ſich erneut,
Auf dem die Menſchen wachſen und verblühen,
Und deſſen Blätter auf der einen Seite
Die Sonne ſuchen, auf der andern fliehen,
In deſſen Rinde ſich ſo mancher Name ſchreibt,
Der nur, ſo lang ſie grün iſt, bleibt:
— Er iſt — das Jahr mit ſeinen Tagen und Nächten.

Pantalon (freudig).

Tartaglia! getroffen!

Tartaglia.

Auf ein Haar!

Doctoren (erbrechen ihre Zettel).

Optime! Optime! Optime! Das Jahr, das Jahr, das Jahr! Es iſt das Jahr.

(Muſik fällt ein.)

Altoum (freudig).

Der Götter Gnade ſey mit dir, mein Sohn,
Und helfe dir auch durch die andern Räthſel!

Zelima (bei Seite).

O Himmel, ſchütz' ihn!

Adelma (gegen die Zuſchauer).

Himmel, ſchütz' ihn nicht!
Laß nicht geſchehn, daß ihn die Grauſame
Gewinne, und die Liebende verliere!

Turandot (entrüſtet für ſich).

Er ſollte ſiegen? Mir den Ruhm entreißen?
Nein, bei den Göttern!

(Zu Kalaf)

Selbſtzufriedner Thor!
Frohlocke nicht zu früh! Merk' auf und löſe!

(Steht wieder auf und fährt in deklamatoriſchem Ton fort:)

Kennſt du das Bild auf zartem Grunde,
Es gibt ſich ſelber Licht und Glanz;
Ein andres iſt's zu jeder Stunde,
Und immer iſt es friſch und ganz.
Im engſten Raum iſt's ausgeführet,
Der kleinſte Rahmen faßt es ein;
Doch alle Größe, die dich rühret,
Kennſt du durch dieſes Bild allein.

Und kannſt du den Kryſtall mir nennen,
Ihm gleicht an Werth kein Edelſtein.
Er leuchtet, ohne je zu brennen;
Das ganze Weltall ſaugt er ein,
Der Himmel ſelbſt iſt abgemalet
In ſeinem wundervollen Ring;
Und doch iſt, was er von ſich ſtrahlet,
Oft ſchöner, als was er empfing.

Kalaf

(nach einem kurzen Nachdenken ſich gegen die Prinzeſſin verbeugend).

Zürnt nicht, erhabne Schöne, daß ich mich
Erdreiſte, eure Räthſel aufzulöſen.
— Dies zarte Bild, das, in den kleinſten Rahmen
Gefaßt, das Unermeßliche uns zeigt,
Und der Kryſtall, in dem dies Bild ſich malt,
Und der noch Schön'res von ſich ſtrahlt,
Er iſt das Aug', in das die Welt ſich drückt,
Dein Auge iſt's, wenn es mir Liebe blickt.

Pantalon

(ſpringt freudig auf).

Tartaglia! Mein Seel! In's ſchwarze Fleck
Geſchoſſen.

Tartaglia.

Mitten hinein, ſo wahr ich lebe!

Doctoren

(haben die Zettel eröffnet).

Optimo! Optimo! Optimo! Das Auge, das Auge!
Es iſt das Auge.

(Muſik fällt ein.)

Altoum.

Welch unverhofftes Glück! Ihr güt'gen Götter!
O laßt ihn auch das letzte Ziel noch treffen!

Zelima (bei Seite).

O wäre dies das letzte!

Adelma (gegen die Zuſchauer).

Weh mir! Er ſiegt! Er iſt für mich verloren!

(Zu Turandot.)

Prinzeſſin, euer Ruhm iſt hin! Könnt ihr's

Ertragen? Eure vor'gen Siege alle
Verſchlingt ein einz'ger Augenblick.

Turandot

(ſteht auf im heftigſten Zorn).

Eh' ſoll
Die Welt zu Grunde gehn! Verwegner, wiſſe!
Ich haſſe dich nur deſtomehr, je mehr
Du hoffſt, mich zu beſiegen, zu beſitzen.
Erwarte nicht das letzte Räthſel! Flieh!
Weich' aus dem Divan! Rette deine Seele!

Kalaf.

Nur euer Haß iſt's, angebetete
Prinzeſſin, was mich ſchreckt und ängſtiget.
Dies unglückſel'ge Haupt ſink' in den Staub,
Wenn es nicht werth war, euer Herz zu rühren.

Altoum.

Steh' ab, geliebter Sohn! Verſuche nicht
Die Götter, die dir zweimal günſtig waren.
Jetzt kannſt du dein gerettet Leben noch,
Gekrönt mit Ehre, aus dem Divan tragen.
Nichts helfen dir zwei Siege, wenn der dritte
Dir, der entſcheidende, mißlingt — Je näher
Dem Gipfel, deſto ſchwerer iſt der Fall.
— Und du — laß es genug ſeyn, meine Tochter!
Steh' ab, ihm neue Räthſel vorzulegen.
Er hat geleiſtet, was kein andrer Prinz
Vor ihm. Gib ihm die Hand, er iſt ſie werth,
Und endige die Proben.

(Zelima macht flehende, Adelma drohende Geberden gegen Turandot.)

Turandot.

Ihm die Hand?
Die Proben ihm erlaſſen? Nein, drei Räthſel
Sagt das Geſetz. Es habe ſeinen Lauf.

Kalaf.

Es habe ſeinen Lauf. Mein Schickſal liegt
In Götterhand. Tod oder Turandot!

Turandot.

Tod alſo! Tod! Hörſt du's?

(Sie ſteht auf, und fährt auf die vorige Art zu deklamiren fort.)

Wie heißt das Ding, das Wen'ge ſchätzen,
Doch ziert's des größten Kaiſers Hand;
Es iſt gemacht, um zu verletzen;
Am nächſten iſt's dem Schwert verwandt.
Kein Blut vergießt's, und macht doch tauſend Wunden;
Niemand beraubt's, und macht doch reich,
Es hat den Erdkreis überwunden;
Es macht das Leben ſanft und gleich;
Die größten Reiche hat's gegründet,
Die älſten Städte hat's erbaut;
Doch niemals hat es Krieg entzündet,
Und Heil dem Volk, das ihm vertraut.
Fremdling, kannſt du das Ding nicht rathen,
So weich' aus dieſen blühenden Staaten!

(Mit den letzten Worten reißt ſie ſich den Schleier ab.)

Sieh her und bleibe deiner Sinne Meiſter!
Stirb oder nenne mir das Ding!

Kalaf

(außer ſich, hält die Hand vor die Augen).

O Himmelsglanz! O Schönheit, die mich blendet!

Altoum.

Gott, er verwirrt ſich, er iſt außer ſich!
Faſſ' dich, mein Sohn! O ſammle deine Sinne!

Zelima (für ſich).

Mir bebt das Herz.

Adelma (gegen die Zuſchauer).

Mein biſt du, theurer Fremdling!
Ich rette dich, die Liebe wird mich's lehren.

Pantalon (zu Kalaf).

Um Gotteswillen! Nicht den Kopf verloren.
Nehmt euch zuſammen! Herz gefaßt, mein Prinz!
O weh, o weh! Ich fürcht', er iſt geliefert.

Tartaglia (gravitätiſch für ſich).

Ließ' es die Würde zu, wir gingen ſelbſt zur Küche
Nach einem Eſſigglas.

Turandot

(hat den Prinzen, der noch immer außer Faſſung da ſteht, unverwandt betrachtet).

Unglücklicher!
Du wollteſt dein Verderben. Hab' es nun!

Kalaf

(hat ſich gefaßt und verbeugt ſich mit einem ruhigen Lächeln gegen Turandot).

Nur eure Schönheit, himmliſche Prinzeſſin,
Die mich auf Einmal überraſchend, blendend,
Umleuchtete, hat mir auf Augenblicke
Den Sinn geraubt. Ich bin nicht überwunden.
Dies Ding von Eiſen, das nur Wen'ge ſchätzen,
Das China's Kaiſer ſelbſt in ſeiner Hand
Zu Ehren bringt am erſten Tag des Jahrs,

Dies Werkzeug, das, unſchuld'ger als das Schwert,
Dem frommen Fleiß den Erdkreis unterworfen —
Wer träte aus den öden wüſten Steppen
Der Tartarei, wo nur der Jäger ſchwärmt,
Der Hirte weidet, in dies blühende Land,
Und ſähe rings die Saatgefilde grünen,
Und hundert volkbelebte Städte ſteigen,
Von friedlichen Geſetzen ſtill beglückt,
Und ehrte nicht das köſtliche Geräthe,
Das allen dieſen Segen ſchuf — den Pflug?

Pantalon.

O ſey gebenedeit! Laß dich umhalſen!
Ich halte mich nicht mehr vor Freud' und Jubel.

Tartaglia.

Gott ſegne Eure Majeſtät! Es iſt
Vorbei und aller Jammer hat ein Ende.

Doctoren

(haben die Zettel eröffnet).

Der Pflug! der Pflug! Es iſt der Pflug!

(Alle Inſtrumente fallen ein mit großem Geräuſch. Turandot iſt auf ihrem Thron in Ohnmacht geſunken.)

Zelima

(um Turandot beſchäftigt).

Blickt auf, Prinzeſſin! Faſſet euch! Der Sieg
Iſt ſein; der ſchöne Prinz hat überwunden.

Adelma

(an die Zuſchauer).

Der Sieg iſt ſein! Er iſt für mich verloren.
— Nein, nicht verloren! Hoffe noch, mein Herz!

(Altoum iſt voll Freude, bedient von Pantalon und Tartaglia, vom Thron geſtiegen. Die Doctoren erheben ſich alle von ihren Sitzen und ziehen ſich nach dem Hintergrunde. Alle Thüren werden geöffnet. Man erblickt Volk. Alles dies geſchieht, während die Muſik fortdauert.)

Altoum (zu Turandot).

Nun hörſt du auf, mein Alter zu betrüben,
Grauſames Kind! Genung iſt dem Geſetz
Geſchehen, alles Unglück hat ein Ende.
— Kommt an mein Herz, geliebter Prinz! Mit Freuden
Begrüß' ich euch als Eidam!

Turandot

(iſt wieder zu ſich gekommen und ſtürzt in ſinnloſer Wuth von ihrem Throne, ſich zwiſchen Beide werfend).

Haltet ein!
Er hoffe nicht, mein Ehgemahl zu werden!
Die Probe war zu leicht. Er muß auf's Neu'
Im Divan mir drei andre Räthſel löſen.
Man überraſchte mich. Mir ward nicht Zeit
Vergönnt, mich zu bereiten, wie ich ſollte.

Altoum.

Grauſame Tochter! deine Friſt iſt um!
Nicht hoffe mehr, uns liſtig zu beſchwatzen.
Erfüllt iſt die Bedingung des Geſetzes;
Mein ganzer Divan ſoll den Ausſpruch thun.

Pantalon.

Mit eurer Gunſt, Prinzeſſin Kieſelherz!
Es braucht nicht neue Räthſel zuzuſpitzen,
Und neue Köpfe abzuhacken — Da!
Hier ſieht der Mann! der hat's errathen! Kurz:

Das Geſetz hat ſeine Endſchaft und das Eſſen
Steht auf dem Tiſch — Was ſagt der Herr Collega?

Tartaglia.

Das Geſetz iſt aus. Ganz aus, und damit Punktum.
Was ſagen ihre Würden, die Doctoren?

Doctoren.

Das Geſetz iſt aus. Das Köpfen hat ein Ende.
Auf Leid folgt Freud'. Man gebe ſich die Hände.

Altoum.

So trete man den Zug zum Tempel an.
Der Fremde nenne ſich, und auf der Stelle
Vollziehe man die Trauung —

Turandot

(wirft ſich ihm in den Weg).

Aufſchub, Vater!
Um aller Götter willen!

Altoum.

Keinen Aufſchub!
Ich bin entſchloſſen. Undankbares Kind!
Schon allzulang zu meiner Schmach und Pein
Willfahr' ich deinem grauſamen Begehren.
Dein Urtheil iſt geſprochen; mit dem Blut
Von zehen Todesopfern iſt's geſchrieben,
Die ich um deinetwillen morden ließ.
Mein Wort hab' ich gelöst, nun löſe du
Das deine, oder bei dem furchtbarn Haupt
Des Fohi ſey's geſchworen —

Turandot (wirft ſich zu ſeinen Füßen).

O mein Vater!
Nur einen neuen Tag vergönnt mir —

Altoum.

Nichts!
Ich will nichts weiter hören. Fort zum Tempel!

Turandot (außer ſich).

So werde mir der Tempel denn zum Grab!
Ich kann und will nicht ſeine Gattin ſeyn,
Ich kann es nicht. Eh' tauſend Tode ſterben,
Als dieſem ſtolzen Mann mich unterwerfen.
Der bloße Name ſchon, ſchon der Gedanke,
Ihm unterthan zu ſeyn, vernichtet mich.

Kalaf.

Grauſame, Unerbittliche, ſteht auf!
Wer könnte euren Thränen widerſtehn?

(Zu Altoum.)

Laßt euch erbitten, Sire! Ich flehe ſelbſt
Darum. Gönnt ihr den Aufſchub, den ſie fordert.
Wie könnt' ich glücklich ſeyn, wenn ſie mich haßt!
Zu zärtlich lieb' ich ſie — Ich kann's nicht tragen,
Ihr Leiden, ihren Schmerz zu ſehn — Fühlloſe!
Wenn dich des treuſten Herzens treue Liebe
Nicht rühren kann, wohlan, ſo triumphire!
Ich werde nie dein Gatte ſeyn mit Zwang.
O ſäheſt du in dies zerriſſ'ne Herz,
Gewiß, du fühlteſt Mitleid — dich gelüſtet
Nach meinem Blut? Es ſey darum. Verſtattet,
Die Probe zu erneuern, Sire — Willkommen
Iſt mir der Tod. Ich wünſche nicht zu leben.

Altoum.

Nichts! nichts! Es iſt beſchloſſen. Fort zum Tempel!
Kein anderer Verſuch — unkluger Jüngling!

Turandot (fährt raſend auf).
Zum Tempel denn! Doch am Altar wird eure Tochter
Zu ſterben wiſſen.

(Sie zieht einen Dolch und will gehen.)

Kalaf.
Sterben! Große Götter!
Nein, eh' es dahin kommt — Hört mich, mein Kaiſer!
Gönn' eure Gnade mir die einz'ge Gunſt!
— Zum Zweitenmale will ich ihr im Divan,
Ich — ihr ein Räthſel aufzulöſen geben.
Und dieſes iſt: Weß Stamms und Namens iſt
Der Prinz, der, um das Leben zu erhalten,
Gezwungen ward, als niedrer Knecht zu dienen,
Und Laſten um geringen Lohn zu tragen;
Der endlich auf dem Gipfel ſeiner Hoffnung
Noch unglückſel'ger iſt, als je zuvor?
— Grauſame Seele! Morgen früh im Divan
Nennt mir des Vaters Namen und des Prinzen.
Vermögt ihr's nicht, ſo laßt mein Leiden enden,
Und ſchenkt mir dieſe theure Hand! Nennt ihr
Die Namen mir, ſo mag mein Haupt zum Opfer fallen.

Turandot.
Ich bin's zufrieden, Prinz! Auf die Bedingung
Bin ich die Eurige.

Zelima (für ſich).
Ich ſoll von Neuem zittern!

Adelma (ſeitwärts).
Ich darf von Neuem hoffen!

Altoum.
Ich bin's nicht

Zufrieden. Nichts geſtatt' ich. Das Geſetz
Will ich vollzogen wiſſen.

Kalaf (fällt ihm zu Füßen).

Mächt'ger Kaiſer!
Wenn Bitten dich bewegen — wenn du mein,
Wenn du der Tochter Leben liebſt, ſo duld' es!
Bewahren mich die Götter vor der Schuld,
Daß ſich ihr Geiſt nicht ſättige. Er weide
Mit Wolluſt ſich an meinem Blut — Sie löſe
Im Divan, wenn ſie Scharfſinn hat, mein Räthſel!

Turandot (für ſich).

Er ſpottet meiner noch, wagt's, mir zu trotzen!

Altoum (zu Kalaf).

Unſinniger! ihr wißt nicht, was ihr fordert,
Wißt nicht, welch einen Geiſt ſie in ſich hat,
Das Tiefſte auch verſteht ſie zu ergründen. .
— Sey's denn! Die neue Probe ſey verſtattet!
Sie ſey des Bandes mit euch los, kann ſie
Im Divan morgen uns die Namen nennen.
Doch eines neuen Mordes Trauerſpiel
Geſtatt' ich nicht — Erräth ſie, was ſie ſoll,
So zieht in Frieden euren Weg! — Genug
Des Blutes iſt gefloſſen. Folgt mir, Prinz!
— Unkluger Jüngling! was habt ihr gethan?

(Der Marſch wird wieder gehört. Altoum geht gravitätiſch mit dem Prinzen, Pantalon, Tartaglia, den Doctoren und der Leibwache durch die Pforte ab, durch die er gekommen. Turandot, Adelma, Zelima, Sklavinnen und Truffaldin mit den Verſchnittenen entfernen ſich durch die andere Pforte, ihren erſten Marſch wiederholend.)

Dritter Aufzug.

Ein Zimmer im Serail.

Erster Auftritt.

Adelma (allein).
Jetzt oder nie entſpring' ich dieſen Banden.
Fünf Jahre trag' ich ſchon den glühnden Haß
In meiner Bruſt verſchloſſen, heuchle Freundſchaft
Und Treue für die Grauſame, die mir
Den Bruder raubte, die mein ganz Geſchlecht
Vertilgte, mich zu dieſem Sklavenloos
Herunterſtieß — In dieſen Adern rinnt,
Wie in den ihren, königliches Blut;
Ich achte mich, wie ſie, zum Thron geboren.
Und dienen ſoll ich ihr, mein Knie ihr beugen,
Die meines ganzen Hauſes Mörderin,
Die meines Falles blut'ge Urſach' iſt.
Nicht länger duld' ich den verhaßten Zwang,
Erſchöpft iſt mir die Kraft, ich unterliege
Der lang getragnen Bürde der Verſtellung.
Der Augenblick iſt da, mich zu befrein;
Die Liebe ſoll den Rettungsweg mir bahnen.

All meine Künſte biet' ich auf — Entweder
Entdeck' ich ſein Geheimniß oder ſchreck' ihn
Durch Liſt aus dieſen Mauern weg — Verhaßte,
Du ſollſt ihn nicht beſitzen! Dieſen Dienſt
Will ich aus falſchem Herzen dir noch leiſten.
Mir ſelber dien' ich, ſüße Rache üb' ich,
Dein Herz zerreiß' ich, da ich deinem Stolz
Verrätheriſch diene — ich durchſchaute dich!
Du liebſt ihn, aber darfſt es nicht geſtehn.
Du mußt ihn von dir ſtoßen und verwerfen,
Wider dich ſelber mußt du thöricht wüthen,
Den lächerlichen Ruhm dir zu bewahren;
Doch ewig bleibt der Pfeil in deiner Bruſt,
Ich kenn' ihn; nie vernarben ſeine Wunden.
— Dein Frieden iſt vorbei! du haſt empfunden!

(Turandot erſcheint im Hintergrund, auf Zelima gelehnt, welche beſchäftigt iſt, ſie zu beruhigen.)

Sie kommt, ſie iſt's! verzehrt von Scham und Wuth
Und von des Stolzes und der Liebe Streit!
Wie lab' ich mich an ihrer Seele Pein!
— Sie nähert ſich — Laß hören, was ſie ſpricht!

Zweiter Auftritt.

Turandot im Geſpräch mit Zelima. Adelma (anfangs ungeſehen.)

Turandot.

Hilf, rath' mir, Zelima. Ich kann's nicht tragen,

Mich vor dem ganzen Divan überwunden
Zu geben! — Der Gedanke tödtet mich.

Zelima.

Iſt's möglich, Königin? Ein ſo edler Prinz,
So liebathmend und ſo liebenswerth,
Kann nichts als Haß und Abſcheu —

Turandot.

Abſcheu? Haß?

(Sie beſinnt ſich.)

— Ich haſſ' ihn, ja. Abſcheulich iſt er mir!
Er hat im Divan meinen Ruhm vernichtet.
In allen Landen wird man meine Schande
Erfahren, meiner Niederlage ſpotten.
O rette mich — In aller Frühe, will
Mein Vater, ſoll der Divan ſich verſammeln,
Und löſ' ich nicht die aufgegebne Frage,
So ſoll in gleichem Augenblick das Band
Geflochten ſeyn — — „Weß Stamms und Namens iſt
„Der Prinz, der, um ſein Leben zu erhalten,
„Gezwungen ward, als niedrer Knecht zu dienen,
„Und Laſten um geringen Preis zu tragen;
„Der endlich auf dem Gipfel ſeiner Hoffnung
„Noch unglückſel'ger iſt, als je zuvor?“ —
— Daß dieſer Prinz Er ſelbſt iſt, ſeh' ich leicht;
Wie aber ſeinen Namen und Geſchlecht
Entdecken, da ihn Niemand kennt, der Kaiſer
Ihm ſelbſt verſtattet, unerkannt zu bleiben?
Geängſtigt, wie ich war, geſchreckt, gedrängt,
Ging ich die Wette unbedachtſam ein;
Ich wollte Friſt gewinnen — aber wo

Die Möglichkeit, es zu errathen? Sprich!
Wo eine Spur, die zu ihm leiten könnte?

Zelima.

Es gibt hier kluge Frauen, Königin,
Die aus dem Thee- und Kaffee-Satz wahrſagen —

Turandot.

Du ſpotteſt meiner! Dahin kam's mit mir!

Zelima.

Wozu auch überall der fremden Künſte?
— O ſeht ihn vor euch ſtehn, den ſchönen Prinzen!
Wie rührend ſeine Klage war! Wie zärtlich
Er aus zerriſſ'nem Herzen zu euch flehte!
Zu eures Vaters Füßen für euch bat,
Für euch, die kein Erbarmen mit ihm trug!
Zum Zweitenmal ſein kaum gerettet Leben
Darbot, um eure Wünſche zu vergnügen!

Turandot (weggewendet).

Still, ſtill davon!

Zelima.

Ihr kehrt euch von mir ab!
Ihr ſeyd gerührt! Ja! ja! verbergt es nicht!
Und eine Thräne glänzt in eurem Auge —
O ſchämt euch nicht der zarten Menſchlichkeit!
Nie ſah ich euer Angeſicht ſo ſchön.
O macht ein Ende! Kommt —

(Adelma iſt im Begriff hervor zu treten.)

Turandot.

Nichts mehr von ihm!
Er iſt ein Mann. Ich haſſ' ihn, muß ihn haſſen.

Ich weiß, daß alle Männer treulos ſind,
Nichts lieben können als ſich ſelbſt; hinweg-
Geworfen iſt an dies verräthriſche Geſchlecht
Die ſchöne Neigung und die ſchöne Treue.
Geſchmeid'ge Sklaven, wenn ſie um uns werben,
Sind ſie Tyrannen gleich, wo ſie beſitzen.
Das blinde Wollen, den gereizten Stolz,
Das eigenſinnig heftige Begehren,
Das nennen ſie ihr Lieben und Verehren,
Das reißt ſie blind zu unerhörter That,
Das treibt ſie ſelber auf den Todespfad;
Das Weib allein kennt wahre Liebestreue.
— Nicht weiter, ſag' ich dir. Gewinnt er morgen,
Iſt mir der Tod nicht ſchrecklicher, als er.
Mich ſäh' die Welt, die mir gehäſſig iſt,
Zu dem gemeinen Loos herabgewürdigt,
An eines Mannes und Gebieters Hand!
Nein, nein! ſo tief ſoll Turandot nicht ſinken!
— Ich ſeine Braut? Eh' in das offne Grab
Mich ſtürzen, als in eines Mannes Arme!

(Adelma hat ſich wieder zurückgezogen.)

Zelima.

Wohl mag's euch koſten, Königin, ich glaub' es,
Von eurer ſtolzen Höh' herabzuſteigen,
Auf der die Welt euch ſtaunend hat geſehn.
Was iſt der eitle Ruhm, wenn Liebe ſpricht?
Geſteht es! eure Stunde iſt gekommen!
Weg mit dem Stolze! Weicht der ſtärkeren
Gewalt — Ihr haßt ihn nicht, könnt ihn nicht haſſen.
Warum dem eignen Herzen widerſtreben?

Ergebt euch dem geliebten Mann und mag
Alsdann die Welt die Glückliche verhöhnen.

Adelma

(iſt horchend nach und nach näher gekommen und tritt jetzt hervor).

Wer von geringem Stand geboren iſt,
Dem ſteht es an, wie Zelima zu denken;
Ein königliches Herz fühlt königlich.
— Vergib mir, Zelima! Dir iſt es nicht gegeben,
An einer Fürſtin Platz dich zu verſetzen,
Die ſich ſo hoch wie unſre Königin
Geſtellt, und jetzt, vor aller Menſchen Augen,
Im Divan ſo herunter ſteigen ſoll,
Von einem ſchlechten Fremdling überwunden.
Mit meinen Augen ſah ich den Triumph,
Den ſtolzen Hohn in aller Männer Blicken,
Als er die Räthſel unſrer Königin,
Als wären's Kinderfragen, ſpielend löste,
Der überlegnen Einſicht ſtolz bewußt.
O in die Erde hätt' ich ſinken mögen
Vor Scham und Wuth — Ich liebe meine ſchöne
Gebieterin; ihr Ruhm liegt mir am Herzen.
— Sie, die dem ganzen Volk der Männer Hohn
Geſprochen, dieſes Mannes Frau!

Turandot.

Erbittre mich
Nicht mehr!

Zelima.

Das große Unglück, Frau zu werden!

Adelma.

Schweig, Zelima! Man will von dir nicht wiſſen,

Wodurch ein edles Herz beleidigt wird.
Ich kann nicht ſchmeicheln. Grauſam wär' es, hier
Zu ſchonen und die Wahrheit zu verhehlen.
Iſt es ſchon hart genug, daß wir den Mann,
Den Uebermüthigen, zum Herrn uns geben,
So liegt doch Troſt darin, daß wir uns ſelbſt
Mit freier Wahl und Gunſt an ihn verſchenken,
Und ſeine Großmuth feſſelt ſeinen Stolz.
Doch welches Loos trifft unſre Königin,
Wie hat ſie ſelbſt ſich ihr Geſchick verſchlimmert!
Nicht ihrer freien Gunſt und Zärtlichkeit,
Sich ſelbſt nur, ſeinem ſiegenden Verſtand,
Wird ſie der Stolze zu verdanken haben;
Als ſeine Beute führt er ſie davon. —
Wird er ſie achten — Großmuth an ihr üben,
Die keine gegen ihn bewies, auf Tod
Und Leben ihn um ſie zu kämpfen zwang,
Ihm nur als Preis des Sieges heimgefallen?
Wird er beſcheiden ſeines Rechtes brauchen,
Das er nur ſeinem Recht verdankt?

Turandot
(in der heftigſten Bewegung).

Adelma, wiſſe!
Find' ich die Namen nicht, mitten im Tempel
Durchſtoß' ich dieſe Bruſt mit einem Dolch.

Adelma.

Faßt Muth, Gebieterin. Verzweifelt nicht!
Kunſt oder Liſt muß uns das Räthſel löſen.

Zelima.

Gut. Wenn Adelma mehr verſteht, als ich,

Und euch ſo zugethan iſt, wie ſie ſagt,
So helfe ſie und ſchaffe Rath!

Turandot.

Adelma!
Geliebte Freundin! hilf mir, ſchaffe Rath!
Ich kenn' ihn nicht, weiß nicht, woher er kommt,
Wie kann ich ſein Geſchlecht und Namen wiſſen?

Adelma (nachſinnend).

Laß ſehn — Ich hab es — Hörte man ihn nicht
Im Divan ſagen, hier in dieſer Stadt,
In Peckin lebe Jemand, der ihn kenne?
Man muß nachſpüren, muß die ganze Stadt
Umkehren, weder Gold noch Schätze ſparen —

Turandot.

Nimm Gold und Edelſteine, ſpare nichts!
Kein Schatz iſt mir zu groß, nur daß ich's wiſſe!

Zelima.

An wen uns damit wenden? Wo uns Raths
Erholen? — Und geſetzt, wir fänden wirklich
Auf dieſem Wege ſeinen Stand und Namen,
Wird es verborgen bleiben, daß Beſtechung,
Nicht ihre Kunſt das Räthſel uns errathen?

Adelma.

Wird Zelima wohl der Verräther ſeyn?

Zelima.

Das geht zu weit — Spart euer Gold, Prinzeſſin!
Ich ſchwieg, ich hoffte euer Herz zu rühren,
Euch zu bewegen, dieſen würdigſten
Von allen Prinzen, den ihr ſelbſt nicht haſſet,
Freiwillig zu belohnen — Doch ihr wollt es!

So ſiege meine Pflicht und mein Gehorſam!
— Wißt alſo! Meine Mutter Skirina
War eben bei mir, war entzückt, zu hören,
Daß dieſer Prinz die Räthſel aufgelöſt,
Und, von dem neuen Wettſtreit noch nichts wiſſend,
Verrieth ſie mir in ihrer erſten Freude,
Daß dieſer Prinz in ihrem Hauſe geherbergt,
Daß Haſſan ihn, ihr Gatte, ſehr wohl kenne,
Wie ſeinen Herrn und lieben Freund ihn ehre.
Ich fragte nun nach ſeinem Stand und Namen,
Doch dies ſey noch ein Räthſel für ſie ſelbſt,
Spricht ſie, das Haſſan ſtandhaft ihr verberge;
Doch hofft ſie noch, es endlich zu ergründen.
— Verdien' ich es nun noch, ſo zweifle meine
Gebieterin an meiner Treu und Liebe!
(Geht ab mit Empfindlichkeit.)

Turandot (ihr nacheilend).
Bleib, Zelima! Biſt du beleidigt? — Bleib!
Vergib der Freundin!

Adelma (hält ſie zurück).
Laſſen wir ſie ziehen!
Prinzeſſin, auf die Spur hat Zelima
Geholfen; unſre Sache iſt es nun,
Mit Klugheit die Entdeckung zu verfolgen.
Denn Thorheit wär's, zu hoffen, daß uns Haſſan
Gutwillig das Geheimniß beichten werde,
Nun er den ganzen Werth deſſelben kennt.
Verſchlagne Liſt, ja, wenn die Liſt nicht hilft,
Gewalt muß das Geſtändniß ihm entreißen;
Drum ſchnell — kein Augenblick iſt zu verlieren.

Herbei mit dieſem Haſſan in's Serail,
Eh' er gewarnt ſich unſrem Arm entzieht!
Kommt! Wo ſind eure Sklaven?

Turandot

(fällt ihr um den Hals).

Wie du willſt,
Adelma! Freundin! Ich genehmige Alles,
Nur daß der Fremde nicht den Sieg erhalte!

(Geht ab.)

Adelma.

Jetzt, Liebe, ſteh' mir bei! Dich ruf' ich an,
Du Mächtige, die Alles kann bezwingen!
Laß mich entzückt der Sklaverei entſpringen;
Der Stolz der Feindin öffne mir die Bahn!
Hilf die Verhaßte liſtig mir betrügen,
Den Freund gewinnen und mein Herz vergnügen!

(Geht ab.)

Vorhalle des Pallaſtes.

Dritter Auftritt.

Kalaf und **Barak** kommen im Geſpräch.

Kalaf.

Wenn aber Niemand lebt in dieſer Stadt,
Der Kundſchaft von mir hat, als du allein,
Du treue Seele — Wenn mein väterliches Reich
Viel hundert Meilen weit von hier entlegen

Und ſchon acht Jahre lang verloren iſt.
— Indeſſen, weißt du, lebten wir verborgen,
Und das Gerücht verbreitet' unſern Tod —
Ach, Barak! wer in Unglück fällt, verliert
Sich leicht aus der Erinnerung der Menſchen!

Barak.

Nein, es war unbedacht gehandelt, Prinz!
Vergebt mir! Der Unglückliche muß auch
Unmögliches fürchten. Gegen ihn erheben
Die ſtummen Steine ſelber ſich als Zeugen;
Die Wand hat Ohren, Mauern ſind Verräther.
Ich kann, ich kann mich nicht zufrieden geben!
Das Glück begünſtigt euch, das ſchönſte Weib
Gewinnt ihr wider Hoffen und Erwarten,
Gewinnt mit ihr ein großes Königreich,
Und eure weib'ſche Zärtlichkeit raubt euch
Auf Einmal Alles wieder!

Kalaf.

Hätteſt du
Ihr Leiden, ihren wilden Schmerz geſehn!

Barak.

Auf eurer Eltern Schmerz, die ihr zu Berlas
Troſtlos verlaſſen, hättet ihr, und nicht
Auf eines Weibes Thränen achten ſollen!

Kalaf.

Schilt meine Liebe nicht! Ich wollt' ihr gerne
Gefällig ſeyn. Vielleicht daß meine Großmuth
Sie rührt, daß Dankbarkeit in ihrem Herzen —

Barak.

Im Herzen dieſer Schlange — Dankbarkeit?
Das hoffet nie.

Kalaf.
Entgehn kann ſie mir nicht.
Wie fände ſie mein Räthſel aus? Du, Barak,
Nicht wahr? du haſt mich nicht verrathen? Nicht?
Vielleicht, daß du im Stillen deinem Weibe
Vertraut haſt, wer ich ſey?

Barak.
Ich? Keine Sylbe!
Barak weiß euren Winken zu gehorchen,
Doch weiß ich nicht, welch ſchwarze Ahnung mir
Den Sinn umnachtet und das Herz beklemmt!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Pantalon, Tartaglia und Brigella mit Soldaten.

Pantalon.
Sieh! ſieh! da iſt er ja! Potz Element,
Wo ſteckt ihr, Prinz? Was habt ihr hier zu ſchaffen?
(Den Barak mit den Augen muſternd.)
Und wer iſt dieſer Mann, mit dem ihr ſchwatzt?

Barak (für ſich).
Weh uns! Was wird das?

Tartaglia.
Sprecht! wer iſt dieſer Mann?

Kalaf.
Ich kenn' ihn nicht. Ich fand ihn hier nur ſo

Von ungefähr, und weil ich müßig war,
Fragt' ich ihn um die Stadt und ihre Bräuche.

Tartaglia.

Haltet zu Gnaden, Prinz! Ihr ſeyd zu grad
Für dieſe falſche Welt; das gute Herz
Rennt mit dem Kopf davon — Heut' früh im Divan!
Wie Teufel kamt ihr zu dem Narrenſtreich,
Den Vogel wieder aus der Hand zu laſſen?

Pantalon.

Laßt's gut ſeyn. Was geſchehn iſt, iſt geſchehn.
Ihr wißt nicht, lieber junger Prinz, wie tief ihr
Im Waſſer ſteht, wie euch von allen Seiten
Betrug umlauert, und Verrätherſtricke
Umgeben — Laſſen wir euch aus den Augen,
So richtet man euch ab, wie einen Staar.

(Zu Barak)

Herr Nachbar Naſeweis, ſteckt eure Naſe
Wo anders hin! — Beliebt es eurer Hoheit
In's Haus herein zu gehn — He da! Soldaten!
Nehmt ihn in eure Mitte! — Ihr, Brigella,
Wißt eure Pflicht — Bewachet ſeine Thür
Bis morgen frühe zu des Divans Stunde.
Kein Menſch darf zu ihm ein! So will's der Kaiſer.

(Zu Kalaf.)

Merkt ihr? Er iſt verliebt in euch, und fürchtet,
Es möchte noch ein Unheil zwiſchen kommen.
Seyd ihr bis morgen nicht ſein Schwiegerſohn,
So fürcht' ich, tragen wir den alten Herrn
Zu Grabe — Nichts für ungut, Prinz! Doch das
Von heute Morgen war — mit eurer Gunſt —

Ein Narrenſtreich! — Um's Himmelswillen! gebt euch
Nicht bloß! Laßt euch den Namen nicht entlocken!
(Ihm ins Ohr, zutraulich.)
Doch wollt ihr ihn dem alten Pantalon
Ganz ſachtchen, ſachtchen in die Ohren wiſpern,
So wird er ſich gar ſchön dafür bedanken.
Bekommt er dieſe Recompens?

Kalaf.

Wie, Alter?
Gehorcht ihr ſo dem Kaiſer, eurem Herrn?

Pantalon.

Bravo! Scharmant! — Nun marſch! Baron Brigella!
Habt ihr's gehört? Was ſteht ihr hier und gaffet?

Brigella.

Beliebet nur das Plaudern einzuſtellen,
So werd' ich thun, was meines Amtes iſt.

Tartaglia.

Paßt ja wohl auf! Der Kopf ſteht drauf, Brigella.

Brigella.

Ich habe meinen Kopf ſo lieb, als ihr
Den euren, Herr! 's braucht der Ermahnung nicht.

Tartaglia.

Es juckt und brennt mich nach dem Namen — Uh!
Geruhet ihr, ihn mir zu ſagen, Hoheit,
Recht wie ein Kleinod wollt' ich ihn bei mir
Vergraben und bewahren — ja, das wollt' ich!

Kalaf.

Umſonſt verſucht ihr mich. Am nächſten Morgen
Erfahrt ihr ihn, erfährt ihn alle Welt.

Tartaglia.

Bravo! Braviſſimo! Hol' mich der Teufel!

Pantalon.

Nun, Gott befohlen, Prinz!
(Zu Barak.)
Und ihr, Herr Schlingel!
Ihr thätet beſſer, eurer Arbeit nach
Zu gehn, als im Pallaſt hier aufzupaſſen.
Verſteht ihr mich? (Geht ab.)

Tartaglia (ſieht ihm ſcheel an).

Ja wohl! ja wohl! Ihr habt mir
So ein gewiſſes Anſehn — eine Miene,
Die mir nicht außerordentlich gefällt.
Ich rath' euch Gutes: geht!
(Folgt dem Pantalon.)

Brigella (zu Kalaf).

Erlaubt mir, Prinz,
Daß ich dem, der befehlen kann, gehorche.
Laßt's euch gefallen, in dies Haus zu gehn.

Kalaf.

Das will ich gerne.
(Zu Barak leiſe.)
Freund, auf Wiederſehn!
Zu beſſerer Gelegenheit! Leb' wohl!

Barak.

Herr, ich bin euer Sklav!

Brigella.

Nur fort! Nur fort,
Und macht den Ceremonien ein Ende!

(Kalaf folgt den Soldaten, die ihn in ihre Mitte nehmen; Timur tritt von der entgegengeſetzten Seite auf, bemerkt ihn und macht Geberden des Schreckens und Erſtaunens.)

Barak (ihm nachſehend).
Der Himmel ſteh' dir bei, treuherz'ge Unſchuld!
Was mich betrifft, ich hüte meine Zunge.

Fünfter Auftritt.

Timur, ein Greis in dürftiger Kleidung. **Barak.**

Timur (entſetzt, für ſich).
Weh mir! mein Sohn! Soldaten führen ihn
Gefangen fort! Sie führen ihn zum Tode!
Gewiß, gewiß, daß der Tyrann von Tefflis,
Der Räuber meines Reichs, ihn bis nach Peckin
Verfolgen ließ und ſeine Rache ſättigt!
(Eilt ihm nach und ruft laut)
Kalaf! Kalaf!

Barak
(tritt ihm in den Weg, und hält ihm das Schwert auf die Bruſt).
Halt ein, Unglücklicher! Du biſt des Todes!
(Pauſe. Beide ſehen einander erſtaunt an. Unterdeſſen hat ſich Kalaf mit den Soldaten entfernt.)
Wer biſt du, Alter? Woher kommſt du, ſprich,
Daß du den Namen dieſes Jünglings weißt?

Timur.
Was ſeh' ich? Gott! du, Barak? du in Peckin?
Du ſein Verräther? ein Rebell? und zückſt
Das Schwert auf deinen König?

Barak

(läßt erſtaunt das Schwert ſinken).

Große Götter!
Iſt's möglich? — Timur?

Timur.

Ja, Verräther!
Ich bin es, dein unglücklicher Monarch,
Von aller Welt, nun auch von dir verrathen!
Was zögerſt du? Nimm dieſes Leben hin!
Verhaßt iſt mir's, da ich die treuſten Diener
Um ſchnöden Vortheils willen undankbar,
Und meinen Sohn dem Tod geopfert ſehe!

Barak.

Herr! — Herr! — O Gott! Das iſt mein Fürſt,
mein König!
Er iſt's! Nur allzuwohl erkenn' ich ihn.

(Fällt ihm zu Füßen.)

In dieſem Staub! in dieſer Niedrigkeit!
Ihr Götter! muß mein Auge dies erleben!
— Verzeiht, Gebieter, meiner blinden Wuth!
Die Liebe iſt's zu eurem Sohn, die Angſt,
Die treue Sorge', die mich hingeriſſen.
So lieb euch eures Sohnes Heil, ſo komme
Der Name Kalaf nie aus eurem Munde!
— Ich nenne mich hier Haſſan, nicht mehr Barak —
— Ach, weh mir! Wenn uns Jemand hier behorchte!
Sagt, ob Elmaze, meine Königin,
Sich auch mit euch in dieſer Stadt befindet?

Timur.

Still, Barak, ſtill! O ſprich mir nicht von ihr!

In unſerm traur'gen Aufenthalt zu Berlas
Verzehrte ſie der Gram um unſern Sohn.
— Sie ſtarb in dieſen lebensmüden Armen.

Barak.

O die Bejammernswürdige!

Timur.

Ich floh!
Ich konnt' es, einſam, dort nicht mehr ertragen.
Des Sohnes Spuren folgend, frag' ich mich
Von Land zu Land, von einer Stadt zur andern.
Und jetzt, da mich nach langem Irren endlich
Der Götter Hand hieher geleitet, iſt
Mein erſter Anblick der gefangne Sohn,
Den man zum Tode führt.

Barak.

Kommt, kommt, mein König!
Befürchtet nichts für euren Sohn! Vielleicht
Daß ihn, eh' noch der nächſte Tag verlaufen,
Das höchſte Glück belohnt und euch mit ihm!
Nur daß ſein Name nicht, noch auch der eure,
Von euren Lippen komme — Merkt euch das!
Ich nenne mich hier Haſſan, nicht mehr Barak.

Timur.

Was für Geheimniſſe — Erklär' mir doch!

Barak.

Kommt! hier iſt nicht der Ort davon zu reden!
Folgt mir nach meiner Wohnung — Doch, was ſeh' ich?
(Skirina tritt aus dem Pallaſt.)
Mein Weib aus dem Serail! O wehe mir!
Wir ſind entdeckt!

(Zu Skirina heftig.)
Was haſt du hier zu ſuchen?
Unglückliche! wo kommſt du her?

Sechster Auftritt.

Skirina zu den Vorigen.

Skirina.

Nun! nun!
Aus dem Serail komm' ich, von meiner Tochter.
Die Freude trieb mich hin, daß unſer Gaſt,
Der fremde Prinz, den Sieg davon getragen.
Die Neugier auch — nun ja — Ich wollte ſehn,
Wie dieſer männerſcheuen Unholdin
Der Brautſtand läßt — und freute mich darüber
Mit meiner Tochter Zel'ma.

Barak.

Dacht' ich's doch!
Weib! Weib! Du weißt nicht Alles und geſchwätzig
Wie eine Elſter läufſt du in's Serail;
Ich ſuchte dich, es dir zu unterſagen.
Umſonſt! zu ſpät! Des Weibes Unverſtand
Rennt immer vor des Mannes weiſem Rath
Voraus — Was iſt nicht Alles dort geträtſcht,
Geplaudert worden! Nur heraus! Mir iſt,
Ich höre dich in deiner albernen
Entzückung ſagen: Dieſer Unbekannte

Iſt unſer Gaſt; er wohnt bei uns; mein Mann
Kennt ihn und hält ihn hoch in Ehren — Sprich!
Haſt du's geſagt?

Skirina.

Und wenn ich nun? was wär's?

Barak.

Nein, nein, geſteh' es nur! haſt du's geſagt?

Skirina.

Ich hab's geſagt. Warum ſollt' ich's verbergen?
Sie wollten auch den Namen von mir wiſſen,
Und — daß ich's nur geſtehe, ich verſprach's.

Barak.

Weh mir! wir ſind verloren! — Raſende!
(Zu Timur ſich wendend.)
Wir müſſen fort! Wir müſſen fliehn!

Timur.

So ſag' mir doch, was für Geheimniſſe —

Barak.

Fort! Fort aus Peckin! Keine Zeit verloren!
(Truffaldin zeigt ſich im Hintergrund mit ſeinen Schwarzen.)
— Weh uns! es iſt zu ſpät. Sie kommen ſchon!
Sie ſuchen mich, die Schwarzen, die Verſchnitt'nen
Der fürchterlichen Turandot — Sinnloſe!
In welchen Jammer ſtürzt uns deine Zunge!
(Truffaldin hat ihn bemerkt und bedeutet den Verſchnittenen durch Geberden, daß ſie ſich ſeiner bemächtigen ſollen.)
Ich kann nicht mehr entfliehen — Fliehe du,
Verbirg dich, rette dich und dieſen Alten!

Timur.

So ſag' mir doch!

Parak.

Fort! Keine Widerrede!
Ich bin entdeckt! — Verſchloſſen wie das Grab
Sey euer Mund! Nie komme euer Name,
Nie, nie der Seine über eure Lippen!
— Und du, Unglückliche, wenn du das Uebel,
Das deine Zunge über uns gebracht,
Gut machen willſt, verbirg dich, nicht in deiner,
In einer fremden Wohnung! Halte dieſen
Verborgen, bis der nächſte Tag zur Hälfte
Verſtrichen iſt —

Shirina.

Willſt du mir denn nicht ſagen?

Timur.

Willſt du nicht mit uns fliehn?

Parak.

Thut, was ich ſage!
Werde mit mir, was will, wenn ihr euch rettet.

Shirina.

Sprich, Haſſan! worin hab' ich denn gefehlt?

Timur.

Erklär' mir dieſe Räthſel.

Parak (heftig).

Welche Marter!
Um aller Götter willen, fort, und fragt
Nicht weiter! Sie umringen uns; es iſt
Zu ſpät und alle Flucht iſt jetzt vergebens.
— Die Namen, alter Mann, die Namen nur,
Verſchweigt, und Alles kann noch glücklich enden!

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Truffaldin mit den Verſchnittenen.

Truffaldin

(iſt nach und nach näher gekommen, hat die Ausgänge beſetzt und tritt nun hervor, mit übertriebenen Geberden dem Barak den Degen auf die Bruſt haltend).

Halt an und ſteht! Nicht von der Stelle! Nicht
Gemuckſt! Der iſt des Todes, der ſich rührt.

Schirina.

O wehe mir!

Barak.

Ich weiß, ihr ſucht den Haſſan.
Hier bin ich, führt mich fort.

Truffaldin.

Pſt! keinen Lärmen!
'S iſt gut gemeint. Es ſoll euch eine ganz
Abſonderliche Gnad' und Ehr' geſchehn.

Barak.

Ja, in's Serail wollt ihr mich führen; kommt!

Truffaldin.

Gemach! gemach! Ei ſeht doch, welche Gunſt
Euch widerfährt! In's Harem! in's Serail
Der Königin — ihr glückliche Perſon!
'S kommt kein' Fliege in's Serail, ſie wird
Erſt wohl beſichtigt und beſchaut, ob ſie
Ein Männchen oder Weib, und iſt's ein Männchen,
Wird's ohne Gnad' gekreuzigt und gepfählt.
— Wer iſt der Alte da?

Barak.

Ein armer Bettler,
Den ich nicht kenne — Kommt und laßt uns gehn.

Truffaldin

(betrachtet den Timur mit lächerlicher Genauigkeit).

Gemach! gemach! Ein armer Bettler! Ei!
— Wir haben uns großmüthig vorgeſetzt,
Auch dieſes armen Bettlers Glück zu machen.

(Bemerkt und betrachtet die Skirina.)

— Wer iſt die Weibsperſon?

Barak.

Was zögerſt du?
Ich weiß, daß deine Königin mich erwartet.
Laß dieſen Greis! Das Weibsbild kenn' ich nicht,
Hab's nie geſehn und weiß nicht, wer ſie iſt.

Truffaldin (zornig).

Du kennſt ſie nicht? du haſt ſie nie geſehn?
Verdammte Lüge! Was? Kenn' ich ſie nicht
Als deine Frau und als die Mutter nicht
Der Sklavin Zelima? Hab' ich ſie nicht
Zu hundertmalen im Serail geſehn,
Wenn ſie der Tochter weiße Wäſche brachte?

(Mit komiſcher Gravität zu den Verſchnittenen.)

Merkt, Sklaven, den Befehl, den ich euch gebe!
Die drei Perſonen hier nehmt in Verwahrung!
Bewacht ſie wohl, hört ihr, laßt ſie mit keiner
Lebend'gen Seele reden, und bei der Nacht,
Sobald es ſtill iſt, führt ſie in's Serail!

Timur.

O Gott! was wird aus mir?

Skirina.

Ich faſſ' es nicht.

Barak (zu Timur).

Was aus dir werden ſoll und was aus mir?
Ich werde Alles leiden. Leid' auch du!
Vergiß nicht, was ich dir empfahl — Und, was
Dir auch begegne, hüte deine Zunge!
— Jetzt haſt du, thöricht Weib, was du gewollt.

Skirina.

Gott ſteh uns bei!

Truffaldin (zu den Schwarzen).

Ergreift ſie! Fort mit ihnen!

(Gehen ab.)

Vierter Aufzug.

Vorhof mit Säulen.

In der Mitte eine Tafel mit einem mächtig großen Becken, voll von Goldſtücken.

Erſter Auftritt.

Turandot. Zelima. Skirina. Timur. Barak.

(Barak und Timur ſtehen jeder an einer Säule einander gegenüber, die Verſchnittenen um ſie herum, alle mit entblößten Säbeln und Dolchen. Zelima und Skirina ſtehen weinend auf der einen, Turandot drohend und ſtreng auf der andern Seite.)

Turandot.

Noch iſt es Zeit. Noch laſſ' ich mich herab
Zu bitten — Dieſer angehäufte Berg
Von Gold iſt euer, wenn ihr mir im Guten
Des Unbekannten Stand und Namen nennt.
Beſteht ihr aber drauf, ihn zu verſchweigen,
So ſollen dieſe Dolche, die ihr hier
Auf euch gezückt ſeht, euer Herz durchbohren!
He da, ihr Sklaven! machet euch bereit.

(Die Verſchnittenen halten ihnen ihre Dolche auf die Bruſt.)

Barak (zu Skirina).

Nun, heillos Weib! nun ſiehſt du, Skirina,
Wohin uns deine Plauderhaftigkeit geführt.
— Prinzeſſin, ſättigt eure Wuth! Ich biete
Den Martern Trotz, die ihr erſinnen könnt,
Ich bin bereit, den herbſten Tod zu leiden.
— Herbei, ihr Schwarzen! Auf, ihr Marterknechte,
Tyranniſche Werkzeuge der Tyrannin,
Zerfleiſcht mich, tödtet mich, ich will es dulden.
— Sie hat ganz recht, ich kenne dieſen Prinzen
Und ſeinen Vater. Beider Namen weiß ich.
Doch keine Marter preßt ſie von mir aus;
Kein Gold verführt mich; weniger als Staub,
Als ſchlechte Erde acht' ich dieſe Schätze!
Du, meine Gattin, jammre nicht um mich!
Für dieſen Alten ſpare deine Thränen,
Für ihn erweiche dieſes Felſenherz,
Daß der Unſchuldige gerettet werde!
Sein ganz Verbrechen iſt, mein Freund zu ſeyn.

Skirina

(flehend zu Turandot).

O Königin, Erbarmen!

Timur.

Niemand kümmre ſich
Um einen ſchwachen Alten, den die Götter
Im Zorn verfolgen, dem der Tod Erlöſung,
Das Leben eine Marter iſt. Ich will
Dich retten, Freund, und ſterben. Wiſſe denn,
Du Grauſame —

Barak (unterbricht ihn).

Um aller Götter willen, ſchweigt!
Der Name komme nicht aus eurem Munde!

Turandot (neugierig).

Du weißt ihn alſo, Greis?

Timur.

Ob ich ihn weiß?
Unmenſchliche! — Freund, ſag' mir das Geheimniß!
Warum darf ich die Namen nicht entdecken?

Barak.

Ihr tödtet ihn und uns, wenn Ihr ſie nennt.

Turandot.

Er will dich ſchrecken, Alter, fürchte nichts!
Herbei, ihr Sklaven! Züchtigt den Verwegnen!

(Die Verſchnittenen umgeben den Barak.)

Skirina.

Ihr Götter helft! Mein Mann! mein Mann!

Timur (tritt dazwiſchen).

Halt! haltet!
Was ſoll ich thun? Ihr Götter, welche Marter!
— Prinzeſſin, ſchwört mir's zu bei eurem Haupt,
Bei euren Göttern ſchwört mir, daß ſein Leben
Und dieſes Fremdlings Leben ungefährdet
Seyn ſoll — Mein eignes acht' ich nichts und will
Es freudig eurer Wuth zum Opfer geben —
Schwört mir das zu, und ihr ſollt Alles wiſſen.

Turandot.

Bei meinem Haupt, zum furchtbarn Fohi ſchwör' ich,
Daß weder ſeinem Leben, noch des Prinzen,
Noch irgend Eines hier Gefährde droht —

Barak (unterbricht ſie).

Halt Lügnerin — nicht weiter — Glaubt ihr nicht!
Verrätherei lauſcht hinter dieſem Schwur.
— Schwört, Turandot, ſchwört, daß der Unbekannte
Euer Gatte werden ſoll, im Augenblick,
Da wir die Namen euch entdeckt, wie recht
Und billig iſt; ihr wißt es, Undankbare!
Schwört, wenn ihr könnt und dürft, daß er, verſchmäht
Von euch, nicht in Verzweiflung ſterben wird
Durch ſeine eigne Hand — und ſchwört uns zu,
Daß, wenn wir euch die Namen nun entdeckt,
Für unſer Leben nichts zu fürchten ſey,
Noch daß ein ew'ger Kerker uns lebendig
Begraben und der Welt verbergen ſoll —
Dies ſchwört uns, und der Erſte bin ich ſelbſt,
Der euch die beiden Namen nennt!

Timur.

Was für Geheimniſſe ſind dies! Ihr Götter,
Nehmt dieſe Qual und Herzensangſt von mir!

Turandot.

Ich bin der Worte müd' — Ergreift ſie, Sklaven!
Durchbohret ſie!

Skirina.

O Königin! Erbarmen!

(Die Verſchnittenen ſind im Begriff zu gehorchen, aber Skirina und Zelima werfen ſich dazwiſchen.)

Barak.

Nun ſiehſt du, Greis, das Herz der Tigerin!

Timur (niedergeworfen).

Mein Sohn! dir weih' ich freudig dieſes Leben.
Die Mutter ging voran, ihr folg' ich nach.

Turandot

(betroffen, wehrt den Sklaven).

Sein Sohn! Was hör' ich? Haltet! — Du ein Prinz?
Ein König? Du des Unbekannten Vater?

Timur.

Ja, Grauſame! ich bin ein König — bin
Ein Vater, den der Jammer niederdrückt!

Barak.

O König! was habt ihr gethan!

Skirina.

Ein König!
In ſolchem Elend!

Zelima.

Allgerechte Götter!

Turandot

(in tiefes Staunen verloren, nicht ohne Rührung).

Ein König und in ſolcher Schmach! — Sein Vater!
Des unglückſel'gen Jünglings, den ich mich
Zu haſſen zwinge und nicht haſſen kann!
— O der Bejammernswürdige — Wie wird mir!
Das Herz im tiefſten Buſen wendet ſich!
Sein Vater! — Und er ſelbſt — ſagt' er nicht ſo?
Genöthiget, als niedrer Knecht zu dienen,
Und Laſten um geringen Sold zu tragen!
O Menſchlichkeit! O Schickſal!

Barak.

Turandot!

Dies iſt ein König! Scheuet euch und ſchaudert
Zurück, die heil'gen Glieder zu verletzen!
Wenn ſolches Jammers Größe euch nicht rührt,
Euch nicht das Mitleid, nicht die Menſchlichkeit
Entwaffnen kann, laßt euch die Scham beſiegen!
Ehrt eures eignen greiſen Vaters Haupt
In dieſem Greis! — O ſchändet euch nicht ſelbſt
Durch eine That, die euer Blut entehrte!
Genug, daß ihr die Jünglinge gemordet!
Schonet das Alter, das unmächtige,
Das auch die Götter zum Erbarmen zwingt!

Zelima (wirft ſich zu ihren Füßen).

Ihr ſeyd bewegt, ihr könnt nicht widerſtehn.
O gebt dem Mitleid und der Gnade Raum!
Laßt euch die Größe dieſes Jammers rühren!

Zweiter Auftritt.

Adelma zu den Vorigen.

Turandot (ihr entgegen).

Kommſt du, Adelma? Hilf mir! o ſchaff' Rath!
Ich bin entwaffnet — ich bin außer mir!
Dies iſt ſein Vater, ein Monarch und König!

Adelma.

Ich hörte Alles. Fort mit dieſen Beiden!
Schafft dieſes Gold hinweg! Der Kaiſer naht!

Turandot.

Mein Vater? Wie?

Adelma.

Iſt auf dem Weg hieher.

(Zu den Schwarzen.)

Fort, eh' wir überfallen werden! Sklaven,
Führt dieſe Beiden in die unterſten
Gewölbe des Serails! Dort haltet ſie
Verborgen, bis auf weitere Befehle!

(Zu Turandot.)

Es iſt umſonſt. Wir müſſen der Gewalt
Entſagen. Nichts kann retten als die Liſt.
— Ich habe einen Anſchlag — Skirina,
Ihr bleibt zurück. Auch Zelima ſoll bleiben.

Barak (zu Timur).

Weh uns, mein Fürſt! Die Götter mögen wiſſen,
Welch neues Schreckniß ausgebrütet wird!
— Weib! Tochter! Seyd getreu, o haltet feſt,
Laßt euch von dieſen Schlangen nicht verführen!

Turandot (zu den Schwarzen).

Ihr wiſſet den Befehl. Fort, fort mit ihnen
In des Serails verborgenſte Gewölbe!

Timur.

Fall' eure ganze Rache auf mein Haupt!
Nur ihm, nur meinem Sohn erzeiget Mitleid!

Barak.

Mitleid in dieſer Furie? Verrathen
Iſt euer Sohn, und uns, ich ſeh' es klar,
Wird ew'ge Nacht dem Aug' der Welt verbergen.
Man führt uns aus dem Angeſicht der Menſchen,

Wohin kein Lichtſtrahl und kein Auge dringt,
Und unſer Schmerz kein fühlend Ohr erreicht!
(Zur Prinzeſſin.)
Die Welt kannſt du, der Menſchen Augen blenden,
Doch zittre vor der Götter Nachgericht!
Magſt du im Schlund der Erde ſie verſtecken,
Laß tauſend Todtengrüfte ſie bedecken,
Sie bringen deine Uebelthat an's Licht.
(Er folgt mit Timur den Verſchnittenen, welche zugleich die Tafel und das Becken mit den Goldſtücken hinwegtragen.)

Dritter Auftritt.

Turandot. Adelma. Zelima und Skirina.

Turandot (zu Adelma).
Auf dich verlaſſ' ich mich, du einz'ge Freundin!
O ſage, ſprich, wie du mich retten willſt.

Adelma.
Die Wachen, die auf Altoums Befehl
Des Prinzen Zimmer hüten, ſind gewonnen.
Man kann zu ihm hineingehn, mit ihm ſprechen —
Und was iſt dann nicht möglich, wenn wir klug
Die Furcht, die Ueberredung ſpielen laſſen.
Denn arglos iſt ſein Herz und gibt ſich leicht
Der Schmeichelſtimme des Verräthers hin.
Wenn Skirina, wenn Zelima mir nur

Behülflich ſind und ihre Rolle ſpielen,
So zweifelt nicht, mein Anſchlag ſoll gelingen.

Turandot (zu Skirina).

So lieb dir Haſſans Leben, Skirina!
Er iſt in meiner Macht, ich kann ihn tödten.

Skirina.

Was ihr befehlt, ich bin bereit zu Allem,
Wenn ich nur meines Haſſans Leben rette.

Turandot (zu Zelima).

So werth dir meine Gunſt iſt, Zelima —

Zelima.

Auf meinen Eifer zählt und meine Treue!

Adelma.

So kommt. Kein Augenblick iſt zu verlieren.
(Sie gehen ab.)

Turandot.

Geht! geht! Thut, was ſie ſagt.

Vierter Auftritt.

Turandot (allein).

Was ſinnt Adelma?
Wird ſie mich retten? Götter, ſteht ihr bei!
Kann ich mich noch mit dieſem Siege krönen,
Weß Name wird dann größer ſeyn, als meiner?
Wer wird es wagen, ſich in Geiſteskraft
Mit Turandot zu meſſen? — Welche Luſt,

Im Divan, vor der wartenden Verſammlung,
Die Namen ihm in's Angeſicht zu werfen,
Und ihn beſchämt von meinem Thron zu weiſen!
— Und doch iſt mir's, als würd' es mich betrüben!
Mir iſt, als ſäh' ich ihn, verzweiflungsvoll,
Zu meinen Füßen ſeinen Geiſt verhauchen,
Und dieſer Anblick dringt mir an das Herz.
— Wie, Turandot? wo iſt der edle Stolz
Der großen Seele? Hat's ihn auch gekränkt,
Im Divan über dich zu triumphiren?
Was wird dein Antheil ſeyn, wenn er auch hier
Den Sieg dir abgewinnt? — Recht hat Adelma!
Zu weit iſt es gekommen! Umkehr iſt
Nicht möglich! — Du mußt ſiegen oder fallen!
Beſiegt von Einem, iſt beſiegt von Allen!

Fünfter Auftritt.

Turandot. **Altoum.** **Pantalon** und **Tartaglia** folgen ihm in einiger Entfernung nach.

Altoum

(in einem Briefe leſend und in tiefen Gedanken, für ſich).

So mußte dieſer blutige Tyrann
Von Tefflis enden! Kalaf, Timurs Sohn,
Aus ſeiner Väter Reich vertrieben, flüchtig
Von Land zu Lande ſchweifend, muß hieher
Nach Peckin kommen und durch ſeltſame

Verkettung der Geſchicke glücklich werden!
So führt das Schickſal an verborgnem Band
Den Menſchen auf geheimnißvollen Pfaden;
Doch über ihm wacht eine Götterhand,
Und wunderbar entwirret ſich der Faden.

Pantalon (leiſe zu Tartaglia).

Rappelt's der Majeſtät? Was kömmt ſie an,
Daß ſie in Verſen mit ſich ſelber ſpricht?

Tartaglia (leiſe zu Pantalon).

Still! ſtill! Es iſt ein Bote angelangt
Aus fernen Landen — Was er brachte, mag
Der Teufel wiſſen!

Altoum

(ſteckt den Brief in ſeinen Buſen und wendet ſich zu ſeiner Tochter.)

Turandot! Die Stunden
Entfliehen, die Entſcheidung rückt heran,
Und ſchlaflos irrſt du im Serail umher,
Zerquälſt dich, das Unmögliche zu wiſſen.
— Vergebens quälſt du dich. Es iſt umſonſt!
Ich aber hab' es ohne Müh' erfahren.
— Sieh dieſen Brief. Hier ſtehen beide Namen
Und Alles, was ſie kenntlich macht. So eben
Bringt ihn ein Bote mir aus fernen Landen.
Ich halt' ihn wohl verſchloſſen und bewacht,
Bis dieſer nächſte Tag vorüber iſt.
Der unbekannte Prinz iſt wirklich König,
Und eines Königs Sohn — Es iſt unmöglich,
Daß du erratheſt, wer ſie Beide ſeyen.
Ihr Reich liegt allzufern von hier, der Name
Iſt kaum zu Peckin ausgeſprochen worden.

— Doch ſieh, weil ich's als Vater mit dir meine
Komm ich in ſpäter Nacht noch her — Kann es
Dir Freude machen, dich zum Zweitenmal
Im Divan dem Gelächter bloßzuſtellen,
Dem Hohn des Pöbels, der mit Ungeduld
Drauf wartet, deinen Stolz gebeugt zu ſehen?
Denn abgeſinnt, du weißt's, iſt dir das Volk;
Kaum werd' ich ſeiner Wuth gebieten können,
Wenn du im Divan nun verſtummen mußt.
— Sieh, liebes Kind, dies führte mich hieher.

(Zu Pantalon und Tartaglia.)

Laßt uns allein!

(Jene entfernen ſich ungern und zaudernd.)

Sechster Auftritt.

Turandot und Altoum.

Altoum.

(Nachdem Jene weg ſind, nähert er ſich ihr, und faßt ſie vertraulich bei der Hand.)

Ich komme, deine Ehre
Zu retten.

Turandot.

Meine Ehre, Sire? Spart euch
Die Müh'! Nicht Rettung brauch' ich meiner Ehre —
Ich werde mir im Divan morgen ſelbſt
Zu helfen wiſſen.

Altoum.

Ach, du ſchmeichelſt dir
Mit eitler Hoffnung. Glaube mir's, mein Kind,
Unmöglich iſt's, zu wiſſen, was du hoffſt.
Ich leſ' in deinen Augen, deinen wild
Verwirrten Zügen deine Qual und Angſt.
Ich bin dein Vater; ſieh, ich hab' dich lieb.
— Wir ſind allein — ſey offen gegen mich!
Bekenn' es frei — weißt du die beiden Namen?

Turandot.

Ob ich ſie weiß, wird man im Divan hören.

Altoum.

Nein, Kind, du weißt ſie nicht, kannſt ſie nicht wiſſen.
Wenn du ſie weißt, ſo ſag' mir's im Vertrauen.
Ich laſſe dann den Unglückſel'gen wiſſen,
Daß er verrathen iſt, und laß ihn ſtill
Aus meinen Staaten ziehn; ſo meideſt du
Den Haß des Volks, und mit dem Sieg zugleich
Trägſt du den Ruhm der Großmuth noch davon,
Daß du dem Ueberwundenen die Schmach
Der öffentlichen Niederlage ſparteſt.
— Um dieſes Einz'ge bitt' ich dich, mein Kind!
Wirſt du's dem Vater, der dich liebt, verſagen?

Turandot.

Ich weiß die Namen oder weiß ſie nicht,
Genug! Hat er im Divan meiner nicht
Geſchont, brauch' ich auch ſeiner nicht zu ſchonen.
Gerechtigkeit geſchehe! Oeffentlich,
Wenn ich ſie weiß, ſoll man die Namen hören.

Altoum

(will ungeduldig werden, zwingt ſich aber und fährt mit Mäßigung und Milde fort).

Durft' er dich ſchonen? Galt es nicht ſein Leben?
Galt es nicht, was ihm mehr war, deine Hand?
Dich zu gewinnen und ſich ſelbſt zu retten,
Mußt er den Sieg im Divan dir entreißen.
— Nur einen Augenblick leg' deinen Zorn
Bei Seite, Kind — Gib Raum der Ueberlegung!
Sieh, dieſes Haupt ſetz' ich zum Pfand, du weißt
Die Namen nicht — Ich aber weiß ſie — hier

(auf den Brief zeigend)

Stehn ſie geſchrieben und ich ſag' ſie dir.
— Der Divan ſoll ſich in der Früh' verſammeln,
Der Unbekannte öffentlich erſcheinen;
Mit ſeinem Namen redeſt du ihn an;
Er ſoll beſchämt, vom Blitz getroffen, ſtehen,
Verzweifelnd jammern und vor Schmerz vergehen;
Vollkommen ſey ſein Fall und dein Triumph.
— Doch nun, wenn du ſo tief ihn haſt gebeugt,
Erheb' ihn wieder! Frei, aus eigner Wahl
Reich' ihm die Hand und endige ſein Leiden!
— Komm, meine Tochter, ſchwöre mir, daß du
Das thun willſt, und ſogleich — wir ſind allein —
Sollſt du die Namen wiſſen. Das Geheimniß,
Ich ſchwöre dir, ſoll mit uns beiden ſterben.
So löst der Knoten ſich erfreulich auf;
Du kröneſt dich mit neuem Siegesruhm,
Verſöhneſt dir durch neue Edelthat
Die Herzen meines Volks, gewinnſt dir ſelbſt

Den Würdigſten der Erde zum Gemahl,
Erfreueſt, tröſteſt nach ſo langem Gram
In ſeinem hohen Alter deinen Vater.

Turandot

(iſt während dieſer Rede in eine immer zunehmende Bewegung gerathen).

Ach! wie viel arge Liſt gebraucht mein Vater!
— Was ſoll ich thun? Mich auf Adelma's Wort
Verlaſſen, und dem ungewiſſen Glück
Vertrau'n? Soll ich vom Vater mir die Namen
Entdecken laſſen, und den Nacken beugen
In das verhaßte Joch? — Furchtbare Wahl!

(Sie ſteht unentſchloſſen in heftigem Kampf mit ſich ſelbſt.)

Herunter, ſtolzes Herz! bequeme dich!
Dem Vater nachzugeben, iſt nicht Schande!

(Indem ſie einige Schritte gegen Altoum macht, ſteht ſie plötzlich wieder ſtill.)

Doch wenn Adelma — Sie verſprach ſo kühn,
So zuverſichtlich — Wenn ſie's nun erforſchte,
Und übereilt hätt' ich den Schwur gethan!

Altoum.

Was ſinneſt du und ſchwankeſt, meine Tochter,
In zweifelnden Gedanken hin und her?
Soll etwa dieſe Angſt mich überreden,
Daß du des Sieges dich verſichert halteſt?
O Kind, gib deines Vaters Bitte nach! —

Turandot.

Es ſey. Ich wag' es drauf. Ich will Adelma
Erwarten — So gar dringend iſt mein Vater?
Ein ſichres Zeichen, daß es möglich iſt,

Ich könne, was er fürchtet, durch mich ſelbſt
Erfahren — Er verſteht ſich mit dem Prinzen!
Nicht anders! Von ihm ſelbſt hat er die Namen;
Es iſt ein abgeredet Spiel; ich bin
Verrathen und man ſpottet meiner!

Altoum.

Nun?
Was zauderſt du? Hör' auf, dich ſelbſt zu quälen!
Entſchließe dich!

Turandot.

Ich bin entſchloſſen — Morgen
In aller Früh' verſammelt ſich der Divan.

Altoum.

Du biſt entſchloſſen, es auf's Aeußerſte,
Auf öffentliche Schande hin zu wagen?

Turandot.

Entſchloſſen, Sire, die Probe zu beſtehen.

Altoum (im heftigſten Zorn).

Unſinnige! Verſtockte! Blindes Herz!
Noch blinder als die Albernſte des Pöbels!
Ich bin gewiß, wie meines eignen Haupts,
Daß du dich öffentlich beſchimpfſt, daß dir's
Unmöglich iſt, das Räthſel aufzulöſen.
Wohlan! Der Divan ſoll verſammelt werden,
Und in der Nähe gleich ſey der Altar;
Der Prieſter halte ſich bereit, im Augenblick,
Da du verſtummſt, beim lauten Hohngelächter
Des Volks die Trauung zu vollziehn. Du haſt
Den Vater nicht gehört, da er dich flehte;
Leb' oder ſtirb, er wird dich auch nicht hören!

(Er geht ab.)

Turandot.

Adelma! Freundin! Retterin! wo biſt du?
Verlaſſen bin ich von der ganzen Welt.
Mein Vater hat im Zorn mich aufgegeben;
Von dir allein erwart' ich Heil und Leben.
(Entfernt ſich auf der andern Seite.)

Die Scene verwandelt ſich in ein prächtiges Gemach mit mehreren Ausgängen. Im Hintergrund ſteht ein orientaliſches Ruhebett für Kalaf. Es iſt finſtre Nacht.

Siebenter Auftritt.

Kalaf. Brigella, mit einer Fackel.

(Kalaf geht in tiefen Gedanken auf und ab; Brigella betrachtet ihn mit Kopfſchütteln.)

Brigella.

'S hat eben Drei geſchlagen, Prinz, und ihr
Seyd nun genau dreihundert ſechzigmal
In dieſem Zimmer auf und ab ſpaziert.
Verzeiht! Mir liegt der Schlaf in allen Gliedern,
Und wenn ihr ſelbſt ein wenig ruhen wolltet,
Es könnt' nicht ſchaden.

Kalaf.

Du haſt recht, Brigella.
Mein ſorgenvoller Geiſt treibt mich umher;
Doch du magſt gehen und dich ſchlafen legen.

Brigella

(geht, kommt aber gleich zurück).

Ein Wort zur Nachricht, Hoheit — Wenn euch hier
Von ungefähr ſo was erſcheinen ſollte —
Macht eure Sache gut — ihr ſeyd gewarnt!

Kalaf.

Erſcheinungen? Wie ſo? An dieſem Ort?

(Muſtert mit unruhigen Blicken das Zimmer.)

Brigella.

Du lieber Himmel! Uns iſt zwar verboten
Bei Lebensſtrafe, Niemand einzulaſſen.
Doch — arme Diener! Herr, ihr wißt ja wohl!
Der Kaiſer iſt der Kaiſer, die Prinzeß
Iſt ſo zu ſagen Kaiſerin — und was
Die in den Kopf ſich ſetzt, das muß geſchehn!
'S wird einem ſauer, Hoheit, zwiſchen zwei
Dachtraufen trocknen Kleides durchzukommen.
— Verſteht mich wohl. Man möchte ſeine Pflicht
Gern ehrlich thun — doch man erübrigte
Auch gern Etwas für ſeine alten Tage.
Herr, Unſereins iſt halter übel dran!

Kalaf.

Wie? Sollte man mir gar an's Leben wollen?
Brigella, rede!

Brigella.

Gott ſoll mich bewahren!
Allein bedenkt die Neugier, die man hat,
Zu wiſſen, wer ihr ſeyd. Es könnte ſich
Zum Beiſpiel fügen, daß — durch's Schlüſſelloch —

Ein Geiſt — ein Unhold — eine Hexe käme,
Euch zu verſuchen — Gnug! ihr ſeyd gewarnt!
Verſteht mich — Arme Diener, arme Schelme!

Kalaf (lächelnd).

Sey außer Sorgen! Ich verſtehe dich,
Und werde mich in Acht zu nehmen wiſſen.

Brigella.

Thut das und ſomit Gott befohlen, Herr.
Um's Himmels willen, bringt mich nicht in's Unglück!
(Gegen die Zuſchauer.)
Es kann geſchehen, daß man einen Beutel
Mit Golde ausſchlägt — möglich iſt's! Was mich betrifft,
Ich that mein Beſtes und ich konnt' es nicht.
(Er geht ab.)

Kalaf.

Er hat mir Argwohn in mein Herz gepflanzt.
Wer könnte mich hier überfallen wollen?
Und laß die Teufel aus der Hölle ſelbſt
Ankommen, dieſes Herz wird ſtandhaft bleiben.
(Er tritt ans Fenſter.)
Der Tag iſt nicht mehr weit, ich werde nun
Nicht lange mehr auf dieſer Folter liegen.
Indeß verſuch' ich es, ob ich vielleicht
Den Schlaf auf dieſe Augen locken kann.
(Indem er ſich auf das Ruhebette niederlaſſen will, öffnet ſich eine von den Thüren.)

Achter Auftritt.

Kalaf. Skirina, in männlicher Kleidung und mit einer Maske vor dem Geſicht.

Skirina

(furchtſam ſich nähernd).

Mein lieber Herr — Herr — O wie zittert mir
Das Herz!

Kalaf (auffahrend).

Wer biſt du und was ſuchſt du hier?

Skirina

(nimmt die Maske vom Geſicht).

Kennt ihr mich nicht? Ich bin ja Skirina,
Des armen Haſſans Weib und eure Wirthin.
Verkleidet hab' ich durch die Wachen mich
Herein geſtohlen — Ach! was hab' ich euch
Nicht alles zu erzählen — Doch die Angſt
Erſtickt mich und die Kniee zittern mir;
Ich kann vor Thränen nicht zu Worte kommen.

Kalaf.

Sprecht, gute Frau! was habt ihr mir zu ſagen?

Skirina

(ſich immer ſchüchtern umſehend).

Mein armer Mann hält ſich verſteckt. Es ward
Der Turandot geſagt, daß er euch kenne.
Nun wird ihm nachgeſpürt an allen Orten,
Ihn in's Serail zu ſchleppen, und ihm dort
Gewaltſam euren Namen abzupreſſen.
Wird er entdeckt, ſo iſt's um ihn geſchehn;

Denn eher will er unter Martern ſterben,
Als euch verrathen.

Kalaf.

Treuer, wackrer Diener!
— Ach, die Unmenſchliche!

Skirina.

Ihr habt noch mehr
Von mir zu hören — euer Vater iſt
In meinem Haus.

Kalaf.

Was ſagſt du? Große Götter!

Skirina.

Von eurer Mutter zum troſtloſen Wittwer
Gemacht —

Kalaf.

O meine Mutter!

Skirina.

Hört mich weiter!
Er weiß, daß man euch hier bewacht; er zittert
Für euer Leben; er iſt außer ſich;
Er will verzweifelnd vor den Kaiſer dringen,
Sich ihm entdecken, koſt' es, was es wolle;
Mit meinem Sohne, ruft er, will ich ſterben.
Vergebens ſuch' ich ihn zurück zu halten,
Sein Ohr iſt taub, er hört nur ſeinen Schmerz;
Nur das Verſprechen, das ich ihm gethan,
Ein tröſtend Schreiben ihm von eurer Hand
Mit eures Namens Unterſchrift zu bringen,
Das ihm Verſichrung gibt von eurem Leben,
Hielt ihn vom Aeußerſten zurück! So hab' ich mich

Hieher gewagt und in Gefahr geſetzt,
Dem kummervollen Greiſe Troſt zu bringen.

Kalaf.

Mein Vater hier in Peckin! Meine Mutter
Im Grab! — Du hintergehſt mich, Skirina!

Skirina.

Mich ſtrafe Fohi, wenn ich euch das löge!

Kalaf.

Bejammernswerther Vater! Arme Mutter!

Skirina (dringend).

Kein Augenblick iſt zu verlieren! Kommt!
Bedenkt euch nicht, ſchreibt dieſe wen'gen Worte.
Fehlt euch das Nöthige, ich bracht' es mit.
(Sie zieht eine Schreibtafel hervor.)
Genug, wenn dieſer kummervolle Greis
Zwei Zeilen nur von eurer Hand erhält,
Daß ihr noch lebt und daß ihr Gutes hofft.
Sonſt treibt ihn die Verzweiflung an den Hof;
Er nennt ſich dort, und Alles iſt verloren.

Kalaf.

Ja, gib mir dieſe Tafel!
(Er iſt im Begriff zu ſchreiben, hält aber plötzlich inne und ſieht ſie forſchend an.)
Skirina!
Haſt du nicht eine Tochter im Serail?
— Ja, ja, ganz recht. Sie dient als Sklavin dort
Der Turandot; dein Mann hat mir's geſagt.

Skirina.

Nun ja! Wie kommt ihr darauf?

Kalaf.

Skirina!
Geh' nur zurück und ſage meinem Vater
Von meinetwegen, daß er ohne Furcht
Geheimen Zutritt bei dem Kaiſer fordre,
Und ihm entdecke, was ſein Herz ihn heißt;
Ich bin's zufrieden.

Skirina (betroffen).

Ihr verweigert mir
Den Brief? Ein Wort von eurer Hand genügt.

Kalaf.

Nein, Skirina, ich ſchreibe nicht. Erſt morgen
Erfährt man, wer ich bin — Ich wundre mich,
Daß Haſſans Weib mich zu verrathen ſucht.

Skirina.

Ich euch verrathen! Guter Gott!
(Für ſich.)
Adelma mag denn ſelbſt ihr Spiel vollenden.
(Zu Kalaf.)
Wohl, Prinz! wie's euch beliebt! Ich geh' nach Hauſe,
Ich richte eure Botſchaft aus; doch glaubt' ich nicht,
Nach ſo viel übernommener Gefahr
Und Mühe, euren Argwohn zu verdienen.
(Im Abgehen.)
Adelma wacht, und dieſer ſchlummert nicht.
(Entfernt ſich.)

Kalaf.

Erſcheinungen! — Du ſagteſt recht, Brigella!
Doch daß mein Vater hier in Peckin ſey,
Und meine Mutter todt, hat dieſes Weib

Mit einem heil'gen Eide mir bekräftigt!
Kommt doch das Unglück nie allein! Ach, nur
Zu glaubhaft iſt der Mund, der Böſes meldet!
(Die entgegengeſetzte Thür öffnet ſich.)
Noch ein Geſpenſt! Laß ſehen, was es will!

Neunter Auftritt.

Kalaf. Zelima.

Zelima.

Prinz, ich bin eine Sklavin der Prinzeſſin,
Und bringe gute Botſchaft.

Kalaf.

Gäb's der Himmel!
Wohl wär' es Zeit, daß auch das Gute käme!
Ich hoffe nichts, ich ſchmeichle mir mit nichts;
Zu fühllos iſt das Herz der Turandot.

Zelima.

Wohl wahr, ich läugn' es nicht — und dennoch, Prinz,
Gelang es euch, dies ſtolze Herz zu rühren,
Euch ganz allein; ihr ſeyd der Erſte — Zwar
Sie ſelbſt beſteht darauf, daß ſie euch haſſe;
Doch ich bin ganz gewiß, daß ſie euch liebt.
Die Erde thu' ſich auf und reiße mich
In ihren Schlund hinab, wenn ich das lüge!

Kalaf.

Gut, gut, ich glaube dir. Die Botſchaft iſt
Nicht ſchlimm. Haſt du noch Mehreres zu ſagen?

Zelima (näher tretend).

Ich muß euch im Vertrauen ſagen, Prinz!
Der Stolz, der Ehrgeiz treibt ſie zur Verzweiflung.
Sie ſieht nun ein, daß ſie Unmögliches
Sich aufgebürdet, und vergeht vor Scham,
Daß ſie im Divan nach ſo vielen Siegen
Vor aller Welt zu Schanden werden ſoll.
Der Abgrund öffne ſich und ſchlinge mich
Hinab, wenn ich mit Lügen euch berichte!

Kalaf.

Ruf' nicht ſo großes Unglück auf dich her!
Ich glaube dir. Geh, ſage der Prinzeſſin,
Leicht ſey es ihr, in dieſem Streit zu ſiegen;
Mehr als durch ihren glänzenden Verſtand
Wird ſich ihr Ruhm erheben, wenn ihr Herz
Empfinden lernt, wenn ſie der Welt beweiſt,
Sie könne Mitleid fühlen, könne ſich
Entſchließen, einen Liebenden zu tröſten,
Und einen greiſen Vater zu erfreuen.
Iſt dies etwa die gute Botſchaft, ſprich,
Die ich zu hören habe?

Zelima.

Nein, mein Prinz!
Wir geben uns ſo leichten Kaufes nicht;
Man muß Geduld mit unſrer Schwachheit haben.
— Hört an!

Kalaf.

Ich höre.

Zelima.

Die Prinzeſſin ſchickt mich.

— Sie bittet euch um einen Dienſt — Laßt ſie
Die Namen wiſſen, und im Uebrigen
Vertraut euch kühnlich ihrer Großmuth an.
Sie will nur ihre Eigenliebe retten,
Nur ihre Ehre vor dem Divan löſen.
Voll Güte ſteigt ſie dann von ihrem Thron
Und reicht freiwillig euch die ſchöne Rechte.
— Entſchließt euch, Prinz. Ihr waget nichts dabei.
Gewinnt mit Güte dieſes ſtolze Herz,
So wird nicht Zwang, ſo wird die Liebe ſie,
Die zärtlichſte, in eure Arme führen.

Kalaf

(ſieht ihr ſcharf in's Geſicht, mit einem bittern Lächeln).

Hier, Sklavin, haſt du den gewohnten Schluß
Der Rede weggelaſſen.

Zelima.

Welchen Schluß?

Kalaf.

Die Erde öffne ſich und ſchlinge mich
Hinab, wenn ich Unwahres euch berichte.

Zelima.

So glaubt ihr, Prinz, daß ich euch Lügen ſage?

Kalaf.

Ich glaub' es faſt — und glaub' es ſo gewiß,
Daß ich in dein Begehren nimmermehr
Kann willigen. Kehr' um zu der Prinzeſſin!
Sag' ihr, mein einz'ger Ehrgeiz ſey ihr Herz,
Und meiner glühnden Liebe möge ſie
Verzeihn, daß ich die Bitte muß verſagen.

Zelima.

Bedachtet ihr, was dieſer Eigenſinn
Euch koſten kann?

Kalaf.

Mag er mein Leben koſten!

Zelima.

Es bleibt dabei, er wird's euch koſten, Prinz!
— Beharrt ihr drauf, mir nichts zu offenbaren?

Kalaf.

Nichts!

Zelima.

Lebet wohl!

(Im Abgehen.)

Die Mühe konnt' ich ſparen!

Kalaf (allein).

Geht, weſenloſe Larven! Meinen Sinn
Macht ihr nicht wankend. Andre Sorgen ſind's,
Die mir das Herz beklemmen — Skirina's
Bericht iſt's, was mich ängſtiget — Mein Vater
In Peckin! Meine Mutter todt! — Muth, Muth,
mein Herz!
In wenig Stunden iſt das Loos geworfen.
Könnt' ich den kurzen Zwiſchenraum im Arm
Des Schlafs verträumen! Der gequälte Geiſt
Sucht Ruhe, und mich däucht, ich fühle ſchon
Den Gott die ſanften Flügel um mich breiten.

(Er legt ſich auf das Ruhebett und ſchläft ein.)

Zehnter Auftritt.

Adelma tritt auf, das Geſicht verſchleiert, eine Wachskerze in der Hand. Kalaf ſchlafend.

Adelma.

Nicht Alles ſoll mißlingen — Hab' ich gleich
Vergebens alle Künſte des Betrugs
Verſchwendet, ihm die Namen zu entlocken,
So werd' ich doch nicht eben ſo umſonſt
Verſuchen, ihn aus Peckin wegzuführen,
Und mit dem ſchönen Raube zu entfliehn.
— O heißerſehnter Augenblick! Jetzt, Liebe!
Die mir bis jetzt den kühnen Muth verliehn,
So manche Schranke mir ſchon überſtiegen,
Dein Feuer laß auf meinen Lippen glühn!
Hilf mir in dieſem ſchwerſten Kampfe ſiegen!
(Sie betrachtet den Schlafenden.)
Der Liebſte ſchläft. Sey ruhig, pochend Herz,
Erzittre nicht! Nicht gern, ihr holden Augen,
Scheuch' ich den goldnen Schlummer von euch weg;
Doch ſchon ergraut der Tag, ich darf nicht ſäumen.
(Sie nähert ſich ihm, und berührt ihn ſanft.)
Prinz! wachet auf!

Kalaf (erwachend).

Wer ſtöret meinen Schlummer?
Ein neues Trugbild? Nachtgeſpenſt, verſchwinde!
Wird mir kein Augenblick der Ruh' vergönnt?

Adelma.

Warum ſo heftig, Prinz? Was fürchtet ihr?

Nicht eine Feindin iſt's, die vor euch ſteht;
Nicht euren Namen will ich euch entlocken.

Kalaf.

Iſt dies dein Zweck, ſo ſpare deine Müh'!
Ich ſag' es dir voraus, du wirſt mich nicht betrügen.

Adelma.

Betrügen? ich? Verdien' ich den Verdacht?
Sagt an, war hier nicht Skirina bei euch,
Mit einem Brief euch liſtig zu verſuchen?

Kalaf.

Wohl war ſie hier.

Adelma.

Doch hat ſie nichts erlangt?

Kalaf.

Daß ich ein ſolcher Thor geweſen wäre!

Adelma.

Gott ſey's gedankt! — War eine Sklavin hier,
Mit trüglicher Vorſpieglung euch zu blenden?

Kalaf.

Solch eine Sklavin war in Wahrheit hier,
Doch zog ſie leer ab — wie auch du wirſt gehn.

Adelma.

Der Argwohn ſchmerzt, doch leicht verzeih' ich ihn,
Lernt mich erſt kennen! Setzt euch! Hört mich an,
Und dann verdammt mich als Betrügerin!

(Sie ſetzt ſich, er folgt.)

Kalaf.

So redet denn und ſagt, was ich euch ſoll.

Adelma.

Erſt ſeht mich näher an — beſchaut mich wohl!
Wer denkt ihr, daß ich ſey?

Kalaf.

Dies hohe Weſen,
Der edle Anſtand zwingt mir Ehrfurcht ab.
Das Kleid bezeichnet eine niedre Sklavin,
Die ich, wenn ich nicht irre, ſchon im Divan
Geſehen und ihr Loos beklagt.

Adelma.

Auch ich
Hab' euch, die Götter wiſſen es, wie innig,
Bejammert, Prinz! Es ſind fünf Jahre nun,
Da ich, noch ſelber eine Günſtlingin
Des Glücks, im niedern Sklavenſtand euch ſah.
Schon damals ſagte mir mein Herz, daß euch
Geburt zu einem beſſern Loos berufen.
Ich weiß, daß ich gethan, was ich gekonnt,
Euch ein unwürdig Schickſal zu erleichtern,
Weiß, daß mein Aug' ſich euch verſtändlich machte,
So weit es einer Königstochter ziemte.

(Sie entſchleiert ſich.)

Seht her, mein Prinz, und ſagt mir, dies Geſicht,
Habt ihr es nie geſehn in eurem Leben?

Kalaf.

Adelma! Ew'ge Götter! Seh' ich recht?

Adelma.

Ihr ſehet in unwürd'gen Sklavenbanden
Die Tochter Keikobads, des Königs

Der Karazanen, einſt zum Thron beſtimmt,
Jetzt zu der Knechtſchaft Schmach herabgeſtoßen!

Kalaf.

Die Welt hat euch für todt beweint. In welcher
Geſtalt, weh' mir, muß ich euch wieder finden!
Euch hier als eine Sklavin des Serails,
Die Königin, die edle Fürſtentochter!

Adelma.

Und als die Sklavin dieſer Turandot,
Der grauſamen Urſache meines Falles!
Vernehmt mein ganzes Unglück, Prinz! Mir lebte
Ein Bruder, ein geliebter theurer Jüngling,
Den dieſe ſtolze Turandot, wie euch,
Bezauberte — Er wagte ſich im Divan —
(Sie hält inne, von Schluchzen und Thränen unterbrochen.)
Unter den Häuptern, die man auf dem Thore
Zu Peckin ſieht — entſetzensvoller Anblick!
Erblicket ihr auch das geliebte Haupt
Des theuren Bruders, den ich noch beweine.

Kalaf.

Unglückliche! So log die Sage nicht!
So iſt ſie wahr, die klägliche Geſchichte,
Die ich für eine Fabel nur gehalten!

Adelma.

Mein Vater Keicobad, ein kühner Mann,
Nur ſeinem Schmerz gehorchend, überzog
Die Staaten Altoums mit Heeresmacht,
Des Sohnes Mord zu rächen — Ach! das Glück
War ihm nicht günſtig! Männlich fechtend fiel er
Mit allen ſeinen Söhnen in der Schlacht!

Ich ſelbſt, mit meiner Mutter, meinen Schweſtern,
Ward auf Befehl des wüthenden Veziers,
Der unſern Stamm verfolgte, in den Strom
Geworfen. Jene kamen um; nur mich
Errettete die Menſchlichkeit des Kaiſers,
Der in dem Augenblick an's Ufer kam.
Er ſchalt die Gräuelthat und ließ im Strom
Nach meinem jammervollen Leben fiſchen.
Schon halb entſeelt werd' ich zum Strand gezogen;
Man ruft in's Leben mich zurück; ich werde
Der Turandot als Sklavin übergeben,
Zu glücklich noch, das Leben als Geſchenk
Von eines Feindes Großmuth zu empfangen.
O lebt in eurem Buſen menſchliches Gefühl,
So laßt mein Schickſal euch zu Herzen gehn!
Denkt, was ich leide! Denkt, wie es in's Herz
Mir ſchneidet, ſie, die meinen ganzen Stamm
Vertilgt, als eine Sklavin zu bedienen.

Kalaf.

Mich jammert euer Unglück. Ja, Prinzeſſin,
Aufricht'ge Thränen zoll' ich euren Leiden —
Doch euer grauſam Loos, nicht Turandot
Klagt an — Eu'r Bruder fiel durch eigne Schuld;
Eu'r Vater ſtürzte ſich und ſein Geſchlecht
Durch übereilten Rathſchluß in's Verderben.
Sagt, was kann ich, ſelbſt ein Unglücklicher,
Ein Ball der Schickſalsmächte, für euch thun?
Erſteig' ich morgen meiner Wünſche Gipfel,
So ſollt ihr frei und glücklich ſeyn — Doch jetzt
Kann euer Unglück nichts als meins vermehren.

Adelma.

Der Unbekannten konntet ihr mißtrauen;
Ihr kennt mich nun — der Fürſtin werdet ihr,
Der Königstochter, glauben, was ſie euch
Aus Mitleid ſagen muß, und lieber noch
Aus Zärtlichkeit, aus Liebe ſagen möchte.
— O möchte dies befangne Herz mir trauen,
Wenn ich jetzt wider die Geliebte zeuge!

Kalaf.

Adelma, ſprecht, was habt ihr mir zu ſagen?

Adelma.

Wißt alſo, Prinz — Doch nein, ihr werdet glauben,
Ich ſey gekommen, euch zu täuſchen, werdet
Mit jenen feilen Seelen mich verwechſeln,
Die für das Sklavenjoch geboren ſind.

Kalaf.

Quält mich nicht länger! Ich beſchwör' euch, ſprecht!
Was iſt's? Was habt ihr mir von ihr zu ſagen,
Die meines Lebens einz'ge Göttin iſt?

Adelma (bei Seite).

Gib Himmel, daß ich jetzt ihn überrede!

(Zu Kalaf ſich wendend.)

Prinz, dieſe Turandot, die Schändliche,
Herzloſe, Falſche hat Befehl gegeben,
Euch heut' am frühen Morgen zu ermorden.
— Dies iſt die Liebe eurer Lebensgöttin!

Kalaf.

Mich zu ermorden?

Adelma.

Ja, euch zu ermorden!

Bei'm erſten Schritt aus dieſem Zimmer tauchen
Sich zwanzig Degenſpitzen euch in's Herz;
So hat es die Unmenſchliche befohlen.

Kalaf

(ſteht ſchnell auf und geht gegen die Thür).

Ich will die Wache unterrichten.

Adelma (hält ihn zurück).

Bleibt!
Wo wollt ihr hin? Ihr hofft noch, euch zu retten?
Unglücklicher, ihr wißt nicht, wo ihr ſeyd,
Daß euch des Mordes Netze rings umgeben!
Dieſelben Wachen, die der Kaiſer euch
Zu Hütern eures Lebens gab, die ſind —
Gedingt von ſeiner Tochter, euch zu tödten.

Kalaf

(außer ſich, laut und heftig mit dem Ausdruck des innigſten Leidens).

O Timur! Timur! unglückſel'ger Vater!
So muß dein Kalaf endigen! Du mußt
Nach Peckin kommen, auf ſein Grab zu weinen!
Das iſt der Troſt, den dir dein Sohn verſprach!
— Furchtbares Schickſal!

(Er verhüllt ſein Geſicht, ganz ſeinem Schmerz hingegeben.)

Adelma (für ſich, mit frohem Erſtaunen).

Kalaf! Timurs Sohn!
Glückſel'ger Fund! — Fall' es nun, wie es wolle!
Entgeh' er meinen Schlingen auch, ich trage
Mit dieſem Namen ſein Geſchick in Händen.

Kalaf.

So bin ich mitten unter den Soldaten,
Die man zum Schutz mir an die Seite gab,

Verrathen! Ach, wohl ſagte mir's vorhin
Der feilen Sklaven einer, daß Beſtechung
Und Furcht des Mächtigen das ſchwere Band
Der Treue löſen — Leben, fahre hin!
Vergeblich iſt's, dem grauſamen Geſtirn,
Das uns verfolgt, zu widerſtehn — Du ſollſt
Den Willen haben, Grauſame — dein Aug'
An meinem Blute weiden! Süßes Leben,
Fahr' hin! Nicht zu entfliehen iſt dem Schickſal.

Adelma (mit Feuer).

Prinz, zum Entfliehen zeig' ich euch die Wege;
Nicht müß'ge Thränen bloß hab' ich für euch.
Gewacht hab' ich indeß, geſorgt, gehandelt,
Kein Gold geſpart, die Hüter zu beſtechen.
Der Weg iſt offen. Folgt mir! Euch vom Tode,
Mich aus den Banden zu befreien, komm' ich.
Die Pferde warten, die Gefährten ſind
Bereit. Laßt uns aus dieſen Mauern fliehen,
Worauf der Fluch der Götter liegt. Der Khan
Von Berlas iſt mein Freund, iſt mir durch Ba
Des Bluts verknüpft und heilige Verträge.
Er wird uns ſchützen, ſeine Staaten öffnen,
Uns Waffen leihen, meiner Väter Reich
Zurück zu nehmen, daß ich's mit euch theile,
Wenn ihr der Liebe Opfer nicht verſchmäht.
Verſchmäht ihr's aber und verachtet mich,
So iſt die Tartarei noch reich genug
An Fürſtentöchtern, dieſer Turandot
An Schönheit gleich und zärtlicher als ſie.
Aus ihnen wählt euch eine würdige

Gemahlin aus! Ich — will mein Herz beſiegen.
Nur rettet, rettet dieſes theure Leben!

(Sie ſpricht das Folgende mit immer ſteigender Lebhaftigkeit, indem ſie ihn bei der Hand ergreift und mit ſich fortzureißen ſucht.)

O kommt! Die Zeit entflieht, indem wir ſprechen.
Die Hähne krähn; ſchon regt ſich's im Pallaſt;
Todbringend ſteigt der Morgen ſchon herauf.
Fort, eh' der Rettung Pforten ſich verſchließen!

Kalaf.

Großmüthige Adelma! einz'ge Freundin!
Wie ſchmerzt es mich, daß ich nach Berlas euch
Nicht folgen, nicht der Freiheit ſüß Geſchenk,
Nicht euer väterliches Reich zurück
Euch geben kann — Was würde Altoum
Zu dieſer heimlichen Entweichung ſagen?
Macht' ich nicht ſchändlichen Verraths mich ſchuldig,
Wenn ich, des Gaſtrechts heilige Gebräuche
Verletzend, aus dem innerſten Serail
Die werthgehaltne Sklavin ihm entführte?
— Mein Herz iſt nicht mehr mein, Adelma. Selbſt
Der Tod, den jene Stolze mir bereitet,
Wird mir willkommen ſeyn von ihrer Hand.
— Flieht ohne mich, flieht, und geleiten euch
Die Götter! Ich erwarte hier mein Schickſal.
Doch tröſtlich iſt's, für Turandot zu ſterben,
Wenn ich nicht leben kann für ſie — Lebt wohl!

Adelma.

Sinnloſer! ihr beharrt? ihr ſeyd entſchloſſen?

Kalaf.

Zu bleiben und den Mordſtreich zu erwarten.

Adelma.

Ha, Undankbarer! Nicht die Liebe iſt's,
Die euch zurückhält — ihr verachtet mich!
Ihr wählt den Tod, um nur nicht mir zu folgen!
Verſchmähet meine Hand, verachtet mich;
Nur flieht, nur rettet, rettet euer Leben!

Kalaf.

Verſchwendet eure Worte nicht vergebens!
Ich bleibe und erwarte mein Geſchick.

Adelma.

So bleibet denn! Auch ich will Sklavin bleiben,
Ohn' euch verſchmäh' ich auch der Freiheit Glück.
Laßt ſehn, wer von uns beiden, wenn es gilt,
Dem Tode kühner trotzt!

(Von ihm wegtretend.)

Wär' ich die Erſte,
Die durch Beſtändigkeit an's Ziel gelangte?

(Für ſich, mit Accent.)

Kalaf, Sohn Timurs!

(Verneigt ſich ſpottend.)

Unbekannter Prinz!
Lebt wohl!

(Geht ab.)

Kalaf (allein).

Wird dieſe Schreckensnacht nicht enden?
Wer hat auf ſolcher Folter je gezittert?
Und endet ſie, welch neues größres Schreckniß
Bereitet mir der Tag! aus welchen Händen!

Hat meine edelmüthig treue Liebe
Solches um dich verdient, tyranniſch Herz!
— Wohlan! Den Himmel färbt das Morgenroth!
Die Sonne ſteigt herauf und allen Weſen
Bringt ſie das Leben, mir bringt ſie den Tod!
Geduld, mein Herz! dein Schickſal wird ſich löſen!

Elfter Auftritt.

Brigella. Kalaf.

Brigella.

Der Divan wird verſammelt, Herr. Die Stunde
Iſt da. Macht euch bereit!

Kalaf

(mißt ihn mit wilden ſcheuen Blicken).

Biſt du das Werkzeug?
Wo haſt du deinen Dolch verſteckt? Mach's kurz!
Vollziehe die Befehle, die du haſt!
Du raubſt mir nichts, worauf ich Werth noch legte.

Brigella.

Was für Befehle, Herr? Ich habe keinen
Befehl, als euch zum Divan zu begleiten,
Wo Alles ſchon verſammelt iſt.

Kalaf

(nach einigem Nachſinnen reſignirt).

Laß uns denn gehn!
Ich weiß, daß ich den Divan lebend nicht

Erreichen werde — Sieh, ob ich dem Tod
Beherzt entgegen treten kann.

Brigella

(ſieht ihn erſtaunt an).

Was Teufel ſchwatzt er da von Tod und Sterben?
Verwünſchtes Weibervolk! Sie haben ihn
In dieſer ganzen Nacht nicht ſchlafen laſſen;
Nun iſt er gar im Kopf verrückt!

Kalaf

(wirft das Schwert auf den Boden).

Da liegt
Mein Schwert. Ich will mich nicht zur Wehre ſetzen.
Die Grauſame erfahre wenigſtens,
Daß ich die unbeſchützte Bruſt von ſelbſt
Dem Streich des Todes dargeboten habe!

(Er geht ab, und wird, ſo wie er hinaustritt, von kriegeriſchem Spiel empfangen.)

Fünfter Aufzug.

Die Scene iſt die vom zweiten Aufzug.

Im Hintergrund des Divans ſteht ein Altar mit einer chineſiſchen Gottheit und zwei Prieſtern, welche nach Aufziehung eines Vorhangs ſichtbar werden. — Bei Eröffnung des Akts ſitzt Altoum auf ſeinem Throne. Pantalon und Tartaglia ſtehen zu ſeinen beiden Seiten; die acht Doctoren an ihrem Platz; die Wache unter dem Gewehre.

Erſter Auftritt.

Altoum. Pantalon. Tartaglia. Doctoren. Wache.
Gleich darauf Kalaf.

Kalaf

(tritt mit einer ſtürmiſchen Bewegung in den Saal, voll Argwohn hinter ſich ſchauend. In der Mitte der Scene verbeugt er ſich gegen den Kaiſer, dann für ſich).

Wie? Ich bin lebend hier — Mit jedem Schritt
Erwartet' ich die zwanzig Schwerter in der Bruſt
Zu fühlen, und von Niemand angefallen,
Hab' ich den ganzen Weg hieher zurückgelegt?
So hätte mir Adelma falſche Botſchaft
Verkündet — oder Turandot entdeckte
Die Namen, und mein Unglück iſt gewiß!

Altoum.

Mein Sohn! ich ſehe deinen Blick umwölkt;
Dich quälen Furcht und Zweifel — Fürchte nichts mehr!
Bald werd' ich deine Stirn erheitert ſehn;
In wenig Stunden endet deine Prüfung.
— Geheimniſſe von freudenreichem Inhalt
Hab' ich für dich — Noch will ich ſie im Buſen
Verſchließen, theurer Jüngling, bis dein Herz,
Der Freude offen, ſie vernehmen kann.
— Doch merke dir: nie kommt das Glück allein;
Es folgt ihm ſtets, mit reicher Gaben Fülle
Beladen, die Begleitung nach — Du biſt
Mein Sohn, mein Eidam! Turandot iſt dein!
Dreimal hat ſie in dieſer Nacht zu mir
Geſendet, mich beſchworen und gefleht,
Sie von der furchtbarn Probe loszuſprechen.
Daraus erkenne, ob du Urſach haſt,
Sie mit getroſtem Herzen zu erwarten.

Pantalon (zuverſichtlich).

Das könnt ihr, Hoheit! Auf mein Wort! Was das
Betrifft, damit hat's ſeine Richtigkeit!
Nehmt meinen Glückwunſch an! Heut' iſt die Hochzeit.
Zweimal ward ich in dieſer Nacht zu ihr
Geholt; ſie hatt' es gar zu eilig; kaum
Ließ ſie mir Zeit, den Fuß in die Pantoffel
Zu ſtecken; ungefrühſtückt ging ich hin;
Es war ſo grimmig kalt, daß mir der Bart
Noch zittert — Aufſchub ſollt' ich ihr verſchaffen,
Rath ſchaffen ſollt' ich — Bei der Majeſtät
Fürſprach' einlegen — Ja, was ſollt' ich nicht!

'S war mir ein rechtes Gaudium und Labſal,
Ich läugn' es nicht, ſie deſperat zu ſehn.

Tartaglia.

Ich ward um ſechs Uhr zu ihr hin beſchieden;
Der Tag brach eben an; ſie hatte nicht
Geſchlafen und ſah aus wie eine Eule.
Wohl eine halbe Stunde bat ſie mich,
Gab mir die ſchönſten Worte, doch umſonſt!
Ich glaube gar, ich hab' ihr bittre Dinge
Geſagt vor Ungeduld und grimm'ger Kälte.

Altoum.

Seht, wie ſie bis zum letzten Augenblick
Noch zaudert! Doch ſie ſperret ſich umſonſt.
Gemeſſene Befehle ſind gegeben,
Daß ſie durchaus im Divan muß erſcheinen,
Und iſt's mit Güte nicht, ſo iſt's mit Zwang.
Sie ſelbſt hat mich durch ihren Eigenſinn
Berechtigt, dieſe Strenge zu gebrauchen.
Erfahre ſie die Schande nun, die ich
Umſonſt ihr ſparen wollte — Freue dich,
Mein Sohn! Nun iſt's an dir, zu triumphiren!

Kalaf.

Ich dank' euch, Sire. Mich freuen kann ich nicht.
Zu ſchmerzlich leid' ich ſelbſt, daß der Geliebten
Um meinetwillen Zwang geſchehen ſoll.
Viel lieber wollt' ich — Ach, ich könnte nicht!
Was wäre Leben ohne ſie? — Vielleicht
Gelingt es endlich meiner zärtlichen
Bewerbung, ihren Abſcheu zu beſiegen,
Ihn einſt vielleicht in Liebe zu verwandeln.

Mein ganzes Wollen ſoll ihr Sklave ſeyn,
Und all mein höchſtes Wünſchen ihre Liebe.
Wer eine Gunſt bei mir erlangen will,
Wird keines andern Fürſpruchs nöthig haben,
Als eines Winks aus ihrem ſchönen Aug'.
Kein Nein aus meinem Munde ſoll ſie kränken,
So lang die Parze meinen Faden ſpinnt;
So weit die Welle meines Lebens rinnt,
Soll ſie mein einzig Träumen ſeyn und Denken!

Altoum.

Auf denn! man zaudre länger nicht! Der Divan
Werde zum Tempel. Man erhebe den Altar!
Der Prieſter halte ſich bereit! Sie ſoll
Bei ihrem Eintritt gleich ihr Schickſal leſen,
Und ſoll erfahren, daß ich wollen kann,
Was ich ihr ſchwur.

(Der hintere Vorhang wird aufgezogen; man erblickt den chineſiſchen Götzen, den Altar und die Prieſter, Alles mit Kerzen beleuchtet.)

Man öffne alle Pforten!
Das ganze Volk ſoll freien Eingang haben!
Zeit iſt's, daß dieſes undankbare Kind
Den tauſendfachen Kummer uns bezahle,
Den es auf unſer greiſes Haupt gehäuft.

(Man hört einen traurigen Marſch mit gedämpften Trommeln. Bald darauf zeigt ſich Truffaldin mit Verſchnittenen, hinter ihnen die Sklavinnen, darauf Turandot, alle in ſchwarzen Flören, die Frauen in ſchwarzen Schleiern.)

Pantalon.

Sie kommt! Sie kommt! Still! Welche Klagmuſik!

— Welch trauriges Gepräng! Ein Hochzeitmarſch,
Der völlig einem Leichenzuge gleicht!

(Der Aufzug erfolgt ganz auf dieſelbe Weiſe und mit denſelben Ceremonien wie im zweiten Akt.)

Zweiter Auftritt.

Vorige. Turandot. Adelma. Zelima. Ihre Sklavinnen und Verſchnittenen.

Turandot

(nachdem ſie ihren Thron beſtiegen und eine allgemeine Stille erfolgt, zu Kalaf).

Dies Trau'rgepränge, *unbekannter* Prinz,
Und dieſer Schmerz, den mein Gefolge zeigt,
Ich weiß, iſt eurem Auge ſüße Weide.
Ich ſehe den Altar geſchmückt, den Prieſter
Zu meiner Trauung ſchon bereit, ich leſe
Den Hohn in jedem Blick und möchte weinen.
Was Kunſt und tiefe Wiſſenſchaft nur immer
Vermochten, hab' ich angewandt, den Sieg
Euch zu entreißen, dieſem Augenblick,
Der meinen Ruhm vernichtet, zu entfliehen;
Doch endlich muß ich meinem Schickſal weichen.

Kalaf.

O läſe Turandot in meinem Herzen,
Wie ihre Trauer meine Freude dämpft,
Gewiß, es würde ihren Zorn entwaffnen.

War's ein Vergehn, nach ſolchem Gut zu ſtreben?
Ein Frevel wär's, es zaghaft aufzugeben!

Altoum.

Prinz, der Herablaſſung iſt ſie nicht werth.
An ihr iſt's jetzo, ſich herabzugeben!
Kann ſie's mit edelm Anſtand nicht, mag ſie
Sich darein finden, wie ſie kann — Man ſchreite
Zum Werk! Der Inſtrumente froher Schall
Verkünde laut —

Turandot.

Gemach! damit iſt's noch zu früh!

(Aufſtehend und zu Kalaf ſich wendend.)

Vollkommner konnte mein Triumph nicht ſeyn,
Als dein getäuſchtes Herz in ſüße Hoffnung,
Erſt einzuwiegen und mit Einemmal
Nun in den Abgrund nieder dich zu ſchleudern.

(Langſam und mit erhobner Stimme.)

Hör', Kalaf, Timurs Sohn! verlaß den Divan!
Die beiden Namen hat mein Geiſt gefunden.
Such' eine andre Braut — Weh dir und Allen,
Die ſich im Kampf mit Turandot verſuchen!

Kalaf.

O ich Unglücklicher!

Altoum.

Iſt's möglich? Götter!

Pantalon.

Heilige Katharina!

(Zu Tartaglia.)

Geht heim! Laßt euch den Bart auszwicken, Doctor!

Tartaglia.
Allhöchſter Tien! Mein Verſtand ſteht ſtill!
Kalaf.
Alles verloren! alle Hoffnung todt!
— Wer ſteht mir bei? Ach, mir kann Niemand helfen!
Ich bin mein eigner Mörder; meine Liebe
Verlier' ich, weil ich allzuſehr geliebt!
— Warum hab' ich die Räthſel geſtern nicht
Mit Fleiß verfehlt, ſo läge dieſes Haupt
Jetzt ruhig in dem ew'gen Schlaf des Todes,
Und meine bange Seele hätte Luſt.
Warum, zu güt'ger Kaiſer, mußtet ihr
Das Blutgeſetz zu meinem Vortheil mildern,
Daß ich mit meinem Haupt dafür bezahlte,
Wenn ſie mein Räthſel aufgelöst — So wäre
Ihr Sieg vollkommen und ihr Herz befriedigt!
(Ein unwilliges Gemurmel entſteht im Hintergrund.)
Altoum.
Kalaf! mein Alter unterliegt dem Schmerz;
Der unverſehne Blitzſtrahl ſchlägt mich nieder.
Turandot (bei Seite zu Zelima).
Sein tiefer Jammer rührt mich, Zelima!
Ich weiß mein Herz nicht mehr vor ihm zu ſchützen.
Zelima (leiſe zu Turandot).
O ſo ergebt euch einmal! Macht ein Ende!
Ihr ſeht, ihr hört, das Volk wird ungeduldig!
Adelma (für ſich).
An dieſem Augenblick hängt Tod und Leben!
Kalaf.
Und braucht's denn des Geſetzes Schwert, ein Leben

Zu endigen, das länger mir zu tragen
Unmöglich iſt?
(Er tritt an den Thron der Turandot.)
Ja, Unverſöhnliche!
Sieh hier den **Kalaf**, den du kennſt — den du
Als einen namenloſen Fremdling haßteſt,
Den du jetzt kennſt und fortfährſt zu verſchmähn!
Verlohnte ſich's, ein Daſeyn zu verlängern,
Das ſo ganz werthlos iſt vor deinen Augen?
Du ſollſt befriedigt werden, Grauſame!
Nicht länger ſoll mein Anblick dieſe Sonne
Beleidigen — Zu deinen Füßen —
(Er zieht einen Dolch und will ſich durchſtechen. In demſelben Augenblick macht Adelma eine Bewegung. ihn zurück zu halten und Turandot ſtürzt von ihrem Thron.)

Turandot
(ihm in den Arm fallend, mit dem Ausdruck des Schreckens und der Liebe).
Kalaf!
(Beide ſehen einander mit unverwandten Blicken an und bleiben eine Zeitlang unbeweglich in dieſer Stellung.)

Altoum.
Was ſeh' ich!

Kalaf (nach einer Pauſe).
Du? Du hinderſt meinen Tod?
Iſt das dein Mitleid, daß ich leben ſoll,
Ein Leben ohne Hoffnung, ohne Liebe?
Meiner Verzweiflung denkſt du zu gebieten?
— Hier endet deine Macht. Du kannſt mich tödten;
Doch mich zum Leben zwingen kannſt du nicht.
Laß mich, und wenn noch Mitleid in dir glimmt,

So zeig' es meinem jammervollen Vater!
Er iſt zu Peckin; er bedarf des Troſtes;
Denn auch des Alters letzte Stütze noch,
Den theuren, einz'gen Sohn raubt ihm das Schickſal.

(Er will ſich tödten.)

Turandot

(wirft ſich ihm in die Arme).

Lebt, Kalaf! Leben ſollt ihr — und für mich!
Ich bin beſiegt. Ich will mein Herz nicht mehr
Verbergen — Eile, Zelima, den beiden
Verlaſſenen, du kennſt ſie, Troſt zu bringen,
Freiheit und Freude zu verkünden — Eile!

Zelima.

Ach und wie gerne!

Adelma (für ſich).

Es iſt Zeit zu ſterben.
Die Hoffnung iſt verloren.

Kalaf.

Träum' ich, Götter?

Turandot.

Ich will mich keines Ruhms anmaßen, Prinz,
Der mir nicht zukommt. Wiſſet denn; es wiſſ'
Es alle Welt! Nicht meiner Wiſſenſchaft,
Dem Zufall, eurer eignen Uebereilung
Verdank' ich das Geheimniß eures Namens.
Ihr ſelbſt, ihr ließet gegen meine Sklavin
Adelma beide Namen euch entſchlüpfen.
Durch ſie bin ich dazu gelangt — Ihr alſo habt
Geſiegt, nicht ich, und euer iſt der Preis.
— Doch nicht bloß, um Gerechtigkeit zu üben

Und dem Geſetz genug zu thun — nein, Prinz!
Um meinem eignen Herzen zu gehorchen,
Schenk' ich mich euch — Ach, es war euer, gleich
Im erſten Augenblick, da ich euch ſah!

Adelma.

O nie gefühlte Marter!

Kalaf

(der dieſe ganze Zeit über wie ein Träumender geſtanden, ſcheint jetzt erſt zu ſich ſelbſt zu kommen und ſchließt die Prinzeſſin mit Entzücken in ſeine Arme).

Ihr die Meine?
O tödte mich nicht, Uebermaaß der Wonne!

Altoum.

Die Götter ſegnen dich, geliebte Tochter,
Daß du mein Alter endlich willſt erfreun.
Verziehen ſey dir jedes vor'ge Leid;
Der Augenblick heilt jede Herzenswunde.

Pantalon.

Hochzeit! Hochzeit! Macht Platz, ihr Herrn Doctoren!

Tartaglia.

Platz! Platz! Der Bund ſey alſogleich beſchworen!

Adelma.

Ja lebe, Grauſamer, und lebe glücklich
Mit ihr, die meine Seele haßt!

(Zu Turandot.)

Ja wiſſe,
Daß ich dich nie geliebt, daß ich dich haſſe,
Und nur aus Haß gehandelt, wie ich that.
Die Namen ſagt' ich dir, um den Geliebten
Aus deinem Arm zu reißen und mit ihm,

Der meine Liebe war, eh' du ihn ſahſt,
In glücklichere Länder mich zu flüchten.
Noch dieſe Nacht, da ich zu deinem Dienſt
Geſchäftig ſchien, verſucht' ich alle Liſten;
Selbſt die Verläumdung ſpart' ich nicht, zur Flucht
Mit mir ihn zu bereden; doch umſonſt!
In ſeinem Schmerz entſchlüpften ihm die Namen,
Und ich verrieth ſie dir: du ſollteſt ſiegen;
Verbannt von deinem Angeſicht ſollt' er
In meinen Arm ſich werfen — Eitle Hoffnung!
Zu innig liebt' er dich und wählte lieber,
Durch dich zu ſterben, als für mich zu leben!
Verloren hab' ich alle meine Mühen;
Nur Eins ſteht noch in meiner Macht. Ich ſtamme,
Wie du, von königlichem Blut und muß erröthen,
Daß ich ſo lange Sklavenfeſſeln trug.
In dir muß ich die blut'ge Feindin haſſen.
Du haſt mir Vater, Mutter, Brüder, Schweſtern,
Mir Alles, was mir theuer war, geraubt,
Und nun auch den Geliebten raubſt du mir.
So nimm auch noch die Letzte meines Stammes.
Mich ſelbſt zum Raube hin — Ich will nicht leben!

(Sie hebt den Dolch, welchen Turandot dem Kalaf entriſſen, von der Erde auf.)

Verzweiflung zückte dieſen Dolch; er hat
Das Herz gefunden, das er ſpalten ſoll.

(Sie will ſich erſtechen.)

Kalaf (fällt ihr in den Arm).

Faßt euch, Adelma!

Adelma.

Laßt mich, Undankbarer!
In ihrem Arm dich ſehen? Nimmermehr!

Kalaf.

Ihr ſollt nicht ſterben. Eurem glücklichen
Verrathe dank' ich's, daß dies ſchöne Herz,
Dem Zwange feind, mich edelmüthig frei
Beglücken konnte — Gütiger Monarch,
Wenn meine heißen Bitten was vermögen,
So habe ſie die Freiheit zum Geſchenk,
Und unſers Glückes erſtes Unterpfand
Sey eine Glückliche!

Turandot.

Auch ich, mein Vater,
Vereinige mein Bitten mit dem ſeinen.
Zu haſſenwerth, ich fühl' es, muß ich ihr
Erſcheinen; mir verzeihen kann ſie nie,
Und könnte nie an mein Verzeihen glauben.
Sie werde frei, und iſt ein größter Glück
Für ſie noch übrig, ſo gewährt es ihr!
Wir haben viele Thränen fließen machen,
Und müſſen eilen, Freude zu verbreiten.

Pantalon.

Um's Himmelswillen, Sire, ſchreibt ihr den Laufpaß,
So ſchnell ihr könnt, und gebt ihr, wenn ſie's fordert,
Ein ganzes Königreich noch auf den Weg.
Mir iſt ganz weh und bang, daß unſre Freude
In Rauch aufgeh', ſo lang ein wüthend Weib
Sich unter einem Dach mit euch befindet.

Altoum (zu Turandot).

An ſolchem Freudentag, den du mir ſchenkſt,
Soll meine Milde keine Grenzen kennen.
Nicht bloß die Freiheit ſchenk' ich ihr; ſie nehme
Die väterlichen Staaten auch zurück,
Und theile ſie mit einem würd'gen Gatten,
Der klug ſey und den Mächtigen nicht reize.

Adelma.

Sire — Königin — ich bin beſchämt, verwirrt —
So große Huld und Milde drückt mich nieder.
Die Zeit vielleicht, die alle Wunden heilt,
Wird meinen Kummer lindern — Jetzt vergönnt mir
Zu ſchweigen und von eurem Angeſicht
Zu gehn — denn nur der Thränen bin ich fähig,
Die unaufhaltſam dieſem Aug' entſtrömen.

(Sie geht ab mit verhülltem Geſicht, noch einen glühenden Blick auf Kalaf werfend, eh' ſie ſcheidet.)

Letzter Auftritt.

Die **Vorigen** ohne Adelma. Gegen das Ende **Timur**, **Barak** **Skirina** und **Zelima**.

Kalaf.

Mein Vater, o wo find' ich dich, wo biſt du,
Daß ich die Fülle meines Glücks in deinen Buſen
Ausgieße?

Turandot (verlegen und beſchämt).

Kalaf, euer edler Vater iſt
Bei mir, iſt hier — In dieſem Augenblicke
Fühlt er ſein Glück — Verlangt nicht mehr zu wiſſen,
Nicht ein Geſtändniß, das mich ſchamroth macht,
Vor allen dieſen Zeugen zu vernehmen.

Altoum.

Timur bei dir? Wo iſt er? — Freue dich,
Mein Sohn! Dies Kaiſerreich haſt du gewonnen;
Auch dein verlornes Reich iſt wieder dein.
Ermordet iſt der grauſame Tyrann,
Der dich beraubte! Deines Volkes Stimme
Ruft dich zurück auf deiner Väter Thron,
Den dir ein treuer Diener aufbewahrt.
Durch alle Länder hat dich ſeine Botſchaft
Geſucht, und ſelbſt zu mir iſt ſie gedrungen.
— Dies Blatt enthält das Ende deines Unglücks.

(Ueberreicht ihm einen Brief.)

Kalaf

(wirft einen Blick hinein und ſteht eine Zeitlang in ſprachloſer Rührung).

Götter des Himmels! Mein Entzücken iſt
Droben bei euch — die Lippe iſt verſiegelt.

(In dieſem Augenblick öffnet ſich der Saal. Timur und Barak treten herein, von Zelima und ihrer Mutter begleitet. Wie Kalaf ſeinen Vater erblickt, eilt er ihm mit ausgebreiteten Armen entgegen; Barak ſinkt zu Kalafs Füßen, indem ſich Zelima und ihre Mutter vor der Turandot niederwerfen, welche ſie gütig aufhebt. Altoum, Pantalon und Tartaglia ſtehen gerührt. Unter dieſen Bewegungen fällt der Vorhang.)

Schillers
ſämmtliche Werke.

Räuber von Schiller.

Universitäts-
München
Bibliothek

Schiller's

ſämmtliche Werke

mit Stahlſtichen.

Siebenter Band.

Stuttgart und Tübingen.
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1835.

Universitäts-
München
Bibliothek

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung
in Stuttgart.

Inhalt.

Seite

Phädra. Trauerſpiel von Racine 1

Der Paraſit oder die Kunſt, ſein Glück zu machen. Ein Luſtſpiel. Nach dem Franzöſiſchen. 85

Der Neffe als Onkel. Luſtſpiel in drei Aufzügen. Aus dem Franzöſiſchen des Piccard 193

Nachlaſs.

I. Demetrius 267
II. Warbeck 337
III. Die Malteſer 365
IV. Die Kinder des Hauſes 383

Phädra.

Trauerſpiel von Racine.

Perſonen.

Theſeus, König von Athen.

Phädra, ſeine Gemahlin, Tochter des Minos und der Paſiphae.

Hippolyt, Sohn des Theſeus und der Antiope, Königin der Amazonen.

Aricia, aus dem königlichen Geſchlechte der Pallantiden zu Athen.

Theramen, Erzieher des Hippolyt.

Oenone, Amme und Vertraute der Phädra.

Ismene, Vertraute der Aricia.

Panope, vom Gefolge der Phädra.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Hippolyt. Theramen.

Hippolyt.

Beſchloſſen iſt's, ich gehe, Theramen!
Ich ſcheide von dem lieblichen Trözene;
Nicht länger trag' ich's, müßig hier zu weilen,
In dieſen Zweifeln, die mich ängſtigen.
Sechs Monde weilt mein Vater ſchon entfernt;
Nichts will von ſeinem theuren Haupt verlauten,
Nichts von dem Orte ſelbſt, der ihn verbirgt.

Theramen.

Wohin, o Herr, willſt du ihn ſuchen gehn?
Dich zu beruhigen, durchkreuzt' ich ſchon
Die beiden Meere, die der Iſthmus trennt!
Nach Theſeus fragt' ich an den Ufern, wo
Der Acheron im Todtenreiche ſchwindet;
Elis hab' ich durchſucht, den Tänarus
Ließ ich im Rücken, ja an's Meer ſogar
Bin ich gedrungen, welchem Ikarus

Den Namen gab — Was hoffſt du ferner noch?
In welchen glücklicheren Himmelsſtrichen
Gedenkſt du ſeine Spuren aufzufinden?
Ja, wiſſen wir, ob uns der König nicht
Vorſätzlich ſeinen Aufenthalt verbirgt,
Und, während daß wir für ſein Leben zittern,
Sich ſtill vergnügt in neuen Liebesbanden?

Hippolyt.

Halt, Freund, und ſprich mit Ehrfurcht von dem König!
Unwürd'ge Urſach' hält ihn nicht zurück;
Entſagt hat er dem wilden Recht der Jugend;
Phädra hat ſeinen flücht'gen Sinn gefeſſelt,
Und fürchtet keine Nebenbuhl'rin mehr.
Genug, ich ſuch' ihn, folge meiner Pflicht,
Und fliehe dieſen Ort, der mich beängſtigt.

Theramen.

Wie, Herr, ſeit wann denn fürchteſt du Gefahr
In dieſem ſtillen Land, das deiner Kindheit
So theuer war, wohin du dich ſo gern
Geflüchtet aus dem rauſchenden Athen?
Was kann dich hier bedrohen oder kränken?

Hippolyt.

Freund, jene ſel'gen Tage ſind dahin;
Ein ganz verändert Anſehn hat jetzt Alles,
Seitdem die Götter uns des Minos Tochter
Und der Paſiphae hieher geſandt.

Theramen.

Herr, ich verſteh', ich fühle, was dich drückt.
Dein Kummer iſt es, Phädra hier zu ſehen —
Stiefmütterlich geſinnt, ſah ſie dich kaum,

Gleich übte ſie verderblich ihre Macht;
Dich zu verbannen war ihr erſtes Werk.
Doch dieſer Haß, den ſie dir ſonſt geſchworen,
Iſt ſehr geſchwächt, wenn er nicht ganz verſchwand.
Und welches Unheil kann ein Weib dir bringen,
Das ſtirbt und das entſchloſſen iſt zu ſterben?
Die Unglückſelige wird einem Schmerz
Zum Raub, den ſie mit Eigenſinn verbirgt;
Sie iſt der Sonne müd' und ihres Lebens;
Wie kann ſie gegen dich Verderben ſpinnen?

Hippolyt.

Nicht ihr ohnmächt'ger Haß iſt's, was ich fürchte,
Ganz eine andre Feindin will ich fliehn:
Es iſt Aricia, ich will's geſtehn,
Die letzte jenes unglückſel'gen Stamms,
Der gegen uns feindſelig ſich verſchworen.

Theramen.

Auch du verfolgſt ſie, Herr? Die holde Schweſter
Der wilden Pallantiden, hat ſie je
Der Brüder ſchwarze Meuterei getheilt?
Und könnteſt du die ſchöne Unſchuld haſſen?

Hippolyt.

Wenn ich ſie haßte, würd' ich ſie nicht fliehn.

Theramen.

Herr, wag' ich's, deine Flucht mir zu erklären?
Wärſt du vielleicht der ſtrenge Hippolyt
Nicht mehr, der ſtolze Feind der ſchönen Liebe,
Der muthige Verächter eines Jochs,
Dem Theſeus ſich ſo oft, ſo gern gebeugt?
So lang von dir verachtet, hätte Venus

Des Vaters Ehre nun an dir gerächet?
Sie hätt' in Eine Reihe dich geſtellt
Mit Andern, dich gezwungen, ihr zu opfern?
— Du liebteſt, Herr?

Hippolyt.

Freund, welche Rede wagſt du?
Du, der mein Innres kennt, ſeitdem ich athme,
Verlangſt, daß ich den edlen Stolz verläugne,
Den dieſes freie Herz von je bekannt?
Nicht an der Bruſt der Amazone nur,
Die mich geboren, ſchöpft' ich dieſen Stolz.
Ich ſelbſt, ſobald ich meiner mir bewußt,
Beſtärkte mich in dieſem edlen Triebe.
Du warſt der Freund, der Führer meiner Jugend;
Oft ſprachſt du mir von meines Vaters Thaten;
Du weißt, wie ich dir lauſchte, wie mein Herz
Bei ſeinen edlen Waffenthaten ſchlug —
Wenn du den kühnen Helden mir beſchriebſt,
Wie er der Welt den Herkules erſetzte,
Mit Ungeheuern kämpfte, Räuber ſtrafte,
Wie er den Sinnis, den Prokruſtes ſchlug,
Dem Periphetes ſeine Keul' entrang,
Den Kerkyon beſiegte, mit dem Blut
Des Minotaurus Kreta's Boden färbte.
Doch wenn du auf das minder Rühmliche
Zu reden kamſt, die leichten Liebesſchwüre,
Die oft gelobte und gebrochne Treu —
Wenn du die ſpart'ſche Helena mir nannteſt,
Den Ihrigen entriſſen — Periböa
In ihrem Schmerz zu Salamin verlaſſen —

Und alle die Betrognen ohne Zahl,
Die ſeinen Schwüren allzuleicht geglaubt,
Bis auf den Namen ſelbſt von ihm vergeſſen —
Ariadne, die dem tauben Felſenufer
Sein Unrecht klagt, und Phädra, ihre Schweſter,
Wie ſie, geraubt, doch glücklicher als ſie —
Du weißt, wie peinlich mir bei der Erzählung
Zu Muthe war, wie gern ich ſie verkürzte!
Wie hätt' ich nicht gewünſcht, ſo ſchönem Leben
Die minder würd'ge Hälfte zu erſparen!
Und ſollte ſelbſt mich jetzt gebunden ſeyn?
So tief herunter ließ ein Gott mich ſinken!
Mich, den noch kein erlegter Feind verherrlicht,
Der ſich durch keine Heldentugend noch
Das Recht erkaufte, ſchwach zu ſeyn, wie Theſeus!
Und ſollte dieſes ſtolze Herz empfinden,
Mußt' es Aricia ſeyn, die mich beſiegte?
Vergaß ich ganz in meinem trunknen Wahn
Das Hinderniß, das uns auf ewig trennt?
Verwirft ſie nicht mein Vater? Wehrt mir nicht
Ein ſtreng Geſetz, das feindlich denkende
Geſchlecht der Pallantiden fortzupflanzen?
Auf ewig ſoll's mit ihr vernichtet ſeyn;
In Aufſicht ſoll ſie bleiben bis zum Grab,
Und nie ſoll ihr die Fackel Hymens lodern!
Und böt' ich meinem Vater ſolchen Trotz,
Mit ihrer Hand ihr Recht mir anzufreien?
Zu ſolcher Raſerei riß mich die Jugend —

Theramen (ihm in's Wort fallend).

Ach Herr, wenn deine Stunde kam, ſo fragt

Kein Gott nach unſern Gründen! Theſeus ſelbſt
Schärſt deinen Blick, da er ihn ſchließen will;
Das Herz empört ſich gegen Zwang und ſelbſt
Sein Haß gießt neuen Reiz um die Geliebte.
Warum auch ſchreckt dich eine keuſche Liebe,
Und wenn ſie glücklich macht, mißgönnſt du dir's?
Beſiege doch die ſcheue Furcht! Kann man
Sich auf der Bahn des Herkules verirren!
Wie ſtolze Herzen hat nicht Venus ſchon
Bezähmt! Du ſelbſt, der ihre Macht beſtreitet,
Wo wärſt du, hätt' Antiope dem Trieb
Der Göttin immer ſiegend widerſtanden,
Der Liebe keuſche Flamme nie gefühlt?
Doch, Herr, wozu mit großen Worten prunken?
Geſteh's, du biſt der Vorige nicht mehr!
Schon lang ſieht man dich ſeltener als ſonſt
Stolz und unbändig deinen Wagen lenken,
Und, in der edeln Kunſt Neptuns geübt,
Das wilde Jagdroß an den Zaum gewöhnen.
Viel ſeltener erklingen Forſt und Wald
Von unſerm Jagdruf — ein verborgner Gram
Senkt deiner Blicke feur'ge Kraft zur Erde.
Ja, ja, du liebſt, du glühſt von Liebe! Dich
Verzehrt ein Feuer, Herr, das du verheimlichſt!
Geſteh's, du liebſt Aricien!

Hippolyt.

Ich — reiſe
Und ſuche meinen Vater, Theramen!

Theramen.

Herr, ſiehſt du Phädra nicht, bevor du gehſt?

Hippolyt.

Das iſt mein Vorſatz. Bring' ihr dieſe Nachricht!
Gehn wir zu ihr, weil es die Pflicht ſo will.
— Doch ſieh, was für ein neues Mißgeſchick
Bekümmert ihre zärtliche Oenone?

Zweiter Auftritt.

Hippolyt. Theramen. Oenone.

Oenone.

Ach, welcher Jammer iſt dem meinem gleich!
Herr, meine Königin iſt dem Tode nah!
Vergebens laſſ' ich ſie ſo Nacht als Tag
Nicht aus den Augen — ſie ſtirbt mir in den Armen
An einem Uebel, das ſie mir verhehlt.
In ewiger Zerrüttung iſt ihr Geiſt;
Die Unruh' treibt ſie auf von ihrem Lager;
Sie will in's Freie, will die Sonne ſchauen;
Doch keinem Zeugen will ihr Schmerz begegnen.
— Sie kommt!

Hippolyt.

Ich geh', ich laſſ' ihr ihren freien Raum,
Und ſpar' ihr einen Anblick, den ſie haßt.

(Hippolyt und Theramen gehen ab.)

Dritter Auftritt.

Phädra. Oenone.

Phädra.

Gehn wir nicht weiter, ruhn wir hier, Oenone!
Ich halte mich nicht mehr, die Kräfte ſchwinden,
Mich ſchmerzt des Tages ungewohnter Glanz,
Und meine Kniee zittern unter mir.
Ach!

(Sie ſetzt ſich.)

Oenone.

Große Götter, ſchaut auf unſre Thränen!

Phädra.

Wie dieſe ſchweren Hüllen auf mir laſten,
Der eitle Prunk! Welch ungebetne Hand
Hat dieſe Zöpfe künſtlich mir geflochten,
Mit undankbarer Mühe mir das Haar
Um meine Stirn geordnet? Muß ſich Alles
Verſchwören, mich zu kränken, mich zu quälen?

Oenone.

So iſt ſie ewig mit ſich ſelbſt im Streit!
— Du ſelbſt, o Königin, beſinn' dich doch.
Dein trauriges Beginnen widerrufend,
Haſt unſern Fleiß ermuntert, dich zu ſchmücken.
Du fühlteſt dir noch Kräfte, dich hervor
Zu wagen und der Sonne Licht zu ſehn.
Du ſiehſt es jetzt und haſſeſt ſeinen Strahl!

Phädra.

Glanzvoller Stifter meines traurigen Geſchlechts!

Du, deſſen Enkeltochter ich mich rühme!
Der über meine ſchmähliche Verirrung
Vielleicht erröthet — hoher Sonnengott!
Zum Letztenmale ſeh' ich deine Strahlen.

Oenone.

Weh mir! noch immer nährſt du, Königin,
Den traur'gen Vorſatz und entſagſt dem Leben?

Phädra (ſchwärmeriſch).

O ſäß' ich draußen in der Wälder Grün! —
Wann wird mein Aug' auf der beſtäubten Bahn
Des raſchen Wagens flücht'gen Lauf verfolgen?

Oenone.

Wie, Königin? Was iſt das?

Phädra.

Ach, ich bin
Von Sinnen — Was hab' ich geſagt? — Oenone —
Ich weiß nicht, was ich wünſche, was ich ſage;
Ein Gott hat die Beſinnung mir geraubt —
Fühl' her, wie meine Wange glüht, Oenone!
Zu ſehr verrieth ich meine Schwäche dir,
Und wider Willen ſtürzen mir die Thränen.

Oenone.

Mußt du erröthen, über dieſes Schweigen
Erröthe, über dieſen ſtrafbarn Widerſtand,
Der nur die Stacheln deiner Schmerzen ſchärft!
Willſt du, von unſerm Flehen ungerührt,
Hartnäckig alle Hülfe von dir ſtoßen,
Und rettungslos dein Leben ſchwinden ſehn?
Was für ein Wahnſinn ſetzt ihm vor der Zeit
Ein frühes Ziel? Was für ein Zauber, welch

Ein heimlich Gift macht ſeine Quellen ſtocken?
Dreimal umzog den Himmel ſchon die Nacht,
Seitdem kein Schlummer auf dein Auge ſank,
Und dreimal wich die Finſterniß dem Tag,
Seitdem dein Körper ohne Nahrung ſchmachtet.
Welch gräßlichem Entſchluſſe gibſt du Raum?
Darfſt du mit Frevelmuth dich ſelbſt zerſtören?
Das heißt den Göttern trotzen, iſt Verrath
Am Gatten, dem du Treue ſchwurſt, Verrath
An deinen Kindern, den unſchuld'gen Seelen,
Die du zu hartem Sklavenjoch verdammſt.
Der Tag, der ihre Mutter ihnen raubt,
Bedenk' es, Königin, er gibt dem Sohn
Der Amazone ſeine Hoffnung wieder,
Dem ſtolzen Feinde deines Blutes, ihm,
Dem Fremdling, dieſem Hippolyt —

Phädra.

Ihr Götter!

Oenone.

Ergreift die Wahrheit dieſes Vorwurfs dich?

Phädra.

Unglückliche! Wen haſt du jetzt genannt?

Oenone.

Mit Recht empört ſich dein Gemüth. Mich freut's,
Daß dieſer Unglücksname dich entrüſtet!
Drum lebe! Laſſ' die Liebe, laſſ' die Pflicht
Es dir gebieten! Lebe! Dulde nicht,
Daß dieſer Scythe das verhaßte Joch
Auf deine Kinder lege; der Barbar
Dem ſchönſten Blute Griechenlands gebiete!

Jetzt aber eile — jeder Augenblick,
Den du verſäumſt, bringt näher dich dem Tode —
Verſchieb's nicht länger, die erliegende
Natur zu ſtärken, weil die Lebensflamme
Noch brennt, und noch auf's Neu' ſich läßt entzünden.

Phädra.

Schon allzulang nährt' ich ein ſchuldvoll Daſeyn.

Oenone.

So klagt dein Herz geheimer Schuld dich an?
Iſt's ein Verbrechen, das dich ſo beängſtigt?
Du haſt doch nicht unſchuldig Blut verſpritzt?

Phädra.

Die Hand iſt rein. Wär' es mein Herz, wie ſie!

Oenone.

Und welches Ungeheure ſann dein Herz
Sich aus, das ſolchen Schauder dir erregt?

Phädra.

Genug ſagt' ich. Verſchone mich! Ich ſterbe,
Um das Unſelige nicht zu geſtehen!

Oenone.

So ſtirb! Beharr' auf deinem trotz'gen Schweigen!
Doch dir das Aug' im Tode zu verſchließen,
Such' eine andre Hand! Obgleich dein Leben
Auf deiner Lippe ſchon entfliehend ſchwebt,
Dräng' ich mich doch im Tode dir voran,
Es führen tauſend Steige dort hinab;
Mein Jammer wählt den kürzeſten ſich aus.
Grauſame, wann betrog ich deine Treu?
Vergaßeſt du, wer deine Kindheit pflegte?

Um deinetwillen Freunde, Vaterland
Und Kind verließ? So lohnſt du meiner Liebe?

Phädra.

Was hoffſt du durch dein Flehn mir abzuſtürmen?
Entſetzen wirſt du dich, brech' ich mein Schweigen.

Oenone.

Was kannſt du mir Entſetzlicheres nennen,
Als dich vor meinen Augen ſterben ſehn!

Phädra.

Weiſt du mein Unglück, weiſt du meine Schuld,
Nicht minder ſterb' ich drum, — nur ſchuld'ger ſterb' ich.

Oenone (vor ihr niederfallend).

Bei allen Thränen, die ich um dich weinte,
Bei deinem zitternden Knie, daß ich umfaſſe,
Mach' meinem Zweifel, meiner Angſt ein Ende!

Phädra.

Du willſt es ſo. Steh' auf.

Oenone.

O ſprich, ich höre.

Phädra.

Gott! was will ich ihr ſagen? und wie will ich's?

Oenone.

Mit deinen Zweifeln kränkſt du mich. Vollende!

Phädra.

O ſchwerer Zorn der Venus! Strenge Rache!
Zu welchem Wahnſinn triebſt du meine Mutter!

Oenone.

Sprich nicht davon! Ein ewiges Vergeſſen
Bedecke das unſelige Vergehn!

Phädra.

O Ariadne, Schweſter, welch Geſchick
Hat Liebe dir am öden Strand bereitet!

Oenone.

Was iſt dir? Welcher Wahnſinn treibt dich an,
In allen Wunden deines Stamms zu wühlen?

Phädra.

So will es Venus! Von den Meinen allen
Soll ich, die Letzte, ſoll am tiefſten fallen!

Oenone.

Du liebſt?

Phädra.

Der ganze Wahnſinn raſt in mir.

Oenone.

Wen liebſt du?

Phädra.

Sey auf Gräßliches gefaßt.
Ich liebe — das Herz erzittert mir, mir ſchaudert,
Es heraus zu ſagen — Ich liebe —

Oenone.

Wen?

Phädra.

— Du kennſt ihn,
Den Jüngling, ihn, den ich ſo lang verfolgte,
Den Sohn der Amazone —

Oenone.

Hippolyt?
Gerechte Götter!

Phädra.

Du nannteſt ihn, nicht ich.

Oenone.

Gott! All mein Blut erſtarrt in meinen Adern.
O Jammer! O verbrechenvolles Haus
Des Minos! Unglückſeliges Geſchlecht!
O dreimal unglückſel'ge Fahrt! Daß wir
An dieſem Unglücksufer mußten landen!

Phädra.

Schon früher fing mein Unglück an. Kaum war
Dem Sohn des Egeus meine Treu' verpfändet,
Mein Friede ſchien ſo ſicher mir gegründet,
Mein Glück mir ſo gewiß, da zeigte mir
Zuerſt Athenä meinen ſtolzen Feind.
Ich ſah ihn, ich erröthete, verblaßte
Bei ſeinem Anblick, meinen Geiſt ergriff
Unendliche Verwirrung, finſter ward's
Vor meinen Augen, mir verſagte die Stimme,
Ich fühlte mich durchſchauert und durchflammt;
Der Venus furchtbare Gewalt erkannt' ich
Und alle Qualen, die ſie zürnend ſendet.
Durch fromme Opfer hofft' ich ſie zu wenden,
Ich baut' ihr einen Tempel, ſchmückt' ihn reich,
Ich ließ der Göttin Hekatomben fallen,
Im Blut der Thiere ſucht' ich die Vernunft,
Die mir ein Gott geraubt — Ohnmächtige
Schutzwehren gegen Venus Macht! Umſonſt
Verbrannt' ich köſtlich Rauchwerk auf Altären;
In meinem Herzen herrſchte Hippolyt,
Wenn meine Lippe zu der Göttin flehte.
Ihn ſah ich überall und ihn allein;
Am Fuße ſelbſt der rauchenden Altäre

War Er der Gott, dem ich die Opfer brachte.
Was frommte mir's, daß ich ihn überall
Vermied — O unglückſeliges Verhängniß!
In des Vaters Zügen fand ich ihn ja wieder.
Mit Ernſt bekämpft' ich endlich mein Gefühl;
Ich that Gewalt mir an, ihn zu verfolgen.
Stiefmütterliche Launen gab ich mir,
Den allzutheuren Feind von mir zu bannen.
Ich ruhte nicht, bis er verwieſen ward;
In den Vater ſtürmt' ich ein mit ew'gem Dringen,
Bis ich den Sohn aus ſeinem Arm geriſſen —
Ich athmete nun wieder frei, Oenone,
In Unſchuld floſſen meine ſtillen Tage,
Verſchloſſen blieb in tiefſter Bruſt mein Gram,
Und unterwürfig meiner Gattinpflicht
Pflegt' ich die Pfänder unſrer Unglücksehe!
Verlorne Müh'! O Tücke des Geſchicks!
Mein Gatte bringt ihn ſelbſt mir nach Trözene;
Ich muß ihn wiederſehn, den ich verbannt,
Und neu entbrennt die nie erſtickte Glut.
Kein heimlich ſchleichend Feuer iſt es mehr;
Mit voller Wuth treibt mich der Venus Zorn.
Ich ſchaudre ſelbſt vor meiner Schuld zurück,
Mein Leben haſſ' ich und verdamme mich.
Ich wollte ſchweigend zu den Todten gehn,
Im tiefen Grabe meine Schuld verhehlen —
Dein Flehn bezwang mich, ich geſtand dir Alles,
Und nicht bereuen will ich, daß ich's that,
Wenn du fortan mit ungerechtem Tadel

Die Sterbende verſchonſt, mit eitler Müh'
Mich nicht dem Leben wieder geben willſt.

Vierter Auftritt.

Phädra. Oenone. Panope.

Panope.

Gern, Königin, erſpart' ich dir den Schmerz;
Doch nöthig iſt's, daß du das Aergſte wiſſeſt.
Den Gatten raubte dir der Tod. Dies Unglück
Iſt kein Geheimniß mehr, als dir allein.

Oenone.

Panope, was ſagſt du?

Panope.

Die Königin
Erfleht des Gatten Wiederkehr vergebens.
Ein Schiff, das eben einlief, überbringt
Dem Hippolyt die Kunde ſeines Todes.

Phädra.

O Himmel!

Panope.

Die neue Königswahl theilt ſchon Athen;
Der Eine ſtimmt für deinen Sohn; ein Andrer
Wagt es, den Landesordnungen zum Hohn,
Sich für den Sohn der Fremden zu erklären.
Aricia ſelbſt, der Pallantiden Blut,
Hat einen Anhang — dies wollt' ich dir melden.

Schon rüſtet Hippolyt ſich, abzureiſen,
Und Alles fürchtet, wenn er plötzlich ſich
In dieſer Gährung zeigt, er möchte leicht
Die wankelmüth'gen Herzen an ſich reißen.

Oenone.

Genug, Panope! Die Königin hat es
Gehört, und wird die große Botſchaft nutzen.

(Panope geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Phädra. Oenone.

Oenone.

Gebieterin, ich drang nicht mehr in dich,
Zu leben — Selbſt entſchloſſen, dir zu folgen,
Beſtritt ich deinen tödtlichen Entſchluß
Nicht länger — Dieſer neue Schlag des Unglücks
Gebietet anders und verändert Alles.
— Der König iſt todt, an ſeinen Platz trittſt du.
Dem Sohn, den er dir läßt, biſt du dich ſchuldig.
Dein Sohn iſt König oder Sklav, wie du
Lebſt oder ſtirbſt. Verliert er auch noch dich,
Wer ſoll den ganz Verlaſſenen beſchützen?
Drum lebe! — Aller Schuld biſt du jetzt ledig!
Gemeine Schwäche nur iſt's, was du fühlſt.
Zerriſſen ſind mit Theſeus Tod die Bande,
Die deine Liebe zum Verbrechen machten.

Nicht mehr ſo furchtbar iſt dir Hippolyt;
Du kannſt fortan ihn ohne Vorwurf ſehn.
Er glaubt ſich jetzt von dir gehaßt, und ſtellt
Vielleicht ſich an die Spitze der Empörer;
Reiß' ihn aus ſeinem Wahn, ſuch' ihn zu rühren!
Sein Erbtheil iſt das glückliche Trözen;
Hier iſt Er König; deinem Sohn gehören
Die ſtolzen Mauern der Minervenſtadt.
Euch beiden droht derſelbe Feind Gefahr;
Verbindet euch, Aricia zu bekämpfen!

Phädra.

Wohlan, ich gebe deinen Gründen nach;
Wenn Leben möglich iſt, ſo will ich leben,
Wenn Liebe zu dem hülfberaubten Sohn
Mir die verlorne Kraft kann wieder geben.

Zweiter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Aricia. Ismene.

Aricia.

Er will mich ſehen? Hippolyt? Und hier?
Er ſucht mich und will Abſchied von mir nehmen?
Iſt's wahr, Ismene? täuſcheſt du dich nicht?

Ismene.

Das iſt die erſte Frucht von Theſeus Tod.
Bald ſiehſt du alle Herzen, die die Scheu
Vor ihm entfernt hielt, dir entgegen fliegen.
Aricia hat endlich ihr Geſchick
In ihrer Hand und Alles wird ihr huld'gen.

Aricia.

So wär' es keine unverbürgte Sage?
Ich wäre frei, und meines Feinds entledigt?

Ismene.

So iſt's. Dir kämpft das Glück nicht mehr entgegen;
Theſeus iſt deinen Brüdern nachgefolgt.

Aricia.

Weiß man, durch welch Geſchick er umgekommen?

Jsmene.

Man ſpricht Unglaubliches von ſeinem Tod.
Das Meer, ſagt man, verſchlang den Ungetreuen,
Da er auf's Neue Weiberraub verübt;
Ja, ein Gerücht verbreitet ſich durch's Land,
Er ſey hinabgeſtiegen zu den Todten
Mit ſeinem Freund Pirithous, er habe
Die ſchwarzen Ufer und den Styx geſehen,
Und ſich den Schatten lebend dargeſtellt;
Doch keine Wiederkehr ſey ihm geworden
Vom traur'gen Strand, den man nur Einmal ſieht.

Aricia.

Iſt's glaublich, daß ein Menſch, ein Sterblicher,
In's tiefe Haus der Todten lebend dringe?
Was für ein Zauber denn zog ihn hinab
An dieſes allgefürchtete Geſtade?

Jsmene.

Theſeus iſt todt, Gebieterin! Du biſt's
Allein, die daran zweifelt. Den Verluſt
Beſeufzt Athen. Trözene hat bereits
Den Hippolyt als Herrſcher ſchon erkannt.
Phädra, voll Angſt für ihren Sohn, hält Rath
Hier im Pallaſt mit den beſtürzten Freunden.

Aricia.

Und glaubſt du wohl, daß Hippolyt an mir
Großmüth'ger werde handeln, als ſein Vater?
Daß er die Knechtſchaft mir erleichtern werde,
Von meinem Loos gerührt?

Jsmene.

Ich glaub' es, Fürſtin.

Aricia.

Den ſtolzen Jüngling, kennſt du ihn auch wohl?
Und ſchmeichelſt dir, er werde mich beklagen,
Und ein Geſchlecht, das er verachtet, ehren
In mir allein? Du ſiehſt, wie er mich meidet.

Ismene.

Man ſpricht von ſeinem Stolze viel; doch hab' ich
Den Stolzen gegenüber dir geſehn.
Sein Ruf, geſteh' ich, ſchärfte meine Neugier.
Doch ſchien er mir, als ich ihn wirklich ſah,
Dem Ruf nicht zuzuſagen. Sichtbar war's,
Wie er bei deinem Anblick ſich verwirrte,
Wie er umſonſt die Augen niederſchlug,
Die zärtlich ſchmachtend an den deinen hingen.
Geſteht ſein Stolz nicht ein, daß er dich liebe,
Sein Auge ſpricht's, wenn es ſein Mund nicht ſagt.

Aricia.

O Freundin, wie begierig lauſcht mein Herz
Der holden Rede, die vielleicht mich täuſcht!
Dies Herz, du kennſt es, ſtets von Gram genährt
Und Thränen, einem grauſamen Geſchick
Zum Raub dahingegeben, ſollt' es ſich
Der Liebe eitle Schmerzen noch erträumen?
Die Letzte bin ich übrig vom dem Blut
Des hohen Königs, den die Erde zeugte,
Und ich allein entrann der Kriegeswuth.
Sechs Brüder ſah ich in der Blüthe fallen,
Die Hoffnung meines fürſtlichen Geſchlechts.
Das Schwert vertilgte alle, und die Erde
Trank ungern ihrer Enkelſöhne Blut.

Du weißt, welch ſtreng Geſetz der Griechen Söhnen
Seit jener Zeit verwehrt, um mich zu werben.
Man fürchtet, daß der Schweſter Rachegeiſt
Der Brüder Aſche neu beleben möchte.
Doch weißt du auch, wie dieſes freie Herz
Die feige Vorſicht der Tyrannenfurcht
Verachtete. Der Liebe Feindin ſtets,
Wußt' ich dem König Dank für eine Strenge,
Die meinem eignen Stolz zu Hülfe kam.
— Da hatt' ich ſeinen Sohn noch nicht geſehn!
Nein, denke nicht, daß ſeine Wohlgeſtalt
Mein leicht betrognes Aug' verführt, der Reiz,
Der ihn umgibt, den Jeder an ihm preiſet,
Die Gaben einer gütigen Natur,
Die er verſchmäht und nicht zu kennen ſcheint;
Ganz andre herrlichere Gaben lieb' ich,
Schätz' ich in ihm! — Die hohen Tugenden
Des Vaters, aber frei von ſeinen Schwächen,
Den edeln Stolz der großen Seele lieb' ich,
Der unter Amors Macht ſich nie gebeugt.
Sey Phädra ſtolz auf ihres Theſeus Liebe;
Mir gnügt die leichte Ehre nicht, ein Herz
Zu feſſeln, welches Tauſende gewannen.
Den Muth zu brechen, welchen nichts gebeugt,
Ein Herz zu rühren, welches nie gefühlt,
Den ſtolzen Mann als Siegerin zu feſſeln,
Der nicht begreift, wie ihm geſchieht, umſonſt
Sich einem Joch entwindet, das er liebt,
Das lockt mich an und reizt mich. Mindern Ruhm
Braucht' es, den großen Herkules zu rühren

Als Hippolyt — Viel öfter war der Held
Beſiegt und leichtern Kampfes überwunden.
Doch ach! wie heg' ich ſolchen eiteln Sinn!
Zu ſehr nur, fürcht' ich, widerſteht man mir,
Und bald vielleicht ſiehſt du mich, tief gebeugt,
Den Stolz beweinen, den ich jetzt bewundre.
Er ſollte lieben! Hippolyt! Ich hätte
Sein Herz zu rühren — —

Ismene.

Hör' ihn ſelbſt! Er kommt!

Zweiter Auftritt.

Aricia. Ismene. Hippolyt.

Hippolyt.

Eh' ich von dannen gehe, Königin,
Künd' ich das Loos dir an, das dich erwartet.
Mein Vater ſtarb. Ach, nur zu wahr erklärte ſich
Mein ahnend Herz ſein langes Außenbleiben.
Den edeln Kämpfer konnte nur der Tod
So lange Zeit dem Aug' der Welt verbergen.
Die Götter endlich haben über ihn
Entſchieden, den Gefährten und den Freund,
Den Waffenfreund des herrlichen Alcid.
Dein Haß, ich darf es hoffen, Königin,
Auch gegen Feindes Tugenden gerecht,
Gönnt ihm den Nachruhm gern, den er verdient.

Eins tröſtet mich in meinem tiefen Leid,
Ich kann dich einem harten Joch entreißen;
Den ſchweren Bann, der auf dir lag, vernicht' ich;
Du kannſt fortan frei ſchalten mit dir ſelbſt,
Und in Trözen, das mir zum Loos gefallen,
Auf mich ererbt von Pittheus, meinem Ahn,
Das mich bereits als König anerkannt,
Laſſ' ich dich frei — und freier noch als mich.

Aricia.

Herr, mäß'ge dieſen Edelmuth, der mich
Beſchämt! Mehr, als du denkſt, erſchwerſt du mir
Die Feſſeln, die du von mir nimmſt, wenn du
So große Gunſt an der Gefangnen übſt.

Hippolyt.

Athen iſt noch im Streit, wer herrſchen ſoll;
Es ſpricht von *dir*, nennt *mich*, und Phädra's Sohn.

Aricia.

Von mir?

Hippolyt.

Ich weiß und will mir's nicht verbergen,
Daß mir ein ſtolz Geſetz entgegenſteht.
Die fremde Mutter wird mir vorgeworfen;
Doch hätt' ich meinen Bruder nur zum Gegner,
Nicht wehren ſollte mir's ein grillenhaft
Geſetz, mein gutes Anrecht zu behaupten.
Ein höheres Recht erkenn' ich über mir:
Dir tret' ich ab, vielmehr ich geb' dir wieder
Den Thron, den deine Väter von Erechteus,
Der Erde Sohn, dem Mächtigen, ererbt.
Er kam auf Egeus durch der Kindſchaft Recht;

Athen, durch meinen Vater groß gemacht,
Erkannte freudig dieſen Held zum König,
Und in Vergeſſenheit ſank dein Geſchlecht.
Athen ruft dich in ſeine Mauern wieder;
Genug erlitt es von dem langen Streit;
Genug hinabgetrunken hat die Erde
Des edeln Blutes, das aus ihr entſprang.
Mein Antheil iſt Trözene; Kreta bietet
Dem Sohn der Phädra reichlichen Erſatz;
Dir bleibt Athen! Ich geb' jetzt, um für dich
Die noch getheilten Stimmen zu vereinen.

Aricia.

Erſtaunt, beſchämt von Allem, was ich höre,
Befürcht' ich faſt, ich fürchte, daß ich träume.
Wach' ich und iſt dies alles Wirklichkeit?
Herr, welche Gottheit gab dir's in die Seele?
Wie wahr rühmt dich der Ruf durch alle Welt!
Wie weit noch überflügelt ihn die Wahrheit!
Zu meiner Gunſt willſt du dich ſelbſt berauben?
War es nicht ſchon genug, mich nicht zu haſſen?

Hippolyt.

Ich, Königin, dich haſſen? Was man auch
Von meinem Stolz verbreitet, glaubt man denn,
Daß eine Tigermutter mich geboren?
Und welche Wildheit wär's, welch eingewurzelt
Verſtockter Haß, den nicht dein Anblick zähmte!
Konnt' ich dem holden Zauber widerſtehn?

Aricia (unterbricht ihn).

Was ſagſt du, Herr?

Hippolyt.

Ich bin zu weit gegangen.
Zu mächtig wird es mir — Und weil ich denn
Mein langes Schweigen brach, ſo will ich enden —
So magſt du ein Geheimniß denn vernehmen,
Das dieſe Bruſt nicht mehr verſchließen kann.
— Ja, Königin, du ſiehſt mich vor dir ſtehen,
Ein warnend Beiſpiel tief gefallnen Stolzes.
Ich, der der Liebe trotzig widerſtand,
Der ihren Opfern grauſam Hohn geſprochen,
Und wenn die Andern kämpften mit dem Sturm,
Stets von dem Ufer hoffte zuzuſehn,
Durch eine ſtärk're Macht mir ſelbſt entriſſen,
Erfahr' auch ich nun das gemeine Loos.
Ein Augenblick bezwang mein kühnes Herz;
Die freie ſtolze Seele, ſie empfindet.
Sechs Monde trag' ich ſchon, gequält, zerriſſen
Von Scham und Schmerz, den Pfeil in meinem Herzen.
Umſonſt bekämpf' ich dich, bekämpf' ich mich;
Dich flieh' ich, wo du biſt, dich find' ich, wo du fehlſt;
Dein Bild folgt mir in's Innerſte der Wälder;
Das Licht des Tages und die ſtille Nacht
Muß mir die Reize deines Bildes malen.
Ach, Alles unterwirſt mich dir, wie auch
Das ſtolze Herz dir widerſtand — Ich ſuche
Mich ſelbſt, und finde mich nicht mehr. Zur Laſt
Iſt mir mein Pfeil, mein Wurfſpieß und mein Wagen;
Vergeſſen ganz hab' ich die Kunſt Neptuns!
Mit meinen Seufzern nur erfüll' ich jetzt

Der Wälder Stille; meine müß'gen Roſſe
Vergeſſen ihres Führers Ruf.

(Nach einer Pauſe.)

Vielleicht
Schämſt du dich deines Werks, da du mich hörſt,
Und dich beleidigt meine wilde Liebe?
In welcher rauhen Sprache biet' ich auch
Mein Herz dir an! Wie wenig würdig iſt
Der rohe Sklave ſolcher ſchönen Bande!
Doch eben darum nimm ihn gütig auf!
Ein neu Gefühl, ein fremdes, ſprech' ich aus,
Und ſprech' ich's übel, denke, Königin,
Daß du die Erſte biſt, die mich's gelehrt.

Dritter Auftritt.

Aricia. Iſmene. Hippolyt. Theramen.

Theramen.

Die Königin naht ſich, Herr! Ich eil' ihr vor;
Sie ſucht dich.

Hippolyt.

Mich?

Theramen.

Ich weiß nicht, was ſie will.
Doch eben jetzt hat ſie nach dir geſendet;
Phädra will mit dir ſprechen, eh' du gehſt.

Hippolyt.

Phädra? Was ſoll ich ihr? was kann ſie wollen?

Aricia.

Herr, nicht verſagen kannſt du ihr die Gunſt;
Wie ſehr ſie deine Feindin auch, du biſt
Ein wenig Mitleid ihren Thränen ſchuldig.

Hippolyt.

Du aber gehſt! Du gehſt — und ich ſoll gehen!
Und ohne daß ich weiß, ob du dies Herz —
Ob meine kühne Liebe dich beleidigt? —

Aricia.

Geh', deinen edeln Vorſatz auszuführen!
Erringe mir den Thron Athens! Ich nehme
Aus deinen Händen jegliches Geſchenk;
Doch dieſer Thron, wie herrlich auch, er iſt
Mir nicht die theuerſte von deinen Gaben!

(Geht ab mit Ismenen.)

Vierter Auftritt.

Hippolyt. Theramen.

Hippolyt.

Freund, iſt nun Alles — doch die Königin naht!

(Phädra zeigt ſich im Hintergrunde mit Oenonen.)

Laſſ' Alles ſich zur Abfahrt fertig halten!
Gib die Signale! Eile! Komm zurück

So ſchnell als möglich und erlöſe mich
Von einem widerwärtigen Geſpräch!
(Theramen geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Hippolyt. Phädra. Oenone.

Phädra
(noch in der Tiefe des Theaters).
Er iſt's, Oenone — All' mein Blut tritt mir
An's Herz zurück — Vergeſſen hab' ich Alles,
Was ich ihm ſagen will, da ich ihn ſehe.

Oenone.
Bedenke deinen Sohn, der auf dich hofft.

Phädra
(vortretend, zu Hippolyt).
Man ſagt, o Herr, du willſt uns ſchnell verlaſſen.
Ich komme, meine Thränen mit den deinen
Zu miſchen; ich komme, meines Sohnes wegen
Dir meine bangen Sorgen zu geſtehn.
Mein Sohn hat keinen Vater mehr, und nah'
Rückt ſchon der Tag, der ihm die Mutter raubt.
Von tauſend Feinden ſeh' ich ihn bedroht.
Herr, du allein kannſt ſeine Kindheit ſchützen;
Doch ein geheimer Vorwurf quält mein Herz.
Ich fürchte, daß ich ſelbſt dein Herz verhärtet;

Ich zittre, Herr, daß dein gerechter Zorn
An ihm die Schuld der Mutter möchte ſtrafen.

Hippolyt.

Ich denke nicht ſo niedrig, Königin.

Phädra.

Wenn du mich haßteſt, Herr, ich müßt' es dulden.
Du ſaheſt mich entbrannt auf dein Verderben;
In meinem Herzen konnteſt du nicht leſen.
Geſchäftigt war ich, deinen Haß zu reizen;
Dich konnt' ich nirgends dulden, wo ich war;
Geheim und offen wirkt' ich dir entgegen;
Nicht ruht' ich, bis uns Meere ſelbſt geſchieden.
Selbſt deinen Namen vor mir auszuſprechen,
Verbot ich durch ein eigenes Geſetz.
Und dennoch — wenn an der Beleidigung
Sich Rache mißt, wenn Haß nur Haß erwirbt,
War nie ein Weib noch deines Mitleids werther,
Und keines minder deines Haſſes werth.

Hippolyt.

Es eifert jede Mutter für ihr Kind;
Dem Sohn der Fremden kann ſie ſchwer vergeben.
Ich weiß das alles, Königin. War doch
Der Argwohn ſtets der zweiten Ehe Frucht!
Von jeder Andern hätt' ich gleichen Haß,
Vielleicht noch mehr Mißhandlungen erfahren.

Phädra.

Ach, Herr! wie ſehr nahm mich der Himmel aus
Von dieſer allgemeinen Sinnesart!
Wie ein ganz Andres iſt's, was in mir tobet!

Hippolyt.

Laß, Königin, dich keine Sorge quälen!
Noch lebt vielleicht dein Gatte, und der Himmel
Schenkt unſern Thränen ſeine Wiederkehr.
Beſchützt ihn doch der mächtige Neptun;
Zu ſolchem Helfer fleht man nicht vergebens.

Phädra.

Herr, zweimal ſieht kein Menſch die Todesufer.
Theſeus hat ſie geſehn; darum hoffe nicht,
Daß ihn ein Gott uns wieder ſchenken werde;
Der karge Styx gibt ſeinen Raub nicht her.
— Todt wär' er? Nein, er iſt nicht todt! Er lebt
In dir! Noch immer glaub' ich ihn vor Augen
Zu ſehn! Ich ſpreche ja mit ihm! Mein Herz —
— Ach, ich vergeſſe mich! Herr, wider Willen
Reißt mich der Wahnſinn fort —

Hippolyt.

Ich ſeh' erſtaunt
Die wunderbare Wirkung deiner Liebe.
Theſeus, obgleich im tiefen Grabe, lebt
Vor deinen Augen! Von der Leidenſchaft
Zu ihm iſt deine Seele ganz entzündet.

Phädra.

Ja, Herr, ich ſchmachte, brenne für den Theſeus,
Ich liebe Theſeus, aber jenen nicht,
Wie ihn der ſchwarze Acheron geſehn,
Den flatterhaften Buhler aller Weiber,
Den Frauenräuber, der hinunterſtieg,
Des Schattenkönigs Bette zu entehren,
Ich ſeh' ihn treu, ich ſeh' ihn ſtolz, ja ſelbſt

Ein wenig ſcheu — Ich ſeh' ihn jung und ſchön
Und reizend alle Herzen ſich gewinnen,
Wie man die Götter bildet, ſo wie ich
— Dich ſehe! Deinen ganzen Anſtand hatt' er,
Dein Auge, deine Sprache ſelbſt! So färbte
Die edle Röthe ſeine Heldenwangen,
Als er nach Kreta kam, die Töchter Minos
Mit Lieb' entzündete — Wo warſt du da?
Wie konnt' er ohne Hippolyt die beſten,
Die erſten Helden Griechenlands verſammeln?
O daß du, damals noch zu zarten Alters,
Nicht in dem Schiff mit warſt, das ihn gebracht!
Den Minotaurus hätteſt du getödtet,
Trotz allen Krümmen ſeines Labyrinths.
Dir hätte meine Schweſter jenen Faden
Gereicht, um aus dem Irrgang dich zu führen.
O nein, nein, ich kam ihr darin zuvor!
Mir hätt's zuerſt die Liebe eingegeben,
Ich, Herr, und keine Andre zeigte dir
Den Pfad des Labyrinths. Wie hätt' ich nicht
Für dieſes liebe Haupt gewacht! Ein Faden
War der beſorgten Liebe nicht genug;
Gefahr und Noth hätt' ich mit dir getheilt;
Ich ſelbſt, ich wäre vor dir hergezogen;
In's Labyrinth ſtieg ich hinab mit dir,
Mit dir war ich gerettet oder verloren.

Hippolyt.

Was hör' ich, Götter! Wie? Vergiſſeſt du,
Daß Theſeus dein Gemahl, daß er mein Vater —

Phädra.

Wie kannſt du ſagen, daß ich das vergaß?
Bewahrt' ich meine Ehre denn ſo wenig?

Hippolyt.

Verzeihung, Königin. Schamroth geſteh' ich,
Daß ich unſchuld'ge Worte falſch gedeutet.
Nicht länger halt' ich deinen Anblick aus.
(Will gehen.)

Phädra.

Grauſamer, du verſtandſt mich nur zu gut.
Genug ſagt' ich, die Augen dir zu öffnen.
So ſey es denn! So lerne Phädra kennen
Und ihre ganze Raſerei! Ich liebe.
Und denke ja nicht, daß ich dies Gefühl
Vor mir entſchuld'ge und mir ſelbſt vergebe,
Daß ich mit feiger Schonung gegen mich
Das Gift genährt, das mich wahnſinnig macht.
Dem ganzen Zorn der Himmliſchen ein Ziel,
Haſſ' ich mich ſelbſt noch mehr, als du mich haſſeſt.
Zu Zeugen deß ruf' ich die Götter an,
Sie, die das Feuer in meiner Bruſt entzündet,
Das all den Meinen ſo verderblich war,
Die ſich ein grauſam Spiel damit gemacht,
Das ſchwache Herz der Sterblichen zu verführen.
Ruf' das Vergangne dir zurück! Dich fliehen,
War mir zu wenig. Ich verbannte dich!
Gehäſſig, grauſam wollt' ich dir erſcheinen;
Dir deſto mehr zu widerſtehn, warb ich
Um deinen Haß — Was frommte mir's! Du haßteſt
Mich deſto mehr, ich — liebte dich nicht minder,

Und neue Reize nur gab dir dein Unglück.
In Glut, in Thränen hab' ich mich verzehrt;
Dies zeigte dir ein einz'ger Blick auf mich,
Wenn du den einz'gen Blick nur wollteſt wagen.
— Was ſoll ich ſagen? Dies Geſtändniß ſelbſt,
Das ſchimpfliche, denkſt du, ich thats mit Willen?
Die Sorge trieb mich her für meinen Sohn;
Für ihn wollt' ich dein Herz erflehn — Umſonſt
In meiner Liebe einzigem Gefühl
Konnt' ich von nichts dir reden als dir ſelbſt.
Auf, räche dich und ſtrafe dieſe Flamme,
Die dir ein Gräu'l iſt! Reinige, befreie,
Des Helden werth, der dir das Leben gab,
Von einem ſchwarzen Ungeheu'r die Erde!
Des Theſeus Wittwe glüht für Hippolyt;
Nein, laß ſie deiner Rache nicht entrinnen.
Hier treffe deine Hand, hier iſt mein Herz!
Voll Ungeduld, den Frevel abzubüßen,
Schlägt es, ich fühl' es, deinem Arm entgegen.
Triff! Oder bin ich deines Streichs nicht werth,
Mißgönnt dein Haß mir dieſen ſüßen Tod,
Entehret deine Hand ſo ſchmählich Blut,
Leih mir dein Schwert, wenn du den Arm nicht willſt.
Gib! (Entreißt ihm das Schwert.)

Oenone.

Königin, was machſt du? Große Götter!
Man kommt. O flieh den Blick verhaßter Zeugen!
Komm, folge mir und rette dich vor Schmach!
(Sie führt Phädra ab.)

Sechſter Auftritt.

Hippolyt. Theramen.

Theramen.

Flieht dort nicht Phädra oder wird vielmehr
Gewaltſam fortgezogen? — Herr, was ſetzt
Dich ſo in Wallung? — Ich ſeh' dich ohne Schwert,
Bleich, voll Entſetzen —

Hippolyt.

Fliehn wir, Theramen!
Du ſiehſt mich in dem äußerſten Erſtaunen,
Ich kann mich ſelbſt nicht ohne Grauen ſehn.
Phädra — Doch, große Götter! Nein!
Das Gräßliche bedeck' ein ewig Schweigen!

Theramen.

Willſt du von dannen, das Schiff iſt ſegelfertig;
Doch, Herr, Athen hat ſich bereits erklärt.
Man hat das Volk nach Zünften ſtimmen laſſen!
Dein Bruder hat die Stimmen; Phädra ſiegt!
(Hippolyt macht eine Bewegung des Erſtaunens.)
Ein Herold kommt ſo eben von Athen,
Der ihr den Schluß des Volkes überbringt.
Ihr Sohn iſt König.

Hippolyt.

Phädra! Große Götter!
Ihr kennt ſie! Iſt's der Lohn für ihre Tugend?

Theramen.

Indeß ſchleicht ein Gerücht umher, der König

Sey noch am Leben. Man will ihn in Epirus
Geſehen haben — Aber hab' ich ihn nicht dort
Erfragt, und weiß ich nicht zu gut —

Hippolyt.

Thut nichts.

Man muß auf Alles hören, Nichts verſäumen,
Und forſchen nach der Quelle des Gerüchts.
Verdient es nicht, daß wir die Fahrt einſtellen,
So gehen wir, was es auch koſten mag,
Der Würdigſten das Scepter zuzuwenden!

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Phädra. Oenone.

Phädra.

Hinweg, hinweg! Zu Andern wendet euch
Mit dieſen Ehren, die man auf mich häuft!
Unglückliche, wie kannſt du in mich dringen,
Daß ich mich zeige? O verbirg mich vielmehr!
Ach, nur zu offen hab' ich mich gezeigt,
Mein raſend Wünſchen wagt' ich kund zu geben,
Ich hab' geſagt, was man nie hören ſollte!
— Wie horcht' er auf! Wie lange wußt' er nicht
Ausweichend meiner Rede zu entſchlüpfen!
Wie ſann er nur auf ſchnelle Flucht, und wie
Vermehrte ſein Erröthen meine Scham!
O warum hieltſt du meinen Arm zurück!
Als ich ſein Schwert auf meinen Buſen zückte,
Erblaßt' er nur für mich? Entriß er mir's?
Genug, daß meine Hand daran gerührt;
Ein Gräuel war's in ſeinem Aug', es war
Geſchändet, und entehrte ſeine Hände!

Oenone.

So deinem eiteln Jammer ewig nur
Dahingegeben, nährſt du deine Glut,
Die du erſticken ſollteſt. Wär's nicht beſſer,
Nicht würdiger des Bluts, das in dir fließt,
Dein Herz in edlern Sorgen zu zerſtreuen,
Den Undankbaren, der dich haßt, zu fliehn,
Zu herrſchen und das Scepter zu ergreifen!

Phädra.

Ich herrſchen, ich ein Reich mir unterwerfen,
Und bin nicht Meiſter meiner ſelbſt, und bin
Nicht mächtig meiner Sinne mehr! Ich herrſchen,
Die einer ſchimpflichen Gewalt erliegt,
Die ſtirbt!

Oenone.

So flieh!

Phädra.

Ich kann ihn nicht verlaſſen.

Oenone.

Ihn nicht verlaſſen und verbannteſt ihn!

Phädra.

Es iſt zu ſpät; er weiß nun meine Liebe.
Die Grenze keuſcher Scham iſt überſchritten,
Das ſchimpfliche Geſtändniß iſt gethan,
Hoffnung ſchlich wider Willen in mein Herz.
Und riefſt du ſelbſt nicht meine fliehende Seele
Mit ſchmeichelhaftem Troſteswort zurück?
Du zeigteſt mir verdeckt, ich könnt' ihn lieben.

Oenone.

Dich zu erhalten, ach! was hätt' ich nicht,

Unſchuldig oder ſträflich, mir erlaubt!
Doch wenn du je Beleidigung empfandſt,
Kannſt du vergeſſen, wie der Stolze dich
Verachtete! Wie grauſam höhnend er
Dich nur nicht gar ihm ließ zu Füßen fallen!
Wie machte dieſer Stolz ihn mir verhaßt!
O daß du ihn nicht ſahſt mit meinen Augen!

Phädra.

Oenone, dieſen Stolz kann er verlieren;
Wild iſt er wie der Wald, der ihn erzog,
Er hört, an's rauhe Jagdwerk nur gewohnt,
Zum Erſtenmale jetzt von Liebe reden,
Er ſchwieg wohl gar aus Ueberraſchung nur,
Und Unrecht thun wir ihm mit unſern Klagen.

Oenone.

Bedenk', daß eine Scythin ihn gebar.

Phädra.

Obgleich ſie Scythin war, ſie liebte doch.

Oenone.

Er haßt, du weißt es, unſer ganz Geſchlecht.

Phädra.

So werd' ich keiner Andern aufgeopfert.
— Zur Unzeit kommen alle deine Gründe,
Hilf meiner Leidenſchaft, nicht meiner Tugend!
Der Liebe widerſteht ſein Herz. Laß ſehn,
Ob wir's bei einer andern Schwäche faſſen!
Die Herrſchaft lockt ihn, wie mir ſchien; es zog
Ihn nach Athen; er konnt' es nicht verbergen.
Die Schnäbel ſeiner Schiffe waren ſchon
Herumgekehrt, und alle Segel flogen.

Geh, ſchmeichle ſeiner Ehrbegier, Oenone,
Mit einer Krone Glanz — Er winde ſich
Das Diadem um ſeine Stirne! Mein
Sey nur der Ruhm, daß ich's ihm umgebunden!
Behaupten kann ich meine Macht doch nicht;
Nehm' er ſie hin! Er lehre meinen Sohn
Die Herrſcherkunſt und ſey ihm ſtatt des Vaters!
Mutter und Sohn geb' ich in ſeine Macht.
Geh, laß nichts unverſucht, ihn zu bewegen!
Dich wird er hören, wenn er mich nicht hört.
Dring' in ihn, ſeufze, weine, ſchildre mich
Als eine Sterbende, o ſchäme dich
Auch ſelbſt der Flehensworte nicht! *Was* du
Gut findeſt, ich bekenne mich zu Allem.
Auf dir ruht meine letzte Hoffnung. Geh!
Bis du zurückgekehrt, beſchließ' ich nichts.
(Oenone geht ab.)

Zweiter Auftritt.

Phädra (allein).
Du ſiehſt, in welche Tiefen ich gefallen,
Furchtbare Venus, unverſöhnliche!
Bin ich genug geſunken? Weiter kann
Dein Grimm nicht gehn; vollkommen iſt dein Sieg;
Getroffen haben alle deine Pfeile.
Grauſame, willſt du deinen Ruhm vermehren,

Such' einen Feind, der mehr dir widerſtrebt.
Dich fliehet Hippolyt, er ſpricht dir Hohn,
Und nie hat er ein Knie vor dir gebeugt;
Dein Name ſchon entweiht ſein ſtolzes Ohr.
Räche dich, Göttin! räche mich! Er liebe!
— Doch was iſt das? Du ſchon zurück, Oenone?
Man verabſcheut mich, man will dich gar nicht hören?

Dritter Auftritt.

Phädra. Oenone.

Oenone.

Erſticken mußt du jeglichen Gedanken
An deine Liebe jetzt, Gebieterin!
Sey wieder ganz du ſelbſt! Ruf' deine Tugend
Zurück! Der König, den man todt geglaubt,
Er wird ſogleich vor deinen Augen ſtehn.
Theſeus iſt angelangt! Theſeus iſt hier!
Entgegen ſtürzt ihm alles Volk — Ich ging,
Wie du befahlſt, den Hippolyt zu ſuchen,
Als tauſend Stimmen plötzlich himmelan —

Phädra.

Mein Gatte lebt, Oenone! Mir genug!
Ich habe eine Leidenſchaft geſtanden,
Die ihn beſchimpft. Er lebt. Es braucht nichts weiter.

Oenone.

Wie, Königin?

Phädra.

Ich ſagte dir's vorher,
Du aber hörteſt nicht; mit deinen Thränen
Beſiegteſt du mein richtiges Gefühl:
Noch heute früh ſtarb ich der Thränen werth;
Ich folgte deinem Rath, und ehrlos ſterb' ich.

Oenone.

Du ſtirbſt?

Phädra.

Ihr Götter! was hab' ich gethan!
Mein Gemahl wird kommen und ſein Sohn mit ihm.
Ich werd' ihn ſehn, wie er in's Aug' mich faßt,
Der furchtbare Vertraute meiner Schuld,
Wie er drauf Achtung gibt, mit welcher Stirn
Ich ſeinen Vater zu emfangen wage!
Das Herz von Seufzern ſchwer, die Er verachtet,
Das Aug' von Thränen feucht, die Er verſchmäht:
Und glaubſt du wohl, Er, ſo voll Zartgefühl,
So eiferſüchtig auf des Vaters Ehre —
Er werde meiner ſchonen? Den Verrath
An ſeinem Vater, ſeinem König, dulden?
Wird er auch ſeinem Abſcheu gegen mich
Gebieten können? Ja, und ſchwieg' er auch!
Oenone, ich weiß meine Schuld, und nicht
Die Kecke bin ich, die, ſich im Verbrechen
In ſanfte Ruh' einwiegend, aller Scham
Mit eherner Stirne, nie erröthend, trotzte.
Mein Unrecht kenn' ich, es ſteht ganz vor mir.
Schon ſeh' ich dieſe Mauern, dieſe Bogen
Sprache bekommen, und, mich anzuklagen

Bereit, des Gatten Ankunft nur erwarten,
Furchtbares Zeugniß gegen mich zu geben!
— Nein, laß mich ſterben! Dieſen Schreckniſſen
Entziehe mich der Tod — er ſchreckt mich nicht!
Mich ſchreckt der Name nur, den ich verlaſſe,
Ein gräßlich Erbtheil meinen armen Kindern!
Die Abkunft von dem Zeus erhebt ihr Herz;
Der Mutter Schuld wird ſchwer auf ihnen laſten.
Oenone, mit Entſetzen denk' ich es:
Erröthen werden ſie, wenn man mich nennt,
Und wagen's nicht, die Augen aufzuſchlagen.

Oenone.

Das wird gewiß geſchehen; zweifle nicht!
O wahrlich, nie war eine Furcht gerechter.
Doch warum willſt du ſie der Schmach bloß ſtellen?
Warum dich ſelbſt anklagen? — Ach, es iſt
Um uns geſchehen! Phädra, hör' ich ſagen,
Bekennt ſich ſchuldig! Phädra trägt ihn nicht
Den furchtbarn Anblick des verrathnen Gatten.
Wie glücklich iſt dein Feind, daß du ihm ſelbſt
Gewonnen gibſt auf Koſten deines Lebens!
Was werd' ich ihm antworten, wenn er nun
Als Kläger auftritt? Ach, ich muß verſtummen!
Er aber wird ſich ſeines gräßlichen
Triumphs mit Uebermuth erfreun, und Jedem,
Der's hören will, von deiner Schmach erzählen.
Eh' dies geſchieht, zerſchmettre mich der Blitz!
— Sag' mir die Wahrheit! Iſt er dir noch theuer?
Mit welchem Auge ſiehſt du jetzt den Stolzen?

Phädra.

Ein Ungeheuer iſt er in meinen Augen.

Oenone.

Warum den leichten Sieg ihm alſo laſſen?
Du fürchteſt ihn — So wag' es, ihn zuerſt
Der Schuld, die er dir vorwirfſt, anzuklagen.
Wer kann dich Lügen ſtrafen? Alles verdammt ihn.
Sein Schwert, zum Glück in deiner Hand gelaſſen,
Dein jetz'ger Schrecken, dein bisher'ger Gram,
Die vorgefaßte Meinung ſeines Vaters,
Und deine frühern Klagen über ihn,
Auch dies, daß du ſchon einmal ihn verbannt —

Phädra.

Ich ſoll die Unſchuld unterdrücken, läſtern?

Oenone.

Mir iſt an deinem Schweigen ſchon genug.
Ich zittre, ſo wie du; auch *mein* Gewiſſen
Regt ſich und tauſend Tode ſtürb' ich lieber!
Doch ohne dieſes Mittel der Verzweiflung
Verlier' ich dich! Es gilt zu hohen Preis!
So weiche jedes Andre deinem Leben!
— Ich werde reden — Theſeus, glaube mir,
Wenn mein Bericht ihn aufgereizt, wird ſich
Mit der Verbannung ſeines Sohns begnügen;
Ein Vater bleibt auch Vater noch im Strafen!
Doch müßt' auch ſelbſt das Blut der Unſchuld fließen;
Dein Ruf ſteht auf dem Spiel, es gilt die Ehre:
Der muß man Alles opfern, auch die Tugend.
Man kommt. Ich ſehe Theſeus.

Phädra.

Wehe mir!
Ich ſehe Hippolyt. Ich leſe ſchon
In ſeinen ſtolzen Blicken mein Verderben.
— Thu', was du willſt! Dir überlaſſ' ich mich;
In meiner Angſt kann ich mir ſelbſt nicht rathen.

Vierter Auftritt.

Phädra. Oenone. Theſeus. Hippolyt. Theramen.

Theſeus.

Das Glück iſt mit mir ausgeſöhnt, Gemahlin!
Es führt in deine Arme —

Phädra.

Theſeus, halt!
Entweihe nicht die zärtlichen Gefühle!
Nicht mehr verdien' ich dieſe Liebeszeichen.
Du biſt beſchimpft. Das neidiſche Glück verſchonte,
Seitdem du fern warſt, deine Gattin nicht,
Ich bin nicht werth, dir fernerhin zu nahn,
Und gehe, mich auf ewig zu verbergen.

(Geht ab mit Oenonen.)

Fünfter Auftritt.

Theſeus. Hippolyt. Theramen.

Theſeus.

Wie? Welch ein ſeltſamer Empfang? — Mein Sohn?

Hippolyt.

Phädra mag das Geheimniß dir erklären.
Doch wenn mein Flehn was über dich vermag,
Erlaub', o Herr, daß ich ſie nicht mehr ſehe.
Laß den erſchrocknen Hippolyt den Ort,
Wo deine Gattin lebt, auf ewig meiden.

Theſeus.

Verlaſſen willſt du mich, mein Sohn?

Hippolyt.

Ich ſuchte
Sie nicht! Du brachteſt ſie an dieſe Küſte!
Du warſt es ſelbſt, o Herr, der mir beim Scheiden
Aricien und die Königin anvertraut,
Ja mich zum Hüter über ſie beſtellt.
Was aber könnte nun mich hier noch halten?
Zu lange ſchon hat meine müß'ge Jugend
Sich an dem ſcheuen Wilde nur verſucht.
Wär's nun nicht Zeit, unwürd'ge Ruhe fliehend,
Mit edlerm Blute mein Geſchoß zu färben?
Noch hatteſt du mein Alter nicht erreicht,
Und manches Ungeheuer fühlte ſchon
Und mancher Räuber deines Armes Schwere.
Des Uebermuthes Rächer, hatteſt du
Das Ufer zweier Meere ſchon geſichert;

Der Wanderer zog ſeine Straße frei,
Und Herkules, als er von dir vernahm,
Fing an, von ſeiner Arbeit auszuruhn.
Doch ich, des Helden unberühmter Sohn,
That es noch nicht einmal der Mutter gleich!
O gönne, daß mein Muth ſich endlich zeige,
Und wenn ein Ungeheuer dir entging,
Daß ich's beſiegt zu deinen Füßen lege;
Wo nicht, durch einen ehrenvollen Tod
Mich aller Welt als deinen Sohn bewähre.

Theſeus.

Was muß ich ſehen? Welch ein Schreckniß iſt's,
Das ringsum ſich verbreitend all die Meinen
Zurück aus meiner Nähe ſchreckt? Kehr' ich
So ungewünſcht und ſo gefürchtet wieder,
Warum, ihr Götter, erbracht ihr mein Gefängniß?
— Ich hatte einen einz'gen Freund. Die Gattin
Wollt' er dem Herrſcher von Epirus rauben,
Von blinder Liebeswuth bethört. Ungern
Bot ich zum kühnen Frevel meinen Arm;
Doch zürnend nahm ein Gott uns die Beſinnung.
Mich überraſchte wehrlos der Tyrann;
Den Waffenbruder aber, meinen Freund,
Perithous — o jammervoller Anblick! —
Mußt' ich den Tigern vorgeworfen ſehn,
Die der Tyrann mit Menſchenblute nährte.
Mich ſelbſt ſchloß er in eine finſtre Gruft,
Die, ſchwarz und tief, an's Reich der Schatten grenzte.
Sechs Monde hatt' ich hülflos hier geſchmachtet;
Da ſahen mich die Götter gnädig an;

Das Aug' der Hüter wußt ich zu betrügen;
Ich reinigte die Welt von einem Feind,
Den eignen Tigern gab ich ihn zur Speiſe.
Und jetzo, da ich fröhlich heimgekehrt,
Und, was die Götter Theures mir gelaſſen,
Mit Herzensfreude zu umfaſſen denke —
Jetzt, da die Seele ſich nach langem Durſt
An dem erwünſchten Anblick laben will —
Iſt mein Empfang Entſetzen, Alles flieht mich,
Entzieht ſich meiner liebenden Umarmung,
Ja, und ich ſelbſt, von dieſem Schrecken an-
Geſteckt, der von mir ausgeht, wünſche mich
Zurück in meinen Kerker von Epirus.
— Sprich! Phädra klagt, daß ich beleidigt ſey.
Wer verrieth mich? Warum bin ich nicht gerächet?
Hat Griechenland, dem dieſer Arm ſo oft
Gedient, Zuflucht gegeben dem Verbrecher?
Du gibſt mir nichts zur Antwort. Sollteſt du's,
Mein eigner Sohn, mit meinen Feinden halten?
— Ich geh' hinein. Zu lang' bewahr' ich ſchon
Den Zweifel, der mich niederdrückt. Auf einmal
Will ich den Frevel und den Frevler kennen.
Von dieſem Schrecken, den ſie blicken läßt,
Soll Phädra endlich Rechenſchaft mir geben.

(Geht ab.)

Sechster Auftritt.

Hippolyt. Theramen.

Hippolyt.

Was wollte ſie mit dieſen Worten ſagen,
Die mich durchſchauerten? Will ſie vielleicht,
Ein Raub jedwedes äußerſten Gefühls,
Sich ſelbſt anklagen und ſich ſelbſt verderben?
Was wird der König ſagen, große Götter!
Wie ſchwer verfolgt die Liebe dieſes Haus!
Ich ſelbſt, ganz einer Leidenſchaft zum Raube,
Die er verdammt; wie hat mich Theſeus einſt
Geſehen und wie findet er mich wieder?
Mir trüben ſchwarze Ahnungen den Geiſt;
Doch Unſchuld hat ja Böſes nicht zu fürchten.
— Gehn wir, ein glücklich Mittel auszuſinnen,
Wie wir des Vaters Liebe wieder wecken,
Ihm eine Leidenſchaft geſtehn, die er
Verfolgen kann, doch nimmermehr erſchüttern.

* * *

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Theſeus. Oenone.

Theſeus.

Was hör' ich! Götter! ſolchen Angriff wagte
Ein Raſender auf ſeines Vaters Ehre!
Wie hart verfolgſt du mich, ergrimmtes Schickſal!
Ich weiß nicht, was ich ſoll, nicht, was ich bin!
O wird mir ſolcher Dank für meine Liebe?
Fluchwerthe That! Verdammliches Erkühnen!
Und ſeiner wilden Luſt genug zu thun,
Erlaubte ſich der Freche gar Gewalt!
Erkannt hab' ich's, das Werkzeug ſeiner Wuth,
Dies Schwert, zu edlerm Dienſt ihm umgehangen;
Nicht hielt ihn ſelbſt die heil'ge Scheu des Bluts!
Und Phädra ſäumte noch, ihn anzuklagen,
Und Phädra ſchwieg und ſchonte des Verräthers.

Oenone.

Des unglückſel'gen Vaters ſchonte Phädra.
Vom Angriff dieſes Wüthenden beſchämt
Und dieſer frevelhaften Glut, die ſie

Schuldlos entzündet, wollte Phädra ſterben.
Schon zuckte ſie die mörderiſche Hand,
Das ſchöne Licht der Augen auszulöſchen;
Da fiel ich ihr in den erhobnen Arm,
Ja, ich allein erhielt ſie deiner Liebe.
Und jetzt, o Herr, von ihrem großen Leiden,
Von deiner Furcht gerührt, entdeckt' ich dir,
Ich that's nicht gern, die Urſach' ihrer Thränen.

Theſeus.

Wie er vor mir erblaßte, der Verräther!
Er konnte mir nicht ohne Zittern nahn!
Ich war erſtaunt, wie wenig er ſich freute!
Sein froſtiger Empfang erſtickte ſchnell
Die frohe Wallung meiner Zärtlichkeit.
— Doch dieſer Liebe frevelhafte Glut,
O ſprich, verrieth ſie ſich ſchon in Athen?

Oenone.

Denk' an die Klagen meiner Königin,
O Herr! Aus einer frevelhaften Liebe
Entſprang ihr ganzer Haß.

Theſeus.

Und dieſe Liebe
Entflammte ſich von Neuem in Trözene?

Oenone.

Herr, Alles was geſchehen, ſagt' ich dir! —
Zu lang' ließ ich die Königin allein
In ihrem Schmerz; erlaube, daß ich dich
Verlaſſe, Herr, und meiner Pflicht gehorche.

(Oenone geht ab.)

Zweiter Auftritt.

Theſeus. Hippolyt.

Theſeus.

Da iſt er! Götter! Dieſer edle Anſtand!
Welch Auge würde nicht davon getäuſcht!
Darf auf der frechen Stirn des Ehebruchs
Die heilige Majeſtät der Tugend leuchten?
Wär' es nicht billig, daß der Schalk im Herzen
Durch äußre Zeichen ſich verkündete?

Hippolyt.

Herr, darf ich fragen, welche düſtre Wolke
Dein königliches Angeſicht umſchattet?
Darfſt du es deinem Sohne nicht vertrau'n!

Theſeus.

Darfſt du, Verräther, mir vor's Auge treten?
Ungeheuer, das der Blitz zu lang verſchont!
Unreiner Ueberreſt des Raubgezüchts,
Von dem mein tapfrer Arm die Welt befreite!
Nachdem ſich deine frevelhafte Glut
Bis zu des Vaters Bette ſelbſt verwogen,
Zeigſt du mir frech noch dein verhaßtes Haupt?
Hier an dem Ort, der deine Schande ſah,
Darfſt du dich zeigen, und du wendeſt dich
Nicht fremden fernen Himmelsſtrichen zu,
Wo meines Namens Schall nie hingedrungen?
Entflieh, Verräther! Reize nicht den Grimm,
Den ich mit Müh' bezwinge — Schwer genug
Büß' ich dafür mit ew'ger Schmach, daß ich

So frevelhaftem Sohn das Leben gab;
Nicht auch dein Tod ſoll mein Gedächtniß ſchänden
Und ſchwärzen meiner Thaten Glanz — Entflieh!
Und willſt du nicht, daß eine ſchnelle Rache
Dich den Frevlern, die ich ſtrafte, beigeſelle,
Gib Acht, daß dich das himmliſche Geſtirn,
Das uns erleuchtet, den verwegnen Fuß
Nie mehr in dieſe Gegend ſetzen ſehe!
Entfliehe, ſag' ich, ohne Wiederkehr!
Reiß dich von dannen! Fort und reinige
Vom Gräuel deines Anblicks meine Staaten!
— Und du, Neptun, wenn je mein Arm dein Ufer
Von Raubgeſindel ſäuberte, gedenk',
Wie du mir einſt zu meiner Thaten Lohn
Gelobt, mein erſtes Wünſchen zu erhören!
Nicht in dem Drang der langen Kerkernoth
Erfleht' ich dein unſterbliches Vermögen;
Ich geizte mit dem Wort, das du mir gabſt;
Der dringenderen Noth ſpart' ich dich auf.
Jetzt fleh' ich dich, Erſchütterer der Erde,
Räch' einen Vater, der verrathen iſt!
Hin geb' ich dieſen Frevler deinem Zorn.
Erſtick in ſeinem Blut ſein frech Gelüſten!
An deinem Grimm laß deine Hand mich kennen!

Hippolyt.

Phädra verklagt mich einer ſtrafbarn Lieb'!
Dies Uebermaaß des Gräu'ls ſchlägt mich zu Boden.
So viele Schläge, unvorgeſehn, auf Einmal,
Zerſchmettern mich und rauben mir die Sprache!

Theſeus.

Verräther, dachteſt du, es werde Phädra
In feiges Schweigen deine Schuld begraben,
So mußteſt du beim Fliehen nicht das Schwert,
Das dich verdammt, in ihren Händen laſſen
Du mußteſt, deinen Frevel ganz vollendend,
Mit Einem Streich ihr Stimm' und Leben rauben.

Hippolyt.

Mit Recht entrüſtet von ſo ſchwarzer Lüge,
Sollt' ich die Wahrheit hier vernehmen laſſen;
Doch, Herr, ich unterdrücke ein Geheimniß,
Das dich betrifft, aus Ehrfurcht unterdrück' ich's.
Du, billige das Gefühl, das mir den Mund
Verſchließt, und, ſtatt dein Leiden ſelbſt zu mehren,
Prüfe mein Leben! Denke, wer ich bin!
Vor großen Freveln gehen andre ſtets
Vorher; wer Einmal aus den Schranken trat,
Der kann zuletzt das Heiligſte verletzen.
Wie die Tugend, hat das Laſter ſeine Grade!
Nie ſah man noch unſchuld'ge Schüchternheit
Zu wilder Frechheit plötzlich übergehn.
Ein Tag macht keinen Mörder, keinen Schänder
Des Bluts aus einem tugendhaften Mann.
An einer Heldin keuſcher Bruſt genährt,
Hab' ich den reinen Urſprung nicht verläugnet;
Aus ihrem Arm hat Pittheus mich empfangen,
Der fromm vor allen Menſchen ward geachtet;
Ich möchte mich nicht ſelbſt zu rühmlich ſchildern;
Doch, iſt mir ein'ge Tugend zugefallen,
So denk' ich, Herr, der Abſcheu eben war's

Vor dieſen Gräueln, deren man mich zeiht,
Was ich von je am lauteſten bekannt.
Den Ruf hat Hippolyt bei allen Griechen!
Selbſt bis zur Rohheit trieb ich dieſe Tugend;
Man kennt die Härte meines ſtrengen Sinns;
Nicht reiner iſt das Licht als meine Seele,
Und ein ſtrafbares Feuer ſollt' ich nähren?

Theſeus.

Ja, eben dieſer Stolz, o Schändlicher,
Spricht dir das Urtheil! Deines Weiberhaſſes
Verhaßte Quelle liegt nunmehr am Tag.
Nur Phädra rührte dein verkehrtes Herz,
Und fühllos war es für erlaubte Liebe.

Hippolyt

Nein, nein, mein Vater, dieſes Herz — nicht länger
Verberg' ich dir's — nicht fühllos war dies Herz
Für keuſche Liebe! Hier zu deinen Füßen
Bekenn' ich meine wahre Schuld — Ich liebe,
Mein Vater, liebe gegen dein Verbot!
Aricia hat meinen Schwur; — ſie iſt's,
Pallantes Tochter, die mein Herz beſiegte,
Sie bet' ich an, nur ſie, wie ſehr ich auch,
Herr, dein Gebot verletze, kann ich lieben.

Theſeus.

Du liebſt ſie! — Nein, der Kunſtgriff täuſcht mich nicht.
Du gibſt dich ſtrafbar, um dich rein zu waſchen.

Hippolyt.

Herr, ſeit ſechs Monden meid' ich — lieb' ich ſie!
Ich kam mit Zittern, dies Geſtändniß dir
Zu thun —

(Da Theſeus ſich mit Unwillen abwendet.)
Weh mir! Kann nichts dich überzeugen?
Durch welche gräßliche Betheurungen
Soll ich dein Herz beruhigen — So möge
Der Himmel mich, ſo mögen mich die Götter —

Theſeus.

Mit Meineid hilft ſich jeder Böſewicht.
Hör' auf! Hör' auf, mit eitlem Wortgepräng
Mir deine Heucheltugend vorzurühmen.

Hippolyt.

Erheuchelt ſcheint ſie dir. Phädra erzeigte mir
In ihrem Herzen mehr Gerechtigkeit.

Theſeus.

Schamloſer, deine Frechheit geht zu weit!

Hippolyt.

Wie lang' ſoll ich verbannt ſeyn und wohin?

Theſeus.

Und gingſt du weiter als bis Herkuls Säulen,
Noch glaubt' ich dem Verräther mich zu nah.

Hippolyt.

Beladen mit ſo gräßlichem Verdacht,
Wo find' ich Freunde, die mir Mitleid ſchenken,
Wenn mich ein Vater von ſich ſtößt?

Theſeus.

Geh hin!
Geh, ſuche dir Freunde, die den Ehbruch ehren,
Blutſchande loben, ſchändliche, pflichtloſe
Verräther ohne Schamgefühl und Ehre,
Werth, einen Schändlichen, wie du, zu ſchützen!

Hippolyt.

Du ſprichſt mir immerfort von Ehebruch,
Von — doch ich ſchweige. Aber Phädra ſtammt
Von einer Mutter — Phädra iſt erzeugt
Aus einem Blut, du weißt es, das vertrauter
Mit ſolchen Gräueln iſt, als meines!

Theſeus.

Ha!
So weit darf deine Frechheit ſich vergeſſen
Mir in das Angeſicht? Zum Leztenmal!
Aus meinen Augen! Geh hinaus, Verräther!
Erwarte nicht, daß ich in Zorneswuth
Dich mit Gewalt von hinnen reißen laſſe!

(Hippolyt geht ab.)

Dritter Auftritt.

Theſeus (allein).

Geh, Elender! Du gehſt in dein Verderben!
Denn bei dem Fluß, den ſelbſt die Götter ſcheuen,
Gab mir Neptun ſein Wort und hält's. Dir folgt
Ein Rachedämon, dem du nicht entrinnſt.
— Ich liebte dich, und fühle zum Voraus
Mein Herz bewegt, wie ſchwer du mich auch kränkteſt.
Doch zu gerechte Urſach' gabſt du mir,
Dich zu verdammen — Nein gewiß, nie ward
Ein Vater mehr beleidigt — Große Götter,

Ihr ſeht den Schmerz, der mich zu Boden drückt!
Konnt' ich ein Kind ſo ſchlimmer Art erzeugen?

Vierter Auftritt.

Phädra. Theſeus.

Phädra.

Ich komm', o Herr, von Schrecken hergetrieben,
Die Stimme deines Zorns drang in mein Ohr;
Der Drohung, fürcht' ich, folgte raſch die That.
O wenn's noch Zeit iſt, ſchone deines Bluts!
Ich fleh' dich drum — Erſpare mir den Gräuel,
Daß es um Rache ſchreie wider mich.
O gib mich nicht dem ew'gen Schmerz zum Raub,
Daß ich den Sohn durch Vaters Hand gemordet!

Theſeus.

Nein, Phädra, meine Hand befleckte ſich
Mit meinem Blute nicht! Dennoch iſt mir
Der Frevler nicht entwiſcht. Mit ſeiner Rache
Wird eine Götterhand beſchäftigt ſeyn.
Neptun iſt mir ſie ſchuldig. Sey gewiß:
Du wirſt gerächt!

Phädra.

Neptun iſt ſie dir ſchuldig!
Was? Hätteſt du den Gott in deinem Zorn —

Theſeus.

Wie? Fürchteſt du, daß mich der Gott erhöre?

O theile vielmehr mein gerechtes Flehn!
In aller Schwärze zeig' mir ſeine Schuld!
Erhitze meinen allzuträgen Zorn!
Du kenneſt ſeine Frevel noch nicht alle.
Der Wüthende, er wagt's noch, dich zu ſchmähn;
Dein Mund ſey voll Betrugs. Aricia habe
Sein Herz und ſeine Treu'. Er liebe ſie.

Phädra.

Was?

Theſeus.

Er behauptet's mir in's Angeſicht!
Doch ſolchen Kunſtgriff weiß ich zu verachten.
Schaff' uns, Neptun, nur ſchnell Gerechtigkeit!
Ich gehe ſelbſt, in ſeinem Tempel ihn
An ſein unſterblich Götterwort zu mahnen.

(Er geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Phädra (allein).

Er geht — Welch eine Rede traf mein Ohr!
Welch kaum erſticktes Feuer zündet ſich
Auf's Neu' in meinem Herzen an! O Schlag
Des Donners, der mich trifft! Unſel'ge Nachricht!
Ich flog hieher, ganz Eifer, ſeinen Sohn
Zu retten; mit Gewalt entriß ich mich
Den Armen der erſchrockenen Oenone;

Die Stimme des Gewiſſens wollte ſiegen;
Wer weiß, wohin die Reue mich geführt!
Vielleicht ging ich ſo weit, mich anzuklagen.
Vielleicht, wenn man in's Wort mir nicht gefallen,
Entwiſchte mir die fürchterliche Wahrheit.
— Gefühl hat Hippolyt und keins für mich!
Aricia hat ſein Herz und ſeine Schwüre!
Ihr Götter, da der Undankbare ſich
Mir gegenüber mit dem ſtolzen Blick,
Mit dieſer ſtrengen Stirn bewaffnete,
Da glaubt' ich ihn der Liebe ganz verſchloſſen,
Gleich unempfindlich für mein ganz Geſchlecht,
Und eine Andre doch wußt' ihn zu rühren!
Vor ſeinem Stolz fand eine Andre Gnade!
Vielleicht hat er ein leicht zu rührend Herz;
Nur ich bin ſeinen Augen unerträglich!
Und ich bemühe mich, ihn zu vertheidigen!

Sechster Auftritt.

Phädra. Oenone.

Phädra.

O weißt du, was ich jetzt vernahm, Oenone?

Oenone.

Nein, aber zitternd komm' ich her; ich will's
Nicht läugnen. Mich erſchreckte der Entſchluß,
Der dich heraus geführt. Ich fürchtete,

Du möchteſt dich im blinden Eifer ſelbſt
Verrathen.

Phädra.

Ach, wer hätt's geglaubt, Oenone!
Man liebte eine Andre!

Oenone.

Wie? Was ſagſt du?

Phädra.

Hippolyt liebt! Ich kann nicht daran zweifeln.
Ja, dieſer ſcheue Wilde, den die Ehrfurcht
Beleidigte, der Liebe zärtlich Flehn
Verſcheuchte, dem ich niemals ohne Furcht
Genaht, der wilde Tiger iſt gebändigt;
Aricia fand den Weg zu ſeinem Herzen.

Oenone.

Aricia!

Phädra.

O nie gefühlter Schmerz!
Zu welcher neuen Qual ſpart' ich mich auf!
Was ich erlitten bis auf dieſen Tag,
Die Furcht, die Angſt, die Raſereien alle
Der Leidenſchaft, der Wahnſinn meiner Liebe,
Des innern Vorwurfs grauenvolle Pein,
Die Kränkung ſelbſt, die unerträgliche,
Verſchmäht zu ſeyn, es war ein Anfang nur
Der Folterqualen, die mich jetzt zerreißen.
Sie lieben ſich! Durch welches Zaubers Macht
Vermochten ſie's, mein Auge ſo zu täuſchen?
Wie ſahn ſie ſich? Seit wann? An welchem Ort?
Du wußteſt drum; wie ließeſt du's geſchehn,

Und gabſt mir keinen Wink von ihrer Liebe?
Sah man ſie oft ſich ſprechen, und ſich ſuchen?
Der dunkle Wald verbarg ſie? — Wehe mir!
Sie konnten ſich in voller Freiheit ſehn:
Der Himmel billigte ihr ſchuldlos Lieben;
Sie folgten ohne Vorwurf, ohne Furcht
Dem ſanften Zug der Herzen. Hell und heiter
Ging jedes Tages Sonne für ſie auf!
Und ich, der traur'ge Auswurf der Natur,
Verbarg mich vor dem Licht; der einz'ge Gott,
Den ich zu rufen wagte, war der Tod.
Ihn ſah ich ſchon mit ſchnellen Schritten nahn;
Mit Thränen nährt' ich mich, mit bitterm Gram,
Und ſelbſt in meinen Thränen durft' ich nicht
Nach Herzenswunſche mich erſättigen!
Vom Blick der Neugier allzuſcharf bewacht,
Genoß ich zitternd dieſe traur'ge Luſt;
Ja, oft mußt' ich ſie gänzlich mir verſagen,
Und unter heitrer Stirn den Gram verbergen.

Oenone.

Was hoffen ſie für Frucht von ihrer Liebe?
Sie werden nie ſich wiederſehn!

Phädra.

Sie werden
Sich ewig lieben! Jetzt, indem ich rede,
Verlachen ſie, o tödtender Gedanke!
Den ganzen Wahnſinn meiner Liebeswuth!
Umſonſt verbannt man ihn; ſie ſchwören ſich's
Mit tauſend Schwüren, nie ſich zu verlaſſen.
Nein, ich ertrag's nicht, dieſes Glück zu ſehn,

Oenone, das mir Hohn ſpricht — Habe Mitleid
Mit meiner eiferſücht'gen Wuth! Aricia
Muß fallen! Man muß den alten Haß des Königs
Erregen wider dies verhaßte Blut!
Nicht leicht ſoll ihre Strafe ſeyn; die Schweſter
Hat ſchwerer ſich vergangen als die Brüder.
In meiner Eiferſucht, in meiner Wuth
Erfleh' ich's von dem König!

(Wie ſie gehen will, hält ſie plötzlich an und beſinnt ſich.)

Was will ich thun?
Wo reißt die Wuth mich hin? Ich eiferſüchtig!
Und Theſeus iſt's, den ich erflehen will!
Mein Gatte lebt und mich durchrast noch Liebe!
Für wen? Um welches Herz wag' ich zu buhlen?
Es ſträubt mir grauſend jedes Haar empor;
Das Maß des Gräßlichen hab' ich vollendet.
Blutſchande athm' ich und Betrug zugleich;
In's Blut der Unſchuld will ich, racheglühend,
Die Mörderhände tauchen — Und ich lebe!
Ich Elende! Und ich ertrag' es noch,
Zu dieſer heil'gen Sonne aufzublicken,
Von der ich meinen reinen Urſprung zog.
Den Vater und den Oberherrn der Götter
Hab' ich zum Ahnherrn; der Olympus iſt,
Der ganze Weltkreis voll von meinen Ahnen.
Wo mich verbergen? Flieh' ich in die Nacht
Des Todtenreichs hinunter? Wehe mir!
Dort hält mein Vater des Geſchickes Urne;
Das Loos gab ſie in ſeine ſtrenge Hand;
Der Todten bleiche Schaaren richtet Minos.

Wie wird ſein ernſter Schatten ſich entſetzen,
Wenn ſeine Tochter vor ihn tritt, gezwungen,
Zu Freveln ſich, zu Gräueln zu bekennen,
Davon man ſelbſt im Abgrund nie vernahm!
Was wirſt du, Vater, zu der gräßlichen
Begegnung ſagen? Ach, ich ſehe ſchon
Die Schreckensurne deiner Hand entfallen;
Ich ſehe dich, auf neue Qualen ſinnend,
Ein Henker werden deines eignen Bluts.
Vergib mir! Ein erzürnter Gott verderbte
Dein ganzes Haus; der Wahnſinn deiner Tochter
Iſt ſeiner Rache fürchterliches Werk!
Ach, von der ſchweren Schuld, die mich befleckt,
Hat dieſes traur'ge Herz nie Frucht geerntet!
Ein Raub des Unglücks bis zum letzten Hauch,
End' ich in Martern ein gequältes Leben.

Oenone.

Verbanne endlich doch den leeren Schrecken,
Gebieterin! Sieh ein verzeihliches
Vergehn mit andern Augen an! Du liebſt!
Nun ja! Man kann nicht wider ſein Geſchick.
Du warſt durch eines Zaubers Macht verführt;
Iſt dies denn ein ſo nie erhörtes Wunder?
Biſt du die Erſte, die der Liebe Macht
Empfindet? Schwache Menſchen ſind wir alle;
Sterblich geboren, darfſt du ſterblich fehlen.
Ein altes Joch iſt's, unter dem du leideſt!
Die Götter ſelbſt, die himmliſchen dort oben,
Die auf die Frevler ihren Donner ſchleudern,
Sie brannten manchmal von verbotner Glut.

Phädra.

Was hör' ich? Welchen Rath darfſt du mir geben?
So willſt du mich denn ganz im Grund vergiften,
Unſel'ge! Sieh, ſo haſt du mich verderbt!
Dem Leben, das ich floh, gabſt du mich wieder;
Dein Flehen ließ mich meine Pflicht vergeſſen:
Ich flohe Hippolyt; du triebſt mich, ihn zu ſehn,
Wer trug dir auf, die Unſchuld ſeines Lebens
Mit ſchändlicher Beſchuldigung zu ſchwärzen?
Sie wird vielleicht ſein Tod, und in Erfüllung
Geht ſeines Vaters mörderiſcher Fluch.
— Ich will dich nicht mehr hören. Fahre hin,
Fluchwürdige Verführerin! Mich ſelbſt
Laß ſorgen für mein jammervolles Loos.
Mög' dir's der Himmel lohnen nach Verdienſt,
Und deine Strafe ein Entſetzen ſeyn
Für Alle, die, mit ſchändlicher Geſchäftigkeit
Wie du, den Schwächen ihrer Fürſten dienen,
Uns noch hinſtoßen, wo das Herz ſchon treibt,
Und uns den Weg des Frevels eben machen.
Verworfne Schmeichler, die der Himmel uns
In ſeinem Zorn zu Freunden hat gegeben!

(Sie geht ab.)

Oenone (allein).

Geopfert hab' ich Alles, Alles hab' ich
Gethan, um ihr zu dienen! Große Götter!
Das iſt mein Lohn! Mir wird, was ich verdiene.

Fünfter Aufzug.

Erster Auftritt.

Hippolyt. Aricia. Ismene.

Aricia.

Du ſchweigſt in dieſer äuſſerſten Gefahr?
Du läſſeſt einen Vater, der dich liebt,
In ſeinem Wahn! O wenn dich meine Thränen
Nicht rühren, Grauſamer! wenn du ſo leicht
Dich drein ergibſt, mich ewig zu verlieren,
Geh hin, verlaſſ' mich, trenne dich von mir,
Doch ſichre wenigſtens zuvor dein Leben!
Vertheidige deine Ehre! Reinige dich
Von einem ſchändlichen Verdacht! Erzwing's
Von deinem Vater, ſeinen blut'gen Wunſch
Zu widerrufen. Noch iſt's Zeit. Warum
Das Feld frei laſſen deiner blut'gen Feindin?
Verſtändige den Theſeus!

Hippolyt.

Hab' ich's nicht
Gethan? Sollt' ich die Schande ſeines Bettes
Enthüllen ohne Schonung, und die Stirn'

Des Vaters mit unwürd'ger Röthe färben?
Du allein durchdrangſt das gräßliche Geheimniß;
Dir und den Göttern nur kann ich mich öffnen.
Dir konnt' ich nicht verbergen, was ich gern
Mir ſelbſt verbarg — Urtheil', ob ich dich liebe!
Jedoch bedenke, unter welchem Siegel
Ich dir's vertraut! Vergiß, wenn's möglich iſt,
Was ich geſagt, und deine reine Lippen
Beflecke nie die gräßliche Geſchichte.
Laß uns der Götter Billigkeit vertrauen;
Ihr eigner Vortheil iſt's, mir Recht zu ſchaffen,
Und früher oder ſpäter, ſey gewiß,
Wird Phädra ſchmachvoll ihr Verbrechen büßen.
Hierin allein leg' ich dir Schonung auf;
Frei folg' ich meinem Zorn in allem Andern.
Verlaß die Knechtſchaft, unter der du ſeufzeſt!
Wag's, mir zu folgen! theile meine Flucht!
Entreiß' dich dieſem unglückſel'gen Ort,
Wo Unſchuld eine ſchwere Giftluft athmet.
Jetzt, da mein Unfall allgemeinen Schrecken
Verbreitet, kannſt du unbemerkt entkommen.
Die Mittel geb' ich dir zur Flucht; du haſt
Bis jetzt noch keine Wächter, als die meinen.
Uns ſtehen mächtige Beſchützer bei;
Argos und Sparta reichen uns den Arm;
Komm! Bieten wir für unſre gute Sache
Die Hülfe deiner, meiner Freunde auf!
Ertragen wir es nicht, daß Phädra ſich
Bereichre mit den Trümmern unſers Glücks,
Aus unſerm Erb' uns treibe, dich und mich,

Und ihren Sohn mit unſerm Raube ſchmücke!
Komm, eilen wir! Der Augenblick iſt günſtig.
— Was fürchteſt du? Du ſcheinſt, dich zu bedenken.
Dein Vortheil ja macht einzig mich ſo kühn,
Und lauter Eis biſt du, da ich voll Glut?
Du fürchteſt, dich dem Flüchtling zu geſellen?

Aricia.

O ſchönes Loos, mich ſo verbannt zu ſehn!
Geknüpft an dein Geſchick, wie ſelig froh
Wollt' ich von aller Welt vergeſſen leben!
Doch, da ſo ſchönes Band uns nicht vereint,
Erlaubt's die Ehre mir, mit dir zu fliehn?
Aus deines Vaters Macht kann ich mich wohl
Befrein, der ſtrengſten Ehre unbeſchadet:
Das heißt ſich lieben Freunden nicht entreißen;
Flucht iſt erlaubt, wenn man Tyrannen flieht.
Doch, Herr — du liebſt mich — Furcht für meine Ehre —

Hippolyt.

Nein, nein, zu heilig iſt mir deine Ehre!
Mit edlerem Entſchluſſe kam ich her.
Flieh deinen Feind und folge deinem Gatten!
Frei macht uns unſer Unglück. Wir ſind Niemands.
Frei können wir jetzt Herz und Hand verſchenken,
Die Fackeln ſind's nicht, die den Hymen weihen.
Unfern dem Thor Trözen's, bei jenen Gräbern,
Wo meiner Ahnherrn alte Male ſind,
Stellt ſich ein Tempel dar, furchtbar dem Meineid.
Hier wagt man keinen falſchen Schwur zu thun:
Denn ſchnell auf das Verbrechen folgt die Rache;
Das Graun des unvermeidlichen Geſchicks

Hält unter fürchterlichem Zaum die Lüge.
Dort laß uns hingehn und den heil'gen Bund
Der ew'gen Liebe feierlich geloben!
Den Gott, der dort verehrt wird, nehmen wir
Zum Zeugen; beide flehen wir ihn an,
Daß er an Vaters Statt uns möge ſeyn!
Die heiligſten Gottheiten ruf' ich an,
Die keuſche Diane, die erhabne Juno,
Sie alle, die mein liebend Herz erkannt,
Sie ruf' ich an zu meines Schwures Bürgen!

Aricia.

Der König kommt. O fliehe eilends, fliehe!
Um meine Flucht zu bergen, weil' ich noch.
Geh, geh, und laß mir einen treuen Freund,
Der meinen bangen Schritt zu dir geleite.

(Hippolyt geht ab.)

Zweiter Auftritt.

Theſeus. Aricia. Iſmene.

Theſeus

(im Eintreten, für ſich).

Ihr Götter, ſchafft mir Licht in meinem Zweifel!
Deckt mir die Wahrheit auf, die ich hier ſuche!

Aricia (zu Iſmenen).

Halt' Alles zu der Flucht bereit, Iſmene!

(Iſmene geht ab.)

Dritter Auftritt.

Theſeus. Aricia.

Theſeus.

Du entfärbſt dich, Königin? Du ſcheinſt erſchrocken;
Was wollte Hippolyt an dieſem Ort?

Aricia.

Er ſagte mir ein ewig Lebewohl.

Theſeus.

Du wußteſt dieſes ſtolze Herz zu rühren,
Und deine Schönheit lehrte ihn die Liebe.

Aricia.

Wahr iſt's, o Herr! den ungerechten Haß
Hat er von ſeinem Vater nicht geerbt,
Hat mich nicht als Verbrecherin behandelt.

Theſeus.

Ja, ja, ich weiß. Er ſchwur dir ew'ge Liebe;
Doch baue nicht auf dieſes falſche Herz!
Auch Andern ſchwur er eben das.

Aricia.

Er that es?

Theſeus.

Du hätteſt ihn beſtänd'ger machen ſollen!
Wie ertrugſt du dieſe gräßliche Gemeinſchaft?

Aricia.

Und wie erträgſt du, daß die gräßliche
Beſchuldigung das ſchönſte Leben ſchmäht?
Kennſt du ſein Herz ſo wenig? Kannſt du Schuld

Von Unſchuld denn ſo gar nicht unterſcheiden?
Muß ein verhaßter Nebel deinem Aug'
Allein die hohe Reinigkeit verbergen,
Die hell in Aller Augen ſtrahlt? Du haſt
Zu lang ihn falſchen Zungen preisgegeben.
Geh in dich, Herr! Bereue, widerrufe
Die blut'gen Wünſche! Fürchte, daß der Himmel
So ſehr dich haſſe, um ſie zu gewähren!
Oft nimmt er unſer Opfer an im Zorn,
Und ſtraft durch ſeine Gaben unſre Frevel.

Theſeus.

Nein, nein, umſonſt bedeckſt du ſein Vergehn!
Dich blendet Liebe zu dem Undankbaren.
Ich halte mich an zuverläß'ge Zeugen;
Ich habe wahre Thränen fließen ſehn.

Aricia.

Gib Acht, o Herr! Unzähl'ge Ungeheuer
Vertilgte deine tapfre Hand, doch Alles
Iſt nicht vertilgt, und leben ließeſt du
Noch ein — Dein Sohn verwehrt mir fortzufahren:
Des Vaters Ehre, weiß ich, iſt ihm heilig;
Ich würd' ihm weh' thun, wenn ich endete.
Nacheifr' ich ſeiner edeln Scham und flieh'
Aus deinen Augen, um nicht mehr zu ſagen.

(Sie geht ab.)

Vierter Auftritt.

Theſeus (allein).

Was kann ſie meinen? Was verhüllen mir
Die halben Worte, die man nie vollendet?
Will man mich hintergehn? Verſtehn ſich Beide
Zuſammen, mich zu ängſtigen? — Doch ich ſelbſt?
Trotz meines ſchweren Zornes, welche Stimme
Des Jammers ruft in meiner tiefſten Seele?
Ein heimlich Mitleid rührt mich wunderbar.
Zum Zweitenmal laßt uns Oenonen fragen;
Den ganzen Frevel will ich hell durchſchauen.
(Zu der Wache.)
Oenone komme vor mich und allein!

Fünfter Auftritt.

Theſeus. Panope.

Panope.

Ich weiß nicht, Herr, worauf die Fürſtin ſinnt,
Doch ihre Schwermuth läßt mich Alles fürchten.
In ihren Zügen malt ſich die Verzweiflung,
Und Todesbläſſe deckt ihr Angeſicht.
Schon hat Oenone ſich, die ſie mit Schmach
Verſtieß, in's tiefe Meer hinabgeſtürzt.

Man weiß den Grund nicht der Verzweiflungsthat;
Vor unſerm Aug' verſchlangen ſie die Wellen.

Theſeus.

Was hör' ich!

Panope.

Doch ihr Tod hat Phädra nicht beruhigt,
Ja, ſteigend immer mehrt ſich ihre Angſt.
Bald ſtürzt ſie ſich im heftigen Gefühl
Auf ihre Kinder, badet ſie in Thränen,
Als brächt' es Lind'rung ihrem großen Schmerz,
Und plötzlich ſtößt ſie ſie mit Grauen weit
Von ſich, das Herz der Mutter ganz verläugnend.
Sie ſchweift umher mit ungewiſſem Schritt,
Ihr irrer Blick ſcheint uns nicht mehr zu kennen;
Dreimal hat ſie geſchrieben, dreimal wieder
Den Brief zerriſſen, ihre Meinung ändernd.
O eile, ſie zu ſehen! ſie zu retten!

Theſeus.

Oenone todt und Phädra ſtirbt! Ihr Götter!
— Ruft meinen Sohn zurück! Er komme, ſpreche,
Vertheidige ſich! Ich will ihn hören! Eilt!

(Panope geht ab.)

O nicht zu raſch, Neptun, erzeige mir
Den blut'gen Dienſt! Magſt du mich lieber nie erhören!
Zuviel vielleicht vertraut' ich falſchen Zeugen;
Zu raſch hab' ich die Hand zu dir erhoben!
Weh mir! Verzweiflung hätt' ich mir erfleht!

Sechster Auftritt.

Theſeus. Theramen.

Theſeus.

Biſt du es, Theramen? Wo bleibt mein Sohn?
Dir hab' ich ihn als zartes Kind vertraut!
Doch was bedeuten dieſe Thränen, ſprich,
Die ich dich weinen ſeh'? — Was macht mein Sohn?

Theramen.

O allzuſpäte, überflüſſ'ge Sorgfalt!
Fruchtloſe Vaterliebe! Hippolyt
— Iſt nicht mehr!

Theſeus.

Götter!

Theramen.

Sterben ſah ich ihn,
Den holdeſten der Sterblichen und auch
Den minder Schuldigſten, ich darf es ſagen.

Theſeus.

Mein Sohn iſt todt! Weh mir! Jetzt, da ich ihm
Die Arme öffnen will, beſchleunigen
Die Götter ungeduldig ſein Verderben!
Welch Unglück hat ihn, welcher Blitz entrafft?

Theramen.

Kaum ſahen wir Trözene hinter uns,
Er war auf ſeinem Wagen, um ihn her
Still, wie er ſelbſt, die traurenden Begleiter,
Tief in ſich ſelbſt gekehrt folgt' er der Straße,
Die nach Mycenä führt, die ſchlaffen Zügel

Nachläſſig ſeinen Pferden überlaſſend.
Die ſtolzen Thiere, die man ſeinem Rufe
Mit edler Hitze ſonſt gehorchen ſah,
Sie ſchienen jetzt, ſtarr blickend und das Haupt
Geſenkt, in ſeine Schwermuth einzuſtimmen.
Plötzlich zerriß ein ſchreckenvoller Schrei,
Der aus dem Meer aufſtieg, der Lüfte Stille,
Und ſchwer aufſeufzend aus der Erde Schooß
Antwortet eine fürchterliche Stimme
Dem grauſenvollen Schrei. Es trat uns allen
Eiskalt bis an das Herz hinan; aufhorchten
Die Roſſe, und es ſträubt' ſich ihre Mähne.
Indem erhebt ſich aus der flüſſ'gen Ebne
Mit großem Wallen hoch ein Waſſerberg,
Die Woge naht ſich, öffnet ſich und ſpeit
Vor unſern Augen, unter Fluten Schaums,
Ein wüthend Unthier aus. Furchtbare Hörner
Bewaffnen ſeine breite Stirne; ganz
Bedeckt mit gelben Schuppen iſt ſein Leib;
Ein grimm'ger Stier, ein wilder Drache iſt's;
In Schlangenwindungen krümmt ſich ſein Rücken.
Sein hohles Brüllen macht das Ufer zittern,
Das Scheuſal ſieht der Himmel mit Entſetzen,
Auf bebt die Erde, weit verpeſtet iſt
Von ſeinem Hauch die Luft, die Woge ſelbſt,
Die es heran trug, ſpringt zurück mit Grauſen.
    Alles entflieht, und ſucht, weil Gegenwehr
Umſonſt, im nächſten Tempel ſich zu retten.
Nur Hippolyt, ein würd'ger Heldenſohn,
Hält ſeine Pferde an, faßt ſein Geſchoß,

Zielt auf das das Unthier, und, aus ſichrer Hand
Den mächt'gen Wurfſpieß ſchleudernd, ſchlägt er ihm
Tief in den Weichen eine weite Wunde.
Auf ſpringt das Ungethüm vor Wuth und Schmerz,
Stürzt vor den Pferden brüllend hin, wälzt ſich,
Und gähnt ſie an mit weitem flammenden Rachen,
Der Rauch und Blut und Feuer auf ſie ſpeit.
Sie rennen ſcheu davon, nicht mehr dem Ruf
Der Stimme, nicht dem Zügel mehr gehorchend.
Umſonſt ſtrengt ſich der Führer an; ſie röthen
Mit blut'gem Geiſer das Gebiß; man will
Sogar in dieſer ſchrecklichen Verwirrung
Einen Gott geſehen haben, der den Stachel
In ihre ſtaubbedeckten Lenden ſchlug.
Quer durch die Felſen reißt die Furcht ſie hin,
Die Achſe kracht, ſie bricht; dein kühner Sohn
Sieht ſeinen Wagen morſch in Stücke fliegen,
Er ſelbſt ſtürzt und verwirrt ſich in den Zügeln.
— O Herr, verzeihe meinen Schmerz. Was ich
Jetzt ſah, wird ew'ge Thränen mir entlocken.
Ich ſahe deinen heldenmüth'gen Sohn,
Sah ihn geſchleift, o Herr, von dieſen Roſſen,
Die er gefüttert mit der eignen Hand.
Er will ſie ſtehen machen! ſeine Stimme
Erſchreckt ſie nur; ſie rennen um ſo mehr.
Bald iſt ſein ganzer Leib nur Eine Wunde.
Die Ebne hallt von unſerm Klaggeſchrei;
Ihr wüthend Ungeſtüm läßt endlich nach;
Sie halten ſtill, unfern den alten Gräbern,
Wo ſeine königlichen Ahnen ruhn.

Ich eile ſeufzend hin, die Andern folgen,
Der Spur nachgehend ſeines edeln Bluts;
Die Felſen ſind davon gefärbt; es tragen
Die Dornen ſeiner Haare blut'gen Raub.
Ich lange bei ihm an, ruf' ihn mit Namen;
Er ſtreckt mir ſeine Hand entgegen, öffnet
Ein ſterbend Aug', und ſchließt es alsbald wieder:
„Der Himmel," ſpricht er, „entreißt mir mit Gewalt
„Ein ſchuldlos Leben. O, wenn ich dahin,
„Nimm, theurer Freund, der ganz verlaſſenen
„Aricia dich an! — Und kommt dereinſt
„Mein Vater zur Erkenntniß, jammert er
„Um ſeinen fälſchlich angeklagten Sohn,
„Sag' ihm, um meinen Schatten zu verſöhnen,
„Mög' er an der Gefangnen gütig handeln,
„Ihr wiedergeben, was —" Hier hauchte er
Die Heldenſeele aus; in meinen Armen
Blieb ein entſtellter Leichnam nur zurück,
Ein traurig Denkmal von der Götter Zorn,
Unkenntlich ſelbſt für eines Vaters Auge!

Theſeus.

O ſüße Hoffnung, die ich ſelbſt mir raubte!
Mein Sohn! mein Sohn! Ihr unerweichten Götter,
Mir habt ihr nur zu gut gedient! — Mein Leben
Hab' ich dem ew'gen Jammer aufgeſpart!

Theramen.

Aricia kam jetzt, entſchloſſen kam ſie,
Vor deinem Zorn zu fliehn, im Angeſicht
Der Götter ihn zum Gatten zu empfangen.
Sie nähert ſich, ſie ſieht das Gras geröthet

Und rauchend noch, ſie ſieht — ſieht Hippolyt —
O welch ein Anblick für die Liebende! —
Dahin geſtreckt, geſtaltlos, ohne Leben!
Sie will noch jetzt an ihrem Unglück zweifeln;
Ihr Aug' erkennt nicht mehr die theuren Züge;
Sie ſieht ihn vor ſich, und ſie ſucht ihn noch.
Doch als es endlich ſchrecklich ſich erklärt,
Da klagt ihr Schmerzensblick die Götter an,
Und mit gebrochnem Seufzer, halb entſeelt,
Entſinkt ſie bleich zu des Geliebten Füßen.
Iſmene iſt bei ihr und ruft ſie weinend
Zum Leben, ach! zum Schmerz vielmehr, zurück.
Und ich, das Licht der Sonne haſſend, kam,
Den letzten Willen dieſer Heldenſeele
Dir kund zu thun, o Herr, und mich des Amts,
Das er mir ſterbend auftrug, zu entladen.
— Doch hier erblick' ich ſeine blut'ge Feindin.

Siebenter und letzter Auftritt.

Theſeus. Phädra. Theramen. Panope.

Theſeus.

Nun wohl, du haſt geſiegt, mein Sohn iſt todt.
Ach, wie gerechten Grund hab' ich, zu fürchten!
Welch grauſamer Verdacht erhebt ſich furchtbar
In mir, und ſpricht ihn frei in meinem Herzen!
Doch — er iſt todt! Unſchuldig oder ſchuldig!

Nimm hin dein Opfer! Freu' dich ſeines Falls!
Ich will'ge drein, mich ewig zu betrügen!
Du klagſt ihn an, ſo ſey er ein Verbrecher!
Schon gnug der Thränen koſtet mir ſein Tod;
Nicht brauch' ich's, ein verhaßtes Licht zu ſuchen,
Das meinem Schmerz ihn doch nicht wieder gibt,
Vielleicht das Maaß nur meines Unglücks füllt.
Laß' mich, weit, weit von dir und dieſem Ufer
Das Schreckbild fliehen des zerriſſ'nen Sohns.
Heraus fliehn möcht' ich aus der ganzen Welt,
Um dieſer Qual Erinn'rung zu entweichen.
Was mich umgibt, rückt mir mein Unrecht vor;
Zur Strafe wird mir jetzt mein großer Name;
Minder bekannt, verbärg' ich mich ſo mehr.
Die Huld ſogar der Götter muß ich haſſen;
Beweinen will ich ihre blut'ge Gunſt;
Mein eitles Flehn ſoll ſie nicht mehr beſtürmen.
Was ſie auch für mich thun, ihr traur'ger Eifer
Erſetzt mir nie mehr, was er mir geraubt!

Phädra.

Es ſey genug des ungerechten Schweigens,
Theſeus! Recht widerfahre deinem Sohn!
Er war nicht ſchuldig.

Theſeus.

O ich unglückſel'ger Vater!
Weh mir, und auf dein Wort verdammt ich ihn!
Grauſame, damit glaubſt du dich entſchuldigt?

Phädra.

Die Zeit iſt koſtbar. Theſeus, höre mich!
Ich ſelbſt war's, die ein laſterhaftes Auge

Auf deinen keuſchen Sohn zu richten wagte.
Der Himmel zündete die Unglücksflamme
In meinem Buſen an — Was nun geſchah,
Vollführte die verdammliche Oenone.
Sie fürchtete, daß Hippolyt, empört
Von meiner Schuld, ſie dir entdecken möchte,
Und eilte, die Verrätherin! weil ich
Nur ſchwach ihr widerſtand, ihn anzuklagen.
Sie hat ſich ſelbſt gerichtet, und, verbannt
Aus meinem Angeſicht, im Schooß des Meers
Allzugelinden Untergang gefunden.
Mein Schickſal würde längſt ein ſchneller Stahl
Geendigt haben; doch dann ſchmachtete
Nur unter ſchimpflichem Verdacht die Tugend.
Um meine Schuld dir reuend zu geſtehn,
Wählt ich den langſameren Weg zum Grabe.
Ein Gift flößt' ich in meine glühenden Adern,
Das einſt Medea nach Athen gebracht;
Schon fühl' ich es zu meinem Herzen ſteigen;
Mich faßt ein fremder, nie gefühlter Froſt.
Schon ſeh' ich nur durch einer Wolke Flor
Den Himmel und das Angeſicht des Gatten,
Den meine Gegenwart entehrt. Der Tod
Raubt meinem Aug' das Licht und gibt dem Tag,
Den ich befleckte, ſeinen Glanz zurück.

Panope.

Ach Herr, ſie ſtirbt!

Theſeus.

O ſtürbe doch mit ihr
Auch die Erinnerung ſo ſchwarzer That!

Kommt, laßt uns nunmehr, da wir unſer Unrecht,
Ach, nur zu hell erkennen, mit dem Blut
Des lieben Sohnes unſre Thränen miſchen!
Kommt, ſeine theuren Reſte zu umfaſſen,
Und unſers Wunſches Wahnſinn abzubüßen.
Wie er's verdiente, ſoll ihm Ehre werden,
Und kann es ſeine aufgebrachten Manen
Beſänftigen, ſie, die er liebte, nehm' ich
Zur Tochter an, was auch ihr Stamm verſchuldet.

◆

Der Parasit

oder

die Kunſt, ſein Glück zu machen.

Ein Luſtſpiel.

Nach dem Franzöſiſchen.

Perſonen.

Narbonne, Miniſter.
Madame Belmont, ſeine Mutter.
Charlotte, ſeine Tochter.
Selicour,
La Roche, } Subalternen des Miniſters.
Firmin,
Karl Firmin, des Letztern Sohn, Lieutenant.
Michel, Kammerdiener des Miniſters.
Robineau, ein junger Bauer, Selicours Vetter.

Die Scene iſt zu Paris in einem Vorgemach des Miniſters.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Firmin der Vater und Karl Firmin.

Karl. Welch glücklicher Zufall! — Denken Sie doch, Vater! —

Firmin. Was iſt's?

Karl. Ich habe ſie wieder gefunden.

Firmin. Wen?

Karl. Charlotten. Seitdem ich in Paris bin, ſuchte ich ſie an allen öffentlichen Plätzen vergebens — und das Erſtemal, daß ich zu Ihnen auf's Büreau komme, führt mein Glücksſtern ſie mir entgegen.

Firmin. Aber wie denn? —

Karl. Denken Sie doch nur! Dieſes herrliche Mädchen, das ich zu Kolmar im Haus ihrer Tante beſuchte — dieſe Charlotte, die ich liebe und ewig lieben werde — ſie iſt die Tochter! —

Firmin. Weſſen?

Karl. Ihres Prinzipals, des neuen Miniſters. — Ich kannte ſie immer nur unter dem Namen Charlotte. —

Firmin. Sie iſt die Tochter?

Karl. Des Herrn von Narbonne.

Firmin. Und du liebſt ſie noch?

Karl. Mehr als jemals, mein Vater! — Sie hat mich nicht erkannt, glaub' ich; ich wollte ihr eben meine Verbeugung machen, als Sie hereintraten. — Und gut, daß Sie mich ſtörten! Denn was hätte ich ihr ſagen können! Meine Verwirrung mußte ihr ſichtbar werden und meine Gefühle verrathen! — Ich beherrſche mich nicht mehr. Seit den ſechs Monaten, daß ich von ihr getrennt bin, iſt ſie mein einziger Gedanke — ſie iſt der Inhalt, die Seele meiner Gedichte — der Beifall, den man mir gezollt, ihr allein gebührt er; denn meine Liebe iſt der Gott, der mich begeiſtert.

Firmin. Ein Poet und ein Verliebter überredet ſich Vieles, wenn er zwanzig Jahre alt iſt. — Auch ich habe in deinen Jahren meine Verſe gemacht und meine Zeit verloren. — Schade, daß über dem ſchönen Wahn des Lebens beſte Hälfte dahin geht. — Und wenn doch nur wenigſtens einige Hoffnung bei dieſer Liebe wäre! — Aber nach Etwas zu ſtreben, was man niemals erreichen kann! — Charlotte Narbonne iſt eines reichen und vornehmen Mannes Tochter — Unſer ganzer Reichthum iſt meine Stelle und deine Lieutenantsgage.

Karl. Aber iſt das nicht ein wenig Ihre eigene Schuld, mein Vater? Verzeihen Sie! Mit Ihren Fähigkeiten, wornach könnten Sie nicht ſtreben! Wollten Sie Ihren Werth geltend machen, Sie wären vielleicht ſelbſt Miniſter, anſtatt ſein Commis zu ſeyn, und Ihr Sohn dürfte ungeſcheut ſeine Anſprüche zu Charlotten erheben.

Firmin. Dein Vater iſt das größte Genie, wenn man dich hört! Laß gut ſeyn, mein Sohn! ich weiß beſſer, was ich werth bin! Ich habe einige Uebung, und bin zu brauchen — Aber wie viele ganz andere Männer, als ich bin, bleiben im Dunkeln, und ſehen ſich von unverſchämten Glückspilzen verdrängt — Nein, mein Sohn! Laß uns doch nicht zu hoch hinaus wollen!

Karl. Aber auch nicht zu wenig auf uns halten! Wie? Sollten Sie nicht unendlich mehr werth ſeyn, als dieſer Selicour, Ihr Vorgeſetzter — dieſer aufgeblaſene Hohlkopf, der unter dem vorigen Miniſter Alles machte, der ſich durch Niederträchtigkeiten in ſeine Gunſt einſchmeichelte, Stellen vergab, Penſionen erſchlich, und der jetzt auch ſchon bei dem neuen Miniſter Alles gilt, wie ich höre?

Firmin. Was haſt du gegen dieſen Selicour? Wird ſein Geſchäft nicht gethan wie es ſeyn ſoll?

Karl. Ja, weil Sie ihm helfen. — Sie können nicht läugnen, daß Sie drei Viertheile ſeiner Arbeit verrichten.

Firmin. Man muß einander wechſelſeitig zu Gefallen ſeyn. Verſeh' ich ſeine Stelle, ſo verſieht er auch oft die meinige.

Karl. Ganz recht! Darum ſollten Sie an ſeinem Platze ſtehen, und er an dem Ihren.

Firmin. Ich will keinen Andern aus ſeinem Platze verdrängen, und bin gern da, wo ich ſtehe, in der Dunkelheit.

Karl. Sie ſollten ſo hoch ſtreben, als Sie reichen können — Daß Sie unter dem vorigen Miniſter ſich in der Entfernung hielten, machte Ihrer Denkungsart Ehre, und ich bewunderte Sie darum nur deſto mehr. — Sie fühlten ſich zu edel, um durch die Gunſt erlangen zu wollen, was Ihrem Verdienſt gebührte. Aber Narbonne, ſagt man, iſt ein vortrefflicher Mann, der das Verdienſt aufſucht, der das Gute will. Warum wollen Sie aus übertriebener Beſcheidenheit auch jetzt noch der Unfähigkeit und Intrigue das Feld überlaſſen?

Firmin. Deine Leidenſchaft verführt dich, Selicours Fehler und mein Verdienſt zu übertreiben. — Sey es auch, daß Selicour für ſein mittelmäßiges Talent zu hoch hinaus will, er iſt redlich und meint es gut. Mag er ſeine Arbeit thun oder durch einen Andern thun laſſen — wenn ſie nur gethan wird! — Und geſetzt, er tauge weniger, tauge ich um deſſentwillen mehr? Wächſt mir ein Verdienſt zu aus ſeinem Unwerth? Ich habe mir bisher in meiner Verborgenheit ganz wohl gefallen, und nach keinem höhern Ziel geſtrebt. Soll ich in meinem Alter meine Geſinnung ändern? Mein Platz ſey zu ſchlecht für mich! Immerhin! Weit beſſer, als wenn ich zu ſchlecht für meine Stelle wäre.

Karl. Und ich müßte alſo Charlotten entſagen?

Zweiter Auftritt.

La Roche. Beide Firmin.

Firmin. Kommt da nicht La Roche?

La Roche (niedergeſchlagen). Er ſelbſt.

Firmin. So ſchwermüthig? Was iſt Ihnen begegnet?

La Roche. Sie gehen auf's Büreau! Wie glücklich ſind Sie! — Ich — ich will den angenehmen Morgen genießen, und auf dem Wall promeniren.

Firmin. La Roche! Was iſt das? Sollten Sie nicht mehr —

La Roche (zuckt die Achſeln). Nicht mehr. — Mein Platz iſt vergeben. Seit geſtern Abend hab' ich meinen Laufpaß erhalten.

Karl. Um Gotteswillen!

La Roche. Meine Frau weiß noch nichts davon. Laſſen Sie ſich ja nichts gegen ſie merken. Sie iſt krank; ſie würde den Tod davon haben.

Karl. Sorgen Sie nicht. Von uns ſoll ſie nichts erfahren.

Firmin. Aber ſagen Sie mir, La Roche, wie —

La Roche. Hat man mir das Geringſte vorzuwerfen? Ich will mich nicht ſelbſt loben; aber ich kann ein Regiſter halten, meine Correſpondenz führen, denk' ich, ſo gut, als ein Anderer. Ich habe keine Schulden, gegen meine Sitten iſt nichts zu ſagen. — Auf dem Büreau bin ich der Erſte, der kommt, und der Letzte, der abgeht, und doch verabſchiedet!

Firmin. Wer Sie kennt, muß Ihnen das Zeugniß geben.

Karl. Aber wer kann Ihnen dieſen ſchlimmen Dienſt geleiſtet haben?

La Roche. Wer? Es iſt ein Freundſchaftsdienſt von dem Selicour.

Karl. Iſt's möglich?

La Roche. Ich hab' es von guter Hand.

Firmin. Aber wie?

La Roche. Der Selicour iſt aus meinem Ort, wie Sie wiſſen. Wir haben Beide gleiches Alter. Sein Bißchen Schreiben hat er von mir gelernt, denn mein Vater war Cantor in unſerm Dorf. Ich hab' ihn in die Geſchäfte eingeführt. Zum Dank dafür ſchickt er mich jetzt fort, um, ich weiß nicht welchen Vetter von dem Kammerdiener unſers neuen Miniſters in meinen Platz einzuſchieben.

Karl. Ein ſaubres Plänchen!

Firmin. Aber wäre da nicht noch Rath zu ſchaffen?

La Roche. Den erwart' ich von Ihnen, Herr Firmin! — Zu Ihnen wollt' ich mich eben wenden. — Sie denken rechtſchaffen. — Hören Sie! Um meine Stelle iſt mir's nicht zu thun; aber rächen will ich mich. Dieſer unverſchämte Bube, der gegen ſeine Obern ſo geſchmeidig, ſo kriechend iſt, glaubt einem armen Schlucker, wie ich bin, ungeſtraft ein Bein unterſchlagen zu können. — Aber nimm dich in Acht, Freund Selicour! — Der verachtete Gegner ſoll dir ſehr ernſthafte Händel anrichten! — Und ſoll' es mir meine Stelle, meine Verſorgung auf immer koſten — ich muß Rache haben! Für meine Freunde gehe ich in's Feuer; aber meine Feinde mögen an mich denken!

Firmin. Nicht doch, lieber La Roche! — Vergeben und vergeſſen iſt die Rache des braven Mannes.

La Roche. Keine Barmherzigkeit, Herr, mit den Schelmen! Schlechte Burſche zu entlarven, iſt ein gutes, ein verdienſtliches Werk. — Seine Stelle, das wiſſen Sie recht gut, gebührt von Gott und Rechtswegen Ihnen — und das aus mehr als einem Grund. Aber arbeitet, zerſchwitzt euch, laßt's euch ſauer werden, ihr habt doch nur Zeit und Mühe umſonſt vergeudet! Wer fragt nach eurem Verdienſte? wer bekümmert ſich darum? — Kriecht, ſchmeichelt, macht den Krummbuckel, ſtreicht den Katzenſchwanz, das empfiehlt ſeinen Mann! das iſt der Weg zum Glück und zur Ehre! — So hat's dieſer Selicour gemacht, und ihr ſeht, wie wohl er ſich dabei befindet!

Firmin. Aber thun Sie dem guten Manne nicht Unrecht, lieber La Roche?

La Roche. Ich ihm Unrecht! Nun, nun — ich will mich eben für keinen tiefen Menſchenkenner geben; aber dieſen Selicour, den ſeh' ich durch! den hab' ich — ich kenne mich ſelbſt nicht ſo gut, als ich den kenne. — Schon in der Schule ſah man, welch Früchtchen das geben würde! Das ſchwänzelte um den Lehrmeiſter herum und horchte und ſchmeichelte, und wußte ſich fremdes Verdienſt zuzueignen, und ſeine Eier in fremde Neſter zu legen. Das erſchrack vor keiner

Niederträchtigkeit, um ſich einzuſchmeicheln, einzuniſten. Als er älter ward, ging das alles in's Große. Bald ſpielte er den Heuchler, bald den Spaßmacher, wie's die Zeit heiſchte; mit jedem Winde wußt' er zu ſegeln. Denken Sie nicht, daß ich ihn verläumde! Man weiß, wie es unter dem vorigen Miniſter zuging. — Nun, er iſt todt — ich will ihm nichts Böſes nachreden. — Aber wie wußte dieſer Selicour ſeinen Schwächen, ſeinen Laſtern durch die ſchändlichſten Kupplerdienſte zu ſchmeicheln! — Und kaum fällt der Miniſter, ſo iſt er der Erſte, der ihn verläßt, der ihn verläugnet!

Karl. Aber wie kann er ſich bei dem neuen Herrn behaupten, der ein ſo würdiger Mann iſt?

La Roche. Wie? Mit Heucheln. Der weiß ſich nach ſeinen Leuten zu richten, und ſeinen Charakter nach den Umſtänden zu verändern. — Auch auf eine gute Handlung kommt's ihm nicht an, wenn dabei etwas zu gewinnen iſt, ſo wenig, als auf ein Bubenſtück, wenn es zum Zwecke führt.

Karl. Aber Herr Narbonne hat einen durchdringenden Geiſt, und wird ſeinen Mann bald ausgefunden haben.

La Roche. Das iſt's eben, was er fürchtet. — Aber ſo leer ſein Kopf an allen nützlichen Kenntniſſen iſt, ſo reich iſt er an Kniffen. — So, zum Beiſpiel, ſpielt er den Ueberhäuften, den Geſchäftsvollen, und weiß dadurch jeder gründlichen Unterredung zu entſchlüpfen, wo ſeine Unwiſſenheit an's Licht kommen könnte. — Uebrigens trägt er ſich mit keinen kleinen

Projekten; ich kenne ſie recht gut, ob er ſie gleich tief zu verbergen glaubt.

Firmin. Wie ſo? Was ſind das für Projekte?

La Roche. Narbonne, der bei dem Gouvernement jetzt ſehr viel zu ſagen hat, ſucht eine fähige Perſon zu einem großen Geſandtſchaftsposten. Er hat die Präſentation; wen er dazu empfiehlt, der iſt's. Nun hat dieſer Narbonne auch eine einzige Tochter, ſiebzehn Jahre alt, ſchön und liebenswürdig und von unermeßlichem Vermögen. — Gelingt's nun dem Selicour, in einem ſo hohen Poſten aus dem Land und dem hellſehenden Miniſter aus den Augen zu kommen, ſo kann er mit Hülfe eines geſchickten und discreten Sekretärs ſeine Hohlköpfigkeit lange verbergen. — Kommt ſie aber auch endlich an den Tag, wie es nicht fehlen kann, was thut das alsdann dem Schwiegerſohn des Miniſters? Der Miniſter muß alſo zuerſt gewonnen werden, und da gibt man ſich nun die Miene eines geübten Diplomatikers. — Die Mutter des Miniſters iſt eine gute ſchwatzhafte Alte, die eine Kennerin ſeyn will, und ſich viel mit der Muſik weiß. — Bei dieſer Alten hat er ſich eingeniſtet, hat ihr Charaden und Sonette vorgeſagt, ja, und der Stümper hat die Dreiſtigkeit, ihr des Abends Arien und Lieder auf der Guitarre vorzuklimpern. — Das Fräulein hat Romane geleſen; bei ihr macht er den Empfindſamen, den Verliebten, und ſo iſt er der Liebling des ganzen Hauſes, von der Mutter gehätſchelt, von der Tochter geſchätzt. Die Geſandtſchaft iſt ihm ſo gut als ſchon gewiß, und nächſtens wird er um die Hand der Tochter anhalten.

Karl. Was hör' ich? Er ſollte die Kühnheit haben, ſich um Charlotten zu bewerben?

La Roche. Die hat er, das können Sie mir glauben.

Karl. Charlotten, die ich liebe! die ich anbete!

La Roche. Sie lieben ſie? Sie?

Firmin. Er iſt ein Narr! Er iſt nicht bei Sinnen! Hören Sie ihn nicht an!

La Roche. Was hör' ich? iſt's möglich? — Nein, nein, Herr Firmin! dieſe Liebe iſt ganz und gar keine Narrheit — Wart — wart, die kann uns zu etwas führen. — Dieſe Liebe kommt mir erwünſcht — die paßt ganz in meine Projekte!

Karl. Was träumt er?

La Roche. Dieſer Selicour iſt in die Luft geſprengt! In die Luft, ſag' ich — Rein verloren! — In ſeinem Ehrgeiz ſoll ihn der Vater, in ſeiner Liebe ſoll ihn der Sohn aus dem Sattel heben.

Firmin. Aber ich bitte Sie —

La Roche. Laßt nur mich machen! Laßt mich machen, ſag' ich! Und über kurz oder lang ſind Sie Ambaſſadeur, und Karl heirathet Fräulein Charlotten.

Karl. Ich Charlotten heirathen?

Firmin. Ich Ambaſſadeur?

La Roche. Nun! nun! warum nicht? Sie verdienten es beſſer, ſollt' ich meinen, als dieſer Selicour.

Firmin. Lieber La Roche! eh' Sie uns Andern ſo große Stellen verſchaffen, dächte ich, Sie ſorgten, Ihre eigne wieder zu erhalten.

Karl. Das gleicht unſerm Freund! So iſt er! Immer unternehmend, immer Plane ſchmiedend! Aber damit langt man nicht aus! Es braucht Gewandtheit und Klugheit zur Ausführung — und daß der Freund es ſo leicht nimmt, das hat ihm ſchon ſchwere Händel angerichtet!

La Roche. Es mag ſeyn, ich verſpreche vielleicht mehr, als ich halten kann. Aber Alles, was ich ſehe, belebt meine Hoffnung, und der Verſuch kann nichts ſchaden. — Für mich ſelbſt möchte ich um keinen Preis eine Intrigue ſpielen — Aber dieſen Selicour in die Luft zu ſprengen, meinen Freunden einen Dienſt zu leiſten — das iſt löblich, das iſt köſtlich, das macht mir ein himmliſches Vergnügen — Und an dem Erfolg — an dem iſt gar nicht zu zweifeln.

Firmin. Nicht zu zweifeln? So haben Sie Ihren Plan ſchon in Ordnung. —

La Roche. In Ordnung — wie? Ich habe noch gar nicht daran gedacht; aber das wird ſich finden, wird ſich finden.

Firmin. Ei! — Ei! Dieſer gefährliche Plan iſt noch nicht weit gediehen, wie ich ſehe.

La Roche. Sorgen Sie nicht — Ich werde mich mit Ehren herausziehn; dieſer Selicour ſoll es mir nicht abgewinnen, das ſoll er nicht, dafür ſteh' ich. — Was braucht's der Umwege? Ich gehe gerade zu, ich melde mich bei dem Miniſter, es iſt nicht ſchwer, bei ihm vorzukommen; er liebt Gerechtigkeit, er kann die Wahrheit vertragen. —

Firmin. Wie? Was? Sie hätten die Kühnheit? —

La Roche. Ei was! Ich bin nicht furchtſam. — Ich fürchte Niemand. — Kurz und gut — ich — ſpreche den Miniſter — ich öffne ihm die Augen. — Er ſieht, wie ſchändlich er betrogen iſt — Das iſt das Werk einer halben Stunde — Der Selicour muß fort, fort — mit Schimpf und Schande fort, und ich genieße den vollkommenſten Triumph. — Ja, ich ſtehe nicht dafür, daß mich der arme Teufel nicht dauert, wenn er ſo mit Schande aus dem Hauſe muß. —

Karl. Was Sie thun, lieber La Roche! — mich und meine Liebe laſſen Sie auf jeden Fall aus dem Spiel! Ich hoffe nichts — ich darf meine Wünſche nicht ſo hoch erheben! — Aber für meinen Vater können Sie nie zuviel thun.

Firmin. Laß du mich für mich ſelbſt antworten, mein Freund! — Sie meinen es gut, lieber La Roche, aber der gute Wille geht mit der Ueberlegung durch. Was für ein luſtiges Projekt iſt's, das Sie ſich ausgeſonnen haben? Ein leeres Hirngeſpinnſt! — Und wäre der Erfolg eben ſo ſicher, als er es nicht iſt, ſo würde ich doch nie meine Stimme dazu geben. Dieſe glänzenden Stellen ſind nicht für mich, und ich bin nicht für ſie; Neigung und Schickſal haben mir eine beſcheidnere Sphäre angewieſen. Warum ſoll ich mich verändern, wenn ich mich wohl befinde? Ich hoffe, der Staat wird mich nicht ſuchen, und ich bin zu ſtolz, um ein Amt zu betteln — noch viel mehr aber, um einen

Andern für mich betteln zu laſſen. — Sorgen Sie alſo nur für ſich ſelbſt! Sie haben Freunde genug; es wird ſich Jeder gern für Sie verwenden.

La Roche. Ihr wollt alſo Beide meine Dienſte nicht? — Liegt nichts dran! Ich mache euer Glück, ihr mögt es wollen oder nicht! (Er geht ab.)

Firmin. Er iſt ein Narr; aber ein guter, und ſein Unfall geht mir zu Herzen.

Karl. Auch mich bedauern Sie, mein Vater! Ich bin unglücklicher, als er! Ich werde meine Charlotte verlieren!

Firmin. Ich höre kommen — Es iſt der Miniſter mit ſeiner Mutter — Laß uns gehen! Ich will auch den Schein vermeiden, als ob ich mich ihm in den Weg geſtellt hätte. (Gehen ab.)

Dritter Auftritt.

Narbonne. Madame Belmont.

Madame Belmont. War Herr Selicour ſchon bei dir?

Narbonne. Ich hab' ihn heute noch nicht geſehen!

Mad. Belmont. Das mußt du doch geſtehen, mein Sohn, daß du einen wahren Schatz in dieſem Manne beſitzeſt.

Narbonne. Er ſcheint ſehr brav in ſeinem Fach! Und da ich mich einmal von meinem ländlichen Aufenthalt in dieſe große Stadt und in einen ſo ſchwierigen

Poſten verſetzt ſehe, wo es mit der Bücherweisheit keineswegs gethan iſt, ſo muß ich's für ein großes Glück achten, daß ich einem Manne, wie Selicour, begegnete.

Mad. Belmont. Der Alles verſteht — dem Nichts fremd iſt! Geſchmack und Kenntniß — die geiſtreichſte Unterhaltung, die angenehmſten Talente. — Muſik, Malerei, Verſe; man frage, wonach man will, er iſt in Allem zu Hauſe.

Narbonne. Nun, und meine Tochter?

Mad. Belmont. Gut, daß du mich darauf bringſt. Sie hat ihre ſiebzehn Jahre; ſie hat Augen; dieſer Selicour hat ſo viele Vorzüge. — Und er iſt galant! Sein Ausdruck belebt ſich in ihrer Gegenwart. — O es iſt mir nicht entgangen! Dieſe Delikateſſe, dieſe zarten Aufmerkſamkeiten, die er ihr beweist, ſind nur einen kleinen Schritt weit von der Liebe!

Narbonne. Nun, es wäre keine üble Partie für unſer Kind! Ich ſehe nicht auf die zufälligen Vorzüge der Geburt; hab' ich nicht ſelbſt meinen Weg von unten auf gemacht? Und dieſer Selicour kann es mit ſeinem Geiſt, ſeinen Kenntniſſen, ſeiner Rechtſchaffenheit noch weit bringen. Ich habe ſelbſt ſchon bei einem ehrenvollen Poſten, wozu man einen tüchtigen und würdigen Mann ſucht, an ihn gedacht. — Nun! ich will ſeine Fähigkeiten prüfen — zeigt er ſich, wie ich nicht zweifle, eines ſolchen Poſtens würdig, und weiß er meiner Tochter zu gefallen, ſo werde ich ihn mit Freuden zu meinem Sohn annehmen.

Mad. Belmont. Das iſt mein einziger Wunſch! Er iſt ein gar zu artiger, gefälliger, allerliebſter Mann!

Vierter Auftritt.

Vorige. Charlotte.

Charlotte. Guten Morgen, lieber Vater!

Narbonne. Sieh da, mein Mädchen! — Nun, wie gefällt dir die große Stadt?

Charlotte. Ach, ich wünſche mich doch wieder auf's Land hinaus — denn hier muß ich die Zeit abpaſſen, um meinen Vater zu ſehen.

Narbonne. Ja, ich ſelbſt vermiſſe meine redlichen Landleute. Mit ihnen ſcherzte ich und war fröhlich — doch das hoffe ich auch hier zu bleiben. — Mein Poſten ſoll meine Gemüthsart nicht verändern; man kann ein Geſchäftsmann ſeyn, und doch ſeine gute Laune behalten.

Mad. Belmont. Mich entzückt dieſer Aufenthalt. Ich — ich bin hier wie im Himmel. Mit aller Welt ſchon bin ich bekannt — Alles kommt mir entgegen — und Herr Seliceur wollte mich bei dem Lycée abbonniren.

Charlotte. Denken Sie, Großmama, wen ich heute geglaubt habe zu ſehen! —

Mad. Belmont. Wen denn?

Charlotte. Den jungen Offizier —

Mad. Belmont. Welchen Offizier?

Charlotte. Den jungen Karl Firmin —

Mad. Belmont. Der zu Kolmar alle Abende zu deiner Tante kam —

Charlotte. Der ſich immer mit Ihnen unterhielt —

Mad. Belmont. Ein artiger junger Menſch!

Charlotte. Nicht wahr, Großmama?

Mad. Belmont. Der auch ſo hübſche Verſe machte?

Charlotte. Ja, ja, der!

Mad. Belmont. Nun, da er hier iſt, wird er ſich auch wohl bei uns melden.

Narbonne. Wo doch der Selicour bleibt? Er läßt diesmal auf ſich warten!

Mad. Belmont. Da kommt er eben!

Fünfter Auftritt.

Selicour zu den Vorigen.

Selicour (Alles bekomplimentirend). Ganz zum Entzücken find' ich Sie alle hier beiſammen!

Narbonne. Guten Morgen, lieber Selicour!

Selicour (zu Narbonne, Papiere übergebend). Hier überbringe ich den bewußten Aufſatz — ich hielt's für dienlich, ein paar Zeilen zur Erläuterung beizufügen.

Narbonne. Vortrefflich!

Selicour (der Madame ein Billet übergebend). Der gnädigen Frau habe ich für das neue Stück eine Loge beſprochen.

Mad. Belmont. Allerliebſt!

Selicour. Dem gnädigen Fräulein bring' ich dieſen moraliſchen Roman.

Charlotte. Sie haben ihn doch geleſen, Herr Selicour?

Selicour. Das erſte Bändchen, ja, hab' ich flüchtig durchgeblättert.

Charlotte. Nun, und —

Selicour. Sie werden eine rührende Scene darin finden. — Ein unglücklicher Vater — eine ausgeartete Tochter! — Eltern hülflos, im Stich gelaſſen von undankbaren Kindern! — Gräuel, die ich nicht faſſe — davon ich mir keinen Begriff machen kann! Denn wiegt wohl die ganze Dankbarkeit unſers Lebens die Sorgen auf, die ſie unſrer hülfloſen Kindheit beweiſen?

Mad. Belmont. In alles, was er ſagt, weiß der würdige Mann doch etwas Delikates zu legen!

Selicour (zu Narbonne). In unſern Büreau's iſt eben jetzt ein Chef nöthig. — Der Platz iſt von Bedeutung, und Viele bewerben ſich darum.

Narbonne. Auf Sie verlaſſ' ich mich, Sie werden die Anſprüche eines Jeden zu prüfen wiſſen — die Dienſtjahre, der Eifer, die Fähigkeit und vor allen die Rechtſchaffenheit ſind in Betrachtung zu ziehen. — Aber ich vergeſſe, daß ich zu unterzeichnen habe. Ich gehe!

Selicour. Und ich will auch gleich an meine Geſchäfte! —

Narbonne. Ich bitte Sie recht ſehr, erwarten Sie mich hier, wir haben mit einander zu reden! —

Selicour. Aber ich hätte vor Tiſche noch ſo Mancherlei auszufertigen.

Narbonne. Bleiben Sie, oder kommen Sie ſchleunigſt wieder! Ich habe Ihre Gegenwart nöthig! Ein Mann von Ihren Kenntniſſen, von Ihrer Rechtſchaffenheit iſt's, was ich gerade brauche! Kommen Sie ja bald zurück! — Ich hab' es gut mit Ihnen vor.

(Er geht ab.)

Sechster Auftritt.

Vorige ohne Narbonne.

Mad. Belmont. Sie können es ſich gar nicht vorſtellen, Herr Selicour, wie große Stücke mein Sohn auf Sie hält! — Aber ich hätte zu thun, dächt' ich. — Unſre Verwandten, unſre Freunde ſpeiſen dieſen Abend hier. — Wird man Sie auch ſehen, Herr Selicour?

Selicour. Wenn anders meine vielen Geſchäfte —

Mad. Belmont. Daß Sie nur ja nicht ausbleiben, ſonſt würde unſerm Feſt ſeine Krone fehlen. Sie ſind die Seele unſrer Geſellſchaft! — Und Charlotte, wollte ich wohl wetten, würde es recht ſehr übel nehmen, wenn Sie nicht kämen.

Charlotte. Ich, Mama? Nun ja! Ihre und Papa's Freunde ſind mir immer herzlich willkommen.

Mad. Belmont. Schon gut! ſchon gut! Jetzt zieh' dich an! es iſt die höchſte Zeit! — Sie müſſen wiſſen, Herr Selicour, daß ich bei dem Putz präſidire.

Selicour. So kommt die ſchöne Kunſt noch der ſchönen Natur zu Hülfe — wer könnte da widerſtehn?

Mad. Belmont. Er iſt ſcharmant! Scharmant iſt er! Nicht den Mund öffnet er, ohne etwas Geiſtreiches und Galantes zu ſagen. (Geht mit Charlotten.)

Siebenter Auftritt.

Selicour. Michel.

Michel (im Hereintreten). Endlich iſt ſie fort! — Nun kann ich mein Wort anbringen! — Hab' ich die Ehre, mit Herrn Selicour —

Selicour (grob und verdrießlich). Das iſt mein Name!

Michel. Vergönnen Sie, mein Herr! —

Selicour. Muß ich auch hier beläſtigt werden? Was will man von mir? —

Michel. Mein Herr! —

Selicour. Gewiß eine Bettelei — ein Anliegen. — Ich kann nicht dienen. —

Michel. Erlauben Sie, mein Herr!

Selicour. Nichts! Hier iſt der Ort nicht — In meinem Kabinet mag man einmal wieder anfragen! —

Michel. Einen ſo übeln Empfang glaubte ich nicht —

Selicour. Was beliebt?

Michel. Ich komme ja gar nicht, um etwas zu bitten — ich komme, dem Herrn Selicour meine gehorſame Dankſagung abzuſtatten.

Selicour. Dankſagung? Wofür?

Michel. Daß Sie meinem Neffen die Stelle verſchafft haben.

Selicour. Was? wie?

Michel. Ich bin erſt ſeit geſtern hier im Hauſe, weil mich mein Herr auf dem Lande zurück ließ. Als ich Ihnen ſchrieb, hatte ich nicht die Ehre, Sie von Perſon zu kennen.

Selicour. Was Sie ſagen, mein Wertheſter! Sie wären im Dienſt des Miniſters?

Michel. Sein Kammerdiener, Ihnen zu dienen!

Selicour. Mein Gott, welcher Irrthum! Monſieur Michel, Kammerdiener, Leibdiener, Vertrauter des Herrn Miniſters! — Bitte tauſendmal um Verzeihung, Monſieur Michel! — Wahrhaftig, ich ſchäme mich — ich bin untröſtlich, daß ich Sie ſo barſch angelaſſen. Auf Ehre, Monſieur Michel! — Ich hielt Sie für einen Commis.

Michel. Und wenn ich es auch wäre! —

Selicour. Man wird von ſo vielen Zudringlichen belagert! Man kann es nicht allen Leuten am Rock anſehen. —

Michel. Aber gegen alle kann man höflich ſeyn, dächt' ich!

Selicour. Freilich! freilich! Es war eine unglückliche Zerſtreuung! —

Michel. Eine ſehr unangenehme für mich, Herr Selicour!

Selicour. Es thut mir leid, ſehr leid — ich kann mir's in Ewigkeit nicht vergeben —

Michel. Laſſen wir's gut ſeyn!

Selicour. Nun! nun! — Ich habe Ihnen meinen Eifer bewieſen — der liebe, liebe Neffe! der wäre denn nun verſorgt!

Michel. Eben komm' ich von ihm her! er iſt nicht auf den Kopf gefallen, der Burſch!

Selicour. Der junge Mann wird ſeinen Weg machen. Zählen Sie auf mich!

Michel. Schreibt er nicht ſeine ſaubre Hand?

Selicour. Er ſchreibt gar nicht übel!

Michel. Und die Orthographie —

Selicour. Ja! das iſt das Weſen!

Michel. Hören Sie, Herr Selicour! Von meinem Briefe an Sie laſſen Sie ſich gegen den gnädigen Herrn nichts merken. Er hat uns, da er zur Stadt reiste, ſtreng anbefohlen, um nichts zu ſollicitiren. — Er iſt ſo etwas wunderlich, der Herr!

Selicour. Iſt er das? So! ſo! — Sie kennen ihn wohl ſehr gut, den Herrn Miniſter?

Michel. Da er auf einem vertrauten Fuß mit ſeiner Dienerſchaft umgeht, ſo weiß ich ihn auswendig, — und kann Ihnen, wenn Sie wollen, völlige Auskunft über ihn geben.

Selicour. Ich glaub's! ich glaub's! Aber ich bin eben nicht neugierig, ganz und gar nicht! Sehn Sie, Monſieur Michel! mein Grundſatz iſt: Handle recht! ſcheue Niemand!

Michel. Schön geſagt!

Selicour. Nun alſo weiter! Fahren Sie nur fort, Monſieur Michel! — Der gute Herr iſt alſo ein wenig eigen, ſagen Sie?

Michel. Er iſt wunderlich, aber gut. Sein Herz iſt lauter, wie Gold!

Selicour. Er iſt reich, er iſt ein Wittwer, ein angenehmer Mann und noch in ſeinen beſten Jahren. — Geſtehen Sie's nur — er haßt die Weiber nicht, der liebe, würdige Mann.

Michel. Er hat ein gefühlvolles Herz.

Selicour (lächelt fein). He! he! So einige kleine Liebſchaften, nicht wahr?

Michel. Mag wohl ſeyn; aber er iſt über dieſen Punkt —

Selicour. Verſtehe, verſtehe, Monſieur Michel! Sie ſind beſcheiden und wiſſen zu ſchweigen. — Ich frage in der beſten Abſicht von der Welt; denn ich bin gewiß, man kann nichts erfahren, als was ihm Ehre bringt.

Michel. Ja! Hören Sie! In einer von den Vorſtädten ſucht er ein Quartier.

Selicour. Ein Quartier und für wen?

Michel. Das will ich ſchon noch herausbringen. — Aber laſſen Sie ſich ja nichts verlauten, hören Sie? —

Selicour. Bewahre Gott!

Michel. Galant war er in der Jugend. —

Selicour. Und da glauben Sie, daß er jetzt noch ſein Liebchen —

Michel. Das eben nicht! Aber —

Selicour. Sey's, was es will! Als ein treuer Diener des würdigen Herrn müſſen Sie einen chriſtlichen Mantel auf ſeine Schwachheit werfen. Und warum könnte es nicht eine heimliche Wohlthat ſeyn? Warum das nicht, Herr Michel? — Ich haſſe die ſchlechten Auslegungen. — In den Tod haſſe ich, was einer übeln Nachrede gleicht. — Man muß immer das Beſte von ſeinen Wohlthätern denken. — Nun! nun! Nun, wir ſehen uns wieder, Monſieur Michel! — Sie haben mir doch meinen trockenen Empfang verziehen! Haben Sie? — Auf Ehre! ich bin noch ganz ſchamroth darüber! (Gibt ihm die Hand.)

Michel (weigert ſich). O nicht doch, nicht doch, Herr Selicour! Ich kenne meinen Platz, und weiß mich zu beſcheiden.

Selicour. Ohne Umſtände! Zählen Sie mich unter ihre Freunde! — Ich bitte mir das aus, Monſieur Michel!

Michel. Das werd' ich mich nimmer unterſtehen — ich bin nur ein Bedienter.

Selicour. Mein Freund! mein Freund! Kein Unterſchied zwiſchen uns. Ich bitte mir's recht aus, Monſieur Michel!

(Indem ſich beide bekomplimentiren, fällt der Vorhang.)

Zweiter Aufzug.

Erster Auftritt.

Narbonne und Selicour (ſitzen).

Narbonne. Sind wir endlich allein?

Selicour (unbehaglich). — Ja!

Narbonne. Es liegt mir ſehr viel an dieſer Unterredung. — Ich habe ſchon eine ſehr gute Meinung von Ihnen, Herr Selicour, und bin gewiß, ſie wird ſich um ein Großes vermehren, ehe wir auseinander gehen. Zur Sache alſo, und die falſche Beſcheidenheit bei Seite. Sie ſollen in der Diplomatik und im Staatsrecht ſehr bewandert ſeyn, ſagt man?

Selicour. Ich habe viel darin gearbeitet, und vielleicht nicht ganz ohne Frucht. Aber für ſehr kundig möchte ich mich denn darum doch nicht —

Narbonne. Gut! gut! Für's Erſte alſo laſſen Sie hören — Welches halten Sie für die erſten Erforderniſſe zu einem guten Geſandten?

Selicour (ſtockend). Vor allen Dingen habe er eine Gewandtheit in Geſchäften.

Narbonne. Eine Gewandtheit, ja, aber die immer mit der ſtrengſten Redlichkeit beſtehe.

Selicour. So mein' ich's.

Narbonne. Weiter.

Selicour. An dem fremden Hofe, wo er ſich aufhält, ſuche er ſich beliebt zu machen.

Narbonne. Ja! Aber ohne ſeiner Würde etwas zu vergeben. Er behaupte die Ehre des Staats, den er vorſtellt, und erwerbe ihm Achtung durch ſein Betragen.

Selicour. Das iſt's, was ich ſagen wollte. Er laſſe ſich nichts bieten, und wiſſe ſich ein Anſehn zu geben. —

Narbonne. Ein Anſehen, ja, aber ohne Anmaßung.

Selicour. So mein' ich's.

Narbonne. Er habe ein wachſames Auge auf Alles, was —

Selicour (unterbricht ihn). Ueberall habe er die Augen; er wiſſe das Verborgenſte auszuſpüren —

Narbonne. Ohne den Aufpaſſer zu machen.

Selicour. So mein' ich's. Ohne eine ängſtliche Neugierde zu verrathen.

Narbonne. Ohne ſie zu haben. — Er wiſſe zu ſchweigen, und eine beſcheidne Zurückhaltung —

Selicour (raſch). Sein Geſicht ſey ein verſiegelter Brief.

Narbonne. Ohne den Geheimnißkrämer zu machen. —

Selicour. So mein' ich's.

Narbonne. Er beſitze einen Geiſt des Friedens, und ſuche jeder gefährlichen Mißhelligkeit —

Selicour. Möglichſt vorzubeugen.

Narbonne. Ganz recht. Er habe eine genaue Kenntniß von der Volksmenge der verſchiedenen Länder —

Selicour. Von ihrer Lage — ihren Erzeugniſſen — ihrer Ein- und Ausfuhr — ihrer Handelsbilance. —

Narbonne. Ganz recht.

Selicour (im Fluß der Rede). Ihren Verfaſſungen — ihren Bündniſſen — ihren Hülfsquellen — ihrer bewaffneten Macht. —

Narbonne. Zum Beiſpiel: Angenommen alſo, es wäre Schweden oder Rußland, wohin man Sie verſchickte — ſo würden Sie wohl von dieſen Staaten vorläufig die nöthige Kunde haben.

Selicour (verlegen). Ich — muß geſtehen, daß — Ich habe mich mehr mit Italien beſchäftigt. Den Norden kenn' ich weniger.

Narbonne. So! Hm!

Selicour. Aber ich bin jetzt eben daran, ihn zu ſtudieren.

Narbonne. Von Italien alſo!

Selicour. Das Land der Cäſaren feſſelt billig meine Aufmerkſamkeit zuerſt. Hier war die Wiege der Künſte, das Vaterland der Helden, der Schauplatz der erhabenſten Tugend! Welch rührende Erinnerungen für ein Herz, das empfindet!

Narbonne. Wohl! wohl! Aber auf unſer Thema zurück zu kommen!

Selicour. Wie Sie befehlen! Ach, ach, die ſchönen

Künſte haben ſo viel Anziehendes! Es läßt ſich ſo Vieles dabei denken!

Narbonne. Venedig iſt's, was mir zunächſt einfällt.

Selicour. Venedig! — Recht! Gerade über Venedig habe ich einen Aufſatz angefangen, worin ich mich über Alles ausführlich verbreite. — Ich eile, ihn herzuholen. — (Steht auf.)

Narbonne. Nicht doch! nicht doch! Eine kleine Geduld!

Zweiter Auftritt.

Vorige. Michel.

Michel. Es iſt Jemand draußen, der in einer dringenden Angelegenheit ein geheimes Gehör verlangt. —

Selicour (ſehr eilig). Ich will nicht ſtören.

Narbonne. Nein! Bleiben Sie, Selicour! Dieſer Jemand wird ſich ja wohl einen Augenblick gedulden.

Selicour. Aber — wenn es dringend —

Narbonne. Das Dringendſte iſt mir jetzt unſre Unterredung.

Selicour. Erlauben Sie aber —

Michel. Es ſey in ein paar Minuten geſchehen, ſagt der Herr, und habe gar große Eile.

(Selicour eilt ab.)

Narbonne. Kommen Sie ja gleich wieder, ich bitte Sie, wenn der Beſuch fort iſt.

Selicour. Ich werde ganz zu Ihren Befehlen ſeyn.

Narbonne (zu Michel). Laßt ihn eintreten!

Dritter Auftritt.

Narbonne. La Roche.

La Roche (mit vielen Bücklingen). Ich bin wohl — ich vermuthe — es iſt des Herrn Miniſters Excellenz, vor dem ich —

Narbonne. Ich bin der Miniſter. Treten Sie immer näher!

La Roche. Bitte ſehr um Verzeihung — ich — ich komme — es iſt — ich ſollte — ich bin wirklich in einiger Verwirrung — der große Reſpekt —

Narbonne. Ei, ſo laſſen Sie den Reſpekt, und kommen zur Sache! Was führt Sie her?

La Roche. Meine Pflicht, mein Gewiſſen; die Liebe für mein Land! — Ich komme, Ihnen einen bedeutenden Wink zu geben.

Narbonne. Reden Sie!

La Roche. Sie haben Ihr Vertrauen einem Manne geſchenkt, der weder Fähigkeit noch Gewiſſen hat.

Narbonne. Und wer iſt dieſer Mann?

La Roche. Selicour heißt er.

Narbonne. Was? Sel —

La Roche. Gerade heraus. Dieſer Selicour iſt eben ſo unwiſſend, als er niederträchtig iſt. Erlauben Sie, daß ich Ihnen eine kleine Schilderung von ihm mache.

Narbonne. Eine kleine Geduld! (Klingelt. — Michel kömmt.) Ruft Herrn Selicour!

La Roche. Mit nichten, Ihr Excellenz! — Er iſt uns bei dieſem Geſpräche keineswegs nöthig.

Narbonne. Nicht für Sie, das glaub' ich, aber das iſt nun einmal meine Weiſe. Ich nehme keine Anklage wider Leute an, die ſich nicht vertheidigen können. — Wenn er ihnen gegenüber ſteht, mögen Sie Ihre Schilderung anfangen.

La Roche. Es iſt aber doch mißlich, Jemand in's Angeſicht —

Narbonne. Wenn man keine Beweiſe hat, allerdings — Iſt das Ihr Fall —

La Roche. Ich hatte nicht darauf gerechnet, es ihm gerade unter die Augen zu ſagen. — Er iſt ein feiner Schelm, ein beſonnener Spitzbube. — Ei nun! meinetwegen auch in's Angeſicht! — Zum Henker, ich fürchte mich nicht vor ihm — er mag kommen! Sie ſollen ſehen, daß ich mich ganz und gar nicht vor ihm fürchte.

Narbonne. Wohl! wohl! das wird ſich gleich zeigen. Da kommt er!

Vierter Auftritt.

Vorige. Selicour.

Narbonne. Kennen Sie dieſen Herrn?

Selicour (ſehr verlegen). Es iſt Herr La Roche.

Narbonne. Ich habe Sie rufen laſſen, ſich gegen ihn zu vertheidigen. Er kommt, Sie anzuklagen. Nun, reden Sie!

La Roche (nachdem er gehuſtet). Ich muß Ihnen alſo ſagen, daß wir Schulkameraden zuſammen waren, daß er mir vielleicht einige Dankbarkeit ſchuldig iſt. Wir fingen beide unſern Weg zugleich an — es ſind jetzt fünfzehn Jahre — und traten beide in dem nämlichen Büreau als Schreiber ein. Herr Selicour aber machte einen glänzenden Weg, ich — ſitze noch da, wo ich ausgelaufen bin. Daß er den armen Teufel, der ſein Jugendfreund war, ſeit vielen Jahren vergeſſen, das mag ſeyn! Ich habe nichts dagegen. Aber nach einer ſo langen Vergeſſenheit an ſeinen alten Jugendfreund nur darum zu denken, um ihn unverdienter Weiſe aus ſeinem Brod zu treiben, wie er gethan hat, das iſt hart, das muß mich aufbringen! Er kann nicht das geringſte Böſe wider mich ſagen; ich aber ſage von ihm und behaupte dreiſt, daß dieſer Herr Selicour, der jetzt gegen Euer Excellenz den redlichen Mann ſpielt, einen rechten Spitzbuben machte, da die Zeit dazu war. Jetzt hilft er Ihnen das Gute ausführen; Ihrem Vorgänger, weiß ich gewiß, hat er bei ſeinen ſchlechten

Stückchen redlich beigeſtanden. Wie ein ſpitzbübiſcher Lakai weiß der Heuchler mit der Livree auch jedesmal den Ton ſeines Herrn anzunehmen. Ein Schmeichler iſt er, ein Lügner, ein Großprahler, ein übermüthiger Geſell! Niederträchtig, wenn er etwas ſucht, und hochmüthig, unverſchämt gegen Alle, die das Unglück haben, ihn zu brauchen. Als Knabe hatte er noch etwas Gutmüthiges; aber über dieſe menſchliche Schwachheit iſt er jetzt weit hinaus. — Nun hat er ſich in eine prächtige Stelle eingeſchlichen, und ich bin überzeugt, daß er ihr nicht gewachſen iſt. Auf ſich allein zieht er die Augen ſeines Chefs, und Leute von Fähigkeiten, von Genie, Männer, wie Herrn Firmin, läßt er nicht aufkommen.

Narbonne. Firmin! Wie? — Iſt Herr Firmin in unſern Büreaus?

La Roche. Ein trefflicher Kopf, das können Sie mir glauben.

Narbonne. Ich weiß von ihm. — Ein ganz vorzüglicher Geſchäftsmann!

La Roche. Und Vater einer Familie! Sein Sohn machte in Kolmar die Bekanntſchaft Ihrer Tochter.

Narbonne. Karl Firmin! Ja, ja, ganz richtig!

La Roche. Ein talentvoller junger Mann!

Narbonne. — Fahren Sie fort!

La Roche. Nun, das wär' es! Ich habe genug geſagt, denk' ich!

Narbonne (zu Selicour). Verantworten Sie ſich!

Selicour. Des Undanks zeiht man mich. — Mich des Undanks! Ich hätte gedacht, mein Freund La Roche ſollte mich beſſer kennen! — An meinem Einfluß und nicht an meinem guten Willen fehlte es, wenn er ſo lange in der Dunkelheit geblieben. — Welche harte Beſchuldigungen gegen einen Mann, den er ſeit zwanzig Jahren treu gefunden hat! Mit ſeinem Verdacht ſo raſch zuzufahren, meine Handlungen auf's Schlimmſte auszulegen, und mich mit dieſer Hitze, dieſer Galle zu verfolgen! — Zum Beweis, wie ſehr ich ſein Freund bin —

La Roche. Er mein Freund! Hält er mich für einen Dummkopf? — Und welche Proben hat er mir davon gegeben!

Narbonne. Er hat Sie ausreden laſſen!

La Roche. So werde ich Unrecht behalten!

Selicour. Man hat einem andern ſeine Stelle gegeben, das iſt wahr, und Keiner verdiente dieſe Zurückſetzung weniger, als er. Aber ich hätte gehofft, mein Freund La Roche, anſtatt mich wie ein Feind anzuklagen, würde als Freund zu mir auf's Zimmer kommen, und eine Erklärung von mir fordern. Darauf, ich geſteh' es, hatte ich gewartet, und mich ſchon im Voraus der angenehmen Ueberraſchung gefreut, die ich ihm bereitete. Welche ſüße Freude für mich, ihn über alle Erwartung glücklich zu machen! Eben zu jenem Chef, wovon ich Euer Excellenz heut ſagte, hatte ich meinen alten Freund La Roche vorzuſchlagen.

La Roche. Mich zum Chef! Großen Dank, Herr Selicour! — Ein Schreiber bin ich und kein Geſchäftsmann! Meine Feder und nicht mein Kopf muß mich empfehlen, und ich bin keiner von denen, die eine Laſt auf ſich nehmen, der ſie nicht gewachſen ſind, um ſie einem Andern heimlich aufzuladen, und ſich ſelbſt das Verdienſt zuzueignen.

Selicour. Die Stelle ſchickt ſich für dich, Kamerad! Glaub' mir, der dich beſſer kennt, als du ſelbſt. (Zu Narbonne) — Er iſt ein trefflicher Arbeiter, genau, unermüdlich, voll geſunden Verſtandes; er verdient den Vorzug vor allen ſeinen Mitbewerbern. — Ich laſſe Männer von Genie nicht aufkommen, gibt er mir die Schuld, und Herr Firmin iſt's, den er anführt. — Das Beiſpiel iſt nicht gut gewählt, ſo trefflich auch der Mann iſt. — Erſtlich iſt ſeine jetzige Stelle nicht ſchlecht — aber ihm gebührt allerdings eine beſſere, und ſie iſt auch ſchon gefunden — denn eben Herrn Firmin wollte ich Euer Excellenz zu meinem Nachfolger empfehlen, wenn ich in jenen Poſten verſetzt werden ſollte, den mir mein gütiger Gönner beſtimmt. — Ich ſey meinem jetzigen Amte nicht gewachſen, behauptet man. — Ich weiß wohl, daß ich nur mittelmäßige Gaben beſitze. — Aber man ſollte bedenken, daß dieſe Anklage mehr meinen Gönner trifft, als mich ſelbſt! — Bin ich meinem Amte in der That nicht gewachſen, ſo iſt der Chef zu tadeln, der es mir anvertraut, und mit meinem ſchwachen Talent ſo oft ſeine Zufriedenheit bezeugt. — Ich ſoll endlich der Mitſchuldige des vorigen Miniſters geweſen ſeyn! — Die Stimme der Wahrheit habe ich ihn hören laſſen; die Sprache des redlichen Mannes habe ich kühnlich zu einer Zeit geredet, wo ſich meine Ankläger vielleicht im Staube vor ihm krümmten. — Zwanzigmal wollte ich dieſem unfähigen

Miniſter den Dienſt aufkündigen; nichts hielt mich zurück, als die Hoffnung, meinem Vaterlande nützlich zu ſeyn. Welche ſüße Belohnung für mein Herz, wenn ich hier etwas Böſes verhindern, dort etwas Gutes wirken konnte! — Seiner Macht habe ich getrotzt; die gute Sache habe ich gegen ihn verfochten, da er noch im Anſehen war! Er fiel, und ich zollte ſeinem Unglück das herzlichſte Mitleid. Iſt das ein Verbrechen, ich bin ſtolz darauf und rühme mich deſſelben. — Es iſt hart, ſehr hart für mich, lieber La Roche, daß ich dich unter meinen Feinden ſehe — daß ich genöthigt bin, mich gegen einen Mann zu vertheidigen, den ich ſchätze und liebe! — Aber komm! laß uns Frieden machen, ſchenke mir deine Freundſchaft wieder und Alles ſey vergeſſen!

La Roche. Der Spitzbube! — Rührt er mich doch faſt ſelbſt!

Narbonne. Nun, was haben Sie darauf zu antworten?

La Roche. Ich? — Nichts! Der verwünſchte Schelm bringt mich ganz aus dem Concepte.

Narbonne. Herr La Roche! es iſt brav und löblich, einen Böſewicht, wo er auch ſtehe, furchtlos anzugreifen und ohne Schonung zu verfolgen — aber auf einem ungerechten Haß eigenſinnig beſtehen, zeigt ein verderbtes Herz.

Selicour. Er haßt mich nicht! ganz und gar nicht! Mein Freund La Roche hat das beſte Herz von der Welt! Ich kenne ihn — aber er iſt hitzig vor der Stirn — er lebt von ſeiner Stelle — das entſchuldigt ihn! Er glaubte ſein Brod zu verlieren! Ich habe auch gefehlt — ich geſteh' es — Komm! komm! Laß dich umarmen, Alles ſey vergeſſen!

La Roche. Ich ihn umarmen? In Ewigkeit nicht! — Zwar, wie er's anſtellt, weiß ich nicht, um mich ſelbſt — um Euer Excellenz zu betrügen — aber kurz! ich bleibe bei meiner Anklage. — Kein Friede zwiſchen uns, bis ich ihn entlarvt, ihn in ſeiner ganzen Blöße dargeſtellt habe!

Narbonne. Ich bin von ſeiner Unſchuld überzeugt — wenn nicht Thatſachen, vollwichtige Beweiſe mich eines Andern überführen.

La Roche. Thatſachen? Beweiſe? Tauſend für einen!

Narbonne. Heraus damit!

La Roche. Beweiſe genug — die Menge — aber das iſt's eben — ich kann nichts damit beweiſen! — Solchen abgefeimten Schelmen läßt ſich nichts beweiſen. Vormals war er ſo arm, wie ich; jetzt ſitzt er im Ueberfluß! Sagt' ich Ihnen, daß er ſeinen vorigen Einfluß zu Geld gemacht, daß ſich ſein ganzer Reichthum davon herſchreibt — ſo kann ich das zwar nicht, wie man ſagt, mit Brief und Siegel belegen — aber Gott weiß es, die Wahrheit iſt's, ich will darauf leben und ſterben.

Selicour. Dieſe Anklage iſt von zu niedriger Art, um mich zu treffen — übrigens unterwerf' ich mich der ſtrengſten Unterſuchung! — Was ich beſitze, iſt die Frucht eines fünfzehnjährigen Fleißes; ich habe es mit ſaurem Schweiß und Nachtwachen erworben, und ich glaub' es nicht unedel zu verwenden. Es ernährt meine armen Verwandten; es friſtet das Leben meiner dürftigen Mutter!

La Roche. Erlogen! erlogen! Ich kann es freilich nicht beweiſen! Aber gelogen, unverſchämt gelogen!

Narbonne. Mäßigen Sie ſich!

Selicour. Mein Gott! was erleb' ich? Mein Freund La Roche iſt's, der ſo hart mit mir umgeht! — Was für ein Wahnſinn hat dich ergriffen? Ich weiß nicht, ſoll ich über dieſe Wuth lachen oder böſe werden. — Aber lachen auf Koſten eines Freundes, der ſich für beleidigt hält — nein, das kann ich nicht! das iſt zu ernſthaft! — Deinen alten Freund ſo zu verkennen! — Komm doch zu dir ſelbſt, lieber La Roche, und bringe dich wenigſtens nicht aus übel angebrachtem Trotz um eine ſo treffliche Stelle, als ich dir zugedacht habe.

Narbonne. Die Wahrheit zu ſagen, Herr La Roche, dieſe Halsſtarrigkeit gibt mir keine gute Meinung von Ihnen. — Muß auch ich Sie bitten, gegen Ihren Freund gerecht zu ſeyn? — Auf Ehre! der arme Herr Selicour dauert mich von Herzen!

La Roche. Ich will das wohl glauben, gnädiger Herr! Hat er mich doch faſt ſelbſt, trotz meines gerechten Unwillens, auf einen Augenblick irre gemacht — aber nein, nein! ich kenne ihn zu gut — zu gewiß bin ich meiner Sache. — Krieg, Krieg zwiſchen uns und keine Verſöhnung! Hier, ſehe ich, würde alles weitere Reden vergeblich ſeyn; aber wiewohl der Spitzbube mich auf's Aeußerſte treibt, lieber tauſendmal

Univ. Bibl.
München

Hungers ſterben, als ihm mein Brod verdanken. Ich empfehle mich zu Gnaden! (Ab.)

Fünfter Auftritt.

Narbonne. Selicour.

Narbonne. Begreifen Sie dieſe hartnäckige Verſtocktheit —

Selicour. Hat nichts zu ſagen! Er iſt ein guter Narr! Ich will ihn bald wieder beſänftigen.

Narbonne. Er iſt raſch und unbeſonnen, aber im Grunde mag er ein guter Mann ſeyn.

Selicour. Ein ſeelenguter Mann, dafür ſteh' ich — dem aber der Kopf ein wenig verſchoben iſt. — Es kann auch ſeyn, daß ihn ſonſt Jemand gegen mich aufhetzt.

Narbonne. Meinen Sie?

Selicour. Es mag ſo etwas dahinter ſtecken. — Wer weiß? irgend ein heimlicher Feind und Neider — denn dieſer arme Teufel iſt nur eine Maſchine.

Narbonne. Wer ſollte aber —

Selicour. Es gibt ſo Viele, die meinen Untergang wünſchen!

Narbonne. Haben Sie vielleicht einen Verdacht?

Selicour. Ich unterdrücke ihn! Denn daß ich ſo etwas von Herrn Firmin denken ſollte — Pfui! pfui! das wäre ſchändlich! das iſt nicht möglich!

Narbonne. So denk' ich auch! Der Mann ſcheint mir dazu viel zu rechtlich und zu beſcheiden.

Selicour. Beſcheiden, ja, das iſt er!

Narbonne. Sie kennen ihn alſo?

Selicour. Wir ſind Freunde.

Narbonne. Nun, was halten Sie von dem Manne?

Selicour. Herr Firmin, muß ich ſagen, iſt ein Mann, wie man ſich ihn für das Büreau eigentlich wünſcht — wenn auch eben kein Kopf, doch ein geſchickter Arbeiter. — Nicht zwar, als ob es ihm an Verſtand und Kenntniſſen fehlte — Keinesweges! Er mag viel wiſſen, aber man ſieht's ihm nicht an.

Narbonne. Sie machen mich neugierig, ihn zu kennen.

Selicour. Ich hab' ihn ſchon längſt darum angelegen, ſich zu zeigen — aber vielleicht fühlt er ſich für eine ſubalterne Rolle und für die Dunkelheit geboren. Ich will ihm unterdeſſen —

Narbonne. Bemühen Sie ſich nicht! — Gegen einen Mann von Verdienſten kann unſer einer unbeſchadet ſeines Rangs die erſten Schritte thun. — Ich ſelbſt will Herrn Firmin aufſuchen. — Aber jetzt wieder auf unſer voriges Thema zurück zu kommen, das dieſer La Roche unterbrochen hat. —

Selicour (verlegen). Es iſt ſchon etwas ſpät. —

Narbonne. Hat nichts zu ſagen.

Selicour. Es wird auch jetzt die Zeit zur Audienz ſeyn.

Narbonne (ſieht nach der Uhr). Ja, wahrhaftig.

Selicour. Wir können es ja auf morgen —

Narbonne. Gut! Auch das!

Selicour. Ich will alſo —

Narbonne. Noch ein Wort —

Selicour. Was beliebt?

Narbonne. Ein Geſchäft kann ich Ihnen wenigſtens noch auftragen, das zugleich Fähigkeit und Muth erfordert.

Selicour. Befehlen Sie!

Narbonne. Mein Vorgänger hat durch ſeine üble Verwaltung ein Heer von Mißbräuchen einreißen laſſen, die trotz aller unſerer Bemühungen noch nicht abgeſtellt ſind. Es wäre daher ein Memoire aufzuſetzen, worin man alle Gebrechen aufdeckte, und der Regierung ſelbſt ohne Schonung die Wahrheit ſagte.

Selicour. Erlauben aber Euer Excellenz — eine ſolche Schrift könnte für ihren Verfaſſer, könnte für Sie ſelbſt bedenkliche Folgen haben.

Narbonne. Das kümmert uns nicht — Keine Gefahr, keine perſönliche Rückſicht darf in Anſchlag kommen, wo die Pflicht gebietet.

Selicour. Das iſt würdig gedacht!

Narbonne. Sie ſind der Mann zu dieſem Werk — Ich brauche Ihnen weiter nichts darüber zu ſagen. Sie kennen das Uebel ſo gut und noch beſſer, als ich ſelbſt.

Selicour. Und ich bin, hoff' ich, mit Ihnen darüber einerlei Meinung.

Narbonne. Ohne Zweifel. Dies Geſchäft hat Eile. Ich verlaſſe Sie; verlieren Sie keine Zeit; es iſt gerade

jetzt der günſtige Augenblick — ich möchte es wo möglich noch heute an die Behörde abſenden. — Kurz und bündig — es kann mit Wenigem Viel geſagt werden! Leben Sie wohl! Gehen Sie ja gleich an die Arbeit!
(Er geht ab.)

Sechſter Auftritt.

Selicour. Madame Belmont.

Mad. Belmont. Sind Sie allein, Herr Selicour? Ich wollte abwarten, bis er weggegangen wäre — er darf nichts davon wiſſen.

Selicour. Wovon iſt die Rede, Madame?

Mad. Belmont. Wir wollen heute Abend ein kleines Concert geben, und meine Charlotte ſoll ſich dabei hören laſſen.

Selicour. Sie ſingt ſo ſchön!

Mad. Belmont. Sie geben ſich auch zuweilen mit Verſen ab? Nicht wahr?

Selicour. Wer macht nicht einmal in ſeinem Leben Verſe!

Mad. Belmont. Nun, ſo machen Sie uns ein Lied oder ſo etwas für heut' Abend!

Selicour. Eine Romanze meinen Sie?

Mad. Belmont. Gut, die Romanzen lieben wir beſonders!

Selicour. Wenn der Eifer den Mangel des Genies erſetzen könnte —

Mad. Belmont. Schon gut! ſchon gut! Ich verſtehe.

Selicour. Und ich brauchte allerdings ſo ein leichtes Spielwerk zu meiner Erholung! — Ich bin die ganze Nacht aufgeweſen, um Akten durchzugehen und Rechnungen zu corrigiren!

Mad. Belmont. Eine niederträchtige Beſchäftigung!

Selicour. Daß ich mich wirklich ein wenig angegriffen fühle. — Wer weiß! die Blume der Dichtkunſt erquickt mich vielleicht mit ihrem lieblichen Hauch, und du, Balſam der Herzen, heilige Freundſchaft!

Siebenter Auftritt.

Vorige. Robineau.

Robineau (hinter der Scene). Nu! nu! wenn er drin iſt, wird mir's wohl auch erlaubt ſeyn, denk' ich —

Mad. Belmont. Was gibt's da?

Robineau (im Eintreten). Dieſes Bedientenpack bildet ſich mehr ein, als ſeine Herrſchaft. — Ich will den Herrn Selicour ſprechen.

Selicour. Ich bin's.

Robineau. Das will ich bald ſehen. — Ja, mein Seel, das iſt er! — Leibhaftig — Ich ſeh' ihn noch, wie er ſich im Dorf mit den Jungens herum jagte. — Nun ſeh' er jetzt auch 'mal mich an — betracht' er mich wohl. Ich bin wohl ein Biſchen verändert — Kennt er mich?

Selicour. Nein!

Robineau. Ei, ei, ich bin ja des Robineau's Chriſtoph, des Winzers, der die dicke Madelon heirathete, ſeines Großvaters Muhme, Herr Selicour!

Selicour. Ach ſo!

Robineau. Nun — Vetter pflegen ſich ſonſt zu umarmen, denk' ich.

Selicour. Mit Vergnügen. — Seyd mir willkommen, Vetter!

Robineau. Groſſen Dank, Vetter!

Selicour. Aber laßt uns auf mein Zimmer gehen — ich bin hier nicht zu Hauſe.

Mad. Belmont. Laſſen Sie ſich nicht ſtören, Herr Selicour! Thun Sie, als wenn ich gar nicht da wäre.

Selicour. Mit Ihrer Erlaubniß, Madame, Sie ſind gar zu gütig! Man muß ihm ſein ſchlichtes Weſen zu gute halten; er iſt ein guter ehrlicher Landmann, und ein Vetter, den ich ſehr lieb habe.

Mad. Belmont. Das ſieht Ihnen ähnlich, Herr Selicour!

Robineau. Ich komme ſo eben an, Herr Vetter!

Selicour. So, und woher denn?

Robineau. Ei, woher ſonſt als von unſerm Dorf. — Dieſes Paris iſt aber auch wie zwanzig Dörfer. — Schon über zwei Stunden, daß ich aus dem Poſtwagen geſtiegen, treib' ich mich herum, um ihn und den La Roche aufzuſuchen, er weiß ja, ſeinen Nachbar und

Schulkameraden. — Nun, da find' ich ihn ja endlich, und nun mag's gut ſeyn!

Selicour. Er kommt in Geſchäften nach Paris, Vetter?

Robineau. In Geſchäften? Hat ſich wohl! Ein Geſchäft hab' ich freilich —

Selicour. Und welches denn?

Robineau. I nun — mein Glück hier zu machen, Vetter!

Selicour. Ha! ha!

Robineau. Nun, das Geſchäft iſt wichtig genug, denk' ich.

Selicour (zu Madame Belmont). Excuſiren Sie.

Mad. Belmont. Er beluſtigt mich.

Selicour. Er iſt ſehr kurzweilig.

Robineau. Peter, der Kärrner, meinte, der Vetter habe ſich in Paris ſeine Pfeifen gut geſchnitten. — Als er noch klein war, der Vetter, da ſey er ein loſer Schelm geweſen, da hätt's geheißen: der verdirbt nicht — der wird ſeinen Weg ſchon machen! — Wir hatten auch ſchon von ihm gehört; aber die Nachrichten lauteten gar zu ſchön, als daß wir ſie hätten glauben können. Wie wir aber nicht länger daran zweifeln konnten, ſagte mein Vater zu mir: Geh hin, Chriſtoph! ſuche den Vetter Selicour in Paris auf! Die Reiſe wird dich nicht reuen — Vielleicht machſt du dein Glück mit einer guten Heirath. — Ich gleich auf den Weg, und da bin ich nun! — Nehmen Sie mir's nicht übel, Madam! die Robineaus gehen gerade aus; was das Herz denkt, muß die Zunge ſagen — und wie ich den lieben Herrn Vetter da ſo vor mir ſah, ſehen Sie, ſo ging mir das Herz auf.

Mad. Belmont. Ei, das iſt ganz natürlich.

Robineau. Hör' er, Vetter, ich möchte herzlich gern auch mein Glück machen! Er weiß das Geheimniß, wie man's anfängt; theil' er mir's doch mit.

Selicour. Sey immer rechtſchaffen, wahr und beſcheiden! Das iſt mein ganzes Geheimniß, Vetter! weiter hab' ich keins. — Es iſt doch Alles wohl zu Hauſe?

Robineau. Zum Preis Gottes, ja! Die Familie gedeiht. Der Bertrand hat ſeine Suſanne geheirathet; ſie wird bald nieder kommen, und hofft, der Herr Vetter wird zu Gevatter ſtehen. Es iſt Alles in guten Umſtänden, bis auf ſeine arme Mutter. — Die meint, es wäre doch hart, daß ſie Noth leiden müſſe und einen ſo ſteinreichen Sohn in der Stadt habe.

Selicour (leiſe). Halt's Maul, Dummkopf!

Mad. Belmont. Was ſagt er von der Mutter?

Selicour (laut). Iſt's möglich? Die tauſend Thaler, die ich ihr geſchickt, ſind alſo nicht angekommen? — Das thut mir in der Seele weh! — Was das doch für ſchlechte Anſtalten ſind auf dieſen Poſten — Die arme, gute Mutter! Was mag ſie ausgeſtanden haben!

Mad. Belmont. Ja wohl! Man muß ihr helfen.

Selicour. Das verſteht ſich! Sogleich bitte ich den Miniſter um Urlaub — es iſt eine gerechte Forderung. Ich kann darauf beſtehen — Die Pflicht der Natur geht allen andern vor — Ich eile nach meinem

Ort — in acht Tagen iſt Alles abgethan! — Sie hat ſich nicht in Paris niederlaſſen wollen, wie ſehr ich ſie auch darum bat! Die liebe alte Mutter hängt gar zu ſehr an ihrem Geburtsort.

Robineau. So kann ich gar nicht aus ihr klug werden; denn zu uns ſagte ſie, ſie wäre gern nach Paris gekommen, aber der Vetter habe es durchaus nicht haben wollen!

Selicour. Die gute Frau weiß ſelbſt nicht immer, was ſie will! — Aber ſie nothleidend zu wiſſen — ach Gott! das jammert mich und ſchneidet mir in's Herz.

Mad. Belmont. Ich glaub's Ihnen wohl, Herr Selicour! Aber Sie werden bald Rath geſchafft haben. Ich gehe jetzt und laſſe Sie mit Ihrem Vetter allein. — Glücklich iſt die Gattin, die Sie einſt beſitzen wird! Ein ſo pflichtvoller Sohn wird gewiß auch ein zärtlicher Gatte werden! (Ab).

Achter Auftritt.

Selicour. **Robineau.**

Robineau. Meiner Treu, Herr Vetter, ich bin ganz verwundert über ihn — eine ſo herzliche Aufnahme hätt' ich mir gar nicht von ihm erwartet. Der iſt gar ſtolz und hochmüthig, hieß es, der wird dich gar nicht mehr erkennen!

Selicour (nachdem er wohl nachgeſehen, ob Madame Belmont auch fort iſt). Sage mir, du Eſel! was fällt dir ein, daß du mir hier ſo zur Unzeit über den Hals kommſt?

Robineau. Nun, nun! wie ich ihm ſchon ſagte, ich komme, mein Glück zu machen!

Selicour. Dein Glück zu machen? Der Schaafskopf!

Robineau. Ei, ei, Vetter! wie er mit mir umgeht; ich laſſe mir nicht ſo begegnen.

Selicour. Du thuſt wohl gar empfindlich — ſchade um deinen Zorn — Von ſeinem Dorf weg nach Paris zu laufen! der Tagdieb!

Robineau. Aber was das auf einmal für ein Betragen iſt, Herr Vetter! — Erſt der freundliche Empfang und jetzt dieſen barſchen Ton mit mir! — Das iſt nicht ehrlich und gerade gehandelt, nehm' er mir's nicht übel, das iſt falſch — und wenn ich das weiter erzählte, wie er mit mir umgeht — 's würde ihm ſchlechte Ehre bringen! ja, das würd' es!

Selicour (erſchrocken). Weiter erzählen! was?

Robineau. Ja, ja, Vetter!

Selicour. Unterſteh' dich, Bube! — Ich will dich unterbringen — ich will für die Mutter ſorgen. Sey ruhig, ich ſchaffe dir einen Platz! Verlaß dich darauf!

Robineau. Nun, wenn er das —

Selicour. Aber hier können wir nicht davon reden! Fort! auf mein Zimmer!

Robineau. Ja, hör' er, Vetter! ich möchte ſo gern ein recht ruhiges und bequemes Brod. Wenn er mich ſo bei der Acciſe unterbringen könnte.

Selicour. Verlaß dich drauf; ich ſchaffe dich an den rechten Platz. — In's Dorf mit dem dummen Dorfteufel über Hals und Kopf! — (Ab.)

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

La Roche und Karl Firmin begegnen einander.

La Roche. Ich ſuchte Sie ſchon längſt. — Hören Sie! — Nun, ich habe Wort gehalten — ich habe ihn dem Miniſter abgeſchildert, dieſen Selicour.

Karl. Wirklich? Und es iſt alſo vorbei mit ihm? ganz vorbei?

La Roche. Das nun eben nicht! — Noch nicht ganz — denn ich muß Ihnen ſagen, er hat ſich herausgelogen, daß ich da ſtand, wie ein rechter Dummkopf — Der Heuchler ſtellte ſich gerührt, er ſpielte den zärtlichen Freund, den Großmüthigen mit mir, er überhäufte mich mit Freundſchaftsverſicherungen, und will mich bei dem Büreau als Chef anſtellen.

Karl. Wie? was? Das iſt ja ganz vortrefflich! Da wünſche ich Glück.

La Roche. Für einen Glücksjäger hielt ich ihn; ich hatte geglaubt, daß es ihm nur um Stellen und um Geld zu thun wäre; für ſo falſch und verrätheriſch hätte ich ihn nie gehalten. Der Heuchler mit ſeinem ſüßen Geſchwätz! Ich war aber ſein Narr nicht und hab' es rundweg ausgeſchlagen!

Karl. Und ſo ſind wir noch, wo wir waren? Und mein Vater iſt nicht beſſer daran, als vorher?

La Roche. Wohl wahr — aber laſſen Sie mich nur machen! Laſſen Sie mich machen!

Karl. Ich bin auch nicht weiter. In den Garten hab' ich mich geſchlichen, ob ich dort vielleicht meiner Geliebten begegnen möchte. — Aber vergebens! Einige Strophen, die ich mir in der Einſamkeit ausdachte, ſind die ganze Ausbeute, die ich zurück bringe.

La Roche. Vortrefflich! brav! Machen Sie Verſe an Ihre Geliebte! Unterdeſſen will ich die Spur meines Wildes verfolgen. Der Schelm betrügt ſich ſehr, wenn er glaubt, ich habe meinen Plan aufgegeben!

Karl. Lieber La Roche! das iſt unter unſerer Würde. Laſſen wir dieſen Elenden ſein ſchmutziges Handwerk treiben, und das durch unſer Verdienſt erzwingen, was er durch Niederträchtigkeit erſchleicht.

La Roche. Weg mit dieſem Stolz! es iſt Schwachheit, es iſt Vorurtheil! — Wie? wollen wir warten, bis die Redlichkeit die Welt regiert — da würden wir lange warten müſſen. Alles ſchmiedet Ränke! Wohl, ſo wollen wir einmal für die gute Sache ein Gleiches verſuchen. — Das geht übrigens Sie nichts an. — Machen Sie Ihre Verſe, bilden Sie Ihr Talent aus; ich will es geltend machen, ich — das iſt meine Sache!

Karl. Ja, aber die Klugheit nicht vergeſſen. — Sie haben ſich heute übel ertappen laſſen.

La Roche. Und es wird nicht das Letztemal ſeyn.

— Aber thut nichts! Ich ſchreite vorwärts, ich laſſe mich nicht abſchrecken; ich werde ihm ſo lange und ſo oft zuſetzen, daß ich ihm endlich doch Eins beibringe. Ich bin lange ſein Narr geweſen; jetzt will ich auch ihm einen Poſſen ſpielen. Laſſen wir's den Buben ſo forttreiben, wie er's angefangen, ſo werde ich bald der Schelm und Ihr Vater der Dummkopf ſeyn müſſen!

Karl. Man kommt!

La Roche. Er iſt es ſelbſt!

Karl. Ich kann ſeinen Anblick nicht ertragen. In den Garten will ich zurück gehen und mein Gedicht vollenden. (Ab.)

La Roche. Ich will auch fort! Auf der Stelle will ich Hand an's Werk legen. Doch nein — es iſt beſſer, ich bleibe. Der Geck glaubte ſonſt, ich fürchte mich vor ihm!

Zweiter Auftritt.

Selicour und La Roche.

Selicour. Ach, ſieh da! Finde ich den Herrn La Roche hier?

La Roche. Ihn ſelbſt, Herr Selicour!

Selicour. Sehr beſchämt, wie ich ſehe.

La Roche. Nicht ſonderlich.

Selicour. Ihr wüthender Ausfall gegen mich hat nichts gefruchtet — Der Freund hat ſeine Bolzen umſonſt verſchoſſen!

La Roche. Hat nichts zu ſagen.

Selicour. Wahrlich, Freund La Roche! ſo hart ſie mir auch zuſetzten — Sie haben mir leid gethan mit Ihren närriſchen Grillen.

La Roche. Herr Narbonne iſt jetzt nicht zugegen. — Zwingt euch nicht!

Selicour. Was beliebt?

La Roche. Seyd unverſchämt nach Herzensgelüſten.

Selicour. Sieh doch!

La Roche. Brüſtet euch mit eurem Triumph. Ihr habt mir's abgewonnen!

Selicour. Freilich, es kann Einen ſtolz machen, über einen ſo fürchterlichen Gegner geſiegt zu haben.

La Roche. Wenn ich's heute nicht recht machte, in eurer Schule will ich's bald beſſer lernen.

Selicour. Wie, Herr La Roche? Sie haben es noch nicht aufgegeben, mir zu ſchaden?

La Roche. Um eines unglücklichen Zugs willen verläßt man das Spiel nicht!

Selicour. Ein treuer Schildknappe alſo des ehrlichen Firmins! — Sieh, ſieh!

La Roche. Er muß dir oft aus der Noth helfen, dieſer ehrliche Firmin.

Selicour. Was gibt er dir für deine Ritterſchaft?

La Roche. Was bezahlſt du ihm für die Exercitien, die er dir ausarbeitet?

Selicour. Nimm dich in Acht, Freund La Roche! — Ich könnte dir ſchlimme Händel anrichten.

La Roche. Werde nicht böſe, Freund Selicour! — Der Zorn verräth ein böſes Gewiſſen.

Selicour. Freilich ſollte ich über deine Thorheit nur lachen.

La Roche. Du verachteſt einen Feind, der dir zu ſchwach ſcheint. Ich will darauf denken, deine Achtung zu verdienen! (Geht ab.)

Dritter Auftritt.

Selicour (allein).

Sie wollen den Firmin zum Geſandten haben. — Gemach, Kamerad! — ſo weit ſind wir noch nicht. — Aber Firmin betrug ſich immer ſo gut gegen mich. — Es iſt der Sohn vermuthlich — der junge Menſch, der ſich mit Verſen abgibt, ganz gewiß — und dieſer La Roche iſt's, der ſie hetzt! — Dieſer Firmin hat Verdienſte, ich muß es geſtehen, und wenn ſie je ſeinen Ehrgeiz aufwecken, ſo kenne ich keinen, der mir gefährlicher wäre. — Das muß verhütet werden! Aber in welcher Klemme ſehe ich mich! — Eben dieſe beiden Firmins wären mir jetzt gerade höchſt nöthig, der Vater mit ſeinen Einſichten und der Sohn mit ſeinen Verſen. — Laß uns für's Erſte Nutzen von ihnen ziehen und dann ſchafft man ſie ſich ſchon gelegentlich vom Halſe.

Vierter Auftritt.

Firmin der Vater und Selicour.

Selicour. Sind Sie's Herr Firmin? Eben wollte ich zu Ihnen.

Firmin. Zu mir?

Selicour. Mich mit Ihnen zu erklären —

Firmin. Worüber?

Selicour. Ueber eine Armſeligkeit — Lieber Firmin! es iſt mir ein rechter Troſt, Sie zu ſehen. — Man hat uns veruneinigen wollen!

Firmin. Uns veruneinigen?

Selicour. Ganz gewiß. Aber es ſoll ihnen nicht gelingen, hoff' ich. Ich bin Ihr wahrer und aufrichtiger Freund, und ich hab' es heute bewieſen, denk' ich, da dieſer tollköpfige La Roche mich beim Miniſter anſchwärzen wollte.

Firmin. Wie? Hätte der La Roche —

Selicour. Er hat mich auf das Abſcheulichſte preisgegeben.

Firmin. Er hat ſeine Stelle verloren. — Setzen Sie ſich an ſeinen Platz!

Selicour. Er iſt ein Undankbarer! Nach Allem, was ich für ihn gethan habe — Und es geſchehe, ſagte er, um Ihnen dadurch einen Dienſt zu leiſten, — Er diente Ihnen aber ſchlecht, da er mir zu ſchaden ſuchte. — Was will ich denn anders, als Ihr Glück? — Aber ich weiß beſſer, als dieſer Brauskopf, was Ihnen dient. Darum habe ich mir ſchon ein Plänchen mit Ihnen ausgedacht. — Das lärmende Treiben der Büreaus iſt Ihnen verhaßt, das weiß ich; Sie lieben nicht, in der geräuſchvollen Stadt zu leben. — Es ſoll für Sie geſorgt werden, Herr Firmin! — Sie ſuchen ſich irgend ein einſames ſtilles Plätzchen aus, ziehen einen guten Gehalt, ich ſchicke Ihnen Arbeit hinaus, Sie mögen gern arbeiten, es ſoll Ihnen nicht daran fehlen.

Firmin. Aber wie —

Selicour. Das ſind aber bloß noch Ideen, es hat noch Zeit bis dahin. — Glücklich, der auf der ländlichen Flur ſeine Tage lebt! Ach, Herr Firmin! ſo wohl wird es mir nicht! Ich bin in die Stadt gebannt, ein Laſtthier der Verhältniſſe, den Pfeilen der Bosheit preisgegeben. Auch hielt ich's für die Pflicht eines guten Verwandten, einen Vetter, der ſich hier niederlaſſen wollte, über Hals und Kopf wieder auf's Land zurück zu ſchicken. — Der gute Vetter! Ich bezahlte ihm gern die Reiſekoſten — denn, ſagen Sie ſelbſt, iſt's nicht unendlich beſſer, auf dem Land in der Dunkelheit frei zu leben, als hier in der Stadt ſich zu placken und zu quälen? —

Firmin. Das iſt meine Meinung auch. — Aber was wollten Sie eigentlich bei mir?

Selicour. Nun, wie ich ſagte, vor allen Dingen mich von der Freundſchaft meines lieben Mitbruders überzeugen — und alsdann — Sie haben mir ſo oft ſchon aus der Verlegenheit geholfen; ich verhehle es nicht, ich bin Ihnen ſo viel — ſo Vieles ſchuldig! — Mein Poſten bringt mich um — mir liegt ſo Vieles auf dem Halſe — wahrhaftig, es braucht meinen ganzen

Kopf, um herum zu kommen — Sie ſind zufrieden mit unſerm Miniſter?

Firmin. Ich bewundre ihn.

Selicour. Ja, das nenn' ich einmal einen fähigen Chef! Und wahrlich, es war auch die höchſte Noth, daß ein ſolcher an den Platz kam, wenn nicht Alles zu Grunde gehen ſollte. — Es iſt noch nicht Alles, wie es ſoll, ſagte ich ihm heute — wollen Sie, daß Alles ſeinen rechten Gang gehe, ſo müſſen Sie ein Memoire einreichen, worin Alles, was noch zu verbeſſern iſt, mit der ſtrengſten Wahrheit angezeigt wäre — Dieſe meine Idee hat er mit Eifer ergriffen und will eine ſolche Schrift unverzüglich aufgeſetzt haben. — Er trug ſie mir auf — aber die unendlichen Geſchäfte, die auf mir liegen — in der That, ich zittre, wenn ich an einen Zuwachs denke. —

Firmin. Und da rechnen Sie denn auf mich — nicht wahr?

Selicour. Nun ja, ich will's geſtehen!

Firmin. Sie konnten ſich diesmal an keinen Beſſern wenden!

Selicour. O das weiß ich! das weiß ich!

Firmin. Denn da ich ſo lange Zeit von den Mißbräuchen unter der vorigen Verwaltung Augenzeuge war — ſo habe ich, um nicht bloß als müßiger Zuſchauer darüber zu ſeufzen, meine Beſchwerden und Verbeſſerungsplane dem Papiere anvertraut — und ſo findet ſich, daß die Arbeit, die man von Ihnen verlangt, von mir wirklich ſchon gethan iſt! — Ich hatte mir keinen beſtimmten Gebrauch dabei gedacht — ich ſchrieb bloß nieder, um mein Herz zu erleichtern.

Selicour. Iſt's möglich? Sie hätten —

Firmin. Es liegt Alles bereit, wenn Sie davon Gebrauch machen wollen.

Selicour. Ob ich das will! O mit Freuden! — Das iſt ja ein ganz erwünſchter Zufall!

Firmin. Aber die Papiere ſind nicht in der beſten Ordnung!

Selicour. O dieſe kleine Mühe übernehm' ich gern — Noch heute Abend ſoll der Miniſter das Memoire haben — Ich nenne Sie als Verfaſſer; Sie ſollen den Ruhm davon haben.

Firmin. Sie wiſſen, daß mir's darauf eben nicht ankommt! Wenn ich nur Gutes ſtifte, gleichviel, unter welchem Namen.

Selicour. Würdiger, ſcharmanter Mann! Niemand läßt Ihrem beſcheidnen Verdienſt mehr Gerechtigkeit widerfahren, als ich. — Sie wollen mir alſo die Papiere —

Firmin. Ich kann ſie gleich holen, wenn Sie ſo lange verziehen wollen.

Selicour. Ja, gehen Sie! Ich will hier warten.

Firmin. Da kommt mein Sohn — Er kann Ihnen unterdeſſen Geſellſchaft leiſten — Aber ſagen Sie ihm nichts davon — hören Sie! ich bitte mir's aus!

Selicour. So! Warum denn nicht?

Firmin. Aus Urſachen.

Selicour. Nun, wenn Sie wollen! — Es wird mir zwar ſauer werden, Ihre Gefälligkeit zu verſchweigen. — (Wenn Firmin fort iſt.) Der arme Schelm! Er fürchtet wohl gar, ſein Sohn werde ihn auszanken.

Fünfter Auftritt.

Karl. Selicour.

Karl (kommt, in einem Papiere leſend, das er beim Anblick Selicour's ſchnell verbirgt). Schon wieder dieſer Selicour — (Will gehen.)

Selicour. Bleiben Sie doch, mein junger Freund! — Warum fliehen Sie ſo die Geſellſchaft?

Karl. Verzeihung, Herr Selicour! — (Für ſich.) Daß ich dem Schwätzer in den Weg laufen mußte!

Selicour. Ich habe mich ſchon längſt darnach geſehnt, Sie zu ſehen, mein Beſter! — Was machen die Muſen? wie fließen uns die Verſe? — Der gute Herr Firmin hat Allerlei dagegen, ich weiß, aber er hat Unrecht. — Sie haben ein ſo entſchiedenes Talent! Wenn die Welt Sie nur erſt kennte — aber das wird kommen! Noch heute früh ſprach ich von Ihnen —

Karl. Von mir?

Selicour. Mit der Mutter unſers Herrn Miniſters — und man hat ſchon ein gutes Vorurtheil für Sie, nach der Art, wie ich Ihrer erwähnte.

Karl. So! Bei welchem Anlaß war das?

Selicour. Sie macht die Kennerin — ich weiß nicht, wie ſie dazu kommt — Man ſchmeichelt ihr, ihres Sohnes wegen. — Wie? wenn Sie ihr auf eine geſchickte feine Art den Hof machten — deßwegen wollte ich Sie eben aufſuchen. — Sie verlangte ein paar Couplets von mir für dieſen Abend. — Nun habe ich zwar zu meiner Zeit auch meinen Vers gemacht, wie ein Andrer, aber der Witz iſt eingeroſtet in den leidigen Geſchäften! Wie wär's nun, wenn Sie ſtatt meiner die Verschen machten. — Sie vertrauten ſie mir an — ich leſe Sie vor — man iſt davon bezaubert — man will von mir wiſſen — Ich — ich nenne Sie! Ich ergreiſe dieſe Gelegenheit, Ihnen eine Lobrede zu halten. — Alles iſt voll von Ihrem Ruhm, und nicht lange, ſo iſt der neue Poet fertig, eben ſo berühmt durch ſeinen Witz, als ſeinen Degen!

Karl. Sie eröffnen mir eine glänzende Ausſicht!

Selicour. Es ſteht ganz in Ihrer Gewalt, ſie wirklich zu machen!

Karl (für ſich). Er will mich beſchwatzen! Es iſt lauter Falſchheit; ich weiß es recht gut, daß er falſch iſt — aber, wie ſchwach bin ich gegen das Lob! Wider meinen Willen könnte er mich beſchwatzen. — (Zu Selicour) Man verlangt alſo für dieſen Abend —

Selicour. Eine Kleinigkeit! ein Nichts! ein Liedchen — wo ſich auf eine ungezwungene Art ſo ein feiner Zug zum Lobe des Miniſters anbringen ließe. —

Karl. Den Lobredner zu machen, iſt meine Sache nicht! Die Würde der Dichtkunſt ſoll durch mich nicht ſo erniedrigt werden. Jedes Lob, auch wenn es noch ſo verdient iſt, iſt Schmeichelei, wenn man es an die Großen richtet.

Selicour. Der ganze Stolz eines ächten Muſenſohns! Nichts von Lobſprüchen alſo — aber ſo etwas von Liebe — Zärtlichkeit — Empfindung —

Karl (ſieht ſein Papier an). Konnte ich denken, da ich ſie niederſchrieb, daß ich ſo bald Gelegenheit haben würde?

Selicour. Was? wie? Das ſind doch nicht gar Verſe —

Karl. O verzeihen Sie! eine ſehr ſchwache Arbeit —

Selicour. Ei was! Mein Gott! da hätten wir ja gerade, was wir brauchen! — Her damit, geſchwind! — Sie ſollen bald die Wirkung davon erfahren — Es braucht auch gerade keine Romanze zu ſeyn — dieſe Kleinigkeiten — dieſe artigen Spielereien thun oft mehr, als man glaubt — dadurch gewinnt man die Frauen, und die Frauen machen Alles. — Geben Sie! geben Sie! — Wie! Sie ſtehen an? Nun, wie Sie wollen! Ich wollte Ihnen nützlich ſeyn — Sie bekannt machen — Sie wollen nicht bekannt ſeyn — Behalten Sie Ihre Verſe! Es iſt Ihr Vortheil, nicht der meine, den ich dabei beabſichtete.

Karl. Wenn nur —

Selicour. Wenn Sie ſich zieren —

Karl. Ich weiß aber nicht —

Selicour (reißt ihm das Papier aus der Hand). Sie ſind ein Kind! Geben Sie! Ich will Ihnen wider Ihren Willen dienen — Ihr Vater ſelbſt ſoll Ihrem Talente bald Gerechtigkeit erzeigen. Da kommt er! (Er ſteckt das Papier in die rechte Taſche.)

Sechster Auftritt.

Beide Firmins. Selicour.

Firmin. Hier, mein Freund! — aber reinen Mund gehalten! (Gibt ihm das Papier heimlich.)

Selicour. Ich weiß zu ſchweigen. (Steckt das Papier in die linke Rocktaſche.)

Karl (für ſich). That ich Unrecht, ſie ihm zu geben — Was kann er aber auch am Ende mit meinen Verſen machen?

Selicour. Meine werthen Freunde! Sie haben mir eine köſtliche Viertelſtunde geſchenkt — aber man vergißt ſich in Ihrem Umgang. — Der Miniſter wird auf mich warten — ich reiße mich ungern von Ihnen los, denn man gewinnt immer etwas bei ſo würdigen Perſonen. (Geht ab, mit beiden Händen an ſeine Rocktaſchen greifend.)

Siebenter Auftritt.

Beide Firmins.

Firmin. Das iſt nun der Mann, den du einen Ränkeſchmied und Kabalenmacher nennſt — und kein Menſch nimmt hier mehr Antheil an mir, als er!

Karl. Sie mögen mich nun für einen Träumer halten — aber je mehr er Ihnen ſchön thut, deſto weniger trau' ich ihm — Dieſer ſüße Ton, den er bei Ihnen annimmt — Entweder er braucht Sie, oder er will Sie zu Grunde richten.

Firmin. Pfui über das Mißtrauen! — Nein, mein Sohn! und wenn ich auch das Opfer der Bosheit werden ſollte — ſo will ich doch ſo ſpät als möglich das Schlechte von Andern glauben.

Achter Auftritt.

Vorige. La Roche.

La Roche. Sind Sie da, Herr Firmin! — Es macht mir herzliche Freude — der Miniſter will Sie beſuchen.

Karl. Meinen Vater? —

Firmin. Mich?

La Roche. Ja, Sie! — Ich hab' es wohl bemerkt, wie ich ein Wort von Ihnen fallen ließ, daß Sie ſchon ſeine Aufmerkſamkeit erregt hatten. — Dieſem Selicour iſt auch gar nicht wohl dabei zu Muthe — So iſt mein heutiger Schritt doch zu etwas gut geweſen.

Karl. O ſo ſehen Sie ſich doch wider Ihren eigenen Willen an's Licht hervorgezogen! — Welche glückliche Begebenheit!

Firmin. Ja, ja! Du ſiehſt mich in deinen Gedanken ſchon als Ambaſſadeur und Miniſter — Herr von Narbonne wird mir einen kleinen Auftrag zu geben haben, das wird Alles ſeyn!

La Roche. Nein, nein, ſag' ich Ihnen — er will Ihre nähere Bekanntſchaft machen — Und das iſt's nicht allein! Nein, nein! die Augen ſind ihm endlich aufgegangen! Dieſer Selicour, ich weiß es, iſt ſeinem Fall nahe! Noch heute — es iſt ſchändlich und abſcheulich — doch ich ſage nichts. — Der Miniſter ließ in Ihrem Hauſe nach Ihnen fragen; man ſagte ihm, Sie ſeyen auf dem Büreau — Ganz gewiß ſucht er Sie hier auf! Sagt' ich's nicht? Sieh, da iſt er ſchon! (Er tritt nach dem Hintergrund zurück.)

Neunter Auftritt.

Narbonne zu den Vorigen.

Narbonne. Ich habe Arbeiten von Ihnen geſehen, Herr Firmin, die mir eine hohe Idee von Ihren Einſichten geben, und von allen Seiten hör' ich Ihre Rechtſchaffenheit, Ihre Beſcheidenheit rühmen. Männer Ihrer Art brauche ich höchſt nöthig — Ich komme deßwegen, mir Ihren Beiſtand, Ihren Rath, Ihre Mitwirkung in dem ſchweren Amte auszubitten, das mir anvertraut iſt. — Wollen Sie mir Ihre Freundſchaft ſchenken, Herr Firmin?

Firmin. So viel Zutrauen beſchämt mich und macht mich ſtolz. — Mit Freude und Dankbarkeit nehme ich dieſes gütige Anerbieten an — aber ich fürchte, man hat Ihnen eine zu hohe Meinung von mir gegeben.

Karl. Man hat Ihnen nicht mehr geſagt, als wahr iſt, Herr von Narbonne! — Ich bitte Sie, meinem Vater in dieſem Punkte nicht zu glauben.

Firmin. Mache nicht zu viel Rühmens, mein Sohn, von einem ganz gemeinen Verdienſt.

Narbonne. Das iſt alſo Ihr Sohn, Herr Firmin?

Firmin. Ja.

Narbonne. Der Karl Firmin, deſſen meine Mutter und Tochter noch heute Morgen gedacht haben?

Karl. Ihre Frau Mutter und die liebenswürdige Charlotte haben ſich noch an Karl Firmin erinnert?

Narbonne. Sie haben mir ſehr viel Schmeichelhaftes von Ihnen geſagt.

Karl. Möchte ich ſo viele Güte verdienen!

Narbonne. Es ſoll mich freuen, mit Ihnen, braver junger Mann, und mit Ihrem würdigen Vater mich näher zu verbinden. — Herr Firmin! wenn es meine Pflicht iſt, Sie aufzuſuchen, ſo iſt es die Ihre nicht weniger, ſich finden zu laſſen. Mag ſich der Unfähige einer ſchimpflichen Trägheit ergeben! — Der Mann von Talent, der ſein Vaterland liebt, ſucht ſelbſt das Auge ſeines Chefs, und bewirbt ſich um die Stelle, die er zu verdienen ſich bewußt iſt. — Der Dummkopf und der Nichtswürdige ſind immer bei der Hand, um ſich mit ihrem anmaßlichen Verdienſte zu brüſten — Wie ſoll man das wahre Verdienſt unterſcheiden, wenn es ſich mit ſeinen verächtlichen Nebenbuhlern nicht einmal in die Schranken ſtellt? — Bedenken Sie, Herr

Firmin, daß man für das Gute, welches man nicht thut, ſo wie für das Böſe, welches man zuläßt, verantwortlich iſt.

Karl. Hören Sie's nun, mein Vater?

Firmin. Geben Sie mir Gelegenheit, meinem Vaterlande zu dienen, ich werde ſie mit Freuden ergreifen!

Narbonne. Und mehr verlang' ich nicht — Damit wir beſſer mit einander bekannt werden, ſo ſpeiſen Sie beide dieſen Abend bei mir. Sie finden eine angenehme Geſellſchaft — ein paar gute Freunde, einige Verwandte — Aller Zwang wird entfernt ſeyn, und meine Mutter, die durch meinen neuen Stand nicht ſtolzer geworden iſt, wird Sie auf's Freundlichſte empfangen, das verſprech' ich Ihnen.

Firmin. Wir nehmen Ihre gütige Einladung an.

Karl (für ſich). Ich werde Charlotten ſehn!

La Roche (bei Seite). Die Sachen ſind auf gutem Weg — der Augenblick iſt günſtig — friſch, noch einen Ausfall auf dieſen Selicour! (Kommt vorwärts.) So laſſen Sie endlich dem Verdienſt Gerechtigkeit widerfahren; gut! Nun iſt noch übrig, auch das Laſter zu entlarven — Glücklicherweiſe finde ich Sie hier, und kann da fortfahren, wo ich es dieſen Morgen gelaſſen. — Dieſer Selicour brachte mich heute zum Stillſchweigen — ich machte es ungeſchickt, ich geſteh' es, daß ich ſo mit der Thür in's Haus fiel; aber wahr bleibt wahr! Ich habe doch recht! Sie verlangten Thatſachen — Ich bin damit verſehen.

Narbonne. Was? wie?

La Roche. Dieſer Menſch, der ſich das Anſehen gibt, als ob er ſeiner Mutter und ſeiner ganzen Familie zur Stütze diente, er hat einen armen Teufel von Vetter ſchön empfangen, der heute in ſeiner Einfalt, in gutem Vertrauen zu ihm in die Stadt kam, um eine kleine Verſorgung durch ihn zu erhalten. Fortgejagt wie einen Taugenichts hat ihn der Heuchler! So geht er mit ſeinen Verwandten um — und wie ſchlecht ſein Herz iſt, davon kann ſeine nothleidende Mutter —

Firmin. Sie thun ihm ſehr Unrecht, lieber La Roche! Eben dieſer Vetter, den er ſoll fortgejagt haben, kehrt mit ſeinen Wohlthaten überhäuft und von falſchen Hoffnungen geheilt in ſein Dorf zurück!

Narbonne. Eben mit dieſem Vetter hat er ſich recht gut betragen.

La Roche. Wie? was?

Narbonne. Meine Mutter war bei dem Geſpräch zugegen.

Firmin. Lieber La Roche! folgen Sie doch nicht ſo der Eingebung einer blinden Rache.

La Roche. Schön, Herr Firmin! reden Sie ihm noch das Wort!

Firmin. Er iſt abweſend, es iſt meine Pflicht, ihn zu vertheidigen. —

Narbonne. Dieſe Geſinnung macht Ihnen Ehre, Herr Firmin; auch hat ſich Herr Selicour in Anſehung Ihrer noch heute eben ſo betragen. — Wie erfreut es mich, mich von ſo würdigen Perſonen umgeben zu ſehen — (Zu La Roche.) Sie aber, der den armen Selicour ſo unverſöhnlich verfolgt, Sie ſcheinen mir der gute

Mann nicht zu ſeyn, für den man Sie hält! — Was ich bis jetzt noch von Ihnen ſah, bringt Ihnen wahrlich ſchlechte Ehre!

La Roche (für ſich). Ich möchte berſten — aber nur Geduld!

Narbonne. Ich bin geneigt, von dem guten Selicour immer beſſer zu denken, je mehr Schlimmes man mir von ihm ſagt, und ich gehe damit um, ihn mir näher zu verbinden.

Karl (betroffen). Wie ſo?

Narbonne. Meine Mutter hat gewiſſe Plane, die ich vollkommen gut heiße — Auch mit Ihnen habe ich es gut vor, Herr Firmin! — Dieſen Abend ein Mehreres. — Bleiben Sie ja nicht lange aus. (Zu Karl.) Sie, mein junger Freund, legen ſich auf die Dichtkunſt, hör' ich; meine Mutter hat mir heute Ihr Talent gerühmt. — Laſſen Sie uns bald etwas von Ihrer Arbeit hören! — Auch ich liebe die Muſen, ob ich gleich ihrem Dienſt nicht leben kann. — Ihr Diener, meine Herren! — Ich verbitte mir alle Umſtände.

(Er geht ab.)

Zehnter Auftritt.

Vorige ohne Narbonne.

Karl. Ich werde ſie ſehen! ich werde ſie ſprechen! — Aber dieſe gewiſſen Plane der Großmutter — Gott!

ich zittre. — Es iſt gar nicht mehr zu zweifeln, daß ſie dieſem Selicour beſtimmt iſt.

Firmin. Nun, mein Sohn! das iſt heute ein glücklicher Tag!

La Roche. Für Sie wohl, Herr Firmin — aber für mich?

Firmin. Seyn Sie außer Sorgen. Ich hoffe, Alles wieder in's Gleiche zu bringen. — (Zu Karl.) Betrage dich klug, mein Sohn! Wenigſtens unter den Augen des Miniſters vergiß dich nicht!

Karl. Sorgen Sie nicht! Aber auch Sie, mein Vater, rühren Sie ſich einmal!

Firmin. Schön! Ich erhalte auch meine Lektion.

Karl. Und habe ich nicht recht, Herr La Roche?

Firmin. Laß dir ſein Beiſpiel wenigſtens zu einer Warnung dienen. — Muth gefaßt, La Roche! Wenn meine Fürſprache etwas gilt, ſo iſt Ihre Sache noch nicht verloren. (Er geht ab.)

Elfter Auftritt.

Karl Firmin und La Roche.

La Roche. Nun, was ſagen Sie? Iſt das erlaubt, daß Ihr Vater ſelbſt mich Lügen ſtraft, und den Schelmen in Schutz nimmt?

Karl. Beſter Freund, ich habe heute früh' Ihre Dienſte verſchmäht, jetzt flehe ich um Ihre Hülfe. Es

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Madame Belmont. Charlotte.

Mad. Belmont. Bleib' da, Charlotte! wir haben ein Wörtchen mit einander zu reden, eh' die Geſellſchaft kommt. — Sage mir, mein Kind! was hältſt du von dem Herrn Selicour?

Charlotte. Ich, Mama?

Mad. Belmont. Ja, du!

Charlotte. Nun, ein ganz angenehmer, verdienſtvoller, würdiger Mann ſcheint er mir zu ſeyn.

Mad. Belmont. Das hör' ich gern! Ich freue mich, liebes Kind, daß du eine ſo gute Meinung von ihm haſt — denn, wenn dein Vater und ich etwas über dich vermögen, ſo wird Herr Selicour bald dein Gemahl ſeyn.

Charlotte (betroffen). Mein Gemahl? —

Mad. Belmont. Fällt dir das auf?

Charlotte. Herr Selicour?

Mad. Belmont. Wir glauben, nicht beſſer für dein Glück ſorgen zu können —

Charlotte. Von Ihren und meines Vaters Händen will ich gern einen Gatten annehmen — Aber, Sie werden mich für grillenhaft halten, liebe Großmama! — Ich weiß nicht — dieſer Herr Selicour, den ich übrigens hochſchätze — gegen den ich nichts einzuwenden habe — ich weiß nicht, wie es kommt — wenn ich mir ihn als meinen Gemahl denke, ſo — ſo empfinde ich in der Tiefe meines Herzens eine Art von —

Mad. Belmont. Doch nicht von Abneigung?

Charlotte. Von Grauen möcht' ich's ſogar nennen! Ich weiß, daß ich ihm Unrecht thue; aber ich kann es nun einmal nicht überwinden. — Ich fühle weit mehr Furcht vor ihm, als Liebe.

Mad. Belmont. Schon gut! Dieſe Furcht kennen wir, meine Tochter!

Charlotte. Nein! Hören Sie! —

Mad. Belmont. Eine angenehme mädchenhafte Schüchternheit! Das muß ich wiſſen, glaube mir. — Bin ich nicht auch einmal jung geweſen? — Uebrigens ſteht dieſe Partie deiner Familie an. — Ein Mann, der Alles weiß — ein Mann von Geſchmack — ein feiner Kenner — und ein ſo gefälliger und bewährter Freund. — Auch reißt man ſich in allen Häuſern um ihn. — Wäre er nicht eben jetzt ſeiner Mutter wegen bekümmert, ſo hatte er mir dieſen Abend eine Romanze für dich verſprochen — denn er kann Alles. und dir möchte er gern in jeder Kleinigkeit zu

Gefallen ſeyn. — Aber ich hör' ihn kommen! Er läßt doch niemals auf ſich warten! Wahrlich, es gibt ſeines Gleichen nicht!

Zweiter Auftritt.

Selicour zu den Vorigen.

Selicour. Sie verlangten heute ein gefühlvolles zärtliches Lied von mir! Ich habe mein Möglichſtes gethan, Madame! — und lege es Ihnen hier zu Füßen.

Mad. Belmont. Wie, Herr Selicour? Sie haben es wirklich ſchon fertig? — In der That, ich fürchtete, daß die übeln Nachrichten —

Selicour. Welche Nachrichten?

Mad. Belmont. Von Ihrer Mutter —

Selicour. Von meiner Mutter! — Ja — ich — ich habe eben einen Brief von ihr erhalten — einen Brief, worin ſie mir meldet, daß ſie endlich —

Mad. Belmont. Daß ſie die tauſend Thaler erhalten — nun, das freut mich —

Selicour. Hätte ich ſonſt die Faſſung haben können? — Aber, dem Himmel ſey Dank! — jetzt iſt mir dieſer Stein vom Herzen, und in der erſten Freude ſetzte ich dieſe Strophen auf, die ich die Ehre gehabt, Ihnen zu überreichen.

Mad. Belmont (zu Charlotten). Er hätte dich gejammert, wenn du ihn geſehen hätteſt — Da war's, wo ich ſein ganzes treffliches Herz kennen lernte. — Herr Selicour, ich liebe Ihre Romanze, noch eh' ich ſie geleſen.

Dritter Auftritt.

Vorige. Narbonne.

Narbonne. Selicour hier bei Ihnen! Ei, ei, liebe Mutter! Sie ziehen mir ihn von nöthigern Dingen ab. — Er hat ſo dringend zu thun und Sie beladen ihn noch mit unnützen Aufträgen.

Mad. Belmont. Sieh, ſieh, mein Sohn! Will er nicht gar böſe werden!

Narbonne. Was ſoll aus dem Aufſatz werden, der doch ſo wichtig und ſo dringend iſt?

Selicour. Der Aufſatz iſt fertig. Hier iſt er!

Narbonne. Was, ſchon fertig?

Selicour. Und ich bitte Sie, zu glauben, daß ich weder Zeit noch Mühe dabei geſpart habe.

Narbonne. Aber wie iſt das möglich?

Selicour. Die Mißbräuche der vorigen Verwaltung haben mir nur zu oft das Herz ſchwer gemacht — Ich konnte es nicht dabei bewenden laſſen, ſie bloß müßig zu beklagen — dem Papier vertraute ich meinen Unwillen, meinen Tadel, meine Verbeſſerungsplane an, und ſo trifft es ſich, daß die Arbeit, die Sie mir auftrugen, ſchon ſeit lange im Stillen von mir gemacht iſt — Es ſollte mir wahrlich auch nicht an Muth gefehlt haben, öffentlich damit hervorzutreten, wenn die Regierung nicht endlich von ſelbſt zur Einſicht gekommen wäre, und in Ihrer Perſon einen Mann aufgeſtellt hätte, der Alles wieder in Ordnung bringt. — Jetzt iſt der Zeitpunkt da, von dieſen Papieren öffentlichen Gebrauch zu machen — Es fehlte nichts, als die Blätter zurecht zu legen, und das war in wenig Augenblicken geſchehen.

Mad. Belmont. Nun, mein Sohn! du kannſt zufrieden ſeyn, denk' ich — Herr Selicour hat deinen Wunſch erfüllt, eh' er ihn wußte; hat dir in die Hand gearbeitet, und ihr kommt einander durch den glücklichſten Zufall entgegen —

Narbonne. Mit Freuden ſeh' ich, daß wir einverſtanden ſind. — Geben Sie, Herr Selicour! noch heute Abend ſende ich den Aufſatz an die Behörde.

Selicour (für ſich). Alles geht gut — Jetzt dieſen Firmin weggeſchafft, der mir im Wege iſt. (Laut.) Werden Sie mir verzeihen, Herr von Narbonne? — Es thut mir leid, es zu ſagen — aber ich muß fürchten, daß die Anklage des Herrn La Roche dieſen Morgen doch einigen Eindruck gemacht haben könnte. —

Narbonne. Nicht den mindeſten.

Selicour. Ich habe es befürchtet. — Nach Allem, was ich ſehe, hat dieſer La Roche meine Stelle ſchon an Jemanden vergeben. —

Narbonne. Wie?

Selicour. Ich habe immer ſehr gut gedacht von

Herrn Firmin, aber, ich geſteh' es — ich fange doch endlich an, an ihm irre zu werden.

Narbonne. Wie? Sie haben mir ja noch heute ſeine Gutmüthigkeit gerühmt.

Selicour. Iſt auch dem Gutmüthigſten bis auf einen gewiſſen Punkt zu trauen? — Ich ſehe mich von Feinden umgeben. Man legt mir Fallſtricke. —

Narbonne. Sie thun Herrn Firmin Unrecht. Ich kenne ihn beſſer und ich ſtehe für ihn.

Selicour. Ich wünſchte, daß ich eben ſo von ihm denken könnte.

Narbonne. Der ſchändliche Undank dieſes La Roche muß Sie natürlicherweiſe mißtrauiſch machen. Aber wenn Sie auch nur den Schatten eines Zweifels gegen Herrn Firmin haben, ſo werden Sie ſogleich Gelegenheit haben, von Ihrem Irrthum zurück zu kommen.

Selicour. Wie das?

Narbonne. Er wird im Augenblick ſelbſt hier ſeyn.

Selicour. Herr Firmin — hier?

Narbonne. Hier — Ich konnte mir's nicht verſagen. Ich hab' ihn geſehen!

Selicour. Geſehen! Vortrefflich!

Narbonne. Er und ſein Sohn ſpeiſen dieſen Abend mit uns.

Selicour. Speiſen — Sein Sohn! Vortrefflich!

Mad. Belmont und **Charlotte.** Karl Firmin?

Narbonne. Der junge Offizier, deſſen Verdienſte Sie mir ſo oft gerühmt haben. — Ich habe Vater und Sohn zum Nachteſſen eingeladen.

Mad. Belmont. Ich werde ſie mit Vergnügen willkommen heißen.

Narbonne (zu Selicour). Sie haben doch nichts dawider?

Selicour. Ich bitte ſehr — ganz im Gegentheil!

Mad. Belmont. Ich bin dem Vater ſchon im Voraus gut um des Sohnes willen. Und was ſagt unſre Charlotte dazu?

Charlotte. Ich, Mama — ich bin ganz Ihrer Meinung!

Narbonne. Sie können ſich alſo ganz offenherzig gegen einander erklären.

Selicour. O das bedarf's nicht — im Geringſten nicht — Wenn ich's geſtehen ſoll, ich habe Herrn Firmin immer für den redlichſten Mann gehalten — und that ich ihm einen Augenblick Unrecht, ſo bekenne ich mit Freuden meinen Irrthum — Ich für meinen Theil bin überzeugt, daß er mein Freund iſt.

Narbonne. Er hat es bewieſen! Er ſpricht mit großer Achtung von Ihnen — Zwar kenn' ich ihn nur erſt von heute, aber gewiß verdient er —

Selicour (einfallend). Alle die Lobſprüche, die ich ihm, wie Sie wiſſen, noch vor Kurzem ertheilt habe — So bin ich einmal! Mein Herz weiß nichts von Mißgunſt.

Narbonne. Er verbindet einen geſunden Kopf mit einem vortrefflichen Herzen, und kein Menſch kann von Ruhmſucht freier ſeyn, als er. Was gilt's, er wäre im Stande, einem Andern das ganze Verdienſt von dem zu laſſen, was er geleiſtet hat!

Selicour. Meinen Sie?

Narbonne. Er wäre der Mann dazu!

Mad. Belmont. Sein Sohn möchte in dieſem Stück nicht ganz ſo denken.

Charlotte. Ja wohl, der iſt ein junger feuriger Dichterkopf, der keinen Scherz verſteht.

Selicour. Würde der wohl einem Andern den Ruhm ſeines Werks abtreten?

Charlotte. O daran zweifle ich ſehr.

Narbonne. Ich liebe dieſes Feuer an einem jungen Kriegsmann.

Selicour. O allerdings, das verſpricht!

Narbonne. Jeder an ſeinen rechten Platz geſtellt, werden ſie Beide vortrefflich zu brauchen ſeyn.

Selicour. Es iſt doch gar ſchön, wie Sie die fähigen Leute ſo aufſuchen!

Narbonne. Das iſt meine Pflicht. (Er ſpricht mit ſeiner Tochter.)

Selicour. Das war's! (Zu Madame Belmont, bei Seite.) Ein Wort, Madame! — Man könnte doch glauben, Sie zerſtreuten mich von meinen Berufsgeſchäften — Wenn alſo dieſen Abend mein Gedicht ſollte geſungen werden, ſo — nennen Sie mich nicht!

Mad. Belmont. Wenn Sie nicht wollen, nein.

Selicour. Ja — mir fällt ein. — Wie? wenn ich, größerer Sicherheit wegen, Jemanden aus der Geſellſchaft darum anſpräche, ſich als Verfaſſer zu bekennen. —

Mad. Belmont. Wie? Sie könnten einem Andern den Ruhm davon abtreten?

Selicour. Pah! das iſt eine Kleinigkeit! (Beide Firmin treten ein.)

Charlotte (erblickt ſie, lebhaft). Da kommen ſie!

Vierter Auftritt.

Vorige. Beide Firmin.

Narbonne (ihnen entgegen). Ich habe Sie längſt erwartet, meine Herren! — Nur herein! nur näher! Seyn Sie herzlich willkommen! Hier, Herr Firmin, meine Mutter und hier meine Tochter — Sie ſind kein Fremdling in meiner Familie.

Mad. Belmont (Zu Karl Firmin). Ich hatte mir's nicht erwartet, Sie hier in Paris zu ſehen; es iſt ſehr angenehm, ſich mit lieben Freunden ſo unvermuthet zuſammen zu finden.

Karl. Dieſer Name hat einen hohen Werth für mich. (Zu Charlotten.) Sie haben Ihre Tante doch wohl verlaſſen?

Charlotte. Ja, Herr Firmin!

Karl. Es waren unvergeßliche Tage, die ich in ihrem Hauſe verlebte. Dort war's, mein Fräulein —

Narbonne (zu Firmin dem Vater). Laſſen wir die jungen Leute ihre Bekanntſchaft erneuern. — Nun, Herr Firmin, da iſt Selicour!

Selicour (zu Firmin). In der That — ich bin —

ich kann nicht genug ſagen, wie erfreut ich bin — Sie bei dem Herrn von Narbonne eingeführt zu ſehen.

Narbonne. Sie ſind beide die Männer dazu, einander Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. (Zu Firmin.) Er hat etwas auf dem Herzen, ich wünſchte, daß Sie ſich gegen einander erklärten, meine Herren!

Selicour. O nicht doch! nicht doch! Herr Firmin kennt mich als ſeinen Freund.

Narbonne. Und ſeyn Sie verſichert, er iſt auch der Ihrige. Ich wünſchte, Sie hätten es gehört, mit welcher Wärme er noch heute Ihre Partei nahm. Ganz gewiß hat dieſer La Roche wieder —

Selicour. Aber was in aller Welt mag doch den La Roche ſo gegen mich aufhetzen?

Narbonne. Dieſer La Roche iſt mein Mann nicht — wenigſtens hab' ich eine ſchlechte Meinung von ſeinem Charakter.

Firmin. Sie thun ihm Unrecht. Ich habe heute gegen ihn geſprochen, aber diesmal muß ich ihn vertheidigen.

Selicour. Es iſt ganz und gar nicht nöthig. Ich ſchätze ihn, ich kenne ſein gutes Herz, und kenne auch ſeine Sparren — Und mag er mich am Ende bei der ganzen Welt anſchwärzen, wenn er nur bei Ihnen keinen Glauben fand! — Sie ſehen, wir ſind fertig — unſer Streit iſt beigelegt; es braucht keiner weitern Erklärung.

Mad. Belmont. Nun, wollen Sie nicht Platz nehmen, meine Herren?

Selicour (zu Karl Firmin). Es iſt ſchon übergeben, das Gedicht.

Karl. Wirklich?

Selicour. Die alte Mama hat es, und den Verfaſſer habe ich nicht verſchwiegen. (Madame Belmont bei Seite führend.) Wiſſen Sie, was ich gemacht habe?

Mad. Belmont. Nun!

Selicour. Der junge Firmin — Sie wiſſen, er gibt ſich mit Verſemachen ab.

Mad. Belmont. Ja! — Nun?

Selicour. Ich hab' ihn erſucht, ſich für den Verfaſſer des Liedchens zu bekennen — Er läßt ſich's gefallen!

Mad. Belmont. Läßt ſich's gefallen? Das glaub' ich!

Selicour. Daß Sie mich ja nicht Lügen ſtrafen!

Narbonne. Aber bis unſre andern Gäſte kommen, liebe Mutter, laſſen Sie uns eine kleine Unterhaltung ausdenken — Zum Spiel lade ich Sie nicht ein — wir können uns beſſer beſchäftigen.

Firmin. Sie haben zu befehlen.

Karl. Es wird von Madame abhängen.

Charlotte. Lieben Sie noch immer die Muſik, Herr Firmin?

Narbonne. Es iſt ja wahr, du ſingſt nicht übel — Laß hören! — Haſt du uns nicht irgend etwas Neues vorzutragen?

Karl. Wenn es Fräulein Charlotten nicht zu viel Mühe macht. —

Charlotte. Hier hat man mir ſo eben einige Strophen zugeſtellt.

Narbonne. Gut! Ich werde, mit Ihrer Erlaubniß, unterdeſſen das Memoire unſers Freundes durchleſen.

Selicour. Aber wir werden Sie ſtören, Herr von Narbonne!

Narbonne. Nicht doch! Ich bin gewohnt, im ärgſten Geräuſch zu arbeiten — und hier iſt nur vom Leſen die Rede! (Er geht auf die entgegengeſetzte Seite, wo er ſich niederſetzt.)

Selicour. Wenn Sie aber doch lieber —

Narbonne. Verzeihen Sie! Aber es leidet keinen Aufſchub. Die Pflicht geht Allem vor!

Mad. Belmont. Laſſen wir ihn denn, wenn er es ſo will, und nehmen unſer Lied vor. (Alle ſetzen ſich. Charlotte an's Ende, Madame Belmont neben Charlotten, Selicour zwiſchen Madame Belmont und Karln, neben Letztern Firmin der Vater.)

Charlotte. Die Melodie iſt gleich gut gewählt, wie ich ſehe.

Mad. Belmont. Der Verfaſſer iſt nicht weit, — ich kann ihn ohne Brille ſehen.

Selicour (zu Madame Belmont leiſe). Verrathen Sie mich nicht. — (Zu Karl Firmin.) Das gilt Ihnen, mein Lieber!

Charlotte. Ihm! Wie?

Firmin. Iſt das wahr, Karl? Wäreſt du —

Selicour. Er iſt der Verfaſſer.

Charlotte (zu ihrer Großmutter). Wie? Herr Firmin wäre der Verfaſſer?

Mad. Belmont (laut). Ja! — (Heimlich.) Nenne den wahren Verfaſſer ja nicht —

Charlotte. Warum nicht?

Mad. Belmont. Aus Urſachen. (Zu Selicour.) Wollen Sie Charlotten nicht accompagniren?

Selicour. Mit Vergnügen.

Firmin (ärgerlich zu ſeinem Sohne). Gewiß wieder eine übereilte Arbeit — aber das muß einmal gedichtet ſeyn —

Karl. Aber, lieber Vater, hören Sie doch erſt, eh' Sie richten!

Charlotte (ſingt).

An der Quelle ſaß der Knabe,
Blumen wand er ſich zum Kranz.
Und er ſah ſie, fortgeriſſen,
Treiben in der Wellen Tanz: —
„Und ſo fliehen meine Tage,
„Wie die Quelle, raſtlos hin.
„Und ſo ſchwindet meine Jugend,
„Wie die Kränze ſchnell verblühn!“

Mad. Belmont (Selicour anſehend). Dieſer Anfang verſpricht ſchon viel!

Selicour (auf Karl Firmin zeigend). Dieſem Herrn da gehört das Compliment.

Mad. Belmont. Gut! gut! Ich verſtehe!

Firmin. Der Gedanke iſt alltäglich, gemein.

Karl. Aber er iſt doch wahr.

Narbonne (auf der entgegengeſetzten Seite mit dem Aufſatz beſchäftigt). Die Einleitung iſt ſehr gut und erweckt ſogleich die Aufmerkſamkeit.

Charlotte (ſingt wieder).

„Fraget nicht, warum ich traure
„In des Lebens Blüthenzeit;
„Alles freuet ſich und hoffet,
„Wenn der Frühling ſich erneut!
„Aber dieſe tauſend Stimmen
„Der erwachenden Natur
„Wecken in dem tiefen Buſen
„Mir den ſchweren Kummer nur!“

Mad. Belmont. Zum Entzücken!

Firmin. Nicht übel.

Selicour (zu Karl Firmin). Sie ſehen, wie Alles Sie bewundert.

Narbonne (leſend). Trefflich entwickelt und nachdrücklich vorgetragen — Leſen Sie doch mit mir, Herr Firmin! (Firmin tritt zum Miniſter und lieſt über ſeine linke Schulter.)

Mad. Belmont. Ganz göttlich!

Selicour (zu Narbonne tretend). Ich habe aber freilich dem Herrn Firmin viel, ſehr, ſehr viel dabei zu danken. (Tritt wieder auf die andere Seite zwiſchen Karl Firmin und Madame Belmont, doch ohne die andere Gruppe aus den Augen zu verlieren.)

Charlotte (ſingt wieder).

„Was kann mir die Freude frommen,
„Die der ſchöne Lenz mir beut?
„Eine nur iſt's, die ich ſuche,
„Sie iſt nah und ewig weit.
„Sehnend breit' ich meine Arme
„Nach dem theuren Schattenbild;
„Ach, ich kann es nicht erreichen,
„Und das Herz bleibt ungeſtillt!

„Komm herab, du ſchöne Holde,
„Und verlaß dein ſtolzes Schloß;
„Blumen, die der Lenz geboren,
„Streu' ich dir in deinen Schooß.
„Horch, der Hain erſchallt von Liedern,
„Und die Quelle rieſelt klar!
„Raum iſt in der kleinſten Hütte
„Für ein glücklich liebend Paar.“

Mad. Belmont. Wie rührend der Schluß iſt! — Das liebe Kind iſt ganz davon bewegt worden.

Charlotte. Ja, es mag es gemacht haben, wer will, es iſt aus einem Herzen gefloſſen, das die Liebe kennt!

Selicour (verneigt ſich gegen Charlotten). Dies iſt ein ſchmeichelhaftes Lob.

Karl. Was? Er bedankt ſich —

Selicour (ſchnell zu Karl Firmin ſich umdrehend). Nicht wahr, lieber Freund!

Mad. Belmont. Ich bin ganz davon hingeriſſen —

Selicour (bückt ſich gegen Madame Belmont). Gar zu gütig, Madame!

Karl. Wie verſteh' ich das?

Selicour (eben ſo ſchnell wieder zu Karl Firmin). Nun! ſagt' ich's Ihnen nicht? Sie haben den vollkommenſten Sieg davon getragen.

Karl. Hält er mich zum Narren?

Narbonne. Das Werk iſt vortrefflich! ganz vortrefflich!

Selicour (zu Firmin dem Vater). Sie ſehen, ich habe mich ganz an Ihre Ideen gehalten.

Firmin (lächelt). Ich muß geſtehen, ich merke ſo etwas.

Charlotte. Ich weiß nicht, welchem von beiden Herren —

Selicour (zu Charlotten, indem er auf Karl Firmin deutet). Ein ſüßer Triumph für den Verfaſſer.

Narbonne (den Aufſatz zuſammen legend). Ein wahres Meiſterwerk, in der That!

Selicour (bückt ſich gegen Narbonne). Gar zu viel Ehre!

Mad. Belmont (wiederholt die letzte Strophe).

Horch, der Hain erſchallt von Liedern,
Und die Quelle rieſelt klar!
Raum iſt in der kleinſten Hütte
Für ein glücklich liebend Paar.

Schön! himmliſch! Dem widerſtehe, wer kann! — Selicour, es bleibt dabei, Sie heirathen meine Charlotte!

Karl. O Himmel!

Charlotte. Was hör' ich!

Narbonne (ſteht auf). Ich kenne wenig Arbeiten, die ſo vortrefflich wären — Selicour, Sie ſind Geſandter!

Karl. Mein Gott!

Narbonne. Sie ſind's! Ich ſtehe Ihnen für Ihre Ernennung! Wer das ſchreiben konnte, muß ein rechtſchaffener Mann ſeyn, muß ein Mann von hohem Genie ſeyn!

Selicour. Aber erlauben Sie — ich weiß nicht, ob ich es annehmen darf — Zufrieden mit meinem jetzigen Looſe —

Narbonne. Sie müſſen ſich von Allem losreißen, wenn der Staat Sie wo anders nöthig hat.

Selicour. Dürfte ich mir nicht wenigſtens Herrn Firmin zu meinem Sekretär ausbitten?

Firmin. Wo denken Sie hin? Mich? mich zu Ihrem Sekretär?

Selicour. Ja, Herr Firmin! ich habe Sie ſehr nöthig.

Karl. Das will ich glauben.

Narbonne. Das wird ſich finden! Nun! wie iſt die Muſik abgelaufen?

Selicour. Fräulein Charlotte hat ganz himmliſch geſungen.

Fünfter Auftritt.

Michel zu den Vorigen.

Michel. Die Geſellſchaft iſt im Saal verſammelt —

Narbonne. Sie ſind ſo gütig, liebe Mutter, ſie zu empfangen — Ich will dieſes jetzt auf der Stelle abſenden — (Leiſe zu Selicour.) Gewinnen Sie die Einwilligung meiner Tochter, und mit Freuden erwähle ich Sie zum Sohn — Noch einmal! das Werk iſt vortrefflich und ich gäbe viel darum, es gemacht zu haben. (Ab).

Selicour (zu Karl). Nun, genießen Sie Ihres Triumphs, Herr Firmin! — (Zu Charlotten.) Unſer junger Freund weiß die Complimente ganz gut aufzunehmen.

Charlotte. Nach den hübſchen Sachen, die ich von ihm geſehen, hätte ich nicht geglaubt, daß er nöthig haben würde, ſich mit fremden Federn zu ſchmücken.

Selicour. Bloße Gefälligkeit, mein Fräulein! — Aber die Geſellſchaft wartet —

Firmin (zu ſeinem Sohn). Nun, du haſt ja ganz gewaltiges Lob eingeerntet!

(Selicour gibt Charlotten ſeinen Arm.)

Karl. Ja, ich hab' Urſache, mich zu rühmen.

Mad. Belmont (zu Selicour). Recht, recht! Führen Sie Charlotten — Es kleidet ihn doch Alles. Er iſt ein ſcharmanter Mann! (Sie nimmt Firmins Arm.)

Selicour (auf Firmin zeigend). Dieſem Herrn, nicht mir gebührt das Lob — ich weiß in der That nicht, wie ich mir's zueignen darf — Alles, was ich bin, was ich gelte, iſt ja ſein Verdienſt. (Gehen ab.)

Sechster Auftritt.

Karl (allein zurückbleibend).

Meine Unruhe würde mich verrathen. — Ich muß mich erſt faſſen, eh' ich ihnen folgen kann. Habe ich wirklich die Geduld gehabt, dies alles zu ertragen! — Ein ſchöner Triumph, den ich davon trug. — Aus Spott machten ſie mir das Compliment. — Es iſt offenbar, daß ſie ihn, und nicht mich für den Verfaſſer halten. Ich bin ihr Narr, und der Schelm hat allein die Ehre.

Siebenter Auftritt.

Karl. La Roche.

La Roche. Sieh da, Herr Firmin! — So ganz allein — Es geht Alles nach Wunſch vermuthlich.

Karl. O ganz vortrefflich!

La Roche. Ich habe auch gute Hoffnung.

Karl. Selicour ſteht in größerm Anſehen, als jemals.

La Roche. Sieh doch! Was Sie ſagen!

Karl. Es gibt keinen fähigern Kopf, keinen bravern Biedermann.

La Roche. Iſt's möglich? Aber dieſer wichtige Aufſatz, den der Miniſter ihm aufgetragen, und dem er ſo ganz und gar nicht gewachſen iſt.

Karl. Der Aufſatz iſt fertig.

La Roche. Geben Sie doch!

Karl. Er iſt fertig, ſag' ich Ihnen.

La Roche. Sie ſpotten meiner. Es iſt nicht möglich.

Karl. Ein Meiſterſtück an Styl und Inhalt!

La Roche. Es iſt nicht möglich, ſag' ich Ihnen.

Karl. Ich ſage Ihnen, es iſt! — Der Aufſatz iſt geleſen, bewundert und wird jetzt eben abgeſchickt.

La Roche. So muß er einen Teufel in ſeinem Solde haben, der für ihn arbeitet.

Karl. Und dieſe Geſandtſchaftsſtelle!

La Roche. Nun, die Geſandtſchaft —

Karl. Er erhält ſie, er erhält die Hand des Fräuleins!

La Roche. Sie kann ihn nicht leiden.

Karl. Sie wird nachgeben.

La Roche. Die Geſandtſchaft mit ſammt dem Mädchen? Nein, beim Teufel! das kann nicht ſeyn! das darf nicht ſeyn! — Wie? was? Dieſer Heuchler, dieſer niederträchtige Bube ſollte einen Preis hinwegſchnappen, der nur der Lohn des Verdienſtes iſt. — Nein, ſo wahr ich lebe! das dürfen wir nicht zugeben, wir, die wir ihn kennen. Das iſt gegen unſer Gewiſſen; wir wären ſeine Mitſchuldigen, wenn wir das duldeten!

Karl. Gleich, auf der Stelle will ich die Großmutter aufſuchen. — Ich will ihr die Augen öffnen wegen des Gedichts —

La Roche. Wegen des Gedichts — Von dem Gedicht iſt hier nicht die Rede — Bei der alten Mama mag er ſich damit in Gunſt ſetzen; aber meinen Sie, daß der Miniſter ſich nach ſo einer Kleinigkeit beſtimmen laſſe — Nein, Herr! dieſes Memoire iſt's, das ſo vortrefflich ſeyn ſoll, und das er irgendwo muß herbeigehext haben — denn gemacht hat er's nicht, nun und nimmer, darauf ſchwör' ich — aber ſeine ganze Hexerei ſind ſeine Kniffe! Und mit ſeinen eignen Waffen müſſen wir ihn ſchlagen. Auf dem geraden Wege ging's nicht — ſo müſſen wir einen krummen verſuchen. Halt, da fällt mir ein — Ja, das wird gehen — Nur fort — fort, daß man uns nicht beiſammen findet.

Karl. Aber keine Unbeſonnenheit, Herr La Roche! Bedenken Sie, was auf dem Spiele ſteht!

La Roche. Meine Ehre ſteht auf dem Spiele, junger Herr! und die liegt mir nicht weniger am Herzen, als euch die Liebe — Fort! hinein! Sie ſollen weiter von mir hören.

Achter Auftritt.

La Roche (allein).

Laß ſehen — Er ſuchte von jeher die ſchwachen Seiten ſeiner Obern aufzuſpüren, um ſich ihnen nothwendig zu machen. Noch dieſen Morgen hatte er's mit dem Kammerdiener — Der Kerl iſt ein Plauderer — Es wollte etwas von einem galanten Abenteuer des Miniſters verlauten — Er habe Zimmer beſprochen in der Vorſtadt. — Ich glaube kein Wort davon; aber man könnte verſuchen — Doch ſtill! da kommt er!

Neunter Auftritt.

La Roche und Selicour.

Selicour (ohne ihn zu bemerken). Alles geht nach Wunſch und doch bin ich nicht ganz ohne Sorgen — Noch hab' ich weder die Stelle noch die Braut, und da iſt Sohn und Vater, die mir auf den Dienſt lauern und mir jeden Augenblick Beides wegfiſchen können —

Wenn ich ſie entfernen könnte — Aber wie? Dem Miniſter iſt nicht beizukommen — Dieſe Leute, die ihren geraden Weg gehen, brauchen Niemand — man kann ſie nicht in ſeine Gewalt bekommen — Ja, wenn er etwas zu vertuſchen hätte — wenn ich ihm eine Schwäche ablauern könnte, die mich ihm unentbehrlich machte!

La Roche (für ſich). Recht ſo! Der läuft mir in die Hände!

Selicour. Ach, ſieh da! Herr La Roche!

La Roche. Ich bin's, und ich komme, Herr Selicour —

Selicour. Was wollen Sie?

La Roche. Mein Unrecht einzugeſtehen.

Selicour. Aha!

La Roche. Das mir nicht einmal etwas geholfen hat.

Selicour. Das iſt das Beſte! Denn es lag wahrlich nicht an Ihrer boshaften Zunge, wenn ich nicht ganz zu Grunde gerichtet bin.

La Roche. Das iſt leider wahr, und ich darf daher kaum hoffen, daß Sie mir vergeben können.

Selicour. Aha! ſteht es ſo? Fangen wir an, geſchmeidiger zu werden?

La Roche. Zu der ſchönen Stelle, die Sie mir zugedacht haben, kann ich mir nun wohl keine Hoffnung mehr machen — Aber um unſrer alten Freundſchaft willen, ſchaden Sie mir wenigſtens nicht!

Selicour. Ich Ihnen ſchaden?

La Roche. Thun Sie's nicht! Haben Sie Mitleid mit einem armen Teufel!

Selicour. Aber —

La Roche. Und da ſich Jemand gefunden, der ſich bei dem Miniſter meiner annehmen will —

Selicour. So! Hat ſich Jemand? Und wer iſt das?

La Roche. Eine Dame, an die der Kammerdiener Michel mich gewieſen hat.

Selicour. Kammerdiener Michel? So! Kennen Sie dieſen Michel?

La Roche. Nicht viel! Aber, weil es ſein Neffe iſt, der mich aus meiner Stelle vertreibt, ſo will er mir gern einen Gefallen erzeigen —

Selicour. Die Dame iſt wohl eine Anverwandte vom Miniſter?

La Roche. Sie ſoll ein ſchönes Frauenzimmer ſeyn — er ſoll in der Vorſtadt ein Quartier für ſie ſuchen —

Selicour. Gut, gut! ich will ja das alles nicht wiſſen. — Und wie heißt die Dame?

La Roche. Das weiß ich nicht.

Selicour. Gut, gut!

La Roche. Michel wird Ihnen wohl Auskunft darüber geben können.

Selicour. Mir? Meinen Sie, daß mir ſo viel daran liege?

La Roche. Ich ſage das nicht.

Selicour. Ich frage nichts darnach — Ich bekümmre mich ganz und gar nicht um dieſe Sachen — Morgen wollen Sie dieſe Dame ſprechen?

La Roche. Morgen.

Selicour. Es ſcheint da ein großes Geheimniß —

La Roche (ſchnell). Freilich! freilich! Darum bitte ich Sie, ſich ja nichts davon merken zu laſſen —

Selicour. Gut, gut! nichts mehr davon — Ich werde Ihnen nicht ſchaden, Herr La Roche! — Es iſt einmal mein Schickſal, Undankbare zu verpflichten — Trotz der ſchlimmen Dienſte, die Sie mir haben leiſten wollen, liebe ich Sie noch — und daß Sie ſehen, wie weit meine Gefälligkeit geht, ſo will ich mit ihrer Beſchützerin gemeine Sache machen — Ja, das will ich — zählen Sie darauf!

La Roche. Ach, Sie ſind gar großmüthig!

Selicour. Aber laſſen Sie ſich das künftig zur Lehre dienen —

La Roche. O gewiß, Sie ſollen ſehen —

Selicour. Genug. Laſſen wir's gut ſeyn.

La Roche. Er hat angebiſſen. Er iſt ſo gut, als ſchon gefangen! Wie viel ſchneller kommt man doch mit der Spitzbüberei, als mit der Ehrlichkeit!

(Ab.)

Selicour. Jetzt gleich zu dieſem Kammerdiener Michel! — Es iſt hier ein Liebeshandel. Ganz gewiß. — Vortrefflich! Ich halte dich feſt, Narbonne! — Du biſt alſo auch ein Menſch — du haſt Schwachheiten — und ich bin dein Gebieter. (Geht ab.)

Fünfter Aufzug.

Erster Auftritt.

La Roche (kommt).

Sie ſitzen noch an der Tafel — Er wird gleich heraus kommen, der Miniſter — Hab' ich mich doch ganz außer Athem gelaufen — Aber, dem Himmel ſey Dank! ich bin auf der Spur, ich weiß Alles. — Hab' ich dich endlich, Freund Selicour! — Mit dem Miniſter war nichts für dich zu machen, ſo lang er tugendhaft war — aber Gott ſegne mir ſeine Laſter! Da gibt's Geheimniſſe zu verſchweigen, da gibt's Dienſte zu erzeigen! Und der Vertraute, der Kuppler hat gewonnen Spiel — Er glaubt, dem Miniſter eine Schwachheit angemerkt zu haben — Welch herrlicher Spielraum für ſeine Niederträchtigkeit! Nur zu! nur zu! Wir ſind beſſer unterrichtet, Freund Selicour! — Und dir ahnet nicht, daß wir dir eine böſe, böſe Schlinge legen — Der Miniſter kommt — Muth gefaßt! Jetzt gilt es, den entſcheidenden Streich zu thun.

Zweiter Auftritt.

Narbonne. La Roche.

Narbonne. Was ſeh' ich? Sind Sie es ſchon wieder, der mich hat herausrufen laſſen?

La Roche. Möge dies die letzte Unterredung ſeyn, die Sie mir bewilligen, Herr von Narbonne, wenn ich Sie auch diesmal nicht überzeugen kann — Ihre eigene Ehre aber und die meine erfordern es, daß ich darauf beſtehe — Alles, was ich bis jetzt verſucht habe, dieſen Herrn Selicour in Ihrer guten Meinung zu ſtürzen, iſt zu ſeiner Ehre und zu meiner Beſchämung ausgeſchlagen — dennoch gebe ich die Hoffnung nicht auf, ihn endlich zu entlarven.

Narbonne. Das geht zu weit! meine Geduld iſt am Ende!

La Roche. Ein einziges Wort, Herr Miniſter! — Sie ſuchen eben jetzt ein Quartier in der Vorſtadt? Iſt's nicht ſo?

Narbonne. Wie? Was iſt das?

La Roche. Es iſt für ein Frauenzimmer beſtimmt, die ſich mit ihrer ganzen Familie im größten Elende befindet? Hab' ich nicht Recht?

Narbonne. Wie? was? Sie erdreiſten ſich, meinen Schritten nachzuſpüren?

La Roche. Zürnen Sie nicht — ich hab' es bloß Ihrem Freund Selicour nachgethan. Er war es, der dieſen Morgen zuerſt dieſe Nachricht von Ihrem Kammerdiener heraus zu locken wußte — Er gab der Sache ſogleich die beleidigendſte Auslegung — Ich hingegen habe Urſache, ganz anders davon zu denken. Denn, daß ich's nur geſtehe, ich ſtellte genauere Nachforſchung an — ich war dort — ich ſah das Frauenzimmer, von dem die Rede iſt — (Er lacht.) Sie hat ein ganz anſehnliches Alter — Selicour hält ſie für eine junge Schönheit — — O entrüſten Sie ſich nicht — Ich bitte, laſſen Sie ihn ankommen! Hören Sie ihn zu Ende, und wenn Sie ihn nicht als einen ganzen Schurken kennen lernen, ſo will ich mein ganzes Leben lang ein Schelm ſeyn. — Da kommt er — ich will ihm nur Platz machen, damit Sie's auf der Stelle ergründen. (Ab.)

Narbonne. Der raſende Menſch, wie weit ihn ſeine Leidenſchaft verblendet! Wie? Selicour könnte — Nein, nein, nein, nein, es iſt nicht möglich! nicht möglich!

Dritter Auftritt.

Narbonne. Selicour.

Selicour (bei Seite). Er iſt allein! Jetzt kann ich's anbringen! — Wenn ich jetzt nicht eile, mich ihm nothwendig zu machen, ſo ſetzt dieſer Firmin ſich in ſeine Gunſt. Hab' ich einmal ſein Geheimniß, ſo iſt er ganz in meinen Händen.

Narbonne. Ich denke eben daran, lieber Selicour, was man im Miniſterium zu Ihrem Aufſatz ſagen wird — Ich hab' ihn ſogleich abgehen laſſen; er wird dieſen Augenblick geleſen, und ich zweifle nicht, er wird den vollkommenſten Beifall haben.

Selicour. Wenn er den Ihrigen hat, ſo ſind alle meine Wünſche befriedigt. (Für ſich.) Wie leit' ich's nur ein? — Wagen kann ich dabei nichts, denn die Sache iſt richtig. Ich will nur geradezu gehen —

Narbonne. Sie ſcheinen in Gedanken, lieber Selicour!

Selicour. Ja — ich — ich denke nach, welche boshafte Auslegungen doch die Verleumdung den unſchuldigſten Dingen zu geben im Stande iſt!

Narbonne. Was meinen Sie damit?

Selicour. Es muß heraus — ich darf es nicht länger bei mir behalten — Böſe Zungen haben ſich Angriffe gegen Sie erlaubt — Es hat verlauten wollen — Ich bitte — beantworten Sie mir ein paar Fragen, und verzeihen Sie der beſorgten Freundſchaft, wenn ich unbeſcheiden ſcheine.

Narbonne. Fragen Sie! ich will Alles beantworten.

Selicour. Wenn ich Ihrem Kammerdiener glauben darf, ſo ſuchen Sie ein Quartier in der Vorſtadt?

Narbonne. Weil Sie es denn wiſſen — ja.

Selicour. Und ganz ingeheim, hör' ich?

Narbonne. Ich habe bis jetzt wenigſtens ein Geheimniß daraus gemacht.

Selicour. Für ein unverheirathetes Frauenzimmer?

Narbonne. Ja.

Selicour. Die Ihnen ſehr — (ſtockt) ſehr werth iſt?

Narbonne. Ich geſtehe es, ich nehme großen Antheil an ihr.

Selicour (für ſich). Er hat es gar keinen Hehl — die Sache iſt richtig. — Und Sie möchten gern das Aufſehen vermeiden, nicht wahr?

Narbonne. Wenn es möglich wäre, ja!

Selicour. Ach, gut! gut! ich verſtehe! Die Sache iſt von zärtlicher Natur, und die Welt urtheilt ſo boshaft. — Aber ich kann Ihnen dienen.

Narbonne. Sie?

Selicour. Kann Ihnen dienen! Verlaſſen Sie ſich auf mich!

Narbonne. Aber wie denn?

Selicour. Ich ſchaffe Ihnen, was Sie brauchen.

Narbonne. Wie denn? was denn?

Selicour. Ich hab's! Ich ſchaff's Ihnen — Ein ſtilles Häuschen, abgelegen — einfach von außen und unverdächtig! — Aber innen auf's Zärtlichſte eingerichtet — die Meubles, die Tapeten nach dem neueſten Geſchmack — ein Kabinet — himmliſch und reizend — kurz — das ſchönſte Boudoir, das weit und breit zu finden.

Narbonne (für ſich). Sollte La Roche Recht behalten — (Laut.) Und welche geheime Urſache hätte ich, ein ſolches Quartier zu ſuchen.

Selicour (lächelnd). In Sachen, die man vor mir geheim halten will, weiß ich mich einer vorlauten Neugier zu enthalten — Erkennen Sie übrigens einen dienſtfertigen Freund in mir — Es iſt nichts, wozu ich nicht bereit wäre, um Ihnen gefällig zu ſeyn. Befehlen Sie, was Sie wollen, ich werde gehorchen, ohne zu unterſuchen — Sie verſtehen mich.

Narbonne. Vollkommen.

Selicour. Man muß Nachſicht haben. — Ich — ich halte zwar auf gute Sitten — Aber, was dieſen Punkt betrifft — wenn man nur den öffentlichen Anſtoß vermeidet — Ich gehe vielleicht darin zu weit — aber das gute Herz reißt mich hin — und mein höchſter Wunſch iſt, Sie glücklich zu ſehen —

Vierter Auftritt.

Vorige. Michel.

Michel. So eben gibt man dieſe Briefe ab.

Narbonne (zu Selicour). Die ſind für Sie.

Selicour. Mit Ihrer Erlaubniß! Es ſind Geſchäftsbriefe, die gleich expedirt ſeyn wollen — Friſch zur Arbeit und friſch ans Vergnügen. So bin ich einmal! (Geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Narbonne (allein).

Kaum kann ich mich von meinem Erſtaunen erholen — Dieſer Selicour — ja, nun zweifle ich nicht mehr, dieſer Selicour war der ſchändliche Helfershelfer meines Vorgängers — Ich gebe mich nicht für beſſer, als Andere; Jeder hat ſeine Fehler — aber ſich mit dieſer Schamloſigkeit anzubieten! — Und dieſem Nichtswürdigen wollte ich mein Kind hinopfern — mit dieſem Verräther wollte ich den Staat betrügen? — Aus Freundſchaft will er Alles für mich thun, ſagt er. Sind das unſere Freunde, die unſern Laſtern dienen?

Sechster Auftritt.

Narbonne und La Roche.

La Roche. Nun, er ging ſo eben von Ihnen hinweg — darf ich fragen?

Narbonne. Ich habe Sie und ihn unrecht beurtheilt — Sie haben mir einen weſentlichen Dienſt erzeigt, Herr La Roche, und ich laſſe Ihnen endlich Gerechtigkeit widerfahren.

La Roche (mit freudiger Rührung). Bin ich endlich für einen redlichen Mann erkannt? Darf ich das Haupt wieder frei erheben?

Narbonne. Sie haben es erreicht — Sie haben den Betrüger entlarvt — aber wie ſoll ich eine ſo lang bewährte Ueberzeugung aufgeben, daß Geiſt und Talent bei keinem verderbten Herzen wohnen? — Dieſer Menſch, den ich jetzt als einen Niederträchtigen kennen lerne, er hat mir noch heute eine Schrift zugeſtellt, die dem größten Staatsmann und Schriftſteller Ehre machte — Iſt es möglich? Ich begreife es nicht — So geſunde Begriffe, ſo viel Geiſt bei einem ſo weggeworfenen Charakter! Ich habe das Memoire auf der Stelle an's Gouvernement geſendet, und ich will wetten, daß dieſe Briefe, die ich ſo eben erhalte, von dem Lob deſſelben voll ſind. (Er erbricht einen Brief und lieſt.) Ganz richtig! Es iſt, wie ich ſagte!

La Roche. Ich kann nicht daraus klug werden. — Das Werk iſt alſo wirklich gut?

Narbonne. Vortrefflich!

La Roche. So wollte ich wetten, daß er nicht der Verfaſſer iſt!

Narbonne. Wer ſollte es denn ſeyn?

La Roche. Er iſt's nicht, ich will meine Seele zum Pfand ſetzen — denn am Ende will ich ihm doch noch eher Herz als Kopf zugeſtehen. — Wenn man verſuchte — Ja! richtig — ich hab' es! — Das muß gelingen — Herr von Narbonne! wenn Sie mir beiſtehen wollen, ſo ſoll er ſich ſelbſt verrathen.

Narbonne. Wie denn?

La Roche. Laſſen Sie mich machen — Er kommt! Unterſtützen Sie mich!

Siebenter Auftritt.

Vorige. Selicour.

La Roche (mit Leidenſchaft). Mein Gott! welches entſetzliche Unglück!

Selicour. Was gibt's, Herr La Roche?

La Roche. Welche Veränderung in einem einzigen Augenblick!

Selicour. Was haben Sie? Was bedeutet dieſes Jammern, dieſer Ausruf des Schreckens?

La Roche. Ich bin wie vom Donner getroffen!

Selicour. Aber was denn?

La Roche. Dieſer Unglücksbrief — So eben erhält ihn der Miniſter — (Zu Narbonne.) Darf ich? Soll ich?

Narbonne. Sagen Sie Alles!

La Roche. Er iſt geſtürzt!

Selicour. Um Gotteswillen!

La Roche. Seines Amtes entlaſſen!

Selicour. Es iſt nicht möglich!

La Roche. Nur zu wahr! Es wollte ſchon vorhin etwas davon verlauten; ich wollt' es nicht glauben, ich eilte hieher, mich ſelbſt zu unterrichten — und nun beſtätigt es der Miniſter ſelbſt!

Selicour. So iſt ſie wahr, dieſe ſchreckliche Neuigkeit?

(Narbonne beſtätigt es mit einem ſtummen Zeichen.)

Letzter Auftritt.

Vorige. Madame Belmont. Charlotte. Beide Firmin.

La Roche. Kommen Sie, Madame! Kommen Sie, Herr Firmin! —

Mad. Belmont. Was gibt's?

La Roche. Tröſten Sie unſern Herrn — Sprechen Sie ihm Muth zu in ſeinem Unglücke!

Mad. Belmont. Seinem Unglücke?

Charlotte. Mein Gott! was iſt das?

La Roche. Er hat ſeine Stelle verloren.

Charlotte. Großer Gott!

Selicour. Ich bin erſtaunt, wie Sie!

Mad. Belmont. Wer konnte ein ſolches Unglück vorherſehen!

Karl Firmin (leidenſchaftlich). So iſt das Talent geächtet, ſo iſt die Redlichkeit ein Verbrechen in dieſem verderbten Lande! Der rechtſchaffene Mann behauptet ſich kaum einen Tag lang, und das Glück bleibt nur dem Nichtswürdigen getreu.

Narbonne (ſehr ernſt). Nichts übereilt, junger Mann! — Der Himmel iſt gerecht, und früher oder ſpäter erreicht den Schuldigen die Strafe.

Selicour. Aber ſagen ſie mir, kennt man denn nicht wenigſtens die Veranlaſſung dieſes unglücklichen Vorfalls?

La Roche. Leider, nur zu gut kennt man ſie. Ein gewiſſes Memoire iſt ſchuld an dem ganzen Unglück.

Firmin (lebhaft). Ein Memoire? (Zum Miniſter.) Daſſelbe vielleicht, das ich Sie heute leſen ſah?

Selicour. Wo die Regierung ſelbſt mit einer Freiheit, einer Kühnheit behandelt wurde —

La Roche. Ganz recht! das nämliche.

Selicour. Nun, da haben wir's! Hatte ich nun Unrecht, zu ſagen, daß es nicht immer räthlich iſt, die Wahrheit zu ſagen?

Narbonne. Wo die Pflicht ſpricht, da bedenke ich nichts. Und was auch der Erfolg ſey, nie werde ich's bereuen, meine Pflicht gethan zu haben.

Selicour. Schön gedacht! allerdings! Aber es koſtet Ihnen auch einen ſchönen Platz!

La Roche. Und damit iſt's noch nicht alle! Es könnten wohl auch noch Andre um den ihrigen kommen. — Man weiß, daß ein Miniſter ſelten Verfaſſer der Schriften iſt, die aus ſeinen Büreaus heraus kommen.

Selicour. Wie ſo? wie das?

La Roche (für ſich). Bei dem fällt kein Streich auf die Erde!

Firmin. Erklären Sie ſich deutlicher!

La Roche. Man will ſchlechterdings herausbringen, wer dieſe heftige Schrift geſchmiedet hat.

Selicour. Will man? Und da würde er wohl in den Sturz des Miniſters mit verwickelt werden?

La Roche. Freilich! das iſt ſehr zu beſorgen.

Selicour. Nun, ich bin's nicht!

Firmin. Ich bin der Verfaſſer!

Narbonne. Was hör' ich?

Mad. Belmont. Was? Sie, Herr Firmin?

Firmin. Ich bin's, und ich rühme mich deſſen.

La Roche (zu Narbonne). Nun, was ſagt' ich Ihnen?

Firmin. Den Ruhm dieſer Arbeit konnte ich dem Herrn Selicour gern überlaſſen, aber nicht ſo die Gefahr und die Verantwortung — Ich habe geſchwiegen bis jetzt, aber nun muß ich mich nennen.

Karl. Recht ſo, mein Vater! das heißt als ein Mann von Ehre geſprochen — Seyen Sie auf Ihr Unglück ſtolz, Herr von Narbonne! — Mein Vater kann nichts Strafbares geſchrieben haben — O mein Herz ſagt mir, dieſer Unfall kann eine Quelle des Glücks werden — Charlottens Hand wird kein Opfer der Verhältniſſe mehr ſeyn — die Größe verſchwindet, und Muth gewinnt die furchtſame Liebe.

Mad. Belmont. Was hör' ich? Herr Firmin!

Firmin. Verzeihen Sie der Wärme ſeines Antheils; ſein volles Herz vergreift ſich im Ausdruck ſeiner Gefühle!

Narbonne. So hat denn jeder von Ihnen ſein Geheimniß verrathen — Herr Firmin! Sie ſind der Verfaſſer dieſes Memoire, ſo iſt es billig, daß Sie auch den Ruhm und die Belohnung davon ernten. — Das Gouvernement ernennt Sie zum Geſandten — (Da alle ihr Erſtaunen bezeugen.) Ja, ich bin noch Miniſter, und ich freue mich, es zu ſeyn, da ich es in der Gewalt habe, das wahre Verdienſt zu belohnen.

Mad. Belmont. Was iſt das?

Selicour (in der heftigſten Beſtürzung). Was hab' ich gemacht!

Narbonne (zu Selicour). Sie ſehen Ihr Spiel verrathen — Wir kennen Sie nun, Heuchler an Talent und Tugend! — Niedriger Menſch! konnten Sie mich für Ihresgleichen halten?

La Roche. Wie ſchändlich er eine edle That auslegte! Ich weiß Alles aus dem Mund der Dame ſelbſt. Dieſes Frauenzimmer, für das er Ihnen eine ſtrafbare Neigung andichtete — es iſt eine kranke, eine bejahrte Matrone, die Wittwe eines verdienſtvollen Offiziers, der im Dienſt des Vaterlandes ſein Leben ließ und gegen den Sie die Schuld des Staats bezahlten.

Narbonne. Nichts mehr davon, ich bitte Sie! (Zu Selicour) Sie ſehen, daß Sie hier überflüſſig ſind. (Selicour entfernt ſich ſtill.)

La Roche. Es thut mir leid um den armen Schelm — Wohl wußt' ich's vorher, mein Haß würde ſich legen, ſobald es mit ſeiner Herrlichkeit aus ſeyn würde.

Firmin (drückt ihm leiſe die Hand). Laſſen Sie's gut ſeyn! Wir wollen ihn zu tröſten ſuchen.

La Roche. Baſta, ich bin dabei!

Narbonne (zu Karl). Unſer lebhafter junger Freund iſt auf einmal ganz ſtumm geworden — Ich habe in Ihrem Herzen geleſen, lieber Firmin! — Der Ueberraſchung danke ich Ihr Geheimniß, und werde es nie vergeſſen, daß Ihre Neigung bei unſerm Glück beſcheiden ſchwieg und nur laut wurde bei unſerm Unglück. — Charlotte! (Sie wirft ſich ſchweigend in ihres Vaters Arme.) Gut, wir verſtehen uns! Erwarte Alles von deines Vaters Liebe.

La Roche. Und ich will darauf ſchwören, Karl Firmin iſt der wahre Verfaſſer des Gedichts.

Mad. Belmont. Wär's möglich?

Charlotte (mit einem zärtlichen Blick auf Karln). Ich habe nie daran gezweifelt! (Karl küßt ihre Hand mit Feuer.)

Mad. Belmont. O der beſcheidene junge Mann! Gewiß, er wird unſer Kind glücklich machen!

Narbonne. Bilden Sie ſich nach Ihrem Vater, und mit Freuden werde ich Sie zum Sohn annehmen. — (Halb zu den Mitſpielenden, halb zu den Zuſchauern.) Diesmal hat das Verdienſt den Sieg behalten. — Nicht immer iſt es ſo. Das Geſpinnſt der Lüge umſtrickt den Beſten; der Redliche kann nicht durchdringen; die kriechende Mittelmäßigkeit kommt weiter, als das geflügelte Talent; der Schein regiert die Welt, und die Gerechtigkeit iſt nur auf der Bühne.

* * *

Der Neffe als Onkel.

Luſtſpiel in drei Aufzügen.

Aus dem Franzöſiſchen des Picard.

Perſonen.

Oberſt von Dorſigny.
Frau von Dorſigny.
Sophie, ihre Tochter.
Franz von Dorſigny, ihr Neffe.
Frau von Mirville, ihre Nichte.
Lormeuil, Sophiens Bräutigam.
Valcour, Freund des jungen Dorſigny.
Champagne, Bedienter des jungen Dorſigny.
Ein Notar.
Zwei Unteroffiziere.
Ein Poſtillon.
Jasmin, Diener in Dorſigny's Hauſe.
Drei Lakayen.

Die Scene iſt ein Saal mit einer Thür im Fond, die zu einem Garten führt. Auf beiden Seiten ſind Kabinetsthüren.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Valcour (tritt eilfertig herein, und nachdem er ſich überall umgeſehen, ob Niemand zugegen, tritt er zu einem von den Wachslichtern, die vorn auf einem Schreibtiſch brennen, und lieſt ein Billet).

„Herr von Valcour wird erſucht, dieſen Abend um ſechs Uhr ſich im Gartenſaal des Herrn von Dorſigny einzufinden. Er kann zu dem kleinen Pförtchen herein kommen, das den ganzen Tag offen iſt.“ — Keine Unterſchrift! — Hm! hm! Ein ſeltſames Abenteuer — Iſt's vielleicht eine hübſche Frau, die mir hier ein Rendezvous geben will? — Das wäre allerliebſt. — Aber ſtill! Wer ſind die beiden Figuren, die eben da eintreten, wo ich hereingekommen bin?

Zweiter Auftritt.

Franz Dorſigny und Champagne (beide in Mänteln eingewickelt). Valcour.

Dorſigny (ſeinen Mantel an Champagne gebend). Ei, guten Abend, lieber Valcour!

Valcour. Was? Biſt du's, Dorſigny? Wie kommſt du hieher? und wozu dieſe ſonderbare Ausſtaffirung — dieſe Perrücke und dieſe Uniform, die nicht von deinem Regiment iſt?

Dorſigny. Meiner Sicherheit wegen. — Ich habe mich mit meinem Oberſtlieutenant geſchlagen; er iſt ſchwer verwundet, und ich komme, mich in Paris zu verbergen. Weil man mich aber in meiner eigenen Uniform gar zu leicht erkennt, ſo habe ich's für's Sicherſte gehalten, das Koſtüm meines Onkels anzunehmen. Wir ſind ſo ziemlich von einem Alter, wie du weißt, und einander an Geſtalt, an Größe, an Farbe bis zum Verwechſeln ähnlich, und führen überdies noch einerlei Namen. Der einzige Unterſchied iſt, daß der Obriſt eine Perrücke trägt und ich meine eigenen Haare — Jetzt aber, ſeitdem ich mir ſeine Perrücke und die Uniform ſeines Regiments zulegte, erſtaune ich ſelbſt über die große Ähnlichkeit mit ihm. In dieſem Augenblick komme ich an, und bin erfreut, dich ſo pünktlich bei dem Rendezvous zu finden.

Valcour. Bei dem Rendezvous? Wie? hat ſie dir auch was davon vertraut?

Dorſigny. Sie? Welche ſie?

Valcour. Nun, die hübſche Dame, die mich in einem Billet hieher beſchieden! Du biſt mein Freund, Dorſigny, und ich habe nichts Geheimes vor dir.

Dorſigny. Die allerliebſte Dame!

Valcour. Worüber lachſt du?

Dorſigny. Ich bin die ſchöne Dame, Valcour.

Valcour. Du?

Dorſigny. Das Billet iſt von mir.

Valcour. Ein ſchönes Quiproquo, zum Teufel! — Was fällt dir aber ein, deine Briefe nicht zu unterzeichnen? — Leute von meinem Schlag können ſich bei ſolchen Billets auf etwas ganz Anderes Rechnung machen — Aber da es ſo ſteht, gut! Wir nehmen einander nichts übel, Dorſigny — Alſo ich bin dein gehorſamer Diener.

Dorſigny. Warte doch! Warum eilſt du ſo hinweg? Es lag mir viel daran, dich zu ſprechen, ehe ich mich vor jemand Anderem ſehen ließ. Ich brauche deines Beiſtands; wir müſſen Abrede miteinander nehmen.

Valcour. Gut — Du kannſt auf mich zählen; aber jetzt laß mich, ich habe dringende Geſchäfte —

Dorſigny. So? jetzt, da du mir einen Dienſt erzeigen ſollſt? — Aber zu einem galanten Abenteuer hatteſt du Zeit übrig.

Valcour. Das nicht, lieber Dorſigny! Aber ich muß fort; man erwartet mich.

Dorſigny. Wo?

Valcour. Beim l'Hombre.

Dorſigny. Die große Angelegenheit!

Valcour. Scherz bei Seite! Ich habe dort Gelegenheit, die Schweſter des Oberſtlieutenants zu ſehen — Sie hält was auf mich; ich will dir bei ihr das Wort reden.

Dorſigny. Nun, meinetwegen. Aber thu' mir den Gefallen, meiner Schweſter, der Frau von Mirville, im Vorbeigehen wiſſen zu laſſen, daß man ſie hier im Gartenſaal erwarte — Nenne mich aber nicht, hörſt du?

Valcour. Du ſey außer Sorgen! Ich habe keine Zeit dazu, und will es ihr hinauf ſagen laſſen, ohne ſie nur einmal zu ſehen. Uebrigens behalte ich mir's vor, bei einer andern Gelegenheit ihre nähere Bekanntſchaft zu machen. Ich ſchätze den Bruder zu ſehr, um die Schweſter nicht zu lieben, wenn ſie hübſch iſt, verſteht ſich. (Ab.)

Dritter Auftritt.

Dorſigny. Champagne.

Dorſigny. Zum Glück brauche ich ſeinen Beiſtand ſo gar nöthig nicht — Es iſt mir weniger um das Verbergen zu thun (denn vielleicht fällt es Niemand ein, mich zu verfolgen), als um meine liebe Couſine Sophie wieder zu ſehen.

Champagne. Was Sie für ein glücklicher Mann ſind, gnädiger Herr! — Sie ſehen ihre Geliebte wieder, und ich (ſeufzt) meine Frau! Wann geht's wieder zurück in's Elſaß — Wir lebten wie die Engel, da wir fünfzig Meilen weit von einander waren.

Dorſigny. Still! da kommt meine Schweſter!

Vierter Auftritt.

Vorige. Frau von Mirville.

Fr. v. Mirville. Ah! ſind Sie es? Seyn Sie von Herzen willkommen!

Dorſigny. Nun, das iſt doch ein herzlicher Empfang!

Fr. v. Mirville. Das iſt ja recht ſchön, daß Sie uns ſo überraſchen! Sie ſchreiben, daß Sie eine lange Reiſe vorhätten, von der Sie früheſtens in einem Monat zurück ſeyn könnten, und vier Tage darauf ſind Sie hier.

Dorſigny. Geſchrieben hätt' ich und an wen?

Fr. v. Mirville. An meine Tante! (Sieht den Champagne, der ſeinen Mantel ablegt). Wo iſt denn aber Herr von Lormeuil?

Dorſigny. Wer iſt der Herr von Lormeuil?

Fr. v. Mirville. Ihr künftiger Schwiegerſohn.

Dorſigny. Sage mir, für wen hältſt du mich?

Fr. v. Mirville. Nun, doch wohl für meinen Onkel!

Dorſigny. Iſt's möglich! Meine Schweſter erkennt mich nicht?

Fr. v. Mirville. Schweſter? Sie — mein Bruder?

Dorſigny. Ich, dein — Bruder.

Fr. v. Mirville. Das kann nicht ſeyn. Das iſt nicht möglich. Mein Bruder iſt bei ſeinem Regiment zu Straßburg; mein Bruder trägt ſein eigenes Haar, und das iſt auch ſeine Uniform nicht — und ſo groß auch ſonſt die Aehnlichkeit —

Dorſigny. Eine Ehrenſache, die aber ſonſt nicht viel zu bedeuten haben wird, hat mich genöthigt, meine Garniſon in aller Geſchwindigkeit zu verlaſſen; um nicht erkannt zu werden, ſteckte ich mich in dieſen Rock und dieſe Perrücke.

Fr. v. Mirville. Iſt's möglich? — O ſo laß dich herzlich umarmen, lieber Bruder — Ja, nun fange ich an, dich zu erkennen! Aber die Aehnlichkeit iſt doch ganz erſtaunlich.

Dorſigny. Mein Onkel iſt alſo abweſend?

Fr. v. Mirville. Freilich, der Heirath wegen.

Dorſigny. Der Heirath? — Welcher Heirath?

Fr. v. Mirville. Sophiens, meiner Couſine.

Dorſigny. Was hör' ich? Sophie ſoll heirathen?

Fr. v. Mirville. Ei freilich! Weißt du es denn nicht?

Dorſigny. Mein Gott! nein!

Champagne (nähert ſich). Nicht ein Wort wiſſen wir.

Fr. v. Mirville. Herr von Lormeuil, ein alter

Kriegskamerad des Onkels, der zu Toulon wohnt, hat für ſeinen Sohn um Sophien angehalten — Der junge Lormeuil ſoll ein ſehr liebenswürdiger Mann ſeyn, ſagt man; wir haben ihn noch nicht geſehen. Der Onkel holt ihn zu Toulon ab; dann wollen ſie eine weite Reiſe zuſammen machen, um, ich weiß nicht welche Erbſchaft in Beſitz zu nehmen. In einem Monat denken ſie zurück zu ſeyn, und wenn du alsdann noch da biſt, ſo kannſt du zur Hochzeit mit tanzen.

Dorſigny. Ach, liebe Schweſter! — Redlicher Champagne! Rathet, helfet mir! Wenn ihr mir nicht beiſteht, ſo iſt es aus mit mir, ſo bin ich verloren!

Fr. v. Mirville. Was haſt du denn, Bruder? Was iſt dir?

Champagne. Mein Herr iſt verliebt in ſeine Couſine.

Fr. v. Mirville. Ah, iſt es das!

Dorſigny. Dieſe unglückſelige Heirath darf nun und nimmermehr zu Stande kommen.

Fr. v. Mirville. Es wird ſchwer halten, ſie rückgängig zu machen. Beide Väter ſind einig, das Wort iſt gegeben, die Artikel ſind aufgeſetzt, und man erwartet bloß noch den Bräutigam, ſie zu unterzeichnen und abzuſchließen.

Champagne. Geduld! — Hören Sie — (Tritt zwiſchen Beide.) Ich habe einen ſolchen ſublimen Einfall!

Dorſigny. Rede!

Champagne. Sie haben einmal den Anfang gemacht, Ihren Onkel vorzuſtellen! Bleiben Sie dabei! Führen Sie die Rolle durch.

Fr. v. Mirville. Ein ſchönes Mittel, um die Nichte zu heirathen!

Champagne. Nur gemach! Laſſen Sie mich meinen Plan entwickeln. — Sie ſpielen alſo Ihren Onkel! Sie ſind nun Herr hier im Hauſe, und Ihr erſtes Geſchäft iſt, die bewußte Heirath wieder aufzuheben — Sie haben den jungen Lormeuil nicht mitbringen können, weil er — weil er geſtorben iſt — Unterdeſſen erhält Frau von Dorſigny einen Brief von Ihnen, als dem Neffen, worin Sie um die Couſine anhalten — Das iſt mein Amt! Ich bin der Kourier, der den Brief von Straßburg bringt — Frau von Dorſigny iſt verliebt in ihren Neffen; ſie nimmt dieſen Vorſchlag mit der beſten Art von der Welt auf; ſie theilt ihn Ihnen, als ihrem Eheherrn mit, und Sie laſſen ſich's, wie billig, gefallen. Nun ſtellen Sie ſich, als wenn Sie auf's Eiligſte verreiſen müßten; Sie geben der Tante unbedingte Vollmacht, dieſe Sache zu Ende zu bringen. Sie reiſen ab, und den andern Tag erſcheinen Sie in Ihren natürlichen Haaren und in der Uniform Ihres Regiments wieder, als wenn Sie eben ſpornſtreichs von Ihrer Garniſon herkämen. Die Heirath geht vor ſich; der Onkel kommt ſtattlich angezogen mit ſeinem Bräutigam, der den Platz glücklich beſetzt findet, und nichts Beſſers zu thun hat, als umzukehren und ſich entweder zu Toulon oder in Oſtindien eine Frau zu holen.

Dorſigny. Glaubſt du, mein Onkel werde das ſo geduldig —

Champagne. O er wird aufbrauſen, das verſteht ſich! Es wird heiß werden am Anfang — Aber er liebt Sie! er liebt ſeine Tochter! Sie geben ihm die beſten Worte, verſprechen ihm eine Stube voll artiger Enkelchen, die ihm alle ſo ähnlich ſehen ſollen, wie Sie ſelbſt. Er lacht, er beſänftigt ſich und Alles iſt vergeſſen.

Fr. v. Mirville. Ich weiß nicht, iſt es das Tolle dieſes Einfalls, aber er fängt an, mich zu reizen —

Champagne. O er iſt himmliſch, der Einfall!

Dorſigny. Luſtig genug iſt er, aber nur nicht ausführbar — Meine Tante wird mich wohl für den Onkel anſehen? —

Fr. v. Mirville. Habe ich's doch!

Dorſigny. Ja, im erſten Augenblicke.

Fr. v. Mirville. Wir müſſen ihr keine Zeit laſſen, aus der Täuſchung zu kommen. Wenn wir die Zeit benutzen, ſo brauchen wir auch nur einen Augenblick — Es iſt jetzt Abend, die Dunkelheit kommt uns zu ſtatten; dieſe Lichter leuchten nicht hell genug, um den Unterſchied bemerklich zu machen. Den Tag brauchſt du gar nicht zu erwarten — du erklärſt zugleich, daß du noch in der Nacht wieder fort reiſen müſſeſt, und morgen erſcheinſt du in deiner wahren Perſon. Geſchwind an's Werk! wir haben keine Zeit zu verlieren — Schreibe den Brief an unſre Tante, den dein Champagne als Kourier überbringen ſoll, und worin du um Sophien anhältſt.

Dorſigny (an den Schreibtiſch gehend). Schweſter! Schweſter! du machſt mit mir, was du willſt.

Champagne (ſich die Hand reibend). Wie freue ich mich über meinen klugen Einfall! Schade, daß ich ſchon eine Frau habe; ich könnte hier eine Hauptrolle ſpielen, anſtatt jetzt bloß den Vertrauten zu machen.

Fr. v. Mirville. Wie das, Champagne?

Champagne. Ei nun, das iſt ganz natürlich. Mein Herr gilt für ſeinen Onkel, ich würde den Herrn von Lormeuil vorſtellen, und wer weiß, was mir am Ende nicht noch blühen könnte, wenn meine verdammte Heirath —

Fr. v. Mirville. Wahrhaftig, meine Couſine hat Urſache, ſich darüber zu betrüben!

Dorſigny (ſiegelt den Brief und gibt ihn der Champagne). Hier iſt der Brief. Richt' es nun ein, wie du willſt! dir überlaſſ' ich mich.

Champagne. Sie ſollen mit mir zufrieden ſeyn — In wenig Augenblicken werde ich damit als Kourier von Straßburg ankommen, geſpornt und geſtiefelt, trieſend von Schweiß. — Sie, gnädiger Herr, halten ſich wacker. — Muth, Dreiſtigkeit, Unverſchämtheit, wenn's nöthig iſt. — Den Onkel geſpielt, die Tante angeführt, die Nichte geheirathet, und, wenn Alles vorbei iſt, den Beutel gezogen und den redlichen Diener gut bezahlt, der Ihnen zu allen dieſen Herrlichkeiten verholfen hat.

(Ab.)

Fr. v. Mirville. Da kommt die Tante. Sie wird dich für den Onkel anſehen. Thu, als wenn du nothwendig mit ihr zu reden hätteſt, und ſchick' mich weg.

Dorſigny. Aber was werd' ich ihr denn ſagen?

Fr. v. Mirville. Alles, was ein galanter Mann ſeiner Frau nur Artiges ſagen kann.

Fünfter Auftritt.

Frau von Mirville. Frau von Dorſigny. Franz von Dorſigny

Fr. v. Mirville. Kommen Sie doch, liebe Tante! Geſchwind! der Onkel iſt angekommen.

Fr. v. Dorſigny. Wie? was? mein Mann? — Ja wahrhaftig, da iſt er! — Herzlich willkommen, lieber Dorſigny — So bald erwartete ich Sie nicht — Nun! Sie haben doch eine glückliche Reiſe gehabt? — Aber wie ſo allein? wo ſind ihre Leute? Ich hörte doch Ihre Kutſche nicht — Nun wahrhaftig — ich beſinne mich kaum — ich zittre vor Ueberraſchung und Freude —

Fr. v. Mirville (heimlich zu ihrem Bruder). Nun, ſo rede doch! Antworte friſch weg!

Dorſigny. Weil ich nur auf einen kurzen Beſuch hier bin, ſo komm' ich allein und in einer Miethkutſche — Was aber die Reiſe betrifft, liebe Frau — dieſe Reiſe — ach! die iſt nicht die glücklichſte geweſen.

Fr. v. Dorſigny. Sie erſchrecken mich! Es iſt Ihnen doch kein Unglück zugeſtoßen?

Dorſigny. Nicht eben mir! mir nicht! — Aber dieſe Heirath — (Zu Frau von Mirville.) Liebe Nichte! ich habe mit der Tante —

Fr. v. Mirville. Ich will nicht ſtören, mein Onkel. (Ab.)

Sechster Auftritt.

Frau von **Dorſigny**. Franz von **Dorſigny**.

Fr. v. Dorſigny. Nun, lieber Mann! dieſe Heirath —

Dorſigny. Aus dieſer Heirath wird — nichts.

Fr. v. Dorſigny. Wie? Haben wir nicht das Wort des Vaters?

Dorſigny. Freilich wohl! Aber der Sohn kann unſere Tochter nicht heirathen.

Fr. v. Dorſigny. So? Und warum denn nicht?

Dorſigny (mit ſtarkem Ton). Weil — weil er — todt iſt.

Fr. v. Dorſigny. Mein Gott! welcher Zufall!

Dorſigny. Es iſt ein rechter Jammer. Dieſer junge Mann war, was die meiſten jungen Leute ſind, ſo ein kleiner Wüſtling. Einen Abend bei einem Balle fiel's ihm ein, einem artigen hübſchen Mädchen den Hof zu machen; ein Nebenbuhler miſchte ſich drein und erlaubte ſich beleidigende Scherze. Der junge Lormeuil, lebhaft, aufbrauſend, wie man es mit zwanzig Jahren iſt, nahm das übel; zum Unglück war er an einen Raufer von Profeſſion gerathen, der ſich nie ſchlägt, ohne ſeinen Mann — zu tödten. Und dieſe böſe Gewohnheit behielt auch jetzt die Oberhand über die Geſchicklichkeit ſeines Gegners; der Sohn meines armen Freundes blieb auf dem Platz, mit drei tödtlichen — Stichen im Leibe.

Fr. v. Dorſigny. Barmherziger Himmel! was muß der Vater dabei gelitten haben!

Dorſigny. Das können Sie denken! Und die Mutter!

Fr. v. Dorſigny. Wie? die Mutter? Die iſt ja im letzten Winter geſtorben, ſo viel ich weiß.

Dorſigny. Dieſen Winter — ganz recht! Mein armer Freund Lormeuil! Den Winter ſtirbt ihm ſeine Frau und jetzt im Sommer muß er den Sohn in einem Duell verlieren! — Es iſt mir auch ſchwer angekommen, ihn in ſeinem Schmerz zu verlaſſen! Aber der Dienſt iſt jetzt ſo ſcharf! Auf den zwanzigſten müſſen alle Offiziere — beim Regiment ſeyn! Heute iſt der neunzehnte, und ich habe nur einen Sprung nach Paris gethan, und muß ſchon heute Abend wieder — nach meiner Garniſon zurückreiſen.

Fr. v. Dorſigny. Wie? ſo bald?

Dorſigny. Das iſt einmal der Dienſt! Was iſt zu machen? Jetzt auf unſere Tochter zu kommen —

Fr. v. Dorſigny. Das liebe Kind iſt ſehr niedergeſchlagen und ſchwermüthig, ſeitdem Sie weg waren.

Dorſigny. Wiſſen Sie, was ich denke? Dieſe Partie, die wir ihr ausgeſucht, war nicht nach ihrem Geſchmack.

Fr. v. Dorſigny. So! Wiſſen Sie?

Dorſigny. Ich weiß nichts — Aber ſie iſt fünfzehn Jahre alt — Kann ſie nicht für ſich ſelbſt ſchon gewählt haben, eh' wir es für ſie thaten?

Fr. v. Dorſigny. Ach Gott ja! Das begegnet alle Tage.

Dorſigny. Zwingen möchte ich ihre Neigung nicht gern.

Fr. v. Dorſigny. Bewahre uns Gott davor!

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Sophie.

Sophie (beim Anblick Dorſigny's ſtutzend). Ah! mein Vater —

Fr. v. Dorſigny. Nun, was iſt dir? Fürchteſt du dich, deinen Vater zu umarmen?

Dorſigny (nachdem er ſie umarmt, für ſich). Sie haben's doch gar gut, dieſe Väter! Alles umarmt ſie!

Fr. v. Dorſigny. Du weißt wohl noch nicht, Sophie, daß ein unglücklicher Zufall deine Heirath getrennt hat?

Sophie. Welcher Zufall?

Fr. v. Dorſigny. Herr von Lormeuil iſt todt.

Sophie. Mein Gott!

Dorſigny (hat ſie mit den Augen fixirt). Ja, nun — was ſagſt du dazu, meine Sophie?

Sophie. Ich, mein Vater? — Ich beklage dieſen unglücklichen Mann von Herzen — aber ich kann es nicht anders als für mein Glück anſehen, daß — daß ſich der Tag verzögert, der mich von Ihnen trennt.

Dorſigny. Aber, liebes Kind! wenn du gegen dieſe Heirath — etwas einzuwenden hatteſt, warum ſagteſt du uns denn nichts davon? Wir denken ja nicht daran, deine Neigung zwingen zu wollen.

Sophie. Das weiß ich, lieber Vater — aber die Schüchternheit —

Dorſigny. Weg mit der Schüchternheit! Rede offen! Entdecke mir dein Herz.

Fr. v. Dorſigny. Ja, mein Kind! höre deinen Vater! Er meint es gut! Er wird dir gewiß das Beſte rathen.

Dorſigny. Du haßteſt alſo dieſen Lormeuil zum Voraus — recht herzlich?

Sophie. Das nicht — aber ich liebte ihn nicht.

Dorſigny. Und du möchteſt Keinen heirathen, als den du wirklich liebſt.

Sophie. Das iſt wohl natürlich.

Dorſigny. Du liebſt alſo — einen Andern?

Sophie. Das habe ich nicht geſagt.

Dorſigny. Nun, nun, beinahe doch — Heraus mit der Sprache! Laß mich Alles wiſſen.

Fr. v. Dorſigny. Faſſe Muth, mein Kind! Vergiß, daß es dein Vater iſt, mit dem du redeſt.

Dorſigny. Bilde dir ein, daß du mit deinem beſten, deinem zärtlichſten Freunde ſprächeſt — und der, den du liebſt, weiß er, daß er — geliebt wird?

Sophie. Behüte der Himmel! Nein.

Dorſigny. Iſt's noch ein junger Menſch?

Sophie. Ein ſehr liebenswürdiger junger Mann, und der mir darum doppelt werth iſt, weil Jedermann findet, daß er Ihnen gleicht — ein Verwandter von uns, der unſern Namen führt — Ach! Sie müſſen ihn errathen.

Dorſigny. Noch nicht ganz, liebes Kind!

Fr. v. Dorſigny. Aber ich errath' ihn! Ich wette, es iſt ihr Vetter, Franz Dorſigny.

Dorſigny. Nun, Sophie! du antworteſt nichts?

Sophie. Billigen Sie meine Wahl?

Dorſigny (ſeine Freude unterdrückend, für ſich). Wir müſſen den Vater ſpielen. — Aber mein Kind — das müſſen wir denn doch bedenken.

Sophie. Warum bedenken? Mein Vetter iſt der beſte, verſtändigſte —

Dorſigny. Der? Ein Schwindelkopf iſt er, ein Wildfang, der in den zwei Jahren, daß er weg iſt, nicht zweimal an ſeinen Onkel geſchrieben hat.

Sophie. Aber mir hat er deſto fleißiger geſchrieben, mein Vater!

Dorſigny. So? hat er das? Und du haſt ihm wohl — friſch weg geantwortet? Haſt du? Nicht?

Sophie. Nein, ob ich gleich große Luſt dazu hatte. — Nun, Sie verſprachen mir ja dieſen Augenblick, daß Sie meiner Neigung nicht entgegen ſeyn wollten — Liebe Mutter, reden Sie doch für mich!

Fr. v. Dorſigny. Nun, nun, gib nach, lieber Dorſigny — Es iſt da weiter nichts zu machen — und geſteh' nur, ſie hätte nicht beſſer wählen können.

Dorſigny. Es iſt wahr, es läßt ſich Manches dafür ſagen — Das Vermögen iſt von beiden Seiten gleich, und geſetzt, der Vetter hätte auch ein Bischen leichtſinnig gewirthſchaftet, ſo weiß man ja, die Heirath bringt einen jungen Menſchen — ſchon in Ordnung — Wenn ſie ihn nun überdies lieb hat —

Sophie. O recht ſehr, lieber Vater! — Erſt in dem Augenblicke, da man mir den Herrn von Lormeuil zum Gemahl verſchlug, merkte ich, daß ich dem Vetter gut ſey — ſo was man gut ſeyn nennt — Und wenn mir der Vetter nun auch wieder gut wäre —

Dorſigny (feurig). Und warum ſollte er das nicht, meine Theuerſte — (ſich beſinnend) meine gute Tochter! — Nun wohl! Ich bin ein guter Vater und ergebe mich.

Sophie. Ich darf alſo jetzt an den Vetter ſchreiben?

Dorſigny. Was du willſt — (Für ſich.) Wie hübſch ſpielt ſich's den Vater, wenn man ſo allerliebſte Geſtändniſſe zu hören bekommt.

Achter Auftritt.

Vorige. Frau von Mirville. Champagne als Poſtillon mit der Peitſche klatſchend.

Champagne. He, holla!

Fr. v. Mirville. Platz! da kommt ein Kourier.

Fr. v. Dorſigny. Es iſt Champagne.

Sophie. Meines Vetters Bedienter!

Champagne. Gnädiger Herr — gnädige Frau! reißen Sie mich aus meiner Unruhe! — Das Fräulein iſt doch nicht ſchon Frau von Lormeuil?

Fr. v. Porſigny. Nein, guter Freund, noch nicht.

Champagne. Noch nicht? Dem Himmel ſey Dank, ich bin doch noch zeitig genug gekommen, meinem armen Herrn das Leben zu retten.

Sophie. Wie? Dem Vetter iſt doch kein Unglück begegnet?

Fr. v. Porſigny. Mein Neffe iſt doch nicht krank?

Fr. v. Mirville. Du machſt mir Angſt, was iſt meinem Bruder?

Champagne. Beruhigen Sie ſich, gnädige Frau! Mein Herr befindet ſich ganz wohl; aber wir ſind in einer grauſamen Lage — Wenn Sie wüßten — doch Sie werden Alles erfahren. Mein Herr hat ſich zuſammen genommen, der gnädigen Frau, die er ſeine gute Tante nennt, ſein Herz auszuſchütten; Ihnen verdankt er Alles, was er iſt; zu Ihnen hat er das größte Vertrauen — Hier ſchreibt er Ihnen, leſen Sie und beklagen Sie ihn!

Porſigny. Mein Gott, was iſt das?

Fr. v. Porſigny (lieſt). „Beſte Tante! Ich erfahre
„ſo eben, daß Sie im Begriff ſind, meine Couſine zu
„verheirathen. Es iſt nicht mehr Zeit, zurückzuhalten:
„ich liebe Sophien. — Ich flehe Sie an, beſte Tante,
„wenn ſie nicht eine heftige Neigung zu ihrem beſtimm-
„ten Bräutigam hat, ſo ſchenken Sie ſie mir! Ich liebe
„ſie ſo innig, daß ich gewiß noch ihre Liebe gewinne.
„Ich folge dem Champagne auf dem Fuße nach; er
„wird Ihnen dieſen Brief überbringen, Ihnen erzählen,

„was ich ſeit jener ſchrecklichen Nachricht ausgeſtanden „habe.“

Sophie. Der gute Vetter!

Fr. v. Mirville. Armer Dorſigny!

Champagne. Nein, es läßt ſich gar nicht beſchreiben, was mein armer Herr gelitten hat! Aber lieber Herr, ſagte ich zu ihm, vielleicht iſt noch nicht Alles verloren — Geh, Schurke, ſagte er zu mir, ich ſchneide dir die Kehle ab, wenn du zu ſpät kommſt — Er kann zuweilen derb ſeyn, Ihr lieber Neffe.

Dorſigny. Unverſchämter!

Champagne. Nun, nun, Sie werden ja ordentlich böſe, als wenn ich von Ihnen ſpräche; was ich ſage, geſchieht aus lauter Freundſchaft für ihn, damit Sie ihn beſſern, weil Sie ſein Onkel ſind.

Fr. v. Mirville. Der gute, redliche Diener! Er will nichts als das Beſte ſeines Herrn!

Fr. v. Dorſigny. Geh, guter Freund, ruhe dich aus! Du wirſt es nöthig haben.

Champagne. Ja, Ihr Gnaden, ich will mich ausruhen in der Küche. (Ab.)

Neunter Auftritt.

Vorige ohne Champagne.

Dorſigny. Nun, Sophie! was ſagſt du dazu?

Sophie. Ich erwarte Ihre Befehle, mein Vater!

Fr. v. Dorſigny. Es iſt da weiter nichts zu thun; wir müſſen ſie ihm ohne Zeitverluſt zur Frau geben.

Fr. v. Mirville. Aber der Vetter iſt ja noch nicht hier.

Fr. v. Dorſigny. Seinem Briefe nach kann er nicht lang ausbleiben.

Dorſigny. Nun — wenn es denn nicht anders iſt — und wenn Sie ſo meinen, meine Liebe — ſo ſey's! Ich bin's zufrieden, und will mich ſo einrichten, daß der Lärm der Hochzeit — vorbei iſt, wenn ich zurückkomme — He da! Bediente!

Zehnter Auftritt.

Zwei Bediente treten ein und warten im Hintergrunde. Vorige.

Fr. v. Dorſigny. Noch eins! Ihr Pachter hat mir während Ihrer Abweſenheit zweitauſend Thaler in Wechſeln ausbezahlt — ich habe ihm eine Quittung darüber gegeben — Es iſt Ihnen doch recht?

Dorſigny. Mir iſt Alles recht, was Sie thun, meine Liebe! (Während ſie die Wechſel aus einer Schreibtafel hervorholt, zu Frau von Mirville.) Darf ich das Geld wohl nehmen?

Fr. v. Mirville. Nimm es ja, ſonſt machſt du dich verdächtig.

Dorſigny (heimlich zu ihr). In Gottes Namen! Ich will meine Schulden damit bezahlen! (Laut, indem er die Wechſel der Frau von Dorſigny in Empfang nimmt.) Das Geld erinnert mich, daß ein verwünſchter Schelm von Wucherer mich ſchon ſeit lange um hundert Piſtolen plagt, die — mein Neffe von ihm geborgt hat — Wie iſt's? Soll ich den Poſten bezahlen?

Fr. v. Mirville. Ei, das verſteht ſich! Sie werden doch meine Baſe keinem Bruder Lüderlich zur Frau geben wollen, der bis an die Ohren in Schulden ſteckt?

Fr. v. Dorſigny. Meine Nichte hat Recht, und was übrig bleibt, kann man zu Hochzeitgeſchenken anwenden.

Fr. v. Mirville. Ja, ja, zu Hochzeitgeſchenken!

Ein dritter Bedienter (kommt). Die Modehändlerin der Frau von Mirville.

Fr. v. Mirville. Sie kommt wie gerufen. Ich will gleich den Brautanzug bei ihr beſtellen.

(Ab.)

Elfter Auftritt.

Vorige ohne Frau von Mirville.

Dorſigny (zu den Bedienten). Kommt her! — (Zur Frau von Dorſigny.) Man wird nach dem Herrn Gaspar, unſerm Notar, ſchicken müſſen —

Fr. v. Dorſigny. Laſſen Sie ihn lieber gleich zum Nachteſſen einladen; dann können wir Alles nach Bequemlichkeit abmachen.

Dorſigny. Das iſt wahr! (Zu einem von den Bedienten.) Du, geh zum Juwelier und laß ihn das Neueſte herbringen, was er hat — (Zu einem andern.) Du gehſt zum Herrn Gaspar, unſerm Notar, ich laſſ' ihn bitten, heute mit mir zu Nacht zu eſſen — Dann beſtelleſt du vier Poſtpferde; Punkt elf Uhr müſſen ſie vor dem Hauſe ſeyn, denn ich muß in der Nacht noch fort — (Zu einem dritten.) Für dich, Jasmin, hab' ich einen kitzlichen Auftrag — du haſt Kopf; dir kann man etwas anvertrauen.

Jasmin. Gnädiger Herr, das beliebt Ihnen ſo zu ſagen.

Dorſigny. Du weißt, wo Herr Simon wohnt, der Geldmäkler, der ſonſt meine Geſchäfte machte — der meinem Neffen immer mein eigenes Geld borgte.

Jasmin. Ei ja wohl! warum ſollt' ich ihn nicht kennen! Ich war ja immer der Poſtillon des gnädigen Herrn, Ihres Neffen.

Dorſigny. Geh zu ihm, bring ihm dieſe hundert Piſtolen, die mein Neffe ihm ſchuldig iſt, und die ich ihm hiermit bezahle! Vergiß aber nicht, dir einen Empfangſchein geben zu laſſen.

Jasmin. Warum nicht gar — Ich werde doch kein ſolcher Eſel ſeyn!

(Die Bedienten gehen ab.)

Fr. v. Dorſigny. Wie er ſich verwundern wird, der gute Junge, wenn er morgen ankommt und die Hochzeitgeſchenke eingekauft, die Schulden bezahlt findet.

Dorſigny. Das glaub' ich! Es thut mir nur leid, daß ich nicht Zeuge davon ſeyn kann.

Zwölfter Auftritt.

Vorige. Frau von Mirville.

Fr. v. Mirville (eilt herein, heimlich zu ihrem Bruder.) Mach', daß du fortkommſt, Bruder! Eben kommt der Onkel mit einem Herrn an, der mir ganz ſo ausſieht, wie der Herr von Lormeuil.

Dorſigny (in ein Kabinet fliehend). Das wäre der Teufel!

Fr. v. Dorſigny. Nun, warum eilen Sie denn ſo ſchnell fort, Dorſigny?

Dorſigny. Ich muß — ich habe — Gleich werd' ich wieder da ſeyn.

Fr. v. Mirville (preſſirt). Kommen Sie, Tante! Sehen Sie doch den ſchönen Kopfputz an, den man mir gebracht hat.

Fr. v. Dorſigny. Du thuſt recht, mich zu Rath zu ziehen — Ich verſtehe mich darauf. Ich will dir ausſuchen helfen.

Dreizehnter Auftritt.

Oberſt Dorſigny. Lormeuil. Frau von Dorſigny.
Sophie. Frau von Mirville.

Oberſt. Ich komme früher zurück, Madame, als ich gedacht habe, aber deſto beſſer! — Erlauben Sie, daß ich Ihnen hier dieſen Herrn —

Fr. v. Dorſigny. Bitte tauſendmal um Vergebung, meine Herren — die Putzhändlerin wartet auf uns, wir ſind gleich wieder da — Komm, meine Tochter! (Ab.)

Oberſt. Nun, nun! Dieſe Putzhändlerin könnte wohl auch einen Augenblick warten, dächt' ich.

Sophie. Eben darum, weil ſie nicht warten kann — Entſchuldigen Sie, meine Herren. (Ab.)

Oberſt. Das mag ſeyn — aber ich ſollte doch denken —

Fr. v. Mirville. Die Herren, wiſſen wir wohl, fragen nach Putzhändlerinnen nichts; aber für uns ſind das ſehr wichtige Perſonen. (Geht ab, ſich tief gegen Lormeuil verneigend.)

Oberſt. Zum Teufel, das ſeh' ich, daß man uns ihrentwegen ſtehen läßt.

Vierzehnter Auftritt.

Oberſt Dorſigny und Lormeuil.

Oberſt. Ein ſchöner Empfang, das muß ich ſagen!

Formenil. Iſt das ſo der Brauch bei den Pariſer Damen, daß ſie den Putzhändlerinnen nachlaufen, wenn ihre Männer ankommen?

Oberſt. Ich weiß gar nicht, was ich daraus machen ſoll. Ich ſchrieb, daß ich erſt in ſechs Wochen zurück ſeyn könnte; ich bin unverſehens da, und man iſt nicht im Geringſten mehr darüber erſtaunt, als wenn ich nie aus der Stadt gekommen wäre.

Formenil. Wer ſind die beiden jungen Damen, die mich ſo höflich grüßten?

Oberſt. Die eine iſt meine Nichte, und die andere meine Tochter, Ihre beſtimmte Braut.

Formenil. Sie ſind beide ſehr hübſch.

. **Oberſt.** Der Henker auch! Die Frauen ſind alle hübſch in meiner Familie. Aber es iſt nicht genug an dem hübſch ſeyn — man muß ſich auch artig betragen.

Fünfzehnter Auftritt.

Vorige. **Die drei Bedienten**, die nach und nach hereinkommen.

Zweiter Bedienter (zur Linken des Oberſten). Der Notar läßt ſehr bedauern, daß er mit Euer Gnaden nicht zu Nacht ſpeiſen kann — er wird ſich aber nach Tiſch einfinden.

Oberſt. Was ſchwatzt der da für närriſches Zeug?

Zweiter Bedienter. Die Poſtpferde werden Schlag elf Uhr vor dem Hauſe ſeyn. (Ab.)

Oberſt. Die Poſtpferde, jetzt, da ich eben ankomme?

Erster Bedienter (zu ſeiner rechten Seite). Der Juwelier, Euer Gnaden, hat Bankerott gemacht, und iſt dieſe Nacht auf und davon gegangen. (Ab.)

Oberſt. Was geht das mich an? Er war mir nichts ſchuldig.

Jasmin (an ſeiner linken Seite). Ich war bei dem Herrn Simon, wie Euer Gnaden befohlen. Er war krank und lag im Bette. Hier ſchickt er Ihnen die Quittung.

Oberſt. Was für eine Quittung, Schurke?

Jasmin. Nun ja, die Quittung, die Sie in der Hand haben. Belieben Sie zu leſen.

Oberſt (lieſt). „Ich Endesunterzeichneter bekenne, „von dem Herrn Oberſt von Dorſigny zweitauſend „Livres, welche ich ſeinem Herrn Neffen vorgeſchoſſen, „richtig erhalten zu haben.“

Jasmin. Euer Gnaden ſehen, daß die Quittung richtig iſt. (Ab.)

Oberſt. O vollkommen richtig! Das begreife, wer's kann; mein Verſtand ſteht ſtill — Der ärgſte Gauner in ganz Paris iſt krank, und ſchickt mir die Quittung über das, was mein Neffe ihm ſchuldig iſt.

Lormeuil. Vielleicht ſchlägt ihm das Gewiſſen.

Oberſt. Kommen Sie! Kommen Sie, Lormeuil! Suchen wir heraus zu bringen, was uns dieſen angenehmen Empfang verſchafft — und hole der Teufel alle Notare, Juweliere, Poſtpferde, Geldmäkler und Putzmacherinnen! (Beide ab.)

Zweiter Aufzug.

Erster Auftritt.

Frau von **Mirville**. Franz **Dorſigny** kommt aus einem Zimmer linker Hand und ſieht ſich ſorgfältig um.

Fr. v. Mirville (von der entgegengeſetzten Seite). Wie unbeſonnen! Der Onkel wird den Augenblick da ſeyn.

Dorſigny. Aber ſage mir doch, was mit mir werden ſoll? Iſt Alles entdeckt, und weiß meine Tante, daß ihr vergeblicher Mann nur ihr Neffe war?

Fr. v. Mirville. Nichts weiß man! Nichts iſt entdeckt! Die Tante iſt noch mit der Modehändlerin eingeſchloſſen; der Onkel flucht auf ſeine Frau — Herr von Lormeuil iſt ganz verblüfft über die ſonderbare Aufnahme, und ich will ſuchen, die Entwickelung, die nicht mehr lange anſtehen kann, ſo lang als möglich zu verzögern, daß ich Zeit gewinne, den Onkel zu deinem Vortheil zu ſtimmen, oder, wenn's nicht anders iſt, den Lormeuil in mich verliebt zu machen — denn eh' ich zugebe, daß er die Couſine heirathet, nehm' ich ihn lieber ſelbſt.

Zweiter Auftritt.

Vorige. Valcour.

Valcour (kommt ſchnell). Ah ſchön, ſchön, daß ich dich hier finde, Dorſigny! Ich habe dir tauſend Sachen zu ſagen und in der größten Eile.

Dorſigny. Hol' ihn der Teufel! Der kommt mir jetzt gelegen.

Valcour. Die gnädige Frau darf doch —

Dorſigny. Vor meiner Schweſter hab' ich kein Geheimniß.

Valcour (zur Frau von Mirville ſich wendend). Wie freue ich mich, meine Gnädige, Ihre Bekanntſchaft gerade in dieſem Augenblicke zu machen, wo ich ſo glücklich war, Ihrem Herrn Bruder einen weſentlichen Dienſt zu erzeigen.

Dorſigny. Was hör' ich? Seine Stimme! (Flieht in das Kabinet, wo er heraus gekommen.)

Valcour (ohne Dorſigny's Flucht zu bemerken, fährt fort). Sollte ich jemals in den Fall kommen, meine Gnädige, Ihnen nützlich ſeyn zu können, ſo betrachten Sie mich als Ihren ergebenſten Diener. (Er bemerkt nicht, daß indeß der Oberſt Dorſigny hereingekommen und ſich an den Platz des andern geſtellt hat.)

Dritter Auftritt.

Vorige. Oberſt Dorſigny. Lormeuil.

Oberſt. Ja — dieſe Weiber ſind eine wahre Geduldprobe für ihre Männer.

Valcour (kehrt ſich um und glaubt mit dem jungen Dorſigny zu reden). Ich wollte dir alſo ſagen, lieber Dorſigny, daß dein Oberſtlieutenant nicht todt iſt.

Oberſt. Mein Oberſtlieutenant?

Valcour. Mit dem du die Schlägerei gehabt haſt. Er hat an meinen Freund Liancour ſchreiben laſſen; er läßt dir vollkommene Gerechtigkeit widerfahren, und bekennt, daß er der Angreifer geweſen ſey. Die Familie hat zwar ſchon angefangen, dich gerichtlich zu verfolgen; aber wir wollen Alles anwenden, die Sache bei Zeiten zu unterdrücken. Ich habe mich losgemacht, dir dieſe gute Nachricht zu überbringen, und muß gleich wieder zu meiner Geſellſchaft.

Oberſt. Sehr obligirt — aber —

Valcour. Du kannſt alſo ganz ruhig ſchlafen. Ich wache für dich. (Ab.)

Vierter Auftritt.

Frau von Mirville. Oberſt Dorſigny. Lormeuil.

Oberſt. Sage mir doch, was der Menſch will?

Fr. v. Mirville. Der Menſch iſt verrückt, das ſehen Sie ja.

Oberſt. Dies ſcheint alſo eine Epidemie zu ſeyn, die alle Welt ergriffen hat, ſeitdem ich weg bin; denn das iſt der erſte Narr nicht, dem ich ſeit einer halben Stunde hier begegne.

Fr. v. Mirville. Sie müſſen den trocknen Empfang meiner Tante nicht ſo hoch aufnehmen. Wenn von Putzſachen die Rede iſt, da darf man ihr mit nichts Anderm kommen.

Oberſt. Nun, Gott ſey Dank! da hör' ich doch endlich einmal ein vernünftiges Wort! — So magſt du denn die Erſte ſeyn, die ich mit dem Herrn von Lormeuil bekannt mache.

Lormeuil. Ich bin ſehr glücklich, mein Fräulein, daß ich mich der Einwilligung Ihres Herrn Vaters erfreuen darf — Aber dieſe Einwilligung kann zu nichts helfen, wenn nicht die Ihrige —

Oberſt. Nun fängt der auch an! Hat die allgemeine Raſerei auch dich angeſteckt, armer Freund? Dein Compliment iſt ganz artig, aber bei meiner Tochter, und nicht bei meiner Nichte, hätteſt du das anbringen ſollen.

Lormeuil. Vergeben Sie, gnädige Frau! Sie ſagen der Beſchreibung ſo vollkommen zu, die mir Herr von Dorſigny von meiner Braut gemacht hat, daß mein Irrthum verzeihlich iſt.

Fr. v. Mirville. Hier kommt meine Couſine, Herr von Lormeuil! Betrachten Sie ſie recht, und überzeugen Sie ſich mit Ihren eignen Augen, daß ſie alle die ſchönen Sachen verdient, die Sie mir zugedacht haben.

Fünfter Auftritt.

Vorige. Sophie.

Sophie. Bitte tauſendmal um Verzeihung, beſter Vater, daß ich Sie vorhin ſo habe ſtehen laſſen; die Mama rief mir, und ich mußte ihrem Befehl gehorchen.

Oberſt. Nun, wenn man nur ſeinen Fehler einſieht und ſich entſchuldigt —

Sophie. Ach, mein Vater! wo finde ich Worte, Ihnen meine Freude, meine Dankbarkeit auszudrücken, daß Sie in dieſe Heirath willigen.

Oberſt. So, ſo! Gefällt ſie dir, dieſe Heirath?

Sophie. O gar ſehr!

Oberſt (leiſe zu Lormeuil). Du ſiehſt, wie ſie dich ſchon liebt, ohne dich zu kennen! Das kommt von der ſchönen Beſchreibung, die ich ihr von dir gemacht habe, eh' ich abreiste.

Lormeuil. Ich bin Ihnen ſehr verbunden.

Oberſt. Ja, aber nun mein Kind, wird es doch wohl Zeit ſeyn, daß ich mich nach deiner Mutter ein wenig umſehe; denn endlich werden mir doch die Putzhändlerinnen Platz machen, hoffe ich — Leiſte du indeß dieſem Herrn Geſellſchaft. Er iſt mein Freund, und mich ſoll's freuen, wenn er auch bald der deinige wird — verſtehſt du? (Zu Lormeuil.) Jetzt friſch daran — das iſt der Augenblick! Suche noch heute ihre Neigung zu gewinnen, ſo iſt ſie morgen deine Frau — (Zu Frau v. Mirville.) Kommt, Nichte! Sie mögen es mit einander allein ausmachen. (Ab.)

Sechster Auftritt.

Sophie. Lormeuil.

Sophie. Sie werden alſo auch bei der Hochzeit ſeyn?

Lormeuil. Ja, mein Fräulein — Sie ſcheint Ihnen nicht zu mißfallen, dieſe Heirath?

Sophie. Sie hat den Beifall meines Vaters.

Lormeuil. Wohl! Aber was die Väter veranſtalten, hat darum nicht immer den Beifall der Töchter.

Sophie. O was dieſe Heirath betrifft — die iſt auch ein wenig meine Anſtalt.

Lormeuil. Wie das, mein Fräulein?

Sophie. Mein Vater war ſo gütig, meine Neigung um Rath zu fragen.

Lormeuil. Sie lieben alſo den Mann, der Ihnen zum Gemahl beſtimmt iſt?

Sophie. Ich verberg' es nicht.

Lormeuil. Wie? und kennen ihn nicht einmal?

Sophie. Ich bin mit ihm erzogen worden.

Lormeuil. Sie wären mit dem jungen Lormeuil erzogen worden?

Sophie. Mit dem Herrn von Lormeuil — nein!

Lormeuil. Das iſt aber Ihr beſtimmter Bräutigam.

Sophie. Ja, das war anfangs.

Lormeuil. Wie, anfangs?

Sophie. Ich ſehe, daß Sie noch nicht wiſſen, mein Herr —

Lormeuil. Nichts weiß ich! Nicht das Geringſte weiß ich.

Sophie. Er iſt todt.

Lormeuil. Wer iſt todt?

Sophie. Der junge Herr von Lormeuil.

Lormeuil. Wirklich?

Sophie. Ganz gewiß.

Lormeuil. Wer hat Ihnen geſagt, daß er todt ſey?

Sophie. Mein Vater!

Lormeuil. Nicht doch, Fräulein! Das kann ja nicht ſeyn, das iſt nicht möglich.

Sophie. Mit Ihrer Erlaubniß, es iſt! Mein Vater, der von Toulon kommt, muß es doch beſſer wiſſen, als Sie. Dieſer junge Edelmann bekam auf einem Balle Händel; er ſchlug ſich und erhielt drei Degenſtiche durch den Leib.

Lormeuil. Das iſt gefährlich.

Sophie. Ja wohl! er iſt auch daran geſtorben.

Lormeuil. Es beliebt Ihnen, mit mir zu ſcherzen, gnädiges Fräulein! Niemand kann Ihnen vom Herrn von Lormeuil beſſer Auskunft geben, als ich.

Sophie. Als Sie! Das wäre doch luſtig.

Lormeuil. Ja, mein Fräulein, als ich! Denn, um es auf Einmal herauszuſagen — ich ſelbſt bin dieſer Lormeuil, und bin nicht todt, ſo viel ich weiß.

Sophie. Sie wären Herr von Lormeuil?

Lormeuil. Nun, für wen hielten Sie mich denn ſonſt?

Sophie. Für einen Freund meines Vaters, den er zu meiner Hochzeit eingeladen.

Lormeuil. Sie halten alſo immer noch Hochzeit, ob ich gleich todt bin?

Sophie. Ja freilich!

Lormeuil. Und mit wem denn, wenn ich fragen darf?

Sophie. Mit meinem Couſin Dorſigny.

Lormeuil. Aber Ihr Herr Vater wird doch auch ein Wort dabei zu ſprechen haben.

Sophie. Das hat er, das verſteht ſich! Er hat ja ſeine Einwilligung gegeben.

Lormeuil. Wann hätt' er ſie gegeben?

Sophie. Eben jetzt — ein paar Augenblicke vor Ihrer Ankunft.

Lormeuil. Ich bin ja aber mit ihm zugleich gekommen.

Sophie. Nicht doch, mein Herr! Mein Vater iſt vor Ihnen hier geweſen.

Lormeuil (an den Kopf greifend). Mir ſchwindelt — es wird mir drehend vor den Augen — Jedes Wort, das Sie ſagen, ſetzt mich in Erſtaunen — Ihre Worte in Ehren, mein Fräulein, aber hierunter muß ein Geheimniß ſtecken, das ich nicht ergründe.

Sophie. Wie, mein Herr — ſollten Sie wirklich im Ernſt geſprochen haben?

Lormeuil. Im vollen höchſten Ernſt, mein Fräulein —

Sophie. Sie wären wirklich der Herr von Lormeuil? — Mein Gott, was hab' ich da gemacht — Wie werde ich meine Unbeſonnenheit —

Lormeuil. Laſſen Sie ſich's nicht leid ſeyn, Fräulein — Ihre Neigung zu Ihrem Vetter iſt ein Umſtand, den man lieber vor als nach der Heirath erfährt —

Sophie. Aber ich begreife' nicht —

Lormeuil. Ich will den Herrn von Dorſigny aufſuchen — vielleicht löſt er mir das Räthſel. — Wie es ſich aber auch immer löſen mag, Fräulein, ſo ſollen Sie mit mir zufrieden ſeyn, hoff' ich. (Ab.)

Sophie. Er ſcheint ein ſehr artiger Menſch — und wenn man mich nicht zwingt, ihn zu heirathen, ſo ſoll es mich recht ſehr freuen, daß er nicht erſtochen iſt.

Siebenter Auftritt.

Sophie. Oberſt. Frau von Dorſigny.

Fr. v. Dorſigny. Laß uns allein, Sophie. (Sophie geht ab.) Wie, Dorſigny, Sie können mir in's Angeſicht behaupten, daß Sie nicht kurz vorhin mit mir geſprochen haben? Nun wahrhaftig! welcher Andere als Sie, als der Herr dieſes Hauſes, als der Vater meiner Tochter, als mein Gemahl endlich, hätte das thun können, was Sie thaten!

Oberſt. Was Teufel hätte ich denn gethan?

Fr. v. Dorſigny. Muß ich Sie daran erinnern? Wie? Sie wiſſen nicht mehr, daß Sie erſt vor Kurzem mit unſerer Tochter geſprochen, daß Sie ihre Neigung zu unſerm Neffen entdeckt haben, und daß wir eins worden ſind, ſie ihm zur Frau zu geben, ſobald er wird angekommen ſeyn.

Oberſt. Ich weiß nicht — Madame, ob das Alles nur ein Traum Ihrer Einbildungskraft iſt, oder ob wirklich ein Anderer in meiner Abweſenheit meinen Platz eingenommen hat. Iſt das Letzere, ſo war's hohe Zeit, daß ich kam — Dieſer Jemand ſchlägt meinen Schwiegerſohn todt, verheirathet meine Tochter und ſticht mich aus bei meiner Frau, und meine Frau und meine Tochter laſſen ſich's beide ganz vortrefflich gefallen.

Fr. v. Dorſigny. Welche Verſtockung! — In Wahrheit, Herr von Dorſigny, ich weiß mich in Ihr Betragen nicht zu finden.

Oberſt. Ich werde nicht klug aus dem Ihrigen.

Achter Auftritt.

Vorige. Frau von Mirville.

Fr. v. Mirville. Dacht' ich's doch, daß ich Sie beide würde beiſammen finden! — Warum gleichen doch nicht alle Haushaltungen der Ihrigen? Nie Zank und Streit! Immer Ein Herz und Eine Seele! Das iſt erbaulich! Das iſt doch ein Beiſpiel! Die Tante iſt gefällig wie ein Engel, und der Onkel geduldig wie Hiob.

Oberſt. Wahr geſprochen, Nichte! — Man muß Hiobs Geduld haben, wie ich, um ſie bei ſolchem Geſchwätz nicht zu verlieren.

Fr. v. Dorſigny. Die Nichte hat Recht, man muß ſo gefällig ſeyn wie ich, um ſolche Albernheiten zu ertragen.

Oberſt. Nun, Madame! unſre Nichte hat mich ſeit meinem Hierſeyn faſt nie verlaſſen. Wollen wir ſie zum Schiedsrichter nehmen?

Fr. v. Dorſigny. Ich bin's vollkommen zufrieden, und unterwerfe mich ihrem Ausſpruch.

Fr. v. Mirville. Wovon iſt die Rede?

Fr. v. Dorſigny. Stelle dir vor, mein Mann unterſteht ſich, mir in's Geſicht zu behaupten, daß Er's nicht geweſen ſey, den ich vorhin für meinen Mann hielt.

Fr. v. Mirville. Iſt's möglich?

Oberſt. Stelle dir vor, Nichte, meine Frau will mich glauben machen, daß ich hier, hier in dieſem

Zimmer, mit ihr geſprochen haben ſoll, in demſelben Augenblicke, wo ich mich auf der Touloner Poſtſtraße ſchütteln ließ.

Fr. v. Mirville. Das iſt ja ganz unbegreiflich, Onkel — Hier muß ein Mißverſtändniß ſeyn — Laſſen Sie mich ein paar Worte mit der Tante reden.

Oberſt. Sieh, wie du ihr den Kopf zurecht ſetzeſt, wenn's möglich iſt; aber es wird ſchwer halten.

Fr. v. Mirville (leiſe zur Frau von Dorſigny). Liebe Tante, das alles iſt wohl nur ein Scherz von dem Onkel?

Fr. v. Dorſigny (eben ſo). Freilich wohl, er müßte ja raſend ſeyn, ſolches Zeug im Ernſt zu behaupten.

Fr. v. Mirville. Wiſſen Sie was? Bezahlen Sie ihn mit gleicher Münze — geben Sie's ihm heim! Laſſen Sie ihn fühlen, daß Sie ſich nicht zum Beſten haben laſſen.

Fr. v. Dorſigny. Du haſt Recht. Laß mich nur machen.

Oberſt. Wird's bald? Jetzt, denk' ich, wär's genug.

Fr. v. Dorſigny (ſpottweiſe). Ja wohl iſt's genug, mein Herr — und da es die Schuldigkeit der Frau iſt, nur durch ihres Mannes Augen zu ſehen, ſo erkenn' ich meinen Irrthum, und will mir Alles einbilden, was Sie wollen.

Oberſt. Mit dem ſpöttiſchen Ton kommen wir nicht weiter.

Fr. v. Dorſigny. Ohne Groll, Herr von Dorſigny! Sie haben auf meine Unkoſten gelacht, ich lache jetzt auf die Ihrigen, und ſo heben wir gegen einander auf. — Ich habe jetzt einige Beſuche zu geben. Wenn ich zurück komme und Ihnen der ſpaßhafte Humor vergangen iſt, ſo können wir ernſthaft miteinander reden. (Ab.)

Oberſt (zur Frau v. Mirville). Verſtehſt du ein Wort von Allem, was ſie da ſagt?

Fr. v. Mirville. Ich werde nicht klug daraus. Aber ich will ihr folgen und der Sache auf den Grund zu kommen ſuchen. (Ab.)

Oberſt. Thu das, wenn du willſt. Ich geb' es rein auf — ſo ganz toll und närriſch hab' ich ſie noch nie geſehen. Der Teufel muß in meiner Abweſenheit meine Geſtalt angenommen haben, um mein Haus unterſt zu oberſt zu kehren, anders begreif' ich's nicht. —

Neunter Auftritt.

Oberſt Dorſigny. Champagne, ein wenig betrunken.

Champagne. Nun, das muß wahr ſeyn! — Hier lebt ſich's, wie im Wirthshaus — Aber wo Teufel ſtecken ſie denn alle? — Keine lebendige Seele hab' ich mehr geſehen, ſeitdem ich als Kourier den Lärm angerichtet habe — Doch, ſieh da, mein gnädiger Herr, der Hauptmann — Ich muß doch hören, wie unſere Sachen ſtehen. (Macht gegen den Oberſt Zeichen des Verſtändniſſes und lacht ſelbſtgefällig.)

Oberſt. Was Teufel! Iſt das nicht der Schelm, der Champagne? — Wie kommt der hieher, und was will der Eſel mit ſeinen einfältigen Grimaſſen?

Champagne (wie oben). Nun, nun, gnädiger Herr?

Oberſt. Ich glaube, der Kerl iſt beſoffen.

Champagne. Nun, was ſagen Sie? Hab' ich meine Rolle gut geſpielt?

Oberſt (für ſich). Seine Rolle? Ich merke etwas — Ja, Freund Champagne, nicht übel.

Champagne. Nicht übel! Was? Zum Entzücken hab' ich ſie geſpielt. Mit einer Peitſche und den Kourierſtiefeln, ſah ich nicht einem ganzen Poſtillon gleich? Wie?

Oberſt. Ja! ja! (Für ſich.) Weiß der Teufel, was ich ihm antworten ſoll.

Champagne. Nun, wie ſteht's drinnen? Wie weit ſind Sie jetzt?

Oberſt. Wie weit ich bin — wie's ſteht? — nun, du kannſt dir leicht vorſtellen, wie's ſteht.

Champagne. Die Heirath iſt richtig, nicht wahr? — Sie haben als Vater die Einwilligung gegeben?

Oberſt. Ja.

Champagne. Und morgen treten Sie in Ihrer wahren Perſon als Liebhaber auf.

Oberſt (für ſich). Es iſt ein Streich von meinem Neffen!

Champagne. Und heirathen die Wittwe des Herrn von Lormeuil — Wittwe! Hahaha! — Die Wittwe von meiner Erfindung.

Oberſt. Worüber lachſt du?

Champagne. Das fragen Sie? Ich lache über die Geſichter, die der ehrliche Onkel ſchneiden wird, wenn er in vier Wochen zurück kommt und Sie mit ſeiner Tochter verheirathet findet.

Oberſt (für ſich). Ich möchte raſend werden!

Champagne. Und der Bräutigam von Toulon, der mit ihm angezogen kommt, und einen Andern in ſeinem Neſte findet — das iſt himmliſch!

Oberſt. Zum Entzücken!

Champagne. Und wem haben Sie alles das zu danken? Ihrem treuen Champagne!

Oberſt. Dir? Wie ſo?

Champagne. Nun, wer ſonſt hat Ihnen denn den Rath gegeben, die Perſon Ihres Onkels zu ſpielen?

Oberſt (für ſich). Ha, der Schurke!

Champagne. Aber das iſt zum Erſtaunen, wie Sie Ihrem Onkel doch ſo ähnlich ſehen! Ich würde drauf ſchwören, er ſey es ſelbſt, wenn ich ihn nicht hundert Meilen weit von uns wüßte.

Oberſt (für ſich). Mein Schelm von Neffe macht einen ſchönen Gebrauch von meiner Geſtalt.

Champagne. Nur ein wenig zu ältlich ſehen Sie aus — Ihr Onkel iſt ja ſo ziemlich von Ihren Jahren; Sie hätten nicht nöthig gehabt, ſich ſo gar alt zu machen.

Oberſt. Meinſt du?

Champagne. Doch was thut's! Iſt er doch nicht da, daß man eine Vergleichung anſtellen könnte — Und ein Glück für uns, daß der Alte nicht da iſt! Es würde uns ſchlecht bekommen, wenn er zurück käme.

Oberſt. Er iſt zurückgekommen.

Champagne. Wie? was?

Oberſt. Er iſt zurückgekommen, ſag' ich.

Champagne. Um Gotteswillen, und Sie ſtehen hier? Sie bleiben ruhig? Thun Sie, was Sie wollen — helfen Sie ſich, wie Sie können — ich ſuche das Weite. (Will fort.)

Oberſt. Bleib, Schurke! zweifacher Halunke, bleib! Das alſo ſind deine ſchönen Erfindungen, Herr Schurke?

Champagne. Wie, gnädiger Herr, iſt das mein Dank?

Oberſt. Bleib, Halunke! — Wahrlich, meine Frau (hier macht Champagne eine Bewegung des Schreckens) iſt die Närrin nicht, für die ich ſie hielt — und einen ſolchen Schelmſtreich ſollte ich ſo hingehen laſſen? — Nein, Gott verdamm' mich, wenn ich nicht auf der Stelle meine volle Rache dafür nehme. — Es iſt noch nicht ſo ſpät. Ich eile zu meinem Notar. Ich bring' ihn mit. Noch heute Nacht heirathet Lormeuil meine Tochter — Ich überraſche meinen Neffen — er muß mir den Heirathskontrakt ſeiner Baſe noch ſelbſt mit unterzeichnen — Und was dich betrifft, Halunke —

Champagne. Ich, gnädiger Herr, ich will mit unterzeichnen — ich will auf der Hochzeit mit tanzen, wenn Sie's befehlen.

Oberſt. Ja, Schurke, ich will dich tanzen machen! — Und die Quittung über die hundert Piſtolen, merk' ich jetzt wohl, habe ich auch nicht der Ehrlichkeit des Wucherers zu verdanken. — Zu meinem Glück hat der Juwelier Bankerott gemacht — Mein Taugenichts von Neffe begnügte ſich nicht, ſeine Schulden mit meinem Gelde zu bezahlen; er macht auch noch neue auf meinen Kredit. — Schon gut! Er ſoll mir dafür bezahlen! — Und du, ehrlicher Geſell, rechne auf eine tüchtige Belohnung. — Es thut mir leid, daß ich meinen Stock nicht bei mir habe; aber aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben. (Ab.)

Champagne. Ich falle aus den Wolken! Muß dieſer verwünſchte Onkel auch gerade jetzt zurück kommen, und mir in den Weg laufen, recht ausdrücklich, um mich plaudern zu machen — Ich Eſel, daß ich ihm auch erzählen mußte — Ja, wenn ich noch wenigſtens ein Glas zu viel getrunken hätte — Aber ſo!

Zehnter Auftritt.

Champagne. Franz **Dorſigny.** Frau von **Mirville.**

Fr. v. Mirville (kommt ſachte hervor und ſpricht in die Scene zurück). Das Feld iſt rein — du kannſt herauskommen — es iſt Niemand hier als Champagne.

Dorſigny (tritt ein).

Champagne (dreht ſich um, und fährt zurück, als er ihn erblickt). Mein Gott, da kommt er ſchon wieder zurück! Jetzt wird's losgehen! (Sich Dorſigny zu Füßen werfend.) Barmherzigkeit, gnädiger Herr! Gnade — Gnade einem armen Schelm, der ja unſchuldig — der es freilich verdient hätte —

Dorſigny. Was ſoll denn das verſtellen! Steh auf! Ich will dir ja nichts zu Leide thun.

Champagne. Sie wollen mir nichts thun, gnädiger Herr —

Dorſigny. Mein Gott, nein! Ganz im Gegentheil, ich bin recht wohl mit dir zufrieden, da du deine Rolle ſo gut geſpielt haſt.

Champagne (erkennt ihn). Wie, Herr, ſind Sie's?

Dorſigny. Freilich bin ich's.

Champagne. Ach Gott! Wiſſen Sie, daß Ihr Onkel hier iſt?

Dorſigny. Ich weiß es. Was denn weiter?

Champagne. Ich hab' ihn geſehen, gnädiger Herr. Ich hab' ihn angeredet — ich dachte, Sie wären's; ich hab' ihm Alles geſagt; er weiß Alles.

Fr. v. Mirville. Unſinniger! was haſt du gethan?

Champagne. Kann ich dafür? Sie ſehen, daß ich eben jetzt den Neffen für den Onkel genommen — iſt's zu verwundern, daß ich den Onkel für den Neffen nahm.

Dorſigny. Was iſt zu machen?

Fr. v. Mirville. Da iſt jetzt kein andrer Rath, als auf der Stelle das Haus zu verlaſſen.

Dorſigny. Aber wenn er meine Couſine zwingt, den Lormeuil zu heirathen —

Fr. v. Mirville. Davon wollen wir morgen reden! Jetzt fort, geſchwind, da der Weg noch frei iſt! (Sie führt ihn bis an die hintere Thür; eben da er hinaus will, tritt Lormeuil aus derſelben herein, ihm entgegen, der ihn zurückhält und wieder vorwärts führt.)

Elfter Auftritt.

Die Vorigen. Lormeuil.

Lormeuil. Sind Sie's? Ich ſuchte Sie eben.

Fr. v. Mirville (heimlich zu Dorſigny). Es iſt der Herr von Lormeuil. Er hält dich für den Onkel. Gib ihm ſo bald als möglich ſeinen Abſchied!

Lormeuil (zur Frau v. Mirville). Sie verlaſſen uns, gnädige Frau?

Fr. v. Mirville. Verzeihen Sie, Herr von Lormeuil. Ich bin ſogleich wieder hier.

(Geht ab. Champagne folgt.)

Zwölfter Auftritt.

Lormeuil. Franz Dorſigny.

Lormeuil. Sie werden ſich erinnern, daß Sie mich mit Ihrer Fräulein Tochter vorhin allein gelaſſen haben?

Dorſigny. Ich erinnere mich's.

Lormeuil. Sie iſt ſehr liebenswürdig; ihr Beſitz würde mich zum glücklichſten Manne machen.

Dorſigny. Ich glaub' es.

Lormeuil. Aber ich muß Sie bitten, ihrer Neigung keinen Zwang anzuthun.

Dorſigny. Wie iſt das?

Lormeuil. Sie iſt das liebenswürdigſte Kind von der Welt, das iſt gewiß! Aber Sie haben mir ſo oft von ihrem Neffen Franz Dorſigny geſprochen — er liebt Ihre Tochter!

Dorſigny. Iſt das wahr?

Lormeuil. Wie ich Ihnen ſage, und er wird wieder geliebt!

Dorſigny. Wer hat Ihnen das geſagt?

Lormeuil. Ihre Tochter ſelbſt.

Dorſigny. Was iſt aber da zu thun? — Was rathen Sie mir, Herr von Lormeuil?

Lormeuil. Ein guter Vater zu ſeyn.

Dorſigny. Wie?

Lormeuil. Sie haben mir hundertmal geſagt, daß Sie Ihren Neffen wie einen Sohn liebten — Nun denn, ſo geben Sie ihm Ihre Tochter! Machen Sie Ihre beiden Kinder glücklich.

Dorſigny. Aber was ſoll denn aus Ihnen werden?

Lormeuil. Aus mir? — Man will mich nicht haben, das iſt freilich ein Unglück! Aber beklagen kann ich mich nicht darüber, da Ihr Neffe mir zuvorgekommen iſt.

Dorſigny. Wie? Sie wären fähig, zu entſagen?

Lormeuil. Ich halte es für meine Pflicht.

Dorſigny (lebhaft). Ach, Herr von Lormeuil! wie viel Dank bin ich Ihnen ſchuldig!

Lormeuil. Ich verſtehe Sie nicht.

Dorſigny. Nein, nein, Sie wiſſen nicht, welch großen, großen Dienſt Sie mir erzeigen — Ach, meine Sophie! wir werden glücklich werden!

Lormeuil. Was iſt das? Wie? — Das iſt Herr von Dorſigny nicht — Wär's möglich —

Dorſigny. Ich habe mich verrathen.

Lormeuil. Sie ſind Dorſigny, der Neffe? Ja, Sie ſind's — Nun, Sie habe ich zwar nicht hier geſucht, aber ich freue mich, Sie zu ſehen. — Zwar ſollte ich billig auf Sie böſe ſeyn wegen der drei Degenſtiche, die Sie mir ſo großmüthig in den Leib geſchickt haben —

Dorſigny. Herr von Lormeuil!

Lormeuil. Zum Glück ſind ſie nicht tödtlich; alſo mag's gut ſeyn! Ihr Herr Onkel hat mir ſehr viel Gutes von Ihnen geſagt, Herr von Dorſigny, und, weit entfernt, mit Ihnen Händel anfangen zu wollen, biete ich Ihnen von Herzen meine Freundſchaft an, und bitte um die Ihrige.

Dorſigny. Herr von Lormeuil!

Lormeuil. Alſo zur Sache, Herr von Dorſigny — Sie lieben Ihre Couſine und haben vollkommen Urſache dazu. Ich verſpreche Ihnen, allen meinen Einfluß bei dem Oberſten anzuwenden, daß ſie Ihnen zu Theil wird — Dagegen verlange ich aber, daß Sie auch Ihrer Seits mir einen wichtigen Dienſt erzeigen.

Dorſigny. Reden Sie! fordern Sie! Sie haben ſich ein heiliges Recht auf meine Dankbarkeit erworben.

Lormeuil. Sie haben eine Schweſter, Herr von Dorſigny. Da Sie aber für Niemand Augen haben, als für Ihre Baſe, ſo bemerkten Sie vielleicht nicht, wie ſehr Ihre Schweſter liebenswürdig iſt — Ich aber — ich habe es recht gut bemerkt — und daß ich's kurz mache — Frau von Mirville verdient die Huldigung eines Jeden! Ich habe ſie geſehen und ich —

Dorſigny. Sie lieben ſie? Sie iſt die Ihre! zählen Sie auf mich! — Sie ſoll Ihnen bald gut ſeyn, wenn ſie es nicht ſchon jetzt iſt — dafür ſteh' ich. Wie ſich doch Alles ſo glücklich fügen muß! — Ich gewinne einen Freund, der mir behülflich ſeyn will, meine Geliebte zu beſitzen, und ich bin im Stand, ihn wieder glücklich zu machen.

Lormeuil. Das ſteht zu hoffen; aber ſo ganz ausgemacht iſt es doch nicht — Hier kommt Ihre Schweſter! Friſch, Herr von Dorſigny — ſprechen Sie für mich! Führen Sie meine Sache! ich will bei dem Onkel die Ihrige führen. (Ab.)

Dorſigny. Das iſt ein herrlicher Menſch, dieſer Lormeuil! Welche glückliche Frau wird meine Schweſter!

Dreizehnter Auftritt.

Frau von Mirville. Franz Dorſigny.

Fr. v. Mirville. Nun, wie ſteht's, Bruder?

Dorſigny. Du haſt eine Eroberung gemacht, Schweſter! Der Lormeuil iſt Knall und Fall ſterblich in dich verliebt worden. Eben hat er mir das Geſtändniß gethan, weil er glaubte, mit dem Onkel zu reden! — Ich ſagte ihm aber, dieſe Gedanken ſollte er ſich nur vergehen laſſen — du hätteſt das Heirathen auf immer verſchworen — Ich habe recht gethan, nicht?

Fr. v. Mirville. Allerdings — aber — du hätteſt eben nicht gebraucht, ihn auf eine ſo rauhe Art abzuweiſen. Der arme Junge iſt ſchon übel genug daran, daß er bei Sophien durchfällt.

Vierzehnter Auftritt.

Vorige. Champagne.

Champagne. Nun, gnädiger Herr! machen Sie, daß Sie fort kommen. Die Tante darf Sie nicht mehr hier antreffen, wenn ſie zurückkommt —

Dorſigny. Nun, ich gehe! Bin ich doch nun gewiß, daß mir Lormeuil die Couſine nicht wegnimmt.

(Ab mit Frau v. Mirville.)

Fünfzehnter Auftritt.

Champagne (allein).

Da bin ich nun allein! — Freund Champagne, du biſt ein Dummkopf, wenn du deine Unbeſonnenheit von vorhin nicht gut machſt — Dem Onkel die ganze Karte zu verrathen! Aber laß ſehen! was iſt da zu machen? Entweder den Onkel oder den Bräutigam müſſen wir uns auf die nächſten zwei Tage vom Halſe ſchaffen, ſonſt geht's nicht — Aber wie Teufel iſt's da anzufangen? — Wart — laß ſehen — (Nachſinnend.) Mein Herr und dieſer Herr von Lormeuil ſind zwar als ganz gute Freunde aus einander gegangen, aber es hätte doch Händel zwiſchen ihnen ſetzen *können*! *Können*, das iſt mir genug! davon laßt uns ausgehen — Ich muß als ein guter Diener Unglück verhüten! Nichts als redliche Beſorgniß für meinen Herrn — Alſo gleich zur Polizei! Man nimmt ſeine Maßregeln, und iſt's dann meine Schuld, wenn ſie den Onkel für den Neffen nehmen? — Wer kann für die Aehnlichkeit — Das Wageſtück iſt groß, groß, aber ich wag's. Mißlingen kann's nicht, und wenn auch — Es kann nicht mißlingen — Im äußerſten Fall bin ich gedeckt! Ich habe nur meine Pflicht beobachtet! Und mag dann der Onkel gegen mich toben, ſo viel er will — ich verſtecke mich hinter den Neffen, ich verhelf' ihm zu ſeiner Braut, er muß erkenntlich ſeyn — Friſch, Champagne! an's Werk — Hier iſt Ehre einzulegen. (Geht ab.)

* * *

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Oberſt Dorſigny kommt. Gleich darauf Formeuil.

Oberſt. Muß der Teufel auch dieſen Notar gerade heute zu einem Nachteſſen führen! Ich hab' ihm ein Billet dort gelaſſen, und mein Herr Neffe hatte ſchon vorher die Mühe auf ſich genommen.

Formeuil (kommt). Für diesmal denke ich doch wohl den Onkel vor mir zu haben und nicht den Neffen.

Oberſt. Wohl bin ich's ſelbſt! Sie dürfen nicht zweifeln.

Formeuil. Ich habe Ihnen viel zu ſagen, Herr von Dorſigny.

Oberſt. Ich glaub' es wohl, guter Junge! Du wirſt raſend ſeyn vor Zorn — Aber keine Gewaltthätigkeit, lieber Freund, ich bitte darum! — Denken Sie daran, daß der, der Sie beleidigt hat, mein Neffe iſt — Ihr Ehrenwort verlang' ich, daß Sie es mir überlaſſen wollen, ihn dafür zu ſtrafen.

Formeuil. Aber ſo erlauben Sie mir —

Oberſt. Nichts erlaub' ich! Es wird nichts daraus!

So ſeyd ihr jungen Leute! Ihr wißt keine andere Art, Unrecht gut zu machen, als daß ihr einander die Hälſe brecht.

Lormeuil. Das iſt aber ja nicht mein Fall. Hören Sie doch nur.

Oberſt. Mein Gott! ich weiß ja! Bin ich doch auch jung geweſen! — Aber laß dich das alles nicht anfechten, guter Junge! du wirſt doch mein Schwiegerſohn! Du wirſt's — dabei bleibt's!

Lormeuil. Ihre Güte — Ihre Freundſchaft erkenn' ich mit dem größten Dank — Aber, ſo wie die Sachen ſtehen —

Oberſt (lauter). Nichts! kein Wort mehr!

Zweiter Auftritt.

Champagne mit zwei Unteroffizieren. Vorige.

Champagne (zu dieſen). Sehen Sie's, meine Herren? ſehen Sie's? Eben wollten ſie an einander gerathen.

Lormeuil. Was ſuchen dieſe Leute bei uns?

Erſter Unteroffizier. Ihre ganz gehorſamen Diener, meine Herren! Habe ich nicht die Ehre, mit Herrn von Dorſigny zu ſprechen?

Oberſt. Dorſigny heiß' ich.

Champagne. Und dieſer hier iſt Herr von Lormeuil.

Lormeuil. Der bin ich, ja. Aber was wollen die Herren von mir?

Zweiter Unteroffizier. Ich werde die Ehre haben, Euer Gnaden zu begleiten.

Lormeuil. Mich zu begleiten? Wohin? Es fällt mir gar nicht ein, ausgehen zu wollen.

Erſter Unteroffizier (zum Oberſt). Und ich, gnädiger Herr, bin beordert, Ihnen zur Eskorte zu dienen.

Oberſt. Aber wohin will mich der Herr eskortiren?

Erſter Unteroffizier. Das will ich Ihnen ſagen, gnädiger Herr. Man hat in Erfahrung gebracht, daß Sie auf dem Sprung ſtünden, ſich mit dieſem Herrn zu ſchlagen, und damit nun —

Oberſt. Mich zu ſchlagen? Und weßwegen denn?

Erſter Unteroffizier. Weil Sie Nebenbuhler ſind — weil Sie beide das Fräulein von Dorſigny lieben. Dieſer Herr hier iſt der Bräutigam des Fräuleins, den ihr der Vater beſtimmt hat — und Sie, gnädiger Herr, ſind ihr Couſin und ihr Liebhaber — O wir wiſſen Alles!

Lormeuil. Sie ſind im Irrthum, meine Herren.

Oberſt. Wahrlich, Sie ſind an den Unrechten gekommen.

Champagne (zu den Wachen). Friſch zu! Laſſen Sie ſich nichts weiß machen, meine Herren! (Zu Herrn v. Dorſigny.) Lieber, gnädiger Herr! werfen Sie endlich Ihre Maske weg! Geſtehen Sie, wer Sie ſind! Geben Sie ein Spiel auf, wobei Sie nicht die beſte Rolle ſpielen!

Oberſt. Wie, Schurke, das iſt wieder ein Streich von dir —

Champagne. Ja, gnädiger Herr, ich hab' es ſo veranſtaltet, ich läugn' es gar nicht — ich rühme mich deſſen! — Die Pflicht eines rechtſchaffenen Dieners habe ich erfüllt, da ich Unglück verhütete.

Oberſt. Sie können mir's glauben, meine Herren! der, den Sie ſuchen, bin ich nicht; ich bin ſein Onkel.

Erster Unteroffizier. Sein Onkel? Gehn Sie doch! Sie gleichen dem Herrn Onkel außerordentlich, ſagt man, aber uns ſoll dieſe Aehnlichkeit nicht betrügen.

Oberſt. Aber ſehen Sie mich doch nur recht an! Ich habe ja eine Perrücke, und mein Neffe trägt ſein eignes Haar.

Erster Unteroffizier. Ja, ja, wir wiſſen recht gut, warum Sie die Tracht Ihres Herrn Onkels angenommen — Das Stückchen war ſinnreich; es thut uns leid, daß es nicht beſſer geglückt iſt.

Oberſt. Aber, mein Herr, ſo hören Sie doch nur an —

Erster Unteroffizier. Ja, wenn wir Jeden anhören wollten, den wir feſtzunehmen beordert ſind — wir würden nie von der Stelle kommen — Belieben Sie uns zu folgen, Herr von Dorſigny! Die Poſtchaiſe hält vor der Thür und erwartet uns.

Oberſt. Wie? was? die Poſtchaiſe?

Erster Unteroffizier. Ja, Herr! Sie haben Ihre Garniſon heimlich verlaſſen! Wir ſind beordert, Sie ſtehenden Fußes in den Wagen zu packen, und nach Straßburg zurückzubringen.

Oberſt. Und das iſt wieder ein Streich von dieſem verwünſchten Taugenichts! Ha, Lotterbube!

Champagne. Ja, gnädiger Herr, es iſt meine Veranſtaltung — Sie wiſſen, wie ſehr ich dawider war, daß Sie Straßburg ohne Urlaub verließen.

Oberſt (hebt den Stock auf). Nein, ich halte mich nicht mehr —

Beide Unteroffiziere. Mäßigen Sie ſich, Herr von Dorſigny!

Champagne. Halten Sie ihn, meine Herren! ich bitte — Das hat man davon, wenn man Undankbare verpflichtet. Ich rette vielleicht Ihr Leben, da ich dieſem unſeligen Duell vorbeuge, und zum Dank hätten Sie mich todt gemacht, wenn dieſe Herren nicht ſo gut geweſen wären, es zu verhindern.

Oberſt. Was iſt hier zu thun, Lormeuil?

Lormeuil. Warum berufen Sie ſich nicht auf die Perſonen, die Sie kennen müſſen?

Oberſt. An wen, zum Teufel! ſoll ich mich wenden? Meine Frau, meine Tochter ſind ausgegangen — meine Nichte iſt vom Complot — die ganze Welt iſt behext.

Lormeuil. So bleibt nichts übrig, als in Gottes Namen nach Straßburg zu reiſen, wenn dieſe Leute nicht mit ſich reden laſſen.

Oberſt. Das wäre aber ganz verwünſcht —

Erſter Unteroffizier (zu Champagne). Sind Sie aber auch ganz gewiß, daß es der Neffe iſt?

Champagne. Freilich! freilich! Der Onkel iſt weit weg — Nur Stand gehalten! nicht gewankt!

Dritter Auftritt.

Ein Poſtillon. Vorige.

Poſtillon (eintretend). He! Holla! wird's bald, ihr Herren? Meine Pferde ſtehen ſchon eine Stunde vor dem Hauſe, und ich bin nicht des Wartens wegen da.

Oberſt. Was will der Burſche?

Erster Unteroffizier. Es iſt der Poſtillon, der Sie fahren ſoll.

Poſtillon. Sieh doch! Sind Sie's, Herr Hauptmann, der abreiſt? — Sie haben kurze Geſchäfte hier gemacht — Heute Abend kommen Sie an, und in der Nacht geht's wieder fort.

Oberſt. Woher weißt denn du?

Poſtillon. Ei! ei! War ich's denn nicht, der Sie vor etlichen Stunden an der Hinterthür dieſes Hauſes abſetzte? Sie ſehen, mein Kapitän, daß ich Ihr Geld wohl angewendet — ja, ja, wenn mir Einer was zu vertrinken gibt, ſo erfüll' ich gewiſſenhaft und redlich die Abſicht.

Oberſt. Was ſagſt du, Kerl? Mich hätteſt du gefahren? Mich?

Poſtillon. Sie, Herr! Ja doch, beim Teufel! und da ſteht ja Ihr Bedienter, der den Vorreiter machte — Gott grüß' dich, Gaudieb! Eben der hat mir's ja im Vertrauen geſteckt, daß Sie ein Herr Hauptmann ſeyen, und von Straßburg heimlich nach Paris gingen. —

Oberſt. Wie, Schurke? Ich wäre das geweſen?

Poſtillon. Ja, Sie! Und der auf dem ganzen

Wege laut mit ſich ſelbſt ſprach und an Einem fort rief: Meine Sophie! Mein liebes Bäschen! Mein engliſches Couſinchen! — Wie? haben Sie das ſchon vergeſſen?

Champagne (zum Oberſt). Ich bin's nicht, gnädiger Herr, der ihm dieſe Worte in den Mund legt — Wer wird aber auch auf öffentlicher Poſtſtraße ſo laut von ſeiner Gebieterin reden?

Oberſt. Es iſt beſchloſſen, ich ſeh's, ich ſoll nach Straßburg, um der Sünden meines Neffen willen —

Erster Unteroffizier. Alſo, mein Herr Hauptmann —

Oberſt. Alſo, mein Herr Geleitsmann, alſo muß ich freilich mit Ihnen fort; aber ich kann Sie verſichern, ſehr wider meinen Willen.

Erster Unteroffizier. Das ſind wir gewohnt, mein Kapitän, die Leute wider ihren Willen zu bedienen.

Oberſt. Du biſt alſo mein Bedienter?

Champagne. Ja, gnädiger Herr.

Oberſt. Folglich bin ich dein Gebieter.

Champagne. Das verſteht ſich.

Oberſt. Ein Bedienter muß ſeinem Herrn folgen — du gehſt mit mir nach Straßburg.

Champagne (für ſich). Verflucht!

Poſtillon. Das verſteht ſich — Marſch!

Champagne. Es thut mir leid, Sie zu betrüben, gnädiger Herr — Sie wiſſen, wie groß meine Anhänglichkeit an Sie iſt — ich gebe Ihnen eine ſtarke Probe davon in dieſem Augenblick — aber Sie wiſſen auch, wie ſehr ich mein Weib liebe. Ich habe ſie heute nach einer langen Trennung wieder geſehen! Die arme Frau bezeugte eine ſo herzliche Freude über meine Zurückkunft, daß ich beſchloſſen habe, ſie nie wieder zu verlaſſen, und meinen Abſchied von Ihnen zu begehren. Sie werden ſich erinnern, daß Sie mir noch von drei Monaten Gage ſchuldig ſind.

Oberſt. Dreihundert Stockprügel bin ich dir ſchuldig, Bube!

Erster Unteroffizier. Herr Kapitän, Sie haben kein Recht, dieſen ehrlichen Diener wider ſeinen Willen nach Straßburg mitzunehmen — und wenn Sie ihm noch Rückſtand ſchuldig ſind —

Oberſt. Nichts, keinen Heller bin ich ihm ſchuldig.

Erster Unteroffizier. So iſt das kein Grund, ihn mit Prügeln abzulohnen.

Lormeuil. Ich muß ſehen, wie ich ihm heraus helfe — Wenn es nicht anders iſt — in Gottes Namen, reiſen Sie ab, Herr von Dorſigny. Zum Glück bin ich frei; ich habe Freunde; ich eile, ſie in Bewegung zu ſetzen, und bringe Sie zurück, eh' es Tag wird.

Oberſt. Und ich will den Poſtillon dafür bezahlen, daß er ſo langſam fährt als möglich, damit Sie mich noch einholen können — (Zum Poſtillon.) Hier, Schwager! Vertrink das auf meine Geſundheit — aber du mußt mich fahren —

Poſtillon (treuherzig). Daß die Pferde dampfen.

Oberſt. Nicht doch! nein! ſo mein' ich's nicht —

Poſtillon. Ich will Sie fahren, wie auf dem Herweg! Als ob der Teufel Sie davon führte.

Oberſt. Hole der Teufel dich ſelbſt, du verdammter Trunkenbold! Ich ſage dir ja —

Poſtillon. Sie haben's eilig! Ich auch! Seyn Sie ganz ruhig! Fort ſoll's gehen, daß die Funken hinaus fliegen. (Ab.)

Oberſt (ihm nach). Der Kerl macht mich raſend! Warte doch, höre!

Formeuil. Beruhigen Sie ſich! Ihre Reiſe ſoll nicht lange dauern.

Oberſt. Ich glaube, die ganze Hölle iſt heute losgelaſſen. (Geht ab. Der erſte Unteroffizier folgt.)

Formeuil (zum zweiten). Kommen Sie, mein Herr, folgen Sie mir, weil es Ihnen ſo befohlen iſt — aber ich ſage Ihnen vorher, ich werde Ihre Beine nicht ſchonen! Und wenn Sie ſich Rechnung gemacht haben, dieſe Nacht zu ſchlafen, ſo ſind Sie garſtig betrogen, denn wir werden immer auf den Straßen ſeyn.

Zweiter Unteroffizier. Nach Ihrem Gefallen, gnädiger Herr — Zwingen Sie ſich ganz und gar nicht — Ihr Diener, Herr Champagne!

(Formeuil und der zweite Unteroffizier gehen ab.)

Vierter Auftritt.

Champagne. Dann Frau von Mirville.

Champagne (allein). Sie ſind fort — Glück zu, Champagne! der Sieg iſt unſer! Jetzt friſch an's Werk, daß wir die Heirath noch in dieſer Nacht zu Stande bringen — Da kommt die Schweſter meines Herrn; ihr kann ich Alles ſagen.

Fr. v. Mirville. Ah, biſt du da, Champagne? Weißt du nicht, wo der Onkel iſt?

Champagne. Auf dem Weg nach Straßburg.

Fr. v. Mirville. Wie? was? Erkläre dich!

Champagne. Recht gern, Ihr Gnaden. Sie wiſſen vielleicht nicht, daß mein Herr und dieſer Lormeuil einen heftigen Zank zuſammen gehabt haben.

Fr. v. Mirville. Ganz im Gegentheil. Sie ſind als die beſten Freunde geſchieden, das weiß ich.

Champagne. Nun, ſo habe ich's aber nicht gewußt. Und in der Hitze meines Eifers ging ich hin, mir bei der Polizei Hülfe zu ſuchen. Ich komme her mit zwei Sergeanten, davon der eine Befehl hat, dem Herrn von Lormeuil an der Seite zu bleiben, der andere, meinen Herrn nach Straßburg zurück zu bringen. — Nun reitet der Teufel dieſen verwünſchten Sergeanten, daß er den Onkel für den Neffen nimmt, ihn beinahe mit Gewalt in die Kutſche packt, und fort mit ihm, jagſt du nicht, ſo gilt's nicht, nach Straßburg!

Fr. v. Mirville. Wie, Champagne! du ſchickſt meinen Onkel anſtatt meines Bruders auf die Reiſe? Nein, das kann nicht dein Ernſt ſeyn.

Champagne. Um Vergebung, es iſt mein voller Ernſt — Das Elſaß iſt ein ſcharmantes Land; der Herr Oberſt haben ſich noch nicht darin umgeſehen, und ich verſchaffe Ihnen dieſe kleine Ergötzlichkeit.

Fr. v. Mirville. Du kannſt noch ſcherzen? Was macht aber Herr von Lormeuil?

Champagne. Er führt ſeinen Sergeanten in der Stadt ſpazieren.

Fr. v. Mirville. Der arme Junge! Er verdient wohl, daß ich Antheil an ihm nehme.

Champagne. Nun, gnädige Frau! an's Werk! Keine Zeit verloren! Wenn mein Herr ſeine Couſine nur erſt geheirathet hat, ſo wollen wir den Onkel zurückholen. Ich ſuche meinen Herrn auf; ich bringe ihn her, und wenn nur Sie uns beiſtehen, ſo muß dieſe Nacht Alles richtig werden. (Ab.)

Fünfter Auftritt.

Frau von **Mirville.** Dann Frau von **Dorſigny.**
Sophie.

Fr. v. Mirville. Das iſt ein verzweifelter Bube; aber er hat ſeine Sache ſo gut gemacht, daß ich mich mit ihm verſtehen muß — Hier kommt meine Tante; ich muß ihr die Wahrheit verbergen.

Fr. v. Dorſigny. Ach, liebe Nichte! haſt du deinen Onkel nicht geſehen?

Fr. v. Mirville. Wie? Hat er denn nicht Abſchied von Ihnen genommen?

Fr. v. Dorſigny. Abſchied! Wie?

Fr. v. Mirville. Ja, er iſt fort.

Fr. v. Dorſigny. Er iſt fort? Seit wann?

Fr. v. Mirville. Dieſen Augenblick.

Fr. v. Dorſigny. Das begreif' ich nicht. Er wollte ja erſt gegen elf Uhr abfahren. Und wo iſt er denn hin, ſo eilig?

Fr. v. Mirville. Das weiß ich nicht. Ich ſah ihn nicht abreiſen — Champagne erzählte mir's.

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Franz Dorſigny (in ſeiner eigenen Uniform und ohne Perrücke). Champagne.

Champagne. Da iſt er, Ihr Gnaden, da iſt er!

Fr. v. Dorſigny. Wer? Mein Mann?

Champagne. Nein, nicht doch! Mein Herr, der Herr Hauptmann.

Sophie (ihm entgegen). Lieber Vetter!

Champagne. Ja, er hatte wohl recht, zu ſagen, daß er mit ſeinem Brief zugleich eintreffen werde.

Fr. v. Dorſigny. Mein Mann reiſt ab, mein Neffe kommt an! Wie ſchnell ſich die Begebenheiten drängen!

Dorſigny. Seh' ich Sie endlich wieder, beſte Tante! Ich komme voll Unruhe und Erwartung —

Fr. v. Dorſigny. Guten Abend, lieber Neffe!

Dorſigny. Welcher froſtige Empfang?

Fr. v. Dorſigny. Ich bin herzlich erfreut, dich zu ſehen. Aber mein Mann —

Dorſigny. Iſt dem Onkel etwas zugeſtoßen?

Fr. v. Mirville. Der Onkel iſt heute Abend von einer großen Reiſe zurückgekommen, und in dieſem Augenblick verſchwindet er wieder, ohne daß wir wiſſen, wo er hin iſt.

Dorſigny. Das iſt ja ſonderbar!

Champagne. Es iſt ganz zum Erſtaunen!

Fr. v. Dorſigny. Da iſt ja Champagne! Der kann uns Allen aus dem Traume helfen.

Champagne. Ich, gnädige Frau?

Fr. v. Mirville. Ja, du! Mit dir allein hat der Onkel ja geſprochen, wie er abreiste.

Champagne. Das iſt wahr! mit mir allein hat er geſprochen.

Dorſigny. Nun, ſo ſage nur, warum verreiste er ſo plötzlich?

Champagne. Warum? Ei, er mußte wohl! Er hatte Befehl dazu von der Regierung.

Fr. v. Dorſigny. Was?

Champagne. Er hat einen wichtigen geheimen Auftrag, der die größte Eilfertigkeit erfordert — der einen Mann erfordert — einen Mann — Ich ſage nichts mehr! Aber Sie können ſich etwas darauf einbilden, gnädige Frau, daß die Wahl auf den Herrn gefallen iſt.

Fr. v. Mirville. Allerdings! Eine ſolche Auszeichnung ehrt die ganze Familie!

Champagne. Euer Gnaden begreifen wohl, daß er ſich da nicht lange mit Abſchiednehmen aufhalten konnte. Champagne, ſagte er zu mir, ich gehe in wichtigen Staatsangelegenheiten nach — nach Sankt Petersburg. Der Staat befiehlt, ich muß gehorchen — beim erſten Poſtwechſel ſchreib' ich meiner Frau — was übrigens die Heirath zwiſchen meinem Neffen und meiner Tochter betrifft — ſo weiß ſie, daß ich vollkommen damit zufrieden bin.

Dorſigny. Was hör' ich! mein lieber Onkel ſollte —

Champagne. Ja, gnädiger Herr! er willigt ein. — Ich gebe meiner Frau unumſchränkte Vollmacht, ſagte er, Alles zu beendigen, und ich hoffe, bei meiner Zurückkunſt unſere Tochter als eine glückliche Frau zu finden.

Fr. v. Dorſigny. Und ſo reiste er allein ab?

Champagne. Allein? Nicht doch! Er hatte noch einen Herrn bei ſich, der nach etwas recht Vornehmem ausſah —

Fr. v. Dorſigny. Ich kann mich gar nicht drein finden.

Fr. v. Mirville. Wir wiſſen ſeinen Wunſch. Man muß dahin ſehen, daß er ſie als Mann und Frau findet bei ſeiner Zurückkunſt.

Sophie. Seine Einwilligung ſcheint mir nicht im geringſten zweifelhaft, und ich trage gar kein Bedenken, den Vetter auf der Stelle zu heirathen.

Fr. v. Dorſigny. Aber ich trage Bedenken — und will ſeinen erſten Brief noch abwarten.

Champagne (beiſeite). Da ſind wir nun ſchön gefördert, daß wir den Onkel nach Petersburg ſchickten.

Dorſigny. Aber, beſte Tante!

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Der Notarius.

Notar (tritt zwiſchen Dorſigny und ſeine Tante). Ich empfehle mich der ganzen hochgeneigten Geſellſchaft zu Gnaden.

Fr. v. Dorſigny. Sieh da, Herr Gaspar, der Notar unſers Hauſes.

Notar. Zu Dero Befehl, gnädige Frau! Es beliebte Dero Herrn Gemahl, ſich in mein Haus zu verfügen —

Fr. v. Dorſigny. Wie? Mein Mann wäre vor ſeiner Abreiſe noch bei Ihnen geweſen?

Notar. Vor Dero Abreiſe? Was Sie mir ſagen! Sieh, ſieh doch! Darum hatten es der gnädige Herr ſo eilig und wollten mich gar nicht in meinem Hauſe erwarten. Dieſes Billet ließen mir Hochdieſelben zurück — Belieben Ihro Gnaden es zu durchleſen. (Reicht der Frau von Dorſigny das Billet.)

Champagne (leiſe zu Dorſigny). Das iſt der Notar, den Ihr Onkel beſtellt hat.

Dorſigny. Ja, wegen Lormeuils Heirath.

Champagne (leiſe). Wenn wir ihn zu der Ihrigen brauchen könnten?

Dorſigny. Stille! Hören wir, was er ſchreibt!

Fr. v. Dorſigny (lieſt). „Haben Sie die Güte,
„mein Herr, ſich noch dieſen Abend in mein Haus zu
„bemühen, und den Ehekontrakt mit zu bringen, den
„Sie für meine Tochter aufgeſetzt haben. Ich habe
„meine Urſachen, dieſe Heirath noch in dieſer Nacht
„abzuſchließen — Dorſigny.“

Champagne. Da haben wir's ſchwarz auf weiß! Nun wird die gnädige Frau doch nicht mehr an der Einwilligung des Herrn Onkels zweifeln?

Sophie. Es iſt alſo gar nicht nöthig, daß der Papa Ihnen ſchreibt, liebe Mutter, da er dieſem Herrn geſchrieben hat.

Fr. v. Dorſigny. Was denken Sie von der Sache, Herr Gaspar?

Notar. Nun, dieſer Brief wäre deutlich genug, dächt' ich.

Fr. v. Dorſigny. In Gottes Namen, meine Kinder! Seyd glücklich! Gebt euch die Hände, weil mein Mann ſelbſt den Notar herſchickt!

Dorſigny. Friſch, Champagne! einen Tiſch, Feder und Tinte; wir wollen gleich unterzeichnen.

Achter Auftritt.

Oberſt Dorſigny. Valcour. Vorige.

Fr. v. Mirville. Himmel! der Onkel!

Sophie. Mein Vater!

Champagne. Führt ihn der Teufel zurück?

Dorſigny. Ja wohl, der Teufel! Dieſer Valcour iſt mein böſer Genius.

Fr. v. Dorſigny. Was ſeh' ich? Mein Mann!

Valcour (den ältern Dorſigny präſentirend). Wie ſchätz' ich mich glücklich, einen geliebten Neffen in den Schooß ſeiner Familie zurückführen zu können! (Wie er den jüngern Dorſigny gewahr wird.) Wie Teufel, da biſt du ja — (Sich zum ältern Dorſigny wendend.) Und wer ſind Sie denn, mein Herr?

Oberſt. Sein Onkel, mein Herr.

Dorſigny. Aber erkläre mir, Valcour —

Valcour. Erkläre du mir ſelbſt! Ich bringe in Erfahrung, daß eine Ordre ausgefertigt ſey, dich nach deiner Garniſon zurück zu ſchicken — Nach unſäglicher Mühe erlange ich, daß ſie widerrufen wird — Ich werfe mich auf's Pferd, ich erreiche noch bald genug die Poſtchaiſe, wo ich dich zu finden glaubte, und finde auch wirklich —

Oberſt. Ihren gehorſamen Diener, fluchend und tobend über einen verwünſchten Poſtknecht, dem ich Geld gegeben hatte, um mich langſam zu fahren, und der mich wie ein Sturmwind davon führte.

Valcour. Dein Herr Onkel findet es nicht für gut, mich aus meinem Irrthum zu reißen; die Poſtchaiſe lenkt wieder um, nach Paris zurück, und da bin ich nun. — Ich hoffe, Dorſigny, du kannſt dich nicht über meinen Eifer beklagen.

Dorſigny: Sehr verbunden, mein Freund, für die mächtigen Dienſte, die du mir geleiſtet haſt! Es thut mir nur leid um die unendliche Mühe, die du dir gegeben haſt.

Oberſt. Herr von Valcour! mein Neffe erkennt Ihre große Güte vielleicht nicht mit der gehörigen Dankbarkeit; aber rechnen Sie dafür auf die meinige.

Fr. v. Dorſigny. Sie waren alſo nicht unterwegs nach Rußland?

Oberſt. Was Teufel ſollte ich in Rußland?

Fr. v. Dorſigny. Nun, wegen der wichtigen Kommiſſion, die das Miniſterium Ihnen auftrug, wie Sie dem Champagne ſagten.

Oberſt. Alſo wieder der Champagne, der mich zu dieſem hohen Poſten befördert. Ich bin ihm unendlichen Dank ſchuldig, daß er ſo hoch mit mir hinaus will. — Herr Gaspar, Sie werden zu Hauſe mein Billet gefunden haben; es würde mir lieb ſeyn, wenn der Ehekontrakt noch dieſe Nacht unterzeichnet würde.

Notar. Nichts iſt leichter, gnädiger Herr! Wir waren eben im Begriff, dieſes Geſchäft auch in Ihrer Abweſenheit vorzunehmen.

Oberſt. Sehr wohl! Man verheirathet ſich zuweilen ohne den Vater; aber wie ohne den Bräutigam, das iſt mir noch nie vorgekommen.

Fr. v. Dorſigny. Hier iſt der Bräutigam! Unſer lieber Neffe.

Dorſigny. Ja, beſter Onkel! ich bin's.

Oberſt. Mein Neffe iſt ein ganz hübſcher Junge; aber meine Tochter bekommt er nicht.

Fr. v. Dorſigny. Nun, wer ſoll ſie denn ſonſt bekommen?

Oberſt. Wer, fragen Sie? Zum Henker! der Herr von Lormeuil ſoll ſie bekommen.

Fr. v. Dorſigny. Er iſt alſo nicht todt, der Herr von Lormeuil?

Oberſt. Nicht doch, Madam! er lebt, er iſt hier. Sehen Sie ſich nur um, dort kommt er.

Fr. v. Dorſigny. Und wer iſt denn der Herr, der mit ihm iſt?

Oberſt. Das iſt ein Kammerdiener, den Herr Champagne beliebt hat, ihm an die Seite zu geben.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Lormeuil (mit ſeinem Unteroffizier, der ſich im Hintergrunde des Zimmers niederſetzt).

Lormeuil (zum Oberſten). Sie ſchicken alſo Ihren Onkel an Ihrer Statt nach Straßburg? Das wird Ihnen nicht ſo hingehen, mein Herr.

Oberſt. Sieh, ſieh doch! Wenn du dich ja mit Gewalt ſchlagen willſt, Lormeuil, ſo ſchlage dich mit meinem Neffen, und nicht mit mir.

Lormeuil (erkennt ihn). Wie? ſind Sie's? Und wie haben Sie's gemacht, daß Sie ſo ſchnell zurückkommen?

Oberſt. Hier, bei dieſem Herrn von Valcour bedanken Sie ſich, der mich aus Freundſchaft für meinen Neffen ſpornſtreichs zurückholte.

Dorſigny. Ich begreife Sie nicht, Herr von Lormeuil! Wir waren ja als die beſten Freunde von einander geſchieden — Haben Sie mir nicht ſelbſt, noch ganz kürzlich, alle Ihre Anſprüche auf die Hand meiner Couſine abgetreten?

Oberſt. Nichts, nichts! Daraus wird nichts! Meine Frau, meine Tochter, meine Nichte, mein Neffe, Alle zuſammen ſollen mich nicht hindern, meinen Willen durchzuſetzen.

Lormeuil. Herr von Dorſigny! mich freut's von Herzen, daß Sie von einer Reiſe zurück ſind, die Sie wider Ihren Willen angetreten — Aber wir haben gut reden und Heirathspläne ſchmieden, Fräulein Sophie wird darum doch Ihren Neffen lieben.

Oberſt. Ich verſtehe nichts von dieſem Allem! Aber ich werde den Lormeuil nicht von Toulon nach Paris geſprengt haben, daß er als ein Junggeſell zurückkehren ſoll.

Dorſigny. Was das betrifft, mein Onkel — ſo ließe ſich vielleicht eine Auskunft treffen, daß Herr von Lormeuil keinen vergeblichen Weg gemacht hätte. — Fragen Sie meine Schweſter.

Fr. v. Mirville. Mich? Ich habe nichts zu ſagen.

Lormeuil. Nun, ſo will ich denn reden — Herr von Dorſigny, Ihre Nichte iſt frei; bei der Freundſchaft, davon Sie mir noch heute einen ſo großen Beweis geben wollten, bitte ich Sie, verwenden Sie allen Ihren Einfluß bei Ihrer Nichte, daß ſie es übernehmen möge, Ihre Wortbrüchigkeit gegen mich gut zu machen.

Oberſt. Was? wie? — Ihr ſollt ein Paar werden — Und dieſer Schelm, der Champagne, ſoll mir für Alle zuſammen bezahlen.

Champagne. Gott ſoll mich verdammen, gnädiger Herr, wenn ich nicht ſelbſt zuerſt von der Aehnlichkeit betrogen wurde. — Verzeihen Sie mir die kleine Spazierfahrt, die ich Sie machen ließ! Es geſchah meinem Herrn zum Beſten.

Oberſt (Zu beiden Paaren). Nun, ſo unterzeichnet!

◆

Nachlaſs.

I.

Demetrius.

Erſter Aufzug.

Der Reichstag zu Krakau.

Wenn der Vorhang aufgeht, ſieht man die polniſche Reichs-Verſammlung in dem großen Senats-Saale ſitzen. Auf einer drei Stufen hohen Eſtrade, mit rothem Teppich belegt, iſt der königliche Thron, mit einem Himmel bedeckt; zu beiden Seiten hängen die Wappen von Polen und Litthauen. — Der **König** ſitzt auf dem Thron; zu ſeiner Rechten und Linken auf der Eſtrade ſtehen die zehn **Kronbeamten**. Unter der Eſtrade zu beiden Seiten des Theaters ſitzen die **Biſchöfe**, **Palatinen** und **Kaſtellane**. Dieſen gegenüber ſtehen mit unbedecktem Haupt die **Landboten** in zwei Reihen. Alle bewaffnet. Der **Erzbiſchof von Gneſen**, als der **Primas** des Reichs, ſitzt dem Proſcenium am nächſten; hinter ihm hält ſein **Kaplan** ein goldenes Kreuz.

Erzbiſchof von Gneſen.

So iſt denn dieſer ſtürmevolle Reichstag
Zum guten Ende glücklich eingeleitet;
König und Stände ſcheiden wohlgeſinnt.
Der Adel willigt ein, ſich zu entwaffnen,
Der widerſpenſt'ge Rokosz,* ſich zu löſen,
Der König aber gibt ſein heilig Wort,

---

* Aufſtand des Adels.

Abhülf' zu leiſten den gerechten Klagen.

— — — — — — —

Und nun im Innern Fried' iſt, können wir
Die Augen richten auf das Ausland.

— — — — — — — —

Iſt es der Wille der erlauchten Stände,
Daß Prinz Demetrius, der Rußlands Krone
In Anſpruch nimmt, als Iwans ächter Sohn,
Sich in den Schranken ſtelle, um ſein Recht
Vor dieſem Seym Walny * zu erweiſen.

Kaſtellan von Krakau.

Die Ehre fordert's und die Billigkeit;
Unziemlich wär's, ihm dies Geſuch zu weigern.

Biſchof von Wermeland.

Die Dokumente ſeines Rechtsanſpruches
Sind eingeſehen und bewährt gefunden.
Man *kann* ihn hören.

Mehrere Landboten.

Hören *muß* man ihn.

Leo Sapieha.

Ihn hören, heißt, ihn anerkennen.

Odowalsky.

Ihn
Nicht hören, heißt, ihn ungehört verwerfen.

Erzbiſchof von Gneſen.

Iſt's euch genehm, daß er vernommen werde?
Ich frag' zum Zweiten — und zum Drittenmal.

---

* Reichstag.

Krongroßkanzler.

Er ſtelle ſich vor unſerm Thron!

Senatoren.

Er rede!

Landboten.

Wir wollen ihn hören.

(Krongroßmarſchall gibt dem Thürhüter ein Zeichen mit ſeinem Stabe, dieſer geht hinaus, um zu öffnen.)

Leo Sapieha.

Schreibet nieder, Kanzler!
Ich mache Einſpruch gegen dies Verfahren,
Und gegen Alles, was draus folgt, zuwider
Dem Frieden Polens mit der Kron' zu Moskau.

Demetrius tritt ein, geht einige Schritte auf den Thron zu, und macht mit bedecktem Haupt drei Verbeugungen, eine gegen den König, darauf gegen die Senatoren, endlich gegen die Landboten; ihm wird von jedem Theile, dem es gilt, mit einer Neigung des Hauptes geantwortet. Alsdann ſtellt er ſich ſo, daß er einen großen Theil der Verſammlung und des Publikums, von welchem angenommen wird, daß es im Reichstag mit ſitze, im Auge behält, und dem königlichen Thron nur nicht den Rücken wendet.

Erzbiſchof von Gneſen.

Prinz Dmitri, Iwans Sohn! wenn dich der Glanz
Der königlichen Reichs-Verſammlung ſchreckt,
Des Anblicks Majeſtät die Zung' dir bindet,
So magſt du, dir vergönnt es der Senat,
Dir nach Gefallen einen Anwalt wählen,
Und eines fremden Mundes dich bedienen.

Demetrius.

Herr Erzbiſchof, ich ſtehe hier, ein Reich
Zu fordern und ein königliches Scepter.

Schlecht ſtünde mir's, vor einem edlen Volk
Und ſeinem König und Senat zu zittern.
Ich ſah noch nie ſolch einen hehren Kreis;
Doch dieſer Anblick macht das Herz mir groß,
Und ſchreckt mich nicht. Je würdigere Zeugen,
Um ſo willkommner ſind ſie mir; ich kann
Vor keiner glänzendern Verſammlung reden.

Erzbiſchof von Gneſen.

— — — — — — Die erlauchte Republik,
Iſt wohl geneigt, — — — — — —

Demetrius.

Großmächt'ger König! Würd'ge, mächtige
Biſchöf' und Palatinen, gnäd'ge Herren
Landboten der erlauchten Republik!
Verwundert, mit nachdenklichem Erſtaunen,
Erblick' ich mich, des Czaaren Iwans Sohn,
Auf dieſem Reichstag vor dem Volk der Polen.
Der Haß entzweite blutig beide Reiche,
Und Friede wurde nicht, ſo lang er lebte.
Doch hat es jetzt der Himmel ſo gewendet,
Daß ich, ſein Blut, der mit der Milch der Amme
Den alten Erbhaß in ſich ſog, als Flehender
Vor euch erſcheinen, und in Polens Mitte
Mein Recht mir ſuchen muß. Drum eh' ich rede,
Vergeſſet edelmüthig, was geſchehn,
Und daß der Czaar, deß Sohn ich mich bekenne,
Den Krieg in eure Grenzen hat gewälzt.
Ich ſtehe vor euch, ein beraubter Fürſt;
Ich ſuche Schutz; der Unterdrückte hat
Ein heilig Recht an jede edle Bruſt.

Wer aber ſoll gerecht ſeyn auf der Erde,
Wenn es ein großes tapfres Volk nicht iſt,
Das frei in höchſter Machtvollkommenheit
Nur ſich allein braucht Rechenſchaft zu geben,
Und unbeſchränkt — — — — —
Der ſchönen Menſchlichkeit gehorchen kann.

Erzbiſchof von Gneſen.

Ihr gebt euch für des Czaaren Iwans Sohn.
Nicht wahrlich euer Anſtand widerſpricht
Noch eure Rede dieſem ſtolzen Anſpruch.
Doch überzeuget uns, daß ihr der ſeyd,
Dann hoffet Alles von dem Edelmuth
Der Republik. — Sie hat den Ruſſen nie
Im Feld gefürchtet! Beides liebt ſie gleich,
Ein edler Feind, und ein gefäll'ger Freund zu ſeyn.

Demetrius.

Iwan Waſilowitſch, der große Czaar
Von Moskau, hatte fünf Gemahlinnen
Gefreit in ſeines Reiches langer Dauer.
Die erſte aus dem heldenreichen Stamm
Der Romanow gab ihm den Feodor,
Der nach ihm herrſchte. Einen einz'gen Sohn
Dimitri, die ſpäte Blüthe ſeiner Kraft,
Gebar ihm Marfa aus dem Stamm Nagori,
Ein zartes Kind noch, da der Vater ſtarb.
Czaar Feodor, ein Jüngling ſchwacher Kraft
Und blöden Geiſts, ließ ſeinen oberſten
Stallmeiſter walten, Boris Godunow,
Der mit verſchlagner Hofkunſt ihn beherrſchte.
Feodor war kinderlos, und keinen Erben

Verſprach der Czarin unfruchtbarer Schooß.
Als nun der liſtige Bojar die Gunſt
Des Volks mit Schmeichelkünſten ſich erſchlichen,
Erhub er ſeine Wünſche bis zum Thron;
Ein junger Prinz nur ſtand noch zwiſchen ihm
Und ſeiner ſtolzen Hoffnung, Prinz Dimitri
Iwanowitſch, der unter'm Aug' der Mutter
Zu Uglitſch, ihrem Wittwenſitz, heranwuchs.

Als nun ſein ſchwarzer Anſchlag zur Vollziehung
Gereift, ſandt' er nach Uglitſch Mörder aus,
Den Czarowitſch zu tödten. — — —
Ein Feu'r ergriff in tiefer Mitternacht
Des Schloſſes Flügel, wo der junge Fürſt
Mit ſeinem Wärter abgeſondert wohnte.
Ein Raub gewalt'ger Flammen war das Haus,
Der Prinz verſchwunden aus dem Aug' der Menſchen
Und blieb's; als todt beweint' ihn alle Welt.
Bekannte Dinge meld' ich, die ganz Moskau kennt.

Erzbiſchof von Gneſen.

Was ihr berichtet, iſt uns Allen kund.
Erſchollen iſt der Ruf durch alle Reiche,
Daß Prinz Dimitri bei der Feuersbrunſt
Zu Uglitſch ſeinen Untergang gefunden.
Und weil ſein Tod dem Czaar, der jetzo herrſcht,
Zum Glück ausſchlug, ſo trug man kein Bedenken,
Ihn anzuklagen dieſes ſchweren Mords.
Doch nicht von ſeinem Tod iſt jetzt die Rede!
Es lebt ja dieſer Prinz! Er leb' in euch,
Behauptet ihr. Davon gebt uns Beweiſe.

Wodurch beglaubigt ihr, daß ihr der ſeyd?
An welchen Zeichen ſoll man euch erkennen?
Wie bliebt ihr unentdeckt von dem Verfolger,
Und tretet jetzt, nach ſechzehnjähr'ger Stille,
Nicht mehr erwartet, an das Licht der Welt?

Demetrius.

Kein Jahr iſt's noch, daß ich mich ſelbſt gefunden;
Denn bis dahin lebt' ich mir ſelbſt verborgen,
Nicht ahnend meine fürſtliche Geburt.
Mönch unter Mönchen fand ich mich, als ich
Anfing zum Selbſtbewußtſeyn zu erwachen,
Und mich umgab der ſtrenge Kloſter-Zwang.
Der engen Pfaffenweiſe widerſtand
Der muth'ge Geiſt, und dunkel mächtig in den Adern
Empörte ſich das ritterliche Blut.
Das Mönchgewand warf ich entſchloſſen ab,
Und floh nach Polen, wo der edle Fürſt
Von Sendomir, der holde Freund der Menſchen,
Mich gaſtlich aufnahm in ſein Fürſtenhaus,
Und zu der Waffen edlem Dienſt erzog.

Erzbiſchof von Gneſen.

— — — — Wie? ihr kanntet euch noch nicht,
Und doch erfüllte damals ſchon der Ruf
Die Welt, daß Prinz Demetrius noch lebe?
Czaar Boris zitterte auf ſeinem Thron,
Und ſtellte ſeine Saſſaks an die Grenzen,
Um ſcharf auf jeden Wanderer zu achten.
Wie? Dieſe Sage ging nicht aus von euch?
Ihr hättet euch nicht für Demetrius
Gegeben?

Demetrius.

Ich erzähle, was ich weiß.
Ging ein Gerücht umher von meinem Daſeyn,
So hat geſchäftig es ein Gott verbreitet.
Ich kannt' mich nicht. Im Haus des Palatins
Und unter ſeiner Dienerſchaar verloren,
Lebt' ich der Jugend fröhlich dunkle Zeit.
— — — — Mit ſtiller Huldigung
Verehrt' ich ſeine reizgeſchmückte Tochter,
Doch damals von der Kühnheit weit entfernt,
Den Wunſch zu ſolchem Glück empor zu wagen.
Den Kaſtellan von Lemberg, ihren Freier,
Beleidigt meine Leidenſchaft. Er ſetzt
Mich ſtolz zur Rede, und in blinder Wuth
Vergißt er ſich ſo weit, nach mir zu ſchlagen.
So ſchwer gereizet, greif' ich zum Gewehr;
Er, ſinnlos, wüthend, ſtürzt in meinen Degen,
Und fällt durch meine willenloſe Hand.

Meiſchek.

Ja, ſo verhält ſich — — — — —

Demetrius.

Mein Unglück war das höchſte! Ohne Namen,
Ein Ruſſ' und Fremdling, hatt' ich einen Großen
Des Reichs getödtet, hatte Mord verübt
Im Hauſe meines gaſtlichen Beſchützers,
Ihm ſeinen Eidam, ſeinen Freund getödtet.
Nichts half mir meine Unſchuld; nichts das Mitleid
Des ganzen Hofgeſindes, nicht die Gunſt
Des edeln Palatinus kann mich retten;
Denn das Geſetz, das nur den Polen gnädig,

Doch ſtreng iſt allen Fremdlingen, verdammt mich.
Mein Urtheil ward gefällt: ich ſollte ſterben;
Schon kniet' ich nieder an dem Block des Todes,
Entblößte meinen Hals dem Schwert. —
— In dieſem Augenblicke ward ein Kreuz
Von Gold mit koſtbar'n Edelſteinen ſichtbar,
Das in der Tauf' mir umgehangen ward.
Ich hatte, wie es Sitte iſt bei uns,
Das heil'ge Pfand der chriſtlichen Erlöſung
Verborgen ſtets an meinem Hals getragen
Von Kindesbeinen an, und eben jetzt,
Wo ich vom ſüßen Leben ſcheiden ſollte,
Ergriff ich es als meinen letzten Troſt
Und drückt' es an den Mund mit frommer Andacht.

(Die Polen geben durch ſtummes Spiel ihre Theilnehmung zu erkennen.)

Das Kleinod wird bemerkt; ſein Glanz und Werth
Erregt Erſtaunen, weckt die Neugier auf.
Ich werde losgebunden und befragt,
Doch weiß ich keiner Zeit mich zu beſinnen,
Wo ich das Kleinod nicht an mir getragen.
Nun fügte ſich's, daß drei Bojarenkinder,
Die der Verfolgung ihres Czaars entflohn,
Bei meinem Herrn zu Sambor eingeſprochen;
Sie ſahn das Kleinod und erkannten es
An neun Smaragden, die mit Amethyſten
Durchſchlungen waren, für daſſelbige,
Was Knäs Weſtislowskoy dem jüngſten Sohn
Des Czaaren bei der Taufe umgehangen.
Sie ſehn mich näher an, und ſehn erſtaunt

Ein ſeltſam Spielwerk der Natur, daß ich
Am rechten Arme kürzer bin geboren.
Als ſie mich nun mit Fragen ängſtigten,
Beſann ich mich auf einen kleinen Pſalter,
Den ich auf meiner Flucht mit mir geführt.
In dieſem Pſalter ſtanden griech'ſche Worte,
Vom Igumen [*] mit eigner Hand hinein
Geſchrieben. Selbſt hatt' ich ſie nie geleſen,
Weil ich der Sprach' nicht kundig bin. Der Pſalter
Wird jetzt herbeigeholt, die Schrift geleſen;
Ihr Inhalt iſt: Daß Bruder Waſili Philaret,
(Dies war mein Kloſternam') des Buchs Beſitzer,
Prinz Dmitri ſey, des Iwans jüngſter Sohn,
Den Andrei, ein redlicher Diak,
In jener Mordnacht heimlich weggeflüchtet;
Urkunden deſſen lägen aufbewahrt
In zweien Klöſtern, die bezeichnet waren.
Hier ſtürzten die Bojaren mir zu Füßen,
Beſiegt von dieſer Zeugniſſe Gewalt,
Und grüßten mich als ihres Czaaren Sohn,
Und alſo jählings aus des Unglücks Tiefen
Riß mich das Schickſal auf des Glückes Höhn.

Erzbiſchof von Gneſen.

— — — — — — —

Demetrius.

Und jetzt fiel's auch wie Schuppen mir vom Auge!
Erinnrungen belebten ſich auf einmal —
Im fernſten Hintergrund vergangner Zeit;

---

[*] Abt des Kloſters.

Und wie die letzten Thürme aus der Ferne
Erglänzen in der Sonne Gold, ſo wurden
Mir in der Seele zwei Geſtalten hell,
Die höchſten Sonnengipfel des Bewußtſeyns.
Ich ſah mich fliehn in einer dunkeln Nacht,
Und eine lohe Flamme ſah ich ſteigen
In ſchwarzem Nachtgraun, als ich rückwärts ſah.
Ein uralt frühes Denken mußt' es ſeyn;
Denn was vorherging, was darauf gefolgt,
War ausgelöſcht in langer Zeitenferne;
Nur abgeriſſen, einſam leuchtend, ſtand
Dies Schreckensbild mir im Gedächtniß da;
Doch wohl beſann ich mich aus ſpätern Jahren,
Wie der Gefährten einer mich im Zorn
Den Sohn des Czaars genannt. Ich hielt's für Spott,
Und rächte mich dafür mit einem Schlage.
Dies alles traf jetzt blitzſchnell meinen Geiſt,
Und vor mir ſtand's mit leuchtender Gewißheit,
Ich ſey des Czaaren todtgeglaubter Sohn.
Es löſten ſich mit dieſem einzigen Wort
Die Räthſel alle meines dunkeln Weſens.
Nicht bloß an Zeichen, die betrüglich ſind,
In tiefſter Bruſt, an meines Herzens Schlägen
Fühlt' ich in mir das königliche Blut;
Und eher will ich's tropfenweis verſpritzen,
Als meinem Recht entſagen und der Krone.

Erzbiſchof von Gneſen.

Und ſollen wir auf eine Schrift vertrauen,
Die ſich durch Zufall bei euch finden mochte?
Dem Zeugniß ein'ger Flüchtlinge vertraun?

Verzeihet, edler Jüngling! Euer Ton
Und Anſtand iſt gewiß nicht eines Lügners;
Doch könntet ihr ſelbſt der Betrogne ſeyn;
Es iſt dem Menſchenherzen zu verzeihen,
In ſolchem großen Spiel ſich zu betrügen.
Was ſtellt ihr uns für Bürgen eures Worts?

Demetrius.

Ich ſtelle fünfzig Eideshelfer auf,
Piaſten alle, freigeborne Polen
Untadeligen Rufs, die Jegliches
Erhärten ſollen, was ich hier behauptet.
Dort ſitzt der edle Fürſt von Sendomir,
Der Kaſtellan von Lublin ihm zur Seite,
Die zeugen mir's, ob ich Wahrheit geredet.

— — — — — — —

Erzbiſchof von Gneſen.

Was nun bedünket den erlauchten Ständen?
So vieler Zeugniſſe vereinten Kraft
Muß ſich der Zweifel überwunden geben.
Ein ſchleichendes Gerücht durchläuft ſchon längſt
Die Welt, daß Dmitri, Iwans Sohn, noch lebe;
Czaar Boris ſelbſt beſtärkt's durch ſeine Furcht.
— Ein Jüngling zeigt ſich hier, an Alter, Bildung,
Bis auf die Zufalls-Spiele der Natur,
Ganz dem Verſchwundnen ähnlich, den man ſucht,
Durch edeln Geiſt des großen Anſpruchs werth.
Aus Kloſtermauern ging er wunderbar,
Geheimnißvoll hervor, mit Rittertugend
Begabt, der nur der Mönche Zögling war;
Ein Kleinod zeigt er, das der Czaarewitſch

Einſt an ſich trug, von dem er nie ſich trennte;
Ein ſchriftlich Zeugniß noch von frommen Händen
Beglaubigt ſeine fürſtliche Geburt,
Und kräft'ger noch aus ſeiner ſchlichten Rede
Und reinen Stirn ſpricht uns die Wahrheit an.
Nicht ſolche Züge borgt ſich der Betrug;
Der hüllt ſich täuſchend ein in große Worte,
Und in der Sprache redneriſchen Schmuck.
Nicht länger denn verſag' ich ihm den Namen,
Den er mit Fug und Recht in Anſpruch nimmt,
Und, meines alten Vorrechts mich bedienend,
Geb' ich als Primas ihm die erſte Stimme.

Erzbiſchof von Lemberg.

Ich ſtimme wie der Primas.

Mehrere Biſchöfe.

Wie der Primas.

Mehrere Palatinen.

Auch ich!

Odowalsky.

Auch ich!

Landboten (raſch aufeinander).

Wir Alle!

Sapieha.

Gnäd'ge Herren!
Bedenkt es wohl! Man übereile nichts!
Ein edler Reichstag laſſe ſich nicht raſch
Hinreißen zu — — —

Odowalsky.

Hier iſt
Nichts zu bedenken; Alles iſt bedacht.

Unwiderleglich ſprechen die Beweiſe.
Hier iſt nicht Moskau; nicht Deſpotenfurcht
Schnürt hier die freie Seele zu. Hier darf
Die Wahrheit wandeln mit erhabnem Haupt.
Ich will's nicht hoffen, edle Herrn, daß hier
Zu Krakau auf dem Reichstag ſelbſt der Polen
Der Czaar von Moskau feile Sklaven habe.

Demetrius.

O! habet Dank, erlauchte Senatoren!
Daß ihr der Wahrheit Zeichen anerkannt.
Und wenn ich euch nun der wahrhaftig bin,
Den ich mich nenne, o! ſo duldet nicht,
Daß ſich ein frecher Räuber meines Erbs
Anmaße, und den Scepter länger ſchände,
Der mir, dem ächten Czaarowitſch, gebührt.
— — — — — — —
Die Gerechtigkeit hab' ich, ihr habt die Macht.
Es iſt die große Sache aller Staaten
Und Thronen, daß geſcheh', was Rechtens iſt,
Und Jedem auf der Welt das Seine werde;
Denn da, wo die Gerechtigkeit regiert,
Da freut ſich Jeder, ſicher ſeines Erbs,
Und über jedem Hauſe, jedem Thron
Schwebt der Vertrag wie eine Cherubswache.
— — — — — —
Gerechtigkeit
Heißt der kunſtreiche Bau des Weltgewölbes,
Wo Alles Eines, Eines Alles hält,
Wo mit dem Einen Alles ſtürzt und fällt.
— — — — — — — —

(Antworten der Senatoren, die dem Demetrius beiſtimmen.)

Demetrius.

O ſieh mich an, ruhmreicher Sigismund!
Großmächt'ger König! Greif' in deine Bruſt,
Und ſieh dein eignes Schickſal in dem meinen!
Auch du erfuhrſt die Schläge des Geſchicks;
In einem Kerker kameſt du zur Welt;
Dein erſter Blick fiel auf Gefängnißmauern.
Du brauchteſt einen Retter und Befreier,
Der aus dem Kerker auf den Thron dich hob.
Du fandeſt ihn. Großmuth haſt du erfahren;
O! übe Großmuth auch an mir! — —
— — — — — — —

Und ihr, erhabne Männer des Senats,
Ehrwürdige Biſchöfe, der Kirche Säulen,
Ruhmreiche Palatin' und Kaſtellane,
Hier iſt der Augenblick, durch edle That
Zwei lang entzweite Völker zu verſöhnen.
Erwerbet euch den Ruhm, daß Polens Kraft
Den Moskowitern ihren Czaar gegeben,
Und in dem Nachbar, der euch feindlich drängte,
Erwerbt euch einen dankbar'n Freund.
Und ihr,

Landboten der erlauchten Republik,
Zäumt eure ſchnellen Roſſe! Sitzet auf!
Euch öffnen ſich des Glückes goldne Thore;
Mit euch will ich den Raub des Feindes theilen.
Moskau iſt reich an Gütern; unermeßlich
An Gold und Edelſteinen iſt der Schatz
Des Czaars; ich kann die Freunde königlich

Belohnen, und ich will's. Wenn ich als Czaar
Einziehe auf dem Kremel, dann, ich ſchwör's,
Soll ſich der Aermſte unter euch, der mir
Dahin gefolgt, in Sammt und Zobel kleiden,
Mit reichen Perlen ſein Geſchirr bedecken,
Und Silber ſey das ſchlechteſte Metall,
Um ſeiner Pferde Hufe zu beſchlagen.

(Es entſteht eine große Bewegung unter den Landboten.)

Korela (Koſaken-Hettmann).

(Erklärt ſich bereit, ihm ein Heer zuzuführen.)

Odowalsky.

Soll der Koſak uns Ruhm und Beute rauben?

— — — — — — — — — — —

Wir haben Friede mit dem Tartarfürſt
Und Türken, nichts zu fürchten von dem Schweden.
Schon lang verzehrt ſich unſer tapfrer Muth
Im trägen Frieden; unſre Schwerter roſten.
Auf! Laßt uns fallen in das Land des Czaars
Und einen dankbarn Bundes-Freund gewinnen,
Indem wir Polens Macht und Größe mehren.

Viele Landboten.

Krieg! Krieg mit Moskau!

Andere.

Man beſchließe es!
Gleich ſammle man die Stimmen!

Sapieha (ſteht auf).

Krongroßmarſchall!
Gebietet Stille! Ich verlang' das Wort.

Eine Menge von Stimmen.

Krieg! Krieg mit Moskau!

Sapieha.

Ich verlang' das Wort.
Marſchall! thut euer Amt!

(Großes Getöſe in dem Saale und außerhalb deſſelben.)

Krongroßmarſchall.

Ihr ſeht, es iſt
Vergebens.

Sapieha.

Was? der Marſchall auch beſtochen?
Iſt keine Freiheit auf dem Reichstag mehr?
Werft euren Stab hin und gebietet Schweigen!
Ich fordr' es, ich begehr's und will's.

(Krongroßmarſchall wirft ſeinen Stab in die Mitte des Saals; der Tumult legt ſich.)

Was denkt ihr? Was beſchließt ihr? Stehn wir nicht
In tiefem Frieden mit dem Czaar zu Moskau?
Ich ſelbſt, als euer königlicher Bote,
Errichtete den zwanzigjähr'gen Bund;
Ich habe meine rechte Hand erhoben
Zum feierlichen Eidſchwur auf dem Kremel,
Und redlich hat der Czaar uns Wort gehalten.
Was iſt beſchworne Treu? Was ſind Verträge,
Wenn ein ſolenner Reichstag ſie zerbrechen darf?

Demetrius.

Fürſt Leo Sapieha! ihr habt Frieden
Geſchloſſen, ſagt ihr, mit dem Czaar zu Moskau?
Das habt ihr nicht; denn ich bin dieſer Czaar.
In mir iſt Moskau's Majeſtät; ich bin
Der Sohn des Iwan und ſein rechter Erbe.
Wenn Polen Frieden ſchließen will mit Rußland,

Mit mir muß es geſchehen! Eu'r Vertrag
Iſt nichtig, mit dem Nichtigen errichtet.

Odowalsky.

Was kümmert eu'r Vertrag uns! Damals haben
Wir ſo gewollt, und heute woll'n wir anders.

Sapieha.

Iſt es dahin gekommen? Will ſich Niemand
Erheben für das Recht, nun ſo will ich's.
Zerreißen will ich das Geweb' der Argliſt;
Aufdecken will ich Alles, was ich weiß.
— Ehrwürd'ger Primas! Wie? biſt du im Ernſt
So gutmüthig, oder kannſt dich ſo verſtellen?
Seyd ihr ſo gläubig, Senatoren? König,
Biſt du ſo ſchwach? Ihr wißt nicht, wollt nicht wiſſen,
Daß ihr ein Spielwerk ſeyd des liſt'gen Woywoda
Von Sendomir, der dieſen Czaar aufſtellte,
Deß ungemeſſ'ner Ehrgeiz in Gedanken
Das güterreiche Moskau ſchon verſchlingt?
Muß ich's euch ſagen, daß bereits der Bund
Geknüpft iſt und beſchworen zwiſchen Beiden?
Daß er die jüngſte Tochter ihm verlobte?
Und ſoll die edle Republik ſich blind
In die Gefahren eines Krieges ſtürzen,
Um den Woywoden groß, um ſeine Tochter
Zur Czaarin und zur Königin zu machen?
Beſtochen hat er Alles und erkauft.
Den Reichstag, weiß ich wohl, will er beherrſchen;
Ich ſehe ſeine Faktion gewaltig
In dieſem Saal, und nicht genug, daß er
Den Seym Walny durch die Mehrheit leitet,

Bezogen hat er mit dreitauſend Pferden
Den Reichstag, und ganz Krakau überſchwemmt
Mit ſeinen Lehens-Leuten. Eben jetzt
Erfüllen ſie die Hallen dieſes Hauſes.
Man will die Freiheit unſrer Stimmen zwingen.
Doch keine Furcht bewegt mein tapfres Herz;
So lang noch Blut in meinen Adern rinnt,
Will ich die Freiheit meines Worts behaupten.
Wer wohl geſinnt iſt, tritt zu mir herüber.
So lang ich Leben habe, ſoll kein Schluß
Durchgehn, der wider Recht iſt und Vernunft.
Ich hab' mit Moskau Frieden abgeſchloſſen,
Und ich bin Mann dafür, daß man ihn halte.

Odowalsky.

Man höre nicht auf ihn! Sammelt die Stimmen!

(Biſchöfe von Krakau und Wilna ſtehen auf, und gehen jeder an ſeiner Seite hinab, um die Stimmen zu ſammeln.)

Viele.

Krieg! Krieg mit Moskau!

Erzbiſchof von Gneſen (zu Sapieha).

Gebt euch, edler Herr!
Ihr ſeht, daß euch die Mehrheit widerſtrebt.
Treibt's nicht zu einer unglückſel'gen Spaltung!

Krongroßkanzler

(kommt von dem Throne herab, zu Sapieha).

Der König läßt euch bitten, nachzugeben,
Herr Woywod, und den Reichstag nicht zu ſpalten.

Thürhüter (heimlich zu Odowalsky).

Ihr ſollt euch tapfer halten, melden euch
Die vor der Thür. Ganz Krakau ſteht zu euch.

Krongroßmarſchall (zu Sapieha).

Es ſind ſo gute Schlüſſe durchgegangen;
O, gebt euch! Um des andern Guten willen,
Was man beſchloſſen, fügt euch in die Mehrheit!

Biſchof von Krakau

(hat auf ſeiner Seite die Stimmen geſammelt).

Auf dieſer rechten Bank iſt Alles einig.

Sapieha.

Laßt Alles einig ſeyn. — Ich ſage Nein.
Ich ſage Veto, ich zerreiße den Reichstag.
Man ſchreite nicht weiter! Aufgehoben, null
Iſt Alles, was beſchloſſen ward!

(Allgemeiner Aufſtand, der König ſteigt vom Thron, die Schranken werden eingeſtürzt; es entſteht ein tumultuariſches Getöſe. Landboten greifen zu den Säbeln, und zucken ſie links und rechts auf Sapieha. Biſchöfe treten auf beiden Seiten dazwiſchen, und vertheidigen ihn mit ihren Stolen.)

Die Mehrheit?
Was iſt die Mehrheit? Mehrheit iſt der Unſinn;
Verſtand iſt ſtets bei Wen'gen nur geweſen.
Bekümmert ſich um's Ganze, wer nichts hat?
Hat der Bettler eine Freiheit, eine Wahl?
Er muß dem Mächtigen, der ihn bezahlt,
Um Brod und Stiefel ſeine Stimm' verkaufen.
Man ſoll die Stimmen wägen, und nicht zählen;
Der Staat muß untergehn, früh oder ſpät,
Wo Mehrheit ſiegt und Unverſtand entſcheidet.

Odowalsky.

Hört den Verräther! —

Landboten.

Nieder mit ihm! Haut ihn in Stücken!

Erzbiſchof von Gneſen

(reißt ſeinem Kaplan das Kreuz aus der Hand, und tritt dazwiſchen).

Friede!
Soll Blut der Bürger auf dem Reichstag fließen?
Fürſt Sapicha! mäßigt euch!

(Zu den Biſchöfen.)

Bringt ihn
Hinweg! Macht eure Bruſt zu ſeinem Schilde!
Durch jene Seitenthür entfernt ihn ſtill,
Daß ihn die Menge nicht in Stücken reiße!

(Sapieha, noch immer mit den Blicken drohend, wird von den Biſchöfen mit Gewalt fortgezogen, indem der Erzbiſchof von Gneſen und von Lemberg die andringenden Landboten von ihm abwehren. Unter heftigem Tumult und Säbelgeklirr leert ſich der Saal aus, daß nur Demetrius, Meiſchek, Odowalsky und der Koſaken-Hettmann zurück bleiben.)

Odowalsky.

Das ſchlug uns fehl — — — — —
Doch darum ſoll euch Hülfe nicht entſtehen;
Hält auch die Republik mit Moskau Frieden,
Wir führen's aus mit unſern eignen Kräften.

Korela.

Wer hätt' auch das gedacht, daß er allein
Dem ganzen Reichstag würde Spitze bieten!

Meiſchek.

Der König kommt.

König Sigismund, begleitet von dem Krongroſskanzler,
Krongroſsmarſchall und einigen Biſchöfen.

König.

Mein Prinz, laßt euch umarmen!
Die hohe Republik erzeigt euch endlich
Gerechtigkeit; mein Herz hat es ſchon längſt.
Tief rührt mich euer Schickſal. Wohl muß es
Die Herzen aller Könige bewegen.

Demetrius.

Vergeſſen hab' ich Alles, was ich litt;
An eurer Bruſt fühl' ich mich neugeboren.

König.

Viel Worte lieb' ich nicht; doch was ein König
Vermag, der über reichere Vaſallen
Gebietet, als er ſelbſt, biet' ich euch an.
Ihr habt ein böſes Schauſpiel angeſehen.
Denkt drum nicht ſchlimmer von der Polen Reich,
Weil wilder Sturm das Schiff des Staats bewegt.

Meiſchek.

In Sturmes Brauſen lenkt der Steuermann
Das Fahrzeug ſchnell und führt's zum ſichern Hafen.

König.

Der Reichstag iſt zerriſſen. Wollt' ich auch,
Ich darf den Frieden mit dem Czaar nicht brechen.
Doch habt ihr mächt'ge Freunde. Will der Pole
Auf eigene Gefahr ſich für euch waffnen,
Will der Koſak des Krieges Glücksſpiel wagen,
Er iſt ein freier Mann, ich kann's nicht wehren.

Meiſchek.

Der ganze Rokoſz ſteht noch unter Waffen.

Gefällt dir's, Herr, ſo kann der wilde Strom,
Der gegen deine Hoheit ſich empörte,
Unſchädlich über Moskau ſich ergießen.

König.

Die beſten Waffen wird dir Rußland geben;
Dein beſter Schirm iſt deines Volkes Herz.
Rußland wird nur durch Rußland überwunden.
So wie du heute vor dem Reichstag ſprachſt,
So rede dort zu Moskau zu den Bürgern;
Ihr Herz erobre dir, und du wirſt herrſchen.
In Schweden hab' ich, als geborner König,
Einſt friedlich den ererbten Thron beſtiegen,
Und doch mein väterliches Reich verloren,
Weil mir die Volksgeſinnung widerſtrebte.

Marina (tritt auf).

— — — — — — —

Meiſchek.

Erhabne Majeſtät, zu deinen Füßen
Wirft ſich Marina, meine jüngſte Tochter;
Der Prinz von Moskau bietet ihr ſein Herz; —
Du biſt der hohe Schirmvogt unſers Hauſes;
Von deiner königlichen Hand allein
Geziemt es ihr, den Gatten zu empfangen.

(Marina kniet vor dem König.)

König.

Wohl, Vetter! Iſt es euch genehm, will ich
Des Vaters Stelle bei dem Czaar vertreten.

(Zu Demetrius, dem er die Hand der Marina übergibt.)

So führ' ich euch in dieſem ſchönen Pfande
Des Glückes heitre Göttin zu. — Und mög' es

Mein Aug' erleben, dieſes holde Paar
Sitzen zu ſehn auf dem Thron zu Moskau!

Marina.

Herr! demuthvoll verehr' ich deine Gnade,
Und deine Sklavin bleib' ich, wo ich bin.

König.

Steht auf, Czaaritza! Dieſer Platz iſt nicht
Für euch, nicht für die czaariſche Verlobte,
Nicht für die Tochter meines erſten Woywods.
Ihr ſeyd die Jüngſte unter euren Schweſtern;
Doch euer Geiſt fliegt ihrem Glücke vor,
Und nach dem Höchſten ſtrebt ihr hochgeſinnt.

Demetrius.

Sey Zeuge, großer König, meines Schwurs;
Ich leg' als Fürſt ihn in des Fürſten Hand!
Die Hand des edeln Fräuleins nehm' ich an,
Als ein koſtbares Pfand des Glücks. Ich ſchwöre,
Sobald ich meiner Väter Thron beſtiegen,
Als meine Braut ſie feſtlich heimzuführen,
Wie's einer großen Königin geziemt.
Zur Morgengabe ſchenk' ich meiner Braut
Die Fürſtenthümer Pleskow und Groß-Neugart,
Mit allen Städten, Dörfern und Bewohnern,
Mit allen Hoheitsrechten und Gewalten,
Zum freien Eigenthum auf ew'ge Zeit,
Und dieſe Schenkung will ich ihr als Czaar
Beſtätigen in meiner Hauptſtadt Moskau.
Dem edeln Woywod zahl' ich zum Erſatz
Für ſeine Rüſtung eine Million
Dukaten polniſchen Gepräg's. — —

— — — — — — —

So helf' mir Gott und ſeine Heiligen,
Als ich dies treulich ſchwur und halten werde.

König.

Ihr werdet es; ihr werdet nie vergeſſen,
Was ihr dem edeln Woywod ſchuldig ſeyd,
Der ſein gewiſſes Glück an eure Wünſche,
Ein theures Kind an eure Hoffnung wagt.
So ſeltner Freund iſt köſtlich zu bewahren!
Drum, wenn ihr glücklich ſeyd, vergeſſet nie,
Auf welchen Sproſſen ihr zum Thron geſtiegen,
Und mit dem Kleide wechſelt nicht das Herz!
Denkt, daß ihr euch in Polen ſelbſt gefunden,
Daß euch dies Land zum Zweitenmal geboren.

Demetrius.

Ich bin erwachſen in der Niedrigkeit;
Das ſchöne Band hab' ich verehren lernen,
Das Menſch an Menſch mit Wechſelneigung bindet.

König.

Ihr tretet aber in ein Reich jetzt ein,
Wo andre Sitten und Gebräuche gelten.
Hier in der Polen Land regiert die Freiheit;
Der König ſelbſt, wiewohl am Glanz der Höchſte,
Muß oft des mächt'gen Adels Diener ſeyn;
Dort herrſcht des Vaters heilige Gewalt;
Der Sklave dient mit leidendem Gehorſam.

— — — — — — —

Demetrius.

Die ſchöne Freiheit, die ich hier gefunden,
Will ich verpflanzen in mein Vaterland;

Ich will aus Sklaven frohe Menſchen machen;
Ich will nicht herrſchen über Sklaven-Seelen.

König.

Thut's nicht zu raſch, und lernt der Zeit gehorchen!
Hört, Prinz, zum Abſchied noch von mir drei Lehren;
Befolgt ſie treu, wenn ihr zum Reich gelangt.
Ein König gibt ſie euch, ein Greis, der viel
Erfuhr, und eure Jugend kann ſie nützen.

Demetrius.

O, lehrt mich eure Weisheit, großer König!
Ihr ſeyd geehrt von einem freien Volke, —
Wie mach' ich's, um daſſelbe zu erreichen?

König.

— — — — — Ihr kommt vom Ausland;
Euch führen fremde Feindeswaffen ein;
Dies erſte Unrecht habt ihr gut zu machen.
Drum zeiget euch als Moskau's wahrer Sohn,
Indem ihr Achtung tragt vor ſeinen Sitten.
Dem Polen haltet Wort und ehret ihn;
Denn Freunde braucht ihr auf dem neuen Thron.
Der Arm, der euch einführte, kann euch ſtürzen.
Hoch haltet ihn, doch ahmet ihm nicht nach.
Nicht fremder Brauch gedeiht in einem Lande
— — — — — — —
Doch, was ihr auch beginnt, — ehrt eure Mutter —
Ihr findet eine Mutter —

Demetrius.

O, mein König!

König.

Wohl habt ihr Urſach, kindlich ſie zu ehren.

Verehrt ſie — Zwiſchen euch und eurem Volk
Steht ſie, ein heilig theures Band. — Frei iſt
Die Czaargewalt von menſchlichen Geſetzen;
Dort iſt nichts Furchtbares, als die Natur;
Kein beſſ'res Pfand für eure Menſchlichkeit
Hat euer Volk, als eure Kindesliebe. —
Ich ſage nichts mehr. Manches iſt noch übrig,
Eh' ihr das goldne Widderfell erobert.
Erwartet keinen leichten Sieg! — — —
Czaar Boris herrſcht mit Anſehn und mit Kraft;
Mit keinem Weichling geht ihr in den Streit.
Wer durch Verdienſt ſich auf den Thron geſchwungen,
Den ſtürzt der Wind der Meinung nicht ſo ſchnell,
Und ſeine Thaten ſind ihm ſtatt der Ahnen. —
Ich überlaſſ' euch eurem guten Glück.
Es hat zu zweien Malen durch ein Wunder
Euch aus der Hand des Todes ſchon gerettet;
Es wird ſein Werk vollenden und euch krönen.

Marina. Odowalsky.

Odowalsky.

Nun, Fräulein, hab' ich meinen Auftrag wohl
Erfüllt, und wirſt du meinen Eifer loben?

Marina.

Recht gut, daß wir allein ſind, Odowalsky,
Wir haben wicht'ge Dinge zu beſprechen,
Davon der Prinz nichts wiſſen ſoll. Mag er
Der Götterſtimme folgen, die ihn treibt!
Er glaubt an ſich, ſo glaubt ihm auch die Welt.

Laß ihn nur jene Dunkelheit bewahren,
Die eine Mutter großer Thaten iſt. —
Wir aber müſſen hell ſehn, müſſen handeln.
Er gibt den Namen, die Begeiſterung;
Wir müſſen die Beſinnung für ihn haben,
Und haben wir uns des Erfolgs verſichert
Mit kluger Kunſt, ſo wähn' er immerhin,
Daß es aus Himmels Höhn ihm zugefallen.

Odowalsky.

Gebiete, Fräulein! deinem Dienſte leb' ich.
Bekümmert mich des Moskowiters Sache?
Du biſt es, deine Größ' und Herrlichkeit,
An die ich Blut und Leben ſetzen will.
Mir blüht kein Glück; abhängig, güterlos,
Darf ich die Wünſche nicht zu dir erheben.
Verdienen aber will ich deine Gunſt.
Dich groß zu machen, ſey mein einzig Trachten.
Mag immer dann ein Andrer dich beſitzen;
Mein biſt du doch, wenn du mein Werk nur biſt.

Marina.

Drum leg' ich auch mein ganzes Herz auf dich.
Du biſt der Mann, dem ich die That vertraue;
Der König meint es falſch. Ich ſchau' ihn durch. —
Ein abgeredet Spiel mit Sapieha
War Alles nur. Zwar iſt's ihm wohl gelegen,
Daß ſich mein Vater, deſſen Macht er fürchtet,
In dieſer Unternehmung ſchwächt, daß ſich
Der Bund des Adels, der ihm furchtbar war,
In dieſem fremden Kriegeszug entladet;
Doch will er ſelbſt neutral im Kampfe bleiben.

Des Kampfes Glück denkt er mit uns zu theilen.
Sind wir beſiegt, ſo leichter hofft er uns
Sein Herrſcherjoch in Polen aufzulegen.
Wir ſtehn allein. Geworfen iſt das Loos.
Sorgt er für ſich, wir ſorgen für das Unſre.
— — — — — —
Du führſt die Truppen nach Kiew. Sie ſchwören
Dem Prinzen Treue dort, und ſchwören mir,
Mir, hörſt du? Es iſt eine nöth'ge Vorſicht.
— — — — — — —

Odowalsky.

— — — — — — — —

Marina.

Nicht deinen Arm bloß will ich, auch dein Auge.

Odowalsky.

Gebiete, ſprich, — — — — —

Marina.

Du führſt den Czaarowitſch.
Bewach' ihn gut! Weich' nie von ſeiner Seite,
Von jedem Schritt gibſt du mir Rechenſchaft.

Odowalsky.

Vertrau' auf mich, er ſoll uns nie entbehren.

Marina.

Kein Menſch iſt dankbar. Fühlt er ſich als Czaar,
Schnell wird er unſre Feſſel von ſich werfen.
— — — — — —
Der Ruſſe haßt den Polen, muß ihn haſſen;
Da iſt kein feſtes Herzensband zu knüpfen.
— — — — — — —

Marina. Odowalsky. Opalinsky. Bielsky und mehrere polniſche Edelleute.

Opalinsky.

Schaff' Geld, Patronin, und wir ziehen mit;
Der lange Reichstag hat uns aufgezehrt.
Wir machen dich zu Rußlands Königin.

Marina.

Der Biſchof von Kaminieck und von Kulm
Schießt Geld auf Pfandſchaft vor von Land und Leuten.
Verkauft, verpfändet eure Bauernhöfe,
Verſilbert Alles, ſteckt's in Pferd und Rüſtung!
Der beſte Kaufmann iſt der Krieg. Er macht
Aus Eiſen Gold. — Was jetzt ihr auch verliert,
In Moskau wird ſich's zehnfach wiederfinden.

Bielsky.

Es ſitzen noch Zweihundert in der Trinkſtub';
Wenn du dich zeigſt und einen Becher leerſt
Mit ihnen, ſind ſie dein, — ich kenne ſie.

Marina.

Erwarte mich! Du ſollſt mich hingeleiten.

Opalinsky.

— — — — — —
Gewiß, du biſt zur Königin geboren.

Marina.

So iſt's. Drum mußt' ich's werden.

Bielsky.

Ja, beſteige
Du ſelbſt den weißen Zelter, waffne dich,
Und, eine zweite Vanda, führe du
Zum ſichern Siege deine muth'gen Schaaren.

Marina.

Mein Geiſt führt euch. Der Krieg iſt nicht für Weiber.
In Kiow iſt der Sammelplatz. Dort wird
Mein Vater aufziehn mit dreitauſend Pferden.
Mein Schwager gibt zweitauſend. Von dem Don
Erwarten wir ein Hülfsheer von Koſaken.
Schwört ihr mir Treue?

Alle.

Ja, wir ſchwören!

(Ziehn die Säbel.)

Einige. Vivat Marina!

Andere. Russiae regina!

(Marina zerreißt ihren Schleier und vertheilt ihn unter die Edelleute. Alle gehen ab, außer Marina.)

Meiſchek. Marina.

Marina.

Warum ſo ernſt, mein Vater, da das Glück
Uns lacht, da jeder Schritt nach Wunſch gelingt,
Und alle Arme ſich für uns bewaffnen?

Meiſchek.

Das eben, meine Tochter! Alles, Alles
Steht auf dem Spiel. In dieſer Kriegsrüſtung
Erſchöpft ſich deines Vaters ganze Kraft.
Wohl hab' ich Grund, es ernſtlich zu bedenken;
Das Glück iſt falſch, unſicher der Erfolg.
— — — — — —

Marina.

— — — — — —

Meiſchek.

Gefährlich Mädchen, wozu haſt du mich
Gebracht! Was bin ich für ein ſchwacher Vater,
Daß ich nicht deinem Dringen widerſtand.
Ich bin der reichſte Woywoda des Reichs,
Der erſte nach dem König — Hätten wir
Uns damit nicht beſcheiden, unſres Glücks
Genießen können mit vergnügter Seele?
Du ſtrebteſt höher — nicht das mäß'ge Loos
Genügte dir, das deinen Schweſtern ward.
Erreichen wollteſt du das höchſte Ziel
Der Sterblichen, und eine Krone tragen.
Ich allzuſchwacher Vater möchte gern
Auf dich, mein Liebſtes, alles Höchſte häufen;
Ich laſſe mich bethören durch dein Flehen,
Und an den Zufall wag' ich das Gewiſſe!

Marina.

Wie? — Theurer Vater, reu't dich deine Güte?
Wer kann mit dem Geringern ſich beſcheiden,
Wenn ihm das Höchſte über'm Haupte ſchwebt?

Meiſchek.

Doch tragen deine Schweſtern keine Kronen,
Und ſind beglückt — — — —
— — — — — —

Marina.

Was für ein Glück iſt das, wenn ich vom Hauſe
Des Woywods, meines Vaters, in das Haus
Des Palatinus, meines Gatten, ziehe?
Was wächst mir Neues zu aus dieſem Tauſch?
Und kann ich mich des nächſten Tages freun,

Wenn er mir mehr nicht, als der heut'ge bringt?
O, unſchmackhafte Wiederkehr des Alten!
Langweilige Daſſelbigkeit des Daſeyns!
Lohnt ſich's der Müh', zu hoffen und zu ſtreben?
Die Liebe oder Größe muß es ſeyn,
Sonſt alles Andre iſt mir gleich gemein.

Meiſchek.

— — — — —

Marina.

Erheitre deine Stirn, mein theurer Vater!
Laſt uns der Flut vertrauen, die uns trägt!
Nicht an die Opfer denke, die du bringeſt,
Denk' an den Preis, an das erreichte Ziel —
Wenn du dein Mädchen ſitzen ſehen wirſt,
Im Schmuck der Czaarin auf dem Thron zu Moskau,
Wenn deine Enkel dieſe Welt beherrſchen!

Meiſchek.

Ich denke nichts, ich ſehe nichts als dich,
Mein Mädchen, dich im Glanz der Königs-Krone.
Du forderſt es; ich kann dir nichts verſagen.

Marina.

Noch eine Bitte, lieber, beſter Vater,
Gewähre mir!

Meiſchek.

Was wünſcheſt du, mein Kind?

Marina.

Soll ich zu Samber eingeſchloſſen bleiben
Mit der unbänd'gen Sehnſucht in der Bruſt?
Jenſeits des Dniepers wird mein Loos geworfen —
Endloſe Räume trennen mich davon. —

Kann ich das tragen? O! der ungeduld'ge Geiſt
Wird auf der Folter der Erwartung liegen,
Und dieſes Raumes ungeheure Länge
Mit Angſt ausmeſſen und mit Herzensſchlägen.

Meiſchek.

Was willſt du? Was verlangſt du? — —

Marina.

Laß mich in Kiew des Erfolges harren!
Dort ſchöpf' ich jedes Neue an der Quelle.
Dort an der Grenzmark beider Reiche, — —
— — — — — —

Meiſchek.

Dein Geiſt ſtrebt furchtbar. Mäß'ge dich, mein Kind.

Marina.

Ja, du vergönnſt mir's, ja, du führſt mich hin.

Meiſchek.

Du führſt mich hin. Muß ich nicht, was du willſt?

Marina.

Herzvater, wenn ich Czaarin bin zu Moskau,
Sieh, dann muß Kiow unſre Grenze ſeyn.
Kiow muß mein ſeyn, und du ſollſt's regieren.

Meiſchek.

Mädchen, du träumſt! Schon iſt das große Moskau
Zu eng für deinen Geiſt; du willſt ſchon Land
Auf Koſten deines Vaterlandes — —

Marina.

Kiow
Gehörte nicht zu unſerm Vaterlande.
Dort herrſchten der Waräger alte Fürſten;
Ich hab' die alten Chroniken wohl inne, —

Vom Reich der Ruſſen iſt es abgeriſſen;
Zur alten Krone bring' ich es zurück.

Meiſchek.

Still! ſtill! das darf der Woywoda nicht hören!

(Man hört Trompeten.)

Sie brechen auf — — —

Zweiter Aufzug.

Erſte Scene.

Anſicht eines griechiſchen Kloſters in einer öden Wintergegend am See Belozero. Ein Zug von **Nonnen** in ſchwarzen Kleidern und Schleiern geht hinten über die Bühne. **Marfa** in einem weißen Schleier ſteht von den übrigen abgeſondert an einen Grabſtein gelehnt. **Olga** tritt aus dem Zuge heraus, bleibt einen Augenblick ſtehen, ſie zu betrachten, und tritt alsdann näher.

Olga.

Treibt dich das Herz nicht auch heraus mit uns
In's Freie der erwachenden Natur?
Die Sonne kommt, es weicht die lange Nacht,
Das Eis der Ströme bricht, der Schlitten wird
Zum Nachen und die Wandervögel ziehn.
Geöffnet iſt die Welt, uns Alle lockt
Die neue Luſt aus enger Kloſter-Zelle
In's offne Heitre der verjüngten Flur.
Und du nur willſt, verſenkt in ew'gen Schmerz,
Die allgemeine Fröhlichkeit nicht theilen?

Marfa.

Laß mich allein, und folge deinen Schweſtern!

Ergebe ſich in Luſt, wer hoffen kann.
Mir kann das Jahr, das alle Welt verjüngt,
Nichts bringen; mir iſt Alles ein Vergangnes,
Liegt Alles als geweſen hinter mir.

Olga.

Beweinſt du ewig deinen Sohn und trauerſt
Um die verlorne Herrlichkeit? Die Zeit,
Die Balſam gießt in jede Herzenswunde,
Verliert ſie ihre Macht an dir allein?
Du warſt die Czaarin dieſes großen Reichs,
Warſt Mutter eines blühnden Sohns; er wurde
Durch ein entſetzlich Schickſal dir geraubt;
In's öde Kloſter ſahſt du dich verſtoßen,
Hier an den Grenzen der belebten Welt.
Doch ſechzehnmal ſeit jenem Schreckenstage
Hat ſich das Angeſicht der Welt verjüngt;
Nur deines ſeh' ich ewig unverändert,
in Bild des Grabes, wenn Alles um dich lebt.
u gleichſt der unbeweglichen Geſtalt,
ie ſie der Künſtler in den Stein geprägt,
n ewig fort daſſelbe zu bedeuten.

Marfa.

, hingeſtellt hat mich die Zeit
m Denkmal meines ſchrecklichen Geſchicks!
will mich nicht beruhigen, will nicht
rgeſſen. Das iſt eine feige Seele,
eine Heilung annimmt von der Zeit,
tz für's Unerſetzliche! Mir ſoll
ts meinen Gram abkaufen. Wie des Himmels
ölbe ewig mit dem Wandrer geht,

Ihn immer, unermeßlich, ganz umfängt,
Wohin er fliehend auch die Schritte wende:
So geht mein Schmerz mit mir, wohin ich wandle;
Er ſchließt mich ein, wie ein unendlich Meer;
Nie ausgeſchöpft hat ihn mein ewig Weinen.

Olga.

O! ſieh doch, was der Fiſcherknabe bringt,
Um den die Schweſtern ſich begierig drängen!
Er kommt von fern her von bewohnten Grenzen,
Er bringt uns Botſchaft aus der Menſchen Land.
Der See iſt auf, die Straßen wieder frei;
Reizt keine Neugier dich, ihn zu vernehmen?
Denn ſind wir gleich geſtorben für die Welt,
So hören wir doch gern von ihrem Wechſel,
Und an dem Ufer ruhig mögen wir
Den Brand der Wellen mit Verwundrung ſchauen.

(Nonnen kommen zurück mit einem Fiſcherknaben.)

Xenia. Helena.

Sag' an, erzähle, was du Neues bringſt.

Alexia.

Was draußen lebt im Säculum, erzähle.

Fiſcher.

Laßt mich zu Worte kommen, heil'ge Frauen!

Xenia.

Iſt's Krieg? — Iſt's Friede?

Alexia.

Wer regiert die Welt?

Fiſcher.
Ein Schiff iſt zu Archangel angekommen,
Herab vom Eispol, wo die Welt erſtarrt.
Olga.
Wie kam ein Fahrzeug in das wilde Meer?
Fiſcher.
Es iſt ein engelländiſch Handelsſchiff.
Den neuen Weg hat es zu uns gefunden.
Alexia.
Was doch der Menſch nicht wagt für den Gewinn!
Xenia.
So iſt die Welt doch nirgends zu verſchließen!
Fiſcher.
Das iſt noch die geringſte Neuigkeit.
Ganz anderes Geſchick bewegt die Erde.
Alexia.
O ſprich, erzähle!
Olga.
Sage, was geſchehn.
Fiſcher.
Erſtaunliches erlebt man in der Welt:
Die Todten ſtehen auf, Verſtorbne leben.
Olga.
Erklär' dich, ſprich!
Fiſcher.
Prinz Dmitri, Iwans Sohn,
Den wir als todt beweinen ſechzehn Jahr',
Er lebt und iſt in Polen aufgeſtanden.
Olga.
Prinz Dmitri lebt?

Marfa (auffahrend).
Mein Sohn!
Olga.
O, faſſe dich! O, halte,
Halte dein Herz, bis wir ihn ganz vernommen!
Alexia.
Wie kann er leben, der ermordet ward
Zu Uglitſch und im Feuer umgekommen?
Fiſcher.
Er iſt entkommen aus der Feuersnoth;
In einem Kloſter hat er Schutz gefunden;
Dort wuchs er auf in der Verborgenheit,
Bis ſeine Zeit kam, ſich zu offenbaren.
Olga (zur Marfa).
Du zitterſt, Fürſtin, du verbleichſt?
Marfa.
Ich weiß,
Daß es ein Wahn iſt, — doch ſo wenig noch
Bin ich verhärtet gegen Furcht und Hoffnung,
Daß mir das Herz in meinem Buſen wankt.
Olga.
Warum wär' es ein Wahn? O, hör' ihn! hör' ihn!
Wie könnte ſolch Gerücht ſich ohne Grund
Verbreiten?
Fiſcher.
Ohne Grund? Zur Waffe greift
Das ganze Volk der Litthauer, der Polen.
Der große Fürſt erbebt in ſeiner Hauptſtadt!
(Marfa, an allen Gliedern zitternd, muß ſich an Olga und Alexia lehnen.)

Xenia.

O rede! Sage Alles! Sage, was du weißt.

Alexia.

Sag' an, wo du das Neue aufgerafft?

Fiſcher.

Ich aufgerafft? Ein Brief iſt ausgegangen
Vom Czaar in alle Lande ſeiner Herrſchaft;
Den hat uns der Poſadnik [*] unſrer Stadt
Verleſen in verſammelter Gemeinde.
Darinnen ſteht, daß man uns täuſchen will,
Und daß wir den Betrug nicht ſollen glauben!
Drum eben glauben wir's; denn wär's nicht wahr,
Der große Fürſt verachtete die Lüge.

Marfa.

Iſt dies die Faſſung, die ich mir errang?
Gehört mein Herz ſo ſehr der Zeit noch an,
Daß mich ein leeres Wort im Innerſten erſchüttert?
Schon ſechzehn Jahr' bewein' ich meinen Sohn,
Und glaubte nun auf Einmal, daß er lebe?

Olga.

Du haſt ihn ſechzehn Jahr' als todt beweint,
Doch ſeine Aſche haſt du nie geſehn!
Nichts widerlegt die Wahrheit des Gerüchts.
Wacht doch die Vorſicht über dem Geſchick
Der Völker und der Fürſten Haupt. — O öffne
Dein Herz der Hoffnung. — Mehr, als du begreifſt,
Geſchieht — wer kann der Allmacht Grenzen ſetzen?

---

[*] Richter, Schultheiß.

Marfa.

Soll ich den Blick zurück in's Leben wenden,
Von dem ich endlich abgeſchieden war?
— — — — — —
Nicht bei den Todten wohnte meine Hoffnung.
O, ſagt mir nichts mehr! Laßt mein Herz ſich nicht
An dieſes Trugbild hängen! Laßt mich nicht
Den theuren Sohn zum Zweitenmal verlieren!
O, meine Ruh' iſt hin, hin iſt mein Frieden!
Ich kann dies Wort nicht glauben, ach! und kann's
Nun ewig nicht mehr aus der Seele löſchen!
Weh mir! erſt jetzt verlier' ich meinen Sohn;
Jetzt weiß ich nicht mehr, ob ich bei den Todten,
Ob bei den Lebenden ihn ſuchen ſoll.
Endloſem Zweifel bin ich hingegeben!

(Man hört eine Glocke, Schweſter Pförtnerin kommt.)

Olga.

Was ruft die Glocke, Schweſter Pförtnerin?

Pförtnerin.

Der Erzbiſchof ſteht draußen vor den Pforten;
Er kommt vom großen Czaar, und will Gehör.

Olga.

Es ſteht der Erzbiſchof vor unſern Pforten?
Was führt ihn Auſſerordentliches her? —

Xenia.

Kommt Alle, ihn nach Würden zu empfangen!

(Sie gehen nach der Pforte, indem tritt der Erzbiſchof ein; ſie laſſen ſich Alle vor ihm auf ein Knie nieder, er macht das griechiſche Kreuz über ſie.)

Hiob.

Den Kuß des Friedens bring' ich euch im Namen
Des Vaters und des Sohnes und des Geiſts,
Der ausgeht von dem Vater!

Olga.

Herr! wir küſſen
In Demuth deine väterliche Hand!
— — — — Gebiete deinen Töchtern!

Hiob.

An Schweſter Marſa lautet meine Sendung.

Olga.

Hier ſteht ſie und erwartet dein Gebot.

(Alle Nonnen entfernen ſich.)

Hiob und Marſa.

Hiob.

Der große Fürſt iſt's, der mich an dich ſendet,
Auf ſeinem fernen Throne denkt er dein,
Denn wie die Sonn' mit ihrem Flammenaug'
Licht durch die Welt und Fülle rings verbreitet,
So iſt das Aug' des Herrſchers überall;
Bis an die fernſten Enden ſeines Reichs
Wacht ſeine Sorge, ſpäht ſein Blick umher.

Marſa.

Wie weit ſein Arm trifft, hab' ich wohl erfahren.

Hiob.

Er kennt den hohen Geiſt, der dich beſeelt;

Drum theilt er zürnend die Beleidigung,
Die ein Verwegner dir zu bieten wagt.

Marfa.

— — — — — —

Hiob.

Vernimm, ein Frevler in der Polen Land,
Ein Renegat, der ſein Gelübd' als Mönch
Ruchlos abſchwörend ſeinen Gott verläugnet,
Mißbraucht den edeln Namen deines Sohnes,
Den dir der Tod geraubt im Kindesalter.
Der dreiſte Gaukler rühmt ſich deines Bluts,
Und gibt ſich für des Czaaren Iwans Sohn;
Ein Woywod bricht den Frieden, führt aus Polen
Den Afterkönig, den er ſelbſt erſchaffen,
Mit Heereskraft in unſre Grenzen ein;
Das treue Herz der Reußen führt er irre,
Und reizt ſie auf zu Abfall und Verrath.
— — — — — Mich ſchickt
Der Czaar zu dir in väterlicher Meinung.
— Du ehrſt die Manen deines Sohns; du wirſt
Nicht dulden, daß ein frecher Abenteurer
Ihm aus dem Grabe ſeinen Namen ſtiehlt,
Und ſich verwegen drängt in ſeine Rechte.
Erklären wirſt du laut vor aller Welt,
Daß du ihn nicht für deinen Sohn erkennſt.
Du wirſt nicht fremdes Baſtardblut ernähren
An deinem Herzen, das ſo edel ſchlägt;
Du wirſt, der Czaar erwartet es von dir,
Der ſchändlichen Erfindung widerſprechen,
Mit dem gerechten Zorn, den ſie verdient.

Marfa

(hat während dieſer Rede die heftigſten Bewegungen bekämpft).

Was hör' ich, Erzbiſchof? Iſt's möglich? — O, ſagt an!
Durch welcher Zeichen und Beweiſe Kraft
Beglaubigt ſich der kecke Abenteurer
Als Iwans Sohn, den wir als todt beweinen?

Hiob.

Durch eine flücht'ge Aehnlichkeit mit Iwan,
Durch Schriften, die der Zufall ihm verſchaffte,
Und durch ein köſtlich Kleinod, das er zeigt,
Täuſcht er die Menge, die ſich gern betrügt.

Marfa.

Was für ein Kleinod? O, das ſagt mir an!

Hiob.

Ein goldnes Kreuz, belegt mit neun Smaragden.
Das ihm der Knäs Iwan Weſtieloweskoy,
So ſagt er, in der Taufe umgehangen.

Marfa.

Was ſagt ihr? — Dieſes Kleinod weiſt er auf?

(Mit erzwungener Faſſung.)

— Und wie behauptet er, daß er entkommen?

Hiob.

Ein treuer Diener und Diak hab' ihn
Dem Mord entriſſen und dem Feuerbrand,
Und nach Smolenskow heimlich weggeführt.

Marfa.

Wo aber hielt er ſich — wo gibt er vor,
Daß er bis dieſe Stunde ſich verborgen?

Hiob.

Im Kloſter Tſchudow ſey er aufgewachſen,

Sich ſelber unbekannt; von dort hab' er
Nach Litthauen und Polen ſich geflüchtet,
Wo er dem Fürſt von Sendomir gedient,
Bis ihm ein Zufall ſeinen Stand entdeckt.

Marfa.

Mit ſolcher Fabel kann er Freunde finden,
Die Gut und Blut an ſeine Sache wagen?

Hiob.

O, Czaarin! falſches Herzens iſt der Pole,
Und neidiſch ſieht er unſers Landes Flor.
Ihm iſt ein jeder Vorwand ſehr willkommen,
Den Krieg in unſern Grenzen anzuzünden!

Marfa.

Doch gäb' es ſelbſt in Moskau gläub'ge Seelen,
Die dieſes Werk des Trugs ſo leicht berückt?

Hiob.

Der Völker Herz iſt wankelmüthig, Fürſtin!
Sie lieben die Veränderung; ſie glauben
Durch eine neue Herrſchaft zu gewinnen.
Der Lüge kecke Zuverſicht reißt hin,
Das Wunderbare findet Gunſt und Glauben.
Drum wünſcht der Czaar, daß du den Wahn des Volks
Zerſtreuſt, wie du allein vermagſt. Ein Wort
Von dir, und der Betrüger iſt vernichtet,
Der ſich verwegen lügt zu deinem Sohn.
Mich freut's, dich ſo bewegt zu ſehen. Dich
Empört, ich ſeh's, das freche Gaukelſpiel,
Und deine Wangen färbt der edle Zorn.

Marfa.
Und wo, — das ſagt mir, — wo verweilt er jetzt,
Der ſich für unſern Sohn zu geben wagt?
Hiob.
Schon rückt er gegen Tſchernikow heran;
Von Kiew, hört man, ſey er aufgebrochen;
Ihm folgt der Polen leicht berittne Schaar,
Sammt einem Heerzug doniſcher Koſaken.
Marfa.
O, höchſte Allmacht, habe Dank! Dank! Dank!
Daß du mir endlich Rettung, Rache ſendeſt.
Hiob.
Was iſt dir, Marfa? — Wie verſteh' ich das?
Marfa.
O, Himmelsmächte, führt ihn glücklich her!
Ihr Engel alle, ſchwebt um ſeine Fahnen!
Hiob.
Iſt's möglich? — Wie? Dich könnte der Betrüger —
Marfa.
Er iſt mein Sohn. An dieſen Zeichen allen
Erkenn' ich ihn. An deines Czaaren Furcht
Erkenn' ich ihn. Er iſt's! Er lebt! Er naht!
Herab von deinem Thron, Tyrann! Erzittre!
Es lebt ein Sprößling noch von Ruriks Stamm;
Der wahre Czaar, der rechte Erbe kommt,
Er kommt und fordert Rechnung von dem Seinen.
Hiob.
Wahnſinnige! bedenkſt du, was du ſagſt?
Marfa.
Erſchienen endlich iſt der Tag der Rache,

Der Wiederherſtellung. Der Himmel zieht
Aus Grabes Nacht die Unſchuld an das Licht
Der ſtolze Godunow, mein Todfeind, muß
Zu meinen Füßen kriechend Gnade flehn;
O, meine heißen Wünſche ſind erfüllt!

Hiob.

Kann dich der Haß zu ſolchem Grad verblenden?

Marfa.

Kann deinen Czaar der Schrecken ſo verblenden,
Daß er Errettung hofft von mir — von mir —
Der unermeßlich ſchwer Beleidigten?
— — — — —
Ich ſoll den Sohn verläugnen, den der Himmel
Mir durch ein Wunder aus dem Grabe ruft?
Ihm, meines Hauſes Mörder, zu gefallen,
Der über mich unſäglich Weh gehäuft?
Die Rettung von mir ſtoßen, die mir Gott
In meinem tiefen Jammer endlich ſendet?

Hiob.

— — — — — —

Marfa.

Nein, du entrinnſt mir nicht. Du ſollſt mich hören,
Ich habe dich, ich laſſe dich nicht los.
O, endlich kann ich meine Bruſt entladen!
Ausſchäumen endlich gegen meinen Feind
Der tiefſten Seele lang verhaltnen Groll!
— — — — Wer war's, der mich
In dieſe Gruft der Lebenden verſtieß,
Mit allen friſchen Kräften meiner Jugend,
Mit allen warmen Trieben meiner Bruſt?

Wer riß den theuern Sohn mir von der Seite,
Und ſandte Mörder aus, ihn zu durchbohren?
O! keine Sprache nennt, was ich gelitten,
Wenn ich die langen hellgeſtirnten Nächte
Mit ungeſtillter Sehnſucht durchgewacht,
Der Stunden Lauf an meinen Thränen zählte!
Der Tag der Rettung und der Rache kommt;
Ich ſeh' den Mächtigen in meiner Macht.

Hiob.

Du glaubſt, es fürchte dich der Czaar —

Marfa.

Er iſt
In meiner Macht — Ein Wort aus meinem Munde,
Ein einziges, kann ſein Geſchick entſcheiden! —
Das iſt's, warum dein Herrſcher mich beſchickte!
Das ganze Volk der Reußen und der Polen
Sieht jetzt auf mich. Wenn ich den Czaarowitſch
Für meinen Sohn und Iwans anerkenne,
So huldigt Alles ihm; das Reich iſt ſein.
Verläugn' ich ihn, ſo iſt er ganz verloren;
Denn wer wird glauben, daß die wahre Mutter,
Die Mutter, die, wie ich, beleidigt war,
Verläugnen könnte ihres Herzens Sohn,
Mit ihres Hauſes Mörder einverſtanden?
Ein Wort nur koſtet's mich, und alle Welt
Verläßt ihn als Betrüger. — Iſt's nicht ſo?
Dies Wort will man von mir. — Den großen Dienſt,
Geſteh's, kann ich dem Godunow erzeigen!

Hiob.

Dem ganzen Vaterland erzeigſt du ihn;

Aus ſchwerer Kriegsnoth retteſt du das Reich,
Wenn du der Wahrheit Ehre gibſt. Du ſelbſt,
Du zweifelſt nicht an deines Sohnes Tod,
Und könnteſt zeugen wider dein Gewiſſen?

Marfa.

Ich hab' um ihn getrauert ſechzehn Jahr',
Doch ſeine Aſche ſah' ich nie. Ich glaubte
Der allgemeinen Stimme ſeinen Tod
Und meinem Schmerz. Der allgemeinen Stimme
Und meiner Hoffnung glaub' ich jetzt ſein Leben.
Es wäre ruchlos, mit verwegnem Zweifel
Der höchſten Allmacht Grenzen ſetzen wollen.
Doch wär' er auch nicht meines Herzens Sohn,
Er ſoll der Sohn doch meiner Rache ſeyn.
Ich nehm' ihn an und auf an Kindes Statt,
Den mir der Himmel rächend hat geboren.

Hiob.

Unglückliche! dem Starken trotzeſt du?
Vor ſeinem Arme biſt du nicht geborgen
Auch in des Kloſters Abgeſchiedenheit.

Marfa.

Er kann mich tödten; meine Stimme kann
Im Grab erſticken oder Kerkers Nacht,
Daß ſie nicht mächtig durch die Welt erſchalle;
Das kann er; doch mich reden laſſen, was
Ich nicht will, das vermag er nicht; — auch nicht
Durch deine Liſt, — den Zweck hat er verloren!

Hiob.

Iſt dies dein letztes Wort? Beſinn' dich wohl!
Bring' ich dem Czaar nicht beſſeren Beſcheid?

Marfa.

Er hoffe auf den Himmel, wenn er darf,
Auf ſeines Volkes Liebe, wenn er kann.

Hiob.

Genug! — Du willſt entſchloſſen dein Verderben,
Du hältſt dich an ein ſchwaches Rohr, das bricht;
Du wirſt mit ihm zu Grunde gehen. —

Marfa (allein).

Es iſt mein Sohn, ich kann nicht daran zweifeln.
Die wilden Stämme ſelbſt der freien Wüſte
Bewaffnen ſich für ihn; der ſtolze Pole,
Der Palatinus, wagt die edle Tochter
An ſeiner guten Sache reines Gold,
Und ich allein verwärf' ihn, ſeine Mutter?
Und mich allein durchſchauerte der Sturm
Der Freude nicht, der ſchwindelnd alle Herzen
Ergreift, und in Erſchüttrung bringt die Erde?
Er iſt mein Sohn; ich glaub' an ihn, ich will's.
Ich faſſe mit lebendigem Vertrauen
Die Rettung an, die mir der Himmel ſendet!

Er iſt's, er zieht mit Heereskraft heran,
Mich zu befreien, meine Schmach zu rächen!
Hört ſeine Trommeln! ſeine Kriegstrommeten!
Ihr Völker, kommt vom Morgen und Mittag
Aus euren Steppen, euren ew'gen Wäldern!
In allen Zungen, allen Trachten kommt!
Zäumet das Roß, das Rennthier, das Kameel!

Wie Meereswogen ſtrömet zahllos her,
Und dränget euch zu eures Königs Fahnen! —
O, warum bin ich hier geengt, gebunden,
Beſchränkt mit dem unendlichen Gefühl!
Du, ew'ge Sonne, die den Erdenball
Umkreist, ſey du die Botin meiner Wünſche!
Du, allverbreitet ungehemmte Luft,
Die ſchnell die weitſte Wanderung vollendet,
O, trag' ihm meine glühnde Sehnſucht zu!
Ich habe nichts, als mein Gebet und Flehn;
Das ſchöpf' ich flammend aus der tiefſten Seele,
Beflügelt ſend' ich's zu des Himmels Höhn,
Wie eine Heerſchaar ſend' ich dir's entgegen.

Zweite Scene.

Eine Anhöhe mit Bäumen umgeben.

Eine weite und lachende Ferne öffnet ſich; man ſieht einen ſchönen Strom durch die Landſchaft ausgegoſſen, die von dem jungen Grün der Saaten belebt iſt. Näher und ferner ſieht man die Thurmſpitzen einiger Städte leuchten. Trommeln und Kriegsmuſik hinter der Scene. **Odowalsky** und andere **Offiziere** treten auf; gleich darauf **Demetrius**.

Odowalsky.

Laßt die Armee am Wald hinunter ziehn,
Indeß wir uns hier umſchaun auf der Höhe.

(Einige gehen. Demetrius tritt auf.)

Demetrius (zurückfahrend).

Ha! welch ein Anblick!

Odowalsky.
Herr! du ſiehſt dein Reich
Vor dir geöffnet. — Das iſt ruſſiſch Land.

Razin.
Hier dieſe Säule trägt ſchon Moskaus Wappen;
Hier hört der Polen Herrſchgebiete auf.

Demetrius.
Iſt das der Dnieper, der den ſtillen Strom
Durch dieſe Auen gießt?

Odowalsky.
Das iſt die Desna.
Dort heben ſich die Thürme Tſchernigows.

Razin.
Was dort am fernen Himmel glänzt, das ſind
Die Kuppeln von Seweriſch Novogrod.

Demetrius.
Welch heitrer Anblick! Welche ſchöne Auen!

Odowalsky.
Der Lenz hat ſie mit ſeinem Schmuck bedeckt;
Denn Fülle Korns erzeugt der üpp'ge Boden.

Demetrius.
Der Blick ſchweift hin im Unermeßlichen.

Razin.
Doch iſt's ein kleiner Anfang nur, o Herr!
Des großen Ruſſenreichs. Denn unabſehbar
Streckt es der Morgen-Sonne ſich entgegen,
Und keine Grenzen hat es nach dem Nord,
Als die lebend'ge Zeugungskraft der Erde.

— — — — —

Razin.

Sieh, unſer Czaar iſt ganz nachdenkend worden.

Demetrius.

Auf dieſen ſchönen Au'n wohnt noch der Friede,
Und mit des Krieges furchtbarem Geräth
Erſchein' ich jetzt, ſie feindlich zu verheeren!

Odowalsky.

Dergleichen, Herr! bedenkt man hintendrein.

Demetrius.

Du fühlſt als Pole, ich bin Moskaus Sohn,
Es iſt das Land, das mir das Leben gab.
Vergib mir, theurer Boden, heim'ſche Erde,
Du heiliger Grenzpfeiler, den ich faſſe,
Auf den mein Vater ſeinen Adler grub,
Daß ich, dein Sohn, mit fremden Feindes-Waffen
In deines Friedens ruhigen Tempel falle.
Mein Erb' zurück zu fordern, komm' ich her,
Und den geraubten edeln Vaternamen.
Hier herrſchten die Waräger, meine Ahnherrn,
In langer Reih', ſeit dreißig Menſchen-Altern;
Ich bin der Letzte ihres Stamms, dem Mord
Entriſſen durch ein göttliches Verhängniß.

Dritte Scene.

Ein ruſſiſches Dorf.

Freier Platz vor der Kirche. Man hört die Sturmglocke. **Gleb**, **Ilia** und **Timoska** eilen, mit Aexten bewaffnet, auf die Scene.

Gleb (aus dem Hauſe kommend).

Was rennt das Volk?

Ilia (aus einem andern Hauſe kommend).

Wer zog die Feuerglocke? —

Timoska.

Nachbarn, heraus! Kommt Alle, kommt zu Rath!

Oleg und **Igor** mit vielen andern Landleuten, Weibern und Kindern, welche Gepäcke tragen.

Gleb.

Wo kommt ihr her mit Weibern und mit Kindern?

Igor.

Flieht, flieht! Der Pole iſt in's Land gefallen
Bei Moromeſk, und mordet, was er findet.

Oleg.

Flieht, flieht in's innre Land, in feſte Städte!
Wir haben unſre Hütten angezündet,
Uns aufgemacht, ein ganzes Dorf, und fliehn
Landeinwärts zu dem Heer des Czaaren.

Timoska.

Da kommt ein neuer Trupp von Flüchtigen.

Iwanska und **Petruſchka** mit bewaffneten Landleuten treten an der entgegengeſetzten Seite auf.

Iwanska.

Es leb' der Czaar! der große Fürſt Dimitri!

Gleb.

Wie? was iſt das?

Ilia.
Wo wollt ihr hin?
Timoska.
Wer ſeyd ihr?
Petruſchka.
Wer treu iſt unſerm Fürſtenſtamm, kommt mit!
Timoska.
Was iſt denn das? Da flieht ein ganzes Dorf
Landeinwärts, vor den Polen ſich zu retten,
Und ihr wollt hin, wo dieſe hergeflohn?
Wollt übergehen zu dem Feind des Landes?
Petruſchka.
Was Feind? Es iſt kein Feind, der kommt; es iſt
Ein Freund des Volks, der rechte Erb' des Landes.

* * *

Es tritt der Poſadnik (Dorfrichter) auf, um ein Manifeſt des Demetrius abzuleſen. Schwanken der Einwohner des Dorfs zwiſchen beiden Parteien. Die Bäuerinnen werden zuerſt für Demetrius gewonnen, und geben den Ausſchlag.

Lager des Demetrius. Er iſt in der erſten Action geſchlagen, aber die Armee des Czaaren Boris ſiegt gewiſſermaßen wider ihren Willen, und verfolgt ihre Vortheile nicht. Demetrius, in Verzweiflung, will ſich tödten, und wird mit Mühe von Korela und Odowalsky daran verhindert. Uebermuth der Koſaken ſelbſt gegen Demetrius.

Lager der Armee des Czaaren **Boris**. Er ſelbſt iſt abweſend, und dies ſchadet ſeiner Sache, weil er gefürchtet, aber nicht geliebt wird. Die Armee iſt ſtark, aber unzuverläſſig. Die Anführer ſind uneinig, und neigen ſich zum Theil auf die Seite des Demetrius aus verſchiedenen Bewegungsgründen. Einer von ihnen, Soltikow, erklärt ſich aus Ueberzeugung für ihn. Sein Uebergang iſt von den wichtigſten Folgen; ein großer Theil der Armee fällt dem Demetrius zu.

Boris in Moskau. Noch zeigt er ſich als abſoluter Herrſcher und hat treue Diener um ſich; aber er iſt ſchon erbittert durch ſchlimme Nachrichten. Furcht vor einem Aufſtand in Moskau hält ihn ab, zur Armee zu gehen. Auch ſchämt er ſich, als Czaar in Perſon gegen den Betrüger zu fechten. Scene zwiſchen ihm und dem Erzbiſchof.

Unglücksboten kommen von allen Seiten, und die Gefahr wird immer dringender für Boris. Er hört vom Abfall des Landvolks und der Provinzial-Städte, von der Unthätigkeit und Meuterei der Armee, von den Bewegungen in Moskau, von Demetrius Vordringen. Romanow, den er ſchwer beleidigt hat, kommt in Moskau an. Dies erregt neue Beſorgniſſe. Jetzt kommt die Nachricht, daß die Bojaren in das Lager des Demetrius fliehen, und daß die ganze Armee zu ihm übergeht.

Boris und Axinia. Der Czaar erſcheint rührend als Vater, und im Geſpräch mit der Tochter ſchließt ſich ſein Innerſtes auf.

Boris hat ſich durch Verbrechen zum Herrſcher gemacht, aber alle Pflichten des Herrſchers übernommen und geleiſtet; dem Lande gegenüber iſt er ein ſchätzbarer Fürſt, und ein wahrer Vater des Volks. Nur in Angelegenheiten ſeiner Perſon gegen Einzelne iſt er argwöhniſch, rachſüchtig und grauſam. Sein Geiſt erhebt ihn, wie ſein Rang, über Alles, was ihn umgibt. Der lange Beſitz der höchſten Gewalt, die gewohnte Beherrſchung der Menſchen und die deſpotiſche Form der Regierung haben ſeinen Stolz ſo genährt, daß es ihm unmöglich iſt, ſeine Größe zu überleben. Er ſieht klar, was ihm bevorſteht; aber noch iſt er Czaar, und nicht erniedrigt, wenn er zu ſterben beſchließt.

Er glaubt an Vorherverkündigungen, und in ſeiner jetzigen Stimmung erſcheinen ihm Dinge als bedeutend, die er ſonſt verachtet hatte. Ein beſonderer Umſtand, worin er eine Stimme des Schickſals findet, wird für ihn entſcheidend.

Kurz vor ſeinem Tode ändert er ſeine Natur, wird ſanfter auch gegen die Unglücksboten, und ſchämt ſich der Aufwallungen des Zorns, womit er die früheren empfing. Er läßt ſich das Schlimmſte erzählen, und beſchenkt ſogar den Erzähler.

Sobald er das für ihn entſcheidende Unglück vernimmt, geht er ab ohne weitere Erklärung, mit Gelaſſenheit und Reſignation. Kurz nachher tritt er in Mönchskleidern wieder auf, und entfernt ſeine Tochter von ſeinem letzten Augenblicke. In einem Kloſter ſoll ſie Schutz vor Beleidigungen ſuchen; ſein Sohn Feodor wird als ein Kind vielleicht weniger zu fürchten haben. Er nimmt das Gift und geht auf ein einſames Zimmer, um in der Stille zu ſterben.

Allgemeine Verwirrung bei der Nachricht vom Tode des Czaaren. Die Bojaren bilden einen Reichsrath und herrſchen im Kremel. Romanow (nachheriger Czaar und Stammvater des jetzt regierenden Hauſes) tritt auf an der Spitze einer bewaffneten Macht, ſchwört an der Bruſt des Czaaren ſeinem Sohn Feodor den Eid der Treue, und nöthigt die Bojaren, ſeinem Beiſpiel zu folgen. Rache und Ehrſucht ſind fern von ſeiner Seele; er folgt bloß dem Rechte. Arinien liebt er ohne Hoffnung, und wird, ohne es zu wiſſen, wieder geliebt.

Romanow eilt zur Armee, um dieſe für den jungen Czaar zu gewinnen. Aufruhr in Moskau, von den Anhängern des Demetrius bewirkt. Das Volk reißt die Bojaren aus ihren Häuſern, bemächtigt ſich des Feodor und der Arinia, ſetzt ſie gefangen, und ſchickt Abgeordnete an Demetrius.

* * *

Demetrius in Tula auf dem Gipfel des Glücks. Die Armee iſt ſein; man bringt die Schlüſſel vieler Städte. Moskau allein ſcheint noch zu widerſtehen. Er iſt mild und liebenswürdig, zeigt eine edle Rührung bei der Nachricht vom Tode des Boris, begnadigt einen entdeckten Anſchlag gegen ſein Leben, verſchmäht die knechtiſchen Ehrenbezeigungen der Ruſſen, und will ſie abſchaffen. Die Polen dagegen, von denen er umgeben iſt, ſind rauh, und behandeln die Ruſſen mit Verachtung. Demetrius verlangt nach einer Zuſammenkunft mit ſeiner Mutter, und ſendet Boten an Marina.

* * *

Unter der Menge von Ruſſen, die ſich in Tula zum Demetrius drängen, erſcheint ein Mann, den Demetrius ſogleich erkennt; er freut ſich höchlich, ihn wieder zu ſehen. Er entfernt alle Andere, und ſobald er mit dieſem Manne allein iſt, dankt er ihm mit vollem Herzen, als ſeinem Retter und Wohlthäter. Jener gibt zu verſtehen, daß Demetrius allerdings eine große Verbindlichkeit gegen ihn habe, und eine größere, als er ſelbſt wiſſe. Demetrius dringt in ihn, ſich deutlicher zu erklären, und der Mörder des ächten Demetrius entdeckt nun den wahren Hergang der Sache. Für dieſen Mord wurde er nicht belohnt, hatte vielmehr von Boris nichts als den Tod zu erwarten. Dürſtend nach Rache traf er auf einen Knaben, deſſen Aehnlichkeit mit dem Czaar Iwan ihm auffiel. Dieſer Umſtand mußte benutzt werden. Er nahm ſich des Knaben an, floh mit ihm aus Uglitſch, brachte ihn zu einem Geiſtlichen, den er für ſeinen Plan zu gewinnen wußte, und übergab dieſem das Kleinod, das er ſelbſt dem ermordeten Demetrius abgenommen hatte. Durch dieſen Knaben, den er nachher nie aus den Augen verloren, und deſſen Schritte er jederzeit unvermerkt geleitet hat, iſt er nunmehr gerächt. Sein Werkzeug, der falſche Demetrius, herrſcht über Rußland an Boris Stelle.

Während dieſer Erzählung geht im Demetrius eine ungeheure Veränderung vor. Sein Stillſchweigen iſt furchtbar. In dem Momente der höchſten Wuth und Verzweiflung bringt ihn der Mörder auf's Aeuſſerſte, da er mit Trotz und Uebermuth ſeinen Lohn fordert. Er ſtößt ihn nieder.

Monolog des Demetrius. Innerer Kampf, aber überwiegendes Gefühl der Nothwendigkeit, ſich als Czaar zu behaupten.

Die Abgeordneten der Stadt Moskau kommen an, und unterwerfen ſich dem Demetrius. Sie werden finſter und mit drohenden Anſtalten empfangen. Unter ihnen iſt der Patriarch. Demetrius entſetzt ihn ſeiner Würde, und verurtheilt kurz darauf einen vornehmen Ruſſen, der an ſeiner Aechtheit gezweifelt hatte.

Marfa und Olga erwarten den Demetrius unter einem prächtigen Zelt. Marfa ſpricht von der bevorſtehenden Zuſammenkunft mit mehr Zweifel und Furcht, als Hoffnung, und zittert dieſem Moment entgegen, der ihre höchſte Glückſeligkeit ſeyn ſollte. Olga redet ihr zu, ſelbſt ohne Glauben. Auf der langen Reiſe hatten Beide Zeit gehabt, ſich an alle Umſtände zu erinnern; die erſte Exaltation hatte dem Nachdenken Raum gemacht. Das düſtre Schweigen und die zurückſchreckenden Blicke der Wachen, die das Zelt umgeben, vermehren noch ihre Zweifel.

Die Trompeten erſchallen. Marfa iſt unſchlüſſig, ob ſie dem Demetrius entgegen gehen ſoll. Jetzt ſteht er vor ihr, allein. Der kleine Reſt von Hoffnung in ihrem Herzen ſchwindet ganz bei ſeinem Anblick. Ein unbekanntes Etwas tritt zwiſchen Beide, die Natur ſpricht nicht, ſie ſind ewig geſchieden. Der erſte Moment war ein Verſuch, ſich zu nähern; Marfa iſt die erſte, die eine zurückweichende Bewegung macht. Demetrius bemerkt es, und bleibt einen Augenblick betroffen ſtehen. Bedeutendes Schweigen. —

Demetrius. Sagt dir das Herz nichts? Erkennſt du dein Blut nicht in mir?

Marfa (ſchweigt).

Demetrius. Die Stimme der Natur iſt heilig und frei; ich will ſie weder zwingen noch erlügen. Hätte dein Herz bei meinem Anblicke geſprochen, ſo hätte das meinige geantwortet; du würdeſt einen frommen, einen liebenden Sohn in mir gefunden haben. Das Nothwendige wäre mit Neigung, mit Liebe, mit Innigkeit geſchehen. Doch wenn du nicht als Mutter für mich fühlſt, ſo denk' als Fürſtin, faſſe dich als Königin! Das Schickſal gab mich dir ungehofft zum Sohn; nimm du mich an als ein Geſchenk des Himmels. Wär' ich dein Sohn auch nicht, der ich jetzt ſcheine, ſo raub' ich deinem Sohne nichts. Ich raubte es deinem Feinde. Dich und dein Blut hab' ich gerächt, habe dich aus der Gruft, in der du lebendig begraben warſt, gezogen, und auf den Fürſtenſtuhl zurückgeführt. — Daß dein Schickſal an meines befeſtigt iſt, begreifſt du. Du ſtehſt mit mir, und mit mir gehſt du unter. Die Völker alle ſehen auf uns. —

Ich haſſe die Gaukelei, und, was ich nicht empfinde, mag ich nicht zeigen; aber ich fühle wirklich eine Ehrfurcht gegen dich, und dies Gefühl, das meine Kniee vor dir beugt, es iſt mein Ernſt.

(Stummes Spiel der Marfa, das die innere Bewegung in ihr zu erkennen gibt.)

Demetrius .Entſchließe dich! Laß deines Willens freie Handlung ſeyn, was die Natur dir verſagt. Ich fordere keine Heuchelei, keine Lüge von dir; ich fordere wahre Gefühle. Scheine du nicht meine Mutter, ſey es — Wirf das Vergangene von dir, ergreife das Gegenwärtige mit ganzem Herzen! Bin ich dein Sohn nicht, ſo bin ich der Czaar; ich habe die Macht, ich habe das Glück. — Der, welcher im Grabe liegt, iſt Staub; er hat kein Herz, dich zu lieben, kein Auge, dir zu lächeln — Wende dich zu dem Lebenden —

(Marfa bricht in Thränen aus.)

Demetrius. O dieſe goldnen Tropfen ſind mir willkommen. Laß ſie fließen! Zeige dich ſo dem Volk!

(Auf einen Wink des Demetrius öffnet ſich das Zelt, und die verſammelten Ruſſen werden Zeugen dieſer Scene.)

Einzug des Demetrius in Moskau. Große Pracht, aber kriegeriſche Anſtalten. Polen und Koſaken ſind es, die den Zug anführen. Das Düſtre und Schreckliche miſcht ſich in die öffentliche Freude. Mißtrauen und Unglück umſchweben das Ganze.

Romanow, der zu ſpät zur Armee kam, iſt nach Moskau zurückgekehrt, um Feodor und Arinien zu ſchützen. Alles iſt vergebens; er ſelbſt wird gefangen geſetzt. Arinia flüchtet zur Czaarin Marfa und fleht zu ihren Füßen um Schutz vor den Polen. Hier ſieht ſie Demetrius, und ihr Anblick entzündet bei ihm eine heftige unwiderſtehliche Leidenſchaft. Arinia verabſcheut ihn.

Demetrius als Czaar — Ein furchtbares Element trägt ihn, aber er beherrſcht es nicht; er wird von der

Gewalt fremder Leidenſchaften geführt. — Sein inneres Bewußtſeyn erzeugt ein allgemeines Mißtrauen; er hat keinen Freund, keine treue Seele. Polen und Koſaken ſchaden ihm durch ihre Frechheit in der Meinung des Volks. Selbſt was ihm zur Ehre gereicht, ſeine Popularität, Einfachheit und Verſchmähung des ſteifen Ceremoniels erregt Unzufriedenheit. Zuweilen verletzt er aus Unbedacht die Gebräuche des Landes. Er verfolgt die Mönche, weil er viel unter ihnen gelitten hat. Auch iſt er nicht frei von despotiſchen Launen in den Momenten des beleidigten Stolzes. — Odowalsky weiß ſich ihm ſtets nothwendig zu machen, entfernt die Ruſſen aus ſeiner Nähe, und behauptet ſeinen überwiegenden Einfluß.

Demetrius ſinnt auf Untreue gegen Marina. Er ſpricht darüber mit dem Erzbiſchof Hiob, der, um die Polen zu entfernen, ſeinem Wunſche entgegen kommt, und ihm von der czaariſchen Gewalt eine hohe Vorſtellung gibt.

Marina erſcheint in Moskau mit einem großen Gefolge. Zuſammenkunft mit Demetrius. Falſcher und kalter Empfang von beiden Seiten; jedoch weiß ſie ſich beſſer zu verſtellen. Sie dringt auf baldige Vermählung. Es werden Anſtalten zu einem rauſchenden Feſte gemacht.

Auf Geheiß der Marina wird Arinien ein Giftbecher gebracht. Der Tod iſt ihr willkommen. Sie fürchtete, dem Czaaren zum Altare folgen zu müſſen.

Heftiger Schmerz des Demetrius. Mit zerriſſenem Herzen geht er zur Trauung mit Marina.

Nach der Trauung entdeckt ihm Marina, daß ſie ihn nicht für den ächten Demetrius hält, und nie dafür gehalten hat. Kalt überläßt ſie ihn ſich ſelbſt in einem fürchterlichen Zuſtande.

Unterdeſſen benutzt Schinskoi, einer der ehemaligen Feldherrn des Czaaren Boris, das wachſende Mißvergnügen des Volks und wird das Haupt einer Verſchwörung gegen Demetrius.

Romanow im Gefängniß wird durch eine überirdiſche Erſcheinung getröſtet. Ariniens Geiſt ſteht vor ihm, öffnet ihm einen Blick in künftige ſchönere Zeiten, und befiehlt ihm, ruhig das Schickſal reifen zu laſſen, und ſich nicht mit Blut zu beflecken. Romanow erhält einen Wink, daß er ſelbſt zum Thron berufen ſey. Kurz nachher wird er zur Theilnehmung an der Verſchwörung aufgefordert; er lehnt es ab.

Soltikow macht ſich bittre Vorwürfe, daß er ſein Vaterland an den Demetrius verrathen hat. Aber er will nicht zum Zweitenmale ein Verräther ſeyn, und aus Rechtlichkeit behauptet er, wider ſein Gefühl, die einmal ergriffene Partei. Da das Unglück einmal geſchehen iſt, ſo ſucht er es wenigſtens zu vermindern, und die Macht der Polen zu ſchwächen. Er bezahlt dieſen Verſuch mit ſeinem Leben; aber er nimmt ſeinen Tod als verdiente Strafe an, und bekennt dies ſterbend dem Demetrius ſelbſt.

Caſimir, ein Bruder der Lodoiska, einer jungen Polin, die den Demetrius im Hauſe des Woywoden von Sendomir heimlich und ohne Hoffnung liebte, hat ihn auf Bitten ſeiner Schweſter auf dem Heerzuge begleitet, und in jedem Gefecht tapfer vertheidigt. In dem Momente der höchſten Gefahr, da alle übrigen Anhänger des Demetrius auf ihre Rettung denken, bleibt Caſimir allein ihm getreu, und opfert ſich für ihn auf.

Die Verſchwörung kommt zum Ausbruch. Demetrius iſt bei der Czaarin Marfa und die Anführer dringen in das Zimmer. Die Würde und Kühnheit des Demetrius wirkt einige Augenblicke auf die Rebellen. Es gelingt ihm beinahe, ſie zu entwaffnen, da er ihnen die Polen preis geben will. Aber jetzt ſtürzt Schinskoi mit einer andern wüthenden Schaar herein. Von der Czaarin wird eine beſtimmte Erklärung gefordert:

ſie ſoll das Kreuz darauf küſſen, daß Demetrius ihr Sohn ſey. Auf eine ſo feierliche Art gegen ihr Gewiſſen zu zeugen, iſt ihr unmöglich. Stumm wendet ſie ſich ab von Demetrius, und will ſich entfernen. „Sie ſchweigt?“ ruft die tobende Menge, „ſie verläugnet ihn? So ſtirb denn, Betrüger! —“ Und durchbohrt liegt er zu den Füßen der Marſa.

II.

Warbeck.

Perſonen.

Margaretha von York, Herzogin von Burgund.
Adelaide, Prinzeſſin von Bretagne.
Erich, Prinz von Gothland.
Warbeck, vorgeblicher Herzog Richard von York.
Simnel, vorgeblicher Prinz Eduard von Clarence.
Eduard Plantagenet, der wirkliche Prinz von Clarence.
Graf Hereford, ausgewanderter engliſcher Lord.
Seine fünf Söhne.
Sir William Stanley, Botſchafter Heinrich VII. von England.
Graf Kildare.
Belmont, Biſchof von Ypern.
Sir Richard Blunt, Abgeſandter des falſchen Eduards.
Bürger von Brüſſel.
Hofdiener der Margaretha.

Erster Akt.

Lord Hereford, ein Anhänger Yorks, hat mit ſeinen fünf Söhnen England verlaſſen, auf die Nachricht, daß ſich Richard von York, zweiter Sohn Eduards IV., den man ſchon als Knabe ermordet glaubte, lebend in Brüſſel befinde, und ſein Erbrecht zurückfordere. Die Anerkennung des Prätendenten durch ſeine Tante, die Herzogin Margaretha von Burgund, durch Frankreich und Portugal, und die öffentliche Stimme waren ihm hinreichende Gründe, von Heinrich VII. abzufallen, und ſeine Beſitzungen an ſeine Hoffnungen zu wagen. Er tritt in den Pallaſt der Margaretha, wo er die Bildniſſe der Yorks aufgeſtellt findet; er freut ſich nun, auf einem Boden zu ſeyn, wo er ſeine Neigung zu dem Hauſe York frei bekennen dürfe.

Lord Stanley, Botſchafter Heinrichs VII. am Hofe der Margaretha, tritt ihm hier entgegen, und ſucht umſonſt, ihm die Augen über den geſpielten Betrug zu öffnen. Beide gerathen in Hitze, und der Streit der zwei Roſen erneuert ſich in der Vorhalle der Margaretha.

Der Biſchof von Ypern, vertrauter Rath der Herzogin, kommt dazu, und bringt ſie auseinander. Er rühmt die Pietät der Herzogin gegen ihre unterdrückte Partei und ihre ſchutzloſen Verwandten, und ſpricht dasjenige aus, wofür Margaretha gern gehalten ſeyn möchte.

Bürger und Bürgerfrauen von Brüſſel erfüllen die Vorhalle, um die Herzogin mit dem Prinzen von York zu erwarten. Stanley ſchilt ihre Verblendung; ſie gerathen aber durch die Schmähungen, die er gegen ihren angebeteten Prinzen ausſtößt, in eine ſolche Wuth, daß ſie ihn zu zerreißen drohen. Man hört Trompeten, welche die Ankunft des York verkünden.

Richard tritt zwiſchen ſie, rettet den Abgeſandten, haranguirt das Volk und bringt es zur Ruhe. Während er ſpricht, tritt Margaretha mit dem Prinzen von Gothland, der Prinzeſſin von Bretagne und andern Großen ein. — Hereford wird von dem Anblick Richards hingeriſſen, überzeugt und überwältigt. Er wirft ſich vor ihm nieder und huldigt ihm, als dem Sohn ſeines Königs. Margaretha nimmt nun das Wort und erklärt ſich über ihren Neffen mit der Zärtlichkeit der mütterlichen Verwandtin. — Sie fordert den Prinzen auf, den Lord wohl aufzunehmen.

Richard umarmt ihn, und äußert ſich mit Gefühl und zugleich mit fürſtlicher Würde. Hereford wird zunehmend von ihm eingenommen, und fragt jetzt nach ſeiner Geſchichte —

Richard will ausweichen.

Die Herzogin übernimmt es, ſie vorzutragen, indem ſie den Richard entſchuldigt. —

Nun folgt die Erzählung von Richards fabelhafter Geſchichte, welche großen Eindruck macht, und öfters von dem Affekt der Zuhörer unterbrochen wird. —

Stanley proteſtirt noch einmal dagegen, und geht ab, ohne Glauben zu finden. Richards edle Erklärung löſcht den Eindruck ſeiner Worte aus.

Hereford verſtärkt ſeine Verſicherungen und verſpricht dem Herzog Richard einen zuſtrömenden Anhang in England. Richard erinnert ſich mit Rührung an ſeine vorige Unbekanntheit mit ſich ſelbſt, und vergleicht jenen ſorgloſen Zuſtand mit ſeiner jetzigen Lage. — Es iſt eine ſchwere Pflicht und kein Glück, daß er ſeine Rechte behaupten muß. Er ſcheint ſich noch einmal zu bedenken, und es der Herzogin zu bedenken zu geben, ob er das blutige Kampfſpiel unternehmen ſoll, welches den Frieden zweier Länder zerſtört.

Sie ermuntert ihn dazu, wie ſchwer ihr auch die Trennung von ihm werde und der Gedanke, ihn den Zufällen des Krieges auszuſetzen. — Lebhafte Bezeugungen ihrer Zärtlichkeit. —

Jetzt ſpricht ſie von dem zweifachen Anliegen ihres Herzens, der Reſtitution ihres Neffen und der

Vermählung Adelaidens, welche nächſtens mit dem Prinzen von Gothland ſoll gefeiert werden.

Prinz Erich von Gothland bleibt allein mit der Prinzeſſin von Bretagne zurück, und ſpottet über die vorhergegangene Farce. Adelaide iſt noch in einer großen Gemüthsbewegung und zeigt ihre Empfindlichkeit über Erichs fühlloſe Kälte. Er verſpottet ſie und ſpricht von dem Prinzen von York mit Verachtung. Sie nimmt mit Lebhaftigkeit Warbecks Partei, an deſſen Wahrhaftigkeit ſie nicht zweifelt, und ſtellt zwiſchen ihm und Erich eine dem letztern nachtheilige Vergleichung an. Ihre Zärtlichkeit für den vorgeblichen York verräth ſich. Erich demonſtrirt ihr aus Warbecks Benehmen, daß jener kein Fürſt ſeyn könne, und führt ſolche Beweiſe an, welche ſeine eignen gemeinen Begriffe von einem Fürſten verrathen. Adelaide verbirgt ihre Verachtung gegen ihn nicht, und ſetzt ihn auf's tiefſte neben dem York'ſchen Prinzen herab.

Erich hat wohl bemerkt, daß Adelaide für dieſen Zärtlichkeit empfinde, aber ſeine Schadenfreude iſt größer, als ſeine Eiferſucht; er findet ein Vergnügen daran, daß jene Beiden ſich hoffnungslos lieben, er ſelbſt aber die Prinzeſſin beſitzen werde. Der Beſitz, meint er, mache es aus, und es gibt ihm einen ſüßen Genuß, dem Warbeck, den er haßt, die Geliebte zu entreißen.

Adelaide ſpricht in einem Monolog ihre Liebe, ihr Mitleid mit Warbeck, und ihren Schmerz über ihre eigne Lage am Hofe der Margaretha aus. Sie findet eine Aehnlichkeit in Richards und ihrem eignen Schickſale;

Beide leben von der Gnade einer ſtolzen, gebieteriſchen Verwandtin und ſind hülfloſe Opfer der Gewalt.

Zweiter Akt.

Der erſte Akt zeigte Warbeck in ſeinem öffentlichen Verhältniß; jetzt erblickt man ihn in ſeinem innern. Die glänzende Hülle fällt; man ſieht ihn von den eignen Dienern, welche Margaretha ihm zugegeben hatte, vernachläſſigt und unwürdig behandelt. Einige zweifeln an ſeiner Perſon und verachten ihn deßwegen; Andere, die an ſeine Perſon glauben, begegnen ihm mit Geringſchätzung, weil er arm iſt, und von der Gnade ſeiner Anverwandtin lebt. Das doppelte Elend eines Betrügers, der die Rolle des Fürſten ſpielt, und eines wirklichen Prinzen, der ohne Mittel iſt, häuft ſich auf ſeinem Haupte zuſammen. Er leidet Mangel an dem Nothwendigen und vermißt in ſeinem fürſtlichen Stande ſogar das Glück und den Ueberfluß ſeines vorigen Privatſtandes.

Warbeck ſpielt ſeine Rolle mit einem geſetzten Ernſt, mit einer gewiſſen Gravität und mit eigenem Glauben. So lange er den Richard vorſtellt, iſt er Richard; er iſt es auch gewiſſermaßen für ſich ſelbſt, ja ſogar zum Theil für die Mitanſteller des Betrugs.

Dieſer Schein darf ſchlechterdings nichts Komödiantiſches haben; es muß mehr ein Amt ſeyn, das er bekleidet und mit dem er ſich identificirte, als eine Maske, die er vornimmt. Nachdem der erſte Schritt gethan iſt, hat er ſeine vorige Perſon ganz weggeworfen. Alle Schritte, die aus dem erſten fließen, hat er mit ſeinem erſten Entſchluſſe adoptirt, und er ſtutzt über das Einzelne nicht mehr, nachdem er das Ganze einmal auf ſich genommen hat. Eine gewiſſe poetiſche Dunkelheit, die er über ſich ſelbſt und ſeine Rolle hat, ein Aberglaube, eine Art von Wahnwitz hilft ſeine Moralität retten. Eben das, was ihn in den Augen der Herzogin zu einem Raſenden macht, dient ihm zur Entſchuldigung.

Er darf nie klagen, als zuletzt, wenn die Liebe ihn aufgelöſt hat. Kränkungen erleidet er mit verbiſſenem Unmuth, und Gutes thut er mit ſtolzer Größe und einer gewiſſen Trockenheit, nicht ſentimentaliſch, ſondern realiſtiſch, aus einer gewiſſen Grandezza, aus Natur und ohne Reflexion.

Es muß fühlbar gemacht werden, wie natürlich es iſt, daß in dem Herzen der Prinzeſſin ſich ein liebender Antheil an dem vorgeblichen Richard einfindet, und dort zur vollen Liebe wächſt — eine Wirkung des Betrugs, an die man nicht dachte und die doch ſo nahe lag. Es iſt tragiſch, wie ein ſchönes Gemüth durch die menſchlichſte Empfindung in ein unglückliches Verhältniß verwickelt wird, wie ſich da, wo man nur Verderbliches ſäete, ein ſchönes Leben bildet.

Die Prinzeſſin iſt ein einfaches Mädchen ohne alles Fürſtliche — ihre Geburt und ihr Stand erſcheinen ihr nur als hindernde Schranken, die ihrer ſchönen Natur widerſtreben. Die Größe hat für ſie keinen Reiz; ſie hat allein Sinn für das Glück des Herzens, und nur dadurch erinnert ſie an ihre Geburt, daß ſie mit einer gewiſſen Exaltation von dem einfachen Stande ſpricht, der ihr darum eben, weil er außer ihr iſt, weil ſie ihn aus der Ferne anſchaut, poetiſcher vorkommt.

Adelaide beſchäftigt ſich mehr mit ihrer Liebe zu Warbeck, als mit der ſeinigen zu ihr. Sie iſt von einer reſignirten Natur, zum Schlachtopfer erzogen. Ihre Hoffnung zu dem Geliebten zu erheben, wagt ſie nicht; ſie beneidet nur die Glückliche, die ihn einmal beſitzen ſoll. Er muß eine reiche oder mächtige Königs Tochter heirathen; aber ſie iſt eine arme Waiſe, die nur von der Gnade ihrer Verwandtin lebt.

Warbeck, eine nach Selbſtſtändigkeit ſtrebende Natur, iſt in der Gewalt eines falſchen, gebieteriſchen, mächtigen, unverſöhnlichen Weibes, wie eines böſen Geiſtes. Er hat ſich ihr verkauft; ſein Verhältniß zu ihr iſt erniedrigend und tödtend für ihn, und umſonſt wendet er Alles an, es zu veredeln. Sie ſieht in ihm ewig nur ihr Werkzeug, den falſchen York, den Betrüger, und ihre Forderungen an ihn ſind durchaus ohne Delikateſſe, ohne alle Rückſicht auf ſein eigenes Ehrgefühl. Umſonſt will er empor ſtreben; immer wird er von ihr an das ſchändliche Verhältniß erinnert, das er ſo gern vergeſſen möchte, ja das er vergeſſen haben muß, um ſeine Rolle gut zu ſpielen. Oeffentlich ehrt, liebkoſt ſie ihn, insgeheim macht ſie ſeine Tyrannin. Sie befiehlt ihm und verbietet ihm, was er öffentlich wollen und nicht wollen ſoll; öffentlich thut ſie, als ob ſeine Wünſche Befehle für ſie wären, und redet ihm zu, das zu thun, was ſie ihm ſtreng verboten hat. Wehe ihm, wenn er ſich eigenmächtig etwas herausnehmen wollte! Dennoch thut er es zuweilen; daher ihre Ungnade und Abneigung.

Adelaide kennt Warbecks eingeſchränkte Lage und ſucht ſie zu verbeſſern. Ob er gleich das Geſchenk ihrer Großmuth nicht annimmt, ſo macht ihn doch der Beweis ihrer Liebe glücklich.

Erich ſucht einen boshaften Anſchlag gegen Warbeck auszuführen, um ihn zu beſchimpfen. Er braucht einen verworfenen Menſchen, deſſen Ausſagen für Warbeck äußerſt demüthigend ſind. Warbeck benimmt ſich feſt und edel. Der Betrug wird entdeckt und Erich beſchämt.

Die Herzogin iſt von dieſem Vorfall durch Belmont auf der Stelle unterrichtet worden, und kommt ſelbſt, die beiden Prinzen mit einander auszuſöhnen. Sie will, daß Warbeck dem Feind ſeine Hand biete, und da jener ſich weigert, ſo gibt ſie ihm zu verſtehen, daß ſie es ſo haben wolle. Sie legt einen Nachdruck darauf, daß Erich ein Prinz ſey, und läßt den Warbeck, wiewohl auf eine nur ihm allein bemerkliche Art, ſeine Abhängigkeit von ihr, ſeine Nichtigkeit fühlen.

Ein abenteuerlicher Abgeſandter kommt im Namen Eduards von Clarence, um ſich eine Sauvegarde nach Brüſſel zu erbitten, damit er ſich der Herzogin, ſeiner Tante, vorſtellen und die Beweiſe ſeiner Geburt beibringen dürfe. Er ſey aus dem Tower zu London entflohen und komme, ſeine Anſprüche an den engliſchen Thron geltend zu machen. Margaretha zweifelt keinen Augenblick an der Betrügerei; aber es trifft mit ihren Zwecken zuſammen, ſie zu begünſtigen. Sie zeigt ſich daher geneigt, die Hand zu bieten; aber Warbeck redet mit Heftigkeit dagegen. Margaretha weist ihn, auf die ihr eigene gebieteriſche Art, in ſeine Schranken zurück, und läßt ihn fühlen, daß er hier keine Stimme habe. Warbeck muß ſchweigen; aber er geht ab mit der Erklärung, daß er es mit dem Prinzen von Clarence durch das Schwert ausmachen werde.

Margaretha iſt nun mit Belmont allein, und bemerkt mit ſtolzem Unwillen, daß Warbeck anfange, ſich gegen ſie etwas herauszunehmen. Sie hat ſchon längſt eine Abneigung gegen ihn gehabt; nun fangen ſeine Anmaßungen an, ihren Haß zu erregen. Sie findet ihn nicht nur nicht unterwürfig genug, der Betrug ſelbſt, den ſie durch ihn ſpielt, iſt ihr läſtig, und ſeine Exiſtenz als York, als ihr Neffe, beſchämt ihren Fürſtenſtolz.

In dieſer ungünſtigen Stimmung findet ſie Adelaide, welche in großer Bewegung kommt, ſie zu bitten, daß ſie von den Bewerbungen des Prinzen von G. befreiet werden möchte. Adelaide verräth zugleich ihr zärtliches Intereſſe für Warbeck und bringt dadurch die ſchon erzürnte Herzogin noch mehr gegen dieſen auf. Sie wird mit Härte von ihr entlaſſen und erhält den Befehl, an den Letztern nicht mehr zu denken, und Jenen als ihren Gemahl anzuſehen. Die Hochzeit wird auf's ſchnellſte beſchloſſen und Adelaide ſieht ſich in der heftigſten Bedrängniß.

Dritter Akt.

Ein offener Platz, Thron für die Herzogin, Schranken ſind errichtet, Anſtalten zu einem gerichtlichen Zweikampfe. Zuſchauer erfüllen den Hintergrund der Scene. —

Eduard Plantagenet läßt ſich von einem der Anweſenden erzählen, was dieſe Anſtalten bedeuten. — Expoſition von Simnels und Warbecks Rechtshandel, der durch einen gerichtlichen Zweikampf entſchieden werden ſoll. Eduard vernimmt dieſen Bericht mit dem höchſten Erſtaunen, und ſeine Fragen, die zugleich eine tiefe Unwiſſenheit des Neueſten und das größte Intereſſe für dieſe Angelegenheit verrathen, erregen die Verwunderung des Andern.

Der engliche Botſchafter iſt auch zugegen, und der ſeltſame Jüngling hat ſchnell ſeine ganze Aufmerkſamkeit erregt. Er ſcheint ihn zu kennen und zu erſchrecken.

Simnel zeigt ſich mit ſeinem Anhang und haranguirt das Volk. Er ſpricht von ſeinem Geſchlecht, ſeiner Flucht aus dem Tower, und die Menge theilt ſich über ihn in zwei Parteien. Der engliſche Botſchafter macht ſich an Eduard und ſucht ihn auszuforſchen; aber er findet ihn höchſt ſchüchtern und mißtrauiſch und beſtärkt ſich eben dadurch in ſeinem Verdachte.

Die Herzogin kommt mit ihrem Hofe; Erich, Adelaide und Warbeck begleiten ſie; Trompeten ertönen und Margaretha ſetzt ſich auf den Thron. —

Unterdeſſen hat Warbeck eine kurze Scene mit Adelaide, worin dieſe ihren Unwillen und Schmerz über die bevorſtehende, unwürdige Scene, Warbeck aber ſeinen leichten Muth über den Kampf zu erkennen gibt. —

Ein Herold tritt auf und nachdem er die Veranlaſſung dieſer Feierlichkeit verkündiget hat, ruft er die beiden Kämpfer in die Schranken. Zuerſt den Simnel, der ſich öffentlich für Eduard Plantagenet bekennt, und ſeine Anſprüche vorlegt; darauf den Herzog von York, welcher Simnels Vorgeben für falſch und frevelhaft erklärt, und bereit iſt, dieſes mit ſeinem Schwerte zu beweiſen. Beide Kämpfer berufen ſich auf das Urtheil Gottes; man ſchreitet zu den gewöhnlichen Formalitäten, worauf ſich beide entfernen, um in den Schranken zu kämpfen.

Während die üblichen Vorbereitungen gemacht werden, hat der junge Plantagenet durch ſeine große Gemüthsbewegung und durch ſeine rührende Geſtalt die Aufmerkſamkeit der Herzogin und der Prinzeſſin erregt. — Jene fragt nach ihm; er gibt einige ſinnvolle Antworten und zeigt etwas Leidenſchaftliches in ſeinem Benehmen gegen die Herzogin. Ehe ſie Zeit hat, ihre Neugierde wegen des intereſſanten Jünglings zu befriedigen, ertönen die Trompeten, welche das Signal zum Kampfe geben.

Der Kampf. — Simnel wird überwunden und fällt. — Alles ſteht auf; die Schranken werden eingebrochen; das Volk dringt ſchreiend hinzu. Simnel bekennt ſterbend ſeinen Betrug und die Anſtifter; er erkennt den Warbeck für den ächten York und bittet ihn um Verzeihung. Freude des Volks.

Warbeck, als Sieger und anerkannter Herzog, ergreift dieſen Augenblick, der Prinzeſſin öffentlich ſeine Liebe zu erklären, und die Herzogin um ihre Einwilligung zu bitten.

Die engliſchen Lords legen ſich darein und unterſtützen ſeine Bitte. Erich wüthet, die Herzogin knirſcht vor Zorn, ruft die Prinzeſſin hinweg und geht ab mit wüthenden Blicken.

Jetzt ſammeln ſich die Lords um ihren Herzog, ſchwören ihm Treue und Beiſtand, und begleiten ihn im Triumph nach Hauſe.

Plantagenet allein fühlt ſich verlaſſen; ſeine Perſönlichkeit verloren, ohne Stütze, hat er nichts für ſich, als ſein Recht. Er entſchließt ſich dennoch, ſich der Herzogin zu nähern. Stanley tritt zu ihm, und verſucht, ihn hinweg zu ängſtigen.

Vierter Akt.

Die Herzogin kommt voll Zorn und Gift nach Hauſe. Ihr Haß gegen Warbeck iſt durch ſein Glück und ſeine Kühnheit geſtiegen; die erhaltene Nachricht von der Entſpringung des ächten Plantagenet aus dem Tower macht ihr den Betrüger entbehrlich; ſie iſt entſchloſſen, ihn fallen zu laſſen, und fängt gleich damit an, daß ſie der Prinzeſſin, welche ihr nachgefolgt iſt, mit Härte verbietet, an ihn zu denken, und ſogar einen Zweifel über ſeine Perſon erregt. Warbeck läßt ſich melden; ſie ſchickt die Prinzeſſin, welche zu bleiben bittet, in Thränen von ſich.

Warbeck und die Herzogin. Warbeck, kühn gemacht durch ſein Glück und auf ſeinen Anhang bauend, zugleich durch ſeine Liebe erhoben, und entſchloſſen, ſeine bisherige unerträgliche Lage zu endigen, nimmt gegen die Herzogin einen muthigen Ton an, und wagt es, ſie wegen ihres widerſprechenden Betragens gegen ihn zu Rede zu ſetzen. Sie erſtaunt über ſeine Dreiſtigkeit, und begegnet ihm mit der tiefſten Verachtung. Je mehr ſie ihn zu erniedrigen ſucht, deſto mehr Selbſtſtändigkeit ſetzt er ihr entgegen. — Er beruft ſich darauf, daß ſie es geweſen, die ihn aus ſeinem Privatſtand, wo er glücklich war, auf dieſen Platz geſtellt, daß ſie verpflichtet ſey, ihn zu halten, daß ſie kein Recht habe, mit ſeinem Glück zu ſpielen.

Ihre Antworten zeigen ihren fühlloſen Fürſtenſtolz, ihre kalte egoiſtiſche Seele; ſie hat ſich nie um ſein Glück bekümmert, er iſt ihr bloß das Werkzeug ihrer Plane geweſen, das ſie wegwirft, ſobald es unnütz wird. Aber dieſes Werkzeug iſt ſelbſtſtändig, und eben das, was ihn fähig machte, den Fürſten zu ſpielen, gibt ihm die Kraft, ſich einer ſchimpflichen Abhängigkeit zu entziehen. Endlich ſieht ſich die Herzogin genöthigt, ihre innere Wuth zu verbergen, und verläßt ihn, ſcheinbar verſöhnt, aber Rache und Grimm in ihrem Herzen.

Die Prinzeſſin wird durch die Furcht vor einer verhaßten Verbindung, und weil ſie alle Hoffnung aufgibt, etwas von der Güte der Herzogin zu erhalten, dem Betrüger gewaltſam in die Arme getrieben. Im vollen Vertrauen auf ſeine Perſon kommt ſie und ſchlägt ihm ſelbſt die Entführung vor. Sie zeigt ihm ihre ganze Zärtlichkeit und überläßt ſich verdachtlos ſeiner Ehre und Liebe. Sie nennt ihm den Grafen Kildare, einen ehrwürdigen Greis und alten Freund des Yorkſchen Hauſes, zu dem wollten ſie miteinander fliehen. Sie übergibt ihm Alles, was ſie von Koſtbarkeiten beſitzt. Je mehr Vertrauen ſie ihm zeigt, deſto qualvoller fühlt er ſeine Betrügerei; er darf ihre dargebotene Hand nicht annehmen, und noch weniger das Geſtändniß der Wahrheit wagen; ſein Kampf iſt fürchterlich; er verläßt ſie in Verzweiflung.

Sie bleibt verwundert über ſein Betragen zurück, und macht ſich Vorwürfe, daß ſie vielleicht zu weit gegangen ſey, entſchuldigt ſich mit der Gefahr, mit ihrer Liebe.

Plantagenet tritt auf, ſchüchtern und erſchrecken ſich umſehend, und den theuren Familienboden mit ſchmerzlicher Rührung begrüßend. Er erblickt die Yorkſchen Familienbilder, kniet davor nieder, und weint über ſein Geſchlecht und ſein eigenes Schickſal.

Warbeck kommt zurück, entſchloſſen, der Prinzeſſin Alles zu ſagen. Er erblickt den knieenden Plantagenet, erſtaunt, fixirt ihn, läßt ſich mit ihm in's Geſpräch ein; was er hört, was er ſieht, vermehrt ſeinen Schrecken und ſein Erſtaunen.

Endlich zweifelt er nicht mehr, daß er den wahren York vor ſich habe. Plantagenet entfernt ſich mit einer edeln und bedeutenden Aeußerung und läßt ihn ſchreckenvoll zurück.

Er hat kaum angefangen, ſeine Ahnung und ſeine Furcht auszuſprechen, als der engliſche Botſchafter eintritt und ein Geſpräch mit ihm verlangt. Dieſer beſtätigt ihm augenblicklich ſeine Ahnung und trägt ihm einen Vergleich mit dem engliſchen König an, wenn er den rechten York aus dem Wege ſchaffen helfe. Beide haben ein gemeinſchaftliches Intereſſe, den wahren York zu verderben. Warbeck fühlt die ganze Gefahr ſeiner Situation; doch ſein Haß gegen Lancaſter und ſeine beſſere Natur ſiegen, und er ſchickt den Verſucher fort.

Aber gehandelt muß werden. Der rechtmäßige York iſt da; er kann zurück fordern, was ſein iſt; die Herzogin wird eilen, ihn anzuerkennen und dem falſchen York ſein Theaterkleid abzuziehen; Alles iſt auf dem Spiel; die Prinzeſſin iſt verloren, wenn der rechte York nicht entfernt wird. Jetzt fühlt der Unglückliche, daß ein Betrug nur durch eine Reihe von Verbrechen behauptet werden kann; er verwünſcht ſeinen erſten Schritt; er wünſcht, daß er nie geboren wäre.

Die Herzogin kommt mit ihrem Rath. Man erfährt, daß der Graf Kildare auf dem Wege nach Brüſſel ſey, daß er dort den jungen Plantagenet zu finden hoffe, der ihm Nachricht gegeben, er eile dorthin. Die Herzogin iſt zugleich erfreut und verlegen über ſeine Ankunft; verlegen wegen Warbeck, doch ſie iſt feſt entſchloſſen, dieſen aufzuopfern, ſobald der rechte Plantagenet ſich gefunden. Aber wo iſt er denn, dieſer theure Neffe? Kildare ſchreibt, er ſey geraden Wegs nach Brüſſel, ſo könnte er ſchon da ſeyn. — Sie erinnert ſich des Jünglings — ein Tuch wird auf dem Boden bemerkt — Sie erkennt es für daſſelbe, welches ſie dem Eduard vor neun Jahren geſchenkt — Sie fragt voll Erſtaunen, wer in das Zimmer gekommen. Man antwortet ihr: Niemand als Warbeck. Es durchfährt ſie wie ein Blitz. Sie ſendet nach dem unbekannten Jüngling, nach Warbeck.

Fünfter Aufzug.

Herzogin. Ihr Rath. Prinzeſſin. Lords. Vergeblich ſind alle Nachforſchungen nach Eduard, er iſt nirgends zu finden. Die Herzogin hat einen gräßlichen Argwohn. Sie ſchickt nach Warbeck.

Erich und der Botſchafter erzählen von einem Mord, der geſchehn ſeyn müſſe; ſie hätten um Hülfe ſchreien hören; wie ſie herbeigeeilt, ſey Blut auf dem Boden geweſen. Die Herzogin und Prinzeſſin in der größten Bewegung.

Warbeck kommt. Die Herzogin empfängt ihn mit den Worten: Wo iſt mein Neffe? Wo habt ihr ihn hingeſchafft? Wie er ſtutzt, nennt ſie ihn gerade heraus einen Mörder. Auf dieſes Wort gerathen alle Lords in Bewegung. Sie wiederholt es heftiger. Jene machen ihr Vorwürfe, daß ſie den Herzog, ihren Neffen, einer ſo ſchrecklichen That beſchuldige. Jetzt entreißt der Zorn ihr Geheimniß. Herzog, ſagt ſie, ein York! Er mein Neffe! — und erzählt den ganzen Betrug mit wenigen Worten. Die Prinzeſſin wankt, will ſinken; Warbeck will zu ihr treten. Die Prinzeſſin ſtürzt der Herzogin in die Arme. Warbeck will ſich an die Lords wenden; ſie treten mit Abſcheu zurück. In dieſem Augenblick wird der gefürchtete Graf Kildare angemeldet. Die Herzogin ſagt: „Er kommt zur rechten Zeit. Ich „habe ſeine Ankunft nie gewünſcht. Jetzt iſt ſie mir „willkommen. Er kennt meine Neffen, er hat ihre „Kindheit erzogen“ — Sie wendet ſich zu Warbeck: „Verbirg dich, wenn du kannſt! Sieh zu, ob du dich „auch gegen dieſen Zeugen behaupten wirſt.“

Kildare tritt ein, Warbeck ſteht am meiſten von ihm entfernt und hat das Geſicht zu Boden geſchlagen. — Die Herzogin geht ihm entgegen. „Ihr kommt, „einen York zu umarmen; unglücklicher Mann! ihr „findet keinen,“ u. ſ. w. Ehe Kildare noch antwortet, ſieht er ſich im Kreis um, und bemerkt den Warbeck. Er tritt näher, ſtutzt, ſtaunt, ruft: Was ſeh’ ich! Warbeck richtet ſich bei dieſen Worten auf, ſieht dem Grafen in’s Geſicht und ruft: Mein Vater! — Kildare ruft ebenfalls: Mein Sohn! — Sein Sohn? — wiederholen Alle. Warbeck eilt an die Bruſt ſeines Vaters. Kildare ſteht voll Erſtaunen, weiß nicht, was er dazu ſagen ſoll. Er bittet die Umſtehenden, ihn einen Augenblick mit Warbeck allein zu laſſen. Man thut es aus Achtung gegen ihn; zugleich wird gemeldet, daß man zwei Mörder eingebracht habe; die Herzogin eilt ab, ſie zu vernehmen.

Warbeck bleibt mit Kildare, der noch voll Erſtaunen iſt, in dem vermeinten York ſeinen Sohn zu finden. Warbeck erzählt ihm in kurzen Worten Alles; Kildare apoſtrophirt die Vorſicht und preiſt ihre Wege. Er erklärt dem Warbeck, daß er nicht ſein Sohn ſey — daß er den Namen geraubt, der ihm wirklich gebühre. Er ſey ein natürlicher Sohn Eduards IV., ein geborner York. Das Räthſel ſeiner dunkeln Gefühle löst ſich ihm; das Knäuel ſeines Schickſals entwirrt ſich auf einmal. In einer unendlichen Freudigkeit wirft er die ganze Laſt ſeiner bisherigen Qualen ab;

er bittet den Kildare, ihn einen Augenblick weggehen zu laſſen.

Kildare und die Lords. Sie ſind in Verzweiflung über den geſpielten Betrug und beklagen ihre verlorne Exiſtenz, ihre zerſtörte Hoffnung.

Indem erſcheint Warbeck, den Plantagenet an der Hand führend. Alle erſtaunen; Kildare erkennt den jungen Prinzen; dieſer weiß nicht, wie ihm geſchieht, bis Warbeck das ganze Geheimniß löst und damit endigt, dem Plantagenet als ſeinem Herrn zu huldigen, und ihn, als ſeinen Vetter, zu umarmen. Warbeck hat den Plantagenet vor dem York'ſchen Monumente ſchlafend gefunden und ihn von zwei Mördern gerettet, die im Begriff waren, ihn zu tödten. Freude der Lords, Edelmuth des Plantagenet.

Herzogin kommt zu dieſer Scene, ſie umarmt ihren Neffen und ſchließt ihn an ihr Herz. Die Lords verlangen, daß ſie gegen Warbeck ein Gleiches thue — Edle Erklärung Warbecks, der als ihr Neffe zu ihren Füßen fällt — Sie iſt gerührt, ſie iſt gütig und zeigt es dadurch, daß ſie geht, um die Prinzeſſin abzuholen.

Zwiſchen-Handlung, ſo lang ſie weg iſt. Erichs und des Botſchafters Mordanſchlag kommt an's Licht;

ihnen wird verziehn und ſie ſtehen beſchämt da. Warbeck zeigt ſich dem Botſchafter in der Stellung, wie er den Plantagenet umarmt, und ſchickt ihn zu ſeinem König mit der Erklärung, daß ſie beide gemeinſchaftlich ihre Rechte an den Thron geltend machen wollten.

Die Herzogin kommt mit der Prinzeſſin zurück. Schluß.

Fragmente

aus den

erſten Scenen des erſten Akts.

Hof der Herzogin Margaretha zu Brüſſel.
Eine große Halle.

Erſter Auftritt.

Graf Hereford mit ſeinen fünf Söhnen tritt auf. Sir William Stanley ſteht ſeitwärts an dem Proſcenium und beobachtet ihn.

Hereford.

Dies iſt der heil'ge Herd, zu dem wir fliehn,
Ihr Söhne! Dies der wirthliche Pallaſt,
Wo Margaretha, die Beherrſcherin
Des reichen Niederlands, ein hohes Weib,
Der theuren Ahnen denkt, die Freunde ſchützt
Des unterdrückten alten Königſtamms,
Und den Verfolgten eine Zuflucht beut.
Seht um euch her! Gleich freundlichen Penaten
Empfangen euch — — —
Der edlen Yorks erhabene Geſtalten.
Erkennt ihr ſie — — — —
Die weiße Roſe glänzt in ihrer Hand,
— — — — — —

Mit dieſem Zeichen, das wir freudig jetzt
Auf unſre Hüte ſtecken — — —
— — — — — —

(Streit zwiſchen Stanley und Hereford.)

Zweiter Auftritt.

Belmont. Die Vorigen.

Belmont.

Haltet Ruhe,
Mylords! Dem Frieden heilig iſt dies Haus.

Hereford.

Hinweg mit dieſem Sklaven Lancaſters!
Ich floh hieher — — —
Und an der Schwelle gleich muß ein verhaßter
Lancaſtrier die freche Stirn mir zeigen.

Stanley.

Verräther nenn' ich ſie, wo ich ſie finde.

Belmont.

Nicht weiter, edle Lords — — —
Die hohe Frau, die hier gebietend waltet,
— — — — — — —
Geöffnet hat ſie ihren Fürſtenhof
Zu Brüſſel allen kämpfenden Parteien,
Und zu vermitteln iſt ihr ſchönſter Ruhm.

Stanley.

Wohl ein willkommner Gaſt iſt Jeder hier,
Der gegen England böſe Ränke ſpinnt.

Belmont.

Sie iſt die Schweſter zweier Könige
Von York — — —
Und hülfreich, wie's den Anverwandten ziemt,
Gedenkt ſie ihres (fürſtlichen) Geſchlechts,
Das unterm Mißgeſchick der Zeiten fiel.
Wo fänd' es Schutz auf der feindſel'gen Erde,
Wo ſonſt, als hier an ihrem frommen Herd?
Doch auch dem Feind erweist ſie ſich gerecht,
Und in dem Haupte dieſes edlen Lords
Ehrt ſie den Abgeſandten — —
— — — — — —

— —

Vierter Auftritt.

— — — — — — —
— — — — — — —

Hereford.

Kommt, meine Söhne! Kommet alle! Kommt!
Mir ſpricht es laut im innern Eingeweide,
Er iſt es! Das ſind König Eduards Züge,
Das iſt das edle Antlitz meines Herrn,
Auch ſeiner Stimme Klang erkenn' ich wieder —
(Sich zu ſeinen Füßen werfend.)
O Richard! Richard, meines Königs Sohn!
— — — — — — —

Warbeck.

Steht auf, Mylord! Nicht hier iſt euer Platz —

Kommt an mein Herz! — — — —
— — — — — — —
— — — — — — —

Hereford.

— — — — Wie entkamet ihr
Den Mörderhänden? Redet! Wo verbarg euch
Des Himmels Rettungshand — —
Um jetzt auf einmal in der rechten Stunde
Uns vielwillkommen zu erſcheinen?

Warbeck.

— — Jetzt nicht — Laßt mich
Den Schleier ziehen über das Vergangne.
Es iſt vorüber — ich bin unter euch —
Ich ſehe von den Meinen mich umgeben.
Das Schickſal hat mich wunderbar geführt.
— — — — — — —
— — — — — — —

Margarethe.

— — — — — — —
— — — — — — —
Richard von Gloſter ſtieg auf Englands Thron;
Des Bruders Söhne ſchloß der Tower ein.
Das iſt die Wahrheit, und die Welt will wiſſen,
Daß Tirrel ſich mit ihrem Blut befleckt.
Ja, ſelbſt den Ort bezeichnet das Gerücht,
Der ihr Gebein verwahren ſoll — —
Doch Nacht und undurchdringliches Geheimniß
Bedeckte jenes furchtbare Ereigniß
Im Tower — nur die ſpäte Folgezeit
Hat jetzt den Schleier davon weggezogen.

Wahr iſt's, der Mörder Tirrel ward geſchickt,
Die Prinzen zu ermorden; einen Macht-
Befehl vom König Richard zeigt' er auf;
Der Prinz von Wallis fiel durch ſeinen Dolch.
Den Bruder ſollte gleiches Schickſal treffen;
Doch ſey's, daß das Gewiſſen des Barbaren
Erwachte, daß des Kindes rührend Flehn
Sein eiſern Herz im Buſen wankend machte —
Er führte einen ungewiſſen Streich
Und grauend vor der fürchterlichen That
Entfloh er — — — — —
— — — — — — —

III.

Die Maltheſer.

Maltha iſt von der ganzen Macht Solimans belagert, der dem Orden den Untergang ſchwur. Mit den türkiſchen Befehlshabern Muſtapha und Pialy ſind die Korſaren Uluzzialy und Dragut und die Algierer Haſeem und Candeliſſa vereinigt. Die Flotte der Türken liegt vor den beiden Seehäfen, und ohne eine Schlacht mit ihr zu wagen, kann kein Entſatz auf die Inſel gebracht werden. Zu Lande haben die Feinde das Fort St. Elmo angegriffen und ſchon groſse Vortheile darüber gewonnen. Der Beſitz dieſes Forts macht ſie zu Herren der zwei Seehäfen und ſetzt ſie in Stand, St. Ange, St. Michael und Il Borgo mit Succeß anzugreifen, in welchen Plätzen die ganze Stärke des Ordens enthalten iſt.

La Valette iſt Großmeiſter zu Maltha. Er hat den Angriff der Türken erwartet und ſich darauf bereitet. Die Ritter ſind nach der Inſel berufen worden, und in großer Anzahl darauf erſchienen. Außer ihnen ſind noch gegen zehntauſend Soldaten vorhanden; es fehlt nicht an Kriegs- und Mundvorrath und die Feſtungswerke ſind in gutem Stande. Aber gleichwohl iſt auf einen Entſatz von Sicilien aus gerechnet, weil die Feinde durch ihre Menge und Beharrlichkeit die Werke zu Grunde richten und die Mannſchaft aufreiben müſſen.

La Valette hatte alle Urſache, von Sicilien Hülfe zu hoffen, da der Untergang von Maltha die Staaten des Königs von Spanien in die größte Gefahr ſetzen würde. Philipp der Zweite hat ihm daher auch alle Unterſtützung zugeſagt und ſeinem Vicekönig in Sicilien deßhalb Befehle gegeben. Eine Flotte liegt ausgerüſtet in den Häfen dieſer Inſel; viele Ritter und andere Krieger ſind herbeigeſtrömt, ſich nach Maltha einſchiffen zu laſſen; die Geſchäftsträger des Großmeiſters ſind bei dem ſpaniſchen Vicekönig unermüdet, um das Auslaufen dieſer Flotte zu beſchleunigen.

Aber die ſpaniſche Politik iſt viel zu eigennützig, um an dieſe große Sache etwas Großes zu wagen. Die Macht der Türken ſchreckt die Spanier, und ſie ſuchen Zeit zu gewinnen, bis dieſe Feinde geſchwächt ſind. Dies hoffen ſie von dem Widerſtand des Ordens bei der Tapferkeit ſeiner Ritter, und erwarten alsdann entweder die Aufhebung der Belagerung, oder einen leichtern Sieg. Ob der Orden dabei ſeine Kräfte zuſetzt, iſt ihnen gleichgültig; nur ganz untergehen ſoll er nicht. Der Vicekönig von Sicilien verſpricht alſo von Zeit zu Zeit Hülfe, aber er leiſtet nichts.

Unterdeſſen wird das Fort St. Elmo von dem Feinde immer heftiger bedrängt. Es iſt an ſich ſelbſt, wegen des engen Raumes, auf welchem nicht Werke genug angebracht werden konnten, kein ſehr haltbarer Platz, und faßt wenige Mannſchaft. Die Türken haben ſchon einige Außenwerke im Beſitz; ihr Geſchütz beherrſcht die Wälle, und es ſind ſchon bedeutende Breſchen geſchoſſen. Die Beſatzung wird durch die Werke nicht beſchützt, und iſt bei aller ihrer Tapferkeit ein leichter Raub des feindlichen Geſchützes.

Unter dieſen Umſtänden ſuchen die Ritter, denen dieſer Poſten anvertraut iſt, bei dem Großmeiſter an, ſich an einen haltbarern Ort zurückziehen zu dürfen, weil keine Hoffnung ſey, Elmo zu behaupten. Auch die übrigen Ritter ſtellen dem Großmeiſter vor, daß er die Elmo'ſchen Ritter ohne Nutzen aufopfere, daß es nicht gut ſey, die Kraft des Ordens durch fortgeſetzte Vertheidigung eines unhaltbaren Platzes nach und nach zu ſchwächen, daß es beſſer ſeyn würde, die ganze Stärke an dem Hauptorte zu concentriren.

Dieſe Gründe ſind ſehr ſcheinbar, aber der Großmeiſter denkt ganz anders. Ob er ſelbſt gleich überzeugt iſt, daß St. Elmo nicht behauptet werden kann, und die Ritter ſchmerzlich beklagt, die dabei aufgeopfert werden, ſo halten ihn doch zwei Gründe ab, den Platz preiszugeben. Erſtlich liegt Alles daran, daß ſich St. Elmo ſo lange als möglich halte, um der ſiciliſchen Hülfsflotte Zeit zu verſchaffen, heranzukommen. Denn iſt jenes Fort in den Händen des Feindes, ſo kann dieſer beide Seehäfen verſchließen, und der Entſatz iſt ſchwerer. Auch würden die Spanier alsdann, wie ſie gedroht haben, zurückſegeln. Zweitens muß die Macht der Türken phyſiſch und moraliſch geſchwächt werden, wenn ſie St. Elmo im Sturm zu erobern genöthigt ſind. Ihr Verluſt bei dieſer Unternehmung erſchwert ihnen die ferneren Angriffe des Hauptorts, und ein ſolches Beiſpiel verzweifelter Gegenwehr gibt ihnen einen ſo hohen Begriff von der chriſtlichen Tapferkeit, daß ſie an der Gewißheit des Siegs zu zweifeln anfangen, und zu neuen Kämpfen weniger bereit ſind.

Der Großmeiſter hat alſo überwiegende Gründe, einen Theil ſeiner Ritter, die Vertheidiger des Forts

St. Elmo, der Wohlfahrt des Ganzen aufzuopfern. Ein ſolches Verfahren ſtreitet nicht mit den Geſetzen des Ordens, da jeder Ritter ſich bei der Aufnahme anheiſchig gemacht hat, ſein Leben mit blindem Gehorſam für die Religion hinzugeben. Aber zur Unterwerfung unter ein ſo ſtrenges Geſetz gehört der reine Geiſt des Ordens, weil eine ſolche That von innen heraus geſchehen muß, und nicht durch äußere Gewalt kann erzwungen werden.

Aber dieſer reine Ordensgeiſt, der in dieſem Augenblick ſo nothwendig iſt, fehlt. Kühn und tapfer ſind die Ritter, aber ſie wollen es auf ihre eigene Weiſe ſeyn, und ſich nicht mit blinder Reſignation dem Geſetz unterwerfen. Der Augenblick fordert einen geiſtlichen Sinn, und ihr Sinn iſt weltlich. Sie ſind von ihrem urſprünglichen Stiftungsgeiſt ausgeartet; ſie lieben noch andere Dinge als ihre Pflicht; ſie ſind Helden, aber nicht chriſtliche Helden. Die Liebe, der Reichthum, der Ehrgeiz, der Nationalſtolz und ähnliche Triebfedern bewegen ihre Herzen.

Die Unordnungen im Orden haben im Moment der Belagerung ihren höchſten Gipfel erreicht. Viele Ritter überlaſſen ſich offenbar ihren Ausſchweifungen, und trotzen darauf, daß Krieg und Gefahr die Freiheit begünſtigen. La Valette war ſeither nachſichtig, theils aus liberaler Denkart, theils weil er ſich ſelbſt von gewiſſen Menſchlichkeiten nicht frei wußte; aber jetzt ſieht er ſich genöthigt, den Orden in ſeiner erſten Reinheit herzuſtellen, und gleichſam neu zu erſchaffen.

Fragment
der erſten Scene.

Eine offene Halle, die den Proſpekt nach dem Hafen eröffnet.

Romegas und Biron ſtreiten um eine griechiſche Gefangene; dieſer hat ſie gefaßt, jener will ſich ihrer bemächtigen.

Romegas.

Verwegner, halt! Die Sklavin raubſt du mir,
Die ich erobert und für mein erklärt?

Biron.

Die Freiheit geb' ich ihr. Sie wähle ſelbſt
Den Mann, dem ſie am liebſten folgen mag.

Romegas.

Mein iſt ſie durch des Krieges Recht und Brauch;
Auf dem Korſarenſchiff gewann ich ſie.

Biron.

Den rohkorſariſchen Gebrauch verſchmäht,
Wer freien Herzen zu gefallen weiß.

Romegas.

Der Frauen Schönheit iſt der Preis des Muths.

Biron.

Der Frauen Ehre ſchützt des Ritters Degen.

Romegas.

Sankt Elm' vertheidige! Dort iſt dein Platz.

Biron.
Dort iſt der Kampf und hier des Kampfes Lohn.
Romegas.
Wohl ſichrer iſt es, Weiber hier zu ſtehlen,
Als männlich dort dem Türken widerſtehn.
Biron.
Vom heißen Kampf, der auf der Breſche glüht,
Läßt ſich's gemächlich hier im Kloſter reden.
Romegas.
Gehorche dem Gebietenden! Zurück!
Biron.
Auf deiner Flotte herrſche du, nicht hier!
Romegas.
Das große Kreuz auf dieſer Bruſt verehre!
Biron.
Das kleine hier bedeckt ein großes Herz.
Romegas.
Ruhmredig iſt die Zunge von Provence.
Biron.
Noch ſchärfer iſt das Schwert.
Romegas.
— — —

— — — — — —

Ritter (kommen herzu).
Recht hat der Spanier — der Uebermuth
Des Provençalen muß gezüchtigt werden.
Andere Ritter
(kommen von der andern Seite).
Drei Klingen gegen Eine! — —
Zu Hülf'! zu Hülf'! Drei Klingen gegen Eine!

Auf den Kaſtilier! Friſch, wackrer Bruder!
Wir ſtehn zu dir. Dir hilfe die ganze Junge.

Ritter.

Zu Boden mit den Provençalen!

Andre Ritter.

Nieder
Mit den Hiſpaniern!

Es kommen noch mehrere Ritter von beiden Seiten hinzu. Der Chor tritt auf und trennt die Fechtenden. Er beſteht aus ſechzehn geiſtlichen Rittern in ihrer langen Ordenstracht, die in zwei Reihen die übrigen umgeben. Der Chor ſchilt die Ritter, daß ſie ſich ſelbſt in dieſem Augenblick befehden. Schilderung der drohenden Gefahr und Beſorgniß, die auf die äußere Lage des Ordens und ſeinen inneren Zuſtand ſich gründet. Uebermuth der Ritter, die auf Hülfe aus Sicilien rechnen.

La Valette erſcheint mit Miranda, einem Abgeſandten aus Sicilien. Der Großmeiſter fordert die Ritter auf, nichts von irdiſchem Beiſtande zu erwarten, ſondern dem Himmel und ihrem eignen Muthe zu vertrauen. Miranda erklärt, daß von Spanien vorjetzt noch nichts zu hoffen ſey, daß St. Elmo behauptet werden müſſe, wenn die ſiciliſche Flotte erſcheinen ſolle, und daß ſie zurückſegeln würde, wenn bei ihrer Ankunft jenes Fort ſchon in den Händen der Türken wäre. Murren der Ritter über die ſpaniſche Politik. Miranda entſchließt ſich freiwillig, auf der Inſel zu bleiben und das Schickſal des Ordens zu theilen.

Ein alter Chriſtenſklave wird vom Ritter Montalto zum Großmeiſter gebracht. Er iſt vom türkiſchen Befehlshaber unter dem Vorwand abgeſendet, eine Unterhandlung wegen des Forts St. Elmo anzuknüpfen, aber eigentlich, um mit einem Verräther einen Briefwechſel zu eröffnen. Der Großmeiſter will von keinem Vertrage zwiſchen den Rittern und den Ungläubigen hören, und droht, jeden künftigen Herold tödten zu laſſen. Dem Chriſtenſklaven, der ſein hartes Schickſal beklagt, wird freigeſtellt, in Maltha zu bleiben. Er zieht vor, in ſeine Gefangenſchaft zurückzugehen, weil er überzeugt iſt, daß Maltha ſich nicht halten könne. Ehe er abgeht, läßt er ein Wort von Verrätherei fallen.

Es erſcheinen zwei Abgeordnete von der Beſatzung in St. Elmo. Dieſe Beſatzung iſt nicht von dem Großmeiſter ausgewählt, ſondern ohne ſein Zuthun durch eine geſetzliche Ordnung beſtimmt worden. Ein zwanzigjähriger Ritter, St. Prieſt, der von Allen geliebt und vom Großmeiſter beſonders ausgezeichnet wird, gehört zu den Vertheidigern von St. Elmo. Er gleicht an Geſtalt und Tapferkeit einem jugendlichen Rinaldo. Er iſt eine Geißel der Türken, und, ſo ſehr man ihn zu ſchonen ſucht, bei jedem Kampfe der Erſte. Aber mitten in Tod und Gefahr bleibt er unverletzt; ſein Anblick ſcheint den Feind zu entwaffnen, oder eine Wache von Engeln ihn zu umgeben. Crequi, ein anderer junger Ritter von heftiger Gemüthsart, wird durch ein leidenſchaftliches, aber edles Gefühl an ihn gefeſſelt.

Die Abgeordneten ſchildern die Lage von St. Elmo, die Fortſchritte des Feindes, die Unhaltbarkeit der Feſtung, und bitten, der Beſatzung zu geſtatten, ſich auf einen andern Poſten zurückzuziehen. Die jüngern Ritter, beſonders Crequi, unterſtützen dies Geſuch mit Nachdruck; aber der Großmeiſter ſchlägt es ab. Er gibt ſeine Theilnehmung an dem Schickſal der Beſatzung deutlich zu erkennen; aber mit Ernſt und Feſtigkeit erklärt er, St. Elmo müſſe behauptet werden, und entfernt ſich mit den ältern Rittern.

Murren der jüngern Ritter über den Großmeiſter. Crequi fragt ängſtlich nach St. Prieſt, und hört von den Abgeordneten, wie ſehr er vorzüglich der Gefahr ausgeſetzt iſt. Montalto kommt von der Begleitung des Chriſtenſklaven zurück, und nährt die Erbitterung gegen den Großmeiſter durch boshafte Winke über ſeine Härte und Willkühr.

Die Mißvergnügten entfernen ſich; der Chor bleibt zurück. Er klagt über den Verfall des Ordens, und über Ungerechtigkeit gegen den Großmeiſter, deſſen Verdienſte er anerkennt. Erinnerungen aus der Geſchichte des Ordens.

La Valette, der Chor. Der Großmeiſter zeigt ſich als Menſch. Er fürchtet, nicht Stärke genug zu haben, auf der Nothwendigkeit zu beharren. Die Aufopferung der tapfern Vertheidiger von St. Elmo ſchmerzt ihn tief. Auch iſt er bekümmert über die im Orden eingeriſſenen Mißbräuche. Der Chor macht ihm die Folgen ſeiner Nachſicht bemerklich, und erinnert ihn an den Streit über die Griechin. La Valette geſteht ſeinen Fehler, und will Alles verſuchen, um eine gänzliche Reform des Ordens zu bewirken. Jene Griechin hat er ſchon wegbringen laſſen.

Romegas, Biron und die Vorigen. Die beiden Ritter beklagen ſich über die Wegführung der Griechin. La Valette erinnert die Ritter an ihr Gelübde. Sie behaupten, der jetzige Zeitpunkt gebe ihnen ein Recht auf Nachſicht. Es zeigt ſich ihre wilde Natur, die bei der höchſten Gefahr alle Schranken durchbricht. Den Augenblick wollen ſie genießen, da ihnen die nächſte Stunde vielleicht nicht mehr gehört. Der Tapfere, deſſen man bedarf, glaubt dem Geſetze trotzen zu können. Der Großmeiſter ſpricht zu ihnen mit Ernſt als Gebieter und entfernt ſich.

Romegas und Biron, auf's höchſte erbittert, vereinigen ſich gegen den Großmeiſter. Romegas hält ihn ohnehin ſchon für ſeinen Feind.

Crequi kommt herzu, und ſpricht ohne Schonung über die Härte des Großmeiſters. Das Geſpräch wird durch Montalto unterbrochen, der neue Abgeordnete von

St. Elmo ankündigt. Der Zuſtand des Forts hat ſich ſehr verſchlimmert; die Türken ſind im Beſitz eines bedeutenden Außenwerks. Die Beſatzung dringt nochmals auf Erlaubniß zum Abzuge, oder will dem gewiſſen Tode in einem Ausfalle entgegengehen. Unter den Abgeordneten iſt St. Prieſt, durch den man den Großmeiſter zu gewinnen hofft. La Valette weigert ſich, ſie zu ſprechen. Dieſe ſcheinbare Härte empört die Ritter noch mehr, obwohl ſie eine Wirkung ſeiner Weichheit iſt, da er ſich nicht Feſtigkeit genug zutraut, um einen Jüngling, der ihn näher angeht, in ſolchen Verhältniſſen zu ſehen. St. Prieſt iſt ſein natürlicher Sohn, aber Niemand weiß davon, als La Valette ſelbſt.

Die Abgeordneten treten auf, begleitet von mehreren Rittern, die über den Großmeiſter ihren Unwillen laut werden laſſen. St. Prieſt ſelbſt iſt ſtill, aber Crequi überläßt ſich dem heftigſten Ausbruche der Leidenſchaft. Romegas und Biron ſtimmen ihm bei. Montalto benutzt dieſen Moment, die Ritter gegen den Großmeiſter aufzuwiegeln. Vergebens erinnert ſie der Chor mit Nachdruck an ihre Pflicht. Es entſteht ein furchtbarer Bund gegen den Großmeiſter.

La Valette gibt dem Ingenieur Caſtriotto den Auftrag, den Zuſtand von St. Elmo zu unterſuchen.

Der Großmeiſter hat Verdacht auf Montalto und läßt ihn genau beobachten. Er ſpricht ihn allein, um ihn mit Sanftmuth zu warnen, aber ohne Erfolg. Montalto läugnet beharrlich und dreiſt, und trotzt auf ſeine Würde als Kommandeur.

Nach ſeinem Abgange erſcheint St. Prieſt vor La Valette. Der Jüngling denkt ganz anders, als die übrigen Abgeordneten von St. Elmo. Er wünſcht nicht zurückberufen zu werden, und kommt jetzt, dem Großmeiſter mit kindlich offenem Vertrauen die Empörung der Ritter zu entdecken. La Valette verbirgt ſein Gefühl mit Mühe. Er ſpricht noch mit St. Prieſt als Großmeiſter, und entläßt ihn mit Aufträgen. Begeiſterung des Jünglings für ſeine Pflicht und für das Perſönliche des Großmeiſters.

Romegas, Biron, Crequi und mehrere ihrer Anhänger treten auf. Sie beginnen mit nachdrücklichen Vorſtellungen wegen der Beſatzung von St. Elmo, und auf des Großmeiſters Weigerung ſprechen ſie als Empörer. Crequi vergeht ſich am meiſten. Auf den Vorwurf, daß La Valette durch ſeine Hartnäckigkeit den Orden zum Untergang führe, antwortet er, der Orden ſey ſchon untergegangen, ſey in dieſem Augenblicke nicht mehr, und nicht durch die Macht des Feindes, ſondern durch innern Verfall. Er entfernt ſich mit Würde und gebietet den Rittern, ſeine Befehle zu erwarten.

Die Ritter ſind durch die letzte Rede des Großmeiſters erſchüttert, und einige unter ihnen fangen an, ihr Unrecht einzuſehen. Ein Ritter bringt die Nachricht, ein Renegat habe ſich mit Aufträgen vom türkiſchen Befehlshaber gezeigt, ohngeachtet La Valette jeden feindlichen Unterhändler mit dem Tode bedroht habe. Bei dem Renegaten habe man Briefe mit großen Verſprechungen an Montalto gefunden. Montalto ſey zu dem Feinde entflohn. Die Ritter beſinnen ſich, daß er es war, der am meiſten die Erbitterung gegen den Großmeiſter nährte.

Miranda, der ſpaniſche Geſandte, nach ihm die jüngſten Ritter, ſodann einige der älteſten Ritter und zuletzt der Chor, treten bewaffnet auf. Ihnen folgt der Großmeiſter mit Caſtriotto. Der Ingenieur erhält Befehl, vor der ganzen Verſammlung über den Zuſtand von St. Elmo ſeinen Bericht zu erſtatten. Er behauptet, daß es noch möglich ſey, die Werke von St. Elmo eine Zeitlang zu vertheidigen. Jetzt fragt der Großmeiſter die jüngſten und älteſten Ritter, dann den Chor und Miranda, ob ſie unter ſeiner Anführung dieſe Vertheidigung übernehmen wollen. Alle ſind bereit, und nun bewilligt der Großmeiſter der Beſatzung von St. Elmo den Abzug, entläßt die aufrühriſchen Ritter und befiehlt nur dem Romegas, zu bleiben.

La Valette ſpricht mit ihm als ein Sterbender, der ſeinen letzten Willen eröffnet. Nur Romegas, der den Orden in's Verderben geſtürzt habe, ſey im Stande, ihn zu retten. Ihn habe er zu ſeinem Nachfolger gewählt, und die wichtigſten Stimmen für ihn gewonnen. Romegas wird nun auf den Standpunkt eines Fürſten geſtellt, wo er fähig iſt zu flehen, und erkennt das Verwerfliche ſeines zeitherigen Betragens. Aeußerſt beſchämt durch die Großmuth eines Mannes, den er ſo ſehr verkannte, entfernt er ſich in der Abſicht, durch die That zu zeigen, daß er eines ſolchen Vertrauens nicht unwerth ſey.

St. Prieſt erſcheint, um vom Großmeiſter Abſchied zu nehmen. La Valette iſt auf's Aeußerſte bewegt. Er entdeckt ſich als Vater, ſegnet ſeinen Sohn, und ſagt ihm, daß er dem Tode mit ihm auf St. Elmo entgegen gehen werde. Der Chor iſt hierbei gegenwärtig.

Romegas tritt auf mit den aufrühriſchen Rittern und den Abgeordneten von St. Elmo. Alle bereuen ihr Vergehen und Jeder iſt bereit, ſich auf St. Elmo für die Erhaltung des Ordens aufzuopfern. Der Chor beſchämt die Ritter noch tiefer, indem er ihnen entdeckt, daß St. Prieſt der Sohn des Großmeiſters iſt, und daß er ihn eben jetzt dem Tode geweiht hat. La Valette weigert ſich anfänglich, von ſeinem erſten Entſchluß abzugehen, bis er von einer gänzlichen Sinnesänderung der Ritter überzeugt iſt. Endlich williget er ein, daß die Vertheidiger von St. Elmo dieſen Poſten noch ferner behaupten dürfen, und ergibt ſich aus Pflicht in die Nothwendigkeit, ſich ſelbſt als Großmeiſter in dem jetzigen Zeitpunkte dem Orden zu erhalten. Alle dringen in ihn, ſich nicht von ſeinem Sohne zu trennen. Jeder iſt bereit, die Stelle des trefflichen Jünglings zu vertreten. St. Prieſt widerſetzt ſich und bleibt unbeweglich. Die höchſte Begeiſterung ſpricht aus ihm. Auch La Valette will von keiner Ausnahme, von keiner perſönlichen Rückſicht etwas hören. St. Prieſt nimmt Abſchied vom Großmeiſter und von Crequi.

Der Chor allein, in der höchſten Würde, begeiſtert durch Alles, was den Menſchen erhebt, Pflichtgefühl, Rittergeiſt, Religion

Nachrichten von St. Elmo. — Das Fort wird geſtürmt. Crequi iſt nach St. Elmo entflohn, um mit dem Freunde zu ſterben. — La Valette tritt auf, äußerſt bekümmert, aber mit männlichem Ernſt. Er fühlt tief, was er aufopfert.

St. Elmo iſt erobert. Ein Grieche, Laſcaris, aus einem Geſchlecht, das auf dem griechiſchen Kaiſerthron regiert hat, entflieht mit äußerſter Lebensgefahr aus dem türkiſchen Heer, wo er einen hohen Poſten bekleidete, zu den Maltheſern, deren Heroismus er bewundert, und an deren Religion ihn die erſten Eindrücke der Jugend feſſeln. Er gibt ausführlichen Bericht von den unglaublichen Thaten der Vertheidiger von St. Elmo, von dem ungeheuren Verluſt der Türken, von ihrem Entſetzen, als ſie den Zuſtand der Feſtung und die geringe Anzahl ihrer Vertheidiger gewahr wurden, von einer beſonders wichtigen Einbuße der Feinde in der Perſon eines ihrer erſten und erfahrenſten Befehlshaber, des Beherrſchers von Tripolis, Dragut, der bei dieſer Belagerung fiel. — Von Montalto's Verrätherei iſt nichts weiter zu fürchten. Er iſt bei dem Sturme auf St. Prieſt getroffen und hat ſeinen Lohn gefunden.

Der Leichnam des St. Prieſt iſt aus den Wellen aufgefangen worden. Er wird gebracht und die Ritter begleiten ihn in ſtummer Trauer. La Valette erhebt ſich über ſich ſelbſt. Er preiſt die hohe Beſtimmung ſeines verklärten Sohns, ſieht in allen Rittern ſeine Söhne, und vertraut feſt auf die Kraft des Ordens, die jetzt als unbedingt und unendlich daſteht. Durch ein großes Opfer iſt der Sieg ſo gut als entſchieden, ſo wie in dem perſiſchen Kriege durch den Tod des Leonidas. — Der Erfolg hat dieſen Glauben bewährt.

IV.

Die Kinder des Hauſes.

Vorerinnerung.

Die Idee eines dramatiſchen **Gemäldes** von der Polizei in Paris unter Ludwig XIV. hat Schillern einige Zeit beſchäftigt. Ueber dem bunten Gewühl der mannichfaltigen Geſtalten einer Pariſer Welt ſollte die Polizei gleich einem Weſen höherer Art emporſchweben, deſſen Blick ein unermeßliches Feld überſchaut und in die geheimſten Tiefen dringt, ſo wie für deſſen Arm nichts unerreichbar iſt.

»Paris erſcheint in ſeiner Allheit. Die äußerſten Extreme von Zuſtänden und ſittlichen Fällen in ihren höchſten Spitzen und charakteriſtiſchen Punkten kommen zur Darſtellung, die einfachſte Unſchuld, wie die naturwidrigſte Verderbniß, die idylliſche Ruhe, wie die düſtere Verzweiflung.«

»Ein höchſt verwickeltes, durch viele Familien verſchlungenes Verbrechen, welches bei fortgehender Nachforſchung immer zuſammengeſetzter wird und immer andere Entdeckungen mit ſich bringt, iſt der Hauptgegenſtand. Es gleicht einem ungeheuren Baum, der ſeine Aeſte weit herum mit andern verſchlungen hat, und welchen auszugraben man eine ganze Gegend durchwühlen muß. So wird ganz Paris durchwühlt und alle Arten von Exiſtenz werden bei dieſer Gelegenheit nach und nach an das Licht gezogen.«

»Der Fall iſt ſcheinbar unauflöslich, aber Argenſon — an der Spitze der Polizei — nachdem er ſich gewiſſe Data hat geben laſſen, verſpricht, im Vertrauen auf ſeine Macht, einen glücklichen Erfolg, und gibt ſogleich ſeine Aufträge.«

»Nach langem Forſchen verliert er die Spur des Wildes, und ſieht ſich in Gefahr, ſein dreiſt gegebenes Wort doch nicht halten zu können. Aber nun tritt gleichſam das Verhängniß ſelbſt in's Spiel und treibt den Mörder in die Hände des Gerichts.«

»Argenſon hat die Menſchen zu oft von ihrer ſchändlichen Seite geſehen, als daß er einen edlen Begriff von der menſchlichen Natur haben könnte. Er iſt ungläubiger gegen das Gute, und gegen das Schlechte toleranter geworden; aber er hat das Gefühl für das Schöne nicht verloren, und da, wo er es unzweideutig antrifft, wird er deſto lebhafter davon gerührt. Er kommt in dieſen Fall und huldigt der bewährten Tugend.«

»Er erſcheint im Laufe des Stücks als Privatmann, wo er einen ganz andern, jovialiſchen und gefälligen Charakter zeigt, und als feiner Geſellſchafter, als Mann von Herz und Geiſt, Wohlwollen und Achtung verdient. Er findet wirklich ein Herz, das ihn liebt, und ſein ſchönes Betragen erwirbt ihm eine liebenswürdige Gemahlin.«

„Der Polizeiminiſter kennt, wie der Beichtvater, die Schwächen und Blößen vieler Familien, und hat eben ſo, wie dieſer, die höchſte Diſcretion nöthig. Es kommt ein Fall vor, wo Jemand durch die Allwiſſenheit deſſelben in Erſtaunen und Schrecken geſetzt wird, aber einen ſchonenden Freund an ihm findet.“

„Scene Argenſons mit einem Philoſophen und Schriftſteller. Sie enthält eine Gegeneinanderſtellung des Idealen mit dem Realen, und es zeigt ſich die Ueberlegenheit des Realiſten über den Theoretiker.“

„Argenſon warnt auch zuweilen die Unſchuld ſowohl, als die Schuld. Er läßt nicht nur den Verbrechern, ſondern auch ſolchen Unglücklichen, die es durch Verzweiflung werden können, Kundſchafter folgen. Ein ſolcher Verzweifelnder kommt vor, gegen den ſich die Polizei als eine rettende Vorſicht zeigt.“

„Auch die Nachtheile der Polizeiverfaſſung ſind darzuſtellen. Die Bosheit kann ſie zu ihren Abſichten brauchen, der Unſchuldige kann durch ſie leiden; ſie iſt oft genöthigt, ſchlimmer Werkzeuge ſich zu bedienen, ſchlimme Mittel anzuwenden. Selbſt die Verbrechen ihrer eignen Officianten haben eine gewiſſe Strafloſigkeit.“ —

Von einer weitern Ausführung dieſer Ideen in ihrem ganzen Umfange findet ſich nichts in Schillers Papieren, aber dagegen der Plan eines Drama, wobei nur ein ſehr kleiner Theil jenes Stoffs zu Grunde liegt. Es war in Schillers Charakter, daß ſich der erſte Gedanke nicht beſchränkte, ſondern erweiterte, wenn es zur Ausführung kam. Man ſollte daher glauben, folgender Plan ſey früher — etwa bei Leſung der Causes célèbres des Pitaval — entſtanden, und vielleicht eben deßwegen aufgegeben worden, weil er auf jene Ideen führte, die einen ſo großen Reichthum von Charakteren und Situationen darboten.

* * *

Narbonne iſt ein reicher angeſehener Partikulier, in einer franzöſiſchen Provinzialſtadt — Bordeaux, Lyon oder Nantes — ein Mann in ſeinen beſten Jahren zwiſchen vierzig und fünfzig. Er ſteht in allgemeiner öffentlicher Achtung, und die Neigung, die man zu ſeinem verſtorbenen Bruder Pierre Narbonne gehabt hatte, hat ſich ſchon auf ſeinen Namen fortgeerbt. Er iſt der einzige Uebriggebliebene dieſes Hauſes, weil ſein Bruder keinen Erben hinterließ; denn zwei Kinder deſſelben verunglückten bei einer Feuersbrunſt durch Sorgloſigkeit der Bedienten.

Nach dem Tode Pierre's war Louis der einzige Erbe. Er war damals abweſend und kam zurück, um ſeinen beſtändigen Aufenthalt in dieſer Stadt zu nehmen.

Seit dieſer Zeit ſind zehn Jahre verfloſſen, und Narbonne iſt im Begriff, eine Heirath zu thun und ſein Geſchlecht fortzupflanzen. Er hat eine Neigung zu einem ſchönen, edeln und reichen Fräulein, Victoire von Pontis, deren Eltern ſich durch ſeine Anträge geehrt finden, und ihm mit Freude ihre Tochter zuſagen.

Nun war vor ungefähr ſechs Jahren ein junger Mann, Namens Saint Foix, in Narbonne's Haus als eine hülfloſe Waiſe aufgenommen worden, und hatte viele Wohlthaten, beſonders eine gute Erziehung, von ihm erhalten. Er lebte bei ihm nicht auf dem Fuß eines Hausbedienten, ſondern eines armen Verwandten, und die ganze Stadt bewunderte die Großmuth Narbonne's gegen dieſen jungen Menſchen, den man ſchon zu beneiden anfing.

Saint-Foix machte ſchnelle Fortſchritte in der Bildung, die ihm Narbonne geben ließ. Er zeigte treffliche Anlagen des Kopfs und Herzens, zugleich aber auch einen gewiſſen Adel und Stolz, der dem armen aufgegriffenen Waiſen nicht recht zuzukommen ſchien. Er war voll dankbarer Ehrfurcht gegen ſeinen Wohlthäter, aber ſonſt zeigte er nichts Gedrücktes noch Erniedrigtes; er ſchien, indem er Narbonne's Wohlthaten empfing, ſich nur ſeines Rechts zu bedienen. Sein Muth ſchien oft an Uebermuth, eine gewiſſe Naivetät und Fröhlichkeit an Leichtſinn zu grenzen. Er war verſchwenderiſch, frei und eiferſüchtig auf ſeine Ehre.

Victoire hatte öfters Gelegenheit gehabt, dieſen Saint-Foix zu ſehen, und empfand bald eine Neigung für ihn, welche aber hoffnungslos ſchien. Die Bewerbungen Narbonne's um ihre Hand, vor denen ſie ein beſonderes Grauen hatte, verſtärkten ihre Gefühle für Saint-Foix um ſo mehr, da dieſer von Narbonne ſelbſt bei dieſer Gelegenheit öfter an ſie geſchickt wurde. Saint-Foix liebte Victoire von dem erſten Augenblicke an, als er ſie kennen lernte, aber ſeine Wünſche wagten ſich nicht zu ihr hinauf.

Er hatte ein anderes Mädchen kennen lernen, welches ſo wie er elternlos war, und dem er einen großen Dienſt geleiſtet hatte. Für dieſe hatte er eine zärtliche

Freundſchaft, zwiſchen ihr und Victoire war ſein Herz getheilt; aber er unterſchied ſehr wohl ſeine Gefühle.

Von den zahlreichen Hausgenoſſen Narbonne's, worunter ein einziger alter Diener Pierre Narbonne's, Namens Thierry, ſich noch erhalten hatte, wurde Saint-Foix zum Theil gehaßt und beneidet; nur eine weibliche Perſon unter denſelben hatte für ihn eine Neigung, und Plane auf ſeine Hand. Sie war viel älter und ohne einen andern Anſpruch auf ihn als das kleine Glück, was ſie mit ihm theilen konnte, und das nicht auf's beſte erworben war. Ihr Name war Madelon.

So verhielten ſich die Sachen, als die Handlung des Stücks eröffnet wurde.

* * *

Madelon kommt von einer kleinen Wallfahrt zurück, wo ſie für ihre Unruhe Troſt geſucht hatte. Ein begangenes Unrecht quält ſie; ſie bringt keinen Troſt zurück.

Sie findet Narbonne zufrieden, ruhig und ſicher; Alles ſcheint ihm nach Wunſch zu gehen. Nur iſt er ärgerlich über einen weggekommenen Schmuck, den er ſeiner Braut hatte verehren wollen, und er will die Gerichte deßwegen in Bewegung ſetzen.

Madelon erſchrickt. Laßt die Gerichte ruhen! ſagt ſie. Nehmt das kleine Unglück willig hin! — „Es iſt kein kleines Unglück.“ — Nehmt's an als eine Buße! Schon lange hat mich die ununterbrochene Dauer eures Wohlſtandes bekümmert. — „Ich will aber mein Recht verfolgen.“ — Euer Recht! ſeufzt Madelon.

Noch größere Unruhe zeigt Madelon, wie ſie hört, daß eine Zigeunerin im Hauſe geweſen ſey, welche man des Schmucks wegen in Verdacht habe. Sie beklagt ſehr, daß ſie nicht hier geweſen. „Ach, indem ich eine fruchtloſe Wallfahrt anſtellte, um mein Herz zu beruhigen, habe ich die einzige Gelegenheit verfehlt, meines langen Grams los zu werden.“

Herr von Pontis, Baillif des Orts und künftiger Schwiegervater Narbonne's, kommt, wegen des entwendeten Schmucks die nöthigen Erkundigungen einzuziehen. Dies geſchieht mit einiger Förmlichkeit und mit Zuziehung eines Gerichtsſchreibers. Der Schmuck wird beſchrieben, die Hausgenoſſen werden aufgezählt, und bei dieſer Gelegenheit exponirt ſich ein Theil der Geſchichte. Beſonders iſt die Rede von Saint-Foix. Seine Geſchichte wird erzählt, und zeigt den Narbonne im Licht eines Wohlthäters. Er ſcheint keinem Verdacht gegen Saint-Foix Raum zu geben.

Nach dieſen officiellen Dingen wird von der Heirath geſprochen. Pontis zeigt, wie ſehr er und die ganze Stadt den Narbonne verehre, und iſt glücklich in dem Gedanken einer Verbindung mit ihm.

Saint-Foix im Geſpräch mit dem alten Thierry. Der junge Menſch zeigt die leidenſchaftlichſte Unruhe; es iſt ihm zu enge in dem Hauſe, er ſtrebt in's Weite fort; dabei hat er etwas Geheimnißvolles, Unſicheres, Schweres, Gewaltſames, was ausſieht, wie Gewiſſensangſt. Beſonders ſcheint er ſich eines großen Undanks gegen Narbonne anzuklagen. Wie von der Heirath deſſelben die Rede iſt, ſteigt ſeine Unruhe auf's höchſte.

Seine Scene mit Thierry gleicht einem ewigen Abſchiede. Er nimmt auch Abſchied von den lebloſen Gegenſtänden, und ſo reißt er ſich los in der gewaltſamſten Stimmung.

Thierry ſchüttelt das Haupt, und ſcheint ſich mit Macht gegen einen aufſteigenden Verdacht zu wehren. In ſeinem Monolog ſpricht ſich's aus, wie es in alten Zeiten war, und wie es jetzt iſt.

Saint-Foix mit Adelaiden. Spuren einer unſchuldigen Neigung, Dankbarkeit des Mädchens, Mitleiden des Jünglings. Sie erzählt ihre Schickſale, er die ſeinigen. Adelaide iſt einer gefährlichen Zigeunerin entſprungen, die ſie tyranniſirte und zum Böſen verleiten wollte. Saint-Foix hat ſie in einer hülfloſen Lage gefunden, und zu guten Leuten gebracht, bei denen ſie ſich noch heimlich aufhält.

Adelaide hat aus Armuth ihren einzigen Reichthum, eine Koſtbarkeit, verkaufen wollen; der Goldſchmied, dem ſie gebracht wird, erkennt ſie für eine Arbeit, die er ſelbſt für die Frau von Narbonne gefertigt hat, gibt es an, und dies veranlaßt die Einziehung Adelaidens.

Die Polizeidiener erſcheinen, und fordern von Adelaiden, daß ſie ihnen zum Baillif folgen ſoll. Saint-Foix widerſetzt ſich vergebens.

Victoire und ihre Mutter. Jene zeigt ihren Abſcheu vor der Bewerbung Narbonne's, um welche die ganze Welt ſie beneidet. Man bemerkt an ihr außer dieſem Widerwillen vor Narbonne's Perſon auch eine geheime und hoffnungsloſe Neigung.

Pontis kommt und berichtet, daß man dem geſtohlenen Schmuck auf der Spur ſey.

Adelaide wird gebracht, und wie Pontis fortgeht, um ſie zu verhören, kommt Saint-Foix in großer Bewegung zur Victoire, um ihren Beiſtand und ihre Verwendung für Adelaiden aufzurufen. Eine affektvolle Scene zwiſchen beiden, die zur gegenſeitigen Entdeckung ihrer Liebe führt.

Narbonne kommt zu dieſer Scene und findet in Saint-Foix ſeinen Nebenbuhler.

Pontis tritt wieder herein nach geendigtem Verhör, und erklärt Saint-Foix für mitſchuldig. Narbonne hört, daß ein Theil des Schmucks ſich gefunden habe; aber wie er dieſen Schmuck ſieht, geräth er in große Beſtürzung.

Scene zwiſchen Pontis und Narbonne. Dieſer macht den Großmüthigen, will die Unterſuchung fallen laſſen, und beide verdächtigen Perſonen nach den Inſeln ſchicken. Pontis beſteht auf der ſtrengſten Unterſuchung. Wie ſie noch beiſammen ſind, wird dem Baillif gemeldet, daß man die Zigeunerin aufgebracht habe, und daß Adelaide bei ihrem Anblick in Schrecken gerathen ſey.

Madelon und Narbonne. Jene hat die Zigeunerin erkannt als diejenige, der ſie die beiden Kinder Pierre Narbonne's übergeben hatte, als ſie ausſprengte, daß ſie bei einem Brande umgekommen wären. Es entdeckt ſich, daß Adelaide die Tochter ſey, aber wo der Knabe hingekommen, bleibt noch unbekannt.

Pontis kommt, und meldet, daß ſich Adelaide und Saint-Foix als Geſchwiſter erkannt hätten, und daß die Zigeunerin beide vor ſechzehn Jahren erhalten habe. Saint-Foix hatte nur fünf Jahre bei ihr zugebracht, und war ihr ſchon in ſeinem zehnten Jahre entlaufen.

Narbonne will nun dazwiſchen treten, und die weitere Erörterung hemmen; Pontis aber will die Eltern der Kinder entdeckt haben, und erinnert ſich an den Schmuck.

Narbonne ſchlägt dem Saint-Foix und Adelaiden eine heimliche Flucht vor, aber beide weigern ſich.

Narbonne und Madelon. Madelon hat die Kinder erkannt, und dringt in Narbonne, ſie an Kindesſtatt anzunehmen und zu ſeinen Erben einzuſetzen. Narbonne iſt in größter Verlegenheit; er weiß keinen Ausweg, als durch den Tod der Madelon, und ermordet ſie.

Die Kinder des Hauſes ſind erkannt, und werden von einer jubelnden Menge zu Narbonne gebracht.

Der Mörder Pierre Narbonne's kennt eine geheime Thür zu Louis Narbonne's Zimmer; er iſt auf dieſem Wege heimlich hereingekommen, hat den Schmuck liegen geſehen und iſt mit dieſem davon gegangen. Dem Narbonne ließ er ein paar Zeilen zurück, worin er ihm anzeigte, daß er nun in die weite Welt gehe, weil er einer Mordthat wegen fliehen müſſe. Auf der Flucht wird er angehalten, welches eine Folge der Polizeiveranſtaltung iſt.

Narbonne findet auf ſeinem Zimmer die Spuren des Mörders.

Pontis meldet triumphirend den gefundenen Schmuck.

Narbonne verſucht umſonſt, zu entfliehen. Er und der Mörder werden confrontirt. Sein Verſuch, ſich zu tödten, wird vereitelt; er wird ganz entlarvt und den Gerichten übergeben. Saint-Foix erhält die Hand der Victoire.

Schillers
ſämmtliche Werke.

Schiller's
ſämmtliche Werke

mit Stahlſtichen.

Achter Band.

Stuttgart und Tübingen.
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1836.

Universitäts-Bibliothek
München

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Druck der Offizin der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung
in Stuttgart

Inhalt.

Seite
Vorrede der erſten Auflage 3
Einleitung 6

Erſtes Buch.

Frühere Geſchichte der Niederlande bis zum ſechzehnten Jahrhundert 31
Die Niederlande unter Karl dem Fünften . . 54
Philipp der Zweite, Beherrſcher der Niederlande 74
Das Inquiſitionsgericht 84
Andere Eingriffe in die Conſtitution der Niederlande 94
Wilhelm von Oranien und Graf von Egmont . 99
Margaretha von Parma, Oberſtatthalterin der Niederlande 113

Zweites Buch.

Kardinal Granvella 129
Der Staatsrath 178
Graf Egmont in Spanien 198
Geſchärftere Religionsedikte. Allgemeine Widerſetzung der Nation 207

Seite

Drittes Buch.

Verſchwörung des Adels 225
Die Geuſen 251
Oeffentliche Predigten 272

Viertes Buch.

Der Bilderſturm 299
Bürgerlicher Krieg 341
Abdankung Wilhelms von Oranien 371
Verfall und Zerſtreuung des Geuſenbundes . . 387
Alba's Rüſtung und Zug nach den Niederlanden 404
Alba's erſte Anordnungen und Abzug der Herzogin von Parma 429

Beilagen.

I. Proceß und Hinrichtung der Grafen von Egmont und von Hoorn 449
II. Belagerung von Antwerpen durch den Prinzen von Parma in den Jahren 1584 und 1585 462

Geſchichte des Abfalls

der

vereinigten Niederlande

von der

ſpaniſchen Regierung.

Vorrede der erſten Auflage.

Als ich vor einigen Jahren die Geſchichte der niederländiſchen Revolution unter Philipp II. in Watſons vortrefflicher Beſchreibung las, fühlte ich mich dadurch in eine Begeiſterung geſetzt, zu welcher Staatsaktionen nur ſelten erheben. Bei genauerer Prüfung glaubte ich zu finden, daß das, was mich in dieſe Begeiſterung geſetzt hatte, nicht ſowohl aus dem Buche in mich übergegangen, als vielmehr eine ſchnelle Wirkung meiner eignen Vorſtellungskraft geweſen war, die dem empfangenen Stoffe gerade die Geſtalt gegeben, worin er mich ſo vorzüglich reizte. Dieſe Wirkung wünſchte ich bleibend zu machen, zu vervielfältigen, zu verſtärken; dieſe erhebenden Empfindungen wünſchte ich weiter zu verbreiten, und auch Andere Antheil daran nehmen zu laſſen. Dies gab den erſten Anlaß zu dieſer Geſchichte, und dies iſt auch mein ganzer Beruf, ſie zu ſchreiben.

Die Ausführung dieſes Vorhabens führte mich weiter, als ich anfangs dachte. Eine vertrautere Bekanntſchaft mit meinem Stoffe ließ mich bald Blößen darin gewahr werden, die ich nicht vorausgeſehen hatte, weite leere Strecken, die ich ausfüllen, anſcheinende Widerſprüche, die ich heben, iſolirte Fakta, die ich an die übrigen anknüpfen mußte. Weniger, um meine Geſchichte mit vielen neuen Begebenheiten anzufüllen, als um zu denen, die ich bereits hatte, einen Schlüſſel aufzuſuchen, machte ich mich an die Quellen ſelbſt, und ſo erweiterte ſich zu einer ausgeführten Geſchichte, was anfangs nur beſtimmt war, ein allgemeiner Umriß zu werden.

Gegenwärtiger erſter Theil, der ſich mit dem Abzuge der Herzogin von Parma aus den Niederlanden endigt, iſt nur als die Einleitung zu der eigentlichen Revolution anzuſehen, die erſt unter dem Regiment ihres Nachfolgers zum Ausbruche kam. Ich glaubte, dieſer vorbereitenden Epoche um ſo mehr Sorgfalt und Genauigkeit widmen zu müſſen, je mehr ich dieſe Eigenſchaften bei den mehrſten Skribenten vermißte, welche dieſe Epoche vor mir behandelt haben, und je mehr ich mich überzeugte, daß alle nachfolgende auf ihr beruhen. Findet man daher dieſen erſten Theil zu arm an wichtigen Begebenheiten, zu ausführlich in geringen oder gering ſcheinenden, zu verſchwenderiſch in Wiederholungen, und überhaupt zu langſam im Fortſchritte der Handlung, ſo erinnere man ſich, daß eben aus dieſen geringen Anfängen die ganze Revolution allmählig hervorging, daß alle nachherigen großen Reſultate aus der Summe unzählig vieler kleinen ſich ergeben haben. Eine Nation, wie diejenige war, die wir hier vor uns haben, thut die erſten Schritte immer langſam, zurückgezogen und ungewiß, aber die folgenden alsdann deſto raſcher; denſelben Gang habe ich mir auch bei Darſtellung dieſer Rebellion vorgezeichnet. Je länger der Leſer bei der Einleitung verweilt worden, je mehr er ſich mit den handelnden Perſonen familiariſirt, und in dem Schauplatze, auf welchem ſie wirken, eingewohnt hat, mit deſto raſchern und ſicherern Schritten kann ich ihn dann durch die folgenden Perioden führen, wo mir die Anhäufung des Stoffes dieſen langſamen Gang und dieſe Ausführlichkeit verbieten wird.

Ueber Armuth an Quellen läßt ſich bei dieſer Geſchichte nicht klagen, vielleicht eher über ihren Ueberfluß — weil man ſie alle geleſen haben mußte, um die Klarheit wieder zu gewinnen, die durch das Leſen Vieler in manchen Stücken leidet.

Bei ſo ungleichen, relativen, oft ganz widerſprechenden Darſtellungen derſelben Sache hält es überhaupt ſchon ſchwer, ſich der Wahrheit zu bemächtigen, die in allen theilweiſe verſteckt, in keiner aber ganz und in ihrer reinen Geſtalt vorhanden iſt. Bei dieſem erſten Bande ſind, außer de Thou, Strada, Reyd, Grotius, Meteren, Burgundius, Meurſius, Ventivoglio und einigen Neuern, die Memoiren des Staatsraths Hopperus, das Leben und der Briefwechſel ſeines Freundes Vigilius, die Proceßakten der Grafen von Hoorne und von Egmont, die Apologie des Prinzen von Oranien, und wenige Andere meine Führer geweſen. Eine ausführliche, mit Fleiß und Kritik zuſammengetragene, und mit ſeltener Billigkeit und Treue verfaßte Compilation, die wirklich noch einen beſſern Namen verdient, hat mir ſehr wichtige Dienſte dabei gethan, weil ſie, außer vielen Aktenſtücken, die nie in meine Hände kommen konnten, die ſchätzbaren Werke von Bor, Hooft, Brandt, le Clerc, und Andern, die ich theils nicht zur Hand hatte, theils, da ich des Holländiſchen nicht mächtig bin, nicht benutzen konnte, in ſich aufgenommen hat. Es iſt dies die allgemeine Geſchichte der vereinigten Niederlande, welche in dieſem Jahrhundert in Holland erſchienen iſt. Ein übrigens mittelmäßiger Skribent, Richard Dinoth, iſt mir durch Auszüge aus einigen Broſchüren jener Zeit, die ſich ſelbſt längſt verloren haben, nützlich geworden. Um den Briefwechſel des Kardinals Granvella, der unſtreitig vieles Licht, auch über dieſe Epoche, würde verbreitet haben, habe ich mich vergeblich bemüht. Die erſt kürzlich erſchienene Schrift meines vortrefflichen Landsmanns, Herrn Profeſſors Spittler in Göttingen, über die ſpaniſche Inquiſition, kam mir zu ſpät zu Geſichte, als daß ich von ihrem ſcharfſinnigen und vollwichtigen Inhalte noch hätte Gebrauch machen können.

Daß es nicht in meiner Macht geſtanden hat, dieſe reichhaltige Geſchichte ganz, wie ich es wünſchte, aus ihren erſten

Quellen und gleichzeitigen Dokumenten zu ſtudiren, ſie unabhängig von der Form, in welcher ſie mir von dem denkenden Theile meiner Vorgänger überliefert war, neu zu erſchaffen, und mich dadurch von der Gewalt frei zu machen, welche jeder geiſtvolle Schriftſteller mehr oder weniger gegen ſeine Leſer ausübt, beklage ich immer mehr, je mehr ich mich von ihrem Gehalt überzeuge. So aber hätte aus einem Werke von etlichen Jahren das Werk eines Menſchenalters werden müſſen. Meine Abſicht bei dieſem Verſuche iſt mehr als erreicht, wenn er einen Theil des leſenden Publikums von der Möglichkeit überführt, daß eine Geſchichte hiſtoriſch treu geſchrieben ſeyn kann, ohne darum eine Geduldprobe für den Leſer zu ſeyn, und wenn er einem andern das Geſtändniß abgewinnt, daß die Geſchichte von einer verwandten Kunſt etwas borgen kann, ohne deßwegen nothwendig zum Roman zu werden.

Weimar, in der Michaelismeſſe 1788.

Einleitung.

Eine der merkwürdigſten Staatsbegebenheiten, die das ſechzehnte Jahrhundert zum glänzendſten der Welt gemacht haben, dünkt mir die Gründung der niederländiſchen Freiheit. Wenn die ſchimmernden Thaten der Ruhmſucht und einer verderblichen Herrſchbegierde auf unſere Bewunderung Anſpruch machen, wie viel mehr eine Begebenheit, wo die bedrängte Menſchheit um ihre edelſten Rechte ringt, wo mit der guten Sache ungewöhnliche Kräfte ſich paaren, und die Hülfsmittel entſchloſſener Verzweiflung über die furchtbaren Künſte der Tyrannei in ungleichem Wettkampfe ſiegen. Groß und beruhigend iſt der Gedanke, daß gegen die trotzigen Anmaßungen der Fürſtengewalt endlich noch eine Hülfe vorhanden iſt, daß ihre berechnetſten Plane an der menſchlichen Freiheit zu Schanden werden, daß ein herzhafter Widerſtand auch den geſtreckten Arm eines Despoten beugen, heldenmüthige Beharrung ſeine ſchrecklichen Hülfsquellen endlich erſchöpfen kann. Nirgends durchdrang mich dieſe Wahrheit ſo lebhaft, als bei der Geſchichte jenes denkwürdigen Aufruhrs, der die vereinigten Niederlande auf immer von der ſpaniſchen Krone trennte — und darum achtete ich es des Verſuchs nicht unwerth, dieſes ſchöne Denkmal bürgerlicher Stärke vor der Welt aufzuſtellen, in der Bruſt meines Leſers ein fröhliches Gefühl ſeiner ſelbſt zu erwecken, und ein neues unverwerfliches Beiſpiel zu geben, was Menſchen wagen dürfen für die gute Sache, und ausrichten mögen durch Vereinigung.

Es iſt nicht das Außerordentliche oder Heroiſche dieſer Begebenheit, was mich anreizt, ſie zu beſchreiben. Die Jahrbücher der Welt haben uns ähnliche Unternehmungen aufbewahrt, die in der Anlage noch kühner, in der Ausführung noch glänzender erſcheinen. Manche Staaten ſtürzten mit einer prächtigern Erſchütterung zuſammen, mit erhabenerm Schwunge ſtiegen andere auf. Auch erwarte man hier keine hervorragende koloſſaliſchen Menſchen, keine der erſtaunenswürdigen Thaten, die uns die Geſchichte vergangener Zeiten in ſo reichlicher Fülle darbietet. Jene Zeiten ſind vorbei, jene Menſchen ſind nicht mehr. Im weichlichen Schooße der Verfeinerung haben wir die Kräfte erſchlaffen laſſen, die jene Zeitalter übten und nothwendig machten. Mit niedergeſchlagener Bewunderung ſtaunen wir jezt dieſe Rieſenbilder an, wie ein entnervter Greis die mannhaften Spiele der Jugend. Nicht ſo bei vorliegender Geſchichte. Das Volk, welches wir hier auftreten ſehen, war das friedfertigſte dieſes Welttheils, und weniger, als ſeine Nachbarn, jenes Heldengeiſtes fähig, der auch der geringfügigſten Handlung einen höhern Schwung gibt. Der Drang der Umſtände überraſchte es mit ſeiner eigenen Kraft, und nöthigte ihm eine vorübergehende Größe auf, die es nie haben ſollte, und vielleicht nie wieder haben wird. Es iſt alſo gerade der Mangel an heroiſcher Größe, was dieſe Begebenheit eigenthümlich und unterrichtend macht, und wenn ſich andere zum Zwecke ſetzen, die Ueberlegenheit des Genies über den Zufall zu zeigen, ſo ſtelle ich hier ein Gemälde auf, wo die Noth das Genie erſchuf, und die Zufälle Helden machten.

Wäre es irgend erlaubt, in menſchliche Dinge eine höhere Vorſicht zu flechten, ſo wäre es bei dieſer Geſchichte, ſo widerſprechend erſcheint ſie der Vernunft und allen Erfahrungen. Philipp der Zweite, der mächtigſte Souverain ſeine Zeit, deſſen gefürchtete Uebermacht ganz Europa zu verſchlingen droht, deſſen Schätze die vereinigten Reichthümer aller chriſtlichen Könige überſteigen, deſſen Flotten in allen Meeren gebieten; ein Monarch, deſſen gefährlichen Zwecken zahlreiche Heere dienen, Heere, die durch lange blutige Kriege und eine römiſche Mannszucht gehärtet, durch einen trotzigen Nationalſtolz begeiſtert, und erhitzt durch das Andenken erfochtener Siege, nach Ehre und Beute dürſten, und ſich unter dem verwegenen Genie ihrer Führer als folgſame Glieder bewegen — dieſer gefürchtete Menſch, Einem hartnäckigen Entwurfe hingegeben; Ein Unternehmen die raſtloſe Arbeit ſeines langen Regentenlaufs; alle dieſe furchtbaren Hülfsmittel auf einen einzigen Zweck gerichtet, den er am Abend ſeiner Tage unerfüllt aufgeben muß — Philipp der Zweite, mit wenigen ſchwachen Nationen im Kampfe, den er nicht endigen kann!

Und gegen welche Nationen? Hier ein friedfertiges Fiſcher- und Hirtenvolk, in einem vergeſſenen Winkel Europens, den es noch mühſam der Meeresflut abgewann;

die See ſein Gewerbe, ſein Reichthum und ſeine Plage, eine freie Armuth ſein höchſtes Gut, ſein Ruhm ſeine Tugend. Dort ein gutartiges, geſittetes Handelsvolk, ſchwelgend von den üppigen Früchten eines geſegneten Fleißes, wachſam auf Geſetze, die ſeine Wohlthäter waren. In der glücklichen Muße des Wohlſtandes verläßt es der Bedürfniſſe ängſtlichen Kreis, und lernt nach höherer Befriedigung dürſten. Die neue Wahrheit, deren erfreuender Morgen jetzt über Europa hervorbricht, wirft einen befruchtenden Strahl in dieſe günſtige Zone, und freudig empfängt der freie Bürger das Licht, dem ſich gedrückte traurige Sklaven verſchließen. Ein fröhlicher Muthwille, der gern den Ueberfluß und die Freiheit begleitet, reizt es an, das Anſehen verjährter Meinungen zu prüfen und eine ſchimpfliche Kette zu brechen. Die ſchwere Zuchtruthe des Deſpotismus hängt über ihm, eine willkührliche Gewalt droht die Grundpfeiler ſeines Glücks einzureißen, der Bewahrer ſeiner Geſetze wird ſein Tyrann. Einfach in ſeiner Staatsweisheit, wie in ſeinen Sitten, erkühnt es ſich, einen veralteten Vertrag aufzuweiſen, und den Herrn beider Indien an das Naturrecht zu mahnen. Ein Name entſcheidet den ganzen Ausgang der Dinge. Man nannte Rebellion in Madrid, was in Brüſſel nur eine geſetzliche Handlung hieß; die Beſchwerden Brabants forderten einen ſtaatsklugen Mittler; Philipp der Zweite ſandte ihm einen Henker, und die Loſung des Krieges ward gegeben. Eine Tyrannei ohne Beiſpiel greift Leben und Eigenthum an. Der verzweifelnde Bürger, dem zwiſchen einem zweifachen Tode die Wahl gelaſſen wird, erwählt den edlern auf dem Schlachtfelde. Ein wohlhabendes üppiges Volk liebt den Frieden, aber es wird kriegeriſch, wenn es arm wird. Jetzt hört es auf, für ein Leben zu zittern, dem Alles mangeln ſoll, warum es wünſchenswürdig war. Die Wuth des Aufruhrs ergreift die entfernteſten Provinzen; Handel und Wandel liegen darnieder; die Schiffe verſchwinden aus den Häfen, der Künſtler aus ſeiner Werkſtätte, der Landmann aus den verwüſteten Feldern. Tauſende fliehen in ferne Länder, tauſend Opfer fallen auf dem Blutgerüſte und neue Tauſende drängen ſich hinzu; denn göttlich muß eine Lehre ſeyn, für die ſo freudig geſtorben werden kann. Noch fehlt die letzte vollendende Hand — der erleuchtete unternehmende Geiſt, der dieſen großen politiſchen Augenblick haſchte, und die Geburt des Zufalls zum Plane der Weisheit erzöge.

Wilhelm der Stille weiht ſich, ein zweiter Brutus, dem großen Anliegen der Freiheit. Ueber eine furchtſame Selbſtſucht erhaben, kündigt er dem Throne ſtrafbare Pflichten auf, entkleidet ſich großmüthig ſeines fürſtlichen Daſeyns, ſteigt zu einer freiwilligen Armuth herunter, und iſt nichts mehr als ein Bürger der Welt. Die gerechte Sache wird gewagt auf das Glücksſpiel der Schlachten; aber zuſammengeraffte Miethlinge und friedliches Landvolk können dem furchtbaren Andrange einer geübten Kriegsmacht nicht Stand halten. Zweimal führte er ſeine muthloſen Heere gegen den Tyrannen, zweimal verlaſſen ſie ihn, aber nicht ſein Muth. Philipp der Zweite ſendet ſo viele Verſtärkungen, als ſeines Mittlers grauſame Habſucht Bettler machte. Flüchtlinge, die das Vaterland auswarf, ſuchen ſich ein neues auf dem Meere, und auf den Schiffen ihres Feindes Sättigung ihrer Rache und ihres Hungers. Jetzt werden Seehelden aus Korſaren, aus Raubſchiffen zieht ſich eine Marine zuſammen und eine Republik ſteigt aus Moräſten empor. Sieben Provinzen zerreißen zugleich ihre Bande; ein neuer jugendlicher Staat, mächtig durch Eintracht, ſeine Waſſerflut und Verzweiflung. Ein feierlicher Spruch der Nation entſetzt den Tyrannen des Thrones, der ſpaniſche Name verſchwindet aus allen Geſetzen.

Jetzt iſt eine That gethan, die keine Vergebung mehr findet, die Republik wird fürchterlich, weil ſie nicht mehr zurück kann. Faktionen zerreißen ihren Bund, ſelbſt ihr ſchreckliches Element, das Meer, mit ihrem Unterdrücker verſchworen, droht ihrem zarten Anfange ein frühzeitiges Grab. Sie fühlt ihre Kräfte der überlegenen Macht des Feindes erliegen, und wirft ſich bittend vor Europens mächtigſte Throne, eine Souverainetät wegzuſchenken, die ſie nicht mehr beſchützen kann. Endlich und mühſam — ſo verächtlich begann dieſer Staat, daß ſelbſt die Habſucht fremder Könige ſeine junge Blüthe verſchmähte — einem Fremdlinge endlich dringt ſie ihre gefährliche Krone auf. Neue Hoffnungen erfriſchen ihren ſinkenden Muth, aber einen Verräther gab ihr in dieſem neuen Landesvater das Schickſal, und in dem drangvollſten Zeitpunkte, wo der unerbittliche Feind vor den Thoren ſchon ſtürmet, taſtet Karl von Anjou die Freiheit an, zu deren Schutz er gerufen worden. Eines Meuchelmörders Hand reißt noch den Steuermann von dem Ruder, ihr Schickſal ſcheint vollendet, mit Wilhelm von Oranien alle ihre rettenden Engel geflohen — aber das Schiff fliegt im Sturme, und die wallenden Segel bedürfen des Ruderers Hülfe nicht mehr.

Philipp der Zweite ſieht die Frucht einer That verloren, die ihm ſeine fürſtliche Ehre, und wer weiß, ob nicht den heimlichen Stolz ſeines ſtillen Bewußtſeyns koſtet. Hartnäckig und ungewiß ringt mit dem Despotiſmus die Freiheit; mörderiſche Schlachten werden gefochten; eine glänzende Heldenreihe wechſelt auf dem Felde der Ehre; Flandern und Brabant war die Schule, die dem kommenden Jahrhundert Feldherrn erzog. Ein langer verwüſtender Krieg zertritt den Segen des offenen Landes, Sieger und Beſiegte verbluten, während daß der werdende Waſſerſtaat den fliehenden Fleiß zu ſich lockte, und auf den Trümmern ſeines Nachbars den herrlichen Bau ſeiner Größe erhub. Vierzig Jahre dauerte ein Krieg, deſſen glückliche Endigung Philipps ſterbendes Auge nicht erfreute, der ein Paradies in Europa vertilgte, und ein neues aus ſeinen Ruinen erſchuf — der die Blüthe der kriegeriſchen Jugend verſchlang, einen ganzen Welttheil bereicherte, und den Beſitzer des goldreichen Peru zum armen Manne machte. Dieſer Monarch, der, ohne ſein Land zu drücken, neunmalhundert Tonnen Goldes verſchwenden durfte, der noch weit mehr durch tyranniſche Künſte erzwang, häufte eine Schuld von hundert und vierzig Millionen Dukaten auf ſein entvölkertes Land. Ein unverſöhnlicher Haß der Freiheit verſchlang alle dieſe Schätze und verzehrte fruchtlos ſein königliches Leben; aber die Reformation gedeihte unter dem

Verwüſtungen ſeines Schwerts, und die neue Republik hob aus Bürgerblut ihre ſiegende Fahne.

Dieſe unnatürliche Wendung der Dinge ſcheint an ein Wunder zu grenzen; aber Vieles vereinigte ſich, die Gewalt dieſes Königs zu brechen und die Fortſchritte des jungen Staats zu begünſtigen. Wäre das ganze Gewicht ſeiner Macht auf die vereinigten Provinzen gefallen, ſo war keine Rettung für ihre Religion, ihre Freiheit. Sein eigner Ehrgeiz kam ihrer Schwäche zu Hülfe, indem er ihn nöthigte, ſeine Macht zu theilen. Die koſtbare Politik, in jedem Kabinette Europens Verräther zu beſolden, die Unterſtützung der Ligue in Frankreich, der Aufſtand der Mauren in Granada, Portugals Eroberung und der prächtige Bau von Eskurial erſchöpften endlich ſeine ſo unermeßlich ſcheinenden Schätze, und unterſagten ihm, mit Lebhaftigkeit und Nachdruk im Felde zu handeln. Die deutſchen und italieniſchen Truppen, die nur die Hoffnung der Beute unter ſeine Fahnen gelockt hatte, empörten ſich jetzt, weil er ſie nicht bezahlen konnte, und verließen treulos ihre Führer im entſcheidenden Moment ihrer Wirkſamkeit. Dieſe fürchterlichen Werkzeuge der Unterdrückung kehrten jetzt ihre gefährliche Macht gegen ihn ſelbſt, und wütheten feindlich in den Provinzen, die ihm treu geblieben waren. Jene unglückliche Ausrüſtung gegen Britannien, an die er, gleich einem raſenden Spieler, die ganze Kraft ſeines Königreichs wagte, vollendete ſeine Entnervung; mit der Armada ging der Tribut beider Indien und der Kern der ſpaniſchen Heldenzucht unter.

Aber in eben dem Maße, wie ſich die ſpaniſche Macht erſchöpfte, gewann die Republik friſches Leben. Die Lücken, welche die neue Religion, die Tyrannei der Glaubensgerichte, die wüthende Raubſucht der Soldateska, und die Verheerungen eines langwierigen Kriegs ohne Unterlaß in die Provinzen Brabant, Flandern und Hennegau riſſen, die der Waffenplatz und die Vorrathskammer dieſes koſtbaren Krieges waren, machten es natürlicherweiſe mit jedem Jahre ſchwerer, die Armeen zu unterhalten und zu erneuern. Die katholiſchen Niederlande hatten ſchon eine Million Bürger verloren, und die zertretenen Felder nährten ihre Pflüger nicht mehr. Spanien ſelbſt konnte wenig Volk mehr entrathen. Dieſe Länder, durch einen ſchnellen Wohlſtand überraſcht, der den Müßiggang herbeiführte, hatten ſehr an Bevölkerung verloren, und konnten dieſe Menſchenverſendungen nach der neuen Welt und den Niederlanden nicht lange aushalten. Wenige unter dieſen ſahen ihr Vaterland wieder: dieſe Wenigen hatten es als Jünglinge verlaſſen und kamen nun als entkräftete Greiſe zurück. Das gemeiner gewordene Gold machte den Soldaten immer theurer; der überhandnehmende Reiz der Weichlichkeit ſteigerte den Preis der entgegengeſetzten Tugenden. Ganz anders verhielt es ſich mit den Rebellen. Alle die Tauſende, welche die Grauſamkeit der königlichen Statthalter aus den ſüdlichen Niederlanden, der Hugenottenkrieg aus Frankreich und der Gewiſſenszwang aus andern Gegenden Europens verjagten, alle gehörten ihnen. Ihr Werbeplatz war die ganze chriſtliche Welt. Für ſie arbeitete der Fanatismus der Verfolger, wie der Verfolgten.

Die friſche Begeiſterung einer neu verkündigten Lehre, Rachſucht, Hunger und hoffnungsloſes Elend zogen aus allen Diſtrikten Europens Abenteurer unter ihre Fahnen. Alles, was für die neue Lehre gewonnen war, was von dem Deſpotiſmus gelitten, oder noch künftig von ihm zu fürchten hatte, machte das Schickſal dieſer neuen Republik gleichſam zu ſeinem eignen. Jede Kränkung, von einem Tyrannen erlitten, gab ein Bürgerrecht in Holland. Man drängte ſich nach einem Lande, wo die Freiheit ihre erfreuende Fahne aufſteckte, wo der flüchtigen Religion Achtung und Sicherheit und Rache an ihren Unterdrückern gewiß war. Wenn wir den Zuſammenfluß aller Völker in dem heutigen Holland betrachten, die beim Eintritt in ſein Gebiet ihre Menſchenrechte zurück empfangen, was muß es damals geweſen ſeyn, wo noch das ganze übrige Europa unter einem traurigen Geiſtesdruck ſeufzte, wo Amſterdam beinahe der einzige Freihafen aller Meinungen war? Viele hundert Familien retteten ihren Reichthum in ein Land, das der Ocean und die Eintracht gleich mächtig beſchirmten. Die republikaniſche Armee war vollzählig, ohne daß man nöthig gehabt hätte, den Pflug zu entblößen. Mitten unter dem Waffengeräuſch blühten Gewerbe und Handel, und der ruhige Bürger genoß im Voraus alle Früchte der Freiheit, die mit fremdem Blute erſt erſtritten wurden. Zu eben der Zeit, wo die Republik Holland noch um ihr Daſeyn kämpfte, rückte ſie die Grenzen ihres Gebiets über das Weltmeer hinaus, und baute ſtill an ihren oſtindiſchen Thronen.

Noch mehr. Spanien führte dieſen koſtbaren Krieg mit todtem unfruchtbaren Golde, das nie in die Hand zurückkehrte, die es weggab, aber den Preis aller Bedürfniſſe erhöhte. Die Schatzkammer der Republik waren Arbeitſamkeit und Handel. Jenes verminderte, dieſe vervielfältigte die Zeit. In eben dem Maße, wie ſich die Hülfsquellen der Regierung bei der langen Fortdauer des Krieges erſchöpften, fing die Republik eigentlich erſt an, ihre Ernte zu halten. Es war eine geſparte dankbare Ausſaat, die ſpät, aber hundertfältig wiedergab; der Baum, von welchem Philipp ſich Früchte brach, war ein umgehauener Stamm und grünte nicht wieder.

Philipps widriges Schickſal wollte, daß alle Schätze, die er zum Untergange der Provinzen verſchwendete, ſie ſelbſt noch bereichern halfen. Jene ununterbrochenen Ausflüſſe des ſpaniſchen Goldes hatten Reichthum und Luxus durch ganz Europa verbreitet; Europa aber empfing ſeine vermehrten Bedürfniſſe größtentheils aus den Händen der Niederländer, die den Handel der ganzen damaligen Welt beherrſchten, und den Preis aller Waaren beſtimmten. Sogar während dieſes Krieges konnte Philipp der Republik Holland den Handel mit ſeinen eigenen Unterthanen nicht wehren, ja, er konnte dieſes nicht einmal wünſchen. Er ſelbſt zahlte den Rebellen die Unkoſten ihrer Vertheidigung; denn eben der Krieg, der ſie aufreiben ſollte, vermehrte den Abſatz ihrer Waaren. Der ungeheure Aufwand für ſeine Flotten und Armeen floß größtentheils in die Schatzkammer der Republik, die mit den flämiſchen und brabantiſchen Handelsplätzen in Verbindung ſtand. Was Philipp gegen die Rebellen in Bewegung ſetzte, wirkte unmittelbar für ſie. Alle die unermeßlichen Summen, die ein vierzigjähriger Krieg verſchlang, waren in die Fäſſer der Danaiden gegoſſen, und zerrannen in einer bodenloſen Tiefe.

Der träge Gang dieſes Krieges that dem Könige von Spanien eben ſo vielen Schaden, als er den Rebellen Vortheile brachte. Seine Armee war größtentheils aus den Ueberreſten jener ſiegreichen Truppen zuſammengefloſſen, die unter Karl dem Fünften bereits ihre Lorbeern geſammelt hatten. Alter und lange Dienſte berechtigten ſie zur Ruhe; Viele unter ihnen, die der Krieg bereichert hatte, wünſchten ſich ungeduldig nach ihrer Heimat zurück, ein mühevolles Leben gemächlich zu enden. Ihr vormaliger Eifer, ihr Heldenfeuer und ihre Mannszucht ließen in eben dem Grade nach, als ſie ihre Ehre und Pflicht gelöſt zu haben glaubten, und die Früchte ſo vieler Feldzüge endlich zu ernten anfingen. Dazu kam, daß Truppen, die gewohnt waren, durch den Ungeſtüm ihres Angriffs jeden Widerſtand zu beſiegen, ein Krieg ermüden mußte, der weniger mit Menſchen, als mit Elementen geführt wurde, der mehr die Geduld übte, als die Ruhmbegierde vergnügte, wobei weniger Gefahr als Beſchwerlichkeit und Mangel zu bekämpfen war. Weder ihr perſönlicher Muth, noch ihre lange kriegeriſche Erfahrung konnten ihnen in einem Lande zu Statten kommen, deſſen eigenthümliche Beſchaffenheit oft auch dem Feigſten der Eingebornen über ſie Vortheile gab. Auf einem fremden Boden endlich ſchadete ihnen eine Niederlage mehr, als viele

Siege über einen Feind, der hier zu Hauſe war, ihnen nützen konnten. Mit den Rebellen war es gerade der umgekehrte Fall. In einem ſo langwierigen Kriege, wo keine entſcheidende Schlacht geſchah, mußte der ſchwächere Feind zuletzt von dem ſtärkern lernen, kleine Niederlagen ihn an die Gefahr gewöhnen, kleine Siege ſeine Zuverſicht befeuern. Bei Eröffnung des Bürgerkrieges hatte ſich die republikaniſche Armee vor der ſpaniſchen im Felde kaum zeigen dürfen; ſeine lange Dauer übte und härtete ſie. Wie die königlichen Heere des Schlagens überdrüſſig wurden, war das Selbſtvertrauen der Rebellen mit ihrer beſſern Kriegszucht und Erfahrung geſtiegen. Endlich, nach einem halben Jahrhundert, gingen Meiſter und Schüler, unüberwunden, als gleiche Kämpfer auseinander.

Ferner wurde im ganzen Verlaufe dieſes Krieges von Seiten der Rebellen mit mehr Zuſammenhang und Einheit gehandelt, als von Seiten des Königs. Ehe jene ihr erſtes Oberhaupt verloren, war die Verwaltung der Niederlande durch nicht weniger als fünf verſchiedene Hände gegangen. Die Unentſchlüſſigkeit der Herzogin von Parma theilte ſich dem Kabinete zu Madrid mit, und ließ es in kurzer Zeit beinahe alle Staatsmaximen durchwandern. Herzog Alba's unbeugſame Härte, die Gelindigkeit ſeines Nachfolgers Requesens, Don Johanns von Oeſterreich Hinterliſt und Tücke, und der lebhafte cäſariſche Geiſt des Prinzen von Parma gaben dieſem Kriege eben ſo viel entgegengeſetzte Richtungen, während daß der Plan der Rebellion in dem einzigen Kopfe, worin er klar und lebendig wohnte, immer derſelbe blieb. Das größere Uebel war, daß die Maxime mehrentheils das Moment verfehlte, in welchem ſie anzuwenden ſeyn mochte. Im Anfange der Unruhen, wo das Uebergewicht augenſcheinlich noch auf Seiten des Königs war, wo ein raſcher Entſchluß und männliche Stetigkeit die Rebellion noch in der Wiege erdrücken konnten, ließ man den Zügel der Regierung in den Händen eines Weibes ſchlaff hin und her ſchwanken. Nachdem die Empörung zum wirklichen Ausbruche gekommen war, die Kräfte der Faktion und des Königs ſchon mehr im Gleichgewichte ſtanden, und eine kluge Geſchmeidigkeit allein dem nahen Bürgerkriege wehren konnte, fiel die Statthalterſchaft einem Manne zu, dem zu dieſem Poſten gerade dieſe einzige Tugend fehlte. Einem ſo wachſamen Aufſeher, als Wilhelm der Verſchwiegene war, entging keiner der Vortheile, die ihm die fehlerhafte Politik ſeines Gegners gab, und mit ſtillem Fleiße rückte er langſam ſein großes Unternehmen zum Ziele.

Aber warum erſchien Philipp der Zweite nicht ſelbſt in den Niederlanden? warum wollte er lieber die unnatürlichſten Mittel erſchöpfen, um nur das einzige nicht zu verſuchen, welches nicht fehlſchlagen konnte? Die üppige Gewalt des Adels zu brechen, war kein Ausgang natürlicher, als die perſönliche Gegenwart des Herrn. Neben der Majeſtät mußte jede Privatgröße verſinken, jedes andere Anſehen erlöſchen. Anſtatt daß die Wahrheit durch ſo viele unreine Kanäle langſam und trübe nach dem entlegenen Throne floß, daß die verzögerte Gegenwehr dem Werke des Ohngefährs

Zeit ließ, zu einem Werke des Verſtandes zu reifen, hätte ſein eigner durchdringender Blick Wahrheit vom Irrthum geſchieden; nicht ſeine Menſchlichkeit, kalte Staatskunſt allein hätte dem Lande eine Million Bürger gerettet. Je näher ihrer Quelle, deſto nachdrücklicher wären die Edikte geweſen; je dichter an ihrem Ziele, deſto unkräftiger und verzagter die Streiche des Aufruhrs gefallen. Es koſtet unendlich mehr, das Böſe, deſſen man ſich gegen einen abweſenden Feind wohl getrauen mag, ihm in's Angeſicht zuzufügen. Die Rebellion ſchien anfangs ſelbſt vor ihrem Namen zu zittern, und ſchmückte ſich lange Zeit mit dem künſtlichen Vorwande, die Sache des Souverains gegen die willkührlichen Anmaßungen ſeines Statthalters in Schutz zu nehmen. Philipps Erſcheinung in Brüſſel hätte dieſes Gaukelſpiel auf einmal geendigt. Jetzt mußte ſie ihre Vorſpiegelung erfüllen, oder die Larve abwerfen und ſich durch ihre wahre Geſtalt verdammen. Und welche Erleichterung für die Niederlande, wenn ſeine Gegenwart ihnen auch nur diejenigen Uebel erſpart hätte, die ohne ſein Wiſſen und gegen ſeinen Willen auf ſie gehäuft wurden! Welcher Gewinn für ihn ſelbſt, wenn ſie auch zu nichts weiter gedient hätte, als über die Anwendung der unermeßlichen Summen zu wachen, die zu den Bedürfniſſen des Kriegs widerrechtlich gehoben, in den räuberiſchen Händen ſeiner Verwalter verſchwanden! Was ſeine Stellvertreter durch den unnatürlichen Behelf des Schreckens erzwingen mußten, hätte die Majeſtät in allen Gemüthern ſchon vorgefunden. Was jene zu Gegenſtänden des Abſcheus machte, hätte ihm höchſtens Furcht erworben; denn der Mißbrauch angeborner Gewalt drückt weniger ſchmerzhaft, als der Mißbrauch empfangener. Seine Gegenwart hätte Tauſende gerettet, wenn er auch nichts als ein haushälteriſcher Despot war; wenn er auch nicht einmal der war, ſo würde das Schrecken ſeiner Perſon ihm eine Landſchaft erhalten haben, die durch den Haß und die Geringſchätzung ſeiner Maſchinen verloren ging.

Gleichwie die Bedrückung des niederländiſchen Volks eine Angelegenheit aller Menſchen wurde, die ihre Rechte fühlten, eben ſo, möchte man denken, hätte der Ungehorſam und Abfall dieſes Volks eine Aufforderung an alle Fürſten ſeyn ſollen, in der Gerechtſame ihres Nachbars ihre eigene zu ſchützen. Aber die Eiferſucht über Spanien gewann es diesmal über dieſe politiſche Sympathie, und die erſten Mächte Europens traten, lauter oder ſtiller, auf die Seite der Freiheit. Kaiſer Maximilian der Zweite, obgleich dem ſpaniſchen Hauſe durch Bande der Verwandtſchaft verpflichtet, gab ihm gerechten Anlaß zu der Beſchuldigung, die Partei der Rebellen ingeheim begünſtigt zu haben. Durch das Anerbieten ſeiner Vermittelung geſtand er ihren Beſchwerden ſtillſchweigend einen Grad von Gerechtigkeit zu, welches ſie aufmuntern mußte, deſto ſtandhafter darauf zu beharren. Unter einem Kaiſer, der dem ſpaniſchen Hofe aufrichtig ergeben geweſen wäre, hätte Wilhelm von Oranien ſchwerlich ſo viele Truppen und Gelder aus Deutſchland gezogen. Frankreich, ohne den Frieden offenbar und förmlich zu brechen, ſtellte einen Prinzen vom Geblüte an die Spitze der niederländiſchen Rebellen; die Operationen der Letztern wurden größtentheils mit franzöſiſchem Gelde und Truppen vollführt. Eliſabeth von England übte nur eine gerechte Rache und Wiedervergeltung aus, da ſie die Aufrührer gegen ihren rechtmäßigen Oberherrn in Schutz nahm, und wenn gleich ihr ſparſamer Beiſtand höchſtens nur hinreichte, den gänzlichen Ruin der Republik abzuwehren, ſo war dieſes in einem Zeitpunkte ſchon unendlich viel, wo ihren erſchöpften Muth Hoffnung allein noch hinhalten konnte. Mit dieſen beiden Mächten ſtand Philipp damals noch im Bündniſſe des Friedens, und beide wurden zu Verräthern an ihm. Zwiſchen dem Starken und Schwachen iſt Redlichkeit oft keine Tugend; dem, der gefürchtet wird, kommen ſelten die feinern Bande zu gut, welche Gleiches mit Gleichem zuſammenhalten. Philipp ſelbſt hatte die Wahrheit aus dem politiſchen Umgange verwieſen, er ſelbſt die Sittlichkeit zwiſchen Königen aufgelöſt, und die Hinterliſt zur Gottheit des Kabinets gemacht. Ohne ſeiner Ueberlegenheit jemals froh zu werden, mußte er ſein ganzes Leben hindurch mit der Eiferſucht ringen, die ſie ihm bei Andern erweckte. Europa ließ ihn für den Mißbrauch einer Gewalt büßen, von der er in der That nie den ganzen Gebrauch gehabt hatte.

Bringt man gegen die Ungleichheit beider Kämpfer, die auf den erſten Anblick ſo ſehr in Erſtaunen ſetzt, alle Zufälle in Berechnung, welche jenen anfeindeten und dieſen begünſtigten, ſo verſchwindet das Uebernatürliche dieſer Begebenheit, aber das Außerordentliche bleibt — und man hat einen richtigen Maßſtab gefunden, das eigne Verdienſt dieſer Republikaner um ihre Freiheit angeben zu können. Doch denke man nicht, daß dem Unternehmen ſelbſt eine ſo genaue Berechnung der Kräfte vorangegangen ſey, oder daß ſie beim Eintritt in dieſes ungewiſſe Meer ſchon das Ufer gewußt haben, an welchem ſie nachher landeten. So reif als es zuletzt da ſtand in ſeiner Vollendung, erſchien das Werk nicht in der Idee ſeiner Urheber, ſo wenig, als vor Luthers Geiſte die ewige Glaubenstrennung, da er gegen den Ablaßkram aufſtand. Welcher Unterſchied zwiſchen dem beſcheidenen Aufzuge jener Bettler in Brüſſel, die um eine menſchlichere Behandlung, als um eine Gnade flehen, und der furchtbaren Majeſtät eines Freiſtaats, der mit Königen als ſeines Gleichen unterhandelt, und in weniger als einem Jahrhundert den Thron ſeiner vormaligen Tyrannen verſchenkt! Des Fatums unſichtbare Hand führte den abgedrückten Pfeil in einem höhern Bogen und nach einer ganz andern Richtung fort, als ihm von der Sehne gegeben war. Im Schooße des glücklichen Brabants wird die Freiheit geboren, die, noch ein neugebornes Kind, ihrer Mutter entriſſen, das verachtete Holland beglücken ſoll. Aber das Unternehmen ſelbſt darf uns darum nicht kleiner erſcheinen, weil es anders ausſchlug, als es gedacht worden war. Der Menſch verarbeitet, glättet und bildet den rohen Stein, den die Zeiten herbeitragen; ihm gehört der Augenblick und der Punkt, aber die Weltgeſchichte rollt der Zufall. Wenn die Leidenſchaften, welche ſich bei dieſer Begebenheit geſchäftig erzeigten, des Werks nur nicht unwürdig waren, dem ſie unbewußt dienten — wenn die Kräfte, die ſie ausführen halfen, und die einzelnen Handlungen, aus deren Verkettung ſie wunderbar erwuchs, nur an ſich edle Kräfte, ſchöne und große Handlungen waren, ſo iſt die Begebenheit groß, intereſſant und fruchtbar für uns, und es ſteht uns frei, über die kühne Geburt des Zufalls zu erſtaunen, oder einem höheren Verſtande unſre Bewunderung zuzutragen.

Die Geſchichte der Welt iſt ſich ſelbſt gleich, wie die Geſetze der Natur, und einfach wie die Seele des Menſchen. Dieſelben Bedingungen bringen dieſelben Erſcheinungen zurück. Auf eben dieſem Boden, wo jetzt die Niederländer ihrem ſpaniſchen Tyrannen die Spitze bieten, haben vor fünfzehnhundert Jahren ihre Stammväter, die Batavier und Belgen, mit ihrem römiſchen gerungen. Eben ſo, wie jene, einem hochmüthigen Beherrſcher unwillig unterthan, eben ſo von habſüchtigen Satrapen mißhandelt, werfen ſie mit ähnlichem Trotze ihre Ketten ab, und verſuchen das Glück in eben ſo ungleichem Kampfe. Derſelbe Erobererſtolz, derſelbe Schwung der Nation in dem Spanier des ſechzehnten Jahrhunderts und in dem Römer des erſten, dieſelbe Tapferkeit und Mannszucht in Beider Heeren, daſſelbe Schrecken vor ihrem Schlachtenzuge. Dort, wie hier, ſehen wir Liſt gegen Uebermacht ſtreiten, und Standhaftigkeit, unterſtützt durch Eintracht, eine ungeheure Macht ermüden, die ſich durch Theilung entkräftet hat. Dort, wie hier, waffnet Privathaß die Nation; ein einziger Menſch, für ſeine Zeit geboren, deckt ihr das gefährliche Geheimniß ihrer Kräfte auf, und bringt ihren ſtummen Gram zu einer blutigen Erklärung. „Geſtehet, Batavier!“ redet Claudius Civilis ſeine Mitbürger in dem heiligen Haine an, „wird uns von dieſen Römern noch wie ſonſt, als Bundesgenoſſen und Freunden, oder nicht vielmehr als dienſtbaren Knechten begegnet? Ihren Beamten und Statthaltern ſind wir ausgeliefert, die, wenn unſer Raub, unſer Blut ſie geſättigt hat, von andern abgelöst werden, welche dieſelbe Gewaltthätigkeit, nur unter andern Namen, erneuern. Geſchieht es ja endlich einmal, daß uns Rom einen Oberaufſeher ſendet, ſo drückt er uns mit einem prahleriſchen theuren Gefolge, und noch unerträglicherm Stolze. Die Werbungen ſind wieder nahe, welche Kinder von Eltern, Brüder von Brüdern auf ewig reißen, und eure kraftvolle Jugend der römiſchen Unzucht überliefern. Jezt, Batavier, iſt der Augenblick unſer. Nie lag Rom darnieder wie jezt. Laſſet euch dieſe Namen von Legionen nicht in Schrecken jagen; ihre Lager enthalten nichts als alte Männer und Beute. Wir haben Fußvolk und Reiterei, Germanien iſt unſer, und Gallien lüſtern, ſein Joch abzuwerfen. Mag ihnen Syrien dienen, und Aſien und der Aufgang, der Könige braucht! Es ſind noch unter uns, die geboren wurden, ehe man den Römern Schazzung erlegte. Die Götter halten es mit dem Tapferſten.“ Feierliche Sakramente weihen dieſe Verſchwörung, wie den Geuſenbund; wie dieſer, hüllt ſie ſich hinterliſtig in den Schleier der Unterwürfigkeit, in die Majeſtät eines großen Namens. Die Cohorten des Civilis ſchwören am Rheine dem Veſpaſian in Syrien, wie der Compromiß Philipp dem Zweiten. Derſelbe Kampfplatz erzeugt denſelben Plan der Vertheidigung, dieſelbe Zuflucht der Verzweiflung. Beide vertrauten ihr wankendes Glück einem befreundeten Elemente; in ähnlichem Bedrängniſſe rettet Civilis ſeine Inſel — wie fünfzehn Jahrhunderte nach ihm Wilhelm von Oranien die Stadt Leyden — durch eine künſtliche Waſſerflut. Die bataviſche Tapferkeit deckt die Ohnmacht der Weltbeherrſcher auf, wie der ſchöne Muth ihrer Enkel den Verfall der ſpaniſchen Macht dem ganzen Europa zur Schau ſtellt. Dieſelbe Fruchtbarkeit des Geiſtes in den Heerführern beider Zeiten läßt den Krieg eben ſo hartnäckig dauern und beinahe eben ſo zweifelhaft enden; aber einen Unterſchied bemerken wir doch: die Römer und Batavier kriegen menſchlich, denn ſie kriegen nicht für die Religion.[*]

---

[*] Tacit. Histor. L. IV. V.

Erſtes Buch.

Frühere Geſchichte der Niederlande bis zum ſechzehnten Jahrhundert.

Ehe wir in das Innere dieſer großen Revolution hineingehen, müſſen wir einige Schritte in die alte Geſchichte des Landes zurückthun, und die Verfaſſung entſtehen ſehen, worin wir es zur Zeit dieſer merkwürdigen Veränderung finden.

Der erſte Eintritt dieſes Volks in die Weltgeſchichte iſt das Moment ſeines Untergangs; von ſeinen Ueberwindern empfing es ein politiſches Leben. Die weitläufige Landſchaft, welche von Deutſchland gegen Morgen, gegen Mittag von Frankreich, gegen Mitternacht und Abend von der Nordſee begrenzt wird, und die wir unter dem allgemeinen Namen der Niederlande begreifen, war bei dem Einbruche der Römer in Gallien unter drei Hauptvölkerſchaften vertheilt, alle urſprünglich deutſcher Abkunft, deutſcher Sitte und deutſchen Geiſtes.[1] Der Rhein machte ihre Grenzen. Zur Linken des Fluſſes wohnten die Belgen,[2] zu ſeiner Rechten die Frieſen,[1] und die Batavier[2] auf der Inſel, die ſeine beiden Arme damals mit dem Ocean bildeten. Jede dieſer einzelnen Nationen wurde früher oder ſpäter den Römern unterworfen, aber ihre Ueberwinder ſelbſt legen uns die rühmlichſten Zeugniſſe von ihrer Tapferkeit ab. Die Belgen, ſchreibt Cäſar,[3] waren die einzigen unter den galliſchen Völkern, welche die einbrechenden Teutonen und Cimbrer von ihren Grenzen abhielten. Alle Völker um den Rhein, ſagt uns Tacitus,[4] wurden an Heldenmuth von den Bataviern übertroffen. Dieſes wilde Volk erlegte ſeinen Tribut in Soldaten, und wurde von ſeinen Ueberwindern, gleich Pfeil und Schwert, nur für Schlachten geſpart. Die bataviſche Reiterei erklärten die Römer ſelbſt für den beſten Theil ihrer Heere. Lange Zeit machte ſie, wie heut zu Tage die Schweizer, die Leibwache der römiſchen Kaiſer aus; ihr wilder Muth erſchreckte die Dacier, da ſie in voller Rüſtung über die Donau ſchwammen. Die nämlichen Batavier hatten den Agricola auf ſeinem Zuge nach Britannien begleitet, und ihm dieſe Inſel erobern helfen.[1] Unter allen wurden die Frieſen zuletzt überwunden, und ſetzten ſich zuerſt wieder in Freiheit. Die Moräſte, zwiſchen welchen ſie wohnten, reizten die Eroberer ſpäter, und koſteten ihnen mehr. Der Römer Druſus, der in dieſen Gegenden kriegte, führte einen Kanal vom Rhein in den Flevo, die jetzige Süderſee, durch welchen die römiſche Flotte in die Nordſee drang, und aus dieſer durch die Mündung der Ems und Weſer einen leichtern Weg in das innere Deutſchland fand.[2]

---

[1] J. Caesar de Bello Gall. L. I. Tacit. de Morib. Germ. und Hist. L. IV.

[2] In den Landſchaften, die jetzt größtentheils die katholiſchen Niederlande und Generalitätslande ausmachen.

---

[1] Im jetzigen Gröningen, Oſt- und Weſtfriesland, einem Theile von Holland, Geldern, Utrecht und Overyſſel.

[2] In dem obern Theile von Holland, Utrecht und Overyſſel, dem heutigen Cleve u. ſ. f., zwiſchen dem Lek und der Waal. Kleinere Völker, die Kannenefater, Mattiaker, Marsaker u. ſ. f., die einen Theil von Weſtfriesland, Holland und Seeland bewohnten, können zu ihnen gerechnet werden. Tacit. Hist. L. IV. c. 15. 56. de Morib. Germ. c. 29.

[3] De Bello. Gall.

[4] Hist. L. IV. c. 12.

Vier Jahrhunderte lang finden wir Batavier in den römiſchen Heeren, aber nach den Zeiten des Honorius verſchwindet ihr Name aus der Geſchichte. Ihre Inſel ſehen wir von den Franken überſchwemmt, die ſich dann wieder in das benachbarte Belgien verlieren. Die Frieſen haben das Joch ihrer entlegenen und ohnmächtigen Beherrſcher gebrochen, und erſcheinen wieder als ein freies und ſogar eroberndes Volk, das ſich durch eigene Gebräuche und den Ueberreſt der römiſchen Geſetze regiert, und ſeine Grenzen bis über die linken Ufer des Rheins erweitert. Friesland überhaupt hat unter allen Provinzen der Niederlande am wenigſten von dem Einbruche fremder Völker, von fremden Gebräuchen und Geſetzen gelitten, und durch eine lange Reihe von Jahrhunderten Spuren ſeiner Verfaſſung, ſeines Nationalgeiſtes und ſeiner Sitten behalten, die ſelbſt heut zu Tage nicht ganz verſchwunden ſind.

---

[1] Dio Cass. l. LXIX. Tacit. Agricol. c. 36. Tacit. Annal. l. II. c. 15.

[2] Tacit. Annal. II. cap. 8. Sueton. in Claud. Cap. I. n. 2.

Die Epoche der Völkerwanderung zernichtet die urſprüngliche Form dieſer mehrſten Nationen; andere Miſchungen entſtehen mit andern Verfaſſungen. Die Städte und Lagerplätze der Römer verſchwinden in der allgemeinen Verwüſtung, und mit dieſen ſo viele Denkmäler ihrer großen Regentenkunſt, durch den Fleiß fremder Hände vollendet. Die verlaſſenen Dämme ergeben ſich der Wuth ihrer Ströme und dem eindringenden Ocean wieder. Die Wunder der Menſchenhand, die künſtlichen Kanäle, vertrocknen, die Flüſſe ändern ihren Lauf, das feſte Land und die See verwirren ihre Grenzen, und die Natur des Bodens verwandelt ſich mit ſeinen Bewohnern. Der Zuſammenhang beider Zeiten ſcheint aufgehoben, und mit einem neuen Menſchengeſchlechte beginnt eine neue Geſchichte.

Die Monarchie der Franken, die auf den Trümmern des römiſchen Galliens entſtand, hatte im ſechsten und ſiebenten Jahrhundert alle niederländiſchen Provinzen verſchlungen und den chriſtlichen Glauben in dieſe Länder gepflanzt. Friesland, das letzte unter allen, unterwarf Karl Martel, nach einem hartnäckigen Kriege, der fränkiſchen Krone, und bahnte mit ſeinen Waffen dem Evangelium den Weg. Karl der Große vereinigte alle dieſe Länder, die nun einen Theil der weitläufigen Monarchie ausmachten, welche dieſer Eroberer aus Deutſchland, Frankreich und der Lombardei erſchuf. Wie dieſes große Reich unter ſeinen Nachkommen durch Theilung wieder zerriſſen ward, ſo zerfielen auch die Niederlande bald in deutſche, bald in fränkiſche, bald in lotharingiſche Provinzen, und zuletzt finden wir ſie unter den beiden Namen von Friesland und Niederlotharingen.[*]

Mit den Franken kam auch die Geburt des Nordens, die Lehnsverfaſſung, in dieſe Länder, und auch hier artete ſie wie in allen übrigen aus. Die mächtigern Vaſallen trennten ſich nach und nach von der Krone, und die königlichen Beamten riſſen die Landſchaften, denen ſie vorſtehen ſollten, als ein erbliches Eigenthum an ſich. Aber dieſe abtrünnigen Vaſallen konnten ſich nur mit Hülfe ihrer Unterſaſſen gegen die Krone behaupten, und der Beiſtand, den dieſe leiſteten, mußte durch neue Belehnungen wieder erkauft werden. Durch fromme Uſurpationen und Schenkungen wurde die Geiſtlichkeit mächtig, und errang ſich bald ein eigenes unabhängiges Daſeyn in ihren Abteien und biſchöflichen Sitzen. So waren die Niederlande im zehnten, eilften, zwölften und dreizehnten Jahrhundert in mehrere kleine Souverainetäten zerſplittert, deren Beſitzer bald dem deutſchen Kaiſerthume, bald den fränkiſchen Königen huldigten. Durch Kauf, Heirathen, Vermächtniſſe, oder auch durch Eroberungen wurden oft mehrere derſelben unter Einem Hauptſtamme wieder vereinigt, und im fünfzehnten Jahrhundert ſehen wir das burgundiſche Haus im Beſitze des größten Theils von den

---

[*] Allgemeine Geſchichte der vereinigten Niederlande. I. Theil. 4tes, 5tes Buch.

Niederlanden.[1] **Philipp der Gütige**, Herzog von Burgund, hatte mit mehr oder weniger Rechte ſchon elf Provinzen unter ſeiner Herrſchaft verſammelt, die Karl der Kühne, ſein Sohn, durch die Gewalt der Waffen noch mit zwei neuen vermehrte. So entſtand unvermerkt ein neuer Staat in Europa, dem nichts als der Name fehlte, um das blühendſte Königreich dieſes Welttheils zu ſeyn. Dieſe weitläufigen Beſitzungen machten die Burgundiſchen Herzoge zu furchtbaren Grenznachbarn Frankreichs, und verſuchten Karls des Kühnen unruhigen Geiſt, den Plan einer Eroberung zu entwerfen, der die ganze geſchloſſene Landſchaft von der Süderſee und der Mündung des Rheins bis hinauf in's Elſaß begreifen ſollte. Die unerſchöpflichen Hülfsquellen dieſes Fürſten rechtfertigen einigermaßen dieſe kühne Chimäre. Eine furchtbare Heeresmacht droht ſie in Erfüllung zu bringen. Schon zitterte die Schweiz für ihre Freiheit, aber das treuloſe Glück verließ ihn in drei ſchrecklichen Schlachten, und der ſchwindelnde Eroberer ging unter den Lebenden und Todten verloren.*

---

[1] Grot. Annal. L. I. p. 2. 3.

* Ein Page, der ihn fallen geſehen, und die Sieger einige Tage nach der Schlacht zu dem Orte führte, rettete ihn noch von einer ſchimpflichen Vergeſſenheit. Man zog ſeinen Leichnam nackt und von Wunden ganz entſtellt aus einem Sumpfe, worein er feſtgefroren war, und erkannte ihn mit vieler Mühe noch an einigen fehlenden Zähnen und den Nägeln ſeiner Finger, die er länger zu tragen pflegte, als ein anderer Menſch. Aber daß es, dieſer Kennzeichen ungeachtet, noch immer Ungläubige gab, die ſeinen Tod bezweifelten und ſeiner Wiedererſcheinung entgegen ſahen.

Die einzige Erbin Karls des Kühnen, Maria, die reichſte Fürſtentochter und die unſelige Helena jener Zeit, die das Elend über dieſe Länder brachte, beſchäftigte jetzt die Erwartung der ganzen damaligen Welt. Zwei große Prinzen, König Ludwig der Elfte von Frankreich für den jungen Dauphin, ſeinen Sohn, und Maximilian von Oeſterreich, Kaiſer Friedrichs des Dritten Sohn, erſchienen unter ihren Freiern. Derjenige, dem ſie ihre Hand ſchenken würde, ſollte der mächtigſte Fürſt in Europa werden, und hier zum erſten Male fing dieſer Welttheil an, für ſein Gleichgewicht zu fürchten. Ludwig, der Mächtigere von beiden, konnte ſein Geſuch durch die Gewalt der Waffen unterſtützen; aber das niederländiſche Volk, das die Hand ſeiner Fürſtin vergab, ging dieſen gefürchteten Nachbar vorüber, und entſchied für Maximilian, deſſen entlegenere Staaten und beſchränktere Gewalt die Landesfreiheit weniger bedrohten. Eine treuloſe unglückliche Politik, die durch eine ſonderbare Fügung des Himmels das traurige Schickſal nur beſchleunigte, welches zu verhindern ſie erſonnen ward.

Philipp dem Schönen, der Maria und Maximilians Sohn, brachte ſeine ſpaniſche Braut dieſe

---

beweiſt eine Stelle aus dem Sendſchreiben, worin Ludwig der Elfte die burgundiſchen Städte aufforderte, zur Krone Frankreich zurückzukehren. Sollte ſich, heißt die Stelle, Herzog Karl noch am Leben finden, ſo ſeyd ihr eures Eides gegen mich wieder ledig. Commines. T. III. Preuves des Mémoires, pag. 497.

weitläufige Monarchie, welche Ferdinand und Iſabella kürzlich gegründet hatten; und Karl von Oeſterreich, ſein Sohn, war geborner Herr der Königreiche Spanien, beider Sicilien, der neuen Welt und der Niederlande.

Das gemeine Volk ſtieg hier früher, als in den übrigen Lehnreichen, aus der Leibeigenſchaft empor, und gewann bald ein eigenes bürgerliches Daſeyn. Die günſtige Lage des Landes an der Nordſee, und an großen ſchiffbaren Flüſſen weckte hier frühzeitig den Handel, der die Menſchen in Städte zuſammenzog, den Kunſtfleiß ermunterte, Fremdlinge anlockte, und Wohlſtand und Ueberfluß unter ihnen verbreitete. So verächtlich auch die kriegeriſche Politik jener Zeiten auf jede nützliche Handthierung herunterſah, ſo konnten dennoch die Landesherren die weſentlichen Vortheile nicht ganz verkennen, die ihnen daraus zufloſſen. Die anwachſende Bevölkerung ihrer Länder, die mancherlei Abgaben, die ſie unter den verſchiedenen Titeln von Zoll, Mauth, Weggeld, Geleite, Brückengeld, Marktſchoß, Heimfallsrecht u. ſ. f. von Einheimiſchen und Fremden erpreßten, waren zu große Lockungen für ſie, als daß ſie gegen die Urſachen hätten gleichgültig bleiben ſollen, denen ſie dieſelben verdankten. Ihre eigene Habſucht machte ſie zu Beförderern des Handels, und die Barbarei ſelbſt, wie es oft geſchieht, half ſo lange aus, bis endlich eine geſunde Staatskunſt an ihre Stelle trat. In der Folge lockten ſie ſelbſt die lombardiſchen Kaufleute an, bewilligten den Städten einige koſtbare Privilegien und eigene Gerichtsbarkeit, wodurch dieſe ungemein viel an Anſehen und Einfluß gewannen. Die vielen Kriege, welche die Grafen und Herzoge unter einander mit ihren Nachbarn führten, machten ſie von dem guten Willen der Städte abhängig, die ſich durch ihren Reichthum Gewicht verſchafften, und für die Subſidien, welche ſie leiſteten, wichtige Vorrechte zu erringen wußten. Mit der Zeit wuchſen dieſe Privilegien der Gemeinheiten an, wie die Kreuzzüge dem Adel eine koſtbare Ausrüſtung nothwendig machten, wie den Produkten des Morgenlandes ein neuer Weg nach Europa geöffnet ward, und der einreißende Luxus neue Bedürfniſſe für ihre Fürſten erſchuf. So finden wir ſchon im elften und zwölften Jahrhundert eine gemiſchte Regierungsverfaſſung in dieſen Ländern, wo die Macht des Souverains durch den Einfluß der Stände, des Adels nämlich, der Geiſtlichkeit und der Städte, merklich beſchränkt iſt. Dieſe, welche man Staaten nannte, kamen ſo oft zuſammen, als das Bedürfniß der Provinz es erheiſchte. Ohne ihre Bewilligung galten keine neuen Geſetze, durften keine Kriege geführt, keine Steuern gehoben, keine Veränderung in der Münze gemacht und kein Fremder zu irgend einem Theile der Staatsverwaltung zugelaſſen werden. Dieſe Privilegien hatten alle Provinzen mit einander gemein; andere waren nach den verſchiedenen Landſchaften verſchieden. Die Regierung war erblich, aber der Sohn trat nicht eher, als nach feierlich beſchworner Konſtitution in die Rechte des Vaters.[1]

---

[1] Grotius. L. I. 2.

Der erſte Geſetzgeber iſt die Noth; alle Bedürfniſſe, denen in dieſer Konſtitution begegnet wird, ſind urſprüngliche Bedürfniſſe des Handels geweſen. So iſt die ganze Verfaſſung der Republik auf Kaufmannſchaft gegründet, und ihre Geſetze ſind ſpäter, als ihre Gewerbe. Der letzte Artikel in dieſer Konſtitution, welcher Ausländer von aller Bedienung ausſchließt, iſt eine natürliche Folge aller vorhergegangenen. Ein ſo verwickeltes und künſtliches Verhältniß des Souverains zu dem Volke, das ſich in jeder Provinz, und oftmals in einer einzelnen Stadt noch beſonders abänderte, erforderte Männer, die mit dem lebhafteſten Eifer für die Erhaltung der Landesfreiheiten auch die gründlichſte Kenntniß derſelben verbanden. Beides konnte bei einem Fremdlinge nicht wohl vorausgeſetzt werden. Dieſes Geſetz galt übrigens von jeder Provinz insbeſondere, ſo daß in Brabant kein Fläminger, kein Holländer in Seeland angeſtellt werden durfte, und es erhielt ſich auch in der Folge, nachdem ſchon alle dieſe Provinzen unter Einem Oberhaupte vereinigt waren.

Vor allen übrigen genoß Brabant die üppigſte Freiheit. Seine Privilegien wurden für ſo koſtbar geachtet, daß viele Mütter aus den angrenzenden Provinzen gegen die Zeit ihrer Entbindung dahin zogen, um da zu gebären und ihre Kinder aller Vorrechte dieſes glücklichen Landes theilhaftig zu machen, eben ſo, ſagt **Strada**, wie man Gewächſe eines rauhern Himmels in einem mildern Erdreiche veredelt.[1]

---

[1] De Bel. Belg. Dec. I. L. II. 31. Guicciardini Descr. Belg.

Nachdem das burgundiſche Haus mehrere Provinzen unter ſeine Herrſchaft vereinigt hatte, wurden die einzelnen Provinzialverſammlungen, welche bisher unabhängige Tribunale geweſen, an einen allgemeinen Gerichtshof zu Mecheln gewieſen, der die verſchiedenen Glieder in einen einzigen Körper verband und alle bürgerliche und peinliche Händel als die letzte Inſtanz entſchied. Die Souverainetät der einzelnen Provinzen war aufgehoben, und im Senat zu Mecheln wohnte jetzt die Majeſtät.

Nach dem Tode Karls des Kühnen verſäumten die Stände nicht, die Verlegenheit ihrer Herzogin zu benutzen, die von den Waffen Frankreichs bedroht und in ihrer Gewalt war.[1] Die Staaten von Holland und Seeland zwangen ſie, einen großen Freiheitsbrief zu unterzeichnen, der ihnen die wichtigſten Souverainetätsrechte verſicherte.[2] Der Uebermuth der Genter verging ſich ſo weit, daß ſie die Günſtlinge der Maria, die das Unglück gehabt hatten, ihnen zu mißfallen, eigenmächtig vor ihren Richterſtuhl riſſen, und vor den Augen dieſer Fürſtin enthaupteten. Während des kurzen Regiments der Herzogin Maria bis zu ihrer Vermählung gewann die Gemeinheit eine Kraft, die ſie einem Freiſtaate ſehr nahe brachte. Nach dem Abſterben ſeiner Gemahlin übernahm Maximilian aus eigener Macht, als Vormund ſeines Sohnes, die Regierung. Die Staaten, durch dieſen Eingriff in ihre Rechte beleidigt, erkannten ſeine Gewalt nicht, und konnten nicht weiter gebracht werden, als ihn auf eine beſtimmte Zeit und unter beſchwornen Bedingungen als Statthalter zu dulden.

---

[1] Mémoires de Philippe de Comines, T. I. 414.

[2] A. G. d. v. N. II. 18.

Maximilian glaubte, die Konſtitution übertreffen zu dürfen, nachdem er römiſcher Kaiſer geworden war. Er legte den Provinzen auſſerordentliche Steuern auf, vergab Bedienungen an Burgunder und Deutſche, und führte fremde Truppen in die Provinzen. Aber mit der Macht ihres Regenten war auch die Eiferſucht dieſer Republikaner geſtiegen. Das Volk griff zu den Waffen, als er mit einem ſtarken Gefolge von Ausländern in Brügges ſeinen Einzug hielt, bemächtigte ſich ſeiner Perſon und ſetzte ihn auf dem Schloſſe gefangen. Ungeachtet der mächtigen Fürſprache des kaiſerlichen und römiſchen Hofes erhielt er ſeine Freiheit nicht wieder, bis der Nation über die beſtrittenen Punkte Sicherheit gegeben war.

Die Sicherheit des Lebens und Eigenthums, die aus mildern Geſetzen und einer gleichen Handhabung der Juſtiz entſprang, hatte die Betriebſamkeit und den Fleiß in dieſen Ländern ermuntert. In ſtetem Kampfe mit dem Ocean und den Mündungen reißender Flüſſe, die gegen das niedrigere Land wütheten, und deren Gewalt durch Dämme und Kanäle mußte gebrochen werden, hatte dieſes Volk frühzeitig gelernt, auf die Natur um ſich herum zu merken, einem überlegenen Elemente durch Fleiß und Standhaftigkeit zu trotzen, und, wie der Aegypter, den ſein Nil unterrichtete, in einer kunſtreichen Gegenwehr ſeinen

Erfindungsgeiſt und Scharfſinn zu üben. Die natürliche Fruchtbarkeit ſeines Bodens, die den Ackerbau und die Viehzucht begünſtigte, vermehrte zugleich die Bevölkerung. Seine glückliche Lage an der See und den großen ſchiffbaren Flüſſen Deutſchlands und Frankreichs, die zum Theil hier in's Meer fallen, ſo viele künſtliche Kanäle, die das Land nach allen Richtungen durchſchneiden, belebten die Schifffahrt, und der innere Verkehr der Provinzen, der dadurch ſo leicht gemacht wurde, weckte bald einen Geiſt des Handels in dieſen Völkern auf.

Die benachbarten britanniſchen und däniſchen Küſten waren die erſten, die von ihren Schiffen beſucht wurden. Die engliſche Wolle, die dieſe zurückbrachten, beſchäftigte tauſend fleißige Hände in Brügges, Gent und Antwerpen, und ſchon in der Mitte des zwölften Jahrhunderts wurden flandriſche Tücher in Frankreich und Deutſchland getragen. Schon im elften Jahrhundert finden wir frieſiſche Schiffe im Belt und ſogar in der levantiſchen See. Dieſes muthige Volk unterſtand ſich ſogar, ohne Kompaß, unter dem Nordpol hindurch bis zu der nördlichen Spitze Rußlands zu ſteuern.[1] Von den wendiſchen Städten empfingen die Niederlande einen Theil des levantiſchen Handels, der damals noch aus dem ſchwarzen Meere durch das ruſſiſche Reich nach der Oſtſee ging. Als dieſer im dreizehnten Jahrhundert zu ſinken anfing, als die Kreuzzüge den indiſchen Waaren einen neuen Weg durch die mittelländiſche See eröffneten, die italieniſchen Städte dieſen

---

[1] Fiſchers Geſchichte des d. Handels. I. Th. 447.

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52550-0
SCHILLER,F. FN. 13357/071

saur

fruchtbaren Handelszweig an ſich riſſen, und in Deutſchland die große Hanſa zuſammentrat, wurden die Niederlande der wichtige Stapelort zwiſchen Norden und Süden. Noch war der Gebrauch des Kompaſſes nicht allgemein, und man ſegelte noch langſam und umſtändlich längs den Küſten. Die baltiſchen Seehäfen waren in den Wintermonaten mehrentheils zugefroren und jedem Fahrzeuge unzugänglich.[1] Schiffe alſo, die den weiten Weg von der mittelländiſchen See in den Belt in Einer Jahrszeit nicht wohl beſchließen konnten, wählten gern einen Vereinigungsplatz, der beiden Theilen in der Mitte gelegen war. Hinter ſich ein unermeßliches feſtes Land, mit dem ſie durch ſchiffbare Ströme zuſammenhingen, gegen Abend und Mitternacht dem Ocean durch wirthbare Häfen geöffnet, ſchienen ſie ausdrücklich zu einem Sammelplatze der Völker und zum Mittelpunkte des Handels geſchaffen. In den vornehmſten niederländiſchen Städten wurden Stapel errichtet. Portugieſen, Spanier, Italiener, Franzoſen, Britten, Deutſche, Dänen und Schweden floſſen hier zuſammen mit Produkten aus allen Gegenden der Welt. Die Concurrenz der Verkäufer ſetzte den Preis der Waaren herunter; die Induſtrie wurde belebt, weil der Markt vor der Thür war. Mit dem nothwendigen Geldumtauſche kam der Wechſelhandel auf, der eine neue fruchtbare Quelle des Reichthums eröffnete. Die Landesfürſten, welche mit ihrem wahren Vortheile endlich bekannter wurden, munterten den Kaufmann mit den wichtigſten

---

[1] Anderſon III. 89.

Freiheiten auf, und wußten ihren Handel durch vortheilhafte Verträge mit auswärtigen Mächten zu ſchützen. Als ſich im fünfzehnten Jahrhundert mehrere einzelne Provinzen unter Einem Beherrſcher vereinigten, hörten auch ihre ſchädlichen Privatkriege auf, und ihre getrennten Vortheile wurden jetzt durch eine gemeinſchaftliche Regierung genauer verbunden. Ihr Handel und Wohlſtand gedeihte im Schooß eines langen Friedens, den die überlegene Macht ihrer Fürſten den benachbarten Königin auferlegte. Die burgundiſche Flagge war gefürchtet in allen Meeren,[1] das Anſehen ihres Souverains gab ihren Unternehmungen Nachdruck, und machte die Verſuche eines Privatmannes zur Angelegenheit eines furchtbaren Staats. Ein ſo mächtiger Schutz ſetzte ſie bald in den Stand, dem Hanſebund ſelbſt zu entſagen, und dieſen trotzigen Feind durch alle Meere zu verfolgen. Die hanſiſchen Kauffahrer, denen die ſpaniſche Küſte verſchloſſen wurde, mußten zuletzt wider Willen die flandriſchen Meſſen beſuchen, und die ſpaniſchen Waaren auf niederländiſchem Stapel empfangen.

Brügges in Flandern war im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert der Mittelpunkt des ganzen europäiſchen Handels, und die große Meſſe aller Nationen. Im Jahr 1468 wurden hundert und fünfzig Kauffahrteiſchiffe gezählt, welche auf einmal in den Hafen von Sluys einliefen.[2] Außer der reichen Niederlage des

---

[1] Mémoires de Comines. L. III. chap. V.

[2] Anderſon III. 237. 239. 260.

Hanſebundes waren hier noch fünfzehn Handelsgeſellſchaften mit ihren Comptoirs, viele Faktoreien und Kaufmannsfamilien aus allen europäiſchen Ländern. Hier war der Stapel aller nordiſchen Produkte für den Süden, und aller ſüdlichen und levantiſchen für den Norden errichtet. Dieſe gingen mit hanſiſchen Schiffen durch den Sund, und auf dem Rheine nach Oberdeutſchland, oder wurden auf der Achſe ſeitwärts nach Braunſchweig und Lüneburg verfahren.

Es iſt der ganz natürliche Gang der Menſchheit, daß eine zügelloſe Ueppigkeit dieſem Wohlſtande folgte. Das verführeriſche Beiſpiel **Philipps des Gütigen** konnte dieſe Epoche nur beſchleunigen. Der Hof der burgundiſchen Herzoge war der wollüſtigſte und prächtigſte in Europa, ſelbſt wenn man Italien nicht ausnimmt. Die koſtbare Kleidertracht der Großen, die der ſpaniſchen nachher zum Muſter diente, und mit den burgundiſchen Gebräuchen an den öſterreichiſchen Hof zuletzt überging, ſtieg bald zu dem Volke herunter, und der geringſte Bürger pflegte ſeines Leibes in Sammt und Seide.[1] „Dem Ueberfluſſe,“ ſagt uns **Comines**

---

[1] **Philipp der Gütige** war zu ſehr Verſchwender, um Schätze zu ſammeln; dennoch fand **Karl der Kühne** in ſeiner Verlaſſenſchaft an Tafelgeſchirre, Juwelen, Büchern, Tapeten und Leinwand einen größern Vorrath aufgehäuft, als drei reiche Fürſtenthümer damals zuſammen beſaßen, und noch überdies einen Schatz von dreimal hundert tauſend Thalern an baarem Gelde. Der Reichthum dieſes Fürſten und des burgundiſchen Volkes lag auf den Schlachtfeldern bei Granſon, Murten und Nancy aufgedeckt. Hier zog ein ſchweizeriſcher Soldat **Karln dem Kühnen** den

(ein Schriftſteller, der um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts die Niederlande durchreiſte) »war der Hochmuth gefolgt. Die Pracht und Eitelkeit der Kleidung wurde von beiden Geſchlechtern zu einem ungeheuern Aufwande getrieben. Auf einen ſo hohen Grad der Verſchwendung, wie hier, war der Luxus der Tafel bei keinem andern Volke noch geſtiegen. Die unſittliche Gemeinſchaft beider Geſchlechter in Bädern und ähnlichen Zuſammenkünften, die die Wolluſt erhitzten, hatten alle Schamhaftigkeit verbannt — und hier iſt nicht von der gewöhnlichen Ueppigkeit der Großen die Rede; der gemeinſte weibliche Pöbel überließ ſich dieſen Ausſchweifungen ohne Grenze und Maß.«[1]

Aber wie viel erfreuender iſt ſelbſt dieſes Uebermaß dem Freunde der Menſchheit, als die traurige Genügſamkeit des Mangels, und der Dummheit barbariſche Tugend, die beinahe das ganze damalige Europa

---

berühmten Diamant vom Finger, der lange Zeit für den größten von Europa galt, der noch jetzt als der zweite in der franzöſiſchen Krone prangt, und den der unwiſſende Finder für einen Gulden verkaufte. Die Schweizer verhandelten das gefundene Silber für Zinn, und das Gold gegen Kupfer, und riſſen die koſtbaren Gezelte von Goldſtoff in Stücken. Der Werth der Beute, die man an Silber, Gold und Edelſteinen machte, wird auf drei Millionen geſchätzt. Karl und ſein Heer waren nicht wie Feinde, die ſchlagen wollen, ſondern wie Ueberwinder, die nach dem Siege ſich ſchmücken, zum Treffen gezogen. Commines I. 253. 259. 265.

[1] Mémoires de M. Philippe de Comines. T. I. L. I. c. 2. L. V. c. 9. 291. Fiſchers G. d. d. Handels. II. B. 193 u. ſ. f.

daniederdrückten! Der burgundiſche Zeitraum ſchimmert wohlthätig hervor aus jenen finſtern Jahrhunderten, wie ein lieblicher Frühlingstag aus den Schauern des Hornungs.

Aber eben dieſer blühende Wohlſtand führte endlich dieſe flandriſchen Städte zu ihrem Verfalle. Gent und Brügges, von Freiheit und Ueberfluß ſchwindelnd, kündigen dem Beherrſcher von elf Provinzen, **Philipp dem Guten**, den Krieg an, der eben ſo unglücklich für ſie endigt, als vermeſſen er unternommen ward. Gent allein verlor in dem Treffen bei Havre viele tauſend Mann, und mußte den Zorn des Siegers mit einer Geldbuße von viermalhundert tauſend Goldgülden verſöhnen. Alle obrigkeitliche Perſonen und die vornehmſten Bürger dieſer Stadt, zweitauſend an der Zahl, mußten im bloßen Hemde, barfuß und mit unbedecktem Haupte, dem Herzoge eine franzöſiſche Meile weit entgegen gehen, und ihn knieend um Gnade bitten. Bei dieſer Gelegenheit wurden ihnen einige koſtbare Privilegien entriſſen; ein unerſetzlicher Verluſt für ihren ganzen künftigen Handel. Im Jahr 1482 kriegten ſie nicht viel glücklicher mit **Maximilian von Oeſterreich**, ihm die Vormundſchaft über ſeinen Sohn zu entreißen, deren er ſich widerrechtlich angemaßt hatte; die Stadt Brügges ſetzte 1487 den Erzherzog ſelbſt gefangen, und ließ einige ſeiner vornehmſten Miniſter hinrichten. Kaiſer Friedrich der Dritte rückte mit einem Kriegsheere in ihr Gebiet, ſeinen Sohn zu rächen, und hielt den Hafen von Sluys zehn Jahre lang geſperrt, wodurch ihr ganzer Handel gehemmt wurde. Hiebei leiſteten ihm Amſterdam und

Antwerpen den wichtigſten Beiſtand, deren Eiferſucht durch den Flor der flandriſchen Städte ſchon längſt gereizt worden war. Die Italiener fingen an, ihre eigenen Seidenzeuge nach Antwerpen zum Verkauf zu bringen, und die flandriſchen Tuchweber, die ſich in England niedergelaſſen hatten, ſchickten gleichfalls ihre Waaren dahin, wodurch die Stadt Brügges um zwei wichtige Handelszweige kam. Ihr hochfahrender Stolz hatte längſt ſchon den Hanſebund beleidigt, der ſie jetzt auch verließ, und ſein Waarenlager nach Antwerpen verlegte. Im Jahr 1516 wanderten alle fremde Kaufleute aus, daß nur einige wenige Spanier blieben; aber ihr Wohlſtand verblühte langſam, wie er aufgeblüht war. [1]

Antwerpen empfing im ſechzehnten Jahrhundert den Handel, den die Ueppigkeit der flandriſchen Städte verjagte, und unter Karls des Fünften Regierung war Antwerpen die lebendigſte und herrlichſte Stadt in der chriſtlichen Welt. Ein Strom, wie die Schelde, deren nahe breite Mündung die Ebbe und Flut mit der Nordſee gemein hat, und geſchickt iſt, die ſchwerſten Schiffe bis unter ſeine Mauern zu tragen, machte es zum natürlichen Sammelplatze aller Schiffe, die dieſe Küſte beſuchten. Seine Freimeſſen zogen aus allen Ländern Negotianten herbei. [2] Die Induſtrie der Nation war im Anfange dieſes Jahrhunderts zu ihrer höchſten Blüthe geſtiegen. Der Acker- und Leinenbau, die Viehzucht, die Jagd und die Fiſcherei bereicherten den Landmann; Künſte, Manufakturen und Handlung den Städter. Nicht lange, ſo ſah man Produkte des flandriſchen und brabantiſchen Fleißes in Arabien, Perſien und Indien. Ihre Schiffe bedeckten den Ocean, und wir ſehen ſie im ſchwarzen Meere mit den Genueſern um die Schutzherrlichkeit ſtreiten.[1] Den niederländiſchen Seemann unterſchied das Eigenthümliche, daß er zu jeder Zeit des Jahrs unter Segel ging, und nie überwinterte.

---

[1] Anderſon. III. Theil. 300. 314. 315. 316. 480.

[2] Zwei ſolcher Meſſen dauerten vierzig Tage, und jede Waare, die da verkauft wurde, war zollfrei.

Nachdem der neue Weg um das afrikaniſche Vorgebirge gefunden war, und der portugieſiſche Oſtindienhandel den levantiſchen untergrub, empfanden die Niederlande die Wunde nicht, die den italieniſchen Republiken geſchlagen wurde; die Portugieſen richteten in Brabant ihren Stapel auf, und die Spezereien von Kalikut prangten jetzt auf dem Markte zu Antwerpen.[2] Hieher floſſen die weſtindiſchen Waaren, womit die ſtolze ſpaniſche Trägheit den niederländiſchen Kunſtfleiß bezahlte. Der oſtindiſche Stapel zog die berühmteſten Handelshäuſer von Florenz, Lucca und Genua, und aus Augsburg die **Fugger** und **Welſer** hieher. Hieher brachte die Hanſa jetzt ihre nordiſchen Waaren, und die engliſche Kompagnie hatte hier ihre Niederlage. Kunſt und Natur ſchienen hier ihren ganzen Reichthum zur Schau zu legen. Es war eine prächtige Ausſtellung der Werke des Schöpfers und der Menſchen.[1]

---

[1] Anderſon. III. Theil. 155.

[2] Der Werth der Gewürz- und Apothekerwaaren, die von Liſſabon dahingeſchafft wurden, ſoll ſich, nach Guicciardini's Angabe, auf eine Million Kronen belaufen haben.

Ihr Ruf verbreitete ſich bald durch die ganze Welt. Zu Ende dieſes Jahrhunderts ſuchte eine Societät türkiſcher Kaufleute um Erlaubniß an, ſich hier niederzulaſſen, und die Produkte des Orients über Griechenland hieher zu liefern. Mit dem Waarenhandel ſtieg auch der Geldhandel. Ihre Wechſelbriefe galten an allen Enden der Erde. Antwerpen, behauptet man, machte damals innerhalb eines Monats mehr und größere Geſchäfte, als in zwei ganzen Jahren Venedig während ſeiner glänzendſten Zeiten.[2]

Im Jahr 1491 hielt der ganze Hanſebund in dieſer Stadt ſeine feierliche Verſammlung, die ſonſt nur in Lübeck geweſen war. Im Jahr 1531 wurde die Börſe gebaut, die prächtigſte im ganzen damaligen Europa, und die ihre ſtolze Aufſchrift erfüllte. Die Stadt zählte jetzt einmalhundert tauſend Bewohner. Das flutende Leben, die Welt, die ſich unendlich hier drängte, überſteigt allen Glauben. Zwei, drittehalbhundert Maſten erſchienen öfters auf einmal in ſeinem Hafen; kein Tag verfloß, wo nicht fünfhundert und mehrere Schiffe kamen und gingen; an den Markttagen lief dieſe Anzahl zu acht- und neunhundert an. Täglich fuhren zweihundert und mehrere Kutſchen durch ſeine Thore; über zweitauſend Frachtwagen ſah man in jeder Woche aus Deutſchland, Frankreich und Lothringen anlangen, die

---

[1] Meteren. I. Theil. I. Bd. 12. 13.

[2] Fiſchers G. d. d. Handels. II. 593 u. f. f.

Bauerkarren und Getreidefuhren ungerechnet, deren Anzahl gewöhnlich auf zehntauſend ſtieg. Dreißigtauſend Hände waren in dieſer Stadt allein von der engliſchen Geſellſchaft der wagenden Kaufleute beſchäftigt. An Marktabgaben, Zoll und Acciſe gewann die Regierung jährlich Millionen. Von den Hülfsquellen der Nation können wir uns eine Vorſtellung machen, wenn wir hören, daß die außerordentlichen Steuern, die ſie Karl dem Fünften zu ſeinen vielen Kriegen entrichten mußte, auf vierzig Millionen Goldes gerechnet wurden.[1]

Dieſen blühenden Wohlſtand hatten die Niederlande eben ſo ſehr ihrer Freiheit, als der natürlichen Lage ihres Landes zu danken. Schwankende Geſetze und die despotiſche Willkühr eines räuberiſchen Fürſten würden alle Vortheile zernichtet haben, die eine günſtige Natur in ſo reichlicher Fülle über ſie ausgegoſſen hatte. Nur die unverletzbare Heiligkeit der Geſetze kann dem Bürger die Früchte ſeines Fleißes verſichern und ihm jene glückliche Zuverſicht einflößen, welche die Seele jeder Thätigkeit iſt.

Das Genie dieſer Nation, durch den Geiſt des Handels und den Verkehr mit ſo vielen Völkern entwickelt, glänzte in nützlichen Erfindungen; im Schooße des Ueberfluſſes und der Freiheit reiſten alle edlern Künſte. Aus dem erleuchteten Italien, dem Cosmus von Medicis jüngſt ſein goldnes Alter wiedergegeben, verpflanzten die Niederländer die Malerei, die Baukunſt, die Schnitz- und Kupferſtecherkunſt in ihr Vaterland, die hier auf einem neuen Boden eine neue Blüthe gewannen. Die niederländiſche Schule, eine Tochter der italieniſchen, buhlte bald mit ihrer Mutter um den Preis, und gab, gemeinſchaftlich mit dieſer, der ſchönen Kunſt in ganz Europa Geſetze. Die Manufakturen und Künſte, worauf die Niederländer ihren Wohlſtand hauptſächlich gegründet haben, und zum Theil noch gründen, bedürfen keiner Erwähnung mehr. Die Tapetenwirkerei, die Oelmalerei, die Kunſt auf Glas zu malen, die Taſchen- und Sonnenuhren ſelbſt, wie Guicciardini behauptet, ſind urſprünglich niederländiſche Erfindungen; ihnen dankt man die Verbeſſerung des Kompaſſes, deſſen Punkte man noch jetzt unter niederländiſchem Namen kennt. Im Jahr 1482 wurde die Buchdruckerkunſt in Harlem erfunden, und das Schickſal wollte, daß dieſe nützliche Kunſt ein Jahrhundert nachher ihr Vaterland mit der Freiheit belohnen ſollte. Mit dem fruchtbarſten Genie zu neuen Erfindungen verbanden ſie ein glückliches Talent, fremde und ſchon vorhandene zu verbeſſern; wenige mechaniſche Künſte und Manufakturen werden ſeyn, die nicht entweder auf dieſem Boden erzeugt, oder doch zu größerer Vollkommenheit gediehen ſind.

---

[1] A. G. d. vereinigten Niederlande. II. Theil. 368. Fiſchers G. d. d. Handels. II. 395 u. f. f.

◆

Die Niederlande unter Karl dem Fünften.

Bis hieher waren dieſe Provinzen der beneidenswürdigſte Staat in Europa. Keiner der burgundiſchen Herzoge hatte ſich einkommen laſſen, die Konſtitution umzuſtoßen; ſelbſt **Karls des Kühnen** verwegnem Geiſte, der einem auswärtigen Freiſtaate die Knechtſchaft bereitete, war ſie heilig geblieben. Alle dieſe Fürſten wuchſen in keiner höhern Erwartung auf, als über eine Republik zu gebieten, und keines ihrer Länder konnte ihnen eine andere Erfahrung geben. Außerdem beſaßen dieſe Fürſten nichts, als was die Niederlande ihnen gaben, keine Heere, als welche die Nation für ſie in's Feld ſtellte, keine Reichthümer, als welche die Stände ihnen bewilligten. Jetzt veränderte ſich Alles. Jetzt waren ſie einem Herrn zugefallen, dem andere Werkzeuge und andere Hülfsquellen zu Gebote ſtanden, der eine fremde Macht gegen ſie bewaffnen konnte.[1]

---

[1] Die unnatürliche Verbindung zweier ſo widerſprechenden Nationen, wie die Niederländer und Spanier ſind, konnte nimmermehr glücklich ausſchlagen. Ich kann mich nicht enthalten, die Parallele hier aufzunehmen, welche Grotius in einer kraftvollen Sprache zwiſchen beiden angeſtellt hat. „Mit den anwohnenden Völkern,“ ſagt er, „konnten die Niederländer

Karl der Fünfte ſchaltete willkührlich in ſeinen ſpaniſchen Staaten; in den Niederlanden war er nichts, als der erſte Bürger. Die vollkommenſte Unterwerfung im Süden ſeines Reichs mußte ihm gegen die Rechte der

---

leicht ein gutes Vernehmen unterhalten, da jene eines Stammes mit ihnen und auf denſelben Wegen herangewachſen waren. Spanier und Niederländer aber gehen in den meiſten Dingen von einander ab, und ſtoßen, wo ſie zuſammentreffen, deſto heftiger gegen einander. Beide hatten ſeit vielen Jahrhunderten im Kriege geglänzt, nur daß letztere jetzt, in einer üppigen Ruhe, der Waffen entwöhnt, jene aber durch die italieniſchen und afrikaniſchen Feldzüge in Uebung erhalten waren. Die Neigung zum Gewinn macht den Niederländer mehr zum Frieden geneigt, aber nicht weniger empfindlich gegen Beleidigung. Kein Volk iſt von Eroberungsſucht freier, aber keines vertheidigt ſein Eigenthum beſſer. Daher die zahlreichen, in einen engen Erdſtrich zuſammengedrängten Städte, durch fremde Ankömmlinge und eigne Bevölkerung vollgepreßt, an der See und den größern Strömen befeſtigt. Daher konnten ihnen, acht Jahrhunderte nach dem nordiſchen Völkerzuge, fremde Waffen nichts anhaben. Spanien hingegen wechſelte ſeinen Herrn weit öfter; als es zuletzt in die Hände der Gothen fiel, hatten ſein Charakter und ſeine Sitten mehr oder weniger — ſchon von jedem Sieger gelitten. Am Ende aller dieſer Vermiſchungen beſchreibt man uns dieſes Volk als das geduldigſte bei der Arbeit, das unerſchrockenſte in Gefahren, gleich lüſtern nach Reichthum und Ehre, ſtolz bis zur Geringſchätzung Anderer, andächtig und fremder Wohlthaten eingedenk, aber auch ſo rachſüchtig und ausgelaſſen im Siege, als ob gegen den Feind weder Gewiſſen noch Ehre gälte. Alles dieſes iſt dem Niederländer fremd, der liſtig iſt, aber nicht tückiſch, der, zwiſchen Frankreich und Deutſchland in die Mitte gepflanzt, die Gebrechen und Vorzüge beider Völker in einer ſanftern Miſchung mäßigt. Ihn hintergeht man nicht leicht, und nicht ungeſtraft beleidigt man ihn. Auch in Gottesverehrung gibt er dem Spanier nichts nach; von dem Chriſtenthum, wozu er ſich einmal

Individuen Geringſchätzung geben; hier erinnerte man ihn, ſie zu ehren. Je mehr er dort das Vergnügen der unumſchränkten Gewalt koſtete, und je größer die Meinung war, die ihm von ſeinem Selbſt aufgedrungen wurde, deſto ungerner mußte er hier zu der beſcheidenen Menſchheit herunterſteigen, deſto mehr mußte er gereizt werden, dieſes Hinderniß zu beſiegen. Schon eine große Tugend wird verlangt, die Macht, die ſich unſern liebſten Wünſchen widerſetzt, nicht als eine feindliche zu bekriegen.

Das Uebergewicht Karls weckte zu gleicher Zeit das Mißtrauen bei den Niederländern auf, das ſtets die Ohnmacht begleitet. Nie waren ſie für ihre Verfaſſung empfindlicher, nie zweifelhafter über die Rechte des Souveräins, nie vorſichtiger in ihren Verhandlungen geweſen. Wir finden unter ſeiner Regierung die

---

bekannte, konnten ihn die Waffen der Normänner nicht abtrünnig machen, keine Meinung, welche die Kirche verdammt, hatte bis jetzt die Reinigkeit ſeines Glaubens vergiftet. Ja, ſeine frommen Verſchwendungen gingen ſo weit, daß man der Habſucht ſeiner Geiſtlichen durch Geſetze Einhalt thun mußte. Beiden Völkern iſt eine Ergebenheit gegen ihren Landesherrn angeboren, mit dem Unterſchiede nur, daß der Niederländer die Geſetze über die Könige ſtellt. Unter den übrigen Spaniern wollen die Kaſtilianer mit der meiſten Vorſicht regiert ſeyn, aber die Freiheiten, worauf ſie ſelbſt Anſpruch machen, gönnen ſie Andern nicht gern. Daher die ſo ſchwere Aufgabe für ihren gemeinſchaftlichen Oberherrn, ſeine Aufmerkſamkeit und Sorgfalt unter beide Nationen ſo zu vertheilen, daß weder der Vorzug der Kaſtilianer den Niederländer kränke, noch die Gleichſtellung des Letztern den kaſtilianiſchen Hochmuth beleidige." Grotii Annal. Belg. L. I. 4. 3 seq.

gewaltthätigſten Ausbrüche des republikaniſchen Geiſtes und die Anmaßungen der Nation oft bis zum Mißbrauche getrieben, welches die Fortſchritte der königlichen Gewalt mit einem Scheine von Rechtmäßigkeit ſchmückte. Ein Souverain wird die bürgerliche Freiheit immer als einen veräußerten Diſtrikt ſeines Gebiets betrachten, den er wieder gewinnen muß. Einem Bürger iſt die ſouveraine Herrſchaft ein reißender Strom, der ſeine Gerechtſame überſchwemmt. Die Niederländer ſchützten ſich durch Dämme gegen ihren Ocean, und gegen ihre Fürſten durch Konſtitutionen. Die ganze Weltgeſchichte iſt ein ewig wiederholter Kampf der Herrſchſucht und der Freiheit um dieſen ſtreitigen Fleck Landes, wie die Geſchichte der Natur nichts anders iſt, als ein Kampf der Elemente und Körper um ihren Raum.

Die Niederlande empfanden bald, daß ſie die Provinz einer Monarchie geworden waren. So lange ihre vorigen Beherrſcher kein höheres Anliegen hatten, als ihren Wohlſtand abzuwarten, näherte ſich ihr Zuſtand dem ſtillen Glücke einer geſchloſſenen Familie, deren Haupt der Regent war. Karl der Fünfte führte ſie auf den Schauplatz der politiſchen Welt. Jetzt machten ſie ein Glied des Rieſenkörpers aus, den die Ehrſucht eines Einzigen zu ihrem Werkzeuge gebrauchte. Sie hörten auf, ihr eigener Zweck zu ſeyn; der Mittelpunkt ihres Daſeyns war in die Seele ihres Regenten verlegt. Da ſeine ganze Regierung nur eine Bewegung nach außen, oder eine politiſche Handlung war, ſo mußte er vor allen Dingen ſeiner Gliedmaßen mächtig ſeyn, um ſich ihrer mit Nachdruck und Schnelligkeit zu bedienen. Unmöglich konnte er ſich alſo in die langwierige Mechanik ihres innern bürgerlichen Lebens verwickeln, oder ihren eigenthümlichen Vorrechten die gewiſſenhafte Aufmerkſamkeit widerfahren laſſen, die ihre republikaniſche Umſtändlichkeit verlangte. Mit einem kühnen Monarchenſchritte trat er den künſtlichen Bau einer Würmerwelt nieder. Er mußte ſich den Gebrauch ihrer Kräfte erleichtern durch Einheit. Das Tribunal zu Mecheln war bis jetzt ein unabhängiger Gerichtshof geweſen; er unterwarf ihn einem königlichen Rathe, den er in Brüſſel niederſetzte, und der ein Organ ſeines Willens war. In das Innerſte ihrer Verfaſſung führte er Ausländer, denen er die wichtigſten Bedienungen anvertraute. Menſchen, die keinen Rückhalt hatten, als die königliche Gnade, konnten nicht anders, als ſchlimme Hüter einer Gerechtſame ſeyn, die ihnen noch dazu wenig bekannt war. Der wachſende Aufwand ſeiner kriegeriſchen Regierung nöthigte ihn, ſeine Hülfsquellen zu vermehren. Mit Hintanſetzung ihrer heiligſten Privilegien legte er den Provinzen ungewöhnliche Steuern auf; die Staaten, um ihr Anſehen zu retten, mußten bewilligen, was er ſo beſcheiden geweſen war, nicht ertrotzen zu wollen; die ganze Regierungsgeſchichte dieſes Monarchen in den Niederlanden iſt beinahe nur ein fortlaufendes Verzeichniß eingeforderter, verweigerter und endlich doch bewilligter Steuern. Der Konſtitution zuwider führte er fremde Truppen in ihr Gebiet, ließ in den Provinzen für ſeine Armeen werben, und verwickelte ſie in Kriege, die ihrem Intereſſe gleichgültig, wo nicht ſchädlich waren, und die ſie nicht gebilliget hatten. Er beſtrafte die Vergehungen eines Freiſtaats als Monarch, und Gents fürchterliche Züchtigung kündigte ihnen die große Veränderung an, die ihre Verfaſſung bereits erlitten hatte.

Der Wohlſtand des Landes war inſoweit geſichert, als er den Staatsentwürfen ſeines Beherrſchers nothwendig war; als Karls vernünftige Politik die Geſundheitsregel des Körpers gewiß nicht verletzte, den er anzuſtrengen ſich genöthigt ſah. Glücklicherweiſe führen die entgegengeſetzten Entwürfe der Herrſchſucht und der uneigennützigſten Menſchenliebe oft auf eins, und die bürgerliche Wohlfahrt, die ſich ein Marcus Aurelius zum Ziele ſetzt, wird unter einem Auguſt und Ludwig gelegentlich befördert.

Karl der Fünfte erkannte vollkommen, daß Handel die Stärke der Nation war, und ihres Handels Grundfeſte — Freiheit. Er ſchonte ihrer Freiheit, weil er ihrer Stärke bedurfte. Staatskundigerer, nicht gerechter, als ſein Sohn, unterwarf er ſeine Maximen dem Bedürfniſſe des Orts und der Gegenwart, und nahm in Antwerpen eine Verordnung zurück, die er mit allen Schrecken der Gewalt in Madrid würde behauptet haben.

Was die Regierung Karls des Fünften für die Niederlande beſonders merkwürdig macht, iſt die große Glaubensrevolution, welche unter ihr erfolgte, und welche uns, als die vornehmſte Quelle des nachfolgenden Aufſtandes, etwas umſtändlicher beſchäftigen ſoll. Sie zuerſt führte die willkührliche Gewalt in das innerſte Heiligthum ihrer Verfaſſung, lehrte ſie ein ſchreckliches Probeſtück ihrer Geſchicklichkeit ablegen, und machte ſie gleichſam geſetzmäßig, indem ſie den republikaniſchen Geiſt auf eine gefährliche Spitze ſtellte. So wie der letztere in Anarchie und Aufruhr hinüber ſchweifte, erſtieg die monarchiſche Gewalt die äußerſte Höhe des Despotismus.

Nichts iſt natürlicher, als der Uebergang bürgerlicher Freiheit in Gewiſſensfreiheit. Der Menſch, oder das Volk, die durch eine glückliche Staatsverfaſſung mit Menſchenwerth einmal bekannt geworden, die das Geſetz das über ſie ſprechen ſoll, einzuſehen gewöhnt worden ſind, oder es auch ſelber erſchaffen haben, deren Geiſt durch Thätigkeit aufgehellt, deren Gefühle durch Lebensgenuß aufgeſchloſſen, deren natürlicher Muth durch innere Sicherheit und Wohlſtand erhoben worden, ein ſolches Volk und ein ſolcher Menſch werden ſich ſchwerer, als andere, in die blinde Herrſchaft eines dumpfen despotiſchen Glaubens ergeben, und ſich früher, als andere, wieder davon emporrichten. Noch ein anderer Umſtand mußte das Wachsthum der neuen Religion in dieſen Ländern begünſtigen. Italien, damals der Sitz der größten Geiſtesverfeinerung, ein Land, wo ſonſt immer die heftigſten politiſchen Faktionen gewüthet haben, wo ein brennendes Klima das Blut zu den wildeſten Affekten erhitzt, Italien, könnte man einwenden, blieb unter allen europäiſchen Ländern beinahe am meiſten von dieſer Neuerung frei. Aber einem romantiſchen Volke, das durch einen warmen und lieblichen Himmel, durch eine üppige, immer junge und immer lachende Natur und die mannichfaltigſten Zaubereien der Kunſt in einem ewigen Sinnengenuſſe erhalten wird, war eine Religion angemeſſener, deren prächtiger Pomp die Sinne gefangen nimmt, deren geheimnißvolle Räthſel der Phantaſie einen unendlichen Raum eröffnen, deren vornehmſte Lehren ſich durch maleriſche Formen in die Seele einſchmeicheln. Einem Volke im Gegentheile, das durch die Geſchäfte des gemeinen bürgerlichen Lebens zu einer undichteriſchen Wirklichkeit herabgezogen, in deutlichen Begriffen mehr als in Bildern lebt, und auf Unkoſten der Einbildungskraft ſeine Menſchenvernunft ausbildet; einem ſolchen Volke wird ſich ein Glaube empfehlen, der die Prüfung weniger fürchtet, der weniger auf Myſtik als auf Sittenlehre dringt, weniger angeſchaut als begriffen werden kann. Mit kürzern Worten: die katholiſche Religion wird im Ganzen mehr für ein Künſtlervolk, die proteſtantiſche mehr für ein Kaufmannvolk taugen.

Dies vorausgeſetzt, mußte die neue Lehre, welche Luther in Deutſchland, und Kalvin in der Schweiz verbreiteten, in den Niederlanden das günſtigſte Erdreich finden. Ihre erſten Keime wurden durch die proteſtantiſchen Kaufleute, die ſich in Amſterdam und Antwerpen ſammelten, in die Niederlande geworfen. Die deutſchen und ſchweizeriſchen Truppen, welche Karl in dieſe Länder einführte, und die große Menge franzöſiſcher, deutſcher und engliſcher Flüchtlinge, die dem Schwerte der Verfolgung, das in dem Vaterlande ihrer wartete, in den Freiheiten Flanderns zu entfliehen ſuchten, beförderten ihre Verbreitung. Ein großer Theil des niederländiſchen Adels ſtudirte damals in Genf, weil die Akademie von Löwen noch nicht in Aufnahme war, die von Douai aber noch erſt geſtiftet werden ſollte; die neuen Religionsbegriffe, die dort öffentlich gelehrt wurden, brachte die ſtudirende Jugend mit in ihr Vaterland zurück. Bei einem unvermiſchten geſchloſſenen Volke konnten dieſe erſten Keime erdrückt werden. Der Zuſammenfluß ſo vieler und ſo ungleicher Nationen in den holländiſchen und brabantiſchen Stapelſtädten mußte ihr erſtes Wachsthum dem Auge der Regierung entziehen, und unter der Hülle der Verborgenheit beſchleunigen. Eine Verſchiedenheit in der Meinung konnte leicht Raum gewinnen, wo kein gemeinſchaftlicher Volkscharakter, keine Einheit der Sitten und der Geſetze war. In einem Lande endlich, wo Arbeitſamkeit die gerühmteſte Tugend, Bettelei das verächtlichſte Laſter war, mußte ein Orden des Müßiggangs, der Mönchſtand, lange anſtößig geweſen ſeyn. Die neue Religion, die dagegen eiferte, gewann daher ſchon unendlich viel, daß ſie in dieſem Stücke die Meinung des Volks ſchon auf ihrer Seite hatte. Fliegende Schriften voll Bitterkeit und Satire, denen die neuerfundene Buchdruckerkunſt in dieſen Ländern einen ſchnellern Umlauf gab, und mehrere damals in den Provinzen herumziehende Rednerbanden, Rederyker genannt, welche in theatraliſchen Vorſtellungen oder Liedern die Mißbräuche ihrer Zeit verſpotteten, trugen nicht wenig dazu bei, das Anſehen der römiſchen Kirche zu ſtürzen, und der neuen Lehre in den Gemüthern des Volks eine günſtige Aufnahme zu bereiten.[1]

Ihre erſten Eroberungen gingen zum Erſtaunen geſchwind; die Zahl derer, die ſich in kurzer Zeit, vorzüglich in den nördlichen Provinzen, zu der neuen Sekte bekannten, iſt ungeheuer; noch aber überwogen hierinnen die Ausländer bei weitem die gebornen Niederländer. Karl der Fünfte, der bei dieſer großen Glaubenstrennung die Partei genommen hatte, die ein Despot nicht verfehlen kann, ſetzte dem zunehmenden Strome der Neuerung die nachdrücklichſten Mittel entgegen. Zum Unglück für die verbeſſerte Religion war die politiſche Gerechtigkeit auf der Seite ihres Verfolgers. Der Damm, der die menſchliche Vernunft ſo viele Jahrhunderte lang von der Wahrheit abgewehrt hatte, war zu ſchnell weggeriſſen, als daß der losbrechende Strom nicht über ſein angewieſenes Bette hätte austreten ſollen. Der wiederauflebende Geiſt der Freiheit und der Prüfung, der doch nur in den Grenzen der Religionsfragen hätte verharren ſollen, unterſuchte jetzt auch die Rechte der Könige. — Da man anfangs nur eiſerne Felſen brach, wollte man zuletzt auch die rechtmäßigſten und nothwendigſten Bande zerreißen. Die Bücher der Schrift, die nunmehr allgemeiner geworden waren, mußten jetzt dem abenteuerlichſten Fanatismus eben ſo gut Gift, als der aufrichtigſten Wahrheitsliebe Licht und Nahrung borgen. Die gute Sache hatte den ſchlimmen Weg der Rebellion wählen müſſen, und jetzt erfolgte, was immer erfolgen wird, ſo lange Menſchen Menſchen ſeyn werden. Auch die ſchlimme Sache, die mit jener nichts, als das geſetzwidrige Mittel gemein hatte, durch dieſe Verwandtſchaft dreiſter gemacht, erſchien in ihrer Geſellſchaft und wurde mit ihr verwechſelt. Luther hatte gegen die Anbetung der Heiligen geeifert — jeder freche Bube, der in ihre Kirchen und Klöſter brach und ihre Altäre beraubte, hieß jetzt Lutheraner. Die Faktion, die Raubſucht, der Schwindelgeiſt, die Unzucht kleideten ſich in ſeine Farbe, die ungeheuerſten Verbrecher bekannten ſich vor den Richtern zu ſeiner Sekte. Die Reformation hatte den römiſchen Biſchof zu der fehlenden Menſchheit herabgezogen — eine raſende Bande, vom Hunger begeiſtert, will allen Unterſchied der Stände vernichtet wiſſen. Natürlich, daß eine Lehre, die ſich dem Staate nur von ihrer verderblichen Seite ankündigte, einen Monarchen nicht mit ſich ausſöhnen konnte, der ſchon ſo viele Urſache hatte, ſie zu vertilgen — und kein Wunder alſo, daß er die Waffen gegen ſie benutzte, die ſie ihm ſelbſt aufgedrungen hatte!

---

[1] A. G. d. v. Niederlande. II. Theil. 399. ſiehe die Note.

Karl mußte ſich in den Niederlanden ſchon als abſoluten Fürſten betrachten, da er die Glaubensfreiheit, die er Deutſchland angedeihen ließ, nicht auch auf jene Länder ausdehnte. Während daß er, von der nachdrücklichen Gegenwehr unſerer Fürſten gezwungen, der neuen Religion hier eine ruhige Uebung verſicherte, ließ er ſie dort durch die grauſamſten Edikte verfolgen. Das Leſen der Evangeliſten und Apoſtel, alle öffentlichen oder heimlichen Verſammlungen, zu denen nur irgend die Religion ihren Namen gab, alle Geſpräche dieſes Inhalts, zu Hauſe und über Tiſche, waren in dieſen Edikten bei ſtrengen Strafen unterſagt. In allen Provinzen des Landes wurden beſondere Gerichte niedergeſetzt, über die Vollſtreckung der Edikte zu wachen. Wer irrige Meinungen hegte, war, ohne Rückſicht ſeines Ranges, ſeiner Bedienung verluſtig. Wer überwieſen wurde, ketzeriſche Lehren verbreitet, oder auch nur den geheimen

Zuſammenkünften der Glaubensverbeſſerer beigewohnt zu haben, war zum Tode verdammt, Mannsperſonen mit dem Schwerte hingerichtet, Weiber aber lebendig begraben. Rückfällige Ketzer übergab man dem Feuer. Dieſe fürchterlichen Urtheilsſprüche konnte ſelbſt der Widerruf des Verbrechers nicht aufheben. Wer ſeine Irrthümer abſchwur, hatte nichts dabei gewonnen, als höchſtens eine gelindere Todesart.[1]

Die Lehensgüter eines Verurtheilten fielen dem Fiskus zu, gegen alle Privilegien des Landes, nach welchen es dem Erben geſtattet war, ſie mit wenigem Gelde zu löſen. Gegen ein ausdrückliches koſtbares Vorrecht des holländiſchen Bürgers, nicht außerhalb ſeiner Provinz gerichtet zu werden, wurden die Schuldigen aus den Grenzen der väterlichen Gerichtsbarkeit geführt und durch fremde Tribunale verurtheilt. So mußte die Religion dem Despotismus die Hand führen, Freiheiten, die dem weltlichen Arme unverletzlich waren, mit heiligem Griffe ohne Gefahr und Widerſpruch anzutaſten.[2]

Karl der Fünfte, durch den glücklichen Fortgang ſeiner Waffen in Deutſchland kühn gemacht, glaubte nun Alles wagen zu dürfen, und dachte ernſtlich darauf, die ſpaniſche Inquiſition in die Niederlande zu pflanzen. Schon allein die Furcht dieſes Namens brachte in Antwerpen plötzlich den Handel zum Stillſtand. Die vornehmſten fremden Kaufleute ſtunden im Begriff, die Stadt zu verlaſſen. Man kaufte und verkaufte nichts mehr. Der Werth der Gebäude ſiel, die Handwerke ſtanden ſtille. Das Geld verlor ſich aus den Händen des Bürgers. Unvermeidlich war der Untergang dieſer blühenden Handelsſtadt, wenn **Karl der Fünfte**, durch die Vorſtellungen der Statthalterin überführt, dieſen gefährlichen Anſchlag nicht hätte fallen laſſen. Dem Tribunale wurde alſo gegen auswärtige Kaufleute Schonung empfohlen, und der Name der Inquiſition gegen die mildere Benennung geiſtlicher Richter vertauſcht. Aber in den übrigen Provinzen fuhr dieſes Tribunal fort, mit dem unmenſchlichen Despotismus zu wüthen, der ihm eigenthümlich iſt. Man will berechnet haben, daß während **Karls des Fünften** Regierung fünfzigtauſend Menſchen, allein der Religion wegen, durch die Hand des Nachrichters gefallen ſind.[1]

---

[1] Thuan. Hist. P. I. L. VI. 300. Grot. L. I.

[2] A. G. d. v. N. II. B. 547.

Wirſt man einen Blick auf das gewaltſame Verfahren dieſes Monarchen, ſo hat man Mühe zu begreifen, was den Aufruhr, der unter der folgenden Regierung ſo wüthend hervorbrach, während der ſeinigen in Schranken gehalten hat. Eine nähere Beleuchtung wird dieſen Umſtand aufklären. **Karls** gefürchtete Uebermacht in Europa hatte den niederländiſchen Handel zu einer Größe erhoben, die ihm vorher niemals geworden war. Die Majeſtät ſeines Namens ſchloß ihren Schiffen alle Häfen auf, reinigte für ſie alle Meere, und bereitete ihnen die günſtigſten Handelsverträge mit auswärtigen Mächten.

---

[1] Meteren. I. Th. I. Buch. 56. 57. Grot. Annal. Belg. I. l. 12. Der Leztere nennt hunderttauſend. A. G. d. v. N. Th. II. 519.

Durch ihn vorzüglich richteten ſie die Oberherrſchaft der Hanſa in der Oſtſee zu Grunde. Die neue Welt, Spanien, Italien, Deutſchland, die nunmehr Einen Beherrſcher mit ihnen theilten, waren gleichſam als Provinzen ihres eigenen Vaterlandes zu betrachten, und lagen allen ihren Unternehmungen offen. Er hatte ferner die noch übrigen ſechs Provinzen mit der burgundiſchen Erbſchaft vereinigt, und dieſem Staate einen Umfang, eine politiſche Wichtigkeit gegeben, die ihn den erſten Monarchien Europens an die Seite ſetzte.[1] Dadurch ſchmeichelte er dem Nationalſtolze dieſes Volks. Nachdem Geldern, Utrecht, Friesland und Gröningen ſeiner Herrſchaft einverleibt waren, hörten alle Privatkriege in dieſen Provinzen auf, die ſo lange Zeit ihren Handel beunruhigt hatten; ein ununterbrochener innerer Friede ließ ſie alle Früchte ihrer Betriebſamkeit ernten. Karl war alſo ein Wohlthäter dieſer Völker. Der Glanz ſeiner Siege hatte zugleich ihre Augen geblendet, der Ruhm ihres Souverains, der auch auf ſie zurückfloß, ihre republikaniſche Wachſamkeit beſtochen; der furchtbare Nimbus von Unüberwindlichkeit, der den Bezwinger Deutſchlands, Frankreichs, Italiens und Afrikas umgab, erſchreckte die Faktionen. Und dann — wem iſt es nicht bekannt, wie viel der Menſch — er heiße Privatmann oder Fürſt — ſich erlauben darf, dem es gelungen iſt, die Bewunderung zu feſſeln! Seine öftere perſönliche Gegenwart in dieſen Ländern, die er, nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe, zu zehn verſchiedenen Malen beſuchte, hielt die Mißvergnügten in Schranken; die wiederholten Auftritte ſtrenger und fertiger Juſtiz unterhielten das Schrecken der ſouverainen Gewalt. Karl endlich war in den Niederlanden geboren und liebte die Nation, in deren Schooß er erwachſen war. Ihre Sitten gefielen ihm, das Natürliche ihres Charakters und Umgangs gab ihm eine angenehme Erholung von der ſtrengen ſpaniſchen Gravität. Er redete ihre Sprache, und richtete ſich in ſeinem Privatleben nach ihren Gebräuchen. Das drückende Ceremoniel, die natürliche Scheidewand zwiſchen König und Volk, war aus Brüſſel verbannt. Kein ſcheelſüchtiger Fremdling ſperrte ihnen den Zugang zu ihrem Fürſten — der Weg zu ihm ging durch ihre eigenen Landsleute, denen er ſeine Perſon anvertraute. Er ſprach viel und gern mit ihnen; ſein Anſtand war gefällig, ſeine Reden verbindlich. Dieſe kleinen Kunſtgriffe gewannen ihm ihre Liebe, und während daß ſeine

---

[1] Er war auch einmal Willens, ihn zu einem Königreiche zu erheben; aber die weſentlichen Verſchiedenheiten der Provinzen untereinander, die ſich von Verfaſſung und Sitte bis zu Maaß und Gewicht erſtreckten, brachten ihn von dieſem Vorſatze zurück. Weſentlicher hätte der Dienſt werden können, den er ihnen durch den burgundiſchen Vertrag leiſtete, worin ihr Verhältniß zu dem deutſchen Reiche feſtgeſetzt wurde. Dieſem Vertrage gemäß ſollten die ſiebenzehn Provinzen zu den gemeinſchaftlichen Bedürfniſſen des deutſchen Reichs zweimal ſo viel, als ein Churfürſt, zu einem Türkenkriege dreimal ſo viel beitragen, dafür aber den mächtigen Schutz dieſes Reichs genießen, und an keinem ihrer beſondern Vorrechte Gewalt leiden. Die Revolution, welche unter ſeinem Sohne die politiſche Verfaſſung der Provinzen umänderte, hob dieſen Vergleich wieder auf, der, des geringen Nutzens wegen, den er geleiſtet, keiner weitern Erwähnung verdient.

Armeen ihre Saatfelder niedertraten, ſeine räuberiſchen Hände in ihrem Eigenthum wühlten, während daß ſeine Statthalter preßten, ſeine Nachrichter ſchlachteten, verſicherte er ſich ihrer Herzen durch eine freundliche Miene.

Gern hätte Karl dieſe Zuneigung der Nation auf ſeinen Sohn Philipp forterben geſehen. Aus keinem andern Grunde ließ er ihn noch in ſeiner Jugend aus Spanien kommen, und zeigte ihn in Brüſſel ſeinem künftigen Volke. An dem feierlichen Tage ſeiner Thronentſagung empfahl er ihm dieſe Länder als die reichſten Steine in ſeiner Krone, und ermahnte ihn ernſtlich, ihrer Verfaſſung zu ſchonen.

Philipp der Zweite war in Allem, was menſchlich iſt, das Gegenbild ſeines Vaters. Ehrſüchtig, wie dieſer, aber weniger bekannt mit Menſchen und Menſchenwerth, hatte er ſich ein Ideal von der königlichen Herrſchaft entworfen, welches Menſchen nur als dienſtbare Organe der Willkühr behandelt, und durch jede Aeußerung der Freiheit beleidigt wird. In Spanien geboren, und unter der eiſernen Zuchtruthe des Mönchthums erwachſen, forderte er auch von Andern die traurige Einförmigkeit und den Zwang, die ſein Charakter geworden waren. Der fröhliche Muthwille der Niederländer empörte ſein Temperament und ſeine Gemüthsart nicht weniger, als ihre Privilegien ſeine Herrſchſucht verwundeten. Er ſprach keine andere, als die ſpaniſche Sprache, duldete nur Spanier um ſeine Perſon, und hing mit Eigenſinn an ihren Gebräuchen. Umſonſt, daß der Erfindungsgeiſt aller flandriſchen Städte, durch die er zog, in koſtbaren Feſten wetteiferte, ſeine

Gegenwart zu verherrlichen.[1] — Philipps Auge blieb finſter, alle Verſchwendungen der Pracht, alle lauten üppigen Ergießungen der redlichſten Freude konnten kein Lächeln des Beifalls in ſeine Mienen locken.[2]

Karl verfehlte ſeine Abſicht ganz, da er ſeinen Sohn den Flämingern vorſtellte. Weniger drückend würden ſie in der Folge ſein Joch gefunden haben, wenn er ſeinen Fuß nie in ihr Land geſetzt hätte. Aber ſein Anblick kündigte es ihnen an; ſein Eintritt in Brüſſel hatte ihm alle Herzen verloren. Des Kaiſers freundliche Hingebung an dies Volk diente jetzt nur dazu, den hochmüthigen Ernſt ſeines Sohnes deſto widriger zu erheben. In ſeinem Angeſicht hatten ſie den verderblichen Anſchlag gegen ihre Freiheit geleſen, den er ſchon damals in ſeiner Bruſt auf- und niederwälzte. Sie waren vorbereitet, einen Tyrannen in ihm zu finden, und gerüſtet, ihm zu begegnen.

Die Niederlande waren der erſte Thron, von welchem Karl der Fünfte herunterſtieg. Vor einer feierlichen Verſammlung in Brüſſel löſte er die Generalſtaaten ihres Eides, und übertrug ihn auf König Philipp, ſeinen Sohn. „Wenn euch mein Tod“ (beſchloß er endlich gegen dieſen) „in den Beſitz dieſer Länder „geſetzt hätte, ſo würde mir ein ſo koſtbares Vermächtniß ſchon einen großen Anſpruch auf eure Dankbarkeit „geben. Aber jetzt, da ich ſie euch aus freier Wahl

---

[1] Die Stadt Antwerpen allein verſchwendete bei dieſer Gelegenheit 260.000 Goldgulden. Meteren. I. Theil. I. B. 21. 22.

[2] A. G. d. v. N. II. 512.

„überlaſſe, da ich zu ſterben eile, um euch den Genuß „derſelben zu beſchleunigen: jetzt verlange ich von euch, „daß ihr dieſen Völkern bezahlet, was ihr mir mehr „dafür ſchuldig zu ſeyn glaubt. Andere Fürſten wiſſen „ſich glücklich, mit der Krone, die der Tod ihnen abfordert, ihre Kinder zu erfreuen. Dieſe Freude will „ich noch ſelbſt mit genießen, ich will euch leben und „regieren ſehen. Wenige werden meinem Beiſpiele folgen, Wenige ſind mir darin vorangegangen. Aber „meine Handlung wird lobenswürdig ſeyn, wenn euer „künftiges Leben meine Zuverſicht rechtfertigt, wenn „ihr nie von der Weisheit weichet, die ihr bisher bekannt habt, wenn ihr in der Reinigkeit des Glaubens „unerſchütterlich verharret, der die feſteſte Säule eures „Thrones iſt. Noch Eines ſetze ich hinzu. Möge der „Himmel auch euch mit einem Sohne beſchenkt haben, „dem ihr die Herrſchaft abtreten könnet — aber nicht „müſſet.“

Nachdem der Kaiſer geendigt hatte, kniete Philipp vor ihm nieder, drückte ſein Geſicht auf deſſen Hand und empfing den väterlichen Segen. Seine Augen waren feucht zum letzten Male. Es weinte Alles, was herum ſtand. Es war eine unvergeßliche Stunde.[1]

Dieſem rührenden Gaukelſpiele folgte bald ein anderes. Philipp nahm von den verſammelten Staaten die Huldigung an; er legte den Eid ab, der ihm in folgenden Worten vorgelegt wurde: „Ich, Philipp,

---

[1] Strada. Dec. I. L. I. 4. 3. Meteren. I. Buch. 20. Thuan. Hist. P. I. L. XVI. 769.

„von Gottes Gnaden Prinz von Spanien, beiden Sicilien u. ſ. f., gelobe und ſchwöre, daß ich in den „Ländern, Grafſchaften, Herzogthümern u. ſ. f. ein „guter und gerechter Herr ſeyn, daß ich aller Edeln, „Städte, Gemeinen und Unterthanen Privilegien und „Freiheiten, die ihnen von meinen Vorfahren verliehen „worden, und ferner ihre Gewohnheiten, Herkommen, „Gebräuche und Rechte, die ſie jetzt überhaupt und „insbeſondere haben und beſitzen, wohl und getreulich „halten und halten laſſen, und ferner alles dasjenige „üben wolle, was einem guten und gerechten Prinzen „und Herrn von Rechtswegen zukommt. So müſſe „mir Gott helfen und alle ſeine Heiligen!“[1]

Die Furcht, welche die willkührliche Regierung des Kaiſers eingeflößt hatte, und das Mißtrauen der Stände gegen ſeinen Sohn, ſind ſchon in dieſer Eidesformel ſichtbar, die weit behutſamer und beſtimmter verfaßt war, als **Karl der Fünfte** ſelbſt und alle burgundiſchen Herzoge ſie beſchworen haben. **Philipp** mußte nunmehr auch die Aufrechthaltung ihrer Gebräuche und Gewohnheiten angeloben, welches vor ihm nie erlangt worden war. In dem Eide, den die Stände ihm leiſteten,[2] wird ihm kein anderer Gehorſam verſprochen, als der mit den Privilegien des Landes beſtehen kann. Seine Beamten haben nur dann auf Unterwerfung und Beiſtand zu rechnen, wenn ſie ihr anvertrautes Amt nach Obliegenheit verwalten. Philipp endlich wird in dieſem Huldigungseide der Stände nur der natürliche, der geborne Fürſt, nicht Souverain oder Herr genannt, wie der Kaiſer gewünſcht hatte. Beweiſe genug, wie klein die Erwartungen waren, die man ſich von der Gerechtigkeit und Großmuth des neuen Landesherrn bildete!

---

[1] A. G. d. vereinigten Niederlande. II. Theil. 515.

[2] Ebendaſelbſt 516.

Philipp der Zweite,

Beherrſcher der Niederlande.

Philipp der Zweite empfing die Niederlande in der höchſten Blüthe ihres Wohlſtandes. Er war der erſte ihrer Fürſten, der ſie vollzählig antrat. Sie beſtanden nunmehr aus ſiebenzehn Landſchaften: den vier Herzogthümern Brabant, Limburg, Luxemburg, Geldern, den ſieben Grafſchaften Artois, Hennegau, Flandern, Namur, Zütphen, Holland und Seeland, der Markgrafſchaft Antwerpen, und den fünf Herrlichkeiten Friesland, Mecheln, Utrecht, Oberyſſel und Gröningen, welche verbunden einen großen und mächtigen Staat ausmachten, der mit Königreichen wetteifern konnte. Höher, als er damals ſtand, konnte ihr Handel nicht mehr ſteigen. Ihre Goldgruben waren über der Erde, aber ſie waren unerſchöpflicher und reicher, als alle Minen in Amerika. Dieſe ſiebenzehn Provinzen, die zuſammengenommen kaum den fünften Theil Italiens betragen, und ſich nicht über dreihundert flandriſche Meilen erſtrecken, brachten ihrem Beherrſcher nicht viel weniger ein, als ganz Britannien ſeinen Königen trug, ehe dieſe noch die geiſtlichen Güter zu ihrer Krone ſchlugen. Dreihundert und fünfzig Städte, durch Genuß und Arbeit lebendig, viele darunter ohne Bollwerke feſt, und ohne Mauern geſchloſſen, ſechstauſend dreihundert größere Flecken, geringere Dörfer, Meiereien und Bergſchlöſſer ohne Zahl, vereinigen dieſes Reich in eine einzige blühende Landſchaft.[1] Eben jetzt ſtand die Nation im Meridian ihres Glanzes; Fleiß und Ueberfluß hatten das Genie des Bürgers erhoben, ſeine Begriffe aufgehellt, ſeine Neigungen veredelt; jede Blüthe des Geiſtes erſchien mit der Blüthe des Landes. Ein ruhigeres Blut, durch einen ſtrengern Himmel gekältet, läßt die Leidenſchaften hier weniger ſtürmen; Gleichmuth, Mäßigkeit und ausdauernde Geduld, Geſchenke dieſer nördlichern Zone; Redlichkeit, Gerechtigkeit und Glaube, die nothwendigen Tugenden ſeines Gewerbes und ſeiner Freiheit liebliche Früchte; Wahrheit, Wohlwollen und patriotiſcher Stolz ſpielen hier in ſanften Miſchungen mit menſchlichen Laſtern. Kein Volk auf Erden wird leichter beherrſcht durch einen verſtändigen Fürſten und keines ſchwerer durch einen Gaukler oder Tyrannen. Nirgends iſt die Volksſtimme eine ſo unfehlbare Richterin der Regierung, als hier. Wahre Staatskunſt kann ſich in keiner rühmlichern Probe verſuchen, und ſieche gekünſtelte Politik hat keine ſchlimmere zu fürchten.

Ein Staat, wie dieſer, konnte mit Rieſenſtärke handeln und ausdauern, wenn das dringende Bedürfniß ſeine Kraft aufbot, wenn eine kluge und ſchonende Verwaltung ſeine Quellen eröffnete. Karl der Fünfte verließ ſeinem Nachfolger eine Gewalt in dieſen Ländern, die von einer gemäßigten Monarchie wenig verſchieden war. Das königliche Anſehen hatte ſich merklich über die republikaniſche Macht erhoben, und dieſe zuſammengeſetzte Maſchine konnte nunmehr beinahe ſo ſicher und ſchnell in Bewegung geſetzt werden, als ein ganz unterwürfiger Staat. Der zahlreiche, ſonſt ſo mächtige Adel folgte dem Souverain jetzt willig in ſeinen Kriegen, oder buhlte in Aemtern des Friedens um das Lächeln der Majeſtät. Die verſchlagene Politik der Krone hatte neue Güter der Einbildung erſchaffen, von denen ſie allein die Vertheilerin war. Neue Leidenſchaften und neue Meinungen von Glück verdrängten endlich die rohe Einfalt republikaniſcher Tugend. Stolz wich der Eitelkeit, Freiheit der Ehre, dürftige Unabhängigkeit einer wollüſtigen lachenden Sklaverei. Das Vaterland als unumſchränkter Satrap eines unumſchränkten Herrn zu drükken oder zu plündern, war eine mächtigere Reizung für die Habſucht und den Ehrgeiz der Großen, als den hundertſten Theil der Souverainetät auf dem Reichstage mit ihm zu theilen. Ein großer Theil des Adels war überdies in Armuth und ſchwere Schulden verſunken. Unter dem ſcheinbaren Vorwande von Ehrenbezeigungen hatte ſchon **Karl der Fünfte** die gefährlichſten Vaſallen der Krone durch koſtbare Geſandtſchaften an fremde Höfe geſchwächt. So wurde **Wilhelm** von Oranien mit der Kaiſerkrone nach Deutſchland, und Graf von **Egmont** nach England geſchickt, die Vermählung **Philipps** mit der Königin **Maria** zu ſchließen. Beide begleiteten auch nachher den Herzog von Alba nach Frankreich, den

---

[1] Strad. Dec. I. L. I. 17. 18. Thuan. II. 482.

Frieden zwiſchen beiden Kronen und die neue Verbindung ihres Königs mit Madame Eliſabeth zu ſtiften. Die Unkoſten dieſer Reiſe beliefen ſich auf dreihundertauſend Gulden, wovon der König auch nicht einen Heller erſetzte. Als der Prinz von Oranien, an der Stelle des Herzogs von Savoyen, Feldherr geworden war, mußte er allein alle Unkoſten tragen, die dieſe Würde nothwendig machte. Wenn fremde Geſandten oder Fürſten nach Brüſſel kamen, lag es den niederländiſchen Großen ob, die Ehre ihres Königs zu retten, der allein ſpeiſte, und niemals öffentliche Tafel gab. Die ſpaniſche Politik hatte noch ſinnreichere Mittel erfunden, die reichſten Familien des Landes nach und nach zu entkräften. Alle Jahre erſchien einer von den kaſtilianiſchen Großen in Brüſſel, wo er eine Pracht verſchwendete, und einen Aufwand machte, der ſein Vermögen weit überſtieg. Ihm darin nachzuſtehen, hätte in Brüſſel für einen unauslöſchlichen Schimpf gegolten. Alles wetteiferte, ihn zu übertreffen, und erſchöpfte in dieſen theuern Wettkämpfen ſein Vermögen, indeſſen der Spanier noch zur rechten Zeit wieder nach Hauſe kehrte, und die Verſchwendung eines einzigen Jahres durch eine vierjährige Mäßigkeit wieder gut machte. Mit jedem Ankömmlinge um den Preis des Reichthums zu buhlen, war die Schwäche des niederländiſchen Adels, welche die Regierung recht gut zu nutzen verſtand. Freilich ſchlugen dieſe Künſte nachher nicht ſo glücklich für ſie aus, als ſie berechnet hatte; denn eben dieſe drückenden Schuldenlaſten machten den Adel jeder Neuerung günſtiger, weil derjenige, welcher Alles verloren, in der allgemeinen Verwüſtung nur zu gewinnen hat.[1]

Die Geiſtlichkeit war von jeher eine Stütze der königlichen Macht, und mußte es ſeyn. Ihre goldene Zeit ſiel immer in die Gefangenſchaft des menſchlichen Geiſtes, und, wie jene, ſehen wir ſie vom Blödſinn und von der Sinnlichkeit ernten. Der bürgerliche Druck macht die Religion nothwendiger und theurer; blinde Ergebung in Tyrannengewalt bereitet die Gemüther zu einem blinden, bequemen Glauben, und mit Wucher erſtattet dem Deſpotiſmus die Hierarchie ſeine Dienſte wieder. Die Biſchöfe und Prälaten im Parlamente waren eifrige Sachwalter der Majeſtät und immer bereit, dem Nutzen der Kirche und dem Staatsvortheile des Souverains das Intereſſe des Bürgers zum Opfer zu bringen. Zahlreiche und tapfere Beſatzungen hielten die Städte in Furcht, die zugleich noch durch Religionsgezänke und Faktionen getrennt, und ihrer mächtigſten Stütze ſo ungewiß waren. Wie wenig erforderte es alſo, dieſes Uebergewicht zu bewahren, und wie ungeheuer mußte das Verſehen ſeyn, wodurch es zu Grunde ging!

So groß Philipps Einfluß in dieſen Ländern war, ſo großes Anſehn hatte die ſpaniſche Monarchie damals in ganz Europa gewonnen. Kein Staat durfte ſich mit ihr auf den Kampfboden wagen. Frankreich, ihr gefährlichſter Nachbar, durch einen ſchweren Krieg und noch mehr durch innere Faktionen entkräftet, die unter einer kindiſchen Regierung ihr Haupt erhuben, ging ſchon mit ſchnellen Schritten der unglücklichen Epoche entgegen, die es, beinahe ein halbes Jahrhundert lang, zu einem Schauplatze der Abſcheulichkeit und des Elends gemacht hat. Kaum konnte **Eliſabeth von England** ihren eigenen noch wankenden Thron gegen die Stürme der Parteien, ihre neue, noch unbefeſtigte Kirche gegen die verborgenen Verſuche der vertriebenen ſchützen. Erſt auf ihren ſchöpferiſchen Ruf ſollte dieſer Staat aus einer demüthigen Dunkelheit ſteigen, und die lebendige Kraft, womit er ſeinen Nebenbuhler endlich darniederringt, von der fehlerhaften Politik dieſes Letztern empfangen. Das deutſche Kaiſerhaus war durch die zweifachen Bande des Bluts und des Staatsvortheils an das ſpaniſche geknüpft, und das wachſende Kriegsglück **Solimanns** zog ſeine Aufmerkſamkeit mehr auf den Oſten als auf den Weſten von Europa. Dankbarkeit und Furcht verſicherten **Philipp** die italieniſchen Fürſten, und das Conclave beherrſchten ſeine Geſchöpfe. Die Monarchien des Nordens lagen noch in barbariſcher Nacht, oder fingen nur eben an, Geſtalt anzunehmen, und das Staatsſyſtem von Europa kannte ſie nicht. Die geſchickteſten Generale, zahlreiche ſieggewohnte Armeen, eine gefürchtete Marine und der reiche goldene Tribut, der nun erſt anfing, regelmäßig und ſicher aus Weſtindien einzulaufen — welche furchtbaren Werkzeuge in der feſten und ſteten Hand eines geiſtreichen Fürſten! Unter ſo glücklichen Sternen eröffnete König **Philipp** ſeine Regierung.

---

[1] Reidanus. L. I. 11.

Ehe wir ihn handeln ſehen, müſſen wir einen flüchtigen Blick in ſeine Seele thun, und hier einen Schlüſſel zu ſeinem politiſchen Leben aufſuchen. Freude und

Wohlwollen fehlten in dieſem Gemüthe. Jene verſagten ihm ſein Blut und ſeine früheren finſtern Kinderjahre; dieſes konnten Menſchen ihm nicht geben, denen das ſüßeſte und mächtigſte Band an die Geſellſchaft mangelte. Zwei Begriffe, ſein Ich, und was über dieſem Ich war, füllten ſeinen dürftigen Geiſt aus. Egoismus und Religion ſind der Inhalt und die Ueberſchrift ſeines ganzen Lebens. Er war König und Chriſt, und war beides ſchlecht; Menſch für Menſchen war er niemals, weil er von ſeinem Selbſt nur aufwärts, nie abwärts ſtieg. Sein Glaube war grauſam und finſter, denn ſeine Gottheit war ein ſchreckliches Weſen. Er hatte nichts mehr von ihr zu empfangen, aber zu fürchten. Dem geringen Manne erſcheint ſie als Tröſterin, als Erretterin; ihm war ſie ein aufgeſtelltes Angſtbild, eine ſchmerzhafte, demüthigende Schranke ſeiner menſchlichen Allmacht. Seine Ehrfurcht gegen ſie war um ſo tiefer und inniger, je weniger ſie ſich auf andere Weſen vertheilte. Er zitterte knechtiſch vor Gott, weil Gott das Einzige war, wovor er zu zittern hatte. **Karl der Fünfte** eiferte für die Religion, weil die Religion für ihn arbeitete; **Philipp** that es, weil er wirklich an ſie glaubte. Jener ließ um des Dogma willen mit Feuer und Schwert gegen Tauſende wüthen, und er ſelbſt verſpottete in der Perſon des Papſtes, ſeines Gefangenen, den Lehrſatz, dem er Menſchenblut opferte; **Philipp** entſchließt ſich zu dem gerechteſten Kriege gegen dieſen nur mit Widerwillen und Gewiſſensfurcht, und begibt ſich aller Früchte ſeines Sieges, wie ein reuiger Miſſethäter ſeines Raubes. Der Kaiſer war Barbar aus Berechnung, ſein Sohn aus

Empfindung. Der erſte war ein ſtarker und aufgeklärter Geiſt, aber vielleicht ein deſto ſchlimmerer Menſch; der Zweite war ein beſchränkter und ſchwacher Kopf, aber er war gerechter.

Beide aber, wie mich dünkt, konnten beſſere Menſchen geweſen ſeyn, als ſie wirklich waren, und im Ganzen nach denſelben Maßregeln gehandelt haben. Was wir dem Charakter der Perſon zur Laſt legen, iſt ſehr oft das Gebrechen, die nothwendige Ausflucht der allgemeinen menſchlichen Natur. Eine Monarchie von dieſem Umfange war eine zu ſtarke Verſuchung für den menſchlichen Stolz, und eine zu ſchwere Aufgabe für menſchliche Kräfte. Allgemeine Glückſeligkeit mit der höchſten Freiheit des Individuums zu paaren, gehört für den unendlichen Geiſt, der ſich auf alle Theile allgegenwärtig verbreitet. Aber welche Auskunft trifft der Menſch in der Lage des Schöpfers? Der Menſch kommt durch Klaſſifikation ſeiner Beſchränkung zu Hülfe, gleich dem Naturforſcher ſetzt er Kennzeichen und eine Regel feſt, die ſeinem ſchwankenden Blicke die Ueberſicht erleichtert, und wozu ſich alle Individuen bekennen müſſen; dieſes leiſtet ihm die Religion. Sie findet Hoffnung und Furcht in jede Menſchenbruſt geſäet; indem ſie ſich dieſer Triebe bemächtigt, dieſe Triebe einem Gegenſtande unterjocht, hat ſie Millionen ſelbſtſtändiger Weſen in ein einförmiges Abſtrakt verwandelt. Die unendliche Mannichfaltigkeit der menſchlichen Willkühr verwirrt ihren Beherrſcher jetzt nicht mehr — jetzt gibt es ein allgemeines Uebel und ein allgemeines Gut, das er zeigen und entziehen kann, das auch da, wo er nicht iſt, mit ihm einverſtanden wirket. Jetzt gibt es eine Grenze, an welcher die Freiheit ſtille ſteht, eine ehrwürdige heilige Linie, nach welcher alle ſtreitende Bewegungen des Willens zuletzt einlenken müſſen. Das gemeinſchaftliche Ziel des Despotismus und des Prieſterthums iſt Einförmigkeit, und Einförmigkeit iſt ein nothwendiges Hülfsmittel der menſchlichen Armuth und Beſchränkung. Philipp mußte um ſo viel mehr Despot ſeyn, als ſein Vater, um ſo viel enger ſein Geiſt war; oder mit andern Worten: er mußte ſich um ſo viel ängſtlicher an allgemeine Regeln halten, je weniger er zu den Arten und Individuen herabſteigen konnte. Was folgt aus dieſem Allen? Philipp der Zweite konnte kein höheres Anliegen haben, als die Gleichförmigkeit des Glaubens und der Verfaſſung, weil er ohne dieſe nicht regieren konnte.

Und doch würde er ſeine Regierung mit mehr Gelindigkeit und Nachſicht eröffnet haben, wenn er ſie früher angetreten hätte. In dem Urtheile, das man gewöhnlich über dieſen Fürſten fällt, ſcheint man auf einen Umſtand nicht genug zu achten, der bei der Geſchichte ſeines Geiſtes und Herzens billig in Betrachtung kommen ſollte. Philipp zählte beinahe dreißig Jahre, da er den ſpaniſchen Thron beſtieg, und ſein frühe reifer Verſtand hatte vor der Zeit ſeine Volljährigkeit beſchleunigt. Ein Geiſt, wie der ſeinige der ſeine Reife fühlte, und mit größern Hoffnungen nur allzuvertraut worden war, konnte das Joch der kindlichen Unterwürfigkeit nicht anders, als mit Widerwillen tragen; das überlegene Genie des Vaters, und die Willkühr des Alleinherrſchers mußte den ſelbſtzufriedenen Stolz dieſes Sohnes drücken. Der

Antheil, den ihm jener an der Reichsverwaltung gönnte, war eben erheblich genug, ſeinen Geiſt von kleinern Leidenſchaften abzuziehen, und den ſtrengen Ernſt ſeines Charakters zu unterhalten, aber auch gerade ſparſam genug, ſein Verlangen nach der unumſchränkten Gewalt deſto lebhafter zu entzünden. Als er wirklich davon Beſitz nahm, hatte ſie den Reiz der Neuheit für ihn verloren. Die ſüße Trunkenheit eines jungen Monarchen, der von der höchſten Gewalt überraſcht wird, jener freudige Taumel, der die Seele jeder ſanftern Regung öffnet, und dem die Menſchheit ſchon manche wohlthätige Stiftung abgewann, war bei ihm längſt vorbei, oder niemals geweſen. Sein Charakter war gehärtet, als ihn das Glück auf dieſe wichtige Probe ſtellte, und ſeine befeſtigten Grundſätze widerſtanden dieſer wohlthätigen Erſchütterung. Fünfzehn Jahre hatte er Zeit gehabt, ſich zu dieſem Uebergange anzuſchicken, und anſtatt bei den Zeichen ſeines neuen Standes jugendlich zu verweilen, oder den Morgen ſeiner Regierung im Rauſche einer müſſigen Eitelkeit zu verlieren, blieb er gelaſſen und ernſthaft genug, ſogleich in den gründlichen Beſitz ſeiner Macht einzutreten, um durch ihren vollſtändigſten Gebrauch ihre lange Entbehrung zu rächen.

Das Inquiſitionsgericht.

Philipp der Zweite ſah ſich nicht ſobald durch den Frieden von Chateau-Cambreſis im ruhigen Beſitze ſeiner Reiche, als er ſich ganz dem großen Werke der Glaubensreinigung hingab, und die Furcht ſeiner niederländiſchen Unterthanen wahr machte. Die Verordnungen, welche ſein Vater gegen die Ketzer hatte ergehen laſſen, wurden in ihrer ganzen Strenge erneuert, und ſchreckliche Gerichtshöfe, denen nichts als der Name der Inquiſition fehlte, wachten über ihre Befolgung. Aber ſein Werk ſchien ihm kaum zur Hälfte vollendet, ſo lange er die ſpaniſche Inquiſition nicht in ihrer ganzen Form in dieſe Länder verpflanzen konnte — ein Entwurf, woran ſchon der Kaiſer geſcheitert hatte.

Eine Stiftung neuer Art und eigener Gattung iſt dieſe ſpaniſche Inquiſition, die im ganzen Laufe der Zeiten kein Vorbild findet, und mit keinem geiſtlichen, keinem weltlichen Tribunale zu vergleichen ſteht. Inquiſition hat es gegeben, ſeitdem die Vernunft ſich an das Heilige wagte, ſeitdem es Zweifler und Neuerer gab; aber erſt um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, nachdem einige Beiſpiele der Abtrünnigkeit die Hierarchie aufgeſchreckt hatten, baute ihr Innocentius der Dritte einen eigenen Richterſtuhl, und trennte auf eine unnatürliche Weiſe die geiſtliche Aufſicht und Unterweiſung von der ſtrafenden Gewalt. Um deſto ſicherer zu ſeyn, daß kein Menſchengefühl und keine Beſtechung der Natur die ſtarre Strenge ihrer Statuten auflöſe, entzog er ſie den Biſchöfen und der ſäkulariſchen Geiſtlichkeit, die durch die Bande des bürgerlichen Lebens noch zu ſehr an der Menſchheit hing, um ſie Mönchen zu übertragen, einer Abart des menſchlichen Namens, die die heiligen Triebe der Natur abgeſchworen, dienſtbaren Kreaturen des römiſchen Stuhls. Deutſchland, Italien, Spanien, Portugal und Frankreich empfingen ſie; ein Franziskanermönch ſaß bei dem fürchterlichen Urtheile über die Tempelherren zu Gerichte; einigen wenigen Staaten gelang es, ſie auszuſchließen, oder der weltlichen Hoheit zu unterwerfen. Die Niederlande waren bis zur Regierung Karls des Fünften damit verſchont geblieben; ihre Biſchöfe übten die geiſtliche Cenſur, und in außerordentlichen Fällen pflegte man ſich an fremde Inquiſitionsgerichte, die franzöſiſchen Provinzen nach Paris, die deutſchen nach Cöln zu wenden.[1]

Aber die Inquiſition, welche jetzt gemeint iſt, kam aus dem Weſten von Europa, anders in ihrem Urſprunge und anders an Geſtalt. Der letzte mauriſche Thron war im fünfzehnten Jahrhundert in Grenada gefallen, und der ſarazeniſche Gottesdienſt endlich dem überlegenen Glücke der Chriſten gewichen. Aber neu und noch wenig befeſtigt war das Evangelium in dieſem jüngſten chriſtlichen Königreiche, und in der trüben Miſchung ungleichartiger Geſetze und Sitten hatten ſich die Religionen noch nicht geſchieden. Zwar hatte das Schwert der Verfolgung viele tauſend Familien nach Afrika getrieben, aber ein weit größerer Theil, von dem geliebten Himmelsſtriche der Heimat gehalten, kaufte ſich mit dem Gaukelſpiel verſtellter Bekehrung von dieſer ſchrecklichen Nothwendigkeit los, und fuhr an chriſtlichen Altären fort, ſeinem **Mahomed** und **Moſes** zu dienen. So lange es ſeine Gebete nach Mecca richtete, war Grenada nicht unterworfen; ſo lange der neue Chriſt im Innerſten ſeines Hauſes wieder zum Juden und Muſelmann wurde, war er dem Throne nicht gewiſſer, als dem römiſchen Stuhle. Jetzt war es nicht damit gethan, dieſes widerſtrebende Volk in die äußerliche Form eines neuen Glaubens zu zwingen, oder es der ſiegenden Kirche durch die ſchwachen Bande der Ceremonie anzutrauen; es kam darauf an, die Wurzel einer alten Religion auszureuten, und einen hartnäckigen Hang zu beſiegen, der durch die langſam wirkende Kraft von Jahrhunderten in ſeine Sitten, ſeine Sprache, ſeine Geſetze gepflanzt worden, und bei dem fortdauernden Einfluſſe des vaterländiſchen Bodens und Himmels in ewiger Uebung blieb. Wollte die Kirche einen vollſtändigen Sieg über den feindlichen Gottesdienſt feiern, und ihre neue Eroberung vor jedem Rückfalle ſicher ſtellen, ſo mußte ſie den Grund ſelbſt unterwühlen, auf welchen der alte Glaube gebaut war; ſie mußte die ganze Form des ſittlichen Charakters zerſchlagen, an die er auf's Innigſte geheftet ſchien. In den verborgenſten Tiefen der Seele mußte ſie ſeine geheimen Wurzeln ablöſen, alle ſeine Spuren im Kreiſe des häuslichen Lebens und in der Bürgerwelt auslöſchen, jede Erinnerung an ihn abſterben laſſen, und wo möglich ſelbſt die Empfänglichkeit für ſeine Eindrücke tödten. Vaterland und Familie, Gewiſſen und Ehre, die heiligen Gefühle der Geſellſchaft und der Natur ſind immer die erſten und nächſten, mit denen Religionen ſich miſchen, von denen ſie Stärke empfangen, und denen ſie ſie geben. Dieſe Verbindung mußte jetzt aufgelöſt, von den heiligen Gefühlen der Natur mußte die alte Religion gewaltſam geriſſen werden — und ſollte es ſelbſt die Heiligkeit dieſer Empfindungen koſten. So wurde die Inquiſition, die wir zum Unterſchiede von den menſchlichern Gerichten, die ihren Namen führen, die ſpaniſche nennen. Sie hat den Kardinal Ximenes zum Stifter; ein Dominikanermönch, Torquemada, ſtieg zuerſt auf ihren blutigen Thron, gründete ihre Statuten, und verfluchte mit dieſem Vermächtniſſe ſeinen Orden auf ewig. Schändung der Vernunft und Mord der Geiſter heißt ihr Gelübde; ihre Werkzeuge ſind Schrecken und Schande. Jede Leidenſchaft ſteht in ihrem Solde, ihre Schlinge liegt in jeder Freude des Lebens. Selbſt die Einſamkeit iſt nicht einſam für ſie; die Furcht ihrer Allgegenwart hält ſelbſt in den Tiefen der Seele die Freiheit gefeſſelt. Alle Inſtinkte der Menſchheit hat ſie herabgeſtürzt unter den Glauben; ihm weichen alle Bande, die der Menſch ſonſt am heiligſten achtet. Alle Anſprüche auf ſeine Gattung ſind für einen Ketzer verſcherzt; mit der leichteſten Untreue an der mütterlichen Kirche hat er ſein Geſchlecht ausgezogen. Ein beſcheidener Zweifel an der Unfehlbarkeit des Papſtes wird geahndet wie Vatermord, und ſchändet wie Sodomie; ihre Urtheile gleichen den ſchrecklichen Fermenten der Peſt, die den geſundeſten Körper in ſchnelle Verweſung treiben. Selbſt das Lebloſe, das einem Ketzer angehört, iſt verflucht; ihre Opfer kann kein Schickſal ihr unterſchlagen; an Leichen und Gemälden werden ihre Sentenzen vollſtreckt; und das Grab ſelbſt iſt keine Zuflucht vor ihrem entſetzlichen Arme.

---

[1] Hopper Mémoires d. Troubles des Pays-bas in Vita Vigl. 65 sq.

Die Vermeſſenheit ihrer Urtheilsſprüche kann nur von der Unmenſchlichkeit übertroffen werden, womit ſie dieſelben vollſtreckt. Indem ſie Lächerliches mit Fürchterlichem paart, und durch die Seltſamkeit des Aufzugs die Augen beluſtigt, entkräftet ſie den theilnehmenden Affekt durch den Kitzel eines andern; im Spott und in der Verachtung ertränkt ſie die Sympathie. Mit feierlichem Pompe führt man den Verbrecher zur Richtſtatt, eine rothe Blutfahne weht voran, der Zuſammenklang aller Glocken begleitet den Zug; zuerſt kommen Prieſter im Meßgewande und ſingen ein heiliges Lied. Ihnen folgt der verurtheilte Sünder, in ein gelbes Gewand gekleidet, worauf man ſchwarze Teufelsgeſtalten abgemalt ſieht. Auf dem Kopfe trägt er eine Mütze von Papier, die ſich in eine Menſchenfigur endigt, um welche Feuerflammen ſchlagen, und ſcheußliche Dämonen herumfliegen. Weggekehrt von dem ewig Verdammten wird das Bild des Gekreuzigten getragen; ihm gilt die Erlöſung nicht mehr. Dem Feuer gehört ſein ſterblicher Leib, wie den Flammen der Hölle ſeine unſterbliche Seele.

Ein Knebel ſperrt ſeinen Mund, und verwehrt ihm, ſeinen Schmerz in Klagen zu lindern, das Mitleid durch ſeine rührende Geſchichte zu wecken, und die Geheimniſſe des heiligen Gerichts auszuſagen. An ihn ſchließt ſich die Geiſtlichkeit im feſtlichen Ornate, die Obrigkeit und der Adel; die Väter, die ihn gerichtet haben, beſchließen den ſchauerlichen Zug. Man glaubt eine Leiche zu ſehen, die zu Grabe geleitet wird, und es iſt ein lebendiger Menſch, deſſen Qualen jetzt das Volk ſo ſchauderhaft unterhalten ſollen. Gewöhnlich werden dieſe Hinrichtungen auf hohe Feſte gerichtet, wozu man eine beſtimmte Anzahl ſolcher Unglücklichen in den Kerkern des heiligen Hauſes zuſammenſpart, um durch die Menge der Opfer die Handlung zu verherrlichen; und alsdann ſind ſelbſt die Könige zugegen. Sie ſitzen mit unbedecktem Haupte auf einem niedrigern Stuhle, als der Großinquiſitor, dem ſie an einem ſolchen Tage den Rang über ſich geben — und wer wird nun vor einem Tribunale nicht erzittern, neben welchem die Majeſtät ſelbſt verſinkt?[1]

Die große Glaubensrevolution durch Luther und Kalvin brachte die Nothwendigkeit wieder zurück, welche dieſem Gerichte ſeine erſte Entſtehung gegeben; und was anfänglich nur erfunden war, das kleine Königreich Grenada von den ſchwachen Ueberreſten der Sarazenen und Juden zu reinigen, wurde jetzt das Bedürfniß der ganzen katholiſchen Chriſtenheit. Alle Inquiſitionen in Portugal, in Italien, Deutſchland und Frankreich nahmen die Form der ſpaniſchen an, ſie folgte den Europäern nach Indien, und errichtete in Goa ein ſchreckliches Tribunal, deſſen unmenſchliche Proceduren uns noch in der Beſchreibung durchſchauern. Wohin ſie ihren Fuß ſetzte, folgte ihr die Verwüſtung; aber ſo, wie in Spanien, hat ſie in keiner andern Weltgegend gewüthet. Die Todten vergißt man, die ſie geopfert hat; die Geſchlechter der Menſchen erneuern ſich wieder, und auch die Länder blühen wieder, die ſie verheert und entvölkert hat; aber Jahrhunderte werden hingehen, ehe ihre Spuren aus dem ſpaniſchen Charakter verſchwinden. Eine geiſtreiche treffliche Nation hat ſie mitten auf dem Wege zur Vollendung aufgehalten, aus einem Himmelsſtriche, worin ſie einheimiſch war, das Genie verbannt, und eine Stille, wie ſie auf Gräbern ruht, in dem Geiſte eines Volks hinterlaſſen, das vor vielen andern, die dieſen Welttheil bewohnen, zur Freude berufen war.

---

[1] Burgund. Histor. Belg. 186. 187. Hopper. 65. 66. 67. Grot. Annal. Belg. L. I. 8. 9 sq. Essay sur les Moeurs. Tom. III. Inquisition.

Den erſten Inquiſitor ſetzte Karl der Fünfte im Jahr 1522 in Brabant ein. Einige Prieſter waren ihm als Gehülfen an die Seite gegeben; aber er ſelbſt war ein weltlicher. Nach dem Tode Adrians des Sechsten beſtellte ſein Nachfolger, Clemens der Siebente, drei Inquiſitoren für alle niederländiſche Provinzen, und Paul der Dritte ſetzte dieſe Zahl wiederum bis auf zwei herunter, welche ſich bis auf den Anfang der Unruhen erhielten. Im Jahr 1530 wurden, mit Zuziehung und Genehmigung der Stände, die Edikte gegen die Ketzer ausgeſchrieben, welche allen folgenden zum Grunde liegen.

und worin auch der Inquiſition ausdrücklich Meldung geſchieht. Im Jahr 1550 ſah ſich Karl der Fünfte durch das ſchnelle Wachsthum der Sekten gezwungen, dieſe Edikte zu erneuern und zu ſchärfen, und bei dieſer Gelegenheit war es, wo ſich die Stadt Antwerpen der Inquiſition widerſetzte, und ihr auch glücklich entging. Aber der Geiſt dieſer niederländiſchen Inquiſition war, nach dem Genius des Landes, menſchlicher, als in den ſpaniſchen Reichen, und noch hatte ſie kein Ausländer, noch weniger ein Dominikaner verwaltet. Zur Richtſchnur dienten ihr die Edikte, welche Jedermann kannte; und eben darum fand man ſie weniger anſtößig, weil ſie, ſo ſtreng ſie auch richtete, doch der Willkühr weniger unterworfen ſchien, und ſich nicht, wie die ſpaniſche Inquiſition, in Geheimniß hüllte.

Aber eben dieſer letztern wollte Philipp einen Weg in die Niederlande bahnen, weil ſie ihm das geſchickteſte Werkzeug zu ſeyn ſchien, den Geiſt dieſes Volks zu verderben, und für eine despotiſche Regierung zuzubereiten. Er fing damit an, die Glaubensverordnungen ſeines Vaters zu ſchärfen, die Gewalt der Inquiſitoren je mehr und mehr auszudehnen, ihr Verfahren willkührlicher und von der bürgerlichen Gerichtsbarkeit unabhängiger zu machen. Bald fehlte dem Tribunale zu der ſpaniſchen Inquiſition wenig mehr, als der Name und Dominikaner. Bloßer Verdacht war genug, einen Bürger aus dem Schooße der öffentlichen Ruhe, aus dem Kreiſe ſeiner Familie herauszuſtehlen, und das ſchwächſte Zeugniß berechtigte zur Folterung. Wer in dieſen Schlund hinabfiel, kam nicht wieder. Alle Wohlthaten der Geſetze hörten ihm auf. Ihn meinte die mütterliche Sorge der Gerechtigkeit nicht mehr. Jenſeits der Welt richteten ihn Bosheit und Wahnſinn nach Geſetzen, die für Menſchen nicht gelten. Nie erfuhr der Delinquent ſeinen Kläger, und ſehr ſelten ſein Verbrechen; ein ruchloſer teufliſcher Kunſtgriff, der den Unglücklichen zwang, auf ſeine Verſchuldung zu rathen, und im Wahnwitze der Folterpein, oder im Ueberdruſſe einer langen lebendigen Beerdigung, Vergehungen auszuſagen, die vielleicht nie begangen, oder dem Richter doch nie bekannt worden waren. Die Güter der Verurtheilten wurden eingezogen, und die Angeber durch Gnadenbriefe und Belohnungen ermuntert. Kein Privilegium, keine bürgerliche Gerechtigkeit galt gegen die heilige Gewalt. Wen ſie berührte, den hatte der weltliche Arm verloren. Dieſem war kein weiterer Antheil an ihrer Gerichtspflege verſtattet, als mit ehrerbietiger Unterwerfung ihre Sentenzen zu vollſtrecken. Die Folgen dieſes Inſtituts mußten unnatürlich und ſchrecklich ſeyn. Das ganze zeitliche Glück, ſelbſt das Leben des unbeſcholtenen Mannes, war nunmehr in die Hände eines jeden Nichtswürdigen gegeben. Jeder verborgene Feind, jeder Neider hatte jetzt die gefährliche Lockung einer unſichtbaren und unfehlbaren Rache. Die Sicherheit des Eigenthums, die Wahrheit des Umgangs war dahin. Alle Bande des Gewinns waren aufgelöst, alle des Bluts und der Liebe. Ein anſteckendes Mißtrauen vergiftete das geſellige Leben; die gefürchtete Gegenwart eines Lauſchers erſchreckte den Blick im Auge und den Klang in der Kehle. Man glaubte an keinen redlichen Mann mehr, und galt auch für keinen. Guter Name, Landsmannſchaften, Verbrüderungen, Eide ſelbſt, und Alles, was Menſchen für heilig achten, war in ſeinem Werthe gefallen. — Dieſem Schickſale unterwarf man eine große blühende Handelsſtadt, wo hunderttauſend geſchäftige Menſchen durch das einzige Band des Vertrauens zuſammenhalten. Jeder unentbehrlich für jeden, und jeder zweideutig, verdächtig. Alle durch den Geiſt der Gewinnſucht aneinander gezogen, und auseinandergeworfen durch Furcht. Alle Grundſäulen der Geſelligkeit umgeriſſen, wo Geſelligkeit der Grund alles Lebens und aller Dauer iſt.[1]

---

[1] Grotius. L. I. 9. 10.

Andere Eingriffe in die Konſtitution der Niederlande.

Kein Wunder, daß ein ſo unnatürliches Gericht, das ſelbſt dem duldſamen Geiſte der Spanier unerträglich geweſen war, einen Freiſtaat empörte. Aber den Schrecken, den es einflößte, vermehrte die ſpaniſche Kriegsmacht, die auch nach wiederhergeſtelltem Frieden beibehalten wurde, und, der Reichskonſtitution zuwider, die Grenzſtädte anfüllte. Karl dem Fünften hatte man dieſe Einführung fremder Armeen vergeben, weil man ihre Nothwendigkeit einſah, und mehr auf ſeine guten Geſinnungen baute. Jetzt erblickte man in dieſen Truppen nur die fürchterlichen Zurüſtungen der Unterdrückung und die Werkzeuge einer verhaßten Hierarchie. Eine anſehnliche Reiterei, von Eingebornen errichtet, war zum Schutze des Landes hinreichend, und machte dieſe Ausländer entbehrlich. Die Zügelloſigkeit und Raubſucht dieſer Spanier, die noch große Rückſtände zu fordern hatten, und ſich auf Unkoſten des Bürgers bezahlt machten, vollendeten die Erbitterung des Volks, und brachten den gemeinen Mann zur Verzweiflung. Als nachher das allgemeine Murren die Regierung bewog, ſie von den Grenzen zuſammenzuziehen, und in die ſeeländiſchen Inſeln zu verlegen, wo die Schiffe zu ihrer Abfahrt ausgerüſtet wurden, ging ihre Vermeſſenheit ſo weit, daß die Einwohner aufhörten, an den Dämmen zu arbeiten, und ihr Vaterland lieber dem Meere überlaſſen wollten, als länger von dem viehiſchen Muthwillen dieſer raſenden Bande leiden. [1]

Sehr gern hätte Philipp dieſe Spanier im Lande behalten, um durch ſie ſeinen Edikten mehr Kraft zu geben, und die Neuerungen zu unterſtützen, die er in der niederländiſchen Verfaſſung zu machen geſonnen war. Sie waren ihm gleichſam die Gewährmänner der allgemeinen Ruhe, und eine Kette, an der er die Nation gefangen hielt. Deßwegen ließ er nichts unverſucht, dem anhaltenden Zudringen der Reichsſtände auszuweichen, welche dieſe Spanier entfernt wiſſen wollten, und erſchöpfte bei dieſer Gelegenheit alle Hülfsmittel der Chikane und Ueberredung. Bald fürchtete er einen plötzlichen Ueberfall Frankreichs, das, von wüthenden Faktionen zerriſſen, ſich gegen einen einheimiſchen Feind kaum behaupten kann, bald ſollen ſie ſeinen Sohn Don Karlos an der Grenze in Empfang nehmen, den er nie Willens war, aus Kaſtilien zu laſſen. Ihre Unterhaltung ſoll der Nation nicht zur Laſt fallen, er ſelbſt will aus ſeiner eigenen Chatoulle alle Koſten davon beſtreiten. Um ſie mit deſto beſſerm Scheine da zu behalten, hielt er ihnen mit Fleiß ihren rückſtändigen Sold zurück, da er ſie doch ſonſt den einheimiſchen Truppen, die er völlig befriedigte, gewiß würde vorgezogen haben. Die Furcht der Nation einzuſchläfern, und den allgemeinen Unwillen zu verſöhnen, bot er den beiden Lieblingen des Volks, dem Prinzen **von Oranien** und dem Grafen **von Egmont**, den Oberbefehl über dieſe Truppen an; beide aber ſchlugen ſeinen Antrag aus, mit der edelmüthigen Erklärung, daß ſie ſich nie entſchließen würden, gegen die Geſetze des Landes zu dienen. Je mehr Begierde der König blicken ließ, ſeine Spanier im Lande zu laſſen, deſto hartnäckiger beſtanden die Staaten auf ihrer Entfernung. In dem darauf folgenden Reichstage zu Gent mußte er mitten im Kreiſe ſeiner Höflinge eine republikaniſche Wahrheit hören. „Wozu fremde Hände zu unſerm Schutze?“ ſagte ihm der Syndikus von Gent. „Etwa, damit uns die übrige Welt für zu leichtſinnig oder gar für zu blödſinnig halte, uns ſelbſt zu vertheidigen? Warum haben wir Frieden geſchloſſen, wenn uns die Laſten des Kriegs auch im Frieden drücken? Im Kriege ſchärfte die Nothwendigkeit unſere Geduld, in der Ruhe unterliegen wir ſeinen Leiden. Oder werden wir dieſe ausgelaſſene Bande in Ordnung halten, da deine eigene Gegenwart nicht ſo viel vermocht hat? Hier ſtehen deine Unterthanen aus Cambray und Antwerpen, und ſchreien über Gewalt. Thienville und Marienburg liegen wüſte, und darum haſt du uns doch nicht Frieden gegeben, daß unſere Städte zu Einöden werden, wie ſie nothwendig werden müſſen, wenn du ſie nicht von dieſen Zerſtörern erlöſeſt? Vielleicht willſt du dich gegen Ueberfall unſerer Nachbarn verwahren? Dieſe Vorſicht iſt weiſe, aber das Gerücht ihrer Rüſtung wird lange Zeit ihren Waffen voran eilen. Warum mit ſchweren Koſten Fremdlinge miethen, die ein Land nicht ſchonen werden, das ſie morgen wieder verlaſſen müſſen? Noch ſtehen tapfere Niederländer zu deinen Dienſten, denen dein Vater in weit ſtürmiſchern Zeiten die Republik anvertraute. Warum willſt du jetzt ihre Treue bezweifeln, die ſie ſo viele Jahrhunderte lang deinen Vorfahren unverletzt gehalten haben? Sollten ſie nicht vermögend ſeyn, den Krieg ſo lange hinzuhalten, bis deine Bundsgenoſſen unter ihre Fahnen eilen, oder du ſelbſt aus der Nachbarſchaft Hülfe ſendeſt?« Dieſe Sprache war dem Könige zu neu und ihre Wahrheit zu einleuchtend, als daß er ſie ſogleich hätte beantworten können. »Ich bin auch ein Ausländer!« rief er endlich, »will man nicht lieber gar mich ſelbſt aus dem Lande jagen?« Sogleich ſtieg er vom Throne und verließ die Verſammlung, aber dem Sprecher war ſeine Kühnheit vergeben. Zwei Tage darauf ließ er den Ständen die Erklärung thun: wenn er früher gewußt hätte, daß dieſe Truppen ihnen zur Laſt fielen, ſo würde er ſchon Anſtalt gemacht haben, ſie gleich ſelbſt mit nach Spanien zu nehmen. Jetzt wäre dieſes freilich zu ſpät, weil ſie unbezahlt nicht abreiſen würden; doch verſpreche er ihnen auf das heiligſte, daß dieſe Laſt ſie nicht über vier Monate mehr drücken ſollte. Nichts deſto weniger blieben dieſe Truppen ſtatt dieſer vier Monate noch achtzehn im Lande, und würden es vielleicht noch ſpäter verlaſſen haben, wenn das Bedürfniß des Reichs ſie in einer andern Weltgegend nicht nöthiger gemacht hätte.[1]

---

[1] Allg. Geſchichte der verein. Niederlande. III. Band. 11. Buch. S. 23 u. f. f.

Die gewaltthätige Einführung Fremder in die wichtigſten Aemter des Landes veranlaßte neue Klagen gegen die Regierung. Von allen Vorrechten der Provinzen war keines den Spaniern ſo anſtößig, als dieſes, welches Fremdlinge von Bedienungen ausſchließt, und keines hatten ſie eifriger zu untergraben geſucht.[2] Italien, beide Indien, und alle Provinzen dieſer ungeheuern Monarchie waren ihrer Habſucht und ihrem Ehrgeize geöffnet; nur von der reichſten unter allen ſchloß ſie ein unerbittliches Grundgeſetz aus. Man überzeugte den Monarchen, daß die königliche Gewalt in dieſen Ländern nie würde befeſtigt werden können, ſo lange ſie ſich nicht fremder Werkzeuge dazu bedienen dürfte. Schon der Biſchof von Arras, ein Burgunder von Geburt, war den Flamändern wiederrechtlich aufgedrungen worden, und jetzt ſollte auch der Graf von Feria, ein Kaſtilianer, Sitz und Stimme im Staatsrath erhalten. Aber dieſe Unternehmung fand einen herzhaftern Widerſtand, als die Schmeichler des Königs ihn hatten erwarten laſſen, und ſeine despotiſche Allmacht ſcheiterte diesmal an den Künſten **Wilhelms von Oranien** und der Feſtigkeit der Staaten.[3]

---

[1] Burgund. L. I. p. 38. 39. 40. Reidan. L. I. p. 1. Meteren. 1. Theil. 1. Buch. 47.

[2] Reidan. L. I. p. 1.

[3] Grot. Annal. L. I. p. 13.

Wilhelm von Oranien und Graf von Egmont.

So kündigte Philipp den Niederlanden ſeine Regierung an, und dies waren ihre Beſchwerden, als er im Begriffe ſtand, ſie zu verlaſſen. Lange ſchon ſehnte er ſich aus einem Lande, wo er ein Fremdling war, wo ſo Vieles ſeine Neigungen beleidigte, ſein despotiſcher Geiſt an den Geſetzen der Freiheit ſo ungeſtüme Erinnerer fand. Der Friede mit Frankreich erlaubte ihm endlich dieſe Entfernung; die Rüſtungen Solimanns zogen ihn nach dem Süden, und auch Spanien fing an, ſeinen Herrn zu vermiſſen. Die Wahl eines oberſten Statthalters für die Niederlande war die Hauptangelegenheit, die ihn jetzt noch beſchäftigte. Herzog Emanuel Philibert von Savoyen hatte ſeit der Abdankung der Königin Maria von Ungarn dieſe Stelle bekleidet, welche aber, ſo lange der König in den Niederlanden ſelbſt anweſend war, mehr Ehre als wirklichen Einfluß gab. Seine Abweſenheit machte ſie zu dem wichtigſten Amte in der Monarchie und dem glänzendſten Ziele, wornach der Ehrgeiz eines Bürgers nur ſtreben konnte. Jetzt ſtand ſie durch die Entfernung des Herzogs erledigt, den der Friede von Chateau-Cambreſis wieder in den Beſitz ſeiner Lande geſetzt hatte. Die beinahe unumſchränkte Gewalt, welche dem Oberſtatthalter verliehen werden mußte, die Fähigkeiten und Kenntniſſe, die ein ſo ausgedehnter und delikater Poſten erforderte, vorzüglich aber die gewagten Anſchläge der Regierung auf die Freiheit des Landes, deren Ausführung von ihm abhängen ſollte, mußten nothwendig dieſe Wahl erſchweren. Das Geſetz, welches jeden Ausländer von Bedienungen entfernt, macht bei dem Oberſtatthalter eine Ausnahme. Da er nicht aus allen Provinzen zugleich gebürtigt ſeyn kann, ſo iſt es ihm erlaubt, keiner von allen anzuhören, denn die Eiferſucht eines Brabanters würde einem Flamänder, der eine halbe Meile von ſeiner Grenze zu Hauſe wäre, kein größeres Recht dazu einräumen, als dem Sicilianer, der eine andere Erde und einen andern Himmel hat. Hier aber ſchien der Vortheil der Krone ſelbſt einen niederländiſchen Bürger zu begünſtigen. Ein geborner Brabanter, zum Beiſpiel, deſſen Vaterland ſich mit uneingeſchränkterem Vertrauen ihm überlieferte, konnte, wenn er ein Verräther war, den tödtlichen Streich ſchon zur Hälfte gethan haben, ehe ein Ausländer das Mißtrauen überwand, das über ſeine geringfügigſten Handlungen wachte. Hatte die Regierung in Einer Provinz ihre Abſichten durchgeſetzt, ſo war die Widerſetzung der übrigen eine Kühnheit, die ſie auf das ſtrengſte zu ahnden berechtigt war. In dem gemeinſchaftlichen Ganzen, welches die Provinzen jetzt ausmachten, waren ihre individuellen Verfaſſungen gleichſam untergegangen; der Gehorſam einer einzigen war ein Geſetz für jede, und das Vorrecht, welches Eine nicht zu bewahren wußte, war für alle Andere verloren.

Unter den niederländiſchen Großen, die auf die Oberſtatthalterſchaft Anſpruch machen konnten, waren die Erwartungen und Wünſche der Nation zwiſchen dem Grafen von Egmont und dem Prinzen von Oranien getheilt, welche durch gleich edle Abkunft dazu berufen, durch gleiche Verdienſte dazu berechtigt, und durch gleiche Liebe des Volks zu dieſem Poſten willkommen waren. Beide hatte ein glänzender Rang zunächſt an den Thron geſtellt, und wenn das Auge des Monarchen zuerſt unter den Würdigſten ſuchte, ſo mußte es nothwendig auf Einen von dieſen Beiden fallen. Da wir in der Folge dieſer Geſchichte beide Namen oft werden nennen müſſen, ſo kann die Aufmerkſamkeit des Leſers nicht frühe genug auf ſie gezogen werden.

Wilhelm der Erſte, Prinz von Oranien, ſtammte aus dem deutſchen Fürſtenhauſe Naſſau, welches ſchon acht Jahrhunderte geblüht, mit dem öſterreichiſchen eine Zeitlang um den Vorzug gerungen, und dem deutſchen Reiche einen Kaiſer gegeben hatte. Außer verſchiedenen reichen Ländereien in den Niederlanden, die ihn zu einem Bürger dieſes Staats und einem gebornen Vaſallen Spaniens machten, beſaß er in Frankreich noch das unabhängige Fürſtenthum Oranien. Wilhelm ward im Jahr 1533 zu Dillenburg, in der Grafſchaft Naſſau, von einer Gräfin Stollberg geboren. Sein Vater, der Graf von Naſſau, deſſelben Namens, hatte die proteſtantiſche Religion angenommen, worin er auch ſeinen Sohn erziehen ließ; Karl der Fünfte aber, der dem Knaben ſchon frühzeitig wohl wollte, nahm ihn ſehr jung an ſeinen Hof und ließ ihn in der römiſchen aufwachſen. Dieſer Monarch, der in dem Kinde den künftigen großen Mann ſchon erkannte, behielt ihn neun Jahre um ſeine Perſon, würdigte ihn ſeines eigenen Unterrichts in Regierungsgeſchäften, und ehrte ihn durch ein Vertrauen, welches über ſeine Jahre ging. Ihm allein war es erlaubt, um den Kaiſer zu bleiben, wenn er fremden Geſandten Audienz gab — ein Beweis, daß er als Knabe ſchon angefangen haben mußte, den ruhmvollen Beinamen des Verſchwiegenen zu verdienen. Der Kaiſer erröthete ſogar nicht, einmal öffentlich zu geſtehen, daß dieſer junge Menſch ihm öfters Anſchläge gebe, die ſeiner eigenen Klugheit würden entgangen ſeyn. Welche Erwartungen konnte man nicht von dem Geiſte eines Mannes hegen, der in einer ſolchen Schule gebildet war!

Wilhelm war dreiundzwanzig Jahre alt, als **Karl** die Regierung niederlegte, und hatte ſchon zwei öffentliche Beweiſe der höchſten Achtung von ihm erhalten. Ihm übertrug er, mit Ausſchließung aller Großen ſeines Hofes, das ehrenvolle Amt, ſeinem Bruder **Ferdinand** die Kaiſerkrone zu überbringen. Als der Herzog von Savoyen, der die kaiſerliche Armee in den Niederlanden kommandirte, von ſeinen eigenen Landesangelegenheiten nach Italien abgerufen ward, vertraute der Kaiſer ihm den Oberbefehl über dieſe Truppen an, gegen die Vorſtellungen ſeines ganzen Kriegsraths, denen es allzugewagt ſchien, den erfahrnen franzöſiſchen Feldherren einen Jüngling entgegenzuſetzen. Abweſend und von Niemand empfohlen, zog ihn der Monarch der lorbeervollen Schaar ſeiner Helden vor, und der Ausgang ließ ihn ſeine Wahl nicht bereuen.

Die vorzügliche Gunſt, in welcher dieſer Prinz bei dem Vater geſtanden hat, wäre allein ſchon ein wichtiger Grund geweſen, ihn von dem Vertrauen ſeines Sohnes auszuſchließen. Philipp, ſcheint es, hatte es ſich zum Geſetz gemacht, den ſpaniſchen Adel an dem niederländiſchen wegen des Vorzugs zu rächen, wodurch Karl der Fünfte dieſen letztern ſtets unterſchieden hatte. Aber wichtiger waren die geheimen Beweggründe, die ihn von dem Prinzen entfernten. Wilhelm von Oranien gehörte zu den hagern und blaſſen Menſchen, wie Cäſar ſie nennt, die des Nachts nicht ſchlafen, und zu viel denken, vor denen das furchtloſeſte aller Gemüther gewankt hat. Die ſtille Ruhe eines immer gleichen Geſichts verbarg eine geſchäftige feurige Seele, die auch die Hülle, hinter welcher ſie ſchuf, nicht bewegte, und der Liſt und der Liebe gleich unbetretbar war; einen vielſachen, furchtbaren, nie ermüdenden Geiſt, weich und bildſam genug, augenblicklich in alle Formen zu ſchmelzen; bewährt genug, in keiner ſich ſelbſt zu verlieren; ſtark genug, jeden Glückswechſel zu ertragen. Menſchen zu durchſchauen und Herzen zu gewinnen, war kein größerer Meiſter, als Wilhelm; nicht daß er, nach der Weiſe des Hofs, ſeine Lippen eine Knechtſchaft bekennen ließ, die das ſtolze Herz Lügen ſtrafte, ſondern weil er mit den Merkmalen ſeiner Gunſt und Verehrung weder karg noch verſchwenderiſch war, und durch eine kluge Wirthſchaft mit denjenigen, wodurch man Menſchen verbindet, ſeinen wirklichen Vorrath an dieſen Mitteln vermehrte. So langſam ſein Geiſt gebar, ſo vollendet waren ſeine Früchte; ſo ſpät ſein Entſchluß reifte, ſo ſtandhaft und unerſchütterlich ward er vollſtreckt. Den Plan, dem er einmal als dem erſten gehuldigt hatte, konnte kein Widerſtand ermüden, keine Zufälle zerſtören, denn alle hatten, noch ehe ſie wirklich eintraten, vor ſeiner Seele geſtanden. So ſehr ſein Gemüth über Schrecken und Freude erhaben war, ſo unterworfen war es der Furcht; aber ſeine Furcht war früher da, als die Gefahr, und er war ruhig im Tumulte, weil er in der Ruhe gezittert hatte. **Wilhelm** zerſtreute ſein Gold mit Verſchwendung, aber er geizte mit Sekunden. Die Stunde der Tafel war ſeine einzige Feierſtunde, aber dieſe gehörte ſeinem Herzen auch ganz, ſeiner Familie und der Freundſchaft; ein beſcheidener Abzug, den er dem Vaterlande machte. Hier verklärte ſich ſeine Stirn beim Weine, den ihm fröhlicher Muth und Enthaltſamkeit würzten, und die ernſte Sorge durfte hier die Jovialität ſeines Geiſtes nicht umwölken. Sein Hausweſen war prächtig; der Glanz einer zahlreichen Dienerſchaft, die Menge und das Anſehn derer, die ſeine Perſon umgaben, machten ſeinen Wohnſitz einem ſouverainen Fürſtenhofe gleich. Eine glänzende Gaſtfreiheit, das große Zaubermittel der Demagogen, war die Göttin ſeines Pallaſtes. Fremde Prinzen und Geſandten fanden hier eine Aufnahme und Bewirthung, die Alles übertraf, was das üppige Belgien ihnen anbieten konnte. Eine demüthige Unterwürfigkeit gegen die Regierung kaufte den Tadel und Verdacht wieder ab, den dieſer Aufwand auf ſeine Abſichten werfen konnte. Aber dieſe Verſchwendungen unterhielten den Glanz ſeines Namens bei dem Volke, dem nichts mehr ſchmeichelt, als die Schätze des Vaterlandes vor Fremdlingen ausgeſtellt zu ſehen, und der hohe Gipfel des Glücks, worauf er geſehen wurde, erhöhte den Werth der Leutſeligkeit, zu der er herabſtieg. Niemand war wohl mehr zum Führer einer Verſchwörung geboren, als **Wilhelm der Verſchwiegene**. Ein durchdringender feſter Blick in die vergangene Zeit, die Gegenwart und die Zukunft, ſchnelle Beſitznehmung der Gelegenheit, eine Obergewalt über alle Geiſter, ungeheure Entwürfe, die nur dem weit entlegenen Betrachter Geſtalt und Ebenmaß zeigen, kühne Berechnungen, die an der langen Kette der Zukunft hinunterſpinnen, ſtanden unter der Aufſicht einer erleuchteten und freiern Tugend, die mit feſtem Tritte auch auf der Grenze noch wandelt.

Ein Menſch, wie dieſer, konnte ſeinem ganzen Zeitalter undurchdringlich bleiben, aber nicht dem mißtrauiſchſten Geiſte ſeines Jahrhunderts. **Philipp der Zweite** ſchaute ſchnell und tief in einen Charakter, der, unter den gutartigen, ſeinem eigenen am ähnlichſten war. Hätte er ihn nicht ſo vollkommen durchſchaut, ſo wäre es unerklärbar, wie er einem Menſchen ſein Vertrauen nicht geſchenkt haben ſollte, in welchem ſich beinahe alle Eigenſchaften vereinigten, die er am höchſten ſchätzte und am beſten würdigen konnte. Aber **Wilhelm** hatte noch einen andern Berührungspunkt mit **Philipp** dem Zweiten, welcher wichtiger war.

Er hatte ſeine Staatskunſt bei demſelben Meiſter gelernt, und war, wie zu fürchten ſtand, ein fähigerer Schüler geweſen. Nicht, weil er den Fürſten des Machiavells zu ſeinem Studium gemacht, ſondern weil er den lebendigen Unterricht eines Monarchen genoſſen hatte, der jenen in Ausübung brachte, war er mit den gefährlichen Künſten bekannt worden, durch welche Throne fallen und ſteigen. Philipp hatte hier mit einem Gegner zu thun, der auf ſeine Staatskunſt gerüſtet war, und dem bei einer guten Sache auch die Hülfsmittel der ſchlimmen zu Gebote ſtanden. Und eben dieſer letztere Umſtand erklärt uns, warum er unter allen gleichzeitigen Sterblichen dieſen am unverſöhnlichſten haßte, und ſo unnatürlich fürchtete.

Den Argwohn, welchen man bereits gegen den Prinzen gefaßt hatte, vermehrte die zweideutige Meinung von ſeiner Religion. Wilhelm glaubte an den Pabſt, ſo lange der Kaiſer, ſein Wohlthäter, lebte; aber man fürchtete mit Grund, daß ihn die Vorliebe, die ſeinem jungen Herzen für die verbeſſerte Lehre gegeben worden, nie ganz verlaſſen habe. Welche Kirche er auch in gewiſſen Perioden ſeines Lebens mag vorgezogen haben, ſo hätte ſich jede damit beruhigen können, daß ihn keine einzige ganz gehabt hat. Wir ſehen ihn in ſpätern Jahren beinahe mit eben ſo wenigem Bedenken zum Calvinismus übergehen, als er in früher Kindheit die lutheriſche Religion für die römiſche verließ. Gegen die ſpaniſche Tyrannei vertheidigte er mehr die Menſchenrechte der Proteſtanten, als die Meinungen; nicht ihr Glaube, ihre Leiden hatten ihn zu ihrem Bruder gemacht.[1]

Dieſe allgemeinen Gründe des Mißtrauens ſchienen durch eine Entdeckung gerechtfertigt zu werden, welche der Zufall über ſeine wahren Geſinnungen darbot. Wilhelm war als Geiſel des Friedens von Chateau-Cambreſis, an deſſen Stiftung er mitgearbeitet hatte, in Frankreich zurückgeblieben, und hatte durch die Unvorſichtigkeit Heinrich des Zweiten, der mit einem Vertrauten des Königs von Spanien zu ſprechen glaubte, einen heimlichen Anſchlag erfahren, den der franzöſiſche Hof mit dem ſpaniſchen gegen die Proteſtanten beider Reiche entwarf. Dieſe wichtige Entdeckung eilte der Prinz, ſeinen Freunden in Brüſſel, die ſie ſo nahe anging, mitzutheilen, und die Briefe, die er darüber wechſelte, fielen unglücklicher-Weiſe dem Könige von Spanien in die Hände.[2] Philipp wurde von dieſem entſcheidenden Aufſchluſſe über Wilhelms Geſinnungen weniger überraſcht, als über die Zerſtörung ſeines Anſchlags entrüſtet; aber die ſpaniſchen Großen, die dem Prinzen jenen Augenblick noch nicht vergeſſen hatten, wo der größte der Kaiſer im letzten Akte ſeines Lebens, auf ſeinen Schultern ruhte, verſäumten dieſe günſtige Gelegenheit nicht, den Verräther eines Staatsgeheimniſſes endlich ganz in der guten Meinung ihres Königs zu ſtürzen.

---

[1] Strad. Dec. I. L. I. p. 21. und L. III. p. 55 sq. Grot. Annal. L. I. p. 7. Reidan. L. III. 39. Meurs. Guil. Auriac. L. I. p. 2 sq. Burg. 63. 66.

[2] Strad. Dec. I. L. III. p. 56. Thuan. I. 1010. Reidan. L. I. p. 2.

Nicht minder edeln Stammes, als **Wilhelm**, war **Lamoral**, Graf von **Egmont** und Prinz von **Havre**, ein Abkömmling der Herzoge von Geldern, deren kriegeriſcher Muth die Waffen des Hauſes Oeſterreich ermüdet hatte. Sein Geſchlecht glänzte in den Annalen des Landes; einer von ſeinen Vorfahren hatte ſchon unter **Maximilian** die Statthalterſchaft über Holland verwaltet. **Egmonts** Vermählung mit der Herzogin **Sabina von Bayern** erhöhte noch den Glanz ſeiner Geburt, und machte ihn durch wichtige Verbindungen mächtig. **Karl der Fünfte** hatte ihn im Jahr 1546 in Utrecht zum Ritter des goldenen Bließes geſchlagen; die Kriege dieſes Kaiſers waren die Schule ſeines künftigen Ruhms, und die Schlachten bei St. Quentin und Gravelingen machten ihn zum Helden ſeines Jahrhunderts. Jede Wohlthat des Friedens, den handelnde Völker am dankbarſten fühlten, brachte das Gedächtniß der Siege zurück, durch die er beſchleunigt worden, und der flämiſche Stolz machte ſich, wie eine eitle Mutter, mit dem herrlichen Sohne des Landes groß, der ganz **Europa** mit ſeiner Bewunderung erfüllte. Neun Kinder, die unter den Augen ſeiner Mitbürger aufblühten, vervielfältigten und verengten die Bande zwiſchen ihm und dem Vaterlande, und die allgemeine Zuneigung gegen ihn übte ſich im Anſchauen derer, die ihm das Theuerſte waren. Jede öffentliche Erſcheinung **Egmonts** war ein Triumphzug; jedes Auge, das auf ihn geheftet war, erzählte ſein Leben; in der Ruhmredigkeit ſeiner Kriegsgefährten lebten ſeine Thaten; ihren Kindern hatten ihn die Mütter bei ritterlichen

Spielen gezeigt. Höflichkeit, edler Anſtand und Leutſeligkeit, die liebenswürdigen Tugenden der Ritterſchaft, ſchmückten mit Grazie ſein Verdienſt. Auf einer freien Stirn erſchien ſeine freie Seele; ſeine Offenherzigkeit verwaltete ſeine Geheimniſſe nicht beſſer, als ſeine Wohlthätigkeit ſeine Güter, und ein Gedanke gehörte Allen, ſobald er ſein war. Sanft und menſchlich war ſeine Religion, aber wenig geläutert, weil ſie von ſeinem Herzen und nicht von ſeinem Verſtande ihr Licht empfing. Egmont beſaß mehr Gewiſſen, als Grundſätze; ſein Kopf hatte ſich ſein Geſetzbuch nicht ſelbſt gegeben, ſondern nur eingelernt; darum konnte der bloße Name einer Handlung ihm die Handlung verbieten. Seine Menſchen waren böſe oder gut, und hatten nicht Böſes oder Gutes; in ſeiner Sittenlehre fand zwiſchen Laſter und Tugend keine Vermittelung ſtatt; darum entſchied bei ihm oft eine einzige gute Seite für den Mann. Egmont vereinigte alle Vorzüge, die den Helden bilden; er war ein beſſerer Soldat, als Oranien, aber als Staatsmann tief unter ihm; dieſer ſah die Welt, wie ſie wirklich war, Egmont in dem magiſchen Spiegel einer verſchönernden Phantaſie. Menſchen, die das Glück mit einem Lohn überraſchte, zu welchem ſie keinen natürlichen Grund in ihren Handlungen finden, werden ſehr leicht verſucht, den nothwendigen Zuſammenhang zwiſchen Urſache und Wirkung überhaupt zu verlernen, und in die natürliche Folge der Dinge jene höhere Wunderkraft einzuſchalten, der ſie endlich tolldreiſt, wie Cäſar ſeinem Glücke, vertrauen. Von dieſen Menſchen war Egmont.

Trunken von Verdienſten, welche die Dankbarkeit gegen ihn übertrieben hatte, taumelte er in dieſem ſüßen Bewußtſeyn, wie in einer lieblichen Traumwelt, dahin. Er fürchtete nicht, weil er dem unſichern Pfande vertraute, das ihm das Schickſal in der allgemeinen Liebe gegeben, und glaubte an Gerechtigkeit, weil er glücklich war. Selbſt die ſchrecklichſte Erfahrung des ſpaniſchen Meineids konnte nachher die Zuverſicht nicht aus ſeiner Seele vertilgen, und auf dem Blutgerüſte ſelbſt war Hoffnung ſein letztes Gefühl. Eine zärtliche Furcht für ſeine Familie hielt ſeinen patriotiſchen Muth an kleinern Pflichten gefangen. Weil er für Eigenthum und Leben zu zittern hatte, konnte er für die Republik nicht viel wagen. Wilhelm von Oranien brach mit dem Thron, weil die willkührliche Gewalt ſeinen Stolz empörte; Egmont war eitel, darum legte er einen Werth auf Monarchengnade. Jener war ein Bürger der Welt, Egmont iſt nie mehr als ein Fläminger geweſen.[1]

Philipp der Zweite ſtand noch in der Schuld des Siegers bei St. Quentin, und die Oberſtatthalterſchaft der Niederlande ſchien die einzig würdige Belohnung ſo glänzender Verdienſte zu ſeyn. Geburt und Anſehen, die Stimme der Nation und perſönliche Fähigkeiten ſprachen ſo laut für Egmont als für Oranien, und wenn dieſer übergangen wurde, ſo konnte jener allein ihn verdrängt haben.

---

[1] Grotii Annal. L. I. p. 7. Strad. L. I. 23 und L. III. 84.

Zwei Mitbewerber von ſo gleichem Verdienſte hätten Philipp bei ſeiner Wahl verlegen machen können, wenn es ihm je in den Sinn gekommen wäre, ſich für Einen von Beiden zu beſtimmen. Aber eben die Vorzüge, mit welchen ſie ihr Recht darauf unterſtützten, waren es, was ſie ausſchloß; und gerade durch dieſe feurigen Wünſche der Nation für ihre Erhebung hatten ſie ihre Anſprüche auf dieſen Poſten unwiderruflich verwirkt. Philipp konnte in den Niederlanden keinen Statthalter brauchen, dem der gute Wille und die Kraft des Volks zu Gebote ſtand. Egmonts Abkunft von den geldriſchen Herzogen machte ihn zu einem gebornen Feinde des ſpaniſchen Hauſes, und die höchſte Gewalt ſchien in den Händen eines Mannes gefährlich, dem es einfallen konnte, die Unterdrückung ſeines Ahnherrn an dem Sohne des Unterdrückers zu rächen. Die Hintanſetzung ihrer Lieblinge konnte weder die Nation, noch ſie ſelbſt beleidigen, denn der König, hieß es, übergehe Beide, weil er keinen vorziehen möge. [1]

Die fehlgeſchlagene Erwartung der Regentſchaft benahm dem Prinzen von Oranien die Hoffnung noch nicht ganz, ſeinen Einfluß in den Niederlanden feſter zu gründen. Unter den Uebrigen, welche zu dieſem Amte in Vorſchlag gebracht wurden, war auch Chriſtina, Herzogin von Lothringen, und Muhme des Königs, die ſich als Mittlerin des Friedens von Chateau-Cambreſis ein glänzendes Verdienſt um die Krone erworben hatte. Wilhelm hatte Abſichten auf ihre

---

[1] Strad. Dec. I. L. I. 24. Grot. Annal. p. 12.

Tochter, die er durch eine thätige Verwendung für die Mutter zu beſördern hoffte; aber er überlegte nicht, daß er eben dadurch ihre Sache verdarb. Die Herzogin Chriſtina wurde verworfen, nicht ſowohl, wie es hieß, weil die Abhängigkeit ihrer Länder von Frankreich ſie dem ſpaniſchen Hofe verdächtig machte, als vielmehr deßwegen, weil ſie dem niederländiſchen Volke und dem Prinzen von Oranien willkommen war.[1]

---

[1] Burgund. L. I. 23 sq. Strad. Dec. I. L. I. 24. 25.

Margaretha von Parma,

Oberſtatthalterin der Niederlande.

Indem die allgemeine Erwartung noch geſpannt iſt, wer über das Schickſal der Provinzen künftig zu gebieten haben würde, erſcheint an den Grenzen des Landes Herzogin Margaretha von Parma, von dem Könige aus dem entlegenen Italien geruſen, um die Niederlande zu regieren.

Margaretha war eine natürliche Tochter Karls des Fünften, von einem niederländiſchen Fräulein Vangeeſt 1522 geboren. Um die Ehre ihres Hauſes zu ſchonen, wurde ſie anfangs in der Dunkelheit erzogen; ihre Mutter aber, die mehr Eitelkeit, als Ehre beſaß, war nicht ſehr beſorgt, das Geheimniß ihres Urſprungs zu verwahren, und eine königliche Erziehung verrieth die Kaiſertochter. Noch als Kind wurde ſie der Statthalterin Margaretha, ihrer Großtante, nach Brüſſel zur Erziehung gegeben, welche ſie in ihrem achten Jahre verlor, und mit ihrer Nachfolgerin, der Königin Maria von Ungarn, einer Schweſter des Kaiſers, vertauſchte. Schon in ihrem vierten Jahre hatte ſie ihr Vater mit einem Prinzen von Ferrara verlobt; nachdem aber dieſe Verbindung in der Folge wieder aufgelöſt worden, beſtimmte man ſie **Alexandern von Medicis**, dem neuen Herzoge von Florenz, zur Gemahlin, welche Vermählung auch wirklich, nach der ſiegreichen Rückkehr des Kaiſers aus Afrika, in Neapel begangen wurde. Noch im erſten Jahre einer unglücklichen Ehe entreißt ihr ein gewaltſamer Tod den Gemahl, der ſie nicht lieben konnte, und zum dritten Male muß ihre Hand der Politik ihres Vaters wuchern. **Octavius Farneſe**, ein dreizehnjähriger Prinz und Nepote **Pauls des Dritten**, erhält mit ihrer Perſon die Herzogthümer Parma und Piacenza zum Brautſchatz, und **Margaretha** wird, durch ein ſeltſames Schickſal, als eine Volljährige, mit einem Knaben getraut, wie ſie ehemals, als Kind, einem Manne verhandelt worden. Ihr wenig weiblicher Geiſt machte dieſe letzte Verbindung noch unnatürlicher, denn ihre Neigungen waren männlich, und ihre ganze Lebensweiſe ſpottete ihres Geſchlechts. Nach dem Beiſpiele ihrer Erzieherin, der Königin von Ungarn, und ihrer Urgroßtante, der Herzogin **Maria von Burgund**, die in dieſer Liebhaberei den Tod fand, war ſie eine leidenſchaftliche Jägerin, und hatte dabei ihren Körper ſo abgehärtet, daß ſie alle Strapatzen dieſer Lebensart, trotz einem Manne, ausdauern konnte. Ihr Gang ſelbſt zeigte ſo wenig Grazie, daß man vielmehr verſucht war, ſie für einen verkleideten Mann, als für eine männliche Frau zu halten, und die Natur, deren ſie durch dieſe Grenzenverletzung geſpottet hatte, rächte ſich endlich auch an ihr durch eine Männerkrankheit, das Podagra. Dieſe ſo ſeltenen Eigenſchaften krönte ein derber Mönchsglaube, den **Ignatius Loyola**, ihr Gewiſſensrath und Lehrer, den Ruhm gehabt hatte, in ihre Seele zu pflanzen. Unter den Liebeswerken und Bußübungen, womit ſie ihre Eitelkeit kreuzigte, iſt eine der merkwürdigſten, daß ſie in der Charwoche jedes Jahrs einer gewiſſen Anzahl Armen, denen auf das Schärfſte unterſagt war, ſich vorher zu reinigen, eigenhändig die Füße wuſch, ſie bei Tiſche, wie eine Magd, bediente, und mit reichen Geſchenken entließ.

Es braucht nicht viel mehr, als dieſen letzten Charakterzug, um den Vorzug zu begreifen, den ihr der König, vor allen ihren Nebenbuhlern, gab; aber ſeine Vorliebe für ſie wurde zugleich durch die beſten Gründe der Staatskunſt gerechtfertigt. Margaretha war in den Niederlanden geboren und auch da erzogen. Sie hatte ihre erſte Jugend unter dieſem Volke verlebt, und viel von ſeinen Sitten angenommen. Zwei Statthalterinnen, unter deren Augen ſie erwachſen war, hatten ſie in den Maximen nach und nach eingeweiht, nach welchen dieſes eigenthümliche Volk am beſten regiert wird, und konnten ihr darin zu einem Vorbilde dienen. Es mangelte ihr nicht an Geiſt und einem beſondern Sinn für Geſchäfte, den ſie ihren Erzieherinnen abgelernt, und nachher in der italieniſchen Schule zu gröſſerer Vollkommenheit gebracht hatte. Die Niederlande waren ſeit mehreren Jahren an weibliche Regierungen gewöhnt, und Philipp hoffte vielleicht, daß das ſcharfe Eiſen der Tyrannei, deſſen er ſich jetzt gegen ſie bedienen wollte, von weiblichen Händen ſanfter einſchneiden würde. Einige Rückſicht auf ſeinen Vater, der damals noch lebte und dieſer Tochter ſehr wohl wollte, ſoll ihn, wie man behauptet, bei dieſer Wahl gleichfalls geleitet haben, ſo wie es auch wahrſcheinlich iſt, daß er den Herzog von Parma, dem er damals eine Bitte abſchlagen mußte, durch dieſe Aufmerkſamkeit für ſeine Gemahlin verbinden wollte. Da die Ländereien der Herzogin von ſeinen italieniſchen Staaten umfangen, und zu jeder Zeit ſeinen Waffen bloßgeſtellt waren, ſo konnte er mit um ſo weniger Gefahr die höchſte Gewalt in ihre Hände geben. Zu ſeiner völligen Sicherheit blieb noch Alexander Farneſe, ihr Sohn, als ein Unterpfand ihrer Treue, an ſeinem Hofe. Alle dieſe Gründe zuſammen hatten Gewicht genug, den König für ſie zu beſtimmen; aber ſie wurden entſcheidend, weil der Biſchof von Arras und der Herzog von Alba ſie unterſtützten. Letzterer, ſcheint es, weil er alle übrigen Mitwerber haßte oder beneidete; jener, weil ſeine Herrſchbegierde wahrſcheinlich ſchon damals die große Befriedigung ahnete, die in dem ſchwankenden Gemüthe dieſer Fürſtin für ſie bereitet lag.[*]

Philipp empfing die neue Regentin mit einem glänzenden Gefolge an der Grenze des Landes, und führte ſie in prächtigem Pompe nach Gent, wo die Generalſtaaten waren verſammelt worden. Da er nicht Willens war, ſo bald nach den Niederlanden zurückzukehren, ſo wollte er noch, ehe er ſie gänzlich verließ, die Nation durch einen ſolennen Reichstag befriedigen, und den Anordnungen, die er getroffen hatte, eine größere Sanktion und geſetzmäßige Stärke geben. Zum letzten Male zeigte er ſich hier ſeinem niederländiſchen Volke, das von nun an ſein Schickſal nur aus geheimnißvoller Ferne empfangen ſollte. Den Glanz dieſes feierlichen Tages zu erheben, ſchlug er elf neue Ritter des goldnen Vließes, ließ ſeine Schweſter auf einem Stuhle neben ſich niederſitzen, und zeigte ſie der Nation als ihre künftige Beherrſcherin. Alle Beſchwerden des Volks über die Glaubensedikte, die Inquiſition, die Zurückhaltung der ſpaniſchen Truppen, die aufgelegten Steuern, und die geſetzwidrige Einführung Fremder in die Aemter des Landes kamen auf dieſem Reichstage in Bewegung, und wurden von beiden Theilen mit Heftigkeit verhandelt, einige mit Liſt abgewieſen oder ſcheinbar gehoben, andere durch Machtſprüche zurückgeſchlagen. Weil er ein Fremdling in der Landesſprache war, redete der König durch den Mund des Biſchofs von Arras zu der Nation, zählte ihr mit ruhmredigem Gepränge alle Wohlthaten ſeiner Regierung auf, verſicherte ſie ſeiner Gnade für's Künftige, und empfahl den Ständen noch einmal auf's ernſtlichſte die Aufrechthaltung des katholiſchen Glaubens und die Vertilgung der Ketzerei. Die ſpaniſchen Truppen, verſprach er, ſollten in wenig Monaten die Niederlande räumen, wenn man ihm nur noch Zeit gönnen wollte, ſich von den vielen Ausgaben des letzten Kriegs zu erholen, um dieſen Truppen ihre Rückſtände bezahlen zu können. Ihre Landesgeſetze ſollten unangefochten bleiben, die Auflagen ſie nicht über ihre Kräfte drücken, und die Inquiſition ihr Amt mit Gerechtigkeit und Mäßigung verwalten. Bei der Wahl einer

---

[*] Burgund. L. I. 23 sq. Strad. Dec. I. L. I. 24 bis 30. Meteren II. B. 61. Recueil et Mémorial des Troubles des Pays-bas (autore Hoppero). T. II. Vita Vigl. 18, 19.

Oberſtatthalterin, ſetzte er hinzu, habe er vorzüglich die Wünſche der Nation zu Rathe gezogen, und für eine Eingeborne entſchieden, die in ihren Sitten und Gewohnheiten eingeweiht und ihnen durch Vaterlandsliebe zugethan ſey. Er ermahne ſie alſo, durch ihre Dankbarkeit ſeine Wahl zu ehren, und ſeiner Schweſter, der Herzogin, wie ihm ſelbſt zu gehorchen. Sollten, ſchloß er, unerwartete Hinderungen ſich ſeiner Wiederkunft entgegenſetzen, ſo verſpreche er ihnen, an ſeiner Statt den Prinzen Karl, ſeinen Sohn, zu ſenden, der in Brüſſel reſidiren ſollte.[1]

Einige beherztere Glieder dieſer Verſammlung wagten noch einen letzten Verſuch für die Gewiſſensfreiheit. Jedem Volke, meinten ſie, müſſe nach ſeinem Nationalcharakter begegnet werden, wie jedem einzelnen Menſchen nach ſeiner Leibeskonſtitution. So könne man zum Beiſpiel den Süden unter einem gewiſſen Grade des Zwangs noch für glücklich halten, der dem Norden unerträglich fallen würde. Nimmermehr, ſetzten ſie hinzu, würden ſich die Fläminger zu einem Joche verſtehen, worunter ſich Spanier vielleicht geduldig beugten, und, wenn man es ihnen aufdringen wollte, lieber das Aeußerſte wagen. Dieſe Vorſtellung unterſtützten auch einige Räthe des Königs, und drangen ernſtlich auf Milderung jener ſchrecklichen Glaubensedikte. Aber Philipp blieb unerbittlich. Lieber nicht herrſchen, war ſeine Antwort, als über Ketzer.[2]

---

[1] Burg. L. I. 34. 37. A. G. d. v. N. III. B. 25. 26. Strad. L. I. 32.

[2] Bentivogl. Lib. I. p. 10.

Nach einer Einrichtung, die ſchon Karl der Fünfte gemacht hatte, waren der Oberſtatthalterin drei Rathsverſammlungen oder Kammern zugegeben, welche ſich in die Verwaltung der Reichsgeſchäfte theilten. So lange Philipp ſelbſt in den Niederlanden anweſend war, hatten dieſe drei Gerichte ſehr viel von ihrer Gewalt verloren und das erſte von ihnen, der Staatsrath, beinahe gänzlich geruht. Jetzt, da er das Heft der Regierung wieder aus den Händen gab, gewannen ſie ihren vorigen Glanz wieder. In dem Staatsrathe, der über Krieg und Frieden und die auswärtige Sicherheit wachte, ſaßen der Biſchof von Arras, der Prinz von Oranien, der Graf von Egmont, der Präſident des geheimen Raths, Viglius von Zuichem, von Aytta, und der Graf von Barlaimont, Präſident des Finanzraths. Alle Ritter des goldenen Vließes, alle Geheimeräthe und Finanzräthe, wie auch die Mitglieder des großen Senats zu Mecheln, der ſchon durch Karl den Fünften dem geheimen Rathe in Brüſſel untergeben war, hatten im Staatsrathe Sitz und Stimme, wenn ſie von der Oberſtatthalterin ausdrücklich dazu geladen wurden. Die Verwaltung der königlichen Einkünfte und Kammergüter gehörte dem Finanzrath, und der geheime Rath beſchäftigte ſich mit dem Gerichtsweſen und der bürgerlichen Ordnung des Landes, und fertigte die Begnadigungsſcheine und Freibriefe aus. Die erledigten Statthalterſchaften der Provinzen wurden entweder neu beſetzt, oder die alten beſtätigt. Flandern und Artois erhielt der Graf von Egmont; Holland, Seeland, Utrecht und Weſtfriesland, mit der Grafſchaft Burgund, der Prinz von Oranien; der Graf von Aremberg Oſtfriesland, Oberyſſel und Gröningen; der Graf von Mannsfeld Luxemburg; Barlaimont Namur; der Marquis von Bergen Hennegau, Chateau-Cambreſis und Valenciennes; der Baron von Montigny Tournay und ſein Gebiet. Andere Provinzen wurden Andern gegeben, welche unſerer Aufmerkſamkeit weniger würdig ſind. Philipp von Montmorency, Graf von Hoorn, dem der Graf von Megen in der Statthalterſchaft über Geldern und Zütphen gefolgt war, wurde als Admiral der niederländiſchen Seemacht beſtätigt. Jeder Provinzſtatthalter war zugleich Ritter des Vließes und Mitglied des Staatsraths. Jeder hatte in der Provinz, der er vorſtand, das Kommando über das Kriegsvolk, welches ſie deckte, die Oberaufſicht über die bürgerliche Regierung und das Gerichtsweſen; nur Flandern ausgenommen, wo der Statthalter in Rechtsſachen nichts zu ſagen hatte. Brabant allein ſtand unmittelbar unter der Oberſtatthalterin, welche, dem Herkommen gemäß, Brüſſel zu ihrem beſtändigen Wohnſitze erwählte. Die Einſetzung des Prinzen von Oranien in ſeine Statthalterſchaften geſchah eigentlich gegen die Konſtitution des Landes, weil er ein Ausländer war; aber einige Ländereien, die er in den Provinzen zerſtreut beſaß, oder als Vormund ſeines Sohnes verwaltete, ein langer Aufenthalt in dem Lande, und vorzüglich das uneingeſchränkte Vertrauen der Nation in ſeine Geſinnungen, erſetzten an wirklichem Anſpruche, was ihm an einem zufälligen abging.[1]

---

[1] Meteren I. Band. I. Buch. 46. Burgund. L. I. p. 7. 33. 30. 34. Strad. L. I. 30 sq. A. G. d. v. N. III. 31.

Die Nationalmacht der Niederländer, die, wenn ſie vollzählig war, aus dreitauſend Pferden beſtehen ſollte, jetzt aber nicht viel über zweitauſend betrug, wurde in vierzehn Eskadronen vertheilt, über welche, außer den Statthaltern der Provinzen, noch der Herzog von Arſchot, die Grafen von Hoogſtraten, Boſſu, Roeux und Brederode den Oberbefehl führten. Dieſe Reiterei, welche durch alle ſiebenzehn Provinzen zerſtreut war, ſollte nur für ſchnelle Bedürfniſſe fertig ſtehen; ſo wenig ſie auch zu größern Unternehmungen hinreichte, ſo war ſie doch zur Aufrechthaltung der innern Ruhe des Landes genug. Ihr Muth war geprüft, und die vorigen Kriege hatten den Ruhm ihrer Tapferkeit durch ganz Europa verbreitet.[1] Außer ihr ſollte auch noch Fußvolk angenommen werden, wozu ſich aber die Staaten bis jetzt nicht verſtehen wollten. Von den ausländiſchen Truppen waren noch einige deutſche Regimenter im Dienſte, welche auf ihre Bezahlung warteten. Die viertauſend Spanier, über welche ſo viel Beſchwerde geführt wurde, ſtanden unter zwei ſpaniſchen Anführern, Mendoza und Romero, und lagen in den Grenzſtädten in Beſatzung.

Unter den niederländiſchen Großen, welche der König bei dieſer Stellenbeſetzung vorzüglich auszeichnete, ſtehen die Namen des Grafen von Egmont und Wilhelms von Oranien oben an. So tief ſchon damals der Haß gegen dieſe Beiden, und gegen den Letztern beſonders, bei ihm Wurzel gefaßt hatte, ſo gab er ihnen dennoch dieſe öffentlichen Merkmale ſeiner Gunſt, weil ſeine Rache noch nicht reif war, und das Volk ſie ſchwärmeriſch verehrte. Beider Güter wurden ſteuerfrei erklärt,[1] die einträglichſten Statthalterſchaften wurden ihnen gegeben; durch das angebotene Kommando über die zurückgelaſſenen Spanier ſchmeichelte er ihnen mit einem Vertrauen, das er ſehr entfernt war, wirklich in ſie zu ſetzen. Aber zu eben der Zeit, wo er den Prinzen durch dieſe öffentlichen Beweiſe ſeiner Achtung verpflichtete, wußte er ihn ingeheim deſto empfindlicher zu verwunden. Aus Furcht, daß eine Verbindung mit dem mächtigen Hauſe Lothringen dieſen verdächtigen Vaſallen zu kühnen Anſchlägen verleiten möchte, hintertrieb er die Heirath, die zwiſchen ihm und einer Prinzeſſin dieſes Hauſes zu Stande kommen ſollte, und zernichtete ſeine Hoffnung, die ihrer Erfüllung ſo nahe war; eine Kränkung, welche der Prinz ihm niemals vergeben hat.[2] Der Haß gegen dieſen gewann es ſogar einmal über ſeine angeborne Verſtellungskunſt, und verleitete ihn zu einem Schritte, worin wir Philipp den Zweiten gänzlich verkennen. Als er zu Vließingen an Bord ging, und die Großen des Landes ihn am Ufer umgaben, vergaß er ſich ſo weit, den Prinzen rauh anzulaſſen, und ihn öffentlich als den Urheber der flandriſchen Unruhen anzuklagen. Der Prinz antwortete mit Mäßigung, daß nichts geſchehen wäre, was die Staaten nicht aus eigenem Antriebe und den rechtmäßigſten Beweggründen gethan. Nein, ſagte **Philipp**, indem er ſeine Hand ergriff, und ſie heftig ſchüttelte, nicht die Staaten, ſondern Sie! Sie! Sie! Der Prinz ſtand verſtummt, und ohne des Königs Einſchiffung abzuwarten, wünſchte er ihm eine glückliche Reiſe, und ging nach der Stadt zurück.[1] So machte Privathaß die Erbitterung endlich unheilbar, welche **Wilhelm** gegen den Unterdrücker eines freien Volks längſt ſchon im Buſen trug, und dieſe doppelte Aufforderung brachte zuletzt das große Unternehmen zur Reife, das der ſpaniſchen Krone ſieben ihrer edelſten Steine entriſſen hat.

---

[1] Burgund. L. I. 26. Strad. L. I. 21 sq. Hopper. 18. 19 sq. Thuan. T. II. 489.

---

[1] Wie auch des Grafen von Hoorn. A. G. d. v. N. III. B. 4.

[2] Watson. T. I. 137.

Philipp hatte ſeinem wahren Charakter nicht wenig vergeben, da er die Niederlande noch ſo gnädig entließ. Die geſetzmäßige Form eines Reichstags, dieſe Willfährigkeit, ſeine Spanier aus ihren Grenzen zu führen, dieſe Gefälligkeit, die wichtigſten Aemter des Landes durch die Lieblinge des Volks zu beſetzen, und endlich das Opfer, das er ihrer Reichsverfaſſung brachte, da er den Grafen von Feria aus dem Staatsrathe wieder zurücknahm, waren Aufmerkſamkeiten, deren ſich ſeine Großmuth in der Folge nie wieder ſchuldig machte. Aber er bedurfte jetzt mehr als jemals den guten Willen der Staaten, um mit ihrem Beiſtande, wo möglich, die große Schuldenlaſt zu tilgen, die noch von den vorigen Kriegen her auf den Niederlanden haftete. Dadurch, daß er ſich ihnen durch kleinere Opfer gefällig machte, hoffte er ihnen vielleicht die Genehmigung ſeiner wichtigen Uſurpationen abzugewinnen. Er bezeichnete ſeinen

---

[1] Vie et Généalogie de Guillaume I., Prince d'Orange.

Abſchied mit Gnade, denn er wußte, in welchen Händen er ſie ließ. Die fürchterlichen Auftritte des Todes, die er dieſem unglücklichen Volke zugedacht hatte, ſollten den heitern Glanz der Majeſtät nicht verunreinigen, die, gleich der Gottheit, nur mit Wohlthun ihre Pfade bezeichnet; jener ſchreckliche Ruhm war ſeinen Stellvertretern beſchieden. Dennoch aber wurde durch Errichtung des Staatsraths dem niederländiſchen Adel mehr geſchmeichelt, als wirklicher Einfluß gegeben. Der Geſchichtſchreiber Strada, der von Allem, was die Oberſtatthalterin betraf, aus ihren eigenen Papieren unterrichtet ſeyn konnte,[1] hat uns einige Artikel aus der geheimen Inſtruktion aufbehalten, die ihr das ſpaniſche Miniſterium gab. Wenn ſie merkte, heißt es darin unter Anderm, daß die Räthe durch Faktionen getheilt, oder was noch weit ſchlimmer wäre, durch Privatkonferenzen vor der Sitzung gerüſtet und mit einander verſchworen ſeyen, ſo ſollte ſie die ganze Rathsverſammlung aufheben, und in einem engern Ausſchuſſe eigenmächtig über den ſtreitigen Artikel verfügen. In dieſem engern Ausſchuſſe, den man die Conſulta nannte, ſaßen der Biſchof von Arras, der Präſident Viglius und der Graf von Barlaimont. Eben ſo ſollte ſie verfahren, wenn dringende Fälle eine raſchere Entſchließung erforderten. Wäre dieſe Anſtalt nicht das Werk eines willkührlichen Deſpotismus geweſen, ſo könnte vielleicht die vernünftigſte Staatskunſt ſie rechtfertigen, und ſelbſt die republikaniſche Freiheit ſie dulden. Bei großen Verſammlungen, wo viele Privatverhältniſſe und Leidenſchaften mit einwirken, wo die Menge der Hörer der Eitelkeit und dem Ehrgeize des Redners einen zu prächtigen Spielraum gibt, und die Parteien oft mit ungezogener Heftigkeit durcheinander ſtürmen, kann ſelten ein Rathſchluß mit derjenigen Nüchternheit und Reiſe gefaßt werden, wie noch wohl in einem engern Cirkel geſchieht, wenn die Mitglieder gut gewählt ſind. Nicht zu gedenken, daß bei einer zahlreichen Menge mehr beſchränkte als erleuchtete Köpfe vorauszuſetzen ſind, die durch das gleiche Recht der Stimmen die Mehrheit nicht ſelten auf die Seite der Unvernunft lenken. Eine zweite Maxime, welche die Statthalterin in Ausübung bringen ſollte, war dieſe: diejenigen Glieder des Raths, welche gegen eine Verordnung geſtimmt hätten, nachdrücklich anzuhalten, dieſe Verordnung, wenn ſie die Oberhand behalten, eben ſo bereitwillig zu befördern, als wenn ſie ihre eifrigſten Verfechter geweſen wären. Dadurch würde ſie nicht nur das Volk über die Urheber eines ſolchen Geſetzes in Unwiſſenheit erhalten, ſondern auch den Privatgezänken der Mitglieder ſteuern, und bei der Stimmengebung eine größere Freiheit einführen.[1]

---

[1] Strad. L. II. 49. und L. I. 31.

Aller dieſer Fürſorge ungeachtet hätte Philipp die Niederlande niemals ruhig verlaſſen können, ſo lange er die Obergewalt im Staatsrathe und den Gehorſam der Provinzen in den Händen des verdächtigen Adels wußte; um alſo auch von dieſer Seite ſeine Furcht zu beruhigen, und ſich zugleich der Statthalterin zu verſichern, unterwarf er ſie ſelbſt, und in ihr alle Rechtsangelegenheiten, der höhern Einſicht des Biſchofs von Arras, in welchem einzigen Manne er der furchtbarſten Kabale ein hinreichendes Gegengewicht gab. An dieſen wurde die Herzogin, als an ein untrügliches Orakel der Majeſtät, angewieſen, und in ihm wachte ein ſtrenger Aufſeher ihrer Verwaltung. Unter allen gleichzeitigen Sterblichen war Granvella die einzige Ausnahme, die das Mißtrauen Philipps des Zweiten erlitten zu haben ſcheint; weil er dieſen in Brüſſel wußte, konnte er in Segovien ſchlafen. Er verließ die Niederlande im September des Jahrs 1559; ein Sturm verſenkte ſeine Flotte, da er bei Laredo, in Biſcaya, gerettet an's Land ſtieg, und ſeine finſtere Freude dankte dem erhaltenden Gotte durch ein abſcheuliches Gelübde. In die Hände eines Prieſters und eines Weibes war das gefährliche Steuer der Niederlande gegeben, und der feige Tyrann entwiſchte in ſeinem Betſtuhle zu Madrid den Bitten und Klagen und Verwünſchungen ſeines Volks.[1]

---

[1] Strad. Dec. I. L. I. 31.

---

[1] Allg. Geſch. d. v. Niederlande. III. 27. 28.

Zweites Buch.

Kardinal Granvella.

Anton Perenot, Biſchof von Arras, nachheriger Erzbiſchof von Mecheln und Metropolitan der ſämmtlichen Niederlande, den uns der Haß ſeiner Zeitgenoſſen unter dem Namen des Kardinals Granvella verewigt hat, wurde im Jahr 1516 zu Beſançon, in der Grafſchaft Burgund, geboren. Sein Vater, Nicolaus Perenot, eines Eiſenſchmieds Sohn, hatte ſich durch eigenes Verdienſt bis zum Geheimſchreiber der Herzogin Margaretha von Savoyen, damaliger Regentin der Niederlande, emporgearbeitet, hier wurde er Karl dem Fünften als ein fähiger Geſchäftsmann bekannt, der ihn in ſeine Dienſte nahm, und bei den wichtigſten Unterhandlungen gebrauchte. Zwanzig Jahre arbeitete er im Kabinete des Kaiſers, bekleidete die Würde ſeines Geheimenraths und Siegelbewahrers, theilte alle Staatsgeheimniſſe dieſes Monarchen, und erwarb ſich ein großes Vermögen.[1] Seine Würden, ſeinen Einfluß und ſeine Staatskunſt erbte Anton Perenot, ſein Sohn, der ſchon in frühen Jahren Proben der großen Fähigkeit ablegte, die ihm nachher eine ſo glorreiche Laufbahn geöffnet hat. Anton hatte auf verſchiedenen hohen Schulen die Talente ausgebildet, womit ihn die Natur ſo verſchwenderiſch ausgeſtattet hatte, und Beides gab ihm einen Vorzug vor ſeinem Vater. Bald zeigte er, daß er ſich durch eigene Kraft auf dem Platze behaupten konnte, worauf ihn fremde Verdienſte geſtellt hatten. Er war vier und zwanzig Jahre alt, als ihn der Kaiſer als ſeinen Bevollmächtigten auf die Kirchenverſammlung zu Trident ſchickte, und hier ließ er die Erſtlinge ſeiner Beredſamkeit hören, die ihm in der Folge eine ſo große Obergewalt über zwei Könige gab.[1] Karl bediente ſich ſeiner noch bei verſchiedenen ſchweren Geſandtſchaften, die er mit dem größten Beifalle ſeines Monarchen beendigte, und als endlich dieſer Kaiſer ſeinem Sohne das Scepter überließ, machte er dieſes koſtbare Geſchenk mit einem Miniſter vollkommen, der es ihm führen half.

---

[1] Meteren 60. Strad. 47.

Granvella eröffnete ſeine neue Laufbahn gleich mit dem größten Meiſterſtücke ſeines politiſchen Genies, von der Gnade eines ſolchen Vaters in die Gunſt eines ſolchen Sohnes ſo leicht hinüberzugleiten. Bald gelang es ihm, ſie in der That zu verdienen. Bei der geheimen Unterhandlung, welche die Herzogin von Lothringen 1558 zwiſchen den franzöſiſchen und ſpaniſchen Miniſtern in Peronne vermittelt hatte, entwarf er mit dem Kardinal von Lothringen die Verſchwörung gegen die Proteſtanten, welche nachher zu Chateau Cambreſis, wo auch er an dem Friedensgeſchäfte mitarbeitete, zur Reife gebracht, aber eben dort auch verrathen wurde.

---

[1] A. Geſch. d. v. Niederlande. II. Bd. 526.

Ein tiefdringender, vielumfaſſender Verſtand, eine ſeltene Leichtigkeit in verwickelten großen Geſchäften, die ausgebreitetſte Gelehrſamkeit war mit laſttragendem Fleiße und nie ermüdender Geduld, das unternehmendſte Genie mit dem bedächtlichſten Maſchinengange in dieſem Manne wunderbar vereinigt. Tage und Nächte, ſchlaflos und nüchtern, fand ihn der Staat; Wichtiges und Geringes wurde mit gleich gewiſſenhafter Sorgfalt von ihm gewogen. Nicht ſelten beſchäftigte er fünf Sekretäre zugleich und in verſchiedenen Sprachen, deren er ſieben geredet haben ſoll. Was eine prüfende Vernunft langſam zur Reife gebracht hatte, gewann Kraft und Anmuth in ſeinem Munde, und die Wahrheit, von einer mächtigen Suade begleitet, riß gewaltſam alle Hörer dahin. Seine Treue war unbeſtechlich, weil keine der Leidenſchaften, welche Menſchen von Menſchen abhängig machen, ſein Gemüth verſuchte. Mit bewundernswürdiger Schärfe des Geiſtes durchſpähte er das Gemüth ſeines Herrn, und erkannte oft in der Miene ſchon die ganze Gedankenreihe, wie in dem vorangeſchickten Schatten die nahende Geſtalt. Mit hülfreicher Kunſt kam er dieſem trägern Geiſte entgegen, bildete die rohe Geburt noch auf ſeinen Lippen zum vollendeten Gedanken, und gönnte ihm großmüthig den Ruhm der Erfindung. Die ſchwere und ſo nützliche Kunſt, ſeinen eigenen Geiſt zu verkleinern, ſein Genie einem andern leibeigen zu machen, verſtand Granvella; ſo herrſchte er, weil er ſeine Herrſchaft verbarg, und nur ſo konnte Philipp der Zweite beherrſcht werden. Zufrieden mit einer ſtillen, aber gründlichen Gewalt, haſchte er nicht unerſättlich nach neuen Zeichen derſelben, die ſonſt immer das wünſchenswürdigſte Ziel kleiner Geiſter ſind; aber jede neue Würde kleidete ihn, als wäre ſie nie von ihm geſchieden geweſen. Kein Wunder, daß ſo außerordentliche Eigenſchaften ihm die Gunſt ſeines Herrn gewannen; aber ein wichtiges Vermächtniß der politiſchen Geheimniſſe und Erfahrungen, welche Karl der Fünfte in einem thatenvollen Leben geſammelt und in dieſem Kopf niedergelegt hatte, machte ihn ſeinem Thronfolger zugleich unentbehrlich. So ſelbſtzufrieden dieſer Letztere auch ſeiner eigenen Vernunft zu vertrauen pflegte, ſo nothwendig war es ſeiner furchtſamen ſchleichenden Politik, ſich an einen überlegenen Geiſt anzuſchmiegen, und ihrer eigenen Unentſchloſſenheit durch Anſehen, fremdes Beiſpiel und Obſervanz nachzuhelfen. Keine politiſche Begebenheit des königlichen Hauſes kam, ſo lange Philipp in den Niederlanden war, ohne Zuziehung Granvella's zu Stande, und als er die Reiſe nach Spanien antrat, machte er der neuen Statthalterin ein eben ſo wichtiges Geſchenk mit dieſem Miniſter, als ihm ſelbſt von dem Kaiſer, ſeinem Vater, in ihm hinterlaſſen worden war.

So gewöhnlich wir auch despotiſche Fürſten ihr Vertrauen an Kreaturen verſchenken ſehen, die ſie aus dem Staube gezogen, und deren Schöpfer ſie gleichſam ſind, ſo vorzügliche Gaben wurden erfordert, die verſchloſſene Selbſtſucht eines Charakters, wie Philipp war, ſo weit zu überwinden, daß ſie in Vertrauen, ja ſogar Vertraulichkeit überging. Das leiſeſte Aufwallen des erlaubteſten Selbſtgefühls, wodurch er ſein Eigenthumsrecht auf einen Gedanken zurückzufordern geſchienen hätte, den der König einmal zu dem ſeinigen geadelt, hätte dem Miniſter ſeinen ganzen Einfluß gekoſtet. Es war ihm vergönnt, den niedrigſten Leidenſchaften der Wolluſt, der Habſucht, der Rachbegierde zu dienen, aber die einzige, die ihn wirklich beſeelte, das ſüße Bewußtſeyn eigener Ueberlegenheit und Kraft, mußte er ſorgfältig vor dem argwöhniſchen Blicke des Despoten verhüllen. Freiwillig begab er ſich aller Vorzüge, die er eigenthümlich beſaß, um ſie von der Großmuth des Königs zum zweiten Male zu empfangen. Sein Glück durfte aus keiner andern Quelle, als dieſer, fließen, kein anderer Menſch Anſpruch auf ſeine Dankbarkeit haben. Den Purpur, der ihm von Rom aus geſendet war, legte er nicht eher an, als bis die königliche Bewilligung aus Spanien anlangte; indem er ihn zu den Stufen des Throns niederlegte, ſchien er ihn gleichſam erſt aus den Händen der Majeſtät zu erhalten.[1] Weniger Staatsmann, als er, errichtete ſich Herzog Alba eine Trophäe in Antwerpen, und ſchrieb unter die Siege, die er als Werkzeug der Krone gewonnen, ſeinen eigenen Namen — aber Alba nahm die Ungnade ſeines Herrn mit in's Grab. Er hatte mit frevelnder Hand in das Regale der Krone gegriffen, da er unmittelbar an der Quelle der Unſterblichkeit ſchöpfte.

---

[1] Strada. 65.

Dreimal wechſelte **Granvella** ſeinen Herrn, und dreimal gelang es ihm, die höchſte Gunſt zu erſteigen. Mit eben der Leichtigkeit, womit er den gegründeten Stolz eines Selbſtherrſchers und den ſpröden Egoismus eines Despoten geleitet hatte, wußte er die zarte Eitelkeit eines Weibes zu handhaben. Seine Geſchäfte mit der Regentin wurden mehrentheils, ſelbſt wenn ſie in einem Hauſe beiſammen waren, durch Billets abgehandelt, ein Gebrauch, der ſich noch aus den Zeiten **Auguſts** und **Tibers** herſchreiben ſoll. Wenn die Statthalterin in's Gedränge kam, wurden dergleichen Billets zwiſchen dem Miniſter und ihr, oft von Stunde zu Stunde, gewechſelt. Wahrſcheinlich erwählte er dieſen Weg, um die wachſame Eiferſucht des Adels zu betrügen, der ſeinen Einfluß auf die Regentin nicht ganz kennen ſollte; vielleicht glaubte er, auch durch dieſes Mittel ſeine Rathſchläge für die Letztere dauerhafter zu machen, und ſich im Nothfalle mit dieſen ſchriftlichen Zeugniſſen gegen Beſchuldigung zu decken. Aber die Wachſamkeit des Adels machte dieſe Vorſicht umſonſt, und bald war es in allen Provinzen bekannt, daß nichts ohne den Miniſter geſchehe.

Granvella beſaß alle Eigenſchaften eines vollendeten Staatsmannes für Monarchien, die ſich dem Despotismus nähern, aber durchaus keine für Republiken, die Könige haben. Zwiſchen dem Thron und dem Beichtſtuhl erzogen, kannte er keine andere Verhältniſſe unter Menſchen, als Herrſchaft und Unterwerfung, und das inwohnende Gefühl ſeiner eigenen Ueberlegenheit gab ihm Menſchenverachtung. Seiner Staatskunſt fehlte Geſchmeidigkeit, die einzige Tugend, die ihr hier unentbehrlich war. Er war hochfahrend und frech, und bewaffnete mit der königlichen Vollmacht die natürliche Heftigkeit ſeiner Gemüthsart und die Leidenſchaften ſeines geiſtlichen Standes. In das Intereſſe der Krone hüllte er ſeinen eigenen Ehrgeiz, und machte die Trennung zwiſchen der Nation und dem Könige unheilbar, weil er ſelbſt ihm dann unentbehrlich blieb. An dem Adel rächte er ſeine eigne niedrige Abkunft, und würdigte, nach Art aller derjenigen, die das Glück durch Verdienſte gezwungen, die Vorzüge der Geburt unter diejenigen herunter, wodurch er geſtiegen war. Die Proteſtanten kannten ihn als ihren unverſöhnlichſten Feind; alle Laſten, welche das Land drückten, wurden ihm Schuld gegeben, und alle drückten deſto unleidlicher, weil ſie von ihm kamen. Ja, man beſchuldigt ihn ſogar, daß er die billigern Geſinnungen, die das dringende Anliegen der Staaten dem Monarchen endlich abgelockt hatte, zur Strenge zurückgeführt habe. Die Niederlande verfluchten ihn, als den ſchrecklichſten Feind ihrer Freiheiten, und den erſten Urheber alles Elendes, welches nachher über ſie gekommen iſt. [1]

(1559.) Offenbar hatte Philipp die Provinzen noch zu zeitig verlaſſen. Die neuen Maßregeln der Regierung waren dieſem Volke noch zu fremd, und konnten durch ihn allein Sanktion und Nachdruck erhalten; die neuen Maſchinen, die er ſpielen ließ, mußten durch eine gefürchtete ſtarke Hand in Gang gebracht, ihre erſten Bewegungen zuvor abgewartet, und durch Obſervanz erſt geſichert werden. Jetzt ſtellte er dieſen Miniſter allen Leidenſchaften bloß, die auf einmal die Feſſeln der königlichen Gegenwart nicht mehr fühlten, und überließ dem ſchwachen Arme eines Unterthans, woran ſelbſt die Majeſtät mit ihren mächtigſten Stützen unterliegen konnte.

---

[1] Strad. Dec. I. L. II. 47. 48. 49. 50. Thuan. L. VI. 201. Burgundius.

Zwar blühte das Land, und allgemeiner Wohlſtand ſchien von dem Glücke des Friedens zu zeugen, deſſen es kürzlich theilhaftig worden war. Die Ruhe des äuſſerſten Anblicks täuſchte das Auge, aber ſie war nur ſcheinbar, und in ihrem ſtillen Schooße loderte die gefährlichſte Zwietracht. Wenn die Religion in einem Lande wankt, ſo wankt ſie nicht allein; mit dem Heiligen hatte der Muthwille angefangen, und endigte mit dem Profanen. Der gelungene Angriff auf die Hierarchie hatte eine Keckheit und Lüſternheit erweckt, Autorität überhaupt anzutaſten, und Geſetze wie Dogmen, Pflichten wie Meinungen zu prüfen. Dieſer fanatiſche Muth, den man in Angelegenheiten der Ewigkeit üben gelernt, konnte ſeinen Gegenſtand wechſeln; dieſe Geringſchätzung des Lebens und Eigenthums furchtſame Bürger in tollkühne Empörer verwandeln. Eine beinahe vierzig Jahre lange weibliche Regierung hatte der Nation Raum gegeben, ihre Freiheiten geltend zu machen; anhaltende Kriege, welche die Niederlande zu ihrem Schauplatze machten, hatten eine gewiſſe Licenz eingeführt, und das Recht der Stärkern an die Stelle der bürgerlichen Ordnung gerufen. Die Provinzen waren von fremden

Abenteurern und Flüchtlingen angefüllt, lauter Menſchen, die kein Vaterland, keine Familie, kein Eigenthum mehr band, und die noch den Samen des Aufruhrs aus ihrer unglücklichen Heimat herüberbrachten. Die wiederholten Schauſpiele der Marter und des Todes hatten die zartern Fäden der Sittlichkeit zerriſſen, und dem Charakter der Nation eine unnatürliche Härte gegeben.

Dennoch würde die Empörung nur ſchüchtern und ſtill am Boden gekrochen ſeyn, hätte ſie an dem Adel nicht eine Stütze gefunden, woran ſie furchtbar emporſtieg. Karl der Fünfte hatte die niederländiſchen Großen verwöhnt, da er ſie zu Theilhabern ſeines Ruhms machte, ihren Nationalſtolz durch den parteiiſchen Vorzug nährte, den er ihnen vor dem kaſtilianiſchen Adel gab, und ihrem Ehrgeize in allen Theilen ſeines Reichs einen Schauplatz aufſchloß. Im letzten franzöſiſchen Kriege hatten ſie um ſeinen Sohn dieſen Vorzug wirklich verdient; die Vortheile, die der König aus dem Frieden von Chateau-Cambreſis erntete, waren größtentheils Werke ihrer Tapferkeit geweſen, und jetzt vermißten ſie mit Empfindlichkeit den Dank, worauf ſie ſo zuverſichtlich gerechnet hatten. Es kam dazu, daß durch den Abgang des deutſchen Kaiſerthums von der ſpaniſchen Monarchie und den minder kriegeriſchen Geiſt der neuen Regierung ihr Wirkungskreis überhaupt verkleinert, und außer ihrem Vaterlande wenig mehr für ſie zu gewinnen war. Philipp ſtellte jetzt ſeine Spanier an, wo Karl der Fünfte Niederländer gebraucht hatte. Alle jene Leidenſchaften, welche die vorhergehende Regierung bei ihnen erweckt und beſchäftigt hatte, brachten ſie jetzt in den

Frieden mit; und dieſe zügelloſen Triebe, denen ihr rechtmäßiger Gegenſtand fehlte, fanden unglücklicher Weiſe in den Beſchwerden des Vaterlandes einen andern. Jetzt zogen ſie die Anſprüche wieder aus der Vergeſſenheit hervor, die auf eine Zeitlang von neuern Leidenſchaften verdrängt worden waren. Bei der letzten Stellenbeſetzung hatte der König beinahe lauter Mißvergnügte gemacht; denn auch diejenigen, welche Aemter bekamen, waren nicht viel zufriedener, als die, welche man ganz überging, weil ſie auf beſſere gerechnet hatten. **Wilhelm von Oranien** erhielt vier Statthalterſchaften, andere kleinere nicht einmal gerechnet, die zuſammengenommen den Werth einer fünften betrugen; aber **Wilhelm** hatte ſich auf Brabant und Flandern Hoffnung gemacht. Er und Graf **Egmont** vergaßen, was ihnen wirklich zu Theil geworden, und erinnerten ſich nur, daß die Regentſchaft für ſie verloren gegangen war. Der größte Theil des Adels hatte ſich in Schulden geſtürzt, oder von der Regierung dazu hinreißen laſſen. Jetzt, da ihnen die Ausſicht verſchloſſen wurde, ſich in einträglichen Aemtern wieder zu erholen, ſahen ſie ſich auf einmal dem Mangel bloßgeſtellt, der um ſo empfindlicher ſchmerzte, je mehr ihn die glänzende Lebensart des wohlhabenden Bürgers in's Licht ſtellte. In dem Extreme, wohin es mit ihnen gekommen war, hätten Viele zu einem Verbrechen ſelbſt die Hände geboten; wie ſollten ſie alſo den verführeriſchen Anerbietungen der Calviniſten haben Trotz bieten können, die ihre Fürſprache und ihren Schutz mit ſchweren Summen bezahlten. Viele endlich, denen nicht mehr zu helfen war, fanden ihre letzte Zuflucht in den allgemeinen Verwüſtung, und ſtunden jeden Augenblick fertig, den Feuerbrand in die Republik zu werfen.[1]

Dieſe gefährliche Stellung der Gemüther wurde noch mehr durch die unglückliche Nachbarſchaft Frankreichs verſchlimmert. Was Philipp für die Provinzen zu fürchten hatte, war dort bereits in Erfüllung gegangen. In dem Schickſale dieſes Reichs konnte er das Schickſal ſeiner Niederlande vorbildlich angekündigt leſen, und der Geiſt des Aufruhrs konnte dort ein verführeriſches Muſter finden. Aehnliche Zufälle hatten unter Franz dem Erſten und Heinrich dem Andern den Samen der Neuerung in dieſes Königreich geſtreut; eine ähnliche Raſerei der Verfolgung und ein ähnlicher Geiſt der Faktion hatte ſein Wachsthum befördert. Jetzt rangen Hugenotten und Katholiken in gleich zweifelhaftem Kampfe, wüthende Parteien trieben die ganze Monarchie aus ihren Fugen, und führten dieſen mächtigen Staat gewaltſam an den Rand ſeines Untergangs. Hier wie dort konnten ſich Eigennutz, Herrſchſucht und Parteigeiſt in Religion und Vaterland hüllen, und die Leidenſchaften weniger Bürger die vereinigte Nation bewaffnen. Die Grenze beider Länder zerfließt im walloniſchen Flandern; der Aufruhr kann, wie ein gehobenes Meer, bis hieher ſeine Wellen werfen — wird ihm ein Land den Uebergang verſagen, deſſen Sprache, Sitten und Charakter zwiſchen Gallien und Belgien wanken? Noch hat die Regierung keine Muſterung ihrer proteſtantiſchen Unterthanen in dieſen Ländern gehalten — aber die neue Sekte, weiß ſie, iſt eine zuſammenhängende ungeheure Republik, die durch alle Monarchien der Chriſtenheit ihre Wurzeln breitet, und die leiſeſte Erſchütterung in allen Theilen gegenwärtig fühlt. Es ſind drohende Vulkane, die, durch unterirdiſche Gänge verbunden, in furchtbarer Sympathie zu gleicher Zeit ſich entzünden. Die Niederlande mußten allen Völkern geöffnet ſeyn, weil ſie von allen Völkern lebten. Konnte er einen handeltreibenden Staat ſo leicht wie ſein Spanien ſchließen? Wenn er dieſe Provinzen von dem Irrglauben reinigen wollte, ſo mußte er damit anfangen, ihn in Frankreich zu vertilgen.[1]

---

[1] Vita Vigl. T. II. vid. Recueil des Troubles des Pays-bas. p. Hopper. 22. Strad. 47.

So fand **Granvella** die Niederlande beim Antritt ſeiner Verwaltung (1560).

Die Einförmigkeit des Papſtthums in dieſe Länder zurückzuführen, die mitherrſchende Gewalt des Adels und der Stände zu brechen, und auf den Trümmern der republikaniſchen Freiheit die königliche Macht zu erheben, war die große Angelegenheit der ſpaniſchen Politik und der Auftrag des neuen Miniſters. Aber dieſem Unternehmen ſtanden Hinderniſſe entgegen, welche zu beſiegen neue Hülfsmittel erdacht, neue Maſchinen in Bewegung geſetzt werden mußten. Zwar ſchienen die Inquiſition und die Glaubensedikte hinreichend zu ſeyn, der ketzeriſchen Anſteckung zu wehren; aber dieſen fehlte es an Aufſehern und jener an hinlänglichen Werkzeugen ihrer ausgedehnten Gerichtsbarkeit. Noch beſtand jene urſprüngliche Kirchenverfaſſung aus den frühern Zeiten, wo die Provinzen weniger volkreich waren, die Kirche noch einer allgemeinen Ruhe genoß, und leichter überſehen werden konnte. Eine Reihe mehrerer Jahrhunderte, welche die ganze innere Geſtalt der Provinzen verwandelte, hatte dieſe Form der Hierarchie unverändert gelaſſen, welche außerdem, durch die beſondern Privilegien der Provinzen, vor der Willkühr ihrer Beherrſcher geſchützt war. Alle ſiebenzehn Provinzen waren unter vier Biſchöfe vertheilt, welche zu Arras, Turnay, Cambray und Utrecht ihren Sitz hatten, und den Erzſtiften von Rheims und Cöln untergeben waren. Zwar hatte ſchon **Philipp der Gütige**, Herzog von Burgund, bei zunehmender Bevölkerung dieſer Länder, auf eine Erweiterung der Hierarchie gedacht, dieſen Entwurf aber im Rauſche eines üppigen Lebens wieder verloren. **Karl den Kühnen** entzogen Ehrgeiz und Eroberungsſucht den innern Angelegenheiten ſeiner Länder, und **Maximilian** hatte ſchon zu viele Kämpfe mit den Ständen, um auch noch dieſen zu wagen. Eine ſtürmiſche Regierung unterſagte **Karl dem Fünften** die Ausführung dieſes weitläufigen Plans, welchen nunmehr **Philipp der Zweite** als ein Vermächtniß aller dieſer Fürſten übernahm.[1] Jetzt war der Zeitpunkt erſchienen, wo die dringende Noth der Kirche dieſe Neuerung entſchuldigen, und die Muße des Friedens ihre Ausführung begünſtigen konnte. Mit der ungeheuren Volksmenge, die ſich aus allen Gegenden Europens in den niederländiſchen Städten zuſammendrängte, war eine Verwirrung der Religion und

---

[1] Strad. L. III. 71. 72. 73.

[1] Burgund. 45. Strad. 22.

Meinungen entſtanden, die von ſo wenigen Augen unmöglich mehr beaufſichtet werden konnte. Weil die Zahl der Biſchöfe ſo gering war, ſo mußten ſich ihre Diſtrikte nothwendig viel zu weit erſtrecken, und vier Menſchen konnten der Glaubensreinigung durch ein ſo weites Gebiet nicht gewachſen ſeyn.

Die Gerichtsbarkeit, welche die Erzbiſchöfe von Cöln und Rheims in den Niederlanden ausübten, war ſchon längſt ein Anſtoß für die Regierung geweſen, die dieſes Reich noch nicht als ihr Eigenthum anſehen konnte, ſo lange der wichtigſte Zweig der Gewalt noch in fremden Händen war. Ihnen dieſen zu entreißen, die Glaubensunterſuchungen durch neue thätige Werkzeuge zu beleben, und zugleich die Zahl ihrer Anhänger auf dem Reichstage zu verſtärken, war kein beſſeres Mittel als die Biſchöfe zu vermehren. Mit dieſem Entwurfe ſtieg **Philipp der Zweite** auf den Thron; aber eine Neuerung in der Hierarchie mußte den heftigſten Widerſpruch bei den Staaten finden, ohne welche ſie jedoch nicht vorgenommen werden durfte. Nimmermehr, konnte er vorausſehen, würde der Adel eine Stiftung genehmigen, durch welche die königliche Partei einen ſo ſtarken Zuwachs bekam, und ihm ſelbſt das Uebergewicht auf dem Reichstage genommen wurde. Die Einkünfte, wovon dieſe neuen Biſchöfe leben ſollten, mußten den Aebten und Mönchen entriſſen werden, und dieſe machten einen anſehnlichen Theil der Reichsſtände aus. Nicht zu rechnen, daß er alle Proteſtanten zu fürchten hatte, die nicht ermangelt haben würden, auf dem Reichstag verborgen gegen ihn zu wirken. Die ganze

Angelegenheit wurde in Rom auf das Heimlichſte betrieben. Franz Sonnoi, ein Prieſter aus der Stadt Löwen, Granvella's unterrichtete Kreatur, tritt vor Paul den Vierten, und berichtet ihm, wie ausgedehnt dieſe Lande ſeyen, wie geſegnet und menſchenreich, wie üppig in ihrer Glückſeligkeit. Aber, fährt er fort, im unmäßigen Genuß der Freiheit wird der wahre Glaube vernachläſſigt, und die Ketzer kommen auf. Dieſem Uebel zu ſteuern, muß der römiſche Stuhl etwas Auſſerordentliches thun. Es fällt nicht ſchwer, den römiſchen Biſchof zu einer Neuerung zu vermögen, die den Kreis ſeiner eigenen Gerichtsbarkeit erweitert. Paul der Vierte ſetzt ein Gericht von ſieben Kardinälen nieder, die über dieſe wichtige Angelegenheit berathſchlagen müſſen; das Geſchäft, wovon der Tod ihn abfordert, vollendet ſein Nachfolger Pius der Vierte.[1] Die willkommene Botſchaft erreicht den König noch in Seeland, ehe er nach Spanien unter Segel geht, und der Miniſter wird in der Stille mit der gefährlichen Vollſtreckung belaſtet. Die neue Hierarchie wird bekannt gemacht (1560); zu den bisherigen vier Biſthümern ſind dreizehn neue errichtet, nach den ſiebenzehn Provinzen des Landes, und vier derſelben zu Erzſtiften erhoben. Sechs ſolcher biſchöflichen Sitze, in Antwerpen nämlich, Herzogenbuſch, Gent, Brügges, Ypern und Rühremonde, ſtehen unter dem Erzſtifte zu Mecheln; fünf andere, Harlem, Middelburg, Leuwarden, Deventer und Gröningen, unter dem Erzſtifte von Utrecht;

---

[1] Burgund. 48. Meteren. 37. Vigl. Vit. T. I. 34.

und die vier übrigen, Arras, Turnay, St. Omer und Namur, die Frankreich näher liegen, und Sprache, Charakter und Sitte mit dieſem Lande gemein haben, unter dem Erzſtifte Cambray. Mecheln, in der Mitte Brabants und aller ſiebenzehn Provinzen gelegen, iſt das Primat aller übrigen, und, nebſt mehrern reichen Abteien, Granvella's Belohnung. Die Einkünfte der neuen Bisthümer werden aus den Schätzen der Klöſter und Abteien genommen, welche fromme Wohlthätigkeit ſeit Jahrhunderten hier aufgehäuft hatte. Einige aus den Aebten ſelbſt erlangen die biſchöfliche Würde, die mit dem Beſitze ihrer Klöſter und Prälaturen auch die Stimme auf dem Reichstag beibehalten, die an jene geheftet iſt. Mit jedem Bisthume ſind zugleich neun Präbenden verbunden, welche den geſchickteſten Rechtsgelehrten und Theologen verliehen werden, um die Inquiſition und den Biſchof in ihrem geiſtlichen Amt zu unterſtützen. Zwei aus dieſen, die ſich durch Kenntniſſe, Erfahrungen und unbeſcholtenen Wandel dieſes Vorzugs am würdigſten gemacht, ſind wirkliche Inquiſitoren und haben die erſte Stimme in den Verſammlungen. Dem Erzbiſchofe von Mecheln, als Metropolitan aller ſiebenzehn Provinzen, iſt die Vollmacht gegeben, Erzbiſchöfe und Biſchöfe nach Willkühr ein- oder abzuſetzen, und der römiſche Stuhl gibt nur die Genehmigung.[1]

---

[1] Burg. 49. 50. Dinoth. de Bello civil. Belg. L. I. 8. Grot. 15. Vit. Vigl. 34. Strad. 23. Reid. 6. Hopper Recueil des Troubles des Pays-bas in Vit. Vigl. T. II. 23. 28.

Zu jeder andern Zeit würde die Nation eine ſolche Verbeſſerung des Kirchenweſens mit dankbarem Beifalle aufgenommen haben, da ſie hinreichend durch die Nothwendigkeit entſchuldigt, der Religion beförderlich, und zur Sittenverbeſſerung der Mönche ganz unentbehrlich war. Jetzt gaben ihr die Verhältniſſe der Zeit die verhaßteſte Geſtalt. Allgemein iſt der Unwille, womit ſie empfangen wird. Die Konſtitution, ſchreit man, iſt unter die Füße getreten, die Rechte der Nation ſind verletzt, die Inquiſition iſt vor den Thoren, die ihren blutigen Gerichtshof von jetzt an hier, wie in Spanien, eröffnen wird; mit Schaudern betrachtet das Volk dieſe neuen Diener der Willkühr und der Verfolgung. Der Adel ſieht die monarchiſche Gewalt in der Staatenverſammlung durch vierzehn mächtige Stimmen verſtärkt, und die feſteſte Stütze der Nationalfreiheit, das Gleichgewicht der königlichen und bürgerlichen Macht, aufgehoben. Die alten Biſchöfe beklagen ſich über Verminderung ihrer Güter und Einſchränkung ihrer Diſtrikte; die Aebte und Mönche haben Macht und Einkünfte zugleich verloren, und dafür ſtrenge Aufſeher ihrer Sitten erhalten. Adel und Volk, Laien und Prieſter, treten gegen dieſe gemeinſchaftlichen Feinde zuſammen, und indem Alles für einen kleinen Eigennutz kämpft, ſcheint eine furchtbare Stimme des Patriotismus zu ſchallen.[1]

Unter allen Provinzen widerſetzt ſich Brabant am lauteſten. Die Unverletzlichkeit ſeiner Kirchenverfaſſung iſt der wichtigen Vorrechte eines, die es ſich in dem merkwürdigen Freiheitsbriefe des fröhlichen Einzugs vorbehalten; Statuten, die der Souverain nicht verletzen kann, ohne die Nation ihres Gehorſams gegen ihn zu entbinden. Umſonſt behauptete die hohe Schule zu Löwen ſelbſt, daß in den ſtürmiſchen Zeiten der Kirche ein Privilegium ſeine Kraft verliere, das in ihren ruhigen Perioden verliehen worden ſey. Durch Einführung der neuen Bisthümer ward das ganze Gebäude ihrer Freiheit erſchüttert. Die Prälaturen, welche jetzt zu den Biſchöfen übergingen, mußten von nun an einer andern Regel dienen, als dem Nutzen der Provinz, deren Stände ſie waren. Aus freien patriotiſchen Bürgern wurden jetzt Werkzeuge des römiſchen Stuhls, und folgſame Maſchinen des Erzbiſchofs, der ihnen noch überdies als erſter Prälat von Brabant beſonders zu gebieten hatte.[1] Die Freiheit der Stimmengebung war dahin, weil ſich die Biſchöfe, als dienſtbare Auflaurer der Krone, Jedem fürchterlich machten. „Wer,“ hieß es, „wird es künftighin wagen, vor ſolchen Aufſehern die Stimme im Parlamente zu erheben, oder die Rechte der Nation in ihrem Beiſeyn gegen die räuberiſchen Griffe der Regierung in Schutz zu nehmen? Sie werden die Hülfsquellen der Provinzen ausſpüren, und die Geheimniſſe unſerer Freiheit und unſers Eigenthums an die Krone verrathen. Den Weg zu allen Ehrenämtern werden ſie ſperren; bald werden wir ihnen ſeine Höflinge folgen ſehen; die Kinder der Ausländer werden künftig das Parlament beſetzen, und der Eigennutz ihrer Gönner wird ihre gedungenen Stimmen leiten.“ „Welche Gewaltthätigkeit,“ fuhren die Mönche fort, „die heiligen Stiftungen der Andacht umzukehren, den unverletzlichen Willen der Sterbenden zu verhöhnen, und, was fromme Mildthätigkeit in dieſen Archiven für die Unglücklichen niederlegte, der Ueppigkeit dieſer Biſchöfe dienen zu laſſen, und mit dem Raube der Armuth ihren ſtolzen Pomp zu verherrlichen?“ Nicht die Aebte und Mönche allein, welche das Unglück wirklich traf, durch dieſe Schmälerung zu leiden, alle Familien, welche bis zu den entfernteſten Generationen hinunter mit irgend einem Scheine von Hoffnung ſich ſchmeicheln konnten, daſſelbe Benefiz dereinſt zu genießen, empfanden dieſen Verluſt ihrer Hoffnung, als wenn ſie ihn wirklich erlitten hätten, und der Schmerz einiger Prälaten wurde die Angelegenheit ganzer Geſchlechter.[1]

---

[1] Grotius. 15 sq. Vita Vigl. T. II. 28 sq.

---

[1] Abt von Afflighem.

In dieſem allgemeinen Tumulte haben uns die Geſchichtſchreiber den leiſen Gang **Wilhelms von Oranien** wahrnehmen laſſen, der dieſe durcheinanderſtürmenden Leidenſchaften einem Ziele entgegenzuführen bemüht iſt. Auf ſein Anſtiften geſchah es, daß die Brabanter ſich von der Regentin einen Wortführer und Beſchützer erbaten, weil ſie allein unter allen übrigen niederländiſchen Unterthanen das Unglück hätten, in einer und eben der Perſon ihren Sachwalter und ihren Herrn zu vereinigen. Ihre Wahl konnte auf keinen andern, als den Prinzen von Oranien fallen. Aber Granvella zerriß dieſe

---

[1] Burgundius 55. 56. Vita Vigl. Tom. II. 24. Strad. 28.

Schlinge durch ſeine Beſonnenheit. „Wer dieſes Amt erhält,“ ließ er ſich im Staatsrathe verlauten, „wird hoffentlich einſehen, daß er Brabant mit dem Könige von Spanien theilt.“[1] Das lange Ausbleiben der päpſtlichen Diplome, die eine Irrung zwiſchen dem römiſchen und ſpaniſchen Hofe in Rom verzögerte, gab den Mißvergnügten Raum, ſich zu einem Zwecke zu vereinigen. Ganz ingeheim fertigten die Staaten von Brabant einen außerordentlichen Botſchafter an Pius den Vierten ab, ihr Geſuch in Rom ſelbſt zu betreiben. Der Geſandte wurde mit wichtigen Empfehlungsſchreiben von dem Prinzen von Oranien verſehen, und bekam anſehnliche Summen mit, ſich zu dem Vater der Kirche die Wege zu bahnen. Zugleich ging von der Stadt Antwerpen ein öffentlicher Brief an den König von Spanien ab, worin ihm die dringendſten Vorſtellungen geſchahen, dieſe blühende Handelsſtadt mit dieſer Neuerung zu verſchonen. Sie erkenne, hieß es darin, daß die Abſicht des Monarchen die beſte, und die Einſetzung der neuen Biſchöfe zu Aufrechthaltung der wahren Religion ſehr erſprießlich ſey; davon aber könne man die Ausländer nicht überzeugen, von denen doch der Flor ihrer Stadt abhinge. Hier ſeyen die grundloſeſten Gerüchte eben ſo gefährlich, als die wahrhafteſten. Die erſte Geſandtſchaft wurde von der Regentin noch zeitig genug entdeckt und vereitelt; auf die zweite erhielt die Stadt Antwerpen ſo viel, daß ſie bis zur perſönlichen Ueberkunft des Königs, wie es hieß, mit ihrem Biſchofe verſchont bleiben ſollte.[1]

---

[1] Strad. III. 60. 61.

Antwerpens Beiſpiel und Glück gab allen übrigen Städten, denen ein Biſchof zugedacht war, die Loſung zum Widerſpruche. Es iſt ein merkwürdiger Beweis, wie weit damals der Haß gegen die Inquiſition, und die Eintracht der niederländiſchen Städte gegangen iſt, daß ſie lieber auf alle Vortheile Verzicht thun wollten, die der Sitz eines Biſchofs auf ihr inneres Gewerbe nothwendig verbreiten mußte, als jenes verhaßte Gericht durch ihre Beiſtimmung befördern, und dem Vortheile des Ganzen zuwider handeln. Deventer, Rühremonde und Leuwarden ſetzten ſich ſtandhaft entgegen, und drangen (1561) auch glücklich durch; den übrigen Städten wurden die Biſchöfe, alles Widerſpruchs ungeachtet, mit Gewalt aufgedrungen. Utrecht, Harlem, St. Omer und Middelburg ſind von den erſten, welche ihnen die Thore öffneten; ihrem Beiſpiele folgten die übrigen Städte; aber in Mecheln und Herzogenbuſch wird den Biſchöfen mit ſehr wenig Achtung begegnet. Als Granvella in erſterer Stadt ſeinen feſtlichen Einzug hielt, erſchien auch nicht ein einziger Edler, und ſeinem Triumphe mangelte Alles, weil diejenigen ausblieben, über die er gehalten wurde.[2]

---

[1] Burgund. 60. 61. Meteren. 59. Vita Vigl. T. II. 29. 30. Strad. III. 79. Thuan. II. 488.

[2] Vita Vigl. T. II. Recueil des Troubles des Pays-bas p. Hopper. 24.

Unterdeſſen war auch der beſtimmte Termin verfloſſen, auf welchen die ſpaniſchen Truppen das Land räumen ſollten, und noch war kein Anſchein zu ihrer Entfernung. Mit Schrecken entdeckte man die wahre Urſache dieſer Verzögerung, und der Argwohn brachte ſie mit der Inquiſition in eine unglückliche Verbindung. Der längere Aufenthalt dieſer Truppen erſchwerte dem Miniſter alle übrigen Neuerungen, weil er die Nation wachſam und mißtrauiſch machte; und doch wollte er ſich nicht gern dieſes mächtigen Beiſtandes berauben, der ihm in einem Lande, wo ihn Alles haßte, und bei einem Auftrage, wo ihm Alles widerſprach, unentbehrlich ſchien. Endlich aber ſah ſich die Regentin durch das allgemeine Murren gezwungen, bei dem Könige ernſtlich auf die Zurücknahme dieſer Truppen zu dringen. Die Provinzen, ſchreibt ſie nach Madrid, haben ſich einmüthig erklärt, daß man ſie nimmermehr dazu vermögen würde, der Regierung die verlangten außerordentlichen Steuern zu bewilligen, ſo lange man ihnen hierin nicht Wort hielte. Die Gefahr eines Aufſtandes wäre bei Weitem dringender, als eines Ueberfalls der franzöſiſchen Proteſtanten, und wenn in den Niederlanden eine Empörung entſtünde, ſo wären dieſe Truppen doch zu ſchwach, ihr Einhalt zu thun, und im Schatze nicht Geld genug, um neue zu werben. Noch ſuchte der König durch Verzögerung ſeiner Antwort wenigſtens Zeit zu gewinnen, und die wiederholten Vorſtellungen der Regentin würden noch fruchtlos geblieben ſeyn, wenn nicht, zum Glück der Provinzen, ein Verluſt, den er kürzlich von den Türken erlitten, ihn genöthigt hätte, dieſe Truppen im mittelländiſchen Meere zu brauchen. Er willigte alſo endlich in ihre Abreiſe; ſie wurden in Seeland eingeſchifft, (1561) und das Jubelgeſchrei aller Provinzen begleitete ihre Segel.[1]

Unterdeſſen herrſchte Granvella beinahe unumſchränkt in dem Staatsrathe. Alle Aemter, weltliche und geiſtliche, wurden durch ihn vergeben; ſein Gutachten galt gegen die vereinigte Stimme der ganzen Verſammlung. Die Statthalterin ſelbſt ſtand unter ſeinen Geſetzen. Er hatte es einzurichten gewußt, daß ihre Beſtallung nur auf zwei Jahre ausgefertigt wurde, durch welchen Kunſtgriff er ſie immer in ſeiner Gewalt behielt.[2] Selten geſchah es, daß man den übrigen Mitgliedern eine Angelegenheit von Belang zur Berathſchlagung vorlegte, und wenn es ja einmal vorkam, ſo waren es längſt ſchon beſchloſſene Dinge, wozu man höchſtens nur die unnütze Formalität ihrer Genehmigung verlangte. Wurde ein königlicher Brief abgeleſen, ſo hatte Viglius Befehl, diejenigen Stellen hinwegzulaſſen, welche ihm der Miniſter unterſtrichen hatte. Es geſchah nämlich öfters, daß dieſe Briefwechſel nach Spanien die Blöße des Staats, oder die Beſorgniſſe der Statthalterin ſichtbar machten, wovon man Mitglieder nicht gern unterrichten wollte, in deren Treue ein Mißtrauen zu ſetzen war. Trug es ſich zu, daß die Parteien dem Miniſter überlegen wurden, und mit Nachdruck auf einem Artikel beſtanden, den er nicht wohl mehr abweiſen konnte, ſo ſchickte er ihn an das Miniſterium zu Madrid zur Entſcheidung, wodurch er wenigſtens Zeit gewann und ſicher war, Unterſtützung zu finden.[1] Den Grafen Barlaimont, den Präſidenten **Viglius** und wenige Andere ausgenommen, waren alle übrigen Staatsräthe entbehrliche Figuranten im Senate, und ſein Betragen gegen ſie richtete ſich nach dem geringen Werthe, den er auf ihre Freundſchaft und Ergebenheit legte. Kein Wunder, daß Menſchen, deren Stolz durch die ſchmeichelhafteſten Aufmerkſamkeiten ſouverainer Fürſten ſo äußerſt verzärtelt war, und denen die ehrfurchtsvolle Ergebenheit ihrer Mitbürger als Göttern des Vaterlandes opferte, dieſen Trotz eines **Plebejers** mit dem tiefſten Unwillen empfanden. Viele unter ihnen hatte **Granvella** perſönlich beleidigt. Dem Prinzen von **Oranien** war es nicht unbekannt, daß er ſeine Heirath mit der Prinzeſſin von **Lothringen** hintertrieben, und eine andere Verbindung mit der Prinzeſſin von Sachſen rückgängig zu machen geſucht hatte. Dem Grafen von **Hoorn** hatte er die Statthalterſchaft über Geldern und Zütphen entzogen, und eine Abtei, um die ſich der Graf von **Egmont** für einen Verwandten bemühte, für ſich behalten. Seiner Ueberlegenheit gewiß, hielt er es der Mühe nicht einmal werth, dem Adel die Geringſchätzung zu verbergen, welche die Richtſchnur ſeiner ganzen Verwaltung war; **Wilhem von Oranien** war der Einzige, den er ſeiner Verſtellung noch würdigte. Wenn er ſich auch wirklich über alle Geſetze der Furcht und des Anſtands hinweggerückt glaubte, ſo hinterging ihn hier dennoch ſein zuverſichtlicher Stolz, und er fehlte gegen die Staatskunſt nicht weniger, als er gegen die Beſcheidenheit ſündigte. Schwerlich konnte, bei damaliger Stellung der Dinge, eine ſchlimmere Maßregel von der Regierung beobachtet werden, als diejenige war, den Adel hintanzuſetzen. Es ſtand bei ihr, ſeinen Neigungen zu ſchmeicheln, ihn hinterliſtig und unwiſſend für ihren Plan zu gewinnen, und die Freiheit der Nation durch ihn ſelbſt unterdrücken zu laſſen. Jetzt erinnerte ſie ihn, ſehr zur Unzeit, an ſeine Pflichten, ſeine Würde und ſeine Kraft, nöthigte ihn ſelbſt, Patriot zu ſeyn, und einen Ehrgeiz, den ſie unüberlegt abwies, auf die Seite der wahren Größe zu ſchlagen. Die Glaubensverordnungen durchzuſetzen, hatte ſie den thätigſten Beiſtand der Statthalter nöthig; kein Wunder aber, daß dieſe wenig Eifer bewieſen, ihr dieſen Beiſtand zu leiſten. Vielmehr iſt es höchſt wahrſcheinlich, daß ſie in der Stille daran arbeiteten, die Hinderniſſe des Miniſters zu häufen, und ſeine Maßregeln umzukehren, und durch ſein ſchlimmes Glück das Vertrauen des Königs zu widerlegen, und ſeine Verwaltung dem Spotte preis zu geben. Offenbar ſind der Lauigkeit ihres Eifers die ſchnellen Fortſchritte zuzuſchreiben, welche die Reformation, trotz jener ſchrecklichen Edikte, während ſeiner Regentſchaft in den Niederlanden gemacht hat. Des Adels verſichert, hätte er die Wuth des Pöbels verachtet, die ſich kraftlos an den gefürchteten Schranken des Thrones bricht. Der Schmerz des Bürgers verweilte lange Zeit zwiſchen

---

[1] Strad. 61. 62. 63.

[2] Meteren. 61. Burgund. 37.

---

[1] Meteren. 61.

Thränen und ſtillen Seufzern, bis ihn die Künſte und das Beiſpiel der Edeln hervorlockten.[1]

Indeſſen wurden bei der Menge der neuen Arbeiter (1561, 1562) die Glaubensunterſuchungen mit neuer Thätigkeit fortgeſetzt, und den Edikten gegen die Ketzer ein fürchterlicher Gehorſam geleiſtet. Aber dieſes abſcheuliche Heilmittel hatte den Zeitpunkt überlebt, wo es anzuwenden ſeyn mochte; für eine ſo rohe Behandlung war die Nation ſchon zu edel. Die neue Religion konnte jetzt nicht mehr anders, als durch den Tod aller ihrer Bekenner vertilgt werden. Alle dieſe Hinrichtungen waren jetzt eben ſo viele verführeriſche Ausſtellungen ihrer Vortrefflichkeit, ſo viele Schauplätze ihres Triumphs und ihrer ſtrahlenden Tugend. Die Heldengröße, mit der ſie ſtarben, nahm für den Glauben ein, für welchen ſie ſtarben. Aus Einem Ermordeten lebten zehn neue Bekenner wieder auf. Nicht in Städten oder Dörfern allein, auch auf Heerſtraßen, auf Schiffen und in Wagen wurde über das Anſehn des Papſtes, über die Heiligen, über das Fegefeuer, über den Ablaß geſtritten, wurden Predigten gehalten und Menſchen bekehrt. Vom Lande und aus Städten ſtürzte der Pöbel zuſammen, die Gefangenen des heiligen Gerichts aus den Händen der Sbirren zu reißen, und die Obrigkeit, die ihr Anſehen mit Gewalt zu behaupten wagte, wurde mit Steinen empfangen. Er begleitete ſchaarenweiſe die proteſtantiſchen Prediger, denen die Inquiſition nachſtellte, trug ſie auf den Schultern zur Kirche und aus der Kirche, und verſteckte ſie mit Lebensgefahr vor ihren Verfolgern. Die erſte Provinz, welche von dem Schwindel des Aufruhrs ergriffen wurde, war, wie man gefürchtet hatte, das walloniſche Flandern. Ein franzöſiſcher Calviniſt, Namens Launoi, ſtand in Tournay als Wunderthäter auf, wo er einige Weiber bezahlte, daß ſie Krankheiten vorgeben, und ſich von ihm heilen laſſen ſollten. Er predigte in den Wäldern bei der Stadt, zog den Pöbel ſchaarenweiſe mit ſich dahin, und warf den Zunder der Empörung in die Gemüther. Das Nämliche geſchah in Lille und Valenciennes, in welcher letztern Stadt ſich die Obrigkeit der Apoſtel bemächtigte. Indeſſen man aber mit ihrer Hinrichtung zauderte, wuchs ihre Partei zu einer ſo furchtbaren Anzahl, daß ſie ſtark genug war, die Gefängniſſe zu erbrechen, und der Juſtiz ihre Opfer mit Gewalt zu entreißen. Endlich brachte die Regierung Truppen in die Stadt, welche die Ruhe wieder herſtellten. Aber dieſer unbedeutende Vorfall hatte auf einen Augenblick die Hülle von dem Geheimniſſe hinweggezogen, in welchem der Anhang der Proteſtanten bisher verſchleiert lag, und den Miniſter ihre ungeheure Anzahl errathen laſſen. In Tournay allein hatte man ihrer fünftauſend bei einer ſolchen Predigt erſcheinen ſehen, und nicht viel weniger in Valenciennes. Was konnte man nicht von den nordiſchen Provinzen erwarten, wo die Freiheit größer und die Regierung entlegener war, und wo die Nachbarſchaft Deutſchlands und Dänemarks die Quellen der Anſteckung vermehrten? Eine ſo furchtbare Menge hatte ein einziger Wink aus der Verborgenheit gezogen — Wie viel größer war vielleicht die Zahl derer, welche ſich im Herzen zu der neuen Sekte bekannten, und nur einem günſtigern Zeitpunkte entgegen ſahen, es laut zu thun?[1]

---

[1] Grot. 8 — 14. Strad. 51.

Dieſe Entdeckung beunruhigte die Regentin auf's Aeußerſte. Der ſchlechte Gehorſam gegen die Edikte, das Bedürfniß des erſchöpften Schatzes, welches ſie nöthigte, neue Steuern auszuſchreiben, und die verdächtigen Bewegungen der Hugenotten an der franzöſiſchen Grenze, vermehrten noch ihre Bekümmerniſſe. Zu gleicher Zeit erhält ſie Befehl von Madrid, zweitauſend niederländiſche Reiter zu dem Heere der Königin Mutter in Frankreich ſtoßen zu laſſen, die in dem Bedrängniſſe des Religionskriegs ihre Zuflucht zu Philipp dem Zweiten genommen hatte. Jede Angelegenheit des Glaubens, welches Land ſie auch betraf, war Philipps eigene Angelegenheit. Er fühlte ſie ſo nahe, wie irgend ein Schickſal ſeines Hauſes, und ſtand in dieſem Falle ſtets bereit, ſein Eigenthum fremdem Bedürfniſſe aufzuopfern. Wenn es Eigennutz war, was ihn hier leitete, ſo war er wenigſtens königlich und groß, und die kühne Haltung dieſer Maxime gewinnt wieder an unſrer Bewunderung, was ihre Verderblichkeit an unſrer Billigung verloren.

Die Statthalterin eröffnet dem Staatsrathe den königlichen Willen, wo ſie von Seiten des Adels den heftigſten Widerſtand findet. Die Zeit, erklären Graf Egmont und Prinz von Oranien, wäre jetzt ſehr übel gewählt, die Niederlande von Truppen zu entblößen, wo vielmehr

---

[1] Burgund. 53. 54. 55. Strad. L. III. 75. 76. 77. Dinoth. de Bello civil. Belgic. L. I. 25.

Alles dazu riethe, neue zu werden. Die nahen Bewegungen Frankreichs drohen jeden Augenblick einen Ueberfall, und die innere Gährung der Provinzen fordere jetzt mehr, als jemals, die Regierung zur Wachſamkeit auf. Bis jetzt, ſagten ſie, haben die deutſchen Proteſtanten dem Kampfe ihrer Glaubensbrüder müßig zugeſehen; aber werden ſie es auch noch dann, wenn wir die Macht ihrer Feinde durch unſern Beiſtand verſtärken? Werden wir nicht gegen uns ihre Rache wecken, und ihre Waffen in den Norden der Niederlande rufen? Beinahe der ganze Staatsrath trat dieſer Meinung bei; die Vorſtellungen waren nachdrücklich und nicht zu widerlegen. Die Statthalterin ſelbſt, wie der Miniſter, müſſen ihre Wahrheit fühlen, und ihr eigener Vortheil ſcheint ihnen die Vollziehung des königlichen Befehls zu verbieten. Sollten ſie durch Entfernung des größten Theils der Armee der Inquiſition ihre einzige Stütze nehmen, und ſich ſelbſt, ohne Beiſtand, in einem aufrühreriſchen Lande, der Willkühr eines trotzigen Adels wehrlos überliefern? Indem die Regentin zwiſchen dem königlichen Willen, dem dringenden Anliegen ihrer Räthe und ihrer eigenen Furcht getheilt, nichts Entſcheidendes zu beſchließen wagt, ſteht **Wilhelm von Oranien** auf, und bringt in Vorſchlag, die Generalſtaaten zu verſammeln. Dem königlichen Anſehen konnte kein tödtlicherer Streich widerfahren, als dieſe Zuziehung der Nation, eine in dem jetzigen Moment ſo verführeriſche Erinnerung an ihre Gewalt und ihre Rechte. Dem Miniſter entging die Gefahr nicht, die ſich über ihm zuſammenzog; ein Wink von ihm erinnert die Herzogin, die Berathſchlagung abzubrechen, und die Sitzung aufzuheben. „Die Regierung,“ ſchreibt er nach Madrid, „kann nicht nachtheiliger gegen ſich ſelbſt handeln, als wenn ſie zugibt, daß die Stände ſich verſammeln. Ein ſolcher Schritt iſt zu allen Zeiten mißlich, weil er die Nation in Verſuchung führt, die Rechte der Krone zu prüfen, und einzuſchränken; aber jetzt iſt er dreimal verwerflich, jetzt, da der Geiſt des Aufruhrs ſchon weit umher ſich verbreitet hat, jetzt, wo die Aebte, über den Verluſt ihrer Einkünfte aufgebracht, nichts unterlaſſen werden, das Anſehen der Biſchöfe zu verringern; wo der ganze Adel und alle Bevollmächtigten der Städte durch die Künſte des Prinzen von Oranien geleitet werden, und die Mißvergnügten auf den Beiſtand der Nation ſicher zu rechnen haben.“ Dieſe Vorſtellung, der es wenigſtens nicht an Bündigkeit gebrach, konnte die erwartete Wirkung auf des Königs Gemüth nicht verfehlen. Die Staatenverſammlung wird einmal für immer verworfen, die Strafbefehle wider die Ketzer mit aller Schärfe erneuert, und die Statthalterin zu ſchleuniger Abſendung der verlangten Hülfstruppen angehalten.

Aber dazu war der Staatsrath nicht zu bewegen. Alles, was ſie erhielt, war, ſtatt der Subſidien, Geld an die Königin Mutter zu ſchicken, welches ihr in dem jetzigen Zeitpunkte noch willkommener war. Um aber doch wenigſtens die Nation mit einem Schattenbilde republikaniſcher Freiheit zu täuſchen, beruft ſie die Statthalter der Provinzen und die Ritter des goldnen Vließes zu einer außerordentlichen Verſammlung nach Brüſſel, um über die gegenwärtigen Gefahren und Bedürfniſſe des Staats zu berathſchlagen. Nachdem ihnen der Präſident Viglius den Gegenſtand ihrer Sitzung eröffnet hat, werden ihnen drei Tage Zeit zur Ueberlegung gegeben. Während dieſer Zeit verſammelt ſie der Prinz von Oranien in ſeinem Palaſte, wo er ihnen die Nothwendigkeit vorſtellt, ſich noch vor der Sitzung zu vereinigen, und gemeinſchaftlich die Maßregeln zu beſtimmen, wornach, bei gegenwärtiger Gefahr des Staats, gehandelt werden müſſe. Viele ſtimmen dieſem Vorſchlage bei, nur Barlaimont, mit einigen wenigen Anhängern des Kardinals Granvella, hatte den Muth, in dieſer Geſellſchaft zum Vortheile der Krone und des Miniſters zu reden. „Ihnen," erklärte er, „gebühre es nicht, ſich in die Sorgen der Regierung zu mengen, und dieſe Vorhervereinigung der Stimmen ſey eine geſetzwidrige, ſtrafbare Anmaßung, deren Er ſich nicht ſchuldig machen wolle;" eine Erklärung, welche die ganze Zuſammenkunft fruchtlos endigte.[1] Die Statthalterin, durch den Grafen Barlaimont von dieſem Vorfalle unterrichtet, wußte die Ritter, während ihres Aufenthalts in der Stadt, ſo geſchickt zu beſchäftigen, daß ſie zu fernern Verſtändniſſen keine Zeit finden konnten. Indeſſen wurde mit ihrer Beiſtimmung doch in dieſer Sitzung beſchloſſen, daß Florenz von Montmorency, Herr von Montigny, eine Reiſe nach Spanien thun ſollte, um den König von dem jetzigen Zuſtande der Sachen zu unterrichten. Aber die Regentin ſchickte ihm einen andern geheimen Boten nach Madrid voran, der den König vorläufig mit Allem bekannt machte, was bei jener Zuſammenkunft zwiſchen dem Prinzen von Oranien und den Rittern ausgemacht worden war. Dem flämiſchen Botſchafter ſchmeichelte man in Madrid mit leeren Betheuerungen königlicher Huld und väterlicher Geſinnungen für die Niederlande; der Regentin ward anbefohlen, die geheimen Verbindungen des Adels nach allen Kräften zu hintertreiben und wo möglich Uneinigkeit unter ſeinen vornehmſten Gliedern zu ſtiften.[1]

---

[1] Burgund. 63. 65. Vita Vigl. T. II. 35. 36. Strada 82.

Eiferſucht, Privatvortheil und Verſchiedenheit der Religion hatte viele von den Großen lange Zeit getrennt; das gemeinſchaftliche Schickſal ihrer Zurückſetzung und der Haß gegen den Miniſter hatte ſie wieder verbunden. So lange ſich der Graf von Egmont und der Prinz von Oranien um die Oberſtatthalterſchaft bewarben, konnte es nicht fehlen, daß ſie auf den verſchiedenen Wegen, welche jeder dazu erwählte, nicht zuweilen gegen einander ſtießen. Beide hatten einander auf der Bahn des Ruhms und am Throne begegnet; beide trafen ſich wieder in der Republik, wo ſie um den nämlichen Preis, die Gunſt ihrer Mitbürger, buhlten. So entgegengeſetzte Charaktere mußten ſich bald von einander entfremden, aber die mächtige Sympathie der Noth näherte ſie einander eben ſo bald wieder. Jeder war dem Andern jetzt unentbehrlich, und das Bedürfniß knüpfte zwiſchen dieſen beiden Männern ein Band, das ihrem Herzen nie gelungen ſeyn würde.[2]

---

[1] Strada L. III. 93.

[2] Burgund. 45. Strad. 83. 84.

Aber auf eben dieſe Ungleichheit der Gemüther gründete die Regentin ihren Plan; und glückte es ihr, ſie zu trennen, ſo hatte ſie zugleich den ganzen niederländiſchen Adel in zwei Parteien getheilt. Durch Geſchenke und kleine Aufmerkſamkeiten, womit ſie dieſe Beiden ausſchließend beehrte, ſuchte ſie den Neid und das Mißtrauen der Uebrigen gegen ſie zu reizen; und indem ſie dem Grafen von Egmont vor dem Prinzen von Oranien einen Vorzug zu geben ſchien, hoffte ſie, dem Letztern ſeine Treue verdächtig zu machen. Es traf ſich, daß ſie um eben dieſe Zeit einen außerordentlichen Geſandten nach Frankfurt zur römiſchen Königswahl ſchicken mußte; ſie erwählte dazu den Herzog von Arſchot, den erklärteſten Gegner des Prinzen, um in ihm gleichſam ein Beiſpiel zu geben, wie glänzend man den Haß gegen den Letztern belohne.

Die Oraniſche Faktion, anſtatt eine Verminderung zu leiden, hatte an dem Grafen von Hoorn einen wichtigen Zuwachs erhalten, der, als Admiral der niederländiſchen Marine, den König nach Biscaya geleitet hatte, und jetzt in den Staatsrath wieder eingetreten war. Hoorns unruhiger republikaniſcher Geiſt kam den verwegenen Entwürfen Oraniens und Egmonts entgegen, und bald bildete ſich unter dieſen drei Freunden ein gefährliches Triumvirat, das die königliche Macht in den Niederlanden erſchüttert, aber ſich nicht für alle Drei gleich geendigt hat.

(1562.) Unterdeſſen war auch Montigny von ſeiner Geſandtſchaft zurückgekommen, und hinterbrachte dem Staatsrathe die günſtigen Geſinnungen des Monarchen.

Aber der Prinz von Oranien hatte durch eigene geheime Kanäle Nachrichten aus Madrid, welche dieſem Berichte ganz widerſprachen, und weit mehr Glauben verdienten. Durch ſie erfuhr er alle die ſchlimmen Dienſte, welche Granvella ihm und ſeinen Freunden bei dem Könige leiſtete, und die verhaßten Benennungen, womit man dort das Betragen des niederländiſchen Adels belegte. Es war keine Hülfe vorhanden, ſo lange der Miniſter nicht vom Ruder der Regierung vertrieben war, und dieſes Unternehmen, ſo verwegen und abenteuerlich es ſchien, beſchäftigte ihn jetzt ganz. Es wurde zwiſchen ihm und den beiden Grafen von Hoorn und Egmont beſchloſſen, im Namen des ganzen Adels einen gemeinſchaftlichen Brief an den König aufzuſetzen, den Miniſter förmlich darin zu verklagen, und mit Nachdruck auf ſeine Entfernung zu dringen. Der Herzog von Arſchot, dem dieſer Vorſchlag vom Grafen von Egmont mitgetheilt wird, verwirft ihn, mit der ſtolzen Erklärung, daß er von Egmont und Oranien keine Geſetze anzunehmen geſonnen ſey; daß er ſich über Granvella nicht zu beſchweren habe, und es übrigens ſehr vermeſſen finde, dem Könige vorzuſchreiben, wie er ſich ſeiner Miniſter bedienen ſolle. Eine ähnliche Antwort erhält Oranien von dem Grafen von Aremberg. Entweder hatte der Same des Mißtrauens, den die Regentin unter den Adel ausgeſtreut hatte, ſchon Wurzel geſchlagen, oder überwog die Furcht vor der Macht des Miniſters den Abſcheu vor ſeiner Verwaltung; genug, der ganze Adel wich zaghaft und unentſchloſſen vor dieſem Antrage zurück. Dieſe fehlgeſchlagene

Erwartung ſchlägt ihren Muth nicht nieder, der Brief wird dennoch geſchrieben, und alle drei unterzeichnen ihn.[1] (1563.)

Granvella erſcheint darin als der erſte Urheber aller Zerrüttungen in den Niederlanden. So lange die höchſte Gewalt in ſo ſtrafbaren Händen ſey, wäre es ihnen unmöglich, erklären ſie, der Nation und dem Könige mit Nachdruck zu dienen; Alles hingegen würde in die vorige Ruhe zurücktreten, alle Widerſetzlichkeit aufhören, und das Volk die Regierung wieder lieb gewinnen, ſobald es Sr. Majeſtät gefiele, dieſen Mann vom Ruder des Staats zu entfernen. In dieſem Falle, ſetzten ſie hinzu, würde es ihnen weder an Einfluß, noch an Eifer fehlen, das Anſehen des Königs, und die Reinigkeit des Glaubens, die ihnen nicht minder heilig ſey, als dem Kardinal Granvella, in dieſen Ländern zu erhalten.[2]

So geheim dieſer Brief auch abging, ſo erhielt doch die Herzogin noch zeitig genug davon Nachricht, um die Wirkung, die er, gegen alles Vermuthen, auf des Königs Gemüth etwa machen dürfte, durch einen andern zu entkräften, den ſie ihm in aller Eile voranſchickte. Einige Monate verſtrichen, ehe aus Madrid eine Antwort kam. Sie war gelind, aber unbeſtimmt. „Der König,“ enthielt ſie, „wäre nicht gewohnt, ſeine Miniſter auf die Anklage ihrer Feinde ungehört zu verdammen. Bloß die natürliche Billigkeit verlange, daß die Ankläger des Kardinals von allgemeinen Beſchuldigungen zu einzelnen Beweiſen herabſtiegen, und wenn ſie nicht Luſt hätten, dieſes ſchriftlich zu thun, ſo möge Einer aus ihrer Mitte nach Spanien kommen, wo ihm mit aller gebührenden Achtung ſollte begegnet werden.[1] Außer dieſem Briefe, der an alle Drei zugleich gerichtet war, empfing der Graf von Egmont noch ein eigenes Handſchreiben von dem Könige, worin der Wunſch geäußert war, von ihm beſonders zu erfahren, was in jenem gemeinſchaftlichen Briefe nur obenhin berührt worden ſey. Auch der Regentin wird auf das Pünktlichſte vorgeſchrieben, was ſie allen Dreien zugleich und dem Grafen von Egmont insbeſondere zu antworten habe. Der König kannte ſeine Menſchen. Er wußte, wie leicht auf den Grafen von Egmont zu wirken ſey, wenn man es mit ihm allein zu thun hätte; darum ſuchte er ihn nach Madrid zu locken, wo er der leitenden Aufſicht eines höhern Verſtandes entzogen war. Indem er ihn durch dieſes ſchmeichelhafte Merkmal ſeines Vertrauens vor ſeinen beiden Freunden auszeichnete, machte er die Verhältniſſe ungleich, worin alle Drei zu dem Throne ſtanden; wie konnten ſie ſich aber noch mit gleichem Eifer zu dem nämlichen Zwecke vereinigen, wenn ihre Aufforderungen dazu nicht mehr die nämlichen blieben? Diesmal zwar vereitelte Oraniens Wachſamkeit dieſen Plan; aber die Folge dieſer Geſchichte wird zeigen, daß der Same, der hier ausgeſtreut wurde, nicht ganz verloren gegangen war.[2]

---

[1] Strad. 85. 86.

[2] Burg. L. I. 67. Hopper. 30. Strad. 87. Thuan. Par. II. 489.

---

[1] Vit. Vigl. T. II. 32. 33. Grot. 16. Burg. 68.

[2] Strada 88.

(1563.) Den drei Verbundenen that die Antwort des Königs kein Genüge; ſie hatten den Muth, noch einen zweiten Verſuch zu wagen. „Es habe ſie nicht wenig befremdet,“ ſchrieben ſie, „daß Se. Majeſtät ihre Vorſtellungen ſo weniger Aufmerkſamkeit würdig geachtet. Nicht als Ankläger des Miniſters, ſondern als Räthe Sr. Majeſtät, deren Pflicht es wäre, ihren Herrn von dem Zuſtande ſeiner Staaten zu benachrichtigen, haben ſie jenes Schreiben an ihn ergehen laſſen. Sie verlangen das Unglück des Miniſters nicht, vielmehr ſollte es ſie freuen, ihn an jedem andern Orte der Welt, als hier in den Niederlanden, zufrieden und glücklich zu wiſſen. Davon aber ſeyen ſie auf das Vollkommenſte überzeugt, daß ſich die allgemeine Ruhe mit der Gegenwart dieſes Mannes durchaus nicht vertrage. Der jetzige gefahrvolle Zuſtand ihres Vaterlandes erlaube keinem unter ihnen, es zu verlaſſen, und um Granvella's willen eine weite Reiſe nach Spanien zu thun. Wenn es alſo Sr. Majeſtät nicht gefiele, ihrer ſchriftlichen Bitte zu willfahren, ſo hofften ſie in Zukunft damit verſchont zu ſeyn, dem Senate beizuwohnen, wo ſie ſich nur dem Verdruſſe ausſetzten, den Miniſter zu treffen, und wo ſie weder dem Könige noch dem Staate etwas nützten, ſich ſelbſt aber nur verächtlich erſchienen. Schließlich baten ſie, Se. Majeſtät möchte ihnen die ungeſchmückte Einfalt zu gute halten, weil Leute ihrer Art mehr Werth darein ſetzten, gut zu handeln, als ſchön zu reden.“[1] Daſſelbe enthielt auch ein beſonderer Brief des

---

[1] Vit. Vigl. T. II. 34. 35.

Grafen von Egmont, worin er für das königliche Handſchreiben dankte. Auf dieſes zweite Schreiben erfolgte die Antwort, »man werde ihre Vorſtellungen in Ueberlegung nehmen; indeſſen erſuche man ſie, den Staatsrath, wie bisher, zu beſuchen.«

Es war augenſcheinlich, daß der Monarch weit davon entfernt war, ihr Geſuch Statt finden zu laſſen; darum blieben ſie von nun an aus dem Staatsrathe weg, und verließen ſogar Brüſſel. Den Miniſter geſetzmäßig zu entfernen, war ihnen nicht gelungen; ſie verſuchten es auf eine neue Art, wovon mehr zu erwarten war. Bei jeder Gelegenheit bewieſen ſie und ihr Anhang ihm öffentlich die Verachtung, von welcher ſie ſich durchdrungen fühlten, und wußten Allem, was er unternahm, den Anſtrich des Lächerlichen zu geben. Durch dieſe niedrige Behandlung hofften ſie den Hochmuth dieſes Prieſters zu martern, und von ſeiner gekränkten Eigenliebe vielleicht zu erhalten, was ihnen auf andern Wegen fehlgeſchlagen war. Dieſe Abſicht erreichten ſie zwar nicht, aber das Mittel, worauf ſie gefallen waren, führte endlich doch den Miniſter zum Sturze.

Die Stimme des Volks hatte ſich lauter gegen dieſen erhoben, ſobald es gewahr worden war, daß er die gute Meinung des Adels verſcherzt hatte, und daß Männer, denen es blindlings nachzubeten pflegte, ihm in der Verabſcheuung dieſes Miniſters vorangingen. Das herabwürdigende Betragen des Adels gegen ihn weihte ihn jetzt gleichſam der allgemeinen Verachtung und bevollmächtigte die Verläumdung, die auch das Heilige nicht ſchont, Hand an ſeine Ehre zu legen. Die neue

Kirchenverfaſſung, die große Klage der Nation, hatte ſein Glück gegründet — dies war ein Verbrechen, das nicht verziehen werden konnte. Jedes neue Schauſpiel der Hinrichtung, womit die Geſchäftigkeit der Inquiſitoren nur allzufreigebig war, erhielt den Abſcheu gegen ihn in ſchrecklicher Uebung, und endlich ſchrieben Herkommen und Gewohnheit zu jedem Drangſale ſeinen Namen. Fremdling in einem Lande, dem er gewaltſam aufgedrungen worden, unter Millionen Feinden allein, aller ſeiner Werkzeuge ungewiß, von der entlegenen Majeſtät nur mit ſchwachem Arme gehalten, mit der Nation, die er gewinnen ſollte, durch lauter treuloſe Glieder verbunden, lauter Menſchen, deren höchſter Gewinn es war, ſeine Handlungen zu verfälſchen, einem Weibe endlich an die Seite geſetzt, das die Laſt des allgemeinen Fluchs nicht mit ihm theilen konnte — ſo ſtand er, bloßgeſtellt dem Muthwillen, dem Undanke, der Parteiſucht, dem Neide, und allen Leidenſchaften eines zügelloſen, aufgelöſten Volks. Es iſt merkwürdig, daß der Haß, den er auf ſich lud, die Verſchuldungen weit überſchreitet, die man ihm zur Laſt legen konnte, daß es ſeinen Anklägern ſchwer, ja unmöglich fiel, durch einzelne Beweisgründe den Verdammungsſpruch zu rechtfertigen, den ſie im Allgemeinen über ihn fällten. Vor und nach ihm riß der Fanatismus ſeine Schlachtopfer zum Altare, vor und nach ihm floß Bürgerblut, wurden Menſchenrechte verſpottet und Elende gemacht. Unter Karl dem Fünften hätte die Tyrannei durch ihre Neuheit empfindlicher ſchmerzen ſollen — unter dem Herzoge von Alba wurde ſie zu einem weit unnatürlichern Grade getrieben, daß Granvella's Verwaltung, gegen die ſeines Nachfolgers, noch barmherzig war, und doch finden wir nirgends, daß ſein Zeitalter den Grad perſönlicher Erbitterung und Verachtung gegen den Letztern hätte blicken laſſen, die es ſich gegen ſeinen Vorgänger erlaubte.

Die Niedrigkeit ſeiner Geburt im Glanze hoher Würden zu verhüllen, und ihn durch einen erhabenern Stand vielleicht dem Muthwillen ſeiner Feinde zu entrücken, hatte ihn die Regentin durch ihre Verwendungen in Rom mit dem Purpur zu bekleiden gewußt; aber eben dieſe Würde, die ihn mit dem römiſchen Hofe näher verknüpfte, machte ihn deſto mehr zum Fremdling in den Provinzen. Der Purpur war ein neues Verbrechen in Brüſſel, und eine anſtößige verhaßte Tracht, welche gleichſam die Beweggründe öffentlich ausſtellte, aus denen er in's Künftige handeln würde. Nicht ſein ehrwürdiger Rang, der allein oft den ſchändlichſten Böſewicht heiligt, nicht ſein erhabener Poſten, nicht ſeine Achtung gebietenden Talente, ſelbſt nicht einmal ſeine ſchreckliche Allmacht, die täglich in ſo blutigen Proben ſich zeigte, konnten ihn vor dem Gelächter ſchützen. Schrecken und Spott, Fürchterliches und Belachenswerthes war in ſeinem Beiſpiele unnatürlich vermengt.[1]

---

[1] Der Adel ließ, auf die Angabe des Grafen von Egmont, ſeine Bedienten eine gemeinſchaftliche Liverei tragen, auf welche eine Narrenkappe geſtickt war. Ganz Brüſſel legte ſie für den Kardinalshut aus, und jede Erſcheinung eines ſolchen Bedienten erneuerte das Gelächter; dieſe Narrenkappe wurde nachher, weil ſie dem Hofe anſtößig war, in ein Bündel

Verhaßte Gerüchte brandmarkten ſeine Ehre; man dichtete ihm meuchelmörderiſche Anſchläge auf das Leben Egmonts und Oraniens an; das Unglaublichſte fand Glauben; das Ungeheuerſte, wenn es *ihm* galt, oder von *ihm* ſtammen ſollte, überraſchte nicht mehr. Die Nation hatte ſchon einen Grad der Verwilderung erreicht, wo die widerſprechendſten Empfindungen ſich gatten, und die feinern Grenzſcheiden des Anſtands und ſittlichen Gefühls hinweggerückt ſind. Dieſer Glaube an außerordentliche Verbrechen iſt beinahe immer ein untrüglicher Vorläufer ihrer nahen Erſcheinung.[1]

Aber eben das ſeltſame Schickſal dieſes Mannes führt zugleich etwas Großes, etwas Erhabenes mit ſich, das dem unbefangenen Betrachter Freude und Bewunderung gibt. Hier erblickt er eine Nation, die, von keinem Schimmer beſtochen, durch keine Furcht in Schrecken gehalten, *ſtandhaft*, *unerbittlich* und *ohne Verabredung einſtimmig*, das Verbrechen ahndet, das durch die gewaltſame Einſetzung dieſes Fremdlings gegen ihre Würde begangen ward. Ewig unvermengt und

---

Pfeile verwandelt — ein zufälliger Scherz, der ein ſehr ernſthaftes Ende nahm, und dem Wappen der Republik wahrſcheinlich ſeine Entſtehung gegeben. Vit. Vigl. T. II. 35. Thuan. 489. Das Anſehen des Kardinals ſank endlich ſo weit herab, daß man ihm öffentlich einen ſatiriſchen Kupferſtich in die Hand ſteckte, auf welchem er, über einem Haufen Eier ſitzend, vorgeſtellt war, woraus Biſchöfe hervorkrochen. Ueber ihm ſchwebte ein Teufel mit der Randſchrift: *Dieſer iſt mein Sohn, den ſollt ihr hören!* A. G. d. v. N. III. 40.

[1] Hopper. L. I. 35.

ewig allein ſahen wir ihn, gleich einem fremden, feindſeligen Körper, über der Fläche ſchweben, die ihn zu empfangen verſchmäht. Selbſt die ſtarke Hand des Monarchen, der ſein Freund und ſein Beſchützer iſt, vermag ihn gegen den Willen der Nation nicht zu halten, welche einmal beſchloſſen hat, ihn von ſich zu ſtoßen. Ihre Stimme iſt ſo furchtbar, daß ſelbſt der Eigennutz auf ſeine gewiſſe Beute Verzicht thut, daß ſeine Wohlthaten geflohen werden, wie die Früchte von einem verfluchten Baume. Gleich einem anſteckenden Hauche haftet die Infamie der allgemeinen Verwerfung auf ihm. Die Dankbarkeit glaubt ſich ihrer Pflichten gegen ihn ledig, ſeine Anhänger meiden ihn, ſeine Freunde verſtummen. So fürchterlich rächte das Volk ſeine Edeln und ſeine beleidigte Majeſtät an dem größten Monarchen der Erde.

Die Geſchichte hat dieſes merkwürdige Beiſpiel nur ein einziges Mal in dem Kardinal Mazarin wiederholt; aber es war, nach dem Geiſte beider Zeiten und Nationen, verſchieden. Beide konnte die höchſte Gewalt nicht vor dem Spotte bewahren; aber Frankreich fand ſich erleichtert, wenn es über ſeinen Pantalon lachte, und die Niederlande gingen durch das Gelächter zum Aufruhr. Jenes ſah ſich aus einem langen Zuſtande der Knechtſchaft unter Richelieu's Verwaltung in eine plötzliche, ungewohnte Freiheit verſetzt; dieſe traten aus einer langen und angebornen Freiheit in eine ungewohnte Knechtſchaft hinüber; es war natürlich, daß die Fronde wieder in Unterwerfung, und die niederländiſchen Unruhen in republikaniſche Freiheit oder Empörung endigten.

Der Aufſtand der Pariſer war die Geburt der Armuth, ausgelaſſen, aber nicht kühn, trotzig ohne Nachdruck, niedrig und edel, wie die Quelle, woraus er ſtammte. Das Murren der Niederlande war die ſtolze und kräftige Stimme des Reichthums. Muthwille und Hunger begeiſterten jene, dieſe Rache, Eigenthum, Leben und Religion. Mazarins Triebfeder war Habſucht, Granvella's Herrſchſucht. Jener war menſchlich und ſanft; dieſer hart, gebieteriſch, grauſam. Der franzöſiſche Miniſter ſuchte in der Zuneigung ſeiner Königin eine Zuflucht vor dem Haß der Magnaten und der Wuth des Volks; der niederländiſche Miniſter forderte den Haß einer ganzen Nation heraus, um einem Einzigen zu gefallen. Gegen Mazarin waren nur Parteien und der Pöbel, den ſie waffneten; gegen Granvella die Nation. Unter jenem verſuchte das Parlament eine Macht zu erſchleichen, die ihm nicht gebührte; unter dieſem kämpfte es für eine rechtmäßige Gewalt, die er hinterliſtig zu vertilgen ſtrebte. Jener hatte mit den Prinzen des Geblüts und den Pairs des Königreichs, wie dieſer mit dem eingebornen Adel und den Ständen zu ringen, aber anſtatt daß die Erſtern ihren gemeinſchaftlichen Feind nur darum zu ſtürzen trachteten, um ſelbſt an ſeine Stelle zu treten, wollten die Letztern die Stelle ſelbſt vernichten, und eine Gewalt zertrennen, die kein einzelner Menſch ganz beſitzen ſollte.

Indem dies unter dem Volke geſchah, fing der Miniſter an, am Hofe der Regentin zu wanken. Die wiederholten Beſchwerden über ſeine Gewalt mußten ihr endlich doch zu erkennen gegeben haben, wie wenig man an die ihrige glaube; vielleicht fürchtete ſie auch, daß der allgemeine Abſcheu, der auf ihm haftete, ſie ſelbſt noch ergreifen, oder daß ſein längeres Verweilen den gedrohten Aufſtand doch endlich herbeirufen möchte. Der lange Umgang mit ihm, ſein Unterricht und ſein Beiſpiel hatten ſie endlich in den Stand geſetzt, ohne ihn zu regieren. Sein Anſehen fing an, ſie zu drücken, wie er ihr weniger nothwendig wurde, und ſeine Fehler, denen ihr Wohlwollen bis jetzt einen Schleier geliehen hatte, wurden ſichtbar, wie es erkaltete. Jetzt war ſie eben ſo geneigt, dieſe zu ſuchen und aufzuzählen, als ſie es ſonſt geweſen war, ſie zu bedecken. Bei dieſer ſo nachtheiligen Stimmung für den Kardinal fingen die häufigen und dringenden Vorſtellungen des Adels endlich an, bei ihr Eingang zu finden, welches um ſo leichter geſchah, da ſie zugleich ihre Furcht darein zu vermengen wußten. „Man wundre ſich ſehr,“ ſagte ihr unter andern Graf von **Egmont**, „daß der König, einem Menſchen zu Gefallen, der nicht einmal ein Niederländer ſey, und von dem man alſo wiſſe, daß ſeine Glückſeligkeit mit dem Beſten dieſer Länder nichts zu ſchaffen habe, alle ſeine niederländiſchen Unterthanen könne leiden ſehen — einem *fremden* Menſchen zu Gefallen, den ſeine Geburt zu einem Unterthan des Kaiſers, ſein Purpur zu einem Geſchöpfe des römiſchen Hofes machte. Ihm allein, ſetzte der Graf hinzu, habe Granvella es zu danken, daß er bis jetzt noch unter den Lebendigen ſey; künftighin aber würde er dieſe Sorge der Statthalterin überlaſſen, und ſie hiemit gewarnt haben.“ Weil ſich der größte Theil des Adels, der Geringſchätzung überdrüſſig, die ihm dort widerfuhr, nach und nach aus dem Staatsrathe zurückzog, ſo verlor das willkührliche Verfahren des Miniſters auch ſogar noch den letzten republikaniſchen Schein, der es bisher gemildert hatte, und die Einöde im Staate ließ ſeine hochmüthige Herrſchaft in ihrer ganzen Widrigkeit ſehen. Die Regentin empfand jetzt, daß ſie einen Herrn über ſich hatte, und von dieſem Augenblicke an war die Verbannung des Miniſters beſchloſſen.

Sie fertigte zu dieſem Ende ihren geheimen Sekretär, Thomas Armenteros, nach Spanien ab, um den König über alle Verhältniſſe des Kardinals zu belehren, ihm alle jene Aeußerungen des Adels zu hinterbringen, und auf dieſe Art den Entſchluß zu ſeiner Verbannung in ihm ſelbſt entſtehen zu laſſen. Was ſie ihrem Briefe nicht anvertrauen mochte, hatte Armenteros Befehl, auf eine geſchickte Art in den mündlichen Bericht einzumiſchen, den ihm der König wahrſcheinlich abfordern würde. Armenteros erfüllte ſeinen Auftrag mit aller Geſchicklichkeit eines vollendeten Hofmannes; aber eine Audienz von vier Stunden konnte das Werk vieler Jahre, die Meinung Philipps von ſeinem Miniſter, in ſeinem Gemüthe nicht umſtürzen, die für die Ewigkeit darin gegründet war. Lange ging dieſer Monarch mit der Staatsklugheit und ſeinem Vortheile zu Rathe, bis endlich Granvella ſelbſt ſeinem zaudernden Vorſatze zu Hülfe kam, und freiwillig um ſeine Entlaſſung bat, der er nicht mehr entgehen zu können fürchtete. Was der Abſcheu der ganzen niederländiſchen Nation nicht vermocht hatte, war dem geringſchätzigen Betragen des

Adels gelungen; er war einer Gewalt endlich müde, welche nicht mehr gefürchtet war, und ihn weniger dem Neide als der Schande bloßſtellte. Vielleicht zitterte er, wie Einige geglaubt haben, für ſein Leben, das gewiß in einer mehr als eingebildeten Gefahr ſchwebte; vielleicht wollte er ſeine Entlaſſung lieber unter dem Namen eines Geſchenks, als eines Befehls, von dem Könige empfangen, und einen Fall, dem nicht mehr zu entfliehen war, nach dem Beiſpiele jener Römer, mit Anſtand thun. Philipp ſelbſt, ſcheint es, wollte der niederländiſchen Nation lieber jetzt eine Bitte großmüthig gewähren, als ihr ſpäter in einer Forderung nachgeben, und mit einem Schritte, den ihm die Nothwendigkeit auferlegte, wenigſtens noch ihren Dank verdienen. Seine Furcht war ſeinem Eigenſinne überlegen, und die Klugheit ſiegte über ſeinen Stolz.

Granvella zweifelte keinen Augenblick, wie die Entſcheidung des Königs ausgefallen ſey. Wenige Tage nach Armenteros Zurückkunft ſah er Demuth und Schmeichelei aus den wenigen Geſichtern entwichen, die ihm bis jetzt noch dienſtfertig gelächelt hatten; das letzte kleine Gedränge feiler Augenknechte zerfloß um ſeine Perſon, ſeine Schwelle wurde verlaſſen; er erkannte, daß die befruchtende Wärme von ihm gewichen war. Die Läſterung, die ihn während ſeiner ganzen Verwaltung mißhandelt hatte, ſchonte ihn auch in dem Augenblick nicht, wo er ſie aufgab. Kurz vorher, eh' er ſein Amt niederlegte, unterſteht man ſich zu behaupten, ſoll er eine Ausſöhnung mit dem Prinzen von Oranien und dem Grafen von Egmont gewünſcht, und ſich ſogar erboten haben, ihnen, wenn um dieſen Preis ihre Vergebung zu hoffen wäre, auf den Knieen Abbitte zu thun.[1] Es iſt klein und verächtlich, das Gedächtniß eines außerordentlichen Mannes mit einer ſolchen Nachrede zu beſudeln, aber es iſt noch verächtlicher und kleiner, ſie der Nachwelt zu überliefern. Granvella unterwarf ſich dem königlichen Befehle mit anſtändiger Gelaſſenheit. Schon einige Monate vorher hatte er dem Herzog von Alba nach Spanien geſchrieben, daß er ihm, im Falle er die Niederlande würde räumen müſſen, einen Zufluchtsort in Madrid bereiten möchte. Lange bedachte ſich dieſer, ob es rathſam wäre, einen ſo gefährlichen Nebenbuhler in der Gunſt ſeines Königs herbeizurufen, oder einen ſo wichtigen Freund, ein ſo koſtbares Werkzeug ſeines alten Haſſes gegen die niederländiſchen Großen, von ſich zu weiſen. Die Rache ſiegte über ſeine Furcht, und er unterſtützte Granvellas Geſuch mit Nachdruck bei dem Monarchen. Aber ſeine Verwendung blieb fruchtlos. Armenteros hatte den König überzeugt, daß der Aufenthalt dieſes Miniſters in Madrid alle Beſchwerden der niederländiſchen Nation, denen man ihn aufgeopfert hatte, heftiger wieder zurückbringen würde; denn nunmehr, ſagte er, würde man die Quelle ſelbſt, deren Ausflüſſe er bis jetzt nur verdorben haben ſollte, durch ihn vergiftet glauben. Er ſchickte ihn alſo nach der Grafſchaft Burgund, ſeinem Vaterlande, wozu ſich eben ein anſtändiger Vorwand fand. Der Kardinal gab ſeinem Abzuge aus Brüſſel den Schein einer unbedeutenden

---

[1] Reidan. 4.

Reiſe, von der er nächſter Tage wieder eintreffen würde. Zu gleicher Zeit aber erhielten alle Staatsräthe, die ſich unter ſeiner Verwaltung freiwillig verbannt hatten, von dem Hofe Befehl, ſich im Senate zu Brüſſel wieder einzufinden. Ob nun gleich dieſer letztere Umſtand ſeine Wiederkunft nicht ſehr glaublich machte, und man jene Erfindung nur für ein trotziges Elend erklärte, ſo ſchlug dennoch die entfernteſte Möglichkeit ſeiner Wiederkunft gar ſehr den Triumph nieder, den man über ſeinen Abzug feierte. Die Statthalterin ſelbſt ſcheint ungewiß geweſen zu ſeyn, was ſie an dieſem Gerüchte für wahr halten ſollte, denn ſie erneuerte in einem neuen Briefe an den König alle Vorſtellungen und Gründe, die ihn abhalten ſollten, dieſen Miniſter zurückkommen zu laſſen. **Granvella** ſelbſt ſuchte in ſeinem Briefwechſel mit **Barlaimont** und **Viglius** dieſes Gerücht zu unterhalten, und wenigſtens noch durch weſenloſe Träume ſeine Feinde zu ſchrecken, die er durch ſeine Gegenwart nicht mehr peinigen konnte. Auch war die Furcht vor dem Einfluſſe dieſes Mannes ſo übertrieben groß, daß man ihn endlich auch aus ſeinem eigenen Vaterlande verjagte.

Nachdem **Pius der Vierte** geſtorben war, machte **Granvella** eine Reiſe nach Rom, um der neuen Papſtwahl beizuwohnen, und dort zugleich einige Aufträge ſeines Herrn zu beſorgen, deſſen Vertrauen ihm unverloren geblieben war. Bald darauf machte ihn dieſer zum Unterkönige von Neapel, wo er den Verführungen des Himmelsſtrichs erlag, und einen Geiſt, den kein Schickſal gebeugt hatte, von der Wolluſt übermannen ließ. Er war zweiundſechzig Jahre alt, als ihn der König wieder nach Spanien zurücknahm, wo er fortfuhr, die italieniſchen Angelegenheiten mit unumſchränkter Vollmacht zu beſorgen. Ein finſteres Alter und der ſelbſtzufriedene Stolz einer ſechzigjährigen Geſchäftsverwaltung machte ihn zu einem harten und unbilligen Richter fremder Meinungen, zu einem Sklaven des Herkommens, und einem läſtigen Lobredner vergangener Zeiten.

Aber die Staatskunſt des untergehenden Jahrhunderts war die Staatskunſt des aufgehenden nicht mehr. Die Jugend des neuen Miniſteriums wurde bald eines ſo gebieteriſchen Aufſehers müde, und Philipp ſelbſt fing an, einen Rathgeber zu meiden, der nur die Thaten ſeines Vaters lobenswürdig fand. Nichts deſto weniger vertraute er ihm noch zuletzt ſeine ſpaniſchen Länder an, als ihn die Eroberung Portugals nach Liſſabon forderte. Er ſtarb endlich auf einer italieniſchen Reiſe in der Stadt Mantua im drei und ſiebenzigſten Jahre ſeines Lebens, und im Vollgenuſſe ſeines Ruhms, nachdem er vierzig Jahre ununterbrochen das Vertrauen ſeines Königs beſeſſen hatte.[1]

---

[1] Strad. Dec. I. L. III. IV. p. 88 – 98.

Der Staatsrath.

(1564.) Unmittelbar nach dem Abzuge des Miniſters zeigten ſich alle die glücklichen Folgen, die man ſich von ſeiner Entfernung verſprochen hatte. Die mißvergnügten Großen nahmen ihre Stelle im Staatsrathe wieder ein, und widmeten ſich den Staatsgeſchäften wieder mit gedoppeltem Eifer, um keiner Sehnſucht nach dem Vertriebenen Raum zu geben, und durch den glücklichen Gang der Staatsverwaltung ſeine Entbehrlichkeit zu erweiſen. Das Gedränge war groß um die Herzogin. Alles wetteiferte, einander an Bereitwilligkeit, an Unterwerfung, an Dienſteifer zu übertreffen; bis in die ſpäte Nacht wurde die Arbeit verlängert; die größte Eintracht unter allen drei Curien, das beſte Verſtändniß zwiſchen dem Hofe und den Ständen. Von der Gutherzigkeit des niederländiſchen Adels war Alles zu erhalten, ſobald ſeinem Eigenſinne und Stolze durch Vertrauen und Willfährigkeit geſchmeichelt war. Die Statthalterin benutzte die erſte Freude der Nation, um ihr die Einwilligung in einige Steuern abzulocken, die unter der vorigen Verwaltung nicht zu ertrotzen geweſen war. Der große Kredit des Adels bei dem Volke unterſtützte ſie darin auf das Nachdrücklichſte, und bald lernte ſie dieſer Nation das Geheimniß ab, daß ſich auf dem deutſchen Reichstage ſo oft bewährt hat, daß man nur viel fordern müſſe, um immer etwas von ihr zu erhalten. Sie ſelbſt ſah ſich mit Vergnügen ihrer langen Knechtſchaft entledigt; der wetteifernde Fleiß des Adels erleichterte ihr die Laſt der Geſchäfte, und ſeine einſchmeichelnde Demuth ließ ſie die ganze Süßigkeit ihrer Herrſchaft empfinden.[1]

(1564.) Granvella war zu Boden geworfen, aber noch ſtand ſein Anhang. Seine Politik lebte in ſeinen Geſchöpfen, die er im geheimen Rathe und im Finanzrathe zurückließ. Der Haß glimmte noch unter den Parteien, nachdem der Anführer längſt vertrieben war, und die Namen der Oraniſch- und Königlich-Geſinnten, der Patrioten und Kardinaliſten fuhren noch immer fort, den Senat zu theilen, und das Feuer der Zwietracht zu unterhalten. Viglius von Zuichem von Aytta, Präſident des geheimen Raths, Staatsrath und Siegelbewahrer, galt jetzt für den wichtigſten Mann im Senate, und die mächtigſte Stütze der Krone und der Tiare. Dieſer verdienſtvolle Greis, dem wir einige ſchätzbare Beiträge zu der Geſchichte des niederländiſchen Aufruhrs verdanken, und deſſen vertrauter Briefwechſel mit ſeinen Freunden uns in Erzählung derſelben mehrmals geleitet hat, war einer der größten Rechtsgelehrten ſeiner Zeit, dabei noch Theolog und Prieſter, und hatte ſchon unter dem Kaiſer die wichtigſten Aemter bekleidet. Der Umgang mit den gelehrteſten Männern, welche jenes Zeitalter zierten, und an deren Spitze ſich **Erasmus** von Rotterdam befand, mit öftern Reiſen verbunden, die er in Geſchäften des Kaiſers anſtellte, hatten den Kreis ſeiner Kenntniſſe und Erfahrungen erweitert, und ſeine Grundſätze in manchen Stücken über ſeine Zeiten erhoben. Der Ruhm ſeiner Gelehrſamkeit erfüllte ſein ganzes Jahrhundert, und hat ſeinen Namen zur Nachwelt getragen. Als im Jahre 1548 auf dem Reichstage zu Augsburg die Verbindung der Niederlande mit dem deutſchen Reiche feſtgeſetzt werden ſollte, ſchickte **Karl der Fünfte** dieſen Staatsmann dahin, die Angelegenheit der Provinzen zu führen, und ſeine Geſchicklichkeit vorzüglich half die Unterhandlungen zum Vortheile der Niederlande lenken.[1] Nach dem Tode des Kaiſers war **Viglius** der Vorzüglichſten einer, welche **Philipp** aus der Verlaſſenſchaft ſeines Vaters empfing, und einer der Wenigen, in denen er ſein Gedächtniß ehrte. Das Glück des Miniſters **Granvella**, an den ihn eine frühe Bekanntſchaft gekettet hatte, trug auch ihn mit empor; aber er theilte den Fall ſeines Gönners nicht, weil er ſeine Herrſchſucht und ſeinen Haß nicht getheilt hatte. Ein zwanzigjähriger Aufenthalt in den Provinzen, wo ihm die wichtigſten Geſchäfte anvertraut worden waren, die geprüfteſte Treue gegen ſeinen Monarchen, und die eifrigſte Anhänglichkeit an den katholiſchen Glauben machten ihn zum vorzüglichſten Werkzeuge der Monarchie in den Niederlanden.[2]

---

[1] Hopper. 38. Burg. 78. 79. Strad. 85. 98. Grot. 17.

---

[1] A. G. d. v. N. II. Theil. 504 u. folg.

[2] Vita Vigl.

Viglius war ein Gelehrter, aber kein Denker; ein erfahrner Geſchäftsmann, aber kein erleuchteter Kopf; nicht ſtarke Seele genug, die Feſſeln des Wahns, wie ſein Freund, **Eraſmus**, zu brechen, und noch viel weniger ſchlimm genug, ſie, wie ſein Vorgänger, Granvella, ſeiner Leidenſchaft dienen zu laſſen. Zu ſchwach und zu verzagt, der kühnern Leitung ſeines eigenen Verſtandes zu folgen, vertraute er ſich lieber dem bequemern Pfade des Gewiſſens an; eine Sache war gerecht, ſobald ſie ihm Pflicht war. Er gehörte zu den rechtſchaffenen Menſchen, die den ſchlimmen unentbehrlich ſind; auf ſeine Redlichkeit rechnete der Betrug. Ein halbes Jahrhundert ſpäter hätte er ſeine Unſterblichkeit von der Freiheit empfangen, die er jetzt unterdrücken half. Im geheimen Rathe zu Brüſſel diente er der Tyrannei; im Parlamente zu London, oder im Senate zu Amſterdam wär' er vielleicht wie **Thomas Morus** und **Olden Barneveldt** geſtorben.

Einen nicht weniger furchtbaren Gegner, als Viglius war, hatte die Faktion an dem Präſidenten des Finanzraths, dem Grafen Barlaimont. Es iſt wenig, was uns die Geſchichtſchreiber von dem Verdienſte und den Geſinnungen dieſes Mannes aufbewahrt haben; die blendende Größe ſeines Vorgängers, des Kardinals Granvella, verdunkelte ihn; nachdem dieſer von dem Schauplatze verſchwunden war, drückte ihn die Ueberlegenheit der Gegenpartei nieder; aber auch nur das Wenige, was wir von ihm auffinden können, verbreitet ein günſtiges Licht auf ſeinen Charakter. Mehr als einmal bemüht ſich der Prinz von Oranien, ihn von dem Intereſſe des Kardinals abzuziehen, und ſeiner eigenen Partei einzuverleiben. — Beweis genug, daß er einen Werth auf dieſe Eroberung legte. Alle ſeine Verſuche ſchlagen fehl, ein Beweis, daß er mit keinem ſchwankenden Charakter zu thun hatte. Mehr als einmal ſehen wir ihn, allein unter allen Mitgliedern des Raths, gegen die überlegene Faktion heraustreten, und das Intereſſe der Krone, das ſchon in Gefahr iſt, aufgeopfert zu werden, gegen den allgemeinen Widerſpruch in Schutz nehmen. Als der Prinz von Oranien die Ritter des goldenen Vließes in ſeinem Hauſe verſammelt hatte, um über die Aufhebung der Inquiſition vorläufig einen Schluß zu faſſen, war Barlaimont der Erſte, der die Geſetzwidrigkeit dieſes Verfahrens rügte, und der Erſte, der der Regentin davon Unterricht gab. Einige Zeit darauf fragte ihn der Prinz, ob die Regentin um jene Zuſammenkunft wiſſe, und Barlaimont ſtand keinen Augenblick an, ihm die Wahrheit zu geſtehen. Alle Schritte, die von ihm aufgezeichnet ſind, verrathen einen Mann, den weder Beiſpiel, noch Menſchenfurcht verſuchen, der mit feſtem Muthe und unüberwindlicher Beharrlichkeit der Partei getreu bleibt, die er einmal gewählt hat, der aber zugleich zu ſtolz und deſpotiſch dachte, um eine andere als dieſe zu wählen.[1]

Noch werden uns unter dem königlichen Anhange zu Brüſſel der Herzog von Arſchot, die Grafen von Mannsfeld, Megen und Aremberg genannt — alle drei geborne Niederländer, und alſo mit dem ganzen niederländiſchen Adel, wie es ſchien, auf gleiche Art aufgefordert, der Hierarchie und der monarchiſchen Gewalt in ihrem Vaterlande entgegen zu arbeiten. Um ſo mehr muß uns der entgegengeſetzte Geiſt ihres Betragens befremden, der deſto auffallender iſt, weil wir ſie mit den vornehmſten Gliedern der Faktion in freundſchaftlichen Verhältniſſen finden, und gegen die gemeinſchaftlichen Laſten des Vaterlandes nichts weniger als unempfindlich ſehen. Aber ſie fanden in ihrem Buſen nicht Selbſtvertrauen, nicht Heldenmuth genug, einen ungleichen Kampf mit einem ſo überlegenen Gegner zu wagen. Mit feiger Klugheit unterwarfen ſie ihren gerechten Unwillen dem Geſetze der Nothwendigkeit, und legten ihrem Stolze lieber ein hartes Opfer auf, weil ihre verzärtelte Eitelkeit keines mehr zu bringen vermochte. Zu wirthſchaftlich und zu weiſe, um das gewiſſe Gut, das ſie von der freiwilligen Großmuth ihres Herrn ſchon beſaßen, von ſeiner Gerechtigkeit oder Furcht erſt ertrotzen zu wollen, oder ein wirkliches Glück hinzugeben, um den Schatten eines andern zu retten, nutzten ſie vielmehr den günſtigen Augenblick, einen Wucher mit ihrer Beſtändigkeit zu treiben, die jetzt, bei dem allgemeinen Abfalle des Adels, im Preiſe geſtiegen war. Wenig empfindlich für den wahren Ruhm, ließen ſie ihren Ehrgeiz entſcheiden, welche Partei ſie ergreifen ſollten; kleiner Ehrgeiz aber beugt ſich unter das harte Joch des Zwanges weit lieber, als unter die ſanfte Herrſchſchaft eines überlegenen Geiſtes. Das Geſchenk war klein, wenn ſie ſich dem Prinzen von

---

[1] Strad. 82. 83. Burgund. 91. 168. Vit. Vigl. 40.

Oranien gaben, aber das Bündniß mit der Majeſtät machte ſie zu ſeinen deſto furchtbarern Gegnern. Dort ging ihr Name unter dem zahlreichen Anhange und im Glanze ihres Nebenbuhlers verloren; auf der verlaſſenen Seite des Hofes ſtrahlte ihr dürftiges Verdienſt.

Die Geſchlechter von **Naſſau** und **Croi**, welchem letztern der Herzog **von Arſchot** angehörte, waren ſeit mehreren Regierungen Nebenbuhler an Anſehen und Würde geweſen, und ihre Eiferſucht hatte zwiſchen ihnen einen alten Familienhaß unterhalten, welchen Trennungen in der Religion zuletzt unverſöhnlich machten. Das Haus **Croi** ſtand ſeit undenklichen Jahren in einem vorzüglichen Rufe der Andacht und papiſtiſchen Heiligkeit; die Grafen **von Naſſau** hatten ſich der neuen Sekte gegeben — Gründe genug, daß Philipp **von Croi**, Herzog **von Arſchot**, eine Partei vorzog, die dem Prinzen von Oranien am meiſten entgegengeſetzt war. Der Hof unterließ nicht, einen Gewinn aus dieſem Privathaſſe zu ziehen, und dem wachſenden Anſehen des naſſauiſchen Hauſes in der Republik einen ſo wichtigen Feind entgegenzuſtellen. Die Grafen von **Mannsfeld** und **Megen** waren bisher die vertrauteſten Freunde des Grafen **von Egmont** geweſen. Gemeinſchaftlich hatten ſie mit ihm ihre Stimme gegen den Miniſter erhoben; gemeinſchaftlich die Inquiſition und die Edikte beſtritten, und redlich mit ihm zuſammengehalten bis hieher, bis an die letzten Linien ihrer Pflicht. — Dieſe drei Freunde trennten ſich jetzt an dem Scheidewege der Gefahr. **Egmonts** unbeſonnene Tugend riß ihn unaufhaltſam auf dem Pfade fort, der zum Verderben führte; ſeine gewarnten Freunde fingen noch bei guter Zeit an, auf einen vortheilhaften Rückzug zu denken. Es ſind noch Briefe auf uns gekommen, die zwiſchen den Grafen von Egmont und Mannsfeld gewechſelt worden, und die uns, obgleich in einer ſpäteren Epoche geſchrieben, doch eine getreue Schilderung ihrer damaligen Verhältniſſe liefern. „Wenn ich," antwortete der Graf von Mannsfeld ſeinem Freunde, der ihm freundſchaftliche Vorwürfe über ſeinen Abfall zum Könige gemacht hatte, „wenn ich ehemals der Meinung geweſen bin, daß das gemeine Beſte die Aufhebung der Inquiſition, die Milderung der Edikte und die Entfernung des Kardinals Granvella nothwendig mache, ſo hat uns der König ja dieſen Wunſch jetzt gewährt, und die Urſache unſerer Klagen iſt gehoben. Zu viel haben wir bereits gegen die Majeſtät des Monarchen und das Anſehen der Kirche unternommen; es iſt die höchſte Zeit, einzulenken, daß wir dem Könige, wenn er kommt, mit offener Stirn, ohne Bangigkeit entgegen gehen können. Ich für meine Perſon bin vor ſeiner Ahndung nicht bange; mit getroſtem Muthe würde ich mich auf ſeinen Wink in Spanien ſtellen, und von ſeiner Gerechtigkeit und Güte mein Urtheil mit Zuverſicht erwarten. Ich ſage dieſes nicht, als zweifelte ich, ob Graf Egmont daſſelbe von ſich behaupten könnte, aber weiſe wird Graf Egmont handeln, wenn er je mehr und mehr ſeine Sicherheit befeſtigt, und den Verdacht von ſeinen Handlungen entfernt. Höre ich," heißt es am Schluſſe, „daß er meine Warnungen beherzigt, ſo bleibt es bei

„unſerer Freundſchaft; wo nicht, ſo fühle ich mich ſtark „genug, meiner Pflicht und der Ehre alle menſchlichen „Verhältniſſe zum Opfer zu bringen.“[1]

Die erweiterte Macht des Adels ſetzte die Republik beinahe einem größern Uebel aus, als dasjenige war, dem ſie eben durch Vertreibung des Miniſters entronnen war. Durch eine lange Ueppigkeit verarmt, die zugleich ſeine Sitten aufgelöst hatte, und mit der er bereits zu ſehr vertraut worden war, um ihr nun erſt entſagen zu können, unterlag er der gefährlichen Gelegenheit, ſeinem herrſchenden Hange zu ſchmeicheln, und den erlöſchenden Glanz ſeines Glücks wieder herzuſtellen. Verſchwendungen führten die Gewinnſucht herbei, und dieſe den Wucher. Weltliche und geiſtliche Aemter wurden feil; Ehrenſtellen, Privilegien, Patente an den Meiſtbietenden verkauft; mit der Gerechtigkeit ſelbſt wurde ein Gewerbe getrieben. Wen der geheime Rath verdammt hatte, ſprach der Staatsrath wieder los; was jener verweigerte, war von dieſem für Geld zu erlangen. Zwar wälzte der Staatsrath dieſe Beſchuldigung nachher auf die zwei andern Curien zurück; aber ſein eigenes Beiſpiel war es, was dieſe anſteckte. Die erfinderiſche Habſucht eröffnete neue Quellen des Gewinns. Leben, Freiheit und Religion wurden, wie liegende Gründe, für gewiſſe Summen verſichert; für Gold waren Mörder und Uebelthäter frei, und die Nation wurde durch das Lotto beſtohlen. Ohne Rückſicht des Ranges oder Verdienſtes ſah man die Dienſtleute und Kreaturen der Staatsräthe und

---

[1] Strada 139.

Provinzſtatthalter zu den wichtigſten Bedienungen vorgeſchoben; wer etwas von dem Hofe zu erbitten hatte, mußte den Weg durch die Statthalter und ihre unterſten Diener nehmen. Kein Kunſtgriff der Verführung wurde geſpart, den Geheimſchreiber der Herzogin, **Thomas Armenteros**, einen bis jetzt unbeſcholtenen und redlichen Mann, in dieſe Ausſchweifungen mit zu verwickeln. Durch vorgeſpiegelte Betheurung von Ergebenheit und Freundſchaft wußte man ſich in ſeine Vertraulichkeit einzudrängen, und ſeine Grundſätze durch Wohlleben aufzulöſen; das verderbliche Beiſpiel ſteckte ſeine Sitten an, und neue Bedürfniſſe ſiegten über ſeine bis jetzt unbeſtechliche Tugend. Jetzt verblindete er zu Mißbräuchen, deren Mitſchuldiger er war, und zog eine Hülle über fremde Verbrechen, um unter ihr auch die ſeinigen zu verbergen. Einverſtanden mit ihm, beraubte man den königlichen Schatz, und hinterging durch ſchlechte Verwaltung ihrer Hülfsmittel die Abſichten der Regierung. Unterdeſſen taumelte die Regentin in einem lieblichen Wahne von Herrſchaft und Thätigkeit dahin, den die Schmeichelei der Großen künſtlich zu nähren wußte. Der Ehrgeiz der Parteien ſpielte mit den Schwächen einer Frau, und kaufte ihr eine wahre Gewalt mit deren weſenloſen Zeichen und einer demüthigen Außenſeite der Unterwürfigkeit ab. Bald gehörte ſie ganz der Faktion und änderte unvermerkt ihre Maximen. Auf eine ihrem vorigen Verhalten ganz entgegengeſetzte Weiſe brachte ſie jetzt Fragen, die für die andern Curien gehörten, oder Vorſtellungen, welche ihr **Viglius** ingeheim gethan, widerrechtlich vor den Staatsrath, den die Faktion beherrſchte, ſo wie ſie ihn ehemals unter Granvella's Verwaltung widerrechtlich vernachläſſigt hatte. Beinahe alle Geſchäfte und aller Einfluß wendeten ſich jetzt den Statthaltern zu. Alle Bittſchriften kommen an ſie, alle Benefizien werden von ihnen vergeben. Es kam ſo weit, daß ſie den Obrigkeiten der Städte Rechtsſachen entzogen, und vor ihre Gerichtsbarkeit brachten. Das Anſehn der Provinzialgerichte nahm ab, wie ſie das ihrige erweiterten, und mit dem Anſehn der Obrigkeit lag die Rechtspflege und bürgerliche Ordnung darnieder. Bald folgten die kleinern Gerichtshöfe dem Beiſpiel der Landesregierung. Der Geiſt, der den Staatsrath zu Brüſſel beherrſchte, verbreitete ſich bald durch alle Provinzen. Beſtechungen, Indulgenzen, Räubereien, Verkäuflichkeit des Rechts wurden allgemein auf den Richterſtühlen des Landes, die Sitten fielen, und die neuen Sekten benutzten dieſe Licenz, um ihren Kreis zu erweitern. Die duldſamern Religionsgeſinnungen des Adels, der entweder ſelbſt auf die Seite der Neuerer hing, oder wenigſtens die Inquiſition als ein Werkzeug des Despotismus verabſcheute, hatten die Strenge der Glaubensedikte aufgelöſt; durch die Freibriefe, welche man mehreren Proteſtanten ertheilte, wurden dem heiligen Amte ſeine beſten Opfer entzogen. Durch nichts konnte der Adel ſeinen nunmehrigen neuen Antheil an der Landesregierung dem Volke gefälliger ankündigen, als wenn er ihm das verhaßte Tribunal der Inquiſition zum Opfer brachte — und dazu bewog ihn ſeine Neigung noch mehr, als die Vorſchrift der Politik. Die Nation ging augenblicklich von dem drückendſten Zwange der Intoleranz in einen Zuſtand der Freiheit über, deſſen ſie bereits zu ſehr entwöhnt war, um ihn mit Mäßigung auszuhalten. Die Inquiſitoren, des obrigkeitlichen Beiſtandes beraubt, ſahen ſich mehr verlacht, als gefürchtet. In Brügges ließ der Stadtrath ſelbſt einige ihrer Diener, die ſich eines Ketzers bemächtigen wollten, bei Waſſer und Brod in's Gefängniß ſetzen. Um eben dieſe Zeit ward in Antwerpen, wo der Pöbel einen vergeblichen Verſuch gemacht hatte, dem heiligen Amte einen Ketzer zu entreißen, eine mit Blut geſchriebene Schrift auf öffentlichem Markte angeſchlagen, welche enthielt, daß ſich eine Anzahl Menſchen verſchworen habe, den Tod dieſes Unſchuldigen zu rächen.[1]

Von der Verderbniß, welche den ganzen Staatsrath ergriffen, hatten ſich der geheime Rath und der Finanzrath, in denen **Viglius** und **Barlaimont** den Vorſitz führten, noch größtentheils rein erhalten.

Da es der Faktion nicht gelang, ihre Anhänger in dieſe zwei Curien einzuſchieben, ſo blieb ihr kein anders Mittel übrig, als beide ganz außer Wirkſamkeit zu ſetzen, und ihre Geſchäfte in den Staatsrath zu verpflanzen. Um dieſen Entwurf durchzuſetzen, ſuchte ſich der Prinz von Oranien des Beiſtandes der übrigen Staatsräthe zu verſichern. „Man nenne ſie zwar Senatoren,“ ließ er ſich öfters gegen ſeinen Anhang heraus, „aber Andere beſitzen die Gewalt. Wenn man „Geld brauche, um die Truppen zu bezahlen, oder wenn

---

[1] Hopper. 40. Grot. 17. Vita Vigl. 39. Burg. 86. 87. 88. Strad. 99. 100.

„die Rede davon ſey, der eindringenden Ketzerei zu wehren, oder das Volk in Ordnung zu erhalten, ſo halte man ſich an ſie, da ſie doch weder den Schatz noch die Geſetze bewachten, ſondern nur die Organe wären, durch welche die beiden andern Collegien auf den Staat wirkten. Und doch würden ſie allein der ganzen Reichsverwaltung gewachſen ſeyn, die man unnöthiger Weiſe unter drei verſchiedenen Kammern vertheilt hätte, wenn ſie ſich nur unter einander verbinden wollten, dem Staatsrath dieſe entriſſenen Zweige der Regierung wieder einzuverleiben, damit Eine Seele den ganzen Körper belebe.“ Man entwarf vorläufig und in der Stille einen Plan, welchem zufolge zwölf neue Ritter des Vließes in den Staatsrath gezogen, die Gerechtigkeitspflege an das Tribunal zu Mecheln, dem ſie rechtmäßig zugehörte, wieder zurückgegeben, die Gnadenbriefe, Patente u. ſ. w. dem Präſidenten Viglius überlaſſen werden, ihnen aber die Verwaltung des Geldes anheimgeſtellt ſeyn ſollte. Nun ſahe man freilich alle Schwierigkeiten voraus, welche das Mißtrauen des Hofes und die Eiferſucht über die zunehmende Gewalt des Adels dieſer Neuerung entgegenſetzen würden; um ſie alſo der Regentin abzunöthigen, ſteckte man ſich hinter einige von den vornehmſten Offizieren der Armee, welche den Hof zu Brüſſel mit ungeſtümen Mahnungen an den rückſtändigen Sold beunruhigen und im Verweigerungsfalle mit einer Rebellion drohen mußten. Man leitete es ein, daß die Regentin mit häufigen Supplikken und Memorialen angegangen wurde, die über verzögerte Gerechtigkeit klagten, und die Gefahr übertrieben, welche von dem täglichen Wachsthume der Ketzerei zu beſorgen ſey. Nichts unterließ man, ihr von dem zerrütteten Zuſtande der bürgerlichen Ordnung, der Rechtspflege und der Finanzen ein ſo abſchreckendes Gemälde zu geben, daß ſie von dem Taumel, worein ſie bisher gewiegt worden war, mit Schrecken erwachte.[1] Sie beruft alle drei Curien zuſammen, um über die Mittel zu berathſchlagen, wie dieſen Zerrüttungen zu begegnen ſey. Die Mehrheit der Stimmen geht dahin, daß man einen außerordentlichen Geſandten nach Spanien ſenden müſſe, welcher den König durch eine umſtändliche und lebendige Schilderung mit dem wahren Zuſtande der Sachen bekannter machen, und ihn vielleicht zu beſſern Maßregeln vermögen könnte. Viglius, dem von dem verborgenen Plane der Faktion nicht das Mindeſte ahnete, widerſprach dieſer Meinung. »Das Uebel,« ſagte er, »worüber man klage, ſey allerdings groß und nicht zu vernachläſſigen, aber unheilbar ſey es nicht. Die Gerechtigkeit werde ſchlecht verwaltet, aber aus keinem andern Grunde, als weil der Adel ſelbſt das Anſehen der Obrigkeit durch ſein verächtliches Betragen gegen ſie herabwürdige, und die Statthalter ſie nicht genug unterſtützten. Die Ketzerei nehme überhand, weil der weltliche Arm die geiſtlichen Richter im Stiche laſſe, und weil das gemeine Volk nach dem Beiſpiele der Edeln die Verehrung gegen ſeine Obrigkeit ausgezogen habe. Nicht ſowohl die ſchlechte Verwaltung der Finanzen, als vielmehr die vorigen Kriege und die

---

[1] Burgund. 92–94. Hopper. 41. Vita Vigl. §. 87. 88.

„Staatsbedürfniſſe des Königs haben die Provinzen mit
„dieſer Schuldenlaſt beſchwert, von welcher billige Steuern
„ſie nach und nach würden befreien können. Wenn der
„Staatsrath ſeine Indulgenzen, Freibriefe und Erlaſ-
„ſungen einſchränke, wenn er die Sittenverbeſſerung
„bei ſich ſelbſt anfinge, die Geſetze mehr achtete, und
„die Obrigkeit in ihr voriges Anſehn wieder einſetzte,
„kurz, wenn nur die Collegien und die Statthalter erſt
„ihre Pflichten erfüllten, ſo würden dieſe Klagen bald
„aufhören. Wozu alſo einen neuen Geſandten nach
„Spanien, da noch nichts Neues geſchehen ſey, um
„dieſes außerordentliche Mittel zu rechtfertigen? Be-
„ſtünde man aber dennoch darauf, ſo wolle er ſich dem
„allgemeinen Gutachten nicht entgegenſetzen; nur bedinge
„er ſich aus, daß der wichtigſte Auftrag des Botſchaf-
„ters alsdann ſeyn möge, den König zu einer baldigen
„Ueberkunft zu vermögen.“ [1]

Ueber die Wahl des Botſchafters war nur Eine Stimme. Unter allen niederländiſchen Großen ſchien **Graf Egmont** der Einzige zu ſeyn, der beiden Theilen gleich Genüge thun konnte. Sein erklärter Haß gegen die Inquiſition, ſeine vaterländiſchen und freien Geſinnungen, und die unbeſcholtene Rechtſchaffenheit ſeines Charakters, leiſteten der Republik hinlängliche Bürgſchaft für ſein Betragen; aus welchen Gründen er dem König willkommen ſeyn mußte, iſt ſchon oben berührt worden. Da bei Fürſten oft ſchon der erſte Anblick das Urtheil ſpricht, ſo konnte **Egmonts** einnehmende

---

[1] Burg. 95. 96. Hopper. 41. 43 sq.

Bildung ſeine Beredſamkeit unterſtützen, und ſeinem Geſuch eine Hülfe geben, deren die gerechteſte Sache bei Königen nie entübrigt ſeyn kann. **Egmont** ſelbſt wünſchte die Geſandtſchaft, um einige Familienangelegenheiten mit dem Könige zu berichtigen.[1]

Die Kirchenverſammlung zu Trient war unterdeſſen auch geendigt, und die Schlüſſe derſelben der ganzen katholiſchen Chriſtenheit bekannt gemacht worden. Aber dieſe Schlüſſe, weit entfernt, den Zweck der Synode zu erfüllen und die Erwartungen der Religionsparteien zu befriedigen, hatten die Kluft zwiſchen beiden Kirchen vielmehr erweitert, und die Glaubenstrennung unheilbar und ewig gemacht.

Der alte Lehrbegriff, anſtatt geläutert zu ſeyn, hatte jetzt nur mehr Beſtimmtheit und eine größere Würde erhalten. Alle Spitzfindigkeiten der Lehre, alle Künſte und Anmaßungen des heiligen Stuhls, die bis jetzt mehr auf der Willkühr beruht hatten, waren nunmehr in Geſetze übergegangen, und zu einem Syſtem erhoben. Jene Gebräuche und Mißbräuche, die ſich in den barbariſchen Zeiten des Aberglaubens und der Dummheit in die Chriſtenheit eingeſchlichen, wurden jetzt für weſentliche Theile des Gottesdienſtes erklärt, und Bannflüche gegen jeden Verwegenen geſchleudert, der ſich dieſen Dogmen widerſetzen, dieſen Gebräuchen entziehen würde. Bannflüche gegen den, der an der Wunderkraft der Reliquien zweifeln, der die Knochen der Märtyrer nicht ehren, und die Fürbitte der Heiligen für unkräftig zu halten ſich erdreiſten würde. Die Kraft der Indulgenzen, die erſte Quelle des Abfalls von dem römiſchen Stuhle, war jetzt durch einen unumſtößlichen Lehrſatz erwieſen, und das Mönchthum durch einen ausdrücklichen Schluß der Synode in Schutz genommen, welcher Mannsperſonen geſtattet, im ſechzehnten Jahre, und Mädchen im zwölften, Profeß zu thun. Alle Dogmen der Proteſtanten ſind ohne Ausnahme verdammt; nicht ein einziger Schluß iſt zu ihrem Vortheile gefaßt, nicht ein einziger Schritt geſchehen, ſie auf einem ſanftern Wege in den Schooß der mütterlichen Kirche zurückzuführen. Die ärgerliche Chronik der Synode und die Ungereimtheit ihrer Entſcheidungen vermehrte bei dieſen wo möglich noch die herzliche Verachtung, die ſie längſt gegen das Papſtthum hegten, und gab ihren Angriffen neue, bis jetzt noch überſehene Blößen preis. Es war ein unglücklicher Gedanke, die beleuchtende Fackel der Vernunft den Myſterien der Kirche ſo nahe zu bringen, und mit Vernunftſchlüſſen für Gegenſtände des blinden Glaubens zu fechten.

---

[1] Strada 103.

Und die Schlüſſe des Conciliums befriedigten auch nicht einmal alle katholiſchen Mächte. Frankreich verwarf ſie ganz, ſowohl den Calviniſten zu gefallen, als auch weil die Superiorität, deren ſich der Papſt über das Concilium anmaßte, es beleidigte; auch einige katholiſche Fürſten Deutſchlands erklärten ſich dagegen. So wenig **Philipp der Zweite** von gewiſſen Artikeln darin erbaut war, die zu nahe an ſeine eigenen Rechte ſtreiften, worüber kein Monarch der Welt mit mehr Eiferſucht wachen konnte, als er; ſo ſehr ihn der große

Einfluß des Papſtes auf das Concilium und die willkührliche, übereilte Aufhebung deſſelben beleidigt hatte, ſo eine gerechte Urſache zur Feindſeligkeit ihm endlich der Papſt durch die Zurückſetzung ſeines Geſandten gab, ſo willig zeigte er ſich doch, die Schlüſſe des Conciliums anzuerkennen, die auch in dieſer Geſtalt ſeinem Lieblingsentwurfe, der Ketzervertilgung, zu Statten kamen. Alle übrige politiſche Rückſichten wurden dieſer Angelegenheit nachgeſetzt, und er gab Befehl, ſie in allen ſeinen Staaten abzukündigen.[1]

Der Geiſt des Aufruhrs, der alle niederländiſche Provinzen bereits ergriffen hatte, bedurfte dieſes neuen Zunders nicht mehr. Die Gemüther waren in Gährung, das Anſehn der römiſchen Kirche bei Vielen ſchon auf's Tiefſte geſunken; unter ſolchen Umſtänden konnten die gebieteriſchen und oft abgeſchmackten Entſcheidungen des Conciliums nicht anders als anſtößig ſeyn; aber ſo ſehr konnte Philipp der Zweite ſeinen Charakter nicht verleugnen, daß er Völkern, die eine andere Sonne, ein anderes Erdreich und andere Geſetze haben, einen andern Glauben erlaubte. Die Regentin empfing den gemeſſenſten Befehl, in den Niederlanden eben denſelben Gehorſam gegen die trientiſchen Schlüſſe zu erpreſſen, der ihnen in Spanien und Italien geleiſtet ward.[2]

---

[1] Hist. de Philippe II. Watson. T. II. L. V. Thuan. II. 29. 491. 330. Essay sur les Moeurs. T. III. Concile de Trente. Meteren 59. 60.

[2] Strada 102.

Die Schlüſſe fanden den heftigſten Widerſpruch in dem Staatsrathe zu Brüſſel. Die Nation — erklärte **Wilhelm von Oranien** — würde und könnte dieſelben nicht anerkennen, da ſie größtentheils den Grundgeſetzen ihrer Verfaſſung zuwider lieſen, und aus ähnlichen Gründen von mehreren katholiſchen Fürſten verworfen worden ſeyen. Beinahe der ganze Staatsrath war auf Oraniens Seite; die meiſten Stimmen gingen dahin, daß man den König bereden müſſe, die Schlüſſe entweder ganz zurückzunehmen, oder ſie wenigſtens nur unter gewiſſen Einſchränkungen bekannt zu machen. Dieſem widerſetzte ſich Viglius und beſtand auf dem Buchſtaben der königlichen Befehle. „Die Kirche,“ ſagte er, „hat zu allen Zeiten die Reinigkeit ihrer Lehre „und die Genauigkeit der Disciplin durch ſolche allge„meine Concilien erhalten. Den Glaubensirrungen, „welche unſer Vaterland ſchon ſo lange beunruhigen, „kann kein kräftigeres Mittel entgegengeſetzt werden, „als eben dieſe Schlüſſe, auf deren Verwerfung man „jetzt dringt. Wenn ſie auch hier und da mit den Ge„rechtigkeiten des Bürgers und der Conſtitution im „Widerſpruche ſtehen, ſo iſt dies ein Uebel, dem man „durch eine kluge und ſchonende Handhabung derſelben „leicht begegnen kann. Uebrigens gereicht es unſerm „Herrn, dem König von Spanien, ja zur Ehre, daß „er allein vor allen Fürſten ſeiner Zeit nicht gezwungen „iſt, ſein beſſeres Wiſſen der Nothwendigkeit unterzu„ordnen, und Maßregeln aus Furcht zu verwerfen, die „das Wohl der Kirche von ihm heiſcht, und das Glück „ſeiner Unterthanen ihm zur Pflicht macht.“ Da die

Schlüſſe Verſchiedenes enthielten, was gegen die Rechte der Krone ſelbſt verſtieß, ſo nahmen Einige davon Veranlaſſung, vorzuſchlagen, daß man dieſe Kapitel wenigſtens bei der Bekanntmachung hinweglaſſen ſollte. Damit der König dieſer anſtößigen und ſeiner Würde nachtheiligen Punkte mit guter Art überhoben würde, ſo wollten ſie die niederländiſche Nationalfreiheit vorſchützen, und den Namen der Republik zu dieſem Eingriffe in das Concilium hergeben. Aber der König hatte die Schlüſſe in ſeinen übrigen Staaten ohne Bedingung aufgenommen und durchſetzen laſſen, und es war nicht zu erwarten, daß er den übrigen katholiſchen Mächten dieſes Muſter von Widerſetzlichkeit geben, und das Gebäude ſelbſt untergraben werde, das er zu gründen ſo befliſſen geweſen war.[1]

---

[1] Watson. T. I. L. VII. 262. Strad. 103. Burg. 115.

Graf Egmont in Spanien.

Dem Könige, dieſer Schlüſſe wegen, Vorſtellungen zu thun, ihm ein milderes Verfahren gegen die Proteſtanten abzugewinnen, und auf die Einziehung der beiden andern Rathsverſammlungen anzutragen, war der Auftrag, der dem Grafen von Egmont von Seiten der Mißvergnügten gegeben war; die Widerſetzlichkeit des niederländiſchen Volks gegen die Edikte vor das Ohr des Monarchen zu bringen, ihn von der Unmöglichkeit zu überführen, dieſe Edikte in ihrer ganzen Strenge zu handhaben, ihm über den ſchlechten Zuſtand des Kriegsweſens und der Finanzen in ſeinen niederländiſchen Staaten die Augen zu öffnen, ward ihm von der Statthalterin empfohlen.

Die Beſtallung des Grafen wurde von dem Präſidenten Viglius entworfen. Sie enthielt große Klagen über den Verfall der Gerechtigkeitspflege, den Anwachs der Ketzerei und die Erſchöpfung des Schatzes. Auf die perſönliche Ueberkunft des Königs wurde nachdrücklich gedrungen. Das Uebrige war der Beredſamkeit des Botſchafters vorbehalten, dem die Statthalterin einen Wink gab, eine ſo ſchöne Gelegenheit nicht von der Hand zu ſchlagen, um ſich in der Gunſt ſeines Herrn feſtzuſetzen.

Die Verhaltungsbefehle des Grafen und die Vorſtellungen, welche durch ihn an den König ergehen ſollten, fand der Prinz von Oranien in viel zu allgemeinen und ſchwankenden Ausdrücken abgefaßt. „Die Schilderung,“ ſagt er, „welche der Präſident von unſern Beſchwerden gemacht, iſt weit unter der Wahrheit geblieben. Wie kann der König die ſchicklichſten Heilmittel anwenden, wenn wir ihm die Quellen des Uebels verhehlen? Laßt uns die Zahl der Ketzer nicht geringer angeben, als ſie wirklich iſt; laßt uns aufrichtig eingeſtehen, daß jede Provinz, jede Stadt, jeder noch ſo kleine Flecken davon wimmelt; laßt uns auch nicht bergen, daß ſie die Strafbefehle verachten, und wenig Ehrfurcht gegen die Obrigkeit hegen. Wozu alſo noch dieſe Zurückhaltung? Aufrichtig dem Könige geſtanden, daß die Republik in dieſem Zuſtande nicht verharren kann. Der geheime Rath freilich wird anders urtheilen, dem eben dieſe allgemeine Zerrüttung willkommen heißt. Denn woher ſonſt dieſe ſchlechte Verwaltung der Gerechtigkeit, dieſe allgemeine Verderbniß der Richterſtühle, als von ſeiner Habſucht, die durch nichts zu erſättigen iſt? Woher dieſe Pracht, dieſe ſchändliche Ueppigkeit jener Kreaturen, die wir aus dem Staube haben ſteigen ſehen, wenn ſie nicht durch Beſtechung dazu gekommen ſind? Hören wir nicht täglich von dem Volke, daß kein anderer Schlüſſel ſie eröffnen könne, als Geld, und beweiſen nicht ihre Trennungen unter einander ſelbſt, wie ſchlecht ſie von der Liebe zum Ganzen ſich beherrſchen laſſen? Wie können Menſchen zum allgemeinen Beſten rathen, die das Opfer ihrer eigenen Leidenſchaft ſind? Meinen ſie etwa, daß Wir, die Statthalter der Provinzen, dem Gutbefinden eines infamen Liktors mit unſern Soldaten zu Gebote ſtehen

„ſollen? Laßt ſie ihren Indulgenzen und Erlaſſungen „Grenzen ſetzen, womit ſie gegen diejenigen, denen wir „ſie verſagen, ſo verſchwenderiſch ſind. Niemand kann „Verbrechen erlaſſen, ohne gegen das Ganze zu ſündigen, und das allgemeine Uebel durch einen Beitrag „zu vermehren. Mir, ich geſtehe es, hat es niemals „gefallen, daß die Geheimniſſe des Staats und die „Regierungsgeſchäfte ſich unter ſo viele Kollegien vertheilen. Der Staatsrath reicht hin für alle; mehrere „Patrioten haben dieſes längſt ſchon im Stillen empfunden, und ich erkläre es jetzt laut. Ich erkläre, „daß ich für alle Uebel, worüber Klage geführt wird, „kein anderes Gegenmittel weiß, als jene beiden Kammern in dem Staatsrathe aufhören zu laſſen. Dieſes „iſt es, was man von dem Könige zu erhalten ſuchen „muß, oder dieſe neue Geſandtſchaft iſt wiederum ganz „zwecklos und unnütz geweſen.“ Und nun theilte der Prinz dem verſammelten Senate den Entwurf mit, von welchem oben die Rede war. **Viglius**, gegen den dieſer neue Vorſchlag eigentlich und am meiſten gerichtet war, und dem die Augen jetzt plötzlich geöffnet wurden, unterlag der Heftigkeit ſeines Verdruſſes. Die Gemüthsbewegung war ſeinem ſchwächlichen Körper zu ſtark, und man fand ihn am folgenden Morgen vom Schlage gelähmt und in Gefahr des Lebens.[1]

Seine Stelle übernahm Joachim Hopper, aus dem geheimen Rathe zu Brüſſel, ein Mann von alter Sitte und unbeſcholtener Redlichkeit, des Präſidenten vertrauteſter und würdigſter Freund.[1] Er machte zu Gunſten der Oraniſchen Partei noch einige Zuſätze zu der Ausfertigung des Geſandten, welche die Abſchaffung der Inquiſition und die Vereinigung der drei Curien betrafen, nicht ſowohl mit Genehmigung der Regentin, als vielmehr, weil ſie es nicht verbot. Als darauf Graf von Egmont von dem Präſidenten, der ſich unterdeſſen von ſeinem Zufalle wieder erholt hatte, Abſchied nahm, bat ihn dieſer, ihm die Entlaſſung von ſeinem Poſten aus Spanien mitzubringen. Seine Zeiten, erklärte er, ſeyen vorüber; er wolle ſich, nach dem Beiſpiele ſeines Vorgängers und Freundes, Granvella, in die Stille des Privatlebens zurückziehen, und dem Wankelmuthe des Glücks zuvorkommen. Sein Genius warne ihn vor einer ſtürmiſchen Zukunft, womit er ſich nicht gerne vermengen wolle.[2]

---

[1] Vita Vigl. 35. 88. 89. Burg. 97—102.

Der Graf von Egmont trat im Jänner des Jahres 1565 ſeine Reiſe nach Spanien an, und wurde daſelbſt mit einer Güte und Achtung empfangen, die keinem ſeines Standes vor ihm widerfahren war. Alle kaſtilianiſchen Großen, vom Beiſpiele ihres Königs beſiegt, oder vielmehr ſeiner Staatskunſt getreu, ſchienen ihren verjährten Groll gegen den flämiſchen Adel ausgezogen zu haben, und beeiferten ſich in die Wette, ihn durch ein angenehmes Bezeigen zu gewinnen. Alle ſeine Privatgeſuche wurden ihm von dem Könige bewilligt, ja, ſeine Erwartungen hierin ſogar übertroffen, und während der ganzen Zeit ſeines dortigen Aufenthalts hatte er Urſache genug, ſich der Gaſtfreiheit des Monarchen zu rühmen. Dieſer gab ihm die nachdrücklichſten Verſicherungen von ſeiner Liebe zu dem niederländiſchen Volke, und machte ihm Hoffnung, daß er nicht ungeneigt ſey, ſich dem allgemeinen Wunſche zu fügen, und von der Strenge der Glaubensverordnungen etwas nachzulaſſen. Zu gleicher Zeit aber ſetzte er in Madrid eine Kommiſſion von Theologen nieder, denen die Frage aufgelegt wurde, ob es nöthig ſey, den Provinzen die verlangte Religionsduldung zu bewilligen? Da die mehrſten darunter der Meinung waren, die beſondere Verfaſſung der Niederlande und die Furcht vor einer Empörung dürfte hier wohl einen Grad von Nachſicht entſchuldigen, ſo wurde die Frage noch bündiger wiederholt: „Er verlange nicht zu wiſſen,“ hieß es, „ob er es dürfe, ſondern ob er es müſſe?“ Als man das Letzte verneinte, ſo erhub er ſich von ſeinem Sitze, und kniete vor einem Kruzifixe nieder. „So bitte ich dich denn, Majeſtät des Allmächtigen,“ rief er aus, „daß du mich nie ſo tief mögeſt ſinken laſſen, ein Herr derer zu ſeyn, die dich von ſich ſtoßen!“ Und nach dieſem Muſter ungefähr fielen die Maßregeln aus, die er in den Niederlanden zu treffen geſonnen war. Ueber den Artikel der Religion war die Entſchließung dieſes Monarchen einmal für ewig gefaßt; die dringendſte Nothwendigkeit konnte ihn vielleicht nöthigen, bei Durchſetzung der

---

[1] Vita Vigl. §. 89. Der Nämliche, aus deſſen Mémoires ich viele Aufſchlüſſe über dieſe Epoche geſchöpft habe. Seine nachherige Abreiſe nach Spanien hat den Briefwechſel zwiſchen ihm und dem Präſidenten veranlaßt, der eines der ſchätzbarſten Dokumente für dieſe Geſchichte iſt.

[2] Burgund. 103.

Strafbefehle weniger ſtreng zu ſeyn, aber niemals, ſie geſetzlich zurückzunehmen, oder nur zu beſchränken. Egmont ſtellte ihm vor, wie ſehr ſelbſt dieſe öffentlichen Hinrichtungen der Ketzer täglich ihren Anhang verſtärken, da die Beiſpiele ihres Muths und ihrer Freudigkeit im Tode die Zuſchauer mit der tiefſten Bewunderung erfüllten, und ihnen hohe Meinungen von einer Lehre erweckten, die ihre Bekenner zu Helden machen kann. Dieſe Vorſtellung fiel bei dem Könige zwar nicht auf die Erde, aber ſie wirkte etwas ganz Anderes, als damit gemeint worden war. Um dieſe verführeriſchen Auftritte zu vermeiden, und der Strenge der Edikte doch nichts dadurch zu vergeben, verfiel er auf einen Ausweg, und beſchloß, daß die Hinrichtungen in's Künftige — heimlich geſchehen ſollten. Die Antwort des Königs auf den Inhalt ſeiner Geſandtſchaft wurde dem Grafen ſchriftlich an die Statthalterin mitgegeben. Ehe er ihn entließ, konnte er nicht umhin, ihn über ſein Bezeigen gegen Granvella zur Rechenſchaft zu ziehen, wobei er insbeſondere auch der Spottliverei gedachte. Egmont betheuerte, daß das Ganze nichts als ein Tafelſcherz geweſen, und nichts damit gemeint worden ſey, was die Achtung gegen den Monarchen verletzte. Wüßte er, daß es einem Einzigen unter ihnen eingefallen wäre, etwas ſo Schlimmes dabei zu denken, ſo würde er ſelbſt ihn vor ſeinen Degen fordern.[1]

Bei ſeiner Abreiſe machte ihm der Monarch ein Geſchenk von fünfzigtauſend Gulden, und fügte noch die

---

[1] Grot. VI. Hopper. 43. 44. 45. Strad. 104. 105. 106.

Verſicherung hinzu, daß er die Verſorgung ſeiner Töchter über ſich nehmen würde. Er erlaubte ihm zugleich, den jungen Farneſe von Parma mit ſich nach Brüſſel zu nehmen, um der Statthalterin, ſeiner Mutter, dadurch eine Aufmerkſamkeit zu bezeigen.[1] Die verſtellte Sanftmuth des Königs, und die Betheuerungen eines Wohlwollens für die niederländiſche Nation, das er nicht empfand, hintergingen die Redlichkeit des Flamänders. Glücklich durch die Glückſeligkeit, die er ſeinem Vaterlande zu überbringen meinte, und von der es nie weiter entfernt geweſen war, verließ er Madrid über alle Erwartung zufrieden, um alle niederländiſchen Provinzen mit dem Ruhme ihres guten Königs zu erfüllen.

Gleich die Eröffnung der königlichen Antwort im Staatsrathe zu Brüſſel ſtimmte dieſe angenehmen Hoffnungen ſchon merklich herunter. „Obgleich ſein Entſchluß in Betreff der Glaubensedikte,“ lautete ſie, „feſt und unwandelbar ſey, und er lieber tauſend Leben verlieren, als nur Einen Buchſtaben daran abändern wolle, ſo habe er doch, durch die Vorſtellungen des Grafen von Egmont bewogen, auf der andern Seite keines von den gelinden Mitteln unverſucht laſſen wollen, wodurch das Volk vor der ketzeriſchen Verderbniß bewahrt, und jenen unabänderlichen Strafen entriſſen werden könnte. Da er nun aus des Grafen Bericht vernommen, daß die vornehmſte Urſache der bisherigen Glaubensirrungen in der Sittenverderbniß der niederländiſchen Geiſtlichkeit, dem ſchlechten Unterrichte des

---

[1] Strad. 107.

„Volks, und der verwahrloſten Erziehung der Jugend „zu ſuchen ſey, ſo trage er ihr hiermit auf, eine beſondere Kommiſſion von drei Biſchöfen und einigen der „geſchickteſten Theologen niederzuſetzen, deren Geſchäft „es wäre, ſich über die nöthige Reform zu berathſchlagen, damit das Volk nicht fernerhin aus Aergerniß „wanke, oder aus Unwiſſenheit in den Irrthum ſtürze. „Weil er ferner gehört, daß die öffentlichen Todesſtrafen der Ketzer dieſen nur Gelegenheit gäben, mit einem „tollkühnen Muthe zu prahlen, und den gemeinen Haufen durch einen Schein von Märtyrerruhm zu bethören, „ſo ſolle die Kommiſſion Mittel in Vorſchlag bringen, „wie dieſen Hinrichtungen mehr Geheimniß zu geben, „und den verurtheilten Ketzern die Ehre ihrer Standhaftigkeit zu entreiſſen ſey.“ Um aber ja gewiß zu ſeyn, daß dieſe Privatſynode ihren Auftrag nicht überſchreite, ſo verlangte er ausdrücklich, daß der Biſchof von Ypern, ein verſicherter Mann, und der ſtrengſte Eiferer für den katholiſchen Glauben, von den kommittirten Räthen ſeyn ſollte. Die Berathſchlagung ſollte wo möglich in der Stille und unter dem Scheine, als ob ſie die Einführung der trientiſchen Schlüſſe zum Zweck hätte, vor ſich gehen; wahrſcheinlich, um den römiſchen Hof durch dieſe Privatſynode nicht zu beunruhigen, und dem Geiſte der Rebellion in den Provinzen keine Aufmunterung dadurch zu geben. Bei der Sitzung ſelbſt ſollte die Herzogin nebſt einigen treugeſinnten Staatsräthen anweſend ſeyn, und ſodann ein ſchriftlicher Bericht von dem, was darin ausgemacht worden, an ihn erlaſſen werden. Zu ihren dringendſten Bedürfniſſen ſchickte er ihr einſtweilen einiges Geld. Er machte ihr Hoffnung zu ſeiner perſönlichen Ueberkunſt; erſt aber müßte der Krieg mit den Türken geendigt ſeyn, die man eben jetzt vor Maltha erwarte. Die vorgeſchlagene Vermehrung des Staatsraths und die Verbindung des geheimen Raths und Finanzraths mit demſelben wurde ganz mit Stillſchweigen übergangen, außer daß der Herzog von Arſchot, den wir als einen eifrigen Royaliſten kennen, Sitz und Stimme in dem letztern bekam. **Viglius** wurde der Präſidentenſtelle im geheimen Rathe zwar entlaſſen, mußte ſie aber deſſenungeachtet noch ganzer vier Jahre fort verwalten, weil ſein Nachfolger, **Karl Tyſſenacque**, aus dem Conſeil der niederländiſchen Angelegenheiten in Madrid, ſo lange dort zurückgehalten wurde.[1]

---

[1] Hopper. 41 – 46. 60. Strada 107. 131. Vita Vigl. 43. Not. ad Vit. Vigl. 187. Burgund. 105 sq. 119.

* * *

Geſchärftere Religions-Edikte. Allgemeine Widerſetzung der Nation.

Egmont war kaum zurück, als geſchärftere Mandate gegen die Ketzer, welche aus Spanien gleichſam hinter ihm hereilten, die frohen Zeitungen Lügen ſtraften, die er von der glücklichen Sinnesänderung des Monarchen zurückgebracht hatte. Mit ihnen kam zugleich eine Abſchrift der trientiſchen Schlüſſe, wie ſie in Spanien anerkannt worden waren, und jetzt auch in den Niederlanden ſollten geltend gemacht werden; wie auch das Todesurtheil einiger Wiedertäufer und noch anderer Ketzer unterſchrieben. „Der Graf,“ hörte man jetzt von **Wilhelm dem Stillen**, „iſt durch ſpaniſche Künſte überliſtet worden. Eigenliebe und Eitelkeit haben ſeinen Scharfſinn geblendet; über ſeinem eigenen Vortheile hat er das allgemeine Beſte vergeſſen.“ Die Falſchheit des ſpaniſchen Miniſteriums lag jetzt offen da; dieſes unredliche Verfahren empörte die Beſten im Lande. Niemand aber litt empfindlicher dabei, als Graf **Egmont**, der ſich jetzt als das Spielwerk der ſpaniſchen Argliſt erkannte, und unwiſſender Weiſe an ſeinem Vaterlande zum Verräther geworden war. „Dieſe ſcheinbare Güte alſo,“ beſchwerte er ſich laut und bitter, „war nichts, als ein Kunſtgriff, mich dem „Spotte meiner Mitbürger preiszugeben, und meinen „guten Namen zu Grunde zu richten. Wenn der König „die Verſprechungen, die er mir in Spanien gethan, „auf eine ſolche Art zu halten geſonnen iſt, ſo mag „Flandern übernehmen, wer will; ich werde durch meine „Zurückziehung von Geſchäften öffentlich darthun, daß „ich an dieſer Wortbrüchigkeit keinen Antheil habe.“ In der That konnte das ſpaniſche Miniſterium ſchwerlich ein ſchicklicheres Mittel wählen, den Kredit eines ſo wichtigen Mannes zu brechen, als daß es ihn ſeinen ihn anbetenden Mitbürgern öffentlich als Einen, den es zum Beſten gehabt hatte, zur Schau ſtellte.[1]

Unterdeſſen hatte ſich die Synode im folgenden Gutachten vereinigt, welches dem Könige ſogleich überſendet ward: „Für den Religionsunterricht des Volks, die „Sittenverbeſſerung der Geiſtlichkeit und die Erziehung „der Jugend ſey bereits in den trientiſchen Schlüſſen ſo „viel Sorge getragen worden, daß es jetzt nur darauf „ankomme, dieſe Schlüſſe in die ſchleunigſte Erfüllung „zu bringen. Die kaiſerlichen Edikte gegen die Ketzer „dürfen durchaus keine Veränderung leiden; doch könne „man den Gerichtshöfen ingeheim zu verſtehen geben, „nur die hartnäckigen Ketzer und ihre Prediger mit dem „Tode zu beſtrafen, zwiſchen den Sekten ſelbſt einen „Unterſchied zu machen, und dabei auf Alter, Rang, „Geſchlecht und Gemüthscharakter der angeklagten Perſonen zu achten. Wenn es an dem wäre, das öffentliche

---

[1] Strada 115.

„Hinrichtungen den Fanatismus noch mehr in Flammen „ſetzten, ſo würde vielleicht die unheldenhafte, weniger in die Augen fallende, und doch nicht minder „harte Strafe der Galeere am angemeſſenſten ſeyn, „dieſe hohen Meinungen von Märtyrerthum herunterzuſtimmen. Vergehungen des bloßen Muthwillens, der „Neugierde und des Leichtſinns könnte man durch Geldbußen, Landesverweiſung oder auch durch Leibesſtrafen „ahnden.“ [1]

Während daß unter dieſen Berathſchlagungen, die nun erſt nach Madrid geſchickt und von da wieder zurück erwartet werden mußten, unnütz die Zeit verſtrich, ruhten die Proceduren gegen die Sektirer, oder wurden zum wenigſten ſehr ſchläfrig geführt. Seit der Vertreibung des Miniſters Granvella hatte die Anarchie, welche in den obern Curien herrſchte und ſich von da durch die Provinzialgerichte verbreitete, verbunden mit den mildern Religionsgeſinnungen des Adels, den Muth der Sekten erhoben, und der Bekehrungswuth ihrer Apoſtel freies Spiel gelaſſen. Die Inquiſitionsrichter waren durch die ſchlechte Unterſtützung des weltlichen Armes, der an mehreren Orten ihre Schlachtopfer offenbar in Schutz nahm, in Verachtung gekommen. Der katholiſche Theil der Nation hatte ſich von den Schlüſſen der trientiſchen Kirchenverſammlung, ſo wie von **Egmonts** Geſandtſchaft nach Spanien, große Erwartungen gemacht, welche letztere durch die erfreulichen Nachrichten, die der Graf zurückgebracht, und in der Aufrichtigkeit ſeines

---

[1] Hopper. 49. 50. Burgund. 110. 111.

Herzens zu verbreiten nicht unterlaſſen hatte, gerechtfertigt zu ſeyn ſchienen. Je mehr man die Nation von der Strenge der Glaubensproceduren entwöhnt hatte, deſto ſchmerzhafter mußte eine plötzliche und geſchärftere Erneuerung derſelben empfunden werden. Unter dieſen Umſtänden langte das königliche Schreiben aus Spanien an, worin das Gutachten der Biſchöfe und die letzte Anfrage der Oberſtatthalterin beantwortet wurde.

„Was für eine Auslegung auch der Graf von Egmont,“ lautete ſie, „den mündlichen Aeußerungen des Königs gegeben habe, ſo wäre ihm nie, auch nicht einmal von weitem, in den Sinn gekommen, nur das Mindeſte an den Strafbefehlen zu ändern, die der Kaiſer, ſein Vater, ſchon vor fünf und dreißig Jahren in den Provinzen ausgeſchrieben habe. Dieſe Edikte, befehle er alſo, ſollen fortan auf das Strengſte gehandhabt werden, die Inquiſition von dem weltlichen Arme die thätigſte Unterſtützung erhalten, und die Schlüſſe der trientiſchen Kirchenverſammlung unwiderruflich und unbedingt in allen Provinzen ſeiner Niederlande gelten. Das Gutachten der Biſchöfe und Theologen billige er vollkommen, bis auf die Milderung, welche ſie darin, in Rückſicht auf Alter, Geſchlecht und Charakter der Individuen, vorgeſchlagen, indem er dafür halte, daß es ſeinen Edikten gar nicht an Mäßigung fehle. Dem ſchlechten Eifer und der Treuloſigkeit der Richter allein ſeyen die Fortſchritte zuzuſchreiben, welche die Ketzerei bis jetzt in dem Lande gemacht. Welcher von dieſen es alſo künftig an Eifer würde ermangeln laſſen, müſſe ſeines Amtes entſetzt, und ein beſſerer an ſeinen Platz geſtellt werden. Die Inquiſition ſolle, ohne Rückſicht auf etwas Menſchliches, feſt, furchtlos und von Leidenſchaft frei ihren Weg wandeln, und weder vor ſich noch hinter ſich ſchauen. Er genehmige Alles, ſie möge ſo weit gehen, als ſie wolle, wenn ſie nur das Aergerniß vermiede.“[1]

Dieſer königliche Brief, dem die oraniſche Partei alle nachherigen Leiden der Niederlande zugeſchrieben hat, verurſachte die heftigſten Bewegungen unter den Staatsräthen, und die Aeußerungen, welche ihnen zufällig oder mit Abſicht in Geſellſchaft darüber entfielen, warfen den Schrecken unter das Volk. Die Furcht der ſpaniſchen Inquiſition kam erneuert zurück, und mit ihr ſah man ſchon die ganze Verfaſſung zuſammenſtürzen. Schon hörte man Gefängniſſe mauern, Ketten und Halseiſen ſchmieden, und Scheiterhaufen zuſammentragen. Alle Geſellſchaften ſind mit dieſen Geſprächen erfüllt, und die Furcht hält ſie nicht mehr im Zügel. Es wurden Schriften an die Häuſer der Edeln geſchlagen, worin man ſie, wie ehemals Rom ſeinen Brutus, aufforderte, die ſterbende Freiheit zu retten. Beißende Pasquille erſchienen gegen die neuen Biſchöfe, Folterknechte, wie man ſie nannte; die Kleriſei wurde in Komödien verſpottet, und die Läſterung verſchonte den Thron ſo wenig, als den römiſchen Stuhl.“[2]

---

[1] Inquisitores praeter me intueri neminem volo. Lacessant scelus securi. Satis est mihi, si scandalum declinaverint. Burgund. 118.

[2] Grot. 19. Burg. 122. Hopper. 61.

Aufgeſchreckt von dieſen Gerüchten, läßt die Regentin alle Staatsräthe und Ritter zuſammenrufen, um ſich ihr Verhalten in dieſer mißlichen Lage von ihnen beſtimmen zu laſſen. Die Meinungen waren verſchieden, und heftig der Streit. Ungewiß zwiſchen Furcht und Pflicht zögerte man, einen Schluß zu faſſen, bis der Greis Viglius zuletzt aufſtand, und durch ſein Urtheil die ganze Verſammlung überraſchte. — „Jetzt,“ ſagte er, „dürfe man gar nicht daran denken, die königliche Verordnung bekannt zu machen, ehe man den Monarchen auf den Empfang vorbereitet habe, den ſie jetzt, aller Wahrſcheinlichkeit nach, finden würde; vielmehr müſſe man die Inquiſitionsrichter anhalten, ihre Gewalt ja nicht zu mißbrauchen, und ja ohne Härte zu verfahren.“ Aber noch mehr erſtaunte man, als der Prinz von Oranien jetzt auftrat und dieſe Meinung bekämpfte. „Der Wille des Königs,“ ſagte er, „ſey zu klar und zu beſtimmt vorgetragen, ſey durch zu viele Deliberationen befeſtigt, als daß man es noch weiterhin wagen könnte, mit ſeiner Vollſtreckung zurückzuhalten, ohne den Vorwurf der ſträflichſten Halsſtarrigkeit auf ſich zu laden.“ — „Den nehm' ich auf mich,“ fiel ihm Viglius in die Rede. „Ich ſtelle mich ſeiner Ungnade entgegen. Wenn wir ihm die Ruhe ſeiner Niederlande damit erkaufen, ſo wird uns dieſe Widerſetzlichkeit endlich noch bei ihm Dank erwerben.“ Schon fing die Regentin an, zu dieſer Meinung hinüber zu wanken, als ſich der Prinz mit Heftigkeit dazwiſchen warf. „Was,“ fiel er ein, „was haben die vielen Vorſtellungen, die wir ihm gethan, die vielen Briefe, die

„wir an ihn geſchrieben, was hat die Geſandtſchaft ausgerichtet, die wir noch kürzlich an ihn geſendet haben? „Nichts — und was erwarten wir alſo noch? Wollen „wir, ſeine Staatsräthe, allein ſeinen ganzen Unwillen „auf uns laden, um ihm auf unſere Gefahr einen Dienſt „zu leiſten, den er uns niemals danken wird?“ Unentſchloſſen und ungewiß ſchweigt die ganze Verſammlung; Niemand hat Muth genug, dieſer Meinung beizupflichten, und eben ſo wenig, ſie zu widerlegen; aber der Prinz hat die natürliche Furchtſamkeit der Regentin zu ſeinem Beiſtande gerufen, die ihr jede Wahl unterſagt. Die Folgen ihres unglücklichen Gehorſams werden in die Augen leuchten, — womit aber, wenn ſie ſo glücklich iſt, dieſe Folgen durch einen weiſen Ungehorſam zu verhüten, womit wird ſich beweiſen laſſen, daß ſie dieſelben wirklich zu fürchten gehabt habe? Sie erwählt alſo von beiden Rathſchlägen den traurigſten; es geſchehe daraus, was wolle, die königliche Verordnung wird der Bekanntmachung übergeben. Diesmal ſiegte alſo die Faktion, und der einzige herzhafte Freund der Regierung, der ſeinem Monarchen zu dienen, ihm zu mißfallen Muth hatte, war aus dem Felde geſchlagen.[1] Dieſe Sitzung machte der Ruhe der Oberſtatthalterin ein Ende; von dieſem Tage an zählen die Niederlande alle Stürme, die ohne Unterbrechung von nun an in ihrem Innern gewüthet haben. Als die Räthe auseinander gingen, ſagte der Prinz von Oranien zu Einem, der zunächſt bei ihm ſtand: „Nun,“ ſagte er, „wird man uns bald ein großes Trauerſpiel geben.“ [1]

---

[1] Burgund 123. 124. Meteren 76. Vita Vigl. 43.

---

[1] Die Geſchichtſchreiber der ſpaniſchen Partei haben nicht verſäumt, *Oraniens* Betragen in dieſer Sitzung gegen ihn zeugen zu laſſen, und mit dieſem Beweiſe von Unredlichkeit über ſeinen Charakter zu triumphiren. Er, ſagen ſie, der im ganzen bisherigen Lauf der Dinge die Maßregeln des Hofes mit Worten und Thaten beſtritten hat, ſo lange ſich noch mit einigem Grunde fürchten ließ, daß ſie durchgehen möchten, tritt jetzt zum erſten Male auf deſſen Seite, da eine gewiſſenhafte Ausrichtung ſeiner Befehle ihm wahrſcheinlicher Weiſe zum Nachtheile gereichen wird. Um den König zu überführen, wie übel er gethan, daß er ſeine Warnungen in den Wind geſchlagen; um ſich rühmen zu können: *Das hab' ich vorher geſagt*, ſetzt er das Wohl ſeiner Nation auf's Spiel, für welches allein er doch bis jetzt gekämpft haben wollte. Der ganze Zuſammenhang ſeines vorhergehenden Betragens erwies, daß er die Durchſetzung der Edikte für ein Uebel gehalten; gleichwohl wird er jetzt auf einmal ſeinen Ueberzeugungen untreu, und folgt einem entgegengeſetzten Plane, obgleich auf Seiten der Nation alle Gründe fortdauern, die ihm den erſten vorgeſchrieben; und bloß deßwegen thut er dieſes, weil die Folgen jetzt anders auf den König fallen. Alſo iſt es ja am Tage, fahren ſeine Gegner fort, daß das Beſte ſeines Volks weniger Gewalt über ihn hat, als ſein ſchlimmer Wille gegen den König. Um ſeinen Haß gegen dieſen zu befriedigen, kommt es ihm nicht darauf an, jene mit aufzuopfern.

Aber iſt es denn an dem, daß er die Nation durch Beförderung dieſer Edikte aufopfert? oder, beſtimmter zu reden, bringt er die Edikte zur *Vollſtreckung*, wenn er auf ihre *Bekanntmachung* dringt? Läßt ſich nicht im Gegentheile mit weit mehr Wahrſcheinlichkeit darthun, daß er *jene* allein durch dieſe hintertreiben kann? Die Nation iſt in Gährung, und die erhitzten Parteien werden, aller Vermuthung nach

Es erging alſo ein Edikt an alle Statthalter der Provinzen, worin ihnen befohlen war, die Plakate des Kaiſers, wie diejenigen, welche unter der jetzigen Regierung gegen die Ketzer ausgeſchrieben worden, die Schlüſſe der trientiſchen Kirchenverſammlung, wie die der neulich gehaltenen biſchöflichen Synode, in die genaueſte Ausübung zu bringen, der Inquiſition hülfreiche Hand zu leiſten, und die ihnen untergebenen Obrigkeiten ebenfalls auf's Nachdrücklichſte dazu anzuhalten. Zu dem Ende ſolle ein Jeder aus dem ihm untergeordneten Rathe einen tüchtigen Mann ausleſen, der die Provinzen fleißig durchreiſe, und ſtrenge Unterſuchungen anſtelle,

---

(denn fürchtet es nicht Viglius ſelbſt?), einen Widerſtand dagegen äußern, der den König zum Nachgeben zwingen muß. Jetzt, ſagt Oranien, hat meine Nation die nöthige Schwungkraft, um mit Glück gegen die Tyrannei zu kämpfen. Verſäume ich dieſen Zeitpunkt, ſo wird dieſe letztere Mittel finden, durch geheime Negotiationen und Ränke zu erſchleichen, was ihr durch offenbare Gewalt mißlang. Sie wird daſſelbe Ziel, nur mit mehr Behutſamkeit und Schonung, verfolgen; aber die Extremität allein iſt es, was meine Nationen zu Einem Zwecke vereinigen, zu einem kühnen Schritte fortreißen kann. Alſo iſt es klar, daß der Prinz nur ſeine Sprache in Abſicht auf den König verändert, in Abſicht auf das Volk aber mit ſeinem ganzen vorhergehenden Betragen ſehr zuſammenhängend gehandelt hat. Und welche Pflichten kann er gegen den König haben, die von dem, was er der Republik ſchuldig iſt, verſchieden ſind? Soll er eine Gewaltthätigkeit gerade in dem Augenblicke verhindern, wo ſie ihren Urheber ſtrafen wird? Handelt er gut an ſeinem Vaterlande, wenn er dem Unterdrücker deſſelben eine Uebereilung erſpart, durch die ſolches allein ſeinem unvermeidlichen Schickſale entfliehen kann?

ob den gegebenen Verordnungen von den Unterbeamten die gehörige Folge geleiſtet werde, und dann jeden dritten Monat einen genauen Bericht davon in die Reſidenz einſchicken. Den Erzbiſchöfen und Biſchöfen wurde eine Abſchrift der trientiſchen Schlüſſe nach dem ſpaniſchen Originale zugeſendet, mit dem Bedeuten, daß, im Falle ſie den Beiſtand der weltlichen Macht brauchten, ihnen die Statthalter ihrer Diöceſen mit Truppen zu Gebote ſtehen ſollten; es ſey denn, daß ſie dieſe lieber von der Oberſtatthalterin ſelbſt annehmen wollten. Gegen dieſe Schlüſſe gelte kein Privilegium; der König wolle und befehle, daß den beſondern Territorialgerechtigkeiten der Provinzen und Städte durch ihre Vollſtreckung nichts benommen ſeyn ſollte.[1]

Dieſe Mandate, welche in jeder Stadt öffentlich durch den Herold verleſen wurden, machten eine Wirkung auf das Volk, welche die Furcht des Präſidenten Viglius und die Hoffnungen des Prinzen von Oranien auf's Vollkommenſte rechtfertigte. Beinahe alle Statthalter weigerten ſich, ihnen Folge zu leiſten, und drohten abzudanken, wenn man ihren Gehorſam würde erzwingen wollen. „Die Verordnung,“ ſchrieben ſie zurück, „ſey auf eine ganz falſche Angabe der Sektirer „gegründet.[2] Die Gerechtigkeit entſetze ſich vor der

---

[1] Strada 114. Hopper. 53. 54. Burg. 115. Meteren 77. Grot. 18.

[2] Die Anzahl der Ketzer wurde von beiden Parteien ſehr ungleich angegeben, je nachdem es das Intereſſe und die Leidenſchaft eines jeden erheiſchte, ſie zu vermehren oder zu

„ungeheuren Menge der Opfer, die ſich täglich unter „ihren Händen häuften; 50 und 60,000 Menſchen aus „ihren Diſtrikten in den Flammen umkommen zu laſſen, „ſey kein Auftrag für ſie.“ Gegen die trientiſchen Schlüſſe erklärte ſich beſonders die niedere Geiſtlichkeit, deren Unwiſſenheit und Sittenverderbniß in dieſen Schlüſſen auf's Grauſamſte angegriffen war, und die noch außerdem mit einer ſo verhaßten Reform bedrohet wurde. Sie brachte jetzt ihrem Privatnutzen das höchſte Intereſſe ihrer Kirche zum Opfer, griff die Schlüſſe und das ganze Concilium mit bittern Schmähungen an, und ſtreute den Samen des Aufruhrs in die Gemüther. Daſſelbe Geſchrei kam jetzt wieder zurück, welches ehemals die Mönche gegen die neuen Biſchöfe erhoben hatten. Dem Erzbiſchofe von Cambray gelang es endlich, die Schlüſſe, doch nicht ohne vielen Widerſpruch, abkündigen zu laſſen. Mehr Mühe koſtete es in Mecheln und Utrecht, wo die Erzbiſchöfe mit ihrer Geiſtlichkeit zerfallen waren, die, wie man ſie beſchuldigte, lieber die ganze Kirche an den Rand des Untergangs führen, als ſich einer Sittenverbeſſerung unterziehen wollte.[1]

---

verringern; und die nämliche Partei widerſprach ſich oft ſelbſt, wenn ſich ihr Intereſſe abänderte. War die Rede von neuen Anſtalten der Unterdrückung, von Einführung der Inquiſitionsgerichte u. ſ. w., ſo mußte der Anhang der Proteſtanten zahllos und unüberſehlich ſeyn. War hingegen die Rede von Nachgiebigkeit gegen ſie, von Verordnungen zu ihrem Beſten, ſo waren ſie wieder in ſo geringer Anzahl vorhanden, daß es der Mühe nicht verlohnte, um dieſer wenigen ſchlechten Leute willen eine Neuerung anzufangen. Hopper. 68.

[1] Hopper. 55. 62. Strad. 115. Burg. 115. Meteren 76. 77.

Unter den Provinzen regte ſich Brabants Stimme am lauteſten. Die Stände dieſer Landſchaft brachten ihr großes Privilegium wieder in Bewegung, nach welchem es nicht erlaubt war, einen Eingebornen vor einen fremden Gerichtshof zu ziehen. Sie ſprachen laut von dem Eide, den der König auf ihre Statuten geſchworen, und von den Bedingungen, unter welchen ſie ihm Unterwerfung gelobt. Löwen, Antwerpen, Brüſſel und Herzogenbuſch proteſtirten feierlich in einer eigenen Schrift, die ſie an die Oberſtatthalterin einſchickten.[1] Dieſe, immer ungewiß, immer zwiſchen allen Parteien her- und hinüberwankend, zu muthlos, dem Könige zu gehorchen, und noch viel muthloſer, ihm nicht zu gehorchen, läßt neue Sitzungen halten, hört dafür und dawider ſtimmen, und tritt zuletzt immer derjenigen Meinung bei, die für ſie die allermißlichſte iſt. Man will ſich von Neuem an den König nach Spanien wenden; man hält gleich darauf dieſes Mittel für viel zu langſam; die Gefahr iſt dringend, man muß dem Ungeſtüm nachgeben, und die königliche Verordnung aus eigener Macht den Umſtänden anpaſſen. Die Statthalterin läßt endlich die Annalen von Brabant durchſuchen, um in der Inſtruktion des erſten Inquiſitors, den Karl der Fünfte der Provinz vorgeſetzt hatte, eine Vorſchrift für den jetzigen Fall zu finden. Dieſe Inſtruktion iſt derjenigen nicht gleich, welche jetzt gegeben worden; aber der König hat ſich ja erklärt, daß er keine Neuerung einführe; alſo iſt es erlaubt, die neuen Plakate mit jenen alten Verordnungen auszugleichen. Dieſe Auskunft that zwar den hohen Forderungen der brabantiſchen Stände kein Genüge, die es auf die völlige Aufhebung der Inquiſition angelegt hatten, aber den anderen Provinzen gab ſie das Signal zu ähnlichen Proteſtationen und gleich tapferm Widerſtande. Ohne der Herzogin Zeit zu laſſen, ſich darüber zu beſtimmen, entziehen ſie eigenmächtig der Inquiſition ihren Gehorſam und ihre Hülfleiſtung. Die Glaubensrichter, noch kürzlich erſt durch einen ausdrücklichen Befehl zu ſtrenger Amtsführung aufgerufen, ſehen ſich auf einmal wieder vom weltlichen Arme verlaſſen, alles Anſehens und aller Unterſtützung beraubt, und erhalten auf ihre Klagen am Hofe nur leere Worte zum Beſcheid. Die Statthalterin, um alle Theile zu befriedigen, hatte es mit allen verdorben.[1]

---

[1] Hopper. 63. 64. Strad. 115.

Während daß dieſes zwiſchen dem Hofe, den Curien und den Ständen geſchah, durchlief ein allgemeiner Geiſt des Aufruhrs das Volk. Man fängt an, die Rechte des Unterthans hervorzuſuchen und die Gewalt der Könige zu prüfen. „So blödſinnig wären die Niederländer nicht,“ hört man Viele und nicht ſehr heimlich ſagen, „daß ſie nicht recht gut wiſſen ſollten, was der „Unterthan dem Herrn, und der Herr dem Unterthan „ſchuldig ſey; und daß man noch wohl Mittel würde „auffinden können, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, „wenn es auch jetzt noch keinen Anſchein dazu habe.“ Zu Antwerpen fand man ſogar an mehreren Orten eine

---

[1] Vit. Vigl. 46. Hopper. 64. 65. Strad. 115. 116. Burgund. 150—154.

Schrift angeſchlagen, worin der Stadtrath aufgefordert war: den König von Spanien, weil er ſeinen Eid gebrochen und die Freiheiten des Landes verletzt hätte, bei dem Kammergerichte zu Speyer zu verklagen, da Brabant, als ein Theil des burgundiſchen Kreiſes, in dem Religionsfrieden von Paſſau und Augsburg mitbegriffen ſey. Die Calviniſten ſtellten um eben dieſe Zeit ihr Glaubensbekenntniß an das Licht, und erklärten in einer Vorrede, die an den König gerichtet war, daß ſie, ob ſie gleich gegen 100,000 Mann ſtark wären, dennoch ſich ruhig verhielten, und alle Landesauflagen gleich den Uebrigen trügen; woraus erhelle, ſetzten ſie hinzu, daß ſie keinen Aufruhr im Schilde führten. Man ſtreut freie, gefährliche Schriften in's Publikum, die die ſpaniſche Tyrannei mit den gehäſſigſten Farben malen, die Nation an ihre Privilegien und gelegenheitlich auch an ihre Kräfte erinnern.[1]

Die Kriegsrüſtungen **Philipps** gegen die Pforte, wie die, welche Erich, Herzog von Braunſchweig, um eben dieſe Zeit (Niemand wußte zu welchem Ende) in der Nachbarſchaft machte, trugen mit dazu bei, den allgemeinen

[1] Die Regentin nannte dem Könige eine Zahl von 5000 ſolcher Schriften. **Strada** 117. Es iſt merkwürdig, was für eine große Rolle die Buchdruckerkunſt und Publicität überhaupt bei dem niederländiſchen Aufruhr geſpielt hat. Durch dieſes Organ ſprach ein einziger unruhiger Kopf zu Millionen. Unter den Schmähſchriften, welche größtentheils mit aller der Niedrigkeit, Rohheit und Brutalität abgefaßt waren, welche der unterſcheidende Charakter der meiſten damaligen proteſtantiſchen Parteiſchriften war, fanden ſich zuweilen auch Bücher, welche die Religionsfreiheit gründlich vertheidigten.

Verdacht zu beſtärken, als ob die Inquiſition den Niederlanden mit Gewalt aufgedrungen werden ſollte. Viele von den angeſehenſten Kaufleuten ſprachen ſchon laut davon, ſie wollten ihre Häuſer und Güter verlaſſen, um die Freiheit, die ihnen hier entriſſen würde, in einer andern Weltgegend aufzuſuchen; andere ſahen ſich nach einem Anführer um, und ließen ſich Winke von gewaltthätiger Widerſetzung und fremder Hülfe entfallen.[1]

Um in dieſer drangvollen Lage vollends noch unberathen und ohne Stütze zu ſeyn, mußte die Statthalterin auch von dem Einzigen noch verlaſſen werden, der ihr jetzt unentbehrlich war, und der mit dazu beigetragen hatte, ſie in dieſe Lage zu ſtürzen. „Ohne einen „Bürgerkrieg zu entzünden,“ ſchrieb ihr **Wilhelm von Oranien**, „ſey es jetzt ſchlechterdings unmöglich, den „Befehlen des Königs nachzukommen. Würde aber „dennoch darauf beſtanden, ſo müſſe er bitten, ſeine „Stelle mit einem Andern zu beſetzen, der den Abſichten ſeiner Majeſtät mehr entſpräche, und mehr als „er über die Gemüther der Nation vermöchte. Der „Eifer, den er bei jeder anderen Gelegenheit im Dienſte „der Krone bewieſen, werde, wie er hoffe, ſeinen jetzigen Schritt vor jeder ſchlimmen Auslegung ſicher ſtellen; „denn ſo, wie nunmehr die Sachen ſtünden, bliebe ihm „keine andere Wahl, als entweder dem Könige ungehorſam „zu ſeyn, oder ſeinem Vaterlande und ſich ſelbſt zum Nachtheile zu handeln.“ Von dieſer Zeit an trat **Wilhelm von**

---

[1] Hopper. 61. 62. Strad. 117. 118. Meteren 77. A. G. d. v. N. III. 60.

Oranien aus dem Staatsrathe, um ſich in ſeine Stadt Breda zu begeben, wo er in beobachtender Stille, doch ſchwerlich ganz müßig, der Entwickelung entgegen ſah. Seinem Beiſpiele folgte der Graf von Hoorn;[1] nur Egmont, immer ungewiß zwiſchen der Republik und dem Throne, immer in dem eiteln Verſuche ſich abarbeitend, den guten Bürger mit dem gehorſamen Unterthan zu vereinen; Egmont, dem die Gunſt des Monarchen weniger entbehrlich, und alſo auch weniger gleichgültig war, konnte es nicht von ſich erhalten, die Saaten ſeines Glücks zu verlaſſen, die an dem Hofe der Regentin jetzt eben in voller Blüthe ſtanden. Die Entfernung des Prinzen von Oranien, dem die Noth ſowohl, als ſein überlegener Verſtand allen den Einfluß auf die Regentin gegeben, der großen Geiſtern bei kleinen Seelen nicht entſtehen kann, hatte in ihr Vertrauen eine Lücke geriſſen, von welcher Graf Egmont, vermöge einer Sympathie, die zwiſchen der feigen und gutherzigen Schwäche ſehr leicht geſtiftet wird, einen unumſchränkten Beſitz nahm. Da ſie eben ſo ſehr fürchtete, durch ein ausſchließendes Vertrauen in die Anhänger der Krone das Volk aufzubringen, als ſie bange war, dem Könige durch ein zu enges Verſtändniß mit den erklärten Häuptern der Faktion zu mißfallen, ſo konnte ſich ihrem Vertrauen jetzt ſchwerlich ein beſſerer Gegenſtand anbieten, als eben Graf von Egmont, von dem es eigentlich nicht ſo recht ausgemacht war, welcher von beiden Parteien er angehörte.

---

[1] Hopper. 67.

Drittes Buch.

Verſchwörung des Adels.

(1563.) Bis jetzt, ſcheint es, war die allgemeine Ruhe der aufrichtige Wunſch des Prinzen von Oranien, der Grafen von Egmont und Hoorn und ihrer Freunde geweſen. Der wahre Vortheil des Königs, ihres Herrn, hatte ſie eben ſo ſehr, als das gemeine Beſte geleitet; ihre Beſtrebungen wenigſtens und ihre Handlungen hatten eben ſo wenig mit jenem, als mit dieſem geſtritten. Es war noch nichts geſchehen, was ſich nicht mit der Treue gegen ihren Fürſten vertrug, was ihre Abſichten verdächtig machte, oder den Geiſt der Empörung bei ihnen wahrnehmen ließ. Was ſie gethan hatten, hatten ſie als verpflichtete Glieder eines Freiſtaates gethan, als Stellvertreter und Sprecher der Nation, als Rathgeber des Königs, als Menſchen von Rechtſchaffenheit und Ehre. Die Waffen, mit denen ſie die Anmaßungen des Hofes beſtritten, waren Vorſtellungen, beſcheidene Klagen, Bitten geweſen. Nie hatten ſie ſich von dem gerechteſten Eifer für ihre gute Sache ſo weit hinreißen laſſen, die Klugheit und Mäßigung zu verleugnen, welche von der Parteiſucht ſonſt ſo leicht übertreten werden. Nicht alle Edlen der Republik hörten dieſe Stimme der Klugheit, nicht alle verharrten in dieſen Grenzen der Mäßigung.

Während dem, daß man im Staatsrathe die große Frage abhandelte, ob die Nation elend werden ſollte, oder nicht, während daß ihre beeidigten Sachwalter alle Gründe der Vernunft und der Billigkeit zu ihrem Beiſtande aufboten, der Bürgerſtand und das Volk aber in eiteln Klagen, Drohungen und Verwünſchungen ſich Luft machten, ſetzte ſich ein Theil der Nation in Handlung, der unter allen am wenigſten dazu aufgefordert ſchien, und auf den man am wenigſten geachtet hatte. Man rufe ſich jene Klaſſe des Adels in's Gedächtniß zurück, von welcher oben geſagt worden, daß Philipp bei ſeinem Regierungsantritt nicht für nöthig erachtet habe, ſich ihrer Dienſte und Bedürfniſſe zu erinnern. Bei weitem der größte Theil derſelben hatte, einer weit dringendern Urſache, als der bloßen Ehre wegen, auf Beförderung gewartet. Viele unter ihnen waren auf Wegen, die wir oben angeführt haben, tief in Schulden verſunken, aus denen ſie ſich durch eigene Hülfe nicht mehr emporzuarbeiten hoffen konnten. Dadurch, daß Philipp ſie bei der Stellenbeſetzung überging, hatte er etwas noch weit Schlimmeres, als ihren Stolz, beleidigt; in dieſen Bettlern hatte er ſich eben ſo viele müßige Aufſeher und unbarmherzige Richter ſeiner Thaten, eben ſo viele ſchadenfrohe Sammler und Verpfleger der Neuheit erzogen. Da mit ihrem Wohlſtande ihr Hochmuth ſie nicht zugleich verließ, ſo wucherten ſie jetzt nothgedrungen mit dem einzigen Kapitale, das nicht zu veräußern geweſen war, mit ihrem

Adel und mit der republikaniſchen Wichtigkeit ihrer Namen, und brachten eine Münze in Umlauf, die nur in einem ſolchen Zeitlaufe, oder in keinem, für gute Zahlung gelten konnte, ihre Protektion. Mit einem Selbſtgefühle, dem ſie um ſo mehr Raum gaben, weil es noch ihre einzige Habe war, betrachteten ſie ſich jetzt als die bedeutende Mittelmacht zwiſchen dem Souverain und dem Bürger, und glaubten ſich berufen, der bedrängten Republik, die mit Ungeduld auf ſie, als auf ihre letzte Stütze, wartete, zu Hülfe zu eilen. Dieſe Idee war nur in ſo weit lächerlich, als ihr Eigendünkel daran Antheil hatte; aber die Vortheile, die ſie von dieſer Meinung zu ziehen wußten, waren gründlich genug. Die proteſtantiſchen Kaufleute, in deren Händen ein großer Theil des niederländiſchen Reichthums ſich befand, und welche die unangefochtene Uebung ihrer Religion für keinen Preis zu theuer erkaufen zu können glaubten, verſäumten nicht, den einzig möglichen Gebrauch von dieſer Volksklaſſe zu machen, die müßig am Markte ſtand, und welche Niemand gedingt hatte. Eben dieſe Menſchen, auf welche ſie zu jeder andern Zeit vielleicht mit dem Stolze des Reichthums würden herabgeblickt haben, konnten ihnen nunmehr durch ihre Anzahl, ihre Herzhaftigkeit, ihren Kredit bei der Menge, durch ihren Groll gegen die Regierung, ja, durch ihren Bettelſtolz ſelbſt und ihre Verzweiflung ſehr gute Dienſte leiſten. Aus dieſem Grunde ließen ſie ſich's auf das Eifrigſte angelegen ſeyn, ſich genau an ſie anzuſchließen, die Geſinnungen des Aufruhrs ſorgfältig bei ihnen zu nähren, dieſe hohen Meinungen von ihrem Selbſt in ihnen rege zu erhalten, und, was das Wichtigſte war, durch eine wohlangebrachte Geldhülfe und ſchimmernde Verſprechungen ihre Armuth zu dingen.[1] Wenige darunter waren ſo ganz unwichtig, daß ſie nicht, wär' es auch nur durch Verwandtſchaft mit Höhern, einigen Einfluß beſaßen, und alle zuſammen, wenn es glückte, ſie zu vereinigen, konnten eine fürchterliche Stimme gegen die Krone erheben. Viele darunter zählten ſich ſelbſt ſchon zu der neuen Sekte, oder waren ihr doch im Stillen gewogen; aber auch diejenigen unter ihnen, welche eifrig katholiſch waren, hatten politiſche oder Privat-Gründe genug, ſich gegen die trientiſchen Schlüſſe und die Inquiſition zu erklären. Alle endlich waren durch ihre Eitelkeit allein ſchon aufgefordert genug, den einzigen Moment nicht vorbeiſchwinden zu laſſen, in welchem ſie möglicherweiſe in der Republik etwas vorſtellen konnten.

Aber ſo viel ſich von einer Vereinigung dieſer Menſchen verſprechen ließ, ſo grundlos und lächerlich wäre es geweſen, irgend eine Hoffnung auf einen Einzelnen unter ihnen zu gründen; und es war nicht ſo gar leicht, dieſe Vereinigung zu ſtiften. Sie nur mit einander zuſammenzubringen, mußten ſich ungewöhnliche Zufälle in's Mittel ſchlagen; und glücklicherweiſe fanden ſich dieſe. Die Vermählungsfeier des Herrn **Montigny**, eines von den niederländiſchen Großen, wie auch die des Prinzen **Alexander von Parma**, welche um dieſe Zeit in Brüſſel vor ſich gingen, verſammelten einen großen Theil des niederländiſchen Adels in dieſer Stadt. Verwandte fanden ſich bei dieſer Gelegenheit zu Verwandten; neue Freundſchaften wurden geſchloſſen, und alte erneuert; die allgemeine Noth des Landes iſt das Geſpräch; Wein und Fröhlichkeit ſchließen Mund und Herzen auf; es fallen Winke von Verbrüderung, von einem Bunde mit fremden Mächten. Dieſe zufälligen Zuſammenkünfte bringen bald abſichtliche hervor; aus öffentlichen Geſprächen werden geheime. Es muß ſich fügen, daß um dieſe Zeit zwei deutſche Barone, ein Graf von Holle und von Schwarzenberg, in den Niederlanden verweilen, welche nicht unterlaſſen, hohe Erwartungen von nachbarlichem Beiſtande zu erwecken.[1] Schon einige Zeit vorher hatte Graf Ludwig von Naſſau gleiche Angelegenheiten perſönlich an verſchiedenen deutſchen Höfen betrieben.[2] Einige wollen ſogar geheime Geſchäftsträger des Admirals Coligny um dieſe Zeit in Brabant geſehen haben, welches aber billig noch bezweifelt wird.

---

[1] Strada 52.

Wenn ein politiſcher Augenblick dem Verſuche einer Neuerung günſtig war, ſo war es dieſer. Ein Weib am Ruder des Staats; die Provinzſtatthalter verdroſſen und zur Nachſicht geneigt; einige Staatsräthe ganz außer Wirkſamkeit; keine Armee in den Provinzen;

---

[1] Burg. 130. Hopper. 67. 68.

[2] Und umſonſt war auch der Prinz von Oranien nicht ſo plötzlich aus Brüſſel verſchwunden, um ſich bei der römiſchen Königswahl in Frankfurt einzufinden. Eine Zuſammenkunft ſo vieler deutſchen Fürſten mußte eine Negociation ſehr begünſtigen. Strada 84.

die wenigen Truppen ſchon längſt über die zurückgehaltene Zahlung ſchwürig, und zu oft ſchon durch falſche Verſprechungen betrogen, um ſich durch neue locken zu laſſen; dieſe Truppen noch außerdem von Offizieren angeführt, welche die Inquiſition von Herzen verachteten, und erröthet haben würden, nur das Schwert für ſie zu heben; kein Geld im Schatze, um geſchwind genug neue Truppen zu werben, und eben ſo wenig, um auswärtige zu miethen. Der Hof zu Brüſſel, wie die drei Rathsverſammlungen, durch innere Zwietracht getheilt und durch Sittenloſigkeit verdorben; die Regentin ohne Vollmacht, und der König weit entlegen; ſein Anhang gering in den Provinzen, unſicher und muthlos; die Faktion zahlreich und mächtig; zwei Drittheile des Volks gegen das Papſtthum aufgeregt und nach Veränderung lüſtern — welche unglückliche Blöße der Regierung, und wie viel unglücklicher noch, daß dieſe Blöße von ihren Feinden ſo gut gekannt war.[1]

Noch fehlte es, ſo viele Köpfe zweckmäßig zu verbinden, an einem Anführer und an einigen bedeutenden Namen, um ihrem Beginnen in der Republik ein Gewicht zu geben. Beides fand ſich in dem Grafen **Ludwig von Naſſau**, und **Heinrich Brederoden**, beide aus dem vornehmſten Adel des Landes, die ſich freiwillig an die Spitze der Unternehmung ſtellten. **Ludwig von Naſſau**, des Prinzen von **Oranien** Bruder, vereinigte viele glänzende Eigenſchaften, die ihn würdig machten, auf einer ſo wichtigen Bühne zu erſcheinen.

---

[1] Grot. 19. Burgund. 151.

In Genf, wo er ſtudirte, hatte er den Haß gegen die Hierarchie und die Liebe zu der neuen Religion eingeſogen, und bei ſeiner Zurückkunft nicht verſäumt, dieſen Grundſätzen in ſeinem Vaterlande Anhänger zu werben. Der republikaniſche Schwung, den ſein Geiſt in eben dieſer Schule genommen, unterhielt in ihm einen brennenden Haß gegen Alles, was ſpaniſch hieß, der jede ſeiner Handlungen beſeelte, und ihn auch nur mit ſeinem letzten Athem verließ. Papſtthum und ſpaniſches Regiment waren in ſeinem Gemüthe nur ein einziger Gegenſtand, wie es ſich auch in der That verhielt, und der Abſcheu, den er vor dem Einen hegte, half ſeinen Widerwillen gegen das Andere verſtärken. So ſehr beide Brüder in ihrer Neigung und Abneigung übereinſtimmten, ſo ungleich waren die Wege, auf welchen ſie Beides befriedigten. Dem jüngern Bruder erlaubte das heftige Blut des Temperaments und der Jugend die Krümmungen nicht, durch welche ſich der ältere zu ſeinem Ziele wand. Ein kalter gelaſſener Blick führte dieſen langſam, aber ſicher zum Ziele; eine geſchmeidige Klugheit unterwarf ihm die Dinge; durch ein tollkühnes Ungeſtüm, das Alles vor ihm her niederwarf, zwang der Andere zuweilen das Glück, und beſchleunigte noch öfter das Unglück. Darum war Wilhelm ein Feldherr, und Ludwig nie mehr, als ein Abenteurer; ein zuverläſſiger nerviger Arm, wenn ein weiſer Kopf ihn regierte. Ludwigs Handſchlag galt für ewig; ſeine Verbindungen dauerten jedwedes Schickſal aus, weil ſie im Drange der Noth geknüpft waren, und weil das Unglück feſter bindet, als die leichtſinnige Freude. Seinen

Bruder liebte er, wie ſeine Sache, und für dieſe iſt er geſtorben.

Heinrich von Brederode, Herr von Viane und Burggraf von Utrecht, leitete ſeinen Urſprung von den alten holländiſchen Grafen ab, welche dieſe Provinz ehemals als ſouveraine Fürſten beherrſcht hatten. Ein ſo wichtiger Titel machte ihn einem Volke theuer, unter welchem das Andenken ſeiner vormaligen Herren noch unvergeſſen lebte, und um ſo werther gehalten wurde, je weniger man bei der Veränderung gewonnen zu haben fühlte. Dieſer angeerbte Glanz kam dem Eigendünkel eines Mannes zu ſtatten, der den Ruhm ſeiner Vorfahren ſtets auf der Zunge trug, und um ſo lieber unter den verfallenen Trümmern der vorigen Herrlichkeit wandelte, je troſtloſer der Blick war, den er auf ſeinen jetzigen Zuſtand warf. Von allen Würden und Bedienungen ausgeſchloſſen, wozu ihm die hohe Meinung von ſich ſelbſt, und der Adel ſeines Geſchlechts einen gegründeten Anſpruch zu geben ſchien (eine Schwadron leichter Reiter war Alles, was man ihm anvertraute), haßte er die Regierung, und erlaubte ſich, ihre Maßregeln mit verwegenen Schmähungen anzugreifen. Dadurch gewann er ſich das Volk. Auch er begünſtigte im Stillen das evangeliſche Bekenntniß; weniger aber, weil ſeine beſſere Ueberzeugung dafür entſchieden, als überhaupt nur, weil es ein Abfall war. Er hatte mehr Mundwerk, als Beredſamkeit, und mehr Dreiſtigkeit, als Muth; herzhaft war er, doch mehr, weil er nicht an Gefahr glaubte, als weil er über ſie erhaben war. Ludwig von Naſſau glühte für die

Sache, die er beſchützte, Brederode für den Ruhm, ſie beſchützt zu haben; jener begnügte ſich, für ſeine Partei zu handeln; dieſer mußte an ihrer Spitze ſtehen. Niemand taugte beſſer zum Vortänzer einer Empörung, aber ſchwerlich konnte ſie einen ſchlimmern Führer haben. So verächtlich im Grunde ſeine Drohungen waren, ſo viel Nachdruck und Furchtbarkeit konnte der Wahn des großen Haufens ihnen geben, wenn es dieſem einfiel, einen Prätendenten in ſeiner Perſon aufzuſtellen. Seine Anſprüche auf die Beſitzungen ſeiner Vorfahren waren ein eitler Name; aber dem allgemeinen Unwillen war auch ein Name ſchon genug. Eine Broſchüre, die ſich damals unter dem Volke verbreitete, nannte ihn öffentlich den Erben von Holland, und ein Kupferſtich, der von ihm gezeigt wurde, führte die prahleriſche Randſchrift:

> Sum Brederodus ego, Batavae non infima gentis
> Gloria, virtutem non unica pagina claudit. [1]

(1565.) Außer dieſen Beiden traten von dem vornehmſten niederländiſchen Adel noch der junge Graf Karl von Mannsfeld, ein Sohn desjenigen, den wir unter den eifrigſten Royaliſten gefunden haben, der Graf von Kuilemburg, zwei Grafen von Bergen und von Battenburg, Johann von Marnix, Herr von Thoulouſe, Philipp von Marnix, Herr von St. Aldegonde, nebſt mehreren Andern zu dem Bunde, der um die Mitte des Novembers im Jahr 1565, im Hauſe eines gewiſſen von Hammes, Wappenkönigs vom goldenen

---

[1] Burg. 351. 352. Grot. 20.

Vließe,[1] zu Stande kam. Sechs Menſchen[2] waren es, die hier das Schickſal ihres Vaterlandes, wie jene Eidgenoſſen einſt die ſchweizeriſche Freiheit, entſchieden, die Fackel eines vierzigjährigen Kriegs anzündeten, und den Grund einer Freiheit legten, die ihnen ſelbſt nie zu gute kommen ſollte. Der Zweck der Verbrüderung war in folgender Eidesformel enthalten, unter welche Philipp von Marnix zuerſt ſeinen Namen ſetzte.

„Nachdem gewiſſe übelgeſinnte Perſonen, unter der
„Larve eines frommen Eifers, in der That aber nur
„aus Antrieb ihres Geizes und ihrer Herrſchbegierde,
„den König, unſern gnädigſten Herrn, verleitet haben,
„das verabſcheuungswürdige Gericht der Inquiſition in
„dieſen Landſchaften einzuführen (ein Gericht, das allen
„menſchlichen und göttlichen Geſetzen zuwiderläuft, und
„alle barbariſchen Anſtalten des blinden Heidenthums an
„Unmenſchlichkeit hinter ſich läßt, das den Inquiſitoren
„jede andere Gewalt unterwürfig macht, die Menſchen
„zu einer immerwährenden Knechtſchaft erniedrigt, und
„durch ſeine Nachſtellungen den rechtſchaffenen Bürger
„einer ewigen Todesangſt ausſetzt, ſo daß es einem
„Prieſter, einem treuloſen Freunde, einem Spanier,
„einem ſchlechten Kerl überhaupt frei ſteht, ſobald er
„nur will, und wen er will, bei dieſem Gerichte an-
„zuklagen, gefangenſetzen, verdammen und hinrichten zu

---

[1] Eines eifrigen Calviniſten, und des feurigſten Werbers für den Bund, der ſich rühmte, gegen 2000 Edle dazu beredet zu haben. Strada 118.

[2] Burgund. 156. Strada nennt ihrer neun. 118. A. G. d. v. N. III. Th. nennt elf. 57.

laſſen, ohne daß es dieſem vergunt ſey, ſeinen Ankläger zu erfahren, oder Beweiſe von ſeiner Unſchuld zu führen); ſo haben wir Endesunterſchriebene uns verbunden, über die Sicherheit unſrer Familien, unſrer Güter und unſrer eignen Perſon zu wachen. Wir verpflichten und vereinigen uns zu dem Ende durch eine heilige Verbrüderung, und geloben mit einem feierlichen Schwur, uns der Einführung dieſes Gerichts in dieſen Ländern nach unſern beſten Kräften zu widerſetzen, man verſuche es heimlich oder öffentlich, und unter welchem Namen man auch wolle. Wir erklären zugleich, daß wir weit entfernt ſind, gegen den König, unſern Herrn, etwas Geſetzwidriges damit zu meinen; vielmehr iſt es unſer aller unveränderlicher Vorſatz, ſein königliches Regiment zu unterſtützen und zu vertheidigen, den Frieden zu erhalten und jeder Empörung nach Vermögen zu ſteuern. Dieſem Vorſatz gemäß haben wir geſchworen und ſchwören jetzt wieder, die Regierung heilig zu halten, und ihrer mit Worten und Thaten zu ſchonen, deß Zeuge ſey der allmächtige Gott!

„Weiter geloben und ſchwören wir, uns wechſelsweiſe, Einer den Andern, zu allen Zeiten, an allen Orten, gegen welchen Angriff es auch ſey, zu ſchützen und zu vertheidigen, angehend die Artikel, welche in dieſem Compromiſſe verzeichnet ſind. Wir verpflichten uns hiemit, daß keine Anklage unſrer Verfolgung, mit welchem Namen ſie auch ausgeſchmückt ſeyn möge, ſie heiße Rebellion, Aufſtand oder auch anders, die Kraft haben ſoll, unſern Eid gegen den, der beſchuldigt iſt, aufzuheben, oder uns unſers Verſprechens gegen ihn zu entbinden. Keine Handlung, welche gegen die Inquiſition gerichtet iſt, kann den Namen der Empörung verdienen. Wer alſo um einer ſolchen Urſache willen in Verhaft genommen wird, dem verpflichten wir uns hier, nach unſerm Vermögen zu helfen, und durch jedes nur immer erlaubte Mittel ſeine Freiheit wieder zu verſchaffen. Hier, wie in allen übrigen Regeln unſers Verhaltens, ſonderlich aber gegen das Gericht der Inquiſition, ergeben wir uns in das allgemeine Gutachten des Bundes, oder auch in das Urtheil derer, welche wir einſtimmig zu unſern Rathgebern und Führern ernennen werden.

„Zum Zeugniß deſſen, und zu Beſtätigung dieſes Bundes berufen wir uns auf den heiligen Namen des lebendigen Gottes, Schöpfers von Himmel und Erde, und Allem, was darinnen iſt, der die Herzen, die Gewiſſen und die Gedanken prüft, und die Reinigkeit der unſrigen kennt. Wir bitten ihn um den Beiſtand ſeines heiligen Geiſtes, daß Glück und Ehre unſer Verhaben kröne, zur Verherrlichung ſeines Namens und unſerm Vaterlande zum Segen und ewigen Frieden.“[1]

Dieſer Compromiß wurde ſogleich in mehrere Sprachen überſetzt, und ſchnell durch alle Provinzen zerſtreut. Jeder von den Verſchwornen trieb, was er an Freunden, Verwandten, Anhängern und Dienſtleuten hatte, zuſammen, um dem Bunde ſchnell eine Maſſe zu geben. Große Gaſtmahle wurden gehalten, welche ganze Tage lang dauerten — unwiderſtehliche Verſuchungen für eine ſinnliche, lüſterne Menſchenart, bei der das tiefſte Elend den Hang zum Wohlleben nicht hatte erſticken können. Wer ſich da einfand, und Jeder war willkommen, wurde durch zuvorkommende Freundſchaftsverſicherungen mürbe gemacht, durch Wein erhitzt, durch das Beiſpiel fortgeriſſen, und überwältigt durch das Feuer einer wilden Beredſamkeit. Vielen führte man die Hand zum Unterzeichnen, der Zweifelnde wurde geſcholten, der Verzagte bedroht, der Treugeſinnte überſchrieen; Manche darunter wußten gar nicht, was es eigentlich war, worunter ſie ihre Namen ſchrieben, und ſchämten ſich, erſt lange darnach zu fragen. Der allgemeine Schwindel ließ keine Wahl übrig; Viele trieb bloßer Leichtſinn zu der Partei, eine glänzende Kameradſchaft lockte die Geringen, den Furchtſamen gab die große Anzahl ein Herz. Man hatte die Liſt gebraucht, die Namen und Siegel des Prinzen von Oranien, der Grafen von Egmont, von Hoorn, von Megen und Anderer fälſchlich nachzumachen, ein Kunſtgriff, der dem Bunde viele Hunderte gewann. Beſonders war es auf die Offiziere der Armee dabei abgeſehen, um ſich auf alle Fälle von dieſer Seite zu decken, wenn es zu Gewaltthätigkeiten kommen ſollte. Es glückte bei Vielen, vorzüglich bei Subalternen, und Graf Brederode zog auf einen Fähndrich, der ſich bedenken wollte, ſogar den Degen. Menſchen aus allen Klaſſen und Ständen unterzeichneten. Die Religion machte keinen Unterſchied, katholiſche Prieſter ſelbſt geſellten ſich zu dem Bunde. Die Beweggründe waren nicht bei Allen dieſelben, aber ihr Vorwand war gleich. Den Katholiken war es bloß um Aufhebung der Inquiſition und Milderung der Edikte zu thun; die Proteſtanten zielten auf eine uneingeſchränkte Gewiſſensfreiheit. Einige verwegenere Köpfe führten nichts Geringeres im Schilde, als einen gänzlichen Umſturz der gegenwärtigen Regierung, und die Dürftigſten darunter gründeten niederträchtige Hoffnungen auf die allgemeine Zerrüttung.[1]

---

[1] Burgund. 156 – 159. Strada 118.

Ein Abſchiedsmahl, welches um eben dieſe Zeit den Grafen von Schwarzenberg und Holle in Breda, und kurz darauf in Hogſtraten, gegeben wurde, zog Viele vom erſten Adel nach beiden Plätzen, unter denen ſich ſchon Mehrere befanden, die den Compromiß bereits unterſchrieben hatten. Auch der Prinz von Oranien, die Grafen von **Egmont**, von Hoorn und von Megen fanden ſich bei dieſem Gaſtmahle ein, doch ohne Verabredung und ohne ſelbſt einen Antheil an dem Bunde zu haben, obgleich einer von **Egmonts** eignen Sekretairen, und einige Dienſtleute der Andern demſelben öffentlich beigetreten waren. Bei dieſem Gaſtmahle nun erklärten ſich ſchon dreihundert für den Compromiß, und die Frage kam in Bewegung, ob man ſich bewaffnet oder unbewaffnet, mit einer Rede oder Bittſchrift an die Oberſtatthalterin wenden ſollte. Hoorn und Oranien (**Egmont** wollte das Unternehmen auf keine Weiſe befördern) wurden dabei zu Richtern aufgerufen, welche für den Weg der Beſcheidenheit und Unterwerfung entſchieden, eben dadurch aber der Beſchuldigung Raum gaben, daß ſie das Unterfangen der Verſchwornen auf eine nicht ſehr verſteckte Weiſe in Schutz genommen hätten. Man beſchloß alſo, unbewaffnet und mit einer Bittſchrift einzukommen, und beſtimmte einen Tag, wo man in Brüſſel zuſammentreffen wollte.[1]

---

[1] Strada 119. Burgund. 159—161.

Der erſte Wink von dieſer Verſchwörung des Adels wurde der Statthalterin durch den Grafen von Megen gleich nach ſeiner Zurückkunft gegeben. »Es werde eine Unternehmung geſchmiedet,« ließ er ſich verlauten, »dreihundert vom Adel ſeyen darein verwickelt, es gelte die Religion, die Theilnehmer halten ſich durch einen Eidſchwur verpflichtet, ſie rechnen ſehr auf auswärtigen Beiſtand, bald werde ſie das Weitere erfahren.« Mehr ſagte er ihr nicht, ſo nachdrücklich ſie auch in ihn drang. »Ein Edelmann habe es ihm unter dem Siegel der Verſchwiegenheit anvertraut, und er habe ihm ſein Ehrenwort verpfändet.« Eigentlich war es wohl weniger dieſe Delikateſſe der Ehre, als vielmehr der Widerwille gegen die Inquiſition, um die er ſich nicht gern ein Verdienſt machen wollte, was ihn abhalten mochte, ſich weiter zu erklären. Bald nach ihm überreichte Graf Egmont der Regentin eine Abſchrift des Compromiſſes, wobei er ihr auch die Namen der Verſchwornen, bis auf einige wenige, nannte. Faſt zu gleicher Zeit ſchrieb ihr der Prinz von Oranien: »es werde, wie er höre, eine Armee geworben, vierhundert Offiziere ſeyen bereits ernannt, und zwanzigtauſend Mann würden mit Nächſtem unter den Waffen erſcheinen.« So wurde das Gerücht durch immer neue Zuſätze abſichtlich übertrieben, und in jedem Munde vergrößerte ſich die Gefahr.[1]

---

[1] Burgund. 150. 166.

Die Oberſtatthalterin, vom erſten Schrecken dieſer Zeitung betäubt, und durch nichts als ihre Furcht geleitet, ruft in aller Eile zuſammen, wer aus dem Staatsrathe ſo eben in Brüſſel zugegen war, und ladet zugleich den Prinzen von **Oranien** nebſt dem Grafen von **Hoorn** in einem dringenden Schreiben ein, ihre verlaſſenen Stellen im Senate wieder einzunehmen. Ehe dieſe noch ankommen, berathſchlagt ſie ſich mit **Egmont**, **Megen** und **Barlaimont**, was in dieſer mißlichen Lage zu beſchließen ſey. Die Frage war, ob man lieber gleich zu den Waffen greifen, oder der Nothwendigkeit weichen und den Verſchwornen ihr Geſuch bewilligen, oder ob man ſie durch Verſprechungen und eine ſcheinbare Nachgiebigkeit ſo lange hinhalten ſolle, bis man Zeit gewonnen hätte, Verhaltungsregeln aus Spanien zu holen, und ſich mit Geld und Truppen zu verſehen. Zu dem erſten fehlte das nöthige Geld und das eben ſo nöthige Vertrauen in der Armee, die von den Verſchwornen vielleicht ſchon gewonnen war. Das Zweite würde von dem Könige nimmermehr gebilligt werden, und auch eher dazu dienen, den Trotz der Verbundenen zu erheben, als niederzuſchlagen; da im Gegentheile eine wohlangebrachte Geſchmeidigkeit und eine ſchnelle, unbedingte Vergebung des Geſchehenen den Aufruhr vielleicht noch in der Wiege erſticken würde. Letztere Meinung wurde von **Megen** und **Egmont** behauptet, von **Barlaimont** aber beſtritten. „Das Gerücht habe übertrieben,“ ſagte dieſer; „unmöglich könne eine ſo furchtbare Waffenrüſtung „ſo geheim und mit ſolcher Geſchwindigkeit vor ſich „gegangen ſeyn. Ein Zuſammenlauf etlicher ſchlechten „Leute, von zwei oder drei Enthuſiaſten aufgehetzt, nichts „weiter. Alles würde ruhen, wenn man einige Köpfe „abgeſchlagen hätte.“ Die Oberſtatthalterin beſchließt, das Gutachten des verſammelten Staatsraths zu erwarten; doch verhält ſie ſich in dieſer Zwiſchenzeit nicht müßig. Die Feſtungswerke in den wichtigſten Plätzen werden beſichtigt, und, wo ſie gelitten haben, wieder hergeſtellt; ihre Botſchafter an fremden Höfen erhalten Befehl, ihre Wirkſamkeit zu verdoppeln; Eilboten werden nach Spanien abgefertigt. Zugleich bemüht ſie ſich, das Gerücht von der nahen Ankunft des Königs auf's Neue in Umlauf zu bringen, und in ihrem äußerlichen Betragen die Feſtigkeit und den Gleichmuth zu zeigen, der den Angriff erwartet, und nicht das Anſehen hat, ihm zu erliegen.[1]

---

[1] Hopper. 69. 70. Burg. 166. 167.

Mit Ausgang des März, alſo vier volle Monate nach Abfaſſung des Compromiſſes, verſammelte ſich der ganze Staatsrath in Brüſſel. Zugegen waren der Prinz von Oranien, der Herzog von Arſchot, die Grafen von Egmont, von Bergen, von Megen, von Aremberg, von Hoorn, von Hogſtraten, von Barlaimont und andere, die Herren von Montigny und Hachicourt, alle Ritter vom goldnen Vließe, nebſt dem Präſidenten Viglius, dem Staatsrathe Bruxelles und den übrigen Aſſeſſoren des geheimen Conſiliums.[1] Hier brachte man ſchon verſchiedene Briefe zum Vorſchein, die von dem Plane der Verſchwörung nähere Nachricht gaben. Die Extremität, worin die Oberſtatthalterin ſich befand, gab den Mißvergnügten eine Wichtigkeit, von der ſie nicht unterließen, jetzt Gebrauch zu machen, und ihre lang unterdrückte Empfindlichkeit bei dieſer Gelegenheit zur Sprache kommen zu laſſen. Man erlaubte ſich bittere Beſchwerden gegen den Hof ſelbſt, und gegen die Regierung. „Erſt neulich," ließ ſich der Prinz von Oranien heraus, „ſchickte der König vierzigtauſend Goldgulden an die Königin von Schottland, um ſie in ihren Unternehmungen gegen England zu unterſtützen, — und ſeine Niederlande läßt er unter ihrer Schuldenlaſt erliegen. Aber der Unzeit dieſer Subſidien und ihres ſchlechten Erfolgs[2] nicht einmal zu gedenken, warum weckt er den Zorn einer Königin gegen uns, die uns als Freundin ſo wichtig, als Feindin aber ſo fürchterlich iſt?" Auch konnte der Prinz bei dieſer Gelegenheit nicht umhin, auf den verborgenen Haß anzuſpielen, den der König gegen die naſſauiſche Familie und gegen ihn insbeſondere hegen ſollte. „Es iſt am Tage," ſagte er, „daß er ſich mit den Erbfeinden meines Hauſes berathſchlagt hat, mich, auf welche Art es ſey, aus dem Wege zu ſchaffen, und daß er mit Ungeduld nur auf eine Veranlaſſung dazu wartet."

---

[1] Strad. 120. Burgund. 168. 169.

---

[1] Hopper. 71. 72. Burgund. 173.

[2] Das Geld war in die Hände der Königin Eliſabeth gefallen.

Sein Beiſpiel öffnete auch dem Grafen von Hoorn und noch vielen Andern den Mund, die ſich mit leidenſchaftlicher Heftigkeit über ihre eignen Verdienſte und den Undank des Königs verbreiteten. Die Regentin hatte Mühe, den Tumult zu ſtillen und die Aufmerkſamkeit auf den eigentlichen Gegenſtand der Sitzung zurückzuführen. Die Frage war, ob man die Verbundenen, von denen es nun bekannt war, daß ſie ſich mit einer Bittſchrift an den Hof wenden würden, zulaſſen ſollte, oder nicht? Der Herzog von Arſchot, die Grafen von Aremberg, von Megen und Barlaimont verneinten es. „Wozu fünfhundert Menſchen,“ ſagte der Letztere, „um eine kleine Schrift zu überreichen? Dieſer Gegenſatz der Demuth und des Trotzes bedeutet nichts Gutes. Laßt ſie einen achtungswürdigen Mann aus ihrer Mitte, ohne Pomp, ohne Anmaßung, zu uns ſchicken, und auf dieſem Wege ihr Anliegen vor uns bringen. Sonſt verſchließe man ihnen die Thore, oder beobachte ſie, wenn man ſie doch einlaſſen will, auf das Strengſte, und ſtrafe die erſte Kühnheit, deren ſich einer von ihnen ſchuldig macht, mit dem Tode.“ Der Graf von Mannsfeld, deſſen eigner Sohn unter den Verſchwornen war, erklärte ſich gegen ihre Partei; ſeinem Sohne hatte er mit Enterbung gedroht, wenn er dem Bunde nicht entſagte. Auch die Grafen von Megen und Aremberg trugen Bedenken, die Bittſchrift anzunehmen; der Prinz von Oranien aber, die Grafen von Egmont, von Hoorn, von Hogſtraten und Mehrere ſtimmten mit Nachdruck dafür. „Die Verbundenen,“ erklärten ſie, „wären ihnen als Menſchen von

„Rechtſchaffenheit und Ehre bekannt; ein großer Theil „unter denſelben ſtehe mit ihnen in Verhältniſſen der „Freundſchaft und der Verwandtſchaft, und ſie getrauen „ſich, für ihr Betragen zu gewähren. Eine Bittſchrift „einzureichen, ſey jedem Unterthan erlaubt; ohne Ungerechtigkeit könne man einer ſo anſehnlichen Geſellſchaft „ein Recht nicht verweigern, deſſen ſich der niedrigſte „Menſch im Staate zu erfreuen habe.“ Man beſchloß alſo, weil die meiſten Stimmen für dieſe Meinung waren, die Verbundenen zuzulaſſen, vorausgeſetzt, daß ſie unbewaffnet erſchienen, und ſich mit Beſcheidenheit betrügen. Die Zänkereien der Rathsglieder hatten den größten Theil der Zeit weggenommen, daß man die fernere Berathſchlagung auf eine zweite Sitzung verſchieben mußte, die gleich den folgenden Tag eröffnet ward.[1]

Um den Hauptgegenſtand nicht, wie geſtern, unter unnützen Klagen zu verlieren, eilte die Regentin diesmal ſogleich zum Ziele. „**Brederode**,“ ſagte ſie, „wird, „wie unſere Nachrichten lauten, im Namen des Bundes um Aufhebung der Inquiſition und Milderung der „Edikte bei uns einkommen. Das Urtheil meines Senats ſoll mich beſtimmen, was ich ihm antworten ſoll; „aber ehe Sie Ihre Meinungen vortragen, vergönnen „Sie mir, etwas Weniges voranzuſchicken. Man ſagte „mir, daß es Viele, auch ſelbſt unter Ihnen, gäbe, „welche die Glaubensedikte des Kaiſers, meines Vaters, „mit öffentlichem Tadel angreifen, und ſie dem Volke „als unmenſchlich und barbariſch abſchildern. Nun

---

[1] Strada 121. 122.

„frage ich Sie ſelbſt, Ritter des Vließes, Räthe Seiner „Majeſtät und des Staats, ob Sie nicht ſelbſt Ihre „Stimmen zu dieſen Edikten gegeben, ob die Stände „des Reichs ſie nicht als rechtskräftig anerkannt haben? „Warum tadelt man jetzt, was man ehemals für recht „erklärte? Etwa darum, weil es jetzt mehr, als jemals, „nothwendig geworden? Seit wann iſt die Inquiſition „in den Niederlanden etwas ſo Ungewöhnliches? Hat „der Kaiſer ſie nicht ſchon vor ſechzehn Jahren errichtet, „und worin ſoll ſie grauſamer ſeyn, als die Edikte? „Wenn man zugibt, daß dieſe letzteren das Werk der „Weisheit geweſen, wenn die allgemeine Beiſtimmung „der Staaten ſie geheiligt hat — warum dieſen Wider„willen gegen jene, die doch weit menſchlicher iſt, als „die Edikte, wenn dieſe nach dem Buchſtaben beobachtet „werden?" Reden Sie jetzt frei, ich will Ihr Urtheil „damit nicht befangen haben; aber Ihre Sache iſt es, „dahin zu ſehen, daß nicht Leidenſchaft es lenke.“ [1]

Der Staatsrath war in zwei Meinungen getheilt, wie immer; aber die Wenigen, welche für die Inquiſition und die buchſtäbliche Vollſtreckung der Edikte ſprachen, wurden bei weitem von der Gegenpartei überſtimmt, die der Prinz von Oranien anführte. „Wollte „der Himmel,“ fing er an, „man hätte meine Vor„ſtellungen des Nachdenkens werth geachtet, ſo lange ſie „noch entfernte Befürchtungen waren, ſo würde man nie „dahin gebracht worden ſeyn, zu den äußerſten Mitteln „zu ſchreiten, ſo würden Menſchen, die im Irrthume

---

[1] Strada 123. 124.

„lebten, nicht durch eben die Maßregeln, die man anwendete, ſie aus demſelben herauszuführen, tiefer darein verſunken ſeyn. Wir Alle, wie Sie ſehen, ſtimmen in dem Hauptzwecke überein. Wir Alle wollen die katholiſche Religion außer Gefahr wiſſen; kann dieſes nicht ohne Hülfe der Inquiſition bewerkſtelligt werden, wohl, ſo bieten wir Gut und Blut zu ihren Dienſten an; aber eben das iſt es, wie Sie hören, worüber die Meiſten unter uns ganz anders denken.

„Es gibt zweierlei Inquiſitionen. Der Einen maßt ſich der römiſche Stuhl an, die Andere iſt ſchon ſeit undenklichen Zeiten von den Biſchöfen ausgeübt worden. Die Macht des Vorurtheils und der Gewohnheit hat uns die letztere erträglich und leicht gemacht. Sie wird in den Niederlanden wenig Widerſpruch finden, und die vermehrte Anzahl der Biſchöfe wird ſie hinreichend machen. Wozu denn alſo die erſte, deren bloßer Name alle Gemüther in Aufruhr bringt? So viele Nationen entbehren ihrer, warum ſoll ſie gerade uns aufgedrungen ſeyn? Vor Luthern hat ſie Niemand gekannt; der Kaiſer war der Erſte, der ſie einführte; aber dies geſchah zu einer Zeit, als an geiſtlichen Aufſehern Mangel war, die wenigen Biſchöfe ſich noch außerdem läſſig zeigten, und die Sittenloſigkeit der Kleriſei ſie von dem Richteramte ausſchloß. Jetzt hat ſich Alles verändert; jetzt zählen wir eben ſo viele Biſchöfe, als Provinzen ſind. Warum ſoll die Regierungskunſt nicht den Geiſt der Zeiten begleiten? Gelindigkeit brauchen wir, nicht Härte. Wir ſehen den Widerwillen des Volks, den wir ſuchen müſſen zu

„beſänftigen, wenn er nicht in Empörung ausarten ſoll. Mit dem Tode Pius des Vierten iſt die Vollmacht der Inquiſitoren zu Ende gegangen; der neue Papſt hat noch keine Beſtätigung geſchickt, ohne die es doch ſonſt noch keiner gewagt hat, ſein Amt auszuüben. Jetzt alſo iſt die Zeit, wo man ſie ſuſpendiren kann, ohne Jemandes Rechte zu verletzen.

„Was ich von der Inquiſition urtheile, gilt auch von den Edikten. Das Bedürfniß der Zeiten hat ſie erzwungen, aber jene Zeiten ſind ja vorbei. Eine ſo lange Erfahrung ſollte uns endlich überwieſen haben, daß gegen Ketzerei kein Mittel weniger fruchtet, als Scheiterhaufen und Schwert. Welche unglaubliche Fortſchritte hat nicht die neue Religion nur ſeit wenigen Jahren in den Provinzen gemacht, und wenn wir den Gründen dieſer Vermehrung nachſpüren, ſo werden wir ſie in der glorreichen Standhaftigkeit derer finden, die als ihre Schlachtopfer gefallen ſind. Hingeriſſen von Mitleid und von Bewunderung, fängt man in der Stille an zu muthmaßen, daß es doch wohl Wahrheit ſeyn möchte, was mit ſo unüberwindlichem Muthe behauptet wird. In Frankreich und England ließ man die Proteſtanten dieſelbe Strenge erfahren, aber hat ſie dort mehr, als bei uns gefruchtet? Schon die erſten Chriſten berühmten ſich, daß der Same ihrer Kirche Märtyrerblut geweſen. Kaiſer Julian, der fürchterlichſte Feind, den je das Chriſtenthum erlebte, war von dieſer Wahrheit durchdrungen. Ueberzeugt, daß Verfolgung den Enthuſiasmus nur mehr anfeure, nahm er ſeine Zuflucht zum Lächerlichen und zum Spott,

„und fand dieſe Waffen ungleich mächtiger, als Gewalt. „In dem griechiſchen Kaiſerthume hatten ſich zu verſchiedenen Zeiten verſchiedene Sekten erhoben, Arius „unter Conſtantin, Aetius unter dem Conſtantius, „**Neſtorius** unter dem **Theodos**; nirgends aber ſieht „man weder gegen dieſe Irrlehrer ſelbſt, noch gegen „ihre Schüler Strafen geübt, die denen gleich kämen, „welche unſre Länder verheeren — und wo ſind jetzt „alle dieſe Sekten hin, die, ich möchte beinahe ſagen, „ein ganzer Weltkreis nicht zu faſſen ſchien? Aber dies „iſt der Gang der Ketzerei. Ueberſieht man ſie mit „Verachtung, ſo zerfällt ſie in ihr Nichts. Es iſt ein „Eiſen, das, wenn es ruhig liegt, roſtet, und nur ſcharf „wird durch Gebrauch. Man kehre die Augen von ihr, „und ſie wird ihren mächtigſten Reiz verlieren, den „Zauber des Neuen und des Verbotenen. Warum wollen wir uns nicht mit Maßregeln begnügen, die von „ſo großen Regenten bewährt gefunden worden? Beiſpiele können uns am ſicherſten leiten.

„Aber wozu Beiſpiele aus dem heidniſchen Alterthume, da das glorreiche Muſter **Karl des Fünften**, „des größten der Könige, vor uns liegt, der endlich, „beſiegt von ſo vielen Erfahrungen, den blutigen Weg „der Verfolgung verließ, und viele Jahre vor ſeiner „Thronentſagung zur Gelindigkeit überging. **Philipp** „ſelbſt, unſer gnädigſter Herr, ſchien ſich ehemals zur „Schonung zu neigen; die Rathſchläge eines Granvella und ſeines Gleichen belehrten ihn eines Andern; „mit welchem Rechte, mögen ſie mit ſich ſelbſt ausmachen. Mir aber hat von jeher geſchienen, die

„Geſetze müſſen ſich den Sitten und die Maximen den „Zeiten anſchmiegen, wenn der Erfolg ſie begünſtigen „ſoll. Zum Schluſſe bringe ich Ihnen noch das genaue „Verſtändniß in Erinnerung, das zwiſchen den Huge„notten und den flämiſchen Proteſtanten obwaltet. „Wir wollen uns hüten, ſie noch mehr aufzubringen, „als ſie es jetzt ſchon ſeyn mögen. Wir wollen gegen „ſie nicht franzöſiſche Katholiken ſeyn, damit es ihnen „ja nicht einfalle, die Hugenotten gegen uns zu ſpielen, „und wie dieſe ihr Vaterland in die Schrecken eines „Bürgerkriegs zu werfen.“ [1]

Nicht ſowohl der Wahrheit und Unwiderlegbarkeit ſeiner Gründe, welche von der entſcheidendſten Mehrheit im Senate unterſtützt wurde, als vielmehr dem verfallenen Zuſtande der Kriegsmacht und der Erſchöpfung des Schatzes, wodurch man verhindert war, das Gegentheil mit gewaffneter Hand durchzuſetzen, hatte der Prinz von Oranien es zu danken, daß ſeine Vorſtellungen diesmal nicht ganz ohne Wirkung blieben. Um wenigſtens den erſten Sturm abzuwehren, und die nöthige Zeit zu gewinnen, ſich in eine beſſere Verfaſſung gegen ſie zu ſetzen, kam man überein, den Verbundenen einen Theil ihrer Forderungen zuzugeſtehen. Es wurde beſchloſſen, die Strafbefehle des Kaiſers zu mildern, wie er ſie ſelbſt mildern würde, wenn er in jetzigen Tagen wieder auferſtände — wie er einſt ſelbſt, unter ähnlichen Umſtänden, ſie zu mildern nicht gegen ſeine Würde geachtet. Die Inquiſition ſollte, wo ſie noch nicht eingeführt ſey, unterbleiben, wo ſie es ſey, auf einen gelindern Fuß geſetzt werden, oder auch gänzlich ruhen, da die Inquiſitoren (ſo drückte man ſich aus, um ja den Proteſtanten die kleine Luſt nicht zu gönnen, daß ſie gefürchtet würden, oder daß man ihrem Anſuchen Gerechtigkeit zugeſtände) von dem neuen Papſte noch nicht beſtätigt worden wären. Dem geheimen Conſilium wurde der Auftrag gegeben, dieſen Schluß des Senats ohne Verzug auszufertigen. So vorbereitet erwartete man die Verſchwörung.[1]

---

[1] Burg. 174—180. Hopper. 73. Strad. 123. 124. Es darf Niemand wundern, ſagt Burgundius, ein hitziger Eiferer für die katholiſche Religion und die ſpaniſche Partei, daß aus der Rede dieſes Prinzen ſo viel Kenntniß der Philoſophie hervorleuchtet; er hatte ſie aus dem Umgange mit Balduin geſchöpft. 180.

---

[1] Strad. 124. 125.

* * *

Die Geuſen.

Der Senat war noch nicht auseinander, als ganz Brüſſel ſchon von der Nachricht erſchallte, die Verbundenen näherten ſich der Stadt. Sie beſtanden nur aus zweihundert Pferden, aber das Gerücht vergrößerte ihre Zahl. Die Regentin, voll Beſtürzung, wirft die Frage auf, ob man den Eintretenden die Thore ſchließen, oder ſich durch die Flucht retten ſollte? Beides wird, als entehrend, verworfen; auch widerlegt der ſtille Einzug der Edlen bald die Furcht eines gewaltſamen Ueberfalls. Den erſten Morgen nach ihrer Ankunft verſammeln ſie ſich im Kuilemburgiſchen Hauſe, wo ihnen Brederode einen zweiten Eid abfordert, des Inhalts, daß ſie ſich unter einander, mit Hintanſetzung aller *andern Pflichten*, und mit den Waffen ſelbſt, wenn es nöthig wäre, beizuſtehen gehalten ſeyn ſollten. Hier wurde ihnen auch ein Brief aus Spanien vorgezeigt, worin ſtand, daß ein gewiſſer Proteſtant, den ſie alle kannten und ſchätzten, bei langſamem Feuer lebendig dort verbrannt worden ſey. Nach dieſen und ähnlichen Präliminarien ruft er einen um den andern mit Namen auf, ließ ſie in ihren eignen und in der Abweſenden Namen den neuen Eid ablegen, und den alten erneuern. Gleich der folgende

Tag, als der fünfte April 1566, wird zur Ueberreichung der Bittſchrift angeſetzt. [1]

Ihre Anzahl war jetzt zwiſchen drei- und vierhundert. Unter ihnen befanden ſich viele Lehensleute des vornehmen Adels, wie auch verſchiedene Bediente des Königs ſelbſt, und der Herzogin. [2] Den Grafen von Naſſau und **Brederode** an ihrer Spitze, traten ſie gliederweiſe, immer vier und vier, ihren Zug nach dem Palaſte an; ganz Brüſſel folgte dem ungewöhnlichen Schauſpiele in ſtillem Erſtaunen. Es wurde hier Menſchen gewahr, die kühn und trotzig genug auftraten, um nicht Supplikanten zu ſcheinen, von zwei Männern geführt, die man nicht gewohnt war, bitten zu ſehen; auf der andern Seite ſo viel Ordnung, ſo viel Demuth und beſcheidene Stille, als ſich mit keiner Rebellion zu vertragen pflegt. Die Oberſtatthalterin empfängt den Zug, von allen ihren Räthen und den Rittern des Vließes umgeben. „Dieſe edeln Niederländer,“ redet **Brederode** ſie mit Ehrerbietung an, „welche ſich hier vor Ew. Hoheit verſammeln, und noch weit mehrere, welche nächſtens eintreffen ſollen, wünſchen Ihnen eine Bitte vorzutragen, von deren Wichtigkeit, ſo wie von ihrer Demuth dieſer feierliche Aufzug Sie überführen wird. Ich, als Wortführer der Geſellſchaft, erſuche Sie, dieſe Bittſchrift anzunehmen, die nichts enthält, was ſich nicht mit dem Beſten des Vaterlandes und mit der Würde des Königs vertrüge.“ —

---

[1] Strada 126.

[2] Hopper. 73.

„Wenn dieſe Bittſchrift," erwiderte Margaretha, „wirklich nichts enthält, was mit dem Wohl des Vaterlandes und mit der Würde des Königs ſtreitet, ſo „iſt kein Zweifel, daß ſie gebilligt werden wird." — „Sie hätten," fuhr der Sprecher fort, „mit Unwillen „und Bekümmerniß vernommen, daß man ihrer Verbindung verdächtige Abſichten unterlege, und ihnen bei „Ihrer Hoheit nachtheilig zuvorgekommen ſey; darum „lägen ſie Ihr an, ihnen die Urheber ſo ſchwerer Beſchuldigungen zu nennen, und ſolche anzuhalten, ihre „Anklage in aller Form und öffentlich zu thun, damit „derjenige, welchen man ſchuldig finden würde, die verdiente Strafe leide." — „Allerdings," antwortete die Regentin, „könne man ihr nicht verdenken, wenn ſie auf „die nachtheiligen Gerüchte von den Abſichten und Allianzen des Bundes für nöthig erachtet habe, die Statthalter der Provinzen aufmerkſam darauf zu machen; „aber nennen würde ſie die Urheber dieſer Nachrichten „niemals; Staatsgeheimniſſe zu verrathen," ſetzte ſie mit einer Miene des Unwillens hinzu, „könne mit keinem „Rechte von ihr gefordert werden." Nun beſchied ſie die Verbundenen auf den folgenden Tag, um die Antwort auf ihre Bittſchrift abzuholen, worüber ſie jetzt noch einmal mit den Rittern zu Rathe ging.[1]

„Nie," lautete dieſe Bittſchrift (die nach Einigen den berühmten Balduin zum Verfaſſer haben ſoll), „nie „hätten ſie es an der Treue gegen ihren König ermangeln laſſen, und auch jetzt wären ſie weit davon

---

[1] Hopper. 73. Strad. 126. 127. Burg. 182. 183.

„entfernt; doch wollten ſie lieber in die Ungnade ihres Herrn zu fallen Gefahr laufen, als ihn noch länger in der Unwiſſenheit der übeln Folgen verharren laſſen, womit die gewaltſame Einſetzung der Inquiſition und die längere Beharrung auf den Edikten ihr Vaterland bedrohen. Lange Zeit hätten ſie ſich mit der Hoffnung beruhigt, eine allgemeine Staatenverſammlung würde dieſen Beſchwerden abhelfen; jetzt aber, da auch dieſe Hoffnung erloſchen ſey, hielten ſie es für ihre Pflicht, die Statthalterin vor Schaden zu warnen. Sie bäten daher Ihre Hoheit, eine wohlgeſinnte und wohlunterrichtete Perſon nach Madrid zu ſenden, die den König vermögen könnte, dem einſtimmigen Verlangen der Nation gemäß die Inquiſition aufzuheben, die Edikte abzuſchaffen, und ſtatt ihrer auf einer allgemeinen Staatenverſammlung neue und menſchlichere verfaſſen zu laſſen. Unterdeſſen aber, bis der König ſeine Entſchließung kund gethan, möchte man die Edikte ruhen laſſen und die Inquiſition außer Wirkſamkeit ſetzen. Gäbe man,“ ſchloſſen ſie, „ihrem demüthigen Geſuch kein Gehör, ſo nehmen ſie Gott, den König, die Regentin und alle ihre Räthe zu Zeugen, daß ſie das Ihrige gethan, wenn es unglücklich ginge.“[1]

Den folgenden Tag erſchienen die Verbundenen in eben demſelben Aufzuge, aber in noch größerer Anzahl (die Grafen von Bergen und Kuilemburg waren mit ihrem Anhange unterdeſſen zu ihnen geſtoßen), vor der Regentin, um ihre Reſolution in Empfang zu nehmen.

---

[1] Hopper. 74. Burg. 162. 166.

Sie war an den Rand der Bittſchrift geſchrieben, und enthielt: „Die Inquiſition und die Edikte ganz ruhen „zu laſſen, ſtehe nicht in ihrer Gewalt; doch wolle ſie, „dem Wunſche der Verbundenen gemäß, Einen aus dem „Adel nach Spanien ſenden, und ihr Geſuch bei dem „Könige nach allen Kräften unterſtützen. Einſtweilen ſolle „den Inquiſitoren empfohlen werden, ihr Amt mit „Mäßigung zu verwalten; dagegen aber erwarte ſie von „dem Bunde, daß er ſich aller Gewaltthätigkeiten ent„halten, und nichts gegen den katholiſchen Glauben unter„nehmen werde.“ So wenig dieſe allgemeine und ſchwankende Zuſage die Verbundenen befriedigte, ſo war ſie doch Alles, was ſie mit irgend einem Scheine von Wahrſcheinlichkeit für's Erſte hatten erwarten können. Die Gewährung oder Nichtgewährung der Bittſchrift hatte mit dem eigentlichen Zwecke des Bündniſſes nichts zu ſchaffen. Genug für jetzt, daß es überhaupt nur errichtet war; daß nunmehr etwas vorhanden war, wodurch man die Regierung, ſo oft es nöthig war, in Furcht ſetzen konnte. Die Verbundenen handelten alſo ihrem Plane gemäß, daß ſie ſich mit dieſer Antwort beruhigten und das Uebrige auf die Entſcheidung des Königs ankommen ließen. Wie überhaupt das ganze Gaukelſpiel dieſer Bittſchrift nur erfunden geweſen war, die verwegenern Plane des Bundes hinter dieſer Supplikantengeſtalt ſo lange zu verbergen, bis er genugſam zu Kräften würde gekommen ſeyn, ſich in ſeinem wahren Lichte zu zeigen; ſo mußte ihnen weit mehr an der Haltbarkeit dieſer Maske, und weit mehr an einer günſtigen Aufnahme der Bittſchrift, als an einer ſchnellen

Gewährung liegen. Sie drangen daher in einer neuen Schrift, die ſie drei Tage darauf übergaben, auf ein ausdrückliches Zeugniß der Regentin, *daß ſie nichts als ihre Schuldigkeit gethan, und daß nur Dienſteifer für den König ſie geleitet habe.* Als die Herzogin einer Erklärung auswich, ſchickten ſie noch von der Treppe Jemand an ſie ab, der dieſes Geſuch wiederholen ſollte. „Die Zeit allein, und ihr künftiges Betragen,“ antwortete ſie dieſem, „würden ihrer Abſichten Richter ſeyn.“ [1]

Gaſtmähler gaben dem Bunde ſeinen Urſprung, und ein Gaſtmahl gab ihm Form und Vollendung. An dem nämlichen Tage, wo die zweite Bittſchrift eingereicht wurde, traktirte Brederode die Verſchwornen im Kuilemburgiſchen Hauſe; gegen 300 Gäſte waren zugegen; die Trunkenheit machte ſie muthwillig, und ihre Bravour ſtieg mit ihrer Menge. Hier nun erinnerten ſich Einige, daß ſie den Grafen von Barlaimont der Regentin, die ſich bei Ueberreichung der Bittſchriften zu entfärben ſchien, auf franzöſiſch hatten zuflüſtern hören: „Sie ſolle ſich vor einem Haufen Bettler (Gueux) nicht fürchten.“ Wirklich war auch der größte Theil unter ihnen durch eine ſchlechte Wirthſchaft ſo weit herabgekommen, daß er dieſe Benennung nur zu ſehr rechtfertigte. Weil man eben um einen Namen der Brüderſchaft verlegen war, ſo haſchte man dieſen Ausdruck begierig auf, der das Vermeſſene des Unternehmens in Demuth verſteckte, und der zugleich am wenigſten von der Wahrheit entfernte. Sogleich trank man einander unter dieſem Namen zu, und: es leben die Geuſen! wurde mit allgemeinem Geſchrei des Beifalls gerufen. Nach aufgehobener Tafel erſchien **Brederode** mit einer Taſche, wie die herumziehenden Pilger und Bettelmönche ſie damals trugen, hing ſie um den Hals, trank die Geſundheit der ganzen Tafel aus einem hölzernen Becher, dankte Allen für ihren Beitritt zum Bunde, und verſicherte hoch, daß er für Jeden unter ihnen bereit ſtehe, Gut und Blut zu wagen. Alle riefen mit lauter Stimme ein Gleiches, der Becher ging in der Runde herum, und ein Jedweder ſprach, indem er ihn an den Mund ſetzte, daſſelbe Gelübde nach. Nun empfing Einer nach dem Andern die Bettlertaſche, und hing ſie an einem Nagel auf, den er ſich zugeeignet hatte. Der Lärm, den dieſes Poſſenſpiel verurſachte, zog den Prinzen von Oranien, die Grafen von **Egmont** und von **Hoorn**, die der Zufall ſo eben vorbeiführte, in das Haus, wo ihnen Brederode, als Wirth vom Hauſe, ungeſtüm zuſetzte, zu bleiben und ein Glas mitzutrinken.[1] Die Ankunft dieſer drei wichtigen Männer erneuerte den Jubel der Gäſte, und ihre Freude fing an bis zur Ausgelaſſenheit zu ſteigen. Viele wurden betrunken; Gäſte und Aufwärter ohne Unterſchied, Ernſthaftes und Poſſirliches, Sinnentaumel und Angelegenheit des Staats vermengten ſich auf eine burleske Art mit einander, und die allgemeine Noth des Landes bereitete ein Bacchanal. Hierbei blieb es nicht allein; was man im Rauſche beſchloſſen hatte, führte man nüchtern aus. Das Daſeyn ſeiner Beſchützer muſte dem Volke verſinnlicht, und der Eifer der Partei durch ein ſichtbares Zeichen in Athem erhalten werden; dazu war kein beſſeres Mittel, als dieſen Namen der Geuſen öffentlich zur Schau zu tragen, und die Zeichen der Verbrüderung davon zu entlehnen. In wenig Tagen wimmelte die Stadt Brüſſel von aſchgrauen Kleidern, wie man ſie an Bettelmönchen und Büßenden ſah. Die ganze Familie mit dem Hausgeſinde eines Verſchwornen warf ſich in dieſe Ordenstracht. Einige führten hölzerne Schüſſeln mit dünnem Silberbleche überzogen, eben ſolche Becher, oder auch Meſſer, den ganzen Hausrath der Bettlerzunft, an den Hüten, oder ließen ſie an dem Gürtel herunterhängen. Um den Hals hingen ſie eine goldene oder ſilberne Münze, nachher der Geuſenpfennig genannt, deren eine Seite das Bruſtbild des Königs zeigte, mit der Inſchrift: Dem Könige getreu. Auf der andern ſah man zwei zuſammengefaltene Hände, die eine Provianttaſche hielten, mit den Worten: Bis zum Bettelſack. Daher ſchreibt ſich der Name der Geuſen, den nachher in den Niederlanden alle diejenigen trugen, welche vom

---

[1] Hopper. S. 94. Strada 127.

---

[1] „Aber," verſicherte nachher Egmont in ſeiner Verantwortungsſchrift, „wir tranken nur ein einziges kleines Glas, „und dabei ſchrieen ſie: es lebe der König und es leben die „Geuſen! Es war dieß zum erſten Male, daß ich dieſe „Benennung hörte, und gewiß, ſie mißfiel mir. Aber die „Zeiten waren ſo ſchlimm, daß man Manches gegen ſeine „Neigung mitmachen mußte, und ich glaubte eine unſchuldige „Handlung zu thun." Procès criminels des Comtes d'Egmont etc. T. I. Egmonts Verantwortung.

Papſtthum abfielen, und die Waffen gegen den König ergriffen.[1]

Ehe die Verbundenen auseinander gingen, um ſich in den Provinzen zu zerſtreuen, erſchienen ſie noch einmal vor der Herzogin, um ſie in der Zwiſchenzeit, bis die Antwort des Königs aus Spanien anlangte, zu einem gelinden Verfahren gegen die Ketzer zu ermahnen, damit es mit dem Volke nicht auf's Aeußerſte käme. Sollte aber, fügten ſie hinzu, aus einem entgegengeſetzten Betragen Schlimmes entſtehen, ſo wollten ſie als Leute angeſehen ſeyn, die ihre Pflicht gethan hätten.

Darauf erwiderte die Regentin: ſie hoffe ſolche Maßregeln zu ergreifen, daß keine Unordnung vorfallen könnte; geſchehe dieſes aber dennoch, ſo würde ſie es Niemand anders als den Verbundenen zuzuſchreiben haben. Sie ermahne ſie alſo ernſtlich, auch ihren Verheißungen gleichfalls nachzukommen, vorzüglich aber keine neue Mitglieder mehr in ihren Bund aufzunehmen, keine Privat-Zuſammenkünfte mehr zu halten, und überhaupt keine Neuerung anzufangen. Um ſie einſtweilen zu beruhigen, wurde dem Geheimſchreiber Berti befohlen, ihnen die Briefe vorzuzeigen, worin man den Inquiſitoren und weltlichen Richtern Mäßigung gegen alle diejenigen empfahl, die ihre ketzeriſche Verſchuldung durch ein bürgerliches Verbrechen erſchwert haben würden. Vor ihrem Abzug aus Brüſſel ernannten ſie noch vier Vorſteher aus ihrer Mitte,[2] welche die Angelegenheiten des Bundes beſorgen mußten; und noch überdies eigene Geſchäfts-Verweſer für jede Provinz. In Brüſſel ſelbſt wurden einige zurückgelaſſen, um auf alle Bewegungen des Hofes ein wachſames Auge zu haben. **Brederode**, **Kuilemburg** und **Bergen** verließen endlich die Stadt; von 350 Reitern begleitet, begrüßten ſie noch einmal außerhalb der Mauern mit Musketenfeuer, und ſchieden dann von einander, **Brederode** nach Antwerpen, die beiden Andern nach Geldern. Dem Erſten ſchickte die Regentin einen Eilboten nach Antwerpen voran, der den Magiſtrat dieſer Stadt vor ihm warnen ſollte; über tauſend Menſchen drängten ſich um das Hotel, wo er abgeſtiegen war. Er zeigte ſich, ein volles Weinglas in der Hand, am Fenſter; „Bürger von Antwerpen," redete er ſie an, „ich bin hier, mit Gefahr meiner Güter und meines Lebens euch die Laſt der Inquiſition abzunehmen. „Wollt ihr dieſe Unternehmung mit mir theilen und „zu eurem Führer mich erkennen, ſo nehmt die Geſundheit an, die ich euch hier zutrinke, und ſtreckt zum „Zeichen eures Beifalls die Hände empor." Damit trank er, und alle Hände flogen unter lärmendem Jubelgeſchrei in die Höhe. Nach dieſer Heldenthat verließ er Antwerpen.[1]

---

[1] Hopper. S. 94. Strada 127—130. Burgund. 185. 187.

[2] Burgundius gibt zwölf ſolcher Vorſteher an, welche das Volk ſpottweiſe die zwölf Apoſtel genannt haben ſoll. 188.

Gleich nach Uebergebung der Bittſchrift der Edeln hatte die Regentin durch den geheimen Rath eine neue Formel der Edikte entwerfen laſſen, die zwiſchen den Mandaten des Königs und den Forderungen der Verbundenen gleichſam die Mitte halten ſollte. Die Frage war nun, ob es rathſamer ſey, dieſe Milderung oder Moderation, wie ſie gewöhnlich genannt wurde, geradezu abkündigen zu laſſen, oder ſie dem Könige erſt zur Genehmhaltung vorzulegen.[1] Der geheime Rath, der es für zu gewagt hielt, einen ſo wichtigen Schritt ohne Vorwiſſen, ja gegen die ausdrückliche Vorſchrift des Monarchen zu thun, widerſetzte ſich dem Prinzen von Oranien, der für das Erſte ſtimmte. Außerdem hatte man Grund zu fürchten, daß die Nation mit dieſer Moderation nicht einmal zufrieden ſeyn werde, die ohne Zuziehung der Stände, worauf man doch eigentlich dringe, verfaßt ſey. Um nun den Ständen ihre Bewilligung abzugewinnen, oder vielmehr abzuſtehlen, bediente ſich die Regentin des Kunſtgriffs, eine Landſchaft nach der andern einzeln, und diejenigen, welche die wenigſte Freiheit hatten, wie Artois, Hennegau, Namur und Luxemburg, zuerſt zu befragen, wodurch ſie nicht nur vermied, daß eine der andern zur Widerſetzlichkeit Muth machte, ſondern auch noch ſo viel gewann, daß die freien Provinzen, wie Flandern und Brabant, die man weislich bis zuletzt aufſparte, ſich durch das Beiſpiel der andern hinreißen ließen.[2] Zufolge eines äußerſt geſetzwidrigen Verfahrens überraſchte man die Bevollmächtigten der Städte, ehe ſie ſich noch an ihre Gemeinheiten wenden konnten, und legte ihnen über den ganzen Vorgang ein tiefes Stillſchweigen auf. Dadurch erhielt die Regentin, daß einige Landſchaften die Moderation unbedingt, andere mit wenigen Zuſätzen gelten ließen. Luxemburg und Namur unterſchrieben ſie ohne Bedenken. Die Stände von Artois machten noch den Zuſatz, daß falſche Angeber dem Rechte der Wiedervergeltung unterworfen ſeyn ſollten; die von Hennegau verlangten, daß ſtatt Einziehung der Güter, die ihren Privilegien widerſtreite, eine andere willkührliche Strafe eingeführt würde. Flandern forderte die gänzliche Aufhebung der Inquiſition, und wollte den Angeklagten das Recht, an ihre Provinz zu appelliren, geſichert haben. Brabants Stände ließen ſich durch die Ränke des Hofs überliſten. Seeland, Holland, Utrecht, Geldern und Friesland, als welche durch die wichtigſten Privilegien geſchützt waren, und mit der meiſten Eiferſucht darüber wachten, wurden niemals um ihre Meinung befragt. Auch den Gerichtshöfen der Provinzen hatte man ein Bedenken über die neuentworfene Milderung abgefordert, aber es dürfte wohl nicht ſehr günſtig gelautet haben, weil es niemals nach Spanien kam.[1] Aus dem Hauptinhalt dieſer Milderung, die ihren Namen doch in der That verdiente, läßt ſich auf die Edikte ſelbſt ein Schluß machen. „Die Schriftſteller der Sekten,“ hieß es darin, „ihre Vorſteher und Lehrer, wie auch die, welche einen von dieſen beherbergten, ketzeriſche Zuſammenkünfte beförderten und verhehlten, oder irgend ſonſt ein öffentliches Aergerniß gäben, ſollten mit dem Galgen beſtraft, und ihre Güter (wo die Landesgeſetze es nämlich erlaubten) eingezogen

---

[1] Strada 131.

---

[1] Hopper. S. 93.

[2] Grot. 22. Burgund. 196. 197 sq.

---

[1] A. G. d. v. N. III. 78.

„werden; ſchwüren ſie aber ihre Irrthümer ab, ſo ſollten „ſie mit der Strafe des Schwerts davon kommen und „ihre Verlaſſenſchaft ihrer Familie bleiben.“ Eine grauſame Schlinge für die elterliche Liebe! Leichten und bußfertigen Ketzern, hieß es ferner, könne Gnade widerfahren; unbußfertige ſollten das Land räumen, jedoch ohne ihre Güter zu verlieren, es ſey denn, daß ſie ſich durch Verführung Anderer dieſes Vorrechts beraubten. Von dieſer Wohlthat waren jedoch die Wiedertäufer ausgeſchloſſen, die, wenn ſie ſich nicht durch die gründlichſte Buße loskauften, ihrer Güter verluſtig erklärt und, wenn ſie Relapſen, d. i. wiederabgefallene Ketzer, wären, ohne Barmherzigkeit hingerichtet werden ſollten.[1] Die mehrere Achtung für Leben und Eigenthum, die man in dieſen Verordnungen wahrnimmt, und leicht verſucht werden möchte, einer anfangenden Sinnesänderung des ſpaniſchen Miniſteriums zuzuſchreiben, war nichts als ein nothgedrungener Schritt, den ihm die ſtandhafte Widerſetzlichkeit des Adels erpreßte. Auch war man in den Niederlanden von dieſer Moderation, die im Grunde keinen einzigen weſentlichen Mißbrauch abſtellte, ſo wenig erbaut, daß das Volk ſie in ſeinem Unwillen anſtatt Moderation (Milderung) Moorderation, d. i. Mörderung, nannte.[2]

Nachdem man auf dieſem Wege den Ständen ihre Einwilligung dazu abgelockt hatte, wurde die Milderung dem Staatsrathe vorgelegt, und, von ihm unterſchrieben, an den König nach Spanien geſendet, um nunmehr durch ſeine Genehmigung eine geſetzliche Kraft zu empfangen.[1]

---

[1] Burg. 190 – 194.

[2] A. G. d. v. N. 72.

Die Geſandtſchaft nach Madrid, worüber man mit den Verſchwornen übereingekommen war, wurde anfänglich dem **Marquis von Bergen**[2] aufgetragen, der ſich aber aus einem nur zu gegründeten Mißtrauen in die gegenwärtige Dispoſition des Königs, und weil er ſich mit dieſem delikaten Geſchäfte allein nicht befaſſen wollte, einen Gehülfen ausbat. Er bekam ihn in dem Baron **von Montigny**, der ſchon ehedem zu demſelben Geſchäfte gebraucht worden war, und es rühmlich beendigt hatte. Da ſich aber während dieſer Zeit die Umſtände ſo gar ſehr verändert hatten, und er wegen ſeiner zweiten Aufnahme in Madrid in gerechter Beſorgniß war, ſo machte er ſeiner mehrern Sicherheit wegen mit der Herzogin aus: daß ſie vorläufig darüber an den Monarchen ſchreiben möchte, unterdeſſen er mit ſeinem Geſellſchafter langſam genug reiſen würde, um von der Antwort des Königs noch unterwegs getroffen zu werden. Sein guter Genius, der ihn, wie es ſchien, von dem ſchrecklichen Schickſale, das in Madrid auf ihn wartete, zurückreißen wollte, ſtörte ſeine Reiſe noch durch ein unvermuthetes Hinderniß, indem der Marquis von Bergen durch eine Wunde, die er beim Ballſchlagen empfing, außer Stand geſetzt wurde, ſie ſogleich mit ihm anzutreten. Nichts deſtoweniger machte er ſich, weil die Regentin ihm anlag, zu eilen, allein auf den Weg, nicht aber, wie er hoffte, die Sache ſeines Volks in Spanien durchzuſetzen, ſondern dafür zu ſterben.[1]

---

[1] Vigl. ad Hopper. VII. Brief.

[2] Dieſer Marquis von Bergen iſt von dem Grafen Wilhelm von Bergen zu unterſcheiden, der von den Erſten geweſen war, die den Compromiß unterſchrieben. Vigl. ad Hopper. VII. Brief.

Die Stellung der Dinge hatte ſich nunmehr ſo verändert, und der Schritt, den der Adel gethan, einen völligen Bruch mit der Regierung ſo nahe herbeigebracht, daß es dem Prinzen von Oranien und ſeinen Freunden fortan unmöglich ſchien, das mittlere, ſchonende Verhältniß, das ſie bis jetzt zwiſchen der Republik und dem Hofe beobachtet hatten, noch länger beizubehalten, und ſo widerſprechende Pflichten zu vereinigen. So viel Ueberwindung es ihnen bei ihrer Denkart ſchon koſten mußte, in dieſem Streite nicht Partei zu nehmen; ſo ſehr ſchon ihr natürlicher Freiheitsſinn, ihre Vaterlandsliebe und ihre Begriffe von Duldung unter dem Zwange litten, den ihr Poſten ihnen auferlegte: ſo ſehr mußte das Mißtrauen Philipps gegen ſie, die wenige Achtung, womit ihr Gutachten ſchon ſeit langer Zeit pflegte aufgenommen zu werden, und das zurückſetzende Betragen, das ihnen von der Herzogin widerfuhr, ihren Dienſteifer erkälten, und ihnen die Fortſetzung einer Rolle erſchweren, die ſie mit ſo vielem Widerwillen und ſo wenigem Danke ſpielten. Dazu kamen noch verſchiedene Winke aus Spanien, welche den Unwillen des Königs über die Bittſchrift des Adels, und ſeine wenige Zufriedenheit mit ihrem eigenen Betragen bei dieſer Gelegenheit außer

---

[1] Strad. 133. 134.

Zweifel ſetzten, und Maßregeln von ihm erwarten ließen, zu denen ſie, als Stützen der vaterländiſchen Freiheit und größtentheils als Freunde oder Blutsverwandte der Verbundenen, nie würden die Hand bieten können.[1] Von dem Namen, den man in Spanien der Verbindung des Adels beilegte, hing es überhaupt nun ab, welche Partei ſie künftig zu nehmen hatten. Hieß die Bittſchrift Empörung, ſo blieb ihnen keine andere Wahl, als entweder mit dem Hofe vor der Zeit zu einer bedenklichen Erklärung zu kommen, oder diejenigen feindlich behandeln zu helfen, deren Intereſſe auch das ihrige war, und die nur aus ihrer Seele gehandelt hatten. Dieſer mißlichen Alternative konnten ſie nur durch eine gänzliche Zurückziehung von Geſchäften ausweichen; ein Weg, den ſie zum Theil ſchon einmal erwählt hatten, und der unter den jetzigen Umſtänden mehr als eine bloße Nothhülfe war. Auf ſie ſah die ganze Nation. Das unumſchränkte Vertrauen in ihre Geſinnungen, und die allgemeine Ehrfurcht gegen ſie, die nahe an Anbetung grenzte, adelte die Sache, die ſie zu der ihrigen machten, und richtete die zu Grunde, die ſie verließen. Ihr Antheil an der Staatsverwaltung, wenn er auch mehr nicht als bloßer Name war, hielt die Gegenpartei im Zügel; ſo lange ſie dem Senate noch beiwohnten, vermied man gewaltſame Wege, weil man noch etwas von dem Wege der Güte erwartete. Ihre Mißbilligung, ſelbſt wenn ſie ihnen auch nicht von Herzen ging, machte die Faktion muthlos und unſicher, die ſich im Gegentheil in ihrer ganzen Stärke aufraffte, ſobald ſie, auch nur entfernt, auf einen ſo wichtigen Beifall rechnen durfte. Dieſelben Maßregeln der Regierung, die, wenn ſie durch ihr Hände gingen, eines günſtigen Erfolgs gewiß waren, mußten ohne ſie verdächtig und unnütz werden; ſelbſt die Nachgiebigkeit des Königs, wenn ſie nicht das Werk dieſer Volksfreunde war, mußte den beſten Theil ihrer Wirkung verfehlen. Außerdem, daß ihre Zurückziehung von Geſchäften die Regentin zu einer Zeit von Rath entblößte, wo Rath ihr am unentbehrlichſten war, gab dieſe Zurückziehung noch zugleich einer Partei das Uebergewicht, die, von einer blinden Anhänglichkeit an den Hof geleitet, und unbekannt mit den Eigenheiten des republikaniſchen Charakters, nicht unterlaſſen haben würde, das Uebel zu verſchlimmern und die Erbitterung der Gemüther auf's Aeußerſte zu treiben.

---

[1] Meteren 81.

Alle dieſe Gründe, unter denen es Jedem freigeſtellt iſt, nach ſeiner guten oder ſchlimmen Meinung von dem Prinzen, denjenigen herauszuſuchen, der bei ihm vorgewaltet haben möchte, bewogen ihn jetzt, die Regentin im Stiche zu laſſen und ſich aller Staatsgeſchäfte zu begeben. Die Gelegenheit, dieſen Vorſatz in's Werk zu richten, fand ſich bald. Der Prinz hatte für die ſchleunige Bekanntmachung der neuveränderten Edikte geſtimmt; die Statthalterin folgte dem Gutachten des geheimen Raths, und ſandte ſie zuvor an den König. „Ich ſehe nun deutlich," brach er mit verſtellter Heftigkeit aus, „daß allen Rathſchlägen, die „ich gebe, mißtraut wird. Der König bedarf keiner „Diener, deren Treue er bezweifeln muß, und ferne

„ſey es von mir, meinem Herrn Dienſte aufzubringen, „die ihm zuwider ſind. Beſſer alſo für ihn und mich, „ich entziehe mich dem gemeinen Weſen.“[1] Das Nämliche ungefähr äußerte der Graf von Hoorn; Egmont bat um Urlaub, die Bäder in Aachen zu gebrauchen, die der Arzt ihm verordnet habe, wiewohl er (heißt es in ſeiner Anklage) ausſah wie die Geſundheit. Die Regentin, von den Folgen erſchreckt, die dieſer Schritt unvermeidlich herbeiführen mußte, redete ſcharf mit dem Prinzen. „Wenn weder meine Vorſtellungen, noch das „gemeine Beſte ſo viel über Sie vermögen, Sie von „dieſem Vorſatze zurückzubringen, ſo ſollten Sie wenig„ſtens Ihres eigenen Rufes mehr ſchonen. Ludwig „von Naſſau iſt Ihr Bruder. Er und Graf Brederode, „die Häupter der Verſchwörung, ſind öffentlich Ihre „Gäſte geweſen. Die Bittſchrift enthält daſſelbe, wo„von alle Ihre Vorſtellungen im Staatsrathe bisher „gehandelt haben. Wenn Sie nun plötzlich die Sache „Ihres Königs verlaſſen, wird es nicht allgemein heißen, „daß Sie die Verſchwörung begünſtigen?“ Es wird nicht geſagt, ob der Prinz diesmal wirklich aus dem Staatsrathe getreten iſt; iſt er es aber, ſo muß er ſich bald eines andern beſonnen haben, weil wir ihn kurz nachher wieder in öffentlichen Geſchäften erblicken. Egmont, ſcheint es, ließ ſich von den Vorſtellungen der Regentin beſiegen; Hoorn allein zog ſich wirklich auf eins ſeiner Güter zurück, des Vorſatzes, weder Kaiſern noch Königen mehr zu dienen.[1]

---

[1] Burgund. 189.

Unterdeſſen hatten ſich die Geuſen durch alle Provinzen zerſtreut, und wo ſie ſich zeigten, die günſtigſten Nachrichten von dem Erfolge ihres Unternehmens verbreitet. Ihren Verſicherungen nach war für die Religionsfreiheit Alles gewonnen, und dieſen Glauben recht zu befeſtigen, halfen ſie ſich, wo die Wahrheit nicht ausreichte, mit Lügen. So zeigten ſie zum Beiſpiel eine nachgemachte Schrift der Ritter des Vließes vor, worin dieſe feierlich erklärten, daß künftighin Niemand weder Gefängniß, noch Landesverweiſung, noch den Tod, der Religion wegen, zu fürchten haben ſollte, er hätte ſich denn zugleich eines politiſchen Verbrechens ſchuldig gemacht, in welchem Falle gleichwohl die Verbundenen allein ſeine Richter ſeyn würden; und dies ſollte gelten, bis der König mit den Ständen des Reichs anders darüber verfügte. So ſehr es ſich die Ritter, auf die erſte Nachricht von dem geſpielten Betruge, angelegen ſeyn ließen, die Nation aus ihrer Täuſchung zu reißen, ſo wichtige Dienſte hatte dieſe Erfindung der Faktion in dieſer kurzen Zeit ſchon geleiſtet. Wenn es Wahrheiten gibt, deren Wirkung ſich auf einen bloßen Augenblick einſchränkt, ſo können Erdichtungen, die ſich nur dieſen Augenblick lang halten, gar leicht ihre Stelle vertreten. Außerdem, daß das ausgeſtreute Gerücht zwiſchen der Statthalterin und den Rittern

---

[1] Wie er drei Monate außer Thätigkeit blieb. Hoorns Anklage. 118.

Mißtrauen erweckte und den Muth der Proteſtanten durch neue Hoffnungen aufrichtete, ſpielte es denen, welche über Neuerungen brüteten, einen Schein von Recht in die Hände, der, wenn ſie auch ſelbſt nicht daran glaubten, ihrem Verfahren zu einer Beſchönigung diente. Wenn dieſer fälſchliche Wahn auch noch ſo bald widerrufen ward, ſo mußte er doch in dem kurzen Zeitraume, wo er Glauben fand, ſo viele Ausſchweifungen veranlaßt, ſo viel Zügelloſigkeit und Licenz eingeführt haben, daß der Rückzug unmöglich werden, daß man den Weg, den man einmal betreten, aus Gewohnheit ſowohl, als aus Verzweiflung fortzuwandeln ſich genöthigt ſehen mußte.[1] Gleich auf die erſte Zeitung dieſes glücklichen Erfolgs fanden ſich die geflüchteten Proteſtanten in ihrer Heimat wieder ein, von der ſie ſich nur ungern geſchieden hatten; die ſich verſteckt hatten, traten aus ihren Schlupfwinkeln heraus; die der neuen Religion bisher nur in ihren Herzen gehuldigt hatten, herzhaft gemacht durch dieſe Duldungsakte, ſchenkten ſich ihr jetzt öffentlich und laut.[2] Der Name der Geuſen wurde hochgerühmt in allen Provinzen; man nannte ſie die Stützen der Religion und Freiheit; ihre Partei wuchs mit jedem Tage, und viele Kaufleute fingen an, ihre Inſignien zu tragen. Dieſe Letzteren brachten auf dem Geuſenpfennige noch die Veränderung an, daß ſie zwei kreuzweis gelegte Wanderſtäbe darauf ſetzten, gleichſam um anzudeuten, daß ſie jeden Augenblick fertig und bereit ſtünden, um der Religion willen Haus und Herd zu verlaſſen. Die Errichtung des Geuſenbundes hatte den Dingen eine ganz andere Geſtalt gegeben. Das Murren der Unterthanen, ohnmächtig und verächtlich bis jetzt, weil es nur Geſchrei der Einzelnen war, hatte ſich nunmehr in Einen Körper furchtbar zuſammengezogen, und durch Vereinigung Kraft, Richtung und Stetigkeit gewonnen. Jeder aufrühreriſche Kopf ſah ſich jetzt als das Glied eines ehrwürdigen und furchtbaren Ganzen an, und glaubte ſeine Verwegenheit zu *ſichern*, indem er ſie in dieſen Verſammlungsplatz des *allgemeinen Unwillens* niederlegte. Ein wichtiger Gewinn für den Bund zu heißen, ſchmeichelte dem Eitlen; ſich unbeobachtet und ungeſtraft in dieſem großen Strome zu verlieren, lockte den Feigen. Das Geſicht, welches die Verſchwörung der Nation zeigte, war demjenigen ſehr ungleich, welches ſie dem Hofe zugekehrt hatte. Wären ihre Abſichten auch die lauterſten geweſen, hätte ſie es wirklich ſo gut mit dem Throne gemeint, als ſie äußerlich ſcheinen wollte, ſo würde ſich der große Haufen dennoch nur an das *Geſetzwidrige* ihres Verfahrens gehalten haben, und ihr beſſerer Zweck gar nicht für ihn vorhanden geweſen ſeyn.

---

[1] Strada 122. 123.

[2] Grot. 22.

Oeffentliche Predigten.

Kein Zeitpunkt konnte den Hugenotten und den deutſchen Proteſtanten günſtiger ſeyn, als dieſer, einen Abſatz ihrer gefährlichen Waare in den Niederlanden zu verſuchen. Jetzt wimmelte es in jeder anſehnlichen Stadt von verdächtigen Ankömmlingen, verkappten Kundſchaftern, von Ketzern aller Art und ihren Apoſteln. Drei Religionsparteien waren es, die unter allen, welche von der herrſchenden Kirche abwichen, erhebliche Fortſchritte in den Provinzen gemacht hatten. Friesland und die angrenzenden Landſchaften hatten die Wiedertäufer überſchwemmt, die aber, als die Dürftigſten von Allen, ohne Obrigkeit, ohne Verfaſſung, ohne Kriegsmacht, und noch überdies unter ſich ſelbſt im Streite, die wenigſte Furcht erweckten. Von weit mehr Bedeutung waren die Calviniſten, welche die ſüdlichen Provinzen, und Flandern insbeſondere, inne hatten, an ihren Nachbarn, den Hugenotten, der Republik Genf, den ſchweizeriſchen Cantons und einem Theile von Deutſchland mächtige Stützen fanden, und deren Religion, wenige Abänderungen ausgenommen, in England auf dem Throne ſaß. Ihr Anhang war der zahlreichſte von allen, beſonders unter der Kaufmannſchaft und den gemeinen Bürgern, und die aus Frankreich vertriebenen Hugenotten hatten ihm größtentheils die Entſtehung gegeben. An Anzahl und Reichthum wichen ihnen die Lutheraner, denen aber ein deſto größerer Anhang unter dem Adel Gewicht gab. Dieſe hatten vorzüglich den öſtlichen Theil der Niederlande, der an Deutſchland grenzt, in Beſitz; ihr Bekenntniß herrſchte in einigen nordiſchen Reichen; die mächtigſten Reichsfürſten waren ihre Bundesgenoſſen, und die Religionsfreiheit dieſes Landes, dem auch die Niederlande durch den burgundiſchen Vergleich angehörten, konnte mit dem beſten Scheine des Rechts von ihnen geltend gemacht werden. In Antwerpen war der Zuſammenfluß dieſer drei Religionen, weil die Volksmenge ſie hier verbarg, und die Vermiſchung aller Nationen in dieſer Stadt die Freiheit begünſtigte. Dieſe drei Kirchen hatten nichts unter ſich gemein, als einen gleich unauslöſchlichen Haß gegen das Papſtthum, gegen die Inquiſition insbeſondere und gegen die ſpaniſche Regierung, deren Werkzeug dieſe war; aber eben die Eiferſucht, womit ſie einander ſelbſt wechſelſeitig bewachten, erhielt ihren Eifer in Uebung, und verhinderte, daß die Glut des Fanatismus bei ihnen verglimmte.[1]

Die Statthalterin hatte, in Erwartung, daß die entworfene Moderation Statt haben würde, einſtweilen, um die Geuſen zu befriedigen, den Statthaltern und Obrigkeiten der Provinzen in den Proceduren gegen die Ketzer Mäßigung empfohlen; ein Auftrag, den der größte Theil von dieſen, der das traurige Strafamt nur mit Widerwillen verwaltete, begierig befolgte und in ſeiner weiteſten Bedeutung nahm. Die mehrſten von den vornehmſten Magiſtratsperſonen waren der Inquiſition und der ſpaniſchen Tyrannei von Herzen gram, und viele von ihnen ſogar ſelbſt einer oder der andern Religionspartei heimlich ergeben; die es auch nicht waren, gönnten ihren abgeſagten Feinden, den Spaniern, doch die Luſt nicht, ihre Landsleute mißhandelt zu ſehen.[1] Sie verſtanden alſo die Regentin abſichtlich falſch, und ließen die Inquiſition, wie die Edikte, faſt ganz in Verfall gerathen. Dieſe Nachſicht der Regierung, mit den glänzenden Vorſpiegelungen der Geuſen verbunden, lockte die Proteſtanten, die ſich ohnehin zu ſehr angehäuft hatten, um länger verſteckt zu bleiben, aus ihrer Dunkelheit hervor. Bis jetzt hatte man ſich mit ſtillen nächtlichen Verſammlungen begnügt; nunmehr aber glaubte man ſich zahlreich und gefürchtet genug, um dieſe Zuſammenkünfte auch öffentlich wagen zu können. Dieſe Licenz nahm ihren erſten Anfang zwiſchen Oudenarde und Gent, und ergriff bald das ganze übrige Flandern. Ein gewiſſer Hermann Stricker, aus Oberyſſel gebürtig, vorzeiten Mönch und dem Kloſter entſprungen, ein verwegner Enthuſiaſt von fähigem Geiſt, impoſanter Figur und fertiger Zunge, iſt der Erſte, der das Volk zu einer Predigt unter freiem Himmel herausführt. Die Neuheit des Unternehmens verſammelt einen Anhang von ſiebentauſend Menſchen um ihn her. Ein Richter der Gegend, der, herzhafter als klug, mit gezogenem Degen unter die Menge ſprengt, den Prediger in ihrer Mitte zu verhaften, wird von dem Volke, das in Ermangelung anderer Waffen nach Steinen greift, ſo übel empfangen, daß er, von ſchweren Wunden dahingeſtreckt, noch froh iſt, ſein Leben durch Bitten zu retten.[1] Der erſte gelungene Verſuch macht zu dem zweiten Muth. In der Gegend von Aalſt verſammeln ſie ſich in noch größerer Menge wieder; jetzt aber ſind ſie ſchon mit Rappieren, Feuergewehr und Hellebarden verſehen, ſtellen Poſten aus, und verrammeln die Zugänge durch Karren und Wagen. Wen der Zufall hier vorüberführt, muß, gern oder ungern, an dem Gottesdienſte Theil nehmen, wozu beſondere Aufpaſſer beſtellt ſind. An dem Eingange haben ſich Buchhändler gelagert, welche den proteſtantiſchen Katechismus, Erbauungsſchriften und Pasquille auf die Biſchöfe feil bieten. Der Apoſtel, Hermann Stricker, läßt ſich von einer Rednerbühne hören, die von Karren und Baumſtämmen aus dem Stegreif aufgethürmt worden. Ein darüber geſpanntes Segeltuch ſchützt ihn vor Sonne und Regen; das Volk ſtellt ſich gegen die Windſeite, um ja nichts von ſeiner Predigt zu verlieren, deren beſte Würze die Schmähungen gegen das Papſtthum ſind. Man ſchöpft Waſſer aus dem nächſten Fluſſe, um die neugebornen Kinder, ohne weitere Ceremonie, wie in den erſten Zeiten des Chriſtenthums, von ihm taufen zu laſſen. Hier werden Sakramente auf calviniſche Art empfangen, Brautpaare eingeſegnet und Ehen zerriſſen. Halb Gent war auf dieſe Art aus ſeinen Thoren gezogen; der Zug verbreitete ſich immer weiter und weiter, und hatte in kurzer Zeit ganz Oſtflandern überſchwemmt. Weſtflandern brachte ein andrer abgefallener Mönch, **Peter Dathen**, aus Poperingen, gleichfalls in Bewegung; fünfzehntauſend Menſchen drängten ſich aus Flecken und Dörfern zu ſeiner Predigt; ihre Anzahl machte ſie beherzt genug, mit ſtürmender Hand in die Gefängniſſe zu brechen, wo einige Wiedertäufer zum Märtyrertode aufgeſpart waren. Die Proteſtanten in Tournay wurden von einem gewiſſen **Ambroſius Ville**, einem franzöſiſchen Calviniſten, zu gleichem Uebermuthe verhetzt. Sie dringen ebenfalls auf eine Losgebung ihrer Gefangenen, und laſſen ſich öftere Drohungen entfallen, daß ſie die Stadt den Franzoſen übergeben würden. Dieſe war ganz von Garniſon entblößt, die der Commandant, aus Furcht vor Verrätherei, in das Kaſtell gezogen hatte, und welche ſich noch außerdem weigerte, gegen ihre Mitbürger zu agiren. Die Sektirer gingen in ihrem Uebermuthe ſo weit, daß ſie eine eigne öffentliche Kirche innerhalb der Stadt für ſich verlangten; da man ihnen dieſe verſagte, traten ſie in ein Bündniß mit Valenciennes und Antwerpen, um ihren Gottesdienſt nach dem Beiſpiele der übrigen Städte mit öffentlicher Gewalt durchzuſetzen. Dieſe drei Städte ſtanden unter einander in dem genaueſten Zuſammenhange, und die proteſtantiſche Partei war in allen dreien gleich mächtig. Weil ſich jedoch keine getraute, den Tumult anzufangen, ſo kamen ſie überein, daß ſie zu gleicher Zeit mit den öffentlichen Predigten ausbrechen wollten. Brederode's Erſcheinung in Antwerpen machte ihnen endlich Muth. Sechstauſend Menſchen brachen an dem nämlichen Tag, wo daſſelbe in Tournay und Valenciennes geſchah, aus der Stadt hinaus, Weiber und Männer durcheinander; Mütter ſchleppten ihre ganz kleinen Kinder hinter ſich her. Sie ſchloſſen den Platz mit Wagen, die ſie zuſammenbanden, hinter welchen ſich Gewaffnete verſteckt hielten, um die Andacht gegen einen etwaigen Ueberfall zu decken. Die Prediger waren theils Deutſche, theils Hugenotten, und redeten in walloniſcher Sprache; manche darunter waren aus dem gemeinſten Pöbel, und Handwerker ſogar fühlten ſich zu dieſem heiligen Werke berufen. Kein Anſehn der Obrigkeit, kein Geſetz, keines Häſchers Erſcheinung ſchreckte ſie mehr. Viele zog bloße Neugier herbei, um doch zu hören, was für neue und ſeltſame Dinge dieſe fremden Ankömmlinge, die ſo viel Redens von ſich gemacht, auskramen würden. Andere lockte der Wohlklang der Pſalmen, die, wie es in Genf gebräuchlich war, in franzöſiſchen Verſen abgeſungen wurden. Ein großer Theil wurde von dieſen Predigten wie von luſtigen Komödien angezogen, in welchen der Papſt, die Väter der trientiſchen Kirchenverſammlung, das Fegfeuer und andere Dogmen der herrſchenden Kirche auf eine poſſierliche Art heruntergemacht wurden. Je toller dieſes zuging, deſto mehr kitzelte es die Ohren der Gemeinde, und ein allgemeines Händeklatſchen, wie im Schauſpielhauſe, belohnte den Redner, der es dem andern an abenteuerlicher Uebertreibung zuvorgethan hatte. Aber das Lächerliche, das in dieſen Verſammlungen auf die herrſchende Kirche geworfen ward, ging deßungeachtet in dem Gemüthe der Zuhörer nicht ganz verloren, ſo wenig, als die wenigen Körner von Vernunft, die gelegentlich mit unterlieſen; und Mancher, der hier nichts weniger als Wahrheit geſucht hatte, brachte ſie vielleicht, ohne es ſelbſt zu wiſſen, mit zurück.[1]

---

[1] Grot. 22. Strad. 126. Burg. 212.

---

[1] Grot. 29. Burgund. 203. 204.

---

[1] Burgund. 213. 214. Dieſe unerhörte Brutalität eines einzelnen Menſchen, mitten unter eine Schaar von ſiebentauſend tollkühnen Menſchen, die durch gemeinſchaftliche Andacht noch mehr entzündet ſind, zu dringen, um einen, den ſie anbeten, vor ihren Augen zum Gefangenen zu machen, beweiſt mehr als Alles, was man über dieſe Materie ſagen kann, mit welch inſolenter Verachtung die damaligen Katholiken auf die ſogenannten Ketzer herabgeſehen haben mögen, die ſie als eine ſchlechtere Menſchenart betrachteten.

Dieſe Verſammlungen wurden mehrere Tage wiederholt, und mit jeder wuchs die Vermeſſenheit der Sektirer, bis ſie ſich endlich ſogar erlaubten, ihre Prediger nach vollbrachtem Gottesdienſte mit einer Eſcorte von gewaffneten Reitern im Triumphe heimzuführen, und ſo das Geſetz durch Gepränge zu verhöhnen. Der Stadtrath ſendet einen Eilboten nach dem andern an die Herzogin, um ſie zu einer perſönlichen Ueberkunft, und, wo möglich, zur Reſidenz in Antwerpen zu vermögen, als dem einzigen Mittel, den Trotz der Empörer zu zügeln, und dem gänzlichen Verfalle der Stadt vorzubeugen; denn die vornehmſten Kaufleute, vor Plünderung bange, ſtanden ſchon im Begriffe, ſie zu räumen. Furcht, das königliche Anſehn auf ein ſo gefährliches Spiel zu ſetzen, verbietet ihr zwar, dieſem Begehren zu willfahren; aber an ihrer Statt wird der Graf von Megen dahin geſendet, um mit dem Magiſtrate wegen Einführung einer Garniſon zu unterhandeln. Der aufrühreriſche Pöbel, dem der Zweck ſeiner Ankunft nicht lange verborgen bleibt, ſammelt ſich unter tumultuariſchem Geſchrei um ihn herum. „Man kenne ihn als „einen geſchworenen Feind der Geuſen,“ wurde ihm zugeſchrien; „er bringe Knechtſchaft und Inquiſition, und er ſolle unverzüglich die Stadt verlaſſen.“ Auch legte ſich der Tumult nicht, bis Megen wieder aus den Thoren war. Nun reichten die Calviniſten dieſer Stadt bei dem Magiſtrate eine Schrift ein, worin ſie bewieſen, daß ihre große Menge es ihnen fernerhin unmöglich mache, ſich in der Stille zu verſammeln, und ein eignes Gotteshaus innerhalb der Stadt für ſich begehrten. Der Stadtrath erneuert ſeine Vorſtellungen an die Herzogin, daß ſie der bedrängten Stadt doch durch ihre perſönliche Gegenwart zu Hülfe kommen, oder ihr wenigſtens den Prinzen von Oranien ſchicken möchte, als den Einzigen, für den das Volk noch einige Rückſicht habe, und der noch überdies der Stadt Antwerpen durch den Erbtitel ihres Burggrafen verpflichtet ſey. Um das größere Uebel zu vermeiden, mußte ſie in die zweite Forderung willigen, und dem Prinzen, ſo ſchwer es ihr auch fiel, Antwerpen anvertrauen. Dieſer, nachdem er ſich lange umſonſt hatte bitten laſſen, weil er einmal feſt entſchloſſen ſchien, an den Staatsgeſchäften ferner keinen Antheil zu nehmen, ergab ſich endlich dem ernſtlichen Zureden der Regentin und den ungeſtümen Wünſchen des Volks. Brederode kam ihm eine halbe Meile von der Stadt mit großer Begleitung entgegen, und von beiden Seiten begrüßte man einander mit Abfeuerung von Piſtolen. Antwerpen ſchien alle ſeine Einwohner ausgegoſſen zu haben, um ſeinen Erretter zu empfangen. Die ganze Heerſtraße wimmelte von Menſchen; die Dächer auf den Landhäuſern waren abgedeckt, um mehr Zuſchauer zu faſſen; hinter Zäunen, aus Kirchhofmauern, aus Gräbern ſogar wuchſen Menſchen hervor. Die Zuneigung des Volks gegen den Prinzen zeigte ſich hier in kindiſchen Ergießungen. „Die Geuſen ſollen leben!“ ſchrie Jung und Alt ihm entgegen. — „Sehet hin,“ ſchrien Andere, „das iſt der, der uns Freiheit bringt!“ — „Der iſt's,“ ſchrien die Lutheraner, „der uns das Augsburgiſche Bekenntniß bringt!“ — „Nun brauchen wir fortan keine Geuſen mehr!“ riefen Andere; „wir brauchen den mühſamen Weg nach Brüſſel nicht mehr. Er allein iſt uns Alles!“ Diejenigen, welche gar nichts zu ſagen wußten, machten ihrer ausgelaſſenen Freude in Pſalmen Luft, die ſie tumultuariſch um ihn her anſtimmten. Er indeſſen verlor ſeinen Ernſt nicht, winkte Stillſchweigen um ſich her, und rief endlich, da ihm Niemand gehorchen wollte, zwiſchen Unwillen und Rührung: „Bei Gott!“ rief er, „ſie ſollten zuſehen, „was ſie thäten, es würde ſie einmal reuen, was ſie „jetzt gethan.“[1] Das Jauchzen mehrte ſich, als er in die Stadt ſelbſt eingeritten war. Gleich das erſte Beſprechen des Prinzen mit den Häuptern der verſchiedenen Religionsparteien, die er einzeln zu ſich kommen ließ und befragte, belehrte ihn, daß die Hauptquelle des

---

[1] Strad. 133. Burgund. 220—232.

---

[1] Strad. 138. 139. Burg. 233. 234.

Uebels in dem gegenſeitigen Mißtrauen der Parteien unter einander, und in dem Argwohne der Bürger gegen die Abſichten der Regierung zu ſuchen ſey, und daß ſein erſtes Geſchäft alſo ſeyn müſſe, die Gemüther zu verſichern. Den Reformirten, als den mächtigſten an Anzahl, ſuchte er durch Ueberredung und Liſt die Waffen aus den Händen zu winden, welches ihm endlich mit vieler Mühe gelang. Da aber bald darauf einige Wagen mit Kriegsmunition in Mecheln geladen wurden, und der Droſſard von Brabant ſich in dem Gebiete von Antwerpen öfters mit Bewaffneten ſehen ließ, ſo fürchteten die Calviniſten, bei ihrem Gottesdienſte feindlich geſtört zu werden, und lagen dem Prinzen an, ihnen innerhalb der Mauern einen Platz zu ihren Predigten einzuräumen, wo ſie vor einem Ueberfall ſicher ſeyn könnten.[1] Es gelang ihm noch einmal, ſie zu vertröſten, und ſeine Gegenwart hielt den Ausbruch des Tumults, ſogar während des Feſtes von Maria Himmelfahrt, das eine Menge Volks nach der Stadt gezogen, und wovon man Alles befürchtet hatte, glücklich zurück. Das Marienbild wurde mit dem gewöhnliche Gepränge unangefochten herumgetragen; einige Schimpfworte und ein ganz ſtilles Murmeln von Götzendienſt war Alles, was ſich der unkatholiſche Pöbel gegen die Prozeſſion herausnahm.[2]

(1566.) Indem die Regentin aus einer Provinz nach der andern die traurigſten Zeitungen von dem

---

[1] Meurs. Guil. Aur. Libr. I. 10. 11.

[2] Meteren. 83. Burgund. 234.

Uebermuthe der Proteſtanten erhält, und für Antwerpen zittert, das ſie in Oraniens gefährlichen Händen zu laſſen gezwungen iſt, wird ſie von einer andern Seite her in nicht geringes Schrecken geſetzt. Gleich auf die erſten Nachrichten von den öffentlichen Predigten hatte ſie den Bund aufgerufen, ſeine Zuſagen jetzt zu erfüllen und ihr zu Wiederherſtellung der Ordnung hülfreiche Hand zu leiſten. Dieſen Vorwand gebrauchte Graf Brederode, eine Generalverſammlung des ganzen Bundes auszuſchreiben, wozu kein gefährlicherer Zeitpunkt als der jetzige hätte gewählt werden können. Eine ſo prahleriſche Ausſtellung der innern Kräfte des Bundes, deſſen Daſeyn und Schutz allein den proteſtantiſchen Pöbel ermuntert haben konnte, ſo weit zu gehen, als er gegangen war, mußte jetzt in eben dem Grade die Zuverſicht der Sektirer erheben, als ſie den Muth der Regentin darniederſchlug. Der Convent kam in einer Lüttichiſchen Stadt, S. Truwen, zu Stande, wohin ſich Brederode und Ludwig von Naſſau an der Spitze von zweitauſend Verbundenen geworfen hatten. Da ihnen das lange Ausbleiben der königlichen Antwort aus Madrid von dorther nicht viel Gutes zu weiſſagen ſchien, ſo achteten ſie auf alle Fälle für rathſam, einen Sicherheitsbrief für ihre Perſonen von der Herzogin zu erpreſſen. Diejenigen unter ihnen, die ſich einer unreinen Sympathie mit dem proteſtantiſchen Pöbel bewußt waren, betrachteten ſeine Ausgelaſſenheit als ein günſtiges Ereigniß für den Bund; das ſcheinbare Glück derer, zu deren Gemeinſchaft ſie ſich herabſetzten, verführte ſie, ihren Ton zu ändern; ihr vorhin ruhmwürdiger

Eifer fing an, in Inſolenz und Trotz auszuarten. Viele meinten, man ſolle die allgemeine Verwirrung und die Verlegenheit der Herzogin nutzen, einen kühnern Ton annehmen, und Forderung auf Forderung häufen. Die katholiſchen Mitglieder des Bundes, unter denen viele im Herzen noch ſehr königlich dachten, und mehr durch Gelegenheit und Beiſpiel zu einem Antheil an dem Bunde hingeriſſen worden, als aus innerm Triebe dazu getreten waren, hörten hier zu ihrem nicht geringen Erſtaunen eine allgemeine Religionsfreiheit in Vorſchlag bringen, und wurden jetzt mit Schrecken gewahr, in welch ein gefährliches Unternehmen ſie ſich übereilter Weiſe verwickelt hatten. Gleich auf dieſe Entdeckung trat der junge Graf **Mannsfeld** zurück; und eine innere Zwietracht fing jetzt ſchon an, das Werk der Eile zu untergraben, und die Fugen des Bundes unvermerkt aufzulöſen.[1]

Graf **von Egmont** und **Wilhelm von Oranien** werden von der Regentin bevollmächtigt, mit den Verbundenen zu unterhandeln. Zwölf von den Letztern, unter denen **Ludwig von Naſſau**, **Brederode** und **Kuilemburg** waren, beſprachen ſich mit ihnen in Duffle, einem Dorfe unweit Mecheln. „Wozu dieſer neue Schritt?“ ließ ihnen die Regentin durch den Mund dieſer Beiden entbieten. „Man hat Geſandte nach Spanien von mir gefordert; ich habe ſie dahin geſendet. „Man hat die Edikte und Inquiſition allzuſtreng gefunden; ich habe beide gemildert. Man hat auf eine

---

[1] Burgund. 135. Strada 140.

„allgemeine Verſammlung der Reichsſtände angetragen; ich habe dieſe Bitte vor den König gebracht, weil ich ſie aus eigener Gewalt nicht bewilligen durfte. Was hab' ich denn nun unwiſſender Weiſe noch unterlaſſen oder gethan, was dieſe Zuſammenkunft in S. Truyen nothwendig machte? Iſt es vielleicht Furcht vor dem Zorn des Königs und ſeinen Folgen, was die Verbundenen beunruhigt? Die Beleidigung iſt groß, aber größer iſt ſeine Gnade. Wo bleibt nun das Verſprechen des Bundes, keine Unruhen unter dem Volke zu erregen? Wo jene prächtig tönenden Worte, daß man bereit ſeyn würde, lieber zu meinen Füßen zu ſterben, als dem Könige etwas von ſeinen Rechten zu vergeben? Schon nehmen ſich die Neuerer Dinge heraus, die ſehr nahe an Aufruhr grenzen und die Republik zum Verderben führen; und der Bund iſt's, auf den ſie ſich dabei berufen. Wenn er dieſes mit Stillſchweigen duldet, ſo klagt er ſich als Mitſchuldigen ihres Frevels an; wenn er es redlich mit ſeinem Könige meint, ſo kann er bei dieſer Ausgelaſſenheit des Pöbels nicht unthätig feiern. Aber er ſelbſt geht ja dem raſenden Pöbel durch ſein gefährliches Beiſpiel voran, ſchließt Bündniſſe mit den Feinden des Vaterlandes, und bekräftigt dieſe ſchlimmen Gerüchte durch ſeine jetzige ſtrafbare Verſammlung.“[1]

Der Bund verantwortete ſich dagegen förmlich in einer Schrift, welche er durch drei deputirte Mitglieder im Staatsrathe zu Brüſſel einreichen läßt. „Alles,“ lautete

---

[1] Meteren. 84. Burg. 238. 239.

dieſe, „was Ihre Hoheit in Rückſicht auf unſere Bittſchrift
„gethan, haben wir mit dem lebhafteſten Danke
„empfunden; auch können wir über keine Neuerung
„Klage führen, welche in dieſer Zeit, Ihrem Verſprechen
„zuwider, irgendwo gemacht worden wäre; aber
„wenn wir deßungeachtet jetzt noch immer und aller
„Orten her in Erfahrung bringen, und mit eignen Augen
„uns überzeugen, daß man unſre Mitbürger um
„der Religion willen vor Gericht ſchleppt und zum Tode
„führt, ſo müſſen wir nothwendig daraus ſchließen, daß
„die Befehle Ihrer Hoheit von den Gerichtshöfen zum
„mindeſten — ſehr wenig geachtet werden. Was der
„Bund ſeinerſeits verſprochen, hat er redlich erfüllt, auch
„den öffentlichen Predigten hat er nach Vermögen zu
„ſteuern geſucht; aber freilich iſt es kein Wunder, wenn
„die ſo lange Verzögerung einer Antwort aus Madrid
„die Gemüther mit Argwohn erfüllt, und die getäuſchte
„Hoffnung einer allgemeinen Staatenverſammlung ſie
„wenig geneigt macht, fernern Verſicherungen zu glauben.
„Nie hat ſich der Bund mit den Feinden des
„Landes verbunden; auch nie eine Verſuchung dazu gefühlt.
„Sollten ſich franzöſiſche Waffen in den Provinzen
„ſehen laſſen, ſo werden wir, die Verbundenen, als
„die erſten zu Pferde ſitzen, ſie daraus zu vertreiben;
„aber wir wollen aufrichtig gegen Ew. Hoheit ſeyn.
„Wir glaubten Zeichen Ihres Unwillens gegen uns in
„Ihrem Geſichte zu leſen; wir ſehen Menſchen im ausſchließenden
„Beſitze Ihrer Gnade, die durch Ihren Haß
„gegen uns berüchtigt ſind. Täglich müſſen wir hören,
„daß vor der Gemeinſchaft mit uns, wie vor Verpeſteten,

gewarnt wird, daß man uns die Ankunft des Königs wie den Anbruch eines Gerichtstags verkündigt — was iſt natürlicher, als daß der Argwohn gegen uns auch den unſrigen endlich erweckte? daß der Vorwurf der Majeſtätsverletzung, womit man unſere Verbindung zu ſchwärzen bemüht iſt, daß die Kriegsrüſtungen des Herzogs von Savoyen und anderer Fürſten, die, wie das Gerücht ſagt, uns gelten ſollen, die Unterhandlungen des Königs mit dem franzöſiſchen Hofe, um einer ſpaniſchen Armee, die nach den Niederlanden beſtimmt ſeyn ſoll, den Durchzug durch dieſes Reich auszuwirken, und dergleichen Vorfälle mehr, uns aufgefordert haben, auf unſere Selbſtvertheidigung zu denken, und uns durch eine Verbindung mit unſern auswärtigen Freunden zu verſtärken? Auf ein allgemeines, unſtetes und ſchwankendes Gerede beſchuldigt man uns eines Antheils an dieſer Zügelloſigkeit des proteſtantiſchen Pöbels; aber wen klagt das allgemeine Gerede nicht an? Wahr iſt es allerdings, daß auch unter uns Proteſtanten ſich befinden, denen eine Duldung der Religionen das willkommenſte Geſchenk ſeyn würde; aber auch ſie haben niemals vergeſſen, was ſie ihrem Herrn ſchuldig ſind. Furcht vor dem Zorne des Königs iſt es nicht, was uns aufgefordert hat, dieſe Verſammlung zu halten. Der König iſt gut, und wir wollen hoffen, daß er gerecht iſt. Es kann alſo nicht Verzeihung ſeyn, was wir bei ihm ſuchen, und eben ſo wenig kann es Vergeſſenheit ſeyn, was wir uns über Handlungen erbitten, die unter den

„Verdienſten, ſo wir uns um Se. Majeſtät erworben,
„nicht die unbeträchtlichſten ſind. Wahr iſt es wieder,
„daß ſich Abgeordnete der Lutheraner und Calviniſten
„in S. Truyen bei uns eingefunden; ja noch mehr,
„ſie haben uns eine Bittſchrift übergeben, die wir an
„Ew. Hoheit hier beilegen. Sie erbieten ſich darin,
„die Waſſen bei ihren Predigten niederzulegen, wenn
„der Bund ihnen Sicherheit leiſten, und ſich für eine
„allgemeine Verſammlung der Stände verbürgen wolle.
„Beides haben wir geglaubt, ihnen zuſagen zu müſſen,
„aber unſere Verſicherung allein hat keine Kraft, wenn
„ſie nicht zugleich von Ew. Hoheit und einigen Ihrer
„vornehmſten Räthe beſtätigt wird. Unter dieſen kann
„Niemand von dem Zuſtande unſerer Sachen ſo gut
„unterrichtet ſeyn, und es ſo redlich mit uns meinen,
„als der Prinz von Oranien und die Grafen von
„Hoorn und von Egmont. Dieſe Drei nehmen wir
„mit Freuden als Mittler an, wenn man ihnen dazu
„die nöthige Vollmacht gibt, und uns Verſicherung lei-
„ſtet, daß ohne ihr Wiſſen keine Truppen geworben,
„und keine Befehlshaber darüber ernannt werden ſollen.
„Dieſe Sicherheit verlangen wir indeſſen nur auf einen
„gegebenen Zeitraum, nach deſſen Verſtreichung es bei
„dem Könige ſtehen wird, ob er ſie aufheben oder be-
„ſtätigen will. Geſchieht das Erſte, ſo iſt es der Bil-
„ligkeit gemäß, daß man uns einen Termin ſetze, unſere
„Perſonen und Güter in Sicherheit zu bringen; drei
„Wochen werden dazu genug ſeyn. Endlich und letztens
„machen wir uns auch unſrerſeits anheiſchig, ohne

„Zuziehung jener drei Mittelsperſonen nichts Neues zu „unternehmen.“[1]

Eine ſo kühne Sprache konnte der Bund nicht führen, wenn er nicht einen mächtigen Rückhalt hatte, und ſich auf einen gründlichen Schutz verließ; aber die Regentin ſah ſich eben ſo wenig im Stande, ihm die verlangten Punkte zu bewilligen, als ſie unfähig war, ihm Ernſt entgegenzuſetzen. In Brüſſel, das jetzt von den meiſten Staatsräthen, die entweder nach ihren Provinzen abgegangen, oder unter irgend einem andern Vorwande ſich den Geſchäften entzogen hatten, verlaſſen war, ſowohl von Rath, als von Geld entblößt, deſſen Mangel ſie nöthigte, die Großmuth der Geiſtlichkeit anzuſprechen, und, da auch dieſes Mittel nicht zureichte, ihre Zuflucht zu einem Lotto zu nehmen, abhängig von Befehlen aus Spanien, die immer erwartet wurden, und immer nicht kamen, ſah ſie ſich endlich zu der erniedrigenden Auskunft gebracht, mit den Verbundenen in S. Truyen den Vertrag einzugehen, daß ſie noch vier und zwanzig Tage lang auf die Reſolution des Königs warten wollten, bevor ſie einen weitern Schritt unternähmen. Auffallend war es freilich, daß der König immer noch fortfuhr, mit einer entſcheidenden Antwort auf die Bittſchrift zurückzuhalten, ungeachtet man allgemein wußte, daß er weit jüngere Schreiben beantwortet hatte, und die Regentin deßwegen auf das Nachdrücklichſte in ihn drang. Auch hatte ſie ſogleich nach dem Ausbruche der öffentlichen Predigten dem Marquis von Bergen dem Baron von Montigny nachgeſandt, der, als ein Augenzeuge dieſer neuen Begebenheiten, ihren ſchriftlichen Bericht deſto lebhafter unterſtützen und den König um ſo raſcher beſtimmen ſollte.[1]

---

[1] Meteren. 94. 95. Strad. 141 sq. Burgund. 240 – 251. Meursii Guil. Aur. L. I. 11. 12.

(1566.) Unterdeſſen war der niederländiſche Geſandte, Florenz von Montigny, in Madrid eingetroffen, wo ihm auf das Anſtändigſte begegnet ward. Der Inhalt ſeiner Inſtruktion war die Abſchaffung der Inquiſition und Milderung der Plakate; die Vermehrung des Staatsraths und Aufhebung der zwei übrigen Curien; das Verlangen der Nation nach einer allgemeinen Staatenverſammlung, und das Anſuchen der Regentin um die perſönliche Ueberkunft des Königs. Weil dieſer aber immer nur Zeit zu gewinnen ſuchte, ſo wurde Montigny bis auf die Ankunft ſeines Gehülfen vertröſtet, ohne welchen der König keinen endlichen Schluß faſſen wollte. Der Flamänder indeſſen hatte jeden Tag und zu jeder ihm beliebigen Stunde Audienz bei dem Könige, der ihm auch jedesmal die Depeſchen der Herzogin und deren Beantwortung mitzutheilen Befehl gab. Oefters wurde er auch in das Conſeil der niederländiſchen Angelegenheiten gezogen, wo er nie unterließ, den König auf eine Generalverſammlung der Staaten, als auf das einzige Mittel, den bisherigen Verwirrungen zu begegnen, und welches alle übrigen entbehrlich machen würde, hinzuweiſen. So bewies er ihm auch, daß nur eine allgemeine und uneingeſchränkte Vergebung alles Vergangenen das Mißtrauen würde tilgen können, das bei allen dieſen Beſchwerden zum Grunde läge, und jeder noch ſo gut gewählten Maßregel ewig entgegenarbeiten würde. Auf ſeine gründliche Kenntniß der Dinge und eine genaue Bekanntſchaft mit dem Charakter ſeiner Landsleute wagt er es, dem Könige für ihre unverbrüchliche Treue zu bürgen, ſobald er ſie durch ein gerades Verfahren von der Redlichkeit ſeiner Abſichten überführt haben würde, da er im Gegentheil, von eben dieſer Kenntniß geleitet, alle Hoffnung dazu abſprach, ſo lange ſie nicht von der Furcht geheilt würden, das Ziel ſeiner Unterdrückung zu ſeyn, und dem Neide der ſpaniſchen Großen zum Opfer zu dienen. Sein Gehülfe erſchien endlich, und der Inhalt ihrer Geſandtſchaft wurde wiederholten Berathſchlagungen unterworfen.[1]

---

[1] Hopper. S. 117. Burgund. 258. 262.

(1566.) Der König war damals im Buſch zu Segovien, wo er auch ſeinen Staatsrath verſammelte. Beiſitzer waren: der Herzog von Alba; Don Gomez de Figueroa; Graf von Feria; Don Antonio von Toledo, Großcommendator vom Orden St. Johannes; Don Johann Manriquez von Lara, Oberhofmeiſter der Königin; Ruy Gomez, Prinz von Eboli und Graf von Melito; Ludwig von Quixada, Oberſtallmeiſter des Prinzen; Karl Tyſſenacque, Präſident des niederländiſchen Conſeils; der Staatsrath und Siegelbewahrer Hopper[2] und der Staatsrath von Corteville.[3] Mehrere

---

[1] Hopper. 98. 99. 102.

[2] Aus deſſen Mémoires, als einer mithandelnden Perſon, die Reſultate dieſer Sitzung genommen ſind.

[3] Hopper. §. 111.

Tage wurde die Sitzung fortgeſetzt; beide Abgeſandte wohnten ihr bei, aber der König war nicht ſelbſt zugegen. Hier nun wurde das Betragen des niederländiſchen Adels von ſpaniſchen Augen beleuchtet; man verfolgte es Schritt vor Schritt bis zu ſeiner entlegenſten Quelle; brachte Vorfälle mit einander in Zuſammenhang, die nie keinen gehabt hatten, und einen reifen weitausſehenden Plan in Ereigniſſe, die der Augenblick geboren. Alle dieſe verſchiedenen Vorgänge und Verſuche des Adels, die nur der Zufall an einander gereiht, und der natürlichſte Lauf der Dinge ſo und nicht anders gelenkt hatte, ſollten aus dem überdachten Entwurfe geſponnen ſeyn, eine allgemeine Religionsfreiheit einzuführen, und das Steuer der Gewalt in die Hände des Adels zu bringen. Der erſte Schritt dazu, hieß es, war die gewaltſame Wegdrängung des Miniſters Granvella, an welchem man nichts zu tadeln finden konnte, als daß er im Beſitze einer Macht war, die man lieber ſelbſt ausgeübt hätte. Den zweiten Schritt that man durch die Abſendung des Grafen von Egmont nach Spanien, der auf Abſchaffung der Inquiſition und Milderung der Strafbefehle dringen, und den König zu einer Erweiterung des Staatsraths vermögen ſollte. Da aber dieſes auf einem ſo beſcheidnen Wege nicht zu erſchleichen geweſen, ſo verſuchte man, es durch einen dritten und herzhaftern Schritt, durch eine förmliche Verſchwörung, den Geuſenbund, von dem Hofe zu ertrotzen. Ein vierter Schritt zu dem nämlichen Ziele iſt dieſe neue Geſandtſchaft, wo man endlich ungeſcheut die Larve abwirft, und durch die unſinnigen Vorſchläge, die man dem Könige zu thun ſich nicht entblödet, deutlich an den Tag legt, wohin alle jene vorhergegangenen Schritte gezielt haben. Oder, fuhr man fort, kann die Abſchaffung der Inquiſition zu etwas Geringerem, als zu einer vollkommenen Glaubensfreiheit führen? Geht mit ihr nicht das Steuer der Gewiſſen verloren? Führt dieſe vorgeſchlagene Moderation nicht eine gänzliche Strafloſigkeit aller Ketzereien ein? Was iſt dieſes Projekt von Erweiterung des Staatsraths und von Unterdrückung der zwei übrigen Curien anders, als ein völliger Umguß der Staatsregierung zu Gunſten des Adels? ein Generalgouvernement für alle Provinzen der Niederlande? Iſt dieſe Zuſammenrottung der Ketzer bei den öffentlichen Predigten nicht ſchon bereits die dritte Verbindung, die aus den nämlichen Abſichten unternommen wird, da die Ligue der Groſſen im Staatsrathe, und der Bund der Geuſen nicht wirkſam genug geſchienen haben?[1]

Welches aber auch die Quellen dieſes Uebels ſeyn mochten, ſo geſtand man ein, daß es darum nicht weniger bedenklich und dringend ſey. Die ungeſäumte perſönliche Ankunft des Königs in Brüſſel war allerdings das ſouveraine Mittel, es ſchnell und gründlich zu heben. Da es aber ſchon ſpät im Jahre war, und die Zurüſtungen zu dieſer Reiſe die ſo kurze Zeit vor dem Winter ganz hinwegnehmen mußten; da ſowohl die ſtürmiſche Jahrszeit, als die Gefahr, von den franzöſiſchen und engliſchen Schiffen, die den Ocean unſicher machten, den nördlichen Weg, als den kürzeſten von beiden, nicht zu nehmen erlaubten; da die Rebellen ſelbſt unterdeſſen von der Inſel Walchern Beſitz nehmen, und dem Könige die Landung ſtreitig machen konnten: ſo war vor dem Frühlinge nicht an dieſe Reiſe zu denken, und man mußte ſich in Ermangelung des einzigen gründlichen Mittels mit einer mittlern Auskunft begnügen. Man kam alſo überein, dem Könige vorzutragen, erſtlich: daß er die päpſtliche Inquiſition aus den Provinzen zurücknehmen und es bei der biſchöflichen bewenden laſſen möchte; zweitens, daß ein neuer Plan zur Milderung der Plakate entworfen würde, wobei die Würde der Religion und des Königs mehr als in der eingeſandten Moderation geſchont wäre; drittens, daß er der Oberſtatthalterin Vollmacht ertheilen möchte, allen denjenigen, welche nicht ſchon etwas Verdammliches begangen, oder bereits gerichtlich verurtheilt ſeyen, doch mit Ausnahme der Prediger und ihrer Hehler, Gnade angedeihen zu laſſen, damit die Gemüther verſichert und kein Weg der Menſchlichkeit unverſucht gelaſſen würde. Alle Liguen, Verbrüderungen, öffentliche Zuſammenkünfte und Predigten müßten fortan, bei ſtrenger Ahndung, unterſagt ſeyn; würde dennoch dagegen gehandelt, ſo ſollte die Oberſtatthalterin ſich der ordinären Truppen und Beſatzungen zur gewaltſamen Unterwerfung der Widerſpenſtigen zu bedienen, auch im Nothfalle neue Truppen zu werben, und die Befehlshaber über dieſelben nach ihrem Gutdünken zu ernennen, Freiheit haben. Endlich würde es wohl gethan ſeyn, wenn Se. Majeſtät den vornehmſten Städten, Prälaten und den Häuptern des Adels, einigen eigenhändig, und allen in einem gnädigen Tone ſchrieben, um ihren Dienſteifer zu beleben.[1]

---

[1] Hopper. S. 104.

Sobald dem Könige dieſe Reſolution ſeines Staatsraths vergelegt worden, war ſein Erſtes, daß er an den vornehmſten Plätzen des Königreichs und auch in den Niederlanden öffentliche Umgänge und Gebete anzuſtellen Befehl gab, um die göttliche Leitung bei ſeinem Entſchluſſe zu erflehen. Er erſchien in eigner Perſon im Staatsrathe, um dieſe Reſolution zu genehmigen und ſogleich ausfertigen zu laſſen. Den allgemeinen Reichstag erklärte er für unnütz, und verweigerte ihn ganz; verpflichtete ſich aber, einige deutſche Regimenter in ſeinem Solde zu behalten, und ihnen, damit ſie deſto eifriger dienten, die alten Rückſtände zu bezahlen. Der Regentin befahl er in einem Privatſchreiben, ſich unter der Hand und im Stillen kriegeriſch zu rüſten: dreitauſend Mann Reiterei, und zehntauſend Mann Fußgänger ſollte ſie in Deutſchland zuſammenziehen laſſen, wozu er ſie mit den nöthigen Briefen verſah, und ihr eine Summe von dreihunderttauſend Goldgulden übermachte.[2] Er begleitete dieſe Reſolution mit mehreren Handſchreiben an einzelne Privatperſonen und Städte, worin er ihnen in ſehr gnädigen Ausdrücken für ihren bewieſenen guten Eifer dankte, und ſie auch für's Künftige dazu aufforderte. Ungeachtet er über den wichtigſten Punkt, worauf jetzt die Nation hauptſächlich geſtellt war, über die Zuſammenberufung der Staaten, unerbittlich blieb, ungeachtet dieſe eingeſchränkte und zweideutige Begnadigung ſo gut als gar keine war, und viel zu ſehr von der Willkühr abhing, als daß ſie die Gemüther hätte verſichern können; ungeachtet er endlich auch die entworfene Moderation, als zu gelinde, verwarf, über deren Härte man ſich doch beklagte — ſo hatte er diesmal doch zu Gunſten der Nation einen ungewöhnlichen Schritt gethan: er hatte ihr die päpſtliche Inquiſition aufgeopfert, und nur die biſchöfliche gelaſſen, woran ſie gewöhnt war. Sie hatte in dem ſpaniſchen Conſeil billigere Richter gefunden, als wahrſcheinlicher Weiſe zu hoffen geweſen war. Ob dieſe weiſe Nachgiebigkeit zu einer andern Zeit und unter andern Umſtänden die erwartete Wirkung gethan haben würde, bleibt dahin geſtellt. Jetzt kam ſie zu ſpät; als (1566) die königlichen Briefe in Brüſſel anlangten, war die Bilderſtürmerei ausgebrochen.

---

[1] Hopper. S. 109. 110. 112. 113.

[2] Hopper. S. 118. 124. Burg. 288.

Viertes Buch.

Der Bilderſturm.

Die Triebfedern dieſer außerordentlichen Begebenheit ſind offenbar nicht ſo weit herzuholen, als viele Geſchichtſchreiber ſich Mühe geben. Möglich allerdings und ſehr wahrſcheinlich, daß die franzöſiſchen Proteſtanten emſig daran arbeiteten, in den Niederlanden eine Pflanzſchule für ihre Religion zu unterhalten, und eine gütliche Vergleichung ihrer dortigen Glaubensbrüder mit dem Könige von Spanien durch jedes Mittel zu verhindern ſtrebten, um dieſem unverſöhnlichen Feinde ihrer Partei in ſeinem eignen Lande zu thun zu geben; ſehr natürlich alſo, daß ihre Unterhändler in den Provinzen nicht unterlaſſen haben werden, die unterdrückten Religionsverwandten zu verwegenen Hoffnungen zu ermuntern, ihre Erbitterung gegen die herrſchende Kirche auf alle Arten zu nähren, den Druck, worunter ſie ſeufzte, zu übertreiben, und ſie dadurch unvermerkt zu Unthaten fortzureißen. Möglich, daß es auch unter den Verbundenen Viele gab, die ihrer eignen verlornen Sache dadurch aufzuhelfen meinten, wenn ſie die Zahl ihrer Mitſchuldigen vermehrten; die die Rechtmäßigkeit ihres Bundes nicht anders retten zu können glaubten, als wenn ſie die unglücklichen

Folgen wirklich herbeiriefen, wovor ſie den König gewarnt hatten, und die in dem allgemeinen Verbrechen ihr eigenes zu verhüllen hofften. Daß aber die Bilderſtürmerei die Frucht eines überlegten Planes geweſen, der auf dem Convente zu St. Truyen verabredet worden, daß in einer ſolennen Verſammlung ſo vieler Edlen und Tapfern, unter denen noch bei weitem der größere Theil dem Papſtthum anhing, ein raſender ſich hätte erdreiſten ſollen, den Entwurf zu einer offenbaren Schandthat zu geben, die nicht ſowohl eine abgeſonderte Religionspartei kränkte, als vielmehr alle Achtung für Religion überhaupt und alle Sittlichkeit mit Füßen trat, und die nur in dem ſchlammigen Schooße einer verworfenen Pöbelſeele empfangen werden konnte, wäre allein ſchon darum nicht glaublich, weil dieſe wüthende That in ihrer Entſtehung zu raſch, in ihrer Ausführung zu leidenſchaftlich, zu ungeheuer erſcheint, um nicht die Geburt des Augenblicks geweſen zu ſeyn, in welchem ſie an's Licht trat, und weil ſie aus den Umſtänden, die aus ihr hervorgingen, ſo natürlich fließt, daß es ſo tiefer Nachſuchungen nicht bedarf, um ihre Entſtehung zu erklären.

Eine rohe zahlreiche Menge, zuſammengefloſſen aus dem unterſten Pöbel, viehiſch durch viehiſche Behandlung, von Mordbefehlen, die in jeder Stadt auf ſie lauern, von Grenze zu Grenze herumgeſcheucht, und bis zur Verzweiflung gehetzt, genöthigt, ihre Andacht zu ſtehlen, ein allgemein geheiligtes Menſchenrecht, gleich einem Werke der Finſterniß, zu verheimlichen — vor ihren Augen vielleicht die ſtolz aufſteigenden Gotteshäuſer der triumphirenden Kirche, wo ihre übermüthigen Brüder in bequemer und üppiger Andacht ſich pflegen; ſie ſelbſt herausgedrängt aus den Mauern, vielleicht durch die ſchwächere Anzahl herausgedrängt, hier im wilden Walde, unter brennender Mittagshitze, im ſchimpflicher Heimlichkeit, dem nämlichen Gotte zu dienen — hinausgeſtoßen aus der bürgerlichen Geſellſchaft in den Stand der Natur, und in einem ſchrecklichen Augenblicke an die Rechte dieſes Standes erinnert! Je überlegener ihre Zahl, deſto unnatürlicher iſt dieſes Schickſal; mit Verwunderung nehmen ſie es wahr. Freier Himmel, bereitliegende Waffen, Wahnſinn im Gehirne und im Herzen Erbitterung, kommen dem Winke eines fanatiſchen Redners zu Hülfe; die Gelegenheit ruft, keine Verabredung iſt nöthig, wo alle Augen daſſelbe ſagen; der Entſchluß iſt geboren, noch ehe das Wort ausgeſprochen wird; zu einer Unthat bereit, keiner weiß es noch deutlich zu welcher, rennt dieſer wüthende Trupp auseinander. Der lachende Wohlſtand der feindlichen Religion kränkt ihre Armuth, die Pracht jener Tempel ſpricht ihrem landflüchtigen Glauben Hohn; jedes aufgeſtellte Kreuz an den Landſtraßen, jedes Heiligenbild, worauf ſie ſtoßen, iſt ein Siegesmal, das über ſie errichtet iſt, und jedes muß von ihren rächeriſchen Händen fallen. Fanatismus gibt dem Greuel ſeine Entſtehung, aber niedrige Leidenſchaften, denen ſich hier eine reiche Befriedigung aufthut, bringen ihn zur Vollendung.

(1566.) Der Anfang des Bilderſturms geſchah in Weſtflandern und Artois, in den Landſchaften zwiſchen dem Lys und dem Meere. Eine raſende Rotte von

Handwerkern, Schiffern und Bauern, mit öffentlichen Dirnen, Bettlern und Raubgeſindel untermiſcht, etwa dreihundert an der Zahl, mit Keulen, Aexten, Hämmern, Leitern und Strängen verſehen, nur wenige darunter mit Feuergewehr und Dolchen bewaffnet, werfen ſich, von fanatiſcher Wuth begeiſtert, in die Flecken und Dörfer bei St. Omer, ſprengen die Pforten der Kirchen und Klöſter, die ſie verſchloſſen finden, mit Gewalt, ſtürzen die Altäre, zerbrechen die Bilder der Heiligen und treten ſie mit Füßen. Erhitzter durch dieſe verdammliche That, und durch neuen Zulauf verſtärkt, dringen ſie geraden Wegs nach Ypern vor, wo ſie auf einen ſtarken Anhang von Calviniſten zu rechnen haben. Unaufgehalten brechen ſie dort in die Hauptkirche ein; die Wände werden mit Leitern erſtiegen, die Gemälde mit Hämmern zerſchlagen, Kanzeln und Kirchenſtühle mit Aexten zerhauen, die Altäre ihrer Zierrathen entkleidet und die heiligen Gefäße geſtohlen. Dieſes Beiſpiel wird ſogleich in Menin, Comines, Verrich, Lille und Oudenarden nachgeahmt; dieſelbe Wuth ergreift in wenig Tagen ganz Flandern. Eben, als die erſten Zeitungen davon einliefen, wimmelte Antwerpen von einer Menge Volks ohne Heimat, die das Feſt von Maria Himmelfahrt in dieſer Stadt zuſammengedrängt hatte. Kaum hält die Gegenwart des Prinzen von Oranien die ausgelaſſene Bande noch im Zügel, die es ihren Brüdern in St. Omer nachzumachen brennt; aber ein Befehl des Hofs, der ihn eilfertig nach Brüſſel ruft, wo die Regentin eben ihren Staatsrath verſammelt, um ihm die königlichen Briefe vorzulegen, gibt Antwerpen dem

Muthwillen dieſer Bande preis. Seine Entfernung iſt die Loſung zum Tumult. Vor der Ausgelaſſenheit des Pöbels bange, die ſich gleich in den erſten Tagen in ſpöttiſchen Anſpielungen äußerte, hatte man das Marienbild nach wenigen Umgängen auf den Chor geflüchtet, ohne es, wie ſonſt, in der Mitte der Kirche aufzurichten. Dies veranlaßte etliche muthwillige Buben aus dem Volke, ihm dort einen Beſuch zu geben und es ſpöttiſch zu fragen, warum es ſich neulich ſo bald abſentirt habe? Andere ſtiegen auf die Kanzel, wo ſie dem Prediger nachäfften und die Papiſten zum Wettkampfe herausforderten. Ein katholiſcher Schiffer, den dieſer Spaß verdroß, wollte ſie von da herunterreißen, und es kam auf dem Predigtſtuhle zu Schlägen. Aehnliche Auftritte geſchahen am folgenden Abend. Die Anzahl mehrte ſich, und Viele kamen ſchon mit verdächtigen Werkzeugen und heimlichen Waffen verſehen. Endlich fällt es einem bei, es leben die Geuſen! zu rufen; gleich ruft die ganze Rotte es nach, und das Marienbild wird aufgefordert, daſſelbe zu thun. Die wenigen Katholiken, die da waren, und die Hoffnung aufgaben, gegen dieſe Tollkühnen etwas auszurichten, verlaſſen die Kirche, nachdem ſie alle Thore, bis auf eines, verſchloſſen haben. Sobald man ſich allein ſieht, wird in Vorſchlag gebracht, einen von den Pſalmen nach der neuen Melodie anzuſtimmen, die von der Regierung verboten ſind. Noch während des Singens werfen ſich alle, wie auf ein gegebenes Signal, wüthend auf das Marienbild, durchſtechen es mit Schwertern und Dolchen, und ſchlagen ihm das Haupt ab; Huren und Diebe reißen die großen Kerzen von den Altären und leuchten zu dem Werke. Die ſchöne Orgel der Kirche, ein Meiſterſtück damaliger Kunſt, wird zertrümmert, alle Gemälde ausgelöſcht, alle Statuen zerſchmettert. Ein gekreuzigter Chriſtus in Lebensgröße, der zwiſchen den zwei Schächern dem Hochaltar gegenüber aufgeſtellt war, ein altes und ſehr werth gehaltenes Stück, wird mit Strängen zur Erde geriſſen, und mit Beilen zerſchlagen, indem man die beiden Mörder zu ſeiner Seite ehrerbietig ſchont. Die Hoſtien ſtreut man auf den Boden und tritt ſie mit Füßen; in dem Nachtmahlwein, den man von ungefähr da findet, wird die Geſundheit der Geuſen getrunken; mit dem heiligen Oele werden die Schuhe gerieben. Gräber ſelbſt werden durchwühlt, die halbverwesten Leichen hervorgeriſſen und mit Füßen getreten. Alles dieſes geſchah in ſo wunderbarer Ordnung, als hätte man einander die Rollen vorher zugetheilt; Jeder arbeitete ſeinem Nachbar dabei in die Hände; keiner, ſo halsbrechend auch dieſes Geſchäft war, nahm Schaden, ungeachtet der dicken Finſterniß, ungeachtet die größten Laſten um und neben ihnen fielen, und Manche auf den oberſten Sproſſen der Leiter handgemein wurden. Ungeachtet der vielen Kerzen, welche ihnen zu ihrem Bubenſtücke leuchteten, wurde kein Einziger erkannt. Mit unglaublicher Geſchwindigkeit ward die That vollendet; eine Anzahl von höchſtens hundert Menſchen verwüſtete in wenigen Stunden einen Tempel von ſiebenzig Altären, nach der Peterskirche in Rom einen der größten und prächtigſten in der Chriſtenheit.

Bei der Hauptkirche blieb es nicht allein; mit Fackeln und Kerzen, die man daraus entwendet, macht man ſich noch in der Mitternacht auf, den übrigen Kirchen, Klöſtern und Kapellen ein ähnliches Schickſal zu bereiten. Die Rotten mehren ſich mit jeder neuen Schandthat, und durch die Gelegenheit werden Diebe gelockt. Man nimmt mit, was man findet, Gefäße, Altartücher, Geld, Gewänder; in den Kellern der Klöſter berauſcht man ſich auf's Neue; die Mönche und Nonnen laſſen Alles im Stiche, um der letzten Beſchimpfung zu entfliehen. Der dumpfe Tumult dieſes Vorgangs hatte die Bürger aus dem erſten Schlafe geſchreckt; aber die Nacht machte die Gefahr ſchrecklicher, als ſie wirklich war, und anſtatt ſeinen Kirchen zu Hülfe zu eilen, verſchanzte man ſich in ſeinen Häuſern, und erwartete mit ungewiſſem Entſetzen den Tag. Die aufgehende Sonne zeigte endlich die geſchehene Verwüſtung — aber das Werk der Nacht war mit ihr nicht geendigt. Einige Kirchen und Klöſter ſind noch verſchont geblieben; auch dieſe trifft ein ähnliches Schickſal; drei Tage dauert dieſer Greuel. Beſorgt endlich, daß dieſes raſende Geſindel, wenn es nichts Heiliges mehr zu zerſtören fände, einen ähnlichen Angriff auf das Profane thun und ihren Waarengewölben gefährlich werden möchte, zugleich muthiger gemacht durch die entdeckte geringe Anzahl des Feindes, wagen es die reichern Bürger, ſich bewaffnet vor ihren Hausthüren zu zeigen. Alle Thore der Stadt waren verſchloſſen, ein einziges ausgenommen, durch welches die Bilderſtürmer brechen, um in den angrenzenden Gegenden denſelben Greuel zu erneuern.

Während dieſer ganzen Zeit hat es die Obrigkeit nur ein einziges Mal gewagt, ſich ihrer Gewalt zu bedienen; ſo ſehr wurde ſie durch die Uebermacht der Calviniſten in Furcht gehalten, von denen, wie man glaubte, das Raubgeſindel gedungen war. Der Schade, den dieſe Verwüſtung anrichtete, war unermeßlich; bei der Marienkirche allein wird er auf vierhunderttauſend Goldgulden angegeben. Viele ſchätzbare Werke der Kunſt wurden bei dieſer Gelegenheit vernichtet; viele koſtbare Handſchriften, viele Denkmäler, wichtig für Geſchichte und Diplomatik, gingen dabei verloren. Der Magiſtrat gab ſogleich Befehl, die geraubten Sachen, bei Lebensſtrafe, wieder einzuliefern, wobei ihm die reformirten Prediger, die für ihre Religionspartei errötheten, nachdrücklich beiſtanden. Vieles wurde auf dieſe Art gerettet, und die Anführer des Geſindels, entweder, weil weniger die Raubſucht, als Fanatismus und Rache ſie beſeelten, oder weil ſie von fremder Hand geleitet wurden, beſchloſſen, um dieſe Ausſchweifung künftig zu verhüten, fortan bandenweis und in beſſerer Ordnung zu ſtürmen.[1]

Die Stadt Gent zitterte indeſſen vor einem ähnlichen Schickſale. Gleich auf die erſte Nachricht der Bilderſtürmerei in Antwerpen hatte ſich der Magiſtrat dieſer Stadt mit den vornehmſten Bürgern durch einen Eid verbunden, die Tempelſchänder gewaltſam zurückzutreiben; als man dieſen Eid auch dem Volke vorlegte, waren die Stimmen getheilt, und Viele erklärten gerade heraus, daß ſie gar nicht geneigt wären, ein ſo gottesdienſtliches Werk zu verhindern. Bei ſo geſtalten Sachen fanden es die katholiſchen Geiſtlichen rathſam, die beſten Koſtbarkeiten der Kirchen in die Citadelle zu flüchten, und einigen Familien wurde erlaubt, was ihre Vorfahren darein geſchenkt hatten, gleichfalls in Sicherheit zu bringen. Mittlerweile waren alle Ceremonien eingeſtellt, die Gerichte machten einen Stillſtand, wie in einer eroberten Stadt, man zitterte in Erwartung deſſen, was kommen ſollte. Endlich wagt es eine tolldreiſte Rotte, mit dem unverſchämten Antrage an den Gouverneur der Stadt zu deputiren: „Es ſey ihnen," ſagten ſie, „von ihren Obern anbefohlen, nach dem Beiſpiele der „andern Städte die Bilder aus den Kirchen zu nehmen. „Widerſetzte man ſich ihnen nicht, ſo ſollte es ruhig „und ohne Schaden vor ſich gehen; im Gegentheil aber „würden ſie ſtürmen;" ja ſie gingen in ihrer Frechheit ſo weit, die Hülfe der Gerichtsdiener dabei zu verlangen. Anfangs erſtarrte der Gouverneur über dieſe Anmuthung; nachdem er aber in Ueberlegung gezogen, daß die Ausſchweifungen durch das Anſehn der Geſetze vielleicht mehr im Zaum gehalten werden könnten, ſo trug er kein Bedenken, ihnen die Häſcher zu bewilligen.

---

[1] Meteren 86. Strada 145. 147. Burgund. 294. 295. 300. Hopper. S. 126. Meurs. Guil. Auriac. L. II. 13. 14.

In Tournay wurden die Kirchen, Angeſichts der Garniſon, die man nicht dahin bringen konnte, gegen die Bilderſtürmer zu ziehen, ihrer Zierrathen entkleidet. Da es dieſen hinterbracht worden war, daß man die goldenen und ſilbernen Gefäße mit dem übrigen Kirchenſchmucke unter die Erde vergraben, ſo durchwühlten ſie den ganzen Boden der Kirche, und bei dieſer Gelegenheit kam der Leichnam des Herzogs Adolph von Geldern wieder an's Tageslicht, der einſt an der Spitze der aufrühreriſchen Genter im Treffen geblieben und in Tournay beigeſetzt war. Dieſer Adolph hatte ſeinen Vater mit Krieg überzogen, und den überwundenen Greis einige Meilen weit barfuß zum Gefängniſſe geſchleppt; ihm ſelbſt aber hatte Karl der Kühne von Burgund Gleiches mit Gleichem vergolten. Jetzt, nach einem halben Jahrhundert, rächte das Schickſal ein Verbrechen gegen die Natur durch ein andres gegen die Religion; der Fanatismus mußte das Heilige entweihen, um eines Vatermörders Gebeine noch einmal dem Fluche preis zu geben. [1]

Mit den Bilderſtürmern aus Tournay verbanden ſich andere aus Valenciennes, um alle Klöſter des umliegenden Gebiets zu verwüſten, wobei eine koſtbare Bibliothek, an welcher ſeit vielen Jahrhunderten geſammelt worden, in den Flammen zu Grunde ging. Auch in's Brabantiſche drang dieſes verderbliche Beiſpiel. Mecheln, Herzogenbuſch, Breda und Bergen op Zoom erlitten das nämliche Schickſal. Nur die Provinzen Namur und Luxemburg, nebſt einem Theile von Artois und von Hennegau, hatten das Glück, ſich von dieſen Schandthaten rein zu erhalten. In einem Zeitraume von vier oder fünf Tagen waren in Brabant und Flandern allein vierhundert Kirchen verwüſtet. [2]

---

[1] Burgund. 315. 316.

[2] Meteren 85. 87. Strad. 149.

Von der nämlichen Raſerei, die den ſüdlichen Theil der Niederlande durchlief, wurde bald auch der Norden ergriffen. Die holländiſchen Städte, Amſterdam, Leiden und Gravenhaag, hatten die Wahl, ihre Kirchen entweder freiwillig ihres Schmucks zu berauben, oder ihn mit gewaltſamer Hand daraus weggeriſſen zu ſehen. Delft, Haarlem, Gouda und Rotterdam entgingen durch die Entſchloſſenheit ihres Magiſtrats der Verwüſtung. Dieſelben Gewaltthätigkeiten wurden auch auf den Seeländiſchen Inſeln verübt; die Stadt Utrecht, einige Plätze in Overyſſel und Gröningen erlitten die nämlichen Stürme. Friesland bewahrte der Graf von Aremberg, und Geldern der Graf von Megen vor einem ähnlichen Schickſale.[1]

Das Gerücht dieſer Unordnungen, das aus allen Provinzen vergrößert einlief, verbreitete den Schrecken in Brüſſel, wo die Oberſtatthalterin eben eine außerordentliche Sitzung des Staatsraths veranſtaltet hatte. Die Schwärme der Bilderſtürmer dringen ſchon weit in's Brabantiſche vor, und drohen ſogar der Hauptſtadt, wo ihnen ein ſtarker Anhang gewiß iſt, hier unter den Augen der Majeſtät denſelben Greuel zu erneuern. Die Regentin, für ihre eigene Perſon in Furcht, die ſie ſelbſt im Herzen des Landes, im Kreiſe der Statthalter und Ritter nicht ſicher glaubt, iſt ſchon im Begriffe, nach Mons, in Hennegau, zu flüchten, welche Stadt ihr der Herzog von Arſchot zu einem Zufluchtsorte aufgehoben, um nicht, in die Willkühr der Bilderſtürmer gegeben, zu unanſtändigen Bedingungen gezwungen zu werden. Umſonſt, daß die Ritter Leben und Blut für ihre Sicherheit verpfänden, und ihr auf das Dringendſte anliegen, ſie durch eine ſo ſchimpfliche Flucht doch der Schande nicht auszuſetzen, als hätte es ihnen an Muth oder Eifer gefehlt, ihre Fürſtin zu ſchützen; umſonſt, daß die Stadt Brüſſel ſelbſt es ihr nahe legt, ſie in dieſer Extremität nicht zu verlaſſen, daß ihr der Staatsrath nachdrückliche Vorſtellungen macht, durch einen ſo zaghaften Schritt die Inſolenz der Rebellen nicht noch mehr aufzumuntern; ſie beharrt unbeweglich auf dieſem verzweifelten Entſchluſſe, da noch Boten über Boten kamen, ihr zu melden, daß die Bilderſtürmer gegen die Hauptſtadt im Anzuge ſeyen. Sie gibt Befehl, Alles zu ihrer Flucht bereit zu halten, die mit frühem Morgen in der Stille vor ſich gehen ſollte. Mit Anbruch des Tages ſteht der Greis Viglius vor ihr, den ſie, den Großen zu gefallen, ſchon lange Zeit zu vernachläſſigen gewohnt war. Er will wiſſen, was dieſe Zurüſtung bedeute, worauf ſie ihm endlich geſteht, daß ſie fliehen wolle, und daß er wohl thun würde, wenn er ſich ſelbſt mit zu retten ſuchte. „Zwei Jahre ſind es nun,“ ſagte ihr der Greis, „daß Sie dieſes „Ausgangs der Dinge gewärtig ſeyn konnten. Weil „ich freier geſprochen habe, als Ihre Höflinge, ſo haben „Sie mir Ihr fürſtliches Ohr verſchloſſen, das nur „verderblichen Anſchlägen geöffnet war.“ Die Regentin räumt ein, daß ſie gefehlt habe, und durch einen Schein von Rechtſchaffenheit geblendet worden ſey; jetzt aber dränge ſie die Noth. „Sind Sie geſonnen,“ verſetzte

---

[1] Burgund. 318. 319. Meurs. Guil. Auriac. Lib. II. 15.

Viglius hierauf, „auf den königlichen Mandaten mit Beharrlichkeit zu beſtehen?“ „Das bin ich,“ antwortete ihm die Herzogin. „So nehmen Sie Ihre Zuflucht zu dem großen Geheimniſſe der Regentenkunſt, zur Verſtellung, und ſchließen Sie ſich ſcheinbar an die Fürſten an, bis Sie mit ihrer Hülfe dieſen Sturm zurückgeſchlagen haben. Zeigen Sie ihnen ein Zutrauen, wovon Sie im Herzen weit entfernt ſind. Laſſen Sie ſie einen Eid ablegen, daß ſie mit Ihnen gemeine Sache machen wollen, dieſen Unordnungen zu begegnen. Denjenigen, die ſich bereitwillig dazu finden laſſen, vertrauen Sie ſich als Ihren Freunden; aber die Andern hüten Sie ſich ja durch Geringſchätzung abzuſchrecken.“ Viglius hielt ſie noch lange durch Worte hin, bis die Fürſten kamen, von denen er wußte, daß ſie die Flucht der Regentin keineswegs zugeben würden. Als ſie erſchienen, entfernte er ſich in der Stille, um dem Stadtrathe den Befehl zu ertheilen, daß er die Thore ſchließen und Allem, was zum Hofe gehörte, den Ausgang verſagen ſollte. Dieſer letzte Schritt richtete mehr aus, als alle Vorſtellungen gethan hatten. — Die Regentin, die ſich in ihrer eigenen Reſidenz gefangen ſah, ergab ſich nun dem Zureden ihres Adels, der ſich anheiſchig machte, bis auf den letzten Blutstropfen bei ihr auszuharren. Sie machte den Grafen von Mannsfeld zum Befehlshaber der Stadt, vermehrte in der Eile die Beſatzung, und bewaffnete ihren ganzen Hof.[1]

[1] Burg. 330. 331. Hopper. S. 108. Vita Vigl. 48.

Jetzt wurde Staatsrath gehalten, deſſen endlicher Schluß dahin ging, der Nothwendigkeit nachzugeben, die Predigten an den Orten, wo ſie bereits angefangen, zu geſtatten, die Aufhebung der päpſtlichen Inquiſition öffentlich bekannt zu machen, die alten Edikte gegen die Ketzer für abgeſchafft zu erklären, und vor allen Dingen dem verbundenen Adel die verlangte Sicherheit ohne Einſchränkung zu bewilligen. Sogleich werden der Prinz von Oranien, die Grafen von Egmont, von Hoorn, nebſt einigen Andern dazu ernannt, mit den Deputirten des Bundes deßwegen zu unterhandeln. Dieſer wird feierlich und in den unzweideutigſten Ausdrücken von aller Verantwortung wegen der eingereichten Bittſchrift freigeſprochen und allen königlichen Beamten und Obrigkeiten anbefohlen, dieſer Verſicherung nachzuleben, und keinem der Verbundenen, weder jetzt noch in künftigen Zeiten, um jener Bittſchrift willen etwas anzuhaben. Dagegen verpflichten ſich die Verbundenen in einem Reverſe, getreue Diener Sr. Majeſtät zu ſeyn, zu Wiederherſtellung der Ruhe und Beſtrafung der Bilderſtürmer nach allen Kräften beizutragen, das Volk zu Niederlegung der Waffen zu vermögen, und dem Könige gegen innere und äußere Feinde thätige Hülfe zu leiſten. Verſicherung und Gegenverſicherung werden in Form von Inſtrumenten aufgeſetzt, und von den Bevollmächtigten beider Theile unterzeichnet; der Sicherheitsbrief noch beſonders eigenhändig von der Herzogin ſignirt und mit ihrem Siegel verſehen. Nach einem ſchweren Kampfe und mit weinenden Augen hatte die Regentin dieſen ſchmerzlichen Schritt gethan, und mit Zittern geſtand ſie ihn dem Könige. Sie wälzte alle Schuld auf die Großen, die ſie in Brüſſel wie gefangen gehalten und gewaltſam dazu hingeriſſen hätten. Beſonders beſchwerte ſie ſich bitter über den Prinzen von Oranien.[1]

Dieſes Geſchäft berichtigt, eilen alle Statthalter nach ihren Provinzen; Egmont nach Flandern, Oranien nach Antwerpen. Hier hatten die Proteſtanten die verwüſteten Kirchen wie eine Sache, die dem erſten Finder gehört, in Beſitz genommen, und ſich nach Kriegsgebrauch darin feſtgeſetzt. Der Prinz gibt ſie ihren rechtmäßigen Beſitzern wieder, veranſtaltet ihre Ausbeſſerung und ſtellt den katholiſchen Gottesdienſt wieder darin her. Drei von den Bilderſtürmern, deren man habhaft geworden, büßen ihre Tollkühnheit mit dem Strange, einige Aufrührer werden verwieſen, viele andere ſtehen Züchtigungen aus. Darauf verſammelte er vier Deputirte von jeder Sprache, oder, wie man ſie nannte, von den Nationen, und kommt mit ihnen überein, daß ihnen, weil der herannahende Winter die Predigten im freien Felde fortan unmöglich machte, drei Plätze innerhalb der Stadt eingeräumt werden ſollten, wo ſie entweder neue Kirchen bauen, oder auch Privathäuſer dazu einrichten könnten. Darin ſollten ſie jeden Sonn- und Feſttag, und immer zu derſelben Stunde, ihren Gottesdienſt halten; jeder andere Tag aber ſollte ihnen zu dieſem Gebrauche unterſagt ſeyn. Fiele kein Feſttag in die Woche, ſo ſollte ihnen der Mittwoch dafür gelten. Mehr als zwei Geiſtliche ſollte keine Religionspartei unterhalten, und dieſe müßten geborne Niederländer ſeyn, oder wenigſtens von irgend einer angeſehenen Stadt in den Provinzen das Bürgerrecht empfangen haben. Alle ſollten einen Eid ablegen, der Obrigkeit der Stadt und dem Prinzen von Oranien in bürgerlichen Dingen unterthan zu ſeyn. Alle Auflagen ſollten ſie gleich den übrigen Bürgern tragen. Niemand ſollte bewaffnet zur Predigt kommen, ein Schwert aber ſollte erlaubt ſeyn. Kein Prediger ſollte die herrſchende Religion auf der Kanzel anfechten, noch ſich auf Controverspunkte einlaſſen, ausgenommen, was die Lehre ſelbſt unvermeidlich machte, und was die Sitten anbeträfe. Außerhalb des ihnen angewieſenen Bezirks ſollte kein Pſalm von ihnen geſungen werden. Zu der Wahl ihrer Prediger, Vorſteher und Diaconen, ſo wie zu allen ihren übrigen Conſiſtorialverſammlungen ſollte jederzeit eine obrigkeitliche Perſon gezogen werden, die dem Prinzen und Magiſtrate von dem, was darin ausgemacht worden, Bericht abſtattete. Uebrigens ſollten ſie ſich deſſelben Schutzes, wie die herrſchende Religion, zu erfreuen haben. Dieſe Einrichtung ſollte Beſtand haben, bis der König, mit Zuziehung der Staaten, es anders beſchließen würde; dann aber Jedem frei ſtehen, mit ſeiner Familie und ſeinen Gütern das Land zu räumen.

---

[1] Meteren 88. 89. 90. Hopper. §. 128. 129—134. Burgund. 333—337. Meurs. L. II. 16. 17.

Von Antwerpen eilte der Prinz nach Holland, Seeland und Utrecht, um dort zu Wiederherſtellung der Ruhe ähnliche Einrichtungen zu treffen; Antwerpen aber wurde während ſeiner Abweſenheit der Aufſicht des Grafen von Hoogſtraten anvertraut, der ein ſanfter

Mann war, und, unbeſchadet ſeiner erklärten Anhänglichkeit an den Bund, es nie an Treue gegen den König hatte ermangeln laſſen. Es iſt ſichtbar, daß der Prinz bei dieſem Vertrage ſeine Vollmacht weit überſchritten, und im Dienſte des Königs nicht anders als wie ein ſouverainer Herr gehandelt hat. Aber er führte zu ſeiner Entſchuldigung an, daß es dem Magiſtrate weit leichter ſeyn würde, dieſe zahlreiche und mächtige Sekte zu bewachen, wenn er ſich ſelbſt in ihren Gottesdienſt miſchte, und wenn dieſer unter ſeinen Augen vor ſich ginge, als wenn die Sektirer im freien Felde ſich ſelbſt überlaſſen wären.[1]

Strenger betrug ſich der Graf von **Megen** in Geldern, wo er die proteſtantiſche Sekte ganz unterdrückte und alle ihre Prediger vertrieb. In Brüſſel bediente ſich die Regentin des Vortheils, den ihre Gegenwart ihr gab, die öffentlichen Predigten ſogar außer der Stadt zu verhindern. Als deßhalb der Graf von **Naſſau** ſie im Namen der Verbundenen an den gemachten Vertrag erinnerte, und die Frage an ſie that, ob die Stadt Brüſſel weniger Rechte hätte als die übrigen Städte? ſo antwortete ſie: Wenn in Brüſſel vor dem Vertrage ſchon öffentliche Predigten gehalten worden, ſo ſey es ihr Werk nicht, wenn ſie jetzt nicht mehr Statt fänden. Zugleich aber ließ ſie unter der Hand der Bürgerſchaft bedeuten, daß dem Erſten, der es wagen würde, einer öffentlichen Predigt beizuwohnen, der Galgen gewiß ſey. So erhielt ſie wenigſtens die Reſidenz ſich getreu.[1]

---

[1] Meteren 91. Burgundius 329–334. Strada 152. Hopper. S. 136. Meurs. Guil. Auriac. L. I. 17. 18.

Schwerer hielt es, Tournay zu beruhigen, welches Geſchäft, an Montigny's Statt, zu deſſen Gouvernement die Stadt gehörte, dem Grafen von Hoorn übertragen war. Hoorn befahl den Proteſtanten, ſogleich die Kirchen zu räumen, und ſich außer den Mauern mit einem Gotteshauſe zu begnügen. Dawider wandten ihre Prediger ein, die Kirchen ſeyen zum Gebrauche des Volks errichtet, das Volk aber ſey, nicht wo die Väter, ſondern wo der größere Theil ſey. Verjage man ſie aus den katholiſchen Kirchen, ſo ſey es billig, daß man ihnen das Geld ſchaffe, eigne zu bauen. Darauf antwortete der Magiſtrat: Wenn auch die Partei der Katholiken die ſchwächere ſey, ſo ſey ſie zuverläſſig die beſſere. Kirchen zu bauen, ſollte ihnen unverwehrt ſeyn; hoffentlich aber würden ſie der Stadt nach dem Schaden, den dieſe bereits von ihren Glaubensbrüdern, den Bilderſtürmern, erlitten, nicht zumuthen, ſich ihrer Kirchen wegen noch in Unkoſten zu ſetzen. Nach langem Gezänke von beiden Seiten wußten die Proteſtanten doch im Beſitze einiger Kirchen zu bleiben, die ſie zu mehrerer Sicherheit mit Wache beſetzten.[2] Auch in Valenciennes wollten ſich die Proteſtanten den Bedingungen nicht fügen, die ihnen durch Philipp v. S. Aldegonde, Herrn von Noirkarmes, dem in Abweſenheit des Marquis von Bergen die Statthalterſchaft darüber übertragen war, angeboten wurden. Ein reformirter Prediger, la Orange, ein Franzoſe von Geburt, verhetzte die Gemüther, die er durch die Gewalt ſeiner Beredſamkeit unumſchränkt beherrſchte, auf eignen Kirchen innerhalb der Stadt zu beſtehen, und im Verweigerungsfalle mit einer Uebergabe der Stadt an die Hugenotten zu drohen. Die überlegene Anzahl der Calviniſten und ihr Einverſtändniß mit den Hugenotten verboten dem Gouverneur, etwas Gewaltſames gegen ſie zu unternehmen.[1]

---

[1] Burgund. 343. 346. 354.

[2] Burgund. 356. 357.

Auch der Graf von Egmont bezwang jetzt die ihm natürliche Weichherzigkeit, um dem Könige ſeinen Eifer zu beweiſen. Er brachte Beſatzung in die Stadt Gent, und ließ einige von den ſchlimmſten Aufrührern am Leben ſtrafen. Die Kirchen wurden wieder geöffnet, der katholiſche Gottesdienſt erneuert, und alle Ausländer erhielten den Befehl, die ganze Provinz zu räumen. Den Calviniſten, aber nur dieſen, wurde außerhalb der Stadt ein Platz eingeräumt, ſich ein Gotteshaus zu bauen; dagegen mußten ſie ſich zum ſtrengſten Gehorſam gegen die Stadtobrigkeit und zu thätiger Mitwirkung bei den Proceduren gegen die Bilderſtürmer verpflichten; ähnliche Einrichtungen wurden von ihm durch ganz Flandern und Artois getroffen. Einer von ſeinen Edelleuten, und ein Anhänger des Bundes, Johann Caſſembrot, Herr von Beckerzeel, verfolgt die Bilderſtürmer an der Spitze einiger bündiſchen Reiter, überfiel einen Schwarm von ihnen, der eben im Begriff war, eine Stadt in Hennegau zu überrumpeln, bei

---

[1] Burgund. 339 sq.

Grammont in Flandern, und bekam ihrer dreißig gefangen, wovon auf der Stelle zweiundzwanzig aufgehängt, die übrigen aber aus dem Lande gepeitſcht wurden.[1]

Dienſte von dieſer Wichtigkeit, ſollte man denken, hätten es nicht verdient, mit der Ungnade des Königs belohnt zu werden; was **Oranien**, **Egmont** und **Hoorn** bei dieſer Gelegenheit leiſteten, zeigte wenigſtens von eben ſo viel Eifer, und ſchlug eben ſo glücklich aus, als was **Noirkarmes**, **Megen** und **Aremberg** vollführten, welchen der König ſeine Dankbarkeit in Worten und Thaten zu erkennen gab. Aber dieſer Eifer, dieſe Dienſte kamen zu ſpät. Zu laut hatten ſie bereits gegen ſeine **Edikte** geſprochen, zu heftig ſeinen Maßregeln widerſtritten, zu ſehr hatten ſie ihn in der Perſon ſeines Miniſters **Granvella** beleidigt, als daß noch Raum zur Vergebung geweſen wäre. Keine Zeit, keine Reue, kein noch ſo vollwichtiger Erſatz konnte dieſe Verſchuldungen aus dem Gemüthe ihres Herrn vertilgen.

(1566.) **Philipp** lag eben krank in Segovien, als die Nachrichten von der Bilderſtürmerei und dem mit den Unkatholiſchen eingegangenen Vergleiche bei ihm einliefen. Die Regentin erneuerte zugleich ihre dringende Bitte um ſeine perſönliche Ueberkunft, von welcher auch alle Briefe handelten, die der Präſident **Viglius** mit ſeinem Freunde **Hopperus** um dieſe Zeit wechſelte. Auch von den niederländiſchen Großen legten viele, als z. B. **Egmont**, **Mannsfeld**, **Megen**, **Aremberg**, **Noirkarmes** und **Barlaimont** beſondere Schreiben an ihn bei, worin ſie ihm von dem Zuſtande ihrer Provinzen Bericht abſtatteten, und ihre allda getroffenen Einrichtungen mit den beſten Gründen zu ſchmücken ſuchten. Um eben dieſe Zeit langte auch ein Schreiben vom Kaiſer an, der ihn zu einem gelinden Verfahren gegen ſeine niederländiſchen Unterthanen ermahnte, und ſich dabei zum Mittler erbot. Er hatte auch deßwegen unmittelbar an die Regentin ſelbſt nach Brüſſel geſchrieben, und an die Häupter des Adels beſondere Briefe beigelegt, die aber nie übergeben wurden. Des erſten Unwillens mächtig, welchen dieſe verhaßte Begebenheit bei ihm rege machte, übergab es der König ſeinem Conſeil, ſich über dieſen neuen Vorfall zu berathen.

---

[1] Meteren 91. 92. Burgund. 340—343.

Granvella's Partei, die in demſelben die Oberhand hatte, wollte zwiſchen dem Betragen des niederländiſchen Adels und den Ausſchweifungen der Tempelſchänder einen ſehr genauen Zuſammenhang bemerkt haben, der aus der Aehnlichkeit ihrer beiderſeitigen Forderungen, und vorzüglich aus der Zeit erhelle, in welcher letztere ihren Ausſpruch genommen. Noch in demſelben Monate, merkten ſie an, wo der Adel ſeine drei Punkte eingereicht, habe die Bilderſtürmerei angefangen; am Abend deſſelben Tages, an welchem Oranien die Stadt Antwerpen verlaſſen, ſeyen auch die Kirchen verwüſtet worden. Während des ganzen Tumults habe ſich kein Finger zu Ergreifung der Waffen gehoben; alle Mittel, deren man ſich bedient, ſeyen zum Vortheile der Sekten geweſen, alle anderen hingegen unterlaſſen worden, die zu Aufrechthaltung des reinen Glaubens abzielen. Viele von den Bilderſtürmern, hieß es weiter, ſagten aus, daß ſie Alles mit Wiſſen und Bewilligung der Fürſten gethan; und nichts war natürlicher, als daß jene Nichtswürdigen ein Verbrechen, das ſie auf eigene Rechnung unternommen, mit großen Namen zu beſchönigen ſuchten. Auch eine Schrift brachte man zum Vorſcheine, worin der vornehme Adel den Geuſen ſeine Dienſte verſprach, die Verſammlung der Generalſtaaten durchzuſetzen, welche jener aber hartnäckig verleugnete. Man wollte überhaupt vier verſchiedene Zuſammenrottirungen in den Niederlanden bemerkt haben, welche alle mehr oder minder genau in einander griffen, und alle auf den nämlichen Zweck hinarbeiteten. Eine davon ſollten jene verworfenen Rotten ſeyn, welche die Kirchen verwüſtet; eine zweite die verſchiedenen Sekten, welche jene zu der Schandthat gedungen; die Geuſen, die ſich zu Beſchützern der Sekten aufgeworfen, ſollten die dritte, und die vierte der vornehme Adel ausmachen, der den Geuſen durch Lehnsverhältniſſe, Verwandtſchaft und Freundſchaft zugethan ſey. Alles war demzufolge von gleicher Verderbniß angeſteckt, und Alles ohne Unterſchied ſchuldig. Die Regierung hatte es nicht bloß mit einigen getrennten Gliedern zu thun; ſie hatte mit dem Ganzen zu kämpfen. Wenn man aber in Erwägung zog, daß das Volk nur der verführte Theil, und die Aufmunterung zur Empörung von oben herunter gekommen war, ſo wurde man geneigt, den bisherigen Plan zu ändern, der in mehrerer Rückſicht fehlerhaft ſchien. Dadurch, daß man alle Klaſſen ohne Unterſchied drückte, und dem gemeinen

Volke eben ſo viel Strenge, als dem Adel Geringſchätzung bewies, hatte man Beide gezwungen, einander zu ſuchen; man hatte dem Letztern eine Partei, und dem Erſtern Anführer gegeben. Ein ungleiches Verfahren gegen Beide war ein unfehlbares Mittel, ſie zu trennen; der Pöbel, ſtets furchtſam und träge, wenn die äußerſte Noth ihn nicht aufſchreckt, würde ſeine angebeteten Beſchützer ſehr bald im Stiche laſſen, und ihr Schickſal als eine verdiente Strafe betrachten lernen, ſobald er es nicht mehr mit ihnen theilte. Man trug demnach bei dem König darauf an, den großen Haufen künftig mit mehr Schonung zu behandeln, und alle Schärfe gegen die Häupter der Faktion zu kehren. Um jedoch nicht den Schein einer ſchimpflichen Nachgiebigkeit zu haben, fand man für gut, die Fürſprache des Kaiſers dabei zum Vorwande zu nehmen, welche allein, und nicht die Gerechtigkeit ihrer Forderungen, den König dahin vermocht habe, ſie ſeinen niederländiſchen Unterthanen als ein großmüthiges Geſchenk zu bewilligen.[1]

Die Frage wegen der perſönlichen Hinreiſe des Königs kam jetzt abermals zurück, und alle Bedenklichkeiten, welche ehemals dabei gefunden worden, ſchienen gegen die jetzige dringende Nothwendigkeit zu verſchwinden. „Jetzt,“ ließen ſich Tyſſenacque und Hopperus heraus, „ſey „die Angelegenheit wirklich vorhanden, an welche der „König, laut ſeiner eigenen Erklärung, die er ehemals „dem Grafen von Egmont gethan, tauſend Leben zu wagen bereit ſey. Die einzige Stadt Gent zu beruhigen, habe ſich Karl der Fünfte einer beſchwerlichen und gefahrvollen Landreiſe durch feindliches Gebiet unterzogen; um einer einzigen Stadt willen, und jetzt gelte es die Ruhe, vielleicht ſogar den Beſitz aller vereinigten Provinzen.“ [1] Dieſer Meinung waren die Meiſten, und die Reiſe des Königs wurde als eine Sache angeſehen, die er ſchlechterdings nicht mehr umgehen könne.

---

[1] Burgund. 363. 364. Hopper. S. 138. 139. 140. und S. 152. 153.

Die Frage war nun, mit wie vieler oder weniger Begleitung er ſie antreten ſollte? und hierüber waren der Prinz von Eboli und der Graf von Figueroa mit dem Herzoge von Alba verſchiedener Meinung, wie der Privatvortheil eines Jeden dabei verſchieden war. Reiste der König an der Spitze einer Armee, ſo war der Herzog von Alba der Unentbehrliche, der im Gegentheile bei einer friedlichen Beilegung, wo man ſeiner weniger bedurfte, ſeinen Nebenbuhlern das Feld räumen mußte. „Eine Armee,“ erklärt Figueroa, den die Reihe zuerſt traf, zu reden, „würde die Fürſten, durch deren Gebiet man ſie führte, beunruhigen, vielleicht gar einen Widerſtand von ihnen zu erfahren haben; die Provinzen aber, zu deren Beruhigung ſie beſtimmt wäre, unnöthig beläſtigen, und zu den Beſchwerden, welche dieſe bisher ſo weit gebracht, eine neue hinzufügen. Sie würde alle Unterthanen auf gleiche Art drücken, da im Gegentheile eine friedlich ausgeübte Gerechtigkeit den Unſchuldigen von dem

---

[1] Hopper. S. 142. Burgund. 366.

„Schuldigen unterſcheide. Das Ungewöhnliche und Gewaltſame eines ſolchen Schrittes würde die Häupter der Faktion in Verſuchung führen, ihr bisheriges Betragen, woran Muthwille und Leichtſinn den größten Antheil gehabt, von einer ernſthaftern Seite zu ſehen, und nun erſt mit Plan und Zuſammenhang fortzuführen; der Gedanke, den König ſo weit gebracht zu haben, würde ſie in eine Verzweiflung ſtürzen, worin ſie das Aeußerſte unternehmen würden. Stelle ſich der König den Rebellen *gewaffnet* entgegen, ſo begebe er ſich des wichtigſten Vortheils, den er über ſie habe, ſeiner *landesherrlichen Würde*, die ihn um ſo mächtiger ſchirme, je mehr er zeige, daß er auf ſie allein ſich verlaſſe. Er ſetze ſich dadurch gleichſam in Einen Rang mit den Rebellen, die auch ihrerſeits nicht verlegen ſeyn würden, eine Armee aufzubringen, da ihnen der allgemeine Haß gegen ſpaniſche Heere bei der Nation vorarbeite. Der König vertauſche auf dieſe Art die gewiſſe Ueberlegenheit, die ihm ſein Verhältniß, als Landesfürſt, gewähre, gegen den ungewiſſen Ausgang kriegeriſcher Unternehmungen, die, auf welche Seite auch der Erfolg falle, nothwendig einen Theil ſeiner eignen Unterthanen zu Grunde richten müſſen. Das Gerücht ſeiner gewaffneten Ankunft würde ihm frühe genug in den Provinzen voraneilen, um Allen, die ſich einer ſchlimmen Sache bewußt wären, hinreichende Zeit zu verſchaffen, ſich in Vertheidigungsſtand zu ſetzen, und ſowohl ihre innern als auswärtigen Hülfsquellen wirken zu laſſen. Hierbei würde ihnen die allgemeine Furcht große Dienſte leiſten; die

Ungewißheit, wem es eigentlich gelte, würde auch den minder Schuldigen zu dem großen Haufen der Rebellen hinüberziehen, und ihm Feinde erzwingen, die es ohne das niemals würden geworden ſeyn. Wüßte man ihn aber ohne eine ſolche fürchterliche Begleitung im Anzuge, wäre ſeine Erſcheinung weniger die eines Blutrichters, als eines zürnenden Vaters, ſo würde der Muth aller Guten ſteigen, und die Schlimmen in ihrer eignen Sicherheit verderben. Sie würden ſich überreden, das Geſchehene für weniger bedeutend zu halten; weil es dem Könige nicht wichtig genug geſchienen, deßwegen einen gewaltſamen Schritt zu thun. Sie würden ſich hüten, durch offenbare Gewaltthätigkeiten eine Sache ganz zu verſchlimmern, die vielleicht noch zu retten ſey. Auf dieſem ſtillen friedlichen Wege würde alſo gerade das erhalten, was auf dem andern unrettbar verloren ginge; der treue Unterthan würde auf keine Art mit dem ſtrafwürdigen Rebellen vermengt; auf dieſen allein würde das ganze Gewicht ſeines Zorns fallen. Nicht einmal zu gedenken, daß man dadurch zugleich einem ungeheuern Aufwande entginge, den der Transport einer ſpaniſchen Armee nach dieſen entlegenen Gegenden der Krone verurſachen würde.“[1]

„Aber,“ hub der Herzog von Alba an, „kann das Ungemach einiger wenigen Bürger in Anſchlag kommen, wenn das Ganze in Gefahr ſchwebt? Weil einige Treugeſinnte übel dabei fahren, ſollen darum die Aufrührer nicht gezüchtigt werden? Das Vergehen

---

[1] Burgund. 386. 387.

„war allgemein, warum ſoll die Strafe es nicht ſeyn?
„Was die Rebellen durch ihre Thaten, haben die Uebrigen
„durch ihr Unterlaſſen verſchuldet. Weſſen Schuld
„iſt es, als die ihrige, daß es Jenen ſo weit gelungen
„iſt? Warum haben ſie ihrem Beginnen nicht frühzeitiger
„widerſtanden? Noch, ſagt man, ſind die Umſtände
„ſo verzweifelt nicht, daß ſie dieſes gewaltſame
„Mittel rechtfertigen — aber wer ſteht uns dafür, daß
„ſie es bei der Ankunft des Königs nicht ſeyn werden,
„da nach jeglichem Berichte der Regentin Alles mit
„ſchnellen Schritten zur Verſchlimmerung eilt? Soll
„man es darauf wagen, daß der Monarch erſt beim
„Eintritt in die Provinzen gewahr werde, wie nothwendig
„ihm eine Kriegsmacht geweſen? Es iſt nur
„allzugegründet, daß ſich die Rebellen eines auswärtigen
„Beiſtandes verſichert haben, der ihnen auf den erſten
„Wink zu Gebote ſteht; iſt es aber dann Zeit, auf
„eine Kriegsrüſtung zu denken, wenn der Feind über
„die Grenzen hereinbricht? Soll man es darauf ankommen
„laſſen, ſich mit den nächſten, den beſten niederländiſchen
„Truppen behelfen zu müſſen, auf deren Treue
„ſo wenig zu rechnen iſt? und kommt endlich die Regentin
„ſelbſt nicht immer darauf zurück, daß nur der
„Mangel einer gehörigen Kriegsmacht ſie bisher gehindert
„habe, den Edikten Kraft zu geben und die Fortſchritte
„der Rebellen zu hemmen? Nur eine wohldiſciplinirte
„und gefürchtete Armee kann dieſen die Hoffnung
„ganz abſchneiden, ſich gegen ihren rechtmäßigen Oberherrn
„zu behaupten, und nur die gewiſſe Ausſicht ihres
„Verderbens ihre Forderungen herabſtimmen. Ohne eine

ehe der König die Unruhen durch ſeine perſönliche Gegenwart beizulegen unternahm. Es wurden demnach zwei verſchiedene Schreiben an die Herzogin erlaſſen, ein öffentliches, das ſie den Ständen und den Rathsverſammlungen vorlegen durfte, und ein geheimes, das für ſie allein beſtimmt war. In dem erſten kündigte er ihr ſeine Wiedergeneſung und die glückliche Geburt der Infantin, Clara Iſabella Eugenia, nachheriger Erzherzogin Albert von Oeſterreich, und Fürſtin der Niederlande, an. Er erklärte ihr nunmehr ſeinen feſten Entſchluß, die Niederlande in Perſon zu beſuchen, wozu er bereits die nöthigen Zurüſtungen mache. Die Ständeverſammlung verwarf er, wie das vorigemal; des Vergleichs, den ſie mit den Proteſtanten und mit dem Bunde eingegangen war, geſchah in dieſem Briefe gar keine Erwähnung, weil er es noch nicht rathſam fand, ihn entſcheidend zu verwerfen, und noch viel weniger Luſt hatte, ihn für gültig zu erklären. Dagegen befahl er ihr, das Heer zu verſtärken, neue Regimenter aus Deutſchland zuſammenzuziehen und den Widerſpenſtigen Gewalt entgegenzuſetzen. Uebrigens, ſchloß er, verlaſſe er ſich auf die Treue des vornehmen Adels, worunter er Viele kenne, die es aufrichtig mit ihrer Religion und ihrem Könige meinten. In dem geheimen Schreiben wurde ihr noch einmal anbefohlen, die Staatenverſammlung nach allen Kräften zu hintertreiben; dann aber, wenn ihr die allgemeine Stimme doch zu mächtig werden ſollte und ſie der Gewalt würde nachgeben müſſen, es wenigſtens ſo vorſichtig einzurichten, daß ſeiner

Würde nichts vergeben und ſeine Einwilligung darein Niemand kund würde.[1]

(1566.) Während dem, daß man ſich in Spanien über dieſe Sache berathſchlagte, machten die Proteſtanten in den Niederlanden von den Vorrechten, die man ihnen gezwungener Weiſe bewilligt hatte, den weiteſten Gebrauch. Der Bau der Kirchen kam, wo er ihnen verſtattet war, mit unglaublicher Schnelligkeit zu Stande; Jung und Alt, der Adel wie die Geringen, halfen Steine zutragen; Frauen opferten ſogar ihren Schmuck auf, um das Werk zu beſchleunigen. Beide Religionsparteien errichteten in mehreren Städten eigene Conſiſtorien und einen eigenen Kirchenrath, wozu in Antwerpen der Anfang gemacht war, und ſetzten ihren Gottesdienſt auf einen geſetzmäßigen Fuß. Man trug auch darauf an, Gelder in einen gemeinſchaftlichen Fond zuſammenzuſchießen, um gegen unerwartete Fälle, welche die proteſtantiſche Kirche im Ganzen angingen, ſogleich die nöthigen Mittel zur Hand zu haben. In Antwerpen wurde dem Grafen von Hoogſtraten von den Calviniſten dieſer Stadt eine Schrift übergeben, worin ſie ſich anheiſchig machten, für die freie Uebung ihrer Religion durch alle niederländiſchen Provinzen drei Millionen Thaler zu erlegen. Von dieſer Schrift gingen viele Copien in den Niederlanden herum; um die Uebrigen anzulocken, hatten ſich viele mit prahleriſchen Summen unterſchrieben. Ueber dieſes ausſchweifende Anerbieten ſind von den Feinden der Reformirten verſchiedene

---

[1] Meteren 92. Hopper. S. 144. 145. 146. Burg. 369. 370.

Auslegungen gemacht worden, welche alle einigen Schein für ſich haben. Unter dem Vorwande nämlich, die nöthigen Summen zu Erfüllung dieſes Verſprechens zuſammenzubringen, hoffte man, wie einige glaubten, mit deſto weniger Verdacht die Beiſteuern einzutreiben, deren man zu einem kriegeriſchen Widerſtande jetzt benöthigt war; und wenn ſich die Nation nun doch einmal, ſey es für oder gegen die Regentin, in Unkoſten ſetzen ſollte, ſo war zu erwarten, daß ſie ſich weit leichter dazu verſtehen würde, zu Erhaltung des Friedens, als zu einem unterdrückenden und verheerenden Kriege beizutragen. Andere ſahen in dieſem Anerbieten weiter nichts, als eine temporäre Ausflucht der Proteſtanten, ein Blendwerk, wodurch ſie den Hof einige Augenblicke lang unſchlüſſig zu machen geſucht haben ſollen, bis ſie Kräfte genug geſammelt, ihm die Stirn zu bieten. Andere erklärten es geradezu für eine Großſprecherei, um die Regentin dadurch in Furcht zu jagen, und den Muth der Partei durch die Eröffnung ſo reicher Hülfsquellen zu erheben. Was auch der wahre Grund von dieſem Anerbieten geweſen ſey, ſo gewannen ſeine Urheber dadurch wenig; die Beiſteuern floſſen ſehr ſparſam ein, und der Hof beantwortete den Antrag mit ſtillſchweigender Verachtung.[1]

Aber der Exceß der Bilderſtürmerei, weit entfernt, die Sache des Bundes zu befördern und die Proteſtanten emporzubringen, hatte Beiden einen unerſetzlichen

---

[1] Strad. 163. Burg. 374. 375. Allgem. Geſch. der v. N. III. Th. 93.

Schaden gethan. Der Anblick ihrer zerſtörten Kirchen, die, nach **Viglius** Ausdruck, Viehſtällen ähnlicher ſahen, als Gotteshäuſern, entrüſtete alle Katholiken, und am meiſten ihre Geiſtlichkeit. Alle, die von dieſer Religion dazu getreten waren, verließen jetzt den Bund, der die Ausſchweifungen der Bilderſtürmer, wenn auch nicht abſichtlich angeſtiftet und befördert, doch unſtreitig von ferne veranlaßt hatte. Die Intoleranz der Calviniſten, die an den Plätzen, wo ihre Partei die herrſchende war, die Katholiken auf's Grauſamſte bedrückten, riß dieſe vollends aus ihrer bisherigen Verblendung, und ſie gaben es auf, ſich einer Partei anzunehmen, von welcher, wenn ſie die Oberhand behielte, für ihre eigene Religion ſo viel zu befürchten ſtand. So verlor der Bund viele ſeiner beſten Glieder; die Freunde und Beförderer, die er bisher unter den gutgeſinnten Bürgern gefunden, verließen ihn, und ſein Anſehen in der Republik fing merklich an zu ſinken. Die Strenge, mit der einige ſeiner Mitglieder, um ſich der Regentin gefällig zu bezeigen, und den Verdacht eines Verſtändniſſes mit den Uebelgeſinnten zu entfernen, gegen die Bilderſtürmer verfuhren, ſchadete ihnen bei dem Volke, das jene in Schutz nahm, und er war in Gefahr, es mit beiden Parteien zugleich zu verderben.

Von dieſer Veränderung hatte die Regentin nicht ſobald Nachricht erhalten, als ſie den Plan entwarf, allmählig den ganzen Bund zu trennen, oder wenigſtens durch innere Spaltungen zu entkräften. Sie bediente ſich zu dem Ende der Privatbriefe, die der König an einige aus dem Adel an ſie beigeſchloſſen, mit völliger

Freiheit, ſie nach Gutbefinden zu gebrauchen. Dieſe Briefe, welche von Wohlgewogenheit überfloſſen, wurden denen, für welche ſie beſtimmt waren, mit abſichtlich verunglückter Heimlichkeit zugeſtellt, ſo, daß jederzeit einer oder der andere von denen, welche nichts dergleichen erhielten, einen Wink davon bekam; und zu mehrerer Verbreitung des Mißtrauens trug man Sorge, daß zahlreiche Abſchriften davon herumgingen. Dieſer Kunſtgriff erreichte ſeinen Zweck. Viele aus dem Bunde fingen an, in die Standhaftigkeit derer, denen man ſo glänzende Verſprechungen gemacht, ein Mißtrauen zu ſetzen; aus Furcht, von ihren wichtigſten Beſchützern im Stiche gelaſſen zu werden, ergriffen ſie mit Begierde die Bedingungen, die ihnen von der Statthalterin angeboten wurden, und drängten ſich zu einer baldigen Verſöhnung mit dem Hofe. Das allgemeine Gerücht von der nahen Ankunft des Königs, welches die Regentin aller Orten zu verbreiten Sorge trug, leiſtete ihr dabei große Dienſte; Viele, die ſich von dieſer königlichen Erſcheinung nicht viel Gutes verſprachen, beſannen ſich nicht lange, eine Gnade anzunehmen, die ihnen vielleicht zum letzten Male angeboten ward.[1]

Von denen, welche dergleichen Privatſchreiben bekamen, waren auch **Egmont** und der Prinz von Oranien. Beide hatten ſich bei dem König über die übeln Nachreden beſchwert, womit man in Spanien ihren guten Namen zu brandmarken und ihre Abſichten verdächtig zu machen ſuchte; **Egmont** beſonders hatte mit der redlichen Einfalt, die ihm eigen war, den Monarchen aufgefordert, ihm doch nur anzudeuten, was er eigentlich wolle, ihm die Handlungsart zu beſtimmen, wodurch man ihm gefällig werden und ſeinen Dienſteifer darthun könnte. Seine Verläumder, ließ ihm der König durch den Präſidenten von Tyſſenacque zurückſchreiben, könne er durch nichts beſſer widerlegen, als durch die vollkommenſte Unterwerfung unter die königlichen Befehle, welche ſo klar und beſtimmt abgefaßt ſeyen, daß es keiner neuen Auslegung und keines beſondern Auftrags mehr bedürfe. Dem Souverain komme es zu, zu berathſchlagen, zu prüfen und zu verordnen; dem Willen des Souverains unbedingt nachzuleben, gebühre dem Unterthan; in ſeinem Gehorſam beſtehe deſſen Ehre. Es ſtehe einem Gliede nicht an, ſich für weiſer zu halten, als ſein Haupt. Allerdings gebe man ihm Schuld, daß er nicht Alles gethan habe, was in ſeinen Kräften geſtanden, um der Ausgelaſſenheit der Sektirer zu ſteuern; aber auch noch jetzt ſtehe es in ſeiner Gewalt, das Verſäumte einzubringen, bis zur wirklichen Ankunft des Königs wenigſtens Ruhe und Ordnung erhalten zu helfen.

---

[1] Thuan. II. 507. Strad. 164. 165. Meteren 93.

Wenn man den Grafen von Egmont wie ein ungehorſames Kind mit Verweiſen ſtrafte, ſo behandelte man ihn, wie man ihn kannte; gegen ſeinen Freund mußte man Kunſt und Betrug zu Hülfe rufen. Auch Oranien hatte in ſeinem Briefe des ſchlimmen Verdachts erwähnt, den der König in ſeine Treue und Ergebenheit ſetze, aber nicht in der eiteln Hoffnung, wie

Egmont, ihm dieſen Verdacht zu benehmen, wovon er längſt zurückgekommen war, ſondern, um von dieſer Beſchwerde den Uebergang auf die Bitte zu nehmen, daß er ihn ſeiner Aemter entlaſſen möchte. Oft ſchon hatte er dieſe Bitte an die Regentin gethan, ſtets aber unter den ſtärkſten Betheuerungen ihrer Achtung eine abſchlägige Antwort von ihr erhalten. Auch der König, an den er ſich endlich unmittelbar mit dieſem Anliegen gewendet, ertheilte ihm jetzt die nämliche Antwort, die mit eben ſo ſtarken Verſicherungen ſeiner Zufriedenheit und Dankbarkeit ausgeſchmückt war. Beſonders bezeigte er ihm über die Dienſte, die er ihm kürzlich in Antwerpen geleiſtet, ſeine höchſte Zufriedenheit, beklagte es ſehr, daß die Privatumſtände des Prinzen (von denen der letztere einen Hauptvorwand genommen, ſeine Entlaſſung zu verlangen) ſo ſehr verfallen ſeyn ſollten, endigte aber mit der Erklärung, daß es ihm unmöglich ſey, einen Diener von ſeiner Wichtigkeit in einem Zeitpunkte zu entbehren, wo die Zahl der Guten eher einer Vermehrung als einer Verminderung bedürfe. Er habe geglaubt, ſetzte er hinzu, der Prinz hege eine beſſere Meinung von ihm, als daß er ihn der Schwachheit fähig halten ſollte, dem grundloſen Geſchwätze gewiſſer Menſchen zu glauben, die es mit dem Prinzen und mit ihm ſelbſt übel meinten. Um ihm zugleich einen Beweis ſeiner Aufrichtigkeit zu geben, beklagte er ſich im Vertrauen bei ihm über ſeinen Bruder, den Grafen von Naſſau, bat ſich in dieſer Sache zum Schein ſeinen Rath aus, und äußerte zuletzt ſeinen Wunſch, den

Grafen eine Zeitlang aus den Niederlanden entfernt zu wiſſen.[1]

Aber **Philipp** hatte es hier mit einem Kopfe zu thun, der ihm an Schlauheit überlegen war. Der Prinz **von Oranien** hielt ihn und ſein geheimes Conſeil in Madrid und Segovien ſchon lange Zeit durch ein Heer von Spionen bewacht, die ihm Alles hinterbrachten, was dort Merkwürdiges verhandelt ward. Der Hof dieſes Heimlichſten von allen Despoten war ſeiner Liſt und ſeinem Gelde zugänglich geworden; auf dieſem Wege hatte er manche Briefe, welche die Regentin ingeheim nach Madrid geſchrieben, mit ihrer eignen Handſchrift erhalten, und in Brüſſel unter ihren Augen gleichſam im Triumph cirkuliren laſſen, daß ſie ſelbſt, die mit Erſtaunen hier in Jedermanns Händen ſah, was ſie ſo gut aufgehoben glaubte, dem Könige anlag, ihre Depeſchen inskünftige ſogleich zu vernichten. **Wilhelms** Wachſamkeit ſchränkte ſich nicht bloß auf den ſpaniſchen Hof ein, bis nach Frankreich und noch weiter hatte er ſeine Kundſchafter geſtellt, und Einige beſchuldigen ihn ſogar, daß die Wege, auf welchen er zu ſeinen Erkundigungen gelangte, nicht immer die unſchuldigſten geweſen. Aber den wichtigſten Aufſchluß gab ihm ein aufgefangener Brief des ſpaniſchen Botſchafters in Frankreich, Franz von Alava, an die Herzogin, worin ſich dieſer über die ſchöne Gelegenheit verbreitete, welche durch die Verſchuldung des niederländiſchen Volks dem

---

[1] Hopper. S. 149. Burgund. 397. Apologie de Guillaume Pr. d'Orange als Beilage.

Könige jetzt gegeben ſey, eine willkührliche Gewalt in dieſem Lande zu gründen. Darum rieth er ihr an, den Adel jetzt durch eben die Künſte zu hintergehen, deren er ſich bis jetzt gegen ſie bedient, und ihn durch glatte Worte und ein verbindliches Betragen ſicher zu machen. Der König, ſchloß er, der die Edelleute als die verborgenen Triebfedern aller bisherigen Unruhen kenne, würde ſie zu ſeiner Zeit wohl zu finden wiſſen, ſo wie die Beiden, die er bereits in Spanien habe, und die ihm nicht mehr entwiſchen würden, und er habe geſchworen, ein Beiſpiel an ihnen zu geben, worüber die ganze Chriſtenheit ſich entſetzen ſolle, müßte er auch alle ſeine Erbländer daran wagen. Dieſe ſchlimme Entdeckung empfing durch die Briefe, welche Bergen und Montigny aus Spanien ſchrieben, und worin ſie über die zurückſetzende Begegnung der Grandezza und das veränderte Betragen des Monarchen gegen ſie bittere Beſchwerden führten, die höchſte Glaubwürdigkeit; und Oranien erkannte nun vollkommen, was er von den ſchönen Verſicherungen des Königs zu halten habe.[1]

(1566.) Den Brief des Miniſters Alava, nebſt einigen andern, die aus Spanien datirt waren, und von der nahen gewaffneten Ankunft des Königs und ſeinen ſchlimmen Abſichten wider die Edeln umſtändliche Nachricht gaben, legte der Prinz ſeinem Bruder, dem Grafen Ludwig von Naſſau, dem Grafen von Egmont, von Hoorn und von Hoogſtraten bei einer

---

[1] Reidan. 3. Thuan. 507. Burgund. 401. Meteren 94. Strad. 160.

Zuſammenkunft zu Dendermonde in Flandern, vor, wohin ſich dieſe fünf Ritter begeben hatten, gemeinſchaftlich mit einander die nöthigen Maßregeln zu ihrer Sicherheit zu treffen. Graf **Ludwig**, der nur ſeinem Unwillen Gehör gab, behauptete tolldreiſt, daß man ohne Zeitverluſt zu den Waffen greifen und ſich einiger feſten Plätze verſichern müſſe. Dem Könige müſſe man, es koſte auch was es wolle, den gewaffneten Eingang in die Provinzen verſagen. Man müſſe die Schweiz, die proteſtantiſchen Fürſten Deutſchlands und die Hugenotten unter die Waffen bringen, daß ſie ihm den Durchzug durch ihr Gebiet erſchwerten, und wenn er ſich deſſen ungeachtet durch alle dieſe Hinderniſſe hindurchſchlüge, ihn an der Grenze des Landes mit einer Armee empfangen. Er nehme es auf ſich, in Frankreich, in der Schweiz und in Deutſchland ein Schutzbündniß zu negociiren, und aus letzterm Reiche viertauſend Reiter, nebſt einer verhältnißmäßigen Anzahl Fußvolk, zuſammenzubringen; an einem Vorwande fehle es nicht, das nöthige Geld einzutreiben, und die reformirten Kaufleute würden ihn, wie er ſich verſichert hielt, nicht im Stiche laſſen. Aber **Wilhelm**, vorſichtiger und weiſer, erklärte ſich gegen dieſen Vorſchlag, der bei der Ausführung unendliche Schwierigkeiten finden, und noch durch nichts würde gerechtfertigt werden können. Die Inquiſition, ſtellte er vor, ſey in der That aufgehoben, die Placate beinahe ganz in Vergeſſenheit gekommen, und eine billige Glaubensfreiheit verſtattet. Bis jetzt alſo fehle es ihnen an einem gültigen Grunde, dieſen feindlichen Weg einzuſchlagen; indeſſen zweifle er nicht, daß man ihnen zeitig genug einen darreichen werde. Seine Meinung alſo ſey, dieſen gelaſſen zu erwarten, unterdeſſen aber auf Alles ein wachſames Auge zu haben und dem Volke von der drohenden Gefahr einen Wink zu geben, damit es bereit ſey, zu handeln, wenn die Umſtände es verlangten.

Wären alle diejenigen, welche die Verſammlung ausmachten, dem Gutachten des Prinzen von Oranien beigetreten, ſo iſt kein Zweifel, daß eine ſo mächtige Ligue, furchtbar durch die Macht und das Anſehn ihrer Glieder, den Abſichten des Königs Hinderniſſe hätte entgegenſetzen können, die ihn gezwungen haben würden, ſeinen ganzen Plan aufzugeben. Aber der Muth der verſammelten Ritter wurde gar ſehr durch die Erklärung niedergeſchlagen, womit der Graf von Egmont ſie überraſchte. „Lieber,“ ſagte er, „mag Alles über mich kommen, als daß ich das Glück ſo verwegen verſuchen ſollte. Das Geſchwätz des Spaniers Alava rührt mich wenig, — wie ſollte dieſer Menſch dazu kommen, in das verſchloſſene Gemüth ſeines Herrn zu ſchauen, und ſeine Geheimniſſe zu entziffern? Die Nachrichten, welche uns Montigny gibt, beweiſen weiter nichts, als daß der König eine ſehr zweideutige Meinung von unſerm Dienſteifer hegt, und Urſache zu haben glaubt, ein Mißtrauen in unſere Treue zu ſetzen; und dazu, däucht mir, hätten wir ihm nur allzuviel Anlaß gegeben. Auch iſt es mein ernſtlicher Vorſatz, durch Verdoppelung meines Eifers ſeine Meinung von mir zu verbeſſern, und durch mein künftiges Verhalten, wo möglich, den Verdacht auszulöſchen, den

„meine bisherigen Handlungen auf mich geworfen haben mögen. Und wie ſollte ich mich auch aus den Armen meiner zahlreichen und hülfsbedürftigen Familie reißen, um mich an fremden Höfen als einen Landflüchtigen herumzutragen, eine Laſt für Jeden, der mich aufnimmt, Jedes Sklave, der ſich herablaſſen will, mir unter die Arme zu greifen, ein Knecht von Ausländern, um einem leidlichen Zwange in meiner Heimat zu entgehen? Nimmermehr kann der Monarch ungütig an einem Diener handeln, der ihm ſonſt lieb und theuer war, und der ſich ein gegründetes Recht auf ſeine Dankbarkeit erworben. Nimmermehr wird man mich überreden, daß Er, der für ſein niederländiſches Volk ſo billige, ſo gnädige Geſinnungen gehegt, und ſo nachdrücklich, ſo heilig mir betheuert hat, jetzt ſo despotiſche Anſchläge dagegen ſchmieden ſoll. Haben wir dem Lande nur erſt ſeine vorige Ruhe wiedergegeben, die Rebellen gezüchtigt, den katholiſchen Gottesdienſt wieder hergeſtellt, ſo glauben Sie mir, daß man von keinen ſpaniſchen Truppen mehr hören wird; und dies iſt es, wozu ich Sie alle durch meinen Rath und durch mein Beiſpiel jetzt auffordere, und wozu auch bereits die mehrſten unſrer Brüder ſich neigen. Ich meines Theils fürchte nichts von dem Zorne des Monarchen. Mein Gewiſſen ſpricht mich frei; mein Schickſal ſteht bei ſeiner Gerechtigkeit und ſeiner Gnade.“ [1]

Umſonſt bemühten ſich Naſſau, Hoorn und Oranien, ſeine Standhaftigkeit zu erſchüttern, und ihm über die nahe unausbleibliche Gefahr die Augen zu öffnen. Egmont war dem Könige wirklich ergeben; das Andenken ſeiner Wohlthaten und des verbindlichen Betragens, womit er ſie begleitet hatte, lebte noch in ſeinem Gedächtniſſe. Die Aufmerkſamkeiten, wodurch er ihn vor allen ſeinen Freunden ausgezeichnet, hatten ihre Wirkung nicht verfehlt. Mehr aus falſcher Scham, als aus Parteigeiſt, hatte er gegen ihn die Sache ſeiner Landsleute verfochten; mehr aus Temperament und natürlicher Herzensgüte, als aus geprüften Grundſätzen, die harten Maßregeln der Regierung bekämpft. Die Liebe der Nation, die ihn als ihren Abgott verehrte, riß ſeinen Ehrgeiz hin. Zu eitel, einem Namen zu entſagen, der ihm ſo angenehm klang, hatte er doch etwas thun müſſen, ihn zu verdienen; aber ein einziger Blick auf ſeine Familie, ein harter Name, unter welchem man ihm ſein Betragen zeigte, eine bedenkliche Folge, die man daraus zog, der bloße Klang von Verbrechen ſchreckte ihn aus dieſem Selbſtbetruge auf und ſcheuchte ihn eilfertig zu ſeiner Pflicht zurück.

---

[1] Thuan. 507. Burg. 405. 406. Meteren 95.

Oraniens ganzer Plan ſcheiterte, als Egmont zurücktrat. Egmont hatte die Herzen des Volks und das ganze Zutrauen der Armee, ohne die es ſchlechterdings unmöglich war, etwas Nachdrückliches zu unternehmen. Man hatte ſo gewiß auf ihn gerechnet; ſeine unerwartete Erklärung machte die ganze Zuſammenkunft fruchtlos. Man ging auseinander, ohne nur etwas beſchloſſen zu haben. Alle, die in Dendermonde zuſammengekommen waren, wurden im Staatsrathe zu Brüſſel erwartet; aber nur Egmont verfügte ſich dahin. Die Regentin wollte ihn über den Inhalt der gehabten Unterredung ausforſchen; aber ſie brachte weiter nichts aus ihm heraus, als den Brief des Alava, den er in Abſchrift mitgenommen hatte, und unter den bitterſten Vorwürfen ihr vorlegte. Anfangs entfärbte ſie ſich darüber, aber ſie faßte ſich bald, und erklärte ihn dreiſtweg für untergeſchoben. „Wie kann,“ ſagte ſie, „dieſer Brief „wirklich von Alava herrühren, da ich doch keinen ver„miſſe, und derjenige, der ihn aufgefangen haben will, „die andern Briefe gewiß nicht geſchont haben würde? „Ja, da mir auch nicht ein einziges Paket noch gefehlt „hat, und auch kein Bote ausgeblieben iſt? Und wie „läßt es ſich denken, daß der König einen Alava zum „Herrn eines Geheimniſſes gemacht haben ſollte, das „er mir ſelbſt nicht einmal würde preisgegeben haben?“ [*]

---

[*] Burgund. 108. Meteren 95. Grot. 23.

* * *

Bürgerlicher Krieg.

(1566.) Unterdeſſen eilte die Regentin, den Vortheil zu benutzen, den ihr die Trennung unter dem Adel gab, um den Fall des Bundes, der ſchon durch innere Zwietracht wankte, zu vollenden. Sie zog ohne Zeitverluſt Truppen aus Deutſchland, die Herzog Erich von Braunſchweig für ſie in Bereitſchaft hielt, verſtärkte die Reiterei und errichtete fünf Regimenter Wallonen, worüber die Grafen von Mannsfeld, von Megen, von Aremberg und Andere den Oberbefehl bekamen. Auch dem Prinzen von Oranien mußten, um ihn nicht auf's Empfindlichſte zu beleidigen, Truppen anvertraut werden, und um ſo mehr, da die Provinzen, denen er als Statthalter vorſtund, ihrer am nöthigſten bedurften; aber man gebrauchte die Vorſicht, ihm einen Oberſten, mit Namen Waldenfinger, an die Seite zu geben, der alle ſeine Schritte bewachte, und ſeine Maßregeln, wenn ſie gefährlich zu werden ſchienen, rückgängig machen konnte. Dem Grafen von Egmont ſteuerte die Geiſtlichkeit in Flandern vierzigtauſend Goldgulden bei, um fünfzehnhundert Mann zu unterhalten, davon er einen Theil in die bedenklichſten Plätze vertheilte. Jeder Statthalter mußte ſeine Kriegsmacht verſtärken, und ſich mit Munition verſehen. Alle dieſe Zurüſtungen, welche aller Orten und mit Nachdruck gemacht wurden, ließen keinen Zweifel mehr übrig, welchen Weg die Statthalterin künftig einſchlagen werde.

Ihrer Ueberlegenheit verſichert, und dieſes mächtigen Beiſtandes gewiß, wagt ſie es nun, ihr bisheriges Betragen zu ändern und mit den Rebellen eine ganz andere Sprache zu reden. Sie wagt es, die Bewilligungen, welche ſie den Proteſtanten nur in der Angſt und aus Nothwendigkeit ertheilt, auf eine ganz willkührliche Art auszulegen, und alle Freiheiten, die ſie ihnen ſtillſchweigend eingeräumt, auf die bloße Vergünſtigung der Predigten einzuſchränken. Alle ihre übrigen Religionsübungen und Gebräuche, die ſich doch, wenn jene geſtattet wurden, von ſelbſt zu verſtehen ſchienen, wurden durch neue Mandate für unerlaubt erklärt, und gegen die Uebertreter als gegen Beleidiger der Majeſtät verfahren. Man vergönnte den Proteſtanten, anders als die herrſchende Kirche von dem Abendmahle zu denken, aber es anders zu genießen, war Frevel; ihre Art zu taufen, zu trauen, zu begraben, wurde bei angedrohten Todesſtrafen unterſagt. Es war grauſamer Spott, ihnen die Religion zu erlauben und die Ausübung zu verſagen; aber dieſer unedle Kunſtgriff, ihres gegebenen Worts wieder los zu werden, war der Zaghaftigkeit würdig, mit der ſie es ſich hatte abdringen laſſen. Von den geringſten Neuerungen, von den unbedeutendſten Uebertretungen nahm ſie Anlaß, die Predigten zu ſtören; mehreren von den Prädikanten wurde unter dem Vorwande, daß ſie ihr Amt an einem andern Platze, als der ihnen angewieſen worden, verwaltet, der Proceß gemacht, und einige von ihnen ſogar aufgehängt. Sie erklärte bei mehreren Gelegenheiten laut, daß die Verbundenen ihre Furcht gemißbraucht, und daß ſie ſich durch einen Vertrag, den man ihr durch Drohungen abgepreßt, nicht für gebunden halte.[1]

Unter allen niederländiſchen Städten, welche ſich des bilderſtürmeriſchen Aufruhrs theilhaftig machten, hatte die Regentin vor der Stadt Valenciennes in Hennegau am meiſten gezittert. In keiner von allen war die Partei der Calviniſten ſo mächtig, als in dieſer, und der Geiſt des Aufruhrs, durch den ſich die Provinz Hennegau vor allen übrigen ſtets ausgezeichnet hatte, ſchien hier einheimiſch zu wohnen.[2] Die Nähe Frankreichs, dem es ſowohl durch Sprache, als durch Sitten noch weit näher als den Niederlanden angehörte, war Urſache geweſen, daß man dieſe Stadt von jeher mit größerer Gelindigkeit, aber auch mit mehr Vorſicht regierte, wodurch ſie nur deſto mehr ihre Wichtigkeit fühlen lernte. Schon bei dem letzten Aufſtande der Tempelſchänder hatte wenig gefehlt, daß ſie ſich nicht den Hugenotten auslieferte, mit denen ſie das genaueſte Verſtändniß unterhielt, und die geringſte Veranlaſſung konnte dieſe Gefahr erneuern. Daher war unter allen niederländiſchen Städten Valenciennes die erſte, welcher die Regentin eine verſtärkte Beſatzung zudachte, ſobald ſie in die Verfaſſung geſetzt war, ſie ihr zu geben. Philipp von Noirkarmes, Herr von S. Aldegonde, Statthalter von Hennegau an der Stelle des abweſenden Marquis von Bergen, hatte dieſen Auftrag erhalten, und erſchien an der Spitze eines Kriegsheers vor ihren Mauern. Aus der Stadt kamen ihm von Seiten des Magiſtrats Deputirte entgegen, ſich die Beſatzung zu verbitten, weil die proteſtantiſche Bürgerſchaft, als der überlegene Theil, ſich dawider erklärt habe. Noirkarmes machte ihnen den Willen der Regentin kund, und ließ ſie zwiſchen Beſatzung und Belagerung wählen. Mehr als vier Schwadronen Reiter und ſechs Compagnien Fußvolk ſollten der Stadt nicht aufgedrungen werden; darüber wolle er ihr ſeinen eignen Sohn zum Geißel geben. Als dieſe Bedingungen dem Magiſtrate vorgelegt wurden, der für ſich ſehr geneigt war, ſie zu ergreifen, erſchien der Prediger Peregrine le Grange an der Spitze ſeines Anhangs, der Apoſtel und Abgott ſeines Volks, dem es darum zu thun ſeyn mußte, eine Unterwerfung zu verhindern, von der er das Opfer werden würde, und verhetzte durch die Gewalt ſeiner Beredſamkeit das Volk, die Bedingungen auszuſchlagen. Als man Noirkarmes dieſe Antwort zurückbringt, läßt er die Geſandten, gegen alle Geſetze des Völkerrechts, in Feſſeln ſchlagen, und führt ſie gefangen mit ſich fort; doch muß er ſie, auf der Regentin Geheiß, bald wieder frei geben. Die Regentin, durch geheime Befehle aus Madrid zu möglichſter Schonung angehalten, läßt die Stadt noch mehrmalen auffordern, die ihr zugedachte Garniſon einzunehmen; da ſie aber hartnäckig auf ihrer Weigerung beſteht, ſo wird ſie durch eine öffentliche Akte für eine Rebellin erklärt, und Noirkarmes erhält Befehl, ſie förmlich zu belagern. Allen übrigen Provinzen wird verboten, dieſer aufrühreriſchen Stadt mit Rath, Geld oder Waffen beizuſtehen. Alle ihre Güter ſind dem Fiskus zugeſprochen. Um ihr den Krieg zu zeigen, ehe er ihn wirklich anfing, und zu vernünftigem Nachdenken Zeit zu laſſen, zog Noirkarmes aus ganz Hennegau und Cambray Truppen zuſammen (1566), nahm St. Amant in Beſitz und legte Garniſon in alle nächſtliegenden Plätze. Das Verfahren gegen Valenciennes ließ alle übrigen Städte, die in gleichem Falle waren, auf das Schickſal ſchließen, welches ihnen ſelbſt zugedacht war, und ſetzte ſogleich den ganzen Bund in Bewegung. Ein geuſiſches Heer, zwiſchen drei und viertauſend Mann, das aus landflüchtigem Geſindel und den überbliebenen Rotten der Bilderſtürmer in der Eile zuſammengerafft worden, erſcheint in dem Gebiete von Tournay und Lille, um ſich dieſer beiden Städte zu verſichern, und den Feind vor Valenciennes zu beunruhigen. Der Gouverneur von Lille hat das Glück, ein Detachement davon, das im Einverſtändniß mit den Proteſtanten dieſer Stadt einen Anſchlag gemacht hat, ſich ihrer zu bemächtigen, in die Flucht zu ſchlagen und ſeine Stadt zu behaupten. Zu der nämlichen Zeit wird das geuſiſche Heer, das bei Launoy unnütz die Zeit verdirbt, von Noirkarmes überfallen und beinahe ganz aufgerieben. Die Wenigen, welche ſich mit verzweifelter Tapferkeit durchgeſchlagen, werfen ſich in die Stadt Tournay, die von dem Sieger ſogleich aufgefordert wird, ihre Thore zu öffnen und Beſatzung einzunehmen. Ihr ſchneller Gehorſam bereitet ihr ein leichteres Schickſal. Noirkarmes begnügt ſich, das proteſtantiſche Conſiſtorium darin aufzuheben, die Prediger zu verweiſen, die Anführer der Rebellen zur Strafe zu ziehen, und den katholiſchen Gottesdienſt, den er beinahe ganz unterdrückt findet, wieder herzuſtellen. Nachdem er ihr einen ſichern Katholiken zum Gouverneur gegeben, und eine hinreichende Beſatzung darin zurückgelaſſen, rückt er mit ſeinem ſiegenden Heere wieder vor Valenciennes, um die Belagerung fortzuſetzen.

---

[1] Meteren 93. 94. Thuan. 507. Strada 166. Meurs. Guil. Auriac. 21.

[2] Es war ein Sprichwort in Hennegau, und iſt es vielleicht noch, die Provinz ſtehe nur unter Gott und unter der Sonne. Strada 174.

Dieſe Stadt, auf ihre Befeſtigung trotzig, ſchickte ſich lebhaft zur Vertheidigung an, feſt entſchloſſen, es auf's Aeußerſte kommen zu laſſen. Man hatte nicht verſäumt, ſich mit Kriegsmunition und Lebensmitteln auf eine lange Belagerung zu verſehen; Alles, was nur die Waffen tragen konnte, die Handwerker ſelbſt nicht ausgeſchloſſen, wurde Soldat; die Häuſer vor der Stadt, und vorzüglich die Klöſter, riß man nieder, damit der Belagerer ſich ihrer nicht gegen die Stadt bediente. Die wenigen Anhänger der Krone ſchwiegen, von der Menge unterdrückt; kein Katholike durfte es wagen, ſich zu rühren. Anarchie und Aufruhr waren an die Stelle der guten Ordnung getreten, und der Fanatismus eines tollkühnen Prieſters gab Geſetze. Die Mannſchaft war zahlreich, ihr Muth verzweifelt, feſt ihr Vertrauen auf Entſatz, und ihr Haß gegen die katholiſche Religion auf's Aeußerſte geſtiegen. Viele hatten keine Gnade zu erwarten, Alle verabſcheuten das gemeinſchaftliche Joch einer befehlshaberiſchen Beſatzung. Noch einmal verſuchte es Noirkarmes, deſſen Heer durch die Hülfsvölker, welche ihm von allen Orten her zuſtrömten, furchtbar gewachſen und mit allen Erforderniſſen zu einer langen Blokade reichlich verſehen war, die Stadt durch Güte zu bewegen, aber vergebens. Er ließ alſo die Laufgräben eröffnen, und ſchickte ſich an, die Stadt einzuſchließen.[1]

Die Lage der Proteſtanten hatte ſich unterdeſſen in eben dem Grade verſchlimmert, als die Regentin zu Kräften gekommen war. Der Bund des Adels war allmählig bis auf den dritten Theil geſchmolzen. Einige ſeiner wichtigſten Beſchützer, wie der Graf von Egmont, waren wieder zu dem Könige übergegangen; die Geldbeiträge, worauf man ſo ſicher gerechnet hatte, fielen ſehr ſparſam aus; der Eifer der Partei fing merklich an zu erkalten, und mit der gelinden Jahreszeit mußten nun auch die öffentlichen Predigten aufhören, die ihn bis jetzt in Uebung erhalten hatten. Alles dies zuſammen bewog die unterliegende Partei, ihre Forderungen mäßiger einzurichten, und, ehe ſie das Aeußerſte wagte, alle unſchuldigen Mittel vorher zu verſuchen. In einer Generalſynode der Proteſtanten, die zu dem Ende in Antwerpen gehalten wird, und welcher auch einige von den Verbundenen beiwohnen, wird beſchloſſen, an die Regentin zu deputiren, ihr dieſer Wortbrüchigkeit wegen Vorſtellungen zu thun, und ſie an ihren Vertrag zu erinnern. Brederode übernimmt dieſen Auftrag, muß ſich aber auf eine harte und ſchimpfliche Art abgewieſen, und von Brüſſel ſelbſt ausgeſchloſſen ſehen. Er nimmt ſeine Zuflucht zu einem ſchriftlichen Aufſatze, worin er ſich im Namen des ganzen Bundes beklagt, daß ihn die Herzogin im Angeſichte aller Proteſtanten, die auf des Bundes Bürgſchaft die Waffen niedergelegt, durch ihre Wortbrüchigkeit Lügen ſtrafe, und Alles, was die Verbundenen Gutes geſtiftet, durch Zurücknahme ihrer Bewilligungen wieder zunichte mache; daß ſie den Bund in den Augen des Volks herabzuwürdigen geſucht, Zwietracht unter ſeinen Gliedern erregt, und viele unter ihnen als Verbrecher habe verfolgen laſſen. Er lag ihr an, ihre neuen Verordnungen zu widerrufen, durch welche den Proteſtanten ihre freie Religionsübung benommen ſey, vor allen Dingen aber die Belagerung von Valenciennes aufzuheben, die neugeworbenen Truppen abzudanken, unter welcher Bedingung ihr der Bund allein für die allgemeine Ruhe Sicherheit leiſten könne.

---

[1] Burgund. 379. 411 — 418. Meteren 98. 99. Strada 176. Vigl. ad Hopper. Epist. 8. 41.

Hierauf antwortete die Regentin in einem Tone, der von ihrer bisherigen Mäßigung ſehr verſchieden war. „Wer dieſe Verbundenen ſind, die ſich in dieſer Schrift an mich wenden, iſt mir in der That ein Geheimniß. Die Verbundenen, mit denen ich zu thun hatte, ſind, wie ich nicht anders weiß, auseinander gegangen. Alle wenigſtens können an dieſer Klagſchrift nicht Theil haben, denn ich ſelbſt kenne Viele, die, in allen ihren Forderungen befriedigt, zu ihren Pflichten zurückgetreten ſind. Wer es aber auch ſey, der ſich hier ohne Fug und Recht und ohne Namen an mich wendet, ſo hat er meinen Worten wenigſtens eine ſehr falſche

„Auslegung gegeben, wenn er daraus folgert, daß ich
„den Proteſtanten Religionsfreiheit zugeſichert habe.
„Niemand kann es unbekannt ſeyn, wie ſchwer es mir ſchon
„geworden iſt, die Predigten an den Orten zuzugeben,
„wo ſie ſich ſelbſt eingeführt haben, und dieſes kann
„doch wohl nicht für eine bewilligte Glaubensfreiheit
„gelten? Mir hätte es einfallen ſollen, dieſe
„geſetzwidrigen Conſiſtorien in Schutz zu nehmen, dieſen
„Staat im Staate zu dulden? Ich hätte mich ſo weit
„vergeſſen können, einer verwerflichen Sekte dieſe
„geſetzliche Würde einzuräumen, alle Ordnung in der Kirche
„und in der Republik umzukehren, und meine heilige
„Religion ſo abſcheulich zu läſtern? Haltet euch an
„den, der euch dieſe Erlaubniß gegeben hat; mit mir
„aber müßt ihr nicht rechten. Ihr beſchuldigt mich,
„daß ich den Vertrag verletzt habe, der euch
„Strafloſigkeit und Sicherheit gewähre? Das Vergangene
„hab' ich euch erlaſſen, nicht aber, was ihr künftig
„begehen würdet. Eure Bittſchrift vom vorigen April
„ſollte keinem von euch Nachtheil bringen, und das hat
„ſie, meines Wiſſens, auch nicht gethan; aber wer ſich
„neuerdings gegen die Majeſtät des Königs vergangen,
„mag die Folgen ſeines Frevels tragen. Endlich, wie
„könnt ihr euch unterſtehen, mir einen Vertrag in
„Erinnerung zu bringen, den ihr zuerſt gebrochen habt?
„Auf weſſen Anſtiften wurden die Kirchen geplündert,
„die Bilder der Heiligen geſtürzt und die Städte zur
„Rebellion hingeriſſen? Wer hat Bündniſſe mit fremden
„Mächten errichtet, unerlaubte Werbungen angeſtellt,
„und von den Unterthanen des Königs geſetzwidrige

„Steuern eingetrieben? Deßwegen habe ich Truppen „zuſammengezogen, deßwegen die Edikte geſchärft. Wer „mir anliegt, die Waffen wieder niederzulegen, kann „es nimmermehr gut mit ſeinem Vaterlande und dem „Könige meinen, und wenn ihr euch ſelbſt liebt, ſo „ſehet zu, daß ihr eure eigenen Handlungen entſchuldigt, „anſtatt die meinigen zu richten.[1]

Alle Hoffnung der Verbundenen zu einer gütlichen Beilegung ſank mit dieſer hochtönenden Erklärung. Ohne ſich eines mächtigen Rückhalts bewußt zu ſeyn, konnte die Regentin eine ſolche Sprache nicht führen. Eine Armee ſtand im Felde, der Feind vor Valenciennes, der Kern des Bundes war abgefallen, und die Regentin forderte eine unbedingte Unterwerfung. Ihre Sache war jetzt ſo ſchlimm, daß eine offenbare Widerſetzung ſie nicht ſchlimmer machen konnte. Lieferten ſie ſich ihrem aufgebrachten Herrn wehrlos in die Hände, ſo war ihr Untergang gewiß; aber der Weg der Waffen konnte ihn wenigſtens noch zweifelhaft machen; alſo wählten ſie das Letzte, und fingen mit Ernſt an, zu ihrer Vertheidigung zu ſchreiten. Um ſich ein Recht auf den Beiſtand der deutſchen Proteſtanten zu erwerben, wollte **Ludwig von Naſſau** die Städte Amſterdam, Antwerpen, Tournay und Valenciennes bereden, der Augsburgiſchen Confeſſion beizutreten, und ſich auf dieſe Weiſe enger an ihre Religion anzuſchließen; ein Vorſchlag, der nie in Erfüllung kam, weil der

---

[1] Thuan. 523. 524. Strada 167. 168. Burgund. 433. 434. 435. Meteren 96. 97.

Religionshaß der Calviniſten gegen ihre evangeliſchen Brüder den Abſcheu wo möglich noch überſtieg, den ſie gegen das Papſtthum trugen. Naſſau fing nun an, in Frankreich, in der Pfalz und in Sachſen ernſtlich wegen Subſidien zu unterhandeln. Der Graf von Bergen befeſtigte ſeine Schlöſſer; Brederode warf ſich mit einem kleinen Heere in ſeine feſte Stadt Viane an dem Leck, über welche er ſich Souveränetätsrechte anmaßte, und die er eilig in Vertheidigungsſtand ſetzte, um hier eine Verſtärkung von dem Bunde und den Ausgang von Naſſau's Unterhandlungen abzuwarten. Die Fahne des Kriegs war nun aufgeſteckt; überall rührte man die Trommel; aller Orten ſah man Truppen marſchiren, wurde Geld eingetrieben, wurden Soldaten geworben. Die Unterhändler beider Theile begegneten ſich oft in demſelben Platze, und kaum hatten die Einnehmer und Werber der Regentin eine Stadt geräumt, ſo mußte ſie von den Mäklern des Bundes dieſelbe Gewaltthätigkeit leiden.[1]

(1566.) Von Valenciennes richtete die Regentin ihre Aufmerkſamkeit auf Herzogenbuſch, in welcher Stadt die Bilderſtürmer neue Ausſchweifungen begangen und die Partei der Proteſtanten zu einer ſtarken Ueberlegenheit gelangt war. Um die Bürgerſchaft auf einem friedlichen Wege zur Annahme einer Beſatzung zu vermögen, ſchickte ſie den Kanzler Scheiff von Brabant mit einem Rathsherrn Merode von Petersheim, den ſie zum Gouverneur der Stadt beſtimmt hatte, als Geſandte dahin, welche ſich auf eine gute Art derſelben verſichern und der Bürgerſchaft einen neuen Eid des Gehorſams abfordern ſollten. Zugleich wurde der Graf von Megen, der in der Nähe mit einem Corps ſtand, befehligt, gegen die Stadt anzurücken, um den Auftrag beider Geſandten zu unterſtützen und ſogleich Beſatzung darein werfen zu können. Aber Brederode, der in Viane davon Nachricht bekam, ſchickte eine ſeiner Kreaturen, einen gewiſſen Anton von Bomberg, einen hitzigen Calviniſten, der aber für einen braven Soldaten bekannt war, dahin, um den Muth ſeiner Partei in dieſer Stadt aufzurichten, und die Anſchläge der Regentin zu hintertreiben. Dieſem Bomberg gelang es, die Briefe, welche der Kanzler von der Herzogin mitgebracht, in ſeine Gewalt zu bekommen und falſche unterzuſchieben, die durch ihre harte und gebieteriſche Sprache die Bürgerſchaft aufbrachten. Zugleich wußte er die beiden Geſandten der Herzogin in Verdacht zu bringen, als ob ſie ſchlimme Anſchläge auf die Stadt hätten, welches ihm ſo gut bei dem Pöbel glückte, daß dieſer ſich in toller Wuth an den Geſandten ſelbſt vergriff und ſie gefangen ſetzte. Er ſelbſt ſtellte ſich an der Spitze von achthundert Mann, die ihn zu ihrem Anführer gemacht, dem Grafen von Megen entgegen, der in Schlachtordnung gegen die Stadt anrückte, und empfing ihn mit grobem Geſchütz ſo übel, daß Megen unverrichteter Dinge zurückweichen mußte. Die Regentin ließ nachher ihre Geſandten durch einen Gerichtsdiener zurückfordern und im Verweigerungsfalle mit einer

---

[1] Thuan. 524. Strad. 169. Allg. G. d. v. N. XXII. B. 93. Vigl. ad Hopper. Epist. 3.

Belagerung drohen; aber Bomberg beſetzte mit ſeinem Anhange das Rathhaus und zwang den Magiſtrat, ihm die Schlüſſel der Stadt auszuliefern. Der Gerichtsdiener wurde mit Spott abgewieſen, und der Regentin durch ihn geantwortet, daß man es auf Brederode's Befehl würde ankommen laſſen, was mit den Gefangenen zu verfügen ſey. Der Herold, der außen vor der Stadt hielt, erſchien nunmehr, ihr den Krieg anzukündigen, welches aber der Kanzler noch hintertrieb.[1]

Nach dem vereitelten Verſuche auf Herzogenbuſch warf ſich der Graf von Megen in Utrecht, um einem Anſchlag zuvorzukommen, den Graf Brederode auf eben dieſe Stadt ausführen wollte. Dieſe, welche von dem Heere der Verbundenen, das nicht weit davon bei Viane kampirte, viel zu leiden hatte, nahm ihn mit offenen Armen als ihren Beſchützer auf, und bequemte ſich zu allen Veränderungen, die er in ihrem Gottesdienſte machte. Er ließ dann ſogleich an dem Ufer des Leck eine Schanze aufwerfen, von wo aus er Viane beſtreichen konnte. Brederode, der nicht Luſt hatte, ihn in dieſer Stadt zu erwarten, verließ mit dem beſten Theile ſeines Heers dieſen Waffenplatz und eilte nach Amſterdam.[2]

So unnütz auch der Prinz von Oranien während dieſer Bewegungen in Antwerpen ſeine Zeit zu verlieren ſchien, ſo geſchäftig war er in dieſer anſcheinenden Ruhe. Auf ſein Angeben hatte der Bund geworben, und

---

[1] Thuan. 525. Strada 170. Burgund. 483. 484. 487. 488. Vigl. ad Hopper. Epist. 6.

[2] Allg. G. d. v. N. 98. 99. Strad. 170. Vigl. ad Hopper. 5. Brief.

Brederode ſeine Schlöſſer befeſtigt, wozu er ihm ſelbſt drei Kanonen ſchenkte, die er zu Utrecht hatte gießen laſſen. Sein Auge wachte über alle Bewegungen des Hofs, und der Bund wurde durch ihn vor jedem Anſchlage gewarnt, der auf dieſe oder jene Stadt gemacht wurde. Aber ſeine Hauptangelegenheit ſchien zu ſeyn, die vornehmſten Plätze ſeiner Statthalterſchaft in ſeine Gewalt zu bekommen; zu welchem Ende er Brederode's Anſchlag auf Utrecht und Amſterdam im Stillen nach allen Kräften zu befördern geſucht hatte.[1]

Der wichtigſte Platz war die ſeeländiſche Inſel Walchern, wo man eine Landung des Königs vermuthete; und dieſe zu überrumpeln, wurde jetzt ein Anſchlag von ihm entworfen, deſſen Ausführung einer aus dem verbundenen Adel, ein vertrauter Freund des Prinzen von Oranien, **Johann von Marnix**, Herr von Thoulouſe, **Philipps** von S. Aldegonde Bruder, über ſich nahm (1567). Thoulouſe unterhielt mit dem geweſenen Amtmanne von Middelburg, **Peter Haak**, ein geheimes Verſtändniß, welches ihm Gelegenheit verſchaffen ſollte, in Middelburg und Vließingen Beſatzung zu werfen; aber die Werbung, welche für dieſes Unternehmen in Antwerpen angeſtellt wurde, konnte ſo ſtill nicht vor ſich gehen, daß der Magiſtrat nicht Verdacht ſchöpfte. Um nun dieſen zu beruhigen und ſeinen Anſchlag zugleich zu befördern, ließ der Prinz allen fremden Soldaten und andern Ausländern, die nicht in Dienſten des Staats wären, oder ſonſt Geſchäfte trieben, öffentlich durch den Herold verkündigen, daß ſie ungeſäumt die Stadt räumen ſollten. Er hätte ſich, ſagen ſeine Gegner, durch Schließung der Thore aller dieſer verdächtigen Soldaten leicht bemächtigen können, aber er jagte ſie aus der Stadt, um ſie deſto ſchneller an den Ort ihrer Beſtimmung zu treiben. Sie wurden dann ſogleich auf der Schelde eingeſchifft und bis vor Rammekens gefahren; da man aber durch das Marktſchiff von Antwerpen, welches kurz vor ihnen einlief, in Vlieſſingen ſchon vor ihrem Anſchlage gewarnt war, ſo verſagte man ihnen hier den Eingang in den Hafen. Die nämliche Schwierigkeit fanden ſie bei Arnemuiden, unweit Middelburg, in welcher Stadt ſich die Unkatholiſchen vergebens bemühten, zu ihrem Vortheile einen Aufſtand zu erregen. Thoulouſe ließ alſo unverrichteter Dinge ſeine Schiffe drehen und ſegelte wieder rückwärts die Schelde bis nach Oſterweel, eine Viertelmeile von Antwerpen, hinunter, wo er ſein Volk ausſetzte und am Ufer ein Lager ſchlug, des Vorſatzes, ſich hier von Antwerpen aus zu verſtärken, und den Muth ſeiner Partei, die von dem Magiſtrate unterdrückt wurde, durch ſeine Nähe friſch zu erhalten. Durch Vorſchub der reformirten Geiſtlichen, die in der Stadt Werbersdienſte für ihn verrichteten, wuchs mit jedem Tage ſein kleines Heer, daß er zuletzt anfing, den Antwerpern fürchterlich zu werden, deren ganzes Gebiet er verwüſtete. Der aufgebrachte Magiſtrat wollte ihn hier mit der Stadtmiliz überfallen laſſen, welches aber der Prinz von Oranien, unter dem Vorwande, daß man die Stadt jetzt nicht von Soldaten entblößen dürfe, zu verhindern wußte.

---

[1] Grotius 23.

Unterdeſſen hatte die Regentin in der Eile ein kleines Heer gegen ihn aufgebracht, welches unter Anführung Philipps von Launoy in ſtarken Märſchen von Brüſſel aus gegen ihn anrückte. Zugleich wußte der Graf von Megen das geuſiſche Heer bei Viane ſo gut einzuſchließen und zu beſchäftigen, daß es weder von dieſen Bewegungen hören, noch ſeinen Bundesverwandten zu Hülfe eilen konnte. Launoy überfiel die zerſtreuten Haufen, welche auf Plünderung ausgegangen waren, unverſehens, und richtete ſie in einem ſchrecklichen Blutbade zu Grunde. Thoulouſe warf ſich mit dem kleinen Ueberreſte ſeiner Truppen in ein Landhaus, das ihm zum Hauptquartier gedient hatte, und wehrte ſich lange mit dem Muthe eines Verzweifelnden, bis Launoy, der ihn auf keine andere Art herauszutreiben vermochte, Feuer in das Haus werfen ließ. Die Wenigen, welche dem Feuer entkamen, ſtürzten in das Schwert des Feindes oder fanden in der Schelde ihren Tod. Thoulouſe ſelbſt wollte lieber in den Flammen ſterben, als in die Hände des Siegers fallen. Dieſer Sieg, der über tauſend von den Feinden aufrieb, war für den Ueberwinder wohlfeil genug erkauft, denn er vermißte nicht mehr als zwei Mann in ſeinem ganzen Heere. Dreihundert, welche ſich lebendig ergaben, wurden, weil man von Antwerpen aus einen Ausfall befürchtete, ohne Barmherzigkeit ſogleich niedergeſtochen.[1]

---

[1] Meteren 97. 98. Burgund. 410. 411. Strad. 171. 172. Thuan. Libr. 41.

Ehe die Schlacht anging, ahnte man in Antwerpen nichts von dem Angriffe. Der Prinz von Oranien, welcher frühzeitig davon benachrichtigt worden war, hatte die Vorſicht gebraucht, die Brücke, welche die Stadt mit Oſterweel verbindet, den Tag zuvor abbrechen zu laſſen, damit, wie er vorgab, die Calviniſten der Stadt nicht verſucht werden möchten, ſich zu dem Heere des Thouloufe zu ſchlagen, wahrſcheinlicher aber, damit die Katholiken dem geuſiſchen Feldherrn nicht in den Rücken fielen, oder auch Launoy, wenn er Sieger würde, nicht in die Stadt eindränge. Aus eben dieſem Grunde wurden auf ſeinen Befehl auch die Thore verſchloſſen, und die Einwohner, welche von allen dieſen Anſtalten nichts begriffen, ſchwebten ungewiß zwiſchen Neugierde und Furcht, bis der Schall des Geſchützes von Oſterweel her ihnen verkündigte, was dort vorgehen möchte. Mit lärmendem Gedränge rennt jetzt Alles nach den Wällen und auf die Mauern, wo ſich ihnen, als der Wind den Pulverrauch von den ſchlagenden Heeren zertheilte, das ganze Schauſpiel einer Schlacht darbietet. Beide Heere waren der Stadt ſo nahe, daß man ihre Fahnen unterſcheiden, und die Stimmen der Ueberwinder wie der Ueberwundenen deutlich auseinander erkennen konnte. Schrecklicher als ſelbſt die Schlacht war der Anblick, den dieſe Stadt jetzt gab. Jedes von den ſchlagenden Heeren hatte ſeinen Anhang und ſeinen Feind auf den Mauern. Alles, was unten vorging, erweckte hier oben Frohlocken und Entſetzen; der Ausgang des Treffens ſchien das Schickſal jedes Zuſchauers zu entſcheiden. Jede Bewegung auf dem

Schlachtfelde konnte man in den Geſichtern der Antwerper abgemalt leſen: Niederlage und Triumph, das Schrecken der Unterliegenden, die Wuth der Sieger. Hier ein ſchmerzhaftes eitles Beſtreben, den Sinkenden zu halten, den Fliehenden zum Stehen zu bewegen; dort eine gleich vergebliche Begier, ihn einzuholen, ihn aufzureiben, zu vertilgen. Jetzt fliehen die Geuſen, und zehntauſend glückliche Menſchen ſind gemacht; Thouleuſe's letzter Zufluchtsort ſteht in Flammen, und zwanzigtauſend Bürger von Antwerpen ſterben den Feuertod mit ihm.

Aber bald macht die Erſtarrung des erſten Schreckens der wüthenden Begierde zu helfen, der Rache Platz. Laut ſchreiend, die Hände ringend und mit aufgelöstem Haar ſtürzt die Wittwe des geſchlagenen Feldherrn durch die Haufen, um Rache, um Erbarmen zu flehen. Aufgereizt von Hermann, ihrem Apoſtel, greifen die Calviniſten zu den Waffen, entſchloſſen, ihre Brüder zu rächen oder mit ihnen umzukommen; gedankenlos, ohne Plan, ohne Führer, durch nichts als ihren Schmerz, ihren Wahnſinn geleitet, ſtürzen ſie dem rothen Thore zu, das zum Schlachtfelde hinausführt; aber kein Ausweg! das Thor iſt geſperrt, und die vorderſten Haufen werfen ſich auf die hinterſten zurück. Tauſend ſammeln ſich zu Tauſenden, auf der Meerbrücke wird ein ſchreckliches Gedränge. Wir ſind verrathen, wir ſind gefangen, ſchrieen alle. Verderben über die Papiſten, Verderben über den, der uns verrathen hat! Ein dumpfes aufruhrverkündendes Murmeln durchläuft den ganzen Haufen. Man fängt an zu argwohnen, daß alles

Bisherige von den Katholiken angeſtellt geweſen, die Calviniſten zu verderben. Ihre Vertheidiger habe man aufgerieben, jetzt würde man über die Wehrloſen ſelbſt herfallen. Mit unglückſeliger Behendigkeit verbreitet ſich dieſer Argwohn durch ganz Antwerpen. Jetzt glaubt man über das Vergangene Licht zu haben und fürchtet etwas noch Schlimmeres im Hinterhalte; ein ſchreckliches Mißtrauen bemächtigt ſich aller Gemüther. Jede Partei fürchtet von der andern; Jeder ſieht in ſeinem Nachbar ſeinen Feind; das Geheimniß vermehrt dieſe Furcht und dieſes Entſetzen, ein ſchrecklicher Zuſtand für eine ſo menſchenreiche Stadt, wo jeder zufällige Zuſammenlauf ſogleich zum Tumulte, jeder hingeworfene Einfall zum Gerüchte, jeder kleine Funke zur lohen Flamme wird, und durch die ſtarke Reibung ſich alle Leidenſchaften heftiger entzünden. Alles, was reformirt heißt, kommt auf dieſes Gerücht in Bewegung. Fünfzehntauſend von dieſer Partei ſetzen ſich in Beſitz der Meerbrücke, und pflanzen ſchweres Geſchütz auf dieſelbe, das gewaltſam aus dem Zeughauſe genommen wird; auf einer andern Brücke geſchieht daſſelbe; ihre Menge macht ſie furchtbar, die Stadt iſt in ihren Händen; um einer eingebildeten Gefahr zu entgehen, führen ſie ganz Antwerpen an den Rand des Verderbens.

Gleich beim Anfange des Tumults war der Prinz von Oranien der Meerbrücke zugeeilt, wo er ſich herzhaft durch die wüthenden Haufen ſchlug, Friede gebot und um Gehör flehte. Auf der andern Brücke verſuchte der Graf von Hoogſtraten, von dem Bürgermeiſter Strahlen begleitet, daſſelbe; weil es ihm aber ſowohl an Anſehen als an Beredſamkeit mangelte, ſo wies er den tollen Haufen, der ihm ſelbſt zu mächtig wurde, an den Prinzen, auf welchen jetzt ganz Antwerpen heranſtürmte. Das Thor, ſuchte er ihnen begreiflich zu machen, wäre aus keiner andern Urſache geſchloſſen worden, als um den Sieger, wer er auch ſey, von der Stadt abzuhalten, die ſonſt ein Raub der Soldaten würde geworden ſeyn. Umſonſt, die raſenden Rotten hören ihn nicht, und einer der Verwegenſten darunter wagt es ſogar, ſein Feuergewehr auf ihn anzuſchlagen und ihn einen Verräther zu ſchelten. Mit tumultuariſchem Geſchrei fordern ſie ihm die Schlüſſel zum rothen Thore ab, die er ſich endlich gezwungen ſieht, in die Hand des Predigers Hermann zu geben. Aber, ſetzte er mit glücklicher Geiſtesgegenwart hinzu, ſie ſollten zuſehen, was ſie thäten; in der Vorſtadt warteten ſechshundert feindliche Reiter, ſie zu empfangen. Dieſe Erfindung, welche Noth und Angſt ihm eingaben, war von der Wahrheit nicht ſo ſehr entfernt, als er vielleicht ſelbſt glauben mochte; denn der ſiegende Feldherr hatte nicht ſobald den Tumult in Antwerpen vernommen, als er ſeine ganze Reiterei aufſitzen ließ, um unter Vergünſtigung deſſelben in die Stadt einzubrechen. Ich wenigſtens, fuhr der Prinz von Oranien fort, werde mich bei Zeiten in Sicherheit bringen, und Reue wird ſich derjenige erſparen, der meinem Beiſpiele folgt. Dieſe Worte, zu ihrer Zeit geſagt, und zugleich von friſcher That begleitet, waren von Wirkung. Die ihm zunächſt ſtanden, folgten, und ſo die nächſten an dieſen wieder, daß endlich die Wenigen, die ſchon vorausgeeilt, als ſie Niemand nachkommen ſahen, die Luſt verloren, es mit den ſechshundert Reitern allein aufzunehmen. Alles ſetzte ſich nun wieder auf der Meerbrücke, wo man Wachen und Vorpoſten ausſtellte, und eine tumultuariſche Nacht unter den Waffen durchwachte.[1]

Der Stadt Antwerpen drohte jetzt das ſchrecklichſte Blutbad und eine gänzliche Plünderung. In dieſer dringenden Noth verſammelt Oranien einen außerordentlichen Senat, wozu die rechtſchaffenſten Bürger aus den vier Nationen gezogen werden. Wenn man den Uebermuth der Calviniſten niederſchlagen wolle, ſagte er, ſo müſſe man ebenfalls ein Heer gegen ſie aufſtellen, das bereit ſey, ſie zu empfangen. Es wurde alſo beſchloſſen, die katholiſchen Einwohner der Stadt, Inländer, Italiener und Spanier eilig unter die Waffen zu bringen, und wo möglich auch die Lutheraner noch zu der Partei zu ziehen. Die Herrſchſucht der Calviniſten, die, auf ihren Reichthum ſtolz, und trotzig auf ihre überwiegende Anzahl, jeder andern Religionspartei mit Verachtung begegneten, hatte ſchon längſt die Lutheraner zu ihren Feinden gemacht, und die Erbitterung dieſer beiden proteſtantiſchen Kirchen gegen einander war von einer unverſöhnlichern Art, als der Haß, in welchem ſie ſich gegen die herrſchende Kirche vereinigten. Von dieſer gegenſeitigen Eiferſucht hatte der Magiſtrat den weſentlichen Nutzen gezogen, eine Partei durch die andere, vorzüglich aber die Reformirten, zu beſchränken, von deren Wachsthum das Meiſte zu fürchten war.

---

[1] Burgund. 444–447. Strad. 178.

Aus dieſem Grunde hatte er die Lutheraner, als den ſchwächern Theil, und die Friedfertigſten von beiden, ſtillſchweigend in ſeinen Schutz genommen, und ihnen ſogar geiſtliche Lehrer aus Deutſchland verſchrieben, die jenen wechſelſeitigen Haß durch Controverspredigten in ſteter Uebung erhalten mußten. Die Lutheraner ließ er in dem Wahne, daß der König von ihrem Religionsbekenntniſſe billiger denke, und ermahnte ſie, ja ihre gute Sache nicht durch ein Verſtändniß mit den Reformirten zu beflecken. Es hielt alſo nicht gar ſchwer, zwiſchen den Katholiken und Lutheranern eine Vereinigung für den Augenblick zu Stande zu bringen, da es darauf ankam, ſo verhaßte Nebenbuhler zu unterdrücken. Mit Anbruch des Tages ſtellte ſich den Calviniſten ein Heer entgegen, das dem ihrigen weit überlegen war. An der Spitze dieſes Heers fing die Beredſamkeit **Oraniens** an, eine weit größere Kraft zu gewinnen und einen weit leichtern Eingang zu finden. Die Calviniſten, obgleich im Beſitze der Waffen und des Geſchützes, durch die überlegene Anzahl ihrer Feinde in Schrecken geſetzt, machten den Anfang, Geſandte zu ſchicken, und einen friedlichen Vergleich anzutragen, der durch **Oraniens** Kunſt zu allgemeiner Zufriedenheit geſchloſſen ward. Sogleich nach Bekanntmachung deſſelben legten die Spanier und Italiener in der Stadt ihre Waffen nieder. Ihnen folgten die Reformirten, und dieſen die Katholiken; am allerletzten thaten es die Lutheraner.[1]

---

[1] Thuan. 586. 587. Burgund. 449—451. Strad. 174. Meteren 97. 98.

Zwei Tage und zwei Nächte hatte Antwerpen in dieſem fürchterlichen Zuſtande verharret. Schon waren von den Katholiken Pulvertonnen unter die Meerbrücke gebracht, um das ganze Heer der Reformirten, das ſie beſetzt hatte, in die Luft zu ſprengen; eben das war an andern Orten von den Letztern gegen die Katholiken geſchehen.[1] Der Untergang der Stadt hing an einem einzigen Augenblick, und Oraniens Beſonnenheit war es, was ihn verhütete.

(1567.) Noch lag Noirkarmes mit ſeinem Heere Wallonen vor Valenciennes, das in feſtem Vertrauen auf geuſiſchen Schutz gegen alle Vorſtellungen der Regentin fortfuhr, unbeweglich zu bleiben, und jeden Gedanken von Uebergabe zu verwerfen. Ein ausdrücklicher Befehl des Hofes verbot dem feindlichen Feldherrn, mit Nachdruck zu handeln, ehe er ſich mit friſchen Truppen aus Deutſchland verſtärkt haben würde. Der König, ſey es aus Schonung oder Furcht, verabſcheute den gewaltſamen Weg eines Sturms, wobei nicht vermieden werden könnte, den Unſchuldigen in das Schickſal des Schuldigen zu verflechten, und den treugeſinnten Unterthan wie einen Feind zu behandeln. Da aber mit jedem Tage der Trotz der Belagerten ſtieg, die, durch die Unthätigkeit des Feindes kühner gemacht, ſich ſogar vermaßen, ihn durch öftere Ausfälle zu beunruhigen, einige Klöſter vor der Stadt in Brand zu ſtecken, und mit Beute heimzukehren; da die Zeit, die man unnütz vor dieſer Stadt verlor, von den Rebellen und ihren Bundesgenoſſen beſſer benutzt werden konnte, ſo lag **Noirkarmes** der Herzogin an, ihm die Erlaubniß zu Stürmung dieſer Stadt bei dem Könige auszuwirken. Schneller, als man es je von ihm gewohnt war, kam die Antwort zurück: noch möchte man ſich begnügen, bloß die Maſchinen zu dem Sturme zuzurichten, und ehe man ihn wirklich anfing, erſt eine Zeitlang den Schrecken davon wirken zu laſſen; wenn auch dann die Uebergabe nicht erfolgte, ſo erlaube er den Sturm, doch mit möglichſter Schonung jedes Lebens. Ehe die Regentin zu dieſem äußerſten Mittel ſchritt, bevollmächtigte ſie den Grafen von **Egmont**, nebſt dem Herzog von Arſchot, mit den Rebellen noch einmal in Güte zu unterhandeln. Beide beſprechen ſich mit den Deputirten der Stadt, und unterlaſſen nichts, ſie aus ihrer bisherigen Verblendung zu reißen. Sie entdecken ihnen, daß **Thoulouſe** geſchlagen, und mit ihm die ganze Stütze der Belagerten gefallen ſey; daß der Graf von Megen das geuſiſche Heer von der Stadt abgeſchnitten, und daß ſie ſich allein durch die Nachſicht des Königs ſo lange gehalten. Sie bieten ihnen eine gänzliche Vergebung des Vergangenen an. Jedem ſollte es frei ſtehen, ſeine Unſchuld, vor welchem Tribunale er wolle, zu vertheidigen; Jedem, der es nicht wolle, vergönnt ſeyn, innerhalb vierzehn Tagen mit allen ſeinen Habſeligkeiten die Stadt zu verlaſſen. Man verlange nichts, als daß ſie Beſatzung einnähmen. Dieſen Vorſchlag zu überdenken, wurde ihnen auf drei Tage Waffenſtillſtand bewilligt. Als die Deputirten nach der Stadt zurückkehrten, fanden ſie ihre Mitbürger weniger als jemals zu einem Vergleiche geneigt, weil ſich unterdeſſen falſche Gerüchte von einer neuen Truppenwerbung der Geuſen darin verbreitet hatten. Thoulouſe, behauptete man, habe obgeſiegt, und ein mächtiges Heer ſey im Anzuge, die Stadt zu entſetzen. Dieſe Zuverſicht ging ſo weit, daß man ſich ſogar erlaubte, den Stillſtand zu brechen, und Feuer auf die Belagerer zu geben. Endlich brachte es der Magiſtrat mit vieler Mühe noch dahin, daß man zwölf von den Rathsherren mit folgenden Bedingungen in das Lager ſchickte. Das Edikt, durch welches Valenciennes des Verbrechens der beleidigten Majeſtät angeklagt und zum Feinde erklärt worden, ſollte widerrufen, die gerichtlich eingezogenen Güter zurückgegeben, und die Gefangenen von beiden Theilen wieder auf freien Fuß geſtellt werden. Die Beſatzung ſollte die Stadt nicht eher betreten, als bis Jeder, der es für gut fände, ſich und ſeine Güter erſt in Sicherheit gebracht; ſie ſollte ſich verbindlich machen, die Einwohner in keinem Stücke zu beläſtigen, und der König die Unkoſten davon tragen.

---

[1] Meteren 97.

Noirkarmes antwortete auf dieſe Bedingungen mit Entrüſtung, und war im Begriff, die Abgeordneten zu mißhandeln. Wenn ſie nicht gekommen wären, redete er die Abgeordneten an, ihm die Stadt zu übergeben, ſo ſollten ſie auf der Stelle zurückwandern, oder gewärtig ſeyn, daß er ſie, die Hände auf den Rücken gebunden, wieder heimſchickte. Sie wälzten die Schuld auf die Halsſtarrigkeit der Reformirten, und baten ihn flehentlich, ſie im Lager zu behalten, weil ſie mit ihren rebelliſchen Mitbürgern nichts mehr zu thun haben, und in ihr Schickſal nicht mit vermengt ſeyn wollten. Sie umfaßten ſogar **Egmonts** Knie, ſich ſeine Fürſprache zu erwerben; aber **Noirkarmes** blieb gegen ihre Bitten taub, und der Anblick der Ketten, die man herbeibrachte, trieb ſie ungern nach Valenciennes zurück. Die Nothwendigkeit war es, nicht Härte, was dem feindlichen Feldherrn dieſes ſtrenge Betragen auferlegte. Das Zurückhalten der Geſandten hatte ihm ſchon ehemals einen Verweis von der Herzogin zugezogen; ihr jetziges Ausbleiben würde man in der Stadt nicht ermangelt haben, der nämlichen Urſache, wie das erſtere, zuzuſchreiben. Auch durfte er die Stadt nicht von dem kleinen Ueberreſte gutdenkender Bürger entblößen, noch zugeben, daß ein blinder, tollkühner Haufe Herr ihres Schickſals würde. **Egmont** war über den ſchlechten Erfolg ſeiner Geſandtſchaft ſo ſehr entrüſtet, daß er in der folgenden Nacht ſelbſt die Stadt umritt, ihre Feſtungswerke recognoſcirte, und ſehr zufrieden heimkehrte, als er ſich überzeugt hatte, daß ſie nicht länger haltbar ſey.[1]

Valenciennes ſtreckt ſich von einer ſanften Erhöhung in einer geraden und gleichen Ebene hin, und genießt einer eben ſo feſten als lieblichen Lage. Auf der einen Seite von der Schelde und einem kleinern Fluſſe umfangen, auf der andern durch tiefe Gräben, ſtarke Mauern und Thürme beſchützt, ſcheint es jedem Angriffe trotzen zu können. Aber **Noirkarmes** hatte einige Stellen im Stadtgraben bemerkt, die man nachläſſiger Weiſe mit dem übrigen Boden hatte gleich werden laſſen, und dieſe benutzte er. Er zieht alle zerſtreuten Corps, wodurch er die Stadt bisher eingeſchloſſen gehalten, zuſammen, und erobert in einer ſtürmiſchen Nacht die Bergiſche Vorſtadt, ohne einen Mann zu verlieren. Darauf vertheilt er die Stadt unter den Grafen von Boſſu, den jungen Grafen Karl von Mannsfeld und den jüngern Barlaimont; Einer von ſeinen Oberſten nähert ſich mit möglichſter Schnelligkeit ihren Mauern, von welchen der Feind durch ein fürchterliches Feuer vertrieben wird. Dicht vor der Stadt, und dem Thore gegenüber, wird unter den Augen der Belagerten, und mit ſehr wenigem Verluſte, in gleicher Höhe mit den Feſtungswerken, eine Batterie aufgeworfen, von welcher einundzwanzig Geſchütze die Stadt vier Stunden lang mit ununterbrochener Kanonade beſtürmen. Der Nikolausthurm, auf welchem die Belagerten einiges Geſchütz gepflanzt, iſt von den erſten, welche ſtürzen, und Viele finden unter ſeinen Trümmern ihren Tod. Auf alle hervorragenden Gebäude wird Geſchütz gerichtet, und eine ſchreckliche Niederlage unter den Einwohnern gemacht. In wenigen Stunden ſind ihre wichtigſten Werke zerſtört, und an dem Thore ſelbſt eine ſo ſtarke Breſche geſchoſſen, daß die Belagerten, an ihrer Rettung verzweifelnd, eilig zwei Trompeter abſenden, um Gehör anzuſuchen. Dieſes wird bewilligt, mit dem Sturme aber ununterbrochen fortgefahren. Deſto mehr fördern ſich die Geſandten, den Vergleich abzuſchließen, um die Stadt auf eben die Bedingungen zu übergeben, welche ſie zwei Tage vorher verworfen hat; aber die Umſtände hatten ſich jetzt verändert, und von Bedingungen wollte der Sieger nichts mehr hören. Das unausgeſetzte Feuer ließ ihnen keine Zeit, die Mauern auszubeſſern, die den ganzen Stadtgraben mit ihren Trümmern anfüllten, und dem Feinde überall Wege bahnten, durch die Breſche einzudringen. Ihres gänzlichen Unterganges gewiß, übergeben ſie mit Tagesanbruch die Stadt auf Gnade und Ungnade, nachdem der Sturm ohne Unterbrechung ſechsunddreißig Stunden gedauert und dreitauſend Bomben in die Stadt geworfen worden. Unter ſtrenger Mannszucht führt Noirkarmes ſein ſiegendes Heer ein, von einer Schaar Weiber und kleiner Kinder empfangen, welche ihm grüne Zweige entgegentragen, und ſeine Barmherzigkeit anflehen. Sogleich werden alle Bürger entwaffnet, der Gouverneur der Stadt und ſein Sohn enthauptet; ſechsunddreißig der ſchlimmſten Rebellen, unter denen auch le Grange und Guido de Breſſe, ein anderer reformirter Prediger, ſich befinden, büßen ihre Halsſtarrigkeit mit dem Strange, alle obrigkeitlichen Perſonen verlieren ihre Aemter, und die Stadt alle ihre Privilegien. Der katholiſche Gottesdienſt wird ſogleich in ſeiner ganzen Würde wiederhergeſtellt, und der proteſtantiſche vernichtet; der Biſchof von Arras muß ſeine Reſidenz in die Stadt verlegen, und für den künftigen Gehorſam derſelben haftet eine ſtarke Beſatzung.[1]

---

[1] Thuan. 529. Strad. 178. Burgund. 466.

(1567.) Der Uebergang von Valenciennes, auf welchen Platz Aller Augen gerichtet geweſen, war allen übrigen Städten, die ſich auf eine ähnliche Weiſe vergangen, eine Schreckenspoſt, und brachte die Waffen der Regentin nicht wenig in Anſehn. Noirkarmes verfolgte ſeinen Sieg und rückte ſogleich vor Maſtricht, das ſich ihm ohne Schwertſtreich ergab und Beſatzung empfing. Von da marſchirte er nach Tornhut, die Städte Herzogenbuſch und Antwerpen durch ſeine Nähe in Furcht zu ſetzen. Seine Ankunft erſchreckte die geuſiſche Partei, welche unter Bombergs Anführung den Magiſtrat noch immer unter ihrem Zwange gehalten, ſo ſehr, daß ſie mit ihrem Anführer eilig die Stadt räumte. Noirkarmes wurde ohne Widerſtand aufgenommen, die Geſandten der Herzogin ſogleich in Freiheit geſetzt und eine ſtarke Beſatzung darein geworfen. Auch Cambray öffnete ſeinem Erzbiſchofe, den die herrſchende Partei der Reformirten aus ſeinem Sitze vertrieben gehabt, unter freudigem Zurufe die Thore wieder; und er verdiente dieſen Triumph, weil er ſeinen Einzug nicht mit Blut befleckte. Auch die Städte Gent, Ypern und Oudenarden unterwarfen ſich und empfingen Beſatzung. Geldern hatte der Graf von Megen beinahe ganz von den Rebellen gereinigt und zum Gehorſam zurückgebracht; das Nämliche war dem Grafen von Aremberg in Friesland und Gröningen gelungen, jedoch etwas ſpäter und mit größerer Schwierigkeit, weil ſeinem Betragen Gleichheit und Beharrlichkeit fehlte, weil dieſe ſtreitbaren Republikaner ſtrenger auf ihre Privilegien hielten und auf ihre Befeſtigung trotzten.[1] Aus allen Provinzen, Holland ausgenommen, wird der Anhang der Rebellen vertrieben, Alles weicht den ſiegreichen Waffen der Herzogin. Der Muth der Aufrührer ſank dahin, und nichts blieb ihnen mehr übrig, als Flucht oder unbedingte Unterwerfung.[1]

---

[1] Thuan. 528. 529. Meteren 98. 99. Strad. 178 — 180. Burgund. 462 — 465.

---

[1] Vgl. ad Hopper. Epist. I. 21.

---

[1] Burgund. 466. 473 — 475.

Abdankung Wilhelms von Oranien.

Schon ſeit Errichtung des Geuſenbundes, merklicher aber noch ſeit dem Ausbruche der Bilderſtürmerei, hatte in den Provinzen der Geiſt der Widerſetzlichkeit und der Trennung unter hohen und niedern Ständen ſo ſehr überhand genommen, hatten ſich die Parteien ſo in einander verwirrt, daß die Regentin Mühe hatte, ihre Anhänger und Werkzeuge zu erkennen, und zuletzt kaum mehr wußte, in welchen Händen ſie eigentlich war. Das Unterſcheidungszeichen der Verdächtigen und Treuen war allmählich verloren gegangen, und die Grenzſcheiden zwiſchen beiden weniger merklich geworden. Durch die Abänderungen, die ſie zum Vortheil der Proteſtanten in den Geſetzen hatte vornehmen müſſen, und welche meiſtens nur Nothmittel und Geburten des Augenblicks waren, hatte ſie den Geſetzen ſelbſt ihre Beſtimmtheit, ihre bindende Kraft genommen, und der Willkühr eines Jeden, der ſie auszulegen hatte, freies Spiel gegeben. So geſchah es endlich, daß unter der Menge und Mannichfaltigkeit der Auslegungen der Sinn der Geſetze verſchwand, und der Zweck des Geſetzgebers hintergangen wurde; daß bei dem genauen Zuſammenhange, der zwiſchen Proteſtanten und Katholiken, zwiſchen Geuſen und Royaliſten obwaltete, und ihr Intereſſe nicht ſelten gemeinſchaftlich machte, letztere die Hinterthür benutzten, die ihnen durch das Schwankende in den Geſetzen offen gelaſſen war, und der Strenge ihrer Aufträge durch künſtliche Diſtinktionen entwiſchten. Ihren Gedanken nach war es genug, kein erklärter Rebell, keiner von den Geuſen oder Ketzern zu ſeyn, um ſich befugt zu glauben, ſeine Amtspflicht nach Gutbefinden zu modeln, und ſeinem Gehorſam gegen den König die willkührlichſten Grenzen zu ſetzen. Ohne dafür verantwortlich zu ſeyn, waren die Statthalter, die hohen und niedern Beamten, die Stadtobrigkeiten und Befehlshaber der Truppen in ihrem Dienſte ſehr nachläſſig geworden, und übten im Vertrauen auf dieſe Strafloſigkeit eine ſchädliche Indulgenz gegen die Rebellen und ihren Anhang aus, die alle Maßregeln der Regentin unkräftig machte. Dieſe Unzuverläſſigkeit ſo vieler wichtigen Menſchen im Staate hatte die nachtheilige Folge, daß die unruhigen Köpfe auf einen weit ſtärkern Schutz rechneten, als ſie wirkliche Urſache dazu hatten, weil ſie Jeden, der die Partei des Hofes nur laulich nahm, zu den Ihrigen zählten. Da dieſer Wahn ſie unternehmender machte, ſo war es nicht viel anders, als wenn er wirklich gegründet geweſen wäre, und die ungewiſſen Vaſallen wurden dadurch beinahe eben ſo ſchädlich, als die erklärten Feinde des Königs, ohne daß man ſich einer gleichen Schärfe gegen ſie hätte bedienen dürfen. Dieß war vorzüglich der Fall mit dem Prinzen von Oranien, den Grafen von Egmont, von Bergen, von Hoogſtraten, von Hoorn und mit mehreren von dem höhern Adel. Die Statthalterin ſah die Nothwendigkeit ein, dieſe zweideutigen Unterthanen zu einer Erklärung zu bringen, um entweder den Rebellen ihre eingebildete Stütze zu rauben, oder die Feinde des Königs zu entlarven. Dies war jetzt um ſo dringender, da ſie eine Armee in's Feld ſtellen mußte, und ſich gezwungen ſah, mehreren unter ihnen Truppen anzuvertrauen. Sie ließ zu dieſem Ende einen Eid aufſetzen, durch welchen man ſich anheiſchig machte, den römiſch-katholiſchen Glauben befördern, die Bilderſtürmer verfolgen, und Ketzereien aller Art nach beſtem Vermögen ausrotten zu helfen. Man verband ſich dadurch, jeden Feind des Königs als ſeinen eigenen zu behandeln, und ſich gegen Jeden, ohne Unterſchied, den die Regentin in des Königs Namen benennen würde, gebrauchen zu laſſen. Durch dieſen Eid hoffte ſie nicht ſowohl die Gemüther zu erforſchen, und noch weniger ſie zu binden; aber er ſollte ihr zu einem rechtlichen Vorwande dienen, die Verdächtigen zu entfernen, ihnen eine Gewalt, die ſie mißbrauchen konnten, aus den Händen zu winden, wenn ſie ſich weigerten, ihn zu ſchwören, und ſie zur Strafe zu ziehen, wenn ſie ihn brächen. Dieſer Eid wurde allen Rittern des Vließes, allen hohen und niedern Staatsbedienten, allen Beamten und Obrigkeiten, allen Offizieren der Armee, Allen ohne Unterſchied, denen in der Republik etwas anvertraut war, von Seiten des Hofs abgefordert. Der Graf von Mannsfeld war der Erſte, der ihn im Staatsrathe zu Brüſſel öffentlich leiſtete; ſeinem Beiſpiele folgte der Herzog von Arſchot, der Graf von Egmont, die

Grafen von **Megen** und **Barlaimont**; **Hoogſtraten** und **Hoorn** ſuchten ihn auf eine feine Art abzulehnen. Erſterer war über einen Beweis des Mißtrauens noch empfindlich, den ihm die Regentin vor Kurzem bei Gelegenheit ſeiner Statthalterſchaft von Mecheln gegeben. Unter dem Vorwande, daß Mecheln ſeinen Statthalter nicht länger miſſen könne, Antwerpen aber der Gegenwart des Grafen nicht weniger benöthigt ſey, hatte ſie ihm jene Provinz entzogen und an einen Andern vergeben, der ihr ſicherer war. **Hoogſtraten** erklärte ihr ſeinen Dank, daß ſie ihn einer ſeiner Bürden habe entledigen wollen, und ſetzte hinzu, daß ſie ſeine Verbindlichkeit vollkommen machen würde, wenn ſie ihn auch von der andern befreite. Noch immer lebte der Graf von **Hoorn**, ſeinem Vorſatze getreu, auf einem ſeiner Güter in der feſten Stadt Weerdt in gänzlicher Abgeſchiedenheit von Geſchäften. Weil er aus dem Dienſte des Staats herausgetreten war, und der Republik wie dem Könige nichts mehr ſchuldig zu ſeyn glaubte, ſo verweigerte er den Eid, den man ihm endlich auch ſcheint erlaſſen zu haben.[1]

Dem Grafen von **Brederode** wurde die Wahl gelaſſen, entweder den verlangten Eid abzulegen, oder ſich des Oberbefehls über die Schwadron zu begeben, die ihm anvertraut war. Nach vielen vergeblichen Ausflüchten, die er davon hernahm, daß er kein öffentliches Amt in der Republik bekleide, entſchloß er ſich endlich zu dem letztern, und entging dadurch einem Meineide.[2]

---

[1] Meteren 89. Strad. 180 sq. Grot. 21.

[2] Burgund. 421. 422.

Umſonſt hatte man verſucht, den Prinzen von Oranien zu dieſem Eide zu vermögen, der bei dem Verdachte, der längſt auf ihm haftete, mehr als jeder Andere dieſer Reinigung zu bedürfen ſchien, und wegen der großen Gewalt, die man in ſeine Hände zu geben gezwungen war, mit dem größten Scheine des Rechts dazu angehalten werden konnte. Gegen ihn konnte man nicht mit der lakoniſchen Kürze, wie gegen einen Brederode oder Seinesgleichen, verfahren, und mit der freiwilligen Verzichtleiſtung auf alle ſeine Aemter, wozu er ſich erbot, war der Regentin nicht gedient, die wohl vorausſah, wie gefährlich ihr dieſer Mann erſt alsdann werden würde, wenn er ſich unabhängig wiſſen und ſeine wahren Geſinnungen durch keinen äußerlichen Anſtand und keine Pflicht mehr gebunden glauben würde. Aber bei dem Prinzen von Oranien war es ſchon ſeit jener Berathſchlagung in Dendermonde unwiderruflich beſchloſſen, aus dem Dienſte des Königs von Spanien zu treten, und bis auf beſſerere Tage aus dem Lande ſelbſt zu entweichen. Eine ſehr niederſchlagende Erfahrung hatte ihn gelehrt, wie unſicher die Hoffnungen ſind, die man gezwungen iſt, auf den großen Haufen zu gründen, und wie bald dieſer vielverſprechende Eifer dahin iſt, wenn Thaten von ihm gefordert werden. Eine Armee ſtand im Felde, und eine weit ſtärkere näherte ſich, wie er wußte, unter Herzog Alba's Befehlen — die Zeit der Verſtellungen war vorbei, nur an der Spitze eines Heers konnte man hoffen, vortheilhafte Verträge mit der Regentin zu ſchließen, und dem ſpaniſchen Feldherrn den Eintritt in das Land zu verſagen. Aber woher dieſes Heer nehmen, da ihm das nöthige Geld, die Seele aller Unternehmungen, fehlte, da die Proteſtanten ihre prahleriſchen Verſprechungen zurücknahmen, und ihn in dieſem dringenden Bedürfniſſe im Stiche ließen? [1] Eiferſucht und Religionshaß trennten noch dazu beide proteſtantiſchen Kirchen, und arbeiteten jeder heilſamen Vereinigung gegen den gemeinſchaftlichen Feind ihres Glaubens entgegen. Die Abneigung der Reformirten vor dem Augsburgiſchen Bekenntniß hatte alle proteſtantiſchen Fürſten Deutſchlands gegen ſie aufgebracht, daß nunmehr auch an den mächtigen Schutz dieſes Reichs nicht mehr zu denken war. Mit dem Grafen von **Egmont** war das treffliche Heer Wallonen verloren, das mit blinder Ergebenheit dem Glücke ſeines Feldherrn folgte, der es bei St. Quentin und Gravelingen ſiegen gelehrt hatte. Die Gewaltthätigkeiten, welche die Bilderſtürmer an Kirchen und Klöſtern verübt, hatten die zahlreiche, begüterte und mächtige

---

[1] Wie wacker der Wille und wie ſchlecht die Erfüllung war, erhellt unter andern aus folgendem Beiſpiele. In Amſterdam hatten einige Freunde der Nationalfreiheit, Katholiken ſowohl als Lutheraner, feierlich angelobt, den hundertſten Pfennig ihrer Güter in eine Gemeinkaſſe zuſammenzuſchießen, bis eine Summe von elftauſend Gulden beiſammen wäre, die zum Dienſt der gemeinen Sache verbraucht werden ſollte. Eine Kiſte, mit einer Spalte im Deckel und durch drei Schlöſſer verwahrt, beſtimmte man zu Einhebung dieſer Gelder. Als man ſie nach abgelaufenem Termine eröffnete, entdeckte ſich ein Schatz von — 700 Gulden, welche man der Wirthin des Grafen von **Brederode** auf Abſchlag ſeiner nicht bezahlten Zeche überließ. A. G. d. v. N. III. Bd.

Klaſſe der katholiſchen Kleriſei von dem Bunde wiederum abgewandt, für den ſie, vor dieſem unglücklichen Zwiſchenfalle, ſchon zur Hälfte gewonnen war; und dem Bunde ſelbſt wußte die Regentin mit jedem Tage mehrere ſeiner Mitglieder durch Liſt zu entreißen.

Alle dieſe Betrachtungen zuſammengenommen, bewogen den Prinzen, ein Vorhaben, dem der jetzige Zeitlauf nicht hold war, auf eine glücklichere Stunde zurückzulegen, und ein Land zu verlaſſen, wo ſein längeres Verweilen nichts mehr gutmachen konnte, ihm ſelbſt aber ein gewiſſes Verderben bereitete. Ueber die Geſinnungen Philipps gegen ihn konnte er nach ſo vielen eingezogenen Erkundigungen, ſo vielen Proben ſeines Mißtrauens, ſo vielen Warnungen aus Madrid nicht mehr zweifelhaft ſeyn. Wäre er es auch geweſen, ſo würde ihn die furchtbare Armee, die in Spanien ausgerüſtet wurde, und nicht den König, wie man fälſchlich verbreitete, ſondern, wie er beſſer wußte, den Herzog von Alba, den Mann, der ihm am meiſten widerſtund, und den er am meiſten zu fürchten Urſache hatte, zum Führer haben ſollte, ſehr bald aus ſeiner Ungewißheit geriſſen haben. Der Prinz hatte zu tief in Philipps Seele geſehen, um an eine aufrichtige Verſöhnung mit dieſem Fürſten zu glauben, von dem er einmal gefürchtet worden war. Auch beurtheilte er ſein eigenes Betragen ſo richtig, um, wie ſein Freund Egmont, bei dem Könige auf einen Dank zu rechnen, den er nicht bei ihm geſäet hatte. Er konnte alſo keine anderen, als feindſelige Geſinnungen von ihm erwarten, und die Klugheit rieth ihm an, ſich dem wirklichen

Ausbruche derſelben durch eine zeitige Flucht zu entziehen. Den neuen Eid, den man von ihm forderte, hatte er bis jetzt hartnäckig verweigert, und alle ſchriftlichen Ermahnungen der Regentin waren fruchtlos geweſen. Endlich ſandte ſie ihren geheimen Sekretär Berti nach Antwerpen zu ihm, der ihm ausdrücklich in's Gewiſſen reden und alle übeln Folgen zu Gemüthe führen ſollte, die ein ſo raſcher Austritt aus dem königlichen Dienſte für das Land ſowohl, als für ſeinen eigenen guten Namen nach ſich ziehen würde. Schon die Verweigerung des verlangten Eides, ließ ſie ihm durch ihren Geſandten ſagen, habe einen Schatten auf ſeine Ehre geworfen, und der allgemeinen Stimme, die ihn eines Verſtändniſſes mit den Rebellen bezüchtige, einen Schein von Wahrheit gegeben, den dieſe gewaltſame Abdankung zur völligen Gewißheit erheben würde. Auch gebühre es nur dem Herrn, ſeinen Diener zu entlaſſen, nicht aber dem Diener, ſeinen Herrn aufzugeben. Der Geſchäftsträger der Regentin fand den Prinzen in ſeinem Pallaſte zu Antwerpen ſchon ganz, wie es ſchien, dem öffentlichen Dienſte abgeſtorben und in Privatgeſchäfte vergraben. Er habe ſich geweigert, antwortete er ihm in Hoogſtratens Beiſeyn, den verlangten Eid abzulegen, weil er ſich nicht zu entſinnen wiſſe, daß je ein Antrag von dieſer Art an einen Statthalter vor ihm ergangen ſey; weil er ſich dem Könige ſchon einmal für immer verpflichtet habe, durch dieſen neuen Eid alſo ſtillſchweigend eingeſtehen würde, daß er den erſten gebrochen habe. Er habe ſich geweigert, ihn abzulegen, weil ein älterer Eid ihm gebiete, die Rechte und Privilegien des Landes zu ſchützen, er aber nicht wiſſen könne, ob dieſer neue Eid ihm nicht Handlungen auferlege, die jenem erſten entgegenlaufen; weil in dieſem neuen Eide, der ihm zur Pflicht mache, gegen Jeden, ohne Unterſchied, den man ihm nennen würde, zu dienen, nicht einmal der Kaiſer, ſein Lehnsherr, ausgenommen ſey, den er doch, als ſein Vaſall, nicht bekriegen dürfe. Er habe ſich geweigert, ihn zu leiſten, weil ihm dieſer Eid auflegen könnte, ſeine Freunde und Verwandten, ſeine eigenen Söhne, ja ſeine Gemahlin ſelbſt, die eine Lutheranerin ſey, zur Schlachtbank zu führen. Laut dieſes Eides würde er ſich Allem unterziehen müſſen, was dem Könige einfiele, ihm zuzumuthen; aber der König könnte ihm ja Dinge zumuthen, wovor ihm ſchaudre, und die Härte, womit man jetzt und immer gegen die Proteſtanten verfahren, habe ſchon längſt ſeine Empfindung empört. Dieſer Eid widerſtreite ſeinem Menſchengefühl, und er könne ihn nicht ablegen. Am Schluſſe entfuhr ihm der Name des Herzogs von Alba, mit einem Merkmale von Bitterkeit, und gleich darauf ſchwieg er ſtille.[1]

Alle dieſe Einwendungen wurden Punkt für Punkt von Berti beantwortet. Man habe noch keinem Statthalter vor ihm einen ſolchen Eid abgefordert, weil ſich die Provinzen noch niemals in einem ähnlichen Falle befunden. Man verlange dieſen Eid nicht, weil die Statthalter den erſten gebrochen, ſondern, um ihnen jenen erſten Eid lebhafter in's Gedächtniß zu bringen, und in dieſer dringenden Lage ihre Thätigkeit aufzufriſchen. Dieſer Eid würde ihm nichts auferlegen, was die Rechte und Privilegien des Landes kränke, denn der König habe dieſe Privilegien und Rechte ſo gut als der Prinz von Oranien beſchworen. In dieſem Eide ſey ja weder von einem Kriege gegen den Kaiſer, noch gegen irgend einen Fürſten aus des Prinzen Verwandtſchaft die Rede, und gern würde man ihn, wenn er ſich ja daran ſtieße, durch eine eigene Clauſul ausdrücklich davon freiſprechen. Mit Aufträgen, die ſeinem Menſchengefühle widerſtritten, würde man ihn zu verſchonen wiſſen, und keine Gewalt auf Erden würde ihn nöthigen können, gegen Gattin oder gegen Kinder zu handeln. Berti wollte nun zu dem letzten Punkte, der den Herzog von Alba betraf, übergehen, als ihn der Prinz, der dieſen Artikel nicht gern beleuchtet haben wollte, unterbrach. „Der König würde nach den Niederlanden kommen,“ ſagte er, „und er kenne den König. „Der König würde es nimmermehr dulden, daß Einer „von ſeinen Dienern eine Lutheranerin zur Gemahlin „habe, und darum habe er beſchloſſen, ſich mit ſeiner „ganzen Familie freiwillig zu verbannen, ehe er ſich „dieſem Looſe aus Zwang unterwerfen müſſe. Doch,“ ſchloß er, „würde er ſich, wo er auch ſeyn möge, ſtets „als ein Unterthan des Königs betragen.“ Man ſieht, wie weit der Prinz die Beweggründe zu dieſer Flucht herholte, um den einzigen nicht zu berühren, der ihn wirklich dazu beſtimmte.[1]

---

[1] Burgund. 436 – 438. Strad. 182. 183.

---

[1] Burgund. 456. 458. Strad. 182. 183.

Noch hoffte Berti von Egmonts Beredſamkeit vielleicht zu erhalten, was er aufgab, durch die ſeinige zu wirken. Er brachte eine Zuſammenkunft mit dem Letztern in Vorſchlag (1567), wozu ſich der Prinz um ſo bereitwilliger finden ließ, da er ſelbſt Verlangen trug, ſeinen Freund Egmont vor ſeinem Abſchiede noch einmal zu umarmen, und den Verblendeten, wo möglich, von ſeinem gewiſſen Untergange zurückzureißen. Dieſe merkwürdige Zuſammenkunft, die letzte, welche zwiſchen beiden Freunden gehalten wurde, ging in Villebroeck, einem Dorfe an der Rupel, zwiſchen Brüſſel und Antwerpen, vor ſich; mit dem geheimen Sekretär Berti war auch der junge Graf von Mannsfeld dabei zugegen. Die Reformirten, deren letzte Hoffnung auf dem Ausſchlage dieſer Unterredung beruhte, hatten Mittel gefunden, den Inhalt derſelben durch einen Spion zu erfahren, der ſich in dem Schornſteine des Zimmers verſteckt hielt, wo ſie vor ſich ging.[1] Alle drei beſtürmten hier den Entſchluß des Prinzen mit vereinigter Beredſamkeit, jedoch ohne ihn zum Wanken zu bringen. „Es wird dir deine Güter koſten, Oranien, wenn du „auf dieſem Vorſatze beſtehſt," ſagte endlich der Prinz von Gaure, indem er ihm ſeitwärts zu einem Fenſter folgte. „Und dir dein Leben, Egmont, wenn du den deinigen nicht änderſt," verſetzte Jener. „Mir wenigſtens wird es Troſt ſeyn in jedem Schickſale, daß ich „dem Vaterlande und meinen Freunden mit Rath und „That habe nahe ſeyn wollen in der Stunde der Noth;

---

[1] Meteren.

„du wirſt Freunde und Vaterland in ein Verderben „mit dir hinabziehen.“ Und jetzt ermahnte er ihn noch einmal dringender, als er je vorher gethan, ſich einem Volke wiederzuſchenken, das ſein Arm allein noch zu retten vermöge; wo nicht, um ſeiner ſelbſt willen wenigſtens dem Gewitter auszuweichen, das aus Spanien her gegen ihn im Anzuge ſey.

Aber alle noch ſo lichtvollen Gründe, die eine weitſehende Klugheit ihm an die Hand gab, mit aller Lebendigkeit, mit allem Feuer vorgetragen, das nur immer die zärtliche Bekümmerniß der Freundſchaft ihnen einhauchen konnte, vermochten nicht, die unglückſelige Zuverſicht zu zerſtören, welche Egmonts guten Verſtand noch gebunden hielt. Oraniens Warnung kam aus einer trübſinnigen verzagenden Seele, und für Egmont lachte noch die Welt. Herauszutreten aus dem Schooße des Ueberfluſſes, des Wohllebens und der Pracht, worin er zum Jüngling und zum Manne geworden war, von allen den tauſendfachen Gemächlichkeiten des Lebens zu ſcheiden, um derentwillen allein es Werth für ihn beſaß, und dies alles, um einem Uebel zu entgehen, das ſein leichter Muth noch ſo weit hinausrückte — nein, das war kein Opfer, das von Egmont zu verlangen war. Aber auch minder weichlich, als er war, — mit welchem Herzen hätte er eine von langem Glücksſtande verzärtelte Fürſtentochter, eine liebende Gattin und Kinder, an denen ſeine Seele hing, mit Entbehrungen bekannt machen ſollen, an welchen ſein eigener Muth verzagte, die eine erhabene Philoſophie allein der Sinnlichkeit abgewinnen kann.

»Nimmermehr wirſt du mich bereden, Oranien,« ſagte Egmont, »die Dinge in dieſem trüben Lichte zu ſehen, »worin ſie deiner traurigen Klugheit erſcheinen. Wenn »ich es erſt dahin gebracht haben werde, die öffentlichen »Predigten abzuſtellen, die Bilderſtürmer zu züchtigen, »die Rebellen zu Boden zu treten und den Provinzen »ihre vorige Ruhe wieder zu ſchenken — was kann der »König mir anhaben? Der König iſt gütig und gerecht, »ich habe mir Anſprüche auf ſeine Dankbarkeit erworben, »und ich darf nicht vergeſſen, was ich mir ſelbſt ſchuldig »bin.« — »Wohlan,« rief Oranien mit Unwillen und innerm Leiden, »ſo wage es denn auf dieſe königliche »Dankbarkeit! Aber mir ſagt eine traurige Ahnung — »und gebe der Himmel, daß ſie mich betrüge! — daß »du die Brücke ſeyn werdeſt, Egmont, über welche die »Spanier in das Land ſetzen, und ſie abbrechen werden, »wenn ſie darüber ſind.« Er zog ihn, nachdem er dieſes geſagt hatte, mit Innigkeit zu ſich, drückte ihn feurig und feſt in die Arme. Lange, als wär's für das ganze übrige Leben, hielt er die Augen auf ihn geheftet; Thränen entfielen ihm — ſie ſahen einander nicht wieder.[1]

Gleich den folgenden Tag ſchrieb Oranien der Regentin den Abſchiedsbrief, worin er ſie ſeiner ewigen Achtung verſicherte, und ihr nochmals anlag, ſeinen jetzigen Schritt auf's Beſte zu deuten; dann ging er mit ſeinen drei Brüdern und ſeiner ganzen Familie nach ſeiner Stadt Breda ab, wo er nur ſo lange verweilte, als nöthig war, um noch einige Privatgeſchäfte in Ordnung zu bringen. Sein älteſter Prinz, Philipp Wilhelm, allein blieb auf der hohen Schule zu Löwen zurück, weil er ihn unter dem Schutze der brabantiſchen Freiheiten und den Vorrechten der Akademie hinlänglich ſicher glaubte; eine Unvorſichtigkeit, die, wenn ſie wirklich nicht abſichtlich war, mit dem richtigen Urtheile kaum zu vereinigen iſt, das er in ſo viel andern Fällen von dem Gemüthscharakter ſeines Gegners gefällt hatte. In Breda wandten ſich die Häupter der Calviniſten noch einmal mit der Frage an ihn, ob noch Hoffnung für ſie wäre, oder ob Alles unrettbar verloren ſey? — „Er habe ihnen ehemals den Rath gegeben," antwortete der Prinz, „und komme jetzt abermals darauf zurück, „daß ſie dem Augsburgiſchen Bekenntniſſe beitreten „ſollten; dann wäre ihnen Hülfe aus Deutſchland gewiß. „Wollten ſie ſich aber dazu noch immer nicht verſtehen, „ſo ſollten ſie ihm ſechsmalhunderttauſend Gulden ſchaffen, „oder auch mehr, wenn ſie könnten." — „Das Erſte," erwiderten ſie, „ſtreite mit ihrer Ueberzeugung und ihrem „Gewiſſen; zu dem Gelde aber könne vielleicht Rath „werden, wenn er ſie nur wiſſen laſſen wollte, wozu „er ſolches gebrauchen würde." — „Ja," rief er mit Verdruß, „wenn ich das wiſſen laſſen muß, ſo iſt es „aus mit dem Gebrauche." Sogleich brach er das ganze Geſpräch ab, und entließ bald darauf die Geſandten. Es wurde ihm vorgeworfen, daß er ſein Vermögen verſchwendet, und ſeiner drückenden Schulden wegen Neuerungen begünſtigt habe; aber er verſicherte, daß er noch ſechzigtauſend Gulden jährlicher Renten genieße. Doch ließ er ſich vor ſeiner Abreiſe von den Staaten von Holland noch zwanzigtauſend Gulden vorſchießen, wofür er ihnen einige Herrſchaften verpfändete. Man konnte ſich nicht überreden, daß er ſo ganz ohne Widerſtand der Nothwendigkeit unterlegen, und aller fernern Verſuche ſich begeben habe; aber was er im Stillen mit ſich herumtrug, wußte Niemand, Niemand hatte in ſeiner Seele geleſen. Es fragten ihn Einige, wie er ſich inskünftige gegen den König von Spanien zu verhalten gedächte. „Ruhig,“ war ſeine Antwort, „es ſey denn, daß er ſich an meiner Ehre oder meinen „Gütern vergreife.“ Gleich darauf verließ er die Niederlande, um ſich in ſeiner Geburtsſtadt Dillenburg, im Naſſauiſchen, zur Ruhe zu begeben; viele Hunderte, ſowohl von ſeinen Dienern, als Freiwillige, begleiteten ihn nach Deutſchland; bald folgten ihm die Grafen von Hoogſtraten, von Kuilemburg, von Bergen, die lieber eine ſelbſtgewählte Verbannung mit ihm theilen, als einem ungewiſſen Schickſale leichtſinnig entgegentreten wollten. Die Nation ſah ihren guten Engel mit ihm weichen; Viele hatten ihn angebetet, Alle hatten ihn verehrt. Mit ihm ſank der Proteſtanten letzte Stütze; dennoch hofften ſie von dieſem entflohenen Manne mehr, als von allen miteinander, die zurückgeblieben waren. Die Katholiken ſelbſt ſahen ihn nicht ohne Schmerz entweichen. Auch für ſie hatte er ſich der Tyrannei entgegengeſtellt; nicht ſelten hatte er ſie gegen ihre eigene Kirche in Schutz genommen; Viele unter ihnen hatte er dem blutdürſtigen Eifer der Sekten entriſſen. Wenige arme Seelen unter den Calviniſten, denen die angetragene Verbindung mit den Augsburgiſchen Confeſſions-Verwandten ein Aergerniß gegeben, feierten mit ſtillen Dankopfern den Tag, wo der Feind von ihnen gewichen war[1] (1567).

---

[1] Thuan. 527. Strada 183. Meteren 93. Burgund. 470. 471. Meurs. 8.

---

[1] Meteren 100. Meurs. Guil. Auriac. 34. Reidan. 5. Grotius 26.

Verfall und Zerſtreuung des Geuſenbundes.

Gleich nach genommenem Abſchiede von ſeinem Freunde eilte der Prinz von Gaure nach Brüſſel zurück, um an dem Hofe der Regentin die Belohnung für ſeine Standhaftigkeit in Empfang zu nehmen, und dort im Hofgewühle und im Sonnenſcheine ſeines Glücks die wenigen Wolken zu zerſtreuen, die Oraniens ernſte Warnung über ſein Gemüth gezogen hatte. Die Flucht des Letztern überließ ihm allein jetzt den Schauplatz. Jetzt hatte er in der Republik keinen Nebenbuhler mehr, der ſeinen Ruhm verdunkelte. Mit gedoppeltem Eifer fuhr er nunmehr fort um eine hinfällige Fürſtengunſt zu buhlen, über die er doch ſo weit erhaben war. Ganz Brüſſel mußte ſeine Freude mit ihm theilen. Er ſtellte prächtige Gaſtmähler und öffentliche Feſte an, denen die Regentin ſelbſt öfters beiwohnte, um jede Spur des Mißtrauens aus ſeiner Seele zu vertilgen. Nicht zufrieden, den verlangten Eid abgelegt zu haben, that er es den Andächtigſten an Andacht, an Eifer den Eifrigſten zuvor, den proteſtantiſchen Glauben zu vertilgen und die widerſpenſtigen Städte Flanderns durch die Waffen zu unterwerfen. Dem Grafen von Hoogſtraten, ſeinem alten Freunde, wie auch dem ganzen Ueberreſte der Geuſen, kündigte er auf ewig ſeine Freundſchaft auf, wenn ſie ſich länger bedenken würden, in den Schooß der Kirche zurückzutreten und ſich mit ihrem Könige zu verſöhnen. Alle vertrauten Briefe, welche beide Theile von einander in Händen hatten, wurden ausgewechſelt, und der Bruch zwiſchen Beiden durch dieſen letzten Schritt unheilbar und öffentlich gemacht. **Egmonts** Abfall und die Flucht des Prinzen von Oranien zerſtörte die letzte Hoffnung der Proteſtanten und löſte den ganzen Geuſenbund auf. Einer drängte ſich dem Andern an Bereitwilligkeit, an Ungeduld vor, den Compromiß abzuſchwören und den neuen Eid zu leiſten, den man ihm vorlegte. Vergebens ſchrieen die proteſtantiſchen Kaufleute über dieſe Wortbrüchigkeit des Adels; ihre ſchwache Stimme wurde nicht mehr gehört, und verloren waren alle Summen, die ſie an das Unternehmen des Bundes gewendet hatten.[1]

Die wichtigſten Plätze waren unterworfen und hatten Beſatzung; die Aufrührer flohen, oder ſtarben durch des Henkers Hand; in den Provinzen war kein Retter mehr vorhanden. Alles wich dem Glücke der Regentin, und ihr ſiegreiches Heer war im Anzuge gegen Antwerpen. Nach einem ſchweren und hartnäckigen Kampfe hatte ſich endlich dieſe Stadt von den ſchlimmſten Köpfen gereinigt; **Hermann** und ſein Anhang waren entflohen; ihre innern Stürme hatten ausgetobt. Die Gemüther fingen allmählig an, ſich zu ſammeln und, von keinem wüthenden Schwärmer mehr verhetzt, beſſern Rathſchlägen Raum zu geben. Der wohlhabende Bürger ſehnte ſich ernſtlich nach Frieden, um den Handel und die Gewerbe wieder aufleben zu ſehen, die durch die lange Anarchie ſchwer gelitten hatten. Alba's gefürchtete Annäherung wirkte Wunder; um den Drangſalen zuvorzukommen, die eine ſpaniſche Armee über das Land verhängen würde, eilte man, in die gelinde Hand der Herzogin zu fallen. Von freien Stücken ſandte man Bevollmächtigte nach Brüſſel, ihr den Vergleich anzutragen und ihre Bedingungen zu hören. So angenehm die Regentin von dieſem freiwilligen Schritte überraſcht wurde, ſo wenig ließ ſie ſich von ihrer Freude übereilen. Sie erklärte, daß ſie von nichts hören könne, noch wolle, bevor die Stadt Beſatzung eingenommen hätte. Auch dieſes fand keinen Widerſpruch mehr, und der Graf von Mannsfeld zog den Tag darauf mit ſechzehn Fahnen in Schlachtordnung ein. Jetzt wurde ein feierlicher Vertrag zwiſchen der Stadt und der Herzogin errichtet, durch welchen jene ſich anheiſchig machte, den reformirten Gottesdienſt ganz aufzuheben, alle Prediger dieſer Kirche zu verbannen, die römiſch-katholiſche Religion in ihre vorige Würde wieder einzuſetzen, die verwüſteten Kirchen in ihrem ganzen Schmucke wieder herzuſtellen, die alten Edikte wie vorher zu handhaben, den neuen Eid, den die andern Städte geſchworen, gleichfalls zu leiſten, und Alle, welche die Majeſtät des Königs beleidigt, die Waffen ergriffen und an Entweihung der Kirchen Antheil gehabt, in die Hände der Gerechtigkeit zu liefern. Dagegen machte ſich die Regentin verbindlich, alles Vergangene zu vergeſſen, und für die Verbrecher ſelbſt bei dem Könige fürzubitten.

---

[1] Strada 184. Burgund. 478.

Allen denen, welche, ihrer Begnadigung ungewiß, die Verbannung vorziehen würden, ſollte ein Monat bewilligt ſeyn, ihr Vermögen in Geld zu verwandeln und ihre Perſonen in Sicherheit zu bringen; doch mit Ausſchlieſſung aller derer, welche etwas Verdammliches gethan, und durch das Vorige ſchon von ſelbſt ausgenommen wären. Gleich nach Abſchließung dieſes Vertrags wurde allen reformirten und lutheriſchen Predigern in Antwerpen und dem ganzen umliegenden Gebiet durch den Herold verkündigt, innerhalb vierundzwanzig Stunden das Land zu räumen. Alle Straßen, alle Thore waren jetzt von Flüchtlingen vollgedrängt, die ihrem Gott zu Ehren ihr Liebſtes verließen, und für ihren verfolgten Glauben einen glücklichern Himmelsſtrich ſuchten. Dort nahmen Männer von ihren Weibern, Väter von ihren Kindern ein ewiges Lebewohl; hier führten ſie ſie mit ſich von dannen. Ganz Antwerpen glich einem Trauerhauſe; wo man hinblickte, bot ſich ein rührendes Schauſpiel der ſchmerzlichſten Trennung dar. Alle proteſtantiſchen Kirchen waren verſiegelt, die ganze Religion war nicht mehr. Der zehnte April (1567) war der Tag, wo ihre Prediger auszogen. Als ſie ſich noch einmal im Stadthauſe zeigten, um ſich bei dem Magiſtrate zu beurlauben, widerſtanden ſie ihren Thränen nicht mehr, und ergoſſen ſich in die bitterſten Klagen. Man habe ſie aufgeopfert, ſchrieen ſie, lüderlich habe man ſie verlaſſen. Aber eine Zeit werde kommen, wo Antwerpen ſchwer genug für dieſe Niederträchtigkeit büßen würde. Am bitterſten beſchwerten ſich die lutheriſchen Geiſtlichen, die der Magiſtrat ſelbſt in das Land geruſen, um gegen die Calviniſten zu predigen. Unter der falſchen Vorſpiegelung, daß der König ihrer Religion nicht ungewogen ſey, hatte man ſie in ein Bündniß wider die Calviniſten verflochten, und letztere durch ihre Beihülfe unterdrückt; jetzt, da man ihrer nicht mehr bedurfte, ließ man beide in einem gemeinſchaftlichen Schickſale ihre Thorheit beweinen.[1]

Wenige Tage darauf hielt die Regentin einen prangenden Einzug in Antwerpen, von tauſend walloniſchen Reitern, von allen Rittern des goldnen Vließes, allen Statthaltern und Räthen, von ihrem ganzen Hofe und einer großen Menge obrigkeitlicher Perſonen begleitet, mit dem ganzen Pompe einer Siegerin. Ihr erſter Beſuch war in der Kathedralkirche, die von der Bilderſtürmerei noch überall klägliche Spuren trug, und ihrer Andacht die bitterſten Thränen koſtete. Gleich darauf werden auf öffentlichem Markte vier Rebellen hingerichtet, die man auf der Flucht eingeholt hatte. Alle Kinder, welche die Taufe auf proteſtantiſche Weiſe empfangen, müſſen ſie von katholiſchen Prieſtern noch einmal erhalten; alle Schulen der Ketzer werden aufgehoben, alle ihre Kirchen dem Erdboden gleich gemacht. Beinahe alle niederländiſchen Städte folgten dem Beiſpiele von Antwerpen, und aus allen mußten die proteſtantiſchen Prediger entweichen. Mit Ende des April waren alle katholiſchen Kirchen wieder herrlicher als jemals geſchmückt, alle proteſtantiſchen Gotteshäuſer niedergeriſſen, und jeder fremde Gottesdienſt bis auf die geringſte Spur aus allen ſiebenzehn Provinzen vertrieben. Der gemeine Hauſe, der in ſeiner Neigung gewöhnlich dem Glücke folgt, zeigte ſich jetzt eben ſo geſchäftig, den Fall der Unglücklichen zu beſchleunigen, als er kurz vorher wüthend für ſie geſtritten hatte; ein ſchönes Gotteshaus, das die Calviniſten in Gent errichtet, verſchwand in weniger als einer Stunde. Aus den Balken der abgebrochenen Kirchen wurden Galgen für diejenigen erbaut, die ſich an den katholiſchen Kirchen vergriffen hatten. Alle Hochgerichte waren von Leichnamen, alle Kerker von Todesopfern, alle Landſtraßen von Flüchtlingen angefüllt. Keine Stadt war ſo klein, worin in dieſem mörderiſchen Jahre nicht zwiſchen fünfzig und dreihundert wären zum Tode geführt worden, diejenigen nicht einmal gerechnet, welche auf offenem Lande den Droſſarten in die Hände fielen, und als Raubgeſindel ohne Schonung und ohne weiteres Verhör ſogleich aufgeknüpft wurden.[1]

---

[1] Meurs. 33. 34. Thuan. 517. Reidan. 5. Strada 187. 188. Meteren 99. 100. Burgund. 477. 478.

Die Regentin war noch in Antwerpen, als aus Brandenburg, Sachſen, Heſſen, Würtemberg und Baden Geſandte ſich meldeten, welche für ihre flüchtigen Glaubensbrüder eine Fürbitte bei ihr einzulegen kamen. Die verjagten Prediger der Augsburgiſchen Confeſſion hatten den Religionsfrieden der Deutſchen reklamirt, deſſen auch Brabant, als ein Reichsſtand, theilhaftig wäre, und ſich in den Schutz dieſer Fürſten begeben.

---

[1] Thuan. 389. Strada 178. Meteren 99. 100. Burgund. 482. 484.

Die Erſcheinung der fremden Miniſter beunruhigte die Regentin, und vergeblich ſuchte ſie ihren Eintritt in die Stadt zu verhüten; doch gelang es ihr, ſie unter dem Scheine von Ehrenbezeugungen ſo ſcharf bewachen zu laſſen, daß für die Ruhe der Stadt nichts von ihnen zu befürchten war. Aus dem hohen Tone, den ſie ſo ſehr zur Unzeit gegen die Herzogin annahmen, möchte man beinahe ſchließen, daß es ihnen mit ihrer Forderung wenig Ernſt geweſen ſey. Billig, ſagten ſie, ſollte das Augsburgiſche Bekenntniß, als das einzige, welches den Sinn des Evangeliums erreiche, in den Niederlanden das herrſchende ſeyn; aber äußerſt unnatürlich und unerlaubt ſey es, die Anhänger deſſelben durch ſo grauſame Edikte zu verfolgen. Man erſuche alſo die Regentin im Namen der Religion, die ihr anvertrauten Völker nicht mit ſolcher Härte zu behandeln. Ein Eingang von dieſer Art, antwortete dieſe durch den Mund ihres deutſchen Miniſters, des Grafen von Staremberg, verdiene gar keine Antwort. Aus dem Antheile, welchen die deutſchen Fürſten an den niederländiſchen Flüchtlingen genommen, ſey es klar, daß ſie den Briefen Sr. Majeſtät, worin der Aufſchluß über ſein Verfahren enthalten ſey, weit weniger Glauben ſchenkten, als dem Anbringen einiger Nichtswürdigen, die ihrer Thaten Gedächtniß in ſo vielen zerſtörten Kirchen geſtiftet. Sie möchten es dem Könige in Spanien überlaſſen, das Beſte ſeiner Völker zu beſorgen, und der unrühmlichen Mühe entſagen, den Geiſt der Unruhen in fremden Ländern zu nähren. Die Geſandten verließen Antwerpen in wenigen Tagen wieder, ohne etwas ausgerichtet zu haben; nur der ſächſiſche Miniſter that der Regentin insgeheim die Erklärung, daß ſich ſein Herr dieſem Schritte aus Zwang unterzogen, und dem öſterreichiſchen Hauſe aufrichtig zugethan ſey.[1] Die deutſchen Geſandten hatten Antwerpen noch nicht verlaſſen, als eine Nachricht aus Holland den Triumph der Regentin vollkommen machte.

Der Graf von **Brederode** hatte ſeine Stadt Viane und alle ſeine neuen Feſtungswerke, aus Furcht vor dem Grafen von **Megen**, im Stiche gelaſſen, und ſich mit Hülfe der Unkatholiſchen in die Stadt Amſterdam geworfen, wo ſeine Gegenwart den Magiſtrat, der kaum vorher einen innern Aufſtand mit Mühe geſtillt hatte, äußerſt beunruhigte, den Muth der Proteſtanten aber auf's Neue belebte. Täglich vergrößerte ſich hier ſein Anhang, und aus Utrecht, Friesland und Gröningen ſtrömten ihm viele Edelleute zu, welche **Megens** und **Arembergs** ſiegreiche Waffen vor dort verjagt hatten. Unter allerlei Verkleidung fanden ſie Mittel, ſich in die Stadt einzuſchleichen, wo ſie ſich um die Perſon ihres Anführers verſammelten, und ihm zu einer ſtarken Leibwache dienten. Die Oberſtatthalterin, vor einem neuen Aufſtande in Sorgen, ſandte deßwegen einen ihrer geheimen Sekretäre, **Jakob de la Torre**, an den Rath von Amſterdam, und ließ ihm befehlen, ſich, auf welche Art es auch ſey, des Grafen von **Brederode** zu entledigen. Weder der Magiſtrat, noch de la Torre ſelbſt, der ihm in Perſon den Willen der Herzogin kund machte, vermochten etwas bei ihm auszurichten; Letzterer wurde ſogar von einigen Edelleuten aus Brederode's Gefolge in ſeinem Zimmer überfallen, und alle ſeine Briefſchaften ihm entriſſen. Vielleicht wäre es ſogar um ſein Leben ſelbſt geſchehen geweſen, wenn er nicht Mittel gefunden hätte, eilig aus ihren Händen zu entwiſchen. Noch einen ganzen Monat nach dieſem Vorfalle hing Brederode, ein ohnmächtiges Idol der Proteſtanten und eine Laſt der Katholiken, in Amſterdam, ohne viel mehr zu thun, als eine Wirthsrechnung zu vergrößern, während dem, daß ſein in Viane zurückgelaſſenes braves Heer, durch viele Flüchtlinge aus den mittäglichen Provinzen verſtärkt, dem Grafen von Megen genug zu thun gab, um ihn zu hindern, die Proteſtanten auf ihrer Flucht zu beunruhigen. Endlich entſchließt ſich auch Brederode, nach dem Beiſpiele Oraniens, der Nothwendigkeit zu weichen, und eine Sache aufzugeben, die nicht mehr zu retten war. Er entdeckte dem Stadtrathe ſeinen Wunſch, Amſterdam zu verlaſſen, wenn man ihn durch den Vorſchuß einer mäßigen Summe dazu in den Stand ſetzen wolle. Um ſeiner los zu werden, eilte man, ihm dieſes Geld zu ſchaffen, und einige Banquiers ſtreckten es auf Bürgſchaft des Stadtraths vor. Er verließ dann noch in derſelben Nacht Amſterdam, und wurde von einem mit Geſchütz verſehenen Fahrzeuge bis in das Vlie geleitet, von wo aus er glücklich nach Emden entkam. Das Schickſal behandelte ihn gelinder, als den größten Theil derer, die er in ſein tollkühnes Unternehmen verwickelt hatte; er ſtarb das Jahr nachher, 1568, auf einem ſeiner Schlöſſer in Deutſchland an den Folgen einer Völlerei, worauf er zuletzt ſoll gefallen ſeyn, um ſeinen Gram zu zerſtreuen. Ein ſchöneres Loos fiel ſeiner Wittwe, einer gebornen Gräfin von **Mörs**, welche **Friedrich der Dritte**, Kurfürſt von der Pfalz, zu ſeiner Gemahlin machte. Die Sache der Proteſtanten verlor durch **Brederode's** Hintritt nur wenig; das Werk, das er angefangen, ſtarb nicht mit ihm, ſo wie es auch nicht durch ihn gelebt hatte.[1]

---

[1] Strada 188. Burgund. 487—489.

Das kleine Heer, das er durch ſeine ſchimpfliche Flucht ſich ſelbſt überließ, war muthig und tapfer, und hatte einige entſchloſſene Anführer. Es war entlaſſen, ſobald derjenige floh, der es zu bezahlen hatte; aber ſein guter Muth und der Hunger hielten es noch eine Zeitlang beiſammen. Einige rückten, unter Anführung **Dietrichs von Battenburg**, vor Amſterdam, in Hoffnung, dieſe Stadt zu berennen; aber der Graf von **Megen**, der mit dreizehn Fahnen vortrefflicher Truppen zum Entſatz herbeieilte, nöthigte ſie, dieſem Anſchlage zu entſagen. Sie begnügten ſich damit, die umliegenden Klöſter zu plündern, wobei beſonders die Abtei zu Egmont ſehr hart mitgenommen wurde, und brachen alsdann nach Waaterland auf, wo ſie ſich, der vielen Sümpfe wegen, vor weitern Verfolgungen ſicher glaubten. Aber auch dahin folgte ihnen Graf von **Megen**, und nöthigte ſie, ihre Rettung eilig auf der Süderſee zu ſuchen. Die Gebrüder von Battenburg, nebſt einigen frieſiſchen Edelleuten, **Beima** und **Galama**, warfen ſich mit hundert und zwanzig Soldaten und der in den Klöſtern gemachten Beute bei der Stadt Hoorne auf ein Schiff, um nach Friesland überzuſetzen, fielen aber durch die Treuloſigkeit des Steuermanns, der das Schiff bei Harlingen auf eine Sandbank führte, einem Arembergiſchen Hauptmanne in die Hände, der alle lebendig gefangen bekam. Dem gemeinen Volke unter der Mannſchaft wurde durch den Grafen von Aremberg ſogleich das Urtheil geſprochen; die dabei befindlichen Edelleute ſchickte er der Regentin zu, welche ſieben von ihnen enthaupten ließ. Sieben andere von dem edelſten Geblüte, unter denen die Gebrüder Battenburg und einige Frieſen ſich befanden, alle noch in der Blüthe der Jugend, wurden dem Herzog von Alba aufgeſpart, um den Antritt ſeiner Verwaltung ſogleich durch eine That verherrlichen zu können, die ſeiner würdig wäre. Glücklicher waren die vier übrigen Schiffe, die von Medemblick unter Segel gegangen, und durch den Grafen von Megen in kleinen Fahrzeugen verfolgt wurden. Ein widriger Wind hatte ſie von ihrer Fahrt verſchlagen und an die Küſte von Geldern getrieben, wo ſie wohlbehalten an's Land ſtiegen; ſie gingen bei Heuſen über den Rhein, und entkamen glücklich in's Cleviſche, wo ſie ihre Fahnen zerriſſen und auseinander gingen. Einige Geſchwader, die ſich über der Plünderung der Klöſter verſpätet hatten, ereilte der Graf von Megen in Nordholland, und bekam ſie gänzlich in ſeine Gewalt, vereinigte ſich darauf mit Noirkarmes und gab Amſterdam Beſatzung. Drei Fahnen Kriegsvolk, den letzten Ueberreſt der geuſiſchen Armee, überfiel Herzog Erich von

---

[1] Meteren 100. Vigl. Vit. N. CV. A. G. d. v. N. 104

Braunſchweig bei Viane, wo ſie ſich einer Schanze bemächtigen wollten, ſchlug ſie auf's Haupt und bekam ihren Anführer, Renneſſe, gefangen, der bald nachher auf dem Schloſſe Freudenburg in Utrecht enthauptet ward. Als darauf Herzog Erich in Viane einrückte, fand er nichts mehr, als todte Straßen und eine menſchenleere Stadt; Einwohner und Beſatzung hatten ſie im erſten Schrecken verlaſſen. Er ließ ſogleich die Feſtungswerke ſchleifen, Mauern und Thore abbrechen, und machte dieſen Waffenplatz der Geuſen zum Dorfe.[1] Die erſten Stifter des Bundes hatten ſich auseinander verloren; Brederode und Ludwig von Naſſau waren nach Deutſchland geflohen, und die Grafen von Hoogſtraten, Bergen und Kuilemburg ihrem Beiſpiele gefolgt; Mannsfeld war abgefallen; die Gebrüder Battenburg erwarteten im Gefängniſſe ein ſchimpfliches Schickſal, und Thoulouſe hatte einen ehrenvollen Tod auf dem Schlachtfelde gefunden. Welche von den Verbundenen dem Schwerte des Feindes und des Henkers entronnen waren, hatten auch nichts als ihr Leben gerettet, und ſo ſahen ſie endlich mit einer ſchrecklichen Wahrheit den Namen an ſich erfüllt, den ſie zur Schau getragen hatten.

(1567.) So ein unrühmliches Ende nahm dieſer lobenswürdige Bund, der in der erſten Zeit ſeines Werdens ſo ſchöne Hoffnungen von ſich erweckt, und das Anſehen gehabt hatte, ein mächtiger Damm gegen die Unterdrückung zu werden. Einigkeit war ſeine Stärke; Mißtrauen und innere Zwietracht ſein Untergang. Viele ſeltene und ſchöne Tugenden hat er an's Licht gebracht und entwickelt; aber ihm mangelten die zwei unentbehrlichſten von allen, Mäßigung und Klugheit, ohne welche alle Unternehmungen umſchlagen, alle Früchte des mühſamſten Fleißes verderben. Wären ſeine Zwecke ſo rein geweſen, als er ſie angab, oder auch nur ſo rein geblieben, als ſie bei ſeiner Gründung wirklich waren, ſo hätte er den Zufällen getrotzt, die ihn frühzeitig untergruben, und auch unglücklich würde er ein ruhmvolles Andenken in der Geſchichte verdienen. Aber es leuchtet allzuklar in die Augen, daß der verbundene Adel an dem Unſinne der Bilderſtürmer einen nähern Antheil hatte oder nahm, als ſich mit der Würde und Unſchuld ſeines Zwecks vertrug, und Viele unter ihm haben augenſcheinlich ihre eigene gute Sache mit dem raſenden Beginnen dieſer nichtswürdigen Rotte verwechſelt. Die Einſchränkung der Inquiſition, und eine etwas menſchlichere Form der Edikte war eine von den wohlthätigen Wirkungen des Bundes; aber der Tod ſo vieler Tauſende, die in dieſer Unternehmung verdarben, die Entblößung des Landes von ſo vielen trefflichen Bürgern, die ihren Fleiß in eine andere Weltgegend trugen, die Herbeirufung des Herzogs von Alba und die Wiederkehr der ſpaniſchen Waffen in die Provinzen waren wohl ein zu theurer Preis für dieſe vorübergehende Erleichterung. Manchen Guten und Friedliebenden im Volke, der ohne dieſe gefährliche

---

[1] Meteren 100. 101. Thuan. 530. Burgund. 490 — 492. Strad. 189. Meurs. 31. Vigl. ad Hopper. Epistol. 34. A. G. d. v. N. 103.

Gelegenheit die Verſuchung nie gekannt haben würde, erhitzte der Name dieſes Bundes zu ſtrafbaren Unternehmungen, deren glückliche Beendigung er ihn hoffen ließ, und ſtürzte ihn in's Verderben, weil er dieſe Hoffnungen nicht erfüllte. Aber es kann nicht geleugnet werden, daß er Vieles von dem, was er ſchlimm gemacht, durch einen gründlichen Nutzen wieder vergütete. Durch dieſen Bund wurden die Individuen einander näher gebracht und aus einer zaghaften Selbſtſucht herausgeriſſen; durch ihn wurde ein wohlthätiger Gemeingeiſt unter dem niederländiſchen Volke wieder gangbar, der unter dem bisherigen Drucke der Monarchie beinahe gänzlich erloſchen war, und zwiſchen den getrennten Gliedern der Nation eine Vereinigung eingeleitet, deren Schwierigkeit allein Despoten ſo keck macht. Zwar verunglückte der Verſuch, und die zu flüchtig geknüpften Bande lösten ſich wieder; aber an mißlingenden Verſuchen lernte die Nation das dauerhafte Band endlich finden, das der Vergänglichkeit trotzen ſollte.

Die Vernichtung des geuſiſchen Heers brachte nun auch die holländiſchen Städte zu ihrem vorigen Gehorſam zurück, und in den Provinzen war kein einziger Platz mehr, der ſich den Waffen der Regentin nicht unterworfen hätte; aber die zunehmende Auswanderung Eingeborner und Fremder drohte dem Lande mit einer verderblichen Erſchöpfung. In Amſterdam war die Menge der Fliehenden ſo groß, daß es an Fahrzeugen gebrach, ſie über die Nord- und Süderſee zu bringen, und dieſe blühende Handelsſtadt ſah dem gänzlichen

Verfalle ihres Wohlſtandes entgegen.[1] Erſchreckt von dieſer allgemeinen Flucht, eilte die Regentin, ermunternde Briefe an alle Städte zu ſchreiben, und den ſinkenden Muth der Bürger durch ſchöne Verheißungen aufzurichten. Allen, die dem Könige und der Kirche gutwillig ſchwören würden, ſagte ſie in ſeinem Namen eine gänzliche Begnadigung zu, und lud durch öffentliche Blätter die Fliehenden ein, im Vertrauen auf dieſe königliche Huld wieder umzukehren. Sie verſprach der Nation, ſie von dem ſpaniſchen Kriegsheere zu befreien, wenn es auch ſchon an der Grenze ſtünde; ja, ſie ging ſo weit, ſich entfallen zu laſſen, daß man noch wohl Mittel finden könnte, dieſem Heere den Eingang in die Provinzen mit Gewalt zu verſagen, weil ſie gar nicht geſonnen ſey, einem Andern den Ruhm eines Friedens abzutreten, den ſie ſo mühſam errungen habe. Wenige kehrten auf Treu und Glauben zurück, und dieſe Wenigen haben es in der Folge bereut; viele Tauſende waren ſchon voraus, und mehrere Tauſende folgten. Deutſchland und England waren von niederländiſchen Flüchtlingen angefüllt, die, wo ſie ſich auch niederließen, ihre Gewohnheiten und Sitten, bis ſelbſt auf die Kleidertracht, beibehielten, weil es ihnen doch zu ſchwer war, ihrem Vaterlande ganz abzuſterben, und ſelbſt von der Hoffnung einer Wiederkehr zu ſcheiden. Wenige brachten noch einige Trümmer ihres vorigen Glücksſtandes mit ſich; bei weitem der größte Theil bettelte ſich dahin, und ſchenkte ſeinem neuen Vaterlande nichts, als ſeinen Kunſtfleiß, nützliche Hände und rechtſchaffene Bürger.[1]

---

[1] Allg. G. d. v. N. 103.

Und nun eilte die Regentin, dem Könige eine Botſchaft zu hinterbringen, mit der ſie ihn während ihrer ganzen Verwaltung noch nicht hatte erfreuen können. Sie verkündigte ihm, daß es ihr gelungen ſey, allen niederländiſchen Provinzen die Ruhe wieder zu ſchenken, und daß ſie ſich ſtark genug glaube, ſie darin zu erhalten. Die Sekten ſeyen ausgerottet, und der römiſch-katholiſche Gottesdienſt prange in ſeinem vorigen Glanze; die Rebellen haben ihre verdienten Strafen empfangen, oder erwarten ſie noch im Gefängniſſe; die Städte ſeyen ihr durch hinlängliche Beſatzung verſichert. Jetzt alſo bedürfe es keiner ſpaniſchen Truppen mehr in den Niederlanden, und nichts ſey mehr übrig, was ihren Eintritt rechtfertigen könnte. Ihre Ankunft würde die Ordnung und Ruhe wieder zerſtören, welche zu gründen ihr ſo viel Kunſt gekoſtet habe, dem Handel und den Gewerben die Erholung erſchweren, deren beide ſo bedürftig ſeyen, und, indem ſie den Bürger in neue Unkoſten ſtürze, ihn zugleich des einzigen Mittels zur Herbeiſchaffung derſelben berauben. Schon das bloße Gerücht von Ankunft des ſpaniſchen Heers habe das Land von vielen tauſend nützlichen Bürgern entblößt; ſeine wirkliche Erſcheinung würde es gänzlich zur Einöde machen. Da kein Feind mehr zu bezwingen, und keine Rebellion mehr zu dämpfen ſey, ſo könnte man zu dieſem Heere keinen andern Grund ausfinden, als daß es zur Züchtigung heranziehe; unter dieſer Vorausſetzung aber würde es keinen ſehr ehrenvollen Einzug halten. Nicht mehr durch die Nothwendigkeit entſchuldigt, würde. dieſes gewaltſame Mittel nur den verhaßten Schein der Unterdrückung haben, die Gemüther auf's Neue erbittern, die Proteſtanten auf's Aeußerſte treiben, und ihre auswärtigen Glaubensbrüder zu ihrem Schutze bewaffnen. Sie habe der Nation in ſeinem Namen Zuſage gethan, daß ſie von dem fremden Kriegsheere befreit ſeyn ſollte, und dieſer Bedingung vorzüglich danke ſie jetzt den Frieden; ſie ſtehe ihm alſo nicht für ſeine Dauer, wenn er ſie Lügen ſtrafe. Ihn ſelbſt, ihren Herrn und König, würden die Niederlande mit allen Zeichen der Zuneigung und Ehrerbietung empfangen; aber er möchte als Vater und nicht als ſtrafender König kommen. Er möchte kommen, ſich der Ruhe zu freuen, die ſie dem Lande geſchenkt, aber nicht, ſie auf's Neue zu ſtören.[1]

---

[1] Meteren 101. Meurs. 35. Burgund. 486. Vigl. ad Hopper. Epist. 5. Ep. 34. Grot. 26.

---

[1] Strada 187.

* * *

Alba's Rüſtung und Zug nach den Niederlanden.

Aber im Conſeil zu Madrid war es anders beſchloſſen. Der Miniſter Granvella, welcher auch abweſend durch ſeine Anhänger im ſpaniſchen Miniſterium herrſchte, der Cardinal Großinquiſitor, Spinoſa, und der Herzog von Alba, jeder von ſeinem Haſſe, ſeinem Verfolgungsgeiſte oder ſeinem Privatvortheile geleitet, hatten die gelindern Rathſchläge des Prinzen Ruy Gomes von Eboli, des Grafen von Feria und des königlichen Beichtvaters, Fresneda, überſtimmt.[1] Der Tumult ſey für jetzt zwar geſtillt, behaupteten ſie, aber nur, weil das Gerücht von der gewaffneten Ankunft des Königs die Rebellen in Schrecken geſetzt habe; der Furcht allein, nicht der Reue, danke man dieſe Ruhe, um die es bald wieder geſchehen ſeyn würde, wenn man ſie von jener befreite. Da die Vergehungen des niederländiſchen Volks dem Könige eine ſo ſchöne und erwünſchte Gelegenheit darböten, ſeine despotiſchen Abſichten mit einem Scheine von Recht auszuführen, ſo war dieſe ruhige Beilegung, woraus die Regentin ſich ein Verdienſt machte, von ſeinem eigentlichen Zwecke ſehr weit entlegen, der kein anderer war, als den Provinzen unter einem geſetzmäßigen Vorwande Freiheiten zu entreißen, die ſeinem herrſchſüchtigen Geiſte ſchon längſt ein Anſtoß geweſen waren.

---

[1] Strada 193 sq.

Bis jetzt hatte er den allgemeinen Wahn, daß er die Provinzen in Perſon beſuchen würde, mit der undurchdringlichſten Verſtellung unterhalten, ſo entfernt er vielleicht immer davon geweſen war. Reiſen überhaupt ſchienen ſich mit dem maſchinenmäßigen Takte ſeines geordneten Lebens, mit der Beſchränkung und dem ſtillen Gange ſeines Geiſtes nicht wohl vertragen zu können, der von der Mannichfaltigkeit und Neuheit der Erſcheinungen, die von Außen her auf ihn eindrangen, allzuleicht auf eine unangenehme Art zerſtreut und darniedergedrückt war. Die Schwierigkeiten und Gefahren, womit beſonders dieſe Reiſe begleitet war, mußten alſo ſeine natürliche Verzagtheit und Weichlichkeit um ſo mehr abſchrecken, je weniger er, der nur gewohnt war, aus ſich herauszuwirken, und die Menſchen ſeinen Maximen, nicht ſeine Maximen den Menſchen anzupaſſen, den Nutzen und die Nothwendigkeit davon einſehen konnte. Da es ihm überdies unmöglich war, ſeine Perſon auch nur einen Augenblick von ſeiner königlichen Würde zu trennen, die kein Fürſt in der Welt ſo knechtiſch und pedantiſch hütete, wie er, ſo waren die Weitläufigkeiten, die er in Gedanken unumgänglich mit einer ſolchen Reiſe verband, und der Aufwand, den ſie aus eben dieſem Grunde verurſachen mußte, ſchon für ſich allein hinreichend, ihn davon zurückzuſchrecken, daß man gar nicht nöthig hat, den Einfluß ſeines Günſtlings, Ruy Gomes, der es gern geſehen haben ſoll, ſeinen Nebenbuhler, den Herzog von Alba, von der Perſon des Königs zu entfernen, dabei zu Hülfe zu rufen. Aber ſo wenig es ihm auch mit dieſer Reiſe ein Ernſt war, ſo nothwendig fand er es doch, den Schrecken derſelben wirken zu laſſen, um eine gefährliche Vereinigung der unruhigen Köpfe zu verhindern, um den Muth der Treugeſinnten aufrecht zu erhalten und die fernern Fortſchritte der Rebellen zu hemmen.

Um die Verſtellung auf's Aeußerſte zu treiben, hatte er die weitläufigſten Anſtalten zu dieſer Reiſe getroffen, und Alles beobachtet, was in einem ſolchen Falle nur immer erforderlich war. Er hatte Schiffe auszurüſten befohlen, Offiziere angeſtellt, und ſein ganzes Gefolge beſtimmt. Alle fremden Höfe wurden durch ſeine Geſandten von dieſem Vorhaben benachrichtigt, um ihnen durch dieſe kriegeriſchen Vorkehrungen keinen Verdacht zu geben. Bei dem Könige von Frankreich ließ er für ſich und ſeine Begleitung um einen freien Durchzug durch dieſes Reich anſuchen, und den Herzog von Savoyen um Rath fragen, welcher von beiden Wegen vorzuziehen ſey? Von allen Städten und feſten Plätzen, durch die ihn irgend nur ſein Weg führen konnte, ließ er ein Verzeichniß aufſetzen, und ihre Entfernungen von einander auf's Genaueſte beſtimmen. Der ganze Strich Landes von Savoyen bis Burgund ſollte aufgenommen und eine eigene Karte davon entworfen werden, wozu er ſich von dem Herzoge die nöthigen Künſtler und Feldmeſſer ausbat. Er trieb den Betrug ſo weit, daß er der Regentin Befehl gab, wenigſtens acht Fahrzeuge in Seeland bereit zu halten, um ſie ihm ſogleich entgegenſchicken zu können, wenn ſie hören würde, daß er von Spanien abgeſegelt ſey. Und wirklich ließ ſie dieſe Schiffe auch ausrüſten, und in allen Kirchen Gebete anſtellen, daß ſeine Seereiſe glücklich ſeyn möchte, obgleich Manche ſich in der Stille vermerken ließen, daß Se. Majeſtät in Ihrem Zimmer zu Madrid von Seeſtürmen nicht viel zu befahren haben würden. Er ſpielte dieſe Rolle ſo meiſterlich, daß die niederländiſchen Geſandten in Madrid, Bergen und Montigny, welche Alles bis jetzt nur für ein Gaukelſpiel gehalten, endlich ſelbſt anfingen, darüber unruhig zu werden, und auch ihre Freunde in Brüſſel mit dieſer Furcht anſteckten. Ein Tertianfieber, welches ihn um dieſe Zeit in Segovien befiel, oder auch nur von ihm geheuchelt wurde, reichte ihm einen ſcheinbaren Vorwand dar, die Ausführung dieſer Reiſe zu verſchieben, während daß die Ausrüſtung dazu mit allem Nachdruck betrieben ward. Als ihm endlich die dringenden und wiederholten Beſtürmungen ſeiner Schweſter eine beſtimmte Erklärung abnöthigten, machte er aus, daß der Herzog von Alba mit der Armee vorangehen ſollte, um die Wege von Rebellen zu reinigen, und ſeiner eigenen königlichen Ankunft mehr Glanz zu geben. Noch durfte er es nicht wagen, den Herzog als ſeinen eigentlichen Stellvertreter anzukündigen, weil nicht zu hoffen war, daß der niederländiſche Adel eine Mäßigung, die er dem Souverain nicht verſagen konnte, auch auf einen ſeiner Diener würde ausgedehnt haben, den die ganze Nation als einen Barbaren kannte, und als einen Fremdling und Feind ihrer Verfaſſung verabſcheute. Und in der That hielt der allgemeine und noch lange nach Alba's wirklichem Eintritt fortwährende Glaube, daß der König ſelbſt ihm bald nachkommen würde, den Ausbruch von Gewaltthätigkeiten zurück, die der Herzog bei der grauſamen Eröffnung ſeiner Statthalterſchaft gewiß würde zu erfahren gehabt haben.[1]

Die ſpaniſche Geiſtlichkeit und die Inquiſition beſonders ſteuerte dem Könige zu dieſer niederländiſchen Expedition reichlich, wie zu einem heiligen Kriege, bei. Durch ganz Spanien wurde mit allem Eifer geworben. Seine Vicekönige und Statthalter von Sardinien, Sicilien, Neapel und Mailand erhielten Befehl, den Kern ihrer italieniſchen und ſpaniſchen Truppen aus den Beſatzungen zuſammenzuziehen und nach dem gemeinſchaftlichen Verſammlungsplatze im genueſiſchen Gebiete abzuſenden, wo der Herzog von Alba ſie übernehmen und gegen ſpaniſche Rekruten, die er mitbrächte, einwechſeln würde. Der Regentin wurde zu gleicher Zeit anbefohlen, noch einige deutſche Regimenter Fußvolk unter den Befehlen der Grafen **von Eberſtein**, Schaumburg und **Lodrona** in Luxemburg, wie auch einige Geſchwader leichter Reiter in der Grafſchaft Burgund bereit zu halten, damit ſich der ſpaniſche Feldherr ſogleich bei ſeinem Eintritte in die Provinzen damit verſtärken könnte.

---

[1] Strada 193. 200. Meteren 103.

Dem Grafen Barlaimont wurde aufgetragen, die eintretende Armee mit Proviant zu verſorgen, und der Statthalterin eine Summe von zweimalhunderttauſend Goldgulden ausgezahlt, um dieſe neuen Unkoſten ſowohl, als den Aufwand für ihre eigene Armee davon zu beſtreiten.[1]

Als ſich unterdeſſen der franzöſiſche Hof, unter dem Vorwande einer von den Hugenotten zu fürchtenden Gefahr, den Durchzug der ganzen ſpaniſchen Armee verbeten hatte, wandte ſich Philipp an die Herzoge von Savoyen und Lothringen, die in zu großer Abhängigkeit von ihm ſtanden, um ihm dieſes Geſuch abzuſchlagen. Erſterer machte bloß die Bedingung, zweitauſend Fußgänger und eine Schwadron Reiter auf des Königs Unkoſten halten zu dürfen, um das Land vor dem Ungemach zu ſchützen, dem es während des Durchzugs der ſpaniſchen Armee ausgeſetzt ſeyn möchte. Zugleich übernahm er es, die Armee mit dem nöthigen Proviant zu verſorgen.[2]

Das Gerücht von dieſem Durchmarſche brachte die Hugenotten, die Genfer, die Schweizer und Graubündner in Bewegung. Der Prinz von Condé und der Admiral von Coligny lagen Karl dem Neunten an, einen ſo glücklichen Zeitpunkt nicht zu verabſäumen, wo es in ſeiner Gewalt ſtünde, dem Erbfeinde Frankreichs eine tödtliche Wunde zu verſetzen. Mit Hülfe der Schweizer, der Genfer und ſeiner eigenen proteſtantiſchen

---

[1] Meteren 104. Burgund. 112. Strada 106.

[2] Strada 198. 199.

Unterthanen würde es ihm etwas Leichtes ſeyn, die Auswahl der ſpaniſchen Truppen in den engen Päſſen des Alpengebirges aufzureiben, wobei ſie ihn mit einer Armee von fünfzigtauſend Hugenotten zu unterſtützen verſprachen. Dieſes Anerbieten aber, deſſen gefährliche Abſicht nicht zu verkennen war, wurde von **Karl dem Neunten** unter einem anſtändigen Vorwande abgelehnt, und er ſelbſt nahm es über ſich, für die Sicherheit ſeines Reichs bei dieſem Durchmarſche zu ſorgen. Er ſtellte auch eilfertig Truppen auf, die franzöſiſchen Grenzen zu decken; daſſelbe thaten auch die Republiken Genf, Bern, Zürich und Graubündten, alle bereit, den fürchterlichen Feind ihrer Religion und Freiheit mit der herzhafteſten Gegenwehr zu empfangen.[1]

Am 5. Mai **1567** ging der Herzog mit dreißig Galeeren, die **Andreas Doria** und Herzog **Cosmus** von Florenz dazu hergeſchafft hatten, zu Karthagena unter Segel, und landete innerhalb acht Tagen in Genua, wo er die für ihn beſtimmten vier Regimenter in Empfang nahm. Aber ein dreitägiges Fieber, wovon er gleich nach ſeiner Ankunft ergriffen wurde, nöthigte ihn, einige Tage unthätig in der Lombardei zu liegen; eine Verzögerung, welche von den benachbarten Mächten zu ihrer Vertheidigung benutzt wurde. Sobald er ſich wieder hergeſtellt ſah, hielt er bei der Stadt Aſti in Montferrat eine Heerſchau über alle ſeine Truppen, die tapferer als zahlreich waren, und nicht viel über zehntauſend Mann, Reiterei und Fußvolk, betrugen. Er wollte ſich auf einem ſo langen und gefährlichen Zuge nicht mit unnützem Troß beſchweren, der nur ſeinen Marſch verzögerte, und die Schwierigkeiten des Unterhalts vermehrte; dieſe zehntauſend Veteranen ſollten gleichſam nur der feſte Kern einer größeren Armee ſeyn, die er nach Maßgabe der Umſtände und der Zeit in den Niederlanden ſelbſt leicht würde zuſammenziehen können.

---

[1] Strada 196, Burgund 497.

Aber ſo klein dieſes Heer war, ſo auserleſen war es. Es beſtand aus den Ueberreſten jener ſiegreichen Legionen, an deren Spitze Karl der Fünfte Europa zittern gemacht hatte; mordluſtige, undurchbrechliche Schaaren, in denen der alte macedoniſche Phalanx wieder auferſtanden, raſch und gelenkig durch eine lang geübte Kunſt, gegen alle Elemente gehärtet, auf das Glück ihres Führers ſtolz, und keck durch eine lange Erfahrung von Siegen, fürchterlich durch Ungebundenheit, fürchterlicher noch durch Ordnung, mit allen Begierden des wärmeren Himmels auf ein mildes, geſegnetes Land losgelaſſen, und unerbittlich gegen einen Feind, den die Kirche verfluchte. Dieſer fanatiſchen Mordbegier, dieſem Ruhmdurſte und angeflammten Muthe kam eine rohe Sinnlichkeit zu Hülfe, das ſtärkſte und zuverläſſigſte Band, an welchem der ſpaniſche Heerführer dieſe rohen Banden führte. Mit abſichtlicher Indulgenz ließ er Schwelgerei und Wolluſt unter dem Heere einreißen. Unter ſeinem ſtillſchweigenden Schutze zogen italieniſche Freudenmädchen hinter den Fahnen her; ſelbſt auf dem Zuge über den Appennin, wo die Koſtbarkeit des Lebens-Unterhalts ihn nöthigte, ſeine Armee auf die möglich kleinſte Zahl einzuſchränken, wollte er lieber einige Regimenter weniger haben, als dieſe Werkzeuge der Wolluſt dahinten laſſen.[1] Aber ſo ſehr er von der einen Seite die Sitten ſeiner Soldaten aufzulöſen befliſſen war, ſo ſehr preßte er ſie von der andern durch eine übertriebene Mannszucht wieder zuſammen, wovon nur der Sieg eine Ausnahme machte und die Schlacht eine Erleichterung war. Hierin brachte er den Ausſpruch des athenienſiſchen Feldherrn, Iphikrates, in Ausübung, der dem wollüſtigen, gierigen Soldaten den Vorzug der Tapferkeit zugeſtand. Je ſchmerzhafter die Begierden unter dem langen Zwange zuſammengehalten worden, deſto wüthender mußten ſie durch die einzige Pforte brechen, die ihnen offen gelaſſen ward.

Das ganze Fußvolk, ohngefähr neuntauſend Köpfe ſtark und größtentheils Spanier, vertheilte der Herzog in vier Brigaden, denen er vier Spanier als Befehlshaber vorſetzte. **Alphons von Ulloa** führte die neapolitaniſche Brigade, die unter neun Fahnen dreitauſend zweihundert dreißig Mann ausmachte; Sancho von Lodogno die mailändiſche, zweitauſend zweihundert Mann unter zehn Fahnen; die ſicilianiſche Brigade zu eben ſo viel Fahnen und eintauſend ſechshundert Mann kommandirte Julian Romero, ein erfahrener Kriegsmann, der ſchon ehedem auf niederländiſchem Boden gefochten,[1] und Gonſalo von Braccamonte die ſardiniſche, die durch drei Fahnen neu mitgebrachter Rekruten mit der vorigen gleichzählig gemacht wurde. Jeder Fahne wurden noch außerdem fünfzehn ſpaniſche Musquetiers zugegeben. Die Reiterei, nicht über zwölfhundert Pferde ſtark, beſtand aus drei italieniſchen, zwei albaniſchen und ſieben ſpaniſchen leichten und ſchwergeharniſchten Geſchwadern, worüber die beiden Söhne des Herzogs, Ferdinand und Friedrich von Toledo, den Oberbefehl führten. Feldmarſchall war Chiappin Vitelli, Marquis von Cetona, ein berühmter Offizier, mit welchem Cosmus von Florenz den König von Spanien beſchenkt hatte, und Gabriel Serbellon General des Geſchützes. Von dem Herzoge von Savoyen wurde ihm ein erfahrener Kriegsbaumeiſter, Franz Paciotto, aus Urbino, überlaſſen, der ihm in den Niederlanden bei Erbauung neuer Feſtungen nützlich werden ſollte. Seinen Fahnen folgte noch eine große Anzahl Freiwilliger, und die Auswahl des ſpaniſchen Adels, wovon der größte Theil unter Karl dem Fünften in Deutſchland, Italien und vor Tunis geſochten; Chriſtoph Mondragone, einer der zehn ſpaniſchen Helden, die ohnweit Mühlberg, den Degen zwiſchen den Zähnen, über die Elbe geſchwommen, und unter feindlichem Kugelregen von dem entgegengeſetzten Ufer die Kähne herübergezogen, aus denen der Kaiſer nachher eine Schiffbrücke ſchlug; Sancho von Avila, den Alba ſelbſt zum Soldaten erzogen, Camillo von Monte, Franz Ferdugo, Karl Davila, Nikolaus Baſta und Graf Martinengo — alle von edlem Feuer begeiſtert, unter einem ſo trefflichen Führer ihre kriegeriſche Laufbahn zu eröffnen, oder einen bereits erfochtenen Ruhm durch dieſen glorreichen Feldzug zu krönen.[1]

---

[1] Der bacchantiſche Aufzug dieſes Heeres kontraſtirte ſeltſam genug mit dem finſtern Ernſte und der vorgeſchützten Heiligkeit ſeines Zwecks. Die Anzahl dieſer öffentlichen Dirnen war ſo übermäßig groß, daß ſie nothgedrungen ſelbſt darauf verfielen, eine eigene Diſciplin unter ſich einzuführen. Sie ſtellten ſich unter beſondere Fahnen, zogen in Reihen und Gliedern in wunderbarer ſoldatiſcher Ordnung hinter jedem Bataillon daher, und ſonderten ſich mit ſtrenger Etikette nach Rang und Gehalt, in Befehlshabersh***, Hauptmannsh***, reiche und arme Soldatenh***, wie einem das Loos gefallen war und ihre Anſprüche ſtiegen oder fielen. Meteren 104.

---

[1] Derſelbe, unter deſſen Befehlen eines von den ſpaniſchen Regimentern geſtanden, worüber ſieben Jahre vorher von den Generalſtaaten ſo viel Streit erhoben worden.

Nach geſchehener Muſterung rückte die Armee, in drei Haufen vertheilt, über den Berg Cenis, deſſelben Wegs, den achtzehn Jahrhunderte vorher Hannibal ſoll gegangen ſeyn. Der Herzog ſelbſt führte den Vortrab, Ferdinand von Toledo, dem er den Oberſten Codogno an die Seite gab, das Mittel, und den Nachtrab der Marquis von Cetona. Voran ſchickte er den Proviantmeiſter Franz von Ibarra, nebſt dem General Serbellon, der Armee Bahn zu machen und den Mundvorrath in den Standquartieren bereit zu halten. Wo der Vortrab des Morgens aufbrach, rückte Abends das Mittel ein, welches am folgenden Tage dem Nachtrabe wieder Platz machte. So durchwanderte das Kriegsheer in mäßigen Tagereiſen die ſavoyiſchen Alpen, und mit dem vierzehnten Marſche war dieſer gefährliche

---

[1] Strada 200. 201. Burgund. 393. Meteren 104.

Durchgang vollendet. Eine beobachtende franzöſiſche Armee begleitete es ſeitwärts längs der Grenze von Dauphiné und dem Laufe der Rhone, und zur Rechten die alliirte Armee der Genfer, an denen es in einer Nähe von ſieben Meilen vorbeikam; beide Heere ganz unthätig und nur darauf bedacht, ihre Grenze zu decken. Wie es auf den ſteilen abſchüſſigen Felſen bergauf und bergunter klimmte, über die reißende Iſer ſetzte, oder ſich Mann für Mann durch enge Felſenbrüche wand, hätte eine Handvoll Menſchen hingereicht, ſeinen ganzen Marſch aufzuhalten und es rückwärts in's Gebirge zu treiben. Hier aber war es ohne Rettung verloren, weil auf jeglichem Lagerplatze immer nur auf einen einzigen Tag, und für ein einziges Drittheil Proviant beſtellt war. Aber eine unnatürliche Ehrfurcht und Furcht vor dem ſpaniſchen Namen ſchien die Augen der Feinde gebunden zu haben, daß ſie ihren Vortheil nicht wahrnahmen, oder es wenigſtens nicht wagten, ihn zu benutzen. Um ſie ja nicht daran zu erinnern, eilte der ſpaniſche Feldherr, ſich mit möglichſter Stille durch dieſen gefährlichen Paß zu ſtehlen, überzeugt, daß es um ihn geſchehen ſeyn würde, ſobald er beleidigte; während des ganzen Marſches wurde die ſtrengſte Mannszucht beobachtet, nicht eine einzige Bauernhütte, nicht ein einziger Acker litt Gewalt;[1] und nie iſt vielleicht ſeit Menſchengedenken

[1] Einmal nur wagten es drei Reiter, am Eingange von Lothringen, einige Hämmel aus einer Heerde wegzutreiben, wovon der Herzog nicht ſobald Nachricht bekam, als er dem Eigenthümer das Geraubte wieder zurückſchickte, und die

eine ſo zahlreiche Armee einen ſo weiten Weg in ſo trefflicher Ordnung geführt werden. Ein ſchrecklicher Glücksſtern leitete dieſes zum Mord geſandte Heer wohlbehalten durch alle Gefahren, und ſchwer dürfte es zu beſtimmen ſeyn, ob die Klugheit ſeines Führers, oder die Verblendung ſeiner Feinde mehr unſere Verwunderung verdienen.[1]

In der Franche Comté ſtießen vier neugeworbene Geſchwader burgundiſcher Reiter zu der Hauptarmee, und drei deutſche Regimenter Fußvolk in Luxemburg, welche die Grafen von Eberſtein, Schaumburg und Lodrona dem Herzoge zuführten. Aus Thionville, wo er einige Tage raſtete, ließ er die Oberſtatthalterin durch Franz von Ibarra begrüßen, dem zugleich aufgetragen war, wegen Einquartierung der Truppen Abrede mit ihr zu nehmen. Von ihrer Seite erſchienen Noirkarmes und Barlaimont im ſpaniſchen Lager, dem Herzoge zu ſeiner Ankunft Glück zu wünſchen, und ihm die gewöhnlichen Ehrenbezeigungen zu erweiſen. Zugleich mußten ſie ihm die königliche Vollmacht abfordern, die er ihnen aber nur zum Theil vorzeigte. Ihnen folgten ganze Schaaren aus dem flämiſchen Adel, die nicht genug eilen zu können glaubten, die Gunſt des neuen Statthalters zu gewinnen, oder eine Rache, die gegen

---

Thäter zum Strange verurtheilte. Dieſes Urtheil wurde auf die Fürbitte des lothringiſchen Generals, der ihn an der Grenze zu begrüßen gekommen war, nur an Einem von den Dreien vollzogen, den das Loos auf der Trommel traf. Strada 202.

[1] Burgund. 496. 497. Strada l. c.

ſie im Anzuge war, durch eine zeitige Unterwerfung zu verſöhnen. Als unter dieſen auch der Graf von Egmont herannahte, zeigte ihn Herzog Alba den Umſtehenden. „Es kommt ein großer Ketzer,“ rief er laut genug, daß Egmont es hörte, der bei dieſen Worten betreten ſtille ſtand und die Farbe veränderte. Als aber der Herzog, ſeine Unbeſonnenheit zu verbeſſern, mit erheitertem Geſicht auf ihn zuging und ihn mit einer Umarmung freundlich begrüßte, ſchämte ſich der Flamänder ſeiner Furcht und ſpottete dieſes warnenden Winks durch eine leichtſinnige Deutung. Er beſiegelte dieſe neue Freundſchaft mit einem Geſchenk von zwei trefflichen Pferden, das mit herablaſſender Grandezza empfangen ward.[1]

Auf die Verſicherung der Regentin, daß die Provinzen einer vollkommenen Ruhe genöſſen, und von keiner Seite Widerſetzung zu fürchten ſey, ließ der Herzog einige deutſche Regimenter, die bis jetzt Wartgeld gezogen, auseinander gehen. Dreitauſend ſechshundert Mann wurden unter Lodrona's Befehlen in Antwerpen einquartirt, woraus die walloniſche Garniſon, der man nicht recht traute, ſogleich abziehen mußte; eine verhältnißmäßig ſtarke Beſatzung warf man in Gent und in andere wichtige Plätze. Alba ſelbſt rückte mit der mailändiſchen Brigade nach Brüſſel vor, wohin ihn ein glänzendes Gefolge vom erſten Adel des Landes begleitete.[2]

---

[1] Meteren 103. Meurs. 37. Strada [illegible]. Watson. Tom. II. p. 9.

[2] Strada 203.

Hier, wie in allen übrigen Städten der Niederlande, waren ihm Angſt und Schrecken vorangeeilt, und wer ſich nur irgend einer Schuld bewußt war, oder wer ſich auch keiner bewußt war, ſah dieſem Einzuge mit einer Bangigkeit wie dem Anbruche eines Gerichtstags entgegen. Wer nur irgend von Familie, Gütern und Vaterland ſich losreißen konnte, floh oder war geflohen. Die Annäherung der ſpaniſchen Armee hatte die Provinzen, nach der Oberſtatthalterin eigenem Bericht, ſchon um hunderttauſend Bürger entvölkert, und dieſe allgemeine Flucht dauerte noch unausgeſetzt fort.[1] Aber die Ankunft des ſpaniſchen Generals konnte den Niederländern nicht verhaßter ſeyn, als ſie der Regentin kränkend und niederſchlagend war. Endlich, nach vielen ſorgenvollen Jahren, hatte ſie angefangen, die Süßigkeiten der Ruhe und einer unbeſtrittenen Herrſchaft zu koſten, die das erſehnte Ziel ihrer achtjährigen Verwaltung geweſen und bisher immer ein eitler Wunſch geblieben war. Dieſe Frucht ihres ängſtlichen Fleißes, ihrer Sorgen und Nachtwachen ſollte ihr jetzt durch einen Fremdling entriſſen werden, der, auf einmal in den Beſitz aller Vortheile geſetzt, die ſie den Umſtänden nur mit langſamer Kunſt abgewinnen konnte, den Preis der Schnelligkeit leicht über ſie davontragen, und mit raſchern Erfolgen über ihr gründliches, aber weniger ſchimmerndes Verdienſt triumphiren würde. Seit dem Abzuge des Miniſters Granvella hatte ſie den ganzen Reiz der Unabhängigkeit gekoſtet, und die ſchmeichleriſche Huldigung des Adels, der ihr den Schein der Herrſchaft deſto mehr zu genießen gab, je mehr er ihr von dem Weſen derſelben entzog, hatte ihre Eitelkeit allmählich zu einem ſolchen Grade verwöhnt, daß ſie endlich auch ihren redlichſten Diener, den Staatsrath Viglius, der nichts als Wahrheit für ſie hatte, durch Kälte von ſich entfremdete. Jetzt ſollte ihr auf einmal ein Aufſeher ihrer Handlungen, ein Theilhaber ihrer Gewalt an die Seite geſetzt, wo nicht gar ein Herr aufgedrungen werden, von deſſen ſtolzem, ſtörrigem und gebieteriſchem Geiſte, den keine Hofſprache milderte, ihrer Eigenliebe die tödtlichſten Kränkungen bevorſtanden. Vergebens hatte ſie, um ſeine Ankunft zu hintertreiben, alle Gründe der Staatskunſt aufgeboten, dem Könige vorſtellen laſſen und vorgeſtellt, daß der gänzliche Ruin des niederländiſchen Handels die unausbleibliche Folge dieſer ſpaniſchen Einquartierung ſeyn würde; vergebens hatte ſie ſich auf den bereits wiederhergeſtellten Frieden des Landes und auf ihre eigenen Verdienſte um dieſen Frieden berufen, die ſie zu einem beſſeren Danke berechtigten, als die Früchte ihrer Bemühungen einem fremden Ankömmlinge abzutreten, und alles von ihr geſtiftete Gute durch ein entgegengeſetztes Verfahren wieder vernichtet zu ſehen. Selbſt nachdem der Herzog ſchon den Berg Cenis herüber war, hatte ſie noch einen Verſuch gemacht, ihn wenigſtens zu einer Verminderung ſeines Heers zu bewegen, aber auch dieſen fruchtlos, wie alle vorigen, weil ſich der Herzog auf ſeinen Auftrag ſtützte. Mit dem empfindlichſten Verdruſſe ſah ſie jetzt ſeiner Annäherung entgegen, und Thränen gekränkter

---

[1] Strada l. l. c.

Eigenliebe miſchten ſich unter die, welche ſie dem Vaterlande weinte.[1]

Der 22. Auguſt 1567 war der Tag, an welchem der Herzog Alba an den Thoren von Brüſſel erſchien. Sein Heer wurde ſogleich in den Vorſtädten in Beſazzung gelegt, und er ſelbſt ließ ſein erſtes Geſchäft ſeyn, gegen die Schweſter ſeines Königs die Pflicht der Ehrerbietung zu beobachten. Sie empfing ihn als eine Kranke, entweder weil die erlittene Kränkung ſie wirklich ſo ſehr angegriffen hatte, oder wahrſcheinlicher, weil ſie dieſes Mittel erwählte, ſeinem Hochmuthe weh zu thun, und ſeinen Triumph in etwas zu ſchmälern. Er übergab ihr Briefe vom Könige, die er aus Spanien für ſie mitgebracht, und legte ihr eine Abſchrift ſeiner eigenen Beſtallung vor, worin ihm der Oberbefehl über die ganze niederländiſche Kriegsmacht übergeben war, der Regentin alſo, wie es ſchien, die Verwaltung der bürgerlichen Dinge, nach wie vor, anheimgeſtellt blieb. Sobald er ſich aber mit ihr allein ſah, brachte er eine neue Commiſſion zum Vorſchein, die von der vorhergehenden ganz verſchieden lautete. Zufolge dieſer neuen Commiſſion war ihm Macht verliehen, nach eigenem Gutdünken Krieg zu führen, Feſtungen zu bauen, die Statthalter der Provinzen, die Befehlshaber der Städte und die übrigen königlichen Beamten nach Gefallen zu ernennen und abzuſetzen, über die vergangenen Unruhen Nachforſchung zu thun, ihre Urheber zu beſtrafen und die Treugebliebenen zu belohnen. Eine Vollmacht von dieſem Umfange, die ihn beinahe einem Souverain gleich machte, und diejenige weit übertraf, womit ſie ſelbſt verſehen werden war, beſtürzte die Regentin auf's Aeuſſerſte, und es ward ihr ſchwer, ihre Empfindlichkeit zu verbergen. Sie fragte den Herzog, ob er nicht vielleicht noch eine dritte Commiſſion oder beſondere Befehle im Rückhalte hätte, die noch weiter gingen und beſtimmter abgefaßt wären? welches er nicht undeutlich bejahte, aber dabei zu erkennen gab, daß es für heute zu weitläufig ſeyn dürfte, und nach Zeit und Gelegenheit beſſer würde geſchehen können. Gleich in den erſten Tagen ſeiner Ankunft ließ er den Rathsverſammlungen und Ständen eine Copie jener erſten Inſtruktion vorlegen, und beförderte ſie zum Druck, um ſie ſchneller in Jedermanns Hände zu bringen. Weil die Statthalterin den Pallaſt inne hatte, bezog er einſtweilen das Kuilemburgiſche Haus, daſſelbe, worin die Geuſenverbrüderung ihren Namen empfangen hatte, und vor welchem jetzt durch einen wunderbaren Wechſel der Dinge die ſpaniſche Tyrannei ihre Zeichen aufpflanzte.[*]

---

[1] Meteren 104. Burgund. 470. Strada 200. Vigl. ad Hopper. IV. V. XXX. Brief.

Eine todte Stille herrſchte jetzt in Brüſſel, die nur zuweilen das ungewohnte Geräuſch der Waffen unterbrach. Der Herzog war wenige Stunden in der Stadt, als ſich ſeine Begleiter, gleich losgelaſſenen Spürhunden, nach allen Gegenden zerſtreuten. Ueberall fremde Geſichter, menſchenleere Straßen, alle Häuſer verriegelt, alle Spiele eingeſtellt, alle öffentlichen Plätze verlaſſen, die ganze Reſidenz wie eine Landſchaft, welche die Peſt hinter ſich liegen ließ. Ohne, wie ſonſt, geſprächig beiſammen zu verweilen, eilten Bekannte an Bekannten vorüber; man förderte ſeine Schritte, ſobald ein Spanier in den Straßen erſchien. Jedes Geräuſch jagte Schrecken ein, als pochte ſchon ein Gerichtsdiener an der Pforte; der Adel hielt ſich bang erwartend in ſeinen Häuſern; man vermied, ſich öffentlich zu zeigen, um dem Gedächtniſſe des neuen Statthalters nicht zu Hülfe zu kommen. Beide Nationen ſchienen ihren Charakter umgetauſcht zu haben, der Spanier war jetzt der Redſelige und der Brabanter der Stumme; Mißtrauen und Furcht hatten den Geiſt des Muthwillens und der Fröhlichkeit verſcheucht, eine gezwungene Gravität ſogar das Mienenſpiel gebunden. Jede nächſte Minute fürchtete man den niederfallenden Streich. Seitdem die Stadt den ſpaniſchen Heerführer in ihren Mauern hatte, erging es ihr wie einem, der einen Giftbecher ausgeleert, und mit bebender Angſt jetzt und jetzt die tödtliche Wirkung erwartet.

---

[*] Strada 203. Meteren 105. Meurs. Guil. Auriac. L. IV. 38.

Dieſe allgemeine Spannung der Gemüther hieß den Herzog zur Vollſtreckung ſeiner Anſchläge eilen, ehe man ihnen durch eine zeitige Flucht zuvorkäme. Sein Erſtes mußte ſeyn, ſich der verdächtigſten Großen zu verſichern, um der Faktion für ein und allemal ihre Häupter, und dem Volke, deſſen Freiheit unterdrückt werden ſollte, ſeine Stützen zu entreißen. Durch eine verſtellte Freundlichkeit war es ihm gelungen, ihre erſte Furcht einzuſchläfern, und den Grafen von Egmont beſonders in ſeine ganze vorige Sicherheit zurückzuwerfen, wobei er ſich auf eine geſchickte Art ſeiner Söhne, Ferdinand und Friedrich Toledo, bediente, deren Geſelligkeit und Jugend ſich leichter mit dem flämiſchen Charakter vermiſchten. Durch dieſes kluge Betragen erlangte er, daß auch der Graf von Hoorn, der es bis jetzt für rathſamer gehalten, den erſten Begrüßungen von weitem zuzuſehen, von dem guten Glücke ſeines Freundes verführt, nach Brüſſel gelockt wurde. Einige aus dem Adel, an deren Spitze Graf Egmont ſich befand, fingen ſogar an, zu ihrer vorigen luſtigen Lebensart zurückzukehren, doch nur mit halbem Herzen und ohne viele Nachahmer zu finden. Das Kuilemburgiſche Haus war unaufhörlich von einer zahlreichen Welt belagert, die ſich dort um die Perſon des neuen Statthalters herumdrängte, und auf einem Geſichte, das Furcht und Unruhe ſpannten, eine geborgte Munterkeit ſchimmern ließ; Egmont beſonders gab ſich das Anſehn, mit leichtem Muthe in dieſem aus- und einzugehen, bewirthete die Söhne des Herzogs und ließ ſich wieder von ihnen bewirthen. Mittlerweile überlegte der Herzog, daß eine ſo ſchöne Gelegenheit zu Vollſtreckung ſeines Anſchlags nicht zum zweiten Male wiederkommen dürfte und eine einzige Unvorſichtigkeit genug ſey, dieſe Sicherheit zu zerſtören, die ihm beide Schlachtopfer von ſelbſt in die Hände lieferte; doch ſollte auch noch Hoogſtraten, als der dritte Mann, in derſelben Schlinge gefangen werden, den er deßwegen, unter einem ſcheinbaren Vorwande von Geſchäften, nach der Hauptſtadt rief. In der nämlichen Zeit, wo er ſelbſt ſich in Brüſſel der drei Grafen verſichern wollte, ſollte der Oberſt von Lodrona in Antwerpen den Bürgermeiſter **Strahlen**, einen genauen Freund des **Prinzen von Oranien**, und der im Verdachte war, die Calviniſten begünſtigt zu haben; ein anderer den geheimen Sekretär und Edelmann des Grafen von **Egmont**, **Johann Caſembrot von Beckerzeel**, zugleich mit einigen Schreibern des Grafen von **Hoorn**, in Verhaft nehmen und ſich ihrer Papiere bemächtigen.

Als der Tag erſchienen, der zur Ausführung dieſes Anſchlags beſtimmt war, ließ er alle Staatsräthe und Ritter, als ob er ſich über die Staatsangelegenheiten mit ihnen beſprechen müßte, zu ſich entbieten, bei welcher Gelegenheit von Seiten der Niederländer der Herzog von **Arſchot**, die Grafen von **Mannsfeld**, der von **Barlaimont**, von **Aremberg**, und von ſpaniſcher Seite, außer den Söhnen des Herzogs, **Vitelli**, **Serbellon** und **Ibarra** zugegen waren. Dem jungen Grafen von **Mannsfeld**, der gleichfalls bei dieſer Verſammlung erſchien, winkte ſein Vater, daß er ſich eiligſt wieder unſichtbar machte, und durch eine ſchnelle Flucht dem Verderben entging, das über ihn, als einen ehemaligen Theilhaber des Geuſenbundes, verhängt war. Der Herzog ſuchte die Berathſchlagung mit Fleiß in die Länge zu ziehen, um die Couriere aus Antwerpen zuvor abzuwarten, die ihm von der Verhaftnehmung der Uebrigen Nachricht bringen ſollten. Um dieſes mit deſto weniger Verdacht zu thun, mußte der Kriegsbaumeiſter **Paciotto** bei der Berathſchlagung mit zugegen ſeyn, und ihm die Riſſe zu einigen Feſtungen vorlegen. Endlich ward ihm hinterbracht, daß **Lodrona's**

Anſchlag glücklich von Statten gegangen ſey, worauf er die Unterredung mit guter Art abbrach, und die Staatsräthe von ſich ließ. Und nun wollte ſich Graf Egmont nach den Zimmern Don Ferdinands begeben, um ein angefangenes Spiel mit ihm fortzuſetzen, als ihm der Hauptmann von der Leibwache des Herzogs, Sancho von Avila, in den Weg trat und im Namen des Königs den Degen abforderte. Zugleich ſah er ſich von einer Schaar ſpaniſcher Soldaten umringt, die, der Abrede gemäß, plötzlich aus dem Hintergrunde hervortraten. Dieſer höchſt unerwartete Streich griff ihn ſo heftig an, daß er auf einige Augenblicke Sprache und Beſinnung verlor; doch faßte er ſich bald wieder und nahm ſeinen Degen mit gelaſſenem Anſtande von der Seite. »Dieſer Stahl,« ſagte er, indem er ihn in des Spaniers Hände gab, »hat die Sache des »Königs ſchon einigemal nicht ohne Glück vertheidigt.« Zur nämlichen Zeit bemächtigte ſich ein anderer ſpaniſcher Offizier des Grafen von Hoorn, der ohne alle Ahnung der Gefahr ſo eben nach Hauſe kehren wollte. Hoorn's erſte Frage war nach Graf Egmont. Als man ihm antwortete, daß ſeinem Freunde in eben dem Augenblicke daſſelbe begegne, ergab er ſich ohne Widerſtand. »Von ihm hab' ich mich leiten laſſen!« rief er aus, »es iſt billig, daß ich Ein Schickſal mit ihm theile.« Beide Grafen wurden in verſchiedenen Zimmern in Verwahrung gebracht. Indem dieſes innen vorging, war die ganze Garniſon ausgerückt und ſtand vor dem Kuilemburgiſchen Hauſe unter dem Gewehre. Niemand wußte, was drinnen vergegangen war; ein geheimnißvoller

Schrecken durchlief ganz Brüſſel, bis endlich das Gerücht dieſe unglückliche Begebenheit verbreitete. Sie ergriff alle Einwohner, als ob ſie Jedem unter ihnen ſelbſt widerfahren wäre; bei Vielen überwog der Unwille über **Egmonts** Verblendung das Mitleid mit ſeinem Schickſale; Alle frohlockten, daß **Oranien** entronnen ſey. Auch ſoll die erſte Frage des Cardinals **Granvella**, als man ihm in Rom dieſe Botſchaft brachte, geweſen ſeyn, ob man den Schweigenden auch habe? Da man ihm dieſes verneinte, ſchüttelte er den Kopf: „Man hat alſo gar nichts,“ ſagte er, „weil man den Schweigenden entwiſchen ließ.“ Beſſer meinte es das Schickſal mit dem Grafen von **Hoogſtraten**, den das Gerücht dieſes Vorfalls unterwegs nach Brüſſel noch erreichte, weil er Krankheits halber war genöthigt worden, langſamer zu reiſen. Er kehrte eilends um und entrann glücklich dem Verderben.[1]

Gleich nach ſeiner Gefangennehmung wurde dem Grafen von **Egmont** ein Handſchreiben an den Befehlshaber der Citadelle von Gent abgedrungen, worin er dieſem anbefehlen mußte, dem ſpaniſchen Oberſten **Alphons von Ulloa** die Feſtung zu übergeben. Beide Grafen wurden alsdann, nachdem ſie einige Wochen lang in Brüſſel, jeder an einem beſonderen Orte, gefangen geſeſſen, unter einer Bedeckung von dreitauſend ſpaniſchen Soldaten nach Gent abgeführt, wo ſie weit in das folgende Jahr hinein in Verwahrung blieben.

---

[1] Meteren 108. Strada 204. 205. Meurs. Guil. Auriac. 39. Allgem. G. d. v. N. III. Bd. 118.

Zugleich hatte man ſich aller ihrer Briefſchaften bemächtigt. Viele aus dem erſten Adel, die ſich von der verſtellten Freundlichkeit des Herzogs von Alba hatten bethören laſſen, zu bleiben, erlitten das nämliche Schickſal; und an denjenigen, welche bereits vor des Herzogs Ankunft mit den Waffen in der Hand gefangen worden, wurde nunmehr ohne längeren Aufſchub das letzte Urtheil vollzogen. Auf das Gerücht von Egmonts Verhaftung ergriffen abermals gegen zwanzigtauſend Einwohner den Wanderſtab, außer den hunderttauſend, die ſich bereits in Sicherheit gebracht und die Ankunft des ſpaniſchen Feldherrn nicht hatten erwarten wollen. Niemand ſchätzte ſich mehr ſicher, nachdem ſogar auf ein ſo edles Leben ein Angriff geſchehen war;[1] aber

---

[1] Ein großer Theil dieſer Flüchtlinge half die Armee der Hugenotten verſtärken, die von dem Durchzuge der ſpaniſchen Armee durch Lothringen einen Vorwand genommen hatten, ihre Macht zuſammenzuziehen, und Karl den Neunten jetzt auf's Aeußerſte bedrängten. Aus dieſem Grunde glaubte der franzöſiſche Hof ein Recht zu haben, bei der Regentin der Niederlande auf Subſidien zu dringen. Die Hugenotten, führte er an, hätten den Marſch der ſpaniſchen Armee als eine Folge der Verabredung angeſehen, die zwiſchen beiden Höfen in Bayonne gegen ſie geſchloſſen worden ſey, und wären dadurch aus ihrem Schlummer geweckt worden. Von Rechtswegen komme es alſo dem ſpaniſchen Hofe zu, den franzöſiſchen Monarchen aus einer Bedrängniß ziehen zu helfen, in welche dieſer nur durch den Marſch der Spanier gerathen ſey. Alba ließ auch wirklich den Grafen von Aremberg mit einem anſehnlichen Heere zu der Armee der Königin Mutter in Frankreich ſtoßen, und erbot ſich ſogar, es in eigener Perſon zu

Viele fanden Urſache, es zu bereuen, daß ſie dieſen heilſamen Entſchluß ſo weit hinausgeſchoben hatten; denn mit jedem Tage wurde ihnen die Flucht ſchwerer gemacht, weil der Herzog alle Häfen ſperren ließ, und auf die Wanderung Todesſtrafe ſetzte. Jetzt pries man die Bettler glücklich, welche Vaterland und Güter im Stiche gelaſſen, um nichts als Athem und Freiheit zu retten.[1]

---

befeſtigen, welches Letztere man ſich aber verbat. Strada 206. Thuan. 341.

[1] Meurs. Guil. Auriac. 40. Thuan. 539. Meteren 109. Allgem. G. d. v. N. 113.

Alba's erſte Anordnungen und Abzug der Herzogin von Parma.

Alba's erſter Schritt, ſobald er ſich der verdächtigſten Großen verſichert hatte, war, die Inquiſition in ihr voriges Anſehn wieder einzuſetzen; die Schlüſſe der Trientiſchen Kirchenverſammlung wieder geltend zu machen, die Moderation aufzuheben, und die Plakate gegen die Ketzer auf ihre ganze vorige Strenge zurückzuführen.[1] Der Inquiſitionshof in Spanien hatte die geſammte niederländiſche Nation, Katholiken und Irrgläubige, Treugeſinnte und Rebellen ohne Unterſchied, dieſe, weil ſie ſich durch Thaten, jene, weil ſie ſich durch Unterlaſſen vergangen, einige Wenige ausgenommen, die man namentlich anzugeben ſich vorbehielt, der beleidigten Majeſtät im höchſten Grade ſchuldig erkannt, und dieſes Urtheil hatte der König durch eine öffentliche Sentenz beſtätigt. Er erklärte ſich zugleich aller ſeiner Verſprechungen quitt und aller Verträge entlaſſen, welche die Oberſtatthalterin in ſeinem Namen mit dem niederländiſchen Volke eingegangen; und Gnade war alle Gerechtigkeit, die es künftig von ihm zu erwarten hatte. Alle, die zu Vertreibung des Miniſters Granvella beigetragen, an der Bittſchrift des verbundenen Adels Antheil gehabt, oder auch nur Gutes davon geſprochen; Alle, die gegen die Trientiſchen Schlüſſe, gegen die Glaubensedikte, oder gegen die Einſetzung der Biſchöfe mit einer Supplik eingekommen; Alle, die das öffentliche Predigen zugelaſſen, oder nur ſchwach gehindert; Alle, die die Inſignien der Geuſen getragen, Geuſenlieder geſungen oder ſonſt auf irgend eine Weiſe ihre Freude darüber an den Tag gelegt; Alle, die einen unkatholiſchen Prediger beherbergt oder verheimlicht, calviniſchen Begräbniſſen beigewohnt, oder auch nur von ihren heimlichen Zuſammenkünften gewußt und ſie verſchwiegen; Alle, die von den Privilegien des Landes Einwendungen hergenommen; Alle endlich, die ſich geäußert, daß man Gott mehr gehorchen müſſe, als den Menſchen — Alle, ohne Unterſchied, ſeyen in die Strafe verfallen, die das Geſetz auf Majeſtätsverletzung und Hochverrath lege, und dieſe Strafe ſolle ohne Schonung oder Gnade, ohne Rückſicht auf Rang, Geſchlecht oder Alter, der Nachwelt zum Beiſpiele und zum Schrecken für alle künftigen Zeiten, nach der Vorſchrift, die man geben würde, an den Schuldigen vollzogen werden.[1] Nach dieſer Angabe war kein Reiner mehr in allen Provinzen, und der neue Statthalter hatte ein ſchreckliches Ausleſen unter der ganzen Nation. Alle Güter und alle Leben waren ſein, und wer eins von beiden, oder gar beides rettete, empfing es von ſeiner Großmuth und Menſchlichkeit zum Geſchenk.

---

[1] Meurs. Guil. Auriac. 38. Meteren. 105.

---

[1] Meteren 107.

Durch dieſen eben ſo fein ausgeſonnenen, als abſcheulichen Kunſtgriff wurde die Nation entwaffnet, und eine Vereinigung der Gemüther unmöglich gemacht. Weil es nämlich bloß von des Herzogs Willkühr abhing, an wem er das Urtheil vollſtrecken laſſen wollte, das über Alle, ohne Ausnahme, gefällt war, ſo hielt jeder Einzelne ſich ſtille, um, wo möglich, der Aufmerkſamkeit des Statthalters zu entwiſchen, und die Todeswahl ja nicht auf ſich zu lenken; ſo ſtand Jeder, mit dem es ihm gefiel, eine Ausnahme zu machen, gewiſſermaßen in ſeiner Schuld, und hatte ihm für ſeine Perſon eine Verbindlichkeit, die dem Werthe des Lebens und des Eigenthums gleichkam. Da dieſes Strafgericht aber bei weitem nur an der kleineren Hälfte der Nation vollſtreckt werden konnte, ſo hatte er ſich alſo natürlicherweiſe der größeren durch die ſtärkſten Bande der Furcht und der Dankbarkeit verſichert, und für Einen, den er zum Schlachtopfer ausſuchte, waren zehn Andere gewonnen, die er vorüberging. Auch blieb er unter Strömen Bluts, die er fließen ließ, im ruhigen Beſitze ſeiner Herrſchaft, ſo lange er dieſer Staatskunſt getreu blieb, und verſcherzte dieſen Vortheil nicht eher, als bis ihn Geldmangel zwang, der Nation eine Laſt aufzulegen, die Jeden, ohne Ausnahme, drückte.[1]

---

[1] Thuan. II. 540. A. G. d. v. N. III. 113.

Um aber nun dieſem blutigen Geſchäfte, das ſich täglich unter ſeinen Händen häufte, mehr gewachſen zu ſeyn, und aus Mangel der Werkzeuge ja kein Opfer zu verlieren; um auf der andern Seite ſein Verfahren von den Ständen unabhängig zu machen, mit deren Privilegien es ſo ſehr im Widerſpruche ſtand, und die ihm überhaupt viel zu menſchlich dachten, ſetzte er einen außerordentlichen Juſtizhof von zwölf Criminalrichtern nieder, der über die vergangenen Unruhen erkennen und nach dem Buchſtaben der gegebenen Vorſchrift Urtheil ſprechen ſollte. Schon die Einſetzung dieſes Gerichtshofs war eine Verletzung der Landesfreiheiten, welche ausdrücklich mit ſich brachten, daß kein Bürger außerhalb ſeiner Provinz gerichtet werden dürfte; aber er machte die Gewaltthätigkeit vollkommen, indem er, gegen die heiligſten Privilegien des Landes, auch den erklärteſten Feinden der niederländiſchen Freiheit, ſeinen Spaniern, Sitz und Stimme darin gab. Präſident dieſes Gerichtshofs war Er ſelbſt, und nach ihm ein gewiſſer Licentiat Vargas, ein Spanier von Geburt, den ſein eigenes Vaterland wie eine Peſtbeule ausgeſtoßen, wo er an einem ſeiner Mündel Nothzucht verübt hatte, ein ſchamloſer, verhärteter Böſewicht, in deſſen Gemüthe ſich Geiz, Wolluſt und Blutbegier um die Oberherrſchaft ſtritten, über deſſen Nichtswürdigkeit endlich die Geſchichtſchreiber beider Parteien mit einander einſtimmig ſind.[1] Die vornehmſten Beiſitzer waren der

---

[1] Dignum belgico carcinomate cultrum nennt ihn Meurs. Guil. Auriac. 38. Vigl. ad Hopper. XLV. LXVIII. LXXXI. Brief. Meteren 105.

Graf von Aremberg, Philipp von Noirkarmes und Karl von Barlaimont, die jedoch niemals darin erſchienen ſind; Hadrian Nikolai, Kanzler von Geldern; Jakob Mertens und Peter Aßet, Präſidenten von Artois und Flandern; Jakob Heſſelts und Johann de la Porte, Räthe von Gent; Ludwig del Rio, Doktor der Theologie, und ein geborner Spanier; Johann du Bois, Oberanwalt des Königs, und de la Torre, Schreiber des Gerichts. Auf Viglius Vorſtellungen wurde der geheime Rath mit einem Antheile an dieſem Gerichte verſchont; auch aus dem großen Rathe zu Mecheln wurde Niemand dazu gezogen. Die Stimmen der Mitglieder waren nur *rathgebend*, nicht *beſchließend*, welches Letztere ſich der Herzog allein vorbehielt. Für die Sitzungen war keine beſondere Zeit beſtimmt; die Räthe verſammelten ſich des Mittags, ſo oft es der Herzog für gut fand. Aber ſchon nach Ablauf des dritten Monats fing dieſer an, bei den Sitzungen ſeltener zu werden und ſeinem Lieblinge Vargas zuletzt ſeinen ganzen Platz abzutreten, den dieſer mit ſo abſcheulicher Würdigkeit beſetzte, daß in kurzer Zeit alle übrigen Mitglieder, der Schandthaten müde, wovon ſie Augenzeugen und Gehülfen ſeyn mußten, bis auf den ſpaniſchen Doktor del Rio und den Sekretär de la Torre, aus den Verſammlungen wegblieben.[1] Es empört die Empfindung, wenn man lieſt, wie das Leben der Edelſten und Beſten in die Hände ſpaniſcher Lotterbuben gegeben war, und wie nah es dabei war, daß ſie ſelbſt die Heiligthümer der Nation, ihre Privilegien und Patente, durchwühlt, Siegel erbrochen und die geheimſten Kontrakte zwiſchen dem Landesherrn und den Ständen profanirt und preisgegeben hätte u.[1]

---

[1] Wie man denn auch wirklich oft die Sentenzen gegen die angeſehenſten Männer, z. B. das Todesurtheil über den Bürgermeiſter *Strahlen* von Antwerpen, nur von

Von dem Rathe der Zwölfe, der, ſeiner Beſtimmung nach, der Rath der Unruhen genannt wurde, ſeines Verfahrens wegen aber unter dem Namen des Blutraths, den die aufgebrachte Nation ihm beilegte, allgemeiner bekannt iſt, fand keine Reviſion der Prozeſſe, keine Appellation ſtatt. Seine Urtheile waren unwiderruflich und durch keine andere Autorität gebunden. Kein Gericht des Landes durfte über Rechtsfälle erkennen, welche die letzte Empörung betrafen,

---

Vargas, del Rio und de la Torre unterzeichnet fand. **Meteren 105.**

[1] **Meteren 106.** Zu einem Beiſpiele, mit welchem fühlloſen Leichtſinne die wichtigſten Dinge, ſelbſt Entſcheidungen über Leben und Tod, in dieſem Blutrathe behandelt wurden, mag dienen, was von dem Rathe Heſſels erzählt wird. Er pflegte nämlich mehrentheils in der Verſammlung zu ſchlafen, und wenn die Reihe an ihn kam, ſeine Stimme zu einem Todesurtheile zu geben, noch ſchlaftrunken aufzuſchreien: **Ad Patibulum! Ad Patibulum!** So geläufig war dieſes Wort ſeiner Zunge geworden. Von dieſem Heſſels iſt noch merkwürdig, daß ihm ſeine Gattin, eine Nichte des Präſidenten Viglius, in den Ehepakten ausdrücklich vorgeſchrieben hatte, das traurige Amt eines königlichen Anwalts niederzulegen, das ihn der ganzen Nation verhaßt machte. **Vigl. ad Hopper. LXVII.** Brief. A. G. d. v. N. 114.

ſo daß beinahe alle andere Juſtizhöfe ruhten. Der große Rath zu Mecheln war ſo gut als nicht mehr; das Anſehn des Staatsraths fiel gänzlich, daß ſogar ſeine Sitzungen eingingen. Selten geſchah es, daß ſich der Herzog mit einigen Gliedern des letztern über Staatsgeſchäfte beſprach, und wenn es auch je zuweilen dazu kam, ſo war es in ſeinem Kabinette, in einer Privatunterredung, ohne eine rechtliche Form dabei zu beobachten. Kein Privilegium, kein noch ſo ſorgfältig beſiegelter Freibrief kam vor dem Rathe der Unruhen in Anſchlag.[1] Alle Urkunden und Kontrakte mußten ihm vorgelegt werden, und oft die gewaltthätigſte Auslegung und Aenderung leiden. Ließ der Herzog eine Sentenz ausfertigen, die von den Ständen Brabants Widerſpruch zu fürchten hatte, ſo galt ſie ohne das brabantiſche Siegel. In die heiligſten Rechte der Perſonen wurden Eingriffe gethan, und eine beiſpielloſe Despotie drang ſich ſogar in den Kreis des häuslichen Lebens. Weil die Unkatholiſchen und Rebellen bisher durch Heirathsverbindungen mit den erſten Familien des Landes ihren Anhang ſo ſehr zu verſtärken gewußt hatten, ſo gab der Herzog ein Mandat, das allen Niederländern, weß Standes und Würden ſie auch ſeyn möchten, bei Strafe an Leib und Gut unterſagte, ohne vorhergeſchehene Anfrage bei Ihm und ohne ſeine Bewilligung eine Heirath zu ſchließen.[1]

---

[1] In einem ſchlechten Latein richtete Vargas die niederländiſche Freiheit zu Grunde. Non curamus vestros privilegios, antwortete er Einem, der die Freiheiten der hohen Schule zu Löwen gegen ihn geltend machen wollte. A. G. d. v. N. 117.

Alle, die der Rath der Unruhen vorzuladen für gut fand, mußten vor dieſem Tribunale erſcheinen, die Geiſtlichkeit wie die Laien, die ehrwürdigſten Häupter der Senate, wie der Bilderſtürmer verworfenes Geſindel. Wer nicht erſchien, wie auch faſt Niemand that, war des Landes verwieſen, und alle ſeine Güter dem Fiskus heimgefallen; verloren aber war ohne Rettung, wer ſich ſtellte, oder den man ſonſt habhaft werden konnte. Zwanzig, Vierzig, oft Fünfzig, wurden aus Einer Stadt zugleich vorgefordert, und die Reichſten waren dem Donnerſtrahle immer die Nächſten. Geringere Bürger, die nichts beſaßen, was ihnen Vaterland und Herd hätte lieb machen können, wurden ohne vorhergegangene Citation überraſcht und verhaftet. Manche angeſehene Kaufleute, die über ein Vermögen von ſechzig- bis hunderttauſend Gulden zu gebieten gehabt hatten, ſah man hier wie gemeines Geſindel, mit auf den Rücken gebundenen Händen, an einem Pferdeſchweif zu der Richtſtätte ſchleifen, in Valenciennes zu Einer Zeit fünf und fünfzig Häupter abſchlagen. Alle Gefängniſſe, deren der Herzog gleich beim Antritt ſeiner Verwaltung eine große Menge hatte neu erbauen laſſen, waren von Delinquenten vollgepreßt; Hängen, Köpfen, Viertheilen, Verbrennen, waren die hergebrachten und ordentlichen Verrichtungen des Tages; weit ſeltener ſchon hörte man von Galeerenſtrafe und Verweiſung.

---

[1] Meteren 106. 107. Thuan. 540.

denn faſt keine Verſchuldung war, die man für Todesſtrafe zu leicht geachtet hätte. Unermeßliche Summen fielen dadurch in den Fiskus, die aber den Golddurſt des neuen Statthalters und ſeiner Gehülfen viel mehr reizten als löſchten. Sein raſender Entwurf ſchien zu ſeyn, die ganze Nation zum Bettler zu machen, und alle Reichthümer des Landes in des Königs und ſeiner Diener Hände zu ſpielen. Der jährliche Ertrag dieſer Confiskationen wurde den Einkünften eines Königreichs vom erſten Range gleich geſchätzt; man ſoll ſie dem Monarchen, nach einer ganz unglaublichen Angabe, auf zwanzig Millionen Thaler berechnet haben. Aber dieſes Verfahren war deſto unmenſchlicher, da es gerade die ruhigſten Unterthanen, und die rechtgläubigen Katholiken, denen man nicht einmal Leides thun wollte, oft am härteſten traf; denn mit Einziehung der Güter ſahen ſich alle Gläubiger getäuſcht, die darauf zu fordern gehabt hatten; alle Hoſpitäler und öffentliche Stiftungen, die davon unterhalten werden, gingen ein, und die Armuth, die ſonſt einen Nothpfennig davon gezogen, mußte dieſe einzige Nahrungsquelle für ſich vertrocknet ſehen. Welche es unternahmen, ihr gegründetes Recht an dieſe Güter vor dem Rathe der Zwölfe zu verfolgen (denn kein anderer Gerichtshof durfte ſich mit dieſen Unterſuchungen befaſſen), verzehrten ſich in langwierigen koſtbaren Rechtshändeln, und waren Bettler, ehe ſie das Ende davon erlebten.[1] Von einer ſolchen Umkehrung der Geſetze, ſolchen Gewaltthätigkeiten gegen das Eigenthum, einer ſolchen Verſchleuderung des Menſchenlebens kann die Geſchichte gebildeter Staaten ſchwerlich mehr als noch ein einziges Beiſpiel aufweiſen; aber **Cinna**, **Sulla** und **Marius** traten in das eroberte Rom als beleidigte Sieger, und übten wenigſtens ohne Hülle, was der niederländiſche Statthalter unter dem ehrwürdigen Schleier der Geſetze vollführte.

---

[1] Meteren 109.

Bis zum Ablauf dieſes 1567ſten Jahres hatte man noch an die perſönliche Ankunft des Königs geglaubt, und die Beſten aus dem Volke hatten ſich auf dieſe letzte Inſtanz vertröſtet. Noch immer lagen Schiffe, die er ausdrücklich zu dieſem Zwecke hatte ausrüſten laſſen, im Hafen vor Vließingen bereit, ihm auf den erſten Wink entgegenzuſegeln; und bloß allein, weil er in ihren Mauern reſidiren ſollte, hatte ſich die Stadt Brüſſel zu einer ſpaniſchen Beſatzung verſtanden. Aber auch dieſe Hoffnung erloſch allmählig ganz, da der König dieſe Reiſe von einem Vierteljahre auf's andere hinausſchob, und der neue Regent ſehr bald anfing, eine Vollmacht ſehen zu laſſen, die weniger einen Vorläufer der Majeſtät, als einen ſouverainen Miniſter ankündigte, der ſie ganz überflüſſig machte. Um die Noth der Provinzen vollkommen zu machen, mußte nun auch in der Perſon der Regentin ihr letzter guter Engel von ihnen ſcheiden.[1]

Schon ſeit der Zeit nämlich, wo ihr die ausgedehnte Vollmacht des Herzogs über das Ende ihrer Herrſchaft keinen Zweifel mehr übrig ließ, hatte Margaretha den

---

[1] Vigl. ad Hopper. XLV. Brief.

Entſchluß gefaßt, auch dem Namen derſelben zuentſagen. Einen lachenden Erben im Beſitze einer Hoheit zu ſehen, die ihr durch einen neunjährigen Genuß zum Bedürfniſſe geworden war, einem Andern die Herrlichkeit, den Ruhm, den Schimmer, die Anbetung, und alle Aufmerkſamkeiten, die das gewöhnliche Gefolge der höchſten Gewalt ſind, zuwandern zu ſehen, und verloren zu fühlen, was ſie beſeſſen zu haben nie vergeſſen konnte, war mehr, als eine Frauenſeele zu verſchmerzen im Stande iſt; aber Herzog Alba war vollends nicht dazu gemacht, durch einen ſchonenden Gebrauch ſeiner neuerlangten Hoheit ihr die Trennung davon weniger fühlbar zu machen. Die allgemeine Ordnung ſelbſt, die durch dieſe doppelte Herrſchaft in Gefahr gerieth, ſchien ihr dieſen Schritt aufzulegen. Viele Provinzſtatthalter weigerten ſich, ohne ein ausdrückliches Mandat vom Hofe, Befehle vom Herzoge anzunehmen und ihn als Mitregenten zu erkennen.

Der ſchnelle Umtauſch ihrer Pole hatte bei den Höflingen nicht ſo gelaſſen, ſo unmerklich abgehen können, daß die Herzogin die Veränderung nicht auf's Bitterſte empfand. Selbſt die Wenigen, die, wie z. B. der Staatsrath Viglius, ſtandhaft bei ihr aushielten, thaten es weniger aus Anhänglichkeit an ihre Perſon, als aus Verdruß, ſich Anfängern und Fremdlingen nachgeſetzt zu ſehen, und weil ſie zu ſtolz dachten, unter dem neuen Regenten ihre Lehrjahre zu wiederholen.[1] Bei weitem der größte Theil konnte bei allen Beſtrebungen, die Mitte zwiſchen Beiden zu halten, die unterſcheidende Huldigung nicht verbergen, die er der aufgehenden Sonne vor der ſinkenden zollte, und der königliche Pallaſt in Brüſſel ward immer öder und ſtiller, je mehr ſich das Gedränge im Kuilemburgiſchen Hauſe vermehrte. Aber was die Empfindlichkeit der Herzogin zu dem äußerſten Grade reizte, war **Hoorns** und **Egmonts** Verhaftung, die ohne ihr Wiſſen, und als wäre Sie gar nicht in der Welt geweſen, eigenmächtig von dem Herzoge beſchloſſen und ausgeführt ward. Zwar bemühte ſich Alba, ſie ſogleich nach geſchehener That durch die Erklärung zu beruhigen, daß man dieſen Anſchlag aus keinem andern Grunde vor ihr geheim gehalten, als um bei einem ſo verhaßten Geſchäfte ihren Namen zu ſchonen; aber eine Delikateſſe konnte die Wunde nicht zuſchließen, die ihrem Stolze geſchlagen war. Um auf einmal allen ähnlichen Kränkungen zu entgehen, von denen die gegenwärtige wahrſcheinlich nur ein Vorbote war, ſchickte ſie ihren Geheimſchreiber, Machiavell, an den Hof ihres Bruders ab, ihre Entlaſſung von der Regentſchaft dort mit allem Ernſte zu betreiben. Sie wurde ihr ohne alle Schwierigkeit, doch mit allen Merkmalen ſeiner höchſten Achtung, bewilligt; er ſetze, drückte er ſich aus, ſeinen eigenen und der Provinzen Vortheil hintan, um ſeine Schweſter zu verbinden. Ein Geſchenk von dreißig tauſend Thalern begleitete dieſe Bewilligung, und zwanzig tauſend wurden ihr zum jährlichen Gehalte angewieſen.[1] Zugleich folgte ein Diplom für den Herzog von Alba, das ihn an ihrer Statt zum Oberſtatthalter der ſämmtlichen Niederlande mit unumſchränkter Vollmacht erklärte.[2]

---

[1] Vigl. ad Hopper. XXIII. XL. XLIV. u. XLV. Brief.

---

[1] Der ihr aber nicht ſehr gewiſſenhaft ſcheint ausbezahlt worden zu ſeyn, wenn man anders einer Broſchüre trauen darf.

Gar gern hätte Margaretha geſehen, daß ihr vergönnt worden wäre, ihre Statthalterſchaft vor einer ſolennen Ständeverſammlung niederzulegen; ein Wunſch, den ſie dem Könige nicht undeutlich zu erkennen gab, aber nicht die Freude hatte, ihn in Erfüllung gebracht zu ſehen. Ueberhaupt mochte ſie das Feierliche lieben, und das Beiſpiel des Kaiſers, ihres Vaters, der in eben dieſer Stadt das außerordentliche Schauſpiel ſeiner Kronabdankung gegeben, ſchien unendlich viel Anlockendes für ſie zu haben. Da es nun doch einmal von der höchſten Gewalt geſchieden ſeyn mußte, ſo war ihr wenigſtens der Wunſch nicht zu verargen, dieſen Schritt mit möglichſtem Glanze zu thun; und da ihr außerdem nicht entging, wie ſehr der allgemeine Haß gegen den Herzog ſie ſelbſt in Vortheil geſetzt hatte, ſo ſah ſie

---

die noch bei ihren Lebzeiten im Drucke herauskam. (Sie führt den Titel: Discours sur la Blessure de Monseigneur, Prince d'Orange, 1582, ohne Druckort, und ſteht in der kurfürſtlichen Bibliothek zu Dresden.) Sie ſchmachte, heißt es hier, zu Namur im Elende, ſo ſchlecht unterſtützt von ihrem Sohne (dem damaligen Gouverneur der Niederlande), daß ihr Sekretär, Aldobrandin, ſelbſt ihren daſigen Aufenthalt ein Exilium nenne. Aber, heißt es weiter, was konnte ſie von einem Sohne Beſſeres erwarten, der ihr, als er ſie noch ſehr jung in Brüſſel beſuchte, hinter dem Rücken ein Schnippchen ſchlug?

[2] Strada 206. 207. 208. Meurs. Guil. Auriac. 40. Thuan. 539. Vgl. ad Hopper. XL. XLI. XLIV. Brief.

einem ſo ſchmeichelhaften, ſo rührenden Auftritte ſehnſüchtig entgegen. So gern hätte ſie die Thränen der Niederländer um die gute Beherrſcherin fließen ſehen, ſo gern auch die ihrigen dazu geweint, und ſanfter wäre ſie unter dem allgemeinen Beileid vom Throne geſtiegen. So wenig ſie während ihrer neunjährigen Verwaltung auch gethan, das allgemeine Wohlwollen zu verdienen, als das Glück ſie noch umlächelte und die Zufriedenheit ihres Herrn alle ihre Wünſche begrenzte, ſo viel Werth hatte es jetzt für ſie erlangt, da es das Einzige war, was ihr für den Fehlſchlag ihrer übrigen Hoffnungen einigen Erſatz geben konnte; und gern hätte ſie ſich überredet, daß ſie ein freiwilliges Opfer ihres guten Herzens und ihrer zu menſchlichen Geſinnung für die Niederländer geworden ſey. Da der Monarch weit davon entfernt war, durch eine Zuſammenrottung der Nation Gefahr zu laufen, um eine Grille ſeiner Schweſter zu befriedigen, ſo mußte ſie ſich mit einem ſchriftlichen Abſchiede von den Ständen begnügen, in welchem ſie ihre ganze Verwaltung durchlief, alle Schwierigkeiten, mit denen ſie zu kämpfen gehabt, alle Uebel, die ſie durch ihre Gewandtheit verhütet, nicht ohne Ruhmredigkeit aufzählte, und endlich damit ſchloß, daß ſie ein geendigtes Werk verlaſſe, und ihrem Nachfolger nichts, als die Beſtrafung der Verbrecher zu übermachen habe. Daſſelbe mußte auch der König zu wiederholten Malen von ihr hören, und nichts wurde geſpart, dem Ruhme vorzubeugen, den die glücklichen Erfolge des Herzogs ihm unverdienterweiſe erwerben möchten. Ihr eigenes Verdienſt legte ſie als etwas Entſchiedenes, aber zugleich als eine Laſt, die ihre Beſcheidenheit drückte, zu den Füßen des Königs nieder.[1]

Die unbefangene Nachwelt dürfte gleichwohl Bedenken tragen, dieſes gefällige Urtheil ohne Einſchränkung zu unterſchreiben; ſelbſt wenn die vereinigte Stimme ihrer Zeitgenoſſen, wenn das Zeugniß der Niederlande ſelbſt dafür ſpräche, ſo würde einem Dritten das Recht nicht benommen ſeyn, es noch einer genauern Prüfung zu unterwerfen. Das leicht bewegliche Gemüth des Volks iſt nur allzuſehr geneigt, einen Fehler weniger für eine Tugend mehr anzuſchreiben, und unter dem Drucke eines gegenwärtigen Uebels das überſtandene zu loben. Die ganze Verabſcheuungskraft der Niederländer ſchien ſich an dem ſpaniſchen Namen erſchöpft zu haben; die Regentin als Urheberin eines Uebels anklagen, hieß dem Könige und ſeinen Miniſter Flüche entziehen, die man ihnen lieber allein und vollſtändig gönnte; und Herzog Alba's Regiment in den Niederlanden war der rechte Standpunkt wohl nicht, das Verdienſt ſeiner Vorgängerin zu prüfen. Das Unternehmen war allerdings nicht leicht, den Erwartungen des Monarchen zu entſprechen, ohne gegen die Rechte des niederländiſchen Volks und die Pflichten der Menſchlichkeit anzuſtoßen; aber im Kampfe mit dieſen zwei widerſprechenden Pflichten hat Margaretha keine von beiden erfüllt, und der Nation augenſcheinlich zuviel geſchadet, um dem Könige ſo wenig zu nützen. Wahr iſt's, ſie unterdrückte endlich den proteſtantiſchen Anhang, aber der zufällige Ausbruch der Bilderſtürmerei that ihr dabei größere Dienſte, als ihre ganze Politik. Durch ihre Feinheit trennte ſie zwar den Bund des Adels, aber erſt nachdem durch ſeine innere Zwietracht der tödtliche Streich ſchon an ſeiner Wurzel geſchehen war. Woran ſie viele Jahre ihre ganze Staatskunſt fruchtlos erſchöpft hatte, brachte eine einzige Truppenwerbung zu Stande, die ihr von Madrid aus befohlen wurde. Sie übergab dem Herzoge ein beruhigtes Land; aber nicht zu läugnen iſt es, daß die Furcht vor ſeiner Ankunft das Beſte dabei gethan hatte. Durch ihre Berichte führte ſie das Conſeil in Spanien irre, weil ſie ihm niemals die Krankheit, nur die Zufälle, nie den Geiſt und die Sprache der Nation, nur die Unarten der Parteien bekannt machte; ihre fehlerhafte Verwaltung riß das Volk zu Verbrechen hin, weil ſie *erbitterte*, ohne genugſam zu *ſchrecken*; ſie führte den verderbenden Herzog von Alba über das Land herbei, weil ſie den König auf den Glauben gebracht hatte, daß die Unruhen in den Provinzen weniger der Härte ſeiner Verordnungen, als der Unzuverläſſigkeit des Werkzeuges, dem er die Vollſtreckung derſelben anvertraut hatte, beizumeſſen ſeyen. Margaretha beſaß Geſchicklichkeit und Geiſt, eine gelernte Staatskunſt auf einen regelmäßigen Fall mit Feinheit anzuwenden, aber ihr fehlte der ſchöpferiſche Sinn, für einen neuen und außerordentlichen Fall eine neue Maxime zu erfinden, oder eine alte mit Weisheit zu *übertreten*. In einem Lande, wo die feinſte Staatskunſt *Redlichkeit* war, hatte ſie den unglücklichen Einfall, ihre hinterliſtige italieniſche Politik zu üben, und ſäete dadurch ein verderbliches Mißtrauen in die Gemüther. Die Nachgiebigkeit, die man ihr ſo freigebig zum Verdienſte anrechnet, hatte der herzhafte Widerſtand der Nation ihrer Schwäche und Zaghaftigkeit abgepreßt; nie hat ſie ſich aus ſelbſtgebornem Entſchluſſe über den Buchſtaben der königlichen Befehle erhoben, nie den barbariſchen Sinn ihres Auftrags aus eigener ſchöner Menſchlichkeit mißverſtanden. Selbſt die wenigen Bewilligungen, wozu die Noth ſie zwang, gab ſie mit unſicherer zurückgezogener Hand, als hätte ſie gefürchtet, zuviel zu geben, und ſie verlor die Frucht ihrer Wohlthaten, weil ſie mit filziger Genauigkeit daran ſtümmelte. Was ſie zu wenig war in ihrem ganzen übrigen Leben, war ſie zu viel auf dem Throne — eine Frau. Es ſtand bei ihr, nach Granvella's Vertreibung, die Wohlthäterin des niederländiſchen Volks zu werden, und ſie iſt es nicht geworden. Ihr höchſtes Gut war das Wohlgefallen ihres Königs, ihr höchſtes Unglück ſeine Mißbilligung; bei allen Vorzügen ihres Geiſtes bleibt ſie ein gemeines Geſchöpf, weil ihrem Herzen der Adel fehlte. Mit vieler Mäßigung übte ſie eine traurige Gewalt, und befleckte durch keine willkührliche Grauſamkeit ihre Regierung; ja, hätte es bei ihr geſtanden, ſie würde immer menſchlich gehandelt haben. Spät nachher, als ihr Abgott, Philipp der Zweite, ihrer lange vergeſſen hatte, hielt das niederländiſche Volk ihr Gedächtniß noch in Ehren; aber ſie war der Glorie bei weitem nicht werth, die ihres Nachfolgers Unmenſchlichkeit um ſie verbreitete. Sie verließ Brüſſel gegen Ende des Chriſtmonats 1567, und wurde von dem

---

[1] Meurs. Guil. Auriac. 40. Strada 207. 208.

Herzoge bis an die Grenze Brabants geleitet, der ſie hier unter dem Schutze des Grafen von Mannsfeld verließ, um deſto ſchneller nach der Hauptſtadt zurückzukehren, und ſich dem niederländiſchen Volke nunmehr als alleinigen Regenten zu zeigen.

* * *

Beilagen.

I.

Prozeſs und Hinrichtung der Grafen von Egmont und von Hoorn.[1]

Beide Grafen wurden einige Wochen nach ihrer Verhaftung unter einer Eskorte von dreitauſend ſpaniſchen Soldaten nach Gent geſchafft, wo ſie länger als acht Monate in der Citadelle verwahrt wurden. Ihr Prozeß wurde in aller Form von dem Rathe der Zwölfe, den der Herzog zu Unterſuchungen über die vergangenen Unruhen in Brüſſel niedergeſetzt hatte, vorgenommen, und der Generalprokurator, **Johann du Bois**, mußte die Anklage aufſetzen. Die, welche gegen **Egmont** gerichtet war, enthielt neunzig verſchiedene Klagpunkte, und ſechzig die andere, welche den Grafen von **Hoorn** anging. Es würde zu weitläufig ſeyn, ſie hier anzuführen; auch ſind oben ſchon einige Muſter davon gegeben worden. Jede noch ſo unſchuldige Handlung, jede Unterlaſſung wurde aus dem Geſichtspunkte betrachtet, den man gleich im Eingange feſtgeſetzt hatte,

---

[1] Dieſer Aufſatz erſchien zuerſt im 6ten Hefte der Thalia.

„daß beide Grafen, in Verbindung mit dem Prinzen von Oranien, getrachtet haben ſollten, das königliche Anſehn in den Niederlanden über den Haufen zu werfen, und ſich ſelbſt die Regierung des Landes in die Hände zu ſpielen.“ Granvella's Vertreibung, Egmonts Abſendung nach Madrid, die Conföderation der Geuſen, die Bewilligungen, welche ſie in ihren Statthalterſchaften den Proteſtanten ertheilt — alles dieſes mußte nun in Hinſicht auf jenen Plan geſchehen ſeyn, Alles Zuſammenhang haben. Die nichtsbedeutendſten Kleinigkeiten wurden dadurch wichtig, und eine vergiftete die andere. Nachdem man zur Vorſorge die meiſten Artikel ſchon einzeln als Verbrechen beleidigter Majeſtät behandelt hatte, ſo konnte man um ſo leichter aus allen zuſammen dieſes Urtheil herausbringen.

Jedem der beiden Gefangenen wurde die Anklage zugeſchickt, mit dem Bedeuten, binnen fünf Tagen darauf zu antworten. Nachdem ſie dieſes gethan, erlaubte man ihnen, Defenſoren und Prokuratoren anzunehmen, denen freier Zutritt zu ihnen verſtattet wurde. Da ſie des Verbrechens der beleidigten Majeſtät angeklagt waren, ſo war es keinem ihrer Freunde erlaubt, ſie zu ſehen. Graf Egmont bediente ſich eines Herrn von Landas und einiger geſchickten Rechtsgelehrten aus Brüſſel.

Ihr erſter Schritt war, gegen das Gericht zu proteſtiren, das über ſie ſprechen ſollte, da ſie als Ritter des goldenen Vließes nur von dem Könige ſelbſt, als dem Großmeiſter dieſes Ordens, gerichtet werden konnten. Aber dieſe Proteſtation wurde verworfen, und darauf gedrungen, daß ſie ihre Zeugen vorbringen ſollten, widrigenfalls man in contumaciam gegen ſie fortfahren würde. Egmont hatte auf zwei und achtzig Punkte mit den befriedigendſten Gründen geantwortet; auch der Graf von Hoorn beantwortete ſeine Anklage Punkt für Punkt. Klagſchrift und Rechtfertigung ſind noch vorhanden; jedes unbefangene Tribunal würde ſie auf eine ſolche Vertheidigung freigeſprochen haben. Der Fiskal drang auf ihre Zeugniſſe, und Herzog Alba ließ wiederholte Dekrete an ſie ergehen, damit zu eilen. Sie zögerten von einer Woche zur andern, indem ſie ihre Proteſtationen gegen die Unrechtmäßigkeit des Gerichts erneuerten. Endlich ſetzte ihnen der Herzog noch einen Termin von neun Tagen, ihre Zeugniſſe vorzubringen; nachdem ſie auch dieſe hatten verſtreichen laſſen, wurden ſie für überwieſen und aller Vertheidigung verluſtig erklärt.

Während daß dieſer Prozeß betrieben wurde, verhielten ſich die Verwandten und Freunde der beiden Grafen nicht müßig. Egmonts Gemahlin, eine geborne Herzogin von Bayern, wandte ſich mit Bittſchriften an die deutſchen Reichsfürſten, an den Kaiſer, an den König von Spanien; ſo auch die Gräfin von Hoorn, die Mutter des Gefangenen, die mit den erſten fürſtlichen Familien Deutſchlands in Freundſchaft oder Verwandtſchaft ſtand. Alle proteſtirten laut gegen dieſes geſetzwidrige Verfahren, und wollten die deutſche Reichsfreiheit, worauf der Graf von Hoorn, als Reichsgraf, noch beſondern Anſpruch machte, die niederländiſche Freiheit, und die Privilegien des Ordens vom goldenen Vließe dagegen geltend machen. Die Gräfin von Egmont brachte faſt alle Höfe für ihren Gemahl in Bewegung; der König von Spanien und ſein Statthalter wurden von Interceſſionen belagert, die von einem zum andern gewieſen, und von beiden verſpottet wurden. Die Gräfin von Hoorn ſammelte von allen Rittern des Vließes aus Spanien, Deutſchland, Italien Certificate zuſammen, die Privilegien des Ordens dadurch zu erweiſen. Alba wies ſie zurück, indem er erklärte, daß ſie in dem jetzigen Falle keine Kraft hätten. „Die Verbrechen, deren man die Grafen beſchuldigte, ſeyen in Angelegenheiten der niederländiſchen Provinzen begangen, und er, der Herzog, von dem Könige über alle niederländiſchen Angelegenheiten zum alleinigen Richter geſetzt.“

Vier Monate hatte man dem Fiskal zu ſeiner Klagſchrift eingeräumt, und fünfe wurden den beiden Grafen zu ihrer Vertheidigung gegeben. Aber anſtatt Zeit und Mühe durch Herbeiſchaffung ihrer Zeugniſſe, die ihnen wenig genützt haben würden, zu verlieren, verloren ſie ſie lieber durch Proteſtationen gegen ihre Richter, die ihnen noch weniger nützten. Durch jene hätten ſie doch wahrſcheinlich das letzte Urtheil *verzögert*, und in der Zeit, die ſie dadurch gewannen, hätten die kräftigen Verwendungen ihrer Freunde vielleicht doch noch von Wirkung ſeyn können; durch ihr hartnäckiges Beharren auf Verwerfung des Gerichts gaben ſie dem Herzoge die Gelegenheit an die Hand, den Prozeß zu verkürzen. Nach Ablauf des letzten äußerſten Termins, am 1ſten Junius 1568, erklärte ſie der Rath der Zwölfe für ſchuldig, und am 4ten dieſes Monats folgte das letzte Urtheil gegen ſie.

Die Hinrichtung von fünfundzwanzig edeln Niederländern, welche binnen drei Tagen auf dem Markte zu Brüſſel enthauptet wurden, war das ſchreckliche Vorſpiel von dem Schickſale, welches beide Grafen erwartete. Johann Caſembrot von Beckerzeel, Secretär bei dem Grafen von Egmont, war einer dieſer Unglücklichen, welcher für ſeine Treue gegen ſeinen Herrn, die er auch auf der Folter ſtandhaft behauptete, und für ſeinen Eifer im Dienſte des Königs, den er gegen die Bilderſtürmer bewieſen, dieſen Lohn erhielt. Die Uebrigen waren entweder bei dem geuſiſchen Aufſtande mit den Waffen in der Hand gefangen, oder wegen ihres ehemaligen Antheils an der Bittſchrift des Adels als Hochverräther eingezogen und verurtheilt worden.

Der Herzog hatte Urſache, mit Vollſtreckung der Sentenz zu eilen. Graf Ludwig von Naſſau hatte dem Grafen von Aremberg bei dem Kloſter Heiligerlee in Gröningen ein Treffen geliefert, und das Glück gehabt, ihn zu überwinden. Gleich nach dem Siege war er vor Gröningen gerückt, welches er belagert hielt. Das Glück ſeiner Waffen hatte den Muth ſeines Anhangs erhoben, und der Prinz von Oranien, ſein Bruder, war mit einem Heere nahe, ihn zu unterſtützen. Alles dies machte die Gegenwart des Herzogs in dieſen entlegenen Provinzen nothwendig; aber ehe das Schickſal zweier ſo wichtiger Gefangenen entſchieden war, durfte er es nicht wagen, Brüſſel zu verlaſſen.

Die ganze Nation war ihnen mit einer enthuſiaſtiſchen Ergebenheit zugethan, die durch ihr unglückliches Schickſal nicht wenig vermehrt ward. Auch der ſtreng katholiſche Theil gönnte dem Herzoge den Triumph nicht, zwei ſo wichtige Männer zu unterdrücken. Ein einziger Vortheil, den die Waffen der Rebellen über ihn davontrugen, oder auch nur das bloße erdichtete Gerücht davon in Brüſſel war genug, eine Revolution in dieſer Stadt zu bewirken, wodurch beide Grafen in Freiheit geſetzt wurden. Dazu kam, daß der Bittſchriften und Interceſſionen, die von Seiten der deutſchen Reichsfürſten bei ihm ſowohl, als bei dem Könige in Spanien, einliefen, täglich mehr wurden, ja, daß Kaiſer Maximilian II. ſelbſt der Gräfin von Egmont verſichern ließ: „ſie habe für das Leben ihres Gemahls nichts zu beſorgen,“ welche wichtige Verwendungen den König endlich doch zum Vortheil der Gefangenen umſtimmen konnten. Ja, der König könnte vielleicht, im Vertrauen auf die Schnelligkeit ſeines Statthalters, den Vorſtellungen ſo vieler Fürſten zum Schein nachgeben, und das Todesurtheil gegen die Gefangenen aufheben, weil er ſich verſichert hielt, daß dieſe Gnade zu ſpät kommen würde. Gründe genug, daß der Herzog mit der Vollſtreckung der Sentenz nicht ſäumte, ſobald ſie gefällt war.

Gleich den andern Tag wurden beide Grafen unter einer Bedeckung von dreitauſend Spaniern aus der Citadelle von Gent nach Brüſſel gebracht, und im Brodthauſe auf dem großen Markte gefangen geſetzt. Am andern Morgen wurde der Rath der Unruhen verſammelt; der Herzog erſchien, gegen ſeine Gewohnheit, ſelbſt, und die beiden Urtheile, couvertirt und verſiegelt, wurden von dem Sekretär Pranz erbrochen und öffentlich abgeleſen. Beide Grafen waren der beleidigten Majeſtät ſchuldig erkannt, weil ſie die abſcheuliche Verſchwörung des Prinzen von Oranien begünſtigt und befördert, die conföderirten Edelleute in Schutz genommen, und in ihren Statthalterſchaften und andern Bedienungen dem Könige und der Kirche ſchlecht gedient hätten. Beide ſollten öffentlich enthauptet, ihre Köpfe auf Spieße geſteckt und ohne ausdrücklichen Befehl des Herzogs nicht abgenommen werden. Alle ihre Güter, Lehen und Rechte waren dem königlichen Fiskus zugeſprochen. Das Urtheil war von dem Herzog allein und dem Sekretär Pranz unterzeichnet, ohne daß man ſich um die Beiſtimmung der übrigen Criminalräthe bemüht hätte.

In der Nacht zwiſchen dem 4ten und 5ten Junius brachte man ihnen die Sentenz in's Gefängniß, nachdem ſie ſchon ſchlafen gegangen waren. Der Herzog hatte ſie dem Biſchofe von Ypern, Martin Rithov, eingehändigt, den er ausdrücklich darum nach Brüſſel kommen ließ, um die Gefangenen zum Tode zu bereiten. Als der Biſchof dieſen Auftrag erhielt, warf er ſich dem Herzoge zu Füßen und flehte mit Thränen in den Augen um Gnade — um Aufſchub wenigſtens für die Gefangenen; worauf ihm mit harter zorniger Stimme geantwortet wurde, daß man ihn nicht von Ypern gerufen habe, um ſich dem Urtheile zu widerſetzen, ſondern um es den unglücklichen Grafen durch ſeinen Zuſpruch zu erleichtern.

Dem Grafen von **Egmont** zeigte er das Todesurtheil zuerſt vor. „Das iſt fürwahr ein ſtrenges Urtheil!“ rief der Graf bleich und mit entſetzter Stimme. „So ſchwer glaubte ich Se. Majeſtät nicht beleidigt zu haben, um eine ſolche Behandlung zu verdienen. Muß es aber ſeyn, ſo unterwerfe ich mich dieſem Schickſale mit Ergebung. Möge dieſer Tod meine Sünden tilgen, und weder meiner Gattin noch meinen Kindern zum Nachtheile gereichen! Dieſes wenigſtens glaube ich für meine vergangenen Dienſte erwarten zu können. Den Tod will ich mit gefaßter Seele erleiden, weil es Gott und dem Könige ſo gefällt.“ — Er drang hierauf in den Biſchof, ihm ernſtlich und aufrichtig zu ſagen, ob keine Gnade zu hoffen ſey? Als ihm mit Nein geantwortet wurde, beichtete er, und empfing das Sakrament von dem Prieſter, dem er die Meſſe mit ſehr großer Andacht nachſprach. Er fragte ihn, welches Gebet wohl das beſte und rührendſte ſeyn würde, um ſich Gott in ſeiner letzten Stunde zu empfehlen. Da ihm dieſer antwortete, daß kein eindringenderes Gebet ſey, als das, welches Chriſtus, der Herr, ſelbſt gelehrt habe, das Vater Unſer, ſo ſchickte er ſich ſogleich an, es herzuſagen. Der Gedanke an ſeine Familie unterbrach ihn; er ließ ſich Feder und Dinte geben, und ſchrieb zwei Briefe, einen an ſeine Gemahlin, den andern an den König nach Spanien, welcher letztere alſo lautete:

Sire!

Dieſen Morgen habe ich das Urtheil angehört, welches Ew. Majeſtät gefallen hat, über mich ausſprechen zu laſſen. So weit ich auch immer davon entfernt geweſen bin, gegen die Perſon oder den Dienſt Ew. Majeſtät, oder gegen die einzig wahre, alte und katholiſche Religion etwas zu unternehmen, ſo unterwerfe ich mich dennoch dem Schickſale mit Geduld, welches Gott gefallen hat, über mich zu verhängen. Habe ich während der vergangenen Unruhen etwas zugelaſſen, gerathen oder gethan, was meinen Pflichten zu widerſtreiten ſcheint, ſo iſt es gewiß aus der beſten Meinung geſchehen, und mir durch den Zwang der Umſtände abgedrungen worden. Darum bitte ich Ew. Majeſtät, es mir zu vergeben, und in Rückſicht auf meine vergangenen Dienſte mit meiner unglücklichen Gattin und meinen armen Kindern und Dienſtleuten Erbarmen zu tragen. In dieſer feſten Hoffnung empfehle ich mich der unendlichen Barmherzigkeit Gottes.

Brüſſel, den 5ten Juni 1568, dem letzten Augenblick nahe.

Ew. Majeſtät

treueſter Vaſall und Diener

Lamoral, Graf von Egmont.

Dieſen Brief empfahl er dem Biſchofe auf's Dringendſte; um ſicherer zu gehen, ſchickte er noch eine eigenhändige Copie deſſelben an den Staatsrath Viglius, den billigſten Mann im Senate, und es iſt nicht zu zweifeln, daß er dem Könige wirklich übergeben worden. Die Familie des Grafen erhielt nachher alle ihre Güter, Leben und Rechte zurück, die, kraft des Urtheils, dem königlichen Fiſkus heimgefallen waren.

Unterdeſſen hatte man auf dem Markte zu Brüſſel vor dem Stadthauſe ein Schaffot aufgeſchlagen, auf welchem zwei Stangen mit eiſernen Spitzen befeſtigt wurden, Alles mit ſchwarzem Tuche bedeckt. Zwei und zwanzig Fahnen ſpaniſcher Garniſon umgaben das Gerüſte, eine Vorſicht, die nicht überflüßig war. Zwiſchen zehn und elf Uhr erſchien die ſpaniſche Wache im Zimmer des Grafen; ſie war mit Strängen verſehen, ihm, der Gewohnheit nach, die Hände damit zu binden. Er verbat ſich dieſes, und erklärte, daß er willig und bereit ſey, zu ſterben. Von ſeinem Wamms hatte er ſelbſt den Kragen abgeſchnitten, um dem Nachrichter ſein Amt zu erleichtern. Er trug einen Nachtrock von rothem Damaſt, über dieſem einen ſchwarzen ſpaniſchen Mantel mit goldnen Treſſen verbrämt. So erſchien er auf dem Gerüſte. Don Julian Romero, Maitre de Camp, ein ſpaniſcher Hauptmann, mit Namen Salinas, und der Biſchof von Ypern folgten ihm hinauf. Der Grand-Prevot des Hofes, einen rothen Stab in der Hand, ſaß zu Pferde am Fuße des Gerüſtes; der Nachrichter war unter demſelben verborgen.

Egmont hatte Anfangs Luſt bezeugt, von dem Schaffot eine Anrede an das Volk zu halten. Als ihm aber der Biſchof vorſtellte, daß er entweder nicht gehört werden, oder, wenn dies auch geſchähe, bei der gegenwärtigen gefährlichen Stimmung des Volkes leicht zu Gewaltthätigkeiten Anlaß geben könnte, die ſeine Freunde nur in's Verderben ſtürzen würden, ſo ließ er dieſes Vorhaben fahren. Er ging einige Augenblicke lang mit edlem Anſtande auf dem Gerüſte auf und nieder, und beklagte, daß es ihm nicht vergönnt ſey, für ſeinen König und ſein Vaterland einen rühmlichern Tod zu ſterben. Bis auf den letzten Augenblick hatte er ſich noch nicht überreden können, daß es dem Könige mit dieſem ſtrengen Verfahren Ernſt ſey, und daß man es weiter, als bis zum bloßen Schrecken der Exekution treiben würde. Wie der entſcheidende Augenblick herannahte, wo er das letzte Sakrament empfangen ſollte, wie er harrend herumſah und noch immer nichts erfolgte, ſo wandte er ſich an Julian Romero, und fragte ihn noch einmal, ob keine Begnadigung für ihn zu hoffen ſey? Julian Romero zog die Schultern, ſah zur Erde und ſchwieg.

Da biß er die Zähne zuſammen, warf ſeinen Mantel und Nachtrock nieder, kniete auf das Kiſſen und ſchickte ſich zum letzten Gebet an. Der Biſchof ließ ihn das Krucifix küſſen und gab ihm die letzte Oelung, worauf ihm der Graf ein Zeichen gab, ihn zu verlaſſen. Er zog alsdann eine ſeidene Mütze über die Augen und erwartete den Streich. — Ueber den Leichnam und das fließende Blut wurde ſogleich ein ſchwarzes Tuch geworfen.

Ganz Brüſſel, das ſich um das Schaffot drängte, fühlte den tödtlichen Streich mit. Laute Thränen unterbrachen die fürchterlichſte Stille. Der Herzog, der der Hinrichtung aus einem Fenſter zuſah, wiſchte ſich die Augen.

Bald darauf brachte man den Grafen von Hoorn. Dieſer, von einer heftigern Gemüthsart als ſein Freund und durch mehr Gründe zum Haſſe gegen den König gereizt, hatte das Urtheil mit weniger Gelaſſenheit empfangen, ob es gleich gegen ihn in einem geringern Grade unrecht war. Er hatte ſich harte Aeußerungen gegen den König erlaubt, und mit Mühe hatte ihn der Biſchof dahin vermocht, von ſeinen letzten Augenblicken einen beſſern Gebrauch zu machen, als ſie in Verwünſchungen gegen ſeine Feinde zu verlieren. Endlich ſammelte er ſich doch, und legte dem Biſchofe ſeine Beichte ab, die er ihm Anfangs verweigern wollte.

Unter der nämlichen Begleitung, wie ſein Freund, beſtieg er das Gerüſte. Im Vorübergehen begrüßte er viele aus ſeiner Bekanntſchaft; er war ungebunden, wie Egmont, in ſchwarzem Wamms und Mantel, eine mailändiſche Mütze von eben der Farbe auf dem Kopfe. Als er oben war, warf er die Augen auf den Leichnam, der unter dem Tuche lag, und fragte einen der Umſtehenden, ob es der Körper ſeines Freundes ſey? Da man ihm dieſes bejahet hatte, ſagte er einige Worte ſpaniſch, warf ſeinen Mantel von ſich und kniete auf das Kiſſen. — Alles ſchrie laut auf, als er den tödtlichen Streich empfing.

Beide Köpfe wurden auf die Stangen geſteckt, die über dem Gerüſte aufgepflanzt waren, wo ſie bis nach drei Uhr Nachmittags blieben, alsdann herabgenommen und mit den beiden Körpern in bleiernen Särgen beigeſetzt wurden:

Die Gegenwart ſo vieler Auflaurer und Henker, als das Schaffot umgaben, konnte die Bürger von Brüſſel nicht abhalten, ihre Schnupftücher in das herabſtrömende Blut zu tauchen und dieſe theure Reliquie mit nach Hauſe zu nehmen.

* * *

II.

Belagerung von Antwerpen durch den Prinzen von Parma in den Jahren 1584 und 1585.[1]

Es iſt ein anziehendes Schauſpiel, den menſchlichen Erfindungsgeiſt mit einem mächtigen Elemente im Kampfe zu erblicken, und Schwierigkeiten, welche gemeinen Fähigkeiten unüberſteiglich ſind, durch Klugheit, Entſchloſſenheit und einen ſtandhaften Willen beſiegt zu ſehen. Weniger anziehend, aber deſto belehrender iſt das Schauſpiel des Gegentheils, wo der Mangel jener Eigenſchaften alle Anſtrengungen des Genies vereitelt, alle Gunſt der Zufälle fruchtlos macht, und weil er ihn nicht zu benutzen weiß, einen ſchon entſchiedenen Erfolg vernichtet. Beiſpiele von Beidem liefert uns die berühmte Blokade der Stadt Antwerpen durch die Spanier beim Ablauf des ſechzehnten Jahrhunderts, welcher dieſer blühenden Handelsſtadt ihren Wohlſtand unwiederbringlich raubte, dem Feldherrn hingegen, der ſie unternahm und ausführte, einen unſterblichen Namen erwarb.

---

[1] Dieſer Aufſatz wurde zuerſt in den Horen, Jahrgang 1795. St. 4 und 5 gedruckt.

Zwölf Jahre ſchon dauerte der Krieg, durch welchen die nördlichen Provinzen Belgiens Anfangs bloß ihre Glaubensfreiheit und ſtändiſchen Privilegien gegen die Eingriffe des ſpaniſchen Statthalters, zuletzt aber die Unabhängigkeit ihres Staats von der ſpaniſchen Krone zu behaupten ſtrebten. Nie völlig Sieger, aber auch nie ganz beſiegt, ermüdeten ſie die ſpaniſche Tapferkeit durch langwierige Kriegsoperationen auf einem ungünſtigen Boden, und erſchöpften den Herrn beider Indien, indem ſie ſelbſt Bettler hießen und es zum Theil wirklich waren. Zwar hatte ſich der Gentiſche Bund wieder aufgelöſt, der die ſämmtlichen, ſowohl katholiſchen als proteſtantiſchen Niederlande in einen gemeinſchaftlichen und, wenn er hätte Beſtand haben können, unüberwindlichen Körper verband; aber anſtatt dieſer unſichern und unnatürlichen Verbindungen waren die nördlichen Provinzen im Jahr 1579 in eine deſto engere Union zu Utrecht getreten, von der ſich eine längere Dauer erwarten ließ, da ſie durch ein gleiches Staats- und Religions-Intereſſe geknüpft und zuſammengehalten wurde. Was die neue Republik durch dieſe Trennung von den katholiſchen Provinzen an Umfang verloren, das hatte ſie an Innigkeit der Verbindung, an Einheit der Unternehmungen, an Energie der Ausführung gewonnen, und ein Glück war es für ſie, bei Zeiten zu verlieren, was mit Aufwendung aller Kräfte doch niemals hätte behauptet werden können.

Der größte Theil der walloniſchen Provinzen war bald freiwillig, bald durch die Waffen bezwungen, im Jahr 1584 unter die Herrſchaft der Spanier zurückgekehrt; nur in den nördlichen Gegenden hatte ſie noch immer nicht feſten Fuß faſſen können. Selbſt ein beträchtlicher Theil von Brabant und Flandern widerſtand noch hartnäckig den Waffen des Herzogs Alexander von Parma, der die innere Regierung der Provinzen und das Obercommando der Armee mit eben ſo viel Kraft als Klugheit verwaltete, und durch eine Reihe von Siegen den ſpaniſchen Namen auf's Neue in Anſehn gebracht hatte. Die eigenthümliche Organiſation des Landes, welche den Zuſammenhang der Städte unter einander und mit der See durch ſo viele Flüſſe und Canäle begünſtigt, erſchwerte jede Eroberung, und der Beſitz eines Platzes konnte nur durch den Beſitz eines andern errungen werden. So lange dieſe Communikation nicht gehemmt war, konnten Holland und Seeland mit leichter Mühe ihre Bundesverwandten ſchützen, und zu Waſſer ſowohl als zu Lande mit allen Bedürfniſſen reichlich verſorgen, daß alle Tapferkeit nichts half, und die Truppen des Königs durch langwierige Belagerungen vergeblich aufgerieben wurden.

Unter allen Städten Brabants war Antwerpen die wichtigſte, ſowohl durch ihren Reichthum, ihre Volksmenge und ihre Macht, als durch ihre Lage an dem Ausfluß der Schelde. Dieſe große und menſchenreiche Stadt, die in dieſem Zeitraume über achtzigtauſend Einwohner zählte, war eine der thätigſten Theilnehmerinnen an dem niederländiſchen Staatenbunde, und hatte ſich im Laufe dieſes Kriegs durch einen unbändigen Freiheitsſinn vor allen Städten Belgiens ausgezeichnet. Da ſie alle drei chriſtlichen Kirchen in ihrem Schooße hegte, und dieſer uneingeſchränkten Religionsfreiheit einen großen Theil ihres Wohlſtandes verdankte, ſo hatte ſie auch bei weitem am meiſten von der ſpaniſchen Herrſchaft zu befürchten, welche die Religionsfreiheit aufzuheben und durch die Schrecken des Inquiſitionsgerichtes alle proteſtantiſchen Kaufleute von ihren Märkten zu verſcheuchen drohte. Die Brutalität ſpaniſcher Beſatzungen kannte ſie überdies ſchon aus einer ſchrecklichen Erfahrung, und es war leicht vorherzuſehen, daß ſie ſich dieſes unerträglichen Joches, wenn ſie es einmal ſich hatte auflegen laſſen, im ganzen Laufe des Kriegs nicht mehr entledigen würde.

So große Urſachen aber die Stadt Antwerpen hatte, die Spanier aus ihren Mauern entfernt zu halten, ſo wichtige Gründe hatte der ſpaniſche Feldherr, ſich derſelben, um welchen Preis es auch ſey, zu bemächtigen. An dem Beſitze dieſer Stadt hing gewiſſermaßen der Beſitz des ganzen brabantiſchen Landes, welches ſich größtentheils durch dieſen Canal mit Getreide aus Seeland verſorgte, und durch Einnahme derſelben verſicherte man ſich zugleich die Herrſchaft der Schelde. Dem brabantiſchen Bunde, der in dieſer Stadt ſeine Verſammlungen hielt, wurde mit derſelben ſeine wichtigſte Stütze entzogen, der gefährliche Einfluß ihres Beiſpiels, ihrer Rathſchläge, ihres Geldes auf die ganze Partei gehemmt, und in den Schätzen ihrer Bewohner den Kriegsbedürfniſſen des Königs eine reiche

Hülfsquelle aufgethan. Der Fall derſelben mußte früher oder ſpäter den Fall des ganzen Brabants nach ſich ziehen, und das Uebergewicht der Macht in dieſen Gegenden entſcheidend auf die Seite des Königs neigen. Durch die Stärke dieſer Gründe bewogen, zog der Herzog von Parma im Juli 1584 ſeine Macht zuſammen, und rückte von Dornick, wo er ſtand, in ihre Nachbarſchaft heran, in der Abſicht, ſie zu belagern.[1]

Aber ſowohl die Lage als die Befeſtigung dieſer Stadt ſchienen jedem Angriffe Trotz zu bieten. Von der brabantiſchen Seite mit unerſteiglichen Werken und waſſerreichen Gräben umſchloſſen, von der flandriſchen durch den breiten und reißenden Strom der Schelde gedeckt, konnte ſie mit ſtürmender Hand nicht bezwungen werden; und eine Stadt von dieſem Umfange einzuſchließen, ſchien eine dreimal größere Landmacht, als der Herzog beiſammen hatte, und noch überdies eine Flotte zu erfordern, die ihm gänzlich fehlte. Nicht genug, daß ihr der Strom, von Gent aus, alle Bedürfniſſe im Ueberfluſſe zuführte, ſo öffnete ihr der nämliche Strom noch einen leichten Zuſammenhang mit dem angrenzenden Seeland. Denn da ſich die Flut der Nordſee bis weit hinein in die Schelde erſtreckt, und den Lauf derſelben periodiſch umkehrt, ſo genießt Antwerpen den ganz eigenthümlichen Vortheil, daß ihr der nämliche Fluß zu verſchiedenen Zeiten in zwei entgegengeſetzten Richtungen zuſtrömt. Dazu kam, daß die umliegenden Städte: Brüſſel, Mecheln, Gent, Dendermonde und andere dazumal noch alle in den Händen des Bundes waren, und auch von der Landſeite die Zufuhr erleichtern konnten. Es bedurfte alſo zwei verſchiedener Heere an beiden Ufern des Stroms, um die Stadt zu Lande blokiren und ihr den Zuſammenhang mit Flandern und Brabant abzuſchneiden; es bedurfte zugleich einer hinlänglichen Anzahl von Schiffen, um die Schelde ſperren, und alle Verſuche, die von Seeland aus zum Entſatz derſelben unfehlbar gemacht werden würden, vereiteln zu können. Aber die Armee des Herzogs war durch den Krieg, den er noch in andern Diſtrikten zu führen hatte, und durch die vielen Beſatzungen, die er in den Städten und Feſtungen hatte zurücklaſſen müſſen, bis auf zehntauſend Mann Fußvolk und ſiebenzehnhundert Pferde geſchmolzen, eine viel zu geringe Macht, um zu einer Unternehmung von dieſem Umfange hinzureichen. Noch dazu fehlte es dieſen Truppen an dem Nothwendigſten, und das Ausbleiben des Soldes hatte ſie längſt ſchon zu einem geheimen Murren gereizt, welches ſtündlich in eine offenbare Meuterei auszubrechen drohte. Wenn man ſich endlich, trotz aller dieſer Hinderniſſe, an die Belagerung wagte, ſo hatte man Alles von den feindlichen Feſtungen zu befürchten, die man im Rücken ließ, und denen es ein Leichtes ſeyn mußte, durch lebhafte Ausfälle eine ſo ſehr vertheilte Armee zu beunruhigen, und durch Abſchneidung der Zufuhr in Mangel zu verſetzen.[1]

---

[1] Thuan. Hist. Tom. II. 527. Grot. Hist. de rebus Belgicis. 84.

---

[1] Strada de Bello Belgico. Dec. II. Lib. VI.

Alle dieſe Gründe machte der Kriegsrath geltend, dem der Herzog von Parma ſein Vorhaben jetzt eröffnete. So groß auch das Vertrauen war, das man in ſich ſelbſt und in die erprobte Fähigkeit eines ſolchen Heerführers ſetzte, ſo machten doch die erfahrenſten Generale kein Geheimniß daraus, wie ſehr ſie an einem glücklichen Ausſchlage verzweifelten. Nur zwei ausgenommen, welche die Kühnheit ihres Muths über jede Bedenklichkeit hinwegſetzte, Capizucchi und Mondragon, widerriethen alle ein ſo mißliches Wageſtück, wobei man Gefahr lief, die Frucht aller vorigen Siege und allen erworbenen Kriegsruhm zu verſcherzen.

Aber Einwürfe, welche er ſich ſelbſt ſchon gemacht und auch ſchon beantwortet hatte, konnten den Herzog von Parma in ſeinem Vorſatze nicht wankend machen. Nicht aus Unwiſſenheit der damit verknüpften Gefahren, noch aus leichtſinniger Ueberſchätzung ſeiner Kräfte hatte er den kühnen Anſchlag gefaßt. Jener genialiſche Inſtinkt, der den großen Menſchen auf Bahnen, die der kleine entweder nicht betritt, oder nicht endigt, mit glücklicher Sicherheit leitet, erhob ihn über alle Zweifel, die eine kalte aber eingeſchränkte Klugheit ihm entgegenſtellte, und ohne ſeine Generale überzeugen zu können, erkannte er die Wahrheit ſeiner Berechnung in einem dunkeln, aber darum nicht weniger ſichern Gefühle. Eine Reihe glücklicher Erfolge hatte ſeine Zuverſicht erhoben, und der Blick auf ſeine Armee, die an Mannszucht, Uebung und Tapferkeit in dem damaligen Europa nicht ihresgleichen hatte, und von einer Auswahl der trefflichſten Offiziere commandirt wurde, erlaubte ihm keinen Augenblick, der Furcht Raum zu geben. Denen, welche ihm die geringe Anzahl ſeiner Truppen entgegenſetzten, gab er zur Antwort, daß an einer noch ſo langen Pike doch nur die Spitze tödte, und daß es bei militäriſchen Unternehmungen mehr auf die Kraft ankomme, welche bewege, als auf die Maſſe, welche zu bewegen ſey. Er kannte zwar den Mißmuth ſeiner Truppen, aber er kannte auch ihren Gehorſam; und dann hoffte er ihren Privatbeſchwerden am beſten dadurch zu begegnen, daß er ſie durch eine wichtige Unternehmung beſchäftigte, durch den Glanz derſelben ihre Ruhmbegierde, und durch den hohen Preis, den die Eroberung einer ſo begüterten Stadt verſprach, ihre Habſucht erregte.[1]

In dem Plane, den er ſich nun zur Belagerung entwarf, ſuchte er allen jenen mannichfaltigen Hinderniſſen mit Nachdruck zu begegnen. Die einzige Macht, durch welche man hoffen konnte, die Stadt zu bezwingen, war der Hunger; und dieſen furchtbaren Feind gegen ſie aufzuregen, mußten alle Zugänge zu Waſſer und zu Lande verſchloſſen werden. Um ihr für's Erſte jeden Zufluß von Seeland aus, wenn auch nicht ganz abzuſchneiden, doch zu erſchweren, wollte man ſich aller der Baſteien bemächtigen, welche die Antwerper an beiden Ufern der Schelde zur Beſchützung der Schifffahrt angelegt hatten, und, wo es anging, neue Schanzen aufwerfen, von denen aus die ganze Länge des Stroms beherrſcht werden könnte. Damit aber die

---

[1] Strada loc. cit. 553.

Stadt nicht unterdeſſen von dem innern Lande die Bedürfniſſe ziehen möchte, die man ihr von der Seeſeite abzuſchneiden ſuchte, ſo ſollten alle umliegenden Städte Brabants und Flanderns in den Plan der Belagerung mit verwickelt, und der Fall Antwerpens auf den Fall aller dieſer Plätze gegründet werden. Ein kühner, und, wenn man die eingeſchränkte Macht des Herzogs bedenkt, beinahe ausſchweifender Entwurf, den aber das Genie ſeines Urhebers rechtfertigte, und das Glück mit einem glänzenden Ausgange krönte.[1]

Weil aber Zeit erfordert wurde, einen Plan von dieſem Umfange in Erfüllung zu bringen, ſo begnügte man ſich einſtweilen, an den Canälen und Flüſſen, welche Antwerpen mit Dendermonde, Gent, Mecheln, Brüſſel und andern Plätzen in Verbindung ſetzen, zahlreiche Baſteien anzulegen und dadurch die Zufuhr zu erſchweren. Zugleich wurden in der Nähe dieſer Städte, und gleichſam an den Thoren derſelben, ſpaniſche Beſatzungen einquartirt, welche das platte Land verwüſteten, und durch ihre Streifereien die Gegenden umher unſicher machten. So lagen um Gent allein gegen dreitauſend Mann herum, und nach Verhältniß um die übrigen. Auf dieſe Art, und vermittelſt der geheimen Verſtändniſſe, die er mit den katholiſch geſinnten Einwohnern derſelben unterhielt, hoffte der Herzog, ohne ſich ſelbſt zu ſchwächen, dieſe Städte nach und nach zu erſchöpfen, und durch die Drangſale eines kleinen aber unaufhörlichen Krieges, auch ohne eine förmliche Belagerung, endlich zur Uebergabe zu bringen.[1]

---

[1] Strada Dec. II. Lib. VI.

Unterdeſſen wurde die Hauptmacht gegen Antwerpen ſelbſt gerichtet, welches der Herzog nunmehr mit ſeinen Truppen gänzlich umzingeln ließ. Er ſelbſt nahm ſeine Stellung zu Bevern in Flandern, wenige Meilen von Antwerpen, wo er ein verſchanztes Lager bezog. Das flandriſche Ufer der Schelde wurde dem Markgrafen von Rysburg, General der Reiterei, das brabantiſche dem Grafen **Peter Ernſt von Mannsfeld** übergeben, zu welchem noch ein anderer ſpaniſcher Anführer, **Mondragon**, ſtieß. Die beiden Letztern paſſirten die Schelde glücklich auf Pontons, ohne daß das Antwerpiſche Admiralſchiff, welches ihnen entgegengeſchickt wurde, es verhindern konnte, kamen hinter Antwerpen herum, und nahmen bei Strabrök, im Lande Bergen, ihren Poſten. Einzelne detaſchirte Corps vertheilten ſich längs der ganzen brabantiſchen Seite, um theils die Dämme zu beſetzen, theils die Päſſe zu Lande zu verſperren.

Einige Meilen unterhalb Antwerpen wird die Schelde durch zwei ſtarke Forts vertheidigt, wovon das eine zu Lieſkenshoek, auf der Inſel Doel in Flandern, das andere zu Lillo gerade gegenüber auf dem brabantiſchen Ufer liegt. Das letzte hatte **Mondragon** ſelbſt ehemals auf Befehl des Herzogs von Alba erbauen müſſen, als dieſer noch in Antwerpen den Meiſter ſpielte, und eben darum wurde ihm jetzt auch der

---

[1] Meteren. Niederl. Hiſtorien XII. Buch. 467 folg.

Angriff deſſelben von dem Herzoge von Parma anvertraut. Von dem Beſitze dieſer beiden Forts ſchien der ganze Erfolg der Belagerung abzuhängen, weil alle Schiffe, die von Seeland nach Antwerpen ſegeln, unter den Kanonen derſelben vorbeiziehen müſſen. Beide Forts hatten die Antwerper auch kurz vorher befeſtigt, und mit dem erſtern waren ſie noch nicht ganz zu Stande, als der Markgraf von Rysburg es angriff. Die Geſchwindigkeit, mit der man zu Werke ging, überraſchte die Feinde, ehe ſie zur Gegenwehr hinlänglich bereitet waren, und ein Sturm, den man auf Liefkenshoek wagte, brachte dieſe Feſtung in ſpaniſche Hände. Dieſer Verluſt traf die Verbundenen an demſelben unglücklichen Tage, wo der Prinz von Oranien zu Delft durch Mörderhände fiel. Auch die übrigen Schanzen, welche auf der Inſel Doel angelegt waren, wurden theils freiwillig von ihren Vertheidigern verlaſſen, theils durch Ueberfall weggenommen, ſo, daß in Kurzem das ganze Flandriſche Ufer von Feinden gereinigt war. Aber das Fort zu Lillo auf dem brabantiſchen Ufer leiſtete einen deſto lebhaftern Widerſtand, weil man den Antwerpern Zeit gelaſſen hatte, es zu befeſtigen, und mit einer tapfern Beſatzung zu verſehen. Wüthende Ausfälle der Belagerten unter der Anführung Odets von Teligny vernichteten, von den Kanonen der Feſtung unterſtützt, alle Werke der Spanier, und eine Ueberſchwemmung, welche man durch Eröffnung der Schleuſen bewirkte, verjagte ſie endlich nach einer drei Wochen langen Belagerung, und mit einem Verluſte von faſt zweitauſend Todten von dem Platze.

Sie zogen ſich nun in ihr feſtes Lager bei Stabroek, und begnügten ſich, von den Dämmen Beſitz zu nehmen, welche das niedrige Land von Bergen durchſchneiden, und der eindringenden Oſter-Schelde eine Bruſtwehr entgegenſetzen.[1]

Der fehlgeſchlagene Verſuch auf das Fort Lillo veränderte die Maßregeln des Herzogs von Parma. Da es auf dieſem Wege nicht gelingen wollte, die Schiffahrt auf der Schelde zu hindern, wovon doch der ganze Erfolg der Belagerung abhing, ſo beſchloß er, den Strom durch eine Brücke gänzlich zu ſperren. Der Gedanke war kühn, und Viele waren, die ihn für abenteuerlich hielten. Sowohl die Breite des Stroms, welche in dieſen Gegenden über zwölfhundert Schritte beträgt, als die reißende Gewalt deſſelben, die durch die Flut des nahen Meeres noch verſtärkt wird, ſchienen jeden Verſuch dieſer Art unausführbar zu machen; dazu kam der Mangel an Bauholz, an Schiffen, an Werkleuten, und dann die gefährliche Stellung zwiſchen der antwerpiſchen und ſeeländiſchen Flotte, denen es ein Leichtes ſeyn mußte, in Verbindung mit einem ſtürmiſchen Elemente, eine ſo langwierige Arbeit zu ſtören. Aber der Herzog von Parma kannte ſeine Kräfte, und ſeinen entſchloſſenen Muth konnte nur das Unmögliche bezwingen. Nachdem er ſowohl die Breite als die Tiefe des Stroms hatte ausmeſſen laſſen, und mit zweien ſeiner geſchickteſten

---

[1] Meteren. Niederl. Hiſtorien. XII. Buch. 477. 478. Strada loc. cit. Thuan. Hist. Tom. II. 527.

Ingenieurs, Barocci und Plato, darüber zu Rathe gegangen war, fiel der Schluß dahin aus, die Brücke zwiſchen Kalloo in Flandern und Ordam in Brabant zu erbauen. Man erwählte dieſe Stelle deßwegen, weil der Strom hier die wenigſte Breite hat, und ſich etwas zur Rechten krümmt, welches die Schiffe aufhält, und ſie nöthigt, den Wind zu verändern. Zu Bedeckung der Brücke wurden an beiden Enden derſelben ſtarke Baſteien aufgeführt, wovon die eine auf dem flandriſchen Ufer das Fort St. Maria, die andre auf dem brabantiſchen dem Könige zu Ehren das Fort St. Philipp genannt wurde.[1]

Indem man im ſpaniſchen Lager zu Ausführung dieſes Vorhabens die lebhafteſten Anſtalten machte, und die ganze Aufmerkſamkeit des Feindes dahin gerichtet war, that der Herzog einen unerwarteten Angriff auf Dendermonde, eine ſehr feſte Stadt zwiſchen Gent und Antwerpen, wo ſich die Dender mit der Schelde vereinigt. So lange dieſer bedeutende Platz noch in feindlichen Händen war, konnten die Städte Gent und Antwerpen einander gegenſeitig unterſtützen, und durch ihre leichte Communication alle Bemühungen der Belagerer vereiteln. Die Eroberung derſelben gab dem Herzoge freie Hand gegen beide Städte, und konnte für das ganze Glück ſeiner Unternehmung entſcheidend werden. Die Schnelligkeit, mit der er ſie überfiel, ließ den Belagerten keine Zeit, ihre Schleuſen zu eröffnen und das Land umher unter Waſſer zu ſetzen. Die

---

[1] Strada Dec. II. Lib. VI. 557.

Haupt-Baſtei der Stadt, vor dem Brüſſeler Thore, wurde ſogleich heftig beſchoſſen, aber das Feuer der Belagerten richtete unter den Spaniern eine große Niederlage an. Anſtatt dadurch abgeſchreckt zu werden, wurden ſie nur deſto hitziger, und der Hohn der Beſatzung, welche die Bildſäule eines Heiligen vor ihren Augen verſtümmelte, und unter den ſchnödeſten Mißhandlungen von der Bruſtwehr herabſtürzte, ſetzte ſie vollends in Wuth. Sie drangen mit Ungeſtüm darauf, gegen die Baſtei geführt zu werden, ehe noch hinlänglich Breſche geſchoſſen war, und der Herzog, um dieſes erſte Feuer zu benutzen, erlaubte den Sturm. Nach einem zweiſtündigen mörderiſchen Gefechte war die Bruſtwehr erſtiegen, und was der erſte Grimm der Spanier nicht aufopferte, warf ſich in die Stadt. Dieſe war nun zwar dem feindlichen Feuer ſtärker ausgeſetzt, welches von dem eroberten Walle auf ſie gerichtet wurde; aber ihre ſtarken Mauern und der breite waſſerreiche Graben, der ſie rings umgab, ließen wohl einen langen Widerſtand befürchten. Der unternehmende Geiſt des Herzogs von Parma beſiegte in Kurzem auch dieſe Schwierigkeit. Indem Tag und Nacht das Bombardement fortgeſetzt wurde, mußten die Truppen ohne Unterlaß arbeiten, die Dender abzuleiten, von welcher der Stadtgraben ſein Waſſer erhielt, und Verzweiflung ergriff die Belagerten, als ſie das Waſſer ihres Grabens, dieſe einzige noch übrige Schutzwehr der Stadt, allmählig verſchwinden ſahen. Sie eilten, ſich zu ergeben, und empfingen im Auguſt 1584 ſpaniſche Beſatzung. In einem Zeitraume von nicht mehr als elf Tagen war dieſe Unternehmung ausgeführt, zu welcher, nach dem Urtheile der Sachverſtändigen, eben ſo viele Wochen erforderlich geſchienen.[1]

Die Stadt Gent, nunmehr von Antwerpen und von der See abgeſchnitten, von den Truppen des Königs, die in ihrer Nähe campirten, immer ſtärker und ſtärker bedrängt, und ohne alle Hoffnung eines nahen Entſatzes, gab jetzt ihre Rettung auf, und ſah den Hunger nebſt ſeinem ganzen Gefolge mit ſchrecklichen Schritten ſich nähern. Sie ſchickte daher Abgeordnete in das ſpaniſche Lager zu Bevern, um ſich dem Könige auf die nämlichen Bedingungen zu unterwerfen, die ihr der Herzog einige Zeit vorher vergeblich angeboten hatte. Man erklärte den Abgeordneten, daß die Zeit der Verträge vorbei ſey, und daß nur eine unbedingte Unterwerfung den erzürnten Monarchen beſänftigen könne. Ja, man ließ ſie ſogar befürchten, daß man dieſelbe Demüthigung von ihnen verlangen würde, zu welcher ihre rebelliſchen Vorfahren unter Karl dem Fünften ſich hatten verſtehen müſſen, nämlich halb nackt und mit einem Strick um den Hals um Gnade zu flehen. Troſtlos reisten die Abgeordneten zurück, aber ſchon am dritten Tage erſchien eine neue Geſandtſchaft, welche endlich, auf die Fürſprache eines Freundes von dem Herzoge von Parma, der in gentiſcher Gefangenſchaft war, noch unter erträglichen Bedingungen den Frieden zu Stande brachte. Die Stadt mußte eine Geldbuße von zweimalhunderttauſend Gulden erlegen, die verjagten

---

[1] Strada loc. cit. Meteren XII. Buch. 479. Thuan. II. 529.

Papiſten zurückrufen und ihre proteſtantiſchen Bewohner vertreiben; doch wurde den Letztern eine Friſt von zwei Jahren vergönnt, um ihre Sachen in Ordnung zu bringen. Alle Einwohner, bis auf ſechs, die man zur Strafe auszeichnete, aber nachher doch noch begnadigte, erhielten Verzeihung, und der Garniſon, die aus zweitauſend Mann beſtand, wurde ein ehrenvoller Abzug bewilligt. Dieſer Vergleich kam im September desſelben Jahres im Hauptquartier zu Bevern zu Stande, und unmittelbar darauf rückten dreitauſend Mann ſpaniſcher Truppen zur Beſatzung ein.[1]

Mehr durch die Furcht ſeines Namens und durch den Schrecken des Hungers, als durch ſeine gewaffnete Macht, hatte der Herzog von Parma dieſe Stadt bezwungen, die größte und feſteſte in den Niederlanden, die an Umfang der inneren Stadt Paris nichts nachgibt, ſieben und dreißigtauſend Häuſer zählt, und aus zwanzig Inſeln beſteht, die durch acht und neunzig ſteinerne Brücken verbunden werden. Glänzende Privilegien, welche dieſe Stadt im Laufe mehrerer Jahrhunderte von ihren Beherrſchern zu erringen gewußt hatte, nährten in ihren Bürgern den Geiſt der Unabhängigkeit, der nicht ſelten in Trotz und Frechheit ausartete, und mit den Maximen der öſterreichiſch-ſpaniſchen Regierung in einen ſehr natürlichen Streit gerieth. Eben dieſer muthige Freiheitsſinn verſchaffte auch der Reformation ein ſchnelles und ausgebreitetes Glück in dieſer

---

[1] Meteren XII. Buch. 479. 480. Strad. loc. cit. 582. 83. Allgem. Geſchichte d. vereinigten Niederlande. XXI. Buch. 479.

Stadt, und beide Triebfedern verbunden führten alle jene ſtürmiſchen Auftritte herbei, durch welche ſich dieſelbe im Laufe des niederländiſchen Kriegs zu ihrem Unglücke auszeichnete. Außer den Geldſummen, die der Herzog von **Parma** jetzt von der Stadt erhob, fand er in ihren Mauern noch einen reichen Vorrath von Geſchütz, von Wagen, Schiffen und allerlei Baugeräthe, nebſt der erforderlichen Menge von Werkleuten und Matroſen, wodurch er in ſeiner Unternehmung gegen Antwerpen nicht wenig gefördert wurde.[1]

Noch ehe Gent an den König überging, waren die Städte Vilvorden und Herentals in die Hände der Spanier gefallen, auch die Blockhäuſer unweit dem Flecken Willebrock von ihnen beſetzt worden, wodurch Antwerpen von Brüſſel und Mecheln abgeſchnitten wurde. Der Verluſt aller dieſer Plätze, der in ſo kurzer Zeit erfolgte, entriß den Antwerpern jede Hoffnung eines Succurſes aus Brabant und Flandern, und ſchränkte alle ihre Ausſichten auf den Beiſtand ein, der aus Seeland erwartet wurde, und welchen zu verhindern der Herzog von **Parma** nunmehr die ernſtlichſten Anſtalten machte.[2]

Die Bürger Antwerpens hatten den erſten Bewegungen des Feindes gegen ihre Stadt mit der ſtolzen Sicherheit zugeſehen, welche der Anblick ihres unbezwingbaren Stroms ihnen einflößte. Dieſe Zuverſicht wurde auch gewiſſermaßen durch das Urtheil des Prinzen von Oranien gerechtfertigt, der auf die erſte Nachricht von dieſer Belagerung zu verſtehen gab, daß die ſpaniſche Macht an den Mauern Antwerpens ſich zu Grunde richten werde. Um jedoch nichts zu verſäumen, was zur Erhaltung dieſer Stadt dienen könnte, berief er, kurze Zeit vor ſeiner Ermordung, den Bürgermeiſter von Antwerpen, Philipp Marnix von St. Aldegonde, ſeinen vertrauten Freund, zu ſich nach Delft, wo er mit demſelben wegen Vertheidigung Antwerpens Abrede nahm. Sein Rath ging dahin, den großen Damm zwiſchen Sanvliet und Lillo, der Blaauwgarendyk genannt, unverzüglich ſchleifen zu laſſen, um die Waſſer der Oſter-Schelde, ſo bald es Noth thäte, über das niedrige Land von Bergen auszugießen, und den ſeeländiſchen Schiffen, wenn etwa die Schelde geſperrt würde, durch die überſchwemmten Felder einen Weg zu der Stadt eröffnen zu können. Aldegonde hatte auch wirklich nach ſeiner Zurückkunft den Magiſtrat und den gröſten Theil der Bürger bewogen, in dieſen Vorſchlag zu willigen, als die Zunft der Fleiſcher dagegen aufſtand, und ſich beſchwerte, daß ihr dadurch die Nahrung entzogen würde; denn das Feld, welches man unter Waſſer ſetzen wollte, war ein groſſer Strich Weideland, auf welchem jährlich gegen zwölftauſend Ochſen gemäſtet wurden. Die Zunft der Fleiſcher behielt die Oberhand, und wußte die Ausführung jenes heilſamen Vorſchlags ſo lange zu verzögern, bis der Feind die Dämme mit ſammt dem Weideland in Beſitz genommen hatte.[1]

---

[1] Meteren am angeführten Orte.

[2] Allgem. G. d. v. N. 470. Meteren 470. Thuan. II. 529.

---

[1] Allgem. G. d. v. N. III. 469. Grotius 69.

Auf den Antrieb des Bürgermeiſters, St. Aldegonde, der, ſelbſt ein Mitglied der Staaten Brabants, bei deſſelben in großem Anſehen ſtand, hatte man noch vor Ankunft der Spanier die Feſtungswerke an beiden Ufern der Schelde in beſſeren Stand geſetzt, und um die Stadt herum viele neue Schanzen errichtet. Man hatte bei Saftingen die Dämme durchſtochen, und die Waſſer der Weſter-Schelde beinahe über das ganze Land Waes ausgegoſſen. In der angrenzenden Markgrafſchaft Bergen wurde von dem Grafen von Hohenlohe Truppen geworben, und ein Regiment Schottländer unter der Anführung des Oberſten Morgan ſtand bereits im Solde der Republik, während daß man neue Subſidien aus England und Frankreich erwartete. Vor Allem aber wurden die Staaten von Holland und Seeland zu der ſchleunigſten Hülfleiſtung aufgefordert. Nachdem aber die Feinde an beiden Ufern des Stroms feſten Fuß gefaßt hatten, und durch das Feuer aus ihren Schanzen die Schiffahrt gefährlich machten, nachdem im Brabantiſchen ein Platz nach dem andern in ihre Hände fiel, und ihre Reiterei alle Zugänge von der Landſeite ſperrte, ſo ſtiegen endlich bei den Einwohnern Antwerpens ernſtliche Beſorgniſſe wegen der Zukunft auf. Die Stadt zählte damals fünf und achtzigtauſend Seelen, und nach den angeſtellten Berechnungen wurden zum Unterhalte derſelben jährlich dreimalhunderttauſend Viertel oder Centner Getreide erfordert. Einen ſolchen Vorrath aufzuſchütten, fehlte es beim Anfange der Belagerung keineswegs weder an Lieferungen noch an Geld; denn trotz des feindlichen Geſchützes wußten ſich die ſeeländiſchen Proviantſchiffe mit eintretender Meeresflut Bahn zu der Stadt zu machen. Es kam alſo bloß darauf an, zu verhindern, daß nicht einzelne von den reichern Bürgern dieſe Vorräthe aufkauften, und dann bei eintretendem Mangel ſich zu Meiſtern des Preiſes machten. Ein gewiſſer Gianibelli aus Mantua, der ſich in der Stadt niedergelaſſen und ihr in der Folge dieſer Belagerung ſehr erhebliche Dienſte leiſtete, that zu dieſem Ende den Vorſchlag, eine Auflage auf den hundertſten Pfennig zu machen, und eine Geſellſchaft rechtlicher Männer zu errichten, welche für dieſes Geld Getreide einkaufen und wöchentlich liefern ſollte. Die Reichen ſollten einſtweilen dieſes Geld vorſchießen, und dafür die eingekauften Vorräthe gleichſam als zu einem Pfande in ihren Magazinen aufbewahren, auch an dem Gewinne ihren Antheil erhalten. Aber dieſer Vorſchlag wollte den reichern Einwohnern nicht gefallen, welche einmal beſchloſſen hatten, von der allgemeinen Bedrängniß Vortheil zu ziehen. Vielmehr hielten ſie dafür, daß man einem Jeden befehlen ſolle, ſich für ſich ſelbſt auf zwei Jahre lang mit dem nöthigen Proviant zu verſehen; ein Vorſchlag, wobei ſie ſehr gut für ſich, aber ſehr ſchlecht für die ärmeren Einwohner ſorgten, die ſich nicht einmal auf ſo viele Monate verſehen konnten. Sie erreichten dadurch zwar die Abſicht, die Letztern entweder ganz aus der Stadt zu jagen, oder von ſich abhängig zu machen; als ſie ſich aber nachher beſannen, daß in der Zeit der Noth ihr Eigenthum nicht reſpektirt werden dürfte, ſo fanden ſie rathſam, ſich mit dem Einkaufe nicht zu beeilen.[1]

Der Magiſtrat der Stadt, um ein Uebel zu verhüten, das nur Einzelne gedrückt haben würde, erwählte dafür ein anderes, welches dem Ganzen gefährlich wurde. Seeländiſche Unternehmer hatten eine anſehnliche Flotte mit Proviant befrachtet, welche ſich glücklich durch die Kanonen der Feinde ſchlug und in Antwerpen landete. Die Hoffnung eines höheren Gewinns hatte die Kaufleute zu dieſer gewagten Speculation ermuntert; in dieſer Erwartung aber fanden ſie ſich getäuſcht, als ſie ankamen, indem der Magiſtrat von Antwerpen um eben dieſe Zeit ein Edikt ergehen ließ, wodurch der Preis aller Lebensmittel beträchtlich herabgeſetzt wurde. Um zugleich zu verhindern, daß Einzelne nicht die ganze Ladung aufkaufen, und, um ſie nachher deſto theurer loszuſchlagen, in ihren Magazinen aufſchütten möchten, ſo verordnete er, daß Alles aus freier Hand von den Schiffen verkauft werden ſollte. Die Unternehmer, durch dieſe Vorkehrungen um den ganzen Gewinn ihrer Fahrt betrogen, ſpannten hurtig die Segel auf und verließen Antwerpen mit dem größten Theile ihrer Ladung, welche hingereicht haben würde, die Stadt mehrere Monate lang zu ernähren.[2]

Dieſe Vernachläßigung der nächſten und natürlichſten Rettungsmittel wird nur dadurch begreiflich, daß man eine ganze Sperrung der Schelde damals noch für völlig unmöglich hielt, und alſo den äußerſten Fall im Ernſte gar nicht fürchtete. Als daher die Nachricht einlief, daß der Herzog die Abſicht habe, eine Brücke über die Schelde zu ſchlagen, ſo verſpottete man in Antwerpen allgemein dieſen chimäriſchen Einfall. Man ſtellte zwiſchen der Republik und dem Strome eine ſtolze Vergleichung an, und meinte, daß der eine ſo wenig als die andere das ſpaniſche Joch auf ſich leiden würde. „Ein Strom, der zweitauſend vierhundert Fuß breit, und wenn er auch nur ſein eigenes Waſſer hat, über ſechzig Fuß tief iſt, der aber, wenn ihn die Meeresflut hebt, noch um zwölf Fuß zu ſteigen pflegt — ein ſolcher Strom, hieß es, ſollte ſich durch ein elendes Pfahlwerk beherrſchen laſſen? Wo würde man Baumſtämme hernehmen, hoch genug, um bis auf den Grund zu reichen und über die Fläche emporzuragen? Und ein Werk dieſer Art ſollte im Winter zu Stande kommen, wo die Flut ganze Inſeln und Gebirge von Eis, gegen welche kaum ſteinerne Mauern halten, an das ſchwache Gebälke treiben und es wie Glas zerſplittern wird? Oder gedächte der Herzog, eine Brücke von Schiffen zu erbauen; woher wollte er dieſe nehmen und auf welchem Wege ſie in ſeine Verſchanzungen bringen? Nothwendig müßten ſie Antwerpen vorbeipaſſiren, wo eine Flotte bereit ſtehe, ſie entweder aufzufangen oder in Grund zu bohren.“[1]

---

[1] Allgem. Geſch. d. v. N. III. 472.

[2] Grotius 92. Reidan. Belg. Annal. 68.

Aber indem man in der Stadt die Ungereimtheit ſeiner Unternehmung bewies, hatte der Herzog von

---

[1] Strada 560.

Parma ſie vollendet. Sobald die Baſteien St. Maria und St. Philipp errichtet waren, welche die Arbeiter und den Bau durch ihr Geſchütz decken konnten, ſo wurde von beiden entgegenſtehenden Ufern aus ein Gerüſte in den Strom hineingebaut, wozu man die Maſte von den größten Schiffen gebrauchte. Durch die kunſtreiche Anordnung des Gebälkes wußte man dem Ganzen eine ſolche Haltung zu geben, daß es, wie nachher der Erfolg bewies, dem gewaltſamen Andrange des Eiſes zu widerſtehen vermochte. Dieſes Gebälke, welches feſt und ſicher auf dem Grunde des Waſſers ruhte, und noch in ziemlicher Höhe daraus hervorragte, war mit Planken bedeckt, welche eine bequeme Straße formirten. Sie war ſo breit, daß acht Mann nebeneinander darauf Platz hatten, und ein Geländer, das zu beiden Seiten hinweglief, ſchützte vor dem Musketenfeuer der feindlichen Schiffe. Dieſe Eſtakade, wie man ſie nannte, lief von beiden entgegenſtehenden Ufern ſo weit in den Strom hinein, als es die zunehmende Tiefe und Gewalt des Waſſers verſtattete. Sie verengte den Strom um elfhundert Fuß; weil aber der mittlere und eigentliche Strom ſie durchaus nicht duldete, ſo blieb noch immer zwiſchen beiden Eſtakaden ein Raum von mehr als ſechshundert Schritten offen, durch welchen eine ganze Proviantflotte bequem hindurchſegeln konnte. Dieſen Zwiſchenraum gedachte der Herzog vermittelſt einer Schiffbrücke auszufüllen, wozu die Fahrzeuge von Dünkirchen ſollten hergeſchafft werden. Aber auſſerdem, daß dort Mangel daran war, hielt es ſchwer, ſolche ohne großen Verluſt an Antwerpen vorbeizubringen.

Er mußte ſich alſo einſtweilen damit begnügen, den Fluß um die Hälfte verengt, und den Durchzug der feindlichen Schiffe um ſo viel ſchwieriger gemacht zu haben. Denn da, wo ſich die Eſtakaden in der Mitte des Stroms endigten, erweiterten ſie ſich beide in ein längliches Viereck, welches ſtark mit Kanonen beſetzt war, und mitten im Waſſer zu einer Art Feſtung diente. Von da aus wurde auf alle Fahrzeuge, die durch dieſen Paß ſich hindurchwagten, ein fürchterliches Feuer unterhalten, welches jedoch nicht verhinderte, daß nicht ganze Flotten und einzelne Schiffe dieſe gefährliche Straße glücklich vorüberzogen.[1]

Unterdeſſen ergab ſich Gent, und dieſe unerwartet ſchnelle Eroberung riß den Herzog auf einmal aus ſeiner Verlegenheit. Er fand in dieſer Stadt alles Nöthige bereit, um ſeine Schiffbrücke zu vollenden, und die Schwierigkeit war bloß, es ſicher herbeizuſchaffen. Dazu eröffneten ihm die Feinde ſelbſt den natürlichſten Weg. Durch Eröffnung der Dämme bei Saftingen war ein großer Theil von dem Lande Waes bis zu dem Flecken Borcht unter Waſſer geſetzt worden, ſo, daß es gar nicht ſchwer hielt, die Felder mit flachen Fahrzeugen zu befahren. Der Herzog ließ alſo ſeine Schiffe von Gent auslaufen, und beorderte ſie, nachdem ſie Dendermonde und Rupelmonde paſſirt, den linken Damm der Schelde zu durchſtechen, Antwerpen zur Rechten liegen zu laſſen und gegen Borcht zu in das überſchwemmte Feld hinein zu ſegeln. Zur

---

[1] Strada 569 sq. Thuan. 530. Meteren XII. Buch.

Verſicherung dieſer Fahrt wurde bei dem Flecken Borcht eine Baſtei errichtet, welche die Feinde im Zaume halten könnte. Alles gelang nach Wunſch, obgleich nicht ohne einen lebhaften Kampf mit der feindlichen Flottille, welche ausgeſchickt worden war, dieſen Zug zu ſtören. Nachdem man noch einige Dämme unterwegs durchſtochen, erreichte man die ſpaniſchen Quartiere bei Kalloo, und lief glücklich wieder in die Schelde. Das Frohlocken der Armee war um ſo größer, nachdem man erſt die große Gefahr vernommen, der die Schiffe nur eben entgangen waren. Denn kaum hatten ſie ſich der feindlichen Schiffe entledigt, ſo war ſchon eine Verſtärkung der letztern von Antwerpen unterwegs, welche der tapfere Vertheidiger von Lillo, **Odet von Teligny**, anführte. Als dieſer die Arbeit gethan und die Feinde entwiſcht ſah, ſo bemächtigte er ſich des Damms, an dem jene durchgebrochen waren, und warf eine Baſtei an der Stelle auf, um den Gentiſchen Schiffen, die etwa noch ankommen möchten, den Paß zu verlegen.[1]

Dadurch gerieth der Herzog von Parma auf's Neue in's Gedränge. Noch hatte er bei weitem nicht Schiffe genug, weder für ſeine Brücke, noch zur Vertheidigung derſelben, und der Weg, auf welchem die vorigen herbeigeſchafft worden, war durch das Fort des **Teligny** geſperrt. Indem er nun die Gegend in der Abſicht recognoscirte, einen neuen Weg für ſeine Flotten ausfindig zu machen, ſtellte ſich ihm ein Gedanke bar, der nicht bloß ſeine gegenwärtige Verlegenheit endigte, ſondern der ganzen Unternehmung auf einmal einen lebhaften Schwung gab. Nicht weit von dem Dorfe Stecken, im Lande Waes, von welchem Orte man noch etwa fünftauſend Schritte bis zum Anfange der Ueberſchwemmungen hatte, fließt die Moer, ein kleines Waſſer, vorbei, das bei Gent in die Schelde fällt. Von dieſem Fluſſe nun ließ er einen Canal bis an die Gegend führen, wo die Ueberſchwemmung den Anfang nahm, und weil die Waſſer nicht überall hoch genug ſtanden, ſo wurde der Canal zwiſchen Bevern und Verrebroek bis nach Kalloo fortgeführt, wo die Schelde ihn aufnahm. Fünfhundert Schanzgräber arbeiteten ohne Unterlaß an dieſem Werke, und um die Verdroſſenheit der Soldaten zu ermuntern, legte der Herzog ſelbſt mit Hand an. Er erneuerte auf dieſe Art das Beiſpiel zweier berühmten Römer, Druſus und Corbulo, welche durch ähnliche Werke den Rhein mit der Süderſee, und die Maas mit dem Rheine verbanden.

---

[1] Meteren 481. Strad. 564.

Dieſer Canal, den die Armee ihrem Urheber zu Ehren den Canal von Parma nannte, erſtreckte ſich vierzehntauſend Schritte lang, und hatte eine verhältnißmäßige Tiefe und Breite, um ſehr beträchtliche Schiffe zu tragen. Er verſchaffte den Schiffen aus Gent nicht nur einen ſichern, ſondern auch einen merklich kürzern Weg zu den ſpaniſchen Quartieren, weil ſie nun nicht mehr nöthig hatten, den weitläufigen Krümmungen der Schelde zu folgen, ſondern bei Gent unmittelbar in die Moer traten, und von da aus bei

Stecken durch den Canal und durch das überſchwemmte Land bis nach Kalloo gelangten. Da in der Stadt Gent die Erzeugniſſe von ganz Flandern zuſammenfloſſen, ſo ſetzte dieſer Canal das ſpaniſche Lager mit der ganzen Provinz in Zuſammenhang. Von allen Orten und Enden ſtrömte der Ueberfluß herbei, daß man im ganzen Laufe der Belagerung keinen Mangel mehr kannte. Aber der wichtigſte Vortheil, den der Herzog aus dieſem Werke zog, war ein hinreichender Vorrath an flachen Schiffen, wodurch er in den Stand geſetzt wurde, den Bau ſeiner Brücke zu vollenden.[1]

Unter dieſen Anſtalten war der Winter herbeigekommen, der, weil die Schelde mit Eis ging, in dem Bau der Brücke einen ziemlich langen Stillſtand verurſachte. Mit Unruhe hatte der Herzog dieſer Jahreszeit entgegengeſehen, die ſeinem angefangenen Werke höchſt verderblich werden, den Feinden aber bei einem ernſthaften Angriffe auf daſſelbe deſto günſtiger ſeyn konnte. Aber die Kunſt ſeiner Baumeiſter entriß ihn der einen Gefahr, und die Inconſequenz der Feinde befreite ihn von der andern. Zwar geſchah es mehrmals, daß mit eintretender Meeresflut ſtarke Eisſchollen ſich in den Staketen verfingen, und mit heftiger Gewalt das Gebälke erſchütterten, aber es ſtand, und der Anlauf des wilden Elements machte bloß ſeine Feſtigkeit ſichtbar.

Unterdeſſen wurde in Antwerpen mit fruchtloſen Deliberationen eine koſtbare Zeit verſchwendet, und über dem Kampfe der Parteien das allgemeine Beſte vernachläſſigt. Die Regierung dieſer Stadt war in allzuviele Hände vertheilt, und der ſtürmiſchen Menge ein viel zu großer Antheil daran gegeben, als daß man mit Ruhe hätte überlegen, mit Einſicht wählen und mit Feſtigkeit ausführen können. Auſſer dem eigentlichen Magiſtrate, in welchem der Bürgermeiſter bloß eine einzelne Stimme hatte, waren in der Stadt noch eine Menge Corporationen vorhanden, denen die äuſſere und innere Sicherheit, die Proviantirung, die Befeſtigung der Stadt, das Schiffsweſen, der Commerz u. dgl. oblag, und welche bei keiner wichtigen Verhandlung übergangen ſeyn wollten. Durch dieſe Menge von Sprechern, die, ſo oft es ihnen beliebte, in die Rathsverſammlung ſtürmten, und was ſie durch Gründe nicht vermochten, durch ihr Geſchrei und ihre ſtarke Anzahl durchzuſetzen wußten, bekam das Volk einen gefährlichen Einfluß in die öffentlichen Berathſchlagungen, und der natürliche Widerſtreit ſo entgegengeſetzter Intereſſen hielt die Ausführung jeder heilſamen Maßregel zurück. Ein ſo ſchwankendes und kraftloſes Regiment konnte ſich bei einem trotzigen Schiffsvolke und bei einer ſich wichtig dünkenden Soldateska nicht in Achtung ſetzen; daher die Befehle des Staats auch nur ſchlechte Befolgung fanden, und durch die Nachläſſigkeit, wo nicht gar offenbare Meuterei der Truppen und des Schiffsvolks, mehr als einmal der entſcheidende Augenblick verloren ging.[1]

---

[1] Strada 563.

---

[1] Meteren 184. Thuan. II. 329. Grotius 88.

Die wenige Uebereinſtimmung in der Wahl der Mittel, durch welche man dem Feinde widerſtehen wollte, würde indeſſen bei weitem nicht ſo viel geſchadet haben, wenn man nur in dem Zwecke ſelbſt vollkommen einig geweſen wäre. Aber eben darüber waren die begüterten Bürger und der große Hauſe in zwei entgegengeſetzte Parteien getheilt, indem die erſtern nicht ohne Urſache von der Extremität Alles fürchteten, und daher ſehr geneigt waren, mit dem Herzoge von Parma in Unterhandlungen zu treten. Dieſe Geſinnungen verbargen ſie nicht länger, als das Fort Liefkenshoek in feindliche Hände gefallen war, und man nun im Ernſte anfing, für die Schifffahrt auf der Schelde zu fürchten. Einige derſelben zogen ganz und gar fort, und überließen die Stadt, mit der ſie das Gute genoſſen, aber das Schlimme nicht theilen mochten, ihrem Schickſale. Sechzig bis ſiebenzig der Zurückbleibenden aus dieſer Klaſſe übergaben dem Rathe eine Bittſchrift, worin ſie den Wunſch äußerten, daß man mit dem Könige traktiren möchte. Sobald aber das Volk davon Nachricht erhielt, ſo gerieth es in eine wüthende Bewegung, daß man es kaum durch Einſperrung der Supplikanten und eine denſelben aufgelegte Geldſtrafe beſänftigen konnte. Es ruhte auch nicht eher, als bis ein Edikt zu Stande kam, welches auf jeden heimlichen oder öffentlichen Verſuch zum Frieden die Todesſtrafe ſetzte.[1]

---

[1] Meteren 485.

Dem Herzoge von Parma, der in Antwerpen nicht weniger, als in den übrigen Städten Brabants und Flanderns, geheime Verſtändniſſe unterhielt, und durch ſeine Kundſchafter gut bedient wurde, entging keine dieſer Bewegungen, und er verſäumte nicht, Vortheil davon zu ziehen. Obgleich er in ſeinen Anſtalten weit genug vorwärts gerückt war, um die Stadt zu beängſtigen, ſo waren doch noch ſehr viele Schritte zu thun, um ſich wirklich von derſelben Meiſter zu machen, und ein einziger unglücklicher Augenblick konnte das Werk vieler Monate vernichten. Ohne alſo in ſeinen kriegeriſchen Vorkehrungen etwas nachzulaſſen, machte er noch einen ernſtlichen Verſuch, ob er ſich der Stadt nicht durch Güte bemächtigen könnte. Er erließ zu dem Ende im November dieſes Jahres an den großen Rath von Antwerpen ein Schreiben, worin alle Kunſtgriffe aufgeboten waren, die Bürger entweder zur Uebergabe der Stadt zu vermögen, oder doch die Trennung unter denſelben zu vermehren. Er betrachtete ſie in dieſem Briefe als Verführte, und wälzte die ganze Schuld ihres Abfalls und ihrer bisherigen Widerſetzlichkeit auf den ränkevollen Geiſt des Prinzen von Oranien, von welchem die Strafgerechtigkeit des Himmels ſie ſeit Kurzem befreiet habe. Jetzt, meinte er, ſtehe es in ihrer Macht, aus ihrer langen Verblendung zu erwachen, und zu einem Könige, der zur Verſöhnung geneigt ſey, zurückzukehren. Dazu, fuhr er fort, biete er ſelbſt ſich mit Freuden als Mittler an, da er nie aufgehört habe, ein Land zu lieben, worin er geboren ſey, und den fröhlichſten Theil ſeiner Jugend zugebracht habe. Er munterte ſie daher auf, ihm Bevollmächtigte zu ſenden, mit denen er über den Frieden traktiren könne, ließ ſie die billigſten Bedingungen hoffen, wenn ſie ſich bei Zeiten unterwürfen, aber auch die härteſten fürchten, wenn ſie es auf's Aeuſſerſte kommen ließen.

Dieſes Schreiben, in welchem man mit Vergnügen die Sprache nicht wiederfindet, welche ein Herzog von Alba zehn Jahre vorher in ähnlichen Fällen zu führen pflegte, beantwortete die Stadt in einem anſtändigen und beſcheidenen Tone, und indem ſie dem perſönlichen Charakter des Herzogs volle Gerechtigkeit widerfahren ließ, und ſeiner wohlwollenden Geſinnungen gegen ſie mit Dankbarkeit erwähnte, beklagte ſie die Härte der Zeitumſtände, welche ihm nicht erlaubten, ſeinem Charakter und ſeiner Neigung gemäß gegen ſie zu verfahren. In ſeine Hände, erklärte ſie, würde ſie mit Freuden ihr Schickſal legen, wenn er unumſchränkter Herr ſeiner Handlungen wäre, und nicht einem fremden Willen dienen müßte, den ſeine eigene Billigkeit unmöglich gut heißen könne. Nur zu bekannt ſey der unveränderliche Rathſchluß des Königs von Spanien, und das Gelübde, das derſelbe dem Papſte gethan habe; von dieſer Seite ſey all ihre Hoffnung verloren. Sie vertheidigte dabei mit edler Wärme das Gedächtniß des Prinzen von Oranien, ihres Wohlthäters und Retters, indem ſie die wahren Urſachen aufzählte, welche dieſen traurigen Krieg herbeigeführt und die Provinzen von der ſpaniſchen Krone abtrünnig gemacht hätten. Zugleich verhehlte ſie nicht, daß ſie eben jetzt Hoffnung habe, an dem Könige von Frankreich einen neuen und einen gütigern Herrn zu finden, und auch ſchon dieſer Urſache wegen keinen Vergleich mit dem ſpaniſchen Monarchen eingehen könne, ohne ſich des ſtrafbarſten Leichtſinns und der Undankbarkeit ſchuldig zu machen.[1]

Die vereinigten Provinzen nämlich, durch eine Reihe von Unglücksfällen kleinmüthig gemacht, hatten endlich den Entſchluß gefaßt, unter die Oberhoheit Frankreichs zu treten, und durch Aufopferung ihrer Unabhängigkeit ihre Exiſtenz und ihre alten Privilegien zu retten. Mit dieſem Auftrage war vor nicht langer Zeit eine Geſandtſchaft nach Paris abgegangen, und die Ausſicht auf dieſen mächtigen Beiſtand war es vorzüglich, was den Muth der Antwerper ſtärkte. Heinrich der Dritte, König von Frankreich, war für ſeine Perſon auch nicht ungeneigt, dieſes Anerbieten ſich zu Nutze zu machen; aber die Unruhen, welche ihm die Intriguen der Spanier in ſeinem eigenen Königreiche zu erregen wußten, nöthigten ihn wider ſeinen Willen, davon abzuſtehen. Die Niederländer wandten ſich nunmehr mit ihrem Geſuche an die Königin Eliſabeth von England, die ihnen auch wirklich, aber nur zu ſpät für Antwerpens Rettung, einen thätigen Beiſtand leiſtete. Während daß man in dieſer Stadt den Erfolg dieſer Unterhandlungen abwartete, und nach einer fremden Hülfe in die Ferne blickte, hatte man die natürlichſten und nächſten Mittel zu ſeiner Rettung verſäumt, und den ganzen Winter verloren, den der Feind deſto beſſer zu benutzen verſtand.[1]

---

[1] Thuan. II. 530. 531. Meteren 485. 486.

Zwar hatte es der Bürgermeiſter von Antwerpen, **St. Aldegonde**, nicht an wiederholten Aufforderungen fehlen laſſen, die ſeeländiſche Flotte zu einem Angriffe auf die feindlichen Werke zu vermögen, während daß man von Antwerpen aus dieſe Expedition unterſtützen würde. Die langen und öfters ſtürmiſchen Nächte konnten dieſe Verſuche begünſtigen, und wenn zugleich die Beſatzung zu Lillo einen Ausfall wagte, ſo würde es dem Feinde kaum möglich geweſen ſeyn, dieſem dreifachen Anfalle zu widerſtehen. Aber unglücklicherweiſe waren zwiſchen dem Anführer jener Flotte, **Wilhelm von Blois, von Treslong** und der Admiralität von Seeland Irrungen entſtanden, welche Urſache waren, daß die Ausrüſtung der Flotte auf eine ganz unbegreifliche Weiſe verzögert wurde. Um ſolche zu beſchleunigen, entſchloß ſich endlich **Teligny**, ſelbſt nach Middelburg zu gehen, wo die Staaten von Seeland verſammelt waren; aber weil der Feind alle Päſſe beſetzt hatte, ſo koſtete ihn dieſer Verſuch ſeine Freiheit, und mit ihm verlor die Republik ihren tapferſten Vertheidiger. Indeſſen fehlte es nicht an unternehmenden Schiffern, welche unter Begünſtigung der Nacht, und mit eintretender Flut, trotz des feindlichen Feuers, durch die damals noch offene Brücke ſich ſchlugen, Proviant in die Stadt warfen, und mit der Ebbe wieder zurückkehrten. Weil aber doch mehrere ſolcher Fahrzeuge dem Feinde in die Hände fielen, ſo verordnete der Rath, daß inskünftige die Schiffe nie unter einer beſtimmten Anzahl ſich hinauswagen ſollten; welches die Folge hatte, daß Alles unterblieb, weil die erforderte Anzahl niemals voll werden wollte. Auch geſchahen von Antwerpen aus einige nicht ganz unglückliche Verſuche auf die Schiffe der Spanier; einige der letztern wurden erobert, andere verſenkt, und es kam bloß darauf an, dergleichen Verſuche im Großen fortzuſetzen. Aber ſo eifrig auch St. Aldegonde dieſes betrieb, ſo fand ſich doch kein Schiffer, der ein Fahrzeug beſteigen wollte.[1]

---

[1] Meteren 488 u. folg. Allgem. Geſchichte der v. Niederl. III. 476 – 491. Grotius 89.

Unter dieſen Zögerungen verſtrich der Winter, und kaum bemerkte man, daß das Eis ſich verlor, ſo wurde von den Belagerern der Bau der Schiffbrücke nun mit allem Ernſte vorgenommen. Zwiſchen beiden Staketen blieb noch ein Raum von mehr als ſechshundert Schritten auszufüllen, welches auf folgende Art bewerkſtelligt wurde. Man nahm zweiunddreißig Playten (platte Fahrzeuge), jede ſechsundſechzig Fuß lang und zwanzig breit, und dieſe fügte man am Vorder- und Hintertheile mit ſtarken Kabeltauen und eiſernen Ketten aneinander, doch ſo, daß ſie noch gegen zwanzig Fuß voneinander abſtanden, und dem Strome einen freien Durchzug verſtatteten. Jede Playte hing noch außerdem an zwei Ankertauen, ſowohl aufwärts, als unterwärts des Stroms, welche aber, je nachdem das Waſſer mit der Flut ſtieg oder mit der Ebbe ſank, nachgelaſſen und angezogen werden konnten. Ueber die Schiffe hinweg wurden große Maſtbäume gelegt, welche von einem zum andern reichten, und mit Planken überdeckt eine ordentliche Straße bildeten, auch wie die Staketen, mit einem Geländer eingefaßt waren. Dieſe Schiffbrücke, davon beide Staketen nur eine Fortſetzung ausmachten, hatte, mit dieſen zuſammengenommen, eine Länge von zweitauſend vierhundert Schritten. Dabei war dieſe furchtbare Maſchine ſo künſtlich organiſirt und ſo reichlich mit Werkzeugen des Todes ausgerüſtet, daß ſie gleich einem lebendigen Weſen ſich ſelbſt vertheidigen, auf das Commandowort Flammen ſpeien, und auf Alles, was ihr nahe kam, Verderben ausſchütten konnte. Außer den beiden Forts, St. Maria und St. Philipp, welche die Brücke an beiden Ufern begrenzten, und außer den zwei hölzernen Baſteien auf der Brücke ſelbſt, welche mit Soldaten angefüllt und in allen vier Ecken mit Kanonen beſetzt waren, enthielt jedes der zweiunddreißig Schiffe noch dreißig Bewaffnete, nebſt vier Matroſen zu ſeiner Bedeckung, und zeigte dem Feinde, er möchte nun von Seeland herauf oder von Antwerpen herunter ſchiffen, die Mündung einer Kanone. Man zählte in allem ſiebenundneunzig Kanonen, die ſowohl über der Brücke, als unter derſelben vertheilt waren, und mehr als fünfzehnhundert Mann, die theils die Baſteien, theils die Schiffe beſetzten, und, wenn es Noth that, ein furchtbares Musketenfeuer auf den Feind unterhalten konnten.

---

[1] Strad. 584. Meteren 484. Reidan. Annal. 69.

Aber dadurch allein glaubte der Herzog ſein Werk noch nicht gegen alle Zufälle ſicher geſtellt zu haben.

Es war zu erwarten, daß der Feind nichts unverſucht laſſen würde, den mittlern und ſchwächſten Theil der Brücke durch die Gewalt ſeiner Maſchinen zu ſprengen: dieſem vorzubeugen, warf er längs der Schiffbrücke und in einiger Entfernung von derſelben noch eine beſondere Schutzwehr auf, welche die Gewalt brechen ſollte, die auf die Brücke ſelbſt möchte ausgeübt werden. Dieſes Werk beſtand aus dreiunddreißig Barken von beträchtlicher Größe, welche in einer Reihe, quer über den Strom hingelagert, und je drei und drei mit Maſtbäumen an einander befeſtigt waren, ſo, daß ſie elf verſchiedene Gruppen bildeten. Jede derſelben ſtreckte, gleich einem Gliede Pikenirer, in horizontaler Richtung, vierzehn lange hölzerne Stangen aus, die dem herannahenden Feinde eine eiſerne Spitze entgegenkehrten. Dieſe Barken waren bloß mit Ballaſt angefüllt, und hingen jede an einem doppelten, aber ſchlaffen Ankertaue, um dem anſchwellenden Strome nachgeben zu können; daher ſie auch in beſtändiger Bewegung waren, und davon die Namen Schwimmer bekamen. Die ganze Schiffbrücke und noch ein Theil der Staketen wurden von dieſen Schwimmern gedeckt, welche ſowohl oberhalb als unterhalb der Brücke angebracht waren. Zu allen dieſen Vertheidigungsanſtalten kam noch eine Anzahl von vierzig Kriegsſchiffen, welche an beiden Ufern hielten und dem ganzen Werke zur Bedeckung dienten.[1]

---

[1] Strad. Dec. II. Lib. VI. 566. 567. Meteren 482. Thuan. III. Lib. LXXXIII. 45. Allgem. Geſchichte der vereinigten Niederlande. III. Band 497.

Dieſes bewundernswürdige Werk war im März des Jahres 1585, als dem ſiebenten Monate der Belagerung, fertig, und der Tag, an dem es vollendet wurde, war ein Jubelfeſt für die Truppen. Durch ein wildes Freudenſchießen wurde der große Vorfall der belagerten Stadt verkündet, und die Armee, als wollte ſie ſich ihres Triumphs recht ſinnlich verſichern, breitete ſich längs dem ganzen Gerüſte aus, um den ſtolzen Strom, dem man das Joch aufgelegt hatte, friedfertig und gehorſam unter ſich hinwegfließen zu ſehen. Alle ausgeſtandenen unendlichen Mühſeligkeiten waren bei dieſem Anblicke vergeſſen, und keiner, deſſen Hand nur irgend dabei geſchäftig geweſen, war ſo verächtlich und ſo klein, daß er ſich nicht einen Theil der Ehre zueignete, die den großen Urheber lohnte. Nichts aber gleicht der Beſtürzung, welche die Bürger von Antwerpen ergriff, als ihnen die Nachricht gebracht wurde, daß die Schelde nun wirklich geſchloſſen, und alle Zufuhr aus Seeland abgeſchnitten ſey. Und zu Vermehrung ihres Schreckens mußten ſie zu derſelben Zeit noch den Verluſt der Stadt Brüſſel erfahren, welche endlich durch Hunger genöthigt worden, ſich zu ergeben. Ein Verſuch, den der Graf von Hohenlohe in eben dieſen Tagen auf Herzogenbuſch gewagt, um entweder dieſe Stadt wegzunehmen, oder doch dem Feinde eine Diverſion zu machen, war gleichfalls verunglückt, und ſo verlor das bedrängte Antwerpen zu gleicher Zeit alle Hoffnung einer Zufuhr von der See und zu Lande.[1]

---

[1] Strada 567—571. Meteren 492. 494. Thuan. III. 44. 45.

Durch einige Flüchtlinge, welche ſich durch die ſpaniſchen Vorpoſten hindurch in die Stadt geworfen, wurden dieſe unglücklichen Zeitungen darin ausgebreitet, und ein Kundſchafter, den der Bürgermeiſter ausgeſchickt hatte, um die feindlichen Werke zu recognosciren, vergrößerte durch ſeine Ausſagen noch die allgemeine Beſtürzung. Er war ertappt und vor den Herzog von Parma gebracht worden, welcher Befehl gab, ihn überall herumzuführen, und beſonders die Einrichtung der Brücke auf's Genaueſte beſichtigen zu laſſen. Nachdem dies geſchehen war, und er wieder vor den Feldherrn gebracht wurde, ſchickte ihn dieſer mit den Worten zurück: „Geh,“ rief er, „und hinterbringe denen, die dich herſchickten, was du geſehen haſt. Melde „ihnen aber dabei, daß es mein feſter Entſchluß ſey, „mich entweder unter den Trümmern dieſer Brücke zu „begraben, oder durch dieſe Brücke in eure Stadt „einzuziehen.“[1]

Aber die Gewißheit der Gefahr belebte nun auch auf einmal den Eifer der Verbundenen, und es lag nicht an ihren Anſtalten, wenn die erſte Hälfte jenes Gelübdes nicht in Erfüllung ging. Längſt ſchon hatte der Herzog mit Unruhe den Bewegungen zugeſehen, welche zum Entſatze der Stadt in Seeland gemacht wurden. Es war ihm nicht verborgen, daß er den gefährlichſten Schlag von dort her zu fürchten habe, und daß gegen die vereinigte Macht der ſeeländiſchen und antwerpiſchen Flotten, wenn ſie zu gleicher Zeit und im rechten Moment auf ihn losdringen ſollten, mit allen ſeinen Werken nicht viel würde auszurichten ſeyn. Eine Zeitlang hatten ihm die Zögerungen des ſeeländiſchen Admirals, die er auf alle Art zu unterhalten bemüht war, Sicherheit verſchafft; jetzt aber beſchleunigte die dringende Noth auf einmal die Rüſtung, und ohne länger auf den Admiral zu warten, ſchickten die Staaten zu Middelburg den Grafen Juſtin von Naſſau mit ſo viel Schiffen, als ſie aufbringen konnten, den Belagerten zu Hülfe. Dieſe Flotte legte ſich vor das Fort Lieſkenshoek, welches der Feind im Beſitz hatte, und beſchoß daſſelbe, von einigen Schiffen aus dem gegenüberliegenden Fort Lillo unterſtützt, mit ſo glücklichem Erfolge, daß die Wälle in Kurzem zu Grunde gerichtet und mit ſtürmender Hand erſtiegen wurden. Die darin zur Beſatzung liegenden Wallonen zeigten die Feſtigkeit nicht, welche man von Soldaten des Herzogs von Parma erwartete; ſie überließen dem Feinde ſchimpflich die Feſtung, der ſich in Kurzem der ganzen Inſel Doel mit allen darauf liegenden Schanzen bemeiſterte. Der Verluſt dieſer Plätze, die jedoch bald wieder gewonnen waren, ging dem Herzoge von Parma ſo nahe, daß er die Befehlshaber vor das Kriegsgericht zog, und den ſchuldigſten darunter enthaupten ließ. Indeſſen eröffnete dieſe wichtige Eroberung den Seeländern einen freien Paß bis zur Brücke, und nunmehr war der Zeitpunkt vorhanden, nach genommener Abrede mit den Antwerpern gegen jenes Werk einen entſcheidenden Streich auszuführen. Man kam überein, daß, während man von Antwerpen aus, durch ſchon bereitgehaltene Maſchinen, die Schiffbrücke ſprengte, die ſeeländiſche Flotte mit einem hinlänglichen Vorrathe von Proviant in der Nähe ſeyn ſollte, um ſogleich durch die gemachte Oeffnung hindurch nach der Stadt zu ſegeln.[1].

---

[1] Strada. 568.

Denn ehe noch der Herzog von Parma mit ſeiner Brücke zu Stande war, arbeitete ſchon in den Mauern Antwerpens ein Ingenieur an ihrer Zerſtörung. Friedrich Gianibelli hieß dieſer Mann, den das Schickſal beſtimmt hatte, der Archimed dieſer Stadt zu werden, und eine gleiche Geſchicklichkeit mit gleich verlornem Erfolge zu deren Vertheidigung zu verſchwenden. Er war aus Mantua gebürtig, und hatte ſich ehedem in Madrid gezeigt, um, wie Einige wollen, dem Könige Philipp ſeine Dienſte in dem niederländiſchen Kriege anzubieten. Aber vom langen Warten ermüdet, verließ der beleidigte Künſtler den Hof, des Vorſatzes, den Monarchen Spaniens auf eine empfindliche Art mit einem Verdienſte bekannt zu machen, das er ſo wenig zu ſchätzen gewußt hatte. Er ſuchte die Dienſte der Königin Eliſabeth von England, der erklärten Feindin von Spanien, welche ihn, nachdem ſie einige Proben von ſeiner Kunſt geſehen, nach Antwerpen ſchickte. In dieſer Stadt ließ er ſich wohnhaft nieder, und widmete derſelben in der gegenwärtigen Extremität ſeine ganze Wiſſenſchaft und den feurigſten Eifer.[2]

---

[1] Strad. 573. 574. Meteren 495.

[2] Meteren 495. Strad. 574.

Sobald dieſer Künſtler in Erfahrung gebracht hatte, daß es mit der Brücke ernſtlich gemeint ſey, und das Werk der Vollendung ſich nahe, ſo bat er ſich von dem Magiſtrate drei große Schiffe von hundert und fünfzig bis fünfhundert Tonnen aus, in welchen er Minen anzulegen gedachte. Außer dieſen verlangte er noch ſechzig Playten, welche mit Kabeln und Ketten an einander gebunden und mit hervorragenden Haken verſehen, mit eintretender Ebbe in Bewegung geſetzt werden, und, um die Wirkung der Minenſchiffe zu vollenden, in keilförmiger Richtung gegen die Brücke Sturm laufen ſollten. Aber er hatte ſich mit ſeinem Geſuche an Leute gewendet, die gänzlich unfähig waren, einen außerordentlichen Gedanken zu faſſen, und ſelbſt da, wo es die Rettung des Vaterlandes galt, ihren Krämerſinn nicht zu verläugnen wußten. Man fand ſeinen Vorſchlag allzukoſtbar, und nur mit Mühe erhielt er endlich, daß ihm zwei kleinere Schiffe von ſiebenzig bis achtzig Tonnen, nebſt einer Anzahl Playten bewilligt wurden.

Mit dieſen zwei Schiffen, davon er das eine das Glück, das andere die Hoffnung nannte, verfuhr er auf folgende Art. Er ließ auf dem Boden derſelben einen hohlen Kaſten von Quaderſteinen mauern, der fünf Schuhe breit, vierthalb hoch, und vierzig lang war. Dieſen Kaſten füllte er mit ſechzig Centnern des feinſten Schießpulvers von ſeiner eigenen Erfindung, und bedeckte denſelben mit großen Grab- und Mühlſteinen, ſo ſchwer das Fahrzeug ſie tragen konnte. Darüber führte er noch ein Dach von ähnlichen Steinen auf, welches ſpitz zulief, und ſechs Schuhe hoch über den Schiffsrand emporragte. Das Dach ſelbſt wurde mit eiſernen Ketten und Haken, mit metallenen und marmornen Kugeln, mit Nägeln, Meſſern und andern verderblichen Werkzeugen vollgeſtopft; auch der übrige Raum des Schiffs, den der Kaſten nicht einnahm, wurde mit Steinen ausgefüllt, und das Ganze mit Bretern überzogen. In dem Kaſten ſelbſt waren mehrere kleine Oeffnungen für die Lunten gelaſſen, welche die Mine anzünden ſollten. Zum Ueberfluſſe war noch ein Uhrwerk darin angebracht, welches nach Ablauf der beſtimmten Zeit Funken ſchlagen, und, wenn auch die Lunten verunglückten, das Schiff in Brand ſtecken konnte. Um dem Feinde die Meinung beizubringen, als ob es mit dieſen Maſchinen bloß darauf abgeſehen ſey, die Brücke anzuzünden, wurde auf dem Gipfel derſelben ein Feuerwerk von Schwefel und Pech unterhalten, welches eine ganze Stunde lang fortbrennen konnte. Ja, um die Aufmerkſamkeit deſſelben noch mehr von dem eigentlichen Sitze der Gefahr abzulenken, rüſtete er noch zweiunddreißig Schunten (kleine platte Fahrzeuge) aus, auf denen bloß Feuerwerke brannten, und welche keine andere Beſtimmung hatten, als dem Feinde ein Gaukelwerk vorzumachen. Dieſe Brander ſollten in vier verſchiedenen Transporten, von einer halben Stunde zur andern, nach der Brücke hinunterlaufen, und die Feinde zwei ganzer Stunden lang unaufhörlich in Athem erhalten, ſo daß ſie endlich vom Schießen erſchöpft und durch vergebliches Warten ermüdet, in ihrer Aufmerkſamkeit nachließen, wenn die rechten Vulkane kämen.

Voran ließ er zum Ueberfluſſe noch einige Schiffe laufen, in welchen Pulver verborgen war, um das flieſſende Werk vor der Brücke zu ſprengen, und den Hauptſchiffen Bahn zu machen. Zugleich hoffte er durch dieſes Vorpoſtengefecht den Feinden zu thun zu geben, ſie heranzulocken und der ganzen tödtlichen Wirkung des Vulkans auszuſetzen.[1]

Die Nacht zwiſchen dem 4ten und 5ten April war zur Ausführung dieſes großen Unternehmens beſtimmt. Ein dunkles Gerücht davon hatte ſich auch ſchon in dem ſpaniſchen Lager verbreitet, beſonders da man von Antwerpen aus mehrere Taucher entdeckt hatte, welche die Ankertaue an den Schiffen hatten zerhauen wollen. Man war daher auf einen ernſtlichen Angriff gefaßt; nur irrte man ſich in der eigentlichen Beſchaffenheit deſſelben, und rechnete mehr darauf, mit Menſchen als mit Elementen zu kämpfen. Der Herzog ließ zu dieſem Ende die Wachen längs dem ganzen Ufer verdoppeln, und zog den beſten Theil ſeiner Truppen in die Nähe der Brücke, wo er ſelbſt gegenwärtig war; um ſo näher der Gefahr, je ſorgfältiger er derſelben zu entfliehen ſuchte. Kaum war es dunkel geworden, ſo ſah man von der Stadt her drei brennende Fahrzeuge daherſchwimmen, dann noch drei andre, und gleich darauf eben ſo viele. Man ruft durch das ſpaniſche Lager in's Gewehr, und die ganze Länge der Brücke füllt ſich mit Bewaffneten an. Indeſſen vermehrten ſich die Feuerſchiffe und zogen, theils paarweiſe, theils zu dreien, in einer gewiſſen Ordnung den Strom herab, weil ſie am Anfange noch durch Schiffer gelenkt wurden. Der Admiral der antwerpiſchen Flotte, Jakob Jakobſohn, hatte es, man wußte nicht, ob aus Nachläſſigkeit oder Vorſatz, darin verſehen, daß er die vier Schiffhaufen allzugeſchwind hintereinander ablaufen und ihnen auch die zwei großen Minenſchiffe viel zu ſchnell folgen ließ, wodurch die ganze Ordnung geſtört wurde.

---

[1] Thuan. III. 46. Strad. 574. 575. Meteren 596.

Unterdeſſen rückte der Zug immer näher, und die Dunkelheit der Nacht erhöhte noch den außerordentlichen Anblick. So weit das Auge dem Strome folgen konnte, war Alles Feuer, und die Brander warfen ſo ſtarke Flammen aus, als ob ſie ſelbſt in Feuer aufgingen. Weit hin leuchtete die Waſſerfläche; die Dämme und Baſteien längs dem Ufer, die Fahnen, Waffen und Rüſtungen der Soldaten, welche ſowohl hier als auf der Brücke in Parade ſtanden, glänzten im Widerſcheine. Mit einem gemiſchten Gefühle von Grauen und Vergnügen betrachtete der Soldat das ſeltſame Schauſpiel, das eher einer Fete als einem feindlichen Apparate glich, aber gerade wegen dieſes ſonderbaren Contraſtes der äußern Erſcheinung mit der innern Beſtimmung die Gemüther mit einem wunderbaren Schauer erfüllte. Als dieſe brennende Flotte der Brücke bis auf zweitauſend Schritte nahe gekommen, zündeten ihre Führer die Lunten an, trieben die zwei Minenſchiffe in die eigentliche Mitte des Stroms und überließen die übrigen dem Spiele der Wellen, indem ſie ſelbſt ſich auf ſchon bereit gehaltenen Kähnen hurtig davon machten.[1]

---

[1] Strada. 576.

Jetzt verwirrte ſich der Zug, und die führerloſen Schiffe langten einzeln und zerſtreut bei den ſchwimmenden Werken an, wo ſie entweder hängen blieben, oder ſeitwärts an das Ufer prallten. Die vordern Pulverſchiffe, welche beſtimmt geweſen waren, das ſchwimmende Werk zu entzünden, warf die Gewalt eines Sturmwindes, der ſich in dieſem Augenblicke erhob, an das flandriſche Ufer; ſelbſt der eine von den beiden Brandern, welcher das Glück hieß, gerieth unterwegs auf den Grund, ehe er noch die Brücke erreichte, und tödtete, indem er zerſprang, etliche ſpaniſche Soldaten, die in einer nahgelegenen Schanze arbeiteten. Wenig fehlte, daß der andere und größere Brander, die Hoffnung genannt, nicht ein ähnliches Schickſal gehabt hätte. Der Strom warf ihn an das ſchwimmende Werk auf der flandriſchen Seite, wo er hängen blieb; und hätte er in dieſem Augenblicke ſich entzündet, ſo war der beſte Theil ſeiner Wirkung verloren. Von den Flammen getäuſcht, welche dieſe Maſchine, gleich den übrigen Fahrzeugen, von ſich warf, hielt man ſie bloß für einen gewöhnlichen Brander, der die Schiffbrücke anzuzünden beſtimmt ſey. Und wie man nun gar eins der Feuerſchiffe nach dem andern ohne alle weitere Wirkung erlöſchen ſah, ſo verlor ſich endlich die Furcht, und man fing an, über die Anſtalten des Feindes zu ſpotten, die ſich ſo prahleriſch angekündigt hatten, und nun ein ſo lächerliches Ende nahmen. Einige der Verwegenſten warfen ſich ſogar in den Strom, um den Brander in der Nähe zu beſehen und ihn auszulöſchen, als derſelbe vermittelſt ſeiner Schwere ſich durchriß, das ſchwimmende Werk, das ihn aufgehalten, zerſprengte, und mit einer Gewalt, welche Alles fürchten ließ, auf die Schiffbrücke losdrang. Auf Einmal kommt Alles in Bewegung, und der Herzog ruft den Matroſen zu, die Maſchine mit Stangen aufzuhalten und die Flammen zu löſchen, ehe ſie das Gebälk ergriffen.

Er befand ſich in dieſem bedenklichen Augenblicke an dem äußerſten Ende des linken Gerüſtes, wo daſſelbe eine Baſtei im Waſſer formirte und in die Schiffbrücke überging. Ihm zur Seite ſtanden der Markgraf von Rysburg, General der Reiterei, und Gouverneur der Provinz Artois, der ſonſt den Staaten gedient hatte, aber aus einem Vertheidiger der Republik ihr ſchlimmſter Feind geworden war; der Freiherr von Billy, Gouverneur von Friesland und Chef der deutſchen Regimenter; die Generale Cajetan und Guaſto, nebſt mehrern der vornehmſten Offiziere; alle ihrer beſondern Gefahr vergeſſend, und bloß mit Abwendung des allgemeinen Unglücks beſchäftigt. Da nahte ſich dem Herzog von Parma ein ſpaniſcher Fähndrich, und beſchwur ihn, ſich von einem Orte hinwegzubegeben, wo ſeinem Leben augenſcheinliche Gefahr drohe. Er wiederholte dieſe Bitte noch dringender, als der Herzog nicht darauf merken wollte, und flehte ihn zuletzt fußfällig, in dieſem einzigen Stücke von ſeinem Diener Rath anzunehmen. Indem er dies ſagte, hatte er den Herzog am Rocke ergriffen, als wollte er ihn mit Gewalt von der Stelle ziehen, und dieſer, mehr von der Kühnheit dieſes Mannes überraſcht, als durch ſeine Gründe überredet, zog ſich endlich von Cajetan und Guaſto begleitet, nach dem Ufer zurück. Kaum hatte er Zeit gehabt, das Fort St. Maria am äußerſten Ende der Brücke zu erreichen, ſo geſchah hinter ihm ein Knall, nicht anders, als berſte die Erde und als ſtürzte das Gewölbe des Himmels ein. Wie todt fiel der Herzog nieder, die ganze Armee mit ihm, und es dauerte mehrere Minuten, bis man wieder zur Beſinnung erwachte.

Aber welch ein Anblick, als man jetzt wieder zu ſich ſelber kam! Von dem Schlage des entzündeten Vulkans war die Schelde bis in ihre unterſten Tiefen geſpalten und mit mauerhoher Flut über den Damm, der ſie umgab, hinausgetrieben worden, ſo daß alle Feſtungswerke am Ufer mehrere Schuh hoch im Waſſer ſtanden. Drei Meilen im Umkreiſe ſchütterte die Erde. Beinahe das ganze linke Gerüſte, an welchem das Brandſchiff ſich angehängt hatte, war nebſt einem Theile der Schiffbrücke auseinander geſprengt, zerſchmettert und mit Allem, was ſich darauf befand, mit allen Maſtbäumen, Kanonen und Menſchen in die Luft geführt worden. Selbſt die ungeheuern Steinmaſſen, welche die Mine bedeckten, hatte die Gewalt des Vulkans in die benachbarten Felder geſchleudert, ſo daß man nachher mehrere davon, tauſend Schritte weit von der Brücke, aus dem Boden herausgrub. Sechs Schiffe waren verbrannt, mehrere in Stücke gegangen. Aber ſchrecklicher als alles dies war die Niederlage, welche das mörderiſche Werkzeug unter den Menſchen anrichtete. Fünfhundert, nach andern Berichten ſogar achthundert, Menſchen wurden das Opfer ſeiner Wuth, diejenigen nicht einmal gerechnet, welche mit verſtümmelten oder ſonſt beſchädigten Gliedern davonkamen; und die entgegengeſetzteſten Todesarten vereinigten ſich in dieſem entſetzlichen Augenblicke. Einige wurden durch den Blitz des Vulkans, Andre durch das kochende Gewäſſer des Stroms verbrannt, noch Andre erſtickte der giftige Schwefeldampf; Jene wurden in den Fluten, Dieſe unter dem Hagel der geſchleuderten Steine begraben, Viele von den Meſſern und Haken zerfleiſcht, oder von den Kugeln zermalmt, welche aus dem Bauche der Maſchine ſprangen. Einige, die man ohne alle ſichtbare Verletzung entſeelt fand, mußte ſchon die bloße Lufterſchütterung getödtet haben. Der Anblick, der ſich unmittelbar nach Entzündung der Mine darbot, war fürchterlich. Einige ſtacken zwiſchen dem Pfahlwerk der Brücke, Andere arbeiteten ſich unter Steinmaſſen hervor, noch Andere waren in den Schiffſeilen hängen geblieben; von allen Orten und Enden her erhub ſich ein herzzerſchneidendes Geſchrei nach Hülfe, welches aber, weil Jeder genug mit ſich ſelbſt zu thun hatte, nur durch ein ohnmächtiges Wimmern beantwortet wurde.

Von den Ueberlebenden ſahen ſich viele durch ein wunderähnliches Schickſal gerettet. Einen Offizier, mit Namen Tucci, hob der Windwirbel wie eine Feder in die Luft, hielt ihn eine Zeitlang ſchwebend in der Höhe, und ließ ihn dann gemach in den Strom herabſinken, wo er ſich durch Schwimmen rettete. Einen Andern ergriff die Gewalt des Schuſſes auf dem flandriſchen Ufer und ſetzte ihn auf dem brabantiſchen ab, wo er mit einer leichten Quetſchung an der Schulter wieder aufſtand, und es war ihm, wie er nachher ausſagte, auf dieſer ſchnellen Luftreiſe nicht anders zu Muthe, als ob er aus einer Kanone geſchoſſen würde. Der Herzog von Parma ſelbſt war dem Tode nie ſo nahe geweſen, als in dieſem Augenblicke, denn nur der Unterſchied einer halben Minute entſchied über ſein Leben. Kaum hatte er den Fuß in das Fort St. Maria geſetzt, ſo hob es ihn auf, wie ein Sturmwind, und ein Balken, der ihn am Haupte und an der Schulter traf, riß ihn ſinnlos zur Erde. Eine Zeitlang glaubte man ihn auch wirklich todt, weil ſich Viele erinnerten, ihn wenige Minuten vor dem tödtlichen Schlage noch auf der Brücke geſehen zu haben. Endlich fand man ihn, die Hand an dem Degen, zwiſchen ſeinen Begleitern, Cajetan und Guaſto, ſich aufrichtend; eine Zeitung, die dem ganzen Heere das Leben wieder gab. Aber umſonſt würde man verſuchen, ſeinen Gemüthszuſtand zu beſchreiben, als er nun die Verwüſtung überſah, die ein einziger Augenblick in dem Werke ſo vieler Monate angerichtet hatte. Zerriſſen war die Brücke, auf der ſeine ganze Hoffnung beruhte, aufgerieben ein großer Theil ſeines Heeres, ein anderer verſtümmelt und für viele Tage unbrauchbar gemacht; mehrere ſeiner beſten Offiziere getödtet; und als ob es an dieſem öffentlichen Unglücke noch nicht genug wäre, ſo mußte er noch die ſchmerzliche Nachricht hören, daß der Markgraf von Rysburg, den er unter allen ſeinen Offizieren vorzüglich werth hielt, nirgends aufzufinden ſey. Und doch ſtand das Allerſchlimmſte noch bevor, denn jeden Augenblick mußte man von Antwerpen und Lillo aus die feindlichen

Flotten erwarten, welche bei dieſer ſchrecklichen Verfaſſung des Heeres durchaus keinen Widerſtand würden gefunden haben. Die Brücke war aus einander geſprengt, und nichts hinderte die ſeeländiſchen Schiffe, mit vollen Segeln hindurchzuziehen; dabei war die Verwirrung der Truppen in dieſen erſten Augenblicken ſo groß und allgemein, daß es unmöglich geweſen wäre, Befehle auszutheilen und zu befolgen, da viele Corps ihre Befehlshaber, viele Befehlshaber ihre Corps vermißten, und ſelbſt der Poſten, wo man geſtanden, in dem allgemeinen Ruin kaum mehr zu erkennen war. Dazu kam, daß alle Schanzen am Ufer im Waſſer ſtanden, daß mehrere Kanonen verſenkt, daß die Lunten feucht, daß die Pulvervorräthe vom Waſſer zu Grunde gerichtet waren. Welch ein Moment für die Feinde, wenn ſie es verſtanden hätten, ihn zu benutzen![1]

Kaum wird man es dem Geſchichtſchreiber glauben, daß dieſer über alle Erwartung gelungene Erfolg bloß darum für Antwerpen verloren ging, weil — man nichts davon wußte. Zwar ſchickte St. Aldegonde, ſobald man den Knall des Vulkans in der Stadt vernommen hatte, mehrere Galeeren gegen die Brücke aus, mit dem Befehle, Feuerkugeln und brennende Pfeile ſteigen zu laſſen, ſobald ſie glücklich hindurchpaſſirt ſeyn würden, und dann mit dieſer Nachricht geradenwegs nach Lillo weiter zu ſegeln, um die ſeeländiſche Hülfsflotte unverzüglich in Bewegung zu bringen. Zugleich wurde der Admiral von Antwerpen beordert, auf jenes gegebene Zeichen ſogleich mit den Schiffen aufzubrechen und in der erſten Verwirrung den Feind anzugreifen. Aber obgleich den auf Kundſchaft ausgeſandten Schiffern eine anſehnliche Belohnung verſprochen worden, ſo wagten ſie ſich doch nicht in die Nähe des Feindes, ſondern kehrten unverrichteter Sachen zurück, mit der Botſchaft, daß die Schiffbrücke unverſehrt und das Feuerſchiff ohne Wirkung geblieben ſey. Auch noch am folgenden Tage wurden keine beſſeren Anſtalten gemacht, den wahren Zuſtand der Brücke in Erfahrung zu bringen; und da man die Flotte bei Lillo, des günſtigen Windes ungeachtet gar keine Bewegung machen ſah, ſo beſtärkte man ſich in der Vermuthung, daß die Brander nichts ausgerichtet hätten. Niemand fiel es ein, daß eben dieſe Unthätigkeit der Bundesgenoſſen, welche die Antwerper irre führte, auch die Seeländer bei Lillo zurückhalten könnte, wie es ſich auch in der That verhielt. Einer ſo ungeheuern Inconſequenz konnte ſich nur eine Regierung ſchuldig machen, die ohne alles Anſehen und alle Selbſtſtändigkeit Rath bei der Menge holt, über welche ſie herrſchen ſollte. Je unthätiger man ſich indeſſen gegen den Feind verhielt, deſto heftiger ließ man ſeine Wuth gegen Gianibelli aus, den der raſende Pöbel in Stücken reißen wollte. Zwei Tage ſchwebte dieſer Künſtler in der augenſcheinlichſten Lebensgefahr, bis endlich am dritten Morgen ein Bote von Lillo, der unter der Brücke hindurchgeſchwommen, von der wirklichen Zerſtörung der Brücke, zugleich aber auch von der völligen Wiederherſtellung derſelben beſtimmten Bericht abſtattete.[1]

---

[1] Strada 567 sq. Meteren 497. Thuan. III. 47. Allgem. G. d. v. N. III. 497.

Dieſe ſchleunige Ausbeſſerung der Brücke war ein wahres Wunderwerk des Herzogs von Parma. Kaum hatte ſich dieſer von dem Schlage erholt, der alle ſeine Entwürfe darnieder zu ſtürzen ſchien, ſo wußte er mit einer bewundernswürdigen Gegenwart des Geiſtes allen ſchlimmen Folgen deſſelben zuvorzukommen. Das Ausbleiben der feindlichen Flotte in dieſem entſcheidenden Augenblicke belebte auf's Neue ſeine Hoffnung. Noch ſchien der ſchlimme Zuſtand ſeiner Brücke den Feinden ein Geheimniß zu ſeyn, und war es gleich nicht möglich, das Werk vieler Monate in wenigen Stunden wiederherzuſtellen, ſo war ſchon Vieles gewonnen, wenn man auch nur den Schein davon zu erhalten wußte. Alles mußte daher Hand an's Werk legen, die Trümmer wegzuſchaffen, die umgeſtürzten Balken wieder aufzurichten, die zerbrochenen zu erſetzen, die Lücken mit Schiffen auszufüllen. Der Herzog ſelbſt entzog ſich der Arbeit nicht, und ſeinem Beiſpiele folgten alle Offiziere. Der gemeine Mann, durch dieſe Popularität angefeuert, that ſein Aeußerſtes; die ganze Nacht durch wurde die Arbeit fortgeſetzt, unter dem beſtändigen Lärm der Trompeten und Trommeln, welche längs der ganzen Brücke vertheilt waren, um das Geräuſch der Werkleute zu übertönen. Mit Anbruch des Tages waren von der Verwüſtung der Nacht wenige Spuren mehr zu ſehen, und obgleich die Brücke nur dem Scheine nach wieder hergeſtellt war, ſo täuſchte doch dieſer Anblick die Kundſchafter, und der Angriff unterblieb. Mittlerweile gewann der Herzog Friſt, die Ausbeſſerung gründlich zu machen, ja, ſogar in der Struktur der Brücke einige weſentliche Veränderungen anzubringen. Um ſie vor künftigen Unfällen ähnlicher Art zu verwahren, wurde ein Theil der Schiffbrücke beweglich gemacht, ſo, daß derſelbe im Nothfalle weggenommen und den Brandern der Durchzug geöffnet werden konnte. Den Verluſt, welchen er an Mannſchaft erlitten, erſetzte der Herzog durch Garniſonen aus den benachbarten Plätzen und durch ein deutſches Regiment, das ihm gerade zu rechter Zeit aus Geldern zugeführt wurde. Er beſetzte die Stellen der gebliebenen Offiziere, wobei der ſpaniſche Fähndrich, der ihm das Leben gerettet, nicht vergeſſen wurde.[1]

---

[1] Meteren 496.

Die Antwerper, nachdem ſie den glücklichen Erfolg ihres Minenſchiffs in Erfahrung gebracht, huldigten nun dem Erfinder deſſelben eben ſo leidenſchaftlich, als ſie ihn kurz vorher gemißhandelt hatten, und forderten ſein Genie zu neuen Verſuchen auf. Gianibelli erhielt nun wirklich eine Anzahl von Playten, wie er ſie Anfangs, aber vergeblich, verlangt hatte, und dieſe rüſtete er auf eine ſolche Art aus, daß ſie mit unwiderſtehlicher Gewalt an die Brücke ſchlugen, und ſolche auch wirklich zum zweiten Male auseinander ſprengten. Diesmal aber war der Wind der ſeeländiſchen Flotte entgegen, daß ſie nicht auslaufen konnte, und ſo erhielt der

---

[1] Strad. 581. sq.

Herzog zum zweiten Male die nöthige Friſt, den Schaden auszubeſſern. Der Archimed von Antwerpen ließ ſich durch alle dieſe Fehlſchläge keineswegs irre machen. Er rüſtete auf's Neue zwei große Fahrzeuge aus, welche mit eiſernen Haken und ähnlichen Inſtrumenten bewaffnet waren, um die Brücke mit Gewalt zu durchrennen. Aber wie es nunmehr dazu kam, ſolche auslaufen zu laſſen, fand ſich Niemand, der ſie beſteigen wollte. Der Künſtler mußte alſo darauf denken, ſeinen Maſchinen von ſelbſt eine ſolche Richtung zu geben, daß ſie auch ohne Steuermann die Mitte des Waſſers hielten, und nicht, wie die vorigen, von dem Winde dem Ufer zugetrieben würden. Einer von ſeinen Arbeitern, ein Deutſcher, verfiel hier auf eine ſonderbare Erfindung, wenn man ſie anders dem Strada[1] nacherzählen darf. Er brachte ein Segel unter dem Schiffe an, welches eben ſo von dem Waſſer, wie die gewöhnlichen Segel von dem Winde angeſchwellt werden, und auf dieſe Art das Schiff mit der ganzen Gewalt des Stroms forttreiben könnte. Der Erfolg lehrte auch, daß er richtig gerechnet hatte, denn dieſes Schiff mit verkehrten Segeln folgte nicht nur in ſtrenger Richtung der eigentlichen Mitte des Stroms, ſondern rannte auch mit ſolcher Heftigkeit gegen die Brücke, daß es dem Feinde nicht Zeit ließ, dieſe zu eröffnen, und ſie wirklich auseinanderſprengte. Aber alle dieſe Erfolge halfen der Stadt zu nichts, weil ſie auf Gerathewohl unternommen und durch keine hinlängliche Macht unterſtützt wurden. Von einem neuen Minenſchiffe, welches Gianibelli nach Art des erſten, das ſo gut operirt hatte, zubereitete und mit viertauſend Pfund Schießpulver anfüllte, wurde gar kein Gebrauch gemacht, weil es den Antwerpern nunmehr einfiel, auf einem andern Wege ihre Rettung zu ſuchen.[1]

---

[1] Dec. II. Lib. VI. 586.

Abgeſchreckt durch ſo viele mißlungene Verſuche, die Schiffahrt auf dem Strome mit Gewalt wieder frei zu machen, dachte man endlich darauf, den Strom ganz und gar zu entbehren. Man erinnerte ſich an das Beiſpiel der Stadt Leiden, welche zehn Jahre vorher von den Spaniern belagert, in einer zur rechten Zeit bewirkten Ueberſchwemmung der Felder ihre Rettung gefunden hatte, und dieſes Beiſpiel beſchloß man nachzuahmen. Zwiſchen Lillo und Stabroek, im Lande Bergen, ſtreckt ſich eine große etwas abhängige Ebene bis nach Antwerpen hin, welche nur durch zahlreiche Dämme und Gegendämme gegen die eindringenden Waſſer der Oſterſchelde geſchützt wird. Es koſtete weiter nichts, als dieſe Dämme zu ſchleifen, ſo war die ganze Ebene Meer, und konnte mit flachen Schiffen bis faſt unter die Mauern von Antwerpen befahren werden. Glückte dieſer Verſuch, ſo mochte der Herzog von Parma immerhin die Schelde vermittelſt ſeiner Schiffbrücke hüten; man hatte ſich einen neuen Strom aus dem Stegreif geſchaffen, der im Nothfall die nämlichen Dienſte leiſtete. Eben dies war es auch, was der Prinz von Oranien gleich beim Anfange der Belagerung angerathen und St. Aldegonde ernſtlich zu befördern geſucht hatte, aber ohne Erfolg, weil einige Bürger nicht zu bewegen geweſen waren, ihr Feld aufzuopfern. Zu dieſem letzten Rettungsmittel kam man in der jetzigen Bedrängniß zurück, aber die Umſtände hatten ſich unterdeſſen gar ſehr geändert.

---

[1] Meteren 497.

Jene Ebene nämlich durchſchneidet ein breiter und hoher Damm, der von dem anliegenden Schloſſe Cowenſtein den Namen führt und ſich von dem Dorfe Stabroek in Bergen, drei Meilen lang, bis an die Schelde erſtreckt, mit deren großem Damm er ſich unweit Ordam vereinigt. Ueber dieſen Damm hinweg konnten auch bei noch ſo hoher Flut keine Schiffe fahren, und vergebens leitete man das Meer in die Felder, ſo lange ein ſolcher Damm im Wege ſtand, der die ſeeländiſchen Fahrzeuge hinderte, in die Ebene vor Antwerpen herabzuſteigen. Das Schickſal der Stadt beruhte alſo darauf, daß dieſer Cowenſteiniſche Damm geſchleift oder durchſtochen wurde; aber eben, weil der Herzog von Parma dieſes vorausſah, ſo hatte er gleich bei Eröffnung der Blockade von demſelben Beſitz genommen, und keine Anſtalten geſpart, ihn bis auf's Aeußerſte zu behaupten. Bei dem Dorfe Stabroek ſtand der Graf von Mannsfeld mit dem größern Theil der Armee gelagert, und unterhielt durch eben dieſen Cowenſteiniſchen Damm die Communication mit der Brücke, dem Hauptquartier und den ſpaniſchen Magazinen zu Kalloo. So bildete die Armee von Stabroek in Brabant bis nach Bevern in Flandern eine zuſammenhängende Linie, welche von der Schelde zwar durchſchnitten, aber nicht unterbrochen würde, und ohne eine blutige Schlacht nicht zerriſſen werden konnte. Auf dem Damme ſelbſt waren in gehöriger Entfernung von einander fünf verſchiedene Batterien errichtet, und die tapferſten Offiziere der Armee führten darüber das Commando. Ja, weil der Herzog **von Parma** nicht zweifeln konnte, daß nunmehr die ganze Wuth des Kriegs ſich hieher ziehen würde, ſo überließ er dem Grafen **von Mannsfeld** die Bewachung der Brücke, und entſchloß ſich, in eigener Perſon dieſen wichtigſten Poſten zu vertheidigen. Jetzt alſo erblickte man einen ganz neuen Krieg und auf einem ganz andern Schauplatze.[1]

Die Niederländer hatten an mehreren Stellen, oberhalb und unterhalb Lillo, den Damm durchſtochen, welcher dem brabantiſchen Ufer der Schelde folgt, und wo ſich kurz zuvor grüne Fluren zeigten, da erſchien jetzt ein neues Element, da ſah man Fahrzeuge wimmeln und Maſtbäume ragen. Eine ſeeländiſche Flotte, von dem Grafen **Hohenlohe** angeführt, ſchiffte in die überſchwemmten Felder, und machte wiederholte Bewegungen gegen den Cowenſteiniſchen Damm, jedoch ohne ihn im Ernſte anzugreifen; während daß eine andere in der Schelde ſich zeigte, und bald dieſes, bald jenes Ufer mit einer Landung, bald die Schiffbrücke mit einem Sturme bedrohte. Mehrere Tage trieb man dieſes Spiel mit dem Feinde, der, ungewiß, wo er den Angriff zu erwarten habe, durch anhaltende Wachſamkeit erſchöpft, und durch ſo oft getäuſchte Furcht allmählig ſicher werden ſollte. Die Antwerper hatten dem Grafen Hohenlohe verſprochen, den Angriff auf den Damm von der Stadt aus mit einer Flottille zu unterſtützen; drei Feuerzeichen von dem Hauptthurme ſollten die Loſung ſeyn, daß dieſe ſich auf dem Wege befinde. Als nun in einer finſtern Nacht die erwarteten Feuerſäulen wirklich über Antwerpen aufſtiegen, ſo ließ Graf Hohenlohe ſogleich fünfhundert ſeiner Truppen zwiſchen zwei feindlichen Redouten den Damm erklettern, welche die ſpaniſchen Wachen theils ſchlafend überfielen, theils, wo ſie ſich zur Wehr ſetzten, niedermachten. In Kurzem hatte man auf dem Damme feſten Fuß gefaßt, und war ſchon im Begriffe, die übrige Mannſchaft, zweitauſend an der Zahl, nachzubringen, als die Spanier in den nächſten Redouten in Bewegung kamen, und von dem ſchmalen Terrain begünſtigt, auf den dichtgedrängten Feind einen verzweifelten Angriff thaten. Und da nun zugleich das Geſchütz anfing, von den nächſten Batterien auf die anrückende Flotte zu ſpielen, und die Landung der übrigen Truppen unmöglich machte, von der Stadt aus aber kein Beiſtand ſich ſehen ließ, ſo wurden die Seeländer nach einem kurzen Gefechte überwältigt und von dem ſchon eroberten Damme wieder heruntergeſtürzt. Die ſiegenden Spanier jagten ihnen mitten durch das Waſſer bis zu den Schiffen nach, verſenkten mehrere von dieſen, und zwangen die übrigen, mit einem großen Verluſte ſich zurückzuziehen. Graf Hohenlohe wälzte die Schuld dieſer Niederlage auf die Einwohner von Antwerpen, die durch ein falſches Signal ihn betrogen hätten, und gewiß lag es nur an der ſchlechten Uebereinſtimmung ihrer beiderſeitigen Operationen, daß dieſer Verſuch kein beſſeres Ende nahm.[1]

---

[1] Strad. 582. Thuan. III. 18.

Endlich aber beſchloß man, einen planmäßigen Angriff mit vereinigten Kräften auf den Feind zu thun, und durch einen Hauptſturm, ſowohl auf den Damm, als auf die Brücke, die Belagerung zu endigen. Der ſechzehnte Mai 1585 war zu Ausführung dieſes Anſchlags beſtimmt, und von beiden Theilen wurde das Aeußerſte aufgewendet, dieſen Tag entſcheidend zu machen. Die Holländer und Seeländer brachten, in Vereinigung mit den Antwerpern, über zweihundert Schiffe zuſammen, welche zu bemannen ſie ihre Städte und Citadellen von Truppen entblößten, und mit dieſer Macht wollten ſie von zwei entgegengeſetzten Seiten den Cowenſteiniſchen Damm beſtürmen. Zu gleicher Zeit ſollte die Scheldbrücke durch neue Maſchinen von **Gianibelli's** Erfindung angegriffen und dadurch der Herzog von **Parma** verhindert werden, den Damm zu entſetzen.[2]

Alexander, von der ihm drohenden Gefahr unterrichtet, ſparte auf ſeiner Seite nichts, derſelben nachdrücklich zu begegnen. Er hatte, gleich nach Eroberung des Dammes, an fünf verſchiedenen Orten Redouten darauf erbauen laſſen, und das Commando darüber den erfahrenſten Offizieren der Armee übergeben. Die erſte derſelben, welche die Kreuz-Schanze hieß, wurde an der Stelle errichtet, wo der Lowenſteiniſche Damm in den groſsen Wall der Schelde ſich einſenkt und mit dieſem die Figur eines Kreuzes bildet; über dieſe wurde der Spanier Mondragon zum Befehlshaber geſetzt. Tauſend Schritte von derſelben wurde in der Nähe des Schloſſes Lowenſtein die St. Jakobs-Schanze aufgeführt, und dem Commando des Camillo von Monte übergeben. Auf dieſe folgte in gleicher Entfernung die St. Georgs-Schanze, und tauſend Schritte von dieſer die Pfahl-Schanze unter Gamboa's Befehlen, welche von dem Pfahlwerke, auf dem ſie ruhte, den Namen führte; am äuſserſten Ende des Dammes, unweit Stabrock, lag eine fünfte Baſtei, worin der Graf von Mannsfeld nebſt einem Italiener, Capizucchi, den Befehl führte. Alle dieſe Forts ließ der Herzog jetzt mit friſcher Artillerie und Mannſchaft verſtärken, und noch überdies an beiden Seiten des Dammes und längs der ganzen Richtung deſſelben Pfähle einſchlagen, ſowohl um den Wall dadurch deſto feſter, als den Schanzgräbern, die ihn durchſtechen würden, die Arbeit ſchwerer zu machen.[1]

---

[1] Strad. 583. Meteren 498.

[2] Strad. 584. Meteren 499.

Früh Morgens, am ſechzehnten Mai, ſetzte ſich die feindliche Macht in Bewegung. Gleich mit Anbruch der Dämmerung kamen von Lillo aus durch das überſchwemmte Land vier brennende Schiffe daher geſchwommen, wodurch die ſpaniſchen Schildwachen auf dem Damme, welche ſich jener furchtbaren Vulkane erinnerten, ſo ſehr in Furcht geſetzt wurden, daſs ſie ſich eilfertig nach den nächſten Schanzen zurückzogen.

---

[1] Strad. 593. 594.

Gerade dies war es, was der Feind beabſichtigt hatte. In dieſen Schiffen, welche bloß wie Brander ausſahen, aber es nicht wirklich waren, lagen Soldaten verſteckt, die nun plötzlich an's Land ſprangen, und den Damm an der nicht vertheidigten Stelle, zwiſchen St. Georgs- und der Pfahl-Schanze, glücklich erſtiegen. Unmittelbar darauf zeigte ſich die ganze ſeeländiſche Flotte mit zahlreichen Kriegsſchiffen, Proviantſchiffen und einer Menge kleinerer Fahrzeuge, welche mit großen Säcken Erde, Wolle, Faſchinen, Schanzkörben u. dgl. beladen waren, um ſogleich, wo es Noth that, Bruſtwehren aufwerfen zu können. Die Kriegsſchiffe waren mit einer ſtarken Artillerie und einer zahlreichen tapfern Mannſchaft beſetzt, und ein ganzes Heer von Schanzgräbern begleitete ſie, um den Damm, ſobald man im Beſitz davon ſeyn würde, zu durchgraben.[1]

Kaum hatten die Seeländer auf der einen Seite angefangen, den Damm zu erſteigen, ſo rückte die antwerpiſche Flotte von Oſterweel herbei, und beſtürmte ihn von der andern. Eilfertig führte man zwiſchen den zwei nächſten feindlichen Redouten eine hohe Bruſtwehr auf, welche die Feinde von einander abſchneiden und die Schanzgräber decken ſollte. Dieſe, mehrere Hundert an der Zahl, fielen nun von beiden Seiten mit ihren Spaten den Damm an, und wühlten in demſelben mit ſolcher Emſigkeit, daß man Hoffnung hatte, beide Meere in Kurzem mit einander verbunden zu ſehen. Aber unterdeſſen hatten auch die Spanier Zeit

---

[1] Strad. 587 sq. Meteren 498. Thuan. III. 48.

Univ. Bibl.
München

gehabt, von den zwei nächſten Redouten herbeizueilen und einen muthigen Angriff zu thun, während das Geſchütz von der Georgs-Schanze unausgeſetzt auf die feindliche Flotte ſpielte. Eine ſchreckliche Schlacht entbrannte jetzt in der Gegend, wo man den Deich durchſtach und die Bruſtwehr thürmte. Die Seeländer hatten um die Schanzgräber herum einen dichten Cordon gezogen, damit der Feind ihre Arbeit nicht ſtören ſollte; und in dieſem kriegeriſchen Lärm, mitten unter dem feindlichen Kugelregen, oft bis an die Bruſt im Waſſer, zwiſchen Todten und Sterbenden, ſetzten die Schanzgräber ihre Arbeit fort, unter dem beſtändigen Treiben der Kaufleute, welche mit Ungeduld darauf warteten, den Damm geöffnet und ihre Schiffe in Sicherheit zu ſehen. Die Wichtigkeit des Erfolgs, der gewiſſermaßen ganz von ihren Spaten abhing, ſchien ſelbſt dieſe gemeinen Taglöhner mit einem heroiſchen Muthe zu beſeelen. Einzig nur auf das Geſchäft ihrer Hände gerichtet, ſahen ſie, hörten ſie den Tod nicht, der ſie rings umgab, und fielen gleich die vorderſten Reihen, ſo drangen ſogleich die hinterſten herbei. Die eingeſchlagenen Pfähle hielten ſie ſehr bei der Arbeit auf, noch mehr aber die Angriffe der Spanier, welche ſich mit verzweifeltem Muthe durch die feindlichen Haufen ſchlugen, die Schanzgräber in ihren Löchern durchbohrten, und mit den todten Körpern die Breſchen wieder ausfüllten, welche die Lebenden gegraben hatten. Endlich aber, als ihre meiſten Offiziere theils todt, theils verwundet waren, die Anzahl der Feinde unaufhörlich ſich mehrte, und immer friſche Schanzgräber an die Stelle der gebliebenen traten, ſo entfiel dieſen tapfern Truppen der Muth, und ſie hielten für rathſam, ſich nach ihren Schanzen zurückzuziehen. Jetzt alſo ſahen ſich die Seeländer und Antwerper von dem ganzen Theile des Dammes Meiſter, der von dem Fort St. Georg bis zu der Pfahl-Schanze ſich erſtreckt. Da es ihnen aber viel zu lange anſtand, die völlige Durchbrechung des Dammes abzuwarten, ſo luden ſie in der Geſchwindigkeit ein ſeeländiſches Laſtſchiff aus, und brachten die Ladung deſſelben über den Damm herüber auf ein antwerpiſches, welches Graf Hohenlohe nun im Triumph nach Antwerpen brachte. Dieſer Anblick erfüllte die geängſtigte Stadt auf einmal mit den froheſten Hoffnungen, und als wäre der Sieg ſchon erfochten, überließ man ſich einer tobenden Fröhlichkeit. Man läutete alle Glocken, man brannte alle Kanonen ab, und die außer ſich geſetzten Einwohner rannten ungeduldig nach dem Oſterweeler Thore, um die Proviantſchiffe, welche unterwegs ſeyn ſollten, in Empfang zu nehmen.[1]

In der That war das Glück den Belagerten noch nie ſo günſtig geweſen, als in dieſem Augenblicke. Die Feinde hatten ſich muthlos und erſchöpft in ihre Schanzen geworfen, und, weit entfernt, den Siegern den eroberten Poſten ſtreitig machen zu können, ſahen ſie ſich vielmehr ſelbſt in ihren Zufluchtsörtern belagert. Einige Compagnien Schottländer, unter der Anführung ihres tapfern Oberſten Balfour, griffen die St.

---

[1] Strad. 599. Meteren 498.

Georgs-Schanze an, welche Camillo von Monte, der aus St. Jakob herbeieilte, nicht ohne großen Verluſt an Mannſchaft entſetzte. In einem viel ſchlimmern Zuſtande befand ſich die Pfahl-Schanze, welche von den Schiffen aus heftig beſchoſſen wurde und alle Augenblicke in Trümmern zu gehen drohte, Gamboa, der ſie commandirte, lag verwundet darin, und unglücklicher Weiſe fehlte es an Artillerie, die feindlichen Schiffe in der Entfernung zu halten. Dazu kam noch, daß der Wall, den die Seeländer zwiſchen dieſer und der Georgs-Schanze aufgethürmt hatten, allen Beiſtand von der Schelde her abſchnitt. Hätte man alſo dieſe Entkräftung und Unthätigkeit der Feinde dazu benutzt, in Durchſtechung des Dammes mit Eifer und Beharrlichkeit fortzufahren, ſo iſt kein Zweifel, daß man ſich einen Durchgang geöffnet und dadurch wahrſcheinlich die ganze Belagerung geendigt haben würde. Aber auch hier zeigte ſich der Mangel an Folge, welchen man den Antwerpern im ganzen Laufe dieſer Begebenheit zur Laſt legen muß. Der Eifer, mit dem man die Arbeit angefangen, erkaltete in demſelben Maße, als das Glück ihn begleitete. Bald fand man es viel zu langweilig und mühſam, den Deich zu durchgraben; man hielt für beſſer, die großen Laſtſchiffe in kleinere auszuladen, welche man ſodann mit ſteigender Flut nach der Stadt ſchaffen wollte. St. Aldegonde und Hohenlohe, anſtatt durch ihre perſönliche Gegenwart den Fleiß der Arbeiter anzufeuern, verließen gerade im entſcheidenden Moment den Schauplatz der Handlung, um mit einem Getreideſchiff nach der Stadt zu fahren, und dort die Lobſprüche über ihre Weisheit und Tapferkeit in Empfang zu nehmen.[1]

Während daß auf dem Damme von beiden Theilen mit der hartnäckigſten Hitze gefochten wurde, hatte man die Scheld-Brücke von Antwerpen aus mit neuen Maſchinen beſtürmt, um die Aufmerkſamkeit des Herzogs auf dieſer Seite zu beſchäftigen. Aber der Schall des Geſchützes vom Damme her entdeckte demſelben bald, was dort vorgehen mochte, und er eilte, ſobald er die Brücke befreit ſah, in eigener Perſon den Deich zu entſetzen. Von zweihundert ſpaniſchen Pikenirern begleitet, flog er an den Ort des Angriffs, und erſchien noch gerade zu rechter Zeit auf dem Kampfplatze, um die völlige Niederlage der Seinigen zu verhindern. Eiligſt warf er einige Kanonen, die er mitgebracht hatte, in die zwei nächſten Redouten, und ließ von da aus nachdrücklich auf die feindlichen Schiffe feuern. Er ſelbſt ſtellte ſich an die Spitze ſeiner Soldaten, und in der einen Hand den Degen, den Schild in der andern, führte er ſie gegen den Feind. Das Gerücht ſeiner Ankunft, welches ſich ſchnell von einem Ende des Dammes bis zum andern verbreitete, erfriſchte den geſunkenen Muth ſeiner Truppen, und mit neuer Heftigkeit entzündete ſich der Streit, den das Local des Schlachtfeldes noch mörderiſcher machte. Auf dem ſchmalen Rücken des Dammes, der an manchen Stellen nicht über neun Schritte breit war, fochten gegen fünftauſend Streiter; auf einem ſo engen Raume drängte ſich die Kraft beider Theile zuſammen, beruhte der ganze Erfolg der Belagerung. Den Antwerpern galt es die letzte Vormauer ihrer Stadt, den Spaniern das ganze Glück ihres Unternehmens; beide Parteien fochten mit einem Muthe, den nur Verzweiflung einflößen konnte. Von beiden äußerſten Enden des Dammes wälzte ſich der Kriegsſtrom der Mitte zu, wo die Seeländer und Antwerper den Meiſter ſpielten, und ihre ganze Stärke verſammelt war. Von Stabroeck her drangen die Italiener und Spanier heran, welche an dieſem Tage ein edler Wettſtreit der Tapferkeit erhitzte; von der Schelde her die Wallonen und Spanier, den Feldherrn an ihrer Spitze. Indem jene die Pfahl-Schanze zu befreien ſuchten, welche der Feind zu Waſſer und zu Lande heftig bedrängte, drangen dieſe mit Alles niederwerfendem Ungeſtüm auf die Bruſtwehr los, welche der Feind zwiſchen St. Georg und der Pfahl-Schanze aufgethürmt hatte. Hier ſtritt der Kern der niederländiſchen Mannſchaft hinter einem wohlbefeſtigten Walle, und das Geſchütz beider Flotten deckte dieſen wichtigen Poſten. Schon machte der Herzog Anſtalt, mit ſeiner kleinen Schaar dieſen furchtbaren Wall anzugreifen, als ihm Nachricht gebracht wurde, daß die Italiener und Spanier, unter Capizucchi und Aquila, mit ſtürmender Hand in die Pfahl-Schanze eingedrungen, davon Meiſter geworden, und jetzt gleichfalls gegen die feindliche Bruſtwehr im Anzuge ſeyen. Vor dieſer letzten Verſchanzung ſammelte ſich alſo nun die ganze Kraft beider Heere, und von beiden Seiten geſchah das Aeußerſte, ſowohl dieſe Baſtei zu erobern, als ſie zu vertheidigen. Die Niederländer ſprangen aus ihren Schiffen an's Land, um nicht bloß müßige Zuſchauer dieſes Kampfes zu bleiben. Alexander ſtürmte die Bruſtwehr von der einen Seite, Graf **Mannsfeld** von der andern; fünf Angriffe geſchahen und fünfmal wurden ſie zurückgeſchlagen. Die Niederländer übertrafen in dieſem entſcheidenden Augenblicke ſich ſelbſt; nie im ganzen Laufe des Krieges hatten ſie mit dieſer Standhaftigkeit gefochten. Beſonders aber waren es die Schotten und Engländer, welche durch ihre tapfere Gegenwehr die Verſuche des Feindes vereitelten. Weil da, wo die Schotten fochten, Niemand mehr angreifen wollte, ſo warf ſich der Herzog ſelbſt, einen Wurfſpieß in der Hand, bis an die Bruſt in's Waſſer, um den Seinigen den Weg zu zeigen. Endlich, nach einem langwierigen Gefechte, gelang es den Mannsfeldiſchen, mit Hülfe ihrer Hellebarden und Piken, eine Breſche in die Bruſtwehr zu machen, und, indem der Eine ſich auf die Schultern des Andern ſchwang, die Höhe des Walls zu erſteigen. Barthelemi Toralva, ein ſpaniſcher Hauptmann, war der Erſte, der ſich oben ſehen ließ, und faſt zu gleicher Zeit mit demſelben zeigte ſich der Italiener Capizucchi auf dem Rande der Bruſtwehr; und ſo wurde denn, gleich rühmlich für beide Nationen, der Wettkampf der Tapferkeit entſchieden. Es verdient bemerkt zu werden, wie der Herzog von **Parma**, den man zum Schiedsrichter dieſes Wettſtreits gemacht hatte, das zarte Ehrgefühl ſeiner Krieger zu behandeln pflegte. Den Italiener Capizucchi umarmte er vor den Augen der Truppen und geſtand laut, daß er vorzüglich der Tapferkeit dieſes Offiziers die Eroberung der Bruſtwehr zu danken habe. Den ſpaniſchen Hauptmann Toralva, der ſtark verwundet war, ließ er in ſein eigenes Quartier zu Stabroek bringen, auf ſeinem eigenen Bette verbinden, und mit demſelben Rocke bekleiden, den er ſelbſt den Tag vor dem Treffen getragen hatte.[1]

---

[1] Meteren 494.

Nach Einnahme der Bruſtwehr blieb der Sieg nicht lange mehr zweifelhaft. Die holländiſchen und ſeeländiſchen Truppen, welche aus ihren Schiffen geſprungen waren, um mit dem Feinde in der Nähe zu kämpfen, verloren auf einmal den Muth, als ſie um ſich blickten und die Schiffe, welche ihre letzte Zuflucht ausmachten, vom Ufer abſtoßen ſahen.

Denn die Flut fing an ſich zu verlaufen, und die Führer der Flotte, aus Furcht, mit ihren ſchweren Fahrzeugen auf dem Strande zu bleiben, und bei einem unglücklichen Ausgange des Treffens dem Feinde zur Beute zu werden, zogen ſich von dem Damme zurück und ſuchten das hohe Meer zu gewinnen. Kaum bemerkte dies Alexander, ſo zeigte er ſeinen Truppen die fliehenden Schiffe, und munterte ſie auf, mit einem Feinde zu enden, der ſich ſelbſt aufgegeben habe. Die holländiſchen Hülfstruppen waren die erſten, welche wankten, und bald folgten die Seeländer ihrem Beiſpiele. Sie warfen ſich eiligſt den Damm herab, um durch Waten oder Schwimmen die Schiffe zu erreichen; aber weil ihre Flucht viel zu ungeſtümm geſchah, ſo hinderten ſie einander ſelbſt, und ſtürzten haufenweiſe unter dem Schwerte des nachſetzenden Siegers. Selbſt an den Schiffen fanden Viele noch ihr Grab, weil Jeder dem Andern zuvorzukommen ſuchte, und mehrere Fahrzeuge unter der Laſt derer, die ſich hineinwarfen, unterſanken. Die Antwerper, die für ihre Freiheit, ihren Herd, ihren Glauben kämpften, waren auch die Letzten, die ſich zurückzogen, aber eben dieſer Umſtand verſchlimmerte ihr Geſchick. Manche ihrer Schiffe wurden von der Ebbe übereilt, und ſaßen feſt auf dem Strande, ſo daß ſie von den feindlichen Kanonen erreicht und mit ſammt ihrer Mannſchaft zu Grunde gerichtet wurden. Den andern Fahrzeugen, welche vorausgelaufen waren, ſuchten die flüchtigen Haufen durch Schwimmen nachzukommen; aber die Wuth und Verwegenheit der Spanier ging ſo weit, daß ſie, das Schwert zwiſchen den Zähnen, den Fliehenden nachſchwammen, und Manche noch mitten aus den Schiffen herausholten. Der Sieg der königlichen Truppen war vollſtändig, aber blutig; denn von den Spaniern waren gegen achthundert, von den Niederländern (die Ertrunkenen nicht gerechnet) etliche Tauſend auf dem Platze geblieben, und auf beiden Seiten wurden viele von dem vornehmſten Adel vermißt. Mehr als dreißig Schiffe fielen mit einer großen Ladung von Proviant, die für Antwerpen beſtimmt geweſen war, mit hundert und fünfzig Kanonen und anderem Kriegsgeräthe in die Hände des Siegers. Der Damm, deſſen Beſitz ſo theuer behauptet wurde, war an dreizehn verſchiedenen Orten durchſtochen, und die Leichname derer, welche ihn in dieſen Zuſtand verſetzt hatten, wurden jetzt dazu gebraucht, jene Oeffnungen wieder zuzuſtopfen. Den folgenden Tag fiel den Königlichen noch ein Fahrzeug von ungeheurer Größe und ſeltſamer Bauart in die Hände, welches eine ſchwimmende Feſtung vorſtellte, und gegen den Cowenſteiniſchen Damm hatte gebraucht werden ſollen. Die Antwerper hatten es mit unſäglichem Aufwande zu der nämlichen Zeit erbaut, wo man den Ingenieur Gianibelli, der großen Koſten wegen, mit ſeinen heilſamen Vorſchlägen abwies, und dieſem lächerlichen Monſtrum den ſtolzen Namen, Ende des Kriegs, beigelegt, den es nachher mit der weit paſſendern Benennung, Verlornes Geld, vertauſchte. Als man dieſes Schiff in See brachte, fand ſich's, wie jeder Vernünftige vorhergeſagt hatte, daß es ſeiner unbehülflichen Größe wegen ſchlechterdings nicht zu lenken ſey, und kaum von der höchſten Flut konnte aufgehoben werden. Mit großer Mühe ſchleppte es ſich bis nach Ordam fort, wo es, von der Flut verlaſſen, am Strande ſitzen blieb, und den Feinden zur Beute wurde.[1]

---

[1] Strada. 593.

Die Unternehmung auf den Cowenſteiniſchen Damm war der letzte Verſuch, den man zu Antwerpens Rettung wagte. Von dieſer Zeit an ſank den Belagerten der Muth, und der Magiſtrat der Stadt bemühte ſich vergebens, das gemeine Volk, welches den Druck der Gegenwart empfand, mit entfernten Hoffnungen zu vertröſten. Bis jetzt hatte man das Brod noch in einem leidlichen Preiſe erhalten, obgleich die Beſchaffenheit immer ſchlechter wurde; nach und nach aber ſchwand der Getreidevorrath ſo ſehr, daß eine Hungersnoth nahe bevorſtand. Doch hoffte man die Stadt wenigſtens noch ſo lange hinzuhalten, bis man das Getreide zwiſchen der Stadt und den äußerſten Schanzen, welches in vollen Halmen ſtand, würde einernten können; aber ehe es dazu kam, hatte der Feind auch die letzten Werke vor der Stadt eingenommen, und die ganze Ernte ſich ſelbſt zugeeignet. Endlich fiel auch noch die benachbarte und bundesverwandte Stadt Mecheln in des Feindes Gewalt, und mit ihr verſchwand die letzte Hoffnung, Zufuhr aus Brabant zu erhalten. Da man alſo keine Möglichkeit mehr ſah, den Proviant zu vermehren, ſo blieb nichts anders übrig, als die Verzehrer zu vermindern. Alles unnütze Volk, alle Fremden, ja ſelbſt die Weiber und Kinder ſollten aus der Stadt hinweggeſchafft werden; aber dieſer Vorſchlag ſtritt allzuſehr mit der Menſchlichkeit, als daß er hätte durchgehen ſollen. Ein anderer Vorſchlag, die katholiſchen Einwohner zu verjagen, erbitterte dieſe ſo ſehr, daß es beinahe zu einem Aufruhr gekommen wäre. Und ſo ſah ſich denn St. Aldegonde genöthigt, der ſtürmiſchen Ungeduld des Volks nachzugeben, und am ſiebenzehnten Auguſt 1585 mit dem Herzoge von Parma wegen Uebergabe der Stadt zu traktiren.[1]

---

[1] Thuan. III. 17. Meteren 493. Strad. 307 sq.

---

[1] Meteren 500. Strad. 600 sq. Thuan. III. 30. Allgem. Geſch. d. v. Niederl. III. 499.

Schillers

ſämmtliche Werke.

Schiller's
ſämmtliche Werke

mit Stahlſtichen.

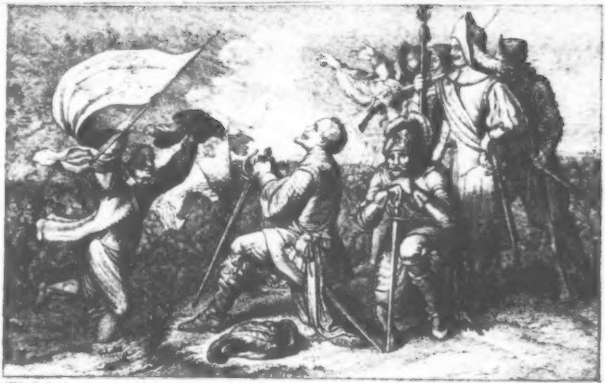
Neunter Band.

Stuttgart und Tübingen.
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1836.

Universitäts-
München
Bibliothek

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung
in Stuttgart



W. Kaulbach del.

GESCHICHTE DES XXX JÄHRIGEN KRIEGES

I Theil. II Buch.

Univ. Bibl.
München

Geſchichte

des

dreiſsigjährigen Kriegs.

Erſter Theil.

Erſtes Buch.

Seit dem Anfange des Religionskriegs in Deutſchland bis zum Münſteriſchen Frieden iſt in der politiſchen Welt Europens kaum etwas Großes und Merkwürdiges geſchehen, woran die Reformation nicht den vornehmſten Antheil gehabt hätte. Alle Weltbegebenheiten, welche ſich in dieſem Zeitraume ereignen, ſchließen ſich an die Glaubensverbeſſerung an, wo ſie nicht urſprünglich daraus herfloſſen, und jeder noch ſo große und noch ſo kleine Staat hat mehr oder weniger, mittelbarer oder unmittelbarer, den Einfluß derſelben empfunden.

Beinahe der ganze Gebrauch, den das ſpaniſche Haus von ſeinen ungeheuern politiſchen Kräften machte, war gegen die neuen Meinungen oder ihre Bekenner gerichtet. Durch die Reformation wurde der Bürgerkrieg entzündet, welcher Frankreich unter vier ſtürmiſchen Regierungen in ſeinen Grundfeſten erſchütterte, ausländiſche Waffen in das Herz dieſes Königreichs zog, und es ein halbes Jahrhundert lang zu einem Schauplatze der traurigſten Zerrüttung machte. Die Reformation machte den Niederländern das ſpaniſche Joch unerträglich, und weckte bei dieſem Volke das Verlangen und den Muth, dieſes Joch zu zerbrechen, ſo wie ſie ihm größtentheils auch die Kräfte dazu gab.

Alles Böſe, welches Philipp der Zweite gegen die Königin Eliſabeth von England beſchloß, war Rache, die er dafür nahm, daß ſie ſeine proteſtantiſchen Unterthanen gegen ihn in Schutz genommen, und ſich an die Spitze einer Religionspartei geſtellt hatte, die er zu vertilgen ſtrebte. Die Trennung in der Kirche hatte in Deutſchland eine fortdauernde politiſche Trennung zur Folge, welche dieſes Land zwar länger als ein Jahrhundert der Verwirrung dahingab, aber auch zugleich gegen politiſche Unterdrückung einen bleibenden Damm aufthürmte. Die Reformation war es großentheils, was die nordiſchen Mächte, Dänemark und Schweden, zuerſt in das Staatsſyſtem von Europa zog, weil ſich der proteſtantiſche Staatenbund durch ihren Beitritt verſtärkte, und weil dieſer Bund ihnen ſelbſt unentbehrlich ward. Staaten, die vorher kaum für einander vorhanden geweſen, fingen an, durch die Reformation einen wichtigen Berührungspunkt zu erhalten, und ſich in einer neuen politiſchen Sympathie an einander zu ſchließen. So wie Bürger gegen Bürger, Herrſcher gegen ihre Unterthanen durch die Reformation in andere Verhältniſſe kamen, rückten durch ſie auch ganze Staaten in neue Stellungen gegen einander. Und ſo mußte es durch einen ſeltſamen Gang der Dinge die Kirchentrennung ſeyn, was die Staaten unter ſich zu einer engern Vereinigung führte. Schrecklich zwar und verderblich war die erſte Wirkung, durch welche dieſe allgemeine politiſche Sympathie ſich verkündigte — ein dreißigjähriger verheerender Krieg, der von dem Innern des Böhmerlandes bis an die Mündung der Schelde, von den Ufern des Po bis an die Küſten der Oſtſee, Länder entvölkerte, Ernten zertrat, Städte und Dörfer in die Aſche legte; ein Krieg, in welchem viele Tauſend Streiter ihren Untergang fanden, der den aufglimmenden Funken der Kultur in Deutſchland auf ein halbes Jahrhundert verlöſchte, und die kaum auflebenden beſſern Sitten der alten barbariſchen Wildheit zurückgab. Aber Europa ging ununterdrückt und frei aus dieſem fürchterlichen Kriege, in welchem es ſich zum erſten Male als eine zuſammenhängende Staatengeſellſchaft erkannt hatte; und dieſe Theilnehmung der Staaten an einander, welche ſich in dieſem Kriege eigentlich erſt bildete, wäre allein ſchon Gewinn genug, den Weltbürger mit ſeinen Schrecken zu verſöhnen. Die Hand des Fleißes hat unvermerkt alle verderblichen Spuren dieſes Kriegs wieder ausgelöſcht; aber die wohlthätigen Folgen, von denen er begleitet war, ſind geblieben. Eben dieſe allgemeine Staatenſympathie, welche den Stoß in Böhmen dem halben Europa mittheilte, bewacht jetzt den Frieden, der dieſem Kriege ein Ende machte. So wie die Flamme der Verwüſtung aus dem Innern Böhmens, Mährens und Oeſterreichs einen Weg fand, Deutſchland, Frankreich, das halbe Europa zu entzünden, ſo wird die Fackel der Kultur von dieſen Staaten aus einen Weg ſich öffnen, jene Länder zu erleuchten.

Die Religion wirkte dieſes alles. Durch ſie allein wurde möglich, was geſchah, aber es fehlte viel, daß es für ſie und ihrentwegen unternommen worden wäre. Hätte nicht der Privatvortheil, nicht das Staatsintereſſe ſich ſchnell damit vereinigt, nie würde die Stimme der Theologen und des Volks ſo bereitwillige Fürſten, nie die neue Lehre ſo zahlreiche, ſo tapfere, ſo beharrliche Verfechter gefunden haben. Ein großer Antheil an der Kirchenrevolution gebührt unſtreitig der ſiegenden Gewalt der Wahrheit, oder deſſen, was mit Wahrheit verwechſelt wurde. Die Mißbräuche in der alten Kirche, das Abgeſchmackte mancher ihrer Lehren, das Uebertriebene in ihren Forderungen, mußte nothwendig ein Gemüth empören, das von der Ahnung eines beſſern Lichts ſchon gewonnen war, mußte es geneigt machen, die verbeſſerte Religion zu umfaſſen. Der Reiz der Unabhängigkeit, die reiche Beute der geiſtlichen Stifter, mußte die Regenten nach einer Religionsveränderung lüſtern machen, und das Gewicht der innern Ueberzeugung nicht wenig bei ihnen verſtärken; aber die Staatsraiſon allein konnte ſie dazu drängen. Hätte nicht Karl der Fünfte im Uebermuth ſeines Glücks an die Reichsfreiheit der deutſchen Stände gegriffen, ſchwerlich hätte ſich ein proteſtantiſcher Bund für die Glaubensfreiheit bewaffnet. Ohne die Herrſchbegierde der Guiſen hätten die Calviniſten in Frankreich nie einen Condé oder Coligny an ihrer Spitze geſehen; ohne die Auflage des zehnten und zwanzigſten Pfennigs hätte der Stuhl zu Rom nie die vereinigten Niederlande verloren. Die Regenten kämpften zu ihrer Selbſtvertheidigung oder Vergrößerung; der Religionsenthuſiasmus warb ihnen die Armeen, und öffnete ihnen die Schätze ihres Volks. Der große Haufe, wo ihn nicht Hoffnung der Beute unter ihre Fahnen lockte, glaubte für die Wahrheit ſein Blut zu vergießen, indem er es zum Vortheile ſeines Fürſten verſpritzte.

Und Wohlthat genug für die Völker, daß diesmal der Vortheil der Fürſten Hand in Hand mit dem ihrigen ging! Dieſem Zufalle allein haben ſie ihre Befreiung vom Papſtthum zu danken. Glück genug für die Fürſten, daß der Unterthan für ſeine eigene Sache ſtritt, indem er für die ihrige kämpfte! In dem Zeitalter, wovon jetzt die Rede iſt, regierte in Europa kein Fürſt ſo abſolut, um über den guten Willen ſeiner Unterthanen hinweggeſetzt zu ſeyn, wenn er ſeine politiſchen Entwürfe verfolgte. Aber wie ſchwer hielt es, dieſen guten Willen der Nation für ſeine politiſchen Entwürfe zu gewinnen und in Handlung zu ſetzen! Die nachdrücklichſten Beweggründe, welche von der Staatsraiſon entlehnt ſind, laſſen den Unterthan kalt, der ſie ſelten einſieht, und den ſie noch ſeltener intereſſiren. In dieſem Falle bleibt einem ſtaatsklugen Regenten nichts übrig, als das Intereſſe des Kabinets an irgend ein anderes Intereſſe, das dem Volke näher liegt, anzuknüpfen, wenn etwa ein ſolches ſchon vorhanden iſt, oder, wenn es nicht iſt, es zu erſchaffen.

Dies war der Fall, worin ſich ein großer Theil derjenigen Regenten befand, die für die Reformation handelnd aufgetreten ſind. Durch eine ſonderbare Verkettung der Dinge mußte es ſich fügen, daß die Kirchentrennung mit zwei politiſchen Umſtänden zuſammentraf, ohne welche ſie vermuthlich eine ganz andere Entwickelung gehabt haben würde. Dieſe waren: die auf einmal hervorſpringende Uebermacht des Hauſes

Oeſterreich, welche die Freiheit Europens bedrohte, und der thätige Eifer dieſes Hauſes für die alte Religion. Das Erſte weckte die Regenten, das Zweite bewaffnete ihnen die Nationen.

Die Aufhebung einer fremden Gerichtsbarkeit in ihren Staaten, die höchſte Gewalt in geiſtlichen Dingen, der gehemmte Abfluß des Geldes nach Rom, die reiche Beute der geiſtlichen Stifter, waren Vortheile, die für jeden Souverain auf gleiche Art verführeriſch ſeyn mußten; warum, konnte man fragen, wirkten ſie nicht eben ſo gut auf die Prinzen des Hauſes Oeſterreich? Was hinderte dieſes Haus, und insbeſondere die deutſche Linie deſſelben, den dringenden Aufforderungen ſo vieler ſeiner Unterthanen Gehör zu geben, und ſich nach dem Beiſpiele Anderer auf Unkoſten einer wehrloſen Geiſtlichkeit zu verbeſſern? Es iſt ſchwer zu glauben, daß die Ueberzeugung von der Unfehlbarkeit der römiſchen Kirche an der frommen Standhaftigkeit dieſes Hauſes einen größern Antheil gehabt haben ſollte, als die Ueberzeugung vom Gegentheile an dem Abfalle der proteſtantiſchen Fürſten. Mehrere Gründe vereinigten ſich, die öſterreichiſchen Prinzen zu Stützen des Papſtthums zu machen. Spanien und Italien, aus welchen Ländern die öſterreichiſche Macht einen großen Theil ihrer Stärke zog, waren dem Stuhle zu Rom mit blinder Anhänglichkeit ergeben, welche die Spanier insbeſondere ſchon zu den Zeiten der gothiſchen Herrſchaft ausgezeichnet hat. Die geringſte Annäherung an die verabſcheuten Lehren Luthers und Calvins mußte dem Beherrſcher von Spanien die Herzen ſeiner Unterthanen unwiderbringlich entreißen; der Abfall von dem Papſtthum konnte ihn dieſes Königreich koſten. Ein ſpaniſcher König mußte ein rechtgläubiger Prinz ſeyn, oder er mußte von dieſem Throne ſteigen. Den nämlichen Zwang legten ihm ſeine italieniſchen Staaten auf, die er faſt noch mehr ſchonen mußte, als ſeine Spanier, weil ſie das auswärtige Joch am ungeduldigſten trugen, und es am leichteſten abſchütteln konnten. Dazu kam, daß ihm dieſe Staaten Frankreich zum Mitbewerber und den Papſt zum Nachbar gaben; Gründe genug, die ihn hinderten, ſich für eine Partei zu erklären, welche das Anſehn des Papſtes zernichtete — die ihn aufforderten, ſich letztern durch den thätigſten Eifer für die alte Religion zu verpflichten.

Dieſe allgemeinen Gründe, welche bei jedem ſpaniſchen Monarchen von gleichem Gewichte ſeyn mußten, wurden bei Jedem insbeſondere noch durch beſondere Gründe unterſtützt. Karl der Fünfte hatte in Italien einen gefährlichen Nebenbuhler an dem Könige von Frankreich, dem dieſes Land ſich in eben dem Augenblicke in die Arme warf, wo Karl ſich ketzeriſcher Grundſätze verdächtig machte. Gerade an denjenigen Entwürfen, welche Karl mit der meiſten Hitze verfolgte, würde das Mißtrauen der Katholiſchen und der Streit mit der Kirche ihm durchaus hinderlich geweſen ſeyn. Als Karl der Fünfte in den Fall kam, zwiſchen beiden Religionsparteien zu wählen, hatte ſich die neue Religion noch nicht bei ihm in Achtung ſetzen können, und überdem war zu einer gütlichen Vergleichung beider Kirchen damals noch die wahrſcheinlichſte Hoffnung vorhanden. Bei ſeinem Sohne und Nachfolger, Philipp dem Zweiten, vereinigte ſich eine mönchiſche Erziehung mit einem deſpotiſchen finſtern Charakter, einen unverſöhnlichen Haß aller Neuerungen in Glaubensſachen bei dieſem Fürſten zu unterhalten, den der Umſtand, daß ſeine ſchlimmſten politiſchen Gegner auch zugleich Feinde ſeiner Religion waren, nicht wohl vermindern konnte. Da ſeine europäiſchen Länder, durch ſo viele fremde Staaten zerſtreut, dem Einfluſſe fremder Meinungen überall offen lagen, ſo konnte er dem Fortgange der Reformation in andern Ländern nicht gleichgültig zuſehen, und ſein eigener näherer Staatsvortheil forderte ihn auf, ſich der alten Kirche überhaupt anzunehmen, um die Quellen der ketzeriſchen Anſteckung zu verſtopfen. Der natürlichſte Gang der Dinge ſtellte alſo dieſen Fürſten an die Spitze des katholiſchen Glaubens und des Bundes, den die Papiſten gegen die Neuerer ſchloſſen. Was unter Karls des Fünften und Philipps des Zweiten langen und thatenvollen Regierungen beobachtet wurde, blieb für die folgenden Geſetz; und je mehr ſich der Riß in der Kirche erweiterte, deſto feſter mußte Spanien an dem Katholicismus halten.

Freier ſchien die deutſche Linie des Hauſes Oeſterreich geweſen zu ſeyn; aber wenn bei dieſer auch mehrere von jenen Hinderniſſen wegfielen, ſo wurde ſie durch andere Verhältniſſe in Feſſeln gehalten. Der Beſitz der Kaiſerkrone, die auf einem proteſtantiſchen Haupte ganz undenkbar war, (denn wie konnte ein Apoſtat der römiſchen Kirche die römiſche Kaiſerkrone tragen?) knüpfte die Nachfolger Ferdinands des Erſten an den päpſtlichen Stuhl; Ferdinand ſelbſt war dieſem Stuhle aus Gründen des Gewiſſens und aufrichtig ergeben. Ueberdem waren die deutſch-öſterreichiſchen Prinzen nicht mächtig genug, der ſpaniſchen Unterſtützung zu entbehren, die aber durch eine Begünſtigung der neuen Religion durchaus verſcherzt war. Auch forderte die Kaiſerwürde ſie auf, das deutſche Reichsſyſtem zu beſchützen, wodurch ſie ſelbſt ſich als Kaiſer behaupteten, und welches der proteſtantiſche Reichstheil zu ſtürzen ſtrebte. Rechnet man dazu die Kälte der Proteſtanten gegen die Bedrängniſſe der Kaiſer und gegen die gemeinſchaftlichen Gefahren des Reichs, ihre gewaltſamen Eingriffe in das Zeitliche der Kirche, und ihre Feindſeligkeiten, wo ſie ſich als die Stärkern fühlten; ſo begreift man, wie ſo viele zuſammenwirkende Gründe die Kaiſer auf der Seite des Papſtthums erhalten, wie ſich ihr eigener Vortheil mit dem Vortheile der katholiſchen Religion auf's Genaueſte vermengen mußte. Da vielleicht das ganze Schickſal dieſer Religion von dem Entſchluſſe abhing, den das Haus Oeſterreich ergriff, ſo mußte man die öſterreichiſchen Prinzen durch ganz Europa als die Säulen des Papſtthums betrachten. Der Haß der Proteſtanten gegen letzteres kehrte ſich darum auch einſtimmig gegen Oeſterreich, und vermengte nach und nach den Beſchützer mit der Sache, die er beſchützte.

Aber eben dieſes Haus Oeſterreich, der unverſöhnliche Gegner der Reformation, ſetzte zugleich durch ſeine ehrgeizigen Entwürfe, die von einer überlegenen Macht unterſtützt waren, die politiſche Freiheit der europäiſchen

Staaten, und beſonders der deutſchen Stände, in nicht geringe Gefahr. Dieſer Umſtand mußte letztere aus ihrer Sicherheit aufſchrecken und auf ihre Selbſtvertheidigung aufmerkſam machen. Ihre gewöhnlichen Hülfsmittel würden nimmermehr hingereicht haben, einer ſo drohenden Macht zu widerſtehen. Außerordentliche Anſtrengungen mußten ſie von ihren Unterthanen verlangen, und, da auch dieſe bei weitem nicht hinreichten, von ihren Nachbarn Kräfte entlehnen, und durch Bündniſſe unter einander eine Macht aufzuwägen ſuchen, gegen welche ſie einzeln nicht beſtanden.

Aber die großen politiſchen Aufforderungen, welche die Regenten hatten, ſich den Fortſchritten Oeſterreichs zu widerſetzen, hatten ihre Unterthanen nicht. Nur gegenwärtige Vortheile oder gegenwärtige Uebel ſind es, welche das Volk in Handlung ſetzen; und dieſe darf eine gute Staatskunſt nicht abwarten. Wie ſchlimm alſo für die Fürſten, wenn nicht zum Glücke ein anderes wirkſames Motiv ſich ihnen dargeboten hätte, das die Nationen in Leidenſchaft ſetzte, und einen Enthuſiasmus in ihnen entflammte, der gegen die politiſche Gefahr gerichtet werden konnte, weil er in dem nämlichen Gegenſtande mit derſelben zuſammentraf! Dieſes Motiv war der erklärte Haß gegen eine Religion, welche das Haus Oeſterreich beſchützte, die ſchwärmeriſche Anhänglichkeit an eine Lehre, welche dieſes Haus mit Feuer und Schwert zu vertilgen ſtrebte. Dieſe Anhänglichkeit war feurig, jener Haß war unüberwindlich; der Religionsfanatismus fürchtet das Entfernte; Schwärmerei berechnet nie, was ſie aufopfert. Was die entſchiedenſte

Gefahr des Staats nicht über ſeine Bürger vermocht hätte, bewirkte die religiöſe Begeiſterung. Für den Staat, für das Intereſſe des Fürſten würden ſich wenig freiwillige Arme bewaffnet haben; für die Religion griff der Kaufmann, der Künſtler, der Landbauer freudig zum Gewehr. Für den Staat oder den Fürſten würde man ſich auch der kleinſten außerordentlichen Abgabe zu entziehen geſucht haben; an die Religion ſetzte man Gut und Blut, alle ſeine zeitlichen Hoffnungen. Dreifach ſtärkere Summen ſtrömen jetzt in den Schatz des Fürſten; dreifach ſtärkere Heere rücken in das Feld; und in der heftigen Bewegung, worein die nahe Religionsgefahr alle Gemüther verſetzte, fühlte der Unterthan die Anſtrengungen nicht, von denen er in einer ruhigern Gemüthslage erſchöpft würde niedergeſunken ſeyn. Die Furcht vor der ſpaniſchen Inquiſition, vor Bartholomäusnächten eröffnet dem Prinzen von Oranien, dem Admiral Coligny, der brittiſchen Königin Eliſabeth, den proteſtantiſchen Fürſten Deutſchlands Hülfsquellen bei ihren Völkern, die noch jetzt unbegreiflich ſind.

Mit noch ſo großen eigenen Anſtrengungen aber würde man gegen eine Macht wenig ausgerichtet haben, die auch dem mächtigſten Fürſten, wenn er einzeln ſtand, überlegen war. In den Zeiten einer noch wenig ausgebildeten Politik konnten aber nur zufällige Umſtände entfernte Staaten zu einer wechſelſeitigen Hülfleiſtung vermögen. Die Verſchiedenheit der Verfaſſung, der Geſetze, der Sprache, der Sitten, des Nationalcharakters, welche die Nationen und Länder in eben ſo viele verſchiedene Ganze abſonderte, und eine fortdauernde

Scheidewand zwiſchen ſie ſtellte, machte den einen Staat unempfindlich gegen die Bedrängniſſe des andern, wo ihn nicht gar die Nationaleiferſucht zu einer feindſeligen Schadenfreude reizte. Die Reformation ſtürzte dieſe Scheidewand. Ein lebhafteres, näher liegendes Intereſſe als der Nationalvortheil oder die Vaterlandsliebe, und welches von bürgerlichen Verhältniſſen durchaus unabhängig war, fing an, die einzelnen Bürger und ganze Staaten zu beſeelen. Dieſes Intereſſe konnte mehrere und ſelbſt die entlegenſten Staaten mit einander verbinden, und bei Unterthanen des nämlichen Staats konnte dieſes Band wegfallen. Der franzöſiſche Calviniſt hatte alſo mit dem reformirten Genfer, Engländer, Deutſchen oder Holländer einen Berührungspunkt, den er mit ſeinem eigenen katholiſchen Mitbürger nicht hatte. Er hörte alſo in einem ſehr wichtigen Punkte auf, Bürger eines einzelnen Staats zu ſeyn, ſeine Aufmerkſamkeit und Theilnahme auf dieſen einzelnen Staat einzuſchränken. Sein Kreis erweitert ſich; er fängt an, aus dem Schickſale fremder Länder, die ſeines Glaubens ſind, ſich ſein eigenes zu weiſſagen und ihre Sache zu der ſeinigen zu machen. Nun erſt dürfen die Regenten es wagen, auswärtige Angelegenheiten vor die Verſammlung ihrer Landſtände zu bringen, nun erſt hoffen, ein williges Ohr und ſchnelle Hülfe zu finden. Dieſe auswärtigen Angelegenheiten ſind jetzt zu einheimiſchen geworden, und gern reicht man den Glaubensverwandten eine hülfreiche Hand, die man dem bloßen Nachbar, und noch mehr dem fernen Ausländer verweigert hätte. Jetzt verläßt der

Pfälzer ſeine Heimat, um für ſeinen franzöſiſchen Glaubensbruder gegen den gemeinſchaftlichen Religionsfeind zu fechten. Der franzöſiſche Unterthan zieht das Schwert gegen ein Vaterland, das ihn mißhandelt, und geht hin, für Hollands Freiheit zu bluten. Jetzt ſieht man Schweizer gegen Schweizer, Deutſche gegen Deutſche im Streit gerüſtet, um an den Ufern der Loire und der Seine die Thronfolge in Frankreich zu entſcheiden. Der Däne geht über die Eider, der Schwede über den Belt, um die Ketten zu zerbrechen, die für Deutſchland geſchmiedet ſind.

Es iſt ſehr ſchwer zu ſagen, was mit der Reformation, was mit der Freiheit des deutſchen Reichs wohl geworden ſeyn würde, wenn das gefürchtete Haus Oeſterreich nicht Partei gegen ſie genommen hätte. So viel aber ſcheint erwieſen, daß ſich die öſterreichiſchen Prinzen auf ihrem Wege zur Univerſalmonarchie durch nichts mehr gehindert haben, als durch den hartnäckigen Krieg, den ſie gegen die neuen Meinungen führten. In keinem andern Falle, als unter dieſem, war es den ſchwächern Fürſten möglich, die außerordentlichen Anſtrengungen von ihren Ständen zu erzwingen, wodurch ſie der öſterreichiſchen Macht widerſtanden; in keinem andern Falle den Staaten möglich, ſich gegen einen gemeinſchaftlichen Feind zu vereinigen.

Höher war die öſterreichiſche Macht nie geſtanden, als nach dem Siege Karls des Fünften bei Mühlberg, nachdem er die Deutſchen überwunden hatte. Mit dem Schmalkaldiſchen Bunde lag die deutſche Freiheit, wie es ſchien, auf ewig darnieder; aber ſie lebte wieder auf in Moritz von Sachſen, ihrem gefährlichſten Feinde. Alle Früchte des Mühlbergiſchen Siegs gehen auf dem Congreſſe zu Paſſau und dem Reichstage zu Augsburg verloren, und alle Anſtalten zur weltlichen und geiſtlichen Unterdrückung endigen in einem nachgebenden Frieden.

Deutſchland zerriß auf dieſem Reichstage zu Augsburg in zwei Religionen und in zwei politiſche Parteien; jetzt erſt zerriß es, weil die Trennung jetzt erſt geſetzlich war. Bis hierher waren die Proteſtanten als Rebellen angeſehen worden; jetzt beſchloß man, ſie als Brüder zu behandeln, nicht als ob man ſie dafür anerkannt hätte, ſondern weil man dazu genöthigt war. Die Augsburgiſche Confeſſion durfte ſich von jetzt an neben den katholiſchen Glauben ſtellen, doch nur als eine geduldete Nachbarin, mit einſtweiligen ſchweſterlichen Rechten. Jedem weltlichen Reichsſtande ward das Recht zugeſtanden, die Religion, zu der er ſich bekannte, auf ſeinem Grund und Boden zur herrſchenden und einzigen zu machen, und die entgegengeſetzte der freien Ausübung zu berauben; jedem Unterthan vergönnt, das Land zu verlaſſen, wo ſeine Religion unterdrückt war. Jetzt zum erſten Male erfreute ſich alſo die Lehre Luthers einer poſitiven Sanction, und wenn ſie auch in Bayern oder in Oeſterreich im Staube lag, ſo konnte ſie ſich damit tröſten, daß ſie in Sachſen und in Thüringen thronte. Den Regenten war es aber nun doch allein überlaſſen, welche Religion in ihren Landen gelten, und welche darnieder liegen ſollte; für den Unterthan, der auf dem Reichstage keinen Repräſentanten hatte, war in dieſem Frieden gar wenig geſorgt. Bloß allein in geiſtlichen Ländern, in welchen die katholiſche Religion unwiderruflich die herrſchende blieb, wurde den proteſtantiſchen Unterthanen (welche es damals ſchon waren), die freie Religionsübung ausgewirkt; aber auch dieſe nur durch eine perſönliche Verſicherung des römiſchen Königs Ferdinand, der dieſen Frieden zu Stande brachte; eine Verſicherung, die von dem katholiſchen Reichstheile widerſprochen, und, *mit* dieſem Widerſpruche in das Friedensinſtrument eingetragen, keine Geſetzeskraft erhielt.

Wären es übrigens nur Meinungen geweſen, was die Gemüther trennte — wie gleichgültig hätte man dieſer Trennung zugeſehen! Aber an dieſen Meinungen hingen *Reichthümer*, *Würden und Rechte*: ein Umſtand, der die Scheidung unendlich erſchwerte. Von zwei Brüdern, die das väterliche Vermögen bis hieher gemeinſchaftlich genoſſen, verließ jetzt einer das väterliche Haus, und die Nothwendigkeit trat ein, mit dem daheimbleibenden Bruder *abzutheilen*. Der Vater hatte für den Fall der Trennung nichts beſtimmt, weil ihm von dieſer Trennung nichts ahnen konnte. Aus den wohlthätigen Stiftungen der Voreltern war der Reichthum der Kirche innerhalb eines Jahrtauſends zuſammengefloſſen, und dieſe Voreltern gehörten dem Weggehenden eben ſo gut an, als dem, der zurückblieb. Haftete nun das Erbrecht bloß an dem väterlichen Hauſe, oder haftete es an dem Blute? Die Stiftungen waren an die katholiſche Kirche geſchehen, weil damals noch keine andere vorhanden war; an den erſtgebornen Bruder, weil er damals noch der einzige Sohn war. Galt nun in der Kirche ein Recht der Erſtgeburt, wie in adeligen Geſchlechtern? Galt die Begünſtigung des einen Theils, wenn ihm der andere noch nicht gegenüberſtehen konnte? Konnten die Lutheraner von dem Genuſſe dieſer Güter ausgeſchloſſen ſeyn, an denen doch ihre Vorfahren mitſtiften halfen, bloß allein deßwegen ausgeſchloſſen ſeyn, weil zu den Zeiten der Stiftung noch kein Unterſchied zwiſchen Lutheranern und Katholiſchen ſtatt fand? Beide Religionsparteien haben über dieſe Streitſachen mit ſcheinbaren Gründen gegen einander gerechtet, und rechten noch immer; aber es dürfte dem einen Theile ſo ſchwer fallen, als dem andern, ſein Recht zu erweiſen. Das Recht hat nur Entſcheidungen für denkbare Fälle, und vielleicht gehören geiſtliche Stiftungen nicht unter dieſe; zum Wenigſten dann nicht, wenn man die Forderungen ihrer Stifter auch auf dogmatiſche Sätze erſtreckt — wie iſt es denkbar, eine ewige Schenkung an eine wandelbare Meinung zu machen?

Wenn das Recht nicht entſcheiden kann, ſo thut es die Stärke, und ſo geſchah es hier. Der eine Theil behielt, was ihm nicht mehr zu nehmen war; der andere vertheidigte, was er noch hatte. Alle vor dem Frieden weltlich gemachten Bisthümer und Abteien verblieben den Proteſtanten; aber die Papiſten verwahrten ſich in einem eigenen Vorbehalte, daß künftig keine mehr weltlich gemacht würden. Jeder Beſitzer eines geiſtlichen Stiftes, das dem Reiche unmittelbar unterworfen war, Churfürſt, Biſchof oder Abt, hat ſeine Benefizien und Würden verwirkt, ſobald er zur proteſtantiſchen Kirche abfällt. Sogleich muß er ſeine Beſitzungen räumen, und das Capitel ſchreitet zu einer neuen Wahl, gleich als wäre ſeine Stelle durch einen Todesfall erledigt worden. An dieſem heiligen Anker des geiſtlichen Vorbehalts, der die ganze zeitliche Exiſtenz eines geiſtlichen Fürſten von ſeinem Glaubensbekenntniſſe abhängig machte, iſt noch bis heute die katholiſche Kirche in Deutſchland befeſtigt — und was würde aus ihr werden, wenn dieſer Anker zerriſſe? Der geiſtliche Vorbehalt erlitt einen hartnäckigen Widerſpruch von Seiten der proteſtantiſchen Stände, und obgleich ſie ihn zuletzt noch in das Friedensinſtrument mit aufnahmen, ſo geſchah es mit dem ausdrücklichen Beiſatze, daß beide Parteien ſich über dieſen Punkt nicht verglichen hätten. Konnte er für den proteſtantiſchen Theil mehr verbindlich ſeyn, als jene Verſicherung Ferdinands zum Vortheile der proteſtantiſchen Unterthanen in geiſtlichen Stiftern es für die katholiſchen war? Zwei Streitpunkte blieben alſo in dem Frieden zurück, und an dieſen entzündete ſich auch der Krieg.

So war es mit der Religionsfreiheit und mit den geiſtlichen Gütern; mit den Rechten und Würden war es nicht anders. Auf eine einzige Kirche war das deutſche Reichsſyſtem berechnet, weil nur eine da war, als es ſich bildete. Die Kirche hat ſich getrennt, der Reichstag ſich in zwei Religionsparteien geſchieden — und doch ſoll das ganze Reichsſyſtem ausſchließend einer einzigen folgen? Alle bisherigen Kaiſer waren Söhne der römiſchen Kirche geweſen, weil die römiſche Kirche in Deutſchland bis jetzt ohne Nebenbuhlerin war. War es aber das Verhältniß mit Rom, was den Kaiſer der Deutſchen ausmachte, oder war es nicht vielmehr Deutſchland, welches ſich in ſeinem Kaiſer repräſentirte? Zu dem ganzen Deutſchlande gehört aber auch der proteſtantiſche Theil — und wie repräſentirt ſich nun dieſer in einer ununterbrochenen Reihe *katholiſcher* Kaiſer? — In dem höchſten Reichsgerichte richten die deutſchen Stände ſich ſelbſt, weil ſie ſelbſt die Richter dazu ſtellen; daß ſie ſich ſelbſt richteten, daß eine gleiche Gerechtigkeit Allen zu Statten käme, war der Sinn ſeiner Stiftung — kann dieſer Sinn erfüllt werden, wenn nicht beide Religionen darin ſitzen? Daß zur Zeit der Stiftung in Deutſchland noch ein einziger Glaube herrſchte, war Zufall, daß kein Stand den andern auf rechtlichem Wege unterdrücken ſollte, war der weſentliche Zweck dieſer Stiftung. Dieſer Zweck aber iſt verfehlt, wenn ein Religionstheil im ausſchließenden Beſitze iſt, den andern zu richten — darf nun ein *Zweck* aufgeopfert werden, wenn ſich ein *Zufall* verändert? — Endlich und mit Mühe erfochten die Proteſtanten ihrer Religion einen Sitz im Kammergerichte, aber noch immer keine ganz gleiche Stimmenzahl. — Zur Kaiſerkrone hat noch kein proteſtantiſches Haupt ſich erhoben.

Was man auch von der *Gleichheit* ſagen mag, welche der Religionsfriede zu Augsburg zwiſchen beiden deutſchen Kirchen einführte, ſo ging die katholiſche doch unwiderſprechlich als Siegerin davon. Alles, was die lutheriſche erhielt, war — Duldung; Alles, was die katholiſche hingab, opferte ſie der Noth und nicht der Gerechtigkeit. Immer war es noch kein Friede zwiſchen zwei gleichgeachteten Mächten, bloß ein Vertrag zwiſchen dem Herrn und einem unüberwundenen Rebellen! Aus dieſem Prinzip ſcheinen alle Proceduren der katholiſchen Kirche gegen die proteſtantiſche hergefloſſen zu ſeyn und noch herzufließen. Immer noch war es ein Verbrechen, zur proteſtantiſchen Kirche abzufallen, weil es mit einem ſo ſchweren Verluſte geahndet wurde, als der geiſtliche Vorbehalt über abtrünnige geiſtliche Fürſten verhängt. Auch in den folgenden Zeiten ſetzte ſich die katholiſche Kirche lieber aus, Alles durch Gewalt zu verlieren, als einen kleinen Vortheil freiwillig und rechtlich aufzugeben; denn einen Raub zurückzunehmen, war noch Hoffnung, und immer war es nur ein zufälliger Verluſt; aber ein aufgegebener Anſpruch, ein den Proteſtanten zugeſtandenes Recht erſchütterte die Grundpfeiler der katholiſchen Kirche. Bei dem Religionsfrieden ſelbſt ſetzte man dieſen Grundſatz nicht aus den Augen. Was man in dieſem Frieden den Evangeliſchen Preis gab, war nicht unbedingt aufgegeben. Alles, hieß es ausdrücklich, ſollte nur bis auf die nächſte allgemeine Kirchenverſammlung gelten, welche ſich beſchäftigen würde, beide Kirchen wieder zu vereinigen. Dann erſt, wenn dieſer letzte Verſuch mißlänge, ſollte der Religionsfriede eine abſolute Gültigkeit haben. So wenig Hoffnung zu dieſer Wiedervereinigung da war, ſo wenig es vielleicht den Katholiſchen ſelbſt damit Ernſt war, ſo viel hatte man deſſen ungeachtet ſchon gewonnen, daß man den Frieden durch dieſe Bedingung beſchränkte.

Dieſer Religionsfriede alſo, der die Flamme des Bürgerkriegs auf ewige Zeiten erſticken ſollte, war im Grunde nur eine temporäre Auskunft, ein Werk der Noth und der Gewalt, nicht vom Geſetz der Gerechtigkeit dictirt, nicht die Frucht berichtigter Ideen über Religion und Religionsfreiheit. Einen Religionsfrieden von der letzten Art konnten die Katholiſchen nicht geben, und wenn man aufrichtig ſeyn will, einen ſolchen vertrugen die Evangeliſchen noch nicht. Weit entfernt, gegen die Katholiſchen eine uneingeſchränkte Billigkeit zu beweiſen, unterdrückten ſie, wo es in ihrer Macht ſtand, die Calviniſten, welche freilich eben ſo wenig eine Duldung in jenem beſſern Sinne verdienten, da ſie eben ſo weit entfernt waren, ſie ſelbſt auszuüben. Zu einem Religionsfrieden von dieſer Natur waren jene Zeiten noch nicht reif, und die Köpfe noch zu trübe. Wie konnte ein Theil von dem andern fordern, was er ſelbſt zu leiſten unvermögend war? Was eine jede Religionspartei in dem Augsburger Frieden rettete oder gewann, verdankte ſie dem zufälligen Machtverhältniſſe, in welchem beide bei Gründung des Friedens zu einander geſtanden. Was durch Gewalt gewonnen wurde, mußte behauptet werden durch Gewalt; jenes Machtverhältniß mußte alſo auch für's Künftige fortdauern, oder der Friede verlor ſeine Kraft. Mit dem Schwerte in der Hand, wurden die Grenzen zwiſchen beiden Kirchen gezeichnet; mit dem Schwerte mußten ſie bewacht werden — oder wehe der früher entwaffneten

Partei! Eine zweifelhafte ſchreckenvolle Ausſicht für Deutſchlands Ruhe, die aus dem Frieden ſelbſt ſchon hervordrohte!

In dem Reiche erfolgte jetzt eine augenblickliche Stille und ein flüchtiges Band der Eintracht ſchien die getrennten Glieder wieder in Einen Reichskörper zu verknüpfen, daß auch das Gefühl für die gemeinſchaftliche Wohlfahrt auf eine Zeitlang zurückkam. Aber die Trennung hatte das innerſte Weſen getroffen, und die erſte Harmonie wieder herzuſtellen, war vorbei. So genau der Friede die Rechtsgrenzen beider Theile beſtimmt zu haben ſchien, ſo ungleichen Auslegungen blieb er nichts deſto weniger unterworfen. Mitten im hitzigſten Kampfe hatte er den ſtreitenden Parteien Stillſtand auferlegt, er hatte den Feuerbrand zugedeckt, nicht gelöſcht, und unbefriedigte Anſprüche blieben auf beiden Seiten zurück. Die Katholiſchen glaubten zu viel verloren, die Evangeliſchen zu wenig errungen zu haben; beide halfen ſich damit, den Frieden, den ſie jetzt noch nicht zu verletzen wagten, nach ihren Abſichten zu erklären.

Daſſelbe mächtige Motiv, welches ſo manche proteſtantiſche Fürſten ſo geneigt gemacht hatte, Luthers Lehre zu umfaſſen, die Beſitznehmung von den geiſtlichen Stiftern, war nach geſchloſſenem Frieden nicht weniger wirkſam als vorher, und was von mittelbaren Stiftern noch nicht in ihren Händen war, mußte bald in dieſelben wandern. Ganz Niederdeutſchland war in kurzer Zeit weltlich gemacht; und wenn es mit Oberdeutſchland anders war, ſo lag es an dem lebhafteſten

Widerſtande der Katholiſchen, die hier das Uebergewicht hatten. Jede Partei drückte oder unterdrückte, wo ſie die mächtigere war, die Anhänger der andern; die geiſtlichen Fürſten beſonders, als die wehrloſeſten Glieder des Reichs, wurden unaufhörlich durch die Vergrößerungsbegierde ihrer unkatholiſchen Nachbarn geängſtigt. Wer zu ohnmächtig war, Gewalt durch Gewalt abzuwenden, flüchtete ſich unter die Flügel der Juſtiz, und die Spolienklagen gegen proteſtantiſche Stände häuften ſich auf dem Reichsgerichte an, welches bereitwillig genug war, den angeklagten Theil mit Sentenzen zu verfolgen, aber zu wenig unterſtützt, um ſie geltend zu machen. Der Friede, welcher den Ständen des Reichs die vollkommene Religionsfreiheit einräumte, hatte doch einigermaßen auch für den Unterthan geſorgt, indem er ihm das Recht ausbedung, das Land, in welchem ſeine Religion unterdrückt war, unangefochten zu verlaſſen. Aber vor den Gewaltthätigkeiten, womit der Landesherr einen gehaßten Unterthanen drücken, vor den namenloſen Drangſalen, wodurch er den Auswandernden den Abzug erſchweren, vor den künſtlich gelegten Schlingen, worein die Argliſt, mit der Stärke verbunden, die Gemüther verſtricken kann, konnte der todte Buchſtabe dieſes Friedens ihn nicht ſchützen. Der katholiſche Unterthan proteſtantiſcher Herren klagte laut über Verletzung des Religionsfriedens — der evangeliſche noch lauter über die Bedrückungen, welche ihm von ſeiner katholiſchen Obrigkeit widerfuhren. Die Erbitterung und Streitſucht der Theologen vergiftete jeden Vorfall, der an ſich unbedeutend war, und ſetzte die

Gemüther in Flammen; glücklich genug, wenn ſich dieſe theologiſche Wuth an dem gemeinſchaftlichen Religionsfeinde erſchöpft hätte, ohne gegen die eigenen Religionsverwandten ihr Gift auszuſpritzen.

Die Einigkeit der Proteſtanten unter ſich ſelbſt würde doch endlich hingereicht haben, beide ſtreitenden Parteien in einer gleichen Schwankung zu erhalten, und dadurch den Frieden zu verlängern; aber, um die Verwirrung vollkommen zu machen, verſchwand dieſe Eintracht bald. Die Lehre, welche Zwingli in Zürich und Calvin in Genf verbreitet hatten, fing bald auch in Deutſchland an, feſten Boden zu gewinnen, und die Proteſtanten unter ſich ſelbſt zu entzweien, daß ſie einander kaum mehr an etwas Anderm als dem gemeinſchaftlichen Haſſe gegen das Papſtthum erkannten. Die Proteſtanten in dieſem Zeitraume glichen denjenigen nicht mehr, welche fünfzig Jahre vorher ihr Bekenntniß zu Augsburg übergeben hatten, und die Urſache dieſer Veränderung iſt — in eben dieſem Augsburgiſchen Bekenntniſſe zu ſuchen. Dieſes Bekenntniß ſetzte dem proteſtantiſchen Glauben eine poſitive Grenze, ehe noch der erwachte Forſchungsgeiſt ſich dieſe Grenze gefallen ließ, und die Proteſtanten verſcherzten unwiſſend einen Theil des Gewinns, den ihnen der Abfall von dem Papſtthum verſicherte. Gleiche Beſchwerde gegen die römiſche Hierarchie und gegen die Mißbräuche in dieſer Kirche, eine gleiche Mißbilligung der katholiſchen Lehrbegriffe würden hinreichend geweſen ſeyn, den Vereinigungspunkt für die proteſtantiſche Kirche abzugeben; aber ſie ſuchten dieſen Vereinigungspunkt in einem neuen poſitiven

Glaubensſyſteme, ſetzten in dieſes das Unterſcheidungszeichen, den Vorzug, das Weſen ihrer Kirche, und bezogen auf dieſes den Vertrag, den ſie mit den Katholiſchen ſchloſſen. Bloß als Anhänger der Confeſſion gingen ſie den Religionsfrieden ein; die Confeſſionsverwandten allein hatten Theil an der Wohlthat dieſes Friedens. Wie alſo auch der Erfolg ſeyn mochte, ſo ſtand es gleich ſchlimm um die Confeſſionsverwandten. Dem Geiſte der Forſchung war eine bleibende Schranke geſetzt, wenn den Vorſchriften der Confeſſion ein blinder Gehorſam geleiſtet wurde; der Vereinigungspunkt aber war verloren, wenn man ſich über die feſtgeſetzte Formel entzweite. Zum Unglück ereignete ſich beides, und die ſchlimmen Folgen von beiden ſtellten ſich ein. Eine Partei hielt ſtandhaft feſt an dem erſten Bekenntniſſe; und wenn ſich die Calviniſten davon entfernten, ſo geſchah es nur, um ſich auf ähnliche Art in einen neuen Lehrbegriff einzuſchließen.

Keinen ſcheinbarern Vorwand hätten die Proteſtanten ihrem gemeinſchaftlichen Feinde geben können, als dieſe Uneinigkeit unter ſich ſelbſt, kein erfreuenderes Schauſpiel, als die Erbitterung, womit ſie einander wechſelſeitig verfolgten. Wer konnte es nun den Katholiſchen zum Verbrechen machen, wenn ſie die Dreiſtigkeit lächerlich fanden, mit welcher die Glaubensverbeſſerer ſich angemaßt hatten, das einzige wahre Religionsſyſtem zu verkündigen? wenn ſie von Proteſtanten ſelbſt die Waffen gegen Proteſtanten entlehnten? wenn ſie ſich bei dieſem Widerſpruche der Meinungen an die Autorität ihres Glaubens feſthielten, für welchen zum Theil doch ein ehrwürdiges Alterthum und eine noch ehrwürdigere Stimmenmehrheit ſprach? Aber die Proteſtanten kamen bei dieſer Trennung auf eine noch ernſthaftere Art in's Gedränge. Auf die Confeſſionsverwandten allein war der Religionsfriede geſtellt, und die Katholiſchen drangen nun auf Erklärung, wen dieſe für ihren Glaubensgenoſſen erkannt wiſſen wollten. Die Evangeliſchen konnten die Reformirten in ihren Bund nicht einſchließen, ohne ihr Gewiſſen zu beſchweren; ſie konnten ſie nicht davon ausſchließen, ohne einen nützlichen Freund in einen gefährlichen Feind zu verwandeln. So zeigte dieſe unſelige Trennung den Machinationen der Jeſuiten einen Weg, Mißtrauen zwiſchen beide Parteien zu pflanzen, und die Eintracht ihrer Maßregeln zu zerſtören. Durch die doppelte Furcht vor den Katholiken und vor ihren eigenen proteſtantiſchen Gegnern gebunden, verſäumten die Proteſtanten den nimmer wiederkehrenden Moment, ihrer Kirche ein durchaus gleiches Recht mit der römiſchen zu erfechten. Und allen dieſen Verlegenheiten wären ſie entgangen, der Abfall der Reformirten wäre für die gemeine Sache ganz unſchädlich geweſen, wenn man den Vereinigungspunkt allein in der Entfernung von dem Papſtthum, nicht in Augsburgiſchen Confeſſionen, nicht in Concordienwerken geſucht hätte.

So ſehr man aber auch in allem Andern getheilt war, ſo begriff man doch einſtimmig, daß eine Sicherheit, die man bloß der Machtgleichheit zu danken gehabt hatte, auch nur durch dieſe Machtgleichheit allein erhalten werden könne. Die fortwährenden Reformationen der einen Partei, die Gegenbemühungen der andern unterhielten die Wachſamkeit auf beiden Seiten, und der Inhalt des Religionsfriedens war die Loſung eines ewigen Streits. Jeder Schritt, den der andere Theil that, mußte zu Kränkung dieſes Friedens abzielen; jeder, den man ſich ſelbſt erlaubte, geſchah zur Aufrechthaltung dieſes Friedens. Nicht alle Bewegungen der Katholiſchen hatten eine angreifende Abſicht, wie ihnen von der Gegenpartei Schuld gegeben wird; Vieles, was ſie thaten, machte ihnen die Selbſtvertheidigung zur Pflicht. Die Proteſtanten hatten auf eine nicht zweideutige Art gezeigt, wozu die Katholiſchen ſich zu verſehen hätten, wenn ſie das Unglück haben ſollten, der unterliegende Theil zu ſeyn. Die Lüſternheit der Proteſtanten nach den geiſtlichen Gütern ließ ſie keine Schonung, ihr Haß keine Großmuth, keine Duldung erwarten.

Aber auch den Proteſtanten war es zu verzeihen, wenn ſie zu der Redlichkeit der Papiſten wenig Vertrauen zeigten. Durch die treuloſe und barbariſche Behandlungsart, welche man ſich in Spanien, Frankreich und den Niederlanden gegen ihre Glaubensgenoſſen erlaubte, durch die ſchändliche Ausflucht katholiſcher Fürſten, ſich von den heiligſten Eiden durch den Papſt losſprechen zu laſſen, durch den abſcheulichen Grundſatz, daß gegen Ketzer kein Treu und Glaube zu beobachten ſey, hatte die katholiſche Kirche in den Augen aller Redlichen ihre Ehre verloren. Keine Verſicherung, kein noch ſo fürchterlicher Eid konnte aus dem Munde eines Papiſten oder Proteſtanten beruhigen. Wie hätte der

Religionsfriede es gekonnt, den die Jeſuiten durch ganz Deutſchland nur als eine einſtweilige Convenienz abſchilderten, der in Rom ſelbſt feierlich verworfen ward!

Die allgemeine Kirchenverſammlung, auf welche in dieſem Frieden hingewieſen worden, war unterdeſſen in der Stadt Trident vor ſich gegangen; aber, wie man nicht anders erwartet hatte, ohne die ſtreitenden Religionen vereinigt, ohne auch nur einen Schritt zu dieſer Vereinigung gethan zu haben, ohne von den Proteſtanten auch nur beſchickt worden zu ſeyn. Feierlich waren dieſe nunmehr von der Kirche verdammt, für deren Repräſentanten ſich das Concilium ausgab. — Konnte ihnen ein profaner, und noch dazu durch die Waffen erzwungener Vertrag vor dem Bann der Kirche eine hinlängliche Sicherheit geben — ein Vertrag, der ſich auf eine Bedingung ſtützte, welche der Schluß des Conciliums aufzuheben ſchien? An einem Scheine des Rechts fehlte es alſo nicht mehr, wenn ſich die Katholiſchen ſonſt mächtig genug fühlten, den Religionsfrieden zu verletzen — von jetzt an alſo ſchützte die Proteſtanten nichts mehr, als der Reſpekt vor ihrer Macht.

Mehreres kam dazu, das Mißtrauen zu vermehren. Spanien, an welche Macht das katholiſche Deutſchland ſich lehnte, lag damals mit den Niederländern in einem heftigen Kriege, der den Kern der ſpaniſchen Macht an die Grenzen Deutſchlands gezogen hatte. Wie ſchnell ſtanden dieſe Truppen im Reiche, wenn ein entſcheidender Streich ſie hier nothwendig machte! Deutſchland war damals eine Vorrathskammer des Kriegs für faſt alle europäiſchen Mächte. Der Religionskrieg hatte Soldaten darin angehäuft, die der Friede außer Brod ſetzte. So vielen von einander unabhängigen Fürſten war es leicht, Kriegsheere zuſammenzubringen, welche ſie alsdann, ſey's aus Gewinnſucht oder aus Parteiſucht, an fremde Mächte verliehen. Mit deutſchen Truppen bekriegte Philipp der Zweite die Niederlande, und mit deutſchen Truppen vertheidigten ſie ſich. Eine jede ſolche Truppenwerbung in Deutſchland ſchreckte immer eine von beiden Religionsparteien auf; ſie konnte zu ihrer Unterdrückung abzielen. Ein herumwandernder Geſandter, ein außerordentlicher päpſtlicher Legat, eine Zuſammenkunft von Fürſten, jede ungewöhnliche Erſcheinung mußte dem einen oder dem andern Theile Verderben bereiten. So ſtand Deutſchland gegen ein halbes Jahrhundert, die Hand an dem Schwerte; jedes rauſchende Blatt erſchreckte.

Ferdinand der Erſte, König von Ungarn, und ſein vortrefflicher Sohn, **Maximilian der Zweite**, hielten in dieſer bedenklichen Epoche die Zügel des Reichs. Mit einem Herzen voll Aufrichtigkeit, mit einer wirklich heroiſchen Geduld hatte Ferdinand den Religionsfrieden zu Augsburg vermittelt, und an den undankbaren Verſuch, beide Kirchen auf dem Concilium zu Trident zu vereinigen, eine vergebliche Mühe verſchwendet. Von ſeinem Neffen, dem ſpaniſchen Philipp, im Stiche gelaſſen, zugleich in Siebenbürgen und Ungarn von den ſiegreichen Waffen der Türken bedrängt, wie hätte ſich dieſer Kaiſer ſollen in den Sinn kommen laſſen, den Religionsfrieden zu verletzen, und ſein eigenes mühevolles Werk zu vernichten? Der große Aufwand des immer ſich erneuernden Türkenkriegs konnte von den ſparſamen Beiträgen ſeiner erſchöpften Erblande nicht beſtritten werden; er brauchte alſo den Beiſtand des Reichs, und der Religionsfriede allein hielt das getheilte Reich noch in Einem Körper zuſammen. Das ökonomiſche Bedürfniß machte ihm die Proteſtanten nicht weniger nöthig, als die Katholiſchen und legte ihm alſo auf, beide Theile mit gleicher Gerechtigkeit zu behandeln, welches bei ſo ſehr widerſtreitenden Forderungen ein wahres Rieſenwerk war. Auch fehlte viel, daß der Erfolg ſeinen Wünſchen entſprochen hätte: ſeine Nachgiebigkeit gegen die Proteſtanten hatte bloß dazu gedient, ſeinen Enkeln den Krieg aufzuheben, der ſein ſterbendes Auge verſchonte. Nicht viel glücklicher war ſein Sohn Maximilian, den vielleicht nur der Zwang der Umſtände hinderte, dem vielleicht nur ein längeres Leben fehlte, um die neue Religion auf den Kaiſerthron zu erheben. Den Vater hatte die Nothwendigkeit Schonung gegen die Proteſtanten gelehrt; die Nothwendigkeit und die Billigkeit diktirten ſie ſeinem Sohne.* Der Enkel büßte es theuer, daß er weder die Billigkeit hörte, noch der Nothwendigkeit gehorchte.

Sechs Söhne hinterließ Maximilian, aber nur der älteſte von dieſen, Erzherzog Rudolph, erbte ſeine Staaten und beſtieg den kaiſerlichen Thron; die übrigen Brüder wurden mit ſchwachen Apanagen abgefunden. Wenige Nebenländer gehörten einer Seitenlinie an, welche Karl von Steyermark, ihr Oheim, fortführte, doch wurden auch dieſe ſchon unter Ferdinand dem Zweiten, ſeinem Sohne, mit der übrigen Erbſchaft vereinigt. Dieſe Länder alſo ausgenommen, verſammelte ſich nunmehr die ganze anſehnliche Macht des Hauſes Oeſterreich in einer einzigen Hand, aber zum Unglück in einer ſchwachen.

Rudolph der Zweite war nicht ohne Tugenden, die ihm die Liebe der Menſchen hätten erwerben müſſen, wenn ihm das Loos eines Privatmannes gefallen wäre. Sein Charakter war mild, er liebte den Frieden, und den Wiſſenſchaften — beſonders der Aſtronomie, Naturlehre, Chemie und dem Studium der Antiquitäten — ergab er ſich mit einem leidenſchaftlichen Hange, der ihn aber zu einer Zeit, wo die bedenkliche Lage der Dinge die angeſtrengteſte Aufmerkſamkeit heiſchte, und ſeine erſchöpften Finanzen die höchſte Sparſamkeit nöthig machten, von Regierungsgeſchäften zurückzog, und zu einer höchſt ſchädlichen Verſchwendung reizte. Sein Geſchmack an der Sternkunſt verirrte ſich in aſtrologiſche Träumereien, denen ſich ein melancholiſches und furchtſames Gemüth, wie das ſeinige war, ſo leicht überliefert. Dieſes und eine in Spanien zugebrachte Jugend öffnete ſein Ohr den ſchlimmen Rathſchlägen der Jeſuiten und den Eingebungen des ſpaniſchen Hofes, die ihn zuletzt unumſchränkt beherrſchten. Von Liebhabereien angezogen, die ſeines großen Poſtens ſo wenig würdig waren, und von lächerlichen Wahrſagungen geſchreckt, verſchwand er nach ſpaniſcher Sitte vor ſeinen Unterthanen, um ſich unter ſeinen Gemmen und Antiken, in ſeinem Laboratorium, in ſeinem Marſtalle zu verbergen, während daß die gefährlichſte Zwietracht alle Bande des deutſchen Staatskörpers auflöſete, und die Flamme der Empörung ſchon anfing, an die Stufen ſeines Throns zu ſchlagen. Der Zugang zu ihm war Jedem, ohne Ausnahme, verſperrt, unausgefertigt lagen die dringendſten Geſchäfte; die Ausſicht auf die reiche ſpaniſche Erbſchaft verſchwand, weil er unſchlüſſig blieb, der Infantin Iſabella ſeine Hand zu geben; dem Reiche drohte die fürchterlichſte Anarchie, weil er, obgleich ſelbſt ohne Erben, nicht dahin zu bringen war, einen römiſchen König erwählen zu laſſen. Die öſterreichiſchen Landſtände ſagten ihm den Gehorſam auf, Ungarn und Siebenbürgen entriſſen ſich ſeiner Hoheit, und Böhmen ſäumte nicht lange, dieſem Beiſpiele zu folgen. Die Nachkommenſchaft des ſo gefürchteten Karls des Fünften ſchwebte in Gefahr, einen Theil ihrer Beſitzungen an die Türken, den andern an die Proteſtanten zu verlieren, und unter einem furchtbaren Fürſtenbunde, den ein großer Monarch in Europa gegen ſie zuſammenzog, ohne Rettung zu erliegen. In dem Innern Deutſchlands geſchah, was von jeher geſchehen war, wenn es dem Throne an einem Kaiſer, oder dem Kaiſer an einem Kaiſerſinne fehlte. Gekränkt oder im Stiche gelaſſen von dem Reichsoberhaupte, helfen die Stände ſich ſelbſt, und Bündniſſe müſſen ihnen die fehlende Autorität des Kaiſers erſetzen. Deutſchland theilt ſich in zwei Unionen, die einander gewaffnet gegenüberſtehen; Rudolph, ein verachteter Gegner der einen und ein ohnmächtiger Beſchützer der andern, ſteht müßig und überflüſſig zwiſchen beiden, gleich unfähig, die erſte zu zerſtreuen und über die andre zu herrſchen. Was hätte auch das deutſche Reich von einem Fürſten erwarten ſollen, der nicht einmal vermögend war, ſeine eigenen Erbländer gegen einen innerlichen Feind zu behaupten? Den gänzlichen Ruin des öſterreichiſchen Geſchlechts aufzuhalten, tritt ſein eigenes Haus gegen ihn zuſammen, und eine mächtige Faction wirft ſich ſeinem Bruder in die Arme. Aus allen ſeinen Erbſtaaten vertrieben, bleibt ihm nichts mehr zu verlieren, als der Kaiſerthron, und der Tod reißt ihn noch eben zeitig genug weg, um ihm dieſe letzte Schande zu erſparen.

Deutſchlands ſchlimmer Genius war es, der ihm gerade in dieſer bedenklichen Epoche, wo nur eine geſchmeidige Klugheit und ein mächtiger Arm den Frieden des Reichs retten konnte, einen Rudolph zum Kaiſer gab. In einem ruhigern Zeitpunkte hätte der deutſche Staatskörper ſich ſelbſt geholfen, und in einer myſtiſchen Dunkelheit hätte Rudolph, wie ſo viele Andere ſeines Ranges, ſeine Blößen verſteckt. Das dringende Bedürfniß der Tugenden, die ihm fehlten, riß ſeine Unfähigkeit an's Licht. Deutſchlands Lage forderte einen Kaiſer, der durch eigene Hülfsmittel ſeinen Entſcheidungen Gewicht geben konnte, und die Erbſtaaten Rudolphs, ſo anſehnlich ſie auch waren, befanden ſich in einer Lage, die den Regenten in die äußerſte Verlegenheit ſetzte.

Die öſterreichiſchen Prinzen waren zwar katholiſche Fürſten, und noch dazu Stützen des Papſtthums; aber es fehlte viel, daß ihre Länder katholiſche Länder geweſen wären. Auch in dieſe Gegenden waren die neuen Meinungen eingedrungen, und, begünſtigt von Ferdinands Bedrängniſſen und Maximilians Güte, hatten ſie ſich mit ſchnellem Glücke in denſelben verbreitet. Die öſterreichiſchen Länder zeigten im Kleinen, was Deutſchland im Großen war. Der größere Theil des Herren- und Ritterſtandes war evangeliſch, und in den Städten hatten die Proteſtanten bei weitem das Uebergewicht errungen. Nachdem es ihnen geglückt war, Einige aus ihrem Mittel in die Landſchaft zu bringen, ſo wurde unvermerkt eine landſchaftliche Stelle nach der andern, ein Collegium nach dem andern, mit Proteſtanten beſetzt und die Katholiken daraus verdrängt. Gegen den zahlreichen Herren- und Ritterſtand und die Abgeordneten der Städte war die Stimme weniger Prälaten zu ſchwach, welche das ungezogene Geſpötte und die kränkende Verachtung der Uebrigen noch vollends von dem Landtage verſcheuchte. So war unvermerkt der ganze öſterreichiſche Landtag proteſtantiſch, und die Reformation that von jetzt an die ſchnellſten Schritte zu einer öffentlichen Exiſtenz. Von den Landſtänden war der Regent abhängig, weil ſie es waren, die ihm die Steuern abſchlagen und bewilligen konnten. Sie benutzten die Geldbedürfniſſe, in denen ſich Ferdinand und ſein Sohn befanden, eine Religionsfreiheit nach der andern von dieſen Fürſten zu erpreſſen. Dem Herren- und Ritterſtande geſtattete endlich Maximilian die freie Ausübung ihrer Religion, doch nur auf ihren eigenen Territorien und Schlöſſern. Der unbeſcheidene Schwärmereifer der evangeliſchen Prediger überſchritt dieſes von der Weisheit geſteckte Ziel. Dem ausdrücklichen Verbot zuwider ließen ſich mehrere derſelben in den Landſtädten und ſelbſt zu Wien öffentlich hören, und das Volk drängte ſich ſchaarenweiſe zu dieſem neuen Evangelium, deſſen beſte Würze Anzüglichkeiten und Schimpfreden ausmachten. So wurde dem Fanatismus eine immerwährende Nahrung gegeben, und der Haß beider, einander ſo nahe ſtehenden Kirchen durch den Stachel ihres unreinen Eifers vergiftet.

Unter den Erbſtaaten des Hauſes Oeſterreich war Ungarn nebſt Siebenbürgen die unſicherſte und am ſchwerſten zu behauptende Beſitzung. Die Unmöglichkeit, dieſe beiden Länder gegen die nahe und überlegene Macht der Türken zu behaupten, hatte ſchon Ferdinanden zu dem unrühmlichen Schritte vermocht, der Pforte durch einen jährlichen Tribut die oberſte Hoheit über Siebenbürgen einzugeſtehen — ein ſchädliches Bekenntniß der Ohnmacht und eine noch gefährlichere Anreizung für den unruhigen Adel, wenn er Urſache zu haben glaubte, ſich über ſeinen Herrn zu beſchweren. Die Ungarn hatten ſich dem Hauſe Oeſterreich nicht unbedingt unterworfen. Sie behaupteten die Wahlfreiheit ihrer Krone und forderten trotzig alle ſtändiſchen Rechte, welche von dieſer Wahlfreiheit unzertrennlich ſind. Die nahe Nachbarſchaft des türkiſchen Reichs und die Leichtigkeit, ungeſtraft ihren Herrn zu wechſeln, beſtärkte die Magnaten noch mehr in dieſem Trotze; unzufrieden mit der öſterreichiſchen Regierung, warfen ſie ſich den Osmanen in die Arme; unbefriedigt von dieſen, kehrten ſie unter deutſche Hoheit zurück. Der öftere und raſche Uebergang von einer Herrſchaft zur andern hatte ſich auch ihrer Denkungsart mitgetheilt; ungewiß, wie ihr Land zwiſchen deutſcher und ottomaniſcher Hoheit ſchwebte, ſchwankte auch ihr Sinn zwiſchen Abfall und Unterwerfung. Je unglücklicher beide Länder ſich fühlten, zu Provinzen einer auswärtigen Monarchie herabgeſetzt zu ſeyn, deſto unüberwindlicher war ihr Beſtreben, einem Herrn aus ihrer Mitte zu gehorchen; und ſo wurde es einem unternehmenden Edelmanne nicht ſchwer, ihre Huldigung zu erhalten. Voll Bereitwilligkeit reichte der nächſte türkiſche Baſſa einem Rebellen gegen Oeſterreich Scepter und Krone; eben ſo bereitwillig beſtätigte man in Oeſterreich einem andern den Beſitz der Provinzen, die er der Pforte entriſſen hatte, zufrieden, auch nur einen Schatten von Hoheit gerettet und eine Vormauer gegen die Türken dadurch gewonnen zu haben. Mehrere ſolcher Magnaten, Bathori, Boſchkai, Ragoczi, Bethlen, ſtanden auf dieſe Art nach einander in Siebenbürgen und Ungarn als zinsbare Könige auf, welche ſich durch keine andere Staatskunſt erhielten, als dieſe: ſich an den Feind anzuſchließen, um ihrem Herrn deſto furchtbarer zu ſeyn.

Ferdinand, Maximilian und Rudolph, alle drei Beherrſcher von Siebenbürgen und Ungarn, erſchöpften das Mark ihrer übrigen Länder, um dieſe beiden gegen die Ueberſchwemmungen der Türken und gegen innere Rebellionen zu behaupten. Verheerende Kriege wechſelten auf dieſem Boden mit kurzen Waffenſtillſtänden ab, die nicht viel beſſer waren. Verwüſtet lag weit und breit das Land, und der gemißhandelte Unterthan führte gleich große Beſchwerden über ſeinen Feind und ſeinen Beſchützer. Auch in dieſe Länder war die Reformation eingedrungen, wo ſie unter dem Schutze der ſtändiſchen

Freiheit, unter der Decke des Tumults, merkliche Fortſchritte machte. Auch dieſe taſtete man jetzt unvorſichtig an, und der politiſche Faktionsgeiſt wurde gefährlicher durch religiöſe Schwärmerei. Der ſiebenbürgiſche und ungariſche Adel erhebt, von einem kühnen Rebellen, Boſchkai, angeführt, die Fahne der Empörung. Die Aufrührer in Ungarn ſind im Begriffe, mit den mißvergnügten Proteſtanten in Oeſterreich, Mähren und Böhmen gemeine Sache zu machen und alle dieſe Länder in Einer furchtbaren Rebellion fortzureißen. Dann war der Untergang des Papſtthums in dieſen Ländern unvermeidlich.

Längſt ſchon hatten die Erzherzoge von Oeſterreich, des Kaiſers Brüder, dem Verderben ihres Hauſes mit ſtillem Unwillen zugeſehen; dieſer letzte Vorfall beſtimmte ihren Entſchluß. Erzherzog Matthias, Maximilians zweiter Sohn, Statthalter in Ungarn und Rudolphs vermuthlicher Erbe, trat hervor, Habsburgs ſinkendem Hauſe ſich zur Stütze anzubieten. In jugendlichen Jahren, und von einer falſchen Ruhmbegierde übereilt, hatte dieſer Prinz, dem Intereſſe ſeines Hauſes zuwider, den Einladungen einiger niederländiſchen Rebellen Gehör gegeben, welche ihn in ihr Vaterland riefen, um die Freiheiten der Nation gegen ſeinen eigenen Anverwandten, Philipp den Zweiten, zu vertheidigen. Matthias, der in der Stimme einer einzelnen Faktion die Stimme des ganzen niederländiſchen Volks zu vernehmen glaubte, erſchien auf dieſen Ruf in den Niederlanden. Aber der Erfolg entſprach eben ſo wenig den Wünſchen der Brabanter, als ſeinen eigenen

Erwartungen, und ruhmlos zog er ſich aus einer unweiſen Unternehmung. Deſto ehrenvoller war ſeine zweite Erſcheinung in der politiſchen Welt.

Nachdem ſeine wiederholteſten Aufforderungen an den Kaiſer ohne Wirkung geblieben, berief er die Erzherzoge, ſeine Brüder und Vettern, nach Preßburg, und pflog Rath mit ihnen über des Hauſes wachſende Gefahr. Einſtimmig übertragen die Brüder ihm, als dem Aelteſten, die Vertheidigung ihres Erbtheils, das ein blödſinniger Bruder verwahrloste. Alle ihre Gewalt und Rechte legen ſie in die Hand dieſes Aelteſten, und bekleiden ihn mit ſouverainer Vollmacht, über das gemeine Beſte nach Einſicht zu verfügen. Alſobald eröffnet Matthias Unterhandlungen mit der Pforte und mit den ungariſchen Rebellen, und ſeiner Geſchicklichkeit gelingt es, den Ueberreſt Ungarns durch einen Frieden mit den Türken, und durch einen Vertrag mit den Rebellen Oeſterreichs Anſprüche auf die verlorenen Provinzen zu retten. Aber Rudolph, eben ſo eiferſüchtig auf ſeine landesherrliche Gewalt, als nachläſſig, ſie zu behaupten, hält mit der Beſtätigung dieſes Friedens zurück, den er als einen ſtrafbaren Eingriff in ſeine Hoheit betrachtet. Er beſchuldigt den Erzherzog eines Verſtändniſſes mit dem Feinde und verrätheriſcher Abſichten auf die ungariſche Krone.

Die Geſchäftigkeit des Matthias war nichts weniger als frei von eigennützigen Entwürfen geweſen; aber das Betragen des Kaiſers beſchleunigte die Ausführung dieſer Entwürfe. Der Zuneigung der Ungarn, denen er kürzlich den Frieden geſchenkt hatte, durch Dankbarkeit, durch ſeine Unterhändler der Ergebenheit des Adels verſichert, und in Oeſterreich ſelbſt eines zahlreichen Anhangs gewiß, wagt er es nun, mit ſeinen Abſichten lauter hervorzutreten und die Waffen in der Hand mit dem Kaiſer zu rechten. Die Proteſtanten in Oeſterreich und Mähren, lange ſchon zum Aufſtande bereit, und jetzt von dem Erzherzoge durch die verſprochene Religionsfreiheit gewonnen, nehmen laut und öffentlich ſeine Partei, und ihre längſt gedrohte Verbindung mit den rebelliſchen Ungarn kommt wirklich zu Stande. Eine furchtbare Verſchwörung hat ſich auf Einmal gegen den Kaiſer gebildet. Zu ſpät entſchließt er ſich, den begangenen Fehler zu verbeſſern; umſonſt verſucht er, dieſen verderblichen Bund aufzulöſen. Schon hat Alles die Waffen in der Hand; Ungarn, Oeſterreich und Mähren haben dem Matthias gehuldigt, welcher ſchon auf dem Wege nach Böhmen iſt, um dort den Kaiſer in ſeiner Burg aufzuſuchen und die Nerven ſeiner Macht zu zerſchneiden.

Das Königreich Böhmen war für Oeſterreich eine nicht viel ruhigere Beſitzung als Ungarn, nur mit dem Unterſchiede, daß hier mehr politiſche Urſachen, dort mehr die Religion die Zwietracht unterhielten. In Böhmen war ein Jahrhundert vor Luthern das erſte Feuer der Religionskriege ausgebrochen, in Böhmen entzündete ſich ein Jahrhundert nach Luthern die Flamme des dreißigjährigen Kriegs. Die Sekte, welcher Johann Huß die Entſtehung gegeben, lebte ſeitdem noch fort in Böhmen, einig mit der römiſchen Kirche in Ceremonie und Lehre, den einzigen Artikel des

Abendmahls ausgenommen, welches der Huſſite in beiden Geſtalten genoß. Dieſes Vorrecht hatte die Baſel'ſche Kirchenverſammlung in einem eigenen Vertrage (den böhmiſchen Compactaten) Huſſens Anhängern zugeſtanden, und wiewohl ihm nachher von den Päpſten widerſprochen wurde, ſo fuhren ſie dennoch fort, es unter dem Schutze der Geſetze zu genießen. Da der Gebrauch des Kelchs das einzige erhebliche Unterſcheidungszeichen dieſer Sekte ausmachte, ſo bezeichnete man ſie mit dem Namen der Utraquiſten (der in beiderlei Geſtalt Communicirenden), und ſie gefielen ſich in dieſem Namen, weil er ſie an ihr ſo theures Vorrecht erinnerte. Aber in dieſem Namen verbarg ſich auch die weit ſtrengere Sekte der böhmiſchen und mähriſchen Brüder, welche in weit bedeutendern Punkten von der herrſchenden Kirche abwichen und mit den deutſchen Proteſtanten ſehr viel Aehnliches hatten. Bei beiden machten die deutſchen ſowohl als die ſchweizeriſchen Religionsneuerungen ein ſchnelles Glück, und der Name der Utraquiſten, womit ſie ihre veränderten Grundſätze noch immer zu bedecken wußten, ſchützte ſie vor der Verfolgung.

Im Grunde war es nichts mehr als der Name, was ſie mit jenen Utraquiſten gemein hatten; dem Weſen nach waren ſie ganz Proteſtanten. Voll Zuverſicht auf ihren mächtigen Anhang und auf des Kaiſers Toleranz, wagten ſie ſich unter Maximilians Regierung mit ihren wahren Geſinnungen an das Licht. Sie ſetzten nach dem Beiſpiel der Deutſchen eine eigene Confeſſion auf, in welcher ſowohl Lutheraner als

Reformirte ihre Meinungen erkannten, und wollten alle Privilegien der ehemaligen utraquiſtiſchen Kirche auf dieſe neue Confeſſion übertragen haben. Dieſes Geſuch fand Widerſpruch bei ihren katholiſchen Mitſtänden, und ſie mußten ſich mit einem bloßen Worte der Verſicherung aus dem Munde des Kaiſers begnügen.

So lange Maximilian lebte, genoſſen ſie einer vollkommenen Duldung auch in ihrer neuen Geſtalt; unter ſeinem Nachfolger änderte ſich die Scene. Ein kaiſerliches Edikt erſchien, welches den ſogenannten böhmiſchen Brüdern die Religionsfreiheit abſprach. Die böhmiſchen Brüder unterſchieden ſich in nichts von den übrigen Utraquiſten; das Urtheil ihrer Verdammung mußte daher alle böhmiſchen Confeſſionsverwandten auf gleiche Art treffen. Alle ſetzten ſich deßwegen dem kaiſerlichen Mandate auf dem Landtage entgegen, aber ohne es umſtoßen zu können. Der Kaiſer und die katholiſchen Stände ſtützten ſich an die Compactaten und auf das böhmiſche Landrecht, worin ſich freilich zum Vortheile einer Religion noch nichts fand, die damals die Stimme der Nation noch nicht für ſich hatte. Aber wie viel hatte ſich ſeitdem verändert! Was damals bloß eine unbedeutende Sekte war, war jetzt herrſchende Kirche geworden — und war es nun etwas anders, als Schikane, die Grenzen einer neu aufgekommenen Religion durch alte Verträge beſtimmen zu wollen? Die böhmiſchen Proteſtanten beriefen ſich auf die mündliche Verſicherung Maximilians und auf die Religionsfreiheit der Deutſchen, denen ſie in keinem Stücke nachgeſetzt ſeyn wollten. Umſonſt, ſie wurden abgewieſen.

So ſtanden die Sachen in Böhmen, als Matthias, bereits Herr von Ungarn, Oeſterreich und Mähren, bei Kollin erſchien, auch die böhmiſchen Landſtände gegen den Kaiſer zu empören. Des Letztern Verlegenheit ſtieg auf's Höchſte. Von allen ſeinen übrigen Erbſtaaten verlaſſen, ſetzte er ſeine letzte Hoffnung auf die böhmiſchen Stände, von denen vorauszuſehen war, daß ſie ſeine Noth, zu Durchſetzung ihrer Forderungen, mißbrauchen würden. Nach langen Jahren erſchien er zu Prag wieder öffentlich auf dem Landtage, und um auch dem Volke zu zeigen, daß er wirklich noch lebe, mußten alle Fenſterläden auf dem Hofgange geöffnet werden, den er paſſirte; Beweis genug, wie weit es mit ihm gekommen war. Was er befürchtet hatte, geſchah. Die Stände, welche ihre Wichtigkeit fühlten, wollten ſich nicht eher zu einem Schritte verſtehen, bis man ihnen über ihre ſtändiſchen Privilegien und die Religionsfreiheit vollkommene Sicherheit geleiſtet hätte. Es war vergeblich, ſich jetzt noch hinter die alten Ausflüchte zu verkriechen; des Kaiſers Schickſal war in ihrer Gewalt, und er mußte ſich in die Nothwendigkeit fügen. Doch geſchah dieſes nur in Betreff ihrer übrigen Forderungen; die Religionsangelegenheiten behielt er ſich vor, auf dem nächſten Landtage zu berichtigen.

Nun ergriffen die Böhmen die Waffen zu ſeiner Vertheidigung, und ein blutiger Bürgerkrieg ſollte ſich nun zwiſchen beiden Brüdern entzünden. Aber Rudolph, der nichts ſo ſehr fürchtete, als in dieſer ſklaviſchen Abhängigkeit von den Ständen zu bleiben, erwartete dieſen nicht, ſondern eilte, ſich mit dem Erzherzoge, ſeinem Bruder, auf einem friedlichen Wege abzufinden. In einer förmlichen Entſagungsakte überließ er demſelben, was ihm nicht mehr zu nehmen war, Oeſterreich und das Königreich Ungarn, und erkannte ihn als ſeinen Nachfolger auf dem böhmiſchen Throne.

Theuer genug hatte ſich der Kaiſer aus dieſem Bedrängniſſe gezogen, um ſich unmittelbar darauf in einem neuen zu verwickeln. Die Religionsangelegenheiten der Böhmen waren auf den nächſten Landtag verwieſen worden; dieſer Landtag erſchien 1609. Sie forderten dieſelbe freie Religionsübung, wie unter dem vorigen Kaiſer, ein eigenes Conſiſtorium, die Einräumung der Prager Akademie, und die Erlaubniß, Defenſoren oder Freiheitsbeſchützer aus ihrem Mittel aufzuſtellen. Es blieb bei der erſten Antwort; denn der katholiſche Theil hatte alle Entſchließungen des furchtſamen Kaiſers gefeſſelt. So oft und in ſo drohender Sprache auch die Stände ihre Vorſtellungen erneuerten, Rudolph beharrte auf der erſten Erklärung, nichts über die alten Verträge zu bewilligen. Der Landtag ging unverrichteter Dinge auseinander, und die Stände, aufgebracht über den Kaiſer, verabredeten unter ſich eine eigenmächtige Zuſammenkunft zu Prag, um ſich ſelbſt zu helfen.

In großer Anzahl erſchienen ſie zu Prag. Des kaiſerlichen Verbots ungeachtet, gingen die Berathſchlagungen vor ſich, und faſt unter den Augen des Kaiſers. Die Nachgiebigkeit, die er anfing zu zeigen, bewies ihnen nur, wie ſehr ſie gefürchtet waren, und vermehrte ihren Trotz; in der Hauptſache blieb er unbeweglich. Sie erfüllten ihre Drohungen und faßten ernſtlich den Entſchluß, die freie Ausübung ihrer Religion an allen Orten von ſelbſt anzuſtellen und den Kaiſer ſo lange in ſeinen Bedürfniſſen zu verlaſſen, bis er dieſe Verfügung beſtätigt hätte. Sie gingen weiter und gaben ſich ſelbſt die Defenſoren, die der Kaiſer ihnen verweigerte. Zehn aus jedem der drei Stände wurden ernannt; man beſchloß, auf das Schleunigſte eine militäriſche Macht zu errichten, wobei der Hauptbeförderer dieſes Aufſtandes, der Graf von Thurn, als Generalwachtmeiſter angeſtellt wurde. Dieſer Ernſt brachte endlich den Kaiſer zum Nachgeben, wozu jetzt ſogar die Spanier ihm riethen. Aus Furcht, daß die auf's Aeußerſte gebrachten Stände ſich endlich gar dem Könige von Ungarn in die Arme werfen möchten, unterzeichnete er den merkwürdigen Majeſtätsbrief der Böhmen, durch welchen ſie unter den Nachfolgern dieſes Kaiſers ihren Aufruhr gerechtfertigt haben.

Die böhmiſche Confeſſion, welche die Stände dem Kaiſer Maximilian vorgelegt hatten, erhielt in dieſem Majeſtätsbriefe vollkommen gleiche Rechte mit der katholiſchen Kirche. Den Utraquiſten, wie die böhmiſchen Proteſtanten noch immer fortfuhren ſich zu nennen, wird die Prager Univerſität und ein eignes Conſiſtorium zugeſtanden, welches von dem erzbiſchöflichen Stuhle zu Prag durchaus unabhängig iſt. Alle Kirchen, die ſie zur Zeit der Ausſtellung dieſes Briefes in Städten, Dörfern und Märkten bereits inne haben, ſollen ihnen bleiben, und wenn ſie über dieſe Zahl noch neue erbauen laſſen wollten, ſo ſoll dieſes dem Herren- und Ritterſtande und allen Städten unverboten ſeyn. Dieſe letzte Stelle im Majeſtätsbriefe iſt es, über welche ſich nachher der unglückliche Streit entſpann, der Europa in Flammen ſetzte.

Der Majeſtätsbrief machte das proteſtantiſche Böhmen zu einer Art von Republik. Die Stände hatten die Macht kennen lernen, die ſie durch Standhaftigkeit, Eintracht und Harmonie in ihren Maßregeln gewannen. Dem Kaiſer blieb nicht viel mehr, als ein Schatten ſeiner landesherrlichen Gewalt; in der Perſon der ſogenannten Freiheitsbeſchützer wurde dem Geiſte des Aufruhrs eine gefährliche Aufmunterung gegeben. Böhmens Beiſpiel und Glück war ein verführeriſcher Wink für die übrigen Erbſtaaten Oeſterreichs, und alle ſchickten ſich an, ähnliche Privilegien auf einem ähnlichen Wege zu erpreſſen. Der Geiſt der Freiheit durchlief eine Provinz nach der andern! und da es vorzüglich die Uneinigkeit zwiſchen den öſtreichiſchen Prinzen war, was die Proteſtanten ſo glücklich zu benutzen gewußt hatten, ſo eilte man, den Kaiſer mit dem Könige von Ungarn zu verſöhnen.

Aber dieſe Verſöhnung konnte nimmermehr aufrichtig ſeyn. Die Beleidigung war zu ſchwer, um vergeben zu werden, und Rudolph fuhr fort, einen unauslöſchlichen Haß gegen Matthias in ſeinem Herzen zu nähren. Mit Schmerz und Unwillen verweilte er bei dem Gedanken, daß endlich auch das böhmiſche Scepter in eine ſo verhaßte Hand kommen ſollte; und die Ausſicht war nicht viel tröſtlicher für ihn, wenn Matthias ohne Erben abginge. Alsdann war Ferdinand, Erzherzog von Grätz, das Haupt der Familie, den er eben ſo wenig liebte. Dieſen ſowohl, als den Matthias, von der böhmiſchen Thronfolge auszuſchließen, verfiel er auf den Entwurf, Ferdinands Bruder, dem Erzherzoge Leopold, Biſchof von Paſſau, der ihm unter allen ſeinen Agnaten der liebſte und der verdienteſte um ſeine Perſon war, dieſe Erbſchaft zuzuwenden. Die Begriffe der Böhmen von der Wahlfreiheit ihres Königreichs und ihre Neigung zu Leopolds Perſon, ſchienen dieſen Entwurf zu begünſtigen, bei welchem Rudolph mehr ſeine Parteilichkeit und Rachgier, als das Beſte ſeines Hauſes zu Rathe gezogen hatte. Aber um dieſes Projekt durchzuſetzen, bedurfte es einer militäriſchen Macht, welche Rudolph auch wirklich im Biſthum Paſſau zuſammenzog. Die Beſtimmung dieſes Corps wußte Niemand; aber ein unverſehener Einfall, den es, aus Abgang des Soldes und ohne Wiſſen des Kaiſers, in Böhmen that, und die Ausſchweifungen, die es da verübte, brachte dieſes ganze Königreich in Aufruhr gegen den Kaiſer. Umſonſt verſicherte dieſer die böhmiſchen Stände von ſeiner Unſchuld; ſie glaubten ihm nicht; umſonſt verſuchte er den eigenmächtigen Gewaltthätigkeiten ſeiner Soldaten Einhalt zu thun; ſie hörten ihn nicht. In der Vorausſetzung, daß es auf Vernichtung des Majeſtätsbriefes abgeſehen ſey, bewaffneten die Freiheitsbeſchützer das ganze proteſtantiſche Böhmen, und Matthias wurde in's Land gerufen. Nach Verjagung ſeiner Paſſauiſchen Truppen blieb der Kaiſer, entblößt von aller Hülfe, zu Prag, wo man ihn, gleich einem Gefangenen, in ſeinem eigenen Schloſſe bewachte und alle ſeine Räthe von ihm entfernte. Matthias war unterdeſſen unter allgemeinem Frohlocken in Prag eingezogen, wo Rudolph kurz nachher kleinmüthig genug war, ihn als König von Böhmen anzuerkennen. So hart ſtrafte dieſen Kaiſer das Schickſal, daß er ſeinem Feinde noch lebend einen Thron überlaſſen mußte, den er ihm nach ſeinem Tode nicht gegönnt hatte. Seine Demüthigung zu vollenden, nöthigte man ihn, ſeine Unterthanen in Böhmen, Schleſien und der Lauſitz durch eine eigenhändige Entſagungsakte aller ihrer Pflichten zu entlaſſen; und er that dieſes mit zerriſſener Seele. Alles, auch die er ſich am meiſten verpflichtet zu haben glaubte, hatte ihn verlaſſen. Als die Unterzeichnung geſchehen war, warf er den Hut zur Erde und zerbiß die Feder, die ihm einen ſo ſchimpflichen Dienſt geleiſtet hatte.

Indem Rudolph eines ſeiner Erbländer nach dem andern verlor, wurde die Kaiſerwürde nicht viel beſſer von ihm behauptet. Jede der Religionsparteien, unter welche Deutſchland vertheilt war, fuhr in ihrem Beſtreben fort, ſich auf Unkoſten der andern zu verbeſſern, oder gegen ihre Angriffe zu verwahren. Je ſchwächer die Hand war, welche das Scepter des Reichs hielt, und je mehr ſich Proteſtanten und Katholiken ſich ſelbſt überlaſſen fühlten, deſto mehr mußte ihre Aufmerkſamkeit auf einander geſpannt werden, deſto mehr das gegenſeitige Mißtrauen wachſen. Es war genug, daß der Kaiſer durch Jeſuiten regiert und durch ſpaniſche Rathſchläge geleitet wurde, um den Proteſtanten Urſache zur Furcht und einen Vorwand zu Feindſeligkeiten zu geben. Der unbeſonnene Eifer der Jeſuiten, welche in Schriften und auf der Kanzel die Gültigkeit des Religionsfriedens zweifelhaft machten, ſchärfte ihr Mißtrauen immer mehr, und ließ ſie in jedem gleichgültigen Schritte der Katholiſchen gefährliche Zwecke vermuthen. Alles, was in den kaiſerlichen Erblanden zu Einſchränkung der evangeliſchen Religion unternommen wurde, machte die Aufmerkſamkeit des ganzen proteſtantiſchen Deutſchlands rege; und eben dieſer mächtige Rückhalt, den die evangeliſchen Unterthanen Oeſterreichs an ihren Religionsverwandten im übrigen Deutſchland fanden oder zu finden erwarteten, hatte einen großen Antheil an ihrem Trotze und an dem ſchnellen Glücke des Matthias. Man glaubte in dem Reiche, daß man den längern Genuß des Religionsfriedens nur den Verlegenheiten zu danken hätte, worein den Kaiſer die innerlichen Unruhen in ſeinen Ländern verſetzten, und eben darum eilte man nicht, ihn aus dieſen Verlegenheiten zu reißen.

Faſt alle Angelegenheiten des Reichstags blieben entweder aus Saumſeligkeit des Kaiſers, oder durch die Schuld der proteſtantiſchen Reichsſtände liegen, welche es ſich zum Geſetze gemacht hatten, nicht eher zu den gemeinſchaftlichen Bedürfniſſen des Reichs etwas beizutragen, bis ihre Beſchwerden gehoben wären. Dieſe Beſchwerden wurden vorzüglich über das ſchlechte Regiment des Kaiſers, über Kränkung des Religionsfriedens, und über die neuen Anmaßungen des Reichshofraths geführt, welcher unter dieſe Regierung angefangen hatte, zum Nachtheile des Kammergerichts ſeine Gerichtsbarkeit zu erweitern. Sonſt hatten die Kaiſer in unwichtigen

Fällen für ſich allein, in wichtigen mit Zuziehung der Fürſten, alle Rechtshändel zwiſchen den Ständen, die das Fauſtrecht nicht ohne ſie ausmachte, in höchſter Inſtanz entſchieden, oder durch kaiſerliche Richter, die ihrem Hoflager folgten, entſcheiden laſſen. Dieſes obrigkeitliche Amt hatten ſie am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts einem regelmäßigen, fortdauernden und ſtehenden Tribunale, dem Kammergerichte zu Speier, übertragen, zu welchem die Stände des Reichs, um nicht durch die Willkühr des Kaiſers unterdrückt zu werden, ſich vorbehielten, die Beiſitzer zu ſtellen, auch die Ausſprüche des Gerichts durch periodiſche Reviſionen zu unterſuchen. Durch den Religionsfrieden war dieſes Recht der Stände, das Präſentations- und Viſitations-Recht genannt, auch auf die Lutheriſchen ausgedehnt worden, ſo daß nunmehr auch proteſtantiſche Richter in proteſtantiſchen Rechtshändeln ſprachen, und ein ſcheinbares Gleichgewicht beider Religionen in dieſem höchſten Reichsgerichte Statt fand.

Aber die Feinde der Reformation und der ſtändiſchen Freiheit, wachſam auf jeden Umſtand, der ihre Zwecke begünſtigte, fanden bald einen Ausweg, den Nutzen dieſer Einrichtung zu zerſtören. Nach und nach kam es auf, daß ein Privatgerichtshof des Kaiſers, der Reichshofrath in Wien, anfänglich zu nichts Anderm beſtimmt, als dem Kaiſer in Ausübung ſeiner unbezweifelten perſönlichen Kaiſerrechte mit Rath an die Hand zu geben — ein Tribunal, deſſen Mitglieder, von dem Kaiſer allein willkührlich aufgeſtellt und von ihm allein beſoldet, den Vortheil ihres Herrn zu ihrem höchſten Geſetze, und das Beſte der katholiſchen Religion, zu welcher ſie ſich bekannten, zu ihrer einzigen Richtſchnur machen mußten — die höchſte Juſtiz über die Reichsſtände ausübte. Vor den Reichshofrath wurden nunmehr viele Rechtshändel zwiſchen Ständen ungleicher Religion gezogen, über welche zu ſprechen nur dem Kammergericht gebührte, und vor Entſtehung deſſelben dem Fürſtenrathe gebührt hatte. Kein Wunder, wenn die Ausſprüche dieſes Gerichtshofs ihren Urſprung verriethen, wenn von katholiſchen Richtern und von Kreaturen des Kaiſers dem Intereſſe der katholiſchen Religion und des Kaiſers die Gerechtigkeit aufgeopfert wurde. Obgleich alle Reichsſtände Deutſchlands Urſache zu haben ſchienen, einem ſo gefährlichen Mißbrauche in Zeiten zu begegnen, ſo ſtellten ſich doch bloß allein die Proteſtanten, welche er am empfindlichſten drückte, und unter dieſen nicht einmal alle, als Vertheidiger der deutſchen Freiheit auf, die ein ſo willkührliches Inſtitut an ihrer heiligſten Stelle, an der Gerechtigkeitspflege, verletzte. In der That würde Deutſchland gar wenig Urſache gehabt haben, ſich zu Abſchaffung des Fauſtrechts und Einſetzung des Kammergerichts Glück zu wünſchen, wenn neben dem letztern noch eine willkührliche kaiſerliche Gerichtsbarkeit Statt finden durfte. Die deutſchen Reichsſtände würden ſich gegen jene Zeiten der Barbarei gar wenig verbeſſert haben, wenn das Kammergericht, wo ſie zugleich mit dem Kaiſer zu Gerichte ſaßen, für welches ſie doch das ehemalige Fürſtenrecht aufgegeben hatten, aufhören ſollte, eine nothwendige Inſtanz zu ſeyn. Aber in den Köpfen dieſes Zeitalters wurden oft die ſeltſamſten Widerſprüche vereinigt. Den Namen Kaiſer, einem Vermächtniſſe des deſpotiſchen Roms, klebte damals noch ein Begriff von Machtvollkommenheit an, der gegen das übrige Staatsrecht der Deutſchen den lächerlichſten Abſtich machte, aber nichts deſto weniger von den Juriſten in Schutz genommen, von den Beförderern des Deſpotismus verbreitet und von den Schwachen geglaubt wurde.

An dieſe allgemeinen Beſchwerden ſchloß ſich nach und nach eine Reihe von beſondern Vorfällen an, welche die Beſorglichkeit der Proteſtanten zuletzt bis zu dem höchſten Mißtrauen ſpannten. Während der ſpaniſchen Religionsverfolgungen in den Niederlanden hatten ſich einige proteſtantiſche Familien in die katholiſche Reichsſtadt Aachen geflüchtet, wo ſie ſich bleibend niederließen und unvermerkt ihren Anhang vermehrten. Nachdem es ihnen durch Liſt gelungen war, einige ihres Glaubens in den Staatsrath zu bringen, ſo forderten ſie eine eigene Kirche und einen öffentlichen Gottesdienſt, welchen ſie ſich, da ſie eine abſchlägige Antwort erhielten, nebſt dem ganzen Stadtregimente, auf einem gewaltſamen Wege verſchafften. Eine ſo anſehnliche Stadt in proteſtantiſchen Händen zu ſehen, war ein harter Schlag für den Kaiſer und die ganze katholiſche Partei. Nachdem alle kaiſerlichen Ermahnungen und Befehle zu Wiederherſtellung des vorigen Zuſtandes fruchtlos geblieben, erklärte ein Schluß des Reichshofraths die Stadt in die Reichsacht, welche aber erſt unter der folgenden Regierung vollzogen wurde.

Von größerer Bedeutung waren zwei andere Verſuche der Proteſtanten, ihr Gebiet und ihre Macht zu erweitern. Churfürſt Gebhard zu Köln, geborner Truchſeß von Waldburg, empfand für die junge Gräfin Agnes von Mannsfeld, Canoniſſin zu Gerresheim, eine heftige Liebe, die nicht unerwidert blieb. Da die Augen von ganz Deutſchland auf dieſes Verſtändniß gerichtet waren, ſo forderten die Brüder der Gräfin, zwei eifrige Calviniſten, Genugthuung für die beleidigte Ehre ihres Hauſes, die, ſo lange der Churfürſt ein katholiſcher Biſchof blieb, durch keine Heirath gerettet werden konnte. Sie drohten dem Churfürſten, in ſeinem und ihrer Schweſter Blute dieſe Schande zu tilgen, wenn er nicht ſogleich allem Umgange mit der Gräfin entſagte, oder ihre Ehre vor dem Altare wiederherſtellte. Der Churfürſt, gleichgültig gegen alle Folgen dieſes Schrittes, hörte nichts, als die Stimme der Liebe. Sey es, daß er der reformirten Religion überhaupt ſchon geneigt war, oder daß die Reize ſeiner Geliebten allein dieſes Wunder wirkten — er ſchwur den katholiſchen Glauben ab und führte die ſchöne Agnes zum Altare.

Der Fall war von der höchſten Bedenklichkeit. Nach dem Buchſtaben des geiſtlichen Vorbehalts hatte der Churfürſt durch dieſe Apoſtaſie alle Rechte an ſein Erzſtift verloren, und wenn es den Katholiken bei irgend einer Gelegenheit wichtig war, den geiſtlichen Vorbehalt durchzuſetzen, ſo war es bei Churfürſtenthümern wichtig. Auf der andern Seite war die Scheidung von der höchſten Gewalt ein ſo harter Schritt, und um ſo härter für einen ſo zärtlichen Gemahl, der den Werth ſeines Herzens und ſeiner Hand durch das Geſchenk eines Fürſtenthums ſo gern zu erhöhen gewünſcht hätte. Der geiſtliche Vorbehalt war ohnehin ein beſtrittener Artikel des Augsburger Friedens, und dem ganzen proteſtantiſchen Deutſchland ſchien es von äußerſter Wichtigkeit zu ſeyn, dem katholiſchen Theile dieſe vierte Chur zu entreißen. Das Beiſpiel ſelbſt war ſchon in mehrern geiſtlichen Stiftern Niederdeutſchlands gegeben und glücklich durchgeſetzt worden. Mehrere Domcapitularen aus Köln waren bereits Proteſtanten und auf des Churfürſten Seite; in der Stadt ſelbſt war ihm ein zahlreicher proteſtantiſcher Anhang gewiß. Alle dieſe Gründe, denen das Zureden ſeiner Freunde und Verwandten und die Verſprechungen vieler deutſchen Höfe noch mehr Stärke gaben, brachten den Churfürſten zu dem Entſchluſſe, auch bei veränderter Religion ſein Erzſtift beizubehalten.

Aber bald genug zeigte ſich's, daß er einen Kampf unternommen hatte, den er nicht endigen konnte. Schon die Freigebung des proteſtantiſchen Gottesdienſtes in den Kölniſchen Landen hatte bei den katholiſchen Landſtänden und Domcapitularen den heftigſten Widerſpruch gefunden. Die Dazwiſchenkunſt des Kaiſers und ein Bannſtrahl aus Rom, der ihn als einen Apoſtaten verfluchte und aller ſeiner ſowohl geiſtlichen, als weltlichen Würden entſetzte, bewaffnete gegen ihn ſeine Landſtände und ſein Capitel. Der Churfürſt ſammelte eine militäriſche Macht; die Capitularen thaten ein Gleiches. Um ſich ſchnell eines mächtigen Arms zu verſichern, eilten ſie zu einer neuen Churfürſtenwahl, welche für den Biſchof von Lüttich, einen bayeriſchen Prinzen, entſchieden wurde.

Ein bürgerlicher Krieg fing jetzt an, der, bei dem großen Antheile, den beide Religionsparteien in Deutſchland an dieſem Vorfalle nothwendig nehmen mußten, leicht in eine allgemeine Auflöſung des Reichsfriedens endigen konnte. Am meiſten empörte es die Proteſtanten, daß der Papſt ſich hatte herausnehmen dürfen, aus angemaßter apoſtoliſcher Gewalt einen Reichsfürſten ſeiner Reichswürden zu entkleiden. Noch in den goldenen Zeiten ihrer geiſtlichen Herrſchaft war den Päpſten dieſes Recht widerſprochen worden; wie vielmehr in einem Jahrhundert, wo ihr Anſehen bei einem Theile gänzlich geſtürzt war und bei dem andern auf ſehr ſchwachen Pfeilern ruhte! Alle proteſtantiſchen Höfe Deutſchlands nahmen ſich dieſer Sache nachdrücklich bei dem Kaiſer an; Heinrich der Vierte von Frankreich, damals noch König von Navarra, ließ keinen Weg der Unterhandlung unverſucht, den deutſchen Fürſten die Handhabung ihrer Rechte kräftig zu empfehlen. Der Fall war entſcheidend für Deutſchlands Freiheit. Vier proteſtantiſche Stimmen gegen drei katholiſche im Churfürſtenrathe mußten das Uebergewicht der Macht auf proteſtantiſche Seite neigen und dem öſterreichiſchen Hauſe den Weg zum Kaiſerthrone auf ewig verſperren.

Aber Churfürſt Gebhard hatte die reformirte und nicht die lutheriſche Religion ergriffen, dieſer einzige Umſtand machte ſein Unglück. Die Erbitterung dieſer beiden Kirchen gegen einander ließ es nicht zu, daß die evangeliſchen Reichsſtände den Churfürſten als den Ihrigen anſahen und als einen ſolchen mit Nachdruck unterſtützten. Alle hatten ihm zwar Muth zugeſprochen und Hülfe zugeſagt; aber nur ein apanagirter Prinz des pfälziſchen Hauſes, Pfalzgraf Johann Caſimir, ein calviniſcher Eiferer, hielt ihm Wort. Dieſer eilte, des kaiſerlichen Verbots ungeachtet, mit ſeinem kleinen Heer in's Kölniſche, doch ohne etwas Erhebliches auszurichten, weil ihn der Churfürſt, ſelbſt von dem Nothwendigſten entblößt, ganz und gar ohne Hülfe ließ. Deſto ſchnellere Fortſchritte machte der neupoſtulirte Churfürſt, den ſeine bayeriſchen Verwandten und die Spanier von den Niederlanden aus auf's Kräftigſte unterſtützten. Die gebhardiſchen Truppen, von ihrem Herrn ohne Sold gelaſſen, lieferten dem Feinde einen Platz nach dem andern aus; andere wurden zur Uebergabe gezwungen. Gebhard hielt ſich noch etwas länger in ſeinen weſtphäliſchen Landen, bis er auch hier der Uebermacht zu weichen gezwungen war. Nachdem er in Holland und England mehrere vergebliche Verſuche zu ſeiner Wiederherſtellung gethan, zog er ſich in das Stift Straßburg zurück, um dort als Domdechant zu ſterben; das erſte Opfer des geiſtlichen Vorbehalts, oder vielmehr der ſchlechten Harmonie unter den deutſchen Proteſtanten.

An dieſe Kölniſche Streitigkeit knüpfte ſich kurz nachher eine neue in Straßburg an. Mehrere proteſtantiſche Domcapitularen aus Köln, die der päpſtliche Bannſtrahl zugleich mit dem Churfürſten getroffen hatte, hatten ſich in dieſes Bisthum geflüchtet, wo ſie gleichfalls

Präbenden beſaßen. Da die katholiſchen Capitularen in dem Straßburger Stifte Bedenken trugen, ihnen als Geächteten den Genuß ihrer Präbenden zu geſtatten, ſo ſetzten ſie ſich eigenmächtig und gewaltſam in Beſitz und ein mächtiger proteſtantiſcher Anhang unter den Bürgern von Straßburg verſchaffte ihnen bald die Oberhand in dem Stifte. Die katholiſchen Domherren entwichen nach Elſaß-Zabern, wo ſie unter dem Schutze ihres Biſchofs ihr Capitel als das einzig rechtmäßige fortführten und die in Straßburg Zurückgebliebenen für unächt erklärten. Unterdeſſen hatten ſich dieſe Letztern durch Aufnahme mehrerer proteſtantiſcher Mitglieder von hohem Range verſtärkt, daß ſie ſich nach dem Abſterben des Biſchofs herausnehmen konnten, in der Perſon des Prinzen Johann Georg von Brandenburg einen neuen proteſtantiſchen Biſchof zu poſtuliren. Die katholiſchen Domherren, weit entfernt, dieſe Wahl zu genehmigen, poſtulirten den Biſchof von Metz, einen Prinzen von Lothringen, zu dieſer Würde, der ſeine Erhebung ſogleich durch Feindſeligkeiten gegen das Gebiet von Straßburg verkündigte.

Da die Stadt Straßburg für das proteſtantiſche Capitel und den Prinzen von Brandenburg zu den Waffen griff, die Gegenpartei aber mit Hülfe lothringiſcher Truppen die Stiftsgüter an ſich zu reißen ſuchte, ſo kam es zu einem langwierigen Kriege, der, nach dem Geiſte jener Zeiten, von einer barbariſchen Verheerung begleitet war. Umſonſt trat der Kaiſer mit ſeiner höchſten Autorität dazwiſchen, den Streit zu entſcheiden: die Stiftsgüter blieben noch lange Zeit zwiſchen beiden Parteien getheilt, bis endlich der proteſtantiſche Prinz für ein mäßiges Aequivalent an Gelde ſeinen Anſprüchen entſagte, und alſo auch hier die katholiſche Kirche ſiegreich davon ging.

Noch bedenklicher war für das ganze proteſtantiſche Deutſchland, was ſich, bald nach Schlichtung des vorigen Streits, mit Donauwörth, einer ſchwäbiſchen Reichsſtadt, ereignete. In dieſer ſonſt katholiſchen Stadt war unter Ferdinands und ſeines Sohnes Regierung die proteſtantiſche Religionspartei auf dem gewöhnlichen Wege ſo ſehr die herrſchende geworden, daß ſich die katholiſchen Einwohner mit einer Nebenkirche im Kloſter des heiligen Kreuzes begnügen, und dem Aergerniß der Proteſtanten ihre meiſten gottesdienſtlichen Gebräuche entziehen mußten. Endlich wagte es ein fanatiſcher Abt dieſes Kloſters, der Volksſtimme zu trotzen, und eine öffentliche Proceſſion mit Vortragung des Kreuzes und fliegenden Fahnen anzuſtellen; aber man zwang ihn bald, von dieſem Vorhaben abzuſtehen. Als dieſer nämliche Abt, durch eine günſtige kaiſerliche Erklärung ermuntert, ein Jahr darauf die Proceſſion wiederholte, ſchritt man zu offenbarer Gewalt. Der fanatiſche Pöbel ſperrte den zurückkommenden Kloſterbrüdern das Thor, ſchlug ihre Fahnen zu Boden, und begleitete ſie unter Schreien und Schimpfen nach Hauſe. Eine kaiſerliche Citation war die Folge dieſer Gewaltthätigkeit; und als das aufgebrachte Volk ſogar Miene machte, ſich an den kaiſerlichen Commiſſarien zu vergreifen, als alle Verſuche einer gütlichen Beilegung von dem fanatiſchen Haufen rückgängig gemacht wurden, ſo erfolgte endlich die förmliche Reichsacht gegen die Stadt, welche zu vollſtrecken dem Herzoge Maximilian von Bayern übertragen wurde. Kleinmuth ergriff die ſonſt ſo trotzige Bürgerſchaft bei Annäherung des bayeriſchen Heers, und ohne Widerſtand ſtreckte ſie die Waffen. Die gänzliche Abſchaffung der proteſtantiſchen Religion in ihren Mauern war die Strafe ihres Vergehens. Die Stadt verlor ihre Privilegien, und wurde aus einer ſchwäbiſchen Reichsſtadt in eine bayeriſche Landſtadt verwandelt.

Zwei Umſtände begleiteten dieſen Vorgang, welche die höchſte Aufmerkſamkeit der Proteſtanten erregen mußten, wenn auch das Intereſſe der Religion weniger wirkſam bei ihnen geweſen wäre. Der Reichshofrath, ein willkührliches und durchaus katholiſches Tribunal, deſſen Gerichtsbarkeit ohnehin ſo heftig von ihnen beſtritten wurde, hatte das Urtheil gefällt, und dem Herzoge von Bayern, dem Chef eines fremden Kreiſes, hatte man die Vollſtreckung deſſelben übertragen. So conſtitutionswidrige Schritte kündigten ihnen von katholiſcher Seite gewaltthätige Maßregeln an, welche ſich leicht auf geheime Verabredungen und einen gefährlichen Plan ſtützen und mit der gänzlichen Unterdrückung ihrer Religionsfreiheit endigen konnten.

In einem Zuſtande, wo das Recht der Stärke gebietet, und auf der Macht allein alle Sicherheit beruht, wird immer der ſchwächſte Theil der geſchäftigſte ſeyn, ſich in Vertheidigungsſtand zu ſetzen. Dieſes war jetzt der Fall auch in Deutſchland. Wenn von den Katholiken wirklich etwas Schlimmes gegen die Proteſtanten beſchloſſen war, ſo mußte, der vernünftigſten Berechnung nach, der erſte Streich vielmehr in das ſüdliche als in das nördliche Deutſchland ſchlagen, weil die niederdeutſchen Proteſtanten in einer langen ununterbrochenen Länderſtrecke mit einander zuſammenhingen, und ſich alſo ſehr leicht unterſtützen konnten, die oberdeutſchen aber, von den übrigen abgetrennt, und um und um von katholiſchen Staaten umlagert, jedem Einfalle bloßgeſtellt waren. Wenn ferner, wie zu vermuthen war, die Katholiken die innern Trennungen der Proteſtanten benutzen und ihren Angriff gegen eine einzelne Religionspartei richten würden, ſo waren die Calviniſten, als die Schwächern, und welche ohnehin vom Religionsfrieden ausgeſchloſſen waren, augenſcheinlich in einer nähern Gefahr, und auf ſie mußte der erſte Streich niederfallen.

Beides traf in den churpfälziſchen Landen zuſammen, welche an dem Herzoge von Bayern einen ſehr bedenklichen Nachbar hatten, wegen ihres Rückfalls zum Calvinismus aber von dem Religionsfrieden keinen Schutz und von den evangeliſchen Ständen wenig Beiſtand hoffen konnten. Kein deutſches Land hat in ſo kurzer Zeit ſo ſchnelle Religionswechſel erfahren, als die Pfalz in damaligen Zeiten. In dem kurzen Zeitraume von ſechzig Jahren ſah man dieſes Land, ein unglückliches Spielwerk ſeiner Beherrſcher, zweimal zu Luthers Glaubenslehre ſchwören, und dieſe Lehre zweimal für den Calvinismus verlaſſen. Churfürſt Friedrich der Dritte war der Augsburgiſchen Confeſſion zuerſt ungetreu geworden, welche ſein erſtgeborner Sohn und Nachfolger, Ludwig, ſchnell und gewaltſam wieder zur herrſchenden machte. Im ganzen Lande wurden die Calviniſten ihrer Kirchen beraubt, ihre Prediger und ſelbſt die Schullehrer ihrer Religion aus den Grenzen verwieſen, und auch noch in ſeinem Teſtamente verfolgte ſie der eifrig evangeliſche Fürſt, indem er nur ſtrengorthodoxe Lutheraner zu Vormündern ſeines minderjährigen Prinzen ernannte. Aber dieſes geſetzwidrige Teſtament vernichtete Pfalzgraf Johann Kaſimir, ſein Bruder, und nahm nach den Vorſchriften der goldenen Bulle Beſitz von der Vormundſchaft und der ganzen Verwaltung des Landes. Dem neunjährigen Churfürſten (Friedrich dem Vierten) gab man Calviniſche Lehrer, denen aufgetragen war, den lutheriſchen Ketzerglauben, ſelbſt, wenn es ſeyn müßte, mit Schlägen aus der Seele ihres Zöglings herauszutreiben. Wenn man ſo mit dem Herrn verfuhr, ſo läßt ſich leicht auf die Behandlung des Unterthans ſchließen.

Unter dieſem Friedrich dem Vierten war es, wo ſich der pfälziſche Hof ganz beſonders geſchäftig zeigte, die proteſtantiſchen Stände Deutſchlands zu einträchtigen Maßregeln gegen das Haus Oeſterreich zu vermögen, und wo möglich einen allgemeinen Zuſammentritt derſelben zu Stande zu bringen. Nebendem, daß dieſer Hof durch franzöſiſche Rathſchläge geleitet wurde, von denen immer der Haß gegen Oeſterreich die Seele war, zwang ihn die Sorge für ſeine eigene Sicherheit, ſich gegen einen nahen und überlegenen Feind des ſo zweifelhaften Schutzes der Evangeliſchen bei Zeiten zu verſichern. Große Schwierigkeiten ſetzten ſich dieſer Vereinigung entgegen, weil die Abneigung der Evangeliſchen gegen die Reformirten kaum geringer war, als ihr gemeinſchaftlicher Abſcheu vor den Papiſten. Man verſuchte alſo zuerſt, die Religionen zu vereinigen, um dadurch die politiſche Verbindung zu erleichtern, aber alle dieſe Verſuche ſchlugen fehl, und endigten gewöhnlich damit, daß ſich jeder Theil nur deſto mehr in ſeiner Meinung befeſtigte. Nichts blieb alſo übrig, als die Furcht und das Mißtrauen der Evangeliſchen zu vermehren, und dadurch die Nothwendigkeit einer ſolchen Vereinigung zu fühlen. Man vergrößerte die Macht der Katholiſchen; man übertrieb die Gefahr; zufällige Ereigniſſe wurden einem überdachten Plane zugeſchrieben, unſchuldige Vorfälle durch gehäſſige Auslegungen entſtellt, und dem ganzen Betragen der Katholiſchen eine Uebereinſtimmung und Planmäßigkeit geliehen, wovon ſie wahrſcheinlich weit entfernt geweſen ſind.

Der Reichstag zu Regensburg, auf welchem die Proteſtanten ſich Hoffnung gemacht hatten, die Erneuerung des Religionsfriedens durchzuſetzen, hatte ſich fruchtlos zerſchlagen, und zu ihren bisherigen Beſchwerden war noch die neuerliche Unterdrückung von Donauwörth hinzugekommen. Unglaublich ſchnell kam die ſo lange geſuchte Vereinigung zu Stande. Zu Anhauſen in Franken traten (1608) der Churfürſt Friedrich der Vierte von der Pfalz, der Pfalzgraf von Neuburg, zwei Markgrafen von Brandenburg, der Markgraf von Baden und Herzog Johann Friedrich von Würtemberg — alſo Lutheraner mit Calviniſten —

für ſich und ihre Erben in ein enges Bündniß, die evangeliſche Union genannt, zuſammen. Der Inhalt derſelben war, daß die unirten Fürſten, in Angelegenheiten der Religion und ihrer ſtändiſchen Rechte, einander wechſelweiſe gegen jeden Beleidiger mit Rath und That unterſtützen und Alle für Einen Mann ſtehen ſollten; daß einem jeden mit Krieg überzogenen Mitgliede der Union von den übrigen ſogleich mit einer kriegeriſchen Macht ſollte beigeſprungen, jedem im Nothfalle für ſeine Truppen die Ländereien, die Städte und Schlöſſer der mitunirten Stände geöffnet, was erobert würde aber, nach Verhältniß des Beitrags, den ein Jedes dazu gegeben, unter ſämmtliche Glieder vertheilt werden ſollte. Die Direction des ganzen Bundes wurde in Friedenszeiten Chur-Pfalz überlaſſen, doch mit eingeſchränkter Gewalt, zu Beſtreitung der Unkoſten Vorſchüſſe gefordert und ein Fond niedergelegt. Die Religionsverſchiedenheit (zwiſchen Lutheranern und Calviniſten) ſollte auf den Bund keinen Einfluß haben, das Ganze auf zehn Jahre gelten. Jedes Mitglied der Union hatte ſich zugleich anheiſchig machen müſſen, neue Mitglieder anzuwerben. Chur-Brandenburg ließ ſich bereitwillig finden; Chur-Sachſen mißbilligte den Bund. Heſſen konnte keine freie Entſchließung faſſen; die Herzoge von Braunſchweig und Lüneburg hatten gleichfalls Bedenklichkeiten. Aber die drei Reichsſtädte, Straßburg, Nürnberg und Ulm waren keine unwichtige Eroberung für den Bund, weil man ihres Geldes ſehr bedürftig war, und ihr Beiſpiel von mehrern andern Reichsſtädten nachgeahmt werden konnte.

Die unirten Stände, einzeln muthlos und wenig gefürchtet, führten nach geſchloſſener Vereinigung eine kühnere Sprache. Sie brachten durch den Fürſten Chriſtian von Anhalt ihre gemeinſchaftlichen Beſchwerden und Forderungen vor den Kaiſer, unter denen die Wiederherſtellung Donauwörths, die Aufhebung der kaiſerlichen Hofproceſſe und die Reformen ſeines eigenen Regiments und ſeiner Rathgeber den oberſten Platz einnahmen. Zu dieſen Vorſtellungen hatten ſie gerade die Zeit gewählt, wo der Kaiſer von den Unruhen in ſeinen Erbländern kaum zu Athem kommen konnte; wo er Oeſterreich und Ungarn kürzlich an Matthias verloren, und ſeine böhmiſche Krone bloß durch Bewilligung des Majeſtätsbriefs gerettet hatte; wo endlich durch die jülichiſche Succeſſion ſchon von ferne ein neues Kriegsfeuer zubereitet wurde. Kein Wunder, daß dieſer langſame Fürſt ſich jetzt weniger als je in ſeinen Entſchließungen übereilte, und die Union früher zu dem Schwerte griff, als der Kaiſer ſich beſonnen hatte.

Die Katholiken bewachten mit Blicken voll Argwohn die Union; die Union hütete eben ſo mißtrauiſch die Katholiken und den Kaiſer; der Kaiſer beide; und auf allen Seiten waren Furcht und Erbitterung auf's Höchſte geſtiegen. — Und gerade in dieſem bedenklichen Zeitpunkte mußte ſich durch den Tod des Herzogs Johann Wilhelm von Jülich eine höchſt ſtreitige Erbfolge in den jülich-cleveſchen Landen eröffnen.

Acht Competenten meldeten ſich zu dieſer Erbſchaft, deren Unzertrennlichkeit durch ſolenne Verträge feſtgeſetzt worden war; und der Kaiſer, der Luſt bezeigte, ſie als ein erledigtes Reichslehen einzuziehen, konnte für den neunten gelten. Vier von dieſen; der Churfürſt von Brandenburg, der Pfalzgraf von Neuburg, der Pfalzgraf von Zweibrücken und der Markgraf von Burgau, ein öſterreichiſcher Prinz, forderten es als ein Weiberlehen, im Namen von vier Prinzeſſinnen, Schweſtern des verſtorbenen Herzogs. Zwei andere, der Churfürſt von Sachſen, Albertiniſcher, und die Herzoge von Sachſen, Erneſtiniſcher Linie, beriefen ſich auf eine frühere Anwartſchaft, welche ihnen Kaiſer Friedrich der Dritte auf dieſe Erbſchaft ertheilt, und Maximilian der Erſte beiden ſächſiſchen Häuſern beſtätigt hatte. Auf die Anſprüche einiger auswärtigen Prinzen wurde nicht geachtet. Das nächſte Recht war vielleicht auf der Seite Brandenburgs und Neuburgs, und es ſchien beide Theile ziemlich gleich zu begünſtigen. Beide Höfe ließen auch ſogleich nach Eröffnung der Erbſchaft Beſitz ergreifen; den Anfang machte Brandenburg, und Neuburg folgte. Beide fingen ihren Streit mit der Feder an, und würden ihn wahrſcheinlich mit dem Degen geendigt haben; aber die Dazwiſchenkunft des Kaiſers, der dieſen Rechtshandel vor ſeinen Thron ziehen, einſtweilen aber die ſtreitigen Länder in Sequeſter nehmen wollte, brachte beide ſtreitende Parteien zu einem ſchnellen Vergleich, um die gemeinſchaftliche Gefahr abzuwenden. Man kam überein, das Herzogthum in Gemeinſchaft zu regieren. Umſonſt, daß der Kaiſer die Landſtände auffordern ließ, ihren neuen Herren die Huldigung zu verweigern, umſonſt, daß er ſeinen eigenen Anverwandten, den Erzherzog Leopold, Biſchof von Paſſau und Straßburg, in's Jülichiſche ſchickte, um dort durch ſeine perſönliche Gegenwart der kaiſerlichen Partei aufzuhelfen. Das ganze Land, außer Jülich, hatte ſich den proteſtantiſchen Prinzen unterworfen, und die kaiſerliche Partei wurde in dieſer Hauptſtadt belagert.

Die jülichiſche Streitigkeit war dem ganzen deutſchen Reiche wichtig, und erregte ſogar die Aufmerkſamkeit mehrerer europäiſcher Höfe. Es war nicht ſowohl die Frage: wer das jülichiſche Herzogthum beſitzen, und wer es nicht beſitzen ſollte? — die Frage war: welche von beiden Parteien in Deutſchland, die katholiſche oder die proteſtantiſche, ſich um eine ſo anſehnliche Beſitzung vergrößern, für welche von beiden Religionen dieſer Landſtrich gewonnen oder verloren werden ſollte? Die Frage war: ob Oeſterreich abermals in ſeinen Anmaßungen durchdringen, und ſeine Länderſucht mit einem neuen Raube vergnügen, oder ob Deutſchlands Freiheit und das Gleichgewicht ſeiner Macht gegen die Anmaßungen Oeſterreichs behauptet werden ſollte? Der jülichiſche Erbfolgeſtreit war alſo eine Angelegenheit für alle Mächte, welche Freiheit begünſtigten und Oeſterreich anfeindeten. Die evangeliſche Union, Holland, England, und vorzüglich Heinrich der Vierte von Frankreich, wurden darein gezogen.

Dieſer Monarch, der die ſchönſte Hälfte ſeines Lebens an das Haus Oeſterreich und Spanien verloren, der nur mit ausdauernder Heldenkraft endlich alle Berge erſtiegen, welche dieſes Haus zwiſchen ihn und den franzöſiſchen Thron gewälzt hatte, war bis hierher kein müßiger Zuſchauer der Unruhen in Deutſchland geweſen. Eben dieſer Kampf der Stände mit dem Kaiſer ſchenkte und ſicherte ſeinem Frankreich den Frieden. Die Proteſtanten und Türken waren die zwei heilſamen Gewichte, welche die öſterreichiſche Macht in Oſten und Weſten darniederzogen, aber in ihrer ganzen Schreckbarkeit ſtand ſie wieder auf, ſobald man ihr vergönnte, dieſen Zwang abzuwerfen. Heinrich der Vierte hatte ein halbes Menſchenalter lang das ununterbrochene Schauſpiel von öſterreichiſcher Herrſchbegierde und öſterreichiſchem Länderdurſt vor Augen, den weder Widerwärtigkeit, noch ſelbſt Geiſtesarmuth, die doch ſonſt alle Leidenſchaft mäßigt, in einer Bruſt löſchen konnten, worin nur ein Tropfen von dem Blute Ferdinands des Arragoniers floß. Die öſterreichiſche Länderſucht hatte ſchon ſeit einem Jahrhundert Europa aus einem glücklichen Frieden geriſſen, und in dem Innern ſeiner vornehmſten Staaten eine gewaltſame Veränderung bewirkt. Sie hatte die Aecker von Pflügern, die Werkſtätten von Künſtlern entblößt, um die Länder mit ungeheuern, nie geſehenen Heeresmaſſen, kaufmänniſche Meere mit feindſeligen Flotten zu bedecken. Sie hatte den europäiſchen Fürſten die Nothwendigkeit auferlegt, den Fleiß ihrer Unterthanen mit nie erhörten Schatzungen zu beſchweren, und die beſte Kraft ihrer Staaten, für die Glückſeligkeiten ihrer Bewohner verloren, in einer nothgedrungenen Vertheidigung zu erſchöpfen. Für Europa war kein Friede, für ſeine Staaten kein Gedeihen, kein Plan von Dauer für der

Völker Glück, ſo lange es dieſem gefährlichen Geſchlechte überlaſſen blieb, nach Gefallen die Ruhe dieſes Welttheils zu ſtören.

Betrachtungen dieſer Art umwölkten Heinrichs Gemüth am Abend eines glorreich geführten Lebens. Was hatte es ihm nicht gekoſtet, das trübe Chaos zu ordnen, worin der Tumult eines langwierigen Bürgerkriegs, von eben dieſem Oeſterreich angefacht und unterhalten, Frankreich geſtürzt hatte? Jeder große Menſch will für die Ewigkeit gearbeitet haben, und wer bürgte dieſem Könige für die Dauer des Wohlſtandes, worin er Frankreich verließ, ſo lange Oeſterreich und Spanien eine einzige Macht blieben, die jetzt zwar entkräftet darniederlag, aber nur ein einziges glückliches Ohngefähr brauchte, um ſich ſchnell wieder in Einen Körper zuſammenzuziehen und in ihrer ganzen Furchtbarkeit wieder aufzuleben? Wollte er ſeinem Nachfolger einen feſt gegründeten Thron, ſeinem Volke einen dauerhaften Frieden zurücklaſſen, ſo mußte dieſe gefährliche Macht auf immer entwaffnet werden. Aus dieſer Quelle floß der unverſöhnliche Haß, welchen Heinrich der Vierte dem Hauſe Oeſterreich geſchworen — unauslöſchlich, glühend und gerecht, wie Hannibals Feindſchaft gegen Romulus Volk, aber durch einen edlern Urſprung geadelt.

Alle Mächte Europens hatten dieſe große Aufforderung mit Heinrich gemein; aber nicht alle dieſe lichtvolle Politik, nicht alle den uneigennützigen Muth, nach einer ſolchen Aufforderung ſich in Handlung zu ſetzen. Jeden ohne Unterſchied reizt der nahe Gewinn, aber nur große Seelen wird das entfernte Gute bewegen. So lange die Weisheit bei ihrem Vorhaben auf Weisheit rechnet, oder ſich auf ihre eigenen Kräfte verläßt, entwirft ſie keine andere als chimäriſche Plane, und die Weisheit läuft Gefahr, ſich zum Gelächter der Welt zu machen; aber ein glücklicher Erfolg iſt ihr gewiß, und ſie kann auf Beifall und Bewunderung zählen, ſobald ſie in ihren geiſtreichen Planen eine Rolle für Barbarei, Habſucht und Aberglauben hat, und die Umſtände ihr vergönnen, eigennützige Leidenſchaften zu Vollſtreckern ihrer ſchönen Zwecke zu machen.

In dem erſtern Falle hätte Heinrichs bekanntes Projekt, das öſterreichiſche Haus aus allen ſeinen Beſitzungen zu verjagen, und unter die europäiſchen Mächte ſeinen Raub zu vertheilen, den Namen einer Chimäre wirklich verdient, womit man immer ſo freigebig gegen daſſelbe geweſen iſt; aber verdiente es ihn auch in dem andern? Dem vortrefflichen Könige war es wohl nie eingefallen, bei den Vollſtreckern ſeines Projekts auf einen Beweggrund zu zählen, welcher demjenigen ähnlich geweſen wäre, der ihn ſelbſt und ſeinen Sully bei dieſer Unternehmung beſeelte. Alle Staaten, deren Mitwirkung dabei nöthig war, wurden durch die ſtärkſten Motive, die eine politiſche Macht nur immer in Handlung ſetzen können, zu der Rolle vermocht, die ſie dabei zu übernehmen hatten. Von den Proteſtanten im Oeſterreichiſchen verlangte man nichts, als was ohnehin das Ziel ihres Beſtrebens ſchien, die Abwerfung des öſterreichiſchen Joches; von den Niederländern nichts, als einen ähnlichen Abfall von dem ſpaniſchen.

Dem Papſte und allen Republiken Italiens war keine Angelegenheit wichtiger, als die ſpaniſche Tyrannei auf immer von ihrer Halbinſel zu verjagen; für England konnte nichts wünſchenswürdiger ſeyn, als eine Revolution, welche es von ſeinem abgeſagteſten Feinde befreite. Jede Macht gewann bei dieſer Theilung des öſterreichiſchen Raubes entweder Land oder Freiheit, neues Eigenthum und Sicherheit für das alte; und weil Alle gewannen, ſo blieb das Gleichgewicht unverletzt. Frankreich konnte großmüthig jeden Antheil an der Beute verſchmähen, weil es durch Oeſterreichs Untergang ſich ſelbſt wenigſtens zweifach gewann, und am mächtigſten war, wenn es nicht mächtiger wurde. Endlich um den Preis, daß ſie Europa von ihrer Gegenwart befreiten, gab man den Nachkömmlingen von Habsburg die Freiheit, in allen übrigen entdeckten und noch zu entdeckenden Welten ſich auszubreiten. Ravaillac's Meſſerſtiche retteten Oeſterreich, um die Ruhe von Europa noch um einige Jahrhunderte zu verſpäten.

Die Augen auf einen ſolchen Entwurf geheftet, mußte Heinrich die evangeliſche Union in Deutſchland und den Erbfolgeſtreit wegen Jülich nothwendig als die wichtigſten Ereigniſſe mit ſchnellem, thätigem Antheile ergreifen. Seine Unterhändler waren an allen proteſtantiſchen Höfen Deutſchlands geſchäftig, und das Wenige, was ſie von dem großen politiſchen Geheimniſſe ihres Monarchen preisgaben oder ahnen ließen, war hinlänglich, Gemüther zu gewinnen, die ein ſo feuriger Haß gegen Oeſterreich beſeelte, und die

Vergrößerungsbegierde ſo mächtig beherrſchte. Heinrichs ſtaatskluge Bemühungen zogen die Union noch enger zuſammen, und der mächtige Beiſtand, wozu er ſich anheiſchig machte, erhob den Muth der Verbundenen zur feſteſten Zuverſicht. Eine zahlreiche franzöſiſche Armee, von dem Könige in Perſon angeführt, ſollte den Truppen der Union am Rheine begegnen, und zuerſt die Eroberung der jülich-cleviſchen Lande vollenden helfen; alsdann in Verbindung mit den Deutſchen nach Italien rücken, (wo Savoyen, Venedig und der Papſt ſchon einen mächtigen Beiſtand bereit hielten,) um dort alle ſpaniſchen Throne umzuſtürzen. Dieſe ſiegreiche Armee ſollte dann, von der Lombardei aus, in das Habsburgiſche Erbtheil eindringen, und dort, von einem allgemeinen Aufſtande der Proteſtanten begünſtigt, in allen ſeinen deutſchen Landen, in Böhmen, Ungarn und Siebenbürgen, das öſterreichiſche Scepter zerbrechen. Die Brabanter und Holländer, durch franzöſiſchen Beiſtand geſtärkt, hätten ſich unterdeſſen ihrer ſpaniſchen Tyrannen gleichfalls entledigt, und dieſer fürchterlich über ſeine Ufer getretene Strom, der noch kürzlich gedroht hatte, Europens Freiheit unter ſeinen trüben Strudeln zu begraben, rollte dann ſtill und vergeſſen hinter den pyrenäiſchen Bergen.

Die Franzoſen rühmten ſich ſonſt der Geſchwindigkeit; diesmal wurden ſie von den Deutſchen übertroffen. Eine Armee der Union war im Elſaß, ehe noch Heinrich ſich dort zeigte, und ein öſterreichiſches Heer, welches der Biſchof von Straßburg und Paſſau in dieſer Gegend zuſammengezogen hatte, um es in's

Jülichiſche zu führen, wurde zerſtreut. Heinrich der Vierte hatte ſeinen Plan als *Staatsmann* und *König* entworfen; aber er hatte ihn *Räubern* zur Ausführung übergeben. Seiner Meinung nach ſollte keinem katholiſchen Reichsſtande Urſache gegeben werden, dieſe Rüſtung auf ſich zu deuten und die Sache Oeſterreichs zu der ſeinigen zu machen; die Religion ſollte ganz und gar nicht in dieſe Angelegenheit gemiſcht werden. Aber wie ſollten die deutſchen Fürſten über Heinrichs Entwürfen ihre eigenen Zwecke vergeſſen? Von Vergrößerungsbegierde, von Religionshaß gingen ſie ja aus — ſollten ſie nicht für ihre herrſchende Leidenſchaft unterwegs ſo viel mitnehmen, als ſie konnten? Wie Raubadler legten ſie ſich über die Länder der geiſtlichen Fürſten, und erwählten ſich, koſtete es auch einen noch ſo großen Umweg, dieſe fetten Triften zu ihren Lagerplätzen. Als wäre es in Feindeslande, ſchrieben ſie Brandſchatzungen darin aus, bezogen eigenmächtig die Landesgefälle, und nahmen, was gutwillig nicht gegeben wurde, mit Gewalt. Um ja die Katholiken über die wahren Triebfedern ihrer Ausrüſtung nicht in Zweifel zu laſſen, ließen ſie laut und deutlich genug hören, was für ein Schickſal den geiſtlichen Stiftern von ihnen bereitet ſey. So wenig hatten ſich Heinrich der Vierte und die deutſchen Prinzen in dieſem Operationsplane verſtanden; ſo ſehr hatte der vortreffliche König in ſeinen Werkzeugen ſich geirrt. Es bleibt eine ewige Wahrheit, daß eine Gewaltthätigkeit, wenn die Weisheit ſie gebietet, nie dem Gewaltthätigen darf aufgetragen werden; daß nur demjenigen anvertraut werden darf, die Ordnung zu verletzen, dem ſie heilig iſt.

Das Betragen der Union, welches ſelbſt für mehrere evangeliſche Stände empörend war, und die Furcht einer noch ſchlimmern Begegnung bewirkte bei den Katholiken etwas mehr, als eine müßige Entrüſtung. Das tiefgefallene Anſehen des Kaiſers konnte ihnen gegen einen ſolchen Feind keinen Schutz gewähren. Ihr Bund war es, was die Unirten ſo gefürchtet und trotzig machte; einen Bund mußte man ihnen wieder entgegenſtellen.

Der Biſchof von Würzburg entwarf den Plan zu dieſer katholiſchen Union, die durch den Namen der Ligue von der evangeliſchen unterſchieden wurde. Die Punkte, worüber man überein kam, waren ungefähr dieſelben, welche die Union zum Grund legte, Biſchöfe ihre mehrſten Glieder; an die Spitze des Bundes ſtellte ſich der Herzog Maximilian von Bayern, aber als das einzige weltliche Bundesglied von Bedeutung, mit einer ungleich größern Gewalt, als die Unirten ihrem Vorſteher eingeräumt hatten. Außer dieſem Umſtande, daß der einzige Herzog von Bayern Herr der ganzen liguiſtiſchen Kriegsmacht war, wodurch die Operationen der Ligue eine Schnelligkeit und einen Nachdruck bekommen mußten, die bei der Union nicht ſo leicht möglich waren, hatte die Ligue noch den Vortheil, daß die Geldbeiträge von den reichen Prälaten weit richtiger einfloſſen, als bei der Union von den armen evangeliſchen Ständen. Ohne dem Kaiſer, als einem katholiſchen Reichsſtande, einen Antheil an ihrem Bunde anzubieten, ohne ihm, als Kaiſer, davon Rechenſchaft zu geben, ſtand die Ligue auf einmal überraſchend und drohend da, mit hinlänglicher Kraft ausgerüſtet, um endlich die Union zu begraben und unter drei Kaiſern fortzudauern. Die Ligue ſtritt zwar für Oeſterreich, weil ſie gegen proteſtantiſche Fürſten gerichtet war; aber Oeſterreich ſelbſt mußte bald vor ihr zittern.

Unterdeſſen waren die Waffen der Unirten im Jülichiſchen und im Elſaß ziemlich glücklich geweſen; Jülich war eng eingeſchloſſen, und das ganze Bisthum Straßburg in ihrer Gewalt. Jetzt aber war es mit ihren glänzenden Verrichtungen auch am Ende. Kein franzöſiſches Heer erſchien am Rhein; denn der es anführen ſollte, der überhaupt die ganze Unternehmung beſeelen ſollte — Heinrich der Vierte war nicht mehr. Ihr Geld ging auf die Neige; neues zuzuſchießen weigerten ſich ihre Landſtände, und die mitunirten Reichsſtände hatten es ſehr übel aufgenommen, daß man immer nur ihr Geld, und nie ihren Rath verlangt hatte. Beſonders brachte es ſie auf, daß ſie ſich wegen der jülichiſchen Streitſache in Unkoſten geſetzt haben ſollten, die doch ausdrücklich von den Angelegenheiten der Union war ausgeſchloſſen worden; daß ſich die unirten Fürſten aus der gemeinen Kaſſe große Penſionen zulegten; und vor allen Dingen, daß ihnen über die Anwendung der Gelder keine Rechnung von den Fürſten abgelegt wurde.

Die Union neigte ſich alſo zu ihrem Falle, eben als die Ligue mit neuen und friſchen Kräften ſich ihr entgegenſtellte. Länger im Felde zu bleiben, erlaubte den Unirten der einreißende Geldmangel nicht; und doch war es gefährlich, im Angeſicht eines ſtreitfertigen Feindes die Waffen wegzulegen. Um ſich von Einer Seite wenigſtens ſicher zu ſtellen, verglich man ſich ſchnell mit dem ältern Feinde, dem Erzherzoge Leopold, und beide Theile kamen überein, ihre Truppen aus dem Elſaß zu führen, die Gefangenen loszugeben, und das Geſchehene in Vergeſſenheit zu begraben. In ein ſolches Nichts zerrann dieſe vielverſprechende Rüſtung.

Eben die gebieteriſche Sprache, womit ſich die Union, im Vertrauen auf ihre Kräfte, dem katholiſchen Deutſchlande angekündigt hatte, wurde jetzt von der Ligue gegen die Union und ihre Truppen geführt. Man zeigte ihnen die Fußſtapfen ihres Zugs, und brandmarkte ſie rund heraus mit den härteſten Namen, die ſie verdienten. Die Stifter von Würzburg, Bamberg, Straßburg, Mainz, Trier, Köln und viele andere hatten ihre verwüſtende Gegenwart empfunden. Allen dieſen ſollte der zugefügte Schaden vergütet, der Paß zu Waſſer und zu Lande (denn auch der rheiniſchen Schiffahrt hatten ſie ſich bemächtigt) wieder freigegeben, Alles in ſeinen vorigen Stand geſtellt werden. Vor Allem aber verlangte man von den Unionsverwandten eine runde und feſte Erklärung, weſſen man ſich zu verſehen habe? Die Reihe war jetzt an den Unirten, der Stärke nachzugeben. Auf einen ſo wohlgerüſteten Feind waren ſie nicht gefaßt; aber ſie ſelbſt hatten den Katholiſchen das Geheimniß ihrer Stärke verrathen. Zwar beleidigte es ihren Stolz, um den Frieden zu betteln; aber ſie durften ſich glücklich preiſen, ihn zu erhalten. Der eine Theil verſprach Erſatz, der andere Vergebung. Man legte die Waffen nieder. Das Kriegsgewitter verzog ſich noch Einmal, und eine augenblickliche Stille erfolgte. Der Aufſtand in Böhmen brach jetzt aus, der dem Kaiſer das letzte ſeiner Erbländer koſtete; aber weder die Union noch die Ligue miſchten ſich in dieſen böhmiſchen Streit.

Endlich ſtarb der Kaiſer (1612), eben ſo wenig vermißt im Sarge, als wahrgenommen auf dem Throne. Lange nachdem das Elend der folgenden Regierung das Elend der ſeinigen vergeſſen gemacht hatte, zog ſich eine Glorie um ſein Andenken, und eine ſo ſchreckliche Nacht legte ſich jetzt über Deutſchland, daß man einen ſolchen Kaiſer mit blutigen Thränen ſich zurückwünſchte.

Nie hatte man von **Rudolph** erhalten können, ſeinen Nachfolger im Reiche wählen zu laſſen, und Alles erwartete daher mit bangen Sorgen die nahe Erledigung des Kaiſerthrons; doch über alle Hoffnung ſchnell und ruhig beſtieg ihn **Matthias**. Die Katholiken gaben ihm ihre Stimmen, weil ſie von der friſchen Thätigkeit dieſes Fürſten das Beſte hofften; die Proteſtanten gaben ihm die ihrigen, weil ſie Alles von ſeiner Hinfälligkeit hofften. Es iſt nicht ſchwer, dieſen Widerſpruch zu vereinigen. Jene verließen ſich auf das, was er gezeigt hatte; dieſe urtheilten nach dem, was er zeigte.

Der Augenblick einer neuen Thronbeſetzung iſt immer ein wichtiger Ziehungstag für die Hoffnung, der erſte Reichstag eines Königs in Wahlreichen gewöhnlich ſeine härteſte Prüfung. Jede alte Beſchwerde kommt da zur Sprache, und neue werden aufgeſucht, um ſie der gehofften Reform mit theilhaftig zu machen; eine ganz neue Schöpfung ſoll mit dem neuen Könige beginnen. Die großen Dienſte, welche ihre Glaubensbrüder in Oeſterreich dem Matthias bei ſeinem Aufruhr geleiſtet, lebten bei den proteſtantiſchen Reichsſtänden noch in friſcher Erinnerung, und beſonders ſchien die Art, wie ſich jene für dieſe Dienſte bezahlt gemacht hatten, auch ihnen jetzt zum Muſter zu dienen.

Durch Begünſtigung der proteſtantiſchen Stände in Oeſterreich und Mähren hatte Matthias den Weg zu ſeines Bruders Thronen geſucht und auch wirklich gefunden; aber, von ſeinen ehrgeizigen Entwürfen hingeriſſen, hatte er nicht bedacht, daß auch den Ständen dadurch der Weg war geöffnet worden, ihrem Herrn Geſetze vorzuſchreiben. Dieſe Entdeckung riß ihn frühzeitig aus der Trunkenheit ſeines Glücks. Kaum zeigte er ſich triumphirend nach dem böhmiſchen Zuge ſeinen öſterreichiſchen Unterthanen wieder, ſo wartete ſchon ein gehorſamſtes Anbringen auf ihn, welches hinreichend war, ihm ſeinen ganzen Triumph zu verleiden. Man forderte, ehe zur Huldigung geſchritten würde, eine uneingeſchränkte Religionsfreiheit in Städten und Märkten, eine vollkommene Gleichheit aller Rechte zwiſchen Katholiken und Proteſtanten, und einen völlig gleichen Zutritt der Letztern zu allen Bedienungen. An mehreren Orten nahm man ſich dieſe Freiheit von ſelbſt, und ſtellte, voll Zuverſicht auf die veränderte Regierung, den evangeliſchen Gottesdienſt eigenmächtig wieder her, wo ihn der Kaiſer aufgehoben hatte. Matthias hatte zwar nicht verſchmäht, die Beſchwerden der Proteſtanten gegen den Kaiſer zu benutzen; aber es konnte ihm nie

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52550-8
SCHILLER,F. FN. 13358/072

eingefallen ſeyn, ſie zu heben. Durch einen feſten und entſchloſſenen Ton hoffte er dieſe Anmaßungen gleich am Anfange niederzuſchlagen. Er ſprach von ſeinen erblichen Anſprüchen auf das Land, und wollte von keinen Bedingungen vor der Huldigung hören. Eine ſolche unbedingte Huldigung hatten ihre Nachbarn, die Stände von Steiermark, dem Erzherzoge Ferdinand geleiſtet; aber ſie hatten bald Urſache gehabt, es zu bereuen. Von dieſem Beiſpiele gewarnt, beharrten die öſterreichiſchen Stände auf ihrer Weigerung; ja, um nicht gewaltſam zur Huldigung gezwungen zu werden, verließen ſie ſogar die Hauptſtadt, boten ihre katholiſchen Mitſtände zu einer ähnlichen Widerſetzung auf, und fingen an, Truppen zu werben. Sie thaten Schritte, ihr altes Bündniß mit den Ungarn zu erneuern, ſie zogen die proteſtantiſchen Reichsfürſten in ihr Intereſſe, und ſchickten ſich in vollem Ernſte an, ihr Geſuch mit den Waffen durchzuſetzen.

Matthias hatte keinen Anſtand genommen, die weit höheren Forderungen der Ungarn zu bewilligen. Aber Ungarn war ein Wahlreich, und die republikaniſche Verfaſſung dieſes Landes rechtfertigte die Forderungen der Stände vor ihm ſelbſt, und ſeine Nachgiebigkeit gegen die Stände vor der ganzen katholiſchen Welt. In Oeſterreich hingegen hatten ſeine Vorgänger weit größere Souverainetätsrechte ausgeübt, die er, ohne ſich vor dem ganzen katholiſchen Europa zu beſchimpfen, ohne den Unwillen Spaniens und Roms, ohne die Verachtung ſeiner eigenen katholiſchen Unterthanen auf ſich zu laden, nicht an die Stände verlieren konnte.

Seine ſtreng katholiſchen Räthe, unter denen der Biſchof von Wien, Melchior Rieſel, ihn am meiſten beherrſchte, munterten ihn auf, eher alle Kirchen gewaltſam von den Proteſtanten ſich entreißen zu laſſen, als ihnen eine einzige rechtlich einzuräumen.

Aber unglücklicher Weiſe betraf ihn dieſe Verlegenheit in einer Zeit, wo Kaiſer Rudolph noch lebte und ein Zuſchauer dieſes Auftritts war — wo dieſer alſo leicht verſucht werden konnte, ſich der nämlichen Waffen gegen ſeinen Bruder zu bedienen, womit dieſer über ihn geſiegt hatte — eines Verſtändniſſes nämlich mit ſeinen aufrühreriſchen Unterthanen. Dieſem Streiche zu entgehen, nahm Matthias den Antrag der mähriſchen Landſtände bereitwillig an, welche ſich zwiſchen den öſterreichiſchen und ihm zu Mittlern anboten. Ein Ausſchuß von beiden verſammelte ſich in Wien, wo von den öſterreichiſchen Deputirten eine Sprache gehört wurde, die ſelbſt im Londner Parlament überraſcht haben würde. „Die Proteſtanten, hieß es am Schluſſe, wollten nicht ſchlechter geachtet ſeyn, als die Handvoll Katholiken in ihrem Vaterlande. Durch ſeinen proteſtantiſchen Adel habe Matthias den Kaiſer zum Nachgeben gezwungen; wo man achtzig Papiſten fände, würde man dreihundert evangeliſche Barone zählen. Das Beiſpiel Rudolphs ſollte dem Matthias eine Warnung ſeyn. Er möge ſich hüten, daß er das Irdiſche nicht verliere, um Eroberungen für den Himmel zu machen.“ Da die mähriſchen Stände, anſtatt ihr Mittleramt zum Vortheil des Kaiſers zu erfüllen, endlich ſelbſt zur Partei ihrer öſterreichiſchen

Glaubensbrüder übertraten, da die Union in Deutſchland ſich auf's Nachdrücklichſte für dieſe in's Mittel ſchlug, und die Furcht vor Repreſſalien des Kaiſers den Matthias in die Enge trieb, ſo ließ er ſich endlich die gewünſchte Erklärung zum Vortheil der Evangeliſchen entreißen.

Dieſes Betragen der öſterreichiſchen Landſtände gegen ihren Erzherzog nahmen ſich nun die proteſtantiſchen Reichsſtände in Deutſchland zum Muſter gegen ihren Kaiſer, und ſie verſprachen ſich denſelben glücklichen Erfolg. Auf ſeinem erſten Reichstage zu Regensburg (1613), wo die dringendſten Angelegenheiten auf Entſcheidung warteten, wo ein Krieg gegen die Türken und gegen den Fürſten **Bethlen Gabor von Siebenbürgen**, der ſich unterdeſſen mit türkiſchem Beiſtand zum Herrn dieſes Landes aufgeworfen hatte und ſogar Ungarn bedrohte, einen allgemeinen Geldbeitrag nothwendig machte, überraſchten ſie mit einer ganz neuen Forderung. Die katholiſchen Stimmen waren noch immer die zahlreichern im Fürſtenrath; und weil Alles nach der Stimmenmehrheit entſchieden wurde, ſo pflegten die Evangeliſchen, auch wenn ſie noch ſo ſehr unter ſich einig waren, gewöhnlich in keine Betrachtung zu kommen. Dieſes Vortheils der Stimmenmehrheit ſollten ſich nun die Katholiſchen begeben, und keiner einzelnen Religionspartei ſollte es künftig erlaubt ſeyn, die Stimmen der andern durch ihre unwandelbare Mehrheit nach ſich zu ziehen. Und in Wahrheit, wenn die evangeliſche Religion auf dem Reichstage repräſentirt werden ſollte, ſo ſchien es ſich von ſelbſt zu verſtehen, daß ihr durch die Verfaſſung des Reichstags ſelbſt nicht die Möglichkeit abgeſchnitten würde, von dieſem Rechte Gebrauch zu machen. Beſchwerden über die angemaßte Gerichtsbarkeit des Reichshofraths und über Unterdrückung der Proteſtanten begleiteten dieſe Forderung, und die Bevollmächtigten der Stände hatten Befehl, ſo lange von allen gemeinſchaftlichen Berathſchlagungen wegzubleiben, bis eine günſtige Antwort auf dieſen vorläufigen Punkt erfolgte.

Dieſe gefährliche Trennung zerriß den Reichstag, und drohte auf immer alle Einheit der Berathſchlagungen zu zerſtören. So aufrichtig der Kaiſer gewünſcht hatte, nach dem Beiſpiele Maximilians, ſeines Vaters, zwiſchen beiden Religionen eine ſtaatskluge Mitte zu halten, ſo ließ ihm das jetzige Betragen der Proteſtanten nur eine bedenkliche Wahl zwiſchen beiden. In ſeinen dringenden Bedürfniſſen war ihm ein *allgemeiner* Beitrag der Reichsſtände unentbehrlich; und doch konnte er ſich die eine Partei nicht verpflichten, ohne die Hülfe der andern zu verſcherzen. Da er in ſeinen eigenen Erblanden ſo wenig befeſtigt war, ſo mußte er ſchon vor dem entfernten Gedanken zittern, mit den Proteſtanten in einen öffentlichen Krieg zu gerathen. Aber die Augen der ganzen katholiſchen Welt, die auf ſeine jetzige Entſchließung geheftet waren, die Vorſtellungen der katholiſchen Stände, des römiſchen und ſpaniſchen Hofes, erlaubten ihm eben ſo wenig, die Proteſtanten zum Nachtheil der katholiſchen Religion zu begünſtigen.

Eine ſo mißliche Situation mußte einen größern Geiſt, als Matthias war, niederſchlagen, und ſchwerlich hätte er ſich mit eigener Klugheit daraus gezogen.

Der Vortheil der Katholiſchen war aber auf's Engſte mit dem Anſehen des Kaiſers verflochten; und ließen ſie dieſes ſinken, ſo hatten beſonders die geiſtlichen Fürſten gegen die Eingriffe der Proteſtanten keine Schutzwehre mehr. Jetzt alſo, wie ſie den Kaiſer unſchlüſſig wanken ſahen, glaubten ſie, daß die höchſte Zeit vorhanden ſey, ſeinen ſinkenden Muth zu ſtärken. Sie ließen ihn einen Blick in das Geheimniß der Ligue thun, und zeigten ihm die ganze Verfaſſung derſelben, ihre Hülfsmittel und Kräfte. So wenig tröſtlich dieſe Entdeckung für den Kaiſer ſeyn mochte, ſo ließ ihn doch die Ausſicht auf einen ſo mächtigen Schutz etwas mehr Muth gegen die Evangeliſchen faſſen. Ihre Forderungen wurden abgewieſen, und der Reichstag endigte ſich ohne Entſcheidung. Aber Matthias wurde das Opfer dieſes Streits. Die Proteſtanten verweigerten ihm ihre Geldhülfe, und ließen es ihn entgelten, daß die Katholiſchen unbeweglich geblieben waren.

Die Türken ſelbſt zeigten ſich indeſſen geneigt, den Waffenſtillſtand zu verlängern, und den Fürſten Bethlen Gabor ließ man im ruhigen Beſitz von Siebenbürgen. Vor auswärtiger Gefahr war das Reich jetzt gedeckt, und auch im Innern deſſelben herrſchte, bei allen noch ſo gefährlichen Spaltungen, dennoch Friede. Dem jülichiſchen Erbfolgeſtreit hatte ein ſehr unerwarteter Zufall eine überraſchende Wendung gegeben. Noch immer wurde dieſes Herzogthum von dem Churhauſe Brandenburg und dem Pfalzgrafen von Neuburg in Gemeinſchaft beſeſſen; eine Heirath zwiſchen dem Prinzen von Neuburg und einer brandenburgiſchen Prinzeſſin ſollte das Intereſſe beider Häuſer unzertrennlich verknüpfen. Dieſen ganzen Plan zerſtörte eine — Ohrfeige, welche der Churfürſt von Brandenburg das Unglück hatte, ſeinem Eidam im Weinrauſch zu geben. Von jetzt an war das gute Vernehmen zwiſchen beiden Häuſern dahin. Der Prinz von Neuburg trat zu dem Papſtthum über. Eine Prinzeſſin von Bayern belohnte ihn für dieſe Apoſtaſie, und der mächtige Schutz Bayerns und Spaniens war die natürliche Folge von Beidem. Um dem Pfalzgrafen zum ausſchließenden Beſitz der jülichiſchen Lande zu verhelfen, wurden die ſpaniſchen Waffen von den Niederlanden auch in das Herzogthum gezogen. Um ſich dieſer Gäſte zu entladen, rief der Churfürſt von Brandenburg die Holländer in das Land, denen er durch Annahme der reformirten Religion zu gefallen ſuchte. Beide, die ſpaniſchen und holländiſchen Truppen, erſchienen; aber, wie es ſchien, bloß um für ſich ſelbſt zu erobern.

Der nahe niederländiſche Krieg ſchien ſich nun auf deutſchen Boden ſpielen zu wollen, und welch ein unerſchöpflicher Zunder lag hier für ihn bereit! Mit Schrecken ſah das proteſtantiſche Deutſchland die Spanier an dem Unterrhein feſten Fuß gewinnen — mit noch größerem das katholiſche die Holländer über die Reichsgrenzen herein brechen. Im Weſten ſollte ſich die Mine entzünden, welche längſt ſchon das ganze Deutſchland unterhöhlte — nach den weſtlichen Gegenden waren Furcht und Erwartung hingeneigt — und aus Oſten kam der Schlag, der ſie in Flammen ſetzte.

Die Ruhe, welche der Majeſtätsbrief **Rudolphs des Zweiten** Böhmen gegeben hatte, dauerte auch unter **Matthias** Regierung noch eine Zeitlang fort, bis in der Perſon **Ferdinands von Grätz** ein neuer Thronfolger in dieſem Königreich ernannt wurde.

Dieſer Prinz, den man in der Folge unter dem Namen **Kaiſer Ferdinand der Zweite** näher kennen lernen wird, hatte ſich durch gewaltſame Ausrottung der proteſtantiſchen Religion in ſeinen Erbländern als einen unerbittlichen Eiferer für das Papſtthum angekündigt, und wurde deßwegen von dem katholiſchen Theile der böhmiſchen Nation als die künftige Stütze dieſer Kirche betrachtet. Die hinfällige Geſundheit des Kaiſers rückte dieſen Zeitpunkt nahe herbei, und im Vertrauen auf einen ſo mächtigen Beſchützer, fingen die böhmiſchen Papiſten an, den Proteſtanten mit weniger Schonung zu begegnen. Die evangeliſchen Unterthanen katholiſcher Gutsherren beſonders erfuhren die härteſte Behandlung. Zugleich begingen mehrere von den Katholiken die Unvorſichtigkeit, etwas laut von ihren Hoffnungen zu reden, und durch hingeworfene Drohworte bei den Proteſtanten ein ſchlimmes Mißtrauen gegen ihren künftigen Herrn zu erwecken. Aber nie würde dieſes Mißtrauen in Thätlichkeiten ausgebrochen ſeyn, wenn man nur im Allgemeinen geblieben wäre, und nicht durch beſondere Angriffe auf einzelne Glieder dem Murren des Volks unternehmende Anführer gegeben hätte.

Heinrich Matthias, Graf von Thurn, kein geborner Böhme, aber Beſitzer einiger Güter in dieſem

Königreiche, hatte ſich durch Eifer für die proteſtantiſche Religion, und durch eine ſchwärmeriſche Anhänglichkeit an ſein neues Vaterland, des ganzen Vertrauens der Utraquiſten bemächtigt, welches ihm den Weg zu den wichtigſten Poſten bahnte. Seinen Degen hatte er gegen die Türken mit vielem Ruhme geführt; durch ein einſchmeichelndes Betragen gewann er ſich die Herzen der Menge. Ein heißer, ungeſtümer Kopf, der die Verwirrung liebte, weil ſeine Talente darin glänzten; unbeſonnen und tolldreiſt genug, Dinge zu unternehmen, die eine kalte Klugheit und ein ruhigeres Blut nicht wagen; ungewiſſenhaft genug, wenn es die Befriedigung ſeiner Leidenſchaften galt, mit dem Schickſale von Tauſenden zu ſpielen, und eben fein genug, eine Nation, wie damals die böhmiſche war, an ſeinem Gängelbande zu führen. Schon an den Unruhen unter Rudolphs Regierung hatte er den thätigſten Antheil genommen, und der Majeſtätsbrief, den die Stände von dieſem Kaiſer erpreßten, war vorzüglich ſein Verdienſt. Der Hof hatte ihm, als Burggrafen von Carlſtein, die böhmiſche Krone und die Freiheitsbriefe des Königreichs zur Verwahrung anvertraut; aber etwas weit Wichtigeres — ſich ſelbſt — hatte ihm die Nation mit der Stelle eines Defenſors oder Glaubensbeſchützers übergeben. Die Ariſtokraten, welche den Kaiſer beherrſchten, entriſſen ihm unklug die Aufſicht über das Todte, um ihm den Einfluß auf das Lebendige zu laſſen. Sie nahmen ihm die Burggrafenſtelle, die ihn von der Hofgunſt abhängig machte, um ihm die Augen über die Wichtigkeit der andern zu öffnen, die ihm übrig blieb, und kränkten ſeine Eitelkeit, die doch ſeinen Ehrgeiz unſchädlich machte. Von dieſer Zeit an beherrſchte ihn die Begierde nach Rache, und die Gelegenheit fehlte nicht lange, ſie zu befriedigen.

Im Majeſtätsbriefe, welchen die Böhmen von Rudolph dem Zweiten erpreßt hatten, war eben ſo, wie in dem Religionsfrieden der Deutſchen, ein Hauptartikel unausgemacht geblieben. Alle Rechte, welche der Letztere den Proteſtanten bewilligte, kamen nur den Ständen, nicht den Unterthanen zu gute; bloß für die Unterthanen geiſtlicher Länder hatte man eine ſchwankende Gewiſſensfreiheit ausbedungen. Auch der böhmiſche Majeſtätsbrief ſprach nur von den Ständen und von den königlichen Städten, deren Magiſtrate ſich gleiche Rechte mit den Ständen zu erringen gewußt hatten. Dieſen allein wurde die Freiheit eingeräumt, Kirchen und Schulen zu errichten, und ihren proteſtantiſchen Gottesdienſt öffentlich auszuüben; in allen übrigen Städten blieb es dem Landſtande überlaſſen, dem ſie angehörten, welche Religionsfreiheit er den Unterthanen vergönnen wollte. Dieſes Rechts hatten ſich die deutſchen Reichsſtände in ſeinem ganzen Umfange bedient, und zwar die weltlichen ohne Widerſpruch; die geiſtlichen, denen eine Erklärung Kaiſer Ferdinands daſſelbe ſtreitig machte, hatten nicht ohne Grund die Verbindlichkeit dieſer Erklärung beſtritten. Was im Religionsfrieden ein beſtrittener Punkt war, war ein unbeſtimmter im Majeſtätsbriefe; dort war die Auslegung nicht zweifelhaft, aber es war zweifelhaft, ob man zu gehorchen hätte; hier war die Deutung den

Ständen überlaſſen. Die Unterthanen geiſtlicher Landſtände in Böhmen glaubten daher eben das Recht zu beſitzen, das die Ferdinandiſche Erklärung den Unterthanen deutſcher Biſchöfe einräumte; ſie achteten ſich den Unterthanen in den königlichen Städten gleich, weil ſie die geiſtlichen Güter unter die Krongüter zählten. In der kleinen Stadt Kloſtergrab, die dem Erzbiſchof zu Prag, und in Braunau, welches dem Abt dieſes Kloſters angehörte, wurden von den proteſtantiſchen Unterthanen eigenmächtig Kirchen aufgeführt und, ungeachtet des Widerſpruchs ihrer Gutsherren und ſelbſt der Mißbilligung des Kaiſers, der Bau derſelben vollendet.

Unterdeſſen hatte ſich die Wachſamkeit der Defenſoren in etwas gemindert, und der Hof glaubte, einen ernſtlichen Schritt wagen zu können. Auf Befehl des Kaiſers wurde die Kirche zu Kloſtergrab niedergeriſſen, die zu Braunau gewaltſam geſperrt, und die unruhigſten Köpfe unter den Bürgern in's Gefängniß geworfen. Eine allgemeine Bewegung unter den Proteſtanten war die Folge dieſes Schrittes; man ſchrie über Verletzung des Majeſtätsbriefes, und der Graf von Thurn, von Rachgier beſeelt und durch ſein Defenſoramt noch mehr aufgefordert, zeigte ſich beſonders geſchäftig, die Gemüther zu erhitzen. Aus allen Kreiſen des Königreichs wurden auf ſeinen Antrieb Deputirte nach Prag gerufen, um, dieſer gemeinſchaftlichen Gefahr wegen, die nöthigen Maßregeln zu nehmen. Man kam überein, eine Supplik an den Kaiſer aufzuſetzen, und auf Loslaſſung der Gefangenen zu dringen. Die Antwort des Kaiſers, ſchon darum von den Ständen ſehr übel aufgenommen, weil ſie nicht an ſie ſelbſt, ſondern an ſeine Statthalter gerichtet war, verwies ihnen ihr Betragen als geſetzwidrig und rebelliſch, rechtfertigte den Vorgang in Kloſtergrab und Braunau durch einen kaiſerlichen Befehl, und enthielt einige Stellen, welche drohend gedeutet werden konnten.

Der Graf von Thurn unterließ nicht, den ſchlimmen Eindruck zu vermehren, den dieſes kaiſerliche Schreiben unter den verſammelten Ständen machte. Er zeigte ihnen die Gefahr, worin alle Theilnehmer an dieſer Bittſchrift ſchwebten, und wußte ſie durch Erbitterung und Furcht zu gewaltſamen Entſchließungen hinzureißen. Sie unmittelbar gegen den Kaiſer zu empören, wäre jetzt noch ein zu gewagter Schritt geweſen. Nur von Stufe zu Stufe führte er ſie an dieſes unvermeidliche Ziel. Er fand daher für gut, ihren Unwillen zuerſt auf die Räthe des Kaiſers abzuleiten, und verbreitete zu dem Ende die Meinung, daß das kaiſerliche Schreiben in der Statthalterei zu Prag aufgeſetzt und nur zu Wien unterſchrieben worden ſey. Unter den kaiſerlichen Statthaltern waren der Kammerpräſident Slawata und der an Thurns Statt zum Burggrafen von Carlſtein erwählte Freiherr von Martinitz das Ziel des allgemeinen Haſſes. Beide hatten den proteſtantiſchen Ständen ſchon ehedem ihre feindſeligen Geſinnungen dadurch ziemlich laut an den Tag gelegt, daß ſie allein ſich geweigert hatten, der Sitzung beizuwohnen, in welcher der Majeſtätsbrief in das böhmiſche Landrecht eingetragen ward. Schon damals drohte man ihnen, ſie für jede künftige Verletzung des

Majeſtätsbriefes verantwortlich zu machen, und was von dieſer Zeit an den Proteſtanten Schlimmes widerfuhr, wurde, und zwar nicht ohne Grund, auf ihre Rechnung geſchrieben. Unter allen katholiſchen Gutsbeſitzern waren dieſe beiden gegen ihre proteſtantiſchen Unterthanen am härteſten verfahren. Man beſchuldigte ſie, daß ſie dieſe mit Hunden in die Meſſe hetzen ließen, und durch Verſagung der Taufe, der Heirathen und Begräbniſſe zum Papſtthum zu zwingen ſuchten. Gegen zwei ſo verhaßte Häupter war der Zorn der Nation leicht entflammt, und man beſtimmte ſie dem allgemeinen Unwillen zum Opfer.

Am 23. Mai 1618 erſchienen die Deputirten bewaffnet und in zahlreicher Begleitung auf dem königlichen Schloß, und drangen mit Ungeſtüm in den Saal, wo die Statthalter Sternberg, Martinitz, Lobkowitz und Slawata verſammelt waren. Mit drohendem Tone verlangten ſie eine Erklärung von jedem Einzelnen, ob er an dem kaiſerlichen Schreiben einen Antheil gehabt und ſeine Stimme dazu gegeben? Mit Mäßigung empfing ſie Sternberg; Martinitz und Slawata antworteten trotzig. Dieſes beſtimmte ihr Geſchick. Sternberg und Lobkowitz, weniger gehaßt und mehr gefürchtet, wurden beim Arme aus dem Zimmer geführt, und nun ergriff man Slawata und Martinitz, ſchleppte ſie an ein Fenſter und ſtürzte ſie achtzig Fuß tief in den Schloßgraben hinunter. Den Sekretär Fabricius, eine Kreatur von Beiden, ſchickte man ihnen nach. Ueber eine ſo ſeltſame Art, zu exequiren, verwunderte ſich die ganze geſittete Welt, wie billig; die Böhmen entſchuldigten ſie als einen landüblichen Gebrauch, und fanden an dieſem ganzen Vorfalle nichts wunderbar, als daß man von einem ſo hohen Sprunge ſo geſund wieder aufſtehen konnte. Ein Miſthaufen, auf den die kaiſerliche Statthalterſchaft zu liegen kam, hatte ſie vor Beſchädigung gerettet.

Es war nicht zu erwarten, daß man ſich durch dieſe raſche Execution in der Gnade des Kaiſers ſehr verbeſſert haben würde; aber eben dahin hatte der Graf von Thurn die Stände gewollt. Hatten ſich dieſe, aus Furcht vor einer noch ungewiſſen Gefahr, eine ſolche Gewaltthätigkeit erlaubt, ſo mußte jetzt die gewiſſe Erwartung der Strafe und das dringender gewordene Bedürfniß der Sicherheit ſie noch tiefer hineinreißen. Durch dieſe brutale Handlung der Selbſthülfe war der Unentſchloſſenheit und Reue jeder Rückweg verſperrt, und ein einzelnes Verbrechen ſchien nur durch eine Kette von Gewaltthaten ausgeſöhnt werden zu können. Da die That ſelbſt nicht ungeſchehen zu machen war, ſo mußte man die ſtrafende Macht entwaffnen. Dreißig Direktoren wurden ernannt, den Aufſtand geſetzmäßig fortzuführen. Man bemächtigte ſich aller Regierungsgeſchäfte und aller königlichen Gefälle, nahm alle königlichen Beamten und Soldaten in Pflichten, und ließ ein Aufgebot an die ganze böhmiſche Nation ergehen, ſich der gemeinſchaftlichen Sache anzunehmen. Die Jeſuiten, welche der allgemeine Haß als die Urheber aller bisherigen Unterdrückungen anklagte, wurden aus dem ganzen Königreiche verbannt, und die Stände fanden für nöthig, ſich dieſes harten Schluſſes wegen in einem eigenen Manifeſt zu verantworten. Alle dieſe Schritte geſchahen zur Aufrechthaltung der königlichen Macht und der Geſetze — die Sprache aller Rebellen, bis ſich das Glück für ſie entſchieden hat.

Die Bewegungen, welche die Zeitung des böhmiſchen Aufſtandes am kaiſerlichen Hofe verurſachte, waren bei weitem nicht ſo lebhaft, als eine ſolche Aufforderung es verdient hätte. Kaiſer Matthias war der entſchloſſene Geiſt nicht mehr, der ehedem ſeinen König und Herrn mitten im Schooße ſeines Volks aufſuchen und von drei Thronen herunter ſtürzen konnte. Der zuverſichtliche Muth, der ihn bei einer Uſurpation beſeelt hatte, verließ ihn bei einer rechtmäßigen Vertheidigung. Die böhmiſchen Rebellen hatten ſich zuerſt bewaffnet, und die Natur der Dinge brachte es mit ſich, daß er folgte. Aber er konnte nicht hoffen, den Krieg in Böhmen einzuſchließen. In allen Ländern ſeiner Herrſchaft hingen die Proteſtanten durch eine gefährliche Sympathie zuſammen — die gemeinſchaftliche Religionsgefahr konnte alle mit einander ſchnell zu einer furchtbaren Republik verknüpfen. Was hatte er einem ſolchen Feinde entgegen zu ſetzen, wenn der proteſtantiſche Theil ſeiner Unterthanen ſich von ihm trennte? Und erſchöpften ſich nicht beide Theile in einem ſo verderblichen Bürgerkriege? Was war nicht Alles auf dem Spiele, wenn er unterlag, und wen anders als ſeine eigenen Unterthanen hatte er zu Grunde gerichtet, wenn er ſiegte?

Ueberlegungen dieſer Art ſtimmten den Kaiſer und ſeine Räthe zur Nachgiebigkeit und zu Gedanken des Friedens; aber eben in dieſer Nachgiebigkeit wollten

Andere die Urſache des Uebels gefunden haben. Erzherzog Ferdinand von Grätz wünſchte dem Kaiſer vielmehr zu einer Begebenheit Glück, die jede Gewaltthat gegen die böhmiſchen Proteſtanten vor ganz Europa rechtfertigen würde. „Der Ungehorſam, hieß es, die Geſetzloſigkeit und der Aufruhr ſeyen immer Hand in Hand mit dem Proteſtantismus gegangen. Alle Freiheiten, welche von ihm ſelbſt und dem vorigen Kaiſer den Ständen bewilligt worden, hätten keine andere Wirkung gehabt, als ihre Forderungen zu vermehren. Gegen die landesherrliche Gewalt ſeyen alle Schritte der Ketzer gerichtet; ſtufenweiſe ſeyen ſie von Trotz zu Trotz bis zu dieſem letzten Angriffe hinauf geſtiegen; in Kurzem würden ſie auch an die noch einzig übrige Perſon des Kaiſers greifen. In den Waffen allein ſey Hülfe gegen einen ſolchen Feind — Ruhe und Unterwerfung nur über den Trümmern ihrer gefährlichen Privilegien — nur in dem völligen Untergange dieſer Sekte Sicherheit für den katholiſchen Glauben. Ungewiß zwar ſey der Ausgangs des Krieges, aber gewiß das Verderben bei Unterlaſſung deſſelben. Die eingezogenen Güter der Rebellen würden die Unkoſten reichlich erſtatten, und der Schrecken der Hinrichtungen den übrigen Landſtänden künftig einen ſchnellen Gehorſam lehren.“ — War es den böhmiſchen Proteſtanten zu verdenken, wenn ſie ſich gegen die Wirkungen ſolcher Grundſätze in Zeiten verwahrten? — Und auch nur gegen den Thronfolger des Kaiſers, nicht gegen ihn ſelbſt, der nichts gethan hatte, die Beſorgniſſe der Proteſtanten zu rechtfertigen, war der böhmiſche Aufſtand gerichtet. Jenem den Weg zu dem böhmiſchen Throne zu verſchließen, ergriff man die Waffen ſchon unter Matthias; doch ſo lange dieſer Kaiſer lebte, wollte man ſich in den Schranken einer ſcheinbaren Unterwürfigkeit halten.

Aber die Böhmen hatten zu den Waffen gegriffen, und unbewaffnet durfte ihnen der Kaiſer nicht einmal den Frieden anbieten. Spanien ſchoß Geld zur Rüſtung her, und verſprach Truppen von Italien und den Niederlanden aus zu ſchicken. Zum Generaliſſimus ernannte man den Grafen von Boucquoi, einen Niederländer, weil keinem Eingebornen zu trauen war, und Graf Dampierre, ein anderer Ausländer, commandirte unter ſeinen Befehlen. Ehe ſich dieſe Armee in Bewegung ſetzte, verſuchte der Kaiſer den Weg der Güte durch ein vorausgeſchicktes Manifeſt. In dieſem erklärte er den Böhmen: „daß der Majeſtätsbrief ihm heilig ſey, daß er nie etwas gegen ihre Religion oder ihre Privilegien beſchloſſen, daß ſelbſt ſeine jetzige Rüſtung ihm durch die ihrige ſey abgedrungen worden. Sobald die Nation die Waffen von ſich lege, würde auch Er ſein Heer verabſchieden.“ Aber dieſer gnädige Brief verfehlte ſeine Wirkung — weil die Häupter des Aufruhrs für rathſam fanden, den guten Willen des Kaiſers dem Volke zu verbergen. Anſtatt deſſelben verbreiteten ſie auf den Kanzeln und in fliegenden Blättern die giftigſten Gerüchte, und ließen das hintergangene Volk vor Bartholomäusnächten zittern, die nirgends als in ihrem Kopfe exiſtirten. Ganz Böhmen, mit Ausnahme dreier Städte, Budweiß, Krummau und

Pilſen, nahm Theil an dem Aufruhr. Dieſe drei Städte, größtentheils katholiſch, hatten allein den Muth, bei dieſem allgemeinen Abfalle dem Kaiſer getreu zu bleiben, der ihnen Hülfe verſprach. Aber dem Grafen von Thurn konnte es nicht entgehen, wie gefährlich es wäre, drei Plätze von ſolcher Wichtigkeit in feindlichen Händen zu laſſen, die den kaiſerlichen Waffen zu jeder Zeit den Eingang in das Königreich offen hielten. Mit ſchneller Entſchloſſenheit erſchien er vor Budweiß und Krummau, und hoffte beide Plätze durch Schrecken zu überwältigen. Krummau ergab ſich ihm, aber von Budweiß wurden alle ſeine Angriffe ſtandhaft zurückgeſchlagen.

Und nun fing auch der Kaiſer an, etwas mehr Ernſt und Thätigkeit zu zeigen. Boucquoi und Dampierre fielen mit zwei Heeren in's böhmiſche Gebiet, und fingen an, es feindſelig zu behandeln. Aber die kaiſerlichen Generale fanden den Weg nach Prag ſchwerer, als ſie erwartet hatten. Jeder Paß, jeder nur irgend haltbare Ort mußte mit dem Degen geöffnet werden, und der Widerſtand mehrte ſich mit jedem neuen Schritte, den ſie machten, weil die Ausſchweifungen ihrer Truppen, meiſtens Ungarn und Wallonen, den Freund zum Abfalle und den Feind zur Verzweiflung brachten. Aber auch noch dann, als ſeine Truppen ſchon in Böhmen vordrangen, fuhr der Kaiſer fort, den Ständen den Frieden zu zeigen und zu einem gütlichen Vergleiche die Hände zu bieten. Neue Ausſichten, die ſich ihnen aufthaten, erhoben den Muth der Rebellen. Die Stände von Mähren ergriffen ihre Partei, und aus Deutſchland erſchien ihnen in der Perſon des Grafen von Mannsfeld ein eben ſo unverhoffter als tapferer Beſchützer.

Die Häupter der evangeliſchen Union hatten den bisherigen Bewegungen in Böhmen ſchweigend, aber nicht müßig, zugeſehen. Beide kämpften für dieſelbe Sache, gegen denſelben Feind. In dem Schickſale der Böhmen ließen ſie ihre Bundesverwandten ihr eigenes Schickſal leſen, und die Sache dieſes Volks wurde von ihnen als die heiligſte Angelegenheit des deutſchen Bundes abgeſchildert. Dieſem Grundſatze getreu, ſtärkten ſie den Muth der Rebellen durch Beiſtandsverſprechungen, und ein glücklicher Zufall ſetzte ſie in den Stand, dieſelben unverhofft in Erfüllung zu bringen.

Graf Peter Ernſt von Mannsfeld, der Sohn eines verdienſtvollen öſterreichiſchen Dieners, Ernſt von Mannsfeld, der die ſpaniſche Armee in den Niederlanden eine Zeitlang mit vielem Ruhme befehligt hatte, wurde das Werkzeug, das öſterreichiſche Haus in Deutſchland zu demüthigen. Er ſelbſt hatte dem Dienſte dieſes Hauſes ſeine erſten Feldzüge gewidmet, und unter den Fahnen Erzherzog Leopolds, in Jülich und im Elſaß, gegen die proteſtantiſche Religion und die deutſche Freiheit gefochten. Aber unvermerkt für die Grundſätze dieſer Religion gewonnen, verließ er einen Chef, deſſen Eigennutz ihm die geforderte Entſchädigung für den in ſeinem Dienſte gemachten Aufwand verſagte, und widmete der evangeliſchen Union ſeinen Eifer und einen ſiegreichen Degen. Es fügte ſich eben, daß der Herzog von Savoyen, ein Alliirter der Union, in einem

Kriege gegen Spanien ihren Beiſtand verlangte. Sie überließ ihm ihre neue Eroberung, und Mannsfeld bekam den Auftrag, ein Heer von viertauſend Mann, zum Gebrauch und auf Koſten des Herzogs, in Deutſchland bereit zu halten. Dieſes Heer ſtand eben marſchfertig da, als das Kriegsfeuer in Böhmen aufloderte, und der Herzog, der gerade jetzt keiner Verſtärkung bedurfte, überließ es der Union zu freiem Gebrauche. Nichts konnte dieſer willkommener ſeyn, als ihren Bundesgenoſſen in Böhmen auf fremde Koſten zu dienen. Sogleich erhielt Graf Mannsfeld Befehl, dieſe viertauſend Mann in das Königreich zu führen, und eine vorgegebene böhmiſche Beſtallung mußte den Augen der Welt die wahren Urheber ſeiner Rüſtung verbergen.

Dieſer Mannsfeld zeigte ſich jetzt in Böhmen, und faßte durch Einnahme der feſten und kaiſerlich geſinnten Stadt Pilſen in dieſem Königreiche feſten Fuß. Der Muth der Rebellen wurde noch durch einen andern Succurs aufgerichtet, den die ſchleſiſchen Stände ihnen zu Hülfe ſchickten. Zwiſchen dieſen und den kaiſerlichen Truppen kam es nun zu wenig entſcheidenden, aber deſto verheerendern Gefechten, welche einem ernſtlicheren Kriege zum Vorſpiele dienten. Um die Lebhaftigkeit ſeiner Kriegsoperationen zu ſchwächen, unterhandelte man mit dem Kaiſer, und ließ ſich ſogar die angebotene ſächſiſche Vermittelung gefallen. Aber ehe der Ausgang beweiſen konnte, wie wenig aufrichtig man verfuhr, raffte der Tod den Kaiſer von der Scene.

Was hatte Matthias nun gethan, um die Erwartungen der Welt zu rechtfertigen, die er durch den Sturz ſeines Vorgängers herausgefordert hatte? War es der Mühe werth, den Thron Rudolphs durch ein Verbrechen zu beſteigen, um ihn ſo ſchlecht zu beſitzen und mit ſo wenig Ruhm zu verlaſſen? So lange Matthias König war, büßte er für die Unklugheit, durch die er es geworden. Einige Jahre früher ſie zu tragen, hatte er die ganze Freiheit ſeiner Krone verſcherzt. Was ihm die vergrößerte Macht der Stände an Selbſtthätigkeit noch übrig ließ, hielten ſeine eignen Agnaten unter einem ſchimpflichen Zwange. Krank und kinderlos ſah er die Aufmerkſamkeit der Welt einem ſtolzen Erben entgegeneilen, der ungeduldig dem Schickſale vorgriff, und in des Greiſen abſterbender Regierung ſchon die ſeinige eröffnete.

Mit Matthias war die regierende Linie des deutſchen Hauſes Oeſterreich ſo gut als erloſchen; denn von allen Söhnen Maximilians lebte nur noch der einzige kinderloſe und ſchwächliche Erzherzog Albrecht in den Niederlanden, der aber ſeine nähern Rechte auf dieſe Erbſchaft an die Grätziſche Linie abgetreten hatte. Auch das ſpaniſche Haus hatte ſich in einem geheimen Reverſe aller ſeiner Anſprüche auf die öſterreichiſchen Beſitzungen zum Vortheile des Erzherzogs Ferdinand von Steyermark begeben, in welchem nunmehr der Habsburgiſche Stamm in Deutſchland friſche Zweige treiben, und die ehemalige Größe Oeſterreichs wieder aufleben ſollte.

Ferdinand hatte den jüngſten Bruder Kaiſer Maximilians des Zweiten, Erzherzog Karl von Krain, Kärnthen und Steyermark, zum Vater, zur Mutter eine Prinzeſſin von Bayern. Da er den erſten ſchon im zwölften Jahre verlor, ſo übergab ihn die Erzherzogin der Aufſicht ihres Bruders, des Herzogs Wilhelm von Bayern, unter deſſen Augen er auf der Akademie zu Ingolſtadt durch Jeſuiten erzogen und unterrichtet wurde. Was für Grundſätze er aus dem Umgange eines Fürſten ſchöpfen mußte, der ſich Andachts wegen der Regierung entſchlagen, iſt nicht ſchwer zu begreifen. Man zeigte ihm auf der einen Seite die Nachſicht der Maximilianiſchen Prinzen gegen die Anhänger der neuen Lehre, und die Verwirrung in ihren Landen; auf der andern den Segen Bayerns und den unerbittlichen Religionseifer ſeiner Beherrſcher; zwiſchen dieſen beiden Muſtern ließ man ihn wählen.

In dieſer Schule zu einem mannhaften Streiter für Gott, zu einem rüſtigen Werkzeuge der Kirche zubereitet, verließ er Bayern nach einem fünfjährigen Aufenthalte, um die Regierung ſeiner Erbländer zu übernehmen. Die Stände von Krain, Kärnthen und Steyermark, welche vor Ablegung ihres Huldigungseides die Beſtätigung ihrer Religionsfreiheit forderten, erhielten zur Antwort, daß die Religionsfreiheit mit der Huldigung nichts zu thun habe. Der Eid wurde ohne Bedingung gefordert, und auch wirklich geleiſtet. Mehrere Jahre gingen hin, ehe die Unternehmung, wozu in Ingolſtadt der Entwurf gemacht worden, zur Ausführung reif ſchien. Ehe Ferdinand mit derſelben an's Licht trat, holte er erſt ſelbſt in Perſon zu Loretto die Gnade der Jungfrau Maria, und zu den Füßen Clemens des Achten in Rom den apoſtoliſchen Segen.

Es galt aber auch nichts Geringeres, als den Proteſtantismus aus einem Diſtrikte zu vertreiben, wo er die überlegene Anzahl auf ſeiner Seite hatte, und durch eine förmliche Duldungsakte, welche Ferdinands Vater dem Herren- und Ritterſtande dieſer Länder bewilligt hatte, geſetzmäßig geworden war. Eine ſo feierlich ausgeſtellte Bewilligung konnte ohne Gefahr nicht zurückgenommen werden; aber den frommen Zögling der Jeſuiten ſchreckte keine Schwierigkeit zurück. Das Beiſpiel der übrigen, ſowohl katholiſchen als proteſtantiſchen Reichsſtände, welche das Reformationsrecht in ihren Ländern ohne Widerſpruch ausgeübt, und die Mißbräuche, welche die ſteyeriſchen Stände von ihrer Religionsfreiheit gemacht hatten, mußten dieſer Gewaltthätigkeit zur Rechtfertigung dienen. Unter dem Schutze eines ungereimten poſitiven Geſetzes glaubte man ohne Scheu das Geſetz der Vernunft und Billigkeit verhöhnen zu dürfen. Bei dieſer ungerechten Unternehmung zeigte Ferdinand übrigens einen bewundernswürdigen Muth, eine lobenswerthe Standhaftigkeit. Ohne Geräuſch, und man darf hinzuſetzen, ohne Grauſamkeit, unterdrückte er den proteſtantiſchen Gottesdienſt in einer Stadt nach der andern, und in wenigen Jahren war dieſes gefahrvolle Werk zum Erſtaunen des ganzen Deutſchlands vollendet.

Aber indem die Katholiſchen den Helden und Ritter ihrer Kirche in ihm bewunderten, fingen die Proteſtanten an, ſich gegen ihn, als ihren gefährlichſten Feind, zu rüſten. Nichts deſto weniger fand das Geſuch des Matthias, ihm die Nachfolge zuzuwenden, in den Wahlſtaaten Oeſterreichs keinen oder nur einen ſehr geringen

Widerſpruch, und ſelbſt die Böhmen krönten ihn, unter ſehr annehmlichen Bedingungen, zu ihrem künftigen Könige. Später erſt, nachdem ſie den ſchlimmen Einfluß ſeiner Rathſchläge auf die Regierung des Kaiſers erfahren hatten, wachten ihre Beſorgniſſe auf; und verſchiedene handſchriftliche Aufſätze von ihm, die ein böſer Wille in ihre Hände ſpielte, und die ſeine Geſinnungen nur zu deutlich verriethen, trieben ihre Furcht auf's Höchſte. Beſonders entrüſtete ſie ein geheimer Familienvertrag mit Spanien, worin Ferdinand dieſer Krone, nach Abgang männlicher Erben, das Königreich Böhmen verſchrieben hatte, ohne die Nation erſt zu hören, ohne die Wahlfreiheit ihrer Krone zu achten. Die vielen Feinde, welche ſich dieſer Prinz durch ſeine Reformation in Steyermark unter den Proteſtanten überhaupt gemacht hatte, thaten ihm bei den Böhmen die ſchlimmſten Dienſte; und beſonders zeigten ſich einige dahin geflüchtete ſteyermärkiſche Emigranten, welche ein racherfülltes Herz in ihr neues Vaterland mitbrachten, geſchäftig, das Feuer der Empörung zu nähren. In ſo widriger Stimmung fand König Ferdinand die böhmiſche Nation, als Kaiſer Matthias ihm Platz machte.

Ein ſo ſchlimmes Verhältniß zwiſchen der Nation und dem Thronkandidaten würde auch bei der ruhigſten Thronfolge Stürme erweckt haben — wie vielmehr aber jetzt, im vollen Feuer des Aufruhrs, jetzt, da die Nation ihre Majeſtät zurückgenommen hatte, und in den Zuſtand des natürlichen Rechts zurückgetreten war, jetzt, da ſie die Waffen in Händen hatte, da durch das Gefühl ihrer Einigkeit ein begeiſterndes Selbſtvertrauen in ihr erwacht, ihr Muth durch die glücklichſten Erfolge, durch fremde Beiſtandsverſprechungen und ſchwindlige Hoffnungen zur feſteſten Zuverſicht erhoben war. Uneingedenk des an Ferdinand bereits übertragenen Rechts, erklärten die Stände ihren Thron für erledigt, ihre Wahl für völlig ungebunden. Zu einer friedlichen Unterwerfung war kein Anſchein vorhanden, und wollte ſich Ferdinand im Beſitz der böhmiſchen Krone ſehen, ſo hatte er die Wahl, ſie entweder mit Allem dem zu erkaufen, was eine Krone wünſchenswerth macht, oder mit dem Schwerte in der Hand zu erobern.

Aber mit welchen Hülfsmitteln ſie erobern? Auf welches ſeiner Länder er ſeine Augen kehrte, ſtand Alles in hellen Flammen. Schleſien war in den böhmiſchen Aufſtand zugleich mit hineingeriſſen; Mähren war im Begriffe, dieſem Beiſpiele zu folgen. In Ober- und Unteröſterreich regte ſich, wie unter Rudolph, der Geiſt der Freiheit, und kein Landſtand wollte huldigen. Ungarn bedrohte der Fürſt Bethlen Gabor von Siebenbürgen mit einem Ueberfalle; eine geheimnißvolle Rüſtung der Türken erſchreckte alle öſtlich gelegenen Provinzen; damit das Bedrängniß vollkommen würde, ſo mußten auch, von dem allgemeinen Beiſpiele geweckt, die Proteſtanten in ſeinen väterlichen Erbſtaaten ihr Haupt erheben. In dieſen Ländern war die Zahl der Proteſtanten überwiegend; in den meiſten hatten ſie die Einkünfte im Beſitz, mit denen Ferdinand ſeinen Krieg führen ſollte. Die Neutralen fingen an zu wanken, die Getreuen zu verzagen, nur die Schlimmgeſinnten hatten Muth; die eine Hälfte von Deutſchland winkte den Rebellen Ermunterung, die andere erwartete müßig den Ausſchlag; ſpaniſche Hülfe ſtand noch in fernen Landen. Der Augenblick, der ihm Alles brachte, drohte ihm Alles zu entreißen.

Was er auch jetzt, von dem harten Geſetz der Noth unterjocht, den böhmiſchen Rebellen anbietet — alle ſeine Vorſchläge zum Frieden werden mit Uebermuth verſchmäht. An der Spitze eines Heers zeigt ſich der **Graf von Thurn** ſchon in Mähren, dieſe einzige noch wankende Provinz zur Entſcheidung zu bringen. Die Erſcheinung der Freunde gibt den mähriſchen Proteſtanten das Signal der Empörung. Brünn wird erobert; das übrige Land folgt freiwillig nach; in der ganzen Provinz ändert man Religion und Regierung. Wachſend in ſeinem Laufe, ſtürzt der Rebellenſtrom in Oberöſterreich, wo eine gleichgeſinnte Partei ihn mit freudigem Beifalle empfängt. „Kein Unterſchied der Religion ſoll mehr ſeyn, gleiche Rechte für alle chriſtlichen Kirchen. — Man habe gehört, daß fremdes Volk in dem Lande geworben werde, die Böhmen zu unterdrücken. Dieſes ſuche man auf, und bis nach Jeruſalem werde man den Feind der Freiheit verfolgen.“ — Kein Arm wird gerührt, den Erzherzog zu vertheidigen; endlich lagern ſich die Rebellen vor Wien, ihren Herrn zu belagern.

Seine Kinder hatte Ferdinand von Grätz, wo ſie ihm nicht mehr ſicher waren, nach Tyrol geflüchtet; er ſelbſt erwartete in ſeiner Kaiſerſtadt den Aufruhr. Eine Handvoll Soldaten war Alles, was er dem wüthenden Schwarme entgegenſtellen konnte. Dieſen Wenigen fehlte der gute Wille, weil es an Sold und ſelbſt an Brod fehlte. Auf eine lange Belagerung war Wien nicht bereitet. Die Partei der Proteſtanten, jeden Augenblick bereit, ſich an die Böhmen anzuſchließen, war in der Stadt die überwiegende; die auf dem Lande zogen ſchon Truppen gegen ihn zuſammen. Schon ſah der proteſtantiſche Pöbel den Erzherzog in einem Mönchskloſter eingeſperrt, ſeine Staaten getheilt, ſeine Kinder proteſtantiſch erzogen. Heimlichen Feinden anvertraut, und von öffentlichen umgeben, ſah er jeden Augenblick den Abgrund ſich öffnen, der alle ſeine Hoffnungen, der ihn ſelbſt verſchlingen ſollte. Die böhmiſchen Kugeln flogen in die kaiſerliche Burg, wo ſechzehn öſterreichiſche Barone ſich in ſein Zimmer drängten, mit Vorwürfen in ihn ſtürmten, und zu einer Conföderation mit den Böhmen ſeine Einwilligung zu ertrotzen ſtrebten. Einer von dieſen ergriff ihn bei den Knöpfen ſeines Wamms. „Ferdinand!“ ſchnaubte er ihn an, „wirſt Du unterſchreiben?“

Wem hätte man es nicht verziehen, in dieſer ſchrecklichen Lage gewankt zu haben? — Ferdinand dachte nach, wie er römiſcher Kaiſer werden wollte. Nichts ſchien ihm übrig zu ſeyn, als ſchnelle Flucht oder Nachgiebigkeit; zu jener riethen Männer — zu dieſer katholiſche Prieſter. Verließ er die Stadt, ſo fiel ſie in Feindes Hände; mit Wien war Oeſterreich, mit Oeſterreich der Kaiſerthron verloren. Ferdinand verließ ſeine Hauptſtadt nicht, und wollte eben ſo wenig von Bedingungen hören.

Der Erzherzog war noch im Wortwechſel mit den deputirten Baronen, als auf einmal Trompetenſchall den Burgplatz erfüllte. Unter den Anweſenden wechſeln Furcht und Erſtaunen — ein erſchreckendes Gerücht durchläuft die Burg — ein Deputirter nach dem andern verſchwindet. Viele vom Adel und der Bürgerſchaft hörte man eilfertig in das Thurniſche Lager fliehen. Dieſe ſchnelle Veränderung wirkte ein Regiment Dampierriſcher Küraſſiere, welches in dieſem wichtigen Augenblicke in die Stadt einrückte, den Erzherzog zu vertheidigen. Bald folgte auch Fußvolk nach; viele katholiſche Bürger, durch dieſe Erſcheinung mit neuem Muthe belebt, und die Studirenden ſelbſt, ergriffen die Waffen. Eine Nachricht, die ſo eben aus Böhmen einlief, vollendete ſeine Errettung. Der niederländiſche General Boucquoi hatte den Grafen Mannsfeld bei Budweiß auf's Haupt geſchlagen, und war im Anzuge gegen Prag. Eilfertig brachen die Böhmen ihre Gezelte ab, um ihre Hauptſtadt zu entſetzen.

Und jetzt waren auch die Päſſe wieder frei, die der Feind beſetzt gehalten, um Ferdinanden den Weg nach Frankfurt zur Kaiſerwahl zu verlegen. Wenn es dem Könige von Ungarn für ſeinen ganzen Plan wichtig war, den deutſchen Thron zu beſteigen, ſo war es jetzt um ſo wichtiger, da ſeine Ernennung zum Kaiſer das unverdächtigſte und entſcheidendſte Zeugniß für die Würdigkeit ſeiner Perſon und die Gerechtigkeit ſeiner Sache ablegte, und ihm zugleich zu einem Beiſtande des Reichs Hoffnung machte. Aber dieſelbe Kabale, welche ihn in ſeinen Erbſtaaten verfolgte, arbeitete ihm auch bei ſeiner Bewerbung um die Kaiſerwürde entgegen. Kein öſterreichiſcher Prinz ſollte den deutſchen Thron mehr beſteigen, am wenigſten aber Ferdinand, der entſchloſſene Verfolger ihrer Religion, der Sklave Spaniens und der Jeſuiten. Dieſes zu verhindern, hatte man noch bei Lebzeiten des Matthias dem Herzoge von Bayern, und nach der Weigerung deſſelben dem Herzoge von Savoyen die Krone angetragen. Da man mit dem Letztern über die Bedingungen nicht ſo leicht einig werden konnte, ſo ſuchte man wenigſtens die Wahl aufzuhalten, bis ein entſcheidender Streich in Böhmen oder Oeſterreich alle Hoffnungen Ferdinands zu Grunde gerichtet und ihn zu dieſer Würde unfähig gemacht hätte. Die Unirten ließen nichts unverſucht, Churſachſen, welches an das öſterreichiſche Intereſſe gefeſſelt war, gegen Ferdinand einzunehmen, und dieſem Hofe die Gefahr vorzuſtellen, womit die Grundſätze dieſes Fürſten und ſeine ſpaniſchen Verbindungen die proteſtantiſche Religion und die Reichsverfaſſung bedrohten. Durch Erhebung Ferdinands auf den Kaiſerthron, ſtellten ſie weiter vor, würde ſich Deutſchland in die Privatangelegenheiten dieſes Prinzen verflochten ſehen, und die Waffen der Böhmen gegen ſich reizen. Aber aller Gegenbemühungen ungeachtet wurde der Wahltag ausgeſchrieben, Ferdinand als rechtmäßiger König von Böhmen dazu berufen, und ſeine Churſtimme, mit vergeblichem Widerſpruche der böhmiſchen Stände, für gültig erkannt. Die drei geiſtlichen Churſtimmen waren ſein, auch die ſächſiſche war ihm günſtig, die brandenburgiſche nicht entgegen, und die entſchiedenſte Mehrheit erklärte ihn 1619 zum Kaiſer. So ſah er die zweifelhafteſte von allen ſeinen Kronen zuerſt auf ſeinem Haupte, um wenige Tage nachher diejenige zu verlieren, welche er ſchon unter ſeine gewiſſen Beſitzungen zählte. Während daß man ihn in Frankfurt zum Kaiſer machte, ſtürzte man ihn in Prag von dem böhmiſchen Throne.

Faſt alle ſeine deutſchen Erbländer hatten ſich unterdeſſen in einer allgemeinen furchtbaren Conföderation mit den Böhmen vereinigt, deren Trotz jetzt alle Schranken durchbrach. Am 17. Auguſt 1619 erklärten ſie den Kaiſer, auf einer Reichsverſammlung, für einen Feind der böhmiſchen Religion und Freiheit, der durch ſeine verderblichen Rathſchläge den verſtorbenen König gegen ſie aufgewiegelt, zu ihrer Unterdrückung Truppen geliehen, Ausländern das Königreich zum Raube gegeben, und es zuletzt gar, mit Verſpottung ihrer Volksmajeſtät, in einem heimlichen Vertrage an die Spanier verſchrieben hatte, aller Anſprüche auf ihre Krone verluſtig und ſchritten ohne Aufſchub zu einer neuen Wahl. Da Proteſtanten dieſen Ausſpruch thaten, ſo konnte dieſe Wahl nicht wohl auf einen katholiſchen Prinzen fallen, obgleich zum Scheine für Bayern und Savoyen einige Stimmen gehört wurden. Aber der bittere Religionshaß, welcher die Evangeliſchen und Reformirten unter einander ſelbſt entzweite, machte eine Zeitlang auch die Wahl eines proteſtantiſchen Königs ſchwer, bis endlich die Feinheit und Thätigkeit der Calviniſten über die überlegene Anzahl der Lutheraner den Sieg davon trug.

Unter allen Prinzen, welche zu dieſer Würde in Vorſchlag kamen, hatte ſich Churfürſt Friedrich der Fünfte von der Pfalz die gegründetſten Anſprüche auf das Vertrauen und die Dankbarkeit der Böhmen erworben, und unter allen war keiner, bei welchem das Privatintereſſe einzelner Stände und die Zuneigung des Volks durch ſo viele Staatsvortheile gerechtfertigt zu werden ſchienen. Friedrich der Fünfte war von einem freien und aufgeweckten Geiſte, vieler Herzensgüte, einer königlichen Freigebigkeit. Er war das Haupt der Reformirten in Deutſchland, der Anführer der Union, deren Kräfte ihm zu Gebote ſtanden, ein naher Anverwandter des Herzogs von Bayern, ein Eidam des Königs von Großbritannien, der ihn mächtig unterſtützen konnte. Alle dieſe Vorzüge wurden von der calviniſtiſchen Partei mit dem beſten Erfolge geltend gemacht, und die Reichsverſammlung zu Prag erwählte Friedrich den Fünften unter Gebet und Freudenthränen zum Könige.

Alles, was auf dem Prager Reichstage geſchah, war ein vorbereitetes Werk, und Friedrich ſelbſt war bei der ganzen Verhandlung zu thätig geweſen, als daß er von dem Antrage der Böhmen hätte überraſcht werden ſollen. Dennoch erſchreckte ihn der gegenwärtige Glanz dieſer Krone, und die zweifache Größe des Verbrechens und des Glücks brachte ſeinen Kleinmuth zum Zittern. Nach der gewöhnlichen Art ſchwacher Seelen wollte er ſich erſt durch fremdes Urtheil zu ſeinem Vorhaben ſtärken; aber es hatte keine Gewalt über ihn, wenn es gegen ſeine Leidenſchaft ausfiel. Sachſen und

Bayern, wo er Rath verlangt hatte, alle ſeine Mitchurfürſten, Alle, welche dieſe Unternehmung mit ſeinen Fähigkeiten und Kräften abwogen, warnten ihn vor dem Abgrunde, in den er ſich ſtürzte. Selbſt König Jakob von England wollte ſeinem Eidam lieber eine Krone entriſſen ſehen, als die geheiligte Majeſtät der Könige durch ein ſo ſchlimmes Beiſpiel verletzen helfen. Aber was vermochte die Stimme der Klugheit gegen den verführeriſchen Glanz einer Königskrone? Im Augenblicke ihrer höchſten Kraftäußerung, wo ſie den geheiligten Zweig eines zweihundertjährigen Regentengeſchlechts von ſich ſtößt, wirft ſich ihm eine freie Nation in die Arme; auf ſeinen Muth vertrauend, wählt ſie ihn zu ihrem Führer auf der gefährlichen Bahn des Ruhms und der Freiheit; von ihm, ihrem gebornen Beſchützer, erwartet eine unterdrückte Religion Schutz und Schirm gegen ihren Verfolger — ſoll er kleinmüthig ſeine Furcht bekennen, ſoll er feigherzig Religion und Freiheit verrathen? Eben dieſe Religion zeigt ihm die Ueberlegenheit ihrer Kräfte und die Ohnmacht ihres Feindes — zwei Drittheile der öſterreichiſchen Macht gegen Oeſterreich bewaffnet, und einen ſtreitbaren Bundesgenoſſen von Siebenbürgen aus bereit, den ſchwachen Ueberreſt dieſer Macht noch durch einen feindlichen Angriff zu theilen. Jene Aufforderungen ſollten ſeinen Ehrgeiz nicht wecken? dieſe Hoffnungen ſeinen Muth nicht entzünden?

Wenige Augenblicke gelaſſenen Nachdenkens würden hingereicht haben, ihm die Größe des Wageſtücks und den geringen Werth des Preiſes zu zeigen — aber die

Aufmunterung ſprach zu ſeinen Sinnen, und die Warnung nur zu ſeiner Vernunft. Es war ſein Unglück, daß die zunächſt ihn umgebenden und hörbarſten Stimmen die Partei ſeiner Leidenſchaft nahmen. Dieſe Machtvergrößerung ihres Herrn öffnete dem Ehrgeize und der Gewinnſucht aller ſeiner pfälziſchen Diener ein unermeßliches Feld der Befriedigung. Dieſer Triumph ſeiner Kirche mußte jeden calviniſchen Schwärmer erhitzen. Konnte ein ſo ſchwacher Kopf den Vorſpiegelungen ſeiner Räthe widerſtehen, die ſeine Hülfsmittel und Kräfte eben ſo unmäßig übertrieben, als ſie die Macht des Feindes herunterſetzten? den Aufforderungen ſeiner Hofprediger, die ihm die Eingebungen ihres fanatiſchen Eifers als den Willen des Himmels verkündigten? Aſtrologiſche Träumereien erfüllten ſeinen Kopf mit chimäriſchen Hoffnungen; ſelbſt durch den unwiderſtehlichen Mund der Liebe beſtürmte ihn die Verführung. „Konnteſt du dich vermeſſen,“ ſagte die Churfürſtin zu ihm, „die Hand einer Königstochter anzunehmen, „und dir bangt vor einer Krone, die man freiwillig „dir entgegenbringt? Ich will lieber Brod eſſen an „deiner königlichen Tafel, als an deinem churfürſtlichen „Tiſche ſchwelgen.“

Friedrich nahm die böhmiſche Krone. Mit beiſpielloſem Pompe geſchah zu Prag die königliche Krönung; die Nation ſtellte alle ihre Reichthümer aus, ihr eigenes Werk zu ehren. Schleſien und Mähren, Nebenländer Böhmens, folgten dem Beiſpiele des Hauptſtaats, und huldigten. Die Reformation thronte in allen Kirchen des Königreichs, das Frohlocken war ohne

Grenzen, die Freude an dem neuen König ging bis zur Anbetung. Dänemark und Schweden, Holland und Venedig, mehrere deutſche Staaten, erkannten ihn als rechtmäßigen König; und Friedrich ſchickte ſich nun an, ſeinen neuen Thron zu behaupten.

Auf den Fürſten Bethlen Gabor von Siebenbürgen war ſeine größte Hoffnung gerichtet. Dieſer furchtbare Feind Oeſterreichs und der katholiſchen Kirche, nicht zufrieden mit ſeinem Fürſtenthume, das er ſeinem rechtmäßigen Herrn, Gabriel Bathori, mit Hülfe der Türken entriſſen hatte, ergriff mit Begierde dieſe Gelegenheit, ſich auf Unkoſten der öſterreichiſchen Prinzen zu vergrößern, die ſich geweigert hatten, ihn als Herrn von Siebenbürgen anzuerkennen. Ein Angriff auf Ungarn und Oeſterreich war mit den böhmiſchen Rebellen verabredet, und vor der Hauptſtadt ſollten beide Heere zuſammenſtoßen. Unterdeſſen verbarg Bethlen Gabor unter der Maske der Freundſchaft den wahren Zweck ſeiner Kriegsrüſtung, und verſprach voll Argliſt dem Kaiſer, durch eine verſtellte Hülfleiſtung die Böhmen in die Schlinge zu locken, und ihre Anführer ihm lebendig zu überliefern. Auf einmal aber ſtand er als Feind in Ober-Ungarn; der Schrecken ging vor ihm her, hinter ihm die Verwüſtung; Alles unterwarf ſich; zu Preßburg empfing er die ungariſche Krone. Des Kaiſers Bruder, Statthalter in Wien, zitterte für die Hauptſtadt. Eilfertig rief er den General Boucquoi zu Hülfe; der Abzug der Kaiſerlichen zog die böhmiſche Armee zum zweiten Male vor Wien. Durch zwölftauſend Siebenbürgen verſtärkt, und bald darauf mit dem ſiegreichen Heere Bethlen Gabors vereinigt, drohte ſie auf's Neue, dieſe Hauptſtadt zu überwältigen. Alles um Wien ward verwüſtet, die Donau geſperrt, alle Zufuhr abgeſchnitten, die Schrecken des Hungers ſtellten ſich ein. Ferdinand, den dieſe dringende Gefahr eiligſt in ſeine Hauptſtadt zurückgeführt hatte, ſah ſich zum zweiten Male am Rande des Verderbens. Mangel und rauhe Witterung zogen endlich die Böhmen nach Hauſe; ein Verluſt in Ungarn rief Bethlen Gabor zurück; zum zweiten Male hatte das Glück den Kaiſer gerettet.

In wenigen Wochen änderte ſich nun Alles, und durch ſeine ſtaatskluge Thätigkeit verbeſſerte Ferdinand ſeine Sache in eben dem Maße, als Friedrich die ſeinige durch Saumſeligkeit und ſchlechte Maßregeln herunterbrachte. Die Stände von Niederöſterreich wurden durch Beſtätigung ihrer Privilegien zur Huldigung gebracht, und die Wenigen, welche ausblieben, der beleidigten Majeſtät und des Hochverraths ſchuldig erklärt. So faßte der Kaiſer in einem ſeiner Erblande wieder feſten Fuß, und zugleich wurde Alles in Bewegung geſetzt, ſich auswärtiger Hülfe zu verſichern. Schon bei der Kaiſerwahl in Frankfurt war es ihm durch mündliche Vorſtellungen gelungen, die geiſtlichen Churfürſten, und zu München den Herzog Maximilian von Bayern für ſeine Sache zu gewinnen. Auf dem Antheile, den die Union und die Ligue an dem böhmiſchen Kriege nahmen, beruhte der ganze Ausſchlag dieſes Krieges, das Schickſal Friedrichs und des Kaiſers. Dem ganzen proteſtantiſchen Deutſchlande ſchien es wichtig zu ſeyn, den König von Böhmen zu unterſtützen; den Kaiſer nicht unterliegen zu laſſen, ſchien das Intereſſe der katholiſchen Religion zu erheiſchen. Siegten die Proteſtanten in Böhmen, ſo hatten alle katholiſchen Prinzen in Deutſchland für ihre Beſitzungen zu zittern; unterlagen ſie, ſo konnte der Kaiſer dem proteſtantiſchen Deutſchland Geſetze vorſchreiben. Ferdinand ſetzte alſo die Ligue, Friedrich die Union in Bewegung. Das Band der Verwandtſchaft und perſönliche Anhänglichkeit an den Kaiſer, ſeinen Schwager, mit dem er in Ingolſtadt aufgewachſen war, Eifer für die katholiſche Religion, die in der augenſcheinlichſten Gefahr zu ſchweben ſchien, die Eingebungen der Jeſuiten, verbunden mit den verdächtigen Bewegungen der Union, bewogen den Herzog von Bayern und alle Fürſten der Ligue, die Sache Ferdinands zu der ihrigen zu machen.

Nach einem mit dem Letztern geſchloſſenen Vertrage, welcher ihm den Erſatz aller Kriegsunkoſten und aller zu erleidenden Verluſte verſicherte, übernahm Maximilian mit uneingeſchränkter Gewalt das Commando der liguiſtiſchen Truppen, welche dem Kaiſer gegen die böhmiſchen Rebellen zu Hülfe eilen ſollten. Die Häupter der Union, anſtatt dieſe gefährliche Vereinigung der Ligue mit dem Kaiſer zu hintertreiben, wendeten vielmehr Alles an, ſie zu beſchleunigen. Konnten ſie die katholiſche Ligue zu einem erklärten Antheile an dem böhmiſchen Kriege vermögen, ſo hatten ſie ſich von allen Mitgliedern und Alliirten der Union das Nämliche zu verſprechen. Ohne einen öffentlichen Schritt der Katholiſchen gegen die Union war keine Machtvereinigung unter den Proteſtanten zu hoffen. Sie erwählten alſo den bedenklichſten Zeitpunkt der böhmiſchen Unruhen, eine Abſtellung aller bisherigen Beſchwerden und eine vollkommene Religionsverſicherung von den Katholiſchen zu fordern. Dieſe Forderung, welche in einem drohenden Tone abgefaßt war, richteten ſie an den Herzog von Bayern, als das Haupt der Katholiſchen, und drangen auf eine ſchnelle unbedingte Erklärung. Maximilian mochte ſich nun für oder wider ſie entſcheiden, ſo war ihre Abſicht erreicht: ſeine Nachgiebigkeit beraubte die katholiſche Partei ihres mächtigſten Beſchützers; ſeine Widerſetzung bewaffnete die ganze proteſtantiſche Partei, und machte den Krieg unvermeidlich, durch welchen ſie zu gewinnen hofften. Maximilian, durch ſo viele andere Beweggründe ohnehin auf die entgegengeſetzte Seite gezogen, nahm die Aufforderung der Union als eine förmliche Kriegserklärung auf, und die Rüſtung wurde beſchleunigt. Während daß Bayern und die Ligue ſich für den Kaiſer bewaffneten, wurde auch mit dem ſpaniſchen Hofe wegen Subſidien unterhandelt. Alle Schwierigkeiten, welche die ſchläfrige Politik des Miniſteriums dieſem Geſuche entgegenſetzte, überwand der kaiſerliche Geſandte in Madrid, Graf von Khevenhüller, glücklich. Außer einem Geldvorſchuſſe von einer Million Gulden, welche man dieſem Hofe nach und nach zu entlocken wußte, ward noch zugleich ein Angriff auf die untere Pfalz, von den ſpaniſchen Niederlanden aus, beſchloſſen.

Indem man alle katholiſchen Mächte in das Bündniß zu ziehen ſuchte, arbeitete man zu gleicher Zeit dem Gegenbündniſſe der Proteſtantiſchen auf das Nachdrücklichſte entgegen. Es kam darauf an, dem Churfürſten von Sachſen und mehreren evangeliſchen Ständen die Beſorgniſſe zu benehmen, welche die Union ausgeſtreut hatte, daß die Rüſtung der Ligue darauf abgeſehen ſey, ihnen die ſäculariſirten Stifter wieder zu entreißen. Eine ſchriftliche Verſicherung des Gegentheils beruhigte den Churfürſten von Sachſen, den die Privateiferſucht gegen die Pfalz, die Eingebungen ſeines Hofpredigers, der von Oſterreich erkauft war, und der Verdruß, von den Böhmen bei der Königswahl übergangen worden zu ſeyn, ohnehin ſchon auf Oeſterreichs Seite neigten. Nimmer konnte es der lutheriſche Fanatismus dem reformirten vergeben, daß ſo viele edle Länder, wie man ſich ausdrückte, dem Calvinismus in den Rachen fliegen, und der römiſche Antichriſt nur dem helvetiſchen Platz machen ſollte.

Indem Ferdinand Alles that, ſeine mißlichen Umſtände zu verbeſſern, unterließ Friedrich nichts, ſeine gute Sache zu verſchlimmern. Durch ein anſtößiges enges Bündniß mit dem Fürſten von Siebenbürgen, dem offenbaren Alliirten der Pforte, ärgerte er die ſchwachen Gemüther, und das allgemeine Gerücht klagte ihn an, daß er auf Unkoſten der Chriſtenheit ſeine eigene Vergrößerung ſuche, daß er die Türken gegen Deutſchland bewaffnet habe. Sein unbeſonnener Eifer für die reformirte Religion brachte die Lutheraner in Böhmen, ſein Angriff auf die Bilder die Papiſten dieſes Königreichs gegen ihn auf. Neue drückende Auflagen entzogen ihm die Liebe des Volks. Die fehlgeſchlagene Erwartung der böhmiſchen Großen erkältete ihren Eifer, das Ausbleiben fremden Beiſtandes ſtimmte ihre Zuverſicht herab. Anſtatt ſich mit unermüdetem Eifer der Reichsverwaltung zu widmen, verſchwendete Friedrich ſeine Zeit in Ergötzlichkeiten; anſtatt durch eine weiſe Sparſamkeit ſeinen Schatz zu vergrößern, zerſtreute er in unnützem theatraliſchem Prunke und übel angewandter Freigebigkeit die Einkünfte ſeiner Länder. Mit ſorgloſem Leichtſinne beſpiegelte er ſich in ſeiner neuen Würde, und über dem unzeitigen Beſtreben, ſeiner Krone froh zu werden, vergaß er die dringendere Sorge, ſie auf ſeinem Haupte zu befeſtigen.

So ſehr man ſich in ihm geirrt hatte, ſo unglücklich hatte ſich Friedrich in ſeinen Erwartungen von auswärtigem Beiſtande verrechnet. Die meiſten Mitglieder der Union trennten die böhmiſchen Angelegenheiten von dem Zwecke ihres Bundes; andere ihm ergebene Reichsſtände feſſelte blinde Furcht vor dem Kaiſer. Churſachſen und Heſſendarmſtadt hatte Ferdinand für ſich gewonnen; Niederöſterreich, von wo aus man eine nachdrückliche Diverſion erwartete, hatte dem Kaiſer gehuldigt, Bethlen Gabor einen Waffenſtillſtand mit ihm geſchloſſen. Dänemark wußte der Wiener Hof durch Geſandtſchaften einzuſchläfern, Schweden durch einen Krieg mit Polen zu beſchäftigen. Die Republik Holland hatte Mühe, ſich der ſpaniſchen Waffen zu erwehren; Venedig und Savoyen blieben unthätig; König Jakob von England wurde von der ſpaniſchen

Argliſt betrogen. Ein Freund nach dem andern zog ſich zurück, eine Hoffnung nach der andern verſchwand. — So ſchnell hatte ſich Alles in wenigen Monaten verändert!

Indeſſen verſammelten die Häupter der Union eine Kriegsmacht; der Kaiſer und die Ligue thaten ein Gleiches. Die Macht der letztern ſtand unter Maximilians Fahnen bei Donauwörth verſammelt; die Macht der Unirten bei Ulm, unter dem Markgrafen von Anspach. Der entſcheidende Augenblick ſchien endlich herbeigekommen zu ſeyn, der dieſe lange Zwiſtigkeit durch einen Hauptſtreich endigen und das Verhältniß beider Kirchen in Deutſchland unwiderruflich beſtimmen ſollte. Aengſtlich war auf beiden Seiten die Erwartung geſpannt. Wie ſehr aber erſtaunte man, als auf Einmal die Botſchaft des Friedens kam, und beide Armeen ohne Schwertſchlag auseinander gingen!

Frankreichs Dazwiſchenkunft hatte dieſen Frieden bewirkt, welchen beide Theile mit gleicher Bereitwilligkeit umfaßten. Das franzöſiſche Miniſterium, durch keinen Heinrich den Großen mehr geleitet, deſſen Staatsmaxime vielleicht auch auf die damalige Lage des Königreichs nicht mehr anzuwenden war, fürchtete jetzt das Wachsthum des öſterreichiſchen Hauſes viel weniger, als die Machtvergrößerung der Calviniſten, wenn ſich das pfälziſche Haus auf dem böhmiſchen Throne behaupten ſollte. Mit ſeinen eigenen Calviniſten eben damals in einen gefährlichen Streit verwickelt, hatte es keine dringendere Angelegenheit, als die proteſtantiſche Faktion in Böhmen ſo ſchnell als möglich unterdrückt zu ſehen, ehe die Faktion der Hugenotten in Frankreich ſich ein gefährliches Muſter daran nähme. Um alſo dem Kaiſer gegen die Böhmen geſchwind freie Hände zu machen, ſtellte er ſich zwiſchen der Union und Ligue als Mittelsperſon dar, und verglich jenen unerwarteten Frieden, deſſen wichtigſter Artikel war, „daß die Union ſich jedes Antheils an den böhmiſchen Händeln begeben, und den Beiſtand, welchen ſie Friedrich dem Fünften leiſten würde, nicht über die pfälziſchen Länder deſſelben erſtrecken ſollte.“ Maximilians Entſchloſſenheit, und die Furcht, zwiſchen den liguiſtiſchen Truppen und einem neuen kaiſerlichen Heere, welches aus den Niederlanden im Anmarſch war, in's Gedränge zu gerathen, bewog die Union zu dieſem ſchimpflichen Frieden.

Die ganze Macht Bayerns und die Ligue ſtand jetzt dem Kaiſer gegen die Böhmen zu Gebote, welche der Ulmiſche Vergleich ihrem Schickſale überließ. Schneller, als das Gerücht den Vorgang zu Ulm dort verbreiten konnte, erſchien Maximilian in Oberöſterreich, wo die beſtürzten Stände, auf keinen Feind gefaßt, die Gnade des Kaiſers mit einer ſchnellen und unbedingten Huldigung erkauften. In Niederöſterreich zog der Herzog die niederländiſchen Truppen des Grafen von Boucquoi an ſich, und dieſe kaiſerlich-bayeriſche Armee, nach ihrer Vereinigung zu fünfzigtauſend Mann angewachſen, drang ohne Zeitverluſt in das böhmiſche Gebiet. Alle böhmiſchen Geſchwader, welche in Niederöſterreich und Mähren zerſtreut waren, trieb ſie fliehend vor ſich her; alle Städte, welche es wagten, Widerſtand zu thun, wurden mit ſtürmender Hand erobert; andere, durch das Gerücht ihrer Züchtigung erſchreckt, öffneten freiwillig ihre Thore; nichts hinderte den reißenden Lauf Maximilians. Weichend zog ſich die böhmiſche Armee, welche der tapfere Fürſt Chriſtian von Anhalt commandirte, in die Nachbarſchaft von Prag, wo ihr Maximilian an den Mauern dieſer Hauptſtadt ein Treffen lieferte.

Die ſchlechte Verfaſſung, in welcher er die Armee der Rebellen zu überraſchen hoffte, rechtfertigte dieſe Schnelligkeit des Herzogs, und verſicherte ihm den Sieg. Nicht dreißigtauſend Mann hatte Friedrich beiſammen; achttauſend hatte der Fürſt von Anhalt ihm zugeführt, zehntauſend Ungarn ließ Bethlen Gabor zu ſeinen Fahnen ſtoßen. Ein Einfall des Churfürſten von Sachſen in die Lauſitz hatte ihm alle Hülfe abgeſchnitten, welche er von dieſem Lande und von Schleſien her erwartete, die Beruhigung Oeſterreichs alle, welche er ſich von dorther verſprach. Bethlen Gabor, ſein wichtigſter Bundesgenoſſe, verhielt ſich ruhig; die Union hatte ihn an den Kaiſer verrathen. Nichts blieb ihm übrig, als ſeine Böhmen, und dieſen fehlte es an gutem Willen, Eintracht und Muth. Die böhmiſchen Magnaten ſahen ſich mit Verdruß gegen deutſche Generale zurückgeſetzt, Graf Mannsfeld blieb, von dem böhmiſchen Hauptlager getrennt, in Pilſen zurück, um nicht unter Anhalt und Hohenlohe zu dienen. Dem Soldaten, welchem auch das Nothwendigſte fehlte, entfiel aller freudige Muth, und die ſchlechte Mannszucht unter dem Heere gab dem Landmanne Urſache zu den bitterſten Klagen. Umſonſt zeigte ſich Friedrich in dem Lager, den Muth der Soldaten durch ſeine Gegenwart, die Nacheiferung des Adels durch ſein Beiſpiel zu ermuntern.

Auf dem weißen Berge, unweit Prag, fingen die Böhmen an, ſich zu verſchanzen, als von der vereinigten kaiſerlich-baveriſchen Armee (am 8. November 1620) der Angriff geſchah. Am Anfange des Treffens wurden einige Vortheile von der Reiterei des Prinzen von Anhalt erfochten; aber die Uebermacht des Feindes vernichtete ſie bald. Unwiderſtehlich drangen die Bavern und Wallonen vor, und die ungariſche Reiterei war die erſte, welche den Rücken wandte. Das böhmiſche Fußvolk folgte bald ihrem Beiſpiele, und in der allgemeinen Flucht wurden endlich auch die Deutſchen mit fortgeriſſen. Zehn Kanonen, welche die ganze Artillerie Friedrichs ausmachten, fielen in Feindes Hände. Viertauſend Böhmen blieben auf der Flucht und im Treffen; kaum etliche Hundert von den Kaiſerlichen und Liguiſten. In weniger als einer Stunde war dieſer entſcheidende Sieg erfochten.

Friedrich ſaß zu Prag bei der Mittagstafel, als ſeine Armee an den Mauern ſich für ihn niederſchießen ließ. Vermuthlich hatte er an dieſem Tage noch keinen Angriff erwartet, weil er eben heute ein Gaſtmahl beſtellte. Ein Eilbote zog ihn endlich vom Tiſche, und von dem Walle herab zeigte ſich ihm die ganze ſchreckliche Scene. Um einen überlegten Entſchluß zu faſſen, erbat er ſich einen Stillſtand von vierundzwanzig Stunden; achte waren Alles, was der Herzog ihm bewilligte.

Friedrich benutzte ſie, ſich mit ſeiner Gemahlin und den Vornehmſten der Armee des Nachts aus der Hauptſtadt zu flüchten. Die Flucht geſchah in ſolcher Eilfertigkeit, daß der Fürſt von Anhalt ſeine geheimſten Papiere und **Friedrich** ſeine Krone zurückließ. „Ich weiß nun, wer ich bin,“ ſagte dieſer unglückliche Fürſt zu denen, welche ihm Troſt zuſprachen. „Es gibt Tugenden, welche nur das Unglück uns lehren kann, und nur in der Widerwärtigkeit erfahren wir Fürſten, wer wir ſind.“

Prag war noch nicht ohne Rettung verloren, als **Friedrichs** Kleinmuth es aufgab. **Mannsfelds** fliegendes Commando ſtand noch in Pilſen und hatte die Schlacht nicht geſehen. **Bethlen** Gabor konnte jeden Augenblick ſich feindſelig erklären und die Macht des Kaiſers nach der ungariſchen Grenze abrufen. Die geſchlagenen Böhmen konnten ſich erholen, Krankheit, Hunger und rauhe Witterung den Feind aufreiben — alle dieſe Hoffnungen verſchwanden vor der gegenwärtigen Furcht. **Friedrich** fürchtete den Unbeſtand der Böhmen, welche leicht der Verſuchung unterliegen konnten, mit Auslieferung ſeiner Perſon die Verzeihung des Kaiſers zu erkaufen.

Thurn und die in gleicher Verdammniß mit ihm waren, fanden es eben ſo wenig rathſam, in den Mauern von Prag ihr Schickſal zu erwarten. Sie entwichen nach Mähren, um bald darauf ihre Rettung in Siebenbürgen zu ſuchen. **Friedrich** entfloh nach Breslau, wo er aber nur kurze Zeit verweilte, um an dem Hofe des Churfürſten von Brandenburg und endlich in Holland eine Zuflucht zu finden.

Das Treffen bei Prag hatte das ganze Schickſal Böhmens entſchieden. Prag ergab ſich gleich den andern Tag an den Sieger; die übrigen Städte folgten dem Beiſpiele der Hauptſtadt. Die Stände huldigten ohne Bedingung; das Nämliche thaten die Schleſier und Mährer. Drei Monate ließ der Kaiſer verſtreichen, ehe er eine Unterſuchung über das Vergangene anſtellte. Viele von denen, welche im erſten Schrecken flüchtig geworden, zeigten ſich, voll Vertrauen auf dieſe ſcheinbare Mäßigung, wieder in der Hauptſtadt. Aber an Einem Tage und zu derſelben Stunde brach das Ungewitter aus. Achtundvierzig der thätigſten Beförderer des Aufſtandes wurden gefangen genommen und vor eine außerordentliche Commiſſion gezogen, die aus gebornen Böhmen und Oeſterreichern niedergeſetzt war. Siebenundzwanzig von ihnen ſtarben auf dem Blutgerüſte; von dem gemeinen Volke eine unzählige Menge. Die Abweſenden wurden vorgeladen zu erſcheinen, und da keiner ſich meldete, als Hochverräther und Beleidiger der katholiſchen Majeſtät zum Tode verurtheilt, ihre Güter confiſcirt, ihre Namen an den Galgen geſchlagen. Auch die Güter ſchon verſtorbener Rebellen zog man ein. Dieſe Tyrannei war zu ertragen, weil ſie nur einzelne Privatperſonen traf, und der Raub des Einen den Andern bereicherte; deſto ſchmerzhafter aber war der Druck, der ohne Unterſchied über das ganze Königreich erging. Alle proteſtantiſchen Prediger wurden des Landes verwieſen; die böhmiſchen ſogleich, etwas ſpäter die deutſchen. Den Majeſtätsbrief durchſchnitt

Ferdinand mit eigener Hand, und verbrannte das Siegel. Sieben Jahre nach der Prager Schlacht war alle Religionsduldung gegen die Proteſtanten in dem Königreiche aufgehoben. Die Gewaltthätigkeiten, welche ſich der Kaiſer gegen die Religionsprivilegien der Böhmen erlaubte, unterſagte er ſich gegen ihre politiſche Conſtitution, und indem er ihnen die Freiheit des Denkens nahm, ließ er ihnen großmüthig noch das Recht, ſich ſelbſt zu taxiren.

Der Sieg auf dem weißen Berge ſetzte Ferdinanden in den Beſitz aller ſeiner Staaten; ja, er gab ſie ihm ſogar mit einer größern Gewalt zurück, als ſein Vorgänger darin beſeſſen hatte, weil die Huldigung ohne Bedingung geleiſtet wurde, und kein Majeſtätsbrief ſeine landesherrliche Hoheit mehr beſchränkte. Das Ziel aller ſeiner gerechten Wünſche war alſo erfüllt, und über alle ſeine Erwartungen.

Jetzt konnte er ſeine Bundesgenoſſen entlaſſen, und ſeine Armeen zurückrufen. Der Krieg war geendigt, wenn er auch nichts als gerecht war; wenn er großmüthig und gerecht war, ſo war's auch die Strafe. Das ganze Schickſal Deutſchlands lag jetzt in ſeiner Hand, und vieler Millionen Glück und Elend beruhte auf dem Entſchluſſe, den er faßte. Nie lag eine ſo große Entſcheidung in Eines Menſchen Hand; nie ſtiftete Eines Menſchen Verblendung ſo viel Verderben.

Zweites Buch.

Der Entſchluß, welchen Ferdinand jetzt faßte, gab dem Kriege eine ganz andere Richtung, einen andern Schauplatz und andere Spieler. Aus einer Rebellion in Böhmen und einem Executionszuge gegen Rebellen ward ein deutſcher und bald ein europäiſcher Krieg. Jetzt alſo iſt es Zeit, einen Blick auf Deutſchland und das übrige Europa zu werfen.

So ungleich der Grund und Boden des deutſchen Reichs und die Vorrechte ſeiner Glieder unter Katholiken und Proteſtanten vertheilt waren, ſo durfte jede Partei nur ihre eigenthümlichen Vortheile nutzen, nur in ſtaatskluger Eintracht zuſammenhalten, um ihrer Gegenpartei gewachſen zu bleiben. Wenn die katholiſche die überlegene Zahl für ſich hatte, und von der Reichsconſtitution mehr begünſtigt war, ſo beſaß die proteſtantiſche eine zuſammenhängende Strecke volkreicher Länder, ſtreitbare Fürſten, einen kriegeriſchen Adel, zahlreiche Armeen, wohlhabende Reichsſtädte, die Herrſchaft des Meers, und auf den ſchlimmſten Fall einen zuverläſſigen Anhang in den Ländern katholiſcher Fürſten. Wenn die katholiſche Spanien und Italien zu ihrem Beiſtand bewaffnen konnte, ſo öffneten die Republiken Venedig, Holland und England der proteſtantiſchen ihre Schätze, ſo fand ſie die Staaten des Nordens und die furchtbare türkiſche Macht zu ſchneller Hülfe bereit. Brandenburg, Sachſen und Pfalz ſetzten den drei geiſtlichen Stimmen im Churfürſtenrathe drei bedeutende proteſtantiſche Stimmen entgegen, und für den Churfürſten von Böhmen, wie für den Erzherzog von Oeſterreich, war die Kaiſerwürde eine Feſſel, wenn die proteſtantiſchen Reichsſtände ihre Wichtigkeit zu benutzen verſtanden. Das Schwert der Union konnte das Schwert der Ligue in der Scheide halten, oder doch den Ausſchlag des Kriegs, wenn es wirklich dazu kam, zweifelhaft machen. Aber Privatverhältniſſe zerriſſen leider das allgemeine politiſche Band, welches die proteſtantiſchen Reichsglieder zuſammenhalten ſollte. Der große Zeitpunkt fand nur mittelmäßige Geiſter auf der Bühne, und unbenutzt blieb der entſcheidende Moment, weil es den Muthigen an Macht, den Mächtigen an Einſicht, Muth und Entſchloſſenheit fehlte.

Das Verdienſt ſeines Ahnherrn Moritz, der Umfang ſeiner Länder und das Gewicht ſeiner Stimme, ſtellten den Churfürſten von Sachſen an die Spitze des proteſtantiſchen Deutſchlands. Von dem Entſchluſſe, den dieſer Prinz faßte, hing es ab, welche von beiden ſtreitenden Parteien den Sieg behalten ſollte; auch war Johann Georg nicht unempfindlich gegen die Vortheile, welche ihm dieſes wichtige Verhältniß verſchaffte. Eine gleich bedeutende Eroberung für den Kaiſer und für den proteſtantiſchen Bund, vermied er ſorgfältig, ſich an einen von beiden ganz zu verſchenken, und durch eine unwiderrufliche Erklärung, ſich entweder der

Dankbarkeit des Kaiſers anzuvertrauen, oder die Vortheile aufzugeben, welche von der Furcht dieſes Fürſten zu gewinnen waren. Unangeſteckt von dem Schwindel ritterlicher oder religiöſer Begeiſterung, welcher einen Souverain nach dem andern dahinriß, Krone und Leben an das Glücksſpiel des Kriegs zu wagen, ſtrebte Johann Georg dem ſolidern Ruhme nach, das Seinige zu Rath zu halten und zu verbeſſern. Wenn ſeine Zeitgenoſſen ihn anklagten, daß er mitten im Sturme die proteſtantiſche Sache verlaſſen; daß er der Vergrößerung ſeines Hauſes die Errettung des Vaterlandes nachgeſetzt; daß er die ganze evangeliſche Kirche in Deutſchland dem Untergange bloßgeſtellt habe, um nur für die reformirte den Arm nicht zu erheben; wenn ſie ihn anklagten, daß er der gemeinen Sache als ein unzuverläſſiger Freund nicht viel weniger geſchadet habe, als ihre erklärteſten Feinde: ſo war es die Schuld dieſer Fürſten, welche ſich Johann Georgs weiſe Politik nicht zum Muſter nahmen. Wenn, dieſer weiſen Politik ungeachtet, der ſächſiſche Landmann, wie jeder andere, über die Greuel der kaiſerlichen Durchzüge ſeufzte; wenn ganz Deutſchland Zeuge war, wie Ferdinand ſeinen Bundsgenoſſen täuſchte und ſeiner Verſprechungen ſpottete — wenn Johann Georg dieſes endlich ſelbſt zu bemerken glaubte — deſto mehr Schande für den Kaiſer, der ein ſo redliches Vertrauen ſo grauſam hinterging!

Wenn übertriebenes Vertrauen auf Oeſterreich und Hoffnung, ſeine Länder zu vermehren, dem Churfürſten von Sachſen die Hände banden, ſo hielten Furcht vor Oeſterreich und Angſt, ſeine Länder zu verlieren, den ſchwachen Georg Wilhelm von Brandenburg in weit ſchimpflichern Feſſeln. Was man dieſen beiden Fürſten zum Vorwurf machte, hätte dem Churfürſten von der Pfalz ſeinen Ruhm und ſeine Länder gerettet. Raſches Vertrauen auf ungeprüfte Kräfte, der Einfluß franzöſiſcher Rathſchläge und der verführeriſche Glanz einer Krone hatten dieſen unglücklichen Fürſten zu einem Wageſtücke hingeriſſen, dem weder ſein Genie noch ſeine politiſche Verfaſſung gewachſen war. Durch Zertheilung ſeiner Lande und die ſchlechte Harmonie ſeiner Beherrſcher wurde die Macht des pfälziſchen Hauſes geſchwächt, welche, in einer einzigen Hand verſammelt, den Ausſchlag des Kriegs noch lange Zeit hätte zweifelhaft machen können.

Eben dieſe Zerſtückelung der Lande entkräftete auch das Fürſtenhaus Heſſen, und die Verſchiedenheit der Religion unterhielt zwiſchen Darmſtadt und Kaſſel eine verderbliche Trennung. Die Linie Darmſtadt, der Augsburgiſchen Confeſſion zugethan, hatte ſich unter die Flügel des Kaiſers geflüchtet, der ſie auf Unkoſten der reformirten Linie Kaſſel begünſtigte. Während daß ſeine Religionsverwandten für Glauben und Freiheit ihr Blut verſpritzten, zog Landgraf Georg von Darmſtadt Sold von dem Kaiſer. Aber ganz ſeines Ahnherrn werth, der hundert Jahre früher unternommen hatte, Deutſchlands Freiheit gegen den furchtbaren Karl zu vertheidigen, erwählte Wilhelm von Kaſſel die Partei der Gefahr und Ehre. Ueber den Kleinmuth erhaben, der ungleich mächtigere Fürſten unter

Ferdinands Allgewalt beugte, war Landgraf Wilhelm der Erſte, der ſeinen Heldenarm freiwillig dem ſchwediſchen Helden brachte, und Deutſchlands Fürſten ein Beiſpiel gab, mit welchem keiner den Anfang machen wollte. So viel Muth ſein Entſchluß verrieth, ſo viel Standhaftigkeit zeigte ſeine Beharrung, ſo viel Tapferkeit ſeine Thaten. Mit kühner Entſchloſſenheit ſtellte er ſich vor ſein blutendes Land, und empfing einen Feind mit Spott, deſſen Hände noch von dem Mordbrande zu Magdeburg rauchten.

Landgraf Wilhelm iſt es werth, neben dem heldenreichen Stamme der Erneſtinen zur Unſterblichkeit zu gehen. Langſam erſchien dir der Tag der Rache, unglücklicher Johann Friedrich, edler, unvergeßlicher Fürſt! Langſam, aber glorreich ging er auf. Deine Zeiten kamen wieder, und auf deine Enkel ſtieg dein Heldengeiſt herab. Ein tapferes Geſchlecht von Fürſten geht hervor aus Thüringens Wäldern, durch unſterbliche Thaten das Urtheil zu beſchämen, das den Churhut von deinem Haupte ſtieß, durch aufgehäufte blutige Todtenopfer deinen zürnenden Schatten zu verſöhnen. Deine Länder konnte der Spruch des Siegers ihnen rauben; aber nicht die patriotiſche Tugend, wodurch du ſie verwirkteſt, nicht den ritterlichen Muth, der, ein Jahrhundert ſpäter, den Thron ſeines Enkels wanken machen wird. Deine und Deutſchlands Rache ſchliff ihnen gegen Habsburgs Geſchlecht einen heiligen Degen, und von einer Heldenhand zur andern erbt ſich der unbeſiegte Stahl. Als Männer vollführen ſie, was ſie als Herrſcher nicht vermögen, und ſterben einen glorreichen Tod — als die tapferſten Soldaten der Freiheit. Zu ſchwach an Ländern, um mit eigenen Heeren ihren Feind anzufallen, richten ſie fremde Donner gegen ihn und führen fremde Fahnen zum Siege.

Deutſchlands Freiheit, aufgegeben von den mächtigen Ständen, auf welche doch allein ihre Wohlthat zurückfloß, wurde von einer kleinen Anzahl Prinzen vertheidigt, für welche ſie kaum einen Werth beſaß. Der Beſitz von Ländern und Würden ertödtete den Muth; Mangel an beiden machte Helden. Wenn Sachſen, Brandenburg u. a. m. ſich ſchüchtern zurückgezogen, ſo ſah man die Anhalt, die Mannsfeld, die Prinzen von Weimar u. a. ihr Blut in mörderiſchen Schlachten verſchwenden. Die Herzoge von Pommern, von Mecklenburg, von Lüneburg, von Würtemberg, die Reichsſtädte in Oberdeutſchland, denen das Reichsoberhaupt von jeher ein gefürchteter Name war, entzogen ſich furchtſam dem Kampfe mit dem Kaiſer, und beugten ſich murrend unter ſeine zermalmende Hand.

Oeſterreich und das katholiſche Deutſchland hatten an dem Herzoge Maximilian von Bayern einen eben ſo mächtigen als ſtaatsklugen und tapfern Beſchützer. Im ganzen Laufe dieſes Kriegs einem einzigen überlegten Plane getreu, nie ungewiß zwiſchen ſeinem Staatsvortheile und ſeiner Religion, nie Sklave Oeſterreichs, das für ſeine Größe arbeitete und vor ſeinem rettenden Arme zitterte, hätte Maximilian es verdient, die Würden und Länder, welche ihn belohnten, von einer beſſern Hand, als der Willkühr, zu empfangen. Die übrigen katholiſchen Stände, größten Theils geiſtliche

Fürſten, zu unkriegeriſch, um den Schwärmen zu widerſtehen, die der Wohlſtand ihrer Länder anlockte, wurden nach einander Opfer des Kriegs, und begnügten ſich, im Kabinet und auf ihren Kanzeln einen Feind zu verfolgen, vor welchem ſie ſich im Felde nicht zu ſtellen wagten. Alle, entweder Sklaven Oſterreichs oder Bayerns, wichen neben Maximilian in Schatten zurück; erſt in den Händen dieſes Fürſten wurde ihre verſammelte Macht von Bedeutung.

Die furchtbare Monarchie, welche Karl der Fünfte und ſein Sohn aus den Niederlanden, aus Mailand und beiden Sicilien, aus den weitläufigen oſt- und weſtindiſchen Ländern unnatürlich zuſammen zwangen, neigte ſich ſchon unter Philipp dem Dritten und Vierten zu ihrem Falle. Von unfruchtbarem Golde zu einer ſchnellen Größe gebläht, ſah man dieſe Monarchie an einer langſamen Zehrung ſchwinden, weil ihr die Milch der Staaten, der Feldbau, entzogen wurde. Die weſtindiſchen Eroberungen hatten Spanien in Armuth geſtürzt, um alle Märkte Europens zu bereichern, und Wechsler zu Antwerpen, Venedig und Genua wucherten längſt mit dem Golde, das noch in den Schachten von Peru ſchlief. Indiens wegen hatte man die ſpaniſchen Länder entvölkert, Indiens Schätze an die Wiedereroberung Hollands, an das chimäriſche Projekt, die franzöſiſche Thronfolge umzuſtoßen, an einen verunglückten Angriff auf England verſchwendet. Aber der Stolz dieſes Hofes hatte den Zeitpunkt ſeiner Größe, der Haß ſeiner Feinde ſeine Furchtbarkeit überlebt, und der Schrecken ſchien noch um die verlaſſene Höhle des

Löwen zu ſchweben. Das Mißtrauen der Proteſtanten lieh dem Miniſterium Philipps des Dritten die gefährliche Staatskunſt ſeines Vaters, und bei den deutſchen Katholiken beſtand noch immer das Vertrauen auf ſpaniſche Hülfe, wie der Wunderglaube an die Knochen der Märtyrer. Aeußerliches Gepränge verbarg die Wunden, an denen dieſe Monarchie ſich verblutete, und die Meinung von ihren Kräften blieb, weil ſie den hohen Ton ihrer goldenen Tage fortführte. Sklaven zu Hauſe und Fremdlinge auf ihrem eigenen Throne, gaben die ſpaniſchen Schattenkönige ihren deutſchen Verwandten Geſetze; und es iſt erlaubt, zu zweifeln, ob der Beiſtand, den ſie leiſteten, der ſchimpflichen Abhängigkeit werth war, womit die deutſchen Kaiſer denſelben erkaufen mußten. Hinter den Pyrenäen wurde von unwiſſenden Mönchen und ränkevollen Günſtlingen Europens Schickſal geſponnen. Aber auch in ihrem tiefſten Verfalle mußte eine Macht furchtbar bleiben, die den erſten an Umfang nicht wich, die, wo nicht aus ſtandhafter Politik, doch aus Gewohnheit demſelben Staatsſyſtem unverändert getreu blieb, die geübte Armeen und treffliche Generale beſaß, die, wo der Krieg nicht zureichte, zu dem Dolche der Banditen griff, und ihre öffentlichen Geſandten als Mordbrenner zu gebrauchen wußte. Was ſie gegen drei Weltgegenden einbüßte, ſuchte ſie gegen Oſten wieder zu gewinnen, und Europa lag in ihrer Schlinge, wenn ihr der lange vorbereitete Anſchlag gelang, zwiſchen den Alpen und dem adriatiſchen Meere mit den Erblanden Oeſterreichs zuſammenzufließen.

Zu großer Beunruhigung der dortigen Staaten hatte ſich dieſe beſchwerliche Macht in Italien eingedrungen, wo ihr fortgeſetztes Streben nach Vergrößerung alle benachbarten Souverains für ihre Beſitzungen zittern machte. In der gefährlichſten Lage befand ſich der Papſt, den die ſpaniſchen Vicekönige zwiſchen Neapel und Mailand in die Mitte nahmen. Die Republik Venedig ſah ſich zwiſchen dem öſterreichiſchen Tyrol und dem ſpaniſchen Mailand gepreßt; Savoyen kam zwiſchen eben dieſem Lande und Frankreich in's Gedränge. Daher die wandelbare und zweideutige Politik, welche ſeit Karls des Fünften Tagen von den Staaten Italiens beobachtet wurde. Die doppelte Perſon, welche die Päpſte vorſtellten, erhielt ſie ſchwankend zwiſchen zwei ganz widerſprechenden Staatsſyſtemen. Wenn der Nachfolger Petri in den ſpaniſchen Prinzen ſeine folgſamſten Söhne, die ſtandhafteſten Vertheidiger ſeines Stuhls verehrte, ſo hatte der Fürſt des Kirchenſtaats in eben dieſen Prinzen ſeine ſchlimmſten Nachbarn, ſeine gefährlichſten Gegner zu fürchten. Wenn dem Erſtern keine Angelegenheit näher ging, als die Proteſtanten vertilgt und die öſterreichiſchen Waffen ſiegreich zu ſehen, ſo hatte der Letztere Urſache, die Waffen der Proteſtanten zu ſegnen, die ſeinen Nachbar außer Stand ſetzten, ihm gefährlich zu werden. Das Eine oder das Andere behielt die Oberhand, je nachdem die Päpſte mehr um ihre weltliche Macht, oder um ihre geiſtliche Herrſchaft bekümmert waren; im Ganzen aber richtete ſich die römiſche Staatskunſt nach der dringendern Gefahr — und es iſt bekannt, wie viel mächtiger die

Furcht, ein gegenwärtiges Gut zu verlieren, das Gemüth zu beſtimmen pflegt, als die Begierde, ein längſt verlornes wieder zu gewinnen. So wird es begreiflich, wie ſich der Statthalter Chriſti mit dem öſterreichiſchen Hauſe zum Untergange der Ketzer, und wie ſich eben dieſer Statthalter Chriſti mit eben dieſen Ketzern zum Untergange des öſterreichiſchen Hauſes verſchwören konnte. Bewundernswürdig verflochten iſt der Faden der Weltgeſchichte! Was möchte wohl aus der Reformation — was aus der Freiheit der deutſchen Fürſten geworden ſeyn, wenn der Biſchof zu Rom und der Fürſt zu Rom beſtändig Ein Intereſſe gehabt hätten?

Frankreich hatte mit ſeinem vortrefflichen Heinrich ſeine ganze Größe und ſein ganzes Gewicht auf der politiſchen Wage Europens verloren. Eine ſtürmiſche Minderjährigkeit zernichtete alle Wohlthaten der vorhergehenden kraftvollen Regierung. Unfähige Miniſter, Geſchöpfe der Gunſt und Intrigue, zerſtreuten in wenigen Jahren die Schätze, welche Sully's Oekonomie und Heinrichs Sparſamkeit aufgehäuft hatten. Kaum vermögend, ihre erſchlichene Gewalt gegen innere Faktionen zu behaupten, mußten ſie es aufgeben, das große Steuer Europens zu lenken. Der nämliche Bürgerkrieg, welcher Deutſchland gegen Deutſchland bewaffnete, brachte auch Frankreich gegen Frankreich in Aufruhr, und Ludwig der Dreizehnte tritt ſeine Volljährigkeit nur an, um ſeine eigene Mutter und ſeine proteſtantiſchen Unterthanen zu bekriegen. Dieſe, durch Heinrichs erleuchtete Politik in Feſſeln gehalten, greifen jetzt, durch die Gelegenheit aufgeweckt und von einigen unternehmenden Führern ermuntert, zum Gewehr, ziehen ſich im Staat zu einem eigenen Staat zuſammen, und beſtimmen die feſte und mächtige Stadt Rochelle zum Mittelpunkt ihres werdenden Reichs. Zu wenig Staatsmann, um durch eine weiſe Toleranz dieſen Bürgerkrieg in der Geburt zu erſticken, und doch viel zu wenig Herr über die Kräfte ſeines Staats, um ihn mit Nachdruck zu führen, ſieht ſich Ludwig der Dreizehnte bald zu dem erniedrigenden Schritte gebracht, die Unterwerfung der Rebellen durch große Geldſummen zu erkaufen. So ſehr ihm auch die Staatsklugheit rathen mochte, die Rebellen in Böhmen gegen Oeſterreich zu unterſtützen, ſo unthätig mußte Heinrichs des Vierten Sohn für jetzt noch ihrem Untergange zuſehen, glücklich genug, wenn ſich die Calviniſten in ſeinem Reiche ihrer Glaubensgenoſſen jenſeits des Rheins nicht zur Unzeit erinnerten. Ein großer Geiſt am Ruder des Staats würde die Proteſtanten in Frankreich zum Gehorſam gebracht, und ihren Brüdern in Deutſchland die Freiheit erfochten haben; aber Heinrich der Vierte war nicht mehr, und erſt Richelieu ſollte ſeine Staatskunſt wieder hervorrufen.

Indem Frankreich von der Höhe ſeines Ruhms wieder herunterſank, vollendete das freigewordene Holland den Bau ſeiner Größe. Noch war der begeiſterte Muth nicht verraucht, der, von dem Geſchlecht der Oranier entzündet, dieſe kaufmänniſche Nation in ein Heldenvolk verwandelt, und ſie fähig gemacht hatte, ihre Unabhängigkeit in einem mörderiſchen Kriege gegen das ſpaniſche Haus zu behaupten. Eingedenk, wie viel ſie ſelbſt bei ihrer Befreiung fremdem Beiſtande ſchuldig waren, brannten dieſe Republikaner von Begierde, ihren deutſchen Brüdern zu einem ähnlichen Schickſale zu verhelfen, und dies um ſo mehr, da beide gegen den nämlichen Feind ſtritten, und Deutſchlands Freiheit der Freiheit Hollands zur beſten Bruſtwehr diente. Aber eine Republik, die noch um ihr eigenes Daſeyn kämpfte, die mit den bewundernswürdigſten Anſtrengungen einem überlegenen Feinde in ihrem eigenen Gebiete kaum gewachſen blieb, durfte ihre Kräfte der nothwendigen Selbſtvertheidigung nicht entziehen, um ſie mit großmüthiger Politik für fremde Staaten zu verſchwenden.

Auch England, obgleich unterdeſſen durch Schottland vergrößert, hatte unter ſeinem ſchwachen Jakob in Europa das Gewicht nicht mehr, welches ihm der Herrſchergeiſt ſeiner Eliſabeth zu verſchaffen gewußt hatte. Ueberzeugt, daß die Wohlfahrt ihrer Inſel an der Sicherheit der Proteſtanten befeſtigt ſey, hatte ſich dieſe ſtaatskluge Königin nie von dem Grundſatze entfernt, jede Unternehmung zu befördern, die auf Verringerung der öſterreichiſchen Macht abzielte. Ihrem Nachfolger fehlte es ſowohl an Geiſt, dieſen Grundſatz zu faſſen, als an Macht, ihn in Ausübung zu bringen. Wenn die ſparſame Eliſabeth ihre Schätze nicht ſchonte, um den Niederlanden gegen Spanien, Heinrich dem Vierten gegen die Wuth der Ligue beizuſpringen, ſo überließ Jakob — Tochter, Enkel und Eidam der Willkühr eines unverſöhnlichen Siegers. Während daß dieſer König ſeine Gelehrſamkeit erſchöpfte, um den Urſprung der königlichen Majeſtät im Himmel aufzuſuchen, ließ er die ſeinige auf Erden verfallen. Indem er ſeine

Beredſamkeit anſtrengte, das unumſchränkte Recht der Könige zu erweiſen, erinnerte er die engliſche Nation an das ihrige, und verſcherzte durch eine unnütze Geldverſchwendung ſein wichtigſtes Regal, das Parlament zu entbehren und der Freiheit ihre Stimme zu nehmen. Ein angebornes Grauen vor jeder bloßen Klinge ſchreckte ihn auch von dem gerechteſten Kriege zurück; ſein Liebling, Buckingham, ſpielte mit ſeinen Schwächen, und ſeine ſelbſtgefällige Eitelkeit machte es der ſpaniſchen Argliſt leicht, ihn zu betrügen. Während daß man ſeinen Eidam in Deutſchland zu Grunde richtete und das Erbtheil ſeiner Enkel an Andere verſchenkte, zog dieſer blödſinnige Fürſt mit glückſeligem Wohlgefallen den Weihrauch ein, den ihm Oeſterreich und Spanien ſtreuten. Um ſeine Aufmerkſamkeit von dem deutſchen Kriege abzulenken, zeigte man ihm eine Schwiegertochter in Madrid, und der ſpaßhafte Vater rüſtete ſeinen abenteuerlichen Sohn ſelbſt zu dem Gaukelſpiele aus, mit welchem dieſer ſeine ſpaniſche Braut überraſchte. Die ſpaniſche Braut verſchwand ſeinem Sohne, wie die böhmiſche Krone und der pfälziſche Churhut ſeinem Eidam, und nur der Tod entriß ihn der Gefahr, ſeine friedfertige Regierung mit einem Kriege zu beſchließen, bloß weil er den Muth nicht gehabt hatte, ihn von weitem zu zeigen.

Die bürgerlichen Stürme, durch ſein ungeſchicktes Regiment vorbereitet, erwachten unter ſeinem unglücklichen Sohne, und nöthigten dieſen bald, nach einigen unerheblichen Verſuchen, jedem Antheile an dem deutſchen Kriege zu entſagen, um die Wuth der Faktionen in ſeinem eigenen Reiche zu löſchen, von denen er endlich ein beklagenswerthes Opfer ward.

Zwei verdienſtvolle Könige, an perſönlichem Ruhme einander zwar bei weitem nicht gleich, aber gleich an Macht und Ruhmbegierde, ſetzten damals den europäiſchen Norden in Achtung. Unter der langen und thätigen Regierung **Chriſtians des Vierten** wuchs Dänemark zu einer bedeutenden Macht empor. Die perſönlichen Eigenſchaften dieſes Fürſten, eine vortreffliche Marine, auserleſene Truppen, wohlbeſtellte Finanzen und ſtaatskluge Bündniſſe vereinigten ſich, dieſem Staate einen blühenden Wohlſtand von innen, und Anſehen von außen zu verſchaffen. Schweden hatte **Guſtav Waſa** aus der Knechtſchaft geriſſen, durch eine weiſe Geſetzgebung umgeſtaltet, und den neugeſchaffenen Staat zuerſt an den Tag der Weltgeſchichte hervorgezogen. Was dieſer große Prinz nur im rohen Grundriſſe andeutete, wurde durch ſeinen größern Enkel, **Guſtav Adolph**, vollendet.

Beide Reiche, vormals in eine einzige Monarchie unnatürlich zuſammengezwungen, und kraftlos in dieſer Vereinigung, hatten ſich zu den Zeiten der Reformation gewaltſam von einander getrennt, und dieſe Trennung war die Epoche ihres Gedeihens. So ſchädlich ſich jene gezwungene Vereinigung für beide Reiche erwieſen, ſo nothwendig war den getrennten Staaten nachbarliche Freundſchaft und Harmonie. Auf beide ſtützte ſich die evangeliſche Kirche, beide hatten dieſelben Meere zu bewachen; Ein Intereſſe hätte ſie gegen denſelben Feind vereinigen ſollen. Aber der Haß, welcher die Verbindung beider Monarchien aufgelöſt hatte, fuhr fort, die längſt getrennten Nationen feindſelig zu entzweien. Noch immer konnten die däniſchen Könige ihren Anſprüchen auf das ſchwediſche Reich nicht entſagen, Schweden das Andenken der vormaligen däniſchen Tyrannei nicht verbannen. Die zuſammenfließenden Grenzen beider Reiche boten der Nationalfeindſchaft einen ewigen Zunder dar; die wachſame Eiferſucht beider Könige und unvermeidliche Handelscolliſionen in den nordiſchen Meeren ließen die Quelle des Streits nie verſiegen.

Unter den Hülfsmitteln, wodurch Guſtav Waſa, der Stifter des ſchwediſchen Reichs, ſeiner neuen Schöpfung Feſtigkeit zu geben geſucht hatte, war die Kirchenreformation eine der wirkſamſten geweſen. Ein Reichsgrundgeſetz ſchloß die Anhänger des Papſtthums von allen Staatsämtern aus, und verbot jedem künftigen Beherrſcher Schwedens, den Religionszuſtand des Reichs abzuändern. Aber ſchon Guſtavs zweiter Sohn und zweiter Nachfolger, Johann, trat zu dem Papſtthum zurück, und deſſen Sohn, Sigismund, zugleich König von Polen, erlaubte ſich Schritte, welche zum Untergange der Verfaſſung und der herrſchenden Kirche abzielten. Karln, Herzog von Südermannland, Guſtavs dritten Sohn, an ihrer Spitze, thaten die Stände einen herzhaften Widerſtand, woraus zuletzt ein offenbarer Bürgerkrieg zwiſchen dem Oheim und Neffen, zwiſchen dem Könige und der Nation ſich entzündete. Herzog Karl, während der Abweſenheit des Königs Verweſer des Reichs, benutzte Sigismunds lange

Reſidenz in Polen und den gerechten Unwillen der Stände, die Nation ſich auf's Engſte zu verbinden, und ſeinem eigenen Hauſe unvermerkt den Weg zum Throne zu bahnen. Die ſchlechten Maßregeln **Sigismunds** beförderten ſeine Abſicht nicht wenig. Eine allgemeine Reichsverſammlung erlaubte ſich, zum Vortheile des Reichsverweſers von dem Rechte der Erſtgeburt abzuweichen, welches **Guſtav Waſa** in der ſchwediſchen Thronfolge eingeführt hatte, und ſetzte den Herzog von Südermannland auf den Thron, von welchem **Sigismund** mit ſeiner ganzen Nachkommenſchaft feierlich ausgeſchloſſen wurde. Der Sohn des neuen Königs, der unter dem Namen **Karls des Neunten** regierte, war **Guſtav Adolph**, dem aus eben dieſem Grunde die Anhänger **Sigismunds**, als dem Sohne eines Thronräubers, die Anerkennung verſagten. Aber wenn die Verbindlichkeit zwiſchen König und Volk gegenſeitig iſt, wenn ſich Staaten nicht wie eine todte Waare von einer Hand zur andern forterben, ſo muß es einer ganzen einſtimmig handelnden Nation erlaubt ſeyn, einem eidbrüchigen Beherrſcher ihre Pflicht aufzukündigen und ſeinen Platz durch einen Würdigern zu beſetzen.

Guſtav Adolph hatte das ſiebzehnte Jahr noch nicht vollendet, als der ſchwediſche Thron durch den Tod ſeines Vaters erledigt wurde; aber die frühe Reife ſeines Geiſtes vermochte die Stände, den geſetzmäßigen Zeitraum der Minderjährigkeit zu ſeinem Vortheile zu verkürzen. Mit einem glorreichen Siege über ſich ſelbſt eröffnete er eine Regierung, die den Sieg zum beſtändigen Begleiter haben und ſiegend endigen ſollte. Die junge Gräfin von Brahe, eine Tochter ſeines Unterthans, hatte die Erſtlinge ſeines großen Herzens, und ſein Entſchluß war aufrichtig, den ſchwediſchen Thron mit ihr zu theilen. Aber von Zeit und Umſtänden bezwungen, unterwarf ſich ſeine Neigung der höhern Regentenpflicht, und die Heldentugend gewann wieder ausſchließend ein Herz, das nicht beſtimmt war, ſich auf das ſtille häusliche Glück einzuſchränken.

Chriſtian der Vierte von Dänemark; König ſchon, ehe Guſtav das Licht der Welt erblickte, hatte die ſchwediſchen Grenzen angefallen, und über den Vater dieſes Helden wichtige Vortheile errungen. Guſtav Adolph eilte, dieſen verderblichen Krieg zu endigen, und erkaufte durch weiſe Aufopferungen den Frieden, um ſeine Waffen gegen den Czaar von Moskau zu kehren. Nie verſuchte ihn der zweideutige Ruhm eines Eroberers, das Blut ſeiner Völker in ungerechten Kriegen zu verſpritzen; aber ein gerechter wurde nie von ihm verſchmäht. Seine Waffen waren glücklich gegen Rußland, und das ſchwediſche Reich ſah ſich mit wichtigen Provinzen gegen Oſten vergrößert.

Unterdeſſen ſetzte König Sigismund von Polen gegen den Sohn die feindſeligen Geſinnungen fort, wozu der Vater ihn berechtigt hatte, und ließ keinen Kunſtgriff unverſucht, die Unterthanen Guſtav Adolphs in ihrer Treue wankend, ſeine Freunde kaltſinnig, ſeine Feinde unverſöhnlich zu machen. Weder die großen Eigenſchaften ſeines Gegners, noch die gehäufteſten Merkmale von Ergebenheit, welche Schweden ſeinem angebeteten Könige gab, konnten jenen verblendeten

Fürſten von der thörichten Hoffnung heilen, den verlornen Thron wieder zu beſteigen. Alle Friedensvorſchläge Guſtavs wurden mit Uebermuth verſchmäht. Unwillkührlich ſah ſich dieſer friedliebende Held in einen langwierigen Krieg mit Polen verwickelt, in welchem nach und nach ganz Liefland und Polniſch-Preußen der ſchwediſchen Herrſchaft unterworfen wurden. Immer Sieger, war Guſtav Adolph immer der Erſte bereit, die Hand zum Frieden zu bieten.

Dieſer ſchwediſch-polniſche Krieg fällt in den Anfang des dreißigjährigen in Deutſchland, mit welchem er in Verbindung ſteht. Es war genug, daß König Sigismund, ein Katholik, die ſchwediſche Krone einem proteſtantiſchen Prinzen ſtreitig machte, um ſich der thätigſten Freundſchaft Spaniens und Oeſterreichs verſichert halten zu können; eine doppelte Verwandtſchaft mit dem Kaiſer gab ihm noch ein näheres Recht an ſeinen Schutz. Das Vertrauen auf eine ſo mächtige Stütze war es auch vorzüglich, was den König von Polen zur Fortſetzung eines Kriegs aufmunterte, der ſich ſo ſehr zu ſeinem Nachtheile erklärte; und die Höfe zu Madrid und Wien unterließen nicht, ihn durch prahleriſche Verſprechungen bei gutem Muthe zu erhalten. Indem Sigismund in Liefland, Kurland und Preußen einen Platz nach dem andern verlor, ſah er ſeinen Bundsgenoſſen in Deutſchland zu der nämlichen Zeit von Sieg zu Sieg der unumſchränkten Herrſchaft entgegeneilen — kein Wunder, wenn ſeine Abneigung gegen den Frieden in gleichem Verhältniſſe mit ſeinen Niederlagen ſtieg. Die Heftigkeit, mit der er ſeine chimäriſche

Hoffnung verfolgte, verblendete ihm die Augen gegen die argliſtige Politik ſeines Bundsgenoſſen, der auf ſeine Unkoſten nur den ſchwediſchen Helden beſchäftigte, um deſto ungeſtörter die Freiheit des deutſchen Reichs umzuſtürzen, und alsdann den erſchöpften Norden als eine leichte Eroberung an ſich zu reiſſen. Ein Umſtand, auf den man allein nicht gerechnet hatte — Guſtavs Heldengröße, zerriß das Gewebe dieſer betrügeriſchen Staatskunſt. Dieſer achtjährige polniſche Krieg, weit entfernt, die ſchwediſche Macht zu erſchöpfen, hatte bloß dazu gedient, das Feldherrngenie Guſtav Adolphs zu zeitigen, in einer langen Fechtübung die ſchwediſchen Heere zu ſtählen, und unvermerkt die neue Kriegskunſt in Gang zu bringen, durch welche ſie nachher auf deutſchem Boden Wunder thun ſollten.

Nach dieſer nothwendigen Digreſſion über den damaligen Zuſtand der europäiſchen Staaten ſey mir erlaubt, den Faden der Geſchichte wieder aufzunehmen.

Seine Staaten hatte Ferdinand wieder, aber noch nicht den Aufwand, den ihre Wiedereroberung ihm gekoſtet hatte. Eine Summe von vierzig Millionen Gulden, welche die Confiscationen in Böhmen und Mähren in ſeine Hände brachten, würde hinreichend geweſen ſeyn, ihm und ſeinen Alliirten alle Unkoſten zu vergüten; aber dieſe unermeßliche Summe war bald in den Händen der Jeſuiten und ſeiner Günſtlinge zerronnen. Herzog Maximilian von Bayern, deſſen ſiegreichem Arme der Kaiſer faſt allein den Beſitz ſeiner Staaten verdankte, der, um ſeiner Religion und ſeinem Kaiſer zu dienen, einen nahen Verwandten aufgeopfert hatte, Maximilian hatte die gegründetſten Anſprüche auf ſeine Dankbarkeit; und in einem Vertrage, den der Herzog noch vor dem Ausbruche des Kriegs mit dem Kaiſer ſchloß, hatte er ſich ausdrücklich den Erſatz aller Unkoſten ausbedungen. Ferdinand fühlte die ganze Verbindlichkeit, welche dieſer Vertrag und jene Dienſte ihm auflegten; aber er hatte nicht Luſt, ſie mit eigenem Verluſte zu erfüllen. Seine Abſicht war, den Herzog auf das Glänzendſte zu belohnen, aber ohne ſich ſelbſt zu berauben. Wie konnte dieſes beſſer geſchehen, als auf Unkoſten desjenigen Fürſten, gegen welchen ihm der Krieg dieſes Recht zu geben ſchien, deſſen Vergehungen ſchwer genug abgeſchildert werden konnten, um jede Gewaltthätigkeit durch das Anſehen der Geſetze zu rechtfertigen? Friedrich mußte alſo weiter verfolgt, Friedrich zu Grunde gerichtet werden, damit Maximilian belohnt werden könnte, und ein neuer Krieg ward eröffnet, um den alten zu bezahlen.

Aber ein ungleich wichtigerer Beweggrund kam hinzu, das Gewicht dieſes erſtern zu verſtärken. Bis hierher hatte Ferdinand bloß für ſeine Exiſtenz gefochten, und keine andere Pflichten, als die der Selbſtvertheidigung, erfüllt. Jetzt aber, da der Sieg ihm Freiheit zu handeln gab, gedachte er ſeiner vermeintlichen höhern Pflichten, und erinnerte ſich an das Gelübde, das er zu Loretto und Rom ſeiner Generaliſſima, der heiligen Jungfrau, gethan, mit Gefahr ſeiner Krone und ſeines Lebens ihre Verehrung auszubreiten. Die Unterdrückung der Proteſtanten war mit dieſem Gelübde unzertrennlich verknüpft. Günſtigere Umſtände konnten ſich zu Erfüllung deſſelben nicht vereinigen, als ſich jetzt nach Endigung des böhmiſchen Kriegs beiſammen fanden. Die pfälziſchen Lande in katholiſche Hände zu bringen, fehlte es ihm weder an Macht, noch an einem Schein des Rechts, und unüberſehlich wichtig waren die Folgen dieſer Veränderung für das ganze katholiſche Deutſchland. Indem er den Herzog von Bayern mit dem Raube ſeines Verwandten belohnte, befriedigte er zugleich ſeine niedrigſten Begierden und erfüllte ſeine erhabenſte Pflicht: er zermalmte einen Feind, den er haßte; er erſparte ſeinem Eigennutze ein ſchmerzhaftes Opfer, indem er ſich die himmliſche Krone verdiente.

Friedrichs Untergang war längſt im Kabinet des Kaiſers beſchloſſen, ehe das Schickſal ſich gegen ihn erklärte; aber erſt, nachdem dieſes Letzte geſchehen war, wagte man es, dieſen Donner der willkührlichen Gewalt gegen ihn zu ſchleudern. Ein Schluß des Kaiſers, dem alle Formalitäten fehlten, welche die Reichsgeſetze in einem ſolchen Falle nothwendig machen, erklärte den Churfürſten und drei andere Prinzen, welche in Schleſien und Böhmen für ihn die Waffen geführt hatten, als Beleidiger der kaiſerlichen Majeſtät und Störer des Landfriedens, in die Reichsacht, und aller ihrer Würden und Länder verluſtig. Die Vollſtreckung dieſer Sentenz gegen Friedrich, nämlich die Eroberung ſeiner Länder, wurde, mit einer ähnlichen Verſpottung der Reichsgeſetze, der Krone Spanien, als Beſitzerin des burgundiſchen Kreiſes, dem Herzoge von Bayern und der Ligue aufgetragen. Wäre die evangeliſche Union des Namens werth geweſen, den ſie trug, und der Sache, die ſie vertheidigte, ſo würde man bei Vollſtreckung der Reichsacht unüberwindliche Hinderniſſe gefunden haben; aber eine ſo verächtliche Macht, die den ſpaniſchen Truppen in der Unterpfalz kaum gewachſen war, mußte es aufgeben, gegen die vereinigte Macht des Kaiſers, Bayerns und der Ligue zu ſtreiten. Das Urtheil der Reichsacht, welches über den Churfürſten ausgeſprochen war, ſcheuchte ſogleich alle Reichsſtädte von dem Bündniſſe hinweg, und die Fürſten folgten bald ihrem Beiſpiele. Glücklich genug, ihre eigenen Länder zu retten, überließen ſie den Churfürſten, ihr ehemaliges Oberhaupt, der Willkühr des Kaiſers, ſchwuren die Union ab, und gelobten, ſie nie wieder zu erneuern.

Unrühmlich hatten die deutſchen Fürſten den unglücklichen Friedrich verlaſſen, Böhmen, Schleſien und Mähren der furchtbaren Macht des Kaiſers gehuldigt; ein einziger Mann, ein Glücksritter, deſſen ganzer Reichthum ſein Degen war, Ernſt Graf von Mannsfeld, wagte es, in der böhmiſchen Stadt Pilſen der ganzen Macht des Kaiſers zu trotzen. Von dem Churfürſten, dem er ſeine Dienſte gewidmet hatte, nach der Prager Schlacht ohne alle Hülfe gelaſſen, unwiſſend ſogar, ob ihm Friedrich ſeine Beharrlichkeit dankte, hielt er noch eine Zeitlang allein gegen die Kaiſerlichen Stand, bis ſeine Truppen, von der Geldnoth getrieben, die Stadt Pilſen an den Kaiſer verkauften; von dieſem Schlage nicht erſchüttert, ſah man ihn bald darauf in der Oberpfalz neue Werbeplätze anlegen, um die

Truppen an ſich zu ziehen, welche die Union verabſchiedet hatte. Ein neues, zwanzigtauſend Mann ſtarkes Heer entſtand in Kurzem unter ſeinen Fahnen, um ſo furchtbarer für alle Provinzen, auf die es ſich warf, weil es durch Raub allein ſich erhalten konnte. Unwiſſend, wohin dieſer Schwarm ſtürzen würde, zitterten ſchon alle benachbarten Bisthümer, deren Reichthum ihn anlocken konnte. Aber in's Gedränge gebracht von dem Herzoge von Bayern, der als Vollſtrecker der Reichsacht in die Oberpfalz eindrang, mußte Mannsfeld aus dieſer Gegend entweichen. Durch einen glücklichen Betrug dem nacheilenden bayeriſchen General Tilly entſprungen, erſchien er auf Einmal in der Unterpfalz, und übte dort an den rheiniſchen Bisthümern die Mißhandlungen aus, die er den fränkiſchen zugedacht hatte. Während daß die kaiſerlich-bayeriſche Armee Böhmen überſchwemmte, war der ſpaniſche General Ambros Spinola von den Niederlanden aus mit einem anſehnlichen Heere in die Unterpfalz eingefallen, welche der Ulmer Vergleich der Union zu vertheidigen erlaubte. Aber die Maßregeln waren ſo ſchlecht genommen, daß ein Platz nach dem andern in ſpaniſche Hände fiel, und endlich, als die Union auseinander gegangen war, der größte Theil des Landes von ſpaniſchen Truppen beſetzt blieb. Der ſpaniſche General Corduba, welcher dieſe Truppen nach dem Abzuge des Spinola befehligte, hob eiligſt die Belagerung Frankenthals auf, als Mannsfeld in die Unterpfalz eintrat. Aber anſtatt die Spanier aus dieſer Provinz zu vertreiben, eilte dieſer über den Rhein, um ſeinen bedürftigen Truppen in dem Elſaß ein Feſt zu bereiten. Zur fürchterlichſten Einöde wurden alle offenen Länder, über welche ſich dieſer Räuberſchwarm ergoß, und nur durch ungeheure Summen konnten ſich die Städte von der Plünderung loskaufen. Geſtärkt von dieſem Zuge, zeigte ſich **Mannsfeld** wieder am Rhein, die Unterpfalz zu decken.

So lange ein ſolcher Arm für ihn ſtritt, war Churfürſt **Friedrich** nicht unrettbar verloren. Neue Ausſichten fingen an, ſich ihm zu zeigen, und das Unglück weckte ihm Freunde auf, die ihm in ſeinem Glücke geſchwiegen hatten. König **Jakob** von England, der gleichgültig zugeſehen hatte, wie ſein Eidam die böhmiſche Krone verlor, erwachte aus ſeiner Fühlloſigkeit, da es die ganze Exiſtenz ſeiner Tochter und ſeiner Enkel galt, und der ſiegreiche Feind einen Angriff auf die Churlande wagte. Spät genug öffnete er jetzt ſeine Schätze, und eilte, die Union, die damals die Unterpfalz noch vertheidigte, und, als dieſe dahin war, den Grafen von **Mannsfeld** mit Geld und Truppen zu unterſtützen. Durch ihn wurde auch ſein naher Anverwandter, König **Chriſtian** von Dänemark, zu thätiger Hülfe aufgefordert. Der ablaufende Stillſtand zwiſchen Spanien und Holland beraubte zugleich den Kaiſer alles Beiſtandes, den er von den Niederlanden aus zu erwarten gehabt hätte. Wichtiger als alles dieſes war die Hülfe, die dem Pfalzgrafen von Siebenbürgen und Ungarn aus erſchien. Der Stillſtand Gabors mit dem Kaiſer war kaum zu Ende, als dieſer furchtbare alte Feind Oeſterreichs Ungarn auf's

Neue überſchwemmte, und ſich in Preßburg zum Könige krönen ließ. Reißend ſchnell waren ſeine Fortſchritte, ſo daß Boucquoi Böhmen verlaſſen mußte, um Ungarn und Oeſterreich gegen Gaborn zu vertheidigen. Dieſer tapfere General fand bei der Belagerung von Neuhäuſel ſeinen Tod; ſchon vorher war der eben ſo tapfere Dampierre vor Preßburg geblieben. Unaufgehalten drang Gabor an die öſterreichiſche Grenze vor; der alte Graf von Thurn und mehrere geächtete Böhmen hatten ihren Haß und ihren Arm mit dieſem Feinde ihres Feindes vereinigt. Ein nachdrücklicher Angriff von deutſcher Seite, während daß Gabor den Kaiſer von Ungarn aus bedrängte, hätte Friedrichs Glück ſchnell wiederherſtellen können; aber immer hatten die Böhmen und die Deutſchen die Waffen aus den Händen gelegt, wenn Gabor in's Feld rückte; immer hatte ſich dieſer Letztere erſchöpft, wenn jene anfingen ſich zu erholen.

Friedrich hatte indeſſen nicht geſäumt, ſich ſeinem neuen Beſchützer, Mannsfeld, in die Arme zu werfen. Verkleidet erſchien er in der Unterpfalz, um welche Mannsfeld und der bayeriſche General Tilly ſich riſſen; die Oberpfalz hatte man längſt überwältigt. Ein Strahl von Hoffnung ging ihm auf, als aus den Trümmern der Union neue Freunde für ihn erſtanden. Markgraf Georg Friedrich von Baden, ein ehemaliges Mitglied derſelben, fing ſeit einiger Zeit an, eine Kriegsmacht zuſammenzuziehen, welche ſich bald zu einem anſehnlichen Heere vermehrte. Niemand wußte, wem es galt, als er unverſehens in's Feld rückte und ſich mit dem

Grafen Mannsfeld vereinigte. Seine Markgrafſchaft hatte er, ehe er in den Krieg zog, ſeinem Sohne abgetreten, um ſie durch dieſen Kunſtgriff der Rache des Kaiſers zu entziehen, wenn das Glück etwas Menſchliches über ihn verhängen ſollte. Auch der benachbarte Herzog von Würtemberg fing an, ſeine Kriegsmacht zu verſtärken. Dem Pfalzgrafen wuchs dadurch der Muth, und er arbeitete mit allem Ernſte daran, die Union wieder in's Leben zu rufen. Jetzt war die Reihe an Tilly, auf ſeine Sicherheit zu denken. In größter Eile zog er die Truppen des ſpaniſchen Generals Corduba an ſich. Aber indem der Feind ſeine Macht vereinigte, trennten ſich Mannsfeld und der Markgraf von Baden, und der Letztere wurde von dem bayeriſchen General bei Wimpfen geſchlagen (1622).

Ein Aventurier ohne Geld, dem man ſelbſt die rechtmäßige Geburt ſtreitig machte, hatte ſich zum Vertheidiger eines Königs aufgeſtellt, den einer ſeiner nächſten Verwandten zu Grunde richtete und der Vater ſeiner Gemahlin im Stiche ließ. Ein regierender Prinz begab ſich ſeiner Länder, die er ruhig beherrſchte, um für einen Andern, der ihm fremd war, das ungewiſſe Glück des Kriegs zu verſuchen. Ein neuer Glücksritter, an Staaten arm, deſto reicher an glorreichen Ahnen, übernimmt nach ihm die Vertheidigung einer Sache, welche Jener auszuführen verzweifelte. Herzog Chriſtian von Braunſchweig, Adminiſtrator von Halberſtadt, glaubte dem Grafen von Mannsfeld das Geheimniß abgelernt zu haben, eine Armee von zwanzigtauſend Mann ohne Geld auf den Beinen zu erhalten.

Von jugendlichem Uebermuthe getrieben, und voll Begierde, ſich auf Koſten der katholiſchen Geiſtlichkeit, die er ritterlich haßte, einen Namen zu machen und Beute zu erwerben, verſammelte er in Niederſachſen ein beträchtliches Heer, welchem die Vertheidigung Friedrichs und der deutſchen Freiheit den Namen leihen mußte. Gottes Freund und der Pfaffen Feind war der Wahlſpruch, den er auf ſeinen Münzen von eingeſchmolzenem Kirchenſilber führte, und dem er durch ſeine Thaten keine Schande machte.

Der Weg, den dieſe Räuberbande nahm, war wie gewöhnlich mit der ſchrecklichſten Verheerung bezeichnet. Durch Plünderung der niederſächſiſchen und weſtphäliſchen Stifter ſammelte ſie Kräfte, die Biſthümer am Oberrhein zu plündern. Von Freund und Feind dort vertrieben, näherte ſich der Adminiſtrator bei der mainziſchen Stadt Höchſt dem Mainſtrome, den er nach einem mörderiſchen Gefechte mit Tilly, der ihm den Uebergang ſtreitig machen wollte, paſſirte. Mit Verluſt ſeines halben Heers erreichte er das jenſeitige Ufer, wo er den Ueberreſt ſeiner Truppen ſchnell wieder ſammelte, und mit demſelben zu dem Grafen von Mannsfeld ſtieß. Verfolgt von Tilly, ſtürzte ſich dieſer vereinigte Schwarm zum zweiten Male über das Elſaß, um die Verwüſtungen nachzuholen, die bei dem erſten Einfalle unterblieben waren. Während daß der Churfürſt Friedrich, nicht viel anders als ein flüchtiger Bettler, mit dem Heere herumzog, das ihn als ſeinen Herrn erkannte, und mit ſeinem Namen ſich ſchmückte, waren ſeine Freunde geſchäftig, ihn mit dem

Kaiſer zu verſöhnen. Ferdinand wollte dieſen noch nicht alle Hoffnung benehmen, den Pfalzgrafen wieder eingeſetzt zu ſehen. Voll Argliſt und Verſtellung, zeigte er ſich bereitwillig zu Unterhandlungen, wodurch er ihren Eifer im Felde zu erkälten und das Aeußerſte zu verhindern hoffte. König Jakob, das Spiel der öſterreichiſchen Argliſt, wie immer, trug durch ſeine thörichte Geſchäftigkeit nicht wenig dazu bei, die Maßregeln des Kaiſers zu unterſtützen. Vor Allem verlangte Ferdinand, daß Friedrich die Waffen von ſich legte, wenn er an die Gnade des Kaiſers apellire; und Jakob fand dieſe Forderung äuſſerſt billig. Auf ſein Geheiß ertheilte der Pfalzgraf ſeinen einzigen wahren Beſchützern, dem Grafen von Mannsfeld und dem Adminiſtrator, den Abſchied, und erwartete in Holland ſein Schickſal von der Barmherzigkeit des Kaiſers.

Mannsfeld und Herzog Chriſtian waren bloß eines neuen Namens wegen verlegen; die Sache des Pfalzgrafen hatte ſie nicht in Rüſtung geſetzt, alſo konnte ſein Abſchied ſie nicht entwaffnen. Der Krieg war ihr Zweck, gleich viel, für weſſen Sache ſie kriegten. Nach einem vergeblichen Verſuche des Grafen Mannsfeld, in die Dienſte des Kaiſers zu treten, zogen ſich beide nach Lothringen, wo die Ausſchweifungen ihrer Truppen bis in das innerſte Frankreich Schrecken verbreiteten. Eine Zeitlang harrten ſie hier vergebens auf einen Herrn, der ſie dingen ſollte, als die Holländer, von dem ſpaniſchen General Spinola bedrängt, ihnen Dienſte anboten. Nach einem mörderiſchen Gefechte bei Fleurus mit den Spaniern, die ihnen den Weg verlegen wollten, erreichten ſie Holland, wo ihre Erſcheinung den ſpaniſchen General ſogleich vermochte, die Belagerung von Bergen op Zoom aufzuheben. Aber auch Holland war dieſer ſchlimmen Gäſte bald müde, und benutzte den erſten Augenblick von Erholung, ſich ihres gefährlichen Beiſtandes zu ntledigen. Mannsfeld ließ ſeine Truppen in der etten Provinz Oſtfriesland zu neuen Thaten ſich ſtärken. erzog Chriſtian, voll Leidenſchaft für die Pfalzgräfin, ie er in Holland hatte kennen lernen, und kriegsluſti- er als je, führte die Seinigen nach Niederſachſen rück, den Handſchuh dieſer Prinzeſſin auf ſeinem ute, und die Deviſe: Alles für Gott und ſie, uf ſeinen Fahnen. Beide hatten ihre Rolle in dieſem riege noch lange nicht geendigt.

Alle kaiſerlichen Staaten waren jetzt endlich von einden gereinigt, die Union aufgelöst, der Markgraf on Baden, Graf Mannsfeld und Herzog Chriſtian us dem Felde geſchlagen, und die pfälziſchen Lande n den Truppen der Reichsexecution überſchwemmt. annheim und Heidelberg hatten die Bayern im Be- ſe, und bald wurde auch Frankenthal den Spaniern äumt. In einem Winkel von Holland harrte der alzgraf auf die ſchimpfliche Erlaubniß, durch einen ßfall den Zorn des Kaiſers verſöhnen zu dürfen; w ein ſogenannter Churfürſtentag zu Regensburg ſollte ndlich ſein Schickſal beſtimmen. Längſt war dieſes am H des Kaiſers entſchieden; aber jetzt erſt waren die Umſtände günſtig genug, mit dieſer ganzen Entſcheidung an das Licht hervorzutreten. Nach Allem dem, was bis jetzt von dem Kaiſer gegen den Churfürſten geſchehen war, glaubte Ferdinand keine aufrichtige Verſöhnung mehr hoffen zu können. Nur indem man die Gewaltthätigkeit vollendete, glaubte man ſie unſchädlich zu machen. Verloren mußte alſo bleiben, was verloren war; Friedrich durfte ſeine Länder nicht wieder ſehen, und ein Fürſt ohne Land und Volk konnte den Churhut nicht mehr tragen. So ſchwer ſich der Pfalzgraf gegen das Haus Oeſterreich verſchuldet hatte, ſo ein herrliches Verdienſt hatte ſich der Herzog um daſſelbe erworben. So viel das Haus Oeſterreich und die katholiſche Kirche von der Rachbegierde und dem Religionshaſſe des pfälziſchen Hauſes zu fürchten haben mochten, ſo viel hatten beide von der Dankbarkeit und dem Religionseifer des bayeriſchen zu hoffen. Endlich wurde, durch Uebertragung der pfälziſchen Churwürde an Bayern, der katholiſchen Religion das entſchiedene Uebergewicht im Churfürſtenrathe, und ein bleibender Sieg in Deutſchland verſichert.

Dieſes Letzte war genug, die drei geiſtlichen Churfürſten dieſer Neuerung günſtig zu machen; unter den proteſtantiſchen war nur die einzige Stimme Churſachſens wichtig. Konnte aber Johann Georg dem Kaiſer ein Recht ſtreitig machen, ohne welches er ſein eigenes an den Churhut dem Zweifel ausſetzte? Einem Fürſten zwar, den ſeine Abkunft, ſeine Würde und ſeine Macht an die Spitze der proteſtantiſchen Kirche in Deutſchland ſtellten, hätte, wie es ſchien, nichts heiliger ſein ſollen, als die Rechte dieſer Kirche gegen alle Angriffe der katholiſchen zu behaupten; aber die Frage war jetzt nicht ſowohl, wie man das Intereſſe der proteſtantiſchen Religion gegen die Katholiken wahrnehmen, ſondern welcher von zwei gleich gehaßten Religionen, der calviniſchen oder der päpſtlichen, man den Sieg über die andere gönnen, welchem von zwei gleich ſchlimmen Feinden man die pfälziſche Chur zuſprechen ſollte; und im Gedränge zwiſchen zwei entgegengeſetzten Pflichten war es ja wohl natürlich — dem Privathaſſe und dem Privatnutzen den Ausſchlag heimzuſtellen. Der geborene Beſchützer der deutſchen Freiheit und der proteſtantiſchen Religion ermunterte den Kaiſer, über die pfälziſche Chur nach kaiſerlicher Machtvollkommenheit zu verfügen, und ſich im Geringſten nicht irren zu laſſen, wenn man von Seiten Churſachſens, der Form wegen, ſich ſeinen Maßregeln entgegenſetzen ſollte. Wenn Johann Georg in der Folge mit ſeiner Einwilligung zurückhielt, ſo hatte **Ferdinand** ſelbſt durch Vertreibung der evangeliſchen Prediger aus Böhmen zu dieſer Sinnesänderung Anlaß gegeben; und die Belehnung Bayerns mit der pfälziſchen Chur hörte auf, eine geſetzwidrige Handlung zu ſeyn, ſobald der Kaiſer ſich dazu verſtand, dem Churfürſten von Sachſen für eine Rechnung von ſechs Millionen Thaler Kriegskoſten die Lauſitz einzuräumen.

Ferdinand belehnte alſo, mit Widerſpruch des ganzen proteſtantiſchen Deutſchlands, mit Verſpottung der Reichsgrundgeſetze, die er in der Wahlcapitulation beſchworen, den Herzog von Bayern zu Regensburg feierlich mit der pfälziſchen Chur, doch, wie es hieß, unbeſchadet der Anſprüche, welche die Agnaten und

Nachkommen Friedrichs darauf geltend machen möchten. Dieſer unglückliche Fürſt ſah ſich jetzt unwiderruflich aus dem Beſitze ſeiner Staaten vertrieben, ohne von dem Gerichte, das ihn verdammte, zuvor gehört worden zu ſeyn; eine Gerechtigkeit, welche die Geſetze auch dem geringſten Unterthan, auch dem ſchwärzeſten Verbrecher, vergönnen.

Dieſer gewaltſame Schritt öffnete endlich dem Könige von England die Augen, und da um eben dieſe Zeit die Unterhandlungen zerriſſen wurden, welche wegen einer Heirath ſeines Sohnes mit einer ſpaniſchen Tochter angeſponnen waren, ſo nahm endlich Jakob mit Lebhaftigkeit die Partei ſeines Eidams. Eine Revolution im franzöſiſchen Miniſterium hatte den Cardinal Richelieu zum Herrn der Geſchäfte gemacht, und dieſes tiefgeſunkene Königreich fing bald an zu fühlen, daß ein Mann an ſeinem Ruder ſaß. Die Bewegungen des ſpaniſchen Statthalters in Mailand, ſich des Veltlins zu bemächtigen, um von hier aus einen Vereinigungspunkt mit den Erbſtaaten Oeſterreichs zu finden, erweckten wieder die alte Furcht vor dieſer Macht, und mit ihr die Staatsmaximen Heinrichs des Großen. Eine Heirath des Prinzen von Wallis mit Henrietten von Frankreich ſtiftete zwiſchen dieſen beiden Kronen eine engere Vereinigung, zu welcher auch Holland, Dänemark und einige Staaten Italiens traten. Der Entwurf wurde gemacht, Spanien mit gewaffneter Hand zur Herausgabe des Veltlins, und Oeſterreich zu Wiederherſtellung Friedrichs zu zwingen; aber nur für das Erſte wurde einige Thätigkeit gezeigt.

Jakob der Erſte ſtarb, und Karl der Erſte, im Streit mit ſeinem Parlamente, konnte den Angelegenheiten Deutſchlands keine Aufmerkſamkeit mehr ſchenken. Savoyen und Venedig hielten ihren Beiſtand zurück, und der franzöſiſche Miniſter glaubte die Hugenotten in ſeinem Vaterlande erſt unterwerfen zu müſſen, ehe er es wagen dürfte, die Proteſtanten in Deutſchland gegen den Kaiſer zu beſchützen. So große Hoffnungen man von dieſer Allianz geſchöpft hatte, ſo wenig entſprach ihnen der Erfolg.

Graf Mannsfeld, von aller Hülfe entblößt, ſtand unthätig am Unterrhein, und Herzog Chriſtian von Braunſchweig ſah ſich nach einem verunglückten Feldzuge auf's Neue vom deutſchen Boden vertrieben. Ein abermaliger Einfall Bethlen Gabors in Mähren hatte ſich, weil er von Deutſchland aus nicht unterſtützt wurde, fruchtlos, wie alle vorigen, in einen förmlichen Frieden mit dem Kaiſer geendigt. Die Union war nicht mehr, kein proteſtantiſcher Fürſt mehr unter den Waffen, und an den Grenzen von Niederdeutſchland ſtand der bayeriſche General Tilly mit einem ſieggewohnten Heere auf proteſtantiſchem Boden. Die Bewegungen Herzog Chriſtians von Braunſchweig hatten ihn nach dieſer Gegend, und einmal ſchon in den niederſächſiſchen Kreis gezogen, wo er Lippſtadt, den Waffenplatz des Adminiſtrators, überwältigte. Die Nothwendigkeit, dieſen Feind zu beobachten und von neuen Einfällen abzuhalten, ſollte auch noch jetzt ſeinen Aufenthalt auf dieſem Boden rechtfertigen. Aber Mannsfeld und Chriſtian hatten aus Geldmangel ihre Heere entlaſſen, und die Armee des Grafen Tilly ſah weit und breit keinen Feind mehr. Warum beläſtigte ſie noch das Land, in dem ſie ſtand?

Schwer iſt es, aus dem Geſchrei erhitzter Parteien die Stimme der Wahrheit zu unterſcheiden — aber bedenklich war es, daß die Ligue ſich nicht entwaffnete. Das voreilige Frohlocken der Katholiken mußte die Beſtürzung vermehren. Der Kaiſer und die Ligue ſtanden gewaffnet und ſiegreich in Deutſchland, und nirgends eine Macht, die ihnen Widerſtand leiſten konnte, wenn ſie einen Verſuch wagen ſollten, die proteſtantiſchen Stände anzufallen, oder gar den Religionsfrieden umzuſtürzen. Wenn Kaiſer Ferdinand auch wirklich von dem Gedanken weit entfernt war, ſeine Siege zu mißbrauchen, ſo mußte die Wehrloſigkeit der Proteſtanten den erſten Gedanken in ihm aufwecken. Veraltete Verträge konnten keine Zügel für einen Fürſten ſeyn, der ſeiner Religion Alles ſchuldig zu ſeyn glaubte, und jede Gewaltthätigkeit durch die religiöſe Abſicht für geheiligt hielt. Oberdeutſchland war überwältigt, und Niederdeutſchland allein konnte ſeiner Alleingewalt noch im Wege ſtehen. Hier waren die Proteſtanten die herrſchende Macht, hier waren der katholiſchen Kirche die meiſten Stifter entriſſen worden, und der Zeitpunkt ſchien jetzt gekommen zu ſeyn, dieſe verlorenen Beſitzungen wieder an die Kirche zurückzubringen. In dieſen von den niederdeutſchen Fürſten eingezogenen Stiftern beſtand zugleich ein nicht geringer Theil ihrer Macht, und der Kirche zu der Ihrigen zu verhelfen, gab zugleich einen trefflichen Vorwand her, dieſe Fürſten zu ſchwächen.

Unverzeihliche Sorgloſigkeit würde es geweſen ſeyn, in dieſer gefahrvollen Lage ſich müßig zu verhalten. Das Andenken an die Gewaltthätigkeiten, die das Tilly'ſche Heer in Niederſachſen ausgeübt hatte, war noch zu neu, um die Stände nicht zu ihrer Selbſtvertheidigung zu ermuntern. In möglichſter Eilfertigkeit bewaffnete ſich der niederſächſiſche Kreis. Außerordentliche Kriegsſteuern wurden erhoben, Truppen geworben und Magazine angefüllt. Man unterhandelte mit Venedig, mit Holland, mit England wegen Subſidien. Man berathſchlagte, welche Macht man an die Spitze des Bundes ſtellen ſollte. Die Könige des Sundes und des baltiſchen Meeres, natürliche Bundesgenoſſen dieſes Kreiſes, konnten nicht gleichgültig zuſehen, wenn ihn der Kaiſer als Eroberer betreten, und an den Küſten der nordiſchen Meere ihr Nachbar werden ſollte. Das doppelte Intereſſe der Religion und der Staatsklugheit forderte ſie auf, die Fortſchritte dieſes Monarchen in Niederdeutſchland zu begrenzen. Chriſtian der Vierte, König von Dänemark, zählte ſich als Herzog von Holſtein ſelbſt zu den Ständen dieſes Kreiſes; durch gleich ſtarke Gründe wurde Guſtav Adolph von Schweden zu einem Antheile an dieſem Bündniſſe bewegen.

Beide Könige bewarben ſich wetteifernd um die Ehre, den niederſächſiſchen Kreis zu vertheidigen, und die furchtbare öſterreichiſche Macht zu bekriegen. Jeder bot ſich an, eine wohlgerüſtete Armee aufzuſtellen und in eigener Perſon anzuführen. Siegreiche Feldzüge gegen Moskau und Polen gaben dem Verſprechen des ſchwediſchen Königs Nachdruck; die ganze baltiſche Küſte war von dem Namen Guſtav Adolphs erfüllt. Aber der Ruhm dieſes Nebenbuhlers nagte am Herzen des däniſchen Königs, und je mehr Lorbeern er ſich ſelbſt in dieſem Feldzuge verſprach, deſto weniger konnte Chriſtian der Vierte es von ſich erhalten, ſie ſeinem beneideten Nachbar zu gönnen. Beide brachten ihre Vorſchläge und Bedingungen vor das engliſche Miniſterium, wo es endlich Chriſtian dem Vierten gelang, ſeinen Mitwerber zu überbieten. Guſtav Adolph forderte zu ſeiner Sicherheit die Einräumung einiger feſten Plätze in Deutſchland, wo er ſelbſt keinen Fußbreit Landes beſaß, um ſeinen Truppen im Fall eines Unglücks die nöthige Zuflucht zu gewähren. Chriſtian der Vierte hatte Holſtein und Jütland, durch welche Länder er ſich nach einer verlornen Schlacht ſicher zurückziehen konnte.

Um ſeinem Nebenbuhler den Rang abzulaufen, eilte der König von Dänemark, ſich im Felde zu zeigen. Zum Oberſten des niederſächſiſchen Kreiſes ernannt, hatte er in Kurzem ein ſechzigtauſend Mann ſtarkes Heer auf den Beinen; der Adminiſtrator von Magdeburg, die Herzoge von Braunſchweig, die Herzoge von Mecklenburg traten mit ihm in Verbindung. Der Beiſtand, zu welchem England Hoffnung gemacht hatte, erhöhte ſeinen Muth, und mit einer ſolchen Macht ausgerüſtet, ſchmeichelte er ſich, dieſen Krieg in Einem Feldzug zu endigen. Nach Wien berichtete man, daß die Bewaffnung nur zur Abſicht habe, den Kreis zu vertheidigen und die Ruhe in dieſer Gegend aufrecht zu erhalten. Aber die Unterhandlungen mit Holland, mit England, ſelbſt mit Frankreich, die außerordentlichſten Anſtrengungen des Kreiſes und die furchtbare Armee, welche man aufſtellte, ſchienen etwas mehr als bloße Vertheidigung, ſchienen die gänzliche Wiederherſtellung des Churfürſten von der Pfalz, und die Demüthigung des zu mächtig gewordenen Kaiſers zum Endzweck zu haben.

Nachdem der Kaiſer Unterhandlungen, Ermahnungen, Drohungen und Befehle fruchtlos erſchöpft hatte, den König von Dänemark und den niederſächſiſchen Kreis zu Niederlegung der Waffen zu vermögen, fingen die Feindſeligkeiten an, und Niederdeutſchland wurde nun der Schauplatz des Kriegs. Graf Tilly folgte dem linken Ufer des Weſerſtroms, und bemächtigte ſich aller Päſſe bis Minden; nach einem fehlgeſchlagenen Angriffe auf Nienburg und ſeinem Uebergange über den Strom, überſchwemmte er das Fürſtenthum Kalemberg, und ließ es durch ſeine Truppen beſetzen. Am rechten Ufer der Weſer agirte der König, und verbreitete ſich in den braunſchweigiſchen Landen. Aber durch zu ſtarke Detachements hatte er ſein Hauptheer ſo geſchwächt, daß er mit dem Ueberreſte nichts Erhebliches ausrichten konnte. Der Ueberlegenheit ſeines Gegners bewußt, vermied er eben ſo ſorgfältig eine entſcheidende Schlacht, als der liguiſtiſche Feldherr ſie ſuchte.

Bisher hatte der Kaiſer bloß mit den Waffen Bayerns und der Ligue in Deutſchland geſtritten, wenn man die ſpaniſch-niederländiſchen Hülfsvölker ausnimmt, welche die Unterpfalz überfielen. Maximilian führte den Krieg als Oberſter der Reichsexecution, und Tilly, der ſie befehligte, war ein bayeriſcher Diener. Alle ſeine Ueberlegenheit im Felde hatte der Kaiſer den Waffen Bayerns und der Ligue zu danken; dieſe hatten alſo ſein ganzes Glück und Anſehen in Händen. Dieſe Abhängigkeit von dem guten Willen Bayerns und der Ligue vertrug ſich nicht mit den weit ausſehenden Entwürfen, denen man nach einem ſo glänzenden Anfange am kaiſerlichen Hofe Raum zu geben begann.

So bereitwillig die Ligue ſich gezeigt hatte, die Vertheidigung des Kaiſers zu übernehmen, an welcher ihre eigene Wohlfahrt befeſtigt war, ſo wenig war zu erwarten, daß ſie dieſe Bereitwilligkeit auch auf die kaiſerlichen Eroberungsplane erſtrecken würde. Oder wenn ſie auch ihre Armeen künftig zu Eroberungen hergab, ſo war zu fürchten, daß ſie mit dem Kaiſer nichts als den allgemeinen Haß theilen würde, um für ſich allein alle Vortheile davon zu ernten. Nur eine anſehnliche Heeresmacht, von ihm ſelbſt aufgeſtellt, konnte ihn dieſer drückenden Abhängigkeit von Bayern überheben, und ihm ſeine bisherige Ueberlegenheit in Deutſchland behaupten helfen. Aber der Krieg hatte die kaiſerlichen Lande viel zu ſehr erſchöpft, um die unermeßlichen Koſten einer ſolchen Kriegsrüſtung beſtreiten zu können. Unter dieſen Umſtänden konnte dem Kaiſer nichts willkommener ſeyn, als der Antrag, womit einer ſeiner Offiziere ihn überraſchte.

Graf Wallenſtein war es, ein verdienter Offizier, der reichſte Edelmann in Böhmen. Er hatte dem kaiſerlichen Hauſe von früher Jugend an gedient, und ſich in mehreren Feldzügen gegen Türken, Venetianer, Böhmen, Ungarn und Siebenbürgen auf das Rühmlichſte ausgezeichnet. Der Prager Schlacht hatte er als Oberſter beigewohnt, und nachher als Generalmajor eine ungariſche Armee in Mähren geſchlagen. Die Dankbarkeit des Kaiſers kam dieſen Dienſten gleich, und ein beträchtlicher Theil der nach dem böhmiſchen Aufruhr confiszirten Güter war ſeine Belohnung. Im Beſitz eines unermeßlichen Vermögens, von ehrgeizigen Entwürfen erhitzt, voll Zuverſicht auf ſeine glücklichen Sterne, und noch mehr auf eine gründliche Berechnung der Zeitumſtände, erbot er ſich, für den Kaiſer, auf eigene und ſeiner Freunde Koſten, eine Armee auszurüſten und völlig zu bekleiden, ja ſelbſt die Sorge für ihren Unterhalt dem Kaiſer zu erſparen, wenn ihm geſtattet würde, ſie bis auf fünfzigtauſend Mann zu vergrößern. Niemand war, der dieſen Vorſchlag nicht als die chimäriſche Geburt eines brauſenden Kopfes verlachte — aber der Verſuch war noch immer reichlich belohnt, wenn auch nur ein Theil des Verſprechens erfüllt wurde. Man überließ ihm einige Kreiſe in Böhmen zu Muſterplätzen, und fügte die Erlaubniß hinzu, Offiziersſtellen zu vergeben. Wenige Monate, ſo ſtanden zwanzigtauſend Mann unter den Waffen, mit welchen er die öſterreichiſchen Grenzen verließ; bald darauf erſchien er ſchon mit dreißigtauſend an der Grenze von Niederſachſen. Der Kaiſer hatte zu der ganzen Ausrüſtung nichts gegeben, als ſeinen Namen. Der Ruf des Feldherrn, Ausſicht auf glänzende Beförderung und Hoffnung der Beute lockten aus allen Gegenden Deutſchlands Abenteurer unter ſeine Fahnen, und ſogar regierende Fürſten, von Ruhmbegierde oder Gewinnſucht gereizt, erboten ſich jetzt, Regimenter für Oeſterreich aufzuſtellen.

Jetzt alſo — zum erſten Male in dieſem Kriege — erſchien eine kaiſerliche Armee in Deutſchland; eine ſchreckenvolle Erſcheinung für die Proteſtanten, eine nicht viel erfreulichere für die Katholiſchen. Wallenſtein hatte Befehl, ſeine Armee mit den Truppen der Ligue zu vereinigen, und in Gemeinſchaft mit dem bayeriſchen General den König von Dänemark anzugreifen. Aber längſt ſchon eiferſüchtig auf Tilly's Kriegsruhm, bezeigte er keine Luſt, die Lorbeern dieſes Feldzugs mit ihm zu theilen, und im Schimmer von Tilly's Thaten den Ruhm der ſeinigen zu verlieren. Sein Kriegsplan unterſtützte zwar die Operationen des Letztern, aber ganz unabhängig von denſelben führte er ihn aus. Da ihm die Quellen fehlten, aus welchen Tilly die Bedürfniſſe ſeines Heers beſtritt, ſo mußte er das ſeinige in wohlhabende Länder führen, die von dem Kriege noch nicht gelitten hatten. Ohne alſo, wie ihm befohlen war, zu dem liguiſtiſchen Feldherrn zu ſtoßen, rückte er in das halberſtädtiſche und magdeburgiſche Gebiet, und bemächtigte ſich bei Deſſau der Elbe. Alle Länder an beiden Ufern dieſes Stroms lagen nun ſeinen Erpreſſungen offen; er konnte von da dem Könige von Dänemark in den Rücken fallen, ja, wenn es nöthig war, in die eigenen Länder deſſelben einen Weg ſich bahnen.

Chriſtian der Vierte fühlte die ganze Gefahr ſeiner Lage zwiſchen zwei ſo furchtbaren Heeren. Er hatte ſchon vorher den Adminiſtrator von Halberſtadt, der kürzlich aus Holland zurückgekehrt war, an ſich gezogen; jetzt erklärte er ſich auch öffentlich für den Grafen von Mannsfeld, den er bisher verläugnet hatte, und unterſtützte ihn nach Vermögen. Reichlich erſtattete ihm Mannsfeld dieſen Dienſt. Er ganz allein beſchäftigte die Wallenſteiniſche Macht an der Elbe, und verhinderte ſie, in Gemeinſchaft mit Tilly den König aufzureiben. Dieſer muthige General näherte ſich ſogar, der feindlichen Ueberlegenheit ungeachtet, der Deſſauer Brücke, und wagte es, den kaiſerlichen Schanzen gegenüber, ſich gleichfalls zu verſchanzen. Aber von der ganzen feindlichen Macht im Rücken angefallen, mußte er der überlegenen Anzahl weichen, und mit einem Verluſte von dreitauſend Todten ſeinen Poſten verlaſſen. Nach dieſer Niederlage zog ſich Mannsfeld in die Mark Brandenburg, wo er ſich nach einer kurzen Erholung mit neuen Truppen verſtärkte, und dann plötzlich nach Schleſien drehte, um von dort aus in Ungarn einzudringen und in Verbindung mit Bethlen Gaborn den Krieg in das Herz der öſterreichiſchen Staaten zu verſetzen. Da die kaiſerlichen Erblande gegen einen ſolchen Feind unvertheidigt waren, ſo erhielt Wallenſtein ſchleunigen Befehl, den König von Dänemark für jetzt ganz aus den Augen zu laſſen, um Mannsfelden, wo möglich, den Weg durch Schleſien zu verlegen.

Die Diverſion, welche den Wallenſteiniſchen Truppen durch Mannsfeld gemacht wurde, erlaubte dem Könige, einen Theil ſeines Heeres in das Weſtphäliſche zu ſchicken, um dort die Biſsthümer Münſter und Osnabrück zu beſetzen. Dies zu verhindern, verließ Tilly eilig den Weſerſtrom; aber die Bewegungen Herzog Chriſtians, welcher Miene machte, durch Heſſen in die liguiſtiſchen Länder einzudringen und dahin den Krieg zu verſetzen, riefen ihn auf's Schnellſte wieder aus Weſtphalen zurück. Um nicht von dieſen Ländern abgeſchnitten zu werden, und eine gefährliche Vereinigung des Landgrafen von Heſſen mit dem Feinde zu verhüten, bemächtigte ſich Tilly eiligſt aller haltbaren Plätze an der Werra und Fuld, und verſicherte ſich der Stadt Minden am Eingange der heſſiſchen Gebirge, wo beide Ströme in die Weſer zuſammenfließen. Er eroberte kurz darauf Göttingen, den Schlüſſel zu Braunſchweig und Heſſen, und hatte Nordheim daſſelbe Schickſal zugedacht, welches aber zu verhindern der König mit ſeiner ganzen Armee herbeieilte. Nachdem er dieſen Ort mit allem Nöthigen verſehen, um eine lange Belagerung auszuhalten, ſuchte er ſich durch das Eichsfeld und Thüringen einen neuen Weg in die liguiſtiſchen Länder zu eröffnen. Schon war er Duderſtadt vorbei; aber durch ſchnelle Märſche hatte ihm Graf Tilly den Vorſprung abgewonnen. Da die Armee des Letztern, durch einige Wallenſteiniſche Regimenter verſtärkt, der ſeinigen an Zahl weit überlegen war, ſo wendete ſich der König in das Braunſchweigiſche zurück, um eine Schlacht zu vermeiden. Aber auf eben dieſem Rückzuge verfolgte ihn Tilly ohne Unterlaß, und nach einem dreitägigen Scharmützel mußte er endlich bei dem Dorfe Lutter, am Barenberge, dem Feinde ſtehen. Die Dänen thaten den Angriff mit vieler Tapferkeit, und dreimal führte ſie der muthvolle König gegen den Feind; endlich aber mußte der ſchwächere Theil der überlegenen Anzahl und beſſern Kriegsübung des Feindes weichen, und ein vollkommener Sieg wurde von dem ligiſtiſchen Feldherrn erfochten. Sechzig Fahnen und die ganze Artillerie, Bagage und Munition ging verloren; viele edle Offiziere blieben todt auf dem Platze, gegen viertauſend von den Gemeinen; mehrere Compagnien Fußvolk, die ſich auf der Flucht in das Amthaus zu Lutter geworfen, ſtreckten das Gewehr und ergaben ſich dem Sieger.

Der König entfloh mit ſeiner Reiterei, und ſammelte ſich nach dieſem empfindlichen Schlage bald wieder. Tilly verfolgte ſeinen Sieg, bemächtigte ſich der Weſer und der braunſchweigiſchen Lande, und trieb den König bis in das Bremiſche zurück. Durch ſeine Niederlage ſchüchtern gemacht, wollte dieſer nur vertheidigungsweiſe verfahren, beſonders aber dem Feinde den Uebergang über die Elbe verwehren. Aber indem er in alle haltbaren Plätze Beſatzungen warf, blieb er unthätig mit einer getheilten Macht; die zerſtreuten Corps wurden nach einander von dem Feinde zerſtreut oder aufgerieben. Die ligiſtiſchen Truppen, des ganzen Weſerſtroms mächtig, verbreiteten ſich über die Elbe und Havel, und die däniſchen ſahen ſich aus einem Poſten nach dem andern verjagt. Tilly ſelbſt war über die Elbe gegangen, und hatte bis weit in das Brandenburgiſche ſeine ſiegreichen Waffen verbreitet, indem **Wallenſtein** von der andern Seite in Holſtein eindrang, den Krieg in die eigenen Länder des Königs zu ſpielen.

Dieſer General kam eben aus Ungarn zurück, bis wohin er dem Grafen **Mannsfeld** gefolgt war, ohne ſeinen Marſch aufhalten oder ſeine Vereinigung mit **Bethlen Gaborn** verhindern zu können. Immer von dem Schickſale verfolgt, und immer größer als ſein Schickſal, hatte ſich dieſer unter unendlichen Schwierigkeiten glücklich durch Schleſien und Ungarn zu dem Fürſten von Siebenbürgen hindurchgeſchlagen, wo er aber nicht ſehr willkommen war. Im Vertrauen auf engliſchen Beiſtand, und auf eine mächtige Diverſion in Niederſachſen, hatte **Gabor** auf's Neue den Waffenſtillſtand mit dem Kaiſer gebrochen, und anſtatt dieſer gehofften Diverſion brachte ihm jetzt **Mannsfeld** die ganze Wallenſteiniſche Macht mit, und forderte Geld von ihm, anſtatt es zu bringen. Dieſe wenige Uebereinſtimmung unter den proteſtantiſchen Fürſten erkältete **Gabors** Eifer, und er eilte, wie gewöhnlich, ſich der überlegenen Macht des Kaiſers durch einen geſchwinden Frieden zu entledigen. Feſt entſchloſſen, denſelben bei dem erſten Strahle von Hoffnung wieder zu brechen, wies er den Grafen von **Mannsfeld** an die Republik Venedig, um dort vor allem Andern Geld aufzubringen.

Von Deutſchland abgeſchnitten, und ganz außer Stande, den ſchwachen Ueberreſt ſeiner Truppen in Ungarn zu ernähren, verkaufte **Mannsfeld** Geſchütz und Heergeräthe, und ließ ſeine Soldaten auseinandergehen. Er ſelbſt nahm mit einem kleinen Gefolge den Weg durch Bosnien und Dalmatien nach Venedig; neue Entwürfe ſchwellten ſeinen Muth; aber ſein Lauf war vollendet. Das Schickſal, das ihn im Leben ſo unſtät herumwarf, hatte ihm ein Grab in Dalmatien bereitet. Nicht weit von Zara übereilte ihn der Tod (1626). Kurz vorher war ſein treuer Schickſalsgenoſſe, Herzog Chriſtian von Braunſchweig, geſtorben — zwei Männer, der Unſterblichkeit werth, hätten ſie ſich eben ſo über ihr Zeitalter als über ihr Schickſal erhoben.

Der König von Dänemark hatte mit einer vollzähligen Macht dem einzigen Tilly nicht Stand halten können; wie viel weniger jetzt beiden kaiſerlichen Generalen mit einer geſchwächten! Die Dänen wichen aus allen ihren Poſten an der Weſer, Elbe und Havel, und die Armee Wallenſteins ergoß ſich über Brandenburg, Mecklenburg, Holſtein und Schleswig wie ein reißender Strom. Dieſer General, allzu übermüthig, um mit einem Andern gemeinſchaftlich zu agiren, hatte den liguiſtiſchen Feldherrn über die Elbe geſchickt, um dort die Holländer zu beobachten; eigentlich aber, damit er ſelbſt den Krieg mit dem König endigen, und die Früchte der von Tilly erfochtenen Siege für ſich allein ernten möchte. Alle feſten Plätze in ſeinen deutſchen Staaten, Glückſtadt allein ausgenommen, hatte Chriſtian verloren, ſeine Heere waren geſchlagen oder zerſtreut, von Deutſchland aus keine Hülfe, von England wenig Troſt, ſeine Bundesgenoſſen in Niederſachſen der Wuth des Siegers preisgegeben. Den Landgrafen von Heſſenkaſſel hatte Tilly gleich nach dem Siege bei Lutter gezwungen, der däniſchen Allianz zu entſagen. **Wallenſteins** furchtbare Erſcheinung vor Berlin brachte den Churfürſten von Brandenburg zur Unterwerfung, und zwang ihn, **Maximilian von Bayern** als rechtmäßigen Churfürſten anzuerkennen. Der größte Theil Mecklenburgs ward jetzt von den kaiſerlichen Truppen überſchwemmt, beide Herzoge, als Anhänger des Königs von Dänemark, in die Reichsacht erklärt und aus ihren Staaten vertrieben. Die deutſche Freiheit gegen widerrechtliche Eingriffe vertheidigt zu haben, wurde als ein Verbrechen behandelt, das den Verluſt aller Würden und Länder nach ſich zog. Und doch war alles dies nur das Vorſpiel ſchreiender Gewaltthätigkeiten, welche bald darauf folgen ſollten.

Jetzt kam das Geheimniß an den Tag, auf welche Art **Wallenſtein** ſeine ausſchweifenden Verſprechungen zu erfüllen meinte. Dem Grafen **Mannsfeld** war es abgelernt; aber der Schüler übertraf ſeinen Meiſter. Dem Grundſatze gemäß, daß der Krieg den Krieg ernähren müſſe, hatten **Mannsfeld** und Herzog Chriſtian mit den Brandſchatzungen, die ſie von Freund und Feind ohne Unterſchied erpreßten, die Bedürfniſſe ihrer Truppen beſtritten; aber dieſe räuberiſche Lebensart war auch von allem Ungemach und aller Unſicherheit des Räuberlebens begleitet. Gleich flüchtigen Dieben mußten ſie ſich durch wachſame und erbitterte Feinde ſtehlen, von einem Ende Deutſchlands zum andern fliehen, ängſtlich auf die Gelegenheit lauern, und gerade die wohlhabendſten Länder meiden, weil eine ſtärkere Macht dieſe vertheidigte. Hatten Mannsfeld und Herzog Chriſtian, im Kampfe mit ſo furchtbaren Hinderniſſen, doch ſo erſtaunlich viel gethan, was mußte ſich dann nicht ausrichten laſſen, wenn man aller dieſer Hinderniſſe überhoben war! wenn die Armee, die man aufſtellte, zahlreich genug war, auch den mächtigſten einzelnen Reichsſtand in Furcht zu ſetzen — wenn der Name des Kaiſers allen Gewaltthätigkeiten die Strafloſigkeit verſicherte — kurz — wenn man unter der höchſten Autorität im Reiche, und an der Spitze eines überlegenen Heeres, denſelben Kriegsplan befolgte, welchen jene beiden Abenteurer auf eigene Gefahr und mit einer zuſammengelaufenen Bande in Ausübung gebracht hatten!

Dies hatte Wallenſtein im Auge, da er dem Kaiſer ſein kühnes Anerbieten that, und jetzt wird es Niemand mehr übertrieben finden. Je mehr man das Heer verſtärkte, deſto weniger durfte man um den Unterhalt deſſelben bekümmert ſeyn, denn deſto mehr brachte es die widerſetzlichen Stände zum Zittern; je ſchreiender die Gewaltthätigkeiten, deſto ungeſtrafter konnte man ſie verüben. Gegen feindlich geſinnte Reichsſtände hatten ſie einen Schein des Rechts; gegen getreue konnte die vorgeſchützte Nothwendigkeit ſie entſchuldigen. Die ungleiche Vertheilung dieſes Druckes verhinderte eine gefährliche Einigkeit unter den Ständen; die Erſchöpfung ihrer Länder entzog ihnen zugleich die Mittel, ſie zu rügen. Ganz Deutſchland wurde auf dieſe Art ein Proviantmagazin für die Heere des Kaiſers, und er konnte mit allen Territorien wie mit ſeinen Erblanden ſchalten. Allgemein war das Geſchrei um Gerechtigkeit am Throne des Kaiſers; aber man war vor der Selbſtrache der gemißhandelten Fürſten ſicher, ſo lange ſie um Gerechtigkeit riefen. Der allgemeine Unwillen zertheilte ſich zwiſchen dem Kaiſer, der ſeinen Namen zu dieſen Greueln gab, und dem Feldherrn, der ſeine Vollmacht überſchritt, und offenbar die Autorität ſeines Herrn mißbrauchte. Durch den Kaiſer nahm man den Weg, um gegen ſeinen Feldherrn Schutz zu erhalten; aber ſobald er ſich durch ſeine Truppen allmächtig wußte, hatte Wallenſtein auch den Gehorſam gegen den Kaiſer abgeworfen.

Die Erſchöpfung des Feindes ließ einen nahen Frieden mit Wahrſcheinlichkeit erwarten; dennoch fuhr Wallenſtein fort, die kaiſerlichen Heere immer mehr, zuletzt bis auf hunderttauſend Mann, zu verſtärken. Oberſten- und Offizierspatente ohne Zahl, ein königlicher Staat des Generals, unmäßige Verſchwendungen an ſeine Kreaturen (nie ſchenkte er unter tauſend Gulden), unglaubliche Summen für Beſtechungen am Hofe des Kaiſers, um dort ſeinen Einfluß zu erhalten — Alles dieſes ohne den Kaiſer zu beſchweren. Aus den Brandſchatzungen der niederdeutſchen Provinzen wurden alle dieſe unermeßlichen Summen gezogen; kein Unterſchied zwiſchen Freund und Feind, gleich eigenmächtige Durchzüge und Einquartierungen in aller Herren Ländern, gleiche Erpreſſungen und Gewaltthätigkeiten. Dürfte man einer ausſchweifenden Angabe aus jenen Zeiten trauen, ſo hätte Wallenſtein in einem ſiebenjährigen Commando ſechzigtauſend Millionen Thaler aus einer

Hälfte Deutſchlands an Contributionen erhoben. Je ungeheurer die Erpreſſungen, deſto mehr Vorrath für ſeine Heere, deſto ſtärker alſo der Zulauf zu ſeinen Fahnen; alle Welt fliegt nach dem Glücke. Seine Armeen ſchwollen an, indem alle Länder welkten, durch die ſie zogen. Was kümmerte ihn nun der Fluch der Provinzen und das Klaggeſchrei der Fürſten? Sein Heer betete ihn an, und das Verbrechen ſelbſt ſetzte ihn in den Stand, alle Folgen deſſelben zu verlachen.

Man würde dem Kaiſer Unrecht thun, wenn man alle die Ausſchweifungen ſeiner Armeen auf ſeine Rechnung ſetzen wollte. Wußte es Ferdinand vorher, daß er ſeinem Feldherrn alle deutſchen Staaten zum Raube gab, ſo hätte ihm nicht verborgen bleiben können, wie viel er ſelbſt bei einem ſo unumſchränkten Feldherrn Gefahr lief. Je enger ſich das Band zwiſchen der Armee und ihrem Anführer zuſammenzog, von dem allein alles Glück, alle Beförderung ausfloß, deſto mehr mußte es zwiſchen beiden und dem Kaiſer erſchlaffen. Zwar geſchah Alles im Namen des Letztern; aber die Majeſtät des Reichsoberhaupts wurde von Wallenſtein nur gebraucht, um jede andere Autorität in Deutſchland zu zermalmen. Daher der überlegte Grundſatz dieſes Mannes, die deutſchen Reichsfürſten ſichtbar zu erniedrigen, alle Stufen und Ordnungen zwiſchen dieſen Fürſten und dem Reichsoberhaupte zu zerbrechen, und das Anſehn des Letztern über alle Vergleichung zu erhöhen. War der Kaiſer die einzige geſetzgebende Macht in Deutſchland, wer reichte alsdann hinauf an den Vezier, den er zum Vollzieher ſeines

Willens gemacht hatte? Die Höhe, auf welche Wallenſtein ihn ſtellte, überraſchte ſogar den Kaiſer; aber eben weil dieſe Größe des Herrn das Werk ſeines Dieners war, ſo ſollte dieſe Wallenſteiniſche Schöpfung wieder in ihr Nichts zurückſinken, ſobald ihr die Hand ihres Schöpfers fehlte. Nicht umſonſt empörte er alle Reichsfürſten Deutſchlands gegen den Kaiſer — je heftiger ihr Haß gegen Ferdinand, deſto nothwendiger mußte ihm derjenige Mann bleiben, der allein ihren ſchlimmen Willen unſchädlich machte. Seine Abſicht ging unverkennbar dahin, daß ſein Oberherr in ganz Deutſchland keinen Menſchen mehr zu fürchten haben ſollte, als — den Einzigen, dem er dieſe Allmacht verdankte.

Ein Schritt zu dieſem Ziele war, daß Wallenſtein das eben eroberte Mecklenburg zum einſtweiligen Unterpfande für ſich verlangte, bis die Geldvorſchüſſe, welche er dem Kaiſer in dem bisherigen Feldzuge gethan, erſtattet ſeyn würden. Schon vorher hatte ihn Ferdinand, wahrſcheinlich, um ſeinem General einen Vorzug mehr vor dem bayeriſchen zu geben, zum Herzoge von Friedland erhoben; aber eine gewöhnliche Belohnung konnte den Ehrgeiz eines Wallenſtein nicht erſättigen. Vergebens erhoben ſich ſelbſt in dem kaiſerlichen Rathe unwillige Stimmen gegen dieſe neue Beförderung, die auf Unkoſten zweier Reichsfürſten geſchehen ſollte; umſonſt widerſetzten ſich ſelbſt die Spanier, welche längſt ſchon ſein Stolz beleidigt hatte, ſeiner Erhebung. Der mächtige Anhang, welchen ſich Wallenſtein unter den Rathgebern des Kaiſers erkauft hatte, behielt die

Oberhand; Ferdinand wollte ſich, auf welche Art es auch ſeyn möchte, dieſen unentbehrlichen Diener verpflichten. Man ſtieß eines leichten Vergehens wegen die Nachkömmlinge eines der älteſten deutſchen Fürſtenhäuſer aus ihrem Erbtheil, um eine Kreatur der kaiſerlichen Gnade mit ihrem Raube zu bekleiden (1628).

Bald darauf fing Wallenſtein an, ſich einen Generaliſſimus des Kaiſers zu Waſſer und zu Lande zu nennen. Die Stadt Wismar wurde erobert, und feſter Fuß an der Oſtſee gewonnen. Von Polen und den Hanſeſtädten wurden Schiffe gefordert, um den Krieg jenſeits des baltiſchen Meeres zu ſpielen, die Dänen in das Innerſte ihres Reichs zu verfolgen, um einen Frieden zu erzwingen, der zu größern Eroberungen den Weg bahnen ſollte. Der Zuſammenhang der niederdeutſchen Stände mit den nordiſchen Reichen war zerriſſen, wenn es dem Kaiſer gelang, ſich in die Mitte zwiſchen beiden zu lagern, und von dem adriatiſchen Meere bis an den Sund (das dazwiſchen liegende Polen ſtand in ſeiner Abhängigkeit) Deutſchland mit einer fortlaufenden Länderkette zu umgeben. Wenn dies die Abſicht des Kaiſers war, ſo hatte Wallenſtein ſeine beſondere, den nämlichen Plan zu befolgen. Beſitzungen an der Oſtſee ſollten den Grundſtein zu einer Macht abgeben, womit ſich ſchon längſt ſeine Ehrſucht trug, und welche ihn in den Stand ſetzen ſollte, ſeinen Herrn zu entbehren.

Dieſe Zwecke zu erreichen, war es von äußerſter Wichtigkeit, die Stadt Stralſund am baltiſchen Meere in Beſitz zu bekommen. Ihr vortrefflicher Hafen, die leichte Ueberfahrt von da nach den ſchwediſchen und däniſchen Küſten machte ſie vorzüglich geſchickt, in einem Kriege mit beiden Kronen einen Waffenplatz abzugeben. Dieſe Stadt, die ſechste des Hanſeatiſchen Bundes, genoß unter dem Schutze des Herzogs von Pommern die wichtigſten Privilegien, und, völlig außer aller Verbindung mit Dänemark, hatte ſie an dem bisherigen Kriege auch nicht den entfernteſten Antheil genommen. Aber weder dieſe Neutralität noch ihre Privilegien konnten ſie vor den Anmaßungen **Wallenſteins** ſchützen, der ſeine Abſicht auf ſie gerichtet hatte.

Einen Antrag dieſes Generals, kaiſerliche Beſatzung anzunehmen, hatte der Magiſtrat von Stralſund mit rühmlicher Standhaftigkeit verworfen, auch ſeinen Truppen den argliſtig verlangten Durchmarſch verweigert. Jetzt ſchickte **Wallenſtein** ſich an, die Stadt zu belagern.

Für beide nordiſchen Könige war es von gleicher Wichtigkeit, Stralſund bei ſeiner Unabhängigkeit zu ſchützen, ohne welche die freie Schiffahrt auf dem Belte nicht behauptet werden konnte. Die gemeinſchaftliche Gefahr beſiegte endlich die Privateiferſucht, welche ſchon längſt beide Könige entzweite. In einem Vertrage zu Kopenhagen (1628) verſprachen ſie einander, Stralſund mit vereinigten Kräften aufrecht zu erhalten, und gemeinſchaftlich jede fremde Macht abzuwehren, welche in feindlicher Abſicht in der Oſtſee erſcheinen würde. **Chriſtian der Vierte** warf ſogleich eine hinreichende Beſatzung in Stralſund, und ſtärkte durch ſeinen perſönlichen Beſuch den Muth der Bürger. Einige

Kriegsſchiffe, welche König Sigismund von Polen dem kaiſerlichen Feldherrn zu Hülfe ſchickte, wurden von der däniſchen Flotte in Grund gebohrt, und da ihm nun auch die Stadt Lübeck die ihrigen abſchlug, ſo hatte der kaiſerliche Generaliſſimus zur See nicht einmal Schiffe genug, den Hafen einer einzigen Stadt einzuſchließen.

Nichts ſcheint abenteuerlicher zu ſeyn, als einen Seeplatz, der auf's Vortrefflichſte befeſtigt war, erobern zu wollen, ohne ſeinen Hafen einzuſchließen. Wallenſtein, der noch nie einen Widerſtand erfahren, wollte nun auch die Natur überwinden, und das Unmögliche beſiegen. Stralſund, von der Seeſeite frei, fuhr ungehindert fort, ſich mit Lebensmitteln zu verſehen, und mit neuen Truppen zu verſtärken; nichts deſto weniger umzingelte es Wallenſtein zu Lande, und ſuchte durch prahleriſche Drohungen den Mangel gründlicher Mittel zu erſetzen. „Ich will,“ ſagte er, „dieſe Stadt wegnehmen, und wäre ſie mit Ketten an den Himmel gebunden.“ Der Kaiſer ſelbſt, welcher eine Unternehmung bereuen mochte, wovon er ſich keinen rühmlichen Ausgang verſprach, ergriff mit Begierde die ſcheinbare Unterwürfigkeit und einige annehmliche Erbietungen der Stralſunder, ſeinem General den Abzug von der Stadt zu befehlen. Wallenſtein verachtete dieſen Befehl, und fuhr fort, den Belagerten durch unabläſſige Stürme zuzuſetzen. Da die däniſche Beſatzung ſchon ſtark geſchmolzen, der Ueberreſt der raſtloſen Arbeit nicht gewachſen war, und der König ſich außer Stand befand, eine größere Anzahl von Truppen an dieſe Stadt zu wagen, ſo warf ſich Stralſund, mit **Chriſtians** Genehmigung, dem König von Schweden in die Arme. Der däniſche Commandant verließ die Feſtung, um einem ſchwediſchen Platz zu machen, der ſie mit dem glücklichſten Erfolge vertheidigte. **Wallenſteins** Glück ſcheiterte vor dieſer Stadt, und zum erſten Male erlebte ſein Stolz die Kränkung, nach mehreren verlorenen Monaten, nach einem Verluſte von zwölftauſend Todten, ſeinem Vorhaben zu entſagen. Aber die Nothwendigkeit, in welche er dieſe Stadt geſetzt hatte, den ſchwediſchen Schutz anzurufen, veranlaßte ein enges Bündniß zwiſchen **Guſtav Adolph** und Stralſund, welches in der Folge den Eintritt der Schweden in Deutſchland nicht wenig erleichterte.

Bis hierher hatte das Glück die Waffen der Ligue und des Kaiſers begleitet, und **Chriſtian der Vierte**, in Deutſchland überwunden, mußte ſich in ſeinen Inſeln verbergen; aber die Oſtſee ſetzte dieſen Eroberungen eine Grenze. Der Abgang der Schiffe hinderte nicht nur, den König weiter zu verfolgen, ſondern ſetzte auch den Sieger noch in Gefahr, die gemachten Eroberungen zu verlieren. Am meiſten hatte man von der Vereinigung beider nordiſchen Monarchen zu fürchten, welche es, wenn ſie Beſtand hatte, dem Kaiſer und ſeinem Feldherrn unmöglich machte, auf der Oſtſee eine Rolle zu ſpielen, oder gar eine Landung in Schweden zu thun. Gelang es aber, die Sache dieſer beiden Fürſten zu trennen, und ſich der Freundſchaft des däniſchen Königs insbeſondere zu verſichern, ſo konnte man die einzelne ſchwediſche Macht deſto leichter zu überwältigen hoffen. Furcht vor Einmiſchung fremder Mächte, aufrühreriſche Bewegungen der Proteſtanten in ſeinen eigenen Staaten, die ungeheuern Koſten des bisher geführten Kriegs, und noch mehr der Sturm, den man im ganzen proteſtantiſchen Deutſchlande im Begriff war zu erregen, ſtimmten das Gemüth des Kaiſers zum Frieden, und aus ganz entgegengeſetzten Gründen beeiferte ſich ſein Feldherr, dieſen Wunſch zu erfüllen. Weit entfernt, einen Frieden zu wünſchen, der ihn aus dem Mittagsglanze der Größe und Gewalt in die Dunkelheit des Privatſtandes herunterſtürzte, wollte er nur den Schauplatz des Kriegs verändern, und durch dieſen einſeitigen Frieden die Verwirrung verlängern. Die Freundſchaft Dänemarks, deſſen Nachbar er als Herzog von Mecklenburg geworden, war ihm für ſeine weit ausſehenden Entwürfe ſehr wichtig, und er beſchloß, ſelbſt mit Hintanſetzung der Vortheile ſeines Herrn, ſich dieſen Monarchen zu verpflichten.

Chriſtian der Vierte hatte ſich in dem Vertrage von Kopenhagen verbindlich gemacht, ohne Zuziehung Schwedens keinen einſeitigen Frieden mit dem Kaiſer zu ſchließen. Deſſen ungeachtet wurde der Antrag, den ihm Wallenſtein that, mit Bereitwilligkeit angenommen. Auf einem Congreſſe zu Lübeck (1629), von welchem Wallenſtein die ſchwediſchen Geſandten, die für Mecklenburg zu intercediren kamen, mit ausſtudirter Geringſchätzung abwies, wurden von kaiſerlicher Seite alle den Dänen weggenommene Länder zurückgegeben. Man legte dem Könige auf, ſich in die Angelegenheiten Deutſchlands fernerhin nicht weiter einzumengen, als ihm der Name eines Herzogs von Holſtein geſtattete, ſich der niederdeutſchen Stifter unter keinem Namen mehr anzumaßen, und die mecklenburgiſchen Herzoge ihrem Schickſale zu überlaſſen. Chriſtian ſelbſt hatte dieſe beiden Fürſten in den Krieg mit dem Kaiſer verwickelt; jetzt opferte er ſie auf, um ſich den Räuber ihrer Staaten zu verpflichten. Unter den Beweggründen, welche ihn zum Kriege gegen den Kaiſer veranlaßten, war die Wiederherſtellung des Churfürſten von der Pfalz, ſeines Verwandten, nicht die unerheblichſte geweſen — auch dieſes Fürſten wurde in dem Lübecker Frieden mit keiner Sylbe gedacht, und in einem Artikel deſſelben ſogar die Rechtmäßigkeit der bayeriſchen Churwürde eingeſtanden. Mit ſo wenig Ruhm trat Chriſtian der Vierte vom Schauplatze.

Zum zweiten Male hatte Ferdinand jetzt die Ruhe Deutſchlands in Händen, und es ſtand nur bei ihm, den Frieden mit Dänemark in einen allgemeinen zu verwandeln. Aus allen Gegenden Deutſchlands ſchallte ihm das Jammern der Unglücklichen entgegen, die um das Ende ihrer Drangſale flehten; die Greuel ſeiner Soldaten, die Habſucht ſeiner Feldherren hatten alle Grenzen überſtiegen. Deutſchland, von den verwüſtenden Schwärmen **Mannsfelds** und **Chriſtians** von **Braunſchweig**, von den ſchrecklichern Heerſchaaren **Tilly's** und **Wallenſteins** durchzogen, lag erſchöpft, blutend, verödet, und ſeufzte nach Erholung. Mächtig war der Wunſch des Friedens bei allen Ständen des Reichs, mächtig ſelbſt bei dem Kaiſer, der, in Oberitalien mit Frankreich in Krieg verwickelt, durch den bisherigen in Deutſchland entkräftet und vor den Rechnungen bange war, die ſeiner warteten. Aber unglücklicher Weiſe widerſprachen ſich die Bedingungen, unter welchen beide Religionsparteien das Schwert in die Scheide ſtecken wollten. Die Katholiſchen wollten mit Vortheil aus dieſem Kriege gehen; die Proteſtanten wollten nicht ſchlimmer daraus gehen — der Kaiſer, anſtatt beide Theile mit kluger Mäßigung zu vereinigen, nahm Partei; und ſo ſtürzte Deutſchland auf's Neue in die Schrecken eines entſetzlichen Krieges.

Schon ſeit Endigung der böhmiſchen Unruhen hatte **Ferdinand** die Gegenreformation in ſeinen Erbſtaaten angefangen; wobei jedoch aus Rückſicht gegen einige evangeliſche Stände mit Mäßigung verfahren wurde. Aber die Siege, welche ſeine Feldherren in Niederdeutſchland erfochten, machten ihm Muth, allen bisherigen Zwang abzuwerfen. Allen Proteſtanten in ſeinen Erbländern wurde, dieſem Entſchluſſe gemäß, angekündigt, entweder ihrer Religion oder ihrem Vaterlande zu entſagen — eine bittere, ſchreckliche Wahl, welche die fürchterlichſten Empörungen unter den Landleuten in Oeſterreich erregte. In den pfälziſchen Landen wurde gleich nach Vertreibung **Friedrichs des Fünften** der reformirte Gottesdienſt aufgehoben, und die Lehrer dieſer Religion von der hohen Schule zu Heidelberg vertrieben.

Dieſe Neuerungen waren nur das Vorſpiel zu größern. Auf einem Churfürſtenconvent zu Mühlhauſen forderten die Katholiken den Kaiſer auf, alle ſeit dem Religionsfrieden zu Augsburg von den Proteſtanten eingezogene Erzbisthümer, Bisthümer, mittelbare und unmittelbare Abteien und Klöſter wieder an die katholiſche Kirche zurückzubringen, und dadurch die katholiſchen Stände für die Verluſte und Bedrückungen zu entſchädigen, welche ſie in dem bisherigen Kriege erlitten hätten. Bei einem ſo ſtreng katholiſchen Fürſten, wie es Ferdinand war, konnte ein ſolcher Wink nicht zur Erde fallen; aber noch ſchien es ihm zu frühe, das ganze proteſtantiſche Deutſchland durch einen ſo entſcheidenden Schritt zu empören. Kein einziger proteſtantiſcher Fürſt war, dem dieſe Zurückforderung der geiſtlichen Stifter nicht einen Theil ſeiner Lande nahm. Wo man die Einkünfte derſelben auch nicht ganz zu weltlichen Zwecken beſtimmt hatte, hatte man ſie zum Nutzen der proteſtantiſchen Kirche verwendet. Mehrere Fürſten dankten dieſen Erwerbungen einen großen Theil ihrer Einkünfte und Macht. Alle ohne Unterſchied mußten durch die Zurückforderung derſelben in Aufruhr gebracht werden. Der Religionsfriede ſprach ihnen das Recht an dieſe Stifter nicht ab, obgleich er es eben ſo wenig außer Zweifel ſetzte. Aber ein langer, bei vielen faſt ein Jahrhundert langer Beſitz, das Stillſchweigen von vier bisherigen Kaiſern, das Geſetz der Billigkeit, welches ihnen an den Stiftungen ihrer Voreltern einen gleichen Antheil mit den Katholiſchen zuſprach, konnte als ein vollgültiger Grund des Rechts von ihnen angeführt werden. Außer dem wirklichen Verluſte, den ſie durch Zurückgabe dieſer Stifter an ihrer Macht und Gerichtsbarkeit erlitten, außer den unüberſehlichen Verwirrungen, welche die Folge davon ſeyn mußten, war dies kein geringer Nachtheil für ſie, daß die wiedereingeſetzten katholiſchen Biſchöfe die katholiſche Partei auf dem Reichstage mit eben ſo viel neuen Stimmen verſtärken ſollten. So empfindliche Verluſte auf Seiten der Evangeliſchen ließen den Kaiſer die heftigſte Widerſetzung befürchten, und ehe das Kriegsfeuer in Deutſchland gedämpft war, wollte er eine ganze, in ihrer Vereinigung furchtbare Partei, welche an dem Churfürſten von Sachſen eine mächtige Stütze hatte, nicht zur Unzeit gegen ſich reizen. Er verſuchte es alſo vorerſt im Kleinen, um zu erfahren, wie man es im Großen aufnehmen würde. Einige Reichsſtädte in Oberdeutſchland und der Herzog von Würtemberg erhielten Mandate, verſchiedene ſolcher eingezogenen Stifter herauszugeben.

Die Lage der Umſtände in Sachſen ließ ihn dort noch einige kühnere Verſuche wagen. In den Bisthümern Magdeburg und Halberſtadt hatten die proteſtantiſchen Domherren keinen Anſtand genommen, Biſchöfe von ihrer Religion aufzuſtellen. Beide Bisthümer, die Stadt Magdeburg allein ausgenommen, hatten Wallenſteiniſche Truppen jetzt überſchwemmt. Zufälliger Weiſe war Halberſtadt durch den Tod des Adminiſtrators, Herzogs Chriſtian von Braunſchweig, das Erzſtift Magdeburg durch Abſetzung Chriſtian Wilhelms, eines brandenburgiſchen Prinzen, erledigt. Ferdinand benutzte dieſe beiden Umſtände, um das halberſtädtiſche Stift einem katholiſchen Biſchofe, und noch dazu einem Prinzen aus ſeinem eigenen Hauſe zuzuwenden. Um nicht einen ähnlichen Zwang zu erleiden, eilte das Capitel zu Magdeburg, einem Sohn des

Churfürſten von Sachſen zum Erzbiſchofe zu erwählen. Aber der Papſt, der ſich aus angemaßter Gewalt in dieſe Angelegenheit mengte, ſprach dem öſterreichiſchen Prinzen auch das magdeburgiſche Erzſtift zu; und man konnte ſich nicht enthalten, die Geſchicklichkeit Ferdinands zu bewundern, der über dem heiligſten Eifer für ſeine Religion nicht vergaß, für das Beſte ſeines Hauſes zu ſorgen.

Endlich, als der Lübecker Friede den Kaiſer von Seiten Dänemarks außer aller Furcht geſetzt hatte, die Proteſtanten in Deutſchland gänzlich darniederzuliegen ſchienen, die Forderungen der Ligue aber immer lauter und dringender wurden, unterzeichnete Ferdinand das durch ſo viel Unglück berüchtigte Reſtitutionsedikt (1629), nachdem er es vorher jedem der vier katholiſchen Churfürſten zur Genehmigung vorgelegt hatte. In dem Eingange ſpricht er ſich das Recht zu, den Sinn des Religionsfriedens, deſſen ungleiche Deutung zu allen bisherigen Irrungen Anlaß gegeben, vermittelſt kaiſerlicher Machtvollkommenheit zu erklären, und als oberſter Schiedsmann und Richter zwiſchen beide ſtreitende Parteien zu treten. Dieſes Recht gründete er auf die Obſervanz ſeiner Vorfahren, und auf die ehemals geſchehene Einwilligung ſelbſt proteſtantiſcher Stände. Churſachſen hatte dem Kaiſer wirklich dieſes Recht zugeſtanden; jetzt ergab es ſich, wie großen Schaden dieſer Hof durch ſeine Anhänglichkeit an Oeſterreich der proteſtantiſchen Sache zugefügt hatte. Wenn aber der Buchſtabe des Religionsfriedens wirklich einer ungleichen Auslegung unterworfen war, wie der ein Jahrhundert lange Zwiſt beider Religionsparteien es genugſam bezeugte, ſo konnte doch auf keine Weiſe der Kaiſer, der entweder ein katholiſcher oder ein proteſtantiſcher Reichsfürſt, und alſo ſelbſt Partei war, zwiſchen katholiſchen und proteſtantiſchen Ständen einen Religionsſtreit entſcheiden — ohne den weſentlichen Artikel des Religionsfriedens zu verletzen. Er konnte in ſeiner eigenen Sache nicht Richter ſeyn, ohne die Freiheit des deutſchen Reichs in einen leeren Schall zu verwandeln.

Und nun in Kraft dieſes angemaßten Rechts, den Religionsfrieden auszulegen, gab Ferdinand die Entſcheidung: „daß jede, nach dem Datum dieſes Friedens, von den Proteſtanten geſchehene Einziehung ſowohl mittelbarer als unmittelbarer Stifter dem Sinne dieſes Friedens zuwiderlaufe, und als eine Verletzung deſſelben widerrufen ſey.“ Er gab ferner die Entſcheidung: „daß der Religionsfriede keinem katholiſchen Landesherrn auflege, proteſtantiſchen Unterthanen etwas mehr, als freien Abzug aus ſeinen Landen, zu bewilligen.“ Dieſem Ausſpruche gemäß, wurde allen unrechtmäßigen Beſitzern geiſtlicher Stifter — alſo allen proteſtantiſchen Reichsſtänden ohne Unterſchied — bei Strafe des Reichsbannes anbefohlen, dieſes unrechte Gut an die kaiſerlichen Commiſſarien unverzüglich herauszugeben.

Nicht weniger als zwei Erzbisthümer und zwölf Bisthümer ſtanden auf der Liſte; außer dieſen eine unüberſehliche Anzahl von Klöſtern, welche die Proteſtanten ſich zugeeignet hatten. Dieſes Edikt war ein Donnerſchlag für das ganze proteſtantiſche Deutſchland; ſchrecklich ſchon an ſich ſelbſt durch das, was es wirklich nahm; ſchrecklicher noch durch das, was es für die Zukunft befürchten ließ, und wovon man es nur als einen Vorläufer betrachtete. Jetzt ſahen es die Proteſtanten als ausgemacht an, daß der Untergang ihrer Religion von dem Kaiſer und der katholiſchen Ligue beſchloſſen ſey, und daß der Untergang deutſcher Freiheit ihr bald nachfolgen werde. Auf keine Gegenvorſtellung wurde geachtet, die Commiſſarien wurden ernannt, und eine Armee zuſammengezogen, ihnen Gehorſam zu verſchaffen. Mit Augsburg, wo der Friede geſchloſſen worden, machte man den Anfang; die Stadt mußte unter die Gerichtsbarkeit ihres Biſchofs zurücktreten, und ſechs proteſtantiſche Kirchen wurden darin geſchloſſen. Eben ſo mußte der Herzog von Würtemberg ſeine Klöſter herausgeben. Dieſer Ernſt ſchreckte alle evangeliſchen Reichsſtände auf, aber ohne ſie zu einem thätigen Widerſtande begeiſtern zu können. Die Furcht vor des Kaiſers Macht wirkte zu mächtig; ſchon fing ein großer Theil an, ſich zur Nachgiebigkeit zu neigen. Die Hoffnung, auf einem friedlichen Wege zu Erfüllung ihres Wunſches zu gelangen, bewog deßwegen die Katholiſchen, mit Vollſtreckung des Edikts noch ein Jahr lang zu zögern, und dies rettete die Proteſtanten. Ehe dieſe Friſt um war, hatte das Glück der ſchwediſchen Waffen die ganze Geſtalt der Dinge verändert.

Auf einer Churfürſtenverſammlung zu Regensburg, welcher **Ferdinand** in Perſon beiwohnte (1630), ſollte nun mit allem Ernſte an der gänzlichen Beruhigung Deutſchlands und an Hebung aller Beſchwerden gearbeitet werden. Dieſe waren von Seiten der Katholiſchen nicht viel geringer, als von Seiten der Evangeliſchen, ſo ſehr auch Ferdinand ſich überredete, alle Mitglieder der Ligue durch das Reſtitutionsedikt, und den Anführer derſelben durch Ertheilung der Churwürde und durch Einräumung des größten Theils der pfälziſchen Lande ſich verpflichtet zu haben. Das gute Verſtändniß zwiſchen dem Kaiſer und den Fürſten der Ligue hatte ſeit Wallenſteins Erſcheinung unendlich gelitten. Gewohnt, den Geſetzgeber in Deutſchland zu ſpielen, und ſelbſt über das Schickſal des Kaiſers zu gebieten, ſah ſich der ſtolze Churfürſt von Bayern durch den kaiſerlichen Feldherrn auf einmal entbehrlich gemacht, und ſeine ganze bisherige Wichtigkeit zugleich mit dem Anſehn der Ligue verſchwunden. Ein Anderer trat jetzt auf, die Früchte ſeiner Siege zu ernten und alle ſeine vergangenen Dienſte in Vergeſſenheit zu ſtürzen. Der übermüthige Charakter des Herzogs von Friedland, deſſen ſüßeſter Triumph war, dem Anſehn der Fürſten Hohn zu ſprechen und der Autorität ſeines Herrn eine verhaßte Ausdehnung zu geben, trug nicht wenig dazu bei, die Empfindlichkeit des Churfürſten zu vermehren. Unzufrieden mit dem Kaiſer und voll Mißtrauen gegen ſeine Geſinnungen, hatte er ſich in ein Bündniß mit Frankreich eingelaſſen, deſſen ſich auch die übrigen Fürſten der Ligue verdächtig machten. Die Furcht vor den Vergrößerungsplanen des Kaiſers, der Unwille über die gegenwärtigen ſchreienden Uebel, hatte bei dieſen jedes Gefühl der Dankbarkeit erſtickt. Wallenſteins Erpreſſungen waren bis zum Unerträglichen gegangen. Brandenburg gab den erlittenen Schaden auf zwanzig, Pommern auf zehn, Heſſen auf ſieben Millionen an, die Uebrigen nach Verhältniß. Allgemein, nachdrücklich, heftig war das Geſchrei um Hülfe, umſonſt alle Gegenvorſtellungen, kein Unterſchied zwiſchen Katholiken und Proteſtanten, Alles über *dieſen* Punkt nur eine einzige Stimme. Mit Fluten von Bittſchriften, alle wider Wallenſtein gerichtet, ſtürmte man auf den erſchrockenen Kaiſer ein, und erſchütterte ſein Ohr durch die ſchauderhafteſten Beſchreibungen der erlittenen Gewaltthätigkeiten. Ferdinand war kein Barbar. Wenn auch nicht unſchuldig an den Abſcheulichkeiten, die ſein Name in Deutſchland verübte, doch unbekannt mit dem Uebermaße derſelben, beſann er ſich nicht lange, den Forderungen der Fürſten zu willfahren, und von ſeinen im Felde ſtehenden Heeren ſogleich achtzehntauſend Mann Reiterei abzudanken. Als dieſe Truppenverminderung geſchah, rüſteten ſich die Schweden ſchon lebhaft zu ihrem Einmarſche in Deutſchland, und der größte Theil der entlaſſenen kaiſerlichen Soldaten eilte unter ihre Fahnen.

Dieſe Nachgiebigkeit Ferdinands diente nur dazu, den Churfürſten von Bayern zu kühnern Forderungen zu ermuntern. Der Triumph über das Anſehn des Kaiſers war unvollkommen, ſo lange der Herzog von Friedland das oberſte Commando behielt. Schwer rächten ſich jetzt die Fürſten an dem Uebermuthe dieſes Feldherrn, den ſie alle ohne Unterſchied hatten fühlen müſſen. Die Abſetzung deſſelben wurde daher von dem ganzen Churfürſtencollegium, ſelbſt von den Spaniern, mit einer Einſtimmigkeit und Hitze gefordert, die den Kaiſer in Erſtaunen ſetzte. Aber ſelbſt dieſe Einſtimmigkeit, dieſe Heftigkeit, mit welcher die Neider des Kaiſers auf **Wallenſteins** Abſetzung drangen, mußte ihn von der Wichtigkeit dieſes Dieners überzeugen. **Wallenſtein**, von den Kabalen unterrichtet, welche in Regensburg gegen ihn geſchmiedet wurden, verabſäumte nichts, dem Kaiſer über die wahren Abſichten des Churfürſten von Bayern die Augen zu öffnen. Er erſchien ſelbſt in Regensburg, aber mit einem Prunke, der ſelbſt den Kaiſer verdunkelte und dem Haſſe ſeiner Gegner nur neue Nahrung gab.

Lange Zeit konnte der Kaiſer ſich nicht entſchließen. Schmerzlich war das Opfer, das man von ihm forderte. Seine ganze Ueberlegenheit hatte er dem Herzoge von Friedland zu danken; er fühlte, wie viel er hingab, wenn er ihn dem Haſſe der Fürſten aufopferte. Aber zum Unglück bedurfte er gerade jetzt den guten Willen der Churfürſten. Er ging damit um, ſeinem Sohne **Ferdinand**, erwähltem Könige von Ungarn, die Nachfolge im Reiche zuzuwenden, wozu ihm die Einwilligung **Maximilians** unentbehrlich war. Dieſe Angelegenheit war ihm die dringendſte, und er ſcheute ſich nicht, ſeinen wichtigſten Diener aufzuopfern, um den Churfürſten von Bayern zu verpflichten.

Auf eben dieſem Churfürſtentage zu Regensburg befanden ſich auch Abgeordnete aus Frankreich, bevollmächtigt, einen Krieg beizulegen, der ſich zwiſchen dem Kaiſer und ihrem Herrn in Italien zu entzünden drohte. Herzog **Vincenz** von **Mantua** und **Montferrat** war geſtorben, ohne Kinder zu hinterlaſſen. Sein nächſter Anverwandter, **Karl Herzog von Nevers**, hatte ſogleich von dieſer Erbſchaft Beſitz genommen, ohne dem Kaiſer, als oberſtem Lehnsherrn dieſer Fürſtenthümer, die ſchuldige Pflicht zu erweiſen. Auf franzöſiſchen und venetianiſchen Beiſtand geſtützt, beharrte er auf ſeiner Weigerung, dieſe Länder bis zur Entſcheidung ſeines Rechts in die Hände der kaiſerlichen Commiſſarien zu übergeben. Ferdinand, in Feuer geſetzt von den Spaniern, denen, als Beſitzern von Mailand, die nahe Nachbarſchaft eines franzöſiſchen Vaſallen äußerſt bedenklich und die Gelegenheit willkommen war, mit Hülfe des Kaiſers Eroberungen in dieſem Theile Italiens zu machen, griff zu den Waffen. Aller Gegenbemühungen Pabſt Urbans des Achten ungeachtet, der den Krieg ängſtlich von dieſen Gegenden zu entfernen ſuchte, ſchickte er eine deutſche Armee über die Alpen, deren unerwartete Erſcheinung alle italieniſchen Staaten in Schrecken ſetzte. Seine Waffen waren ſiegreich durch ganz Deutſchland, als dies in Italien geſchah, und die Alles vergrößernde Furcht glaubte nun, die alten Entwürfe Oeſterreichs zur Univerſalmonarchie auf einmal wieder aufleben zu ſehen. Die Schrecken des deutſchen Kriegs verbreiteten ſich nun auch über die geſegneten Fluren, welche der Po durchſtrömt, die Stadt Mantua wurde mit Sturm erobert, und alles Land umher mußte die verwüſtende Gegenwart geſetzloſer Schaaren empfinden. Zu den Verwünſchungen, welche weit und breit durch ganz Deutſchland wider den Kaiſer erſchollen, geſellten ſich nunmehr auch die

Fläche Italiens, und im Conclave ſelbſt ſtiegen von jetzt an ſtille Wünſche für das Glück der proteſtantiſchen Waffen zum Himmel.

Abgeſchreckt durch den allgemeinen Haß, welchen dieſer italieniſche Feldzug ihm zugezogen, und durch das dringende Anliegen der Churfürſten ermüdet, die das Geſuch der franzöſiſchen Miniſter mit Eifer unterſtützten, gab der Kaiſer den Vorſchlägen Frankreichs Gehör, und verſprach dem neuen Herzog von Mantua die Belehnung.

Dieſer wichtige Dienſt von Seiten Bayerns war von franzöſiſcher Seite einen Gegendienſt werth. Die Schließung des Traktats gab den Bevollmächtigten Richelieus eine gewünſchte Gelegenheit, den Kaiſer während ihrer Anweſenheit zu Regensburg mit den gefährlichſten Intriguen zu umſpinnen, die mißvergnügten Fürſten der Ligue immer mehr gegen ihn zu reizen, und alle Verhandlungen dieſes Churfürſtentages zum Nachtheile des Kaiſers zu leiten. Zu dieſem Geſchäfte hatte ſich Richelieu in der Perſon des Kapuziner-Paters Joſeph, der dem Geſandten als ein ganz unverdächtiger Begleiter an die Seite gegeben war, ein treffliches Werkzeug auserleſen. Eine ſeiner erſten Inſtruktionen war, die Abſetzung Wallenſteins mit Eifer zu betreiben. Mit dem General, der ſie zum Siege geführt hatte, verloren die öſterreichiſchen Armeen den größten Theil ihrer Stärke; ganze Heere konnten den Verluſt dieſes einzigen Mannes nicht erſetzen. Ein Hauptſtreich der Politik war es alſo, zu eben der Zeit, wo ein ſiegreicher König, unumſchränkter Herr ſeiner

Kriegsoperationen, ſich gegen den Kaiſer rüſtete, den einzigen Feldherrn, der ihm an Kriegserfahrung und an Anſehn gleich war, von der Spitze der kaiſerlichen Armeen wegzureißen. Pater Joſeph, mit dem Churfürſten von Bayern einverſtanden, unternahm es, die Unentſchloſſenheit des Kaiſers zu beſiegen, der von den Spaniern und dem ganzen Churfürſtenrathe wie belagert war. „Es würde gut gethan ſeyn, meinte er, den Fürſten in dieſem Stücke zu Gefallen zu leben, um deſto eher zu der römiſchen Königswahl ſeines Sohnes ihre Stimme zu erhalten. Würde nur dieſer Sturm erſt vorüber ſeyn, ſo fände ſich Wallenſtein alsdann ſchnell genug wieder, um ſeinen vorigen Platz einzunehmen.“ — Der liſtige Kapuziner war ſeines Mannes zu gewiß, um bei dieſem Troſtgrunde etwas zu wagen.

Die Stimme eines Mönchs war für Ferdinand den Zweiten die Stimme Gottes. „Nichts auf Erden,“ ſchreibt ſein eigener Beichtvater, „war ihm heiliger, als ein prieſterliches Haupt. Geſchähe es, pflegte er oft zu ſagen, daß ein Engel und ein Ordensmann zu Einer Zeit und an Einem Orte ihm begegneten, ſo würde der Ordensmann die erſte, und der Engel die zweite Verbeugung von ihm erhalten.“ Wallenſteins Abſetzung wurde beſchloſſen.

Zum Danke für dieſes fromme Vertrauen arbeitete ihm der Kapuziner mit ſolcher Geſchicklichkeit in Regensburg entgegen, daß ſeine Bemühungen, dem Könige von Ungarn die römiſche Königswürde zu verſchaffen, gänzlich mißlangen. In einem eigenen Artikel des eben geſchloſſenen Vertrags hatten ſich die franzöſiſchen Miniſter im Namen dieſer Krone verbindlich gemacht, gegen alle Feinde des Kaiſers die vollkommenſte Neutralität zu beobachten — während daß Richelieu mit dem Könige von Schweden bereits in Tractaten ſtand, ihn zum Kriege aufmunterte und ihm die Allianz ſeines Herrn aufdrang. Auch nahm er dieſe Lüge zurück, ſobald ſie ihre Wirkung gethan hatte, und Pater Joſeph mußte in einem Kloſter die Verwegenheit büßen, ſeine Vollmacht überſchritten zu haben. Zu ſpät wurde Ferdinand gewahr, wie ſehr man ſeiner geſpottet hatte. „Ein ſchlechter Kapuziner,“ hörte man ihn ſagen, „hat mich durch ſeinen Roſenkranz entwaffnet, und nicht weniger als ſechs Churhüte in ſeine enge Kapuze geſchoben.“

Betrug und Liſt triumphirten alſo über dieſen Kaiſer, zu einer Zeit, wo man ihn in Deutſchland allmächtig glaubte, und wo er es durch ſeine Waffen wirklich war. Um fünfzehntauſend Mann ärmer, ärmer um einen Feldherrn, der ihm den Verluſt eines Heers erſetzte, verließ er Regensburg, ohne den Wunſch erfüllt zu ſehen, um deſſentwillen er alle dieſe Opfer brachte. Ehe ihn die Schweden im Felde ſchlugen, hatten ihn Maximilian von Bayern und Pater Joſeph unheilbar verwundet. Auf eben dieſer merkwürdigen Verſammlung zu Regensburg wurde der Krieg mit Schweden entſchieden und der in Mantua geendet. Fruchtlos hatten ſich auf demſelben die Fürſten für die Herzoge von Mecklenburg bei dem Kaiſer verwendet, engliſche Geſandte eben ſo fruchtlos um einen Jahrgehalt für den Pfalzgrafen Friedrich gebettelt.

Wallenſtein hatte aber eine Armee von beinahe hunderttauſend Mann zu gebieten, von denen er angebetet wurde, als das Urtheil der Abſetzung ihm verkündigt werden ſollte. Die meiſten Offiziere waren ſeine Geſchöpfe; ſeine Winke Ausſprüche des Schickſals für den gemeinen Soldaten. Grenzenlos war ſein Ehrgeiz, unbeugſam ſein Stolz, ſein gebieteriſcher Geiſt nicht fähig, eine Kränkung ungerochen zu erdulden. Ein Augenblick ſollte ihn jetzt von der Fülle der Gewalt in das Nichts des Privatſtandes herunterſtürzen. Eine ſolche Sentenz gegen einen ſolchen Verbrecher zu vollſtrecken, ſchien nicht viel weniger Kunſt zu koſten, als es gekoſtet hatte, ſie dem Richter zu entreißen. Auch hatte man deßwegen die Vorſicht gebraucht, zwei von Wallenſteins genaueſten Freunden zu Ueberbringern dieſer ſchlimmen Botſchaft zu wählen, welche durch die ſchmeichelhafteſten Zuſicherungen der fortdauernden kaiſerlichen Gnade ſo ſehr als möglich gemildert werden ſollte.

Wallenſtein wußte längſt den ganzen Inhalt ihrer Sendung, als die Abgeſandten des Kaiſers ihm vor die Augen traten. Er hatte Zeit gehabt, ſich zu ſammeln, und ſein Geſicht zeigte Heiterkeit, während daß Schmerz und Wuth in ſeinem Buſen ſtürmten. Aber er hatte beſchloſſen, zu gehorchen. Dieſer Urtheilsſpruch überraſchte ihn, ehe zu einem kühnen Schritte die Umſtände reif und die Anſtalten fertig waren. Seine weitläufigen Güter waren in Böhmen und Mähren zerſtreut; durch Einziehung derſelben konnte der Kaiſer ihm den Nerven ſeiner Macht zerſchneiden. Von der

Zukunft erwartete er Genugthuung, und in dieſer Hoffnung beſtärkten ihn die Prophezeihungen eines italieniſchen Aſtrologen, der dieſen ungebändigten Geiſt, gleich einem Knaben, am Gängelbande führte. Seni, ſo hieß er, hatte es in den Sternen geleſen, daß die glänzende Laufbahn ſeines Herrn noch lange nicht geendigt ſey, daß ihm die Zukunft noch ein ſchimmerndes Glück aufbewahre. Man brauchte die Sterne nicht zu bemühen, um mit Wahrſcheinlichkeit vorher zu ſagen, daß ein Feind wie Guſtav Adolph einen General wie Wallenſtein nicht lange entbehrlich laſſen würde.

„Der Kaiſer iſt verrathen,“ antwortete Wallenſtein den Geſandten; „ich bedaure ihn, aber ich vergeb' ihm. Es iſt klar, daß ihn der hochfahrende Sinn des Bayern dominirt. Zwar thut mir's wehe, daß er mich mit ſo wenigem Widerſtande hingegeben hat, aber ich will gehorchen.“ Die Abgeordneten entließ er fürſtlich beſchenkt, und den Kaiſer erſuchte er in einem demüthigen Schreiben, ihn ſeiner Gunſt nicht zu berauben, und bei den erworbenen Würden zu ſchützen. Allgemein war das Murren der Armee, als die Abſetzung ihres Feldherrn bekannt wurde, und der beſte Theil ſeiner Offiziere trat ſogleich aus dem kaiſerlichen Dienſte. Viele folgten ihm auf ſeine Güter nach Böhmen und Mähren; andere feſſelte er durch beträchtliche Penſionen, um ſich ihrer bei Gelegenheit ſogleich bedienen zu können.

Sein Plan war nichts weniger als Ruhe, da er in die Stille des Privatſtandes zurücktrat. Der Pomp eines Königs umgab ihn in dieſer Einſamkeit, und ſchien dem Urtheilsſpruche ſeiner Erniedrigung Hohn zu ſprechen. Sechs Pforten führten zu dem Pallaſte, den er in Prag bewohnte, und hundert Häuſer mußten niedergeriſſen werden, um dem Schloßhofe Raum zu machen. Aehnliche Palläſte wurden auf ſeinen übrigen zahlreichen Gütern erbaut. Cavaliere aus den edelſten Häuſern wetteiferten um die Ehre, ihn zu bedienen, und man ſah kaiſerliche Kammerherren den goldenen Schlüſſel zurückgeben, um bei Wallenſtein eben dieſes Amt zu bekleiden. Er hielt ſechzig Pagen, die von den trefflichſten Meiſtern unterrichtet wurden; ſein Vorzimmer wurde ſtets durch fünfzig Trabanten bewacht. Seine gewöhnliche Tafel war nie unter hundert Gängen, ſein Haushofmeiſter eine vornehme Standesperſon. Reiſte er über Land, ſo wurde ihm Geräthe und Gefolge auf hundert ſechs- und vierſpännigen Wagen nachgefahren; in ſechzig Karoſſen mit fünfzig Handpferden folgte ihm ſein Hof. Die Pracht der Livereien, der Glanz der Equipage und der Schmuck der Zimmer war dem übrigen Aufwande gemäß. Sechs Barone und eben ſo viele Ritter mußten beſtändig ſeine Perſon umgeben, um jeden Wink zu vollziehen — zwölf Patrouillen die Runde um ſeinen Pallaſt machen, um jeden Lärm abzuhalten. Sein immer arbeitender Kopf brauchte Stille; kein Geraſſel der Wagen durfte ſeiner Wohnung nahe kommen, und die Straßen wurden nicht ſelten durch Ketten geſperrt. Stumm, wie die Zugänge zu ihm, war auch ſein Umgang. Finſter, verſchloſſen, unergründlich, ſparte er ſeine Worte mehr als ſeine Geſchenke, und das Wenige, was er ſprach, wurde mit einem widrigen Tone ausgeſtoßen. Er lachte niemals, und den Verführungen der Sinne widerſtand die Kälte ſeines Bluts. Immer geſchäftig und von großen Entwürfen bewegt, entſagte er allen leeren Zerſtreuungen, wodurch Andere das koſtbare Leben vergeuden. Einen durch ganz Europa ausgebreiteten Briefwechſel beſorgte er ſelbſt; die meiſten Aufſätze ſchrieb er mit eigener Hand nieder, um der Verſchwiegenheit Anderer ſo wenig als möglich anzuvertrauen. Er war von großer Statur und hager, von gelblicher Geſichtsfarbe, röthlichen kurzen Haaren, kleinen, aber funkelnden Augen. Ein furchtbarer, zurückſchreckender Ernſt ſaß auf ſeiner Stirn, und nur das Uebermaß ſeiner Belohnungen konnte die zitternde Schaar ſeiner Diener feſthalten.

In dieſer prahleriſchen Dunkelheit erwartete Wallenſtein ſtille, doch nicht müßig, ſeine glänzende Stunde und der Rache aufgehenden Tag; bald ließ ihn Guſtav Adolphs reißender Siegeslauf ein Vorgefühl deſſelben genießen. Von ſeinen hochfliegenden Planen ward kein einziger aufgegeben: der Undank des Kaiſers hatte ſeinen Ehrgeiz von einem läſtigen Zügel befreit. Der blendende Schimmer ſeines Privatlebens verrieth den ſtolzen Schwung ſeiner Entwürfe, und verſchwenderiſch, wie ein Monarch, ſchien er die Güter ſeiner Hoffnung ſchon unter ſeine gewiſſen Beſitzungen zu zählen.

Nach Wallenſteins Abdankung und Guſtav Adolphs Landung mußte ein neuer Generaliſſimus aufgeſtellt werden; zugleich ſchien es nöthig zu ſeyn, das bisher getrennte Commando der kaiſerlichen und ligiſtiſchen

Truppen in einer einzigen Hand zu vereinigen. Maximilian von Bayern trachtete nach dieſem wichtigen Poſten, der ihn zum Herrn des Kaiſers machen konnte; aber eben dies bewog Letztern, ſich für den König von Ungarn, ſeinen älteſten Sohn, darum zu bewerben. Endlich, um beide Competenten zu entfernen und keinen Theil ganz unbefriedigt zu laſſen, übergab man das Commando dem liguiſtiſchen General Tilly, der nunmehr den bayeriſchen Dienſt gegen den öſterreichiſchen vertauſchte. Die Armeen, welche Ferdinand auf deutſchem Boden ſtehen hatte, beliefen ſich, nach Abgang der Wallenſteiniſchen Truppen, auf etwa vierzigtauſend Mann; nicht viel ſchwächer war die liguiſtiſche Kriegsmacht; beide durch treffliche Offiziere befehligt, durch viele Feldzüge geübt und ſtolz auf eine lange Reihe von Siegen. Mit dieſer Macht glaubte man um ſo weniger Urſache zu haben, vor der Annäherung des Königs von Schweden zu zittern, da man Pommern und Mecklenburg inne hatte, die einzigen Pforten, durch welche er in Deutſchland hereinbrechen konnte.

Nach dem unglücklichen Verſuche des Königs von Dänemark, die Progreſſen des Kaiſers zu hemmen, war Guſtav Adolph der einzige Fürſt in Europa, von welchem die unterliegende Freiheit Rettung zu hoffen hatte, der einzige zugleich, der durch die ſtärkſten politiſchen Gründe dazu aufgefordert, durch erlittene Beleidigungen dazu berechtigt, und durch perſönliche Fähigkeiten dieſer gewagten Unternehmung gewachſen war. Wichtige Staatsgründe, welche er mit Dänemark gemein hatte, hatten ihn, ſchon vor dem Ausbruche des

Kriegs in Niederſachſen, bewogen, ſeine Perſon und ſeine Heere zur Vertheidigung Deutſchlands anzubieten; damals hatte ihn der König von Dänemark zu ſeinem eigenen Unglücke verdrängt. Seit dieſer Zeit hatte der Uebermuth Wallenſteins und der despotiſche Stolz des Kaiſers es nicht an Aufforderungen fehlen laſſen, die ihn perſönlich erhitzen und als König beſtimmen mußten. Kaiſerliche Truppen waren dem polniſchen Könige Sigismund zu Hülfe geſchickt worden, um Preußen gegen die Schweden zu vertheidigen. Dem Könige, welcher ſich über die Feindſeligkeit gegen Wallenſtein beklagte, wurde geantwortet: „Der Kaiſer habe der Soldaten zu viel. Er müſſe ſeinen guten Freunden damit aushelfen.“ Von dem Congreſſe mit Dänemark zu Lübeck hatte eben dieſer Wallenſtein die ſchwediſchen Geſandten mit beleidigendem Trotze abgewieſen, und, da ſie ſich dadurch nicht ſchrecken ließen, mit einer Behandlung gedroht, welche das Völkerrecht verletzte. Ferdinand hatte die ſchwediſchen Flaggen inſultiren, und Depeſchen des Königs nach Siebenbürgen auffangen laſſen. Er fuhr fort, den Frieden zwiſchen Polen und Schweden zu erſchweren, die Anmaßungen Sigismunds auf den ſchwediſchen Thron zu unterſtützen, und Guſtav Adolphen den königlichen Titel zu verweigern. Die wiederholteſten Gegenvorſtellungen Guſtavs hatte er keiner Aufmerkſamkeit gewürdigt, und neue Beleidigungen hinzugefügt, anſtatt die verlangte Genugthuung für die alten zu leiſten.

So viele perſönliche Aufforderungen, durch die wichtigſten Staats- und Gewiſſensgründe unterſtützt, und verſtärkt durch die dringendſten Einladungen aus Deutſchland, mußten auf das Gemüth eines Fürſten Eindruck machen, der auf ſeine königliche Ehre deſto eiferſüchtiger war, je mehr man geneigt ſeyn konnte, ſie ihm ſtreitig zu machen; der ſich durch den Ruhm, die Unterdrückten zu beſchützen, unendlich geſchmeichelt fand, und den Krieg, als das eigentliche Element ſeines Genies, mit Leidenſchaft liebte. Aber ehe ein Waffenſtillſtand oder Friede mit Polen ihm freie Hände gab, konnte an einen neuen und gefahrvollen Krieg mit Ernſt nicht gedacht werden.

Der Cardinal Richelieu hatte das Verdienſt, dieſen Waffenſtillſtand mit Polen herbeizuführen. Dieſer große Staatsmann, das Steuer Europens in der einen Hand, indem er die Wuth der Faktionen und den Dünkel der Großen in dem Innern Frankreichs mit der andern darniederbeugte, verfolgte mitten unter den Sorgen einer ſtürmiſchen Staatsverwaltung unerſchütterlich ſeinen Plan, die anwachſende Macht Oeſterreichs in ihrem ſtolzen Laufe zu hemmen. Aber die Umſtände, welche ihn umgaben, ſetzten dieſen Entwürfen nicht geringe Hinderniſſe in der Ausführung entgegen; denn auch dem größten Geiſte möchte es ungeſtraft nicht hingehen, den Wahnbegriffen ſeiner Zeit Hohn zu ſprechen. Miniſter eines katholiſchen Königs, und durch den Purpur, den er trug, ſelbſt Fürſt der römiſchen Kirche, durfte er es jetzt noch nicht wagen, im Bündniſſe mit dem Feinde ſeiner Kirche öffentlich eine Macht anzugreifen, welche die Anmaßungen ihres Ehrgeizes durch den Namen der Religion vor der Menge zu heiligen gewußt hatte. Die Schonung, welche Richelieu den eingeſchränkten Begriffen ſeiner Zeitgenoſſen ſchuldig war, ſchränkte ſeine politiſche Thätigkeit auf die behutſamen Verſuche ein, hinter der Decke verborgen zu wirken, und die Entwürfe ſeines erleuchteten Geiſtes durch eine fremde Hand zu vollſtrecken. Nachdem er ſich umſonſt bemüht hatte, den Frieden Dänemarks mit dem Kaiſer zu hindern, nahm er ſeine Zuflucht zu Guſtav Adolph, dem Helden ſeines Jahrhunderts. Nichts wurde geſpart, dieſen König zur Entſchließung zu bringen, und ihm zugleich die Mittel zur Ausführung zu erleichtern. Charnaſſe, ein unverdächtiger Unterhändler des Cardinals, erſchien in Polniſch-Preußen, wo Guſtav Adolph gegen Sigismund Krieg führte, und wanderte von einem der beiden Könige zum andern, um einen Waffenſtillſtand oder Frieden zwiſchen ihnen zu Stande zu bringen. Guſtav Adolph war längſt dazu bereit, und endlich gelang es dem franzöſiſchen Miniſter, auch dem Könige Sigismund über ſein wahres Intereſſe und die betrügeriſche Politik des Kaiſers die Augen zu öffnen. Ein Waffenſtillſtand wurde auf ſechs Jahre zwiſchen beiden Königen geſchloſſen, durch welchen Guſtav im Beſitz aller ſeiner Eroberungen blieb, und die lange gewünſchte Freiheit erhielt, ſeine Waffen gegen den Kaiſer zu kehren. Der franzöſiſche Unterhändler bot ihm zu dieſer Unternehmung die Allianz ſeines Königs und beträchtliche Hülfsgelder an, welche nicht zu verachten waren. Aber Guſtav Adolph fürchtete nicht ohne Grund, ſich durch Annehmung derſelben in eine Abhängigkeit von Frankreich zu ſetzen, die ihm vielleicht mitten im Laufe ſeiner Siege Feſſeln anlegte, und durch das Bündniß mit einer katholiſchen Macht Mißtrauen bei den Proteſtanten zu erwecken.

So dringend und gerecht dieſer Krieg war, ſo vielverſprechend waren die Umſtände, unter welchen Guſtav Adolph ihn unternahm. Furchtbar zwar war der Name des Kaiſers, unerſchöpflich ſeine Hülfsquellen, unüberwindlich bisher ſeine Macht; jeden Andern, als Guſtav, würde ein ſo gefahrvolles Spiel zurückgeſchreckt haben. Guſtav überſah alle Hinderniſſe und Gefahren, welche ſich ſeinem Unternehmen entgegenſtellten; aber er kannte auch die Mittel, wodurch er ſie zu beſiegen hoffte. Nicht beträchtlich, aber wohl disciplinirt war ſeine Kriegsmacht, durch ein ſtrenges Clima und anhaltende Feldzüge abgehärtet, in dem polniſchen Kriege gebildet. Schweden, obgleich arm an Geld und an Menſchen, und durch einen achtjährigen Krieg über Vermögen angeſtrengt, war ſeinem Könige mit einem Enthuſiasmus ergeben, der ihn die bereitwilligſte Unterſtützung von ſeinen Reichsſtänden hoffen ließ. In Deutſchland war der Name des Kaiſers wenigſtens eben ſo ſehr gehaßt als gefürchtet. Die proteſtantiſchen Fürſten ſchienen nur die Ankunft eines Befreiers zu erwarten, um das unleidliche Joch der Tyrannei abzuwerfen, und ſich öffentlich für Schweden zu erklären. Selbſt den katholiſchen Ständen konnte die Erſcheinung eines Gegners nicht unwillkommen ſeyn, der die überwiegende Macht des Kaiſers beſchränkte. Der erſte Sieg, auf deutſchem Boden erfochten, mußte für ſeine Sache entſcheidend ſeyn, die noch zweifelnden Fürſten zur Erklärung bringen, den Muth ſeiner Anhänger ſtärken, den Zulauf zu ſeinen Fahnen vermehren und zur Fortſetzung des Kriegs reichliche Hülfsquellen eröffnen. Hatten gleich die mehreſten deutſchen Länder durch die bisherigen Bedrückungen unendlich gelitten, ſo waren doch die wohlhabenden hanſeatiſchen Städte bis jetzt davon frei geblieben, die kein Bedenken tragen konnten, mit einem freiwilligen mäßigen Opfer einem allgemeinen Ruin vorzubeugen. Aus je mehreren Ländern man die Kaiſerlichen verjagte, deſto mehr mußten ihre Heere ſchmelzen, die nur allein von den Ländern lebten, in denen ſie ſtanden. Unzeitige Truppenverſendungen nach Italien und den Niederlanden hatten ohnehin die Macht des Kaiſers vermindert; Spanien, durch den Verluſt ſeiner amerikaniſchen Silberflotte geſchwächt, und durch einen ernſtlichen Krieg in den Niederlanden beſchäftigt, konnte ihm wenig Unterſtützung gewähren. Dagegen machte Großbritannien dem Könige von Schweden zu beträchtlichen Subſidien Hoffnung, und Frankreich, welches eben jetzt mit ſich ſelbſt Frieden machte, kam ihm mit den vortheilhafteſten Anerbietungen bei ſeiner Unternehmung entgegen.

Aber die ſicherſte Bürgſchaft für den glücklichen Erfolg ſeiner Unternehmung fand Guſtav Adolph — in ſich ſelbſt. Die Klugheit erforderte es, ſich aller äußerlichen Hülfsmittel zu verſichern, und dadurch ſein Unternehmen vor dem Vorwurfe der Verwegenheit zu ſchützen; aus ſeinem Buſen allein nahm er ſeine Zuverſicht und ſeinen Muth. Guſtav Adolph war ohne Widerſpruch der erſte Feldherr ſeines Jahrhunderts, und tapferſte Soldat in ſeinem Heere, das er ſich ſelbſt erſt geſchaffen hatte. Mit der Taktik der Griechen und Römer vertraut, hatte er eine beſſere Kriegskunſt erfunden, welche den größten Feldherren der folgenden Zeiten zum Muſter diente. Die unbehülflichen großen Eskadrons verringerte er, um die Bewegungen der Reiterei leichter und ſchneller zu machen; zu eben dem Zwecke rückte er die Bataillons in weitere Entfernung aus einander. Er ſtellte ſeine Armee, welche gewöhnlich nur eine einzige Linie einnahm, in einer gedoppelten Linie in Schlachtordnung, daß die zweite anrücken konnte, wenn die erſte zum Weichen gebracht worden war. Den Mangel an Reiterei wußte er dadurch zu erſetzen, daß er Fußgänger zwiſchen die Reiter ſtellte, welches ſehr oft den Sieg entſchied; die Wichtigkeit des Fußvolks in Schlachten lernte Europa erſt von ihm. Ganz Deutſchland hat die Mannszucht bewundert, durch welche ſich die ſchwediſchen Heere auf deutſchem Boden in den erſten Zeiten ſo rühmlich unterſchieden. Alle Ausſchweifungen wurden auf's Strengſte geahndet; am ſtrengſten Gottesläſterung, Raub, Spiel und Duelle. In den ſchwediſchen Kriegsgeſetzen wurde die Mäßigkeit befohlen; auch erblickte man in dem ſchwediſchen Lager, das Gezelt des Königs nicht ausgenommen, weder Silber noch Gold. Das Auge des Feldherrn wachte mit eben der Sorgfalt über die Sitten des Soldaten, wie über die kriegeriſche Tapferkeit. Jedes Regiment mußte zum Morgen- und Abendgebet einen Kreis um ſeinen Prediger ſchließen, und unter freiem Himmel ſeine Andacht halten. In allem dieſem war der Geſetzgeber zugleich Muſter. Eine ungekünſtelte lebendige Gottesfurcht erhöhte den Muth, der ſein großes Herz beſeelte. Gleich frei von dem rohen Unglauben, der den wilden Begierden des Barbaren ihren nothwendigen Zügel nimmt, und von der kriechenden Andächtelei eines Ferdinand, die ſich vor der Gottheit zum Wurm erniedrigt und auf dem Nacken der Menſchheit trotzig einherwandelt, blieb er auch in der Trunkenheit ſeines Glücks noch Menſch und noch Chriſt, aber auch in ſeiner Andacht noch Held und noch König. Alles Ungemach des Kriegs ertrug er gleich dem Geringſten aus dem Heere; mitten in dem ſchwärzeſten Dunkel der Schlacht war es licht in ſeinem Geiſte; allgegenwärtig mit ſeinem Blicke, vergaß er den Tod, der ihn umringte; ſtets fand man ihn auf dem Wege der furchtbarſten Gefahr. Seine natürliche Herzhaftigkeit ließ ihn nur allzuoft vergeſſen, was er dem Feldherrn ſchuldig war, und dieſes königliche Leben endigte der Tod eines Gemeinen. Aber einem ſolchen Führer folgte der Feige wie der Muthige zum Siege, und ſeinem beleuchtenden Adlerblicke entging keine Heldenthat, die ſein Beiſpiel geweckt hatte. Der Ruhm ihres Beherrſchers entzündete in der Nation ein begeiſterndes Selbſtgefühl; ſtolz auf dieſen König gab der Bauer in Finnland und Gothland freudig ſeine Armuth hin, verſpritzte der Soldat freudig ſein Blut, und der hohe Schwung, den der Geiſt dieſes einzigen Mannes der Nation gegeben, überlebte noch lange Zeit ſeinen Schöpfer.

So wenig man über die Nothwendigkeit des Kriegs in Zweifel war, ſo ſehr war man es über die Art, wie er geführt werden ſollte. Ein angreifender Krieg ſchien ſelbſt dem muthvollen Kanzler Oxenſtierna zu gewagt, die Kräfte ſeines geldarmen und gewiſſenhaften Königs zu ungleich den unermeßlichen Hülfsmitteln eines Despoten, der mit ganz Deutſchland wie mit ſeinem Eigenthum ſchaltete. Dieſe furchtſamen Bedenklichkeiten des Miniſters widerlegte die ſehende Klugheit des Helden.

„Erwarten wir den Feind in Schweden,“ ſagte Guſtav, „ſo iſt Alles verloren, wenn eine Schlacht verloren iſt; Alles iſt gewonnen, wenn wir in Deutſchland einen glücklichen Anfang machen. Das Meer iſt groß, und wir haben in Schweden weitläufige Küſten zu bewachen. Entwiſchte uns die feindliche Flotte, oder würde die unſrige geſchlagen, ſo wäre es dann umſonſt, die feindliche Landung zu verhindern. An der Erhaltung Stralſunds muß uns Alles liegen. So lange dieſer Hafen uns offen ſteht, werden wir unſer Anſehn auf der Oſtſee behaupten, und einen freien Verkehr mit Deutſchland unterhalten. Aber um Stralſund zu beſchützen, dürfen wir uns nicht in Schweden verkriechen, ſondern müſſen mit einer Armee nach Pommern hinübergehen. Redet mir alſo nichts mehr von einem Vertheidigungskriege, durch den wir unſere herrlichſten Vortheile verſcherzen. Schweden ſelbſt darf keine feindliche Fahne ſehen; und werden wir in Deutſchland beſiegt, ſo iſt es alsdann noch Zeit, euern Plan zu befolgen.“

Beſchloſſen wurde alſo der Uebergang nach Deutſchland und der Angriff des Kaiſers. Die Zurüſtungen wurden auf's Lebhafteſte betrieben, und die Vorkehrungen, welche Guſtav traf, verriethen nicht weniger Vorſicht, als der Entſchluß Kühnheit und Größe zeigte. Vor Allem war es nöthig, in einem ſo weit entlegenen Kriege Schweden ſelbſt gegen die zweideutigen Geſinnungen der Nachbarn in Sicherheit zu ſetzen. Auf einer perſönlichen Zuſammenkunft mit dem Könige von Dänemark zu Markaröd verſicherte ſich Guſtav der Freundſchaft dieſes Monarchen; gegen Moskau wurden die Grenzen gedeckt; Polen konnte man von Deutſchland aus in Furcht erhalten, wenn es Luſt bekommen ſollte, den Waffenſtillſtand zu verletzen. Ein ſchwediſcher Unterhändler, von Falkenberg, welcher Holland und die deutſchen Höfe bereiste, machte ſeinem Herrn, von Seiten mehrerer proteſtantiſchen Fürſten, die ſchmeichelhafteſten Hoffnungen, obgleich noch keiner Muth und Verläugnung genug hatte, ein förmliches Bündniß mit ihm einzugehen. Die Städte Lübeck und Hamburg zeigten ſich bereitwillig, Geld vorzuſchießen, und an Zahlungsſtatt ſchwediſches Kupfer anzunehmen. Auch an den Fürſten von Siebenbürgen wurden vertraute Perſonen abgeſchickt, dieſen unverſöhnlichen Feind Oeſterreichs gegen den Kaiſer in Waffen zu bringen.

Unterdeſſen wurden in den Niederlanden und Deutſchland ſchwediſche Werbungen eröffnet, die Regimenter vollzählig gemacht, neue errichtet, Schiffe herbeigeſchafft, die Flotte gehörig ausgerüſtet, Lebensmittel, Kriegsbedürfniſſe und Geld ſo viel nur möglich herbeigetrieben. Dreißig Kriegsſchiffe waren in kurzer Zeit zum Auslaufen fertig, eine Armee von fünfzehntauſend

Mann ſtand bereit, und zweihundert Transportſchiffe waren beſtimmt, ſie überzuſetzen. Eine größere Macht wollte Guſtav Adolph nicht nach Deutſchland hinüberführen, und der Unterhalt derſelben hätte auch bis jetzt die Kräfte ſeines Königreichs überſtiegen. Aber ſo klein dieſe Armee war, ſo vortrefflich war die Auswahl ſeiner Truppen in Disciplin, kriegeriſchem Muthe und Erfahrung, die einen feſten Kern zu einer größern Kriegsmacht abgeben konnte, wenn er den deutſchen Boden erſt erreicht und das Glück ſeinen erſten Anfang erſt begünſtigt haben würde. Oxenſtierna, zugleich General und Kanzler, ſtand mit etwa zehntauſend Mann in Preußen, dieſe Provinz gegen Polen zu vertheidigen. Einige reguläre Truppen und ein anſehnliches Corps Landmiliz, welches der Hauptarmee zur Pflanzſchule diente, blieb in Schweden zurück, damit ein bundbrüchiger Nachbar bei einem ſchnellen Ueberfalle das Königreich nicht unvorbereitet fände.

Dadurch war für die Vertheidigung des Reichs geſorgt. Nicht weniger Sorgfalt bewies Guſtav Adolph bei Anordnung der innern Regierung. Die Regentſchaft wurde dem Reichsrathe, das Finanzweſen dem Pfalzgrafen **Johann Kaſimir**, dem Schwager des Königs, übertragen; ſeine Gemahlin, ſo zärtlich er ſie liebte, von allen Regierungsgeſchäften entfernt, denen ihre eingeſchränkten Fähigkeiten nicht gewachſen waren. Gleich einem Sterbenden beſtellte er ſein Haus. Am 20. Mai 1630, nachdem alle Vorkehrungen getroffen, und Alles zur Abfahrt in Bereitſchaft war, erſchien der König in Stockholm in der Reichsverſammlung, den Ständen ein feierliches Lebewohl zu ſagen. Er nahm hier ſeine vierjährige Tochter Chriſtina, die in der Wiege ſchon zu ſeiner Nachfolgerin erklärt war, auf die Arme, zeigte ſie den Ständen als ihre künftige Beherrſcherin, ließ ihr auf den Fall, daß er ſelbſt nimmer wiederkehrte, den Eid der Treue erneuern, und darauf die Verordnung ableſen, wie es während ſeiner Abweſenheit oder der Minderjährigkeit ſeiner Tochter mit der Regentſchaft des Reichs gehalten werden ſollte. In Thränen zerfloß die ganze Verſammlung, und der König ſelbſt brauchte Zeit, um zu ſeiner Abſchiedsrede an die Stände die nöthige Faſſung zu erhalten.

„Nicht leichtſinniger Weiſe,“ fing er an, „ſtürze ich mich und euch in dieſen neuen gefahrvollen Krieg. Mein Zeuge iſt der allmächtige Gott, daß ich nicht aus Vergnügen fechte. Der Kaiſer hat mich in der Perſon meiner Geſandten auf's Grauſamſte beleidigt, er hat meine Feinde unterſtützt, er verfolgt meine Freunde und Brüder, tritt meine Religion in den Staub, und ſtreckt die Hand aus nach meiner Krone. Dringend flehen uns die unterdrückten Stände Deutſchlands um Hülfe, und wenn es Gott gefällt, ſo wollen wir ſie ihnen geben.“

„Ich kenne die Gefahren, denen mein Leben ausgeſetzt ſeyn wird. Nie habe ich ſie gemieden, und ſchwerlich werde ich ihnen ganz entgehen. Bis jetzt zwar hat mich die Allmacht wunderbar behütet; aber ich werde doch endlich ſterben in der Vertheidigung meines Vaterlandes. Ich übergebe euch dem Schutze des Himmels. Seyd gerecht, ſeyd gewiſſenhaft, wandelt unſträflich, ſo werden wir uns in der Ewigkeit wieder begegnen.“

„An euch, meine Reichsräthe, wende ich mich zuerſt. Gott erleuchte euch, und erfülle euch mit Weisheit, meinem Königreiche ſtets das Beſte zu rathen. Euch, tapferer Adel, empfehle ich dem göttlichen Schutze. Fahrt fort, euch als würdige Nachkommen jener heldenmüthigen Gothen zu erweiſen, deren Tapferkeit das alte Rom in den Staub ſtürzte. Euch, Diener der Kirche, ermahne ich zur Verträglichkeit und Eintracht; ſeyd ſelbſt Muſter der Tugenden, die ihr predigt, und mißbraucht nie eure Herrſchaft über die Herzen meines Volks. Euch, Deputirte des Bürger- und Bauernſtandes, wünſche ich den Segen des Himmels, eurem Fleiße eine erfreuende Ernte, Fülle euren Scheunen, Ueberfluß an allen Gütern des Lebens. Für euch alle, Abweſende und Gegenwärtige, ſchicke ich aufrichtige Wünſche zum Himmel. Ich ſage euch allen mein zärtliches Lebewohl. Ich ſage es vielleicht auf ewig.“

Zu Elfsnaben, wo die Flotte vor Anker lag, erfolgte die Einſchiffung der Truppen; eine unzählige Menge Volks war herbeigeſtrömt, dieſes eben ſo prächtige als rührende Schauſpiel zu ſehen. Die Herzen der Zuſchauer waren von den verſchiedenſten Empfindungen bewegt, je nachdem ſie bei der Größe des Wageſtücks oder bei der Größe des Mannes verweilten. Unter den hohen Offizieren, welche bei dieſem Heere commandirten, haben ſich Guſtav Horn, Rheingraf Otto Ludwig, Heinrich Matthias Graf von Thurn, Ortenburg, Baudiſſen, Banner, Teufel, Tott, Mutſenfahl, Falkenberg, Kniphauſen und andere mehr, einen glänzenden Namen erwerben. Die Flotte, von widrigen Winden aufgehalten, konnte erſt im Junius unter Segel gehen, und erreichte am 24. dieſes Monats die Inſel Rügen an der Küſte von Pommern.

Guſtav Adolph war der Erſte, der hier an's Land ſtieg. Im Angeſicht ſeines Volkes kniete er nieder auf Deutſchlands Erde, und dankte der Allmacht für die Erhaltung ſeiner Armee und ſeiner Flotte. Auf den Inſeln Wollin und Uſedom ſetzte er ſeine Truppen an's Land; die kaiſerlichen Beſatzungen verließen ſogleich bei ſeiner Annäherung ihre Schanzen und entflohen. Mit Blitzesſchnelligkeit erſchien er vor Stettin, ſich dieſes wichtigen Platzes zu verſichern, ehe die Kaiſerlichen ihm zuvorkämen. Bogisla der Vierzehnte, Herzog von Pommern, ein ſchwacher und alternder Prinz, war lange ſchon der Mißhandlungen müde, welche die Kaiſerlichen in ſeinem Lande ausgeübt hatten, und fortfuhren auszuüben; aber zu kraftlos, ihnen Widerſtand zu thun, hatte er ſich mit ſtillem Murren unter die Uebermacht gebeugt. Die Erſcheinung ſeines Retters, anſtatt ſeinen Muth zu beleben, erfüllte ihn mit Furcht und Zweifeln. So ſehr ſein Land noch von den Wunden blutete, welche die Kaiſerlichen ihm geſchlagen, ſo wenig konnte dieſer Fürſt ſich entſchließen, durch offenbare Begünſtigung der Schweden die Rache des Kaiſers gegen ſich zu reizen. Guſtav Adolph, unter den Kanonen von Stettin gelagert, forderte dieſe Stadt auf, ſchwediſche Garniſon einzunehmen. Bogisla erſchien ſelbſt im Lager des Königs, ſich dieſe Einquartierung zu verbitten. „Ich komme als Freund und nicht als Feind zu Ihnen,“ antwortete Guſtav; „nicht mit Pommern, nicht mit dem deutſchen Reiche, nur mit den Feinden deſſelben führe ich Krieg. In meinen Händen ſoll dieſes Herzogthum heilig aufgehoben ſeyn, und ſicherer als von jedem Andern werden Sie es nach geendigtem Feldzuge von mir zurückerhalten. Sehen Sie die Fußſtapfen der kaiſerlichen Truppen in Ihrem Lande, ſehen Sie die Spuren der meinigen in Uſedom, und wählen Sie, ob Sie den Kaiſer oder mich zum Freunde haben wollen. Was erwarten Sie, wenn der Kaiſer ſich Ihrer Hauptſtadt bemächtigen ſollte? Wird er gnädiger damit verfahren, als ich? Oder wollen Sie meinen Siegen Grenzen ſetzen? Die Sache iſt dringend, faſſen Sie einen Entſchluß, und nöthigen Sie mich nicht, wirkſamere Mittel zu ergreifen.“

Die Wahl war ſchmerzlich für den Herzog von Pommern. Hier der König von Schweden mit einer furchtbaren Armee vor den Thoren ſeiner Hauptſtadt; dort die unausbleibliche Rache des Kaiſers und das ſchreckenvolle Beiſpiel ſo vieler deutſcher Fürſten, welche als Opfer dieſer Rache im Elende herumwanderten. Die dringendere Gefahr beſtimmte ſeinen Entſchluß. Die Thore von Stettin wurden dem Könige geöffnet, ſchwediſche Truppen rückten ein, und den Kaiſerlichen, die ſchon in ſtarken Märſchen herbeieilten, wurde der Vorſprung abgewonnen. Stettins Einnahme verſchaffte dem Könige in Pommern feſten Fuß, den Gebrauch der Oder, und einen Waffenplatz für ſeine Armee. Herzog Bogisla ſäumte nicht, den gethanen Schritt bei dem Kaiſer durch die Nothwendigkeit zu entſchuldigen, und dem Vorwurfe der Verrätherei im voraus zu begegnen; aber von der Unverſöhnlichkeit dieſes Monarchen überzeugt, trat er mit ſeinem neuen Schutzherrn in eine enge Verbindung, um durch die ſchwediſche Freundſchaft ſich gegen die Rache Oeſterreichs in Sicherheit zu ſetzen. Der König gewann durch dieſe Allianz mit Pommern einen wichtigen Freund auf deutſchem Boden, der ihm den Rücken deckte, und den Zuſammenhang mit Schweden offen hielt.

Guſtav Adolph glaubte ſich gegen Ferdinand, der ihn in Preußen zuerſt feindlich angegriffen hatte, der hergebrachten Formalitäten überheben, und fing ohne Kriegserklärung die Feindſeligkeiten an. Gegen die europäiſchen Fürſten rechtfertigte er ſein Betragen in einem eigenen Manifeſte, in welchem alle ſchon angeführten Gründe, die ihn zur Ergreifung der Waffen bewogen, hererzählt wurden. Unterdeſſen ſetzte er ſeine Progreſſen in Pommern fort, und ſah mit jedem Tage ſeine Heere ſich vermehren. Von den Truppen, welche unter Mannsfeld, Herzog Chriſtian von Braunſchweig, dem Könige von Dänemark und unter Wallenſtein gefochten, ſtellten ſich Offiziere ſowohl als Soldaten ſchaarenweiſe dar, unter ſeinen ſiegreichen Fahnen zu ſtreiten.

Der Einfall des Königs von Schweden wurde am kaiſerlichen Hofe der Aufmerkſamkeit bei weitem nicht gewürdigt, welche er bald darauf zu verdienen ſchien.

Der öſterreichiſche Stolz, durch das bisherige unerhörte Glück auf den höchſten Gipfel getrieben, ſah mit Geringſchätzung auf einen Fürſten herab, der mit einer Handvoll Menſchen aus einem verachteten Winkel Europens hervorkam, und, wie man ſich einbildete, ſeinen bisher erlangten Kriegsruhm bloß der Ungeſchicklichkeit eines noch ſchwächern Feindes verdankte. Die herabſetzende Schilderung, welche Wallenſtein, nicht ohne Abſicht, von der ſchwediſchen Macht entworfen, vermehrte die Sicherheit des Kaiſers; wie hätte er einen Feind achten ſollen, den ſein Feldherr ſich getraute, mit Ruthen aus Deutſchland zu verjagen? Selbſt die reißenden Fortſchritte Guſtav Adolphs in Pommern konnten dieſes Vorurtheil nicht ganz beſiegen, welchem der Spott der Höflinge ſtets neue Nahrung gab. Man nannte ihn in Wien nur die Schneemajeſtät, welche die Kälte des Nords jetzt zuſammenhalte, die aber zuſehends ſchmelzen würde, je näher ſie gegen Süden rückte. Die Churfürſten ſelbſt, welche in Regensburg verſammelt waren, würdigten ſeine Vorſtellungen keiner Aufmerkſamkeit, und verweigerten ihm, aus blinder Gefälligkeit gegen Ferdinand, ſogar den Titel eines Königs. Während man in Regensburg und in Wien ſeiner ſpottete, ging in Pommern und Mecklenburg ein feſter Ort nach dem andern an ihn verloren.

Dieſer Geringſchätzung ungeachtet, hatte ſich der Kaiſer doch bereitwillig finden laſſen, die Mißhelligkeiten mit Schweden durch Unterhandlungen beizulegen, auch zu dieſem Ende Bevollmächtigte nach Danzig geſendet. Aber aus ihren Inſtruktionen erhellte deutlich, wie wenig es ihm damit Ernſt war, da er Guſtaven noch immer den königlichen Titel verweigerte. Seine Abſicht ſchien bloß dahin zu gehen, das Verhaßte des Angriffs von ſich ſelbſt auf den König von Schweden abzuwälzen, um ſich dadurch auf den Beiſtand der Reichsſtände deſto eher Rechnung machen zu können. Fruchtlos, wie zu erwarten geweſen war, zerſchlug ſich alſo dieſer Congreß zu Danzig, und die Erbitterung beider Theile wurde durch einen heftigen Briefwechſel auf's Höchſte getrieben.

Ein kaiſerlicher General, Torquato Conti, der die Armee in Pommern commandirte, hatte ſich unterdeſſen vergeblich bemüht, den Schweden Stettin wieder zu entreißen. Aus einem Platze nach dem andern wurden die Kaiſerlichen vertrieben; Damm, Stargard, Camin, Wolgaſt fielen ſchnell nach einander in des Königs Hand. Um ſich an dem Herzoge von Pommern zu rächen, ließ der kaiſerliche General auf dem Rückzuge ſeine Truppen die ſchreiendſten Gewaltthätigkeiten gegen die Einwohner Pommerns verüben, welche ſein Geiz längſt ſchon auf's Grauſamſte gemißhandelt hatte. Unter dem Vorwande, den Schweden alle Lebensmittel zu entziehen, wurde Alles verheert und geplündert, und oft, wenn die Kaiſerlichen einen Platz nicht länger zu behaupten wußten, ließen ſie ihn in Rauch aufgehen, um dem Feinde nichts als den Schutt zurückzulaſſen. Aber dieſe Barbareien dienten nur dazu, das entgegengeſetzte Betragen der Schweden in ein deſto glänzenderes Licht zu ſetzen, und dem menſchenfreundlichen Könige alle Herzen zu gewinnen. Der ſchwediſche

Soldat bezahlte Alles, was er brauchte, und von fremdem Eigenthum wurde auf ſeinem Durchmarſche nichts berührt. In Stadt und Land empfing man daher die ſchwediſchen Heere mit offenen Armen; alle kaiſerlichen Soldaten, welche dem pommerſchen Landvolk in die Hände fielen, wurden ohne Barmherzigkeit ermordet. Viele Pommern traten in ſchwediſchen Dienſt, und die Stände dieſes ſo ſehr erſchöpften Landes ließen es ſich mit Freuden gefallen, dem König eine Contribution von hundert tauſend Gulden zu bewilligen.

Torquato Conti, bei aller Härte ſeines Charakters ein vortrefflicher General, ſuchte dem Könige von Schweden den Beſitz von Stettin wenigſtens unnütz zu machen, da er ihn nicht von dieſem Orte zu vertreiben vermochte. Er verſchanzte ſich zu Garz, oberhalb Stettin, an der Oder, um dieſen Fluß zu beherrſchen und jener Stadt die Communication zu Waſſer mit dem übrigen Deutſchland abzuſchneiden. Nichts konnte ihn dahin bringen, mit dem Könige von Schweden zu ſchlagen, der ihm an Mannſchaft überlegen war; noch weniger wollte es dieſem gelingen, die feſten kaiſerlichen Verſchanzungen zu ſtürmen. Torquato, von Truppen und Geld allzuſehr entblößt, um angriffsweiſe gegen den König zu agiren, gedachte mit Hülfe dieſes Operationsplans dem Grafen Tilly Zeit zu verſchaffen, zur Vertheidigung Pommerns herbeizueilen, und alsdann in Vereinigung mit dieſem General auf den König von Schweden loszugehen. Er benutzte ſogar einmal die Entfernung des Königs, um ſich durch einen unvermutheten Ueberfall Stettins zu bemächtigen. Aber die

Schweden lieſſen ſich nicht unvorbereitet finden. Ein lebhafter Angriff der Kaiſerlichen wurde mit Standhaftigkeit zurückgeſchlagen, und Torquato verſchwand mit einem groſſen Verluſte. Nicht zu läugnen iſt es, daß Guſtav Adolph bei dieſem günſtigen Anfange eben ſo viel dem Glücke als ſeiner Kriegserfahrenheit dankte. Die kaiſerlichen Truppen in Pommern waren ſeit Wallenſteins Abdankung auf's Tiefſte heruntergekommen. Grauſam rächten ſich ihre Ausſchweifungen jetzt an ihnen ſelbſt: ein ausgezehrtes verödetes Land konnte ihnen keinen Unterhalt mehr darbieten. Alle Mannszucht war dahin, keine Achtung mehr für die Befehle der Offiziere; zuſehends ſchmolz ihre Anzahl durch häufige Deſertionen und durch ein allgemeines Sterben, welches die ſchneidende Kälte in dieſem ungewohnten Clima verurſachte. Unter dieſen Umſtänden ſehnte ſich der kaiſerliche General nach Ruhe, um ſeine Truppen durch die Winterquartiere zu erquicken; aber er hatte mit einem Feinde zu thun, für den unter deutſchem Himmel gar kein Winter war. Zur Vorſorge hatte Guſtav ſeine Soldaten mit Schafspelzen verſehen laſſen, um auch die rauheſte Jahreszeit über im Felde zu bleiben. Die kaiſerlichen Bevollmächtigten, welche wegen eines Waffenſtillſtandes zu unterhandeln kamen, erhielten daher die troſtloſe Antwort: „Die Schweden ſeyen im Winter wie im Sommer Soldaten, und nicht geneigt, den armen Landmann noch mehr auszuſaugen. Die Kaiſerlichen möchten es mit ſich halten, wie ſie wollten; ſie aber gedächten nicht, ſich müßig zu verhalten.“ Torquato Conti legte bald darauf ſein

Commando, wobei wenig Ruhm und nun auch kein Geld mehr zu gewinnen war, nieder.

Bei dieſer Ungleichheit mußte ſich der Vortheil nothwendiger Weiſe auf ſchwediſcher Seite befinden. Unaufhörlich wurden die Kaiſerlichen in ihren Winterquartieren beunruhigt, Greifenhagen, ein wichtiger Platz an der Oder, mit Sturm erobert, zuletzt auch die Städte Garz und Piritz von den Feinden verlaſſen. Von ganz Pommern waren nur noch Greifswalde, Demmin und Kolberg in ihren Händen, zu deren Belagerung der König ungeſäumt die nachdrücklichſten Anſtalten machte. Der fliehende Feind nahm ſeinen Weg nach der Mark Brandenburg, nicht ohne großen Verluſt an Artillerie, Bagage und Mannſchaft, welche den nacheilenden Schweden in die Hände fielen.

Durch Einnahme der Päſſe bei Ribnitz und Damgarden hatte ſich Guſtav den Eingang in das Herzogthum Mecklenburg eröffnet, deſſen Unterthanen durch ein vorangeſchicktes Manifeſt aufgefordert wurden, unter die Herrſchaft ihrer rechtmäßigen Regenten zurückzukehren, und Alles, was Wallenſteiniſch wäre, zu verjagen. Durch Betrug bekamen aber die Kaiſerlichen die wichtige Stadt Roſtock in ihre Gewalt, welches den König, der ſeine Macht nicht gern theilen wollte, an fernerem Vorrücken hinderte. Vergebens hatten indeſſen die vertriebenen Herzoge von Mecklenburg, durch die zu Regensburg verſammelten Fürſten, bei dem Kaiſer fürſprechen laſſen; vergebens hatten ſie, um den Kaiſer durch Unterwürfigkeit zu gewinnen, das Bündniß mit Schweden und jeden Weg der Selbſthülfe verſchmäht.

Durch die hartnäckige Weigerung des Kaiſers zur Verzweiflung gebracht, ergriffen ſie jetzt öffentlich die Partei des Königs von Schweden, warben Truppen und übertrugen das Commando darüber dem Herzoge Franz Karl von Sachſen-Lauenburg. Dieſer bemächtigte ſich auch wirklich einiger feſten Plätze an der Elbe, verlor ſie aber bald wieder an den kaiſerlichen General Pappenheim, der gegen ihn geſchickt wurde. Bald darauf, in der Stadt Ratzeburg von Letzterem belagert, ſah er ſich, nach einem vergeblichen Verſuche zu entfliehen, genöthigt, ſich mit ſeiner ganzen Mannſchaft zu Gefangenen zu ergeben. So verſchwand denn auf's Neue die Hoffnung dieſer unglücklichen Fürſten zum Wiedereintritt in ihre Lande, und dem ſiegreichen Arme Guſtav Adolphs allein war es aufbehalten, ihnen dieſe glänzende Gerechtigkeit zu erzeigen.

Die flüchtigen kaiſerlichen Schaaren hatten ſich in die Mark Brandenburg geworfen, welche ſie jetzt zum Schauplatze ihrer Greuelthaten machten. Nicht zufrieden, die willkührlichſten Schatzungen einzufordern, und den Bürger durch Einquartierungen zu drücken, durchwühlten dieſe Unmenſchen auch noch das Innere der Häuſer, zerſchlugen, erbrachen Alles, was verſchloſſen war, raubten allen Vorrath, den ſie fanden, mißhandelten auf das Entſetzlichſte, wer ſich zu widerſetzen wagte, entehrten das Frauenzimmer, ſelbſt an heiliger Stätte. Und Alles dies geſchah nicht in Feindes Land — es geſchah gegen die Unterthanen eines Fürſten, von welchem der Kaiſer nicht beleidigt war, dem er trotz dieſem allem noch zumuthete, die Waffen gegen den

König von Schweden zu ergreifen. Der Anblick dieſer entſetzlichen Ausſchweifungen, welche ſie aus Mangel an Anſehn und aus Geldnoth geſchehen laſſen mußten, erweckte ſelbſt den Unwillen der kaiſerlichen Generale, und ihr oberſter Chef, Graf von Schaumburg, wollte ſchamroth das Commando niederlegen. Zu arm an Soldaten, um ſein Land zu vertheidigen, und ohne Hülfe gelaſſen von dem Kaiſer, der zu den beweglichſten Vorſtellungen ſchwieg, befahl endlich der Churfürſt von Brandenburg ſeinen Unterthanen in einem Edikte, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, und jeden kaiſerlichen Soldaten, der über der Plünderung ergriffen würde, ohne Schonung zu ermorden. Zu einem ſolchen Grade war der Greuel der Mißhandlung und das Elend der Regierung geſtiegen, daß dem Landesherrn nur das verzweifelte Mittel übrig blieb, die Selbſtrache zu befehlen.

Die Kaiſerlichen hatten die Schweden in die Mark Brandenburg nachgezogen, und nur die Weigerung des Churfürſten, ihm die Feſtung Cüſtrin zum Durchmarſche zu öffnen, hatte den König abhalten können, Frankfurt an der Oder zu belagern. Er ging zurück, die Eroberung Pommerns durch Einnahme von Demmin und Kolberg zu vollenden; unterdeſſen war der Feldmarſchall Tilly im Anzuge, die Mark Brandenburg zu vertheidigen.

Dieſer General, der ſich rühmen konnte, noch keine Schlacht verloren zu haben, der Ueberwinder Mannsfelds, Chriſtians von Braunſchweig, des Markgrafen von Baden und des Königs von Dänemark, ſollte an dem Könige von Schweden einen würdigen Gegner finden. Tilly ſtammte aus einer edlen Familie in Lüttich, und hatte in dem niederländiſchen Kriege, der damaligen Feldherrnſchule, ſeine Talente ausgebildet. Bald darauf fand er Gelegenheit, ſeine erlangten Fähigkeiten unter Kaiſer Rudolph dem Zweiten in Ungarn zu zeigen, wo er ſich ſchnell von einer Stufe zur andern emporſchwang. Nach geſchloſſenem Frieden trat er in die Dienſte Maximilians von Bayern, der ihn zum Oberfeldherrn mit unumſchränkter Gewalt ernannte. Tilly wurde durch ſeine vortrefflichen Einrichtungen der Schöpfer der bayeriſchen Kriegsmacht, und ihm vorzüglich hatte Maximilian ſeine bisherige Ueberlegenheit im Felde zu danken. Nach geendigtem böhmiſchen Kriege wurde ihm das Commando der liguiſtiſchen Truppen, und jetzt, nach Wallenſteins Abgang, das Generalat über die ganze kaiſerliche Armee übertragen. Eben ſo ſtreng gegen ſeine Truppen, eben ſo blutdürſtig gegen den Feind, von eben ſo finſterer Gemüthsart als Wallenſtein, ließ er dieſen an Beſcheidenheit und Uneigennützigkeit weit hinter ſich zurück. Ein blinder Religionseifer und ein blutdürſtiger Verfolgungsgeiſt vereinigten ſich mit der natürlichen Wildheit ſeines Charakters, ihn zum Schrecken der Proteſtanten zu machen. Ein bizarres und ſchreckhaftes Aeußere entſprach dieſer Gemüthsart. Klein, hager, mit eingefallenen Wangen, langer Naſe, breiter gerunzelter Stirn, ſtarkem Knebelbarte und unten zugeſpitztem Geſichte, zeigte er ſich gewöhnlich in einem ſpaniſchen Wamms von hellgrünem Atlas mit aufgeſchlitzten Aermeln, auf dem Kopfe einen kleinen hoch aufgeſtutzten Hut, mit einer rothen Straußfeder geziert, die bis auf den Rücken niederwallte. Sein ganzer Anblick erinnerte an den Herzog von Alba, den Zuchtmeiſter der Flamänder, und es fehlte viel, daß ſeine Thaten dieſen Eindruck auslöſchten. So war der Feldherr beſchaffen, der ſich dem nordiſchen Helden entgegenſtellte.

Tilly war weit entfernt, ſeinen Gegner gering zu ſchätzen. „Der König von Schweden,“ erklärte er auf der Churfürſtenverſammlung zu Regensburg, „iſt ein Feind von eben ſo großer Klugheit als Tapferkeit, abgehärtet zum Kriege, in der beſten Blüthe ſeiner Jahre. Seine Anſtalten ſind vortrefflich, ſeine Hülfsmittel nicht gering; die Stände ſeines Reichs ſind äußerſt willfährig gegen ihn geweſen. Seine Armee, aus Schweden, Deutſchen, Liefländern, Finnländern, Schotten und Engländern zuſammengefloſſen, iſt zu einer einzigen Nation gemacht durch blinden Gehorſam. Dies iſt ein Spieler, gegen welchen, nicht verloren zu haben, ſchon überaus viel gewonnen iſt.“

Die Fortſchritte des Königs von Schweden in Brandenburg und Pommern ließen den neuen Generaliſſimus keine Zeit verlieren, und dringend forderten die dort commandirenden Feldherren ſeine Gegenwart. In möglichſter Schnelligkeit zog er die kaiſerlichen Truppen, die durch ganz Deutſchland zerſtreut waren, an ſich; aber es koſtete viel Zeit, aus den verödeten und verarmten Provinzen die nöthigen Kriegsbedürfniſſe zuſammenzubringen. Endlich erſchien er in der Mitte des Winters an der Spitze von zwanzigtauſend Mann vor Frankfurt an der Oder, wo er ſich mit dem Ueberreſte der Schaumburgiſchen Truppen vereinigte. Er übergab dieſem Feldherrn die Vertheidigung Frankfurts mit einer hinlänglich ſtarken Beſatzung, und er ſelbſt wollte nach Pommern eilen, um Demmin zu retten und Kolberg zu entſetzen, welche Stadt von den Schweden ſchon auf's Aeußerſte gebracht war. Aber noch eh' er Brandenburg verließ, hatte ſich Demmin, von dem Herzoge Savelli äußerſt ſchlecht vertheidigt, an den König ergeben, und auch Kolberg ging wegen Hungersnoth nach fünfmonatlicher Belagerung über. Da die Päſſe nach Vorpommern auf's Beſte beſetzt waren, und das Lager des Königs bei Schwedt jedem Angriffe Trotz bot, ſo entſagte Tilly ſeinem erſten angreifenden Plane, und zog ſich rückwärts nach der Elbe — um Magdeburg zu belagern.

Durch Wegnahme von Demmin ſtand es dem Könige frei, unaufgehalten in's Mecklenburgiſche zu dringen; aber ein wichtigeres Unternehmen zog ſeine Waffen nach einer andern Gegend. Tilly hatte kaum ſeinen Rückmarſch angetreten, als er ſein Lager zu Schwedt plötzlich aufhob und mit ſeiner ganzen Macht gegen Frankfurt an der Oder anrückte. Dieſe Stadt war ſchlecht befeſtigt, aber durch eine achttauſend Mann ſtarke Beſatzung vertheidigt, größtentheils Ueberreſt jener wüthenden Banden, welche Pommern und Brandenburg gemißhandelt hatten. Der Angriff geſchah mit Lebhaftigkeit, und ſchon am dritten Tage wurde die Stadt mit ſtürmender Hand erobert. Die Schweden, des Sieges gewiß, verwarfen, obgleich die Feinde zweimal

Schamade ſchlugen, die Kapitulation, und das ſchreckliche Recht der Wiedervergeltung auszuüben. Tilly hatte nämlich gleich nach ſeiner Ankunft in dieſen Gegenden eine ſchwediſche Beſatzung, die ſich verſpätet hatte, in Neubrandenburg aufgehoben, und, durch ihren lebhaften Widerſtand gereizt, bis auf den letzten Mann niederhauen laſſen. Dieſer Grauſamkeit erinnerten ſich jetzt die Schweden, als Frankfurt erſtiegen ward. Neubrandenburgiſch Quartier! antwortete man jedem kaiſerlichen Soldaten, der um ſein Leben bat, und ſtieß ihn ohne Barmherzigkeit nieder. Einige Tauſend wurden erſchlagen oder gefangen, Viele ertranken in der Oder, der Ueberreſt floh nach Schleſien, die ganze Artillerie gerieth in ſchwediſche Hände. Dem Ungeſtüm ſeiner Soldaten nachzugeben, mußte Guſtav Adolph eine dreiſtündige Plünderung erlauben.

Indem dieſer König von einem Siege zum andern forteilte, der Muth der proteſtantiſchen Stände dadurch wuchs und ihr Widerſtand lebhafter wurde, fuhr der Kaiſer noch unverändert fort, durch Vollſtreckung des Reſtitutionsediktes und durch übertriebene Zumuthungen an die Stände ihre Geduld auf's Aeußerſte zu treiben. Nothgedrungen ſchritt er jetzt auf den gewaltthätigen Wegen fort, die er Anfangs aus Uebermuth betreten hatte; den Verlegenheiten, in welche ihn ſein willkührliches Verfahren geſtürzt hatte, wußte er jetzt nicht anders als durch eben ſo willkührliche Mittel zu entgehen. Aber in einem ſo künſtlich organiſirten Staatskörper, wie der deutſche iſt und immer war, mußte die Hand des Despotismus die unüberſehlichſten Zerrüttungen anrichten. Mit Erſtaunen ſahen die Fürſten unvermerkt die ganze Reichsverfaſſung umgekehrt, und der eintretende Zuſtand der Natur führte ſie zur Selbſthülfe, dem einzigen Rettungsmittel in dem Zuſtande der Natur. Endlich hatten doch die offenbaren Schritte des Kaiſers gegen die evangeliſche Kirche von den Augen Johann Georgs die Binde weggezogen, welche ihm ſo lange die betrügeriſche Politik dieſes Prinzen verbarg. Durch Ausſchließung ſeines Sohnes von dem Erzſtifte zu Magdeburg hatte ihn Ferdinand perſönlich beleidigt, und der Feldmarſchall von Arnheim, ſein neuer Günſtling und Miniſter, verabſäumte nichts, die Empfindlichkeit ſeines Herrn auf's Höchſte zu treiben. Vormals kaiſerlicher General unter Wallenſteins Commando, und noch immer deſſen eifrig ergebener Freund, ſuchte er ſeinen alten Wohlthäter und ſich ſelbſt an dem Kaiſer zu rächen und den Churfürſten von Sachſen von dem öſterreichiſchen Intereſſe abzuziehen. Die Erſcheinung der Schweden in Deutſchland mußte ihm die Mittel dazu darbieten. Guſtav Adolph war unüberwindlich, ſobald ſich die proteſtantiſchen Stände mit ihm vereinigten, und nichts beunruhigte den Kaiſer mehr. Churſachſens Beiſpiel konnte die Erklärung aller Uebrigen nach ſich ziehen, und das Schickſal des Kaiſers ſchien ſich gewiſſermaßen in den Händen Johann Georgs zu befinden. Der liſtige Günſtling machte dem Ehrgeize ſeines Herrn dieſe ſeine Wichtigkeit fühlbar, und ertheilte ihm den Rath, den Kaiſer durch ein angedrohtes Bündniß mit Schweden in Schrecken zu ſetzen, um von der Furcht dieſes Prinzen zu erhalten, was von der

Dankbarkeit deſſelben nicht zu erwarten ſey. Doch hielt er dafür, die Allianz mit Schweden nicht wirklich abzuſchließen, um immer wichtig zu ſeyn und immer freie Hand zu behalten. Er begeiſterte ihn für den ſtolzen Plan (dem nichts als eine verſtändigere Hand zur Vollſtreckung fehlte), die ganze Partei der Proteſtanten an ſich zu ziehen, eine dritte Macht in Deutſchland aufzuſtellen, und in der Mitte zwiſchen Schweden und Oeſterreich die Entſcheidung in den Händen zu tragen.

Dieſer Plan mußte der Eigenliebe Johann Georgs um ſo mehr ſchmeicheln, da es ihm gleich unerträglich war, in die Abhängigkeit von Schweden zu gerathen, und länger unter der Tyrannei des Kaiſers zu bleiben. Nicht mit Gleichgültigkeit konnte er ſich die Führung der deutſchen Angelegenheiten von einem auswärtigen Prinzen entriſſen ſehen, und ſo wenig Fähigkeit er auch beſaß, die erſte Rolle zu ſpielen, ſo wenig ertrug es ſeine Eitelkeit, ſich mit der zweiten zu begnügen. Er beſchloß alſo, von den Progreſſen des ſchwediſchen Königs die möglichſten Vortheile für ſeine eigene Lage zu ziehen, aber unabhängig von dieſem ſeinen eigenen Plan zu verfolgen. Zu dieſem Ende beſprach er ſich mit dem Churfürſten von Brandenburg, der aus ähnlichen Urſachen gegen den Kaiſer entrüſtet und auf Schweden mißtrauiſch war. Nachdem er ſich auf einem Landtage zu Torgau ſeiner eigenen Landſtände verſichert hatte, deren Beiſtimmung ihm zur Ausführung ſeines Plans unentbehrlich war, ſo lud er alle evangeliſchen Stände des Reichs zu einem Generalconvent ein, welcher am 6. Februar 1631 zu Leipzig eröffnet werden ſollte.

Brandenburg, Heſſenkaſſel, mehrere Fürſten, Grafen, Reichsſtände, proteſtantiſche Biſchöfe erſchienen entweder ſelbſt oder durch Bevollmächtigte auf dieſer Verſammlung, welche der ſächſiſche Hofprediger, Dr. Hoe von Hohenegg, mit einer heftigen Kanzelrede eröffnete. Vergebens hatte ſich der Kaiſer bemüht, dieſe eigenmächtige Zuſammenkunft, welche augenſcheinlich auf Selbſthülfe zielte, und bei der Anweſenheit der Schweden in Deutſchland höchſt bedenklich war, zu hintertreiben. Die verſammelten Fürſten, von den Fortſchritten Guſtav Adolphs belebt, behaupteten ihre Rechte und gingen nach Verlauf zweier Monate mit einem merkwürdigen Schluſſe auseinander, der den Kaiſer in nicht geringe Verlegenheit ſetzte. Der Inhalt deſſelben war, den Kaiſer in einem gemeinſchaftlichen Schreiben um Aufhebung des Reſtitutionsediktes, Zurückziehung ſeiner Truppen aus ihren Reſidenzen und Feſtungen, Einſtellung der Execution und Abſtellung aller bisherigen Mißbräuche nachdrücklich zu erſuchen — einſtweilen aber eine vierzigtauſend Mann ſtarke Armee zuſammenzubringen, um ſich ſelbſt Recht zu ſchaffen; wenn der Kaiſer es ihnen verweigerte.

Ein Umſtand kam noch hinzu, der nicht wenig dazu beitrug, die Entſchloſſenheit der proteſtantiſchen Fürſten zu vermehren. Endlich hatte der König von Schweden die Bedenklichkeiten beſiegt, welche ihn bisher von einer nähern Verbindung mit Frankreich zurückſchreckten, und war am 13. Jänner dieſes 1631ſten Jahres in eine förmliche Allianz mit dieſer Krone getreten. Nach einem ſehr ernſthaften Streite über die künftige Behandlungsart der katholiſchen Reichsfürſten, welche Frankreich in Schutz nahm, Guſtav hingegen das Recht der Wiedervergeltung empfinden laſſen wollte, und nach einem minder wichtigen Zanke über den Titel Majeſtät, den der franzöſiſche Hochmuth dem ſchwediſchen Stolze verweigerte, gab endlich Richelieu in dem zweiten, Guſtav Adolph in dem erſten Artikel nach, und zu Berwald in der Neumark wurde der Allianztraktat unterzeichnet. Beide Mächte verpflichteten ſich in demſelben, ſich wechſelſeitig und mit gewaffneter Hand zu beſchützen, ihre gemeinſchaftlichen Freunde zu vertheidigen, den vertriebenen Reichsfürſten wieder zu ihren Ländern zu helfen, und an den Grenzen, wie in dem Innern Deutſchlands, Alles eben ſo wieder herzuſtellen, wie es vor dem Ausbruche des Kriegs geweſen war. Zu dieſem Ende ſollte Schweden eine Armee von dreißigtauſend Mann auf eigene Koſten in Deutſchland unterhalten, Frankreich hingegen viermalhunderttauſend Thaler jährlicher Hülfsgelder den Schweden entrichten. Würde das Glück die Waffen Guſtavs begünſtigen, ſo ſollten in den eroberten Plätzen die katholiſche Religion und die Reichsgeſetze ihm heilig ſeyn, und gegen beide nichts unternommen werden, allen Ständen und Fürſten in und außer Deutſchland, ſelbſt den katholiſchen, der Zutritt zu dieſem Bündniſſe offen ſtehen, kein Theil ohne Wiſſen und Willen des andern einen einſeitigen Frieden mit dem Feinde ſchließen, das Bündniß ſelbſt fünf Jahre dauern.

So großen Kampf es dem Könige von Schweden gekoſtet hatte, von Frankreich Sold anzunehmen, und ſeiner ungebundenen Freiheit in Führung des Kriegs zu entſagen, ſo entſcheidend war dieſe franzöſiſche Allianz für ſeine Angelegenheiten in Deutſchland. Jetzt erſt, nachdem er durch die anſehnlichſte Macht in Europa gedeckt war, fingen die deutſchen Reichsſtände an, Vertrauen zu ſeiner Unternehmung zu faſſen, für deren Erfolg ſie biſher nicht ohne Urſache gezittert hatten. Jetzt erſt wurde er dem Kaiſer fürchterlich. Selbſt die katholiſchen Fürſten, welche Oeſterreichs Demüthigung wünſchten, ſahen ihn jetzt mit weniger Mißtrauen in Deutſchland Fortſchritte machen, weil ihm das Bündniß mit einer katholiſchen Macht Schonung gegen ihre Religion auferlegte. So wie Guſtav Adolphs Erſcheinung die evangeliſche Religion und deutſche Freiheit gegen die Uebermacht des Kaiſers Ferdinand beſchützte, eben ſo konnte nunmehr Frankreichs Dazwiſchenkunſt die katholiſche Religion und deutſche Freiheit gegen eben dieſen Guſtav Adolph in Schutz nehmen, wenn ihn die Trunkenheit des Glücks über die Schranken der Mäßigung hinwegführen ſollte.

Der König von Schweden ſäumte nicht, die Fürſten des Leipziger Bundes von dem mit Frankreich geſchloſſenen Traktate zu unterrichten und ſie zugleich zu einer nähern Verbindung mit ihm einzuladen. Auch Frankreich unterſtützte ihn in dieſem Geſuche, und ſparte keine Vorſtellungen, den Churfürſten von Sachſen zu bewegen. Guſtav Adolph wollte ſich mit einer heimlichen Unterſtützung begnügen, wenn die Fürſten es jetzt noch für zu gewagt halten ſollten, ſich öffentlich für ſeine Partei zu erklären. Mehrere Fürſten machten ihm zu Annehmung ſeiner Vorſchläge Hoffnung, ſo bald ſie nur Luft bekommen ſollten; Johann Georg, immer voll Eiferſucht und Mißtrauen gegen den König von Schweden, immer ſeiner eigennützigen Politik getreu, konnte ſich zu keiner entſcheidenden Erklärung entſchließen.

Der Schluß des Leipziger Convents und das Bündniß zwiſchen Frankreich und Schweden waren zwei gleich ſchlimme Zeitungen für den Kaiſer. Gegen jenen nahm er die Donner ſeiner kaiſerlichen Machtſprüche zu Hülfe, und bloß eine Armee fehlte ihm, um Frankreich wegen dieſer ſeinen ganzen Unwillen empfinden zu laſſen. Abmahnungsſchreiben ergingen an alle Theilnehmer des Leipziger Bundes, welche ihnen die Truppenwerbung auf's Strengſte unterſagten. Sie antworteten mit heftigen Widerklagen, rechtfertigten ihr Betragen durch das natürliche Recht, und fuhren fort, ſich in Rüſtung zu ſetzen.

Die Generale des Kaiſers ſahen ſich unterdeſſen aus Mangel an Truppen und an Geld zu der mißlichen Wahl gebracht, entweder den König von Schweden oder die deutſchen Reichsſtände außer Augen zu laſſen, da ſie mit einer getheilten Macht beiden zugleich nicht gewachſen waren. Die Bewegungen der Proteſtanten zogen ihre Aufmerkſamkeit nach dem Innern des Reichs; die Progreſſen des Königs in der Mark Brandenburg, welcher die kaiſerlichen Erblande ſchon in der Nähe bedrohte, forderten ſie dringend auf, dorthin ihre Waffen zu kehren. Nach Frankfurts Eroberung hatte ſich der König gegen Landsberg an der Wartha gewendet, und Tilly kehrte nun, nach einem zu ſpäten Verſuche, jene Stadt zuretten, nach Magdeburg zurück, die angefangene Belagerung mit Ernſt fortzuſetzen.

Das reiche Erzbisthum, deſſen Hauptſitz die Stadt Magdeburg war, hatten ſchon ſeit geraumer Zeit evangeliſche Prinzen aus dem brandenburgiſchen Hauſe beſeſſen, welche ihre Religion darin einführten. Chriſtian Wilhelm, der letzte Adminiſtrator, war durch ſeine Verbindung mit Dänemark in die Reichsacht verfallen, wodurch das Domcapitel ſich bewogen ſah, um nicht die Rache des Kaiſers gegen das Erzſtift zu reizen, ihn förmlich ſeiner Würde zu entſetzen. An ſeiner Statt poſtulirte es den Prinzen Johann Auguſt, zweiten Sohn des Churfürſten von Sachſen, den aber der Kaiſer verwarf, um ſeinem eigenen Sohne, Leopold, dieſes Erzbisthum zuzuwenden. Der Churfürſt von Sachſen ließ darüber ohnmächtige Klagen an dem kaiſerlichen Hofe erſchallen; Chriſtian Wilhelm von Brandenburg ergriff thätigere Maßregeln. Der Zuneigung des Volks und Magiſtrats zu Magdeburg verſichert, und von chimäriſchen Hoffnungen erhitzt, glaubte er ſich im Stande, alle Hinderniſſe zu beſiegen, welche der Ausſpruch des Capitels, die Concurrenz mit zwei mächtigen Mitbewerbern und das Reſtitutionsedikt ſeiner Wiederherſtellung entgegenſetzten. Er that eine Reiſe nach Schweden, und ſuchte ſich, durch das Verſprechen einer wichtigen Diverſion in Deutſchland, der Unterſtützung Guſtavs zu verſichern. Dieſer König entließ ihn nicht ohne Hoffnung ſeines nachdrücklichen Schutzes, ſchärfte ihm aber dabei ein, mit Klugheit zu verfahren.

Kaum hatte Chriſtian Wilhelm die Landung ſeines Beſchützers in Pommern erfahren, ſo ſchlich er ſich, mit Hülfe einer Verkleidung, in Magdeburg ein. Er erſchien plötzlich in der Rathsverſammlung, erinnerte den Magiſtrat an alle Drangſale, welche Stadt und Land ſeitdem von den kaiſerlichen Truppen erfahren, an die verderblichen Anſchläge Ferdinands, an die Gefahr der evangeliſchen Kirche. Nach dieſem Eingange entdeckte er ihnen, daß der Zeitpunkt ihrer Befreiung erſchienen ſey, und daß ihnen Guſtav Adolph ſeine Allianz und allen Beiſtand anbiete. Magdeburg, eine der wohlhabendſten Städte Deutſchlands, genoß unter der Regierung ſeines Magiſtrats einer republikaniſchen Freiheit, welche ſeine Bürger mit einer heroiſchen Kühnheit beſeelte. Davon hatten ſie bereits gegen Wallenſtein, der, von ihrem Reichthum angelockt, die übertriebenſten Forderungen an ſie machte, rühmliche Proben abgelegt, und in einem muthigen Widerſtande ihre Rechte behauptet. Ihr ganzes Gebiet hatte zwar die zerſtörende Wuth ſeiner Truppen erfahren, aber Magdeburg ſelbſt entging ſeiner Rache. Es war alſo dem Adminiſtrator nicht ſchwer, Gemüther zu gewinnen, denen die erlittenen Mißhandlungen noch in friſchem Andenken waren. Zwiſchen der Stadt und dem Könige von Schweden kam ein Bündniß zu Stande, in welchem Magdeburg dem Könige ungehinderten Durchzug durch ihr Gebiet und ihre Thore, und die Werbefreiheit auf ihrem Grund und Boden verſtattete, und die Gegenverſicherung erhielt, bei ihrer Religion und ihren Privilegien auf's Gewiſſenhafteſte geſchützt zu werden.

Sogleich zog der Adminiſtrator Kriegsvölker zuſammen, und fing die Feindſeligkeiten voreilig an, ehe Guſtav Adolph nahe genug war, ihn mit ſeiner Macht zu unterſtützen. Es glückte ihm, einige kaiſerliche Corps in der Nachbarſchaft aufzuheben, kleine Eroberungen zu machen und ſogar Halle zu überrumpeln. Aber die Annäherung eines kaiſerlichen Heeres nöthigte ihn bald, in aller Eilfertigkeit und nicht ohne Verluſt den Rückweg nach Magdeburg zu nehmen. Guſtav Adolph, obgleich unzufrieden über dieſe Voreiligkeit, ſchickte ihm in der Perſon Dietrichs von Falkenberg einen erfahrnen Offizier, um die Kriegsoperationen zu leiten und dem Adminiſtrator mit ſeinem Rathe beizuſtehen. Eben dieſen Falkenberg ernannte der Magiſtrat zum Commandanten der Stadt, ſo lange dieſer Krieg dauern würde. Das Heer des Prinzen ſah ſich von Tag zu Tag durch den Zulauf aus den benachbarten Städten vergrößert, erhielt mehrere Vortheile über die kaiſerlichen Regimenter, welche dagegen geſchickt wurden, und konnte mehrere Monate einen kleinen Krieg mit vielem Glücke unterhalten.

Endlich näherte ſich der Graf von Pappenheim, nach beendigtem Zuge gegen den Herzog von Sachſen-Lauenburg, der Stadt, vertrieb in kurzer Zeit die Truppen des Adminiſtrators aus allen umliegenden Schanzen, hemmte dadurch alle Communication mit Sachſen, und ſchickte ſich ernſtlich an, die Stadt einzuſchließen. Bald nach ihm kam auch Tilly, forderte den Adminiſtrator in einem drohenden Schreiben auf, ſich dem Reſtitutionsedikt nicht länger zu widerſetzen, den Befehlen des Kaiſers ſich zu unterwerfen, und Magdeburg zu übergeben. Die Antwort des Prinzen war lebhaft und kühn, und beſtimmte den kaiſerlichen Feldherrn, ihm den Ernſt der Waffen zu zeigen.

Indeſſen wurde die Belagerung wegen der Fortſchritte des Königs von Schweden, die den kaiſerlichen Feldherrn von der Stadt abriefen, eine Zeitlang verzögert, und die Eiferſucht der in ſeiner Abweſenheit commandirenden Generale verſchaffte Magdeburg noch auf einige Monate Friſt. Am 30. März 1631 erſchien endlich Tilly wieder, um von jetzt an die Belagerung mit Eifer zu betreiben.

In kurzer Zeit waren die Außenwerke erobert, und Falkenberg ſelbſt hatte die Beſatzungen, welche nicht mehr zu retten waren, zurückgezogen, und die Elbbrücke abwerfen laſſen. Da es an hinlänglichen Truppen fehlte, die weitläufige Feſtung mit den Vorſtädten zu vertheidigen, ſo wurden auch die Vorſtädte Sudenburg und Neuſtadt dem Feinde preisgegeben, der ſie ſogleich in Aſche legte. Pappenheim trennte ſich von Tilly, ging bei Schönebeck über die Elbe, um von der andern Seite die Stadt anzugreifen.

Die Beſatzung, durch die vorhergehenden Gefechte in den Außenwerken geſchwächt, belief ſich nicht über zweitauſend Mann Fußvolks und einige Hundert Reiterei; eine ſehr ſchwache Anzahl für eine ſo große und noch dazu unregelmäßige Feſtung. Dieſen Mangel zu erſetzen, bewaffnete man die Bürger; ein verzweifelter Ausweg, der größern Schaden anrichtete, als er verhütete. Die Bürger, an ſich ſelbſt ſchon ſehr mittelmäßige

Soldaten, ſtürzten durch ihre Uneinigkeit die Stadt in's Verderben. Dem Aermern that es weh, daß man ihm allein alle Laſt aufwälzte, ihn allein allem Ungemach, allen Gefahren bloßſtellte, während der Reiche ſeine Dienerſchaft ſchickte, und ſich in ſeinem Hauſe gütlich that. Der Unwille brach zuletzt in ein allgemeines Murren aus; Gleichgültigkeit trat an die Stelle des Eifers, Ueberdruß und Nachläſſigkeit im Dienſte an die Stelle der wachſamen Vorſicht. Dieſe Trennung der Gemüther, mit der ſteigenden Noth verbunden, gab nach und nach einer kleinmüthigen Ueberlegung Raum, daß Mehrere ſchon anfingen, über die Verwegenheit ihres Unternehmens aufgeſchreckt zu werden, und vor der Allmacht des Kaiſers zu erbeben, gegen welchen man im Streite begriffen ſey. Aber der Religionsfanatiſmus, die feurige Liebe der Freiheit, der unüberwindliche Widerwille gegen den kaiſerlichen Namen, die wahrſcheinliche Hoffnung eines nahen Entſatzes, entfernten jeden Gedanken an Uebergabe; und ſo ſehr man in allem andern getrennt ſeyn mochte, ſo einig war man, ſich bis auf's Aeußerſte zu vertheidigen.

Die Hoffnung der Belagerten, ſich entſetzt zu ſehen, war auf die höchſte Wahrſcheinlichkeit gegründet. Sie wußten um die Bewaffnung des Leipziger Bundes, ſie wußten um die Annäherung Guſtav Adolphs; beiden war die Erhaltung Magdeburgs gleich wichtig, und wenige Tagemärſche konnten den König von Schweden vor ihre Mauern bringen. Alles dieſes war dem Grafen Tilly nicht unbekannt, und eben darum eilte er ſo ſehr, ſich, auf welche Art es auch ſeyn möchte, von

Magdeburg Meiſter zu machen. Schon hatte er, der Uebergabe wegen, einen Trompeter mit verſchiedenen Schreiben an den Adminiſtrator, Commandanten und Magiſtrat abgeſendet, aber zur Antwort erhalten, daß man lieber ſterben als ſich ergeben würde. Ein lebhafter Ausfall der Bürger zeigte ihm, daß der Muth der Belagerten nichts weniger als erkaltet ſey, und die Ankunft des Königs zu Potsdam, die Streifereien der Schweden ſelbſt bis vor Zerbſt mußten ihn mit Unruhe, ſo wie die Einwohner Magdeburgs mit den froheſten Hoffnungen erfüllen. Ein zweiter Trompeter, den er an ſie abſchickte, und der gemäßigtere Ton ſeiner Schreibart beſtärkte ſie noch mehr in ihrer Zuverſicht — aber nur, um ſie in eine deſto tiefere Sorgloſigkeit zu ſtürzen.

Die Belagerer waren unterdeſſen mit ihren Approchen bis an den Stadtgraben vorgedrungen, und beſchoſſen von den aufgeworfenen Batterien auf's Heftigſte Wall und Thürme. Ein Thurm wurde ganz eingeſtürzt, aber ohne den Angriff zu erleichtern, da er nicht in den Graben fiel, ſondern ſich ſeitwärts an den Wall anlehnte. Des anhaltenden Bombardements ungeachtet, hatte der Wall nicht viel gelitten, und die Wirkung der Feuerkugeln, welche die Stadt in Brand ſtecken ſollten, wurden durch vortreffliche Gegenanſtalten vereitelt. Aber der Pulvervorrath der Belagerten war bald zu Ende, und das Geſchütz der Feſtung hörte nach und nach auf, den Belagernden zu antworten. Ehe neues Pulver bereitet war, mußte Magdeburg entſetzt ſeyn, oder es war verloren. Jetzt war die Hoffnung in der

Stadt auf's Höchſte geſtiegen, und mit heftiger Sehnſucht alle Blicke nach der Gegend hingekehrt, von welcher die ſchwediſchen Fahnen wehen ſollten. Guſtav Adolph hielt ſich nahe genug auf, um am dritten Tage vor Magdeburg zu ſtehen. Die Sicherheit ſteigt mit der Hoffnung, und Alles trägt dazu bei, ſie zu verſtärken. Am 9. Mai fängt unerwartet die feindliche Kanonade an zu ſchweigen, von mehreren Batterien werden die Stücke abgeführt. Todte Stille im kaiſerlichen Lager. Alles überzeugt die Belagerten, daß ihre Rettung nahe ſey. Der größte Theil der Bürger- und Soldatenwache verläßt früh Morgens ſeinen Poſten auf dem Walle, um endlich einmal nach langer Arbeit des ſüßen Schlafs ſich zu erfreuen — aber ein theurer Schlaf und ein entſetzliches Erwachen!

Tilly hatte endlich der Hoffnung entſagt, auf dem bisherigen Wege der Belagerung ſich noch vor Ankunft der Schweden der Stadt bemeiſtern zu können; er beſchloß alſo, ſein Lager aufzuheben, zuvor aber noch einen Generalſturm zu wagen. Die Schwierigkeiten waren groß, da keine Breſche noch geſchoſſen und die Feſtungswerke kaum beſchädigt waren. Aber der Kriegsrath, den er verſammelte, erklärte ſich für den Sturm, und ſtützte ſich dabei auf das Beiſpiel von Maſtricht, welche Stadt früh Morgens, da Bürger und Soldaten ſich zur Ruhe begeben, mit ſtürmender Hand überwältigt worden ſey. An vier Orten zugleich ſollte der Angriff geſchehen; die ganze Nacht zwiſchen dem 9ten und 10ten wurde mit den nöthigen Anſtalten zugebracht. Alles war in Bereitſchaft und erwartete, der Abrede gemäß, früh um fünf Uhr das Zeichen mit den Kanonen. Dieſes erfolgte, aber erſt zwei Stunden ſpäter, indem Tilly, noch immer zweifelhaft wegen des Erfolgs, noch einmal den Kriegsrath verſammelte. Pappenheim wurde beordert, auf die neuſtädtiſchen Werke den Angriff zu thun; ein abhängiger Wall und ein trockner, nicht allzutiefer Graben kamen ihm dabei zu Statten. Der größte Theil der Bürger und Soldaten hatte die Wälle verlaſſen, und die wenigen Zurückgebliebenen feſſelte der Schlaf. So wurde es dieſem General nicht ſchwer, der Erſte den Wall zu erſteigen.

Falkenberg, aufgeſchreckt durch das Knallen des Muſketenfeuers, eilte von dem Rathhauſe, wo er eben beſchäftigt war, den zweiten Trompeter des Tilly abzufertigen, mit einer zuſammengerafften Mannſchaft nach dem neuſtädtiſchen Thore, das der Feind ſchon überwältigt hatte. Hier zurückgeſchlagen, flog dieſer tapfere General nach einer andern Seite, wo eine zweite feindliche Partei ſchon im Begriffe war, die Werke zu erſteigen. Umſonſt iſt ſein Widerſtand; ſchon zu Anfang des Gefechts ſtreckten die feindlichen Kugeln ihn zu Boden. Das heftige Muſketenfeuer, das Lärmen der Sturmglocken, das überhand nehmende Getöſe machen endlich den erwachenden Bürgern die drohende Gefahr bekannt. Eilfertig werfen ſie ſich in ihre Kleider, greifen zum Gewehr, ſtürzen in blinder Betäubung dem Feinde entgegen. Noch war Hoffnung übrig, ihn zurückzutreiben, aber der Commandant getödtet, kein Plan im Angriff, keine Reiterei, in ſeine verwirrten Glieder einzubrechen, endlich kein Pulver mehr, das Feuer fortzuſetzen. Zwei andere Thore, bis jetzt noch unangegriffen, werden von Vertheidigern entblößt, um der dringendern Noth in der Stadt zu begegnen. Schnell benutzt der Feind die dadurch entſtandene Verwirrung, um auch dieſe Poſten anzugreifen. Der Widerſtand iſt lebhaft und hartnäckig, bis endlich vier kaiſerliche Regimenter, des Walles Meiſter, den Magdeburgern in den Rücken fallen und ſo ihre Niederlage vollenden. Ein tapferer Capitän, Namens Schmidt, der in dieſer allgemeinen Verwirrung die Entſchloſſenſten noch einmal gegen den Feind führt, und glücklich genug iſt, ihn bis an das Thor zurückzutreiben, fällt tödtlich verwundet, Magdeburgs letzte Hoffnung mit ihm. Alle Werke ſind noch vor Mittag erobert, die Stadt in Feindes Händen.

Zwei Thore werden jetzt von den Stürmenden der Hauptarmee geöffnet, und Tilly läßt einen Theil ſeines Fußvolks einmarſchiren. Es beſetzt ſogleich die Hauptſtraßen, und das aufgepflanzte Geſchütz ſcheucht alle Bürger in ihre Wohnungen, dort ihr Schickſal zu erwarten. Nicht lange läßt man ſie im Zweifel; zwei Worte des Grafen Tilly beſtimmen Magdeburgs Geſchick. Ein nur etwas menſchlicher Feldherr würde ſolchen Truppen vergeblich Schonung anbefohlen haben; Tilly gab ſich auch nicht die Mühe, es zu verſuchen. Durch das Stillſchweigen ſeines Generals zum Herrn über das Leben aller Bürger gemacht, ſtürzte der Soldat in das Innere der Häuſer, um ungebunden alle Begierden einer viehiſchen Seele zu kühlen. Vor manchem deutſchen Ohre fand die flehende Unſchuld

Erbarmen, keines vor dem tauben Grimme der Wallonen aus Pappenheims Heer. Kaum hatte dieſes Blutbad ſeinen Anfang genommen, als alle übrigen Thore aufgingen, die ganze Reiterei und der Kroaten fürchterliche Banden gegen die unglückliche Stadt losgelaſſen wurden.

Die Würgeſcene fing jetzt an, für welche die Geſchichte keine Sprache und die Dichtkunſt keinen Pinſel hat. Nicht die ſchuldfreie Kindheit, nicht das hülfloſe Alter, nicht Jugend, nicht Geſchlecht, nicht Stand, nicht Schönheit können die Wuth des Siegers entwaffnen. Frauen werden in den Armen ihrer Männer, Töchter zu den Füßen ihrer Väter mißhandelt, und das wehrloſe Geſchlecht hat bloß das Vorrecht, einer gedoppelten Wuth zum Opfer zu dienen. Keine noch ſo verborgene, keine noch ſo geheiligte Stätte konnte vor der Alles durchforſchenden Habſucht ſichern. Dreiundfünfzig Frauensperſonen fand man in einer Kirche enthauptet. Kroaten vergnügten ſich, Kinder in die Flammen zu werfen — Pappenheims Wallonen, Säuglinge an den Brüſten ihrer Mutter zu ſpießen. Einige liguiſtiſche Offiziere, von dieſem grauſenvollen Anblicke empört, unterſtanden ſich, den Grafen Tilly zu erinnern, daß er dem Blutbade möchte Einhalt thun laſſen. „Kommt in einer Stunde wieder,“ war ſeine Antwort; „ich werde dann ſehen, was ich thun werde. Der Soldat muß für ſeine Gefahr und Arbeit etwas haben.“ In ununterbrochener Wuth dauerten dieſe Greuel fort, bis endlich Rauch und Flammen der Raubſucht Grenzen ſetzten. Um die Verwirrung zu vermehren, und den Widerſtand der Bürger zu brechen, hatte man gleich anfangs an verſchiedenen Orten Feuer angelegt. Jetzt erhob ſich ein Sturmwind, der die Flammen mit reiſſender Schnelligkeit durch die ganze Stadt verbreitete, und den Brand allgemein machte. Fürchterlich war das Gedränge durch Qualm und Leichen, durch gezuckte Schwerter, durch ſtürzende Trümmer, durch das ſtrömende Blut. Die Atmoſphäre kochte, und die unerträgliche Glut zwang endlich ſelbſt dieſe Würger, ſich in das Lager zu flüchten. In weniger als zwölf Stunden lag dieſe volkreiche, feſte, große Stadt, eine der ſchönſten Deutſchlands, in der Aſche, zwei Kirchen und einige Hütten ausgenommen. Der Adminiſtrator, Chriſtian Wilhelm, ward mit drei Bürgermeiſtern nach vielen empfangenen Wunden gefangen; viele tapfere Offiziere und Magiſtrate hatten fechtend einen beneideten Tod gefunden. Vierhundert der reichſten Bürger entriß die Habſucht der Offiziere dem Tode, um ein theures Löſegeld von ihnen zu erpreſſen. Noch dazu waren es meiſtens Offiziere der Ligue, welche dieſe Menſchlichkeit zeigten, und die blinde Mordbegier der kaiſerlichen Soldaten ließ ſie als rettende Engel betrachten.

Kaum hatte ſich die Wuth des Brandes gemindert, als die kaiſerlichen Schaaren mit erneuertem Hunger zurückkehrten, um unter Schutt und Aſche ihren Raub aufzuwühlen. Manche erſtickte der Dampf; Viele machten große Beute, da die Bürger ihr Beſtes in die Keller geflüchtet hatten. Am 13. Mai erſchien endlich Tilly ſelbſt in der Stadt, nachdem die Hauptſtraßen von Schutt und Leichen gereinigt waren. Schauderhaft gräßlich, empörend war die Scene, welche ſich jetzt der Menſchlichkeit darſtellte! Lebende, die unter den Leichen hervorkrochen, herumirrende Kinder, die mit herzzerſchneidendem Geſchrei ihre Aeltern ſuchten, Säuglinge, die an den todten Brüſten ihrer Mütter ſaugten! Mehr als ſechstauſend Leichen mußte man in die Elbe werfen, um die Gaſſen zu räumen; eine ungleich größere Menge von Lebenden und Leichen hatte das Feuer verzehrt; die ganze Zahl der Getödteten wird auf dreißigtauſend angegeben.

Der Einzug des Generals, welcher am 14ten erfolgte, machte der Plünderung ein Ende, und was bis dahin gerettet war, blieb leben. Gegen tauſend Menſchen wurden aus der Domkirche gezogen, wo ſie drei Tage und zwei Nächte in beſtändiger Todesfurcht und ohne Nahrung zugebracht hatten. Tilly ließ ihnen Pardon ankündigen, und Brod unter ſie vertheilen. Den Tag darauf ward in dieſer Domkirche feierliche Meſſe gehalten und unter Abfeurung der Kanonen das Te Deum angeſtimmt. Der kaiſerliche General durchritt die Straßen, um als Augenzeuge ſeinem Herrn berichten zu können, daß ſeit Troja's und Jeruſalems Zerſtörung kein ſolcher Sieg geſehen worden ſey. Und in dieſem Vorgeben war nichts Uebertriebenes, wenn man die Größe, den Wohlſtand und die Wichtigkeit der Stadt, welche unterging, mit der Wuth ihrer Zerſtörer zuſammendenkt.

Das Gerücht von Magdeburgs grauſenvollem Schickſale verbreitete Frohlocken durch das katholiſche, Entſetzen und Furcht durch das ganze proteſtantiſche Deutſchland.

Aber Schmerz und Unwillen klagten allgemein den König von Schweden an, der, ſo nahe und ſo mächtig, dieſe bundsverwandte Stadt hülflos gelaſſen hatte. Auch der Billigſte fand dieſe Unthätigkeit des Königs unerklärbar, und Guſtav Adolph, um nicht unwiederbringlich die Herzen des Volks zu verlieren, zu deſſen Befreiung er erſchienen war, ſah ſich gezwungen, in einer eigenen Schutzſchrift die Gründe ſeines Betragens der Welt vorzulegen.

Er hatte eben Landsberg angegriffen, und am 16. April erobert, als er die Gefahr vernahm, in welcher Magdeburg ſchwebte. Sogleich ward ſein Entſchluß gefaßt, dieſe bedrängte Stadt zu befreien, und er ſetzte ſich deßwegen mit ſeiner ganzen Reiterei und zehn Regimentern Fußvolk nach der Spree in Bewegung. Die Situation, in welcher ſich dieſer König auf deutſchem Boden befand, machte ihm zum unverbrüchlichen Klugheitsgeſetze, keinen Schritt vorwärts zu thun, ohne den Rücken frei zu haben. Mit mißtrauiſcher Behutſamkeit mußte er ein Land durchziehen, wo er von zweideutigen Freunden und mächtigen offenbaren Feinden umgeben war, wo ein einziger übereilter Schritt ihn von ſeinem Königreich abſchneiden konnte. Der Churfürſt von Brandenburg hatte vormals ſchon ſeine Feſtung Cüſtrin den flüchtigen Kaiſerlichen aufgethan und den nacheilenden Schweden verſchloſſen. Sollte Guſtav jetzt gegen Tilly verunglücken, ſo konnte eben dieſer Churfürſt den Kaiſerlichen ſeine Feſtungen öffnen, und dann war der König, Feinde vor und hinter ſich, ohne Rettung verloren. Dieſem Zufalle bei gegenwärtiger

Unternehmung nicht ausgeſetzt zu ſeyn, verlangte er, ehe er ſich zu der Befreiung Magdeburgs aufmachte, daß ihm von dem Churfürſten die beiden Feſtungen Cüſtrin und Spandau eingeräumt würden, bis er Magdeburg in Freiheit geſetzt hätte.

Nichts ſchien gerechter zu ſeyn, als dieſe Forderung. Der große Dienſt, welchen Guſtav Adolph dem Churfürſten kürzlich erſt durch Vertreibung der Kaiſerlichen aus den brandenburgiſchen Landen geleiſtet, ſchien ihm ein Recht an ſeine Dankbarkeit, das bisherige Betragen der Schweden in Deutſchland einen Anſpruch auf ſein Vertrauen zu geben. Aber durch Uebergabe ſeiner Feſtungen machte der Churfürſt den König von Schweden gewiſſermaßen zum Herrn ſeines Landes, nicht zu gedenken, daß er eben dadurch zugleich mit dem Kaiſer brach, und ſeine Staaten der ganzen künftigen Rache der kaiſerlichen Heere bloßſtellte. Georg Wilhelm kämpfte lange Zeit einen grauſamen Kampf mit ſich ſelbſt, aber Kleinmuth und Eigennutz ſchienen endlich die Oberhand zu gewinnen. Ungerührt von Magdeburgs Schickſal, kalt gegen Religion und deutſche Freiheit, ſah er nichts, als ſeine eigene Gefahr, und dieſe Beſorglichkeit wurde durch ſeinen Miniſter von Schwarzenberg, der einen heimlichen Sold von dem Kaiſer zog, auf's Höchſte getrieben. Unterdeſſen näherten ſich die ſchwediſchen Truppen Berlin, und der König nahm bei dem Churfürſten ſeine Wohnung. Als er die furchtſame Bedenklichkeit dieſes Prinzen wahrnahm, konnte er ſich des Unwillens nicht enthalten. „Mein Weg geht auf Magdeburg,“ ſagte er, „nicht mir, ſondern den

Evangeliſchen zum Beſten. Will Niemand mir beiſtehen, ſo nehme ich ſogleich meinen Rückweg, biete dem Kaiſer einen Vergleich an und ziehe wieder nach Stockholm. Ich bin gewiß, der Kaiſer ſoll einen Frieden mit mir eingehen, wie ich ihn immer nur verlangen kann — aber geht Magdeburg verloren und iſt der Kaiſer der Furcht vor mir erſt entledigt, ſo ſehet zu, wie es euch ergehen wird.“ Dieſe zu rechter Zeit hingeworfene Drohung, vielleicht auch der Blick auf die ſchwediſche Armee, welche mächtig genug war, dem Könige durch Gewalt zu verſchaffen, was man ihm auf dem Wege der Güte verweigerte, brachte endlich den Churfürſten zum Entſchluß, Spandau in ſeine Hände zu übergeben.

Nun ſtanden dem König zwei Wege nach Magdeburg offen, wovon der eine gegen Abend durch ein erſchöpftes Land und mitten durch feindliche Truppen führte, die ihm den Uebergang über die Elbe ſtreitig machen konnten. Der andere, gegen Mittag, ging über Deſſau oder Wittenberg, wo er Brücken fand, die Elbe zu paſſiren, und aus Sachſen Lebensmittel ziehen konnte. Aber dies konnte ohne Einwilligung des Churfürſten von Sachſen nicht geſchehen, in welchen Guſtav ein gegründetes Mißtrauen ſetzte. Ehe er ſich alſo in Marſch ſetzte, ließ er dieſen Prinzen um einen freien Durchzug und um das Nöthige für ſeine Truppen gegen baare Bezahlung erſuchen. Sein Verlangen wurde ihm abgeſchlagen, und keine Vorſtellung konnte den Churfürſten bewegen, ſeinem Neutralitätsſyſtem zu entſagen. Indem man noch im Streit darüber begriffen war, kam die Nachricht von Magdeburgs entſetzlichem Schickſale.

Tilly verkündigte ſie mit dem Tone eines Siegers allen proteſtantiſchen Fürſten, und verlor keinen Augenblick, den allgemeinen Schrecken auf's Beſte zu benutzen. Das Anſehn des Kaiſers, durch die bisherigen Progreſſen Guſtavs merklich herunter gebracht, erhob ſich furchtbarer als je nach dieſem entſcheidenden Vorgang, und ſchnell offenbarte ſich dieſe Veränderung in der gebieteriſchen Sprache, welche er gegen die proteſtantiſchen Reichsſtände führte. Die Schlüſſe des Leipziger Bundes wurden durch einen Machtſpruch vernichtet, der Bund ſelbſt durch ein kaiſerliches Dekret aufgehoben, allen widerſetzlichen Ständen Magdeburgs Schickſal angedroht. Als Vollzieher dieſes kaiſerlichen Schluſſes, ließ Tilly ſogleich Truppen gegen den Biſchof von Bremen marſchiren, der ein Mitglied des Leipziger Bundes war und Soldaten geworben hatte. Der in Furcht geſetzte Biſchof übergab die letztern ſogleich in die Hände des Tilly, und unterzeichnete die Kaſſation der Leipziger Schlüſſe. Eine kaiſerliche Armee, welche unter dem Commando des Grafen von Fürſtenberg zu eben der Zeit aus Italien zurückkam, verfuhr auf gleiche Art gegen den Adminiſtrator von Würtemberg. Der Herzog mußte ſich dem Reſtitutionsedikt und allen Dekreten des Kaiſers unterwerfen, ja noch außerdem zu Unterhaltung der kaiſerlichen Truppen einen monatlichen Geldbeitrag von hunderttauſend Thalern erlegen. Aehnliche Laſten wurden der Stadt Ulm und Nürnberg, dem ganzen fränkiſchen und ſchwäbiſchen Kreiſe auferlegt. Schrecklich war die Hand des Kaiſers über Deutſchland. Die ſchnelle Uebermacht, welche er durch dieſen Vorfall erlangte, mehr ſcheinbar als in der Wirklichkeit gegründet, führte ihn über die Grenzen der bisherigen Mäßigung hinweg, und verleitete ihn zu einem gewaltſamen übereilten Verfahren, welches endlich die Unentſchloſſenheit der deutſchen Fürſten zum Vortheil Guſtav Adolphs beſiegte. So unglücklich alſo die nächſten Folgen von Magdeburgs Untergang für die Proteſtanten auch ſeyn mochten, ſo wohlthätig waren die ſpätern. Die erſtere Ueberraſchung machte bald einem thätigen Unwillen Platz; die Verzweiflung gab Kräfte, und die deutſche Freiheit erhob ſich aus Magdeburgs Aſche.

Unter den Fürſten des Leipziger Bundes waren der Churfürſt von Sachſen und der Landgraf von Heſſen bei weitem am meiſten zu fürchten, und die Herrſchaft des Kaiſers war in dieſen Gegenden nicht befeſtigt, ſo lange er dieſe Beiden nicht entwaffnet ſah. Gegen den Landgrafen richtete Tilly ſeine Waffen zuerſt, und brach unmittelbar von Magdeburg nach Thüringen auf. Die ſächſiſch-erneſtiniſchen und ſchwarzburgiſchen Lande wurden auf dieſem Zuge äußerſt gemißhandelt, Frankenhauſen, ſelbſt unter den Augen des Tilly, von ſeinen Soldaten ungeſtraft geplündert und in die Aſche gelegt; ſchrecklich mußte der unglückliche Landmann dafür büßen, daß ſein Landesherr die Schweden begünſtigte. Erfurt, der Schlüſſel zwiſchen Sachſen und Franken, wurde mit einer Belagerung bedroht, wovon es ſich aber durch eine freiwillige Lieferung von Proviant und eine Geldſumme loskaufte. Von da ſchickte Tilly ſeinen Abgeſandten an den Landgrafen von Kaſſel, mit der Forderung, ungeſäumt ſeine Truppen zu entlaſſen, dem

Leipziger Bunde zu entſagen, kaiſerliche Regimenter in ſein Land und ſeine Feſtungen aufzunehmen, Contribution zu entrichten, und ſich entweder als Freund oder Feind zu erklären. So mußte ſich ein deutſcher Reichsfürſt von einem kaiſerlichen Diener behandelt ſehen. Aber dieſe ausſchweifende Forderung bekam ein furchtbares Gewicht durch die Heeresmacht, von der ſie begleitet wurde, und das noch friſche Andenken von Magdeburgs ſchauderhaftem Schickſal mußte den Nachdruck deſſelben vergrößern. Um ſo mehr Lob verdient die Unerſchrockenheit, mit welcher der Landgraf dieſen Antrag beantwortete: „Fremde Soldaten in ſeine Feſtungen und in ſeine Reſidenz aufzunehmen, ſey er ganz und gar nicht geſonnen — Seine Truppen brauche er ſelbſt — Gegen einen Angriff würde er ſich zu vertheidigen wiſſen. Fehlte es dem General Tilly an Geld und an Lebensmitteln, ſo möchte er nur nach München aufbrechen, wo Vorrath an beiden ſey.“ Der Einbruch zweier kaiſerlichen Schaaren in Heſſen war die nächſte Folge dieſer herausfordernden Antwort; aber der Landgraf wußte ihnen ſo gut zu begegnen, daß nichts Erhebliches ausgerichtet wurde. Nachdem aber Tilly ſelbſt im Begriff ſtand, ihnen mit ſeiner ganzen Macht nachzufolgen, ſo würde das unglückliche Land für die Standhaftigkeit ſeines Fürſten theuer genug haben büßen müſſen, wenn nicht die Bewegungen des Königs von Schweden dieſen General noch zu rechter Zeit zurückgerufen hätten.

Guſtav Adolph hatte den Untergang Magdeburgs mit dem empfindlichſten Schmerz erfahren, der dadurch vergrößert wurde, daß Georg Wilhelm nun, dem Vertrage gemäß, die Feſtung Spandau zurück verlangte. Der Verluſt von Magdeburg hatte die Gründe, um derentwillen dem König der Beſitz dieſer Feſtung ſo wichtig war, eher vermehrt als vermindert; und je näher die Nothwendigkeit einer entſcheidenden Schlacht zwiſchen ihm und Tilly heranrückte, deſto ſchwerer ward es ihm, der einzigen Zuflucht zu entſagen, welche nach einem unglücklichen Ausgange für ihn übrig war. Nachdem er Vorſtellungen und Bitten bei dem Churfürſten von Brandenburg fruchtlos erſchöpft hatte, und die Kaltſinnigkeit deſſelben vielmehr mit jedem Tage ſtieg, ſo ſchickte er endlich ſeinem Commandanten den Befehl zu, Spandau zu räumen, erklärte aber zugleich, daß von demſelben Tage an der Churfürſt als Feind behandelt werden ſollte.

Dieſer Erklärung Nachdruck zu geben, erſchien er mit ſeiner ganzen Armee vor Berlin. „Ich will nicht ſchlechter behandelt ſeyn, als die Generale des Kaiſers,“ antwortete er den Abgeſandten, die der beſtürzte Churfürſt in ſein Lager ſchickte. „Euer Herr hat ſie in ſeine Staaten aufgenommen, mit allen Bedürfniſſen verſorgt, ihnen alle Plätze, welche ſie nur wollten, übergeben, und durch alle dieſe Gefälligkeiten nicht erhalten können, daß ſie menſchlicher mit ſeinem Volke verfahren wären. Alles, was ich von ihm verlange, iſt Sicherheit, eine mäßige Geldſumme und Brod für meine Truppen; dagegen verſpreche ich ihm, ſeine Staaten zu beſchützen und den Krieg von ihm zu entfernen. Auf dieſen Punkten aber muß ich beſtehen, und mein Bruder, der

Churfürſt, entſchließe ſich eilends, ob er mich zum Freunde haben, oder ſeine Hauptſtadt geplündert ſehen will.« Dieſer entſchloſſene Ton machte Eindruck, und die Richtung der Kanonen gegen die Stadt beſiegte alle Zweifel **Georg Wilhelms.** In wenigen Tagen ward eine Allianz unterzeichnet, in welcher ſich der Churfürſt zu einer monatlichen Zahlung von dreißigtauſend Thalern verſtand, Spandau in den Händen des Königs ließ, und ſich anheiſchig machte, auch Cüſtrin ſeinen Truppen zu allen Zeiten zu öffnen. Dieſe nunmehr entſchiedene Verbindung des Churfürſten von Brandenburg mit den Schweden fand in Wien keine beſſere Aufnahme, als der ähnliche Entſchluß des Herzogs von Pommern vormals gefunden hatte; aber der ungünſtige Wechſel des Glücks, den ſeine Waffen bald nachher erfuhren, erlaubte dem Kaiſer nicht, ſeine Empfindlichkeit anders als durch Worte zu zeigen.

Das Vergnügen des Königs über dieſe glückliche Begebenheit wurde bald durch die angenehme Botſchaft vergrößert, daß Greifswalde, der einzige feſte Platz, den die Kaiſerlichen noch in Pommern beſaßen, übergegangen und nunmehr das ganze Land von dieſen ſchlimmen Feinden gereinigt ſey. Er erſchien ſelbſt wieder in dieſem Herzogthum, und genoß das entzückende Schauſpiel der allgemeinen Volksfreude, deren Schöpfer er war. Ein Jahr war jetzt verſtrichen, daß **Guſtav** Deutſchland betreten hatte, und dieſe Begebenheit wurde in dem ganzen Herzogthume Pommern durch ein allgemeines Dankfeſt gefeiert. Kurz vorher hatte ihn der Czaar von Moskau durch Geſandte begrüßen, ſeine

Freundſchaft erneuern und ſogar Hülfstruppen antragen laſſen. Zu dieſen friedfertigen Geſinnungen der Ruſſen durfte er ſich um ſo mehr Glück wünſchen, je wichtiger es ihm war, bei dem gefahrvollen Kriege, dem er entgegenging, durch einen feindſeligen Nachbar beunruhigt zu werden. Nicht lange darauf landete die Königin Maria Eleonora, ſeine Gemahlin, mit einer Verſtärkung von achttauſend Schweden in Pommern; und die Ankunft von ſechstauſend Engländern unter der Anführung des Marquis von Hamilton darf um ſo weniger übergangen werden, da ihre Ankunft Alles iſt, was die Geſchichte von den Thaten der Engländer in dem dreißigjährigen Kriege zu berichten hat.

Pappenheim behauptete während des thüringiſchen Zugs des Tilly das magdeburgiſche Gebiet, hatte aber nicht verhindern können, daß die Schweden nicht mehrmalen die Elbe paſſirten, einige kaiſerliche Detachements niederhieben und mehrere Plätze in Beſitz nahmen. Er ſelbſt, von der Annäherung des Königs geängſtigt, rief den Grafen Tilly auf das Dringendſte zurück, und bewog ihn auch wirklich, in ſchnellen Märſchen nach Magdeburg umzukehren. Tilly nahm ſein Lager diesſeits des Fluſſes zu Wolmirſtädt; Guſtav Adolph hatte das ſeinige auf eben dieſer Seite bei Werben, unweit dem Einfluß der Havel in die Elbe, bezogen. Gleich ſeine Ankunft in dieſen Gegenden verkündigte dem Tilly nichts Gutes. Die Schweden zerſtreuten drei ſeiner Regimenter, welche entfernt von der Hauptarmee in Dörfern poſtirt ſtanden, nahmen die eine Hälfte ihrer Bagage hinweg und verbrannten die übrige. Umſonſt näherte ſich Tilly mit ſeiner Armee auf einen Kanonenſchuß weit dem Lager des Königs, um ihm eine Schlacht anzubieten; Guſtav, um die Hälfte ſchwächer als Tilly, vermied ſie mit Weisheit; ſein Lager war zu feſt, um dem Feinde einen gewaltſamen Angriff zu erlauben. Es blieb bei einer bloßen Kanonade und einigen Scharmützeln, in welchen allen die Schweden die Oberhand behielten. Auf ſeinem Rückwege nach Wolmirſtädt verminderte ſich die Armee des Tilly durch häufige Deſertionen. Seit dem Blutbade zu Magdeburg floh ihn das Glück.

Deſto ununterbrochener begleitete es von nun an den König von Schweden. Während er zu Werben im Lager ſtand, wurde das ganze Mecklenburg, bis auf wenige Plätze, durch ſeinen General Tott und den Herzog Adolph Friedrich erobert, und er genoß die königliche Luſt, beide Herzoge in ihre Staaten wieder einzuſetzen. Er reiste ſelbſt nach Güſtrow, wo die Einſetzung vor ſich ging, um durch ſeine Gegenwart den Glanz dieſer Handlung zu erheben. Von beiden Herzogen wurde, ihren Erretter in der Mitte und ein glänzendes Gefolge von Fürſten um ſich her, ein feſtlicher Einzug gehalten, den die Freude der Unterthanen zu dem rührendſten Feſte machte. Bald nach ſeiner Zurückkunft nach Werben erſchien der Landgraf von Heſſenkaſſel in ſeinem Lager, um ein enges Bündniß auf Vertheidigung und Angriff mit ihm zu ſchließen; der erſte regierende Fürſt in Deutſchland, der ſich von freien Stücken und öffentlich gegen den Kaiſer erklärte, aber auch durch die triftigſten Gründe dazu aufgefordert war. Landgraf

Wilhelm machte ſich verbindlich, den Feinden des Königs als ſeinen eigenen zu begegnen, ihm ſeine Städte und ſein ganzes Lager aufzuthun, Proviant und alles Nothwendige zu liefern. Dagegen erklärte ſich der König zu ſeinem Freunde und Beſchützer, und verſprach, keinen Frieden einzugehen, ohne dem Landgrafen völlige Genugthuung von dem Kaiſer verſchafft zu haben. Beide Theile hielten redlich Wort. Heſſenkaſſel beharrte in dieſem langen Kriege bei der ſchwediſchen Allianz bis an's Ende, und es hatte Urſache, ſich im weſtphäliſchen Frieden der ſchwediſchen Freundſchaft zu rühmen.

Tilly, dem dieſer kühne Schritt des Landgrafen nicht lange verborgen blieb, ſchickte den Grafen Fugger mit einigen Regimentern gegen ihn; zugleich verſuchte er, die heſſiſchen Unterthanen durch aufrühreriſche Briefe gegen ihren Herrn zu empören. Seine Briefe fruchteten eben ſo wenig, als ſeine Regimenter, welche ihm nachher in der Breitenfelder Schlacht ſehr zur Unzeit fehlten — und die heſſiſchen Landſtände konnten keinen Augenblick zweifelhaft ſeyn, ob ſie den Beſchützer ihres Eigenthums dem Räuber deſſelben vorziehen ſollten.

Aber weit mehr als Heſſenkaſſel beunruhigte den kaiſerlichen General die zweideutige Geſinnung des Churfürſten von Sachſen, der, des kaiſerlichen Verbots ungeachtet, ſeine Rüſtungen fortſetzte, und den Leipziger Bund aufrecht hielt. Jetzt, in dieſer Nähe des Königs von Schweden, da es in kurzer Zeit zu einer entſcheidenden Schlacht kommen mußte, ſchien es ihm äußerſt bedenklich, Churſachſen in Waffen ſtehen zu laſſen, jeden Augenblick bereit, ſich für den Feind zu erklären. Eben hatte ſich Tilly mit fünfundzwanzigtauſend Mann alter Truppen verſtärkt, welche ihm Fürſtenberg zuführte, und, voll Zuverſicht auf ſeine Macht, glaubte er, den Churfürſten entweder durch das bloße Schrecken ſeiner Ankunft entwaffnen, oder doch ohne Mühe überwinden zu können. Ehe er aber ſein Lager bei Wolmirſtädt verließ, forderte er ihn durch eine eigene Geſandtſchaft auf, ſein Land den kaiſerlichen Truppen zu öffnen, ſeine eigenen zu entlaſſen, oder mit der kaiſerlichen Armee zu vereinigen, und in Gemeinſchaft mit ihr den König von Schweden aus Deutſchland zu verjagen. Er brachte ihm in Erinnerung, daß Churſachſen bisher unter allen deutſchen Ländern am meiſten geſchont worden ſey, und bedrohte ihn im Weigerungsfalle mit der ſchrecklichſten Verheerung.

Tilly hatte zu dieſem gebieteriſchen Antrage den ungünſtigſten Zeitpunkt gewählt. Die Mißhandlung ſeiner Religions- und Bundesverwandten, Magdeburgs Zerſtörung, die Ausſchweifungen der Kaiſerlichen in der Lauſitz, Alles kam zuſammen, den Churfürſten gegen den Kaiſer zu entrüſten. Guſtav Adolphs Nähe, wie wenig Recht er auch an den Schutz dieſes Fürſten haben mochte, belebte ihn mit Muth. Er verbat ſich die kaiſerlichen Einquartierungen, und erklärte ſeinen ſtandhaften Entſchluß, in Rüſtung zu bleiben. „So ſehr es ihm auch auffallen müſſe (ſetzte er hinzu), die kaiſerliche Armee zu einer Zeit gegen ſeine Lande im Anmarſch zu ſehen, wo dieſe Armee genug zu thun hätte, den König von Schweden zu verfolgen, ſo erwarte er dennoch nicht, anſtatt der verſprochenen und wohlverdienten Belohnungen mit Undank und mit dem Ruin ſeines Landes bezahlt zu werden.“ Den Abgeſandten des Tilly, welche prächtig bewirthet wurden, gab er noch eine verſtändlichere Antwort auf den Weg. „Meine Herren,“ ſagte er, „ich ſehe wohl, daß man geſonnen iſt, das lange geſparte ſächſiſche Confect endlich auch auf die Tafel zu ſetzen. Aber man pflegt dabei auch allerlei Nüſſe und Schaueſſen aufzutragen, die hart zu beißen ſind, und ſehen Sie ſich wohl vor, daß Sie ſich die Zähne nicht daran ausbeißen.“

Jetzt brach Tilly aus ſeinem Lager auf, rückte vor bis nach Halle unter fürchterlichen Verheerungen, und ließ von hier aus ſeinen Antrag an den Churfürſten in noch dringenderm und drohenderm Ton erneuern. Erinnert man ſich der ganzen bisherigen Denkungsart dieſes Fürſten, der durch eigene Neigung und durch die Eingebungen ſeiner beſtochenen Miniſter dem Intereſſe des Kaiſers, ſelbſt auf Unkoſten ſeiner heiligſten Pflichten, ergeben war, den man bisher mit ſo geringem Aufwand von Kunſt in Unthätigkeit erhalten, ſo muß man über die Verblendung des Kaiſers oder ſeiner Miniſter erſtaunen, ihrer bisherigen Politik gerade in dem bedenklichſten Zeitpunkte zu entſagen, und durch ein gewaltthätiges Verfahren dieſen ſo leicht zu lenkenden Fürſten auf's Aeußerſte zu bringen. Oder war eben dieſes die Abſicht des Tilly? War es ihm darum zu thun, einen zweideutigen Freund in einen offenbaren Feind zu verwandeln, um dadurch der Schonung überhoben zu ſeyn, welche der geheime Befehl des Kaiſers ihm bisher gegen die Länder dieſes Fürſten aufgelegt hatte? War es vielleicht gar die Abſicht des Kaiſers, den Churfürſten zu einem feindſeligen Schritt zu reizen, um ſeiner Verbindlichkeit dadurch quitt zu ſeyn, und eine beſchwerliche Rechnung mit guter Art zerreißen zu können? ſo müßte man nicht weniger über den verwegenen Uebermuth des **Tilly** erſtaunen, der kein Bedenken trug, im Angeſicht eines furchtbaren Feindes ſich einen neuen zu machen, und über die Sorgloſigkeit eben dieſes Feldherrn, die Vereinigung beider ohne Widerſtand zu geſtatten.

Johann Georg, durch den Eintritt des **Tilly** in ſeine Staaten zur Verzweiflung gebracht, warf ſich, nicht ohne großes Widerſtreben, dem König von Schweden in die Arme.

Gleich nach Abfertigung der erſten Geſandtſchaft des **Tilly** hatte er ſeinen Feldmarſchall von Arnheim auf's Eilfertigſte in **Guſtavs** Lager geſendet, dieſen lange vernachläßigten Monarchen um ſchleunige Hülfe anzugehen. Der König verbarg die innere Zufriedenheit, welche ihm dieſe ſehnlich gewünſchte Entwickelung gewährte. „Mir thut es leid um den Churfürſten,“ gab er dem Abgeſandten mit verſtelltem Kaltſinn zur Antwort. „Hätte er meine wiederholten Vorſtellungen geachtet, ſo würde ſein Land keinen Feind geſehen haben und auch Magdeburg würde noch ſtehen. Jetzt, da die höchſte Noth ihm keinen andern Ausweg mehr übrig läßt, jetzt wendet man ſich an den König von Schweden. Aber melden Sie ihm, daß ich weit entfernt ſey, um des Churfürſten von Sachſen willen mich und meine Bundesgenoſſen in's Verderben zu ſtürzen. Und wer leiſtet mir für die Treue eines Prinzen Gewähr, deſſen Miniſter in öſterreichiſchem Solde ſtehen, und der mich verlaſſen wird, ſobald ihm der Kaiſer ſchmeichelt und ſeine Armee von den Grenzen zurückzieht? Tilly hat ſeitdem durch eine anſehnliche Verſtärkung ſein Heer vergrößert, welches mich aber nicht hindern ſoll, ihm herzhaft entgegen zu gehen, ſobald ich nur meinen Rücken gedeckt weiß.“

Der ſächſiſche Miniſter wußte auf dieſe Vorwürfe nichts zu antworten, als daß es am beſten gethan ſey, geſchehene Dinge in Vergeſſenheit zu begraben. Er drang in den König, ſich über die Bedingungen zu erklären, unter welchen er Sachſen zu Hülfe kommen wollte, und verbürgte ſich im Voraus für die Gewährung derſelben. „Ich verlange,“ erwiderte Guſtav, „daß mir der Churfürſt die Feſtung Wittenberg einräume, mir ſeinen älteſten Prinzen als Geiſel übergebe, meinen Truppen einen dreimonatlichen Sold auszahle und mir die Verräther in ſeinem Miniſterium ausliefere. Unter dieſen Bedingungen bin ich bereit, ihm Beiſtand zu leiſten.“

„Nicht nur Wittenberg,“ rief der Churfürſt, als ihm dieſe Antwort hinterbracht wurde, und trieb ſeinen Miniſter in das ſchwediſche Lager zurück; „nicht bloß Wittenberg, auch Torgau, ganz Sachſen ſoll ihm offen ſtehen; meine ganze Familie will ich ihm als Geiſel übergeben; und wenn ihm das noch nicht genug iſt, ſo will ich mich ſelbſt ihm darbieten. Eilen Sie zurück und ſagen ihm, daß ich bereit ſey, ihm die Verräther, die er mir nennen wird, auszuliefern, ſeiner

Armee den verlangten Sold zu bezahlen, und Leben und Vermögen an die gute Sache zu ſetzen."

Der König hatte die neuen Geſinnungen Johann Georgs nur auf die Probe ſtellen wollen; von dieſer Aufrichtigkeit gerührt, nahm er ſeine harten Forderungen zurück. „Das Mißtrauen," ſagte er, „welches man in mich ſetzte, als ich Magdeburg zu Hülfe kommen wollte, hat das meinige erweckt; das jetzige Vertrauen des Churfürſten verdient, daß ich es erwiedere. Ich bin zufrieden, wenn er meiner Armee einen monatlichen Sold entrichtet, und ich hoffe, ihn auch für dieſe Ausgabe ſchadlos zu halten."

Gleich nach geſchloſſener Allianz ging der König über die Elbe, und vereinigte ſich ſchon am folgenden Tage mit den Sachſen. Anſtatt dieſe Vereinigung zu hindern, war Tilly gegen Leipzig vorgerückt, welches er aufforderte, kaiſerliche Beſatzung einzunehmen. In Hoffnung eines ſchleunigen Entſatzes machte der Commandant, Hans von der Pforta, Anſtalt, ſich zu vertheidigen, und ließ zu dem Ende die halliſche Vorſtadt in die Aſche legen. Aber der ſchlechte Zuſtand der Feſtungswerke machte den Widerſtand vergeblich, und ſchon am zweiten Tage wurden die Thore geöffnet. Im Hauſe eines Todtengräbers, dem einzigen, welches in der halliſchen Vorſtadt ſtehen geblieben war, hatte Tilly ſein Quartier genommen; hier unterzeichnete er die Capitulation, und hier wurde auch der Angriff des Königs von Schweden beſchloſſen. Beim Anblick der abgemalten Schädel und Gebeine, mit denen der Beſitzer ſein Haus geſchmückt hatte, entfärbte ſich Tilly.

Leipzig erfuhr eine über alle Erwartung gnädige Behandlung.

Unterdeſſen wurde zu Torgau von dem König von Schweden und dem Churfürſten von Sachſen, in Beiſeyn des Churfürſten von Brandenburg, großer Kriegsrath gehalten. Eine Entſchließung ſollte jetzt gefaßt werden, welche das Schickſal Deutſchlands und der evangeliſchen Religion, das Glück vieler Völker, und das Loos ihrer Fürſten unwiderruflich beſtimmte. Die Bangigkeit der Erwartung, die auch die Bruſt des Helden vor jeder großen Entſcheidung beklemmt, ſchien jetzt die Seele Guſtav Adolphs in einem Augenblick zu umwölken. „Wenn wir uns jetzt zu einer Schlacht entſchließen,“ ſagte er, „ſo ſteht nicht weniger als eine *Krone und zwei Churhüte* auf dem Spiele. Das Glück iſt wandelbar, und der unerforſchliche Rathſchluß des Himmels kann, unſerer Sünden wegen, dem Feinde den Sieg verleihen. Zwar möchte *meine* Krone, wenn ſie meine Armee und mich auch ſelbſt verlöre, noch eine Schanze zum Beſten haben. Weit entlegen, durch eine anſehnliche Flotte beſchützt, in ihren Grenzen wohl verwahrt, und durch ein ſtreitbares Volk vertheidigt, würde ſie wenigſtens vor dem Aergſten geſichert ſeyn. Wo aber Rettung für euch, denen der Feind auf dem Nacken liegt, wenn das Treffen verunglücken ſollte?“

Guſtav Adolph zeigte das beſcheidene Mißtrauen eines Helden, den das Bewußtſeyn ſeiner Stärke gegen die Größe der Gefahr nicht verblendet; Johann Georg die Zuverſicht eines Schwachen, der einen Helden an ſeiner Seite weiß. Voll Ungeduld, ſeine Lande von zwei beſchwerlichen Armeen baldmöglichſt befreit zu ſehen, brannte er nach einer Schlacht, in welcher keine alten Lorbeern für ihn zu verlieren waren. Er wollte mit ſeinen Sachſen allein gegen Leipzig vorrücken und ſich mit Tilly ſchlagen. Endlich trat Guſtav Adolph ſeiner Meinung bei, und beſchloſſen war es, ohne Aufſchub den Feind anzugreifen, ehe er die Verſtärkungen, welche die Generale Altringer und Tiefenbach ihm zuführten, an ſich gezogen hätte. Die vereinigte ſchwediſch-ſächſiſche Armee ſetzte über die Mulda: der Churfürſt von Brandenburg reiste wieder in ſein Land.

Früh Morgens am 7. September 1631 bekamen die feindlichen Armeen einander zu Geſichte. Tilly, entſchloſſen, die herbeieilenden Hülfstruppen zu erwarten, nachdem er verſäumt hatte, die ſächſiſche Armee vor ihrer Vereinigung mit den Schweden niederzuwerfen, hatte unweit Leipzig ein feſtes und vortheilhaftes Lager bezogen, wo er hoffen konnte, zu keiner Schlacht gezwungen zu werden. Das ungeſtüme Anhalten Pappenheims vermochte ihn endlich doch, ſobald die feindlichen Armeen im Anzug begriffen waren, ſeine Stellung zu verändern, und ſich linker Hand gegen die Hügel hin zu ziehen, welche ſich vom Dorfe Wabern bis nach Lindenau erheben. Am Fuß dieſer Anhöhen war ſeine Armee in einer einzigen Linie ausgebreitet; ſeine Artillerie, auf den Hügeln vertheilt, konnte die ganze große Ebene von Breitenfeld beſtreichen. Von daher näherte ſich in zwei Colonnen die ſchwediſch-ſächſiſche Armee, und hatte bei Podelwitz, einem vor der Tilly'ſchen Fronte liegenden Dorfe, die Lober zu paſſiren. Um ihr den Uebergang über dieſen Bach zu erſchweren, wurde Pappenheim mit zweitauſend Küraſſiers gegen ſie beordert, doch erſt nach langem Widerſtreben des Tilly, und mit dem ausdrücklichen Befehl, ja keine Schlacht anzufangen. Dieſes Verbots ungeachtet wurde Pappenheim mit dem ſchwediſchen Vortrabe handgemein, aber nach einem kurzen Widerſtand zum Rückzug genöthigt. Um den Feind aufzuhalten, ſteckte er Podelwitz in Brand, welches jedoch die beiden Armeen nicht hinderte, vorzurücken und ihre Schlachtordnung zu machen.

Zur Rechten ſtellten ſich die Schweden, in zwei Treffen abgetheilt, das Fußvolk in der Mitte, in kleine Bataillons zerſtückelt, welche leicht zu bewegen, und ohne die Ordnung zu ſtören, der ſchnelleſten Wendungen fähig waren; die Reiterei auf den Flügeln, auf ähnliche Art in kleine Schwadronen abgeſondert, und durch mehrere Haufen Muſketiers unterbrochen, welche ihre ſchwache Anzahl verbergen, und die feindlichen Reiter herunter ſchießen ſollten. In der Mitte commandirte der Oberſte Teufel, auf dem linken Flügel Guſtav Horn, der König ſelbſt auf dem rechten, dem Grafen Pappenheim gegenüber.

Die Sachſen ſtanden durch einen breiten Zwiſchenraum von den Schweden getrennt; eine Veranſtaltung Guſtavs, welche der Ausgang rechtfertigte. Den Plan der Schlachtordnung hatte der Churfürſt ſelbſt mit ſeinem Feldmarſchall entworfen, und der König ſich bloß begnügt, ihn zu genehmigen. Sorgfältig, ſchien es, wollte er die ſchwediſche Tapferkeit von der ſächſiſchen abſondern, und das Glück vermengte ſie nicht.

Unter den Anhöhen gegen Abend breitete ſich der Feind aus in einer langen unüberſehbaren Linie, welche weit genug reichte, das ſchwediſche Heer zu überflügeln; das Fußvolk in große Bataillons abgetheilt, die Reiterei in eben ſo große unbehülfliche Schwadronen. Sein Geſchütz hatte er hinter ſich auf den Anhöhen, und ſo ſtand er unter dem Gebiet ſeiner eigenen Kugeln, die über ihn hinweg ihren Bogen machten. Aus dieſer Stellung des Geſchützes, wenn anders dieſer ganzen Nachricht zu trauen iſt, ſollte man beinahe ſchließen, daß Tilly's Abſicht vielmehr geweſen ſey, den Feind *zu erwarten*, als *anzugreifen*, da dieſe Anordnung es ihm unmöglich machte, in die feindlichen Glieder einzubrechen, ohne ſich in das Feuer ſeiner eigenen Kanonen zu ſtürzen. Tilly ſelbſt befehligte das Mittel, Pappenheim den linken Flügel, den rechten der Graf von Fürſtenberg. Sämmtliche Truppen des Kaiſers und der Ligue betrugen an dieſem Tage nicht über vierunddreißig bis fünfunddreißigtauſend Mann; von gleicher Stärke war die vereinigte Armee der Schweden und Sachſen.

Aber wäre auch eine Million der andern gegenüber geſtanden — es hätte dieſen Tag blutiger, nicht wichtiger, nicht entſcheidender machen können. *Dieſer* Tag war es, um deſſentwillen Guſtav das baltiſche Meer durchſchiffte, auf entlegener Erde der Gefahr nachjagte, Krone und Leben dem untreuen Glück anvertraute. Die zwei größten Heerführer ihrer Zeit, beide bisher unüberwunden, ſollen jetzt in einem lange vermiedenen Kampfe mit einander ihre letzte Probe beſtehen;

einer von beiden muß ſeinen Ruhm auf dem Schlachtfelde zurücklaſſen. Beide Hälften von Deutſchland haben mit Furcht und Zittern dieſen Tag herannahen ſehen; bang erwartet die ganze Mitwelt den Ausſchlag deſſelben und die ſpäte Nachwelt wird ihn ſegnen oder beweinen.

Die Entſchloſſenheit, welche den Grafen Tilly ſonſt nie verließ, fehlte ihm an dieſem Tage. Kein feſter Vorſatz, mit dem Könige zu ſchlagen, eben ſo wenig Standhaftigkeit, es zu vermeiden. Wider ſeinen Willen riß ihn Pappenheim dahin. Nie gefühlte Zweifel kämpften in ſeiner Bruſt, ſchwarze Ahnungen umwölkten ſeine immer freie Stirn. Der Geiſt von Magdeburg ſchien über ihm zu ſchweben.

Ein zweiſtündiges Kanonenfeuer eröffnete die Schlacht. Der Wind wehte von Abend, und trieb aus dem friſch beackerten ausgedorrten Gefilde dicke Wolken von Staub und Pulverrauch den Schweden entgegen. Dies bewog den König, ſich unvermerkt gegen Norden zu ſchwenken, und die Schnelligkeit, mit der ſolches ausgeführt war, ließ dem Feinde nicht Zeit, es zu verhindern.

Endlich verließ Tilly ſeine Hügel, und wagte den erſten Angriff auf die Schweden; aber von der Heftigkeit ihres Feuers wendete er ſich zur Rechten, und fiel in die Sachſen mit ſolchem Ungeſtüm, daß ihre Glieder ſich trennten und Verwirrung das ganze Heer ergriff. Der Churfürſt ſelbſt beſann ſich erſt in Eilenburg wieder; wenige Regimenter hielten noch eine Zeitlang auf dem Schlachtfelde Stand, und retteten durch ihren männlichen Widerſtand die Ehre der Sachſen. Kaum ſah man dieſe in Unordnung gerathen, ſo ſtürzten die

Kroaten zur Plünderung, und Eilboten wurden ſchon abgefertigt, die Zeitung des Siegs zu München und Wien zu verkündigen.

Auf den rechten Flügel der Schweden ſtürzte ſich Graf Pappenheim mit der ganzen Stärke ſeiner Reiterei, aber ohne ihn zum Wanken zu bringen. Hier commandirte der König ſelbſt, und unter ihm der General Banner. Siebenmal erneuerte Pappenheim ſeinen Angriff, und ſiebenmal ſchlug man ihn zurück. Er entfloh mit einem großen Verluſte und überließ das Schlachtfeld dem Sieger.

Unterdeſſen hatte Tilly den Ueberreſt der Sachſen niedergeworfen, und brach nunmehr in den linken Flügel der Schweden mit ſeinen ſiegenden Truppen. Dieſem Flügel hatte der König, ſobald ſich die Verwirrung unter dem ſächſiſchen Heere entdeckte, mit ſchneller Beſonnenheit drei Regimenter zur Verſtärkung geſendet, um die Flanke zu decken, welche die Flucht der Sachſen entblößte. Guſtav Horn, der hier das Commando führte, leiſtete den feindlichen Küraſſiers einen herzhaften Widerſtand, den die Vertheilung des Fußvolks zwiſchen den Schwadronen nicht wenig unterſtützte. Schon fing der Feind an, zu ermatten, als Guſtav Adolph erſchien, dem Treffen den Ausſchlag zu geben. Der linke Flügel der Kaiſerlichen war geſchlagen, und ſeine Truppen, die jetzt keinen Feind mehr hatten, konnten anderswo beſſer gebraucht werden. Er ſchwenkte ſich alſo mit ſeinem rechten Flügel und dem Hauptcorps zur Linken, und griff die Hügel an, auf welche das feindliche Geſchütz gepflanzt war. In kurzer Zeit war es in ſeinen Händen, und der Feind mußte jetzt das Feuer ſeiner eigenen Kanonen erfahren.

Auf ſeiner Flanke das Feuer des Geſchützes, von vorne den fürchterlichen Andrang der Schweden, trennte ſich das nie überwundene Heer. Schneller Rückzug war Alles, was dem Tilly nun übrig blieb; aber der Rückzug ſelbſt mußte mitten durch den Feind genommen werden. Verwirrung ergriff jetzt die ganze Armee, vier Regimenter grauer verſuchter Soldaten ausgenommen, welche nie von einem Schlachtfelde geflohen waren, und es auch jetzt nicht wollten. In geſchloſſenen Gliedern drangen ſie mitten durch die ſiegende Armee, und erreichten fechtend ein kleines Gehölz, wo ſie auf's Neue Fronte gegen die Schweden machten und bis zu einbrechender Nacht, bis ſie auf ſechshundert geſchmolzen waren, Widerſtand leiſteten. Mit ihnen entfloh der ganze Ueberreſt des Tilly'ſchen Heers, und die Schlacht war entſchieden.

Mitten unter Verwundeten und Todten warf Guſtav Adolph ſich nieder, und die erſte feurigſte Siegesfreude ergoß ſich in einem glühenden Gebete. Den flüchtigen Feind ließ er, ſo weit das tiefe Dunkel der Nacht es verſtattete, durch ſeine Reiterei verfolgen. Das Geläute der Sturmglocken brachte in allen umliegenden Dörfern das Landvolk in Bewegung, und verloren war der Unglückliche, der dem ergrimmten Bauer in die Hände fiel. Mit dem übrigen Heere lagerte ſich der König zwiſchen dem Schlachtfeld und Leipzig, da es nicht möglich war, die Stadt noch in derſelben Nacht anzugreifen. Siebentauſend waren von den

Feinden auf dem Platze geblieben, über fünftauſend theils gefangen, theils verwundet. Ihre ganze Artillerie, ihr ganzes Lager war erobert, über hundert Fahnen und Standarten erbeutet. Von den Sachſen wurden zweitauſend, von den Schweden nicht über ſiebenhundert vermißt. Die Niederlage der Kaiſerlichen war ſo groß, daß Tilly auf ſeiner Flucht nach Halle und Halberſtadt nicht über ſechshundert Mann, Pappenheim nicht über vierzehnhundert zuſammenbringen konnte. So ſchnell war dieſes furchtbare Heer zergangen, welches noch kürzlich ganz Italien und Deutſchland in Schrecken geſetzt hatte.

Tilly ſelbſt dankte ſeine Rettung nur dem Ungefähr. Obgleich von vielen Wunden ermattet, wollte er ſich einem ſchwediſchen Rittmeiſter, der ihn einholte, nicht gefangen geben, und ſchon war dieſer im Begriff, ihn zu tödten, als ein Piſtolenſchuß ihn noch zu rechter Zeit zu Boden ſtreckte. Aber ſchrecklicher als Todesgefahr und Wunden war ihm der Schmerz, ſeinen Ruhm zu überleben und an einem einzigen Tage die Arbeit eines ganzen langen Lebens zu verlieren. Nichts waren jetzt alle ſeine vergangenen Siege, da ihm der einzige entging, der jenen allen erſt die Krone aufſetzen ſollte. Nichts blieb ihm übrig von ſeinen glänzenden Kriegsthaten, als die Flüche der Menſchheit, von denen ſie begleitet waren. Von dieſem Tage an gewann Tilly ſeine Heiterkeit nicht wieder und das Glück kehrte nicht mehr zu ihm zurück. Selbſt ſeinen letzten Troſt, die Rache, entzog ihm das ausdrückliche Verbot ſeines Herrn, kein entſcheidendes Treffen mehr zu wagen. —

Drei Fehler ſind es vorzüglich, denen das Unglück dieſes Tages beigemeſſen wird: daß er ſein Geſchütz hinter die Armee auf die Hügel pflanzte, daß er ſich nachher von dieſen Hügeln entfernte, und daß er den Feind ungehindert ſich in Schlachtordnung ſtellen ließ. Aber wie bald waren dieſe Fehler, ohne die kaltblütige Beſonnenheit, ohne das überlegene Genie ſeines Gegners, verbeſſert! Tilly entfloh eilig von Halle nach Halberſtadt, wo er ſich kaum Zeit nahm, die Heilung von ſeinen Wunden abzuwarten, und gegen die Weſer eilte, ſich mit den kaiſerlichen Beſatzungen in Niederſachſen zu verſtärken.

Der Churfürſt von Sachſen hatte nicht geſäumt, ſogleich nach überſtandener Gefahr im Lager des Königs zu erſcheinen. Der König dankte ihm, daß er zur Schlacht gerathen hätte, und Johann Georg, überraſcht von dieſem gütigen Empfang, verſprach ihm in der erſten Freude — die römiſche Königskrone. Gleich den folgenden Tag rückte Guſtav gegen Merſeburg, nachdem er es dem Churfürſten überlaſſen hatte, Leipzig wieder zu erobern. Fünftauſend Kaiſerliche, welche ſich wieder zuſammengezogen hatten und ihm unterwegs in die Hände fielen, wurden theils niedergehauen, theils gefangen, und die meiſten von dieſen traten in ſeinen Dienſt. Merſeburg ergab ſich ſogleich; bald darauf wurde Halle erobert, wo ſich der Churfürſt von Sachſen nach der Einnahme von Leipzig bei dem Könige einfand, um über den künftigen Operationsplan das Weitere zu berathſchlagen.

Erfochten war der Sieg, aber nur eine weiſe Benutzung konnte ihn entſcheidend machen. Die kaiſerliche Armee war aufgerieben, Sachſen ſah keinen Feind mehr, und der flüchtige **Tilly** hatte ſich nach Braunſchweig gezogen. Ihn bis dahin zu verfolgen, hätte den Krieg in Niederſachſen erneuert, welches von den Drangſalen des vorhergehenden Kriegs kaum erſtanden war. Es wurde alſo beſchloſſen, den Krieg in die feindlichen Lande zu wälzen, welche, unvertheidigt und offen bis nach Wien, den Sieger einluden. Man konnte zur Rechten in die Länder der katholiſchen Fürſten fallen, man konnte zur Linken in die kaiſerlichen Erbſtaaten dringen und den Kaiſer ſelbſt in ſeiner Reſidenz zittern machen. Beides wurde erwählt, und jetzt war die Frage, wie die Rollen vertheilt werden ſollten. **Guſtav Adolph**, an der Spitze einer ſiegenden Armee, hätte von Leipzig bis Prag, Wien und Preßburg wenig Widerſtand gefunden. Böhmen, Mähren, Oeſterreich, Ungarn waren von Vertheidigern entblößt, die unterdrückten Proteſtanten dieſer Länder nach einer Veränderung lüſtern; der Kaiſer ſelbſt nicht mehr ſicher in ſeiner Burg; in dem Schrecken des erſten Ueberfalls hätte Wien ſeine Thore geöffnet. Mit den Staaten, die er dem Feind entzog, vertrockneten dieſem auch die Quellen, aus denen der Krieg beſtritten werden ſollte, und bereitwillig hätte ſich **Ferdinand** zu einem Frieden verſtanden, der einen furchtbaren Feind aus dem Herzen ſeiner Staaten entfernte. Einem Eroberer hätte dieſer kühne Kriegsplan geſchmeichelt, und vielleicht auch ein glücklicher Erfolg ihn gerechtfertigt. **Guſtav Adolph**, eben ſo vorſichtig als kühn, und mehr Staatsmann als Eroberer, verwarf ihn, weil er einen höhern Zweck zu verfolgen fand, weil er dem Glück und der Tapferkeit allein den Ausſchlag nicht anvertrauen wollte.

Erwählte Guſtav den Weg nach Böhmen, ſo mußte Franken und Oberrhein dem Churfürſten von Sachſen überlaſſen werden. Aber ſchon fing Tilly an, aus den Trümmern ſeiner geſchlagenen Armee, aus den Beſatzungen in Niederſachſen und den Verſtärkungen, die ihm zugeführt wurden, ein neues Heer an der Weſer zuſammen zu ziehen, an deſſen Spitze er wohl ſchwerlich lange ſäumen konnte, den Feind aufzuſuchen. Einem ſo erfahrnen General durfte kein Arnheim entgegen geſtellt werden, von deſſen Fähigkeiten die Leipziger Schlacht ein ſehr zweideutiges Zeugniß ablegte. Was halfen aber dem König noch ſo raſche und glänzende Fortſchritte in Böhmen und Oeſterreich, wenn Tilly in den Reichslanden wieder mächtig wurde, wenn er den Muth der Katholiſchen durch neue Siege belebte und die Bundesgenoſſen des Königs entwaffnete? Wozu diente es ihm, den Kaiſer aus ſeinen Erbſtaaten vertrieben zu haben, wenn Tilly eben dieſem Kaiſer Deutſchland eroberte? Konnte er hoffen, den Kaiſer mehr zu bedrängen, als vor zwölf Jahren der böhmiſche Aufruhr gethan hatte, der doch die Standhaftigkeit dieſes Prinzen nicht erſchütterte, der ſeine Hülfsquellen nicht erſchöpfte, aus dem er nur deſto furchtbarer erſtand?

Weniger glänzend, aber weit gründlicher, waren die Vortheile, welche er von einem perſönlichen Einfall in die liguiſtiſche Länder zu erwarten hatte. Entſcheidend war hier ſeine gewaffnete Ankunft. Eben waren die Fürſten, des Reſtitutionsedikts wegen, auf einem Reichstage zu Frankfurt verſammelt, wo Ferdinand alle Künſte ſeiner argliſtigen Politik in Bewegung ſetzte, die in Furcht geſetzten Proteſtanten zu einem ſchnellen und nachtheiligen Vergleich zu bereden. Nur die Annäherung ihres Beſchützers konnte ſie zu einem ſtandhaften Widerſtand ermuntern und die Anſchläge des Kaiſers zernichten. Guſtav Adolph konnte hoffen, alle dieſe mißvergnügten Fürſten durch ſeine ſiegreiche Gegenwart zu vereinigen, die übrigen durch das Schrecken ſeiner Waffen von dem Kaiſer zu trennen. Hier, im Mittelpunkt Deutſchlands, zerſchnitt er die Nerven der kaiſerlichen Macht, die ſich ohne den Beiſtand der Ligue nicht behaupten konnte. Hier konnte er Frankreich, einen zweideutigen Bundesgenoſſen, in der Nähe bewachen; und wenn ihm zu Erreichung eines geheimen Wunſches die Freundſchaft der katholiſchen Churfürſten wichtig war, ſo mußte er ſich vor allen Dingen zum Herrn ihres Schickſals machen, um durch eine großmüthige Schonung ſich einen Anſpruch auf ihre Dankbarkeit zu erwerben.

Er erwählte alſo für ſich ſelbſt den Weg nach Franken und dem Rhein, und überließ dem Churfürſten von Sachſen die Eroberung Böhmens.

Zweiter Theil.

Drittes Buch.

Die glorreiche Schlacht Guſtav Adolphs bei Leipzig hatte in dem ganzen nachfolgenden Betragen dieſes Monarchen, ſo wie in der Denkart ſeiner Feinde und Freunde, eine große Veränderung gewirkt. Er hatte ſich jetzt mit dem größten Heerführer ſeiner Zeit gemeſſen, er hatte die Kraft ſeiner Taktik und den Muth ſeiner Schweden an dem Kern der kaiſerlichen Truppen, den geübteſten Europens, verſucht, und in dieſem Wettkampf überwunden. Von dieſem Augenblick an ſchöpfte er eine feſte Zuverſicht zu ſich ſelbſt, und Zuverſicht iſt die Mutter großer Thaten. Man bemerkte fortan in allen Kriegsunternehmungen des ſchwediſchen Königs einen kühnern und ſicherern Schritt, mehr Entſchloſſenheit auch in den mißlichſten Lagen, eine ſtolzere Sprache gegen ſeine Feinde, mehr Selbſtgefühl gegen ſeine Bundesgenoſſen, und in ſeiner Milde ſelbſt mehr die Herablaſſung des Gebieters. Seinem natürlichen Muth kam der andächtige Schwung ſeiner Einbildung zu Hülfe; gern verwechſelte er ſeine Sache mit der Sache des Himmels, erblickte in Tilly's Niederlage ein entſcheidendes Urtheil Gottes zum Nachtheil ſeiner Gegner, in ſich ſelbſt aber ein Werkzeug der göttlichen Rache. Seine Krone, ſeinen vaterländiſchen Boden weit hinter ſich, drang er jetzt auf den Flügeln des Siegs in das Innere von Deutſchland, das ſeit Jahrhunderten keinen auswärtigen Eroberer in ſeinem Schooße geſehen hatte. Der kriegeriſche Muth ſeiner Bewohner, die Wachſamkeit ſeiner zahlreichen Fürſten, der künſtliche Zuſammenhang ſeiner Staaten, die Menge ſeiner feſten Schlöſſer, der Lauf ſeiner vielen Ströme, hatte ſchon ſeit undenklichen Zeiten die Länderſucht der Nachbarn in Schranken gehalten; und ſo oft es auch an den Grenzen dieſes weitläufigen Staatskörpers geſtürmt hatte, ſo war doch ſein Inneres von jedem fremden Einbruch verſchont geblieben. Von jeher genoß dieſes Reich das zweideutige Vorrecht, nur ſein eigener Feind zu ſeyn, und von Außen unüberwunden zu bleiben. Auch jetzt war es bloß die Uneinigkeit ſeiner Glieder und ein unduldſamer Glaubenseifer, was dem ſchwediſchen Eroberer die Brücke in ſeine innerſten Staaten baute. Aufgelöſt war längſt ſchon das Band unter den Ständen, wodurch allein das Reich unbezwinglich war, und von Deutſchland ſelbſt entlehnte Guſtav Adolph die Kräfte, womit er Deutſchland ſich unterwürfig machte. Mit ſo viel Klugheit und Muth benutzte er, was ihm die Gunſt des Augenblicks darbot, und gleich geſchickt im Kabinet, wie im Felde, zerriß er die Fallſtricke einer hinterliſtigen Staatskunſt, wie er die Mauern der Städte mit dem Donner ſeines Geſchützes zu Boden ſtürzte. Unaufgehalten verfolgte er ſeine Siege von einer Grenze Deutſchlands zur andern, ohne den Ariadniſchen Faden zu verlieren, der ihn ſicher zurückleiten konnte, und an den Ufern des Rheins, wie an der Mündung des

Lechs hörte er niemals auf, ſeinen Erbländern nahe zu bleiben.

Die Beſtürzung des Kaiſers und der katholiſchen Ligue über die Niederlage des Tilly bei Leipzig konnte kaum größer ſeyn, als das Erſtaunen und die Verlegenheit der ſchwediſchen Bundesgenoſſen über das unerwartete Glück des Königs. Es war größer, als man berechnet, größer als man gewünſcht hatte. Vernichtet war auf einmal das furchtbare Heer, das ſeine Fortſchritte gehemmt, ſeinem Ehrgeiz Schranken geſetzt, ihn von ihrem guten Willen abhängig gemacht hatte. Einzig, ohne Nebenbuhler, ohne einen ihm gewachſenen Gegner, ſtand er jetzt da in der Mitte von Deutſchland; nichts konnte ſeinen Lauf aufhalten, nichts ſeine Anmaßungen beſchränken, wenn die Trunkenheit des Glücks ihn zum Mißbrauch verſuchen ſollte. Hatte man anfangs vor der Uebermacht des Kaiſers gezittert, ſo war jetzt nicht viel weniger Grund vorhanden, von dem Ungeſtüm eines fremden Eroberers Alles für die Reichsverfaſſung, von dem Religionseifer eines proteſtantiſchen Königs Alles für die katholiſche Kirche Deutſchlands zu fürchten. Das Mißtrauen und die Eiferſucht einiger von den verbundenen Mächten, durch die größere Furcht vor dem Kaiſer auf eine Zeitlang eingeſchläfert, erwachte bald wieder, und kaum hatte Guſtav Adolph durch ſeinen Muth und ſein Glück ihr Vertrauen gerechtfertigt, ſo wurde von ferne ſchon an dem Umſturz ſeiner Entwürfe gearbeitet. In beſtändigem Kampfe mit der Hinterliſt der Feinde und dem Mißtrauen ſeiner eigenen Bundesverwandten mußte er ſeine Siege erringen; aber ſein entſchloſſener Muth, ſeine tiefdringende Klugheit machte ſich durch alle dieſe Hinderniſſe Bahn. Indem der glückliche Erfolg ſeiner Waffen ſeine mächtigern Alliirten, Frankreich und Sachſen, beſorglich machte, belebte er den Muth der Schwächern, die ſich jetzt erſt erdreiſteten, mit ihren wahren Geſinnungen an das Licht zu treten und öffentlich ſeine Partei zu ergreifen. Sie, welche weder mit Guſtav Adolphs Größe wetteifern, noch durch ſeine Ehrbegier leiden konnten, erwarteten deſto mehr von der Großmuth dieſes mächtigen Freundes, der ſie mit dem Raub ihrer Feinde bereicherte und gegen die Unterdrückung der Mächtigen in Schutz nahm. Seine Stärke verbarg ihre Unmacht, und unbedeutend für ſich ſelbſt, erlangten ſie ein Gewicht durch ihre Vereinigung mit dem ſchwediſchen Helden. Dies war der Fall mit den meiſten Reichsſtädten und überhaupt mit den ſchwächern proteſtantiſchen Ständen. Sie waren es, die den König in das Innere von Deutſchland führten und die ihm den Rücken deckten, die ſeine Heere verſorgten, ſeine Truppen in ihre Feſtungen aufnahmen, in ſeinen Schlachten ihr Blut für ihn verſpritzten. Seine ſtaatskluge Schonung des deutſchen Stolzes, ſein leutſeliges Betragen, einige glänzende Handlungen der Gerechtigkeit, ſeine Achtung für die Geſetze, waren eben ſo viele Feſſeln, die er dem beſorglichen Geiſte der deutſchen Proteſtanten anlegte, und die ſchreienden Barbareien der Kaiſerlichen, der Spanier und der Lothringer wirkten kräftig mit, ſeine und ſeiner Truppen Mäßigung in das günſtigſte Licht zu ſetzen.

Wenn Guſtav Adolph ſeinem eigenen Genie das Meiſte zu danken hatte, ſo darf man doch nicht in Abrede ſeyn, daß das Glück und die Lage der Umſtände ihn nicht wenig begünſtigten. Er hatte zwei große Vortheile auf ſeiner Seite, die ihm ein entſcheidendes Uebergewicht über den Feind verſchafften. Indem er den Schauplatz des Kriegs in die liguiſtiſchen Länder verſetzte, die junge Mannſchaft derſelben an ſich zog, ſich mit Beute bereicherte und über die Einkünfte der geflüchteten Fürſten als über ſein Eigenthum ſchaltete, entzog er dem Feinde alle Hülfsmittel, ihm mit Nachdruck zu widerſtehen, und ſich ſelbſt machte er es dadurch möglich, einen koſtbaren Krieg mit wenigem Aufwand zu unterhalten. Wenn ferner ſeine Gegner, die Fürſten der Ligue, unter ſich ſelbſt getheilt, von ganz verſchiedenem, oft ſtreitendem Intereſſe geleitet, ohne Einſtimmigkeit und eben darum auch ohne Nachdruck handelten; wenn es ihren Feldherren an Vollmacht, ihren Truppen an Gehorſam, ihren zerſtreuten Heeren an Zuſammenhang fehlte; wenn der Heerführer von dem Geſetzgeber und Staatsmann getrennt war: ſo war hingegen in Guſtav Adolph Beides vereinigt, Er die einzige Quelle, aus welcher alle Autorität floß, das einzige Ziel, auf welches der handelnde Krieger die Augen richtete, Er allein die Seele ſeiner ganzen Partei, der Schöpfer des Kriegsplans und zugleich der Vollſtrecker deſſelben. In ihm erhielt alſo die Sache der Proteſtanten eine Einheit und Harmonie, welche durchaus der Gegenpartei mangelte. Kein Wunder, daß, von ſolchen Vortheilen begünſtigt, an der Spitze einer ſolchen Armee, mit einem ſolchen Genie begabt, ſie zu gebrauchen, und von einer ſolchen politiſchen Klugheit geleitet, Guſtav Adolph unwiderſtehlich war.

In der einen Hand das Schwert, in der andern die Gnade, ſieht man ihn jetzt Deutſchland, von einem Ende zum andern, als Eroberer, Geſetzgeber und Richter durchſchreiten, in nicht viel mehr Zeit durchſchreiten, als ein Anderer gebraucht hätte, es auf einer Luſtreiſe zu beſehen; gleich dem gebornen Landesherrn werden ihm von Städten und Feſtungen die Schlüſſel entgegen getragen. Kein Schloß iſt ihm unerſteiglich, kein Strom hemmt ſeine ſiegreiche Bahn, oft ſiegt er ſchon durch ſeinen gefürchteten Namen. Längs dem ganzen Mainſtrom ſieht man die ſchwediſchen Fahnen aufgepflanzt, die untere Pfalz iſt frei, die Spanier und Lothringer ſind über den Rhein und die Moſel gewichen. Ueber die churmainziſchen, würzburgiſchen und bambergiſchen Lande haben ſich Schweden und Heſſen wie eine reißende Flut ergoſſen, und drei flüchtige Biſchöfe büßen, ferne von ihren Sitzen, ihre unglückliche Ergebenheit gegen den Kaiſer. Die Reihe trifft endlich auch den Anführer der Ligue, Maximilian, auf ſeinem eigenen Boden das Elend zu erfahren, das er Andern bereitet hatte. Weder das abſchreckende Schickſal ſeiner Bundesgenoſſen, noch die gütlichen Anerbietungen Guſtavs, der mitten im Laufe ſeiner Eroberungen die Hände zum Frieden bot, hatten die Hartnäckigkeit dieſes Prinzen beſiegen können. Ueber den Leichnam des Tilly, der ſich wie ein bewachender Cherub vor den

Eingang derſelben ſtellt, wälzt ſich der Krieg in die bayeriſchen Lande. Gleich den Ufern des Rheins, wimmeln jetzt die Ufer des Lech und der Donau von ſchwediſchen Kriegern; in ſeine feſten Schlöſſer verkrochen, überläßt der geſchlagene Churfürſt ſeine entblößten Staaten dem Feinde, den die geſegneten, von keinem Krieg noch verheerten Fluren zum Raube, und die Religionswuth des bayeriſchen Landmanns zu gleichen Gewaltthaten einladen. München ſelbſt öffnet ſeine Thore dem unüberwindlichen König, und der flüchtige Pfalzgraf Friedrich der Fünfte tröſtet ſich einige Augenblicke in der verlaſſenen Reſidenz ſeines Nebenbuhlers über den Verluſt ſeiner Länder.

Indem Guſtav Adolph in den ſüdlichen Grenzen des Reichs ſeine Eroberungen ausbreitet und mit unaufhaltſamer Gewalt jeden Feind vor ſich niederwirft, werden von ſeinen Bundesgenoſſen und Feldherren ähnliche Triumphe in den übrigen Provinzen erfochten. Niederſachſen entzieht ſich dem kaiſerlichen Joche; die Feinde verlaſſen Mecklenburg; von allen Ufern der Weſer und der Elbe weichen die öſterreichiſchen Garniſonen. In Weſtphalen und am obern Rhein macht ſich Landgraf Wilhelm von Heſſen, in Thüringen die Herzoge von Weimar, in Chur-Trier die Franzoſen furchtbar; oſtwärts wird beinahe das ganze Königreich Böhmen von den Sachſen bezwungen. Schon rüſten ſich die Türken zu einem Angriff auf Ungarn, und in dem Mittelpunkt der öſterreichiſchen Lande will ſich ein gefährlicher Aufruhr entzünden. Troſtlos blickt Kaiſer Ferdinand an allen Höfen Europens umher, ſich gegen ſo zahlreiche Feinde durch fremden Beiſtand zu ſtärken. Umſonſt ruft er die Waffen der Spanier herbei, welche die niederländiſche Tapferkeit jenſeits des Rheins beſchäftiget; umſonſt ſtrebt er, den römiſchen Hof und die ganze katholiſche Kirche zu ſeiner Rettung aufzubieten. Der beleidigte Papſt ſpottet mit geprängvollen Proceſſionen und eiteln Anathemen der Verlegenheit Ferdinands, und ſtatt des geforderten Geldes zeigt man ihm Mantua's verwüſtete Fluren.

Von allen Enden ſeiner weitläufigen Monarchie umfangen ihn feindliche Waffen; mit den voran liegenden liguiſtiſchen Staaten, welche der Feind überſchwemmt hat, ſind alle Bruſtwehren eingeſtürzt, hinter welchen ſich die öſterreichiſche Macht ſo lange Zeit ſicher wußte, und das Kriegsfeuer lodert ſchon nahe an den unvertheidigten Grenzen. Entwaffnet ſind ſeine eifrigſten Bundesgenoſſen; Maximilian von Bayern, ſeine mächtigſte Stütze, kaum noch fähig, ſich ſelbſt zu vertheidigen. Seine Armeen, durch Deſertion und wiederholte Niederlagen geſchmolzen und durch ein langes Mißgeſchick muthlos, haben unter geſchlagenen Generalen jenes kriegeriſche Ungeſtüm verlernt, das, eine Furcht des Siegs, im Voraus den Sieg verſichert. Die Gefahr iſt die höchſte; nur ein außerordentliches Mittel kann die kaiſerliche Macht aus ihrer tiefen Erniedrigung reißen. Das dringendſte Bedürfniß iſt ein Feldherr, und den Einzigen, von dem die Wiederherſtellung des vorigen Ruhms zu erwarten ſteht, hat die Kabale des Neides von der Spitze der Armee hinweggeriſſen. So tief ſank der ſo furchtbare Kaiſer herab, daß er mit ſeinem beleidigten Diener und Unterthan beſchämende Verträge errichten, und dem hochmüthigen Friedland eine Gewalt, die er ihm ſchimpflich raubte, ſchimpflicher jetzt aufdringen muß. Ein neuer Geiſt fängt jetzt an, den halb erſtorbenen Körper der öſterreichiſchen Macht zu beſeelen, und die ſchnelle Umwandlung der Dinge verräth die feſte Hand, die ſie leitet. Dem unumſchränkten König von Schweden ſteht jetzt ein gleich unumſchränkter Feldherr gegenüber, ein ſiegreicher Held dem ſiegreichen Helden. Beide Kräfte ringen wieder in zweifelhaftem Streit, und der Preis des Krieges, zur Hälfte ſchon von Guſtav Adolph erfochten, wird einem neuen und ſchwerern Kampfe unterworfen. Im Angeſicht Nürnbergs lagern ſich zwei Gewitter tragende Wolken, beide kämpfende Armeen, drohend gegen einander, beide ſich mit fürchtender Achtung betrachtend, beide nach dem Augenblick dürſtend, beide vor dem Augenblick zagend, der ſie im Sturme mit einander vermengen wird. Europens Augen heften ſich mit Furcht und Neugier auf dieſen wichtigen Schauplatz, und das geängſtigte Nürnberg erwartet ſchon, einer noch entſcheidendern Feldſchlacht, als ſie bei Leipzig geliefert ward, den Namen zu geben. Auf einmal bricht ſich das Gewölke, das Kriegsgewitter verſchwindet aus Franken, um ſich in Sachſens Ebenen zu entladen. Unweit Lützen fällt der Donner nieder, der Nürnberg bedrohte, und die ſchon halb verlorne Schlacht wird durch den königlichen Leichnam gewonnen. Das Glück, das ihn auf ſeinem ganzen Laufe nie verlaſſen hatte, begnadigte den König auch im Tode noch mit der ſeltenen Gunſt, in der

Fülle ſeines Ruhms und in der Reinigkeit ſeines Namens zu ſterben. Durch einen zeitigen Tod flüchtete ihn ſein ſchützender Genius vor dem unvermeidlichen Schickſal der Menſchheit, auf der Höhe des Glücks die Beſcheidenheit, in der Fülle der Macht die Gerechtigkeit zu verlernen. Es iſt uns erlaubt, zu zweifeln, ob er bei längerm Leben die Thränen verdient hätte, welche Deutſchland an ſeinem Grabe weinte, die Bewunderung verdient hätte, welche die Nachwelt dem erſten und einzigen gerechten Eroberer zollt. Bei dem frühen Fall ihres großen Führers fürchtet man den Untergang der ganzen Partei — aber der weltregierenden Macht iſt kein einzelner Mann unerſetzlich. Zwei große Staatsmänner, Axel Oxenſtierna in Deutſchland und in Frankreich Richelieu, übernehmen das Steuer des Krieges, das dem ſterbenden Helden entfällt; über ihn hinweg wandelt das unempfindliche Schickſal, und noch ſechzehn volle Jahre lodert die Kriegsflamme über dem Staube des längſt Vergeſſenen.

Man erlaube mir, in einer kurzen Ueberſicht den ſiegreichen Marſch Guſtav Adolphs zu verfolgen, den ganzen Schauplatz, auf welchem Er allein handelnder Held iſt, mit ſchnellen Blicken zu durcheilen, und dann erſt, wenn, durch das Glück der Schweden auf's Aeußerſte gebracht und durch eine Reihe von Unglücksfällen gebeugt, Oeſterreich von der Höhe ſeines Stolzes zu erniedrigenden und verzweifelten Hülfsmitteln herab ſteigt, den Faden der Geſchichte zu dem Kaiſer zurück zu führen.

Nicht ſobald ward der Kriegsplan zwiſchen dem König von Schweden und dem Churfürſten von Sachſen zu Halle entworfen, und für den letztern der Angriff auf Böhmen, für Guſtav Adolph der Einfall in die ligiſtiſchen Länder beſtimmt, nicht ſobald die Allianzen mit den benachbarten Fürſten von Weimar und von Anhalt geſchloſſen, und zu Wiedereroberung des magdeburgiſchen Stiftes die Vorkehrungen gemacht, als ſich der König zu ſeinem Einmarſch in das Reich in Bewegung ſetzte. Keinem verächtlichen Feinde ging er jetzt entgegen. Der Kaiſer war noch mächtig im Reich; durch ganz Franken, Schwaben und die Pfalz waren kaiſerliche Beſatzungen ausgebreitet, denen jeder bedeutende Ort erſt mit dem Schwert in der Hand entriſſen werden mußte. Am Rhein erwarteten ihn die Spanier, welche alle Lande des vertriebenen Pfalzgrafen überſchwemmt hatten, alle feſten Plätze beſetzt hielten, ihm jeden Uebergang über dieſen Strom ſtreitig machten. Hinter ſeinem Rücken war Tilly, der ſchon neue Kräfte ſammelte; bald ſollte auch ein lothringiſches Hülfsheer zu deſſen Fahnen ſtoßen. In der Bruſt jedes Papiſten ſetzte ſich ihm ein erbitterter Feind, Religionshaß, entgegen; und doch ließen ihn ſeine Verhältniſſe mit Frankreich nur mit halber Freiheit gegen die Katholiſchen handeln. Guſtav Adolph überſah alle dieſe Hinderniſſe, aber auch die Mittel, ſie zu beſiegen. Die kaiſerliche Kriegsmacht lag in Beſatzungen zerſtreut, und er hatte den Vortheil, ſie mit vereinigter Macht anzugreifen. War ihm der Religionsfanatismus der Römiſchkatholiſchen und die Furcht der kleinern

Reichsſtände vor dem Kaiſer entgegen, ſo konnte er von der Freundſchaft der Proteſtanten und von ihrem Haß gegen die öſterreichiſche Unterdrückung thätigen Beiſtand erwarten. Die Ausſchweifungen der kaiſerlichen und ſpaniſchen Truppen hatten ihm in dieſen Gegenden nachdrücklich vorgearbeitet; längſt ſchon ſchmachteten der mißhandelte Landmann und Bürger nach einem Befreier, und manchem ſchien es ſchon Erleichterung, das Joch umzutauſchen. Einige Agenten waren bereits voran geſchickt worden, die wichtigern Reichsſtädte, vorzüglich Nürnberg und Frankfurt, auf ſchwediſche Seite zu neigen. Erfurt war der erſte Platz, an deſſen Beſitze dem König gelegen war und den er nicht unbeſetzt hinter dem Rücken laſſen durfte. Ein gütlicher Vertrag mit der proteſtantiſch geſinnten Bürgerſchaft öffnete ihm ohne Schwertſtreich die Thore der Stadt und der Feſtung. Hier, wie in jedem wichtigen Platze, der nachher in ſeine Hände fiel, ließ er ſich von den Einwohnern Treue ſchwören, und verſicherte ſich derſelben durch eine hinlängliche Beſatzung. Seinem Alliirten, dem Herzog Wilhelm von Weimar, wurde das Commando eines Heeres übergeben, das in Thüringen geworben werden ſollte. Der Stadt Erfurt wollte er auch ſeine Gemahlin anvertrauen, und verſprach, ihre Freiheiten zu vermehren. In zwei Colonnen durchzog nun die ſchwediſche Armee über Gotha und Arnſtadt den Thüringer Wald, entriß im Vorübergehen die Grafſchaft Henneberg den Händen der Kaiſerlichen und vereinigte ſich am dritten Tage vor Königshofen, an der Grenze von Franken.

Franz, Biſchof von Würzburg, der erbittertſte Feind der Proteſtanten und das eifrigſte Mitglied der katholiſchen Ligue, war auch der Erſte, der die ſchwere Hand Guſtav Adolphs fühlte. Einige Drohworte waren genug, ſeine Grenzfeſtung Königshofen, und mit ihr den Schlüſſel zu der ganzen Provinz den Schweden in die Hände zu liefern. Beſtürzung ergriff auf die Nachricht dieſer ſchnellen Eroberung alle katholiſchen Stände des Kreiſes; die Biſchöfe von Würzburg und Bamberg zagten in ihrer Burg. Schon ſahen ſie ihre Stühle wanken, ihre Kirchen entweihet, ihre Religion im Staube. Die Bosheit ſeiner Feinde hatte von dem Verfolgungsgeiſt und der Kriegsmanier des ſchwediſchen Königs und ſeiner Truppen die ſchrecklichſten Schilderungen verbreitet, welche zu widerlegen weder die wiederholteſten Verſicherungen des Königs, noch die glänzendſten Beiſpiele der Menſchlichkeit und Duldung nie ganz vermögend geweſen ſind. Man fürchtete, von einem Andern zu leiden, was man in ähnlichem Fall ſelbſt auszuüben ſich bewußt war. Viele der reichſten Katholiken eilten ſchon jetzt, ihre Güter, ihre Gewiſſen und Perſonen vor dem blutdürſtigen Fanatismus der Schweden in Sicherheit zu bringen. Der Biſchof ſelbſt gab ſeinen Unterthanen das Beiſpiel. Mitten in dem Feuerbrande, den ſein bigotter Eifer entzündet hatte, ließ er ſeine Länder im Stich und flüchtete nach Paris, um wo möglich das franzöſiſche Miniſterium gegen den gemeinſchaftlichen Religionsfeind zu empören.

Die Fortſchritte, welche Guſtav Adolph unterdeſſen in dem Hochſtifte machte, waren ganz dem glücklichen

Anfange gleich. Von der kaiſerlichen Beſatzung verlaſſen, ergab ſich ihm Schweinfurt und bald darauf Würzburg; der Marienberg mußte mit Sturm erobert werden. In dieſen unüberwindlich geglaubten Ort hatte man einen großen Vorrath von Lebensmitteln und Kriegsmunition geflüchtet, welches Alles dem Feind in die Hände fiel. Ein ſehr angenehmer Fund war für den König die Bücherſammlung der Jeſuiten, die er nach Upſal bringen ließ, ein noch weit angenehmerer für ſeine Soldaten der reichlich gefüllte Weinkeller des Prälaten. Seine Schätze hatte der Biſchof noch zu rechter Zeit geflüchtet. Dem Beiſpiele der Hauptſtadt folgte bald das ganze Biſthum; Alles unterwarf ſich den Schweden. Der König ließ ſich von allen Unterthanen des Biſchofs die Huldigung leiſten, und ſtellte wegen Abweſenheit des rechtmäßigen Regenten eine Landesregierung auf, welche zur Hälfte mit Proteſtanten beſetzt wurde. An jedem katholiſchen Orte, den Guſtav Adolph unter ſeine Botmäßigkeit brachte, ſchloß er der proteſtantiſchen Religion die Kirchen auf, doch ohne den Papiſten den Druck zu vergelten, unter welchem ſie ſeine Glaubensbrüder ſo lange gehalten hatten. Nur an denen, die ſich ihm mit dem Degen in der Hand widerſetzten, wurde das ſchreckliche Recht des Kriegs ausgeübt; für einzelne Greuelthaten, welche ſich eine geſetzloſe Soldateska in der blinden Wuth des erſten Angriffs erlaubt, kann man den menſchenfreundlichen Führer nicht verantwortlich machen. Dem Friedfertigen und Wehrloſen widerfuhr eine gnädige Behandlung. Es war Guſtav Adolphs heiligſtes Geſetz, das Blut der Feinde, wie der Seinigen, zu ſparen.

Gleich auf die erſte Nachricht des ſchwediſchen Einbruchs hatte der Biſchof von Würzburg, unangeſehen der Traktate, die er, um Zeit zu gewinnen, mit dem König von Schweden anknüpfte, den Feldherrn der Ligue flehentlich aufgefordert, dem bedrängten Hochſtift zu Hülfe zu eilen. Dieſer geſchlagene General hatte unterdeſſen die Trümmer ſeiner zerſtreuten Armee an der Weſer zuſammengezogen, durch die kaiſerlichen Garniſonen in Niederſachſen verſtärkt und ſich in Heſſen mit ſeinen beiden Untergeneralen Altringer und Fugger vereinigt. An der Spitze dieſer anſehnlichen Kriegsmacht brannte Graf Tilly vor Ungeduld, die Schande ſeiner erſten Niederlage durch einen glänzenden Sieg wieder auszulöſchen. In ſeinem Lager bei Fulda, wohin er mit dem Heere gerückt war, harrte er ſehnſuchtsvoll auf Erlaubniß von dem Herzog von Bayern, mit Guſtav Adolph zu ſchlagen. Aber die Ligue hatte außer der Armee des Tilly keine zweite mehr zu verlieren, und Maximilian war viel zu behutſam, das ganze Schickſal ſeiner Partei auf den Glückswurf eines neuen Treffens zu ſetzen. Mit Thränen in den Augen empfing Tilly die Befehle ſeines Herrn, welche ihn zur Unthätigkeit zwangen. So wurde der Marſch dieſes Generals nach Franken verzögert, und Guſtav Adolph gewann Zeit, das ganze Hochſtift zu überſchwemmen. Umſonſt, daß ſich Tilly nachher zu Aſchaffenburg durch zwölftauſend Lothringer verſtärkte und mit einer überlegenen Macht zum Entſatze der Stadt Würzburg herbei eilte. Stadt und Citadelle waren bereits in der Schweden Gewalt, und Maximilian von Bayern wurde, vielleicht nicht ganz unverdienter Weiſe, durch die allgemeine Stimme beſchuldigt, den Ruin des Hochſtifts durch ſeine Bedenklichkeiten beſchleunigt zu haben. Gezwungen, eine Schlacht zu vermeiden, begnügte ſich Tilly, den Feind am fernern Vorrücken zu verhindern; aber nur ſehr wenig Plätze konnte er dem Ungeſtüm der Schweden entreißen. Nach einem vergeblichen Verſuch, eine Truppenverſtärkung in die von den Kaiſerlichen ſchwach beſetzte Stadt Hanau zu werfen, deren Beſitz dem König einen zu großen Vortheil gab, ging er bei Seligenſtadt über den Main, und richtete ſeinen Lauf nach der Bergſtraße, um die pfälziſchen Lande gegen den Andrang des Siegers zu ſchützen.

Graf Tilly war nicht der einzige Feind, den Guſtav Adolph in Franken auf ſeinem Wege fand und vor ſich her trieb. Auch Herzog Karl von Lothringen, durch den Unbeſtand ſeines Charakters, ſeine eiteln Entwürfe und ſein ſchlechtes Glück in den Jahrbüchern des damaligen Europens berüchtigt, hatte ſeinen kleinen Arm gegen den ſchwediſchen Helden aufgehoben, um ſich bei Kaiſer Ferdinand dem Zweiten den Churhut zu verdienen. Taub gegen die Vorſchriften einer vernünftigen Staatskunſt, folgte er bloß den Eingebungen einer ſtürmiſchen Ehrbegierde, reizte durch Unterſtützung des Kaiſers Frankreich, ſeinen furchtbaren Nachbar, und entblößte, um auf fernem Boden ein ſchimmerndes Phantom, das ihn doch immer floh, zu verfolgen, ſeine Erblande, welche ein franzöſiſches Kriegsheer gleich einer reißenden Flut überſchwemmte. Gern gönnte man ihm in Oeſterreich die Ehre, ſich, gleich den übrigen Fürſten der Ligue, für das Wohl des Erzhauſes zu Grunde zu richten. Von eiteln Hoffnungen trunken, brachte dieſer Prinz ein Heer von ſiebzehntauſend Mann zuſammen, das er in eigener Perſon gegen die Schweden in's Feld führen wollte. Wenn es gleich dieſen Truppen an Mannszucht und Tapferkeit gebrach, ſo reizten ſie doch durch einen glänzenden Aufputz die Augen; und ſo ſehr ſie im Angeſicht des Feindes ihre Bravour verbargen, ſo freigebig ließen ſie ſolche an dem wehrloſen Bürger und Landmann aus, zu deren Vertheidigung ſie gerufen waren. Gegen den kühnen Muth und die furchtbare Diſciplin der Schweden konnte dieſe zierlich geputzte Armee nicht lange Stand halten. Ein paniſcher Schrecken ergriff ſie, als die ſchwediſche Reiterei gegen ſie anſprengte, und mit leichter Mühe waren ſie aus ihren Quartieren im Würzburgiſchen verſcheucht. Das Unglück einiger Regimenter verurſachte ein allgemeines Ausreißen unter den Truppen, und der ſchwache Ueberreſt eilte, ſich in einigen Städten jenſeits des Rheins vor der nordiſchen Tapferkeit zu verbergen. Ein Spott der Deutſchen und mit Schande bedeckt, ſprengte ihr Anführer über Straßburg nach Hauſe, mehr als zu glücklich, den Zorn ſeines Ueberwinders, der ihn vorher aus dem Felde ſchlug, und dann erſt wegen ſeiner Feindſeligkeiten zu Rechenſchaft ſetzte, durch einen demüthigen Entſchuldigungsbrief zu beſänftigen. Ein Bauer aus einem rheiniſchen Dorfe, ſagt man, erdreiſtete ſich, dem Pferde des Herzogs, als er auf ſeiner

Flucht vorbeigeritten kam, einen Schlag zu verſetzen. „Friſch zu, Herr," ſagte der Bauer, „ihr müßt ſchneller laufen, wenn ihr vor dem großen Schweden-König ausreißt."

Das unglückliche Beiſpiel ſeines Nachbars hatte dem Biſchof von Bamberg klügere Maßregeln eingegeben. Um die Plünderung ſeiner Lande zu verhüten, kam er dem König mit Anerbietungen des Friedens entgegen, welche aber bloß dazu dienen ſollten, den Lauf ſeiner Waffen ſo lange, bis Hülfe herbei käme, zu verzögern. Guſtav Adolph, ſelbſt viel zu redlich, um bei einem Andern Argliſt zu befürchten, nahm bereitwillig die Erbietungen des Biſchofs an, und nannte ſchon die Bedingungen, unter welchen er das Hochſtift mit jeder feindlichen Behandlung verſchonen wollte. Er zeigte ſich um ſo mehr dazu geneigt, da ohnehin ſeine Abſicht nicht war, mit Bambergs Eroberung die Zeit zu verlieren, und ſeine übrigen Entwürfe ihn nach den Rheinländern riefen. Die Eilfertigkeit, mit der er die Ausführung dieſer Entwürfe verfolgte, brachte ihn um die Geldſummen, welche er durch ein längeres Verweilen in Franken dem ohnmächtigen Biſchof leicht hätte abängſtigen können; denn dieſer ſchlaue Prälat ließ die Unterhandlung fallen, ſobald ſich das Kriegsgewitter von ſeinen Grenzen entfernte. Kaum hatte ihm Guſtav Adolph den Rücken zugewendet, ſo warf er ſich dem Grafen Tilly in die Arme, und nahm die Truppen des Kaiſers in die nämlichen Städte und Feſtungen auf, welche er kurz zuvor dem Könige zu öffnen ſich bereitwillig gezeigt hatte. Aber er hatte den Ruin ſeines Bisthums durch dieſen Kunſtgriff nur auf kurze Zeit verzögert; ein ſchwediſcher Feldherr, der in Franken zurückgelaſſen ward, übernahm es, den Biſchof dieſer Treuloſigkeit wegen zu züchtigen, und das Bisthum wurde eben dadurch zu einem unglücklichen Schauplatz des Kriegs, welchen Freund und Feind auf gleiche Weiſe verwüſteten.

Die Flucht der Kaiſerlichen, deren drohende Gegenwart den Entſchließungen der fränkiſchen Stände bisher Zwang angethan hatte, und das menſchenfreundliche Betragen des Königs machten dem Adel ſowohl als den Bürgern dieſes Kreiſes Muth, ſich den Schweden günſtig zu bezeigen. Nürnberg übergab ſich feierlich dem Schutze des Königs; die fränkiſche Ritterſchaft wurde von ihm durch ſchmeichelhafte Manifeſte gewonnen, in denen er ſich herabließ, ſich wegen ſeiner feindlichen Erſcheinung in ihrem Lande zu entſchuldigen. Der Wohlſtand Frankens, und die Gewiſſenhaftigkeit, welche der ſchwediſche Krieger bei ſeinem Verkehr mit Eingebornen zu beobachten pflegte, brachte den Ueberfluß in das königliche Lager. Die Gunſt, in welche ſich Guſtav Adolph bei dem Adel des ganzen Kreiſes zu ſetzen gewußt hatte, die Bewunderung und Ehrfurcht, welche ihm ſeine glänzenden Thaten ſelbſt bei dem Feind erweckten, die reiche Beute, die man ſich im Dienſt eines ſtets ſiegreichen Königs verſprach, kamen ihm bei der Truppenwerbung ſehr zu Statten, die der Abgang ſo vieler Beſatzungen von dem Hauptheere nothwendig machte. Aus allen Gegenden des

Frankenlandes eilte man haufenweiſe herbei, ſobald nur die Trommel gerührt wurde.

Der König hatte auf die Einnahme Frankens nicht viel mehr Zeit verwenden können, als er überhaupt gebraucht hätte, es zu durcheilen; die Unterwerfung des ganzen Kreiſes zu vollenden und das Eroberte zu behaupten, wurde Guſtav Horn, einer ſeiner tüchtigſten Generale, mit einem achttauſend Mann ſtarken Kriegsheere zurückgelaſſen. Er ſelbſt eilte mit der Hauptarmee, die durch die Werbungen in Franken verſtärkt war, gegen den Rhein, um ſich dieſer Grenze des Reichs gegen die Spanier zu verſichern, die geiſtlichen Churfürſten zu entwaffnen, und in dieſen wohlhabenden Ländern neue Hülfsquellen zur Fortſetzung des Kriegs zu eröffnen. Er folgte dem Lauf des Mainſtroms; Aſchaffenburg, Seligenſtadt, Steinheim, alles Land an beiden Ufern des Fluſſes ward auf dieſem Zuge zur Unterwerfung gebracht; ſelten erwarteten die kaiſerlichen Beſatzungen ſeine Ankunft, niemals behaupteten ſie ſich. Schon einige Zeit vorher war es einem ſeiner Oberſten geglückt, die Stadt und Citadelle Hanau, auf deren Erhaltung Graf Tilly ſo bedacht geweſn war, den Kaiſerlichen durch einen Ueberfall zu entreißen; froh, von dem unerträglichen Druck dieſer Soldateska befreit zu ſeyn, unterwarf ſich der Graf bereitwillig dem gelindern Joche des ſchwediſchen Königs.

Auf die Stadt Frankfurt war jetzt das vorzüglichſte Augenmerk Guſtav Adolphs gerichtet, deſſen Maxime es überhaupt auf deutſchem Boden war, ſich durch die Freundſchaft und den Beſitz der wichtigern

Städte den Rücken zu decken. Frankfurt war eine von den erſten Reichsſtädten geweſen, die er ſchon von Sachſen aus zu ſeinem Empfange hatte vorbereiten laſſen, und nun ließ er es von Offenbach aus durch neue Abgeordnete abermals auffordern, ihm den Durchzug zu geſtatten und Beſatzung einzunehmen. Gern wäre dieſe Reichsſtadt mit der bedenklichen Wahl zwiſchen dem König von Schweden und dem Kaiſer verſchont geblieben; denn welche Partei ſie auch ergriff, ſo hatte ſie für ihre Privilegien und ihren Handel zu fürchten. Schwer konnte der Zorn des Kaiſers auf ſie fallen, wenn ſie ſich voreilig dem König von Schweden unterwarf, und dieſer nicht mächtig genug bleiben ſollte, ſeine Anhänger in Deutſchland zu ſchützen. Aber noch weit verderblicher für ſie war der Unwille eines unwiderſtehlichen Siegers, der mit einer furchtbaren Armee ſchon gleichſam vor ihren Thoren ſtand, und ſie auf Unkoſten ihres ganzen Handels und Wohlſtandes für ihre Widerſetzlichkeit züchtigen konnte. Umſonſt führte ſie durch ihre Abgeordneten zu ihrer Entſchuldigung die Gefahren an, welche ihre Meſſen, ihre Privilegien, vielleicht ihre Reichsfreiheit ſelbſt bedrohten, wenn ſie durch Ergreifung der ſchwediſchen Partei den Zorn des Kaiſers auf ſich laden ſollte. Guſtav Adolph ſtellte ſich verwundert, daß die Stadt Frankfurt in einer ſo äuſſerſt wichtigen Sache, als die Freiheit des ganzen Deutſchlands und das Schickſal der proteſtantiſchen Kirche ſey, von ihren Jahrmärkten ſpreche, und für zeitliche Vortheile die große Angelegenheit des Vaterlandes und ihres Gewiſſens hintanſetzte. Er habe, ſetzte er drohend hinzu, von der Inſel Rügen an bis zu allen Feſtungen und Städten am Main den Schlüſſel gefunden, und werde ihn auch zu der Stadt Frankfurt zu finden wiſſen. Das Beſte Deutſchlands und die Freiheit der proteſtantiſchen Kirche ſeyen allein der Zweck ſeiner gewaffneten Ankunft, und bei dem Bewußtſeyn einer ſo gerechten Sache ſey er ſchlechterdings nicht geſonnen, ſich durch irgend ein Hinderniß in ſeinem Lauf aufhalten zu laſſen. Er ſehe wohl, daß ihm die Frankfurter nichts als die Finger reichen wollten, aber die ganze Hand müſſe er haben, um ſich daran halten zu können. Den Deputirten der Stadt, welche dieſe Antwort zurück brachten, folgte er mit ſeiner ganzen Armee auf dem Fuße nach, und erwartete in völliger Schlachtordnung vor Sachſenhauſen die letzte Erklärung des Raths.

Wenn die Stadt Frankfurt Bedenken getragen hatte, ſich den Schweden zu unterwerfen, ſo war es bloß aus Furcht vor dem Kaiſer geſchehen; ihre eigene Neigung ließ die Bürger keinen Augenblick zweifelhaft zwiſchen dem Unterdrücker der deutſchen Freiheit und dem Beſchützer derſelben. Die drohenden Zurüſtungen, unter welchen Guſtav Adolph ihre Erklärung jetzt forderte, konnte die Strafbarkeit ihres Abfalls in den Augen des Kaiſers vermindern, und den Schritt, den ſie gern thaten, durch den Schein einer erzwungenen Handlung beſchönigen. Jetzt alſo öffnete man dem König von Schweden die Thore, der ſeine Armee in prachtvollem Zuge und bewundernswürdiger Ordnung mitten durch dieſe Kaiſerſtadt führte. Sechshundert Mann blieben in

Sachſenhauſen zur Beſatzung zurück; der König ſelbſt rückte mit der übrigen Armee noch an demſelben Abend gegen die mainziſche Stadt Höchſt an, welche vor einbrechender Nacht ſchon erobert war.

Während daß Guſtav Adolph längs dem Mainſtrom Eroberungen machte, krönte das Glück die Unternehmungen ſeiner Generale und Bundesverwandten auch im nördlichen Deutſchland. Roſtock, Wismar und Dömitz, die einzigen noch übrigen feſten Oerter im Herzogthum Mecklenburg, welche noch unter dem Joche kaiſerlicher Beſatzungen ſeufzten, wurden von dem rechtmäßigen Beſitzer, Herzog Johann Albrecht, unter der Leitung des ſchwediſchen Feldherrn Achatius Tott, bezwungen. Umſonſt verſuchte es der kaiſerliche General Wolf, Graf von Mannsfeld, den Schweden das Stift Halberſtadt, von welchem ſie ſogleich nach dem Leipziger Siege Beſitz genommen, wieder zu entreißen; er mußte bald darauf auch das Stift Magdeburg in ihren Händen laſſen. Ein ſchwediſcher General, Banner, der mit einem achttauſend Mann ſtarken Heere an der Elbe zurück geblieben war, hielt die Stadt Magdeburg auf das Engſte eingeſchloſſen, und hatte ſchon mehrere kaiſerliche Regimenter niedergeworfen, welche zum Entſatz dieſer Stadt herbei geſchickt worden. Der Graf von Mannsfeld vertheidigte ſie zwar in Perſon mit ſehr vieler Herzhaftigkeit; aber zu ſchwach an Mannſchaft, um dem zahlreichen Heere der Belagerer lange Widerſtand leiſten zu können, dachte er ſchon auf die Bedingungen, unter welchen er die Stadt übergeben wollte, als der General Pappenheim zu ſeinem Entſatz herbei kam und die feindlichen Waffen anderswo beſchäftigte. Dennoch wurde Magdeburg, oder vielmehr die ſchlechten Hütten, die aus den Ruinen dieſer großen Stadt traurig hervorblickten, in der Folge von den Kaiſerlichen freiwillig geräumt, und gleich darauf von den Schweden in Beſitz genommen.

Auch die Stände des niederſächſiſchen Kreiſes wagten es, nach den glücklichen Unternehmungen des Königs ihr Haupt wieder von dem Schlage zu erheben, den ſie in dem unglücklichen däniſchen Kriege durch Wallenſtein und Tilly erlitten hatten. Sie hielten zu Hamburg eine Zuſammenkunft, auf welcher die Errichtung von drei Regimentern verabredet wurde, mit deren Hülfe ſie ſich der äußerſt drückenden kaiſerlichen Beſatzungen zu entledigen hofften. Dabei ließ es der Biſchof von Bremen, ein Verwandter des Königs von Schweden, noch nicht bewenden; er brachte auch für ſich beſonders Truppen zuſammen, und ängſtigte mit denſelben wehrloſe Pfaffen und Mönche, hatte aber das Unglück, durch den kaiſerlichen General, Grafen von Gronsfeld, bald entwaffnet zu werden. Auch Georg, Herzog von Lüneburg, vormals Oberſter in Ferdinands Dienſten, ergriff jetzt Guſtav Adolphs Partei, und warb einige Regimenter für dieſen Monarchen, wodurch die kaiſerlichen Truppen in Niederſachſen zu nicht geringem Vortheil des Königs beſchäftigt wurden.

Noch weit wichtigere Dienſte aber leiſtete dem König Landgraf Wilhelm von Heſſen-Kaſſel, deſſen ſiegreiche Waffen einen großen Theil von Weſtphalen und Niederſachſen, das Stift Fulda und ſelbſt das Churfürſtenthum

Köln zittern machten. Man erinnert ſich, daß unmittelbar nach dem Bündniß, welches der Landgraf im Lager zu Werben mit Guſtav Adolph geſchloſſen hatte, zwei kaiſerliche Generale, von Fugger und Altringer, von dem Grafen Tilly nach Heſſen beordert wurden, den Landgrafen wegen ſeines Abfalls vom Kaiſer zu züchtigen. Aber mit männlichem Muth hatte dieſer Fürſt den Waffen des Feindes, ſo wie ſeine Landſtände den Aufruhr predigenden Manifeſten des Grafen Tilly widerſtanden, und bald befreite ihn die Leipziger Schlacht von dieſen verwüſtenden Schaaren. Er benutzte ihre Entfernung mit eben ſo viel Muth als Entſchloſſenheit, eroberte in kurzer Zeit Vach, Münden und Höxter, und ängſtigte durch ſeine ſchleunigen Fortſchritte das Stift Fulda, Paderborn und alle an Heſſen grenzenden Stifter. Die in Furcht geſetzten Staaten eilten, durch eine zeitige Unterwerfung ſeinen Fortſchritten Grenzen zu ſetzen, und entgingen der Plünderung durch beträchtliche Geldſummen, die ſie ihm freiwillig entrichteten. Nach dieſen glücklichen Unternehmungen vereinigte der Landgraf ſein ſiegreiches Heer mit der Hauptarmee Guſtav Adolphs, und er ſelbſt fand ſich zu Frankfurt bei dieſem Monarchen ein, um den fernern Operationsplan mit ihm zu verabreden.

Mehrere Prinzen und auswärtige Geſandten waren mit ihm in dieſer Stadt erſchienen, um der Größe Guſtav Adolphs zu huldigen, ſeine Gunſt anzuflehen, oder ſeinen Zorn zu beſänftigen. Unter dieſen war der merkwürdigſte der vertriebene König von Böhmen und Pfalzgraf, Friedrich der Fünfte, der aus Holland dahin geeilt war, ſich ſeinem Rächer und Beſchützer in die Arme zu werfen. Guſtav Adolph erwies ihm die unfruchtbare Ehre, ihn als ein gekröntes Haupt zu begrüßen, und bemühte ſich, ihm durch eine edle Theilnahme ſein Unglück zu erleichtern. Aber ſo viel ſich auch Friedrich von der Macht und dem Glück ſeines Beſchützers verſprach, ſo viel er auf die Gerechtigkeit und Großmuth deſſelben baute, ſo weit entfernt war dennoch die Hoffnung zur Wiederherſtellung dieſes Unglücklichen in ſeinen verlornen Ländern. Die Unthätigkeit und die widerſinnige Politik des engliſchen Hofes hatte den Eifer Guſtav Adolphs erkältet, und eine Empfindlichkeit, über die er nicht ganz Meiſter werden konnte, ließ ihn hier den glorreichen Beruf eines Beſchützers der Unterdrückten vergeſſen, den er bei ſeiner Erſcheinung im deutſchen Reiche ſo laut angekündigt hatte. Auch den Landgrafen Georg von Heſſen-Darmſtadt hatte die Furcht vor der unwiderſtehlichen Macht und der nahen Rache des Königs herbei gelockt, und zu einer zeitigen Unterwerfung bewogen. Die Verbindungen, in welchen dieſer Fürſt mit dem Kaiſer ſtand, und ſein geringer Eifer für die proteſtantiſche Sache waren dem König kein Geheimniß; aber er begnügte ſich, einen ſo ohnmächtigen Feind zu verſpotten. Da der Landgraf ſich ſelbſt und die politiſche Lage Deutſchlands wenig genug kannte, um ſich, eben ſo unwiſſend als dreiſt, zum Mittler zwiſchen beiden Parteien aufzuwerfen, ſo pflegte ihn Guſtav Adolph ſpottweiſe nur den Friedensſtifter zu nennen. Oft hörte man ihn ſagen, wenn er mit dem Landgrafen ſpielte, und ihm Geld abgewann: „Er freue ſich doppelt des gewonnenen Geldes, weil es kaiſerliche Münze ſey.“ Landgraf Georg dankte es bloß ſeiner Verwandtſchaft mit dem Churfürſten von Sachſen, den Guſtav Adolph zu ſchonen Urſache hatte, daß ſich dieſer Monarch mit Uebergabe ſeiner Feſtung Rüſſelsheim und mit der Zuſage begnügte, eine ſtrenge Neutralität in dieſem Kriege zu beobachten. Auch die Grafen des Weſterwaldes und der Wetterau waren in Frankfurt bei dem König erſchienen, um ein Bündniß mit ihm zu errichten und ihm gegen die Spanier ihren Beiſtand anzubieten, der ihm in der Folge ſehr nützlich war. Die Stadt Frankfurt ſelbſt hatte alle Urſache, ſich der Gegenwart des Monarchen zu rühmen, der durch ſeine königliche Autorität ihren Handel in Schutz nahm, und die Sicherheit der Meſſen, die der Krieg ſehr geſtört hatte, durch die nachdrücklichſten Vorkehrungen wieder herſtellte.

Die ſchwediſche Armee war jetzt durch zehntauſend Heſſen verſtärkt, welche Landgraf Wilhelm von Kaſſel dem König zugeführt hatte. Schon hatte Guſtav Adolph Königſtein angreifen laſſen, Koſtheim und Flörsheim ergaben ſich ihm nach einer kurzen Belagerung, er beherrſchte den ganzen Mainſtrom, und zu Höchſt wurden in aller Eile Fahrzeuge gezimmert, um die Truppen über den Rhein zu ſetzen. Dieſe Anſtalten erfüllten den Churfürſten von Mainz, Anſelm Kaſimir, mit Furcht, und er zweifelte keinen Augenblick mehr, daß Er der nächſte ſey, den der Sturm des Krieges bedrohte. Als ein Anhänger des Kaiſers und eines der thätigſten Mitglieder der katholiſchen Ligue, hatte er kein beſſeres

Loos zu hoffen, als ſeine beiden Amtsbrüder, die Biſchöfe von Würzburg und Bamberg, bereits betroffen hatte. Die Lage ſeiner Länder am Rheinſtrom machte es dem Feinde zur Nothwendigkeit, ſich ihrer zu verſichern, und überdem war dieſer geſegnete Strich Landes für das bedürftige Heer eine unüberwindliche Reizung. Aber zu wenig mit ſeinen Kräften und dem Gegner bekannt, den er vor ſich hatte, ſchmeichelte ſich der Churfürſt, Gewalt durch Gewalt abzutreiben, und durch die Feſtigkeit ſeiner Wälle die ſchwediſche Tapferkeit zu ermüden. Er ließ in aller Eile die Feſtungswerke ſeiner Reſidenzſtadt ausbeſſern, verſah ſie mit Allem, was ſie fähig machte, eine lange Belagerung auszuhalten, und nahm noch überdies zweitauſend Spanier in ſeine Mauern auf, welche ein ſpaniſcher General, Don Philipp von Sylva, commandirte. Um den ſchwediſchen Fahrzeugen die Annäherung unmöglich zu machen, ließ er die Mündung des Mains durch viele eingeſchlagene Pfähle verrammeln, auch große Steinmaſſen und ganze Schiffe in dieſer Gegend verſenken. Er ſelbſt flüchtete ſich, in Begleitung des Biſchofs von Worms, mit ſeinen beſten Schätzen nach Köln, und überließ Stadt und Land der Raubgier einer tyranniſchen Beſatzung. Alle dieſe Vorkehrungen, welche weniger wahren Muth als ohnmächtigen Trotz verriethen, hielten die ſchwediſche Armee nicht ab, gegen Mainz vorzurücken und die ernſtlichſten Anſtalten zum Angriff der Stadt zu machen. Während daß ſich ein Theil der Truppen in dem Rheingau verbreitete, Alles, was ſich von Spaniern dort fand, niedermachte, und übermäßige

Contributionen erpreßte, ein anderer die katholiſchen Oerter des Weſterwaldes und der Wetterau brandſchatzte, hatte ſich die Hauptarmee ſchon bei Caſtel, Mainz gegenüber, gelagert, und Herzog Bernhard von Weimar ſogar am jenſeitigen Rheinufer den Mäuſethurm und das Schloß Ehrenfels erobert. Schon beſchäftigte ſich Guſtav Adolph ernſtlich damit, den Rhein zu paſſiren und die Stadt von der Landſeite einzuſchließen, als ihn die Fortſchritte des Grafen Tilly in Franken eilfertig von dieſer Belagerung abriefen, und dem Churfürſten eine, obgleich nur kurze, Ruhe verſchafften.

Die Gefahr der Stadt Nürnberg, welche Graf Tilly während der Abweſenheit Guſtav Adolphs am Rheinſtrom Miene machte zu belagern, und im Fall eines Widerſtandes mit dem ſchrecklichen Schickſal Magdeburgs bedrohte, hatte den König von Schweden zu dieſem ſchnellen Aufbruch von Mainz bewogen. Um ſich nicht zum zweiten Male vor ganz Deutſchland den Vorwürfen und der Schande auszuſetzen, eine bundesverwandte Stadt der Willkühr eines grauſamen Feindes geopfert zu haben, machte er ſich in beſchleunigten Märſchen auf, dieſe wichtige Reichsſtadt zu entſetzen; aber ſchon zu Frankfurt erfuhr er den herzhaften Widerſtand der Nürnberger und den Abzug des Tilly, und ſäumte jetzt keinen Augenblick, ſeine Abſichten auf Mainz zu verfolgen. Da es ihm bei Caſtel mißlungen war, unter den Kanonen der Belagerten den Uebergang über den Rhein zu gewinnen, ſo richtete er jetzt, um von einer anderen Seite der Stadt beizukommen, ſeinen Lauf nach der Bergſtraße, bemächtigte ſich auf dieſem Wege jedes wichtigen Platzes, und erſchien zum zweiten Male an den Ufern des Rheins bei Stockſtadt zwiſchen Gernsheim und Oppenheim. Die ganze Bergſtraße hatten die Spanier verlaſſen, aber das jenſeitige Rheinufer ſuchten ſie noch mit vieler Hartnäckigkeit zu vertheidigen. Sie hatten zu dieſem Ende alle Fahrzeuge aus der Nachbarſchaft zum Theil verbrannt, zum Theil in die Tiefe verſenkt, und ſtanden jenſeits des Stroms zum furchtbarſten Angriff gerüſtet, wenn etwa der König an dieſem Ort den Uebergang wagen würde.

Der Muth des Königs ſetzte ihn bei dieſer Gelegenheit einer ſehr großen Gefahr aus, in feindliche Hände zu gerathen. Um das jenſeitige Ufer zu beſichtigen, hatte er ſich in einem kleinen Nachen über den Fluß gewagt; kaum aber war er gelandet, ſo überfiel ihn ein Haufen ſpaniſcher Reiter, aus deren Händen ihn nur die eilfertigſte Rückkehr befreite. Endlich gelang es ihm, durch Vorſchub etlicher benachbarten Schiffer ſich einiger Fahrzeuge zu bemächtigen, auf deren zweien er den Grafen von Brahe mit dreihundert Schweden überſetzen ließ. Nicht ſo bald hatte dieſer Zeit gewonnen, ſich am jenſeitigen Ufer zu verſchanzen, als er von vierzehn Compagnien ſpaniſcher Dragoner und Küraſſiers überfallen wurde. So groß die Ueberlegenheit des Feindes war, ſo tapfer wehrte ſich Brahe mit ſeiner kleinen Schaar, und ſein heldenmüthiger Widerſtand verſchaffte dem König Zeit, ihn in eigener Perſon mit friſchen Truppen zu unterſtützen. Nun ergriffen die Spanier, nach einem Verluſt von ſechshundert Todten, die Flucht; einige eilten, die feſte Stadt Oppenheim, andere Mainz zu gewinnen. Ein marmorner Löwe auf einer hohen Säule, in der rechten Klaue ein bloßes Schwert, auf dem Kopfe eine Sturmhaube tragend, zeigte noch ſiebenzig Jahre nachher dem Wanderer die Stelle, wo der unſterbliche König den Hauptſtrom Germaniens paſſirte.

Gleich nach dieſer glücklichen Action ſetzte Guſtav Adolph das Geſchütz und den größten Theil der Truppen über den Fluß und belagerte Oppenheim, welches nach einer verzweifelten Gegenwehr am 8. December 1631 mit ſtürmender Hand erſtiegen ward. Fünfhundert Spanier, welche dieſen Ort ſo herzhaft vertheidigt hatten, wurden insgeſammt ein Opfer der ſchwediſchen Furie. Die Nachricht von Guſtavs Uebergang über den Rheinſtrom erſchreckte alle Spanier und Lothringer, welche das jenſeitige Land beſetzt und ſich hinter dieſem Fluſſe vor der Rache der Schweden geborgen geglaubt hatten. Schnelle Flucht war jetzt ihre einzige Sicherheit; jeder nicht ganz haltbare Ort ward auf's Eilfertigſte verlaſſen. Nach einer langen Reihe von Gewaltthätigkeiten gegen den wehrloſen Bürger räumten die Lothringer die Stadt Worms, welche ſie noch vor ihrem Abzuge mit muthwilliger Grauſamkeit mißhandelten. Die Spanier eilten, ſich in Frankenthal einzuſchließen, in welcher Stadt ſie ſich Hoffnung machten, den ſiegreichen Waffen Guſtav Adolphs zu trotzen.

Der König verlor nunmehr keine Zeit, ſeine Abſichten auf die Stadt Mainz auszuführen, in welche ſich der Kern der ſpaniſchen Truppen geworfen hatte. Indem er jenſeits des Rheinſtroms gegen dieſe Stadt anrückte, hatte ſich der Landgraf von Heſſen-Kaſſel diesſeits des Fluſſes derſelben genähert und auf dem Wege dahin mehrere feſte Plätze unter ſeine Botmäßigkeit gebracht. Die belagerten Spanier, obgleich von beiden Seiten eingeſchloſſen, zeigten anfänglich viel Muth und Entſchloſſenheit, das Aeußerſte zu erwarten, und ein ununterbrochenes heftiges Bombenfeuer regnete mehrere Tage lang in das ſchwediſche Lager, welches dem Könige manchen braven Soldaten koſtete. Aber dieſes muthvollen Widerſtandes ungeachtet gewannen die Schweden immer mehr Boden, und waren dem Stadtgraben ſchon ſo nahe gerückt, daß ſie ſich ernſtlich zum Sturm anſchickten. Jetzt ſank den Belagerten der Muth. Mit Recht zitterten ſie vor dem wilden Ungeſtüm des ſchwediſchen Soldaten, wovon der Marienberg bei Würzburg ein ſchreckhaftes Zeugniß ablegte. Ein fürchterliches Loos erwartete die Stadt Mainz, wenn ſie im Sturm erſtiegen werden ſollte, und leicht konnte der Feind ſich verſucht fühlen, Magdeburgs ſchauderhaftes Schickſal an dieſer reichen und prachtvollen Reſidenz eines katholiſchen Fürſten zu rächen. Mehr um die Stadt, als um ihr eigenes Leben zu ſchonen, capitulirte am vierten Tage die ſpaniſche Beſatzung, und erhielt von der Großmuth des Königs ein ſicheres Geleite bis nach Luxemburg; doch ſtellte ſich der größte Theil derſelben, wie bisher ſchon von mehreren geſchehen war, unter ſchwediſche Fahnen.

Am 13. Dezember 1631 hielt der König von Schweden ſeinen Einzug in die eroberte Stadt, und nahm im Pallaſt des Churfürſten ſeine Wohnung. Achtzig

Kanonen fielen als Beute in ſeine Hände, und mit achtzigtauſend Gulden mußte die Bürgerſchaft die Plünderung abkaufen. Von dieſer Schatzung waren die Juden und die Geiſtlichkeit ausgeſchloſſen, welche noch für ſich beſonders große Summen zu entrichten hatten. Die Bibliothek des Churfürſten nahm der König als ſein Eigenthum zu ſich, und ſchenkte ſie ſeinem Reichskanzler Oxenſtierna, der ſie dem Gymnaſium zu Weſterähs abtrat; aber das Schiff, das ſie nach Schweden bringen ſollte, ſcheiterte, und die Oſtſee verſchlang dieſen unerſetzlichen Schatz.

Nach dem Verluſt der Stadt Mainz hörte das Unglück nicht auf, die Spanier in den Gegenden des Rheins zu verfolgen. Kurz vor Eroberung jener Stadt hatte der Landgraf von Heſſen-Kaſſel Falkenſtein und Reifenberg eingenommen; die Feſtung Königſtein ergab ſich den Heſſen; der Rheingraf Otto Ludwig, einer von den Generalen des Königs, hatte das Glück, neun ſpaniſche Schwadronen zu ſchlagen, die gegen Frankenthal im Anzuge waren, und ſich der wichtigſten Städte am Rheinſtrom von Boppart bis Bacharach zu bemächtigen. Nach Einnahme der Feſtung Braunfels, welche die wetterauiſchen Grafen mit ſchwediſcher Hülfe zu Stande brachten, verloren die Spanier jeden Platz in der Wetterau, und in der ganzen Pfalz konnten ſie, außer Frankenthal, nur ſehr wenig Städte retten. Landau und Kronweißenburg erklärten ſich laut für die Schweden. Speyer bot ſich an, Truppen zum Dienſt des Königs zu werben. Mannheim ging durch die Beſonnenheit des jungen Herzogs Bernhard von Weimar und durch die Nachläſſigkeit des dortigen Commandanten verloren, der auch dieſes Unglücks wegen zu Heidelberg vor das Kriegsgericht gefordert und enthauptet ward.

Der König hatte den Feldzug bis tief in den Winter verlängert, und wahrſcheinlich war ſelbſt die Rauhigkeit der Jahreszeit mit eine Urſache der Ueberlegenheit geweſen, welche der ſchwediſche Soldat über den Feind behauptete. Jetzt aber bedurften die erſchöpften Truppen der Erholung in den Winterquartieren, welche ihnen Guſtav Adolph auch bald nach Eroberung der Stadt Mainz in der umliegenden Gegend bewilligte. Er ſelbſt benutzte die Ruhe, welche die Jahreszeit ſeinen kriegeriſchen Operationen auflegte, dazu, die Geſchäfte des Kabinets mit ſeinem Reichskanzler abzuthun, der Neutralität wegen mit dem Feind Unterhandlungen zu pflegen, und einige politiſche Streitigkeiten mit einer bundesverwandten Macht zu beendigen, zu denen ſein bisheriges Betragen den Grund gelegt hatte. Zu ſeinem Winteraufenthalt und zum Mittelpunkt dieſer Staatsgeſchäfte erwählte er die Stadt Mainz, gegen die er überhaupt eine größere Neigung blicken ließ, als ſich mit dem Intereſſe der deutſchen Fürſten und mit dem kurzen Beſuche vertrug, den er dem Reiche hatte abſtatten wollen. Nicht zufrieden, die Stadt auf das Stärkſte befeſtigt zu haben, ließ er auch ihr gegenüber, in dem Winkel, den der Main mit dem Rheine macht, eine neue Citadelle anlegen, die nach ihrem Stifter Guſtavsburg genannt, aber unter dem Namen Pfaffenraub, Pfaffenzwang bekannter geworden iſt.

Indem Guſtav Adolph ſich Meiſter vom Rhein machte, und die drei angrenzenden Churfürſtenthümer mit ſeinen ſiegreichen Waffen bedrohete, wurde in Paris und Saint Germain von ſeinen wachſamen Feinden jeder Kunſtgriff der Politik in Bewegung geſetzt, ihm den Beiſtand Frankreichs zu entziehen, und ihn, wo möglich, mit dieſer Macht in Krieg zu verwickeln. Er ſelbſt hatte durch die unerwartete und zweideutige Wendung ſeiner Waffen gegen den Rheinſtrom ſeine Freunde ſtutzen gemacht, und ſeinen Gegnern die Mittel dargereicht, ein gefährliches Mißtrauen in ſeine Abſichten zu erregen. Nachdem er das Hochſtift Würzburg und den größten Theil Frankens ſeiner Macht unterworfen hatte, ſtand es bei ihm, durch das Hochſtift Bamberg und durch die obere Pfalz in Bayern und Oeſterreich einzubrechen; und die Erwartung war ſo allgemein als natürlich, daß er nicht ſäumen würde, den Kaiſer und den Herzog von Bayern im Mittelpunkt ihrer Macht anzugreifen, und durch Ueberwältigung dieſer beiden Hauptfeinde den Krieg auf das Schnellſte zu endigen. Aber zu nicht geringem Erſtaunen beider ſtreitenden Theile verließ Guſtav Adolph die von der allgemeinen Meinung ihm vorgezeichnete Bahn, und anſtatt ſeine Waffen zur Rechten zu kehren, wendete er ſie zur Linken, um die minder ſchuldigen und minder zu fürchtenden Fürſten des Churrheins ſeine Macht empfinden zu laſſen, indem er ſeinen zwei wichtigſten Gegnern Friſt gab, neue Kräfte zu ſammeln. Nichts als die Abſicht, durch Vertreibung der Spanier vor allen Dingen den unglücklichen Pfalzgrafen Friedrich den Fünften wieder in den Beſitz ſeiner Länder zu ſetzen, konnte dieſen überraſchenden Schritt erklärlich machen, und der Glaube an die nahe Wiederherſtellung Friedrichs brachte anfangs auch wirklich den Argwohn ſeiner Freunde und die Verläumdungen ſeiner Gegner zum Schweigen. Jetzt aber war die untere Pfalz faſt durchgängig von Feinden gereinigt, und Guſtav Adolph fuhr fort, neue Eroberungsplane am Rhein zu entwerfen; er fuhr fort, die eroberte Pfalz dem rechtmäßigen Beſitzer zurück zu halten. Vergebens erinnerte der Abgeſandte des Königs von England den Eroberer an das, was die Gerechtigkeit von ihm forderte, und ſein eigenes feierlich ausgeſtelltes Verſprechen ihm zur Ehrenpflicht machte. Guſtav Adolph beantwortete dieſe Aufforderung mit bittern Klagen über die Unthätigkeit des engliſchen Hofes, und rüſtete ſich lebhaft, ſeine ſiegreichen Fahnen mit Nächſtem in Elſaß und ſelbſt in Lothringen auszubreiten.

Jetzt wurde das Mißtrauen gegen den ſchwediſchen Monarchen laut, und der Haß ſeiner Gegner zeigte ſich äußerſt geſchäftig, die nachtheiligſten Gerüchte von ſeinen Abſichten zu verbreiten. Schon längſt hatte der Miniſter Ludwigs des Dreizehnten, Richelieu, der Annäherung des Königs gegen die franzöſiſchen Grenzen mit Unruhe zugeſehen, und das mißtrauiſche Gemüth ſeines Herrn öffnete ſich nur allzu leicht den ſchlimmen Muthmaßungen, welche darüber angeſtellt wurden. Frankreich war um eben dieſe Zeit in einen bürgerlichen Krieg mit dem proteſtantiſchen Theil ſeiner Bürger verwickelt, und die Furcht war in der That nicht ganz grundlos, daß die Annäherung eines ſiegreichen Königs von ihrer Partei ihren geſunkenen Muth neu beleben und ſie zu dem gewaltſamſten Widerſtande aufmuntern möchte. Dies konnte geſchehen, auch wenn Guſtav Adolph auf das Weiteſte davon entfernt war, ihnen Hoffnung zu machen, und an ſeinem Bundesgenoſſen, dem König von Frankreich, eine wirkliche Untreue zu begehen. Aber der rachgierige Sinn des Biſchofs von Würzburg, der den Verluſt ſeiner Länder am franzöſiſchen Hofe zu verſchmerzen ſuchte, die giftvolle Beredſamkeit der Jeſuiten und der geſchäftige Eifer des bayeriſchen Miniſters ſtellten dieſes gefährliche Verſtändniß zwiſchen den Hugenotten und dem König von Schweden als ganz erwieſen dar, und wußten den furchtſamen Geiſt Ludwigs mit den ſchrecklichſten Beſorgniſſen zu beſtürmen. Nicht bloß thörichte Politiker, auch manche nicht unverſtändige Katholiken, glaubten in vollem Ernſt, der König werde mit Nächſtem in das innerſte Frankreich eindringen, mit den Hugenotten gemeine Sache machen und die katholiſche Religion in dem Königreich umſtürzen. Fanatiſche Eiferer ſahen ihn ſchon mit einer Armee über die Alpen klimmen und den Statthalter Chriſti ſelbſt in Italien entthronen. So leicht ſich Träumereien dieſer Art von ſelbſt widerlegten, ſo war dennoch nicht zu läugnen, daß Guſtav durch ſeine Kriegsunternehmungen am Rhein den Argwohn ſeiner Gegner eine gefährliche Blöße gab, und einigermaßen den Verdacht rechtfertigte, als ob er ſeine Waffen weniger gegen den Kaiſer und den Herzog von

Bayern, als gegen die katholiſche Religion überhaupt habe richten wollen.

Das allgemeine Geſchrei des Unwillens, welches die katholiſchen Höfe, von den Jeſuiten aufgereizt, gegen Frankreichs Verbindungen mit den Feinden der Kirche erhoben, bewog endlich den Kardinal von Richelieu, für die Sicherſtellung ſeiner Religion einen entſcheidenden Schritt zu thun, und die katholiſche Welt zugleich von dem ernſtlichen Religionseifer Frankreichs und von der eigennützigen Politik der geiſtlichen Reichsſtände zu überführen. Ueberzeugt, daß die Abſichten des Königs von Schweden, ſo wie ſeine eigenen, nur auf die Demüthigung des Hauſes Oeſterreich gerichtet ſeyen, trug er kein Bedenken, den liguiſtiſchen Fürſten von Seiten Schwedens eine vollkommene Neutralität zu verſprechen, ſobald ſie ſich der Allianz mit dem Kaiſer entſchlagen und ihre Truppen zurückziehen würden. Welchen Entſchluß nun die Fürſten faßten, ſo hatte Richelieu ſeinen Zweck erreicht. Durch ihre Trennung von der öſterreichiſchen Partei wurde Ferdinand den vereinigten Waffen Frankreichs und Schwedens wehrlos bloßgeſtellt, und Guſtav Adolph, von allen ſeinen übrigen Feinden in Deutſchland befreit, konnte ſeine ungetheilte Macht gegen die kaiſerlichen Erbländer kehren. Unvermeidlich war dann der Fall des öſterreichiſchen Hauſes, und dieſes letzte große Ziel aller Beſtrebungen Richelieu's ohne Nachtheil der Kirche errungen. Ungleich mißlicher hingegen war der Erfolg, wenn die Fürſten der Ligue auf ihrer Weigerung beſtehen und dem öſterreichiſchen Bündniß noch fernerhin getreu bleiben ſollten. Dann aber hatte Frankreich vor dem ganzen Europa ſeine katholiſche Geſinnung erwieſen und ſeinen Pflichten als Glied der römiſchen Kirche ein Genüge gethan. Die Fürſten der Ligue erſchienen dann allein als die Urheber alles Unglücks, welches die Fortdauer des Kriegs über das katholiſche Deutſchland unausbleiblich verhängen mußte; ſie allein waren es, die durch ihre eigenſinnige Anhänglichkeit an den Kaiſer die Maßregeln ihres Beſchützers vereitelten, die Kirche in die äußerſte Gefahr und ſich ſelbſt in's Verderben ſtürzten.

Richelieu verfolgte dieſen Plan um ſo lebhafter, je mehr er durch die wiederholten Aufforderungen des Churfürſten von Bayern um franzöſiſche Hülfe in's Gedränge gebracht wurde. Man erinnert ſich, daß dieſer Fürſt ſchon ſeit der Zeit, als er Urſache gehabt hatte, ein Mißtrauen in die Geſinnungen des Kaiſers zu ſetzen, in ein geheimes Bündniß mit Frankreich getreten war, wodurch er ſich den Beſitz der pfälziſchen Churwürde gegen eine künftige Sinnesänderung Ferdinands zu verſichern hoffte. So deutlich auch ſchon der Urſprung dieſes Traktats zu erkennen gab, gegen welchen Feind er errichtet worden, ſo dehnte ihn Maximilian jetzt, willkührlich genug, auch auf die Angriffe des Königs von Schweden aus, und trug kein Bedenken, dieſelbe Hülfleiſtung, welche man ihm bloß gegen Oeſterreich zugeſagt hatte, auch gegen Guſtav Adolph, den Alliirten der franzöſiſchen Krone, zu fordern. Durch dieſe widerſprechende Allianz mit zwei einander entgegengeſetzten Mächten in Verlegenheit geſetzt, wußte ſich Richelieu nur dadurch zu helfen, daß er den Feindſeligkeiten zwiſchen beiden ein ſchleuniges Ende machte; und eben ſo wenig geneigt, Bayern preiszugeben, als durch ſeinen Vertrag mit Schweden außer Stand geſetzt, es zu ſchützen, verwendete er ſich mit ganzem Eifer für die Neutralität, als das einzige Mittel, ſeinen doppelten Verbindungen ein Genüge zu leiſten. Ein eigener Bevollmächtigter, Marquis von Breze, wurde zu dieſem Ende an den König von Schweden nach Mainz abgeſchickt, ſeine Geſinnungen über dieſen Punkt zu erforſchen und für die alliirten Fürſten günſtige Bedingungen von ihm zu erhalten. Aber ſo wichtige Urſachen Ludwig der Dreizehnte hatte, dieſe Neutralität zu Stande gebracht zu ſehen, ſo triftige Gründe hatte Guſtav Adolph, das Gegentheil zu wünſchen. Durch zahlreiche Proben überzeugt, daß der Abſcheu der ligiſtiſchen Fürſten vor der proteſtantiſchen Religion unüberwindlich, ihr Haß gegen die ausländiſche Macht der Schweden unauslöſchlich, ihre Anhänglichkeit an das Haus Oeſterreich unvertilgbar ſey, fürchtete er ihre offenbare Feindſchaft weit weniger, als er einer Neutralität mißtraute, die mit ihrer Neigung ſo ſehr im Widerſpruche ſtand. Da er ſich überdies durch ſeine Lage auf deutſchem Boden genöthigt ſah, auf Koſten der Feinde den Krieg fortzuſetzen, ſo verlor er augenſcheinlich, wenn er, ohne neue Freunde dadurch zu gewinnen, die Zahl ſeiner öffentlichen Feinde verminderte. Kein Wunder alſo, wenn Guſtav Adolph wenig Neigung blicken ließ, die Neutralität der katholiſchen Fürſten, wodurch ihm ſo wenig geholfen war, durch Aufopferung ſeiner errungenen Vortheile zu erkaufen!

Die Bedingungen, unter welchen er dem Churfürſten von Bayern die Neutralität bewilligte, waren drückend und dieſen Geſinnungen gemäß. Er forderte von der katholiſchen Ligue eine gänzliche Unthätigkeit, Zurückziehung ihrer Truppen von der kaiſerlichen Armee, aus den eroberten Plätzen, aus allen proteſtantiſchen Ländern. Noch außerdem wollte er die liguiſtiſche Kriegsmacht auf eine geringe Anzahl herabgeſetzt wiſſen. Alle ihre Länder ſollten den kaiſerlichen Armeen verſchloſſen ſeyn, und dem Hauſe Oeſterreich weder Mannſchaft noch Lebensmittel und Munition aus denſelben geſtattet werden. So hart das Geſetz war, welches der Ueberwinder den Ueberwundenen auflegte, ſo ſchmeichelte ſich der franzöſiſche Mediateur noch immer, den Churfürſten von Bayern zu Annehmung deſſelben vermögen zu können. Dieſes Geſchäft zu erleichtern, hatte ſich Guſtav Adolph bewegen laſſen, dem letztern einen Waffenſtillſtand auf vierzehn Tage zu bewilligen. Aber zur nämlichen Zeit, als dieſer Monarch durch den franzöſiſchen Agenten wiederholte Verſicherungen von dem guten Fortgang dieſer Unterhandlung erhielt, entdeckte ihm ein aufgefangener Brief des Churfürſten an den General Pappenheim in Weſtphalen die Treuloſigkeit dieſes Prinzen, der bei der ganzen Negociation nichts geſucht hatte, als Zeit zur Vertheidigung zu gewinnen. Weit davon entfernt, ſich durch einen Vergleich mit Schweden in ſeinen Kriegsunternehmungen Feſſeln anlegen zu laſſen, beſchleunigte vielmehr der hinterliſtige Fürſt ſeine Rüſtung, und benutzte die Muße, die ihm der Feind ließ, deſto nachdrücklichere Anſtalten zur Gegenwehr zu treffen. Dieſe ganze Neutralitätsunterhandlung zerriß alſo fruchtlos, und hatte zu nichts gedient, als die Feindſeligkeiten zwiſchen Bayern und Schweden mit deſto größerer Erbitterung zu erneuern.

Tilly's vermehrte Macht, womit dieſer Feldherr Franken zu überſchwemmen drohte, forderte den König dringend nach dieſem Kreiſe; zuvor aber mußten die Spanier von dem Rheinſtrom vertrieben und ihnen der Weg verſperrt werden, von den Niederlanden aus die deutſchen Provinzen zu bekriegen. In dieſer Abſicht hatte Guſtav Adolph bereits dem Churfürſten von Trier, Philipp von Zeltern, die Neutralität unter der Bedingung angeboten, daß ihm die trieriſche Feſtung Hermannſtein eingeräumt und den ſchwediſchen Truppen ein freier Durchzug durch Coblenz bewilligt würde. Aber ſo ungern der Churfürſt ſeine Länder in ſpaniſchen Händen ſah, ſo viel weniger konnte er ſich entſchließen, ſie dem verdächtigen Schutz eines Ketzers zu übergeben, und den ſchwediſchen Eroberer zum Herrn ſeines Schickſals zu machen. Da er ſich jedoch außer Stand ſah, gegen zwei ſo furchtbare Mitbewerber ſeine Unabhängigkeit zu behaupten, ſo ſuchte er unter den mächtigen Flügeln Frankreichs Schutz gegen beide. Mit gewohnter Staatsklugheit hatte Richelieu die Verlegenheit dieſes Fürſten benutzt, Frankreichs Macht zu vergrößern und ihm einen wichtigen Alliirten an Deutſchlands Grenze zu erwerben. Eine zahlreiche franzöſiſche Armee ſollte die trieriſchen Lande decken und die Feſtung Ehrenbreitſtein franzöſiſche Beſatzung einnehmen. Aber die

Abſicht, welche den Churfürſten zu dieſem gewagten Schritte vermocht hatte, wurde nicht ganz erfüllt; denn die gereizte Empfindlichkeit Guſtav Adolphs ließ ſich nicht eher beſänftigen, als bis auch den ſchwediſchen Truppen ein freier Durchzug durch die trieriſchen Lande geſtattet wurde.

Indem dieſes mit Trier und Frankreich verhandelt wurde, hatten die Generale des Königs das ganze Erzſtift Mainz von dem Ueberreſte der ſpaniſchen Garniſongn gereinigt, und Guſtav Adolph ſelbſt durch die Einnahme von Kreuznach die Eroberung dieſes Landſtrichs vollendet. Das Eroberte zu beſchützen, mußte der Reichskanzler Oxenſtierna mit einem Theile der Armee an dem mittleren Rheinſtrome zurückbleiben, und das Hauptheer ſetzte ſich unter Anführung des Königs in Marſch, auf fränkiſchem Boden den Feind aufzuſuchen.

Um den Beſitz dieſes Kreiſes hatten unterdeſſen der Graf Tilly und der ſchwediſche General von Horn, den Guſtav Adolph mit achttauſend Mann darin zurückließ, mit abwechſelndem Kriegsglück geſtritten, und das Hochſtift Bamberg beſonders war zugleich der Preis und der Schauplatz ihrer Verwüſtungen. Von ſeinen übrigen Entwürfen an den Rheinſtrom gerufen, überließ der König ſeinem Feldherrn die Züchtigung des Biſchofs, der durch ſein treuloſes Betragen ſeinen Zorn gereizt hatte, und die Thätigkeit des Generals rechtfertigte die Wahl des Monarchen. In kurzer Zeit unterwarf er einen großen Theil des Biſthums den ſchwediſchen Waffen, und die Hauptſtadt ſelbſt, von der kaiſerlichen Beſatzung im Stich gelaſſen, lieferte ihm ein ſtürmender Angriff in die Hände. Dringend forderte nun der verjagte Biſchof den Churfürſten von Bayern zum Beiſtand auf, der ſich endlich bewegen ließ, Tilly's Unthätigkeit zu verkürzen. Durch den Befehl ſeines Herrn zur Wiedereinſetzung des Biſchofs bevollmächtigt, zog dieſer General ſeine durch die Oberpfalz zerſtreuten Truppen zuſammen und näherte ſich Bamberg mit einem zwanzigtauſend Mann ſtarken Heere. Guſtav Horn, feſt entſchloſſen, ſeine Eroberung gegen dieſe überlegene Macht zu behaupten, erwartete hinter den Wällen Bambergs den Feind, mußte ſich aber durch den bloßen Vortrab des Tilly entreißen ſehen, was er der ganzen verſammelten Armee gehofft hatte ſtreitig zu machen. Eine Verwirrung unter ſeinen Truppen, die keine Geiſtesgegenwart des Feldherrn zu verbeſſern vermochte, öffnete dem Feinde die Stadt, daß Truppen, Bagage und Geſchütz nur mit Mühe gerettet werden konnten. Bambergs Wiedereroberung war die Frucht dieſes Sieges; aber den ſchwediſchen General, der ſich in guter Ordnung über den Mainſtrom zurückzog, konnte Graf Tilly, aller angewandten Geſchwindigkeit ungeachtet, nicht mehr einholen. Die Erſcheinung des Königs in Franken, welchem Guſtav Horn den Reſt ſeiner Truppen bei Kitzingen zuführte, ſetzte ſeinen Eroberungen ein ſchnelles Ziel, und zwang ihn, durch einen zeitigen Rückzug für ſeine eigene Rettung zu ſorgen.

Zu Aſchaffenburg hatte der König allgemeine Heerſchau über ſeine Truppen gehalten, deren Anzahl nach der Vereinigung mit Guſtav Horn, Banner und Herzog Wilhelm von Weimar auf beinahe vierzigtauſend ſtieg. Nichts hemmte ſeinen Marſch durch Franken; denn Graf Tilly, viel zu ſchwach, einen ſo ſehr überlegenen Feind zu erwarten, hatte ſich in ſchnellen Märſchen gegen die Donau gezogen. Böhmen und Bayern lagen jetzt dem Könige gleich nahe, und in der Ungewißheit, wohin der Eroberer ſeinen Lauf richten würde, konnte Maximilian nicht ſogleich eine Entſchließung faſſen. Der Weg, welchen man Tilly jetzt nehmen ließ, mußte die Wahl des Königs und das Schickſal beider Provinzen entſcheiden. Gefährlich war es, bei der Annäherung eines ſo furchtbaren Feindes Bayern unvertheidigt zu laſſen, um Oeſterreichs Grenzen zu ſchirmen; gefährlicher noch, durch Aufnahme des Tilly in Bayern zugleich auch den Feind in dies Land zu rufen und es zum Schauplatz eines verwüſtenden Kampfes zu machen. Die Sorge des Landesvaters ſiegte endlich über die Bedenklichkeiten des Staatsmanns, und Tilly erhielt Befehl, was auch daraus erfolgen möchte, Bayerns Grenzen mit ſeiner Macht zu vertheidigen.

Mit triumphirender Freude empfing die Reichsſtadt Nürnberg den Beſchützer proteſtantiſcher Religion und deutſcher Freiheit, und der ſchwärmeriſche Enthuſiasmus der Bürger ergoß ſich bei ſeinem Anblick in rührende Aeußerungen des Jubels und der Bewunderung. Guſtav ſelbſt konnte ſein Erſtaunen nicht unterdrücken, ſich hier in dieſer Stadt, im Mittelpunkt Deutſchlands, zu ſehen, bis wohin er nie gehofft hatte, ſeine Fahnen auszubreiten. Der edle ſchöne Anſtand ſeiner Perſon vollendete den Eindruck ſeiner glorreichen Thaten, und die Herablaſſung, womit er die Begrüßungen dieſer Reichsſtadt erwiderte, hatte ihm in wenig Augenblicken alle Herzen erobert. In Perſon beſtätigt er jetzt das Bündniß, das er noch an den Ufern des Belts mit derſelben errichtet hatte, und verband alle Bürger zu einem glühenden Thateneifer und brüderlicher Eintracht gegen den gemeinſchaftlichen Feind. Nach einem kurzen Aufenthalt in Nürnbergs Mauern folgte er ſeiner Armee gegen die Donau, und ſtand vor der Grenzfeſtung Donauwörth, ehe man einen Feind da vermuthete. Eine zahlreiche bayeriſche Beſatzung vertheidigte dieſen Platz, und der Anführer derſelben, Rudolph Maximilian, Herzog von Sachſen-Lauenburg, zeigte anfangs die muthigſte Entſchloſſenheit, ſich bis zur Ankunft des Tilly zu halten. Bald aber zwang ihn der Ernſt, mit welchem Guſtav Adolph die Belagerung anfing, auf einen ſchnellen und ſichern Abzug zu denken, den er auch unter dem heftigſten Feuer des ſchwediſchen Geſchützes glücklich in's Werk richtete.

Die Einnahme Donauwörths öffnete dem König das jenſeitige Ufer der Donau, und nur der kleine Lechſtrom trennte ihn noch von Bayern. Dieſe nahe Gefahr ſeiner Länder weckte die ganze Thätigkeit Maximilians, und ſo leicht er es bis jetzt dem Feind gemacht hatte, bis an die Schwelle ſeiner Staaten zu dringen, ſo entſchloſſen zeigte er ſich nun, ihm den letzten Schritt zu erſchweren. Jenſeits des Lechs, bei der kleinen Stadt Rain, bezog Tilly ein wohlbefeſtigtes

Lager, welches, von drei Flüſſen umgeben, jedem Angriffe Trotz bot. Alle Brücken über den Lech hatte man abgeworfen, die ganze Länge des Stroms bis Augsburg durch ſtarke Beſatzungen vertheidigt, und ſich dieſer Reichsſtadt ſelbſt, welche längſt ſchon ihre Ungeduld blicken ließ, dem Beiſpiel Nürnbergs und Frankfurts zu folgen, durch Einführung einer bayeriſchen Garniſon und Entwaffnung der Bürger verſichert. Der Churfürſt ſelbſt ſchloß ſich mit allen Truppen, die er hatte aufbringen können, in das Tilly'ſche Lager ein, gleich als ob an dieſem einzigen Poſten alle ſeine Hoffnungen hafteten und das Glück der Schweden an dieſer äußerſten Grenzmauer ſcheitern ſollte.

Bald erſchien Guſtav Adolph am Ufer, den bayeriſchen Verſchanzungen gegenüber, nachdem er ſich das ganze augsburgiſche Gebiet dieſſeits des Lechs unterworfen und ſeinen Truppen eine reiche Zufuhr aus dieſem Landſtrich geöffnet hatte. Es war im Märzmonat, wo dieſer Strom von häufigen Regengüſſen und von dem Schnee der tyroliſchen Gebirge zu einer ungewöhnlichen Höhe ſchwillt, und zwiſchen ſteilen Ufern mit reißender Schnelligkeit flutet. Ein gewiſſes Grab öffnet ſich dem waghälſigen Stürmer in ſeinen Wellen, und am entgegenſtehenden Ufer zeigten ihm die feindlichen Kanonen ihre mörderiſchen Schlünde. Ertrotzt er dennoch mitten durch die Wuth des Waſſers und des Feuers den faſt unmöglichen Uebergang, ſo erwartet die ermatteten Truppen ein friſcher und muthiger Feind in einem unüberwindlichen Lager, und nach Erholung ſchmachtend, finden ſie eine Schlacht. Mit erſchöpfter

Kraft müſſen ſie die feindlichen Schanzen erſteigen, deren Feſtigkeit jedes Angriffs zu ſpotten ſcheint. Eine Niederlage, an dieſem Ufer erlitten, führt ſie unvermeidlich zum Untergang; denn derſelbe Strom, der ihnen die Bahn zum Siege erſchwert, verſperrt ihnen alle Wege zur Flucht, wenn das Glück ſie verlaſſen ſollte.

Der ſchwediſche Kriegsrath, den der Monarch jetzt verſammelte, machte das ganze Gewicht dieſer Gründe gelten, um die Ausführung eines ſo gefahrvollen Unternehmens zu hindern. Auch die Tapferſten zagten, und eine ehrwürdige Schaar im Dienſte grau gewordener Krieger erröthete nicht, ihre Beſorgniſſe zu geſtehen. Aber der Entſchluß des Königs war gefaßt. „Wie?“ ſagte er zu Guſtav Horn, der das Wort für die Uebrigen führte: „Ueber die Oſtſee, über ſo viele große „Ströme Deutſchlands hätten wir geſetzt, und vor „einem Bache, vor dieſem Lech hier, ſollten wir ein „Unternehmen aufgeben?“ Er hatte bereits bei Beſichtigung der Gegend, die er mit mancher Lebensgefahr anſtellte, die Entdeckung gemacht, daß das dieſſeitige Ufer über das jenſeitige hervorrage, und die Wirkung des ſchwediſchen Geſchützes vorzugsweiſe vor dem des Feindes begünſtige. Mit ſchneller Beſonnenheit wußte er dieſen Umſtand zu nützen. Unverzüglich ließ er an der Stelle, wo ſich das linke Ufer des Lechs gegen das rechte zu krümmte, drei Batterien aufwerfen, von welchen zweiundſiebenzig Feldſtücke ein kreuzweiſes Feuer gegen den Feind unterhielten. Während daß dieſe wüthende Kanonade die Bayern von dem jenſeitigen Ufer entfernte, ließ er in größter Eilfertigkeit über den Lech eine Brücke ſchlagen; ein dicker Dampf, aus angezündetem Holz und naſſem Stroh in Einem fort unterhalten, entzog das aufſteigende Werk lange Zeit den Augen der Feinde, indem zugleich der faſt ununterbrochene Donner des Geſchützes das Getöſe der Zimmeräxte unhörbar machte. Er ſelbſt ermunterte durch ſein eignes Beiſpiel den Eifer der Truppen und brannte mit eigener Hand über ſechzig Kanonen ab. Mit gleicher Lebhaftigkeit wurde dieſe Kanonade zwei Stunden lang von den Bayern, wiewohl mit ungleichem Vortheil, erwidert, da die hervorragenden Batterien der Schweden das jenſeitige niedere Ufer beherrſchten und die Höhe des ihrigen ihnen gegen das feindliche Geſchütz zur Bruſtwehr diente. Umſonſt ſtrebten die Bayern, die feindlichen Werke vom Ufer aus zu zerſtören; das überlegene Geſchütz der Schweden verſcheuchte ſie, und ſie mußten die Brücke, faſt unter ihren Augen, vollendet ſehen. Tilly that an dieſem ſchrecklichen Tage das Aeußerſte, den Muth der Seinigen zu entflammen, und keine noch ſo drohende Gefahr konnte ihn von dem Ufer abhalten. Endlich fand ihn der Tod, den er ſuchte. Eine Falkonetkugel zerſchmetterte ihm das Bein, und bald nach ihm ward auch Altringer, ſein gleich tapferer Streitgenoſſe, am Kopfe gefährlich verwundet. Von der begeiſternden Gegenwart dieſer beiden Führer verlaſſen, wankten endlich die Bayern, und wider ſeine Neigung wurde ſelbſt Maximilian zu einem kleinmüthigen Entſchluß fortgeriſſen. Von den Vorſtellungen des ſterbenden Tilly beſiegt, deſſen gewohnte Feſtigkeit der annähernde Tod überwältigt hatte, gab er voreilig ſeinen unüberwindlichen Poſten verloren, und eine von den Schweden entdeckte Furt, durch welche die Reiterei im Begriff war, den Uebergang zu wagen, beſchleunigte ſeinen muthloſen Abzug. Noch in derſelben Nacht brach er, ehe noch ein feindlicher Soldat über den Lechſtrom geſetzt hatte, ſein Lager ab, und ohne dem Könige Zeit zu laſſen, ihn auf ſeinem Marſch zu beunruhigen, hatte er ſich in beſter Ordnung nach Neuburg und Ingolſtadt gezogen. Mit Befremdung ſah **Guſtav Adolph**, der am folgenden Tage den Uebergang vollführte, das feindliche Lager leer, und die Flucht des Churfürſten erregte ſeine Verwunderung noch mehr, als er die Feſtigkeit des verlaſſenen Lagers entdeckte. „Wär' ich der Bayer geweſen," rief er erſtaunt aus, „nimmermehr — und hätte mir auch eine „Stückkugel Bart und Kinn weggenommen — nimmermehr würde ich einen Poſten, wie dieſer da, verlaſſen und dem Feinde meine Staaten geöffnet haben."

Jetzt alſo lag Bayern dem Sieger offen, und die Kriegesflut, die bis jetzt nur an den Grenzen dieſes Landes geſtürmt hatte, wälzte ſich zum erſten Male über ſeine lang verſchonten geſegneten Fluren. Bevor ſich aber der König an Eroberung dieſes feindlich geſinnten Landes wagte, entriß er erſt die Reichsſtadt Augsburg dem bayriſchen Joche, nahm ihre Bürger in Pflichten, und verſicherte ſich ihrer Treue durch eine zurückgelaſſene Beſatzung. Darauf rückte er in beſchleunigten Märſchen gegen Ingolſtadt an, um durch Einnahme dieſer wichtigen Feſtung, welche der Churfürſt mit einem großen Theile ſeines Heeres deckte, ſeine Eroberungen in Bayern zu ſichern und feſten Fuß an der Donau zu faſſen.

Bald nach ſeiner Ankunft vor Ingolſtadt beſchloß der verwundete Tilly in den Mauern dieſer Stadt ſeine Laufbahn, nachdem er alle Launen des untreuen Glücks erfahren hatte. Von der überlegenen Feldherrngröße Guſtav Adolphs zermalmt, ſah er am Abend ſeiner Tage alle Lorbeern ſeiner frühern Siege dahinwelken, und befriedigte durch eine Kette von Widerwärtigkeiten die Gerechtigkeit des Schickſals und Magdeburgs zürnende Manen. In ihm verlor die Armee des Kaiſers und der Ligue einen unerſetzlichen Führer, die katholiſche Religion den eifrigſten ihrer Vertheidiger, und Maximilian von Bayern den treueſten ſeiner Diener, der ſeine Treue durch den Tod verſiegelte und die Pflichten des Feldherrn auch noch ſterbend erfüllte. Sein letztes Vermächtniß an den Churfürſten war die Ermahnung, die Stadt Regensburg zu beſetzen, um Herr der Donau und mit Böhmen in Verbindung zu bleiben.

Mit der Zuverſicht, welche die Frucht ſo vieler Siege zu ſeyn pflegt, unternahm Guſtav Adolph die Belagerung der Stadt, und hoffte durch das Ungeſtüm des erſten Angriffs ihren Widerſtand zu beſiegen. Aber die Feſtigkeit ihrer Werke und die Tapferkeit der Beſatzung ſetzten ihm Hinderniſſe entgegen, die er ſeit der Breitenfelder Schlacht nicht zu bekämpfen gehabt hatte, und wenig fehlte, daß die Wälle von Ingolſtadt nicht das Ziel ſeiner Thaten wurden. Beim Recognoſciren der Feſtung ſtreckte ein Vierundzwanzigpfünder ſein

Pferd unter ihm in den Staub, daß er zu Boden ſtürzte, und kurz darauf ward ſein Liebling, der junge Markgraf von Baden, durch eine Stückkugel von ſeiner Seite weggeriſſen. Mit ſchneller Faſſung erhob ſich der König wieder, und beruhigte ſein erſchrockenes Volk, indem er ſogleich auf einem andern Pferde ſeinen Weg fortſetzte.

Die Beſitznehmung der Bayern von Regensburg, welche Reichsſtadt der Churfürſt, dem Rath des Tilly gemäß, durch Liſt überraſchte und durch eine ſtarke Beſatzung in ſeinen Feſſeln hielt, änderte ſchnell den Kriegsplan des Königs. Er ſelbſt hatte ſich mit der Hoffnung geſchmeichelt, dieſe proteſtantiſch geſinnte Reichsſtadt in ſeine Gewalt zu bekommen, und an ihr eine nicht minder ergebene Bundesgenoſſin als an Nürnberg, Augsburg und Frankfurt zu finden. Die Unterjochung derſelben durch die Bayern entfernte auf lange Zeit die Erfüllung ſeines vornehmſten Wunſches, ſich der Donau zu bemächtigen und ſeinem Gegner alle Hülfe von Böhmen aus abzuſchneiden. Schnell verließ er Ingolſtadt, an deſſen Wällen er Zeit und Volk fruchtlos verſchwendete, und drang in das Innerſte von Bayern, um den Churfürſten zur Beſchützung ſeiner Staaten herbei zu locken, und ſo die Ufer der Donau von ihren Vertheidigern zu entblößen.

Das ganze Land bis München lag dem Eroberer offen. Landshut, Moosburg, das ganze Stift Freiſingen unterwarfen ſich ihm; nichts konnte ſeinen Waffen widerſtehn. Fand er aber gleich keine ordentliche Kriegsmacht auf ſeinem Wege, ſo hatte er in der Bruſt jedes Bayern einen deſto unverſöhnlichern Feind, den Religionsfanatiſmus, zu bekämpfen. Soldaten, die nicht an den Papſt glaubten, waren auf dieſem Boden eine neue, eine unerhörte Erſcheinung; der blinde Eifer der Pfaffen hatte ſie dem Landmann als Ungeheuer, als Kinder der Hölle, und ihren Anführer als den Antichriſt abgeſchildert. Kein Wunder, wenn man ſich von allen Pflichten der Natur und der Menſchlichkeit gegen dieſe Satansbrut losſprach und zu den ſchrecklichſten Gewaltthaten ſich berechtigt glaubte. Wehe dem ſchwediſchen Soldaten, der einem Haufen dieſer Wilden einzeln in die Hände fiel! Alle Martern, welche die erfinderiſche Wuth nur erdenken mag, wurden an dieſen unglücklichen Schlachtopfern ausgeübt, und der Anblick ihrer verſtümmelten Körper entflammte die Armee zu einer ſchrecklichen Wiedervergeltung. Nur Guſtav Adolph befleckte durch keine Handlung der Rache ſeinen Heldencharakter, und das ſchlechte Vertrauen der Bayern zu ſeinem Chriſtenthum, weit entfernt, ihn von den Vorſchriften der Menſchlichkeit gegen dieſes unglückliche Volk zu entbinden, machte es ihm vielmehr zu der heiligſten Pflicht, durch eine deſto ſtrengere Mäßigung ſeinen Glauben zu ehren.

Die Annäherung des Königs verbreitete Schrecken und Furcht in der Hauptſtadt, die, von Vertheidigern entblößt und von den vornehmſten Einwohnern verlaſſen, bei der Großmuth des Siegers allein ihre Rettung ſuchte. Durch eine unbedingte freiwillige Unterwerfung hoffte ſie ſeinen Zorn zu beſänftigen, und ſchickte ſchon bis Freiſingen Deputirte voraus, ihm ihre

Thorſchlüſſel zu Füßen zu legen. Wie ſehr auch der König durch die Unmenſchlichkeit der Bayern und durch die feindſelige Geſinnung ihres Herrn zu einem grauſamen Gebrauch ſeiner Eroberungsrechte gereizt, wie dringend er, ſelbſt von Deutſchen, beſtürmt wurde, Magdeburgs Schickſal an der Reſidenz ihres Zerſtörers zu ahnden, ſo verachtete doch ſein großes Herz dieſe niedrige Rache, und die Wehrloſigkeit des Feindes entwaffnete ſeinen Grimm. Zufrieden mit dem edleren Triumph, den Pfalzgrafen Friedrich mit ſiegreichem Pomp in die Reſidenz deſſelben Fürſten zu führen, der das vornehmſte Werkzeug ſeines Falls und der Räuber ſeiner Staaten war, erhöhte er die Pracht ſeines Einzugs durch den ſchönern Glanz der Mäßigung und der Milde.

Der König fand in München nur einen verlaſſenen Pallaſt, denn die Schätze des Churfürſten hatte man nach Werfen geflüchtet. Die Pracht des churfürſtlichen Schloſſes ſetzte ihn in Erſtaunen, und er fragte den Aufſeher, der ihm die Zimmer zeigte, nach dem Namen des Baumeiſters. „Es iſt kein anderer,“ verſetzte dieſer, „als der Churfürſt ſelbſt.“ — „Ich möchte ihn haben, dieſen Baumeiſter,“ erwiderte der König, „um ihn nach Stockholm zu ſchicken.“ — „Davor,“ antwortete jener, „wird ſich der Baumeiſter zu hüten wiſſen.“ — Als man das Zeughaus durchſuchte, fanden ſich bloße Lafetten, zu denen die Kanonen fehlten. Die letztern hatte man ſo künſtlich unter dem Fußboden eingeſcharrt, daß ſich keine Spur davon zeigte, und ohne die Verrätherei eines Arbeiters hätte man den Betrug nie erfahren. „Stehet auf von den Todten,“

rief der König, „und kommet zum Gericht!“ — Der Boden ward aufgeriſſen, und man entdeckte gegen hundert und vierzig Stücke, manche von außerordentlicher Größe, welche größtentheils aus der Pfalz und aus Böhmen erbeutet waren. Ein Schatz von dreißigtauſend Dukaten in Golde, der in einem der größern verſteckt war, machte das Vergnügen vollkommen, womit dieſer koſtbare Fund den König überraſchte.

Aber eine weit willkommnere Erſcheinung würde die bayeriſche Armee ſelbſt ihm geweſen ſeyn, welche aus ihren Verſchanzungen hervorzulocken, er in's Herz von Bayern gedrungen war. In dieſer Erwartung ſah ſich der König betrogen. Kein Feind erſchien, keine noch ſo dringende Aufforderung ſeiner Unterthanen konnte den Churfürſten vermögen, den letzten Ueberreſt ſeiner Macht in einer Feldſchlacht auf's Spiel zu ſetzen. In Regensburg eingeſchloſſen, harrte er auf die Hülfe, welche ihm der Herzog von Friedland von Böhmen aus zuführen ſollte, und verſuchte einſtweilen, bis der erwartete Beiſtand erſchien, durch Erneuerung der Neutralitäts-Unterhandlungen ſeinen Feind außer Thätigkeit zu ſetzen. Aber das zu oft gereizte Mißtrauen des Monarchen vereitelte dieſen Zweck, und die vorſätzliche Zögerung Wallenſteins ließ Bayern unterdeſſen den Schweden zum Raub werden.

So weit war Guſtav Adolph von Sieg zu Sieg, von Eroberung zu Eroberung fortgeſchritten, ohne auf ſeinem Weg einen Feind zu finden, der ihm gewachſen geweſen wäre. Ein Theil von Bayern und Schwaben, Frankens Biſthümer, die untere Pfalz, das Erzſtift

Mainz lagen bezwungen hinter ihm; bis an die Schwelle der öſterreichiſchen Monarchie hatte ein nie unterbrochenes Glück ihn begleitet, und ein glänzender Erfolg den Operationsplan gerechtfertigt, den er ſich nach dem Breitenfelder Siege vorgezeichnet hatte. Wenn es ihm gleich nicht, wie er wünſchte, gelungen war, die gehoffte Vereinigung unter den proteſtantiſchen Reichsſtänden durchzuſetzen, ſo hatte er doch die Glieder der katholiſchen Ligue entwaffnet oder geſchwächt, den Krieg größtentheils auf ihre Koſten beſtritten, die Hülfsquellen des Kaiſers vermindert, den Muth der ſchwächern Stände geſtärkt und durch die gebrandſchatzten Länder der kaiſerlichen Alliirten einen Weg nach den öſterreichiſchen Staaten gefunden. Wo er durch die Gewalt der Waffen keinen Gehorſam erpreſſen konnte, da leiſtete ihm die Freundſchaft der Reichsſtädte, die er durch die vereinigten Bande der Politik und Religion an ſich zu feſſeln gewußt hatte, die wichtigſten Dienſte, und er konnte, ſo lange er die Ueberlegenheit im Felde behielt, Alles von ihrem Eifer erwarten. Durch ſeine Eroberungen am Rhein waren die Spanier von der Unterpfalz abgeſchnitten, wenn ihnen der niederländiſche Krieg auch noch Kräfte ließ, Theil an dem deutſchen zu nehmen; auch der Herzog von Lothringen hatte nach ſeinem verunglückten Feldzuge die Neutralität vorgezogen. Noch ſo viele längs ſeines Zuges durch Deutſchland zurückgelaſſene Beſatzungen hatten ſein Heer nicht vermindert, und noch eben ſo friſch, als es dieſen Zug angetreten hatte, ſtand es jetzt mitten in Bayern, entſchloſſen und gerüſtet, den Krieg in das Innerſte von Oeſterreich zu wälzen.

Während daß **Guſtav Adolph** den Krieg im Reiche mit ſolcher Ueberlegenheit führte, hatte das Glück ſeinen Bundesgenoſſen, den Churfürſten von Sachſen, auf einem andern Schauplatz nicht weniger begünſtigt. Man erinnert ſich, daß bei der Berathſchlagung, welche nach der Leipziger Schlacht zwiſchen beiden Fürſten zu Halle angeſtellt worden, die Eroberung Böhmens dem Churfürſten von Sachſen zum Antheil fiel, indem der König für ſich ſelbſt den Weg nach den liguiſtiſchen Ländern erwählte. Die erſte Frucht, welche der Churfürſt von dem Siege bei Breitenfeld erntete, war die Wiedereroberung von Leipzig, worauf in kurzer Zeit die Befreiung des ganzen Kreiſes von den kaiſerlichen Beſatzungen folgte. Durch die Mannſchaft verſtärkt, welche von der feindlichen Garniſon zu ihm übertrat, richtete der ſächſiſche General von **Arnheim** ſeinen Marſch nach der Lauſitz, welche Provinz ein kaiſerlicher General, **Rudolph von Tieſenbach**, mit einer Armee überſchwemmt hatte, den Churfürſten von Sachſen wegen ſeines Uebertritts zu der Partei des Feindes zu züchtigen. Schon hatte er in dieſer ſchlecht vertheidigten Provinz die gewöhnlichen Verwüſtungen angefangen, mehrere Städte erobert und Dresden ſelbſt durch ſeine drohende Annäherung erſchreckt. Aber dieſe reißenden Fortſchritte hemmte plötzlich ein ausdrücklicher wiederholter Befehl des Kaiſers, alle ſächſiſchen Beſitzungen mit Krieg zu verſchonen.

Zu ſpät erkannte **Ferdinand** die fehlerhafte Politik, die ihn verleitet hatte, den Churfürſten von Sachſen auf's Aeußerſte zu bringen, und dem König von

Schweden dieſen wichtigen Bundesgenoſſen gleichſam mit Gewalt zuzuführen. Was er durch einen unzeitigen Trotz verdarb, wollte er jetzt durch eine eben ſo übel angebrachte Mäßigung wieder gut machen, und er beging einen zweiten Fehler, indem er den erſten verbeſſern wollte. Seinem Feinde einen ſo mächtigen Alliirten zu rauben, erneuerte er durch Vermittelung der Spanier die Unterhandlungen mit dem Churfürſten, und, den Fortgang derſelben zu erleichtern, mußte Tiefenbach ſogleich alle ſächſiſchen Länder verlaſſen. Aber dieſe Demüthigung des Kaiſers, weit entfernt, die gehoffte Wirkung hervorzubringen, entdeckte dem Churfürſten nur die Verlegenheit ſeines Feindes und ſeine eigene Wichtigkeit, und ermunterte ihn vielmehr, die errungenen Vortheile deſto lebhafter zu verfolgen. Wie konnte er auch, ohne ſich durch den ſchändlichſten Undank verächtlich zu machen, einem Alliirten entſagen, dem er die heiligſten Verſicherungen ſeiner Treue gegeben, dem er für die Rettung ſeiner Staaten, ja ſelbſt ſeines Churhuts verpflichtet war?

Die ſächſiſche Armee, des Zugs nach der Lauſitz überhoben, nahm alſo ihren Weg nach Böhmen, wo ein Zuſammenfluß günſtiger Ereigniſſe ihr im Voraus den Sieg zu verſichern ſchien. Noch immer glimmte in dieſem Königreiche, dem erſten Schauplatz dieſes verderblichen Kriegs, das Feuer der Zwietracht unter der Aſche, und durch den fortgeſetzten Druck der Tyrannei wurde dem Unwillen der Nation mit jedem Tage neue Nahrung gegeben. Wohin man die Augen richtete, zeigte dieſes unglückliche Land Spuren der traurigſten Veränderung. Ganze Ländereien hatten ihre Beſitzer gewechſelt und ſeufzten unter dem verhaßten Joche katholiſcher Herren, welche die Gunſt des Kaiſers und der Jeſuiten mit dem Raube der vertriebenen Proteſtanten bekleidet hatte. Andere hatten das öffentliche Elend benutzt, die eingezogenen Güter der Verwieſenen um geringe Preiſe an ſich zu kaufen. Das Blut der vornehmſten Freiheitsverfechter war auf Henkerbühnen verſpritzt worden, und welche durch eine zeitige Flucht dem Verderben entrannen, irrten ferne von ihrer Heimath im Elend umher, während daß die geſchmeidigen Sklaven des Despotismus ihr Erbe verſchwelgten. Unerträglicher als der Druck dieſer kleinen Tyrannen war der Gewiſſenszwang, welcher die ganze proteſtantiſche Partei dieſes Königreichs ohne Unterſchied belaſtete. Keine Gefahr von Außen, keine noch ſo ernſtliche Widerſetzung der Nation, keine noch ſo abſchreckende Erfahrung hatte dem Bekehrungseifer der Jeſuiten ein Ziel ſetzen können: wo der Weg der Güte nichts fruchtete, bediente man ſich ſoldatiſcher Hülfe, die Verirrten in den Schafſtall der Kirche zurück zu ängſtigen. Am härteſten traf dieſes Schickſal die Bewohner des Joachimthals, im Grenzgebirge zwiſchen Böhmen und Meißen. Zwei kaiſerliche Commiſſarien, durch eben ſo viele Jeſuiten und fünfzehn Musketiere unterſtützt, zeigten ſich in dieſem friedlichen Thale, das Evangelium den Ketzern zu predigen. Wo die Beredſamkeit der erſtern nicht zulangte, ſuchte man durch gewaltſame Einquartierung der letztern in die Häuſer, durch angedrohte Verbannung, durch Geldſtrafen ſeinen

Zweck durchzuſetzen. Aber für diesmal ſiegte die gute Sache, und der herzhafte Widerſtand dieſes kleinen Volks nöthigte den Kaiſer, ſein Bekehrungsmandat ſchimpflich zurückzunehmen. Das Beiſpiel des Hofes diente den Katholiken des Königreichs zur Richtſchnur ihres Betragens und rechtfertigte alle Arten der Unterdrückung, welche ihr Uebermuth gegen die Proteſtanten auszuüben verſucht war. Kein Wunder, wenn dieſe ſchwer verfolgte Partei einer Veränderung günſtig wurde, und ihrem Befreier, der ſich jetzt an der Grenze zeigte, mit Sehnſucht entgegen ſah.

Schon war die ſächſiſche Armee im Anzuge gegen Prag. Aus allen Plätzen, vor denen ſie erſchien, waren die kaiſerlichen Beſatzungen gewichen. Schlöckenau, Teſchen, Außig, Leutmeritz fielen ſchnell nach einander in Feindes Hand, jeder katholiſche Ort wurde der Plünderung preisgegeben. Schrecken ergriff alle Papiſten des Königreichs, und eingedenk der Mißhandlung, welche ſie an den Evangeliſchen ausgeübt hatten, wagten ſie es nicht, die rächende Ankunft eines proteſtantiſchen Heeres zu erwarten. Alles, was katholiſch war und etwas zu verlieren hatte, eilte vom Lande nach der Hauptſtadt, um auch die Hauptſtadt eben ſo ſchnell wieder zu verlaſſen. Prag ſelbſt war auf keinen Angriff bereitet, und an Mannſchaft zu arm, um eine lange Belagerung aushalten zu können. Zu ſpät hatte man ſich am Hofe des Kaiſers entſchloſſen, den Feldmarſchall Tiefenbach zu Vertheidigung dieſer Hauptſtadt herbei zu rufen. Ehe der kaiſerliche Befehl die Standquartiere dieſes Generals in Schleſien erreichte, waren die Sachſen nicht ferne mehr von Prag, die halb proteſtantiſche Bürgerſchaft verſprach wenig Eifer, und die ſchwache Garniſon ließ keinen langen Widerſtand hoffen. In dieſer ſchrecklichen Bedrängniß erwarteten die katholiſchen Einwohner ihre Rettung von Wallenſtein, der in den Mauern dieſer Stadt als Privatmann lebte. Aber weit entfernt, ſeine Kriegserfahrung und das Gewicht ſeines Anſehens zu Erhaltung der Stadt anzuwenden, ergriff er vielmehr den willkommenen Augenblick, ſeine Rache zu befriedigen. Wenn Er es auch nicht war, der die Sachſen nach Prag lockte, ſo war es doch gewiß ſein Betragen, was ihnen die Einnahme dieſer Stadt erleichterte. Wie wenig dieſe auch zu einem langen Widerſtande geſchickt war, ſo fehlte es ihr dennoch nicht an Mitteln, ſich bis zur Ankunft eines Entſatzes zu behaupten; und ein kaiſerlicher Obriſter, Graf Maradas, bezeigte wirklich Luſt, ihre Vertheidigung zu übernehmen. Aber ohne Commando, und durch nichts als ſeinen Eifer und ſeine Tapferkeit zu dieſem Wageſtück aufgefordert, unterſtand er ſich nicht, es auf eigene Gefahr, ohne die Beiſtimmung eines Höhern, in's Werk zu ſetzen. Er ſuchte alſo Rath bei dem Herzog von Friedland, deſſen Billigung den Mangel einer kaiſerlichen Vollmacht erſetzte, und an den die böhmiſche Generalität durch einen ausdrücklichen Befehl vom Hofe in dieſer Extremität angewieſen war. Aber argliſtig hüllte ſich dieſer in ſeine Dienſtloſigkeit und ſeine gänzliche Zurückziehung von der politiſchen Bühne, und ſchlug die Entſchloſſenheit des Subalternen durch die Bedenklichkeit darnieder, die er, als der Mächtige, blicken ließ. Die Muthloſigkeit allgemein und vollkommen zu machen, verließ er endlich gar mit ſeinem ganzen Hofe die Stadt, ſo wenig er auch bei Einnahme derſelben von dem Feinde zu fürchten hatte; und ſie ging eben dadurch verloren, daß er ſie durch ſeinen Abzug verloren gab. Seinem Beiſpiel folgte der ganze katholiſche Adel, die Generalität mit den Truppen, die Geiſtlichkeit, alle Beamten der Krone; die ganze Nacht brachte man damit zu, ſeine Perſon, ſeine Güter zu flüchten. Alle Straßen bis nach Wien waren mit Fliehenden angefüllt, die ſich nicht eher als in der Kaiſerſtadt von ihrem Schrecken erholten. Maradas ſelbſt, an Prags Errettung verzweifelnd, folgte den Uebrigen, und führte ſeine kleine Mannſchaft bis Tabor, wo er den Ausgang erwarten wollte.

Tiefe Stille herrſchte in Prag, als die Sachſen am andern Morgen davor erſchienen; keine Anſtalt zur Vertheidigung, nicht ein einziger Schuß von den Wällen, der eine Gegenwehr der Bewohner verkündigte. Vielmehr ſammelte ſich eine Menge von Zuſchauern um ſie her, welche die Neugier aus der Stadt gelockt hatte, das feindliche Heer zu betrachten; und die friedliche Vertraulichkeit, womit ſie ſich näherten, glich vielmehr einer freundſchaftlichen Begrüßung, als einem feindlichen Empfange. Aus dem übereinſtimmenden Berichte dieſer Leute erfuhr man, daß die Stadt leer an Soldaten und die Regierung nach Budweiß geflüchtet ſey. Dieſer unerwartete, unerklärbare Mangel an Widerſtand erregte Arnheims Mißtrauen um ſo mehr, da ihm die eilfertige Annäherung des Entſatzes aus Schleſien kein

Geheimniß, und die ſächſiſche Armee mit Belagerungs-Werkzeugen zu wenig verſehen, auch an Anzahl bei weitem zu ſchwach war, um eine ſo große Stadt zu beſtürmen. Vor einem Hinterhalt bange, verdoppelte er ſeine Wachſamkeit; und er ſchwebte in dieſer Furcht, bis ihm der Haushofmeiſter des Herzogs von Friedland, den er unter dem Haufen entdeckte, dieſe unglaubliche Nachricht bekräftigte. „Die Stadt iſt ohne Schwertſtreich unſer,“ rief er jetzt voll Verwunderung ſeinen Oberſten zu, und ließ ſie unverzüglich durch einen Trompeter auffordern.

Die Bürgerſchaft von Prag, von ihren Vertheidigern ſchimpflich im Stich gelaſſen, hatte ihren Entſchluß längſt gefaßt, und es kam bloß darauf an, Freiheit und Eigenthum durch eine vortheilhafte Kapitulation in Sicherheit zu ſetzen. Sobald dieſe von dem ſächſiſchen General im Namen ſeines Herrn unterzeichnet war, öffnete man ihm ohne Widerſetzung die Thore, und die Armee hielt am 11. November des Jahrs 1631 ihren triumphirenden Einzug. Bald folgte der Churfürſt ſelbſt nach, um die Huldigung ſeiner neuen Schutzbefohlenen in Perſon zu empfangen; denn nur unter dieſem Namen hatten ſich ihm die drei Prager Städte ergeben; ihre Verbindung mit der öſterreichiſchen Monarchie ſollte durch dieſen Schritt nicht zerriſſen ſeyn. So übertrieben groß die Furcht der Papiſten vor den Repreſſalien der Sachſen geweſen war, ſo angenehm überraſchte ſie die Mäßigung des Churfürſten und die gute Mannszucht der Truppen. Beſonders legte der Feldmarſchall von Arnheim ſeine Ergebenheit gegen den Herzog von Friedland bei dieſer Gelegenheit an den Tag. Nicht zufrieden, alle Ländereien deſſelben auf ſeinem Hermarſch verſchont zu haben, ſtellte er jetzt noch Wachen an ſeinen Pallaſt, damit ja nichts daraus entwendet würde. Die Katholiken der Stadt erfreuten ſich der vollkommenſten Gewiſſensfreiheit, und von allen Kirchen, welche ſie den Proteſtanten entriſſen hatten, wurden dieſen nur vier zurückgegeben. Die Jeſuiten allein, welchen die allgemeine Stimme alle bisherigen Bedrückungen Schuld gab, waren von dieſer Duldung ausgeſchloſſen und mußten das Königreich meiden.

Johann Georg verläugnete ſelbſt als Sieger die Demuth und Unterwürfigkeit nicht, die ihm der kaiſerliche Name einflößte, und was ſich ein kaiſerlicher General, wie **Tilly** und **Wallenſtein**, zu Dresden gegen ihn unfehlbar würde herausgenommen haben, erlaubte er ſich zu Prag nicht gegen den Kaiſer. Sorgfältig unterſchied er den Feind, mit dem er Krieg führte, von dem Reichsoberhaupt, dem er Ehrfurcht ſchuldig war. Er unterſtand ſich nicht, das Hausgeräth des letztern zu berühren, indem er ſich ohne Bedenken die Kanonen des erſtern als gute Beute zueignete und ſie nach Dresden bringen ließ. Nicht im kaiſerlichen Pallaſt, ſondern im Lichtenſteiniſchen Hauſe nahm er ſeine Wohnung, zu beſcheiden, die Zimmer desjenigen zu beziehen, dem er ein Königreich entriß. Würde uns dieſer Zug von einem groſſen Mann und einem Helden berichtet, er würde uns mit Recht zur Bewunderung hinreiſſen. Der Charakter des Fürſten, bei dem er gefunden wird, berechtigt uns zu dem Zweifel, ob wir in dieſer Enthaltung mehr den ſchönen Sieg der Beſcheidenheit ehren, oder die kleinliche Geſinnung des ſchwachen Geiſtes bemitleiden ſollen, den das Glück ſelbſt nie kühn macht und die Freiheit ſelbſt nie der gewohnten Feſſeln entledigt.

Die Einnahme von Prag, auf welche in kurzer Zeit die Unterwerfung der mehrſten Städte folgte, bewirkte eine ſchnelle und große Veränderung in dem Königreiche. Viele von dem proteſtantiſchen Adel, welche bisher im Elend herumgeirrt waren, fanden ſich wieder in ihrem Vaterlande ein, und der Graf von Thurn, der berüchtigte Urheber des böhmiſchen Aufruhrs, erlebte die Herrlichkeit, auf dem ehemaligen Schauplatze ſeines Verbrechens und ſeiner Verurtheilung ſich als Sieger zu zeigen. Ueber dieſelbe Brücke, wo ihm die aufgeſpießten Köpfe ſeiner Anhänger das ihn ſelbſt erwartende Schickſal furchtbar vor Augen malten, hielt er jetzt ſeinen triumphirenden Einzug, und ſein erſtes Geſchäft war, dieſe Schreckbilder zu entfernen. Die Verwieſenen ſetzten ſich ſogleich in Beſitz ihrer Güter, deren jetzige Eigenthümer die Flucht ergriffen hatten. Unbekümmert, wer dieſen die aufgewandten Summen erſtatten würde, riſſen ſie Alles, was ihre geweſen war, an ſich, auch wenn ſie ſelbſt den Kaufpreis dafür gezogen hatten, und Mancher unter ihnen fand Urſache, die gute Wirthſchaft der bisherigen Verwaltung zu rühmen. Felder und Heerden hatten unterdeſſen in der zweiten Hand vortrefflich gewuchert. Mit dem koſtbarſten Hausrath waren die Zimmer geſchmückt, die Keller, welche ſie leer verlaſſen hatten, reichlich gefüllt.

die Ställe bevölkert, die Magazine beladen. Aber mißtrauiſch gegen ein Glück, das ſo unverhofft auf ſie hereinſtürmte, eilten ſie, dieſe unſichern Beſitzungen wieder loszuſchlagen und den unbeweglichen Segen in bewegliche Güter zu verwandeln.

Die Gegenwart der Sachſen belebte den Muth aller Proteſtantiſchgeſinnten des Königreichs, und auf dem Lande wie in der Hauptſtadt ſah man ganze Schaaren zu den neu eröffneten evangeliſchen Kirchen eilen. Viele, welche nur die Furcht im Gehorſam gegen das Papſtthum erhalten hatte, wandten ſich jetzt öffentlich zu der neuen Lehre, und manche der neubekehrten Katholiken ſchwuren freudig ein erzwungenes Bekenntniß ab, um ihren frühern Ueberzeugungen zu folgen. Alle bewieſene Duldſamkeit der neuen Regierung konnte den Ausbruch des gerechten Unwillens nicht verhindern, den dieſes mißhandelte Volk die Unterdrücker ſeiner heiligſten Freiheit empfinden ließ. Fürchterlich bediente es ſich ſeiner wieder erlangten Rechte, und ſeinen Haß gegen die aufgedrungene Religion ſtillte an manchen Orten nur das Blut ihrer Verkündiger.

Unterdeſſen war der Succurs, den die kaiſerlichen Generale, von Götz und von Tiefenbach, aus Schleſien herbeiführten, in Böhmen angelangt, wo einige Regimenter des Grafen Tilly aus der obern Pfalz zu ihm ſtießen. Ihn zu zerſtreuen, ehe ſich ſeine Macht vermehrte, rückte Arnheim mit einem Theil der Armee aus Prag ihm entgegen und that bei Limburg an der Elbe einen muthigen Angriff auf ſeine Verſchanzungen. Nach einem hitzigen Gefechte ſchlug er endlich, nicht ohne groſſen Verluſt, die Feinde aus ihrem befeſtigten Lager, und zwang ſie durch die Heftigkeit ſeines Feuers, den Rückweg über die Elbe zu nehmen und die Brücke abzubrechen, die ſie herüber gebracht hatte. Doch konnte er nicht verhindern, daß ihm die Kaiſerlichen nicht in mehrern kleinen Gefechten Abbruch thaten und die Kroaten ſelbſt bis an die Thore von Prag ihre Streifereien erſtreckten. Wie glänzend und viel verſprechend auch die Sachſen den böhmiſchen Feldzug eröffnet hatten, ſo rechtfertigte der Erfolg doch keineswegs Guſtav Adolphs Erwartungen. Anſtatt mit unaufhaltſamer Gewalt die errungenen Vortheile zu verfolgen, durch das bezwungene Böhmen ſich zu der ſchwediſchen Armee durchzuſchlagen und in Vereinigung mit ihr den Mittelpunkt der kaiſerlichen Macht anzugreifen, ſchwächten ſie ſich in einem anhaltenden kleinen Krieg mit dem Feinde, wobei der Vortheil nicht immer auf ihrer Seite war und die Zeit für eine gröſſere Unternehmung fruchtlos verſchwendet wurde. Aber Johann Georgs nachfolgendes Betragen deckte die Triebfedern auf, welche ihn abgehalten hatten, ſich ſeines Vortheils über den Kaiſer zu bedienen und die Entwürfe des Königs von Schweden durch eine zweckmäſſige Wirkſamkeit zu befördern.

Der gröſte Theil von Böhmen war jetzt für den Kaiſer verloren und die Sachſen von dieſer Seite her gegen Oeſterreich im Anzug, während daß der ſchwediſche Monarch durch Franken, Schwaben und Bayern nach den kaiſerlichen Erbſtaaten einen Weg ſich bahnte. Ein langer Krieg hatte die Kräfte der öſterreichiſchen

Monarchie verzehrt, die Länder erſchöpft, die Armeen vermindert. Dahin war der Ruhm ihrer Siege, das Vertrauen auf Unüberwindlichkeit, der Gehorſam, die gute Mannszucht der Truppen, welche dem ſchwediſchen Heerführer eine ſo entſchiedene Ueberlegenheit im Felde verſchaffte. Entwaffnet waren die Bundesgenoſſen des Kaiſers, oder die auf ſie ſelbſt hereinſtürmende Gefahr hatte ihre Treue erſchüttert. Selbſt Maximilian von Bayern, Oeſterreichs mächtigſte Stütze, ſchien den verführeriſchen Einladungen zur Neutralität nachzugeben; die verdächtige Allianz dieſes Fürſten mit Frankreich hatte den Kaiſer längſt ſchon mit Beſorgniſſen erfüllt. Die Biſchöfe von Würzburg und Bamberg, der Churfürſt von Mainz, der Herzog von Lothringen, waren aus ihren Ländern vertrieben, oder doch gefährlich bedroht; Trier ſtand im Begriff, ſich unter franzöſiſchen Schutz zu begeben. Spaniens Waffen beſchäftigte die Tapferkeit der Holländer in den Niederlanden, während daß Guſtav Adolph ſie vom Rheinſtrom zurückſchlug; Polen feſſelte noch der Stillſtand mit dieſem Fürſten. Die ungariſchen Grenzen bedrohte der ſiebenbürgiſche Fürſt Ragotzy, ein Nachfolger Bethlen Gabors und der Erbe ſeines unruhigen Geiſtes; die Pforte ſelbſt machte bedenkliche Zurüſtungen, den günſtigen Zeitpunkt zu nutzen. Die mehrſten proteſtantiſchen Reichsſtände, kühn gemacht durch das Waffenglück ihres Beſchützers, hatten öffentlich und thätlich gegen den Kaiſer Partei ergriffen. Alle Hülfsquellen, welche ſich die Frechheit eines Tilly und Wallenſtein durch gewaltſame Erpreſſungen in dieſen Ländern geöffnet hatte, waren nunmehr vertrocknet, alle dieſe Werbeplätze, dieſe Magazine, dieſe Zufluchtsörter für den Kaiſer verloren, und der Krieg konnte nicht mehr wie vormals auf fremde Koſten beſtritten werden. Seine Bedrängniſſe vollkommen zu machen, entzündet ſich im Lande ob der Enns ein gefährlicher Aufruhr; der unzeitige Bekehrungseifer der Regierung bewaffnet das proteſtantiſche Landvolk und der Fanatismus ſchwingt ſeine Fackel, indem der Feind ſchon an den Pforten des Reiches ſtürmt. Nach einem ſo langen Glücke, nach einer ſo glänzenden Reihe von Siegen, nach ſo herrlichen Eroberungen, nach ſo viel unnütz verſpritztem Blute, ſieht ſich der öſterreichiſche Monarch zum zweiten Male an denſelben Abgrund geführt, in den er beim Antritt ſeiner Regierung zu ſtürzen drohte. Ergriff Bayern die Neutralität, widerſtand Churſachſen der Verführung, und entſchloß ſich Frankreich, die ſpaniſche Macht zugleich in den Niederlanden, in Italien und Katalonien anzufallen, ſo ſtürzte der ſtolze Bau von Oeſterreichs Größe zuſammen, die alliirten Kronen theilten ſich in ſeinen Raub und der deutſche Staatskörper ſah einer gänzlichen Verwandlung entgegen.

Die ganze Reihe dieſer Unglücksfälle begann mit der Breitenfelder Schlacht, deren unglücklicher Ausgang den längſt ſchon entſchiedenen Verfall der öſterreichiſchen Macht, den bloß der täuſchende Schimmer eines groſſen Namens verſteckt hatte, ſichtbar machte. Ging man zu den Urſachen zurück, welche den Schweden eine furchtbare Ueberlegenheit im Felde verſchafften, ſo fand man ſie größtentheils in der unumſchränkten

Gewalt ihres Anführers, der alle Kräfte ſeiner Partei in einem einzigen Punkt vereinigte, und, durch keine höhere Autorität in ſeinen Unternehmungen gefeſſelt, vollkommener Herr jedes günſtigen Augenblicks, alle Mittel zu ſeinem Zwecke beherrſchte, und von Niemand als ſich ſelbſt Geſetze empfing. Aber ſeit Wallenſteins Abdankung und Tillys Niederlage zeigte ſich auf Seiten des Kaiſers und der Ligue von dieſem Allem gerade das Widerſpiel. Den Generalen gebrach es an Anſehen bei den Truppen und an der ſo nöthigen Freiheit zu handeln, den Soldaten an Gehorſam und Mannszucht, den zerſtreuten Corps an übereinſtimmender Wirkſamkeit, den Ständen an gutem Willen, den Oberhäuptern an Eintracht, an Schnelligkeit des Entſchluſſes und an Feſtigkeit bei Vollſtreckung deſſelben. Nicht ihre größere Macht, nur der beſſere Gebrauch, den ſie von ihren Kräften zu machen wußten, war es, was den Feinden des Kaiſers ein ſo entſchiedenes Uebergewicht gab. Nicht an Mitteln, nur an einem Geiſte, der, ſie anzuwenden Fähigkeit und Vollmacht beſaß, fehlte es der Ligue und dem Kaiſer. Hätte Graf Tilly auch nie ſeinen Ruhm verloren, ſo ließ das Mißtrauen gegen Bayern doch nicht zu, das Schickſal der Monarchie in die Hände eines Mannes zu geben, der ſeine Anhänglichkeit an das bayeriſche Haus nie verläugnete. Ferdinands dringendſtes Bedürfniß war alſo ein Feldherr, der gleich viel Erfahrenheit beſaß, eine Armee zu bilden und anzuführen, und der ſeine Dienſte dem öſterreichiſchen Hauſe mit blinder Ergebenheit widmete.

Die Wahl eines ſolchen war es, was nunmehr den geheimen Rath des Kaiſers beſchäftigte und die Mitglieder deſſelben unter einander entzweite. Einen König dem andern gegenüber zu ſtellen und durch die Gegenwart ihres Herrn den Muth der Truppen zu entflammen, ſtellte ſich Ferdinand im erſten Feuer des Affekts ſelbſt als den Führer ſeiner Armee dar; aber es koſtete wenig Mühe, einen Entſchluß umzuſtoßen, den nur Verzweiflung eingab und das erſte ruhige Nachdenken widerlegte. Doch was dem Kaiſer ſeine Würde und die Laſt des Regentenamts verbot, erlaubten die Umſtände ſeinem Sohne, einem Jüngling von Fähigkeit und Muth, auf den die öſterreichiſchen Unterthanen mit frohen Hoffnungen blickten. Schon durch ſeine Geburt zur Vertheidigung einer Monarchie aufgefordert, von deren Kronen er zwei ſchon auf ſeinem Haupte trug, verband Ferdinand der Dritte, König von Böhmen und Ungarn, mit der natürlichen Würde des Thronfolgers die Achtung der Armeen und die volle Liebe der Völker, deren Beiſtand ihm zur Führung des Krieges ſo unentbehrlich war. Der geliebte Thronfolger allein durfte es wagen, dem hart beſchwerten Unterthan neue Laſten aufzulegen; nur ſeiner perſönlichen Gegenwart bei der Armee ſchien es aufbehalten zu ſeyn, die verderbliche Eiferſucht der Häupter zu erſticken und die erſchlaffte Mannszucht der Truppen durch die Kraft ſeines Namens zu der vorigen Strenge zurückzuführen. Gebrach es auch dem Jünglinge noch an der nöthigen Reife des Urtheils, Klugheit und Kriegserfahrung, welche nur durch Uebung erworben wird, ſo konnte man dieſen Mangel durch eine glückliche Wahl von Rathgebern und Gehülfen erſetzen, die man unter der Hülle ſeines Namens mit der höchſten Autorität bekleidete.

So ſcheinbar die Gründe waren, womit ein Theil der Miniſter dieſen Vorſchlag unterſtützte, ſo große Schwierigkeiten ſetzte ihm das Mißtrauen, vielleicht auch die Eiferſucht des Kaiſers und die verzweifelte Lage der Dinge entgegen. Wie gefährlich war es, das ganze Schickſal der Monarchie einem Jüngling anzuvertrauen, der fremder Führung ſelbſt ſo bedürftig war! Wie gewagt, dem größten Feldherrn ſeines Jahrhunderts einen Anfänger entgegen zu ſtellen, deſſen Fähigkeit zu dieſem wichtigen Poſten noch durch keine Unternehmung geprüft, deſſen Name, von dem Ruhme noch nie genannt, viel zu kraftlos war, um der muthloſen Armee im Voraus den Sieg zu verbürgen! Welche neue Laſt zugleich für den Unterthan, den koſtbaren Staat zu beſtreiten, der einem königlichen Heerführer zukam, und den der Wahn des Zeitalters mit ſeiner Gegenwart beim Heere unzertrennlich verknüpfte! Wie bedenklich endlich für den Prinzen ſelbſt, ſeine politiſche Laufbahn mit einem Amte zu eröffnen, das ihn zur Geißel ſeines Volks und zum Unterdrücker der Länder machte, die er künftig beherrſchen ſollte!

Und dann war es noch nicht damit gethan, den Feldherrn für die Armee aufzuſuchen; man mußte auch die Armee für den Feldherrn finden. Seit Wallenſteins gewaltſamer Entfernung hatte ſich der Kaiſer mehr mit liguiſtiſcher und bayeriſcher Hülfe als durch eigene Armeen vertheidigt, und eben dieſe Abhängigkeit von zweideutigen Freunden war es ja, der man durch Aufſtellung eines eigenen Generals zu entfliehen ſuchte. Welche Möglichkeit aber, ohne die alles zwingende Macht des Goldes und ohne den begeiſternden Namen eines ſiegreichen Feldherrn eine Armee aus dem Nichts hervorzurufen — und eine Armee, die es an Mannszucht, an kriegeriſchem Geiſt und an Fertigkeit mit den geübten Schaaren des nordiſchen Eroberers aufnehmen konnte? In ganz Europa war nur ein Einziger Mann, der ſolch eine That gethan, und dieſem Einzigen hatte man eine tödtliche Kränkung bewieſen.

Jetzt endlich war der Zeitpunkt herbeigerückt, der dem beleidigten Stolze des Herzogs von Friedland eine Genugthuung ohne Gleichen verſchaffte. Das Schickſal ſelbſt hatte ſich zu ſeinem Rächer aufgeſtellt, und eine ununterbrochene Reihe von Unglücksfällen, die ſeit dem Tage ſeiner Abdankung über Oeſterreich hereinſtürmte, dem Kaiſer ſelbſt das Geſtändniß entriſſen, daß mit dieſem Feldherrn ſein rechter Arm ihm abgehauen worden ſey. Jede Niederlage ſeiner Truppen erneuerte dieſe Wunde, jeder verlorne Platz warf dem betrogenen Monarchen ſeine Schwäche und ſeinen Undank vor. Glücklich genug, hätte er in dem beleidigten General nur einen Anführer ſeiner Heere, nur einen Vertheidiger ſeiner Staaten verloren — aber er fand in ihm einen Feind, und den gefährlichſten von allen, weil er gegen den Streich des Verräthers am wenigſten vertheidigt war.

Entfernt von der Kriegsbühne und zu einer folternden Unthätigkeit verurtheilt, während daß ſeine

Nebenbuhler auf dem Felde des Ruhms ſich Lorbeern ſammelten, hatte der ſtolze Herzog dem Wechſel des Glücks mit verſtellter Gelaſſenheit zugeſehen, und im ſchimmernden Gepränge eines Theaterhelden die düſtern Entwürfe ſeines arbeitenden Geiſtes verborgen. Von einer glühenden Leidenſchaft aufgerieben, während daß eine fröhliche Außenſeite Ruhe und Mäßigung log, brütete er ſtill die ſchreckliche Geburt der Rachbegierde und Ehrſucht zur Reife, und näherte ſich langſam aber ſicher, dem Ziele. Erloſchen war Alles in ſeiner Erinnerung, was er durch den Kaiſer geworden war; nur was er für den Kaiſer gethan hatte, ſtand mit glühenden Zügen in ſein Gedächtniß geſchrieben. Seinem unerſättlichen Durſt nach Größe und Macht war der Undank des Kaiſers willkommen, der ſeinen Schuldbrief zu zerreißen und ihn jeder Pflicht gegen den Urheber ſeines Glücks zu entbinden ſchien. Entſündigt und gerechtfertigt erſchienen ihm jetzt die Entwürfe ſeiner Ehrſucht im Gewand einer rechtmäßigen Wiedervergeltung. In eben dem Maß, als ſein äußerer Wirkungskreis ſich verengte, erweiterte ſich die Welt ſeiner Hoffnungen, und ſeine ſchwärmende Einbildungskraft verlor ſich in unbegrenzten Entwürfen, die in jedem andern Kopf als dem ſeinigen nur der Wahnſinn erzeugen kann. So hoch, als der Menſch nur immer durch eigene Kraft ſich zu erheben vermag, hatte ſein Verdienſt ihn emporgetragen; nichts von allem dem, was dem Privatmann und Bürger innerhalb ſeiner Pflichten erreichbar bleibt, hatte das Glück ihm verweigert. Bis auf den Augenblick ſeiner Entlaſſung hatten ſeine Anſprüche keinen Widerſtand, ſein Ehrgeiz keine Grenzen erfahren; der Schlag, der ihn auf dem Regensburger Reichstag zu Boden ſtreckte, zeigte ihm den Unterſchied zwiſchen urſprünglicher und übertragener Gewalt, und den Abſtand des Unterthans von dem Gebieter. Aus dem bisherigen Taumel ſeiner Herrſchergröße durch dieſen überraſchenden Glückswechſel aufgeſchreckt, verglich er die Macht, die er beſeſſen, mit derjenigen, durch welche ſie ihm entriſſen wurde, und ſein Ehrgeiz bemerkte die Stufe, die auf der Leiter des Glücks noch für ihn zu erſteigen war. Erſt nachdem er das Gewicht der höchſten Gewalt mit ſchmerzhafter Wahrheit erfahren, ſtreckte er lüſtern die Hände darnach aus; der Raub, der an ihm ſelbſt verübt wurde, machte ihn zum Räuber. Durch keine Beleidigung gereizt, hätte er folgſam ſeine Bahn um die Majeſtät des Thrones beſchrieben, zufrieden mit dem Ruhme, der glänzendſte ſeiner Trabanten zu ſeyn; erſt nachdem man ihn gewaltſam aus ſeinem Kreiſe ſtieß, verwirrte er das Syſtem, dem er angehörte, und ſtürzte ſich zermalmend auf ſeine Sonne.

Guſtav Adolph durchwanderte den deutſchen Norden mit ſiegendem Schritte; ein Platz nach dem andern ging an ihn verloren, und bei Leipzig fiel der Kern der kaiſerlichen Macht. Das Gerücht dieſer Niederlage drang bald auch zu Wallenſteins Ohren, der, zu Prag in die Dunkelheit des Privatſtandes zurückgeſchwunden, aus ruhiger Ferne den tobenden Kriegsſturm betrachtete. Was die Bruſt aller Katholiken mit Unruhe erfüllte, verkündigte ihm Größe und Glück; nur für ihn arbeitete Guſtav Adolph. Kaum hatte der letztere angefangen, ſich durch ſeine Kriegsthaten in Achtung zu ſetzen, ſo verlor der Herzog von Friedland keinen Augenblick, ſeine Freundſchaft zu ſuchen und mit dieſem glücklichen Feinde Oeſterreichs gemeine Sache zu machen. Der vertriebene Graf von Thurn, der dem Könige von Schweden ſchon längſt ſeine Dienſte gewidmet, übernahm es, dem Monarchen Wallenſteins Glückwünſche zu überbringen und ihn zu einem engern Bündniſſe mit dem Herzoge einzuladen. Fünfzehntauſend Mann begehrte Wallenſtein von dem Könige, um mit Hülfe derſelben und mit den Truppen, die er ſelbſt zu werben ſich anheiſchig machte, Böhmen und Mähren zu erobern, Wien zu überfallen, und den Kaiſer, ſeinen Herrn, bis nach Italien zu verjagen. So ſehr das Unerwartete dieſes Antrags und das Uebertriebene der gemachten Verſprechungen das Mißtrauen Guſtav Adolphs erregte, ſo war er doch ein zu guter Kenner des Verdienſtes, um einen ſo wichtigen Freund mit Kaltſinn zurückzuweiſen. Nachdem aber Wallenſtein, durch die günſtige Aufnahme dieſes erſten Verſuches ermuntert, nach der Breitenfelder Schlacht ſeinen Antrag erneuerte und auf eine beſtimmte Erklärung drang, trug der vorſichtige Monarch kein Bedenken, an die chimäriſchen Entwürfe dieſes verwegenen Kopfs ſeinen Ruhm zu wagen, und der Redlichkeit eines Mannes, der ſich ihm als Verräther ankündigte, eine ſo zahlreiche Mannſchaft anzuvertrauen. Er entſchuldigte ſich mit der Schwäche ſeiner Armee, die auf ihrem Zug in das Reich durch eine ſo ſtarke Verminderung leiden würde, und verſcherzte aus übergroßer Vorſicht vielleicht die Gelegenheit, den Krieg auf das Schnellſte zu endigen. Zu ſpät verſuchte er in der Folge die zerriſſenen Unterhandlungen zu erneuern; der günſtige Moment war vorüber, und Wallenſteins Stolz vergab ihm dieſe Geringſchätzung nie.

Aber dieſe Weigerung des Königs beſchleunigte wahrſcheinlich nur den Bruch, den die Form dieſer beiden Charaktere ganz unvermeidlich machte. Beide geboren, Geſetze zu geben, nicht ſie zu empfangen, konnten nimmermehr in einer Unternehmung vereinigt bleiben, die mehr als jede andere Nachgiebigkeit und gegenſeitige Opfer nothwendig macht. Wallenſtein war Nichts, wo er nicht Alles war; er mußte entweder gar nicht oder mit vollkommenſter Freiheit handeln. Eben ſo herzlich haßte Guſtav Adolph jede Abhängigkeit, und wenig fehlte, daß er ſelbſt die ſo vortheilhafte Verbindung mit dem franzöſiſchen Hofe nicht zerriſſen hätte, weil die Anmaßungen deſſelben ſeinem ſelbſtſtändigen Geiſte Feſſeln anlegten. Jener war für die Partei verloren, die er nicht lenken durfte; dieſer noch weit weniger dazu gemacht, dem Gängelbande zu folgen. Waren die gebieteriſchen Anmaßungen dieſes Bundesgenoſſen dem Herzog von Friedland bei ihren gemeinſchaftlichen Operationen ſchon ſo läſtig, ſo mußten ſie ihm unerträglich ſeyn, wenn es dazu kam, ſich in die Beute zu theilen. Der ſtolze Monarch konnte ſich herablaſſen, den Beiſtand eines rebelliſchen Unterthans gegen den Kaiſer anzunehmen und dieſen wichtigen Dienſt mit königlicher Großmuth belohnen; aber nie konnte er ſeine eigene und aller Könige Majeſtät ſo ſehr aus den Augen ſetzen, um den Preis zu beſtätigen, den die ausſchweifende Ehrſucht des Herzogs darauf zu ſetzen wagte; nie eine nützliche Verrätherei mit einer Krone bezahlen. Von ihm alſo war, auch wenn ganz Europa ſchwieg, ein furchtbarer Widerſpruch zu fürchten, ſobald Wallenſtein nach dem böhmiſchen Scepter die Hand ausſtreckte — und Er war auch in ganz Europa der Mann, der einem ſolchen Veto Kraft geben konnte. Durch den eigenen Arm Wallenſteins zum Diktator von Deutſchland gemacht, konnte er gegen dieſen ſelbſt ſeine Waffen kehren und ſich von jeder Pflicht der Erkenntlichkeit gegen einen Verräther für losgezählt halten. Neben einem ſolchen Alliirten hatte alſo kein Wallenſtein Raum; und wahrſcheinlich war es dies, nicht ſeine vermeintliche Abſicht auf den Kaiſerthron, worauf er anſpielte, wenn er nach dem Tode des Königs in die Worte ausbrach: „ein Glück für „mich und ihn, daß er dahin iſt! Das deutſche Reich „konnte nicht zwei ſolche Häupter brauchen.“

Der erſte Verſuch zur Rache an dem Hauſe Oeſterreich war fehl geſchlagen; aber feſt ſtand der Vorſatz, und nur die Wahl der Mittel erlitt eine Veränderung. Was ihm bei dem König von Schweden mißlungen war, hoffte er mit minderer Schwierigkeit und mehr Vortheil bei dem Churfürſten von Sachſen zu erreichen, den er eben ſo gewiß war, nach ſeinem Willen zu lenken, als er bei Guſtav Adolph daran verzweifelte. In fortdauerndem Einverſtändniß mit Arnheim, ſeinem alten Freunde, arbeitete er von jetzt an an einer

Verbindung mit Sachſen, wodurch er dem Kaiſer und dem Könige von Schweden gleich fürchterlich zu werden hoffte. Er konnte ſich von einem Entwurfe, der, wenn er einſchlug, den ſchwediſchen Monarchen um ſeinen Einfluß in Deutſchland brachte, deſto leichter Eingang bei Johann Georg verſprechen, je mehr die eiferſüchtige Gemüthsart dieſes Prinzen durch die Macht Guſtav Adolphs gereizt und ſeine ohnehin ſchwache Neigung zu demſelben durch die erhöhten Anſprüche des Königs erkaltet ward. Gelang es ihm, Sachſen von dem ſchwediſchen Bündniß zu trennen, und in Verbindung mit demſelben eine dritte Partei im Reiche zu errichten, ſo lag der Ausſchlag des Krieges in ſeiner Hand, und er hatte durch dieſen einzigen Schritt zugleich ſeine Rache an dem Kaiſer befriedigt, ſeine verſchmähte Freundſchaft an dem ſchwediſchen König gerächt und auf dem Ruin von Beiden den Bau ſeiner eigenen Größe gegründet.

Aber auf welchem Wege er auch ſeinen Zweck verfolgte, ſo konnte er denſelben ohne den Beiſtand einer ihm ganz ergebenen Armee nicht zur Ausführung bringen. Dieſe Armee konnte ſo geheim nicht geworben werden, daß am kaiſerlichen Hofe nicht Verdacht geſchöpft und der Anſchlag gleich in ſeiner Entſtehung vereitelt wurde. Dieſe Armee durfte ihre geſetzwidrige Beſtimmung vor der Zeit nicht erfahren, indem ſchwerlich zu erwarten war, daß ſie dem Ruf eines Verräthers gehorchen und gegen ihren rechtmäßigen Oberherrn dienen würde. Wallenſtein mußte alſo unter kaiſerlicher Autorität und öffentlich werben, und von dem Kaiſer ſelbſt zur unumſchränkten Herrſchaft über die Truppen berechtigt ſeyn. Wie konnte dies aber anders geſchehen, als wenn ihm das entzogene Generalat auf's Neue übertragen und die Führung des Kriegs unbedingt überlaſſen ward? Dennoch erlaubte ihm weder ſein Stolz noch ſein Vortheil, ſich ſelbſt zu dieſem Poſten zu drängen und als ein Bittender von der Gnade des Kaiſers eine beſchränkte Macht zu erflehen, die von der Furcht deſſelben uneingeſchränkt zu ertrotzen ſtand. Um ſich zum Herrn der Bedingungen zu machen, unter welchen das Commando von ihm übernommen würde, mußte er abwarten, bis es ihm von ſeinem Herrn aufgedrungen ward. — Dies war der Rath, den ihm Arnheim ertheilte, und dies das Ziel, wornach er mit tiefer Politik und raſtloſer Thätigkeit ſtrebte.

Ueberzeugt, daß nur die äußerſte Noth die Unentſchloſſenheit des Kaiſers beſiegen, und den Widerſpruch Bayerns und Spaniens, ſeiner beiden eifrigſten Gegner, unkräftig machen könne, bewies er ſich von jetzt an geſchäftig, die Fortſchritte des Feindes zu befördern und die Bedrängniſſe ſeines Herrn zu vermehren. Sehr wahrſcheinlich geſchah es auf ſeine Einladung und Ermunterung, daß die Sachſen, ſchon auf dem Wege nach der Lauſitz und Schleſien, ſich nach Böhmen wandten und dieſes unvertheidigte Reich mit ihrer Macht überſchwemmten; ihre ſchnellen Eroberungen in demſelben waren nicht weniger ſein Werk. Durch den Kleinmuth, den er heuchelte, erſtickte er jeden Gedanken an Widerſtand, und überlieferte die Hauptſtadt durch ſeinen voreiligen Abzug dem Sieger. Bei einer Zuſammenkunft mit dem ſächſiſchen General zu Kaunitz, wozu eine Friedensunterhandlung ihm den Vorwand darreichte, wurde wahrſcheinlich das Siegel auf die Verſchwörung gedrückt, und Böhmens Eroberung war die erſte Frucht dieſer Verabredung. Indem er ſelbſt nach Vermögen dazu beitrug, die Unglücksfälle über Oeſterreich zu häufen, und durch die raſchen Fortſchritte der Schweden am Rheinſtrom auf's Nachdrücklichſte dabei unterſtützt wurde, ließ er ſeine freiwilligen und gedungenen Anhänger in Wien über das öffentliche Unglück die heftigſten Klagen führen, und die Abſetzung des vorigen Feldherrn als den einzigen Grund der erlittenen Verluſte abſchildern. „Dahin hätte Wallenſtein es nicht kommen laſſen, wenn er am Ruder geblieben wäre!“ riefen jetzt tauſend Stimmen, und ſelbſt im geheimen Rathe des Kaiſers fand dieſe Meinung feurige Verfechter.

Es bedurfte ihrer wiederholten Beſtürmung nicht, dem bedrängten Monarchen die Augen über die Verdienſte ſeines Generals und die begangene Uebereilung zu öffnen. Bald genug ward ihm die Abhängigkeit von Bayern und der Ligue unerträglich; aber eben dieſe Abhängigkeit verſtattete ihm nicht, ſein Mißtrauen zu zeigen, und durch Zurückberufung des Herzogs von Friedland den Churfürſten aufzubringen. Jetzt aber, da die Noth mit jedem Tage ſtieg, und die Schwäche des bayeriſchen Beiſtandes immer ſichtbarer wurde, bedachte er ſich nicht länger, den Freunden des Herzogs ſein Ohr zu leihen, und ihre Vorſchläge wegen Zurückberufung dieſes Feldherrn in Ueberlegung zu nehmen. Die unermeßlichen Reichthümer, die der Letztere beſaß, die allgemeine Achtung, in der er ſtand, die Schnelligkeit, womit er ſechs Jahre vorher ein Heer von vierzigtauſend Streitern in's Feld geſtellt, der geringe Koſtenaufwand, womit er dieſes zahlreiche Heer unterhalten, die Thaten, die er an der Spitze deſſelben verrichtet, der Eifer endlich und die Treue, die er für des Kaiſers Ehre bewieſen hatte, lebten noch in dauerndem Andenken bei dem Monarchen, und ſtellten ihm den Herzog als das ſchicklichſte Werkzeug dar, das Gleichgewicht der Waffen zwiſchen den kriegführenden Mächten wieder herzuſtellen, Oeſterreich zu retten und die katholiſche Religion aufrecht zu erhalten. Wie empfindlich auch der kaiſerliche Stolz die Erniedrigung fühlte, ein ſo unzweideutiges Geſtändniß ſeiner ehemaligen Uebereilung und ſeiner gegenwärtigen Noth abzulegen, wie ſehr es ihn ſchmerzte, von der Höhe ſeiner Herrſcherwürde zu Bitten herabzuſteigen, wie verdächtig auch die Treue eines ſo bitter beleidigten und ſo unverſöhnlichen Mannes war, wie laut und nachdrücklich endlich auch die ſpaniſchen Miniſter und der Churfürſt von Bayern ihr Mißfallen über dieſen Schritt zu erkennen gaben, ſo ſiegte jetzt die dringende Noth über jede andere Betrachtung, und die Freunde des Herzogs erhielten den Auftrag, ſeine Geſinnungen zu erforſchen, und ihm die Möglichkeit ſeiner Wiederherſtellung von ferne zu zeigen.

Unterrichtet von Allem, was im Kabinet des Kaiſers zu ſeinem Vortheil verhandelt wurde, gewann dieſer Herrſchaft genug über ſich ſelbſt, ſeinen innern Triumph zu verbergen und die Rolle des Gleichgültigen zu ſpielen. Die Zeit der Rache war gekommen und ſein ſtolzes Herz frohlockte, die erlittene Kränkung dem Kaiſer mit vollen Zinſen zu erſtatten. Mit kunſtvoller Beredſamkeit verbreitete er ſich über die glückliche Ruhe des Privatlebens, die ihn ſeit ſeiner Entfernung von dem politiſchen Schauplatze beſelige. Zu lange, erklärte er, habe er die Reize der Unabhängigkeit und Muße gekoſtet, um ſie dem nichtigen Phantom des Ruhms und der unſichern Fürſtengunſt aufzuopfern. Alle ſeine Begierden nach Größe und Macht ſeyen ausgelöſcht, und Ruhe das einzige Ziel ſeiner Wünſche. Um ja keine Ungeduld zu verrathen, ſchlug er die Einladung an den Hof des Kaiſers aus, rückte aber doch bis nach Znaim in Mähren vor, um die Unterhandlungen mit dem Hofe zu erleichtern.

Anfangs verſuchte man, die Größe der Gewalt, welche ihm eingeräumt werden ſollte, durch die Gegenwart eines Aufſehers zu beſchränken, und durch dieſe Auskunft den Churfürſten von Bayern um ſo eher zum Stillſchweigen zu bringen. Die Abgeordneten des Kaiſers, von Queſtenberg und von Werdenberg, die, als alte Freunde des Herzogs, zu dieſer ſchlüpfrigen Unterhandlung gebraucht wurden, hatten den Befehl, in ihrem Antrage an ihn des Königs von Ungarn zu erwähnen, der bei der Armee zugegen ſeyn, und unter Wallenſteins Führung die Kriegskunſt erlernen ſollte. Aber ſchon die bloße Nennung dieſes Namens drohte die ganze Unterhandlung zu zerreißen. „Nie und nimmermehr,“ erklärte der Herzog, „würde er einen Gehülfen in ſeinem Amte dulden, und wenn es Gott ſelbſt wäre, mit dem er das Commando theilen ſollte.“ Aber auch noch dann, als man von dieſem verhaßten Punkt abgeſtanden war, erſchöpfte der kaiſerliche Günſtling und Miniſter, Fürſt von **Eggenberg**, **Wallenſteins** ſtandhafter Freund und Verfechter, den man in Perſon an ihn abgeſchickt hatte, lange Zeit ſeine Beredſamkeit vergeblich, die verſtellte Abneigung des Herzogs zu beſiegen. „Der Monarch,“ geſtand der Miniſter, „habe mit **Wallenſtein** den koſtbarſten Stein aus ſeiner Krone verloren; aber nur gezwungen und widerſtrebend habe er dieſen, genug bereuten, Schritt gethan, und ſeine Hochachtung für den Herzog ſey unverändert, ſeine Gunſt ihm unverloren geblieben. Zum entſcheidenden Beweiſe davon diene das ausſchließende Vertrauen, das man jetzt in ſeine Treue und Fähigkeit ſetze, die Fehler ſeiner Vorgänger zu verbeſſern und die ganze Geſtalt der Dinge zu verwandeln. Groß und edel würde es gehandelt ſeyn, ſeinen gerechten Unwillen dem Wohl des Vaterlandes zum Opfer zu bringen; groß und ſeiner würdig, die übeln Nachreden ſeiner Gegner durch die verdoppelte Wärme ſeines Eifers zu widerlegen. Dieſer Sieg über ſich ſelbſt,“ ſchloß der Fürſt, „würde ſeinen übrigen unerreichbaren Verdienſten die Krone aufſetzen, und ihn zum größten Manne ſeiner Zeit erklären.“

So beſchämende Geſtändniſſe, ſo ſchmeichelhafte Verſicherungen ſchienen endlich den Zorn des Herzogs zu entwaffnen; doch nicht eher, als bis ſich ſein volles Herz aller Vorwürfe gegen den Kaiſer entladen, bis er den ganzen Umfang ſeiner Verdienſte in prahleriſchem Pomp ausgebreitet, und den Monarchen, der jetzt ſeine Hülfe brauchte, auf's Tiefſte erniedrigt hatte, öffnete er ſein Ohr den lockenden Anträgen des Miniſters. Als ob er nur der Kraft dieſer Gründe nachgebe, bewilligte er mit ſtolzer Großmuth, was der feurigſte Wunſch ſeiner Seele war, und begnadigte den Abgeſandten mit einem Strahle von Hoffnung. Aber weit entfernt, die Verlegenheit des Kaiſers durch eine unbedingte volle Gewährung auf einmal zu endigen, erfüllte er bloß einen Theil ſeiner Forderung, um einen deſto größern Preis auf die übrige wichtigere Hälfte zu ſetzen. Er nahm das Commando an, aber nur auf drei Monate; nur um eine Armee auszurüſten, nicht ſie ſelbſt anzuführen. Bloß ſeine Fähigkeit und Macht wollte er durch dieſen Schöpfungsakt kund thun, und dem Kaiſer die Größe der Hülfe in der Nähe zeigen, deren Gewährung in Wallenſteins Händen ſtände. Ueberzeugt, daß eine Armee, die ſein Name allein aus dem Nichts gezogen, ohne ihren Schöpfer in ihr Nichts zurückkehren würde, ſollte ſie ihm nur zur Lockſpeiſe dienen, ſeinem Herrn deſto wichtigere Bewilligungen zu entreißen; und doch wünſchte Ferdinand ſich Glück, daß auch nur ſo viel gewonnen war.

Nicht lange ſäumte Wallenſtein, ſeine Zuſage wahr zu machen, welche ganz Deutſchland als chimäriſch verlachte, und Guſtav Adolph ſelbſt übertrieben fand. Aber lange ſchon war der Grund zu dieſer Unternehmung gelegt, und er ließ jetzt nur die Maſchinen ſpielen, die er ſeit mehreren Jahren zu dieſem Endzweck in Gang gebracht hatte. Kaum verbreitete ſich das Gerücht von Wallenſteins Rüſtung, als von allen Enden der öſterreichiſchen Monarchie Schaaren von Kriegern herbeieilten, unter dieſem erfahrenen Feldherrn ihr Glück zu verſuchen. Viele, welche ſchon ehedem unter ſeinen Fahnen gefochten, ſeine Größe als Augenzeugen bewundert und ſeine Großmuth erfahren hatten, traten bei dieſem Rufe aus der Dunkelheit hervor, zum zweiten Mal Ruhm und Beute mit ihm zu theilen. Die Größe des verſprochenen Soldes lockte Tauſende herbei, und die reichliche Verpflegung, welche dem Soldaten auf Koſten des Landmanns zu Theil wurde, war für den letztern eine unüberwindliche Reizung, lieber ſelbſt dieſen Stand zu ergreifen, als unter dem Druck deſſelben zu erliegen. Alle öſterreichiſchen Provinzen ſtrengte man an, zu dieſer koſtbaren Rüſtung beizutragen; kein Stand blieb von Taxen verſchont; von der Kopfſteuer befreite keine Würde, kein Privilegium. Der ſpaniſche Hof, wie der König von Ungarn, verſtanden ſich zu einer beträchtlichen Summe; die Miniſter machten anſehnliche Schenkungen, und Wallenſtein ſelbſt ließ es ſich zweimalhunderttauſend Thaler von ſeinem eigenen Vermögen koſten, die Ausrüſtung zu beſchleunigen. Die ärmeren Offiziere unterſtützte er aus ſeiner eigenen Kaſſe, und durch ſein Beiſpiel, durch glänzende Beförderungen und noch glänzendere Verſprechungen reizte er die Vermögenden, auf eigene Koſten Truppen anzuwerben. Wer mit eigenem Geld ein Corps aufſtellte, war Commandeur deſſelben. Bei Anſtellung der Offiziere machte die Religion keinen Unterſchied; mehr als der Glaube galten Reichthum, Tapferkeit und Erfahrung. Durch dieſe gleichförmige Gerechtigkeit gegen die verſchiedenen Religionsverwandten, und mehr noch durch die Erklärung daß die gegenwärtige Rüſtung mit der Religion nichts zu ſchaffen habe, wurde der proteſtantiſche Unterthan beruhigt und zu gleicher Theilnahme an den öffentlichen Laſten bewogen. Zugleich verſäumte der Herzog nicht, wegen Mannſchaft und Geld in eigenem Namen mit auswärtigen Staaten zu unterhandeln. Den Herzog von Lothringen gewann er, zum zweiten Mal für den Kaiſer zu ziehen; Polen mußte ihm Koſaken, Italien Kriegsbedürfniſſe liefern. Noch ehe der dritte Monat verſtrichen war, belief ſich die Armee, welche in Mähren verſammelt wurde, auf nicht weniger als vierzigtauſend Köpfe, größtentheils aus dem Ueberreſte Böhmens, aus Mähren, Schleſien und den deutſchen Provinzen des Hauſes Oeſterreich gezogen. Was Jedem unausführbar geſchienen, hatte Wallenſtein, zum Erſtaunen von ganz Europa, in dem kürzeſten Zeitraume vollendet. So viele Tauſende, als man vor ihm nicht Hunderte gehofft hatte zuſammen zu bringen, hatte die Zauberkraft ſeines Namens, ſeines Goldes und ſeines Genies unter die Waffen gerufen. Mit allen Erforderniſſen bis zum Ueberfluß ausgerüſtet, von kriegsverſtändigen Offizieren befehligt, von einem ſiegverſprechenden Enthuſiasmus entflammt, erwartete dieſe neugeſchaffene Armee nur den Wink ihres Anführers, um ſich durch Thaten der Kühnheit ſeiner würdig zu zeigen.

Sein Verſprechen hatte der Herzog erfüllt und die Armee ſtand fertig im Felde; jetzt trat er zurück und überließ dem Kaiſer, ihr einen Führer zu geben. Aber es würde eben ſo leicht geweſen ſeyn, noch eine zweite hartes Opfer es auch koſten möchte, zur Uebernehmung des Commandos zu bewegen.

Zu Znaim in Mähren fand er ihn, von den Truppen, nach deren Beſitz er den Kaiſer lüſtern machte, prahleriſch umgeben. Wie einen Flehenden empfing der ſtolze Unterthan den Abgeſandten ſeines Gebieters. „Nimmermehr,“ gab er zur Antwort, „könne er einer Wiederherſtellung trauen, die er einzig nur der Extremität, nicht der Gerechtigkeit des Kaiſers verdanke. Jetzt zwar ſuche man ihn auf, da die Noth auf's Höchſte geſtiegen und von ſeinem Arme allein noch Rettung zu hoffen ſey; aber der geleiſtete Dienſt werde ſeinen Urheber bald in Vergeſſenheit bringen und die vorige Sicherheit den vorigen Undank zurückführen. Sein ganzer Ruhm ſtehe auf dem Spiele, wenn er die von ihm geſchöpften Erwartungen täuſche, ſein Glück und ſeine Ruhe, wenn es ihm gelänge, ſie zu befriedigen. Bald würde der alte Neid gegen ihn aufwachen, und der unabhängige Monarch kein Bedenken tragen, einen entbehrlichen Diener zum zweiten Male der Convenienz aufzuopfern. Beſſer für ihn, er verlaſſe gleich jetzt und aus freier Wahl einen Poſten, von welchem früher oder ſpäter die Kabalen ſeiner Gegner ihn doch herabſtürzen würden. Sicherheit und Zufriedenheit erwarte er nur im Schooße des Privatlebens, und, bloß um den Kaiſer zu verbinden, habe er ſich auf eine Zeitlang, ungern genug, ſeiner glücklichen Stille entzogen.“

Des langen Gaukelſpiels müde, nahm der Miniſter jetzt einen ernſthaften Ton an und bedrohte den Halsſtarrigen mit dem ganzen Zorne des Monarchen, wenn er auf ſeiner Widerſetzung beharren würde. „Tief genug,“ erklärte er, „habe ſich die Majeſtät des Kaiſers erniedrigt, und, anſtatt durch ihre Herablaſſung ſeine Großmuth zu rühren, nur ſeinen Stolz gekitzelt, nur ſeinen Starrſinn vermehrt. Sollte ſie dieſes große Opfer vergeblich gebracht haben, ſo ſtehe er nicht dafür, daß ſich der Flehende nicht in den Herrn verwandle und der Monarch ſeine beleidigte Würde nicht an dem rebelliſchen Unterthan räche. Wie ſehr auch Ferdinand gefehlt haben möge, ſo könne der Kaiſer Unterwürfigkeit fordern; irren könne der Menſch, aber der Herrſcher nie ſeinen Fehltritt bekennen. Habe der Herzog von Friedland durch ein unverdientes Urtheil gelitten, ſo gebe es einen Erſatz für jeden Verluſt, und Wunden, die ſie ſelbſt geſchlagen, könne die Majeſtät wieder heilen. Fordere er Sicherheit für ſeine Perſon und ſeine Würden, ſo werde die Billigkeit des Kaiſers ihm keine gerechte Forderung verweigern. Die verachtete Majeſtät allein laſſe ſich durch keine Büßung verſöhnen, und der Ungehorſam gegen ihre Befehle vernichte auch das glänzendſte Verdienſt. Der Kaiſer bedürfe ſeiner Dienſte, und als Kaiſer fordere er ſie. Welchen Preis er auch darauf ſetzen möge, der Kaiſer werde ihn eingehen. Aber Gehorſam verlange er, oder das Gewicht ſeines Zorns werde den widerſpenſtigen Diener zermalmen.“

Wallenſtein, deſſen weitläufige Beſitzungen, in die öſterreichiſche Monarchie eingeſchloſſen, der Gewalt des Kaiſers jeden Augenblick bloßgeſtellt waren, fühlte lebhaft, daß dieſe Drohung nicht eitel ſey; aber nicht

Furcht war es, was ſeine verſtellte Hartnäckigkeit endlich beſiegte. Gerade dieſer gebieteriſche Ton verrieth ihm nur zu deutlich die Schwäche und Verzweiflung, woraus er ſtammte, und die Willfährigkeit des Kaiſers, jede ſeiner Forderungen zu genehmigen, überzeugte ihn, daß er am Ziel ſeiner Wünſche ſey. Jetzt alſo gab er ſich der Beredſamkeit Eggenbergs überwunden, und verließ ihn, um ſeine Forderungen aufzuſetzen.

Nicht ohne Bangigkeit ſah der Miniſter einer Schrift entgegen, worin der ſtolzeſte der Diener dem ſtolzeſten der Fürſten Geſetze zu geben ſich erdreiſtete. Aber wie klein auch das Vertrauen war, das er in die Beſcheidenheit ſeines Freundes ſetzte, ſo überſtieg doch der ausſchweifende Inhalt dieſer Schrift bei Weitem ſeine bängſten Erwartungen. Eine unumſchränkte Oberherrſchaft verlangte Wallenſtein über alle deutſche Armeen des öſterreichiſchen und ſpaniſchen Hauſes, und unbegrenzte Vollmacht, zu ſtrafen und zu belohnen. Weder dem König von Ungarn, noch dem Kaiſer ſelbſt ſolle es vergönnt ſeyn, bei der Armee zu erſcheinen, noch weniger, eine Handlung der Autorität darin auszuüben. Keine Stelle ſolle der Kaiſer bei der Armee zu vergeben, keine Belohnung zu verleihen haben, kein Gnadenbrief deſſelben ohne Wallenſteins Beſtätigung gültig ſeyn. Ueber Alles, was im Reiche confiſcirt und erobert werde, ſolle der Herzog von Friedland allein, mit Ausſchließung aller kaiſerlichen und Reichsgerichte, zu verfügen haben. Zu ſeiner ordentlichen Belohnung müſſe ihm ein kaiſerliches Erbland und noch ein anderes der im Reiche eroberten Länder zum außerordentlichen

Geſchenk überlaſſen werden. Jede öſterreichiſche Provinz ſolle ihm, ſobald er derſelben bedürfen würde, zur Zuflucht geöffnet ſeyn. Außerdem verlangte er die Verſicherung des Herzogthums Mecklenburg bei einem künftigen Frieden, und eine förmliche frühzeitige Aufkündigung, wenn man für nöthig finden ſollte, ihn zum zweiten Mal des Generalats zu entſetzen.

Umſonſt beſtürmte ihn der Miniſter, dieſe Forderungen zu mäßigen, durch welche der Kaiſer aller ſeiner Souverainetätsrechte über die Truppen beraubt und zu einer Kreatur ſeines Feldherrn erniedrigt würde. Zu ſehr hatte man ihm die Unentbehrlichkeit ſeiner Dienſte verrathen, um jetzt noch des Preiſes Meiſter zu ſeyn, womit ſie erkauft werden ſollten. Wenn der Zwang der Umſtände den Kaiſer nöthigte, dieſe Forderungen einzugehen, ſo war es nicht bloßer Antrieb der Rachſucht und des Stolzes, der den Herzog veranlaßte, ſie zu machen. Der Plan zur künftigen Empörung war entworfen, und dabei konnte keiner der Vortheile gemißt werden, deren ſich Wallenſtein in ſeinem Vergleich mit dem Hofe zu bemächtigen ſuchte. Dieſer Plan erforderte, daß dem Kaiſer alle Autorität in Deutſchland entriſſen und ſeinem General in die Hände geſpielt würde; dies war erreicht, ſobald Ferdinand jene Bedingungen unterzeichnete. Der Gebrauch, den Wallenſtein von ſeiner Armee zu machen geſonnen war — von dem Zwecke freilich unendlich verſchieden, zu welchem ſie ihm untergeben ward — erlaubte keine getheilte Gewalt, und noch weit weniger eine höhere Autorität bei dem Heere, als die ſeinige war. Um der alleinige Herr ihres Willens zu ſeyn, mußte er den Truppen als der alleinige Herr ihres Schickſals erſcheinen; um ſeinem Oberhaupte unvermerkt ſich ſelbſt unterzuſchieben und auf ſeine eigene Perſon die Souverainetätsrechte überzutragen, die ihm von der höchſten Gewalt nur geliehen waren, mußte er die letztere ſorgfältig aus den Augen der Truppen entfernen. Daher ſeine hartnäckige Weigerung, keinen Prinzen des Hauſes Oeſterreich bei dem Heere zu dulden. Die Freiheit, über alle im Reiche eingezogene und eroberte Güter nach Gutdünken zu verfügen, reichte ihm furchtbare Mittel dar, ſich Anhänger und dienſtbare Werkzeuge zu erkaufen, und mehr, als je ein Kaiſer in Friedenszeiten ſich herausnahm, den Dictator in Deutſchland zu ſpielen. Durch das Recht, ſich der öſterreichiſchen Länder im Nothfall zu einem Zufluchtsort zu bedienen, erhielt er freie Gewalt, den Kaiſer in ſeinem eigenen Reich und durch ſeine eigene Armee ſo gut als gefangen zu halten, das Mark dieſer Länder auszuſaugen und die öſterreichiſche Macht in ihren Grundfeſten zu unterwühlen. Wie das Loos nun auch fallen mochte, ſo hatte er durch die Bedingungen, die er von dem Kaiſer erpreßte, gleich gut für ſeinen Vortheil geſorgt. Zeigten ſich die Vorfälle ſeinen verwegenen Entwürfen günſtig, ſo machte ihm dieſer Vertrag mit dem Kaiſer ihre Ausführung leichter; widerriethen die Zeitläufte die Vollſtreckung derſelben, ſo hatte dieſer nämliche Vertrag ihn auf's Glänzendſte entſchädigt. Aber wie konnte er einen Vertrag für gültig halten, der ſeinem Oberherrn abgetrotzt und auf ein Verbrechen gegründet war? Wie konnte er hoffen, den Kaiſer durch eine Vorſchrift zu binden, welche denjenigen, der ſo vermeſſen war, ſie zu geben, zum Tode verdammte? Doch dieſer todeswürdige Verbrecher war jetzt der unentbehrlichſte Mann in der Monarchie, und Ferdinand, im Verſtellen geübt, bewilligte ihm Alles, was er verlangte.

Endlich alſo hatte die kaiſerliche Kriegsmacht ein Oberhaupt, das dieſen Namen verdiente. Alle andere Gewalt in der Armee, ſelbſt des Kaiſers, hörte in demſelben Augenblicke auf, da Wallenſtein den Commandoſtab in die Hand nahm, und ungültig war Alles, was von ihm nicht ausfloß. Von den Ufern der Donau bis an die Weſer und den Oderſtrom empfand man den belebenden Aufgang des neuen Geſtirns. Ein neuer Geiſt fängt an, die Soldaten des Kaiſers zu beſeelen, eine neue Epoche des Krieges beginnt. Friſche Hoffnungen ſchöpfen die Papiſten, und die proteſtantiſche Welt blickt mit Unruhe dem veränderten Lauf der Dinge entgegen.

Je größer der Preis war, um den man den neuen Feldherrn hatte erkaufen müſſen, zu ſo größern Erwartungen glaubte man ſich am Hofe des Kaiſers berechtigt; aber der Herzog übereilte ſich nicht, dieſe Erwartungen in Erfüllung zu bringen. In der Nähe von Böhmen mit einem furchtbaren Heere, durfte er ſich nur zeigen, um die geſchwächte Macht der Sachſen zu überwältigen, und mit der Wiedereroberung dieſes Königreichs ſeine neue Laufbahn glänzend zu eröffnen. Aber zufrieden, durch nichts entſcheidende Kroatengefechte den Feind zu beunruhigen, ließ er ihm den beſten Theil dieſes Reichs zum Raube, und ging mit abgemeſſenem ſtillen Schritte ſeinem ſelbſtiſchen Ziel entgegen. Nicht die Sachſen zu bezwingen — ſich mit ihnen zu vereinigen, war ſein Plan. Einzig mit dieſem wichtigen Werke beſchäftigt, ließ er vor der Hand ſeine Waffen ruhen, um deſto ſicherer auf dem Wege der Unterhandlung zu ſiegen. Nichts ließ er unverſucht, den Churfürſten von der ſchwediſchen Allianz loszureißen, und Ferdinand ſelbſt, noch immer zum Frieden mit dieſem Prinzen geneigt, billigte dies Verfahren. Aber die große Verbindlichkeit, die man den Schweden ſchuldig war, lebte noch in zu friſchem Andenken bei den Sachſen, um eine ſo ſchändliche Untreue zu erlauben; und hätte man ſich auch wirklich dazu verſucht gefühlt, ſo ließ der zweideutige Charakter Wallenſteins und der ſchlimme Ruf der öſterreichiſchen Politik zu der Aufrichtigkeit ſeiner Verſprechungen kein Vertrauen faſſen. Zu ſehr als betrügeriſcher Staatsmann bekannt, fand er in dem einzigen Falle keinen Glauben, wo er es wahrſcheinlich redlich meinte; und noch erlaubten ihm die Zeitumſtände nicht, die Aufrichtigkeit ſeiner Geſinnung durch Aufdeckung ſeiner wahren Beweggründe außer Zweifel zu ſetzen. Ungern alſo entſchloß er ſich, durch die Gewalt der Waffen zu erzwingen, was auf dem Wege der Unterhandlung mißlungen war. Schnell zog er ſeine Truppen zuſammen und ſtand vor Prag, ehe die Sachſen dieſe Hauptſtadt entſetzen konnten. Nach einer kurzen Gegenwehr der Belagerten, öffnete die Verrätherei der Kapuziner einem von ſeinen Regimentern den Eingang, und die in's Schloß geflüchtete

Beſatzung ſtreckte unter ſchimpflichen Bedingungen das Gewehr. Meiſter von der Hauptſtadt, verſprach er ſeinen Unterhandlungen am ſächſiſchen Hofe einen günſtigern Eingang, verſäumte aber dabei nicht, zu eben der Zeit, als er ſie bei dem Generale von Arnheim erneuerte, den Nachdruck derſelben durch einen entſcheidenden Streich zu verſtärken. Er ließ in aller Eile die engen Päſſe zwiſchen Außig und Pirna beſetzen, um der ſächſiſchen Armee den Rückzug in ihr Land abzuſchneiden, aber Arnheims Geſchwindigkeit entriß ſie noch glücklich der Gefahr. Nach dem Abzuge dieſes Generals ergaben ſich die letzten Zufluchtsörter der Sachſen, Eger und Leutmeritz an den Sieger, und ſchneller, als es verloren gegangen war, war das Königreich wieder ſeinem rechtmäßigen Herrn unterworfen.

Weniger mit dem Vortheile ſeines Herrn, als mit Ausführung ſeiner eigenen Entwürfe beſchäftigt, gedachte jetzt Wallenſtein den Krieg nach Sachſen zu ſpielen, um dem Churfürſten durch Verheerung ſeines Landes zu einem Privatvergleich mit dem Kaiſer, oder vielmehr mit dem Herzog von Friedland zu nöthigen. Aber wie wenig er auch ſonſt gewohnt war, ſeinen Willen dem Zwang der Umſtände zu unterwerfen, ſo begriff er doch jetzt die Nothwendigkeit, ſeinen Lieblingsentwurf einem dringendern Geſchäfte nachzuſetzen. Während daß er die Sachſen aus Böhmen ſchlug, hatte Guſtav Adolph die bisher erzählten Siege am Rhein und an der Donau erfochten, und durch Franken und Schwaben den Krieg ſchon an Bayerns Grenzen gewälzt. Am Lechſtrom geſchlagen, und durch den Tod des Grafen Tilly ſeiner beſten Stütze beraubt, lag Maximilian dem Kaiſer dringend an, ihm den Herzog von Friedland auf's Schleunigſte von Böhmen aus zu Hülfe zu ſchicken, und durch Bayerns Vertheidigung von Oeſterreich ſelbſt die Gefahr zu entfernen. Er wandte ſich mit dieſer Bitte an Wallenſtein ſelbſt, und forderte ihn auf's Angelegentlichſte auf, ihm, bis er ſelbſt mit der Hauptarmee nachkäme, einſtweilen nur einige Regimenter zum Beiſtand zu ſenden. Ferdinand unterſtützte mit ſeinem ganzen Anſehn dieſe Bitte, und ein Eilbote nach dem andern ging an Wallenſtein ab, ihn zum Marſch nach der Donau zu vermögen.

Aber jetzt ergab es ſich, wie viel der Kaiſer von ſeiner Autorität aufgeopfert hatte, da er die Gewalt über ſeine Truppen und die Macht zu befehlen aus ſeinen Händen gab. Gleichgültig gegen Maximilians Bitten, taub gegen die wiederholten Befehle des Kaiſers, blieb Wallenſtein müßig in Böhmen ſtehen, und überließ den Churfürſten ſeinem Schickſale. Das Andenken der ſchlimmen Dienſte, welche ihm Maximilian ehedem auf dem Regensburger Reichstage bei dem Kaiſer geleiſtet, hatte ſich tief in das unverſöhnliche Gemüth des Herzogs geprägt, und die neuerlichen Bemühungen des Churfürſten, ſeine Wiedereinſetzung zu verhindern, waren ihm kein Geheimniß geblieben. Jetzt war der Augenblick da, dieſe Kränkung zu rächen, und ſchwer empfand es der Churfürſt, daß er den rachgierigſten der Menſchen ſich zum Feinde gemacht hatte.

Böhmen, erklärte dieſer, dürfe nicht unvertheidigt bleiben, und Oeſterreich könne nicht beſſer geſchützt werden, als wenn ſich die ſchwediſche Armee vor den bayeriſchen Feſtungen ſchwäche. So züchtigte er durch den Arm der Schweden ſeinen Feind, und während daß ein Platz nach dem andern in ihre Hände fiel, ließ er den Churfürſten zu Regensburg vergebens nach ſeiner Ankunft ſchmachten. Nicht eher, als bis die völlige Unterwerfung Böhmens ihm keine Entſchuldigungsgründe mehr übrig ließ und die Eroberungen Guſtav Adolphs in Bayern Oeſterreich ſelbſt mit naher Gefahr bedrohten, gab er den Beſtürmungen des Churfürſten und des Kaiſers nach, und entſchloß ſich zu der lange gewünſchten Vereinigung mit dem Erſtern, welche, nach der allgemeinen Erwartung der Katholiſchen, das Schickſal des ganzen Feldzugs entſcheiden ſollte.

Guſtav Adolph ſelbſt, zu ſchwach an Truppen, um es auch nur mit der Wallenſteiniſchen Armee allein aufzunehmen, fürchtete die Vereinigung zweier ſo mächtigen Heere, und mit Recht erſtaunt man, daß er nicht mehr Thätigkeit bewieſen hat, ſie zu hindern. Zu ſehr, ſcheint es, rechnete er auf den Haß, der beide Anführer unter ſich entzweite, und keine Verbindung ihrer Waffen zu einem gemeinſchaftlichen Zwecke hoffen ließ; und es war zu ſpät, dieſen Fehler zu verbeſſern, als der Erfolg ſeine Muthmaßung widerlegte. Zwar eilte er auf die erſte ſichere Nachricht, die er von ihren Abſichten erhielt, nach der Oberpfalz, um dem Churfürſten den Weg zu verſperren; aber ſchon war ihm dieſer zuvorgekommen, und die Vereinigung bei Eger geſchehen.

Dieſen Grenzort hatte Wallenſtein zum Schauplatz des Triumphes beſtimmt, den er im Begriff war über ſeinen ſtolzen Gegner zu feiern. Nicht zufrieden, ihn, einem Flehenden gleich, zu ſeinen Füßen zu ſehen, legte er ihm noch das harte Geſetz auf, ſeine Länder hülflos hinter ſich zu laſſen, aus weiter Entfernung ſeinen Beſchützer einzuholen, und durch dieſe weite Entgegenkunft ein erniedrigendes Geſtändniß ſeiner Noth und Bedürftigkeit abzulegen. Auch dieſer Demüthigung unterwarf ſich der ſtolze Fürſt mit Gelaſſenheit. Einen harten Kampf hatte es ihm gekoſtet, demjenigen ſeine Rettung zu verdanken, der, wenn es nach *ſeinem* Wunſche ging, nimmermehr dieſe Macht haben ſollte; aber, Einmal entſchloſſen, war er auch Mann genug, jede Kränkung zu ertragen, die von ſeinem Entſchluß unzertrennlich war, und Herr genug ſeiner ſelbſt, um kleinere Leiden zu verachten, wenn es darauf ankam, einen großen Zweck zu verfolgen.

Aber ſo viel es ſchon gekoſtet hatte, dieſe Vereinigung nur möglich zu machen, ſo ſchwer ward es, ſich über die Bedingungen zu vergleichen, unter welchen ſie Statt finden und Beſtand haben ſollte. Einem Einzigen mußte die vereinigte Macht zu Gebote ſtehen, wenn der Zweck der Vereinigung erreicht werden ſollte, und auf beiden Seiten war gleich wenig Neigung da, ſich der höhern Autorität des andern zu unterwerfen. Wenn ſich Maximilian auf ſeine Churfürſtenwürde, auf den Glanz ſeines Geſchlechts, auf ſein Anſehn im Reiche ſtützte, ſo gründete Wallenſtein nicht geringere Anſprüche auf ſeinen Kriegsruhm und auf die uneingeſchränkte

Macht, welche der Kaiſer ihm übergeben hatte. So ſehr es den Fürſtenſtolz des Erſtern empörte, unter den Befehlen eines kaiſerlichen Dieners zu ſtehen, ſo ſehr fand ſich der Hochmuth des Herzogs durch den Gedanken geſchmeichelt, einem ſo gebieteriſchen Geiſte Geſetze vorzuſchreiben. Es kam darüber zu einem hartnäckigen Streite, der ſich aber durch eine wechſelſeitige Uebereinkunft zu Wallenſteins Vortheil endigte. Dieſem wurde das Obercommando über beide Armeen, beſonders am Tage einer Schlacht, ohne Einſchränkung zugeſtanden, und dem Churfürſten alle Gewalt abgeſprochen, die Schlachtordnung oder auch nur die Marſchroute der Armee abzuändern. Nichts behielt er ſich vor, als das Recht der Strafen und Belohnungen über ſeine eigenen Soldaten, und den freien Gebrauch derſelben, ſobald ſie nicht mit den kaiſerlichen Truppen vereinigt agirten.

Nach dieſen Vorbereitungen wagte man es endlich, einander unter die Augen zu treten, doch nicht eher, als bis eine gänzliche Vergeſſenheit alles Vergangenen zugeſagt, und die äußern Formalitäten des Verſöhnungsakts auf's Genaueſte berichtigt waren. Der Verabredung gemäß umarmten ſich beide Prinzen im Angeſicht ihrer Truppen und gaben einander gegenſeitige Verſicherungen der Freundſchaft, indeß die Herzen von Haß überfloſſen. Maximilian zwar, in der Verſtellungskunſt ausgelernt, beſaß Herrſchaft genug über ſich ſelbſt, um ſeine wahren Gefühle auch nicht durch einen einzigen Zug zu verrathen; aber in Wallenſteins Augen funkelte eine hämiſche Siegesfreude, und der Zwang, der in allen ſeinen Bewegungen ſichtbar war, entdeckte die Macht des Affekts, der ſein ſtolzes Herz übermeiſterte.

Die vereinigten kaiſerlich-bayeriſchen Truppen machten nun eine Armee von beinahe ſechzigtauſend größtentheils bewährten Soldaten aus, vor welcher der ſchwediſche Monarch es nicht wagen durfte, ſich im Felde zu zeigen. Eilfertig nahm er alſo, nachdem der Verſuch, ihre Vereinigung zu hindern, mißlungen war, ſeinen Rückzug nach Franken, und erwartete nunmehr eine entſcheidende Bewegung des Feindes, um ſeine Entſchließung zu faſſen. Die Stellung der vereinigten Armee zwiſchen der ſächſiſchen und bayeriſchen Grenze ließ es eine Zeitlang noch ungewiß, ob ſie den Schauplatz des Kriegs nach dem erſtern der beiden Länder verpflanzen, oder ſuchen würde, die Schweden von der Donau zurückzutreiben und Bayern in Freiheit zu ſetzen. Sachſen hatte Arnheim von Truppen entblößt, um in Schleſien Eroberungen zu machen; nicht ohne die geheime Abſicht, wie ihm von Vielen Schuld gegeben wird, dem Herzog von Friedland den Eintritt in das Churfürſtenthum zu erleichtern, und dem unentſchloſſenen Geiſte Johann Georgs einen dringendern Sporn zum Vergleich mit dem Kaiſer zu geben. Guſtav Adolph ſelbſt, in der gewiſſen Erwartung, daß die Abſichten Wallenſteins gegen Sachſen gerichtet ſeyen, ſchickte eilig, um ſeinen Bundesgenoſſen nicht hülflos zu laſſen, eine anſehnliche Verſtärkung dahin, feſt entſchloſſen, ſobald die Umſtände es erlaubten, mit ſeiner ganzen Macht nachzufolgen. Aber bald entdeckten ihm die Bewegungen der friedländiſchen Armee, daß ſie gegen ihn ſelbſt im Anzug begriffen ſey, und der Marſch des Herzogs durch die Oberpfalz ſetzte ſie außer Zweifel. Jetzt galt es, auf ſeine eigene Sicherheit zu denken, weniger um die Oberherrſchaft als um ſeine Exiſtenz in Deutſchland zu fechten, und von der Fruchtbarkeit ſeines Genies Mittel zur Rettung zu entlehnen. Die Annäherung des Feindes überraſchte ihn, ehe er Zeit gehabt hatte, ſeine durch ganz Deutſchland zerſtreuten Truppen an ſich zu ziehen und die alliirten Fürſten zum Beiſtand herbeizurufen. An Mannſchaft viel zu ſchwach, um den anrückenden Feind damit aufhalten zu können, hatte er keine andere Wahl, als ſich entweder in Nürnberg zu werfen, und Gefahr zu laufen, von der Wallenſteiniſchen Macht in dieſer Stadt eingeſchloſſen und durch Hunger beſiegt zu werden — oder dieſe Stadt aufzuopfern und unter den Kanonen von Donauwörth eine Verſtärkung an Truppen zu erwarten, Gleichgültig gegen alle Beſchwerden und Gefahren, wo die Menſchlichkeit ſprach und die Ehre gebot, erwählte er ohne Bedenken das Erſte, feſt entſchloſſen, lieber ſich ſelbſt mit ſeiner ganzen Armee unter den Trümmern Nürnbergs zu begraben, als auf den Untergang dieſer bundesverwandten Stadt ſeine Rettung zu begründen.

Sogleich ward Anſtalt gemacht, die Stadt mit allen Vorſtädten in eine Verſchanzung einzuſchließen, und innerhalb derſelben ein feſtes Lager aufzuſchlagen. Viele tauſend Hände ſetzten ſich alsbald zu dieſem weitläufigen Werk in Bewegung, und alle Einwohner

Nürnbergs beſeelte ein heroiſcher Eifer, für die gemeine Sache Blut, Leben und Eigenthum zu wagen. Ein acht Fuß tiefer und zwölf Fuß breiter Graben umſchloß die ganze Verſchanzung; die Linien wurden durch Redouten und Baſtionen, die Eingänge durch halbe Monde beſchützt. Die Pegnitz, welche Nürnberg durchſchneidet, theilte das ganze Lager in zwei Halbzirkel ab, die durch viele Brücken zuſammenhingen. Gegen dreihundert Stücke ſpielten von den Wällen der Stadt und von den Schanzen des Lagers. Das Landvolk auf den benachbarten Dörfern und die Bürger von Nürnberg legten mit den ſchwediſchen Soldaten gemeinſchaftlich Hand an, daß ſchon am ſiebenten Tage die Armee das Lager beziehen konnte, und am vierzehnten die ganze ungeheure Arbeit vollendet war.

Indem dies außerhalb der Mauern vorging, war der Magiſtrat der Stadt Nürnberg beſchäftigt, die Magazine zu füllen und ſich mit allen Kriegs- und Mundbedürfniſſen für eine langwierige Belagerung zu verſehen. Dabei unterließ er nicht, für die Geſundheit der Einwohner, die der Zuſammenfluß ſo vieler Menſchen leicht in Gefahr ſetzen konnte, durch ſtrenge Reinlichkeits-Anſtalten Sorge zu tragen. Den König auf den Nothfall unterſtützen zu können, wurde aus den Bürgern der Stadt die junge Mannſchaft ausgehoben und in den Waffen geübt, die ſchon vorhandene Stadtmiliz beträchtlich verſtärkt und ein neues Regiment von vier und zwanzig Namen nach den Buchſtaben des alten Alphabets ausgerüſtet. Guſtav ſelbſt hatte unterdeſſen ſeine Bundesgenoſſen, den Herzog Wilhelm von Weimar und den Landgrafen von Heſſen-Kaſſel, zum Beiſtand aufgeboten, und ſeine Generale am Rheinſtrom, in Thüringen und Niederſachſen beordert, ſich ſchleunig in Marſch zu ſetzen und mit ihren Truppen bei Nürnberg zu ihm zu ſtoßen. Seine Armee, welche innerhalb der Linien dieſer Reichsſtadt gelagert ſtand, betrug nicht viel über ſechzehntauſend Mann, alſo nicht einmal den dritten Theil des feindlichen Heeres.

Dieſes war unterdeſſen in langſamem Zuge bis gegen Neumark herangerückt, wo der Herzog von Friedland eine allgemeine Muſterung anſtellte. Vom Anblick dieſer furchtbaren Macht hingeriſſen, konnte er ſich einer jugendlichen Prahlerei nicht enthalten. „Binnen vier Tagen ſoll ſich ausweiſen,“ rief er, „wer von uns beiden, der König von Schweden oder ich, Herr der Welt ſeyn wird.“ Dennoch that er, ſeiner großen Ueberlegenheit ungeachtet, nichts, dieſe ſtolze Verſicherung wahr zu machen, und vernachläſſigte ſogar die Gelegenheit, ſeinen Feind auf das Haupt zu ſchlagen, als dieſer verwegen genug war, ſich außerhalb ſeiner Linien ihm entgegenzuſtellen. „Schlachten hat man genug geliefert,“ antwortete er denen, welche ihn zum Angriff ermunterten, „es iſt Zeit, einmal einer andern Methode zu folgen.“ Hier ſchon entdeckte ſich, wie viel mehr bei einem Feldherrn gewonnen worden, deſſen ſchon gegründeter Ruhm der gewagten Unternehmungen nicht benöthigt war, wodurch andere eilen müſſen, ſich einen Namen zu machen. Ueberzeugt, daß der verzweifelte Muth des Feindes den Sieg auf das Theuerſte erkaufen, eine Niederlage aber, in dieſen Gegenden erlitten, die Angelegenheiten des Kaiſers unwiederbringlich zu Grunde richten würde, begnügte er ſich damit, die kriegeriſche Hitze ſeines Gegners durch eine langwierige Belagerung zu verzehren, und, indem er demſelben alle Gelegenheit abſchnitt, ſich dem Ungeſtüm ſeines Muths zu überlaſſen, ihm gerade denjenigen Vortheil zu rauben, wodurch er bisher ſo unüberwindlich geweſen war. Ohne alſo das Geringſte zu unternehmen, bezog er jenſeits der Rednitz, Nürnberg gegenüber, ein ſtark befeſtigtes Lager, und entzog durch dieſe wohlgewählte Stellung der Stadt ſowohl, als dem Lager, jede Zufuhr aus Franken, Schwaben und Thüringen. So hielt er den König zugleich mit der Stadt belagert, und ſchmeichelte ſich, den Muth ſeines Gegners, den er nicht lüſtern war in offener Schlacht zu erproben, durch Hunger und Seuchen langſam, aber deſto ſicherer, zu ermüden.

Aber zu wenig mit den Hülfsquellen und Kräften ſeines Gegners bekannt, hatte er nicht genugſam dafür geſorgt, ſich ſelbſt vor dem Schickſal zu bewahren, das er jenem bereitete. Aus dem ganzen benachbarten Gebiet hatte ſich das Landvolk mit ſeinen Vorräthen weggeflüchtet, und um den wenigen Ueberreſt mußten ſich die friedländiſchen Fouragirer mit den ſchwediſchen ſchlagen. Der König ſchonte die Magazine der Stadt, ſo lange noch Möglichkeit da war, ſich aus der Nachbarſchaft mit Proviant zu verſehen, und dieſe wechſelſeitigen Streifereien unterhielten einen immerwährenden Krieg zwiſchen den Kroaten und dem ſchwediſchen Volke, davon die ganze umliegende Landſchaft die traurigſten

Spuren zeigte. Mit dem Schwert in der Hand mußte man ſich die Bedürfniſſe des Lebens erkämpfen, und ohne zahlreiches Gefolge durften ſich die Parteien nicht mehr aufs Fouragiren wagen. Dem König zwar öffnete, ſobald der Mangel ſich einſtellte, die Stadt Nürnberg ihre Vorrathshäuſer, aber Wallenſtein mußte ſeine Truppen aus weiter Ferne verſorgen. Ein großer, in Bayern aufgekaufter, Transport war an ihn auf dem Wege, und tauſend Mann wurden abgeſchickt, ihn ſicher in's Lager zu geleiten. Guſtav Adolph, davon benachrichtigt, ſandte ſogleich ein Kavallerie-Regiment aus, ſich dieſer Lieferung zu bemächtigen, und die Dunkelheit der Nacht begünſtigte die Unternehmung. Der ganze Transport fiel mit der Stadt, worin er hielt, in der Schweden Hände; die kaiſerliche Bedeckung wurde niedergehauen, gegen zwölfhundert Stück Vieh hinweg getrieben, und tauſend mit Brod bepackte Wagen, die nicht gut fortgebracht werden konnten, in Brand geſteckt. Sieben Regimenter, welche der Herzog von Friedland gegen Altorf vorrücken ließ, dem ſehnlich erwarteten Transport zur Bedeckung zu dienen, wurden von dem Könige, der ein Gleiches gethan hatte, den Rückzug der Seinigen zu decken, nach einem hartnäckigen Gefechte auseinander geſprengt, und mit Hinterlaſſung von vierhundert Todten in das kaiſerliche Lager zurückgetrieben. So viele Widerwärtigkeiten und eine ſo wenig erwartete Standhaftigkeit des Königs ließen den Herzog von Friedland bereuen, daß er die Gelegenheit zu einem Treffen ungenützt hatte vorbeiſtreichen laſſen. Jetzt machte die Feſtigkeit des ſchwediſchen Lagers jeden Angriff unmöglich, und Nürnbergs bewaffnete Jugend diente dem Monarchen zu einer fruchtbaren Kriegerſchule, woraus er jeden Verluſt an Mannſchaft auf das Schnellſte erſetzen konnte. Der Mangel an Lebensmitteln, der ſich im kaiſerlichen Lager nicht weniger als im ſchwediſchen einſtellte, machte es zum mindeſten ſehr ungewiß, welcher von beiden Theilen den andern zuerſt zum Aufbruche zwingen würde.

Fünfzehn Tage ſchon hatten beide Armeen, durch gleich unerſteigliche Verſchanzungen gedeckt, einander im Geſichte geſtanden, ohne etwas mehr als leichte Streifereien und unbedeutende Scharmützel zu wagen. Auf beiden Seiten hatten anſteckende Krankheiten, natürliche Folgen der ſchlechten Nahrungsmittel und der eng zuſammengepreßten Volksmenge, mehr als das Schwert des Feindes die Mannſchaft vermindert, und mit jedem Tage ſtieg dieſe Noth. Endlich erſchien der längſt erwartete Succurs im ſchwediſchen Lager, und die beträchtliche Machtverſtärkung des Königs erlaubte ihm jetzt, ſeinem natürlichen Muth zu gehorchen und die Feſſel zu zerbrechen, die ihn bisher gebunden hielt.

Seiner Aufforderung gemäß, hatte Herzog Wilhelm von Weimar aus den Beſatzungen in Niederſachſen und Thüringen in aller Eilfertigkeit ein Corps aufgerichtet, welches bei Schweinfurt in Franken vier ſächſiſche Regimenter, und bald darauf bei Kitzingen die Truppen vom Rheinſtrom an ſich zog, die Landgraf Wilhelm von Heſſen-Kaſſel und der Pfalzgraf von Birkenfeld dem König zu Hülfe ſchickten. Der Reichskanzler Oxenſtierna übernahm es, dieſe vereinigte

Armee an den Ort ihrer Beſtimmung zu führen. Nachdem er ſich zu Windsheim noch mit dem Herzog Bernhard von **Weimar** und dem ſchwediſchen General Banner vereinigt hatte, rückte er in beſchleunigten Märſchen bis Pruck und Eltersdorf, wo er die Rednitz paſſirte und glücklich in das ſchwediſche Lager kam. Dieſer Succurs zählte beinahe fünfzigtauſend Mann, und führte ſechzig Stücke Geſchütz und viertauſend Bagagewagen bei ſich. So ſah ſich denn Guſtav Adolph an der Spitze von beinahe ſiebenzigtauſend Streitern, ohne noch die Miliz der Stadt Nürnberg zu rechnen, welche im Nothfalle dreißigtauſend rüſtige Bürger in's Feld ſtellen konnte. Eine furchtbare Macht, die einer andern nicht minder furchtbaren gegenüberſtand! Der ganze Krieg ſchien jetzt zuſammengepreßt in eine einzige Schlacht, um hier endlich ſeine letzte Entſcheidung zu erhalten. Angſtvoll blickte das getheilte Europa auf dieſen Kampfplatz hin, wo ſich die Kraft beider ſtreitenden Mächte, wie in einem Brennpunkt, fürchterlich ſammelte.

Aber hatte man ſchon vor der Ankunft des Succurſes mit Brodmangel kämpfen müſſen, ſo wuchs dieſes Uebel nunmehr in beiden Lagern (denn auch **Wallenſtein** hatte neue Verſtärkungen aus Bayern an ſich gezogen) zu einem ſchrecklichen Grade an. Außer den hundert und zwanzigtauſend Kriegern, die einander bewaffnet gegenüber ſtanden, außer einer Menge von mehr als fünfzigtauſend Pferden in beiden Armeen, außer den Bewohnern Nürnbergs, welche das ſchwediſche Heer an Anzahl weit übertrafen, zählte man allein in dem Wallenſtein'ſchen Lager fünfzehntauſend Weiber und eben ſo viel Fuhrleute und Knechte, nicht viel weniger in dem ſchwediſchen. Die Gewohnheit jener Zeiten erlaubte dem Soldaten, ſeine Familie mit in das Feld zu führen. Bei den Kaiſerlichen ſchloß ſich eine unzählige Menge gutwilliger Frauensperſonen an den Heereszug an, und die ſtrenge Wachſamkeit über die Sitten im ſchwediſchen Lager, welche keine Ausſchweifung duldete, beförderte eben darum die rechtmäßigen Ehen. Für die junge Generation, welche dies Lager zum Vaterland hatte, waren ordentliche Feldſchulen errichtet und eine treffliche Zucht von Kriegern daraus gezogen, daß die Armeen bei einem langwierigen Kriege ſich durch ſich ſelbſt rekrutiren konnten. Kein Wunder, wenn dieſe wandelnden Nationen jeden Landſtrich aushungerten, auf dem ſie verweilten, und die Bedürfniſſe des Lebens durch dieſen entbehrlichen Troß übermäßig im Preiſe geſteigert wurden. Alle Mühlen um Nürnberg reichten nicht zu, das Korn zu mahlen, das jeder Tag verſchlang, und fünfzigtauſend Pfund Brod, welche die Stadt täglich in's Lager lieferte, reizten den Hunger bloß, ohne ihn zu befriedigen. Die wirklich bewundernswerthe Sorgfalt des Nürnberger Magiſtrats konnte nicht verhindern, daß nicht ein großer Theil der Pferde aus Mangel an Fütterung umfiel, und die zunehmende Wuth der Seuchen mit jedem Tage über hundert Menſchen in's Grab ſtreckte.

Dieſer Noth ein Ende zu machen, verließ endlich Guſtav Adolph, voll Zuverſicht auf ſeine überlegene Macht, am fünf und fünfzigſten Tage ſeine Linien, zeigte ſich in voller Bataille dem Feind und ließ von drei Batterien, welche am Ufer der Rednitz errichtet waren, das friedländiſche Lager beſchießen. Aber unbeweglich ſtand der Herzog in ſeinen Verſchanzungen, und begnügte ſich, dieſe Ausforderung durch das Feuer der Muſketen und Kanonen von Ferne zu beantworten. Den König durch Unthätigkeit aufzureiben und durch die Macht des Hungers ſeine Beharrlichkeit zu beſiegen, war ſein überlegter Entſchluß, und keine Vorſtellung Maximilians, keine Ungeduld der Armee, kein Spott des Feindes, konnte dieſen Vorſatz erſchüttern. In ſeiner Hoffnung getäuſcht und von der wachſenden Noth gedrungen, wagte ſich Guſtav Adolph nun an das Unmögliche, und der Entſchluß wurde gefaßt, das durch Natur und Kunſt gleich unbezwingliche Lager zu ſtürmen.

Nachdem er das Seinige dem Schutz der Nürnbergiſchen Miliz übergeben, rückte er am Bartholomäustage, dem acht und fünfzigſten, ſeitdem die Armee ihre Verſchanzungen bezogen, in voller Schlachtordnung heraus und paſſirte die Rednitz bei Fürth, wo er die feindlichen Vorpoſten mit leichter Mühe zum Weichen brachte. Auf den ſteilen Anhöhen zwiſchen der Biber und Rednitz, die alte Veſte und Altenberg genannt, ſtand die Hauptmacht des Feindes, und das Lager ſelbſt, von dieſen Hügeln beherrſcht, breitete ſich unabſehbar durch das Gefilde. Die ganze Stärke des Geſchützes war auf dieſen Hügeln verſammelt. Tiefe Gräben umſchloſſen unerſteigliche Schanzen, dichte Verhacke und ſtachelige Palliſaden verrammelten die

Zugänge zu dem ſteil anlaufenden Berge, von deſſen Gipfel Wallenſtein, ruhig und ſicher wie ein Gott, durch ſchwarze Rauchwolken ſeine Blitze verſendete. Hinter den Bruſtwehren lauerte der Muſketen tückiſches Feuer, und ein gewiſſer Tod blickte aus hundert offenen Kanonenſchlünden dem verwegenen Stürmer entgegen. Auf dieſen gefahrvollen Poſten richtete Guſtav Adolph den Angriff, und fünfhundert Muſketiere, durch weniges Fußvolk unterſtützt (mehrere zugleich konnten auf dem engen Kampfboden nicht zum Fechten kommen), hatten den unbeneideten Vorzug, ſich zuerſt in den offenen Rachen des Todes zu werfen. Wüthend war der Andrang, der Widerſtand fürchterlich; der ganzen Wuth des feindlichen Geſchützes ohne Bruſtwehr dahin gegeben, grimmig durch den Anblick des unvermeidlichen Todes, laufen dieſe entſchloſſenen Krieger gegen den Hügel Sturm, der ſich in Einem Moment in den flammenden Hekla verwandelt und einen eiſernen Hagel donnernd auf ſie herunter ſpeit. Zugleich dringt die ſchwere Kavallerie in die Lücken ein, welche die feindlichen Ballen in die gedrängte Schlachtordnung reißen, die feſtgeſchloſſenen Glieder trennten ſich, und die ſtandhafte Heldenſchaar, von der gedoppelten Macht der Natur und der Menſchen bezwungen, wendet ſich nach hundert zurückgelaſſenen Todten zur Flucht. Deutſche waren es, denen Guſtavs Parteilichkeit die tödtliche Ehre des erſten Angriffs beſtimmte; über ihren Rückzug ergrimmt, führte er jetzt ſeine Finnländer zum Sturm, durch ihren nordiſchen Muth die deutſche Feigheit zu beſchämen. Auch ſeine Finnländer, durch einen ähnlichen Feuerregen empfangen, weichen der überlegenen Macht, und ein friſches Regiment tritt an ihre Stelle, mit gleich ſchlechtem Erfolge den Angriff zu erneuern. Dieſes wird von einem vierten und fünften und ſechsten abgelöſt, daß während des zehnſtündigen Gefechtes alle Regimenter zum Angriff kommen und alle blutend und zerriſſen von dem Kampfplatz zurückkehren. Tauſend verſtümmelte Körper bedecken das Feld, und unbeſiegt ſetzt Guſtav den Angriff fort, und unerſchütterlich behauptet Wallenſtein ſeine Veſte.

Indeſſen hat ſich zwiſchen der kaiſerlichen Reiterei und dem linken Flügel der Schweden, der in einem Buſch an der Rednitz poſtirt war, ein heftiger Kampf entzündet, wo mit abwechſelndem Glück der Feind bald Beſiegter, bald Sieger bleibt, und auf beiden Seiten gleich viel Blut fließt, gleich tapfere Thaten geſchehen. Dem Herzog von Friedland und dem Prinzen Bernhard von Weimar werden die Pferde unter dem Leibe erſchoſſen; dem König ſelbſt reißt eine Stückkugel die Sohle von dem Stiefel. Mit ununterbrochener Wuth erneuern ſich Angriff und Widerſtand, bis endlich die eintretende Nacht das Schlachtfeld verfinſtert und die erbitterten Kämpfer zur Ruhe winkt. Jetzt aber ſind die Schweden ſchon zu weit vorgedrungen, um den Rückzug ohne Gefahr unternehmen zu können. Indem der König einen Offizier zu entdecken ſucht, den Regimentern durch ihn den Befehl zum Rückzug zu überſenden, ſtellt ſich ihm der Obriſt Hebron, ein tapferer Schottländer, dar, den bloß ſein natürlicher Muth aus dem Lager getrieben hatte, die Gefahr dieſes Tages zu theilen. Ueber den König erzürnt, der ihm unlängſt bei einer gefahrvollen Aktion einen jüngern Obriſten vorgezogen, hatte er das raſche Gelübde gethan, ſeinen Degen nie wieder für den König zu ziehen. An ihn wendet ſich jetzt Guſtav Adolph, und, ſeinen Heldenmuth lobend, erſucht er ihn, die Regimenter zum Rückzug zu commandiren. »Sire,« erwidert der tapfere Soldat, »das iſt der einzige Dienſt, den ich Eurer Majeſtät nicht verweigern kann, denn es iſt etwas dabei zu wagen;« und ſogleich ſprengt er davon, den erhaltenen Auftrag in's Werk zu richten. Zwar hatte ſich Herzog Bernhard von Weimar in der Hitze des Gefechts einer Anhöhe über der alten Veſte bemächtigt, von wo aus man den Berg und das ganze Lager beſtreichen konnte. Aber ein heftiger Platzregen, der in derſelben Nacht einfiel, machte den Abhang ſo ſchlüpfrig, daß es unmöglich war, die Kanonen hinaufzubringen, und ſo mußte man von freien Stücken dieſen mit Strömen Bluts errungenen Poſten verloren geben. Mißtrauiſch gegen das Glück, das ihn an dieſem entſcheidenden Tage verlaſſen hatte, getraute der König ſich nicht, mit erſchöpften Truppen am folgenden Tage den Sturm fortzuſetzen, und zum erſten Male überwunden, weil er nicht Ueberwinder war, führte er ſeine Truppen über die Rednitz zurück. Zweitauſend Todte, die er auf dem Wahlplatz zurückließ, bezeugten ſeinen Verluſt, und unüberwunden ſtand der Herzog von Friedland in ſeinen Linien.

Noch ganze vierzehn Tage nach dieſer Action blieben die Armeen einander gegenüber gelagert, jede in der

der Erwartung, die andere zum Aufbruch zu nöthigen. Je mehr mit jedem Tage der kleine Vorrath an Lebensmitteln ſchmolz, deſto ſchrecklicher wuchſen die Drangſale des Hungers, deſto mehr verwilderte der Soldat, und das Landvolk umher ward das Opfer ſeiner thieriſchen Raubſucht. Die ſteigende Noth löste alle Bande der Zucht und Ordnung im ſchwediſchen Lager auf, und beſonders zeichneten ſich die deutſchen Regimenter durch die Gewaltthätigkeiten aus, die ſie gegen Freund und Feind ohne Unterſchied verübten. Die ſchwache Hand eines Einzigen vermochte nicht einer Geſetzloſigkeit zu ſteuern, die durch das Stillſchweigen der untern Befehlshaber eine ſcheinbare Billigung und oft durch ihr eigenes verderbliches Beiſpiel Ermunterung erhielt. Tief ſchmerzte den Monarchen dieſer ſchimpfliche Verfall der Kriegszucht, in die er bis jetzt einen ſo gegründeten Stolz geſetzt hatte, und der Nachdruck, womit er den deutſchen Offizieren ihre Nachläſſigkeit verweist, bezeugt die Heftigkeit ſeiner Empfindungen. „Ihr Deutſchen,“ rief er aus, „ihr, ihr ſelbſt ſeyd es, die ihr euer eigenes Vaterland beſtehlt, und gegen eure eigenen Glaubensgenoſſen wüthet. Gott ſey mein Zeuge, ich verabſcheue euch, ich habe einen Ekel an euch, und das Herz gällt mir im Leibe, wenn ich euch anſchaue. Ihr übertretet meine Verordnungen, ihr ſeyd Urſache, daß die Welt mich verflucht, daß mich die Thränen der ſchuldloſen Armuth verfolgen, daß ich öffentlich hören muß: der König, unſer Freund, thut uns mehr Uebels an, als unſere grimmigſten Feinde. Euretwegen habe ich meine Krone ihres Schatzes entblößt und über vierzig Tonnen Goldes aufgewendet; von eurem deutſchen Reich aber nicht erhalten, wovon ich mich ſchlecht bekleiden könnte. Euch gab ich Alles, was Gott mir zutheilte, und hättet ihr meine Geſetze geachtet, Alles, was er mir künftig noch geben mag, würde ich mit Freuden unter euch ausgetheilt haben. Eure ſchlechte Mannszucht überzeugt mich, daß ihr's böſe meint, wie ſehr ich auch Urſache haben mag, eure Tapferkeit zu loben."

Nürnberg hatte ſich über Vermögen angeſtrengt, die ungeheure Menſchenmenge, welche in ſeinem Gebiet zuſammengepreßt war, elf Wochen lang zu ernähren; endlich aber verſiegten die Mittel, und der König, als der zahlreichere Theil, mußte ſich eben darum zuerſt zum Abzug entſchließen. Mehr als zehntauſend ſeiner Einwohner hatte Nürnberg begraben, und Guſtav Adolph gegen zwanzigtauſend ſeiner Soldaten durch Krieg und Seuchen eingebüßt. Zertreten lagen alle umliegenden Felder, die Dörfer in Aſche, das beraubte Landvolk verſchmachtete auf den Straßen, Modergerüche verpeſteten die Luft, verheerende Seuchen, durch die kümmerliche Nahrung, durch den Qualm eines ſo bevölkerten Lagers und ſo vieler verweſenden Leichname, durch die Glut der Hundstage ausgebrütet, wütheten unter Menſchen und Thieren, und noch lange nach dem Abzug der Armeen drückten Mangel und Elend das Land. Gerührt von dem allgemeinen Jammer, und ohne Hoffnung, die Beharrlichkeit des Herzogs von Friedland zu beſiegen, hob der König am achten September ſein Lager auf und verließ Nürnberg, nachdem er es zur Fürſorge mit einer hinlänglichen Beſatzung verſehen hatte. In völliger Schlachtordnung zog er an dem Feinde vorüber, der unbeweglich blieb, und nicht das Geringſte unternahm, ſeinen Abzug zu ſtören. Er richtete ſeinen Marſch nach Neuſtadt an der Aiſch und Windsheim, wo er fünf Tage ſtehen blieb, um ſeine Truppen zu erquicken und Nürnberg nahe zu ſeyn, wenn der Feind etwas gegen dieſe Stadt unternehmen ſollte. Aber Wallenſtein, der Erholung nicht weniger bedürftig, hatte auf den Abzug der Schweden nur gewartet, um den ſeinigen antreten zu können. Fünf Tage ſpäter verließ auch er ſein Lager bei Zirndorf und übergab es den Flammen. Hundert Rauchſäulen, die aus den eingeäſcherten Dörfern in der ganzen Runde zum Himmel ſtiegen, verkündigten ſeinen Abſchied, und zeigten der getröſteten Stadt, welchem Schickſale ſie ſelbſt entgangen war. Seinen Marſch, der gegen Forchheim gerichtet war, bezeichnete die ſchrecklichſte Verheerung; doch war er ſchon zu weit vorgerückt, um von dem König noch eingeholt zu werden. Dieſer trennte nun ſeine Armee, die das erſchöpfte Land nicht ernähren konnte, um mit einem Theile derſelben Franken zu behaupten, und mit dem andern ſeine Eroberungen in Bayern in eigener Perſon fortzuſetzen.

Unterdeſſen war die kaiſerlich-bayeriſche Armee in das Bisthum Bamberg gerückt, wo der Herzog von Friedland eine zweite Muſterung darüber anſtellte. Er fand dieſe ſechzigtauſend Mann ſtarke Macht durch Deſertion, Krieg und Seuchen bis auf vierundzwanzigtauſend Mann vermindert, von denen der vierte Theil aus bayeriſchen Truppen beſtand. Und ſo hatte das Lager vor Nürnberg beide Theile mehr als zwei verlorne große Schlachten entkräftet, ohne den Krieg ſeinem Ende auch nur um etwas genähert, oder die geſpannten Erwartungen der europäiſchen Welt durch einen einzigen entſcheidenden Vorfall befriedigt zu haben. Den Eroberungen des Königs in Bayern wurde zwar auf eine Zeitlang durch die Diverſion bei Nürnberg ein Ziel geſteckt und Oeſterreich ſelbſt vor einem feindlichen Einfall geſichert; aber durch den Abzug von dieſer Stadt gab man ihm auch die völlige Freiheit zurück, Bayern auf's Neue zum Schauplatz des Krieges zu machen. Unbekümmert um das Schickſal dieſes Landes, und des Zwanges müde, den ihm die Verbindung mit dem Churfürſten auferlegte, ergriff der Herzog von Friedland begierig die Gelegenheit, ſich von dieſem läſtigen Gefährten zu trennen und ſeine Lieblingsentwürfe mit erneuertem Ernſt zu verfolgen. Noch immer ſeiner erſten Maxime getreu, Sachſen von Schweden zu trennen, beſtimmte er dieſes Land zum Winter-Aufenthalt ſeiner Truppen, und hoffte, durch ſeine verderbliche Gegenwart den Churfürſten um ſo eher zu einem beſondern Frieden zu zwingen.

Kein Zeitpunkt konnte dieſem Unternehmen günſtiger ſeyn. Die Sachſen waren in Schleſien eingefallen, wo ſie, in Vereinigung mit brandenburgiſchen und ſchwediſchen Hülfsvölkern, einen Vortheil nach dem andern über die Truppen des Kaiſers erfochten. Durch eine Diverſion, welche man dem Churfürſten in ſeinen eigenen Staaten machte, rettete man Schleſien; und das Unternehmen war deſto leichter, da Sachſen durch den ſchleſiſchen Krieg von Vertheidigern entblößt und dem Feinde von allen Seiten geöffnet war. Die Nothwendigkeit, ein öſterreichiſches Erbland zu retten, ſchlug alle Einwendungen des Churfürſten von Bayern darnieder, und unter der Maske eines patriotiſchen Eifers für das Beſte des Kaiſers konnte man ihn mit um ſo weniger Bedenklichkeit aufopfern. Indem man dem König von Schweden das reiche Bayern zum Raube ließ, hoffte man in der Unternehmung auf Sachſen von ihm nicht geſtört zu werden, und die zunehmende Kaltſinnigkeit zwiſchen dieſem Monarchen und dem ſächſiſchen Hofe ließ ohnehin von ſeiner Seite wenig Eifer zu Befreiung **Johann Georgs** befürchten. Auf's Neue alſo von ſeinem argliſtigen Beſchützer im Stich gelaſſen, trennte ſich der Churfürſt zu Bamberg von **Wallenſtein**, um mit dem kleinen Ueberreſt ſeiner Truppen ſein hülfloſes Land zu vertheidigen, und die kaiſerliche Armee richtete unter Friedlands Anführung ihren Marſch durch Baireuth und Koburg nach dem Thüringer Walde.

Ein kaiſerlicher General, von Holk, war bereits mit ſechstauſend Mann in das Voigtland voraus geſchickt worden, dieſe wehrloſe Provinz mit Feuer und Schwert zu verheeren. Ihm wurde bald darauf Gallas nachgeſchickt, ein zweiter Feldherr des Herzogs und ein gleich treues Werkzeug ſeiner unmenſchlichen Befehle. Endlich wurde auch noch Graf Pappenheim aus Niederſachſen herbeigerufen, die geſchwächte Armee des Herzogs zu verſtärken und das Elend Sachſens vollkommen zu machen. Zerſtörte Kirchen, eingeäſcherte Dörfer, verwüſtete Ernten, beraubte Familien, ermordete Unterthanen bezeichneten den Marſch dieſer Barbarenheere; das ganze Thüringen, Voigtland und Meißen erlagen unter dieſer dreifachen Geißel. Aber ſie waren nur die Vorläufer eines größern Elends, mit welchem der Herzog ſelbſt, an der Spitze der Hauptarmee, das unglückliche Sachſen bedrohte. Nachdem dieſer auf ſeinem Zuge durch Franken und Thüringen die ſchauderhafteſten Denkmäler ſeiner Wuth hinterlaſſen, erſchien er mit ſeiner ganzen Macht in dem Leipziger Kreiſe und zwang nach einer kurzen Belagerung die Stadt Leipzig zur Uebergabe. Seine Abſicht war, bis nach Dresden vorzudringen, und durch Unterwerfung des ganzen Landes dem Churfürſten Geſetze vorzuſchreiben. Schon näherte er ſich der Mulda, um die ſächſiſche Armee, die bis Torgau ihm entgegen gerückt war, mit ſeiner überlegenen Macht aus dem Felde zu ſchlagen, als die Ankunft des Königs von Schweden zu Erfurt ſeinen Eroberungsplanen eine unerwartete Grenze ſetzte. Im Gedränge zwiſchen der ſächſiſchen und ſchwediſchen Macht, welche Herzog Georg von Lüneburg von Niederſachſen aus noch zu verſtärken drohte, wich er eilfertig gegen Merſeburg zurück, um ſich dort mit dem Grafen von Pappenheim zu vereinigen und die eindringenden Schweden mit Nachdruck zurückzutreiben. Nicht ohne große Unruhe hatte Guſtav Adolph den Kunſtgriffen zugeſehen, welche Spanien und Oeſterreich verſchwendeten, um ſeinen Alliirten von ihm abtrünnig zu machen. So wichtig ihm das Bündniß mit Sachſen war, ſo viel mehr Urſache hatte er, vor dem unbeſtändigen Gemüthe Johann Georgs zu zittern. Nie hatte zwiſchen ihm und dem Churfürſten ein aufrichtiges freundſchaftliches Verhältniß Statt gefunden. Einem Prinzen, der auf ſeine politiſche Wichtigkeit ſtolz, und gewohnt war, ſich als das Haupt ſeiner Partei zu betrachten, mußte die Einmiſchung einer fremden Macht in die Reichsangelegenheiten bedenklich und drückend ſeyn, und den Widerwillen, womit er die Fortſchritte dieſes unwillkommenen Fremdlings betrachtete, hatte nur die äußerſte Noth ſeiner Staaten auf eine Zeitlang beſiegen können. Das wachſende Anſehen des Königs in Deutſchland, ſein überwiegender Einfluß auf die proteſtantiſchen Stände, die nicht ſehr zweideutigen Beweiſe ſeiner ehrgeizigen Abſichten, bedenklich genug, die ganze Wachſamkeit der Reichsſtände aufzufordern, machten bei dem Churfürſten tauſend Beſorgniſſe rege, welche die kaiſerlichen Unterhändler geſchickt zu nähren und zu vergrößern wußten. Jeder eigenmächtige Schritt des Königs, jede auch noch ſo billige Forderung, die er an die Reichsfürſten machte, gaben dem Churfürſten Anlaß zu bittern Beſchwerden, die einen nahen Bruch zu verkündigen ſchienen. Selbſt unter den Generalen beider Theile zeigten ſich, ſo oft ſie vereinigt agiren ſollten, vielfache Spuren der Eiferſucht, welche ihre Beherrſcher entzweite. Johann Georgs natürliche Abneigung vor dem Krieg, und ſeine noch immer nicht unterdrückte Ergebenheit gegen Oeſterreich, begünſtigte Arnheims Bemühungen, der, in beſtändigem Einverſtändniſſe mit Wallenſtein, unermüdet daran arbeitete, ſeinen Herrn zu einem Privatvergleich mit dem Kaiſer zu vermögen; und fanden ſeine Vorſtellungen auch lange Zeit keinen Eingang, ſo lehrte doch zuletzt der Erfolg, daß ſie nicht ganz ohne Wirkung geblieben waren.

Guſtav Adolph, mit Recht vor den Folgen bange, die der Abfall eines ſo wichtigen Bundesgenoſſen von ſeiner Partei für ſeine ganze künftige Exiſtenz in Deutſchland haben mußte, ließ kein Mittel unverſucht, dieſen bedenklichen Schritt zu verhindern, und bis jetzt hatten ſeine Vorſtellungen ihren Eindruck auf den Churfürſten nicht ganz verfehlt. Aber die fürchterliche Macht, womit der Kaiſer ſeine verführeriſchen Vorſchläge unterſtützte, und die Drangſale, die er bei längerer Weigerung über Sachſen zu häuſen drohte, konnten endlich doch, wenn man ihn ſeinen Feinden hülflos dahingab, die Standhaftigkeit des Churfürſten überwinden, und dieſe Gleichgültigkeit gegen einen ſo wichtigen Bundesgenoſſen das Vertrauen aller übrigen Alliirten Schwedens zu ihrem Beſchützer auf immer darnieder ſchlagen. Dieſe Betrachtung bewog den König, den dringenden Einladungen, welche der hart bedrohte Churfürſt an ihn ergehen ließ, zum zweiten Male nachzugeben, und der Rettung dieſes Bundesgenoſſen alle ſeine glänzenden Hoffnungen aufzuopfern. Schon hatte er einen zweiten Angriff auf Ingolſtadt beſchloſſen, und die Schwäche des Churfürſten von Bayern rechtfertigte ſeine Hoffnung, dieſem erſchöpften Feinde doch endlich noch die Neutralität aufzudringen. Der Aufſtand des Landvolks in Oberöſterreich öffnete ihm dann den Weg in dieſes Land, und der Sitz des Kaiſerthrons konnte in ſeinen Händen ſeyn, ehe Wallenſtein Zeit hatte, mit Hülfe herbeizueilen. Alle dieſe ſchimmernden Hoffnungen ſetzte er dem Wohl eines Alliirten nach, den weder Verdienſte noch guter Wille dieſes Opfers werth machten; der, bei den dringendſten Aufforderungen des Gemeingeiſtes, nur ſeinem eigenen Vortheil mit kleinlicher Selbſtſucht diente; der nicht durch die Dienſte, die man ſich von ihm verſprach, nur durch den Schaden, den man von ihm beſorgte, bedeutend war. Und wer erwehrt ſich nun des Unwillens, wenn er hört, daß auf dem Wege, den Guſtav Adolph jetzt zur Befreiung dieſes Fürſten antritt, der große König das Ziel ſeiner Thaten findet?

Schnell zog er ſeine Truppen im fränkiſchen Kreiſe zuſammen, und folgte dem Wallenſtein'ſchen Heere durch Thüringen nach. Herzog Bernhard von Weimar, der gegen Pappenheim war vorausgeſchickt worden, ſtieß bei Arnſtadt zu dem Könige, der ſich jetzt an der Spitze von zwanzigtauſend Mann geübter Truppen erblickte. Zu Erfurt trennte er ſich von ſeiner Gemahlin, die ihn nicht eher als zu Weißenfels — im Sarge wieder ſehen ſollte; der bange gepreßte Abſchied deutete auf eine ewige Trennung. Er erreichte Naumburg am erſten November des Jahrs 1632, ehe die dahin detaſchirten Corps des Herzogs von Friedland ſich dieſes Platzes bemächtigen konnten. Schaarenweiſe ſtrömte alles Volk aus der umliegenden Gegend herbei, den Helden, den Rächer, den großen König anzuſtaunen, der ein Jahr vorher auf eben dieſem Boden als ein rettender Engel erſchienen war. Stimmen der Freude umtönten ihn, wo er ſich ſehen ließ; anbetend ſtürzte ſich Alles vor ihm auf die Kniee; man ſtritt ſich um die Gunſt, die Scheide ſeines Schwerts, den Saum ſeines Kleides zu berühren. Den beſcheidenen Helden empörte dieſer unſchuldige Tribut, den ihm die aufrichtigſte Dankbarkeit und Bewunderung zollte. „Iſt es nicht, als ob dieſes Volk mich zum Gott mache?“ ſagte er zu ſeinen Begleitern. „Unſere Sachen ſtehen gut; aber ich fürchte, die Rache des Himmels wird mich für dieſes verwegene Gaukelſpiel ſtrafen, und dieſem thörichten Haufen meine ſchwache ſterbliche Menſchheit früh genug offenbaren.“ Wie liebenswürdig zeigt ſich uns Guſtav, eh’ er auf ewig von uns Abſchied nimmt! Auch in der Fülle ſeines Glücks die richtende Nemeſis ehrend, verſchmäht er eine Huldigung, die nur den Unſterblichen gebührt, und ſein Recht auf unſere Thränen verdoppelt ſich, eben da er dem Augenblick nahe iſt, ſie zu erregen.

Unterdeſſen war der Herzog von Friedland dem anrückenden König bis Weißenfels entgegen gezogen, entſchloſſen, die Winterquartiere in Sachſen, auch wenn es eine Schlacht koſten ſollte, zu behaupten. Seine Unthätigkeit vor Nürnberg hatte ihn dem Verdacht ausgeſetzt, als ob er ſich mit dem nordiſchen Helden nicht zu meſſen wagte, und ſein ganzer Ruhm war in Gefahr, wenn er die Gelegenheit zu ſchlagen zum zweiten Male entwiſchen ließ. Seine Ueberlegenheit an Truppen, wiewohl weit geringer, als ſie in der erſten Zeit des nürnbergiſchen Lagers geweſen, machte ihm die wahrſcheinlichſte Hoffnung zum Sieg, wenn er den König, vor der Vereinigung deſſelben mit den Sachſen, in ein Treffen verwickeln konnte. Aber ſeine jetzige

Zuverſicht war nicht ſowohl auf ſeine größere Truppenzahl, als auf die Verſicherungen ſeines Aſtrologen Seni gegründet, welcher in den Sternen geleſen hatte, daß das Glück des ſchwediſchen Monarchen im November untergehen würde. Ueberdies waren zwiſchen Kamburg und Weißenfels enge Päſſe, von einer fortlaufenden Bergkette und der nahe ſtrömenden Saale gebildet, welche es der ſchwediſchen Armee äußerſt ſchwer machten, vorzudringen, und mit Hülfe weniger Truppen gänzlich geſchloſſen werden konnten. Dem König blieb dann keine andere Wahl, als ſich mit größter Gefahr durch die Defileen zu winden, oder einen beſchwerlichen Rückzug durch Thüringen zu nehmen, und in einem verwüſteten Lande, wo es an jeder Nothdurft gebrach, den größten Theil ſeiner Truppen einzubüßen. Die Geſchwindigkeit, mit der Guſtav Adolph von Naumburg Beſitz nahm, vernichtete dieſen Plan, und jetzt war es **Wallenſtein** ſelbſt, der den Angriff erwartete.

Aber in dieſer Erwartung ſah er ſich getäuſcht, als der König, anſtatt ihm bis Weißenfels entgegen zu rücken, alle Anſtalten traf, ſich bei Naumburg zu verſchanzen, und hier die Verſtärkungen zu erwarten, welche der Herzog von Lüneburg im Begriff war ihm zuzuführen. Unſchlüſſig, ob er dem König durch die engen Päſſe zwiſchen Weißenfels und Naumburg entgegen gehen, oder in ſeinem Lager unthätig ſtehen bleiben ſollte, verſammelte er ſeinen Kriegsrath, um die Meinung ſeiner erfahrenſten Generale zu vernehmen. Keiner von Allen fand es rathſam, den König in ſeiner vortheilhaften Stellung anzugreifen, und die Vorkehrungen, welche dieſer zu Befeſtigung ſeines Lagers traf, ſchienen deutlich anzuzeigen, daß er gar nicht Willens ſey, es ſo bald zu verlaſſen. Aber eben ſo wenig erlaubte der eintretende Winter, den Feldzug zu verlängern, und eine der Ruhe ſo ſehr bedürftige Armee durch fortgeſetzte Campirung zu ermüden. Alle Stimmen erklärten ſich für die Endigung des Feldzugs, um ſo mehr, da die wichtige Stadt Köln am Rhein von holländiſchen Truppen gefährlich bedroht war, und die Fortſchritte des Feindes in Weſtphalen und am Unterrhein die nachdrücklichſte Hülfe in dieſen Gegenden erheiſchten. Der Herzog von Friedland erkannte das Gewicht dieſer Gründe, und beinahe überzeugt, daß von dem König für dieſe Jahrszeit kein Angriff mehr zu befürchten ſey, bewilligte er ſeinen Truppen die Winterquartiere, doch ſo, daß ſie auf's Schnellſte verſammelt waren, wenn etwa der Feind gegen alle Erwartung noch einen Angriff wagte. Graf Pappenheim wurde mit einem großen Theile des Heers entlaſſen, um der Stadt Köln zu Hülfe zu eilen, und auf dem Wege dahin die Feſtung Moritzburg bei Halle in Beſitz zu nehmen. Einzelne Corps bezogen in den ſchicklichſten Städten umher ihre Winterquartiere, um die Bewegungen des Feindes von allen Seiten beobachten zu können. Graf Kolloredo bewachte das Schloß zu Weißenfels, und Wallenſtein ſelbſt blieb mit dem Ueberreſte unweit Merſeburg zwiſchen dem Floßgraben und der Saale ſtehen, von wo er geſonnen war, ſeinen Marſch über Leipzig zu nehmen und die Sachſen von dem ſchwediſchen Heere abzuſchneiden.

Kaum aber hatte Guſtav Adolph den Abzug Pappenheims vernommen, ſo verließ er plötzlich ſein Lager bei Naumburg, und eilte, den um die Hälfte geſchwächten Feind mit ſeiner ganzen Macht anzufallen. In beſchleunigtem Marſche rückte er gegen Weißenfels vor, von wo aus ſich das Gerücht von ſeiner Ankunft ſchnell bis zum Feinde verbreitete und den Herzog von Friedland in die höchſte Verwunderung ſetzte. Aber es galt jetzt einen ſchnellen Entſchluß, und der Herzog hatte ſeine Maßregeln bald genommen. Obgleich man dem zwanzigtauſend Mann ſtarken Feinde nicht viel über zwölftauſend entgegen zu ſetzen hatte, ſo konnte man doch hoffen, ſich bis zu Pappenheims Rückkehr zu behaupten, der ſich höchſtens fünf Meilen weit, bis Halle, entfernt haben konnte. Schnell flogen Eilboten ab, ihn zurückzurufen, und zugleich zog ſich Wallenſtein in die weite Ebene zwiſchen dem Floßgraben und Lützen, wo er in völliger Schlachtordnung den König erwartete, und ihn durch dieſe Stellung von Leipzig und den ſächſiſchen Völkern trennte.

Drei Kanonenſchüſſe, welche Graf Kolloredo von dem Schloſſe zu Weißenfels abbrannte, verkündigten den Marſch des Königs, und auf dieſes verabredete Signal zogen ſich die friedländiſchen Vortruppen unter dem Commando des Kroaten-Generals Iſolani zuſammen, die an der Rippach gelegenen Dörfer zu beſetzen. Ihr ſchwacher Widerſtand hielt den anrückenden Feind nicht auf, der bei dem Dorfe Rippach über das Waſſer dieſes Namens ſetzte, und ſich unterhalb Lützen der kaiſerlichen Schlachtordnung gegenüber ſtellte. Die

Landſtraße, welche von Weißenfels nach Leipzig führt, wird zwiſchen Lützen und Markranſtädt von dem Floßgraben durchſchnitten, der ſich von Zeitz nach Merſeburg erſtreckt und die Elſter mit der Saale verbindet. An dieſen Canal lehnte ſich der linke Flügel der Kaiſerlichen und der rechte des Königs von Schweden, doch ſo, daß ſich die Reiterei beider Theile noch jenſeits deſſelben verbreitete. Nordwärts hinter Lützen hatte ſich Wallenſteins rechter Flügel, und ſüdwärts von dieſem Städtchen der linke Flügel des ſchwediſchen Heeres gelagert. Beide Armeen kehrten der Landſtraße ihre Fronte zu, welche mitten durch ſie hinging, und eine Schlachtordnung von der andern abſonderte. Aber eben dieſer Landſtraße hatte ſich Wallenſtein am Abend vor der Schlacht zum großen Nachtheil ſeines Gegners bemächtigt, die zu beiden Seiten derſelben fortlaufenden Gräben vertiefen und durch Musketiere beſetzen laſſen, daß der Uebergang ohne Beſchwerlichkeit und Gefahr nicht zu wagen war. Hinter denſelben ragte eine Batterie von ſieben großen Kanonen hervor, das Musketenfeuer aus den Gräben zu unterſtützen, und an den Windmühlen, nahe hinter Lützen, waren vierzehn kleinere Feldſtücke auf einer Anhöhe aufgepflanzt, von der man einen großen Theil der Ebene beſtreichen konnte. Die Infanterie, in nicht mehr als fünf große und unbehülfliche Brigaden vertheilt, ſtand in einer Entfernung von dreihundert Schritten hinter der Landſtraße in Schlachtordnung, und die Reiterei bedeckte die Flanken. Alles Gepäcke ward nach Leipzig geſchickt, um die Bewegungen des Heeres nicht zu hindern, und bloß die

Munitionswagen hielten hinter dem Treffen. Um die Schwäche der Armee zu verbergen, mußten alle Troßjungen und Knechte zu Pferde ſitzen, und ſich an den linken Flügel anſchließen; doch nur ſo lange, bis die Pappenheim'ſchen Völker anlangten. Dieſe ganze Anordnung geſchah in der Finſterniß der Nacht, und ehe der Tag graute, war Alles zum Empfang des Feindes bereitet.

Noch an eben dieſem Abend erſchien Guſtav Adolph auf der gegenüber liegenden Ebene, und ſtellte ſeine Völker zum Treffen. Die Schlachtordnung war dieſelbe, wodurch er das Jahr vorher bei Leipzig geſiegt hatte. Durch das Fußvolk wurden kleine Schwadronen verbreitet, unter die Reiterei hin und wieder eine Anzahl Muſketiere vertheilt. Die ganze Armee ſtand in zwei Linien, den Floßgraben zur Rechten und hinter ſich, vor ſich die Landſtraße, und die Stadt Lützen zur Linken. In der Mitte hielt das Fußvolk unter des Grafen von Brahe Befehlen, die Reiterei auf den Flügeln, und vor der Fronte das Geſchütz. Einem deutſchen Helden, dem Herzog Bernhard von Weimar, war die deutſche Reiterei des linken Flügels untergeben, und auf dem rechten führte der König ſelbſt ſeine Schweden an, die Eiferſucht beider Völker zu einem edeln Wettkampfe zu erhitzen. Auf ähnliche Art war das zweite Treffen geordnet, und hinter demſelben hielt ein Reſervecorps unter Henderſons, eines Schottländers, Commando.

Alſo gerüſtet erwartete man die blutige Morgenröthe, um einen Kampf zu beginnen, den mehr der lange Aufſchub als die Wichtigkeit der möglichen Folgen, mehr die Auswahl als die Anzahl der Truppen furchtbar und merkwürdig machten. Die geſpannten Erwartungen Europens, die man im Lager vor Nürnberg hinterging, ſollten nun in den Ebenen Lützens befriedigt werden. Zwei ſolche Feldherren, ſo gleich an Anſehn, an Ruhm und an Fähigkeit, hatten im ganzen Laufe dieſes Krieges noch in keiner offenbaren Schlacht ihre Kräfte gemeſſen, eine ſo hohe Wette noch nie die Kühnheit geſchreckt, ein ſo wichtiger Preis noch nie die Hoffnung begeiſtert. Der morgende Tag ſollte Europa ſeinen erſten Kriegsfürſten kennen lehren und einen Ueberwinder dem nie Ueberwundenen geben. Ob am Lechſtrom und bei Leipzig Guſtav Adolphs Genie, oder nur die Ungeſchicklichkeit ſeines Gegners den Ausſchlag beſtimmte, mußte der morgende Tag außer Zweifel ſetzen. Morgen mußte Friedlands Verdienſt die Wahl des Kaiſers rechtfertigen, und die Größe des Mannes die Größe des Preiſes aufwägen, um den er erkauft worden war. Eiferſüchtig theilte jeder einzelne Mann im Heere ſeines Führers Ruhm, und unter jedem Harniſche wechſelten die Gefühle, die den Buſen der Generale durchflammten. Zweifelhaft war der Sieg, gewiß die Arbeit und das Blut, das er dem Ueberwinder wie dem Ueberwundenen koſten mußte. Man kannte den Feind vollkommen, dem man jetzt gegenüber ſtand, und die Bangigkeit, die man vergeblich bekämpfte, zeugte glorreich für ſeine Stärke.

Endlich erſcheint der gefürchtete Morgen; aber ein undurchdringlicher Nebel, der über das ganze Schlachtfeld verbreitet liegt, verzögert den Angriff noch bis zur Mittagsſtunde. Vor der Fronte knieend hält der König ſeine Andacht; die ganze Armee, auf die Kniee hingeſtürzt, ſtimmt zu gleicher Zeit ein rührendes Lied an und die Feldmuſik begleitet den Geſang. Dann ſteigt der König zu Pferde, und bloß mit einem ledernen Koller und einem Tuchrock bekleidet (eine vormals empfangene Wunde erlaubte ihm nicht mehr, den Harniſch zu tragen), durchreitet er die Glieder, den Muth der Truppen zu einer frohen Zuverſicht zu entflammen, die ſein eigner ahnungsvoller Buſen verläugnet. „Gott mit uns!“ war das Wort der Schweden; das der Kaiſerlichen: „Jeſus Maria.“ Gegen elf Uhr fängt der Nebel an, ſich zu zertheilen, und der Feind wird ſichtbar. Zugleich ſieht man Lützen in Flammen ſtehen, auf Befehl des Herzogs in Brand geſteckt, damit er von dieſer Seite nicht überflügelt würde. Jetzt tönt die Loſung, die Reiterei ſprengt gegen den Feind und das Fußvolk iſt im Anmarſch gegen die Gräben.

Von einem fürchterlichen Feuer der Musketen und des dahinter gepflanzten groben Geſchützes empfangen, ſetzen dieſe tapfern Bataillons mit unerſchrockenem Muth ihren Angriff fort, die feindlichen Musketiere verlaſſen ihren Poſten, die Gräben ſind überſprungen, die Batterie ſelbſt wird erobert und ſogleich gegen den Feind gerichtet. Sie dringen weiter mit unaufhaltſamer Gewalt, die erſte der fünf friedländiſchen Brigaden wird niedergeworfen, gleich darauf die zweite, und ſchon wendet ſich die dritte zur Flucht; aber hier ſtellt ſich der ſchnell gegenwärtige Geiſt des Herzogs ihrem

Andrang entgegen. Mit Blitzesſchnelligkeit iſt er da, der Unordnung ſeines Fußvolkes zu ſteuern, und ſeinem Machtwort gelingt's, die Fliehenden zum Stehen zu bewegen. Von drei Kavallerie-Regimentern unterſtützt, machen die ſchon geſchlagenen Brigaden auf's Neue Fronte gegen den Feind, und dringen mit Macht in ſeine zerriſſenen Glieder. Ein mörderiſcher Kampf erhebt ſich, der nahe Feind gibt dem Schießgewehr keinen Raum, die Wuth des Angriffs keine Friſt mehr zur Ladung, Mann ficht gegen Mann, das unnütze Feuerrohr macht dem Schwert und der Pike Platz, und die Kunſt der Erbitterung. Ueberwältigt von der Menge weichen endlich die ermatteten Schweden über die Gräben zurück, und die ſchon eroberte Batterie geht bei dieſem Rückzug verloren. Schon bedecken tauſend verſtümmelte Leichen das Land, und noch iſt kein Fuß breit Erde gewonnen.

Indeſſen hat der rechte Flügel des Königs, von ihm ſelbſt angeführt, den linken des Feindes angefallen. Schon der erſte machtvolle Andrang der ſchweren finnländiſchen Küraſſiere zerſtreute die leicht berittenen Polen und Kroaten, die ſich an dieſen Flügel anſchloſſen, und ihre unordentliche Flucht theilte auch der übrigen Reiterei Furcht und Verwirrung mit. In dieſem Augenblick hinterbringt man dem König, daß ſeine Infanterie über die Gräben zurückweiche, und auch ſein linker Flügel durch das feindliche Geſchütz von den Windmühlen aus furchtbar geängſtigt und ſchon zum Weichen gebracht werde. Mit ſchneller Beſonnenheit überträgt er dem General von Horn, den ſchon geſchlagenen linken

Flügel des Feindes zu verfolgen, und er ſelbſt eilt an der Spitze des Stenbock'ſchen Regiments davon, der Unordnung ſeines eigenen linken Flügels abzuhelfen. Sein edles Roß trägt ihn pfeilſchnell über die Gräben; aber ſchwerer wird den nachfolgenden Schwadronen der Uebergang, und nur wenige Reiter, unter denen Franz Albert, Herzog von Sachſen-Lauenburg, genannt wird, waren behend genug, ihm zur Seite zu bleiben. Er ſprengte geraden Weges demjenigen Orte zu, wo ſein Fußvolk am gefährlichſten bedrängt war, und indem er ſeine Blicke umherſendet, irgend eine Blöße des feindlichen Heeres auszuſpähen, auf die er den Angriff richten könnte, führt ihn ſein kurzes Geſicht zu nah an daſſelbe. Ein kaiſerlicher Gefreiter bemerkt, daß dem Vorüberſprengenden Alles ehrfurchtsvoll Platz macht, und ſchnell befiehlt er einem Musketier, auf ihn anzuſchlagen. „Auf den dort ſchieße,“ ruft er, „das muß ein vornehmer Mann ſeyn.“ Der Soldat drückt ab, und dem König wird der linke Arm zerſchmettert. In dieſem Augenblicke kommen ſeine Schwadronen dahergeſprengt, und ein verwirrtes Geſchrei: Der König blutet! — Der König iſt erſchoſſen! bereitet unter den Ankommenden Schrecken und Entſetzen aus. „Es iſt nichts — folgt mir!“ ruft der König, ſeine ganze Stärke zuſammenraffend; aber überwältigt von Schmerz und der Ohnmacht nahe, bittet er in franzöſiſcher Sprache den Herzog von Lauenburg, ihn ohne Aufſehen aus dem Gedränge zu ſchaffen. Indem der Letztere auf einem weiten Umweg, um der muthloſen Infanterie dieſen niederſchlagenden Anblick zu entziehen, nach dem rechten Flügel mit dem Könige umwendet, erhält dieſer einen zweiten Schuß durch den Rücken, der ihm den letzten Reſt ſeiner Kräfte raubt. „Ich habe genug, Bruder!“ ruft er mit ſterbender Stimme; „ſuche du nur dein Leben zu retten.“ Zugleich ſank er vom Pferde, und von noch mehr Schüſſen durchbohrt, von allen ſeinen Begleitern verlaſſen, verhauchte er unter den räuberiſchen Händen der Kroaten ſein Leben. Bald entdeckte ſein ledig fliehendes, in Blut gebadetes Roß der ſchwediſchen Reiterei ihres Königs Fall, und wüthend dringt ſie herbei, dem gierigen Feind dieſe heilige Beute zu entreißen. Um ſeinen Leichnam entbrennt ein mörderiſches Gefecht, und der entſtellte Körper wird unter einem Hügel von Todten begraben.

Die Schreckenspoſt durcheilt in kurzer Zeit das ganze ſchwediſche Heer; aber anſtatt den Muth dieſer tapfern Schaaren zu ertödten, entzündet ſie ihn vielmehr zu einem neuen, wilden, verzehrenden Feuer. Das Leben fällt in ſeinem Preiſe, da das heiligſte aller Leben dahin iſt, und der Tod hat für den Niedrigen keine Schrecken mehr, ſeitdem er das gekrönte Haupt nicht verſchonte. Mit Löwengrimm werfen ſich die upländiſchen, ſmaländiſchen, finniſchen, oſt- und weſtgothiſchen Regimenter zum zweiten Male auf den linken Flügel des Feindes, der dem General von Horn nur noch ſchwachen Widerſtand leiſtet und jetzt völlig aus dem Felde geſchlagen wird. Zugleich gibt Herzog Bernhard von Weimar dem verwaiſten Heere der Schweden in ſeiner Perſon ein fähiges Oberhaupt, und der Geiſt Guſtav Adolphs führt von Neuem ſeine ſiegreichen Schaaren. Schnell iſt der linke Flügel wieder geordnet, und mit Macht dringt er auf den rechten der Kaiſerlichen ein. Das Geſchütz an den Windmühlen, das ein ſo mörderiſches Feuer auf die Schweden geſchleudert hatte, fällt in ſeine Hand, und auf die Feinde ſelbſt werden jetzt dieſe Donner gerichtet. Auch der Mittelpunkt des ſchwediſchen Fußvolks ſetzt unter Bernhards und Kniephauſens Anführung auf's Neue gegen die Gräben an, über die er ſich glücklich hinwegſchwingt und zum zweiten Male die Batterie der ſieben Kanonen erobert. Auf die ſchweren Bataillons des feindlichen Mittelpunkts wird jetzt mit gedoppelter Wuth der Angriff erneuert, immer ſchwächer und ſchwächer widerſtehen ſie, und der Zufall ſelbſt verſchwört ſich mit der ſchwediſchen Tapferkeit, ihre Niederlage zu vollenden. Feuer ergreift die kaiſerlichen Pulverwagen, und unter ſchrecklichem Donnerknalle ſieht man die aufgehäuften Granaten und Bomben in die Lüfte fliegen. Der in Beſtürzung geſetzte Feind wähnt ſich von hinten angefallen, indem die ſchwediſchen Brigaden von vorn ihm entgegenſtürmen. Der Muth entfällt ihm. Er ſieht ſeinen linken Flügel geſchlagen, ſeinen rechten im Begriff zu erliegen, ſein Geſchütz in des Feindes Hand. Es neigt ſich die Schlacht zu ihrer Entſcheidung, das Schickſal des Tages hängt nur noch an einem einzigen Augenblick — da erſcheint Pappenheim auf dem Schlachtfelde mit Küraſſieren und Dragonern; alle erhaltenen Vortheile ſind verloren und eine ganz neue Schlacht fängt an.

Der Befehl, welcher dieſen General nach Lützen zurückrief, hatte ihn zu Halle erreicht, eben da ſeine Völker mit Plünderung dieſer Stadt noch beſchäftigt waren. Unmöglich war's, das zerſtreute Fußvolk mit der Schnelligkeit zu ſammeln, als die dringende Ordre und die Ungeduld dieſes Kriegers verlangten. Ohne es zu erwarten, ließ er acht Regimenter Kavallerie aufſitzen, und eilte an der Spitze derſelben ſpornſtreichs auf Lützen zu, an dem Feſte der Schlacht Theil zu nehmen. Er kam noch eben recht, um die Flucht des kaiſerlichen linken Flügels, den Guſtav Horn aus dem Felde ſchlug, zu bezeugen, und ſich anfänglich ſelbſt darein verwickelt zu ſehen. Aber mit ſchneller Gegenwart des Geiſtes ſammelt er dieſe flüchtigen Völker wieder, und führt ſie auf's Neue gegen den Feind. Fortgeriſſen von ſeinem wilden Muth, und voll Ungeduld, dem König ſelbſt, den er an der Spitze dieſes Flügels vermuthet, gegenüber zu fechten, bricht er fürchterlich in die ſchwediſchen Schaaren, die, ermattet vom Sieg und an Anzahl zu ſchwach, dieſer Flut von Feinden nach dem männlichſten Widerſtand unterliegen. Auch den erlöſchenden Muth des kaiſerlichen Fußvolks ermuntert Pappenheims nicht mehr gehoffte Erſcheinung, und ſchnell benutzt der Herzog von Friedland den günſtigen Augenblick, das Treffen auf's Neue zu formiren. Die dicht geſchloſſenen ſchwediſchen Bataillons werden unter einem mörderiſchen Gefechte über die Gräben zurückgetrieben und die zweimal verlornen Kanonen zum zweiten Male ihren Händen entriſſen. Das ganze gelbe Regiment, als das trefflichſte von allen, die an dieſem blutigen Tage Beweiſe ihres Heldenmuths gaben, lag todt dahin geſtreckt, und bedeckte noch in derſelben ſchönen Ordnung den Wahlplatz, den es lebend mit ſo ſtandhaftem Muthe behauptet hatte. Ein ähnliches Loos traf ein anderes blaues Regiment, welches Graf Piccolomini mit der kaiſerlichen Reiterei nach dem wüthendſten Kampfe zu Boden warf. Zu ſieben verſchiedenen Malen wiederholte dieſer treffliche General den Angriff; ſieben Pferde wurden unter ihm erſchoſſen, und ſechs Musketenkugeln durchbohrten ihn. Dennoch verließ er das Schlachtfeld nicht eher, als bis ihn der Rückzug des ganzen Heeres mit fortriß. Den Herzog ſelbſt ſah man, mitten unter dem feindlichen Kugelregen, mit kühler Seele ſeine Truppen durchreiten, dem Nothleidenden nahe mit Hülfe, dem Tapfern mit Beifall, dem Verzagten mit ſeinem ſtrafenden Blick. Um und neben ihm ſtürzen ſeine Völker entſeelt dahin, und ſein Mantel wird von vielen Kugeln durchlöchert. Aber die Rachegötter beſchützen heute ſeine Bruſt, für die ſchon ein anderes Eiſen geſchliffen iſt; auf dem Bette, wo Guſtav erblaßte, ſollte Wallenſtein den ſchuldbefleckten Geiſt nicht verhauchen.

Nicht ſo glücklich war Pappenheim, der Telamonier des Heers, der furchtbarſte Soldat des Hauſes Oeſterreich und der Kirche. Glühende Begier, dem König ſelbſt im Kampfe zu begegnen, riß den Wüthenden mitten in das blutigſte Schlachtgewühl, wo er ſeinen edeln Feind am wenigſten zu verfehlen hoffte. Auch Guſtav hatte den feurigſten Wunſch gehegt, dieſen geachteten Gegner von Angeſicht zu ſehen, aber die feindſelige Sehnſucht blieb ungeſtillt, und erſt der Tod führte die verſöhnten Helden zuſammen. Zwei Muſketenkugeln durchbohrten Pappenheims narbenvolle Bruſt, und gewaltſam mußten ihn die Seinigen aus dem Mordgewühl tragen. Indem man beſchäftigt war, ihn hinter das Treffen zu bringen, drang ein Gemurmel zu ſeinen Ohren, daß der, den er ſuchte, entſeelt auf dem Wahlplatz liege. Als man ihm die Wahrheit dieſes Gerüchtes bekräftigte, erheiterte ſich ſein Geſicht und das letzte Feuer blitzte in ſeinen Augen. „So hinterbringe man denn dem Herzog von Friedland,“ rief er aus, „daß ich ohne Hoffnung zum Leben darnieder liege, aber fröhlich dahin ſcheide, da ich weiß, daß dieſer unverſöhnliche Feind meines Glaubens an Einem Tage mit mir gefallen iſt.“

Mit Pappenheim verſchwand das Glück der Kaiſerlichen von dem Schlachtfelde. Nicht ſobald vermißte die ſchon einmal geſchlagene und durch ihn allein wieder hergeſtellte Reiterei des linken Flügels ihren ſieghaften Führer, als ſie Alles verloren gab und mit muthloſer Verzweiflung das Weite ſuchte. Gleiche Beſtürzung ergriff auch den rechten Flügel, wenige Regimenter ausgenommen, welche die Tapferkeit ihrer Obriſten, Götz, Terzky, Kolloredo und Piccolomini, nöthigte, Stand zu halten. Die ſchwediſche Infanterie benutzt mit ſchneller Entſchloſſenheit die Beſtürzung des Feindes. Um die Lücken zu ergänzen, welche der Tod in ihr Vordertreffen geriſſen, ziehen ſich beide Linien in Eine zuſammen, die den letzten entſcheidenden Angriff wagt. Zum dritten Male ſetzt ſie über die

Gräben und zum dritten Male werden die dahinter gepflanzten Stücke erobert. Die Sonne neigt ſich eben zum Untergang, indem beide Schlachtordnungen auf einander treffen. Heftiger erhitzt ſich der Streit an ſeinem Ende, die letzte Kraft ringt mit der letzten Kraft, Geſchicklichkeit und Wuth thun ihr Aeußerſtes, in den letzten theuren Minuten den ganzen verlorenen Tag nachzuholen. Umſonſt, die Verzweiflung erhebt jede über ſich ſelbſt, keine verſteht zu ſiegen, keine zu weichen, und die Taktik erſchöpft hier ihre Wunder nur, um dort neue, nie gelernte, nie in Uebung gebrachte Meiſterſtücke der Kunſt zu entwickeln. Endlich ſetzen Nebel und Nacht dem Gefecht eine Grenze, dem die Wuth keine ſetzen will, und der Angriff hört auf, weil man ſeinen Feind nicht mehr findet. Beide Kriegsheere ſcheiden mit ſtillſchweigender Uebereinkunft aus einander, die erfreuenden Trompeten ertönen, und jedes, für unbeſiegt ſich erklärend, verſchwindet aus dem Gefilde.

Die Artillerie beider Theile blieb, weil die Roſſe ſich verlaufen, die Nacht über auf dem Wahlplatze verlaſſen ſtehen — zugleich der Preis und die Urkunde des Sieges für den, der die Wahlſtatt eroberte. Aber über der Eilfertigkeit, mit der er von Leipzig und Sachſen Abſchied nahm, vergaß der Herzog von Friedland, ſeinen Antheil daran von dem Schlachtfelde abzuholen. Nicht lange nach geendigtem Treffen erſchien das Pappenheim'ſche Fußvolk, das ſeinem voraus eilenden General nicht ſchnell genug hatte folgen können, ſechs Regimenter ſtark, auf dem Wahlplatz; aber die Arbeit war gethan. Wenige Stunden früher würde dieſe beträchtliche Verſtärkung die Schlacht wahrſcheinlich zum Vortheil des Kaiſers entſchieden, und ſelbſt noch jetzt durch Eroberung des Schlachtfelds die Artillerie des Herzogs gerettet und die ſchwediſche erbeutet haben. Aber keine Ordre war da, ihr Verhalten zu beſtimmen, und zu ungewiß über den Ausgang der Schlacht, nahm ſie ihren Weg nach Leipzig, wo ſie das Hauptheer zu finden hoffte.

Dahin hatte der Herzog von Friedland ſeinen Rückzug genommen, und ohne Geſchütz, ohne Fahnen und beinahe ohne alle Waffen folgte ihm am andern Morgen der zerſtreute Ueberreſt ſeines Heers. Zwiſchen Lützen und Weißenfels, ſcheint es, ließ Herzog Bernhard die ſchwediſche Armee von den Anſtrengungen dieſes blutigen Tages ſich erholen, nahe genug an dem Schlachtfeld, um jeden Verſuch des Feindes zu Eroberung deſſelben ſogleich vereiteln zu können. Von beiden Armeen lagen über neuntauſend Mann todt auf dem Wahlplatze; noch weit größer war die Zahl der Verwundeten, und unter den Kaiſerlichen beſonders fand ſich kaum Einer, der unverletzt aus dem Treffen zurückgekehrt wäre. Die ganze Ebene von Lützen bis an den Floßgraben war mit Verwundeten, mit Sterbenden, mit Todten bedeckt. Viele von dem vornehmſten Adel waren auf beiden Seiten gefallen; auch der Abt von Fulda, der ſich als Zuſchauer in die Schlacht gemiſcht hatte, büßte ſeine Neugier und ſeinen unzeitigen Glaubenseifer mit dem Tode. Von Gefangenen ſchweigt die Geſchichte; ein Beweis mehr für die Wuth der

Armeen, die keinen Pardon gab oder keinen verlangte.

Pappenheim ſtarb gleich am folgenden Tage zu Leipzig an ſeinen Wunden; ein unerſetzlicher Verluſt für das kaiſerliche Heer, das dieſer treffliche Krieger ſo oft zum Siege geführt hatte. Die Prager Schlacht, der er zugleich mit Wallenſtein als Obriſter beiwohnte, öffnete ſeine Heldenbahn. Gefährlich verwundet, warf er durch das Ungeſtüm ſeines Muths mit wenigen Truppen ein feindliches Regiment darnieder, und lag viele Stunden lang, mit andern Todten verwechſelt, unter der Laſt ſeines Pferdes auf der Wahlſtatt, bis ihn die Seinigen bei Plünderung des Schlachtfelds entdeckten. Mit wenigem Volk überwand er die Rebellen in Oberöſterreich, vierzigtauſend an der Zahl, in drei verſchiedenen Schlachten, hielt in dem Treffen bei Leipzig die Niederlage des Tilly lange Zeit durch ſeine Tapferkeit auf, und machte die Waffen des Kaiſers an der Elbe und an dem Weſerſtrom ſiegen. Das wilde ſtürmiſche Feuer ſeines Muths, den auch die entſchiedenſte Gefahr nicht ſchreckte, und kaum das Unmögliche bezwang, machte ihn zum furchtbarſten *Arm* des Feldherrn, aber untüchtig zum *Oberhaupt* des Heers; das Treffen bei Leipzig ging, wenn man dem Ausſpruch Tilly's glauben darf, durch ſeine ungeſtüme Hitze verloren. Auch Er tauchte bei Magdeburgs Zerſtörung ſeine Hand in Blut; ſein Geiſt, durch frühen jugendlichen Fleiß und vielfältige Reiſen zur ſchönſten Blüthe entfaltet, verwilderte unter den Waffen. Auf ſeiner Stirn erblickte man zwei rothe Striemen, Schwertern ähnlich, womit die Natur ſchon bei der Geburt ihn gezeichnet hatte. Auch noch in ſpätern Jahren erſchienen dieſe Flecken, ſo oft eine Leidenſchaft ſein Blut in Bewegung brachte, und der Aberglaube überredete ſich leicht, daß der künftige Beruf des Mannes ſchon auf der Stirn des Kindes angedeutet worden ſey. Ein ſolcher Diener hatte auf die Dankbarkeit beider öſterreichiſchen Linien den gegründetſten Anſpruch; aber den glänzendſten Beweis derſelben erlebte er nicht mehr. Schon war der Eilbote auf dem Wege, der ihm das goldene Vließ von Madrid überbringen ſollte, als der Tod ihn zu Leipzig dahin raffte.

Ob man gleich in allen öſterreichiſchen und ſpaniſchen Landen über den erfochtenen Sieg das Te Deum anſtimmte, ſo geſtand doch **Wallenſtein** ſelbſt durch die Eilfertigkeit, mit der er Leipzig und bald darauf ganz Sachſen verließ, und auf die Winterquartiere in dieſem Lande Verzicht that, öffentlich und laut ſeine Niederlage. Zwar that er noch einen ſchwachen Verſuch, die Ehre des Siegs gleichſam im Fluge wegzuhaſchen, und ſchickte am andern Morgen ſeine Kroaten aus, das Schlachtgefild zu umſchwärmen; aber der Anblick des ſchwediſchen Heers, das in Schlachtordnung daſtand, verſcheuchte im Augenblick dieſe flüchtigen Schaaren, und Herzog Bernhard nahm durch Eroberung der Wahlſtatt, auf welche bald nachher die Einnahme Leipzigs folgte, unbeſtrittenen Beſitz von allen Rechten des Siegers.

Aber ein theurer Sieg, ein trauriger Triumph! Jetzt erſt, nachdem die Wuth des Kampfes erkaltet iſt, empfindet man die ganze Größe des erlittenen Verluſtes, und das Jubelgeſchrei der Ueberwinder erſtirbt in einer ſtummen, finſtern Verzweiflung. Er, der ſie in den Streit hinausgeführt hatte, iſt nicht mit zurückgekehrt. Draußen liegt er in ſeiner gewonnenen Schlacht, mit dem gemeinen Haufen niedriger Todten verwechſelt. Nach langem vergeblichen Suchen entdeckt man endlich den königlichen Leichnam, unfern dem großen Steine, der ſchon hundert Jahre vorher zwiſchen dem Floßgraben und Lützen geſehen worden, aber von dem merkwürdigen Unglücksfalle dieſes Tages den Namen des Schwedenſteins führt. Von Blut und Wunden bis zum Unkenntlichen entſtellt, von den Hufen der Pferde zertreten, und durch räuberiſche Hände ſeines Schmucks, ſeiner Kleider beraubt, wird er unter einem Hügel von Todten hervorgezogen, nach Weißenfels gebracht, und dort dem Wehklagen ſeiner Truppen, den letzten Umarmungen der Königin überliefert. Den erſten Tribut hatte die Rache geheiſcht, und Blut mußte dem Monarchen zum Sühnopfer ſtrömen; jetzt tritt die Liebe in ihre Rechte ein, und milde Thränen fließen um den Menſchen. Der allgemeine Schmerz verſchlingt jedes einzelne Leiden. Von dem betäubenden Schlag noch beſinnungslos, ſtehen die Anführer in dumpfer Erſtarrung um ſeine Bahre, und keiner getraut ſich noch, den ganzen Umfang dieſes Verluſtes zu denken.

Der Kaiſer, erzählt uns Khevenhiller, zeigte beim Anblick des blutigen Kollers, den man dem König in der Schlacht abgenommen und nach Wien geſchickt hatte, eine anſtändige Rührung, die ihm wahrſcheinlich auch von Herzen ging. „Gern,“ rief er aus, „hätte ich dem Unglücklichen ein längeres Leben und eine fröhliche Rückkehr in ſein Königreich gegönnt, wenn nur in Deutſchland Frieden geworden wäre!“ Aber wenn ein neuerer katholiſcher Schriftſteller von anerkanntem Verdienſt dieſen Beweis eines nicht ganz unterdrückten Menſchengefühls, den ſelbſt ſchon der äußere Anſtand fordert, den auch die bloße Selbſtliebe dem fühlloſeſten Herzen abnöthigt, und deſſen Gegentheil nur in der roheſten Seele möglich werden kann, der höchſten Lobpreiſung würdig findet, und gar dem Edelmuth Alexanders gegen das Andenken des Darius an die Seite ſetzt, ſo erweckt er uns ein ſchlechtes Vertrauen zu dem übrigen Werth ſeines Helden, oder, was noch ſchlimmer wäre, zu ſeinem eigenen Ideale von ſittlicher Würde. Aber auch ein ſolches Lob iſt bei demjenigen ſchon viel, den man von dem Verdacht eines Königsmordes zu reinigen ſich genöthigt findet!

Es war wohl kaum zu erwarten, daß der mächtige Hang der Menſchen zum Außerordentlichen dem gewöhnlichen Laufe der Natur den Ruhm laſſen würde, das wichtige Leben eines Guſtav Adolph geendigt zu haben. Der Tod dieſes furchtbaren Gegners war für den Kaiſer eine zu wichtige Begebenheit, um nicht bei einer feindſeligen Partei den ſo leicht ſich darbietenden Gedanken zu erregen, daß das, was ihm nützte, von ihm veranlaßt worden ſey. Aber der Kaiſer bedurfte zu Ausführung dieſer ſchwarzen That eines fremden Armes, und auch dieſen glaubte man in der Perſon Franz Alberts, Herzogs von Sachſen-Lauenburg gefunden zu haben. Dieſem erlaubte ſein Rang einen freien unverdächtigen Zutritt zu dem Monarchen, und eben dieſe ehrenvolle Würde diente dazu, ihn über den Verdacht einer ſchändlichen Handlung hinweg zu ſetzen. Es braucht nur gezeigt zu werden, daß dieſer Prinz einer ſolchen Abſcheulichkeit fähig, und daß er hinlänglich dazu aufgefordert war, ſie wirklich zu verüben.

Franz Albert, der jüngſte von vier Söhnen Franz des Zweiten, Herzogs von Lauenburg, und durch ſeine Mutter verwandt mit dem Waſa'ſchen Fürſtengeſchlechte, hatte in jüngern Jahren am ſchwediſchen Hofe eine freundſchaftliche Aufnahme gefunden. Eine Unanſtändigkeit, die er ſich im Zimmer der Königin Mutter gegen Guſtav Adolph erlaubte, wurde, wie man ſagt, von dieſem feurigen Jüngling mit einer Ohrfeige geahndet, die, obgleich im Augenblick bereut und durch die vollſtändigſte Genugthuung gebüßt, in dem rachgierigen Gemüth des Herzogs den Grund zu einer unverſöhnlichen Feindſchaft legte. Franz Albert trat in der Folge in kaiſerliche Dienſte, wo er ein Regiment anzuführen bekam, mit dem Herzog von Friedland in die engſte Verbindung trat, und ſich zu einer heimlichen Unterhandlung am ſächſiſchen Hofe gebrauchen ließ, die ſeinem Range wenig Ehre machte. Ohne eine erhebliche Urſache davon angeben zu können, verläßt er unvermuthet die öſterreichiſchen Fahnen und erſcheint zu Nürnberg im Lager des Königs, ihm ſeine Dienſte als Volontair anzubieten. Durch ſeinen Eifer für die proteſtantiſche Sache und ein zuvorkommendes einſchmeichelndes Betragen gewinnt er des Königs Herz, der, von

Oxenſtierna vergeblich gewarnt, ſeine Gunſt und Freundſchaft an den verdächtigen Ankömmling verſchwendet. Bald darauf kommt es bei Lützen zur Schlacht, in welcher Franz Albert dem Monarchen wie ein böſer Dämon beſtändig zur Seite bleibt, und erſt, nachdem der König ſchon gefallen iſt, von ihm ſcheidet. Mitten unter den Kugeln der Feinde bleibt er unverletzt, weil er eine grüne Binde, die Farbe der Kaiſerlichen, um den Leib trägt. Er iſt der erſte, der dem Herzog von Friedland, ſeinem Freunde, den Fall des Königs hinterbringt. Er vertauſcht gleich nach dieſer Schlacht die ſchwediſchen Dienſte mit den ſächſiſchen, und, bei der Ermordung Wallenſteins als ein Mitſchuldiger dieſes Generals eingezogen, entgeht er nur durch Abſchwörung ſeines Glaubens dem Schwerte des Nachrichters. Endlich erſcheint er auf's Neue als Befehlshaber einer kaiſerlichen Armee in Schleſien und ſtirbt vor Schweidnitz an empfangenen Wunden. Es erfordert wirklich einige Selbſtüberwindung, ſich der Unſchuld eines Menſchen anzunehmen, der einen Lebenslauf, wie dieſen, gelebt hat; aber wenn die moraliſche und phyſiſche Möglichkeit einer ſo verabſcheuenswerthen That auch noch ſo ſehr aus den angeführten Gründen erhellte, ſo zeigt ſchon der erſte Blick, daß ſie auf die wirkliche Begehung derſelben keinen rechtmäßigen Schluß erlauben. Es iſt bekannt, daß Guſtav Adolph, wie der gemeinſte Soldat in ſeinem Heer, ſich der Gefahr bloßſtellte, und wo Tauſende fielen, konnte auch er ſeinen Untergang finden. Wie er ihn fand, bleibt in undurchdringliches Dunkel verhüllt; aber mehr als irgendwo gilt hier die Maxime, da, wo der natürliche Lauf der Dinge zu einem vollkommenen Erklärungsgrunde hinreicht, die Würde der menſchlichen Natur durch keine moraliſche Beſchuldigung zu entehren.

Aber durch welche Hand er auch mag gefallen ſeyn, ſo muß uns dieſes außerordentliche Schickſal als eine That der *großen Natur* erſcheinen. Die Geſchichte, ſo oft nur auf das freudenloſe Geſchäft eingeſchränkt, das einförmige Spiel der menſchlichen Leidenſchaft aus einander zu legen, ſieht ſich zuweilen durch Erſcheinungen belohnt, die gleich einem kühnen Griff aus den Wolken in das berechnete Uhrwerk der menſchlichen Unternehmungen fallen und den nachdenkenden Geiſt auf eine höhere Ordnung der Dinge verweiſen. So ergreift uns **Guſtav Adolphs** ſchnelle Verſchwindung vom Schauplatz, die das ganze Spiel des politiſchen Uhrwerks mit einem Male hemmt und alle Berechnungen der menſchlichen Klugheit vereitelt. Geſtern noch der belebende Geiſt, der große und einzige Beweger ſeiner Schöpfung — heute in ſeinem Adlerfluge unerbittlich dahingeſtürzt, herausgeriſſen aus einer Welt voll Entwürfe, von der reifenden Saat ſeiner Hoffnungen ungeſtüm abgerufen, läßt er ſeine verwaiſte Partei troſtlos hinter ſich, und in Trümmer fällt der ſtolze Bau ſeiner vergänglichen Größe. Schwer entwöhnt ſich die proteſtantiſche Welt von den Hoffnungen, die ſie auf dieſen unüberwindlichen Anführer ſetzte, und *mit ihm* fürchtet ſie ihr ganzes voriges Glück zu begraben. Aber es war nicht mehr der Wohlthäter Deutſchlands, der bei Lützen ſank; die wohlthätige Hälfte ſeiner Laufbahn hatte Guſtav Adolph geendigt, und der größte Dienſt, den er der Freiheit des deutſchen Reichs noch erzeigen kann, iſt — zu ſterben. Die Alles verſchlingende Macht des Einzigen zerfällt, und Viele verſuchen ihre Kräfte; der zweideutige Beiſtand eines übermächtigen Beſchützers macht der rühmlichen Selbſthülfe der Stände Platz, und, vorher nur die Werkzeuge zu Seiner Vergrößerung, fangen ſie jetzt erſt an, für ſich ſelbſt zu arbeiten. In ihrem eigenen Muthe ſuchen ſie nunmehr die Rettungsmittel auf, die von der Hand des Mächtigen ohne Gefahr nicht empfangen werden, und die ſchwediſche Macht, außer Stand geſetzt, in eine Unterdrückerin auszuarten, tritt in die beſcheidenen Grenzen einer Alliirten zurück.

Unverkennbar ſtrebte der Ehrgeiz des ſchwediſchen Monarchen nach einer Gewalt in Deutſchland, die mit der Freiheit der Stände unvereinbar war, und nach einer bleibenden Beſitzung im Mittelpunkte dieſes Reiches. Sein Ziel war der Kaiſerthron; und dieſe Würde, durch ſeine Macht unterſtützt und geltend gemacht durch ſeine Thätigkeit, war in ſeiner Hand einem weit größern Mißbrauch ausgeſetzt, als man von dem öſterreichiſchen Geſchlechte zu befürchten hatte. Geboren im Ausland, in den Maximen der Alleinherrſchaft auferzogen, und aus frommer Schwärmerei ein abgeſagter Feind der Papiſten, war er nicht wohl geſchickt, das Heiligthum deutſcher Verfaſſung zu bewahren und vor der Freiheit der Stände Achtung zu tragen. Die anſtößige Huldigung, welche außer mehrern andern Städten die Reichsſtadt Augsburg der ſchwediſchen Krone zu leiſten vermocht wurde, zeigte weniger den Beſchützer des Reichs, als den Eroberer; und dieſe Stadt, ſtolzer auf den Titel einer Königsſtadt, als auf den rühmlichern Vorzug der Reichsfreiheit, ſchmeichelte ſich ſchon im Voraus, der Sitz ſeines neuen Reichs zu werden. Seine nicht genug verhehlten Abſichten auf das Erzſtift Mainz, welches er anfangs dem Churprinzen von Brandenburg, als Mitgift ſeiner Tochter Chriſtina, und nachher ſeinem Kanzler und Freund Oxenſtierna beſtimmte, legte deutlich an den Tag, wie viel er ſich gegen die Verfaſſung des Reichs zu erlauben fähig war. Die mit ihm verbundenen proteſtantiſchen Fürſten machten Anſprüche an ſeine Dankbarkeit, die nicht anders, als auf Unkoſten ihrer Mitſtände, und beſonders der unmittelbaren geiſtlichen Stifter, zu befriedigen waren; und vielleicht war der Entwurf ſchon gemacht, die eroberten Provinzen, nach Art jener alten barbariſchen Horden, die das alte Römerreich überſchwemmten, unter ſeine deutſchen und ſchwediſchen Kriegsgenoſſen, wie einen gemeinſchaftlichen Raub, zu vertheilen. In ſeinem Betragen gegen den Pfalzgrafen Friedrich verläugnete er ganz die Großmuth des Helden und den heiligen Charakter eines Beſchützers. Die Pfalz war in ſeinen Händen, und die Pflichten ſowohl der Gerechtigkeit als der Ehre forderten ihn auf, dieſe den Spaniern entriſſene Provinz ihrem rechtmäßigen Eigenthümer in vollkommenem Stande zurück zu geben. Aber durch eine Spitzfindigkeit, die eines großen Mannes nicht würdig iſt und den ehrwürdigen Namen eines Vertheidigers der Unterdrückten ſchändet, wußte er dieſer

Verbindlichkeit zu entſchlüpfen. Er betrachtete die Pfalz als eine Eroberung, die aus Feindeshänden an ihn gekommen ſey, und glaubte daraus ein Recht abzuleiten, nach Willkühr darüber zu verfügen. Aus Gnade alſo, und nicht aus Pflichtgefühl, trat er ſie dem Pfalzgrafen ab, und zwar als ein Lehen der ſchwediſchen Krone, unter Bedingungen, die den Werth derſelben um die Hälfte verringerten und dieſen Fürſten zu einem verächtlichen Vaſallen Schwedens herabſetzten. Eine dieſer Bedingungen, welche dem Pfalzgrafen vorſchreibt: „nach geendigtem Kriege einen Theil der ſchwediſchen Kriegsmacht, dem Beiſpiel der übrigen Fürſten gemäß, unterhalten zu helfen," läßt uns einen ziemlich hellen Blick in das Schickſal thun, welches Deutſchland bei fortdauerndem Glück des Königs erwartete. Sein ſchneller Abſchied von der Welt ſicherte dem deutſchen Reiche die Freiheit, und ihm ſelbſt ſeinen ſchönſten Ruhm, wenn er ihm nicht gar die Kränkung erſparte, ſeine eigenen Bundesgenoſſen gegen ihn gewaffnet zu ſehen und alle Früchte ſeiner Siege in einem nachtheiligen Frieden zu verlieren. Schon neigte ſich Sachſen zum Abfall von ſeiner Partei; Dänemark betrachtete ſeine Größe mit Unruhe und Neid; und ſelbſt Frankreich, ſein wichtiger Alliirter, aufgeſchreckt durch das furchtbare Wachsthum ſeiner Macht und durch den ſtolzern Ton, den er führte, ſah ſich ſchon damals, als er den Lechſtrom paſſirte, nach fremden Bündniſſen um, den ſieghaften Lauf des Gothen zu hemmen und das Gleichgewicht der Macht in Europa wieder herzuſtellen.

Viertes Buch.

Das ſchwache Band der Eintracht, wodurch Guſtav Adolph die proteſtantiſchen Glieder des Reichs mühſam zuſammenhielt, zerriß mit ſeinem Tode; die Verbundenen traten in ihre vorige Freiheit zurück, oder ſie mußten ſich in einem neuen Bunde verknüpfen. Durch das Erſte verloren ſie alle Vortheile, welche ſie mit ſo vielem Blut errungen hatten, und ſetzten ſich der unvermeidlichen Gefahr aus, der Raub eines Feindes zu werden, dem ſie durch ihre Vereinigung allein gewachſen und überlegen geweſen waren. Einzeln konnte es weder Schweden, noch irgend ein Reichsſtand mit der Ligue und dem Kaiſer aufnehmen, und bei einem Frieden, den man unter ſolchen Umſtänden ſuchte, würde man gezwungen geweſen ſeyn, von dem Feinde Geſetze zu empfangen. Vereinigung war alſo die gleich nothwendige Bedingung, ſowohl um einen Frieden zu ſchließen, als um den Krieg fortzuſetzen. Aber ein Friede, in der gegenwärtigen Lage geſucht, konnte nicht wohl anders, als zum Nachtheil der verbundenen Mächte geſchloſſen werden. Mit dem Tode Guſtav Adolphs ſchöpfte der Feind neue Hoffnung, und wie nachtheilig auch ſeine Lage nach dem Treffen bei Lützen ſeyn mochte, ſo war dieſer Tod ſeines gefährlichſten Gegners eine zu nachtheilige Begebenheit für die Verbundenen und eine zu glückliche für den Kaiſer, um ihn nicht zu den glänzendſten Erwartungen zu berechtigen und zu Fortſetzung des Kriegs einzuladen. Die Trennung unter den Alliirten mußte, für den Augenblick wenigſtens, die unvermeidliche Folge deſſelben ſeyn; und wie viel gewann der Kaiſer, gewann die Ligue bei einer ſolchen Trennung der Feinde! So große Vortheile, als ihm die jetzige Wendung der Dinge verſprach, konnte er alſo nicht wohl für einen Frieden aufopfern, bei dem Er nicht das Meiſte gewann; und einen ſolchen Frieden konnten die Verbundenen nicht zu ſchließen wünſchen. Der natürlichſte Schluß fiel alſo auf Fortſetzung des Krieges, ſo wie Vereinigung für das unentbehrlichſte Mittel dazu erkannt wurde.

Aber wie dieſe Vereinigung erneuern, und wo zu Fortſetzung des Krieges die Kräfte hernehmen? Nicht die Macht des ſchwediſchen Reiches, nur der Geiſt und das perſönliche Anſehn ſeines verſtorbenen Beherrſchers hatten ihm den überwiegenden Einfluß in Deutſchland und eine ſo große Herrſchaft über die Gemüther erworben; und auch ihm war es erſt nach unendlichen Schwierigkeiten gelungen, ein ſchwaches und unſicheres Band der Vereinigung unter den Ständen zu knüpfen. Mit ihm verſchwand Alles, was nur durch ihn, durch ſeine perſönlichen Eigenſchaften möglich geworden, und die Verbindlichkeit der Stände hörte zugleich mit den Hoffnungen auf, auf die ſie gegründet worden war. Mehrere unter den Ständen warfen ungeduldig das Joch ab, das ſie nicht ohne Widerwillen trugen; andere eilen, ſich ſelbſt des Ruders zu bemächtigen, das ſie ungern genug in Guſtavs Händen geſehen, aber nicht Macht gehabt hatten, ihm bei ſeinen Lebzeiten ſtreitig zu machen. Andere werden von dem Kaiſer durch verführeriſche Verſprechungen in Verſuchung geführt, den allgemeinen Bund zu verlaſſen; andere, von den Drangſalen des vierzehnjährigen Krieges zu Boden gedrückt, ſehnen ſich kleinmüthig nach einem, wenn auch verderblichen, Frieden. Die Anführer der Armeen, zum Theil deutſche Fürſten, erkennen kein gemeinſchaftliches Oberhaupt, und keiner will ſich erniedrigen, von dem andern Befehle zu empfangen. Die Eintracht verſchwindet aus dem Kabinet und aus dem Felde, und das gemeine Weſen iſt in Gefahr, durch dieſen Geiſt der Trennung in's Verderben zu ſinken.

Guſtav hatte dem ſchwediſchen Reich keinen männlichen Nachfolger hinterlaſſen; ſeine ſechsjährige Tochter Chriſtina war die natürliche Erbin ſeines Throns. Die unvermeidlichen Gebrechen einer vormundſchaftlichen Regierung vertrugen ſich mit dem Nachdruck und der Entſchloſſenheit nicht gut, welche Schweden in dieſem mißlichen Zeitlaufe zeigen ſollte. Guſtav Adolphs hochfliegender Geiſt hatte dieſem ſchwachen und unberühmten Staat unter den Mächten von Europa einen Platz angewieſen, den er ohne das Glück und den Geiſt ſeines Urhebers nicht wohl behaupten und von dem er doch ohne das ſchimpflichſte Geſtändniß der Ohnmacht nicht mehr herabſteigen konnte. Wenn gleich der deutſche Krieg größtentheils mit Deutſchlands Kräften beſtritten wurde, ſo drückte doch ſchon der kleine Zuſchuß, welchen Schweden aus ſeinen eigenen Mitteln an Geld und Mannſchaft dazu gab, dieſes dürftige Königreich zu Boden, und der Landmann erlag unter den Laſten, die man auf ihn zu häufen gezwungen war. Die in Deutſchland gemachte Kriegsbeute bereicherte bloß Einzelne vom Adel und vom Soldatenſtand, und Schweden ſelbſt blieb arm wie zuvor. Eine Zeitlang zwar ſöhnte der Nationalruhm den geſchmeichelten Unterthan mit dieſen Bedrückungen aus, und man konnte die Abgaben, die man entrichtete, als ein Darlehn betrachten, das in der glücklichen Hand Guſtav Adolphs herrliche Zinſen trug, und von dieſem dankbaren Monarchen nach einem glorreichen Frieden mit Wucher erſtattet werden würde. Aber dieſe Hoffnung verſchwand mit dem Tode des Königs, und das getäuſchte Volk forderte nun mit furchtbarer Einhelligkeit Erleichterung von ſeinen Laſten.

Aber der Geiſt Guſtav Adolphs ruhte noch auf den Männern, denen er die Verwaltung des Reichs anvertraute. Wie ſchrecklich auch die Poſt von ſeinem Tode ſie überraſchte, ſo beugte ſie doch ihren männlichen Muth nicht, und der Geiſt des alten Roms unter Brennus und Hannibal beſeelt dieſe edle Verſammlung. Je theurer der Preis war, womit man die errungenen Vortheile erkauft hatte, deſto weniger konnte man ſich entſchließen, ihnen freiwillig zu entſagen; nicht umſonſt will man einen König eingebüßt haben. Der ſchwediſche Reichsrath, gezwungen, zwiſchen den Drangſalen eines zweifelhaften erſchöpfenden Kriegs und einem nützlichen, aber ſchimpflichen Frieden zu wählen, ergreiſt muthig die Partei der Gefahr und der Ehre, und mit angenehmem Erſtaunen ſieht man dieſen ehrwürdigen Senat ſich mit der ganzen Rüſtigkeit eines Jünglings erheben. Von innen und außen mit wachſamen Feinden umgeben, und an allen Grenzen des Reichs von Gefahren umſtürmt, waffnet er ſich gegen Alle mit ſo viel Klugheit als Heldenmuth, und arbeitet an Erweiterung des Reichs, während daß er Mühe hat, die Exiſtenz deſſelben zu behaupten.

Das Ableben des Königs und die Minderjährigkeit ſeiner Tochter Chriſtina erweckte auf's Neue die alten Anſprüche Polens auf den ſchwediſchen Thron, und König Ladislaus, Sigismunds Sohn, ſparte die Unterhandlungen nicht, ſich eine Partei in dieſem Reiche zu erwerben. Die Regenten verlieren aus dieſem Grunde keinen Augenblick, die ſechsjährige Königin in Stockholm als Beherrſcherin auszurufen und die vormundſchaftliche Verwaltung anzuordnen. Alle Beamten des Reichs werden angehalten, der neuen Fürſtin zu huldigen, aller Briefwechſel nach Polen gehemmt, und die Plakate der vorhergehenden Könige gegen die Sigismundiſchen Erben durch eine feierliche Akte bekräftigt. Die Freundſchaft mit dem Czaar von Moskau wird mit Vorſicht erneuert, um durch die Waffen dieſes Fürſten das feindſelige Polen deſto beſſer im Zaum zu halten. Die Eiferſucht Dänemarks hatte der Tod Guſtav Adolphs gebrochen, und die Beſorgniſſe weggeräumt, welche dem guten Vernehmen zwiſchen dieſen beiden Nachbarn im Wege ſtanden. Die Bemühungen der Feinde, Chriſtian den Vierten gegen das ſchwediſche Reich zu bewaffnen, fanden jetzt keinen Eingang mehr, und der lebhafte Wunſch, ſeinen Prinzen Ulrich mit der jungen Königin zu vermählen, vereinigte ſich mit den Vorſchriften einer beſſern Staatskunſt, ihn neutral zu erhalten. Zugleich kommen England, Holland und Frankreich dem ſchwediſchen Reichsrath mit den erfreulichſten Verſicherungen ihrer fortdauernden Freundſchaft und Unterſtützung entgegen und ermunterten ihn mit vereinigter Stimme zu lebhafter Fortſetzung eines ſo rühmlich geführten Krieges. So viel Urſache man in Frankreich gehabt hatte, ſich zu dem Tode des ſchwediſchen Eroberers Glück zu wünſchen, ſo ſehr empfand man die Nothwendigkeit eines fortgeſetzten Bündniſſes mit den Schweden. Ohne ſich ſelbſt der größten Gefahr auszuſetzen, durfte man dieſe Macht in Deutſchland nicht ſinken laſſen. Mangel an eigenen Kräften nöthigte ſie entweder zu einem ſchnellen und nachtheiligen Frieden mit Oeſterreich, und dann waren alle Bemühungen verloren, die man angewendet hatte, dieſe gefährliche Macht zu beſchränken; oder Noth und Verzweiflung lehrten die Armeen in den Ländern der katholiſchen Reichsfürſten die Mittel zu ihrem Unterhalt finden, und Frankreich wurde dann zum Verräther an dieſen Staaten, die ſich ſeinem mächtigen Schutz unterworfen hatten. Der Fall Guſtav Adolphs, weit entfernt, die Verbindungen Frankreichs mit dem ſchwediſchen Reiche zu vernichten, hatte ſie vielmehr für beide Staaten nothwendiger und für Frankreich um Vieles nützlicher gemacht. Jetzt erſt, nachdem derjenige dahin war, der ſeine Hand über Deutſchland gehalten und die Grenzen dieſes Reichs gegen die franzöſiſche

Raubſucht geſichert hatte, konnte es ſeine Entwürfe auf das Elſaß ungehindert verfolgen und den deutſchen Proteſtanten ſeinen Beiſtand um einen deſto höhern Preis verkaufen.

Durch dieſe Allianzen geſtärkt, geſichert von innen, von außen durch gute Grenzbeſatzungen und Flotten vertheidigt, blieben die Regenten keinen Augenblick unſchlüſſig, einen Krieg fortzuführen, bei welchem Schweden wenig Eigenes zu verlieren, und, wenn das Glück ſeine Waffen krönte, irgend eine deutſche Provinz, ſey es als Koſtenerſatz oder als Eroberung, zu gewinnen hatte. Sicher in ſeinen Waſſern, wagte es nicht viel mehr, wenn ſeine Armeen aus Deutſchland herausgeſchlagen wurden, als wenn ſie ſich freiwillig daraus zurückzogen; und jenes war eben ſo rühmlich, als dieſes entehrend war. Je mehr Herzhaftigkeit man zeigte, deſto mehr Vertrauen flößte man den Bundesgenoſſen, deſto mehr Achtung den Feinden ein, deſto günſtigere Bedingungen waren bei einem Frieden zu erwarten. Fände man ſich auch zu ſchwach, die weit ausſehenden Entwürfe Guſtavs zu vollführen, ſo war man doch ſeinem erhabenen Muſter ſchuldig, das Aeußerſte zu thun, und keinem andern Hinderniß als der Nothwendigkeit zu weichen. Schade, daß die Triebfeder des Eigennutzes an dieſem rühmlichen Entſchluſſe zu viel Antheil hat, um ihn ohne Einſchränkung bewundern zu können! Denen, welche von den Drangſalen des Kriegs für ſich ſelbſt nichts zu leiden hatten, ja ſich vielmehr dabei bereicherten, war es freilich ein Leichtes, für die Fortdauer deſſelben zu ſtimmen — denn endlich war es doch nur das deutſche Reich, das den Krieg bezahlte, und die Provinzen, auf die man ſich Rechnung machte, waren mit den wenigen Truppen, die man von jetzt an daran wendete, mit den Feldherren, die man an die Spitze der größtentheils deutſchen Armeen ſtellte, und mit der ehrenvollen Aufſicht über den Gang der Waffen und Unterhandlungen wohlfeil genug erworben.

Aber eben dieſe Aufſicht vertrug ſich nicht mit der Entlegenheit der ſchwediſchen Regentſchaft von dem Schauplatze des Kriegs, und mit der Langſamkeit, welche die collegialiſche Geſchäftsform nothwendig macht. Einem einzigen vielumfaſſenden Kopfe mußte die Macht übertragen werden, in Deutſchland ſelbſt das Intereſſe des ſchwediſchen Reichs zu beſorgen, und nach eigener Einſicht über Krieg und Frieden, über die nöthigen Bündniſſe, wie über die gemachten Erwerbungen zu verfügen. Mit diktatoriſcher Gewalt und mit dem ganzen Anſehn der Krone, die er repräſentirt, mußte dieſer wichtige Magiſtrat bekleidet ſeyn, um die Würde derſelben zu behaupten, um die gemeinſchaftlichen Operationen in Uebereinſtimmung zu bringen, um ſeinen Anordnungen Nachdruck zu geben, und ſo den Monarchen, dem er folgte, in jeder Rückſicht zu erſetzen. Ein ſolcher Mann fand ſich in dem Reichskanzler Oxenſtierna, dem erſten Miniſter, und, was mehr ſagen will, dem Freunde des verſtorbenen Königs, der, eingeweiht in alle Geheimniſſe ſeines Herrn, vertraut mit den deutſchen Geſchäften, und aller europäiſchen Staatsverhältniſſe kundig, ohne Widerſpruch das tüchtigſte

Werkzeug war, den Plan Guſtav Adolphs in ſeinem ganzen Umfange zu verfolgen.

Oxenſtierna hatte eben eine Reiſe nach Oberdeutſchland angetreten, um die vier obern Kreiſe zu verſammeln, als ihn die Poſt von des Königs Tode zu Hanau überraſchte. Dieſer ſchreckliche Schlag, der das gefühlvolle Herz des Freundes durchbohrte, raubte dem Staatsmann alle Beſinnungskraft; Alles war ihm genommen, woran ſeine Seele hing. Schweden hatte nur einen König, Deutſchland nur einen Beſchützer, Oxenſtierna den Urheber ſeines Glücks, den Freund ſeiner Seele, den Schöpfer ſeiner Ideale verloren. Aber, von dem allgemeinen Unglück am härteſten getroffen, war Er auch der Erſte, der ſich aus eigener Kraft darüber erhob, ſo wie er der Einzige war, der es wieder gut machen konnte. Sein durchdringender Blick überſah alle Hinderniſſe, welche ſich der Ausführung ſeiner Entwürfe entgegenſtellten, die Muthloſigkeit der Stände, die Intriguen der feindlichen Höfe, die Trennung der Bundesgenoſſen, die Eiferſucht der Häupter, die Abneigung der Reichsfürſten, ſich fremder Führung zu unterwerfen. Aber eben dieſer tiefe Blick in die damalige Lage der Dinge, der ihm die ganze Größe des Uebels aufdeckte, zeigte ihm auch die Mittel, es zu beſiegen. Es kam darauf an, den geſunkenen Muth der ſchwächern Reichsſtände aufzurichten, den geheimen Machinationen der Feinde entgegen zu wirken, die Eiferſucht der mächtigern Alliirten zu ſchonen, die befreundeten Mächte, Frankreich beſonders, zu thätiger Hülfleiſtung zu ermuntern, vor Allem aber die Trümmer des deutſchen

Bundes zu ſammeln und die getrennten Kräfte der Partei durch ein enges, dauerhaftes Band zu vereinigen. Die Beſtürzung, in welche der Verluſt ihres Oberhauptes die deutſchen Proteſtanten verſetzte, konnte ſie eben ſo gut zu einem feſten Bündniſſe mit Schweden, als zu einem übereilten Frieden mit dem Kaiſer antreiben, und nur von dem Betragen, das man beobachtete, hing es ab, welche von dieſen beiden Wirkungen erfolgen ſollte. Verloren war Alles, ſobald man Muthloſigkeit blicken ließ; nur die Zuverſicht, die man ſelbſt zeigte, konnte ein edles Selbſtvertrauen bei den Deutſchen entflammen. Alle Verſuche des öſterreichiſchen Hofs, die letztern von der ſchwediſchen Allianz abzuziehen, verfehlten ihren Zweck, ſobald man ihnen die Augen über ihren wahren Vortheil eröffnete und ſie zu einem öffentlichen und förmlichen Bruch mit dem Kaiſer vermochte.

Freilich ging, ehe dieſe Maßregeln genommen und die nöthigen Punkte zwiſchen der Regierung und ihrem Miniſter berichtigt waren, eine koſtbare Zeit für die Wirkſamkeit der ſchwediſchen Armee verloren, die von den Feinden auf's Beſte benutzt wurde. Damals ſtand es bei dem Kaiſer, die ſchwediſche Macht in Deutſchland zu Grunde zu richten, wenn die weiſen Rathſchläge des Herzogs von Friedland Eingang bei ihm gefunden hätten. Wallenſtein rieth ihm an, eine uneingeſchränkte Amneſtie zu verkündigen und den proteſtantiſchen Ständen mit günſtigen Bedingungen entgegen zu kommen. In dem erſten Schrecken, den Guſtav Adolphs Fall bei der ganzen Partei verbreitete, würde eine ſolche

Erklärung die entſchiedenſte Wirkung gethan und die geſchmeidigern Stände zu den Füßen des Kaiſers zurückgeführt haben. Aber, durch den unerwarteten Glücksfall verblendet und von ſpaniſchen Eingebungen bethört, erwartete er von den Waffen einen glänzendern Ausſchlag, und, anſtatt den Mediations-Vorſchlägen Gehör zu ſchenken, eilte er, ſeine Macht zu vermehren. Spanien, durch den Zehenten der geiſtlichen Güter bereichert, den der Papſt ihm bewilligte, unterſtützte ihn mit beträchtlichen Vorſchüſſen, unterhandelte für ihn an dem ſächſiſchen Hofe, und ließ in Italien eilfertig Truppen werben, die in Deutſchland gebraucht werden ſollten. Auch der Churfürſt von Bayern verſtärkte ſeine Kriegsmacht beträchtlich, und dem Herzog von Lothringen erlaubte ſein unruhiger Geiſt nicht, bei dieſer glücklichen Wendung des Schickſals ſich müßig zu verhalten. Aber indem der Feind ſich ſo geſchäftig bewies, den Unfall der Schweden zu benutzen, verſäumte Oxenſtierna nichts, die ſchlimmen Folgen deſſelben zu vereiteln.

Weniger bange vor dem öffentlichen Feind, als vor der Eiferſucht befreundeter Mächte, verließ er das obere Deutſchland, deſſen er ſich durch die gemachten Eroberungen und Allianzen verſichert hielt, und machte ſich in Perſon auf den Weg, die Stände von Niederdeutſchland von einem völligen Abfall oder einer Privatverbindung unter ſich ſelbſt, die für Schweden nicht viel weniger ſchlimm war, zurückzuhalten. Durch die Anmaßlichkeit beleidigt, mit der ſich der Kanzler die Führung der Geſchäfte zueignete, und im Innerſten empört von dem Gedanken, von einem ſchwediſchen Edelmann

Vorſchriften anzunehmen, arbeitete der Churfürſt von Sachſen auf's Neue an einer gefährlichen Abſonderung von den Schweden, und die Frage war bloß, ob man ſich völlig mit dem Kaiſer vergleichen, oder ſich zum Haupte der Proteſtanten aufwerfen und mit ihnen eine dritte Partei in Deutſchland errichten ſollte. Aehnliche Geſinnungen hegte der Herzog Ulrich von Braunſchweig, und er legte ſie laut genug an den Tag, indem er den Schweden die Werbungen in ſeinem Lande unterſagte und die niederſächſiſchen Stände nach Lüneburg einlud, ein Bündniß unter ihnen zu ſtiften. Der Churfürſt von Brandenburg allein, über den Einfluß neidig, den Churſachſen in Niederdeutſchland gewinnen ſollte, zeigte einigen Eifer für das Intereſſe der ſchwediſchen Krone, die er ſchon auf dem Haupte ſeines Sohnes zu erblicken glaubte. Oxenſtierna fand zwar die ehrenvollſte Aufnahme am Hofe Johann Georgs, aber ſchwankende Zuſagen von fortdauernder Freundſchaft waren Alles, was er, der perſönlichen Verwendung Churbrandenburgs ungeachtet, von dieſem Fürſten erhalten konnte. Glücklicher war er bei dem Herzog von Braunſchweig, gegen den er ſich eine kühnere Sprache erlaubte. Schweden hatte damals das Erzſtift Magdeburg im Beſitz, deſſen Biſchof die Befugniß hatte, den niederſächſiſchen Kreis zu verſammeln. Der Kanzler behauptete das Recht ſeiner Krone, und durch dieſes glückliche Machtwort vereitelte er für diesmal dieſe bedenkliche Verſammlung. Aber die allgemeine Proteſtanten-Verbindung, der Hauptzweck ſeiner gegenwärtigen Reiſe und aller künftigen Bemühungen, mißlang ihm für jetzt und für immer, und er mußte ſich mit einzelnen unſicheren Bündniſſen in den ſächſiſchen Kreiſen und mit der ſchwächern Hülfe des obern Deutſchlands begnügen.

Weil die Bayern an der Donau zu mächtig waren, ſo verlegte man die Zuſammenkunft der vier obern Kreiſe, die zu Ulm hatte vor ſich gehen ſollen, nach Heilbronn, wo über zwölf Reichsſtädte und eine glänzende Menge von Doktoren, Grafen und Fürſten ſich einfanden. Auch die auswärtigen Mächte, Frankreich, England und Holland, beſchickten dieſen Convent, und Oxenſtierna erſchien auf demſelben mit dem ganzen Pompe der Krone, deren Majeſtät er behaupten ſollte. Er ſelbſt führte das Wort, und der Gang der Berathſchlagungen wurde durch ſeine Vorträge geleitet. Nachdem er von allen verſammelten Ständen die Verſicherung einer unerſchütterlichen Treue, Beharrlichkeit und Eintracht erhalten, verlangte er von ihnen, daß ſie den Kaiſer und die Ligue förmlich und feierlich als Feinde erklären ſollten. Aber ſo viel den Schweden daran gelegen war, das üble Vernehmen zwiſchen dem Kaiſer und den Ständen zu einem förmlichen Bruch zu erweitern, ſo wenig Luſt bezeigten die Stände, ſich durch dieſen entſcheidenden Schritt alle Möglichkeit einer Ausſöhnung abzuſchneiden und eben dadurch den Schweden ihr ganzes Schickſal in die Hände zu geben. Sie fanden, daß eine förmliche Kriegserklärung, da die That ſelbſt ſpreche, unnütz und überflüſſig ſey, und ihr ſtandhafter Widerſtand brachte den Kanzler zum Schweigen. Heftigere Kämpfe erregte der dritte und vornehmſte Punkt der Berathſchlagungen, durch welchen die Mittel zu Fortſetzung des Kriegs und die Beiträge der Stände zur Unterhaltung der Armeen beſtimmt werden ſollten. Oxenſtierna's Maxime, von den allgemeinen Laſten ſo viel als möglich war auf die Stände zu wälzen, vertrug ſich nicht mit dem Grundſatz der Stände, ſo wenig als möglich zu geben. Hier erfuhr der ſchwediſche Kanzler, was dreißig Kaiſer vor ihm mit herber Wahrheit empfunden, daß unter allen mißlichen Unternehmungen die allermißlichſte ſey, von den Deutſchen Geld zu erheben. Anſtatt ihm die nöthigen Summen für die neu zu errichtenden Armeen zu bewilligen, zählte man ihm mit beredter Zunge alles Unheil auf, welches die ſchon vorhandenen angerichtet, und forderte Erleichterung von den vorigen Laſten, wo man ſich neuen unterziehen ſollte. Die üble Laune, in welche die Geldforderung des Kanzlers die Stände verſetzt hatte, brütete tauſend Beſchwerden aus, und die Ausſchweifungen der Truppen bei Durchmärſchen und Quartieren wurden mit ſchauderhafter Wahrheit gezeichnet.

Oxenſtierna hatte im Dienſt von zwei unumſchränkten Fürſten wenig Gelegenheit gehabt, ſich an die Förmlichkeiten und den bedächtigen Gang republikaniſcher Verhandlungen zu gewöhnen und ſeine Geduld am Widerſpruch zu üben. Fertig zum Handeln, ſobald ihm die Nothwendigkeit einleuchtete, und eiſern in ſeinem Entſchluß, ſobald er ihn einmal gefaßt hatte, begriff er die Inconſequenz der mehrſten Menſchen nicht, den Zweck zu begehren und die Mittel zu haſſen. Durchfahrend und heftig von Natur, war er es bei dieſer Gelegenheit noch aus Grundſatz; denn jetzt kam Alles darauf an, durch eine feſte zuverſichtliche Sprache die Ohnmacht des ſchwediſchen Reichs zu bedecken und durch den angenommenen Ton des Gebieters wirklich Gebieter zu werden. Kein Wunder alſo, wenn er bei ſolchen Geſinnungen unter deutſchen Doktoren und Ständen ganz und gar nicht in ſeiner Sphäre war, und durch die Umſtändlichkeit, welche den Charakter der Deutſchen in allen ihren öffentlichen Verhandlungen ausmacht zur Verzweiflung gebracht wurde. Ohne Schonung gegen eine Sitte, nach der ſich auch die mächtigſten Kaiſer hatten bequemen müſſen, verwarf er alle ſchriftlichen Deliberationen, welche der deutſchen Langſamkeit ſo zuträglich waren; er begriff nicht, wie man zehen Tage über einen Punkt ſich beſprechen konnte, der ihm ſchon durch den bloßen Vortrag ſo gut als abgethan war. So hart er aber auch die Stände behandelte, ſo gefällig und bereitwillig fand er ſie, ihm ſeine vierte Motion, die ihn ſelbſt betraf, zu bewilligen. Als er auf die Nothwendigkeit kam, dem errichteten Bund einen Vorſteher und Direktor zu geben, ſprach man Schweden einſtimmig dieſe Ehre zu, und erſuchte ihn unterthänig, der gemeinen Sache mit ſeinem erleuchteten Verſtande zu dienen und die Laſt der Oberaufſicht auf ſeine Schultern zu nehmen. Um ſich aber doch gegen einen Mißbrauch der großen Gewalt, die man durch dieſe Beſtallung in ſeine Hände gab, zu verwahren, ſetzte man ihm, nicht ohne franzöſiſchen Einfluß, unter dem Namen von Gehülfen eine beſtimmte Anzahl von Aufſehern an die Seite, die die Kaſſe des Bundes verwalten und über die Werbungen, Durchzüge und Einquartierungen der Truppen mitzuſprechen haben ſollten. Oxenſtierna wehrte ſich lebhaft gegen dieſe Einſchränkung ſeiner Macht, wodurch man ihm die Ausführung jedes, Schnelligkeit oder Geheimniß fordernden, Entwurfes erſchwerte, und errang ſich endlich mit Mühe die Freiheit, in Kriegsſachen ſeiner eigenen Einſicht zu folgen. Endlich berührte der Kanzler auch den kitzlichen Punkt der Entſchädigung, welche ſich Schweden nach geendigtem Kriege von der Dankbarkeit ſeiner Alliirten zu verſprechen hätte, und er ſchmeichelte ſich mit der Hoffnung, auf Pommern angewieſen zu werden, worauf das Hauptaugenmerk Schwedens gerichtet war, und von den Ständen die Verſicherung ihres kräftigen Beiſtands zu Erwerbung dieſer Provinz zu erhalten. Aber es blieb bei einer allgemeinen und ſchwankenden Verſicherung, daß man einander bei einem künftigen Frieden nicht im Stich laſſen würde. Daß es nicht die Ehrfurcht für die Verfaſſung des Reichs war, was die Stände über dieſen Punkt ſo behutſam machte, zeigte die Freigebigkeit, die man auf Unkoſten der heiligſten Reichsgeſetze gegen den Kanzler beweiſen wollte. Wenig fehlte, daß man ihm nicht das Erzſtift Mainz, welches er ohnehin als Eroberung inne hatte, zur Belohnung anbot, und nur mit Mühe hintertrieb der franzöſiſche Abgeſandte dieſen eben ſo unpolitiſchen als entehrenden Schritt. Wie weit nun auch die Erfüllung hinter den Wünſchen Oxenſtierna's zurückblieb, ſo hatte er doch ſeinen vornehmſten Zweck, die Direktion des Ganzen, für ſeine Krone und für ſich ſelbſt erreicht, das Band zwiſchen den Ständen der vier obern Kreiſe enger und feſter zuſammengezogen, und zu Unterhaltung der Kriegsmacht einen jährlichen Beitrag von drittehalb Millionen Thalern errungen.

So viel Nachgiebigkeit von Seiten der Stände war von Seiten Schwedens einer Erkenntlichkeit werth. Wenig Wochen nach **Guſtav Adolphs** Tod hatte der Gram das unglückliche Leben des Pfalzgrafen **Friedrich** geendigt, nachdem dieſer beklagenswerthe Fürſt acht Monate lang den Hofſtaat ſeines Beſchützers vermehrt und im Gefolge deſſelben den kleinen Ueberreſt ſeines Vermögens verſchwendet hatte. Endlich näherte er ſich dem Ziele ſeiner Wünſche, und eine freudigere Zukunft that ſich vor ihm auf, als der Tod ſeinen Beſchützer dahin raffte. Was er als das höchſte Unglück betrachtete, hatte die günſtigſten Folgen für ſeinen Erben. **Guſtav Adolph** durfte ſich herausnehmen, mit der Zurückgabe ſeiner Länder zu zögern und dieſes Geſchenk mit drückenden Bedingungen zu erſchweren; **Oxenſtierna**, dem die Freundſchaft **Englands**, **Hollands** und **Brandenburgs**, und die gute Meinung der reformirten Stände überhaupt ungleich wichtiger war, mußte die Pflicht der Gerechtigkeit befolgen. Er übergab daher auf eben dieſer Verſammlung zu **Heilbronn** ſowohl die ſchon eroberten als die noch zu erobernden pfälziſchen Lande den Nachkommen **Friedrichs**, Mannheim allein ausgenommen, welches bis zu geſchehener Koſtenerſtattung von den Schweden beſetzt bleiben ſollte. Der Kanzler ſchränkte ſeine Gefälligkeit nicht bloß auf das pfälziſche Haus ein; auch die andern alliirten Reichsfürſten erhielten, wiewohl einige Zeit ſpäter, Beweiſe von der Dankbarkeit

Schwedens, welche dieſe Krone eben ſo wenig von ihrem Eigenen koſteten.

Die Pflicht der Unparteilichkeit, die heiligſte des Geſchichtſchreibers, verbindet ihn zu einem Geſtändniß, das den Verfechtern der deutſchen Freiheit eben nicht ſehr zur Ehre gereicht. Wie viel ſich auch die proteſtantiſchen Fürſten mit der Gerechtigkeit ihrer Sache und mit der Reinigkeit ihres Eifers wußten, ſo waren es doch größtentheils ſehr eigennützige Triebfedern, aus denen ſie handelten; und die Begierde zu rauben hatte wenigſtens eben ſo viel Antheil an den angefangenen Feindſeligkeiten, als die Furcht, ſich beraubt zu ſehen. Bald entdeckte Guſtav Adolph, daß er ſich von dieſer unreinen Triebfeder weit mehr, als von ihren patriotiſchen Empfindungen zu verſprechen habe, und er unterließ nicht, ſie zu benutzen. Jeder der mit ihm verbundenen Fürſten erhielt von ihm die Zuſicherung irgend einer dem Feinde ſchon entriſſenen oder noch zu entreißenden Beſitzung, und nur der Tod hinderte ihn, ſeine Zuſagen wahr zu machen. Was dem König die Klugheit rieth, gebot die Nothwendigkeit ſeinem Nachfolger; und wenn dieſem daran gelegen war, den Krieg zu verlängern, ſo mußte er die Beute mit den verbundenen Fürſten theilen, und ihnen von der Verwirrung, die er zu nähren ſuchte, Vortheile verſprechen. Und ſo ſprach er dem Landgrafen von Heſſen die Stifter Paderborn, Corvey, Münſter und Fulda, dem Herzog Bernhard von Weimar die fränkiſchen Biſthümer, dem Herzog von Würtemberg die in ſeinem Lande gelegenen geiſtlichen Güter und öſterreichiſchen Grafſchaften zu, Alles unter dem Namen ſchwediſcher Lehen. Den Kanzler ſelbſt befremdete dieſes widerſinnige, den Deutſchen ſo wenig Ehre bringende Schauſpiel, und kaum konnte er ſeine Verachtung verbergen. „Man lege es in unſerm Archiv nieder,“ ſagte er einsmals, „zum ewigen Gedächtniß, daß ein deutſcher Reichsfürſt von einem ſchwediſchen Edelmann ſo etwas begehrte, und daß der ſchwediſche Edelmann dem deutſchen Reichsfürſten auf deutſcher Erde ſo etwas zutheilte.“

Nach ſo wohl getroffenen Anſtalten konnte man mit Ehren im Feld erſcheinen und den Krieg mit friſcher Lebhaftigkeit erneuern. Bald nach dem Siege bei Lützen vereinigen ſich die ſächſiſchen und lüneburgiſchen Truppen mit der ſchwediſchen Hauptmacht, und die Kaiſerlichen werden in kurzer Zeit aus ganz Sachſen herausgetrieben. Nunmehr trennt ſich dieſe vereinigte Armee. Die Sachſen rücken nach der Lauſitz und Schleſien, um dort in Gemeinſchaft mit dem Grafen von Thurn gegen die Oeſterreicher zu agiren; einen Theil der ſchwediſchen Armee führt Herzog Bernhard nach Franken, den andern Herzog Georg von Braunſchweig nach Weſtphalen und Niederſachſen.

Die Eroberungen am Lechſtrom und an der Donau wurden, während daß Guſtav Adolph den Zug nach Sachſen unternahm, von dem Pfalzgrafen von Birkenfeld und dem ſchwediſchen General Banner gegen die Bayern vertheidigt. Aber zu ſchwach, den ſiegreichen Fortſchritten der letztern, die von der Kriegserfahrung und Tapferkeit des kaiſerlichen Generals von Altringer unterſtützt wurden, hinlänglichen Widerſtand zu thun, mußten ſie den ſchwediſchen General von Horn aus dem Elſaß zu Hülfe rufen. Nachdem dieſer kriegserfahrene Feldherr die Städte Benfeld, Schlettſtadt, Kolmar und Hagenau der ſchwediſchen Herrſchaft unterworfen, übergab er dem Rheingrafen Otto Ludwig die Vertheidigung derſelben und eilte über den Rhein, um das Banner'ſche Heer zu verſtärken. Aber ungeachtet dieſes nunmehr ſechzehntauſend Mann ſtark war, konnte es doch nicht verhindern, daß der Feind nicht an der ſchwäbiſchen Grenze feſten Fuß gewann, Kempten eroberte und ſieben Regimenter aus Böhmen an ſich zog. Um die wichtigen Ufer des Lech und der Donau zu behaupten, entblößte man das Elſaß, wo Rheingraf Otto Ludwig nach Horns Abzug Mühe gehabt hatte, ſich gegen das aufgebrachte Landvolk zu vertheidigen. Auch er mußte mit ſeinen Truppen das Heer an der Donau verſtärken; und da auch dieſer Succurs nicht hinreichte, ſo forderte man den Herzog Bernhard von Weimar dringend auf, ſeine Waffen nach dieſer Gegend zu kehren.

Bernhard hatte ſich bald nach Eröffnung des Feldzugs im Jahre 1633 der Stadt und des ganzen Hochſtifts Bamberg bemächtigt und Würzburg ein ähnliches Schickſal zugedacht. Auf die Einladung Guſtav Horns ſetzte er ſich ungeſäumt in Marſch gegen die Donau, ſchlug unterwegs ein bayeriſches Heer unter Johann von Werth aus dem Felde, und vereinigte ſich bei Donauwörth mit den Schweden. Dieſe zahlreiche, von den trefflichſten Generalen befehligte Armee bedroht Bayern mit einem furchtbaren Einfall. Das ganze Bisthum Eichſtädt wird überſchwemmt, und Ingolſtadt ſelbſt verſpricht ein Verräther den Schweden in die Hände zu ſpielen. Altringers Thätigkeit wird durch die ausdrückliche Vorſchrift des Herzogs von Friedland gefeſſelt, und, von Böhmen aus ohne Hülfe gelaſſen, kann er ſich dem Andrang des feindlichen Heers nicht entgegen ſetzen. Die günſtigſten Umſtände vereinigen ſich, die Waffen der Schweden in dieſen Gegenden ſiegreich zu machen, als die Thätigkeit der Armee durch eine Empörung der Offiziere auf einmal gehemmt wird.

Den Waffen dankte man Alles, was man in Deutſchland erworben hatte; ſelbſt Guſtav Adolphs Größe war das Werk der Armee, die Frucht ihrer Diſciplin, ihrer Tapferkeit, ihres ausdauernden Muths in unendlichen Gefahren und Mühſeligkeiten. Wie künſtlich man auch im Kabinet ſeine Plane anlegte, ſo war doch zuletzt die Armee allein die Vollzieherin, und die erweiterten Entwürfe der Anführer vermehrten immer nur die Laſten derſelben. Alle großen Entſcheidungen in dieſem Kriege waren durch eine wirklich barbariſche Hinopferung der Soldaten in Winterfeldzügen, Märſchen, Stürmen und offenen Schlachten gewaltſam erzwungen worden, und es war Guſtav Adolphs Maxime, nie an einem Siege zu verzagen, ſobald er ihm mehr nicht als Menſchen koſtete. Dem Soldaten konnte ſeine Wichtigkeit nicht lange verborgen bleiben, und mit Recht verlangte er ſeinen Antheil an einem Gewinn, der mit ſeinem Blute errungen war. Aber mehrentheils konnte man ihm kaum den gebührenden Sold bezahlen, und die Gierigkeit der einzelnen Häupter, oder das Bedürfniß des Staats verſchlang gewöhnlich den beſten Theil der erpreßten Summen und der erworbenen Beſitzungen. Für alle Mühſeligkeiten, die er übernahm, blieb ihm nichts, als die zweifelhafte Ausſicht auf Raub oder auf Beförderung; und in beiden mußte er ſich nur zu oft hintergangen ſehen. Furcht und Hoffnung unterdrückten zwar jeden gewaltſamen Ausbruch der Unzufriedenheit, ſo lange Guſtav Adolph lebte; aber nach ſeinem Hintritt wurde der allgemeine Unwille laut und der Soldat ergriff gerade den gefährlichſten Augenblick, ſich ſeiner Wichtigkeit zu erinnern. Zwei Offiziere, Pfuhl und Mitſchefal, ſchon bei Lebzeiten des Königs als unruhſtiftende Köpfe berüchtigt, geben im Lager an der Donau das Beiſpiel, das in wenigen Tagen unter den Offizieren der Armee eine faſt allgemeine Nachahmung findet. Man verbindet ſich unter einander durch Wort und Handſchlag, keinem Commando zu gehorchen, bis der ſeit Monaten und Jahren noch rückſtändige Sold entrichtet, und noch außerdem jedem Einzelnen eine verhältnißmäßige Belohnung an Geld oder liegenden Gründen bewilligt ſey. »Ungeheure Summen,« hörte man ſie ſagen, »würden täglich durch Brandſchätzungen erpreßt, und all dieſes Geld zerrinne in wenigen Händen. In Schnee und Eis treibe man ſie hinaus, und nirgends ein Dank für dieſe unendliche Arbeit. Zu Heilbronn ſchreie man über den Muthwillen der Soldaten, aber Niemand denke an ihr Verdienſt. Die Gelehrten ſchreiben in die Welt hinein von Eroberungen und Siegen, und alle dieſe Victorien habe man doch nur durch ihre Fäuſte erfochten.« Das Heer der Mißvergnügten mehrt ſich mit jedem Tage, und durch Briefe, die zum

Glück aufgefangen werden, ſuchten ſie nun auch die Armeen am Rhein und in Sachſen zu empören. Weder die Vorſtellungen **Bernhards von Weimar**, noch die harten Verweiſe ſeines ſtrengern Gehülfen waren vermögend, dieſe Gährung zu unterdrücken, und die Heftigkeit des letztern vermehrte vielmehr den Trotz der Empörer. Sie beſtanden darauf, daß jedem Regiment gewiſſe Städte zu Erhebung des rückſtändigen Soldes angewieſen würden. Eine Friſt von vier Wochen wurde dem ſchwediſchen Kanzler vergönnt, zu Erfüllung dieſer Forderungen Rath zu ſchaffen; im Weigerungsfall, erklärten ſie, würden ſie ſich ſelbſt bezahlt machen, und nie einen Degen mehr für Schweden entblößen.

Die ungeſtüme Mahnung, zu einer Zeit gethan, wo die Kriegskaſſe erſchöpft und der Kredit gefallen war, mußte den Kanzler in das höchſte Bedrängniß ſtürzen; und ſchnell mußte die Hülfe ſeyn, ehe derſelbe Schwindel auch die übrigen Truppen anſteckte, und man ſich von allen Armeen auf einmal mitten unter Feinden verlaſſen ſah. Unter allen ſchwediſchen Heerführern war nur Einer, der bei den Soldaten Anſehn und Achtung genug beſaß, dieſen Streit beizulegen. Herzog Bernhard war der Liebling der Armee, und ſeine kluge Mäßigung hatte ihm das Vertrauen der Soldaten, wie ſeine Kriegserfahrung ihre höchſte Bewunderung erworben. Er übernahm es jetzt, die ſchwierige Armee zu beſänftigen; aber, ſeiner Wichtigkeit ſich bewußt, ergriff er den günſtigen Augenblick, zuvor für ſich ſelbſt zu ſorgen, und der Verlegenheit des ſchwediſchen Kanzlers die Erfüllung ſeiner eigenen Wünſche abzuängſtigen.

Schon Guſtav Adolph hatte ihm mit einem Herzogthum Franken geſchmeichelt, das aus den beiden Hochſtiftern Bamberg und Würzburg erwachſen ſollte; jetzt drang Herzog Bernhard auf Haltung dieſes Verſprechens. Zugleich forderte er das Obercommando im Kriege als ſchwediſcher Generaliſſimus. Dieſer Mißbrauch, den der Herzog von ſeiner Unentbehrlichkeit machte, entrüſtete Oxenſtierna ſo ſehr, daß er ihm im erſten Unwillen den ſchwediſchen Dienſt aufkündigte. Bald aber beſann er ſich eines Beſſern, und ehe er einen ſo wichtigen Feldherrn aufopferte, entſchloß er ſich lieber, ihn, um welchen Preis es auch ſey, an das ſchwediſche Intereſſe zu feſſeln. Er übergab ihm alſo die fränkiſchen Biſthümer als Lehen der ſchwediſchen Krone, doch mit Vorbehalt der beiden Feſtungen Würzburg und Königshofen, welche von den Schweden beſetzt bleiben ſollten; zugleich verband er ſich im Namen ſeiner Krone, den Herzog im Beſitz dieſer Länder zu ſchützen. Das geſuchte Obercommando über die ganze ſchwediſche Macht wurde unter einem anſtändigen Vorwande verweigert. Nicht lange ſäumte Herzog Bernhard, ſich für dieſes wichtige Opfer dankbar zu erzeigen; durch ſein Anſehn und ſeine Thätigkeit ſtillte er in Kurzem den Aufruhr der Armee. Große Summen baaren Geldes wurden unter die Offiziere vertheilt, und noch weit größere an Ländereien, deren Werth gegen fünf Millionen Thaler betrug, und an die man kein anderes Recht hatte, als das der Eroberung. Indeſſen war der Moment zu einer großen Unternehmung verſtrichen, und die vereinigten Anführer trennten ſich, um dem Feind in andern Gegenden zu widerſtehen.

Nachdem **Guſtav Horn** einen kurzen Einfall in die obere Pfalz unternommen und Neumark erobert hatte, richtete er ſeinen Marſch nach der ſchwäbiſchen Grenze, wo ſich die Kaiſerlichen unterdeſſen beträchtlich verſtärkt hatten und Würtemberg mit einem verwüſtenden Einfall bedrohten. Durch ſeine Annäherung verſcheucht, ziehen ſie ſich an den Bodenſee — aber nur, um auch den Schweden den Weg in dieſe noch nie beſuchte Gegend zu zeigen. Eine Beſitzung am Eingange der Schweiz war von äußerſter Wichtigkeit für die Schweden, und die Stadt Koſtnitz ſchien beſonders geſchickt zu ſeyn, ſie mit den Eidgenoſſen in Verbindung zu ſetzen. Guſtav Horn unternahm daher ſogleich die Belagerung derſelben; aber entblößt von Geſchütz, das er erſt von Würtemberg mußte bringen laſſen, konnte er dieſe Unternehmung nicht ſchnell genug fördern, um den Feinden nicht eine hinlängliche Friſt zum Entſatze dieſer Stadt zu vergönnen, die ohnehin von dem See aus ſo leicht zu verſorgen war. Er verließ alſo nach einem vergeblichen Verſuche die Stadt und ihr Gebiet, um an den Ufern der Donau einer dringenden Gefahr zu begegnen.

Aufgefordert von dem Kaiſer, hatte der Kardinal Infant, Bruder Philipps des Vierten von Spanien und Statthalter in Mailand, eine Armee von vierzehntauſend Mann ausgerüſtet, welche beſtimmt war, unabhängig von **Wallenſteins** Befehlen an dem Rhein zu agiren und das Elſaß zu vertheidigen. Dieſe Armee erſchien jetzt unter dem Commando des Herzogs von Feria, eines Spaniers, in Bayern; und um ſie ſogleich gegen die Schweden zu benutzen, wurde Altringer beordert, ſogleich mit ſeinen Truppen zu ihr zu ſtoßen. Gleich auf die erſte Nachricht von ihrer Erſcheinung hatte Guſtav Horn den Pfalzgrafen von Birkenfeld von dem Rheinſtrom zu ſeiner Verſtärkung herbeigerufen, und nachdem er ſich zu Stockach mit demſelben vereinigt hatte, rückte er kühn dem dreißigtauſend Mann ſtarken Feind entgegen. Dieſer hatte ſeinen Weg über die Donau nach Schwaben genommen, wo Guſtav Horn ihm einmal ſo nahe kam, daß beide Armeen nur durch eine halbe Meile von einander geſchieden waren. Aber anſtatt das Anerbieten zur Schlacht anzunehmen, zogen ſich die Kaiſerlichen über die Waldſtädte nach dem Breisgau und Elſaß, wo ſie noch zeitig genug anlangten, um Breiſach zu entſetzen und den ſiegreichen Fortſchritten des Rheingrafen Otto Ludwig eine Grenze zu ſetzen. Dieſer hatte kurz vorher die Waldſtädte erobert, und, unterſtützt von dem Pfalzgrafen von Birkenfeld, der die Unterpfalz befreite und den Herzog von Lothringen aus dem Felde ſchlug, den ſchwediſchen Waffen in dieſen Gegenden auf's Neue das Uebergewicht errungen. Jetzt zwar mußte er der Ueberlegenheit des Feindes weichen; aber bald rücken Horn und Birkenfeld zu ſeinem Beiſtande herbei, und die Kaiſerlichen ſehen ſich nach einem kurzen Triumphe wieder aus dem Elſaß vertrieben. Die rauhe Herbſtzeit, welche ſie auf dieſem unglücklichen Rückzuge überfällt, richtet den größten Theil der Italiener zu Grunde, und ihren

Anführer ſelbſt, den Herzog von Feria, tödtet der Gram über die mißlungene Unternehmung.

Unterdeſſen hatte Herzog Bernhard von Weimar mit achtzehn Regimentern Fußvolk und hundert und vierzig Kornetten Reitern ſeine Stellung an der Donau genommen, um ſowohl Franken zu decken, als die Bewegungen der kaiſerlich-bayeriſchen Armee an dieſem Strome zu beobachten. Nicht ſo bald hatte Altringer dieſe Grenzen entblößt, um zu den italieniſchen Truppen des Herzogs von Feria zu ſtoßen, als Bernhard ſeine Entfernung benutzte, über die Donau eilte und mit Blitzesſchnelligkeit vor Regensburg ſtand. Der Beſitz dieſer Stadt war für die Unternehmungen der Schweden auf Bayern und Oeſterreich entſcheidend; er verſchaffte ihnen feſten Fuß an dem Donauſtrom und eine ſichere Zuflucht bei jedem Unglücksfall, ſo wie er ſie allein in den Stand ſetzte, eine dauerhafte Eroberung in dieſen Ländern zu machen. Regensburg zu bewahren, war der letzte dringende Rath, den der ſterbende Tilly dem Churfürſten von Bayern ertheilte, und Guſtav Adolph beklagte als einen nicht zu erſetzenden Verluſt, daß ihm die Bayern in Beſetzung dieſes Platzes zuvorgekommen waren. Unbeſchreiblich groß war daher Maximilians Schrecken, als Herzog Bernhard dieſe Stadt überraſchte, und ſich ernſtlich anſchickte, ſie zu belagern.

Nicht mehr als fünfzehn Compagnien größtentheils neugeworbener Truppen machten die Beſatzung derſelben aus; eine mehr als hinreichende Anzahl, um auch den überlegenſten Feind zu ermüden, ſobald ſie von einer gutgeſinnten und kriegeriſchen Bürgerſchaft unterſtützt wurde. Aber gerade dieſe war der gefährlichſte Feind, den die bayeriſche Garniſon zu bekämpfen hatte. Die proteſtantiſchen Einwohner Regensburgs, gleich eiferſüchtig auf ihren Glauben und ihre Reichsfreiheit, hatten ihren Nacken mit Widerwillen unter das bayeriſche Joch gebeugt, und blickten längſt ſchon mit Ungeduld der Erſcheinung eines Retters entgegen. Bernhards Ankunft vor ihren Mauern erfüllte ſie mit lebhafter Freude, und es war ſehr zu fürchten, daß ſie die Unternehmungen der Belagerer durch einen innern Tumult unterſtützen würden. In dieſer großen Verlegenheit läßt der Churfürſt die beweglichſten Schreiben an den Kaiſer, an den Herzog von **Friedland** ergehen, ihm nur mit fünftauſend Mann auszuhelfen. Sieben Eilboten nach einander ſendet **Ferdinand** mit dieſem Auftrag an **Wallenſtein**, der die ſchleunigſte Hülfe zuſagt, und auch wirklich ſchon dem Churfürſten die nahe Ankunft von zwölftauſend Mann durch Gallas berichten läßt, aber dieſem Feldherrn bei Lebensſtrafe verbietet, ſich auf den Weg zu machen. Unterdeſſen hatte der bayeriſche Commandant von Regensburg, in Erwartung eines nahen Entſatzes, die beſten Anſtalten zur Vertheidigung getroffen, die katholiſchen Bauern wehrhaft gemacht, die proteſtantiſchen Bürger hingegen entwaffnet und auf's Sorgfältigſte bewacht, daß ſie nichts Gefährliches gegen die Garniſon unternehmen konnten. Da aber kein Entſatz erſchien, und das feindliche Geſchütz mit ununterbrochener Heftigkeit die Werke beſtürmte, ſorgte er durch eine anſtändige Capitulation für ſich ſelbſt und die Beſatzung, und überließ die bayeriſchen Beamten und Geiſtlichen der Gnade des Siegers.

Mit dem Beſitze von Regensburg erweitern ſich Herzog Bernhards Entwürfe, und ſeinem kühnen Muth iſt Bayern ſelbſt eine zu enge Schranke geworden. Bis an die Grenzen von Oeſterreich will er dringen, das proteſtantiſche Landvolk gegen den Kaiſer bewaffnen und ihm ſeine Religionsfreiheit wieder geben. Schon hat er Straubingen erobert, während daß ein anderer ſchwediſcher Feldherr die nördlichen Ufer der Donau ſich unterwürfig macht. An der Spitze ſeiner Schweden dem Grimm der Witterung Trotz bietend, erreicht er die Mündung des Iſarſtroms, und ſetzt im Angeſicht des bayeriſchen Generals von Werth, der hier gelagert ſteht, ſeine Truppen über. Jetzt zittern Paſſau und Linz, und der beſtürzte Kaiſer verdoppelt an Wallenſtein ſeine Mahnungen und Befehle, dem bedrängten Bayern auf's Schleunigſte zu Hülfe zu eilen. Aber hier ſetzt der ſiegende Bernhard ſeinen Eroberungen ein freiwilliges Ziel. Vor ſich den Inn, der durch viele feſte Schlöſſer beſchützt wird, hinter ſich zwei feindliche Heere, ein übelgeſinntes Land und die Iſar, wo kein haltbarer Ort ihm den Rücken deckt, und der gefrorne Boden keine Verſchanzung geſtattet, von der ganzen Macht Wallenſteins bedroht, der ſich endlich entſchloſſen hat, an die Donau zu rücken, entzieht er ſich durch einen zeitigen Rückzug der Gefahr, von Regensburg abgeſchnitten und von Feinden umzingelt zu werden. Er eilt über die Iſar und Donau, um die in der Oberpfalz gemachten Eroberungen gegen Wallenſtein zu vertheidigen und ſelbſt eine Schlacht mit dieſem Feldherrn nicht auszuſchlagen. Aber Wallenſtein, dem es nie in den Sinn gekommen war, große Thaten an der Donau zu verrichten, wartet ſeine Annäherung nicht ab, und ehe die Bayern recht anfangen ſeiner froh zu werden, iſt er ſchon nach Böhmen verſchwunden. Bernhard endigt alſo jetzt ſeinen glorreichen Feldzug, und vergönnt ſeinen Truppen die wohlverdiente Raſt in den Winterquartieren auf feindlicher Erde.

Indem Guſtav Horn in Schwaben, der Pfalzgraf von Birkenfeld, General Baudiſſin und Rheingraf Otto Ludwig am Ober- und Niederrhein, und Herzog Bernhard an der Donau den Krieg mit ſolcher Ueberlegenheit führten, wurde der Ruhm der ſchwediſchen Waffen in Niederſachſen und Weſtphalen von dem Herzog von Lüneburg und dem Landgrafen von Heſſen-Kaſſel nicht weniger glorreich behauptet. Die Feſtung Hameln eroberte Herzog Georg nach der tapferſten Gegenwehr, und über den kaiſerlichen General von Gronsfeld, der an dem Weſerſtrom commandirte, wurde von der vereinigten Armee der Schweden und Heſſen bei Oldendorf ein glänzender Sieg erfochten. Der Graf von Waſaburg, ein natürlicher Sohn Guſtav Adolphs, zeigte ſich in dieſer Schlacht ſeines Urſprungs werth. Sechzehn Kanonen, das ganze Gepäcke der Kaiſerlichen und vierundſiebzig Fahnen fielen in ſchwediſche Hände, gegen dreitauſend von den Feinden blieben auf dem Platze, und faſt eben ſo viele wurden zu Gefangenen gemacht. Die Stadt Osnabrück zwang der ſchwediſche Oberſte Kniephauſen, und Paderborn der Landgraf von Heſſen-Kaſſel zur Uebergabe; dafür aber ging Bückeburg, ein ſehr wichtiger Ort für die Schweden, an die Kaiſerlichen verloren. Beinahe an allen Enden Deutſchlands ſah man die ſchwediſchen Waffen ſiegreich, und das nächſte Jahr nach Guſtav Adolphs Tode zeigte noch keine Spur des Verluſtes, den man an dieſem großen Führer erlitten hatte.

Bei Erwähnung der wichtigen Vorfälle, welche den Feldzug des 1633ſten Jahres auszeichneten, muß die Unthätigkeit eines Mannes, der bei weitem die höchſten Erwartungen rege machte, ein gerechtes Erſtaunen erwecken. Unter allen Generalen, deren Thaten uns in dieſem Feldzuge beſchäftigt haben, war keiner, der ſich an Erfahrung, Talent und Kriegsruhm mit Wallenſtein meſſen durfte, und gerade dieſer verliert ſich ſeit dem Treffen bei Lützen aus unſern Augen. Der Fall ſeines großen Gegners läßt ihm allein jetzt den ganzen Schauplatz des Ruhmes frei; die ganze Aufmerkſamkeit Europa's iſt auf die Thaten geſpannt, die das Andenken ſeiner Niederlage auslöſchen und ſeine Ueberlegenheit in der Kriegskunſt der Welt verkündigen ſollen. Und doch liegt er ſtill in Böhmen, indeß die Verluſte des Kaiſers in Bayern, in Niederſachſen, am Rhein ſeine Gegenwart dringend fordern; ein gleich undurchdringliches Geheimniß für Freund und Feind, der Schrecken und doch zugleich die letzte Hoffnung des Kaiſers. Mit unerklärbarer Eilfertigkeit hatte er ſich nach dem verlorenen Treffen bei Lützen in das Königreich Böhmen gezogen, wo er über das Verhalten ſeiner Offiziere in dieſer Schlacht die ſtrengſten Unterſuchungen anſtellte.

Die das Kriegsgericht für ſchuldig erkannte, wurden mit unerbittlicher Strenge zum Tode verurtheilt; die ſich brav gehalten hatten, mit königlicher Großmuth belohnt, und das Andenken der Gebliebenen durch herrliche Monumente verewigt. Den Winter über drückte er die kaiſerlichen Provinzen durch übermäßige Contributionen und durch die Winterquartiere, die er abſichtlich nicht in feindlichen Ländern nahm, um das Mark der öſterreichiſchen Länder auszuſaugen. – Anſtatt aber mit ſeiner wohl gepflegten und auserleſenen Armee beim Anbruch des Frühlings 1633 den Feldzug vor allen andern zu eröffnen und ſich in ſeiner ganzen Feldherrnkraft zu erheben, war er der letzte, der im Felde erſchien, und auch jetzt war es ein kaiſerliches Erbland, das er zum Schauplatz des Krieges machte.

Unter allen Provinzen Oeſterreichs war Schleſien der größten Gefahr ausgeſetzt. Drei verſchiedene Armeen, eine ſchwediſche unter dem Grafen von Thurn, eine ſächſiſche unter Arnheim und dem Herzog von Lauenburg, und eine brandenburgiſche unter Borgsdorf, hatten dieſe Provinz zu gleicher Zeit mit Krieg überzogen. Schon hatten ſie die wichtigſten Plätze im Beſitz, und ſelbſt Breslau hatte die Partei der Alliirten ergriffen. Aber gerade dieſe Menge von Generalen und Armeen rettete dem Kaiſer dieſes Land; denn die Eiferſucht der Generale und der gegenſeitige Haß der Schweden und Sachſen ließ ſie nie mit Einſtimmigkeit verfahren. Arnheim und Thurn zankten ſich um die Oberſtelle; die Brandenburger und Sachſen hielten eifrig gegen die Schweden zuſammen, die ſie als überläſtige

Fremdlinge anſahen, und, wo es nur immer thunlich war, zu verkürzen ſuchten. Hingegen lebten die Sachſen mit den Kaiſerlichen auf einem viel vertraulichern Fuß, und oft geſchah es, daß die Offiziere beider feindlichen Armeen einander Beſuche abſtatteten und Gaſtmähler gaben. Man ließ die Kaiſerlichen ungehindert ihre Güter fortſchaffen, und Viele verhehlten es gar nicht, daß ſie von Wien große Summen gezogen. Unter ſo zweideutig geſinnten Alliirten ſahen ſich die Schweden verkauft und verrathen, und an große Unternehmungen war bei einem ſo ſchlechten Verſtändniß nicht zu denken. Auch war der General von Arnheim den größten Theil der Zeit abweſend, und als er endlich wieder bei der Armee anlangte, näherte ſich Wallenſtein ſchon mit einer furchtbaren Kriegsmacht den Grenzen.

Vierzigtauſend Mann ſtark rückte er ein, und nicht mehr als vierundzwanzigtauſend hatten ihm die Alliirten entgegen zu ſetzen. Nichts deſto weniger wollten ſie eine Schlacht verſuchen, und erſchienen bei Münſterberg, wo er ein verſchanztes Lager bezogen hatte. Aber Wallenſtein ließ ſie acht Tage lang hier ſtehen, ohne nur die geringſte Bewegung zu machen; dann verließ er ſeine Verſchanzungen, und zog mit ruhigem ſtolzen Schritt an ihrem Lager vorüber. Auch nachdem er aufgebrochen war, und die muthiger gewordenen Feinde ihm beſtändig zur Seite blieben, ließ er die Gelegenheit unbenutzt. Die Sorgfalt, mit der er die Schlacht vermied, wurde als Furcht ausgelegt; aber einen ſolchen Verdacht durfte Wallenſtein auf ſeinen verjährten Feldherrnruhm wagen. Die Eitelkeit der Alliirten ließ ſie nicht bemerken, daß er ſein Spiel mit ihnen trieb, und daß er ihnen die Niederlage großmüthig ſchenkte, weil ihm — mit einem Sieg über ſie für jetzt nicht gedient war. Um ihnen jedoch zu zeigen, daß Er der Herr ſey, und daß nicht die Furcht vor ihrer Macht ihn in Unthätigkeit erhalte, ließ er den Commandanten eines Schloſſes, das in ſeine Hände fiel, niederſtoßen, weil er einen unhaltbaren Platz nicht gleich übergeben hatte.

Neun Tage lang ſtanden beide Armeen einander einen Musketenſchuß weit im Geſichte, als der Graf Terzky aus dem Wallenſtein'ſchen Heere mit einem Trompeter vor dem Lager der Alliirten erſchien, den General von Arnheim zu einer Conferenz einzuladen. Der Inhalt derſelben war, daß Wallenſtein, der doch an Macht der überlegene Theil war, einen Waffenſtillſtand von ſechs Wochen in Vorſchlag brachte. „Er ſey gekommen," ſagte er, „mit Schweden und mit den Reichsfürſten einen ewigen Frieden zu ſchließen, die Soldaten zu bezahlen und Jedem Genugthuung zu verſchaffen. Alles dies ſtehe in ſeiner Hand, und wenn man in Wien Anſtand nehmen ſollte, es zu beſtätigen, ſo wolle Er ſich mit den Alliirten vereinigen, und (was er Arnheimen zwar in's Ohr flüſterte) den Kaiſer zum Teufel jagen." Bei einer zweiten Zuſammenkunft ließ er ſich gegen den Grafen von Thurn noch deutlicher heraus. „Alle Privilegien," erklärte er, „ſollten auf's Neue beſtätigt, alle böhmiſche Exulanten zurückberufen und in ihre Güter wieder eingeſetzt werden, und er ſelbſt wolle der Erſte ſeyn, ſeinen Antheil an denſelben herauszugeben. Die Jeſuiten, als die Urheber aller bisherigen

Unterdrückungen, ſollten verjagt, die Krone Schweden durch Zahlungen auf beſtimmte Termine abgefunden, alles überflüſſige Kriegsvolk von beiden Theilen gegen die Türken geführt werden.“ Der letzte Punkt enthielt den Aufſchluß des ganzen Räthſels. „Wenn Er die böhmiſche Krone davon trüge, ſo ſollten alle Vertriebenen ſich ſeiner Großmuth zu rühmen haben, eine vollkommene Freiheit der Religionen ſollte dann in dem Königreich herrſchen, das pfälziſche Haus in alle ſeine vorigen Rechte zurücktreten und die Markgrafſchaft Mähren ihm für Mecklenburg zur Entſchädigung dienen. Die alliirten Armeen zögen dann unter ſeiner Anführung nach Wien, dem Kaiſer die Genehmigung dieſes Traktats mit gewaffneter Hand abzunöthigen.“

Jetzt alſo war die Decke von dem Plan weggezogen, worüber er ſchon Jahre lang in geheimnißvoller Stille gebrütet hatte. Auch lehrten alle Umſtände, daß zu Vollſtreckung deſſelben keine Zeit zu verlieren ſey. Nur das blinde Vertrauen zu dem Kriegsglück und dem überlegenen Genie des Herzogs von Friedland hatte dem Kaiſer die Feſtigkeit eingeflößt, allen Vorſtellungen Bayerns und Spaniens entgegen und auf Koſten ſeines eigenen Anſehns, dieſem gebieteriſchen Manne ein ſo uneingeſchränktes Commando zu übergeben. Aber dieſer Glaube an die Unüberwindlichkeit Wallenſteins war durch ſeine lange Unthätigkeit längſt erſchüttert worden und nach dem verunglückten Treffen bei Lützen beinahe gänzlich gefallen. Auf's Neue erwachten jetzt ſeine Gegner an Ferdinands Hofe, und die Unzufriedenheit des Kaiſers über den Fehlſchlag ſeiner Hoffnungen verſchaffte ihren Vorſtellungen den gewünſchten Eingang bei dieſem Monarchen. Das ganze Betragen des Herzogs wurde mit beißender Kritik von ihnen gemuſtert, ſein hochfahrender Trotz und ſeine Widerſetzlichkeit gegen des Kaiſers Befehle dieſem eiferſüchtigen Fürſten in Erinnerung gebracht, die Klagen der öſterreichiſchen Unterthanen über ſeine grenzenloſen Bedrückungen zu Hülfe gerufen, ſeine Treue verdächtig gemacht und über ſeine geheimen Abſichten ein ſchreckhafter Wink hingeworfen. Dieſe Anklagen, durch das ganze übrige Betragen des Herzogs nur zu ſehr gerechtfertigt, unterließen nicht, in Ferdinands Gemüth tiefe Wurzeln zu ſchlagen; aber der Schritt war einmal geſchehen, und die große Gewalt, womit man den Herzog bekleidet hatte, konnte ihm ohne große Gefahr nicht entriſſen werden. Sie unmerklich zu vermindern, war alles, was dem Kaiſer übrig blieb; und um dies mit einigem Erfolg zu können, mußte man ſie zu theilen, vor allen Dingen aber ſich außer Abhängigkeit von ſeinem guten Willen zu ſetzen ſuchen. Aber ſelbſt dieſes Rechtes hatte man ſich in dem Vertrage begeben, den man mit ihm errichtete, und gegen jeden Verſuch, ihm einen andern General an die Seite zu ſetzen, oder einen unmittelbaren Einfluß auf ſeine Truppen zu haben, ſchützte ihn die eigenhändige Unterſchrift des Kaiſers. Da man dieſen nachtheiligen Vertrag weder halten noch vernichten konnte, ſo mußte man ſich durch einen Kunſtgriff heraushelfen. Wallenſtein war kaiſerlicher Generaliſſimus in Deutſchland; aber weiter erſtreckte ſich ſein Gebiet nicht, und über eine auswärtige Armee konnte er ſich keine Herrſchaft anmaßen. Man läßt alſo in Mailand eine ſpaniſche Armee errichten und unter einem ſpaniſchen General in Deutſchland fechten. **Wallenſtein** iſt alſo der Unentbehrliche nicht mehr, weil er aufgehört hat, der Einzige zu ſeyn, und im Nothfall hat man gegen ihn ſelbſt eine Stütze.

Der Herzog fühlte es ſchnell und tief, woher dieſer Streich kam und wohin er zielte. Umſonſt proteſtirte er bei dem Cardinal-Infanten gegen dieſe vertragswidrige Neuerung; die italieniſche Armee rückte ein, und man zwang ihn, ihr den General Altringer mit Verſtärkung zuzuſenden. Zwar wußte er dieſem durch ſtrenge Verhaltungsbefehle die Hände ſo ſehr zu binden, daß die italieniſche Armee in dem Elſaß und in Schwaben wenig Ehre einlegte; aber dieſer eigenmächtige Schritt des Hofes hatte ihn aus ſeiner Sicherheit aufgeſchreckt und ihm über die näher kommende Gefahr einen warnenden Wink gegeben. Um nicht zum zweiten Male ſein Commando und mit demſelben die Frucht aller ſeiner Bemühungen zu verlieren, mußte er mit der Ausführung ſeines Anſchlags eilen. Durch Entfernung der verdächtigen Offiziere, und durch ſeine Freigebigkeit gegen die andern, hielt er ſich der Treue ſeiner Truppen verſichert. Alle andern Stände des Staats, alle Pflichten der Gerechtigkeit und Menſchlichkeit hatte er dem Wohl der Armee aufgeopfert, alſo rechnete er auf die Erkenntlichkeit derſelben. Im Begriff, ein nie erlebtes Beiſpiel des Undanks gegen den Schöpfer ſeines Glücks aufzuſtellen, baute er ſeine ganze Wohlfahrt auf die Dankbarkeit, die man ihm erweiſen ſollte.

Die Anführer der ſchleſiſchen Armeen hatten von ihren Prinzipalen keine Vollmacht, ſo etwas Großes, als Wallenſtein in Vorſchlag brachte, für ſich allein abzuſchließen, und ſelbſt den verlangten Waffenſtillſtand getrauten ſie ſich nicht länger als auf vierzehn Tage zu bewilligen. Ehe ſich der Herzog gegen die Schweden und Sachſen herausließ, hatte er noch für rathſam gefunden, ſich bei ſeiner kühnen Unternehmung des franzöſiſchen Schutzes zu verſichern. Zu dem Ende wurden durch den Grafen von Kinsky bei dem franzöſiſchen Bevollmächtigten Feuquieres zu Dresden geheime Unterhandlungen, wiewohl mit ſehr mißtrauiſcher Vorſicht, angeknüpft, welche ganz ſeinem Wunſche gemäß ausfielen. Feuquieres erhielt Befehl von ſeinem Hofe, allen Vorſchub von Seiten Frankreichs zu verſprechen, und dem Herzog, wenn er deren benöthigt wäre, eine beträchtliche Geldhülfe anzubieten.

Aber gerade dieſe überkluge Sorgfalt, ſich von allen Seiten zu decken, gereichte ihm zum Verderben. Der franzöſiſche Bevollmächtigte entdeckte mit großem Erſtaunen, daß ein Anſchlag, der mehr als jeder andere des Geheimniſſes bedurfte, den Schweden und den Sachſen mitgetheilt worden ſey. Das ſächſiſche Miniſterium war, wie man allgemein wußte, im Intereſſe des Kaiſers, und die den Schweden angebotenen Bedingungen blieben allzuweit hinter den Erwartungen derſelben zurück, um je ihren Beifall erhalten zu können. Feuquieres fand es daher unbegreiflich, wie der Herzog in vollem Ernſte auf die Unterſtützung der Erſtern und auf die Verſchwiegenheit der Letztern hätte Rechnung machen ſollen. Er entdeckte ſeine Zweifel und Beſorgniſſe dem ſchwediſchen Kanzler, der in die Abſichten Wallenſteins ein gleich großes Mißtrauen ſetzte und noch weit weniger Geſchmack an ſeinen Vorſchlägen fand. Wiewohl es ihm kein Geheimniß war, daß der Herzog ſchon ehedem mit Guſtav Adolph in ähnlichen Traktaten geſtanden, ſo begriff er doch die Möglichkeit nicht, wie er die ganze Armee zum Abfall bewegen und ſeine übermäßigen Verſprechungen würde wahr machen können. Ein ſo ausſchweifender Plan und ein ſo unbeſonnenes Verfahren ſchien ſich mit der verſchloſſenen und mißtrauiſchen Gemüthsart des Herzogs nicht wohl zu vertragen, und lieber erklärte man alles für Maske und Betrug, weil es eher erlaubt war, an ſeiner Redlichkeit als an ſeiner Klugheit zu zweifeln. Oxenſtierna's Bedenklichkeiten ſteckten endlich ſelbſt Arnheimen an, der in vollem Vertrauen auf Wallenſteins Aufrichtigkeit zu dem Kanzler nach Gelnhauſen gereiſt war, ihn dahin zu vermögen, daß er dem Herzog ſeine beſten Regimenter zum Gebrauch überlaſſen möchte. Man fing an zu argwohnen, daß der ganze Antrag nur eine künſtlich gelegte Schlinge ſey, die Alliirten zu entwaffnen und den Kern ihrer Kriegsmacht dem Kaiſer in die Hände zu ſpielen. Wallenſteins bekannter Charakter widerlegte dieſen ſchlimmen Verdacht nicht, und die Widerſprüche, in die er ſich nachher verwickelte, machten, daß man endlich ganz und gar an ihm irre ward. Indem er die Schweden in ſein Bündniß zu ziehen ſuchte, und ihnen ſogar ihre beſten Truppen abforderte, äußerte er ſich gegen Arnheim, daß man damit anfangen müſſe, die Schweden aus dem Reiche zu verjagen; und während daß ſich die ſächſiſchen Offiziere, im Vertrauen auf die Sicherheit des Waffenſtillſtandes, in großer Menge bei ihm einfanden, machte er einen verunglückten Verſuch, ſich ihrer Perſonen zu bemächtigen. Er brach zuerſt den Stillſtand, den er doch einige Monate darauf, nicht ohne große Mühe, erneuerte. Aller Glaube an ſeine Wahrhaftigkeit verſchwand, und endlich glaubte man in ſeinem ganzen Benehmen nichts als ein Gewebe von Betrug und niedrigen Kniffen zu ſehen, um die Alliirten zu ſchwächen und ſich ſelbſt in Verfaſſung zu ſetzen. Dieſes erreichte er zwar wirklich, indem ſeine Macht ſich mit jedem Tage vermehrte, die Alliirten aber durch Deſertion und ſchlechten Unterhalt über die Hälfte ihrer Truppen einbüßten. Aber er machte von ſeiner Ueberlegenheit den Gebrauch nicht, den man in Wien erwartete. Wenn man einem entſcheidenden Vorfall entgegenſah, erneuerte er plötzlich die Unterhandlungen; und wenn der Waffenſtillſtand die Alliirten in Sicherheit ſtürzte, ſo erhob er ſich plötzlich, um die Feindſeligkeiten zu erneuern. Alle dieſe Widerſprüche floſſen aus dem doppelten und ganz unvereinbaren Entwurf, den Kaiſer und die Schweden zugleich zu verderben und mit Sachſen einen beſondern Frieden zu ſchließen.

Ueber den ſchlechten Fortgang ſeiner Unterhandlungen ungeduldig, beſchloß er endlich ſeine Macht zu zeigen, da ohnehin die dringende Noth in dem Reiche und die ſteigende Unzufriedenheit am kaiſerlichen Hofe keinen längern Aufſchub geſtatteten. Schon vor dem letzten

Stillſtand war der General von Holk von Böhmen aus in das Meißniſche eingefallen, hatte Alles, was auf ſeinem Wege lag, mit Feuer und Schwert verwüſtet, den Churfürſten in ſeine Feſtungen gejagt und ſelbſt die Stadt Leipzig erobert. Aber der Stillſtand in Schleſien ſetzte ſeinen Verwüſtungen ein Ziel, und die Folgen ſeiner Ausſchweifungen ſtreckten ihn zu Adorf auf die Bahre. Nach aufgehobenem Stillſtand machte Wallenſtein auf's Neue eine Bewegung, als ob er durch die Lauſitz in Sachſen fallen wollte, und ließ ausſprengen, daß Piccolomini ſchon dahin aufgebrochen ſey. Sogleich verläßt Arnheim ſein Lager in Schleſien, um ihm nachzufolgen und dem Churfürſtenthum zu Hülfe zu eilen. Dadurch aber wurden die Schweden entblößt, die unter dem Commando des Grafen von Thurn in ſehr kleiner Anzahl bei Steinau an der Oder gelagert ſtanden; und gerade dies war es, was der Herzog gewollt hatte. Er ließ den ſächſiſchen General ſechzehn Meilen voraus in das Meißniſche eilen und wendete ſich dann auf einmal rückwärts gegen die Oder, wo er die ſchwediſche Armee in der tiefſten Sicherheit überraſchte. Ihre Reiterei wurde durch den vorangeſchickten General Schafgotſch geſchlagen und das Fußvolk von der nachfolgenden Armee des Herzogs bei Steinau völlig eingeſchloſſen. Wallenſtein gab dem Grafen von Thurn eine halbe Stunde Bedenkzeit, ſich mit drittehalbtauſend Mann gegen mehr als zwanzigtauſend zu wehren, oder ſich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Bei ſolchen Umſtänden konnte keine Wahl Statt finden. Die ganze Armee gibt ſich gefangen, und ohne einen Tropfen Blut iſt der vollkommenſte Sieg erfochten. Fahnen, Bagage und Geſchütz fallen in des Siegers Hand, die Offiziere werden in Verhaft genommen, die Gemeinen untergeſteckt. Und jetzt endlich war nach einer vierzehnjährigen Irre, nach unzähligen Glückswechſeln, der Anſtifter des böhmiſchen Aufruhrs, der entfernte Urheber dieſes ganzen verderblichen Krieges, der berüchtigte Graf von Thurn, in der Gewalt ſeiner Feinde. Mit blutdürſtiger Ungeduld erwartet man in Wien die Ankunft dieſes großen Verbrechers, und genießt ſchon im Voraus den ſchrecklichen Triumph, der Gerechtigkeit ihr vornehmſtes Opfer zu ſchlachten. Aber den Jeſuiten dieſe Luſt zu verderben, war ein viel ſüßerer Triumph, und Thurn erhielt ſeine Freiheit. Ein Glück für ihn, daß er mehr wußte, als man in Wien erfahren durfte, und daß Wallenſteins Feinde auch die ſeinigen waren. Eine Niederlage hätte man dem Herzog in Wien verziehen; dieſe getäuſchte Hoffnung vergab man ihm nie. „Was aber hätte ich denn ſonſt mit dieſem Raſenden machen ſollen?“ ſchreibt er mit boshaftem Spotte an die Miniſter, die ihn über dieſe unzeitige Großmuth zu Rede ſtellen. „Wollte der Himmel, die Feinde hätten lauter Generale, wie dieſer iſt! An der Spitze der ſchwediſchen Heere wird er uns weit beſſere Dienſte thun, als im Gefängniß.“

Auf den Sieg bei Steinau folgte in kurzer Zeit die Einnahme von Liegnitz, Groß-Glogau und ſelbſt von Frankfurt an der Oder. Schafgotſch, der in Schleſien zurückblieb, um die Unterwerfung dieſer Provinz zu vollenden, blokirte Brieg und bedrängte Breslau vergebens, weil dieſe freie Stadt über ihre Privilegien wachte und den Schweden ergeben blieb. Die Oberſten Illo und Götz ſchickte Wallenſtein nach der Wartha, um bis in Pommern und an die Küſte der Oſtſee zu dringen, und Landsberg, der Schlüſſel zu Pommern, wurde wirklich auch von ihnen erobert. Indem der Churfürſt von Brandenburg und der Herzog von Pommern für ihre Länder zitterten, brach Wallenſtein ſelbſt mit dem Reſt der Armee in die Lauſitz, wo er Görlitz mit Sturm eroberte und Bautzen zur Uebergabe zwang. Aber es war ihm nur darum zu thun, den Churfürſten von Sachſen zu ſchrecken, nicht die erhaltenen Vortheile zu verfolgen; auch mit dem Schwert in der Hand ſetzte er bei Brandenburg und Sachſen ſeine Friedensanträge fort, wiewohl mit keinem beſſern Erfolg, da er durch eine Kette von Widerſprüchen alles Vertrauen verſcherzt hatte. Jetzt würde er ſeine ganze Macht gegen das unglückliche Sachſen gewendet und ſeinen Zweck durch die Gewalt der Waffen doch endlich noch durchgeſetzt haben, wenn nicht der Zwang der Umſtände ihn genöthigt hätte, dieſe Gegenden zu verlaſſen. Die Siege Herzog Bernhards am Donauſtrom, welche Oeſterreich ſelbſt mit naher Gefahr bedrohten, forderten ihn dringend nach Bayern, und die Vertreibung der Sachſen und Schweden aus Schleſien raubte ihm jeden Vorwand, ſich den kaiſerlichen Befehlen noch länger zu widerſetzen und den Churfürſten von Bayern hülflos zu laſſen. Er zog ſich alſo mit der Hauptmacht gegen die Oberpfalz, und ſein Rückzug befreite Oberſachſen auf immer von dieſem furchtbaren Feinde.

So lange es nur möglich war, hatte er Bayerns Rettung verſchoben und durch die geſuchteſten Ausflüchte die Ordonnanzen des Kaiſers verhöhnt. Auf wiederholtes Bitten ſchickte er endlich zwar dem Grafen von Altringer, der den Lech und die Donau gegen Horn und Bernhard zu behaupten ſuchte, einige Regimenter aus Böhmen zu Hülfe, jedoch mit der ausdrücklichen Bedingung, ſich bloß vertheidigungsweiſe zu verhalten. Den Kaiſer und den Churfürſten wies er, ſo oft ſie ihn um Hülfe anflehten, an Altringer, der, wie er öffentlich vorgab, eine uneingeſchränkte Vollmacht von ihm erhalten habe, in Geheim aber band er demſelben durch die ſtrengſten Inſtruktionen die Hände und bedrohte ihn mit dem Tode, wenn er ſeine Befehle überſchreiten würde. Nachdem Herzog Bernhard vor Regensburg gerückt war und der Kaiſer ſowohl als der Churfürſt ihre Aufforderung um Hülfe dringender erneuerten, ſtellte er ſich an, als ob er den General Gallas mit einem anſehnlichen Heere an die Donau ſchicken würde; aber auch dies unterblieb, und ſo gingen, wie vorher das Bisthum Eichſtädt, jetzt auch Regensburg, Straubing, Cham an die Schweden verloren. Als er endlich ſchlechterdings nicht mehr vermeiden konnte, den ernſtlichen Befehlen des Hofs zu gehorſamen, rückte er ſo langſam, als er konnte, an die bayeriſche Grenze, wo er das von den Schweden eroberte Cham berennte. Er vernahm aber nicht ſo bald, daß man von ſchwediſcher Seite daran arbeitete, ihm durch die Sachſen eine Diverſion in Böhmen zu machen, ſo benutzte er dieſes Gerücht, um auf's Schleunigſte und ohne das Geringſte verrichtet zu haben, nach Böhmen zurückzukehren. Alles Andere, gab er vor, müſſe der Vertheidigung und Erhaltung der kaiſerlichen Erblande nachſtehen; und ſo blieb er in Böhmen wie angefeſſelt ſtehen und hütete dieſes Königreich, als ob es jetzt ſchon ſein Eigenthum wäre. Der Kaiſer wiederholte in noch dringenderm Tone ſeine Mahnung, daß er ſich gegen den Donauſtrom ziehen ſolle, die gefährliche Niederlaſſung des Herzogs von Weimar an Oeſterreichs Grenzen zu hindern. — Er aber endigte den Feldzug für dieſes Jahr und ließ ſeine Truppen auf's Neue ihre Winterquartiere in dem erſchöpften Königreiche nehmen.

Ein ſo fortgeführter Trotz, eine ſo beiſpielloſe Geringſchätzung aller kaiſerlichen Befehle, eine ſo vorſätzliche Vernachläſſigung des allgemeinen Beſten, verbunden mit einem ſo äußerſt zweideutigen Benehmen gegen den Feind, mußten endlich den nachtheiligen Gerüchten, wovon längſt ſchon ganz Deutſchland erfüllt war, Glauben bei dem Kaiſer verſchaffen. Lange Zeit war es ihm gelungen, ſeinen ſtrafbaren Unterhandlungen mit dem Feinde den Schein der Rechtmäßigkeit zu geben und den noch immer für ihn gewonnenen Monarchen zu überreden, daß der Zweck jener geheimen Zuſammenkünfte kein anderer ſey, als Deutſchland den Frieden zu ſchenken. Aber wie undurchdringlich er ſich auch glaubte, ſo rechtfertigte doch der ganze Zuſammenhang ſeines Betragens die Beſchuldigungen, womit ſeine Gegner unaufhörlich das Ohr des Kaiſers beſtürmten. Um ſich an Ort und Stelle von dem Grund oder Ungrund derſelben zu belehren, hatte Ferdinand ſchon zu verſchiedenen

Zeiten Kundſchafter in das Wallenſteiniſche Lager geſchickt, die aber, da der Herzog ſich hütete, etwas Schriftliches von ſich zu geben, bloße Muthmaßungen zurückbrachten. Da aber endlich die Miniſter ſelbſt, ſeine bisherigen Verfechter am Hofe, deren Güter Wallenſtein mit gleichen Laſten gedrückt hatte, ſich zur Partei ſeiner Feinde ſchlugen; da der Churfürſt von Bayern die Drohung fallen ließ, ſich, bei längerer Beibehaltung dieſes Generals, mit den Schweden zu vergleichen; da endlich auch der ſpaniſche Abgeſandte auf ſeiner Abſetzung beſtand und im Weigerungsfall die Subſidiengelder ſeiner Krone zurückzuhalten drohte: ſo ſah ſich der Kaiſer zum zweiten Male in die Nothwendigkeit geſetzt, ihn vom Commando zu entfernen.

Die eigenmächtigen und unmittelbaren Verfügungen des Kaiſers bei der Armee belehrten den Herzog bald, daß der Vertrag mit ihm bereits als zerriſſen betrachtet und ſeine Abdankung unvermeidlich ſey. Einer ſeiner Unterfeldherren in Oeſterreich, dem Wallenſtein bei Strafe des Beils unterſagt hatte, dem Hofe zu gehorſamen, empfing von dem Kaiſer unmittelbaren Befehl, zu dem Churfürſten von Bayern zu ſtoßen; und an Wallenſtein ſelbſt erging die gebieteriſche Weiſung, dem Cardinal-Infanten, der mit einer Armee aus Italien unterwegs war, einige Regimenter zur Verſtärkung entgegen zu ſenden. Alle dieſe Anſtalten ſagten ihm, daß der Plan unwiderruflich gemacht ſey, ihn nach und nach zu entwaffnen, um ihn alsdann ſchwach und wehrlos auf Einmal zu Grunde zu richten.

Zu ſeiner Selbſtvertheidigung mußte er jetzt eilen, einen Plan auszuführen, der anfangs nur zu ſeiner Vergrößerung beſtimmt war. Länger, als die Klugheit rieth, hatte er mit der Ausführung deſſelben gezögert, weil ihm noch immer die günſtigen Conſtellationen fehlten, oder, wie er gewöhnlich die Ungeduld ſeiner Freunde abfertigte, weil die Zeit noch nicht gekommen war. Die Zeit war auch jetzt noch nicht gekommen, aber die dringende Noth verſtattete nicht mehr, die Gunſt der Sterne zu erwarten. Das Erſte war, ſich der Geſinnungen der vornehmſten Anführer zu verſichern und alsdann die Treue der Armee zu erproben, die er ſo freigebig vorausgeſetzt hatte. Drei derſelben, die Oberſten **Kinsky**, **Terzky** und **Illo**, waren ſchon längſt in das Geheimniß gezogen, und die beiden erſten durch das Band der Verwandtſchaft an ſein Intereſſe geknüpft. Eine gleiche Ehrſucht, ein gleicher Haß gegen die Regierung und die Hoffnung überſchwenglicher Belohnungen verband ſie auf's Engſte mit Wallenſtein, der auch die niedrigſten Mittel nicht verſchmäht hatte, die Zahl ſeiner Anhänger zu vermehren. Den Obriſten Illo hatte er einsmals überredet, in Wien den Grafentitel zu ſuchen und ihm dabei ſeine kräftigſte Fürſprache zugeſagt. Heimlich aber ſchrieb er an die Miniſter, ihm ſein Geſuch abzuſchlagen, weil ſich ſonſt Mehrere melden dürften, die gleiche Verdienſte hätten und auf gleiche Belohnungen Anſpruch machten. Als Illo hernach zur Armee zurückkam, war ſein Erſtes, ihn nach dem Erfolg ſeiner Bewerbungen zu fragen; und da ihm dieſer von dem ſchlechten Ausgange derſelben Nachricht gab, ſo fing er an, die bitterſten Klagen gegen den Hof auszuſtoßen. „Das alſo hätten wir mit unſern treuen Dienſten verdient,“ rief er, „daß meine Verwendung ſo gering geachtet und euren Verdienſten eine ſo unbedeutende Belohnung verweigert wird! Wer wollte noch länger einem ſo undankbaren Herrn ſeine Dienſte widmen? Nein, was mich angeht, ich bin von nun an der abgeſagte Feind des Hauſes Oeſterreich.“ Illo ſtimmte bei, und ſo wurde zwiſchen beiden ein enges Bündniß geſtiftet.

Aber was dieſe drei Vertrauten des Herzogs wußten, war lange Zeit ein undurchdringliches Geheimniß für die Uebrigen, und die Zuverſicht, mit der Wallenſtein von der Ergebenheit ſeiner Offiziere ſprach, gründete ſich einzig nur auf die Wohlthaten, die er ihnen erzeigt hatte, und auf ihre Unzufriedenheit mit dem Hofe. Aber dieſe ſchwankende Vermuthung mußte ſich in Gewißheit verwandeln, ehe er ſeine Maske abwarf und ſich einen öffentlichen Schritt gegen den Kaiſer erlaubte. Graf Piccolomini, derſelbe, der ſich in dem Treffen bei Lützen durch einen beiſpielloſen Muth ausgezeichnet hatte, war der Erſte, deſſen Treue er auf die Probe ſtellte. Er hatte ſich dieſen General durch große Geſchenke verpflichtet, und er gab ihm den Vorzug vor allen andern, weil Piccolomini unter einerlei Conſtellation mit ihm geboren war. Dieſem erklärte er, daß er, durch den Undank des Kaiſers und ſeine nahe Gefahr gezwungen, unwiderruflich entſchloſſen ſey, die öſterreichiſche Partei zu verlaſſen, ſich mit dem beſten Theile der Armee auf feindliche Seite zu ſchlagen und das Haus Oeſterreich in allen Grenzen ſeiner Herrſchaft zu bekriegen, bis es von der Wurzel vertilgt ſey. Auf Piccolomini habe er bei dieſer Unternehmung vorzüglich gerechnet und ihm ſchon im Voraus die glänzendſten Belohnungen zugedacht. — Als dieſer, um ſeine Beſtürzung über dieſen überraſchenden Antrag zu verbergen, von den Hinderniſſen und Gefahren ſprach, die ſich einem ſo gewagten Unternehmen entgegen ſetzen würden, ſpottete Wallenſtein ſeiner Furcht. „Bei ſolchen Wageſtücken,“ rief er aus, „ſey nur der Anfang ſchwer; die Sterne ſeyen ihm gewogen, die Gelegenheit, wie man ſie nur immer verlangen könne, auch dem Glücke müſſe man etwas vertrauen. Sein Entſchluß ſtehe feſt, und er würde, wenn es nicht anders geſchehen könnte, an der Spitze von tauſend Pferden ſein Heil verſuchen.“ Piccolomini hütete ſich ſehr, durch einen längern Widerſpruch das Mißtrauen des Herzogs zu reizen und ergab ſich mit anſcheinender Ueberzeugung dem Gewicht ſeiner Gründe. So weit ging die Verblendung des Herzogs, daß es ihm, aller Warnungen des Grafen Terzky ungeachtet, gar nicht einfiel, an der Aufrichtigkeit dieſes Mannes zu zweifeln, der keinen Augenblick verlor, die jetzt gemachte merkwürdige Entdeckung nach Wien zu berichten.

Um endlich den entſcheidenden Schritt zum Ziele zu thun, berief er im Jänner 1634 alle Commandeurs der Armee nach Pilſen zuſammen, wohin er ſich gleich nach ſeinem Rückzug aus Bayern gewendet hatte. Die neueſten Forderungen des Kaiſers, die Erblande mit Winterquartieren zu verſchonen, Regensburg noch in der rauhen Jahrszeit wieder zu erobern und die Armee zur Verſtärkung des Cardinal-Infanten um ſechstauſend Mann Reiterei zu vermindern, waren erheblich genug, um vor dem ganzen verſammelten Kriegsrath in Erwägung gezogen zu werden, und dieſer ſcheinbare Vorwand verbarg den Neugierigen den wahren Zweck der Zuſammenberufung. Auch Schweden und Sachſen wurden heimlich dahin geladen, um mit dem Herzog von Friedland über den Frieden zu traktiren; mit den Befehlshabern entlegenerer Heere ſollte ſchriftliche Abrede genommen werden. Zwanzig von den berufenen Commandeurs erſchienen; aber gerade die wichtigſten, Gallas, Kolloredo und Altringer, blieben aus. Der Herzog ließ ſeine Einladung an ſie dringend wiederholen, einſtweilen aber, in Erwartung ihrer nahen Ankunft, zu der Hauptſache ſchreiten.

Es war nichts Geringes, was er jetzt auf dem Wege war zu unternehmen. Einen ſtolzen, tapfern, auf ſeine Ehre wachſam haltenden Adel der ſchändlichſten Untreue fähig zu erklären, und in den Augen derjenigen, die bis jetzt nur gewohnt waren, in ihm den Abglanz der Majeſtät, den Richter ihrer Handlungen, den Bewahrer der Geſetze zu verehren, auf Einmal als ein Niederträchtiger, als Verführer, als Rebell zu erſcheinen. Nichts Geringes war es, eine rechtmäßige, durch lange Verjährung befeſtigte, durch Religion und Geſetze geheiligte Gewalt in ihren Wurzeln zu erſchüttern; alle jene Bezauberungen der Einbildungskraft und der Sinne, die furchtbaren Wachen eines rechtmäßigen Throns, zu zerſtören; alle jene unvertilgbaren Gefühle der Pflicht, die in der Bruſt des Unterthans für den gebornen Beherrſcher ſo laut und ſo mächtig ſprechen, mit gewaltſamer Hand zu vertilgen. Aber geblendet von dem Glanz einer Krone, bemerkte Wallenſtein den Abgrund nicht, der zu ſeinen Füßen ſich öffnete, und im vollen lebendigen Gefühl ſeiner Kraft verſäumte er — das gewöhnliche Loos ſtarker und kühner Seelen — die Hinderniſſe gehörig zu würdigen und in Berechnung zu bringen. Wallenſtein ſah nichts, als eine gegen den Hof theils gleichgültige, theils erbitterte Armee — eine Armee, die gewohnt war, ſeinem Anſehn mit blinder Unterwerfung zu huldigen, vor ihm, als ihrem Geſetzgeber und Richter, zu beben, ſeine Befehle, gleich den Ausſprüchen des Schickſals, mit zitternder Ehrfurcht zu befolgen. In den übertriebenen Schmeicheleien, womit man ſeiner Allgewalt huldigte, in den frechen Schmähungen gegen Hof und Regierung, die eine zügelloſe Soldateſka ſich erlaubte und die wilde Licenz des Lagers entſchuldigte, glaubte er die wahren Geſinnungen der Armee zu vernehmen, und die Kühnheit, mit der man ſelbſt die Handlungen des Monarchen zu tadeln wagte, bürgte ihm für die Bereitwilligkeit der Truppen, einem ſo ſehr verachteten Oberherrn die Pflicht aufzukündigen. Aber, was er ſich als etwas ſo Leichtes gedacht hatte, ſtand als der furchtbarſte Gegner wider ihn auf; an dem Pflichtgefühl ſeiner Truppen ſcheiterten alle ſeine Berechnungen. Berauſcht von dem Anſehn, das er über ſo meiſterloſe Schaaren behauptete, ſchrieb er Alles auf Rechnung ſeiner perſönlichen Größe, ohne zu unterſcheiden, wie viel er ſich ſelbſt und wie viel er der Würde dankte, die er bekleidete. Alles zitterte vor ihm, weil er eine rechtmäßige Gewalt ausübte, weil der Gehorſam gegen ihn Pflicht, weil ſein Anſehn an die Majeſtät des Thrones befeſtigt war. Größe für ſich allein kann wohl Bewunderung und Schrecken, aber nur die legale Größe Ehrfurcht und Unterwerfung erzwingen. Und dieſes entſcheidenden Vortheils beraubte er ſich ſelbſt in dem Augenblicke, da er ſich als einen Verbrecher entlarvte.

Der Feldmarſchall von Illo übernahm es, die Geſinnungen der Commandeurs zu erforſchen und ſie auf den Schritt, den man von ihnen erwartete, vorzubereiten. Er machte den Anfang damit, ihnen die neueſten Forderungen des Hofes an den General und die Armee vorzutragen; und durch die gehäſſige Wendung, die er denſelben zu geben wußte, war es ihm leicht, den Zorn der ganzen Verſammlung zu entflammen. Nach dieſem wohlgewählten Eingang verbreitete er ſich mit vieler Beredſamkeit über die Verdienſte der Armee und des Feldherrn, und über den Undank, womit der Kaiſer ſie zu belohnen pflege. „Spaniſcher Einfluß,“ behauptete er, „leite alle Schritte des Hofes; das Miniſterium ſtehe in ſpaniſchem Solde; nur der Herzog von Friedland habe bis jetzt dieſer Tyrannei widerſtanden und deßwegen den tödtlichſten Haß der Spanier auf ſich geladen. Ihn vom Commando zu entfernen, oder ganz und gar wegzuräumen, fuhr er fort, war längſt ſchon das eifrigſte Ziel ihrer Beſtrebungen, und bis es ihnen mit einem von beiden gelingt, ſucht man ſeine Macht im Felde zu untergraben. Aus keinem andern Grunde iſt man bemüht, dem König von Ungarn das Commando in die Hände zu ſpielen, bloß damit man dieſen Prinzen, als ein williges Organ fremder Eingebungen, nach Gefallen im Felde herumführen, die ſpaniſche Macht aber deſto beſſer in Deutſchland befeſtigen könne. Bloß um die Armee zu vermindern, begehrt man ſechstauſend Mann für den Cardinal-Infanten; bloß um ſie durch einen Winterfeldzug aufzureiben, dringt man auf die Wiedereroberung Regensburgs in der feindlichen Jahrszeit. Alle Mittel zum Unterhalt erſchwert man der Armee, während daß ſich die Jeſuiten und Miniſter mit dem Schweiß der Provinzen bereichern und die für die Truppen beſtimmten Gelder verſchwenden. Der General bekennt ſein Unvermögen, der Armee Wort zu halten, weil der Hof ihn im Stiche läßt. Für alle Dienſte, die er innerhalb zweiundzwanzig Jahren dem Hauſe Oeſterreich geleiſtet, für alle Mühſeligkeiten, die er übernommen, für alle Reichthümer, die er in kaiſerlichem Dienſte von dem Seinigen zugeſetzt, erwartet ihn eine zweite ſchimpfliche Entlaſſung. — Aber er erklärt, daß er es dazu nicht kommen laſſen will. Von freien Stücken entſagt er dem Commando, ehe man es ihm mit Gewalt aus den Händen windet. Dies iſt es, fuhr der Redner fort, was er den Obriſten durch mich entbietet. Jeder frage ſich nun ſelbſt, ob es rathſam iſt, einen ſolchen General zu verlieren. Jeder ſehe nun zu, wer ihm die Summen erſetze, die er im Dienſte des Kaiſers aufgewendet und wo er den verdienten Lohn ſeiner Tapferkeit ernte — wenn der dahin iſt, unter deſſen Augen er ſie bewieſen hat.“

Ein allgemeines Geſchrei, daß man den General nicht ziehen laſſen dürfe, unterbrach den Redner. Vier der Vornehmſten werden abgeordnet, ihm den Wunſch der Verſammlung vorzutragen und ihn flehentlich zu bitten, daß er die Armee nicht verlaſſen möchte. Der Herzog weigerte ſich zum Schein und ergab ſich erſt nach einer zweiten Geſandtſchaft. Dieſe Nachgiebigkeit von ſeiner Seite ſchien einer Gegengefälligkeit von der übrigen werth. Da er ſich anheiſchig machte, ohne Wiſſen und Willen der Commandeurs nicht aus dem Dienſte zu treten, ſo forderte er von ihnen ein ſchriftliches Gegenverſprechen, treu und feſt an ihm zu halten, ſich nimmer von ihm zu trennen oder trennen zu laſſen und für ihn den letzten Blutstropfen auszuſetzen. Wer ſich von dem Bunde abſondern würde, ſollte für einen treuvergeſſenen Verräther gelten und von den übrigen als ein gemeinſchaftlicher Feind betrachtet werden. Die ausdrückliche angehängte Bedingung: „So lange Wallenſtein die Armee zum Dienſte des Kaiſers gebrauchen würde,“ entfernte jede Mißdeutung, und keiner der verſammelten Commandeurs trug Bedenken, einem ſo unſchuldig ſcheinenden und ſo billigen Begehren ſeinen vollen Beifall zu ſchenken.

Die Vorleſung dieſer Schrift geſchah unmittelbar vor einem Gaſtmahl, welches der Feldmarſchall Illo ausdrücklich in dieſer Abſicht veranſtaltet hatte; nach aufgehobener Tafel ſollte die Unterzeichnung vor ſich gehen. Der Wirth that das Seinige, die Beſinnungskraft ſeiner Gäſte durch ſtarke Getränke abzuſtumpfen, und nicht eher, als bis er ſie von Weindünſten taumeln ſah, gab er ihnen die Schrift zur Unterzeichnung. Die mehreſten malten leichtſinnig ihren Namen hin, ohne zu wiſſen, was ſie unterſchrieben; nur einige Wenige, welche neugieriger oder mißtrauiſcher waren, durchlieſen das Blatt noch einmal, und entdeckten mit Erſtaunen, daß die Klauſel: „So lange Wallenſtein die Armee zum Beſten des Kaiſers gebrauchen würde,“ hinweggelaſſen ſey. Illo nämlich hatte mit einem geſchickten Taſchenſpielerkniff das erſte Exemplar mit einem andern ausgetauſcht, in dem jene Klauſel fehlte. Der Betrug wurde laut, und Viele weigerten ſich nun, ihre Unterſchrift zu geben. Piccolomini, der den ganzen Betrug durchſchaute, und bloß in der Abſicht, dem Hofe davon Nachricht zu geben, an dieſem Auftritte Theil nahm, vergaß ſich in der Trunkenheit ſo, daß er die Geſundheit des Kaiſers ausbrachte. Aber jetzt ſtand Graf Terzky auf und erklärte alle für meineidige Schelmen, die zurücktreten würden. Seine Drohungen, die Vorſtellung der unvermeidlichen Gefahr, der man bei längerer Weigerung ausgeſetzt war, das Beiſpiel der Menge und Illo's Beredſamkeit überwanden endlich ihre Bedenklichkeiten, und das Blatt wurde von jedem ohne Ausnahme unterzeichnet.

Wallenſtein hatte nun zwar ſeinen Zweck erreicht; aber die ganz unerwartete Widerſetzung der Commandeurs riß ihn auf Einmal aus dem lieblichen Wahne, in dem er bisher geſchwebt hatte. Zudem waren die mehreſten Namen ſo unleſerlich gekritzelt, daß man eine unredliche Abſicht dahinter vermuthen mußte. Anſtatt aber durch dieſen warnenden Wink des Schickſals zum

Nachdenken gebracht zu werden, ließ er ſeine gereizte Empfindlichkeit in unwürdigen Klagen und Verwünſchungen überſtrömen. Er berief die Commandeurs am folgenden Morgen zu ſich und übernahm es in eigener Perſon, den ganzen Inhalt des Vortrags zu wiederholen, welchen Illo den Tag vorher an ſie gehalten hatte. Nachdem er ſeinen Unwillen gegen den Hof in die bitterſten Vorwürfen und Schmähungen ausgegoſſen, erinnerte er ſie an ihre geſtrige Widerſetzlichkeit, und erklärte, daß er durch dieſe Entdeckung bewogen worden ſey, ſein Verſprechen zurück zu nehmen. Stumm und betreten entfernten ſich die Obriſten, erſchienen aber, nach einer kurzen Berathſchlagung im Vorzimmer, auf's Neue, den Vorfall von geſtern zu entſchuldigen und ſich zu einer neuen Unterſchrift anzubieten.

Jetzt fehlte nichts mehr, als auch von den ausgebliebenen Generalen entweder eine gleiche Verſicherung zu erhalten, oder ſich im Weigerungsfall ihrer Perſonen zu bemächtigen. Wallenſtein erneuerte daher ſeine Einladung, und trieb ſie dringend an, ihre Ankunft zu beſchleunigen. Aber noch ehe ſie eintrafen, hatte ſie der Ruf bereits von dem Vorgange zu Pilſen unterrichtet und ihre Eilfertigkeit plötzlich gehemmt. Altringer blieb unter dem Vorwand einer Krankheit in dem feſten Schloß Frauenberg liegen. Gallas fand ſich zwar ein, aber bloß um als Augenzeuge den Kaiſer von der drohenden Gefahr deſto beſſer unterrichten zu können. Die Aufſchlüſſe, welche er und Piccolomini gaben, verwandelten die Beſorgniſſe des Hofs auf einmal in die ſchrecklichſte Gewißheit. Aehnliche Entdeckungen, welche man zugleich an andern Orten machte, ließen keinem Zweifel mehr Raum, und die ſchnelle Veränderung der Commandanten-Stellen in Schleſien und Oeſterreich ſchien auf eine höchſt bedenkliche Unternehmung zu deuten. Die Gefahr war dringend und die Hülſe mußte ſchnell ſeyn. Dennoch wollte man nicht mit Vollziehung des Urtheils beginnen, ſondern ſtreng nach Gerechtigkeit verfahren. Man erließ alſo an die vornehmſten Befehlshaber, deren Treue man ſich verſichert hielt, geheime Befehle, den Herzog von Friedland nebſt ſeinen beiden Anhängern, Illo und Terzky, auf was Art es auch ſeyn möchte, zu verhaften und in ſichere Verwahrung zu bringen, damit ſie gehört werden und ſich verantworten könnten. Sollte dies aber auf ſo ruhigem Wege nicht zu bewirken ſeyn, ſo fordere die öffentliche Gefahr, ſie todt oder lebendig zu greifen. Zugleich erhielt General Gallas ein offenes Patent, worin allen Oberſten und Offizieren dieſe kaiſerliche Verfügung bekannt gemacht, die ganze Armee ihrer Pflichten gegen den Verräther entlaſſen, und, bis ein neuer Generaliſſimus aufgeſtellt ſeyn würde, an den Generallieutenant von Gallas verwieſen wurde. Um den Verführten und Abtrünnigen die Rückkehr zu ihrer Pflicht zu erleichtern und die Schuldigen nicht in Verzweiflung zu ſtürzen, bewilligte man eine gänzliche Amneſtie über Alles, was zu Pilſen gegen die Majeſtät des Kaiſers begangen worden war.

Dem General von Gallas war nicht wohl zu Muthe bei der Ehre, die ihm widerfuhr. Er befand ſich zu

Pilſen, unter den Augen desjenigen, deſſen Schickſal er bei ſich trug, in der Gewalt ſeines Feindes, der hundert Augen hatte, ihn zu beobachten. Entdeckte aber Wallenſtein das Geheimniß ſeines Auftrags, ſo konnte ihn nichts vor den Wirkungen ſeiner Rache und Verzweiflung ſchützen. War es ſchon bedenklich, einen ſolchen Auftrag auch nur zu verheimlichen, ſo war es noch weit mißlicher, ihn zur Vollziehung zu bringen. Die Geſinnungen der Commandeurs waren ungewiß, und es ließ ſich wenigſtens zweifeln, ob ſie ſich bereitwillig würden finden laſſen, nach dem einmal gethanen Schritt den kaiſerlichen Verſicherungen zu trauen und allen glänzenden Hoffnungen, die ſie auf Wallenſtein gebaut hatten, auf einmal zu entſagen. Und dann, welch ein gefährliches Wageſtück, Hand an die Perſon eines Mannes zu legen, der bis jetzt für unverletzlich geachtet, durch lange Ausübung der höchſten Gewalt, durch einen zur Gewohnheit gewordenen Gehorſam zum Gegenſtand der tiefſten Ehrfurcht geworden, und mit Allem, was äußere Majeſtät und innere Größe verleihen kann, bewaffnet war — deſſen Anblick ſchon ein knechtiſches Zittern einjagte, der mit einem Winke über Leben und Tod entſchied! Einen ſolchen Mann, mitten unter den Wachen, die ihn umgaben, in einer Stadt, die ihm gänzlich ergeben ſchien, wie einen gemeinen Verbrecher zu greifen, und den Gegenſtand einer ſo langgewohnten tiefen Verehrung auf Einmal in einen Gegenſtand des Mitleidens oder des Spottes zu verwandeln, war ein Auftrag, der auch den Muthigſten zagen machte. So tief hatten ſich Furcht und Achtung vor ihm in die

Bruſt ſeiner Soldaten gegraben, daß ſelbſt das ungeheure Verbrechen des Hochverraths dieſe Empfindungen nicht ganz entwurzeln konnte.

Gallas begriff die Unmöglichkeit, unter den Augen des Herzogs ſeinen Auftrag zu vollziehen, und ſein ſehnlichſter Wunſch war, ſich, eh' er einen Schritt zur Ausführung wagte, vorher mit Altringern zu beſprechen. Da das lange Außenbleiben des Letztern ſchon anfing Verdacht bei dem Herzog zu erregen, ſo erbot ſich Gallas, ſich in eigener Perſon nach Frauenberg zu verfügen, und Altringern, als ſeinen Verwandten, zur Herreiſe zu bewegen. Wallenſtein nahm dieſen Beweis ſeines Eifers mit ſo großem Wohlgefallen auf, daß er ihm ſeine eigene Equipage zur Reiſe hergab. Froh über die gelungene Liſt, verließ Gallas ungeſäumt Pilſen, und überließ es dem Grafen Piccolomini, Wallenſteins Schritte zu bewachen; er ſelbſt aber zögerte nicht, von dem kaiſerlichen Patente, wo es nur irgend anging, Gebrauch zu machen, und die Erklärung der Truppen fiel günſtiger aus, als er je hatte erwarten können. Anſtatt ſeinen Freund nach Pilſen mit zurückzubringen, ſchickte er ihn vielmehr nach Wien, um den Kaiſer gegen einen gedrohten Angriff zu ſchützen, und er ſelbſt ging nach Ober-Oeſterreich, wo man von der Nähe des Herzogs Bernhard von Weimar die größte Gefahr beſorgte. In Böhmen wurden die Städte Budweiß und Tabor auf's Neue für den Kaiſer beſetzt, und alle Anſtalten getroffen, den Unternehmungen des Verräthers ſchnell und mit Nachdruck zu begegnen.

Da auch Gallas an keine Rückkehr zu denken ſchien, ſo wagte es Piccolomini, die Leichtgläubigkeit des Herzogs noch einmal auf die Probe zu ſtellen. Er bat ſich von ihm die Erlaubniß aus, den Gallas zurückzuholen, und Wallenſtein ließ ſich zum zweiten Male überliſten. Dieſe unbegreifliche Blindheit wird uns nur als eine Tochter ſeines Stolzes erklärbar, der ſein Urtheil über eine Perſon nie zurücknahm, und die Möglichkeit zu irren auch ſich ſelbſt nicht geſtehen wollte. Auch den Grafen Piccolomini ließ er in ſeinem eigenen Wagen nach Linz bringen, wo dieſer ſogleich dem Beiſpiel des Gallas folgte, und noch einen Schritt weiter ging. Er hatte Wallenſtein verſprochen, zurückzukehren; dieſes that er, aber an der Spitze einer Armee, um den Herzog in Pilſen zu überfallen. Ein anderes Heer eilte unter dem General von Suys nach Prag, um dieſe Hauptſtadt in kaiſerliche Pflichten zu nehmen und gegen einen Angriff der Rebellen zu vertheidigen. Zugleich kündigt ſich Gallas allen zerſtreuten Armeen Oeſterreichs als den einzigen Chef an, von dem man nunmehr Befehle anzunehmen habe. In allen kaiſerlichen Lagern werden Plakate ausgeſtreut, die den Herzog nebſt vier ſeiner Vertrauten für vogelfrei erklären und die Armeen ihrer Pflichten gegen den Verräther entbinden.

Das zu Linz gegebene Beiſpiel findet allgemeine Nachahmung; man verflucht das Andenken des Verräthers, alle Armeen fallen von ihm ab. Endlich, nachdem auch Piccolomini ſich nicht wieder ſehen läßt, fällt die Decke von Wallenſteins Augen und ſchrecklich erwacht er aus ſeinem Traume. Doch auch jetzt glaubt er noch an die Wahrhaftigkeit der Sterne und an die Treue der Armee. Gleich auf die Nachricht von Piccolomini's Abfall läßt er den Befehl bekannt machen, daß man in's Künftige keiner Ordre zu gehorchen habe, die nicht unmittelbar von ihm ſelbſt oder von Terzky und Illo herrühre. Er rüſtet ſich in aller Eile, um nach Prag aufzubrechen, wo er Willens iſt, endlich ſeine Maske abzuwerfen und ſich öffentlich gegen den Kaiſer zu erklären. Vor Prag ſollten alle Truppen ſich verſammeln, und von da aus mit Blitzes Schnelligkeit über Oeſterreich herſtürzen. Herzog Bernhard, der in die Verſchwörung gezogen worden, ſollte die Operationen des Herzogs mit ſchwediſchen Truppen unterſtützen und eine Diverſion an der Donau machen. Schon eilte Terzky nach Prag voraus, und nur Mangel an Pferden hinderte den Herzog, mit dem Reſt der treugebliebenen Regimenter nachzufolgen. Aber indem er mit der geſpannteſten Erwartung den Nachrichten von Prag entgegenſieht, erfährt er den Verluſt dieſer Stadt, erfährt er den Abfall ſeiner Generale, die Deſertion ſeiner Truppen, die Enthüllung ſeines ganzen Complots, den eilfertigen Anmarſch des Piccolomini, der ihm den Untergang geſchworen. Schnell und ſchrecklich ſtürzen alle ſeine Entwürfe zuſammen, täuſchen ihn alle ſeine Hoffnungen. Einſam ſteht er da, verlaſſen von Allen, denen er Gutes that, verrathen von Allen, auf die er baute. Aber ſolche Lagen ſind es, die den großen Charakter erproben. In allen ſeinen Erwartungen hintergangen, entſagt er keinem einzigen ſeiner Entwürfe;

nichts gibt er verloren, weil er ſich ſelbſt noch übrig bleibt. Jetzt war die Zeit gekommen, wo er des ſo oft verlangten Beiſtandes der Schweden und der Sachſen bedurfte, und wo aller Zweifel in die Aufrichtigkeit ſeiner Geſinnungen verſchwand. Und jetzt, nachdem Oxenſtierna und Arnheim ſeinen ernſtlichen Vorſatz und ſeine Noth erkannten, bedachten ſie ſich auch nicht länger, die günſtige Gelegenheit zu benutzen und ihm ihren Schutz zuzuſagen. Von ſächſiſcher Seite ſollte ihm Herzog Franz Albert von Sachſen-Lauenburg viertauſend, von ſchwediſcher Herzog Bernhard und Pfalzgraf Chriſtian von Birkenfeld ſechstauſend Mann geprüfter Truppen zuführen. Wallenſtein verließ Pilſen mit dem Terzky'ſchen Regiment und den Wenigen, die ihm treu geblieben waren, oder ſich doch ſtellten, es zu ſeyn, und eilte nach Eger an die Grenze des Königreichs, um der Oberpfalz näher zu ſeyn und die Vereinigung mit Herzog Bernhard zu erleichtern. Noch war ihm das Urtheil nicht bekannt, das ihn als einen öffentlichen Feind und Verräther erklärte; erſt zu Eger ſollte ihn dieſer Donnerſtrahl treffen. Noch rechnete er auf eine Armee, die General Schafgotſch in Schleſien für ihn bereit hielt, und ſchmeichelte ſich noch immer mit der Hoffnung, daß Viele, ſelbſt von denen, die längſt von ihm abgefallen waren, beim erſten Schimmer ſeines wieder auflebenden Glückes zu ihm umkehren würden. Selbſt auf der Flucht nach Eger — ſo wenig hatte die niederſchlagende Erfahrung ſeinen verwegenen Muth gebändigt — beſchäftigte ihn noch der ungeheure Entwurf, den Kaiſer zu entthronen. Unter dieſen Umſtänden geſchah es, daß einer aus ſeinem Gefolge ſich die Erlaubniß ausbat, ihm einen Rath zu ertheilen. „Beim Kaiſer,“ fing er an, „ſind Eure fürſtliche Gnaden ein gewiſſer, ein großer und hoch äſtimirter Herr; beim Feinde ſind ſie noch ein ungewiſſer König. Es iſt aber nicht weiſe gehandelt, das Gewiſſe zu wagen für das Ungewiſſe. Der Feind wird ſich Eurer Gnaden Perſon bedienen, weil die Gelegenheit günſtig iſt; Ihre Perſon aber wird ihm immer verdächtig ſeyn, und ſtets wird er fürchten, daß Sie auch ihm einmal thun möchten, wie jetzt dem Kaiſer. Deßwegen kehren Sie um, dieweil es noch Zeit iſt.“ — „Und wie iſt da noch zu helfen?“ fiel der Herzog ihm in's Wort. — „Sie haben,“ erwiderte Jener, „vierzigtauſend Armirte (Dukaten mit geharniſchten Männern) in der Truhen. Die nehmen Sie in die Hand und reiſen geraden Wegs damit an den kaiſerlichen Hof. Dort erklären Sie, daß Sie alle bisherigen Schritte bloß gethan, die Treue der kaiſerlichen Diener auf die Probe zu ſtellen und die Redlichgeſinnten von den Verdächtigen zu unterſcheiden. Und da nun die meiſten ſich zum Abfall geneigt bewieſen, ſo ſeyen ſie jetzt gekommen, Seine kaiſerliche Majeſtät vor dieſen gefährlichen Menſchen zu warnen. So werden Sie Jeden zum Verräther machen, der Sie jetzt zum Schelm machen will. Am kaiſerlichen Hof wird man Sie, mit den vierzigtauſend Armirten, gewißlich willkommen heißen, und Sie werden wieder der erſte Friedländer werden.“ — „Der Vorſchlag iſt gut,“ antwortete Wallenſtein nach einigem Nachdenken, „aber der Teufel traue!“

Indem der Herzog, von Eger aus, die Unterhandlungen mit dem Feinde lebhaft betrieb, die Sterne befragte und friſchen Hoffnungen Raum gab, wurde beinahe unter ſeinen Augen der Dolch geſchliffen, der ſeinem Leben ein Ende machte. Der kaiſerliche Urtheilsſpruch, der ihn für vogelfrei erklärte, hatte ſeine Wirkung nicht verfehlt, und die rächende Nemeſis wollte, daß der Undankbare unter den Streichen des Undanks erliegen ſollte. Unter ſeinen Offizieren hatte Wallenſtein einen Irländer, Namens Leßlie, mit vorzüglicher Gunſt beehrt und das ganze Glück dieſes Mannes gegründet. Eben dieſer war es, der ſich beſtimmt und berufen fühlte, das Todesurtheil an ihm zu vollſtrecken und den blutigen Lohn zu verdienen. Nicht ſobald war dieſer Leßlie im Gefolge des Herzogs zu Eger angelangt, als er dem Commandanten dieſer Stadt, Obriſten Buttler, und dem Obriſtlieutenant Gordon, zweien proteſtantiſchen Schottländern, alle ſchlimmen Anſchläge des Herzogs entdeckte, welche ihm dieſer Unbeſonnene auf der Herreiſe vertraut hatte. Leßlie fand hier zwei Männer, die eines Entſchluſſes fähig waren. Man hatte die Wahl zwiſchen Verrätherei und Pflicht, zwiſchen dem rechtmäßigen Herrn und einem flüchtigen, allgemein verlaſſenen Rebellen; wiewohl der letztere der gemeinſchaftliche Wohlthäter war, ſo konnte die Wahl doch keinen Augenblick zweifelhaft bleiben. Man verbindet ſich feſt und feierlich zur Treue gegen den Kaiſer, und dieſe fordert die ſchnellſten Maßregeln gegen den öffentlichen Feind. Die Gelegenheit iſt günſtig und ſein böſer Genius hat ihn von ſelbſt in die Hände der

Rache geliefert. Um jedoch der Gerechtigkeit nicht in ihr Amt zu greifen, beſchließt man, ihr das Opfer lebendig zuzuführen, und man ſcheidet von einander mit dem gewagten Entſchluß, den Feldherrn gefangen zu nehmen. Tiefes Geheimniß umhüllt dieſes ſchwarze Complot, und Wallenſtein, ohne Ahnung des ihm ſo nahe ſchwebenden Verderbens, ſchmeichelt ſich vielmehr, in der Beſatzung von Eger ſeine tapferſten und treuſten Verfechter zu finden.

Um eben dieſe Zeit werden ihm die kaiſerlichen Patente überbracht, die ſein Urtheil enthalten und in allen Lagern gegen ihn bekannt gemacht ſind. Er erkennt jetzt die ganze Größe der Gefahr, die ihn umlagert, die gänzliche Unmöglichkeit der Rückkehr, ſeine fürchterlich verlaſſene Lage; die Nothwendigkeit, ſich auf Treu und Glauben dem Feinde zu überliefern. Gegen Leßlie ergießt ſich der ganze Unmuth ſeiner verwundeten Seele, und die Heftigkeit des Affekts entreißt ihm das letzte noch übrige Geheimniß. Er entdeckte dieſem Offizier ſeinen Entſchluß, Eger und Elnbogen, als die Päſſe des Königreichs, dem Pfalzgrafen von Birkenfeld einzuräumen, und unterrichtet ihn zugleich von der nahen Ankunft des Herzogs Bernhard in Eger, wovon er noch in eben dieſer Nacht durch einen Eilboten benachrichtigt worden. Dieſe Entdeckung, welche Leßlie ſeinen Mitverſchwornen auf's Schleunigſte mittheilt, ändert ihren erſten Entſchluß. Die dringende Gefahr erlaubt keine Schonung mehr. Eger konnte jeden Augenblick in feindliche Hände fallen und eine ſchnelle Revolution ihren Gefangenen in Freiheit ſetzen. Dieſem

Unglück zuvorzukommen, beſchloſſen ſie, ihn ſammt ſeinen Vertrauten in der folgenden Nacht zu ermorden.

Damit dies mit um ſo weniger Geräuſch geſchehen möchte, ſollte die That bei einem Gaſtmahle vollzogen werden, welches der Obriſt Buttler auf dem Schloſſe zu Eger veranſtaltete. Die Andern alle erſchienen; nur **Wallenſtein**, der viel zu bewegt war, um in fröhliche Geſellſchaft zu taugen, ließ ſich entſchuldigen. Man mußte alſo, in Anſehung ſeiner, den Plan abändern; gegen die Andern aber beſchloß man der Abrede gemäß zu verfahren. In ſorgloſer Sicherheit erſchienen die drei Obriſten Illo, **Terzky** und **Wilhelm Kinsky**, und mit ihnen Rittmeiſter **Neumann**, ein Offizier voll Fähigkeit, deſſen ſich Terzky bei jedem verwickelten Geſchäfte, welches Kopf erforderte, zu bedienen pflegte. Man hatte vor ihrer Ankunft die zuverläſſigſten Soldaten aus der Beſatzung, welche mit in das Complot gezogen war, in das Schloß eingenommen, alle Ausgänge aus demſelben wohl beſetzt und in einer Kammer neben dem Speiſeſaal ſechs Buttler'ſche Dragoner verborgen, die auf ein verabredetes Signal hervorbrechen und die Verräther niederſtoßen ſollten. Ohne Ahnung der Gefahr, die über ihrem Haupte ſchwebte, überließen ſich die ſorgloſen Gäſte den Vergnügungen der Mahlzeit, und **Wallenſteins**, nicht mehr des kaiſerlichen Dieners, ſondern des ſouverainen Fürſten, Geſundheit wurde aus vollen Bechern getrunken. Der Wein öffnete ihnen die Herzen, und Illo entdeckte mit vielem Uebermuth, daß in drei Tagen eine Armee daſtehen werde, dergleichen **Wallenſtein** niemals angeführt habe. —

„Ja,“ fiel Neumann ein, „und dann hoffe er, ſeine Hände in der Oeſterreicher Blut zu waſchen.“ Unter dieſen Reden wird das Deſſert aufgetragen, und nun gibt Leßlie das verabredete Zeichen, die Aufzugbrücke zu ſperren, und nimmt ſelbſt alle Thorſchlüſſel zu ſich. Auf Einmal füllt ſich der Speiſeſaal mit Bewaffneten an, die ſich mit dem unerwarteten Gruße: Vivat Ferdinandus! hinter die Stühle der bezeichneten Gäſte pflanzen. Beſtürzt und mit einer übeln Ahnung ſpringen alle vier zugleich von der Tafel auf. Kinsky und Terzky werden ſogleich erſtochen, ehe ſie ſich zur Wehr ſetzen können; Neumann allein findet Gelegenheit, während der Verwirrung in den Hof zu entwiſchen, wo er aber von den Wachen erkannt und ſogleich niedergemacht wird. Nur Illo hatte Gegenwart des Geiſtes genug, ſich zu vertheidigen. Er ſtellte ſich an ein Fenſter, von wo er dem Gordon ſeine Verrätherei unter den bitterſten Schmähungen vorwarf und ihn aufforderte, ſich ehrlich und ritterlich mit ihm zu ſchlagen. Erſt nach der tapferſten Gegenwehr, nachdem er zwei ſeiner Feinde todt dahin geſtreckt, ſank er, überwältigt von der Zahl und von zehn Stichen durchbohrt, zu Boden. Gleich nach vollbrachter That eilte Leßlie nach der Stadt, um einem Auflauf zuvorzukommen. Als die Schildwachen am Schloßthor ihn außer Athem daher rennen ſahen, feuerten ſie, in dem Wahne, daß er mit zu den Rebellen gehöre, ihre Flinten auf ihn ab, doch ohne ihn zu treffen. Aber dieſe Schüſſe brachten die Wachen in der Stadt in Bewegung, und Leßlie's ſchnelle Gegenwart war nöthig, ſie zu beruhigen. Er entdeckte ihnen nunmehr umſtändlich den ganzen Zuſammenhang der Friedländiſchen Verſchwörung, und die Maßregeln, die dagegen bereits getroffen worden, das Schickſal der vier Rebellen, ſo wie dasjenige, welches den Anführer ſelbſt erwartete. Als er ſie bereitwillig fand, ſeinem Vorhaben beizutreten, nahm er ihnen auf's Neue einen Eid ab, dem Kaiſer getreu zu ſeyn und für die gute Sache zu leben und zu ſterben. Nun wurden hundert Buttler'ſche Dragoner von der Burg aus in die Stadt eingelaſſen, die alle Straßen durchreiten mußten, um die Anhänger des Herzogs im Zaum zu halten und jedem Tumult vorzubeugen. Zugleich beſetzte man alle Thore der Stadt Eger und jeden Zugang zum Friedländiſchen Schloſſe, das an den Markt ſtieß, mit einer zahlreichen und zuverläſſigen Mannſchaft, daß der Herzog weder entkommen, noch Hülfe von außen erhalten konnte.

Bevor man aber zur Ausführung ſchritt, wurde von den Verſchwornen auf der Burg noch eine lange Berathſchlagung gehalten, ob man ihn wirklich ermorden oder ſich nicht lieber begnügen ſollte, ihn gefangen zu nehmen. Beſpritzt mit Blut und gleichſam auf den Leichen ſeiner erſchlagenen Genoſſen, ſchauderten dieſe wilden Seelen zurück vor der Greuelthat, ein ſo merkwürdiges Leben zu enden. Sie ſahen ihn, den Führer in der Schlacht, in ſeinen glücklichen Tagen, umgeben von ſeiner ſiegenden Armee, im vollen Glanz ſeiner Herrſchergröße; und noch einmal ergriff die langgewohnte Furcht ihre zagenden Herzen. Doch bald erſtickt die Vorſtellung der dringenden Gefahr dieſe flüchtige Regung.

Man erinnert ſich der Drohungen, welche Neumann und Illo bei der Tafel ausgeſtoßen, man ſieht die Sachſen und Schweden ſchon in der Nähe von Eger mit einer furchtbaren Armee, und keine Rettung als in dem ſchleunigen Untergange des Verräthers. Es bleibt alſo bei dem erſten Entſchluß, und der ſchon bereit gehaltene Mörder, Hauptmann Deveroux, ein Irländer, erhält den blutigen Befehl.

Während daß jene drei auf der Burg von Eger ſein Schickſal beſtimmten, beſchäftigte ſich Wallenſtein in einer Unterredung mit Seni, es in den Sternen zu leſen. „Die Gefahr iſt noch nicht vorüber,“ ſagte der Aſtrolog mit prophetiſchem Geiſte. „Sie iſt es,“ ſagte der Herzog, der an dem Himmel ſelbſt ſeinen Willen wollte durchgeſetzt haben. „Aber daß Du mit nächſtem wirſt in den Kerker geworfen werden,“ fuhr er mit gleich prophetiſchem Geiſte fort, „das, Freund Seni, ſteht in den Sternen geſchrieben!“ Der Aſtrolog hatte ſich beurlaubt, und Wallenſtein war zu Bette, als Hauptmann Deveroux mit ſechs Hellebardierern vor ſeiner Wohnung erſchien, und von der Wache, der es nichts Außerordentliches war, ihn zu einer ungewöhnlichen Zeit bei dem General aus- und eingehen zu ſehen, ohne Schwierigkeit eingelaſſen wurde. Ein Page, der ihm auf der Treppe begegnet und Lärm machen will, wird mit einer Pike durchſtochen. In dem Vorzimmer ſtoßen die Mörder auf einen Kammerdiener, der aus dem Schlafgemach ſeines Herrn tritt und den Schlüſſel zu demſelben ſo eben abgezogen hat. Den Finger auf den Mund legend, bedeutet ſie der erſchrockene Sklav, keinen Lärm zu machen, weil der Herzog eben eingeſchlafen ſey. „Freund,“ ruft Deveroux ihn an, „jetzt iſt es Zeit zu lärmen!“ Unter dieſen Worten rennt er gegen die verſchloſſene Thür, die auch von innen verriegelt iſt, und ſprengt ſie mit einem Fußtritte.

Wallenſtein war durch den Knall, den eine losgehende Flinte erregte, aus dem erſten Schlaf aufgeweckt worden und an's Fenſter geſprungen, um der Wache zu rufen. In dieſem Augenblick hörte er aus den Fenſtern des anſtoßenden Gebäudes das Heulen und Wehklagen der Gräfinnen Terzky und Kinsky, die ſo eben von dem gewaltſamen Tod ihrer Männer benachrichtigt worden. Ehe er Zeit hatte, dieſem ſchrecklichen Vorfalle nachzudenken, ſtand Deveroux mit ſeinen Mordgehülfen im Zimmer. Er war noch im bloßen Hemde, wie er aus dem Bette geſprungen war, zunächſt an dem Fenſter an einen Tiſch gelehnt. „Biſt Du der Schelm,“ ſchreit Deveroux ihn an, „der des Kaiſers Volk zu dem Feind überführen und Seiner Majeſtät die Krone vom Haupte herunter reißen will? Jetzt mußt du ſterben.“ Er hält einige Augenblicke inne, als ob er eine Antwort erwartete; aber Ueberraſchung und Trotz verſchließen Wallenſteins Mund. Die Arme weit auseinander breitend, empfängt er vorn in der Bruſt den tödtlichen Stoß der Partiſane, und fällt dahin in ſeinem Blut, ohne einen Laut auszuſtoßen.

Den Tag darauf langt ein Expreſſer von dem Herzog von Lauenburg an, der die nahe Ankunft dieſes Prinzen berichtet. Man verſichert ſich ſeiner Perſon, und ein anderer Lakai wird in Friedländiſcher Livree an den Herzog abgeſchickt, ihn nach Eger zu locken. Die Liſt gelingt, und **Franz Albert** überliefert ſich ſelbſt den Händen der Feinde. Wenig fehlte, daß Herzog **Bernhard von Weimar**, der ſchon auf der Reiſe nach Eger begriffen war, nicht ein ähnliches Schickſal erfahren hätte. Zum Glück erhielt er von **Wallenſteins** Untergang noch früh genug Nachricht, um ſich durch einen zeitigen Rückzug der Gefahr zu entreißen. **Ferdinand** weihte dem Schickſale ſeines Generals eine Thräne, und ließ für die Ermordeten zu Wien dreitauſend Seelenmeſſen leſen; zugleich aber vergaß er nicht, die Mörder mit goldenen Gnadenketten, Kammerherrnſchlüſſeln, Dignitäten und Rittergütern zu belohnen.

So endigte **Wallenſtein**, in einem Alter von fünfzig Jahren, ſein thatenreiches und außerordentliches Leben; durch Ehrgeiz emporgehoben, durch Ehrſucht geſtürzt, bei allen ſeinen Mängeln noch groß und bewundernswerth, unübertrefflich, wenn er Maß gehalten hätte. Die Tugenden des Herrſchers und Helden, Klugheit, Gerechtigkeit, Feſtigkeit und Muth, ragen in ſeinem Charakter koloſſaliſch hervor; aber ihm fehlten die ſanftern Tugenden des Menſchen, die den Helden zieren und dem Herrſcher Liebe erwerben. Furcht war der Talisman, durch den er wirkte; ausſchweifend im Strafen wie im Belohnen, wußte er den Eifer ſeiner Untergebenen in immerwährender Spannung zu erhalten, und gehorcht zu ſeyn wie er, konnte kein Feldherr in mittlern und neuern Zeiten ſich rühmen. Mehr als Tapferkeit galt ihm die Unterwürfigkeit gegen ſeine Befehle, weil durch jene nur der Soldat, durch dieſe der

Feldherr handelt. Er übte die Folgſamkeit der Truppen durch eigenſinnige Verordnungen, und belohnte die Willigkeit, ihm zu gehorchen, auch in Kleinigkeiten, mit Verſchwendung, weil er den Gehorſam höher als den Gegenſtand ſchätzte. Einsmals ließ er bei Lebensſtrafe verbieten, daß in der ganzen Armee keine andere als rothe Feldbinden getragen werden ſollten. Ein Rittmeiſter hatte dieſen Befehl kaum vernommen, als er ſeine mit Gold durchwirkte Feldbinde abnahm und mit Füßen trat. Wallenſtein, dem man es hinterbrachte, machte ihn auf der Stelle zum Obriſten. Stets war ſein Blick auf das Ganze gerichtet, und bei allem Scheine der Willkühr verlor er doch nie den Grundſatz der Zweckmäßigkeit aus den Augen. Die Räubereien der Soldaten in Freundes Land hatten geſchärfte Verordnungen gegen die Marodeurs veranlaßt, und der Strang war Jedem gedroht, den man auf einem Diebſtahl betreten würde. Da geſchah es, daß Wallenſtein ſelbſt einem Soldaten auf dem Felde begegnete, den er ununterſucht als einen Uebertreter des Geſetzes ergreifen ließ, und mit dem gewöhnlichen Donnerwort, gegen welches keine Einwendung ſtatt fand: »Laß die Beſtie hängen,« zum Galgen verdammte. Der Soldat betheuert und beweist ſeine Unſchuld — aber die unwiderrufliche Sentenz iſt heraus. »So hänge man dich unſchuldig,« ſagte der Unmenſchliche; »deſto gewiſſer wird der Schuldige zittern.« Schon macht man die Anſtalten, dieſen Befehl zu vollziehen, als der Soldat, der ſich ohne Rettung verloren ſieht, den verzweifelten Entſchluß faßt, nicht ohne Rache zu ſterben.

Wüthend fällt er ſeinen Richter an, wird aber, ehe er ſeinen Vorſatz ausführen kann, von der überlegenen Anzahl entwaffnet. „Jetzt laßt ihn laufen,“ ſagte der Herzog; „es wird Schrecken genug erregen.“ — Seine Freigebigkeit wurde durch unermeßliche Einkünfte unterſtützt, welche jährlich auf drei Millionen geſchätzt wurden, die ungeheuern Summen nicht gerechnet, die er unter dem Namen von Brandſchatzungen zu erpreſſen wußte. Sein freier Sinn und heller Verſtand erhob ihn über die Religionsvorurtheile ſeines Jahrhunderts, und die Jeſuiten vergaben es ihm nie, daß er ihr Syſtem durchſchaute und in dem Papſte nichts als einen römiſchen Biſchof ſah.

Aber, wie ſchon ſeit Samuels des Propheten Tagen keiner, der ſich mit der Kirche entzweite, ein glückliches Ende nahm, ſo vermehrte auch Wallenſtein die Zahl ihrer Opfer. Durch Mönchsintriguen verlor er zu Regensburg den Commandoſtab und zu Eger das Leben; durch mönchiſche Künſte verlor er vielleicht, was mehr als Beides, ſeinen ehrlichen Namen und ſeinen guten Ruf vor der Nachwelt. Denn endlich muß man zur Steuer der Gerechtigkeit geſtehen, daß es nicht ganz treue Federn ſind, die uns die Geſchichte dieſes außerordentlichen Mannes überliefert haben; daß die Verrätherei des Herzogs und ſein Entwurf auf die böhmiſche Krone ſich auf keine ſtreng bewieſene Thatſache, bloß auf wahrſcheinliche Vermuthungen gründen. Noch hat ſich das Dokument nicht gefunden, das uns die geheimen Triebfedern ſeines Handelns mit hiſtoriſcher Zuverläſſigkeit aufdeckte, und unter ſeinen öffentlichen allgemein beglaubigten Thaten iſt keine, die nicht endlich aus einer unſchuldigen Quelle könnte gefloſſen ſeyn. Viele ſeiner getadeltſten Schritte beweiſen bloß ſeine ernſtliche Neigung zum Frieden; die meiſten andern erklärt und entſchuldigt das gerechte Mißtrauen gegen den Kaiſer, und das verzeihliche Beſtreben, ſeine Wichtigkeit zu behaupten. Zwar zeugt ſein Betragen gegen den Churfürſten von Bayern von einer unedeln Rachſucht und einem unverſöhnlichen Geiſte; aber keine ſeiner Thaten berechtigt uns, ihn der Verrätherei für überwieſen zu halten. Wenn endlich Noth und Verzweiflung ihn antreiben, das Urtheil wirklich zu verdienen, das gegen den Unſchuldigen gefällt war, ſo kann dieſes dem Urtheil ſelbſt nicht zur Rechtfertigung gereichen; ſo fiel Wallenſtein, nicht weil er Rebell war, ſondern er rebellirte, weil er fiel. Ein Unglück für den Lebenden, daß er eine ſiegende Partei ſich zum Feinde gemacht hatte — ein Unglück für den Todten, daß ihn dieſer Feind überlebte und ſeine Geſchichte ſchrieb.

Fünftes Buch.

Wallenſteins Tod machte einen neuen Generaliſſimus nothwendig, und der Kaiſer gab nun endlich dem Zureden der Spanier nach, ſeinen Sohn Ferdinand, König von Ungarn, zu dieſer Würde zu erheben. Unter ihm führte der Graf von Gallas das Commando, der die Funktionen des Feldherrn ausübt, während daß der Prinz dieſen Poſten eigentlich nur mit ſeinem Namen und Anſehn ſchmückt. Bald ſammelt ſich eine beträchtliche Macht unter Ferdinands Fahnen, der Herzog von Lothringen führt ihm in Perſon Hülfsvölker zu, und aus Italien erſcheint der Cardinal-Infant mit zehntauſend Mann, ſeine Armee zu verſtärken. Um den Feind von der Donau zu vertreiben, unternimmt der neue Feldherr, was man von ſeinem Vorgänger nicht hatte erhalten können, die Belagerung der Stadt Regensburg. Umſonſt dringt Herzog Bernhard von Weimar in das Innerſte von Bayern, um den Feind von dieſer Stadt wegzulocken; Ferdinand betreibt die Belagerung mit ſtandhaftem Ernſt, und die Reichsſtadt öffnet ihm, nach der hartnäckigſten Gegenwehr, die Thore. Donauwörth betrifft bald darauf ein ähnliches Schickſal, und nun wird Nördlingen in Schwaben belagert. Der Verluſt ſo vieler Reichsſtädte mußte der ſchwediſchen Partei um ſo empfindlicher fallen, da die Freundſchaft dieſer Städte für das Glück ihrer Waffen bis jetzt ſo entſcheidend war, alſo Gleichgültigkeit gegen das Schickſal derſelben um ſo weniger verantwortet werden konnte. Es gereichte ihnen zur unauslöſchlichen Schande, ihre Bundesgenoſſen in der Noth zu verlaſſen und der Rachſucht eines unverſöhnlichen Siegers preis zu geben. Durch dieſe Gründe bewegen, ſetzt ſich die ſchwediſche Armee, unter der Anführung Horns und Bernhards von Weimar, nach Nördlingen in Bewegung, entſchloſſen, wenn es eine Schlacht koſten ſollte, die Stadt zu entſetzen.

Das Unternehmen war mißlich, da die Macht des Feindes der ſchwediſchen merklich überlegen war, und die Klugheit rieth um ſo mehr an, unter dieſen Umſtänden nicht zu ſchlagen, da die feindliche Macht ſich in kurzer Zeit trennen mußte und die Beſtimmung der italieniſchen Truppen ſie nach den Niederlanden rief. Man konnte indeſſen eine ſolche Stellung erwählen, daß Nördlingen gedeckt und dem Feinde die Zufuhr genommen wurde. Alle dieſe Gründe machte Guſtav Horn in dem ſchwediſchen Kriegsrathe geltend; aber ſeine Vorſtellungen fanden keinen Eingang bei Gemüthern, die, von einem langen Kriegsglücke trunken, in den Rathſchlägen der Klugheit nur die Stimme der Furcht zu vernehmen glaubten. Von dem höhern Anſehn Herzog Bernhards überſtimmt, mußte ſich Guſtav Horn wider Willen zu einer Schlacht entſchließen, deren unglücklichen Ausgang ihm eine ſchwarze Ahnung vorher ſchon verkündigte.

Das ganze Schickſal des Treffens ſchien von Beſetzung einer Anhöhe abzuhängen, die das kaiſerliche Lager beherrſchte. Der Verſuch, dieſelbe noch in der Nacht zu erſteigen, war mißlungen, weil der mühſame Transport des Geſchützes durch Hohlwege und Gehölze den Marſch der Truppen verzögerte. Als man gegen die Mitternachtsſtunde davor erſchien, hatte der Feind die Anhöhe ſchon beſetzt und durch ſtarke Schanzen vertheidigt. Man erwartete alſo den Anbruch des Tages, um ſie im Sturme zu erſteigen. Die ungeſtüme Tapferkeit der Schweden machte ſich durch alle Hinderniſſe Bahn, die mondförmigen Schanzen werden von jeder der dazu commandirten Brigaden glücklich erſtiegen; aber da beide zu gleicher Zeit von entgegengeſetzten Seiten in die Verſchanzungen dringen, ſo treffen ſie gegen einander und verwirren ſich. In dieſem unglücklichen Augenblick geſchieht es, daß ein Pulverfaß in die Luft fliegt und unter den ſchwediſchen Völkern die größte Unordnung anrichtet. Die kaiſerliche Reiterei bricht in die zerriſſenen Glieder und die Flucht wird allgemein. Kein Zureden ihres Generals kann die Fliehenden bewegen, den Angriff zu erneuern.

Er entſchließt ſich alſo, um dieſen wichtigen Poſten zu behaupten, friſche Völker dagegen anzuführen; aber indeſſen haben einige ſpaniſche Regimenter ihn beſetzt, und jeder Verſuch, ihn zu erobern, wird durch die heldenmüthige Tapferkeit dieſer Truppen vereitelt. Ein von Bernhard herbeigeſchicktes Regiment ſetzt ſiebenmal an, und ſiebenmal wird es zurückgetrieben. Bald empfindet man den Nachtheil, ſich dieſes Poſtens nicht bemächtigt zu haben. Das Feuer des feindlichen Geſchützes von der Anhöhe richtet auf dem angrenzenden Flügel der Schweden eine fürchterliche Niederlage an, daß Guſtav Horn, der ihn anführt, ſich zum Rückzug entſchließen muß. Anſtatt dieſen Rückzug ſeines Gehülfen decken und den nachſetzenden Feind aufhalten zu können, wird Herzog Bernhard ſelbſt von der überlegenen Macht des Feindes in die Ebene herabgetrieben, wo ſeine flüchtige Reiterei die Horn'ſchen Völker mit in Verwirrung bringt und Niederlage und Flucht allgemein macht. Beinahe die ganze Infanterie wird gefangen oder niedergehauen; mehr als zwölftauſend Mann bleiben todt auf dem Wahlplatze; achtzig Kanonen, gegen viertauſend Wagen und dreihundert Standarten und Fahnen fallen in kaiſerliche Hände. Guſtav Horn ſelbſt geräth nebſt drei andern Generalen in die Gefangenſchaft. Herzog Bernhard rettete mit Mühe einige ſchwache Trümmer der Armee, die ſich erſt zu Frankfurt wieder unter ſeine Fahnen verſammeln.

Die Nördlinger Niederlage koſtete dem Reichskanzler die zweite ſchlafloſe Nacht in Deutſchland. Unüberſehbar groß war der Verluſt, den ſie nach ſich zog. Die Ueberlegenheit im Felde war nun auf Einmal für die Schweden verloren, und mit ihr das Vertrauen aller Bundesgenoſſen, die man ohnehin nur dem bisherigen Kriegsglücke verdankte. Eine gefährliche Trennung drohte dem ganzen proteſtantiſchen Bunde den Untergang. Furcht und Schrecken ergriffen die ganze Partei, und die katholiſche erhob ſich mit übermüthigem Triumph aus ihrem tiefen Verfalle. Schwaben und die nächſten Kreiſe empfanden die erſten Folgen der Nördlinger Niederlage, und Würtemberg beſonders wurde von der ſiegenden Armee überſchwemmt. Alle Mitglieder des Heilbronn'ſchen Bundes zitterten vor der Rache des Kaiſers; was fliehen konnte, rettete ſich nach Straßburg, und die hülfloſen Reichsſtädte erwarteten mit Bangigkeit ihr Schickſal. Etwas mehr Mäßigung gegen die Beſiegten würde alle dieſe ſchwächern Stände unter die Herrſchaft des Kaiſers zurückgeführt haben. Aber die Härte, die man auch gegen diejenigen bewies, welche ſich freiwillig unterwarfen, brachte die übrigen zur Verzweiflung und ermunterte ſie zu dem thätigſten Widerſtande.

Alles ſuchte in dieſer Verlegenheit Rath und Hülfe bei Oxenſtierna; Oxenſtierna ſuchte ſie bei den deutſchen Ständen. Es fehlte an Armeen; es fehlte an Geld, neue aufzurichten, und den alten die ungeſtüm geforderten Rückſtände zu bezahlen. Oxenſtierna wendet ſich an den Churfürſten von Sachſen, der die ſchwediſche Sache verläßt, um mit dem Kaiſer zu Pirna über den Frieden zu traktiren. Er ſpricht die niederſächſiſchen Stände um Beiſtand an; dieſe, ſchon längſt der ſchwediſchen Geldforderungen und Anſprüche müde, ſorgen jetzt bloß für ſich ſelbſt, und Herzog Georg von Lüneburg, anſtatt dem obern Deutſchland zu Hülfe zu eilen, belagert Minden, um es für ſich ſelbſt zu behalten. Von ſeinen deutſchen Alliirten hülflos gelaſſen, bemüht ſich der Kanzler um den Beiſtand auswärtiger Mächte. England, Holland, Venedig werden um Geld, um Truppen angeſprochen, und von der äußerſten

Noth getrieben, entſchließt er ſich endlich zu dem lange vermiedenen ſauern Schritt, ſich Frankreich in die Arme zu werfen.

Endlich war der Zeitpunkt erſchienen, welchem Richelieu längſt mit ungeduldiger Sehnſucht entgegen blickte. Nur die völlige Unmöglichkeit, ſich auf einem andern Wege zu retten, konnte die proteſtantiſchen Stände Deutſchlands vermögen, die Anſprüche Frankreichs auf das Elſaß zu unterſtützen. Dieſer äußerſte Nothfall war jetzt vorhanden; Frankreich war unentbehrlich, und es ließ ſich den lebhaften Antheil, den es von jetzt an an dem deutſchen Kriege nahm, mit einem theuern Preiſe bezahlen. Voll Glanz und Ehre betrat es jetzt den politiſchen Schauplatz. Schon hatte Oxenſtierna, dem es wenig koſtete, Deutſchlands Rechte und Beſitzungen zu verſchenken, die Reichsfeſtung Philippsburg und die noch übrig verlangten Plätze an Richelieu abgetreten; jetzt ſchickten die oberdeutſchen Proteſtanten auch in ihrem Namen eine eigene Geſandtſchaft ab, das Elſaß, die Feſtung Breiſach (die erſt erobert werden ſollte) und alle Plätze am Oberrhein, die der Schlüſſel zu Deutſchland waren, unter franzöſiſchen Schutz zu geben. Was der franzöſiſche Schutz bedeute, hatte man an den Bisthümern Metz, Tull und Verdün geſehen, welche Frankreich ſchon ſeit Jahrhunderten, ſelbſt gegen ihre rechtmäßigen Eigenthümer, beſchützte. Das trieriſche Gebiet hatte ſchon franzöſiſche Beſatzungen; Lothringen war ſo gut als erobert, da es jeden Augenblick mit einer Armee überſchwemmt werden und ſeinem furchtbaren Nachbar durch eigene Kraft nicht widerſtehen konnte. Jetzt war die wahrſcheinlichſte Hoffnung für Frankreich vorhanden, auch das Elſaß zu ſeinen weitläufigen Beſitzungen zu ſchlagen, und, da man ſich bald darauf mit den Holländern in die ſpaniſchen Niederlande theilte, den Rhein zu ſeiner natürlichen Grenze gegen Deutſchland zu machen. So ſchimpflich wurden Deutſchlands Rechte von deutſchen Ständen an dieſe treuloſe habſüchtige Macht verkauft, die unter der Larve einer uneigennützigen Freundſchaft nur nach Vergrößerung ſtrebte, und, indem ſie mit frecher Stirn die ehrenvolle Benennung einer Beſchützerin annahm, bloß darauf bedacht war, ihr Netz auszuſpannen und in der allgemeinen Verwirrung ſich ſelbſt zu verſorgen.

Für dieſe wichtigen Ceſſionen machte Frankreich ſich anheiſchig, den ſchwediſchen Waffen durch Bekriegung der Spanier eine Diverſion zu machen, und, wenn es mit dem Kaiſer ſelbſt zu einem öffentlichen Bruch kommen ſollte, dieſſeits des Rheins eine Armee von zwölftauſend Mann zu unterhalten, die dann in Vereinigung mit den Schweden und Deutſchen gegen Oeſterreich agiren würde. Zu dem Kriege mit den Spaniern wurde von dieſen ſelbſt die erwünſchte Veranlaſſung gegeben. Sie überfielen von den Niederlanden aus die Stadt Trier, hieben die franzöſiſche Beſatzung, die in derſelben befindlich war, nieder, bemächtigten ſich, gegen alle Rechte der Völker, der Perſon des Churfürſten, der ſich unter franzöſiſchen Schutz begeben hatte, und führten ihn gefangen nach Flandern. Als der Cardinal-Infant, als Statthalter der ſpaniſchen Niederlande, dem König von Frankreich die geforderte Genugthuung abſchlug und ſich weigerte, den gefangenen Fürſten in Freiheit zu ſetzen, kündigte ihm Richelieu, nach altem Brauche durch einen Wappenherold, zu Brüſſel förmlich den Krieg an, der auch wirklich von drei verſchiedenen Armeen, in Mailand, in dem Veltlin und in Flandern, eröffnet wurde. Weniger Ernſt ſchien es dem franzöſiſchen Miniſter mit dem Kriege gegen den Kaiſer zu ſeyn, wobei weniger Vortheile zu ernten und größere Schwierigkeiten zu beſiegen waren. Dennoch wurde unter der Anführung des Cardinals von la Valette eine vierte Armee über den Rhein nach Deutſchland geſendet, die in Vereinigung mit Herzog Bernhard, ohne vorhergegangene Kriegserklärung, gegen den Kaiſer zu Felde zog.

Ein weit empfindlicherer Schlag, als ſelbſt die Nördlinger Niederlage, war für die Schweden die Ausſöhnung des Churfürſten von Sachſen mit dem Kaiſer, welche, nach wiederholten wechſelſeitigen Verſuchen, ſie zu hindern und zu befördern, endlich im Jahr 1634 zu Pirna erfolgte, und im Mai des darauf folgenden Jahres zu Prag in einem förmlichen Frieden befeſtigt wurde. Nie hatte der Churfürſt von Sachſen die Anmaßungen der Schweden in Deutſchland verſchmerzen können, und ſeine Abneigung gegen dieſe ausländiſche Macht, die in dem deutſchen Reiche Geſetze gab, war mit jeder neuen Forderung, welche Oxenſtierna an die deutſchen Reichsſtände machte, geſtiegen. Dieſe üble Stimmung gegen Schweden unterſtützte auf's Kräftigſte die Bemühungen des ſpaniſchen Hofs, einen Frieden zwiſchen Sachſen und dem Kaiſer zu ſtiften. Ermüdet von den Unfällen eines ſo langen und verwüſtenden Krieges, der die ſächſiſchen Länder vor allen andern zu ſeinem traurigen Schauplatze machte, gerührt von dem allgemeinen und ſchrecklichen Elende, das Freund und Feind ohne Unterſchied über ſeine Unterthanen häuften, und durch die verführeriſchen Anträge des Hauſes Oeſterreich gewonnen, ließ endlich der Churfürſt die gemeine Sache im Stich, und weniger beſorgt um das Loos ſeiner Mitſtände und um deutſche Freiheit, dachte er nur darauf, ſeine eigenen Vortheile, wär's auch auf Unkoſten des Ganzen, zu befördern.

Und wirklich war das Elend in Deutſchland zu einem ſo ausſchweifenden Grade geſtiegen, daß das Gebet um Frieden von tauſendmal tauſend Zungen ertönte, und auch der nachtheiligſte noch immer für eine Wohlthat des Himmels galt. Wüſten lagen da, wo ſonſt tauſend frohe und fleißige Menſchen wimmelten, wo die Natur ihren herrlichſten Segen ergoſſen und Wohlleben und Ueberfluß geherrſcht hatte. Die Felder, von der fleißigen Hand des Pflügers verlaſſen, lagen ungebaut und verwildert, und wo eine junge Saat aufſchoß oder eine lachende Ernte winkte, da zerſtörte ein einziger Durchmarſch den Fleiß eines ganzen Jahres, die letzte Hoffnung des ſchmachtenden Volks. Verbrannte Schlöſſer, verwüſtete Felder, eingeäſcherte Dörfer lagen meilenweit herum in grauenvoller Zerſtörung, während daß ihre verarmten Bewohner hingingen, die Zahl jener Mordbrennerheere zu vermehren, und, was ſie ſelbſt erlitten hatten, ihren verſchonten Mitbürgern ſchrecklich zu erſtatten. Kein Schutz gegen Unterdrückung, als ſelbſt unterdrücken zu helfen. Die Städte ſeufzten unter der Geißel zügelloſer und räuberiſcher Beſatzungen, die das Eigenthum des Bürgers verſchlangen und die Freiheiten des Krieges, die Licenz ihres Standes und die Vorrechte der Noth mit dem grauſamſten Muthwillen geltend machten. Wenn ſchon unter dem kurzen Durchzug einer Armee ganze Landſtrecken zur Einöde wurden, wenn andere durch Winterquartiere verarmten, oder durch Brandſchatzungen ausgeſogen wurden, ſo litten ſie doch nur vorübergehende Plagen, und der Fleiß eines Jahres konnte die Drangſale einiger Monate vergeſſen machen. Aber keine Erholung wurde denjenigen zu Theil, die eine Beſatzung in ihren Mauern oder in ihrer Nachbarſchaft hatten, und ihr unglückliches Schickſal konnte ſelbſt der Wechſel des Glücks nicht verbeſſern, da der Sieger an den Platz und in die Fußſtapfen des Beſiegten trat, und Freund und Feind gleich wenig Schonung bewieſen. Die Vernachläſſigung der Felder, die Zerſtörung der Saaten und die Vervielfältigung der Armeen, die über die ausgeſogenen Länder daher ſtürmten, hatten Hunger und Theurung zur unausbleiblichen Folge, und in den letzten Jahren vollendete noch Mißwachs das Elend. Die Anhäufung der Menſchen in Lagern und Quartieren, Mangel auf der einen Seite und Völlerei auf der andern, brachten peſtartige Seuchen hervor, die mehr als Schwert und Feuer die Länder verödeten. Alle Bande der Ordnung löſten in dieſer langen Zerrüttung ſich auf, die Achtung für Menſchenrechte, die Furcht vor Geſetzen, die Reinheit der Sitten verlor ſich, Treu und Glaube verfiel, indem die Stärke allein mit eiſernem Scepter herrſchte; üppig ſchoſſen unter dem Schirme der Anarchie und der Strafloſigkeit alle Laſter auf, und die Menſchen verwilderten mit den Ländern. Kein Stand war dem Muthwillen zu ehrwürdig, kein fremdes Eigenthum der Noth und der Raubſucht heilig. Der Soldat (um das Elend jener Zeit in ein einziges Wort zu preſſen) der Soldat herrſchte, und dieſer brutalſte der Despoten ließ ſeine eigenen Führer nicht ſelten ſeine Obermacht fühlen. Der Befehlshaber einer Armee war eine wichtigere Perſon in dem Lande, worin er ſich ſehen ließ, als der rechtmäßige Regent, der oft dahin gebracht war, ſich vor ihm in ſeinen Schlöſſern zu verkriechen. Ganz Deutſchland wimmelte von ſolchen kleinen Tyrannen, und die Länder litten gleich hart von dem Feinde und von ihren Vertheidigern. Alle dieſe Wunden ſchmerzten um ſo mehr, wenn man ſich erinnerte, daß es fremde Mächte waren, welche Deutſchland ihrer Habſucht aufopferten und die Drangſale des Krieges vorſätzlich verlängerten, um ihre eigennützigen Zwecke zu erreichen. Damit Schweden ſich bereichern und Eroberungen machen konnte, mußte Deutſchland unter der Geißel des Krieges bluten; damit Richelieu in Frankreich nothwendig blieb, durfte die Fackel der Zwietracht im deutſchen Reiche nicht erlöſchen.

Aber es waren nicht lauter eigennützige Stimmen, die ſich gegen den Frieden erklärten, und wenn ſowohl Schweden als deutſche Reichsſtände die Fortdauer des Kriegs aus unreiner Abſicht wünſchten, ſo ſprach eine geſunde Staatskunſt für ſie. Konnte man nach der

Nördlinger Niederlage einen billigen Frieden von dem Kaiſer erwarten? Und wenn man dies nicht konnte, ſollte man ſiebzehn Jahre lang alles Ungemach des Krieges erduldet, alle Kräfte verſchwendet haben, um am Ende nichts gewonnen oder gar noch verloren zu haben? Wofür ſo viel Blut vergoſſen, wenn Alles blieb, wie es geweſen, wenn man in ſeinen Rechten und Anſprüchen um gar nichts gebeſſert war? wenn man Alles, was ſo ſauer errungen worden, in einem Frieden wieder herausgeben mußte? War es nicht wünſchenswerther, die lange getragene Laſt noch zwei oder drei Jahre länger zu tragen, um für zwanzigjährige Leiden endlich doch einen Erſatz einzuernten? Und an einem vortheilhaften Frieden war nicht zu zweifeln, ſobald nur Schweden und deutſche Proteſtanten, im Felde wie im Kabinet, ſtandhaft zuſammen hielten und ihr gemeinſchaftliches Intereſſe mit wechſelſeitigem Antheil, mit vereinigtem Eifer beſorgten. Ihre Trennung allein machte den Feind mächtig und entfernte die Hoffnung eines dauerhaften und allgemein beglückenden Friedens. Und dieſes größte aller Uebel fügte der Churfürſt von Sachſen der proteſtantiſchen Sache zu, indem er ſich durch einen Separatvergleich mit Oeſterreich verſöhnte.

Schon vor der Nördlinger Schlacht hatte er die Unterhandlungen mit dem Kaiſer eröffnet; aber der unglückliche Ausgang der erſtern beſchleunigte die Abſchließung des Vergleichs. Das Vertrauen auf den Beiſtand der Schweden war gefallen, und man zweifelte, ob ſie ſich von dieſem harten Schlage je wieder aufrichten würden. Die Trennung unter ihren eigenen

Anführern, die ſchlechte Subordination der Armee und die Entkräftung des ſchwediſchen Reichs ließ keine großen Thaten mehr von ihnen erwarten. Um ſo mehr glaubte man eilen zu müſſen, ſich die Großmuth des Kaiſers zu Nutze zu machen, der ſeine Anerbietungen auch nach dem Nördlinger Siege nicht zurücknahm. Oxenſtierna, der die Stände in Frankfurt verſammelte, forderte; der Kaiſer hingegen gab: und ſo bedurfte es keiner langen Ueberlegung, welchem von beiden man Gehör geben ſollte.

Indeſſen wollte man doch den Schein vermeiden, als ob man die gemeine Sache hintanſetzte und bloß auf ſeinen eigenen Nutzen bedacht wäre. Alle deutſchen Reichsſtände, ſelbſt die Schweden, waren eingeladen worden, zu dieſem Frieden mitzuwirken und Theil daran zu nehmen, obgleich Churſachſen und der Kaiſer die einzigen Mächte waren, die ihn ſchloſſen und ſich eigenmächtig zu Geſetzgebern über Deutſchland aufwarfen. Die Beſchwerden der proteſtantiſchen Stände kamen in demſelben zur Sprache, ihre Verhältniſſe und Rechte wurden vor dieſem willkührlichen Tribunale entſchieden, und ſelbſt das Schickſal der Religionen ohne Zuziehung der dabei ſo ſehr intereſſirten Glieder beſtimmt. Es ſollte ein allgemeiner Friede, ein Reichsgeſetz ſeyn, als ein ſolches bekannt gemacht, und durch ein Reichsexekutionsheer, wie ein förmlicher Reichsſchluß, vollzogen werden. Wer ſich dagegen auflehnte, war ein Feind des Reiches, und ſo mußte er, allen ſtändiſchen Rechten zuwider, ein Geſetz anerkennen, das er nicht ſelbſt mit gegeben hatte. Der Prager Friede war alſo, ſchon ſeiner Form nach, ein Werk der Willkühr; und er war es nicht weniger durch ſeinen Inhalt.

Das Reſtitutionsedikt hatte den Bruch zwiſchen Churſachſen und dem Kaiſer vorzüglich veranlaßt; alſo mußte man auch bei der Wiederausſöhnung zuerſt darauf Rückſicht nehmen. Ohne es ausdrücklich und förmlich aufzuheben, ſetzte man in dem Prager Frieden feſt, daß alle unmittelbaren Stifter, und unter den mittelbaren diejenigen, welche nach dem Paſſauiſchen Vertrage von den Proteſtanten eingezogen und beſeſſen worden, noch vierzig Jahre, jedoch ohne Reichstagsſtimme, in demjenigen Stande bleiben ſollten, in welchem das Reſtitutionsedikt ſie gefunden habe. Vor Ablauf dieſer vierzig Jahre ſollte dann eine Commiſſion von beiderlei Religionsverwandten gleicher Anzahl friedlich und geſetzmäßig darüber verfügen, und wenn es auch dann zu keinem Endurtheil käme, jeder Theil in den Beſitz aller Rechte zurücktreten, die er vor Erſcheinung des Reſtitutionsedikts ausgeübt habe. Dieſe Auskunft alſo, weit entfernt, den Samen der Zwietracht zu erſticken, ſuspendirte nur auf eine Zeitlang ſeine verderblichen Wirkungen, und der Zunder eines neuen Krieges lag ſchon in dieſem Artikel des Prager Friedens.

Das Erzſtift Magdeburg bleibt dem Prinzen Auguſt von Sachſen, und Halberſtadt dem Erzherzog Leopold Wilhelm. Von dem magdeburgiſchen Gebiet werden vier Aemter abgeriſſen und an Churſachſen verſchenkt; der Adminiſtrator von Magdeburg, Chriſtian Wilhelm von Brandenburg, wird auf andere Art abgefunden. Die Herzoge von Mecklenburg empfangen, wenn ſie dieſem Frieden beitreten, ihr Land zurück, das ſie glücklicher Weiſe längſt ſchon durch Guſtav Adolphs Großmuth beſitzen; Donauwörth erlangt ſeine Reichsfreiheit wieder. Die wichtige Forderung der pfälziſchen Erben bleibt, wie wichtig es auch dem proteſtantiſchen Reichstheile war, dieſe Churſtimme nicht zu verlieren, gänzlich unberührt, weil — ein lutheriſcher Fürſt einem reformirten keine Gerechtigkeit ſchuldig iſt. Alles, was die proteſtantiſchen Stände, die Ligue und der Kaiſer in dem Kriege von einander erobert haben, wird zurück gegeben; Alles, was die auswärtigen Mächte, Schweden und Frankreich, ſich zugeeignet, wird ihnen mit geſammter Hand wieder abgenommen. Die Kriegsvölker aller kontrahirenden Theile werden in eine einzige Reichsmacht vereinigt, welche, vom Reiche unterhalten und bezahlt, dieſen Frieden mit gewaffneter Hand zu vollſtrecken hat.

Da der Prager Friede als ein allgemeines Reichsgeſetz gelten ſollte, ſo wurden diejenigen Punkte, welche mit dem Reiche nichts zu thun hatten, in einem Nebenvertrage beigefügt. In dieſem wurde dem Churfürſten von Sachſen die Lauſitz als ein böhmiſches Lehen zuerkannt, und über die Religionsfreiheit dieſes Landes und Schleſien noch beſonders gehandelt.

Alle evangeliſchen Stände waren zu Annahme des Prager Friedens eingeladen, und unter dieſer Bedingung der Amneſtie theilhaftig gemacht; bloß die Fürſten von Würtemberg und Baden — deren Länder man inne hatte, und nicht geneigt war, ſo ganz unbedingt wieder herzugeben — die eigenen Unterthanen Oeſterreichs, welche die Waffen gegen ihren Landesherrn geführt, und diejenigen Stände, die unter Oxenſtierna's Direktion den Rath der oberdeutſchen Kreiſe ausmachten, ſchloß man aus; nicht ſowohl um den Krieg gegen ſie fortzuſetzen, als vielmehr, um ihnen den nothwendig gewordenen Frieden deſto theurer zu verkaufen. Man behielt ihre Lande als ein Unterpfand, bis Alles herausgegeben und Alles in ſeinen vorigen Stand zurückgeſtellt ſeyn würde. Eine gleiche Gerechtigkeit gegen Alle hätte vielleicht das wechſelſeitige Zutrauen zwiſchen Haupt und Gliedern, zwiſchen Proteſtanten und Papiſten, zwiſchen Reformirten und Lutheranern zurückgeführt, und, verlaſſen von allen ihren Bundesgenoſſen, hätten die Schweden einen ſchimpflichen Abſchied aus dem Reiche nehmen müſſen. Jetzt beſtärkte dieſe ungleiche Behandlung die härter gehaltenen Stände in ihrem Mißtrauen und Widerſetzungsgeiſt, und erleichterte es den Schweden, das Feuer des Kriegs zu nähren und einen Anhang in Deutſchland zu behalten.

Der Prager Friede fand, wie vorher zu erwarten geweſen war, eine ſehr ungleiche Aufnahme in Deutſchland. Ueber dem Beſtreben, beide Parteien einander zu nähern, hatte man ſich von beiden Vorwürfe zugezogen. Die Proteſtanten klagten über die Einſchränkungen, die ſie in dieſem Frieden erleiden ſollten; die Katholiken fanden dieſe verwerfliche Sekte, auf Koſten der wahren Kirche, viel zu günſtig behandelt. Nach dieſen hatte man der Kirche von ihren unveräußerlichen Rechten vergeben, indem man den Evangeliſchen den vierzigjährigen Genuß der geiſtlichen Güter bewilligte; nach jenen hatte man eine Verrätherei an der proteſtantiſchen Kirche begangen, weil man ſeinen Glaubensbrüdern in den öſterreichiſchen Ländern die Religionsfreiheit nicht errungen hatte. Aber Niemand wurde bitterer getadelt, als der Churfürſt von Sachſen, den man als einen treuloſen Ueberläufer, als einen Verräther der Religion und Reichsfreiheit, und als einen Mitverſchwornen des Kaiſers in öffentlichen Schriften darzuſtellen ſuchte.

Indeſſen tröſtete er ſich mit dem Triumph, daß ein großer Theil der evangeliſchen Stände ſeinen Frieden nothgezwungen annahm. Der Churfürſt von Brandenburg, Herzog **Wilhelm von Weimar**, die Fürſten von Anhalt, die Herzoge von Mecklenburg, die Herzoge von Braunſchweig-Lüneburg, die Hanſeſtädte und die mehreſten Reichsſtädte traten demſelben bei. Landgraf **Wilhelm von Heſſen** ſchien eine Zeitlang unſchlüſſig, oder ſtellte ſich vielmehr nur, es zu ſeyn, um Zeit zu gewinnen und ſeine Maßregeln nach dem Erfolg einzurichten. Er hatte mit dem Schwert in der Hand ſchöne Länder in Weſtphalen errungen, aus denen er ſeine beſten Kräfte zu Führung des Krieges zog, und welche alle er nun, dem Frieden gemäß, zurückgeben ſollte. Herzog **Bernhard von Weimar**, deſſen Staaten noch bloß auf dem Papier exiſtirten, kam nicht als kriegführende *Macht*, deſto mehr aber als kriegführender *General* in Betrachtung, und in beiderlei Rückſicht konnte er den Prager Frieden nicht anders als mit Abſcheu verwerfen. Sein ganzer Reichthum war ſeine Tapferkeit, und in ſeinem Degen lagen alle ſeine Länder. Nur der Krieg machte ihn groß und bedeutend; nur der Krieg konnte die Entwürfe ſeines Ehrgeizes zur Zeitigung bringen.

Aber unter Allen, welche ihre Stimme gegen den Prager Frieden erhoben, erklärten ſich die Schweden am heftigſten dagegen, und Niemand hatte auch mehr Urſache dazu. Von den Deutſchen ſelbſt in Deutſchland hereingerufen, Retter der proteſtantiſchen Kirche und der ſtändiſchen Freiheit, die ſie mit ſo vielem Blute, mit dem heiligen Leben ihres Königs erkauften, ſahen ſie ſich jetzt auf einmal ſchimpflich im Stiche gelaſſen, auf einmal in allen ihren Planen getäuſcht, ohne Lohn, ohne Dankbarkeit aus dem Reiche gewieſen, für welches ſie bluteten, und von den nämlichen Fürſten, die ihnen Alles verdankten, dem Hohngelächter des Feindes preisgegeben. An eine Genugthuung für ſie, an einen Erſatz ihrer aufgewandten Koſten, an ein Aequivalent für die Eroberungen, welche ſie im Stiche laſſen ſollten, war in dem Prager Frieden mit keiner Sylbe gedacht worden. Nackter, als ſie gekommen waren, ſollten ſie nun entlaſſen, und, wenn ſie ſich dagegen ſträubten, durch dieſelben Hände, welche ſie hereingerufen, aus Deutſchland hinausgejagt werden. Endlich ließ zwar der Churfürſt von Sachſen ein Wort von einer Genugthuung fallen, die in Geld beſtehen, und die Summe von drittehalb Millionen Gulden betragen ſollte. Aber die Schweden hatten weit mehr von ihrem Eigenen zugeſetzt; eine ſo ſchimpfliche Abfindung mit Geld mußte ihren Eigennutz kränken und ihren Stolz empören. „Die Churfürſten von Bayern und Sachſen,“ antwortete Oxenſtierna, „ließen ſich den Beiſtand, den ſie dem Kaiſer leiſteten, und als Vaſallen ihm ſchuldig waren, mit wichtigen Provinzen bezahlen; und uns Schweden, uns, die wir unſern König für Deutſchland dahingegeben, will man mit der armſeligen Summe von drittehalb Millionen Gulden nach Hauſe weiſen?“ Die getäuſchte Hoffnung ſchmerzte um ſo mehr, je gewiſſer man darauf gerechnet hatte, ſich mit dem Herzogthume Pommern, deſſen gegenwärtiger Beſitzer alt und ohne Succeſſion war, bezahlt zu machen. Aber die Anwartſchaft auf dieſes Land wurde in dem Prager Frieden dem Churfürſten von Brandenburg zugeſichert, und gegen die Feſtſetzung der Schweden in dieſen Grenzen des Reichs empörten ſich alle benachbarten Mächte.

Nie in dem ganzen Kriege hatte es ſchlimmer um die Schweden geſtanden, als in dieſem 1635ſten Jahre, unmittelbar nach Bekanntmachung des Prager Friedens. Viele ihrer Alliirten, unter den Reichsſtädten beſonders, verließen ihre Partei, um der Wohlthat des Friedens theilhaftig zu werden; andere wurden durch die ſiegreichen Waffen des Kaiſers dazu gezwungen. Augsburg, durch Hunger beſiegt, unterwarf ſich unter harten Bedingungen; Würzburg und Koburg gingen an die Oeſterreicher verloren. Der Heilbronniſche Bund wurde förmlich getrennt. Beinahe ganz Oberdeutſchland, der Hauptſitz der ſchwediſchen Macht, erkannte die Herrſchaft des Kaiſers. Sachſen, auf den Prager Frieden ſich ſtützend, verlangte die Räumung Thüringens, Halberſtadts und Magdeburgs. Philippsburg, der Waffenplatz der Franzoſen, war mit allen Vorräthen, die darin niedergelegt waren, von den Oeſterreichern überrumpelt worden, und dieſer große Verluſt hatte die Thätigkeit Frankreichs geſchwächt. Um die Bedrängniſſe der Schweden vollkommen zu machen, mußte gerade jetzt der Stillſtand mit Polen ſich ſeinem Ende nähern. Mit Polen und mit dem deutſchen Reiche zugleich Krieg zu führen, überſtieg bei weitem die Kräfte des ſchwediſchen Staats, und man hatte die Wahl, welches von dieſen beiden Feinden man ſich entledigen ſollte. Stolz und Ehrgeiz entſchieden für die Fortſetzung des deutſchen Kriegs, welch ein hartes Opfer es auch gegen Polen koſten möchte; doch eine Armee koſtete es immer, um ſich bei den Polen in Achtung zu ſetzen, und bei den Unterhandlungen um einen Stillſtand oder Frieden ſeine Freiheit nicht ganz und gar zu verlieren.

Allen dieſen Unfällen, welche zu gleicher Zeit über Schweden hereinſtürmten, ſetzte ſich der ſtandhafte, an Hülfsmitteln unerſchöpfliche Geiſt Oxenſtierna's entgegen, und ſein durchdringender Verſtand lehrte ihn, ſelbſt die Widerwärtigkeiten, die ihn trafen, zu ſeinem Vortheile kehren. Der Abfall ſo vieler deutſchen Reichsſtände von der ſchwediſchen Partei beraubte ihn zwar eines großen Theils ſeiner bisherigen Bundesgenoſſen, aber er überhob ihn auch zugleich aller Schonung gegen ſie; und je größer die Zahl ſeiner Feinde wurde, über deſto mehr Länder konnten ſich ſeine Armeen verbreiten, deſto mehr Magazine öffneten ſich ihm. Die ſchreiende Undankbarkeit der Stände und die ſtolze Verachtung, mit der ihm von dem Kaiſer begegnet wurde (der ihn nicht einmal würdigte, unmittelbar mit ihm über den Frieden zu traktiren), entzündete in ihm den Muth der Verzweiflung und einen edlen Trotz, es bis auf's Aeußerſte zu treiben. Ein noch ſo unglücklich geführter Krieg konnte die Sache der

Schweden nicht ſchlimmer machen, als ſie war; und wenn man das deutſche Reich räumen ſollte, ſo war es wenigſtens anſtändiger und rühmlicher, es mit dem Schwert in der Hand zu thun, und der Macht, nicht der Furcht zu unterliegen.

In der großen Extremität, worin die Schweden ſich durch die Deſertion ihrer Alliirten befanden, warfen ſie ihre Blicke zuerſt auf Frankreich, welches ihnen mit den ermunterndſten Anträgen entgegen eilte. Das Intereſſe beider Kronen war auf's Engſte an einander gekettet, und Frankreich handelte gegen ſich ſelbſt, wenn es die Macht der Schweden in Deutſchland gänzlich verfallen ließ. Die durchaus hülfloſe Lage der letztern war vielmehr eine Aufforderung für daſſelbe, ſich feſter mit ihnen zu verbinden und einen thätigern Antheil an dem Kriege in Deutſchland zu nehmen. Schon ſeit Abſchließung des Allianztraktats mit den Schweden zu Beerwalde im Jahr 1632 hatte Frankreich den Kaiſer durch die Waffen **Guſtav Adolphs** befehdet, ohne einen öffentlichen und förmlichen Bruch, bloß durch die Geldhülfe, die es den Gegnern deſſelben leiſtete, und durch ſeine Geſchäftigkeit, die Zahl der letztern zu vermehren. Aber, beunruhigt von dem unerwartet ſchnellen und außerordentlichen Glück der ſchwediſchen Waffen, ſchien es ſeinen erſten Zweck eine Zeitlang aus den Augen zu verlieren, um das Gleichgewicht der Macht wieder herzuſtellen, das durch die Ueberlegenheit der Schweden gelitten hatte. Es ſuchte die katholiſchen Reichsfürſten durch Neutralitätsverträge gegen den ſchwediſchen Eroberer zu ſchützen, und war ſchon im Begriff, da dieſe Verſuche mißlangen, ſich gegen ihn ſelbſt zu bewaffnen. Nicht ſobald aber hatte Guſtav Adolphs Tod und die Hülfloſigkeit der Schweden dieſe Furcht zerſtreut, als es mit friſchem Eifer zu ſeinem erſten Entwurf zurückkehrte und den Unglücklichen in vollem Maße den Schutz angedeihen ließ, den es den Glücklichen entzogen hatte. Befreit von dem Widerſtande, den Guſtav Adolphs Ehrgeiz und Wachſamkeit ſeinen Vergrößerungsentwürfen entgegen ſetzten, ergreift es den günſtigen Augenblick, den das Nördlinger Unglück ihm darbietet, ſich die Herrſchaft des Kriegs zuzueignen, und denen, die ſeines mächtigen Schutzes bedürftig ſind, Geſetze vorzuſchreiben. Der Zeitpunkt begünſtigt ſeine kühnſten Entwürfe, und was vorher nur eine ſchöne Chimäre war, läßt ſich von jetzt an als ein überlegter, durch die Umſtände gerechtfertigter Zweck verfolgen. Jetzt alſo widmet es dem deutſchen Kriege ſeine ganze Aufmerkſamkeit, und ſobald es durch ſeinen Traktat mit den Deutſchen ſeine Privatzwecke ſicher geſtellt ſieht, erſcheint es als handelnde und herrſchende Macht auf der politiſchen Bühne. Während daß ſich die kriegführenden Mächte in einem langwierigen Kampf erſchöpften, hatte es ſeine Kräfte geſchont und zehn Jahre lang den Krieg bloß mit ſeinem Gelde geführt; jetzt, da die Zeitumſtände es zur Thätigkeit rufen, greift es zum Schwert und ſtrengt ſich zu Unternehmungen an, die ganz Europa in Verwunderung ſetzen. Es läßt zu gleicher Zeit zwei Flotten im Meere kreuzen und ſchickt ſechs verſchiedene Heere aus, während daß es mit ſeinem Gelde noch eine Krone und mehrere deutſche Fürſten beſoldet. Belebt durch die

Hoffnung ſeines mächtigen Schutzes, raffen ſich die Schweden und Deutſchen aus ihrem tiefen Verfall empor und getrauen ſich, mit dem Schwert in der Hand einen rühmlichern Frieden als den Prager zu erfechten. Von ihren Mitſtänden verlaſſen, die ſich mit dem Kaiſer verſöhnen, ſchließen ſie ſich nur deſto enger an Frankreich an, das mit der wachſenden Noth ſeinen Beiſtand verdoppelt, an dem deutſchen Krieg immer größern, wiewohl noch immer verſteckten Antheil nimmt, bis es zuletzt ganz ſeine Maske abwirft und den Kaiſer unmittelbar unter ſeinem eigenen Namen befehdet.

Um den Schweden vollkommen freie Hand gegen Oeſterreich zu geben, machte Frankreich den Anfang damit, es von dem polniſchen Kriege zu befreien. Durch den Grafen von **Avaux**, ſeinen Geſandten, brachte es beide Theile dahin, daß zu Stummsdorf in Preußen der Waffenſtillſtand auf ſechs und zwanzig Jahre verlängert wurde, wiewohl nicht ohne großen Verluſt für die Schweden, welche beinahe das ganze polniſche Preußen, **Guſtav Adolphs** theuer erkämpfte Eroberung, durch einen einzigen Federzug einbüßten. Der Beerwalder Traktat wurde mit einigen Veränderungen, welche die Umſtände nöthig machten, anfangs zu Compiegne, dann zu Wismar und Hamburg auf entferntere Zeiten erneuert. Mit Spanien hatte man ſchon im Mai des Jahrs 1635 gebrochen, und durch den lebhaften Angriff dieſer Macht dem Kaiſer ſeinen wichtigſten Beiſtand aus den Niederlanden entzogen; jetzt verſchaffte man, durch Unterſtützung des Landgrafen **Wilhelm von Kaſſel** und Herzogs **Bernhard von Weimar**, den ſchwediſchen

Waffen an der Elbe und Donau eine größere Freiheit, und nöthigte den Kaiſer, durch eine ſtarke Diverſion am Rhein, ſeine Macht zu theilen.

Heftiger entzündete ſich alſo der Krieg, und der Kaiſer hatte durch den Prager Frieden zwar ſeine Gegner im deutſchen Reiche vermindert, aber zugleich auch den Eifer und die Thätigkeit ſeiner auswärtigen Feinde vermehrt. Er hatte ſich in Deutſchland einen unumſchränkten Einfluß erworben, und ſich, mit Ausnahme weniger Stände, zum Herrn des ganzen Reichskörpers und der Kräfte deſſelben gemacht, daß er von jetzt an wieder als Kaiſer und Herr handeln konnte. Die erſte Wirkung davon war die Erhebung ſeines Sohnes Ferdinand des Dritten zur römiſchen Königswürde, die, ungeachtet des Widerſpruchs von Seiten Triers und der pfälziſchen Erben, durch eine entſcheidende Stimmenmehrheit zu Stande kam. Aber die Schweden hatte er zu einer verzweifelten Gegenwehr gereizt, die ganze Macht Frankreichs gegen ſich bewaffnet und in die innerſten Angelegenheiten Deutſchlands gezogen. Beide Kronen bilden von jetzt an mit ihren deutſchen Alliirten eine eigene feſt geſchloſſene Macht, der Kaiſer mit den ihm anhängenden deutſchen Staaten die andere. Die Schweden beweiſen von jetzt an keine Schonung mehr, weil ſie nicht mehr für Deutſchland, ſondern für ihr eigenes Daſeyn fechten. Sie handeln raſcher, unumſchränkter und kühner, weil ſie es überhoben ſind, bei ihren deutſchen Alliirten herum zu fragen und Rechenſchaft von ihren Entwürfen zu geben. Die Schlachten werden hartnäckiger und blutiger, aber weniger entſcheidend. Größere

Thaten der Tapferkeit und der Kriegskunſt geſchehen; aber es ſind einzelne Handlungen, die, von keinem übereinſtimmenden Plane geleitet, von keinem Alles lenkenden Geiſte benutzt, für die ganze Partei ſchwache Folgen haben und an dem Laufe des Kriegs nur wenig verändern.

Sachſen hatte ſich in dem Prager Frieden verbindlich gemacht, die Schweden aus Deutſchland zu verjagen; von jetzt an alſo vereinigen ſich die ſächſiſchen Fahnen mit den kaiſerlichen, und zwei Bundesgenoſſen haben ſich in zwei unverſöhnliche Feinde verwandelt. Das Erzſtift Magdeburg, welches der Prager Friede dem ſächſiſchen Prinzen zuſprach, war noch in ſchwediſchen Händen, und alle Verſuche, ſie auf einem friedlichen Wege zu Abtretung deſſelben zu bewegen, waren ohne Wirkung geblieben. Die Feindſeligkeiten fangen an, und der Churfürſt von Sachſen eröffnet ſie damit, durch ſogenannte Avokatorien alle ſächſiſchen Unterthanen von der Banner'ſchen Armee abzurufen, die an der Elbe gelagert ſteht. Die Offiziere, längſt ſchon wegen des rückſtändigen Soldes ſchwierig, geben dieſer Aufforderung Gehör und räumen ein Quartier nach dem andern. Da die Sachſen zugleich eine Bewegung gegen Mecklenburg machten, um Dömitz wegzunehmen und den Feind von Pommern und von der Oſtſee abzuſchneiden, ſo zog ſich Banner eilfertig dahin, entſetzte Dömitz und ſchlug den ſächſiſchen General Baudiſſin mit ſiebentauſend Mann auf's Haupt, daß gegen tauſend blieben und eben ſo viel gefangen wurden. Verſtärkt durch die Truppen und Artillerie, welche bisher in polniſch Preußen geſtanden, nunmehr aber durch den Vertrag zu Stummsdorf in dieſem Lande entbehrlich wurden, brach dieſer tapfere und ungeſtüme Krieger im folgenden 1636ſten Jahr in das Churfürſtenthum Sachſen ein, wo er ſeinem alten Haſſe gegen die Sachſen die blutigſten Opfer brachte. Durch vieljährige Beleidigungen aufgebracht, welche er und ſeine Schweden während ihrer gemeinſchaftlichen Feldzüge von dem Uebermuth der Sachſen hatten erleiden müſſen, und jetzt durch den Abfall des Churfürſten auf's Aeußerſte gereizt, ließen ſie die unglücklichen Unterthanen deſſelben ihre Rachſucht und Erbitterung fühlen. Gegen Oeſterreich und Bayern hatte der ſchwediſche Soldat mehr aus Pflicht gefochten; gegen die Sachſen kämpfte er aus Privathaß und mit perſönlicher Wuth, weil er ſie als Abtrünnige und Verräther verabſcheute, weil der Haß zwiſchen zerfallenen Freunden gewöhnlich der grimmigſte und unverſöhnlichſte iſt. Die nachdrückliche Diverſion, welche dem Kaiſer unterdeſſen von dem Herzog von Weimar und dem Landgrafen von Heſſen am Rhein und in Weſtphalen gemacht wurde, hinderte ihn, den Sachſen eine hinlängliche Unterſtützung zu leiſten, und ſo mußte das ganze Churfürſtenthum von Banners ſtreifenden Horden die ſchrecklichſte Behandlung erleiden. Endlich zog der Churfürſt den kaiſerlichen General von Hatzfeld an ſich und rückte vor Magdeburg, welches der herbeieilende Banner umſonſt zu entſetzen ſtrebte. Nun verbreitete ſich die vereinigte Armee der Kaiſerlichen und Sachſen durch die Mark Brandenburg, entriß den Schweden viele Städte und war im Begriff, ſie bis an die Oſtſee zu treiben. Aber gegen alle Erwartungen griff der ſchon verloren gegebene Banner die alliirte Armee am 24. September 1636 bei Wittſtock an und eine große Schlacht wurde geliefert. Der Angriff war fürchterlich und die ganze Macht des Feindes fiel auf den rechten Flügel der Schweden, den Banner ſelbſt anführte. Lange Zeit kämpfte man auf beiden Seiten mit gleicher Hartnäckigkeit und Erbitterung, und unter den Schweden war keine Schwadron, die nicht zehnmal angerückt und zehnmal geſchlagen worden wäre. Als endlich Banner der Uebermacht der Feinde zu weichen genöthigt war, ſetzte ſein linker Flügel das Treffen bis zum Einbruch der Nacht fort, und das ſchwediſche Hintertreffen, welches noch gar nicht gefochten hatte, war bereit, am folgenden Morgen die Schlacht zu erneuern. Aber dieſen zweiten Angriff wollte der Churfürſt von Sachſen nicht abwarten. Seine Armee war durch das Treffen des vorhergehenden Tages erſchöpft und die Knechte hatten ſich mit allen Pferden davon gemacht, daß die Artillerie nicht gebraucht werden konnte. Er ergriff alſo mit dem Grafen von Hatzfeld noch in derſelben Nacht die Flucht und überließ das Schlachtfeld den Schweden. Gegen fünftauſend von den Alliirten waren auf der Wahlſtatt geblieben, diejenigen nicht gerechnet, welche von den nachſetzenden Schweden erſchlagen wurden oder dem ergrimmten Landmann in die Hände fielen. Hundert und fünfzig Standarten und Fahnen, drei und zwanzig Kanonen, die ganze Bagage, das Silbergeſchirr des Churfürſten mit gerechnet, wurden erbeutet und noch außerdem gegen zweitauſend Gefangene gemacht. Dieſer glänzende Sieg, über einen weit überlegenen und vortheilhaft poſtirten Feind erfochten, ſetzte die Schweden auf Einmal wieder in

Univ. Bibl.
München

Achtung; ihre Feinde zagten, ihre Freunde fingen an, friſchen Muth zu ſchöpfen. Banner benutzte das Glück, das ſich ſo entſcheidend für ihn erklärt hatte, eilte über die Elbe und trieb die Kaiſerlichen durch Thüringen und Heſſen bis nach Weſtphalen. Dann kehrte er zurück und bezog die Winterquartiere auf ſächſiſchem Boden.

Aber ohne die Erleichterung, welche ihm durch die Thätigkeit Herzog Bernhards und der Franzoſen am Rhein verſchafft wurde, würde es ihm ſchwer geworden ſeyn, dieſe herrlichen Viktorien zu erfechten. Herzog Bernhard hatte nach der Nördlinger Schlacht die Trümmer der geſchlagenen Armee in der Wetterau verſammelt; aber verlaſſen von dem Heilbronniſchen Bunde, dem der Prager Friede bald darauf ein völliges Ende machte, und von den Schweden zu wenig unterſtützt, ſah er ſich außer Stand geſetzt, die Armee zu unterhalten und große Thaten an ihrer Spitze zu thun. Die Nördlinger Niederlage hatte ſein Herzogthum Franken verſchlungen, und die Ohnmacht der Schweden raubte ihm alle Hoffnung, ſein Glück durch dieſe Krone zu machen. Zugleich auch des Zwanges müde, den ihm das gebieteriſche Betragen des ſchwediſchen Reichskanzler auferlegte, richtete er ſeine Augen auf Frankreich, welches ihm mit Geld, dem Einzigen, was er brauchte, aushelfen konnte, und ſich bereitwillig dazu finden ließ. Richelieu wünſchte nichts ſo ſehr, als den Einfluß der Schweden auf den deutſchen Krieg zu vermindern und ſich ſelbſt unter fremdem Namen die Führung deſſelben in die Hände zu ſpielen. Zu Erreichung dieſes Zweckes konnte er kein beſſeres Mittel erwählen, als daß er den Schweden ihren tapferſten

Feldherrn abtrünnig machte, ihn auf's Genaueſte in Frankreichs Intereſſe zog, und ſich, zu Ausführung ſeiner Entwürfe, ſeines Armes verſicherte. Von einem Fürſten wie **Bernhard**, der ſich ohne den Beiſtand einer fremden Macht nicht behaupten konnte, hatte Frankreich nichts zu beſorgen, da auch der glücklichſte Erfolg nicht hinreichte, ihn außer Abhängigkeit von dieſer Krone zu ſetzen. **Bernhard** kam ſelbſt nach Frankreich und ſchloß im Oktober 1635 zu St. Germain en Laye, nicht mehr als ſchwediſcher General, ſondern in eigenem Namen, einen Vergleich mit dieſer Krone, worin ihm eine jährliche Penſion von anderthalb Millionen Livres für ihn ſelbſt und vier Millionen zu Unterhaltung einer Armee, die er unter königlichen Befehlen commandiren ſollte, bewilligt wurden. Um ſeinen Eifer deſto lebhafter anzufeuern und die Eroberung von Elſaß durch ihn zu beſchleunigen, trug man kein Bedenken, ihm in einem geheimen Artikel dieſe Provinz zur Belohnung anzubieten; eine Großmuth, von der man ſehr weit entfernt war und welche der Herzog ſelbſt nach Würden zu ſchätzen wußte. Aber **Bernhard** vertraute ſeinem Glück und ſeinem Arme, und ſetzte der Argliſt Verſtellung entgegen. War er einmal mächtig genug, das Elſaß dem Feinde zu entreißen, ſo verzweifelte er nicht daran, es im Nothfall auch gegen einen Freund behaupten zu können. Jetzt alſo ſchuf er ſich mit franzöſiſchem Gelde eine eigene Armee, die er zwar unter franzöſiſcher Hoheit, aber doch ſo gut als unumſchränkt commandirte, ohne jedoch ſeine Verbindung mit den Schweden ganz und gar aufzuheben. Er eröffnete ſeine Operationen am Rheinſtrom, wo eine andere franzöſiſche Armee unter dem Cardinal la Valette die Feindſeligkeiten gegen den Kaiſer ſchon im Jahre 1635 eröffnet hatte.

Gegen dieſe hatte ſich das öſterreichiſche Hauptheer, welches den großen Sieg bei Nördlingen erfochten hatte, nach Unterwerfung Schwabens und Frankens, unter der Anführung des Gallas gewendet und ſie auch glücklich bis Metz zurück geſcheucht, den Rheinſtrom befreit, und die von den Schweden beſetzten Städte Mainz und Frankenthal erobert. Aber die Hauptabſicht dieſes Generals, die Winterquartiere in Frankreich zu beziehen, wurde durch den thätigen Widerſtand der Franzoſen vereitelt, und er ſah ſich genöthigt, ſeine Truppen in das erſchöpfte Elſaß und Schwaben zurück zu führen. Bei Eröffnung des Feldzugs im folgenden Jahre paſſirte er zwar bei Breiſach den Rhein und rüſtete ſich, den Krieg in das innere Frankreich zu ſpielen. Er fiel wirklich in die Grafſchaft Burgund ein, während daß die Spanier von den Niederlanden aus in der Picardie glückliche Fortſchritte machten, und Johann von Werth, ein gefürchteter General der Ligue und berühmter Parteigänger, tief in Champagne ſtreifte und Paris ſelbſt mit ſeiner drohenden Ankunft erſchreckte. Aber die Tapferkeit der Kaiſerlichen ſcheiterte vor einer einzigen unbeträchtlichen Feſtung in Franche Comté, und zum zweiten Male mußten ſie ihre Entwürfe aufgeben.

Dem thätigen Geiſte Herzog Bernhards hatte die Abhängigkeit von einem franzöſiſchen General, der ſeinem Prieſterrock mehr als ſeinem Commandoſtab Ehre machte, bisher zu enge Feſſeln angelegt, und ob er gleich in Verbindung mit demſelben Elſaß-Zabern eroberte, ſo hatte er ſich doch in den Jahren 1636 und 37 am Rhein nicht behaupten können. Der ſchlechte Fortgang der franzöſiſchen Waffen in den Niederlanden hatte die Thätigkeit der Operationen im Elſaß und Breisgau gehemmt; aber im Jahre 1638 nahm der Krieg in dieſen Gegenden eine deſto glänzendere Wendung. Seiner bisherigen Feſſeln entledigt und jetzt vollkommener Herr ſeiner Truppen, verließ Herzog **Bernhard** ſchon am Anfange des Februars die Ruhe der Winterquartiere, die er im Bisthum Baſel genommen hatte, und erſchien gegen alle Erwartung am Rhein, wo man in dieſer rauhen Jahrszeit nichts weniger als einen Angriff vermuthete. Die Waldſtädte Laufenburg, Waldshut und Seckingen werden durch Ueberfall weggenommen und Rheinfelden belagert. Der dort commandirende kaiſerliche General, Herzog **von Savelli**, eilt mit beſchleunigten Märſchen dieſem wichtigen Orte zu Hülfe, entſetzt ihn auch wirklich und treibt den Herzog von Weimar nicht ohne großen Verluſt zurück. Aber gegen aller Menſchen Vermuthen erſcheint dieſer am dritten Tage (den 21. Februar 1638) wieder im Geſicht der Kaiſerlichen, die in voller Sicherheit über den erhaltenen Sieg bei Rheinfelden ausruhen, und ſchlägt ſie in einer großen Schlacht, worin die vier kaiſerlichen Generale, **Savelli**, **Johann von Werth**, **Enkeford** und **Sperreuter**, nebſt zweitauſend Mann, zu Gefangenen gemacht werden. Zwei derſelben, **von Werth** und **von Enkeford**, ließ Richelieu in der Folge nach Frankreich abführen, um der Eitelkeit des franzöſiſchen Volks durch den Anblick ſo berühmter Gefangenen zu ſchmeicheln und das öffentliche Elend durch das Schaugepränge der erfochtenen Siege zu hintergehen.

Auch die eroberten Standarten und Fahnen wurden in dieſer Abſicht unter einer feierlichen Proceſſion in die Kirche de notre Dame gebracht, dreimal vor dem Altar geſchwungen und dem Heiligthum in Verwahrung gegeben.

Die Einnahme von Rheinfelden, Röteln und Freiburg war die nächſte Folge des durch Bernhard erfochtenen Sieges. Sein Heer wuchs beträchtlich, und ſo wie das Glück ſich für ihn erklärte, erweiterten ſich ſeine Entwürfe. Die Feſtung Breiſach am Oberrhein wurde als die Beherrſcherin dieſes Stromes und als der Schlüſſel zum Elſaß betrachtet. Kein Ort war dem Kaiſer in dieſen Gegenden wichtiger, auf keinen hatte man ſo große Sorgfalt verwendet. Breiſach zu behaupten, war die vornehmſte Beſtimmung der italieniſchen Armee unter Feria geweſen; die Feſtigkeit ſeiner Werke und der Vortheil ſeiner Lage boten jedem gewaltſamen Angriffe Trotz, und die kaiſerlichen Generale, welche in dieſen Gegenden commandirten, hatten Befehl, Alles für die Rettung dieſes Platzes zu wagen. Aber Bernhard vertraute ſeinem Glück und beſchloß den Angriff auf dieſe Feſtung. Unbezwingbar durch Gewalt, konnte ſie nur durch Hunger beſiegt werden; und die Sorgloſigkeit ihres Commandanten, der, keines Angriffs gewärtig, ſeinen aufgehäuften Getreidevorrath zu Gelde gemacht hatte, beſchleunigte dieſes Schickſal. Da ſie unter dieſen Umſtänden nicht vermögend war, eine lange Belagerung auszuhalten, ſo mußte man eilen, ſie zu entſetzen oder mit Proviant zu verſorgen. Der kaiſerliche General von Götz näherte ſich daher auf's Eilfertigſte an der Spitze von zwölftauſend Mann, von dreitauſend Proviantwagen begleitet, die er in die

Stadt werfen wollte. Aber von Herzog Bernhard bei Wittewever angegriffen, verlor er ſein ganzes Corps bis auf dreitauſend Mann, und die ganze Fracht, die er mit ſich führte. Ein ähnliches Schickſal widerfuhr auf dem Ochſenfeld bei Thann dem Herzog von Lothringen, der mit fünf- bis ſechstauſend Mann zum Entſatz der Feſtung heranrückte. Nachdem auch ein dritter Verſuch des Generals von Götz zu Breiſachs Rettung mißlungen war, ergab ſich dieſe Feſtung, von der ſchrecklichſten Hungersnoth geängſtigt, nach einer viermonatlichen Belagerung, am 7. December 1638 ihrem eben ſo menſchlichen als beharrlichen Sieger.

Breiſachs Eroberung eröffnete dem Ehrgeiz des Herzogs von Weimar ein grenzenloſes Feld, und jetzt fängt der Roman ſeiner Hoffnungen an, ſich der Wahrheit zu nähern. Weit entfernt, ſich der Früchte ſeines Schwerts zu Frankreichs Vortheil zu begeben, beſtimmt er Breiſach für ſich ſelbſt und kündigt dieſen Entſchluß ſchon in der Huldigung an, die er, ohne einer andern Macht zu erwähnen, in ſeinem eigenen Namen von den Ueberwundenen fordert. Durch die bisherigen glänzenden Erfolge berauſcht und zu den ſtolzeſten Hoffnungen hingeriſſen, glaubt er von jetzt an ſich ſelbſt genug zu ſeyn, und die gemachten Eroberungen, ſelbſt gegen Frankreichs Willen, behaupten zu können. Zu einer Zeit, wo Alles um Tapferkeit feil war, wo perſönliche Kraft noch etwas galt, und Heere und Heerführer höher als Länder geachtet wurden, war es einem Helden, wie Bernhard, erlaubt, ſich ſelbſt etwas zuzutrauen, und an der Spitze einer trefflichen Armee, die ſich unter ſeiner Anführung unüberwindlich fühlte, an keiner Unternehmung zu verzagen. Um ſich unter der Menge von Feinden, denen er jetzt entgegen ging, an einen Freund anzuſchließen, warf er ſeine Augen auf die Landgräfin Amalia von Heſſen, die Wittwe des kürzlich verſtorbenen Landgrafen Wilhelm, eine Dame von eben ſo viel Geiſt als Entſchloſſenheit, die eine ſtreitbare Armee, ſchöne Eroberungen und ein beträchtliches Fürſtenthum mit ihrer Hand zu verſchenken hatte. Die Eroberungen der Heſſen mit ſeinen eigenen am Rhein in einen einzigen Staat und ihre beiderſeitigen Armeen in Eine militäriſche Macht verbunden, konnten eine bedeutende Macht und vielleicht gar eine dritte Partei in Deutſchland bilden, die den Ausſchlag des Krieges in ihren Händen hielt. Aber dieſem vielverſprechenden Entwurf machte der Tod ein frühzeitiges Ende.

„Herz gefaßt, Pater Joſeph! Breiſach iſt unſer!“ ſchrie Richelieu dem Kapuziner in die Ohren, der ſich ſchon zur Reiſe in jene Welt anſchickte, ſo ſehr hatte ihn dieſe Freudenpoſt berauſcht. Schon verſchlang er in Gedanken das Elſaß, das Breisgau und alle öſterreichiſchen Vorlande, ohne ſich der Zuſage zu erinnern, die er dem Herzog Bernhard gethan hatte. Der ernſtliche Entſchluß des letztern, Breiſach für ſich zu behalten, den er auf eine ſehr unzweideutige Art zu erkennen gab, ſtürzte den Cardinal in nicht geringe Verlegenheit, und Alles wurde hervorgeſucht, den ſiegreichen Bernhard im franzöſiſchen Intereſſe zu erhalten. Man lud ihn nach Hof, um Zeuge der Ehre zu ſeyn, womit man dort das Andenken ſeiner Triumphe beginge; Bernhard erkannte und floh die

Schlinge der Verführung. Man that ihm die Ehre an, ihm eine Nichte des Cardinals zur Gemahlin anzubieten; der edle Reichsfürſt ſchlug ſie aus, um das ſächſiſche Blut durch keine Mißheirath zu entehren. Jetzt fing man an, ihn als einen gefährlichen Feind zu betrachten und auch als ſolchen zu behandeln. Man entzog ihm die Subſidiengelder; man beſtach den Gouverneur von Breiſach und ſeine vornehmſten Offiziere, um wenigſtens nach dem Tode des Herzogs ſich in den Beſitz ſeiner Eroberungen und ſeiner Truppen zu ſetzen. Dem letztern blieben dieſe Ränke kein Geheimniß, und die Vorkehrungen, die er in den eroberten Plätzen traf, bewieſen ſein Mißtrauen gegen Frankreich. Aber dieſe Irrungen mit dem franzöſiſchen Hofe hatten den nachtheiligſten Einfluß auf ſeine folgenden Unternehmungen. Die Anſtalten, welche er machen mußte, um ſeine Eroberungen gegen einen Angriff von franzöſiſcher Seite zu behaupten, nöthigten ihn, ſeine Kriegsmacht zu theilen, und das Ausbleiben der Subſidiengelder verzögerte ſeine Erſcheinung im Felde. Seine Abſicht war geweſen, über den Rhein zu gehen, den Schweden Luft zu machen und an den Ufern der Donau gegen den Kaiſer und Bayern zu agiren. Schon hatte er Bannern, der im Begriff war, den Krieg in die öſterreichiſchen Lande zu wälzen, ſeinen Operationsplan entdeckt und verſprochen, ihn abzulöſen — als der Tod ihn zu Neuburg am Rhein (im Julius 1639), im ſechs und dreißigſten Jahre ſeines Alters, mitten in ſeinem Heldenlauf überraſchte.

Er ſtarb an einer peſtartigen Krankheit, welche binnen zwei Tagen gegen vierhundert Menſchen im Lager dahin gerafft hatte. Die ſchwarzen Flecken, die an ſeinem Leichnam hervorbrachen, die eigenen Aeußerungen des Sterbenden und die Vortheile, welche Frankreich von ſeinem plötzlichen Hintritt erntete, erweckten den Verdacht, daß er durch franzöſiſches Gift ſey hingerafft worden, der aber durch die Art ſeiner Krankheit hinlänglich widerlegt wird. In ihm verloren die Alliirten den größten Feldherrn, den ſie nach Guſtav Adolph beſaßen, Frankreich einen gefürchteten Nebenbuhler um das Elſaß, der Kaiſer ſeinen gefährlichſten Feind. In der Schule Guſtav Adolphs zum Helden und Feldherrn gebildet, ahmte er dieſem erhabenen Muſter nach, und nur ein längeres Leben fehlte ihm, um es zu erreichen, wo nicht gar zu übertreffen. Mit der Tapferkeit des Soldaten verband er den kalten und ruhigen Blick des Feldherrn, mit dem ausdauernden Muth des Mannes die raſche Entſchloſſenheit des Jünglings, mit dem wilden Feuer des Kriegers die Würde des Fürſten, die Mäßigung des Weiſen und die Gewiſſenhaftigkeit des Mannes von Ehre. Von keinem Unfall gebeugt, erhob er ſich ſchnell und kraftvoll nach dem härteſten Schlage, kein Hinderniß konnte ſeine Kühnheit beſchränken, kein Fehlſchlag ſeinen unbezwinglichen Muth beſiegen. Sein Geiſt ſtrebte nach einem großen, vielleicht nie erreichbaren Ziele; aber Männer ſeiner Art ſtehen unter andern Klugheitsgeſetzen, als diejenigen ſind, wornach wir den großen Haufen zu meſſen pflegen; fähig, mehr als andere zu vollbringen, durfte er auch verwegenere Plane entwerfen. Bernhard ſteht in der neuern Geſchichte als ein ſchönes Bild jener kraftvollen Zeiten da, wo perſönliche Größe noch etwas ausrichtete, Tapferkeit Länder errang und Heldentugend einen deutſchen Ritter ſelbſt auf den Kaiſerthron führte.

Das beſte Stück aus der Hinterlaſſenſchaft des Herzogs war ſeine Armee, die er, nebſt dem Elſaß, ſeinem Bruder **Wilhelm** vermachte. Aber an eben dieſe Armee glaubten Schweden und Frankreich gegründete Rechte zu haben: jenes, weil ſie im Namen dieſer Krone geworben war und ihr gehuldigt hatte; dieſes, weil ſie von ſeinem Geld unterhalten worden. Auch der Churfürſt von der Pfalz trachtete nach dem Beſitz derſelben, um ſich ihrer zu Wiedereroberung ſeiner Staaten zu bedienen, und verſuchte anfangs durch ſeine Agenten, und endlich in eigener Perſon, ſie in ſein Intereſſe zu ziehen. Selbſt von kaiſerlicher Seite geſchah ein Verſuch, dieſe Armee zu gewinnen; und dies darf uns zu einer Zeit nicht wundern, wo nicht die Gerechtigkeit der Sache, nur der Preis der geleiſteten Dienſte in Betrachtung kam, und die Tapferkeit, wie jede andere Waare, dem Meiſtbietenden feil war. Aber Frankreich, vermögender und entſchloſſener, überbot alle Mitbewerber. Es erkaufte den General von Erlach, den Befehlshaber Breiſachs, und die übrigen Oberhäupter, die ihm Breiſach und die ganze Armee in die Hände ſpielten. Der junge Pfalzgraf **Karl Ludwig**, der ſchon in den vorhergehenden Jahren einen unglücklichen Feldzug gegen den Kaiſer gethan hatte, ſah auch hier ſeinen Anſchlag ſcheitern. Im Begriff, Frankreich einen ſo ſchlimmen Dienſt zu erzeigen, nahm er unbeſonnener Weiſe ſeinen Weg durch dieſes Reich. Dem Cardinal, der die gerechte Sache des Pfalzgrafen fürchtete, war jeder Vorwand willkommen, ſeinen Anſchlag zu vereiteln.

Er ließ ihn alſo zu Moulin gegen alles Völkerrecht anhalten und gab ihm ſeine Freiheit nicht eher wieder, als bis der Ankauf der Weimariſchen Truppen berichtigt war. So ſah ſich Frankreich nun im Beſitz einer beträchtlichen und wohlgeübten Kriegsmacht in Deutſchland, und jetzt fing es eigentlich erſt an, den Kaiſer unter ſeinem eigenen Namen zu bekriegen.

Aber es war nicht mehr Ferdinand der Zweite, gegen den es jetzt als ein offenbarer Feind aufſtand; dieſen hatte ſchon im Februar 1637, im neun und fünfzigſten Jahre ſeines Alters, der Tod von dem Schauplatz abgerufen. Der Krieg, den ſeine Herrſchſucht entzündet hatte, überlebte ihn; nie hatte er während ſeiner achtzehnjährigen Regierung das Schwert aus der Hand gelegt; nie, ſo lang er das Reichsſcepter führte, die Wohlthat des Friedens geſchmeckt. Mit den Talenten des guten Herrſchers geboren, mit vielen Tugenden geſchmückt, die das Glück der Völker begründen, ſanft und menſchlich von Natur, ſehen wir ihn, aus einem übel verſtandenen Begriff von Monarchenpflicht, das Werkzeug zugleich und das Opfer fremder Leidenſchaften, ſeine wohlthätige Beſtimmung verfehlen, und den Freund der Gerechtigkeit in einen Unterdrücker der Menſchheit, in einen Feind des Friedens, in eine Geißel ſeiner Völker ausarten. In ſeinem Privatleben liebenswürdig, in ſeinem Regentenamt achtungswerth, nur in ſeiner Politik ſchlimm berichtet, vereinigte er auf ſeinem Haupte den Segen ſeiner katholiſchen Unterthanen und die Flüche der proteſtantiſchen Welt. Die Geſchichte ſtellt mehr und ſchlimmere Despoten auf, als Ferdinand der Zweite geweſen, und doch hat nur Einer einen dreißigjährigen Krieg entzündet; aber der Ehrgeiz dieſes Einzigen mußte unglücklicher Weiſe gerade mit einem ſolchen Jahrhundert, mit ſolchen Vorbereitungen, mit ſolchen Keimen der Zwietracht zuſammentreffen, wenn er von ſo verderblichen Folgen begleitet ſeyn ſollte. In einer friedlichern Zeitepoche hätte dieſer Funke keine Nahrung gefunden und die Ruhe des Jahrhunderts hätte den Ehrgeiz des Einzelnen erſtickt; jetzt fiel der unglückliche Strahl in ein hoch aufgethürmtes, lange geſammeltes Brenngeräthe, und Europa entzündete ſich.

Sein Sohn, **Ferdinand der Dritte**, wenige Monate vor ſeines Vaters Hintritt zur Würde eines römiſchen Königs erhoben, erbte ſeine Throne, ſeine Grundſätze und ſeinen Krieg. Aber **Ferdinand der Dritte** hatte den Jammer der Völker und die Verwüſtung der Länder in der Nähe geſehen, und das Bedürfniß des Friedens näher und feuriger gefühlt. Weniger abhängig von den Jeſuiten und Spaniern, und billiger gegen fremde Religionen, konnte er leichter als ſein Vater die Stimme der Mäßigung hören. Er hörte ſie und ſchenkte Europa den Frieden; aber erſt nach einem elfjährigen Kampfe mit dem Schwert und der Feder, und nicht eher, als bis aller Widerſtand fruchtlos war und die zwingende Noth ihm ihr hartes Geſetz diktirte.

Das Glück begünſtigte den Antritt ſeiner Regierung und ſeine Waffen waren ſiegreich gegen die Schweden. Dieſe hatten unter Banners kraftvoller Anführung nach dem Siege bei Wittſtock Sachſen mit Winterquartieren belaſtet und den Feldzug des 1637ſten Jahrs mit der

Belagerung Leipzigs eröffnet. Der tapfere Widerſtand der Beſatzung und die Annäherung der churfürſtlich-kaiſerlichen Völker retteten dieſe Stadt, und Banner, um nicht von der Elbe abgeſchnitten zu werden, mußte ſich nach Torgau zurückziehen. Aber die Ueberlegenheit der Kaiſerlichen verſcheuchte ihn auch hier, und umringt von feindlichen Schwärmen, aufgehalten von Strömen und von Hunger verfolgt, mußte er einen höchſt gefährlichen Rückzug nach Pommern nehmen, deſſen Kühnheit und glücklicher Erfolg an's Romanhafte grenzt. Die ganze Armee durchwatete an einer ſeichten Stelle die Oder bei Fürſtenberg, und der Soldat, dem das Waſſer bis an den Hals trat, ſchleppte ſelbſt die Kanonen fort, weil die Pferde nicht mehr ziehen wollten. Banner hatte darauf gerechnet, jenſeits der Oder ſeinen in Pommern ſtehenden Untergeneral Wrangel zu finden, und, durch dieſen Zuwachs verſtärkt, dem Feind alsdann die Spitze zu bieten. Wrangel erſchien nicht, und an ſeiner Statt hatte ſich ein kaiſerliches Heer bei Landsberg poſtirt, den fliehenden Schweden den Weg zu verlegen. Banner entdeckte nun, daß er in eine verderbliche Schlinge gefallen, woraus kein Entkommen war. Hinter ſich ein ausgehungertes Land, die Kaiſerlichen und die Oder, die Oder zur Linken, die, von einem kaiſerlichen General Bucheim bewacht, keinen Uebergang geſtattete, vor ſich Landsberg, Cüſtrin, die Wartha und ein feindliches Heer, zur Rechten Polen, dem man, des Stillſtands ungeachtet, nicht wohl vertrauen konnte, ſah er ſich ohne ein Wunder verloren, und ſchon triumphirten die Kaiſerlichen über ſeinen unvermeidlichen Fall. Banners gerechte

Empfindlichkeit klagte die Franzoſen als die Urheber dieſes Unglücks an. Sie hatten die verſprochene Diverſion am Rhein unterlaſſen, und ihre Unthätigkeit erlaubte dem Kaiſer, ſeine ganze Macht gegen die Schweden zu gebrauchen. „Sollten wir einſt,“ brach der aufgebrachte General gegen den franzöſiſchen Reſidenten aus, der dem ſchwediſchen Lager folgte, „ſollten wir und die Deutſchen einmal in Geſellſchaft gegen Frankreich fechten, ſo werden wir nicht ſo viel Umſtände machen, ehe wir den Rheinſtrom paſſiren.“ Aber Vorwürfe waren jetzt vergeblich verſchwendet. Entſchluß und That forderte die dringende Noth. Um den Feind vielleicht durch eine falſche Spur von der Oder hinweg zu locken, ſtellte ſich **Banner**, als ob er durch Polen entkommen wollte, ſchickte auch wirklich den größten Theil der Bagage auf dieſem Wege voran, und ließ ſeine Gemahlin ſammt den übrigen Offiziersfrauen dieſer Marſchroute folgen. Sogleich brechen die Kaiſerlichen gegen die polniſche Grenze auf, ihm dieſen Paß zu verſperren, auch Bucheim verläßt ſeinen Standort, und die Oder wird entblößt. Raſch wendet ſich Banner in der Dunkelheit der Nacht gegen dieſen Strom zurück und ſetzt ſeine Truppen, ſammt Bagage und Geſchütz, eine Meile oberhalb Cüſtrin, ohne Brücken, ohne Schiffe, wie vorher bei Fürſtenberg, über. Ohne Verluſt erreichte er Pommern, in deſſen Vertheidigung er und **Herrmann Wrangel** ſich theilen.

Aber die Kaiſerlichen, von **Gallas** angeführt, dringen bei Ribſes in dieſes Herzogthum und überſchwemmen es mit ihrer überlegenen Macht. Uſedom und

Wolgaſt werden mit Sturm, Demmin mit Accord erobert und die Schweden bis tief in Hinterpommern zurück gedrückt. Und jetzt gerade kam es mehr als jemals darauf an, ſich in dieſem Lande zu behaupten, da Herzog Bogisla der Vierzehnte in eben dieſem Jahre ſtirbt und das ſchwediſche Reich ſeine Anſprüche auf Pommern geltend machen ſoll. Um den Churfürſten von Brandenburg zu verhindern, ſeine auf eine Erbverbrüderung und auf den Prager Frieden gegründeten Rechte an dieſes Herzogthum geltend zu machen, ſtrengt es jetzt alle ſeine Kräfte an und unterſtützt ſeine Generale auf's Nachdrücklichſte mit Geld und Soldaten. Auch in andern Gegenden des Reichs gewinnen die Angelegenheiten Schwedens ein günſtigeres Anſehn, und ſie fangen an, ſich von dem tiefen Verfalle zu erheben, worein ſie durch die Unthätigkeit Frankreichs und durch den Abfall ihrer Alliirten verſunken waren. Denn nach ihrem eilfertigen Rückzuge nach Pommern hatten ſie einen Platz nach dem andern in Oberſachſen verloren; die mecklenburgiſchen Fürſten, von den kaiſerlichen Waffen bedrängt, fingen an, ſich auf die öſterreichiſche Seite zu neigen, und ſelbſt Herzog Georg von Lüneburg erklärte ſich feindlich gegen ſie. Ehrenbreitſtein, durch Hunger beſiegt, öffnete dem bayeriſchen General von Werth ſeine Thore, und die Oeſterreicher bemächtigten ſich aller am Rheinſtrom aufgeworfenen Schanzen. Frankreich hatte gegen die Spanier eingebüßt, und der Erfolg entſprach den prahleriſchen Anſtalten nicht, womit man den Krieg gegen dieſe Krone eröffnet hatte. Verloren war Alles, was die Schweden im innern Deutſchland beſaßen, und nur die Hauptplätze in Pommern behaupteten ſie noch. Ein einziger Feldzug reißt ſie aus dieſer tiefen Erniedrigung, und durch die mächtige Diverſion, welche der ſiegende **Bernhard** den kaiſerlichen Waffen an den Ufern des Rheins macht, wird der ganzen Lage des Kriegs ein ſchneller Umſchwung gegeben.

Die Irrungen zwiſchen Frankreich und Schweden waren endlich beigelegt und der alte Traktat zwiſchen beiden Kronen zu Hamburg mit neuen Vortheilen für die Schweden beſtätigt worden. In Heſſen übernahm die ſtaatskluge Landgräfin **Amalia** mit Bewilligung der Stände, nach dem Abſterben **Wilhelms**, ihres Gemahls, die Regierung, und behauptete mit vieler Entſchloſſenheit gegen den Widerſpruch des Kaiſers und der darmſtädtiſchen Linie ihre Rechte. Der ſchwediſch-proteſtantiſchen Partei ſchon allein aus Religionsgrundſätzen eifrig ergeben, erwartete ſie bloß die Gunſt der Gelegenheit, um ſich laut und thätig dafür zu erklären. Unterdeſſen gelang es ihr, durch eine kluge Zurückhaltung und liſtig angeſponnene Traktate den Kaiſer in Unthätigkeit zu erhalten, bis ihr geheimes Bündniß mit Frankreich geſchloſſen war und **Bernhards** Siege den Angelegenheiten der Proteſtanten eine günſtige Wendung gaben. Da warf ſie auf einmal die Maſke ab und erneuerte die alte Freundſchaft mit der ſchwediſchen Krone. Auch den Churprinzen von der Pfalz ermunterten Herzog **Bernhards** Triumphe, ſein Glück gegen den gemeinſchaftlichen Feind zu verſuchen. Mit engliſchem Gelde warb er Völker in Holland, errichtete zu Meppen ein Magazin und vereinigte ſich in Weſtphalen mit ſchwediſchen Truppen. Sein Magazin ging zwar verloren, ſeine Armee wurde von dem Grafen Hatzfeld bei Flotha geſchlagen; aber ſeine Unternehmung hatte doch den Feind eine Zeitlang beſchäftigt und den Schweden in andern Gegenden ihre Operationen erleichtert. Noch manche ihrer andern Freunde lebten auf, wie das Glück ſich zu ihrem Vortheile erklärte, und es war ſchon Gewinn genug für ſie, daß die niederſächſiſchen Stände die Neutralität ergriffen.

Von dieſen wichtigen Vortheilen begünſtigt, und durch vierzehntauſend Mann friſcher Truppen aus Schweden und Liefland verſtärkt, eröffnete Banner voll guter Hoffnungen im Jahr 1638 den Feldzug. Die Kaiſerlichen, welche Vorpommern und Mecklenburg inne hatten, verließen größtentheils ihren Poſten oder liefen ſchaarenweiſe den ſchwediſchen Fahnen zu, um dem Hunger, ihrem grimmigſten Feind in dieſen ausgeplünderten und verarmten Gegenden, zu entfliehen. So ſchrecklich hatten die bisherigen Durchzüge und Quartiere das ganze Land zwiſchen der Elbe und Oder verödet, daß Banner, um in Sachſen und Böhmen einbrechen zu können, und auf dem Wege dahin nicht mit ſeiner ganzen Armee zu verhungern, von Hinterpommern aus einen Umweg nach Niederſachſen nahm, und dann erſt durch das halberſtädtiſche Gebiet in Churſachſen einrückte. Die Ungeduld der niederſächſiſchen Staaten, einen ſo hungrigen Gaſt wieder los zu werden, verſorgte ihn mit dem nöthigen Proviant, daß er für ſeine Armee in Magdeburg Brod hatte, — in einem Lande, wo der Hunger ſchon den Abſcheu an Menſchenfleiſch überwunden hatte. Er erſchreckte Sachſen mit ſeiner verwüſtenden Ankunft; allein nicht auf dieſes erſchöpfte Land, auf die kaiſerlichen Erbländer war ſeine Abſicht gerichtet. Bernhards Siege erhoben ſeinen Muth, und die wohlhabenden Provinzen des Hauſes Oeſterreich lockten ſeine Raubſucht. Nachdem er den kaiſerlichen General von Salis bei Elſterburg geſchlagen, die ſächſiſche Armee bei Chemnitz zu Grunde gerichtet und Pirna erobert hatte, drang er in Böhmen mit unwiderſtehlicher Macht ein, ſetzte über die Elbe, bedrohte Prag, eroberte Brandeis und Leutmeritz, ſchlug den General von Hofkirchen mit zehn Regimentern, und verbreitete Schrecken und Verwüſtung durch das ganze unvertheidigte Königreich. Beute ward Alles, was ſich fortſchaffen ließ, und zerſtört wurde, was nicht genoſſen und geraubt werden konnte. Um deſto mehr Korn fortzuſchleppen, ſchnitt man die Aehren von den Halmen und verderbte den Ueberreſt. Ueber tauſend Schlöſſer, Flecken und Dörfer wurden in die Aſche gelegt, und oft ſah man ihrer hundert in einer einzigen Nacht auflodern. Von Böhmen aus that er Streifzüge nach Schleſien, und ſelbſt Mähren und Oeſterreich ſollten ſeine Raubſucht empfinden. Dies zu verhindern, mußte Graf Hatzfeld aus Weſtphalen und Piccolomini aus den Niederlanden herbeieilen. Erzherzog Leopold, ein Bruder des Kaiſers, erhält den Commandoſtab, um die Ungeſchicklichkeit ſeines Vorgängers Gallas wieder gut zu machen und die Armee aus ihrem tiefen Verfalle zu erheben.

Der Ausgang rechtfertigte die getroffene Veränderung und der Feldzug des 1640ſten Jahres ſchien für die Schweden eine ſehr nachtheilige Wendung zu nehmen. Sie werden aus einem Quartier nach dem andern in Böhmen vertrieben, und nur bemüht, ihren Raub in Sicherheit zu bringen, ziehen ſie ſich eilfertig über das meißniſche Gebirge. Aber auch durch Sachſen von dem nacheilenden Feinde verfolgt und bei Plauen geſchlagen, müſſen ſie nach Thüringen ihre Zuflucht nehmen. Durch einen einzigen Sommer zu Meiſtern des Feldes gemacht, ſtürzen ſie eben ſo ſchnell wieder zu der tiefſten Schwäche herab, um ſich auf's Neue zu erheben und ſo mit beſtändigem raſchen Wechſel von einem Aeußerſten zum andern zu eilen. Banners geſchwächte Macht, im Lager bei Erfurt ihrem gänzlichen Untergang nahe, erhebt ſich auf einmal wieder. Die Herzoge von Lüneburg verlaſſen den Prager Frieden und führen ihm jetzt die nämlichen Truppen zu, die ſie wenige Jahre vorher gegen ihn fechten ließen. Heſſen ſchickt Hülfe und der Herzog von Longueville ſtößt mit der nachgelaſſenen Armee Herzog Bernhards zu ſeinen Fahnen. Den Kaiſerlichen auf's Neue an Macht überlegen, bietet ihnen Banner bei Saalfeld ein Treffen an; aber ihr Anführer Piccolomini vermeidet es klüglich, und hat eine zu gute Stellung gewählt, um dazu gezwungen zu werden. Als endlich die Bayern ſich von den Kaiſerlichen trennen und ihren Marſch gegen Franken richten, verſucht Banner auf dieſes getrennte Corps einen Angriff, den aber die Klugheit des bayeriſchen Anführers, von Mercy, und die ſchnelle Annäherung der kaiſerlichen Hauptmacht vereitelt. Beide Armeen ziehen ſich nunmehr in das ausgehungerte Heſſen, wo ſie ſich, nicht weit von einander, in ein feſtes Lager einſchließen, bis endlich Mangel und rauhe Jahreszeit ſie aus dieſem verarmten Landſtriche verſcheuchen. Piccolomini erwählt ſich die fetten Ufer der Weſer zu Winterquartieren; aber überflügelt von Bannern muß er ſie den Schweden einräumen und die fränkiſchen Bisthümer mit ſeinem Beſuche beläſtigen.

Um eben dieſe Zeit wurde zu Regensburg ein Reichstag gehalten, wo die Klagen der Stände gehört, an der Beruhigung des Reichs gearbeitet und über Krieg und Frieden ein Schluß gefaßt werden ſollte. Die Gegenwart des Kaiſers, die Mehrheit der katholiſchen Stimmen im Churfürſtenrathe, die überlegene Anzahl der Biſchöfe und der Abgang von mehreren evangeliſchen Stimmen leitete die Verhandlungen zum Vortheil des Kaiſers, und es fehlte viel, daß auf dieſem Reichstage das Reich repräſentirt worden wäre. Nicht ganz mit Unrecht betrachteten ihn die Proteſtanten als eine Zuſammenverſchwörung Oeſterreichs und ſeiner Kreaturen gegen den proteſtantiſchen Theil, und in ihren Augen konnte es Verdienſt ſcheinen, dieſen Reichstag zu ſtören oder auseinander zu ſcheuchen.

Banner entwarf dieſen verwegenen Anſchlag. Der Ruhm ſeiner Waffen hatte bei dem letzten Rückzug aus Böhmen gelitten, und es bedurfte einer unternehmenden That, um ſeinen vorigen Glanz wieder herzuſtellen. Ohne Jemand zum Vertrauten ſeines Anſchlags zu machen, verließ er in der ſtrengſten Kälte des Winters im Jahr 1641 ſeine Quartiere in Lüneburg, ſobald die Wege und Ströme gefroren waren. Begleitet von dem Marſchall von Guebriant, der die franzöſiſche und weimariſche Armee commandirte, richtete er durch Thüringen und das Vogtland ſeinen Marſch nach der Donau, und ſtand Regensburg gegenüber, ehe der Reichstag vor ſeiner Ankunft gewarnt werden konnte. Unbeſchreiblich groß war die Beſtürzung der verſammelten Stände, und in der erſten Angſt ſchickten ſich alle Geſandte zur Flucht an. Nur der Kaiſer erklärte, daß er die Stadt nicht verlaſſen würde, und ſtärkte durch ſein Beiſpiel die andern. Zum Unglück der Schweden fiel Thauwetter ein, daß die Donau aufging, und weder trocknen Fußes, noch wegen des ſtarken Eisgangs zu Schiffe paſſiert werden konnte. Um doch etwas gethan zu haben und den Stolz des deutſchen Kaiſers zu kränken, beging Banner die Unhöflichkeit, die Stadt mit fünfhundert Kanonenſchüſſen zu begrüßen, die aber wenig Schaden anrichteten. In dieſer Unternehmung getäuſcht, beſchloß er nunmehr, tiefer in Bayern und in das unvertheidigte Mähren zu dringen, wo eine reiche Beute und bequemere Quartiere ſeine bedürftigen Truppen erwarteten. Aber nichts konnte den franzöſiſchen General bewegen, ihm bis dahin zu folgen. Guebriant fürchtete, daß die Abſicht der Schweden ſey, die weimariſche Armee immer weiter vom Rhein zu entfernen und von aller Gemeinſchaft mit Frankreich abzuſchneiden, bis man ſie entweder gänzlich auf ſeine Seite gebracht oder doch außer Stand geſetzt habe, etwas Eigenes zu unternehmen. Er trennte ſich alſo von Bannern, um nach dem Mainſtrom zurückzukehren, und dieſer ſahe ſich auf einmal der ganzen kaiſerlichen Macht bloßgeſtellt, die, zwiſchen Regensburg und Ingolſtadt in aller Eile verſammelt, gegen ihn anrückte. Jetzt galt es, auf einen ſchnellen Rückzug zu denken, der im Angeſichte eines an

Reiterei überlegenen Heeres, zwiſchen Strömen und Wäldern, in einem weit und breit feindlichen Lande, kaum anders, als durch ein Wunder möglich ſchien. Eilfertig zog er ſich nach dem Wald, um durch Böhmen nach Sachſen zu entkommen; aber drei Regimenter mußte er bei Neuburg im Stiche laſſen. Dieſe hielten durch eine ſpartaniſche Gegenwehr hinter einer ſchlechten Mauer die feindliche Macht vier ganze Tage auf, daß Banner den Vorſprung gewinnen konnte. Er entkam über Eger nach Annaberg; Piccolomini ſetzte ihm auf einem nähern Weg über Schlackenwald nach, und es kam bloß auf den Vortheil einer kleinen halben Stunde an, daß ihm der kaiſerliche General nicht bei dem Paſſe zu Prisnitz zuvor kam und die ganze ſchwediſche Macht vertilgte. Zu Zwickau vereinigte ſich Guebriant wieder mit dem Banner'ſchen Heer, und beide richteten ihren Marſch nach Halberſtadt, nachdem ſie umſonſt verſucht hatten, die Saale zu vertheidigen und den Oeſterreichern den Uebergang zu verwehren.

Zu Halberſtadt fand endlich Banner (im Mai 1641) das Ziel ſeiner Thaten, durch kein anderes als das Gift der Unmäßigkeit und des Verdruſſes getödtet. Mit großem Ruhme, obgleich mit abwechſelndem Glück, behauptete er das Anſehn der ſchwediſchen Waffen in Deutſchland, und zeigte ſich durch eine Kette von Siegesthaten ſeines großen Lehrers in der Kriegskunſt werth. Er war reich an Anſchlägen, die er geheimnißvoll bewahrte und raſch vollſtreckte, beſonnen in Gefahren, in der Widerwärtigkeit größer als im Glück, und nie mehr furchtbar, als wenn man ihn am Rande des Verderbens glaubte.

Aber die Tugenden des Kriegshelden waren in ihm mit allen Unarten und Laſtern gepaart, die das Waffenhandwerk erzeugt oder doch in Schutz nimmt. Eben ſo gebieteriſch im Umgang als vor der Fronte ſeines Heers, rauh wie ſein Gewerbe und ſtolz wie ein Eroberer, drückte er die deutſchen Fürſten nicht weniger durch ſeinen Uebermuth als durch ſeine Erpreſſungen ihre Länder. Für die Beſchwerden des Kriegs entſchädigte er ſich durch die Freuden der Tafel und in den Armen der Wolluſt, die er bis zum Uebermaße trieb und endlich mit einem frühen Tod büßen mußte. Aber üppig, wie ein Alexander und Mahomet der Zweite, ſtürzte er ſich mit gleicher Leichtigkeit aus den Armen der Wolluſt in die härteſte Arbeit des Kriegs, und in ſeiner ganzen Feldherrngröße ſtand er da, als die Armee über den Weichling murrte. Gegen achtzigtauſend Mann fielen in den zahlreichen Schlachten, die er lieferte, und gegen ſechshundert feindliche Standarten und Fahnen, die er nach Stockholm ſandte, beurkundeten ſeine Siege. Der Verluſt dieſes großen Führers wurde von den Schweden bald auf's Empfindlichſte gefühlt, und man fürchtete, daß er nicht zu erſetzen ſeyn würde. Der Geiſt der Empörung und Zügelloſigkeit, durch das überwiegende Anſehn dieſes gefürchteten Generals in Schranken gehalten, erwachte, ſobald er dahin war. Die Offiziere fordern mit furchtbarer Einſtimmigkeit ihre Rückſtände, und keiner der vier Generale, die ſich nach Bannern in das Commando theilen, beſitzt Anſehn genug, dieſen ungeſtümen Mahnern Genüge zu leiſten oder Stillſchweigen zu gebieten. Die Kriegszucht erſchlafft; der zunehmende Mangel und die kaiſerlichen Abrufungsſchreiben vermindern mit jedem Tage die Armee; die franzöſiſch-weimariſchen Völker beweiſen wenig Eifer; die Lüneburger verlaſſen die ſchwediſchen Fahnen, da die Fürſten des Hauſes Braunſchweig nach dem Tode Herzogs Georg ſich mit dem Kaiſer vergleichen; und endlich ſondern ſich auch die Heſſen von ihnen ab, um in Weſtphalen beſſere Quartiere zu ſuchen. Der Feind benutzt dieſes verderbliche Zwiſchenreich, und, obgleich in zwei Actionen auf's Haupt geſchlagen, gelingt es ihm, beträchtliche Fortſchritte in Niederſachſen zu machen.

Endlich erſchien der neu ernannte ſchwediſche Generaliſſimus mit friſchem Geld und Soldaten. **Bernhard Torſtenſohn** war es, ein Zögling **Guſtav Adolphs**, und der glücklichſte Nachfolger dieſes Helden, dem er ſchon in dem polniſchen Kriege als Page zur Seite ſtand. Von dem Podagra gelähmt und an die Sänfte geſchmiedet, beſiegte er alle ſeine Gegner durch Schnelligkeit, und ſeine Unternehmungen hatten Flügel, während daß ſein Körper die ſchrecklichſten aller Feſſeln trug. Unter ihm verändert ſich der Schauplatz des Krieges, und neue Maximen herrſchen, die die Noth gebietet und der Erfolg rechtfertigt. Erſchöpft ſind alle Länder, um die man bisher geſtritten hatte, und, in ſeinen hinterſten Landen unangefochten, fühlt das Haus Oeſterreich den Jammer des Krieges nicht, unter welchem ganz Deutſchland blutet. Torſtenſohn verſchafft ihm zuerſt dieſe bittere Erfahrung, ſättigt ſeine Schweden an dem fetten Tiſch Oeſterreichs und wirft den Feuerbrand bis an den Thron des Kaiſers.

In Schleſien hatte der Feind beträchtliche Vortheile über den ſchwediſchen Anführer Stahlhantſch erfochten und ihn nach der Neumark gejagt. Torſtenſohn, der ſich im Lüneburgiſchen mit der ſchwediſchen Hauptmacht vereinigt hatte, zog ihn an ſich und brach im Jahr 1642 durch Brandenburg, das unter dem großen Churfürſten angefangen hatte, eine gewaffnete Neutralität zu beobachten, plötzlich in Schleſien ein. Glogau wird ohne Approche, ohne Breſche, mit dem Degen in der Fauſt erſtiegen, der Herzog Franz Albrecht von Lauenburg bei Schweidnitz geſchlagen und ſelbſt erſchoſſen, Schweidnitz, wie faſt das ganze dieſſeits der Oder gelegene Schleſien erobert. Nun drang er mit unaufhaltſamer Gewalt bis in das Innerſte von Mähren, wohin noch kein Feind des Hauſes Oeſterreich gekommen war, bemeiſterte ſich der Stadt Olmütz und machte ſelbſt die Kaiſerſtadt beben. Unterdeſſen hatte Piccolomini und Erzherzog Leopold eine überlegene Macht verſammelt, die den ſchwediſchen Eroberer aus Mähren, und bald auch, nach einem vergeblichen Verſuch auf Brieg, aus Schleſien verſcheuchte. Durch Wrangel verſtärkt, wagte er ſich zwar auf's Neue dem überlegenen Feind entgegen und entſetzte Großglogau; aber er konnte weder den Feind zum Schlagen bringen, noch ſeine Abſicht auf Böhmen ausführen. Er überſchwemmte nun die Lauſitz, wo er im Angeſichte des Feindes Zittau wegnahm, und nach einem kurzen Aufenthalt ſeinen Marſch durch Meißen an die Elbe richtete, die er bei Torgau paſſirte. Jetzt bedrohte er Leipzig mit einer Belagerung, und machte ſich Hoffnung, in dieſer wohlhabenden, ſeit zehn

Jahren verſchont gebliebenen Stadt einen reichlichen Vorrath an Lebensmitteln und ſtarke Brandſchatzungen zu erheben.

Sogleich eilen die Kaiſerlichen unter **Leopold** und **Piccolomini** über Dresden zum Entſatz herbei, und **Torſtenſohn**, um nicht zwiſchen der Armee und der Stadt eingeſchloſſen zu werden, rückt ihnen beherzt und in voller Schlachtordnung entgegen. Durch einen wunderbaren Kreislauf der Dinge traf man jetzt wieder auf dem nämlichen Boden zuſammen, den **Guſtav Adolph** elf Jahre vorher durch einen entſcheidenden Sieg merkwürdig gemacht hatte, und der Vorfahren Heldentugend erhitzte ihre Nachfolger zu einem edeln Wettſtreit auf dieſer heiligen Erde. Die ſchwediſchen Generale **Stahlhantſch** und **Willenberg** werfen ſich auf den noch nicht ganz in Ordnung geſtellten linken Flügel der Oeſterreicher mit ſolchem Ungeſtüm, daß die ganze ihn bedeckende Reiterei über den Haufen gerannt und zum Treffen unbrauchbar gemacht wird. Aber auch dem linken der Schweden droht ein ähnliches Schickſal, als ihm der ſiegende rechte zu Hülfe kam, dem Feind in den Rücken und in die Flanken fiel und ſeine Linien trennte. Die Infanterie beider Theile ſtand einer Mauer gleich, und wehrte ſich, nachdem alles Pulver verſchoſſen war, mit umgekehrten Musketen, bis endlich die Kaiſerlichen, von allen Seiten umringt, nach einem dreiſtündigen Gefechte das Feld räumen mußten. Die Anführer beider Armeen hatten ihr Aeußerſtes gethan, ihre fliehenden Völker aufzuhalten, und Erzherzog Leopold war mit ſeinem Regimente der Erſte beim Angriff und der Letzte auf der Flucht. Ueber dreitauſend Mann und zwei ihrer beſten Generale, Schlangen und Lilienhoek, koſtete den Schweden dieſer blutige Sieg. Von den Kaiſerlichen blieben fünftauſend auf dem Platze und beinahe eben ſo viele wurden zu Gefangenen gemacht. Ihre ganze Artillerie von ſechs und vierzig Kanonen, das Silbergeſchirr und die Kanzlei des Erzherzogs, die ganze Bagage der Armee fiel in der Sieger Hände. Torſtenſohn, zu ſehr geſchwächt durch ſeinen Sieg, um den Feind verfolgen zu können, rückte vor Leipzig; die geſchlagene Armee nach Böhmen, wo die flüchtigen Regimenter ſich wieder ſammelten. Erzherzog Leopold konnte dieſe verlorene Schlacht nicht verſchmerzen, und das Kavallerieregiment, das durch ſeine frühe Flucht dazu Anlaß gegeben, erfuhr die Wirkungen ſeines Grimms. Zu Rackonitz in Böhmen erklärte er es im Angeſicht der übrigen Truppen für ehrlos, beraubte es aller ſeiner Pferde, Waffen und Inſignien, ließ ſeine Standarten zerreißen, mehrere ſeiner Offiziere und von den Gemeinen den zehnten Mann zum Tode verurtheilen.

Leipzig ſelbſt, welches drei Wochen nach dem Treffen bezwungen wurde, war die ſchönſte Beute des Siegers. Die Stadt mußte das ganze ſchwediſche Heer neu bekleiden, und ſich mit drei Tonnen Goldes, wozu auch die fremden Handlungshäuſer, die ihre Waarenlager darin hatten, mit Taxen beſchwert wurden, von der Plünderung loskaufen. Torſtenſohn rückte noch im Winter vor Freiberg, trotzte vor dieſer Stadt mehrere Wochen lang dem Grimm der Witterung und hoffte durch ſeine Beharrlichkeit den Muth der Belagerten zu ermüden.

Aber er opferte nur ſeine Truppen auf, und die Annäherung des kaiſerlichen Generals Piccolomini nöthigte ihn endlich, mit ſeiner geſchwächten Armee ſich zurück zu ziehen. Doch achtete er es ſchon für Gewinn, daß auch der Feind die Ruhe der Winterquartiere, deren er ſich freiwillig beraubte, zu entbehren genöthigt ward und in dieſem ungünſtigen Winterfeldzug über dreitauſend Pferde einbüßte. Er machte nun eine Bewegung gegen die Oder, um ſich durch die Garniſonen aus Pommern und Schleſien zu verſtärken; aber mit Blitzesſchnelligkeit ſtand er wieder an der böhmiſchen Grenze, durchflog dieſes Königreich, und — entſetzte Olmütz in Mähren, das von den Kaiſerlichen hart geängſtigt wurde. Aus ſeinem Lager bei Dobitſchau, zwei Meilen von Olmütz, beherrſchte er ganz Mähren, drückte es mit ſchweren Erpreſſungen und ließ bis an die Brücken von Wien ſeine Schaaren ſtreifen. Umſonſt bemühte ſich der Kaiſer, zu Vertheidigung dieſer Provinz den ungariſchen Adel zu bewaffnen; dieſer berief ſich auf ſeine Privilegien und wollte außerhalb ſeinem Vaterlande nicht dienen. Ueber dieſer fruchtloſen Unterhandlung verlor man die Zeit für einen thätigen Widerſtand und ließ die ganze Provinz Mähren den Schweden zum Raube werden.

Während daß Bernhard Torſtenſohn durch ſeine Märſche und Siege Freund und Feind in Erſtaunen ſetzte, hatten ſich die Armeen der Alliirten in andern Theilen des Reichs nicht unthätig verhalte[illegible] Die Heſſen und Weimariſchen unter dem Grafen von Eberſtein und dem Marſchall von Guebriant waren in das Erzſtift Köln eingefallen, um dort ihre Winterquartiere zu beziehen. Um ſich dieſer räuberiſchen Gäſte zu erwehren, rief der Churfürſt den kaiſerlichen General von Hatzfeld herbei und verſammelte ſeine eigenen Truppen unter dem General Lamboy. Dieſen griffen die Alliirten (im Jänner 1642) bei Kempen an und ſchlugen ihn in einer großen Schlacht, daß zweitauſend blieben und noch einmal ſo viel zu Gefangenen gemacht wurden. Dieſer wichtige Sieg öffnete ihnen das ganze Churfürſtenthum und die angrenzenden Lande, daß ſie nicht nur ihre Winterquartiere darin behaupteten, ſondern auch große Verſtärkungen an Soldaten und Pferden daraus zogen.

Guebriant überließ den heſſiſchen Völkern, ihre Eroberungen am Niederrhein gegen den Grafen von Hatzfeld zu vertheidigen und näherte ſich Thüringen, um Torſtenſohns Unternehmungen in Sachſen zu unterſtützen. Aber anſtatt ſeine Macht mit der ſchwediſchen zu vereinigen, eilte er zurück nach dem Main- und Rheinſtrom, von dem er ſich ſchon weiter, als er ſollte, entfernt hatte. Da ihm die Bayern unter Mercy und Johann von Werth in der Markgrafſchaft Baden zuvorgekommen waren, ſo irrte er viele Wochen lang, dem Grimm der Witterung preis gegeben, ohne Obdach umher, und mußte gewöhnlich auf dem Schnee kampiren, bis er im Breisgau endlich ein kümmerliches Unterkommen fand. Zwar zeigte er ſich im folgenden Sommer wieder im Felde und beſchäftigte in Schwaben das bayeriſche Heer, daß es die Stadt Thionville in den Niederlanden, welche Condé belagerte, nicht entſetzen ſollte. Aber bald ward er von dem überlegenen Feind in das Elſaß zurück gedrückt, wo er eine Verſtärkung erwartete.

Der Tod des Cardinals Richelieu, der im November des Jahrs 1642 erfolgt war, und der Thron- und Miniſterwechſel, den das Abſterben Ludwigs des Dreizehnten im Mai 1643 nach ſich zog, hatte die Aufmerkſamkeit Frankreichs eine Zeitlang von dem deutſchen Krieg abgezogen und dieſe Unthätigkeit im Felde bewirkt. Aber Mazarin, der Erbe von Richelieus Macht, Grundſätzen und Entwürfen, verfolgte den Plan ſeines Vorgängers mit erneuertem Eifer, wie theuer auch der franzöſiſche Unterthan dieſe politiſche Größe Frankreichs bezahlte. Wenn Richelieu die Hauptſtärke der Armeen gegen Spanien gebrauchte, ſo kehrte ſie Mazarin gegen den Kaiſer, und machte durch die Sorgfalt, die er dem Kriege in Deutſchland widmete, ſeinen Ausſpruch wahr, daß die deutſche Armee der rechte Arm ſeines Königs und der Wall der franzöſiſchen Staaten ſey. Er ſchickte dem Feldmarſchall von Guebriant, gleich nach der Einnahme von Thionville, eine beträchtliche Verſtärkung in's Elſaß; und damit dieſe Truppen ſich den Mühſeligkeiten des deutſchen Kriegs deſto williger unterziehen möchten, mußte der berühmte Sieger bei Rocrow, Herzog von Enghien, nachheriger Prinz von Condé, ſie in eigener Perſon dahin führen. Jetzt fühlte ſich Guebriant ſtark genug, um in Deutſchland wieder mit Ehren auftreten zu können. Er eilte über den Rhein zurück, um ſich in Schwaben beſſere Winterquartiere zu ſuchen, und machte ſich auch wirklich Meiſter von Rottweil, wo ihm ein bayeriſches Magazin in die

Hände fiel. Aber dieſer Platz wurde theurer bezahlt, als er werth war, und ſchneller, als er gewonnen worden, wieder verloren. Guebriant erhielt eine Wunde im Arm, welche die ungeſchickte Hand ſeines Wundarztes tödtlich machte, und die Größe ſeines Verluſtes wurde noch ſelbſt an dem Tage ſeines Todes kund.

Die franzöſiſche Armee, durch die Expedition in einer ſo rauhen Jahrszeit merklich vermindert, hatte ſich nach der Einnahme von Rottweil in die Gegend von Tuttlingen gezogen, wo ſie, ohne alle Ahnung eines feindlichen Beſuchs, in tiefer Sicherheit raſtet. Unterdeſſen verſammelt der Feind eine große Macht, die bedenkliche Feſtſetzung der Franzoſen jenſeits des Rheins und in einer ſo großen Nähe von Bayern zu hindern, und dieſe Gegend von ihren Erpreſſungen zu befreien. Die Kaiſerlichen, von Hatzfeld angeführt, verbinden ſich mit der bayeriſchen Macht, welche Mercy befehligt, und auch der Herzog von Lothringen, den man in dieſem ganzen Krieg überall, nur nicht in ſeinem Herzogthum, findet, ſtößt mit ſeinen Truppen zu ihren vereinigten Fahnen. Der Anſchlag wird gefaßt, die Quartiere der Franzoſen in Tuttlingen aufzuſchlagen, d. i. ſie unvermuthet zu überfallen; eine in dieſem Kriege ſehr beliebte Art von Expeditionen, die, weil ſie immer und nothwendig mit Verwirrung verknüpft war, gewöhnlich mehr Blut koſtete, als geordnete Schlachten. Hier war ſie um ſo mehr an ihrem Platze, da der franzöſiſche Soldat, in dergleichen Unternehmungen unerfahren, von einem deutſchen Winter ganz andere Begriffe hegte, und durch die Strenge der Jahrszeit ſich gegen jede Ueberraſchung für hinlänglich geſichert hielt. **Johann von Werth**, ein Meiſter in dieſer Art Krieg zu führen, der ſeit einiger Zeit gegen **Guſtav Horn** war ausgewechſelt worden, führte die Unternehmung an und brachte ſie auch über alle Erwartung glücklich zu Stande.

Man that den Angriff von einer Seite, wo er der vielen engen Päſſe und Waldungen wegen am wenigſten erwartet werden konnte, und ein ſtarker Schnee, der an eben dieſem Tage (den **24.** des Novembers **1643**) fiel, verbarg die Annäherung des Vortrabs, bis er im Angeſichte von Tuttlingen Halt machte. Die ganze außerhalb des Orts verlaſſen ſtehende Artillerie wird, ſo wie das nahe liegende Schloß Honberg, ohne Widerſtand erobert, ganz Tuttlingen von der nach und nach eintreffenden Armee umzingelt und aller Zuſammenhang der in den Dörfern umher zerſtreuten feindlichen Quartiere ſtill und plötzlich gehemmt. Die Franzoſen waren alſo ſchon beſiegt, ehe man eine Kanone abbrannte. Die Reiterei dankte ihre Rettung der Schnelligkeit ihrer Pferde und den wenigen Minuten, welche ſie vor dem nachſetzenden Feinde voraus hatte. Das Fußvolk ward zuſammengehauen oder ſtreckte freiwillig das Gewehr. Gegen zweitauſend bleiben, ſiebentauſend geben ſich mit fünf und zwanzig Stabsoffizieren und neunzig Capitäns gefangen. Dies war wohl in dieſem ganzen Kriege die einzige Schlacht, welche auf die verlierende und die gewinnende Partei ungefähr den nämlichen Eindruck machte; beide waren Deutſche, und die Franzoſen hatten ſich beſchimpft. Das Andenken dieſes unholden Tages, der hundert Jahre ſpäter bei Roßbach erneuert ward, wurde in der Folge zwar durch die Heldenthaten eines Türenne und Condé wieder ausgelöſcht; aber es war den Deutſchen zu gönnen, wenn ſie ſich für das Elend, das die franzöſiſche Politik über ſie häufte, mit einem Gaſſenhauer auf die franzöſiſche Tapferkeit bezahlt machten.

Dieſe Niederlage der Franzoſen hätte indeſſen den Schweden ſehr verderblich werden können, da nunmehr die ganze ungetheilte Macht des Kaiſers gegen ſie losgelaſſen wurde, und die Zahl ihrer Feinde in dieſer Zeit noch um einen vermehrt worden war. Torſtenſohn hatte Mähren im September 1643 plötzlich verlaſſen und ſich nach Schleſien gezogen. Niemand wußte die Urſache ſeines Aufbruchs, und die oft veränderte Richtung ſeines Marſches trug dazu bei, die Ungewißheit zu vermehren. Von Schleſien aus näherte er ſich unter mancherlei Krümmungen der Elbe, und die Kaiſerlichen folgten ihm bis in die Lauſitz nach. Er ließ bei Torgau eine Brücke über die Elbe ſchlagen, und ſprengte aus, daß er durch Meißen in die obere Pfalz und in Bayern dringen würde. Auch bei Barby ſtellte er ſich an, als wollte er dieſen Strom paſſiren, zog ſich aber immer weiter die Elbe hinab, bis Havelberg, wo er ſeiner erſtaunten Armee bekannt machte, daß er ſie nach Holſtein gegen die Dänen führe.

Längſt ſchon hatte die Partheilichkeit, welche König Chriſtian der Vierte bei dem von ihm übernommenen Mittleramte gegen die Schweden blicken ließ, die Eiferſucht, womit er dem Fortgang ihrer Waffen entgegen arbeitete, die Hinderniſſe, die er der ſchwediſchen Schifffahrt im Sund entgegenſetzte, und die Laſten, mit denen er ihren aufblühenden Handel beſchwerte, den Unwillen dieſer Krone gereizt, und endlich, da der Kränkungen immer mehrere wurden, ihre Rache aufgefordert. Wie gewagt es auch ſchien, ſich in einen neuen Krieg zu verwickeln, während daß man unter der Laſt des alten, mitten unter gewonnenen Siegen, beinahe zu Boden ſank, ſo erhob doch die Rachbegierde und ein verjährter Nationalhaß den Muth der Schweden über alle dieſe Bedenklichkeiten, und die Verlegenheiten ſelbſt, in welche man ſich durch den Krieg in Deutſchland verwickelt ſah, waren ein Beweggrund mehr, ſein Glück gegen Dänemark zu verſuchen. Es war endlich ſo weit gekommen, daß man den Krieg nur fortſetzte, um den Truppen Arbeit und Brod zu verſchaffen, daß man faſt bloß um den Vortheil der Winterquartiere ſtritt, und, die Armee gut untergebracht zu haben, höher als eine gewonnene Hauptſchlacht ſchätzte. Aber faſt alle Provinzen des deutſchen Reichs waren verödet und ausgezehrt; es fehlte an Proviant, an Pferden und Menſchen, und an allem dieſem hatte Holſtein Ueberfluß. Gewann man auch weiter nichts, als daß man die Armee in dieſer Provinz rekrutirte, Pferde und Soldaten ſättigte, und die Reiterei beſſer beritten machte — ſo war der Erfolg ſchon der Mühe und Gefahr des Verſuches werth. Auch kam jetzt bei Eröffnung des Friedensgeſchäftes Alles darauf an, den nachtheiligen däniſchen Einfluß auf die Friedensunterhandlungen zu hemmen, den Frieden ſelbſt, der die ſchwediſche Krone nicht ſehr zu begünſtigen ſchien, durch Verwirrung der Intereſſen möglichſt zu verzögern, und, da es auf Beſtimmung einer Genugthuung ankam, die Zahl ſeiner Eroberungen zu vermehren, um die einzige, welche man zu behalten wünſchte, deſto gewiſſer zu erlangen. Die ſchlechte Verfaſſung des däniſchen Reichs berechtigte zu noch größeren Hoffnungen, wenn man nur den Anſchlag ſchnell und verſchwiegen ausführte. Wirklich beobachtete man in Stockholm das Geheimniß ſo gut, daß die däniſchen Miniſter nicht das Geringſte davon argwohnten, und weder Frankreich noch Holland wurde in das Geheimniß gezogen. Der Krieg ſelbſt war die Kriegserklärung, und Torſtenſohn ſtand in Holſtein, ehe man eine Feindſeligkeit ahnete. Durch keinen Widerſtand aufgehalten, ergießen ſich die ſchwediſchen Truppen wie eine Ueberſchwemmung durch dieſes Herzogthum, und bemächtigen ſich aller feſten Plätze deſſelben, Rensburg und Glückſtadt ausgenommen. Eine andere Armee bricht in Schonen ein, welches gleich wenig Widerſtand leiſtet, und nur die ſtürmiſche Jahrszeit verhindert die Anführer, den kleinen Belt zu paſſiren, und den Krieg ſelbſt nach Fühnen und Seeland zu wälzen. Die däniſche Flotte verunglückte bei Femern, und Chriſtian ſelbſt, der ſich auf derſelben befindet, verliert durch einen Splitter ſein rechtes Auge. Abgeſchnitten von der weit entlegenen Macht des Kaiſers, ſeines Bundesgenoſſen, ſteht dieſer König auf dem Punkte, ſein ganzes Reich von der ſchwediſchen Macht überſchwemmt zu ſehen, und es ließ ſich in allem Ernſt zu Erfüllung der Wahrſagung an, die man ſich von dem berühmten Tycho Brahe erzählte, daß Chriſtian der Vierte im Jahr 1644 mit einem bloßen Stecken aus ſeinem Reiche würde wandern müſſen.

Aber der Kaiſer durfte nicht gleichgültig zuſehen, daß Dänemark den Schweden zum Opfer wurde, und der Raub dieſes Königreichs ihre Macht vermehrte. Wie groß auch die Schwierigkeiten waren, die ſich einem ſo weiten Marſch durch lauter ausgehungerte Länder entgegenſetzten, ſo ſäumte er doch nicht, den Grafen von **Gallas**, dem nach dem Austritt des Piccolomini das Obercommando über die Truppen auf's Neue war anvertraut worden, mit einer Armee nach Holſtein zu ſenden. **Gallas** erſchien auch wirklich in dieſem Herzogthum, eroberte Kiel, und hoffte, nach der Vereinigung mit den Dänen, die ſchwediſche Armee in Jütland einzuſchließen. Zugleich wurden die Heſſen und der ſchwediſche General von **Königsmark** durch Hatzfeld und durch den Erzbiſchof von Bremen, den Sohn Chriſtians des Vierten, beſchäftigt, und der Letztere durch einen Angriff auf Meißen nach Sachſen gezogen. Aber **Torſtenſohn** drang durch den unbeſetzten Paß zwiſchen Schleswig und Stapelholm, ging mit ſeiner neugeſtärkten Armee dem **Gallas** entgegen, und drückte ihn den ganzen Elbſtrom hinauf bis Bernburg, wo die Kaiſerlichen ein feſtes Lager bezogen. **Torſtenſohn** paſſirte die Saale, und nahm eine ſolche Stellung, daß er den Feinden in den Rücken kam, und ſie von Sachſen und Böhmen abſchnitt. Da riß der Hunger in ihrem Lager ein und richtete den größten Theil der Armee zu Grunde; der Rückzug nach Magdeburg verbeſſerte nichts an dieſer verzweifelten Lage. Die Kavallerie, welche nach Schleſien zu entkommen ſuchte, wird von **Torſtenſohn** bei Jüterbock eingeholt und zerſtreut, die übrige

Armee, nach einem vergeblichen Verſuch, ſich mit dem Schwert in der Hand durchzuſchlagen, bei Magdeburg faſt ganz aufgerieben. Von ſeiner groſſen Macht brachte Gallas bloß einige tauſend Mann und den Ruhm zurück, daß kein größerer Meiſter zu finden ſey, eine Armee zu ruiniren. Nach dieſem verunglückten Verſuch zu ſeiner Befreiung ſuchte der König von Dänemark den Frieden, und erhielt ihn zu Bremſeboor im Jahr 1645 unter harten Bedingungen.

Torſtenſohn verfolgte ſeinen Sieg. Während daß einer ſeiner Untergenerale, Axel Lilienſtern, Churſachſen ängſtigte, und Königsmark ganz Bremen ſich unterwürfig machte, brach er ſelbſt an der Spitze von ſechzehntauſend Mann und mit achtzig Kanonen in Böhmen ein, und ſuchte nun den Krieg auf's Neue in die Erbſtaaten Oeſterreichs zu verpflanzen. Ferdinand eilte auf dieſe Nachricht ſelbſt nach Prag, um durch ſeine Gegenwart den Muth ſeiner Völker zu entflammen, und, da es ſo ſehr an einem tüchtigen General und den vielen Befehlshabern an Uebereinſtimmung fehlte, in der Nähe der Kriegsſcenen deſto ſchneller und nachdrücklicher wirken zu können. Auf ſeinen Befehl verſammelte Hatzfeld die ganze öſterreichiſche und bayeriſche Macht, und ſtellte ſie — das letzte Heer des Kaiſers und der letzte Wall ſeiner Staaten — wider ſeinen Rath und Willen, dem eindringenden Feinde bei Jankau oder Jankowitz am 24. Februar 1645 entgegen. Ferdinand verließ ſich auf ſeine Reiterei, welche dreitauſend Pferde mehr als die feindliche zählte, und auf die Zuſage der Jungfrau Maria, die ihm im Traum erſchienen und einen gewiſſen Sieg verſprochen hatte.

Die Ueberlegenheit der Kaiſerlichen ſchreckte Torſtenſohn nicht ab, der nie gewohnt war, ſeine Feinde zu zählen. Gleich beim erſten Angriff wurde der linke Flügel, den der liguiſtiſche General von Götz in eine ſehr unvortheilhafte Gegend zwiſchen Teichen und Wäldern verwickelt hatte, völlig in Unordnung gebracht, der Anführer ſelbſt mit dem größten Theil ſeiner Völker erſchlagen und beinahe die ganze Kriegsmunition der Armee erbeutet. Dieſer unglückliche Anfang entſchied das Schickſal des ganzen Treffens. Die Schweden bemächtigten ſich, immer vorwärts dringend, der wichtigſten Anhöhen, und nach einem achtſtündigen blutigen Gefechte, nach einem wüthenden Anlauf der kaiſerlichen Reiterei und dem tapferſten Widerſtand des Fußvolks, waren ſie Meiſter vom Schlachtfelde. Zweitauſend Oeſterreicher blieben auf dem Platze, und Hatzfeld ſelbſt mußte ſich mit dreitauſend gefangen geben. Und ſo war denn an Einem Tage der beſte General und das letzte Heer des Kaiſers verloren.

Dieſer entſcheidende Sieg bei Jankowitz öffnete auf einmal dem Feinde alle öſterreichiſchen Lande. Ferdinand entfloh eilig nach Wien, um für die Vertheidigung dieſer Stadt zu ſorgen, und ſich ſelbſt, ſeine Schätze und ſeine Familie in Sicherheit zu bringen. Auch währte es nicht lange, ſo brachen die ſiegenden Schweden in Mähren und Oeſterreich wie eine Waſſerflut herein. Nachdem ſie beinahe das ganze Mähren erobert, Brünn eingeſchloſſen, von allen feſten Schlöſſern und Städten bis an die Donau Beſitz genommen, und endlich ſelbſt die Schanze an der Wolfsbrücke, unfern von Wien, erſtiegen, ſtehen ſie endlich im Geſicht dieſer Kaiſerſtadt, und die Sorgfalt, mit der ſie die eroberten Plätze befeſtigen, ſcheint keinen kurzen Beſuch anzudeuten. Nach einem langen verderblichen Umweg durch alle Provinzen des deutſchen Reiches krümmt ſich endlich der Kriegesſtrom rückwärts zu ſeinem Anfang, und der Knall des ſchwediſchen Geſchützes erinnert die Einwohner Wiens an jene Kugeln, welche die böhmiſchen Rebellen vor ſieben und zwanzig Jahren in die Kaiſerburg warfen. Dieſelbe Kriegsbühne führt auch dieſelben Werkzeuge des Angriffs zurück. Wie Bethlen Gabor von den rebelliſchen Böhmen, ſo wird jetzt ſein Nachfolger, Ragotzy, von Torſtenſohn zum Beiſtand herbei gerufen; ſchon iſt Ober-Ungarn von ſeinen Truppen überſchwemmt und täglich fürchtet man ſeine Vereinigung mit den Schweden. Johann Georg von Sachſen, durch die ſchwediſchen Einquartierungen in ſeinem Lande auf's Aeußerſte gebracht, hülflos gelaſſen von dem Kaiſer, der ſich nach dem Jankauiſchen Treffen ſelbſt nicht beſchützen kann, ergreift endlich das letzte und einzige Rettungsmittel, einen Stillſtand mit den Schweden zu ſchließen, der von Jahr zu Jahr bis zum allgemeinen Frieden verlängert wird. Der Kaiſer verliert einen Freund, indem an den Thoren ſeines Reichs ein neuer Feind gegen ihn aufſteht, indem ſeine Kriegsheere ſchmelzen und ſeine Bundesgenoſſen an andern Enden Deutſchlands geſchlagen werden. Denn auch die franzöſiſche Armee hatte den Schimpf der Tuttlinger Niederlage durch einen glänzenden Feldzug wieder ausgelöſcht, und die ganze Macht Bayerns am Rhein und in

Schwaben beſchäftigt. Mit neuen Truppen aus Frankreich verſtärkt, die der große und jetzt ſchon durch ſeine Siege in Italien verherrlichte **Türenne** dem Herzog von **Enguien** zuführte, erſchienen ſie am 3ten Auguſt 1644 vor Freiburg, welches **Mercy** kurz vorher erobert hatte, und mit ſeiner ganzen, auf's Beſte verſchanzten Armee bedeckte. Das Ungeſtüm der franzöſiſchen Tapferkeit ſcheiterte zwar an der Standhaftigkeit der Bayern, und der Herzog von **Enguien** mußte ſich zum Rückzug entſchließen, nachdem er bei ſechstauſend ſeiner Leute umſonſt hingeſchlachtet hatte. **Mazarin** vergoß Thränen über dieſen großen Verluſt, den aber der herzloſe, für den Ruhm allein empfindliche **Condé** nicht achtete. „Eine einzige Nacht in Paris,“ hörte man ihn ſagen, „gibt mehr Menſchen das Leben, als dieſe Action getödtet hat.“ Indeſſen hatte doch dieſe mörderiſche Schlacht die Bayern ſo entkräftet, daß ſie, weit entfernt, das bedrängte Oeſterreich zu entſetzen, nicht einmal die Rheinufer vertheidigen konnten. Speyer, Worms, Mannheim ergeben ſich, das feſte Philippsburg wird durch Mangel gezwungen, und Mainz ſelbſt eilt, durch eine zeitige Unterwerfung den Sieger zu entwaffnen.

Was Oeſterreich und Mähren am Anfange des Krieges gegen die Böhmen gerettet hatte, rettete es auch jetzt gegen **Torſtenſohn**. **Ragotzy** war zwar mit ſeinen Völkern, fünf und zwanzig tauſend an der Zahl, bis an die Donau in die Nähe des ſchwediſchen Lagers gedrungen; aber dieſe undiſciplinirten und rohen Schaaren verwüſteten nur das Land, und vermehrten den

Mangel im Lager der Schweden, anſtatt daß ſie die Unternehmungen Torſtenſohns durch eine zweckmäßige Wirkſamkeit hätten befördern ſollen. Dem Kaiſer Tribut, dem Unterthan Geld und Gut abzuängſtigen, war der Zweck, der den Ragotzy, wie Bethlen Gaborn, in's Feld rief, und beide gingen heim, ſobald ſie dieſe Abſicht erreicht hatten. Ferdinand, um ſeiner los zu werden, bewilligte dem Barbaren, was er nur immer forderte, und befreite durch ein geringes Opfer ſeine Staaten von dieſem furchtbaren Feinde.

Unterdeſſen hatte ſich die Hauptmacht der Schweden in einem langwierigen Lager vor Brünn auf's Aeußerſte geſchwächt. Torſtenſohn, der ſelbſt dabei commandirte, erſchöpfte vier Monate lang umſonſt ſeine ganze Belagerungskunſt; der Widerſtand war dem Angriff gleich, und die Verzweiflung erhöhte den Muth des Commandanten de Souches, eines ſchwediſchen Ueberläufers, der keinen Pardon zu hoffen hatte. Die Wuth der Seuchen, welche Mangel, Unreinlichkeit und der Genuß unreifer Früchte in ſeinem langwierigen verpeſteten Lager erzeugte, und der ſchnelle Abzug des Siebenbürgers nöthigten endlich den ſchwediſchen Befehlshaber, die Belagerung aufzuheben. Da alle Päſſe an der Donau beſetzt, ſeine Armee aber durch Krankheit und Hunger ſchon ſehr geſchmolzen war, ſo entſagte er ſeiner Unternehmung auf Oeſterreich und Mähren, begnügte ſich, durch Zurücklaſſung ſchwediſcher Beſatzungen in den eroberten Schlöſſern, einen Schlüſſel zu beiden Provinzen zu behalten, und nahm ſeinen Weg nach Böhmen, wohin ihm die Kaiſerlichen unter dem Erzherzog Leopold folgten. Welche der verlorenen Plätze von dem letztern noch nicht wieder erobert waren, wurden nach ſeinem Abzuge von dem kaiſerlichen General **Bucheim** bezwungen, ſo daß die öſterreichiſche Grenze in dem folgenden Jahr wieder völlig von Feinden gereinigt war und das zitternde Wien mit dem bloßen Schrecken davon kam. Auch in Böhmen und Schleſien behaupteten ſich die Schweden nur mit ſehr abwechſelndem Glück, und durchirrten beide Länder, ohne ſich darin behaupten zu können. Aber wenn auch der Erfolg der Torſtenſohn'ſchen Unternehmung ihrem vielverſprechenden Anfang nicht ganz gemäß war, ſo hatte ſie doch für die ſchwediſche Partei die entſcheidendſten Folgen. Dänemark wurde dadurch zum Frieden, Sachſen zum Stillſtand genöthigt, der Kaiſer bei dem Friedenscongreſſe nachgiebiger, Frankreich gefälliger, und Schweden ſelbſt in ſeinem Betragen gegen die Kronen zuverſichtlicher und kühner gemacht. Seiner großen Pflicht ſo glänzend entledigt, trat der Urheber dieſer Vortheile, mit Lorbeern geſchmückt, in die Stille des Privatſtandes zurück, um gegen die Qualen ſeiner Krankheit Linderung zu ſuchen.

Von der böhmiſchen Seite zwar ſah ſich der Kaiſer nach **Torſtenſohns** Abzug vor einem feindlichen Einbruch geſichert; aber bald näherte ſich von Schwaben und Bayern her eine neue Gefahr den öſterreichiſchen Grenzen. **Türenne**, der ſich von **Condé** getrennt und nach Schwaben gewendet hatte, war im Jahr **1645** unweit Mergentheim von **Mercy** auf's Haupt geſchlagen worden, und die ſiegenden Bayern drangen unter ihrem tapfern Anführer in Heſſen ein. Aber der Herzog von Enguien eilte ſogleich mit einem beträchtlichen Succurs aus dem Elſaß, Königsmark aus Mähren, die Heſſen von dem Rheinſtrom herbei, das geſchlagene Heer zu verſtärken, und die Bayern wurden bis an das äußerſte Schwaben zurück gedrängt. Bei dem Dorf Allersheim unweit Nördlingen hielten ſie endlich Stand, die Grenze von Bayern zu vertheidigen. Aber der ungeſtüme Muth des Herzogs von Enguien ließ ſich durch kein Hinderniß ſchrecken. Er führte ſeine Völker gegen die feindlichen Schanzen und eine große Schlacht geſchah, die der heldenmüthige Widerſtand der Bayern zu einer der hartnäckigſten und blutigſten machte, und endlich der Tod des vortrefflichen Mercy, Türennes Beſonnenheit und die felſenfeſte Standhaftigkeit der Heſſen zum Vortheil der Alliirten entſchied. Aber auch dieſe zweite barbariſche Hinopferung von Menſchen hatte auf den Gang des Kriegs und der Friedensunterhandlungen wenig Einfluß. Das franzöſiſche Heer, durch dieſen blutigen Sieg entkräftet, verminderte ſie noch mehr durch den Abzug der Heſſen, und den Bayern führte Leopold kaiſerliche Hülfsvölker zu, daß Türenne auf's Eilfertigſte nach dem Rhein zurückfliehen mußte.

Der Rückzug der Franzoſen erlaubte dem Feind, ſeine ganze Macht jetzt nach Böhmen gegen die Schweden zu kehren. Guſtav Wrangel, kein unwürdiger Nachfolger Banners und Torſtenſohns, hatte im Jahr 1646 das Obercommando über die ſchwediſche Macht erhalten, die, außer Königsmarks fliegendem Corps und den vielen im Reiche zerſtreuten Beſatzungen, ohngefähr noch achttauſend Pferde und fünfzehntauſend Mann

Fußvolk zählte. Nachdem der Erzherzog ſeine vier und zwanzig tauſend Mann ſtarke Macht durch zwölf bayeriſche Kavallerie- und achtzehn Infanterie-Regimenter verſtärkt hatte, ging er auf **Wrangeln** los, und hoffte ihn, ehe **Königsmark** zu ihm ſtieße, oder die Franzoſen eine Diverſion machten, mit ſeiner überlegenen Macht zu erdrücken. Aber dieſer erwartete ihn nicht, ſondern eilte durch Oberſachſen an die Weſer, wo er Hörter und Paderborn wegnahm. Von da wendete er ſich nach Heſſen, um ſich mit **Türenne** zu vereinigen, und zog in ſeinem Lager zu Wetzlar die fliegende Armee des **Königsmark** an ſich. Aber **Türenne**, gefeſſelt durch **Mazarins** Befehle, der dem Kriegsglück und dem immer wachſenden Uebermuth Schwedens gern eine Grenze geſetzt ſah, entſchuldigte ſich mit dem dringendern Bedürfniß, die niederländiſchen Grenzen des franzöſiſchen Reichs zu vertheidigen, weil die Holländer ihre verſprochene Diverſion in dieſem Jahre unterlaſſen hätten. Da aber **Wrangel** fortfuhr, auf ſeiner gerechten Forderung mit Nachdruck zu beſtehen, da eine längere Widerſetzlichkeit bei den Schweden Verdacht erwecken, ja ſie vielleicht gar zu einem Privatfrieden mit Oeſterreich geneigt machen konnte, ſo erhielt endlich **Türenne** die erwünſchte Erlaubniß, das ſchwediſche Heer zu verſtärken.

Die Vereinigung geſchah bei Gießen, und jetzt fühlte man ſich mächtig genug, dem Feinde die Stirn zu bieten. Er war den Schweden bis Heſſen nachgeeilt, wo er ihnen die Lebensmittel abſchneiden und die Vereinigung mit **Türenne** verhindern wollte. Beides mißlang, und die Kaiſerlichen ſahen ſich nun ſelbſt von dem Main abgeſchnitten und nach dem Verluſt ihrer Magazine dem größten Mangel ausgeſetzt. Wrangel benutzte ihre Schwäche, um eine Unternehmung auszuführen, die dem Krieg eine ganz andere Wendung geben ſollte. Auch er hatte die Maxime ſeines Vorgängers adoptirt, den Krieg in die öſterreichiſchen Staaten zu ſpielen; aber von dem ſchlechten Fortgange der Torſtenſohn'ſchen Unternehmung abgeſchreckt, hoffte er denſelben Zweck auf einem andern Wege ſicherer und gründlicher zu erreichen. Er entſchloß ſich, dem Laufe der Donau zu folgen und mitten durch Bayern gegen die öſterreichiſchen Grenzen hereinzubrechen. Einen ähnlichen Plan hatte ſchon Guſtav Adolph entworfen, aber nicht zur Ausführung bringen können, weil ihn die Wallenſtein'ſche Macht und Sachſens Gefahr von ſeiner Siegesbahn zu frühzeitig abrieſen. In ſeine Fußſtapfen war Herzog Bernhard getreten, und, glücklicher als Guſtav Adolph, hatte er ſchon zwiſchen der Iſar und dem Inn ſeine ſiegreichen Fahnen ausgebreitet; aber auch ihn zwang die Menge und die Nähe der feindlichen Armeen, in ſeinem Heldenlaufe ſtill zu ſtehen und ſeine Völker zurückzuführen. Was dieſen beiden mißlungen war, hoffte Wrangel jetzt um ſo mehr zu einem glücklichen Ende zu führen, da die kaiſerlich-bayeriſchen Völker weit hinter ihm an der Lahn ſtanden, und erſt nach einem ſehr weiten Marſch durch Franken und die Oberpfalz in Bayern eintreffen konnten. Eilfertig zog er ſich an die Donau, ſchlug ein Corps Bayern bei Donauwörth und paſſirte dieſen Strom, ſo wie den Lech, ohne Widerſtand. Aber durch die fruchtloſe Belagerung von Augsburg verſchaffte er den Kaiſerlichen Zeit, ſowohl dieſe Stadt zu entſetzen, als ihn ſelbſt bis Lauingen zurückzutreiben. Nachdem ſie ſich aber auf's Neue, um den Krieg von den bayeriſchen Grenzen zu entfernen, gegen Schwaben gewendet hatten, erſah er die Gelegenheit, den unbeſetzt gelaſſenen Lech zu paſſiren, den er nunmehr den Kaiſerlichen ſelbſt verſperrte. Und jetzt lag Bayern offen und unvertheidigt vor ihm da; Franzoſen und Schweden überſchwemmten es wie eine reißende Flut, und der Soldat belohnte ſich durch die ſchrecklichſten Gewaltthaten, Räubereien und Erpreſſungen für die überſtandenen Gefahren. Die Ankunft der kaiſerlich-bayeriſchen Völker, welche endlich bei Thierhaupten den Uebergang über den Lechſtrom vollbrachten, vermehrte bloß das Elend des Landes, welches Freund und Feind ohne Unterſchied plünderten.

Jetzt endlich — jetzt, in dieſem ganzen Kriege zum erſten Male, wankte der ſtandhafte Muth **Maximilians**, der acht und zwanzig Jahre lang bei den härteſten Proben unerſchüttert geblieben. **Ferdinand der Zweite**, ſein Geſpiele zu Ingolſtadt und der Freund ſeiner Jugend, war nicht mehr; mit dem Tode dieſes Freundes und Wohlthäters war eins der ſtärkſten Bande zerriſſen, die den Churfürſten an Oeſterreichs Intereſſe gefeſſelt hatten. An den Vater hatte ihn Gewohnheit, Neigung und Dankbarkeit gekettet; der Sohn war ſeinem Herzen fremd und nur das Staatsintereſſe konnte ihn in der Treue gegen dieſen Fürſten erhalten.

Und eben dieſes Letztere war es, was die franzöſiſche Argliſt jetzt wirken ließ, um ihn von der öſterreichiſchen

Allianz abzulocken und zu Niederlegung der Waffen zu bewegen. Nicht ohne eine große Abſicht hatte Mazarin ſeiner Eiferſucht gegen die wachſende Macht Schwedens Stillſchweigen auferlegt und den franzöſiſchen Völkern geſtattet, die Schweden nach Bayern zu begleiten. Bayern ſollte alle Schreckniſſe des Krieges erleiden, damit endlich Noth und Verzweiflung die Standhaftigkeit Maximilians beſiegten, und der Kaiſer den erſten und letzten ſeiner Alliirten verlöre. Brandenburg hatte unter ſeinem großen Regenten die Neutralität erwählt, Sachſen aus Noth ſie ergreifen müſſen, den Spaniern unterſagte der franzöſiſche Krieg jeden Antheil an dem deutſchen; Dänemark hatte der Friede mit Schweden von der Kriegsbühne abgerufen, Polen ein langer Stillſtand entwaffnet. Gelang es auch noch, den Churfürſten von Bayern von dem öſterreichiſchen Bündniß loszureißen, ſo hatte der Kaiſer im ganzen Deutſchland keinen Verfechter mehr, und ſchutzlos ſtand er da, der Willkühr der Kronen preisgegeben.

Ferdinand der Dritte erkannte die Gefahr, worin er ſchwebte, und ließ kein Mittel unverſucht, ſie abzuwenden. Aber man hatte dem Churfürſten von Bayern die nachtheilige Meinung beigebracht, daß nur die Spanier dem Frieden entgegen ſtänden, und daß bloß ſpaniſcher Einfluß den Kaiſer vermöge, ſich gegen den Stillſtand der Waffen zu erklären: Maximilian aber haßte die Spanier und hatte es ihnen nie vergeben, daß ſie ihm bei ſeiner Bewerbung um die pfälziſche Chur entgegen geweſen waren. Und dieſer feindſeligen Macht zu gefallen ſollte er jetzt ſein Volk aufgeopfert, ſeine Lande verwüſtet, ſich ſelbſt zu Grunde gerichtet ſehen, da er ſich durch einen Stillſtand aus allen Bedrängniſſen reißen, ſeinem Volke die ſo nöthige Erholung verſchaffen und durch dieſes Mittel zugleich den allgemeinen Frieden vielleicht beſchleunigen konnte? Jede Bedenklichkeit verſchwand, und, von der Nothwendigkeit dieſes Schrittes überzeugt, glaubte er ſeinen Pflichten gegen den Kaiſer genug zu thun, wenn er auch ihn der Wohlthat des Waffenſtillſtandes theilhaftig machte.

Zu Ulm verſammelten ſich die Deputirten der drei Kronen und Bayerns, um die Bedingungen des Stillſtands in Richtigkeit zu bringen. Aus der Inſtruktion der öſterreichiſchen Abgeſandten ergab ſich aber bald, daß der Kaiſer den Congreß nicht beſchickt hatte, um die Abſchließung deſſelben zu befördern, ſondern vielmehr, um ſie rückgängig zu machen. Es kam darauf an, die Schweden, die im Vortheile waren und von der Fortſetzung des Kriegs mehr zu hoffen als zu fürchten hatten, für den Stillſtand zu gewinnen, nicht ihnen denſelben durch harte Bedingungen zu erſchweren. Sie waren ja die Sieger; und doch maßte der Kaiſer ſich an, ihnen Geſetze vorzuſchreiben. Auch fehlte wenig, daß ihre Geſandten nicht im erſten Zorn den Congreß verließen, und um ſie zurückzuhalten, mußten die Franzoſen zu Drohungen ihre Zuflucht nehmen.

Nachdem es dem guten Willen des Churfürſten von Bayern auf dieſe Weiſe mißlungen war, den Kaiſer mit in den Stillſtand einzuſchließen, ſo hielt er ſich nunmehr für berechtigt, für ſich ſelbſt zu ſorgen. So theuer auch der Preis war, um welchen man ihn den

Stillſtand erkaufen ließ, ſo bedachte er ſich doch nicht lange, denſelben einzugehen. Er überließ den Schweden, ihre Quartiere in Franken und Schwaben auszubreiten, und war zufrieden, die ſeinigen auf Bayern und auf die pfälziſchen Lande einzuſchränken. Was er in Schwaben erobert hatte, mußte den Alliirten geräumt werden, die ihm ihrerſeits, was ſie von Bayern inne hatten, wieder auslieferten. In den Stillſtand war auch Köln und Heſſenkaſſel eingeſchloſſen. Nach Abſchließung dieſes Traktats, am 14ten März 1647, verließen die Franzoſen und Schweden Bayern, und wählten ſich, um ſich ſelbſt nicht im Wege zu ſtehen, verſchiedene Quartiere, jene im Herzogthum Würtemberg, dieſe in Oberſchwaben, in der Nähe des Bodenſees. An dem äußerſten nördlichen Ende dieſes Sees und Schwabens ſüdlichſter Spitze trotzte die öſterreichiſche Stadt Bregenz durch ihren engen und ſteilen Paß jedem feindlichen Anfall, und aus der ganzen umliegenden Gegend hatte man ſeine Güter und Perſonen in dieſe natürliche Feſtung geflüchtet. Die reiche Beute, die der aufgehäufte Vorrath darin erwarten ließ, und der Vortheil, einen Paß gegen Tyrol, die Schweiz und Italien zu beſitzen, reizte den ſchwediſchen General, einen Angriff auf dieſe für unüberwindlich gehaltene Klauſe und die Stadt ſelbſt zu verſuchen. Beides gelang ihm, des Widerſtands der Landleute ungeachtet, die, ſechstauſend an der Zahl, den Paß zu vertheidigen ſtrebten. Unterdeß hatte ſich Türenne, der getroffenen Uebereinkunft gemäß, nach dem Würtembergiſchen gewendet, von wo aus er den Landgrafen von Darmſtadt und den Churfürſten von

Mainz durch die Gewalt ſeiner Waffen zwang, nach dem Beiſpiel Bayerns die Neutralität zu ergreifen.

Und jetzt endlich ſchien das große Ziel der franzöſiſchen Staatskunſt erreicht zu ſeyn, den Kaiſer, alles Beiſtands der Ligue und ſeiner proteſtantiſchen Alliirten beraubt, den vereinigten Waffen der beiden Kronen ohne Vertheidigung bloß zu ſtellen und ihm mit dem Schwert in der Hand den Frieden zu diktiren. Eine Armee von höchſtens zwölftauſend Mann war Alles, was ihm von ſeiner Furchtbarkeit übrig war, und über dieſe mußte er, weil der Krieg alle ſeine fähigen Generale dahin gerafft hatte, einen Calviniſten, den heſſiſchen Ueberläufer **Melander**, zum Befehlshaber ſetzen. Aber wie dieſer Krieg mehrmals die überraſchendſten Glückswechſel aufſtellte, und oft durch einen plötzlichen Zwiſchenfall alle Berechnungen der Staatskunſt zu Schanden machte, ſo ſtrafte auch hier der Erfolg die Erwartung Lügen, und die tief geſunkene Macht Oeſterreichs arbeitete ſich nach einer kurzen Kriſe auf's Neue zu einer drohenden Ueberlegenheit empor. Frankreichs Eiferſucht gegen die Schweden erlaubte dieſer Krone nicht, den Kaiſer zu Grunde zu richten und die ſchwediſche Macht in Deutſchland dadurch zu einem Grade zu erheben, der für Frankreich ſelbſt zuletzt verderblich werden konnte. Oeſterreichs hülfloſe Lage wurde daher von dem franzöſiſchen Miniſter nicht benutzt, die Armee des **Türenne** von **Wrangeln** getrennt und an die niederländiſchen Grenzen gezogen. Zwar verſuchte **Wrangel**, nachdem er ſich von Schwaben nach Franken gewendet, Schweinfurt erobert und die dortige kaiſerliche Beſatzung unter ſeine Armee geſteckt hatte, für ſich ſelbſt in Böhmen einzudringen, und belagerte Eger, den Schlüſſel zu dieſem Königreich. Um dieſe Feſtung zu entſetzen, ließ der Kaiſer ſeine letzte Armee marſchiren und fand ſich in eigener Perſon bei derſelben ein. Aber ein weiter Umweg, den ſie nehmen mußte, um die Güter des Kriegsrathspräſidenten von Schlick nicht zu betreten, verzögerte ihren Marſch, und ehe ſie anlangte, war Eger ſchon verloren. Beide Armeen näherten ſich jetzt einander und man erwartete mehr als einmal eine entſcheidende Schlacht, da beide der Mangel drückte, die Kaiſerlichen die größere Zahl für ſich hatten, und beide Lager und Schlachtordnungen oft nur durch die aufgeworfenen Werke von einander geſchieden waren. Aber die Kaiſerlichen begnügten ſich, dem Feind zur Seite zu bleiben und ihn durch kleine Angriffe, Hunger und ſchlimme Märſche zu ermüden, bis die mit Bayern eröffneten Unterhandlungen das gewünſchte Ziel erreicht haben würden.

Bayerns Neutralität war eine Wunde, die der kaiſerliche Hof nicht verſchmerzen konnte, und nachdem man umſonſt verſucht hatte, ſie zu hindern, ward beſchloſſen, den einzig möglichen Vortheil davon zu ziehen. Mehrere Offiziere der bayeriſchen Armee waren über dieſen Schritt ihres Herrn entrüſtet, der ſie auf einmal in Unthätigkeit verſetzte und ihrem Hange zur Ungebundenheit eine läſtige Feſſel anlegte. Selbſt der tapfere Johann von Werth ſtand an der Spitze der Mißvergnügten, und, aufgemuntert von dem Kaiſer, entwarf er das Complot, die ganze Armee von dem Churfürſten abtrünnig zu machen und dem Kaiſer zuzuführen.

Ferdinand erröthete nicht, dieſe Verrätherei gegen den treuſten Alliirten ſeines Vaters heimlich in Schutz zu nehmen. Er ließ an die churfürſtlichen Völker förmliche Abrufungsbriefe ergehen, worin er ſie erinnerte, daß ſie Reichstruppen ſeyen, die der Churfürſt bloß in kaiſerlichem Namen befehligt habe. Zum Glück entdeckte Maximilian das angeſponnene Complott noch zeitig genug, um durch ſchnelle und zweckmäßige Anſtalten der Ausführung deſſelben zuvor zu kommen.

Der unwürdige Schritt des Kaiſers hatte ihn zu Repreſſalien berechtigt; aber Maximilian war ein zu grauer Staatsmann, um, wo die Klugheit allein ſprechen durfte, die Leidenſchaft zu hören. Er hatte von dem Waffenſtillſtand die Vortheile nicht geerntet, die er ſich davon verſprochen hatte. Weit entfernt, zu der Beſchleunigung des allgemeinen Friedens beizutragen, hatte dieſer einſeitige Stillſtand vielmehr den Negociationen zu Münſter und Osnabrück eine ſchädliche Wendung gegeben und die Alliirten in ihren Forderungen dreiſter gemacht. Die Franzoſen und Schweden waren aus Bayern entfernt worden; aber durch den Verluſt der Quartiere im ſchwäbiſchen Kreiſe ſah er ſich nun ſelbſt dahin gebracht, mit ſeinen Truppen ſein eigenes Land auszuſaugen, wenn er ſich nicht entſchließen wollte, ſie ganz und gar abzudanken, und in dieſer Zeit des Fauſtrechts unbeſonnen Schwert und Schild wegzulegen. Ehe er eins dieſer beiden gewiſſen Uebel erwählte, entſchloß er ſich lieber zu einem dritten, das zum wenigſten noch ungewiß war, den Stillſtand aufzukündigen und auf's Neue zu den Waffen zu greifen.

Sein Entſchluß und die ſchnelle Hülfe, die er dem Kaiſer nach Böhmen ſchickte, drohte den Schweden höchſt verderblich zu werden, und Wrangel mußte ſich auf's Eilfertigſte aus Böhmen zurückziehen. Er ging durch Thüringen nach Weſtphalen und Lüneburg, um die franzöſiſche Armee unter Türenne an ſich zu ziehen, und unter Melander und Gronsfeld folgte ihm die kaiſerlich-bayeriſche Armee bis an den Weſerſtrom. Sein Untergang war unvermeidlich, wenn der Feind ihn erreichte, ehe Türenne zu ihm ſtieß; aber was den Kaiſer zuvor gerettet hatte, erhielt jetzt auch die Schweden. Mitten unter der Wuth des Kampfes leitete kalte Klugheit den Lauf des Krieges, und die Wachſamkeit der Höfe vermehrte ſich, je näher der Friede herbei rückte. Der Churfürſt von Bayern durfte es nicht geſchehen laſſen, daß ſich das Uebergewicht der Macht ſo entſcheidend auf die Seite des Kaiſers neigte und durch dieſen plötzlichen Umſchwung der Dinge der Friede verzögert würde. So nahe an Abſchließung der Traktaten war jede einſeitige Glücksveränderung äußerſt wichtig, und die Aufhebung des Gleichgewichts unter den traktirenden Kronen konnte auf einmal das Werk vieler Jahre, die theure Frucht der ſchwierigſten Unterhandlungen zerſtören und die Ruhe des ganzen Europa verzögern. Wenn Frankreich ſeinen Alliirten, die Krone Schweden, in heilſamen Feſſeln hielt, und ihr, nach Maßgabe ihrer Vortheile und Verluſte, ſeine Hülfe zuzählte, ſo übernahm der Churfürſt von Bayern ſtillſchweigend dieſes Geſchäft bei ſeinem Alliirten, dem Kaiſer, und ſuchte durch eine weiſe Abwägung ſeines

Beiſtandes Meiſter von Oeſterreichs Größe zu bleiben. Jetzt droht die Macht des Kaiſers auf einmal zu einer gefährlichen Höhe zu ſteigen, und **Maximilian** hält plötzlich inne, die ſchwediſche Armee zu verfolgen. Auch fürchtete er die Repreſſalien Frankreichs, welches ſchon gedroht hatte, die ganze Macht **Türennes** gegen ihn zu ſenden, wenn er ſeinen Truppen erlauben würde, über die Weſer zu ſetzen.

Melander, durch die Bayern gehindert, **Wrangeln** weiter zu verfolgen, wendete ſich über Jena und Erfurt gegen Heſſen, und erſcheint jetzt als ein furchtbarer Feind in demſelben Lande, das er ehemals vertheidigt hatte. Wenn es wirklich Rachbegierde gegen ſeine ehemalige Gebieterin war, was ihn antrieb, Heſſen zum Schauplatz ſeiner Verwüſtung zu erwählen, ſo befriedigte er dieſe Luſt auf das Schrecklichſte. Heſſen blutete unter ſeiner Geißel und das Elend dieſes ſo hart mitgenommenen Landes wurde durch ihn auf's Aeußerſte getrieben. Aber bald hatte er Urſache zu bereuen, daß ihn bei der Wahl der Quartiere die Rachgier ſtatt der Klugheit geleitet hatte. In dem verarmten Heſſen drückte der äußerſte Mangel die Armee, während daß **Wrangel** in Lüneburg friſche Kräfte ſammelte und ſeine Regimenter beritten machte. Viel zu ſchwach, ſeine ſchlechten Quartiere zu behaupten, als der ſchwediſche General im Winter des 1648ſten Jahres den Feldzug eröffnete und gegen Heſſen anrückte, mußte er mit Schanden entweichen und an den Ufern der Donau ſeine Rettung ſuchen.

Frankreich hatte die Erwartungen der Schweden auf's Neue getäuſcht, und die Armee des Türenne, aller Aufforderungen **Wrangels** ungeachtet, am Rheinſtrom zurückgehalten. Der ſchwediſche Heerführer hatte ſich dadurch gerächt, daß er die weimariſche Reiterei an ſich zog, die dem franzöſiſchen Dienſt entſagte, durch eben dieſen Schritt aber der Eiferſucht Frankreichs neue Nahrung gegeben. Endlich erhielt **Türenne** die Erlaubniß, zu den Schweden zu ſtoßen, und nun wurde von beiden vereinigten Armeen der letzte Feldzug in dieſem Kriege eröffnet. Sie trieben **Melandern** bis an die Donau vor ſich her, warfen Lebensmittel in Eger, das von den Kaiſerlichen belagert war, und ſchlugen jenſeits der Donau das kaiſerlich-bayeriſche Heer, das bei Zusmarshauſen ſich ihnen entgegen ſtellte. **Melander** erhielt in dieſer Action eine tödtliche Wunde, und der bayeriſche General **von Gronsfeld** poſtirte ſich mit der übrigen Armee jenſeits des Lechſtroms, um Bayern vor einem feindlichen Einbruche zu ſchützen.

Aber **Gronsfeld** war nicht glücklicher als **Tilly**, der an eben dieſem Poſten für Bayerns Rettung ſein Leben hingeopfert hatte. **Wrangel** und **Türenne** wählten dieſelbe Stelle zum Uebergang, welche durch den Sieg **Guſtav Adolphs** bezeichnet war, und vollendeten ihn mit Hülfe deſſelben Vortheils, welcher jenen begünſtigt hatte. Jetzt wurde Bayern auf's Neue überſchwemmt, und der Bruch des Stillſtandes durch die grauſamſte Behandlung des bayeriſchen Unterthans geahndet. **Maximilian** verkroch ſich in Salzburg, indem die Schweden über die Iſar ſetzten und bis an den

Inn vordrangen. Ein anhaltender ſtarker Regen, der dieſen nicht ſehr beträchtlichen Fluß in wenigen Tagen in einen reißenden Strom verwandelte, rettete Oeſterreich noch einmal aus der drohenden Gefahr. Zehnmal verſuchte der Feind, eine Schiffbrücke über den Inn zu ſchlagen, und zehnmal vernichtete ſie der Strom. Nie im ganzen Kriege war das Schrecken der Katholiſchen ſo groß geweſen als jetzt, da die Feinde mitten in Bayern ſtanden und kein General mehr vorhanden war, den man einem **Türenne**, **Wrangel** und **Königsmark** gegenüber ſtellen durfte. Endlich erſchien der tapfere Held Piccolomini aus den Niederlanden, den ſchwachen Reſt der kaiſerlichen Heere anzuführen. Die Alliirten hatten durch ihre Verwüſtungen in Bayern ſich ſelbſt den längern Aufenthalt in dieſem Lande erſchwert und der Mangel nöthigte ſie, ihren Rückzug nach der Oberpfalz zu nehmen, wo die Friedenspoſt ihre Thätigkeit endigt.

Mit ſeinem fliegenden Corps hatte ſich **Königsmark** nach Böhmen gewendet, wo **Ernſt Odowalsky**, ein abgedankter Rittmeiſter, der im kaiſerlichen Dienſt zum Krüppel geſchoſſen und dann ohne Genugthuung verabſchiedet ward, ihm einen Plan angab, die kleine Seite von Prag zu überrumpeln. **Königsmark** vollführte ihn glücklich, und erwarb ſich dadurch den Ruhm, den dreißigjährigen Krieg durch die letzte glänzende Action beſchloſſen zu haben. Nicht mehr als Einen Todten koſtete den Schweden dieſer entſcheidende Streich, der endlich die Unentſchloſſenheit des Kaiſers beſiegte. Die Altſtadt aber, Prags größere Hälfte, die durch die Moldau davon getrennt war, ermüdete durch ihren lebhaften Widerſtand auch den Pfalzgrafen Karl Guſtav, den Thronfolger der Chriſtina, der mit friſchen Völkern aus Schweden angelangt war und die ganze ſchwediſche Macht aus Böhmen und Schleſien vor ihren Mauern verſammelte. Der eintretende Winter nöthigte endlich die Belagerer in die Winterquartiere, und in dieſen erreichte ſie die Botſchaft des zu Osnabrück und Münſter am vier und zwanzigſten Oktober unterzeichneten Friedens.

Was für ein Rieſenwerk es war, dieſen unter dem Namen des weſtphäliſchen berühmten, unverletzlichen und heiligen Frieden zu ſchließen, welche unendlich ſcheinende Hinderniſſe zu bekämpfen, welche ſtreitende Intereſſen zu vereinigen waren, welche Reihe von Zufällen zuſammen wirken mußte, dieſes mühſame, theuere und dauernde Werk der Staatskunſt zu Stande zu bringen, was es koſtete, die Unterhandlungen auch nur zu eröffnen, was es koſtete, die ſchon eröffneten unter den wechſelnden Spielen des immer fortgeſetzten Krieges im Gange zu erhalten, was es koſtete, dem wirklich vollendeten das Siegel aufzudrücken und den feierlich verkündigten zur wirklichen Vollziehung zu bringen — was endlich der Inhalt dieſes Friedens war, was durch dreißigjährige Anſtrengungen und Leiden von jedem einzelnen Kämpfer gewonnen oder verloren worden iſt, und welchen Vortheil oder Nachtheil die europäiſche Geſellſchaft im Großen und im Ganzen dabei mag geerntet haben — muß einer andern Feder vorbehalten bleiben. So ein großes Ganze die Kriegsgeſchichte war, ſo ein großes und eigenes Ganze iſt auch die Geſchichte des weſtphäliſchen Friedens. Ein Abriß davon würde das intereſſanteſte und charaktervollſte Werk der menſchlichen Weisheit und Leidenſchaft zum Skelet entſtellen, und ihr gerade dasjenige rauben, wodurch ſie die Aufmerkſamkeit desjenigen Publikums feſſeln könnte, für das ich ſchrieb, und von dem ich hier Abſchied nehme.

◆

Schillers

ſämmtliche Werke.

Schiller's

ſämmtliche Werke

mit Stahlſtichen.

Zehnter Band.

Stuttgart und Tübingen.
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1836.

Universitäts-Bibliothek München

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

[illegible]
[illegible]

Inhalt.

Proſaiſche Schriften. Erſte Periode.

Seite

Ueber den Zuſammenhang der thieriſchen Natur des Menſchen mit ſeiner geiſtigen . . . 3
Ueber das gegenwärtige deutſche Theater . . . 55
Der Spaziergang unter den Linden 65
Eine großmüthige Handlung aus der neueſten Geſchichte 72
Die Schaubühne als eine moraliſche Anſtalt betrachtet 77

Zweite Periode.

Der Verbrecher aus verlorener Ehre. Eine wahre Geſchichte 95
Spiel des Schickſals. Ein Bruchſtück aus einer wahren Geſchichte 129
Der Geiſterſeher. Aus den Papieren des Grafen von O**. 146
Philoſophiſche Briefe 312
Briefe über Don Karlos 352

Seite

Was heißt und zu welchem Ende ſtudirt man Univerſalgeſchichte? Eine akademiſche Antrittsrede 111

Etwas über die erſte Menſchengeſellſchaft nach dem Leitfaden der Moſaiſchen Urkunde . . 143

Die Sendung Moſes 168

Die Geſetzgebung des Lykurgus und Solon . . 201

* * *

Proſaiſche Schriften.

Erſte Periode.

Ueber den Zuſammenhang
der
# thieriſchen Natur des Menſchen
mit ſeiner geiſtigen. *

Einleitung.

§. 1.

Schon mehrere Philoſophen haben behauptet, daß der Körper gleichſam der Kerker des Geiſtes ſey, daß er ſolchen allzuſehr an das Irdiſche hefte und ſeinen ſogenannten Flug zur Vollkommenheit hemme. Wiederum iſt von manchem Philoſophen mehr oder weniger beſtimmt die Meinung gehegt worden, daß Wiſſenſchaft und Tugend nicht ſowohl Zweck, als Mittel zur Glückſeligkeit ſeyen, daß ſich alle Vollkommenheit des Menſchen in der Verbeſſerung ſeines Körpers verſammle.

---

* Dieſer Verſuch, bisher in die ſämmtlichen Werke Schiller's nicht aufgenommen, nun aber von ſeinen Söhnen hiefür beſtimmt, erſchien ſchon im Jahr 1780 im Drucke, und zwar als: „Eine Abhandlung, welche in höchſter Gegenwart Seiner herzoglichen Durchlaucht, während den öffentlichen akademiſchen Prüfungen, vertheidigen wird Johann Chriſtoph Friedrich Schiller, Candidat der Medizin in der herzoglichen Militair Akademie.“

Mich deucht, es iſt dies von beiden Theilen gleich einſeitig geſagt. Letzteres Syſtem wird beinahe völlig aus unſeren Moralen und Philoſophien verwieſen ſeyn, und iſt, ſcheint es mir, nicht ſelten mit allzu fanatiſchem Eifer verworfen worden, — es iſt gewiß der Wahrheit nichts ſo gefährlich, als wenn einſeitige Meinungen einſeitige Widerleger finden. — — Das erſtere iſt wohl im Ganzen am meiſten geduldet worden, indem es am fähigſten iſt, das Herz zur Tugend zu erwärmen und ſeinen Werth an wahrhaftig großen Seelen ſchon gerechtfertiget hat. Wer bewundert nicht den Starkſinn eines Cato, die hohe Tugend eines Brutus und Aurels, den Gleichmuth eines Epiktets und Seneka? Aber deſſen ungeachtet iſt es doch nichts mehr als eine ſchöne Verirrung des Verſtandes, ein wirkliches Extremum, das den einen Theil des Menſchen allzuenthuſiaſtiſch herabwürdigt, und uns in den Rang idealiſcher Weſen erheben will, ohne uns zugleich unſerer Menſchlichkeit zu entladen; ein Syſtem, das allem, was wir von der Evolution des einzelnen Menſchen und des geſammten Geſchlechtes hiſtoriſch wiſſen und philoſophiſch erklären können, ſchnurgerade zuwiderläuft und ſich durchaus nicht mit der Eingeſchränktheit der menſchlichen Seele verträgt. Es iſt demnach hier, wie überall, am rathſamſten, das Gleichgewicht zwiſchen beiden Lehrmeinungen zu halten, um die Mittellinie der Wahrheit deſto gewiſſer zu treffen. Da aber gewöhnlicher Weiſe mehr darin gefehlt worden iſt, daß man zu viel auf die eigene Rechnung der Geiſteskraft, in ſo fern ſie außer Abhängigkeit von dem Körper gedacht wird, mit Hintanſezung dieſes leztern geſchrieben hat, ſo wird ſich gegenwärtiger Verſuch mehr damit beſchäftigen, den merkwürdigen Beitrag des Körpers zu den Actionen der Seele, den großen und reellen Einfluß des thieriſchen Empfindungsſyſtemes auf das Geiſtige in ein helleres Licht zu ſezen. Aber darum iſt das noch gar nicht die Philoſophie des Epikurus, ſo wenig es Stoiciſmus iſt, die Tugend für das höchſte Gut zu halten.

◆

Ehe wir die höheren moraliſchen Zwecke, die mit Beihülfe der thieriſchen Natur erreicht werden, zu erforſchen ſuchen, müſſen wir zuerſt ihre phyſiſche Nothwendigkeit feſtſezen und in einigen Grundbegriffen einig werden. Darum der erſte Geſichtspunkt, aus welchem wir den Zuſammenhang der beiden Naturen betrachten.

Phyſiſcher Zuſammenhang.

Thieriſche Natur befeſtigt die Thätigkeit des Geiſtes.

§. 2.

Organiſmus der Seelenwirkungen – der Ernährung – der Zeugung.

Alle Anſtalten, die wir in der ſittlichen und körperlichen Welt zur Vollkommenheit des Menſchen gewahrnehmen, ſcheinen ſich zulezt in den Elementarſaz zu vereinigen: Vollkommenheit des Menſchen liegt in der

Uebung ſeiner Kräfte durch Betrachtung des Weltplans; und da zwiſchen dem Maße der Kraft und dem Zweck, auf den ſie wirket, die genaueſte Harmonie ſeyn muß, ſo wird Vollkommenheit in der höchſtmöglichſten Thätigkeit ſeiner Kräfte und ihrer wechſelſeitigen Unterordnung beſtehen. Aber die Thätigkeit der menſchlichen Seele iſt — aus einer Nothwendigkeit, die ich noch nicht erkenne, und auf eine Art, die ich noch nicht begreife — an die Thätigkeit der Materie gebunden. Die Veränderungen in der Körperwelt müſſen durch eine eigene Klaſſe mittlerer organiſcher Kräfte, die Sinne, modifizirt und ſo zu ſagen verfeinert werden, ehe ſie vermögend ſind, in mir eine Vorſtellung zu erwecken; ſo müſſen wiederum andere organiſche Kräfte, die Maſchinen der willkührlichen Bewegung, zwiſchen Seele und Welt treten, um die Veränderung der erſteren auf die letztere fortzupflanzen; ſo müſſen endlich ſelbſt die Operationen des Denkens und Empfindens gewiſſen Bewegungen des innern Senſoriums correſpondiren. Alles dieſes macht den Organismus der Seelenwirkungen aus.

Aber die Materie iſt ein Raub des ewigen Wechſels und reibt ſich ſelbſt auf, ſo wie ſie wirket, unter der Bewegung wird das Element aus ſeinen Fugen getrieben, verjagt und verloren. Weil nun im Gegentheil das einfache Weſen die Seele Dauer und Beſtandheit in ſich ſelber hat, und in ihrem Weſen weder gewinnet noch verliert, ſo kann die Materie nicht gleichen Schritt mit der Geiſtesthätigkeit halten, und bald würde alſo der Organismus des geiſtigen Lebens, mit ihm alle Wirkſamkeit der Seele, dahin ſeyn. Dies nun zu verhüten, mußte ein neues Syſtem organiſcher Kräfte zu dem erſten gleichſam angereihet werden, das ſeine Conſumtionen erſetzt und ſeinen ſinkenden Flor durch eine ſtetig aneinander hängende Kette neuer Schöpfungen erhält. Dies iſt der Organismus der Ernährung.

Noch mehr. Nach einem kurzen Zeitraum von Wirkung, nach dem aufgehobenen Gleichgewicht zwiſchen Verluſt und Erneuerung tritt der Menſch von der Bühne des Lebens und das Geſetz der Sterblichkeit entvölkert die Erde. Auch hat die Anzahl empfindender Weſen, die die ewige Liebe und Weisheit in ein glückliches Daſeyn wollte gerufen haben, nicht Raum genug, in den engen Grenzen dieſer Welt zumal zu exiſtiren, und das Leben dieſer Generation ſchließt das Leben einer andern aus. Darum ward es nothwendig, daß neue Menſchen an die Stelle der weggeſchiedenen alten treten und das Leben durch ununterbrochene Succeſſionen erhalten würde. Aber geſchaffen wird nichts mehr, und was nun neues wird, wird es nur durch Entwicklung. Die Entwicklung des Menſchen mußte durch Menſchen geſchehen, wenn ſie mit der Conſumtion im Verhältniß ſtehen, wenn der Menſch zum Menſchen gebildet werden ſollte. Aus dieſem Grund wurde ein neues Syſtem organiſcher Kräfte den zwei vorhergehenden zugeordnet, das die Belebung und Entwicklung des Menſchenkeims zur Abſicht hatte. Dies iſt der Organismus der Zeugung. Dieſe drei Organismi in den genaueſten Lokal- und Realzuſammenhang gebracht, bilden den menſchlichen Körper.

§. 3.

Der Körper.

Die organiſchen Kräfte des menſchlichen Körpers theilen ſich von ſelbſt in zwei Hauptklaſſen, die erſte enthält diejenige, die wir nach keinen bekannten Geſetzen und Phänomenen der phyſiſchen Welt begreifen können, und dahin gehören, die Empfindlichkeit der Nerven und die Reizbarkeit des Muskels. Da es bisher unmöglich war, in die Oekonomie des Unſichtbaren einzudringen, ſo hat man die unbekannte Mechanik durch die bekannte zu erklären geſucht, und den Nerven als einen Kanal betrachtet, der ein äußerſt feines flüchtiges und wirkſames Fluidum führet, das an Geſchwindigkeit und Feinheit Aether und elektriſche Materie übertreffen ſoll, und hat dieſes als das Principium der Empfindlichkeit und Beweglichkeit angeſehen und ihm daher den Namen der Lebensgeiſter gegeben. So hat man ferner die Reizbarkeit der Muskelfaſer in einen gewiſſen Niſum geſetzt, ſich auf Veranlaſſung eines fremden Reizes zu verkürzen und beide Endpunkte näher zu bringen. Dieſe zweierlei Principien machen den ſpecifiſchen Charakter des thieriſchen Organismus.

Die zweite Klaſſe begreift diejenige, die wir den allgemein bekannten Geſetzen der Phyſik unterordnen können. Hieher rechne ich die Mechanik der Bewegung und die Chemie des menſchlichen Körpers, woraus das vegetabiliſche Leben erwächſt. Vegetation alſo und thieriſche Mechanik auf das genaueſte vermiſcht, bilden eigentlich das phyſiſche Leben des menſchlichen Körpers.

§. 4.

Thieriſches Leben.

Noch iſt das nicht alles. Da der Verluſt mehr oder weniger in der Willkühr des Geiſtes liegt, ſo mußte es auch nothwendig der Erſaz ſeyn. Ferner, da der Körper allen Folgen der Zuſammenſezung unterworfen und im Kreis der um ihn wirkenden Dinge unzähligen feindlichen Wirkungen bloßgeſtellt iſt, ſo mußte es in der Gewalt der Seele ſtehen, ihn wider den ſchädlichen Einfluß dieſer leztern zu beſchüzen und ihn mit der phyſiſchen Welt in diejenigen Verhältniſſe zu bringen, die ſeiner Fortdauer am zuträglichſten ſind; ſie mußte daher von dem gegenwärtigen ſchlimmen oder guten Zuſtand ihrer Organe unterrichtet werden, ſie mußte aus ſeinem ſchlimmen Zuſtand Mißvergnügen, aus ſeinem Wohlſtand Vergnügen ſchöpfen, um ihn entweder zu verlängern oder zu entfernen, zu ſuchen oder zu fliehen. Hier alſo wird ſchon der Organismus an das Empfindungsvermögen gleichſam angeknüpft und die Seele in das Intereſſe ihres Körpers gezogen. Jezt iſt es etwas mehr als Vegetation, etwas mehr als todter Hebel und Nerven- und Muskel-Mechanik, jezt iſt es thieriſches Leben. *

---

* Aber noch etwas mehr als thieriſches Leben des Thiers. Das Thier lebt das thieriſche Leben, um angenehm zu empfinden. Es empfindet angenehm, um das thieriſche Leben zu erhalten. Wie es lebt jezt, um morgen wieder zu leben. Es iſt jezt glüklich, um morgen glüklich zu ſeyn. Aber ein einfaches, ein unſterbliches Glük, das die Perioden des Organismus nachmacht, das dem Inſekt, dem blinden Maulwurf gleich

Der Flor des thieriſchen Lebens iſt, wie wir wiſſen, für den Flor der Seelenwirkungen äußerſt wichtig, und darf ohne die Totalaufhebung dieſer leztern niemals aufgehoben werden. Er muß alſo einen feſten Grund haben, der ihm nicht ſo leicht ſchwanke, das heißt, die Seele muß durch eine unwiderſtehliche Macht zu den Handlungen des phyſiſchen Lebens beſtimmt werden. Konnten alſo wohl die Empfindungen des thieriſchen Wohl- oder Uebelſtands geiſtige Empfindungen ſeyn und durch das Denken erzeugt werden? Wie oft würde ſie das überwältigende Licht der Leidenſchaften verdunkeln, wie oft Trägheit oder Dummheit begraben, wie oft Geſchäftigkeit und Zerſtreuung überſehen? Ferner, würde nicht von dem Thiermenſchen die vollkommenſte Kenntniß ſeiner Oekonomie gefordert, müßte das Kind nicht in demjenigen Meiſter ſeyn, in dem unſere Harvey, Boerhave und Haller nach einer fünfzigjährigen Unterſuchung noch Anfänger geblieben ſind? — Die Seele konnte alſo ſchlechterdings keine Idee von dem Zuſtand haben, den ſie verändern ſoll. Wie wird ſie ihn erfahren, wie wird ſie in Thätigkeit kommen?

geworden iſt, weil es nur allein in der Empfindung beruht. Der Menſch lebt auch das thieriſche Leben, und empfindet ſeine Bequemlichkeiten und leidet ſeine Schmerzen. Aber warum? Er empfindet und leidet, daß er ſein thieriſches Leben erhalte. Er erhält ſein thieriſches Leben, um ein geiſtiges länger leben zu können. Hier iſt alſo Mittel verſchieden vom Zweck, dort ſcheinen Zweck und Mittel zu coincidiren. Dieß iſt eine von den Grenzſcheiden zwiſchen Menſch und Thier.

§. 5.

Thieriſche Empfindungen.

Noch kennen wir keine andere Empfindungen als ſolche, die aus einer vorgängigen Operation des Verſtandes entſpringen, aber jetzt ſollen Empfindungen entſtehen, bei denen der Verſtand ganz exuliren muß. Dieſe Empfindungen ſollen die gegenwärtige Beſchaffenheit meiner Werkzeuge wo nicht ausdrücken, doch gleichſam ſpecifiſch bezeichnen, oder beſſer, begleiten. Dieſe Empfindungen ſollen den Willen raſch und lebhaft zu Abſcheu oder Begierde beſtimmen, dieſe Empfindungen ſollen aber doch nur auf der Oberfläche der Seele ſchweben und niemals in das Gebiet der Vernunft reichen. Was alſo bei der geiſtigen Empfindung das Denken gethan hat, das thut hier diejenige Modifikation in den thieriſchen Theilen, die entweder ihre Auflöſung droht, oder ihre Fortdauer ſichert; das heißt, mit demjenigen Zuſtand der Maſchine, der ihren Flor befeſtiget, iſt eine angenehme, und im Gegentheil mit demjenigen, der ihren Wohlſtand untergräbt und ihren Ruin beſchleunigt, eine ſchmerzhafte Rührung der Seele durch ein ewiges Geſetz der Weisheit verbunden, und ſo, daß die Empfindung ſelbſt nicht die geringſte Aehnlichkeit mit der Beſchaffenheit der Organe hat, die ſie bezeichnet. So entſtehen thieriſche Empfindungen. Thieriſche Empfindungen haben demnach einen zweifachen Grund: 1) in dem gegenwärtigen Zuſtand der Maſchine, 2) im Empfindungsvermögen.

Nun läßt ſich begreifen, warum thieriſche Empfindungen mit unwiderſtehlicher und gleichſam tyranniſcher

Macht die Seele zu Leidenſchaften und Handlungen fortreißen, und über die geiſtigſten ſelbſt nicht ſelten die Oberhand bekommen. Dieſe nämlich hat ſie vermittelſt des Denkens hervorgebracht, dieſe alſo kann ſie wiederum durch das Denken auflöſen und gar vernichten. Dies iſt die Gewalt der Abſtraktion und überhaupt der Philoſophie über die Leidenſchaften, über die Meinungen, kurz über alle Situationen des Lebens, jene aber ſind ihr durch eine blinde Nothwendigkeit, durch das Geſetz des Mechanismus aufgedrungen worden, der Verſtand, der ſie nicht ſchuf, kann ſie auch nicht auflöſen, ob er dieſelben ſchon durch eine entgegengeſetzte Richtung der Aufmerkſamkeit um vieles ſchwächen und verdunkeln kann. Der hartnäckigſte Stoiker, der an Steinſchmerzen darniederliegt, wird ſich niemals rühmen können, keinen Schmerz empfunden zu haben; aber er wird, in Betrachtungen über ſeine Endurſachen verloren, die Empfindungskraft theilen, und das überwiegende Vergnügen der großen Vollkommenheit, die auch den Schmerz der allgemeinen Glückſeligkeit unterordnet, wird über die Unluſt ſiegen. Nicht Mangel der Empfindung war es, nicht Vernichtung derſelben, daß Mucius, die Hand in lohen Flammen bratend, den Feind mit dem römiſchen Blick der ſtolzen Ruhe anſtarren konnte, ſondern der Gedanke des großen ihn bewundernden Roms, der in ſeiner Seele herrſchte, hielt ſie gleichſam innerhalb ihrer ſelbſt gefangen, daß der heftige Reiz des thieriſchen Uebels zu wenig war, ſie aus dem Gleichgewicht zu heben. Aber darum war der Schmerz des Römers nicht geringer als der des weichſten Wollüſtlings. Freilich wohl wird derjenige, der gewohnt iſt, in einem Zuſtand dunkler Ideen zu exiſtiren, weniger fähig ſeyn, ſich in dem kritiſchen Augenblick des ſinnlichen Schmerzes zu ermannen, als der, der beſtändig in hellen deutlichen Ideen lebt; aber dennoch ſchützt weder die höchſte Tugend, noch die tiefſte Philoſophie, noch ſelbſt die göttliche Religion vor dem Geſetz der Nothwendigkeit, ob ſie ſchon ihre Anbeter auf dem einſtürzenden Holzſtoß beſeligen kann.

Eben dieſe Macht der thieriſchen Fühlungen auf die Empfindungskraft der Seele hat die weiſeſte Abſicht zum Grunde. Der Geiſt, wenn er einmal in den Geheimniſſen einer höhern Wolluſt eingeweiht worden iſt, würde mit Verachtung auf die Bewegungen ſeines Gefährten herabſehen und den niedrigen Bedürfniſſen des phyſiſchen Lebens nicht leicht mehr opfern wollen, wenn ihn nicht das thieriſche Gefühl dazu zwänge. Den Mathematiker, der in den Regionen des Unendlichen ſchweifte und in der Abſtraktionswelt die wirkliche verträumte, jagt der Hunger aus ſeinem intellektuellen Schlummer empor; den Phyſiker, der die Mechanik des Sonnenſyſtems zergliedert und den irrenden Planeten durchs Unermeßliche begleitet, reißt ein Nadelſtich zu ſeiner mütterlichen Erde zurück; den Philoſophen, der die Natur der Gottheit entfaltet, und wähnet, die Schranken der Sterblichkeit durchbrochen zu haben, kehrt ein kalter Nordwind, der durch ſeine baufällige Hütte ſtreicht, zu ſich ſelbſt zurück, und lehrt ihn, daß er das unſelige Mittelding von Vieh und Engel iſt.

Wider die überhandnehmenden thieriſchen Fühlungen vermag endlich die höchſte Anſtrengung des Geiſtes nichts mehr, die Vernunft wird, ſo wie ſie wachſen, mehr und mehr übertäubt und die Seele gewaltſam an den Organismus gefeſſelt. Hunger und Durſt zu löſchen wird der Menſch Thaten thun, worüber die Menſchlichkeit ſchauert, er wird wider Willen Verräther und Mörder, er wird Kannibal —

„Tiger! In deiner Mutter Buſen wollteſt du deine
„Zähne ſetzen?

So heftig wirket die thieriſche Fühlung auf den Geiſt. So wachſam hat der Schöpfer für die Erhaltung der Maſchine geſorgt, die Pfeiler, auf denen ſie ruht, ſind die feſteſten, und die Erfahrung hat gelehrt, daß mehr das Uebermaß, als der Mangel der thieriſchen Empfindung verdorben hat.

Thieriſche Empfindungen befeſtigen alſo den Wohlſtand der thieriſchen Natur, ſo wie die moraliſchen und intellektuellen den Wohlſtand der geiſtigen oder die Vollkommenheit. Das Syſtem thieriſcher Empfindungen und Bewegungen erſchöpft den Begriff der thieriſchen Natur. Dieſe iſt der Grund, auf dem die Beſchaffenheit der Seelenwerkzeuge beruht, und die Beſchaffenheit dieſer letztern beſtimmt die Leichtigkeit und Fortdauer der Seelenthätigkeit ſelbſt. Hier alſo iſt ſchon das erſte Glied des Zuſammenhangs der beiden Naturen.

§. 6.

Entwürfe wider den Zuſammenhang der beiden Naturen aus der Moral.

Aber man wird dieſes einräumen und weiter ſagen: hier endet ſich auch die Beſtimmung des Körpers. Ueber dieſe hinaus iſt er ein träger Gefährte der Seele, mit dem ſie ewig zu kämpfen hat, deſſen Bedürfniſſe ihr alle Muſe zum Denken rauben, deſſen Anfechtungen den Faden der vertiefteſten Spekulation zerreißen und den Geiſt von ſeinen deutlichſten und hellſten Begriffen in ſinnliche Verworrenheit ſtürzen; deſſen Lüſte den größten Theil unſerer Mitgeſchöpfe von ihrem hohen Urbild entfernen und in die Klaſſe der Thiere erniedern, kurz, der ſie in eine Sklaverei verſtrickt, woraus der Tod ſie endlich befreien muß. Iſt es nicht widerſinnig und ungerecht, dürfte man fortfahren zu klagen, das einfache, nothwendige, für ſich Beſtand habende Weſen mit einem andern Weſen zu verwickeln, das in ewigem Wirbel umhergerollt, jedem Ungefähr preisgegeben, jeder Nothwendigkeit zum Opfer wird? — Vielleicht ſehen wir bei kälterem Nachdenken aus dieſer anſcheinenden Verwirrung und Planloſigkeit eine große Schönheit hervorgehen.

Philoſophiſcher Zuſammenhang.

Thieriſche Triebe wecken und entwickeln die geiſtigen.

§. 7.

Methode.

Die ſicherſte Methode, einiges Licht auf dieſe Materie zu werfen, mag vielleicht folgende ſeyn: Man denkt ſich vom Menſchen alles weg, was Organiſation heißt, das iſt, man trennt den Körper vom Geiſt, ohne ihm jedoch die Möglichkeit, zu Vorſtellungen zu gelangen und Handlungen in der Körperwelt hervorzubringen, abzuſchneiden, und unterſucht dann, wie er in Wirkung gekommen, wie er ſeine Kräfte entwickelt, was für Schritte er wohl zu ſeiner Vollkommenheit würde gethan haben; das Reſultat dieſer Unterſuchung muß durch Facta beſtätigt werden. Man überſieht alſo die wirkliche Bildung des einzelnen Menſchen und wirft einen Blick über die Entwicklung des geſammten Geſchlechts. Zuerſt alſo den abſtrakten Fall: **Es iſt Vorſtellungskraft und Wille da,** es iſt Kreis der Wirkung da, und freier Uebergang von Seele zu Welt, von Welt zu Seele. Fragt ſich nun, wie wird er wirken?

§. 8.

Die Seele außer Verbindung mit dem Körper.

Wir können keinen Begriff ſetzen, ohne einen vorhergehenden Willen, ihn zu machen; keinen Willen, ohne die Erfahrung unſers durch dieſe Handlung verbeſſerten Zuſtandes, ohne Empfindung. Keine Empfindung ohne vorhergehende Idee, (denn wir ſchloſſen ja zugleich mit dem Körper auch die körperlichen Empfindungen aus) alſo keine Idee ohne Idee.

Nun betrachte man das Kind, das hieße nach der Vorausſetzung einen Geiſt, der die Fähigkeit Ideen zu formiren in ſich begreift, aber dieſe Fähigkeit jetzt zum erſten Mal in Uebung bringen ſoll. Was wird ihn zum Denken beſtimmen, wenn es nicht die daraus entſpringende angenehme Empfindung iſt, was kann ihm die Erfahrung dieſer angenehmen Empfindung verſchafft haben? Wir ſahen ja eben, daß dies wieder nichts als Denken ſeyn konnte, und er ſoll nun zum erſten Mal denken. Ferner, was kann ihn zur Betrachtung der Welt einladen? nichts anders als die Erfahrung ihrer Vollkommenheit, in ſo fern ſie ſeinen Trieb zur Aktivität befriedigt und dieſe Befriedigung ihm Vergnügen gewähret; was kann ihn zu Uebung ſeiner Kräfte determiniren? nichts als die Erfahrung ihres Daſeyns, aber alle dieſe Erfahrungen ſoll er ja zum erſten Mal machen. — Er müßte alſo von Ewigkeit her thätig geweſen ſeyn, und dieſes iſt wider den angenommenen Fall, oder er wird ewig niemals in Thätigkeit kommen, gleichwie die Maſchine ohne den Stoß von außen träg und ruhig bleibt.

§. 9.

In Verbindung.

Jetzt ſetze man zu dem Geiſte das Thier. Man verflechte dieſe beiden Naturen ſo innig, als ſie wirklich verflochten ſind, und laſſe ein unbekanntes Etwas, aus der Oekonomie des thieriſchen Leibes geboren, die Empfindungskraft anfallen, — man verſetze die Seele in den Zuſtand des phyſiſchen Schmerzens. Das war der erſte Stoß, der erſte Lichtſtrahl in die Schlummernacht der Kräfte, tönender Goldklang auf die Laute der Natur. Jetzt iſt *Empfindung* da, und *Empfindung* war es ja auch nur allein, was wir vorhin vermißten. Dieſe Art von Empfindung ſcheint mit Abſicht recht dazu gemacht zu ſeyn, alle jene Schwierigkeiten zu heben. Dort konnten wir keine herausbringen, weil wir keine Idee vorausſetzen durften; hier vertritt die Modifikation in dem körperlichen Werkzeug die Stelle der Ideen, und ſo hilft thieriſche Empfindung das innere Uhrwerk des Geiſtes, wenn ich ſo ſagen darf, in den Gang bringen. Der Uebergang von Schmerz zu Abſcheu iſt Grundgeſetz der Seele. Der Wille iſt thätig, und die Thätigkeit einer einzigen Kraft iſt hinlänglich, alle übrigen in Wirkung zu ſetzen. Die nachfolgenden Operationen entwickeln ſich von ſelbſt und gehören auch nicht in dieſes Capitel.

§. 10.

Aus der Geſchichte des Individuums.

Nun verfolge man das Seelenwachsthum des einzelnen Menſchen in Beziehung auf den zu erweiſenden Satz, und gebe Acht, wie ſich alle ſeine Geiſtesfähigkeiten aus ſinnlichen Trieben entwickeln.

a. **Das Kind.** Noch ganz Thier, oder beſſer: mehr oder auch weniger als Thier; menſchliches Thier. (Denn dasjenige Weſen, das einmal Menſch heißen ſollte, darf niemalen nur Thier geweſen ſeyn.) Elender als ein Thier, weil es auch nicht einmal Inſtinkt hat. Die Thiermutter darf ihr Junges eher verlaſſen, als die Mutter ihr Kind. Der Schmerz mag ihm wohl Geſchrei auspreſſen, aber er wird es niemals auf die Quelle deſſelben aufmerkſam machen. Die Milch mag ihm wohl Vergnügen gewähren, aber ſie wird niemals von ihm geſucht werden. Es iſt ganz leidend —

„Sein Denken ſteigt nur noch bis zum Empfinden,
„Sein ganzes Kenntniß iſt Schmerz, Hunger und die Binden.“

b. Der *Knabe*. Hier iſt ſchon Reflexion, aber immer nur in Bezug auf Stillung thieriſcher Triebe. „Er lernt," wie Garve ſagt, * „die Dinge anderer Menſchen und ſeine Handlungen gegen ſie erſtlich dadurch ſchätzen, weil ſie ihm (ſinnliches) Vergnügen gewähren." Liebe zur Arbeit, Liebe zu den Eltern, zu Freunden, ja ſelbſt Liebe zur Gottheit geht durch den Weg der Sinnlichkeit in ſeine Seele. „Die allein iſt die Sonne," wie Garve an einem andern Orte anmerkt, ** „die durch ſich ſelbſt leuchtet und wärmt, alle übrigen Gegenſtände ſind dunkel und kalt; aber ſie können auch erleuchtet und erwärmt werden, wenn ſie mit ihr in eine ſolche Verbindung treten, daß ſie die Strahlen derſelben bekommen können." Die Güter des Geiſtes erhalten beim Knaben nur durch Uebertragung einigen Werth, ſie ſind geiſtiges Mittel zu thieriſchem Zweck.

c. *Jüngling* und *Mann*. Oftmalige Wiederholung dieſer Schlüſſe macht ſie nach und nach zur Fertigkeit, und *Uebertragung will in dem Mittel ſelbſt Schönheit gefunden haben*. Er wird gerner darauf verweilen, ohne zu wiſſen warum? Er wird unvermerkt hingezogen werden, darüber zu denken. Jetzt können ſchon die Strahlen der geiſtigen Schönheit ſelbſt ſeine offene Seele rühren; das Gefühl ſeiner Kraftäußerung ergötzt

---

* Anmerkungen zu Fergusons Moralphiloſophie. S. 519.

** Ebendaſelbſt. S. 398.

> ihn und flößt ihm Neigung zu dem Gegenſtand ein, der bisher nur Mittel war; der erſte Zweck iſt vergeſſen. Aufklärung und Ideenbereicherung decken ihm zuletzt die ganze Würde geiſtiger Vergnügungen auf — das Mittel iſt höchſter Zweck worden.

Dies lehrt mehr oder weniger die Individualgeſchichte jedes Menſchen, der nur einige Bildung hat, und einen beſſern Weg konnte wohl die Weisheit nicht wählen, den Menſchen zu führen; wird nicht auch jetzt noch der Pöbel gegängelt wie unſer Knabe? Und hat uns nicht der Prophet aus Medina ein auffallend deutliches Beiſpiel zurückgelaſſen, wie man den rohen Sinn der Sarazenen im Zügel halten ſollte?

(Hierüber kann nichts Vortrefflichers geſagt werden, als was Garve in ſeinen Anmerkungen zu dem Capitel über die natürlichen Triebe in Ferguſons Moralphiloſophie auf folgende Art entwickelt hat: „Der Trieb
„der Erhaltung und der Reiz der ſinnlichen Luſt ſetzt
„zuerſt den Menſchen wie das Thier in Thätigkeit;
„er lernt die Dinge anderer Menſchen und ſeine Hand-
„lungen gegen ſie erſtlich dadurch ſchätzen, weil ſie ihm
„Vergnügen verſchaffen. So wie ſich die Anzahl der
„Dinge erweitert, deren Wirkungen er erfährt, ſo brei-
„ten ſich ſeine Begierden aus; ſo wie ſich der Weg
„verlängert, auf welchen er zu dieſen Wirkungen ge-
„langt, ſo werden ſeine Begierden künſtlicher. Hier
„iſt die erſte Grenzſcheidung zwiſchen Menſch und Thier,
„und hier findet ſich ſelbſt ein Unterſchied zwiſchen einer
„Thierart und der andern. Bei wenig Thieren folgt

„die Handlung des Freſſens unmittelbar auf die Begierde des Hungers; die Hitze der Jagd oder der Fleiß des Sammelns geht vorher. Aber bei keinem Thiere erfolgt die Befriedigung der Begierde ſo ſpät auf die Anſtalten, die es zu dieſem Ende macht, als bei dem Menſchen; bei keinem wird die Beſtrebung des Thiers durch eine ſo lange Kette von Mitteln und Abſichten fortgeführt, ehe ſie bis an dieſes letzte Glied gelangt. Wie weit ſind die Arbeiten des Handwerksmannes oder des Ackerbauers, wenn ſie gleich alle auf nichts weiter abzielen, als ihm Brod oder ein Kleid zu verſchaffen, doch von dieſem Ziele entfernt? Aber das iſt noch nicht alles. Wenn die Mittel der Erhaltung für den Menſchen, durch Errichtung der Geſellſchaft, reichlicher werden; wenn er Ueberfluß für ſich findet, zu deſſen Herbeiſchaffung er nicht ſeine ganze Zeit und Kräfte braucht; wenn er zugleich durch die Mittheilung der Ideen aufgeklärt wird: dann fängt er an, einen Endzweck ſeiner Handlung in ſich ſelbſt zu finden; dann bemerkt er, daß, wenn er auch völlig ſatt, bekleidet, unter einem guten Dach, mit allem Hausgeräthe verſehen iſt, doch noch für ihn etwas zu thun übrig bleibe. — Er geht noch einen Schritt weiter; er wird gewahr, daß in dieſen Handlungen ſelbſt, wodurch der Menſch ſich Nahrung und Bequemlichkeit verſchafft hat, in ſo fern ſie aus gewiſſen Kräften eines Geiſtes entſtehen, in ſo fern ſie dieſe Kräfte üben, ein höheres Gut liege, als in den äußern Endzwecken ſelbſt, die durch ſie erreicht werden. Von dieſem Augenblick an arbeitet er zwar

„in Geſellſchaft mit dem übrigen menſchlichen Geſchlecht
„und mit dem Reich aller lebendigen Weſen, dazu, ſich
„zu erhalten, und ſich und ſeinen Freunden die Hülfs-
„mittel des phyſiſchen Lebens zu verſchaffen; — denn
„was wollte er anders thun? welche andere Sphäre von
„Thätigkeit könnte er ſich ſchaffen, wenn er aus dieſer
„herausginge? Aber er weiß nun, daß die Natur nicht
„ſowohl dieſe vielen Triebe im Menſchen erweckt hat, um
„ihm jene Bequemlichkeiten zu gewähren, als ihm viel-
„mehr den Reiz jener Vergnügen und Vortheile aufſtelle,
„um dieſe Triebe in Bewegung zu ſetzen; um einem den-
„kenden Weſen Materie zu Vorſtellungen, einem empfind-
„lichen Geiſte Stoff zu Empfindungen, einem wohlwol-
„lenden Geiſte Mittel der Gutthätigkeit, einem thätigen
„Gelegenheit zu Beſchäftigungen zu geben. — Dann
„nimmt jede Sache, lebloſe und lebendige, eine andere
„Geſtalt für ihn an. Die Gegenſtände und Verände-
„rungen wurden zuerſt von ihm nur angeſehen, in ſo fern
„ſie ihm nur Vergnügen oder Verdruß machen; jetzo,
„in ſo fern ſie Handlungen und Aeußerungen ſeiner Voll-
„kommenheit veranlaſſen. In jener Betrachtung ſind
„die Vorfälle bald gut, bald böſe; in dieſer ſind ſie alle
„auf gleiche Weiſe gut. Denn es iſt keiner, wo nicht
„die Ausübung einer Tugend oder die Beſchäftigung einer
„beſondern Fähigkeit möglich wäre. — Zuerſt liebte
„er die Menſchen, weil er glaubte, daß ſie ihm nutzen
„können; jetzo liebt er ſie noch mehr, weil er das Wohl-
„wollen für den Zuſtand eines vollkommenen Geiſtes
„hält.“)

§. 11.

Aus der Geſchichte des Menſchengeſchlechts.

Nun noch ein gewagterer Blick über die Univerſalgeſchichte des ganzen menſchlichen Geſchlechts — von ſeiner Wiege an bis zu ſeinem männlichen Alter — und die Wahrheit des bisher Geſagten wird in ihrem volleſten Lichte ſtehen.

Hunger und Blöße haben den Menſchen zuerſt zum Jäger, Fiſcher, Viehhirten, Ackermann und Baumeiſter gemacht. Wolluſt ſtiftete Familien und Wehrloſigkeit der Einzelnen zog Horden zuſammen. Hier ſchon die erſten Wurzeln der geſelligen Pflichten. Bald mußte der anwachſenden Menſchenmenge der Acker zu arm werden, der Hunger zerſtreute ſie in ferne Klimate und Lande, die dem forſchenden Bedürfniß ihre Produkte enthüllten, und ſie neue Raffinements ſie zu bearbeiten und ihrem ſchädlichen Einfluß zu begegnen lehrten. Dieſe einzelne Erfahrungen gingen durch Tradition vom Groſvater zum Urenkel über und wurden erweitert. Man lernte die Kräfte der Natur wider ſie ſelbſt benutzen, man brachte ſie in neue Verhältniſſe, und erfand — hier ſchon die erſten Wurzeln der einfachen und heilſamen Künſte. Zwar immer nur Kunſt und Erfindung für das Wohl des Thieres, aber doch Uebung der Kraft, doch Gewinn an Kenntniß, und — an eben dem Feuer, woran der rohe Naturmenſch ſeine Fiſche bratete, ſpähte nachher Boerhave in die Miſchungen der Körper; aus eben dem Meſſer, mit dem der Wilde ſein Wildpret zerlegte, erfand Lionet dasjenige, womit er die Nerven der Inſekten aufdeckte; mit eben dem Zirkel, mit dem man anfangs nur Hufen maß, mißt Newton Himmel und Erde. So zwang der Körper den Geiſt, auf die Erſcheinungen um ihn her zu achten, ſo machte er ihm die Welt intereſſant und wichtig, weil er ſie ihm unentbehrlich machte. Der Drang einer innern thätigen Natur, verbunden mit der Dürftigkeit der mütterlichen Gegend, lehrte unſere Stammväter kühner denken, und erfand ihnen ein Haus, worin ſie im Geleit der Geſtirne auf Flüſſen und Oceanen ſicher dahinglitten und neuen Zonen entgegenſchifften. —

Fluctibus ignotis insultavere carinæ.

Hier wiederum neue Produkte, neue Gefahren, neue Bedürfniſſe, neue Anſtrengungen des Geiſtes. Die Colliſion der thieriſchen Triebe ſtößt Horden wider Horden, ſchmiedet das rohe Erz zum Schwert, zeugt Abentheurer, Helden und Deſpoten. Städte werden befeſtiget, Staaten errichtet, mit den Staaten entſtehen bürgerliche Pflichten und Rechte, Künſte, Ziffern, Geſetzbücher, ſchlaue Prieſter — und Götter.

Und nun die Bedürfniſſe ausgeartet in Luxus — welch unermeßliches Feld eröffnet ſich unſerm Auge! Jetzt werden die Adern der Erde durchwühlt, jetzt wird der Grund des Meeres betreten, Handel und Wandel blühen —

Latet sub classibus æquor.

Der Oſt wird in Weſt, der Weſt in Oſt bewundert, die Geburten des Auslands gewöhnen ſich unter künſtlichen Himmeln, und die Gartenkunſt bringt die Produkte von drei Welttheilen in einem Garten zuſammen. Künſtler lernen der Natur ihre Werke ab, Töne ſchmelzen die Wilden, Schönheit und Harmonie veredlen Sitten und Geſchmack, und die Kunſt geleitet zu Wiſſenſchaft und Tugend hinüber. „Der Menſch,“ ſagt Schlözer,* „dieſer mächtige Untergott, räumt Felſen aus der Bahn, „gräbt Seen ab und pflüget, wo man ſonſten ſchiffte. „Durch Kanäle trennt er Welttheile und Provinzen von „einander, leitet Ströme zuſammen und führet ſie in „Sandwüſten hin, die er dadurch in lachende Fluren „verwandelt; er plündert dreien Welttheilen ihre Produkte „ab und verſetzt ſie in den vierten. Selbſt Klima, Luft „und Witterung gehorchen ſeiner Macht. Indem er „Wälder ausreutet und Sümpfe austrocknet, ſo wird „ein heiterer Himmel über ihm, Näſſe und Nebel ver„lieren ſich, die Winter werden ſanfter und kürzer, die „Flüſſe frieren nicht mehr zu.“ — Und der Geiſt verfeinert ſich mit dem feinern Klima.

Der Staat beſchäftiget den Bürger für die Bedürfniſſe und Bequemlichkeiten des Lebens. Arbeitſamkeit giebt dem Staat Sicherheit und Ruhe von außen und innen, die dem Denker und Künſtler jene fruchtbare Muße gewährt, wodurch das Zeitalter des Auguſts zum goldenen Alter geworden. Jetzt nehmen die Künſte einen kühneren ungehinderten Schwung, jetzt gewinnen die Wiſſenſchaften ein reines geläutertes Licht, Naturgeſchichte und Phyſik ſtürzen den Aberglauben, die Geſchichte reicht den Spiegel der Vorwelt, und die Philoſophie lacht über die Thorheit der Menſchen. Wie aber nun der Luxus in Weichlichkeit und Schwelgerei ausgeartet, in den Gebeinen der Menſchen zu toben anfängt und Seuchen ausbrütet, und die Atmoſphäre verpeſtet, da eilt der bedrängte Menſch von einem Reich der Natur zum andern, die lindernden Mittel auszuſpähen, da findet er die göttliche Rinde der China, da gräbt er aus den Eingeweiden der Berge den mächtig wirkenden Merkur und preßt den koſtbaren Saft aus dem orientaliſchen Mohn. Die verhohlenſten Winkel der Natur werden durchſucht, die Scheidekunſt zertrümmert die Produkte in ihre letzten Elemente und ſchafft ſich eigene Welten, Goldmacher bereichern die Naturgeſchichte, der mikroſkopiſche Blick eines Schwammerdamms ertappt die Natur bei ihren geheimſten Proceſſen. Der Menſch geht noch weiter. Noth und Neugierde überſpringen die Schranken des Aberglaubens, er ergreift muthig das Meſſer — und hat das größte Meiſterſtück der Natur, den Menſchen, entdeckt. So mußte das Schlimmſte das Größte erreichen helfen, ſo mußte uns Krankheit und Tod drängen zum γνωθι σεαυτον. Die Peſt bildete unſere Hippokrate und Sydenhame, wie der Krieg Generale gebar, und der einreißenden Luſtſeuche haben wir eine totale Reformation des mediciniſchen Geſchmacks zu verdanken.

---

* Siehe Schlözers Vorſtellung ſeiner Univerſalhiſtorie S. 6.

Wir wollten den rechtmäßigen Genuß der Sinnlichkeit auf die Vollkommenheit der Seele zurückführen, und wie wunderbar drehte ſich der Stoff unter unſern Händen! Wir fanden, daß auch ihr Uebermaß, ihr Mißbrauch im Ganzen die Realitäten der Menſchheit befördert hat. Die Verirrungen vom erſten Zwecke der Natur, Kaufleute, Eroberer und Luxus haben unſtreitig die Schritte dahin unendlich beſchleunigt, die eine einfachere Lebensart regelmäßiger wohl, aber auch langſam genug würde gemacht haben. Man halte die alte Welt gegen die neue! dort wären die Begierden einfach und ihre Befriedigung leicht; aber wie abſcheulich wurde auch über die Natur und ihre Geſetze geurtheilt? Jetzt iſt ſie durch tauſend Krümmungen erſchwert, aber welch volles Licht hat ſich über alle Begriffe verbreitet!

Noch einmal alſo: der Menſch mußte Thier ſeyn, eh er wußte, daß er ein Geiſt war; er mußte am Staube kriechen, eh er den Newtoniſchen Flug durchs Univerſum wagte. *Der Körper alſo der erſte Sporn zur Thätigkeit; Sinnlichkeit die erſte Leiter zur Vollkommenheit.*

Thieriſche Empfindungen begleiten die geiſtigen.

§. 12.

Geſetz.

Der Verſtand des Menſchen iſt äußerſt beſchränkt, und darum müſſen es auch nothwendig alle Empfindungen ſeyn, die aus ſeiner Thätigkeit reſultiren. Dieſen alſo einen größeren Schwung zu geben, und den Willen mit gedoppelter Kraft zum Vollkommenen hinzuziehen und vom Uebel zurück zu reißen, wurden beide Naturen, geiſtige und thieriſche, alſo eng in einander verſchlungen, daß ihre Modifikationen ſich wechſelsweiſe mittheilen und verſtärken. Daraus erwächst nun ein Fundamentalgeſetz der gemiſchten Naturen, das in ſeine letzten

Grundtheile aufgelöſt, ungefähr alſo lautet: Die Thätigkeiten des Körpers entſprechen den Thätigkeiten des Geiſtes; d. h. Jede Ueberſpannung von Geiſtesthätigkeit hat jederzeit eine Ueberſpannung gewiſſer körperlicher Aktionen zur Folge, ſo wie das Gleichgewicht der erſtern, oder die harmoniſche Thätigkeit der Geiſteskräfte mit der vollkommenſten Uebereinſtimmung der letztern vergeſellſchaftet iſt. Ferner: Trägheit der Seele macht die körperlichen Bewegungen träg, Nichtthätigkeit der Seele hebt ſie gar auf. Da nun Vollkommenheit jederzeit mit Luſt, Unvollkommenheit mit Unluſt verbunden iſt, ſo kann man dieſes Geſetz auch alſo ausdrücken: Geiſtige Luſt hat jederzeit eine thieriſche Luſt, geiſtige Unluſt jederzeit eine thieriſche Unluſt zur Begleiterin.

§. 13.

Geiſtiges Vergnügen befördert das Wohl der Maſchine.

Alſo eine Empfindung, die das ganze Seelenweſen einnimmt, erſchüttert in eben dem Grade den ganzen Bau des orgariſchen Körpers, Herz, Adern und Blut, Muskelfaſern und Nerven, von jenen mächtigen wichtigen, die dem Herzen den lebendigen Schwung der Bewegung geben, bis hinaus zu jenen unbedeutenden geringen, die die Härchen der Haut ſpannen, nehmen daran Theil. Alles geräth in heftigere Bewegung. War die Empfindung angenehm, ſo werden alle jene Theile einen höhern Grad harmoniſcher Thätigkeit haben, das Herz wird frei, lebhaft und gleichförmig ſchlagen, das Blut wird ungehemmt, mild, oder feurig raſch, je nachdem der Affekt von der ſanften oder heftigen Art iſt, durch die weichen Kanäle fließen, Koktion, Sekretion und Exkretion wird frei und ungehindert von ſtatten gehen, die reizbaren Faſern werden im milden Dampfbad geſchmeidig ſpielen, ſo Reizbarkeit als Empfindlichkeit wird durchaus erhöht ſeyn. Darum iſt der Zuſtand der größten augenblicklichen Seelenluſt augenblicklich auch der Zuſtand des größten körperlichen Wohls.

So viel dieſer Partialthätigkeiten ſind (und iſt nicht jeder Puls das Reſultat von vielleicht tauſenden), ſo viel dunkle Senſationen werden ſich zumal vor die Seele drängen, wovon jede Vollkommenheit anzeigt. Aus der Verworrenheit dieſer aller bildet ſich nun die Totalempfindung der thieriſchen Harmonien, d. h. die höchſtzuſammengeſetzte Empfindung von thieriſcher Luſt, die ſich an die urſprüngliche intellektuelle oder moraliſche gleichſam anreiht und ſolche durch dieſen Zutritt unendlich vergrößert. So iſt demnach jeder angenehme Affekt die Quelle unzähliger körperlicher Lüſte.

Dieſes beſtätigen am augenſcheinlichſten die Beiſpiele der Kranken, die die Freude kurirt hat. Man bringe einen, den das fürchterliche Heimweh bis zum Skelet verdorren gemacht hat, in ſein Vaterland zurück, er wird ſich in blühender Geſundheit verjüngen. Man trete in die Gefangenhäuſer, wo Unglückliche ſeit zehen und zwanzig Jahren im faulen Dampf ihres Unraths wie begraben liegen und kaum noch Kraft finden, von der

Stelle zu geben, und verkündige ihnen auf einmal Erlöſung. Das einzige Wort wird jugendliche Kraft durch ihre Glieder gießen, die erſtorbenen Augen werden Leben und Feuer funkeln. Die Seefahrer, die der Brod- und Waſſermangel auf der ungewiſſen See ſiech und elend niedergeworfen hat, werden durch das einzige Wort: Land! das der Steuermann vom Verdeck erſpäht, halb geſund, und gewiß würde der ſehr irren, der hier den friſchen Lebensmitteln alle Wirkung zuſchreiben wollte. Der Anblick einer geliebten Perſon, nach der er lange geſchmachtet hat, hält die fliehende Seele des Agonizanten noch auf, er wird kräftiger und augenblicklich beſſer. Wahr iſt es, daß die Freude das Nervenſyſtem in lebhaftere Wirkſamkeit ſetzen kann, als alle Herzſtärkungen, die man aus Apotheken holen muß, und ſelbſt inveterirte Stockungen in den labyrinthiſchen Gängen der Eingeweide, die weder die Rubia durchdringt noch ſelbſt der Merkur durchreißt, durch ſie zertheilt worden ſind. Wer begreift nun nicht, daß diejenige Verfaſſung der Seele, die aus jeder Begebenheit Vergnügen zu ſchöpfen und jeden Schmerz in die Vollkommenheit des Univerſums aufzulöſen weiß, auch den Verrichtungen der Maſchine am zuträglichſten ſeyn muß? Und dieſe Verfaſſung iſt die Tugend.

§. 14.

Geiſtiger Schmerz untergräbt das Wohl der Maſchine.

Auf eben dieſe Weiſe erfolget das Gegentheil beim unangenehmen Affekt; die Ideen, die ſich beim Zornigen oder Erſchrockenen ſo intenſiv ſtark herausheben, könnte man mit eben dem Recht, als Plato die Leidenſchaften Fieber der Seele nannte, als Convulſionen des Denkorgans betrachten. Dieſe Convulſionen pflanzen ſich ſchnell durch den ganzen Umriß des Nervengebäudes fort, bringen die Kräfte des Lebens in jene Mißſtimmung, die ſeinen Flor zernichtet und alle Aktionen der Maſchine aus dem Gleichgewicht bringt. Das Herz ſchlägt ungleich und ungeſtüm; das Blut wird in die Lungen gepreßt, wenn in den Extremitäten kaum ſo viel übrig bleibt, den verlornen Puls zu erhalten. Alle Proceſſe der thieriſchen Chemie durchkreuzen einander. Die Scheidungen überſtürzen ſich, die gutartigen Säfte verirren und wirken feindlich in fremden Gebieten, wenn zu gleicher Zeit die bösartigen, die im Unrath dahingeſchwemmt werden ſollten, in den Kern der Maſchine zurückfallen. Mit einem Wort: der Zuſtand des größten Seelenſchmerzens iſt zugleich der Zuſtand der größten körperlichen Krankheit.

Die Seele wird durch tauſend dunkle Senſationen vom drohenden Ruin ihrer Werkzeuge unterrichtet, und von einer ganzen Schmerzempfindung übergoſſen, die ſich an die urſprüngliche geiſtige anheftet und ſolcher einen deſto ſchärfern Stachel giebt.

§. 15.

Beiſpiele.

Tiefe chroniſche Seelenſchmerzen, beſonders wenn ſie von einer Anſtrengung des Denkens begleitet ſind, worunter ich vorzüglich denjenigen ſchleichenden Zorn, den man Indignation heißt, rechne, nagen gleichſam an den Grundfeſten des Körpers und trocknen die Säfte des

Lebens aus. Dieſe Leute ſehen abgezehrt und bleich, und der innere Gram verräth ſich aus den hohlen tiefliegenden Augen. »Ich muß Leute um mich haben, die fett ſind,« ſagt Cäſar, »Leute mit runden Backen, und die des Nachts ſchlafen. Der Caſſius dort hat ein hageres, hungriges Geſicht; er denkt zu viel; dergleichen Leute ſind gefährlich.« Furcht, Unruhe, Gewiſſensangſt, Verzweiflung wirken nicht viel weniger als die hitzigſten Fieber. Dem in Angſt gejagten Richard fehlt die Munterkeit, die er ſonſt hat, und er wähnt ſie mit einem Glas Wein wieder zu gewinnen. Es iſt nicht Seelenleiden allein, das ihm ſeine Munterkeit verſcheucht, es iſt eine ihm aus dem Kern der Maſchine aufgedrungene Empfindung von Unbehaglichkeit, es iſt eben diejenige Empfindung, welche die bösartigen Fieber verkündigt. Der von Freveln ſchwer gedrückte Moor, der ſonſt ſpitzfindig genug war, die Empfindungen der Menſchlichkeit durch Skeletiſirung der Begriffe in Nichts aufzulöſen, ſpringt eben jetzt bleich, athemlos, den kalten Schweiß auf ſeiner Stirne, aus einem ſchrecklichen Traum auf. Alle die Bilder zukünftiger Strafgerichte, die er vielleicht in den Jahren der Kindheit eingeſaugt und als Mann obſcurirt hatte, haben den umnebelten Verſtand unter dem Traum überrumpelt. Die Senſationen ſind allzuverworren, als daß der langſamere Gang der Vernunft ſie einholen und noch einmal zerfaſern könnte. Noch kämpfet ſie mit der Phantaſie, der Geiſt mit den Schrecken des Mechanismus. —*

---

* Life of Moor, Tragedy by [illegible]. Act. V, Sc. 1.

Moor. Nein, ich zittere nicht. War's doch ledig ein Traum — Die Todten ſtehen noch nicht auf — Wer ſagt, daß ich zittere und bleich bin? Es iſt mir ja ſo leicht, ſo wohl.

Bed. Ihr ſeyd todtenbleich, eure Stimme iſt bang und lallend.

Moor. Ich habe das Fieber. Ich will morgen zur Ader laſſen. Sage du nur, wenn der Prieſter kommt, ich habe das Fieber.

Bed. O, ihr ſeyd ernſtlich krank.

Moor. Ja freilich, freilich, das iſt alles, und Krankheit verſtöret das Gehirn und brütet tolle, wunderliche Träume — Träume bedeuten nichts — Pfui, pfui der weiblichen Feigheit! — Träume kommen aus dem Bauch, und Träume bedeuten nichts — Ich hatte ſo eben einen luſtigen Traum —

(Er ſinkt ohnmächtig nieder.)

Hier bringt das plötzlich auffahrende Integralbild des Traums das ganze Syſtem der dunkeln Ideen in Bewegung und rüttelt gleichſam den ganzen Grund des Denkorgans auf. Aus der Summe aller entſpringt eine ganze äußerſt zuſammengeſetzte Schmerzempfindung, die die Seele in ihren Tiefen erſchüttert und den ganzen Bau der Nerven per Conſenſum lähmt.

Die Schauer, die denjenigen ergreifen, der auf eine laſterhafte That ausgeht, oder eben eine ausgeführt hat, ſind nichts anders, als eben der Horror, der den Febrizitanten ſchüttelt, und welcher auch auf eingenommene widerwärtige Arzneien empfunden wird. Die nächtlichen Jactationen derer, die von Gewiſſensbiſſen gequält werden, und die immer mit einem febriliſchen Aderſchlag begleitet ſind, ſind wahrhaftige Fieber, die der Conſens der Maſchine mit der Seele veranlaßt, und wenn Lady Macbeth im Schlaf geht, ſo iſt ſie eine phrenitiſche

Delirantin. Ja ſchon der nachgemachte Affekt macht den Schauſpieler augenblicklich krank, und wenn Garrik ſeinen Lear oder Othello geſpielt hatte, ſo brachte er einige Stunden in gichteriſchen Zuckungen auf dem Bette zu. Auch die Illuſion des Zuſchauers, die Sympathie mit künſtlichen Leidenſchaften, hat Schauer, Gichter und Ohnmachten gewirkt.

Iſt alſo nicht derjenige, der mit der böſen Laune geplagt iſt, und aus allen Situationen des Lebens Gift und Galle zieht; iſt nicht der Laſterhafte, der in einem ſteten chroniſchen Zorn dem Haß lebt, der Neidiſche, den jede Vollkommenheit ſeines Mitmenſchen martert, ſind nicht alle dieſe die größten Feinde ihrer Geſundheit? Sollte das Laſter noch nicht genug Abſchreckendes haben, wenn es mit der Glückſeligkeit auch die Geſundheit zernichtet?

§. 16.

Ausnahmen.

Aber auch der angenehme Affekt hat getödtet, auch der unangenehme hat Wunderkuren gethan? — Beides lehrt die Erfahrung, ſollte das die Grenzen des aufgeſtellten Geſetzes verrücken?

Die Freude tödtet, wenn ſie zur Ekſtaſe hinaufſteigt, die Natur erträgt den Schwung nicht, in den in einem Moment das ganze Nervengebäude geräth, die Bewegung des Gehirns iſt nicht Harmonie mehr, ſie iſt Convulſion; ein höchſter augenblicklicher Vigor, der aber auch gleich in den Ruin der Maſchine übergeht, weil er über die Grenzlinie der Geſundheit gewichen iſt (denn ſchon in die Idee der Geſundheit iſt die Idee einer gewiſſen Temperatur der natürlichen Bewegungen weſentlich eingeflochten); auch die Freude der endlichen Weſen hat ihre Schranken, ſo wie der Schmerz, dieſe darf ſie nicht überſchreiten, oder ſie muß untergehn.

Was den zweiten Fall betrifft, ſo hat man viele Beiſpiele, daß ein mäßiger Grad des Zorns, der Gewalt hat, frei auszubrauſen, die langwierigſten Verſtopfungen durchriſſen, daß der Schrecken, z. E. über eine Feuersbrunſt, alte Gliederſchmerzen und unheilbare Lähmungen plötzlich gehoben hat. — Aber auch die Dyſenterie hat Verſtopfungen der Pfortader geſchmolzen, auch die Krätze hat Melancholien und Tobſuchten geheilt — iſt die Krätze darum weniger Krankheit, oder die Ruhe darum Geſundheit?

§. 17.

Trägheit der Seele macht die Bewegungen der Maſchine träger.

Da die Wirkſamkeit des Geiſtes während den Geſchäften des Tags nach dem Zeugniß des Herrn von Haller den abendlichen Puls zu beſchleunigen vermag, wird ihre Trägheit ihn nicht ſchwächen, wird ihre Nichtthätigkeit ihn vielleicht nicht gar aufheben müſſen? Denn obſchon die Bewegung des Bluts nicht ſo ſehr von der Seele abhängig zu ſeyn ſcheint, ſo läßt ſich doch nicht ohne allen Grund ſchließen, daß das Herz, welches doch immerhin den größten Theil ſeiner Kraft vom Gehirn entlehnt, nothwendig, wenn die Seele die Bewegung des Gehirns nicht mehr unterhält, einen großen Kraftverluſt erleiden müſſe? — Das Phlegma führt einen trägen langſamen Puls, das Blut iſt wäſſericht und ſchleimicht, der Kreislauf durch den Unterleib leidet Noth. Die Stupiden, die uns Muzell[*] beſchrieben hat, athmeten langſam und ſchwer, hatten weder Trieb zum Eſſen und Trinken, noch zu den natürlichen Exkretionen, der Aderſchlag war ſelten, alle Verrichtungen des Körpers waren ſchläfrig und matt. Die Erſtarrung der Seele unter dem Schrecken, dem Erſtaunen u. ſ. w. wird zuweilen von einer allgemeinen Aufhebung aller phyſiſchen Thätigkeit begleitet. War die Seele die Urſache dieſes Zuſtandes, oder war es der Körper, der die Seele in dieſe Erſtarrung verſetzte? Aber dieſe Materie führt uns auf Spitzfindigkeiten, und muß ja auch gerade hier nicht entwickelt werden.

§. 18.

Zweites Geſetz.

Nun iſt das, was von Uebertragung der geiſtigen Empfindungen auf thieriſche geſagt worden, auch vom umgekehrten Fall, von Uebertragung der thieriſchen auf die geiſtige gültig. Krankheiten des Körpers, mehrentheils die natürlichen Folgen der Unmäßigkeit, ſtrafen an ſich ſchon durch ſinnlichen Schmerz, aber auch hier mußte die Seele in ihrem Grundweſen angegriffen werden, daß der gedoppelte Schmerz ihr die Einſchränkung der Begierden deſto dringender einſchärfe. Eben ſo mußte zu dem ſinnlichen Wohlgefühl der körperlichen Geſundheit auch die feinere Empfindung einer geiſtigen Realverbeſſerung treten, daß der Menſch um ſo mehr geſpornet werde, ſeinen Körper im guten Zuſtand zu erhalten. So iſt es alſo ein zweites Geſetz der gemiſchten Naturen, daß mit der freien Thätigkeit der Organe auch ein freier Fluß der Empfindungen und Ideen, daß mit der Zerrüttung derſelben auch eine Zerrüttung des Denkens und Empfindens ſollte verbunden ſeyn. Alſo kürzer: daß die allgemeine Empfindung thieriſcher Harmonie die Quelle geiſtiger Luſt, und die thieriſche Unluſt die Quelle geiſtiger Unluſt ſeyn ſollte.

---

[*] Muzell's medicinische und chirurgische Wahrnehmungen.

Man kann in dieſen verſchiedenen Rückſichten Seele und Körper nicht gar unrecht zweien gleichgeſtimmten Saiteninſtrumenten vergleichen, die neben einander geſtellt ſind. Wenn man eine Saite auf dem einen rühret und einen gewiſſen Ton angiebt, ſo wird auf dem andern eben dieſe Saite freiwillig anſchlagen und eben dieſen Ton, nur etwas ſchwächer, angeben. So weckt, vergleichungsweiſe zu reden, die fröhliche Saite des Körpers die fröhliche in der Seele, ſo der traurige Ton des erſten den traurigen in der zweiten. Dies iſt die wunderbare und merkwürdige Sympathie, die die heterogenen Principien des Menſchen gleichſam zu Einem Weſen macht, der Menſch iſt nicht Seele und Körper, der Menſch iſt die innigſte Vermiſchung dieſer beiden Subſtanzen.

§. 19.

Die Stimmungen des Geiſts folgen den Stimmungen des Körpers.

Daher die Schwere, die Gedankenloſigkeit, das mürriſche Weſen, auf Ueberladungen des

Magens, auf Exceſſe in allen ſinnlichen Lüſten; daher die wunderthätigen Wirkungen des Weins bei denen, die ihn mit Mäßigkeit trinken. „Wenn ihr Wein getrunken habt,“ ſagt Bruder Martin, „ſo ſeyd ihr alles doppelt, noch einmal ſo leicht denkend, noch einmal ſo leicht unternehmend, noch einmal ſo ſchnell ausführend.“ Daher die gute Laune, die Behaglichkeit bei heiterem und geſundem Wetter, die zwar einestheils auch in der Aſſociation der Begriffe, mehrentheils aber in dem dadurch erleichterten Gang der natürlichen Aktionen ihren Grund hat. Dieſe Leute pflegen ſich gemeiniglich des Ausdrucks zu bedienen: ich ſpüre, daß mir wohl iſt, und zu dieſer Zeit ſind ſie auch zu allen Arbeiten des Geiſts mehr aufgelegt und haben ein offeneres Herz für die Empfindungen der Menſchlichkeit und die Ausübung moraliſcher Pflichten. Eben dieſes gilt von dem Nationalcharakter der Völker. Die Bewohner düſterer Gegenden trauren mit der ſie umgebenden Natur; der Menſch verwildert in wilden ſtürmiſchen Zonen, lacht in freundlichen Lüften, und fühlt Sympathie in gereinigten Atmoſphären. Nur unter dem feinen griechiſchen Himmel gab es einen Homer, einen Plato und Phidias; dort nur ſtanden Muſen und Grazien auf, wenn das neblichte Lappland kaum Menſchen, ewig niemals ein Genie gebiert. Als unſer Deutſchland noch waldigt, rauh und ſumpficht war, war der Deutſche ein Jäger, roh wie das Wild, deſſen Fell er um ſeine Schultern ſchlug. Sobald die Betriebſamkeit die Geſtalt ſeines Vaterlandes umänderte, fing die Epoche ſeiner Sittlichkeit an. Ich will nicht behaupten, daß das Klima die einzige Quelle des Charakters ſey, aber gewiß muß, um ein Volk aufzuklären, eine Hauptrückſicht dahin genommen werden, ſeinen Himmel zu verfeinern.

Zerrüttungen im Körper können auch das ganze Syſtem der moraliſchen Empfindungen in Unordnung bringen und den ſchlimmſten Leidenſchaften den Weg bahnen. Ein durch Wollüſte ruinirter Menſch wird leichter zu Extremis gebracht werden können, als der, der ſeinen Körper geſund erhält. Dies eben iſt ein abſcheulicher Kunſtgriff derer, die die Jugend verderben, und jener Banditenwerber muß den Menſchen genau gekannt haben, wenn er ſagt: „Man muß Leib und Seele verderben.“ Katilina war ein Wollüſtling, eh er ein Mordbrenner wurde; und Doria hatte ſich gewaltig geirret, wenn er den wollüſtigen Fiesko nicht fürchten zu dürfen glaubte. Ueberhaupt beobachtet man, daß die Bösartigkeit der Seele gar oft in kranken Körpern wohnt.

In den Krankheiten iſt dieſe Sympathie noch auffallender. Alle Krankheiten von Bedeutung, diejenigen vorzüglich, die man die bösartigen nennt, und die aus der Oekonomie des Unterleibs hervorgehn, kündigen ſich mehr oder weniger mit einer ſonderbaren Revolution im Charakter an. Damals, wenn ſie im Stillen noch in den verborgenen Winkeln der Maſchine ſchleichen und die Lebenskraft der Nerven untergraben, fängt die Seele an, den Fall ihres Gefährten in dunkeln Ahndungen voraus zu empfinden. Das iſt mit ein großes Ingrediens zu demjenigen Zuſtand, den uns ein großer Arzt unter dem Namen der Vorſchauer (Horrores) mit Meiſterzügen geſchildert hat. Daher die Moroſität dieſer Leute, davon niemand die Urſache weiß anzugeben, die Aenderung ihrer Neigungen, der Ekel an allem, was ihnen ſonſt das Liebſte war. Der Sanftmüthige wird zänkiſch, der Lacher mürriſch, und der ſich vorher im Geräuſch der geſchäftigen Welt verlor, flieht den Anblick der Menſchen und entweicht in düſtere melancholiſche Stille. Unter dieſer heimtückiſchen Ruhe rüſtet ſich die Krankheit zum tödtlichen Ausbruch. Der allgemeine Tumult der Maſchine, wenn die Krankheit mit offener Wuth hervorbricht, giebt uns den redendſten Beweis von der erſtaunlichen Abhängigkeit der Seele vom Körper an die Hand. Die aus tauſend Schmerzgefühlen zuſammengeronnene Empfindung des allgemeinen Umſturzes der Organe richtet im Syſtem ihrer geiſtigen Empfindungen eine fürchterliche Zerrüttung an. Die ſchrecklichſten Ideen leben wieder auf. Der Böſewicht, den nichts gerührt hat, unterliegt der Uebermacht thieriſcher Schrecken. Der ſterbende Wincheſter heult in wüthender Verzweiflung. Die Seele ſcheint mit Fleiß nach allem zu haſchen, was ſie in noch tiefere Verfinſterung ſtürzt und vor allen Troſtgründen mit raſendem Widerwillen zurückzuſchaudern. Der Ton der unangenehmen Empfindung iſt herrſchend, und wie dieſer tiefe Schmerz der Seele aus den Zerrüttungen der Maſchine entſprungen iſt, ſo hilft er rückwärts dieſe Zerrüttungen heftiger und allgemeiner machen.

§. VI.

Einſchränkung des Vorigen.

Aber man hat tägliche Beiſpiele von Kranken, die ſich voll Muth über die Leiden des Körpers erheben, von

Sterbenden, die mitten in den Bedrängniſſen der kämpfenden Maſchine fragen: wo iſt dein Stachel, Tod? Sollte die Weisheit, dürfte man einwenden, nicht vermögend ſeyn, wider die blinden Schrecken des Organiſmus zu waffnen? Sollte, was noch mehr iſt als Weisheit, ſollte die Religion ihre Freunde ſo wenig gegen die Anfechtungen des Staubes beſchützen können? Oder, welches eben ſo viel heißt, kommt es nicht auch auf den vorhergehenden Zuſtand der Seele an, wie ſie die Alterationen der Lebensbewegungen aufnimmt?

Dieſes nun iſt eine unläugbare Wahrheit. Philoſophie und noch weit mehr ein muthiger und durch die Religion erhobener Sinn ſind fähig, den Einfluß der thieriſchen Senſationen, die das Gemüth des Kranken beſtürmen, durchaus zu ſchwächen und die Seele gleichſam aus aller Kohärenz mit der Materie zu reißen. Der Gedanke an die Gottheit, die, wie durchs Univerſum, ſo auch im Tode webet, die Harmonie des vergangenen Lebens und die Vorgefühle einer ewig glücklichen Zukunft breiten ein volles Licht über alle ihre Begriffe, wenn die Seele des Thoren und Unglaubigen von allen jenen dunkeln Fühlungen des Mechaniſmus umnachtet wird. Wenn auch unwillkührliche Schmerzen dem Chriſten und Weiſen ſich aufdrängen, (denn iſt er weniger Menſch?) ſo wird er ſelbſt das Gefühl ſeiner zerfallenden Maſchine in Wolluſt auflöſen. —

The Soul, secured in her existence, smiles
At the drawn dagger, and defies its point,

The stars shall fade away, the sun himself
Grow dim with age, and nature sink in years,
But thou shalt flourish in immortal youth,
Unhurt amidst the war of Elements
The wreck of Matter, and the Crush of worlds.

Eben dieſe ungewöhnliche Heiterkeit der tödtlich Kranken hat mehrmalen auch eine phyſiſche Urſach zum Grunde und iſt äußerſt wichtig für den praktiſchen Arzt. Man findet ſie oft in Geſellſchaft der tödtlichſten Zeichen des **Hippokrates**, und ohne ſie aus irgend einer vorgängigen Kriſis begreifen zu können; dieſe Heiterkeit iſt bösartig. Die Nerven, welche während der Höhe des Fiebers auf das ſchärfſte waren angefochten worden, haben jetzt ihre Empfindlichkeit verloren, die entzündeten Theile, weiß man wohl, hören auf zu ſchmerzen, ſobald ſie brandig werden, aber es wäre ein unglücklicher Gedanke, ſich Glück zu wünſchen, daß die Entzündungsperiode nunmehr überſtanden ſey. Der Reiz weicht von den todten Nerven zurück und eine tödtliche Indolenz lügt baldige Geneſung. Die Seele befindet ſich in der Illuſion einer angenehmen Empfindung, weil ſie einer lang anhaltenden ſchmerzhaften los iſt. Sie iſt ſchmerzenfrei, nicht weil der Ton ihrer Werkzeuge wieder hergeſtellt iſt, ſondern weil ſie den Mißton nicht mehr empfindet. Die Sympathie hört auf, ſobald der Zuſammenhang wegfällt.

§. VI.

Weitere Ausſichten in den Zuſammenhang.

Wenn ich nun erſt tiefer hineingehe — wenn ich vom Wahnſinn ſelbſt, vom Schlummer, vom Stupor, von der fallenden Sucht und der Katalepſis u. ſ. f. ſprechen dürfte, wo der freie und vernünftige Geiſt dem Despotismus des Unterleibs unterworfen wird, wenn ich mich überhaupt in das große Feld der Hyſterie und Hypochondrie ausbreiten dürfte, wenn es mir erlaubt wäre, von Temperamenten, Idioſynkraſien und Conſenſus zu reden, welches für Aerzte und Philoſophen ein Abgrund iſt, — mit einem Wort: wenn ich die Wahrheit des Bisherigen von dem Krankenbett aus beweiſen wollte, welches immerhin eine Hauptſchule des Pſychologen iſt, ſo würde mein Stoff ſich in's Unendliche dehnen. Genug, däucht es mich, iſt es nunmehr bewieſen, daß die thieriſche Natur mit der geiſtigen ſich durchaus vermiſchet, und daß dieſe Vermiſchung Vollkommenheit iſt.

Körperliche Phänomene verrathen die Bewegungen des Geiſtes.

§. 22.

Phyſiognomik der Empfindungen.

Eben dieſe innige Correſpondenz der beiden Naturen ſtützt auch die ganze Lehre der Phyſiognomik. Durch eben dieſen Nervenzuſammenhang, welcher, wie wir hören, bei der Mittheilung der Empfindungen zum Grunde liegt, werden die geheimſten Rührungen der Seele auf der Außenſeite des Körpers geoffenbart, und die Leidenſchaft dringt ſelbſt durch den Schleier des Heuchlers. Jeder Affekt hat ſeine ſpecifiken Aeußerungen, und ſo zu ſagen, ſeinen eigenthümlichen

Dialekt, an dem man ihn kennt. Und zwar iſt dies ein bewundernswürdiges Geſetz der Weisheit, daß jeder edle und wohlwollende den Körper verſchönert, den der niederträchtige und gehäſſige in viehiſche Formen zerreißt. Je mehr ſich der Geiſt vom Ebenbild der Gottheit entfernet, deſto näher ſcheint auch die äußere Bildung dem Viehe zu kommen, und immer denjenigen am nächſten, das dieſen Haupthang mit ihm gemein hat. So ladet das ſanfte Außenbild des Menſchenfreunds den Hülfsbedürftigen ein, wenn der trotzige Blick des Zornigen Jeden zurückſcheucht. Dies iſt der unentbehrlichſte Leitfaden im geſellſchaftlichen Leben. Es iſt merkwürdig, wie viel Aehnlichkeit die körperlichen Erſcheinungen mit den Affekten haben, Heldenmuth und Unerſchrockenheit ſtrömen Leben und Kraft durch Adern und Muskeln, Funken ſprühen aus den Augen, die Bruſt ſteigt, alle Glieder rüſten ſich gleichſam zum Streit, der Menſch hat das Anſehn des Roſſes. Schrecken und Furcht erlöſchen das Feuer der Augen, die Glieder ſinken kraftlos und ſchwer, das Mark ſcheint in den Knochen erfroren zu ſeyn, das Blut fällt dem Herzen zur Laſt, allgemeine Ohnmacht lähmt die Inſtrumente des Lebens. Ein groſſer, kühner, erhabener Gedanke zwingt uns, auf die Zehen zu ſtehen, das Haupt empor zu richten, Naſe und Mund weit aufzuſperren. Das Gefühl der Unendlichkeit, die Ausſicht in einen weiten offenen Horizont, das Meer und dergleichen dehnt unſere Arme aus, wir wollen in's Unendliche ausfliegen. Mit Bergen wollen wir gen Himmel wachſen, auf Stürmen und Wellen dahinbrauſen;

gähe Abgründe ſtürzen uns ſchwindelnd hinunter; der Haß äußert ſich im Körper gleichſam durch eine zurückſtoßende Kraft, wenn im Gegentheil ſelbſt unſer Körper durch jeden Händedruck, jede Umarmung in den Körper des Freundes übergehen will, gleichwie die Seelen harmoniſch ſich miſchen; der Stolz richtet den Körper auf, ſo wie die Seele ſteigt; Kleinmuth ſenket das Haupt, die Glieder hangen; knechtiſche Furcht ſpricht aus dem kriechenden Gang; die Idee des Schmerzens verzerret unſer Geſicht, wenn wollüſtige Vorſtellungen eine Grazie über den ganzen Körper verbreiten; ſo hat ferner der Zorn die ſtärkſten Bande zerriſſen, und die Noth beinahe die Unmöglichkeit überwunden. — Durch was für eine Mechanik, möcht' ich nun fragen, geſchieht es, daß gerade dieſe Bewegungen auf dieſe Empfindungen erfolgen, gerade dieſe Organe bei dieſen Affekten intereſſirt werden? Iſt dies nicht eben ſo viel, als wollt' ich wiſſen, warum gerade eine ſolche Verletzung der Bandhaut die untere Kinnlade erſtarren mache?

Wird der Affekt, der dieſe Bewegungen der Maſchine ſympathetiſch erweckte, öfters erneuert, wird dieſe Empfindungsart der Seele habituell, ſo werden es auch dieſe Bewegungen dem Körper. Wird der zur Fertigkeit gewordene Affekt dauernder Charakter, ſo werden auch die conſenſuellen Züge der Maſchine tiefer eingegraben, ſie bleiben, wenn ich das Wort von dem Pathologen entlehnen darf, deuteropathiſch zurück, und werden endlich organiſch. So formirt ſich endlich die feſte perennirende Phyſiognomie des Menſchen, daß es beinahe leichter iſt, die Seele nachher noch umzuändern als die Bildung. In dieſem Verſtande alſo kann man ſagen, die Seele bildet den Körper, ohne ein Stahlianer zu ſeyn, und die erſten Jugendjahre beſtimmen vielleicht die Geſichtszüge des Menſchen durch ſein ganzes Leben, ſo wie ſie überhaupt die Grundlage ſeines moraliſchen Charakters ſind. Eine unthätige und ſchwache Seele, die niemals in Leidenſchaften überwallt, hat gar keine Phyſiognomie, wenn nicht eben der Mangel derſelben die Phyſiognomie der Simpel iſt. Die Grundzüge, die die Natur ihnen anerſchuf und die Nutrition vollendete, dauern unangetaſtet fort. Das Geſicht iſt glatt, denn keine Seele hat darauf geſpielt. Die Augbraunen behalten einen vollkommenen Bogen, denn kein wilder Affekt hat ſie zerriſſen. Die ganze Bildung behält eine Runde, denn das Fett hat Ruhe in ſeinen Zellen; das Geſicht iſt regelmäßig, vielleicht auch ſogar ſchön, aber ich bedaure die Seele.

Eine Phyſiognomik organiſcher Theile, z. E. der Figur und Größe der Naſe, der Augen, des Mundes, der Ohren u. ſ. w. der Farbe der Haare, der Höhe des Halſes u. ſ. f. iſt vielleicht nicht unmöglich, dürfte aber wohl ſo bald nicht erſcheinen, wenn auch Lavater noch durch zehen Quartbände ſchwärmen ſollte. Wer die launichten Spiele der Natur, die Bildungen, mit denen ſie ſtiefmütterlich beſtraft und mütterlich beſchenkt hat, unter Klaſſen bringen wollte, würde mehr wagen, als Linné, und dürfte ſich ſehr in Acht nehmen, daß er über der ungeheuren kurzweiligen Mannigfaltigkeit der ihm vorkommenden Originale nicht ſelbſt eins werde.

(Noch eine Art von Sympathie verdient bemerkt zu werden, indem ſie in der Phyſiologie von großer Erheblichkeit iſt; ich meine die Sympathie gewiſſer Empfindungen mit den Organen, aus denen ſie kamen. Ein gewiſſer Krampf des Magens erregte in uns die Empfindung von Ekel; die Reproduktion dieſer Empfindung bringt rückwärts dieſen Krampf hervor. Wie geſchicht das?)

Auch der Nachlaß der thieriſchen Natur iſt eine Quelle von Vollkommenheit.

§. 23.

Scheint ſie zu hindern.

Noch kann man ſagen, wenn auch der thieriſche Theil des Menſchen ihm alle die großen Vortheile gewährt, von denen bisher geſprochen worden, ſo bleibt er doch immer noch in einer andern Rückſicht verwerflich. Nämlich die Seele iſt alſo ſklaviſch an die Thätigkeit ihrer Werkzeuge gefeſſelt, daß die periodiſche Abſpannung dieſer letztern ihr eine thatenloſe Pauſe vorſchreibt und ſie gleichſam periodiſch vernichtet. Ich meine den Schlaf, der, wie man nicht läugnen kann, uns wenigſtens den dritten Theil unſers Daſeyns raubt. Ferner iſt unſere Denkkraft von den Geſetzen der Maſchine äußerſt abhängig, daß der Nachlaß dieſer letztern dem Gang der Gedanken plötzliches Halt auferlegt, wenn wir eben auf dem geraden offenen Pfade zur Wahrheit begriffen ſind. Der Verſtand darf kaum ein wenig auf einer Idee gehaftet haben, ſo verſagt ihm die träge

Materie; die **Saiten** des Denkorganes erſchlaffen, wenn ſie kaum ein wenig angeſtrengt werden; der Körper verläßt uns, wo wir ſein am meiſten bedürfen. Welch erſtaunliche Schritte, dürfte man einwenden, würde der Menſch in Bearbeitung ſeiner Fähigkeiten machen, wenn er in einem Zuſtand ununterbrochener Intenſität fortdenken könnte? Wie würde er jede Idee in ihre letzte Elemente zerfaſern, wie würde er jede Erſcheinung bis zu ihren verhohlenſten Quellen verfolgen, wenn er ſie unaufhörlich vor ſeiner Seele feſt halten könnte? — Aber es iſt nun einmal nicht ſo; warum iſt es nicht ſo?

§. 21.

Nothwendigkeit des Nachlaſſes.

Folgendes wird uns auf die Spur der Wahrheit leiten.

1. Die angenehme Empfindung war nothwendig, den Menſchen zur Vollkommenheit zu führen, und er iſt ja nur darum vollkommen, daß er angenehm empfinde.
2. Die Natur eines endlichen Weſens macht die unangenehme Empfindung unvermeidlich. Das Uebel exulirt nicht aus der beſten Welt, und die Weltweiſen wollen ja darin Vollkommenheit finden.
3. Die Natur eines gemiſchten Weſens bringt ſie nothwendig mit ſich, weil ſie größtentheils darauf ruhet.

Alſo: Schmerz und Laſt ſind nothwendig.

Schwerer ſcheint es, aber es iſt dennoch nicht wahr.

4. Jeder Schmerz wächſt ſeiner Natur nach, ſo wie jede Luſt, in's Unendliche.
5. Jeder Schmerz und jede Luſt eines gemiſchten Weſens zielt auf ſeine Auflöſung.

§. 25.

Erklärung.

Nämlich das will ſo viel ſagen: Es iſt ein bekanntes Geſetz der Ideenverbindung, daß eine jede Empfindung, welcher Art ſie auch immer ſeye, alſogleich eine andere ihrer Art ergreife und ſich durch dieſen Zuwachs vergrößere. Je größer und vielfältiger ſie wird, deſto mehr gleichartige weckt ſie nach allen Direktionen des Denkorgans auf, bis ſie nach und nach allgemein herrſchend wird und die ganze Fläche der Seele einnimmt. So wächſt demnach jede Empfindung durch ſich ſelbſt; jeder gegenwärtige Zuſtand des Empfindungsvermögens enthält den Grund eines nachfolgenden ähnlichen heftigern. Dies iſt an ſich klar. Nun iſt, wie wir wiſſen, jede geiſtige Empfindung mit einer ähnlichen thieriſchen vergeſellſchaftet, d. i. mit andern Worten: jede iſt mit mehr oder wenigern Nervenbewegungen verknüpft, die ſich nach dem Grad ihrer Stärke und Ausbreitung richten. Alſo: ſo wie die geiſtigen Empfindungen wachſen, müſſen auch die Bewegungen im Nervenſyſtem zunehmen. Dies iſt nicht minder deutlich. Aber nun lehrt uns die Pathologie, daß keine Nerve jemals allein leide, und ſagen: hie iſt Uebermaaß von Kraft, eben ſo viel heiße als: dort iſt Mangel der Kraft. Alſo wächſt zugleich noch jede

Nervenbewegung durch ſich ſelbſt. Ferner iſt eben geſagt werden, daß die Bewegungen des Nervenſyſtems auf die Seele zurückwirken und die geiſtigen Empfindungen verſtärken; die verſtärkten Empfindungen des Geiſtes vermehren und verſtärken wiederum die Bewegungen der Nerven. Alſo iſt hier ein Zirkel und die Empfindung muß ſtets wachſen, und die Nervenbewegungen müſſen in jedem Moment allgemeiner und heftiger werden. Nun wiſſen wir, daß die Bewegungen der Maſchine, welche die Empfindung des Schmerzens verurſachen, dem harmoniſchen Ton zuwiderlaufen, durch den ſie erhalten wird, das heißt, daß ſie Krankheit ſind. Aber Krankheit kann nicht in's Unendliche wachſen, alſo endigen ſie ſich mit der totalen Deſtruktion der Maſchine. In Abſicht auf den Schmerz iſt es alſo erwieſen, daß er auf den Tod des Subjekts abzielt.

Aber die Bewegungen der Nerven unter dem Zuſtand des angenehmen Affekts ſind ja ſo harmoniſch, der Fortdauer der Maſchine ſo günſtig; der Zuſtand der größten Seelenluſt iſt ja der Zuſtand des größten körperlichen Wohls; — ſollte nicht vielmehr umgekehrt der angenehme Affekt den Flor des Körpers in's Unendliche verlängern? — dieſer Schluß iſt ſehr übereilt. In einem gewiſſen Grade der Moderation ſind dieſe Nervenbewegungen heilſam und wirklich Geſundheit. Wachſen ſie über dieſen Grad hinaus, ſo können ſie wohl höchſte Aktivität, höchſte augenblickliche Vollkommenheit ſeyn, aber dann ſind ſie Exceß der Geſundheit, dann ſind ſie nicht mehr Geſundheit. Nur diejenige gute Beſchaffenheit der natürlichen Aktionen heißen wir Geſundheit, in denen der Grund zukünftiger ähnlichen liegt, d. h. die die Vollkommenheit der darauf folgenden Aktionen befeſtigen; alſo gehört die Beſtimmung des Fortdauernden weſentlich mit in den Begriff der Geſundheit. So hat z. E. der Körper des entkräftetſten Wollüſtlings im Momente der Ausſchweifung ſeine höchſte Harmonie erreicht; aber ſie iſt nur augenblicklich und ein deſto tieferer Nachlaß lehrt zur Genüge, daß Ueberſpannung nicht Geſundheit war. So kann man denn mit Recht behaupten, daß der übertriebene Vigor der phyſiſchen Aktionen den Tod ſo ſehr beſchleunigt als die höchſte Disharmonie oder die heftigſte Krankheit. Und alſo reißen uns beide, Schmerz und Vergnügen, einem unvermeidlichen Tod entgegen, wenn nicht etwas vorhanden iſt, das ihr Wachsthum beſchränket.

§. 28.

Vortrefflichkeit dieſes Nachlaſſes.

Und eben dieſes leiſtet nun der Nachlaß der thieriſchen Natur. Eben dieſe Einſchränkung unſerer zerbrechlichen Maſchine, die unſern Gegnern einen ſo ſtarken Einwurf wider ihre Vollkommenheit ſchien geliehen zu haben, mußte es auch ſeyn, die alle die übeln Folgen verbeſſerte, die der Mechanismus anderwärts unvermeidlich macht. Eben dieſes Hinſinken, dieſes Erſchlaffen der Organe, worüber die Denker ſo klagen, verhindert, daß uns unſere eigene Kraft nicht in kurzer Zeit aufreibe, und läßt es nicht zu, daß unſere Affekte in immer ſteigenden Graden zu unſerm Verderben fortwachſen. Sie zeichnet jedem Affekte die Perioden ſeines Wachsthums, ſeiner

Höhe und ſeiner Deferveszenz, wenn er nicht gar in einer totalen Relaxation des Körpers erſtirbt, die den empörten Geiſtern Zeit läßt, wiederum ihren harmoniſchen Ton zu nehmen, und den Organen, ſich wiederum zu erholen. Daher die höchſten Grade des Entzückens, des Schreckens und des Zorns eben dieſelben ſind, nämlich Ermattung, Schwäche oder Ohnmacht. —

„Jetzo mußt' er entweder ohnmächtig niederſinken“ —

Noch mehr gewährt der Schlaf, der, wie unſer Shakeſpear ſagt, „den verworrenen Knäul der Sorgen auseinander löst, das Bad der wunden Arbeit, die Geburt von jedes Tages Leben, der zweite Gang der großen Natur iſt.“ Unter dem Schlaf ordnen ſich die Lebensgeiſter wiederum in jenes heilſame Gleichgewicht, das die Fortdauer unſers Daſeyns ſo ſehr verlangt; alle jene krampfichte Ideen und Empfindungen, alle jene überſpannte Thätigkeiten, die uns den Tag durch gepeinigt haben, werden jetzo in der allgemeinen Erſchlaffung des Senſoriums aufgelöst, die Harmonie der Seelenwirkungen wird wiederum hergeſtellt und ruhiger grüßt der neuerwachte Menſch den kommenden Morgen.

Auch in Hinſicht auf die Einrichtung des Ganzen können wir den Werth und die Wichtigkeit dieſes Nachlaſſes nicht genug bewundern. Eben dieſe Einrichtung brachte es nothwendig mit ſich, daß manche, die nicht minder glücklich ſeyn ſollten, der allgemeinen Ordnung aufgeopfert wurden und das Loos der Unterdrückung davon trugen. Eben ſo mußten wiederum viele, die wir vielleicht mit Unrecht zu beneiden pflegen, ihre Geiſtes- und Leibeskraft in raſtloſer Anſtrengung foltern, damit die Ruhe des Ganzen erhalten werde. So ferner die Kranken, ſo das unvernünftige Vieh. Der Schlaf verſiegelt gleichſam das Auge des Kummers, gießt Lebenskraft in die Adern des Kranken und Ruhe in ſeine zerriſſene Seele; er nimmt dem Fürſten und Staatsmann die ſchwere Bürde der Regierung ab; auch der Taglöhner hört die Stimme des Drängers nicht mehr, und das mißhandelte Vieh entflieht den Tyranneien der Menſchen. Alle Sorgen und Laſten der Geſchöpfe begräbt der Schlaf, ſetzt alles in's Gleichgewicht, rüſtet Jeden mit neugebornen Kräften aus, die Freuden und Leiden des folgenden Tages zu ertragen.

§. 27.

Trennung des Zuſammenhangs.

Endlich dann, auf den Zeitpunkt, wo der Geiſt den Zweck ſeines Daſeyns in dieſem Kreiſe erfüllt hat, hat zugleich eine inwendige unbegreifliche Mechanik auch ſeinen Körper unfähig gemacht, weiter ſein Werkzeug zu ſeyn. Alle Anordnungen zur Aufrechthaltung des körperlichen Flors ſcheinen nur bis auf dieſe Epoche zu reichen; die Weisheit, kommt es mir vor, hat bei Gründung unſerer phyſiſchen Natur eine ſolche Sparſamkeit beobachtet, daß, ungeachtet der ſteten Compenſationen, doch die Conſumtion immer das Uebergewicht behalte, daß die *Freiheit den Mechanismus mißbrauche, und der Tod aus dem Leben, wie aus ſeinem Keime, ſich entwickle.* Die Materie zerfällt in ihre letzten Elemente wieder, die nun in andern Formen und Verhältniſſen durch die

Reiche der Natur wandern, andern Abſichten zu dienen. Die Seele fähret fort, in andern Kreiſen ihre Denkkraft zu üben und das Univerſum von andern Seiten zu beſchauen. Man kann freilich ſagen, daß ſie dieſe Sphäre im geringſten noch nicht erſchöpft hat, daß ſie ſolche vollkommener hätte verlaſſen können; aber weiß man denn, daß dieſe Sphäre für ſie verloren iſt? Wir legen jetzo manches Buch weg, das wir nicht verſtehen, aber vielleicht verſtehen wir es in einigen Jahren beſſer.

Ueber
das gegenwärtige deutſche Theater.

(Aus dem würtemberg. Repertorium der Litteratur 1782.)

Der Geiſt des gegenwärtigen Jahrzehends in Deutſchland zeichnet ſich auch vorzüglich dadurch von den vorigen aus, daß er dem Drama beinah in allen Provinzen des Vaterlands einen lebhaftern Schwung gab; und es iſt merkwürdig, daß man noch nie ſo oft Seelengröße zu beklatſchen und Schwachheiten auszupfeifen gefunden hat, als eben in dieſer Epoche. — Schade, daß dies nur auf der Bühne iſt. Die Aegyptier beſtellten für jedes Glied einen eigenen Arzt, und der Kranke ging unter dem Gewicht ſeiner Aerzte zu Grunde. — Wir halten jeder Leidenſchaft ihren eigenen Henker, und haben täglich irgend ein unglückliches Opfer derſelben zu beweinen. Jede Tugend findet bei uns ihren Lobredner, und wir ſcheinen ſie über ihrer Bewunderung zu vergeſſen. Mir däucht, es verhalte ſich damit, wie mit den unterirdiſchen Schätzen in den Geſpenſtermährchen: Beſchreiet den Geiſt nicht! iſt die ewige Bedingung des Beſchwörers. — Mit Stillſchweigen erhebt man das Gold — ein Laut über die Zunge, und hinunter ſinkt zehntauſend Klafter die Kiſte.

Allerdings ſollte man denken, ein offener Spiegel des menſchlichen Lebens, auf welchem ſich die geheimſten

Winkelzüge des Herzens illuminirt und freſko zurückwerfen, wo alle Evolutionen von Tugend und Laſter, alle die verworrenſten Intriguen des Glücks, die merkwürdige Oekonomie der oberſten Fürſicht, die ſich im wirklichen Leben oft in langen Ketten unabſehbar verliert, wo, ſage ich, dieſes alles in kleinern Flächen und Formen aufgefaßt, auch dem ſtumpfeſten Auge überſehbar zu Geſichte liegt; — ein Tempel, wo der wahre natürliche Apoll, wie einſt zu Dodona und Delphos, goldne Orakel mündlich zum Herzen redet — eine ſolche Anſtalt, möchte man erwarten, ſollte die reinern Begriffe von Glückſeligkeit und Elend um ſo nachdrücklicher in die Seele prägen, als die ſinnliche Anſchauung lebendiger iſt, denn nur Tradition und Sentenzen. Sollte, ſage ich — und was ſollten die Waaren nicht, wenn man den Verkäufer hört? Was ſollten jene Tropfen und Pulver nicht, wenn nur der Magen des Patienten ſie verdaute, wenn nur ſeinem Gaum nicht davor ekelte? — So viele Don Quixotes ſehen ihren eigenen Narrenkopf aus dem Savoyardenkaſten der Comödie gucken, ſo viele Tartüffes ihre Masken, ſo viele Fallſtaffe ihre Hörner; und doch deutet einer dem andern ein Eſelsohr und beklatſcht den witzigen Dichter, der ſeinem Nachbar eine ſolche Schlappe anzuhängen gewußt hat. Gemälde voll Rührung, die einen ganzen Schauplatz in Thränen auflöſen — Gruppen des Entſetzens, unter deren Anblick die zarten Spinneweben eines hyſteriſchen Nervenſyſtems reißen; — Situationen voll ſchwankender Erwartung, die den leiſern Odem feſſelt und das beklommene Herz in ungewiſſen Schlägen wiegt — Alles dieſes, was wirkt es denn mehr, als ein buntes Farbenſpiel auf der Fläche, gleich dem lieblichen Zittern des Sonnenlichts auf der Welle. — Der ganze Himmel ſcheint in der Flut zu liegen, — Ihr ſtürzt euch wonnetrunken hinein und — tappt in kalt Waſſer. Wenn der teufliſche Macbeth, die kalten Schweißtropfen auf der Stirne, bebenden Fußes, mit hinſchauerndem Auge aus der Schlafkammer wanket, wo er die That gethan hat, — welchem Zuſchauer laufen nicht eiskalte Schauer durch die Gebeine? — Und doch welcher Macbeth unter dem Volke läßt ſeinen Dolch aus dem Kleide fallen, eh' er die That thut? oder ſeine Larve, wenn ſie gethan iſt? — Es iſt ja eben König Dunkan nicht, den er zu verderben eilet. Werden darum weniger Mädchen verführt, weil Sara Samſon ihren Fehltritt mit Gift büßet? Eifert ein einziger Ehemann weniger, weil der Mohr von Venedig ſich ſo tragiſch übereilte? Tyranniſirt etwa die Convenienz die Natur darum weniger, weil jene unnatürliche Mutter nach der That reuig, vor euren Ohren das raſende Gelächter trillert? — Glücklich genug, wenn eure Emilia, wenn ſie ſo verführeriſch jammert, ſo nachläſſig ſchön dahin ſinkt, ſo voll Delikateſſe und Grazie ausröchelt, nicht noch mit ſterbenden Reizen die wollüſtige Lunte entzündet, und eurer tragiſchen Kunſt aus dem Stegreif hinter den Couliſſen ein demüthigendes Opfer gebracht wird. Beinahe möchte man den Marionetten wieder das Wort reden, und die Machiniſten ermuntern, die Garrikiſchen Künſte in ihre hölzerne Helden zu verpflanzen, ſo würde doch die Aufmerkſamkeit des Publikums, die ſich gewöhnlichermaßen in den Inhalt, den Dichter und Spieler drittheilt, von dem letztern zurücktreten und ſich mehr auf dem erſten verſammeln. Eine abgefeimte italieniſche Iphigenia, die uns vielleicht durch ein glückliches Spiel nach Aulis gezaubert hatte, weiß mit einem ſchelmiſchen Blick durch die Maske ihr eigenes Zauberwerk wohlbedacht wieder zu zerſtören, Iphigenia und Aulis ſind weggehaucht, die Sympathie ſtirbt in der Bewunderung ihrer Erweckerin. Wir ſollten ja die Reizungen des ſchönen Geſchlechts aus ſeiner Meiſterin kennen? Die hohe Eliſabeth hätte eher eine Verletzung ihrer Majeſtät als einen Zweifel gegen ihre Schönheit vergeben. — Sollte eine Aktrice philoſophiſcher denken? Sollte dieſe — wenn der Fall der Aufopferung käme — mehr auf ihren Ruhm außerhalb den Couliſſen, als hinter denſelben bedacht ſeyn? Ich zweifle gewaltig. So lange die Schlachtopfer der Wolluſt durch die Töchter der Wolluſt geſpielt werden, ſo lange die Scenen des Jammers, der Furcht und des Schreckens mehr dazu dienen, den ſchlanken Wuchs, die netten Füße, die Grazienwendungen der Spielerin zu Markte zu tragen, mit einem Wort, ſo lange die Tragödie mehr die Gelegenheitsmacherin verwöhnter Wollüſte ſpielen muß — ich will weniger ſagen — ſo lang das Schauſpielhaus weniger Schule, als Zeitvertreib iſt — mehr dazu gebraucht wird, die eingähnende Langeweile zu beleben, unfreundliche Winternächte zu betrügen, und das große Heer unſerer ſüßen Müßiggänger mit dem Schauer der Weisheit, dem Papiergeld der Empfindung und galanten Zoten zu bereichern, ſo lange es mehr für die Toilette und die Schenke arbeitet: ſo lange mögen immer unſere Theaterſchriftſteller der patriotiſchen Eitelkeit entſagen.

Lehrer des Volks zu ſeyn. Bevor das Publikum für ſeine Bühne gebildet iſt, dürfte wohl ſchwerlich die Bühne ihr Publikum bilden.

Aber daß wir auch hier nicht zu weit gehen — daß wir dem Publikum nicht die Fehler des Dichters zur Laſt legen. Ich bemerke zwei vorzügliche Moden im Drama, die zwei äußerſten Enden, zwiſchen welchen Wahrheit und Natur inne liegen. Die Menſchen des Peter Corneille ſind froſtige Behorcher ihrer Leidenſchaft — altkluge Pedanten ihrer Empfindung. Den bedrängten Roderich hör' ich auf offener Bühne über ſeine Verlegenheit Vorleſung halten, und ſeine Gemüthsbewegungen ſorgfältig, wie eine Pariſerin ihre Grimaſſen vor dem Spiegel, durchmuſtern. Der leidige Anſtand in Frankreich hat den Naturmenſchen verſchnitten. — Ihr Kothurn iſt in einen niedlichen Tanzſchuh verwandelt. In England und Deutſchland (doch auch hier nicht früher, als bis Goethe die Schleichhändler des Geſchmacks über den Rhein zurückgejagt hatte) deckt man der Natur ihre Blöße auf, vergrößert ihre Finnen und Leberflecken unter dem Hohlſpiegel eines unbändigen Witzes, die muthwillige Phantaſie glühender Poeten lügt ſie zum Ungeheuer und trommelt von ihr die ſchändlichſten Anekdoten aus. Zu Paris liebt man die glatten zierlichen Puppen, von denen die Kunſt alle kühne Natur hinwegſchliff. Man wägt die Empfindung nach Granen und ſchneidet die Speiſen des Geiſts diätetiſch vor, den zärtlichen Magen einer ſchmächtigen Marquiſin zu ſchonen; wir Deutſche muthen uns, wie die ſtarkherzigen Britten, kühnere Doſen zu, unſere Helden gleichen einem Goliath auf alten Tapeten, grob und gigantiſch, für die Entfernung gemalt. Zu einer guten Copie der Natur gehört Beides, eine edelmüthige Kühnheit, ihr Mark auszuſaugen und ihre Schwungkraft zu erreichen, aber auch zugleich eine ſchüchterne Blödigkeit, um die großen Züge, die ſie ſich in großen Wandſtücken erlaubt, bei Miniaturgemälden zu mildern. Wir Menſchen ſtehen vor dem Univerſum wie die Ameiſe vor einem großen majeſtätiſchen Pallaſte. Es iſt ein ungeheures Gebäude, unſer Inſektenblick verweilet auf dieſem Flügel und findet vielleicht dieſe Säulen, dieſe Statuen übel angebracht; das Auge eines beſſern Weſens umfaßt auch den gegenüberſtehenden Flügel und nimmt dort Statuen und Säulen gewahr, die ihren Kamerädinnen hier ſymmetriſch entſprechen. Aber der Dichter male für Ameiſenaugen, und bringe auch die andere Hälfte in unſern Geſichtskreis verkleinert herüber; er bereite uns von der Harmonie des Kleinen auf die Harmonie des Großen; von der Symmetrie des Theils auf die Symmetrie des Ganzen, und laſſe uns letztere in der erſtern bewundern. Ein Verſehen in dieſem Punkt iſt eine Ungerechtigkeit gegen das ewige Weſen, das nach dem unendlichen Umriß der Welt, nicht nach einzelnen herausgehobenen Fragmenten beurtheilt ſeyn will.

Bei der getreueſten Copie der Natur, ſo weit unſere Augen ſie verfolgen, wird die Verſehung verlieren, die auf das angefangene Werk in dieſem Jahrhundert vielleicht erſt im folgenden das Siegel drückt.

Aber auch der Dichter kann ſchuldlos ſeyn, wenn der Zweck des Drama mißlinget. Man trete auf die Bühne ſelbſt und gebe Acht, wie ſich die Geſchöpfe der

Phantaſie im *Spieler* verkörpern. Es ſind dieſem zwei Dinge ſchwer, aber nothwendig. Einmal muß er ſich ſelbſt und die horchende Menge vergeſſen, um in der Rolle zu leben; dann muß er wiederum ſich ſelbſt und den Zuſchauer gegenwärtig denken, auf den Geſchmack des letztern reflektiren und die Natur mäßigen. Zehnmal finde ich das Erſte dem Zweiten aufgeopfert, und doch — wenn das Genie des Akteurs nicht Beides ausreichen kann — möchte er immerhin gegen dieſes zum Vortheil jenes verſtoßen. Von Empfindung zum Ausdruck der Empfindung herrſcht eben die ſchnell und ewig beſtimmte Succeſſion, als von Wetterleuchten zu Donnerſchlag, und bin ich des Affektes voll, ſo darf ich ſo wenig den Körper nach ſeinem Tone ſtimmen, daß es mir vielmehr ſchwer, ja unmöglich werden dürfte, den freiwilligen Schwung des letztern zurückzuhalten. Der Schauſpieler befindet ſich einigermaßen im Fall eines Nachtwandlers, und ich beobachte zwiſchen beiden eine merkwürdige Aehnlichkeit. Kann der letztere bei einer *anſcheinenden* völligen Abweſenheit des Bewußtſeyns, in der Grabesruhe der äußern Sinne auf ſeinem mitternächtlichen Pfade, mit der unbegreiflichſten Beſtimmtheit jeden Fußtritt gegen die Gefahr abwägen, die die größeſte Geiſtesgegenwart des Wachenden auffordern würde; — kann die *Gewohnheit* ſeine Tritte ſo wunderbar ſichern; kann — wenn wir doch, um das Phänomen zu erklären, zu etwas mehr unſre Zuflucht nehmen müſſen — kann eine *Sinnesdämmerung*, eine ſuperficielle und flüchtige Bewegung der Sinne ſo viel zu Stande bringen: warum ſollte der Körper, der doch ſonſt die Seele in allen ihren Veränderungen ſo getreulich begleitet, in dieſem Fall ſo zügellos über ſeine Linien ſchweifen, daß er ihren Ton mißſtimmte? Erlaubt ſich die Leidenſchaft keine Extravagation (und das kann ſie nicht, wenn ſie ächt iſt, und das ſoll ſie nicht in einer gebildeten Seele), ſo weiß ich gewiß, daß auch die Organe ſich in kein Monſtrum verirren. Sollte dann bei der größten Abweſenheit der Perception, deren die Illuſion den Spieler nur fähig macht, nicht eben ſo gut wie dort eine unmerkliche Wahrnehmung des Gegenwärtigen fortdauern, die den Spieler eben ſo leicht an dem Ueberſpannten und Unanſtändigen vorbei über die ſchmale Brücke der Wahrheit und Schönheit führt? Ich ſehe die Unmöglichkeit nicht. Hingegen welcher Uebelſtand auf der andern Seite, wenn der Spieler das Bewußtſeyn ſeiner gegenwärtigen Lage ſorgſam und ängſtlich unterhält, und das künſtliche Traumbild durch die Idee der wirklich ihn umgebenden Welt zernichtet. Schlimm für ihn, wenn er weiß, daß vielleicht tauſend und mehr Augen an jeder ſeiner Geberden hangen, daß eben ſo viel Ohren jeden Laut ſeines Mundes verſchlingen. — Ich war einſt zugegen, als dieſer unglückliche Gedanke: Man beobachtet mich! den zärtlichen Romeo mitten aus dem Arme der Entzückung ſchleuderte. — Es war gerade der Sturz des Nachtwandlers, den ein warnender Zuruf auf gäher Dachſpitze ſchwindelnd packt. — Die verborgene Gefahr war ihm keine, aber der ſteilen Höhe plötzlicher Anblick warf ihn tödtlich herunter. Der erſchrockene Spieler ſtand ſteif und albern — die natürliche Grazie der Stellung entartete in eine Beugung —

als ob er ſich ein Kleid wollte anmeſſen laſſen. — Die Sympathie der Zuſchauer verpuffte in ein Gelächter.

Gewöhnlich haben unſere Spieler für jede Gattung von Leidenſchaft eine aparte Leibesbewegung einſtudirt, die ſie mit einer Fertigkeit, die zuweilen gar — dem Affekte vorſpringt, an den Mann zu bringen wiſſen. Dem Stolz fehlt das Kopfdrehen auf eine Achſel und das Anſtemmen des Ellenbogens ſelten. — Der Zorn ſitzt in einer geballten Fauſt und im Knirſchen der Zähne. — Die Verachtung habe ich auf einem gewiſſen Theater ordentlicherweiſe durch einen Stoß mit dem Fuße charakteriſiren geſehen; — die Traurigkeit der Theaterheldinnen retirirt ſich hinter ein weiß gewaſchenes Schnupftuch, und der Schrecken, der noch am kürzeſten wegkommt, wirft ſich auf dem nächſten dem beſten Block ſeine Bürde, und dem Publikum einen — Stümper vom Halſe. Die Spieler ſtarker tragiſcher Rollen — und dies ſind gewöhnlich die Baſſiſten, die Matadore der Bühne pflegen ihre Empfindung murrköpfiſch herzuzanken, und ihre ſchlechte Bekanntſchaft mit dem Affekt, den ſie wie einen Miſſethäter von unten auf rädern, mit einem Gepolter der Stimme und der Glieder zu überlärmen, wenn im Gegentheil die ſanften rührenden Spieler ihre Zärtlichkeit und Wehmuth in einem monotoniſchen Gewimmer ſchleifen, das die Ohren zum Ekel ermüdet. Deklamation iſt immer die erſte Klippe, woran unſere mehrſten Schauſpieler ſcheitern, und Deklamation wirkt immer zwei Drittheile der ganzen Illuſion. Der Weg des Ohrs iſt der gangbarſte und nächſte zu unſerm Herzen — Muſik hat den rauhen Eroberer Bagdads bezwungen, wo Mengs und

Correggio alle Malerkraft vergebens erſchöpft hätten. Auch kommt es uns leichter an, die beleidigten Augen zu ſchließen, als die mißhandelten Ohren mit Baumwolle zu verſtopfen.*

Wenn denn nun freilich Dichter, Spieler und Publikum falliren, ſo dürfte leicht von der vollwichtigen Summe, die ein patriotiſcher Verfechter der Bühne auf dem Papiere erhebt, ein garſtiger Bruch zurück bleiben. Sollte das dieſer verdienſtvollen Anſtalt einen Augenblick unſere Aufmerkſamkeit entziehen? Das Theater tröſte ſich mit ſeinen würdigern Schweſtern, der Moral und — furchtſam wage ich die Vergleichung — der Religion, die, ob ſie ſchon im heiligen Kleide kommen, über die Befleckung des blöden und ſchmutzigen Haufens nicht erhaben ſind. Verdienſt genug, wenn hie und da ein Freund der Wahrheit und geſunden Natur hier ſeine Welt wieder findet, ſein eigen Schickſal in fremdem Schickſal verträumt, ſeinen Muth an Scenen des Leidens erhärtet und ſeine Empfindung an Situationen des Unglücks übet. — Ein edles unverfälſchtes Gemüth fängt neue belebende Wärme vor dem Schauplatz — beim rohen Haufen ſummt doch zum mindeſten eine verlaſſene Saite der Menſchheit noch nach.

---

* Es iſt noch die Frage, ob eine Rolle durch einen bloßen Liebhaber nicht mehr als durch einen Schauſpieler gewinne? Bei dem lezten wenigſtens geht die Empfindung ſo bald, als bei einem occupirten Praktikus in der Heilkunſt das Judicium über die Krankheit, verloren. Es bleibt nichts zurück als eine mechaniſche Fertigkeit, eine Affektation, eine Koketterie mit den Grimaſſen der Leidenſchaft.

◆

Der

Spaziergang unter den Linden.

(Aus dem würtemberg. Repertorium 1782.)

Wollmar und Edwin waren Freunde und wohnten in einer friedlichen Einſiedelei beiſammen, in welche ſie ſich aus dem Geräuſch der geſchäftigen Welt zurückgezogen hatten, hier in aller philoſophiſchen Muße die merkwürdigen Schickſale ihres Lebens zu entwickeln. Edwin, der glückliche, umfaßte die Welt mit frohherziger Wärme, die der trübere Wollmar in die Trauerfarbe ſeines Mißgeſchicks kleidete. Eine Allee von Linden war der Lieblingsplatz ihrer Betrachtungen. Einſt an einem lieblichen Maientage ſpazierten ſie wieder; ich erinnere mich folgenden Geſpräches:

Edwin. Der Tag iſt ſo ſchön — die ganze Natur hat ſich aufgeheitert, und Sie ſo nachdenkend, Wollmar?

Wollmar. Laſſen Sie mich. Sie wiſſen, es iſt meine Art, daß ich ihr ihre Launen verderbe.

Edwin. Aber iſt es denn möglich, den Becher der Freude ſo anzuekeln?

Wollmar. Wenn man eine Spinne darin findet — warum nicht? Sehen Sie, Ihnen male ſich jetzt die

Natur wie ein rothwangiges Mädchen an ſeinem Brauttag. Mir erſcheint ſie als eine abgelebte Matrone, rothe Schminke auf ihren grüngelben Wangen, geerbte Demanten in ihrem Haar. Wie ſie ſich in dieſem Sonntagsaufputz belächelt! Aber es ſind abgetragene Kleider und ſchon hunderttauſendmal gewandt. Eben dieſen grünen wallenden Schlepp trug ſie ſchon vor Deukalion, eben ſo parfümirt und eben ſo bunt verbrämt. Jahrtauſende lang verzehrt ſie nur den Abtrag von der Tafel des Todes, kocht ſich Schminke aus den Gebeinen ihrer eigenen Kinder und ſtutzt die Verweſung zu blendenden Flittern. Junger Menſch, weißt du wohl auch, in welcher Geſellſchaft du vielleicht jetzo ſpaziereſt? Dachteſt du je, daß dieſes unendliche Rund das Grabmal deiner Ahnen iſt, daß dir die Winde, die dir die Wohlgerüche der Linden herunterbringen, vielleicht die zerſtobene Kraft des Arminius in die Naſe blaſen, daß du in der erfriſchenden Quelle vielleicht die zermalmten Gebeine unſrer großen Heinriche koſteſt? — Der Atom, der in Plato's Gehirne dem Gedanken der Gottheit bebte, der im Herzen des Titus der Erbarmung zitterte, zuckt vielleicht jetzo der viehiſchen Brunſt in den Adern der Sardanapale, oder wird in dem Aas eines gehenkten Gaudiebs von den Raben zerſtreut. Sie ſcheinen, das luſtig zu finden, Edwin?

Edwin. Vergeben Sie. Ihre Betrachtungen eröffnen mir komiſche Scenen. Wie? wenn unſre Körper nach eben den Geſetzen wanderten, wie man von unſern Geiſtern behauptet? Wenn ſie nach dem Tod der Maſchine eben das Amt fortſetzen müßten, das ſie unter den Befehlen der Seele verwalteten; gleichwie die Geiſter der Abgeſchiedenen die Beſchäftigungen ihres vorigen Lebens wiederholen, quae cura fuit vivis, eadem sequitur tellure repostos.

Wollmar. So mag die Aſche des Lykurgus noch bis jetzt und ewig im Ocean liegen!

Edwin. Hören Sie dort die zärtliche Philomele ſchlagen? Wie? wenn ſie die Urne von Tibulls Aſche wäre, der zärtlich wie ſie ſang? Steigt vielleicht der erhabene Pindar in jenem Adler zum blauen Schirmdach des Horizonts? flattert vielleicht in jenem buhlenden Zephyr ein Atom Anakreons? Wer kann es wiſſen, ob nicht die Körper der Süßlinge in zarten Puderflöckchen in die Locken ihrer Gebieterinnen fliegen? ob nicht die Ueberbleibſel der Wucherer im hundertjährigen Roſt an die verſcharrten Münzen gefeſſelt liegen? Ob nicht die Leiber der Polygraphen verdammt ſind, zu Lettern geſchmolzen oder zu Papier gewalkt zu werden, ewig nun unter dem Druck der Preſſe zu ächzen und den Unſinn ihrer Collegen verewigen zu helfen? Sehen Sie, Wollmar! Aus eben dem Kelche, woraus Sie die bittre Galle ſchöpfen, ſchöpft meine Laune luſtige Scherze.

Wollmar Edwin! Edwin! Wie Sie den Ernſt wieder mit lächelndem Witz übertünchen? — Laſſen Sie mich fortfahren. Die gute Sache ſcheut die Beſichtigung nicht.

Edwin. Wollmar beſichtige, wenn er glücklicher iſt.

Wollmar. O pfui! Da bohren Sie gerade in die gefährlichſte Wunde. Die Weisheit wäre alſo eine waſchhafte Mäklerin, die in jedem Hauſe ſchmarutzen

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52550-8
SCHILLER,F. FN. 13359/073

geht und geſchmeidig in jede Laune plaudert, bei dem Unglücklichen die Gnade ſelbſt verläumdet, bei dem Glücklichen auch das Uebel verzuckert. Ein verdorbener Magen verſchmäht dieſen Planeten zur Hölle, ein Glas Wein kann ſeine Teufel vergöttern. Wenn unſre Launen die Modelle unſrer Philoſophieen ſind, — ſagen Sie mir doch, Edwin, in welcher wird die Wahrheit gegeſſen? Ich fürchte, Edwin, Sie werden weiſe ſeyn, wenn Sie erſt finſter werden.

Edwin. Das möcht' ich nicht, um weiſe zu werden!

Wollmar. Sie haben das Wort glücklich genannt. Wie wird man das, Edwin? Arbeit iſt die Bedingung des Lebens, das Ziel Weisheit, und Glückſeligkeit, ſagen Sie, iſt der Preis. Tauſend und abermal tauſend Segel fliegen ausgeſpannt, die glückliche Inſel zu ſuchen im geſtadloſen Meere, und dieſes goldene Vließ zu erobern. Sage mir doch, du Weiſer, wie viel ſind ihrer, die es finden? Ich ſehe hier eine Flotte im ewigen Ringe des Bedürfniſſes herumgewirbelt, ewig von dieſem Ufer ſtoßend, um ewig wieder daran zu landen, ewig landend, um wieder davon zu ſtoßen. Sie tummelt ſich in den Vorhöfen ihrer Beſtimmung, kreuzt furchtſam längs dem Ufer, Proviant zu holen, um das Takelwerk zu flicken, und ſteuert ewig nie auf die Höhe des Meeres. Es ſind diejenigen, die heute ſich abmüden, auf daß ſie ſich morgen wieder abmüden können. Ich ziehe ſie ab, und die Summe iſt um die Hälfte geſchmolzen. Wieder Andere reißt der Strudel der Sinnlichkeit in ein ruhmloſes Grab. — Es ſind diejenigen, die die ganze Kraft ihres Daſeyns verſchwenden,

den Schweiß der vorigen zu genießen. Man rechne ſie weg, und ein armes Viertheil bleibt noch zurück. Bang und ſchüchtern ſegelt es ohne Compaß, im Geleit der betrüglichen Sterne, auf dem furchtbaren Ocean fort; ſchon flimmt wie weißes Gewölk am Rande des Horizonts die glückliche Küſte, Land ruft der Steuermann, und ſiehe! ein elendes Brettchen berſtet, das lecke Schiff verſinkt hart am Geſtade. Apparent rari nantes in gurgite vasto. Ohnmächtig kämpft ſich der geſchickteſte Schwimmer zum Lande, ein Fremdling in der ätheriſchen Zone irrt er einſam umher und ſucht thränenden Auges ſeine nordiſche Heimat. So ziehe ich von der großen Summe eurer freigebigen Syſteme eine Million nach der andern ab. — Die Kinder freuen ſich auf den Harniſch der Männer, und dieſe weinen, daß ſie nimmermehr Kinder ſind. Der Strom unſers Wiſſens ſchlängelt ſich rückwärts zu ſeiner Mündung, der Abend iſt dämmerig wie der Morgen, in der nämlichen Nacht umarmen ſich Aurora und Heſperus, und der Weiſe, der die Mauern der Sterblichkeit durchbrechen wollte, ſinkt abwärts und wird wieder zum tändelnden Knaben. Nun, Edwin! rechtfertigen Sie den Töpfer gegen den Topf; antworten Sie, Edwin!

Edwin. Der Töpfer iſt ſchon gerechtfertigt, wenn der Topf mit ihm rechten kann.

Wollmar. Antworten Sie.

Edwin. Ich ſage, wenn ſie auch die Inſel verfehlt, ſo iſt doch die Fahrt nicht verloren.

Wollmar. Etwa das Auge an den maleriſchen Landſchaften zu weiden, die zur Rechten und Linken vorbei fliegen? Edwin? Und darum in Stürmen herumgeworfen zu werden, darum an ſpitzigen Klippen vorbei zu zittern, darum in der wogenden Wüſte einem dreifachen Tode um den Rachen zu ſchwanken! Reden Sie nichts mehr, mein Gram iſt beredter als Ihre Zufriedenheit.

Edwin. Und ſoll ich darum das Veilchen unter die Füße treten, weil ich die Roſe nicht erlangen kann? Oder ſoll ich dieſen Maitag verlieren, weil ein Gewitter ihn verfinſtern kann? Ich ſchöpfe Heiterkeit unter der wolkenloſen Bläue, die mir hernach ſeine ſtürmiſche Langeweile verkürzt. Soll ich die Blume nicht brechen, weil ſie morgen nicht mehr riechen wird? Ich werfe ſie weg, wenn ſie welk iſt, und pflücke ihre junge Schweſter, die ſchon reizend aus der Knoſpe bricht. —

Wollmar. Umſonſt! Vergebens. Wohin nur ein Samenkorn des Vergnügens fiel, ſproſſen ſchon tauſend Keime des Jammers. Wo nur eine Thräne der Freude liegt, liegen tauſend Thränen der Verzweiflung begraben. Hier an der Stelle, wo der Menſch jauchzte, krümmten ſich tauſend ſterbende Inſekten. In eben dem Augenblick, wo unſer Entzücken zum Himmel wirbelt, heulen tauſend Flüche der Verdammniß empor. Es iſt ein betrügliches Lotto, die wenigen armſeligen Treffer verſchwinden unter den zahlloſen Nieten. Jeder Tropfe Zeit iſt eine Sterbeminute der Freuden, jeder wehende Staub der Leichenſtein einer begrabenen Wonne. Auf jeden Punkt im ewigen Univerſum hat der Tod ſein monarchiſches Siegel gedrückt. Auf jedem Atome leſe ich die troſtloſe Aufſchrift: Vergangen!

Edwin. Und warum nicht geweſen? Mag jeder Laut der Sterbegeſang einer Seligkeit ſeyn — er iſt auch die Hymne der allgegenwärtigen Liebe — Wollmar, an dieſer Linde küßte mich meine Juliette zum erſtenmal.

Wollmar (heftig davon gehend). Junger Menſch! Unter dieſer Linde habe ich meine Laura verloren.

◆

Eine
groſsmüthige Handlung aus der neueſten Geſchichte.

(Aus dem würtemberg. Repertorium der Literatur.)

Schauſpiele und Romane eröffnen uns die glänzendſten Züge des menſchlichen Herzens; unſre Phantaſie wird entzündet; unſer Herz bleibt kalt; wenigſtens iſt die Glut, worein es auf dieſe Weiſe verſetzt wird, nur augenblicklich und erfriert für's praktiſche Leben. In dem nämlichen Augenblick, da uns die ſchmuckloſe Gutherzigkeit des ehrlichen Puffs bis beinahe zu Thränen rührt, zanken wir vielleicht einen anklopfenden Bettler mit Ungeſtüm ab. Wer weiß, ob nicht eben dieſe gekünſtelte Exiſtenz in einer idealiſchen Welt unſere Exiſtenz in der wirklichen untergräbt? Wir ſchweben hier gleichſam um die zwei äußerſten Enden der Moralität, Engel und Teufel, und die Mitte — den Menſchen — laſſen wir liegen.

Gegenwärtige Anekdote von zwei Deutſchen — mit ſtolzer Freude ſchreib' ich das nieder — hat ein unabſtreitbares Verdienſt — ſie iſt wahr. Ich hoffe, daß ſie meine Leſer wärmer zurücklaſſen werde, als alle Bände des Grandiſon und der Pamela.

Zwei Brüder — Baronen von Wrmb, hatten ſich beide in ein junges vortreffliches Fräulein von Wrſch verliebt, ohne daß der eine um des andern Leidenſchaft wußte. Beider Liebe war zärtlich und ſtark, weil ſie die erſte war. Das Fräulein war ſchön und zur Empfindung geſchaffen. Beide ließen ihre Neigung zur ganzen Leidenſchaft aufwachſen, weil keiner die Gefahr kannte, die für ſein Herz die ſchrecklichſte war — ſeinen Bruder zum Nebenbuhler zu haben. Beide verſchonten das Mädchen mit einem frühen Geſtändniß, und ſo hintergingen ſich beide, bis ein unerwartetes Begegniß ihrer Empfindungen das ganze Geheimniß entdeckte.

Schon war die Liebe eines jeden bis auf den höchſten Grad geſtiegen, der unglückſeligſte Affekt, der im Geſchlechte der Menſchen beinah ſo grauſame Verwüſtungen angerichtet hat, als ſein abſcheuliches Gegentheil, hatte ſchon die ganze Fläche ihres Herzens eingenommen, daß wohl von keiner Seite eine Aufopferung möglich war. Das Fräulein, voll Gefühl für die traurige Lage dieſer beiden Unglücklichen, wagte es nicht, ausſchließend für einen zu entſcheiden, und unterwarf ihre Neigung dem Urtheil der brüderlichen Liebe.

Sieger in dieſem zweifelhaften Kampfe der Pflicht und Empfindung, den unſre Philoſophen ſo allezeit fertig entſcheiden, und der praktiſche Menſch ſo langſam unternimmt, ſagte der ältere Bruder zum jüngern: »Ich weiß, daß du mein Mädchen liebſt, feurig wie ich. Ich will nicht fragen, für wen ein älteres Recht entſcheidet. — Bleibe du hier, ich ſuche die weite Welt, ich will ſtreben, daß ich ſie vergeſſe. Kann ich das —

Bruder, dann iſt ſie dein, und der Himmel ſegne deine Liebe! — Kann ich es nicht — nun dann, ſo geh' auch du hin — und thu' ein Gleiches.“

Er verließ gählings Deutſchland und eilte nach Holland — aber das Bild ſeines Mädchens eilte ihm nach. Fern von dem Himmelsſtrich ſeiner Liebe, aus einer Gegend verbannt, die ſeines Herzens ganze Seligkeit einſchloß, in der er allein zu leben vermochte, erkrankte der Unglückliche, wie die Pflanze dahin ſchwindet, die der gewaltthätige Europäer aus dem mütterlichen Aſien entführt und fern von der milderen Sonne in rauhere Beete zwingt. Er erreichte verzweifelnd Amſterdam, dort warf ihn ein hitziges Fieber auf ein gefährliches Lager. Das Bild ſeiner Einzigen herrſcht, in ſeinen wahnſinnigen Träumen, ſeine Geneſung hing an ihrem Beſitze. Die Aerzte zweifelten für ſein Leben, nur die Verſicherung, ihn ſeiner Geliebten wieder zu geben, riß ihn mühſam aus den Armen des Todes. Ein wandelndes Gerippe, das erſchrecklichſte Bild des zehrenden Kummers, kam er in ſeiner Vaterſtadt an, — ſchwindelte er über die Treppe ſeiner Geliebten, ſeines Bruders.

„Bruder, hier bin ich wieder. Was ich meinem Herzen zumuthete, weiß der im Himmel — Mehr kann ich nicht.“

Ohnmächtig ſank er in die Arme des Fräuleins.

Der jüngere Bruder war nicht minder entſchloſſen. In wenigen Wochen ſtand er reiſefertig da:

„Bruder, du trugſt deinen Schmerz bis nach Holland. — Ich will verſuchen, ihn weiter zu tragen. Führe ſie nicht zum Altar, bis ich dir weiter ſchreibe. Nur dieſe Bedingung erlaubt ſich die brüderliche Liebe. Bin ich glücklicher als du! — In Gottes Namen, ſo ſey ſie dein und der Himmel ſegne eure Liebe. Bin ich es nicht! — Nun dann, ſo möge der Himmel weiter über uns richten! Lebe wohl. Behalte dieſes verſiegelte Päckchen, erbrich es nicht, bis ich von hinnen bin — Ich geh' nach Batavia.“

Hier ſprang er in den Wagen.

Halb entſeelt ſtarrten ihm die Hinterbleibenden nach. Er hatte den Bruder an Edelmuth übertroffen. Auf den Zurückbleibenden ſtürmte die Liebe und zugleich der Schmerz über den Verluſt des edelſten Mannes. Das Geräuſch des fliehenden Wagens durchdonnerte ſein Herz. Man beſorgte für ſein Leben. Das Fräulein — doch nein! Davon wird das Ende reden.

Man erbrach das Paket. Es war eine vollgültige Verſchreibung aller ſeiner deutſchen Beſitzungen, die der Bruder erheben ſollte, wenn es dem Fliehenden in Batavia glückte. Der Ueberwinder ſeiner ſelbſt ging mit holländiſchen Kauffahrern unter Segel und kam glücklich in Batavia an. Wenige Wochen, ſo überſandte er dem Bruder folgende Zeilen:

„Hier, wo ich Gott dem Allmächtigen danke, hier auf der neuen Erde denk' ich deiner und unſerer Lieben mit aller Wonne eines Märtyrers. Die neuern Scenen und Schickſale haben meine Seele erweitert, Gott hat mir Kraft geſchenkt, der Freundſchaft das höchſte Opfer zu bringen, dein iſt — Gott! hier fiel eine Thräne — die letzte — Ich hab' überwunden — Dein iſt das Fräulein. Bruder, ich habe ſie nicht beſitzen ſollen, das heißt, ſie wäre mit mir nicht glücklich geweſen. Wenn ihr je der Gedanke käme — ſie wäre es mit mir geweſen — Bruder — ! Bruder —! Schwer wälze ich ſie auf deine Seele. Vergiß nicht, wie ſchwer ſie dir erworben werden mußte — Behandle den Engel immer, wie es jetzt deine junge Liebe dich lehrt — Behandle ſie als ein theures Vermächtniß eines Bruders, den deine Arme nimmer umſtricken werden. Lebe wohl. Schreibe mir nicht, wenn du deine Brautnacht feierſt. Meine Wunde blutet noch immer. Schreibe mir, wie glücklich du biſt. Meine That iſt mir Bürge, daß auch mich Gott in der fremden Welt nicht verlaſſen wird.“

Die Vermählung wurde vollzogen. Ein Jahr dauerte die ſeligſte der Ehen — Dann ſtarb die Frau. Sterbend erſt bekannte ſie ihrer Vertrauteſten das unglückſeligſte Geheimniß ihres Buſens: ſie hatte den Entflohenen ſtärker geliebt.

Beide Brüder leben noch wirklich. Der ältere auf ſeinen Gütern in Deutſchland, auf's Neue vermählt. Der jüngere blieb in Batavia, und gedieh zum glücklichen glänzenden Mann. Er that ein Gelübde, niemals zu heirathen, und hat es gehalten.

Die

Schaubühne als eine moraliſche Anſtalt betrachtet.

(Vorgeleſen bei einer öffentlichen Sitzung der Churfürſtlichen deutſchen Geſellſchaft zu Mannheim im Jahr 1784.)

Ein allgemeiner unwiderſtehlicher Hang nach dem Neuen und Außerordentlichen, ein Verlangen, ſich in einem leidenſchaftlichen Zuſtande zu fühlen, hat, nach Sulzers Bemerkung, der Schaubühne die Entſtehung gegeben. Erſchöpft von den einförmigen, oft niederdrückenden Geſchäften des Berufs, und von Sinnlichkeit geſättigt, mußte der Menſch eine Leerheit in ſeinem Weſen fühlen, die dem ewigen Trieb nach Thätigkeit zuwider war. Unſre Natur, gleich unfähig, länger im Zuſtande des Thiers fortzudauern, als die feinern Arbeiten des Verſtandes fortzuſetzen, verlangte einen mittleren Zuſtand, der beide widerſprechende Enden vereinigte, die harte Spannung zu ſanfter Harmonie herabſtimmte und den wechſelweiſen Uebergang eines Zuſtandes in den andern erleichterte. Dieſen Nutzen leiſtet überhaupt nur der äſthetiſche Sinn oder das Gefühl für das Schöne. Da aber eines weiſen Geſetzgebers erſtes Augenmerk ſeyn muß, unter zwo Wirkungen die höchſte heraus zu leſen, ſo wird er ſich nicht begnügen, die Neigungen ſeines Volkes nur entwaffnet zu haben; er wird ſie auch, wenn es irgend nur möglich iſt, als Werkzeuge höherer Plane gebrauchen und in Quellen von Glückſeligkeit zu verwandeln bemüht ſeyn, und darum wählte er vor allen andern die Bühne, die dem nach Thätigkeit dürſtenden Geiſt einen unendlichen Kreis eröffnet, jeder Seelenkraft Nahrung gibt, ohne eine einzige zu überſpannen, und die Bildung des Verſtandes und Herzens mit der edelſten Unterhaltung vereinigt.

Derjenige, welcher zuerſt die Bemerkung machte, daß eines Staates feſteſte Säule Religion ſey — daß ohne ſie die Geſetze ſelbſt ihre Kraft verlieren, hat vielleicht, ohne es zu wollen, oder zu wiſſen, die Schaubühne von ihrer edelſten Seite vertheidigt. Eben dieſe Unzulänglichkeit, dieſe ſchwankende Eigenſchaft der politiſchen Geſetze, welche dem Staat die Religion unentbehrlich macht, beſtimmt auch den ſittlichen Einfluß der Bühne. Geſetze, wollte er ſagen, drehen ſich nur um verneinende Pflichten — Religion dehnt ihre Forderungen auf wirkliches Handeln aus. Geſetze hemmen nur Wirkungen, die den Zuſammenhang der Geſellſchaft auflöſen — Religion befiehlt ſolche, die ihn inniger machen. Jene herrſchen nur über die offenbaren Aeußerungen des Willens, nur Thaten ſind ihnen unterthan — dieſe ſetzt ihre Gerichtsbarkeit bis in die verborgenſten Winkel des Herzens fort und verfolgt den Gedanken bis an die innerſte Quelle. Geſetze ſind glatt und geſchmeidig, wandelbar wie Laune und

Leidenſchaft — Religion bindet ſtreng und ewig. Wenn wir nun aber auch vorausſetzen wollten, was nimmermehr iſt — wenn wir der Religion dieſe große Gewalt über jedes Menſchen Herz einräumen, wird ſie oder kann ſie die ganze Bildung vollenden? — Religion (ich trenne hier ihre politiſche Seite von ihrer göttlichen), Religion wirkt im Ganzen mehr auf den ſinnlichen Theil des Volks — ſie wirkt vielleicht durch das Sinnliche allein ſo unfehlbar. Ihre Kraft iſt dahin, wenn wir ihr dieſes nehmen — und wodurch wirkt die Bühne? Religion iſt dem größern Theile der Menſchen nichts mehr, wenn wir ihre Bilder, ihre Probleme vertilgen, wenn wir ihre Gemälde von Himmel und Hölle zernichten — und doch ſind es nur Gemälde der Phantaſie, Räthſel ohne Auflöſung, Schreckbilder und Lockungen aus der Ferne. Welche Verſtärkung für Religion und Geſetze, wenn ſie mit der Schaubühne in Bund treten, wo Anſchauung und lebendige Gegenwart iſt, wo Laſter und Tugend, Glückſeligkeit und Elend, Thorheit und Weisheit in tauſend Gemälden faßlich und wahr an dem Menſchen vorübergehen, wo die Vorſehung ihre Räthſel auflöſt, ihren Knoten vor ſeinen Augen entwickelt, wo das menſchliche Herz auf den Foltern der Leidenſchaft ſeine leiſeſten Regungen beichtet, alle Larven fallen, alle Schminke verfliegt und die Wahrheit unbeſtechlich wie Rhadamanthus Gericht hält.

Die Gerichtsbarkeit der Bühne fängt an, wo das Gebiet der weltlichen Geſetze ſich endigt. Wenn die Gerechtigkeit für Gold verblindet und im Solde der Laſter ſchwelgt, wenn die Frevel der Mächtigen ihrer

Ohnmacht ſpotten und Menſchenfurcht den Arm der Obrigkeit bindet, übernimmt die Schaubühne Schwert und Wage und reißt die Laſter vor einen ſchrecklichen Richterſtuhl. Das ganze Reich der Phantaſie und Geſchichte, Vergangenheit und Zukunft ſtehen ihrem Wink zu Gebot. Kühne Verbrecher, die längſt ſchon im Staub vermodern, werden durch den allmächtigen Ruf der Dichtkunſt jetzt vorgeladen und wiederholen zum ſchauervollen Unterricht der Nachwelt ein ſchändliches Leben. Ohnmächtig, gleich den Schatten in einem Hohlſpiegel, wandeln die Schrecken ihres Jahrhunderts vor unſern Augen vorbei, und mit wollüſtigem Entſetzen verfluchen wir ihr Gedächtniß. Wenn keine Moral mehr gelehrt wird, keine Religion mehr Glauben findet, wenn kein Geſetz mehr vorhanden iſt, wird uns Medea noch anſchauern, wenn ſie die Treppe des Pallaſtes herunter wankt und der Kindermord jetzt geſchehen iſt. Heilſame Schauer werden die Menſchheit ergreifen und in der Stille wird jeder ſein gutes Gewiſſen preiſen, wenn Lady Macbeth, eine ſchreckliche Nachtwandlerin, ihre Hände wäſcht und alle Wohlgerüche Arabiens herbeiruft, den häßlichen Mordgeruch zu vertilgen. So gewiß ſichtbare Darſtellung mächtiger wirkt, als todter Buchſtab und kalte Erzählung, ſo gewiß wirkt die Schaubühne tiefer und dauernder als Moral und Geſetze.

Aber hier unterſtützt ſie die weltliche Gerechtigkeit nur — ihr iſt noch ein weiteres Feld geöffnet. Tauſend Laſter, die jene ungeſtraft duldet, ſtraft ſie; tauſend Tugenden, wovon jene ſchweigt, werden von der

Bühne empfohlen. Hier begleitet ſie die Weisheit und die Religion. Aus dieſer reinen Quelle ſchöpft ſie ihre Lehren und Muſter, und kleidet die ſtrenge Pflicht in ein reizendes und lockendes Gewand. Mit welch herrlichen Empfindungen, Entſchlüſſen, Leidenſchaften ſchwellt ſie unſere Seele, welche göttliche Ideale ſtellt ſie uns zur Nacheiferung auf! — Wenn der gütige Auguſt dem Verräther Cinna, der ſchon den tödtlichen Spruch auf ſeinen Lippen zu leſen meint, groß wie ſeine Götter, die Hand reicht: »Laß uns Freunde ſeyn, Cinna! —« Wer unter der Menge wird in dem Augenblick nicht gern ſeinem Todfeind die Hand drücken wollen, dem göttlichen Römer zu gleichen? — Wenn Franz von Sickingen, auf dem Wege einen Fürſten zu züchtigen und für fremde Rechte zu kämpfen, unverſehens hinter ſich ſchaut, und den Rauch aufſteigen ſieht von ſeiner Veſte, wo Weib und Kind hülflos zurückblieben, und er — weiter zieht, Wort zu halten — wie groß wird mir da der Menſch, wie klein und verächtlich das gefürchtete unüberwindliche Schickſal!

Eben ſo häßlich, als liebenswürdig die Tugend, malen ſich die Laſter in ihrem furchtbaren Spiegel ab. Wenn der hülfloſe kindiſche Lear in Nacht und Ungewitter vergebens an das Haus ſeiner Tochter pocht, wenn er ſein weißes Haar in die Lüfte ſtreut, und den tobenden Elementen erzählt, wie unnatürlich ſeine Regan geweſen, wenn ſein wüthender Schmerz zuletzt in den ſchrecklichen Worten von ihm ſtrömt: »Ich gab euch Alles!« — Wie abſcheulich zeigt ſich uns da der Undank? Wie feierlich geloben wir Ehrfurcht und kindliche Liebe! —

Aber der Wirkungskreis der Bühne dehnt ſich noch weiter aus. Auch da, wo Religion und Geſetze es unter ihrer Würde achten, Menſchenempfindungen zu begleiten, iſt ſie für unſere Bildung noch geſchäftig. Das Glück der Geſellſchaft wird eben ſo ſehr durch Thorheit als durch Verbrechen und Laſter geſtört. Eine Erfahrung lehrt es, die ſo alt iſt als die Welt, daß im Gewebe menſchlicher Dinge oft die größten Gewichte an den kleinſten und zarteſten Fäden hangen, und, wenn wir Handlungen zu ihrer Quelle zurück begleiten, wir zehenmal lächeln müſſen, ehe wir uns einmal entſetzen. Mein Verzeichniß von Böſewichtern wird mit jedem Tage, den ich älter werde, kürzer, und mein Regiſter von Thoren vollzähliger und länger. Wenn die ganze moraliſche Verſchuldung des einen Geſchlechtes aus einer und eben der Quelle hervorſpringt, wenn alle die ungeheuern Extreme von Laſtern, die es jemals gebrandmarkt haben, nur veränderte Formen, nur höhere Grade einer Eigenſchaft ſind, die wir zuletzt alle einſtimmig belächeln und lieben, warum ſollte die Natur bei einem andern Geſchlechte nicht die nämlichen Wege gegangen ſeyn? Ich kenne nur ein Geheimniß, den Menſchen vor Verſchlimmerung zu bewahren, und dieſes iſt — ſein Herz gegen Schwächen zu ſchützen.

Einen großen Theil dieſer Wirkung können wir von der Schaubühne erwarten. Sie iſt es, die der großen Klaſſe von Thoren den Spiegel vorhält und die tauſendfachen Formen derſelben mit heilſamem Spott beſchämt. Was ſie oben durch Rührung und Schrecken wirkte, leiſtet ſie hier (ſchneller vielleicht und unfehlbarer) durch Scherz und Satire. Wenn wir es unternehmen wollten, Luſtſpiel und Trauerſpiel nach dem Maß der erreichten Wirkung zu ſchätzen, ſo würde vielleicht die Erfahrung dem erſten den Vorrang geben. Spott und Verachtung verwunden den Stolz des Menſchen empfindlicher, als Verabſcheuung ſein Gewiſſen foltert. Vor dem Schrecklichen verkriecht ſich unſere Feigheit, aber eben dieſe Feigheit überliefert uns dem Stachel der Satire. Geſetz und Gewiſſen ſchützen uns oft vor Verbrechen und Laſtern — Lächerlichkeiten verlangen einen eigenen feinern Sinn, den wir nirgends mehr als vor dem Schauplatz üben. Vielleicht, daß wir einen Freund bevollmächtigen, unſere Sitten und unſer Herz anzugreifen, aber es koſtet uns Mühe, ihm ein einziges Lachen zu vergeben. Unſere Vergehungen ertragen einen Aufſeher und Richter, unſere Unarten kaum einen Zeugen. — Die Schaubühne allein kann unſere Schwächen belachen, weil ſie unſerer Empfindlichkeit ſchont und den ſchuldigen Thoren nicht wiſſen will. Ohne roth zu werden, ſehen wir unſere Larve aus ihrem Spiegel fallen, und danken insgeheim für die ſanfte Ermahnung.

Aber ihr groſſer Wirkungskreis iſt noch lange nicht geendigt. Die Schaubühne iſt mehr als jede andere öffentliche Anſtalt des Staats eine Schule der praktiſchen Weisheit, ein Wegweiſer durch das bürgerliche Leben, ein unfehlbarer Schlüſſel zu den geheimſten Zugängen der menſchlichen Seele. Ich gebe zu, daß Eigenliebe und Abhärtung des Gewiſſens nicht ſelten ihre beſte Wirkung vernichten, daß ſich noch tauſend Laſter mit frecher Stirne vor ihrem Spiegel behaupten, tauſend gute Gefühle vom kalten Herzen des Zuſchauers fruchtlos zurückfallen — ich ſelbſt bin der Meinung, daß vielleicht Molieres Harpagon noch keinen Wucherer beſſerte, daß der Selbſtmörder Beverlei noch wenige ſeiner Brüder von der abſcheulichen Spielſucht zurückzog, daß Karl Moors unglückliche Räubergeſchichte die Landſtraßen nicht viel ſicherer machen wird — aber wenn wir auch dieſe große Wirkung der Schaubühne einſchränken, wenn wir ſo ungerecht ſeyn wollen, ſie gar aufzuheben — wie unendlich viel bleibt noch von ihrem Einfluß zurück? Wenn ſie die Summe der Laſter weder tilgt noch vermindert, hat ſie uns nicht mit denſelben bekannt gemacht? — Mit dieſen Laſterhaften, dieſen Thoren müſſen wir leben. Wir müſſen ihnen ausweichen oder begegnen; wir müſſen ſie untergraben, oder ihnen unterliegen. Jetzt aber überraſchen ſie uns nicht mehr. Wir ſind auf ihre Anſchläge vorbereitet. Die Schaubühne hat uns das Geheimniß verrathen, ſie ausfindig und unſchädlich zu machen. Sie zog dem Heuchler die künſtliche Maske ab, und entdeckte das Netz, womit uns Liſt und Kabale umſtrickten. Betrug und Falſchheit riß ſie aus krummen Labyrinthen hervor, und zeigte ihr ſchreckliches Angeſicht dem Tag. Vielleicht, daß die ſterbende Sara nicht einen Wollüſtling ſchreckt, daß alle Gemälde geſtrafter Verführung ſeine Glut nicht erkälten, und daß ſelbſt die verſchlagene Spielerin dieſe Wirkung ernſtlich zu verhüten bedacht iſt — glücklich genug, daß die argloſe Unſchuld jetzt ſeine Schlingen kennt, daß die Bühne ſie lehrte, ſeinen Schwüren mißtrauen und vor ſeiner Anbetung zittern.

Nicht bloß auf Menſchen und Menſchencharakter, auch auf Schickſale macht uns die Schaubühne aufmerkſam, und lehrt uns die große Kunſt, ſie zu ertragen. Im Gewebe unſers Lebens ſpielen Zufall und Plan eine gleich große Rolle; den letztern lenken wir, dem erſtern müſſen wir uns blind unterwerfen. Gewinn genug, wenn unausbleibliche Verhängniſſe uns nicht ganz ohne Faſſung finden, wenn unſer Muth, unſere Klugheit ſich einſt ſchon in ähnlichen übten und unſer Herz zu dem Schlag ſich gehärtet hat. Die Schaubühne führt uns eine mannichfaltige Scene menſchlicher Leiden vor. Sie zieht uns künſtlich in fremde Bedrängniſſe, und belohnt uns das augenblickliche Leiden mit wollüſtigen Thränen und einem herrlichen Zuwachs an Muth und Erfahrung. Mit ihr folgen wir der verlaſſenen Ariadne durch das widerhallende Naxos, ſteigen mit ihr in den Hungerthurm Ugolinos hinunter, betreten mit ihr das entſetzliche Blutgerüſte und behorchen mit ihr die feierliche Stunde des Todes. Hier hören wir, was unſere Seele in leiſen Ahnungen fühlte, die überraſchte Natur laut und unwiderſprechlich bekräftigen. Im Gewölbe des Towers verläßt den betrogenen Liebling die Gunſt ſeiner Königin. — Jetzt, da er ſterben ſoll, entfliegt dem geängſtigten Moor ſeine treuloſe ſophiſtiſche Weisheit. Die Ewigkeit entläßt einen Todten, Geheimniſſe zu offenbaren, die kein Lebendiger wiſſen kann, und der ſichere Böſewicht verliert ſeinen letzten gräßlichen Hinterhalt, weil auch Gräber noch ausplaudern.

Aber nicht genug, daß uns die Bühne mit Schickſalen der Menſchheit bekannt macht, ſie lehrt uns auch gerechter gegen den Unglücklichen ſeyn und nachſichtsvoller über ihn richten. Dann nur, wenn wir die Tiefe ſeiner Bedrängniſſe ausmeſſen, dürfen wir das Urtheil über ihn ausſprechen. Kein Verbrechen iſt ſchändender, als das Verbrechen des Diebs — aber miſchen wir nicht alle eine Thräne des Mitleids in unſern Verdammungsſpruch, wenn wir uns in den ſchrecklichen Drang verlieren, worin Eduard Rubberg die That vollbringt? — Selbſtmord wird allgemein als Frevel verabſcheut; wenn aber, beſtürmt von den Drohungen eines wüthenden Vaters, beſtürmt von Liebe, von der Vorſtellung ſchrecklicher Kloſtermauern, Mariane das Gift trinkt, wer von uns will der erſte ſeyn, der über dem beweinenswürdigen Schlachtopfer einer verruchten Maxime den Stab bricht? — Menſchlichkeit und Duldung fangen an, der herrſchende Geiſt unſerer Zeit zu werden; ihre Strahlen ſind bis in die Gerichtsſäle und noch weiter — in das Herz unſerer Fürſten gedrungen. Wie viel Antheil an dieſem göttlichen Werk gehört unſern Bühnen? Sind ſie es nicht, die den Menſchen mit dem Menſchen bekannt machten und das geheime Räderwerk aufdeckten, nach welchem er handelt?

Eine merkwürdige Klaſſe von Menſchen hat Urſache, dankbarer als alle übrigen gegen die Bühne zu ſeyn. Hier nur hören die Großen der Welt, was ſie nie oder ſelten hören — Wahrheit; was ſie nie oder ſelten ſehen, ſehen ſie hier — den Menſchen.

So groß und vielfach iſt das Verdienſt der beſſern Bühne um die ſittliche Bildung; kein geringeres gebührt ihr um die ganze Aufklärung des Verſtandes. Eben hier in dieſer höhern Sphäre weiß der große Kopf, der feurige Patriot ſie erſt ganz zu gebrauchen.

Er wirft einen Blick durch das Menſchengeſchlecht, vergleicht Völker mit Völkern, Jahrhunderte mit Jahrhunderten, und findet, wie ſklaviſch die größere Maſſe des Volks an Ketten des Vorurtheils und der Meinung gefangen liegt, die ſeiner Glückſeligkeit ewig entgegen arbeiten — daß die reinen Strahlen der Wahrheit nur wenige einzelne Köpfe beleuchten, welche den kleinen Gewinn vielleicht mit dem Aufwand eines ganzen Lebens erkauften. Wodurch kann der weiſe Geſetzgeber die Nation derſelben theilhaftig machen?

Die Schaubühne iſt der gemeinſchaftliche Kanal, in welchen von dem denkenden beſſern Theile des Volks das Licht der Weisheit herunter ſtrömt, und von da aus in mildern Strahlen durch den ganzen Staat ſich verbreitet. Richtigere Begriffe, geläuterte Grundſätze, reinere Gefühle fließen von hier durch alle Adern des Volks; der Nebel der Barbarei, des finſtern Aberglaubens verſchwindet, die Nacht weicht dem ſiegenden Licht. Unter ſo vielen herrlichen Früchten der beſſern Bühne will ich nur zwei auszeichnen. Wie allgemein iſt nur ſeit wenigen Jahren die Duldung der Religionen und Sekten geworden? — Noch ehe uns Nathan der Jude und Saladin der Sarazene beſchämten und die göttliche Lehre uns predigten, daß Ergebenheit in Gott von unſerm Wähnen über Gott ſo gar nicht abhängig ſey — ehe noch

Joſeph der Zweite die fürchterliche Hyder des frommen Haſſes bekämpfte, pflanzte die Schaubühne Menſchlichkeit und Sanftmuth in unſer Herz, die abſcheulichen Gemälde heidniſcher Pfaffenwuth lehrten uns Religionshaß vermeiden — in dieſem ſchrecklichen Spiegel wuſch das Chriſtenthum ſeine Flecken ab. Mit eben ſo glücklichem Erfolge würden ſich von der Schaubühne Irrthümer der Erziehung bekämpfen laſſen; das Stück iſt noch zu hoffen, wo dieſes merkwürdige Thema behandelt wird. Keine Angelegenheit iſt dem Staat durch ihre Folgen ſo wichtig als dieſe, und doch iſt keine ſo preisgegeben, keine dem Wahne, dem Leichtſinn des Bürgers ſo uneingeſchränkt anvertraut, wie es dieſe iſt. Nur die Schaubühne könnte die unglücklichen Schlachtopfer vernachläſſigter Erziehung in rührenden, erſchütternden Gemälden an ihm vorüberführen; hier könnten unſere Väter eigenſinnigen Maximen entſagen, unſere Mütter vernünftiger lieben lernen. Falſche Begriffe führen das beſte Herz des Erziehers irre; deſto ſchlimmer, wenn ſie ſich noch mit Methode brüſten und den zarten Schößling in Philantropinen und Gewächshäuſern ſyſtematiſch zu Grunde richten.

Nicht weniger ließen ſich — verſtünden es die Oberhäupter und Vormünder des Staats — von der Schaubühne aus die Meinungen der Nation über Regierung und Regenten zurechtweiſen. Die geſetzgebende Macht ſpräche hier durch fremde Symbole zu dem Unterthan, verantwortete ſich gegen ſeine Klagen, noch ehe ſie laut würden und beſtäche ſeine Zweifelſucht, ohne es zu ſcheinen. Sogar Induſtrie und Erfindungsgeiſt könnten und würden vor dem Schauplatze Feuer fangen, wenn die Dichter es der Mühe werth hielten, Patrioten zu ſeyn, und der Staat ſich herablaſſen wollte, ſie zu hören.

Unmöglich kann ich hier den großen Einfluß übergehen, den eine gute ſtehende Bühne auf den Geiſt der Nation haben würde. Nationalgeiſt eines Volks nenne ich die Aehnlichkeit und Uebereinſtimmung ſeiner Meinungen und Neigungen bei Gegenſtänden, worüber eine andere Nation anders meint und empfindet. Nur der Schaubühne iſt es möglich, dieſe Uebereinſtimmung in einem hohen Grad zu bewirken, weil ſie das ganze Gebiet des menſchlichen Wiſſens durchwandert, alle Situationen des Lebens erſchöpft und in alle Winkel des Herzens hinunter leuchtet; weil ſie alle Stände und Klaſſen in ſich vereinigt und den gebahnteſten Weg zum Verſtand und zum Herzen hat. Wenn in allen unſern Stücken ein Hauptzug herrſchte, wenn unſere Dichter unter ſich einig werden und einen feſten Bund zu dieſem Endzweck errichten wollten — wenn ſtrenge Auswahl ihre Arbeiten leitete, ihr Pinſel nur Volksgegenſtänden ſich weihte — mit einem Wort, wenn wir es erlebten, eine Nationalbühne zu haben, ſo würden wir auch eine Nation. Was kettete Griechenland ſo feſt aneinander? Was zog das Volk ſo unwiderſtehlich nach ſeiner Bühne? — Nichts anders als der vaterländiſche Inhalt der Stücke, der griechiſche Geiſt, das große überwältigende Intereſſe des Staats, der beſſeren Menſchheit, das in denſelbigen athmete.

Noch ein Verdienſt hat die Bühne — ein Verdienſt, das ich jetzt um ſo lieber in Anſchlag bringe, weil ich vermuthe, daß ihr Rechtshandel mit ihren Verfolgern ohnehin ſchon gewonnen ſeyn wird. Was bis hieher zu beweiſen unternommen worden, daß ſie auf Sitten und Aufklärung weſentlich wirke, war zweifelhaft — daß ſie unter allen Erfindungen des Luxus, und allen Anſtalten zur geſellſchaftlichen Ergötzlichkeit den Vorzug verdiene, haben ſelbſt ihre Feinde geſtanden. Aber was ſie hier leiſtet, iſt wichtiger, als man gewohnt iſt zu glauben.

Die menſchliche Natur erträgt es nicht, ununterbrochen und ewig auf der Folter der Geſchäfte zu liegen, die Reize der Sinne ſterben mit ihrer Befriedigung. Der Menſch, überladen von thieriſchem Genuß, der langen Anſtrengung müde, vom ewigen Triebe nach Thätigkeit gequält, dürſtet nach beſſern auserleſenern Vergnügungen, oder ſtürzt zügellos in wilde Zerſtreuungen, die ſeinen Hinfall beſchleunigen und die Ruhe der Geſellſchaft zerſtören. Bacchantiſche Freuden, verderbliches Spiel, tauſend Raſereien, die der Müßiggang ausheckt, ſind unvermeidlich, wenn der Geſetzgeber dieſen Hang des Volks nicht zu lenken weiß. Der Mann von Geſchäften iſt in Gefahr, ein Leben, das er dem Staate ſo großmüthig hinopferte, mit dem unſeligen Spleen abzubüßen — der Gelehrte zum dumpfen Pedanten herabzuſinken — der Pöbel zum Thier. Die Schaubühne iſt die Stiftung, wo ſich Vergnügen mit Unterricht, Ruhe mit Anſtrengung, Kurzweil mit Bildung gattet, wo keine Kraft der Seele zum Nachtheil der andern geſpannt, kein Vergnügen auf Unkoſten des Ganzen genoſſen wird. Wenn Gram an dem Herzen nagt, wenn trübe Laune unſere einſamen Stunden vergiftet, wenn uns Welt und Geſchäfte anekeln, wenn tauſend Laſten unſere Seele drücken und unſere Reizbarkeit unter Arbeiten des Berufs zu erſticken droht, ſo empfängt uns die Bühne — in dieſer künſtlichen Welt träumen wir die wirkliche hinweg, wir werden uns ſelbſt wieder gegeben, unſre Empfindung erwacht, heilſame Leidenſchaften erſchüttern unſre ſchlummernde Natur und treiben das Blut in friſcheren Wallungen. Der Unglückliche weint hier mit fremdem Kummer ſeinen eigenen aus. — Der Glückliche wird nüchtern und der Sichere beſorgt. Der empfindſame Weichling härtet ſich zum Manne, der rohe Unmenſch fängt hier zum erſten Mal zu empfinden an. Und dann endlich — welch ein Triumph für dich, Natur! — ſo oft zu Boden getretene, ſo oft wieder auferſtehende Natur! — wenn Menſchen aus allen Kreiſen und Zonen und Ständen, abgeworfen jede Feſſel der Künſtelei und der Mode, herausgeriſſen aus jedem Drange des Schickſals, durch eine allwebende Sympathie verbrüdert, in Ein Geſchlecht wieder aufgelöſt, ihrer ſelbſt und der Welt vergeſſen, und ihrem himmliſchen Urſprung ſich nähern. Jeder einzelne genießt die Entzückungen Aller, die verſtärkt und verſchönert aus hundert Augen auf ihn zurück fallen, und ſeine Bruſt gibt jetzt nur Einer Empfindung Raum — es iſt dieſe: ein Menſch zu ſeyn.

Proſaiſche Schriften.

Zweite Periode.

Der
Verbrecher aus verlorener Ehre.

Eine wahre Geſchichte.

In der ganzen Geſchichte des Menſchen iſt kein Kapitel unterrichtender für Herz und Geiſt, als die Annalen ſeiner Verirrungen. Bei jedem großen Verbrechen war eine verhältnißmäßig große Kraft in Bewegung. Wenn ſich das geheime Spiel der Begehrungskraft bei dem mattern Licht gewöhnlicher Affekte verſteckt, ſo wird es im Zuſtand gewaltſamer Leidenſchaft deſto hervorſpringender, koloſſaliſcher, lauter; der feinere Menſchenforſcher, welcher weiß, wie viel man auf die Mechanik der gewöhnlichen Willensfreiheit eigentlich rechnen darf, und wie weit es erlaubt iſt, analogiſch zu ſchließen, wird manche Erfahrung aus dieſem Gebiete in ſeine Seelenlehre herübertragen und für das ſittliche Leben verarbeiten.

Es iſt etwas ſo Einförmiges und doch wieder ſo Zuſammengeſetztes, das menſchliche Herz. Eine und eben dieſelbe Fertigkeit oder Begierde kann in tauſenderlei Formen und Richtungen ſpielen, kann tauſend widerſprechende Phänomene bewirken, kann in tauſend Charakteren anders gemiſcht erſcheinen, und tauſend ungleiche Charaktere und Handlungen können wieder aus einerlei

Neigung geſponnen ſeyn, wenn auch der Menſch, von welchem die Rede iſt, nichts weniger denn eine ſolche Verwandtſchaft ahnet. Stünde einmal, wie für die übrigen Reiche der Natur, auch für das Menſchengeſchlecht ein Linnäus auf, welcher nach Trieben und Neigungen klaſſifizirte, wie ſehr würde man erſtaunen, wenn man ſo Manchem, deſſen Laſter in einer engen bürgerlichen Sphäre und in der ſchmalen Umzäunung der Geſetze jetzt erſticken muß, mit dem Ungeheuer Borgia in einer Ordnung beiſammen fände!

Von dieſer Seite betrachtet, läßt ſich manches gegen die gewöhnliche Behandlung der Geſchichte einwenden, und hier, vermuthe ich, liegt auch die Schwierigkeit, warum das Studium derſelben für das bürgerliche Leben noch immer ſo fruchtlos geblieben. Zwiſchen der heftigen Gemüthsbewegung des handelnden Menſchen und der ruhigen Stimmung des Leſers, welchem dieſe Handlung vorgelegt wird, herrſcht ein ſo widriger Contraſt, liegt ein ſo breiter Zwiſchenraum, daß es dem Letztern ſchwer, ja unmöglich wird, einen Zuſammenhang nur zu ahnen. Es bleibt eine Lücke zwiſchen dem hiſtoriſchen Subjekt und dem Leſer, die alle Möglichkeit einer Vergleichung oder Anwendung abſchneidet, und ſtatt jenes heilſamen Schreckens, der die ſtolze Geſundheit warnet, ein Kopfſchütteln der Befremdung erweckt. Wir ſehen den Unglücklichen, der doch in eben der Stunde, wo er die That beging, ſo wie in der, wo er dafür büßet, Menſch war wie wir, für ein Geſchöpf fremder Gattung an, deſſen Blut anders umläuft, als das unſrige, deſſen Wille andern Regeln gehorcht, als der unſrige; ſeine Schickſale rühren uns wenig, denn Rührung gründet ſich ja nur auf ein dunkles Bewußtſeyn ähnlicher Gefahr, und wir ſind weit entfernt, eine ſolche Aehnlichkeit auch nur zu träumen. Die Belehrung geht mit der Beziehung verloren, und die Geſchichte, anſtatt eine Schule der Bildung zu ſeyn, muß ſich mit einem armſeligen Verdienſte um unſere Neugier begnügen. Soll ſie uns mehr ſeyn und ihren großen Endzweck erreichen, ſo muß ſie nothwendig unter dieſen beiden Methoden wählen — Entweder der Leſer muß warm werden wie der Held, oder der Held wie der Leſer erkalten.

Ich weiß, daß von den beſten Geſchichtſchreibern neuerer Zeit und des Alterthums manche ſich an die erſte Methode gehalten und das Herz ihres Leſers durch hinreißenden Vortrag beſtochen haben. Aber dieſe Manier iſt eine Uſurpation des Schriftſtellers und beleidigt die republikaniſche Freiheit des leſenden Publikums, dem es zukommt, ſelbſt zu Gericht zu ſitzen, ſie iſt zugleich eine Verletzung der Grenzen-Gerechtigkeit, denn dieſe Methode gehört ausſchließend und eigenthümlich dem Redner und Dichter. Dem Geſchichtſchreiber bleibt nur die letztere übrig.

Der Held muß kalt werden, wie der Leſer, oder, was hier eben ſo viel ſagt, wir müſſen mit ihm bekannt werden, eh' er handelt; wir müſſen ihm ſeine Handlung nicht bloß vollbringen, ſondern auch wollen ſehen. An ſeinen Gedanken liegt uns unendlich mehr, als an ſeinen Thaten, und noch weit mehr an den Quellen ſeiner Gedanken, als an den Folgen jener

Thaten. Man hat das Erdreich des Veſuvs unterſucht, ſich die Entſtehung ſeines Brandes zu erklären; warum ſchenkt man einer moraliſchen Erſcheinung weniger Aufmerkſamkeit als einer phyſiſchen? Warum achtet man nicht in eben dem Grade auf die Beſchaffenheit und Stellung der Dinge, welche einen ſolchen Menſchen umgaben, bis der geſammte Zunder in ſeinem Inwendigen Feuer fing? Den Träumer, der das Wunderbare liebt, reizt eben das Seltſame und Abenteuerliche einer ſolchen Erſcheinung; der Freund der Wahrheit ſucht eine Mutter zu dieſen verlorenen Kindern. Er ſucht ſie in der unveränderlichen Struktur der menſchlichen Seele und in den veränderlichen Bedingungen, welche ſie von Auſſen beſtimmten, und in dieſen beiden findet er ſie gewiß. Ihn überraſcht es nun nicht mehr, in dem nämlichen Beete, wo ſonſt überall heilſame Kräuter blühen, auch den giftigen Schierling gedeihen zu ſehen, Weisheit und Thorheit, Laſter und Tugend in einer Wiege beiſammen zu finden.

Wenn ich auch keinen der Vortheile hier in Anſchlag bringe, welche die Seelenkunde aus einer ſolchen Behandlungsart der Geſchichte zieht, ſo behält ſie ſchon allein darum den Vorzug, weil ſie den grauſamen Hohn und die ſtolze Sicherheit ausrottet, womit gemeiniglich die ungeprüfte aufrechtſtehende Tugend auf die gefallene herunterblickt; weil ſie den ſanften Geiſt der Duldung verbreitet, ohne welchen kein Flüchtling zurückkehrt, keine Ausſöhnung des Geſetzes mit ſeinem Beleidiger ſtatt findet, kein angeſtecktes Glied der Geſellſchaft von dem gänzlichen Brande gerettet wird.

Ob der Verbrecher, von dem ich jetzt ſprechen werde, auch noch ein Recht gehabt hätte, an jenen Geiſt der Duldung zu appelliren? Ob er wirklich ohne Rettung für den Körper des Staats verloren war? — Ich will dem Ausſpruche des Leſers nicht vorgreifen. Unſere Gelindigkeit fruchtet ihm nichts mehr, denn er ſtarb durch des Henkers Hand — aber die Leichenöffnung ſeines Laſters unterrichtet vielleicht die Menſchheit und — es iſt möglich, auch die Gerechtigkeit.

Chriſtian Wolf war der Sohn eines Gaſtwirths in einer ...ſchen Landſtadt (deren Namen man, aus Gründen, die ſich in der Folge aufklären, verſchweigen muß) und half ſeiner Mutter, denn der Vater war todt, bis in ſein zwanzigſtes Jahr die Wirthſchaft beſorgen. Die Wirthſchaft war ſchlecht und Wolf hatte müßige Stunden. Schon von der Schule her war er für einen loſen Buben bekannt. Erwachſene Mädchen führten Klagen über ſeine Frechheit und die Jungen des Städtchens huldigten ſeinem erfinderiſchen Kopfe. Die Natur hatte ſeinen Körper verabſäumt. Eine kleine unſcheinbare Figur, krauſes Haar von einer unangenehmen Schwärze, eine plattgedrückte Naſe und eine geſchwollene Oberlippe, welche noch überdies durch den Schlag eines Pferdes aus ihrer Richtung gewichen war, gaben ſeinem Anblick eine Widrigkeit, welche alle Weiber von ihm zurückſcheuchte und dem Witz ſeiner Kameraden eine reichliche Nahrung darbot.

Er wollte ertrotzen, was ihm verweigert war; weil er mißfiel, ſetzte er ſich vor, zu gefallen. Er war ſinnlich, und beredete ſich, daß er liebe. Das Mädchen, das er wählte, mißhandelte ihn; er hatte Urſache zu fürchten, daß ſeine Nebenbuhler glücklicher wären; doch das Mädchen war arm. Ein Herz, das ſeinen Betheuerungen verſchloſſen blieb, öffnete ſich vielleicht ſeinen Geſchenken; aber ihn ſelbſt drückte Mangel, und der eitle Verſuch, ſeine Auſſenſeite geltend zu machen, verſchlang noch das Wenige, was er durch eine ſchlechte Wirthſchaft erwarb. Zu bequem und zu unwiſſend, ſeinem zerrütteten Hausweſen durch Speculation aufzuhelfen, zu ſtolz, auch zu weichlich, den Herrn, der er bisher geweſen war, mit dem Bauern zu vertauſchen und ſeiner angebeteten Freiheit zu entſagen, ſah er nur einen Ausweg vor ſich — den Tauſende vor ihm und nach ihm mit beſſerm Glücke ergriffen haben — den Ausweg, honett zu ſtehlen. Seine Vaterſtadt grenzte an eine landesherrliche Waldung, er wurde Wilddieb, und der Ertrag ſeines Raubes wanderte treulich in die Hände ſeiner Geliebten.

Unter den Liebhabern Hannchens war Robert, ein Jägerburſche des Förſters. Frühzeitig merkte dieſer den Vortheil, den die Freigebigkeit ſeines Nebenbuhlers über ihn gewonnen hatte, und mit Schelſucht forſchte er nach den Quellen dieſer Veränderung. Er zeigte ſich fleißiger in der Sonne — dies war das Schild zu dem Wirthshauſe — ſein lauerndes Auge, von Eiferſucht und Neid geſchärft, entdeckte ihm bald, woher dieſes Geld floß. Nicht lange vorher war ein ſtrenges Edikt gegen die Wildſchützen erneuert worden, welches den Uebertreter zum Zuchthauſe verdammte. Robert war unermüdet, die geheimen Gänge ſeines Feindes zu beſchleichen; endlich gelang es ihm auch, den Unbeſonnenen über der That zu ergreifen. Wolf wurde eingezogen, und nur mit Aufopferung ſeines ganzen kleinen Vermögens brachte er es mühſam dahin, die zuerkannte Strafe durch eine Geldbuße abzuwenden.

Robert triumphirte. Sein Nebenbuhler war aus dem Felde geſchlagen, und Hannchens Gunſt für den Bettler verloren. Wolf kannte ſeinen Feind und dieſer Feind war der glückliche Beſitzer ſeiner Johanne. Drückendes Gefühl des Mangels geſellte ſich zu beleidigtem Stolze. Noth und Eiferſucht ſtürmen vereinigt auf ſeine Empfindlichkeit ein, der Hunger treibt ihn hinaus in die weite Welt, Rache und Eiferſucht halten ihn feſt. Er wird zum zweiten Mal Wilddieb; aber Roberts verdoppelte Wachſamkeit überliſtet ihn zum zweiten Mal wieder. Jetzt erfährt er die ganze Schärfe des Geſetzes: denn er hat nichts mehr zu geben, und in wenigen Wochen wird er in das Zuchthaus der Reſidenz abgeliefert.

Das Strafjahr war überſtanden, ſeine Leidenſchaft durch die Entfernung gewachſen, und ſein Trotz unter dem Gewicht des Unglücks geſtiegen. Kaum erlangt er die Freiheit, ſo eilt er nach ſeinem Geburtsort, ſich ſeiner Johanna zu zeigen. Er erſcheint, man flieht ihn. Die dringende Noth hat endlich ſeinen Hochmuth gebeugt und ſeine Weichlichkeit überwunden — er bietet ſich den Reichen des Orts an, und will für den Taglohn dienen. Der Bauer zuckt über den ſchwachen Zärtling die Achſel; der derbe Knochenbau ſeines handfeſten Mitbewerbers ſticht ihn bei dieſem fühlloſen Gönner aus.

Er wagt einen letzten Verſuch. Ein Amt iſt noch ledig, der äuſſerſte verlorne Poſten des ehrlichen Namens — er meldet ſich zum Hirten des Städtchens, aber der Bauer will ſeine Schweine keinem Taugenichts anvertrauen. In allen Entwürfen getäuſcht, an allen Orten zurückgewieſen, wird er zum dritten Mal Wilddieb, und zum dritten Mal trifft ihn das Unglück, ſeinem wachſamen Feinde in die Hände zu fallen.

Der doppelte Rückfall hat ſeine Verſchuldung erſchwert. Die Richter ſahen in das Buch der Geſetze, aber nicht einer in die Gemüthsfaſſung des Beklagten. Das Mandat gegen die Wilddiebe bedurfte einer ſolennen und exemplariſchen Genugthuung, und Wolf wurde verurtheilt, das Zeichen des Galgens auf den Rücken gebrannt, drei Jahre auf der Feſtung zu arbeiten.

Auch dieſe Periode verlief, und er ging von der Feſtung — aber ganz anders, als er dahin gekommen war. Hier fängt eine neue Epoche in ſeinem Leben an; man höre ihn ſelbſt, wie er nachher gegen ſeinen geiſtlichen Beiſtand und vor Gerichte bekannt hat. „Ich betrat die Feſtung," ſagt er, „als ein Verirrter und verließ ſie als ein Lotterbube. Ich hatte noch etwas in der Welt gehabt, das mir theuer war, und mein Stolz krümmte ſich unter der Schande. Wie ich auf die Feſtung gebracht war, ſperrte man mich zu drei und zwanzig Gefangenen ein, unter denen zwei Mörder und die übrigen alle berüchtigte Diebe und Vagabunden waren. Man verhöhnte mich, wenn ich von Gott ſprach, und ſetzte mir zu, ſchändliche Läſterungen gegen den Erlöſer zu ſagen. Man ſang mir

Hurenlieder vor, die ich, ein lüderlicher Bube, nicht ohne Ekel und Entſetzen hörte, aber was ich ausüben ſah, empörte meine Schamhaftigkeit noch mehr. Kein Tag verging, wo nicht irgend ein ſchändlicher Lebenslauf wiederholt, irgend ein ſchlimmer Anſchlag geſchmiedet ward. Anfangs floh ich dieſes Volk und verkroch mich vor ihren Geſprächen, ſo gut mir's möglich war; aber ich brauchte ein Geſchöpf, und die Barbarei meiner Wächter hatte mir auch meinen Hund abgeſchlagen. Die Arbeit war hart und tyranniſch, mein Körper kränklich; ich brauchte Beiſtand, und wenn ich's aufrichtig ſagen ſoll, ich brauchte Bedaurung, und dieſe mußte ich mit dem letzten Ueberreſte meines Gewiſſens erkaufen. So gewöhnte ich mich endlich an das Abſcheulichſte, und im letzten Vierteljahr hatte ich meine Lehrmeiſter übertroffen.

Von jetzt an lechzte ich nach dem Tage meiner Freiheit, wie ich nach Rache lechzte. Alle Menſchen hatten mich beleidigt, denn alle waren beſſer und glücklicher als ich. Ich betrachtete mich als den Märtyrer des natürlichen Rechts und als ein Schlachtopfer der Geſetze. Zähneknirſchend rieb ich meine Ketten, wenn die Sonne hinter meinem Feſtungsberg heraufkam; eine weite Ausſicht iſt zweifache Hölle für einen Gefangenen. Der freie Zugwind, der durch die Luftlöcher meines Thurmes pfiff, und die Schwalbe, die ſich auf dem eiſernen Stab meines Gitters niederließ, ſchienen mich mit ihrer Freiheit zu necken und machten mir meine Gefangenſchaft deſto gräßlicher. Damals gelobte ich unverſöhnlichen glühenden Haß Allem, was dem

Menſchen gleicht, und was ich gelobte, habe ich redlich gehalten.

Mein erſter Gedanke, ſobald ich mich frei ſah, war meine Vaterſtadt. So wenig auch für meinen künftigen Unterhalt da zu hoffen war, ſo viel verſprach ſich mein Hunger nach Rache. Mein Herz klopfte wilder, als der Kirchthurm von Weitem aus dem Gehölze ſtieg. Es war nicht mehr das herzliche Wohlbehagen, wie ich's bei meiner erſten Wallfahrt empfunden hatte. — Das Andenken alles Ungemachs, aller Verfolgungen, die ich dort einſt erlitten hatte, erwachte mit einem Male aus einem ſchrecklichen Todesſchlaf; alle Wunden bluteten wieder, alle Narben gingen auf. Ich verdoppelte meine Schritte, denn es erquickte mich im Voraus, meine Feinde durch meinen plötzlichen Anblick in Schrecken zu ſetzen, und ich dürſtete jetzt eben ſo ſehr nach neuer Erniedrigung, als ich damals davor gezittert hatte.

Die Glocken läuteten zur Veſper, als ich mitten auf dem Markte ſtand. Die Gemeinde wimmelte zur Kirche. Man erkannte mich ſchnell; Jedermann, der mir aufſtieß, trat ſcheu zurück. Ich hatte von jeher die kleinen Kinder ſehr lieb gehabt, und auch jetzt übermannte mich's unwillkührlich, daß ich einem Knaben, der neben mir vorbei hüpfte, einen Groſchen bot. Der Knabe ſah mich einen Augenblick ſtarr an und warf mir den Groſchen in's Geſicht. Wäre mein Blut nur etwas ruhiger geweſen, ſo hätte ich mich erinnert, daß der Bart, den ich noch von der Feſtung mitbrachte, meine Geſichtszüge bis zum Gräßlichen entſtellte — aber mein böſes Herz hatte meine Vernunft angeſteckt. Thränen, wie ich ſie nie geweint hatte, liefen über meine Backen.

Der Knabe weiß nicht, wer ich bin, noch woher ich komme, ſagte ich halblaut zu mir ſelbſt, und doch meidet er mich wie ein ſchändliches Thier. Bin ich denn irgendwo auf der Stirn gezeichnet, oder habe ich aufgehört, einem Menſchen ähnlich zu ſehen, weil ich fühle, daß ich keinen mehr lieben kann? Die Verachtung dieſes Knaben ſchmerzte mich bitterer, als dreijähriger Galliotendienſt, denn ich hatte ihm Gutes gethan und konnte ihn keines perſönlichen Haſſes beſchuldigen.

Ich ſetzte mich auf einen Zimmerplatz, der Kirche gegenüber; was ich eigentlich wollte, weiß ich nicht; doch ich weiß noch, daß ich mit Erbitterung aufſtand, als von allen meinen vorübergehenden Bekannten keiner mich nur eines Grußes gewürdigt hatte, auch nicht einer. Unwillig verließ ich meinen Standort, eine Herberge aufzuſuchen; als ich an der Ecke einer Gaſſe umlenkte, rannte ich gegen meine Johanne. „Sonnenwirth!“ ſchrie ſie laut auf, und machte eine Bewegung, mich zu umarmen. „Du wieder da, lieber Sonnenwirth! Gott ſey Dank, daß du wieder kommſt!“ Hunger und Elend ſprach aus ihrer Bedeckung, eine ſchändliche Krankheit aus ihrem Geſichte, ihr Anblick verkündete die verworfenſte Kreatur, zu der ſie erniedrigt war. Ich ahnete ſchnell, was hier geſchehen ſeyn möchte, einige fürſtliche Dragoner, die mir eben begegnet waren, ließen mich errathen, daß Garniſon in dem Städtchen lag. „Soldatendirne!“ rief ich und drehte ihr lachend den Rücken zu. Es that mir wohl, daß noch ein Geſchöpf unter mir war im Rang der Lebendigen. Ich hatte ſie niemals geliebt.

Meine Mutter war todt. Mit meinem kleinen Hauſe hatten ſich meine Kreditoren bezahlt gemacht. Ich hatte Niemand und nichts mehr. Alle Welt floh mich, wie einen Giftigen, aber ich hatte endlich verlernt, mich zu ſchämen. Vorher hatte ich mich dem Anblick der Menſchen entzogen, weil Verachtung mir unerträglich war. Jetzt drang ich mich auf, und ergötzte mich, ſie zu verſcheuchen. Es war mir wohl, weil ich nichts mehr zu verlieren und nichts mehr zu hüten hatte. Ich brauchte keine gute Eigenſchaft mehr, weil man keine mehr bei mir vermuthete.

Die ganze Welt ſtand mir offen, ich hätte vielleicht in einer fremden Provinz für einen ehrlichen Mann gegolten, aber ich hatte den Muth verloren, es auch nur zu ſcheinen. Verzweiflung und Schande hatten mir endlich dieſe Sinnesart aufgezwungen. Es war die letzte Ausflucht, die mir übrig war, die Ehre entbehren zu lernen, weil ich an keine mehr Anſpruch machen durfte. Hätten meine Eitelkeit und mein Stolz meine Erniedrigung erlebt, ſo hätte ich mich ſelber entleiben müſſen.

Was ich nunmehr eigentlich beſchloſſen hatte, war mir ſelber noch unbekannt. Ich wollte Böſes thun, ſoviel erinnerte ich mich noch dunkel. Ich wollte mein Schickſal verdienen. Die Geſetze, meinte ich, wären Wohlthaten für die Welt, alſo faßte ich den Vorſatz, ſie zu verletzen; ehemals hatte ich aus Nothwendigkeit und Leichtſinn geſündigt, jetzt that ich's aus freier Wahl zu meinem Vergnügen.

Mein Erſtes war, daß ich mein Wildſchießen fortſetzte. Die Jagd überhaupt war mir nach und nach zur Leidenſchaft geworden, und außerdem mußte ich ja leben. Aber dies war es nicht allein; es kitzelte mich, das fürſtliche Edikt zu verhöhnen und meinem Landesherrn nach allen Kräften zu ſchaden. Ergriffen zu werden beſorgte ich nicht mehr, denn jetzt hatte ich eine Kugel für meinen Entdecker bereit, und das wußte ich, daß mein Schuß ſeinen Mann nicht fehlte. Ich erlegte alles Wild, das mir aufſtieß, nur weniges machte ich auf der Grenze zu Gelde, das meiſte ließ ich verweſen. Ich lebte kümmerlich, um nur den Aufwand an Blei und Pulver zu beſtreiten. Meine Verheerungen in der groſſen Jagd wurden ruchbar, aber mich drückte kein Verdacht mehr. Mein Anblick löſchte ihn aus. Mein Name war vergeſſen.

Dieſe Lebensart trieb ich mehrere Monate. Eines Morgens hatte ich nach meiner Gewohnheit das Holz durchſtrichen, die Fährte eines Hirſches zu verfolgen. Zwei Stunden hatte ich mich vergeblich ermüdet, und ſchon fing ich an, meine Beute verloren zu geben, als ich ſie auf einmal in ſchußgerechter Entfernung entdeckte. Ich will anſchlagen und abdrücken — aber plötzlich erſchreckt mich der Anblick eines Hutes, der wenige Schritte vor mir auf der Erde liegt. Ich forſche genauer, und erkenne den Jäger Robert, der hinter dem dicken Stamme einer Eiche auf eben das Wild anſchlägt, dem ich den Schuß beſtimmt hatte. Eine tödtliche Kälte fährt bei dieſem Anblick durch meine Gebeine. Juſt das war der Menſch, den ich unter allen lebendigen Dingen am gräßlichſten haßte, und dieſer Menſch war in die Gewalt meiner Kugel gegeben. In dieſem Augenblick dünkte mich's, als ob die ganze Welt in meinem Flintenſchuß läge, und der Haß meines ganzen Lebens in die einzige Fingerſpitze ſich zuſammendrängte, womit ich den mörderiſchen Druck thun ſollte. Eine unſichtbare fürchterliche Hand ſchwebte über mir, der Stundenweiſer meines Schickſals zeigte unwiderruflich auf dieſe ſchwarze Minute. Der Arm zitterte mir, da ich meiner Flinte die ſchreckliche Wahl erlaubte — meine Zähne ſchlugen zuſammen wie im Fieberfroſt, und der Odem ſperrte ſich erſtickend in meiner Lunge. Eine Minute lang blieb der Lauf meiner Flinte ungewiß zwiſchen dem Menſchen und dem Hirſch mitten inne ſchwanken — eine Minute — und noch eine — und wieder eine. Rache und Gewiſſen rangen hartnäckig und zweifelhaft, aber die Rache gewann's und der Jäger lag todt am Boden.

Mein Gewehr fiel mit dem Schuſſe . . . . . . Mörder . . . . ſtammelte ich langſam — der Wald war ſtill wie ein Kirchhof — ich hörte deutlich, daß ich Mörder ſagte. Als ich näher ſchlich, ſtarb der Mann. Lange ſtand ich ſprachlos vor dem Todten, ein helles Gelächter endlich machte mir Luſt. „Wirſt du jetzt reinen Mund halten, guter Freund!“ ſagte ich und trat keck hin, indem ich zugleich das Geſicht des Ermordeten auswärts kehrte. Die Augen ſtanden ihm weit auf. Ich wurde ernſthaft und ſchwieg plötzlich wieder ſtille. Es fing mir an, ſeltſam zu werden.

Bis hieher hatte ich auf Rechnung meiner Schande gefrevelt; jetzt war etwas geſchehen, wofür ich noch nicht gebüßt hatte. Eine Stunde vorher, glaube ich, hätte mich kein Menſch überredet, daß es noch etwas Schlechteres, als mich, unter dem Himmel gebe; jetzt fing ich an zu muthmaßen, daß ich vor einer Stunde wohl gar zu beneiden war.

Gottes Gerichte fielen mir nicht ein — wohl aber eine, ich weiß nicht welche? verwirrte Erinnerung an Strang und Schwert, und die Exekution einer Kindermörderin, die ich als Schuljunge mit angeſehen hatte. Etwas ganz beſonders Schreckbares lag für mich in dem Gedanken, daß von jetzt an mein Leben verwirkt ſey. Auf Mehreres beſinne ich mich nicht mehr. Ich wünſchte gleich darauf, daß er noch lebte. Ich that mir Gewalt an, mich lebhaft an alles Böſe zu erinnern, das mir der Todte im Leben zugefügt hatte, aber ſonderbar! mein Gedächtniß war wie ausgeſtorben. Ich konnte nichts mehr von alle dem hervorrufen, was mich vor einer Viertelſtunde zum Raſen gebracht hatte. Ich begriff gar nicht, wie ich zu dieſer Mordthat gekommen war.

Noch ſtand ich vor der Leiche, noch immer. Das Knallen einiger Peitſchen und das Geknarre von Frachtwagen, die durch's Holz fuhren, brachte mich zu mir ſelbſt. Es war kaum eine Viertelmeile abſeits der Heerſtraße, wo die That geſchehen war. Ich mußte auf meine Sicherheit denken.

Unwillkührlich verlor ich mich tiefer in den Wald. Auf dem Wege fiel mir ein, daß der Entleibte ſonſt eine Taſchenuhr beſeſſen hatte. Ich brauchte Geld, um die Grenze zu erreichen — und doch fehlte mir der Muth, nach dem Platze umzuwenden, wo der Todte lag. Hier erſchreckte mich ein Gedanke an den Teufel und an die Allgegenwart Gottes. Ich raffte meine ganze Kühnheit zuſammen; entſchloſſen, es mit der ganzen Hölle aufzunehmen, ging ich nach der Stelle zurück. Ich fand, was ich erwartet hatte, und in einer grünen Börſe noch etwas weniges über einen Thaler an Gelde. Eben, da ich Beides zu mir ſtecken wollte, hielt ich plötzlich ein und überlegte. Es war keine Anwandlung von Scham, auch nicht Furcht, mein Verbrechen durch Plünderung zu vergrößern — Trotz, glaube ich, war es, daß ich die Uhr wieder von mir warf, und von dem Gelde nur die Hälfte behielt. Ich wollte für einen perſönlichen Feind des Erſchoſſenen, aber nicht für ſeinen Räuber gehalten ſeyn.

Jetzt floh ich waldeinwärts. Ich wußte, daß das Holz ſich vier deutſche Meilen nordwärts erſtreckte, und dort an die Grenzen des Landes ſtieß. Bis zum hohen Mittage lief ich athemlos. Die Eilfertigkeit meiner Flucht hatte meine Gewiſſensangſt zerſtreut; aber ſie kam ſchrecklicher zurück, wie meine Kräfte mehr und mehr ermatteten. Tauſend gräßliche Geſtalten gingen an mir vorüber, und ſchlugen wie ſchneidende Meſſer in meine Bruſt. Zwiſchen einem Leben voll raſtloſer Todesfurcht und einer gewaltſamen Entleibung, war mir jetzt eine ſchreckliche Wahl gelaſſen, und ich mußte wählen. Ich hatte das Herz nicht, durch Selbſtmord aus der Welt zu gehen, und entſetzte mich vor der Ausſicht, darin zu bleiben. Geklemmt zwiſchen die gewiſſen Qualen des Lebens und die ungewiſſen Schrecken der Ewigkeit, gleich unfähig zu leben und zu ſterben, brachte ich die ſechste Stunde meiner Flucht dahin, eine Stunde, vollgepreßt von Qualen, wovon noch kein lebendiger Menſch zu erzählen weiß.

In mich gekehrt und langſam, ohne mein Wiſſen den Hut tief in's Geſicht gedrückt, als ob mich dies vor dem Auge der lebloſen Natur hätte unkenntlich machen können, hatte ich unvermerkt einen ſchmalen Fußſteig verfolgt, der mich durch das dunkelſte Dickicht führte — als plötzlich eine rauhe befehlende Stimme vor mir her: Halt! rufte. Die Stimme war ganz nahe, meine Zerſtreuung und der heruntergedrückte Hut hatten mich verhindert, um mich herumzuſchauen. Ich ſchlug die Augen auf und ſah einen wilden Mann auf mich zukommen, der eine große knotige Keule trug. Seine Figur ging in's Rieſenmäßige — meine erſte Beſtürzung wenigſtens hatte mich dies glauben gemacht — und die Farbe ſeiner Haut war von einer gelben Mulattenſchwärze, woraus das Weiße eines ſchielenden Auges bis zum Graſſen hervortrat. Er hatte, ſtatt eines Gurts, ein dickes Seil zweifach um einen grünen wollenen Rock geſchlagen, worin ein breites Schlachtmeſſer bei einer Piſtole ſtack. Der Ruf wurde wiederholt, und ein kräftiger Arm hielt mich feſt. Der Laut eines Menſchen hatte mich in Schrecken gejagt, aber der Anblick eines Böſewichts gab mir Herz. In der Lage, worin ich jetzt war, hatte ich Urſache vor jedem redlichen Manne, aber keine mehr, vor einem Räuber zu zittern.

»Wer da?« ſagte dieſe Erſcheinung.

»Deinesgleichen,« war meine Antwort, »wenn du der wirklich biſt, dem du gleich ſiehſt!«

„Dahinaus geht der Weg nicht. Was haſt du hier zu ſuchen?“

„Was haſt du hier zu fragen?“ verſetzte ich trotzig.

Der Mann betrachtete mich zweimal vom Fuß bis zum Wirbel. Es ſchien, als ob er meine Figur gegen die ſeinige und meine Antwort gegen meine Figur halten wollte — „Du ſprichſt brutal, wie ein Bettler,“ ſagte er endlich.

„Das mag ſeyn. Ich bin's noch geſtern geweſen.“

Der Mann lachte. „Man ſollte darauf ſchwören,“ rief er, „du wollteſt auch noch jetzt für nichts Beſſeres gelten.“

„Für etwas Schlechteres alſo“ — Ich wollte weiter.

„Sachte, Freund! Was jagt dich denn ſo? Was haſt du für Zeit zu verlieren?“

Ich beſann mich einen Augenblick. Ich weiß nicht, wie mir das Wort auf die Zunge kam, „das Leben iſt kurz,“ ſagte ich langſam, „und die Hölle währt ewig.“

Er ſah mich ſtier an. „Ich will verdammt ſeyn,“ ſagte er endlich, „oder du biſt irgend an einem Galgen hart vorbeigeſtreift.“

„Das mag wohl noch kommen. Alſo auf Wiederſehen, Kamerad!“

„Topp, Kamerade!“ ſchrie er, indem er eine zinnerne Flaſche aus ſeiner Jagdtaſche hervorlangte, einen kräftigen Schluck daraus that, und mir ſie reichte. Flucht und Beängſtigung hatten meine Kräfte aufgezehrt, und dieſen ganzen entſetzlichen Tag war noch nichts über meine Lippen gekommen. Schon fürchtete ich, in dieſer Waldgegend zu verſchmachten, wo auf drei Meilen in der Runde kein Labſal für mich zu hoffen war. Man urtheile, wie froh ich auf dieſe angeborene Geſundheit Beſcheid that. Neue Kraft floß mit dieſem Erquicktrunk in meine Gebeine und friſcher Muth in mein Herz, und Hoffnung und Liebe zum Leben. Ich fing an zu glauben, daß ich doch wohl nicht ganz elend wäre; ſo viel konnte dieſer willkommene Trank. Ja, ich bekenne es, mein Zuſtand grenzte wieder an einen glücklichen, denn endlich, nach tauſend fehlgeſchlagenen Hoffnungen, hatte ich eine Kreatur gefunden, die mir ähnlich ſchien. In dem Zuſtand, worin ich verſunken war, hätte ich mit dem hölliſchen Geiſte Kameradſchaft getrunken, um einen Vertrauten zu haben.

Der Mann hatte ſich auf's Gras hingeſtreckt, ich that ein Gleiches.

„Dein Trunk hat mir wohlgethan!“ ſagte ich. „Wir müſſen bekannter werden.“

Er ſchlug Feuer, ſeine Pfeife zu zünden.

„Treibſt du das Handwerk ſchon lange?“

Er ſah mich feſt an. „Was willſt du damit ſagen?“

„War das ſchon oft blutig?“ Ich zog das Meſſer aus ſeinem Gürtel.

„Wer biſt du?“ ſagte er ſchrecklich, und legte die Pfeife von ſich.

„Ein Mörder, wie du — aber nur erſt ein Anfänger.“

Der Menſch ſah mich ſteif an und nahm ſeine Pfeife wieder.

„Du biſt nicht hier zu Hauſe?“ ſagte er endlich.

„Drei Meilen von hier. Der Sonnenwirth in L…, wenn du von mir gehört haſt.“

Der Mann ſprang auf, wie ein Beſeſſener. „Der Wildſchütze Wolf?“ ſchrie er haſtig.

„Der nämliche.“

„Willkommen, Kamerad! Willkommen!“ rief er und ſchüttelte mir kräftig die Hände. „Das iſt brav, daß ich dich endlich habe, Sonnenwirth! Jahr und Tag ſchon ſinn' ich darauf, dich zu kriegen. Ich kenne dich recht gut. Ich weiß um Alles. Ich habe lange auf dich gerechnet.“

„Auf mich gerechnet? Wozu denn?“

„Die ganze Gegend iſt voll von dir. Du haſt Feinde, ein Amtmann hat dich gedrückt, Wolf! Man hat dich zu Grunde gerichtet, himmelſchreiend iſt man mit dir umgegangen.“

Der Mann wurde hitzig — „Weil du ein paar Schweine geſchoſſen haſt, die der Fürſt auf unſern Aeckern und Feldern füttert, haben ſie dich Jahre lang im Zuchthauſe und auf der Feſtung herumgezogen, haben ſie dich um Haus und Wirthſchaft beſtohlen, haben ſie dich zum Bettler gemacht. Iſt es dahin gekommen, Bruder, daß der Menſch nicht mehr gelten ſoll, als ein Haſe? Sind wir nicht beſſer, als das Vieh auf dem Felde? — Und ein Kerl, wie du, konnte das dulden?“

„Konnt' ich's ändern?“

„Das werden wir ja wohl ſehen. Aber ſage mir doch, woher kommſt du denn jetzt und was führſt du im Schilde?“

Ich erzählte ihm meine ganze Geſchichte. Der Mann, ohne abzuwarten, bis ich zu Ende war, ſprang mit froher Ungeduld auf und mich zog er nach. „Komm, Bruder Sonnenwirth,« ſagte er, »jetzt biſt du reif, jetzt hab' ich dich, wo ich dich brauchte. Ich werde Ehre mit dir einlegen. Folge mir!«

»Wo willſt du mich hinführen?«

»Frage nicht lange. Folge!« Er ſchleppte mich mit Gewalt fort.

Wir waren eine kleine Viertelmeile gegangen. Der Wald wurde immer abſchüſſiger, unwegſamer und wilder, keiner von uns ſprach ein Wort, bis mich endlich die Pfeife meines Führers aus meinen Betrachtungen aufſchreckte. Ich ſchlug die Augen auf, wir ſtanden am ſchroffen Abſturz eines Felſen, der ſich in eine tiefe Kluft hinunterbückte. Eine zweite Pfeife antwortete aus dem innerſten Bauche des Felſen und eine Leiter kam, wie von ſich ſelbſt, langſam aus der Tiefe geſtiegen. Mein Führer kletterte zuerſt hinunter, mich hieß er warten, bis er wieder käme. Erſt muß ich den Hund an Ketten legen laſſen, ſetzte er hinzu, du biſt hier fremd, die Beſtie würde dich zerreißen. Damit ging er.

Jetzt ſtand ich allein vor dem Abgrund und ich wußte recht gut, daß ich allein war. Die Unvorſichtigkeit meines Führers entging meiner Aufmerkſamkeit nicht. Es hätte mir nur einen beherzten Entſchluß gekoſtet, die Leiter heraufzuziehen, ſo war ich frei und meine Flucht war geſichert. Ich geſtehe, daß ich das einſah. Ich ſah in den Schlund hinab, der mich jetzt aufnehmen ſollte; es erinnerte mich dunkel an den Abgrund der Hölle, woraus keine Erlöſung mehr iſt. Mir fing an, vor der Laufbahn zu ſchaudern, die ich nunmehr betreten wollte; nur eine ſchnelle Flucht konnte mich retten. Ich beſchließe dieſe Flucht — ſchon ſtrecke ich den Arm nach der Leiter aus — aber auf einmal donnert's in meinen Ohren, es umhallt mich wie Hohngelächter der Hölle: „Was hat ein Mörder zu wagen?“ und mein Arm fällt gelähmt zurück. Meine Rechnung war völlig, die Zeit der Reue war dahin, mein begangener Mord lag hinter mir aufgethürmt, wie ein Fels, und ſperrte meine Rückkehr auf ewig. Zugleich erſchien auch mein Führer wieder und kündigte mir an, daß ich kommen ſolle. Jetzt war ohnehin keine Wahl mehr. Ich kletterte hinunter.

Wir waren wenige Schritte unter der Felsmauer weggegangen, ſo erweiterte ſich der Grund und einige Hütten wurden ſichtbar. Mitten zwiſchen dieſen öffnete ſich ein runder Raſenplatz, auf welchem ſich eine Anzahl von achtzehn bis zwanzig Menſchen um ein Kohlfeuer gelagert hatte. „Hier Kameraden,“ ſagte mein Führer und ſtellte mich mitten in den Kreis; „unſer Sonnenwirth! heißt ihn willkommen!“

„Sonnenwirth!“ ſchrie Alles zugleich, und Alles fuhr auf und drängte ſich um mich her, Männer und Weiber. Soll ich's geſtehn? Die Freude war ungeheuchelt und herzlich. Vertrauen, Achtung ſogar erſchien auf jedem Geſichte; dieſer drückte mir die Hand, jener ſchüttelte mich vertraulich am Kleide, der ganze Auftritt war wie das Wiederſehen eines alten Bekannten, der einem werth iſt. Meine Ankunft hatte den Schmaus unterbrochen, der eben anfangen ſollte. Man ſetzte ihn ſogleich fort und nöthigte mich, den Willkomm zu trinken. Wildpret aller Art war die Mahlzeit und die Weinflaſche wanderte unermüdet von Nachbar zu Nachbar.

Wohlleben und Einigkeit ſchien die ganze Bande zu beſeelen, und Alles wetteiferte, ſeine Freude über mich zügelloſer an den Tag zu legen.

Man hatte mich zwiſchen zwei Weibsperſonen ſitzen laſſen, welches der Ehrenplatz an der Tafel war. Ich erwartete den Auswurf ihres Geſchlechtes, aber wie groß war meine Verwunderung, als ich unter dieſer ſchändlichen Rotte die ſchönſten weiblichen Geſtalten entdeckte, die mir jemals vor Augen gekommen. Margaretha, die älteſte und ſchönſte von beiden, ließ ſich Jungfer nennen, und konnte kaum fünf und zwanzig ſeyn. Sie ſprach ſehr frech und ihre Geberden ſagten noch mehr. Marie, die jüngere war verheirathet, aber einem Manne entlaufen, der ſie mißhandelt hatte. Sie war feiner gebildet, ſah aber blaß aus und ſchmächtig, und fiel weniger in's Auge, als ihre feurige Nachbarin. Beide Weiber eiferten auf einander, meine Begierden zu entzünden; die ſchöne Margarethe kam meiner Blödigkeit durch freche Scherze zuvor, aber das ganze Weib war mir zuwider und mein Herz hatte die ſchüchterne Marie auf immer gefangen.

»Du ſiehſt, Bruder Sonnenwirth,« fing der Mann jetzt an, der mich hergebracht hatte, »du ſiehſt, wie wir untereinander leben, und jeder Tag iſt dem heutigen gleich. Nicht wahr, Kameraden?«

»Jeder Tag, wie der heutige!« wiederholte die ganze Bande.

»Kannſt du dich alſo entſchließen, an unſerer Lebensart Gefallen zu finden, ſo ſchlag' ein und ſey unſer Anführer. Bis jetzt bin ich es geweſen, aber dir will ich weichen. Seyd ihr's zufrieden, Kameraden?“

Ein fröhliches „Ja!“ antwortete aus allen Kehlen.

Mein Kopf glühte, mein Gehirn war betäubt, von Wein und Begierden ſiedete mein Blut. Die Welt hatte mich ausgeworfen, wie einen Verpeſteten — hier fand ich brüderliche Aufnahme, Wohlleben und Ehre. Welche Wahl ich auch treffen wollte, ſo erwartete mich Tod; hier aber konnte ich wenigſtens mein Leben für einen höhern Preis verkaufen. Wolluſt war meine wüthendſte Neigung; das andere Geſchlecht hatte mir bis jetzt nur Verachtung bewieſen, hier erwartete mich Gunſt und zügelloſe Vergnügungen. Mein Entſchluß koſtete mir wenig. „Ich bleibe bei euch, Kameraden,“ rief ich laut mit Entſchloſſenheit und trat mitten unter die Bande; „ich bleibe bei euch,“ rief ich nochmals, „wenn ihr mir meine ſchöne Nachbarin abtretet!“ — Alle kamen überein, mein Verlangen zu bewilligen, ich war ein erklärter Eigenthümer einer H°°° und das Haupt einer Diebesbande.“

Den folgenden Theil der Geſchichte übergehe ich ganz; das bloß Abſcheuliche hat nichts Unterrichtendes für den Leſer. Ein Unglücklicher, der bis zu dieſer Tiefe herunter ſank, mußte ſich endlich Alles erlauben, was die Menſchheit empört — aber einen zweiten Mord beging er nicht mehr, wie er ſelbſt auf der Folter bezeugte.

Der Ruf dieſes Menſchen verbreitete ſich in Kurzem durch die ganze Provinz. Die Landſtraßen wurden unſicher, nächtliche Einbrüche beunruhigten den Bürger, der Name des Sonnenwirths wurde der Schrecken des

Landvolks, die Gerechtigkeit ſuchte ihn auf und eine Prämie wurde auf ſeinen Kopf geſetzt. Er war ſo glücklich, jeden Anſchlag auf ſeine Freiheit zu vereiteln und verſchlagen genug, den Aberglauben des wunderſüchtigen Bauern zu ſeiner Sicherheit zu benutzen. Seine Gehülfen mußten ausſprengen, er habe einen Bund mit dem Teufel gemacht und könne hexen. Der Diſtrikt, in welchem er ſeine Rolle ſpielte, gehörte damals noch weniger als jetzt zu den aufgeklärten Deutſchlands, man glaubte dieſem Gerüchte und ſeine Perſon war geſichert. Niemand zeigte Luſt, mit dem gefährlichen Kerl anzubinden, dem der Teufel zu Dienſten ſtünde.

Ein Jahr ſchon hatte er das traurige Handwerk getrieben, als es anfing, ihm unerträglich zu werden. Die Rotte, an deren Spitze er ſich geſtellt hatte, erfüllte ſeine glänzenden Erwartungen nicht. Eine verführeriſche Auſſenſeite hatte ihn damals im Taumel des Weines geblendet; jetzt wurde er mit Schrecken gewahr, wie abſcheulich er hintergangen worden. Hunger und Mangel traten an die Stelle des Ueberfluſſes, womit man ihn eingewiegt hatte; ſehr oft mußte er ſein Leben an eine Mahlzeit wagen, die kaum hinreichte, ihn vor dem Verhungern zu ſchützen. Das Schattenbild jener brüderlichen Eintracht verſchwand; Neid, Argwohn und Eiferſucht wütheten im Innern dieſer verworfenen Bande. Die Gerechtigkeit hatte demjenigen, der ihn lebendig ausliefern würde, Belohnung, und, wenn es ein Mitſchuldiger wäre, noch eine feierliche Begnadigung zugeſagt — eine mächtige Verſuchung für den Auswurf der Erde! Der Unglückliche kannte ſeine Gefahr. Die Redlichkeit derjenigen, die Menſchen und Gott verriethen, war ein ſchlechtes Unterpfand ſeines Lebens. Sein Schlaf war von jetzt an dahin; ewige Todesangſt zerfraß ſeine Ruhe; das gräßliche Geſpenſt des Argwohns raſſelte hinter ihm, wo er hinfloh, peinigte ihn, wenn er wachte, bettete ſich neben ihm, wenn er ſchlafen ging, und ſchreckte ihn in entſetzlichen Träumen. Das verſtummte Gewiſſen gewann zugleich ſeine Sprache wieder, und die ſchlafende Natter der Reue wachte bei dieſem allgemeinen Sturme ſeines Buſens auf. Sein ganzer Haß wandte ſich von der Menſchheit und kehrte ſeine ſchreckliche Schneide gegen ihn ſelber. Er vergab jetzt der ganzen Natur, und fand Niemand, als ſich allein zu verfluchen.

Das Laſter hatte ſeinen Unterricht an dem Unglücklichen vollendet; ſein natürlich guter Verſtand ſiegte endlich über die traurige Täuſchung. Jetzt fühlte er, wie tief er gefallen war, ruhigere Schwermuth trat an die Stelle knirſchender Verzweiſlung. Er wünſchte mit Thränen die Vergangenheit zurück; jetzt wußte er gewiß, daß er ſie ganz anders wiederholen würde. Er fing an, zu hoffen, daß er noch rechtſchaffen werden dürfe, weil er bei ſich empfand, daß er es könne. Auf dem höchſten Gipfel ſeiner Verſchlimmerung war er dem Guten näher, als er vielleicht vor ſeinem erſten Fehltritt geweſen war.

Um eben dieſe Zeit war der ſiebenjährige Krieg ausgebrochen, und die Werbungen gingen ſtark. Der Unglückliche ſchöpfte Hoffnung von dieſem Umſtand, und ſchrieb einen Brief an ſeinen Landesherrn, den ich auszugsweiſe hier einrücke:

»Wenn Ihre fürſtliche Huld ſich nicht ekelt, bis zu mir herunter zu ſteigen, wenn Verbrecher meiner Art nicht außerhalb Ihrer Erbarmung liegen, ſo gönnen Sie mir Gehör, durchlauchtigſter Oberherr! Ich bin Mörder und Dieb, das Geſetz verdammt mich zum Tode, die Gerichte ſuchen mich auf — und ich biete mich an, mich freiwillig zu ſtellen. Aber ich bringe zugleich eine ſeltſame Bitte vor Ihren Thron. Ich verabſcheue mein Leben und fürchte den Tod nicht, aber ſchrecklich iſt mir's, zu ſterben, ohne gelebt zu haben. Ich möchte leben, um einen Theil des Vergangenen gut zu machen; ich möchte leben, um den Staat zu verſöhnen, den ich beleidigt habe. Meine Hinrichtung wird ein Beiſpiel ſeyn für die Welt, aber kein Erſatz meiner Thaten. Ich haſſe das Laſter und ſehne mich feurig nach Rechtſchaffenheit und Tugend. Ich habe Fähigkeiten gezeigt, meinem Vaterlande furchtbar zu werden; ich hoffe, daß mir noch einige übrig geblieben ſind, ihm zu nützen.

»Ich weiß, daß ich etwas Unerhörtes begehre. Mein Leben iſt verwirkt, mir ſteht es nicht an, mit der Gerechtigkeit Unterhandlung zu pflegen. Aber ich erſcheine nicht in Ketten und Banden vor Ihnen — noch bin ich frei — und meine Furcht hat den kleinſten Antheil an meiner Bitte.

»Es iſt Gnade, um was ich flehe. Einen Anſpruch auf Gerechtigkeit, wenn ich auch einen hätte, wage ich nicht mehr geltend zu machen. Doch an etwas darf ich meinen Richter erinnern. Die Zeitrechnung meiner Verbrechen fängt mit dem Urtheilſpruch an, der mich auf immer um meine Ehre brachte. Wäre mir damals die

Billigkeit minder verſagt worden, ſo würde ich jetzt vielleicht keiner Gnade bedürfen.

„Laſſen Sie Gnade für Recht ergehen, mein Fürſt! Wenn es in Ihrer fürſtlichen Macht ſteht, das Geſetz für mich zu erbitten, ſo ſchenken Sie mir das Leben. Es ſoll Ihrem Dienſte von nun an gewidmet ſeyn. Wenn Sie es können, ſo laſſen Sie mich Ihren gnädigſten Willen aus öffentlichen Blättern vernehmen, und ich werde mich auf Ihr fürſtliches Wort in der Hauptſtadt ſtellen. Haben Sie es anders mit mir beſchloſſen, ſo thue die Gerechtigkeit denn das Ihrige, ich muß das Meinige thun.“

Dieſe Bittſchrift blieb ohne Antwort, wie auch eine zweite und dritte, worin der Supplikant um eine Reiterſtelle im Dienſte des Fürſten bat. Seine Hoffnung um einen Pardon erloſch gänzlich, er faßte alſo den Entſchluß, aus dem Lande zu fliehen, und im Dienſte des Königs von Preußen als ein braver Soldat zu ſterben.

Er entwiſchte glücklich ſeiner Bande und trat dieſe Reiſe an. Der Weg führte ihn durch eine kleine Landſtadt, wo er übernachten wollte. Kurze Zeit vorher waren durch das ganze Land geſchärftere Mandate zu ſtrenger Unterſuchung der Reiſenden ergangen, weil der Landesherr, ein Reichsfürſt, im Kriege Partei genommen hatte. Einen ſolchen Befehl hatte auch der Thorſchreiber dieſes Städtchens, der auf einer Bank vor dem Schlage ſaß, als der Sonnenwirth geritten kam. Der Aufzug dieſes Mannes hatte etwas Poſſierliches, und zugleich etwas Schreckliches und Wildes. Der hagre Klepper, den er ritt, und die burleske Wahl ſeiner Kleidungsſtücke, wobei wahrſcheinlich weniger Geſchmack, als die Chronologie ſeiner Entwendungen zu Rathe gezogen war, kontraſtirte ſeltſam genug mit einem Geſicht, worauf ſo viele wüthende Affekte, gleich den verſtümmelten Leichen auf einem Wahlplatz, verbreitet lagen. Der Thorſchreiber ſtutzte beim Anblick dieſes ſeltſamen Wanderers. Er war am Schlagbaum grau geworden, und eine vierzigjährige Amtsführung hatte in ihm einen unfehlbaren Phyſiognomen aller Landſtreicher erzogen. Der Falkenblick dieſes Spürers verfehlte auch hier ſeinen Mann nicht. Er ſperrte ſogleich das Stadtthor und forderte dem Reiter den Paß ab, indem er ſich ſeines Zügels verſicherte. Wolf war auf Fälle dieſer Art vorbereitet, und führte auch wirklich einen Paß bei ſich, den er ohnlängſt von einem geplünderten Kaufmann erbeutet hatte. Aber dieſes einzelne Zeugniß war nicht genug, eine vierzigjährige Obſervanz umzuſtoßen und das Orakel am Schlagbaum zu einem Widerruf zu bewegen. Der Thorſchreiber glaubte ſeinem Auge mehr als dieſem Papiere, und Wolf war genöthigt, ihm nach dem Amthauſe zu folgen.

Der Oberamtmann des Orts unterſuchte den Paß und erklärte ihn für richtig. Er war ein ſtarker Anbeter [illegible] Neuigkeit und liebte beſonders, bei einer Bouteille über die Zeitung zu plaudern. Der Paß ſagte ihm, daß der Beſitzer geradeswegs aus den feindlichen Ländern käme, wo der Schauplatz des Krieges war. Er hoffte Privatnachrichten aus dem Fremden herauszulocken und ſchickte einen Sekretär mit dem Paß zurück, ihn auf eine Flaſche Wein einzuladen.

Unterdeſſen hält der Sonnenwirth vor dem Amthauſe; das lächerliche Schauſpiel hat den Janhagel des Städtchens ſchaarenweiſe um ihn her verſammelt. Man murmelt ſich in die Ohren, deutet wechſelsweiſe auf das Roß und den Reiter; der Muthwille des Pöbels ſteigt endlich bis zu einem lauten Tumult. Unglücklicherweiſe war das Pferd, worauf jetzt Alles mit Fingern wies, ein geraubtes; er bildete ſich ein, das Pferd ſey in Steckbriefen beſchrieben und erkannt. Die unerwartete Gaſtfreundlichkeit des Ober-Amtmanns vollendet ſeinen Verdacht. Jetzt hält er's für ausgemacht, daß die Betrügerei ſeines Paſſes verrathen und dieſe Einladung nur die Schlinge ſey, ihn lebendig und ohne Wiederſetzung zu fangen. Böſes Gewiſſen macht ihn zum Dummkopf, er gibt ſeinem Pferde die Sporen und rennt davon, ohne Antwort zu geben.

Dieſe plötzliche Flucht iſt die Loſung zum Aufſtand.

„Ein Spitzbube!“ ruft Alles und Alles ſtürzt hinter ihm her. Dem Reiter gilt es um Leben und Tod, er hat ſchon den Vorſprung, ſeine Verfolger keuchen athemlos nach, er iſt ſeiner Rettung nahe — aber eine ſchwere Hand drückt unſichtbar gegen ihn, die Uhr ſeines Schickſals iſt abgelaufen, die unerbittliche Nemeſis hält ihren Schuldner an. Die Gaſſe, der er ſich anvertraute, endigt in einem Sack, er muß rückwärts gegen ſeine Verfolger umwenden.

Der Lärm dieſer Begebenheit hat unterdeſſen das ganze Städtchen in Aufruhr gebracht, Haufen ſammeln ſich zu Haufen, alle Gaſſen ſind geſperrt, ein Heer von Feinden kommt im Anmarſch gegen ihn her. Er zeigt eine Piſtole, das Volk weicht, er will ſich mit Macht einen Weg durch's Gedränge bahnen. „Dieſer Schuß,“ ruft er, „ſoll dem Tollkühnen, der mich halten will —“ Die Furcht gebietet eine allgemeine Pauſe — ein beherzter Schloſſergeſelle endlich fällt ihm von hinten her in den Arm und faßt den Finger, womit der Raſende eben losdrücken will, und drückt ihn aus dem Gelenke. Die Piſtole fällt, der wehrloſe Mann wird vom Pferde herabgeriſſen, und im Triumphe nach dem Amthauſe zurück geſchleppt.

„Wer ſeyd Ihr?“ fragt der Richter mit ziemlich brutalem Ton.

„Ein Mann, der entſchloſſen iſt, auf keine Frage zu antworten, bis man ſie höflicher einrichtet.“

„Wer ſind Sie?“

„Für was ich mich ausgab. Ich habe ganz Deutſchland durchreist, und die Unverſchämtheit nirgends, als hier, zu Hauſe gefunden.“

„Ihre ſchnelle Flucht macht Sie ſehr verdächtig. Warum flohen Sie?“

„Weil ich's müde war, der Spott Ihres Pöbels zu ſeyn.“

„Sie drohten, Feuer zu geben.“

„Meine Piſtole war nicht geladen.“ Man unterſuchte das Gewehr, es war keine Kugel darin.

„Warum führen Sie heimlich Waffen bei ſich.“

„Weil ich Sachen von Werth bei mir trage, und weil man mich vor einem gewiſſen Sonnenwirth gewarnt hat, der in dieſen Gegenden ſtreifen ſoll.“

„Ihre Antworten beweiſen ſehr viel für Ihre Dreiſtigkeit, aber nichts für Ihre gute Sache. Ich gebe Ihnen Zeit bis morgen, ob Sie mir die Wahrheit entdecken wollen.“

„Ich werde bei meiner Ausſage bleiben.“

„Man führe ihn nach dem Thurm.“

„Nach dem Thurm? — Herr Ober-Amtmann, ich hoffe, es gibt noch Gerechtigkeit in dieſem Lande. Ich werde Genugthuung fordern.“

„Ich werde ſie Ihnen geben, ſobald Sie gerechtfertigt ſind.“

Den Morgen drauf überlegte der Ober-Amtmann, der Fremde möchte doch wohl unſchuldig ſeyn; die befehlshaberiſche Sprache würde nichts über ſeinen Starrſinn vermögen, es wäre vielleicht beſſer gethan, ihm mit Anſtand und Mäßigung zu begegnen. Er verſammelte die Geſchwornen des Orts und ließ den Gefangenen vorführen.

„Verzeihen Sie es der erſten Aufwallung, mein Herr, wenn ich Sie geſtern etwas hart anließ.“

„Sehr gern, wenn Sie mich ſo faſſen.“

„Unſere Geſetze ſind ſtreng, und Ihre Begebenheit machte Lärm. Ich kann Sie nicht frei geben, ohne meine Pflicht zu verletzen. Der Schein iſt gegen Sie. Ich wünſchte, Sie ſagten mir etwas, wodurch er widerlegt werden könnte.

„Wenn ich nun nichts wüßte?“

„So muß ich den Vorfall an die Regierung berichten und Sie bleiben ſo lange in feſter Verwahrung.“

„Und dann?“

»Dann laufen Sie Gefahr, als ein Landſtreicher über die Grenze gepeitſcht zu werden, oder, wenn's gnädig geht, unter die Werber zu fallen.«

Er ſchwieg einige Minuten, und ſchien einen heftigen Kampf zu kämpfen; dann drehte er ſich raſch zu dem Richter.

»Kann ich auf eine Viertelſtunde mit Ihnen allein ſeyn?«

Die Geſchwornen ſahen ſich zweideutig an, entfernten ſich aber auf einen gebietenden Wink ihres Herrn.

»Nun, was verlangen Sie?«

»Ihr geſtriges Betragen, Herr Ober-Amtmann, hätte mich nimmermehr zu einem Geſtändniß gebracht, denn ich trotze der Gewalt. Die Beſcheidenheit, womit Sie mich heute behandeln, hat mir Vertrauen und Achtung gegen Sie gegeben. Ich glaube, daß Sie ein edler Mann ſind.«

»Was haben Sie mir zu ſagen?«

»Ich ſehe, daß Sie ein edler Mann ſind. Ich habe mir längſt einen Mann gewünſcht, wie Sie. Erlauben Sie mir Ihre rechte Hand.«

»Wo will das hinaus?«

»Dieſer Kopf iſt grau und ehrwürdig. Sie ſind lange der Welt geweſen — haben der Leiden wohl viele gehabt — Nicht wahr? und ſind menſchlicher worden.«

»Mein Herr — Wozu ſoll das?«

»Sie ſtehen noch einen Schritt von der Ewigkeit, bald — bald brauchen Sie Barmherzigkeit bei Gott. Sie werden ſie Menſchen nicht verſagen — — Ahnen Sie nichts? Mit wem glauben Sie, daß Sie reden?«

„Was iſt das? Sie erſchrecken mich.“

„Ahnen Sie noch nicht — Schreiben Sie es Ihrem Fürſten, wie Sie mich fanden, und daß ich ſelbſt aus freier Wahl mein Verräther war — daß ihm Gott einmal gnädig ſeyn werde, wie er jetzt mir es ſeyn wird — Bitten Sie für mich, alter Mann, und laſſen Sie dann auf Ihren Bericht eine Thräne fallen: Ich bin der Sonnenwirth.“

Spiel des Schickſals.

Ein Bruchſtück aus einer wahren Geſchichte.

Aloiſius von G*** war der Sohn eines Bürgerlichen von Stande in ***ſchen Dienſten, und die Keime ſeines glücklichen Genies wurden durch eine liberale Erziehung frühzeitig entwickelt. Noch ſehr jung, aber mit gründlichen Kenntniſſen verſehen, trat er in Militärdienſte bei ſeinem Landesherrn, dem er als ein junger Mann von großen Verdienſten und noch größern Hoffnungen nicht lange verborgen blieb. G*** war in vollem Feuer der Jugend, der Fürſt war es auch; G*** war raſch, unternehmend; der Fürſt, der es auch war, liebte ſolche Charaktere. Durch eine reiche Ader von Witz und eine Fülle von Wiſſenſchaft wußte G*** ſeinen Umgang zu beſeelen, jeden Cirkel, in den er ſich miſchte, durch eine immer gleiche Jovialität aufzuheitern, und über Alles, was ſich ihm darbot, Reiz und Leben auszugießen; und der Fürſt verſtand ſich darauf, Tugenden zu ſchätzen, die er in einem hohen Grade ſelbſt beſaß. Alles, was er unternahm, ſeine Spielereien ſelbſt, hatten einen Anſtrich von Größe; Hinderniſſe ſchreckten ihn nicht, und kein Fehlſchlag konnte ſeine Beharrlichkeit beſiegen. Den Werth dieſer Eigenſchaften erhöhte eine empfehlende

Geſtalt, das volle Bild blühender Geſundheit und herkuliſcher Stärke, durch das beredte Spiel eines regen Geiſtes beſeelt; im Blick, Gang und Weſen eine anerſchaffene natürliche Majeſtät, durch eine edle Beſcheidenheit gemildert. War der Prinz von dem Geiſte ſeines jungen Geſellſchafters bezaubert, ſo riß dieſe verführeriſche Außenſeite ſeine Sinnlichkeit unwiderſtehlich hin. Gleichheit des Alters, Harmonie der Neigungen und Charaktere ſtifteten in Kurzem ein Verhältniß zwiſchen Beiden, das alle Stärke von der Freundſchaft und von der leidenſchaftlichen Liebe alles Feuer und alle Heftigkeit beſaß. G°°° flog von einer Beförderung zur andern: aber dieſe äußerlichen Zeichen ſchienen ſehr weit hinter dem, was er dem Fürſten in der That war, zurückzubleiben. Mit erſtaunlicher Schnelligkeit blühte ſein Glück empor, weil der Schöpfer deſſelben ſein Anbeter, ſein leidenſchaftlicher Freund war. Noch nicht zwei und zwanzig Jahre alt, ſah er ſich auf einer Höhe, womit die Glücklichſten ſonſt ihre Laufbahn beſchließen. Aber ſein thätiger Geiſt konnte nicht lange im Schooße mäßiger Eitelkeit raſten, noch ſich mit dem ſchimmernden Gefolge einer Größe begnügen, zu deren gründlichem Gebrauch er ſich Muth und Kräfte genug fühlte. Während daß der Fürſt nach dem Ringe des Vergnügens flog, vergrub ſich der junge Günſtling unter Akten und Büchern, und widmete ſich mit laſttragendem Fleiß den Geſchäften, deren er ſich endlich ſo geſchickt und ſo vollkommen bemächtigte, daß jede Angelegenheit, die nur einigermaßen von Belang war, durch ſeine Hände ging. Aus einem Geſpielen ſeiner Vergnügen wurde er bald erſter Rath und Miniſter, und endlich Beherrſcher ſeines Fürſten. Bald war kein Weg mehr zu dieſem, als durch ihn. Er vergab alle Aemter und Würden; alle Belohnungen wurden aus ſeinen Händen empfangen.

G*** war in zu früher Jugend und mit zu raſchen Schritten zu dieſer Größe emporgeſtiegen, um ihrer mit Mäßigung zu genießen. Die Höhe, worauf er ſich erblickte, machte ſeinen Ehrgeiz ſchwindeln; die Beſcheidenheit verließ ihn, ſobald das letzte Ziel ſeiner Wünſche erſtiegen war. Die demuthsvolle Unterwürfigkeit, welche von den Erſten des Landes, von Allen, die durch Geburt, Anſehen und Glücksgüter ſo weit über ihn erhoben waren, welche, von Greiſen ſelbſt, ihm, einem Jünglinge, gezollt wurde, berauſchte ſeinen Hochmuth, und die unumſchränkte Gewalt, von der er Beſitz genommen, machte bald eine gewiſſe Härte in ſeinem Weſen ſichtbar, die von jeher als Charakterzug in ihm gelegen hatte und ihm auch durch alle Abwechſelungen ſeines Glückes geblieben iſt. Keine Dienſtleiſtung war ſo mühevoll und groß, die ihm ſeine Freunde nicht zumuthen durften; aber ſeine Feinde mochten zittern: denn ſo ſehr er auf der einen Seite ſein Wohlwollen übertrieb, ſo wenig Maß hielt er in ſeiner Rache. Er gebrauchte ſein Anſehen weniger, ſich [illegible] zu bereichern, als viele Glückliche zu machen, die ihm, als dem Schöpfer ihres Wohlſtandes, huldigen ſollten; aber Laune, nicht Gerechtigkeit wählte die Subjekte. Durch ein hochfahrendes gebieteriſches Weſen entfremdete er ſelbſt die Herzen derjenigen von ſich, die er am meiſten verpflichtet hatte, indem er zugleich alle ſeine

Nebenbuhler und heimlichen Neider in eben ſo viele unverſöhnliche Feinde verwandelte.

Unter denen, welche jeden ſeiner Schritte mit Augen der Eiferſucht und des Neides bewachten, und in der Stille ſchon die Werkzeuge zu ſeinem Untergange zurichteten, war ein piemonteſiſcher Graf, Joſeph Martinengo, von der Suite des Fürſten, den G*** ſelbſt, als eine unſchädliche und ihm ergebene Kreatur, in dieſen Poſten eingeſchoben hatte um ihn bei den Vergnügungen ſeines Herrn den Platz ausfüllen zu laſſen, deſſen er ſelbſt überdrüſſig zu werden anfing, und den er lieber mit einer gründlichern Beſchäftigung vertauſchte. Da er dieſen Menſchen als ein Werk ſeiner Hände betrachtete, das er, ſobald es ihm nur einfiele, in das Nichts wieder zurückwerfen könnte, woraus er es gezogen: ſo hielt er ſich deſſelben, durch Furcht ſowohl, als durch Dankbarkeit, verſichert und verfiel dadurch in eben den Fehler, den Richelieu beging, da er Ludwig dem Dreizehnten den jungen le Grand zum Spielzeug überließ. Aber, ohne dieſen Fehler mit Richelieu's Geiſte verbeſſern zu können, hatte er es mit einem verſchlagenern Feinde zu thun, als der franzöſiſche Miniſter zu bekämpfen gehabt hatte. Anſtatt ſich ſeines guten Glücks zu überheben, und ſeinen Wohlthäter fühlen zu laſſen, daß man ſeiner nun entübrigt ſey, war Martinengo vielmehr auf's Sorgfältigſte bemüht, den Schein dieſer Abhängigkeit zu unterhalten und ſich mit verſtellter Unterwürfigkeit immer mehr und mehr an den Schöpfer ſeines Glücks anzuſchließen. Zu gleicher Zeit aber unterließ er nicht, die Gelegenheit, die ſein Poſten ihm verſchaffte, öfters um den Fürſten zu ſeyn, in ihrem ganzen Umfange zu benutzen und ſich dieſem nach und nach nothwendig und unentbehrlich zu machen. In kurzer Zeit wußte er das Gemüth ſeines Herrn auswendig, alle Zugänge zu ſeinem Vertrauen hatte er ausgeſpäht und ſich unvermerkt in ſeine Gunſt eingeſtohlen. Alle jene Künſte, die ein edler Stolz und eine natürliche Erhabenheit der Seele den Miniſter verachten gelehrt hatte, wurden von dem Italiener in Anwendung gebracht, der zur Erreichung ſeines Zwecks auch das niedrigſte Mittel nicht verſchmähte. Da ihm ſehr gut bewußt war, daß der Menſch nirgends mehr eines Führers und Gehülfen bedarf, als auf dem Wege des Laſters, und daß nichts zu kühnern Vertraulichkeiten berechtigt, als eine Mitwiſſenſchaft geheimgehaltener Blößen: ſo weckte er Leidenſchaften bei dem Prinzen, die bis jetzt noch in ihm geſchlummert hatten und dann drang er ſich ihm ſelbſt zum Vertrauten und Helfershelfer dabei auf. Er riß ihn zu ſolchen Ausſchweifungen hin, die die wenigſten Zeugen und Mitwiſſer dulden; und dadurch gewöhnte er ihn unvermerkt, Geheimniſſe bei ihm niederzulegen, wovon jeder Dritte ausgeſchloſſen war. So gelang es ihm endlich, auf die Verſchlimmerung des Fürſten ſeinen ſchändlichen Glücksplan zu gründen und eben darum, weil das Geheimniß ein weſentliches Mittel dazu war, ſo war das Herz des Fürſten ſein, ehe ſich G*** auch nur träumen ließ, daß er es mit einem Andern theilte.

Man dürfte ſich wundern, daß eine ſo wichtige Veränderung der Aufmerkſamkeit des Letztern entging; aber G*** war ſeines eignen Werthes zu gewiß, um ſich einen Mann, wie Martinengo, als Nebenbuhler auch nur zu denken, und dieſer ſich ſelbſt zu gegenwärtig, zu ſehr auf ſeiner Hut, um durch irgend eine Unbeſonnenheit ſeinen Gegner aus dieſer ſtolzen Sicherheit zu reißen. Was Tauſende vor ihm auf dem glatten Grunde der Fürſtengunſt ſtraucheln gemacht hatte, brachte auch G*** zum Falle — zu große Zuverſicht zu ſich ſelbſt. Die geheimen Vertraulichkeiten zwiſchen Martinengo und ſeinem Herrn beunruhigten ihn nicht. Gern gönnte er einem Aufkömmling ein Glück, das er ſelbſt im Herzen verachtete und das nie das Ziel ſeiner Beſtrebungen geweſen war. Nur weil ſie allein ihm den Weg zu der höchſten Gewalt bahnen konnte, hatte die Freundſchaft des Fürſten einen Reiz für ihn gehabt und leichtſinnig ließ er die Leiter hinter ſich fallen, ſobald ſie ihm auf die erwünſchte Höhe geholfen hatte.

Martinengo war nicht der Mann, ſich mit einer ſo untergeordneten Rolle zu begnügen. Mit jedem Schritte, den er in der Gunſt ſeines Herrn vorwärts that, wurden ſeine Wünſche kühner und ſein Ehrgeiz fing an, nach einer gründlichen Befriedigung zu ſtreben. Die künſtliche Rolle von Unterwürfigkeit, die er bis jetzt noch immer gegen ſeinen Wohlthäter beibehalten hatte, wurde immer drükkender für ihn, je mehr das Wachsthum ſeines Anſehens ſeinen Hochmuth weckte. Da das Betragen des Miniſters gegen ihn ſich nicht nach den ſchnellen Fortſchritten verfeinerte, die er in der Gunſt des Fürſten machte, im Gegentheil oft ſichtbar genug darauf eingerichtet ſchien, ſeinen aufſteigenden Stolz durch eine heilſame Rückerinnerung an ſeinen Urſprung niederzuſchlagen: ſo wurde ihm dieſes gezwungene und widerſprechende Verhältniß endlich ſo läſtig, daß er einen ernſtlichen Plan entwarf, es durch den Untergang ſeines Nebenbuhlers auf einmal zu endigen. Unter dem undurchdringlichſten Schleier der Verſtellung brütete er dieſen Plan zur Reife. Noch durfte er es nicht wagen, ſich mit ſeinem Nebenbuhler in offenbarem Kampfe zu meſſen; denn obgleich die erſte Blüthe von G°°°s Favoritſchaft dahin war, ſo hatte ſie doch zu frühzeitig angefangen, und zu tiefe Wurzeln im Gemüthe des jungen Fürſten geſchlagen, um ſo ſchnell daraus verdrängt zu werden. Der kleinſte Umſtand konnte ſie in ihrer erſten Stärke zurückbringen; darum begriff Martinengo wohl, daß der Streich, den er ihm beibringen wollte, ein tödtender Streich ſeyn müſſe. Was G°°° an des Fürſten Liebe vielleicht verloren haben mochte, hatte er an ſeiner Ehrfurcht gewonnen; je mehr ſich Letzterer den Regierungsgeſchäften entzog, deſto weniger konnte er des Mannes entrathen, der, ſelbſt auf Unkoſten des Landes, mit der gewiſſenhafteſten Ergebenheit und Treue ſeinen Nutzen beſorgte — und ſo theuer er ihm ehedem als Freund geweſen war, ſo wichtig war er ihm jetzt als Miniſter.

Was für Mittel es eigentlich geweſen, wodurch der Italiener zu ſeinem Zwecke gelangte, iſt ein Geheimniß zwiſchen den Wenigen geblieben, die der Schlag traf und die ihn führ[illegible] Man muthmaßt, daß er dem Fürſten die Originalien einer heimlichen und ſehr verdächtigen Correſpondenz vorgelegt, welche G°°° mit einem benachbarten Hofe ſoll unterhalten haben; ob ächt oder untergeſchoben, darüber ſind die Meinungen getheilt. Wie dem aber auch geweſen ſeyn möge, ſo erreichte er ſeine Abſicht in einem fürchterlichen Grade. G*** erſchien in den Augen des Fürſten als der undankbarſte und ſchwärzeſte Verräther, deſſen Verbrechen ſo außer allen Zweifel geſetzt war, daß man ohne fernere Unterſuchung ſogleich gegen ihn verfahren zu dürfen glaubte. Das Ganze wurde unter dem tiefſten Geheimniß zwiſchen Martinengo und ſeinem Herrn verhandelt, daß G*** auch nicht einmal von ferne das Gewitter merkte, das über ſeinem Haupte ſich zuſammenzog. In dieſer verderblichen Sicherheit verharrte er bis zu dem ſchrecklichen Augenblick, wo er von einem Gegenſtande der allgemeinen Anbetung und des Neides zu einem Gegenſtande der höchſten Erbarmung herunter ſinken ſollte.

Als dieſer entſcheidende Tag erſchienen war, beſuchte G*** nach ſeiner Gewohnheit die Wachtparade. Vom Fähndrich war er in einem Zeitraum von wenigen Jahren bis zum Rang eines Obriſten hinaufgerückt; und auch dieſer Poſten war nur ein beſcheidener Name für die Miniſterwürde, die er in der That bekleidete, und die ihn über die Erſten im Lande hinausſetzte. Die Wachtparade war der gewöhnliche Ort, wo ſein Stolz die allgemeine Huldigung einnahm, wo er in einer kurzen Stunde einer Größe und Herrlichkeit genoß, für die er den ganzen Tag über Laſten getragen hatte. Die Erſten von Range nahten ſich ihm hier nicht anders als mit ehrerbietiger Schüchternheit und die ſich ſeiner Wohlgewogenheit nicht ganz ſicher wußten, mit Zittern. Der Fürſt ſelbſt, wenn er ſich je zuweilen hier einfand, ſahe ſich neben ſeinem Vezier vernachläſſigt, weil es weit gefährlicher war, dieſem Letztern zu mißfallen, als es Nutzen brachte, jenen zum

Freunde zu haben. Und eben dieſer Ort, wo er ſich ſonſt als einem Gotte hatte huldigen laſſen, war jetzt zu dem ſchrecklichen Schauplatz ſeiner Erniedrigung erkoren.

Sorglos trat er in den wohlbekannten Cirkel, der ſich eben ſo unwiſſend über das, was kommen ſollte, als er ſelbſt, heute, wie immer, ehrerbietig vor ihm aufthat, ſeine Befehle erwartend. Nicht lange, ſo erſchien, in Begleitung einiger Adjutanten, Martinengo, nicht mehr der geſchmeidige, tiefgebückte, lächelnde Höfling — frech und bauernſtolz, wie ein zum Herrn gewordener Lakai, mit trotzigem feſten Tritte ſchreitet er ihm entgegen, und mit bedecktem Haupte ſteht er vor ihm ſtill, im Namen des Fürſten ſeinen Degen fordernd. Man reichte ihm dieſen mit einem Blicke ſchweigender Beſtürzung, er ſtemmte die entblößte Klinge gegen den Boden, ſprengte ſie durch einen Fußtritt entzwei und läßt die Splitter zu G°°°s Füßen fallen. Auf dieſes gegebene Signal fallen beide Adjutanten über ihn her, der eine beſchäftigt, ihm das Ordenskreuz von der Bruſt zu ſchneiden, der andere, beide Achſelbänder, nebſt den Aufſchlägen der Uniform, abzulöſen, und Kordon und Federbuſch von dem Hute zu reißen. Während dieſer ganzen ſchrecklichen Operation, die mit unglaublicher Schnelligkeit von ſtatten geht, hört man von mehr als fünfhundert Menſchen, die dicht umher ſtehen, nicht einen einzigen Laut, nicht einen einzigen Athmenzug in der ganzen Verſammlung. Mit bleichen Geſichtern, mit klopfenden Herzen und in todtenähnlicher Erſtarrung ſteht die erſchrockene Menge im Kreis um ihn herum, der in dieſer ſonderbaren Ausſtaffirung — ein ſeltſamer Anblick von Lächerlichkeit und Entſetzen! — einen Augenblick durchlebt, den man ihm nur auf dem Hochgerichte nachempfindet. Tauſend Andere an ſeinem Platze würde die Gewalt des erſten Schreckens ſinnlos zu Boden geſtreckt haben; ſein robuſter Nervenbau und ſeine ſtarke Seele dauerten dieſen fürchterlichen Zuſtand aus und ließen ihn alles Gräßliche deſſelben erſchöpfen.

Kaum iſt dieſe Operation geendigt, ſo führt man ihn durch die Reihen zahlloſer Zuſchauer bis ans äußerſte Ende des Paradeplatzes, wo ein bedeckter Wagen ihn erwartet. Ein ſtummer Wink befiehlt ihm, in denſelben zu ſteigen; eine Eskorte von Huſaren begleitet ihn. Das Gerücht dieſes Vorgangs hat ſich unterdeſſen durch die ganze Reſidenz verbreitet, alle Fenſter öffnen ſich, alle Straßen ſind von Neugierigen erfüllt, die ſchreiend dem Zuge folgen, und unter abwechſelnden Ausrufungen des Hohns, der Schadenfreude, und einer noch weit kränkendern Bedauerniß, ſeinen Namen wiederholen. Endlich ſieht er ſich im Freien, aber ein neuer Schrecken wartet hier auf ihn. Seitab von der Heerſtraße lenkt der Wagen, einen wenig befahrnen menſchenleeren Weg — den Weg nach dem Hochgerichte, gegen welches man ihn, auf einen ausdrücklichen Befehl des Fürſten, langſam heranfährt. Hier nachdem man ihm alle Qualen der Todesangſt zu empfinden gegeben, lenkt man wieder nach einer Straße ein, die von Menſchen beſucht wird. In der ſengenden Sonnenhitze ohne Labung, ohne menſchlichen Zuſpruch, bringt er ſieben ſchreckliche Stunden in dieſem

Wagen zu, der endlich mit Sonnenuntergang an dem Ort ſeiner Beſtimmung, der Feſtung — ſtille hält. Des Bewußtſeyns beraubt, in einem mittlern Zuſtande zwiſchen Leben und Tod (ein zwölfſtündiges Faſten und der brennende Durſt hatten endlich ſeine Rieſennatur überwältigt) zieht man ihn aus dem Wagen — und in einer ſcheußlichen Grube unter der Erde wacht er wieder auf. Das Erſte, was ſich, als er die Augen zum neuen Leben wieder aufſchlägt, ihm darbietet, iſt eine grauenvolle Kerkerwand, durch einige Mondesſtrahlen matt erleuchtet, die in einer Höhe von neunzehn Klaftern durch ſchmale Ritzen auf ihn herunter fallen. — An ſeiner Seite findet er ein dürftiges Brod nebſt einem Waſſerkrug, und daneben eine Schütte Stroh zu ſeinem Lager. In dieſem Zuſtande verharrt er bis zum folgenden Mittag, wo endlich in der Mitte des Thurmes ein Laden ſich aufthut und zwei Hände ſichtbar werden, von welchen in einem hängenden Korbe dieſſelbe Koſt die er geſtern hier gefunden, heruntergelaſſen wird. Jetzt, ſeit dieſem ganzen fürchterlichen Glückwechſel zum erſten Mal, entriſſen ihm Schmerz und Sehnſucht einige Fragen: wie er hieher komme? und was er verbrochen habe? Aber keine Antwort von oben; die Hände verſchwinden und der Laden geht wieder zu. Ohne das Geſicht eines Menſchen zu ſehen, ohne auch nur eines Menſchen Stimme zu hören, ohne irgend einen Aufſchluß über dieſes entſetzli[illegible] Schickſal, über Künftiges und Vergangenes in gleich fürchterlichen Zweifeln, von keinem warmen Lichtſtrahl erquickt, von keinem geſunden Lüftchen erfriſcht, aller Hülfe unerreichbar und vom allgemeinen Mitleid vergeſſen, zählt er in dieſem Orte der Verdammniß vierhundert und neunzig gräßliche Tage an den kümmerlichen Broden ab, die ihm von einer Mittagsſtunde zur andern in trauriger Einförmigkeit hinunter gereicht werden. Aber eine Entdeckung, die er ſchon in den erſten Tagen ſeines Hierſeyns macht, vollendet das Maß ſeines Elends. Er kennt dieſen Ort — er ſelbſt war es, der ihn, von einer niedrigen Rachgier getrieben, wenige Monate vorher neu erbaute, um einen verdienten Offizier darin verſchmachten zu laſſen, der das Unglück gehabt hatte, ſeinen Unwillen auf ſich zu laden. Mit erfinderiſcher Grauſamkeit hatte er ſelbſt die Mittel angegeben, den Aufenthalt in dieſem Kerker grauenvoller zu machen. Er hatte vor nicht gar langer Zeit in eigener Perſon eine Reiſe hieher gethan, den Bau in Augenſchein zu nehmen, und die Vollendung deſſen zu beſchleunigen. Um ſeine Marter auf's Aeußerſte zu treiben, muß es ſich fügen, daß derſelbe Offizier, für den dieſer Kerker zugerichtet werden, ein alter würdiger Oberſter, dem eben verſtorbenen Commandanten der Feſtung im Amte nachfolgt, und aus einem Schlachtopfer ſeiner Rache der Herr ſeines Schickſals wird. So floh ihn auch der letzte traurige Troſt, ſich ſelbſt zu bemitleiden, und das Schickſal, ſo hart es ihn auch behandelte, einer Ungerechtigkeit zu zeihen. Zu dem ſinnlichen Gefühl ſeines Elends geſellte ſich noch eine wüthende Selbſtverachtung, und der Schmerz der für ſtolze Herzen der bitterſte iſt, von der Großmuth eines Feindes abzuhängen, dem er keine gezeigt hatte.

Aber dieſer rechtſchaffene Mann war für eine niedre Rache zu edel. Unendlich viel koſtete ſeinem menſchenfreundlichen Herzen die Strenge, die ſeine Inſtruktion ihm gegen den Gefangenen auflegte; aber als ein alter Soldat gewöhnt, den Buchſtaben ſeiner Ordre mit blinder Treue zu befolgen, konnte er weiter nichts, als ihn bedauern. Einen thätigern Helfer fand der Unglückliche an dem Garniſonprediger der Feſtung, der, von dem Elend des gefangenen Mannes gerührt, wovon er nur ſpät und nur durch dunkle unzuſammenhängende Gerüchte Wiſſenſchaft bekam, ſogleich den feſten Entſchluß faßte, etwas zu ſeiner Erleichterung zu thun. Dieſer achtungswürdige Geiſtliche, deſſen Namen ich ungern unterdrücke, glaubte ſeinem Hirtenberufe nicht beſſer nachkommen zu können, als wenn er ihn jetzt zum Beſten eines unglücklichen Mannes geltend machte, dem auf keinem andern Wege mehr zu helfen war.

Da er von dem Commandanten der Feſtung nicht erhalten konnte, zu dem Gefangenen gelaſſen zu werden, ſo machte er ſich in eigener Perſon auf den Weg nach der Hauptſtadt, ſein Geſuch dort unmittelbar bei dem Fürſten zu betreiben. Er that einen Fußfall vor demſelben und flehte ſeine Erbarmung für den unglücklichen Menſchen an, der ohne die Wohlthaten des Chriſtenthums, von denen auch das ungeheuerſte Verbrechen nicht ausſchließen könne, hülflos verſchmachtete und der Verzweiflung vielleicht nahe ſey. Mit aller Unerſchrockenheit und Würde, die das Bewußtſeyn erfüllter Pflicht verleiht, forderte er einen freien Zutritt zu dem Gefangenen, der ihm als Beichtkind angehöre und für deſſen Seele er dem

Himmel verantwortlich ſey. Die gute Sache, für die er ſprach, machte ihn beredt, und den erſten Unwillen des Fürſten hatte die Zeit ſchon in etwas gebrochen. Er bewilligte ihm ſeine Bitte, den Gefangenen mit einem geiſtlichen Beſuche erfreuen zu dürfen.

Das erſte Menſchenantlitz, das der unglückliche G°°° nach einem Zeitraume von ſechzehn Monaten erblickte, war das Geſicht ſeines Helfers. Den einzigen Freund, der ihm in der Welt lebte, dankte er ſeinem Elende; ſein Wohlſtand hatte ihm keinen erworben. Der Beſuch des Predigers war für ihn eines Engels Erſcheinung. Ich beſchreibe ſeine Empfindungen nicht. Aber von dieſem Tag an floſſen ſeine Thränen gelinder, weil er ſich von einem menſchlichen Weſen beweint ſah.

Entſetzen hatte den Geiſtlichen ergriffen, da er in die Mordgrube hineintrat. Seine Augen ſuchten einen Menſchen — und ein Grauen erweckendes Scheuſal kroch aus einem Winkel ihm entgegen, der mehr dem Lager eines wilden Thieres, als dem Wohnorte eines menſchlichen Geſchöpfes glich. Ein blaſſes todtenähnliches Gerippe, alle Farbe des Lebens aus ſeinem Angeſichte verſchwunden, in welches Gram und Verzweiflung tiefe Furchen geriſſen hatten, Bart und Nägel durch eine ſo lange Vernachläſſigung bis zum Scheußlichen gewachſen, vom langen Gebrauche die Kleidung halb vermodert, und aus gänzlichem Mangel der Reinigung die Luft um ihn verpeſtet — ſo fand er dieſen Liebling des Glücks, und dieſem Allem hatte ſeine eiſerne Geſundheit widerſtanden! Von dieſem Anblick noch mehr außer ſich geſetzt, eilte der Prediger auf der Stelle zu dem Gouverneur, um auch noch die zweite Wohlthat für den armen Unglücklichen auszuwirken, ohne welche die erſte für keine zu rechnen war.

Da ſich dieſer abermals mit dem ausdrücklichen Buchſtaben ſeiner Inſtruktion entſchuldigt, entſchließt er ſich großmüthig zu einer zweiten Reiſe nach der Reſidenz, die Gnade des Fürſten noch einmal in Anſpruch zu nehmen. Er erklärt, daß er ſich, ohne die Würde des Sakraments zu verletzen, nimmermehr entſchließen könne, irgend eine heilige Handlung mit ſeinem Gefangenen vorzunehmen, wenn ihm nicht zuvor die Aehnlichkeit mit Menſchen zurückgegeben würde. Auch dieſes wird bewilligt und erſt von dieſem Tage an lebte der Gefangene wieder.

Noch viele Jahre brachte G*** auf dieſer Feſtung zu, aber in einem weit leidlichern Zuſtande, nachdem der kurze Sommer des neuen Günſtlings verblüht war und Andere an ſeinem Poſten wechſelten, welche menſchlicher dachten, oder doch keine Rache an ihm zu ſättigen hatten. Endlich, nach einer zehnjährigen Gefangenſchaft, erſchien ihm der Tag der Erlöſung — aber keine gerichtliche Unterſuchung, keine förmliche Losſprechung. Er empfängt ſeine Freiheit als ein Geſchenk aus den Händen der Gnade; zugleich ward ihm auferlegt, das Land auf ewig zu räumen.

Hier verlaſſen mich die Nachrichten, die ich, bloß aus mündlichen Ueberlieferungen, über ſeine Geſchichte habe ſammeln können; und ich ſehe mich gezwungen, über einen Zeitraum von zwanzig Jahren hinwegzuſchreiten. Während deſſelben fing G*** in fremden Kriegsdienſten von Neuem ſeine Laufbahn an, die ihn endlich auch dort auf eben den glänzenden Gipfel führte, wovon er in ſeinem Vaterlande ſo ſchrecklich heruntergeſtürzt war. Die Zeit endlich, die Freundin der Unglücklichen, die eine langſame, aber unausbleibliche Gerechtigkeit übet, nahm endlich auch dieſen Rechtshandel über ſich. Die Jahre der Leidenſchaften waren bei dem Fürſten vorüber, und die Menſchheit fing allgemach an, einen Werth bei ihm zu erlangen, wie ſeine Haare ſich bleichten. Noch am Grabe erwachte in ihm eine Sehnſucht nach dem Lieblinge ſeiner Jugend. Um, wo möglich, dem Greiſe die Kränkungen zu vergüten, die er auf den Mann gehäuft hatte, lud er den Vertriebenen freundlich in ſeine Heimat zurück, nach welcher auch in G°°°s Herzen ſchon längſt eine ſtille Sehnſucht zurückgekehrt war. Rührend war dieſes Wiederſehen, warm und täuſchend der Empfang, als hätte man ſich geſtern erſt getrennt. Der Fürſt ruhte mit einem nachdenkenden Blicke auf dem Geſichte, das ihm ſo wohl bekannt und doch wieder ſo fremd war; es war, als zählte er die Furchen, die er ſelbſt darein gegraben hatte. Forſchend ſuchte er in des Greiſes Geſicht die geliebten Züge des Jünglings wieder zuſammen, aber was er ſuchte, fand er nicht mehr. Man zwang ſich zu einer froſtigen Vertraulichkeit. — Beider Herzen hatten Scham und Furcht auf immer und ewig getrennt. Ein Anblick, der ihm ſeine ſchwere Uebereilung wieder in ſeine Seele rief, konnte dem Fürſten nicht wohl thun! G°°° konnte den Urheber ſeines Unglücks nicht mehr lieben. Doch getröſtet und ruhig ſah er in die Vergangenheit, wie man ſich eines überſtandenen ſchweren Traumes erfreuet.

Nicht lange, ſo erblickte man G*** wieder im vollkommenen Beſitz aller ſeiner vorigen Würden, und der Fürſt bezwang ſeine innere Abneigung, um ihm für das Vergangene einen glänzenden Erſatz zu geben. Aber konnte er ihm auch das Herz dazu wiedergeben, das er auf immer für den Genuß des Lebens verſtümmelte? Konnte er ihm die Jahre der Hoffnungen wiedergeben, oder für den abgelebten Greis ein Glück erdenken, das auch nur von weitem den Raub erſetzte, den er an dem Manne begangen hatte?

Noch neunzehn Jahre genoß G*** dieſen heitern Abend ſeines Lebens. Nicht Schickſale, nicht die Jahre hatten das Feuer der Leidenſchaft bei ihm aufzehren, noch die Jovialität ſeines Geiſtes ganz bewölken können. Noch in ſeinem ſiebenzigſten Jahre haſchte er nach dem Schatten eines Guts, das er im zwanzigſten wirklich beſeſſen hatte. Er ſtarb endlich — als Befehlshaber von der Feſtung ***, wo Staatsgefangene aufbewahrt wurden. Man wird erwarten, daß er gegen dieſe eine Menſchlichkeit geübt, deren Werth er an ſich ſelbſt hatte ſchätzen lernen müſſen; aber er behandelte ſie hart und launiſch und eine Aufwallung des Zorns gegen einen derſelben ſtreckte ihn auf den Sarg in ſeinem achtzigſten Jahre.

* * *

Der Geiſterſeher.

Aus den Papieren des Grafen von O**.

Erſtes Buch.

Ich erzähle eine Begebenheit, die Vielen unglaublich ſcheinen wird, und von der ich großentheils ſelbſt Augenzeuge war. Den Wenigen, welche von einem gewiſſen politiſchen Vorfalle unterrichtet ſind, wird ſie — wenn anders dieſe Blätter ſie noch am Leben finden — einen willkommenen Aufſchluß darüber geben; und auch ohne dieſen Schlüſſel wird ſie den Uebrigen, als ein Beitrag zur Geſchichte des Betrugs und der Verirrungen des menſchlichen Geiſtes, vielleicht wichtig ſeyn. Man wird über die Kühnheit des Zwecks erſtaunen, den die Bosheit zu entwerfen und zu verfolgen im Stande iſt; man wird über die Mittel erſtaunen, die ſie aufzubieten vermag, um ſich dieſes Zwecks zu verſichern. Reine, ſtrenge Wahrheit wird meine Feder leiten; denn wenn dieſe Blätter an die Welt treten, bin ich nicht mehr, und nie werde ich ihr Schickſal erfahren.

Es war auf meiner Rückreiſe nach Kurland im Jahr 17** um die Karnevalszeit, als ich den Prinzen von ** in Venedig beſuchte. Wir hatten uns in **ſchen

Kriegsdienſten kennen lernen, und erneuerten hier eine Bekanntſchaft, die der Friede unterbrochen hatte. Weil ich ohnedies wünſchte, das Merkwürdige dieſer Stadt zu ſehen, und der Prinz nur noch Wechſel erwartete, um nach °° zurückzureiſen, ſo beredete er mich leicht, ihm Geſellſchaft zu leiſten und meine Abreiſe ſo lange zu verſchieben. Wir kamen überein, uns nicht von einander zu trennen, ſo lange unſer Aufenthalt in Venedig dauern würde, und der Prinz war ſo gefällig, mir ſeine eigne Wohnung im Mohren anzubieten.

Er lebte hier unter dem ſtrengſten Inkognito, weil er ſich ſelbſt leben wollte und ſeine geringe Apanage ihm auch nicht verſtattet hätte, die Hoheit ſeines Ranges zu behaupten. Zwei Kavaliere, auf deren Verſchwiegenheit er ſich vollkommen verlaſſen konnte, waren, nebſt einigen treuen Bedienten, ſein ganzes Gefolge. Den Aufwand vermied er mehr aus Temperament als aus Sparſamkeit. Er floh die Vergnügungen; bis zu ſeinem fünf und dreißigſten Jahre hatte er allen Reizungen dieſer wollüſtigen Stadt widerſtanden. Das ſchöne Geſchlecht war ihm gleichgültig. Tiefer Ernſt und eine ſchwärmeriſche Melancholie herrſchte in ſeiner Gemüthsart. Seine Neigungen waren ſtill, aber hartnäckig bis zum Uebermaß, ſeine Wahl langſam und ſchüchtern, ſeine Anhänglichkeit warm und ewig; mitten in einem geräuſchvollen Gewühle von Menſchen ging er einſam. In ſeine eigene Phantaſienwelt verſchloſſen, war er ſehr oft ein Fremdling in der wirklichen — und weil er wohl wußte, wie ſchlecht er beobachtete, ſo verbot er ſich jedes Urtheil und übertrieb die Gerechtigkeit gegen fremdes. Niemand war mehr dazu geboren, ſich beherrſchen zu laſſen, ohne ſchwach zu ſeyn. Dabei war er unerſchrocken und zuverläſſig, ſobald er einmal überzeugt war, und beſaß gleich großen Muth, ein erkanntes Vorurtheil zu bekämpfen und für ein anderes zu ſterben.

Als der dritte Prinz ſeines Hauſes hatte er keine wahrſcheinliche Ausſicht zur Regierung. Sein Ehrgeiz war nie erwacht. Seine Leidenſchaften hatten eine andere Richtung genommen.

Zufrieden, von keinem fremden Willen abzuhängen, drang er den ſeinigen Niemand zum Geſetze auf; die geräuſchloſe Ruhe eines zwangloſen Privatlebens begrenzte alle ſeine Wünſche. Er las viel, doch ohne Wahl. Eine nachläſſige Erziehung und frühe Kriegsdienſte hatten ſeinen Geiſt nicht zur Reife kommen laſſen. Alle Kenntniſſe, die er nachher ſchöpfte, vermehrten nur das verworrene Chaos ſeiner Begriffe, weil ſie auf keinen feſten Grund gebaut waren.

Er war Proteſtant, wie ſeine ganze Familie — durch Geburt, nicht nach Unterſuchung, die er nie angeſtellt hatte, ob er gleich in einer Epoche ſeines Lebens Schwärmer darin geweſen war. Maçon iſt er, ſo viel ich weiß, nie geworden.

Eines Abends, als wir nach Gewohnheit in tiefer Maske und abgeſondert auf dem Platze St. Markus ſpazieren gingen — es fing an, ſpät zu werden, und das Gedränge hatte ſich verloren — bemerkte der

Prinz, daß eine Maſke uns überall folgte. Die Maſke war ein Armenier und ging allein. Wir beſchleunigten unſere Schritte und ſuchten ſie durch öftere Veränderung unſers Weges irre zu machen — umſonſt, die Maſke blieb immer dicht hinter uns. „Sie haben doch keine Intrigue hier gehabt?“ ſagte endlich der Prinz zu mir. „Die Ehemänner in Venedig ſind gefährlich.“ — Ich kenne keine einzige Dame, gab ich zur Antwort. „Laſſen Sie uns hier niederſitzen und deutſch ſprechen,“ fuhr er fort. „Ich bilde mir ein, man verkennt uns.“ Wir ſetzten uns auf eine ſteinerne Bank und erwarteten, daß die Maſke vorübergehen ſollte. Sie kam gerade auf uns zu und nahm ihren Platz dicht an der Seite des Prinzen. Er zog die Uhr heraus, und ſagte mir laut auf franzöſiſch, indem er aufſtund: „Neun Uhr vorbei. Kommen Sie. Wir vergeſſen, daß man uns im Louvre erwartet.“ Dies erdichtete er nur, um die Maſke von unſerer Spur zu entfernen. „Neun Uhr,“ wiederholte ſie in eben der Sprache nachdrücklich und langſam. „Wünſchen Sie ſich Glück, Prinz (indem ſie ihn bei ſeinem wahren Namen nannte). Um neun Uhr iſt er geſtorben.“ Damit ſtand ſie auf und ging. Wir ſahen uns beſtürzt an. — „Wer iſt geſtorben?“ ſagte endlich der Prinz nach einer langen Stille. „Laſſen Sie uns ihr nachgehen,“ ſagte ich, und eine Erklärung fordern.“ Wir durchkrochen alle Winkel des Markus — die Maſke war nicht mehr zu finden. Unbefriedigt kehrten wir nach unſerm Gaſthofe zurück. Der Prinz ſagte mir unterwegs nicht ein Wort, ſondern ging ſeitwärts und allein, und ſchien einen gewaltſamen Kampf zu kämpfen, wie er mir auch nachher geſtanden hat. Als wir zu Hauſe waren, öffnete er zum erſten Male wieder den Mund. „Es iſt doch lächerlich,“ ſagte er, „daß ein Wahnſinniger die Ruhe eines Mannes mit zwei Worten ſo erſchüttern ſoll.“ Wir wünſchten uns eine gute Nacht, und ſobald ich auf meinem Zimmer war, merkte ich mir in meiner Schreibtafel den Tag und die Stunde, wo es geſchehen war. Es war ein Donnerstag.

Am folgenden Abend ſagte mir der Prinz: „Wollen wir nicht einen Gang über den Markusplatz machen, und unſern geheimnißvollen Armenier aufſuchen? Mich verlangt doch nach der Entwickelung dieſer Komödie.“ Ich war's zufrieden. Wir blieben bis elf Uhr auf dem Platze. Der Armenier war nirgends zu ſehen. Das Nämliche wiederholten wir die vier folgenden Abende und jedesmal mit demſelben ſchlechten Erfolge.

Als wir am ſechsten Abend unſer Hotel verließen, hatte ich den Einfall — ob unwillkührlich, oder aus Abſicht, beſinne ich mich nicht mehr — den Bedienten zu hinterlaſſen, wo wir zu finden ſeyn würden, wenn nach uns gefragt werden ſollte. Der Prinz bemerkte meine Vorſicht und lobte ſie mit einer lächelnden Miene. Es war ein groſſes Gedränge auf dem Markusplatze, als wir da ankamen. Wir hatten kaum dreißig Schritte gemacht, ſo bemerkte ich den Armenier wieder, der ſich mit ſchnellen Schritten durch die Menge arbeitete, und mit den Augen Jemand zu ſuchen ſchien. Eben waren wir im Begriff, ihn zu erreichen, als der Baron von F. aus der Suite des Prinzen athemlos auf uns zukam, und dem Prinzen einen Brief überbrachte. „Er iſt ſchwarz geſiegelt,“ ſetzte er hinzu. „Wir vermutheten, daß es Eile hätte.“ Das fiel auf mich wie ein Donnerſchlag. Der Prinz war zu einem Flambeau getreten und fing an zu leſen. „Mein Couſin iſt geſtorben!“ rief er. „Wann?“ ſtürzte ich ihm heftig in's Wort. Er ſah noch einmal in den Brief. „Vorigen Donnerstag, Abends um neun Uhr.“

Wir hatten nicht Zeit, von unſerm Erſtaunen zurückzukommen, ſo ſtand der Armenier unter uns. „Sie ſind hier erkannt, gnädigſter Herr,“ ſagte er zu dem Prinzen. „Eilen Sie nach dem Mohren. Sie werden die Abgeordneten des Senats dort finden. Tragen Sie kein Bedenken, die Ehre anzunehmen, die man Ihnen erweiſen will. Der Baron von F. vergaß, Ihnen zu ſagen, daß Ihre Wechſel angekommen ſind.“ Er verlor ſich in dem Gedränge.

Wir eilten nach unſerm Hotel. Alles fand ſich, wie der Armenier es verkündet hatte. Drei Nobili der Republik ſtanden bereit, den Prinzen zu bewillkommen und ihn mit Pracht nach der Aſſemblee zu begleiten, wo der hohe Adel der Stadt ihn erwartete. Er hatte kaum ſo viel Zeit, mir durch einen flüchtigen Wink zu verſtehen zu geben, daß ich für ihn wach bleiben möchte.

Nachts gegen elf kam er wieder. Ernſt und gedankenvoll trat er ins Zimmer, und ergriff meine Hand, nachdem er die Bedienten entlaſſen hatte. „Graf,“ ſagte er mit den Worten Hamlets zu mir, „es gibt mehr Dinge im Himmel und auf Erden, als wir in unſern Philoſophien träumen.“

„Gnädigſter Herr," antwortete ich, „Sie ſcheinen zu vergeſſen, daß Sie um eine große Hoffnung reicher zu Bette gehen." (Der Verſtorbene war der Erbprinz.)

„Erinnern Sie mich nicht daran," ſagte der Prinz. „Und wenn eine Krone für mich wäre gewonnen worden, ich hätte jetzt mehr zu thun, als dieſer Kleinigkeit nachzudenken. — — Wenn dieſer Armenier nicht bloß errathen hat" — —

„Wie iſt das möglich, Prinz?" fiel ich ein. —

„So will ich Ihnen alle meine fürſtlichen Hoffnungen für eine Mönchskutte abtreten."

Ich führe dieſes mit Fleiß hier an, weil ich glaube daß es zu einem Beweiſe dienen kann, wie entfernt er noch damals von jeder herrſchſüchtigen Abſicht geweſen iſt.

Den folgenden Abend fanden wir uns zeitiger, als gewöhnlich, auf dem Markusplatze ein. Ein plötzlicher Regenguß nöthigte uns, in ein Kaffeehaus einzukehren, wo geſpielt wurde. Der Prinz ſtellte ſich hinter den Stuhl eines Spaniers und beobachtete das Spiel. Ich war in ein anſtoßendes Zimmer gegangen, wo ich Zeitungen las. Eine Weile darauf hörte ich Lärmen. Vor der Ankunft des Prinzen war der Spanier unaufhörlich im Verluſte geweſen, jetzt gewann er auf alle Karten. Das ganze Spiel ward auffallend verändert und die Bank war in Gefahr, von dem Pointeur, den dieſe glückliche Wendung kühner gemacht hatte, aufgefordert zu werden. Ein Venetianer, der ſie hielt, ſagte dem Prinzen mit beleidigendem Tone — er ſtöre das Glück, und er ſolle den

Tiſch verlaſſen. Dieſer ſah ihn kalt an und blieb; dieſelbe Faſſung behielt er, als der Venetianer ſeine Beleidigung franzöſiſch wiederholte. Der Letztere glaubte, daß der Prinz beide Sprachen nicht verſtehe, und wandte ſich mit verachtungsvollem Lachen zu den Uebrigen: „Sagen Sie mir doch, meine Herren, wie ich mich dieſem Balordo verſtändlich machen ſoll?“ Zugleich ſtand er auf und wollte den Prinzen beim Arme ergreifen; dieſen verließ hier die Geduld, er packte den Venetianer mit ſtarker Hand und warf ihn unſanft zu Boden. Das ganze Haus kam in Bewegung. Auf das Geräuſch ſtürzte ich herein, unwillkührlich rief ich ihn bei ſeinem Namen. „Nehmen Sie ſich in Acht, Prinz,“ ſetzte ich mit Unbeſonnenheit hinzu, „wir ſind hier in Venedig.“ Der Name des Prinzen gebot eine allgemeine Stille, woraus bald ein Gemurmel wurde, das mir gefährlich ſchien. Alle anweſenden Italiener rotteten ſich zu Haufen und traten bei Seite. Einer um den Andern verließ den Saal, bis wir uns beide mit dem Spanier und einigen Franzoſen allein fanden. „Sie ſind verloren, gnädigſter Herr,“ ſagten dieſe, „wenn Sie nicht ſogleich die Stadt verlaſſen. Der Venetianer, den Sie ſo übel behandelt haben, iſt reich genug, einen Bravo zu dingen. Es koſtet ihm nur fünfzig Zechinen, Sie aus der Welt zu ſchaffen.“ Der Spanier bot ſich an, zur Sicherheit des Prinzen Wache zu holen und uns ſelbſt nach Hauſe zu begleiten. Daſſelbe wollten auch die Franzoſen. Wir ſtanden noch und überlegten, was zu thun wäre, als die Thür ſich öffnete und einige Bedienten der Staatsinquiſition hereintraten. Sie zeigten uns eine Ordre der Regierung, worin uns Beiden befohlen ward, ihnen ſchleunig zu folgen. Unter einer ſtarken Bedeckung führte man uns bis zum Canal. Hier erwartete uns eine Gondel, in die wir uns ſetzen mußten. Ehe wir ausſtiegen, wurden uns die Augen verbunden. Man führte uns eine große ſteinerne Treppe hinauf und dann durch einen langen gewundenen Gang über Gewölber, wie ich aus dem vielfachen Echo ſchloß, das unter unſern Füßen hallte. Endlich gelangten wir vor eine andere Treppe, welche uns ſechs und zwanzig Stufen in die Tiefe hinunter führte. Hier öffnete ſich ein Saal, wo man uns die Binde wieder von den Augen nahm. Wir befanden uns in einem Kreiſe ehrwürdiger alter Männer, alle ſchwarz gekleidet, der ganze Saal mit ſchwarzen Tüchern behangen und ſparſam erleuchtet, eine Todtenſtille in der ganzen Verſammlung, welches einen ſchreckhaften Eindruck machte. Einer von dieſen Greiſen, wahrſcheinlich der oberſte Staatsinquiſitor, näherte ſich dem Prinzen und fragte ihn mit einer feierlichen Miene, während man ihm den Venetianer vorführte:

„Erkennen Sie dieſen Menſchen für den nämlichen, der Sie auf dem Kaffeehauſe beleidigt hat?“

„Ja,“ antwortete der Prinz.

Darauf wandte Jener ſich zu dem Gefangenen: „Iſt das dieſelbe Perſon, die Sie heute Abend wollten ermorden laſſen?“

Der Gefangene antwortete mit Ja.

Sogleich öffnete ſich der Kreis, und mit Entſetzen ſahen wir den Kopf des Venetianers vom Rumpfe trennen. „Sind Sie mit dieſer Genugthuung zufrieden?“ fragte der Staatsinquiſitor. — Der Prinz lag ohnmächtig in den Armen ſeiner Begleiter — „Gehen Sie nun,“ fuhr Jener mit einer ſchrecklichen Stimme fort, indem er ſich gegen mich wandte, „und urtheilen Sie künftig weniger vorſchnell von der Gerechtigkeit in Venedig.“

Wer der verborgene Freund geweſen, der uns durch den ſchnellen Arm der Juſtiz von einem gewiſſen Tode errettet hatte, konnten wir nicht errathen. Starr von Schrecken erreichten wir unſere Wohnung. Es war nach Mitternacht. Der Kammerjunker von Z*** erwartete uns mit Ungeduld an der Treppe.

„Wie gut war es, daß Sie geſchickt haben!“ ſagte er zum Prinzen, indem er uns leuchtete. — „Eine Nachricht, die der Baron von F*** gleich nachher von dem St. Markusplatze nach Hauſe brachte, hatte uns wegen Ihrer in die tödtlichſte Angſt geſetzt.“

„Geſchickt hätte ich? Wann? Ich weiß nichts davon.“

„Dieſen Abend nach acht Uhr. Sie ließen uns ſagen, daß wir ganz außer Sorgen ſeyn dürften, wenn Sie heute ſpäter nach Hauſe kämen.“

Hier ſah der Prinz mich an. „Haben Sie vielleicht, ohne mein Wiſſen, dieſe Sorgfalt gebraucht?“

Ich wußte von gar nichts.

„Es muß doch wohl ſo ſeyn, Ihro Durchlaucht,“ ſagte der Kammerjunker — „denn hier iſt ja Ihre Repetiruhr, die Sie zur Sicherheit mitſchickten.“ Der Prinz griff nach der Uhrtaſche. Die Uhr war wirklich fort und er erkannte jene für die ſeinige. „Wer brachte ſie?“ fragte er mit Beſtürzung.

„Eine unbekannte Maske, in armeniſcher Kleidung, die ſich ſogleich wieder entfernte.“

Wir ſtanden und ſahen uns an. — „Was halten Sie davon?“ ſagte endlich der Prinz nach einem langen Stillſchweigen. „Ich habe hier einen verborgenen Aufſeher in Venedig.“

Der ſchreckliche Auftritt dieſer Nacht hatte dem Prinzen ein Fieber zugezogen, das ihn acht Tage nöthigte, das Zimmer zu hüten. In dieſer Zeit wimmelte unſer Hotel von Einheimiſchen und Fremden, die der entdeckte Stand des Prinzen herbeigelockt hatte. Man wetteiferte unter einander, ihm Dienſte anzubieten, und wir bemerkten mit Vergnügen, wie immer der Nächſtfolgende den Weggehenden verdächtig machte. Liebesbriefe und Arkana überſchwemmten uns von allen Seiten. Jeder ſuchte nach ſeiner Art, ſich geltend zu machen. Des ganzen Vorgangs in der Staatsinquiſition wurde nicht mehr erwähnt. Weil der Hof zu °° die Abreiſe des Prinzen noch aufgeſchoben wünſchte, ſo erhielten einige Banquiers in Venedig Anweiſung, ihm beträchtliche Summen auszuzahlen. So ward er wider Willen in den Stand geſetzt, ſeinen Aufenthalt in Italien zu verlängern, und auf ſein Bitten entſchloß ich mich auch, meine Abreiſe noch zu verſchieben.

Sobald er ſo weit geneſen war, um das Zimmer wieder verlaſſen zu können, beredete ihn der Arzt, eine Spazierfahrt auf der Brenta zu machen, um die Luſt zu verändern. Das Wetter war hell und die Partie ward angenommen. Als wir eben im Begriff waren, in die

Gondel zu ſteigen, vermißte der Prinz den Schlüſſel zu einer kleinen Schatulle, die ſehr wichtige Papiere enthielt. Sogleich kehrten wir um, ihn zu ſuchen. Er beſann ſich auf das genaueſte, die Schatulle noch den vorigen Tag verſchloſſen zu haben und ſeit dieſer Zeit war er nicht aus dem Zimmer gekommen. Aber alles Suchen war umſonſt, wir mußten davon abſtehen, um die Zeit nicht zu verlieren. Der Prinz, deſſen Seele über jeden Argwohn erhaben war, erklärte ihn für verloren und bat uns, nicht weiter davon zu ſprechen.

Die Fahrt war die angenehmſte. Eine maleriſche Landſchaft, die mit jeder Krümmung des Fluſſes ſich an Reichthum und Schönheit zu übertreffen ſchien — der heiterſte Himmel, der mitten im Hornung einen Maientag bildete — reizende Gärten und geſchmackvolle Landhäuſer ohne Zahl, welche beide Ufer der Brenta ſchmücken — hinter uns das majeſtätiſche Venedig, mit hundert aus dem Waſſer ſpringenden Thürmen und Maſten, alles dies gab uns das herrlichſte Schauſpiel von der Welt. Wir überließen uns ganz dem wohlthätigen Zauber dieſer ſchönen Natur, unſere Laune war die heiterſte, der Prinz ſelbſt verlor ſeinen Ernſt und wetteiferte mit uns in fröhlichen Scherzen. Eine luſtige Muſik ſchallte uns entgegen, als wir, zwei italieniſche Meilen von der Stadt, ans Land ſtiegen. Sie kam aus einem kleinen Dorfe, wo eben Jahrmarkt gehalten wurde; hier wimmelte es von Geſellſchaft aller Art. Ein Trupp junger Mädchen und Knaben, alle theatraliſch gekleidet, bewillkommte uns mit einem pantomimiſchen Tanz. Die Erfindung war neu, Leichtigkeit und Grazie beſeelten jede

Bewegung. Eh' der Tanz noch völlig zu Ende war, ſchien die Anführerin deſſelben, welche eine Königin vorſtellte, plötzlich wie von einem unſichtbaren Arme gehalten. Leblos ſtand ſie und Alles. Die Muſik ſchwieg. Kein Odem war zu hören in der ganzen Verſammlung und ſie ſtand da, den Blick auf die Erde geheftet, in einer tiefen Erſtarrung. Auf einmal fuhr ſie mit Wuth der Begeiſterung in die Höhe, blickte wild um ſich her. „Ein König iſt unter uns," rief ſie, riß ihre Krone vom Haupte und legte ſie — zu den Füßen des Prinzen. Alles, was da war, richtete hier die Augen auf ihn, lange Zeit ungewiß, ob Bedeutung in dieſem Gaukelſpiel wäre, ſo ſehr hatte der affektvolle Ernſt dieſer Spielerin getäuſcht — Ein allgemeines Händeklatſchen des Beifalls unterbrach endlich dieſe Stille. Meine Augen ſuchten den Prinzen. Ich bemerkte, daß er nicht wenig betroffen war und ſich Mühe gab, den forſchenden Blicken der Zuſchauer auszuweichen. Er warf Geld unter dieſe Kinder und eilte aus dem Gewühle zu kommen.

Wir hatten nur wenige Schritte gemacht, als ein ehrwürdiger Barfüßer ſich durch das Volk arbeitete und dem Prinzen in den Weg trat. „Herr," ſagte der Mönch, „gib der Madonna von deinem Gelde! Du wirſt ihr Gebet brauchen." Er ſprach dies mit einem Tone, der uns betreten machte. Das Gedränge riß ihn weg.

Unſer Gefolge war unterdeſſen gewachſen. Ein engliſcher Lord, den der Prinz ſchon in Nizza geſehen hatte, einige Kaufleute aus Livorno, ein deutſcher Domherr, ein franzöſiſcher Abbé mit einigen Damen und ein ruſſiſcher Offizier geſellten ſich zu uns. Die Phyſiognomie des

Letztern hatte etwas ganz Ungewöhnliches, das unſere Aufmerkſamkeit an ſich zog. Nie in meinem Leben ſah ich ſo viele Züge und ſo wenig Charakter, ſo viel anlockendes Wohlwollen mit ſo viel zurückſtoßendem Froſt in Einem Menſchengeſichte beiſammen wohnen. Alle Leidenſchaften ſchienen darin gewühlt und es wieder verlaſſen zu haben. Nichts war übrig, als der ſtille, durchdringende Blick eines vollendeten Menſchenkenners, der jedes Auge verſcheuchte, worauf er traf. Dieſer ſeltſame Menſch folgte uns von Weitem, ſchien aber an Allem, was vorging, nur einen nachläſſigen Antheil zu nehmen.

Wir kamen vor eine Bude zu ſtehen, wo Lotterie gezogen wurde. Die Damen ſetzten ein, wir Andern folgten ihrem Beiſpiel; auch der Prinz forderte ein Loos. Er gewann eine Tabatiere. Als er ſie aufmachte, ſah ich ihn blaß zurückfahren. — Der Schlüſſel lag darin.

„Was iſt das?“ ſagte der Prinz zu mir, als wir einen Augenblick allein waren. „Eine höhere Gewalt jagt mich, Allwiſſenheit ſchwebt um mich. Ein unſichtbares Weſen, dem ich nicht entfliehen kann, bewacht alle meine Schritte. Ich muß den Armenier aufſuchen und muß Licht von ihm haben.“

Die Sonne neigte ſich zum Untergang, als wir vor dem Luſthauſe ankamen, wo das Abendeſſen ſervirt war. Der Name des Prinzen hatte unſere Geſellſchaft bis zu ſechzehn Perſonen vergrößert. Außer den oben erwähnten waren noch ein Virtuoſe aus Rom, einige Schweizer und ein Aventurier aus Palermo, der Uniform trug und ſich für einen Kapitain ausgab, zu uns geſtoßen. Es ward beſchloſſen, den ganzen Abend hier zuzubringen, und mit

Fackeln nach Hauſe zu fahren. Die Unterhaltung bei Tiſche war ſehr lebhaft, und der Prinz konnte nicht umhin, die Begebenheit mit dem Schlüſſel zu erzählen, welche eine allgemeine Verwunderung erregte. Es wurde heftig über dieſe Materie geſtritten. Die meiſten aus der Geſellſchaft behaupteten dreiſt weg, daß alle dieſe geheimen Künſte auf eine Taſchenſpielerei hinausliefen; der Abbé, der ſchon viel Wein bei ſich hatte, forderte das ganze Geiſterreich in die Schranken heraus; der Engländer ſagte Blasphemien, der Muſikus machte das Kreuz vor dem Teufel. Wenige, worunter der Prinz war, hielten dafür, daß man ſein Urtheil über dieſe Dinge zurückhalten müſſe; während deſſen unterhielt ſich der ruſſiſche Offizier mit den Frauenzimmern und ſchien das ganze Geſpräch nicht zu achten. In der Hitze des Streits hatte man nicht bemerkt, daß der Sicilianer hinausgegangen war. Nach Verfluß einer kleinen halben Stunde kam er wieder, in einen Mantel gehüllt, und ſtellte ſich hinter den Stuhl des Franzoſen. „Sie haben vorhin die Bravour geäußert, es mit allen Geiſtern aufzunehmen — wollen Sie es mit einem verſuchen?“

„Topp!“ ſagte der Abbé — „wenn Sie es auf ſich nehmen wollen, mir einen herbeizuſchaffen.“

„Das will ich,“ antwortete der Sicilianer (indem er ſich gegen uns kehrte) „wenn dieſe Herren und Damen uns werden verlaſſen haben.“

„Warum das?“ rief der Engländer. „Ein herzhafter Geiſt fürchtet ſich vor keiner luſtigen Geſellſchaft.“

„Ich ſtehe nicht für den Ausgang,“ ſagte der Sicilianer.

»Um des Himmels willen! Nein!« ſchrien die Frauenzimmer an dem Tiſche und fuhren erſchrocken von ihren Stühlen.

»Laſſen Sie Ihren Geiſt kommen,« ſagte der Abbé trotzig, »aber warnen Sie ihn vorher, daß es hier ſpitzige Klingen gibt!« (indem er einen von den Gäſten um ſeinen Degen bat).

»Das mögen Sie alsdann halten, wie Sie wollen,« antwortete der Sicilianer kalt, »wenn Sie nachher noch Luſt dazu haben.« Hier kehrte er ſich zum Prinzen. »Gnädigſter Herr,« ſagte er zu dieſem, »Sie behaupten, daß Ihr Schlüſſel in fremden Händen geweſen — Können Sie vermuthen, in welchen?«

»Nein.«

»Rathen Sie auch auf Niemand?«

»Ich hatte freilich einen Gedanken —«

»Würden Sie die Perſon erkennen, wenn Sie ſie vor ſich ſähen?«

»Ohne Zweifel.«

Hier ſchlug der Sicilianer ſeinen Mantel zurück und zog einen Spiegel hervor, den er dem Prinzen vor die Augen hielt.

»Iſt es dieſe?«

Der Prinz trat mit Schrecken zurück.

»Was haben Sie geſehen?« fragte ich.

»Den Armenier.«

Der Sicilianer verbarg ſeinen Spiegel wieder unter den Mantel. »War es dieſelbe Perſon, die Sie meinen?« fragte die ganze Geſellſchaft.

»Die nämliche.«

Hier veränderte ſich jedes Geſicht, man hörte auf, zu lachen. Aller Augen hingen neugierig an dem Sicilianer.

„Monsieur l'Abbé, das Ding wird ernſthaft,“ ſagte der Engländer, „ich rath' Ihnen, auf den Rückzug zu denken.“

„Der Kerl hat den Teufel im Leibe!“ ſchrie der Franzoſe und flog aus dem Hauſe — die Frauenzimmer ſtürzten mit Geſchrei aus dem Saale — der Virtuoſe folgte ihnen — der deutſche Domherr ſchnarchte in einem Seſſel — der Ruſſe blieb, wie bisher, gleichgültig ſitzen.

„Sie wollten vielleicht nur einen Großſprecher zum Gelächter machen,“ fing der Prinz wieder an, nachdem jene hinaus waren — „oder hätten Sie wohl Luſt, uns Wort zu halten?“

„Es iſt wahr,“ ſagte der Sicilianer. „Mit dem Abbé war es mein Ernſt nicht. Ich habe ihn beim Wort genommen, weil ich wohl wußte, daß die Memme es nicht ſo weit würde kommen laſſen. Die Sache ſelbſt iſt übrigens zu ernſthaft, um bloß einen Scherz damit auszuführen.“

„Sie räumen alſo doch ein, daß ſie in Ihrer Gewalt iſt?“

Der Magier ſchwieg eine lange Zeit und ſchien den Prinzen ſorgfältig mit den Augen zu prüfen.

„Ja,“ antwortete er endlich.

Die Neugierde des Prinzen war bereits auf den höchſten Grad geſpannt. Dies war jederzeit ſeine Lieblingsſchwärmerei geweſen und ſeit jener erſten Erſcheinung des Armeniers hatten ſich alle Ideen wieder bei ihm gemeldet, die ſeine reifere Vernunft und eine beſſere Lektüre ſo lange abgewieſen hatten. Er ging mit dem Sicilianer bei Seite und ich hörte ihn ſehr angelegentlich mit ihm unterhandeln.

„Sie haben hier einen Mann vor ſich,“ fuhr er fort, „der von Ungeduld brennt, in dieſer wichtigen Materie es zu einer Ueberzeugung zu bringen. Ich würde denjenigen als meinen Wohlthäter, als meinen erſten Freund umarmen, der hier meine Zweifel zerſtreute und die Decke von meinen Augen zöge. — Wollen Sie ſich dieſes große Verdienſt um mich erwerben?“

„Was verlangen Sie von mir?“ ſagte der Magier mit Bedenken.

„Vor jetzt nur eine Probe Ihrer Kunſt. Laſſen Sie mich eine Erſcheinung ſehen.“

„Wozu ſoll das führen?“

„Dann mögen Sie aus meiner nähern Bekanntſchaft urtheilen, ob ich eines höhern Unterrichtes werth bin.“

„Ich ſchätze Sie über Alles, durchlauchtigſter Prinz. Eine geheime Gewalt in Ihrem Angeſichte, die Sie ſelbſt noch nicht kennen, hat mich beim erſten Anblick unwiderſtehlich an Sie gebunden. Sie ſind mächtiger, als Sie ſelbſt wiſſen. Sie haben unumſchränkt über meine ganze Gewalt zu gebieten — aber —“

„Alſo laſſen Sie mich eine Erſcheinung ſehen.“

„Aber ich muß erſt gewiß ſeyn, daß Sie dieſe Forderung nicht aus Neugierde an mich machen. Wenn gleich die unſichtbaren Kräfte mir einigermaßen zu Willen ſind, ſo iſt es unter der heiligen Bedingung, daß ich meine Gewalt nicht mißbrauche.“

„Mein Abſichten ſind die reinſten. Ich will Wahrheit.“

Hier verließen ſie ihren Platz und traten zu einem entfernten Fenſter, wo ich ſie nicht weiter hören konnte. Der Engländer, der dieſe Unterredung gleichfalls mit angehört hatte, zog mich auf die Seite.

„Ihr Prinz iſt ein edler Mann; es thut mir leid um ihn. Ich verwette meine Seele, daß er mit einem Schurken zu thun hat.“

„Es wird darauf ankommen,“ ſagte ich, „wie er ſich aus dem Handel zieht.“

„Wiſſen Sie was?“ ſagte der Engländer: „Jetzt macht der arme Teufel ſich koſtbar. Er wird ſeine Kunſt nicht auskramen, bis er Geld klingen hört. Es ſind unſer Neune. Wir wollen eine Kollekte machen. Das bricht ihm den Hals und öffnet vielleicht Ihrem Prinzen die Augen.“

„Ich bin's zufrieden.“

Der Engländer warf ſechs Guineen auf einen Teller und ſammelte in der Reihe herum. Jeder gab einige Louis; dem Ruſſen gefiel unſer Vorſchlag ungemein, er legte eine Banknote von hundert Zechinen auf den Teller — eine Verſchwendung, über welche der Engländer erſchrack. Wir brachten die Kollekte dem Prinzen. „Haben Sie die Güte,“ ſagte der Engländer, „bei dieſem Herrn für uns fürzuſprechen, daß er uns eine Probe ſeiner Kunſt ſehen laſſe und dieſen kleinen Beweis unſerer Erkenntlichkeit annehme.“ Der Prinz legte noch einen koſtbaren Ring auf den Teller, und reichte ihn dem Sicilianer. Dieſer bedachte ſich einige Sekunden — „Meine

Herren,“ fing er darauf an, „dieſe Großmuth erniedrigt mich — aber ich gebe Ihrem Verlangen nach. Ihr Wunſch ſoll erfüllt werden (indem er eine Glocke zog). Was dieſes Gold betrifft, worauf ich ſelber kein Recht habe, ſo werden Sie mir erlauben, daß ich es in dem nächſten Benediktinerkloſter für milde Stiftungen niederlege. Dieſen Ring behalte ich als ein ſchätzbares Denkmal, das mich an den würdigſten Prinzen erinnern ſoll.“

Hier kam der Wirth, dem er das Geld ſogleich überlieferte.

„Und er iſt dennoch ein Schurke,“ ſagte mir der Engländer in's Ohr. „Das Geld ſchlägt er aus, weil ihm jetzt mehr an dem Prinzen gelegen iſt.“

„Was verlangen Sie?“ fragte jetzt der Magier den Letztern.

Der Prinz beſann ſich einen Augenblick — „Lieber gleich einen großen Mann,“ rief der Lord. „Fordern Sie den Pabſt Gangánelli. Dem Herrn wird das gleich wenig koſten.“

Der Sicilianer biß ſich in die Lippen — „Ich darf keinen citiren, der die Weihen empfangen hat.“

„Das iſt ſchlimm,“ ſagte der Engländer. „Vielleicht hätten wir von ihm erfahren, an welcher Krankheit er geſtorben iſt.“

„Der Marquis von Lanoy,“ nahm der Prinz jetzt das Wort, „war franzöſiſcher Brigadier im vorigen Kriege und mein vertrauteſter Freund. In der Bataille bei Haſtinbeck empfing er eine tödtliche Wunde, man trug ihn nach meinem Zelte, wo er bald darauf in meinen Armen ſtarb. Als er ſchon mit dem Tode rang, winkte er mich noch zu ſich. „Prinz,“ fing er an, „ich werde mein Vaterland nicht wieder ſehen, erfahren Sie alſo ein Geheimniß, wozu Niemand, als ich, den Schlüſſel hat. In einem Kloſter auf der flandriſchen Grenze lebte eine — —“ Hier verſchied er. Die Hand des Todes zertrennte den Faden ſeiner Rede, ich möchte ihn hier haben und die Fortſetzung hören.“

„Viel gefordert, bei Gott!“ rief der Engländer. „Ich erkläre Sie für den größten Künſtler des Erdbodens, wenn Sie dieſe Aufgabe löſen.“

Wir bewunderten die ſinnreiche Wahl des Prinzen und gaben ihr einſtimmig unſern Beifall. Unterdeſſen ging der Magier mit ſtarken Schritten auf und nieder und ſchien unentſchloſſen mit ſich ſelbſt zu kämpfen.

„Und das war Alles, was der Sterbende Ihnen zu hinterlaſſen hatte?“

„Alles.“

„Thaten Sie keine weitern Nachfragen deßwegen in ſeinem Vaterlande?“

„Sie waren alle vergebens.“

„Der Marquis von Lanoy hatte untadelhaft gelebt? — Ich darf nicht jeden Todten rufen.“

„Er ſtarb mit Reue über die Ausſchweifungen ſeiner Jugend.“

„Tragen Sie etwa irgend ein Andenken von ihm bei ſich?“

„Ja“ — (Der Prinz führte wirklich eine Tabatiere bei ſich, worauf das Miniaturbild des Marquis in Emaille war und die er bei der Tafel neben ſich hatte liegen gehabt.)

„Ich verlange es nicht zu wiſſen — — laſſen Sie mich allein. Sie ſollen den Verſtorbenen ſehen.“

Wir wurden gebeten, uns ſo lange in den andern Pavillon zu begeben, bis er uns rufen würde. Zugleich ließ er alle Meubeln aus dem Saale räumen, die Fenſter ausheben, und die Läden auf das Genaueſte verſchließen. Dem Wirth, mit dem er ſchon vertraut zu ſeyn ſchien, befahl er, ein Gefäß mit glühenden Kohlen zu bringen, und alle Feuer im Hauſe ſorgfältig mit Waſſer zu löſchen. Ehe wir weggingen, nahm er von Jedem insbeſondere das Ehrenwort, ein ewiges Stillſchweigen über das zu beobachten, was wir ſehen und hören würden. Hinter uns wurden alle Zimmer auf dieſem Pavillon verriegelt.

Es war nach elf Uhr, und eine Todtenſtille herrſchte im ganzen Hauſe. Beim Hinausgehen fragte mich der Ruſſe, ob wir geladene Piſtolen bei uns hätten? — „Wozu?“ ſagte ich — „Es iſt auf alle Fälle,“ verſetzte er. „Warten Sie einen Augenblick, ich will mich darnach umſehen.“ Er entfernte ſich. Der Baron von F. und ich öffneten ein Fenſter, das jenem Pavillon gegenüber ſah, und es kam uns vor, als hörten wir zwei Menſchen zuſammen flüſtern, und ein Geräuſch, als ob man eine Leiter anlegte. Doch war das nur eine Muthmaßung, und ich getraute mir nicht, ſie für wahr auszugeben. Der Ruſſe kam mit einem Paar Piſtolen zurück, nachdem er eine halbe Stunde ausgeblieben war. Wir ſahen ſie ihn ſcharf laden. Es war beinahe zwei Uhr, als der Magier wieder erſchien, und uns ankündigte, daß es Zeit wäre. Ehe wir hinein traten, ward uns befohlen, die Schuhe auszuziehen, und im bloßen Hemde, Strümpfen und Unterkleidern zu erſcheinen. Hinter uns wurde, wie das erſte Mal, verriegelt.

Wir fanden, als wir in den Saal zurückkamen, mit einer Kohle einen weiten Kreis beſchrieben, der uns alle zehn bequem faſſen konnte. Rings herum, an allen vier Wänden des Zimmers, waren die Dielen weggehoben, daß wir gleichſam auf einer Inſel ſtanden. Ein Altar, mit ſchwarzem Tuch behangen, ſtand mitten im Kreiſe errichtet, unter welchen ein Teppich von rothem Atlas gebreitet war. Eine chaldäiſche Bibel lag bei einem Todtenkopfe aufgeſchlagen auf dem Altar, und ein ſilbernes Krucifix war darauf feſt gemacht. Statt der Kerzen brannte Spiritus in einer ſilbernen Kapſel. Ein dicker Rauch von Olibanum verfinſterte den Saal, davon das Licht beinahe erſtickte. Der Beſchwörer war entkleidet, wie wir, aber barfuß; um den bloßen Hals trug er ein Amulet an einer Kette von Menſchenhaaren, um die Lenden hatte er eine weiße Schürze geſchlagen, die mit geheimen Chiffern und ſymboliſchen Figuren bezeichnet war. Er hieß uns einander die Hände reichen, und eine tiefe Stille beobachten; vorzüglich empfahl er uns, ja keine Frage an die Erſcheinung zu thun. Den Engländer und mich (gegen uns Beide ſchien er das meiſte Mißtrauen zu hegen) erſuchte er, zwei bloße Degen unverrückt und kreuzweiſe, einen Zoll hoch, über ſeinem Scheitel zu halten, ſo lange die Handlung dauern würde. Wir ſtanden in einem halben Mond um ihn herum, der ruſſiſche Offizier drängte ſich dicht an den Engländer und ſtand zunächſt an dem Altar. Das Geſicht gegen Morgen gerichtet, ſtellte ſich der Magier jetzt auf den Teppich, ſprengte Weihwaſſer nach allen vier Weltgegenden, und neigte ſich dreimal gegen die Bibel. Eine halbe Viertelſtunde dauerte die Beſchwörung, von welcher wir nichts verſtanden; nach Endigung derſelben gab er denen, die zunächſt hinter ihm ſtanden, ein Zeichen, daß ſie ihn jetzt feſt bei den Haaren faſſen ſollten. Unter den heftigſten Zuckungen rief er den Verſtorbenen dreimal mit Namen, und das dritte Mal ſtreckte er nach dem Krucifixe die Hand aus — —

Auf einmal empfanden wir alle zugleich einen Streich, wie vom Blitze, daß unſere Hände auseinander flogen; ein plötzlicher Donnerſchlag erſchütterte das Haus, alle Schlöſſer klangen, alle Thüren ſchlugen zuſammen, der Deckel an der Kapſel fiel zu, das Licht löſchte aus und an der entgegenſtehenden Wand über dem Kamine, zeigte ſich eine menſchliche Figur, in blutigem Hemde, bleich und mit dem Geſicht eines Sterbenden.

„Wer ruft mich?“ ſagte eine hohle, kaum hörbare Stimme.

„Dein Freund,“ antwortete der Beſchwörer, „der dein Andenken ehret und für deine Seele betet,“ zugleich nannte er den Namen des Prinzen.

Die Antworten erfolgten immer nach einem ſehr großen Zwiſchenraume.

„Was verlangt er?“ fuhr dieſe Stimme fort.

„Dein Bekenntniß will er zu Ende hören, das du in dieſer Welt angefangen und nicht beſchloſſen haſt.“

„In einem Kloſter auf der flandriſchen Grenze lebt — — — “

Hier erzitterte das Haus von Neuem. Die Thür ſprang freiwillig unter einem heftigen Donnerſchlag auf, ein Blitz erleuchtete das Zimmer, und eine andere körperliche Geſtalt, blutig und blaß, wie die erſte, aber ſchrecklicher, erſchien an der Schwelle. Der Spiritus fing von ſelbſt an wieder zu brennen und der Saal wurde helle wie zuvor. „Wer iſt unter uns?“ rief der Magier erſchrocken und warf einen Blick des Entſetzens durch die Verſammlung — „Dich hab' ich nicht gewollt.“ Die Geſtalt ging mit majeſtätiſchem leiſen Schritt gerade auf den Altar zu, ſtellte ſich auf den Teppich, und uns gegenüber und faßte das Krucifix. Die erſte Figur ſahen wir nicht mehr.

„Wer ruft mich?“ fragte dieſe zweite Erſcheinung.

Der Magier fing an, heftig zu zittern. Schrecken und Erſtaunen hatten uns gefeſſelt. Ich griff nach einer Piſtole, der Magier riß ſie mir aus der Hand und drückte ſie auf die Geſtalt ab. Die Kugel rollte langſam auf dem Altar, und die Geſtalt trat unverändert aus dem Rauche. Jetzt ſank der Magier ohnmächtig nieder.

„Was wird das?“ rief der Engländer voll Erſtaunen und wollte einen Streich mit dem Degen nach ihr thun. Die Geſtalt berührte ſeinen Arm und die Klinge fiel zu Boden. Hier trat der Angſtſchweiß auf meine Stirn. Baron F. geſtand uns nachher, daß er gebetet habe. Dieſe ganze Zeit über ſtand der Prinz furchtlos und ruhig, die Augen ſtarr auf die Erſcheinung gerichtet.

„Ja, ich erkenne dich!“ rief er endlich voll Rührung aus, „du biſt Lanoy, du biſt mein Freund — Woher kommſt du?“

„Die Ewigkeit iſt ſtumm. Frage mich aus dem vergangenen Leben.“

„Wer lebt in dem Kloſter, das du mir bezeichnet haſt?“

„Meine Tochter.“

„Wie? Du biſt Vater geweſen?“

„Weh mir, daß ich es nicht war!“

„Biſt du nicht glücklich, Lanoy?“

„Gott hat gerichtet.“

„Kann ich dir auf dieſer Welt noch einen Dienſt erzeigen?“

„Keinen, als an dich ſelbſt zu denken.“

„Wie muß ich das?“

„In Rom wirſt du es erfahren.“

Hier erfolgte ein neuer Donnerſchlag — eine ſchwarze Rauchwolke erfüllte das Zimmer; als ſie zerfloſſen war, fanden wir keine Geſtalt mehr. Ich ſtieß einen Fenſterladen auf. Es war Morgen.

Jetzt kam auch der Magier aus ſeiner Betäubung zurück. „Wo ſind wir?“ rief er aus, als er Tageslicht erblickte. Der ruſſiſche Offizier ſtand dicht hinter ihm und ſah ihm über die Schulter. „Taſchenſpieler,“ ſagte er mit ſchrecklichem Blick zu ihm: „Du wirſt keinen Geiſt mehr rufen.“

Der Sicilianer drehte ſich um, ſah ihm genauer in's Geſicht, that einen lauten Schrei und ſtürzte zu ſeinen Füßen.

Jetzt ſahen wir alle auf einmal den vermeintlichen Ruſſen an. Der Prinz erkannte in ihm ohne Mühe die Züge ſeines Armeniers wieder, und das Wort, das er eben hervorſtottern wollte, erſtarb auf ſeinem Munde. Schrecken und Ueberraſchung hatten uns alle wie verſteinert. Lautlos und unbeweglich ſtarrten wir dieſes geheimnißvolle Weſen an, das uns mit einem Blicke ſtiller Gewalt und Größe durchſchaute. Eine Minute dauerte dies Schweigen — und wieder eine. Kein Odem war in der ganzen Verſammlung.

Einige kräftige Schläge an die Thür brachten uns endlich wieder zu uns ſelbſt. Die Thür fiel zertrümmert in den Saal und herein drangen Gerichtsdiener mit Wache. „Hier finden wir ſie ja beiſammen!“ rief der Anführer und wandte ſich zu ſeinen Begleitern. „Im Namen der Regierung!“ rief er uns zu. „Ich verhafte euch.“ Wir hatten nicht ſo viel Zeit, uns zu beſinnen; in wenig Augenblicken waren wir umringt. Der ruſſiſche Offizier, den ich jetzt wieder den Armenier nenne, zog den Anführer der Häſcher auf die Seite, und ſoviel mir dieſe Verwirrung zuließ, bemerkte ich, daß er ihm einige Worte in's Ohr ſagte und etwas Schriftliches vorzeigte. Sogleich verließ ihn der Häſcher mit einer ſtummen und ehrerbietigen Verbeugung, wandte ſich darauf zu uns und nahm ſeinen Hut ab. „Vergeben Sie, meine Herren,“ ſagte er, „daß ich Sie mit dieſem Betrüger vermengen konnte. Ich will nicht fragen, wer Sie ſind — aber dieſer Herr verſichert mich, daß ich Männer von Ehre vor mir habe.“ Zugleich winkte er ſeinen Begleitern, von uns abzulaſſen. Den Sicilianer befahl er, wohl zu bewachen und zu binden. „Der Burſche da iſt überreif,“ ſetzte er hinzu, „Wir haben ſchon ſieben Monate auf ihn gelauert.“

Dieſer elende Menſch war wirklich ein Gegenſtand des Jammers. Das doppelte Schrecken der zweiten

Geiſtererſcheinung und dieſes unerwarteten Ueberfalls hatte ſeine Beſinnungskraft überwältigt. Er ließ ſich binden wie ein Kind; die Augen lagen weit ausgeſperrt und ſtier in einem todtenähnlichen Geſichte und ſeine Lippen bebten in ſtillen Zuckungen, ohne einen Laut auszuſtoßen. Jeden Augenblick erwarteten wir einen Ausbruch von Convulſionen. Der Prinz fühlte Mitleid mit ſeinem Zuſtande und unternahm es, ſeine Loslaſſung bei dem Gerichtsdiener auszuwirken, dem er ſich zu erkennen gab.

„Gnädigſter Herr,“ ſagte dieſer, „wiſſen Sie auch, wer der Menſch iſt, für welchen Sie ſich ſo großmüthig verwenden? Der Betrug, den er Ihnen zu ſpielen gedachte, iſt ſein geringſtes Verbrechen. Wir haben ſeine Helfershelfer. Sie ſagen abſcheuliche Dinge von ihm aus. Er mag ſich noch glücklich preiſen, wenn er mit der Galeere davon kommt.“

Unterdeſſen ſahen wir auch den Wirth nebſt ſeinen Hausgenoſſen mit Stricken gebunden über den Hof führen — „Auch dieſer?“ rief der Prinz. „Was hat denn dieſer verſchuldet?“ — Er war ſein Mitſchuldiger und Hehler,“ antwortete der Anführer der Häſcher, „der ihm zu ſeinen Taſchenſpielerſtückchen und Diebereien behülflich geweſen und ſeinen Raub mit ihm getheilt hat. Gleich ſollen Sie überzeugt ſeyn, gnädigſter Herr“ (indem er ſich zu ſeinen Begleitern kehrte). „Man durchſuche das ganze Haus und bringe mir ſogleich Nachricht, was man gefunden hat.“

Jetzt ſah ſich der Prinz nach dem Armenier um — aber er war nicht mehr vorhanden; in der allgemeinen Verwirrung, welche dieſer Ueberfall anrichtete, hatte er

Mittel gefunden, unbemerkt zu entkommen. Der Prinz war untröſtlich; gleich wollte er ihm alle ſeine Leute nachſchicken, er ſelbſt wollte ihn aufſuchen und mich mit ſich fortreißen. Ich eilte an's Fenſter; das ganze Haus war von Neugierigen umringt, die das Gerücht dieſer Begebenheit herbeigeführt hatte. Unmöglich war es, durch das Gedränge zu kommen. Ich ſtellte dem Prinzen dieſes vor. „Wenn es dieſem Armenier ein Ernſt iſt, ſich vor uns zu verbergen, ſo weiß er unfehlbar die Schliche beſſer als wir, und alle unſere Nachforſchungen werden vergebens ſeyn. Lieber laſſen Sie uns noch hier bleiben, gnädigſter Prinz. Vielleicht kann uns dieſer Gerichtsdiener etwas Näheres von ihm ſagen, dem er ſich, wenn ich anders recht geſehen, entdeckt hat."

Jetzt erinnerten wir uns, daß wir noch ausgekleidet waren. Wir eilten nach unſerm Zimmer, uns in der Geſchwindigkeit in unſere Kleider zu werfen. Als wir zurückkamen, war die Hausſuchung geſchehen.

Nachdem man den Altar weggeräumt und die Dielen des Saals aufgebrochen, entdeckte man ein geräumiges Gewölbe, worin ein Menſch gemächlich aufrecht ſitzen konnte, mit einer Thür verſehen, die durch eine ſchmale Treppe nach dem Keller führte. In dieſem Gewölbe fand man eine Elektriſirmaſchine, eine Uhr und eine kleine ſilberne Glocke, welche letztere, ſo wie die Elektriſirmaſchine, mit dem Altar und dem darauf befeſtigten Krucifixe Communikation hatte. Ein Fenſterladen, der dem Kamine gerade gegenüberſtand, war durchbrochen und mit einem Schieber verſehen, um, wie wir nachher erfuhren, eine magiſche Laterne in ſeine Oeffnung einzupaſſen, aus welcher die verlangte Geſtalt auf die Wand über dem Kamine gefallen war. Vom Dachboden und aus dem Keller brachte man verſchiedene Trommeln, woran große bleierne Kugeln an Schnüren befeſtigt hingen, wahrſcheinlich, um das Geräuſch des Donners hervorzubringen, das wir gehört hatten. Als man die Kleider des Sicilianers durchſuchte, fand man in einem Etui verſchiedene Pulver, wie auch lebendigen Merkur in Phiolen und Büchſen, Phosphorus in einer gläſernen Flaſche, einen Ring, den wir gleich für einen magnetiſchen erkannten, weil er an einem ſtählernen Knopfe hängen blieb, dem er von ohngefähr nahe gebracht worden, in den Rocktaſchen ein Paternoſter, einen Judenbart, Terzerole und einen Dolch. „Laß doch ſehen, ob ſie geladen ſind,“ ſagte einer von den Häſchern, indem er eines von den Terzerolen nahm und in's Kamin abſchoß. „Jeſus Maria!“ rief eine hohle menſchliche Stimme, eben die, welche wir von der erſten Erſcheinung gehört hatten — und in demſelben Augenblicke ſahen wir einen blutenden Körper aus dem Schlot herunterſtürzen. — „Noch nicht zur Ruhe, armer Geiſt?“ rief der Engländer, während daß wir andern mit Schrecken zurückfuhren. „Gehe heim zu deinem Grabe. Du haſt geſchienen, was du nicht warſt; jetzt wirſt du ſeyn, was du ſchieneſt.“

„Jeſus Maria! Ich bin verwundet,“ wiederholte der Menſch im Kamine. Die Kugel hatte ihm das rechte Bein zerſchmettert. Sogleich beſorgte man, daß die Wunde verbunden wurde.

„Aber wer biſt du denn und was für ein böſer Dämon muß dich hieher führen?"

„Ein armer Barfüßer," antwortete der Verwundete. „Ein fremder Herr hier hat mir eine Zechine geboten, daß ich — "

„Eine Formel herſagen ſollte. Und warum haſt du dich denn nicht gleich wieder davon gemacht?"

„Er wollte mir ein Zeichen geben, wenn ich fortfahren ſollte; aber das Zeichen blieb aus, und wie ich hinausſteigen wollte, war die Leiter weggezogen."

„Und wie heißt denn die Formel, die er dir eingelernt hat"

Der Menſch bekam hier eine Ohnmacht, daß nichts weiter aus ihm heraus zu bringen war. Unterdeſſen hatte ſich der Prinz zu dem Anführer der Häſcher gewendet.

„Sie haben uns," ſagte er, indem er ihm zugleich einige Goldſtücke in die Hand drückte, „Sie haben uns aus den Händen eines Betrügers gerettet und uns, ohne uns noch zu kennen, Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Wollen Sie nun unſere Verbindlichkeit vollkommen machen, und uns entdecken, wer der Unbekannte war, dem es nur ein paar Worte koſtete, uns in Freiheit zu ſetzen?"

„Wen meinen Sie?" fragte der Anführer der Häſcher mit einer Miene, die deutlich zeigte, wie unnöthig dieſe Frage war.

„Den Herrn in ruſſiſcher Uniform meine ich, der Sie vorhin bei Seite zog, Ihnen etwas Schriftliches vorwies und einige Worte in's Ohr ſagte, worauf Sie uns ſogleich wieder losgaben."

„Sie kennen dieſen Herrn alſo nicht?“ fragte der Häſcher wieder. „Er war nicht von Ihrer Geſellſchaft?“

„Nein,“ ſagte der Prinz — „und aus ſehr wichtigen Urſachen wünſchte ich näher mit ihm bekannt zu werden.“

„Näher,“ antwortete der Häſcher, „kenn' ich ihn auch nicht. Sein Name ſelbſt iſt mir unbekannt, und heute habe ich ihn zum erſten Male in meinem Leben geſehen.“

„Wie? und in ſo kurzer Zeit, durch ein paar Worte konnte er ſo viel über Sie vermögen, daß Sie ihn ſelbſt und uns alle für unſchuldig erklärten?“

„Allerdings, durch ein einziges Wort.“

„Und dieſes war? — Ich geſtehe, daß ich es wiſſen möchte.“

„Dieſer Unbekannte, gnädigſter Herr“ — indem er die Zechinen in ſeiner Hand wog — „Sie ſind zu großmüthig gegen mich geweſen, um Ihnen länger ein Geheimniß daraus zu machen — dieſer Unbekannte war — ein Offizier der Staatsinquiſition.“

„Der Staatsinquiſition! — Dieſer! — “

„Nicht anders, gnädigſter Herr — und davon überzeugte mich das Papier, welches er mir vorzeigte.“

„Dieſer Menſch, ſagten Sie? Es iſt nicht möglich.“

„Ich will Ihnen noch mehr ſagen, gnädigſter Herr. Eben dieſer war es, auf deſſen Denunciation ich hieher geſchickt worden bin, den Geiſterbeſchwörer zu verhaften.“

Wir ſahen uns mit noch größerm Erſtaunen an.

„Da hätten wir es ja heraus,“ rief endlich der Engländer, „warum der arme Teufel von Beſchwörer ſo erſchrecken zuſammenfuhr, als er ihm näher in's Geſicht ſah. Er erkannte ihn für einen Spion, und darum that er jenen Schrei und ſtürzte zu ſeinen Füßen —“

„Nimmermehr!“ rief der Prinz. „Dieſer Menſch iſt Alles, was er ſeyn will, und Alles, was der Augenblick will, das er ſeyn ſoll. Was er wirklich iſt, hat keines Menſchen Sohn erfahren. Sahen Sie den Sicilianer zuſammenſinken, als er ihm die Worte in's Ohr ſchrie: Du wirſt keinen Geiſt mehr rufen? Dahinter iſt mehr. Daß man vor etwas Menſchlichem ſo zu erſchrecken pflegt, ſoll mich Niemand überreden.“

„Darüber wird uns der Magier ſelbſt wohl am beſten zurechtweiſen können,“ ſagte der Lord, „wenn uns dieſer Herr (ſich zu dem Anführer der Gerichtsdiener wendend) Gelegenheit verſchaffen will, ſeinen Gefangenen zu ſprechen.“

Der Anführer der Häſcher verſprach es uns, und wir redeten mit dem Engländer ab, daß wir ihn gleich den andern Morgen aufſuchen wollten. Jetzt begaben wir uns nach Venedig zurück.

Mit dem früheſten Morgen war Lord Seymour da (dies war der Name des Engländers), und bald nachher erſchien eine vertraute Perſon, die der Gerichtsdiener abgeſchickt hatte, uns nach dem Gefängniſſe zu führen. Ich habe vergeſſen, zu erzählen, daß der Prinz ſchon ſeit etlichen Tagen einen ſeiner Jäger vermißte, einen Bremer von Geburt, der ihm viele Jahre redlich gedient und ſein ganzes Vertrauen beſeſſen hatte. Ob er verunglückt oder geſtohlen, oder auch entlaufen war, wußte Niemand. Zu dem Letztern war gar kein wahrſcheinlicher Grund vorhanden, weil er jederzeit ein ſtiller und ordentlicher Menſch geweſen und nie ein Tadel an ihm gefunden war. Alles, worauf ſeine Kameraden ſich beſinnen konnten, war, daß er in der letztern Zeit ſehr ſchwermüthig geweſen und, wo er nur einen Augenblick erhaſchen konnte, ein gewiſſes Minoritenkloſter in der Giudecca beſucht habe, wo er auch mit einigen Brüdern öfters Umgang gepflegt. Dies brachte uns auf die Vermuthung, daß er vielleicht in die Hände der Pfaffen gerathen ſeyn möchte und ſich katholiſch gemacht hätte, und weil der Prinz über dieſen Artikel damals noch ſehr tolerant oder ſehr gleichgültig dachte, ſo ließ er's, nach einigen fruchtloſen Nachforſchungen, dabei bewenden. Doch ſchmerzte ihn der Verluſt dieſes Menſchen, der ihm auf ſeinen Feldzügen immer zur Seite geweſen, immer treu an ihm gehangen und in einem fremden Lande ſo leicht nicht wieder zu erſetzen war. Heute nun, als wir eben im Begriff ſtanden, auszugehen, ließ ſich der Banquier des Prinzen melden, an den der Auftrag ergangen war, für einen neuen Bedienten zu ſorgen. Dieſer ſtellte dem Prinzen einen gut gebildeten und wohlgekleideten Menſchen in mittlern Jahren vor, der lange Zeit in Dienſten eines Prokurators als Sekretair geſtanden, Franzöſiſch und auch etwas Deutſch ſprach, übrigens mit den beſten Zeugniſſen verſehen war. Seine Phyſiognomie gefiel und da er ſich übrigens erklärte, daß ſein Gehalt von der Zufriedenheit des Prinzen mit ſeinen Dienſten abhängen ſollte, ſo ließ er ihn ohne Verzug eintreten.

Wir fanden den Sicilianer in einem Privatgefängniſſe, wohin er, dem Prinzen zu Gefallen, wie der

Gerichtsdiener ſagte, einſtweilen gebracht worden war, ehe er unter die Bleidächer geſetzt wurde, zu denen kein Zugang mehr offen ſteht. Dieſe Bleidächer ſind das fürchterlichſte Gefängniß in Venedig, unter dem Dache des St. Markuspallaſtes, worin die unglücklichen Verbrecher von der dörrenden Sonnenhitze, die ſich auf der Bleifläche ſammelt, oft bis zum Wahnwitze leiden. Der Sicilianer hatte ſich von dem geſtrigen Zufalle wieder erholt, und ſtand ehrerbietig auf, als er den Prinzen anſichtig wurde. Ein Bein und eine Hand waren gefeſſelt, ſonſt aber konnte er frei durch das Zimmer gehen. Bei unſerm Eintritte entfernte ſich die Wache vor die Thür.

„Ich komme,“ ſagte der Prinz, „über zwei Punkte eine Erklärung von Ihnen zu verlangen. Die eine ſind Sie mir ſchuldig, und es wird Ihr Schade nicht ſeyn, wenn Sie mich über den andern befriedigen.“

„Meine Rolle iſt ausgeſpielt,“ verſetzte der Sicilianer. „Mein Schickſal ſteht in Ihren Händen.“

„Ihre Aufrichtigkeit allein iſt es, die es erleichtern kann.“

„Fragen Sie, gnädigſter Herr. Ich bin bereit zu antworten, denn ich habe nichts mehr zu verlieren.“

„Sie haben mich das Geſicht des Armeniers in Ihrem Spiegel ſehen laſſen. Wodurch bewirkten Sie dieſes?“

„Es war kein Spiegel, was Sie geſehen haben. Ein bloſſes Paſtellgemälde hinter einem Glaſe, das einen Mann in armeniſcher Kleidung vorſtellte, hat Sie getäuſcht. Meine Geſchwindigkeit, die Dämmerung, Ihr Erſtaunen unterſtützten dieſen Betrug. Das Bild ſelbſt wird ſich unter den übrigen Sachen finden, die man in dem Gaſthofe in Beſchlag genommen hat.«

»Aber wie konnten Sie meine Gedanken ſo gut wiſſen und gerade auf den Armenier rathen?«

»Dieſes war gar nicht ſchwer, gnädigſter Herr. Ohne Zweifel haben Sie ſich bei Tiſche, in Gegenwart Ihrer Bedienten, über die Begebenheit öfters herausgelaſſen, die ſich zwiſchen Ihnen und dieſem Armenier ereignet hat. Einer von meinen Leuten machte mit einem Jäger zufälliger Weiſe in der Giudecca Bekanntſchaft, aus welchem er nach und nach ſo viel zu ziehen wußte, als mir zu wiſſen nöthig war.«

»Wo iſt dieſer Jäger?« fragte der Prinz. »Ich vermiſſe ihn, und ganz gewiß wiſſen Sie um ſeine Entweichung.«

»Ich ſchwöre Ihnen, daß ich nicht das Geringſte davon weiß, gnädigſter Herr. Ich ſelbſt hab' ihn nie geſehen und nie eine andere Abſicht mit ihm gehabt, als die eben gemeldete.«

»Fahren Sie fort,« ſagte der Prinz.

»Auf dieſem Wege nun erhielt ich überhaupt auch die erſte Nachricht von Ihrem Aufenthalt und Ihren Begebenheiten in Venedig, und ſogleich entſchloß ich mich, ſie zu nützen. Sie ſehen, gnädigſter Herr, daß ich aufrichtig bin. Ich wußte von Ihrer vorhabenden Spazierfahrt auf der Brenta; ich hatte mich darauf verſehen und ein Schlüſſel, der Ihnen von ungefähr entfiel, gab mir die erſte Gelegenheit, meine Kunſt an Ihnen zu verſuchen.«

„Wie? So hätte ich mich geirrt? Das Stückchen mit dem Schlüſſel war Ihr Werk und nicht des Armeniers? Der Schlüſſel, ſagen Sie, wäre mir entfallen?“

„Als Sie die Börſe zogen — und ich nahm den Augenblick wahr, da mich Niemand beobachtete, ihn ſchnell mit dem Fuße zu verdecken. Die Perſon, bei der Sie die Lotterieloſe nahmen, war im Verſtändniß mit mir. Sie ließ Sie aus dem Gefäße ziehen, wo keine Niete zu holen war, und der Schlüſſel lag längſt in der Doſe, ehe ſie von Ihnen gewonnen wurde.“

„Nunmehr begreif' ich's. Und der Barfüßermönch, der ſich mir in den Weg warf und mich ſo feierlich anredete?“

„War der nämliche, den man, wie ich höre, verwundet aus dem Kamine gezogen. Es iſt einer von meinen Kameraden, der mir unter dieſer Verhüllung ſchon manche gute Dienſte geleiſtet.“

„Aber zu welchem Ende ſtellten Sie dieſes an?“

„Um Sie nachdenkend zu machen — Um einen Gemüthszuſtand in Ihnen vorzubereiten, der Sie für das Wunderbare, das ich mit Ihnen im Sinne hatte, empfänglich machen ſollte.“

„Aber der pantomimiſche Tanz, der eine ſo überraſchende ſeltſame Wendung nahm — dieſer war doch wenigſtens nicht von Ihrer Erfindung?“

„Das Mädchen, welches die Königin vorſtellte, war von mir unterrichtet und ihre ganze Rolle mein Werk. Ich vermuthete, daß es Eure Durchlaucht nicht wenig befremden würde, an dieſem Orte bekannt zu ſeyn, und, verzeihen Sie mir, gnädigſter Herr, das Abenteuer mit dem Armenier ließ mich hoffen, daß Sie bereits ſchon geneigt ſeyn würden, natürliche Auslegungen zu verſchmähen und nach höhern Quellen des Außerordentlichen zu ſpüren.“

„In der That!“ rief der Prinz mit einer Miene zugleich des Verdruſſes und der Verwunderung, indem er mir beſonders einen bedeutenden Blick gab, „in der That,“ rief er aus, „das habe ich nicht erwartet!“ *

---

* Und wahrſcheinlich auch die wenigſten meiner Leſer. Dieſe zu den Füßen des Prinzen ſo unerwartet und ſo feierlich niedergelegte Krone, mit der vorhergehenden Prophezeihung des Armeniers zuſammen genommen, ſcheint ſo natürlich und ungezwungen auf einen gewiſſen Zweck zu zielen, daß mir beim erſten Leſen dieſer Memoires ſogleich die verfängliche Anrede der Zauberſchweſtern in Macbeth: Heil dir, Than von Glamis, der einſt König ſeyn wird! dabei eingefallen iſt; und vermuthlich iſt es mehrern ſo ergangen. Wenn eine gewiſſe Vorſtellung auf eine feierliche ungewöhnliche Art in die Seele gebracht worden, ſo kann es nicht fehlen, daß alle darauf folgende, welche nur der geringſten Beziehung auf ſie fähig ſind, ſich an dieſelbe anſchließen und in einen gewiſſen Rapport mit ihr ſetzen. Der Sicilianer, der, wie es ſcheint, mit der ganzen Sache nicht mehr und nicht weniger gewollt hat, als den Prinzen dadurch zu überraſchen, daß er ihn merken ließ, ſein Stand ſey entdeckt, hat dem Armenier, ohne daran zu denken, in die Hand gearbeitet; aber ſo ſehr die Sache auch an Intereſſe verliert, wenn man den höhern Zweck zurücknimmt, auf welchen ſie Anfangs angelegt ſchien, ſo wenig darf ich doch der hiſtoriſchen Wahrheit zu nahe treten, und ich erzähle das Factum, wie ich es gefunden.

A. d. H.

„Aber,“ fuhr der Prinz nach einem langen Stillſchweigen wieder fort, „wie brachten Sie die Geſtalt hervor, die an der Wand über dem Kamine erſchien?“

„Durch die Zauberlaterne, welche an dem gegenüberſtehenden Fenſterladen angebracht war, wo Sie auch die Oeffnung dazu bemerkt haben werden.“

„Aber wie kam es denn, daß kein einziger unter uns ſie gewahr wurde?“ fragte Lord Seymour.

„Sie erinnern ſich, gnädigſter Herr, daß ein dicker Rauch von Olibanum den ganzen Saal verfinſterte, als Sie zurückgekommen waren. Zugleich hatte ich die Vorſicht gebraucht, die Dielen, welche man weggehoben, neben demjenigen Fenſter anlehnen zu laſſen, wo die Laterna magica eingefügt war; dadurch verhinderte ich, daß Ihnen der Fenſterladen nicht ſogleich in's Geſicht fiel. Uebrigens blieb die Laterne auch ſo lange durch einen Schieber verdeckt, bis Sie alle Ihre Plätze genommen hatten, und keine Unterſuchung im Zimmer mehr von Ihnen zu fürchten war.“

„Mir kam vor,“ fiel ich ein, „als hörte ich in der Nähe des Saals eine Leiter anlegen, als ich in dem andern Pavillon aus dem Fenſter ſah. War dem wirklich ſo?“

„Ganz recht. Eben dieſe Leiter, auf welcher mein Gehülfe zu dem bewußten Fenſter emporkletterte, um die Zauberlaterne zu dirigiren.“

„Die Geſtalt,“ fuhr der Prinz fort, „ſchien wirklich eine flüchtige Aehnlichkeit mit meinem verſtorbenen Freunde zu haben; beſonders traf es ein, daß ſie ſehr blond war. War dieſes bloßer Zufall, oder woher ſchöpften Sie dieſelbe?“

„Eure Durchlaucht erinnern ſich, daß Sie über Tiſche eine Doſe neben ſich hatten liegen gehabt, auf welcher das Porträt eines Offiziers in **ſcher Uniform in Emaille war. Ich fragte Sie, ob Sie von Ihrem Freunde nicht irgend ein Andenken bei ſich führten? worauf Sie mit Ja antworteten; daraus ſchloß ich, daß es vielleicht die Doſe ſeyn möchte. Ich hatte das Bild über Tiſche gut in’s Auge gefaßt und weil ich im Zeichnen ſehr geübt, auch im Treffen ſehr glücklich bin, ſo war es mir ein Leichtes, dem Bilde dieſe flüchtige Aehnlichkeit zu geben, die Sie wahrgenommen haben; und um ſo mehr, da die Geſichtszüge des Marquis ſehr in’s Auge fallen.“

„Aber die Geſtalt ſchien ſich doch zu bewegen —“

„So ſchien es — aber es war nicht die Geſtalt, ſondern der Rauch, der von ihrem Scheine beleuchtet war.“

„Und der Menſch welcher aus dem Schlot herabſtürzte, antwortete alſo für die Erſcheinung?“

„Eben dieſer.“

„Aber er konnte ja die Frage nicht wohl hören.“

„Dieſes brauchte er auch nicht. Sie beſinnen ſich, gnädigſter Prinz, daß ich Ihnen allen auf das ſtrengſte verbot, ſelbſt eine Frage an das Geſpenſt zu richten. Was ich ihn fragen würde und er mir antworten ſollte, war abgeredet; und damit ja kein Verſehen vorfiele, ließ ich ihn groſſe Pauſen beobachten, die er an Schlägen einer Uhr abzählen mußte.“

„Sie gaben dem Wirthe Befehl, alle Feuer im Hauſe ſorgfältig mit Waſſer löſchen zu laſſen; dies geſchah ohne Zweifel —“

„Um meinen Mann im Kamine außer Gefahr des Erſtickens zu ſetzen, weil die Schornſteine im Hauſe ineinander laufen, und ich vor Ihrer Suite nicht ſo recht ſicher zu ſeyn glaubte.“

„Wie kam es aber,“ fragte Lord Seymour, „daß Ihr Geiſt weder früher noch ſpäter da war, als Sie ihn brauchten?“

„Mein Geiſt war ſchon eine gute Weile im Zimmer, ehe ich ihn citirte; aber ſo lange der Spiritus brannte, konnte man dieſen matten Schein nicht ſehen. Als meine Beſchwörungsformel geendigt war, ließ ich das Gefäß, worin der Spiritus flammte, zuſammenfallen, es wurde Nacht im Saal, und jetzt erſt wurde man die Figur an der Wand gewahr, die ſich ſchon längſt darauf reflektirt hatte.“

„Aber in eben dem Moment, als der Geiſt erſchien, empfanden wir alle einen elektriſchen Schlag. Wie bewirkten Sie dieſen?“

„Die Maſchine unter dem Altar haben Sie entdeckt. Sie ſahen auch, daß ich auf einem ſeidenen Fußteppich ſtand. Ich ließ Sie in einem halben Mond um mich herumſtehen und einander die Hände reichen, als es nahe dabei war, winkte ich einem von Ihnen, mich bei den Haaren zu faſſen. Das ſilberne Kruzifix war der Conductor, und Sie empfingen den Schlag, als ich es mit der Hand berührte.“

„Sie befahlen uns, dem Grafen von O°° und mir,“ ſagte Lord Seymour, „zwei bloße Degen kreuzweiſe über Ihrem Scheitel zu halten, ſo lange die Beſchwörung dauern würde. Wozu nun dieſes?“

„Zu nichts weiter, als um Sie beide, denen ich am wenigſten traute, während des ganzen Actus zu beſchäftigen. Sie erinnern ſich, daß ich Ihnen ausdrücklich einen Zoll hoch beſtimmte; dadurch, daß Sie dieſe Entfernung immer in Acht nehmen mußten, waren Sie verhindert, Ihre Blicke dahin zu richten, wo ich ſie nicht gern haben wollte. Meinen ſchlimmſten Feind hatte ich damals noch gar nicht in's Auge gefaßt.“

„Ich geſtehe,“ rief Lord Seymour, „daß dies vorſichtig gehandelt heißt — aber warum mußten wir ausgekleidet ſeyn?“

„Bloß um der Handlung eine Feierlichkeit mehr zu geben, und durch das Ungewöhnliche Ihre Einbildungskraft zu ſpannen.“

„Die zweite Erſcheinung ließ Ihren Geiſt nicht zum Worte kommen,“ ſagte der Prinz. „Was hätten wir eigentlich von ihm erfahren ſollen?“

„Beinahe daſſelbe, was Sie nachher gehört haben. Ich fragte Eure Durchlaucht nicht ohne Abſicht, ob Sie mir auch alles geſagt, was Ihnen der Sterbende aufgetragen, und ob Sie keine weitere Nachfragen wegen ſeiner in ſeinem Vaterlande gethan; dieſes fand ich nöthig, um nicht gegen Thatſachen anzuſtoßen, die der Ausſage meines Geiſtes hätten widerſprechen können. Ich fragte, gewiſſer Jugendſünden wegen, ob der Verſtorbene untadelhaft gelebt; und auf die Antwort, welche Sie mir gaben, gründete ich alsdann meine Erfindung.“

„Ueber dieſe Sache fing der Prinz nach einigem Stillſchweigen an, „haben Sie mir einen befriedigenden Aufſchluß gegeben. Aber ein Hauptumſtand iſt noch zurück, worüber ich Licht von Ihnen verlange."

„Wenn es in meiner Gewalt ſteht, und —"

„Keine Bedingungen. Die Gerechtigkeit, in deren Händen Sie ſind, dürfte ſo beſcheiden nicht fragen. Wer war dieſer Unbekannte, vor dem wir Sie niederſtürzen ſahen? Was wiſſen Sie von ihm? Woher kennen Sie ihn? Und was hat es für eine Bewandniß mit dieſer zweiten Erſcheinung?"

„Gnädigſter Prinz —"

„Als Sie ihm genauer in's Geſicht ſahen, ſtießen Sie einen lauten Schrei aus und ſtürzten nieder. Warum das? Was bedeutete das?"

„Dieſer Unbekannte, gnädigſter Prinz" — — Er hielt inne, wurde ſichtbarlich unruhiger und ſah uns alle in der Reihe herum mit verlegenen Blicken an — „Ja, bei Gott, gnädigſter Prinz, dieſer Unbekannte iſt ein ſchreckliches Weſen."

„Was wiſſen Sie von ihm? Wie ſteht er mit Ihnen in Verbindung? — Hoffen Sie nicht, uns die Wahrheit zu verhehlen." —

„Davor werd' ich mich wohl hüten — denn wer ſteht mir dafür, daß er nicht in dieſem Augenblicke mitten unter uns ſteht?"

„Wo? Wer?" riefen wir alle zugleich, und ſchauten uns halb lachend, halb beſtürzt im Zimmer um — „Das iſt ja nicht möglich."

„O! dieſem Menſchen — oder wer es ſeyn mag — ſind Dinge möglich, die noch weit weniger zu begreifen ſind.“

„Aber wer iſt er denn? Woher ſtammt er? Armenier oder Ruſſe? Was iſt das Wahre an dem, wofür er ſich ausgibt?“

„Keines von Allem, was er ſcheint. Es wird wenige Stände und Nationen geben, davon er nicht ſchon die Maske getragen. Wer er ſey? Woher er gekommen? Wohin er gehe? weiß Niemand. Daß er lange in Aegypten geweſen, wie viele behaupten, und dort aus einer Katakombe ſeine verborgene Weisheit geholt habe, will ich weder bejahen noch verneinen. Bei uns kennt man ihn nur unter dem Namen des Unergründlichen. Wie alt, zum Beiſpiel, ſchätzen Sie ihn?“

„Nach dem äußern Anſchein zu urtheilen, kann er kaum vierzig zurückgelegt haben.“

„Und wie alt denken Sie, daß ich ſey?“

„Nicht weit von fünfzig.“

„Ganz recht — und wenn ich Ihnen nun ſage, daß ich noch ein Burſche von ſiebenzehn Jahren war, als mir mein Großvater von dieſem Wundermanne erzählte, der ihn ohngefähr in eben dem Alter, worin er jetzt zu ſeyn ſcheint, in Famaguſta geſehen hat —“

„Das iſt lächerlich, unglaublich und übertrieben.“

„Nicht um einen Zug. Hielten mich dieſe Feſſeln nicht ab, ich wollte Ihnen Bürgen ſtellen, deren ehrwürdiges Anſehen Ihnen keinen Zweifel mehr übrig laſſen ſollte. Es gibt glaubwürdige Leute, die ſich erinnern, ihn in verſchiedenen Weltgegenden zu gleicher Zeit geſehen zu haben. Keines Degens Spitze kann ihn durchbohren, kein Gift ihm etwas anhaben, kein Feuer ſengt ihn, kein Schiff geht unter, worauf er ſich befindet. Die Zeit ſelbſt ſcheint an ihm ihre Macht zu verlieren, die Jahre trocknen ſeine Säfte nicht aus und das Alter kann ſeine Haare nicht bleichen. Niemand iſt, der ihn Speiſe nehmen ſah, nie iſt ein Weib von ihm berührt worden, kein Schlaf beſucht ſeine Augen, von allen Stunden des Tages weiß man nur eine einzige, über die er nicht Herr iſt, in welcher Niemand ihn geſehen, in welcher er kein irdiſches Geſchäft verrichtet hat.“

„So?“ ſagte der Prinz. „Und was iſt dies für eine Stunde?“

„Die zwölfte in der Nacht. Sobald die Glocke den zwölften Schlag thut, gehört er den Lebendigen nicht mehr. Wo er auch ſeyn mag, er muß fort, welches Geſchäft er auch verrichtet, er muß es abbrechen. Dieſer ſchreckliche Glockenſchlag reißt ihn aus den Armen der Freundſchaft, reißt ihn ſelbſt vom Altar und würde ihn auch aus dem Todeskampf abrufen. Niemand weiß, wo er dann hingehet, noch was er da verrichtet. Niemand wagt es, ihn darum zu befragen, noch weniger, ihm zu folgen, denn ſeine Geſichtszüge ziehen ſich auf einmal, ſobald dieſe gefürchtete Stunde ſchlägt, in einen ſo finſtern und ſchreckhaften Ernſt zuſammen, daß jedem der Muth entfällt, ihm in's Geſicht zu blicken oder ihn anzureden. Eine tiefe Todesſtille endigt dann plötzlich das lebhafteſte Geſpräch, und alle, die um ihn ſind, erwarten mit ehrerbietigem Schaudern ſeine

Wiederkunft, ohne es nur zu wagen, ſich von der Stelle zu heben, oder die Thür zu öffnen, durch die er gegangen iſt.“

„Aber,“ fragte einer von uns, „bemerkt man nichts Außerordentliches an ihm bei ſeiner Zurückkunft?“

„Nichts, als daß er bleich und abgemattet ausſieht, ohngefähr wie ein Menſch, der eine ſchmerzhafte Operation ausgeſtanden, oder eine ſchreckliche Zeitung erhält. Einige wollen Blutstropfen auf ſeinem Hemde geſehen haben; dieſes aber laſſe ich dahingeſtellt ſeyn.“

„Und hat man es zum wenigſten nie verſucht, ihm dieſe Stunde zu verbergen, oder ihn ſo in Zerſtreuung zu verwickeln, daß er ſie überſehen mußte?

„Ein einziges Mal, ſagt man, überſchritt er den Termin. Die Geſellſchaft war zahlreich, man verſpätete ſich bis tief in die Nacht, alle Uhren waren mit Fleiß falſch gerichtet und das Feuer der Unterredung riß ihn dahin. Als die geſetzte Stunde da war, verſtummte er plötzlich und wurde ſtarr, alle ſeine Gliedmaßen verharrten in derſelben Richtung, worin dieſer Zufall ſie überraſchte, ſeine Augen ſtanden, ſein Puls ſchlug nicht mehr, alle Mittel, die man anwendete, ihn wieder zu erwecken, waren fruchtlos; und dieſer Zuſtand hielt an, bis die Stunde verſtrichen war. Dann belebte er ſich plötzlich von ſelbſt wieder, ſchlug die Augen auf und fuhr in der nämlichen Sylbe fort, worin er war unterbrochen worden. Die allgemeine Beſtürzung verrieth ihm, was geſchehen war und da erklärte er mit einem fürchterlichen Ernſte, daß man ſich glücklich preiſen dürfe, mit dem bloßen Schrecken davon gekommen zu ſeyn. Aber die Stadt worin ihm dieſes begegnet war, verließ er noch an demſelben Abend auf immer. Der allgemeine Glaube iſt, daß er in dieſer geheimnißvollen Stunde Unterredungen mit ſeinem Genius halte. Einige meinen gar, er ſey ein Verſtorbener, dem es verſtattet ſey, drei und zwanzig Stunden vom Tage unter den Lebenden zu wandeln; in der letzten aber müſſe ſeine Seele zur Unterwelt heimkehren, um dort ihr Gericht auszuhalten. Viele halten ihn auch für den berühmten Apollonius von Tyana und andere gar für den Jünger Johannes, von dem es heißt, daß er bleiben würde bis zum letzten Gericht.“

„Ueber einen ſo außerordentlichen Mann kann es freilich nicht an abenteuerlichen Muthmaßungen fehlen. Alles Bisherige aber haben Sie bloß von Hörenſagen; und doch ſchien mir ſein Benehmen gegen Sie und das Ihrige gegen ihn auf eine genauere Bekanntſchaft zu deuten. Liegt hier nicht irgend eine beſondere Geſchichte zum Grunde, bei der Sie ſelbſt mit verwickelt geweſen? Verhehlen Sie uns nichts!“

Der Sicilianer ſah uns mit einem zweifelhaften Blicke an und ſchwieg.

„Wenn es eine Sache betrifft,“ fuhr der Prinz fort, „die Sie nicht gern laut machen wollen, ſo verſichere ich Sie, im Namen dieſer beiden Herren, der unverbrüchlichſten Verſchwiegenheit. Aber reden Sie aufrichtig und unverhohlen.“

„Wenn ich hoffen kann,“ fing der Mann nach einem langen Stillſchweigen endlich an, „daß Sie ſolche nicht gegen mich zeugen laſſen wollen, ſo will ich Ihnen wohl eine merkwürdige Begebenheit mit dieſem Armenier erzählen, von der ich Augenzeuge war und die Ihnen über die verborgene Gewalt dieſes Menſchen keinen Zweifel mehr übrig laſſen wird. Aber es muß mir erlaubt ſeyn,“ ſetzte er hinzu, „einige Namen dabei zu verſchweigen.“

„Kann es nicht auch ohne dieſe Bedingung geſchehen?“

„Nein, gnädigſter Herr. Es iſt eine Familie darein verwickelt, die ich Urſache habe, zu ehren.“

„Laſſen Sie uns hören!“ ſagte der Prinz.

„Es mögen nun fünf Jahre ſeyn,“ fing der Sicilianer an, „daß ich in Neapel, wo ich mit ziemlichem Glücke meine Künſte trieb, mit einem gewiſſen Lorenzo del M°°nte, Chevalier des Ordens von St. Stephan, Bekanntſchaft machte, einem jungen und reichen Kavalier aus einem der erſten Häuſer des Königreichs, der mich mit Verbindlichkeiten überhäufte und für meine Geheimniſſe große Achtung zu tragen ſchien. Er entdeckte mir, daß der Marcheſe del M°°nte, ſein Vater, ein eifriger Verehrer der Kabbala wäre und ſich glücklich ſchätzen würde, einen Weltweiſen (wie er mich zu nennen beliebte), unter ſeinem Dache zu wiſſen. Der Greis wohnte auf einem ſeiner Landgüter an der See, ohngefähr ſieben Meilen von Neapel, wo er beinahe in gänzlicher Abgeſchiedenheit von Menſchen das Andenken eines theuren Sohnes beweinte, der ihm durch ein ſchreckliches Schickſal entriſſen war. Der Chevalier ließ mich merken, daß er und ſeine Familie in einer ſehr ernſthaften Angelegenheit meiner wohl gar einmal bedürfen könnten, um von meiner geheimen Wiſſenſchaft vielleicht einen Aufſchluß über etwas zu erhalten, wobei alle natürlichen Mittel fruchtlos erſchöpft worden wären. Er insbeſondere, ſetzte er bedeutungsvoll hinzu, würde einſt vielleicht Urſache haben, mich als den Schöpfer ſeiner Ruhe und ſeines ganzen irdiſchen Glücks zu betrachten. Die Sache ſelbſt aber verhielt ſich folgendergeſtalt. Dieſer Lorenzo war der jüngere Sohn des Marcheſe, weßwegen er auch zu dem geiſtlichen Stande beſtimmt war; die Güter der Familie ſollten an ſeinen ältern Bruder fallen. Jeronymo, ſo hieß dieſer ältere Bruder, hatte mehrere Jahre auf Reiſen zugebracht und kam ungefähr ſieben Jahre vor der Begebenheit, die jetzt erzählt wird, in ſein Vaterland zurück, um eine Heirath mit der einzigen Tochter eines benachbarten gräflichen Hauſes, von C°°°tti, zu vollziehen, worüber beide Familien ſchon ſeit der Geburt dieſer Kinder übereingekommen waren, um ihre anſehnlichen Güter dadurch zu vereinigen. Ungeachtet dieſe Verbindung bloß das Werk der elterlichen Convenienz war und die Herzen beider Verlobten bei der Wahl nicht um Rath gefragt wurden, ſo hatten ſie ſie doch ſtillſchweigend ſchon beſchworen. Jeronymo del M°°°nte und Antonie C°°°tti waren mit einander auferzogen worden und der wenige Zwang, den man dem Umgange zweier Kinder auflegte, die man ſchon damals gewohnt war, als ein Paar zu betrachten, hatte frühzeitig ein zärtliches Verſtändniß zwiſchen beiden entſtehen laſſen, das durch die Harmonie ihrer Charaktere noch mehr befeſtigt ward und ſich in reifern Jahren leicht zur Liebe erhöhte. Eine vierjährige Entfernung hatte es vielmehr angefeuert als erkältet, und Jeronymo kehrte eben ſo treu und eben ſo feurig in die Arme ſeiner Braut zurück, als wenn er ſich niemals daraus geriſſen hätte.

„Die Entzückungen des Wiederſehens waren noch nicht vorüber und die Anſtalten zur Vermählung wurden auf das Lebhafteſte betrieben, als der Bräutigam — verſchwand. Er pflegte öfters ganze Abende auf einem Landhauſe zuzubringen, das die Ausſicht auf's Meer hatte und ſich da zuweilen mit einer Waſſerfahrt zu vergnügen. Nach einem ſolchen Abende geſchah es, daß er ungewöhnlich lange ausblieb. Man ſchickte Boten nach ihm aus, Fahrzeuge ſuchten ihn auf der See; Niemand wollte ihn geſehen haben; von ſeinen Bedienten wurde keiner vermißt, daß ihn alſo keiner begleitet haben konnte. Es wurde Nacht und er erſchien nicht. Es wurde Morgen — es wurde Mittag und Abend und noch kein Jeronymo. Schon fing man an, den ſchrecklichſten Muthmaßungen Raum zu geben, als die Nachricht einlief, ein allgieriſcher Corſar habe vorigen Tages an dieſer Küſte gelandet und verſchiedene von den Einwohnern ſeyen gefangen weggeführt worden. Sogleich werden zwei Galeeren bemannt, die eben ſegelfertig liegen; der alte Marcheſe beſteigt ſelbſt die erſte, entſchloſſen, ſeinen Sohn mit Gefahr ſeines eigenen Lebens zu befreien. Am dritten Morgen erblicken ſie den Corſaren, vor welchem ſie den Vortheil des Windes voraus haben; ſie haben ihn bald erreicht, ſie kommen ihm ſo nahe, daß Lorenzo, der ſich auf der erſten Galeere befindet, das Zeichen ſeines Bruders auf dem feindlichen Verdecke zu erkennen glaubt, als plötzlich ein Sturm ſie wieder auseinander trennt. Mit Mühe ſtehen ihn die beſchädigten Schiffe aus; aber die Priſe iſt verſchwunden und die Noth zwingt ſie, auf Maltha zu landen. Der Schmerz der Familie iſt ohne Grenzen; troſtlos rauft ſich der alte Marcheſe die eisgrauen Haare aus; man fürchtet für das Leben der jungen Gräfin.

„Fünf Jahre gehen in fruchtloſen Erkundigungen hin. Nachfragen geſchehen längs der ganzen barbariſchen Küſte; ungeheure Preiſe werden für die Freiheit des jungen Marcheſe geboten; aber Niemand meldet ſich, ſie zu verdienen. Endlich blieb es bei der wahrſcheinlichen Vermuthung, daß jener Sturm, welcher beide Fahrzeuge trennte, das Räuberſchiff zu Grunde gerichtet habe, und daß ſeine ganze Mannſchaft in den Fluten umgekommen ſey.

„So ſcheinbar dieſe Vermuthung war, ſo fehlte ihr doch noch viel zur Gewißheit und nichts berechtigte, die Hoffnung ganz aufzugeben, daß der Verlorne nicht einmal wieder ſichtbar werden könnte. Aber geſetzt nun, er würde es nicht mehr, ſo erloſch mit ihm zugleich die Familie, oder der zweite Bruder mußte dem geiſtlichen Stande entſagen und in die Rechte des Erſtgebornen eintreten. So wenig dieſes die Gerechtigkeit gegen den Letztern zu erlauben ſchien, ſo wenig durfte auf der andern Seite die Familie, durch eine zu weit getriebene Gewiſſenhaftigkeit, der Gefahr des Ausſterbens ausgeſetzt werden. Gram und Alter näherten den alten Marcheſe dem Grabe; mit jedem neu vereitelten Verſuche ſank die Hoffnung, den Verſchwundenen wiederzufinden;

er ſah den Untergang ſeines Hauſes, der durch eine kleine Ungerechtigkeit zu verhüten war, wenn er ſich nämlich nur entſchließen wollte, den jüngern Bruder auf Unkoſten des ältern zu begünſtigen. Um ſeine Verbindung mit dem gräflichen Hauſe von C***tti zu erfüllen, brauchte nur ein Name geändert zu werden; der Zweck beider Familien war auf gleiche Art erreicht, Gräfin Antonie mochte nun Lorenzo's oder Jeronymo's Gattin heißen. Die ſchwache Möglichkeit einer Wiedererſcheinung des Letztern kam gegen das gewiſſe und dringende Uebel, den gänzlichen Untergang der Familie, in keine Betrachtung und der alte Marcheſe, der die Annäherung des Todes mit jedem Tage ſtärker fühlte, wünſchte mit Ungeduld, von dieſer Unruhe wenigſtens frei zu ſterben.

»Wer dieſen Schritt allein verzögerte und am hartnäckigſten bekämpfte, war derjenige, der das meiſte dabei gewann — Lorenzo. Ungerührt von dem Reiz unermeßlicher Güter, unempfindlich ſelbſt gegen den Beſitz des liebenswürdigſten Geſchöpfes, das ſeinen Armen überliefert werden ſollte, weigerte er ſich mit der edelmüthigſten Gewiſſenhaftigkeit, einen Bruder zu berauben, der vielleicht noch am Leben wäre und ſein Eigenthum zurückfordern könnte. Iſt das Schickſal meines theuern Jeronymo, ſagte er, durch dieſe lange Gefangenſchaft nicht ſchon ſchrecklich genug, daß ich es noch durch einen Diebſtahl verbittern ſollte, der ihn um alles bringt, was ihm das Theuerſte war? Mit welchem Herzen würde ich den Himmel um ſeine Wiederkunſt anflehen, wenn ſein Weib in meinen Armen liegt? Mit welcher Stirn ihm, wenn endlich ein Wunder ihn uns zurückbringt, entgegen eilen? Und geſetzt, er iſt uns auf ewig entriſſen, wodurch können wir ſein Andenken beſſer ehren, als wenn wir die Lücke ewig unausgefüllt laſſen, die ſein Tod in unſern Cirkel geriſſen hat? als wenn wir alle unſre Hoffnungen auf ſeinem Grabe opfern, und das, was ſein war, gleich einem Heiligthume unberührt laſſen?

„Aber alle Gründe, welche die brüderliche Delikateſſe ausfand, waren nicht vermögend, den alten Marcheſe mit der Idee auszuſöhnen, einen Stamm erlöſchen zu ſehen, der bereits neun Jahrhunderte geblüht. Alles, was Lorenzo ihm abgewann, war noch eine Friſt von zwei Jahren, ehe er die Braut ſeines Bruders zum Altare führte. Während dieſes Zeitraums wurden die Nachforſchungen auf's Eifrigſte fortgeſetzt. Lorenzo ſelbſt that verſchiedene Seereiſen, ſetzte ſeine Perſon manchen Gefahren aus; keine Mühe, keine Koſten wurden geſpart, den Verſchwundenen wiederzufinden. Aber auch dieſe zwei Jahre verſtrichen fruchtlos, wie alle vorigen.“

„Und Gräfin Antonie?“ fragte der Prinz. „Von ihrem Zuſtande ſagen Sie uns nichts. Sollte ſie ſich ſo gelaſſen in ihr Schickſal ergeben haben? Ich kann es nicht glauben.“

„Antoniens Zuſtand war der ſchrecklichſte Kampf zwiſchen Pflicht und Neigung, Haß und Bewunderung. Die uneigennützigſte Großmuth der brüderlichen Liebe rührte ſie; ſie fühlte ſich hingeriſſen, den Mann zu verehren, den ſie nimmermehr lieben konnte; zerriſſen von widerſprechenden Gefühlen, blutete ihr Herz. Aber ihr Widerwille gegen den Chevalier ſchien in eben dem Grade zu wachſen, wie ſich ſeine Anſprüche auf ihre Achtung vermehrten. Mit tiefem Leiden bemerkte er den ſtillen Gram, der ihre Jugend verzehrte. Ein zärtliches Mitleid trat unvermerkt an die Stelle der Gleichgültigkeit, mit der er ſie bisher betrachtet hatte; aber dieſe verrätheriſche Empfindung hinterging ihn, und eine wüthende Leidenſchaft fing an, ihm die Ausübung einer Tugend zu erſchweren, die bis jetzt ohne Beiſpiel geweſen war. Doch ſelbſt noch auf Unkoſten der Liebe gab er den Eingebungen ſeines Edelmuths Gehör: er allein war es, der das unglückliche Opfer gegen die Willkühr der Familie in Schutz nahm. Aber alle ſeine Bemühungen mißlangen; jeder Sieg den er über ſeine Leidenſchaft davon trug, zeigte ihn ihrer um ſo würdiger, und die Großmuth, mit der er ſie ausſchlug, diente nur dazu, ihre Widerſetzlichkeit jeder Entſchuldigung zu berauben.

So ſtanden die Sachen, als der Chevalier mich beredete, ihn auf ſeinem Landgute zu beſuchen. Die warme Empfehlung meines Gönners bereitete mir da einen Empfang, der alle meine Wünſche übertraf. Ich darf nicht vergeſſen, hier noch anzuführen, daß es mir durch einige merkwürdige Operationen gelungen war, meinen Namen unter den dortigen Logen berühmt zu machen, welches mit dazu beitragen mochte, das Vertrauen des alten Marcheſe zu vermehren und ſeine Erwartungen von mir zu erhöhen. Wie weit ich es mit ihm gebracht und welche Wege ich dabei gegangen, erlaſſen Sie mir zu erzählen; aus den Geſtändniſſen, die ich Ihnen bereits gethan, können Sie auf alles Uebrige ſchließen. Da ich mir alle myſtiſche Bücher zu Nutze machte, die ſich in der ſehr anſehnlichen Bibliothek des Marcheſe befanden, ſo gelang es mir bald, in ſeiner Sprache mit ihm zu reden, und mein Syſtem von der unſichtbaren Welt mit den abenteuerlichſten Erfindungen aufzuſtutzen. In Kurzem glaubte er, was ich wollte, und hätte eben ſo zuverſichtlich auf die Begattungen der Philoſophen mit Salamandrinnen und Sylphiden als auf einen Artikel des Kanons geſchworen. Da er überdies ſehr religiös war, und ſeine Anlage zum Glauben in dieſer Schule zu einem hohen Grade ausgebildet hatte, ſo fanden meine Mährchen bei ihm deſto leichter Eingang, und zuletzt hattte ich ihn mit Myſtizität ſo umſtrickt und umwunden, daß nichts mehr bei ihm Kredit hatte, ſobald es natürlich war. In Kurzem war ich der angebetete Apoſtel des Hauſes. Der gewöhnliche Inhalt meiner Vorleſungen war die Exaltation der menſchlichen Natur und der Umgang mit höhern Weſen, mein Gewährsmann der untrügliche Graf von Gabalis. Die junge Gräfin, die ſeit dem Verluſte ihres Geliebten ohnehin mehr in der Geiſterwelt als in der wirklichen lebte und überdies eine große Miſchung von Melancholie in ihrem Charakter hatte, fing meine hingeworfenen Winke mit ſchauderndem Wohlbehagen auf, ja ſogar die Bedienten des Hauſes ſuchten ſich im Zimmer zu thun zu machen, wenn ich redete, um hier und da eins meiner Worte aufzuhaſchen, welche Bruchſtücke ſie alsdann nach ihrer Art an einander reihten.

„Ungefähr zwei Monate mochte ich ſo auf dieſem Ritterſitze zugebracht haben, als eines Morgens der Chevalier auf mein Zimmer trat. Tiefer Gram malte ſich auf ſeinem Geſichte, alle ſeine Züge waren zerſtört, er warf ſich in einen Stuhl mit allen Geberden der Verzweiflung.

„Kapitain,“ ſagte er, „mit mir iſt es vorbei. Ich muß fort. Ich kann es nicht länger hier aushalten.“

„Was iſt Ihnen, Chevalier? Was haben Sie?“

„O dieſe fürchterliche Leidenſchaft! (Hier fuhr er mit Heftigkeit von dem Stuhle auf und warf ſich in meine Arme.) — Ich habe ſie bekämpft, wie ein Mann — Jetzt kann ich nicht mehr.“

„Aber an wem liegt es denn, liebſter Freund, als an Ihnen? Steht nicht Alles in Ihrer Gewalt? Vater, Familie —“

„Vater! Familie! Was iſt mir das? — Will ich eine erzwungene Hand, oder eine freiwillige Neigung? — Hab' ich nicht einen Nebenbuhler? — Ach! Und welchen? — Einen Nebenbuhler vielleicht unter den Todten! O laſſen Sie mich! Laſſen Sie mich! Ging es auch bis an's Ende der Welt. Ich muß meinen Bruder finden.“

„Wie? Nach ſo viel fehlgeſchlagenen Verſuchen können Sie noch Hoffnung —“

„Hoffnung! — In meinem Herzen ſtarb ſie längſt. Aber auch in jenem? — Was liegt daran, ob ich hoffe? — Bin ich glücklich, ſo lange noch ein Schimmer dieſer Hoffnung in Antoniens Herzen glimmt? Zwei Worte, Freund, könnten meine Marter enden

— Aber umſonſt! Mein Schickſal wird elend bleiben, bis die Ewigkeit ihr langes Schweigen bricht, und Gräber für mich zeugen.“

„Iſt es dieſe Gewißheit alſo, die Sie glücklich machen kann?“

„Glücklich? O ich zweifle, ob ich es je wieder ſeyn kann! — Aber Ungewißheit iſt die ſchrecklichſte Verdammniß! (Nach einigem Stillſchweigen mäßigte er ſich und fuhr mit Wehmuth fort.) Daß er meine Leiden ſähe! — Kann ſie ihn glücklich machen, dieſe Treue, die das Elend ſeines Bruders macht? Soll ein Lebendiger eines Todten wegen ſchmachten, der nicht mehr genieſſen kann? — Wüßte er meine Qual — (hier fing er an, heftig zu weinen, und drückte ſein Geſicht auf meine Bruſt) vielleicht — ja vielleicht würde er ſie ſelbſt in meine Arme führen.“

„Aber ſollte dieſer Wunſch ſo ganz unerfüllbar ſeyn?“

„Freund! Was ſagen Sie?“ — Er ſah mich erſchrocken an.

„Weit geringere Anläſſe,“ fuhr ich fort, „haben die Abgeſchiedenen in das Schickſal der Lebenden verflochten. Sollte das ganze zeitliche Glück eines Menſchen — eines Bruders —“

„Das ganze zeitliche Glück! O das fühl' ich! Wie wahr haben Sie geſagt! Meine ganze Glückſeligkeit!“

„Und die Ruhe einer trauernden Familie keine würdige Aufforderung ſeyn? Gewiß! wenn je eine irdiſche Angelegenheit dazu berechtigen kann, die Ruhe der Seligen zu ſtören — von einer Gewalt Gebrauch zu machen — “

„Um Gotteswillen, Freund!“ unterbrach er mich, „nichts mehr davon! Ehmals wohl, ich geſteh' es, hegte ich einen ſolchen Gedanken — mir däucht, ich ſagte Ihnen davon — aber ich habe ihn längſt als ruchlos und abſcheulich verworfen.“

„Sie ſehen nun ſchon,“ fuhr der Sicilianer fort, „wohin uns dieſes führte. Ich bemühte mich, die Bedenklichkeiten des Ritters zu zerſtreuen, welches mir endlich auch gelang. Es ward beſchloſſen, den Geiſt des Verſtorbenen zu citiren, wobei ich mir nur vierzehn Tage Friſt ausbedingte, um mich, wie ich vorgab, würdig darauf vorzubereiten. Nachdem dieſer Zeitraum verſtrichen und meine Maſchinen gehörig gerichtet waren, benutzte ich einen ſchauerlichen Abend, wo die Familie auf die gewöhnliche Art um mich verſammelt war, ihr die Einwilligung dazu abzulocken, oder ſie vielmehr dahin zu leiten, daß ſie ſelbſt dieſe Bitte an mich that. Den ſchwerſten Stand hatte man bei der jungen Gräfin, deren Gegenwart doch ſo weſentlich war; aber hier kam uns der ſchwärmeriſche Flug ihrer Leidenſchaft zu Hülfe, und vielleicht mehr noch ein ſchwacher Schimmer von Hoffnung, daß der Todtgeglaubte noch lebe und auf den Ruf nicht erſcheinen werde. Mißtrauen in die Sache ſelbſt, Zweifel in meine Kunſt war das einzige Hinderniß, welches ich nicht zu bekämpfen hatte.

„Sobald die Einwilligung der Familie da war, wurde der dritte Tag zu dem Werke angeſetzt. Gebete, die bis in die Mitternacht verlängert werden mußten, Faſten, Wachen, Einſamkeit und myſtiſcher Unterricht waren, verbunden mit dem Gebrauch eines gewiſſen noch unbekannten muſikaliſchen Inſtruments, das ich in ähnlichen Fällen ſehr wirkſam fand, die Vorbereitungen zu dieſem feierlichen Akte, welche auch ſehr nach Wunſche einſchlugen, daß die fanatiſche Begeiſterung meiner Zuhörer meine eigene Phantaſie erhitzte, und die Illuſion nicht wenig vermehrte, zu der ich mich bei dieſer Gelegenheit anſtrengen mußte. Endlich kam die erwartete Stunde — «

»Ich errathe,« rief der Prinz, »wen Sie uns jetzt aufführen werden — Aber fahren Sie nur fort — fahren Sie nur fort — «

»Nein, gnädigſter Herr. Die Beſchwörung ging nach Wunſche vorüber.«

»Aber wie? wo bleibt der Armenier?«

»Fürchten Sie nicht,« antwortete der Sicilianer, »der Armenier wird nur zu zeitig erſcheinen.«

»Ich laſſe mich in keine Beſchreibung des Gaukelſpiels ein, die mich ohnehin auch zu weit führen würde. Genug, es erfüllte alle meine Erwartungen. Der alte Marcheſe, die junge Gräfin nebſt ihrer Mutter, der Chevalier und noch einige Verwandte waren zugegen. Sie können leicht denken, daß es mir in der langen Zeit, die ich in dieſem Hauſe zugebracht, nicht an Gelegenheit werde gemangelt haben, von Allem, was den Verſtorbenen anbetraf, die genaueſte Erkundigung einzuziehen. Verſchiedene Gemälde, die ich da von ihm vorfand, ſetzten mich in den Stand, der Erſcheinung die täuſchendſte Aehnlichkeit zu geben, und weil ich den Geiſt nur durch Zeichen ſprechen ließ, ſo konnte auch ſeine Stimme keinen Verdacht erwecken. Der Todte ſelbſt erſchien in barbariſchem Sklavenkleide, eine tiefe Wunde am Halſe. Sie bemerken," ſagte der Sicilianer, „daß ich hierin von der allgemeinen Muthmaßung abging, die ihn in den Wellen hatte umkommen laſſen; weil ich Urſache hatte, zu hoffen, daß gerade das Unerwartete dieſer Wendung die Glaubwürdigkeit der Viſion ſelbſt nicht wenig vermehren würde; ſo wie mir im Gegentheil nichts gefährlicher ſchien, als eine zu gewiſſenhafte Annäherung an das Natürliche."

„Ich glaube, daß dies ſehr richtig geurtheilt war," ſagte der Prinz. „In einer Reihe außerordentlicher Erſcheinungen mußte, däucht mir, juſt die *wahrſcheinlichere* ſtören, die Leichtigkeit, die erhaltene Entdeckung zu begreifen, würde hier nur das Mittel, durch welches man dazu gelangt war, herabgewürdigt haben; die Leichtigkeit, ſie zu erfinden, dieſes wohl gar verdächtig gemacht haben; denn wozu einen Geiſt bemühen, wenn man nichts Weiteres von ihm erfahren ſoll, als was auch ohne ihn, mit Hülfe der bloß gewöhnlichen Vernunft, herauszubringen war? Aber die überraſchende Neuheit und Schwierigkeit der Entdeckung iſt hier gleichſam eine Gewährleiſtung des Wunders, wodurch ſie erhalten wird — denn wer wird nun das Uebernatürliche einer Operation in Zweifel ziehen, wenn das, was ſie leiſtete, durch natürliche Kräfte nicht geleiſtet werden kann? — Ich habe Sie unterbrochen," ſetzte der Prinz hinzu, „vollenden Sie Ihre Erzählung."

„Ich ließ,“ fuhr dieſer fort, „die Frage an den Geiſt ergehen, ob er nichts mehr ſein nenne auf dieſer Welt, und nichts darauf hinterlaſſen habe, was ihm theuer wäre? Der Geiſt ſchüttelte dreimal das Haupt und ſtreckte eine ſeiner Hände gen Himmel. Ehe er wegging, ſtreifte er noch einen Ring vom Finger, den man nach ſeiner Verſchwindung auf dem Fußboden liegen fand. Als die Gräfin ihn genauer in's Geſicht faßte, war es ihr Trauring.“

„Ihr Trauring!“ rief der Prinz mit Befremdung. „Ihr Trauring! Aber wie gelangten Sie zu dieſem?“

„Ich — — — Es war nicht der rechte, gnädigſter Prinz — — Ich hatte ihn — — Es war nur ein nachgemachter — “

„Ein nachgemachter!“ wiederholte der Prinz. „Zum Nachmachen brauchten Sie ja den rechten, und wie kamen Sie zu dieſem, da ihn der Verſtorbene gewiß nie vom Finger brachte?“ —

„Das iſt wohl wahr,“ ſagte der Sicilianer, nicht ohne Zeichen der Verwirrung — aber aus einer Beſchreibung, die man mir von dem wirklichen Trauringe gemacht hatte — “

„Die Ihnen wer gemacht hatte?“

„Schon vor langer Zeit,“ ſagte der Sicilianer — „Es war ein ganz einfacher goldner Ring, mit dem Namen der jungen Gräfin, glaub' ich, — — aber Sie haben mich ganz aus der Ordnung gebracht — “

„Wie erging es weiter?“ ſagte der Prinz mit ſehr unbefriedigter und zweideutiger Miene.

„Jetzt hielt man ſich für überzeugt, daß Jeronymo nicht mehr am Leben ſey. Die Familie machte von dieſem Tage an, ſeinen Tod öffentlich bekannt und legte förmlich die Trauer um ihn an. Der Umſtand mit dem Ringe erlaubte auch Antonien keinen Zweifel mehr und gab den Bewerbungen des Chevaliers einen größern Nachdruck. Aber der heftige Eindruck, den dieſe Erſcheinung auf ſie gemacht, ſtürzte ſie in eine gefährliche Krankheit, welche die Hoffnungen ihres Liebhabers bald auf ewig vereitelt hätte. Als ſie wieder geneſen war, beſtand ſie darauf, den Schleier zu nehmen, wovon ſie nur durch die nachdrücklichſten Gegenvorſtellungen ihres Beichtvaters, in welchen ſie ein unumſchränktes Vertrauen ſetzte, abzubringen war. Endlich gelang es den vereinigten Bemühungen dieſes Mannes und der Familie, ihr das Jawort abzuängſtigen. Der letzte Tag der Trauer ſollte der glückliche Tag ſeyn, den der alte Marcheſe durch Abtretung aller ſeiner Güter an den rechtmäßigen Erben noch feſtlicher zu machen geſonnen war.

„Es erſchien dieſer Tag und Lorenzo empfing ſeine bebende Braut am Altare. Der Tag ging unter; ein prächtiges Mahl erwartete die frohen Gäſte im hellerleuchteten Hochzeitſaale und eine lärmende Muſik begleitete die ausgelaſſene Freude. Der glückliche Greis hatte gewollt, daß alle Welt ſeine Fröhlichkeit theilte; alle Zugänge zum Pallaſte waren geöffnet und willkommen war Jeder, der ihn glücklich pries. Unter dieſem Gedränge nun — “

Der Sicilianer hielt hier inne und ein Schauder der Erwartung hemmte unſern Odem — —

„Unter dieſem Gedränge alſo," fuhr er fort, „ließ mich derjenige, welcher zunächſt an mir ſaß, einen Franziskanermönch bemerken, der unbeweglich, wie eine Säule, ſtand, langer hagerer Statur und aſchbleichen Angeſichts, einen ernſten und traurigen Blick auf das Brautpaar geheftet. Die Freude, welche ringsum auf allen Geſichtern lachte, ſchien an dieſem einzigen vorüberzugehen; ſeine Miene blieb unwandelbar dieſelbe, wie eine Büſte unter lebenden Figuren. Das Außerordentliche dieſes Anblicks, der, weil er mich mitten in der Luſt überraſchte und gegen Alles, was mich in dieſem Augenblick umgab, auf eine ſo grelle Art abſtach, um ſo tiefer auf mich wirkte, ließ einen unauslöſchlichen Eindruck in meiner Seele zurück, daß ich dadurch allein in den Stand geſetzt worden bin, die Geſichtszüge dieſes Mönchs in der Phyſiognomie des Ruſſen (denn Sie begreifen wohl ſchon, daß er mit dieſem und Ihrem Armenier eine und dieſelbe Perſon war) wieder zu erkennen, welches ſonſt ſchlechterdings unmöglich würde geweſen ſeyn. Oft verſucht' ich's, die Augen von dieſer ſchreckhaften Geſtalt abzuwenden, aber unfreiwillig fielen ſie wieder darauf und fanden ſie jedesmal unverändert. Ich ſtieß meinen Nachbar an, dieſer den ſeinigen; dieſelbe Neugierde, dieſelbe Befremdung durchlief die ganze Tafel, das Geſpräch ſtockte, eine allgemeine plötzliche Stille, den Mönch ſtörte ſie nicht. Der Mönch ſtand unbeweglich und immer derſelbe, einen ernſten und traurigen Blick auf das Brautpaar geheftet. Einen Jeden entſetzte dieſe Erſcheinung; die junge Gräfin allein fand ihren eigenen Kummer im

Geſichte dieſes Fremdlings wieder, und hing mit ſtiller Wolluſt an dem einzigen Gegenſtande in der Verſammlung, der ihren Gram zu verſtehen, zu theilen ſchien. Allgemach verlief ſich das Gedränge, Mitternacht war vorüber, die Muſik fing an ſtiller und verlorner zu tönen, die Kerzen dunkler und endlich nur einzeln zu brennen, das Geſpräch leiſer und immer leiſer zu flüſtern — und öder ward es und immer öder im trüb erleuchteten Hochzeitſaale; der Mönch ſtand unbeweglich und immer derſelbe, einen ſtillen und traurigen Blick auf das Brautpaar geheftet. Die Tafel wird aufgehoben, die Gäſte zerſtreuen ſich dahin und dorthin, die Familie tritt in einen engern Kreis zuſammen, der Mönch bleibt ungeladen in dieſem engern Kreiſe. Ich weiß nicht, woher es kam, daß Niemand ihn anreden wollte; Niemand redete ihn an. Schon drängen ſich ihre weiblichen Bekannten um die zitternde Braut herum, die einen bittenden Hülfe ſuchenden Blick auf den ehrwürdigen Fremdling richtet; der Fremdling erwidert ihn nicht. Die Männer ſammeln ſich auf gleiche Art um den Bräutigam — Eine gepreßte erwartungsvolle Stille — „Daß wir unter einander da ſo glücklich ſind," hub endlich der Greis an, der allein unter uns allen den Unbekannten nicht zu bemerken, oder ſich doch nicht über ihn zu verwundern ſchien: „Daß wir ſo glücklich ſind," ſagte er, und mein Sohn Jeronymo muß fehlen! — „Haſt du ihn denn geladen, und er iſt ausgeblieben?" fragte der Mönch. Es war das erſte Mal, daß er den Mund öffnete. Mit Schrecken ſahen wir ihn an.

„Ach! er iſt hingegangen, wo man auf ewig ausbleibt,“ verſetzte der Alte. „Ehrwürdiger Herr, Ihr verſteht mich unrecht. Mein Sohn Jeronymo iſt todt.“

„Vielleicht fürchtet er ſich auch nur, ſich in ſolcher Geſellſchaft zu zeigen,“ fuhr der Mönch fort — „Wer weiß, wie er ausſehen mag, dein Sohn Jeronymo! — Laß ihn die Stimme hören, die er zum letzten Male hörte! — Bitte deinen Sohn Lorenzo, daß er ihn rufe!“

„Was ſoll das bedeuten?“ murmelte Alles. Lorenzo veränderte die Farbe. Ich läugne nicht, daß mir das Haar anfing zu ſteigen.

„Der Mönch war unterdeſſen zum Schenktiſche getreten, wo er ein volles Weinglas ergriff und an die Lippen ſetzte — „Das Andenken unſers theuren Jeronymo!“ rief er. „Wer den Verſtorbenen lieb hatte, thue mir's nach!“

„Woher Ihr auch ſeyn mögt, ehrwürdiger Herr,“ rief endlich der Marcheſe, „Ihr habt einen theuren Namen genannt. Seyd mir willkommen! — Kommt, meine Freunde! (indem er ſich gegen uns kehrte und die Gläſer herumgehen ließ) — laßt einen Fremdling uns nicht beſchämen! — Dem Andenken meines Sohnes Jeronymo!“

„Nie, glaube ich, ward eine Geſundheit mit ſo ſchlimmen Muthe getrunken.

„Ein Glas ſteht noch voll da — Warum weigert ſich mein Sohn Lorenzo, auf dieſen freundlichen Trunk Beſcheid zu thun?“

„Bebend empfing Lorenzo das Glas aus des Franziſkaners Hand — bebend brachte er es an den

Mund — „Meinem vielgeliebten Bruder Jeronymo!“ ſtammelte er und ſchaudernd ſetzte er's nieder.

„Das iſt meines Mörders Stimme,“ rief eine fürchterliche Geſtalt, die auf einmal in unſerer Mitte ſtand, mit bluttriefendem Kleide und entſtellt von gräßlichen Wunden. — —

„Aber um das Weitere frage man mich nicht mehr,“ ſagte der Sicilianer, alle Zeichen des Entſetzens in ſeinem Angeſichte. „Meine Sinne hatten mich von dem Augenblicke an verlaſſen, als ich die Augen auf die Geſtalt warf, ſo wie Jeden, der zugegen war. Da wir wieder zu uns ſelber kamen, rang Lorenzo mit dem Tode; Mönch und Erſcheinung waren verſchwunden. Den Ritter brachte man unter ſchrecklichen Zuckungen zu Bette; Niemand, als der Geiſtliche, war um den Sterbenden, und der jammervolle Greis, der ihm, wenige Wochen nachher, im Tode folgte. Seine Geſtändniſſe liegen in der Bruſt des Paters verſenkt, der ſeine letzte Beichte hörte, und kein lebendiger Menſch hat ſie erfahren. Nicht lange nach dieſer Begebenheit geſchah es, daß man einen Brunnen auszuräumen hatte, der im Hinterhofe des Landhauſes unter wildem Geſträuche verſteckt und viele Jahre lang verſchüttet war; da man den Schutt durcheinander ſtörte, entdeckte man ein Todtengerippe. Das Haus, wo ſich dieſes zutrug, ſteht nicht mehr; die Familie del M**nte iſt erloſchen und in einem Kloſter, ohnweit Salerno, zeigt man Ihnen Antoniens Grab.

„Sie ſehen nun,“ fuhr der Sicilianer fort, als er ſah, daß wir noch alle ſtumm und betreten ſtanden und Niemand das Wort nehmen wollte, „Sie ſehen nun, worauf ſich meine Bekanntſchaft mit dieſem ruſſiſchen Offiziere, oder dieſem Franziskanermönche, oder dieſem Armenier gründet. Urtheilen Sie jetzt, ob ich Urſache gehabt habe, vor einem Weſen zu zittern, das ſich mir zweimal auf eine ſo ſchreckliche Art in den Weg warf.“

„Beantworten Sie mir noch eine einzige Frage,“ ſagte der Prinz und ſtand auf. „Sind Sie in Ihrer Erzählung über Alles, was den Ritter betraf, immer aufrichtig geweſen?“

„Ich weiß nicht anders,“ verſetzte der Sicilianer.

„Sie haben ihn alſo wirklich für einen rechtſchaffenen Mann gehalten?“

„Das hab' ich, bei Gott, das hab' ich,“ antwortete jener.

„Auch da noch, als er Ihnen den bewußten Ring gab?“

„Wie? — Er gab mir keinen Ring — Ich habe ja nicht geſagt, daß er mir den Ring gegeben.“

„Gut,“ ſagte der Prinz, an der Glocke ziehend, und im Begriff wegzugehen. „Und den Geiſt des Marquis von Lanoy (fragte er, indem er noch einmal zurückkam), den dieſer Ruſſe geſtern auf den Ihrigen folgen ließ, halten Sie alſo für einen wahren und wirklichen Geiſt?“

— — — „Ich kann ihn für nichts anders halten,“ antwortete jener.

„Kommen Sie,“ ſagte der Prinz zu uns. Der Schließer trat herein. „Wir ſind fertig,“ ſagte er zu dieſem. »Sie, mein Herr, ſollen weiter von mir hören.«

Die Frage, gnädigſter Herr, welche Sie zuletzt an den Gaukler gethan haben, möchte ich an Sie ſelbſt thun, ſagte ich zu dem Prinzen, als wir wieder allein waren. Halten Sie dieſen zweiten Geiſt für den wahren und ächten?

»Ich? Nein, wahrhaftig, das thue ich nicht mehr.«

»Nicht mehr? Alſo haben Sie es doch gethan?«

»Ich läugne nicht, daß ich mich einen Augenblick habe hinreißen laſſen, dieſes Blendwerk für etwas mehr zu halten.«

Und ich will den ſehen, rief ich aus, der ſich unter dieſen Umſtänden einer ähnlichen Vermuthung erwehren kann. Aber was für Gründe haben Sie nun, dieſe Meinung zurückzunehmen? Nach dem, was man uns eben von dieſem Armenier erzählt hat, ſollte ſich der Glaube an ſeine Wundergewalt eher vermehrt als vermindert haben.

»Was ein Nichtswürdiger uns von ihm erzählt hat?« fiel mir der Prinz mit Ernſthaftigkeit in's Wort. »Denn hoffentlich zweifeln Sie nun nicht mehr, daß wir mit einem ſolchen zu thun gehabt haben? —«

Nein, ſagte ich. Aber ſollte deßwegen ſein Zeugniß — —

»Das Zeugniß eines Nichtswürdigen — geſetzt, ich hätte auch weiter keinen Grund, es in Zweifel zu ziehen — kann gegen Wahrheit und geſunde Vernunft nicht in Anſchlag kommen. Verdient ein Menſch, der mich mehrmal betrogen, der den Betrug zu ſeinem Handwerke gemacht, in einer Sache gehört zu werden, wo die aufrichtigſte Wahrheitsliebe ſelbſt ſich erſt reinigen muß, um Glauben zu verdienen? Verdient ein ſolcher Menſch, der vielleicht nie eine Wahrheit um ihrer ſelbſt willen geſagt hat, da Glauben, wo er als Zeuge gegen Menſchenvernunft und ewige Naturordnung auftritt? Das klingt eben ſo, als wenn ich einen gebrandmarkten Böſewicht bevollmächtigen wollte, gegen die nie befleckte und nie beſcholtene Unſchuld zu klagen.“

Aber was für Gründe ſollte er haben, einem Manne, den er ſo viele Urſachen hat zu haſſen, wenigſtens zu fürchten, ein ſo glorreiches Zeugniß zu geben?

„Wenn ich dieſe Gründe auch nicht einſehe, ſoll er ſie deßwegen weniger haben? Weiß ich, in weſſen Solde er mich belog? Ich geſtehe, daß ich das ganze Gewebe ſeines Betrugs noch nicht ganz durchſchaue; aber er hat der Sache, für die er ſtreitet, einen ſehr ſchlechten Dienſt gethan, daß er ſich mir als einen Betrüger — und vielleicht als etwas noch Schlimmeres — entlarvte.“

Der Umſtand mit dem Ringe ſcheint mir freilich etwas verdächtig.

„Er iſt mehr als das,“ ſagte der Prinz, „er iſt entſcheidend. Dieſen Ring empfing er von dem Mörder, und er mußte in demſelben Augenblicke gewiß ſeyn, daß es der Mörder war. Wer, als der Mörder konnte dem Verſtorbenen einen Ring abgezogen haben, den dieſer gewiß nie vom Finger ließ? Uns ſuchte er die ganze Erzählung hindurch zu überreden, als ob er ſelbſt von dem Ritter getäuſcht worden, und als ob er geglaubt hätte, ihn zu täuſchen. Wozu dieſen Winkelzug, wenn er nicht ſelbſt bei ſich fühlte, wie viel er verloren gab, wenn er ſein Verſtändniß mit dem Mörder einräumte? Seine ganze Erzählung iſt offenbar nichts, als eine Reihe von Erfindungen, um die wenigen Wahrheiten an einander zu hängen, die er uns preis zu geben für gut fand. Und ich ſollte größeres Bedenken tragen, einen Nichtswürdigen, den ich auf zehn Lügen ertappte, lieber auch noch der elften zu beſchuldigen, als die Grundordnung der Natur unterbrechen zu laſſen, die ich noch auf keinem Mißklange betrat?“

Ich kann Ihnen darauf nichts antworten, ſagte ich. Aber die Erſcheinung, die wir geſtern ſahen, bleibt mir darum nicht weniger unbegreiflich.

„Auch mir,“ verſetzte der Prinz, „ob ich gleich in Verſuchung gerathen bin, einen Schlüſſel dazu ausfindig zu machen.“

Wie? ſagte ich.

„Erinnern Sie ſich nicht, daß die zweite Geſtalt, ſobald ſie herein war, auf den Altar zuging, das Kruzifix in die Hand faßte und auf den Teppich trat.“

So ſchien mir's. Ja.

„Und das Kruzifix, ſagt uns der Sicilianer, war ein Conductor. Daraus ſehen Sie alſo, daß ſie eilte ſich elektriſch zu machen. Der Streich, den Lord Seymour mit dem Degen nach ihr that, konnte alſo nichts anders als unwirkſam bleiben, weil der elektriſche Schlag ſeinen Arm lähmte.“

Mit dem Degen hätte dieſes ſeine Richtigkeit. Aber die Kugel, die der Sicilianer auf ſie abſchoß, und welche wir langſam auf dem Altar rollen hörten?

„Wiſſen Sie auch gewiß, daß es die abgeſchoſſene Kugel war, die wir rollen hörten? — Davon will ich gar nicht einmal reden, daß die Marionette, oder der Menſch, der den Geiſt vorſtellte, ſo gut umpanzert ſeyn konnte, daß er ſchuß- und degenfeſt war — Aber denken Sie doch ein wenig nach, wer es war, der die Piſtolen geladen.“

Es iſt wahr, ſagte ich — und ein plötzliches Licht ging mir auf — der Ruſſe hatte ſie geladen. Aber dieſes geſchah vor unſern Augen, wie hätte da ein Betrug vorgehen können?

„Und warum hätte er nicht ſollen vorgehen können? Setzten Sie denn ſchon damals ein Mißtrauen in dieſen Menſchen, daß Sie es für nöthig befunden hätten, ihn zu beobachten? Unterſuchten Sie die Kugel, eh' er ſie in den Lauf brachte, die eben ſo gut eine queckſilberne oder auch nur eine bemalte Thonkugel ſeyn konnte? Gaben Sie Acht, ob er ſie auch wirklich in den Lauf der Piſtole oder nicht nebenbei in ſeine Hand fallen ließ? Was überzeugt Sie — geſetzt, er hätte ſie auch wirklich ſcharf geladen — daß er gerade die geladenen in den andern Pavillon mit hinüber nahm und nicht vielmehr ein anderes Paar unterſchob, welches ſo leicht anging, da es Niemand einfiel, ihn zu beobachten, und wir überdies mit dem Auskleiden beſchäftigt waren? Und konnte die Geſtalt nicht in dem Augenblicke, da der Pulverrauch ſie uns entzog, eine andere Kugel, womit ſie auf den Nothfall verſehen war, auf dem Altar fallen laſſen? Welcher von allen dieſen Fällen iſt der unmögliche?“

Sie haben Recht. Aber dieſe treffende Aehnlichkeit der Geſtalt mit Ihrem verſtorbenen Freunde — Ich habe ihn ja auch ſehr oft bei Ihnen geſehen, und in dem Geiſte hab’ ich ihn auf der Stelle wieder erkannt.

„Auch ich — und ich kann nicht anders ſagen, als daß die Täuſchung auf’s Höchſte getrieben war. Wenn aber nun dieſer Sicilianer, nach einigen wenigen verſtohlnen Blicken, die er auf meine Tabatiere warf, auch in ſein Gemälde eine Aehnlichkeit zu bringen wußte, die Sie und mich hinterging, warum nicht um ſo viel mehr der Ruſſe, der während der ganzen Tafel den freien Gebrauch meiner Tabatiere hatte, der den Vortheil genoß, immer und durchaus unbeobachtet zu bleiben, und dem ich noch außerdem im Vertrauen entdeck hatte, wer mit dem Bilde auf der Doſe gemeint ſey? — Setzen Sie hinzu — was auch der Sicilianer anmerkte — das daß Charakteriſtiſche des Marquis in lauter ſolchen Geſichtszügen liegt, die ſich auch im Groben nachahmen laſſen — wo bleibt dann das Unerklärbare in dieſer ganzen Erſcheinung.“

Aber der Inhalt ſeiner Worte? Der Aufſchluß über Ihren Freund?

„Wie? ſagte uns denn der Sicilianer nicht, daß er aus dem Wenigen, was er mir abfragte, eine ähnliche Geſchichte zuſammengeſetzt habe? Beweist dieſes nicht, wie natürlich gerade auf dieſe Erfindung zu fallen war? Ueberdies klangen die Antworten des Geiſtes ſo orakelmäßig dunkel, daß er gar nicht Gefahr laufen konnte, auf einem Widerſpruche betreten zu werden. Setzen Sie, daß die Kreatur des Gauklers, die den Geiſt machte, Scharfſinn und Beſonnenheit beſaß und von den Umſtänden nur ein wenig unterrichtet war — wie weit hätte dieſe Gaukelei nicht noch geführt werden können?“

Aber überlegen Sie, gnädigſter Herr, wie weitläufig die Anſtalten zu einem ſo zuſammengeſetzten Betrug von Seiten des Armeniers hätten ſeyn müſſen! Wie viele Zeit dazu gehört haben würde! Wie viele Zeit nur, einen menſchlichen Kopf einem andern ſo getreu nachzumalen, als hier vorausgeſetzt wird! Wie viele Zeit, dieſen untergeſchobenen Geiſt ſo gut zu unterrichten, daß man vor einem groben Irrthum geſichert war! Wie viele Aufmerkſamkeit die kleinen unnennbaren Nebendinge würden erfordert haben, welche entweder mithelfen, oder denen, weil ſie ſtören konnten, auf irgend eine Art doch begegnet werden mußte! Und nun erwägen Sie, daß der Ruſſe nicht über eine halbe Stunde abweſend war. Konnte wohl in nicht mehr als einer halben Stunde Alles angeordnet werden, was hier nur das Unentbehrlichſte war? — Wahrlich, gnädigſter Herr, ſelbſt nicht einmal ein dramatiſcher Schriftſteller, der um die unerbittlichen drei Einheiten ſeines Ariſtoteles verlegen war, würde einem Zwiſchenakt ſo viel Handlung aufgelaſtet, noch ſeinem Parterre einen ſo ſtarken Glauben zugemuthet haben.

„Wie? Sie halten es alſo ſchlechterdings für unmöglich, daß in dieſer kleinen halben Stunde alle dieſe Anſtalten hätten getroffen werden können?“

In der That, rief ich, für ſo gut als unmöglich. —

„Dieſe Redensart verſtehe ich nicht. Widerſpricht es allen Geſetzen der Zeit, des Raums und der phyſiſchen Wirkungen, daß ein ſo gewandter Kopf, wie doch unwiderſprechlich dieſer Armenier iſt, mit Hülfe ſeiner vielleicht eben ſo gewandten Kreaturen, in der Hülle der Nacht, von Niemand beobachtet, mit allen Hülfsmitteln ausgerüſtet, von denen ſich ein Mann dieſes Handwerks ohnehin niemals trennen wird, daß ein ſolcher Menſch, von ſolchen Umſtänden begünſtigt, in ſo weniger Zeit ſo viel zu Stande bringen könnte? Iſt es geradezu undenkbar und abgeſchmackt, zu glauben, daß er mit Hülfe weniger Worte, Befehle oder Winke, ſeinen Helfershelfern weitläufige Aufträge geben, weitläufige und zuſammengeſetzte Operationen mit wenigem Wortaufwande bezeichnen könne? — Und darf etwas anders, als eine hell eingeſehene Unmöglichkeit gegen die ewigen Geſetze der Natur aufgeſtellt werden? Wollen Sie lieber ein Wunder glauben, als eine Unwahrſcheinlichkeit zugeben? Lieber die Kräfte der Natur umſtürzen, als eine künſtliche und weniger gewöhnliche Combination dieſer Kräfte ſich gefallen laſſen?“

Wenn die Sache auch eine ſo kühne Folgerung nicht rechtfertigt, ſo müſſen Sie mir doch eingeſtehen, daß ſie weit über unſere Begriffe geht.

„Beinahe hätte ich Luſt, Ihnen auch dieſes abzuſtreiten,“ ſagte der Prinz mit ſchalkhafter Munterkeit.

„Wie, lieber Graf? wenn es ſich, zum Beiſpiel, ergäbe, daß nicht bloß während und nach dieſer halben Stunde, nicht bloß in der Eile und nebenher, ſondern den ganzen Abend und die ganze Nacht für dieſen Armenier gearbeitet worden? Denken Sie nach, daß der Sicilianer beinahe drei volle Stunden zu ſeinen Zurüſtungen verbrauchte.“

Der Sicilianer, gnädigſter Herr!

„Und womit beweiſen Sie mir denn, daß der Sicilianer an dem zweiten Geſpenſte nicht eben ſo vielen Antheil gehabt habe, als an dem erſten?“

Wie, gnädigſter Herr?

„Daß er nicht der vornehmſte Helfershelfer des Armeniers war — kurz — daß Beide nicht miteinander unter einer Decke liegen?“

Das möchte ſchwer zu erweiſen ſeyn, rief ich mit nicht geringer Verwunderung.

„Nicht ſo ſchwer, lieber Graf, als Sie wohl meinen. Wie? Es wäre Zufall, daß ſich dieſe beiden Menſchen in einem ſo ſeltſamen, ſo verwickelten Anſchlage auf dieſelbe Perſon, zu derſelben Zeit und an demſelben Orte begegneten, daß ſich unter ihren beiderſeitigen Operationen eine ſo auffallende Harmonie, ein ſo durchdachtes Einverſtändniß fände, daß einer dem andern gleichſam in die Hände arbeitete? Setzen Sie, er habe ſich des gröbern Gaukelſpiels bedient, um dem feinern eine Folie unterzulegen. Er ſchuf ſich einen Hektor, um ſein Achilles zu ſeyn. Setzen Sie, er habe jenes vorausgeſchickt, um den Grad von Glauben auszufinden, worauf er bei mir zu rechnen hätte, um die Zugänge zu meinem

Vertrauen auszuſpähen; um ſich durch dieſen Verſuch, der, unbeſchadet ſeines übrigen Planes, verunglücken konnte, mit ſeinem Subjekte zu familiariſiren; kurz, um ſein Inſtrument damit anzuſpielen. Setzen Sie, er habe es gethan, um eben dadurch, daß er meine Aufmerkſamkeit auf einer Seite vorſätzlich aufforderte und wach erhielt, ſie auf einer andern, die ihm wichtiger war, einſchlummern zu laſſen. Setzen Sie, er habe einige Erkundigungen einzuziehen gehabt, von denen er wünſchte, daß ſie auf Rechnung des Taſchenſpielers geſchrieben würden, um den Argwohn von der wahren Spur zu entfernen.“

Wie meinen Sie das?

„Laſſen Sie uns annehmen, er habe einen meiner Leute beſtochen, um durch ihn gewiſſe geheime Nachrichten — vielleicht gar Documente — zu erhalten, die zu ſeinem Zwecke dienen. Ich vermiſſe meinen Jäger. Was hindert mich, zu glauben, daß der Armenier bei der Entweichung dieſes Menſchen mit im Spiele ſey? Aber der Zufall kann es fügen, daß ich hinter dieſe Schliche komme; ein Brief kann aufgefangen werden, ein Bedienter plaudern. Sein ganzes Anſehen ſcheitert, wenn ich die Quellen ſeiner Allwiſſenheit entdecke. Er ſchiebt alſo dieſen Taſchenſpieler ein, der dieſen oder jenen Anſchlag auf mich haben muß. Von dem Daſeyn und den Abſichten dieſes Menſchen unterläßt er nicht, mir frühzeitig einen Wink zu geben. Was ich alſo auch entdecken mag, ſo wird mein Verdacht auf Niemand anders, als auf dieſen Gaukler, fallen; und zu den Nachforſchungen, welche ihm, dem Armenier, zu gute kommen, wird der Sicilianer ſeinen Namen geben. Dieſes war die Puppe, mit der er mich ſpielen läßt, während daß er ſelbſt, unbeobachtet und unverdächtig, mit unſichtbaren Seilen mich umwindet.“

Sehr gut! Aber wie läßt es ſich mit dieſen Abſichten reimen, daß er ſelbſt dieſe Täuſchung zerſtören hilft und die Geheimniſſe ſeiner Kunſt profanen Augen preisgibt?

„Was ſind es für Geheimniſſe, die er mir preisgibt? Keines von denen zuverläſſig, die er Luſt hat, bei mir in Ausübung zu bringen. Er hat alſo durch ihre Profanation nichts verloren — Aber wie viel hat er im Gegentheil gewonnen, wenn dieſer vermeintliche Triumph über Betrug und Taſchenſpielerei mich ſicher und zuverſichtlich macht, wenn es ihm dadurch gelang, meine Wachſamkeit nach einer entgegengeſetzten Richtung zu lenken, meinen noch unbeſtimmt umherſchweifenden Argwohn auf Gegenſtände zu fixiren, die von dem eigentlichen Orte des Angriffs am weiteſten entlegen ſind? — Er konnte erwarten, daß ich, früher oder ſpäter, aus eignem Mißtrauen oder fremdem Antriebe, den Schlüſſel zu ſeinen Wundern in der Taſchenſpielerkunſt aufſuchen würde. — Was konnte er Beſſeres thun, als daß er ſie ſelbſt neben einander ſtellte, daß er mir gleichſam den Maßſtab dazu in die Hand gab, und, indem er der letztern eine künſtliche Grenze ſetzte, meine Begriffe von den erſtern deſto mehr erhöhte oder verwirrte. Wie viele Muthmaßungen hat er durch dieſen Kunſtgriff auf einmal abgeſchnitten! Wie viele Erklärungsarten im

Voraus widerlegt, auf die ich in der Folge vielleicht hätte fallen mögen!“

So hat er wenigſtens ſehr gegen ſich ſelbſt gehandelt, daß er die Augen derer, die er täuſchen wollte, ſchärfte und ihren Glauben an Wunderkraft durch Entzifferung eines ſo künſtlichen Betrugs überhaupt ſinken machte. Sie ſelbſt, gnädigſter Herr, ſind die beſte Widerlegung ſeines Planes, wenn er ja einen gehabt hat.

„Er hat ſich in mir vielleicht geirrt — aber er hat darum nicht weniger ſcharfſinnig raiſonnirt. Konnte er vorausſehen, daß mir gerade dasjenige im Gedächtniſſe bleiben würde, welches der Schlüſſel zu dem Wunder werden könnte? Lag es in ſeinem Plane, daß mir die Kreatur, deren er ſich bediente, ſolche Blößen geben ſollte? Wiſſen wir, ob dieſer Sicilianer ſeine Vollmacht nicht weit überſchritten hat? — Mit dem Ringe gewiß — und doch iſt es hauptſächlich dieſer einzige Umſtand, der mein Mißtrauen gegen dieſen Menſchen entſchieden hat. Wie leicht kann ein ſo zugeſpitzter feiner Plan durch ein gröberes Organ verunſtaltet werden? Sicherlich war es ſeine Meinung nicht, daß uns der Taſchenſpieler ſeinen Ruhm im Marktſchreiertone vorpoſaunen ſollte — daß er uns jene Mährchen aufſchüſſeln ſollte, die ſich beim leichteſten Nachdenken widerlegen. So zum Beiſpiel — mit welcher Stirn kann dieſer Charlatan behaupten, daß ſein Wunderthäter auf den Glockenſchlag Zwölfe in der Nacht jeden Umgang mit Menſchen aufheben müſſe? Haben wir ihn nicht ſelbſt um dieſe Zeit in unſrer Mitte geſehen?“

Das iſt wahr, rief ich. Das muß er vergeſſen haben!

„Aber es liegt im Charakter dieſer Art Leute, daß ſie ſolche Aufträge übertreiben und durch das Zuviel Alles verſchlimmern, was ein beſcheidener und mäßiger Betrug vortrefflich gemacht hätte."

Ich kann es deßungeachtet noch nicht über mich gewinnen, gnädigſter Herr, dieſe ganze Sache für nichts mehr, als ein angeſtelltes Spiel zu halten. Wie? Der Schrecken des Sicilianers, die Zuckungen, die Ohnmacht, der ganze klägliche Zuſtand dieſes Menſchen, der uns ſelbſt Erbarmen einflößte — alles dieſes wäre nur eine eingelernte Rolle geweſen? Zugegeben, daß ſich das theatraliſche Gaukelſpiel auch noch ſo weit treiben laſſe, ſo kann die Kunſt des Akteurs doch nicht über die Organe ſeines Lebens gebieten.

„Was das anbetrifft, Freund — Ich habe Richard den Dritten von Garrick geſehen — Und waren wir in dieſem Augenblick kalt und müßig genug, um unbefangene Beobachter abzugeben? Konnten wir den Affekt dieſes Menſchen prüfen, da uns der unſerige übermeiſterte? Ueberdies iſt die entſcheidende Kriſe, auch ſogar eines Betrugs, für den Betrüger ſelbſt eine ſo wichtige Angelegenheit, daß bei ihm die Erwartung gar leicht ſo gewaltſame Symptome erzeugen kann, als die Ueberraſchung bei dem Betrogenen. Rechnen Sie dazu noch die unvermuthete Erſcheinung der Häſcher. —"

Eben dieſe, gnädigſter Herr — Gut, daß Sie mich daran erinnern — Würde er es wohl gewagt haben, einen ſo gefährlichen Plan dem Auge der Gerechtigkeit bloß zu ſtellen? Die Treue ſeiner Kreatur auf eine ſo bedenkliche Probe zu bringen? — Und zu welchem Ende?

„Dafür laſſen Sie ihn ſorgen, der ſeine Leute kennen muß. Wiſſen wir, was für geheime Verbrechen ihm für die Verſchwiegenheit dieſes Menſchen haften? — Sie haben gehört, welches Amt er in Venedig bekleidet — Wie viel wird es ihm wohl koſten, dieſem Kerl durchzuhelfen, der keinen andern Ankläger hat als ihn?“

(Und in der That hat der Ausgang den Verdacht des Prinzen in dieſem Stück nur zu ſehr gerechtfertigt. Als wir uns einige Tage darauf nach unſerm Gefangenen erkundigen ließen, erhielten wir zur Antwort, daß er unſichtbar geworden ſey.)

„Und zu welchem Ende, fragen Sie? Auf welchem andern Wege, als auf dieſem gewaltſamen, konnte er dem Sicilianer eine ſo unwahrſcheinliche und ſchimpfliche Beichte abfordern laſſen, worauf es doch ſo weſentlich ankam? Wer, als ein verzweifelter Menſch, der nichts mehr zu verlieren hat, wird ſich entſchließen können, ſo erniedrigende Aufſchlüſſe über ſich ſelbſt zu geben? Unter welchen andern Umſtänden hätten wir ſie ihm geglaubt?“

Alles zugegeben, gnädigſter Prinz, ſagte ich endlich. Beide Erſcheinungen ſollen Gaukelſpiele geweſen ſeyn; dieſer Sicilianer ſoll uns meinethalben nur ein Mährchen aufgeheftet haben, das ihn ſein Prinzipal einlernen ließ, beide ſollen zu einem Zwecke, mit einander einverſtanden, wirken, und aus dieſem Einverſtändniſſe ſollen alle jene wunderbaren Zufälle ſich erklären laſſen, die uns im Laufe dieſer Begebenheit in Erſtaunen geſetzt haben. Jene Prophezeiung auf dem Markusplatze, das erſte Wunder, welches alle übrigen eröffnet hat, bleibt nichts deſto weniger unerklärt und was hilft uns der Schlüſſel zu allen übrigen, wenn wir an der Auflöſung dieſes einzigen verzweifeln?

„Kehren Sie es vielmehr um, lieber Graf," gab mir der Prinz hierauf zur Antwort. „Sagen Sie, was beweiſen alle jene Wunder, wenn ich herausbringe, daß auch nur ein einziges Taſchenſpiel darunter war? Jene Prophezeiung — ich bekenn' es Ihnen — geht über alle meine Faſſungskraft. Stünde ſie *einzeln* da, hätte der Armenier ſeine Rolle mit ihr beſchloſſen, wie er ſie damit eröffnete — ich geſtehe Ihnen, ich weiß nicht, wie weit ſie mich noch hätte führen können. In dieſer *niedrigen* Geſellſchaft iſt ſie mir ein klein wenig verdächtig. — Die Zeit wird ſie aufklären, oder auch nicht aufklären — aber glauben Sie mir, Freund (indem er ſeine Hand auf die meinige legte und eine ſehr ernſthafte Miene annahm), ein Menſch, dem höhere Kräfte zu Gebote ſtehen, wird keines Gaukelſpiels bedürfen, oder er wird es verachten."

So endigte ſich eine Unterredung, die ich darum ganz hieher geſetzt habe, weil ſie die Schwierigkeiten zeigt, die bei dem Prinzen zu beſiegen waren; und weil ſie, wie ich hoffe, ſein Andenken von dem Vorwurfe reinigen wird, daß er ſich blind und unbeſonnen in die Schlinge geſtürzt habe, die eine unerhörte Teufelei ihm bereitete. Nicht alle — fährt der Graf von O** fort

— die in dem Augenblicke, wo ich dieſes ſchreibe, vielleicht mit Hohngelächter auf ſeine Schwachheit herabſehen, und im ſtolzen Dünkel ihrer nie angefochtenen Vernunft ſich für berechtigt halten, den Stab der Verdammung über ihn zu brechen, nicht alle, fürchte ich, würden dieſe erſte Probe ſo männlich beſtanden haben. Wenn man ihn nunmehr auch nach dieſer glücklichen Vorbereitung deſſen ungeachtet fallen ſieht; wenn man den ſchwarzen Anſchlag, vor deſſen entfernteſter Annäherung ihn ſein guter Genius warnte, nichts deſto weniger an ihm in Erfüllung gegangen findet, ſo wird man weniger über ſeine Thorheit ſpotten, als über die Größe des Bubenſtücks erſtaunen, dem eine ſo wohl vertheidigte Vernunft erlag. Weltliche Rückſichten können an meinem Zeugniſſe keinen Antheil haben, denn Er, der es mir danken ſoll, iſt nicht mehr. Sein ſchreckliches Schickſal iſt geendigt, längſt hat ſich ſeine Seele am Thron der Wahrheit gereinigt, vor dem auch die meinige längſt ſteht, wenn die Welt dieſes lieſt — aber man verzeihe mir die Thräne, die dem Andenken meines theuerſten Freundes unfreiwillig fällt — doch zur Steuer der Gerechtigkeit ſchreib' ich es nieder: Er war ein edler Menſch, und gewiß wär' er eine Zierde des Thrones geworden, den er durch ein Verbrechen erſteigen zu wollen ſich bethören ließ.

Zweites Buch.

Nicht lange nach dieſen letztern Begebenheiten – fährt der Graf von O** zu erzählen fort – fing ich an, in dem Gemüthe des Prinzen eine wichtige Veränderung zu bemerken, die theils eine unmittelbare Folge des letztern Vorfalls war, theils auch durch den Zuſammenfluß mehrerer zufälliger Umſtände hervorgebracht worden. Bis jetzt nämlich hatte der Prinz jede ſtrengere Prüfung ſeines Glaubens vermieden und ſich damit begnügt, die rohen und ſinnlichen Religionsbegriffe, in denen er auferzogen worden, durch die beſſern Ideen, die ſich ihm nachher aufdrangen, zu reinigen, oder mit dieſen auszugleichen, ohne die Fundamente ſeines Glaubens zu unterſuchen. Religionsgegenſtände überhaupt, geſtand er mir mehrmals, ſeyen ihm jederzeit wie ein bezaubertes Schloß vorgekommen, in das man nicht ohne Grauen ſeinen Fuß ſetze, und man thue weit beſſer, man gehe mit ehrerbietiger Reſignation daran vorüber, ohne ſich der Gefahr auszuſetzen, ſich in ſeinen Labyrinthen zu verirren. Eine bigotte, knechtiſche Erziehung war die Quelle dieſer Furcht; dieſe hatte ſeinem zarten Gehirne Schreckbilder eingedrückt, von denen er ſich während ſeines ganzen Lebens nie ganz losmachen konnte.

Religiöſe Melancholie war eine Erbkrankheit in ſeiner Familie; die Erziehung, welche man ihn und ſeinen Brüdern geben ließ, war dieſer Diſpoſition angemeſſen, die Menſchen, denen man ſie anvertraute, aus dieſem Geſichtspunkte gewählt, alſo entweder Schwärmer oder Heuchler. Alle Lebhaftigkeit des Knaben in einem dumpfen Geiſteszwange zu erſticken, war das einzige Mittel, ſich der höchſten Zufriedenheit der fürſtlichen Aeltern zu verſichern. Dieſe ſchwarze nächtliche Geſtalt hatte die ganze Jugendzeit unſers Prinzen, ſelbſt aus ſeinen Spielen war die Freude verbannt. Alle ſeine Vorſtellungen von Religion hatten etwas Fürchterliches an ſich, und eben das Grauenvolle und Derbe war es, was ſich ſeiner lebhaften Einbildungskraft zuerſt bemächtigte und ſich auch am längſten darin erhielt. Sein Gott war ein Schreckbild, ein ſtrafendes Weſen; ſeine Gottesverehrung knechtiſches Zittern oder blinde, alle Kraft und Kühnheit erſtickende, Ergebung. Auf allen ſeinen kindiſchen und jugendlichen Neigungen, denen ein derber Körper und eine blühende Geſundheit um ſo kraftvollere Exploſionen gab, ſtand ihm die Religion im Wege; mit allem, woran ſein jugendliches Herz ſich hing, lag ſie im Streite; er lernte ſie nie als eine Wohlthat, nur als eine Geißel ſeiner Leidenſchaften kennen. So entbrannte allmählich eine ſtille Indignation gegen ſie in ſeinem Herzen, welche, mit einem reſpektvollen Glauben und blinder Furcht in ſeinem Kopfe und Herzen, die bizarreſte Miſchung machte — einen Widerwillen gegen einen Herrn, vor welchem er zitterte.

Kein Wunder, daß er die erſte Gelegenheit ergriff, einem ſo ſtrengen Joche zu entfliehen — aber er entlief ihm, wie ein leibeigener Sklave ſeinem harten Herrn, der auch mitten in der Freiheit das Gefühl ſeiner Knechtſchaft herumträgt. Eben darum, weil er dem Glauben ſeiner Jugend nicht mit ruhiger Wahl entſagt, weil er nicht gewartet hatte, bis ſeine reife, gereinigte Vernunft ſich gemächlich davon abgelöſt hatte, weil er ihm als ein Flüchtling entſprungen war, auf den die Eigenthumsrechte ſeines Herrn immer noch fortdauern — ſo mußte er auch, nach ſo großen Diſtraktionen, immer wieder zu ihm zurückkehren. Er war mit der Kette entſprungen, und eben darum mußte er der Raub eines jeden Betrügers werden, der ſie entdeckte und zu gebrauchen verſtand. Daß ſich ein ſolcher fand, wird, wenn man es noch nicht errathen hat, der Verfolg dieſer Geſchichte ausweiſen.

Die Geſtändniſſe des Sicilianers ließen in ſeinem Gemüthe wichtigere Folgen zurück, als dieſer ganze Gegenſtand werth war, und der kleine Sieg, den ſeine Vernunft über dieſe ſchwache Täuſchung davon getragen, hatte die Zuverſicht zu ſeiner Vernunft überhaupt merklich erhöht. Die Leichtigkeit, mit der es ihm gelungen war, dieſen Betrug aufzulöſen, ſchien ihn ſelbſt überraſcht zu haben, in dieſem Kopfe hatten ſich Wahrheit und Irrthum noch nicht ſo genau von einander geſondert, daß es ihm nicht oft begegnet wäre, die Stützen der einen mit den Stützen des andern zu verwechſeln; daher kam es, daß der Schlag, der ſeinen Glauben an Wunder ſtürzte, das ganze Gebäude ſeines Glaubens zugleich zum Wanken brachte. Es erging ihm hier, wie einem unerfahrnen Menſchen, der in der Freundſchaft oder Liebe hintergangen worden, weil er ſchlecht gewählt hatte und der nun ſeinen Glauben an dieſe Empfindungen überhaupt ſinken läßt, weil er bloße Zufälligkeiten für weſentliche Kennzeichen derſelben aufnimmt. Ein entlarvter Betrug machte ihm auch die Wahrheit verdächtig, weil er ſich die Wahrheit unglücklicherweiſe durch gleich ſchlechte Gründe bewieſen hatte.

Dieſer vermeintliche Triumph gefiel ihm um ſo mehr, je ſchwerer der Druck geweſen, wovon er ihn zu befreien ſchien. Von dieſem Zeitpunkte an regte ſich eine Zweifelſucht in ihm, die auch das Ehrwürdigſte nicht verſchonte.

Es halfen mehrere Dinge zuſammen, ihn in dieſer Gemüthslage zu erhalten und noch mehr darin zu befeſtigen. Die Zurückgezogenheit, in der er bisher gelebt hatte, hörte jetzt auf und mußte einer zerſtreuungsvollen Lebensart Platz machen. Sein Stand war entdeckt. Aufmerkſamkeiten, die er erwidern mußte, Etikette, die er ſeinem Range ſchuldig war, riſſen ihn unvermerkt in den Wirbel der großen Welt. Sein Stand ſowohl, als ſeine perſönlichen Eigenſchaften, öffneten ihm die geiſtvolleſten Zirkel in Venedig; bald ſah er ſich mit den hellſten Köpfen der Republik, Gelehrten ſowohl als Staatsmännern, in Verbindung. Dies zwang ihn, den einförmigen, engen Kreis zu erweitern, in welchem ſein Geiſt ſich bisher bewegt hatte. Er fing an, die Armuth und Beſchränktheit ſeiner Begriffe wahrzunehmen, und das Bedürfniß höherer

Bildung zu fühlen. Die altmodiſche Form ſeines Geiſtes, von ſo vielen Vorzügen ſie auch ſonſt begleitet war, ſtand mit den gangbaren Begriffen der Geſellſchaft in einem nachtheiligen Contraſte, und ſeine Fremdheit in den bekannteſten Dingen ſetzte ihn zuweilen dem Lächerlichen aus; nichts fürchtete er ſo ſehr, als das Lächerliche. Das ungünſtige Vorurtheil, das auf ſeinem Geburtslande haftete, ſchien ihm eine Aufforderung zu ſeyn, es in ſeiner Perſon zu widerlegen. Dazu kam noch die Sonderbarkeit in ſeinem Charakter, daß ihn jede Aufmerkſamkeit verdroß, die er ſeinem Stande und nicht ſeinem perſönlichen Werthe danken zu müſſen glaubte. Vorzüglich empfand er dieſe Demüthigung in Gegenwart ſolcher Perſonen, die durch ihren Geiſt glänzten, und durch perſönliche Verdienſte gleichſam über ihre Geburt triumphirten. In einer ſolchen Geſellſchaft ſich als Prinz unterſchieden zu ſehen, war jederzeit eine tiefe Beſchämung für ihn, weil er unglücklicherweiſe glaubte, durch dieſen Namen ſchon von jeder Concurrenz ausgeſchloſſen zu ſeyn. Alles dieſes zuſammengenommen, überführte ihn von der Nothwendigkeit, ſeinem Geiſte die Bildung zu geben, die er bisher verabſäumt hatte, um das Jahrfünftel der witzigen und der denkenden Welt einzuholen, hinter welchem er ſo weit zurückgeblieben war. Er wählte dazu die modernſte Lektüre, der er ſich nun mit allem dem Ernſte hingab, womit er Alles, was er vornahm, zu behandeln pflegte. Aber die ſchlimme Hand, die bei der Wahl dieſer Schriften im Spiele war, ließ ihn unglücklicherweiſe immer auf ſolche ſtoßen, bei denen ſeine

Vernunft und ſein Herz wenig gebeſſert waren. Und auch hier waltete ſein Lieblingshang vor, der ihn immer zu Allem, was nicht begriffen werden ſoll, mit unwiderſtehlichem Reize hingezogen hatte. Nur für dasjenige, was damit in Beziehung ſtand, hatte er Aufmerkſamkeit und Gedächtniß; ſeine Vernunft und ſein Herz blieben leer, während ſich dieſe Fächer ſeines Gehirns mit verworrenen Begriffen anfüllten. Der blendende Styl des Einen riß ſeine Imagination dahin, indem die Spitzfindigkeiten des Andern ſeine Vernunft verſtrickten. Beiden wurde es leicht, ſich einen Geiſt zu unterjochen, der ein Raub eines Jeden war, der ſich ihm mit einer gewiſſen Dreiſtigkeit aufdrang. Eine Lektüre, die länger als ein Jahr mit Leidenſchaft fortgeſetzt wurde, hatte ihn beinahe mit gar keinem wohlthätigen Begriffe bereichert, wohl aber ſeinen Kopf mit Zweifeln angefüllt, die, wie es bei dieſem conſequenten Charakter unausbleiblich folgte, bald einen unglücklichen Weg zu ſeinem Herzen fanden. Daß ich es kurz ſage — er hatte ſich in dieſes Labyrinth begeben als ein glaubenreicher Schwärmer, und er verließ es als Zweifler, und zuletzt als ein ausgemachter Freigeiſt.

Unter den Zirkeln, in die man ihn zu ziehen gewußt hatte, war eine gewiſſe geſchloſſene Geſellſchaft, der Bucentauro genannt, die unter dem äußerlichen Scheine einer edeln vernünftigen Geiſtesfreiheit die zügelloſeſte Licenz der Meinungen wie der Sitten begünſtigte. Da ſie unter ihren Mitgliedern viele Geiſtliche zählte und ſogar die Namen einiger Kardinäle an ihrer Spitze trug, ſo wurde der Prinz um ſo leichter bewogen, ſich darin einführen zu laſſen. Gewiſſe gefährliche Wahrheiten der Vernunft, meinte er, könnten nirgends beſſer aufgehoben ſeyn, als in den Händen ſolcher Perſonen, die ihr Stand ſchon zur Mäßigung verpflichtete, und die den Vortheil hätten, auch die Gegenpartei gehört und geprüft zu haben. Der Prinz vergaß hier, daß Libertinage des Geiſtes und der Sitten bei Perſonen dieſes Standes eben darum weiter um ſich greift, weil ſie hier einen Zügel weniger findet. Und dieſes war der Fall bei dem Bucentauro, deſſen mehrſte Mitglieder durch eine verdammliche Philoſophie, und durch Sitten, die einer ſolchen Führerin würdig waren, nicht ihren Stand allein, ſondern ſelbſt die Menſchheit beſchimpften. Die Geſellſchaft hatte ihre geheimen Grade, und ich will, zur Ehre des Prinzen, glauben, daß man ihn des innerſten Heiligthums nie gewürdigt habe. Jeder, der in dieſe Geſellſchaft eintrat, mußte, wenigſtens ſo lange er ihr lebte, ſeinen Rang, ſeine Nation, ſeine Religionspartei, kurz alle conventionelle Unterſcheidungszeichen ablegen und ſich in einen gewiſſen Stand univerſeller Gleichheit begeben. Die Wahl der Mitglieder war in der That ſtreng, weil nur Vorzüge des Geiſtes einen Weg dazu bahnten. Die Geſellſchaft rühmte ſich des feinſten Tons und des ausgebildetſten Geſchmacks, und in dieſem Rufe ſtand ſie auch wirklich in ganz Venedig. Dieſes ſowohl, als der Schein von Gleichheit, der darin herrſchte, zog den Prinzen unwiderſtehlich an. Ein geiſtvoller, durch ſeinen Witz aufgeheiterter Umgang, unterrichtende Unterhaltungen, das Beſte aus der gelehrten und politiſchen Welt, das hier, wie in ſeinem Mittelpunkte, zuſammenfloß, verbargen ihm lange Zeit das Gefährliche dieſer Verbindung. Wie ihm nach und nach der Geiſt des Inſtituts durch die Maske hindurch ſichtbarer wurde, oder man es auch müde war, länger gegen ihn auf ſeiner Hut zu ſeyn, war der Rückweg gefährlich, und falſche Scham ſowohl, als Sorge für ſeine Sicherheit, zwangen ihn, ſein inneres Mißfallen zu verbergen. Aber ſchon durch bloße Vertraulichkeit mit dieſer Menſchenklaſſe und ihren Geſinnungen, wenn ſie ihn auch nicht zur Nachahmung hinriſſen, ging die reine, ſchöne Einfalt ſeines Charakters und die Zartheit ſeiner moraliſchen Gefühle verloren. Seine durch ſo wenig gründliche Kenntniſſe unterſtützte Vernunft konnte, ohne fremde Beihülfe, die feinen Trugſchlüſſe nicht löſen, womit man ſie hier verſtrickt hatte, und unvermerkt hatte dieſes ſchreckliche Coroſiv Alles — beinahe Alles verzehrt, worauf ſeine Moralität ruhen ſollte. Die natürlichen und nothwendigen Stützen ſeiner Glückſeligkeit gab er für Sophismen hinweg, die ihn im entſcheidenden Augenblicke verließen, und ihn dadurch zwangen, ſich an den erſten beſten Willkührlichen zu halten, den man ihm zuwarf.

Vielleicht wäre es der Hand eines Freundes gelungen, ihn noch zur rechten Zeit von dieſem Abgrunde zurückzuziehen — aber, außerdem daß ich mit dem Innern des Bucentauro erſt lange nachher bekannt worden bin, als das Uebel ſchon geſchehen war, ſo hatte mich ſchon zu Anfang dieſer Periode ein dringender

Vorfall aus Venedig abgerufen. Auch Mylord Seymour, eine ſchätzbare Bekanntſchaft des Prinzen, deſſen kalter Kopf jeder Art von Täuſchung unzugänglich war, und der ihm unfehlbar zu einer ſichern Stütze hätte dienen können, verließ uns in dieſer Zeit, um in ſein Vaterland zurückzukehren. Diejenigen, in deren Händen ich den Prinzen ließ, waren zwar redliche, aber unerfahrne und in ihrer Religion äußerſt beſchränkte Menſchen, denen es ſowohl an der Einſicht in das Uebel, als an Anſehen bei dem Prinzen fehlte. Seinen verfänglichen Sophismen wußten ſie nichts, als die Machtſprüche eines blinden, ungeprüften Glaubens entgegenzuſetzen, die ihn entweder aufbrachten oder beluſtigten; er überſah ſie gar zu leicht, und ſein überlegner Verſtand brachte dieſe ſchlechten Vertheidiger der guten Sache bald zum Schweigen, wie aus einem Beiſpiele, das ich in der Folge anführen werde, erhellen wird. Den Andern, die ſich in der Folge ſeines Vertrauens bemächtigten, war es vielmehr darum zu thun, ihn immer tiefer darein zu verſenken. Als ich im folgenden Jahre wieder nach Venedig zurückkam — wie anders fand ich da ſchon Alles!

Der Einfluß dieſer neuen Philoſophie zeigte ſich bald in des Prinzen Leben. Je mehr er zuſehends in Venedig Glück machte und neue Freunde ſich erwarb, deſto mehr fing er an, bei ſeinen ältern Freunden zu verlieren. Mir gefiel er von Tag zu Tag weniger; auch ſahen wir uns ſeltener, und überhaupt war er weniger zu haben. Der Strom der großen Welt hatte ihn gefaßt. Nie wurde ſeine Schwelle leer, wenn er zu Hauſe war. Eine Luſtbarkeit drängte die andere, ein Feſt das andere, eine Glückſeligkeit die andere. Er war die Schöne, um welche Alles buhlt, der König und der Abgott aller Zirkel. So ſchwer er ſich in der vorigen Stille ſeines beſchränkten Lebens den großen Weltlauf gedacht hatte, ſo leicht fand er ihn nunmehr zu ſeinem Erſtaunen. Es kam ihm Alles ſo entgegen, Alles war trefflich, was von ſeinen Lippen kam, und wenn er ſchwieg, ſo war es ein Raub an der Geſellſchaft. Man verſtand die Kunſt, ihm die Gedanken mit einer angenehmen Leichtigkeit von der Seele gleichſam abzulöſen, und durch eine feine Nachhülfe ihn ſelbſt damit zu überraſchen. Auch machte ihn dieſes ihn überall verfolgende Glück, dieſes allgemeine Gelingen, wirklich zu etwas mehr, als er in der That war, weil es ihm Muth und Zuverſicht zu ihm ſelbſt gab. Die erhöhte Meinung, die er dadurch von ſeinem eigenen Werthe erlangte, gab ihm Glauben an die übertriebene und beinahe abgöttiſche Verehrung, die man ſeinem Geiſte widerfahren ließ, die ihm ohne dieſes vergrößerte und gewiſſermaßen gegründete Selbſtgefühl nothwendig hätte verdächtig werden müſſen. Jetzt aber war dieſe allgemeine Stimme nur die Bekräftigung deſſen, was ſein ſelbſtzufriedener Stolz ihm im Stillen ſagte — ein Tribut, der ihm von Rechtswegen gebührte. Unfehlbar würde er dieſer Schlinge entgangen ſeyn, hätte man ihn zu Athem kommen laſſen, hätte man ihm nur ruhige Muße gegönnt, ſeinen eigenen Werth mit dem Bilde zu vergleichen, das ihm in einem ſo lieblichen Spiegel vorgehalten wurde. Aber ſeine Exiſtenz war ein fortdauernder Zuſtand von Trunkenheit, von ſchwebendem Taumel. Je höher man ihn geſtellt hatte, deſto mehr hatte er zu thun, ſich auf dieſer Höhe zu erhalten; dieſe immerwährende Anſpannung verzehrte ihn langſam; ſelbſt aus ſeinem Schlafe war die Ruhe geflohen. Man hatte ſeine Blößen durchſchaut und die Leidenſchaft gut berechnet, die man in ihm entzündet hatte.

Bald mußten es ſeine redlichen Kavaliers entgelten, daß ihr Herr zum großen Kopfe geworden war. Ernſthafte Empfindungen und ehrwürdige Wahrheiten, an denen ſein Herz ſonſt mit aller Wärme gehangen, fingen nun an, Gegenſtände ſeines Spotts zu werden. An den Wahrheiten der Religion rächte er ſich für den Druck, worunter ihn Wahnbegriffe ſo lange gehalten hatten; aber weil eine nicht zu verfälſchende Stimme ſeines Herzens die Taumeleien ſeines Kopfes bekämpfte, ſo war mehr Bitterkeit, als fröhlicher Muth in ſeinem Witze. Sein Naturell fing an, ſich zu ändern, Launen ſtellten ſich ein. Die ſchönſte Zierde ſeines Charakters, ſeine Beſcheidenheit, verſchwand; Schmeichler hatten ſein treffliches Herz vergiftet. Die ſchonende Delikateſſe des Umgangs, die es ſeine Kavaliers ſonſt ganz vergeſſen gemacht hatte, daß er ihr Herr war, machte jetzt nicht ſelten einem gebieteriſchen, entſcheidenden Tone Platz, der um ſo empfindlicher ſchmerzte, weil er nicht auf den äußerlichen Abſtand, worüber man ſich mit leichter Mühe tröſtet, und den er ſelbſt wenig achtete, ſondern auf eine beleidigende Vorausſetzung ſeiner perſönlichen Erhabenheit gegründet war.

Weil er zu Hauſe öfters Betrachtungen Raum gab, die ihn im Taumel der Geſellſchaft nicht hatten angehen dürfen, ſo ſahen ihn ſeine eigenen Leute ſelten anders als finſter, mürriſch und unglücklich, während daß er fremde Zirkel mit einer erzwungenen Fröhlichkeit beſeelte. Mit theilnehmenden Leiden ſahen wir ihn auf dieſer gefährlichen Bahn hinwandeln, aber in dem Tumult, durch den er geworfen wurde, hörte er die ſchwache Stimme der Freundſchaft nicht mehr, und war jetzt auch noch zu glücklich, um ſie zu verſtehen.

Schon in den erſten Zeiten dieſer Epoche forderte mich eine wichtige Angelegenheit an den Hof meines Souverains, die ich auch dem feurigſten Intereſſe der Freundſchaft nicht nachſetzen durfte. Eine unſichtbare Hand, die ſich mir erſt lange nachher entdeckte, hatte Mittel gefunden, meine Angelegenheiten dort zu verwirren und Gerüchte von mir auszubreiten, die ich eilen mußte, durch meine perſönliche Gegenwart zu widerlegen. Der Abſchied vom Prinzen ward mir ſchwer, aber ihm war er deſto leichter. Schon ſeit geraumer Zeit waren die Bande gelöst, die ihn an mich gekettet hatten. Aber ſein Schickſal hatte meine ganze Theilnehmung erweckt; ich ließ mir deßwegen von dem Baron von F*** verſprechen, mich durch ſchriftliche Nachrichten damit in Verbindung zu erhalten, was er auch auf's Gewiſſenhafteſte gehalten hat. Von jetzt an bin ich alſo auf lange Zeit kein Augenzeuge dieſer Begebenheiten mehr; man erlaube mir, den Baron von F*** an meiner Statt aufzuführen, und dieſe Lücke durch Auszüge aus ſeinen Briefen zu ergänzen. Ungeachtet die Vorſtellungsart meines Freundes F*** nicht immer die meinige iſt, ſo habe ich dennoch an ſeinen Worten nichts ändern wollen, aus denen der Leſer die Wahrheit mit wenig Mühe herausfinden wird.

Baron von F*** an den Grafen von O***.

Erſter Brief.

Mai 17**.

Dank Ihnen, ſehr verehrter Freund, daß Sie mir die Erlaubniß ertheilt haben, auch abweſend den vertrauten Umgang mit Ihnen fortzuſetzen, der während Ihres Hierſeyns meine beſte Freude ausmachte. Hier, das wiſſen Sie, iſt Niemand, gegen den ich es wagen dürfte, mich über gewiſſe Dinge herauszulaſſen. — Was Sie mir auch dagegen ſagen mögen, dieſes Volk iſt mir verhaßt. Seitdem der Prinz einer davon geworden iſt und ſeitdem vollends Sie uns entriſſen ſind, bin ich mitten in dieſer volkreichen Stadt verlaſſen. Z*** nimmt es leichter, und die Schönen in Venedig wiſſen ihm die Kränkungen vergeſſen zu machen, die er zu Hauſe mit mir theilen muß. Und was hätte er ſich auch darüber zu grämen? Er ſieht und verlangt in dem Prinzen nichts, als einen Herrn, den er überall findet — aber ich! Sie wiſſen, wie nahe ich das Wohl und Weh unſers Prinzen an meinem Herzen fühle und wie ſehr ich Urſache dazu habe. Sechzehn Jahre ſind's, daß ich um ſeine Perſon lebe, daß ich nur für ihn lebe. Als ein neunjähriger Knabe kam ich in ſeine Dienſte und ſeit dieſer Zeit hat mich kein Schickſal von ihm getrennt. Unter ſeinen Augen bin ich geworden; ein langer Umgang hat mich ihm zugebildet; alle ſeine groſſen und kleinen Abenteuer hab' ich mit ihm beſtanden. Ich lebe in ſeiner Glückſeligkeit. Bis auf dieſes unglückliche Jahr hab' ich nur meinen Freund, meinen ältern Bruder in ihm geſehen; wie in einem heitern Sonnenſcheine hab' ich in ſeinen Augen gelebt — keine Wolke trübte mein Glück und alles dies ſoll mir nun in dieſem unſeligen Venedig zu Trümmern gehen!

Seitdem Sie von uns ſind, hat ſich allerlei bei uns verändert. Der Prinz von **d** iſt vorige Woche mit einer zahlreichen und glänzenden Suite hier angelangt und hat unſerm Zirkel ein neues tumultuariſches Leben gegeben. Da er und unſer Prinz ſo nahe verwandt ſind und jetzt auf einem ziemlich guten Fuß zuſammen ſtehen, ſo werden ſie ſich während ſeines hieſigen Aufenthalts, der, wie ich höre, bis zum Himmelfahrtsfeſt dauern ſoll, wenig von einander trennen. Der Anfang iſt ſchon beſtens gemacht; ſeit zehen Tagen iſt der Prinz kaum zu Athem gekommen. Der Prinz von **d** hat es gleich ſehr hoch angefangen und das mochte er immer, da er ſich bald wieder entfernt; aber das Schlimmſte dabei iſt, er hat unſern Prinzen damit angeſteckt, weil er ſich nicht wohl davon ausſchließen konnte und bei dem beſondern Verhältniſſe, das zwiſchen beiden Häuſern obwaltet, dem beſtrittenen Range des ſeinigen hier etwas ſchuldig zu ſeyn glaubte. Dazu kommt, daß in wenigen Wochen auch unſer Abſchied von Venedig herannaht, wodurch er ohnehin überhoben wird, dieſen außerordentlichen Aufwand in die Länge fortzuführen.

Der Prinz von **d**, wie man ſagt, iſt in Geſchäften des *** Ordens hier, wobei er ſich einbildet, eine wichtige Rolle zu ſpielen. Daß er von allen Bekanntſchaften unſers Prinzen ſogleich Beſitz genommen haben werde, können Sie ſich leicht einbilden. In den Bucentauro beſonders iſt er mit Pomp eingeführt worden, da es ihm ſeit einiger Zeit beliebt hat, den witzigen Kopf und den ſtarken Geiſt zu ſpielen, wie er ſich denn auch in ſeinen Correſpondenzen, deren er in allen Weltgegenden unterhält, nur den Prince philosophe nennen läßt. Ich weiß nicht, ob Sie je das Glück gehabt haben, ihn zu ſehen. Ein vielverſprechendes Aeußere, beſchäftigte Augen, eine Miene voll Kunſtverſtändigkeit, viel Prunk von Lektüre, viel erworbene Natur, (vergönnen Sie mir dieſes Wort) und eine fürſtliche Herablaſſung zu Menſchengefühlen, dabei eine heroiſche Zuverſicht auf ſich ſelbſt und eine Alles niederſprechende Beredſamkeit. Wer könnte, bei ſo glänzenden Eigenſchaften, einer K. H. ſeine Huldigung verſagen? Wie indeſſen der ſtille wortarme und gründliche Werth unſers Prinzen neben dieſer ſchreienden Vortrefflichkeit auskommen wird, muß der Ausgang lehren.

In unſerer Einrichtung ſind ſeit der Zeit viele und große Veränderungen geſchehen. Wir haben ein neues prächtiges Haus, der neuen Prokuratie gegenüber, bezogen, weil es dem Prinzen im Mohren zu eng wurde. Unſere Suite hat ſich um zwölf Köpfe vermehrt, Pagen, Mohren, Heiducken u. dgl. m. — Alles geht jetzt in's Große. Sie haben während Ihres Hierſeyns über Aufwand geklagt — jetzt ſollten Sie erſt ſehen!

Unſere innern Verhältniſſe ſind noch die Alten — außer, daß der Prinz, der durch Ihre Gegenwart nicht mehr in Schranken gehalten wird, wo möglich, noch einſylbiger und froſtiger gegen uns geworden iſt, und daß wir ihn jetzt, außer dem An- und Auskleiden, wenig haben. Unter dem Vorwande, daß wir das Franzöſiſche ſchlecht und das Italieniſche gar nicht reden, weiß er uns von ſeinen mehrſten Geſellſchaften auszuſchließen, wodurch er mir für meine Perſon eben keine große Kränkung anthut; aber ich glaube, das Wahre davon einzuſehen; er ſchämt ſich unſerer — und das ſchmerzt mich, das haben wir nicht verdient.

Von unſern Leuten (weil Sie doch alle Kleinigkeiten wiſſen wollen) bedient er ſich jetzt faſt ganz allein des Biondello, den er, wie Sie wiſſen, nach Entweichung unſers Jäger's, in ſeine Dienſte nahm und der ihm jetzt, bei dieſer neuen Lebensart, ganz unentbehrlich geworden iſt. Der Menſch kennt Alles in Venedig und Alles weiß er zu gebrauchen. Es iſt nicht anders, als wenn er tauſend Augen hätte, tauſend Hände in Bewegung ſetzen könnte. Er bewerkſtellige dieſes mit Hülfe der Gondoliers, ſagt er. Dem Prinzen kommt dadurch ungemein zu Statten, daß er ihn vorläufig mit allen neuen Geſichtern bekannt macht, die dieſem in ſeinen Geſellſchaften vorkommen und die geheimen Notizen, die er gibt, hat der Prinz immer richtig befunden. Dabei ſpricht und ſchreibt er das Italieniſche und das

Franzöſiſche vortrefflich, wodurch er ſich auch bereits zum Sekretair des Prinzen aufgeſchwungen hat. Einen Zug von uneigennütziger Treue muß ich Ihnen doch erzählen, der bei einem Menſchen dieſes Standes in der That ſelten iſt. Neulich ließ ein angeſehener Kaufmann aus Rimini bei dem Prinzen um Gehör anſuchen. Der Gegenſtand war eine ſonderbare Beſchwerde über Biondello. Der Prokurator, ſein voriger Herr, der ein wunderlicher Heiliger geweſen ſeyn mochte, hatte mit ſeinen Verwandten in unverſöhnlicher Feindſchaft gelebt, die ihn auch, wo möglich, noch überleben ſollte. Sein ganzes ausſchließendes Vertrauen hatte Biondello, bei dem er alle Geheimniſſe niederzulegen pflegte; dieſer mußte ihm noch am Todbette angeloben, ſie heilig zu bewahren, und, zum Vortheil der Verwandten, niemals Gebrauch davon zu machen; ein anſehnliches Legat ſollte ihn für dieſe Verſchwiegenheit belohnen. Als man ſein Teſtament eröffnete und ſeine Papiere durchſuchte, fanden ſich große Lücken und Verwirrungen, worüber Biondello allein den Aufſchluß geben konnte. Dieſer läugnete hartnäckig, daß er etwas wiſſe, ließ den Erben das ſehr beträchtliche Legat und behielt ſeine Geheimniſſe. Große Erbietungen wurden ihm von Seiten der Verwandten gethan, aber alle vergeblich; endlich, um ihrem Zudringen zu entgehen, weil ſie drohten, ihn rechtlich zu belangen, begab er ſich bei dem Prinzen in Dienſte. An dieſen wandte ſich nun der Haupterbe, dieſer Kaufmann, und that noch größere Erbietungen, als die ſchon geſchehen waren, wenn Biondello ſeinen Sinn ändern wollte. Aber auch die Fürſprache des

Prinzen war umſonſt. Dieſem geſtand er zwar, daß ihm wirklich dergleichen Geheimniſſe anvertraut wären; er läugnete auch nicht, daß der Verſtorbene im Haſſe gegen ſeine Familie vielleicht zu weit gegangen ſey, aber ſetzte er hinzu, er war mein guter Herr und mein Wohlthäter und im feſten Vertrauen auf meine Redlichkeit ſtarb er hin. Ich war der einzige Freund, den er auf der Welt verließ — um ſo weniger darf ich ſeine einzige Hoffnung hintergehen. Zugleich ließ er merken, daß dieſe Eröffnungen dem Andenken ſeines verſtorbenen Herrn nicht ſehr zur Ehre gereichen dürften. Iſt das nicht fein gedacht und edel? Auch können Sie leicht denken, daß der Prinz nicht ſehr darauf beharrte, ihn in einer ſo löblichen Geſinnung wankend zu machen. Dieſe ſeltene Treue, die er gegen einen Todten bewies, hat ihm einen Lebenden gewonnen!

Leben Sie glücklich — liebſter Freund. Wie ſehne ich mich nach dem ſtillen Leben zurück, in welchem Sie uns hier fanden und wofür Sie uns ſo angenehm entſchädigten! Ich fürchte, meine guten Zeiten in Venedig ſind vorbei und Gewinn genug, wenn von dem Prinzen nicht das Nämliche wahr iſt. Das Element, worin er jetzt lebt, iſt dasjenige nicht, worin er in die Länge glücklich ſeyn kann, oder eine ſechzehnjährige Erfahrung müßte mich betrügen.

Baron von F*** an den Grafen von O***.

Zweiter Brief.

18. Mai.

Hätt' ich doch nicht gedacht, daß unſer Aufenthalt in Venedig noch zu irgend Etwas gut ſeyn würde! Er hat einem Menſchen das Leben gerettet, ich bin mit ihm ausgeſöhnt.

Der Prinz ließ ſich neulich, bei ſpäter Nacht, aus dem Bucentauro nach Hauſe tragen; zwei Bediente, unter denen Biondello war, begleiteten ihn. Ich weiß nicht, wie es zugeht, die Sänfte, die man in der Eile aufgerafft hatte, geht entzwei und der Prinz ſieht ſich genöthigt, den Reſt des Weges zu Fuße zu machen. Biondello geht voran, der Weg führte durch einige dunkle abgelegene Straßen, und da es nicht weit mehr von Tages Anbruch war, ſo brannten die Lampen dunkel, oder waren ſchon ausgegangen. Eine Viertelſtunde mochte man gegangen ſeyn, als Biondello die Entdeckung machte, daß er verirrt ſey. Die Aehnlichkeit der Brücken hatte ihn getäuſcht, und anſtatt in St. Markus überzuſetzen, befand man ſich im Seſtiere von Kaſtello. Es war in einer der abgelegenſten Gaſſen und nichts Lebendes weit und breit, man mußte umkehren, um ſich in einer Hauptſtraße zu orientiren. Sie ſind nur wenige Schritte gegangen, als nicht weit von ihnen in einer Gaſſe ein Mordgeſchrei erſchallte. Der Prinz, unbewaffnet wie er war, reißt einem Bedienten den Stock aus den Händen und mit dem entſchloſſenen Muthe, den Sie an ihm kennen, nach der Gegend zu, woher dieſe Stimme erſchallte. Drei fürchterliche Kerle ſind eben im Begriff, einen Vierten niederzuſtoſſen, der ſich mit ſeinem Begleiter nur noch ſchwach vertheidigt; der Prinz erſcheint noch eben zu rechter Zeit, um den tödtlichen Stich zu hindern. Sein und der Bedienten Rufen beſtürzt die Mörder, die ſich an einem ſo abgelegenen Orte auf keine Ueberraſchung verſehen hatten, daß ſie nach einigen leichten Dolchſtichen von ihrem Manne ablaſſen und die Flucht ergreifen. Halb ohnmächtig und vom Ringen erſchöpft, ſinkt der Verwundete in den Arm des Prinzen; ſein Begleiter entdeckt dieſem, daß er den Marcheſe von Civitella, den Neffen des Kardinals A°°°i, gerettet habe. Da der Marcheſe viel Blut verlor, ſo machte Biondello, ſo gut er konnte, in der Eile den Wundarzt und der Prinz trug Sorge, daß er nach dem Pallaſte ſeines Oheims geſchafft wurde, der am nächſten gelegen war und wohin er ihn ſelbſt begleitete. Hier verließ er ihn in der Stille und ohne ſich zu erkennen gegeben zu haben.

Aber durch einen Bedienten, der Biondello erkannt hatte, ward er verrathen. Gleich den folgenden Morgen erſchien der Kardinal, eine alte Bekanntſchaft aus dem Bucentauro. Der Beſuch dauerte eine Stunde, der Kardinal war in groſſer Bewegung, als ſie herauskamen, Thränen ſtanden in ſeinen Augen, auch der Prinz war gerührt. Noch an demſelben Abend wurde bei dem Kranken ein Beſuch abgeſtattet, von dem der Wundarzt übrigens das Beſte verſichert. Der Mantel, in den er gehüllt war, hatte die Stöſſe unſicher gemacht und ihre Stärke gebrochen. Seit dieſem Vorfalle verſtrich kein Tag, an welchem der Prinz nicht im Hauſe des

Kardinals Beſuche gegeben oder empfangen hätte und eine ſtarke Freundſchaft fängt an ſich zwiſchen ihm und dieſem Hauſe zu bilden.

Der Kardinal iſt ein ehrwürdiger Sechziger, majeſtätiſch von Anſehn, voll Heiterkeit und friſcher Geſundheit. Man hält ihn für einen der reichſten Prälaten im ganzen Gebiete der Republik. Sein unermeßliches Vermögen ſoll er noch ſehr jugendlich verwalten und bei einer vernünftigen Sparſamkeit keine Weltfreude verſchmähen. Dieſer Neffe iſt ſein einziger Erbe, der aber mit ſeinem Oheim nicht immer im beſten Vernehmen ſtehen ſoll. So wenig der Alte ein Feind des Vergnügens iſt, ſo ſoll doch die Aufführung des Neffen auch die höchſte Toleranz erſchöpfen. Seine freien Grundſätze und ſeine zügelloſe Lebensart, unglücklicherweiſe durch Alles unterſtützt, was Laſter ſchmücken und die Sinnlichkeit hinreißen kann, machen ihn zum Schrecken aller Väter und zum Fluch aller Ehemänner; auch dieſen letzten Angriff ſoll er ſich, wie man laut behauptet, durch eine Intrigue zugezogen haben, die er mit der Gemahlin des **ſchen Geſandten angeſponnen hatte: anderer ſchlimmen Händel nicht zu gedenken, woraus ihn das Anſehen und das Geld des Kardinals nur mit Mühe hat retten können. Dieſes abgerechnet, wäre Letzterer der beneidetſte Mann in ganz Italien, weil er Alles beſitzt, was das Leben wünſchenswerth machen kann. Mit dieſem einzigen Familienleiden nimmt das Glück alle ſeine Gaben zurück und vergällt ihm den Genuß ſeines Vermögens durch die immerwährende Furcht keinen Erben dazu zu finden.

Alle dieſe Nachrichten habe ich von Biondello. In dieſem Menſchen hat der Prinz einen wahren Schatz erhalten. Mit jedem Tage macht er ſich unentbehrlicher, mit jedem Tage entdecken wir irgend ein neues Talent an ihm. Neulich hatte ſich der Prinz erhitzt und konnte nicht einſchlafen. Das Nachtlicht war ausgelöſcht und kein Klingeln konnte den Kammerdiener erwecken, der außer dem Hauſe bei einer Operiſtin ſchlafen gegangen war. Der Prinz entſchließt ſich alſo, ſelbſt aufzuſtehn, um einen ſeiner Leute zu errufen. Er iſt noch nicht weit gegangen, als ihm von ferne eine liebliche Muſik entgegenſchallt. Er geht wie bezaubert dem Schalle nach und findet Biondello auf ſeinem Zimmer auf der Flöte blaſen, ſeine Kameraden um ihn her. Er will ſeinen Augen, ſeinen Ohren nicht trauen und befiehlt ihm fortzufahren. Mit einer bewundernswürdigen Leichtigkeit extemporirt dieſer nun daſſelbe ſchmelzende Adagio mit den glücklichſten Variationen und allen Feinheiten eines Virtuoſen. Der Prinz, der ein Kenner iſt, wie Sie wiſſen, behauptet, daß er ſich getroſt in der beſten Kapelle hören laſſen dürfte.

»Ich muß dieſen Menſchen entlaſſen,« ſagte er mir den Morgen drauf, »ich bin unvermögend, ihn nach Verdienſt zu belohnen.« Biondello, der dieſe Worte aufgefangen hatte, trat herzu. Gnädigſter Herr, ſagte er, wenn Sie das thun, ſo rauben Sie mir meine beſte Belohnung.

»Du biſt zu etwas Beſſerm beſtimmt, als zu dienen,« ſagte mein Herr. »Ich darf dir nicht vor deinem Glücke ſeyn.«

Dringen Sie mir doch kein anderes Glück auf, gnädigſter Herr, als das ich mir ſelbſt gewählt habe.

„Und ein ſolches Talent vernachläſſigen — Nein! Ich darf es nicht zugeben.“

So erlauben Sie mir, gnädigſter Herr, daß ich es zuweilen in Ihrer Gegenwart übe.

Und dazu wurden auch ſogleich die Anſtalten getroffen. Biondello erhielt ein Zimmer zunächſt am Schlafgemach ſeines Herrn, wo er ihn mit Muſik in den Schlummer wiegen und mit Muſik daraus erwecken kann. Seinen Gehalt wollte der Prinz verdoppeln, welches er aber verbat, mit der Erklärung: der Prinz möchte ihm erlauben, dieſe zugedachte Gnade als ein Kapital bei ihm zu deponiren, welches er vielleicht in kurzer Zeit nöthig haben würde zu erheben. Der Prinz erwartet nunmehr, daß er nächſtens kommen werde, um etwas zu bitten; und was es auch ſeyn möge, es iſt ihm zum voraus gewährt. Leben Sie wohl, liebſter Freund. Ich erwarte mit Ungeduld Nachrichten aus K***n.

Baron von F*** an den Grafen von O***.

Dritter Brief.

4. Junius.

Der Marcheſe von Civitella, der von ſeinen Wunden nun ganz wieder hergeſtellt iſt, hat ſich vorige Woche durch ſeinen Onkel, den Kardinal, bei dem

Prinzen einführen laſſen, und ſeit dieſem Tage folgt er ihm, wie ſein Schatten. Von dieſem Marcheſe hat mir Biondello doch nicht die Wahrheit geſagt, wenigſtens hat er ſie weit übertrieben. Ein ſehr liebenswürdiger Menſch von Anſehn und unwiderſtehlich im Umgange. Es iſt nicht möglich, ihm gram zu ſeyn, der erſte Anblick hat mich erobert. Denken Sie ſich die bezauberndſte Figur, mit Würde und Anmuth getragen, ein Geſicht voll Geiſt und Seele, eine offene einladende Miene, einen einſchmeichelnden Ton der Stimme, die fließendſte Beredſamkeit, die blühendſte Jugend, mit allen Grazien der feinſten Erziehung vereinigt. Er hat gar nichts von dem geringſchätzigen Stolze, von der feierlichen Steifheit, die uns an den übrigen Nobili ſo unerträglich fällt. Alles an ihm athmet jugendliche Frohherzigkeit, Wohlwollen, Wärme des Gefühls. Seine Ausſchweifungen muß man mir weit übertrieben haben; nie ſah ich ein vollkommneres, ſchöneres Bild der Geſundheit. Wenn er wirklich ſo ſchlimm iſt, als mir Biondello ſagt, ſo iſt es eine Sirene, der kein Menſch widerſtehen kann.

Gegen mich war er gleich ſehr offen. Er geſtand mir mit der angenehmſten Treuherzigkeit, daß er nicht am beſten bei ſeinem Onkel angeſchrieben ſtehe und es auch wohl verdient haben möge. Er ſey aber ernſtlich entſchloſſen, ſich zu beſſern, und das Verdienſt davon würde ganz dem Prinzen zufallen. Zugleich hoffte er, durch dieſen mit ſeinem Onkel wieder ausgeſöhnt zu werden, weil der Prinz Alles über den Kardinal vermöge. Es habe ihm bis jetzt nur an einem

Freunde und Führer gefehlt, und beides hoffe er ſich in dem Prinzen zu erwerben.

Der Prinz bedient ſich auch aller Rechte eines Führers gegen ihn, und behandelt ihn mit der Wachſamkeit und Strenge eines Mentors. Aber eben dieſes Verhältniß gibt auch ihm gewiſſe Rechte an den Prinzen, die er ſehr gut geltend zu machen weiß. Er kommt ihm nicht mehr von der Seite, er iſt bei allen Partien, an denen der Prinz Theil nimmt; für den Bucentauro iſt er — und das iſt ſein Glück! bis jetzt nur zu jung geweſen. Ueberall, wo er ſich mit dem Prinzen einfindet, entführt er dieſen der Geſellſchaft durch die feine Art, womit er ihn zu beſchäftigen und auf ſich zu ziehen weiß. Niemand, ſagen ſie, habe ihn bändigen können, und der Prinz verdiene eine Legende, wenn ihm dieſes Rieſenwerk aufbehalten ſey. Ich fürchte aber ſehr, das Blatt möchte ſich vielmehr wenden, und der Führer bei ſeinem Zöglinge in die Schule gehn, wozu ſich auch bereits alle Umſtände anzulaſſen ſcheinen.

Der Prinz von °°d°° iſt nun abgereiſt, und zu unſerm allerſeitigen Vergnügen, auch meinen Herrn nicht ausgenommen. Was ich voraus geſagt habe, liebſter O°°°, iſt auch richtig eingetroffen. Bei ſo entgegengeſetzten Charakteren, bei ſo unvermeidlichen Kolliſionen konnte dieſes gute Vernehmen auf die Dauer nicht beſtehen. Der Prinz von °°d°° war nicht lange in Venedig, ſo entſtand ein bedenkliches Schisma in der ſpirituellen Welt, das unſern Prinzen in Gefahr ſetzte, die Hälfte ſeiner bisherigen Bewunderer zu verlieren. Wo er ſich nur ſehen ließ, fand er dieſen Nebenbuhler in ſeinem Wege, der gerade die gehörige Doſis kleiner Liſt und ſelbſtgefälliger Eitelkeit beſaß, um jeden noch ſo kleinen Vortheil geltend zu machen, den ihm der Prinz über ſich gab. Weil ihm zugleich alle kleinlichen Kunſtgriffe zu Gebote ſtanden, deren Gebrauch dem Prinzen ein edles Selbſtgefühl unterſagte, ſo konnte es nicht fehlen, daß er nicht in kurzer Zeit die Schwachköpfe auf ſeiner Seite hatte, und an der Spitze einer Partie prangte, die ſeiner würdig war.[*] Das Vernünftigſte wäre freilich wohl geweſen, mit einem Gegner dieſer Art ſich in gar keinen Wettkampf einzulaſſen, und einige Monate früher wäre dies gewiß die Partie geweſen, welche der Prinz ergriffen hätte. Jetzt aber war er ſchon zu weit in den Strom geriſſen, um das Ufer ſo ſchnell wieder erreichen zu können. Dieſe Nichtigkeiten hatten, wenn auch nur durch die Umſtände, einen gewiſſen Werth bei ihm erlangt, und hatte er ſie auch wirklich verachtet, ſo erlaubte ihm ſein Stolz nicht, ihnen in einem Zeitpunkte zu entſagen, wo ſein Nachgeben weweniger für einen freiwilligen Entſchluß, als für ein

---

[*] Das harte Urtheil, welches ſich der Baron von F*** hier und in einigen Stellen des erſten Briefs über einen geiſtreichen Prinzen erlaubt, wird Jeder, der das Glück hat, dieſen Prinzen näher zu kennen, mit mir übertrieben finden, und es dem eingenommenen Kopfe dieſes jugendlichen Beurtheilers zu gute halten.

Anm. des Grafen v. D***.

Geſtändniß ſeiner Niederlage würde gegolten haben. Das unſelige Hin- und Wiederbringen vernachläſſigter, ſchneidender Reden von beiden Seiten kam dazu, und der Geiſt von Rivalität, der ſeine Anhänger erhitzte, hatte auch ihn ergriffen. Um alſo ſeine Eroberungen zu bewahren und ſich auf dem ſchlüpfrigen Platze zu erhalten, den ihm die Meinung der Welt einmal angewieſen hatte, glaubte er die Gelegenheiten häufen zu müſſen, wo er glänzen und verbinden konnte, und dies konnte nur durch einen fürſtlichen Aufwand erreicht werden; daher ewige Feſte und Gelage, koſtbare Conzerte, Präſente und hohes Spiel. Und weil ſich dieſe ſeltſame Raſerei bald auch der beiderſeitigen Suite und Dienerſchaft mittheilte, die, wie Sie wiſſen, über den Artikel der Ehre noch weit wachſamer zu halten pflegt, als ihre Herrſchaft, ſo mußte er dem guten Willen ſeiner Leute durch ſeine Freigebigkeit zu Hülfe kommen. Eine ganze lange Kette von Armſeligkeiten, Alles unvermeidliche Folgen einer einzigen ziemlich verzeihlichen Schwachheit, von der ſich der Prinz in einem unglücklichen Augenblick überſchleichen ließ!

Den Nebenbuhler ſind wir zwar nun los, aber, was er verdorben hat, iſt nicht ſo leicht wieder gut zu machen. Des Prinzen Schatulle iſt erſchöpft, was er durch eine weiſe Oekonomie ſeit Jahren erſpart hat, iſt dahin; wir müſſen eilen, aus Venedig zu kommen, wenn er ſich nicht in Schulden ſtürzen ſoll, wovor er ſich bis jetzt auf das Sorgfältigſte gehütet hat. Die Abreiſe iſt auch feſt beſchloſſen, ſobald nur erſt friſche Wechſel da ſind.

Möchte indeß aller dieſer Aufwand gemacht ſeyn, wenn mein Herr nur eine einzige Freude dabei gewonnen hätte! Aber nie war er weniger glücklich, als jetzt! Er fühlt, daß er nicht iſt, was er ſonſt war — er ſucht ſich ſelbſt — er iſt unzufrieden mit ſich ſelbſt, und ſtürzt ſich in neue Zerſtreuungen, um den Folgen der alten zu entfliehen. Eine neue Bekanntſchaft folgt auf die andere, die ihn immer tiefer hinein reißt. Ich ſehe nicht, wie das noch werden ſoll. Wir müſſen fort — hier iſt keine andere Rettung — Wir müſſen fort aus Venedig.

Aber, liebſter Freund, noch immer keine Zeile von Ihnen! Wie muß ich dieſes lange hartnäckige Schweigen mir erklären?

Baron von F°°° an den Grafen von O°°°.

Vierter Brief.

12. Junius.

Haben Sie Dank, liebſter Freund, für das Zeichen Ihres Andenkens, das mir der junge B°°°hl von Ihnen überbrachte. Aber was ſprechen Sie darin von Briefen, die ich erhalten haben ſoll? Ich habe keinen Brief von Ihnen erhalten, nicht eine Zeile. Welchen weiten Umweg müſſen die genommen haben! Künftig, liebſter O°°°, wenn Sie mich mit Briefen beehren, ſenden Sie ſolche über Trient und unter der Adreſſe meines Herrn.

Endlich haben wir den Schritt doch thun müſſen, liebſter Freund, den wir bis jetzt ſo glücklich vermieden haben. — Die Wechſel ſind ausgeblieben, jetzt in dieſem dringenden Bedürfniſſe zum erſten Male ausgeblieben, und wir waren in die Nothwendigkeit geſetzt, unſere Zuflucht zu einem Wucherer zu nehmen, weil der Prinz das Geheimniß gern etwas theurer bezahlt. Das Schlimmſte an dieſem unangenehmen Vorfalle iſt, daß es unſere Abreiſe verzögert.

Bei dieſer Gelegenheit kam es zu einigen Erläuterungen zwiſchen mir und dem Prinzen. Das ganze Geſchäft war durch Biondello's Hände gegangen, und der Ebräer war da, eh' ich etwas davon ahnete. Den Prinzen zu dieſer Extremität gebracht zu ſehen, preßte mir das Herz, und machte alle Erinnerungen der Vergangenheit, alle Schrecken für die Zukunft in mir lebendig, daß ich freilich etwas grämlich und düſter ausgeſehen haben mochte, als der Wucherer hinaus war. Der Prinz, den der vorhergehende Auftritt ohnehin ſehr reizbar gemacht hatte, ging mit Unmuth im Zimmer auf und nieder, die Rollen lagen noch auf dem Tiſche, ich ſtand am Fenſter und beſchäftigte mich, die Scheiben in der Prokuratie zu zählen, es war eine lange Stille, endlich brach er los.

„F***!“ fing er an: „Ich kann keine finſtern Geſichter um mich leiden.“

Ich ſchwieg.

„Warum antworten ſie mir nicht? — Seh' ich nicht, daß es Ihnen das Herz abdrücken will, Ihren Verdruß auszugießen? und ich will haben, daß Sie reden. Sie dürften ſonſt Wunder glauben, was für weiſe Dinge Sie verſchwiegen.“

Wenn ich finſter bin, gnädigſter Herr, ſagte ich, ſo iſt es nur, weil ich Sie nicht heiter ſehe.

„Ich weiß,“ fuhr er fort, „daß ich Ihnen nicht recht bin — ſchon ſeit geraumer Zeit — daß alle meine Schritte mißbilligt werden — daß — Was ſchreibt der Graf von O***?“

Der Graf von O*** hat mir nichts geſchrieben.

„Nichts? Warum wollen Sie es läugnen? Sie haben Herzensergießungen zuſammen — Sie und der Graf. Ich weiß es recht gut. Aber geſtehen Sie mir's immer. Ich werde mich nicht in Ihre Geheimniſſe eindringen.“

Der Graf von O***, ſagte ich, hat mir von drei Briefen, die ich ihm ſchrieb, noch den erſten zu beantworten.

„Ich habe Unrecht gethan,“ fuhr er fort. „Nicht wahr? (eine Rolle ergreifend) Ich hätte das nicht thun ſollen?“

Ich ſehe wohl ein, daß dies nothwendig war.

„Ich hätte mich nicht in die Nothwendigkeit ſetzen ſollen?“

Ich ſchwieg.

„Freilich! Ich hätte mich mit meinen Wünſchen nie über das hinaus wagen ſollen und darüber zum Greiſe werden, wie ich zum Manne geworden bin! Weil ich aus der traurigen Einförmigkeit meines bisherigen Lebens einmal herausgehe und herumſchaue, ob nicht irgend anderswo eine Quelle des Genuſſes für mich ſpringt — weil ich — “

Wenn es ein Verſuch war, gnädigſter Herr, dann hab' ich nichts mehr zu ſagen — dann ſind die

Erfahrungen, die er ihnen verſchafft haben wird, noch mit Dreimal ſo viel nicht zu theuer erkauft. Es thut mir weh, ich geſtehe es, daß die Meinung der Welt über eine Frage, wie Sie glücklich ſeyn ſollen, zu entſcheiden haben ſollte.

„Wohl Ihnen, daß Sie verachten können die Meinungen der Welt! Ich bin ihr Geſchöpf, ich muß ihr Sklave ſeyn. Was ſind wir anders, als Meinung? Alles an uns Fürſten iſt Meinung. Die Meinung iſt unſere Amme und Erzieherin in der Kindheit, unſere Geſetzgeberin und Geliebte in männlichen Jahren, unſere Krücke im Alter. Nehmen Sie uns, was wir von der Meinung haben, und der Schlechteſte aus den unterſten Klaſſen iſt beſſer daran als wir, denn ſein Schickſal hat ihm doch eine Philoſophie ſeines Schickſals geſchaffen. Ein Fürſt, der die Meinung verlacht, hebt ſich ſelbſt auf, wie der Prieſter, der das Daſeyn eines Gottes läugnet.“

Und dennoch, gnädigſter Prinz —

„Ich weiß, was Sie ſagen wollen. Ich kann den Kreis überſchreiten, den meine Geburt um mich gezogen hat — aber kann ich auch alle Wahnbegriffe aus meinem Gedächtniſſe herausreißen, die Erziehung und frühe Gewohnheit darin gepflanzt, und hunderttauſend Thoren von euch immer feſter und feſter darin gegründet haben? Jeder will doch gern ganz ſeyn, was er iſt, und unſere Exiſtenz iſt nun einmal, glücklich ſcheinen. Weil wir es nicht ſeyn können auf eure Weiſe, ſollen wir es darum gar nicht ſeyn? Wenn wir die Freude aus ihrem reinen Quell unmittelbar nicht mehr ſchöpfen dürfen, ſollen wir uns auch nicht mit einem künſtlichen Genuſſe hintergehen, nicht von eben der Hand, die uns beraubte, eine ſchwache Entſchädigung empfangen dürfen?“

Sonſt fanden Sie dieſe in Ihrem Herzen.

„Wenn ich ſie nun nicht mehr darin finde? — O wie kommen wir darauf? Warum mußten Sie dieſe Erinnerungen in mir aufwecken? — Wenn ich nun eben zu dieſem Sinnentumult meine Zuflucht nahm, um eine innere Stimme zu betäuben, die das Unglück meines Lebens macht — um dieſe grübelnde Vernunft zur Ruhe zu bringen, die wie eine ſchneidende Sichel in meinem Gehirne hin und her fährt, und mit jeder neuen Forſchung einen neuen Zweig meiner Glückſeligkeit zerſchneidet?“

Mein beſter Prinz! — Er war aufgeſtanden und ging im Zimmer herum in ungewöhnlicher Bewegung.[*]

„Wenn Alles vor mir und hinter mir verſinkt — die Vergangenheit im traurigen Einerlei, wie ein Reich der

---

[*] Ich habe mir Mühe gegeben, liebſter O***, das wichtige Geſpräch, das ſich jetzt zwiſchen uns entſpann, Ihnen ganz ſo, wie es vorfiel, getreu zu überliefern; aber dies war mir unmöglich, ob ich mich gleich noch an demſelben Abend daran machte. Um meinem eigenen Gedächtniſſe nachzuhelfen, mußte ich die hingeworfenen Ideen des Prinzen in eine gewiſſe Ordnung binden, die ſie nicht hatten; und ſo entſtand denn dieſes Mittelding von freiem Geſpräch und philoſophiſcher Vorleſung, das beſſer und ſchlechter iſt als die Quelle, aus der ich es ſchöpfe; doch verſichere ich Ihnen, daß ich dem Prinzen eher genommen, als gegeben habe, und daß nichts davon mein iſt, als die Anordnung — und einige Anmerkungen, die Sie an ihrer Albernheit ſchon erkennen werden. Anm. des Barons v. F***.

Verſteinerung, hinter mir liegt — wenn die Zukunft mir nichts bietet — wenn ich meines Daſeyns ganzen Kreis im ſchmalen Raume der Gegenwart beſchloſſen ſehe — wer verargt es mir, daß ich dieſes magere Geſchenk der Zeit, feurig und unerſättlich, wie einen Freund, den ich zum letzten Male ſehe, in meine Arme ſchließe? Wenn ich mit dieſem flüchtigen Gute zu wuchern eile, wie der achtzigjährige Greis mit ſeiner Tiare? — O ich hab' ihn ſchätzen lernen, den Augenblick! Der Augenblick iſt unſere Mutter, und wie eine Mutter laßt uns ihn lieben!“

Gnädigſter Herr, ſonſt glaubten Sie an ein bleibenderes Gut —

„O machen Sie, daß mir das Wolkenbild halte, und ich will meine glühenden Arme darum ſchlagen. Was für Freude kann es mir geben, Erſcheinungen zu beglücken, die morgen dahin ſeyn werden, wie ich? — Iſt nicht Alles Flucht um mich herum? Alles ſtößt ſich und drängt ſeinen Nachbar weg, aus dem Quell des Daſeyns einen Tropfen eilend zu trinken und lechzend davon zu gehen. Jetzt, in dem Augenblicke, wo ich meiner Kraft mich freue, iſt ſchon ein werdendes Leben an meine Verweſung angewieſen. Zeigen Sie mir ein Weſen, das dauert, ſo will ich tugendhaft ſeyn.“

Was hat denn die wohlthätigen Empfindungen verdrängt, die einſt der Genuß und die Richtſchnur Ihres Lebens waren? Saaten für die Zukunft zu pflanzen, einer hohen ewigen Ordnung zu dienen —

„Zukunft! ewige Ordnung! — Nehmen wir hinweg, was der Menſch aus ſeiner eigenen Bruſt genommen, und ſeiner eingebildeten Gottheit als Zweck, der Natur als Geſetz untergeſchoben hat. — Was bleibt uns dann übrig?

„Was mir vorherging und was mir folgen wird, ſehe ich als zwei ſchwarze undurchdringliche Decken an, die an beiden Grenzen des menſchlichen Lebens herunterhängen, und welche noch kein Lebender aufgezogen hat. Schon viele hundert Generationen ſtehen mit der Fackel davor, und rathen und rathen, was etwa dahinter ſeyn möchte. Viele ſehen ihren eigenen Schatten, die Geſtalten ihrer Leidenſchaft, vergrößert auf der Decke der Zukunft ſich bewegen und fahren ſchaudernd vor ihrem eigenen Bilde zuſammen. Dichter, Philoſophen und Staatenſtifter haben ſie mit ihren Träumen bemalt, lachender oder finſterer, wie der Himmel über ihnen trüber oder heiterer war; und von Weitem täuſchte die Perſpektive. Auch manche Gaukler nützten dieſe allgemeine Neugier, und ſetzten durch ſeltſame Vermummungen die geſpannten Phantaſieen in Erſtaunen. Eine tiefe Stille herrſcht hinter dieſer Decke; keiner, der einmal dahinter iſt, antwortet hinter ihr hervor; Alles, was man hörte, war ein hohler Widerſchall der Frage, als ob man in eine Gruft gerufen hätte. Hinter dieſe Decke müſſen Alle, und mit Schaudern faſſen ſie ſie an, ungewiß, wer wohl dahinter ſtehe und ſie in Empfang nehmen werde; quid sit id, quod tantum morituri vident. Freilich gab es auch Ungläubige darunter, die behaupteten, daß die Decke die Menſchen nur narre, und daß man nichts beobachtet hätte, weil auch nichts dahinter ſey; aber um ſie zu überweiſen, ſchickte man ſie eilig dahinter.“

Ein raſcher Schluß war es immer, wenn ſie keinen beſſern Grund hatten, als weil ſie nichts ſahen.

„Sehen Sie nun, lieber Freund, ich beſcheide mich gern, nicht hinter dieſe Decke blicken zu wollen — und das Weiſeſte wird doch wohl ſeyn, mich von aller Neugier zu entwöhnen. Aber indem ich dieſen unüberſchreitbaren Kreis um mich ziehe, und mein ganzes Seyn in die Schranken der Gegenwart einſchließe, wird mir dieſer kleine Fleck deſto wichtiger, den ich ſchon, über eiteln Eroberungsgedanken, zu vernachläſſigen in Gefahr war. Das, was Sie den Zweck meines Daſeyns nennen, geht mich jetzt nichts mehr an. Ich kann mich ihm nicht entziehen; ich kann ihm nicht nachhelfen; ich weiß aber und glaube feſt, daß ich einen ſolchen Zweck erfüllen muß und erfülle. Aber das Mittel, das ihre Natur erwählt hat, um ihren Zweck mit mir zu erfüllen, iſt mir deſto heiliger — es iſt Alles, was mein iſt, meine Moralität nämlich, meine Glückſeligkeit. Alles Uebrige werde ich niemals erfahren. Ich bin einem Boten gleich, der einen verſiegelten Brief an den Ort ſeiner Beſtimmung trägt. Was er enthält, kann ihm einerlei ſeyn — er hat nichts als ſein Botenlohn dabei zu verdienen.“

O wie arm laſſen Sie mich ſtehn!

„Aber wohin haben wir uns verirrt?“ rief jetzt der Prinz aus, indem er lächelnd auf den Tiſch ſah, wo die Rollen lagen. „Und doch nicht ſo ſehr verirret!“ ſetzte er hinzu — „denn vielleicht werden Sie mich jetzt in dieſer neuen Lebensart wieder finden. Auch ich konnte mich nicht ſo ſchnell von dem eingebildeten Reichthum entwöhnen, die Stützen meiner Moralität und meiner

Glückſeligkeit nicht ſo ſchnell von dem lieblichen Traume ablöſen, mit welchem Alles, was bis jetzt in mir gelebt hatte, ſo feſt verſchlungen war. Ich ſehnte mich nach dem Leichtſinne, der das Daſeyn der mehrſten Menſchen um mich her erträglich macht. Alles, was mich mir ſelbſt entführte, war mir willkommen. Soll ich es Ihnen geſtehn? Ich wünſchte zu ſinken, um dieſe Quelle meines Leidens auch mit der Kraft dazu zu zerſtören."

Hier unterbrach uns ein Beſuch — Künftig werde ich Sie von einer Neuigkeit unterhalten, die Sie wohl ſchwerlich auf ein Geſpräch, wie das heutige, erwarten dürften.

Baron von F*** an den Grafen von G***.

Fünfter Brief.

1. Julius.

Da unſer Abſchied von Venedig nunmehr mit ſtarken Schritten herannaht, ſo ſollte dieſe Woche noch dazu angewandt werden, alles Sehenswürdige an Gemälden und Gebäuden noch nachzuholen, was man bei einem langen Aufenthalte immer verſchiebt. Beſonders hatte man uns mit vieler Bewunderung von der Hochzeit zu Cana des Paul Veroneſe geſprochen, die auf der Inſel St. Georg in einem dortigen Benediktinerkloſter zu ſehen iſt. Erwarten Sie von mir keine Beſchreibung dieſes außerordentlichen Kunſtwerks, das mir im Ganzen zwar einen ſehr überraſchenden, aber nicht ſehr genußreichen Anblick gegeben hat. Wir hätten ſo viele Stunden als Minuten gebraucht, um eine Compoſition von hundert und zwanzig Figuren zu umfaſſen, die über dreißig Fuß in der Breite hat. Welches menſchliche Auge kann ein ſo zuſammengeſetztes Ganze erreichen, und die ganze Schönheit, die der Künſtler darin verſchwendet hat, in Einem Eindruck genießen! Schade iſt es indeſſen, daß ein Werk von dieſem Gehalte, das an einem öffentlichen Orte glänzen und von Jedermann genoſſen werden ſollte, keine beſſere Beſtimmung hat, als eine Anzahl Mönche in ihrem Refektorium zu vergnügen. Auch die Kirche dieſes Kloſters verdient nicht weniger geſehen zu werden. Sie iſt eine der ſchönſten in dieſer Stadt.

Gegen Abend ließen wir uns in die Giudecca überfahren, um dort in den reizenden Gärten einen ſchönen Abend zu verleben. Die Geſellſchaft, die nicht ſehr groß war, zerſtreute ſich bald, und mich zog Civitella, der ſchon den ganzen Tag über Gelegenheit geſucht hatte, mich zu ſprechen, mit ſich in eine Boskage.

„Sie ſind der Freund des Prinzen,“ fing er an, „vor dem er keine Geheimniſſe zu haben pflegt, wie ich von ſehr guter Hand weiß. Als ich heute in ſein Hotel trat, kam ein Mann heraus, deſſen Gewerbe mir bekannt iſt — und auf des Prinzen Stirn ſtanden Wolken, als ich zu ihm hereintrat“ — Ich wollte ihn unterbrechen — „Sie können es nicht leugnen,“ fuhr er fort, „ich kannte meinen Mann, ich hab' ihn ſehr gut ins Auge gefaßt — und wär' es möglich? Der Prinz hätte Freunde in Venedig, Freunde, die ihm mit Blut und Leben verpflichtet ſind, und ſollte dahin gebracht ſeyn, in einem dringenden Falle ſich ſolcher Kreaturen zu bedienen? Seyn Sie aufrichtig, Baron! — Iſt der Prinz in Verlegenheit? — Sie bemühen ſich umſonſt, es zu verbergen. Was ich von Ihnen nicht erfahre, iſt mir bei einem Manne gewiß, dem jedes Geheimniß feil iſt.“

Herr Marcheſe —

„Verzeihen Sie. Ich muß indiskret ſcheinen, um nicht ein Undankbarer zu werden. Dem Prinzen dank' ich Leben, und, was mir weit über das Leben geht, einen vernünftigen Gebrauch des Lebens. Ich ſollte den Prinzen Schritte thun ſehen, die ihm koſten, die unter ſeiner Würde ſind? Es ſtünde in meiner Macht, ſie ihm zu erſparen, und ich ſollte mich leidend dabei verhalten?“

Der Prinz iſt nicht in Verlegenheit, ſagte ich. Einige Wechſel, die wir über Trient erwarteten, ſind uns unvermuthet ausgeblieben. Zufällig ohne Zweifel — oder weil man, in Ungewißheit wegen ſeiner Abreiſe, noch eine nähere Weiſung von ihm erwartete. Dies iſt nun geſchehen, und bis dahin —

Er ſchüttelte den Kopf. „Verkennen Sie meine Abſicht nicht,“ ſagte er. „Es kann hier nicht davon die Rede ſeyn, meine Verbindlichkeiten gegen den Prinzen dadurch zu vermindern — würden alle Reichthümer meines Onkels dazu hinreichen? Die Rede iſt davon, ihm einen einzigen unangenehmen Augenblick zu erſparen. Mein Oheim beſitzt ein groſſes Vermögen, worüber ich ſo gut als über mein Eigenthum disponiren kann. Ein glücklicher Zufall führt mir den einzigen möglichen Fall entgegen, daß dem Prinzen, von Allem, was in meiner

Gewalt ſteht, etwas nützlich werden kann. Ich weiß,“ fuhr er fort, „was die Delikateſſe dem Prinzen auflegt — aber ſie iſt auch gegenſeitig — und es wäre großmüthig von dem Prinzen gehandelt, mir dieſe kleine Genugthuung zu gönnen, geſchäh' es auch nur zum Scheine — um mir die Laſt von Verbindlichkeit, die mich niederdrückt, weniger fühlbar zu machen.“

Er ließ nicht nach, bis ich ihm verſprochen hatte, mein Möglichſtes dabei zu thun; ich kannte den Prinzen und hoffte darum wenig. Alle Bedingungen wollte er ſich von dem Letztern gefallen laſſen, wiewohl er geſtand, daß es ihn empfindlich kränken würde, wenn ihn der Prinz auf den Fuß eines Fremden behandelte.

Wir hatten uns in der Hitze des Geſprächs weit von der übrigen Geſellſchaft verloren, und waren eben auf dem Rückwege, als Z*** uns entgegen kam.

„Ich ſuche den Prinzen bei Ihnen — Iſt er nicht hier? — “

Eben wollen wir zu ihm. Wir vermutheten, ihn bei der übrigen Geſellſchaft zu finden —

„Die Geſellſchaft iſt beiſammen, aber er iſt nirgends anzutreffen. Ich weiß gar nicht, wie er uns aus den Augen gekommen iſt.“

Hier erinnerte ſich Civitella, daß ihm vielleicht eingefallen ſeyn könnte, die anſtoßende Kirche zu beſuchen, auf die er ihn kurz vorher ſehr aufmerkſam gemacht hatte. Wir machten uns ſogleich auf den Weg, ihn dort aufzuſuchen. Schon von Weitem entdeckten wir Biondello, der am Eingang der Kirche wartete. Als wir näher kamen, trat der Prinz etwas haſtig aus einer

Seitenthür; ſein Geſicht glühte, ſeine Augen ſuchten Biondello, den er herbeirief. Er ſchien ihm etwas ſehr angelegentlich zu befehlen, wobei er immer die Augen auf die Thür richtete, die offen geblieben war. Biondello eilte ſchnell von ihm in die Kirche — der Prinz, ohne uns gewahr zu werden, drückte ſich an uns vorbei, durch die Menge, und eilte zur Geſellſchaft zurück, wo er noch vor uns anlangte.

Es wurde beſchloſſen, in einem offenen Pavillon dieſes Gartens das Souper einzunehmen, wozu der Marcheſe, ohne unſer Wiſſen, ein kleines Concert veranſtaltet hatte, das ganz auserleſen war. Beſonders ließ ſich eine junge Sängerin dabei hören, die uns Alle durch ihre liebliche Stimme, wie durch ihre reizende Figur, entzückte. Auf den Prinzen ſchien nichts Eindruck zu machen; er ſprach wenig und antwortete zerſtreut; ſeine Augen waren unruhig nach der Gegend gekehrt, woher Biondello kommen mußte; eine große Bewegung ſchien in ſeinem Innern vorzugehen. Civitella fragte, wie ihm die Kirche gefallen hätte; er wußte nichts davon zu ſagen. Man ſprach von einigen vorzüglichen Gemälden, die ſie merkwürdig machten; er hatte kein Gemälde geſehen. Wir merkten, daß unſere Fragen ihn beläſtigten und ſchwiegen. Eine Stunde verging nach der andern und Biondello kam immer noch nicht. Des Prinzen Ungeduld ſtieg auf's Höchſte; er hob die Tafel frühzeitig auf, und ging in einer abgelegenen Allee ganz allein mit ſtarken Schritten auf und nieder. Niemand begriff, was ihm begegnet ſeyn mochte. Ich wagte es nicht, ihn um die Urſache einer ſo ſeltſamen

Veränderung zu befragen; es iſt ſchon lange, daß ich mir die vorigen Vertraulichkeiten nicht mehr bei ihm herausnehme. Mit deſto mehr Ungeduld erwartete ich Biondello's Zurückkunft, der mir dieſes Räthſel aufklären ſollte.

Es war nach zehn Uhr, als er wiederkam. Die Nachrichten, die er dem Prinzen mitbrachte, trugen nichts dazu bei, dieſen geſprächiger zu machen. Mißmuthig trat er zur Geſellſchaft, die Gondel wurde beſtellt und bald darauf fuhren wir nach Hauſe.

Den ganzen Abend konnte ich keine Gelegenheit finden, Biondello zu ſprechen; ich mußte mich alſo mit meiner unbefriedigten Neugierde ſchlafen legen. Der Prinz hatte uns frühzeitig entlaſſen, aber tauſend Gedanken, die mir durch den Kopf gingen, erhielten mich munter. Lange hört' ich ihn über meinem Schlafzimmer auf- und niedergehen; endlich überwältigte mich der Schlaf. Spät nach Mitternacht erweckte mich eine Stimme — eine Hand fuhr über mein Geſicht; wie ich aufſah, war es der Prinz, der, ein Licht in der Hand, vor meinem Bette ſtand. Er könne nicht einſchlafen, ſagte er, und bat mich, ihm die Nacht verkürzen zu helfen. Ich wollte mich in meine Kleider werfen — er befahl mir, zu bleiben und ſetzte ſich zu mir vor das Bette.

„Es iſt mir heute etwas vorgekommen,“ fing er an, „davon der Eindruck aus meinem Gemüthe nie mehr verlöſchen wird. Ich ging von Ihnen, wie Sie wiſſen, in die *** Kirche, worauf mich Civitella neugierig gemacht und die ſchon von ferne meine Augen auf ſich gezogen hatte. Weil weder Sie noch Er mir gleich zur Hand waren, ſo machte ich die wenigen Schritte allein; Biondello ließ ich am Eingange auf mich warten. Die Kirche war ganz leer — eine ſchaurigkühle Dunkelheit umfing mich, als ich aus dem ſchwülen, blendenden Tageslicht hineintrat. Ich ſah mich einſam in dem weiten Gewölbe, worin eine feierliche Grabſtille herrſchte. Ich ſtellte mich in die Mitte des Doms und überließ mich der ganzen Fülle dieſes Eindrucks; allmählig traten die großen Verhältniſſe dieſes majeſtätiſchen Baues meinen Augen bemerkbarer hervor, ich verlor mich in ernſter ergötzender Betrachtung. Die Abendglocke tönte über mir, ihr Ton verhallte ſanft in dieſem Gewölbe, wie in meiner Seele. Einige Altarſtücke hatten von Weitem meine Aufmerkſamkeit erweckt; ich trat näher, ſie zu betrachten; unvermerkt hatte ich dieſe ganze Seite der Kirche, bis zum entgegenſtehenden Ende, durchwandert. Hier lenkt man um einen Pfeiler einige Treppen hinauf in eine Nebenkapelle, worin mehrere kleinere Altäre und Statuen von Heiligen in Niſchen angebracht ſtehen. Wie ich in die Kapelle zur Rechten hineintrete — höre ich nahe an mir ein zartes Wiſpern, wie wenn Jemand leiſe ſpricht — ich wende mich nach dem Tone und — zwei Schritte von mir fällt mir eine weibliche Geſtalt in die Augen — — Nein! ich kann ſie nicht nachſchildern, dieſe Geſtalt! — Schrecken war meine erſte Empfindung, die aber bald dem ſüßeſten Hinſtaunen Platz machte."

Und dieſe Geſtalt, gnädigſter Herr? — Wiſſen Sie auch gewiß, daß ſie etwas Lebendiges war, etwas Wirkliches, kein bloßes Gemälde, kein Geſicht Ihrer Phantaſie?

„Hören Sie weiter — Es war eine Dame — Nein! Ich hatte bis auf dieſen Augenblick dies Geſchlecht nie geſehen! Alles war düſter rings herum, nur durch ein einziges Fenſter fiel der untergehende Tag in die Kapelle, die Sonne war nirgends mehr, als auf dieſer Geſtalt. Mit unausſprechlicher Anmuth — halb knieend, halb liegend — war ſie vor einem Altare hingefloſſen — der gewagteſte, lieblichſte, gelungenſte Umriß, einzig und unnachahmlich, die ſchönſte Linie in der Natur. In ſchwarzen Mohr war ſie gekleidet, der ſich ſpannend um den reizendſten Leib, um die niedlichſten Arme ſchloß und in weiten Falten, wie eine ſpaniſche Robe, um ſie breitete; ihr langes lichtblondes Haar, in zwei breite Flechten geſchlungen, die durch ihre Schwere losgegangen und unter dem Schleier hervorgedrungen waren, floß in reizender Unordnung weit über den Rücken hinab — eine Hand lag an dem Krucifixe und ſanft hinſinkend ruhte ſie auf der andern. Aber wo finde ich Worte, Ihnen das himmelſchöne Angeſicht zu beſchreiben, wo eine Engelſeele, wie auf ihrem Thronſitze, die ganze Fülle ihrer Reize ausbreitete? Die Abendſonne ſpielte darauf und ihr luſtiges Gold ſchien es mit einer künſtlichen Glorie zu umgeben. Können Sie ſich die Madonna unſers Florentiners zurückrufen? Hier war ſie ganz, ganz bis auf die unregelmäßigen Eigenheiten, die ich an jenem Bilde ſo anziehend, ſo unwiderſtehlich fand.“

Mit der Madonna, wovon der Prinz hier ſpricht, verhält es ſich ſo. Kurz nachdem Sie abgereiſt waren, lernte er einen florentiniſchen Maler hier kennen, der nach Venedig berufen worden war, um für eine Kirche, deren ich mich nicht mehr entſinne, ein Altarblatt zu malen. Er hatte drei andere Gemälde mitgebracht, die er für die Galerie im Kornariſchen Pallaſte beſtimmt hatte. Die Gemälde waren eine Madonna, eine Heloiſe und eine faſt ganz unbekleidete Venus — alle drei von ausnehmender Schönheit, und, bei der höchſten Verſchiedenheit, am Werthe einander ſo gleich, daß es beinahe unmöglich war, ſich für eins von den dreien ausſchließend zu entſcheiden. Nur der Prinz blieb nicht einen Augenblick unſchlüſſig; man hatte ſie kaum vor ihm ausgeſtellt, als das Madonnaſtück ſeine ganze Aufmerkſamkeit an ſich zog; in den beiden übrigen wurde das Genie des Künſtlers bewundert, bei dieſem vergaß er den Künſtler und ſeine Kunſt, um ganz im Anſchauen ſeines Werks zu leben. Er war ganz wunderbar davon gerührt; er konnte ſich von dem Stücke kaum losreißen. Der Künſtler, dem man wohl anſah, daß er das Urtheil des Prinzen im Herzen bekräftigte, hatte den Eigenſinn, die drei Stücke nicht trennen zu wollen und forderte fünfzehnhundert Zechinen für alle. Die Hälfte bot ihm der Prinz für dieſes einzige an — der Künſtler beſtand auf ſeiner Bedingung und wer weiß, was noch geſchehen wäre, wenn ſich nicht ein entſchloſſener Käufer gefunden hätte. Zwei Stunden darauf waren alle drei Stücke weg; wir haben ſie nicht mehr geſehen. Dieſes Gemälde kam dem Prinzen jetzt in Erinnerung.

„Ich ſtand,“ fuhr er fort, „ich ſtand in ihren Anblick verloren. Sie bemerkte mich nicht, ſie ließ ſich durch meine Dazwiſchenkunft nicht ſtören, ſo ganz war ſie in ihrer Andacht vertieft. Sie betete zu ihrer

Gottheit und ich betete zu ihr — Ja, ich betete ſie an — Alle dieſe Bilder der Heiligen, dieſe Altäre, dieſe brennenden Kerzen hatten mich nicht daran erinnert; jetzt zum erſten Male ergriff mich's, als ob ich in einem Heiligthume wäre. Soll ich es Ihnen geſtehen? Ich glaubte in dieſem Augenblicke felſenfeſt an den, den ihre ſchöne Hand umfaßt hielt. Ich las ja ſeine Antwort in ihren Augen. Dank ihrer reizenden Andacht! Sie machte mir ihn wirklich — ich folgte ihr nach durch alle ſeine Himmel.“

„Sie ſtand auf und jetzt erſt kam ich wieder zu mir ſelbſt. Mit ſchüchterner Verwirrung wich ich auf die Seite; das Geräuſch, das ich machte, entdeckte mich ihr. Die unvermuthete Nähe eines Mannes mußte ſie überraſchen, meine Dreiſtigkeit konnte ſie beleidigen; keines von beiden war in dem Blicke, womit ſie mich anſah. Ruhe, unausſprechliche Ruhe war darin und ein gütiges Lächeln ſpielte um ihre Wangen. Sie kam aus ihrem Himmel — und ich war das erſte glückliche Geſchöpf, das ſich ihrem Wohlwollen anbot. Sie ſchwebte noch auf der letzten Sproſſe des Gebets — ſie hatte die Erde noch nicht berührt.“

„In einer andern Ecke der Kapelle regte es ſich nun auch. Eine ältliche Dame war es, die dicht hinter mir von einem Kirchſtuhl aufſtand. Ich hatte ſie bis jetzt nicht wahrgenommen. Sie war nur wenige Schritte von mir, ſie hatte alle meine Bewegungen geſehen. Dies beſtürzte mich — ich ſchlug die Augen zu Boden und man rauſchte an mir vorüber.“

Ueber das Letzte glaubte ich den Prinzen beruhigen zu können.

„Sonderbar!“ fuhr der Prinz nach einem tiefen Stillſchweigen fort. „Kann man etwas nie gekannt, nie gemißt haben und einige Augenblicke ſpäter nur in dieſem Einzigen leben? Kann ein einziger Moment den Menſchen in zwei ſo ungleichartige Weſen zertrennen? Es wäre mir eben ſo unmöglich, zu den Freuden und Wünſchen des geſtrigen Morgens, als zu den Spielen meiner Kindheit zurückzukehren, ſeit ich das ſah, ſeitdem dieſes Bild hier wohnet — dieſes lebendige, mächtige Gefühl in mir: Du kannſt nichts mehr lieben, als das und in dieſer Welt wird nichts mehr auf dich wirken!“

Denken Sie nach, gnädigſter Herr, in welcher reizbaren Stimmung Sie waren, als dieſe Erſcheinung Sie überraſchte und wie Vieles zuſammen kam, Ihre Einbildungskraft zu ſpannen. Aus dem hellen blendenden Tageslichte, aus dem Gewühle der Straße plötzlich in dieſe ſtille Dunkelheit verſetzt — ganz den Empfindungen hingegeben, die, wie Sie ſelbſt geſtehen, die Stille, die Majeſtät dieſes Orts in Ihnen rege machte — durch Betrachtung ſchöner Kunſtwerke für Schönheit überhaupt empfänglicher gemacht — zugleich allein und einſam, Ihrer Meinung nach — und nun auf einmal — in der Nähe von einer Mädchengeſtalt überraſcht, wo Sie ſich keines Zeugen verſahen — von einer Schönheit, wie ich Ihnen gern zugebe, die durch eine vortheilhafte Beleuchtung, eine glückliche Stellung, einen Ausdruck begeiſterter Andacht noch mehr erhoben ward —

was war natürlicher, als daß Ihre entzündete Phantaſie ſich etwas Idealiſches, etwas Ueberirdiſchvollkommenes daraus zuſammenſetzte?

„Kann die Phantaſie etwas geben, was ſie nie empfangen hat? — und im ganzen Gebiete meiner Darſtellung iſt nichts, was ich mit dieſem Bilde zuſammenſtellen könnte. Ganz und unverändert, wie im Augenblicke des Schauens, liegt es in meiner Erinnerung: ich habe nichts, als dieſes Bild, — aber Sie könnten mir eine Welt dafür bieten!“

Gnädigſter Prinz, das iſt Liebe.

„Muß es denn nothwendig ein Name ſeyn, unter welchem ich glücklich bin? Liebe! — Erniedrigen Sie meine Empfindung nicht mit einem Namen, den tauſend ſchwache Seelen mißbrauchen! Welcher Andere hat gefühlt, was ich fühle? Ein ſolches Weſen war noch nicht vorhanden, wie kann der Name früher da ſeyn, als die Empfindung? Es iſt ein neues einziges Gefühl, neu entſtanden mit dieſem neuen einzigen Weſen und für dieſes Weſen nur möglich! — Liebe! Vor der Liebe bin ich ſicher!“

Sie verſchickten Biondello — ohne Zweifel, um die Spur Ihrer Unbekannten zu verfolgen, um Erkundigungen von ihr einzuziehen? Was für Nachrichten brachte er Ihnen zurück?

„Biondello hat nichts entdeckt — ſo viel als gar nichts. Er fand ſie noch an der Kirchthür. Ein bejahrter, anſtändig gekleideter Mann, der eher einem hieſigen Bürger, als einem Bedienten gleich ſah, erſchien, ſie nach der Gondel zu begleiten. Eine Anzahl Armer ſtellte ſich in Reihen, wie ſie vorüberging und verließ ſie mit ſehr vergnügter Miene. Bei dieſer Gelegenheit, ſagt Biondello, wurde eine Hand ſichtbar, woran einige koſtbare Steine blitzten. Mit ihrer Begleiterin ſprach ſie Einiges; das Biondello nicht verſtand; er behauptet, es ſey Griechiſch geweſen. Da ſie eine ziemliche Strecke nach dem Canale zu gehen hatten, ſo fing ſchon etwas Volk an, ſich zu ſammeln; das Außerordentliche des Anblicks brachte alle Vorübergehende zum Stehen. Niemand kannte ſie — aber die Schönheit iſt eine geborne Königin. Alles machte ihr ehrerbietig Platz. Sie ließ einen ſchwarzen Schleier über das Geſicht fallen, der das halbe Gewand bedeckte und eilte in die Gondel. Längs dem ganzen Canale der Giudecca behielt Biondello das Fahrzeug im Geſicht, aber es weiter zu verfolgen, unterſagte ihm das Gedränge.“

Aber den Gondolier hat er ſich doch gemerkt, um dieſen wenigſtens wieder zu erkennen?

„Den Gondolier getraut er ſich ausfindig zu machen; doch iſt es keiner von denen, mit denen er Verkehr hat. Die Armen, die er ausfragte, konnten ihm weiter keinen Beſcheid geben, als daß Signora ſich ſchon ſeit einigen Wochen, und immer Sonnabends, hier zeige und noch allemal ein Goldſtück unter ſie vertheilt habe. Es war ein holländiſcher Dukaten, den er eingewechſelt und mir überbracht hat.“

Eine Griechin alſo und von Stande wie es ſcheint, von Vermögen wenigſtens und wohlthätig. Das wäre für's Erſte genug, gnädigſter Herr — genug und faſt zu viel! Aber eine Griechin und in einer katholiſchen Kirche!

„Warum nicht? Sie kann ihren Glauben verlaſſen haben. Ueberdies — etwas Geheimnißvolles iſt hier immer — Warum die Woche nur Einmal? Warum nur Sonnabends in dieſe Kirche, wo dieſe gewöhnlich verlaſſen ſeyn ſoll, wie mir Biondello ſagt? — Späteſtens der kommende Sonnabend muß dies entſcheiden. Aber bis dahin, lieber Freund, helfen Sie mir dieſe Kluft von Zeit überſpringen! Aber umſonſt! Stunden gehen ihren gelaſſenen Schritt und meine Seele glühet!“

Und wenn dieſer Tag nun erſcheint — was dann, gnädigſter Herr? Was ſoll dann geſchehen?

„Was geſchehen ſoll? — Ich werde ſie ſehen. Ich werde ihren Aufenthalt erforſchen. Ich werde erfahren, wer ſie iſt? — Was kann mich dieſes bekümmern? Was ich ſah, machte mich glücklich; alſo weiß ich ja ſchon Alles, was mich glücklich machen kann!“

Und unſere Abreiſe aus Venedig, die auf den Anfang kommenden Monats feſtgeſetzt iſt?

„Konnte ich im Voraus wiſſen, daß Venedig noch einen ſolchen Schatz für mich einſchließe? — Sie fragen mich aus meinem geſtrigen Leben. Ich ſage Ihnen, daß ich nur von heute an bin und ſeyn will.“

Jetzt glaubte ich die Gelegenheit gefunden zu haben, dem Marcheſe Wort zu halten. Ich machte dem Prinzen begreiflich, daß ſein längeres Bleiben in Venedig mit dem geſchwächten Zuſtande ſeiner Kaſſe durchaus nicht beſtehen könne und daß, im Falle er ſeinen Aufenthalt über den zugeſtandenen Termin verlängerte, auch von ſeinem Hofe nicht ſehr auf Unterſtützung würde zu rechnen ſeyn. Bei dieſer Gelegenheit erfuhr ich, was mir bis jetzt ein Geheimniß geweſen, daß ihm von ſeiner Schweſter, der regierenden *** von ***, ausſchlieſſend vor ſeinen übrigen Brüdern und heimlich, anſehnliche Zuſchüſſe bezahlt werden, die ſie gern bereit ſeyn würde zu verdoppeln, wenn ſein Hof ihn im Stiche lieſſe. Dieſe Schweſter, eine fromme Schwärmerin, wie Sie wiſſen, glaubt die groſſen Erſparniſſe, die ſie bei einem ſehr eingeſchränkten Hofe macht, nirgends beſſer aufgehoben, als bei einem Bruder, deſſen weiſe Wohlthätigkeit ſie kennt und den ſie enthuſiaſtiſch verehrt. Ich wußte zwar ſchon längſt, daß zwiſchen Beiden ein ſehr genaues Verhältniß ſtatt findet, auch viele Briefe gewechſelt werden, aber weil ſich der bisherige Aufwand des Prinzen aus den bekannten Quellen hinlänglich beſtreiten ließ, ſo war ich auf die verborgene Hülfsquelle nie gefallen. Es iſt alſo klar, daß der Prinz Ausgaben gehabt hat, die mir ein Geheimniß waren und es noch jetzt ſind; und wenn ich aus ſeinem übrigen Charakter ſchließen darf, ſo ſind es gewiß keine andern, als die ihm zur Ehre gereichen. Und ich konnte mir einbilden, ihn ergründet zu haben? — Um ſo weniger glaubte ich, nach dieſer Entdeckung, anſtehen zu dürfen, ihm das Anerbieten des Marcheſe zu offenbaren — welches, zu meiner nicht geringen Verwunderung, ohne alle Schwierigkeit angenommen wurde. Er gab mir Vollmacht, dieſe Sache mit dem Marcheſe auf die Art, welche ich für die beſte hielt, abzuthun und dann ſogleich mit dem Wucherer aufzuheben. An ſeine Schweſter ſollte unverzüglich geſchrieben werden.

Es war Morgen, als wir auseinander gingen. So unangenehm mir dieſer Vorfall, aus mehr als einer Urſache, iſt und ſeyn muß, ſo iſt doch das Allerverdrießlichſte daran, daß er unſern Aufenthalt in Venedig zu verlängern droht. Von dieſer anfangenden Leidenſchaft erwarte ich vielmehr Gutes, als Schlimmes. Sie iſt vielleicht das kräftigſte Mittel, den Prinzen von ſeinen metaphyſiſchen Träumereien wieder zur ordinären Menſchheit herabzuziehen: ſie wird die gewöhnliche Kriſe haben, und, wie eine künſtliche Krankheit, auch die alte mit ſich hinwegnehmen.

Leben Sie wohl, liebſter Freund. Ich habe Ihnen alles dies nach friſcher That hingeſchrieben. Die Poſt geht ſogleich; Sie werden dieſen Brief mit dem vorhergehenden an Einem Tage erhalten.

Baron von F*** an den Grafen von O***.

Sechster Brief.

20. Junius.

Dieſer Civitella iſt doch der dienſtfertigſte Menſch von der Welt. Der Prinz hatte mich neulich kaum verlaſſen, als ſchon ein Billet von dem Marcheſe erſchien, worin mir die Sache auf's Dringendſte empfohlen wurde. Ich ſchickte ihm ſogleich eine Verſchreibung in des Prinzen Namen, auf ſechstauſend Zechinen; in weniger als einer halben Stunde folgte ſie zurück, nebſt der doppelten Summe, in Wechſeln ſowohl, als baarem Golde. In die Erhöhung der Summe willigte endlich der Prinz; die Verſchreibung aber, die nur auf ſechs Wochen geſtellt war, mußte angenommen werden.

Dieſe ganze Woche ging in Erkundigungen nach der geheimnißvollen Griechin hin. Biondello ſetzte alle ſeine Maſchinen in Bewegung, bis jetzt aber war alles vergeblich. Den Gondolier machte er zwar ausfindig; aus dieſem war aber nichts weiter herauszubringen, als daß er beide Damen auf der Inſel Murano ausgeſetzt habe, wo zwei Sänften auf ſie gewartet hätten, in die ſie geſtiegen ſeyen. Er machte ſie zu Engländerinnen, weil ſie eine fremde Sprache geſprochen und ihn mit Gold bezahlt hätten. Auch ihren Begleiter kenne er nicht; er komme ihm vor, wie ein Spiegelfabrikant aus Murano. Nun wußten wir wenigſtens, daß wir ſie nicht in der Giudecca zu ſuchen hätten, und daß ſie, aller Wahrſcheinlichkeit nach, auf der Inſel Murano zu Hauſe ſey; aber das Unglück war, daß die Beſchreibung, welche der Prinz von ihr machte ſchlechterdings nicht dazu taugte, ſie einem Dritten kenntlich zu machen. Gerade die leidenſchaftliche Aufmerkſamkeit, womit er ihren Anblick gleichſam verſchlang, hatte ihn gehindert, ſie zu ſehen; für alles das, worauf andere Menſchen ihr Augenmerk vorzüglich würden gerichtet haben, war er ganz blind geweſen; nach ſeiner Schilderung war man eher verſucht, ſie im Petrarch oder Taſſo, als auf einer venetianiſchen Inſel zu ſuchen. Außerdem mußte dieſe Nachfrage ſelbſt mit größter Vorſicht geſchehen, um weder die Dame auszuſetzen, noch ſonſt ein anſtößiges Aufſehen zu erregen. Weil Biondello, außer dem Prinzen, der Einzige war, der ſie, durch den Schleier wenigſtens, geſehen hatte, und alſo wieder erkennen konnte, ſo ſuchte er, wo möglich, an allen Orten, wo ſie vermuthet werden konnte, zu gleicher Zeit zu ſeyn; das Leben des armen Menſchen war dieſe ganze Woche über nichts, als ein beſtändiges Rennen durch alle Straßen von Venedig. In der griechiſchen Kirche beſonders wurde keine Nachforſchung geſpart, aber alles mit gleich ſchlechtem Erfolg; und der Prinz, deſſen Ungeduld mit jeder fehlgeſchlagenen Erwartung ſtieg, mußte ſich endlich doch noch auf den nächſten Sonnabend vertröſten.

Seine Unruhe war ſchrecklich. Nichts zerſtreute ihn, nichts vermochte ihn zu feſſeln. Sein ganzes Weſen war in fieberiſcher Bewegung, für alle Geſellſchaft war er verloren, und das Uebel wuchs in der Einſamkeit. Nun wurde er nie mehr von Beſuchen belagert, als eben in dieſer Woche. Sein naher Abſchied war angekündigt, Alles drängte ſich herbei. Man mußte dieſe Menſchen beſchäftigen, um ihre argwöhniſche Aufmerkſamkeit von ihm abzuziehen; man mußte ihn beſchäftigen, um ſeinen Geiſt zu zerſtreuen. In dieſem Bedrängniſſe verfiel Civitella auf das Spiel, und um die Menge wenigſtens zu entfernen, ſollte doch geſpielt werden. Zugleich hoffte er, bei dem Prinzen einen vorübergehenden Geſchmack an dem Spiele zu erwecken, der dieſen romanhaften Schwung ſeiner Leidenſchaft bald erſticken, und den man immer in der Gewalt haben würde, ihm wieder zu benehmen. „Die Karten,“ ſagte Civitella, „haben mich vor mancher Thorheit bewahrt, die ich im Begriff war, zu begehen, manche wieder gut gemacht, die ſchon begangen war. Die Ruhe, die Vernunft, um die mich ein Paar ſchöne Augen brachten, habe ich oft am Pharotiſche wiedergefunden, und nie hatten die Weiber mehr Gewalt über mich, als wenn mir's an Geld gebrach, um zu ſpielen."

Ich laſſe dahingeſtellt ſeyn, in wie weit Civitella Recht hatte — aber das Mittel, worauf wir gefallen waren, fing bald an, noch gefährlicher zu werden, als das Uebel, dem es abhelfen ſollte. Der Prinz, der dem Spiele nur allein durch hohes Wagen einen flüchtigen Reiz zu geben wußte, fand bald keine Grenzen mehr darin. Er war einmal aus ſeiner Achſe. Alles, was er that, nahm eine leidenſchaftliche Geſtalt an; Alles geſchah mit der ungeduldigen Heftigkeit, die jetzt in ihm herrſchte. Sie kennen ſeine Gleichgültigkeit gegen das Geld; hier wurde ſie zur gänzlichen Unempfindlichkeit. Goldſtücke zerrannen wie Waſſertropfen in ſeinen Händen. Er verlor faſt ununterbrochen, weil er ganz und gar ohne Aufmerkſamkeit ſpielte. Er verlor ungeheure Summen, weil er wie ein verzweifelter Spieler wagte. — Liebſter O***, mit Herzklopfen ſchreib' ich es nieder — in vier Tagen waren die zwölftauſend Zechinen — und noch darüber verloren.

Machen Sie mir keine Vorwürfe. Ich klage mich ſelbſt genug an. Aber konnt' ich es hindern? Hörte mich der Prinz? Konnte ich etwas anders, als ihm Vorſtellung thun? Ich that, was in meinem Vermögen ſtand. Ich kann mich nicht ſchuldig finden.

Auch Civitella verlor beträchtlich; ich gewann gegen ſechshundert Zechinen. Das beiſpielloſe Unglück des Prinzen machte Aufſehen; um ſo weniger konnte er jetzt das Spiel verlaſſen. Civitella, dem man die Freude anſieht, ihn zu verbinden, ſtreckte ihm ſogleich die Summe vor. Die Lücke iſt zugeſtopft, aber der Prinz iſt dem Marcheſe vier und zwanzigtauſend Zechinen ſchuldig. O wie ſehne ich mich nach dem Spargelde der frommen Schweſter! — Sind alle Fürſten ſo, liebſter Freund? Der Prinz beträgt ſich nicht anders, als wenn er dem Marcheſe noch eine groſſe Ehre erwieſen hätte, und dieſer — ſpielt ſeine Rolle wenigſtens gut.

Civitella ſuchte mich damit zu beruhigen, daß gerade dieſe Uebertreibung, dieſes auſſerordentliche Unglück das kräftigſte Mittel ſey, den Prinzen wieder zur Vernunft zu bringen. Mit dem Gelde habe es keine Noth. Er ſelbſt fühle dieſe Lücke gar nicht, und ſtehe dem Prinzen jeden Augenblick mit noch dreimal ſo viel zu Dienſten. Auch der Kardinal gab mir die Verſicherung, daß die Geſinnung ſeines Neffen aufrichtig ſey, und daß er ſelbſt bereit ſtehe, für ihn zu gewähren.

Das Traurigſte war, daß dieſe ungeheuern Aufopferungen ihre Wirkung nicht einmal erreichten. Man ſollte meinen, der Prinz habe wenigſtens mit Theilnehmung geſpielt? Nichts weniger. Seine Gedanken waren weit weg, und die Leidenſchaft, die wir unterdrücken wollten, ſchien von ſeinem Unglücke im Spiele nur mehr Nahrung zu erhalten. Wenn ein entſcheidender

Streich geſchehen ſollte und Alles ſich voll Erwartung um ſeinen Spieltiſch herum drängte, ſuchten ſeine Augen Biondello, um ihm die Neuigkeit, die er etwa mitbrächte, von dem Angeſichte zu ſtehlen. Biondello brachte immer nichts — und das Blatt verlor immer.

Das Geld kam übrigens in ſehr bedürftige Hände. Einige Excellenza, die, wie die böſe Welt ihnen nachſagt, ihr frugales Mittagsmahl in der Senatormütze ſelbſt von dem Markte nach Hauſe tragen, traten als Bettler in unſer Haus, und verließen es als wohlhabende Leute. Civitella zeigte ſie mir. „Sehen Sie,“ ſagte er, „wie vielen armen Teufeln es zu gute kommt, daß es einem geſcheidten Kopfe einfällt, nicht bei ſich ſelbſt zu ſeyn! Aber das gefällt mir. Das iſt fürſtlich und königlich! Ein großer Menſch muß auch in ſeinen Verirrungen noch Glückliche machen, und wie ein übertretender Strom die benachbarten Felder befeuchten.“

Civitella denkt brav und edel — aber der Prinz iſt ihm vier und zwanzigtauſend Zechinen ſchuldig!

Der ſo ſehnlich erwartete Sonnabend erſchien endlich, und mein Herr ließ ſich nicht abhalten, ſich gleich nach Mittag in der *** Kirche einzufinden. Der Platz wurde in eben der Kapelle genommen, wo er ſeine Unbekannte das erſte Mal geſehen hatte, doch ſo, daß er ihr nicht ſogleich in die Augen fallen konnte. Biondello hatte Befehl, an der Kirchthür Wache zu ſtehen und dort mit dem Begleiter der Dame Bekanntſchaft anzuknüpfen. Ich hatte auf mich genommen, als ein unverdächtiger Vorübergehender bei der

Rückfahrt in derſelben Gondel Platz zu nehmen, um die Spur der Unbekannten weiter zu verfolgen, wenn das Uebrige mißlingen ſollte. An demſelben Orte, wo ſie ſich, nach des Gondoliers Ausſage, das vorige Mal hatte ausſetzen laſſen, wurden zwei Sänften gemiethet; zum Ueberfluſſe hieß der Prinz noch den Kammerjunker von Z*** in einer beſondern Gondel nachfolgen. Der Prinz ſelbſt wollte ganz ihrem Anblicke leben, und, wenn es anginge, ſein Glück in der Kirche verſuchen. Civitella blieb ganz weg, weil er bei dem Frauenzimmer in Venedig in zu übelm Rufe ſtand, um durch ſeine Einmiſchung die Dame nicht mißtrauiſch zu machen. Sie ſehen, liebſter Graf, daß es an unſern Anſtalten nicht lag, wenn die ſchöne Unbekannte uns entging.

Nie ſind wohl in einer Kirche wärmere Wünſche gethan worden, als in dieſer, und nie wurden ſie grauſamer getäuſcht. Bis nach Sonnenuntergang harrte der Prinz aus, von jedem Geräuſche, das ſeiner Kapelle nahe kam, von jedem Knarren der Kirchthür in Erwartung geſetzt — ſieben volle Stunden — und keine Griechin! Ich ſage Ihnen nichts von ſeiner Gemüthslage. Sie wiſſen, was eine fehlgeſchlagene Hoffnung iſt — und eine Hoffnung, von der man ſieben Tage und ſieben Nächte faſt einzig gelebt hat.

Baron von F** an den Grafen von O**.

Siebenter Brief.

Julius.

Die geheimnißvolle Unbekannte des Prinzen erinnerte den Marcheſe Civitella an eine romantiſche Erſcheinung, die ihm ſelbſt vor einiger Zeit vorgekommen war, und, um den Prinzen zu zerſtreuen, ließ er ſich bereit finden, ſie uns mitzutheilen. Ich erzähle ſie Ihnen mit ſeinen eigenen Worten. Aber der muntere Geiſt, womit er Alles, was er ſpricht, zu beleben weiß, geht freilich in meinem Vortrage verloren.

(Hierauf folgt nachſtehendes Fragment, das früher im achten Hefte der Thalia erſchien und anfänglich für den zweiten Band des Geiſterſehers beſtimmt war. Es fand hier eine Stelle, da Schiller die Vollendung des Geiſterſehers aufgegeben hatte.)

„Voriges Frühjahr,“ erzählte Civitella, „hatte ich das Unglück, den ſpaniſchen Ambaſſadeur gegen mich aufzubringen, der in ſeinem ſiebenzigſten Jahre die Thorheit begangen hatte, eine achtzehnjährige Römerin für ſich allein heirathen zu wollen. Seine Rache verfolgte mich, und meine Freunde riethen mir an, mich durch eine zeitige Flucht den Wirkungen derſelben zu entziehen, bis mich entweder die Hand der Natur oder eine gütliche Beilegung von dieſem gefährlichen Feind befreit haben würde. Weil es mir aber zu ſchwer fiel, Venedig ganz zu entſagen, ſo nahm ich meinen Aufenthalt in einem entlegenen Quartier von Murano, wo ich unter einem fremden Namen ein einſames Haus bewohnte, den Tag über mich verborgen hielt, und die Nacht meinen Freunden und den Vergnügen lebte.

„Meine Fenſter wieſen auf einen Garten, der von der Abendſeite an die Ringmauer eines Kloſters ſtieß, gegen Morgen aber wie eine kleine Halbinſel in die Laguna hineinlag. Der Garten hatte die reizendſte Anlage, ward aber wenig beſucht. Des Morgens, wenn mich meine Freunde verließen, hatte ich die Gewohnheit, ehe ich mich ſchlafen legte, noch einige Augenblicke am Fenſter zuzubringen, die Sonne über den Golf aufſteigen zu ſehen und ihr dann gute Nacht zu ſagen. Wenn Sie ſich dieſe Luſt noch nicht gemacht haben, gnädigſter Prinz, ſo empfehle ich Ihnen dieſen Standort, den ausgeſuchteſten vielleicht in ganz Venedig, dieſe herrliche Erſcheinung zu genießen. Eine purpurne Nacht liegt über der Tiefe und ein goldner Rauch verkündigt ſie von fern am Saum der Laguna. Erwartungsvoll ruhen Himmel und Meer. Zwei Winke, ſo ſteht ſie da, ganz und vollkommen und alle Wellen brennen — Es iſt ein entzückendes Schauſpiel!

„Eines Morgens, als ich mich nach Gewohnheit der Luſt dieſes Anblicks überlaſſe, entdecke ich auf Einmal, daß ich nicht der einzige Zeuge deſſelben bin. Ich glaube Menſchenſtimmen im Garten zu vernehmen, und als ich mich nach dem Schall wende, nehme ich eine Gondel wahr, die an der Waſſerſeite landet. Wenige Augenblicke, ſo ſehe ich Menſchen im Garten hervorkommen, und mit langſamen Schritten, Spaziergehenden gleich, die Allee herauf wandeln. Ich erkenne, daß es eine Mannsperſon und ein Frauenzimmer iſt, die einen kleinen Neger bei ſich haben. Das Frauenzimmer iſt weiß gekleidet, und ein Brillant ſpielt an ihrem Finger; mehr läßt mich die Dämmerung noch nicht unterſcheiden.

„Meine Neugier wird rege. Ganz gewiß ein Rendezvous und ein liebendes Paar — aber an dieſem Ort und zu einer ganz ungewöhnlichen Stunde! — denn kaum war es drei Uhr und Alles lag noch in trübe Dämmerung verſchleiert. Der Einfall ſchien mir neu, und zu einem Roman die Anlage gemacht. Ich wollte das Ende erwarten.

„In den Laubgewölben des Gartens verlier' ich ſie aus dem Geſicht, und es wird lange, bis ſie wieder erſcheinen. Ein angenehmer Geſang erfüllt unterdeſſen die Gegend. Er kam von dem Gondolier, der ſich auf dieſe Weiſe die Zeit in ſeiner Gondel verkürzte, und dem von einem Kameraden aus der Nachbarſchaft geantwortet wurde. Es waren Stanzen aus dem Taſſo; Zeit und Ort ſtimmten harmoniſch dazu und die Melodie verklang lieblich in der allgemeinen Stille.

„Mittlerweile war der Tag angebrochen, und die Gegenſtände ließen ſich deutlicher erkennen. Ich ſuchte meine Leute. Hand in Hand gehen ſie jetzt eine breite Allee hinauf und bleiben öfters ſtehen, aber ſie haben den Rücken gegen mich gekehrt und ihr Weg entfernt ſie von meiner Wohnung. Der Anſtand ihres Ganges läßt mich auf einen vornehmen Stand und ein edler engelſchöner Wuchs auf eine ungewöhnliche Schönheit ſchließen. Sie ſprachen wenig, wie mir ſchien, die Dame jedoch mehr, als ihr Begleiter. An dem Schauſpiel des Sonnenaufgangs, das ſich jetzt eben in höchſter Pracht über ihnen verbreitete, ſchienen ſie gar keinen Antheil zu nehmen.“

„Indem ich meinen Tubus herbei hole und richte, um mir dieſe ſonderbare Erſcheinung ſo nahe zu bringen als möglich, verſchwinden ſie plötzlich wieder in einem Seitenwege, und eine lange Zeit vergeht, ehe ich ſie wieder erblicke. Die Sonne iſt nun ganz aufgegangen, ſie kommen dicht unter mir vor und ſehen mir gerade entgegen. — — Welche himmliſche Geſtalt erblicke ich! — War es das Spiel meiner Einbildung, war es die Magie der Beleuchtung? Ich glaubte ein überirdiſches Weſen zu ſehen, und mein Auge floh zurück, geſchlagen von dem blendenden Licht. — So viel Anmuth bei ſo viel Majeſtät! So viel Geiſt und Adel bei ſo viel blühender Jugend! — Umſonſt verſuch' ich es, Ihnen zu beſchreiben. Ich kannte keine Schönheit vor dieſem Augenblick.

„Das Intereſſe des Geſprächs verweilt ſie in meiner Nähe, und ich habe volle Muße, mich in dem wundervollen Anblick zu verlieren. Kaum aber ſind meine Blicke auf ihren Begleiter gefallen, ſo iſt ſelbſt dieſe Schönheit nicht mehr im Stande, ſie zurückzurufen. Er ſchien mir ein Mann zu ſeyn in ſeinen beſten Jahren, etwas hager und von großer edler Statur — aber von keiner Menſchenſtirn ſtrahlte mir noch ſo viel Geiſt, ſo viel Hohes, ſo viel Göttliches entgegen. Ich ſelbſt, obgleich vor aller Entdeckung geſichert, vermochte es nicht, dem durchbohrenden Blick Stand zu halten, der unter den finſtern Augenbraunen blitzewerfend hervorſchoß. Um ſeine Augen lag eine ſtille, rührende Traurigkeit, und ein Zug des Wohlwollens um die Lippen milderte den trüben Ernſt, der das ganze Geſicht überſchattete. Aber ein gewiſſer Schnitt des Geſichts, der nicht europäiſch war, verbunden mit einer Kleidung, die aus den verſchiedenſten Trachten, aber mit einem Geſchmacke, den Niemand ihm nachahmen wird, kühn und glücklich gewählt war, gaben ihm eine Miene von Sonderbarkeit, die den außerordentlichen Eindruck ſeines ganzen Weſens nicht wenig erhöhte. Etwas Irres in ſeinem Blicke konnte einen Schwärmer vermuthen laſſen, aber Geberden und äußerer Anſtand verkündigten einen Mann, den die Welt ausgebildet hat.“

„Z***, der, wie Sie wiſſen, Alles heraus ſagen muß, was er denkt, konnte hier nicht länger an ſich halten. Unſer Armenier! rief er aus. Unſer ganzer Armenier, Niemand anders!

Was für ein Armenier, wenn man fragen darf? ſagte Civitella.

Hat man Ihnen die Farce noch nicht erzählt? ſagte der Prinz. Aber keine Unterbrechung! Ich fange an, mich für ihren Mann zu intereſſiren. Fahren Sie fort in Ihrer Erzählung.

„Etwas Unbegreifliches war in ſeinem Betragen. Seine Blicke ruhten mit Bedeutung, mit Leidenſchaft auf ihr, wenn ſie weg ſah, und ſie fielen zu Boden, wenn ſie auf die ihrigen trafen. Iſt dieſer Menſch von Sinnen? dachte ich. Eine Ewigkeit wollt' ich ſtehen und nichts Anderes betrachten.

„Das Gebüſche raubte ſie mir wieder. Ich wartete lange, lange, ſie wieder hervor kommen zu ſehen, aber vergebens. Aus einem andern Fenſter endlich entdeckt' ich ſie auf's Neue.

„Vor einem Baſſin ſtanden ſie, in einer gewiſſen Entfernung von einander, beide in tiefes Schweigen verloren. Sie mochten ſchon ziemlich lange in dieſer Stellung geſtanden haben. Ihr offnes, ſeelenvolles Auge ruhte forſchend auf ihm und ſchien jeden aufkeimenden Gedanken von ſeiner Stirn zu nehmen. Er, als er nicht Muth genug in ſich fühlte, es aus der erſten Hand zu empfangen, ſuchte verſtohlen ihr Bild in der ſpiegelnden Flut, oder blickte ſtarr auf den Delphin, der das Waſſer in das Becken ſpritzte. Wer weiß, wie lange dieſes ſtumme Spiel noch gedauert haben würde, wenn die Dame es hätte aushalten können? Mit der liebenswürdigſten Holdſeligkeit ging das ſchöne Geſchöpf auf ihn zu, faßte, den Arm um ſeinen Nacken flechtend, eine ſeiner Hände und führte ſie zum Munde. Gelaſſen ließ der kalte Menſch es geſchehen, und ihre Liebkoſung blieb unerwidert.

„Aber es war etwas an dieſem Auftritt, was mich rührte. Der Mann war es, was mich rührte. Ein heftiger Affekt ſchien in ſeiner Bruſt zu arbeiten, eine unwiderſtehliche Gewalt ihn zu ihr hinzuziehen, ein verborgener Arm ihn zurückzureißen. Still, aber ſchmerzhaft war dieſer Kampf, und die Gefahr ſo ſchön an ſeiner Seite. Nein, dachte ich, er unternimmt zu viel. Er wird, er muß unterliegen.

„Auf einen heimlichen Wink von ihm verſchwindet der kleine Neger. Ich erwartete nun einen Auftritt von empfindſamer Art, eine knieende Abbitte, eine mit tauſend Küſſen beſiegelte Verſöhnung. Nichts von dem Allen. Der unbegreifliche Menſch nimmt aus einem

Porteſeuille ein verſiegeltes Paquet und gibt es in die Hände der Dame. Trauer überzieht ihr Geſicht, da ſie es anſieht, und eine Thräne ſchimmert in ihrem Auge.

„Nach einem kurzen Stillſchweigen brechen ſie auf. Aus einer Seiten-Allee tritt eine bejahrte Dame zu ihnen, die ſich die ganze Zeit über entfernt gehalten hatte und die ich jetzt erſt entdecke. Langſam gehen ſie hinab, beide Frauenzimmer in Geſpräch mit einander, während deſſen er der Gelegenheit wahrnimmt, unvermerkt hinter ihnen zurückzubleiben. Unſchlüſſig und mit ſtarrem Blick nach ihr hingewendet ſteht er und geht und ſteht wieder. Auf einmal iſt er weg im Gebüſche.

„Vorn ſieht man ſich endlich um. Man ſcheint unruhig, ihn nicht mehr zu finden und ſteht ſtille, wie es ſcheint, ihn zu erwarten. Er kommt nicht! Die Blicke irren ängſtlich umher, die Schritte verdoppeln ſich. Meine Augen helfen den ganzen Garten durchſuchen. Er bleibt aus. Er iſt nirgends.

„Auf einmal hör' ich am Canal etwas rauſchen und eine Gondel ſtößt vom Ufer. Er iſt's, und mit Mühe enthalt ich mich, es ihr zuzuſchreien. Jetzt alſo war's am Tage — Es war eine Abſchiedsſcene.

„Sie ſchien es zu ahnen, was ich wußte. Schneller, als die Andere ihr folgen kann, eilt ſie nach dem Ufer. Zu ſpät. Pfeilſchnell fliegt die Gondel dahin und nur ein weißes Tuch flattert noch fern in den Lüften. Bald darauf ſeh' ich auch die Frauenzimmer überfahren.

„Als ich von einem kurzen Schlummer erwachte, mußte ich über meine Verblendung lachen. Meine Phantaſie hatte dieſe Begebenheit im Traum fortgeſetzt, und nun wurde mir auch die Wahrheit zum Traume. Ein Mädchen, reizend wie eine Houri, die vor Tagesanbruch in einem abgelegenen Garten vor meinem Fenſter mit ihrem Liebhaber luſtwandelt, ein Liebhaber, der von einer ſolchen Stunde keinen beſſern Gebrauch zu machen weiß, dies ſchien mir eine Compoſition zu ſeyn, welche höchſtens die Phantaſie eines Träumenden wagen und entſchuldigen konnte. Aber der Traum war zu ſchön geweſen, um ihn nicht ſo oft als möglich zu erneuern, und auch der Garten war mir jetzt lieber geworden, ſeitdem ihn meine Phantaſie mit ſo reizenden Geſtalten bevölkert hatte. Einige unfreundliche Tage, die auf dieſen Morgen folgten, verſcheuchten mich von dem Fenſter, aber der erſte heitre Abend zog mich unwillkürlich dahin. Urtheilen Sie von meinem Erſtaunen, als mir nach kurzem Suchen das weiße Gewand meiner Unbekannten entgegen ſchimmerte. Sie war es ſelbſt. Sie war's wirklich. Ich hatte nicht bloß geträumt.

„Die vorige Matrone war bei ihr, die einen kleinen Knaben führte; ſie ſelbſt aber ging in ſich gekehrt und ſeitwärts. Alle Plätze wurden beſucht, die ihr noch vom vorigem Male her durch ihren Begleiter merkwürdig waren. Beſonders lange verweilte ſie an dem Baſſin, und ihr ſtarr hingeheftetes Auge ſchien das geliebte Bild vergebens zu ſuchen.

„Hatte mich dieſe hohe Schönheit das erſte Mal hingeriſſen, ſo wirkte ſie heute mit einer ſanftern Gewalt auf mich, die nicht weniger ſtark war. Ich hatte jetzt vollkommen Freiheit, das himmliſche Bild zu betrachten; das Erſtaunen des erſten Anblicks machte unvermerkt einer ſüßen Empfindung Platz. Die Glorie um ſie verſchwindet, und ich ſehe in ihr nichts mehr, als das ſchönſte aller Weiber, das meine Sinne in Glut ſetzt. In dieſem Augenblick iſt es beſchloſſen. Sie muß mein ſeyn.

»Indem ich bei mir ſelbſt überlege, ob ich hinunter gehe und mich ihr nähere, oder eh' ich dieſes wage, erſt Erkundigungen von ihr einziehe, öffnet ſich eine kleine Pforte an der Kloſtermauer und ein Karmelitermönch tritt aus derſelben. Auf das Geräuſch, das er macht, verläßt die Dame ihren Platz, und ich ſehe ſie mit lebhaften Schritten auf ihn zugehen. Er zieht ein Papier aus dem Buſen, wornach ſie begierig haſcht, und eine lebhafte Freude ſcheint in ihr Angeſicht zu fliegen.

»In eben dieſem Augenblick treibt mich mein gewöhnlicher Abendbeſuch von dem Fenſter. Ich vermeide es ſorgfältig, weil ich keinem Andern dieſe Eroberung gönne. Eine ganze Stunde muß ich in dieſer peinlichen Ungeduld aushalten, bis es mir endlich gelingt, dieſen Ueberläſtigen zu entfernen. Ich eile an mein Fenſter zurück, aber verſchwunden iſt Alles.

»Der Garten iſt ganz leer, als ich hinunter gehe. Kein Fahrzeug mehr im Canal. Nirgends eine Spur von Menſchen. Ich weiß weder, aus welcher Gegend ſie kam, noch wohin ſie gegangen iſt. Indem ich, die Augen aller Orten herum gewandt, vor mich hinwandle, ſchimmert mir von fern etwas Weißes im Sand entgegen. Wie ich hinzutrete, iſt es ein Papier in Form eines Briefs geſchlagen. Was konnte es anders ſeyn, als der Brief, den der Karmeliter ihr überbracht hatte. Glücklicher

Fund! rief ich aus. Dieſer Brief wird mir das ganze Geheimniß aufſchließen; er wird mich zum Herrn ihres Schickſals machen.

»Der Brief war mit einem Sphinx geſiegelt, ohne Ueberſchrift und in Chiffern verfaßt; dies ſchreckte mich aber nicht ab, weil ich mich auf das Dechiffriren verſtehe. Ich copirte ihn geſchwind, denn es war zu erwarten, daß ſie ihn bald vermiſſen und zurückkommen würde, ihn zu ſuchen. Fand ſie ihn nicht mehr, ſo mußte ihr dies ein Beweis ſeyn, daß der Garten von mehreren Menſchen beſucht würde, und dieſe Entdeckung konnte ſie leicht auf immer daraus verſcheuchen. Was konnte meiner Hoffnung Schlimmeres begegnen?

»Was ich vermuthet hatte, geſchah. Ich war mit meiner Copie kaum zu Ende, ſo erſchien ſie wieder mit ihrer vorigen Begleiterin, Beide ängſtlich ſuchend. Ich befeſtigte den Brief an einen Schiefer, den ich vom Dache losmache, und laſſe ihn an einen Ort herabfallen, an dem ſie vorbei muß. Ihre ſchöne Freude, als ſie ihn findet, belohnt mich für meine Großmuth. Mit ſcharfem, prüfendem Blick, als wollte ſie die unheilige Hand daran ausſpähen, die ihn berührt haben konnte, muſterte ſie ihn von allen Seiten; aber die zufriedene Miene, mit der ſie ihn einſteckte, bewies, daß ſie ganz ohne Arges war. Sie ging, und ein zurückfallender Blick ihres Auges nahm einen dankbaren Abſchied von den Schutzgöttern des Gartens, die das Geheimniß ihres Herzens ſo treu gehütet hatten.

»Jetzt eilte ich, den Brief zu entziffern. Ich verſuchte es mit mehreren Sprachen; endlich gelang es mir mit der engliſchen. Sein Inhalt war mir ſo merkwürdig, daß ich ihn auswendig behalten habe.“ —

Ich werde unterbrochen, den Schluß ein andermal.

Baron von F*** an den Grafen von O***.

Achter Brief.

August.

Nein, liebſter Freund. Sie thun dem guten Biondello Unrecht. Gewiß, Sie hegen einen falſchen Verdacht. Ich gebe Ihnen alle Italiener Preis, aber dieſer iſt ehrlich.

Sie finden es ſonderbar, daß ein Menſch von ſo glänzenden Talenten und einer ſo exemplariſchen Aufführung ſich zum Dienen herabſetze, wenn er nicht geheime Abſichten dabei habe, und daraus ziehen Sie den Schluß, daß dieſe Abſichten verdächtig ſeyen. Wie? Iſt es denn ſo etwas Neues, daß ein Menſch von Kopf und Verdienſten ſich einem Fürſten gefällig zu machen ſucht, der es in der Gewalt hat, ſein Glück zu machen? Iſt es etwa entehrend, ihm zu dienen? Läßt Biondello nicht deutlich genug merken, daß ſeine Anhänglichkeit an den Prinzen perſönlich ſey? Er hat ihm ja geſtanden, daß er eine Bitte an ihn auf dem Herzen habe. Dieſe Bitte wird uns ohne Zweifel das ganze Geheimniß erklären. Geheime Abſichten mag er immer haben, aber können dieſe nicht unſchuldig ſeyn?

Es befremdet Sie, daß dieſer Biondello in den erſten Monaten, und das waren die, in denen Sie uns Ihre

Gegenwart noch ſchenkten, alle die großen Talente, die er jetzt an den Tag kommen laſſe, verborgen gehalten und durch gar nichts die Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen habe. Das iſt wahr; aber wo hätte er damals die Gelegenheit gehabt, ſich auszuzeichnen? Der Prinz bedurfte ſeiner ja noch nicht und ſeine übrigen Talente mußte der Zufall uns entdecken.

Aber er hat uns ganz kürzlich einen Beweis ſeiner Ergebenheit und Redlichkeit gegeben, der alle Ihre Zweifel zu Boden ſchlagen wird. Man beobachtet den Prinzen. Man ſucht geheime Erkundigungen von ſeiner Lebensart, von ſeinen Bekanntſchaften und Verhältniſſen einzuziehen. Ich weiß nicht, wer dieſe Neugierde hat. Aber hören Sie an.

Es iſt hier in St. Georg ein öffentliches Haus, wo Biondello öfters aus- und eingeht; er mag da etwas Liebes haben, ich weiß es nicht. Vor einigen Tagen iſt er auch da, er findet eine Geſellſchaft beiſammen, Advokaten und Offizianten der Regierung, luſtige Brüder und alte Bekannte von ihm. Man verwundert ſich, man iſt erfreut, ihn wieder zu ſehen. Die alte Bekanntſchaft wird erneuert, jeder erzählt ſeine Geſchichte bis auf dieſen Augenblick, Biondello ſoll auch die ſeinige zum Beſten geben. Er thut es mit wenig Worten. Man wünſcht ihm Glück zu ſeinem neuen Etabliſſement; man hat von der glänzenden Lebensart des Prinzen von *** ſchon erzählen hören, von ſeiner Freigebigkeit gegen Leute beſonders, die ein Geheimniß zu bewahren wiſſen; ſeine Verbindung mit dem Kardinal A***i iſt weltbekannt, er liebt das Spiel u. ſ. f. Biondello ſtutzt —

Man ſcherzt mit ihm, daß er den Geheimnißvollen mache, man wiſſe doch, daß er der Geſchäftsträger des Prinzen von *** ſey. Die beiden Advokaten nehmen ihn in die Mitte; die Flaſche leert ſich fleißig, man nöthigt ihn, zu trinken; er entſchuldigt ſich, weil er keinen Wein vertrage, trinkt aber doch, um ſich zum Schein zu betrinken.

„Ja,“ ſagte endlich der eine Advokat, „Biondello verſteht ſein Handwerk, aber ausgelernt hat er noch nicht. Er iſt nur ein Halber.“

Was fehlt mir noch? fragte Biondello.

„Er verſteht die Kunſt,“ ſagte der Andere, „ein Geheimniß bei ſich zu behalten, aber die andere noch nicht, es mit Vortheil wieder los zu werden.“

Sollte ſich ein Käufer dazu finden? fragte Biondello.

Die übrigen Gäſte zogen ſich hier aus dem Zimmer, er blieb Tete a Tete mit ſeinen beiden Leuten, die nun mit der Sprache herausgingen. Daß ich es kurz mache, er ſollte ihnen über den Umgang des Prinzen mit dem Kardinal und ſeinem Neffen Aufſchlüſſe verſchaffen, ihnen die Quelle angeben, woraus der Prinz Geld ſchöpfe und ihnen die Briefe, die an den Grafen von O*** geſchrieben würden, in die Hände ſpielen. Biondello beſchied ſie auf ein andermal, aber wer ſie angeſtellt habe, konnte er nicht aus ihnen herausbringen. Nach den glänzenden Offerten, die ihm gethan wurden, zu ſchließen, mußte die Nachfrage von einem ſehr reichen Manne herrühren.

Geſtern Abend entdeckte er meinem Herrn den ganzen Vorfall. Dieſer war Anfangs Willens, die

Unterhändler kurz und gut beim Kopf nehmen zu laſſen, aber Biondello machte Einwendungen. Auf freien Fuß würde man ſie doch wieder ſtellen müſſen und dann habe er ſeinen ganzen Credit unter dieſer Klaſſe, vielleicht ſein Leben ſelbſt in Gefahr geſetzt. Alles dieſes Volk hange unter ſich zuſammen, Alle ſtehen für Einen; er wolle lieber den hohen Rath in Venedig zum Feinde haben, als unter ihnen für einen Verräther verſchrieen werden. Er würde dem Prinzen auch nicht mehr nützlich ſeyn können, wenn er das Vertrauen dieſer Volksklaſſe verloren hätte.

Wir haben hin und her gerathen, von wem dies wohl kommen möchte. Wer iſt in Venedig, dem daran liegen kann, zu wiſſen, was mein Herr einnimmt und ausgibt, was er mit dem Kardinal A***i zu thun hat und was ich Ihnen ſchreibe? Sollte es gar noch ein Vermächtniß von dem Prinzen von **d** ſeyn? Oder regt ſich etwa der Armenier wieder?

Baron von F*** an den Grafen von O***.

Neunter Brief.

August.

Der Prinz ſchwimmt in Wonne und Liebe. Er hat ſeine Griechin wieder. Hören Sie, wie dies zugegangen iſt.

Ein Fremder, der über Chiozza gekommen war und von der ſchönen Lage dieſer Stadt am Golf viel zu erzählen wußte, machte den Prinzen neugierig, ſie zu ſehen. Geſtern wurde dies ausgeführt und um allen Zwang und Aufwand zu vermeiden, ſollte Niemand ihn begleiten, als Z*** und ich, nebſt Biondello, und mein Herr wollte unbekannt bleiben. Wir fanden ein Fahrzeug, das eben dahin abging und mietheten uns darauf ein. Die Geſellſchaft war ſehr gemiſcht, aber unbedeutend, und die Hinreiſe hatte nichts Merkwürdiges.

Chiozza iſt auf eingerammten Pfählen gebaut, wie Venedig und ſoll gegen vierzig tauſend Einwohner zählen. Adel findet man wenig, aber bei jedem Tritte ſtößt man auf Fiſcher oder Matroſen. Wer eine Perrücke und einen Mantel trägt, heißt ein Reicher; Mütze und Ueberſchlag ſind das Zeichen eines Armen. Die Lage der Stadt iſt ſchön, doch darf man Venedig nicht geſehen haben.

Wir verweilten uns nicht lange. Der Patron, der noch mehr Paſſagiere hatte, mußte zeitig wieder in Venedig ſeyn und den Prinzen feſſelte nichts in Chiozza. Alles hatte ſeinen Platz ſchon im Schiffe genommen, als wir ankamen. Weil ſich die Geſellſchaft auf der Herfahrt ſo beſchwerlich gemacht hatte, ſo nahmen wir diesmal ein Zimmer für uns allein. Der Prinz erkundigte ſich, wer noch mehr da ſey? Ein Dominikaner, war die Antwort, und einige Damen, die retour nach Venedig gingen. Mein Herr war nicht neugierig, ſie zu ſehen und nahm ſogleich ſein Zimmer ein.

Die Griechin war der Gegenſtand unſers Geſprächs auf der Herfahrt geweſen und ſie war es auch auf der Rückfahrt. Der Prinz wiederholte ſich ihre Erſcheinung in der Kirche mit Feuer; Plane wurden gemacht und verworfen; die Zeit verſtrich, wie ein Augenblick; ehe wir es uns verſahen, lag Venedig vor uns. Einige von den Paſſagiers ſtiegen aus, der Dominikaner war unter dieſen. Der Patron ging zu den Damen, die, wie wir jetzt erſt erfuhren, nur durch ein dünnes Brett von uns geſchieden waren, und fragte ſie, wo er anlegen ſollte. Auf der Inſel Murano, war die Antwort, und das Haus wurde genannt. — Inſel Murano! rief der Prinz und ein Schauer der Ahnung ſchien durch ſeine Seele zu fliegen. Eh' ich ihm antworten konnte, ſtürzte Biondello herein. »Wiſſen Sie auch in welcher Geſellſchaft wir reiſen?« — Der Prinz ſprang auf — »Sie iſt hier! Sie ſelbſt!« fuhr Biondello fort. »Ich komme eben von ihrem Begleiter!«

Der Prinz drang hinaus. Das Zimmer ward ihm zu enge, die ganze Welt wär' es ihm in dieſem Augenblicke geweſen. Tauſend Empfindungen ſtürmten in ihm, ſeine Knie zitterten, Röthe und Bläſſe wechſelten in ſeinem Geſichte. Ich zitterte erwartungsvoll mit ihm. Ich kann Ihnen dieſen Zuſtand nicht beſchreiben.

In Murano ward angehalten. Der Prinz ſprang an's Ufer. Sie kam. Ich las im Geſicht des Prinzen, daß ſie's war. Ihr Anblick ließ mir keinen Zweifel übrig. Eine ſchönere Geſtalt hab' ich nie geſehen; alle Beſchreibungen des Prinzen waren unter ihr geblieben. Eine glühende Röthe überzog ihr Geſicht, als ſie den Prinzen anſichtig wurde. Sie hatte unſer ganzes Geſpräch hören müſſen, ſie konnte auch nicht zweifeln, daß ſie der Gegenſtand deſſelben geweſen ſey. Mit einem bedeutenden Blick ſah ſie ihre Begleiterin an, als wollte ſie ſagen, das iſt er! und mit Verwirrung ſchlug ſie ihre Augen nieder. Ein ſchmales Brett ward vom Schiffe an das Ufer gelegt, über welches ſie zu gehen hatte. Sie ſchien ängſtlich es zu betreten — aber weniger, wie mir vorkam, weil ſie auszugleiten fürchtete, als weil ſie es ohne fremde Hülfe nicht konnte, und der Prinz ſchon den Arm ausſtreckte, ihr beizuſtehen. Die Noth ſiegte über die Bedenklichkeit. Sie nahm ſeine Hand an, und war am Ufer. Die heftige Gemüthsbewegung, in der der Prinz war, machte ihn unhöflich; die andere Dame, die auf den nämlichen Dienſt wartete, vergaß er — was hätte er in dieſem Augenblicke nicht vergeſſen? Ich erwies ihr endlich dieſen Dienſt, und dies brachte mich um das Vorſpiel einer Unterredung, die ſich zwiſchen meinem Herrn und der Dame angefangen hatte.

Er hielt noch immer ihre Hand in der ſeinigen — aus Zerſtreuung, denke ich, und ohne daß er es ſelbſt wußte.

„Es iſt nicht das erſte Mal, Signora, daß — — daß — —“ Er konnte es nicht herausſagen.

„„Ich ſollte mich erinnern,“ liſpelte ſie —

„In der ***Kirche,“ ſagte er —

„„In der ***Kirche war es,“ ſagte ſie —

„Und konnte ich mir heute vermuthen — — Ihnen ſo nahe — “

Hier zog ſie ihre Hand leiſe aus der ſeinigen — Er verwirrte ſich augenſcheinlich. Biondello, der indeß mit dem Bedienten geſprochen hatte, kam ihm zu Hülfe.

Signor, fing er an, die Damen haben Sänften hierher beſtellt. Aber wir ſind früher zurückgekommen, als ſie ſich's vermutheten. Es iſt hier ein Garten in der Nähe, wo Sie ſo lange eintreten können, um dem Gedränge auszuweichen.

Der Vorſchlag ward angenommen, und Sie können denken, mit welcher Bereitwilligkeit des Prinzen. Man blieb in dem Garten, bis es Abend wurde. Es gelang uns, Z°°° und mir, die Matrone zu beſchäftigen, daß der Prinz ſich mit der jungen Dame ungeſtört unterhalten konnte. Daß er dieſe Augenblicke gut zu benutzen gewußt habe, können Sie daraus abnehmen, daß er die Erlaubniß empfangen hat, ſie zu beſuchen. Eben jetzt, da ich Ihnen ſchreibe, iſt er dort. Wenn er zurückkommt, werde ich mehr erfahren.

Geſtern, als wir nach Hauſe kamen, fanden wir endlich auch die erwarteten Wechſel von unſerm Hofe, aber von einem Briefe begleitet, der meinen Herrn ſehr in Flammen ſetzte. Man ruft ihn zurück und in einem Tone, wie er ihn gar nicht gewohnt iſt. Er hat ſogleich in einem ähnlichen geantwortet und wird bleiben. Die Wechſel ſind eben hinreichend, um die Zinſen von dem Kapitale zu bezahlen, das er ſchuldig iſt. Einer Antwort von ſeiner Schweſter ſehen wir mit Verlangen entgegen.

Baron von F*** an den Grafen von O***.

Zehnter Brief.

September.

Der Prinz iſt mit ſeinem Hofe zerfallen, alle unſere Reſſourcen von daher abgeſchnitten.

Die ſechs Wochen, nach deren Verfluß mein Herr den Marcheſe bezahlen ſollte, waren ſchon um einige Tage verſtrichen, und noch keine Wechſel, weder von ſeinem Couſin, von dem er auf's Neue und auf's Dringendſte Vorſchuß verlangt hatte, noch von ſeiner Schweſter. Sie können wohl denken, daß Civitella nicht mahnte; ein deſto treueres Gedächtniß aber hatte der Prinz. Geſtern Mittag endlich kam eine Antwort vom regierenden Hofe.

Wir hatten kurz vorher einen neuen Contrakt, unſers Hotels wegen, abgeſchloſſen, und der Prinz hatte ſein längeres Bleiben ſchon öffentlich deklarirt. Ohne ein Wort zu ſagen, gab mein Herr mir den Brief. Seine Augen funkelten, ich las den Inhalt ſchon auf ſeiner Stirne.

Können Sie ſich vorſtellen, lieber O***? Man iſt in *** von allen hieſigen Verhältniſſen meines Herrn unterrichtet, und die Verläumdung hat ein abſcheuliches Gewebe von Lügen daraus geſponnen. „Man habe mißfällig vernommen,“ heißt es unter Anderm, „daß der Prinz ſeit einiger Zeit angefangen habe, ſeinen vorigen Charakter zu verläugnen und ein Betragen anzunehmen, das ſeiner bisherigen lobenswürdigen Art zu denken ganz entgegengeſetzt ſey. Man wiſſe, daß er ſich dem Frauenzimmer und dem Spiele auf's Ausſchweifendſte ergebe, ſich in Schulden ſtürze, Viſionärs und Geiſterbannern ſein Ohr leihe, mit katholiſchen Prälaten in verdächtigen Verhältniſſen ſtehe, und einen Hofſtaat führe, der ſeinen Rang ſowohl, als ſeine Einkünfte überſchreite. Es heiße ſogar, daß er im Begriff ſtehe, dieſes höchſt anſtößige Betragen durch eine Apoſtaſie zur römiſchen Kirche vollkommen zu machen. Um ſich von der letztern Beſchuldigung zu reinigen, erwarte man von ihm eine ungeſäumte Zurückkunft. Ein Banquier in Venedig, dem er den Etat ſeiner Schulden übergeben ſolle, habe Anweiſung, ſogleich nach ſeiner Abreiſe ſeine Gläubiger zu befriedigen, denn unter dieſen Umſtänden finde man nicht für gut, das Geld in ſeine Hände zu geben."

Was für Beſchuldigungen und in welchem Tone! Ich nahm den Brief, durchlas ihn noch einmal, ich wollte etwas darin aufſuchen, das ihn mildern konnte; ich fand nichts, es war mir ganz unbegreiflich.

Z°°° erinnerte mich jetzt an die geheime Nachfrage, die vor einiger Zeit an Biondello ergangen war. Die Zeit, der Inhalt, alle Umſtände kamen überein. Wir hatten ſie fälſchlich dem Armenier zugeſchrieben. Jetzt war's am Tage, von wem ſie herrührte. Apoſtaſie! — Aber weſſen Intereſſe kann es ſeyn, meinen Herrn ſo abſcheulich und ſo platt zu verläumden? Ich fürchte es iſt ein Stückchen von dem Prinzen von °°d°°, der es durchſetzen will, unſern Herrn aus Venedig zu entfernen.

Dieſer ſchwieg noch immer, die Augen ſtarr vor ſich hingeworfen. Sein Stillſchweigen ängſtigte mich. Ich warf mich zu ſeinen Füßen. Um Gotteswillen, gnädigſter Prinz, rief ich aus, beſchließen Sie nichts Gewaltſames! Sie ſollen, Sie werden die vollſtändigſte Genugthuung haben. Ueberlaſſen Sie mir dieſe Sache! Senden Sie mich hin! Es iſt unter Ihrer Würde, ſich gegen ſolche Beſchuldigungen zu verantworten, aber mir erlauben Sie, es zu thun. Der Verläumder muß genannt, und dem *** die Augen geöffnet werden.

In dieſer Lage fand uns Civitella, der ſich mit Erſtaunen nach der Urſache unſerer Beſtürzung erkundigte. Z*** und ich ſchwiegen. Der Prinz aber, der zwiſchen ihm und uns ſchon lange keinen Unterſchied mehr zu machen gewohnt iſt, auch noch in zu heftiger Wallung war, um in dieſem Augenblick der Klugheit Gehör zu geben, befahl uns, ihm den Brief mitzutheilen. Ich wollte zögern, aber der Prinz riß ihn mir aus der Hand und gab ihn ſelbſt dem Marcheſe.

„Ich bin Ihr Schuldner, Herr Marcheſe,“ fing der Prinz an, nachdem dieſer den Brief mit Erſtaunen durchleſen hatte, „aber laſſen Sie ſich das keine Unruhe machen. Geben Sie mir nur noch zwanzig Tage Friſt, und Sie ſollen befriedigt werden.“

„Gnädigſter Prinz,“ rief Civitella heftig bewegt, „verdien' ich dieſes?“

„Sie haben mich nicht dringen wollen, ich erkenne Ihre Delikateſſe und danke Ihnen. In zwanzig Tagen, wie geſagt, ſollen Sie völlig befriedigt werden.“

„Was iſt das?" fragte Civitella mich mit Beſtürzung. „Wie hängt dies zuſammen? Ich faſſ' es nicht."

Wir erklärten ihm, was wir wußten. Er kam außer ſich. Der Prinz, ſagte er, müſſe auf Genugthuung dringen, die Beleidigung ſey unerhört. Unterdeſſen beſchwöre er ihn, ſich ſeines ganzen Vermögens und Kredits unumſchränkt zu bedienen.

Der Marcheſe hatte uns verlaſſen und der Prinz noch immer kein Wort geſprochen. Er ging mit ſtarken Schritten im Zimmer auf und nieder, etwas Außerordentliches arbeitete in ihm. Endlich ſtand er ſtill und murmelte vor ſich zwiſchen den Zähnen. „Wünſchen Sie ſich Glück" — ſagte er „— Um neun Uhr iſt er geſtorben."

Wir ſahen ihn erſchrocken an.

„Wünſchen Sie ſich Glück," fuhr er fort; „Glück — Ich ſoll mir Glück wünſchen — Sagte er nicht ſo? Was wollte er damit ſagen?

Wie kommen Sie jetzt darauf? rief ich. Was ſoll das hier?

„Ich habe damals nicht verſtanden, was der Menſch wollte. Jetzt verſtehe ich ihn — O es iſt unerträglich hart, einen Herrn über ſich haben!"

Mein theuerſter Prinz!

„Der es uns fühlen laſſen kann! — Ha! Es muß ſüß ſeyn!"

Er hielt wieder inne. Seine Miene erſchreckte mich. Ich hatte ſie nie an ihm geſehen.

„Der Elendeſte unter dem Volke,“ fing er wieder an, „oder der nächſte Prinz am Throne! Das iſt ganz daſſelbe. Es gibt nur einen Unterſchied unter den Menſchen — Gehorchen und Herrſchen!“

Er ſah noch einmal in den Brief.

„Sie haben den Menſchen geſehen,“ fuhr er fort, „der ſich unterſtehen darf, mir dieſes zu ſchreiben. Würden Sie ihn auf der Straße grüßen, wenn ihn das Schickſal nicht zu Ihrem Herrn gemacht hätte? Bei Gott! Es iſt etwas Großes um eine Krone!“

In dieſem Tone ging es weiter, und es fielen Reden, die ich keinem Briefe anvertrauen darf. Aber bei dieſer Gelegenheit entdeckte mir der Prinz einen Umſtand, der mich in nicht geringes Erſtaunen und Schrecken ſetzte und der die gefährlichſten Folgen haben kann. Ueber die Familienverhältniſſe am *** Hofe ſind wir bisher in einem großen Irrthum geweſen.

Der Prinz beantwortete den Brief auf der Stelle, ſo ſehr ich mich auch dagegenſetzte, und die Art, wie er es gethan hat, läßt keine gütliche Beilegung mehr hoffen.

Sie werden nun auch begierig ſeyn, liebſter O***, von der Griechin endlich etwas Poſitives zu erfahren; aber eben dies iſt es, worüber ich Ihnen noch immer keinen befriedigenden Aufſchluß geben kann. Aus dem Prinzen iſt nichts herauszubringen, weil er in das Geheimniß gezogen iſt und ſich, wie ich vermuthe, hat verpflichten müſſen, es zu bewahren. Daß ſie aber die Griechin nicht iſt, für die wir ſie hielten, iſt heraus. Sie iſt eine Deutſche und von der edelſten

Abkunft. Ein gewiſſes Gerücht, dem ich auf die Spur gekommen bin, gibt ihr eine ſehr hohe Mutter und macht ſie zu der Frucht einer unglücklichen Liebe, wovon in Europa viel geſprochen worden iſt. Heimliche Nachſtellungen von mächtiger Hand haben ſie, laut dieſer Sage, gezwungen, in Venedig Schutz zu ſuchen, und eben dieſe ſind auch die Urſache ihrer Verborgenheit, die es dem Prinzen unmöglich gemacht hat, ihren Aufenthalt zu erforſchen. Die Ehrerbietung, womit der Prinz von ihr ſpricht und gewiſſe Rückſichten, die er gegen ſie beobachtet, ſcheinen dieſer Vermuthung Kraft zu geben.

Er iſt mit einer fürchterlichen Leidenſchaft an ſie gebunden, die mit jedem Tage wächst. In der erſten Zeit wurden die Beſuche ſparſam zugeſtanden; doch ſchon in der zweiten Woche verkürzte man die Trennungen und jetzt vergeht kein Tag, wo der Prinz nicht dort wäre. Ganze Abende verſchwinden, ohne daß wir ihn zu Geſicht bekommen; und iſt er auch nicht in ihrer Geſellſchaft, ſo iſt ſie es doch allein, was ihn beſchäftigt. Sein ganzes Weſen ſcheint verwandelt. Er geht wie ein Träumender umher, und nichts von Allem, was ihn ſonſt intereſſirt hatte, kann ihm jetzt nur eine flüchtige Aufmerkſamkeit abgewinnen.

Wohin wird das noch kommen, liebſter Freund? Ich zittere für die Zukunft. Der Bruch mit ſeinem Hofe hat meinen Herrn in eine erniedrigende Abhängigkeit von einem einzigen Menſchen, von dem Marcheſe Civitella, geſetzt. Dieſer iſt jetzt Herr unſerer Geheimniſſe, unſers ganzen Schickſals. Wird er immer ſo edel denken, als er ſich uns jetzo noch zeigt? Wird dieſes gute Vernehmen auf die Dauer beſtehen, und iſt es wohlgethan, einem Menſchen, auch dem vortrefflichſten, ſo viel Wichtigkeit und Macht einzuräumen?

An die Schweſter des Prinzen iſt ein neuer Brief abgegangen. Den Erfolg hoffe ich, Ihnen in meinem nächſten Briefe melden zu können.

Der Graf von O*** zur Fortſetzung.

Aber dieſer nächſte Brief blieb aus. Drei ganze Monate vergingen, ehe ich Nachrichten aus Venedig erhielt — eine Unterbrechung, deren Urſache ſich in der Folge nur zu ſehr aufklärte. Alle Briefe meines Freundes an mich waren zurückbehalten und unterdrückt worden. Man urtheile von meiner Beſtürzung, als ich endlich im December dieſes Jahres folgendes Schreiben erhielt, das bloß ein glücklicher Zufall (weil Biondello, der es zu beſtellen hatte, plötzlich krank wurde) in meine Hände brachte.

„Sie ſchreiben nicht. Sie antworten nicht.
„Kommen Sie — o kommen Sie auf den Flügeln
„der Freundſchaft! Unſere Hoffnung iſt dahin! Leſen
„Sie den Einſchluß. Alle unſere Hoffnung
„iſt dahin!

„Die Wunde des Marcheſe ſoll tödtlich ſeyn.
„Der Kardinal brütet Rache und ſeine Meuchel-
„mörder ſuchen den Prinzen. Mein Herr —
„o mein unglücklicher Herr! — Iſt es dahin

„gekommen? Unwürdiges, entſetzliches Schickſal! Wie Nichtswürdige müſſen wir uns vor Mördern und Gläubigern verbergen.

„Ich ſchreibe Ihnen aus dem ***Kloſter, wo der Prinz eine Zuflucht gefunden hat. Eben ruht er auf einem harten Lager neben mir und ſchläft — ach! den Schlummer der tödtlichſten Erſchöpfung, der ihm nur zu neuem Gefühle ſeiner Leiden ſtärken wird. Die zehn Tage, daß ſie krank war, kam kein Schlaf in ſeine Augen. Ich war bei der Leichenöffnung. Man fand Spuren von Vergiftung. Heute wird man ſie begraben.

„Ach, liebſter O***, mein Herz iſt zerriſſen. Ich habe einen Auftritt erlebt, der nie aus meinem Gedächtniß verlöſchen wird. Ich ſtand vor ihrem Sterbebette. Wie eine Heilige ſchied ſie dahin und ihre letzte ſterbende Beredſamkeit erſchöpfte ſich, ihren Geliebten auf den Weg zu leiten, den ſie zum Himmel wandelte — Alle unſere Standhaftigkeit war erſchüttert, der Prinz allein ſtand feſt, und ob er gleich ihren Tod dreifach mit erlitt, ſo behielt er doch Stärke des Geiſtes genug, der frommen Schwärmerin ihre letzte Bitte zu verweigern.“

In dieſem Briefe lag folgender Einſchluß:

An den Prinzen von ***.

Von ſeiner Schweſter.

„Die allein ſeligmachende Kirche, die an dem Prinzen von *** eine ſo glänzende Eroberung gemacht hat,

„wird es ihm auch nicht an Mitteln fehlen laſſen, die „Lebensart fortzuſetzen, der ſie dieſe Eroberung verdankt. Ich habe Thränen und Gebet für einen Verirrten, aber keine Wohlthaten mehr für einen Unwürdigen!

Henriette ***.“

Ich nahm ſogleich Poſt, reiſte Tag und Nacht, und in der dritten Woche war ich in Venedig. Meine Eilfertigkeit nützte mir nichts mehr. Ich war gekommen, einem Unglücklichen Troſt und Hülfe zu bringen; ich fand einen Glücklichen, der meines ſchwachen Beiſtandes nicht mehr benöthigt war. F*** lag krank und war nicht zu ſprechen, als ich anlangte; folgendes Billet überbrachte man mir von ſeiner Hand:

> „Reiſen Sie zurück, liebſter O***, wo Sie hergekommen ſind. Der Prinz bedarf Ihrer nicht mehr, auch nicht meiner. Seine Schulden ſind bezahlt, der Kardinal verſöhnt, der Marcheſe wieder hergeſtellt. Erinnern Sie ſich des Armeniers, der uns voriges Jahr ſo zu verwirren wußte? In ſeinen Armen finden Sie den Prinzen, der ſeit fünf Tagen — — die erſte Meſſe hörte.“

Ich drängte mich nichts deſto weniger zum Prinzen, ward aber abgewieſen. An dem Bette meines Freundes erfuhr ich endlich die unerhörte Geſchichte.

Philoſophiſche Briefe.

Vorerinnerung.

Die Vernunft hat ihre Epochen, ihre Schickſale, wie das Herz, aber ihre Geſchichte wird weit ſeltener behandelt. Man ſcheint ſich damit zu begnügen, die Leidenſchaften in ihren Extremen, Verirrungen und Folgen zu entwickeln, ohne Rückſicht zu nehmen, wie genau ſie mit dem Gedankenſyſteme des Individuums zuſammenhängen. Die allgemeine Wurzel der moraliſchen Verſchlimmerungen iſt eine einſeitige und ſchwankende Philoſophie, um ſo gefährlicher, weil ſie die umnebelte Vernunft durch einen Schein von Rechtmäßigkeit, Wahrheit und Ueberzeugung blendet, und eben deßwegen von dem eingebornen ſittlichen Gefühle weniger in Schranken gehalten wird. Ein erleuchteter Verſtand hingegen veredelt auch die Geſinnungen — der Kopf muß das Herz bilden.

In einer Epoche, wie die jetzige, wo die Erleichterung und Ausbreitung der Lektüre den denkenden Theil des Publikums ſo erſtaunlich vergrößert, wo die glückliche Reſignation der Unwiſſenheit einer halben Aufklärung Platz zu machen anfängt, und nur Wenige mehr da ſtehen bleiben wollten, wo der Zufall der Geburt ſie hingeworfen, ſcheint es nicht ſo ganz unwichtig zu ſeyn, auf gewiſſe Perioden der erwachenden und fortſchreitenden Vernunft aufmerkſam zu machen, gewiſſe Wahrheiten und Irrthümer zu berichtigen, welche ſich an die Moralität anſchließen und eine Quelle von Glückſeligkeit und Elend ſeyn können, und wenigſtens die verborgenen Klippen zu zeigen, an denen die ſtolze Vernunft ſchon geſcheitert hat. Wir gelangen nur ſelten anders, als durch Extreme, zur Wahrheit — wir müſſen den Irrthum — und oft den Unſinn — zuvor erſchöpfen, ehe wir uns zu dem ſchönen Ziele der ruhigen Weisheit hinaufarbeiten.

Einige Freunde, von gleicher Wärme für die Wahrheit und die ſittliche Schönheit beſeelt, welche ſich auf ganz verſchiedenen Wegen in derſelben Ueberzeugung vereinigt haben, und nun mit ruhigem Blicke die zurückgelegte Bahn überſchauen, haben ſich zu dem Entwurfe verbunden, einige Revolutionen und Epochen des Denkens, einige Ausſchweifungen der grübelnden Vernunft in dem Gemälde zweier Jünglinge von ungleichen Charakteren zu entwickeln und in Form eines Briefwechſels der Welt vorzulegen. Folgende Briefe ſind der Anfang dieſes Verſuches.

Meinungen, welche in dieſen Briefen vorgetragen werden, können auch alſo nur beziehungsweiſe wahr oder falſch ſeyn, gerade ſo, wie ſich die Welt in dieſer Seele, und keiner andern, ſpiegelt. Die Fortſetzung des Briefwechſels wird es ausweiſen, wie dieſe einſeitigen, oft überſpannten, oft widerſprechenden Behauptungen endlich in eine allgemeine, geläuterte und feſtbegründete Wahrheit ſich auflöſen.

Scepticismus und Freidenkerei ſind die Fieberparoxismen des menſchlichen Geiſtes, und müſſen durch eben die unnatürliche Erſchütterung, die ſie in gut organiſirten Seelen verurſachen, zuletzt die Geſundheit befeſtigen helfen. Je blendender, je verführender der Irrthum, deſto mehr Triumph für die Wahrheit; je quälender der Zweifel, deſto größer die Aufforderung zu Ueberzeugung und feſter Gewißheit. Aber dieſe Zweifel, dieſe Irrthümer vorzutragen, war nothwendig; die Kenntniß der Krankheit mußte der Heilung vorangehen. Die Wahrheit verliert nichts, wenn ein heftiger Jüngling ſie verfehlt, eben ſo wenig als die Tugend und die Religion, wenn ein Laſterhafter ſie verläugnet.

Dies mußte vorausgeſagt werden, um den Geſichtspunkt anzugeben, aus welchem wir den folgenden Briefwechſel geleſen und beurtheilt wünſchen.

Julius an Raphael.

Im Oktober.

Du biſt fort, Raphael — und die ſchöne Natur geht unter, die Blätter fallen gelb von den Bäumen, ein trüber Herbſtnebel liegt, wie ein Bahrtuch, über dem ausgeſtorbenen Gefilde. Einſam durchirre ich die melancholiſche Gegend, rufe laut deinen Namen aus, und zürne, daß mein Raphael mir nicht antwortet.

Ich hatte deine letzten Umarmungen überſtanden. Das traurige Rauſchen des Wagens, der dich von hinnen führte, war endlich in meinem Ohr verſtummt. Ich Glücklicher hatte ſchon einen wohlthätigen Hügel von Erde über den Freuden der Vergangenheit aufgehäuft, und jetzt ſteheſt du, gleich deinem abgeſchiedenen Geiſte, von Neuem in dieſen Gegenden auf und meldeſt dich mir auf jedem Lieblingsplatze unſerer Spaziergänge wieder. Dieſen Felſen habe ich an deiner Seite erſtiegen, an deiner Seite dieſe unermeßliche Perſpektive durchwandert. Im ſchwarzen Heiligthume dieſer Buchen erſannen wir zuerſt das kühne Ideal unſerer Freundſchaft. Hier war's, wo wir den Stammbaum der Geiſter zum erſten Male auseinander rollten und Julius einen ſo nahen Verwandten in Raphael fand. Hier iſt keine Quelle, kein Gebüſch, kein Hügel, wo nicht irgend eine Erinnerung entflohener Seligkeit auf meine Ruhe zielte. Alles, Alles hat ſich gegen meine Geneſung verſchworen. Wohin ich nur trete, wiederhole ich den bangen Auftritt unſerer Trennung.

Was haſt du aus mir gemacht, Raphael? Was iſt ſeit Kurzem aus mir geworden! Gefährlicher großer Menſch! daß ich dich niemals gekannt hätte, oder niemals verloren! Eile zurück, auf den Flügeln der Liebe komm wieder, oder deine zarte Pflanzung iſt dahin. Konnteſt du mit deiner ſanften Seele es wagen, dein angefangenes Werk zu verlaſſen, noch ſo ferne von ſeiner Vollendung? Die Grundpfeiler deiner ſtolzen Weisheit wanken in meinem Gehirne und Herzen, alle die prächtigen Palläſte, die du bauteſt, ſtürzen ein, und der erdrückte Wurm wälzt ſich wimmernd unter den Ruinen.

Selige paradieſiſche Zeit, da ich noch mit verbundenen Augen durch das Leben taumelte, wie ein Trunkener — da all mein Fürwitz und alle meine Wünſche an den Grenzen meines väterlichen Horizonts wieder umkehrten — da mich ein heiterer Sonnenuntergang nichts Höheres ahnen ließ, als einen ſchönen morgenden Tag — da mich nur eine politiſche Zeitung an die Welt, nur die Leichenglocke an die Ewigkeit, nur Geſpenſtermährchen an eine Rechenſchaft nach dem Tode erinnerten, da ich noch vor einem Teufel bebte und deſto herzlicher an der Gottheit hing. Ich empfand und war glücklich. Raphael hat mich denken gelehrt, und ich bin auf dem Wege, meine Erſchaffung zu beweinen.

Erſchaffung? — Nein, das iſt ja nur ein Klang ohne Sinn, den meine Vernunft nicht geſtatten darf. Es gab eine Zeit, wo ich von nichts wußte, wo von mir Niemand wußte, alſo ſagt man, ich war nicht. Jene Zeit iſt nicht mehr, alſo ſagt man, daß ich erſchaffen ſey. Aber auch von den Millionen, die vor Jahrhunderten da waren, weiß man nun nichts mehr, und doch ſagt man, ſie ſind. Worauf gründen wir das Recht, den Anfang zu bejahen und das Ende zu verneinen? Das Aufhören denkender Weſen, behauptet man, widerſpricht der unendlichen Güte. Entſtand denn dieſe unendliche Güte erſt mit der Schöpfung der Welt? — Wenn es eine Periode gegeben hat, wo noch keine Geiſter waren, ſo war die unendliche Güte ja eine ganze vorhergehende Ewigkeit unwirkſam? Wenn das Gebäude der Welt eine Vollkommenheit des Schöpfers iſt, ſo fehlte ihm ja eine Vollkommenheit vor Erſchaffung der Welt? Aber eine ſolche Vorausſetzung widerſpricht der Idee des vollendeten Gottes, alſo war keine Schöpfung — Wo bin ich hingerathen, mein Raphael? — Schrecklicher Irrgang meiner Schlüſſe! Ich gebe den Schöpfer auf, ſobald ich an einen Gott glaube. Wozu brauche ich einen Gott, wenn ich ohne den Schöpfer ausreiche?

Du haſt mir den Glauben geſtohlen, der mir Frieden gab. Du haſt mich verachten gelehrt, wo ich anbetete. Tauſend Dinge waren mir ſo ehrwürdig, ehe deine traurige Weisheit ſie mir entkleidete. Ich ſah eine Volksmenge nach der Kirche ſtrömen, ich hörte ihre begeiſterte Andacht zu einem brüderlichen Gebete ſich vereinigen — zweimal ſtand ich vor dem Bette des Todes, ſah zweimal — mächtiges Wunderwerk der Religion! — die Hoffnung des Himmels über die Schreckniſſe der Vernichtung ſiegen und den friſchen Lichtſtrahl der Freude im gebrochenen Auge des Sterbenden ſich entzünden.

Göttlich, ja göttlich muß die Lehre ſeyn, rief ich aus, die die Beſten unter den Menſchen bekennen, die ſo mächtig ſiegt und ſo wunderbar tröſtet. Deine kalte Weisheit löſchte meine Begeiſterung. Eben ſo Viele, ſagteſt du mir, drängten ſich einſt um die Irmenſäule und zu Jupiters Tempel, eben ſo Viele haben eben ſo freudig, ihrem Brama zu Ehren, den Holzſtoß beſtiegen. Was du am Heidenthume ſo abſcheulich findeſt, ſoll das die Göttlichkeit deiner Lehre beweiſen?

Glaube Niemand, als deiner eigenen Vernunft, ſagteſt du weiter. Es gibt nichts Heiliges, als die Wahrheit. Was die Vernunft erkennt, iſt die Wahrheit. Ich habe dir gehorcht, habe alle Meinungen aufgeopfert, habe, gleich jenem verzweifelten Eroberer, alle meine Schiffe in Brand geſteckt, da ich an dieſer Inſel landete und alle Hoffnung zur Rückkehr vernichtet. Ich kann mich nie mehr mit einer Meinung verſöhnen, die ich einmal belachte. Meine Vernunft iſt mir jetzt Alles, meine einzige Gewährleiſtung für Gottheit, Tugend, Unſterblichkeit. Wehe mir von nun an, wenn ich dieſem einzigen Bürgen auf einem Widerſpruche begegne! wenn meine Achtung vor ihren Schlüſſen ſinkt, wenn ein zerriſſener Faden in meinem Gehirne ihren Gang verrückt! — Meine Glückſeligkeit iſt von jetzt an dem harmoniſchen Takte meines Senſoriums anvertraut. Wehe mir, wenn die Saiten dieſes Inſtruments in den bedenklichen Perioden meines Lebens falſch angeben — wenn meine Ueberzeugungen mit meinem Aderſchlage wanken!

Julius an Raphael.

Deine Lehre hat meinem Stolze geſchmeichelt. Ich war ein Gefangener. Du haſt mich herausgeführt an den Tag; das goldene Licht und die unermeßliche Freie haben meine Augen entzückt. Vorhin genügte mir an dem beſcheidenen Ruhme, ein guter Sohn meines Hauſes, ein Freund meiner Freunde, ein nützliches Glied der Geſellſchaft zu heißen, du haſt mich in einen Bürger des Univerſums verwandelt. Meine Wünſche hatten noch keinen Eingriff in die Rechte des Großen gethan. Ich duldete dieſe Glücklichen, weil Bettler mich duldeten. Ich erröthete nicht, einen Theil des Menſchengeſchlechtes zu beneiden, weil noch ein größerer übrig war, den ich beklagen mußte. Jetzt erfuhr ich zum erſten Male, daß meine Anſprüche auf Genuß ſo vollwichtig wären, als die meiner übrigen Brüder. Jetzt ſah ich ein, daß eine Schichte über dieſer Atmoſphäre ich gerade ſo viel und ſo wenig gelte, als die Beherrſcher der Erde. Raphael ſchnitt alle Bande der Uebereinkunft und der Meinung entzwei. Ich fühlte mich ganz frei — denn die Vernunft, ſagte mir Raphael, iſt die einzige Monarchie in der Geiſterwelt, ich trug meinen Kaiſerthron in meinem Gehirne. Alle Dinge, im Himmel und auf Erden, haben keinen Werth, keine Schätzung, als ſo viel meine Vernunft ihnen zugeſteht. Die ganze Schöpfung iſt mein, denn ich beſitze eine unwiderſprechliche Vollmacht, ſie ganz zu genießen. Alle Geiſter — eine Stufe tiefer unter dem vollkommenſten Geiſte — ſind meine Mitbrüder, weil wir alle einer Regel gehorchen, einem Oberherrn huldigen.

Wie erhaben und prächtig klingt dieſe Verkündigung! Welcher Vorrath für meinen Durſt nach Erkenntniß! aber — unglückſeliger Widerſpruch der Natur! — — dieſer freie emporſtrebende Geiſt iſt in das ſtarre unwandelbare Uhrwerk eines ſterblichen Körpers geflochten, mit ſeinen kleinen Bedürfniſſen vermengt, ſeinen kleinen Schickſalen angejocht — dieſer Gott iſt in eine Welt von Würmern verwieſen. Der ungeheure Raum der Natur iſt in ſeiner Thätigkeit aufgethan, aber er darf nur nicht zwei Ideen zugleich denken. Seine Augen tragen ihn bis zu dem Sonnenziele der Gottheit, aber er ſelbſt muß erſt träge und mühſam durch die Elemente der Zeit ihm entgegenkriechen. Einen Genuß zu erſchöpfen, muß er jeden andern verloren geben; zwei unumſchränkte Begierden ſind ſeinem kleinen Herzen zu groß. Jede neu erworbene Freude koſtet ihm die Summe aller vorigen. Der jetzige Augenblick iſt das Grabmal aller vergangenen. Eine Schäferſtunde der Liebe iſt ein ausſetzender Aderſchlag in der Freundſchaft.

Wohin ich nur ſehe, Raphael, wie beſchränkt iſt der Menſch! Wie groß der Abſtand zwiſchen ſeinen Anſprüchen und ihrer Erfüllung! — O, beneide ihm doch den wohlthätigen Schlaf! Wecke ihn nicht! Er war ſo glücklich, bis er anfing zu fragen, wohin er gehen müſſe und woher er gekommen ſey. Die Vernunft iſt eine Fackel in einem Kerker. Der Gefangene wußte nichts von dem Lichte, aber ein Traum der Freiheit ſchien über ihm, wie ein Blitz in der Nacht, der ſie finſterer zurückläßt. Unſere Philoſophie iſt die unglückſelige Neugier des Oedipus, der nicht nachließ zu forſchen, bis das entſetzliche Orakel ſich auflöste:

„Möchteſt du nimmer erfahren, wer du biſt!“

Erſetzt mir deine Weisheit, was ſie mir genommen hat? Wenn du keinen Schlüſſel zum Himmel hatteſt, warum mußteſt du mich der Erde entführen? Wenn du voraus wußteſt, daß der Weg zu der Weisheit durch den ſchrecklichen Abgrund der Zweifel führt, warum wagteſt du die ruhige Unſchuld deines Julius auf dieſen bedenklichen Wurf?

> — Wenn an das Gute,
> Das ich zu thun vermeine, allzu nah
> Was gar zu Schlimmes grenzt, ſo thu' ich lieber
> Das Gute nicht —

Du haſt eine Hütte niedergeriſſen, die bewohnt war und einen prächtigen todten Pallaſt auf die Stelle gegründet.

Raphael, ich fordere meine Seele von dir. Ich bin nicht glücklich. Mein Muth iſt dahin. Ich verzweifle an meinen eigenen Kräften. Schreibe mir bald! Nur deine heilende Hand kann Balſam in meine brennende Wunde gießen.

Raphael an Julius.

Ein Glück, wie das unſrige, Julius, ohne Unterbrechung, wäre zu viel für ein menſchliches Loos. Mich verfolgte ſchon oft dieſer Gedanke im vollen Genuſſe unſerer Freundſchaft. Was damals meine Seligkeit verbitterte, war heilſame Vorbereitung, mir meinen jetzigen Zuſtand zu erleichtern. Abgehärtet in der ſtrengen Schule der Reſignation, bin ich noch empfänglicher für den Troſt, in unſerer Trennung ein leichtes Opfer zu ſehen, um die Freuden der künftigen Vereinigung dem Schickſal abzuverdienen. Du wußteſt bis jetzt noch nicht, was Entbehrung ſey. Du leideſt zum erſten Male. —

Und doch iſt's vielleicht Wohlthat für dich, daß ich gerade jetzt von deiner Seite geriſſen bin. Du haſt eine Krankheit zu überſtehen, von der du nur allein durch dich ſelbſt geneſen kannſt, um vor jedem Rückfalle ſicher zu ſeyn. Je verlaſſener du dich fühlſt, deſto mehr wirſt du alle Heilkräfte in dir ſelbſt aufbieten; je weniger augenblickliche Linderung du von täuſchenden Palliativen empfängſt, deſto ſicherer wird es dir gelingen, das Uebel aus dem Grunde zu heben.

Daß ich aus deinem ſüßen Traume dich erweckt habe, reut mich noch nicht, wenn gleich dein jetziger Zuſtand peinlich iſt. Ich habe nichts gethan, als eine Kriſis beſchleunigt, die ſolchen Seelen, wie die deinige, früher oder ſpäter unausbleiblich bevorſteht und bei der Alles darauf ankommt, in welcher Periode des Lebens ſie ausgehalten wird. Es gibt Lagen, in denen es ſchrecklich iſt, an Wahrheit und Tugend zu verzweifeln. Wehe dem, der im Sturme der Leidenſchaft noch mit den Spitzfindigkeiten einer klügelnden Vernunft zu kämpfen hat. Was dies heiße, habe ich in ſeinem ganzen Umfange empfunden, und dich vor einem ſolchen Schickſale zu bewahren, blieb mir nichts übrig, als dieſe unvermeidliche Seuche durch Einimpfung unſchädlich zu machen.

Und welchen günſtigern Zeitpunkt konnte ich dazu wählen, mein Julius? In voller Jugendkraft ſtandſt du vor mir, Körper und Geiſt in der herrlichſten Blüthe, durch keine Sorgen gedrückt, durch keine Leidenſchaft gefeſſelt, frei und ſtark, den großen Kampf zu beſtehen, wovon dir erhabene Ruhe der Ueberzeugung der Preis iſt.

Wahrheit und Irrthum waren noch nicht in dein Intereſſe verwebt. Deine Genüſſe und deine Tugenden waren unabhängig von beiden. Du bedurfteſt keine Schreckbilder, dich von niedrigen Ausſchweifungen zurückzureiſſen. Gefühl für edlere Freuden hatte ſie dir verekelt. Du warſt gut aus Inſtinkt, aus unentweihter ſittlicher Grazie. Ich hatte nichts zu fürchten für deine Moralität, wenn ein Gebäude einſtürzte, auf welchem ſie nicht gegründet war. Und noch ſchrecken mich deine Beſorgniſſe nicht. Was dir auch immer eine melancholiſche Laune eingeben mag, ich kenne dich beſſer, Julius!

Undankbarer! Du ſchmähſt die Vernunft, du vergiſſeſt, was ſie dir ſchon für Freuden geſchenkt hat. Hätteſt du auch für dein ganzes Leben den Gefahren der Zweifelſucht entgehen können, ſo war es Pflicht für mich, dir Genüſſe nicht vorzuenthalten, deren du fähig und würdig warſt. Die Stufe, worauf du ſtandeſt, war deiner nicht werth. Der Weg, auf dem du emporklimmteſt, bot dir Erſatz für Alles, was ich dir raubte. Ich weiß noch, mit welcher Entzückung du den Augenblick ſegneteſt, da die Binde von deinen Augen fiel. Jene Wärme, mit der du die Wahrheit auffaßteſt, hat deine Alles verſchlingende Phantaſie vielleicht an Abgründe geführt, wovor du erſchrocken zurückſchauderſt.

Ich muß dem Gange deiner Forſchungen nachſpüren, um die Quelle deiner Klagen zu entdecken. Du haſt ſonſt die Reſultate deines Nachdenkens aufgeſchrieben. Schicke mir dieſes Papier und dann will ich dir antworten. — —

Julius an Raphael.

Dieſen Morgen durchſtöre ich meine Papiere. Ich finde einen verlornen Aufſatz wieder, entworfen in jenen glücklichen Stunden meiner ſtolzen Begeiſterung. Raphael, wie ganz anders finde ich jetzo das alles! Es iſt das hölzerne Gerüſte der Schaubühne, wenn die Beleuchtung dahin iſt. Mein Herz ſuchte ſich eine Philoſophie und die Phantaſie unterſchob ihre Träume. Die wärmſte war mir die wahre.

Ich forſche nach den Geſetzen der Geiſter — ſchwinge mich bis zu dem Unendlichen, aber ich vergeſſe zu erweiſen, daß ſie wirklich vorhanden ſind. Ein kühner Angriff des Materialismus ſtürzt meine Schöpfung.

Du wirſt dies Fragment durchleſen, mein Raphael. Möchte es dir gelingen, den erſtorbenen Funken meines Enthuſiasmus wieder anzuflammen, mich wieder auszuſöhnen mit meinem Genius — aber mein Stolz iſt ſo tief geſunken, daß auch Raphaels Beifall ihn kaum mehr emporraffen wird.

* * *

Theoſophie des Julius.

Die Welt und das denkende Weſen.

Das Univerſum iſt ein Gedanke Gottes. Nachdem dieſes idealiſche Geiſtesbild in die Wirklichkeit hinübertrat und die geborne Welt den Riß ihres Schöpfers erfüllte — erlaube mir dieſe menſchliche Vorſtellung — ſo iſt der Beruf aller denkenden Weſen, in dieſem vorhandenen Ganzen die erſte Zeichnung wiederzufinden, die Regel in der Maſchine, die Einheit in der Zuſammenſetzung, das Geſetz in dem Phänomen aufzuſuchen und das Gebäude rückwärts auf ſeinen Grundriß zu übertragen. Alſo gibt es für mich nur eine einzige Erſcheinung in der Natur, das denkende Weſen. Die große Zuſammenſetzung, die wir Welt nennen, bleibt mir jetzo nur merkwürdig, weil ſie vorhanden iſt, mir die mannichfaltigen Aeußerungen jenes Weſens ſymboliſch zu bezeichnen. Alles in mir und außer mir iſt nur Hieroglyphe einer Kraft, die mir ähnlich iſt. Die Geſetze der Natur ſind die Chiffern, welche das denkende Weſen zuſammenfügt, ſich dem denkenden Weſen verſtändlich zu machen — das Alphabet, vermittelſt deſſen alle Geiſter mit dem vollkommenſten Geiſte und mit ſich ſelbſt unterhandeln. Harmonie, Wahrheit, Ordnung, Schönheit, Vortrefflichkeit geben mir Freude, weil ſie mich in den thätigen Zuſtand ihres Erfinders, ihres Beſitzers verſetzen, weil ſie mir die Gegenwart eines vernünftig empfindenden Weſens verrathen und meine Verwandtſchaft mit dieſem Weſen mich ahnen laſſen. Eine neue Erfahrung in dieſem Reiche der Wahrheit, die Gravitation, der entdeckte Umlauf des Blutes, das Naturſyſtem des Linnäus, heißen mir urſprünglich eben das, was eine Antike, im Herkulanum hervorgegraben — beides nur Widerſchein eines Geiſtes, neue Bekanntſchaft mit einem mir ähnlichen Weſen. Ich beſpreche mich mit dem Unendlichen durch das Inſtrument der

Natur, durch die Weltgeſchichte — ich leſe die Seele des Künſtlers in ſeinem Apollo.

Willſt du dich überzeugen, mein Raphael, ſo forſche rückwärts. Jeder Zuſtand der menſchlichen Seele hat irgend eine Parabel in der phyſiſchen Schöpfung, wodurch er bezeichnet wird, und nicht allein Künſtler und Dichter, auch ſelbſt die abſtrakteſten Denker haben aus dieſem reichen Magazine geſchöpft. Lebhafte Thätigkeit nennen wir Feuer, die Zeit iſt ein Strom, der reißend von hinnen rollt; die Ewigkeit iſt ein Cirkel; ein Geheimniß hüllt ſich in Mitternacht und die Wahrheit wohnt in der Sonne. Ja, ich fange an zu glauben, daß ſogar das künftige Schickſal des menſchlichen Geiſtes im dunkeln Orakel der körperlichen Schöpfung vorher verkündigt liegt. Jeder kommende Frühling, der die Sprößlinge der Pflanzen aus dem Schooße der Erde treibt, gibt mir Erläuterung über das bange Räthſel des Todes und widerlegt meine ängſtliche Beſorgniß eines ewigen Schlafs. Die Schwalbe, die wir im Winter erſtarrt finden und im Lenze wieder aufleben ſehen, die todte Raupe, die ſich als Schmetterling neu verjüngt in die Luft erhebt, reichen uns ein treffendes Sinnbild unſerer Unſterblichkeit.

Wie merkwürdig wird mir nun Alles! — Jetzt, Raphael, iſt Alles bevölkert um mich herum. Es gibt für mich keine Einöde in der ganzen Natur mehr. Wo ich einen Körper entdecke, da ahne ich einen Geiſt — Wo ich Bewegung merke, da rathe ich auf einen Gedanken:

Wo kein Todter begraben liegt, wo kein Auferſtehn ſeyn wird.

redet ja noch die Allmacht durch ihre Werke zu mir, und ſo verſtehe ich die Lehre von einer Allgegenwart Gottes.

Idee.

Alle Geiſter werden angezogen von Vollkommenheit. Alle — es gibt hier Verirrungen, aber keine einzige Ausnahme — alle ſtreben nach dem Zuſtande der höchſten freien Aeußerung ihrer Kräfte, alle beſitzen den gemeinſchaftlichen Trieb, ihre Thätigkeit auszudehnen, Alles an ſich zu ziehen, in ſich zu verſammeln, ſich eigen zu machen, was ſie als gut, als vortrefflich, als reizend erkennen. Anſchauung des Schönen, des Wahren, des Vortrefflichen, iſt augenblickliche Beſitznehmung dieſer Eigenſchaften. Welchen Zuſtand wir wahrnehmen, in dieſen treten wir ſelbſt. In dem Augenblicke, wo wir ſie uns denken, ſind wir Eigenthümer einer Tugend, Urheber einer Handlung, Erfinder einer Wahrheit, Inhaber einer Glückſeligkeit. Wir ſelber werden das empfundene Objekt. Verwirre mich hier durch kein zweideutiges Lächeln, mein Raphael — dieſe Vorausſetzung iſt der Grund, worauf ich alles Folgende gründe, und einig müſſen wir ſeyn, ehe ich Muth habe, meinen Bau zu vollenden.

Etwas Aehnliches ſagt einem Jedem ſchon das innere Gefühl. Wenn wir z. B. eine Handlung der Großmuth, der Tapferkeit, der Klugheit bewundern, regt ſich da nicht ein geheimes Bewußtſeyn in unſerm Herzen, daß wir fähig wären, ein Gleiches zu thun? Verräth nicht ſchon die hohe Röthe, die bei Anhörung einer ſolchen Geſchichte unſere Wangen färbt, daß unſere Beſcheidenheit vor der Bewunderung zittert? daß wir über dem Lobe verlegen ſind, welches uns die Veredlung unſers Weſens erwerben muß? Ja, unſer Körper ſelbſt ſtimmt ſich in dieſem Augenblicke in die Geberden des handelnden Menſchen und zeigt offenbar, daß unſere Seele in dieſen Zuſtand übergegangen ſey. Wenn du zugegen warſt, Raphael, wo eine große Begebenheit vor einer zahlreichen Verſammlung erzählt wurde, ſaheſt du es da dem Erzähler nicht an, wie er ſelbſt auf den Weihrauch wartete, er ſelbſt den Beifall aufzehrte, der ſeinem Helden geopfert wurde — und wenn du der Erzähler warſt, überraſchteſt du dein Herz niemals auf dieſer glücklichen Täuſchung? Du haſt Beiſpiele, Raphael, wie lebhaft ich ſogar mit meinem Herzensfreunde um die Vorleſung einer ſchönen Anekdote, eines vortrefflichen Gedichtes mich zanken kann, und mein Herz hat mir's leiſe geſtanden, daß es dir dann nur den Lorbeer mißgönnte, der von dem Schöpfer auf den Vorleſer übergeht. Schnelles und inniges Kunſtgefühl für die Tugend gilt darum allgemein für ein großes Talent zu der Tugend, wie man im Gegentheile kein Bedenken trägt, das Herz eines Mannes zu bezweifeln, deſſen Kopf die moraliſche Schönheit ſchwer und langſam faßt.

Wende mir nicht ein, daß bei lebendiger Erkenntniß einer Vollkommenheit nicht ſelten das entgegenſtehende Gebrechen ſich finde, daß ſelbſt den Böſewicht oft eine hohe Begeiſterung für das Vortreffliche anwandle, ſelbſt den Schwachen zuweilen ein Enthuſiasmus hoher herkuliſcher Größe durchflamme. Ich weiß z. B., daß unſer bewunderter Haller, der das geſchätzte Nichts der eiteln Ehre ſo männlich entlarvte, deſſen philoſophiſcher Größe ich ſo viel Bewunderung zollte, daß eben dieſer das noch eitlere Nichts eines Ritterſternes, der ſeine Größe beleidigte, nicht zu verachten im Stande war. Ich bin überzeugt, daß in dem glücklichen Momente des Ideals der Künſtler, der Philoſoph und der Dichter die großen und guten Menſchen wirklich ſind, deren Bild ſie entwerfen — aber dieſe Veredlung des Geiſtes iſt bei Vielen nur ein unnatürlicher Zuſtand, durch eine lebhaftere Wallung des Bluts, einen raſchern Schwung der Phantaſie gewaltſam hervorgebracht, der aber auch eben deßwegen ſo flüchtig, wie jede andere Bezauberung, dahin ſchwindet und das Herz der despotiſchen Willkür niedriger Leidenſchaften deſto ermatteter überliefert. Deſto ermatteter, ſage ich — denn eine allgemeine Erfahrung lehrt, daß der rückfällige Verbrecher immer der wüthendere iſt, daß die Renegaten der Tugend ſich von dem läſtigen Zwange der Reue in den Armen des Laſters nur deſto ſüßer erholen.

Ich wollte erweiſen, mein Raphael, daß es unſer eigener Zuſtand iſt, wenn wir einen fremden empfinden, daß die Vollkommenheit auf den Augenblick unſer wird, worin wir uns eine Vorſtellung von ihr erwecken, daß unſer Wohlgefallen an Wahrheit, Schönheit und Tugend ſich endlich in das Bewußtſeyn eigner Veredlung, eigner Bereicherung auflöſt, und ich glaube, ich habe es erwieſen.

Wir haben Begriffe von der Weisheit des höchſten Weſens, von ſeiner Güte, von ſeiner Gerechtigkeit — aber keinen von ſeiner Allmacht. Seine Allmacht zu bezeichnen, helfen wir uns mit der ſtückweiſen Vorſtellung dreier Succeſſionen: Nichts, ſein Wille und Etwas. Es iſt wüſte und finſter — Gott ruft: Licht — und es wird Licht. Hätten wir eine Realidee ſeiner wirkenden Allmacht, ſo wären wir Schöpfer, wie Er.

Jede Vollkommenheit alſo, die ich wahrnehme, wird mein eigen, ſie gibt mir Freude, weil ſie mein eigen iſt, ich begehre ſie, weil ich mich ſelbſt liebe. Vollkommenheit in der Natur iſt keine Eigenſchaft der Materie, ſondern der Geiſter. Alle Geiſter ſind glücklich durch ihre Vollkommenheit. Ich begehre das Glück aller Geiſter, weil ich mich ſelbſt liebe. Die Glückſeligkeit, die ich mir vorſtelle, wird meine Glückſeligkeit, alſo liegt mir daran, dieſe Vorſtellungen zu erwecken, zu vervielfältigen, zu erhöhen — alſo liegt mir daran, Glückſeligkeit um mich her zu verbreiten. Welche Schönheit, welche Vortrefflichkeit, welchen Genuß ich außer mir hervorbringe, bringe ich in mir hervor; welchen ich vernachläſſige, zerſtöre, vernachläſſige ich mir — Ich begehre fremde Glückſeligkeit, weil ich meine eigene begehre. Begierde nach fremder Glückſeligkeit nennen wir Wohlwollen.

Liebe.

Jetzt, beſter Raphael, laß mich herumſchauen. Die Höhe iſt erſtiegen, der Nebel iſt gefallen, wie in einer blühenden Landſchaft ſtehe ich mitten im

Unermeßlichen. Ein reineres Sonnenlicht hat alle meine Begriffe geläutert.

Liebe alſo — das ſchönſte Phänomen in der beſeelten Schöpfung, der allmächtige Magnet in der Geiſterwelt, die Quelle der Andacht und der erhabenſten Tugend — Liebe iſt nur der Widerſchein dieſer einzigen Kraft, eine Anziehung des Vortrefflichen, gegründet auf einen augenblicklichen Tauſch der Perſönlichkeit, eine Verwechſelung der Weſen.

Wenn ich haſſe, ſo nehme ich mir etwas; wenn ich liebe, ſo werde ich um das reicher, was ich liebe. Verzeihung iſt das Wiederfinden eines veräußerten Eigenthums — Menſchenhaß ein verlängerter Selbſtmord; Egoismus die höchſte Armuth eines erſchaffenen Weſens.

Als Raphael ſich meiner letzten Umarmung entwand, da zerriß meine Seele und ich weine um den Verluſt meiner ſchönern Hälfte. An jenem ſeligen Abend — du kennſt ihn — da unſere Seelen ſich zum erſten Male feurig berührten, wurden alle deine großen Empfindungen mein, machte ich nur mein ewiges Eigenthumsrecht auf deine Vortrefflichkeit geltend — ſtolzer darauf, dich zu lieben, als von dir geliebt zu ſeyn, denn das erſte hatte mich zu Raphael gemacht.

„War's nicht dies allmächtige Getriebe,
„Das zum ew'gen Jubelbund der Liebe
„Unſre Herzen an einander zwang?
„Raphael, an deinem Arm — o Wonne!
„Wag' auch ich zur großen Geiſterſonne
„Freudig den Vollendungsgang.

„Glücklich! Glücklich! Dich hab' ich gefunden,
„Hab' aus Millionen dich umwunden,
„Und aus Millionen mein biſt du.
„Laß das wilde Chaos wiederkehren,
„Durch einander die Atomen ſtören,
„Ewig fliehn ſich unſre Herzen zu.

„Muß ich nicht aus deinen Flammenaugen
„Meiner Wolluſt Widerſtrahlen ſaugen?
„Nur in dir beſtaun' ich mich.
„Schöner malt ſich mir die ſchöne Erde,
„Heller ſpiegelt in des Freunds Geberde,
„Reizender der Himmel ſich.

„Schwermuth wirft die bangen Thränenlaſten,
„Süßer von des Leidens Sturm zu raſten,
„In der Liebe Buſen ab.
„Sucht nicht ſelbſt das folternde Entzücken,
„Raphael, in deinen Seelenblicken
„Ungeduldig ein wollüſt'ges Grab?

„Stünd' im All der Schöpfung ich alleine,
„Seelen träumt' ich in die Felſenſteine
„Und umarmend küßt' ich ſie.
„Meine Klagen ſtöhnt' ich in die Lüfte,
„Freute mich, antworteten die Klüfte,
„Thor genug, der ſüßen Sympathie.“ —

Liebe findet nicht ſtatt unter gleichtönenden Seelen, aber unter harmoniſchen. Mit Wohlgefallen erkenne ich meine Empfindungen wieder in dem Spiegel der deinigen, aber mit feuriger Sehnſucht verſchlinge ich die höhern, die mir mangeln. Eine Regel leitet Freundſchaft und Liebe. Die ſanfte Desdemona liebt ihren Othello wegen der Gefahren, die er beſtanden; der männliche Othello liebt ſie um der Thränen willen, die ſie ihm weinte.

Es gibt Augenblicke im Leben, wo wir aufgelegt ſind, jede Blume und jedes entlegene Geſtirn, jeden geahnten höhern Geiſt an den Buſen zu drücken — ein Umarmen der ganzen Natur, gleich unſrer Geliebten. Du verſtehſt mich, mein Raphael. Der Menſch, der es ſo weit gebracht hat, alle Schönheit, Größe, Vortrefflichkeit im Kleinen und Großen der Natur aufzuleſen, und zu dieſer Mannichfaltigkeit die große Einheit zu finden, iſt der Gottheit ſchon ſehr viel näher gerückt. Die ganze Schöpfung zerfließt in ſeine Perſönlichkeit. Wenn jeder Menſch alle Menſchen liebte, ſo beſäße jeder Einzelne die Welt.

Die Philoſophie unſerer Zeiten — ich befürchte es — widerſpricht dieſer Lehre. Viele unſerer denkenden Köpfe haben es ſich angelegen ſeyn laſſen, dieſen himmliſchen Trieb aus der menſchlichen Seele hinwegzuſpotten, das Gepräge der Gottheit zu verwiſchen, und dieſe Energie, dieſen edeln Enthuſiasmus im kalten tödtenden Hauch einer kleinmüthigen Indifferenz aufzulöſen. Im Knechtgefühle ihrer eigenen Entwürdigung haben ſie ſich mit dem gefährlichen Feinde des Wohlwollens, dem Eigennutz, abgefunden, ein Phänomen zu erklären, das ihrem begrenzten Herzen zu göttlich war. Aus einem dürftigen Egoismus haben ſie ihre troſtloſe Lehre geſponnen, und ihre eigene Beſchränkung zum Maßſtab des Schöpfers gemacht — Entartete Sklaven, die unter dem Klange ihrer Ketten die Freiheit verſchreien. Swift, der den Tadel der Thorheit bis zur Infamie der Menſchheit getrieben, und an den Schandpfahl, den er dem ganzen Geſchlechte baute, zuerſt ſeinen eigenen Namen ſchrieb, Swift ſelbſt konnte der menſchlichen Natur keine ſo tödtliche Wunde ſchlagen, als dieſe gefährlichen Denker, die mit allem Aufwande des Scharfſinnes und des Genies den Eigennutz ausſchmücken, und zu einem Syſteme veredeln.

Warum ſoll es die ganze Gattung entgelten, wenn einige Glieder an ihrem Werthe verzagen?

Ich bekenne es freimüthig, ich glaube an die Wirklichkeit einer uneigennützigen Liebe. Ich bin verloren, wenn ſie nicht iſt; ich gebe die Gottheit auf, die Unſterblichkeit und die Tugend. Ich habe keinen Beweis für dieſe Hoffnungen mehr übrig, wenn ich aufhöre, an die Liebe zu glauben. Ein Geiſt, der ſich allein liebt, iſt ein ſchwimmender Atom im unermeßlichen leeren Raume.

Aufopferung.

Aber die Liebe hat Wirkungen hervorgebracht, die ihrer Natur zu widerſprechen ſcheinen.

Es iſt denkbar, daß ich meine eigene Glückſeligkeit durch ein Opfer vermehre, das ich fremder Glückſeligkeit bringe — aber auch noch dann, wenn dieſes Opfer mein Leben iſt? Und die Geſchichte hat Beiſpiele ſolcher Opfer — und ich fühle es lebhaft, daß es mich nichts koſten ſollte, für Raphaels Rettung zu ſterben. Wie iſt es möglich, daß wir den Tod für ein Mittel halten, die Summe unſerer Genüſſe zu vermehren? Wie kann das Aufhören meines Daſeyns ſich mit Bereicherung meines Weſens vertragen?

Die Vorausſetzung von einer Unſterblichkeit hebt dieſen Widerſpruch — aber ſie entſtellt auch auf immer die hohe Grazie dieſer Erſcheinung. Rückſicht auf eine belohnende Zukunft ſchließt die Liebe aus. Es muß eine Tugend geben, die auch ohne den Glauben an Unſterblichkeit auslangt, die, auch auf Gefahr der Vernichtung, das nämliche Opfer wirkt.

Zwar iſt es ſchon Veredlung einer menſchlichen Seele, den gegenwärtigen Vortheil dem ewigen aufzuopfern — es iſt die edelſte Stufe des Egoismus — — aber Egoismus und Liebe ſcheiden die Menſchheit in zwei höchſt unähnliche Geſchlechter, deren Grenzen nie in einander fließen. Egoismus errichtet ſeinen Mittelpunkt in ſich ſelber; Liebe pflanzt ihn außerhalb ihrer in die Achſe des ewigen Ganzen. Liebe zielt nach Einheit; Egoismus iſt Einſamkeit. Liebe iſt die mitherrſchende Bürgerin eines blühenden Freiſtaats, Egoismus ein Despot in einer verwüſteten Schöpfung. Egoismus ſä't für die Dankbarkeit, Liebe für den Undank. Liebe verſchenkt, Egoismus leiht — Einerlei vor dem Throne der richtenden Wahrheit, ob auf den Genuß des nächſtfolgenden Augenblicks, oder die Ausſicht einer Märtyrerkrone — einerlei, ob die Zinſen in dieſem Leben oder im andern fallen!

Denke dir eine Wahrheit, mein Raphael, die dem ganzen Menſchengeſchlechte auf entfernte Jahrhunderte wohl thut — ſetze hinzu, dieſe Wahrheit verdammt ihren Bekenner zum Tode, dieſe Wahrheit kann nur erwieſen werden, nur geglaubt werden, wenn er ſtirbt. Denke dir dann den Mann mit dem hellen umfaſſenden

Sonnenblicke des Genies, mit dem Flammenrade der Begeiſterung, mit der ganzen erhabnen Anlage zu der Liebe. Laß in ſeiner Seele das vollſtändige Ideal jener großen Wirkung emporſteigen — laß in dunkler Ahnung vorüber gehen an ihm alle Glückliche, die er ſchaffen ſoll — laß die Gegenwart und die Zukunft zugleich in ſeinem Geiſte ſich zuſammendrängen — und nun beantworte dir, bedarf dieſer Menſch die Anweiſung auf ein anderes Leben?

Die Summe aller dieſer Empfindungen wird ſich verwirren mit ſeiner Perſönlichkeit, wird mit ſeinem Ich in Eins zuſammenfließen. Das Menſchengeſchlecht, das er ſich jetzt denkt, iſt Er ſelbſt. Es iſt ein Körper, in welchem ſein Leben, vergeſſen und entbehrlich, wie ein Blutstropfe ſchwimmt — wie ſchnell wird er ihn für ſeine Geſundheit verſpritzen!

Gott.

Alle Vollkommenheiten im Univerſum ſind vereinigt in Gott. Gott und Natur ſind zwei Größen, die ſich vollkommen gleich ſind.

Die ganze Summe von harmoniſcher Thätigkeit, die in der göttlichen Subſtanz beiſammen exiſtirt, iſt in der Natur, dem Abbilde dieſer Subſtanz, zu unzähligen Graden und Maßen und Stufen vereinzelt. Die Natur, (erlaube mir dieſen bildlichen Ausdruck) die Natur iſt ein unendlich getheilter Gott.

Wie ſich im prismatiſchen Glaſe ein weißer Lichtſtreif in ſieben dunklere Strahlen ſpaltet, hat ſich das göttliche Ich in zahlloſe empfindende Subſtanzen gebrochen. Wie ſieben dunklere Strahlen in einen hellen Lichtſtreif wieder zuſammenſchmelzen, würde aus der Vereinigung aller dieſer Subſtanzen ein göttliches Weſen hervorgehen. Die vorhandene Form des Naturgebäudes iſt das optiſche Glas, und alle Thätigkeiten der Geiſter nur ein unendliches Farbenſpiel jenes einfachen göttlichen Strahles. Gefiel es der Allmacht dereinſt, dieſes Prisma zu zerſchlagen, ſo ſtürzte der Damm zwiſchen ihr und der Welt ein, alle Geiſter würden in einem Unendlichen untergehen, alle Akkorde in einer Harmonie in einander fließen, alle Bäche in einem Ocean aufhören.

Die Anziehung der Elemente brachte die körperliche Form der Natur zu Stande. Die Anziehung der Geiſter, in's Unendliche vervielfältigt und fortgeſetzt, müßte endlich zu Aufhebung jener Trennung führen, oder (darf ich es ausſprechen, Raphael?) Gott hervorbringen. Eine ſolche Anziehung iſt Liebe.

Alſo Liebe, mein Raphael, iſt die Leiter, worauf wir emporklimmen zur Gottähnlichkeit. Ohne Anſpruch, uns ſelbſt unbewußt, zielen wir dahin.

„Todte Gruppen ſind wir, wenn wir haſſen,
„Götter, wenn wir liebend uns umfaſſen.
„Lechzen nach dem ſüßen Feſſelzwang.
„Aufwärts, durch die tauſendfachen Stufen
„Zahlenloſer Geiſter, die nicht ſchufen,
„Waltet göttlich dieſer Drang.

„Arm in Arme, höher ſtets und höher,
„Vom Barbaren bis zum griech'ſchen Seher,
„Der ſich an den letzten Seraph reiht,

„Wallen wir einmüth'gen Ringeltanzes,
„Bis ſich dort im Meer des ew'gen Glanzes
„Sterbend untertauchen Maß und Zeit.

„Freundlos war der große Weltenmeiſter,
„Fühlte Mangel, darum ſchuf er Geiſter,
„Sel'ge Spiegel ſeiner Seligkeit.
„Fand das höchſte Weſen ſchon kein Gleiches,
„Aus dem Kelch des ganzen Weſenreiches
„Schäumt ihm die Unendlichkeit.“

Liebe, mein Raphael, iſt das wuchernde Arkan, den entadelten König des Goldes aus dem unſcheinbaren Kalke wieder herzuſtellen, das Ewige aus dem Vergänglichen und aus dem zerſtörenden Brande der Zeit das große Orakel der Dauer zu retten.

Was iſt die Summe von allem Bisherigen?

Laßt uns Vortrefflichkeit einſehen, ſo wird ſie unſer. Laßt uns vertraut werden mit der hohen idealiſchen Einheit, ſo werden wir uns mit Bruderliebe anſchließen aneinander. Laßt uns Schönheit und Freude pflanzen, ſo ernten wir Schönheit und Freude. Laßt uns hell denken, ſo werden wir feurig lieben. Seyd vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen iſt, ſagt der Stifter unſers Glaubens. Die ſchwache Menſchheit erblaßte bei dieſem Gebote, darum erklärt er ſich deutlicher: liebet euch untereinander.

„Weisheit mit dem Sonnenblick,
„Große Göttin, tritt zurück,
„Weiche vor der Liebe!
„Wer die ſteile Sternenbahn
„Ging dir heldenkühn voran
„Zu der Gottheit Sitze?

„Wer zerriß das Heiligthum,
„Zeigte dir Elyſium
„Durch des Grabes Ritze?
„Lockte ſie uns nicht hinein,
„Möchten wir unſterblich ſeyn?
„Suchen auch die Geiſter
„Ohne ſie den Meiſter?
„Liebe, Liebe leitet nur
„Zu dem Vater der Natur,
„Liebe nur die Geiſter.“

Hier, mein Raphael, haſt du das Glaubensbekenntniß meiner Vernunft, einen flüchtigen Umriß meiner unternommenen Schöpfung. So wie du hier findeſt, ging der Samen auf, den du ſelber in meine Seele ſtreuteſt. Spotte nun oder freue dich oder erröthe über deinen Schüler. Wie du willſt — aber dieſe Philoſophie hat mein Herz geadelt und die Perſpektive meines Lebens verſchönert. Möglich, mein Beſter, daß das ganze Gerüſte meiner Schlüſſe ein beſtandloſes Traumbild geweſen. — Die Welt, wie ich ſie hier malte, iſt vielleicht nirgends, als im Gehirne deines Julius wirklich — — vielleicht, daß nach Ablauf der tauſend tauſend Jahre jenes Richters, wo der verſprochene weiſere Mann auf dem Stuhle ſitzt, ich bei Erblickung des wahren Originals meine ſchülerhafte Zeichnung ſchamroth in Stücken reiße — Alles dies mag eintreffen, ich erwarte es; dann aber, wenn die Wirklichkeit meinem Traume auch nicht einmal ähnelt, wird mich die Wirklichkeit um ſo entzückender, um ſo majeſtätiſcher überraſchen. Sollten meine Ideen wohl ſchöner ſeyn, als die Ideen des ewigen Schöpfers? Wie? Sollte der es wohl dulden, daß ſein erhabenes Kunſtwerk hinter den Erwartungen eines ſterblichen Kenners zurückbliebe? — Das eben iſt die Feuerprobe ſeiner großen Vollendung und der ſüßeſte Triumph für den höchſten Geiſt, daß auch Fehlſchlüſſe und Täuſchung ſeiner Anerkennung nicht ſchaden, daß alle Schlangenkrümmungen der ausſchweifenden Vernunft in die gerade Richtung der ewigen Wahrheit zuletzt einſchlagen, zuletzt alle abtrünnigen Arme ihres Stromes nach der nämlichen Mündung laufen. Raphael — welche Ideen erweckt mir der Künſtler, der in tauſend Copien anders entſtellt, in allen tauſenden dennoch ſich ähnlich bleibt, dem ſelbſt die verwüſtende Hand eines Stümpers die Anbetung nicht entziehen kann!

Uebrigens könnte meine Darſtellung durchaus verfehlt, durchaus unächt ſeyn — noch mehr, ich bin überzeugt, daß ſie es nothwendig ſeyn muß, und dennoch iſt es möglich, daß alle Reſultate daraus eintreffen. Unſer ganzes Wiſſen läuft endlich, wie alle Weltweiſen übereinkommen, auf eine conventionelle Täuſchung hinaus, mit welcher jedoch die ſtrengſte Wahrheit beſtehen kann. Unſre reinſten Begriffe ſind keineswegs Bilder der Dinge, ſondern bloß ihre nothwendig beſtimmten und coexiſtirenden Zeichen. Weder Gott, noch die menſchliche Seele, noch die Welt, ſind das wirklich, was wir davon halten. Unſere Gedanken von dieſen Dingen ſind nur die endemiſchen Formen, worin ſie uns der Planet überliefert, den wir bewohnen — Unſer Gehirn gehört dieſem Planeten, folglich auch die Idiome unſerer Begriffe, die darin aufbewahrt liegen. Aber die Kraft der Seele iſt eigenthümlich, nothwendig, und immer ſich ſelbſt gleich; das Willkürliche der Materialien, woran ſie ſich äußert, ändert nichts an den ewigen Geſetzen, wornach ſie ſich äußert, ſo lange dieſes Willkürliche mit ſich ſelbſt nicht im Widerſpruche ſteht, ſo lange das Zeichen dem Bezeichneten durchaus getreu bleibt. So wie die Denkkraft die Verhältniſſe der Idiome entwickelt, müſſen dieſe Verhältniſſe in den Sachen auch wirklich vorhanden ſeyn. Wahrheit iſt alſo keine Eigenſchaft der Idiome, ſondern der Schlüſſe; nicht die Aehnlichkeit des Zeichens mit dem Bezeichneten, des Begriffs mit dem Gegenſtande, ſondern die Uebereinſtimmung dieſes Begriffs mit den Geſetzen der Denkkraft. Eben ſo bedient ſich die Größenlehre der Chiffern, die nirgends, als auf dem Papiere, vorhanden ſind, und findet damit, was vorhanden iſt in der wirklichen Welt. Was für eine Aehnlichkeit haben z. B. die Buchſtaben A und B, die Zeichen : und =, + und — mit dem Faktum, das gewonnen werden ſoll? — und doch ſteigt der vor Jahrhunderten verkündigte Komet am entlegenen Himmel auf, doch tritt der erwartete Planet vor die Scheibe der Sonne! Auf die Unfehlbarkeit ſeines Kalkuls geht der Weltentdecker Kolumbus die bedenkliche Wette mit einem unbefahrnen Meere ein, die fehlende zweite Hälfte zu der bekannten Hemiſphäre, die große Inſel Atlantis zu ſuchen, welche die Lücke auf ſeiner geographiſchen Karte ausfüllen ſollte. Er fand ſie, dieſe Inſel ſeines Papiers, und ſeine Rechnung war richtig. Wäre ſie es etwa minder geweſen, wenn ein feindlicher Sturm ſeine Schiffe zerſchmettert oder rückwärts nach ihrer Heimat getrieben hätte? — Einen ähnlichen Kalkul macht die menſchliche Vernunft, wenn ſie das Unſinnliche, mit Hülfe des Sinnlichen, ausmißt und die Mathematik ihrer Schlüſſe auf die verborgene Phyſik des Uebermenſchlichen anwendet. Aber noch fehlt die letzte Probe zu ihren Rechnungen, denn kein Reiſender kam aus jenem Lande zurück, ſeine Entdeckung zu erzählen.

Ihre eignen Schranken hat die menſchliche Natur, ſeine eigne jedes Individuum. Ueber jene wollen wir uns wechſelsweiſe tröſten; dieſe wird Raphael dem Knabenalter ſeines Julius vergeben. Ich bin arm an Begriffen, ein Fremdling in manchen Kenntniſſen, die man bei Unterſuchungen dieſer Art als unentbehrlich vorausſetzt. Ich habe keine philoſophiſche Schule gehört und wenig gedruckte Schriften geleſen. Es mag ſeyn, daß ich dort und da meine Phantaſien ſtrengern Vernunftſchlüſſen unterſchiebe, daß ich Wallungen meines Blutes, Ahnungen und Bedürfniſſe meines Herzens für nüchterne Weisheit verkaufe; auch das, mein Guter, ſoll mich dennoch den verlornen Augenblick nicht bereuen laſſen. Es iſt wirklicher Gewinn für die allgemeine Vollkommenheit, es war die Vorherſehung des weiſeſten Geiſtes, daß die verirrende Vernunft auch ſelbſt das chaotiſche Land der Träume bevölkern und den kahlen Boden des Widerſpruchs urbar machen ſollte. Nicht der mechaniſche Künſtler nur, der den rohen Demant zum Brillanten ſchleift — auch der Andere iſt ſchätzbar, der gemeinere Steine bis zur ſcheinbaren Würde des Demants veredelt. Der Fleiß in den

Formen kann zuweilen die maſſive Wahrheit des Stoffes vergeſſen laſſen. Iſt nicht jede Uebung der Denkkraft, jede feine Schärfe des Geiſtes eine kleine Stufe zu ſeiner Vollkommenheit, und jede Vollkommenheit mußte Daſeyn erlangen in der vollſtändigen Welt. Die Wirklichkeit ſchränkt ſich nicht auf das abſolut Nothwendige ein; ſie umfaßt auch das bedingungsweiſe Nothwendige; jede Geburt des Gehirns, jedes Gewebe des Witzes hat ein unwiderſprechliches Bürgerrecht in dieſem größeren Sinne der Schöpfung. Im unendlichen Riſſe der Natur durfte keine Thätigkeit ausbleiben, zur allgemeinen Glückſeligkeit kein Grad des Genuſſes fehlen. Derjenige große Haushalter ſeiner Welt, der ungenützt keinen Splitter fallen, keine Lücke unbevölkert läßt, wo noch irgend ein Lebensgenuß Raum hat, der mit dem Gifte, das den Menſchen anfeindet, Nattern und Spinnen ſättigt, der in das todte Gebiet der Verweſung noch Pflanzen ſendet, die kleine Blüthe von Wolluſt, die im Wahnwitze ſproſſen kann, noch wirthſchaftlich ausſpendet, der Laſter und Thorheit zur Vortrefflichkeit noch endlich verarbeitet und die große Idee des weltbeherrſchenden Roms aus der Lüſternheit des Tarquinius Sextus zu ſpinnen wußte — dieſer erfinderiſche Geiſt ſollte nicht auch den Irrthum zu ſeinen großen Zwecken verbrauchen, und dieſe weitläufige Weltſtrecke in der Seele des Menſchen verwildert und freudenleer liegen laſſen? Jede Fertigkeit der Vernunft, auch im Irrthume, vermehrt ihre Fertigkeit zur Empfängniß der Wahrheit.

Laß, theurer Freund meiner Seele, laß mich immerhin zu dem weitläufigen Spinngewebe der menſchlichen Weisheit auch das Meinige tragen. Anders malt ſich das Sonnenbild in den Thautropfen des Morgens, anders im majeſtätiſchen Spiegel des erdumgürtenden Oceans! Schande aber dem trüben wolkigen Sumpfe, der es niemals empfängt und niemals zurückgibt! Millionen Gewächſe trinken von den vier Elementen der Natur. Eine Vorrathskammer ſteht offen für Alle; aber ſie miſchen ihren Saft millionenfach anders, geben ihn millionenfach anders wieder. Die ſchöne Mannichfaltigkeit verkündigt einen reichen Herrn dieſes Hauſes. Vier Elemente ſind es, woraus alle Geiſter ſchöpfen: ihr Ich, die Natur, Gott und die Zukunft. Alle miſchen ſich millionenfach anders, geben millionenfach anders wieder, aber eine Wahrheit iſt es, die, gleich einer feſten Achſe, gemeinſchaftlich durch alle Regionen und alle Syſteme geht — „Nähert Euch dem Gotte, den ihr meinet!“

Raphael an Julius.

Das wäre nun freilich ſchlimm, wenn es kein anderes Mittel gäbe, dich zu beruhigen, Julius, als den Glauben an die Erſtlinge deines Nachdenkens bei dir wieder herzuſtellen. Ich habe dieſe Ideen, die ich bei dir aufkeimen ſah, mit innigem Vergnügen in deinen Papieren wiedergefunden. Sie ſind einer Seele, wie die deinige, werth, aber hier konnteſt und durfteſt du nicht ſtehen bleiben. Es gibt Freuden für jedes Alter und Genüſſe für jede Stufe der Geiſter.

Schwer mußte es dir wohl werden, dich von einem Syſteme zu trennen, das ſo ganz für die Bedürfniſſe deines Herzens geſchaffen war. Kein anderes, ich wette darauf, wird je wieder ſo tiefe Wurzeln bei dir ſchlagen, und vielleicht dürfteſt du nur ganz dir ſelbſt überlaſſen ſeyn, um früher oder ſpäter mit deinen Lieblingsideen wieder ausgeſöhnt zu werden. Die Schwächen der entgegengeſetzten Syſteme würdeſt du bald bemerken, und alsdann, bei gleicher Unerweislichkeit, das Wünſchenswertheſte vorziehen, oder vielleicht neue Beweisgründe auffinden, um wenigſtens das Weſentliche davon zu retten, wenn du auch einige gewagtere Behauptungen preisgeben müßteſt.

Aber dies alles iſt nicht in meinem Plane. Du ſollſt zu einer höhern Freiheit des Geiſtes gelangen, wo du ſolcher Behelfe nicht mehr bedarfſt. Freilich iſt dies nicht das Werk eines Augenblicks. Das gewöhnliche Ziel der früheſten Bildung iſt Unterjochung des Geiſtes, und von allen Erziehungskunſtſtücken gelingt dies faſt immer am erſten. Selbſt du, bei aller Elaſticität deines Charakters, ſchienſt zu einer willigen Unterwerfung unter die Herrſchaft der Meinungen vor tauſend Andern beſtimmt, und dieſer Zuſtand der Unmündigkeit konnte bei dir deſto länger dauern, je weniger du das Drückende davon fühlteſt. Kopf und Herz ſtehen bei dir in der engſten Verbindung. Die Lehre wurde dir werth durch den Lehrer. Bald gelang es dir, eine intereſſante Seite daran zu entdecken, ſie nach den Bedürfniſſen deines Herzens zu veredeln und über die Punkte, die dir auffallen mußten, dich durch Reſignation zu beruhigen. Angriffe gegen ſolche Meinungen verachteteſt du als bübiſche Rache einer Sklavenſeele an der Ruthe ihres Zuchtmeiſters. Du prangteſt mit deinen Feſſeln, die du aus freier Wahl zu tragen glaubteſt.

So fand ich dich und es war mir ein trauriger Anblick, wie du ſo oft mitten im Genuſſe deines blühendſten Lebens und in Aeußerung deiner edelſten Kräfte durch ängſtliche Rückſichten gehemmt wurdeſt. Die Conſequenz, mit der du nach deinen Ueberzeugungen handelteſt und die Stärke der Seele, die dir jedes Opfer erleichterte, waren doppelte Beſchränkungen deiner Thätigkeit und deiner Freuden. Damals beſchloß ich, jene ſtümperhaften Bemühungen zu vereiteln, wodurch man einen Geiſt, wie den deinigen, in die Form alltäglicher Köpfe zu zwingen geſucht hatte. Alles kam darauf an, dich auf den Werth des Selbſtdenkens aufmerkſam zu machen und dir Zutrauen zu deinen eigenen Kräften einzuflößen. Der Erfolg deiner erſten Verſuche begünſtigte meine Abſicht. Deine Phantaſie war freilich mehr dabei beſchäftigt, als dein Scharfſinn. Ihre Ahnungen erſetzten dir ſchneller den Verluſt deiner theuerſten Ueberzeugungen, als du es vom Schneckengange der kaltblütigen Forſchung, die vom Bekannten zum Unbekannten ſtufenweiſe fortſchreitet, erwarten konnteſt. Aber eben dies begeiſternde Syſtem gab dir den erſten Genuß in dieſem neuen Felde von Thätigkeit, und ich hütete mich ſehr, einen willkommenen

Enthuſiasmus zu ſtören, der die Entwickelung deiner trefflichſten Anlagen beförderte. Jetzt hat ſich die Scene geändert. Die Rückkehr unter die Vormundſchaft deiner Kindheit iſt auf immer verſperrt. Dein Weg geht vorwärts und du bedarfſt keiner Schonung mehr.

Daß ein Syſtem, wie das deinige, die Probe einer ſtrengen Kritik nicht aushalten konnte, darf dich nicht befremden. Alle Verſuche dieſer Art, die dem deinigen an Kühnheit und Weite des Umfangs gleichen, hatten kein anderes Schickſal. Auch war nichts natürlicher, als daß deine philoſophiſche Laufbahn bei dir im Einzelnen eben ſo begann, als bei dem Menſchengeſchlechte im Ganzen. Der erſte Gegenſtand, an dem ſich der menſchliche Forſchungsgeiſt verſuchte, war von jeher — das Univerſum. Hypotheſen über den Urſprung des Weltalls und den Zuſammenhang ſeiner Theile hatten Jahrhunderte lang die größten Denker beſchäftigt, als Sokrates die Philoſophie ſeiner Zeiten vom Himmel zur Erde herabrief. Aber die Grenzen der Lebensweisheit waren für die ſtolze Wißbegierde ſeiner Nachfolger zu enge. Neue Syſteme entſtanden aus den Trümmern der alten. Der Scharfſinn ſpäterer Zeitalter durchſtreifte das unermeßliche Feld möglicher Antworten auf jene immer von Neuem ſich aufdringenden Fragen über das geheimnißvolle Innere der Natur, das durch keine menſchliche Erfahrung enthüllt werden konnte. Einigen gelang es ſogar, den Reſultaten ihres Nachdenkens einen Anſtrich von Beſtimmtheit, Vollſtändigkeit und Evidenz zu geben. Es gibt mancherlei Taſchenſpielerkünſte, Stimmung, wo die demüthigenden Wahrheiten von den Grenzen des menſchlichen Wiſſens dir intereſſant werden können. Mache zuerſt einen Verſuch an dem Syſteme, welches bei dir das deinige verdrängte. Prüfe es mit gleicher Unparteilichkeit und Strenge. Verfahre eben ſo mit andern Lehrgebäuden, die dir neuerlich bekannt worden ſind; und wenn keines von allen deine Forderungen vollkommen befriedigt, dann wird ſich dir die Frage aufdringen: ob dieſe Forderungen auch wirklich gerecht waren?

„Ein leidiger Troſt, wirſt du ſagen. Reſignation iſt alſo meine ganze Ausſicht nach ſo viel glänzenden Hoffnungen? War es da wohl der Mühe werth, mich zum vollen Gebrauche meiner Vernunft aufzufordern, um ihm gerade da Grenzen zu ſetzen, wo er mir am fruchtbarſten zu werden anfing? Mußte ich einen höhern Genuß nur deßwegen kennen lernen, um das Peinliche meiner Beſchränkung doppelt zu fühlen?“

Und doch iſt es eben dies niederſchlagende Gefühl, was ich bei dir ſo gern unterdrücken möchte. Alles zu entfernen, was dich im vollen Genuſſe deines Daſeyns hindert, den Keim jeder höhern Begeiſterung — das Bewußtſeyn des Adels deiner Seele — in dir zu beleben, dies iſt mein Zweck. Du biſt aus dem Schlummer erwacht, in den dich die Knechtſchaft unter fremden Meinungen wiegte. Aber das Maß von Größe, wozu du beſtimmt biſt, würdeſt du nie erfüllen, wenn du im Streben nach einem unerreichbaren Ziele deine Kräfte verſchwendeteſt. Bis jetzt mochte dies hingehen und war auch eine natürliche Folge deiner neuerworbenen

Freiheit. Die Ideen, welche dich vorher am meiſten beſchäftigt hatten, mußten nothwendig der Thätigkeit deines Geiſtes die erſte Richtung geben. Ob dieſe unter allen möglichen die fruchtbarſte ſey, würden dich deine eignen Erfahrungen früher oder ſpäter belehrt haben. Mein Geſchäft war bloß, dieſen Zeitpunkt, wo möglich, zu beſchleunigen.

Es iſt ein gewöhnliches Vorurtheil, die Größe des Menſchen nach dem Stoffe zu ſchätzen, womit er ſich beſchäftigt, nicht nach der Art, wie er ihn bearbeitet. Aber ein höheres Weſen ehrt gewiß das Gepräge der Vollendung auch in der kleinſten Sphäre, wenn es dagegen auf die eiteln Verſuche, mit Inſektenblicken das Weltall zu überſchauen, mitleidig herabſieht. Unter allen Ideen, die in deinem Aufſatze enthalten ſind, kann ich dir daher am wenigſten den Satz einräumen, daß es die höchſte Beſtimmung des Menſchen ſey, den Geiſt des Weltſchöpfers in ſeinem Kunſtwerke zu ahnen. Zwar weiß auch ich für die Thätigkeit des vollkommenſten Weſens kein erhabeneres Bild, als die Kunſt. Aber eine wichtige Verſchiedenheit ſcheinſt du überſehen zu haben. Das Univerſum iſt kein reiner Abdruck eines Ideals, wie das vollendete Werk eines menſchlichen Künſtlers. Dieſer herrſcht despotiſch über den todten Stoff, den er zu Verſinnlichung ſeiner Ideen gebraucht. Aber in dem göttlichen Kunſtwerke iſt der eigenthümliche Werth jedes ſeiner Beſtandtheile geſchont, und dieſer erhaltende Blick, deſſen er jeden Keim von Energie, auch in dem kleinſten Geſchöpfe, würdigt, verherrlicht den Meiſter eben ſo ſehr, als die Harmonie des unermeßlichen Ganzen. Leben und Freiheit, im größten möglichen Umſange, iſt das Gepräge der göttlichen Schöpfung. Sie iſt nie erhabener, als da, wo ihr Ideal am meiſten verfehlt zu ſeyn ſcheint. Aber eben dieſe höhere Vollkommenheit kann in unſerer jetzigen Beſchränkung von uns nicht gefaßt werden. Wir überſehen einen zu kleinen Theil des Weltalls, und die Auflöſung der größern Menge von Mißtönen iſt unſerm Ohre unerreichbar. Jede Stufe, die wir auf der Leiter der Weſen emporſteigen, wird uns für dieſen Kunſtgenuß empfänglicher machen, aber auch alsdann hat er gewiß ſeinen Werth nur als Mittel, nur inſofern er uns zu ähnlicher Thätigkeit begeiſtert. Träges Anſtaunen fremder Größe kann nie ein höheres Verdienſt ſeyn. Dem edlern Menſchen fehlt es weder an Stoffe zur Wirkſamkeit, noch an Kräften, um ſelbſt in ſeiner Sphäre Schöpfer zu ſeyn. Und dieſer Beruf iſt auch der deinige, Julius. Haſt du ihn einmal erkannt, ſo wird es dir nie wieder einfallen, über die Schranken zu klagen, die deine Wißbegierde nicht überſchreiten kann.

Und dies iſt der Zeitpunkt, den ich erwarte, um dich vollkommen mit mir ausgeſöhnt zu ſehen. Erſt muß dir der Umfang deiner Kräfte völlig bekannt werden, ehe du den Werth ihrer freieſten Aeußerung ſchätzen kannſt. Bis dahin zürne immer mit mir, nur verzweifle nicht an dir ſelbſt.

Briefe über Don Karlos.

Erſter Brief.

Sie ſagen mir, lieber Freund, daß Ihnen die bisherigen Beurtheilungen des Don Karlos noch wenig Befriedigung gegeben, und halten dafür, daß der größte Theil derſelben den eigentlichen Geſichtspunkt des Verfaſſers fehlgegangen ſey. Es däucht Ihnen noch wohl möglich, gewiſſe gewagte Stellen zu retten, welche die Kritik für unhaltbar erklärte; manche Zweifel, die dagegen rege gemacht worden, finden Sie in dem Zuſammenhange des Stücks — wo nicht völlig beantwortet, doch vorhergeſehen und in Anſchlag gebracht. Bei den meiſten Einwürfen fänden Sie weit weniger die Sagacität der Beurtheiler, als die Selbſtzufriedenheit zu bewundern, mit der ſie ſolche als hohe Entdeckungen vortragen, ohne ſich durch den natürlichſten Gedanken ſtören zu laſſen, daß Uebertretungen, die dem Blödſichtigſten ſogleich in's Auge fallen, auch wohl dem Verfaſſer, der unter ſeinen Leſern ſelten der am wenigſten Unterrichtete iſt, dürften ſichtbar geweſen ſeyn, und daß Sie es alſo weniger mit der Sache ſelbſt, als mit den Gründen zu thun haben, die ihn dabei beſtimmten. Dieſe Gründe können allerdings unzulänglich ſeyn, können auf einer einſeitigen Vorſtellungsart beruhen; aber die Sache des Beurtheilers wäre es geweſen, dieſe Unzulänglichkeit, dieſe Einſeitigkeit zu zeigen, wenn er anders in den Augen desjenigen, dem er ſich zum Richter aufdringt, oder zum Rathgeber anbietet, einen Werth erlangen will.

Aber, lieber Freund, was geht es am Ende den Autor an, ob ſein Beurtheiler Beruf gehabt hat, oder nicht, wie viel oder wenig Scharfſinn er bewieſen hat? Mag er das mit ſich ſelbſt ausmachen. Schlimm für den Autor und ſein Werk, wenn er die Wirkung deſſelben auf die Divinationsgabe und Billigkeit ſeiner Kritiker ankommen ließ, wenn er den Eindruck deſſelben von Eigenſchaften abhängig machte, die ſich nur in ſehr wenigen Köpfen vereinigen. Es iſt einer der fehlerhafteſten Zuſtände, in welchem ſich ein Kunſtwerk befinden kann, wenn es in die Willkühr des Betrachters geſtellt worden, welche Auslegung er davon machen will und wenn es einer Nachhülfe bedarf, ihn in den rechten Standpunkt zu rücken. Wollten Sie mir andeuten, daß das meinige ſich in dieſem Falle befände, ſo haben Sie etwas ſehr Schlimmes davon geſagt und Sie veranlaſſen mich, es aus dieſem Geſichtspunkte noch einmal genauer zu prüfen. Es käme alſo, däucht mir, vorzüglich darauf an, zu unterſuchen, ob in dem Stücke Alles enthalten iſt, was zum Verſtändniſſe deſſelben dient und ob es in ſo klaren Ausdrücken angegeben iſt, daß es dem Leſer leicht war, es zu erkennen. Laſſen Sie ſich's alſo gefallen, lieber Freund, daß ich Sie eine Zeitlang von dieſem Gegenſtande unterhalte. Das Stück iſt mir fremder geworden, ich finde mich jetzt gleichſam in der Mitte zwiſchen dem Künſtler und ſeinem Betrachter, wodurch es mir vielleicht möglich wird, des Erſtern vertraute Bekanntſchaft mit ſeinem Gegenſtande mit der Unbefangenheit des Letztern zu verbinden.

Es kann mir überhaupt — und ich finde nöthig, dieſes vorauszuſchicken — es kann mir begegnet ſeyn, daß ich in den erſten Akten andere Erwartungen erregt habe, als ich in den letzten erfüllte. St. Reals Novelle, vielleicht auch meine eignen Aeußerungen darüber im erſten Stücke der Thalia, mögen dem Leſer einen Standpunkt angewieſen haben, aus dem es jetzt nicht mehr betrachtet werden kann. Während der Zeit nämlich, daß ich es ausarbeitete, welches, mancher Unterbrechungen wegen, eine ziemlich lange Zeit war, hat ſich — in mir ſelbſt Vieles verändert. An den verſchiedenen Schickſalen, die während dieſer Zeit über meine Art zu denken und zu empfinden ergangen ſind, mußte nothwendig auch dieſes Werk Theil nehmen. Was mich zu Anfange vorzüglich in demſelben gefeſſelt hatte, that dieſe Wirkung in der Folge ſchon ſchwächer und am Ende nur kaum noch. Neue Ideen, die indeß bei mir aufkamen, verdrängten die frühern; Karlos ſelbſt war in meiner Gunſt gefallen, vielleicht aus keinem andern Grunde, als weil ich ihm in Jahren zu weit vorausgeſprungen war und aus der entgegengeſetzten Urſache hatte Marquis Poſa ſeinen Platz eingenommen. So kam es denn, daß ich zu dem vierten und fünften Akte ein ganz anderes Herz mitbrachte. Aber die erſten drei Akte waren in den Händen des Publikums, die Anlage des Ganzen war nicht mehr umzuſtoßen — Ich hätte alſo das Stück entweder ganz unterdrücken müſſen (und das hätte mir doch wohl der kleinſte Theil meiner Leſer gedankt), oder ich mußte die zweite Hälfte der erſten ſo gut anpaſſen, als ich konnte. Wenn dies nicht überall auf die glücklichſte Art geſchehen iſt, ſo dient mir zu einiger Beruhigung, daß es einer geſchicktern Hand, als der meinigen, nicht viel beſſer würde gelungen ſeyn. Der Hauptfehler war, ich hatte mich zu lange mit dem Stücke getragen; ein dramatiſches Werk aber kann und ſoll nur die Blüthe eines einzigen Sommers ſeyn. Auch der Plan war für die Grenzen und Regeln eines dramatiſchen Werks zu weitläufig angelegt. Dieſer Plan z. B. forderte, daß Marquis Poſa das uneingeſchränkteſte Vertrauen Philipps davon trug; aber zu dieſer außerordentlichen Wirkung erlaubte mir die Oekonomie des Stücks nur eine einzige Scene.

Bei meinem Freunde werden mich dieſe Aufſchlüſſe vielleicht rechtfertigen, aber nicht bei der Kunſt. Möchten ſie indeſſen doch nur die vielen Deklamationen beſchließen, womit von dieſer Seite her von den Kritikern gegen mich iſt Sturm gelaufen worden.

Zweiter Brief.

Der Charakter des Marquis Poſa iſt faſt durchgängig für zu idealiſch gehalten worden; in wiefern dieſe Behauptung Grund hat, wird ſich dann am beſten ergeben, wenn man die eigenthümliche Handlungsart dieſes Menſchen auf ihren wahren Gehalt zurückgeführt hat.

Ich habe es hier, wie Sie ſehen, mit zwei entgegengeſetzten Parteien zu thun. Denen, welche ihn aus der Klaſſe natürlicher Weſen ſchlechterdings verwieſen haben wollen, müßte alſo dargethan werden, in wie fern er mit der Menſchennatur zuſammenhängt, in wie fern ſeine Geſinnungen, wie ſeine Handlungen, aus ſehr menſchlichen Trieben fließen, und in der Verkettung äußerlicher Umſtände gegründet ſind; diejenigen, welche ihm den Namen eines göttlichen Menſchen geben, brauche ich nur auf einige Blößen an ihm aufmerkſam zu machen, die gar ſehr menſchlich ſind. Die Geſinnungen, die der Marquis äußert, die Philoſophie, die ihn leitet, die Lieblingsgefühle, die ihn beſeelen, ſo ſehr ſie ſich auch über das tägliche Leben erheben, können, als bloße Vorſtellungen betrachtet, es nicht wohl ſeyn, was ihn mit Recht aus der Klaſſe natürlicher Weſen verbannte. Denn was kann in einem menſchlichen Kopfe nicht Daſeyn empfangen, und welche Geburt des Gehirns kann in einem glühenden Herzen nicht zur Leidenſchaft reifen? Auch ſeine Handlungen können es nicht ſeyn, die, ſo ſelten dies auch geſchehen mag, in der Geſchichte ſelbſt ihres Gleichen gefunden haben; denn die Aufopferung des Marquis für ſeinen Freund hat wenig oder nichts vor dem Heldentode eines Curtius, Regulus und anderer voraus. Das Unrichtige und Unmögliche müßte alſo entweder in dem Widerſpruche dieſer Geſinnungen mit dem damaligen Zeitalter, oder in ihrer Ohnmacht und ihrem Mangel an Lebendigkeit liegen, zu ſolchen Handlungen wirklich zu entzünden. Ich kann alſo die Einwendungen, welche gegen die Natürlichkeit dieſes Charakters gemacht werden, nicht anders verſtehen, als daß in Philipps des Zweiten Jahrhundert kein Menſch ſo, wie Marquis Poſa, gedacht haben konnte, — daß Gedanken dieſer Art nicht ſo leicht, wie hier geſchieht, in den Willen und in die That übergehen, — und daß eine idealiſche Schwärmerei nicht mit ſolcher Conſequenz realiſirt, nicht von ſolcher Energie im Handeln begleitet zu werden pflege.

Was man gegen dieſen Charakter aus dem Zeitalter einwendet, in welchem ich ihn auftreten laſſe, dünkt mir vielmehr *für als wider* ihn zu ſprechen. Nach dem Beiſpiele aller großen Köpfe entſteht er zwiſchen Finſterniß und Licht, eine hervorragende iſolirte Erſcheinung. Der Zeitpunkt, wo er ſich bildet, iſt allgemeine Gährung der Köpfe, Kampf der Vorurtheile mit der Vernunft, Anarchie der Meinungen, Morgendämmerung der Wahrheit — von jeher die Geburtsſtunde außerordentlicher Menſchen. Die Ideen von Freiheit und Menſchenadel, die ein glücklicher Zufall, vielleicht eine günſtige Erziehung in dieſe rein organiſirte empfängliche Seele warf, machen ſie durch ihre Neuheit erſtaunen und wirken mit aller Kraft des Ungewohnten und Ueberraſchenden auf ſie; ſelbſt das Geheimniß, unter welchem ſie ihr wahrſcheinlich mitgetheilt wurden, mußte die Stärke ihres Eindrucks erhöhen. Sie haben durch einen langen abnützenden Gebrauch das Triviale noch nicht, das heut zu Tage ihren Eindruck ſo ſtumpf macht; ihren großen Stempel hat weder das Geſchwätz der Schulen, noch der Witz der Weltleute abgerieben. Seine Seele fühlt ſich in dieſen Ideen gleichſam wie in einer neuen und ſchönen Region, die mit allem ihrem blendenden Lichte auf ſie wirkt und ſie in den lieblichſten Traum entzückt. Das entgegengeſetzte Elend der Sklaverei und des Aberglaubens zieht ſie immer feſter und feſter an dieſe Lieblingswelt; die ſchönſten Träume von Freiheit werden ja im Kerker geträumt. Sagen Sie ſelbſt, mein Freund — das kühnſte Ideal einer Menſchenrepublik, allgemeine Duldung und Gewiſſensfreiheit, wo konnte es beſſer und wo natürlicher zur Welt geboren werden, als in der Nähe Philipps des Zweiten und ſeiner Inquiſition?

Alle Grundſätze und Lieblingsgefühle des Marquis drehen ſich um republikaniſche Tugend. Selbſt ſeine Aufopferung für ſeinen Freund beweiſt dieſes, denn Aufopferungsfähigkeit iſt der Inbegriff aller republikaniſchen Tugend.

Der Zeitpunkt, worin er auftrat, war gerade derjenige, worin ſtärker als je von Menſchenrechten und Gewiſſensfreiheit die Rede war. Die vorhergehende Reformation hatte dieſe Ideen zuerſt in Umlauf gebracht, und die flandriſchen Unruhen erhielten ſie in Uebung. Seine Unabhängigkeit von Außen, ſein Stand als Maltheſerritter ſelbſt, ſchenkten ihm die glückliche Muße, dieſe ſpekulative Schwärmerei zur Reife zu brüten.

In dem Zeitalter und in dem Staate, worin der Marquis auftritt, und in den Außendingen, die ihn umgeben, liegt alſo der Grund nicht, warum er dieſer

Philoſophie nicht hätte fähig ſeyn, nicht mit ſchwärmeriſcher Anhänglichkeit ihr hätte ergeben ſeyn können.

Wenn die Geſchichte reich an Beiſpielen iſt, daß man für Meinungen alles Irdiſche hintanſetzen kann, wenn man dem grundloſeſten Wahne die Kraft beilegt, die Gemüther der Menſchen auf einen ſolchen Grad einzunehmen, daß ſie aller Aufopferungen fähig gemacht werden: ſo wäre es ſonderbar, der Wahrheit dieſe Kraft abzuſtreiten. In einem Zeitpunkte vollends, der ſo reich, wie jener, an Beiſpielen iſt, daß Menſchen Gut und Leben um Lehrſätze wagen, die an ſich ſo wenig Begeiſterndes haben, ſollte, däucht mir, ein Charakter nicht auffallen, der für die erhabenſte aller Ideen etwas Aehnliches wagt; man müßte denn annehmen, daß Wahrheit minder fähig ſey, das Menſchenherz zu rühren, als der Wahn. Der Marquis iſt außerdem als Held angekündigt. Schon in früher Jugend hat er mit ſeinem Schwerte Proben eines Muths abgelegt, den er nachher für eine ernſthaftere Angelegenheit äußern ſoll. Begeiſternde Wahrheiten und eine ſeelenerhebende Philoſophie müßten, däucht mir, in einer Heldenſeele zu etwas ganz Anderm werden, als in dem Gehirn eines Schulgelehrten, oder in dem abgenützten Herzen eines weichlichen Weltmannes.

Zwei Handlungen des Marquis ſind es vorzüglich, an denen man, wie Sie mir ſagen, Anſtoß genommen hat. Sein Verhalten gegen den König in der zehnten Scene des dritten Aufzugs, und die Aufopferung für ſeinen Freund. Aber es könnte ſeyn, daß die Freimüthigkeit, mit der er dem Könige ſeine Geſinnungen vorträgt, weniger auf Rechnung ſeines Muths, als ſeiner genauen Kenntniß von Jenes Charakter käme, und mit aufgehobener Gefahr würde ſonach auch der Haupteinwurf gegen dieſe Scene gehoben. Darüber ein andermal, wenn ich Sie von Philipp dem Zweiten unterhalte; jetzt hätte ich es bloß mit Poſa's Aufopferung für den Prinzen zu thun, worüber ich Ihnen im nächſten Briefe einige Gedanken mittheilen will.

Dritter Brief.

Sie wollten neulich im Don Karlos den Beweis gefunden haben, daß *leidenſchaftliche Freundſchaft* ein eben ſo rührender Gegenſtand für die Tragödie ſeyn könne, als *leidenſchaftliche Liebe*, und meine Antwort, daß ich mir das Gemälde einer ſolchen Freundſchaft für die Zukunft zurückgelegt hätte, befremdete Sie. Alſo auch Sie nehmen es, wie die meiſten meiner Leſer, als ausgemacht an, daß es *ſchwärmeriſche Freundſchaft* geweſen, was ich mir in dem Verhältniſſe zwiſchen Karlos und Marquis Poſa zum Ziel geſetzt habe? Und aus dieſem Standpunkte haben Sie folglich dieſe beiden Charaktere und vielleicht das ganze Drama bisher betrachtet? Wie aber, lieber Freund, wenn Sie mir mit dieſer *Freundſchaft* wirklich zu viel gethan hätten? Wenn es aus dem ganzen Zuſammenhange deutlich erhellte, daß ſie dieſes Ziel *nicht* geweſen und auch ſchlechterdings nicht ſeyn konnte? Wenn ſich der Charakter des

Marquis, ſo wie er aus dem Total ſeiner Handlungen hervorgeht, mit einer ſolchen Freundſchaft durchaus nicht vertrüge, und wenn ſich gerade aus ſeinen ſchönſten Handlungen, die man auf ihre Rechnung ſchreibt, der beſte Beweis für das Gegentheil führen ließe?

Die erſte Ankündigung des Verhältniſſes zwiſchen dieſen beiden könnte irre geführt haben; aber dies auch nur ſcheinbar, und eine geringe Aufmerkſamkeit auf das abſtechende Benehmen beider hätte hingereicht, den Irrthum zu heben. Dadurch, daß der Dichter von ihrer Jugendfreundſchaft ausgeht, hat er ſich nichts von ſeinem höhern Plane vergeben; im Gegentheile konnte dieſer aus keinem beſſern Faden geſponnen werden. Das Verhältniß, in welchem beide zuſammen auftreten, war Reminiscenz ihrer frühern akademiſchen Jahre. Harmonie der Gefühle, eine gleiche Liebhaberei für das Große und Schöne, ein gleicher Enthuſiasmus für Wahrheit, Freiheit und Tugend hatte ſie damals an einander geknüpft. Ein Charakter, wie Poſa's, der ſich nachher ſo, wie es in dem Stücke geſchieht, entfaltet, mußte frühe angefangen haben, dieſe lebhafte Empfindungskraft an einem fruchtbaren Gegenſtande zu üben: ein Wohlwollen, das ſich in der Folge über die ganze Menſchheit erſtrecken ſollte, mußte von einem engern Bande ausgegangen ſeyn. Dieſer ſchöpferiſche und feurige Geiſt mußte bald einen Stoff haben, auf den er wirkte; konnte ſich ihm ein ſchönerer anbieten, als ein zart und lebendig fühlender, ſeiner Ergießungen empfänglicher, ihm freiwillig entgegeneilender Fürſtenſohn? Aber auch ſchon in dieſen früheren Zeiten iſt der Ernſt dieſes Charakters in einigen Zügen ſichtbar; ſchon hier iſt Poſa der kältere, der ſpätere Freund, und ſein Herz, jetzt ſchon ſo weit umfaſſend, um ſich für ein einziges Weſen zuſammenzuziehen, muß durch ein ſchwereres Opfer errungen werden.

„Da fing ich an mit Zärtlichkeiten
„Und inniger Bruderliebe dich zu quälen:
„Du ſtolzes Herz gabſt ſie mir kalt zurück.
„— Verſchmähen konnteſt du mein Herz, doch nie
„Von dir entfernen. Dreimal wieſeſt du
„Den Fürſten von dir, dreimal ſtand er wieder
„Als Bettler da, um Liebe dich zu flehn, u. ſ. f.
„— — — — Mein königliches Blut
„Floß ſchändlich unter unbarmherz'gen Streichen;
„So hoch kam mir der Eigenſinn zu ſtehn,
„Von Rodrigo geliebt zu ſeyn."

Hier ſchon ſind einige Winke gegeben, wie wenig die Anhänglichkeit des Marquis an den Prinzen auf perſönliche Uebereinſtimmung ſich gründet. Frühe denkt er ſich ihn als Königsſohn, frühe drängt ſich dieſe Idee zwiſchen ſein Herz und ſeinen bittenden Freund. Karlos öffnet ihm ſeine Arme; der junge Weltbürger kniet vor ihm nieder. Gefühle für Freiheit und Menſchenadel waren früher in ſeiner Seele reif, als Freundſchaft für Karlos; dieſer Zwang wurde erſt nachher auf dieſen ſtärkern Stamm gepfropft. Selbſt in dem Augenblicke, wo ſein Stolz durch das große Opfer ſeines Freundes bezwungen iſt, verliert er den Fürſtenſohn nicht aus den Augen. „Ich will bezahlen," ſagt er, „wenn du — König biſt." Iſt es möglich, daß ſich in einem ſo jungen Herzen, bei dieſem lebendigen und immer gegenwärtigen Gefühle der Ungleichheit ihres

Standes, *Freundſchaft* erzeugen konnte, deren weſentliche Bedingung doch *Gleichheit* iſt? Alſo auch damals ſchon war es weniger Liebe als Dankbarkeit, weniger Freundſchaft als Mitleid, was den Marquis dem Prinzen gewann. Die Gefühle, Ahnungen, Träume, Entſchlüſſe, die ſich dunkel und verworren in dieſer Knabenſeele drängten, mußten mitgetheilt, in einer andern Seele angeſchaut werden, und Karlos war der Einzige, der ſie mit ahnen, mit träumen konnte und der ſie erwiederte. Ein Geiſt, wie Poſa's, mußte ſeine Ueberlegenheit frühzeitig zu genießen ſtreben, und der liebevolle Karl ſchmiegte ſich ſo unterwürfig, ſo gelehrig an ihn an! Poſa ſah in dieſem ſchönen Spiegel ſich ſelbſt und freute ſich ſeines Bildes. So entſtand dieſe akademiſche Freundſchaft.

Aber jetzt werden ſie von einander getrennt und Alles wird anders. Karlos kommt an den Hof ſeines Vaters und Poſa wirft ſich in die Welt. Jener, durch ſeine frühe Anhänglichkeit an den edelſten und feurigſten Jüngling verwöhnt, findet in dem ganzen Umkreiſe eines Despotenhofes nichts, was ſein Herz befriedigte. Alles um ihn her iſt leer und unfruchtbar. Mitten im Gewühle ſo vieler Höflinge einſam, von der Gegenwart gedrückt, labt er ſich an ſüßen Rückerinnerungen der Vergangenheit. Bei ihm alſo dauern dieſe frühen Eindrücke warm und lebendig fort, und ſein zum Wohlwollen gebildetes Herz, dem ein würdiger Gegenſtand mangelt, verzehrt ſich in nie befriedigten Träumen, So verſinkt er allmählig in einen Zuſtand *müßiger* Schwärmerei, *unthätiger*

Betrachtung. In dem fortwährenden Kampfe mit ſeiner Lage nützen ſich ſeine Kräfte ab, die unfreundlichen Begegnungen eines ihm ſo ungleichen Vaters verbreiten eine düſtere Schwermuth über ſein Weſen — den zehrenden Wurm jeder Geiſtesblüthe, den Tod der Begeiſterung. Zuſammengedrückt, ohne Energie, geſchäftlos, hinbrütend in ſich ſelbſt, von ſchweren fruchtloſen Kämpfen ermattet, zwiſchen ſchreckhaften Extremen herumgeſcheucht, keines eigenen Aufſchwungs mehr mächtig — ſo findet ihn die erſte Liebe. In dieſem Zuſtande kann er ihr keine Kraft mehr entgegenſetzen; alle jene frühern Ideen, die ihr allein das Gleichgewicht hätten halten können, ſind ſeiner Seele fremder geworden; ſie beherrſcht ihn mit despotiſcher Gewalt; ſo verſinkt er in einen ſchmerzhaft wollüſtigen Zuſtand des Leidens. Auf einen einzigen Gegenſtand ſind jetzt alle ſeine Kräfte zuſammengezogen.. Ein nie geſtilltes Verlangen hält ſeine Seele innerhalb ihrer ſelbſt gefeſſelt. — Wie ſollte ſie in's Univerſum ausſtrömen? Unfähig, dieſen Wunſch zu befriedigen, unfähiger noch, ihn durch innere Kraft zu beſiegen, ſchwindet er halb lebend, halb ſterbend, in ſichtbarer Zehrung hin; keine Zerſtreuung für den brennenden Schmerz ſeines Buſens, kein mitfühlendes, ſich ihm öffnendes Herz, in das er ihn ausſtrömen könnte.

„Ich habe Niemand — Niemand
„Auf dieſer großen weiten Erde, Niemand.
„So weit das Scepter meines Vaters reicht,
„So weit die Schiffahrt unſre Flaggen ſendet,
„Iſt keine Stelle, keine, keine, wo
„Ich meiner Thränen mich entlaſſen kann.“

Hülfloſigkeit und Armuth des Herzens führen ihn jetzt auf eben den Punkt zurück, wo Fülle des Herzens ihn hatte ausgeben laſſen. Heftiger fühlt er das Bedürfniß der Sympathie, weil er *allein* iſt und *unglücklich*. So findet ihn ſein zurückkommender Freund.

Ganz anders iſt es unterdeſſen dieſem ergangen. Mit offenen Sinnen, mit allen Kräften der Jugend, allem Drange des Genies, aller Wärme des Herzens in das weite Univerſum geworfen, ſieht er den Menſchen, im Großen wie im Kleinen, handeln; er findet Gelegenheit, ſein mitgebrachtes Ideal an den wirkenden Kräften der ganzen Gattung zu prüfen. Alles, was er hört, was er ſieht, wird mit lebendigem Enthuſiasmus von ihm verſchlungen, Alles in *Beziehung* auf jenes Ideal empfunden, gedacht und verarbeitet. Der Menſch zeigt ſich ihm in mehrern Varietäten; in mehrern Himmelsſtrichen, Verfaſſungen, Graden der Bildung und Stufen des Glücks lernt er ihn kennen. So erzeugt ſich in ihm allmählig eine zuſammengeſetzte und erhabene Vorſtellung des Menſchen im *Großen* und *Ganzen*, gegen welche jedes einengende kleinere Verhältniß verſchwindet. Aus ſich ſelbſt tritt er jetzt heraus, im großen Weltraume dehnt ſich ſeine Seele in's Weite. — Merkwürdige Menſchen, die ſich in ſeine Bahn werfen, zerſtreuen ſeine Aufmerkſamkeit, theilen ſich in ſeine Achtung und Liebe. — An die Stelle eines Individuums tritt bei ihm jetzt das ganze Geſchlecht; ein vorübergehender jugendlicher Affekt erweitert ſich in eine allumfaſſende unendliche Philanthropie. Aus einem müßigen

Enthuſiaſten iſt ein thätiger handelnder Menſch geworden. Jene ehemaligen Träume und Ahnungen, die noch dunkel und unentwickelt in ſeiner Seele lagen, haben ſich zu klaren Begriffen geläutert, müßige Entwürfe in Handlung geſetzt, ein allgemeiner unbeſtimmter Drang zu wirken iſt in zweckmäßige Thätigkeit übergegangen. Der Geiſt der Völker wird von ihm ſtudirt, ihre Kräfte, ihre Hülfsmittel abgewogen, ihre Verfaſſungen geprüft; im Umgange mit verwandten Geiſtern gewinnen ſeine Ideen Vielſeitigkeit und Form; geprüfte Weltleute, wie ein Wilhelm von Oranien, Coligny u. A. nehmen ihnen das Romantiſche, und ſtimmen ſie allmählig zu pragmatiſcher Brauchbarkeit herunter.

Bereichert mit tauſend neuen fruchtbaren Begriffen, voll ſtrebender Kräfte, ſchöpferiſcher Triebe, kühner und weitumfaſſender Entwürfe, mit geſchäftigem Kopfe, glühendem Herzen, von den großen begeiſternden Ideen allgemeiner menſchlicher Kraft und menſchlichen Adels durchdrungen, und feuriger für die Glückſeligkeit dieſes großen Ganzen entzündet, das ihm in ſo vielen Individuen vergegenwärtigt war,* ſo kommt er jetzt von

---

* In ſeiner nachherigen Unterredung mit dem Könige kommen die Lieblingsideen an den Tag. Ein Federzug von Ihrer Hand, ſagt er ihm, und neuerſchaffen wird die Erde. Geben Sie Gedankenfreiheit! Laſſen Sie

„Großmüthig wie der Starke, Menſchenglück
„Aus Ihrem Füllhorn ſtrömen, Geiſter reifen
„In Ihrem Weltgebäude.
„Stellen Sie der Menſchheit
„Verlornen Adel wieder her. Der Bürger

der großen Ernte zurück, brennend von Sehnſucht, einen Schauplatz zu finden, auf welchem er dieſe Ideale realiſiren, dieſe geſammelten Schätze in Anwendung bringen könnte. Flanderns Zuſtand bietet ſich ihm dar. Alles findet er hier zu einer Revolution zubereitet. Mit dem Geiſte, den Kräften und Hülfsquellen dieſes Volks bekannt, die er gegen die Macht ſeines Unterdrückers berechnet, ſieht er das große Unternehmen ſchon als geendigt an. Sein Ideal republikaniſcher Freiheit kann kein günſtigeres Moment und keinen empfänglichern Boden finden.

„So viele reiche blühende Provinzen!
„Ein kräftiges und großes Volk, und auch
„Ein gutes Volk, und Vater dieſes Volks,
„Das, dacht' ich, das muß göttlich ſeyn.“

Je elender er dieſes Volk findet, deſto näher drängt ſich dieſes Verlangen an ſein Herz, deſto mehr eilt er, es in Erfüllung zu bringen. Hier, und hier erſt erinnert er ſich lebhaft des Freundes, den er, mit glühenden Gefühlen für Menſchenglück, in Alkala verließ. Ihn denkt er ſich jetzt als Retter der unterdrückten Nation, als das Werkzeug ſeiner hohen Entwürfe.

„Sey wiederum, was er zuvor geweſen,
„Der Krone Zweck, ihn binde keine Pflicht,
„Als ſeiner Brüder gleichehrwürd'ge Rechte.
„Der Landmann rühme ſich des Pflugs, und gönne
„Dem König, der nicht Landmann iſt, die Krone.
„In ſeiner Werkſtatt träume ſich der Künſtler
„Zum Bildner einer ſchönern Welt. Den Flug
„Des Denkers hemme keine Schranke mehr,
„Als die Bedingung endlicher Naturen.“

Voll unausſprechlicher Liebe, weil er ihn mit der Lieblingsangelegenheit ſeines Herzens zuſammendenkt, eilt er nach Madrid in ſeine Arme, jene Samenkörner von Humanität und heroiſcher Tugend, die er einſt in ſeine Seele geſtreut, jetzt in vollen Saaten zu finden, und in ihm den Befreier der Niederlande, den künftigen Schöpfer ſeines geträumten Staats zu umarmen.

Leidenſchaftlicher als jemals, mit fieberiſcher Heftigkeit ſtürzt ihm dieſer entgegen.

„Ich drück' an meine Seele dich, ich fühle
„Die deinige allmächtig an mir ſchlagen.
„O, jetzt iſt alles wieder gut. Ich liege
„Am Halſe meines Rodrigo!“

Der Empfang iſt der feurigſte: aber wie beantwortet ihn Poſa? Er, der ſeinen Freund in voller Blüthe der Jugend verließ, und ihn jetzt einer wandelnden Leiche gleich wiederfindet, verweilt er bei dieſer traurigen Veränderung? Forſcht er lange und ängſtlich nach ihren Quellen? Steigt er zu den kleineren Angelegenheiten ſeines Freundes herunter? Beſtürzt und ernſthaft erwidert er dieſen unwillkommenen Empfang.

„So war es nicht, wie ich Don Philipps Sohn
„Erwartete — — Das iſt
„Der löwenkühne Jüngling nicht, zu dem
„Ein unterdrücktes Heldenvolk mich ſendet. —
„Denn jetzt ſteh' ich als Rodrigo nicht hier,
„Nicht als des Knaben Karlos Spielgeſelle —
„Ein Abgeordneter der ganzen Menſchheit
„Umarm' ich Sie — es ſind die flandriſchen
„Provinzen, die an Ihrem Halſe weinen“ u. ſ. f.

Unfreiwillig entwiſcht ihm ſeine herrſchende Idee gleich in den erſten Augenblicken des ſo lang entbehrten Wiederſehens, wo man ſich doch ſonſt ſo viel wichtigere Kleinigkeiten zu ſagen hat, und Karlos muß alles Rührende ſeiner Lage aufbieten, muß die entlegenſten Scenen der Kindheit hervorrufen, um dieſe Lieblingsidee ſeines Freundes zu verdrängen, ſein Mitgefühl zu wecken und ihn auf ſeinen eigenen traurigen Zuſtand zu heften. Schrecklich ſieht ſich Poſa in den Hoffnungen getäuſcht, mit denen er ſeinem Freunde zueilte. Einen Heldencharakter hatte er erwartet, der ſich nach Thaten ſehnte, wozu er ihm jetzt den Schauplatz eröffnen wollte. Er rechnete auf jenen Vorrath von erhabener Menſchenliebe, auf das Gelübde, das er ihm in jenen ſchwärmeriſchen Tagen auf die entzweigebrochene Hoſtie gethan, und findet Leidenſchaft für die Gemahlin ſeines Vaters —

„Das iſt der Karl nicht mehr,
„Der in Alkala von dir Abſchied nahm.
„Der Karl nicht mehr, der ſich beherzt getraute,
„Das Paradies dem Schöpfer abzuſehn,
„Und dermaleinſt, als unumſchränkter Fürſt,
„In Spanien zu pflanzen. O! der Einfall
„War kindiſch, aber göttlich ſchön. Vorbei
„Sind dieſe Träume!“ —

Eine hoffnungsloſe Leidenſchaft, die alle ſeine Kräfte verzehrt, die ſein Leben ſelbſt in Gefahr ſetzt. Wie würde ein ſorgſamer Freund des Prinzen, der aber ganz nur Freund allein, und mehr nicht geweſen wäre, in dieſer Lage gehandelt haben? Und wie hat Poſa, der Weltbürger, gehandelt? Poſa, des Prinzen

Freund und Vertrauter, hätte viel zu ſehr für die Sicherheit ſeines Karlos gezittert, als daß er es hätte wagen ſollen, zu einer gefährlichen Zuſammenkunft mit ſeiner Königin die Hand zu bieten. Des Freundes Pflicht wäre es geweſen, auf Erſtickung dieſer Leidenſchaft und keineswegs auf ihre Befriedigung zu denken. Poſa, der Sachwalter Flanderns, handelt ganz anders. Ihm iſt nichts wichtiger, als dieſen hoffnungsloſen Zuſtand, in welchem die thätigen Kräfte ſeines Freundes verſinken, auf das ſchnellſte zu endigen, ſollte es auch ein kleines Wageſtück koſten. So lange ſein Freund in unbefriedigten Wünſchen verſchmachtet, kann er fremdes Leiden nicht fühlen; ſo lange ſeine Kräfte von Schwermuth niedergedrückt ſind, kann er ſich zu keinem heroiſchen Entſchluſſe erheben. Von dem unglücklichen Karlos hat Flandern nichts zu hoffen, aber vielleicht von dem glücklichen. Er eilt alſo, ſeinen heißeſten Wunſch zu befriedigen, er ſelbſt führt ihn zu den Füßen ſeiner Königin; und dabei allein bleibt er nicht ſtehen. Er findet in des Prinzen Gemüth die Motive nicht mehr, die ihn ſonſt zu heroiſchen Entſchlüſſen erhoben hatten: was kann er anders thun, als dieſen erloſchenen Heldengeiſt an fremdem Feuer entzünden und die einzige Leidenſchaft nutzen, die in der Seele des Prinzen vorhanden iſt? An dieſe muß er die neuen Ideen anknüpfen, die er jetzt bei ihr herrſchend machen will. Ein Blick in der Königin Herz überzeugt ihn, daß er von ihrer Mitwirkung Alles erwarten darf. Nur der erſte Enthuſiasmus iſt es, den er von dieſer Leidenſchaft entlehnen will. Hat ſie dazu geholfen, ſeinem Freunde dieſen heilſamen Schwung zu geben, ſo bedarf er ihrer nicht mehr, und er kann gewiß ſeyn, daß ſie durch ihre eigene Wirkung zerſtört werden wird. Alſo ſelbſt dieſes Hinderniß, daß ſich ſeiner großen Angelegenheit entgegenwarf, ſelbſt dieſe unglückliche Liebe, wird jetzt in ein Werkzeug zu jenem wichtigern Zwecke umgeſchaffen, und Flanderns Schickſal muß durch den Mund der Liebe an das Herz ſeines Freundes reden.

„— In dieſer hoffnungsloſen Flamme
„Erkannt' ich früh' der Hoffnung goldnen Strahl.
„Ich wollt' ihn führen zum Vortrefflichen;
„Die ſtolze königliche Frucht, woran
„Nur Menſchenalter langſam pflanzen, ſollte
„Ein ſchneller Lenz der wunderthät'gen Liebe
„Beſchleunigen. Mir ſollte ſeine Tugend
„An dieſem kräft'gen Sonnenblicke reifen."

Aus den Händen der Königin empfängt jetzt Karlos die Briefe, welche Poſa aus Flandern für ihn mitbrachte. Die Königin ruft ſeinen entflohenen Genius zurück.

Noch ſichtbarer zeigt ſich dieſe Unterordnung der Freundſchaft unter das wichtigere Intereſſe bei der Zuſammenkunft im Kloſter. Ein Entwurf des Prinzen auf den König iſt fehlgeſchlagen; dieſes und eine Entdeckung, welche er zum Vortheile ſeiner Leidenſchaft glaubt gemacht zu haben, ſtürzen ihn heftiger in dieſe zurück, und Poſa glaubt zu bemerken, daß ſich Sinnlichkeit in dieſe Leidenſchaft miſche. Nichts konnte ſich weniger mit ſeinem höhern Plane vertragen. Alle Hoffnungen, die er auf Karlos Liebe zur Königin für ſeine Niederlande gegründet hat, ſtürzten dahin, wenn dieſe Liebe von ihrer Höhe herunterſank. Der Unwille, den er darüber empfindet, bringt ſeine Geſinnungen an den Tag.

„O, ich fühle,
„Wovon ich mich entwöhnen muß. Ja, einſt,
„Einſt war's ganz anders. Da warſt du ſo reich,
„So warm, ſo reich! Ein ganzer Weltkreis hatte
„In deinem weiten Buſen Raum. Das Alles
„Iſt nun dahin von einer Leidenſchaft,
„Von einem kleinen Eigennutz verſchlungen.
„Dein Herz iſt ausgeſtorben. Keine Thräne,
„Dem ungeheuern Schickſal der Provinzen,
„Nicht einmal eine Thräne mehr! O, Karl,
„Wie arm biſt du, wie bettelarm geworden,
„Seitdem du Niemand liebſt, als dich!"

Bang' vor einem ähnlichen Rückfalle, glaubt er einen gewaltſamen Schritt wagen zu müſſen. So lange Karl in der Nähe der Königin bleibt, iſt er für die Angelegenheit Flanderns verloren. Seine Gegenwart in den Niederlanden kann dort den Dingen eine ganz andere Wendung geben, er ſieht alſo keinen Augenblick an, ihn auf die gewaltſamſte Art dahin zu bringen.

„Er ſoll
„Dem König ungehorſam werden, ſoll
„Nach Brüſſel heimlich ſich begeben, wo
„Mit offnen Armen die Flamänder ihn
„Erwarten. Alle Niederlande ſtehen
„Auf ſeine Loſung auf. Die gute Sache
„Wird ſtark durch einen Königsſohn."

Würde der Freund des Karlos es über ſich vermocht haben, ſo verwegen mit dem guten Namen, ja ſelbſt mit dem Leben ſeines Freundes zu ſpielen? Aber Poſa, dem die Befreiung eines unterdrückten Volks eine weit dringendere Aufforderung war, als die kleinen Angelegenheiten eines Freundes, Poſa, der Weltbürger, mußte gerade ſo und nicht anders handeln. Alle Schritte, die im Verlauf des Stücks von ihm unternommen werden, verrathen eine wagende Kühnheit, die ein heroiſcher Zweck allein einzuflößen im Stande iſt; Freundſchaft iſt oft verzagt und immer beſorglich. Wo iſt bis jetzt im Charakter des Marquis auch nur eine Spur dieſer ängſtlichen Pflege eines iſolirten Geſchöpfs, dieſer Alles ausſchließenden Neigung, worin doch allein der eigenthümliche Charakter der leidenſchaftlichen Freundſchaft beſteht? Wo iſt bei ihm das Intereſſe für den Prinzen nicht dem höhern Intereſſe für die Menſchheit untergeordnet? Feſt und beharrlich geht der Marquis ſeinen großen kosmopolitiſchen Gang, und Alles, was um ihn herum vorgeht, wird ihm nur durch die Verbindung wichtig, in der es mit dieſem höhern Gegenſtande ſteht.

Vierter Brief.

Um einen großen Theil ſeiner Bewunderer dürfte ihn dieſes Geſtändniß bringen, aber er wird ſich mit dem kleinen Theile der neuen Verehrer tröſten, die es ihm zuwendet, und zum allgemeinen Beifall überhaupt konnte ſich ein Charakter, wie der ſeinige, niemals Hoffnung machen. Hohes wirkendes Wohlwollen gegen das Ganze ſchließt keineswegs die zärtliche Theilnahme an den Freuden und Leiden eines einzelnen Weſens aus. Daß er das Menſchengeſchlecht mehr liebe, als Karln, thut ſeiner Freundſchaft für ihn keinen Eintrag. Immer würde er ihn, hätte ihn auch das Schickſal auf keinen Thron gerufen, durch eine beſondere zärtliche Bekümmerniß vor allen Uebrigen unterſchieden haben; im Herzen ſeines Herzens würde er ihn getragen haben, wie Hamlet ſeinen Horatio. Man hält dafür, daß das Wohlwollen um ſo ſchwächer und laulichter werde, je mehr ſich ſeine Gegenſtände häufen: aber dieſer Fall kann auf den Marquis nicht angewandt werden. Der Gegenſtand ſeiner Liebe zeigt ſich ihm im vollſten Lichte der Begeiſterung; herrlich und verklärt ſteht dieſes Bild vor ſeiner Seele, wie die Geſtalt einer Geliebten. Da es Karlos iſt, der dieſes Ideal von Menſchenglück wirklich machen ſoll, ſo trägt er es auf ihn über, ſo faßt er zuletzt Beides in Einem Gefühle unzertrennlich zuſammen. In Karlos allein ſchaut er ſeine feurig geliebte Menſchheit jetzt an; ſein Freund iſt der Brennpunkt, in welchem alle ſeine Vorſtellungen von jenem zuſammengeſetzten Ganzen ſich ſammeln. Es wirkt alſo doch nur in Einem Gegenſtande auf ihn, den er mit allem Enthuſiasmus und allen Kräften ſeiner Seele umfaßt.

„Mein Herz,
„Nur einem Einzigen geweiht, umſchloß
„Die ganze Welt. In meines Karlos Seele
„Schuf ich ein Paradies von Millionen.“

Hier iſt alſo Liebe zu Einem Weſen, ohne Hintanſetzung der allgemeinen — ſorgſame Pflege der Freundſchaft, ohne das Unbillige das Ausſchließende dieſer Leidenſchaft. Hier allgemeine, Alles umfaſſende Philantropie, in einen einzigen Feuerſtrahl zuſammengedrängt.

Und ſollte eben das dem Intereſſe geſchadet haben, was es veredelt hat? Dieſes Gemälde von Freundſchaft ſollte an Rührung und Anmuth verlieren, was es an Umfang gewann? Der Freund des Karlos ſollte darum weniger Anſpruch auf unſere Thränen und unſere Bewunderung haben, weil er mit der beſchränkteſten Aeußerung des wohlwollenden Affekts ſeine weiteſte Ausdehnung verbindet und das Göttliche der univerſellen Liebe durch ihre menſchlichſte Anwendung mildert?

Mit der neunten Scene des dritten Aufzugs öffnet ſich ein ganz neuer Spielraum für dieſen Charakter.

Fünfter Brief.

Leidenſchaft für die Königin hat endlich den Prinzen bis an den Rand des Verderbens geführt. Beweiſe ſeiner Schuld ſind in den Händen ſeines Vaters und ſeine unbeſonnene Hitze ließ ihn dem lauernden Argwohne ſeiner Feinde die gefährlichſten Blößen geben; er ſchwebt in augenſcheinlicher Gefahr, ein Opfer ſeiner wahnſinnigen Liebe, der väterlichen Eiferſucht, des Prieſterhaſſes, der Rachgier eines beleidigten Feindes und einer verſchmähten Buhlerin zu werden. Seine Lage von Außen fordert die dringendſte Hülfe, noch mehr aber fordert ſie der innere Zuſtand ſeines Gemüths, der alle Erwartungen und Entwürfe des Marquis zu vereiteln droht. Von jener Gefahr muß der Prinz befreit, aus dieſem Seelenzuſtande muß er geriſſen werden, wenn jene Entwürfe zu Flanderns Befreiung in Erfüllung gehen ſollen; und der Marquis iſt es, von dem wir

Beides erwarten, der uns auch ſelbſt dazu Hoffnung macht.

Aber auf eben dem Wege, woher dem Prinzen Gefahr kommt, iſt auch bei dem Könige ein Seelenzuſtand hervorgebracht worden, der ihn das Bedürfniß der Mittheilung zum erſten Male fühlen läßt. Die Schmerzen der Eiferſucht haben ihn aus dem unnatürlichen Zwange ſeines Standes in den urſprünglichen Stand der Menſchheit zurück verſetzt, haben ihn das Leere und Gekünſtelte ſeiner Despotengröße fühlen und Wünſche in ihm aufſteigen laſſen, die weder Macht noch Hoheit befriedigen kann.

„König! — König nur,
„Und wieder König! — Keine beſſ're Antwort,
„Als leeren hohlen Widerhall! Ich ſchlage
„An dieſen Felſen und will Waſſer, Waſſer
„Für meinen heißen Fieberdurſt. Er gibt
„Mir glühend Gold —“

Gerade ein Gang der Begebenheiten, wie der bisherige, däucht mir, oder keiner, konnte bei einem Monarchen, wie Philipp der Zweite war, einen ſolchen Zuſtand erzeugen und gerade ſo ein Zuſtand mußte in ihm erzeugt werden, um die nachfolgende Handlung vorzubereiten und den Marquis ihm nahe bringen zu können. Vater und Sohn ſind auf ganz verſchiedenen Wegen auf den Punkt geführt worden, wo der Dichter ſie haben muß; auf ganz verſchiedenen Wegen wurden beide zu dem Marquis von Poſa hingezogen, in welchem einzigen das bisher getrennte Intereſſe ſich nunmehr zuſammendrängt. Durch Karlos Leidenſchaft für die Königin und deren unausbleibliche Folgen bei dem Könige wurde dem Marquis ſeine ganze Laufbahn geſchaffen; darum war es nöthig, daß auch das ganze Stück mit jener eröffnet wurde. Gegen ſie mußte der Marquis ſelbſt ſo lange in Schatten geſtellt werden, und ſich, bis er von der ganzen Handlung Beſitz nehmen konnte, mit einem untergeordneten Intereſſe begnügen, weil er von ihr allein alle Materialien zu ſeiner künftigen Thätigkeit empfangen konnte. Die Aufmerkſamkeit des Zuſchauers durfte alſo durchaus nicht vor der Zeit davon abgezogen werden und darum war es nöthig, daß ſie bis hieher als Haupthandlung beſchäftigte, das Intereſſe hingegen, das nachher das herrſchende werden ſollte, nur durch Winke von ferne angekündigt wurde. Aber ſobald das Gebäude ſteht, fällt das Gerüſte. Die Geſchichte von Karlos Liebe, als die bloß vorbereitende Handlung, weicht zurück, um derjenigen Platz zu machen, für welche allein ſie gearbeitet hatte.

Nämlich jene verborgenen Motive des Marquis, welche keine andern ſind, als Flanderns Befreiung und das künftige Schickſal der Nation, Motive, die man unter der Hülle ſeiner Freundſchaft bloß geahnet hat, treten jetzt ſichtbar hervor und fangen an, ſich der ganzen Aufmerkſamkeit zu bemächtigen. Karlos, wie aus dem Bisherigen zur Genüge erhellet, wurde von ihm nur als das einzige unentbehrliche Werkzeug zu jenem feurig und ſtandhaft verfolgten Zwecke betrachtet und als ein ſolches mit eben dem Enthuſiasmus, wie der Zweck ſelbſt, umfaßt. Aus dieſem univerſellern Motive mußte eben der ängſtliche Antheil an dem Wohl und Weh ſeines Freundes, eben die zärtliche Sorgfalt für dieſes Werkzeug ſeiner Liebe fließen, als nur immer die ſtärkſte perſönliche Sympathie hätte hervorbringen können. Karls Freundſchaft gewährt ihm den vollſtändigſten Genuß ſeines Ideals. Sie iſt der Vereinigungspunkt aller ſeiner Wünſche und Thätigkeiten. Noch kennt er keinen andern und kürzern Weg, ſein hohes Ideal von Freiheit und Menſchenglück wirklich zu machen, als der ihm in Karlos geöffnet wird. Es fiel ihm gar nicht ein, dies auf einem andern Wege zu ſuchen; am allerwenigſten fiel es ihm ein, dieſen Weg unmittelbar durch den König zu nehmen. Als er daher zu dieſem geführt wird, zeigt er die höchſte Gleichgültigkeit.

„Mich will er haben? -- Mich? – Ich bin ihm nichts,
„Ich wahrlich nichts! — Mich hier in dieſen Zimmern!
„Wie zwecklos und wie ungereimt! — Was kann
„Ihm viel dran liegen, ob ich bin? — Sie ſehen
„Es führt zu nichts.“

Aber nicht lange überläßt er ſich dieſer müßigen, dieſer kindiſchen Verwunderung. Einem Geiſte, gewohnt, wie es dieſer iſt, jedem Umſtande ſeine Nutzbarkeit abzumerken, auch den Zufall mit bildender Hand zum Plan zu geſtalten, jedes Ereigniß in Beziehung auf ſeinen Lieblingszweck ſich zu denken, bleibt der hohe Gebrauch nicht lange verborgen, der ſich von dem jetzigen Augenblicke machen läßt. Auch das kleinſte Element der Zeit iſt ihm ein heilig anvertrautes Pfund, womit gewuchert werden muß. Noch iſt es nicht klarer zuſammenhängender Plan, was er ſich denkt; bloße dunkle Ahnung, und auch dieſe kaum; bloß flüchtig aufſteigender Einfall iſt es, ob hier vielleicht gelegenheitlich etwas zu wirken ſeyn möchte? Er ſoll vor denjenigen treten, der das Schickſal ſo vieler Millionen in der Hand hat. Man muß den Augenblick nutzen, ſagt er zu ſich ſelbſt, der nur einmal kommt. Wär's auch nur ein Feuerfunke Wahrheit, in die Seele dieſes Menſchen geworfen, der noch keine Wahrheit gehört hat! Wer weiß, wie wichtig ihn die Vorſicht bei ihm verarbeiten kann? — Mehr denkt er ſich nicht dabei, als einen zufälligen Umſtand auf die beſte Art, die er kennt, zu benutzen. In dieſer Stimmung erwartet er den König.

Sechster Brief.

Ich behalte mir auf eine andere Gelegenheit vor, mich über den Ton, auf welchen ſich Poſa gleich zu Anfang mit dem Könige ſtimmt, wie überhaupt über ſein ganzes Verfahren in dieſer Scene und die Art, wie dieſes von dem Könige aufgenommen wird, näher gegen Sie zu erklären, wenn Sie Luſt haben, mich zu hören. Jetzt begnüge ich mich bloß, bei demjenigen ſtehen zu bleiben, was mit dem Charakter des Marquis in der unmittelbarſten Verbindung ſteht.

Alles, was der Marquis nach ſeinem Begriffe von dem Könige vernünftiger Weiſe hoffen konnte, bei ihm hervorzubringen — war ein mit Demüthigung verbundenes Erſtaunen, daß ſeine große Idee von ſich ſelbſt und ſeine geringe Meinung von Menſchen doch wohl einige Ausnahmen leiden dürfte; alsdann die natürliche unausbleibliche Verlegenheit eines kleinen Geiſtes vor einem großen Geiſte. Dieſe Wirkung konnte wohlthätig ſeyn, wenn ſie auch bloß dazu diente, die Vorurtheile dieſes Menſchen auf einen Augenblick zu erſchüttern, wenn ſie ihn fühlen ließ, daß es noch jenſeits ſeines gezogenen Kreiſes Wirkungen gebe, von denen er ſich nichts hätte träumen laſſen. Dieſer einzige Laut konnte noch lange nachhallen in ſeinem Leben und dieſer Eindruck mußte deſto länger bei ihm haften, je mehr er ohne Beiſpiel war.

Aber Poſa hatte den König wirklich zu flach, zu obenhin beurtheilt, oder wenn er ihn auch gekannt hätte, ſo war er doch von der damaligen Gemüthslage deſſelben zu wenig unterrichtet, um ſie mit in Berechnung zu bringen. Dieſe Gemüthslage war äußerſt günſtig für ihn und bereitete ſeinen hingeworfenen Reden eine Aufnahme, die er mit keinem Grunde der Wahrſcheinlichkeit hatte erwarten können. Dieſe unerwartete Entdeckung gibt ihm einen lebhaftern Schwung und dem Stücke ſelbſt eine ganz neue Wendung. Kühn gemacht durch einen Erfolg, der all ſein Hoffen übertraf und durch einige Spuren von Humanität, die ihn an dem Könige überraſchen, in Feuer geſetzt, verirrt er ſich auf einen Augenblick bis zu der ausſchweifenden Idee, ſein herrſchendes Ideal von Flanderns Glück u. ſ. w. unmittelbar an die Perſon des Königs anzuknüpfen, es unmittelbar durch dieſen in Erfüllung zu bringen. Dieſe Vorausſetzung ſetzt ihn in eine Leidenſchaft, die den ganzen Grund ſeiner Seele eröffnet, alle Geburten ſeiner Phantaſie, alle Reſultate ſeines ſtillen Denkens an's Licht bringt und deutlich zu erkennen gibt, wie ſehr ihn dieſe Ideale beherrſchen. Jetzt, in dieſem Zuſtande der Leidenſchaft, werden alle die Triebfedern ſichtbar, die ihn bis jetzt in Handlung geſetzt haben; jetzt ergeht es ihm, wie jedem Schwärmer, der von ſeiner herrſchenden Idee überwältigt wird. Er kennt keine Grenzen mehr; im Feuer ſeiner Begeiſterung veredelt er ſich den König, der mit Erſtaunen ihm zuhört und vergißt ſich ſo weit, Hoffnungen auf ihn zu gründen, worüber er in den nächſten ruhigen Augenblicken erröthen wird. An Karlos wird jetzt nicht mehr gedacht. Was für ein langer Umweg, erſt auf dieſen zu warten! Der König bietet ihm eine weit nähere und ſchnellere Befriedigung dar. Warum das Glück der Menſchheit bis auf ſeinen Erben verſchieben?

Würde ſich Karlos Buſenfreund ſo weit vergeſſen, würde eine andere Leidenſchaft, als die herrſchende, den Marquis ſo weit hingeriſſen haben? Iſt das Intereſſe der Freundſchaft ſo beweglich, daß man es mit ſo weniger Schwierigkeit auf einen andern Gegenſtand übertragen kann! Aber Alles iſt erklärt, ſobald man die Freundſchaft jener herrſchenden Leidenſchaft unterordnet. Dann iſt es natürlich, daß dieſe, bei dem nächſten Anlaſſe, ihre Rechte reklamirt und ſich nicht lange bedenkt, ihre Mittel und Werkzeuge umzutauſchen.

Das Feuer und die Freimüthigkeit, womit Poſa ſeine Lieblingsgefühle, die bis jetzt zwiſchen Karlos und ihm Geheimniſſe waren, dem Könige vortrug; und der Wahn, daß dieſer ſie verſtehen, ja gar in Erfüllung bringen könnte, war eine offenbare Untreue, deren er ſich gegen ſeinen Freund Karl ſchuldig machte. Poſa, der Weltbürger, durfte ſo handeln, und ihm allein kann es vergeben werden; an dem Buſenfreunde Karls wäre es eben ſo verdammlich, als es unbegreiflich ſeyn würde.

Länger als Augenblicke freilich ſollte dieſe Verblendung nicht dauern. Der erſten Ueberraſchung der Leidenſchaft vergibt man ſie leicht: aber wenn er auch noch nüchtern fortführe, daran zu glauben, ſo würde er billig in unſern Augen zum Träumer herabſinken. Daß ſie aber wirklich Eingang bei ihm gefunden, erhellt aus einigen Stellen, wo er darüber ſcherzt, oder ſich ernſthaft davon reinigt. „Geſetzt,“ ſagt er der Königin, „ich ginge damit um, meinen Glauben auf den Thron zu ſetzen?“

Königin.

„Nein, Marquis,
„Auch nicht einmal im Scherze möcht' ich dieſer
„Unreifen Einbildung Sie zeihn. Sie ſind
„Der Träumer nicht, der etwas unternähme,
„Was nicht geendigt werden kann.“

Marquis.

„Das eben
Wär' noch die Frage, denk' ich.“

Karlos ſelbſt hat tief genug in die Seele ſeines Freundes geſehen, um einen ſolchen Entſchluß in ſeiner Vorſtellungsart gegründet zu finden, und das, was er ſelbſt bei dieſer Gelegenheit über ihn ſagt, könnte allein hinreichen, den Geſichtspunkt des Verfaſſers außer Zweifel zu ſetzen. „Du ſelbſt,“ ſagt er ihm, noch immer im Wahne, daß der Marquis ihn aufgeopfert,

„Du ſelbſt wirſt jetzt vollenden.
„Was ich geſollt und nicht gekonnt — Du wirſt
„Den Spaniern die goldnen Tage ſchenken,
„Die ſie von mir umſonſt gehofft. Mit mir
„Iſt es ja aus, auf immer aus. Das haſt
„Du eingeſehen. O dieſe fürchterliche Liebe
„Hat alle frühen Blüthen meines Geiſts
„Unwiederbringlich hingerafft. Ich bin
„Für deine großen Hoffnungen geſtorben.
„Vorſehung oder Zufall führen dir
„Den König zu — Es koſtet mein Geheimniß
„Und er iſt dein! Du kannſt ſein Engel werden;
„Für mich iſt keine Rettung mehr. Vielleicht
„Für Spanien!“ u. ſ. f.

Und an einem andern Orte ſagt er zum Grafen von Lerma, um die vermeintliche Treuloſigkeit ſeines Freundes zu entſchuldigen.

„— Er hat
„Mich lieb gehabt, ſehr lieb. Ich war ihm theuer,
„Wie ſeine eigne Seele. O, das weiß ich!
„Das haben tauſend Proben mir erwieſen.
„Doch ſollen Millionen ihm, ſoll ihm
„Das Vaterland nicht theurer ſeyn, als Einer?
„Sein Buſen war für Einen Freund zu groß,
„Und Karlos Glück zu klein für ſeine Liebe.
„Er opferte mich ſeiner Tugend.“

Siebenter Brief.

Poſa empfand es recht gut, wie viel ſeinem Freunde Karlos dadurch entzogen worden, daß er den König zum Vertrauten ſeiner Lieblingsgefühle gemacht, und einen Verſuch auf deſſen Herz gethan hatte. Eben weil er fühlte, daß dieſe Lieblingsgefühle das eigentliche

Band ihrer Freundſchaft waren, ſo wußte er auch nicht anders, als daß er dieſes in eben dem Augenblicke gebrochen hatte, wo er jene bei dem Könige profanirte. Das wußte Karlos nicht, aber Poſa wußte es recht gut, daß dieſe Philoſophie und dieſe Entwürfe für die Zukunft das heilige Palladium ihrer Freundſchaft und der wichtigſte Titel waren, unter welchem Karlos ſein Herz beſaß; eben weil er das wußte, und im Herzen vorausſetzte, daß es auch Karl nicht unbekannt ſeyn könnte — wie konnte er es wagen, ihm zu bekennen, daß er dieſes Palladium veruntreut hätte? Ihm geſtehen, was zwiſchen ihm und dem Könige vorgegangen war, mußte in ſeinen Gedanken eben ſo viel heißen, als ihm ankündigen, daß es eine Zeit gegeben, wo er ihm nichts mehr war. Hatte aber Karlos künftiger Beruf zum Throne, hatte der Königsſohn keinen Antheil an dieſer Freundſchaft, war ſie etwas für ſich Beſtehendes und durchaus nur Perſönliches, ſo konnte ſie durch jene Vertraulichkeit gegen den König zwar beleidigt, aber nicht verrathen, nicht zerriſſen worden ſeyn; ſo konnte dieſer zufällige Umſtand ihrem Weſen nichts anhaben. Es war Delikateſſe, es war Mitleid, daß Poſa, der Weltbürger, dem künftigen Monarchen die Erwartungen verſchwieg, die er auf den jetzigen gegründet hatte; aber Poſa, Karlos Freund, konnte ſich durch nichts ſchwerer vergehen, als durch dieſe Zurückhaltung ſelbſt.

Zwar ſind die Gründe, welche Poſa ſowohl ſich ſelbſt, als nachher ſeinem Freunde, von dieſer Zurückhaltung, der einzigen Quelle aller nachfolgenden Verwirrungen, angibt, von ganz anderer Art. 4. Akt, 6. Auftritt.

„Der König glaubte dem Gefäß, dem er
„Sein heiliges Geheimniß übergeben,
„Und Glauben fordert Dankbarkeit. Was wäre
„Geſchwätzigkeit, wenn mein Verſtummen dir
„Nicht Leiden bringt? vielleicht erſpart? — Warum
„Dem Schlafenden die Wetterwolke zeigen,
„Die über ſeinem Scheitel hängt?“

Und in der dritten Scene des fünften Akts.

„— — Doch ich, von falſcher Zärtlichkeit beſtochen,
„Von ſtolzem Wahn geblendet, ohne dich
„Das Wageſtück zu enden, unterſchlage
„Der Freundſchaft mein gefährliches Geheimniß.

Aber Jedem, der nur wenige Blicke in das Menſchenherz gethan, wird es einleuchten, daß ſich der Marquis mit dieſen eben angeführten Gründen, (die an ſich ſelbſt bei Weitem zu ſchwach ſind, um einen ſo wichtigen Schritt zu motiviren) nur ſelbſt zu hintergehen ſucht — weil er ſich die eigentliche Urſache nicht zu geſtehen wagt. Einen weit wahrern Aufſchluß über den damaligen Zuſtand ſeines Gemüths gibt eine andere Stelle, woraus deutlich erhellt, daß es Augenblicke müſſe gegeben haben, in denen er mit ſich zu Rathe ging, ob er ſeinen Freund nicht geradezu aufopfern ſollte? Es ſtand bei mir, ſagt er zu der Königin,

„ — einen neuen Morgen
„Heraufzuführen über dieſe Reiche.
„Der König ſchenkte mir ſein Herz. Er nannte
„Mich ſeinen Sohn. Ich führe ſeine Siegel,
„Und ſeine Alba ſind nicht mehr u. ſ. f.

„Doch geb' ich
„Den König auf. In dieſem ſtarren Boden
„Blüht keine meiner Roſen mehr. Das waren

„Nur Gaukelſpiele kindiſcher Vernunft,
„Vom reifen Manne ſchamroth widerrufen.
„Den nahen hoffnungsvollen Lenz ſollt' ich
„Vertilgen, einen lauen Sonnenblick
„Im Norden zu erkünſteln? Eines müden
„Tyrannen letzten Ruthenſtreich zu mildern,
„Die große Freiheit des Jahrhunderts wagen?
„Elender Ruhm! Ich mag ihn nicht. Europens
„Verhängniß reift in meinem großen Freunde.
„Auf ihn verweiſ' ich Spanien. Doch wehe!
„Weh' mir und ihm, wenn ich bereuen ſollte!
„Wenn ich das Schlimmere gewählt? Wenn ich
„Den großen Wink der Vorſicht mißverſtanden,
„Der mich, nicht ihn, auf dieſem Thron gewollt." —

Alſo hat er doch gewählt, und um zu wählen, mußte er alſo ja den Gegenſatz ſich als möglich gedacht haben. Aus allen dieſen angeführten Fällen erkennt man offenbar, daß das Intereſſe der Freundſchaft einem Höhern nachſteht, und daß ihr nur durch dieſes Letztere ihre Richtung beſtimmt wird. Niemand im ganzen Stücke hat dieſes Verhältniß zwiſchen beiden Freunden richtiger beurtheilt, als Philipp ſelbſt, von dem es auch am erſten zu erwarten war. Im Munde dieſes Menſchenkenners legte ich meine Apologie und mein eignes Urtheil von dem Helden des Stücks nieder, und mit ſeinen Worten möge denn auch dieſe Unterſuchung beſchloſſen werden.

„Und wem bracht' er dies Opfer?
„Dem Knaben, meinem Sohne? Nimmermehr.
„Ich glaub' es nicht. Für einen Knaben ſtirbt
„Ein Poſa nicht. Der Freundſchaft arme Flamme
„Füllt eines Poſa Herz nicht aus. Das ſchlug
„Der ganzen Menſchheit. Seine Neigung war
„Die Welt, mit allen kommenden Geſchlechtern."

Achter Brief.

Aber, werden Sie ſagen, wozu dieſe ganze Unterſuchung? Gleichviel, ob es unfreiwilliger Zug des Herzens, Harmonie der Charaktere, wechſelſeitige perſönliche Nothwendigkeit für einander, oder von Außen hinzugekommene Verhältniſſe und freie Wahl geweſen, was das Band der Freundſchaft zwiſchen dieſen Beiden geknüpft hat — die Wirkungen bleiben dieſelben, und im Gange des Stücks ſelbſt wird dadurch nichts verändert. Wozu daher dieſe weit ausgeholte Mühe, den Leſer aus einem Irrthume zu reißen, der ihm vielleicht angenehmer als die Wahrheit iſt? Wie würde es um den Reiz der meiſten moraliſchen Erſcheinungen ſtehen, wenn man jedesmal in die innerſte Tiefe des Menſchenherzens hineinleuchten, und ſie gleichſam werden ſehen müßte? Genug für uns, daß Alles, was Marquis Poſa liebt, in dem Prinzen verſammelt iſt, durch ihn repräſentirt wird, oder wenigſtens durch ihn allein zu erhalten ſteht, daß er dieſes zufällige, bedingte, ſeinem Freunde nur geliehene Intereſſe mit dem Weſen deſſelben zuletzt unzertrennlich zuſammenfaßt, und daß Alles, was er für ihn empfindet, ſich in einer perſönlichen Neigung äußert. Wir genießen dann die reine Schönheit dieſes Freundſchaftsgemäldes als ein einfaches moraliſches Element, unbekümmert, in wie viele Theile es auch der Philoſoph noch zergliedern mag.

Wie aber, wenn die Berichtigung dieſes Unterſchieds für das ganze Stück wichtig wäre? — Wird nämlich das letzte Ziel von Poſa's Beſtrebungen über den Prinzen *hinaus* gerückt, iſt ihm dieſer nur als Werkzeug zu einem höhern Zwecke ſo wichtig, befriedigt er durch ſeine Freundſchaft für ihn einen andern Trieb, als *nur* dieſe Freundſchaft, ſo kann dem Stücke ſelbſt nicht wohl eine engere Grenze geſteckt ſeyn — ſo muß der letzte Endzweck des Stücks mit dem Zwecke des Marquis wenigſtens zuſammenfallen. Das große Schickſal eines ganzen Staats, das Glück des menſchlichen Geſchlechts auf viele Generationen hinunter, worauf alle Beſtrebungen des Marquis, wie wir geſehen haben, hinauslaufen, kann nicht wohl *Epiſode zu einer Handlung ſeyn, die den Ausgang einer Liebesgeſchichte zum Zweck hat.* Haben wir einander alſo über Poſa's Freundſchaft mißverſtanden, ſo fürchte ich, wir haben es auch über den letzten Zweck der ganzen Tragödie. Laſſen Sie mich ſie Ihnen aus dieſem neuen Standpunkte zeigen; vielleicht, daß manche Mißverhältniſſe, an denen Sie bisher Anſtoß genommen, ſich unter dieſer neuen Anſicht verlieren.

Und was wäre alſo die ſogenannte Einheit des Stücks, wenn es *Liebe* nicht ſeyn ſoll und *Freundſchaft* nie ſeyn konnte? Von jener handeln die drei erſten Akte, von dieſer die zwei übrigen; aber keine von beiden beſchäftigt das Ganze. Die Freundſchaft opfert ſich auf, und die Liebe wird aufgeopfert, aber weder dieſe, noch jene iſt es, der dieſes Opfer von der andern gebracht wird. Alſo muß noch etwas Drittes vorhanden ſeyn, das verſchieden iſt von Freundſchaft und Liebe, für welches beide gewirkt haben, und welchem beide aufgeopfert worden — und wenn das Stück eine Feinheit hat, wo anders, als in dieſem Dritten, könnte ſie liegen?

Rufen Sie ſich, lieber Freund, eine gewiſſe Unterredung zurück, die über einen Lieblingsgegenſtand unſers Jahrzehends — über Verbreitung reinerer ſanfterer Humanität, über die höchſtmögliche Freiheit der Individuen bei des Staats höchſter Blüthe, kurz, über den vollendetſten Zuſtand der Menſchheit, wie er in ihrer Natur und ihren Kräften als erreichbar angegeben liegt — unter uns lebhaft wurde, und unſere Phantaſie in einen der lieblichſten Träume entzückte, in denen das Herz ſo angenehm ſchwelgt. Wir ſchloſſen damals mit dem romanhaften Wunſche, daß es dem Zufalle, der wohl größere Wunder ſchon gethan, in dem nächſten Julianiſchen Cyklus gefallen möchte, unſere Gedankenreihe, unſere Träume und Ueberzeugungen mit eben dieſer Lebendigkeit, und mit eben ſo gutem Willen befruchtet, in dem erſtgebornen Sohne eines künftigen Beherrſchers von — oder von — auf dieſer oder der andern Hemiſphäre wieder zu erwecken. Was bei einem ernſthaften Geſpräche bloßes Spielwerk war, dürfte ſich, wie mir vorkam, bei einem ſolchen Spielwerke, als die Tragödie iſt, zu der Würde des Ernſtes und der Wahrheit erheben laſſen. Was iſt der Phantaſie nicht möglich? Was iſt einem Dichter nicht erlaubt? Unſere Unterredung war längſt vergeſſen, als ich unterdeſſen die Bekanntſchaft des Prinzen von Spanien machte; und bald merkte ich dieſem geiſtvollen Jünglinge an, daß er wohl gar derjenige ſeyn dürfte, mit dem wir unſern Entwurf zur Ausführung bringen könnten. Gedacht, gethan! Alles fand ich mir, wie durch einen dienſtbaren Geiſt, dabei in die Hände gearbeitet; Freiheitsſinn mit Despotismus im Kampfe, die Feſſeln der Dummheit zerbrochen, tauſendjährige Vorurtheile erſchüttert, eine Nation, die ihre Menſchenrechte wieder fordert, republikaniſche Tugenden in Ausübung gebracht, hellere Begriffe im Umlauf, die Köpfe in Gährung, die Gemüther von einem begeiſterten Intereſſe gehoben — und nun, um die glückliche Conſtellation zu vollenden, eine ſchön organiſirte Jünglingsſeele am Throne, in einſamer unangefochtener Blüthe unter Druck und Leiden hervorgegangen. Unglücklich — ſo machten wir aus — müßte der Königsſohn ſeyn, an dem wir unſer Ideal in Erfüllung bringen wollten.

„Seyn Sie
„Ein Menſch auf König Philipps Thron! Sie haben
„Auch Leiden kennen lernen —"

Aus dem Schooße der Sinnlichkeit und des Glücks durfte er nicht genommen werden; die Kunſt durfte noch nicht Hand an ſeine Bildung gelegt, die damalige Welt ihm ihren Stempel noch nicht aufgedrückt haben. Aber wie ſollte ein königlicher Prinz aus dem ſechzehnten Jahrhundert — Philipps des Zweiten Sohn — ein Zögling des Mönchsvolks, deſſen kaum aufwachende Vernunft von ſo ſtrengen und ſo ſcharfſichtigen Hütern bewacht wird, zu dieſer liberalen Philoſophie gelangen? Sehen Sie, auch dafür war geſorgt. Das Schickſal ſchenkte ihm einen Freund — einen Freund in den entſcheidenden Jahren, wo des Geiſtes Blume ſich entfaltet, Ideale empfangen werden und die moraliſche Empfindung ſich läutert — einen geiſtreichen, gefühlvollen Jüngling, über deſſen Bildung ſelbſt, — was hindert mich, dieſes anzunehmen? ein günſtiger Stern gewacht, ungewöhnliche Glücksfälle ſich in's Mittel geſchlagen, und den irgend ein verborgner Weiſer ſeines Jahrhunderts dieſem ſchönen Geſchäfte zugebildet hat. Eine Geburt der Freundſchaft alſo iſt dieſe heitere menſchliche Philoſophie, die der Prinz auf dem Throne in Ausübung bringen will. Sie kleidet ſich in alle Reize der Jugend, in die ganze Anmuth der Dichtung, mit Licht und Wärme wird ſie in ſeinem Herzen niedergelegt, ſie iſt die erſte Blüthe ſeines Weſens, ſie iſt ſeine erſte Liebe. Dem Marquis liegt äußerſt viel daran, ihr dieſe jugendliche Lebendigkeit zu erhalten, ſie als einen Gegenſtand der Leidenſchaft bei ihm fortdauern zu laſſen, weil nur Leidenſchaft ihm die Schwierigkeiten beſiegen helfen kann, die ſich ihrer Ausübung entgegenſetzen werden. Sagen Sie ihm, trägt er der Königin auf:

„Daß er für die Träume ſeiner Jugend
„Soll Achtung tragen, wenn er Mann ſeyn wird,
„Nicht öffnen ſoll dem tödtenden Inſekte
„Gerühmter beſſerer Vernunft das Herz
„Der zarten Götterblume; daß er nicht
„Soll irre werden, wenn des Staubes Weisheit
„Begeiſterung, die Himmelstochter, läſtert.
„Ich hab' es ihm zuvor geſagt — “

Unter beiden Freunden bildet ſich alſo ein *enthuſiaſtiſcher Entwurf, den glücklichſten Zuſtand hervorzubringen, der der menſchlichen Geſellſchaft erreichbar iſt*, und von dieſem *enthuſiaſtiſchen Entwurfe, wie er nämlich im Conflikt mit der Leidenſchaft erſcheint*, handelt das gegenwärtige Drama. Die Rede war alſo davon, einen *Fürſten* aufzuſtellen, der das höchſte mögliche Ideal bürgerlicher Glückſeligkeit für ſein Zeitalter wirklich machen ſollte — nicht dieſen Fürſten erſt zu dieſem Zwecke zu erziehen; denn dieſes mußte längſt vorhergegangen ſeyn, und konnte auch nicht wohl zum Gegenſtand eines ſolchen Kunſtwerks gemacht werden; noch weniger ihn zu dieſem Werke wirklich Hand anlegen zu laſſen, denn wie ſehr würde dieſes die engen Grenzen eines Trauerſpiels überſchritten haben? — Die Rede war davon, dieſen Fürſten nur zu *zeigen*, den Gemüthszuſtand in ihm herrſchend zu machen, der einer ſolchen Wirkung zum Grunde liegen muß, und ihre *ſubjektive* Möglichkeit auf einen hohen Grad der Wahrſcheinlichkeit zu erheben, unbekümmert, ob Glück und Zufall ſie wirklich machen wollen?

Neunter Brief.

Ich will mich über das Vorige näher erklären.

Der Jüngling nämlich, zu dem wir uns dieſer außerordentlichen Wirkung verſehen ſollen, mußte zuvor

Begierden übermeiſtert haben, die einem ſolchen Unternehmen gefährlich werden können; gleich jenem Römer mußte er ſeine Hand über Flammen halten, um uns zu überführen, daß er Manns genug ſey, über den Schmerz zu ſiegen; er mußte durch das Feuer einer fürchterlichen Prüfung gehen, und in dieſem Feuer ſich bewähren. Dann nur, wenn wir ihn glücklich mit einem innerlichen Feinde haben ringen ſehen, können wir ihm den Sieg über die äußerlichen Hinderniſſe zuſagen, die ſich ihm auf der kühnen Reformantenbahn entgegen werfen werden; dann nur, wenn wir ihn in den Jahren der Sinnlichkeit, bei dem heftigen Blute der Jugend, der Verſuchung haben Trotz bieten ſehen, können wir ganz ſicher ſeyn, daß ſie dem reifen Manne nicht gefährlich mehr ſeyn wird. Und welche Leidenſchaft konnte mir dieſe Wirkung in größerem Maße leiſten, als die mächtigſte von allen, die Liebe?

Alle Leidenſchaften, von denen für den großen Zweck, wozu ich ihn aufſparte, zu fürchten ſeyn konnte, dieſe einzige ausgenommen, ſind aus ſeinem Herzen hinweggeräumt, oder haben nie darin gewohnt. An einem verderbten ſittenloſen Hofe hat er die Reinigkeit der erſten Unſchuld erhalten; nicht ſeine Liebe, auch nicht Anſtrengung durch Grundſätze, ganz allein ſein moraliſcher Inſtinkt hat ihn vor dieſer Befleckung bewahrt.

„Der Wolluſt Pfeil zerbrach an dieſer Bruſt,
„Lang' ehe noch Eliſabeth hier herrſchte."

Der Prinzeſſin von Eboli gegenüber, die ſich aus Leidenſchaft und Plan ſo oft gegen ihn vergißt, zeigt er eine Unſchuld, die der Einfalt ſehr nahe kommt. Wie

Viele, die dieſe Scene leſen, würden die Prinzeſſin weit ſchneller verſtanden haben! Meine Abſicht war, in ſeine Natur eine Reinigkeit zu legen, der keine Verführung etwas anhaben kann. Der Kuß, den er der Prinzeſſin gibt, war wie er ſelbſt ſagt, der erſte ſeines Lebens, und dies war doch gewiß ein ſehr tugendhafter Kuß! Aber auch über eine *feinere* Verführung ſollte man ihn erhaben ſehen; daher die ganze Epiſode der Prinzeſſin von Eboli, deren buhleriſche Künſte an ſeiner *beſſern* Liebe ſcheitern. Mit dieſer Liebe allein hätte er alſo zu thun, und *ganz* wird ihn die Tugend haben, wenn es ihm gelungen ſeyn wird, auch noch dieſe Liebe zu beſiegen; und davon handelt nun das Stück. Sie begreifen nun auch, warum der Prinz gerade ſo und nicht anders gezeichnet worden; warum ich es zugelaſſen habe, daß die edle Schönheit dieſes Charakters durch ſo viel Heftigkeit, ſo viel unſtete Hitze, wie ein klares Waſſer durch Wallungen, getrübt wird. Ein weiches wohlwollendes Herz, Enthuſiasmus für das Große und Schöne, Delikateſſe, Muth, Standhaftigkeit, uneigennützige Großmuth ſollte er beſitzen, ſchöne und helle Blicke des Geiſtes ſollte er zeigen, aber *weiſe* ſollte er nicht ſeyn. Der künftige große Mann ſollte in ihm ſchlummern, aber ein feuriges Blut ſollte ihm jetzt noch nicht erlauben, es wirklich zu ſeyn. Alles, was den trefflichen Regenten macht, Alles, was die Erwartungen ſeines Freundes und die Hoffnungen einer auf ihn harrenden Welt rechtfertigen kann, Alles, was ſich vereinigen muß, ſein vorgeſetztes Ideal von einem künftigen Staate auszuführen, ſollte ſich in dieſem Charakter beiſammen finden, aber entwickelt ſollte es noch nicht ſeyn, noch nicht von Leidenſchaft geſchieden, noch nicht zu reinem Golde geläutert. Darauf kam es ja eigentlich erſt an, ihn dieſer Vollkommenheit näher zu bringen, die ihm jetzt noch mangelt; ein mehr vollendeter Charakter des Prinzen hätte mich des ganzen Stücks überhoben. Eben ſo begreifen Sie nunmehr, warum es nöthig war, den Charakteren Philipps und ſeiner Geiſtesverwandten einen ſo großen Spielraum zu geben — ein nicht zu entſchuldigender Fehler, wenn dieſe Charaktere weiter nichts, als die Maſchinen hätten ſeyn ſollen, eine Liebesgeſchichte zu verwickeln und aufzulöſen — und warum überhaupt dem geiſtlichen, politiſchen und häuslichen Despotismus ein ſo weites Feld gelaſſen worden. Da aber mein eigentlicher Vorwurf war, den künftigen Schöpfer des Menſchenglücks aus dem Stücke gleichſam hervorgehen zu laſſen; ſo war es ſehr an ſeinem Orte, den Schöpfer des Elends neben ihm aufzuführen, und durch ein vollſtändiges ſchauderhaftes Gemälde des Despotismus ſein reizendes Gegentheil deſto mehr zu erheben. Wir ſehen den Despoten auf ſeinem traurigen Throne, ſehen ihn mitten unter ſeinen Schätzen darben, wir erfahren aus ſeinem Munde, daß er unter allen ſeinen Millionen allein iſt, daß die Furien des Argwohns ſeinen Schlaf anfallen, daß ihm ſeine Kreaturen geſchmolzenes Gold ſtatt eines Labetrunks bieten; wir folgen ihm in ſein einſames Gemach, ſehen da den Beherrſcher einer halben Welt um ein — menſchliches Weſen bitten, und ihn dann, wenn das Schickſal ihm dieſen Wunſch gewährt hat, gleich einem Raſenden, ſelbſt das Geſchenk zerſtören, deſſen er nicht mehr würdig war. Wir ſehen ihn unwiſſend den niedrigſten Leidenſchaften ſeiner Sklaven dienen; ſind Augenzeugen, wie ſie die Seile drehen, woran ſie den, der ſich einbildet, der alleinige Urheber ſeiner Thaten zu ſeyn, einem Knaben gleich, lenken. Ihn, vor welchem man in fernen Welttheilen zittert, ſehen wir vor einem herriſchen Prieſter eine erniedrigende Rechenſchaft ablegen, und eine leichte Uebertretung mit einer ſchimpflichen Züchtigung büßen. Wir ſehen ihn gegen Natur und Menſchheit ankämpfen, die er nicht ganz beſiegen kann, zu ſtolz, ihre Macht zu erkennen, zu ohnmächtig, ſich ihr zu entziehen; von allen ihren Genüſſen geflohen, aber von ihren Schwächen und Schreckniſſen verfolgt; herausgetreten aus ſeiner Gattung, um als ein Mittelding von Geſchöpf und Schöpfer — unſer Mitleiden zu erregen. Wir verachten dieſe Größe, aber wir trauern über ſeinen Mißverſtand, weil wir auch ſelbſt aus dieſer Verzerrung noch Züge von Menſchheit herausleſen, die ihn zu einem der Unſrigen machen, weil er auch bloß durch die übrig gebliebenen Reſte der Menſchheit elend iſt. Je mehr uns aber dieſes ſchreckhafte Gemälde zurückſtößt, deſto ſtärker werden wir von dem Bilde ſanfter Humanität angezogen, die ſich in Karlos, in ſeines Freundes, und in der Königin Geſtalt vor unſern Augen verklärt.

Und nun, lieber Freund, überſehen Sie das Stück aus dieſem neuen Standorte noch einmal. Was Sie für Ueberladung gehalten, wird es jetzt vielleicht weniger ſeyn; in der Einheit, worüber wir uns jetzt verſtändigt haben, werden ſich alle einzelnen Beſtandtheile deſſelben auflöſen laſſen. Ich könnte den angefangenen Faden noch weiter fortführen, aber es ſey mir genug, Ihnen durch einige Winke angedeutet zu haben, worüber in dem Stücke ſelbſt die beſte Auskunft enthalten iſt. Es iſt möglich, daß, um die Hauptidee des Stücks herauszufinden, mehr ruhiges Nachdenken erfordert wird, als ſich mit der Eilfertigkeit verträgt, womit man gewohnt iſt, dergleichen Schriften zu durchlaufen; aber der Zweck, worauf der Künſtler gearbeitet hat, muß ſich ja am Ende des Kunſtwerks erfüllt zeigen. Womit die Tragödie beſchloſſen wird, damit muß ſie ſich beſchäftigt haben, und nun höre man, wie Karlos von uns und ſeiner Königin ſcheidet.

„—Ich habe
„In einem langen ſchweren Traum gelegen.
„Ich liebte — Jetzt bin ich erwacht. Vergeſſen
„Sey das Vergangne. Endlich ſeh' ich ein, es gibt
„Ein höher, wünſchenswerther Gut, als dich
„Beſitzen — Hier ſind Ihre Briefe
„Zurück. Vernichten Sie die meinen! Fürchten
„Sie keine Wallung mehr von mir. Es iſt
„Vorbei. Ein reiner Feuer hat mein Weſen
„Geläutert — Einen Leichenſtein will ich
„Ihm ſetzen, wie noch keinem Könige zu Theil
„Geworden — Ueber ſeiner Aſche blühe
„Ein Paradies!“

Königin.

„— — So hab' ich Sie gewollt!
„Das war die große Meinung ſeines Todes.“

Zehnter Brief.

Ich bin weder Illuminat noch Maurer, aber wenn beide Verbrüderungen einen moraliſchen Zweck mit einander gemein haben, und wenn dieſer Zweck für die menſchliche Geſellſchaft der wichtigſte iſt, ſo muß er mit demjenigen, den Marquis Poſa ſich vorſetzt, wenigſtens ſehr nahe verwandt ſeyn. Was jene durch eine geheime Verbindung mehrerer durch die Welt zerſtreuter thätiger Glieder zu bewirken ſuchen, will der Letztere, vollſtändiger und kürzer, durch ein einziges Subjekt ausführen: durch einen Fürſten nämlich, der Anwartſchaft hat, den größten Thron der Welt zu beſteigen, und durch dieſen erhabenen Standpunkt zu einem ſolchen Werke fähig gemacht wird. In dieſem einzigen Subjekte macht er die Ideenreihe und Empfindungsart herrſchend, woraus jene wohlthätige Wirkung als eine nothwendige Folge fließen muß. Vielen dürfte dieſer Gegenſtand für die dramatiſche Behandlung zu abſtrakt und zu ernſthaft ſcheinen, und wenn ſie ſich auf nichts, als das Gemälde einer Leidenſchaft gefaßt gemacht haben, ſo hätte ich freilich ihre Erwartung getäuſcht; aber es ſchien mir eines Verſuchs nicht ganz unwerth, „Wahrheiten, die Jedem, der es gut „mit ſeiner Gattung meint, die heiligſten ſeyn „müſſen, und die bis jetzt nur das Eigenthum der „Wiſſenſchaften waren, in das Gebiet der ſchönen Künſte „herüberzuziehen, mit Licht und Wärme zu beſeelen, „und, als lebendig wirkende Motive, in das Menſchen„herz gepflanzt, in einem kraftvollen Kampfe mit der

„Leidenſchaft zu zeigen.“ Hat ſich der Genius der Tragödie für dieſe Grenzenverletzung an mir gerochen, ſo ſind deßwegen einige nicht ganz unwichtige Ideen, die hier niedergelegt ſind, für — den redlichen Finder nicht verloren, den es vielleicht nicht unangenehm überraſchen wird, Bemerkungen, deren er ſich aus ſeinem Montesquieu erinnert, in einem Trauerſpiele angewandt und beſtätigt zu ſehen.

Elfter Brief.

Ehe ich mich auf immer von unſerm Freunde Poſa verabſchiede, noch ein paar Worte über ſein räthſelhaftes Benehmen gegen den Prinzen, und über ſeinen Tod.

Viele nämlich haben ihm vorgeworfen, daß er, der von der Freiheit ſo hohe Begriffe hegt und ſie unaufhörlich im Munde führt, ſich doch ſelbſt einer despotiſchen Willkür über ſeinen Freund anmaße, daß er ihn blind, wie einen Unmündigen, leite, und ihn eben dadurch an den Rand des Untergangs führe. Womit, ſagen Sie, läßt es ſich entſchuldigen, daß Marquis Poſa, anſtatt dem Prinzen gerade heraus das Verhältniß zu entdecken, worin er jetzt mit dem Könige ſteht, anſtatt ſich auf eine vernünftige Art mit ihm über die nöthigen Maßregeln zu bereden, und, indem er ihn zum Mitwiſſer ſeines Planes macht, auf einmal allen Uebereilungen vorzubeugen, wozu Unwiſſenheit, Mißtrauen, Furcht und unbeſonnene Hitze den Prinzen ſonſt hinreißen könnten, und auch wirklich nachher hingeriſſen haben, daß er, anſtatt dieſen ſo unſchuldigen, ſo natürlichen Weg einzuſchlagen, lieber die äußerſte Gefahr läuft, lieber dieſe ſo leicht zu verhütenden Folgen erwartet, und ſie alsdann, wenn ſie wirklich eingetroffen, durch ein Mittel zu verbeſſern ſucht, das eben ſo unglücklich ausſchlagen kann, als es brutal und unnatürlich iſt, nämlich durch die Verhaftnehmung des Prinzen? Er kannte das lenkſame Herz ſeines Freundes. Noch kürzlich ließ ihn der Dichter eine Probe der Gewalt ablegen, mit der er ſolches beherrſchte. Zwei Worte hätten ihm dieſen widrigen Befehl erſpart. Warum nimmt er ſeine Zuflucht zur Intrigue, wo er durch ein gerades Verfahren ungleich ſchneller und ungleich ſicherer zum Ziele würde gekommen ſeyn?

Weil dieſes gewaltthätige und fehlerhafte Betragen des Maltheſers alle nachfolgende Situationen und vorzüglich ſeine Aufopferung herbeigeführt hat, ſo ſetzte man, ein wenig raſch, voraus, daß ſich der Dichter von dieſem unbedeutenden Gewinn habe hinreißen laſſen, der innern Wahrheit dieſes Charakters Gewalt anzuthun, und den natürlichen Lauf der Handlung zu verlenken. Da dieſes allerdings der bequemſte und kürzeſte Weg war, ſich in dieſes ſeltſame Betragen des Maltheſers zu finden, ſo ſuchte man in dem ganzen Zuſammenhange dieſes Charakters keinen nähern Aufſchluß mehr; denn das wäre zu viel von einem Kritiker verlangt, mit ſeinem Urtheile bloß darum zurückzuhalten, weil der Schriftſteller übel dabei fährt. Aber einiges Recht glaubte ich mir doch auf dieſe Billigkeit erworben zu haben, weil in dem Stücke mehr als einmal die glänzendere Situation der Wahrheit nachgesetzt worden ist.

Unſtreitig! der Charakter des Marquis von Poſa hätte an Schönheit und Reinigkeit gewonnen, wenn er durchaus gerader gehandelt hätte, und über die unedlen Hülfsmittel der Intrigue immer erhaben geblieben wäre. Auch geſtehe ich, dieſer Charakter ging mir nahe, aber, was ich für Wahrheit hielt, ging mir näher. Ich halte für Wahrheit: „daß Liebe zu einem „wirklichen Gegenſtande und Liebe zu einem Ideale „ſich in ihren Wirkungen eben ſo ungleich ſeyn müſſen, „als ſie in ihrem Weſen von einander verſchieden „ſind — daß der uneigennützigſte, reinſte und edelſte „Menſch aus enthuſiaſtiſcher Anhänglichkeit an ſeine „Vorſtellung von Tugend und hervorzubringendem „Glücke ſehr oft ausgeſetzt iſt, eben ſo willkührlich „mit den Individuen zu ſchalten, als nur immer der „ſelbſtſüchtigſte Despot, weil der Gegenſtand von beider „Beſtrebungen in ihnen, nicht außer ihnen, wohnt, „und weil Jener, der ſeine Handlungen nach einem „innern Geiſtesbilde modelt, mit der Freiheit Anderer „beinahe eben ſo im Streite liegt, als dieſer, deſſen „letztes Ziel ſein eignes Ich iſt.“ Wahre Größe des Gemüths führt oft nicht weniger zu Verletzungen fremder Freiheit, als der Egoismus und die Herrſchſucht, weil ſie um der Handlung, nicht um des einzelnen Subjekts willen handelt. Eben weil ſie in ſteter Hinſicht auf das Ganze wirkt, verſchwindet nur allzuleicht das kleinere Intereſſe des Individuums in dieſem weiten Proſpekte. Die Tugend handelt groß, um des Geſetzes willen; die Schwärmerei um ihres Ideals willen; die Liebe um des Gegenſtandes willen. Aus der erſten Klaſſe wollen wir uns Geſetzgeber, Richter, Könige, aus der zweiten *Helden*, aber nur aus der dritten unſern Freund erwählen. Dieſe erſte *verehren*, die zweite *bewundern*, die dritte *lieben* wir. Karlos hat Urſache gefunden, es zu bereuen, daß er dieſen Unterſchied außer Acht ließ, und einen großen Mann zu ſeinem Buſenfreunde machte.

„Was geht die Königin dich an? Liebſt du
„Die Königin? ſoll deine ſtrenge Tugend
„Die kleinen Sorgen meiner Liebe fragen?
„— — — — Ach, hier iſt nichts verdammlich,
„Nichts, nichts, als meine raſende Verblendung,
„Bis dieſen Tag nicht eingeſehn zu haben,
„Daß du ſo — *groß* als *zärtlich* biſt."

Geräuſchlos, ohne Gehülfen, in ſtiller Größe zu wirken, iſt des Marquis Schwärmerei. Still, wie die Vorſicht für einen Schlafenden ſorgt, will er ſeines Freundes Schickſal auflöſen, er will ihn retten, wie ein Gott — und eben dadurch richtet er ihn zu Grunde. Daß er zu ſehr nach ſeinem Ideal von Tugend in die Höhe und zu wenig auf ſeinen Freund herunterblickte, wurde beider Verderben. Karlos verunglückte, weil ſein Freund ſich nicht begnügte, ihn auf eine gemeine Art zu erlöſen.

Und hier, däucht mir, treffe ich mit einer nicht unmerkwürdigen Erfahrung aus der moraliſchen Welt zuſammen, die Keinem, der ſich nur einigermaßen Zeit genommen hat, um ſich herumzuſchauen, oder dem Gange ſeiner eigenen Empfindungen zuzuſehen, ganz fremd ſeyn kann. Es iſt dieſe: daß die moraliſchen Motive, welche von einem zu erreichenden Ideale von Vortrefflichkeit hergenommen ſind, nicht natürlich im Menſchenherzen liegen, und eben darum, weil ſie erſt durch Kunſt in daſſelbe hineingebracht worden, nicht immer wohlthätig wirken, gar oft aber durch einen ſehr menſchlichen Uebergang einem ſchädlichen Mißbrauche ausgeſetzt ſind. Durch praktiſche Geſetze, nicht durch gekünſtelte Geburten der theoretiſchen Vernunft, ſoll der Menſch bei ſeinem moraliſchen Handeln geleitet werden. Schon allein dieſes, daß jedes ſolche moraliſche Ideal oder Kunſtgebäude doch nie mehr iſt, als eine Idee, die, gleich allen andern Ideen, in dem eingeſchränkten Geſichtspunkte des Individuums Theil nimmt, dem ſie angehört, und in ihrer Anwendung alſo auch der Allgemeinheit nicht fähig ſeyn kann, in welcher der Menſch ſie zu gebrauchen pflegt, ſchon dieſes allein, ſage ich, müßte ſie zu einem äußerſt gefährlichen Inſtrumente in ſeinen Händen machen: aber noch weit gefährlicher wird ſie durch die Verbindung, in die ſie nur allzu ſchnell mit gewiſſen Leidenſchaften tritt, die ſich mehr oder weniger in allen Menſchenherzen finden; Herrſchſucht meine ich, Eigendünkel und Stolz, die ſie augenblicklich ergreifen und ſich unzertrennbar mit ihr vermengen. Nennen Sie mir, lieber Freund — um aus unzähligen Beiſpielen nur eins auszuwählen — nennen Sie mir den Ordensſtifter, oder auch die Ordensverbrüderung ſelbſt, die ſich — bei den reinſten

Zwecken und bei den edelſten Trieben — von Willkührlichkeit in der Anwendung, von Gewaltthätigkeit gegen fremde Freiheit, von dem Geiſte der Heimlichkeit und der Herrſchſucht immer rein erhalten hätte? Die bei Durchſetzung eines, von jeder unreinen Beimiſchung auch noch ſo freien moraliſchen Zwecks, inſofern ſie ſich nämlich dieſen Zweck als etwas für ſich Beſtehendes denken und ihn in der Lauterkeit erreichen wollten, wie er ſich ihrer Vernunft dargeſtellt hatte, nicht unvermerkt wären fortgeriſſen worden, ſich an fremder Freiheit zu vergreifen, die Achtung gegen Anderer Rechte, die ihnen ſonſt immer die heiligſten waren, hintanzuſetzen, und nicht ſelten den willkührlichſten Despotismus zu üben, ohne den Zweck ſelbſt umgetauſcht, ohne in ihren Motiven ein Verderbniß erlitten zu haben. Ich erkläre mir dieſe Erſcheinung aus dem Bedürfniſſe der beſchränkten Vernunft, ſich ihren Weg abzukürzen, ihr Geſchäft zu vereinfachen, und Individualitäten, die ſie zerſtreuen und verwirren, in Allgemeinheit zu verwandeln; aus der allgemeinen Hinneigung unſers Gemüths zur Herrſchbegierde, oder dem Beſtreben, Alles wegzudrängen, was das Spiel unſerer Kräfte hindert. Ich wählte deßwegen einen ganz wohlwollenden, ganz über jede ſelbſtſüchtige Begierde erhabenen Charakter, ich gab ihm die höchſte Achtung für Anderer Rechte, ich gab ihm die Hervorbringung eines allgemeinen Freiheitsgenuſſes ſogar zum Zwecke, und ich glaube mich auf keinem Widerſpruche mit der allgemeinen Erfahrung zu befinden, wenn ich ihn, ſelbſt auf dem Wege dahin, in Despotismus verirren ließ. Es lag in meinem Plane, daß er ſich in dieſer Schlinge verſtricken ſollte, die Allen gelegt iſt, die ſich auf einerlei Wege mit ihm befinden. Wie viel hätte es mir auch gekoſtet, ihn wohlbehalten davon vorbeizubringen, und dem Leſer, der ihn lieb gewann, den unvermiſchten Genuß aller übrigen Schönheiten ſeines Charakters zu geben, wenn ich es nicht für einen ungleich größern Gewinn gehalten hätte, der menſchlichen Natur zur Seite zu bleiben, und eine nie genug zu beherzigende Erfahrung durch ſein Beiſpiel zu beſtätigen. Dieſe meine ich, daß man ſich in moraliſchen Dingen nicht ohne Gefahr von dem natürlichen praktiſchen Gefühle entfernt, um ſich zu allgemeinen Abſtraktionen zu erheben, daß ſich der Menſch weit ſicherer den Eingebungen ſeines Herzens, oder dem ſchon gegenwärtigen und individuellen Gefühle von Recht und Unrecht vertraut, als der gefährlichen Leitung univerſeller Vernunftideen, die er ſich künſtlich erſchaffen hat; denn nichts führt zum *Guten*, was nicht *natürlich* iſt.

Zwölfter Brief.

Es iſt nur noch übrig, ein paar Worte über ſeine Aufopferung zu ſagen.

Man hat es nämlich getadelt, daß er ſich muthwillig in einen gewaltſamen Tod ſtürze, den er hätte vermeiden können. Alles, ſagt man, war ja noch nicht verloren. Warum hätte er nicht eben ſo gut fliehen können als ſein Freund? War er ſchärfer bewacht als dieſer? Machte es ihm nicht ſelbſt ſeine Freundſchaft für Karlos zur Pflicht, ſich dieſem zu erhalten? Und konnte er ihm mit ſeinem Leben nicht weit mehr nützen, als wahrſcheinlicherweiſe mit ſeinem Tode, ſelbſt wenn Alles ſeinem Plane gemäß eingetroffen wäre? Konnte er nicht — Freilich! Was hätte der ruhige Zuſchauer nicht gekonnt, und wie viel weiſer und klüger würde dieſer mit ſeinem Leben gewirthſchaftet haben! Schade nur, daß ſich der Marquis weder dieſer glücklichen Kaltblütigkeit, noch der Muße zu erfreuen hatte, die zu einer ſo vernünftigen Berechnung nothwendig war. Aber, wird man ſagen, das gezwungene und ſogar ſpitzfindige Mittel, zu welchem er ſeine Zuflucht nimmt, um zu ſterben, konnte ſich ihm doch unmöglich aus freier Hand und im erſten Augenblicke anbieten, warum hätte er das Nachdenken und die Zeit, die es ihm koſtete, nicht eben ſo gut anwenden können, einen vernünftigen Rettungsplan auszudenken, oder lieber gleich denjenigen zu ergreifen, der ihm ſo nahe lag, der auch dem kurzſichtigſten Leſer ſogleich in's Auge ſpringt? Wenn er nicht ſterben wollte, um geſtorben zu ſeyn, oder (wie einer meiner Recenſenten ſich ausdrückt) wenn er nicht des Märtyrthums wegen ſterben wollte, ſo iſt es kaum zu begreifen, wie ſich ihm die ſo geſuchten Mittel zum Untergange früher, als die weit natürlichern Mittel zur Rettung haben darbieten können. Es iſt viel Schein in dieſem Vorwurfe, und um ſo mehr iſt es der Mühe werth, ihn auseinander zu ſetzen.

Die Auflöſung iſt dieſe:

Erſtlich gründet ſich dieſer Einwurf auf die falſche und durch das Vorhergehende genugſam widerlegte Vorausſetzung, daß der Marquis nur für ſeinen Freund ſterbe, welches nicht wohl mehr Statt haben kann, nachdem bewieſen worden, daß er nicht für ihn gelebt, und daß es mit dieſer Freundſchaft eine ganz andere Bewandtniß habe. Er kann alſo nicht wohl ſterben, um den Prinzen zu retten; dazu dürften ſich auch ihm ſelbſt vermuthlich noch andere, und weniger gewaltthätige Auswege gezeigt haben, als der Tod — „er ſtirbt, um für ſein — in des Prinzen Seele niedergelegtes — Ideal Alles zu thun und zu geben, was ein Menſch für etwas thun und geben kann, das ihm das Theuerſte iſt; um ihm auf die nachdrücklichſte Art, die er in ſeiner Gewalt hat, zu zeigen, wie ſehr er an die Wahrheit und Schönheit dieſes Entwurfes glaube, und wie wichtig ihm die Erfüllung deſſelben ſey;“ er ſtirbt dafür, warum mehrere große Menſchen für eine Wahrheit ſtarben, die ſie von Vielen befolgt und beherzigt haben wollten; um durch ſein Beiſpiel darzuthun, wie ſehr ſie es werth ſey, daß man Alles für ſie leide. Als der Geſetzgeber von Sparta ſein Werk vollendet ſah, und das Orakel zu Delphi den Ausſpruch gethan hatte, die Republik würde blühen und dauern, ſo lange ſie Lykurgus Geſetze ehrte, rief er das Volk von Sparta zuſammen und forderte einen Eid von ihm, die neue Verfaſſung ſo lange unangefochten zu laſſen, bis er von einer Reiſe, die er eben vorhabe, würde zurückgekehrt ſeyn. Als ihm dieſes durch einen feierlichen Eidſchwur angelobt worden, verließ Lykurgus das Gebiet von Sparta, hörte von dieſem Augenblicke an auf, Speiſe zu nehmen, und die Republik harrte ſeiner Rückkehr vergebens. Vor ſeinem Tode verordnete er noch ausdrücklich, ſeine Aſche ſelbſt in das Meer zu ſtreuen, damit auch kein Atom ſeines Weſens nach Sparta zurückkehren, und ſeine Mitbürger auch nur mit einem Schein von Recht ihres Eides entbinden möchte. Konnte Lykurgus im Ernſte geglaubt haben, das lacedämoniſche Volk durch dieſe Spitzfindigkeit zu binden, und ſeine Staatsverfaſſung durch ein ſolches Spielwerk zu ſichern? Iſt es auch nur denkbar, daß ein ſo weiſer Mann für einen ſo romanhaften Einfall ein Leben ſollte hingegeben haben, das ſeinem Vaterlande ſo wichtig war? Aber ſehr denkbar und ſeiner würdig ſcheint es mir, daß er es hingab, um durch das Große und Außerordentliche dieſes Todes einen unauslöſchlichen Eindruck Seiner ſelbſt in das Herz ſeiner Spartaner zu graben, und eine höhere Ehrwürdigkeit über das Werk auszugießen, indem er den Schöpfer deſſelben zu einem Gegenſtande der Rührung und Bewunderung machte.

Zweitens kommt es hier, wie man leicht einſieht, nicht darauf an, wie *nothwendig*, wie *natürlich* und wie *nützlich* dieſe Auskunft *in der That* war, ſondern wie ſie demjenigen *vorkam*, der ſie zu ergreifen hatte, und wie *leicht* oder *ſchwer* er darauf verfiel. Es iſt alſo weit weniger die Lage der Dinge, als die Gemüthsverfaſſung deſſen, auf den dieſe Dinge wirken, was hier in Betrachtung kommen muß. Sind die Ideen, welche den Marquis zu dieſem Heldenentſchluſſe führen, ihm geläufig, und bieten ſie ſich ihm leicht und mit Lebhaftigkeit dar, ſo iſt der Entſchluß auch weder geſucht noch gezwungen; ſind dieſe Ideen in ſeiner Seele gar die vordringenden und herrſchenden, und ſtehen diejenigen dagegen im Schatten, die ihn auf einen gelindern Ausweg führen konnten, ſo iſt der Entſchluß, den er faßt, nothwendig; haben diejenigen Empfindungen, welche dieſen Entſchluß bei jedem andern bekämpfen würden, wenig Macht über ihn, ſo kann ihm auch die Ausführung deſſelben ſo gar viel nicht koſten. Und dies iſt es, was wir nun unterſuchen müſſen.

Zuerſt: Unter welchen Umſtänden ſchreitet er zu dieſem Entſchluſſe? — In der drangvollſten Lage, worin je ein Menſch ſich befunden, wo Schrecken, Zweifel, Unwille über ſich ſelbſt, Schmerz und Verzweiflung zugleich ſeine Seele beſtürmen. Schrecken: er ſieht ſeinen Freund im Begriffe, derjenigen Perſon, die er als deſſen fürchterlichſte Feindin kennt, ein Geheimniß zu offenbaren, woran ſein Leben hängt. Zweifel: er weiß nicht, ob dieſes Geheimniß heraus iſt oder nicht? Weiß es die Prinzeſſin, ſo muß er gegen ſie als eine Mitwiſſerin verfahren; weiß ſie es noch nicht, ſo kann ihn eine einzige Sylbe zum Verräther, zum Mörder ſeines Freundes machen. Unwille über ſich ſelbſt: Er allein hat durch ſeine unglückliche Zurückhaltung den Prinzen zu dieſer Uebereilung hingeriſſen. Schmerz und Verzweiflung: er ſieht ſeinen Freund verloren, er ſieht in ſeinem Freunde alle Hoffnungen verloren, die er auf denſelben gegründet hat.

„Verlaſſen von dem Einzigen wirſt du
„Der Fürſtin Eboli dich in die Arme —
„Unglücklicher! in eines Teufels Arme,
„Denn dieſe war's, die dich verrieth — Ich ſehe
„Dich dahin eilen. Eine ſchlimme Ahnung
„Fliegt durch mein Herz. Ich folge dir. Zu ſpät.
„Du liegſt zu ihren Füßen. Das Geſtändniß
„Floh über deine Lippen ſchon. Für dich
„Iſt keine Rettung mehr — Da wird es Nacht vor meinen Sinnen!
„Nichts! Nichts! Kein Ausweg! Keine Hülfe! Keine
„Im ganzen Umkreis der Natur! —“

In dieſem Augenblicke nun, wo ſo verſchiedene Gemüthsbewegungen in ſeiner Seele ſtürmen, ſoll er aus dem Stegreif ein Rettungsmittel für ſeinen Freund erdenken. Welches wird es ſeyn? Er hat den richtigen Gebrauch ſeiner Urtheilskraft verloren, und mit dieſem den Faden der Dinge, den nur die ruhige Vernunft zu verfolgen im Stande iſt. Er iſt nicht mehr Meiſter ſeiner Gedankenreihe — er iſt alſo in die Gewalt derjenigen Ideen gegeben, die das meiſte Licht und die größte Geläufigkeit bei ihm erlangt haben.

Und von welcher Art ſind nun dieſe? Wer entdeckt nicht in dem ganzen Zuſammenhange ſeines Lebens, wie er es hier in dem Stücke vor unſern Augen lebt, daß ſeine ganze Phantaſie von Bildern romantiſcher Größe angefüllt und durchdrungen iſt, daß die Helden des Plutarch in ſeiner Seele leben, und daß ſich alſo unter zwei Auswegen immer der heroiſche zuerſt und zunächſt ihm darbieten muß? Zeigte uns nicht ſein vorhergegangener Auftritt mit dem Könige, was und wie viel dieſer Menſch für das, was ihm wahr, ſchön und vortrefflich dünkt, zu wagen im Stande ſey? — Was iſt wiederum natürlicher, als daß der Unwille, den er in dieſem Augenblicke über ſich ſelbſt empfindet, ihn unter denjenigen Rettungsmitteln zuerſt ſuchen läßt, die ihm etwas koſten; daß er es der Gerechtigkeit gewiſſermaßen ſchuldig zu ſeyn glaubt, die Rettung ſeines Freundes auf ſeine Unkoſten zu bewirken, weil ſeine Unbeſonnenheit es war, die jenen in dieſe Gefahr ſtürzte? Bringen Sie dabei in Betrachtung, daß er nicht genug eilen kann, ſich aus dieſem leidenden Zuſtande zu reißen, ſich den freien Genuß ſeines Weſens und die Herrſchaft über ſeine Empfindungen wieder zu verſchaffen. Ein Geiſt, wie dieſer aber, werden Sie mir eingeſtehen, ſucht in ſich, nicht außer ſich, Hülfe; und wenn der bloß kluge Menſch ſein Erſtes hätte ſeyn laſſen, die Lage, in der er ſich befindet, von allen Seiten zu prüfen, bis er ihr endlich einen Vortheil abgewonnen: ſo iſt es im Gegentheil ganz im Charakter des heldenmüthigen Schwärmers gegründet, ſich dieſen Weg zu verkürzen, ſich durch irgend eine außerordentliche That, durch eine augenblickliche Erhöhung ſeines Weſens, bei ſich ſelbſt wieder in Achtung zu ſetzen. So wäre denn der Entſchluß des Marquis gewiſſermaßen ſchon als ein heroiſches Palliativ erklärbar, wodurch er ſich einem augenblicklichen Gefühle von Dumpfheit und Verzagung, dem ſchrecklichſten Zuſtande für einen ſolchen Geiſt, zu entreißen ſucht. Setzen Sie dann noch hinzu, daß ſchon ſeit ſeinem Knabenalter, ſchon von dem Tage an, da ſich Karlos freiwillig für ihn einer ſchmerzhaften Strafe darbot, das Verlangen, ihm dieſe großmüthige That zu erſtatten, ſeine Seele beunruhigte, ihn gleich einer unbezahlten Schuld marterte, und das Gewicht der vorhergehenden Gründe in dieſem Augenblicke alſo nicht wenig verſtärken muß. Daß ihm dieſe Erinnerung wirklich vorgeſchwebt, beweist eine Stelle, wo ſie ihm unwillkührlich entwiſchte. Karlos dringt darauf, daß er fliehen ſoll, ehe die Folgen ſeiner kecken That eintreffen. „War ich auch ſo gewiſſenhaft, Karlos,“ gibt er ihm zur Antwort, „da du, ein Knabe, für mich geblutet haſt?“ Die Königin, von ihrem Schmerze hingeriſſen, beſchuldigt ihn ſogar, daß er dieſen Entſchluß längſt ſchon mit ſich herumgetragen —

„Sie ſtürzten ſich in dieſe That, die Sie
„Erhaben nennen. Läugnen Sie nur nicht.
„Ich kenne Sie. Sie haben längſt darnach
„Gedürſtet!“

Endlich will ich ja den Marquis von Schwärmerei durchaus nicht freigeſprochen haben. Schwärmerei und Enthuſiasmus berühren einander ſo nahe, ihre Unterſcheidungslinie iſt ſo fein, daß ſie im Zuſtand leidenſchaftlicher Erhitzung nur allzu leicht überſchritten werden kann. Und der Marquis hat nur wenige Augenblicke zu dieſer Wahl! Dieſelbe Stellung des Gemüths, worin er die That beſchließt, iſt auch dieſelbe, worin er den unwiderruflichen Schritt zu ihrer Ausführung thut. Es wird ihm nicht ſo gut, ſeinen Entſchluß in einer andern Seelenlage noch einmal anzuſchauen, ehe er ihn in Erfüllung bringt — wer weiß, ob er ihn dann nicht anders gefaßt hätte! Eine ſolche andere Seelenlage z. B. iſt die, worin er von der Königin geht. O! ruft er aus, das Leben iſt doch ſchön! — Aber dieſe Entdeckung macht er zu ſpät. Er hüllt ſich in die Größe ſeiner That, um keine Reue darüber zu empfinden.

◆

Was heiſst und zu welchem Ende ſtudirt man Univerſalgeſchichte?

Eine akademiſche Antrittsrede. *

Erfreuend und ehrenvoll iſt mir der Auftrag, meine h. HH., an Ihrer Seite künftig ein Feld zu durchwandern, das dem denkenden Betrachter ſo viele Gegenſtände des Unterrichts, dem thätigen Weltmann ſo herrliche Muſter zur Nachahmung, dem Philoſophen ſo wichtige Aufſchlüſſe und Jedem ohne Unterſchied ſo reiche Quellen des edelſten Vergnügens eröffnet — das große weite Feld der allgemeinen Geſchichte. Der Anblick ſo vieler vortrefflichen jungen Männer, die eine edle Wißbegierde um mich her verſammelt und in deren Mitte ſchon manches wirkſame Genie für das kommende Zeitalter aufblüht, macht mir meine Pflicht zum Vergnügen, läßt mich aber auch die Strenge und Wichtigkeit derſelben in ihrem ganzen Umfang empfinden.

---

* Anmerkung des Herausgebers. Mit dieſer Rede eröffnete der Verfaſſer ſeine hiſtoriſchen Vorleſungen in Jena. Sie erſchien zuerſt im deutſchen Merkur 1789, im November.

Je größer das Geſchenk iſt, das ich Ihnen zu übergeben habe — und was hat der Menſch dem Menſchen Größeres zu geben, als Wahrheit? — deſto mehr muß ich Sorge tragen, daß ſich der Werth deſſelben unter meiner Hand nicht verringere. Je lebendiger und reiner Ihr Geiſt in dieſer glücklichſten Epoche ſeines Wirkens empfängt, und je raſcher ſich Ihre jugendlichen Gefühle entflammen, deſto mehr Aufforderung für mich, zu verhüten, daß ſich dieſer Enthuſiasmus, den die Wahrheit allein das Recht hat zu erwecken, an Betrug und Täuſchung nicht unwürdig verſchwende.

Fruchtbar und weit umfaſſend iſt das Gebiet der Geſchichte; in ihrem Kreiſe liegt die ganze moraliſche Welt. Durch alle Zuſtände, die der Menſch erlebte, durch alle abwechſelnden Geſtalten der Meinung, durch ſeine Thorheit und ſeine Weisheit, ſeine Verſchlimmerung und ſeine Veredlung, begleitet ſie ihn; von Allem, was er ſich nahm und gab, muß ſie Rechenſchaft ablegen. Es iſt Keiner unter Ihnen Allen, dem Geſchichte nicht etwas Wichtiges zu ſagen hätte; alle noch ſo verſchiedene Bahnen Ihrer künftigen Beſtimmung verknüpfen ſich irgendwo mit derſelben; aber eine Beſtimmung theilen Sie Alle auf gleiche Weiſe mit einander, diejenige, welche Sie auf die Welt mitbrachten — ſich als Menſchen auszubilden — und zu dem Menſchen eben redet die Geſchichte.

Ehe ich es aber unternehmen kann, meine HH., Ihre Erwartungen von dieſem Gegenſtande Ihres Fleißes genauer zu beſtimmen, und die Verbindung anzugeben, worin derſelbe mit dem eigentlichen Zweck Ihrer ſo verſchiedenen Studien ſteht, wird es nicht überflüſſig ſeyn, mich über dieſen Zweck Ihrer Studien ſelbſt vorher mit ihnen einzuverſtehen. Eine vorläufige Berichtigung dieſer Frage, welche mir paſſend und würdig genug ſcheint, unſere künftige akademiſche Verbindung zu eröffnen, wird mich in den Stand ſetzen, Ihre Aufmerkſamkeit ſogleich auf die würdigſte Seite der Weltgeſchichte hinzuweiſen.

Anders iſt der Studierplan, den ſich der Brodgelehrte, anders derjenige, den der philoſophiſche Kopf ſich vorzeichnet. Jener, dem es bei ſeinem Fleiß einzig und allein darum zu thun iſt, die Bedingungen zu erfüllen, unter denen er zu einem Amte fähig und der Vortheile deſſelben theilhaftig werden kann, der nur darum die Kräfte ſeines Geiſtes in Bewegung ſetzt, um dadurch ſeinen ſinnlichen Zuſtand zu verbeſſern und eine kleinliche Ruhmſucht zu befriedigen, ein ſolcher wird beim Eintritt in ſeine akademiſche Laufbahn keine wichtigere Angelegenheit haben, als die Wiſſenſchaften, die er Brodſtudien nennt, von allen übrigen, die den Geiſt nur als Geiſt vergnügen, auf das ſorgfältigſte abzuſondern. Alle Zeit, die er dieſen letztern widmete, würde er ſeinem künftigen Berufe zu entziehen glauben, und ſich dieſen Raub nie vergeben. Seinen ganzen Fleiß wird er nach den Forderungen einrichten, die von dem künftigen Herrn ſeines Schickſals an ihn gemacht werden, und Alles gethan zu haben glauben, wenn er ſich fähig gemacht hat, dieſe Inſtanz nicht zu fürchten. Hat er ſeinen Kurſus durchlaufen und das Ziel ſeiner Wünſche erreicht, ſo entläßt er ſeine Führerin — denn wozu noch weiter ſie bemühen? Seine größte Angelegenheit iſt jetzt, die zuſammengehäuften Gedächtnißſchätze zur Schau zu tragen, und ja zu verhüten, daß ſie in ihrem Werthe nicht ſinken. Jede Erweiterung ſeiner Brodwiſſenſchaft beunruhigt ihn, weil ſie ihm neue Arbeit zuſendet, oder die vergangene unnütz macht; jede wichtige Neuerung ſchreckt ihn auf, denn ſie zerbricht die alte Schulform, die er ſich ſo mühſam zu eigen machte, ſie ſetzt ihn in Gefahr, die ganze Arbeit ſeines vorigen Lebens zu verlieren. Wer hat über Reformatoren mehr geſchrieen, als der Haufe der Brodgelehrten? Wer hält den Fortgang nützlicher Revolutionen im Reich des Wiſſens mehr auf, als eben dieſe? Jedes Licht, das durch ein glückliches Genie, in welcher Wiſſenſchaft es ſey, angezündet wird, macht ihre Dürftigkeit ſichtbar; ſie fechten mit Erbitterung, mit Heimtücke, mit Verzweiflung, weil ſie bei dem Schulſyſtem, das ſie vertheidigen, zugleich für ihr ganzes Daſeyn fechten. Darum kein unverſöhnlicherer Feind, kein neidiſcherer Amtsgehülfe, kein bereitwilligerer Ketzermacher, als der Brodgelehrte. Je weniger ſeine Kenntniſſe durch ſich ſelbſt ihn belohnen, deſto größere Vergeltung heiſcht er von Außen; für das Verdienſt der Handarbeiter und das Verdienſt der Geiſter hat er nur Einen Maßſtab, die Mühe. Darum hört man Niemand über Undank mehr klagen als den Brodgelehrten; nicht bei ſeinen Gedankenſchätzen ſucht er ſeinen Lohn, ſeinen Lohn erwartet er von fremder Anerkennung, von Ehrenſtellen, von Verſorgung. Schlägt ihm dieſes fehl, wer iſt unglücklicher als der Brodgelehrte? Er hat umſonſt gelebt, gewacht, gearbeitet; er hat umſonſt nach Wahrheit geforſcht, wenn ſich Wahrheit für ihn nicht in Gold, in Zeitungslob, in Fürſtengunſt verwandelt.

Beklagenswerther Menſch, der mit dem edelſten aller Werkzeuge, mit Wiſſenſchaft und Kunſt, nichts Höheres will und ausrichtet, als der Taglöhner mit dem Schlechteſten! der im Reiche der vollkommenſten Freiheit eine Sklavenſeele mit ſich herum trägt! — Noch beklagenswerther aber iſt der junge Mann von Genie, deſſen natürlich ſchöner Gang durch ſchädliche Lehren und Muſter auf dieſen traurigen Abweg verlenkt wird, der ſich überreden ließ, für ſeinen künftigen Beruf mit dieſer kümmerlichen Genauigkeit zu ſammeln. Bald wird ſeine Berufswiſſenſchaft als ein Stückwerk ihn anekeln; Wünſche werden in ihm aufwachen, die ſie nicht zu befriedigen vermag, ſein Genie wird ſich gegen ſeine Beſtimmung auflehnen. Als Bruchſtück erſcheint ihm jetzt Alles, was er thut, er ſieht keinen Zweck ſeines Wirkens, und doch kann er Zweckloſigkeit nicht ertragen. Das Mühſelige, das Geringfügige in ſeinen Berufsgeſchäften drückt ihn zu Boden; weil er ihm den frohen Muth nicht entgegenſetzen kann, der nur die helle Einſicht, nur die geahnete Vollendung begleitet. Er fühlt ſich abgeſchnitten, herausgeriſſen aus dem Zuſammenhang der Dinge, weil er unterlaſſen hat, ſeine Thätigkeit an das große Ganze der Welt anzuſchließen. Dem Rechtsgelehrten entleidet ſeine Rechtswiſſenſchaft, ſobald der Schimmer beſſerer Kultur ihre Blößen ihm beleuchtet, anſtatt daß er jetzt ſtreben ſollte, ein neuer Schöpfer derſelben zu ſeyn, und den entdeckten Mangel aus innerer Fülle zu verbeſſern. Der Arzt entzweiet ſich mit ſeinem Beruf, ſobald ihm wichtige Fehlſchläge die Unzuverläßigkeit ſeiner Syſteme zeigen; der Theolog verliert die Achtung für den ſeinigen, ſobald ſein Glaube an die Unfehlbarkeit ſeines Lehrgebäudes wankt.

Wie ganz anders verhält ſich der philoſophiſche Kopf! — Eben ſo ſorgfältig, als der Brodgelehrte ſeine Wiſſenſchaft von allen übrigen abſondert, beſtrebt ſich jener, ihr Gebiet zu erweitern, und ihren Bund mit den übrigen wieder herzuſtellen — herzuſtellen, ſage ich, denn nur der abſtrahirende Verſtand hat jene Grenzen gemacht, hat jene Wiſſenſchaften von einander geſchieden. Wo der Brodgelehrte trennt, vereinigt der philoſophiſche Geiſt. Frühe hat er ſich überzeugt, daß im Gebiete des Verſtandes, wie in der Sinnenwelt, Alles in einander greife, und ſein reger Trieb nach Uebereinſtimmung kann ſich mit Bruchſtücken nicht begnügen. Alle ſeine Beſtrebungen ſind auf Vollendung ſeines Gewiſſens gerichtet; ſeine edle Ungeduld kann nicht ruhen, bis alle ſeine Begriffe zu einem harmoniſchen Ganzen ſich geordnet haben, bis er im Mittelpunkt ſeiner Kunſt, ſeiner Wiſſenſchaften ſteht, und von hier aus ihr Gebiet mit befriedigtem Blick überſchauet. Neue Entdeckungen im Kreiſe ſeiner Thätigkeit, die den Brodgelehrten niederſchlagen, entzücken den philoſophiſchen Geiſt. Vielleicht füllen ſie eine Lücke, die das werdende Ganze ſeiner Begriffe noch verunſtaltet hatte, oder ſetzen den letzten noch fehlenden Stein an ſein Ideengebäude, der es vollendet. Sollten ſie es aber auch zertrümmern, ſollte eine neue Gedankenreihe, eine neue Naturerſcheinung, ein neu entdecktes Geſetz in der Körperwelt den ganzen Bau ſeiner Wiſſenſchaft umſtürzen: *ſo hat er die Wahrheit immer mehr geliebt, als ſein Syſtem*, und gerne wird er die alte mangelhafte Form mit einer neuern und ſchönern vertauſchen. Ja, wenn kein Streich von Außen ſein Ideengebäude erſchüttert, ſo iſt er ſelbſt, von einem ewig wirkſamen Trieb nach Verbeſſerung gezwungen, er ſelbſt iſt der Erſte, der es unbefriedigt auseinander legt, um es vollkommener wieder herzuſtellen. Durch immer neue und immer ſchönere Gedankenformen ſchreitet der philoſophiſche Geiſt zu höherer Vortrefflichkeit fort, wenn der Brodgelehrte in ewigem Geiſtesſtillſtande das unfruchtbare Einerlei ſeiner Schulbegriffe hütet.

Kein gerechterer Beurtheiler fremden Verdienſtes als der philoſophiſche Kopf. Scharfſichtig und erfinderiſch genug, um jede Thätigkeit zu nutzen, iſt er auch billig genug, den Urheber auch der kleinſten zu ehren. Für ihn arbeiten alle Köpfe — alle Köpfe arbeiten gegen den Brodgelehrten. Jener weiß Alles, was um ihn geſchieht und gedacht wird, in ſein Eigenthum zu verwandeln — zwiſchen denkenden Köpfen gilt eine innige Gemeinſchaft aller Güter des Geiſtes; was Einer im Reiche der Wahrheit erwirbt, hat er Allen erworben. — Der Brodgelehrte verzäunet ſich gegen alle ſeine Nachbarn, denen er neidiſch Licht und Sonne mißgönnt, und bewacht mit Sorge die baufällige Schranke, die ihn nur ſchwach gegen die ſiegende Vernunft vertheidigt. Zu Allem, was der Brodgelehrte unternimmt, muß er Reiz und Aufmunterung von außen her borgen: der philoſophiſche Geiſt findet in ſeinem Gegenſtand, in ſeinem Fleiße ſelbſt, Reiz und Belohnung. Wie viel begeiſterter kann er ſein Werk angreifen, wie viel lebendiger wird ſein Eifer, wie viel ausdauernder ſein Muth und ſeine Thätigkeit ſeyn, da bei ihm die Arbeit ſich durch die Arbeit verjünget! Das Kleine ſelbſt gewinnt Größe unter ſeiner ſchöpferiſchen Hand, da er dabei immer das Große im Auge hat, dem es dienet, wenn der Brodgelehrte in dem Großen ſelbſt nur das Kleine ſieht. Nicht was er treibt, ſondern wie er das, was er treibt, behandelt, unterſcheidet den philoſophiſchen Geiſt. Wo er auch ſtehe und wirke, er ſteht immer im Mittelpunkt des Ganzen; und ſo weit ihn auch das Objekt ſeines Wirkens von ſeinen übrigen Brüdern entferne, er iſt ihnen verwandt und nahe durch einen harmoniſch wirkenden Verſtand; er begegnet ihnen, wo alle helle Köpfe einander finden.

Soll ich dieſe Schilderung noch weiter fortführen, oder darf ich hoffen, daß es bereits bei Ihnen entſchieden ſey, welches von den beiden Gemälden, die ich Ihnen hier vorgehalten habe, Sie ſich zum Muſter nehmen wollen? Von der Wahl, die ſie zwiſchen beiden getroffen haben, hängt es ab, ob Ihnen das Studium der Univerſalgeſchichte empfohlen oder erlaſſen werden kann. Mit dem Zweiten allein habe ich es zu thun; denn bei dem Beſtreben, ſich dem Erſten nützlich zu machen, möchte ſich die Wiſſenſchaft ſelbſt allzuweit von ihrem höhern Endzweck entfernen, und einen kleinen Gewinn mit einem zu großen Opfer erkaufen.

Ueber den Geſichtspunkt mit Ihnen einig, aus welchem der Werth einer Wiſſenſchaft zu beſtimmen iſt, kann ich mich dem Begriff der Univerſalgeſchichte ſelbſt, dem Gegenſtand der heutigen Vorleſung, nähern.

Die Entdeckungen, welche unſere europäiſchen Seefahrer in fernen Meeren und auf entlegenen Küſten gemacht haben, geben uns ein eben ſo lehrreiches als unterhaltendes Schauſpiel. Sie zeigen uns Völkerſchaften, die auf den mannichfaltigſten Stufen der Bildung um uns herum gelagert ſind, wie Kinder verſchiedenen Alters um einen Erwachſenen herum ſtehen, und durch ihr Beiſpiel ihm in Erinnerung bringen, was er ſelbſt vormals geweſen, und wovon er ausgegangen iſt. Eine weiſe Hand ſcheint uns dieſe rohen Völkerſtämme bis auf den Zeitpunkt aufgeſpart zu haben, wo wir in unſerer eigenen Kultur weit genug würden fortgeſchritten ſeyn, um von dieſer Entdeckung eine nützliche Anwendung auf uns ſelbſt zu machen, und den verlornen Anfang unſers Geſchlechts aus dieſem Spiegel wieder herzuſtellen. Wie beſchämend und traurig aber iſt das Bild, das uns dieſe Völker von unſerer Kindheit geben! und doch iſt es nicht einmal die erſte Stufe mehr, auf der wir ſie erblicken. Der Menſch fing noch verächtlicher an. Wir finden jene doch ſchon als Völker, als politiſche Körper: aber der Menſch mußte ſich erſt durch eine außerordentliche Anſtrengung zur politiſchen Geſellſchaft erheben.

Was erzählen uns die Reiſebeſchreiber nun von dieſen Wilden? Manche fanden ſie ohne Bekanntſchaft mit den unentbehrlichſten Künſten, ohne das Eiſen, ohne den Pflug, einige ſogar ohne den Beſitz des Feuers. Manche rangen noch mit wilden Thieren um Speiſe und Wohnung, bei vielen hatte ſich die Sprache noch kaum von thieriſchen Tönen zu verſtändlichen Zeichen erhoben. Hier war nicht einmal das ſo einfache Band der Ehe, dort noch keine Kenntniß des Eigenthums; hier konnte die ſchlaffe Seele noch nicht einmal eine Erfahrung feſthalten, die ſie doch täglich wiederholte; ſorglos ſah man den Wilden das Lager hingeben, worauf er heute ſchlief, weil ihm nicht einfiel, daß er morgen wieder ſchlafen würde. Krieg hingegen war bei Allen, und das Fleiſch des überwundenen Feindes nicht ſelten der Preis des Sieges. Andere, die, mit mehreren Gemächlichkeiten des Lebens vertraut, ſchon eine höhere Stufe der Bildung erſtiegen hatten, zeigten von Knechtſchaft und Despotismus ein ſchauderhaftes Bild. Dort ſah man einen Despoten Afrika's ſeine Unterthanen für einen Schluck Branntwein verhandeln: — hier wurden ſie auf ſeinem Grabe abgeſchlachtet, ihm in der Unterwelt zu dienen. Dort wirft ſich die fromme Einfalt vor einem lächerlichen Fetiſch, und hier vor einem grauſenvollen Scheuſal nieder; in ſeinen Göttern malt ſich der Menſch. So tief ihn dort Sklaverei, Dummheit und Aberglauben niederbeugen, ſo elend iſt er hier durch das andere

Extrem geſetzloſer Freiheit. Immer zum Angriff und zur Vertheidigung gerüſtet, von jedem Geräuſch aufgeſcheucht, reckt der Wilde ſein ſcheues Ohr in die Wüſte; Feind heißt ihm Alles, was neu iſt, und wehe dem Fremdling, den das Ungewitter an ſeine Küſte ſchleudert! Kein wirthlicher Herd wird ihm rauchen, kein ſüßes Gaſtrecht ihn erfreuen. Aber ſelbſt da, wo ſich der Menſch von einer feindſeligen Einſamkeit zur Geſellſchaft, von der Noth zum Wohlleben, von der Furcht zu der Freude erhebt — wie abenteuerlich und ungeheuer zeigt er ſich unſern Augen! Sein roher Geſchmack ſucht Fröhlichkeit in der Betäubung, Schönheit in der Verzerrung, Ruhm in der Uebertreibung; Entſetzen erweckt uns ſelbſt ſeine Tugend, und das, was er ſeine Glückſeligkeit nennt, kann uns nur Ekel oder Mitleid erregen.

So waren wir. Nicht viel beſſer fanden uns Cäſar und Tacitus vor achtzehnhundert Jahren.

Was ſind wir jetzt? — Laſſen Sie mich einen Augenblick bei dem Zeitalter ſtille ſtehen, worin wir leben, bei der gegenwärtigen Geſtalt der Welt, die wir bewohnen.

Der menſchliche Fleiß hat ſie angebaut, und den widerſtrebenden Boden durch ſein Beharren und ſeine Geſchicklichkeit überwunden. Dort hat er dem Meere Land abgewonnen, hier dem dürren Lande Ströme gegeben. Zonen und Jahreszeiten hat der Menſch durch einander gemengt, und die weichlichen Gewächſe des Orients zu ſeinem rauhern Himmel abgehärtet. Wie er Europa nach Weſtindien und dem

Südmeere trug, hat er Aſien in Europa auferſtehen laſſen. Ein heiterer Himmel lacht jetzt über Germaniens Wäldern, welche die ſtarke Menſchenhand zerriß und dem Sonnenſtrahl aufthat, und in den Wellen des Rheins ſpiegeln ſich Aſiens Reben. An ſeinen Ufern erheben ſich volkreiche Städte, die Genuß und Arbeit in munterm Leben durchſchwärmen. Hier finden wir den Menſchen in ſeines Erwerbes friedlichem Beſitz ſicher unter einer Million, ihn, dem ſonſt ein einziger Nachbar den Schlummer raubte. Die Gleichheit, die er durch ſeinen Eintritt in die Geſellſchaft verlor, hat er wieder gewonnen durch weiſe Geſetze. Von dem blinden Zwang des Zufalls und der Noth hat er ſich unter die ſanftere Herrſchaft der Verträge geflüchtet, und die Freiheit des Raubthiers hingegeben, um die edlere Freiheit des Menſchen zu retten. Wohlthätig haben ſich ſeine Sorgen getrennt, ſeine Thätigkeiten vertheilt. Jetzt nöthigt ihn das gebieteriſche Bedürfniß nicht mehr an die Pflugſchaar, jetzt fordert ihn kein Feind mehr von dem Pflug auf das Schlachtfeld, Vaterland und Heerd zu vertheidigen. Mit dem Arme des Landmanns füllt er ſeine Scheunen, mit den Waffen des Kriegers ſchützt er ſein Gebiet. Das Geſetz wacht über ſein Eigenthum — und ihm bleibt das unſchätzbare Recht, ſich ſelbſt ſeine Pflicht auszuleſen.

Wie viele Schöpfungen der Kunſt, wie viele Wunder des Fleißes, welches Licht in allen Feldern des Wiſſens, ſeitdem der Menſch in der traurigen Selbſtvertheidigung ſeine Kräfte nicht mehr unnütz verzehrt, ſeitdem es in ſeine Willkühr geſtellt worden, ſich mit der Noth abzufinden, der er nie ganz entfliehen ſoll; ſeitdem er das koſtbare Vorrecht errungen hat, über ſeine Fähigkeit frei zu gebieten, und dem Ruf ſeines Genius zu folgen! Welche rege Thätigkeit überall, ſeitdem die vervielfältigten Begierden dem Erfindungsgeiſt neue Flügel gaben, und dem Fleiß neue Räume aufthaten! — Die Schranken ſind durchbrochen, welche Staaten und Nationen in feindſeligem Egoismus abſonderten. Alle denkenden Köpfe verknüpft jetzt ein weltbürgerliches Band, und alles Licht ſeines Jahrhunderts kann nunmehr den Geiſt eines neuern Galiläi und Erasmus beſcheinen.

Seitdem die Geſetze zu der Schwäche des Menſchen herunterſtiegen, kam der Menſch auch den Geſetzen entgegen. Mit ihnen iſt er ſanfter geworden, wie er mit ihnen verwilderte; ihren barbariſchen Strafen folgen die barbariſchen Verbrechen allmählig in die Vergeſſenheit nach. Ein großer Schritt zur Veredlung iſt geſchehen, daß die Geſetze tugendhaft ſind, wenn auch gleich noch nicht die Menſchen. Wo die Zwangspflichten von dem Menſchen ablaſſen, übernehmen ihn die Sitten. Den keine Strafe ſchreckt und kein Gewiſſen zügelt, halten jetzt die Geſetze des Anſtands und der Ehre in Schranken.

Wahr iſt es, auch in unſer Zeitalter haben ſich noch manche barbariſche Ueberreſte aus den vorigen eingedrungen, Geburten des Zufalls und der Gewalt, die das Zeitalter der Vernunft nicht verewigen ſollte. Aber wie viel Zweckmäßigkeit hat der Verſtand des Menſchen auch dieſem barbariſchen Nachlaß der ältern und mittlern

Jahrhunderte gegeben! Wie unſchädlich, ja wie nützlich hat er oft gemacht, was er umzuſtürzen noch nicht wagen konnte! Auf dem rohen Grunde der Lehen-Anarchie führte Deutſchland das Syſtem ſeiner politiſchen und kirchlichen Freiheit auf. Das Schattenbild des römiſchen Imperators, das ſich dieſſeits der Apenninen erhalten, leiſtet der Welt jetzt unendlich mehr Gutes, als ſein ſchreckhaftes Urbild im alten Rom — denn es hält ein nützliches Staatsſyſtem durch Eintracht zuſammen; jenes drückte die thätigſten Kräfte der Menſchheit in einer ſklaviſchen Einförmigkeit darnieder. Selbſt unſere Religion — ſo ſehr entſtellt durch die untreuen Hände, durch welche ſie uns überliefert worden — wer kann in ihr den veredelnden Einfluß der beſſern Philoſophie verkennen? Unſere Leibnitze und Locke machten ſich um das Dogma und um die Moral des Chriſtenthums eben ſo verdient, als — der Pinſel eines Raphael und Correggio um die heilige Geſchichte.

Endlich unſere Staaten — mit welcher Innigkeit, mit welcher Kunſt ſind ſie in einander verſchlungen! Wie viel dauerhafter durch den wohlthätigen Zwang der Noth als vormals durch die feierlichſten Verträge verbrüdert! Den Frieden hütet jetzt ein ewig geharniſchter Krieg, und die Selbſtliebe eines Staats ſetzt ihn zum Wächter über den Wohlſtand des andern. Die europäiſche Staatengeſellſchaft ſcheint in eine große Familie verwandelt. Die Hausgenoſſen können einander anfeinden, aber hoffentlich nicht mehr zerfleiſchen.

Welche entgegengeſetzte Gemälde! Wer ſollte in dem verfeinerten Europäer des achtzehnten Jahrhunderts nur einen fortgeſchrittenen Bruder des neuern Kanadiers, des alten Celten vermuthen? Alle dieſe Fertigkeiten, Kunſttriebe, Erfahrungen, alle dieſe Schöpfungen der Vernunft ſind im Raume von wenigen Jahrtauſenden in dem Menſchen angepflanzt und entwickelt worden; alle dieſe Wunder der Kunſt, dieſe Rieſenwerke des Fleißes ſind aus ihm herausgerufen worden. Was weckte jene zum Leben, was lockte dieſe heraus? Welche Zuſtände durchwanderte der Menſch, bis er von jenem Aeußerſten zu dieſem Aeußerſten, vom ungeſelligen Höhlenbewohner — zum geiſtreichen Denker, zum gebildeten Weltmann hinaufſtieg? — Die allgemeine Weltgeſchichte gibt Antwort auf dieſe Frage.

So unermeßlich ungleich zeigt ſich uns das nämliche Volk auf dem nämlichen Landſtriche, wenn wir es in verſchiedenen Zeiträumen anſchauen! Nicht weniger auffallend iſt der Unterſchied, den uns das gleichzeitige Geſchlecht, aber in verſchiedenen Ländern, darbietet. Welche Mannichfaltigkeit in Gebräuchen, Verfaſſungen und Sitten! Welcher raſche Wechſel von Finſterniß und Licht, von Anarchie und Ordnung, von Glückſeligkeit und Elend, wenn wir den Menſchen auch nur in dem kleinen Welttheil Europa aufſuchen! Frei an der Themſe, und für dieſe Freiheit ſein eigener Schuldner; hier unbezwingbar zwiſchen ſeinen Alpen, dort zwiſchen ſeinen Kunſtflüſſen und Sümpfen unüberwunden. An der Weichſel kraftlos und elend durch ſeine

Zwietracht; jenſeits der Pyrenäen durch ſeine Ruhe kraftlos und elend. Wohlhabend und geſegnet in Amſterdam ohne Ernte; dürftig und unglücklich an des Ebro unbenutztem Paradieſe. Hier zwei entlegene Völker durch ein Weltmeer getrennt, und zu Nachbarn gemacht durch Bedürfniß, Kunſtfleiß und politiſche Bande; dort die Anwohner Eines Stroms durch eine andere Liturgie unermeßlich geſchieden! Was führte Spaniens Macht über den atlantiſchen Ocean in das Herz von Amerika, und nicht einmal über den Tajo und Guadiana hinüber? Was erhielt in Italien und Deutſchland ſo viele Throne, und ließ in Frankreich alle, bis auf einen verſchwinden? — Die Univerſalgeſchichte löst dieſe Frage.

Selbſt daß wir uns in dieſem Augenblicke hier zuſammen fanden, uns mit dieſem Grade von Nationalkultur, mit dieſer Sprache, dieſen Sitten, dieſen bürgerlichen Vortheilen, dieſem Maß von Gewiſſensfreiheit zuſammen fanden, iſt das Reſultat vielleicht aller vorhergegangenen Weltbegebenheiten: die ganze Weltgeſchichte würde wenigſtens nöthig ſeyn, dieſes einzige Moment zu erklären; daß wir uns als Chriſten zuſammenfanden, mußte dieſe Religion, durch unzählige Revolutionen vorbereitet, aus dem Judenthum hervorgehen, mußte ſie den römiſchen Staat genau ſo finden, als ſie ihn fand, um ſich mit ſchnellem ſiegenden Lauf über die Welt zu verbreiten, und den Thron der Cäſaren endlich ſelbſt zu beſteigen. Unſere rauhen Vorfahren in den thüringiſchen Wäldern mußten der Uebermacht der Franken unterliegen, um ihren Glauben anzunehmen.

Durch ſeine wachſenden Reichthümer, durch die Unwiſſenheit der Völker und durch die Schwäche ihrer Beherrſcher mußte der Klerus verführt und begünſtigt werden, ſein Anſehen zu mißbrauchen, und ſeine ſtille Gewiſſensmacht in ein weltliches Schwert umzuwandeln. Die Hierarchie mußte in einem Gregor und Innocenz alle ihre Greuel auf das Menſchengeſchlecht ausleeren, damit das überhandnehmende Sittenverderbniß und des geiſtlichen Despotismus ſchreiendes Skandal einen unerſchrockenen Auguſtinermönch auffordern konnte, das Zeichen zum Abfall zu geben, und dem römiſchen Hierarchen eine Hälfte Europens zu entreißen, — wenn wir uns als proteſtantiſche Chriſten hier verſammeln ſollten. Wenn dies geſchehen ſollte, ſo mußten die Waffen unſerer Fürſten Karln V. einen Religionsfrieden abnöthigen; ein Guſtav Adolph mußte den Bruch dieſes Friedens rächen, ein neuer allgemeiner Friede ihn auf Jahrhunderte begründen. Städte mußten ſich in Italien und Deutſchland erheben, dem Fleiß ihre Thore öffnen, die Ketten der Leibeigenſchaft zerbrechen, unwiſſenden Tyrannen den Richterſtab aus den Händen ringen, und durch eine kriegeriſche Hanſa ſich in Achtung ſetzen, wenn Gewerbe und Handel blühen, und der Ueberfluß den Künſten der Freude rufen, wenn der Staat den nützlichen Landmann ehren, und in dem wohlthätigen Mittelſtande, dem Schöpfer unſerer ganzen Kultur, ein dauerhaftes Glück für die Menſchheit heranreifen ſollte. Deutſchlands Kaiſer mußten ſich in Jahrhunderte langen Kämpfen mit den Päpſten, mit ihren Vaſallen, mit eiferſüchtigen Nachbarn entkräften —

Europa ſich ſeines gefährlichen Ueberfluſſes in Aſiens Gräbern entladen, und der trotzige Lehenadel in einem mörderiſchen Fauſtrecht, Römerzügen und heiligen Fahrten ſeinen Empörungsgeiſt ausbluten — wenn das verworrene Chaos ſich ſondern und die ſtreitenden Mächte des Staats in dem geſegneten Gleichgewichte ruhen ſollten, wovon unſere jetzige Muße der Preis iſt. Wenn ſich unſer Geiſt aus der Unwiſſenheit herausringen ſollte, worin geiſtlicher und weltlicher Zwang ihn gefeſſelt hielt: ſo mußte der lang erſtickte Keim der Gelehrſamkeit unter ihren wüthendſten Verfolgern auf's Neue hervorbrechen, und ein Al Mamun den Wiſſenſchaften den Raub vergüten, den ein Omar an ihnen verübt hatte. Das unerträgliche Elend der Barbarei mußte unſere Verfahren von den blutigen Urtheilen Gottes zu menſchlichen Richterſtühlen treiben, verheerende Seuchen die verirrte Heilkunſt zur Betrachtung der Natur zurückrufen; der Müßiggang der Mönche mußte für das Böſe, das ihre Werkthätigkeit ſchuf, von ferne einen Erſatz zubereiten, und der profane Fleiß in den Klöſtern die zerrütteten Reſte des Auguſtiſchen Weltalters bis zu den Zeiten der Buchdruckerkunſt hinhalten. An griechiſchen und römiſchen Muſtern mußte der niedergedrückte Geiſt nordiſcher Barbaren ſich aufrichten, und die Gelehrſamkeit einen Bund mit den Muſen und Grazien ſchließen, wenn ſie einen Weg zu dem Herzen finden, und den Namen einer Menſchenbilderin ſich verdienen ſollte. — Aber hätte Griechenland wohl einen Thucydides, einen Plato, einen Ariſtoteles, hätte Rom einen Horaz, einen Cicero, einen Virgil und Livius geboren, wenn dieſe beiden Staaten nicht zu derjenigen Höhe des politiſchen Wohlſtands empergedrungen wären, welche ſie wirklich erſtiegen haben? Mit einem Wort — wenn nicht ihre *ganze* Geſchichte vorhergegangen wäre? Wie viele Erfindungen, Entdeckungen, Staats- und Kirchen-Revolutionen mußten *zuſammentreffen*, dieſen neuen, noch zarten Keimen von Wiſſenſchaft und Kunſt Wachsthum und Ausbreitung zu geben! Wie viele Kriege mußten geführt, wie viele Bündniſſe geknüpft, zerriſſen und auf's Neue geknüpft werden, um endlich Europa zu dem Friedensgrundſatz zu bringen, welcher allein den Staaten wie den Bürgern vergönnt, ihre Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt zu richten, und ihre Kräfte zu einem verſtändigen Zwecke zu verſammeln!

Selbſt in den alltäglichſten Verrichtungen des bürgerlichen Lebens können wir es nicht vermeiden, die Schuldner vergangener Jahrhunderte zu werden; die ungleichartigſten Perioden der Menſchheit ſteuern zu unſerer Kultur, wie die entlegenſten Welttheile zu unſerem Luxus. Die Kleider, die wir tragen, die Würze an unſern Speiſen, und der Preis, um den wir ſie kaufen, viele unſerer kräftigſten Heilmittel, und eben ſo viele neue Werkzeuge unſeres Verderbens — ſetzen ſie nicht einen Columbus voraus, der Amerika entdeckte, einen Vasco de Gama, der die Spitze von Afrika umſchiffte?

Es zieht ſich alſo eine lange Kette von Begebenheiten von dem gegenwärtigen Augenblicke bis zum Anfange des Menſchengeſchlechts hinauf, die wie Urſache und Wirkung in einander greifen. Ganz und vollzählig überſchauen kann ſie nur der unendliche Verſtand; dem Menſchen ſind engere Grenzen geſetzt. I. Unzählig viele dieſer Ereigniſſe haben entweder keinen menſchlichen Zeugen und Beobachter gefunden, oder ſie ſind durch kein Zeichen feſtgehalten worden. Dahin gehören alle, die dem Menſchengeſchlechte ſelbſt und der Erfindung der Zeichen vorhergegangen ſind. Die Quelle aller Geſchichte iſt Tradition und das Organ der Tradition iſt die Sprache. Die ganze Epoche vor der Sprache, ſo folgenreich ſie auch für die Welt geweſen, iſt für die Weltgeſchichte verloren. II. Nachdem aber auch die Sprache erfunden, und durch ſie die Möglichkeit vorhanden war, geſchehene Dinge auszudrücken und weiter mitzutheilen, ſo geſchah dieſe Mittheilung Anfangs durch den unſichern und wandelbaren Weg der Sagen. Von Munde zu Munde pflanzte ſich eine ſolche Begebenheit durch eine lange Folge von Geſchlechtern fort, und da ſie durch Media ging, die verändert werden und verändern, ſo mußte ſie dieſe Veränderungen mit erleiden. Die lebendige Tradition oder die mündliche Sage iſt daher eine ſehr unzuverläſſige Quelle für die Geſchichte; daher ſind alle Begebenheiten vor dem Gebrauche der Schrift für die Weltgeſchichte ſo gut als verloren. III. Die Schrift iſt aber ſelbſt nicht unvergänglich; unzählig viele Denkmäler des Alterthums haben Zeit und Zufälle zerſtört, und nur wenige Trümmer haben ſich aus der Vorwelt in die Zeiten der Buchdruckerkunſt gerettet. Bei weitem der größere Theil iſt mit den Aufſchlüſſen, die er uns geben ſollte, für die Weltgeſchichte verloren. IV. Unter den Wenigen endlich, welche die Zeit verſchonte, iſt die größere Anzahl durch die Leidenſchaft, durch den Unverſtand, und oft ſelbſt durch das Genie ihrer Beſchreiber verunſtaltet und unkennbar gemacht. Das Mißtrauen erwacht bei dem älteſten hiſtoriſchen Denkmal, und es verläßt uns nicht einmal bei einer Chronik des heutigen Tages. Wenn wir über eine Begebenheit, die ſich heute erſt, und unter Menſchen, mit denen wir leben, und in der Stadt, die wir bewohnen, ereignet, die Zeugen abhören und aus ihren widerſprechenden Berichten Mühe haben, die Wahrheit zu enträthſeln; welchen Muth können wir zu Nationen und Zeiten mitbringen, die durch Fremdartigkeit der Sitten weiter als durch ihre Jahrtauſende von uns entlegen ſind? — Die kleine Summe von Begebenheiten, die nach allen bisher geſchehenen Auszügen zurückbleibt, iſt der Stoff der Geſchichte in ihrem weiteſten Verſtande. Was und wie viel von dieſem hiſtoriſchen Stoff gehört nun der Univerſalgeſchichte?

Aus der ganzen Summe dieſer Begebenheit hebt der Univerſalhiſtoriker diejenigen heraus, welche auf die heutige Geſtalt der Welt und den Zuſtand der jetzt lebenden Generation einen weſentlichen, unwiderſprechlichen und leicht zu verfolgenden Einfluß gehabt haben. Das Verhältniß eines hiſtoriſchen Datums zu der heutigen Weltverfaſſung iſt es alſo, worauf geſehen werden muß, um Materialien für die Weltgeſchichte zu ſammeln. Die Weltgeſchichte geht alſo von einem Prinzip aus, das dem Anfang der Welt gerade entgegenſtehet. Die wirkliche Folge der Begebenheiten ſteigt von dem Urſprung der Dinge zu ihrer neueſten Ordnung herab; der Univerſalhiſtoriker rückt von der neueſten Weltlage aufwärts dem Urſprung der Dinge entgegen. Wenn er von dem laufenden Jahr und Jahrhundert zu dem nächſt vorhergegangenen in Gedanken hinaufſteigt, und unter den Begebenheiten, die das Letztere ihm darbietet, diejenigen ſich merkt, welche den Aufſchluß über die nächſtfolgenden enthalten — wenn er dieſen Gang ſchrittweiſe fortgeſetzt hat bis zum Anfang — nicht der Welt, denn dahin führt ihn kein Wegweiſer — bis zum Anfang der Denkmäler; dann ſteht es bei ihm, auf dem gemachten Weg umzukehren, und an dem Leitfaden dieſer bezeichneten Facten, ungehindert und leicht, vom Anfang der Denkmäler bis zu dem neueſten Zeitalter herunter zu ſteigen. Dies iſt die Weltgeſchichte, die wir haben, und die Ihnen wird vorgetragen werden.

Weil die Weltgeſchichte von dem Reichthum und der Armuth an Quellen abhängig iſt, ſo müſſen eben ſo viele Lücken in der Weltgeſchichte entſtehen, als es leere Strecken in der Ueberlieferung gibt. So gleichförmig, nothwendig und beſtimmt ſich die Weltveränderungen aus einander entwickeln, ſo unterbrochen und zufällig werden ſie in der Geſchichte in einander gefügt ſeyn. Es iſt daher zwiſchen dem Gange der Welt und dem Gange der Weltgeſchichte ein merkliches Mißverhältniß ſichtbar. Jenen möchte man mit einem ununterbrochen fortfließenden Strom vergleichen, wovon aber in der Weltgeſchichte nur hier und da eine Welle beleuchtet wird. Da es ferner leicht geſchehen kann, daß der Zuſammenhang einer entfernten Weltbegebenheit mit dem Zuſtand des laufenden Jahres früher in die Augen fällt, als die Verbindung, worin ſie mit Ereigniſſen ſteht, die ihr vorhergingen oder gleichzeitig waren, ſo iſt ebenfalls unvermeidlich, daß Begebenheiten, die ſich mit dem neueſten Zeitalter auf's Genaueſte binden, in dem Zeitalter, dem ſie eigentlich angehören, nicht ſelten iſolirt erſcheinen. Ein Factum dieſer Art wäre z. B. der Urſprung des Chriſtenthums und beſonders der chriſtlichen Sittenlehre. Die chriſtliche Religion hat an der gegenwärtigen Geſtalt der Welt einen ſo vielfältigen Antheil, daß ihre Erſcheinung das wichtigſte Factum für die Weltgeſchichte wird: aber weder in der Zeit, wo ſie ſich zeigte, noch in dem Volke, bei dem ſie aufkam, liegt (aus Mangel der Quellen) ein befriedigender Erklärungsgrund ihrer Erſcheinung.

So würde denn unſere Weltgeſchichte nie etwas anders, als ein Aggregat von Bruchſtücken werden, und nie den Namen einer Wiſſenſchaft verdienen. Jetzt alſo kommt ihr der philoſophiſche Verſtand zu Hülfe, und indem er dieſe Bruchſtücke durch künſtliche Bindungsglieder verkettet, erhebt er das Aggregat zum Syſtem, zu einem vernunftmäßig zuſammenhängenden Ganzen. Seine Beglaubigung dazu liegt in der Gleichförmigkeit und unveränderlichen Einheit der Naturgeſetze und des menſchlichen Gemüths, welche Einheit Urſache iſt, daß die Ereigniſſe des entfernteſten Alterthums, unter dem Zuſammenfluß ähnlicher Umſtände von Außen, in den neueſten Zeitläufen wiederkehren; daß alſo von den neueſten Erſcheinungen, die im Kreiſe unſerer Beobachtung liegen, auf diejenigen, welche ſich in geſchichtloſen Zeiten verlieren, rückwärts ein Schluß gezogen und einiges Licht verbreitet werden kann. Die Methode, nach der Analogie zu ſchließen, iſt, wie überall, ſo auch in der Geſchichte, ein mächtiges Hülfsmittel: aber ſie muß durch einen erheblichen Zweck gerechtfertigt, und mit eben ſo viel Vorſicht als Beurtheilung in Ausübung gebracht werden.

Nicht lange kann ſich der philoſophiſche Geiſt bei dem Stoffe der Weltgeſchichte verweilen, ſo wird ein neuer Trieb in ihm geſchäftig werden, der nach Uebereinſtimmung ſtrebt — der ihn unwiderſtehlich reizt, Alles um ſich herum ſeiner eigenen vernünftigen Natur zu aſſimiliren, und jede ihm vorkommende Erſcheinung zu der höchſten Wirkung, die er erkannt, zum Gedanken zu erheben. Je öfter alſo und mit je glücklicherem Erfolg er den Verſuch erneuert, das Vergangene mit dem Gegenwärtigen zu verknüpfen: deſto mehr wird er geneigt, was er als Urſache und Wirkung in einander greifen ſieht, als Mittel und Abſicht zu verbinden. Eine Erſcheinung nach der andern fängt an, ſich dem blinden Ungefähr, der geſetzloſen Freiheit zu entziehen, und ſich einem übereinſtimmenden Ganzen (das freilich nur in ſeiner Vorſtellung vorhanden iſt) als ein paſſendes Glied anzureihen. Bald fällt es ihm ſchwer, ſich zu überreden, daß dieſe Folge von Erſcheinungen, die in ſeiner Vorſtellung ſo viel Regelmäßigkeit und Abſicht annahm, dieſe Eigenſchaften in der Wirklichkeit verläugne; es fällt ihm ſchwer, wieder unter die blinde Herrſchaft der Nothwendigkeit zu geben, was unter dem geliehenen Lichte des Verſtandes angefangen hatte, eine ſo heitere Geſtalt zu gewinnen. Er nimmt alſo dieſe Harmonie aus ſich ſelbſt heraus, und verpflanzt ſie außer ſich in die Ordnung der Dinge, d. i. er bringt einen vernünftigen Zweck in den Gang der Welt, und ein teleologiſches Prinzip in die Weltgeſchichte. Mit dieſem durchwandert er ſie noch einmal, und hält es prüfend gegen jede Erſcheinung, welche dieſer große Schauplatz ihm darbietet. Er ſieht es durch tauſend beiſtimmende Facta beſtätigt, und durch eben ſo viele andere widerlegt; aber ſo lange in der Reihe der Weltveränderungen noch wichtige Bindungsglieder fehlen, ſo lange das Schickſal über ſo viele Begebenheiten den letzten Aufſchluß noch zurückhält, erklärt er die Frage für unentſchieden, und diejenige Meinung ſiegt, welche dem Verſtande die höhere Befriedigung und dem Herzen die größere Glückſeligkeit anzubieten hat.

Es bedarf wohl keiner Erinnerung, daß eine Weltgeſchichte nach letzterm Plane in den ſpäteſten Zeiten erſt zu erwarten ſteht. Eine vorſchnelle Anwendung dieſes großen Maßes könnte den Geſchichtsforſcher leicht in Verſuchung führen, den Begebenheiten Gewalt anzuthun, und dieſe glückliche Epoche für die Weltgeſchichte immer weiter zu entfernen, indem er ſie beſchleunigen will. Aber nicht zu frühe kann die Aufmerkſamkeit auf dieſe lichtvolle und doch ſo ſehr vernachläſſigte Seite der Weltgeſchichte gezogen werden, wodurch ſie ſich an den höchſten Gegenſtand aller menſchlichen Beſtrebungen anſchließt. Schon der ſtille Hinblick auf dieſes, wenn auch nur mögliche Ziel, muß dem Fleiß des Forſchers einen belebenden Sporn und eine ſüße Erholung geben. Wichtig wird ihm auch die kleinſte Bemühung ſeyn, wenn er ſich auf dem Wege ſieht, oder auch nur einen ſpäten Nachfolger darauf leitet, das Problem der Weltordnung aufzulöſen, und dem höchſten Geiſt in ſeiner ſchönſten Wirkung zu begegnen.

Und auf ſolche Art behandelt, m. HH., wird Ihnen das Studium der Weltgeſchichte eine eben ſo anziehende als nützliche Beſchäftigung gewähren. Licht wird ſie in Ihrem Verſtande, und eine wohlthätige Begeiſterung in Ihrem Herzen entzünden. Sie wird Ihren Geiſt von der gemeinen und kleinlichen Anſicht moraliſcher Dinge entwöhnen, und, indem ſie vor Ihren Augen das große Gemälde der Zeiten und Völker aus einander breitet, wird ſie die vorſchnellen Entſcheidungen des Augenblicks, und die beſchränkten Urtheile der Selbſtſucht verbeſſern. Indem ſie den Menſchen gewöhnt, ſich mit der ganzen Vergangenheit zuſammen zu faſſen, und mit ſeinen Schlüſſen in die ferne Zukunft voraus zu eilen: ſo verbirgt ſie die Grenzen von Geburt und Tod, die das Leben des Menſchen ſo eng und ſo drückend umſchließen, ſo breitet ſie optiſch täuſchend ſein kurzes Daſeyn in einen unendlichen Raum aus, und führt das Individuum unvermerkt in die Gattung hinüber.

Der Menſch verwandelt ſich und flieht von der Bühne; ſeine Meinungen fliehen und verwandeln ſich mit ihm: die Geſchichte allein bleibt unausgeſetzt auf dem Schauplatz eine unſterbliche Bürgerin aller Nationen und Zeiten. Wie der homeriſche Zevs ſieht ſie mit gleich heiterm Blicke auf die blutigen Arbeiten des Kriegs, und auf die friedlichen Völker herab, die ſich von der Milch ihrer Heerden ſchuldlos ernähren. Wie regellos auch die Freiheit des Menſchen mit dem Weltlauf zu ſchalten ſcheine, ruhig ſieht ſie dem verworrenen Spiele zu; denn ihr weitreichender Blick entdeckt ſchon von ferne, wo dieſe regellos ſchweifende Freiheit am Bande der Nothwendigkeit geleitet wird. Was ſie dem ſtrafenden Gewiſſen eines Gregors und Cromwells geheim hält, eilt ſie der Menſchheit zu offenbaren: »daß der ſelbſtſüchtige Menſch niedrige Zwecke zwar verfolgen kann, aber unbewußt vortreffliche befördert.«

Kein falſcher Schimmer wird ſie blenden, kein Vorurtheil der Zeit ſie dahinreißen, denn ſie erlebt das letzte Schickſal aller Dinge. Alles, was aufhört, hat für ſie gleich kurz gedauert: ſie hält den verdienten Olivenkranz friſch, und zerbricht den Obelisken, den die Eitelkeit thürmte. Indem ſie das feine Getriebe aus einander legt, wodurch die ſtille Hand der Natur ſchon ſeit dem Anfang der Welt die Kräfte des Menſchen planvoll entwickelt, und mit Genauigkeit andeutet, was in jedem Zeitraume für dieſen großen Naturplan gewonnen worden iſt: ſo ſtellt ſie den wahren Maßſtab für Glückſeligkeit und Verdienſt wieder her, den der herrſchende Wahn in jedem Jahrhundert anders verfälſchte. Sie heilt uns von der übertriebenen Bewunderung des Alterthums, und von der kindiſchen Sehnſucht nach vergangenen Zeiten; und indem ſie uns auf unſere eigenen Beſitzungen aufmerkſam macht, läßt ſie uns die geprieſenen goldenen Zeiten Alexanders und Auguſts nicht zurückwünſchen.

Unſer menſchliches Jahrhundert herbei zu führen, haben ſich — ohne es zu wiſſen oder zu erzielen — alle vorhergehenden Zeitalter angeſtrengt. Unſer ſind alle Schätze, welche Fleiß und Genie, Vernunft und Erfahrung im langen Alter der Welt endlich heimgebracht haben. Aus der Geſchichte erſt werden Sie lernen, einen Werth auf die Güter zu legen, denen Gewohnheit und unangefochtener Beſitz ſo gerne unſere Dankbarkeit rauben: koſtbare theure Güter, an denen das Blut der Beſten und Edelſten klebt, die durch die ſchwere Arbeit ſo vieler Generationen haben errungen werden müſſen! Und welcher unter Ihnen, bei dem ſich ein heller Geiſt mit einem empfindenden Herzen gattet, könnte dieſer hohen Verpflichtung eingedenk ſeyn, ohne daß ſich ein ſtiller Wunſch in ihm regte, an das kommende Geſchlecht die Schuld zu entrichten, die er dem vergangenen nicht mehr abtragen kann? Ein edles Verlangen muß in uns entglühen, zu dem reichen Vermächtniß von Wahrheit, Sittlichkeit und Freiheit, das wir von der Vorwelt überkamen und reich vermehrt an die Folgewelt wieder abgeben müſſen, auch aus unſern Mitteln einen Beitrag zu legen, und an dieſer unvergänglichen Kette, die durch alle Menſchengeſchlechter ſich windet, unſer fliehendes Daſeyn zu befeſtigen. Wie verſchieden auch die Beſtimmung ſey, die in der bürgerlichen Geſellſchaft Sie erwartet — etwas dazu ſteuern können Sie Alle! Jedem Verdienſt iſt eine Bahn zur Unſterblichkeit aufgethan, zu der wahren Unſterblichkeit meine ich, wo die That lebt und weiter eilt, wenn auch der Name ihres Urhebers hinter ihr zurückbleiben ſollte!

Etwas über die erſte Menſchengeſellſchaft nach dem Leitfaden der Moſaiſchen Urkunde.*

Uebergang des Menſchen zur Freiheit und Humanität.

An dem Leitbande des Inſtinkts, woran ſich noch jezt das vernunftloſe Thier leitet, mußte die Vorſehung den Menſchen in das Leben einführen, und, da ſeine Vernunft noch unentwickelt war, gleich einer wachſamen Amme hinter ihm ſtehen. Durch Hunger und Durſt zeigte ſich ihm das Bedürfniß der Nahrung an; was er zu Befriedigung deſſelben brauchte, hatte ſie in reichlichem Vorrath um ihn herum gelegt, und durch Geruch und Geſchmack leitete ſie ihn im Wählen. Durch ein ſanftes Klima hatte ſie ſeine Nacktheit geſchont, und durch einen allgemeinen Frieden um ihn her ſein wehrloſes Leben geſichert. Für die Erhaltung ſeiner Gattung war durch den Geſchlechtstrieb geſorgt.

---

* Anmerkung des Herausgebers. Dieſer Aufſaz gehört, ſo wie die beiden folgenden, zu den univerſalhiſtoriſchen Vorleſungen des Verfaſſers auf der Univerſität Jena. Im 11ten Heft der Thalia erſchien er zuerſt.

Als Pflanze und Thier war der Menſch alſo vollendet. Auch ſeine Vernunft hatte ſchon von fern angefangen, ſich zu entfalten. Weil nämlich die Natur noch für ihn dachte, ſorgte und handelte, ſo konnten ſich ſeine Kräfte deſto leichter und ungehinderter auf die ruhige Anſchauung richten, ſeine Vernunft, noch von keiner Sorge zerſtreut, konnte ungeſtört an ihrem Werkzeuge der Sprache bauen und das zarte Gedankenſpiel ſtimmen. Mit dem Auge eines Glücklichen ſah er jetzt noch herum in der Schöpfung; ſein frohes Gemüth faßte alle Erſcheinungen uneigennützig und rein auf, und legte ſie rein und lauter in einem regen Gedächtniß nieder. Sanft und lachend war alſo der Anfang des Menſchen, und dies mußte ſeyn, wenn er ſich zu dem Kampfe ſtärken ſollte, der ihm bevorſtand.

Setzen wir alſo, die Vorſehung wäre auf dieſer Stufe mit ihm ſtill geſtanden, ſo wäre aus dem Menſchen das glücklichſte und geiſtreichſte aller Thiere geworden, — aber aus der Vormundſchaft des Naturtriebs wär' er niemals getreten, frei und alſo moraliſch wären ſeine Handlungen niemals geworden, über die Grenze der Thierheit wär er niemals geſtiegen. In einer wollüſtigen Ruhe hätte er eine ewige Kindheit verlebt — und der Kreis, in welchem er ſich bewegt, wäre der kleinſt mögliche geweſen, von der Begierde zum Genuß, vom Genuß zu der Ruhe, und von der Ruhe wieder zur Begierde.

Aber der Menſch war zu ganz etwas Anderm beſtimmt und die Kräfte, die in ihm lagen, riefen ihn zu einer ganz andern Glückſeligkeit. Was die Natur in ſeiner Wiegenzeit für ihn übernommen hatte, ſollte er jetzt ſelbſt für ſich übernehmen, ſobald er mündig war. Er ſelbſt ſollte der Schöpfer ſeiner Glückſeligkeit werden und nur der Antheil, den er daran hätte, ſollte den Grad dieſer Glückſeligkeit beſtimmen. Er ſollte den Stand der Unſchuld, den er jetzt verlor, wieder aufſuchen lernen durch ſeine Vernunft und als ein freier vernünftiger Geiſt dahin zurück kommen, wovon er als Pflanze und als eine Kreatur des Inſtinkts ausgegangen war; aus einem Paradies der Unwiſſenheit und Knechtſchaft ſollte er ſich, wäre es auch nach ſpäten Jahrtauſenden, zu einem Paradies der Erkenntniß und der Freiheit hinauf arbeiten, einem ſolchen nämlich, wo er dem moraliſchen Geſetze in ſeiner Bruſt eben ſo unwandelbar gehorchen würde, als er Anfangs dem Inſtinkte gedient hatte, als die Pflanze und die Thiere dieſem noch dienen. Was war alſo unvermeidlich? Was mußte geſchehen, wenn er dieſem weitgeſteckten Ziel entgegen rücken ſollte? Sobald ſeine Vernunft ihre erſten Kräfte nur geprüft hatte, verſtieß ihn die Natur aus ihren pflegenden Armen, oder, richtiger geſagt, er ſelbſt, von einem Triebe gereizt, den er ſelbſt noch nicht kannte, und unwiſſend, was er in dieſem Augenblicke Großes that, er ſelbſt riß ab von dem leitenden Bande, und mit ſeiner noch ſchwachen Vernunft von dem Inſtinkte nur von ferne begleitet, warf er ſich in das wilde Spiel des Lebens, machte er ſich auf den gefährlichen Weg zur moraliſchen Freiheit. Wenn wir alſo jene Stimme Gottes in Eden, die ihm den Baum der Erkenntniß verbot, in eine Stimme ſeines Inſtinktes verwandeln, der ihn von dieſem Baume zurückzog, ſo iſt ſein vermeintlicher Ungehorſam gegen jenes göttliche Gebot nichts Anders als — ein Abfall von ſeinem Inſtinkte — alſo erſte Aeußerung ſeiner Selbſtthätigkeit, erſtes Wageſtück ſeiner Vernunft, erſter Anfang ſeines moraliſchen Daſeyns. Dieſer Abfall des Menſchen vom Inſtinkte, der das moraliſche Uebel zwar in die Schöpfung brachte, aber nur um das moraliſche Gut darin möglich zu machen, iſt ohne Widerſpruch die glücklichſte und größte Begebenheit in der Menſchengeſchichte; von dieſem Augenblick her ſchreibt ſich ſeine Freiheit, hier wurde zu ſeiner Moralität der erſte entfernte Grundſtein gelegt. Der Volkslehrer hat ganz recht, wenn er dieſe Begebenheit als einen Fall des erſten Menſchen behandelt, und, wo es ſich thun läßt, nützliche moraliſche Lehren daraus zieht; aber der Philoſoph hat nicht weniger Recht, der menſchlichen Natur im Großen zu dieſem wichtigen Schritt zur Vollkommenheit Glück zu wünſchen. Der erſte hat Recht, es einen Fall zu nennen — denn der Menſch wurde aus einem unſchuldigen Geſchöpf ein ſchuldiges, aus einem vollkommenen Zögling der Natur ein unvollkommenes moraliſches Weſen, aus einem glücklichen Inſtrumente ein unglücklicher Künſtler.

Der Philoſoph hat Recht, es einen Rieſenſchritt der Menſchheit zu nennen, denn der Menſch wurde dadurch aus einem Sklaven des Naturtriebes ein freihandelndes Geſchöpf, aus einem Automat ein ſittliches Weſen, und mit dieſem Schritt trat er zuerſt auf die

Leiter, die ihn nach Verlauf von vielen Jahrtauſenden zur Selbſtherrſchaft führen wird. Jetzt wurde der Weg länger, den er zum Genuß nehmen mußte. Anfangs durfte er nur die Hand ausſtrecken, um die Befriedigung ſogleich auf die Begierde folgen zu laſſen; jetzt aber mußte er ſchon Nachdenken, Fleiß und Mühe zwiſchen die Begierde und ihre Befriedigung einſchalten. Der Friede war aufgehoben zwiſchen ihm und den Thieren. Die Noth trieb ſie jetzt gegen ſeine Pflanzungen, ja gegen ihn ſelbſt an, und durch ſeine Vernunft mußte er ſich Sicherheit und eine Ueberlegenheit der Kräfte, die ihm die Natur verſagt hatte, künſtlich über ſie verſchaffen: er mußte Waffen erfinden, und ſeinen Schlaf durch feſte Wohnungen vor dieſem Feinde ſicher ſtellen. Aber hier ſchon erſetzte ihm die Natur an Freuden des Geiſtes, was ſie ihm an Pflanzengenüſſen genommen hatte. Das ſelbſt gepflanzte Kraut überraſchte ihn mit einer Schmackhaftigkeit, die er vorher nicht kennen gelernt hatte; der Schlaf beſchlich ihn nach der ermüdenden Arbeit und unter ſelbſtgebautem Dache ſüßer, als in der trägen Ruhe ſeines Paradieſes. Im Kampfe mit dem Tiger, der ihn anfiel, freute er ſich ſeiner entdeckten Gliederkraft und Liſt, und mit jeder überwundenen Gefahr konnte er ſich ſelbſt für das Geſchenk ſeines Lebens danken.

Jetzt war er für das Paradies ſchon zu edel, und er kannte ſich ſelbſt nicht, wenn er im Drange der Noth und unter der Laſt der Sorgen ſich in daſſelbe zurückwünſchte. Ein innerer ungeduldiger Trieb, der erwachte Trieb ſeiner Selbſtthätigkeit, hätte ihn bald in ſeiner müßigen Glückſeligkeit verfolgt, und ihm die Freuden verekelt, die er ſich nicht ſelbſt geſchaffen hatte. Er würde das Paradies in eine Wildniß verwandelt, und dann die Wildniß zum Paradies gemacht haben. Aber glücklich für das Menſchengeſchlecht, wenn es keinen ſchlimmern Feind zu bekämpfen gehabt hätte, als die Trägheit des Ackers, den Grimm wilder Thiere und eine ſtürmiſche Natur! — Die Noth drängte ihn, Leidenſchaften wachten auf, und waffneten ihn bald gegen ſeines Gleichen. Mit dem Menſchen mußte er um ſein Daſeyn kämpfen, einen langen, laſterreichen, noch jetzt nicht geendigten Kampf, aber in dieſem Kampfe allein konnte er ſeine Vernunft und Sittlichkeit ausbilden.

Häusliches Leben.

Die erſten Söhne, welche die Mutter der Menſchen gebar, hatten vor ihren Eltern einen ſehr wichtigen Vortheil voraus: ſie wurden von Menſchen erzogen. Alle Fortſchritte, welche die letztern durch ſich ſelbſt, und alſo weit langſamer, hatten thun müſſen, kamen ihren Kindern zu gut, und wurden dieſen ſchon in ihrem zarteſten Alter ſpielend und mit der Herzlichkeit elterlicher Liebe übergeben. Mit dem erſten Sohn alſo, der vom Weibe geboren war, fängt das große Werkzeug an, wirkſam zu werden — das Werkzeug, durch welches das ganze Menſchengeſchlecht ſeine Bildung erhalten hat, und fortfahren wird zu erhalten — nämlich die Tradition oder die Ueberlieferung der Begriffe.

Die moſaiſche Urkunde verläßt uns hier und überſpringt einen Zeitraum von fünfzehn und mehrern Jahren, um uns die beiden Brüder als ſchon erwachſen aufzuführen. Aber dieſe Zwiſchenzeit iſt für die Menſchengeſchichte wichtig, und wenn die Urkunde uns verläßt, ſo muß die Vernunft die Lücke ergänzen.

Die Geburt eines Sohnes, ſeine Ernährung, Wartung und Erziehung vermehrten die Kenntniſſe, Erfahrungen und Pflichten der erſten Menſchen mit einem wichtigen Zuwachs, den wir ſorgfältig aufzeichnen müſſen.

Von den Thieren lernte die erſte Mutter ohne Zweifel ihre nothwendigſte Mutterpflicht, ſo wie ſie die Hülfsmittel bei der Geburt wahrſcheinlich von der Noth gelernt hatte. Die Sorgfalt für Kinder machte ſie auf unzählige kleine Bequemlichkeiten aufmerkſam, die ihr bis jetzt unbekannt geweſen; die Anzahl der Dinge, von denen ſie Gebrauch machen lernte, vermehrte ſich, und die Mutterliebe wurde ſinnreich im Erfinden.

Bis jetzt hatten Beide nur ein geſellſchaftliches Verhältniß, nur eine Gattung von Liebe erkannt, weil Jedes in dem Andern nur Einen Gegenſtand vor ſich hatte. Jetzt lernten ſie mit einem neuen Gegenſtand eine neue Gattung von Liebe, ein neues moraliſches Verhältniß kennen — elterliche Liebe. Dieſes neue Gefühl von Liebe war von reinerer Art, als das erſte, es war ganz uneigennützig, da jenes erſte bloß auf Vergnügen, auf wechſelſeitiges Bedürfniß des Umgangs gegründet geweſen war.

Sie betraten alſo mit dieſer neuen Erfahrung ſchon eine höhere Stufe der Sittlichkeit — ſie wurden veredelt.

Aber die elterliche Liebe, in welcher ſich Beide für ihr Kind vereinigten, bewirkte nun auch eine nicht geringe Veränderung in dem Verhältniß, worin ſie bisher zu einander ſelbſt geſtanden hatten. Die Sorge, die Freude, die zärtliche Theilnahme, worin ſie ſich für den gemeinſchaftlichen Gegenſtand ihrer Liebe begegneten, knüpfte unter ihnen ſelbſt neue und ſchönere Bande an. Jedes entdeckte bei dieſer Gelegenheit in dem andern neue ſittlich ſchöne Züge, und eine jede ſolcher Entdeckungen erhöhte und verfeinerte ihr Verhältniß. Der Mann liebte in dem Weibe die Mutter, die Mutter ſeines geliebten Sohns. Das Weib ehrte und liebte in dem Mann den Vater, den Ernährer ihres Kindes. Das bloß ſinnliche Wohlgefallen an einander erhob ſich zur Hochachtung, aus der eigennützigen Geſchlechtsliebe erwuchs die ſchöne Erſcheinung der ehelichen Liebe.

Bald wurden dieſe moraliſchen Erfahrungen mit neuen bereichert. Die Kinder wuchſen heran, und auch unter ihnen knüpfte ſich allmählig ein zärtliches Band an. Das Kind hielt ſich am liebſten zum Kinde, weil jedes Geſchöpf ſich in ſeines Gleichen nur liebet. An zarten unmerklichen Fäden erwuchs die Geſchwiſterliebe. Eine neue Erfahrung für die erſten Eltern. Sie ſahen nun ein Bild der Geſelligkeit, des Wohlwollens, zum erſten Mal außer ihnen, ſie erkannten ihre eigenen Gefühle nur in einem jugendlichern Spiegel wieder.

Bis jetzt hatten Beide, ſo lange ſie allein waren, nur in der Gegenwart und in der Vergangenheit gelebt, aber nun fing die ferne Zukunft an, ihnen Freuden zu zeigen. So wie ſie ihre Kinder neben ſich aufwachſen ſahen, und jeder Tag eine neue Fähigkeit in dieſen entwickelte, thaten ſich ihnen lachende Ausſichten für die Zukunft auf, wenn dieſe Kinder nun einmal Männer und ihnen gleich werden würden — in ihren Herzen erwachte ein neues Gefühl, die Hoffnung. Welch ein unendliches Gebiet aber wird dem Menſchen durch die Hoffnung geöffnet! Vorher hatten ſie jedes Vergnügen nur einmal, nur in der Gegenwart genoſſen — in der Erwartung wurde jede künftige Freude mit zahlenloſer Wiederholung voraus empfunden!

Als die Kinder nun wirklich heranreiften, welche Mannichfaltigkeit kam auf einmal in dieſe erſte Menſchengeſellſchaft! Jeder Begriff, den ſie ihnen mitgetheilt hatten, hatte ſich in jeder Seele anders gebildet und überraſchte ſie jetzt durch Neuheit. Jetzt wurde der Umlauf der Gedanken lebendig, das moraliſche Gefühl in Uebung geſetzt und durch Uebung entwickelt, die Sprache wurde ſchon reicher, malte ſchon beſtimmter, und wagte ſich ſchon an feinere Gefühle; neue Erfahrungen in der Natur um ſie her, neue Anwendung der ſchon bekannten. Jetzt beſchäftigte der Menſch ihre Aufmerkſamkeit ſchon ganz. Jetzt war eine Gefahr mehr vorhanden, daß ſie zur Nachahmung der Thiere herabſinken würden!

Verſchiedenheit der Lebensweiſe.

Der Fortſchritt der Kultur äußerte ſich ſchon bei der erſten Generation. Adam baute den Acker; einen ſeiner Söhne ſehen wir ſchon einen neuen Nahrungszweig, die Viehzucht, ergreifen. Das Menſchengeſchlecht ſcheidet ſich alſo hier ſchon in zwei verſchiedene Conditionen, in Feldbauer und Hirten.

Bei der Natur ging der erſte Menſch in die Schule, und ihr hat er alle nützlichen Künſte des Lebens abgelernt. Bei einer aufmerkſamen Betrachtung konnte ihm die Ordnung nicht lange verborgen bleiben, nach welcher die Pflanzen ſich wieder erzeugen. Er ſah die Natur ſelbſt ſäen und begießen, ſein Nachahmungstrieb erwachte, und bald ſpornte ihn die Noth, der Natur ſeinen Arm zu leihen, und ihrer freiwilligen Ergiebigkeit durch Kunſt nachzuhelfen.

Man muß aber nicht glauben, daß der erſte Anbau gleich Getreidebau geweſen, wozu ſchon ſehr große Zurüſtungen nöthig ſind, und es iſt dem Gang der Natur gemäß, ſtets von dem Einfachern zu dem Zuſammengeſetztern fortzuſchreiten. Wahrſcheinlich war der Reis eines der erſten Gewächſe, die der Menſch bauete; die Natur lud ihn dazu ein, denn der Reis wächſt in Indien wild, und die älteſten Geſchichtſchreiber ſprechen von dem Reisbau als einer der älteſten Arten des Feldbaues. Der Menſch bemerkte, daß bei einer anhaltenden Dürre die Pflanzen ermatten, nach einem Regen aber ſich ſchnell wieder erholten. Er bemerkte ferner, daß da, wo ein übertretender Strom einen Schlamm zurückgelaſſen, die Fruchtbarkeit größer war. Er benutzte dieſe beiden Entdeckungen, er gab ſeinen Pflanzungen einen künſtlichen Regen, und brachte Schlamm auf ſeinen Acker, wenn kein Fluß in der

Nähe war, der ihm ſolchen geben konnte. Er lernte begießen und düngen.

Schwerer ſcheint der Schritt zu ſeyn, den er zum Gebrauch der Thiere machte; aber auch hier fing er, wie überall, bei dem Natürlichen und Unſchuldigen zuerſt an; und er begnügte ſich vielleicht viele Menſchenalter lang mit der Milch des Thieres, ehe er Hand an deſſen Leben legte. Ohne Zweifel war es die Muttermilch, die ihn zu dem Verſuche einlud, ſich der Thiermilch zu bedienen. Nicht ſobald aber hatte er dieſe neue Nahrung kennen lernen, als er ſich ihrer auf immer verſicherte. Um dieſe Speiſe jederzeit bereit und im Vorrath zu haben, durfte es nicht dem Zufall überlaſſen werden, ob ihm dieſer gerade, wenn er hungerte, ein ſolches Thier entgegen führen wollte. Er verfiel alſo darauf, eine gewiſſe Anzahl ſolcher Thiere immer um ſich zu verſammeln, er verſchaffte ſich eine Heerde; dieſe mußte er aber unter denjenigen Thieren ſuchen, die geſellig leben, und er mußte ſie aus dem Stande wilder Freiheit in den Stand der Dienſtbarkeit und friedlichen Ruhe verſetzen, d. i. er mußte ſie zähmen. Ehe er ſich aber an diejenigen wagte, die von wilderer Natur und ihm an natürlichen Waffen und Kräften überlegen waren, verſuchte er es zuerſt mit denjenigen, denen er ſelbſt an Kraft überlegen war, und welche von Natur weniger Wildheit beſaßen. Er hütete alſo früher Schafe, als er Schweine, Ochſen und Pferde hütete.

Sobald er ſeinen Thieren ihre Freiheit geraubt hatte, war er in die Nothwendigkeit geſetzt, ſie ſelbſt zu ernähren und für ſie zu ſorgen. So wurde er alſo zum Hirten, und ſo lange die Geſellſchaft noch klein war, konnte die Natur ſeiner kleinen Heerde Nahrung im Ueberfluß darbieten. Er hatte keine andere Mühe, als die Weide aufzuſuchen, und ſie, wenn ſie abgeweidet war, mit einer andern zu vertauſchen. Der reichſte Ueberfluß lohnte ihm für dieſe leichte Beſchäftigung, und der Ertrag ſeiner Arbeit war keinem Wechſel, weder der Jahrszeit noch der Witterung, unterworfen. Ein gleichförmiger Genuß war das Loos des Hirtenſtandes, Freiheit und ein fröhlicher Müßiggang ſein Charakter.

Ganz anders verhielt es ſich mit dem Feldbauer. Sklaviſch war dieſer an den Boden, den er bepflanzt hatte, gebunden, und mit der Lebensart, die er ergriff, hatte er jede Freiheit ſeines Aufenthalts aufgegeben. Sorgfältig mußte er ſich nach der zärtlichen Natur des Gewächſes richten, das er zog, und dem Wachsthum deſſelben durch Kunſt und Arbeit zu Hülfe kommen, wenn der andere ſeine Heerde ſelbſt für ſich ſorgen ließ. Mangel an Werkzeugen machte ihm anfänglich jede Arbeit ſchwerer, und doch war er ihr mit zwei Händen kaum gewachſen. Wie mühſam mußte ſeine Lebensart ſeyn, ehe die Pflugſchaar ſie ihm erleichterte, ehe er den gebändigten Stier zwang, die Arbeit mit ihm zu theilen.

Das Aufreißen des Erdreichs, Ausſaat und Wäſſerung, die Ernte ſelbſt, wie viele Arbeiten erforderte dieſes alles! und welche Arbeit erſt nach der Ernte, bis die Frucht ſeines Fleißes ſo weit gebracht war, von ihm genoſſen zu werden! Wie oft mußte er ſich gegen wilde Thiere, die ſie anfielen, für ſeine Pflanzungen wehren, ſie hüten oder verzäunen, oft vielleicht gar mit Gefahr ſeines Lebens dafür kämpfen! Und wie unſicher war ihm dabei noch immer die Frucht ſeines Fleißes, in die Gewalt der Witterung und der Jahrszeit gegeben! Ein übertretender Strom, ein fallender Hagel war genug, ſie ihm am Ziel noch zu rauben, und ihn dem härteſten Mangel auszuſetzen. Hart alſo, ungleich und zweifelhaft war das Loos des Ackermanns gegen das gemächliche ruhige Loos des Hirten, und ſeine Seele mußte in einem durch ſo viele Arbeit gehärteten Körper verwildern.

Fiel es ihm nun ein, dieſes harte Schickſal mit dem glücklichen Leben des Hirten zu vergleichen, ſo mußte ihm dieſe Ungleichheit auffallen, er mußte — nach ſeiner ſinnlichen Vorſtellungsart — jenen für einen vorgezogenen Günſtling des Himmels halten.

Der Neid erwachte in ſeinem Buſen; dieſe unglückliche Leidenſchaft mußte, bei der erſten Ungleichheit unter Menſchen, erwachen. Mit Scheelſucht blickte er jetzt den Segen des Hirten an, der ihm ruhig gegenüber im Schatten weidete, wenn ihn ſelbſt die Sonnenhitze ſtach, und die Arbeit ihm den Schweiß aus der Stirne preßte. Die ſorgloſe Fröhlichkeit des Hirten that ihm wehe. Er haßte ihn wegen ſeines Glücks und verachtete ihn ſeines Müßiggangs wegen. So bewahrte er einen ſtillen Unwillen gegen ihn in ſeinem Herzen, der bei dem nächſten Anlaß in Gewaltthätigkeit ausbrechen mußte. Dieſer Anlaß aber konnte nicht lange ausbleiben. Die Gerechtſame eines Jeden hatte zu dieſer Zeit noch keine beſtimmten Grenzen, und keine Geſetze waren noch vorhanden, die das Mein und Dein auseinander geſetzt hätten. Jeder glaubte, noch einen gleichen Anſpruch auf die ganze Erde zu haben, denn die Vertheilung in Eigenthum ſollte erſt durch eintretende Colliſionen herbei geführt werden. Geſetzt nun, der Hirte hatte alle Gegenden umher mit ſeiner Heerde abgeweidet, und fühlte doch auch keine Luſt dazu, ſich weit von der Familie in fernen Gegenden zu verlieren — was that er alſo? worauf mußte er natürlicher Weiſe verfallen? Er trieb ſeine Heerde in die Pflanzungen des Ackermanns, oder ließ es wenigſtens geſchehen, daß ſie ſelbſt dieſen Weg nahm. Hier war reicher Vorrath für ſeine Schafe, und kein Geſetz war noch da, es ihm zu wehren. Alles, wornach er greifen konnte, war ſein — ſo raiſonnirte die kindiſche Menſchheit.

Jetzt alſo zum erſten Male kam der Menſch in Colliſion mit dem Menſchen; an die Stelle der wilden Thiere, mit denen es der Ackermann bis jetzt zu thun gehabt hatte, trat nun der Menſch. Dieſer erſchien jetzt gegen ihn als ein feindſeliges Raubthier, das ſeine Pflanzungen verwüſten wollte. Kein Wunder, daß er ihn auf eben die Art empfing, wie er das Raubthier empfangen hatte, dem der Menſch jetzt nachahmte. Der Haß, den er ſchon lange Jahre in ſeiner Bruſt herum getragen, wirkte mit, ihn zu erbittern; und ein mörderiſcher Schlag mit der Keule rächte ihn auf einmal an dem langen Glück ſeines beneideten Nachbars. So traurig endigte die erſte Colliſion der Menſchen.

Aufgehobene Standesgleichheit.

Einige Worte der Urkunde laſſen uns ſchließen, daß die Polygamie in jenen frühen Zeiten etwas Seltenes, und alſo damals ſchon Herkommen geweſen ſey, ſich in Ehen einzuſchränken, und mit Einer Gattin zu begnügen. Ordentliche Ehen ſcheinen aber ſchon eine gewiſſe Sittlichkeit und Verfeinerung anzuzeigen, die man in jenen frühen Zeiten kaum erwarten ſollte. Meiſtens gelangen die Menſchen nur durch die Folgen der Unordnung zur Einführung der Ordnung, und Geſetzloſigkeit führt gewöhnlich erſt zu Geſetzen.

Dieſe Einführung ordentlicher Ehen ſcheint alſo nicht ſowohl auf Geſetzen, als auf dem Herkommen beruht zu haben. Der Menſch konnte nicht anders, als in der Ehe leben, und das Beiſpiel des erſten hatte für den zweiten ſchon einige Kraft des Geſetzes. Mit einem einzigen Paar hatte das Menſchengeſchlecht angefangen. Die Natur hatte alſo ihren Willen in dieſem Beiſpiel gleichſam verkündigt.

Nimmt man alſo an, daß in den allererſten Zeiten das Verhältniß der Anzahl zwiſchen beiden Geſchlechtern gleich geweſen ſey, ſo ordnete ſchon die Natur, was der Menſch nicht geordnet hätte. Jeder nahm nur eine Gattin, weil nur eine für ihn übrig war.

Wenn ſich nun endlich in der Anzahl beider Geſchlechter auch ein merkliches Mißverhältniß zeigte, und Wahlen ſtatt fanden, ſo war dieſe Ordnung durch Obſervanz einmal befeſtigt, und Niemand wagte es ſo leicht, die Weiſe der Väter durch eine Neuerung zu verletzen.

Eben ſo, wie die Ordnung der Ehen, richtete ſich auch ein gewiſſes natürliches Regiment in der Geſellſchaft von ſelbſt ein. Das väterliche Anſehn hatte die Natur gegründet, weil ſie das hülfloſe Kind von dem Vater abhängig machte, und es vom zarten Alter an gewöhnte, ſeinen Willen zu ehren. Dieſe Empfindung mußte der Sohn ſein ganzes Leben hindurch beibehalten. Wurde er auch nun ſelbſt Vater, ſo konnte ſein Sohn denjenigen nicht ohne Ehrfurcht anſehen, dem er von ſeinem Vater ſo ehrerbietig begegnet ſah, und ſtillſchweigend mußte er dem Vater ſeines Vaters ein höheres Anſehn zugeſtehen. Dieſes Anſehn des Stammherrn mußte ſich in gleichem Grade mit jeder Vermehrung der Familie, und mit jeder höhern Stufe ſeines Alters vermehren, und die größere Erfahrenheit, die Frucht eines ſo langen Lebens, mußte ihm ohnehin über Jeden, der jünger war, eine natürliche Ueberlegenheit geben. In jeder ſtrittigen Sache war der Stammherr alſo die letzte Inſtanz, und durch die lange Beobachtung dieſes Gebrauchs gründete ſich endlich eine natürliche ſanfte Obergewalt, die Patriarchen-Regierung, welche aber die allgemeine Gleichheit darum nicht aufhob, ſondern vielmehr befeſtigte.

Aber dieſe Gleichheit konnte nicht immer Beſtand haben. Einige waren weniger arbeitſam, einige weniger von dem Glück und ihrem Erdreich begünſtigt, einige ſchwächlicher geboren als die andern, es gab alſo

Starke und Schwache, Herzloſe und Verzagte, Wohlhabende und Arme. Der Schwache und Arme mußte bitten, der Wohlhabende konnte geben und verſagen. Die Abhängigkeit der Menſchen von Menſchen fing an.

Die Natur der Dinge hatte es einführen müſſen, daß das hohe Alter von der Arbeit befreite, und der Jüngling für den Greis, der Sohn für den grauen Vater die Geſchäfte übernahm. Bald wurde dieſe Pflicht der Natur von der Kunſt nachgeahmt. Manchem mußte der Wunſch aufſteigen, die bequeme Ruhe des Greiſen mit den Genüſſen des Jünglings zu verbinden, und ſich künftig Jemand zu verſchaffen, der für ihn die Dienſte eines Sohnes übernähme. Sein Auge fiel auf den Armen oder Schwächern, der ſeinen Schutz aufforderte, oder ſeinen Ueberfluß in Anſpruch nahm. Der Arme und Schwache bedurfte ſeines Beiſtandes, er hingegen brauchte den Fleiß des Armen. Das Eine alſo wurde die Bedingung des Andern. Der Arme und Schwache diente und empfing, der Starke und Reiche gab und ging müßig.

Der erſte Unterſchied der Stände.

Der Reiche wurde reicher durch des Armen Fleiß; ſeinen Reichthum zu vermehren, vermehrte er alſo die Zahl ſeiner Knechte; Viele alſo ſah er um ſich, die minder glücklich als er waren, Viele hingen von ihm ab. Der Reiche fühlte ſich und wurde ſtolz. Er fing an, die Werkzeuge ſeines Glückes mit Werkzeugen ſeines Willens zu verwechſeln. Die Arbeit Vieler kam ihm, dem Einzigen, zu gut; alſo ſchloß er, dieſe Vielen ſeyen des Einzigen wegen da — Er hatte nur einen kleinen Schritt zum Despoten.

Der Sohn des Reichen fing an, ſich beſſer zu dünken, als die Söhne von ſeines Vaters Knechten. Der Himmel hatte ihn mehr begünſtigt als dieſe; er war dem Himmel alſo lieber. Er nannte ſich Sohn des Himmels, wie wir Günſtlinge des Glücks Söhne des Glücks nennen. Gegen ihn, den Sohn des Himmels, war der Knecht nur ein Menſchenſohn. Daher in der Geneſis der Unterſchied zwiſchen Kindern Elohims und Kindern der Menſchen.

Das Glück führte den Reichen zum Müßiggang, der Müßiggang führte ihn zur Lüſternheit und endlich zum Laſter. Sein Leben auszufüllen, mußte er die Zahl ſeiner Genüſſe vermehren; ſchon reichte das gewöhnliche Maß der Natur nicht mehr hin, den Schwelger zu befriedigen, der in ſeiner trägen Ruhe auf Ergötzungen ſann.

Er mußte Alles beſſer und Alles in reicherem Maße haben als der Knecht. Der Knecht begnügte ſich noch mit Einer Gattin. Er erlaubte ſich mehrere Weiber. Immerwährender Genuß ſtumpft aber ab und ermüdet. Er mußte darauf denken, ihn durch künſtliche Reize zu erheben. Ein neuer Schritt. Er nahm nicht mehr vorlieb mit dem, was den ſinnlichen Trieb nur befriedigte; er wollte in einen Genuß mehrere und feinere Freuden gelegt haben. Erlaubte Vergnügungen ſättigten ihn nicht mehr; ſeine Begierde verfiel nun auf heimliche. Das Weib allein reizte ihn nicht mehr. Er verlangte jetzt ſchon Schönheit von ihm.

Unter den Töchtern ſeiner Knechte entdeckte er ſchöne Weiber. Sein Glück hatte ihn ſtolz gemacht; Stolz und Sicherheit machten ihn trotzig. Er überredete ſich leicht, daß Alles ſein ſey, was ſeinen Knechten gehöre. Weil ihm Alles hinging, ſo erlaubte er ſich Alles. Die Tochter ſeines Knechts war ihm zur Gattin zu niedrig, aber zur Befriedigung ſeiner Lüſte war ſie doch zu gebrauchen. Ein neuer wichtiger Schritt der Verfeinerung zur Verſchlimmerung.

Sobald aber nun das Beiſpiel einmal gegeben war, ſo mußte die Sittenverderbniß bald allgemein werden. Je weniger Zwangsgeſetze ſie nämlich vorfand, die ihr hätten Einhalt thun können, je näher die Geſellſchaft, in welcher dieſe Sittenloſigkeit aufkam, noch dem Stande der Unſchuld war, deſto reißender mußte ſie ſich verbreiten.

Das Recht des Stärkern kam auf, Macht berechtigte zur Unterdrückung, und zum erſten Male zeigen ſich Tyrannen.

Die Urkunde gibt ſie als Söhne der Freude an, als die unächten Kinder, die in geſetzwidriger Vermiſchung erzeugt wurden. Kann man dieſes für buchſtäblich wahr halten, ſo liegt eine große Feinheit in dieſem Zug, die man meines Wiſſens noch nicht auseinander geſetzt hat. Dieſe Baſtard-Söhne erbten den Stolz des Vaters, aber nicht ſeine Güter. Vielleicht liebte ſie der Vater und zog ſie bei ſeinen Lebzeiten vor, aber von ſeinen rechtmäßigen Erben wurden ſie ausgeſchloſſen und vertrieben, ſobald er todt war. Hinausgeſtoßen von einer Familie, der ſie durch einen unrechten Weg aufgedrungen worden, ſahen ſie ſich verlaſſen und einſam in der weiten Welt, ſie gehörten Niemand an, und nichts gehörte ihnen; damals aber war keine andere Lebensweiſe in der Welt, als man müßte entweder Herr oder eines Herrn Knecht ſeyn.

Ohne das Erſte zu ſeyn, dünkten ſie ſich zu dem Letztern zu ſtolz; auch waren ſie zu bequem erzogen, um dienen zu lernen. Was ſollten ſie alſo thun? Der Dünkel auf ihre Geburt und feſte Glieder war alles, was ihnen geblieben war; nur die Erinnerung an ehemaligen Wohlſtand, und ein Herz, das auf die Geſellſchaft erbittert war, begleitete ſie in's Elend. Der Hunger machte ſie zu Räubern, und Räuberglück zu Abenteurern, endlich gar zu Helden.

Bald wurden ſie dem friedlichen Feldbauer, dem wehrloſen Hirten fürchterlich, und erpreßten von ihm, was ſie wollten. Ihr Glück und ihre Siegesthaten machten ſie weit umher berüchtigt, und der bequeme Ueberfluß dieſer neuen Lebensweiſe mochte wohl Mehrere zu ihrer Bande ſchlagen. So wurden ſie gewaltig, wie die Schrift ſagt, und berühmte Leute.

Dieſe überhandnehmende Unordnung in der erſten Geſellſchaft würde ſich endlich wahrſcheinlich mit Ordnudg geendigt, und die einmal aufgehobene Gleichheit unter den Menſchen von dem patriarchaliſchen Regiment zu Monarchien geführt haben — Einer dieſer Abenteurer, mächtiger und kühner als die andern, würde ſich zu ihrem Herrn aufgeworfen, eine feſte Stadt gebaut, und den erſten Staat gegründet haben — aber dieſe Erſcheinung kam dem Weſen, das das Schickſal der

Welt lenkt, noch zu frühe, und eine fürchterliche Naturbegebenheit hemmte plötzlich alle Schritte, welche das Menſchengeſchlecht zu ſeiner Verfeinerung zu thun im Begriffe war.

Der erſte König.

Aſien, durch die Ueberſchwemmung von ſeinen menſchlichen Bewohnern verlaſſen, mußte bald wilden Thieren zum Raub werden, die ſich auf einem ſo fruchtbaren Erdreich, als auf die Ueberſchwemmung folgte, ſchnell und in großer Anzahl vermehrten, und ihre Herrſchaft da ausbreiten, wo der Menſch zu ſchwach war, ihr Einhalt zu thun. Jeder Strich Landes alſo, den das neue Menſchengeſchlecht bebauete, mußte den wilden Thieren erſt abgerungen und mit Liſt und Gewalt ferner gegen ſie vertheidigt werden. Unſer Europa iſt jetzt von dieſen wilden Bewohnern gereinigt, und kaum können wir uns einen Begriff von dem Elend machen, das jene Zeiten gedrückt hat; aber wie fürchterlich dieſe Plage geweſen ſeyn müſſe, laſſen uns, außer mehrern Stellen der Schrift, die Gewohnheiten der älteſten Völker und beſonders der Griechen ſchließen, die den Bezwingern wilder Thiere Unſterblichkeit und die Götterwürde zuerkannt haben.

So wurde der Thebaner Oedipus König, weil er die verheerende Sphinx ausgerottet; ſo erwarben ſich Perſeus, Herkules, Theſeus und viele Andere ihren Nachruhm und ihre Apotheoſe. Wer alſo an Vertilgung dieſer allgemeinen Feinde arbeitete, war der größte Wohlthäter der Menſchen, und um glücklich darin zu ſeyn, mußte er auch wirklich ſeltene Gaben in ſich vereinigen. Die Jagd gegen dieſe Thiere war, ehe der Krieg unter Menſchen ſelbſt zu wüthen begann, das eigentliche Werk der Helden. Wahrſcheinlich wurde dieſe Jagd in großen Haufen angeſtellt, die immer der Tapferſte anführte, derjenige nämlich, dem ſein Muth und ſein Verſtand eine natürliche Ueberlegenheit über die Andern verſchafften. Dieſer gab dann zu den wichtigſten dieſer Kriegesthaten ſeinen Namen, und dieſer Name lud viele Hunderte ein, ſich zu ſeinem Gefolge zu ſchlagen, um unter ihm Thaten der Tapferkeit zu thun. Weil dieſe Jagden nach gewiſſen planmäßigen Dispoſitionen vorgenommen werden mußten, die der Anführer entwarf und dirigirte, ſo ſetzte er ſich dadurch ſtillſchweigend in den Beſitz, den übrigen ihre Rollen zuzutheilen, und ſeinen Willen zu dem ihrigen zu machen. Man wurde unvermerkt gewohnt, ihm Folge zu leiſten, und ſich ſeinen beſſern Einſichten zu unterwerfen. Hatte er ſich durch Thaten perſönlicher Tapferkeit, durch Kühnheit der Seele und Stärke des Arms hervorgethan, ſo wirkten Furcht und Bewunderung zu ſeinem Vortheil, daß man ſich zuletzt blindlings ſeiner Führung unterwarf. Entſtanden nun Zwiſtigkeiten unter ſeinen Jagdgenoſſen, die unter einem ſo zahlreichen rohen Jägerſchwarm nicht lange ausbleiben konnten, ſo war er, den Alle fürchteten und ehrten, der natürlichſte Richter des Streits, und die Ehrfurcht und Furcht vor ſeiner perſönlichen Tapferkeit war genug, ſeinen Ausſprüchen Kraft zu geben. So wurde er aus einem Anführer der Jagden ſchon ein Befehlshaber und Richter.

Wurde der Raub nun getheilt, ſo mußte billigerweiſe die größere Portion ihm, dem Anführer, zufallen, und da er ſolche für ſich ſelbſt nicht verbrauchte, ſo hatte er etwas, womit er ſich Andere verbinden, und ſich alſo Anhänger und Freunde erwerben konnte. Bald ſammelte ſich eine Anzahl der Tapferſten, die er immer durch neue Wohlthaten zu vermehren ſuchte, um ſeine Perſon, und unvermerkt hatte er ſich eine Art von Leibwache, eine Schaar von Mamelucken, daraus gebildet, die ſeine Anmaßungen mit wildem Eifer unterſtützte, und Jeden, der ſich ihm widerſetzen mochte, durch ihre Anzahl in Schrecken ſetzte.

Da ſeine Jagden allen Gutsbeſitzern und Hirten, deren Grenzen er dadurch von verwüſtenden Feinden reinigte, nützlich wurden, ſo mochte ihm anfänglich ein freiwilliges Geſchenk in Früchten des Feldes und der Heerde für dieſe nützliche Mühe gereicht worden ſeyn, das er ſich in der Folge als einen verdienten Tribut fortſetzen ließ, und endlich als eine Schuld und als eine pflichtmäßige Abgabe erpreßte. Auch dieſe Erwerbungen vertheilte er unter die Tüchtigſten ſeines Haufens, und vergrößerte dadurch immer mehr die Zahl ſeiner Kreaturen. Weil ihn ſeine Jagden öfters durch Flur und Felder führten, die bei dieſen Durchzügen Schaden litten, ſo fanden es viele Gutsbeſitzer für gut, dieſe Laſt durch ein freiwilliges Geſchenk abzukaufen, welches er gleichfalls nachher von allen Andern, denen er hätte ſchaden können, einforderte. Durch ſolche und ähnliche Mittel vermehrte er ſeinen Reichthum, und durch dieſen — ſeinen Anhang, der endlich zu einer kleinen Armee anwuchs, die um ſo fürchterlicher war, weil ſie ſich im Kampf mit dem Löwen und Tiger zu jeder Gefahr und Arbeit abgehärtet hatte, und durch ihr rauhes Handwerk verwildert war. Der Schrecken ging jetzt vor ſeinem Namen her, und Niemand durfte es mehr wagen, ihm eine Bitte zu verweigern. Fielen zwiſchen einem aus ſeiner Begleitung und einem Fremden Streitigkeiten vor, ſo appellirte der Jäger natürlicherweiſe an ſeinen Anführer und Beſchützer, und ſo lernte dieſer ſeine Gerichtsbarkeit auch über Dinge, die ſeine Jagd nichts angingen, verbreiten. Nun fehlte ihm zum Könige nichts mehr, als eine feierliche Anerkennung, und konnte man ihm dieſe wohl an der Spitze ſeiner gewaffneten und gebieteriſchen Schaaren verſagen? Er war der Tüchtigſte zu herrſchen, weil er der Mächtigſte war, ſeine Befehle durchzuſetzen. Er war der allgemeine Wohlthäter Aller, weil man ihm Ruhe und Sicherheit vor dem gemeinſchaftlichen Feind verdankte. Er war ſchon im Beſitz der Gewalt, weil ihm die Mächtigſten zu Gebote ſtanden.

Auf eine ähnliche Art wurden die Vorfahren des Alarich, des Attila, des Meroveus Könige ihrer Völker. Eben ſo iſt's mit den griechiſchen Königen, die uns Homer in der Ilias aufführt. Alle waren zuerſt Anführer eines kriegeriſchen Haufens, Ueberwinder von Ungeheuern, Wohlthäter ihrer Nation. Aus kriegeriſchen Anführern wurden ſie allmählig Schiedsmänner und Richter; mit dem gemachten Raube erkauften ſie ſich einen Anhang, der ſie mächtig und fürchterlich machte. Durch Gewalt endlich ſtiegen ſie auf den Thron.

Man führt das Beiſpiel des Dejoces in Medien an, dem das Volk die königliche Würde freiwillig übertrug, nachdem er ſich demſelben als Richter nützlich gemacht hatte. Aber man that Unrecht, dieſes Beiſpiel auf die Entſtehung des erſten Königs anzuwenden. Als die Meder den Dejoces zu ihrem Könige machten, waren ſie ſchon ein Volk, ſchon eine formirte politiſche Geſellſchaft; in dem vorliegenden Falle hingegen ſollte durch den erſten König die erſte politiſche Geſellſchaft entſtehen. Die Meder hatten das drückende Joch der aſſyriſchen Monarchen getragen; der König, von dem jetzt die Rede iſt, war der erſte in der Welt, und das Volk, das ſich ihm unterwarf, eine Geſellſchaft freigeborner Menſchen, die noch keine Gewalt über ſich geſehen hatten. Eine ſchon ehemals geduldete Gewalt läßt ſich ſehr gut auf dieſem ruhigen Weg wieder herſtellen, aber auf dieſem ruhigen Weg läßt ſich eine ganz neue und unbekannte nicht einſetzen.

Es ſcheint alſo dem Gang der Dinge gemäßer, daß der erſte König ein Uſurpator war, den nicht ein freiwilliger einſtimmiger Ruf der Nation (denn damals war noch keine Nation), ſondern Gewalt und Glück und eine ſchlagfertige Miliz auf den Thron ſetzten.

Die Sendung Moſes.[*]

Die Gründung des jüdiſchen Staats durch Moſes iſt eine der denkwürdigſten Begebenheiten, welche die Geſchichte aufbewahrt hat, wichtig durch die Stärke des Verſtandes, wodurch ſie in's Werk gerichtet worden, wichtiger noch durch ihre Folgen auf die Welt, die noch bis auf dieſen Augenblick fortdauern. Zwei Religionen, welche den größten Theil der bewohnten Erde beherrſchen, das Chriſtenthum und der Islamismus, ſtützen ſich beide auf die Religion der Hebräer, und ohne dieſe würde es niemals weder ein Chriſtenthum noch einen Koran gegeben haben.

Ja, in einem gewiſſen Sinne iſt es unwiderleglich wahr, daß wir der Moſaiſchen Religion einen großen Theil der Aufklärung danken, deren wir uns heutiges Tags erfreuen. Denn durch ſie wurde eine koſtbare Wahrheit, welche die ſich ſelbſt überlaſſene Vernunft erſt nach einer langſamen Entwickelung würde gefunden haben, die Lehre von dem einigen Gott, vorläufig unter dem Volke verbreitet, und als ein Gegenſtand des blinden Glaubens ſo lange unter demſelben erhalten, bis ſie endlich in den hellern Köpfen zu einem Vernunftbegriff reifen konnte. Dadurch wurden einem großen Theil des Menſchengeſchlechts alle die traurigen Irrwege erſpart, worauf der Glaube an Vielgötterei zuletzt führen muß, und die hebräiſche Verfaſſung erhielt den ausſchließenden Vorzug, daß die Religion der Weiſen mit der Volksreligion nicht in direktem Widerſpruche ſtand, wie es doch bei den aufgeklärten Heiden der Fall war. Aus dieſem Standpunkte betrachtet, muß uns die Nation der Hebräer als ein wichtiges univerſalhiſtoriſches Volk erſcheinen, und alles Böſe, welches man dieſem Volke nachzuſagen gewohnt iſt, alle Bemühungen witziger Köpfe, es zu verkleinern, werden uns nicht hindern, gerecht gegen daſſelbe zu ſeyn. Die Unwürdigkeit und Verworfenheit der Nation kann das erhabene Verdienſt ihres Geſetzgebers nicht vertilgen, und eben ſo wenig den großen Einfluß vernichten, den dieſe Nation mit Recht in der Weltgeſchichte behauptet. Als ein unreines und gemeines Gefäß, worin aber etwas ſehr Koſtbares aufbewahrt worden, müſſen wir ſie ſchätzen; wir müſſen in ihr den Canal verehren, den, ſo unrein er auch war, die Vorſicht erwählte, uns das edelſte aller Güter, die Wahrheit, zuzuführen; den ſie aber auch zerbrach, ſobald er geleiſtet hatte, was er ſollte. Auf dieſe Art werden wir gleich weit entfernt ſeyn, dem hebräiſchen Volk einen Werth aufzudringen, den es nie gehabt hat, und ihm ein Verdienſt zu rauben, das ihm nicht ſtreitig gemacht werden kann.

---

[*] Anmerk. des Herausgebers. Im 10ten Heft der Thalia wurde dieſer Aufſatz zuerſt gedruckt.

Die Hebräer kamen, wie bekannt iſt, als eine einzige Nomadenfamilie, die nicht über ſiebenzig Seelen begriff, nach Aegypten, und wurden erſt in Aegypten zum Volk. Während eines Zeitraums von ohngefähr vierhundert Jahren, die ſie in dieſem Lande zubrachten, vermehrten ſie ſich beinahe bis zu zwei Millionen, unter welchen ſechshunderttauſend ſtreitbare Männer gezählt wurden, als ſie aus dieſem Königreiche zogen. Während ihres langen Aufenthalts lebten ſie abgeſondert von den Aegyptern, abgeſondert ſowohl durch den eigenen Wohnplatz, den ſie einnahmen, als auch durch ihren nomadiſchen Stand, der ſie allen Eingebornen des Landes zum Abſcheu machte, und von allem Antheil an den bürgerlichen Rechten der Aegypter ausſchloß. Sie regierten ſich nach nomadiſcher Art fort, der Hausvater die Familie, der Stammfürſt die Stämme, und machten auf dieſe Art einen Staat im Staate aus, der endlich durch ſeine ungeheure Vermehrung die Beſorgniß der Könige erweckte.

Eine ſolche abgeſonderte Menſchenmenge im Herzen des Reichs, durch ihre nomadiſche Lebensart müſſig, die unter ſich ſehr genau zuſammenhielt, mit dem Staat aber gar kein Intereſſe gemein hatte, konnte bei einem feindlichen Einfall gefährlich werden, und leicht in Verſuchung gerathen, die Schwäche des Staats, deren müßige Zuſchauerin ſie war, zu benutzen. Die Staatsklugheit rieth alſo, ſie ſcharf zu bewachen, zu beſchäftigen und auf Verminderung ihrer Anzahl zu denken. Man drückte ſie alſo mit ſchwerer Arbeit, und wie man auf dieſem Wege gelernt hatte, ſie dem

Staat ſogar nützlich zu machen, ſo vereinigte ſich nun auch der Eigennutz mit der Politik, um ihre Laſten zu vermehren. Unmenſchlich zwang man ſie zum öffentlichen Frohndienſt, und ſtellte beſondere Vögte an, ſie anzutreiben und zu mißhandeln. Dieſe barbariſche Behandlung hinderte aber nicht, daß ſie ſich nicht immer ſtärker ausbreiteten. Eine geſunde Politik würde alſo natürlich darauf geführt haben, ſie unter den übrigen Einwohnern zu vertheilen und ihnen gleiche Rechte mit dieſen zu geben; aber dies erlaubte der allgemeine Abſcheu nicht, den die Aegypter gegen ſie hegten. Dieſer Abſcheu wurde noch durch die Folgen vermehrt, die er nothwendig haben mußte. Als der König der Aegypter der Familie Jakobs die Provinz Geſen (an der Oſtſeite des untern Nils) zum Wohnplatz einräumte, hatte er ſchwerlich auf eine Nachkommenſchaft von zwei Millionen gerechnet, die darin Platz haben ſollte; die Provinz war alſo wahrſcheinlich nicht von beſonderm Umfang, und das Geſchenk war immer ſchon großmüthig genug, wenn auch nur auf den hundertſten Theil dieſer Nachkommenſchaft dabei Rückſicht genommen worden. Da ſich nun der Wohnplatz der Hebräer nicht in gleichem Verhältniß mit ihrer Bevölkerung erweiterte, ſo mußten ſie mit jeder Generation immer enger und enger wohnen, bis ſie ſich zuletzt, auf eine der Geſundheit höchſt nachtheilige Art, in dem engſten Raume zuſammendrängten. Was war natürlicher, als daß ſich nun eben die Folgen einſtellten, welche in einem ſolchen Fall unausbleiblich ſind? — die höchſte Unreinlichkeit und anſteckende

Seuchen. Hier alſo wurde ſchon der erſte Grund zu dem Uebel gelegt, welches dieſer Nation bis auf die heutigen Zeiten eigen geblieben iſt; aber damals mußte es in einem fürchterlichen Grade wüthen. Die ſchrecklichſte Plage dieſes Himmelsſtrichs, der Ausſatz, riß unter ihnen ein und erbte ſich durch viele Generationen hinunter. Die Quellen des Lebens und der Zeugung wurden langſam durch ihn vergiftet, und aus einem zufälligen Uebel entſtand endlich eine erbliche Stammeskonſtitution. Wie allgemein dieſes Uebel geweſen, erhellt ſchon aus der Menge der Vorkehrungen, die der Geſetzgeber dagegen gemacht hat; und das einſtimmige Zeugniß der Profanſcribenten, des Aegypters Manetho, des Diodor von Sicilien, des Tacitus, des Lyſimachus, Strabo und vieler Andern, welche von der jüdiſchen Nation faſt gar nichts, als dieſe Volkskrankheit des Ausſatzes, kennen, beweiſt, wie allgemein und wie tief der Eindruck davon bei den Aegyptern geweſen ſey.

Dieſer Ausſatz alſo, eine natürliche Folge ihrer engen Wohnung, ihrer ſchlechten und kärglichen Nahrung und der Mißhandlungen, die man gegen ſie ausübte, wurde wieder zu einer neuen Urſache derſelben. Die man Anfangs als Hirten verachtete und als Fremdlinge mied, wurden jetzt als Verpeſtete geflohen und verabſcheut. Zu der Furcht und dem Widerwillen alſo, welche man in Aegypten von jeher gegen ſie gehegt, geſellte ſich noch Ekel und eine tief zurückſtoßende Verachtung. Gegen Menſchen, die der Zorn der Götter auf eine ſo ſchreckliche Art ausgezeichnet, hielt man ſich Alles für erlaubt, und man trug kein Bedenken, ihnen die heiligſten Menſchenrechte zu entziehen.

Kein Wunder, daß die Barbarei gegen ſie in eben dem Grade ſtieg, als die Folgen dieſer barbariſchen Behandlung ſichtbarer wurden, und daß man ſie immer härter für das Elend ſtrafte, welches man ihnen doch ſelbſt zugezogen hatte.

Die ſchlechte Politik der Aegypter wußte den Fehler, den ſie gemacht hatte, nicht anders, als durch einen neuen und gröbern Fehler zu verbeſſern. Da es ihr, alles Drucks ungeachtet, nicht gelang, die Quellen der Bevölkerung zu verſtopfen, ſo verfiel ſie auf einen eben ſo unmenſchlichen als elenden Ausweg, die neugebornen Söhne ſogleich durch die Hebammen erwürgen zu laſſen. Aber Dank der beſſern Natur des Menſchen! Despoten ſind nicht immer gut befolgt, wenn ſie Abſcheulichkeiten gebieten. Die Hebammen in Aegypten wußten dieſes unnatürliche Gebot zu verhöhnen, und die Regierung konnte ihre gewaltthätigen Maßregeln nicht anders als durch gewaltſame Mittel durchſetzen. Beſtellte Mörder durchſtreiften auf königlichen Befehl die Wohnungen der Hebräer, und ermordeten in der Wiege Alles, was männlich war. Auf dieſem Wege freilich mußte die ägyptiſche Regierung doch zuletzt ihren Zweck durchſetzen, und, wenn kein Retter ſich in's Mittel ſchlug, die Nation der Juden in wenigen Generationen gänzlich vertilgt ſehen.

Woher ſollte aber nun den Hebräern dieſer Retter kommen? ſchwerlich aus der Mitte der Aegypter ſelbſt, denn wie ſollte ſich einer von dieſen für eine Nation verwenden, die ihm fremd war, deren Sprache er nicht einmal verſtand, und ſich gewiß nicht die Mühe nahm, zu erlernen, die ihm eines beſſern Schickſals eben ſo unfähig als unwürdig ſcheinen mußte. Aus ihrer eignen Mitte noch viel weniger, denn was hat die Unmenſchlichkeit der Aegypter im Verlauf einiger Jahrhunderte aus dem Volk der Hebräer endlich gemacht? Das roheſte, das bösartigſte, das verworfenſte Volk der Erde, durch eine dreihundertjährige Vernachläſſigung verwildert, durch einen ſo langen knechtiſchen Druck verzagt gemacht und erbittert, durch eine erblich auf ihm haftende Infamie vor ſich ſelbſt erniedrigt, entnervt und gelähmt zu allen heroiſchen Entſchlüſſen, durch eine ſo lang anhaltende Dummheit endlich faſt bis zum Thier herunter geſtoßen. Wie ſollte aus einer ſo verwahrloſten Menſchenraſſe ein freier Mann, ein erleuchteter Kopf, ein Held oder ein Staatsmann hervorgehen? Wo ſollte ſich ein Mann unter ihnen finden, der einem ſo tief verachteten Sklavenpöbel Anſehen, einem ſo lang gedrückten Volke Gefühl ſeiner ſelbſt, einem ſo unwiſſenden rohen Hirtenhaufen Ueberlegenheit über ſeine verfeinerten Unterdrücker verſchaffte? Unter den damaligen Hebräern konnte eben ſo wenig, als unter der verworfenen Caſte der Parias unter den Hindu, ein kühner und heldenmüthiger Geiſt entſtehen.

Hier muß uns die große Hand der Vorſicht, die den verworrenſten Knoten durch die einfachſten Mittel löſt, zur Bewunderung hinreißen — aber nicht derjenigen Vorſicht, welche ſich auf dem gewaltſamen Wege der

Wunder in die Oekonomie der Natur einmengt, ſondern derjenigen, welche der Natur ſelbſt eine ſolche Oekonomie vorgeſchrieben hat, außerordentliche Dinge auf dem ruhigſten Wege zu bewirken. Einem gebornen Aegypter fehlte es an der nöthigen Aufforderung, an dem Nationalintereſſe für die Hebräer, um ſich zu ihrem Erretter aufzuwerfen. Einem bloßen Hebräer mußte es an Kraft und Geiſt zu dieſer Unternehmung gebrechen. Was für einen Ausweg erwählte alſo das Schickſal? Es nahm einen Hebräer, entriß ihn aber frühzeitig ſeinem rohen Volk, und verſchaffte ihm den Genuß ägyptiſcher Weisheit; und ſo wurde ein Hebräer, ägyptiſch erzogen, das Werkzeug, wodurch dieſe Nation aus der Knechtſchaft entkam.

Eine hebräiſche Mutter aus dem levitiſchen Stamme hatte ihren neugebornen Sohn drei Monate lang vor den Mördern verborgen, die aller männlichen Leibesfrucht unter ihrem Volke nachſtellten; endlich gab ſie die Hoffnung auf, ihm länger eine Freiſtatt bei ſich zu gewähren. Die Noth gab ihr eine Liſt ein, wodurch ſie ihn vielleicht zu erhalten hoffte. Sie legte ihren Säugling in eine kleine Kiſte von Papyrus, welche ſie durch Pech gegen das Eindringen des Waſſers verwahrt hatte, und wartete die Zeit ab, wo die Tochter des Pharao gewöhnlich zu baden pflegte. Kurz vorher mußte die Schweſter des Kindes die Kiſte, worin es war, in das Schilf legen, an welchem die Königstochter vorbei kam, und wo es dieſer alſo in die Augen fallen mußte. Sie ſelbſt aber blieb in der Nähe, um das fernere Schickſal des Kindes abzuwarten. Die Tochter des Pharao wurde es bald gewahr, und da der Knabe ihr gefiel, ſo beſchloß ſie, ihn zu retten. Seine Schweſter wagte es nun, ſich zu nähern, und erbot ſich, ihm eine hebräiſche Amme zu bringen, welches ihr von der Prinzeſſin bewilligt wird. Zum zweiten Male erhält alſo die Mutter ihren Sohn, und nun darf ſie ihn ohne Gefahr und öffentlich erziehen. So erlernte er denn die Sprache ſeiner Nation, und wurde bekannt mit ihren Sitten, während daß ſeine Mutter wahrſcheinlich nicht verſäumte, ein recht rührendes Bild des allgemeinen Elendes in ſeine zarte Seele zu pflanzen. Als er die Jahre erreicht hatte, wo er der mütterlichen Pflege nicht mehr bedurfte, und wo es nöthig wurde, ihn dem allgemeinen Schickſal ſeines Volks zu entziehen, brachte ihn ſeine Mutter der Königstochter wieder, und überließ ihr nun das fernere Schickſal des Knaben. Die Tochter des Pharao adoptirte ihn, und gab ihm den Namen Moſes, weil er aus dem Waſſer gerettet worden. So wurde er denn aus einem Sklavenkinde und einem Schlachtopfer des Todes der Sohn einer Königstochter, und als ſolcher aller Vortheile theilhaftig, welche die Kinder der Könige genoſſen. Die Prieſter, zu deren Orden er in dem Augenblicke gehörte, als er der königlichen Familie einverleibt wurde, übernahmen jetzt ſeine Erziehung, und unterrichteten ihn in aller ägyptiſchen Weisheit, die das ausſchließende Eigenthum ihres Standes war. Ja, es iſt wahrſcheinlich, daß ſie ihm keines ihrer Geheimniſſe vorenthalten haben, da eine Stelle des ägyptiſchen Geſchichtſchreibers Manetho, worin er den

Moſes zu einem Apoſtaten der ägyptiſchen Religion und einem aus Heliopolis entflohenen Prieſter macht, uns vermuthen läßt, daß er zum prieſterlichen Stand beſtimmt geweſen.

Um alſo zu beſtimmen, was Moſes in dieſer Schule empfangen haben konnte, und welchen Antheil die Erziehung, die er unter den ägyptiſchen Prieſtern empfing, an ſeiner nachherigen Geſetzgebung gehabt hat, müſſen wir uns in eine nähere Unterſuchung dieſes Inſtituts einlaſſen, und über das, was darin gelehrt und getrieben wurde, das Zeugniß alter Schriftſteller hören. Schon der Apoſtel Stephanus läßt ihn in aller Weisheit der Aegyptier unterrichtet ſeyn. Der Geſchichtſchreiber Philo ſagt, Moſes ſey von den ägyptiſchen Prieſtern in der Philoſophie der Symbole und Hieroglyphen, wie auch in den Geheimniſſen der heiligen Thiere eingeweiht worden. Eben dieſes Zeugniß beſtätigen Mehrere, und wenn man erſt einen Blick auf das, was man ägyptiſche Myſterien nannte, geworfen hat, ſo wird ſich zwiſchen dieſen Myſterien und dem, was Moſes nachher gethan und verordnet hat, eine merkwürdige Aehnlichkeit ergeben.

Die Gottesverehrung der älteſten Völker ging, wie bekannt iſt, ſehr bald in Vielgötterei und Aberglauben über, und ſelbſt bei denjenigen Geſchlechtern, die uns die Schrift als Verehrer des wahren Gottes nennt, waren die Ideen vom höchſten Weſen weder rein noch edel, und auf nichts weniger als eine helle, vernünftige Einſicht gegründet. Sobald aber durch beſſere Einrichtung der bürgerlichen Geſellſchaft und durch Gründung eines ordentlichen Staats die Stände getrennt und die Sorge für göttliche Dinge das Eigenthum eines beſondern Standes geworden, ſobald der menſchliche Geiſt durch Befreiung von allen zerſtreuenden Sorgen Muße empfing, ſich ganz allein der Betrachtung ſeiner ſelbſt und der Natur hinzugeben, ſobald endlich auch hellere Blicke in die phyſiſche Oekonomie der Natur gethan worden, mußte die Vernunft endlich über jene groben Irrthümer ſiegen, und die Vorſtellung von dem höchſten Weſen mußte ſich veredeln. Die Idee von einem allgemeinen Zuſammenhang der Dinge mußte unausbleiblich zum Begriff eines einzigen höchſten Verſtandes führen, und jene Idee, wo eher hätte ſie aufkeimen ſollen, als in dem Kopf eines Prieſters? Da Aegypten der erſte kultivirte Staat war, den die Geſchichte kennt, und die älteſten Myſterien ſich urſprünglich aus Aegypten herſchreiben, ſo war es auch aller Wahrſcheinlichkeit nach hier, wo die erſte Idee von der Einheit des höchſten Weſens zuerſt in einem menſchlichen Gehirne vorgeſtellt wurde. Der glückliche Finder dieſer ſeelenerhebenden Idee ſuchte ſich nun unter denen, die um ihn waren, fähige Subjekte aus, denen er ſie als einen heiligen Schatz übergab, und ſo erbte ſie ſich von einem Denker zum andern durch, wer weiß wie viele Generationen fort, bis ſie zuletzt das Eigenthum einer ganz kleinen Geſellſchaft wurde, die fähig war, ſie zu faſſen und weiter auszubilden.

Da aber ſchon ein gewiſſes Maß von Kenntniſſen und eine gewiſſe Ausbildung des Verſtandes erfordert wird, die Idee eines einzigen Gottes recht zu faſſen und anzuwenden, da der Glaube an die göttliche Einheit Verachtung der Vielgötterei, welches doch die herrſchende Religion war, nothwendig mit ſich bringen mußte, ſo begriff man bald, daß es unvorſichtig, ja gefährlich ſeyn würde, dieſe Idee öffentlich und allgemein zu verbreiten. Ohne vorher die hergebrachten Götter des Staats zu ſtürzen, und ſie in ihrer lächerlichen Blöße zu zeigen, konnte man dieſer neuen Lehre keinen Eingang verſprechen. Aber man konnte ja weder vorausſehen noch hoffen, daß Jeder von denen, welchen man den alten Aberglauben lächerlich machte, auch ſogleich fähig ſeyn würde, ſich zu der reinen und ſchweren Idee des Wahren zu erheben. Ueberdem war ja die ganze bürgerliche Verfaſſung auf jenen Aberglauben gegründet; ſtürzte man dieſen ein, ſo ſtürzte man zugleich alle Säulen, von welchen das ganze Staatsgebäude getragen wurde, und es war noch ſehr ungewiß, ob die neue Religion, die man an ſeinen Platz ſtellte, auch ſogleich feſt genug ſtehen würde, um jenes Gebäude zu tragen.

Mißlang hingegen der Verſuch, die alten Götter zu ſtürzen, ſo hatte man den blinden Fanatismus gegen ſich bewaffnet, und ſich einer tollen Menge zum Schlachtopfer preisgegeben. Man fand alſo für beſſer, die neue gefährliche Wahrheit zum ausſchließenden Eigenthum einer kleinen geſchloſſenen Geſellſchaft zu machen, diejenigen, welche das gehörige Maß von Faſſungskraft dafür zeigten, aus der Menge hervorzuziehen und in den Bund aufzunehmen, und die Wahrheit ſelbſt, die man den unreinen Augen entziehen wollte, mit einem geheimnißvollen Gewand zu umkleiden, das nur derjenige wegziehen könnte, den man ſelbſt dazu fähig gemacht hätte.

Man wählte dazu die Hieroglyphen, eine ſprechende Bilderſchrift, die einen allgemeinen Begriff in einer Zuſammenſtellung ſinnlicher Zeichen verbarg, und auf einigen willkührlichen Regeln beruhte, worüber man übereingekommen war. Da es dieſen erleuchteten Männern von dem Götzendienſt her noch bekannt war, wie ſtark auf dem Wege der Einbildungskraft und der Sinne auf jugendliche Herzen zu wirken ſey, ſo trugen ſie kein Bedenken, von dieſem Kunſtgriffe des Betrugs auch zum Vortheil der Wahrheit Gebrauch zu machen. Sie brachten alſo die neuen Begriffe mit einer gewiſſen ſinnlichen Feierlichkeit in die Seele, und durch allerlei Anſtalten, die dieſem Zweck angemeſſen waren, ſetzten ſie das Gemüth ihres Lehrlings vorher in den Zuſtand leidenſchaftlicher Bewegung, der es für die neue Wahrheit empfänglich machen ſollte. Von dieſer Art waren die Reinigungen, die der Einzuweihende vornehmen mußte, das Waſchen und Beſprengen, das Einhüllen in leinene Kleider, Enthaltung von allen ſinnlichen Genüſſen, Spannung und Erhebung des Gemüths durch Geſang, ein bedeutendes Stillſchweigen, Abwechſelung zwiſchen Finſterniß und Licht und dergleichen.

Dieſe Ceremonien, mit jenen geheimnißvollen Bildern und Hieroglyphen verbunden, und die verborgenen Wahrheiten, welche in dieſen Hieroglyphen verſteckt lagen und durch jene Gebräuche vorbereitet wurden, wurden zuſammengenommen unter dem Namen der Myſterien begriffen. Sie hatten ihren Sitz in den Tempeln der Iſis und des Serapis, und waren das Vorbild, wonach in der Folge die Myſterien in Eleuſis und Samothrazien, und in neuern Zeiten der Orden der Freimaurer ſich gebildet hat.

Es ſcheint außer Zweifel geſetzt, daß der Inhalt der allerälteſten Myſterien in Heliopolis und Memphis, während ihres unverdorbenen Zuſtandes, Einheit Gottes und Widerlegung des Paganiſmus war, und daß die Unſterblichkeit der Seele darin vorgetragen wurde. Diejenigen, welche dieſer wichtigen Aufſchlüſſe theilhaftig waren, nannten ſich Anſchauer oder Epopten, weil die Erkennung einer vorher verborgenen Wahrheit mit dem Uebertritt aus der Finſterniß zum Lichte zu vergleichen iſt, vielleicht auch darum, weil ſie die neuerkannten Wahrheiten in ſinnlichen Bildern wirklich und eigentlich anſchauten.

Zu dieſer Anſchauung konnten ſie aber nicht auf einmal gelangen, weil der Geiſt erſt von manchen Irrthümern gereinigt, erſt durch mancherlei Vorbereitungen gegangen ſeyn mußte, ehe er das volle Licht der Wahrheit ertragen konnte. Es gab alſo Stufen oder Grade, und erſt im innern Heiligthum fiel die Decke ganz von ihren Augen.

Die Epopten erkannten eine einzige höchſte Urſache aller Dinge, eine Urkraft der Natur, das Weſen aller Weſen, welches einerlei war mit dem Demiurgos der griechiſchen Weiſen. Nichts iſt erhabener als die einfache Größe, mit der ſie von dem Weltſchöpfer ſprachen. Um ihn auf eine recht entſcheidende Art auszuzeichnen, gaben ſie ihm gar keinen Namen. Ein Name, ſagten ſie, iſt bloß ein Bedürfniß der Unterſcheidung; wer allein iſt, hat keinen Namen nöthig, denn es iſt keiner da, mit dem er verwechſelt werden könnte. Unter einer alten Bildſäule der Iſis las man die Worte: „Ich bin, was da iſt,“ und auf einer Pyramide zu Sais fand man die uralte merkwürdige Inſchrift: „Ich bin Alles, was iſt, was war, und was ſeyn wird; kein ſterblicher Menſch hat meinen Schleier aufgehoben.“ Keiner durfte den Tempel des Serapis betreten, der nicht den Namen Jao oder J-ha-ho — ein Name, der mit dem hebräiſchen Jehova faſt gleichlautend, auch vermuthlich von dem nämlichen Inhalt iſt — an der Bruſt oder Stirn trug; und kein Name wurde in Aegypten mit mehr Ehrfurcht ausgeſprochen als dieſer Name Jao. In dem Hymnus, den der Hierophant oder Vorſteher des Heiligthums dem Einzuweihenden vorſang, war dies der erſte Aufſchluß, der über die Natur der Gottheit gegeben wurde. „Er iſt einzig und von ihm ſelbſt, und dieſem Einzigen ſind alle Dinge ihr Daſeyn ſchuldig.“

Eine vorläufige, nothwendige Ceremonie vor jeder Einweihung war die Beſchneidung, der ſich auch Pythagoras vor ſeiner Aufnahme in die ägyptiſchen Myſterien unterwerfen mußte. Dieſe Unterſcheidung von Andern, die nicht beſchnitten waren, ſollte eine engere Brüderſchaft, ein näheres Verhältniß zu der Gottheit anzeigen, wozu auch Moſes ſie bei den Hebräern nachher gebrauchte.

In dem Innern des Tempels ſtellten ſich dem Einzuweihenden verſchiedene heilige Geräthe dar, die einen geheimen Sinn ausdrückten. Unter dieſen war eine heilige Lade, welche man den Sarg des Serapis nannte, und die ihrem Urſprung nach vielleicht ein Sinnbild verborgener Weisheit ſeyn ſollte, ſpäterhin aber, als das Inſtitut ausartete, der Geheimnißkrämerei und elenden Prieſterkünſten zum Spiele diente. Dieſe Lade herumzutragen, war ein Vorrecht der Prieſter oder einer eigenen Klaſſe von Dienern des Heiligthums, die man deßhalb auch Kiſtophoren nannte. Keinem als dem Hierophanten war es erlaubt, dieſen Kaſten aufzudecken, oder ihn auch nur zu berühren. Von einem, der die Verwegenheit gehabt hatte, ihn zu eröffnen, wird erzählt, daß er plötzlich wahnſinnig geworden ſey.

In den ägyptiſchen Myſterien ſtieß man ferner auf gewiſſe hieroglyphiſche Götterbilder, die aus mehrern Thiergeſtalten zuſammengeſetzt waren. Das bekannte Sphinx iſt von dieſer Art; man wollte dadurch die Eigenſchaften bezeichnen, welche ſich in dem höchſten Weſen vereinigen, oder auch das Mächtigſte aus allen Lebendigen in einen Körper zuſammen werfen. Man nahm etwas von dem mächtigſten Vogel oder dem Adler, von dem mächtigſten wilden Thier oder dem Löwen, von dem mächtigſten zahmen Thier oder dem Stier, und endlich von dem mächtigſten aller Thiere, dem Menſchen. Beſonders wurde das Sinnbild des Stiers oder des Apis als das Emblem der Stärke gebraucht, um die Allmacht des höchſten Weſens zu bezeichnen, der Stier aber heißt in der Urſprache Cherub.

Dieſe myſtiſchen Geſtalten, zu denen Niemand als die Epopten den Schlüſſel hatten, gaben den Myſterien ſelbſt eine ſinnliche Außenſeite, die das Volk täuſchte, und ſelbſt mit dem Götzendienſte etwas gemein hatte. Der Aberglaube erhielt alſo durch das äußerliche Gewand der Myſterien eine immerwährende Nahrung, während daß man im Heiligthum ſelbſt ſeiner ſpottete.

Doch iſt es begreiflich, wie dieſer reine Deismus mit dem Götzendienſt verträglich zuſammenleben konnte, denn indem er ihn von Innen ſtürzte, beförderte er ihn von Außen. Dieſer Widerſpruch der Prieſterreligion und der Volksreligion wurde bei den erſten Stiftern der Myſterien durch die Nothwendigkeit entſchuldigt, es ſchien unter zwei Uebeln das geringere zu ſeyn, weil mehr Hoffnung vorhanden war, die übeln Folgen der verhehlten Wahrheit als die ſchädlichen Wirkungen der zur Unzeit entdeckten Wahrheit zu hemmen. Wie ſich aber nach und nach unwürdige Mitglieder in den Kreis der Eingeweihten drängten, wie das Inſtitut von ſeiner erſten Reinheit verlor, ſo machte man das, was Anfangs nur bloße Nothhülfe geweſen, nämlich das Geheimniß, zum Zweck des Inſtituts, und anſtatt den Aberglauben allmählig zu reinigen, und das Volk zur Aufnahme der Wahrheit geſchickt zu machen, ſuchte man ſeinen Vortheil darin, es immer mehr irre zu führen, und immer tiefer in den Aberglauben zu ſtürzen. Prieſterkünſte traten nun an die Stelle jener unſchuldigen lautern Abſichten, und eben das Inſtitut, welches Erkenntniß des wahren und einzigen Gottes erhalten, aufbewahren und mit Behutſamkeit verbreiten ſollte, fing an, das kräftigſte Beförderungsmittel des Gegentheils zu werden, und in eine eigentliche Schule des Götzendienſtes auszuarten. Hierophanten, um die Herrſchaft über die Gemüther nicht zu verlieren, und die Erwartung immer geſpannt zu halten, fanden es für gut, immer länger mit dem letzten Aufſchluß, der alle falſchen Erwartungen auf immer aufheben mußte, zurück zu halten, und die Zugänge zu dem Heiligthum durch allerlei theatraliſche Kunſtgriffe zu erſchweren. Zuletzt verlor ſich der Schlüſſel zu den Hieroglyphen und geheimen Figuren ganz, und nun wurden dieſe für die Wahrheit ſelbſt genommen, die ſie anfänglich nur umhüllen ſollten.

Es iſt ſchwer zu beſtimmen, ob die Erziehungsjahre des Moſes in die blühenden Zeiten des Inſtituts oder in den Anfang ſeiner Verderbniß fallen; wahrſcheinlich aber näherte es ſich damals ſchon ſeinem Verfalle, wie uns einige Spielereien ſchließen laſſen, die ihm der hebräiſche Geſetzgeber abborgte, und einige weniger rühmliche Kunſtgriffe, die er in Ausübung brachte. Aber der Geiſt der erſten Stifter war noch nicht daraus verſchwunden, und die Lehre von der Einheit des Weltſchöpfers belohnte noch die Erwartung der Eingeweihten.

Dieſe Lehre, welche die entſchiedenſte Verachtung der Vielgötterei zu ihrer unausbleiblichen Folge hatte, verbunden mit der Unſterblichkeitslehre, welche man ſchwerlich davon trennte, war der reiche Schatz, den der junge Hebräer aus den Myſterien der Iſis herausbrachte. Zugleich wurde er darin mit den Naturkräften bekannter, die man damals auch zum Gegenſtand geheimer Wiſſenſchaften machte; welche Kenntniſſe ihn nachher in den Stand ſetzten, Wunder zu wirken, und im Beiſeyn des Pharao es mit ſeinen Lehrern ſelbſt oder den Zauberern aufzunehmen, die er in einigen ſogar übertraf. Sein künftiger Lebenslauf bewies, daß er ein aufmerkſamer und fähiger Schüler geweſen und zu dem letzten höchſten Grad der Anſchauung gekommen war.

In eben dieſer Schule ſammelte er auch einen Schatz von Hieroglyphen, myſtiſchen Bildern und Ceremonien, wovon ſein erfinderiſcher Geiſt in der Folge Gebrauch machte. Er hatte das ganze Gebiet ägyptiſcher Weisheit durchwandert, das ganze Syſtem der Prieſter durchdacht, ſeine Gebrechen und Vorzüge, ſeine Stärke und Schwäche gegen einander abgewogen, und große wichtige Blicke in die Regierungskunſt dieſes Volks gethan.

Es iſt unbekannt, wie lange er in der Schule der Prieſter verweilte, aber ſein ſpäter politiſcher Auftritt, der erſt gegen ſein achtzigſtes Jahr erfolgte, macht es wahrſcheinlich, daß er vielleicht zwanzig und mehrere Jahre dem Studium der Myſterien und des Staats gewidmet habe. Dieſer Aufenthalt bei den Prieſtern ſcheint ihn aber keineswegs von dem Umgang mit ſeinem Volk ausgeſchloſſen zu haben, und er hatte Gelegenheit genug, ein Zeuge der Unmenſchlichkeit zu ſeyn, worunter es ſeufzen mußte.

Die ägyptiſche Erziehung hatte ſein Nationalgefühl nicht verdrängt. Die Mißhandlung ſeines Volks erinnerte ihn, daß auch er ein Hebräer ſey, und ein gerechter Unwille grub ſich, ſo oft er es leiden ſah, tief in ſeinen Buſen. Je mehr er anfing, ſich ſelbſt zu fühlen, deſto mehr mußte ihn die unwürdige Behandlung der Seinigen empören.

Einſt ſah er einen Hebräer unter den Streichen eines ägyptiſchen Frohnvogts mißhandelt; dieſer Anblick überwältigte ihn, er ermordete den Aegypter. Bald wird die That ruchbar, ſein Leben iſt in Gefahr, er muß Aegypten meiden und flieht nach der arabiſchen Wüſte. Viele ſetzen dieſe Flucht in ſein vierzigſtes Lebensjahr, aber ohne alle Beweiſe. Uns iſt es genug zu wiſſen, daß Moſes nicht ſehr jung mehr ſeyn konnte, als ſie erfolgte.

Mit dieſem Exilium beginnt eine neue Epoche ſeines Lebens, und wenn wir ſeinen künftigen politiſchen Auftritt in Aegypten recht beurtheilen wollen, ſo müſſen wir ihn durch ſeine Einſamkeit in Arabien begleiten. Einen blutigen Haß gegen die Unterdrücker ſeiner Nation, und alle Kenntniſſe, die er in den Myſterien geſchöpft hatte, trug er mit ſich in die arabiſche Wüſte. Sein Geiſt war voll von Ideen und Entwürfen, ſein Herz voll Erbitterung, und nichts zerſtreute ihn in dieſer menſchenleeren Wüſte.

Die Urkunde läßt ihn die Schafe eines arabiſchen Beduinen Jethro hüten. Dieſer tiefe Fall von allen ſeinen Ausſichten und Hoffnungen in Aegypten zum Viehhirten in Arabien! vom künftigen Menſchenherrſcher zum Lohnknecht eines Nomaden! wie ſchwer mußte er ſeine Seele verwunden!

In dem Kleid eines Hirten trägt er einen feurigen Regentengeiſt, einen raſtloſen Ehrgeiz mit ſich herum. Hier in dieſer romantiſchen Wüſte, wo ihm die Gegenwart nichts darbietet, ſucht er Hülfe bei der Vergangenheit und Zukunft, und beſpricht ſich mit ſeinen ſtillen Gedanken. Alle Scenen der Unterdrückung, die er ehemals mit angeſehen hatte, gehen jetzt in der Erinnerung an ihm vorüber, und nichts hindert ſie jetzt, ihren Stachel tief in ſeine Seele zu drücken. Nichts iſt einer großen Seele unerträglicher, als Ungerechtigkeit zu dulden; dazu kommt, daß es ſein eigenes Volk iſt, welches leidet. Ein edler Stolz erwacht in ſeiner Bruſt, und ein heftiger Trieb zu handeln und ſich hervorzuthun, geſellt ſich zu dieſem beleidigten Stolz.

Alles, was er in langen Jahren geſammelt, Alles, was er Schönes und Großes gedacht und entworfen hat, ſoll in dieſer Wüſte mit ihm ſterben, ſoll er umſonſt gedacht und entworfen haben? Dieſen Gedanken kann ſeine feurige Seele nicht aushalten. Er erhebt ſich über ſein Schickſal; dieſe Wüſte ſoll nicht die Grenze ſeiner Thätigkeit werden; zu etwas Großem hat ihn das hohe Weſen beſtimmt, das er in den Myſterien kennen lernte. Seine Phantaſie durch Einſamkeit und Stille entzündet, ergreift, was ihr am nächſten liegt, die Partei der Unterdrückten. Gleiche Empfindungen ſuchen einander, und der Unglückliche wird ſich am liebſten auf des Unglücklichen Seite ſchlagen. In Aegypten wäre er ein Aegypter, ein Hierophant, ein Feldherr geworden; in Arabien wird er zum Hebräer. Groß und herrlich ſteigt ſie auf vor ſeinem Geiſte, die Idee: »Ich will dieſes Volk erlöſen.«

Aber welche Möglichkeit, dieſen Entwurf auszuführen? Unüberſehlich ſind die Hinderniſſe, die ſich ihm dabei aufdringen, und diejenigen, welche er bei ſeinem eigenen Volke ſelbſt zu bekämpfen hat, ſind bei weitem die ſchrecklichſten von allen. Da iſt weder Eintracht noch Zuverſicht, weder Selbſtgefühl noch Muth, weder Gemeingeiſt noch eine kühne Thaten weckende Begeiſterung vorauszuſetzen; eine lange Sklaverei, ein vierhundertjähriges Elend hat alle dieſe Empfindungen erſtickt. — Das Volk, an deſſen Spitze er treten ſoll, iſt dieſes kühnen Wageſtücks eben ſo wenig fähig als würdig. Von dieſem Volke ſelbſt kann er nichts erwarten, und doch kann er ohne dieſes Volk nichts ausrichten. Was bleibt ihm alſo übrig? Ehe er die Befreiung deſſelben unternimmt, muß er damit anfangen, es dieſer Wohlthat fähig zu machen. Er muß es wieder in die Menſchenrechte einſetzen, die es entäußert hat. Er muß ihm die Eigenſchaften wieder geben, die eine lange Verwilderung in ihm erſtickt hat, das heißt, er muß Hoffnung, Zuverſicht, Heldenmuth, Enthuſiasmus in ihm entzünden.

Aber dieſe Empfindungen können ſich nur auf ein (wahres oder täuſchendes) Gefühl eigener Kräfte ſtützen, und wo ſollen die Sklaven der Aegypter dieſes Gefühl hernehmen? Geſetzt, daß es ihm auch gelänge, ſie durch ſeine Beredſamkeit auf einen Augenblick fortzureißen — wird dieſe erkünſtelte Begeiſterung ſie nicht bei der erſten Gefahr im Stich laſſen? Werden ſie nicht, muthloſer als jemals, in ihr Knechtsgefühl zurückfallen?

Hier kommt der ägyptiſche Prieſter und Staatskundige dem Hebräer zu Hülfe. Aus ſeinen Myſterien, aus ſeiner Prieſterſchule zu Heliopolis erinnert er ſich jetzt des wirkſamen Inſtruments, wodurch ein kleiner Prieſterorden Millionen roher Menſchen nach ſeinem Gefallen lenkte. Dieſes Inſtrument iſt kein anderes, als das Vertrauen auf überirdiſchen Schutz, Glaube an übernatürliche Kräfte. Da er alſo in der ſichtbaren Welt, im natürlichen Lauf der Dinge, nichts entdeckt, wodurch er ſeiner unterdrückten Nation Muth machen könnte, da er ihr Vertrauen an nichts Irdiſches anknüpfen kann, ſo knüpft er es an den Himmel. Da er die Hoffnung aufgibt, ihr das Gefühl eigener Kräfte zu geben, ſo hat er nichts zu thun, als ihr einen Gott zuzuführen, der dieſe Kräfte beſitzt. Gelingt es ihm, ihr Vertrauen zu dieſem Gott einzuflößen, ſo hat er ſie ſtark gemacht und kühn, und das Vertrauen auf dieſen höhern Arm iſt die Flamme, an der es ihm gelingen muß, alle andere Tugenden und Kräfte zu entzünden. Kann er ſich ſeinen Mitbrüdern als das Organ und den Geſandten dieſes Gottes legitimiren, ſo ſind ſie ein Ball in ſeinen Händen; er kann ſie leiten, wie er will. Aber nun fragt ſich's: welchen Gott ſoll er ihnen verkündigen, und wodurch kann er ihm Glauben bei ihnen verſchaffen?

Soll er ihnen den wahren Gott, den Demiurgos oder den Jao, verkündigen, an den er ſelbſt glaubt, den er in den Myſterien kennen gelernt hat?

Wie könnte er einem unwiſſenden Sklavenpöbel, wie ſeine Nation iſt, auch nur von ferne Sinn für eine Wahrheit zutrauen, die das Erbtheil weniger ägyptiſchen Weiſen iſt, und ſchon einen hohen Grad von Erleuchtung vorausſetzt, um begriffen zu werden? Wie könnte er ſich mit der Hoffnung ſchmeicheln, daß der Auswurf Aegyptens Etwas verſtehen würde, was von den Beſten dieſes Landes nur die Wenigſten faßten?

Aber geſetzt, es gelänge ihm auch, den Hebräern die Kenntniß des wahren Gottes zu verſchaffen — ſo konnten ſie dieſen Gott in ihrer Lage nicht einmal brauchen, und die Erkenntniß deſſelben würde ſeinen Entwurf vielmehr untergraben als befördert haben. Der wahre Gott bekümmerte ſich um die Hebräer ja nicht mehr, als um irgend ein anderes Volk. — Der wahre Gott konnte nicht für ſie kämpfen, ihnen zu Gefallen die Geſetze der Natur nicht umſtürzen. — Er ließ ſie ihre Sache mit den Aegyptern ausfechten, und mengte ſich durch kein Wunder in ihren Streit; wozu ſollte ihnen alſo dieſer?

Soll er ihnen einen falſchen und fabelhaften Gott verkündigen, gegen welchen ſich doch ſeine Vernunft empört, den ihm die Myſterien verhaßt gemacht haben? Dazu iſt ſein Verſtand zu ſehr erleuchtet, ſein Herz zu aufrichtig und zu edel. Auf eine Lüge will er ſeine wohlthätige Unternehmung nicht gründen. Die Begeiſterung, die ihn jetzt beſeelt, würde ihm ihr wohlthätiges Feuer zu einem Betrug nicht borgen, und zu einer ſo verächtlichen Rolle, die ſeinen innern Ueberzeugungen ſo ſehr widerſpräche, würde es ihm bald an Muth, an Freude, an Beharrlichkeit gebrechen. Er will die Wahrheit vollkommen machen, die er auf dem Wege iſt, ſeinem Volke zu erweiſen; er will ſie nicht bloß unabhängig und frei, auch glücklich will er ſie machen und erleuchten. Er will ſein Werk für die Ewigkeit gründen.

Alſo darf es nicht auf Betrug — es muß auf Wahrheit gegründet ſeyn. Wie vereinigt er aber dieſe Widerſprüche? Den wahren Gott kann er den Hebräern nicht verkündigen, weil ſie unfähig ſind, ihn zu faſſen; einen fabelhaften will er ihnen nicht verkündigen, weil er dieſe widrige Rolle verachtet. Es bleibt ihm alſo nichts übrig, als ihnen ſeinen wahren Gott auf eine fabelhafte Art zu verkündigen.

Jetzt prüft er alſo ſeine Vernunftreligion, und unterſucht, was er ihr geben und nehmen muß, um ihr eine günſtige Aufnahme bei ſeinen Hebräern zu verſichern. Er ſteigt in ihre Lage, in ihre Beſchränkung, in ihre Seele hinunter, und ſpäht da die verborgenen Fäden aus, an die er ſeine Wahrheit anknüpfen könnte.

Er legt alſo ſeinem Gott diejenigen Eigenſchaften bei, welche die Faſſungskraft der Hebräer und ihr jetziges Bedürfniß eben jetzt von ihm fordern. Er paßt ſeinen Jao dem Volke an, dem er ihn verkündigen will; er paßt ihn den Umſtänden an, unter welchen er ihn verkündiget, und ſo entſteht ſein Jehovah.

In den Gemüthern ſeines Volks findet er zwar Glauben an göttliche Dinge, aber dieſer Glaube iſt in den roheſten Aberglauben ausgeartet. Dieſen Aberglauben muß er ausrotten, aber den Glauben muß er erhalten. Er muß ihn bloß von ſeinem jetzigen unwürdigen Gegenſtand ablöſen, und ſeiner neuen Gottheit zuwenden. Der Aberglaube ſelbſt gibt ihm die Mittel dazu in die Hände. Nach dem allgemeinen Wahn jener Zeiten ſtand jedes Volk unter dem Schutz einer beſondern Nationalgottheit, und es ſchmeichelte dem Nationalſtolz, dieſe Gottheit über die Götter aller andern Völker zu ſetzen. Dieſen letztern wurde aber darum keineswegs die Gottheit abgeſprochen; ſie wurde gleichfalls anerkannt, nur über den Nationalgott durften ſie ſich nicht erheben. An dieſen Irrthum knüpfte Moſes ſeine Wahrheit an. Er machte den Demiurgos in den Myſterien zum Nationalgott der Hebräer, aber er ging noch einen Schritt weiter.

Er begnügte ſich nicht bloß, dieſen Nationalgott zum mächtigſten aller Götter zu machen, ſondern er machte ihn zum Einzigen, und ſtürzte alle Götter um ihn her in ihr Nichts zurück. Er ſchenkte ihn zwar den Hebräern zum Eigenthum, um ſich ihrer Vorſtellungsart zu bequemen, aber zugleich unterwarf er ihm alle andern Völker und alle Kräfte der Natur. So rettete er in dem Bild, worin er ihn den Hebräern vorſtellte, die zwei wichtigſten Eigenſchaften ſeines wahren Gottes, die Einheit und die Allmacht, und machte ſie wirkſamer in dieſer menſchlichen Hülle.

Der eitle kindiſche Stolz, die Gottheit ausſchließend beſitzen zu wollen, mußte nun zum Vortheil der Wahrheit geſchäftig ſeyn, und ſeiner Lehre vom einzigen Gott Eingang verſchaffen. Freilich iſt es nur ein neuer Irrglaube, wodurch er den alten ſtürzt; aber dieſer neue Irrglaube iſt der Wahrheit ſchon um Vieles näher, als derjenige, den er verdrängte; und dieſer kleine Zuſatz von Irrthum iſt es im Grunde allein, wodurch ſeine Wahrheit ihr Glück macht, und Alles, was er dabei gewinnt, dankt er dieſem vorhergeſehenen Mißverſtändniß ſeiner Lehre. Was hätten ſeine Hebräer mit einem philoſophiſchen Gott machen können? Mit dieſem Nationalgott hingegen muß er Wunderdinge bei ihnen ausrichten. — Man denke ſich einmal in die Lage der Hebräer. Unwiſſend, wie ſie ſind, meſſen ſie die Stärke der Götter nach dem Glück der Völker ab, die in ihrem Schutze ſtehen. Verlaſſen und unterdrückt von Menſchen, glauben ſie ſich auch von allen Göttern vergeſſen; eben das Verhältniß, das ſie ſelbſt gegen die Aegypter haben, muß nach ihren Begriffen auch ihr Gott gegen die Götter der Aegypter haben; er iſt alſo ein kleines Licht neben dieſen, oder ſie zweifeln gar, ob ſie wirklich einen haben. Auf einmal wird ihnen verkündigt, daß ſie auch einen Beſchützer im Sternenkreis haben, und daß dieſer Beſchützer erwacht ſey aus ſeiner Ruhe, daß er ſich umgürte und aufmache, gegen ihre Feinde große Thaten zu verrichten.

Dieſe Verkündigung Gottes iſt nunmehr dem Ruf eines Feldherrn gleich, ſich unter ſeine ſiegreiche Fahne zu begeben. Gibt nun dieſer Feldherr zugleich auch Proben ſeiner Stärke, oder kennen ſie ihn gar noch aus alten Zeiten her, ſo reißt der Schwindel der Begeiſterung auch den Furchtſamſten dahin; und auch dieſes brachte Moſes in Rechnung bei ſeinem Entwurfe.

Das Geſpräch, welches er mit der Erſcheinung in dem brennenden Dornbuſch hält, legt uns die Zweifel vor, die er ſich ſelbſt aufgeworfen, und auf die Art und Weiſe, wie er ſich ſolche beantwortet hat. Wird meine unglückliche Nation Vertrauen zu einem Gott gewinnen, der ſie ſo lange vernachläßigt hat, der jetzt auf Einmal wie aus den Wolken fällt, deſſen Namen ſie nicht einmal nennen hörte — der ſchon Jahrhunderte lang ein müßiger Zuſchauer der Mißhandlung war, die ſie von ihren Unterdrückern erleiden mußte? Wird ſie nicht vielmehr den Gott ihrer glücklichen Feinde für den Mächtigern halten? Dies war der nächſte Gedanke, der in dem neuen Propheten jetzt aufſteigen mußte. Wie hebt er aber nun dieſe Bedenklichkeit? Er macht ſeinen Jao zum Gott ihrer Väter, er knüpft ihn alſo an ihre alte Volksſagen an, und verwandelt ihn dadurch in einen einheimiſchen, in einen alten und wohlbekannten Gott. Aber um zu zeigen, daß er den wahren und einzigen Gott darunter meine, um aller Verwechslung mit irgend einem Geſchöpf des Aberglaubens vorzubeugen, um gar keinem Mißverſtändniß Raum zu geben, gibt er ihm den heiligen Namen, den er wirklich in den Myſterien führt. Ich werde ſeyn, der ich ſeyn werde. Sage zu dem Volk Iſrael, legt er ihm in den Mund, ich werde ſeyn, der hat mich zu euch geſendet.

In den Myſterien führte die Gottheit wirklich dieſen Namen. Dieſer Name mußte aber dem dummen Volk der Hebräer durchaus unverſtändlich ſeyn. Sie konnten ſich unmöglich etwas dabei denken, und Moſes hätte alſo mit einem andern Namen weit mehr Glück machen können; aber er wollte ſich lieber dieſem Uebelſtand ausſetzen, als einen Gedanken aufgeben, woran ihm Alles lag, und dieſer war: die Hebräer wirklich mit dem Gott, den man in den Myſterien der Iſis lehrte, bekannt zu machen. Da es ziemlich ausgemacht iſt, daß die ägyptiſchen Myſterien ſchon lange geblüht haben, ehe Jehovah dem Moſes in dem Dornbuſch erſchien, ſo iſt es wirklich auffallend, daß er ſich gerade denſelben Namen gibt, den er vorher in den Myſterien der Iſis führte.

Es war aber noch nicht genug, daß ſich Jehovah den Hebräern als einen bekannten Gott, als den Gott ihrer Väter ankündigte, er muß ſich auch als einen mächtigen Gott legitimiren, wenn ſie anders Herz zu ihm faſſen ſollten; und dies war um ſo nöthiger, da ihnen ihr bisheriges Schickſal in Aegypten eben keine große Meinung von ihrem Beſchützer geben konnte. Da er ſich ferner bei ihnen nur durch einen Dritten einführte, ſo mußte er ſeine Kraft auf dieſen legen, und ihn durch außerordentliche Handlungen in den Stand ſetzen, ſowohl ſeine Sendung ſelbſt, als die Macht und Größe deſſen, der ihn ſandte, darzuthun.

Wollte alſo Moſes ſeine Sendung rechtfertigen, ſo mußte er ſie durch Wunderthaten unterſtützen. Daß er dieſe Thaten wirklich verrichtet habe, iſt wohl kein Zweifel. Wie er ſie verrichtet habe und wie man ſie überhaupt zu verſtehen habe, überläßt man dem Nachdenken eines Jeden.

Die Erzählung endlich, in welche Moſes ſeine Sendung kleidet, hat alle Requiſite, die ſie haben mußte, um den Hebräern Glauben daran einzuflößen, und dies war Alles, was ſie ſollte — bei uns braucht ſie dieſe Wirkung nicht mehr zu haben. Wir wiſſen jetzt zum Beiſpiel, daß es dem Schöpfer der Welt, wenn er ſich je entſchließen ſollte, einem Menſchen in Feuer oder in Wind zu erſcheinen, gleichgültig ſeyn könnte, ob man barfuß oder nicht barfuß vor ihm erſchiene. — Moſes aber legt ſeinem Jehovah den Befehl in den Mund; daß er die Schuhe von den Füßen ziehen ſolle; denn er wußte ſehr gut, daß er dem Begriffe der göttlichen Heiligkeit bei ſeinen Hebräern durch ein ſinnliches Zeichen zu Hülfe kommen müſſe — und ein ſolches Zeichen hatte er aus den Einweihungsceremonien noch behalten.

So bedachte er ohne Zweifel auch, daß z. B. ſeine ſchwere Zunge ihm hinderlich ſeyn könnte — er kam alſo dieſem Uebelſtand zuvor, er legte die Einwürfe, die er zu fürchten hatte, ſchon in ſeine Erzählung, und Jehovah ſelbſt mußte ſie heben. Er unterzieht ſich ferner ſeiner Sendung nur nach einem langen Widerſtand — deſto mehr Gewicht mußte alſo in den Befehl Gottes gelegt werden, der ihm dieſe Sendung abnöthigte. Ueberhaupt malt er das am ausführlichſten und am individuellſten aus in ſeiner Erzählung, was den Iſraeliten, ſo wie uns, am allerſchwerſten eingehen mußte zu glauben, und es iſt kein Zweifel, daß er ſeine guten Gründe dazu gehabt hatte.

Wenn wir das Bisherige kurz zuſammenfaſſen, was war eigentlich der Plan, den Moſes in der arabiſchen Wüſte ausdachte?

Er wollte das iſraelitiſche Volk aus Aegypten führen, und ihm zum Beſitz der Unabhängigkeit und einer Staatsverfaſſung in einem eigenen Lande helfen. Weil er aber die Schwierigkeiten recht gut kannte, die ſich ihm bei dieſem Unternehmen entgegen ſtellen würden; weil er wußte, daß auf die eigenen Kräfte dieſes Volks ſo lange nicht zu rechnen ſey, bis man ihm Selbſtvertrauen, Muth, Hoffnung und Begeiſterung gegeben; weil er vorausſah, daß ſeine Beredſamkeit auf den zu Boden gedrückten Sklavenſinn der Hebräer gar nicht wirken würde; ſo begriff er, daß er ihnen einen höhern, einen überirdiſchen Schutz ankündigen müſſe, daß er ſie gleichſam unter die Fahne eines göttlichen Feldherrn verſammeln müſſe. Er gibt ihnen alſo einen Gott, um ſie für's Erſte aus Aegypten zu befreien. Weil es aber damit noch nicht gethan iſt, weil er ihnen für das Land, das er ihnen nimmt, ein anderes geben muß, und weil ſie dieſes andere erſt mit gewaffneter Hand erobern und ſich darin erhalten müſſen, ſo iſt nöthig, daß er ihre vereinigten Kräfte in einem Staatskörper zuſammenhalte, ſo muß er ihnen alſo Geſetze und eine Verfaſſung geben.

Als ein Prieſter und Staatsmann aber weiß er, daß die ſtärkſte und unentbehrlichſte Stütze aller

Verfaſſung Religion iſt; er muß alſo den Gott, den er ihnen anfänglich nur zur Befreiung aus Aegypten, als einen bloßen Feldherrn gegeben hat, auch bei der bevorſtehenden Geſetzgebung brauchen; er muß ihn alſo auch gleich ſo ankündigen, wie er ihn nachher gebrauchen will. Zur Geſetzgebung und zur Grundlage des Staats braucht er aber den wahren Gott, denn er iſt ein großer und edler Menſch, der ein Werk, das dauern ſoll, nicht auf eine Lüge gründen kann. Er will die Hebräer durch die Verfaſſung, die er ihnen zugedacht hat, in der That glücklich und dauernd glücklich machen, und dies kann nur dadurch geſchehen, daß er ſeine Geſetzgebung auf Wahrheit gründet. Für dieſe Wahrheit ſind aber ihre Verſtandeskräfte noch zu ſtumpf; er kann ſie alſo nicht auf dem reinen Weg der Vernunft in ihre Seele bringen. Da er ſie nicht überzeugen kann, ſo muß er ſie überreden, hinreißen, beſtechen. Er muß alſo dem wahren Gott, den er ihnen ankündigt, Eigenſchaften geben, die ihn den ſchwachen Köpfen faßlich und empfehlungswürdig machen; er muß ihm ein heidniſches Gewand umhüllen, und muß zufrieden ſeyn, wenn ſie an ſeinem wahren Gott gerade nur dieſes Heidniſche ſchätzen, und auch das Wahre bloß auf eine heidniſche Art aufnehmen. Und dadurch gewinnt er ſchon unendlich, er gewinnt — daß der Grund ſeiner Geſetzgebung wahr iſt, daß alſo ein künftiger Reformator der Grundverfaſſung nicht einzuſtürzen braucht, wenn er die Begriffe verbeſſert, welches bei allen falſchen Religionen die unausbleibliche Folge iſt, ſobald die Fackel der Vernunft ſie beleuchtet.

Alle andern Staaten jener Zeit und auch der folgenden Zeiten ſind auf Betrug und Irrthum, auf Vielgötterei gegründet, obgleich, wie wir geſehen haben, in Aegypten ein kleiner Cirkel war, der richtige Begriffe von dem höchſten Weſen hegte. Moſes, der ſelbſt aus dieſem Cirkel iſt, und nur dieſem Cirkel ſeine beſſere Idee von dem höchſten Weſen zu danken hat, Moſes iſt der Erſte, der es wagt, dieſes geheimgehaltene Reſultat der Myſterien nicht nur laut, ſondern ſogar zur Grundlage eines Staats zu machen. Er wird alſo, zum Beſten der Welt und der Nachwelt, ein Verräther der Myſterien, und läßt eine ganze Nation an einer Wahrheit Theil nehmen, die bis jetzt nur das Eigenthum weniger Weiſen war. Freilich konnte er ſeinen Hebräern mit dieſer neuen Religion nicht auch zugleich den Verſtand mitgeben, ſie zu faſſen, und darin hatten die ägyptiſchen Epopten einen großen Vorzug vor ihnen voraus. Die Epopten erkannten die Wahrheit durch ihre Vernunft; die Hebräer konnten höchſtens nur blind daran glauben. *)

---

*) Ich muß die Leſer dieſes Aufſatzes auf eine Schrift von ähnlichem Inhalt: Ueber die älteſten hebräiſchen Myſterien von Br. Decius, verweiſen, welche einen berühmten und verdienſtvollen Schriftſteller zum Verfaſſer hat, und woraus ich verſchiedene der hier zum Grunde gelegten Ideen und Daten genommen habe.

Die Geſetzgebung des Lykurgus und Solon.*

Um den Lykurgiſchen Plan gehörig würdigen zu können, muß man auf die damalige politiſche Lage von Sparta zurückſehen, und die Verfaſſung kennen lernen, worin er Lacedämon fand, als er ſeinen neuen Entwurf zum Vorſchein brachte. Zwei Könige, beide mit gleicher Gewalt verſehen, ſtanden an der Spitze des Staats; jeder eiferſüchtig auf den andern, jeder geſchäftig, ſich einen Anhang zu machen, und dadurch die Gewalt ſeines Throngehülfen zu beſchränken. Dieſe Eiferſucht hatte ſich von den zwei erſten Königen Prokles und Euryſthen auf ihre beiderſeitigen Linien bis auf Lykurg dergeſtalt fortgeerbt, daß Sparta während dieſes langen Zeitraums unaufhörlich von Faktionen beunruhigt wurde. Jeder König ſuchte durch Bewilligung großer Freiheiten das Volk zu beſtechen, und dieſe Bewilligungen führten das Volk zur Frechheit und endlich zum Aufruhr. Zwiſchen Monarchie und Demokratie ſchwankte der Staat hin und wieder, und ging mit ſchnellem Wechſel von einem Extrem auf das andere über. Zwiſchen den Rechten des Volks und der Gewalt der Könige waren noch keine Grenzen gezeichnet, der Reichthum floß in wenigen Familien zuſammen. Die reichen Bürger tyranniſirten die armen, und die Verzweiflung der letztern äußerte ſich in Empörung.

---

* Anmerk. des Herausgebers. Dieſe Vorleſungen wurden in das 10te Heft der Thalia eingerückt.

Von innerer Zwietracht zerriſſen, mußte der ſchwache Staat die Beute ſeiner kriegeriſchen Nachbarn werden, oder in mehrere kleine Tyrannien zerfallen. So fand Lykurgus Sparta; unbeſtimmte Grenzen der königlichen und Volksgewalt, ungleiche Austheilung der Glücksgüter unter den Bürgern, Mangel an Gemeingeiſt und Eintracht und eine gänzliche politiſche Entkräftung waren die Uebel, die ſich dem Geſetzgeber am dringendſten darſtellten, auf die er alſo bei ſeiner Geſetzgebung vorzüglich Rückſicht nahm.

Als der Tag erſchien, wo Lykurgus ſeine Geſetze bekannt machen wollte, ließ er dreißig der vornehmſten Bürger, die er vorher zum Beſten ſeines Planes gewonnen hatte, bewaffnet auf dem Marktplatz erſcheinen, um denen, die ſich etwa widerſetzen würden, Furcht einzujagen. Der König Charilaus, von dieſen Anſtalten in Schrecken geſetzt, entfloh in den Tempel der Minerva, weil er glaubte, daß die ganze Sache gegen ihn gerichtet ſey. Aber man benahm ihm dieſe Furcht, und brachte ihn ſogar dahin, daß er ſelbſt den Plan des Lykurgus thätig unterſtützte.

Die erſte Einrichtung betraf die Regierung. Um künftig auf immer zu verhindern, daß die Republik zwiſchen königlicher Tyrannei und anarchiſcher Demokratie hin- und hergeworfen würde, legte Lykurgus eine dritte Macht, als Gegengewicht, in die Mitte; er gründete einen Senat. Die Senatoren, acht und zwanzig an der Zahl und alſo dreißig mit den Königen, ſollten auf die Seite des Volks treten, wenn die Könige ihre Gewalt mißbrauchten, und, wenn im Gegentheil die Gewalt des Volks zu groß werden wollte, die Könige gegen daſſelbe in Schutz nehmen. Eine vortreffliche Anordnung, wodurch Sparta auf immer allen den gewaltſamen innern Stürmen entging, die es bisher erſchüttert hatte. Dadurch wurde es jedem Theile unmöglich gemacht, den andern unter die Füße zu treten; gegen Senat und Volk konnten die Könige nichts ausrichten, und eben ſo wenig konnte das Volk das Uebergewicht erhalten, wenn der Senat mit den Königen gemeine Sache machte.

Aber einem dritten Fall hatte Lykurgus nicht begegnet — wenn nämlich der Senat ſelbſt ſeine Macht mißbrauchte. Der Senat konnte ſich als ein Mittelglied, ohne Gefahr der öffentlichen Ruhe, gleich leicht mit den Königen wie mit dem Volke verbinden, aber ohne große Gefahr des Staats durften ſich die Könige nicht mit dem Volk gegen den Senat vereinigen. Dieſer letzte fing daher bald an, dieſe vortheilhafte Lage zu benutzen, und einen ausſchweifenden Gebrauch von ſeiner Gewalt zu machen, welches um ſo mehr gelang, da die geringe Anzahl der Senatoren es ihnen leicht machte, ſich mit einander einzuverſtehen. Der Nachfolger des Lykurgus ergänzte deßwegen dieſe Lücke, und führte die Ephoren ein, welche der Macht des Senats einen Zaum anlegten.

Gefährlicher und kühner war die zweite Anordnung, welche Lykurgus machte. Dieſe war: das ganze Land in gleichen Theilen unter den Bürgern zu vertheilen, und den Unterſchied zwiſchen Reichen und Armen auf immerdar aufzuheben. Ganz Lakonien wurde in dreiſſigtauſend Felder, der Acker um die Stadt Sparta ſelbſt in neuntauſend Felder getheilt, jedes groß genug, daß eine Familie reichlich damit auskommen konnte. Sparta gab jetzt einen ſchönen, reizenden Anblick, und Lykurgus ſelbſt weidete ſich an dieſem Schauſpiel, als er in der Folge das Land durchreiste. Ganz Lakonien, rief er aus, gleicht einem Acker, den Brüder brüderlich unter ſich theilten.

Eben ſo gern, wie die Aecker, hätte Lykurgus auch die beweglichen Güter vertheilt, aber dieſem Vorhaben ſtellten ſich unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. Er verſuchte alſo durch Umwege zu dieſem Ziele zu gelangen, und das, was er nicht durch ein Machtwort aufheben konnte, von ſich ſelbſt fallen zu machen.

Er fing damit an, alle goldnen und ſilbernen Münzen zu verbieten, und an ihrer Statt eiſerne einzuführen. Zugleich gab er einem groſſen und ſchweren Stück Eiſen einen ſehr geringen Werth, daß man einen groſſen Raum brauchte, um eine kleine Geldſumme aufzubewahren, und viele Pferde, um ſie fortzuſchaffen. Ja, damit man nicht einmal verſucht werden möchte, dieſes Geld des Eiſens wegen zu ſchätzen und zuſammen zu ſcharren, ſo ließ er das Eiſen, welches dazu genommen wurde, vorher glühend in Eſſig löſchen und härten, wodurch es zu jedem andern Gebrauch untüchtig wurde.

Wer ſollte nun ſtehlen oder ſich beſtechen laſſen, oder Reichthümer aufzuhäufen trachten, da der kleine Gewinn weder verhehlt noch genutzt werden konnte?

Nicht genug, daß Lykurg ſeinen Mitbürgern dadurch die Mittel zur Ueppigkeit entzog — er rückte ihnen auch die Gegenſtände derſelben aus den Augen, die ſie dazu hätten reizen können. Sparta's eiſerne Münze konnte kein fremder Kaufmann brauchen, und eine andere hatten ſie ihm nicht zu geben. Alle Künſtler, die für den Luxus arbeiteten, verſchwanden jetzt aus Lakonien, kein auswärtiges Schiff erſchien mehr in ſeinen Häfen, kein Abenteurer zeigte ſich mehr, ſein Glück in dieſem Lande zu ſuchen, kein Kaufmann kam, die Eitelkeit und Wolluſt zu brandſchatzen, denn ſie konnten nichts mit ſich hinwegnehmen, als eiſerne Münzen, die in allen andern Ländern verachtet wurden. Der Luxus hörte auf, weil Niemand da war, der ihn unterhalten hätte.

Lykurg arbeitete noch auf eine andere Art der Ueppigkeit entgegen. Er verordnete, daß alle Bürger an einem öffentlichen Orte in Gemeinſchaft zuſammen ſpeiſen, und alle dieſelbe vorgeſchriebene Koſt mit einander theilen ſollten. Es war nicht erlaubt, zu Hauſe der Weichlichkeit zu dienen, und ſich durch eigene Köche koſtbare Speiſen zurichten zu laſſen. Jeder mußte monatlich eine gewiſſe Summe an Lebensmittel zu der öffentlichen Mahlzeit geben, und dafür erhielt er die Koſt von dem Staat. Fünfzehn ſpeiſten gewöhnlich an einem Tiſche zuſammen, und jeder Tiſchgenoſſe mußte alle übrigen Stimmen für ſich haben, um an die Tafel aufgenommen zu werden. Wegbleiben durfte keiner ohne eine gültige Entſchuldigung; dieſes Gebot wurde ſo ſtreng gehalten, daß ſelbſt Agis, einer der folgenden Könige, als er aus einem rühmlich geführten Kriege nach Sparta zurückkam und mit ſeiner Gemahlin allein ſpeiſen wollte, eine abſchlägige Antwort von den Ephoren erhielt. Unter den Speiſen der Spartaner iſt die ſchwarze Suppe berühmt; ein Gericht, zu deſſen Lobe geſagt wurde, die Spartaner hätten gut tapfer ſeyn, weil es kein ſo groſſes Uebel wäre, zu ſterben, als ihre ſchwarze Suppe zu eſſen. Ihre Mahlzeit würzten ſie mit Luſtigkeit und Scherz, denn Lykurg ſelbſt war ſo ſehr ein Freund der geſelligen Freude, daß er dem Gott des Lachens in ſeinem Hauſe einen Altar errichtete.

Durch die Einführung dieſer gemeinſchaftlichen Speiſung gewann Lykurgus für ſeinen Zweck ſehr viel. Aller Luxus an koſtbarem Tafelgeräthe hörte auf, weil man an dem öffentlichen Tiſch keinen Gebrauch davon machen konnte. Der Schwelgerei wurde auf immer Einhalt gethan; geſunde und ſtarke Körper waren die Folge dieſer Mäßigung und Ordnung, und geſunde Väter konnten dem Staate ſtarke Kinder zeugen. Die gemeinſchaftliche Speiſung gewöhnte die Bürger, mit einander zu leben, und ſich als Glieder deſſelben Staatskörpers zu betrachten — nicht einmal zu gedenken, daß eine ſo gleiche Lebensweiſe auch auf die gleiche Stimmung der Gemüther Einfluß haben mußte.

Ein anderes Geſetz verordnete, daß kein Haus ein anderes Dach haben dürfte, als welches mit der Art verfertigt worden und keine andere Thür, als die bloß mit Hülfe einer Säge gemacht worden ſey. In ein ſo ſchlechtes Haus konnte ſich Niemand einfallen laſſen, koſtbare Möbel zu ſchaffen; Alles mußte ſich harmoniſch zu dem Ganzen ſtimmen.

Lykurgus begriff wohl, daß es nicht damit gethan ſey, Geſetze für ſeine Mitbürger zu ſchaffen; er mußte auch Bürger für dieſe Geſetze erſchaffen. In den Gemüthern der Spartaner mußte er ſeiner Verfaſſung die Ewigkeit ſichern, in dieſen mußte er die Empfänglichkeit für fremde Eindrücke ertödten.

Der wichtigſte Theil ſeiner Geſetzgebung war daher die Erziehung, und durch dieſe ſchloß er gleichſam den Kreis, in welchem der ſpartaniſche Staat ſich um ſich ſelbſt bewegen ſollte. Die Erziehung war ein wichtiges Werk des Staats, und der Staat ein fortdauerndes Werk dieſer Erziehung.

Seine Sorgfalt für die Kinder erſtreckte ſich bis auf die Quellen der Zeugung. Die Körper der Jungfrauen wurden durch Leibesübungen gehärtet, um ſtarke geſunde Kinder leicht zu gebären. Sie gingen ſogar unbekleidet, um alle Unfälle der Witterung auszuhalten. Der Bräutigam mußte ſie rauben, und durfte ſie auch nur des Nachts und verſtohlen beſuchen. Dadurch blieben beide in den erſten Jahren der Ehe einander immer noch fremd, und Liebe blieb neu und lebendig.

Aus der Ehe ſelbſt wurde alle Eiferſucht verbannt. Alles, auch die Schamhaftigkeit, ordnete der Geſetzgeber ſeinem Hauptzweck unter. Er opferte die weibliche Treue auf, um geſunde Kinder für den Staat zu gewinnen.

Sobald das Kind geboren war, gehörte es dem Staat — Vater und Mutter hatten es verloren. Es wurde von den Aelteſten beſichtigt; wenn es ſtark und wohlgebildet war, übergab man es einer Wärterin; war es ſchwächlich und mißgeſtaltet, ſo warf man es in einen Abgrund an dem Berge Taygetus.

Die ſpartaniſchen Wärterinnen wurden wegen der harten Erziehung, die ſie den Kindern gaben, in ganz Griechenland berühmt und in entfernte Länder berufen. Sobald ein Knabe das ſiebente Jahr erreicht hatte, wurde er ihnen genommen, und mit Kindern ſeines Alters gemeinſchaftlich erzogen, ernährt und unterrichtet. Frühe lehrte man ihn Beſchwerlichkeiten Trotz bieten, und durch Leibesübungen eine Herrſchaft über ſeine Glieder erlangen. Erreichten ſie die Jünglingsjahre, ſo hatten die edelſten unter ihnen Hoffnung, Freunde unter den Erwachſenen zu erhalten, die durch eine begeiſterte Liebe an ſie gebunden waren. Die Alten waren bei ihren Spielen zugegen, beobachteten das aufkeimende Genie, und ermunterten die Ruhmbegierde durch Lob oder Tadel. Wenn ſie ſich ſatt eſſen wollten, ſo mußten ſie die Lebensmittel dazu ſtehlen, und wer ſich ertappen ließ, hatte eine harte Züchtigung und Schande zu erwarten. Lykurgus wählte dieſes Mittel, um ſie frühe an Liſt und

Ränke zu gewöhnen — Eigenſchaften, die er für den kriegeriſchen Zweck, zu dem er ſie bildete, eben ſo wichtig glaubte, als Leibesſtärke und Muth. Wir haben ſchon oben geſehen, wie wenig gewiſſenhaft Lykurgus in Betreff der Sittlichkeit war, wenn es darauf ankam, ſeinen politiſchen Zweck zu verfolgen. Uebrigens muß man in Betrachtung ziehen, daß weder die Entweihung der Ehen, noch dieſer befohlene Diebſtahl in Sparta den politiſchen Schaden anrichten konnten, den ſie in jedem andern Staate würden zur Folge gehabt haben. Da der Staat die Erziehung der Kinder übernahm, ſo war ſie unabhängig von dem Glück und der Reinigkeit der Ehen; da in Sparta wenig Werth auf dem Eigenthume ruhte und faſt alle Güter gemeinſchaftlich waren, ſo war die Sicherheit des Eigenthums kein ſo wichtiger Punkt, und ein Angriff darauf — beſonders wenn der Staat ihn lenkte und Abſichten dadurch erreichte — kein bürgerliches Verbrechen.

Den jungen Spartanern war es verboten, ſich zu ſchmücken, ausgenommen, wenn ſie in das Treffen oder in ſonſt eine große Gefahr gingen. Dann erlaubte man ihnen, ihre Haare ſchön aufzuputzen, ihre Kleider zu ſchmücken und Zierathen an den Waffen zu tragen. Das Haar, ſagte Lykurgus, macht ſchöne Leute ſchöner und häßliche fürchterlich. Es war gewiß ein feiner Kunſtgriff des Geſetzgebers, etwas Lachendes und Feſtliches mit Gelegenheiten der Gefahr zu verbinden, und ihnen dadurch das Schreckliche zu benehmen. Er ging noch weiter. Er ließ im Kriege von der ſtrengen Disciplin etwas nach, die Lebensart war dann freier, und Vergehungen wurden weniger hart geahndet. Daher kam es, daß der Krieg den Spartanern allein eine Art von Erholung war, und daß ſie ſich darauf, wie auf eine fröhliche Gelegenheit, freuten. Rückte der Feind an, ſo ließ der ſpartaniſche König das Caſtoriſche Lied anſtimmen, die Soldaten rückten in feſtgeſchloſſenen Reihen unter Flötengeſang fort, und gingen freudig und unerſchrokken, nach dem Klange der Muſik, der Gefahr entgegen.

Der Plan des Lykurgus brachte es mit ſich, daß die Anhänglichkeit an das Eigenthum der Anhänglichkeit an das Vaterland durchaus nachſtand, und daß die Gemüther, durch keine Privatſorge zerſtreut, nur dem Staate lebten. Darum fand er für gut und nothwendig, ſeinen Mitbürgern auch die Geſchäfte des gewöhnlichen Lebens zu erſparen, und dieſe durch Fremdlinge verrichten zu laſſen, damit auch nicht einmal die Sorge der Arbeit oder die Freude an häuslichen Geſchäften ihren Geiſt von dem Intereſſe des Vaterlands abzöge. Die Aecker und das Haus wurden deßwegen von Sklaven beſorgt, die in Sparta dem Vieh gleich geachtet wurden. Man nennt ſie Heloten, weil die erſten Sklaven der Spartaner Einwohner der Stadt Helos in Lakonien geweſen, welche ſie bekriegt und zu Gefangenen gemacht hatten. Von dieſen Heloten führten nachher alle ſpartaniſchen Sklaven, die ſie in ihren Kriegen erbeuteten, den Namen.

Abſcheulich war der Gebrauch, den man in Sparta von dieſen unglücklichen Menſchen machte. Man betrachtete ſie als ein Geräthe, von dem man zu politiſchen Abſichten, wie man wollte, Gebrauch machen konnte, und die Menſchheit wurde auf eine wirklich empörende Art in ihnen verſpottet. Um der ſpartaniſchen Jugend ein abſchreckendes Bild von der Unmäſſigkeit im Trinken zu geben, zwang man dieſe Heloten, ſich zu betrinken, und ſtellte ſie dann in dieſem Zuſtande öffentlich zur Schau aus. Man ließ ſie ſchändliche Lieder ſingen und lächerliche Tänze tanzen, die Tänze der Freigebornen waren ihnen verboten.

Man gebrauchte ſie zu einer noch weit unmenſchlichern Abſicht. Es war dem Staat darum zu thun, den Muth ſeiner kühnſten Jünglinge auf ſchwere Proben zu ſetzen, und ſie durch blutige Vorſpiele zum Kriege vorzubereiten. Der Senat ſchickte alſo zu gewiſſen Zeiten eine gewiſſe Anzahl dieſer Jünglinge auf das Land; nichts als ein Dolch und etwas Speiſe wurde ihnen auf die Reiſe mitgegeben. Am Tage war ihnen auferlegt, ſich verborgen zu halten; bei Nachtzeit aber zogen ſie auf die Straßen und ſchlugen die Heloten todt, die ihnen in die Hände fielen. Dieſe Anſtalt nannte man die Cryptia oder den Hinterhalt; aber ob Lykurgus der Stifter derſelben war, iſt noch im Zweifel. Wenigſtens folgt ſie ganz aus ſeinem Prinzip. Wie die Republik Sparta in ihren Kriegen glücklich war, ſo vermehrte ſich auch die Anzahl dieſer Heloten, daß ſie anfingen, der Republik ſelbſt gefährlich zu werden, und auch wirklich durch eine ſo barbariſche Behandlung zur Verzweiflung gebracht, Empörungen entſpannen. Der Senat faßte einen unmenſchlichen Entſchluß, den er durch die Nothwendigkeit entſchuldigt glaubte. Unter dem Vorwand, ihnen die Freiheit zu ſchenken, wurden einmal während des peloponneſiſchen Kriegs zweitauſend der tapferſten Heloten verſammelt und, mit Kränzen geſchmückt, in einer feierlichen Prozeſſion in die Tempel begleitet. Hier aber verſchwanden ſie plötzlich, und Niemand erfuhr, was mit ihnen geworden war. So viel iſt übrigens gewiß, und in Griechenland zum Sprüchwort geworden, daß die ſpartaniſchen Sklaven die unglückſeligſten aller andern Sklaven, ſo wie die ſpartaniſchen freien Bürger die freieſten aller Bürger geweſen.

Weil den Letztern alle Arbeiten durch die Heloten abgenommen waren, ſo brachten ſie ihr ganzes Leben müßig zu; die Jugend übte ſich in kriegeriſchen Spielen und Geſchicklichkeiten, und die Alten waren die Zuſchauer und Richter bei dieſen Uebungen. Einem ſpartaniſchen Greis gereichte es zur Schande, von dem Ort wegzubleiben, wo die Jugend erzogen wurde. Auf dieſe Art kam es, daß jeder Spartaner mit dem Staat lebte, alle Handlungen wurden dadurch öffentliche Handlungen. Unter den Augen der Nation reifte die Jugend heran und verblühte das Alter. Unaufhörlich hatte der Spartaner Sparta vor Augen und Sparta ihn. Er war Zeuge von Allem und Alles war Zeuge ſeines Lebens. Die Ruhmbegierde erhielt einen immerwährenden Sporn, der Nationalgeiſt eine unaufhörliche Nahrung; die Idee von Vaterland und vaterländiſchem Intereſſe verwuchs mit dem innerſten Leben aller ſeiner Bürger. Noch andere Gelegenheiten, dieſe Triebe zu entflammen, gaben die öffentlichen Feſte, welche in dem müßigen Sparta ſehr zahlreich waren. Kriegeriſche Volkslieder wurden dabei geſungen, welche den Ruhm der für's Vaterland gefallenen Bürger, oder Ermunterungen zur Tapferkeit zum gewöhnlichen Inhalt hatten. Sie erſchienen an dieſen Feſten in drei Chören nach dem Alter eingetheilt. Der Chor der Alten fing an zu ſingen: In der Vorzeit waren wir Helden. Der Chor der Männer antwortete: Helden ſind wir jetzt! Komme, wer will, es zu erproben! Der dritte Chor der Knaben fiel ein: Helden werden wir einſt, und euch durch Thaten verdunkeln.

Werfen wir einen bloß flüchtigen Blick auf die Geſetzgebung des Lykurgus, ſo befällt uns wirklich ein angenehmes Erſtaunen. Unter allen ähnlichen Inſtituten des Alterthums iſt ſie unſtreitig die vollendetſte, die Moſaiſche Geſetzgebung ausgenommen, der ſie in vielen Stücken, und vorzüglich in dem Principium gleicht, das ihr zum Grund liegt. Sie iſt wirklich in ſich ſelbſt vollendet. Alles ſchließt ſich darin aneinander an. Eines wird durch Alles, und Alles durch Eines gehalten. Beſſere Mittel konnte Lykurgus wohl nicht wählen, den Zweck zu erreichen, den er vor Augen hatte, einen Staat nämlich, der von allen übrigen iſolirt, ſich ſelbſt genug und fähig wäre, durch innern Kreislauf und eigene lebendige

Kraft ſich ſelbſt zu erhalten. Kein Geſetzgeber hat je einem Staate dieſe Einheit, dieſes Nationalintereſſe, dieſen Gemeingeiſt gegeben, den Lykurgus dem ſeinigen gab. Und wodurch hat Lykurgus dieſes bewirkt? — Dadurch, daß er die Thätigkeit ſeiner Mitbürger in den Staat zu leiten wußte, und ihnen alle andere Wege zuſchloß, die ſie hätten davon abziehen können.

Alles, was Menſchenſeelen feſſelt und Leidenſchaften entzündet, Alles, außer dem politiſchen Intereſſe, hatte er durch ſeine Geſetzgebung entfernt. Reichthum und Wollüſte, Wiſſenſchaft und Kunſt, hatten keinen Zugang zu den Gemüthern der Spartaner. Durch die gleiche gemeinſchaftliche Armuth fiel die Vergleichung der Glücksumſtände weg, die in den meiſten Menſchen die Gewinnſucht entzündet; der Wunſch nach Beſitzthümern fiel mit der Gelegenheit hinweg, ſie zu zeigen und zu nutzen. Durch die tiefe Unwiſſenheit in Kunſt und Wiſſenſchaft, welche alle Köpfe in Sparta auf gleiche Art verfinſterte, verwahrte er es vor Eingriffen, die ein erleuchteter Geiſt in die Verfaſſung gethan haben würde; eben dieſe Unwiſſenheit, mit dem rauhen Nationaltrotz verbunden, der jedem Spartaner eigenthümlich war, ſtand ihrer Vermiſchung mit andern griechiſchen Völkern unaufhörlich im Wege. In der Wiege ſchon waren ſie zu Spartanern geſtempelt, und je mehr ſie andern Nationen entgegen ſtießen, deſto feſter mußten ſie an ihrem Mittelpunkt halten. Das Vaterland war das erſte Schauſpiel, das ſich dem ſpartaniſchen Knaben zeigte, wenn er zum Denken erwachte. Er erwachte im Schooß des Staats; Alles, was um ihn lag, war Nation, Staat und Vaterland. Es war der erſte Eindruck in ſeinem Gehirne, und ſein ganzes Leben war eine ewige Erneuerung dieſes Eindrucks.

Zu Hauſe fand der Spartaner nichts, das ihn hätte feſſeln können; alle Reize hatte der Geſetzgeber ſeinen Augen entzogen. Nur im Schooße des Staats fand er Beſchäftigung, Ergötzung, Ehre, Belohnung; alle ſeine Triebe und Leidenſchaften waren nach dieſem Mittelpunkt hingeleitet. Der Staat hatte alſo die ganze Energie, die Kraft aller ſeiner einzelnen Bürger, und an dem Gemeingeiſt, der alle zuſammen entflammte, mußte ſich der Nationalgeiſt jedes einzelnen Bürgers entzünden. Daher iſt es kein Wunder, daß die ſpartaniſche Vaterlandstugend einen Grad von Stärke erreichte, der uns unglaublich ſcheinen muß. Daher kam es, daß bei dem Bürger dieſer Republik gar kein Zweifel Statt finden konnte, wenn es darauf ankam, zwiſchen Selbſterhaltung und Rettung des Vaterlandes eine Wahl zu treffen.

Daher iſt es begreiflich, wie ſich der ſpartaniſche König Leonidas mit ſeinen dreihundert Helden die Grabſchrift verdienen konnte, die ſchönſte ihrer Art und das erhabenſte Denkmal politiſcher Tugend. „Erzähle, Wandrer, wenn du nach Sparta kommſt, daß wir, ſeinen Geſetzen gehorſam, hier gefallen ſind.“

Man muß alſo eingeſtehen, daß nichts zweckmäßiger, nichts durchdachter ſeyn kann, als dieſe Staatsverfaſſung, daß ſie in ihrer Art ein vollendetes Kunſtwerk vorſtellt, und, in ihrer ganzen Strenge befolgt, nothwendig auf ſich ſelbſt hätte ruhen müſſen. Wäre aber meine Schilderung hier zu Ende, ſo würde ich mich eines ſehr großen Irrthums ſchuldig gemacht haben. Dieſe bewunderungswürdige Verfaſſung iſt im höchſten Grade verwerflich, und nichts Traurigeres könnte der Menſchheit begegnen, als wenn alle Staaten nach dieſem Muſter wären gegründet worden. Es wird uns nicht ſchwer fallen, uns von dieſer Behauptung zu überzeugen.

Gegen ſeinen eigenen Zweck gehalten, iſt die Geſetzgebung des Lykurgus ein Meiſterſtück der Staats- und Menſchenkunde. Er wollte einen mächtigen, in ſich ſelbſt gegründeten, unzerſtörbaren Staat; politiſche Stärke und Dauerhaftigkeit waren das Ziel, wornach er ſtrebte, und dieſes Ziel hat er ſo weit erreicht, als unter ſeinen Umſtänden möglich war. Aber hält man den Zweck, welchen Lykurgus ſich vorſetzte, gegen den Zweck der Menſchheit, ſo muß eine tiefe Mißbilligung an die Stelle der Bewunderung treten, die uns der erſte flüchtige Blick abgewonnen hat. Alles darf dem Beſten des Staats zum Opfer gebracht werden, nur dasjenige nicht, dem der Staat ſelbſt nur als ein Mittel dient. Der Staat ſelbſt iſt niemals Zweck, er iſt nur wichtig als eine Bedingung, unter welcher der Zweck der Menſchheit erfüllt werden kann, und dieſer Zweck der Menſchheit iſt kein anderer, als Ausbildung aller Kräfte des Menſchen, Fortſchreitung. Hindert eine Staatsverfaſſung, daß alle Kräfte, die im Menſchen liegen, ſich entwickeln; hindert ſie die Fortſchreitung des Geiſtes: ſo iſt ſie verwerflich und ſchädlich, ſie mag übrigens noch ſo durchdacht, und in ihrer Art noch ſo vollkommen ſeyn. Ihre Dauerhaftigkeit ſelbſt gereicht ihr alsdann vielmehr zum Vorwurf, als zum Ruhme — ſie iſt dann nur ein verlängertes Uebel; je länger ſie Beſtand hat, um ſo ſchädlicher iſt ſie.

Ueberhaupt können wir bei Beurtheilung politiſcher Anſtalten als eine Regel feſtſetzen, daß ſie nur gut und lobenswürdig ſind, inſofern ſie alle Kräfte, die im Menſchen liegen, zur Ausbildung bringen, inſofern ſie Fortſchreitung der Kultur befördern, oder wenigſtens nicht hemmen. Dieſes gilt von Religions-, wie von politiſchen Geſetzen; beide ſind verwerflich, wenn ſie eine Kraft des menſchlichen Geiſtes feſſeln, wenn ſie ihm in irgend Etwas einen Stillſtand auferlegen. Ein Geſetz z. B., wodurch eine Nation verbunden würde, bei dem Glaubensſchema beſtändig zu verharren, das ihr in einer gewiſſen Periode als das vortrefflichſte erſchienen, ein ſolches Geſetz wäre ein Attentat gegen die Menſchheit, und keine noch ſo ſcheinbare Abſicht würde es rechtfertigen können. Es wäre unmittelbar gegen das höchſte Gut, gegen den höchſten Zweck der Geſellſchaft gerichtet.

Mit dieſem allgemeinen Maßſtab verſehen, können wir nicht lange zweifelhaft ſeyn, wie wir den Lykurgiſchen Staat beurtheilen ſollen.

Eine einzige Tugend war es, die in Sparta mit Hintanſetzung aller andern geübt wurde, Vaterlandsliebe.

Dieſem künſtlichen Triebe wurden die natürlichſten ſchönſten Gefühle der Menſchheit zum Opfer gebracht.

Auf Unkoſten aller ſittlichen Gefühle wurde das politiſche Verdienſt errungen, und die Fähigkeit dazu ausgebildet. In Sparta gab es keine eheliche Liebe, keine Mutterliebe, keine kindliche Liebe, keine Freundſchaft — es gab nichts als Bürger, nichts als bürgerliche Tugend. Lange Zeit hatte man jene ſpartaniſche Mutter bewundert, die ihren aus dem Treffen entkommenen Sohn mit Unwillen von ſich ſtößt, und nach dem Tempel eilt, den Göttern für den Gefallenen zu danken. Zu einer ſolchen unnatürlichen Stärke des Geiſtes hätte man der Menſchheit nicht Glück wünſchen ſollen. Eine zärtliche Mutter iſt eine weit ſchönere Erſcheinung in der moraliſchen Welt, als ein heroiſches Zwittergeſchöpf, das die natürliche Empfindung verläugnet, um künſtliche Pflicht zu befriedigen.

Welch ſchöneres Schauſpiel gibt der rauhe Krieger Coriolanus in ſeinem Lager vor Rom, der Rache und Sieg aufopfert, weil er die Thränen der Mutter nicht fließen ſehen kann!

Dadurch, daß der Staat der Vater ſeines Kindes wurde, hörte der natürliche Vater deſſelben auf, es zu ſeyn. Das Kind lernte nie ſeine Mutter, ſeinen Vater lieben, weil es ſchon in dem zarteſten Alter von ihnen geriſſen, ſeine Eltern nicht an ihren Wohlthaten, nur von Hörenſagen erfuhr.

Auf eine noch empörendere Art wurde das allgemeine Menſchengefühl in Sparta ertödtet, und die Seele aller Pflichten, die Achtung gegen die Gattung, ging unwiederbringlich verloren. Ein Staatsgeſetz machte den Spartanern die Unmenſchlichkeit gegen ihre Sklaven zur Pflicht; in dieſen unglücklichen Schlachtopfern wurde die Menſchheit beſchimpft und mißhandelt. In dem ſpartaniſchen Geſetzbuche ſelbſt wurde der gefährliche Grundſatz gepredigt, Menſchen als Mittel und nicht als Zwecke zu betrachten — dadurch wurden die Grundfeſten des Naturrechts und der Sittlichkeit geſetzmäßig eingeriſſen. Die ganze Moralität wurde preisgegeben, um etwas zu erhalten, das doch nur als ein Mittel zu dieſer Moralität einen Werth haben kann.

Kann etwas widerſprechender ſeyn, und kann ein Widerſpruch ſchrecklichere Folgen haben als dieſer? Nicht genug, daß Lykurgus auf den Ruin der Sittlichkeit ſeinen Staat gründete, er arbeitete auf eine andere Art gegen den höchſten Zweck der Menſchheit, indem er durch ſein fein durchdachtes Staatsſyſtem den Geiſt der Spartaner auf derjenigen Stufe feſt hielt, worauf er ihn fand, und auf ewig alle Fortſchritte hemmte.

Aller Kunſtfleiß war aus Sparta verbannt, alle Wiſſenſchaften wurden vernachläßigt, aller Handelsverkehr mit fremden Völkern verboten, alles Auswärtige wurde ausgeſchloſſen. Dadurch wurden alle Canäle geſperrt, wodurch ſeiner Nation helle Begriffe zufließen konnten; in einer ewigen Einförmigkeit, in einem traurigen Egoismus ſollte ſich der ſpartaniſche Staat ewig nur um ſich ſelbſt bewegen.

Das Geſchäft aller ſeiner vereinigten Bürger war, ſich zu erhalten, was ſie beſaßen, und zu bleiben, was ſie waren, nichts Neues zu erwerben, nicht auf eine höhere Stufe zu ſteigen. Unerbittliche Geſetze mußten darüber wachen, daß keine Neuerung in das Uhrwerk des Staates griff, daß ſelbſt der Fortſchritt der Zeit an der Form der Geſetze nichts veränderte. Um dieſe lokale, dieſe temporäre Verfaſſung dauerhaft zu machen, mußte man den Geiſt des Volks auf derjenigen Stelle feſt halten, worauf er bei ihrer Gründung geſtanden.

Wir haben aber geſehen, daß Fortſchreitung des Geiſtes das Ziel des Staats ſeyn ſoll.

Der Staat des Lykurgus konnte nur unter der einzigen Bedingung fortdauern, wenn der Geiſt des Volkes ſtille ſtünde; er konnte ſich alſo nur dadurch erhalten, daß er den höchſten und einzigen Zweck eines Staats verfehlte. Was man alſo zum Lobe des Lykurgus angeführt hat, daß Sparta nur ſo lange blühen würde, als es dem Buchſtaben ſeines Geſetzes folgte, iſt das Schlimmſte, was von ihm geſagt werden konnte. Eben dadurch, daß es die alte Staatsform nicht verlaſſen durfte, die Lykurg ihm gegeben, ohne ſich dem gänzlichen Untergang auszuſetzen, daß es bleiben mußte, was es war, daß es ſtehen mußte, wo ein einziger Mann es hingeworfen, eben dadurch war Sparta ein unglücklicher Staat — und kein traurigeres Geſchenk hätte ihm ſein Geſetzgeber machen können, als dieſe gerühmte ewige Dauer einer Verfaſſung, die ſeiner wahren Größe und Glückſeligkeit ſo ſehr im Wege ſtand.

Nehmen wir dies zuſammen, ſo verſchwindet der falſche Glanz, wodurch die einzige hervorſtechende Seite des ſpartaniſchen Staats ein unerfahrnes Auge blendet — wir ſehen nichts mehr, als einen ſchülerhaften unvollkommenen Verſuch — das erſte Exercitium des jugendlichen Weltalters, dem es noch an Erfahrung und hellen Einſichten fehlte, die wahren Verhältniſſe der Dinge zu erkennen. So fehlerhaft dieſer erſte Verſuch ausgefallen iſt, ſo wird und muß er einem philoſophiſchen Forſcher der Menſchengeſchichte immer ſehr merkwürdig bleiben. Immer war es ein Rieſenſchritt des menſchlichen Geiſtes, dasjenige als ein Kunſtwerk zu behandeln, was bis jetzt dem Zufall und der Leidenſchaft überlaſſen geweſen war. Unvollkommen mußte nothwendig der erſte Verſuch in der ſchwerſten aller Künſte ſeyn, aber ſchätzbar bleibt er immer, weil er in der wichtigſten aller Künſte angeſtellt worden iſt. Die Bildhauer fingen mit Hermesſäulen an, ehe ſie ſich zu der vollkommenen Form eines Antinous, eines vaticaniſchen Apolls erhoben; die Geſetzgeber werden ſich noch lange in rohen Verſuchen üben, bis ſich ihnen endlich das glückliche Gleichgewicht der geſellſchaftlichen Kräfte von ſelbſt darbietet.

Der Stein leidet geduldig den bildenden Meißel, und die Saiten, die der Tonkünſtler anſchlägt, antworten ihm, ohne ſeinem Finger zu widerſtreben.

Der Geſetzgeber allein bearbeitet einen ſelbſtthätigen widerſtrebenden Stoff — die menſchliche Freiheit. Nur unvollkommen kann er das Ideal in Erfüllung bringen, das er in ſeinem Gehirne noch ſo rein entworfen hat;

aber hier iſt der Verſuch allein ſchon alles Lobes werth, wenn er mit uneigennützigem Wohlwollen unternommen und mit Zweckmäßigkeit vollendet wird.

Solon.

Von der Geſetzgebung des Lykurgus in Sparta war die Geſetzgebung Solons in Athen faſt durchaus das Widerſpiel — und da die beiden Republiken Sparta und Athen die Hauptrollen in der griechiſchen Geſchichte ſpielen, ſo iſt es ein anziehendes Geſchäft, ihre verſchiedenen Staatsverfaſſungen neben einander zu ſtellen, und ihre Gebrechen und Vorzüge gegen einander abzuwägen.

Nach dem Tode des Kodrus wurde die königliche Würde in Athen abgeſchafft, und einer Obrigkeit, die den Namen Archont führte, die höchſte Gewalt auf Lebenslang übertragen. In einem Zeitraum von mehr als dreihundert Jahren herrſchten dreizehn ſolcher Archonten in Athen, und aus dieſem Zeitraum hat uns die Geſchichte nichts Merkwürdiges von der neuen Republik aufbehalten. Aber der Geiſt der Demokratie, der den Athenienſern ſchon zu Homers Zeiten eigenthümlich war, regte ſich am Schluß dieſer Periode wieder. Eine lebenslängliche Dauer des Archontats war ihnen doch ein allzulebhaftes Bild der königlichen Würde, und vielleicht hatten die vorhergegangenen Archonten ihre große und dauerhafte Macht mißbraucht. Man ſetzte alſo die Dauer der Archonten auf zehn Jahre. Ein wichtiger Schritt zur künftigen Freiheit; denn dadurch, daß es alle zehn Jahre einen neuen

Univ. Bibl.
München

Beherrſcher wählte, erneuerte das Volk den Akt ſeiner Souveränität, es nahm alle zehn Jahre ſeine weggegebene Gewalt zurück, um ſie nach Gutbefinden von Neuem wegzugeben. Dadurch blieb ihm immer in friſchem Gedächtniß, was die Unterthanen erblicher Monarchien zuletzt ganz vergeſſen, daß es ſelbſt die Quelle der höchſten Gewalt, daß der Fürſt nur das Geſchöpf der Nation iſt.

Dreihundert Jahre hatte das athenienſiſche Volk einen lebenslänglichen Archont über ſich geduldet, aber die zehnjährigen Archonten wurde es ſchon im ſiebenzigſten Jahre müde. Dies war ganz natürlich, denn während dieſer Zeit hatte es ſiebenmal die Archontenwahl erneuert, es war alſo ſiebenmal an ſeine Souveränität erinnert worden. Der Geiſt der Freiheit hatte ſich alſo in der zweiten Periode weit lebhafter regen müſſen, weit ſchneller entwickeln müſſen, als in der erſten.

Der ſiebente der zehnjährigen Archonten war auch der letzte von dieſer Gattung.. Das Volk wollte alle Jahre den Genuß ſeiner Obergewalt haben, es hatte die Erfahrung gemacht, daß eine auf zehn Jahre verliehene Gewalt noch immer lang genug daure, um zum Mißbrauch zu verführen. Künftig alſo war die Archontenwürde auf ein einziges Jahr eingeſchränkt, nach deſſen Verfluß eine neue Wahl vorgenommen wurde. Es that noch einen Schritt weiter. Weil auch eine noch ſo kurz dauernde Gewalt in den Händen eines Einzigen der Monarchie ſchon ſehr nahe kommt, ſo ſchwächte es dieſe Gewalt, indem es dieſelbe unter neun Archonten vertheilte, die zugleich regierten.

Drei dieſer neun Archonten hatten Vorzüge vor den ſechs übrigen. Der erſte Archont, Eponymus genannt, führte den Vorſitz bei der Verſammlung; ſein Name ſtand unter den öffentlichen Akten; nach ihm nannte man das Jahr. Der zweite, Baſilevs oder König genannt, hatte über die Religion zu wachen, und den Gottesdienſt zu beſorgen; dies war aus frühern Zeiten beibehalten, wo die Aufſicht über den Gottesdienſt ein weſentliches Stück der Königswürde geweſen. Der dritte, Polemarch, war Anführer im Kriege. Die ſechs übrigen führten den Namen Thesmotheten, weil ſie die Conſtitution zu bewahren, und die Geſetze zu erhalten und auszulegen hatten.

Die Archonten wurden aus den vornehmſten Familien gewählt, und in ſpätern Zeiten erſt drangen ſich auch Perſonen aus dem Volk in dieſe Würde. Die Verfaſſung war daher einer Ariſtokratie weit näher als einer Volksregierung, und das letzte hatte alſo noch nicht ſehr viel dabei gewonnen.

Die Anordnung, daß jedes Jahr neun neue Archonten gewählt wurden, hatte neben ihrer guten Seite, nämlich Mißbrauch der höchſten Gewalt zu verhüten, auch eine ſehr ſchlimme, und dieſe war, daß ſie Faktionen im Staat hervorbrachte. Denn nun gab es viele Bürger im Staat, welche die höchſte Gewalt bekleidet und wieder abgegeben hatten. Mit Niederlegung ihrer Würde konnten ſie nicht ſo leicht auch den Geſchmack an dieſer Würde, nicht ſo leicht das Vergnügen am Herrſchen ablegen, das ſie zu koſten angefangen hatten. Sie wünſchten alſo wieder zu werden, was ſie waren, ſie machten ſich alſo einen Anhang, ſie erregten innere Stürme in der Republik. Die ſchnellere Abwechslung und die größere Anzahl der Archonten machten ferner jedem angeſehenen und reichen Athenienſer Hoffnung, zum Archontat zu gelangen, eine Hoffnung, die er vorher, als nur Einer dieſe Würde bekleidete und nicht ſo bald wieder darin abgelöst wurde, wenig oder nicht gekannt hatte. Dieſe Hoffnung wurde endlich bei ihnen zur Ungeduld, und dieſe Ungeduld führte ſie zu gefährlichen Anſchlägen. Beide alſo, ſowohl die, welche ſchon Archonten geweſen als die, welche ſich ſehnten, es zu werden, wurden der bürgerlichen Ruhe auf gleiche Art gefährlich.

Das Schlimmſte dabei war, daß die obrigkeitliche Macht, durch Vertheilung unter Mehrere, und durch ihre kurze Dauer, mehr als jemals gebrochen war. Es fehlte daher an einer ſtarken Hand, die Faktionen zu bändigen und die aufrühreriſchen Köpfe im Zaum zu halten. Mächtige und verwegene Bürger ſtürzten den Staat in Verwirrung und ſtrebten nach Unabhängigkeit.

Man warf endlich, um dieſen Unruhen zu ſteuern, die Augen auf einen unbeſcholtenen und allgemein gefürchteten Bürger, dem die Verbeſſerung der Geſetze, die bis jetzt nur in mangelhaften Traditionen beſtanden, übertragen ward. Drako hieß dieſer gefürchtete Bürger — ein Mann ohne Menſchengefühl, der der menſchlichen Natur nichts Gutes zutraute, alle Handlungen bloß in dem finſtern Spiegel ſeiner eigenen trüben

Seele ſah, und ganz ohne Schonung war für die Schwächen der Menſchheit, ein ſchlechter Philoſoph und ein noch ſchlechterer Kenner der Menſchen, mit kaltem Herzen, beſchränktem Kopf und unbiegſam in ſeinen Vorurtheilen. Solch ein Mann war vortrefflich, Geſetze zu vollziehen, aber ſie zu geben, konnte man keine ſchlimmere Wahl treffen.

Es iſt uns wenig von den Geſetzen des Drako übrig geblieben, aber dieſes Wenige ſchildert uns den Mann und den Geiſt ſeiner Geſetzgebung. Alle Verbrechen ſtrafte er ohne Unterſchied mit dem Tode, den Müßigang wie den Mord, den Diebſtahl eines Kohls oder eines Schafs wie den Hochverrath und die Mordbrennerei. Als man ihn daher fragte, warum er die kleinen Vergehungen eben ſo ſtreng beſtrafe, als die ſchwerſten Verbrechen, ſo war ſeine Antwort: „Die kleinſten Verbrechen ſind des Todes würdig; für die größern weiß ich keine andere Strafe als den Tod — darum muß ich beide gleich behandeln.“

Drakos Geſetze ſind der Verſuch eines Anfängers in der Kunſt, Menſchen zu regieren. Schrecken iſt das einzige Inſtrument, wodurch er wirkt. Er ſtraft nur begangenes Uebel, er verhindert es nicht, er bekümmert ſich nicht darum, die Quellen deſſelben zu verſtopfen und die Menſchen zu verbeſſern. Einen Menſchen aus den Lebendigen vertilgen, weil er etwas Böſes begangen hat, heißt eben ſo viel, als einen Baum umhauen, weil eine ſeiner Früchte faul iſt.

Seine Geſetze ſind doppelt zu tadeln, weil ſie nicht allein die heiligen Gefühle und Rechte der Menſchheit wider ſich haben, ſondern auch, weil ſie auf das Volk, dem er ſie gab, nicht berechnet waren. War ein Volk in der Welt ungeſchickt, durch ſolche Geſetze zu gedeihen, ſo war es das athenienſiſche. Die Sklaven der Pharaonen, oder des Königs der Könige, würden ſich endlich vielleicht darin gefunden haben — aber wie konnten Athenienſer unter ein ſolches Joch ſich beugen.

Auch blieben ſie kaum ein halbes Jahrhundert in Kraft, ob er ihnen gleich den unbeſcheidenen Titel unwandelbarer Geſetze gab.

Drako hatte alſo ſeinen Auftrag ſehr ſchlecht erfüllt, und anſtatt zu nützen, ſchadeten ſeine Geſetze. Weil ſie nämlich nicht befolgt werden konnten, und doch keine andere ſogleich da wareſt, ihre Stelle zu erſetzen, ſo war es eben ſo viel, als wenn Athen gar kein Geſetz gehabt hätte, und die traurigſte Anarchie riß ein.

Damals war der Zuſtand des athenienſiſchen Volks äußerſt zu beklagen. Eine Klaſſe des Volks beſaß Alles, die andere hingegen gar nichts: die Reichen unterdrückten und plünderten auf's Unbarmherzigſte die Armen. Es entſtand eine unermeßliche Scheidewand zwiſchen beiden. Die Noth zwang die ärmeren Bürger, zu den Reichen ihre Zuflucht zu nehmen, zu eben den Blutegeln, die ſie ausgeſogen hatten; aber ſie fanden nur eine grauſame Hülfe bei dieſen. Für die Summen, die ſie aufnahmen, mußten ſie ungeheure Zinſen bezahlen, und, wenn ſie nicht Termin hielten, ihre Ländereien ſelbſt an die Gläubiger abtreten.

Nachdem ſie nichts mehr zu geben hatten, und doch leben mußten, waren ſie dahin gebracht, ihre eignen Kinder als Sklaven zu verkaufen, und endlich, als auch dieſe Zuflucht erſchöpft war, borgten ſie auf ihren eigenen Leib, und mußten ſich gefallen laſſen, von ihren Kreditoren als Sklaven verkauft zu werden. Gegen dieſen abſcheulichen Menſchenhandel war noch kein Geſetz in Attika gegeben, und nichts hielt die grauſame Habſucht der reichen Bürger in Schranken. So ſchrecklich war der Zuſtand Athens. Wenn der Staat nicht zu Grunde gehen ſollte, ſo mußte man dieſes zerſtörte Gleichgewicht der Güter auf eine gewaltſame Art wieder herſtellen.

Zu dieſem Ende waren unter dem Volk drei Faktionen entſtanden. Die eine, welcher die armen Bürger beſonders beitraten, forderte eine Demokratie, eine gleiche Vertheilung der Aecker, wie ſie Lykurgus in Sparta eingeführt hatte; die andere, welche die Reichen ausmachten, ſtritt für die Ariſtokratie; die dritte wollte beide Staatsformen mit einander verbunden wiſſen, und ſetzte ſich den beiden andern entgegen, daß keine durchdringen konnte.

Es war keine Hoffnung, dieſen Streit auf eine ruhige Art beizulegen, ſo lange man nicht einen Mann fand, dem ſich alle drei Parteien auf gleiche Weiſe unterwarfen, und ihn zum Schiedsrichter über ſich anerkannten.

Glücklicher Weiſe fand ſich ein ſolcher Mann, und ſeine Verdienſte um die Republik, ſein ſanfter billiger Charakter, und der Ruf ſeiner Weisheit hatten längſt ſchon die Augen der Nation auf ihn gezogen. Dieſer Mann war Solon, von königlicher Abkunft, wie Lykurgus, denn er zählte den Kodrus unter ſeine Ahnherrn. Solons Vater war ein ſehr reicher Mann geweſen, aber durch Wohlthun hatte er ſein Vermögen geſchwächt, und der junge Solon mußte in ſeinen erſten Jahren die Kaufmannſchaft ergreifen. Durch Reiſen, welche ihm dieſe Lebensart nothwendig machte, und durch den Verkehr mit auswärtigen Völkern bereicherte ſich ſein Geiſt, und ſein Genie entwickelte ſich im Umgang mit fremden Weiſen. Frühe ſchon legte er ſich auf die Dichtkunſt, und die Fertigkeit, die er darin erlangte, kam ihm in der Folge ſehr gut zu ſtatten, moraliſche Wahrheiten und politiſche Regeln in dieſes gefällige Gewand zu kleiden. Sein Herz war empfindlich für Freude und Liebe; einige Schwachheiten ſeiner Jugend machten ihn um ſo nachſichtiger gegen die Menſchheit, und gaben ſeinen Geſetzen das Gepräge von Sanftmuth und Milde, das ſie von den Satzungen des Drako und Lykurgus ſo ſchön unterſcheidet. Er war ferner noch ein tapferer Heerführer geweſen, hatte der Republik den Beſitz der Inſel Salamine erworben, und noch andere wichtige Kriegsdienſte geleiſtet. Damals war das Studium der Weisheit noch nicht wie jetzt von politiſcher und kriegeriſcher Wirkſamkeit getrennt; der Weiſe war der beſte Staatsmann, der erfahrenſte Feldherr, der tapferſte Soldat; ſeine Weisheit floß in alle Geſchäfte ſeines bürgerlichen Lebens. Solons Ruf war durch ganz Griechenland erſchollen, und in die allgemeinen Angelegenheiten des **Peloponnes** hatte er einen ſehr großen Einfluß.

Solon war der Mann, der allen Parteien in Athen gleich lieb war. Die Reichen hatten große Hoffnungen von ihm, weil er ſelbſt ein begüterter Mann war. Die Armen vertrauten ihm, weil er ein rechtſchaffener Mann war. Der verſtändige Theil der Athenienſer wünſchte ſich ihn zum Herrſcher, weil die Monarchie das ſicherſte Mittel ſchien, die Faktionen zu unterdrücken; ſeine Verwandten wünſchten dies gleichfalls, aber aus eigennützigen Abſichten, um die Herrſchaft mit ihm zu theilen. Solon verſchmähte dieſen Rath; „die Monarchie,“ ſagte er, „ſey ein ſchöner Wohnplatz, aber er habe keinen Ausgang.“

Er begnügte ſich, ſich zum Archon und Geſetzgeber ernennen zu laſſen, und übernahm dieſes große Amt ungern, und nur aus Achtung für das Wohl der Bürger.

Das Erſte, womit er ſein Werk eröffnete, war das berühmte Edikt, **Seiſachtheia**, oder Erledigung genannt, wodurch alle Schulden aufgehoben und zugleich verboten wurde, daß künftig Keiner dem Andern auf ſeinen Leib etwas leihen durfte. Dieſes Edikt war allerdings ein gewaltſamer Angriff auf das Eigenthum, aber die höchſte Noth des Staats machte einen gewaltſamen Schritt nothwendig. Er war unter zwei Uebeln das kleinere, denn die Klaſſe des Volks, welche dadurch litt, war weit geringer, als die, welche dadurch glücklich wurde.

Durch dieſes wohlthätige Edikt wälzte er auf einmal die ſchweren Laſten ab, welche die arme Bürgerklaſſe ſeit Jahrhunderten niedergedrückt hatten; die Reichen machte er dadurch nicht elend, denn er ließ ihnen, was ſie hatten; er nahm ihnen nur die Mittel, ungerecht zu ſeyn. Nichts deſto weniger erntete er von den Armen ſo wenig Dank als von den Reichen. Die Armen hatten auf eine völlig gleiche Ländervertheilung gerechnet, davon in Sparta das Beiſpiel gegeben war, und murrten deßwegen gegen ihn, daß er ihre Erwartungen hintergangen hatte. Sie vergaßen, daß der Geſetzgeber den Reichen eben ſo gut als den Armen Gerechtigkeit ſchuldig ſey, und daß die Anordnung des Lykurgus eben darum nicht nachahmungswürdig ſey, weil ſie ſich auf eine Unbilligkeit gründete, die zu vermeiden geweſen wäre.

Der Undank des Volks preßte dem Geſetzgeber eine beſcheidene Klage aus. „Ehemals,“ ſagte er, „rauſchte mir von allen Seiten mein Lob entgegen; jetzt ſchielt Alles mit feindlichen Blicken auf mich.“ Bald aber zeigten ſich in Attika die wohlthätigen Folgen ſeiner Verfügung. Das Land, das vorher Sklavendienſte that, war jetzt frei; der Bürger bearbeitete den Acker jetzt als ſein Eigenthum, den er vorher als Taglöhner für ſeinen Kreditor bearbeitet hatte. Viele in's Ausland verkaufte Bürger, die ſchon angefangen hatten, ihre Mutterſprache zu verlernen, ſahen als freie Menſchen ihr Vaterland wieder.

Das Vertrauen in den Geſetzgeber kehrte zurück. Man übertrug ihm die Reformation des Staats und unumſchränkte Gewalt, über das Eigenthum und die Rechte der Bürger zu verfügen. Der erſte Gebrauch, den er davon machte, war, daß er alle Geſetze des Drako abſchaffte, diejenigen ausgenommen, welche gegen den Mord und Ehebruch gerichtet waren.

Nun übernahm er das große Werk, der Republik eine neue Conſtitution zu geben.

Alle atheniensiſchen Bürger mußten ſich einer Schätzung des Vermögens unterwerfen, und nach dieſer Schätzung wurden ſie in vier Klaſſen oder Zünfte getheilt.

Die erſte begriff diejenigen in ſich, welche jährlich fünfhundert Maaß von trockenen und flüſſigen Dingen Einkommen hatten.

Die zweite enthielt diejenigen, welche dreihundert Maaß Einkommen hatten, und ein Pferd halten konnten.

Die dritte, diejenigen, welche nur die Hälfte davon hatten, und wo alſo immer zwei zuſammentreten mußten, um dieſe Summe herauszubringen. Man nannte ſie deßwegen die Zweigeſpannten.

In der vierten waren die, welche keine liegenden Gründe beſaßen, und bloß von ihrer Handarbeit lebten, Handwerker, Taglöhner und Künſtler.

Die drei erſten Klaſſen konnten öffentliche Aemter bekleiden; die aus der letzten waren davon ausgeſchloſſen; doch hatten ſie bei der Nationalverſammlung eine Stimme, wie die übrigen, und dadurch allein genoſſen ſie einen großen Antheil an der Regierung. Vor die Nationalverſammlung, Ekkleſia genannt, wurden alle großen Angelegenheiten gebracht, und durch dieſelbe entſchieden: die Wahl der Obrigkeiten, die Beſetzung der Aemter, wichtige Rechtshändel, Finanzangelegenheiten, Krieg und Frieden. Da ferner die Solon'ſchen Geſetze mit einer gewiſſen Dunkelheit behaftet waren, ſo mußte in jedem Fall, wo der Richter über ein Geſetz, das er auszulegen hatte, zweifelhaft war, an die Ekkleſia appellirt werden, welche dann in letzter Inſtanz entſchied, wie das Geſetz zu verſtehen ſey. Von allen Tribunalen konnte man an das Volk appelliren. Vor dem dreißigſten Jahre hatte Niemand Zutritt zur Nationalverſammlung; aber ſobald einer das erforderliche Alter hatte, ſo konnte er ungeſtraft nicht mehr wegbleiben, denn Solon haßte und bekämpfte nichts ſo ſehr, als Lauigkeit gegen das gemeine Weſen.

Athens Verfaſſung war auf dieſe Art in eine vollkommene Demokratie verwandelt; im ſtrengſten Verſtande war das Volk ſouverän, und nicht bloß durch Repräſentanten herrſchte es, ſondern in eigener Perſon und durch ſich ſelbſt.

Bald aber zeigten ſich nachtheilige Folgen dieſer Einrichtung. Das Volk war zu ſchnell mächtig geworden, um ſich dieſes Vorrechts mit Mäßigung zu bedienen; Leidenſchaft miſchte ſich in die öffentliche Verſammlung, und der Tumult, den eine ſo große Volksmenge erregte, erlaubte nicht immer, reif zu überlegen und weiſe zu entſcheiden. Dieſem Uebel zu begegnen, ſchuf Solon einen Senat, zu welchem, aus jedem der vier Zünfte, hundert Mitglieder genommen wurden. Dieſer Senat mußte ſich vorher über die Punkte berathſchlagen, welche der Ekkleſia vorgelegt werden ſollten. Nichts, was nicht vorher vom Senat in Ueberlegung genommen worden, durfte vor das Volk gebracht werden, aber das Volk allein behielt die Entſcheidung. War eine Angelegenheit von dem Senat dem Volke vorgetragen, ſo traten die Redner auf, die Wahl deſſelben zu lenken. Dieſe Menſchenklaſſe hatte ſich in Athen ſehr viel Wichtigkeit erworben, und durch den Mißbrauch, den ſie von ihrer Kunſt und dem leicht beweglichen Sinn der Athenienſer machte, der Republik eben ſo viel geſchadet, als ſie ihr hätte nützen können, wenn ſie von Privatabſichten rein, das wahre Intereſſe des Staats immer vor Augen gehabt hätte. Alle Kunſtgriffe der Beredſamkeit bot der Redner auf, dem Volk diejenige Seite einer Sache annehmlich zu machen, wozu er es gern bringen wollte; und verſtand er ſeine Kunſt, ſo waren alle Herzen in ſeinen Händen. Durch dieſe Redner wurde dem Volk eine ſanfte und erlaubte Feſſel angelegt. Sie herrſchten durch Ueberredung, und ihre Herrſchaft war darum nicht weniger groß, weil ſie der freien Wahl etwas übrig ließ. Das Volk behielt völlige Freiheit, zu wählen und zu verwerfen; aber durch die Kunſt, womit man ihm die Dinge vorzulegen wußte, lenkte man dieſe Freiheit. Eine vortreffliche Einrichtung, wenn die Funktion der Redner immer in reinen und treuen Händen geblieben wäre. Bald aber wurden aus dieſen Rednern Sophiſten, die ihren Ruhm darein ſetzten, das Schlimme gut und das Gute ſchlimm zu machen.

Mitten in Athen war ein großer öffentlicher Platz von Bildſäulen der Götter und Helden umgeben, das

Prytaneum genannt. Auf dieſem Platz war die Verſammlung des Senats, und die Senatoren erhielten davon den Namen der Prytanen. Von einem Prytanen wurde ein untadelhaftes Leben verlangt. Keinem Verſchwender, Keinem, der ſeinem Vater unehrerbietig begegnete, Keinem, welcher ſich nur einmal betrunken hatte, durfte es in den Sinn kommen, ſich zu dieſem Amte zu melden.

Als ſich in der Folge die Bevölkerung in Athen vermehrte, und anſtatt der vier Zünfte, welche Solon eingeführt hatte, zehn Zünfte gemacht wurden, wurde auch die Zahl der Prytanen von vierhundert bis tauſend geſetzt. Aber von dieſen tauſend Prytanen waren jährlich nur fünfhundert in Funktion, und auch dieſe fünfhundert nie auf einmal. Fünfzig derſelben regierten immer fünf Wochen lang, und zwar ſo, daß in jeder Woche nur zehn im Amte ſtanden. So war es ganz unmöglich, willkührlich zu verfahren, denn Jeder hatte eben ſo viele Zeugen und Hüter ſeiner Handlungen, als er Amtsgenoſſen hatte, und der Nachfolgende konnte immer die Verwaltung ſeines Vorgängers muſtern. Alle fünf Wochen wurden vier Volksverſammlungen gehalten, die außerordentlichen nicht mitgerechnet; eine Einrichtung, wodurch es ganz unmöglich gemacht ward, daß eine Angelegenheit lange unentſchieden blieb und der Gang der Geſchäfte verzögert wurde.

Außer dem Senat der Prytanen, den er nun erſchuf, brachte Solon auch den Areopagus wieder in Anſehen, den Drako erniedrigt hatte, weil er ihm zu menſchlich dachte. Er machte ihn zum oberſten

Aufſeher und Schutzgeiſt der Geſetze, und befeſtigte, wie Plutarch ſagt, an dieſen beiden Gerichten, dem Senat nämlich und dem Areopagus, wie an zwei Ankern die Republik.

Dieſe zwei Gerichtshöfe waren eingeſetzt, über die Erhaltung des Staats und ſeiner Geſetze zu wachen. Zehn andere Tribunale beſchäftigten ſich mit Anwendung der Geſetze, mit der Gerechtigkeitspflege. Ueber Mordthaten erkannten vier Gerichtshöfe, das Palladium, das Delphinium, die Phreattys und Heliäa. Die zwei erſtern beſtätigte Solon nur, ſie waren ſchon unter den Königen geſtiftet. Unvorſetzliche Mordthaten wurden vor dem Palladium gerichtet. Vor dem Delphinium ſtellten ſich die, welche ſich zu einem für erlaubt gehaltenen Todtſchlag bekannten. Das Gericht Phreattys wurde eingeſetzt, um über diejenigen zu erkennen, welche eines vorſetzlichen Todtſchlags wegen angeklagt wurden, nachdem ſie bereits eines unvorſetzlichen Mordes wegen außer Landes geflüchtet waren. Der Beklagte erſchien auf einem Schiffe, und am Ufer ſtanden ſeine Richter. War er unſchuldig, ſo kehrte er ruhig an ſeinen Verbannungsort zurück, in der fröhlichen Hoffnung, einſt wieder heimkehren zu dürfen. Wurde er ſchuldig befunden, ſo kehrte er zwar auch unverſehrt zurück, aber ſein Vaterland hatte er auf ewig verloren.

Das vierte Kriminalgericht war die Heliäa, die ihren Namen von der Sonne hatte, weil ſie ſich gleich nach Aufgang der Sonne und an einem Orte, den die Sonne beſtrahlt, zu verſammeln pflegte. Die Heliäa war eine außerordentliche Commiſſion der andern großen Tribunale; ihre Mitglieder waren zugleich Richter und Magiſtrate. Sie hatten nicht bloß Geſetze anzuwenden und zu vollziehen, ſondern auch zu verbeſſern und ihren Sinn zu beſtimmen. Ihre Verſammlung war feierlich und ein furchtbarer Eid verband ſie zur Wahrheit.

Sobald ein Todesurtheil gefällt war, und der Beklagte hatte ſich nicht durch eine freiwillige Verbannung demſelben entzogen, ſo überlieferte man ihn den elf Männern; dieſen Namen führte die Commiſſion, wozu jede der zehn Zünfte einen Mann hergab, die mit dem Blutrichter elf ausmachten. Dieſe elf Männer hatten die Aufſicht über die Gefängniſſe und vollzogen die Todesurtheile. Der Todesarten, welche man den Verbrechern in Athen zuerkannte, waren dreierlei. Entweder man ſtürzte ihn in einen Schlund, auch in das Meer hinunter, oder man richtete ihn mit dem Schwert hin, oder gab ihm Schierling zu trinken.

Zunächſt der Todesſtrafe kam die Verweiſung. Dieſe Strafe iſt ſchrecklich in glückſeligen Ländern; es gibt Staaten, aus denen es kein Unglück iſt, verwieſen zu werden. Daß es die Verweiſung zunächſt an die Todesſtrafe, und, wenn ſie ewig war, dieſer letztern gleich ſetzte, iſt ein ſchönes Selbſtgefühl des athenienſiſchen Volks. Der Athenienſer, der ſein Vaterland verloren, konnte in der ganzen übrigen Welt kein Athen mehr finden.

Die Verbannung war mit einer Confiscation aller Güter verbunden, den Oſtracismus allein ausgenommen.

Bürger, welche durch außerordentliche Verdienſte oder Glück zu einem größern Einfluß und Anſehen gelangt waren, als ſich mit der republikaniſchen Gleichheit vertrug, und die alſo anfingen, der bürgerlichen Freiheit gefährlich zu werden, verbannte man zuweilen, — ehe ſie dieſe Verbannung verdienten. Um den Staat zu retten, war man ungerecht gegen einen einzelnen Bürger. Die Idee, welche dieſem Gebrauche zum Grund liegt, iſt an ſich zu loben; aber das Mittel, welches man erwählte, zeugt von einer kindiſchen Politik. Man nannte dieſe Art der Verbannung den Oſtracismus, weil die Vota auf Scherben geſchrieben wurden. Sechstauſend Stimmen waren nöthig, einen Bürger mit dieſer Strafe zu belegen. Der Oſtracismus mußte ſeiner Natur nach meiſtens den verdienteſten Bürger treffen; er ehrte alſo mehr, als er ſchändete — aber darum war er doch nicht weniger ungerecht und grauſam, denn er nahm dem Würdigſten, was ihm das Theuerſte war, die Heimat. Eine vierte Art von Strafen bei Kriminalverbrechen war die Strafe der Säule. Die Schuld des Verbrechers wurde auf eine Säule geſchrieben, und dies machte ihn ehrlos mit ſeinem ganzen Geſchlechte.

Geringere bürgerliche Händel zu entſcheiden, waren ſechs Tribunale feſtgeſetzt, die aber niemals wichtig wurden, weil dem Verurtheilten von Allen die Appellation an die höhern Gerichte und an die Ekkleſia offen ſtand. Jeder führte ſeine Sache ſelbſt, Weiber, Kinder und Sklaven ausgenommen. Eine Waſſeruhr beſtimmte die Dauer von ſeiner und ſeines Anklägers Rede. Die wichtigſten bürgerlichen Händel mußten in vier und zwanzig Stunden entſchieden ſeyn.

So viel von den bürgerlichen und politiſchen Anordnungen Solons; aber darauf allein ſchränkte ſich dieſer Geſetzgeber nicht ein. Es iſt ein Vorzug, den die alten Geſetzgeber vor den neuern haben, daß ſie ihre Menſchen den Geſetzen zubilden, die ſie ihnen ertheilen, daß ſie auch die Sittlichkeit, den Charakter, den geſellſchaftlichen Umgang mitnehmen, und den Bürger nie von dem Menſchen trennen, wie wir. Bei uns ſtehen die Geſetze nicht ſelten in direktem Widerſpruche mit den Sitten. Bei den Alten ſtanden Geſetze und Sitten in einer viel ſchönern Harmonie. Ihre Staatskörper haben daher auch eine ſo lebendige Wärme, die den unſrigen ganz fehlt; mit unzerſtörbaren Zügen war der Staat in die Seelen der Bürger gegraben.

Indeſſen muß man auch hier in Anpreiſung des Alterthums ſehr behutſam ſeyn. Faſt durchgängig kann man behaupten, daß die Abſichten der alten Geſetzgeber weiſe und lobenswürdig waren, daß ſie aber in den Mitteln fehlten. Dieſe Mittel zeugen oft von unrichtigen Begriffen und einer einſeitigen Vorſtellungsart. Wo wir zu weit zurückbleiben, eilten ſie zu weit vor. Wenn unſere Geſetzgeber Unrecht gethan haben, daß ſie moraliſche Pflichten und Sitten ganz vernachläßigten, ſo hatten die Geſetzgeber der Griechen darin Unrecht, daß ſie moraliſche Pflichten mit dem Zwang der Geſetze einſchärften. Zur moraliſchen

Schönheit der Handlungen iſt Freiheit des Willens die erſte Bedingung, und dieſe Freiheit iſt dahin, ſobald man moraliſche Tugend durch geſetzliche Strafen erzwingen will. Das edelſte Vorrecht der menſchlichen Natur iſt, ſich ſelbſt zu beſtimmen, und das Gute um des Guten willen zu thun. Kein bürgerliches Geſetz darf Treue gegen den Freund, Großmuth gegen den Feind, Dankbarkeit gegen Vater und Mutter zwangsmäßig gebieten; denn ſobald es dieſes thut, wird eine freie moraliſche Empfindung in ein Werk der Furcht, in eine ſklaviſche Regung verwandelt.

Aber wieder auf unſern Solon zurückzukommen.

Ein Solon'ſches Geſetz verordnet, daß jeder Bürger die Beleidigung, die einem andern widerführe, als ſich ſelbſt angethan betrachten, und nicht ruhen ſolle, bis ſie an dem Beleidiger gerochen ſey. Das Geſetz iſt vortrefflich, wenn man ſeine Abſicht dabei betrachtet. Seine Abſicht war, jedem Bürger warmen Antheil an allen Uebrigen einzuflößen, und alle mit einander daran zu gewöhnen, ſich als Glieder eines zuſammenhängenden Ganzen anzuſehen. Wie angenehm würden wir überraſcht werden, wenn wir in ein Land kämen, wo uns jeder Vorübergehende ungerufen gegen einen Beleidiger in Schutz nähme! Aber wie ſehr würde unſer Vergnügen verlieren, wenn uns zugleich dabei geſagt würde, daß er ſo ſchön habe handeln *müſſen*!

Ein anderes Geſetz, welches Solon gab, erklärt denjenigen für ehrlos, der bei einem bürgerlichen Aufruhr neutral bleibe. Auch bei dieſem Geſetz lag eine unverkennbare gute Abſicht zum Grunde. Dem Geſetzgeber war es darum zu thun, ſeinen Bürgern das innigſte Intereſſe an dem Staat einzuflößen. Kälte gegen das Vaterland war ihm das Haſſenswürdigſte an einem Bürger. Neutralität kann oft eine Folge dieſer Kälte ſeyn; aber er vergaß, daß oft das feurigſte Intereſſe am Vaterland dieſe Neutralität gebietet — alsdann nämlich, wenn beide Parteien Unrecht haben, und das Vaterland bei beiden gleichviel zu verlieren haben würde.

Ein anderes Geſetz des Solon verbietet, von den Todten übel zu reden; ein anderes, an öffentlichen Oertern, wie vor Gericht, im Tempel oder im Schauſpiel, einem Lebenden Böſes nachzuſagen. Einen Baſtard ſpricht er von kindlichen Pflichten los, denn der Vater, ſagt er, habe ſich ſchon durch die genoſſene ſinnliche Luſt bezahlt gemacht; eben ſo ſprach er den Sohn von der Pflicht frei, ſeinen Vater zu ernähren, wenn dieſer ihn keine Kunſt hätte lernen laſſen. Er erlaubte, Teſtamente zu machen, und ſein Vermögen nach Willkühr zu verſchenken, denn Freunde, die man ſich wählt, ſagte er, ſind mehr werth als bloße Verwandte. Die Ausſteuer ſchaffte er ab, weil er wollte, daß die Liebe, und nicht der Eigennutz, Ehen ſtiftete. Noch ein ſchöner Zug von Sanftmuth in ſeinem Charakter iſt, daß er verhaßten Dingen mildere Namen gab. Abgaben hießen Beiträge, Beſatzungen Wächter der Stadt, Gefängniſſe Gemächer, und die Schuldenvernichtung nannte er Erleichterung. Den Aufwand, zu dem der athenienſiſche Geiſt ſich ſo ſehr neigte, mäßigte er durch weiſe Verordnungen; ſtrenge Geſetze wachten über die Sitten des Frauenzimmers, über den Umgang beider Geſchlechter, und die Heiligkeit der Ehen.

Dieſe Geſetze, verordnete er, ſollten nur auf hundert Jahre gültig ſeyn — wie viel weiter ſah er als Lykurgus. Er begriff, daß Geſetze nur Dienerinnen der Bildung ſind, daß Nationen in ihrem männlichen Alter eine andere Führung nöthig haben, als in ihrer Kindheit. Lykurgus verewigte die Geiſteskindheit der Spartaner, um dadurch ſeine Geſetze bei ihnen zu verewigen, aber ſein Staat iſt verſchwunden mit ſeinen Geſetzen. Solon verſprach den ſeinigen nur eine hundertjährige Dauer, und noch heutiges Tages ſind viele derſelben im römiſchen Geſetzbuche in Kraft. Die Zeit iſt eine gerechte Richterin aller Verdienſte.

Man hat dem Solon zum Vorwurf gemacht, daß er dem Volk zu große Gewalt gegeben habe, und dieſer Vorwurf iſt nicht ungegründet. Indem er eine Klippe, die Oliarchie, zu ſehr vermied, iſt er einer andern, der Anarchie, zu nahe gekommen — aber doch auch nur nahe gekommen, denn der Senat der Prytanen und das Gericht des Areopagus waren ſtarke Zügel der demokratiſchen Gewalt. Die Uebel, welche von einer Demokratie unzertrennlich ſind, tumultuariſche und leidenſchaftliche Entſcheidungen und der Geiſt der Faktion, konnten freilich in Athen nicht vermieden werden — aber dieſe Uebel ſind doch weit mehr der Form, die er wählte, als dem Weſen der Demokratie zuzuſchreiben. Er fehlte darin ſehr, daß er das Volk nicht durch Repräſentanten, ſondern in Perſon entſcheiden ließ, welches wegen der ſtarken Menſchenmenge nicht ohne Verwirrung und Tumult, und wegen der überlegenen Anzahl der unbemittelten Bürger nicht immer ohne Beſtechung abgehen konnte. Der Oſtracismus, wobei ſechstauſend Stimmen zum wenigſten erfordert wurden, läßt uns abnehmen, wie ſtürmiſch es bei dergleichen Volksverſammlungen mag zugegangen ſeyn. Wenn man auf der andern Seite bedenkt, wie gut auch der gemeinſte Athenienſer mit dem gemeinen Weſen bekannt war, wie mächtig der Nationalgeiſt in ihm wirkte, wie ſehr der Geſetzgeber dafür geſorgt hatte, daß dem Bürger das Vaterland über Alles ging, ſo wird man einen beſſern Begriff von dem politiſchen Verſtande des athenienſiſchen Pöbels bekommen, und ſich wenigſtens hüten, von dem gemeinen Volke bei uns voreilig auf jenes zu ſchließen. Alle großen Verſammlungen haben immer eine gewiſſe Geſetzloſigkeit in ihrem Gefolge — alle kleinere aber haben Mühe, ſich von ariſtokratiſchem Despotismus ganz rein zu erhalten. Zwiſchen beiden eine glückliche Mitte zu treffen, iſt das ſchwerſte Problem, das die kommenden Jahrhunderte erſt auflöſen ſollen. Bewunderungswerth bleibt mir immer der Geiſt, der den Solon bei ſeiner Geſetzgebung beſeelte, der Geiſt der geſunden und ächten Staatskunſt, die das Grundprincipium, worauf alle Staaten ruhen müſſen, nie aus den Augen verlor: ſich ſelbſt die Geſetze zu geben, denen man gehorchen ſoll, und die Pflichten des Bürgers aus Einſicht und aus Liebe zum Vaterland, nicht aus ſklaviſcher Furcht vor der Strafe, nicht aus blinder und ſchlaffer Ergebung in den Willen eines Obern, zu erfüllen.

Schön und trefflich war es von Solon, daß er Achtung hatte für die menſchliche Natur, und nie den Menſchen dem Staate, nie den Zweck dem Mittel aufopferte, ſondern den Staat dem Menſchen dienen ließ. Seine Geſetze waren laxe Bänder, an denen ſich der Geiſt der Bürger frei und leicht nach allen Richtungen bewegte, und nie empfand, daß ſie ihn lenkten; die Geſetze des Lykurgus waren eiſerne Feſſeln, an denen der kühne Muth ſich wund rieb, die durch ihr drückendes Gewicht den Geiſt niederzogen. Alle möglichen Bahnen ſchloß der athenienſiſche Geſetzgeber dem Genie und dem Fleiß ſeiner Bürger auf; der ſpartaniſche Geſetzgeber vermauerte den ſeinigen alle bis auf eine einzige — das politiſche Verdienſt. Lykurgus befahl den Müßiggang durch Geſetze, Solon ſtrafte ihn ſtreng. Darum reiften in Athen alle Tugenden, blühten alle Gewerbe und Künſte, regten ſich alle Sehnen des Fleißes; darum wurden alle Felder des Wiſſens dort bearbeitet. Wo findet man in Sparta einen Sokrates, einen Thucydides, einen Sophokles und Plato? Sparta konnte nur Herrſcher und Krieger, — keine Künſtler, keine Dichter, keine Denker, keine Weltbürger erzeugen. Beide, Solon wie Lykurg, waren große Männer, beide waren rechtſchaffene Männer, aber wie verſchieden haben ſie gewirkt, weil ſie von entgegengeſetzten Principien ausgingen. Um den athenienſiſchen Geſetzgeber ſteht die Freiheit und die Freude, der Fleiß und der Ueberfluß — ſtehen alle Künſte und

Tugenden, alle Grazien und Muſen herum, ſehen dankbar zu ihm auf, und nennen ihn ihren Vater und Schöpfer. Um den Lykurgus ſieht man nichts als Tyrannei und ihr ſchreckliches Gegentheil, die Knechtſchaft, die ihre Ketten ſchüttelt und dem Urheber ihres Elends flucht.

Der Charakter eines ganzen Volks iſt der treueſte Abdruck ſeiner Geſetze, und alſo auch der ſicherſte Richter ihres Werths oder Unwerths. Beſchränkt war der Kopf des Spartaners und empfindlich ſein Herz. Er war ſtolz und hochfahrend gegen ſeine Bundesgenoſſen, hart gegen ſeine Ueberwundenen, unmenſchlich gegen ſeine Sklaven und knechtiſch gegen ſeine Obern; in ſeinen Unterhandlungen war er ungewiſſenhaft und treulos, in ſeinen Entſcheidungen despotiſch, und ſeiner Größe, ſeiner Tugend ſelbſt fehlte es an der gefälligen Anmuth welche allein die Herzen gewinnt. Der Athenienſer hingegen war weichmüthig und ſanft im Umgang, höflich, aufgeweckt im Geſpräch, leutſelig gegen den Geringen, gaſtfrei und gefällig gegen den Fremden. Er liebte zwar Weichlichkeit und Putz, aber dies hinderte nicht, daß er im Treffen nicht wie ein Löwe kämpfte. Gekleidet in Purpur und mit Wohlgerüchen geſalbt, brachte er die Millionen des Xerxes und die rauhen Spartaner auf gleiche Weiſe zum Zittern. Er liebte die Vergnügungen der Tafel, und konnte nur ſchwer dem Reiz der Wolluſt widerſtehen; aber Völlerei und ſchamloſes Betragen machten ehrlos in Athen; Delikateſſe und Wohlanſtändigkeit wurden bei keinem Volke des Alterthums ſo getrieben als bei dieſem; in einem Kriege mit dem macedoniſchen Philipp hatten die Athenienſer einige Briefe dieſes Königs aufgefangen, unter denen auch einer an ſeine Gemahlin war; die übrigen alle wurden geöffnet, dieſen einzigen ſchickten ſie unerbrochen zurück. Der Athenienſer war großmüthig im Glücke, und im Unglücke ſtandhaft — dann koſtete es ihn nichts, für das Vaterland Alles zu wagen. Seine Sklaven behandelte er menſchlich, und der mißhandelte Knecht durfte ſeinen Tyrannen verklagen. Selbſt die Thiere erfuhren die Großmuth dieſes Volks; nach vollendetem Bau des Tempels Hecatonpedon wurde verordnet, alle Laſtthiere, welche dabei geſchäftig geweſen, frei zu laſſen und auf ihr ganzes künftiges Leben auf den beſten Weiden umſonſt zu ernähren. Eins dieſer Thiere kam nachher von freien Stücken zur Arbeit, und lief mechaniſch vor den übrigen her, welche Laſten zogen. Dieſer Anblick rührte die Athenienſer ſo ſehr, daß ſie verordneten, dieſes Thier auf Unkoſten des Staats in's Künftige beſonders zu unterhalten.

Indeſſen bin ich es der Gerechtigkeit ſchuldig, auch die Fehler der Athenienſer nicht zu verſchweigen, denn die Geſchichte ſoll keine Lobrednerin ſeyn. Dieſes Volk, das wir ſeiner feinen Sitten, ſeiner Sanftmuth, ſeiner Weisheit wegen bewundert haben, befleckte ſich nicht ſelten mit dem ſchändlichſten Undank gegen ſeine größten Männer, mit Grauſamkeit gegen ſeine überwundenen Feinde. Durch die Schmeicheleien ſeiner Redner verdorben, trotzig auf ſeine Freiheit und auf ſo viele glänzende Vorzüge eitel, drückte es ſeine

Bundesgenoſſen und Nachbarn oft mit unerträglichem Stolze, und ließ ſich bei öffentlichen Berathſchlagungen von einem leichten Schwindelgeiſt leiten, der oft die Bemühungen ſeiner weiſeſten Staatsmänner zu nichte machte, und den Staat an den Rand des Verderbens riß. Jeder einzelne Athenienſer war lenkſam und weichmüthig; aber in öffentlichen Verſammlungen war er der vorige Mann nicht mehr. Daher ſchildert uns Ariſtophanes ſeine Landsleute als vernünftige Greiſe zu Hauſe und als Narren in Verſammlungen. Die Liebe zum Ruhme und der Durſt nach Neuheit beherrſchte ſie bis zur Ausſchweifung; an den Ruhm ſetzte der Athenienſer oft ſeine Glücksgüter, ſein Leben und nicht ſelten — ſeine Tugend. Eine Krone von Oelzweigen, eine Inſchrift auf einer Säule, die ſein Verdienſt ankündigte, war ihm ein feurigerer Sporn zu großen Thaten, als dem Perſer alle Schätze des großen Königs. So ſehr das athenienſiſche Volk ſeinen Undank übertrieb, ſo ausſchweifend war es wieder in ſeiner Dankbarkeit. Von einem ſolchen Volke im Triumph aus der Verſammlung heimbegleitet zu werden, es auch nur Einen Tag zu beſchäftigen, war ein höherer Genuß für die Ruhmſucht des Athenienſers, und auch ein wahrerer Genuß, als ein Monarch ſeinem geliebteſten Sklaven gewähren kann; denn es iſt ganz etwas Anderes, ein ganzes ſtolzes zartempfindendes Volk zu rühren, als einem einzigen Menſchen zu gefallen. Der Athenienſer mußte in immerwährender Bewegung ſeyn; unaufhörlich haſchte ſein Sinn nach neuen Eindrücken, neuen Genüſſen. Dieſer Sucht nach

Neuheit mußte man täglich, neue Nahrung reichen, wenn ſie ſich nicht gegen den Staat ſelbſt kehren ſollte. Darum rettete ein Schauſpiel, das man zu rechter Zeit gab, oft die öffentliche Ruhe, welche der Aufruhr bedrohte — darum hatte oft ein Uſurpator gewonnen Spiel, wenn er nur dieſem Hange des Volks durch eine Reihe von Luſtbarkeiten opferte. Aber eben darum wehe dem verdienteſten Bürger, wenn er die Kunſt nicht verſtand, täglich neu zu ſeyn und ſein Verdienſt zu verjüngen!

Der Abend von Solons Leben war nicht ſo heiter, als ſein Leben es verdient hätte. Um den Zudringlichkeiten der Athenienſer zu entgehen, die ihn täglich mit Fragen und Vorſchlägen heimſuchten, machte er, ſobald ſeine Geſetze im Gange waren, eine Reiſe durch Kleinaſien, nach den Inſeln und nach Aegypten, wo er ſich mit den Weiſeſten ſeiner Zeit beſprach, den königlichen Hof des Cröſus in Lydien, und den zu Sais in Aegypten beſuchte. Was von ſeiner Zuſammenkunft mit Thales von Milet und mit Cröſus erzählt wird, iſt zu bekannt, um hier noch wiederholt zu werden. Bei ſeiner Zurückkunft nach Athen fand er den Staat von drei Parteien zerrüttet, welche zwei gefährliche Männer, Megakles und Piſiſtratus, zu Anführern hatten. Megakles machte ſich mächtig und furchtbar durch ſeinen Reichthum, Piſiſtratus durch ſeine Staatsklugheit und ſein Genie. Dieſer Piſiſtratus, Solons ehemaliger Liebling und der Julius Cäſar von Athen, erſchien einſtmals bleich, auf ſeinem Wagen ausgeſtreckt, vor der

Volksverſammlung, und beſpritzt mit dem Blut einer Wunde, die er ſich ſelbſt in den Arm geritzt hatte. So, ſagte er, haben mich meine Feinde um euretwillen mißhandelt. Mein Leben iſt in ewiger Gefahr, wenn ihr nicht Anſtalten trefft, es zu ſchützen. Alsbald trugen ſeine Freunde, wie er ſie ſelbſt unterrichtet hatte, darauf an, daß ihm eine Leibwache gehalten wurde, die ihn begleiten ſollte, ſo oft er öffentlich ausging. Solon errieth den betrügeriſchen Sinn dieſes Vorſchlags, und ſetzte ſich eifrig aber fruchtlos dagegen. Der Vorſchlag ging durch. Piſiſtratus erhielt eine Leibwache, und nicht ſobald ſah er ſich an ihrer Spitze, als er die Citadelle von Athen in Beſitz nahm. Jetzt fiel die Decke von den Augen des Volks, aber zu ſpät. Der Schrecken ergriff Athen; Megakles und ſeine Anhänger entwichen aus der Stadt und überließen ſie dem Uſurpator. Solon, der ſich allein nicht hatte täuſchen laſſen, war jetzt auch der Einzige, der den Muth nicht verlor; ſo viel er angewandt hatte, ſeine Mitbürger von ihrer Uebereilung zurück zu halten, als es noch Zeit war, ſo viel wandte er jetzt an, ihren ſinkenden Muth zu beleben. Als er nirgends Eingang fand, ging er nach Hauſe, legte ſeine Waffen vor ſeine Hausthür und rief: „Nun hab' ich gethan, was ich konnte, zum Beſten des Vaterlandes.“ Er dachte auf keine Flucht, ſondern fuhr fort, die Thorheit der Athenienſer und die Gewiſſenloſigkeit des Tyrannen heftig zu tadeln. Als ihn ſeine Freunde fragten, was ihn ſo muthig mache, dem Mächtigen zu trotzen, ſo antwortete er: „Mein Alter gibt mir dieſen Muth.“ Er ſtarb, und ſeine letzten Blicke ſahen ſein Vaterland nicht frei.

Aber Athen war in keines Barbaren Hände gefallen. Piſiſtratus war ein edler Menſch, und ehrte die Solon'ſchen Geſetze. Als er in der Folge zweimal von ſeinem Nebenbuhler vertrieben und zweimal wieder Meiſter von der Stadt wurde, bis er endlich im ruhigen Beſitz ſeiner Herrſchaft blieb, machte er ſeine Uſurpation durch wahre Verdienſte um den Staat und glänzende Tugenden vergeſſen. Niemand bemerkte unter ihm, daß Athen nicht mehr frei war, ſo gelind und ſtill floß ſeine Regierung, und nicht er, ſondern Solons Geſetze herrſchten. Piſiſtratus eröffnete das goldene Alter von Athen; unter ihm dämmerte der ſchöne Morgen der griechiſchen Künſte auf. Er ſtarb, wie ein Vater bedauert.

Sein angefangenes Werk wurde von ſeinen Söhnen Hipparch und Hippias fortgeſetzt. Beide Brüder regierten mit Eintracht, und gleiche Liebe zur Wiſſenſchaft beſeelte beide. Unter ihnen blühte ſchon Simonides und Anakreon, und die Akademie wurde geſtiftet. Alles eilte dem herrlichen Zeitalter des Perikles entgegen.

◆

Schillers

ſämmtliche Werke.

Schiller's

ſämmtliche Werke

mit Stahlſtichen.

Elfter Band.

Stuttgart und Tübingen.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

1836.

Universitäts-
München
Bibliothek

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

[illegible] J. G. Cotta'schen [illegible]
in Stuttgart.

Inhalt

Seite
Ueber Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter 3
Ueberſicht des Zuſtands von Europa zur Zeit des erſten Kreuzzugs. Ein Fragment. 19
Univerſalhiſtoriſche Ueberſicht der merkwürdigſten Staatsbegebenheiten zu den Zeiten Kaiſers Friedrichs I. 34
Geſchichte der Unruhen in Frankreich, welche der Regierung Heinrichs IV. vorangingen, bis zum Tode Karls IX. 71
Herzog von Alba bei einem Frühſtück auf dem Schloſſe zu Rudolſtadt, im Jahr 1547 . . 236
Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Marſchalls Vieilleville 241
Vorrede zu der Geſchichte des Maltheſerordens nach Vertot von M. N. bearbeitet 368
Vorrede zu dem erſten Theile der merkwürdigen Rechtsfälle nach Pitaval 377
Ueber Anmuth und Würde 382
Ueber das Pathetiſche 470

Seite
Ueber den Grund des Vergnügens an tragiſchen Gegenſtänden 509
Ueber die tragiſche Kunſt 531
Zerſtreute Betrachtungen über verſchiedene äſthetiſche Gegenſtände 565

Kleine
Schriften vermiſchten Inhalts.

Ueber Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter.[*]

Das neue Syſtem geſellſchaftlicher Verfaſſung, welches, im Norden von Europa und Aſien erzeugt, mit dem neuen Völkergeſchlechte auf den Trümmern des abendländiſchen Kaiſerthums eingeführt wurde, hatte nun beinahe ſieben Jahrhunderte lang Zeit gehabt, ſich auf dieſem neuen und größern Schauplatz und in neuen Verbindungen zu verſuchen, ſich in allen ſeinen Arten und Abarten zu entwickeln, und alle ſeine verſchiedenen Geſtalten und Abwechslungen zu durchlaufen. Die Nachkommen der Vandalen, Sueven, Alanen, Gothen, Heruler, Longobarden, Franken, Burgundier u. a. m., waren endlich eingewohnt auf dem Boden, den ihre Vorfahren mit dem Schwert in der Hand betreten hatten, als der Geiſt der Wanderung und des Raubes, der ſie in dieſes neue Vaterland geführt, beim Ablauf des eilften Jahrhunderts in einer andern Geſtalt und durch andere Anläſſe wieder bei ihnen aufgeweckt wurde. Europa gab jetzt dem ſüdweſtlichen Aſien die Völkerſchwärme und Verheerungen heim, die es ſiebenhundert Jahre vorher von dem Norden dieſes Welttheils empfangen und erlitten hatte, aber mit ſehr ungleichem Glücke; denn ſo viel Ströme Bluts es den Barbaren gekoſtet hatte, ewige Königreiche in Europa zu gründen, ſo viel koſtete es jetzt ihren chriſtlichen Nachkommen, einige Städte und Burgen in Syrien zu erobern, die ſie zwei Jahrhunderte darauf auf immer verlieren ſollten.

---

[*] Anmerkung des Herausgebers. Dieſer Aufſatz war ein Theil der einleitenden Abhandlung, die dem erſten Bande der erſten Abtheilung der von dem Verfaſſer herausgegebenen hiſtoriſchen Memoires vorgedruckt wurde.

Die Thorheit und Raſerei, welche den Entwurf der Kreuzzüge erzeugten, und die Gewaltthätigkeiten, welche die Ausführung deſſelben begleitet haben, können ein Auge, das die Gegenwart begrenzt, nicht wohl einladen, ſich dabei zu verweilen. Betrachten wir aber dieſe Begebenheit im Zuſammenhang mit den Jahrhunderten, die ihr vorhergingen, und mit denen, die darauf folgten, ſo erſcheint ſie uns in ihrer Entſtehung zu natürlich, um unſere Verwunderung zu erregen, und zu wohlthätig in ihren Folgen, um unſer Mißfallen nicht in ein ganz anderes Gefühl aufzulöſen. Sieht man auf ihre Urſachen, ſo iſt dieſe Expedition der Chriſten nach dem heiligen Lande ein ſo ungekünſteltes, ja ein ſo nothwendiges Erzeugniß ihres Jahrhunderts, daß ein ganz Ununterrichteter, dem man die hiſtoriſchen Prämiſſen dieſer Begebenheit ausführlich vor Augen gelegt hätte, von ſelbſt darauf verfallen müßte. Sieht man auf ihre Wirkungen, ſo erkennt man in ihr den erſten merklichen Schritt, wodurch der Aberglaube ſelbſt die Uebel anfing zu verbeſſern, die er dem menſchlichen Geſchlecht Jahrhunderte lang zugefügt hatte, und es iſt vielleicht kein hiſtoriſches Problem, das die Zeit reiner aufgelöſt hätte, als dieſes, keines, worüber ſich der Genius, der den Faden der Weltgeſchichte ſpinnt, befriedigender gegen die Vernunft des Menſchen gerechtfertigt hätte.

Aus der unnatürlichen und entnervenden Ruhe, in welche das alte Rom alle Völker, denen es ſich zur Herrſcherin aufdrang, verſenkte, aus der weichlichen Sklaverei, worin es die thätigſten Kräfte einer zahlreichen Menſchenwelt erſtickte, ſehen wir das menſchliche Geſchlecht durch die geſetzloſe ſtürmiſche Freiheit des Mittelalters wandern, um endlich in der glücklichen Mitte zwiſchen beiden Aeußerſten auszuruhen, und Freiheit mit Ordnung, Ruhe mit Thätigkeit, Mannichfaltigkeit mit Uebereinſtimmung wohlthätig zu verbinden.

Die Frage kann wohl ſchwerlich ſeyn, ob der Glücksſtand, deſſen wir uns erfreuen, deſſen Annäherung wir wenigſtens mit Sicherheit erkennen, gegen den blühendſten Zuſtand, worin ſich das Menſchengeſchlecht ſonſt jemals befunden, für einen Gewinn zu achten ſey, und ob wir uns gegen die ſchönſten Zeiten Roms und Griechenlands auch wirklich verbeſſert haben. Griechenland und Rom konnten höchſtens vortreffliche Römer, vortreffliche Griechen erzeugen — die Nation, auch in ihrer ſchönſten Epoche, erhob ſich nie zu vortrefflichen Menſchen. Eine barbariſche Wüſte war dem Athenienſer die übrige Welt außer Griechenland;

und man weiß, daß er dieſes bei ſeiner Glückſeligkeit ſehr mit in Anſchlag brachte. Die Römer waren durch ihren eigenen Arm beſtraft, da ſie auf dem ganzen großen Schauplatz ihrer Herrſchaft nichts mehr übrig gelaſſen hatten, als römiſche Bürger und römiſche Sklaven. Keiner von unſern Staaten hat ein römiſches Bürgerrecht auszutheilen; dafür aber beſitzen wir ein Gut, das, wenn er Römer bleiben wollte, kein Römer kennen durfte — und wir beſitzen es von einer Hand, die Keinem raubte, was ſie Einem gab, und was ſie einmal gab, nie zurücknimmt, wir haben Menſchenfreiheit; ein Gut, das — wie ſehr verſchieden von dem Bürgerrecht des Römers! — an Werthe zunimmt, je größer die Anzahl derer wird, die es mit uns theilen, das, von keiner wandelbaren Form der Verfaſſung, von keiner Staatserſchütterung abhängig, auf dem feſten Grund der Vernunft und Billigkeit ruhet.

Der Gewinn iſt alſo offenbar, und die Frage iſt bloß dieſe: War kein näherer Weg zu dieſem Ziele? Konnte ſich dieſe heilſame Veränderung nicht weniger gewaltſam aus dem römiſchen Staat entwickeln, und mußte das Menſchengeſchlecht nothwendig die traurige Zeitſtrecke vom vierten bis zum ſechzehnten Jahrhundert durchlaufen?

Die Vernunft kann in einer anarchiſchen Welt nicht aushalten. Stets nach Uebereinſtimmung ſtrebend, läuft ſie lieber Gefahr, die Ordnung unglücklich zu vertheidigen, als mit Gleichgültigkeit zu entbehren.

War die *Völkerwanderung* und das *Mittelalter*, das darauf folgte, eine *nothwendige* Bedingung unſerer beſſern Zeiten?

Aſien kann uns einige Aufſchlüſſe darüber geben. Warum blühten hinter dem Heerzuge Alexanders keine griechiſchen Freiſtaaten auf? Warum ſehen wir Sina, zu einer traurigen Dauer verdammt, in ewiger Kindheit altern? Weil Alexander mit Menſchlichkeit erobert hatte, weil die kleine Schaar ſeiner Griechen unter den Millionen des großen Königs verſchwand, weil ſich die Horden der Mantſchu in dem ungeheuern Sina unmerkbar verloren. Nur die Menſchen hatten ſie unterjocht; die Geſetze und die Sitten, die Religion und der Staat waren Sieger geblieben. Für despotiſch beherrſchte Staaten iſt keine Rettung als in dem Untergang. Schonende Eroberer führen ihnen nur Pflanzvölker zu, nähren den ſiechen Körper, und können nichts, als ſeine Krankheit verewigen. Sollte das verpeſtete Land nicht den geſunden Sieger vergiften, ſollte ſich der Deutſche in Gallien nicht zum Römer verſchlimmern, wie der Grieche zu Babylon in einen Perſer ausartete: ſo mußte die Form zerbrochen werden, die ſeinem Nachahmungsgeiſt gefährlich werden konnte, und er mußte auf dem neuen Schauplatz, den er jetzt betrat, in jedem Betracht der ſtärkere Theil bleiben.

Die ſcythiſche Wüſte öffnet ſich und gießt ein rauhes Geſchlecht über den Occident aus. Mit Blut iſt ſeine Bahn bezeichnet. Städte ſinken hinter ihm in Aſche, mit gleicher Wuth zertritt es die Werke der Menſchenhand und die Früchte des Ackers, Peſt und

Hunger holen nach, was Schwert und Feuer vergaßen; aber Leben geht nur unter, damit beſſeres Leben an ſeiner Stelle keime. Wir wollen ihm die Leichen nicht nachzählen, die es aufhäufte, die Städte nicht, die es in die Aſche legte. Schöner werden ſie hervorgehen unter den Händen der Freiheit, und ein beſſerer Stamm von Menſchen wird ſie bewohnen. Alle Künſte der Schönheit und der Pracht, der Ueppigkeit und Verfeinerung gehen unter; koſtbare Denkmäler, für die Ewigkeit gegründet, ſinken in den Staub, und eine tolle Willkühr darf in dem feinen Räderwerk einer geiſtreichen Ordnung wühlen; aber auch in dieſem wilden Tumult iſt die Hand der Ordnung geſchäftig, und was den kommenden Geſchlechtern von den Schätzen der Vorzeit beſchieden iſt, wird unbemerkt vor dem zerſtörenden Grimm des jetzigen geflüchtet. Eine wüſte Finſterniß breitet ſich jetzt über dieſer weiten Brandſtätte aus, und der elende ermattete Ueberreſt ihrer Bewohner hat für einen neuen Sieger gleich wenig Widerſtand und Verführung.

Raum iſt jetzt gemacht auf der Bühne — und ein neues Völkergeſchlecht beſetzt ihn, ſchon ſeit Jahrhunderten ſtill und ihm ſelbſt unbewußt, in den nordiſchen Wäldern zu einer erfriſchenden Kolonie des erſchöpften Weſten erzogen. Roh und wild ſind ſeine Geſetze, ſeine Sitten; aber ſie ehren in ihrer rohen Weiſe die menſchliche Natur, die der Alleinherrſcher in ſeinen verfeinerten Sklaven nicht ehret. Unverrückt, als wär' er noch auf ſaliſcher Erde, und unverſucht von den Gaben, die der unterjochte Römer ihm anbietet, bleibt der Franke den Geſetzen treu, die ihn zum Sieger machten; zu ſtolz und zu weiſe, aus den Händen der Unglücklichen Werkzeuge des Glücks anzunehmen. Auf dem Aſchenhaufen römiſcher Pracht breitet er ſeine nomadiſchen Gezelte aus, bäumt den eiſernen Speer, ſein höchſtes Gut, auf dem eroberten Boden, pflanzt ihn vor den Richterſtühlen auf, und ſelbſt das Chriſtenthum, will es anders den Wilden feſſeln, muß das ſchreckliche Schwert umgürten.

Und nun entfernen ſich alle fremden Hände von dem Sohne der Natur. Zerbrochen werden die Brücken zwiſchen Byzanz und Maſſilien, zwiſchen Alexandria und Rom, der ſchüchterne Kaufmann eilt heim, und das ländergattende Schiff liegt entmaſtet am Strande. Eine Wüſte von Gewäſſern und Bergen, eine Nacht wilder Sitten wälzt ſich vor den Eingang Europens hin, der ganze Welttheil wird geſchloſſen.

Ein langwieriger, ſchwerer und merkwürdiger Kampf beginnt jetzt, der rohe germaniſche Geiſt ringt mit den Reizungen eines neuen Himmels, mit neuen Leidenſchaften, mit des Beiſpiels ſtiller Gewalt, mit dem Nachlaß des umgeſtürzten Roms, der in dem neuen Vaterland noch in tauſend Netzen ihm nachſtellt, und wehe dem Nachfolger eines Klodion, der auf der Herrſcherbühne des Trajanus ſich Trajanus dünkt! Tauſend Klingen ſind gezückt, ihm die ſcythiſche Wildniß in's Gedächtniß zu rufen. Hart ſtößt die Herrſchſucht mit der Freiheit zuſammen, der Trotz mit der Feſtigkeit, die Liſt ſtrebt, die Kühnheit zu umſtricken, das ſchreckliche Recht der Stärke kommt zurück, und

Jahrhunderte lang ſieht man den rauchenden Stahl nicht erkalten. Eine traurige Nacht, die alle Köpfe verfinſtert, hängt über Europa herab, und nur wenige Lichtfunken fliegen auf, das nachgelaſſene Dunkel deſto ſchrecklicher zu zeigen. Die ewige Ordnung ſcheint von dem Steuer der Welt geflohen, oder, indem ſie ein entlegenes Ziel verfolgt, das gegenwärtige Geſchlecht aufgegeben zu haben. Aber, eine gleiche Mutter allen ihren Kindern, rettet ſie einſtweilen die erliegende Ohnmacht an den Fuß der Altäre, und gegen eine Noth, die ſie ihm nicht erlaſſen kann, ſtärkt ſie das Herz mit dem Glauben der Ergebung. Die Sitten vertraut ſie dem Schutz eines verwilderten Chriſtenthums, und vergönnt dem mittlern Geſchlechte, ſich an dieſe wankende Krücke zu lehnen, die ſie dem ſtärkern Engel zerbrechen wird. Aber in dieſem langen Kriege erwarmen zugleich die Staaten und ihre Bürger; kräftig wehrt ſich der deutſche Geiſt gegen den herzumſtrickenden Deſpotismus, der den zu früh ermattenden Römer erdrückte; der Quell der Freiheit ſpringt in lebendigem Strom, und unüberwunden und wohlbehalten langt das ſpätere Geſchlecht bei dem ſchönen Jahrhundert an, wo ſich endlich, herbeigeführt durch die vereinigte Arbeit des Glücks und der Menſchen, das Licht des Gedankens mit der Kraft des Entſchluſſes, die Einſicht mit dem Heldenmuth gatten ſoll. Da Rom noch Scipionen und Fabier zeugte, fehlten ihm die Weiſen, die ihrer Tugend das Ziel gezeigt hätten; als ſeine Weiſen blühten, hatte der Deſpotismus ſein Opfer gewürgt, und die Wohlthat ihrer Erſcheinung war an dem entnervten Jahrhundert verloren. Auch die griechiſche Tugend erreichte die hellen Zeiten des Perikles und Alexanders nicht mehr, und als Harun ſeine Araber denken lehrte, war die Glut ihres Buſens erkaltet. Ein beſſerer Genius war es, der über das neue Europa wachte. Die lange Waffenübung des Mittelalters hatte dem ſechzehnten Jahrhundert ein geſundes, ſtarkes Geſchlecht zugeführt, und der Vernunft, die jetzt ihr Panier entfaltet, kraftvolle Streiter erzogen.

Auf welchem andern Strich der Erde hat der Kopf die Herzen in Glut geſetzt, und die Wahrheit[*] den Arm der Tapfern bewaffnet? Wo ſonſt, als hier, erlebte man die Wundererſcheinung, daß Vernunftſchlüſſe des ruhigen Forſchers das Feldgeſchrei wurden in mörderiſchen Schlachten, daß die Stimme der Selbſtliebe gegen den ſtärkern Zwang der Ueberzeugung ſchwieg, daß der Menſch endlich das Theuerſte an das Edelſte ſetzte? Die erhabenſte Anſtrengung griechiſcher und römiſcher Tugend hat ſich nie über bürgerliche Pflichten gezwungen, nie oder nur in einem einzigen Weiſen, deſſen Name ſchon der größte Vorwurf ſeines Zeitalters iſt: das höchſte Opfer, das die Nation in ihrer Heldenzeit brachte, wurde dem Vaterland gebracht. Beim Ablauf des Mittelalters allein erblickt man in Europa einen Enthuſiasmus, der einem höhern Vernunftidol auch das Vaterland opfert. Und warum nur hier, und hier auch nur einmal dieſe Erſcheinung? Weil in Europa allein, und hier nur am Ausgang des Mittelalters, die Energie des Willens mit dem Licht des Verſtandes zuſammentraf, hier allein ein noch männliches Geſchlecht in die Arme der Weisheit geliefert wurde.

---

[*] Oder was man dafür hielt. Es braucht wohl nicht erſt geſagt zu werden, daß es hier nicht auf den Werth der Materie ankommt, die gewonnen wurde, ſondern auf die unternommene Mühe der Arbeit; auf den Fleiß und nicht auf das Erzeugniß. Was es auch ſeyn mochte, wofür man kämpfte — es war immer ein Kampf für die Vernunft; denn durch die Vernunft allein hatte man das Recht dazu erfahren, und für dieſes Recht wurde eigentlich ja nur geſtritten.

Durch das ganze Gebiet der Geſchichte ſehen wir die Entwicklung der Staaten mit der Entwicklung der Köpfe einen ſehr ungleichen Schritt beobachten. Staaten ſind jährige Pflanzen, die in einem kurzen Sommer verblühen, und von der Fülle des Saftes raſch in die Fäulniß hinübereilen; Aufklärung iſt eine langſame Pflanze, die zu ihrer Zeitigung einen glücklichen Himmel, viele Pflege und eine lange Reihe von Frühlingen braucht. Und woher dieſer Unterſchied? Weil die Staaten der Leidenſchaft anvertraut ſind, die in jeder Menſchenbruſt ihren Zunder findet, die Aufklärung aber dem Verſtande, der nur durch fremde Nachhülfe ſich entwickelt, und dem Glück der Entdeckungen, welche Zeit und Zufälle nur langſam zuſammentragen. Wie oft wird die eine Pflanze blühen und welken, ehe die andere einmal heranreift? Wie ſchwer iſt es alſo, daß die Staaten die Erleuchtung abwarten, daß die ſpäte Vernunft die frühe Freiheit noch findet? Einmal nur in der ganzen

Weltgeſchichte hat ſich die Vorſehung dieſes Problem aufgegeben, und wir haben geſehen, wie ſie es löste. Durch den langen Krieg der mittlern Jahrhunderte hielt ſie das politiſche Leben in Europa friſch, bis der Stoff endlich zuſammengetragen war, das moraliſche zur Entwicklung zu bringen. *

---

* Freiheit und Kultur, ſo unzertrennlich beide in ihrer höchſten Fülle mit einander vereinigt ſind, und nur durch dieſe Vereinigung zu ihrer höchſten Fülle gelangen, ſo ſchwer ſind ſie in ihrem Werden zu verbinden. Ruhe iſt die Bedingung der Kultur, aber nichts iſt der Freiheit gefährlicher als Ruhe. Alle verfeinerten Nationen des Alterthums haben die Blüthe ihrer Kultur mit ihrer Freiheit erkauft, weil ſie ihre Ruhe von der Unterdrückung erhielten. Und eben darum gereichte ihre Kultur ihnen zum Verderben, weil ſie aus dem Verderblichen entſtanden war. Sollte dem neuen Menſchengeſchlecht dieſes Opfer erſpart werden, d. i. ſollten Freiheit und Kultur ſich bei ihm vereinigen, ſo mußte es ſeine Ruhe auf einem ganz andern Weg als dem Deſpotismus empfangen. Kein anderer Weg war aber möglich als die Geſetze, und dieſe kann der noch freie Menſch nur ſich ſelber geben. Dazu aber wird er ſich nur aus Einſicht und Erfahrung entweder ihres Nutzens, oder der ſchlimmen Folgen ihres Gegentheils entſchließen. Jenes ſetzt ſchon voraus, was erſt geſchehen und erhalten werden ſoll; er kann alſo nur durch die ſchlimmen Folgen der Geſetzloſigkeit dazu gezwungen werden. Geſetzloſigkeit aber iſt nur von ſehr kurzer Dauer, und führt mit raſchem Uebergange zur willkührlichen Gewalt. Ehe die Vernunft die Geſetze gefunden hätte, würde die Anarchie ſich längſt in Deſpotismus geendigt haben. Sollte die Vernunft alſo Zeit finden, die Geſetze ſich zu geben, ſo mußte die Geſetzloſigkeit verlängert werden, welches in dem Mittelalter geſchehen iſt.

Nur Europa hat Staaten, die zugleich erleuchtet, geſittet und ununterworfen ſind, ſonſt überall wohnt die Wildheit bei der Freiheit, und die Knechtſchaft bei der Kultur. Aber auch Europa allein hat ſich durch ein kriegeriſches Jahrtauſend gerungen, und nur die Verwüſtung im fünften und ſechsten Jahrhundert konnte dieſes kriegeriſche Jahrtauſend herbeiführen. Es iſt nicht das Blut ihrer Ahnherren, nicht der Charakter ihres Stammes, der unſere Väter vor dem Joch der Unterdrückung bewahrte, denn ihre gleich frei gebornen Brüder, die Turkomannen und Mantſchu, haben ihre Nacken unter den Despotismus gebeugt. Es iſt nicht der europäiſche Boden und Himmel, der ihnen dieſes Schickſal erſparte, denn auf eben dieſem Boden und unter eben dieſem Himmel haben Gallier und Britten, Hetrurier und Luſitaner das Joch der Römer geduldet. Das Schwert der Vandalen und Hunnen, das ohne Schonung durch den Occident mähte, und das kraftvolle Völkergeſchlecht, das den gereinigten Schauplatz beſetzte, und aus einem tauſendjährigen Kriege unüberwunden kam — dieſe ſind die Schöpfer unſers jetzigen Glücks; und ſo finden wir den Geiſt der Ordnung in den zwei ſchrecklichſten Erſcheinungen wieder, welche die Geſchichte aufweiſet.

Ich glaube dieſer langen Ausſchweifung wegen keiner Entſchuldigung zu bedürfen. Die großen Epochen in der Geſchichte verknüpfen ſich zu genau mit einander, als daß die eine ohne die andere erklärt werden könnte; und die Begebenheit der Kreuzzüge iſt nur der Anfang zur Auflöſung eines Räthſels, das dem

Philoſophen der Geſchichte in der Völkerwanderung aufgegeben worden.

Im dreizehnten Jahrhundert iſt es, wo der Genius der Welt, der ſchaffend in der Finſterniß geſponnen, die Decke hinwegzieht, um einen Theil ſeines Werks zu zeigen. Die trübe Nebelhülle, welche tauſend Jahre den Horizont von Europa umzogen, ſcheidet ſich in dieſem Zeitpunkt, und heller Himmel ſieht hervor. Das vereinigte Elend der geiſtlichen Einförmigkeit und der politiſchen Zwietracht, der Hierarchie und der Lehenverfaſſung, vollzählig und erſchöpft beim Ablauf des elften Jahrhunderts, muß ſich in ſeiner ungeheuerſten Geburt, in dem Taumel der heiligen Kriege, ſelbſt ein Ende bereiten.

Ein fanatiſcher Eifer ſprengt den verſchloſſenen Weſten wieder auf, und der erwachſene Sohn tritt aus dem väterlichen Hauſe. Erſtaunt ſieht er in neuen Völkern ſich an, freut ſich am thraziſchen Bosphorus ſeiner Freiheit und ſeines Muths, erröthet in Byzanz über ſeinen rohen Geſchmack, ſeine Unwiſſenheit, ſeine Wildheit, und erſchrickt in Aſien über ſeine Armuth. Was er ſich dort nahm und heimbrachte, bezeugen Europens Annalen; die Geſchichte des Orients, wenn wir eine hätten, würde uns ſagen, was er dafür gab und zurückließ. Aber ſcheint es nicht, als hätte der fränkiſche Heldengeiſt in das hinſterbende Byzanz noch ein flüchtiges Leben gehaucht? Unerwartet rafft es mit ſeinen Komnenern ſich auf, und, durch den kurzen Beſuch der Deutſchen geſtärkt, geht es von jetzt an einen edlern Schritt zum Tode.

Hinter dem Kreuzfahrer ſchlägt der Kaufmann ſeine Brücke, und das wieder gefundene Band zwiſchen dem Abend und Morgen, durch einen kriegeriſchen Schwindel flüchtig geknüpft, befeſtigt und verewigt der überlegene Handel. Das levantiſche Schiff begrüßt ſeine wohlbekannten Gewäſſer wieder, und ſeine reiche Ladung ruft das lüſterne Europa zum Fleiße. Bald wird es das ungewiſſe Geleit des Arkturs entbehren, und, eine feſte Regel in ſich ſelbſt, zuverſichtlich auf nie beſuchte Meere ſich wagen.

Aſiens Begierden folgen dem Europäer in ſeine Heimat — aber hier kennen ihn ſeine Wälder nicht mehr und andere Fahnen wehen auf ſeinen Burgen. In ſeinem Vaterlande verarmt, um an den Ufern des Euphrats zu glänzen, gibt er endlich das angebetete Idol ſeiner Unabhängigkeit und ſeine feindſelige Herrengewalt auf, und vergönnt ſeinen Sklaven, die Rechte der Natur mit Geld einzulöſen. Freiwillig bietet er den Arm jetzt der Feſſel dar, die ihn ſchmückt, aber den Niegebändigten bändigt. Die Majeſtät der Könige richtet ſich auf, indem die Sklaven des Ackers zu Menſchen gedeihen; aus dem Meer der Verwüſtung hebt ſich, dem Elend abgewonnen, ein neues fruchtbares Land, Bürgergemeinheit.

Er allein, der die Seele der Unternehmung geweſen war und die ganze Chriſtenheit für ſeine Größe hatte arbeiten laſſen, der römiſche Hierarch, ſieht ſeine Hoffnungen hintergangen. Nach einem Wolkenbild im Orient haſchend, gab er im Occident eine wirkliche Krone verloren. Seine Stärke war die Ohnmacht der Könige;

die Anarchie und der Bürgerkrieg die unerſchöpfliche Rüſtkammer, woraus er ſeine Donner holte. Auch noch jetzt ſchleudert er ſie aus — jetzt aber tritt ihm die befeſtigte Macht der Könige entgegen. Kein Bannfluch, kein himmelſperrendes Interdikt, keine Losſprechung von geheiligten Pflichten löſt die heilſamen Bande wieder auf, die den Unterthan an ſeinen rechtmäßigen Beherrſcher knüpfen. Umſonſt, daß ſein ohnmächtiger Grimm gegen die Zeit ſtreitet, die ihm ſeinen Thron erbaute, und ihn jetzt davon herunter zieht! Aus dem Aberglauben war dieſes Schreckbild des Mittelalters erzeugt, und groß gezogen von der Zwietracht. So ſchwach ſeine Wurzeln waren, ſo ſchnell und ſchrecklich durfte es aufwachſen im eilften Jahrhundert — ſeines Gleichen hatte kein Weltalter noch geſehen. Wer ſah es dem Feinde der heiligſten Freiheit an, daß er der Freiheit zu Hülfe geſchickt wurde? Als der Streit zwiſchen den Königen und den Edeln ſich erhitzte, warf er ſich zwiſchen die ungleichen Kämpfer, und hielt die gefährliche Entſcheidung auf, bis in dem dritten Stande ein beſſerer Kämpfer heranwuchs, das Geſchöpf des Augenblicks abzulöſen. Ernährt von der Verwirrung, zehrte er jetzt ab in der Ordnung; die Geburt der Nacht ſchwindet er weg in dem Lichte. Verſchwand aber der Diktator auch, der dem unterliegenden Rom gegen den Pompejus zu Hülfe eilte? Oder Piſiſtratus, der die Faktionen Athens auseinander brachte? Rom und Athen gehen aus dem Bürgerkriege zur Knechtſchaft über — das neue Europa zur Freiheit. Warum war Europa glücklicher? Weil hier durch ein vorübergehendes Phantom bewirkt wurde, was dort durch eine bleibende Macht geſchah — weil hier allein ſich ein Arm fand, der kräftig genug war, Unterdrückung zu hindern, aber zu hinfällig, ſie ſelbſt auszuüben.

Wie anders ſäet der Menſch, und wie anders läßt das Schickſal ihn ernten? Aſien an den Schemel ſeines Thrones zu ketten, liefert der heilige Vater dem Schwert der Sarazenen eine Million ſeiner Heldenſöhne aus, aber mit ihnen hat er ſeinem Stuhl in Europa die kräftigſten Stützen entzogen. Von neuen Anmaßungen und neu zu erringenden Kronen träumt der Adel, und ein gehorſameres Herz bringt er zu den Füßen ſeiner Beherrſcher zurück. Vergebung der Sünden und die Freuden des Paradieſes ſucht der fromme Pilger am heiligen Grabe, und ihm allein wird mehr geleiſtet, als ihm verheißen ward. Seine Menſchheit findet er in Aſien wieder, und den Samen der Freiheit bringt er ſeinen europäiſchen Brüdern aus dieſem Welttheile mit, eine unendlich wichtigere Erwerbung, als die Schlüſſel Jeruſalems, oder die Nägel vom Kreuz des Erlöſers.

Ueberſicht des Zuſtands von Europa zur Zeit des erſten Kreuzzugs.

Ein Fragment. *

Der europäiſche Occident, in ſo viele Staaten er auch zertheilt iſt, gibt im eilften Jahrhundert einen ſehr einförmigen Anblick. Durchgängig von Nationen in Beſitz genommen, die zur Zeit ihrer Niederlaſſung ziemlich auf einerlei Stufe geſellſchaftlicher Bildung ſtanden, im Ganzen denſelben Stammscharakter trugen und bei Beſitznehmung des Landes in einerlei Lage ſich befanden, hätte er ſeinen neuen Bewohnern ein merklich verſchiedenes Lokal anbieten müſſen, wenn ſich in Folge der Zeit wichtige Verſchiedenheiten unter denſelben hätten äußern ſollen.

Aber die gleiche Wuth der Verwüſtung, womit dieſe Nationen ihre Eroberungen begleiteten, machten alle noch ſo verſchieden bewohnte, noch ſo verſchieden

---

* Anmerkung des Herausgebers. Dieſe Abhandlung erſchien in dem erſten Bande der hiſtoriſchen Memoires, wurde aber wegen der damaligen Krankheit des Verfaſſers nicht fortgeſetzt.

bebaute Länder, die der Schauplatz derſelben waren, einander gleich, indem ſie Alles, was ſich in ihnen vorfand, auf gleiche Weiſe niedertrat und vertilgte, und ihren neuen Zuſtand mit demjenigen, worin ſie ſich vorher befunden, faſt außer aller Verbindung ſetzte. Wenn auch ſchon Klima, Beſchaffenheit des Bodens, Nachbarſchaft, geographiſche Lage einen merklichen Unterſchied unterhielten, wenn gleich die übrig gebliebenen Spuren römiſcher Kultur in den mittäglichen, der Einfluß der gebildetern Araber in den ſüdweſtlichen Ländern, der Sitz der Hierarchie in Italien, und der öftere Verkehr mit den Griechen in eben dieſem Lande nicht ohne Folgen für die Bewohner derſelben ſeyn konnten, ſo waren ihre Wirkungen doch zu unmerklich, zu langſam und zu ſchwach, um das feſte generiſche Gepräge, das alle dieſe Nationen in ihre neuen Wohnſitze mitgebracht hatten, auszulöſchen, oder merklich zu verändern. Daher nimmt der Geſchichtsforſcher an den entlegenſten Enden von Europa, in Sicilien und Britannien, an der Donau und an der Eider, am Ebro und an der Elbe, im Ganzen eine Gleichförmigkeit der Verfaſſung und der Sitten wahr, die ihn um ſo mehr in Verwunderung ſetzt, da ſie ſich mit der größten Unabhängigkeit und einem faſt gänzlichen Mangel an wechſelſeitiger Verbindung zuſammen findet. So viele Jahrhunderte auch über dieſen Völkern hinweggegangen ſind, ſo große Veränderungen auch durch ſo viele neue Lagen eine neue Religion, neue Sprachen, neue Künſte, neue Gegenſtände der Begierde, neue Bequemlichkeiten und Genüſſe des Lebens, im Innern ihres Zuſtands hätten bewirkt werden ſollen und auch wirklich bewirkt wurden, ſo beſteht doch im Ganzen noch daſſelbe Staatsgerüſte, das ihre Voreltern bauten. Noch jetzt ſtehen ſie, wie in ihrem ſcythiſchen Vaterland, in wilder Unabhängigkeit, gerüſtet zum Angriff und zur Vertheidigung, in Europa's Diſtrikten, wie in einem großen Heerlager ausgebreitet; auch auf dieſen weitern politiſchen Schauplatz haben ſie ihr barbariſches Staatsrecht verpflanzt, bis in das Innere des Chriſtenthums ihren nordiſchen Aberglauben getragen.

Monarchien nach römiſchem oder aſiatiſchem Muſter und Freiſtaaten nach griechiſcher Art ſind auf gleiche Weiſe von dem neuen Schauplatz verſchwunden. An die Stelle derſelben ſind ſoldatiſche Ariſtokratien getreten, Monarchien ohne Gehorſam, Republiken ohne Sicherheit und ſelbſt ohne Freiheit, große Staaten in hundert kleine zerſtückelt, ohne Uebereinſtimmung von Innen, von Außen ohne Feſtigkeit und Beſchirmung, ſchlecht zuſammenhängend in ſich ſelbſt und noch ſchlechter unter einander verbunden. Man findet Könige, ein widerſprechendes Gemiſch von barbariſchen Heerführern und römiſchen Imperatoren, von welchen letztern einer den Namen trägt, aber ohne ihre Machtvollkommenheit zu beſitzen; Magnaten, an wirklicher Gewalt wie an Anmaßungen überall dieſelben, obgleich verſchieden benannt in verſchiedenen Ländern; mit dem weltlichen Schwert gebietende Prieſter; eine Miliz des Staats, die der Staat nicht in der Gewalt hat und nicht beſoldet; endlich Landbauer, die dem Boden nicht angehören, der ihnen nicht gehört; Adel und

Geiſtlichkeit, Halbfreie und Knechte. Municipalſtädte und freie Bürger ſollen erſt werden.

Um dieſe veränderte Geſtalt der europäiſchen Staaten zu erklären, müſſen wir zu entfernteren Zeiten zurückgehen und ihrem Urſprung nachſpüren.

Als die nordiſchen Nationen Deutſchland und das römiſche Reich in Beſitz nahmen, beſtanden ſie aus lauter freien Menſchen, die aus freiwilligem Entſchluß dem Bund beigetreten waren, der auf Eroberung ausging, und bei einem gleichen Antheil an den Arbeiten und Gefahren des Kriegs ein gleiches Recht an die Länder hatten, welche der Preis dieſes Feldzugs waren. Einzelne Haufen gehorchten den Befehlen eines Häuptlings; viele Häuptlinge mit ihren Haufen einem Feldhauptmann oder Fürſten, der das Heer anführte. Es gab alſo bei gleicher Freiheit drei verſchiedene Ordnungen oder Stände, und nach dieſem Ständeunterſchied, vielleicht auch nach der bewieſenen Tapferkeit, fielen nunmehr auch die Portionen bei der Menſchenbeute und Ländertheilung aus. Jeder freie Mann erhielt ſeinen Antheil, der Rottenführer einen größern, der Heerführer den größten; aber frei, wie die Perſonen ihrer Beſitzer, waren auch die Güter, und was einem zugeſprochen wurde, blieb ſein auf immer, mit völliger Unabhängigkeit. Es war der Lohn ſeiner Arbeit, und der Dienſt, der ihm ein Recht darauf gab, ſchon geleiſtet.

Das Schwert mußte vertheidigen, was das Schwert errungen hatte, und das Erworbene zu beſchützen, war der einzelne Mann eben ſo wenig fähig, als er es einzeln erworben haben würde. Der kriegeriſche Bund durfte alſo auch im Frieden nicht auseinander fallen; Rottenführer und Heerführer blieben, und die zufällige temporäre Herdenvereinigung wurde nunmehr zur anſäſſigen Nation, die bei eintretendem Nothfalle ſogleich, wie zur Zeit ihres kriegeriſchen Einfalls, kampffertig wieder da ſtand.

Von jedem Länderbeſitz war die Verbindlichkeit unzertrennlich, Heerfolge zu leiſten, d. i. mit der gehörigen Ausrüſtung und einem Gefolge, das dem Umfang der Grundſtücke, die man beſaß, angemeſſen war, zu dem allgemeinen Bunde zu ſtoßen, der das Ganze vertheidigte; eine Verbindlichkeit, die vielmehr angenehm und ehrenvoll, als drückend war, weil ſie zu den kriegeriſchen Neigungen dieſer Nationen ſtimmte, und von wichtigen Vorzügen begleitet war. Ein Landgut und ein Schwert, ein freier Mann und eine Lanze galten für unzertrennliche Dinge.

Die eroberten Ländereien waren aber keine Einöden, als man ſie in Beſitz nahm. So grauſam auch das Schwert dieſer barbariſchen Eroberer und ihrer Vorgänger, der Vandalen und Hunnen, in denſelben gewüthet hatte, ſo war es ihnen doch unmöglich geweſen, die urſprünglichen Bewohner derſelben ganz zu vertilgen. Viele von dieſen waren alſo mit unter der Beute- und Länder-Theilung begriffen, und ihr Schickſal war, als leibeigene Sklaven jetzt das Feld zu bebauen, welches ſie vormals als Eigenthümer beſeſſen hatten. Daſſelbe Loos traf auch die beträchtliche Menge der Kriegsgefangenen, die der erobernde Schwarm auf ſeinen Zügen erbeutet hatte, und nun als Knechte mit ſich ſchleppte. Das Ganze beſtand jetzt aus Freien und aus Sklaven, aus Eigenthümern und aus Eigenen. Dieſer zweite Stand hatte kein Eigenthum, und folglich auch keines zu beſchützen; er führte daher auch kein Schwert, er hatte bei politiſchen Verhandlungen keine Stimme. Das Schwert gab Adel, weil es von Freiheit und Eigenthum zeugte.

Die Ländertheilung war ungleich ausgefallen, weil das Loos ſie entſchieden, und weil der Rottenführer eine größere Portion davon getragen hatte als der Gemeine, der Heerführer eine größere als alle Uebrige. Er hatte alſo mehr Einkünfte, als er verbrauchte, oder Ueberfluß, folglich Mittel zum Luxus. Die Neigungen jener Völker waren auf kriegeriſchen Ruhm gerichtet, alſo mußte ſich auch der Luxus auf eine kriegeriſche Art äußern. Sich von auserleſenen Schaaren begleitet, und an ihrer Spitze von dem Nachbar gefürchtet zu ſehen, war das höchſte Ziel, wornach der Ehrgeiz jener Zeiten ſtrebte; ein zahlreiches kriegeriſches Gefolge die prächtigſte Ausſtellung des Reichthums und der Gewalt, und zugleich das unfehlbarſte Mittel beides zu vergrößern. Jener Ueberfluß an Grundſtücken konnte daher auf keine beſſere Art angewendet werden, als daß man ſich kriegeriſche Gefährten damit erkaufte, die einen Glanz auf ihren Führer werfen, ihm das Seinige vertheidigen helfen, empfangene Beleidigungen rächen, und im Kriege an ſeiner Seite fechten konnten. Der Häuptling und der Fürſt entäußerten alſo gewiſſe Stücke Landes, und traten den Genuß derſelben an andere minder vermögende

Gutsbeſitzer ab, welche ſich dafür zu gewiſſen kriegeriſchen Dienſten, die mit der Vertheidigung des Staats nichts zu thun hatten und bloß die Perſon des Verleihers angingen, verpflichten mußten. Bedurfte Letzterer dieſer Dienſte nicht mehr, oder konnte der Empfänger ſie nicht mehr leiſten, ſo hörte auch die Nutznießung der Ländereien wieder auf, deren weſentliche Bedingungen ſie waren. Dieſe Ländervertheilung war alſo bedingt und veränderlich, ein wechſelſeitiger Vertrag, entweder auf eine feſtgeſetzte Anzahl Jahre, oder auf Zeitlebens errichtet, aufgehoben durch den Tod. Ein Stück Landes auf ſolche Art verliehen, hieß eine Wohlthat (Beneficium) zum Unterſchied von dem Freigut (Allodium) welches man nicht von der Güte eines Andern, nicht unter beſondern Bedingungen, nicht auf eine Zeitlang, ſondern von Rechtswegen, ohne alle andere Beſchwerde als die Verpflichtung zur Heerfolge, und auf ewige Zeiten beſaß. Feudum nannte man ſie im Latein jener Zeiten, vielleicht weil der Empfänger dem Verleiher Treue (Fidem) dafür leiſten mußte, im Deutſchen Lehen, weil ſie geliehen, nicht auf immer weggegeben wurden. Verleihen konnte Jeder, der Eigenthum beſaß; das Verhältniß von Lehensherrn und Vaſallen wurde durch kein anderes Verhältniß aufgehoben. Könige ſelbſt ſah man zuweilen bei ihren Unterthanen zu Lehen gehen. Auch verliehene Güter konnten weiter verliehen, und der Vaſall des Einen wieder der Lehensherr eines andern werden, aber die oberlehensherrliche Gewalt des erſten Verleihers erſtreckte ſich durch die ganze noch ſo lange Reihe von Vaſallen.

So konnte z. B. kein leibeigener Landbauer von ſeinem unmittelbaren Herrn freigelaſſen werden, wenn der oberſte Lehensherr nicht darein willigte.

Nachdem mit dem Chriſtenthum auch die chriſtliche Kirchenverfaſſung unter den neuen europäiſchen Völkern eingeführt worden, fanden die Biſchöfe, die Domſtifter und Klöſter ſehr bald Mittel, den Aberglauben des Volks und die Großmuth der Könige in Anſpruch zu nehmen. Reiche Schenkungen geſchahen an die Kirchen, und die anſehnlichſten Güter wurden oft zerriſſen, um den Heiligen eines Kloſters unter ſeinen Erben zu haben. Man wußte nicht anders, als daß man Gott beſchenkte, indem man ſeine Diener bereicherte; aber auch ihm wurde die Bedingung nicht erlaſſen, welche an jedem Länderbeſitz haftete; eben ſo gut, wie jeder Andere mußte er die gehörige Mannſchaft ſtellen, wenn ein Aufgebot erging, und die Weltlichen verlangten, daß die Erſten im Range auch die Erſten auf dem Platze ſeyn ſollten. Weil Alles, was an die Kirche geſchenkt wurde, auf ewig und unwiderruflich an ſie abgetreten war, ſo unterſchieden ſich Kirchengüter dadurch von den Lehen, die zeitlich waren, und nach verſtrichenem Termin in die Hand des Verleihers zurückkehrten. Sie näherten ſich aber von einer andern Seite dem Lehen wieder, weil ſie ſich nicht, wie Allodien, vom Vater auf den Sohn forterbten, weil der Landesherr beim Ableben des jedesmaligen Beſitzers dazwiſchen trat, und durch Belehnung des Biſchofs ſeine oberherrliche Gewalt ausübte. Die Beſitzungen der Kirche, könnte man alſo ſagen, waren Allodien in Rückſicht auf die Güter ſelbſt, die niemals zurückkehrten, und Beneficien in Rückſicht auf den jedesmaligen Beſitzer, den nicht die Geburt, ſondern die Wahl dazu beſtimmte. Er erlangte ſie auf dem Wege der Belehnung, und genoß ſie als Allodien.

Es gab noch eine vierte Art von Beſitzungen, die man auf Lehenart empfing, und an welcher gleichfalls Lehensverpflichtungen hafteten. Dem Heerführer, den man auf ſeinem bleibenden Boden nunmehr König nennen kann, ſtand das Recht zu, dem Volke Häupter vorzuſetzen, Streitigkeiten zu ſchlichten oder Richter zu beſtellen und die allgemeine Ordnung und Ruhe zu erhalten. Dieſes Recht und dieſe Pflicht blieb ihm auch nach geſchehener Niederlaſſung und im Frieden, weil die Nation noch immer ihre kriegeriſche Einrichtung beibehielt. Er beſtellte alſo Vorſteher über die Länder, deren Geſchäft es zugleich war, im Kriege die Mannſchaft anzuführen, welche die Provinz in's Feld ſtellte; und da er, um Recht zu ſprechen und Streitigkeiten zu entſcheiden, nicht überall zugleich gegenwärtig ſeyn konnte, ſo mußte er ſich vervielfältigen, d. i. er mußte in den verſchiedenen Diſtrikten durch Bevollmächtigte ſich repräſentiren laſſen, welche die oberrichterliche Gewalt in ſeinem Namen darin ausübten. So ſetzte er Herzoge über die Provinzen, Markgrafen über die Grenzprovinzen, Grafen über die Gauen, Centgrafen über kleinere Diſtrikte u. a. m., und dieſe Würden wurden gleich den Grundſtücken belehnungsweiſe ertheilt. Sie waren eben ſo wenig erblich als die Lehengüter, und wie dieſe konnte ſie der Landesherr von einem auf den andern übertragen. Wie man Würden zu Lehen nahm, wurden auch gewiſſe Gefälle, z. B. Strafgelder, Zölle und dergleichen mehr, auf Lehensart vergeben.

Was der König in dem Reiche, das that die hohe Geiſtlichkeit in ihren Beſitzungen. Der Beſitz von Ländern verband ſie zu kriegeriſchen und richterlichen Dienſten, die ſich mit der Würde und Reinigkeit ihres Berufes nicht wohl zu vertragen ſchienen. Sie war alſo gezwungen, dieſe Geſchäfte an Andere abzugeben, denen ſie dafür die Nutznießung gewiſſer Grundſtücke, die Sporteln des Richteramts und andere Gefälle überließ, oder, nach der Sprache jener Zeiten, ſie mußte ihnen ſolche zu Lehen auftragen. Ein Erzbiſchof, Biſchof oder Abt war daher in ſeinem Diſtrikte, was der König in dem ganzen Staat. Er hatte Advokaten oder Vögte, Beamte und Lehenträger, Tribunale und einen Fiſkus; Könige ſelbſt hielten es nicht unter ihrer Würde, Lehenträger ihrer Biſchöfe und Prälaten zu werden, welches dieſe nicht unterlaſſen haben, als ein Zeichen des Vorzugs geltend zu machen, der dem Klerus über die Weltlichen gebühre. Kein Wunder, wenn auch die Päpſte ſich nachher einfallen ließen, den, welchen ſie zum Kaiſer gemacht, mit dem Namen ihres Vogts zu beehren. Wenn man das doppelte Verhältniß der Könige, als Baronen und als Oberhäupter ihres Reichs, immer im Auge behält, ſo werden ſich dieſe ſcheinbaren Widerſprüche löſen.

Die Herzoge, Markgrafen, Grafen, welche der König als Kriegsoberſten und Richter über die Provinzen ſetzte, hatten eine gewiſſe Macht nöthig, um der äußern Vertheidigung ihrer Provinzen gewachſen zu ſeyn, um gegen den unruhigen Geiſt der Baronen ihr Anſehen zu behaupten, ihren Rechtsbeſcheiden Nachdruck zu geben, und ſich, im Falle der Widerſetzung, mit den Waffen in der Hand Gehorſam zu verſchaffen. Mit der Würde ſelbſt aber ward keine Macht verliehen, dieſe mußte ſich der königliche Beamte ſelbſt zu verſchaffen wiſſen. Dadurch wurden dieſe Bedienungen allen minder vermögenden Freien verſchloſſen, und auf die kleine Anzahl der hohen Baronen eingeſchränkt, die an Allodien reich genug waren, und Vaſallen genug in's Feld ſtellen konnten, um ſich aus eigenen Kräften zu behaupten. Dies war vorzüglich in ſolchen Ländern nöthig, wo ein mächtiger und kriegeriſcher Adel war, und unentbehrlich an den Grenzen. Es wurde nöthiger von einem Jahrhundert zum andern, wie der Verfall des königlichen Anſehens die Anarchie herbeiführte, Privatkriege einriſſen, und Strafloſigkeit die Raubſucht aufmunterte; daher auch die Geiſtlichkeit, welche dieſen Räubereien vorzüglich ausgeſetzt war, ihre Schirmvögte und Vaſallen unter den mächtigen Baronen ausſuchte. Die hohen Vaſallen der Krone waren alſo zugleich begüterte Baronen oder Eigenthumsherren, und hatten ſelbſt ſchon ihre Vaſallen unter ſich, deren Arm ihnen zu Gebote ſtand. Sie waren zugleich **Lehenträger** der Krone, und **Lehensherren** ihrer Unterſaſſen; das Erſte gab ihnen Abhängigkeit, indem Letzteres den Geiſt der Willkühr bei ihnen nährte. Auf ihren Gütern waren ſie unumſchränkte Fürſten; in ihren Lehen waren ihnen die Hände gebunden, jene vererbten ſich vom Vater zum Sohne, dieſe kehrten nach ihrem Ableben in die Hand des Lehensherrn zurück. Ein ſo widerſprechendes Verhältniß konnte nicht lange Beſtand haben. Der mächtige Kronvaſall äußerte bald ein Beſtreben, das Lehen dem Allodium gleich zu machen, dort, wie hier, unumſchränkt zu ſeyn, und jenes, wie dieſes, ſeinem Nachkommen zu verſichern. Anſtatt den König in dem Herzogthum oder in der Grafſchaft zu repräſentiren, wollte er ſich ſelbſt repräſentiren, und er hatte dazu gefährliche Mittel an der Hand. Eben die Hülfsquellen, die er aus ſeinen Allodien ſchöpfte, eben dieſes kriegeriſche Heer, das er aus ſeinen Vaſallen aufbringen konnte und wodurch er in den Stand geſetzt war, der Krone in dieſem Poſten zu nützen, machte ihn zu einem eben ſo gefährlichen als unſichern Werkzeug derſelben. Beſaß er viele Allodien in dem Lande, das er zu Lehen trug, oder wenn er eine richterliche Würde bekleidete (und aus dieſem Grunde war es ihm vorzugsweiſe anvertraut worden), ſo ſtand gewöhnlich der größte Theil der Freien, welche in dieſer Provinz anſäſſig waren, in ſeiner Abhängigkeit. Entweder trugen ſie Güter von ihm zum Lehen, oder ſie mußten doch einen mächtigen Nachbar in ihm ſcheuen, der ihnen ſchädlich werden konnte. Als Richter ihrer Streitigkeiten hatte er ebenfalls oft ihre Wohlfahrt in Händen, und als königlicher Statthalter konnte er ſie drücken und erledigen. Unterließen es nun die Könige, ſich durch öftere Bereiſung der Länder, durch Ausübung ihrer oberrichterlichen Würde und dergleichen dem Volk (unter welchem Namen man immer die waffenführenden Freien und niedern Gutsbeſitzer verſtehen muß) in Erinnerung zu bringen, oder wurden ſie durch auswärtige Unternehmungen daran verhindert, ſo mußten die hohen Freiherren den niedrigen Freien endlich die letzte Hand ſcheinen, aus welcher ihnen ſowohl die Bedrückungen kamen, als Wohlthaten zuflossen; und da überhaupt in jedem Syſteme von Subordination der nächſte Druck immer am lebhafteſten gefühlt wird, ſo mußte der hohe Adel ſehr bald einen Einfluß auf den niedrigen gewinnen, der ihm die ganze Macht deſſelben in die Hände ſpielte. Kam es alſo zwiſchen dem König und ſeinem Vaſallen zum Streit, ſo konnte letzterer weit mehr als jener auf den Beiſtand ſeiner Unterſaſſen rechnen, und dieſes ſetzte ihn in den Stand, der Krone zu trotzen. Es war nun zu ſpät und auch zu gefährlich, ihm oder ſeinen Erben das Lehen zu entreißen, das er im Fall der Noth mit der vereinigten Macht des Kantons behaupten konnte; und ſo mußte der Monarch ſich begnügen, wenn ihm der zu mächtig gewordene Vaſall noch den Schatten der Oberlehnsherrſchaft gönnte, und ſich herabließ, für ein Gut, das er eigenmächtig an ſich geriſſen, die Belehnung zu empfangen. Was hier von den Kronvaſallen geſagt iſt, gilt auch von den Beamten und Lehenträgern der hohen Geiſtlichkeit, die mit den Königen inſofern in Einem Fall war, daß mächtige Baronen bei ihr zu Lehen gingen.

So wurden unvermerkt aus verliehenen Würden und aus lehnweiſe übertragenen Gütern erbliche

Beſitzungen, und wahre Eigenthumsherren aus Vaſallen von denen ſie nur noch den äußern Schein beibehielten. Viele Lehen oder Würden wurden auch dadurch erblich, daß die Urſache, um derentwillen man dem Vater das Lehen übertragen hatte, auch bei ſeinem Sohn und Enkel noch ſtatt fand. Belehnte z. B. der deutſche König einen ſächſiſchen Großen mit dem Herzogthum Sachſen, weil derſelbe in dieſem Lande ſchon an Allodien reich und alſo vorzüglich im Stande war, es zu beſchützen, ſo galt dieſes auch von dem Sohn dieſes Großen, der dieſe Allodien erbte; und war dieſes mehrmals beobachtet worden, ſo wurde es zur Obſervanz, welche ſich ohne eine außerordentliche Veranlaſſung und ohne eine nachdrückliche Zwangsgewalt nicht mehr umſtoßen ließ. Es fehlt zwar auch in ſpätern Zeiten nicht ganz an Beiſpielen ſolcher zurückgenommenen Lehen, aber die Geſchichtſchreiber erwähnen ihrer auf eine Art, die leicht erkennen läßt, daß es Ausnahmen von der Regel geweſen. Es muß ferner noch erinnert werden, daß dieſe Veränderung in verſchiedenen Ländern, mehr oder minder allgemein, frühzeitiger oder ſpäter erfolgte.

Waren die Lehen einmal in erbliche Beſitzungen ausgeartet, ſo mußte ſich in dem Verhältniß des Souverains gegen ſeinen Adel bald eine große Veränderung äußern. So lange der Souverain das erledigte Lehen noch zurücknahm, um es von Neuem nach Willkühr zu vergeben, ſo wurde der niedere Adel noch oft an den Thron erinnert, und das Band, das ihn an ſeinen unmittelbaren Lehensherrn knüpfte, wurde minder feſt geflochten, weil die Willkühr des Monarchen und jeder Todesfall es wieder zertrennte. Sobald es aber eine ausgemachte Sache war, daß der Sohn dem Vater auch in dem Lehen folgte, ſo wußte der Vaſall, daß er für ſeine Nachkommenſchaft arbeitete, indem er ſich dem unmittelbaren Herrn ergeben bezeigte. So wie alſo durch die Erblichkeit der Lehen das Band zwiſchen den mächtigen Vaſallen und der Krone erſchlaffte, wurde es zwiſchen jenen und ihren Unterſaſſen feſter zuſammengezogen. Die großen Lehen hingen endlich nur noch durch die einzige Perſon des Kronvaſallen mit der Krone zuſammen, der ſich oft ſehr lange bitten ließ, ihr die Dienſte zu leiſten, wozu ihn ſeine Würde verpflichtete.

* * *

Univerſalhiſtoriſche Ueberſicht
der
# merkwürdigſten Staatsbegebenheiten
zu den Zeiten
Kaiſer Friedrichs I.

Der heftige Streit des Kaiſerthums mit der Kirche, der die Regierungen Heinrichs IV. und V. ſo ſtürmiſch machte, hatte ſich endlich (1122) in einem vorübergehenden Frieden beruhigt, und durch den Vergleich, welchen Letzterer mit Papſt Kalixtus II. einging, ſchien der Zunder erſtickt zu ſeyn, der ihn wieder herſtellen konnte. Das Geiſtliche hatte ſich, Dank ſey der zuſammenhängenden Politik Gregors VII. und ſeinem Nachfolger, gewaltſam von dem Weltlichen geſchieden, und die Kirche bildete nun im Staate und neben dem Staate ein abgeſondertes, wo nicht gar feindliches Syſtem. Das koſtbare Recht des Throns, durch Ernennung der Biſchöfe verdiente Diener zu belohnen und neue Freunde ſich zu verpflichten, war ſelbſt bis

---

* **Anmerk. des Herausgebers.** Im dritten Bande der hiſtoriſchen Memoires (erſte Abtheilung) findet ſich dieſe Abhandlung, aber unbeendigt. Die Fortſetzung unterblieb wegen der damaligen Krankheit des Verfaſſers.

auf den äußerlichen Schein durch die freigegebenen Wahlen für die Kaiſer verloren. Nichts blieb ihnen übrig von dieſem unſchätzbaren Regal, als den erwählten Biſchof, vor ſeiner Einweihung vermittelſt des Scepters, wie einen weltlichen Vaſallen, mit dem weltlichen Theil ſeiner Würde zu bekleiden. Ring und Stab, die geweihten Sinnbilder des biſchöflichen Amtes, durfte die unkeuſche blutbeſchuldete Laienhand nicht mehr berühren. Bloß für ſtreitige Fälle, wenn ſich das Domkapitel in der Wahl eines Biſchofs nicht vereinigen konnte, hatten die Kaiſer noch einen Theil ihres vorigen Einfluſſes gerettet, und der Zwieſpalt der Wählenden ließ es ihnen nicht an Gelegenheit fehlen, davon Gebrauch zu machen. Aber auch dieſen wenigen geretteten Ueberreſten der vormaligen Kaiſergewalt ſtellte die Herrſchſucht der folgenden Päpſte nach, und der Knecht der Knechte Gottes hatte keine größere Angelegenheit, als den Herrn der Welt ſo tief als möglich neben ſich zu erniedrigen.

Die gefährlichſte Stelle in der Chriſtenheit war jetzt unſtreitig der römiſche Kaiſerthron; gegen dieſen zielte die aufſtrebende päpſtliche Macht mit allen Donnern, die ihr zu Gebote ſtanden, mit allen Fallſtricken ihrer verborgenen Staatskunſt. Deutſchlands Verfaſſung erleichterte ihr den Sieg über ſeinen Oberherrn; der Glanz des kaiſerlichen Namens machte ihn ſchimmernd. Jeder deutſche Fürſt, den die Wahl ſeiner Mitſtände auf den Stuhl der Ottonen ſetzte, brach eben dadurch mit dem apoſtoliſchen Stuhl. Er konnte ſich als ein Opfer betrachten, das man zum Tode ſchmückte. Zugleich mit dem kaiſerlichen Purpur mußte er Pflichten übernehmen, die mit den Vergrößerungsplanen der Päpſte durchaus unvereinbar waren, und ſeine kaiſerliche Ehre, ſein Anſehen im Reich hing an ihrer Erfüllung. Seine Kaiſerwürde legte ihm auf, die Herrſchaft über Italien und ſelbſt in den Mauern Roms zu behaupten; in Italien konnte der Papſt keinen Herrn ertragen, die Italiener verſchmähten auf gleiche Art das Joch des Ausländers und des Prieſters. Es blieb ihm alſo nur die bedenkliche Wahl, entweder dem Kaiſerthron von ſeinen Rechten zu vergeben, oder mit dem Papſt in den Kampf zu gehen, und auf immer dem Frieden ſeines Lebens zu entſagen.

Die Frage iſt der Erörterung werth, warum ſelbſt die ſtaatskundigſten Kaiſer ſo hartnäckig darauf beſtanden, die Anſprüche des deutſchen Reichs auf Italien geltend zu machen, ungeachtet ſie ſo viele Beiſpiele vor ſich hatten, wie wenig der Gewinn der erſtaunlichen Aufopferungen werth war, ungeachtet jeder italieniſche Zug von den Deutſchen ſelbſt ihnen ſo ſchwer gemacht, und die nichtigen Kronen der Lombardei und des Kaiſerthums in jedem Betracht ſo theuer erkauft werden mußten. Ehrgeiz allein erklärt dieſe Einſtimmigkeit ihres Betragens nicht; es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß ihre Anerkennung in Italien auf die einheimiſche Autorität der Kaiſer in Deutſchland einen merklichen Einfluß hatte, und daß ſie alsdann vorzüglich dieſer Hülfe bedurften, wenn ſie durch Wahl allein, ohne Mitwirkung des Erbrechtes, auf den Thron geſtiegen waren. Was auch ihr Fiscus dabei gewinnen mochte, ſo konnte der Ertrag des Eroberten den Aufwand der Eroberung kaum bezahlen, und die Quelle vertrocknete, ſobald ſie das Schwert in die Scheide ſteckten.

Zehn Wahlfürſten, welche jetzt zum erſten Male einen engern Ausſchuß unter den Reichsſtänden bilden, und vorzugsweiſe dieſes Recht ausüben, verſammeln ſich nach dem Hinſcheiden Heinrichs V. zu Mainz, dem Reich einen Kaiſer zu geben. Drei Prinzen, damals die mächtigſten Deutſchlands, kommen zu dieſer Würde in Vorſchlag: Herzog Friedrich von Schwaben, des verſtorbenen Kaiſers Schweſterſohn, Markgraf Leopold von Oeſterreich, und Lothar, Herzog zu Sachſen. Aber die Schickſale der zwei vorhergehenden Kaiſer hatten den Kaiſernamen mit ſo vielen Schreckniſſen umgeben, daß Markgraf Leopold und Herzog Lothar fußfällig und mit weinenden Augen baten, ſie mit dieſer gefährlichen Ehre zu verſchonen. Herzog Friedrich allein war nun noch übrig, aber eine unbedachtſame Aeuſſerung dieſes Prinzen ſchien zu erkennen zu geben, daß er auf ſeine Verwandtſchaft mit dem Verſtorbenen ein Recht auf den Kaiſerthron gründe. Dreimal nach einander war das Scepter des Reichs von dem Vater auf den Sohn gekommen, und die Wahlfreiheit der deutſchen Krone ſtand in Gefahr, ſich in einem verjährten Erbrechte endlich ganz zu verlieren. Dann aber war es um die Freiheit der deutſchen Fürſten gethan; ein befeſtigter Erbthron widerſtand den Angriffen, wodurch es dem unruhigen Lebengeiſt ſo leicht ward, das ephemeriſche Gerüſte eines Wahlthrons zu erſchüttern. Die argliſtige Politik der Päpſte hatte erſt kürzlich die Aufmerkſamkeit der Fürſten auf dieſen Theil des Staatsrechts gezogen, und ſie zu lebhafter Behauptung eines Vorrechts ermuntert, das die Verwirrung in Deutſchland verewigte, aber dem apoſtoliſchen Stuhl deſto nützlicher wurde. Die geringſte Rückſicht, welche bei dem neuaufzuſtellenden Kaiſer auf Verwandtſchaft genommen wurde, konnte die deutſche Wahlfreiheit auf's Neue in Gefahr bringen, und den Mißbrauch erneuern, aus dem man ſich kaum losgerungen hatte. Von dieſen Betrachtungen waren die Köpfe erhitzt, als Herzog Friedrich Anſprüche der Geburt auf den Kaiſerthron geltend machte. Man beſchloß daher, durch einen recht entſcheidenden Schritt dem Erbrecht zu trotzen, beſonders da der Erzbiſchof von Mainz, der das Wahlgeſchäft leitete, hinter dem Beſten des Reichs eine perſönliche Rache verſteckte. Lothar von Sachſen wurde einſtimmig zum Kaiſer erklärt, mit Gewalt herbeigeſchleppt, und auf den Schultern der Fürſten, unter ſtürmiſchem Beifallgeſchrei, in die Verſammlung getragen. Die mehrſten Reichsſtände billigten dieſe Wahl auf der Stelle, nach einigem Widerſtand wurde ſie auch von dem Herzog Heinrich von Bayern, dem Schwager Friedrichs, und von ſeinen Biſchöfen gut geheißen. Herzog Friedrich erſchien endlich ſelbſt, ſich dem neuen Kaiſer zu unterwerfen.

Lothar von Sachſen war ein eben ſo wohldenkender als tapferer und ſtaatsverſtändiger Fürſt. Sein Betragen unter den beiden vorhergehenden Regierungen hatte ihm die allgemeine Achtung Deutſchlands erworben.

Da er die vaterländiſche Freiheit in mehreren Schlachten gegen Heinrich IV. verfochten, ſo befürchtete man um ſo weniger, daß er als Kaiſer verſucht werden könnte, ihr Unterdrücker zu werden. Zu mehrerer Sicherheit ließ man ihn eine Wahlcapitulation beſchwören, die ſeiner Macht im Geiſtlichen ſowohl als im Weltlichen ſehr enge Grenzen ſetzte. Lothar hatte ſich das Kaiſerthum aufdringen laſſen, dennoch machte er den Thron niedriger, um ihn zu beſteigen.

Wie ſehr aber auch dieſer Fürſt, da er noch Herzog war, an Verminderung des kaiſerlichen Anſehens gearbeitet hatte, ſo änderte doch der Purpur ſeine Geſinnungen. Er hatte eine einzige Tochter, die Erbin ſeiner beträchtlichen Güter in Sachſen; durch ihre Hand konnte er ſeinen künftigen Eidam zu einem mächtigen Fürſten machen. Da er als Kaiſer nicht fortfahren durfte, das Herzogthum Sachſen zu verwalten, ſo konnte er den Brautſchatz ſeiner Tochter noch mit dieſem wichtigen Lehen begleiten. Damit noch nicht zufrieden, erwählte er ſich den Herzog Heinrich von Bayern, einen an ſich ſchon ſehr mächtigen Fürſten, zum Eidam, der alſo die beiden Herzogthümer Bayern und Sachſen in ſeiner einzigen Hand vereinigte. Da Lothar dieſen Heinrich zu ſeinem Nachfolger im Reich beſtimmte, das ſchwäbiſch-fränkiſche Haus hingegen, welches allein noch fähig war, der gefährlichen Macht jenes Fürſten das Gegengewicht zu halten und ihm die Nachfolge ſtreitig zu machen, nach einem feſten Plan zu unterdrücken ſtrebte, ſo verrieth er deutlich genug ſeine Geſinnung, die kaiſerliche Macht auf Unkoſten der ſtändiſchen zu vergrößern.

Herzog Heinrich von Bayern, jetzt Tochtermann des Kaiſers, nahm mit neuen Verhältniſſen ein neues Staatsſyſtem an. Bis jetzt ein eifriger Anhänger des Hohenſtaufiſchen Geſchlechts, mit dem er verſchwägert war, wendete er ſich auf einmal zu der Partei des Kaiſers, der es zu Grunde zu richten ſuchte. Friedrich von Schwaben und Konrad von Franken, die beiden Hohenſtaufiſchen Brüder, Enkel Kaiſer Heinrichs IV. und die natürlichen Erben ſeines Sohns, hatten ſich alle Stammgüter des ſaliſch-fränkiſchen Kaiſergeſchlechts zugeeignet, worunter ſich mehrere befanden, die gegen kaiſerliche Kammergüter eingetauſcht, oder von geächteten Ständen für den Reichsfiscus waren eingezogen worden. Lothar machte bald nach ſeiner Krönung eine Verordnung bekannt, welche alle dergleichen Güter dem Reichsfiscus zuſprach. Da die Hohenſtaufiſchen Brüder nicht darauf achteten, ſo erklärte er ſie für Störer des öffentlichen Friedens und ließ einen Reichskrieg gegen ſie beſchließen. Ein neuer Bürgerkrieg entzündete ſich in Deutſchland, welches kaum angefangen hatte, ſich von den Drangſalen der vorhergehenden zu erholen. Die Stadt Nürnberg wurde von dem Kaiſer, wiewohl vergeblich, belagert, weil die Hohenſtaufen ſchleunig zum Entſatz herbeieilten. Sie warfen darauf auch in Speier eine Beſatzung, den geheiligten Boden, wo die Gebeine der fränkiſchen Kaiſer liegen.

Konrad von Franken unternahm noch eine kühnere That. Er ließ ſich bereden, den deutſchen Königstitel anzunehmen, und eilte mit einer Armee nach Italien, um ſeinem Nebenbuhler, der dort noch nicht gekrönt war, den Rang abzulaufen. Die Stadt Mailand öffnete ihm bereitwillig ihre Thore, und Anſelmo, Erzbiſchof dieſer Kirche, ſetzte ihm in der Stadt Monza die lombardiſche Krone auf; in Toskana erkannte ihn der ganze, dort mächtige Adel als König. Aber Mailands günſtige Erklärung machte alle diejenigen Staaten von ihm abwendig, welche mit jener Stadt in Streitigkeiten lebten, und da endlich auch Papſt Honorius II. auf die Seite ſeines Gegners trat, und den Bannſtrahl gegen ihn ſchleuderte, ſo entging ihm ſein Hauptzweck, die Kaiſerkrone, und Italien wurde eben ſo ſchnell von ihm verlaſſen, als er darin erſchienen war. Unterdeſſen hatte Lothar die Stadt Speier belagert, und ſo tapfer auch, entflammt durch die Gegenwart der Herzogin von Schwaben, ihre Bürger ſich wehrten, nach einem fehlgeſchlagenen Verſuch Friedrichs, ſie zu entſetzen, in ſeine Hände bekommen. Die vereinigte Macht des Kaiſers und ſeines Eidams war den Hohenſtaufen zu ſchwer. Nachdem auch ihr Waffenplatz, die Stadt Ulm, von dem Herzog von Bayern erobert und in die Aſche gelegt war, der Kaiſer ſelbſt aber mit einer Armee gegen ſie anrückte, ſo entſchloſſen ſie ſich zur Unterwerfung. Auf einem Reichstag zu Bamberg warf ſich Friedrich dem Kaiſer zu Füßen und erhielt Gnade; auf eine ähnliche Weiſe erhielt ſie auch Konrad zu Mühlhauſen; beide unter der Bedingung, den Kaiſer nach Italien zu begleiten.

Den erſten Kriegszug hatte Lothar ſchon einige Jahre vorher in dieſes Land gethan, wo eine bedenkliche Trennung in der römiſchen Kirche ſeine Gegenwart nothwendig machte. Nachdem Honorius II. im Jahr 1130 verſtorben war, hatte man in Rom, um den Stürmen vorzubeugen, welche der getheilte Zuſtand der Gemüther befürchten ließ, die Uebereinkunft getroffen, die neue Papſtwahl acht Kardinälen zu übertragen. Fünf von dieſen erwählten in einer heimlich veranſtalteten Zuſammenkunft den Kardinal Gregor, einen ehemaligen Mönch, zum Fürſten der römiſchen Kirche, der ſich den Namen Innocentius II. beilegte. Die drei übrigen, mit dieſer Wahl nicht zufrieden, erhoben einen gewiſſen Peter Leonis, den Enkel eines getauften Juden, der den Namen Anaklet II. annahm, auf den apoſtoliſchen Stuhl. Beide Päpſte ſuchten ſich einen Anhang zu machen. Auf Seite des Letztern ſtand die übrige Geiſtlichkeit des römiſchen Sprengels und der Adel der Stadt; außerdem wußte er die italieniſchen Normänner, furchtbare Nachbarn der Stadt Rom, für ſeine Partei zu gewinnen. Innocentius flüchtete aus der Stadt, wo ſein Gegner die Oberhand hatte, und vertraute ſeine Perſon und ſeine Sache der Rechtgläubigkeit des Königs von Frankreich. Der Ausſpruch eines einzigen Mannes, des Abts Bernhard von Clairvaux, der die Sache dieſes Papſtes für die gerechte erklärt hatte, war genug, ihm die Huldigung dieſes Reichs zu verſchaffen. Seine Aufnahme in Ludwigs Staaten war glänzend, und reiche Schätze öffneten ſich ihm in der frommen Mildthätigkeit der Franzoſen. Das Gewicht von Bernhards Empfehlung, welches die franzöſiſche Nation zu ſeinen Füßen geführt hatte, unterwarf ihm auch England, und der deutſche Kaiſer Lothar ward ohne Mühe überzeugt, daß der heilige Geiſt bei der Wahl des Innocentius den Vorſitz geführt habe. Eine perſönliche Zuſammenkunft mit dieſem Kaiſer zu Lüttich hatte die Folge, daß ihn Lothar an der Spitze einer kleinen Armee nach Rom zurückführte.

In dieſer Stadt war Anaklet, der Gegenpapſt, mächtig, Volk und Adel gefaßt, ſich auf's Hartnäckigſte zu vertheidigen. Jeder Pallaſt, jede Kirche war Feſtung, jede Straße ein Schlachtfeld, alles Waffe, was das Ungefähr der blinden Erbitterung darbot. Mit dem Schwert in der Fauſt mußte jeder Ausweg geöffnet werden, und Lothars ſchwaches Heer reichte nicht hin, eine Stadt zu ſtürmen, worin es ſich wie in einem unermeßlichen Ocean verlor, wo die Häuſer ſelbſt gegen das Leben der verhaßten Fremdlinge bewaffnet waren. Es war gebräuchlich, die Kaiſerkrönung in der Peterskirche zu vollziehen, und in Rom war Alles heilig, was gebräuchlich war; aber die Peterskirche, wie die Engelsburg, hatte der Feind im Beſitz, woraus keine ſo geringe Macht, als Lothar beiſammen hatte, ihn verjagen konnte. Endlich nach langer Verzögerung willigte man ein, den Nothwendigkeit zu weichen und im Lateran die Krönung zu verrichten.

Man erinnert ſich, daß es die Sache des Papſtes war, welche den Kaiſer nach Italien führte; als der Beſchützer, nicht als ein Flehender, forderte er eine Ceremonie, welche dieſer Papſt ohne ſeinen ſtarken Arm nimmermehr hätte ausüben können. Nichts deſto weniger behauptete Innocentius den ganzen Papſtſinn eines Hildebrands, und mitten in dem rebelliſchen Rom, gleichſam hinter dem Schilde des Kaiſers, der ihn gegen die mörderiſche Wuth ſeiner Gegner vertheidigte, gab er dieſem Kaiſer Geſetze. Der Vorgänger des Lothar hatte die anſehnliche Erbſchaft, welche Mathilde, Markgräfin von Tuscien, dem römiſchen Stuhl vermacht hatte, als ein Reichslehen eingezogen, und Kalixtus II, um nicht auf's Neue die Ausſöhnung mit dieſem Kaiſer zu erſchweren, hatte in dem Vergleich, der den Inveſtiturſtreit endigte, ganz von dieſer geheimen Wunde geſchwiegen. Dieſe Anſprüche des römiſchen Stuhls auf die Mathildiſche Erbſchaft brachte Innocentius jetzt in Bewegung, und bemühte ſich wenigſtens, da er den Kaiſer unerbittlich fand, dieſe anmaßlichen Rechte der Kirche für die Zukunft in Sicherheit zu ſetzen. Er beſtätigte ihm den Genuß der Mathildiſchen Güter auf dem Wege der Belehnung, ließ ihn dem römiſchen Stuhl einen förmlichen Lehenseid darüber ſchwören, und ſorgte dafür, daß dieſe Vaſallenhandlung durch ein Gemälde verewigt wurde, welches dem kaiſerlichen Namen in Italien nicht ſehr rühmlich war.

Es war nicht der römiſche Boden, nicht der Anblick jener feierlichen Denkmäler, welche ihm die Herrſchergröße Roms in's Gedächtniß brachten, wo etwa die Geiſter ſeiner Vorfahren zu ſeiner Erinnerung ſprechen konnten, nicht die Zwang auflegende Gegenwart einer römiſchen Prälatenverſammlung, welche Zeuge und Richter ſeines Betragens war, was dem Papſt dieſen ſtandhaften Muth einflößte; auch als ein Flüchtling, auch auf deutſcher Erde, hatte er dieſen römiſchen Geiſt nicht verläugnet. Schon zu Lüttich, wo er in der Geſtalt eines Flehenden vor dem Kaiſer ſtand, wo er ſich dieſem Kaiſer für eine noch friſche Wohlthat verpflichtet fühlte, und eine zweite noch größere von ihm erwartete, hatte er ihn genöthigt, eine beſcheidene Bitte um Wiederherſtellung des Inveſtiturrechts zurückzunehmen, zu welcher der hülfloſe Zuſtand des Papſtes dem Kaiſer Muth gemacht hatte. Er hatte einem Erzbiſchof zu Trier, ehe dieſer noch von dem Kaiſer mit dem zeitlichen Theil ſeines Amtes bekleidet war, die Einweihung ertheilt, dem ausdrücklichen Sinn des Vertrags entgegen, der den Frieden des deutſchen Reichs mit der Kirche begründete. Mitten in Deutſchland, wo er ohne Lothars Begünſtigung keinen Schatten von Hoheit beſaß, unterſtand er ſich, eines der wichtigſten Vorrechte dieſes Kaiſers zu kränken.

Aus ſolchen Zügen erkennt man den Geiſt, der den römiſchen Hof beſeelte, und die unerſchütterliche Feſtigkeit der Grundſätze, die jeder Papſt, mit Hintanſetzung aller perſönlichen Verhältniſſe, befolgen zu müſſen ſich gedrungen ſah. Man ſah Kaiſer und Könige, erleuchtete Staatsmänner und unbeugſame Krieger im Drang der Umſtände Rechte aufopfern, ihren Grundſätzen ungetreu werden und der Nothwendigkeit weichen; ſo etwas begegnete ſelten oder nie einem Papſte. Auch wenn er im Elend umher irrte, in Italien keinen Fuß breit Landes, keine ihm holde Seele beſaß, und von der Barmherzigkeit der Fremdlinge lebte, hielt er ſtandhaft über den Vorrechten ſeines Stuhls und der Kirche. Wenn jede andere politiſche Gemeinheit durch die perſönlichen Eigenſchaften derer, welchen ihre Verwaltung übertragen iſt, zu gewiſſen Zeiten etwas gelitten hat und leidet, ſo war dieſes kaum jemals der Fall bei der Kirche und ihrem Oberhaupt. So ungleich ſich auch die Päpſte in Temperament, Denkart und Fähigkeit ſeyn mochten, ſo ſtandhaft, ſo gleichförmig, ſo unveränderlich war ihre Politik. Ihre Fähigkeit, ihr Temperament, ihre Denkart ſchien in ihr Amt gar nicht einzufließen; ihre Perſönlichkeit, möchte man ſagen, zerfloß in ihrer Würde, und die Leidenſchaft erloſch unter der dreifachen Krone. Obgleich mit jedem hinſcheidenden Papſte die Kette der Thronfolge abriß, und mit jedem neuen Papſte wieder friſch geknüpft wurde — obgleich kein Thron in der Welt ſo oft ſeinen Herrn veränderte, ſo ſtürmiſch beſetzt und ſo ſtürmiſch verlaſſen wurde, ſo war dieſes doch der einzige Thron in der chriſtlichen Welt, der ſeinen Beſitzer nie zu verändern ſchien, weil nur die Päpſte ſtarben, aber der Geiſt, der ſie belebte, unſterblich war.

Kaum hatte Lothar Italien den Rücken gewendet, als Innocentius auf's Neue ſeinen Gegnern das Feld räumen mußte. Er floh in Begleitung des heiligen Bernhards nach Piſa, wo er den Gegenpapſt und deſſen Anhang auf einer Kirchenverſammlung feierlich verfluchte. Dieſes Anathem galt beſonders dem König Roger von Sicilien, der Anaklets Sache mächtig unterſtützte und durch ſeine reißenden Fortſchritte im untern Italien den Muth dieſer Partei nicht wenig erhöhte.

Da ſich die Geſchichte Siciliens und Neapels und der Normänner, ſeiner neuen Beſitzer, mit der Geſchichte dieſes Jahrhunderts auf's Genaueſte verbindet, da uns Anna Komnena und Otto von Freiſingen auf die normänniſchen Eroberungen aufmerkſam gemacht haben, ſo iſt es dem Zweck dieſer Abhandlung gemäß, auf den Urſprung dieſer neuen Macht in Italien zurückzugehen und die Fortſchritte derſelben kürzlich zu verfolgen.

Die mittäglichen und weſtlichen Länder Europens hatten kaum angefangen, von den gewaltſamen Erſchütterungen auszuruhen, wodurch ſie ihre neue Geſtalt empfingen, als der europäiſche Norden im neunten Jahrhundert auf's Neue den Süden ängſtigte. Aus den Inſeln und Küſtenländern, welche heut zu Tage dem däniſchen Scepter huldigen, ergoſſen ſich dieſe neuen Barbarenſchwärme; Männer des Nordens, Normänner nannte man ſie; ihre überraſchende ſchreckliche Ankunft beſchleunigte und verbarg der weſtliche Ocean. So lange zwar der Herrſchergeiſt Karls des Großen das fränkiſche Reich bewachte, ahnete man den Feind nicht, der die Sicherheit ſeiner Grenzen bedrohete. Zahlreiche Flotten hüteten jeden Hafen und die Mündung jedes Stroms; mit gleichem Nachdruck leiſtete ſein ſtarker Arm den arabiſchen Korſaren im Süden, und im Weſten den Normännern Widerſtand. Aber dieſes beſchützende Band, welches rings alle Küſten des fränkiſchen Reichs umſchloß, löſete ſich unter ſeinen kraftloſen Söhnen, und gleich einem verheerenden Strome drang nun der wartende Feind in das bloßgegebene Land. Alle Bewohner der aquitaniſchen Küſte erfuhren die Raubſucht dieſer barbariſchen Fremdlinge; ſchnell, wie aus der Erde geſpieen, ſtanden ſie da, und eben ſo ſchnell entzog ſie das unerreichbare Meer der Verfolgung. Kühnere Banden, denen die ausgeraubte Küſte keine Beute mehr darbot, trieben in die Mündung der Ströme und erſchreckten die ahnungsloſen innern Provinzen mit ihrer furchtbaren Landung. Weggeführt ward Alles, was Waare werden konnte; der pflugziehende Stier mit dem Pflüger, zahlreiche Menſchenheerden in eine hoffnungsloſe Knechtſchaft geſchleppt. Der Reichthum im inneren Lande machte ſie immer lüſterner, der ſchwache Widerſtand immer kühner, und die kurzen Stillſtände, welche ſie den Einwohnern gönnten, brachten ſie nur deſto zahlreicher und deſto gieriger zurück.

Gegen dieſen immer ſich erneuernden Feind war eine Hülfe von dem Throne zu hoffen, der ſelbſt wankte, den eine Reihe ohnmächtiger Schattenkönige, die unwürdige Nachkommenſchaft Karls des Großen entehrte. Anſtatt des Eiſens zeigte man den Barbaren Gold, und ſetzte die ganze künftige Ruhe des Königreichs auf's Spiel, um eine kurze Erholung zu gewinnen. Die Anarchie des Lehenweſens hatte das Band aufgelöſt, welches die Nation gegen einen gemeinſchaftlichen Feind vereinigen konnte, und die Tapferkeit des Adels zeigte ſich nur zum Verderben des Staats, den ſie vertheidigen ſollte.

Einer der unternehmendſten Anführer der Barbaren, Rollo, hatte ſich der Stadt Rouen bemächtigt, und entſchloſſen, ſeine Eroberungen zu behaupten, ſeinen Waffenplatz darin errichtet. Ohnmacht und dringende Noth führten endlich Karln den Einfältigen, unter welchem Frankreich ſich damals regierte, auf den glücklichen Ausweg, durch Bande der Dankbarkeit, der Verwandtſchaft und der Religion ſich dieſen barbariſchen Anführer zu verpflichten. Er ließ ihm ſeine Tochter zur Gemahlin und zum Brautſchatz das ganze Küſtenland anbieten, welches den normänniſchen Verheerungen am meiſten bloßgeſtellt war. Ein Biſchof führte das Geſchäft, und Alles, was man von dem Normann dafür verlangte, war, daß er ein Chriſt werden ſollte. Rollo rief ſeine Corſaren zuſammen, und überließ den Gewiſſensfall ihrer Beurtheilung. Das Anerbieten war zu verführeriſch, um nicht ſeinen nordiſchen Aberglauben daran zu wagen. Jede Religion war gleich gut, bei welcher man nur nicht die Tapferkeit verlernte. Die Größe des Gewinns brachte jede Bedenklichkeit zum Schweigen. Rollo empfing die Taufe, und einer ſeiner Gefährten wurde abgeſchickt, der Ceremonie der Huldigung gemäß, bei dem König von Frankreich den Fußkuß zu verrichten.

Rollo verdiente es, der Stifter eines Staats zu ſeyn; ſeine Geſetze bewirkten bei dieſem Räubervolk eine bewundernswürdige Verwandlung. Die Corſaren warfen das Ruder weg, um den Pflug zu ergreifen, und die neue Heimat ward ihnen theuer, ſobald ſie angefangen hatten, darauf zu ernten. In dem gleichförmigen ſanften Takte des Landlebens verlor ſich allmählig der Geiſt der Unruhe und des Raubes, mit ihm die natürliche Wildheit dieſes Volks. Die Normandie blühte unter Rollo's Geſetzen, und ein barbariſcher Eroberer mußte es ſeyn, der die Nachkommen Karls des Großen ihren Vaſallen widerſtehen, und ihre Völker beglücken lehrte. Seitdem Normänner Frankreichs weſtliche Küſte bewachten, hatte es von keiner normänniſchen Landung mehr zu leiden, und die ſchimpfliche Auskunft der Schwäche ward eine Wohlthat für das Reich.

Der kriegeriſche Geiſt der Normänner artete in ihrem neuen Vaterlande nicht aus. Dieſe Provinz Frankreichs ward die Pflanzſchule einer tapfern Jugend, und aus ihr gingen zu verſchiedenen Zeiten zwei Heldenſchwärme aus, die ſich an entgegengeſetzten Enden von Europa einen unſterblichen Namen machten und glänzende Reiche ſtifteten. Normänniſche Glücksritter zogen ſüdwärts, unterwarfen das untere Italien und die Inſel Sicilien ihrer Herrſchaft, und gründeten hier eine Monarchie, welche Rom an der Tiber und Rom an dem Bosphorus zittern machte. Ein normänniſcher Herzog war's, der Britannien eroberte.

Unter allen Provinzen Italiens waren Apulien, Calabrien und die Inſel Sicilien viele Jahrhunderte lang die beklagenswürdigſten geweſen. Hier unter dem glücklichſten Himmel Groß-Griechenlands, wo ſchon in den früheſten Zeiten griechiſche Kultur aufblühte, wo eine ergiebige Natur die helleniſchen Pflanzungen mit freiwilliger Milde pflegte, dort auf der geſegneten Inſel, wo die jugendlichen Staaten: Agrigent, Gela, Leontium, Syrakus, Selinus, Himera, in muthwilliger Freiheit ſich brüſteten, hatten gegen Ende des erſten Jahrtauſends Anarchie und Verwüſtung ihren ſchrecklichen Thron aufgeſchlagen. Nirgends, lehrt eine traurige Erfahrung, ſieht man die Leidenſchaften und Laſter der Menſchen ausgelaſſener toben, nirgends mehr Elend wohnen, als in den glücklichen Gegenden, welche die Natur zu Paradieſen beſtimmte. Schon in frühen Zeiten ſtellten Raubſucht und Eroberungsbegierde dieſer geſegneten Inſel nach; und ſo wie die ſchöpferiſche Wärme dieſes Himmels die unglückliche Wirkung hatte, die abſcheulichſten Geburten der Tyrannei an das Licht zu brüten, hatte ſelbſt auch das wohlthätige Meer, welches dieſe Inſel zum Mittelpunkte des Handels beſtimmte, nur dazu dienen müſſen, die feindſeligen Flotten der Mamertiner, der Carthager, der Araber an ihre Küſte zu tragen. Eine Reihe barbariſcher Nationen hatte dieſen einladenden Boden betreten. Die Griechen, aus Ober- und Mittel-Italien durch Longobarden und Franken vertrieben, hatten in dieſen Gegenden einen Schatten von Herrſchaft gerettet. Bis nach Apulien hinab hatten ſich die Longobarden verbreitet, und arabiſche Corſaren mit dem Schwerte in der Hand ſich Wohnſitze darin errungen. Ein barbariſches Gemiſch von Sprachen und Sitten, von Trachten und Gebräuchen, von Geſetzen und Religionen zeugte noch jetzt von ihrer verderblichen Gegenwart. Hier ſah ſich der Unterthan nach dem Longobardiſchen Geſetz, ſein nächſter Nachbar nach dem Juſtinianiſchen, ein Dritter nach dem Koran gerichtet. Derſelbe Pilger, der des Morgens geſättigt aus den Ringmauern eines Kloſters ging, mußte des Abends die Mildthätigkeit eines Moslems in Anſpruch nehmen. Die Nachfolger des heiligen Petrus hatten nicht geſäumt, ihren frommen Arm nach dieſem gelobten Land auszuſtrecken, auch einige deutſche Kaiſer die Hoheit des Kaiſernamens in dieſem Theile Italiens geltend gemacht, und einen großen Diſtrikt deſſelben als Sieger durchzogen. Gegen Otto den Zweiten ſchloſſen die Griechen mit den verabſcheuten Arabern einen Bund, der dieſem Eroberer ſehr verderblich wurde. Calabrien und Apulien traten nunmehr auf's Neue unter griechiſche Hoheit zurück; aber aus den feſten Schlöſſern, welche die Saracenen in dieſem Landſtrich noch inne hatten, ſtürzten zu Zeiten bewaffnete Schaaren hervor, andere arabiſche Schwärme ſetzten aus dem angrenzenden Sicilien hinüber, welche Griechen und Lateiner ohne Unterſchied beraubten. Von der fortwährenden Anarchie begünſtigt, riß Jeder an ſich, was er konnte, und verband ſich, je nachdem es ſein Vortheil war, mit Muhamedanern, mit Griechen, mit Lateinern. Einzelne Städte, wie Gaeta und Neapel, regierten ſich nach republikaniſchen Geſetzen. Mehrere longobardiſche Geſchlechter genoſſen unter dem Schirm einer ſcheinbaren Abhängigkeit von dem römiſchen oder griechiſchen Reich eine wahre Souverainetät in Benevent, Capua, Salerno und andern Diſtrikten. Die Menge und Verſchiedenheit der Oberherren, der ſchnelle Wechſel der Grenze, die Entfernung und Ohnmacht des griechiſchen Kaiſerhofs bieten dem ſtrafloſen Ungehorſam eine ſichere Zuflucht bereit; Nationalunterſchied, Religionshaß, Raubſucht, Vergrößerungsbegierde, durch kein Geſetz gezügelt, vereinigten die Anarchie auf dieſem Boden, und nährten die Fackel eines immerwährenden Kriegs. Das Volk wußte heute nicht, wem es morgen gehorchen würde, und der Sämann war ungewiß, wem die Ernte gehörte.

Dies war der klägliche Zuſtand des untern Italiens im neunten, zehnten und eilften Jahrhundert, während daß Sicilien unter arabiſchem Scepter einer ruhigern Knechtſchaft genoß. Der Geiſt der Wallfahrt, welcher beim Ablauf des zehnten Jahrhunderts, der geglaubten Annäherung des Weltgerichts, in den Abendländern lebendig wurde, führte im Jahr 983 auch einige normänniſche Pilger, fünfzig oder ſechzig an der Zahl, nach Jeruſalem. Auf ihrer Heimkehr ſtiegen ſie bei Neapel an's Land und erſchienen zu Salerno, eben als ein arabiſches Heer dieſe Stadt belagerte, und die Einwohner damit beſchäftigt waren, ſich durch eine Geldſumme ihres Feindes zu entledigen.

Ungern genug hatten dieſe ſtreitbaren Wallfahrer den Harniſch mit der Pilgertaſche vertauſcht; der alte Kriegsgeiſt ward bei dem kriegeriſchen Anblick lebendig. Tapfere Hiebe, auf die Häupter der Ungläubigen geführt, dünkten ihnen keine ſchlechtere Vorbereitung auf das Weltgericht zu ſeyn, als ein Pilgerzug nach dem heiligen Grabe. Sie boten den belagerten Chriſten ihre müßige Tapferkeit an, und man erräth leicht, daß die unverhoffte Hülfe nicht verſchmäht ward. Von einer kleinen Anzahl Salernitaner begleitet, ſtürzt ſich die kühne Schaar bei Nachtzeit in das arabiſche Lager, wo man, auf keinen Feind gefaßt, in ſtolzer Sicherheit ſchwelgt. Alles weicht ihrer unwiderſtehlichen Tapferkeit. Eilfertig werfen ſich die Saracenen in ihre Schiffe, und geben ihr ganzes Lager Preis. Salerno hatte ſeine Schätze gerettet, und bereicherte ſich noch mit dem ganzen Raub der Ungläubigen; das Werk der Tapferkeit von ſechzig normänniſchen Pilgern. Ein ſo wichtiger Dienſt war der ausgezeichnetſten Dankbarkeit werth, und, befriedigt von der Freigebigkeit des Fürſten zu Salerno, ſchiffte die Heldenſchaar nach Hauſe.

Das Abenteuer in Italien ward in der Heimat nicht verſchwiegen. Neapels ſchöner Himmel und geſegnete

Erde ward gerühmt, der nie geendigte Krieg auf dieſem Boden, der dem Soldaten Beſchäftigung und Anſehen, der dem Schwachen Reichthum, der ihm Beute und Belohnung verſprach. Mit begierigem Ohr horchte eine kriegeriſche Jugend. Das untere Italien ſah in kurzer Zeit neue Haufen von Normännern landen, deren Tapferkeit ihre kleine Anzahl verbarg. Das milde Klima, das fette Land, die köſtliche Beute, waren unwiderſtehliche Reizungen für ein Volk, das in ſeinen neuen Wohnſitzen und bei ſeiner neuen Lebensart das korſariſche Gewerbe ſo ſchnell nicht verlernen konnte. Ihr Arm war Jedem feil, der ihn dingen wollte; Fechtens wegen waren ſie gekommen, gleichviel für weſſen Sache ſie fochten. Der griechiſche Unterthan erwehrte ſich mit dem Arme der Normänner einer tyranniſchen Satrapenregierung, mit Hülfe der Normänner trotzten die longobardiſchen Fürſten den Anſprüchen des griechiſchen Hofs, Normänner ſtellten die Griechen ſelbſt den Saracenen entgegen. Lateiner und Griechen hatten ohne Unterſchied Urſache, den Arm dieſer Fremdlinge wechſelsweiſe zu fürchten und zu preiſen.

In Neapel hatte ſich ein Herzog aufgeworfen, dem die Tapferkeit der Normänner gegen einen Fürſten von Capua große Dienſte leiſtete. Dieſe nützlichen Ankömmlinge immer feſter an ſich zu knüpfen, ihren hülfreichen Arm ſtets in der Nähe zu wiſſen, ſchenkte er ihnen Landeigenthum zwiſchen Capua und Neapel, auf welchem Boden ſie im Jahr 1029 die Stadt Averſa bauten — ihre erſte feſte Beſitzung auf italieniſcher Erde, errungen durch Tapferkeit, aber nicht durch Gewalt, vielleicht die einzig gerechte, deren ſie ſich zu rühmen hatten.

Die normänniſchen Ankömmlinge mehren ſich, ſobald eine landsmänniſche Stadt ihnen die gaſtfreien Thore öffnet. Drei Brüder, Wilhelm, der eiſerne Arm, Humfried und Drogon beurlauben ſich von neun andern Brüdern und ihrem Vater Tancred von Hauteville, um in der neuen Colonie das Glück der Waffen zu verſuchen. Der griechiſche Statthalter von Apulien beſchließt eine Landung auf Sicilien, und die Tapferkeit der Gäſte wird aufgefordert, die Gefahren dieſes Feldzugs zu theilen. Ein ſaraceniſches Heer wird geſchlagen, und ſein Anführer fällt unter dem eiſernen Arm. Der kräftige Beiſtand der Normänner verſpricht den Griechen die Wiedereroberung der ganzen Inſel; ihr Undank gegen dieſe ihre Beſchützer macht ſie auch noch das Wenige verlieren, was auf dem feſten Lande Italiens noch ihre Herrſchaft erkennt. Von dem treuloſen Statthalter zur Rache gereizt, kehren die Normänner gegen ihn ſelbſt die Waffen, welche kurz zuvor ſiegreich für ihn geführt worden waren. Die griechiſchen Beſitzungen werden angegriffen, ganz Apulien von nicht mehr als vierhundert Normännern erobert. Mit barbariſcher Redlichkeit theilt man ſich in den unverhofften Raub. Ohne bei einem apoſtoliſchen Stuhl, ohne bei einem Kaiſer in Deutſchland oder Byzanz anzufragen, ruft die ſiegreiche Schaar den eiſernen Arm zum Grafen von Apulien aus; jedem normänniſchen Streiter wird in dem eroberten Land irgend eine Stadt oder ein Dorf zur Belehnung.

Das unerwartete Glück der ausgewanderten Söhne Tancreds erweckte bald die Eiferſucht der daheim gebliebenen. Der jüngſte von dieſen, Robert Guiscard (der

Verſchlagene) war herangewachſen, und die künftige Größe verkündigte ſich ſeinem ahnenden Geiſt. Mit zwei andern Brüdern machte er ſich auf in das goldene Land, wo man mit dem Degen Fürſtenthümer angelt. Gern erlaubten die deutſchen Kaiſer, Heinrich II. und III., dieſem Heldengeſchlechte, zu Vertreibung ihres verhaßteſten Feindes und zu Italiens Befreiung ihr Blut zu verſpritzen. Gewonnen dünkte ihnen für das abendländiſche Reich, was für das morgenländiſche verloren war, und mit günſtigem Auge ſehen ſie die tapfern Fremdlinge von dem Raube der Griechen wachſen. Aber die Eroberungsplane der Normänner erweitern ſich mit ihrer wachſenden Anzahl und ihrem Glück; der Griechen Meiſter, bezeigen ſie Luſt, ihre Waffen gegen die Lateiner zu kehren. So unternehmende Nachbarn beunruhigen den römiſchen Hof. Das Herzogthum Benevent, dem Papſt Leo IX. erſt kürzlich von Kaiſer Heinrich III. zum Geſchenke gegeben, wird von den Normännern bedroht. Der Papſt ruft gegen ſie den mächtigen Kaiſer zu Hülfe, der zufrieden iſt, dieſe kriegeriſchen Männer, die er nicht zu bezwingen hofft, in Vaſallen des Reichs zu verwandeln, dem ihre Tapferkeit zur Vormauer gegen Griechen und Ungläubige dienen ſollte. Leo IX. bedient ſich gegen ſie der nimmer fehlenden apoſtoliſchen Waffen. Der Fluch wird über ſie ausgeſprochen, ein heiliger Krieg wird gegen ſie gepredigt, und der Papſt hält die Gefahr für drohend genug, um mit ſeinen Biſchöfen in eigener Perſon an der Spitze ſeines heiligen Heers gegen ſie zu ſtreiten. Die Normänner achten gleich wenig auf die Stärke dieſes Heers und auf die Heiligkeit ſeiner Anführer. Gewohnt, in noch kleinerer

Anzahl zu ſiegen, greifen ſie unerſchrocken an, die Deutſchen werden niedergehauen, die Italiener zerſtreut, die heilige Perſon des Papſtes ſelbſt fällt in ihre ruchloſen Hände. Mit tiefſter Ehrfurcht wird dem Statthalter Petri von ihnen begegnet, und nicht anders als knieend nahen ſie ſich ihm, aber der Reſpekt ſeiner Ueberwinder kann ſeine Gefangenſchaft nicht verkürzen.

Der Einnahme Apuliens folgte bald die Unterwerfung Calabriens und des Gebietes von Capua. Die Politik des römiſchen Hofes, welche nach mehreren mißlungenen Verſuchen dem Unternehmen entſagte, die Normänner aus ihren Beſitzungen zu verjagen, verfiel endlich auf den weiſeren Ausweg, von dieſem Uebel ſelbſt für die römiſche Größe Nutzen zu ziehen. In einem Vergleich, der zu Amalphi mit Robert Guiscard zu Stande kam, beſtätigte Papſt Nicolaus II. dieſem Eroberer den Beſitz von Calabrien und Apulien als päpſtliches Lehen, befreite ſein Haupt von dem Kirchenbann, und reichte ihm als oberſter Lehensherr die Fahne. Wenn irgend eine Macht die Tapferkeit der Normänner mit dem Geſchenk dieſer Fürſtenthümer belohnen konnte, ſo kam es doch keineswegs dem römiſchen Biſchof zu, dieſe Großmuth zu beweiſen. Robert hatte kein Land weggenommen, das dem erſten Finder gehörte; von dem griechiſchen, oder, wenn man will, von dem deutſchen Reich waren die Provinzen abgeriſſen, welche er ſich mit dem Schwert zugeeignet hatte. Aber von jeher haben die Nachfolger Petri in der Verwirrung geerntet. Die Lehensverbindung der Normänner mit dem römiſchen Hofe war für ſie ſelbſt und für dieſen das vortheilhafteſte

Ereigniß. Die Ungerechtigkeit ihrer Eroberungen bedeckte jetzt der Mantel der Kirche; die ſchwache, kaum fühlbare Abhängigkeit von dem apoſtoliſchen Stuhl entzog ſie dem ungleich drückendern Joche der deutſchen Kaiſer, und der Papſt hatte ſeine furchtbarſten Feinde in treue Stützen ſeines Stuhls verwandelt.

In Sicilien theilten ſich noch immer Saracenen und Griechen, aber bald fing dieſe reiche Inſel an, die Vergrößerungsbegierde der normänniſchen Eroberer zu reizen. Auch mit dieſer beſchenkte der Papſt ſeine neuen Clienten, dem es bekanntlich nichts koſtete, die Erdkugel mit neuen Meridianen zu durchſchneiden und noch unentdeckte Welten auszutheilen. Mit der Fahne, welche der heilige Vater geweiht hatte, ſetzten die Söhne Tancreds, Guiscard und Roger, in Sicilien über, und unterwarfen ſich in kurzer Zeit die ganze Inſel. Mit Vorbehalt ihrer Religion und Geſetze huldigten Griechen und Araber der normänniſchen Herrſchaft, und die neue Eroberung wurde Rogern und ſeinen Nachkommen überlaſſen. Auf die Unterwerfung Siciliens folgte bald die Wegnahme von Benevent und Salerno, und die Vertreibung des in der letzten Stadt regierenden Fürſtenhauſes, welches aber den kurzen Frieden mit der römiſchen Kirche unterbricht und zwiſchen Robert Guiscard und dem Papſt einen heftigen Streit entzündet. Gregor VII., der gewaltthätigſte aller Päpſte, kann einige normänniſche Edelleute, Vaſallen und Nachbarn ſeines Stuhls, weder in Furcht ſetzen, noch bezwingen. Sie trotzen ſeinem Bannfluch, deſſen fürchterliche Wirkungen einen heldenmüthigen und mächtigen Kaiſer zu Boden ſchlagen, und eben der herausfordernde Trotz, wodurch dieſer Papſt die Zahl ſeiner Feinde vergrößert und ihre Erbitterung unverſöhnlich macht, macht ihm einen Freund in der Nähe deſto wichtiger. Um Kaiſer und Königen zu trotzen, muß er einem glücklichen Abenteurer in Apulien ſchmeicheln. Bald bedarf er in Rom ſelbſt ſeines rettenden Arms. In der Engelsburg von Römern und Deutſchen belagert, ruft er den Herzog von Apulien zu ſeinem Beiſtand herbei, der auch wirklich an der Spitze normänniſcher, griechiſcher und arabiſcher Vaſallen das Haupt der lateiniſchen Chriſtenheit frei macht. Gedrückt von dem Haſſe ſeines ganzen Jahrhunderts, deſſen Frieden ſeine Herrſchſucht zerſtörte, folgt eben dieſer Papſt ſeinen Errettern nach Neapel und ſtirbt zu Salerno unter dem Schutz von Hauteville's Söhnen.

Derſelbe normänniſche Fürſt, Robert Guiccard, der ſich in Italien und Sicilien ſo gefürchtet machte, war das Schrecken der Griechen, die er in Dalmatien und Macedonien angriff, und ſelbſt in der Nähe ihrer Kaiſerſtadt ängſtigte. Die griechiſche Ohnmacht rief gegen ihn die Waffen und Flotten der Republik Venedig zu Hülfe, die durch die reißendſten Fortſchritte dieſer neuen italieniſchen Macht in ihren Träumen von Oberherrſchaft des adriatiſchen Meers fürchterlich aufgeſchreckt worden. Auf der Inſel Cephalonia ſetzte endlich, früher als ſein Ehrgeiz, der Tod ſeinen Eroberungsplanen eine Grenze. Seine anſehnlichen Beſitzungen in Griechenland, lauter Erwerbungen ſeines Degens, erbte ſein Sohn Bohemund, Fürſt von Tarent, der ihm an Tapferkeit nicht nachſtand, und ihn an Ehrſucht noch übertraf. Er war es, der den Thron der Komnener in Griechenland erſchütterte, den Fanatismus der Kreuzfahrer den Entwürfen einer kalten Vergrößerungsbegierde liſtig dienen ließ, in Antiochien ſich ein anſehnliches Fürſtenthum errang, und allein von dem frommen Wahnſinne frei war, der die Fürſten des Kreuzheers erhitzte. Die griechiſche Prinzeſſin Anna Komnena ſchildert uns Vater und Sohn als gewiſſenloſe Banditen, deren ganze Tugend ihr Degen war, aber Robert und Bohemund waren die fürchterlichſten Feinde ihres Hauſes; ihr Zeugniß reicht alſo nicht hin, dieſe Männer zu verdammen. Eben dieſe Prinzeſſin kann es dem Robert nicht vergeben, daß er, ein bloßer Edelmann und Glücksritter, Vermeſſenheit genug beſeſſen, ſeine Wünſche bis zu einer Verwandtſchaftsverbindung mit dem regierenden Kaiſerhauſe in Konſtantinopel zu erheben. Immer bleibt es eine merkwürdige Erſcheinung in der Geſchichte, wie die Söhne eines unbegüterten Edelmanns in einer Provinz Frankreichs auf gut Glück aus ihrer Heimat auswandern, und, durch nichts als ihren Degen unterſtützt, ein Königreich zuſammenrauben, Kaiſern und Päpſten zugleich mit ihrem Arme und ihrem Verſtande widerſtehen, und noch Kraft genug übrig haben, auswärtige Throne zu erſchüttern.

Ein anderer Sohn Roberts, mit Namen Roger, war ihm in ſeinen calabriſchen und apuliſchen Beſitzungen gefolgt; aber ſchon vierzig Jahre nach Roberts Tode verloſch ſein Geſchlecht. Die normänniſchen Staaten auf dem feſten Lande wurden nunmehr von der Nachkommenſchaft ſeines Bruders in Beſitz genommen, welche in Sicilien blühte. Roger, Graf von Sicilien, nicht weniger tapfer als Guiscard, aber eben ſo gutthätig und mild, als dieſer grauſam und eigennützig war, hatte den Ruhm, ſeinen Nachkommen ein glorreiches Recht zu erfechten. Zu einer Zeit, wo die Anmaßungen der Päpſte alle weltliche Gewalt zu verſchlingen drohten, wo ſie den Kaiſern in Deutſchland das Recht der Inveſtituren entriſſen und die Kirche von dem Staat gewaltſam abgetrennt hatten, behauptete ein normänniſcher Edelmann in Sicilien ein Regal, welches Kaiſer hatten aufgeben müſſen. Graf Roger drang dem römiſchen Stuhle für ſich und ſeine Nachfolger in Sicilien die Bewilligung ab, auf ſeiner Inſel die höchſte Gewalt in geiſtlichen Dingen auszuüben. Der Papſt war im Gedränge; um den deutſchen Kaiſern zu widerſtehen, konnte er die Freundſchaft der Normänner nicht entbehren. Er erwählte alſo den ſtaatsklugen Ausweg, ſich durch Nachgiebigkeit einen Nachbar zu verpflichten, welchen zu reizen allzu gefährlich war. Um aber zu verhindern, daß dieſes zugeſtandene Recht ja nicht mit den übrigen Regalien vermengt würde, um den Genuß derſelben im Lichte einer päpſtlichen Vergünſtigung zu zeigen, erklärte der Papſt den ſicilianiſchen Fürſten zu ſeinem Legaten oder geiſtlichen Gewalthaber auf der Inſel Sicilien. Rogers Nachfolger fuhren fort, dieſes wichtige Recht unter dem Namen geborner Legaten des römiſchen Stuhls auszuüben, welches unter dem Namen der ſicilianiſchen Monarchie von allen nachherigen Regenten dieſer Inſel behauptet ward.

Roger der Zweite, der Sohn des vorhergehenden, war es, der die anſehnlichen Staaten, Apulien und Calabrien, ſeiner Grafſchaft Sicilien einverleibte, und ſich dadurch im Beſitz einer Macht erblickte, die ihm Kühnheit genug einflößte, ſich in Palermo die königliche Krone aufzuſetzen; dazu war weiter nichts nöthig, als ſein eigener Entſchluß und eine hinlängliche Macht, ihn gegen jeden Widerſpruch zu behaupten. Aber derſelbe ſtaatskluge Aberglaube, der ſeinen Vater und Oheim geneigt gemacht hatte, die Anmaßung fremder Länder durch den Namen einer päpſtlichen Schenkung zu heiligen, bewog auch den Neffen und Sohn, ſeiner angemaßten Würde durch eben dieſe heiligende Hand die letzte Sanktion zu verſchaffen. Die Trennung, welche damals in der Kirche ausgebrochen war, begünſtigte Rogers Abſichten. Er verpflichtete ſich dem Papſt Anaklet, indem er die Rechtmäßigkeit ſeiner Wahl anerkannte und mit ſeinem Degen zu behaupten bereit war. Für dieſe Gefälligkeit beſtätigte ihm der dankbare Prälat die königliche Würde, und ertheilte ihm die Belehnung über Capua und Neapel, die letzten griechiſchen Lehen auf italieniſchem Boden, welche Roger Anſtalten machte, zu ſeinem Reich zu ſchlagen. Aber er konnte ſich den einen Papſt nicht verpflichten, ohne ſich in dem andern einen unverſöhnlichen Feind zu erwecken. Auf ſeinem Haupte verſammelt ſich alſo jetzt der Segen des einen Papſtes und der Fluch des andern; welcher von beiden Früchte tragen ſollte — beruhte wahrſcheinlich auf der Güte ſeines Degens.

Der neue König von Sicilien hatte auch ſeine ganze Klugheit und Thätigkeit nöthig, um dem Sturm zu begegnen, der ſich in den Abend- und Morgenländern wider ihn zuſammenzog. Nicht weniger als vier feindliche

Mächte, unter denen einzeln genommen keine zu verachten war, hatten ſich zu ſeinem Untergang vereinigt. Die Republik Venedig, welche ſchon ehemals wider Robert Guiscard Flotten in See geſchickt, und geholfen hatte, die griechiſchen Staaten gegen dieſe Eroberer zu vertheidigen, waffneten ſich auf's Neue gegen ſeinen Neffen, deſſen furchtbare Seemacht ihr die Oberherrſchaft auf dem adriatiſchen Buſen ſtreitig zu machen drohte. Roger hatte dieſe kaufmänniſche Macht an ihrer empfindlichſten Seite angegriffen, da er ihr eine große Geldſumme an Waaren wegnehmen ließ. Der griechiſche Kaiſer Kalojohannes hatte den Verluſt ſo vieler Staaten in Griechenland und Italien und noch die neuerliche Wegnahme von Neapel und Capua an ihm zu rächen. Beide Höfe von Konſtantinopel und Venedig ſchickten nach Merſeburg Abgeordnete an Kaiſer Lothar, dem verhaßten Räuber ihrer Staaten einen neuen Feind in dem Oberhaupt des deutſchen Reichs zu erwecken. Papſt Innocentius, an kriegeriſcher Macht zwar der ſchwächſte unter allen Gegnern Rogers, war einer der furchtbarſten durch die Geſchäftigkeit ſeines Haſſes und durch die Waffen der Kirche, die ihm zu Gebote ſtanden. Man überredete den Kaiſer Lothar, daß das normänniſche Reich im untern Italien und die Anmaßung der ſicilianiſchen Königswürde durch Roger mit der oberſten Gerichtsbarkeit der Kaiſer über dieſe Länder unverträglich ſeyen, und daß es dem Nachfolger der Ottonen gebühre, der Verminderung des Reichs ſich entgegen zu ſetzen.

So wurde Lothar veranlaßt, einen zweiten Marſch über die Alpen zu thun, und gegen König Roger von Sicilien einen Feldzug zu unternehmen.

Seine Armee war jetzt zahlreicher, die Blüthe des deutſchen Adels war mit ihm, und die Tapferkeit der Hohenſtaufen kämpfte für ſeine Sache. Die lombardiſchen Städte, von jeher gewohnt, ihre Unterwürfigkeit nach der Stärke der Kriegsheere abzuwägen, mit welchen ſich die Kaiſer in Italien zeigten, huldigten ſeiner unwiderſtehlichen Macht, und ohne Widerſtand öffnete ihm die Stadt Mailand ihre Thore. Er hielt einen Reichstag in den ronkaliſchen Feldern, und zeigte den Italienern ihren Oberherrn. Darauf theilte er ſein Heer, deſſen eine Hälfte unter der Anführung Herzog Heinrichs von Bayern in das Toskaniſche drang, die andere unter dem perſönlichen Commando des Kaiſers, längs der adriatiſchen Seeküſte, geraden Wegs gegen Apulien anrückte. Der griechiſche Hof und die Republik Venedig hatten Truppen und Geld zu dieſer Kriegsrüſtung hergeſchoſſen. Zugleich ließ die Stadt Piſa, damals ſchon eine bedeutende Seemacht, eine kleine Flotte dieſer Landarmee folgen, die feindlichen Seeplätze anzugreifen.

Jetzt ſchien es um die normänniſche Macht in Italien gethan, und nicht ohne Theilnehmung ſieht man das Gebäude, an welchem die Tapferkeit ſo vieler Helden gearbeitet, welches das Glück ſelbſt ſo ſichtbar in Schutz genommen hatte, ſich zu ſeinem Untergang neigen. Glorreiche Erfolge krönen den erſten Anfang Lothars. Capua und Benevent müſſen ſich ergeben. Die apuliſchen Städte Trani und Bari werden erobert; die Piſaner bringen Amalphi, Lothar ſelbſt die Stadt Salerno zur Uebergabe. Eine Säule der normänniſchen Macht ſtürzt nach der andern, und von dem feſten Lande Italiens vertrieben, bleibt dem neuen Könige nichts übrig, als in ſeinem Erbreich Sicilien eine letzte Zuflucht zu ſuchen.

Aber es war das Schickſal von Tancreds Geſchlecht, daß die Kirche mit und ohne ihren Willen für ſie arbeiten ſollte. Kaum war Salerno erobert, ſo nimmt Innocentius dieſe Stadt als ein päpſtliches Lehen in Anſpruch, und ein lebhafter Zank entſpinnt ſich darüber zwiſchen dieſem Papſt und dem Kaiſer. Ein ähnlicher Streit wird über Apulien rege, über welche Provinz man überein gekommen war, einen Herzog zu ſetzen, deſſen Belehnung, als das Zeichen der oberſten Hoheit, Innocentius gleichfalls dem Kaiſer Lothar ſtreitig macht. Um einen dreißigtägigen verderblichen Streit zu beendigen, vereinigt man ſich endlich in der ſonderbaren Auskunft, daß beide, Kaiſer und Papſt, bei dem Belehnungsakt dieſes Herzogs berechtigt ſeyn ſollten, zu gleicher Zeit die Hand an die Fahne zu legen, die dem Vaſallen bei der Huldigungsfeierlichkeit von dem Lehensherrn übergeben ward.

Während dieſes Zwieſpalts ruhte der Krieg gegen Roger, oder ward wenigſtens ſehr läſſig geführt, und dieſer wachſame thätige Fürſt gewann Zeit, ſich zu erholen. Die Piſaner, unzufrieden mit dem Papſt und den Deutſchen, führten ihre Flotte zurück; die Dienſtzeit der Deutſchen war zu Ende, ihr Geld verſchwendet, und der feindſelige Einfluß des neapolitaniſchen Himmels fing an, die gewohnte Verheerung in ihrem Lager anzurichten. Ihre immer lauter werdende Ungeduld rief den Kaiſer aus den Armen des Siegs. Schneller noch, als ſie gewonnen worden, gingen die meiſten der gemachten Eroberungen nach ſeiner Entfernung verloren. Noch in Benevien mußte Lothar die niederſchlagende Nachricht hören, daß Salerno ſich an den Feind ergeben, daß Capua erobert und der Herzog von Neapel ſelbſt zu den Normännern übergetreten ſey. Nur Apulien wurde durch ſeinen neuen Herzog mit Hülfe eines zurückgebliebenen deutſchen Corps ſtandhaft behauptet, und der Verluſt dieſer Provinz war der Preis, um welchen Roger ſeine übrigen Länder gerettet ſah.

Nachdem der normänniſche Papſt, Anaklet, geſtorben, und Innocentius alleiniger Fürſt der Kirche geworden war, hielt er im Lateran eine Kirchenverſammlung, welche alle Dekrete des Gegenpapſtes für nichtig erklärte und ſeinen Beſchützer Roger abermals mit dem Bannfluch belegte. Innocentius zog auch, nach dem Beiſpiel des Leo, in Perſon gegen den ſicilianiſchen Fürſten zu Felde, aber auch er mußte, wie ſein Vorgänger, dieſe Verwegenheit mit einer gänzlichen Niederlage und dem Verluſt ſeiner Freiheit bezahlen. Roger aber ſuchte als Sieger den Frieden mit der Kirche, der ihm um ſo nöthiger war, da ihn Venedig und Konſtantinopel mit einem neuen Angriff bedrohten. Er erhielt von dem gefangenen Papſte die Belehnung über ſein Königreich Sicilien; ſeine beiden Söhne wurden als Herzoge von Capua und Apulien anerkannt. Er ſelbſt ſowohl als dieſe mußten dem Papſt den Vaſallen-Eid leiſten, und ſich zu einem jährlichen Tribut an die römiſche Kirche verſtehen. Ueber die Anſprüche des deutſchen Reichs an dieſe Provinzen, um derentwillen doch Innocentius ſelbſt den Kaiſer wider Rogern bewaffnet hatte, wurde bei dieſem Vergleiche ein tiefes Stillſchweigen beobachtet. So wenig konnten die römiſchen Kaiſer auf die päpſtliche Redlichkeit zählen, wenn man ihres Arms nicht benöthigt war. Roger küßte den Pantoffel ſeines Gefangenen, führte ihn nach Rom zurück, und Friede war zwiſchen den Normännern und dem apoſtoliſchen Stuhl. Kaiſer Lothar ſelbſt hatte auf der Rückkehr nach Deutſchland im Jahr 1137 in einer ſchlechten Bauernhütte zwiſchen dem Lech und dem Inn ſein mühe- und ruhmvolles Leben geendigt.

Unfehlbar war der Plan dieſes Kaiſers geweſen, daß ihm ſein Tochtermann, Herzog Heinrich von Bayern und Sachſen, auf dem Kaiſerthron folgen ſollte, wozu er wahrſcheinlich noch bei ſeinen Lebzeiten Anſtalten zu machen geſonnen geweſen war. Aber ehe er einen Schritt deßwegen thun konnte, überraſchte ihn der Tod.

Heinrich von Bayern hatte die Fürſten Deutſchlands mit vielem Stolz behandelt, und war ihnen auf dem italieniſchen Feldzug ſehr gebieteriſch begegnet. Auch jetzt, nach Lothars Tode, bemühte er ſich nicht ſehr um ihre Freundſchaft, und machte ſie dadurch nicht geneigt, ihre Wahl auf ihn zu richten. Ganz anders betrug ſich Konrad von Hohenſtaufen, der den Zug nach Italien mitgemacht und auf demſelben die Fürſten, beſonders den Erzbiſchof von Trier, für ſich einzunehmen gewußt hatte. Außerdem ſchwebte die kürzlich feſtgeſetzte Wahlfreiheit des deutſchen Reichs den Fürſten noch zu lebhaft vor Augen, und Alles kam jetzt darauf an, den geringſten Schein einer Rückſicht auf das Erbrecht bei der Kaiſerwahl zu vermeiden. Heinrichs Verwandtſchaft mit Lothar war alſo ein Beweggrund mehr, ihn bei der Wahl zu übergehen. Zu dieſem Allen kam noch die Furcht vor ſeiner überwiegenden Macht, welche, mit der Kaiſerwürde vereinigt, die Freiheit des deutſchen Reichs zu Grunde richten konnte.

Jetzt alſo ſah man auf einmal das Staatsſyſtem der deutſchen Fürſten umgeändert. Die Welfiſche Familie, welcher Heinrich von Bayern angehörte, unter der vorigen Regierung erhoben, mußte jetzt wieder herabgeſetzt werden, und das Hohenſtaufiſche Haus, unter der vorigen Regierung zurückgeſetzt, ſollte wieder die Oberhand gewinnen. Der Erzbiſchof von Mainz war eben geſtorben, und die Wahl eines neuen Erzbiſchofs ſollte der Wahl des Kaiſers billig vorangehen, da der Erzbiſchof bei der Kaiſerwahl eine Hauptrolle ſpielte. Weil aber zu fürchten war, daß das große Gefolge von ſächſiſchen und bayeriſchen Biſchöfen und weltlichen Vaſallen, mit welchen Heinrich auf den Wahltag würde angezogen kommen, die Ueberlegenheit auf ſeine Seite neigen möchte, ſo eilte man — wenn es auch eine Unregelmäßigkeit koſten ſollte — vor ſeiner Ankunft die Kaiſerwahl zu beendigen. Unter der Leitung des Erzbiſchofs von Trier, der dem Hohenſtaufiſchen Hauſe vorzüglich hold war, kam dieſe in Koblenz zu Stande (1137). Herzog Konrad ward erwählt und empfing auch ſogleich in Aachen die Krone. So ſchnell hatte das Schickſal gewechſelt, daß Konrad, den der Papſt unter der vorigen Regierung mit dem Banne belegte, ſich dem Tochtermann eben des Lothar vorgezogen ſah, der für den römiſchen Stuhl doch ſo viel gethan hatte. Zwar beſchwerten ſich Heinrich und alle Fürſten, welche bei der Wahl Konrads nicht zu Rath gezogen worden, laut über dieſe Unregelmäßigkeit; aber die allgemeine Furcht vor der Uebermacht des Welfiſchen Hauſes, und der Umſtand, daß ſich der Papſt für Konrad erklärt hatte, brachte die Mißvergnügten zum Schweigen. Heinrich von Bayern, der die Reichsinſignien in Händen hatte, lieferte ſie nach einem kurzen Widerſtande aus.

Konrad ſah ein, daß er dabei noch nicht ſtille ſtehen könne. Die Macht des Welfiſchen Hauſes war ſo hoch geſtiegen, daß es eben ſo gefährliche Folgen für die Ruhe des Reichs haben mußte, dieſes mächtige Haus zum Feinde zu haben, als die Erhebung deſſelben zur Kaiſerwürde für die ſtändiſche Freiheit gehabt haben würde. Neben einem Vaſallen von dieſer Macht konnte kein Kaiſer ruhig regieren, und das Reich war in Gefahr, von einem bürgerlichen Kriege zerriſſen zu werden. Man mußte alſo die Macht deſſelben wieder herunterſetzen, und dieſer Plan wurde von Konrad III. mit Standhaftigkeit befolgt. Er lud den Herzog Heinrich nach Augsburg vor, um ſich über die Klagen zu rechtfertigen, die das Reich gegen ihn habe. Heinrich fand es bedenklich, zu erſcheinen, und nach fruchtloſen Unterhandlungen erklärte ihn der Kaiſer auf einem Hoftag zu Würzburg in die Reichsacht; auf einem andern zu Goslar wurden ihm ſeine beiden Herzogthümer, Sachſen und Bayern, abgeſprochen.

Dieſe raſchen Urtheile wurden von eben ſo friſcher That begleitet. Bayern verlieh man dem Nachbar deſſelben, dem Markgrafen von Oeſterreich; Sachſen wurde dem Markgrafen von Brandenburg, Albert der Bär genannt, übergeben. Bayern gab Herzog Heinrich auch ohne Widerſtand auf, aber Sachſen hoffte er zu retten. Ein kriegeriſcher ihm ergebener Adel ſtand hier bereit, für ſeine Sache zu fechten, und weder Albrecht von Brandenburg, noch der Kaiſer ſelbſt, der gegen ihn die Waffen ergriff, konnten ihm dieſes Herzogthum entreiſſen. Schon war er im Begriff, auch Bayern wieder zu erobern, als ihn der Tod von ſeinen Unternehmungen abrief und die Fackel des Bürgerkriegs in Deutſchland verlöſchte. Bayern erhielt nun der Bruder und Nachfolger des Markgrafen Leopold von Oeſterreich, Heinrich, der ſich im Beſitz dieſes Herzogthums durch eine Heirathsverbindung mit der Wittwe des verſtorbenen Herzogs, einer Tochter Lothars, zu befeſtigen glaubte. Dem Sohne des Verſtorbenen, der nachher unter dem Namen Heinrich des Löwen berühmt ward, wurde das Herzogthum Sachſen zurückgegeben. So beruhigte Konrad auf eine Zeitlang die Stürme, welche Deutſchlands Ruhe geſtört hatten und noch gefährlicher zu ſtören drohten — um in einem thörichten Zug nach Jeruſalem der herrſchenden Schwachheit ſeines Jahrhunderts einen verderblichen Tribut zu bezahlen.

Anmerkung des Herausgebers. Eine Fortſetzung dieſer Abhandlung hat im vierten Bande der hiſtoriſchen Memoires (erſte Abtheilung) Herr Geheimer Legationsrath von **Woltmann** geliefert, welcher im Jahre [illegible], als damaliger Profeſſor in Jena ſich mit **Schillern** zur Herausgabe der erſten Abtheilung dieſer Memoires verband.

Geſchichte
der Unruhen in Frankreich,
welche
der Regierung Heinrichs IV. vorangingen,
bis
zum Tode Karls IX.

(Aus der Sammlung hiſtoriſcher Memoires II. Abtheilung
1. 2. 3. 4. 5. und 6. Band.)

Die Regierungen Karls VIII., Ludwigs XII. und Franz I. hatten für Frankreich eine glänzende Epoche vorbereitet. Die Feldzüge dieſer Fürſten nach Italien hatten den Heldengeiſt des franzöſiſchen Adels wieder entzündet, den der Deſpotismus Ludwigs XI. beinahe erſtickt hatte. Ein ſchwärmeriſcher Rittergeiſt flammte wieder auf, den eine beſſere Taktik unterſtützte.

Im Kampfe mit ihren ungeübten Nachbarn lernte die Nation ihre Ueberlegenheit kennen. Die Monarchie hatte ſich gebildet, die Verfaſſung des Königreichs eine mehr regelmäßige Geſtalt angenommen. Der ſonſt ſo furchtbare Trotz übermächtiger Großen fügte ſich jetzt wieder in die Schranken eines gemeinſchaftlichen

Gehorſams. Ordentliche Steuern und ſtehende Heere befeſtigten und ſchirmten den Thron, und der König war etwas mehr als ein begüterter Edelmann in ſeinem Reiche.

In Italien war es, wo ſich die Kraft dieſes Königreichs zum erſten Male offenbarte. Unnütz zwar floß dort das Blut ſeiner Heldenſöhne, aber Europa konnte ſeine Bewunderung einem Volke nicht verſagen, das ſich zu gleicher Zeit gegen fünf vereinigte Feinde glorreich behauptete. Das Licht ſchöner Künſte war nicht lange vorher in Italien aufgegangen, und etwas mildere Sitten verriethen bereits ſeinen veredelnden Einfluß. Bald zeigte es ſeine Kraft an den trotzigen Siegern, und Italiens Künſte unterjochten das Genie der Franzoſen, wie ehemals Griechenlands Kunſt ſeine römiſchen Beherrſcher ſich unterwürfig machte. Bald fanden ſie den Weg über die ſavoyiſchen Alpen, den der Krieg geöffnet hatte. Von einem verſtändigen Regenten in Schutz genommen, von der Buchdruckerkunſt unterſtützt, verbreiteten ſie ſich bald auf dieſem dankbaren Boden. Die Morgenröthe der Kultur erſchien; ſchon eilte Frankreich mit ſchnellen Schritten ſeiner Civiliſirung entgegen. Die neuen Meinungen erſcheinen, und gebieten dieſem ſchönen Anfang einen traurigen Stillſtand. Der Geiſt der Intoleranz und des Aufruhrs löſcht den noch ſchwachen Schimmer der Verfeinerung wieder aus, und die ſchreckliche Fackel des Fanatiſmus leuchtet. Tiefer als je ſtürzt dieſer unglückliche Staat in ſeine barbariſche Wildheit zurück, das Opfer eines langwierigen verderblichen Bürgerkriegs, den der Ehrgeiz entflammt, und ein wüthender Religionseifer zu einem allgemeinen Brande vergrößert.

So feurig auch das Intereſſe war, mit welchem die eine Hälfte Europens die neuen Meinungen aufnahm und die andere dagegen kämpfte, ſo eine mächtige Triebfeder der Religionsfanatismus auch für ſich ſelbſt iſt, ſo waren es doch großentheils ſehr weltliche Leidenſchaften, welche bei dieſer großen Begebenheit geſchäftig waren, und größtentheils politiſche Umſtände welche den unter einander im Kampfe begriffenen Religionen zu Hülfe kamen. In Deutſchland, weiß man, begünſtigte Luthern und ſeine Meinungen das Mißtrauen der Stände gegen die wachſende Macht Oeſterreichs; der Haß gegen Spanien und die Furcht vor dem Inquiſitionsgerichte vermehrte in den Niederlanden den Anhang der Proteſtanten. Guſtav Waſa vertilgte in Schweden zugleich mit der alten Religion eine furchtbare Kabale, und auf den Ruin eben dieſer Kirche befeſtigte die britanniſche Eliſabeth ihren noch wankenden Thron. Eine Reihe ſchwachköpfiger, zum Theil minderjähriger Könige, eine ſchwankende Staatskunſt, die Eiferſucht und der Wettkampf der Großen um das Ruder halfen die Fortſchritte der neuen Religion in Frankreich beſtimmen.

Wenn ſie in dieſem Königreich jetzt darnieder liegt, und in einer Hälfte Deutſchlands, in England, im Norden, in den Niederlanden thronet, ſo lag es ſicherlich nicht an der Muthloſigkeit oder Kälte ihrer Verfechter, nicht an unterlaſſenen Verſuchen, nicht an der Gleichgültigkeit der Nation. Eine heftige langwierige

Gährung erhielt das Schickſal dieſes Königreichs in Zweifel; fremder Einfluß und der zufällige Umſtand einer neuen indirekten Thronfolge, die gerade damals eintrat, mußte den Untergang der calviniſchen Kirche in dieſem Staat entſcheiden.

Gleich im erſten Viertel des ſechzehnten Jahrhunderts fanden die Neuerungen, welche Luther in Deutſchland predigte, den Weg in die franzöſiſchen Provinzen. Weder die Cenſuren der Sorbonne im Jahr 1521, noch die Beſchlüſſe des Pariſer Parlaments, noch ſelbſt die Anathemen der Biſchöfe vermochten das ſchnelle Glück aufzuhalten, das ſie in wenig Jahren bei dem Volk, bei dem Adel, bei einigen von der Geiſtlichkeit machten. Die Lebhaftigkeit, mit welcher das ſanguiniſche geiſtreiche Volk der Franzoſen jede Neuigkeit zu behandeln pflegt, verleugnete ſich weder bei den Anhängern der Reformation, noch bei ihren Verfolgern. Franz des Erſten kriegeriſche Regierung und die Verſtändniſſe dieſes Monarchen mit den deutſchen Proteſtanten trugen nicht wenig dazu bei, die Religionsneuerungen bei ſeinen franzöſiſchen Unterthanen in ſchnellen Umlauf zu bringen. Umſonſt, daß man in Paris endlich zu dem fürchterlichen Mittel des Feuers und des Schwertes griff; es that keine beſſere Wirkung, als es in den Niederlanden, in Deutſchland, in England gethan hatte, und die Scheiterhaufen, welche der fanatiſche Verfolgungsgeiſt anſteckte, dienten zu nichts, als den Heldenglauben und den Ruhm ſeiner Opfer zu beleuchten.

Die Religionsverbeſſerer führten, bei ihrer Vertheidigung und bei ihrem Angriff auf die herrſchende Kirche, Waffen, welche weit zuverläſſiger wirkten, als alle, die der blinde Eifer der ſtärkern Zahl ihnen entgegen ſetzen konnte. Geſchmack und Aufklärung kämpften auf ihrer Seite; Unwiſſenheit, Pedanterei waren der Antheil ihrer Verfolger. Die Sittenloſigkeit, die tiefe Ignoranz des katholiſchen Clerus gaben dem Witz ihrer öffentlichen Redner und Schriftſteller die gefährlichſten Blößen, und unmöglich konnte man die Schilderungen leſen, welche der Geiſt der Satire dieſe letztern von dem allgemeinen Verderbniß entwerfen ließ, ohne ſich von der Nothwendigkeit einer Verbeſſerung überzeugt zu fühlen. Die leſende Welt wurde täglich mit Schriften dieſer Art überſchwemmt, in welchen, mehr oder minder glücklich, die herrſchenden Laſter des Hofes und der katholiſchen Geiſtlichkeit dem Unwillen, dem Abſcheu, dem Gelächter bloßgeſtellt, und die Dogmen der neuen Kirche, in jede Anmuth des Styls gekleidet, mit allen Reizen des Schönen, mit aller hinreißenden Kraft des Erhabenen, mit dem unwiderſtehlichen Zauber einer edeln Simplicität ausgeſtattet waren. Wenn man dieſe Meiſterſtücke der Beredſamkeit und des Witzes mit Ungeduld verſchlang, ſo waren die abgeſchmackten oder feierlichen Gegenſchriften des andern Theils nicht dazu gemacht, etwas Anderes als Langeweile zu erregen. Bald hatte die verbeſſerte Religion den geiſtreichen Theil des Publikums gewonnen, eine unſtreitig glänzendere Majorität als der bloße blinde Vortheil der größern Menge, der ihre Gegner begünſtigte.

Die anhaltende Wuth der Verfolgung nöthigte endlich den unterdrückten Theil, an der Königin Margaretha von Navarra, der Schweſter Franz I., ſich eine Beſchützerin zu ſuchen. Geſchmack und Wiſſenſchaft waren eine hinreichende Empfehlung bei dieſer geiſtreichen Fürſtin, welche, ſelbſt große Kennerin des Schönen und Wahren, für die Religion ihrer Lieblinge, deren Kenntniſſe und Geiſt ſie verehrte, nicht ſchwer zu gewinnen war. Ein glänzender Kreis von Gelehrten umgab dieſe Fürſtin, und die Freiheit des Geiſtes, welche in dieſem geſchmackvollen Cirkel herrſchte, konnte nicht anders als eine Lehre begünſtigen, welche mit der Befreiung vom Joche der Hierarchie und des Aberglaubens angefangen hatte. An dem Hof dieſer Königin fand die gedrückte Religion eine Zuflucht; manches Opfer wurde durch ſie dem blutdürſtigen Verfolgungsgeiſt entzogen, und die noch kraftloſe Partei hielt ſich an dieſem ſchwachen Aſt gegen das erſte Ungewitter feſt, das ſie ſonſt in ihrem noch zarten Anfang ſo leicht hätte hinraffen können. Die Verbindungen, in welche Franz I. mit den deutſchen Proteſtanten getreten war, hatten auf die Maßregeln keinen Einfluß, deren er ſich gegen ſeine eigenen proteſtantiſchen Unterthanen bediente. Das Schwert der Inquiſition war in jeder Provinz gegen ſie gezückt, und zu eben der Zeit, wo dieſer zweideutige Monarch die Fürſten des Schmalkaldiſchen Bundes gegen Karl V., ſeinen Nebenbuhler, aufforderte, erlaubt er dem Blutdurſt ſeiner Inquiſitoren, gegen das ſchuldloſe Volk der Waldenſer, ihre Glaubensgenoſſen, mit Schwert und

Feuer zu wüthen. Barbariſch und ſchrecklich, ſagt der Geſchichtſchreiber de Thou, war der Spruch, der gegen ſie gefällt ward, barbariſcher noch und ſchrecklicher ſeine Vollſtreckung. Zwei und zwanzig Dörfer legte man in die Aſche, mit einer Unmenſchlichkeit, wovon ſich bei den roheſten Völkern kein Beiſpiel findet. Die unglückſeligen Bewohner, bei Nachtzeit überfallen und bei dem Schein ihrer brennenden Habe von Gebirge zu Gebirge geſcheucht, entrannen hier einem Hinterhalte nur, um dort in einen andern zu fallen. Das jämmerliche Geſchrei der Alten, der Frauensperſonen und der Kinder, weit entfernt, das Tigerherz der Soldaten zu erweichen, diente zu nichts, als dieſe letztern auf die Spur der Flüchtigen zu führen, und ihrer Mordbegier das Opfer zu verrathen. Ueber ſiebenhundert dieſer Unglücklichen wurden in der einzigen Stadt Cabrieres mit kalter Grauſamkeit erſchlagen, alle Frauensperſonen dieſes Orts im Dampf einer brennenden Scheune erſtickt, und die, welche ſich von Oben herab flüchten wollten, mit Piken aufgefangen. Selbſt an dem Erdreich, welches der Fleiß dieſes ſanften Volks aus einer Wüſte zum blühenden Garten gemacht hatte, war der vermeintliche Irrglaube ſeiner Pflüger beſtraft. Nicht bloß die Wohnungen riß man nieder; auch die Bäume wurden umgehauen, die Saaten zerſtört, die Felder verwüſtet, und das blühende Land in eine traurige Wildniß verwandelt.

Der Unwille, den dieſe eben ſo unnütze als beiſpielloſe Grauſamkeit erweckte, führte dem Proteſtantismus mehr Bekenner zu, als der inquiſitoriſche Eifer der

Geiſtlichkeit würgen konnte. Mit jedem Tage wuchs der Anhang der Neuerer, beſonders, ſeitdem in Genf Calvin mit einem neuen Religionsſyſtem aufgetreten war, und durch ſeine Schrift vom chriſtlichen Unterricht die ſchwankenden Lehrmeinungen fixirt, dem ganzen Gottesdienſt eine mehr regelmäßige Geſtalt gegeben und die unter ſich ſelbſt nicht recht einigen Glieder ſeiner Kirche unter einer beſtimmten Glaubensformel vereinigt hatte. In Kurzem gelang es der ſtrengern und einfachern Religion des franzöſiſchen Apoſtels, bei ſeinen Landsleuten Luthern ſelbſt zu verdrängen, und ſeine Lehre fand eine deſto günſtigere Aufnahme, je mehr ſie von Myſterien und läſtigen Gebräuchen gereinigt war, und je mehr ſie es der lutheriſchen Entfernung vom Papſtthum zuvorthat.

Das Blutbad unter den Waldenſern zog die Calviniſten, deren Erbitterung jetzt keine Furcht mehr kannte, an das Licht hervor. Nicht zufrieden, wie bisher, ſich im Dunkel der Nacht zu verſammeln, wagten ſie es jetzt, durch öffentliche Zuſammenkünfte den Nachforſchungen der Obrigkeit Hohn zu ſprechen, und ſelbſt in den Vorſtädten von Paris die Pſalmen des Marot in großen Verſammlungen abzuſingen. Der Reiz des Neuen führte bald ganz Paris herbei, und mit dem Wohlklang und der Anmuth dieſer Lieder wußte ſich ihre Religion ſelbſt in manche Gemüther zu ſchmeicheln. Der gewagte Schritt hatte ihnen zugleich ihre furchtbare Anzahl gezeigt, und bald folgten die Proteſtanten in dem übrigen Königreich dem Beiſpiel, das ihre Brüder in der Hauptſtadt gegeben.

Heinrich II., ein noch ſtrengerer Verfolger ihrer Partei als ſein Vater, nahm jetzt vergebens alle Schrekken der königlichen Strafgewalt gegen ſie zu Hülfe. Vergebens wurden die Edikte geſchärft, welche ihren Glauben verdammten. Umſonſt erniedrigte ſich dieſer Fürſt ſo weit, durch ſeine königliche Gegenwart den Eindruck ihrer Hinrichtungen zu erhöhen und ihre Henker zu ermuntern. In allen größern Städten Frankreichs rauchten Scheiterhauſen, und nicht einmal aus ſeiner eigenen Gegenwart konnte Heinrich den Calvinismus verbannen. Dieſe Lehre hatte unter der Armee, auf den Gerichtsſtühlen, hatte ſelbſt an ſeinem Hof zu St. Germain Anhänger gefunden, und Franz von Coligny, Herr von Andelot, Obriſter des franzöſiſchen Fußvolks, erklärte dem König mit dreiſter Stirn in's Geſicht, daß er lieber ſterben wolle, als eine Meſſe beſuchen.

Endlich aufgeſchreckt von der immer mehr um ſich greifenden Gefahr, welche die Religion ſeiner Völker, und, wie man ihn fürchten ließ, ſelbſt ſeinen Thron bedrohte, überließ ſich dieſer Fürſt allen gewaltthätigen Maßregeln, welche die Habſucht der Höflinge und der unreine Eifer des Clerus ihm diktirte. Um durch einen entſcheidenden Schritt den Muth der Partei auf Einmal zu Boden zu ſchlagen, erſchien er eines Tages ſelbſt im Parlamente, ließ dort fünf Glieder dieſes Gerichtshofes, die ſich den neuen Meinungen günſtig zeigten, gefangen nehmen, und gab Befehl, ihnen ſchleunig den Proceß zu machen. Von jetzt an erfuhr die neue Sekte keine Schonung mehr. Das verworfene Gezücht der Angeber wurde durch verſprochene Belohnungen ermuntert, alle Gefängniſſe des Reichs in Kurzem mit Schlachtopfern der Unduldſamkeit angefüllt; Niemand wagte es, für ſie die Stimme zu erheben. Die reformirte Partei in Frankreich ſtand jetzt, 1559, am Rand ihres Untergangs; ein mächtiger unwiderſtehlicher Fürſt, mit ganz Europa im Frieden, und unumſchränkter Herr von allen Kräften des Königreichs, zu dieſem großen Werke von dem Papſt und von Spanien ſelbſt begünſtigt, hatte ihr das Verderben geſchworen. Ein unerwarteter Glücksfall mußte ſich in's Mittel ſchlagen, dieſes abzuwenden, welches auch geſchah. Ihr unverſöhnlicher Feind ſtarb mitten unter dieſen Zurüſtungen, von einem Lanzenſplitter verwundet, der ihm bei einem feſtlichen Turnier in das Auge flog.

Dieſer unverhoffte Hintritt Heinrichs II. war der Eingang zu den gefährlichen Zerrüttungen, welche ein halbes Jahrhundert lang das Königreich zerriſſen, und die Monarchie ihrem gänzlichen Untergang nahe brachten. Heinrich hinterließ ſeine Gemahlin Katharina, aus dem herzoglichen Hauſe von Medicis in Florenz, nebſt vier unreifen Söhnen, unter denen der älteſte, Franz, kaum das ſechzehnte Jahr erreicht hatte. Der König war bereits mit der jungen Königin von Schottland, Maria Stuart vermählt, und ſo mußte ſich das Scepter zweier Reiche in zwei Hände vereinigen, die noch lange nicht geſchickt waren, ſich ſelbſt zu regieren. Ein Heer von Ehrgeizigen ſtreckte ſchon gierig die Hände darnach aus, es ihnen zu erleichtern, und Frankreich war das unglückliche Opfer des Kampfes, der ſich darüber entzündete.

Beſonders waren es zwei mächtige Faktionen, welche ſich ihren Einfluß bei dem jungen Regentenpaar und die Verwaltung des Königreichs ſtreitig machten. An der Spitze der einen ſtand der Connetable von Frankreich, Anna von Montmorency, Miniſter und Günſtling des verſtorbenen Königs, um den er ſich durch ſeinen Degen und einen ſtrengen, über alle Verführung erhabenen Patriotiſmus verdient gemacht hatte. Ein gleichmüthiger, unbeweglicher Charakter, den keine Widerwärtigkeit erſchüttern, kein Glücksfall ſchwindlig machen konnte. Dieſen geſetzten Geiſt hatte er bereits unter den vorigen Regierungen bewieſen, wo er mit gleicher Gelaſſenheit und mit gleich ſtandhaftem Muth den Wankelmuth ſeines Monarchen und den Wechſel des Kriegsglücks ertrug. Der Soldat wie der Höfling, der Financier wie der Richter zitterten vor ſeinem durchdringenden Blick, den keine Täuſchung blendete, vor dieſem Geiſte der Ordnung, der keinen Fehltritt vergab, vor dieſer feſten Tugend, über die keine Verſuchung Macht hatte. Aber in der rauhen Schule des Kriegs erwachſen, und an der Spitze der Armeen gewöhnt, unbedingten Gehorſam zu erzwingen, fehlte ihm die Geſchmeidigkeit des Staatsmanns und Höflings, welche durch Nachgeben ſiegt, und durch Unterwerfung gebietet. Groß auf der Waffenbühne, verſcherzte er ſeinen Ruhm auf der andern, welche der Zwang der Zeit ihm jetzt anwies, welche ihm Ehrgeiz und Patriotiſmus zu betreten befohlen. Solch ein Mann war nirgends an ſeinem Platze, als wo er herrſchte, und nur gemacht, ſich auf der erſten Stelle zu behaupten, aber nicht wohl fähig, mit hofmänniſcher Kunſt darnach zu ringen.

Lange Erfahrung, Verdienſte um den Staat, die ſelbſt der Neid nicht zu verringern wagte, eine Redlichkeit, der auch ſeine Feinde huldigten, die Gunſt des verſtorbenen Monarchen, der Glanz ſeines Geſchlechts, ſchienen den Connetable zu dem erſten Poſten im Staat zu berechtigen und jeden fremden Anſpruch im Voraus zu entfernen. Aber ein Mann gehörte auch dazu, das Verdienſt eines ſolchen Dieners zu würdigen, und eine ernſtliche Liebe zum allgemeinen Wohl, um ſeinem gründlichen innern Werth die rauhe Außenſeite zu vergeben. Franz II. war ein Jüngling, den der Thron nur zum Genuſſe, nicht zur Arbeit rief, dem ein ſo ſtrenger Aufſeher ſeiner Handlungen nicht willkommen ſeyn konnte. Montmorency's äußere Tugend, die ihn bei dem Vater und Großvater in Gunſt geſetzt hatte, gereichte ihm bei dem leichtſinnigen und ſchwachen Sohn zum Verbrechen, und machte es der entgegengeſetzten Kabale leicht, über dieſen Gegner zu triumphiren.

Die Guiſen, ein nach Frankreich verpflanzter Zweig des Lothringiſchen Fürſtenhauſes, waren die Seele dieſer furchtbaren Faktion. Franz von Lothringen, Herzog von Guiſe, Oheim der regierenden Königin, vereinigte in ſeiner Perſon alle Eigenſchaften, welche die Aufmerkſamkeit der Menſchen feſſeln, und eine Herrſchaft über ſie erwerben. Frankreich ehrte in ihm ſeinen Retter, den Wiederherſteller ſeiner Ehre vor der ganzen europäiſchen Welt. An ſeiner Geſchicklichkeit und an ſeinem Muth war das Glück Karls V. geſcheitert; ſeine

Entſchloſſenheit hatte die Schande der Vorfahren ausgelöſcht, und den Engländern Calais, ihre letzte Beſitzung auf franzöſiſchem Boden, nach einem zweihundertjährigen Beſitze entriſſen. Sein Name war in Aller Munde, ſeine Bewunderung lebte in Aller Herzen. Mit dem weitſehenden Herrſcherblicke des Staatsmannes und Feldherrn verband er die Kühnheit des Helden, und die Gewandtheit des Höflings. Wie das Glück, ſo hatte ſchon die Natur ihn zum Herrſcher der Menſchen geſtempelt. Edel gebildet, von erhabener Statur, königlichem Anſtand und offener gefälliger Miene, hatte er ſchon die Sinne beſtochen, ehe er die Gemüther ſich unterjochte. Den Glanz ſeines Ranges und ſeiner Macht erhob eine natürliche angeſtammte Würde, die, um zu herrſchen, keines äußern Schmucks zu bedürfen ſchien. Herablaſſend, ohne ſich zu erniedrigen, mit dem Geringſten geſprächig, frei und vertraulich, ohne die Geheimniſſe ſeiner Politik preiszugeben, verſchwenderiſch gegen ſeine Freunde und großmüthig gegen den entwaffneten Feind, ſchien er bemüht zu ſeyn, den Neid mit ſeiner Größe, den Stolz einer eiferſüchtigen Nation mit ſeiner Macht auszuſöhnen. Alle dieſe Vorzüge aber waren nur Werkzeuge einer unerſättlichen ſtürmiſchen Ehrbegierde, die, von keinem Hinderniß geſchreckt, von keiner Betrachtung aufgehalten, ihrem hochgeſteckten Ziel furchtlos entgegenging, und gleichgültig gegen das Schickſal von Tauſenden, von der allgemeinen Verwirrung nur begünſtigt, durch alle Krümmungen der Kabale und mit allen Schreckniſſen der Gewalt ihre verwegenen Entwürfe verfolgte. Dieſelbe

Ehrſucht, von nicht geringern Gaben unterſtützt, beherrſchte den Kardinal von Lothringen, Bruder des Herzogs, der, eben ſo mächtig durch Wiſſenſchaft und Beredſamkeit, als jener durch ſeinen Degen, furchtbarer im Scharlach als der Herzog im Panzerhemd, ſeine Privatleidenſchaften mit dem Schwert bewaffnete, und die ſchwarzen Entwürfe ſeiner Eiferſucht mit dieſem heiligen Schleier bedeckte. Ueber den gemeinſchaftlichen Zweck einverſtanden, theilte ſich dieſes unwiderſtehliche Brüderpaar in die Nation, die, ehe ſie es wußte, in ſeinen Feſſeln ſich krümmte.

Leicht war es beiden Brüdern, ſich der Neigung des jungen Königs zu bemächtigen, den ſeine Gemahlin, ihre Nichte, unumſchränkt leitete; ſchwerer, die Königin Mutter Katharina für ihre Abſichten zu gewinnen. Der Name einer Mutter des Königs machte ſie an einem getheilten Hofe mächtig, mächtiger noch die natürliche Ueberlegenheit ihres Verſtandes über das Gemüth ihres ſchwachen Sohnes; ein verborgener in Ränken erfinderiſcher Geiſt, mit einer grenzenloſen Begierde zum Herrſchen vereinigt, konnte ſie zu einer furchtbaren Gegnerin machen. Ihre Gunſt zu erſchleichen, wurde deßwegen kein Opfer geſpart, keine Erniedrigung geſcheut. Keine Pflicht war ſo heilig, die man nicht verletzte, ihren Neigungen zu ſchmeicheln; keine Freundſchaft zu feſt geknüpft, die nicht zerriſſen wurde, ihrer Rachſucht ein Opfer preiszugeben; keine Feindſchaft zu tief gewurzelt, die man nicht gegen ihre Günſtlinge ablegte. Zugleich unterließ man nichts, was den Connetable bei der Königin ſtürzen konnte, und ſo gelang es wirklich der Kabale, die gefährliche Verbindung zwiſchen Katharinen und dieſem Feldherrn zu verhindern.

Unterdeſſen hatte der Connetable Alles in Bewegung geſetzt, ſich einen furchtbaren Anhang zu verſchaffen, der die lothringiſche Partei überwägen könnte. Kaum war Heinrich todt, ſo wurden alle Prinzen von Geblüt, und unter dieſen beſonders Anton von Bourbon, König von Navarra, von ihm herbeigerufen, bei dem Monarchen den Poſten einzunehmen, zu dem ihr Rang und ihre Geburt ſie berechtigten. Aber ehe ſie noch Zeit hatten, zu erſcheinen, waren ihnen die Guiſen ſchon bei dem Könige zuvorgekommen. Dieſer erklärte den Abgeſandten des Parlaments, die ihn zu ſeinem Regierungsantritt begrüßten, daß man ſich künftig in jeder Angelegenheit des Staats an die lothringiſchen Prinzen zu wenden habe. Auch nahm der Herzog ſogleich Beſitz von dem Commando der Truppen; der Kardinal von Lothringen erwählte ſich den wichtigen Artikel der Finanzen zu ſeinem Antheil. Montmorency erhielt eine froſtige Weiſung, ſich auf ſeine Güter zur Ruhe zu begeben. Die mißvergnügten Prinzen vom Geblüte hielten darauf eine Zuſammenkunft zu Vendome, welche der Connetable abweſend leitete, um ſich über die Maßregeln gegen den gemeinſchaftlichen Feind zu bereden. Den Beſchlüſſen derſelben zufolge wurde der König von Navarra an den Hof abgeſchickt, bei der Königin Mutter noch einen letzten Verſuch der Unterhandlung zu wagen, ehe man ſich gewaltſame Mittel erlaubte. Dieſer Auftrag war einer allzu ungeſchickten Hand anvertraut, um ſeinen Zweck nicht zu verfehlen.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52550-8
SCHILLER,F. FN. 13360/074

Anton von Navarra, von der Allgewalt der Guiſen in Furcht geſetzt, die ſich ihm in der ganzen Fülle ihrer Herrlichkeit zeigten, verließ Paris und den Hof unverrichteter Dinge, und die lothringiſchen Brüder blieben Meiſter vom Schauplatz.

Dieſer leichte Sieg machte ſie keck, und jetzt fingen ſie an, keine Schranken mehr zu ſcheuen. Im Beſitz der öffentlichen Einkünfte, hatten ſie bereits unſägliche Summen verſchwendet, um ihre Kreaturen zu belohnen. Ehrenſtellen, Pfründen, Penſionen, wurden mit freigebiger Hand zerſtreut, aber mit dieſer Verſchwendung wuchs nur die Gierigkeit der Empfänger und die Zahl der Kandidaten, und was ſie bei dem kleinen Theil dadurch gewannen, verdarben ſie bei einem weit größern, welcher leer ausging. Die Habſucht, mit der ſie ſich ſelbſt den beſten Theil an dem Raube des Staats zueigneten, der beleidigende Trotz, mit dem ſie ſich auf Unkoſten der vornehmſten Häuſer in die wichtigſten Bedienungen eindrängten, machte allgemein die Gemüther ſchwierig; nichts aber war für die Franzoſen empörender, als was ſich der hochfahrende Stolz des Kardinals von Lothringen zu Fontainebleau erlaubte. An dieſen Luſtort, wo der Hof ſich damals aufhielt, hatte die Gegenwart des Monarchen eine große Menge von Perſonen gezogen, die entweder um rückſtändigen Sold und Gnadengelder zu flehen, oder für ihre geleiſteten Dienſte die verdienten Belohnungen einzufordern gekommen waren. Das Ungeſtüm dieſer Leute, unter denen ſich zum Theil die verdienteſten Offiziere der Armee befanden, beläſtigte den Kardinal. Um ſich ihrer auf Einmal zu entledigen, ließ er nahe am königlichen Schloſſe einen Galgen aufrichten, und zugleich durch den öffentlichen Ausrufer verkündigen, daß Jeder, weß Standes er auch ſey, den ein Anliegen nach Fontainebleau geführt, bei Strafe dieſes Galgens, innerhalb vier und zwanzig Stunden Fontainebleau zu räumen habe. Behandlungen dieſer Art erträgt der Franzoſe nicht, und darf ſie unter allen Völkern von ſeinem Könige am wenigſten ertragen. Zwar ward es an einem einzigen Tage dadurch leer in Fontainebleau, aber zugleich wurde auch der Keim des Unmuths in mehr als tauſend Herzen nach allen Provinzen des Königreichs mit hinweg getragen.

Bei den Fortſchritten, welche der Calvinismus gegen das Ende von Heinrichs Regierung in dem Königreich gethan hatte, war es von der größten Wichtigkeit, welche Maßregeln die neuen Miniſter dagegen ergreifen würden. Aus Ueberzeugung ſowohl als aus Intereſſe eifrige Anhänger des Papſtes, vielleicht damals ſchon geneigt, ſich beim Drang der Umſtände auf ſpaniſche Hülfe zu ſtützen, zugleich von der Nothwendigkeit überzeugt, die zahlreichſte und mächtigſte Hälfte der Nation durch einen wahren oder verſtellten Glaubenseifer zu gewinnen, konnten ſie ſich keinen Augenblick über die Partei bedenken, welche unter dieſen Umſtänden zu ergreifen war. Heinrich II. hatte noch kurz vor ſeinem Ende den Untergang der Calviniſten beſchloſſen, und man brauchte bloß der ſchon angefangenen Verfolgung den Lauf zu laſſen, um dieſes Ziel zu erreichen. Sehr kurz alſo war die Friſt, welche der Tod dieſes Königs den Proteſtanten vergönnte. In ſeiner ganzen Wuth erwachte der Verfolgungsgeiſt wieder, und die lothringiſchen Prinzen bedachten ſich um ſo weniger, gegen eine Religionspartei zu wüthen, die ein großer Theil ihrer Feinde längſt im Stillen begünſtigte.

Der Proceß des berühmten Parlamentsraths Anna du Bourg verkündigte die blutigen Maßregeln der neuen Regierung. Er büßte ſeine fromme Standhaftigkeit am Galgen; die vier übrigen Räthe, welche zugleich mit ihm gefangen geſetzt worden, erfuhren eine gelindere Behandlung. Dieſer unzweideutige öffentliche Schritt der lothringiſchen Prinzen gegen den Calvinismus verſchaffte den mißvergnügten Großen eine erwünſchte Gelegenheit, die ganze reformirte Partei gegen das Miniſterium in Harniſch zu bringen, und die Sache ihrer gekränkten Ehrſucht zu einer Sache der Religion, zu einer Angelegenheit der ganzen proteſtantiſchen Kirche zu machen. Jetzt alſo geſchah die unglücksvolle Verwechselung politiſcher Beſchwerden mit Glaubens-Intereſſe, und wider die politiſche Unterdrückung wurde der Religionsfanatismus zu Hülfe gerufen. Mit etwas mehr Mäßigung gegen die mißtrauiſchen Calviniſten war es den Guiſen leicht, den durch ihre Zurückſetzung erbitterten Großen eine furchtbare Stütze zu entziehen, und ſo einen ſchrecklichen Bürgerkrieg in der Geburt zu erſticken. Dadurch, daß ſie beide Parteien, die Mißvergnügten und die durch ihre Zahl bereits furchtbaren Calviniſten, auf's Aeußerſte brachten, zwangen ſie beide, einander zu ſuchen, ihre Rachgier und ihre

Furcht ſich wechſelſeitig mitzutheilen, ihre verſchiedenen Beſchwerden zu vermengen, und ihre getheilten Kräfte in einer einzigen drohenden Faktion zu vereinigen. Von jetzt an ſah der Calviniſt in den Lothringern nur die Unterdrücker ſeines Glaubens, und in Jedem, den ihr Haß verfolgte, nur ein Opfer ihrer Intoleranz, welches Rache forderte. Von jetzt an erblickte der Katholike in eben dieſen Lothringern nur die Beſchützer ſeiner Kirche, und in Jedem, der gegen ſie aufſtand, nur den Hugenotten, der die rechtgläubige Kirche zu ſtürzen ſuchte. Jede Partei erhielt jetzt einen Anführer, jeder ehrgeizige Große eine mehr oder minder furchtbare Partei. Das Signal zu einer allgemeinen Trennung ward gegeben, und die ganze hintergangene Nation in den Privatſtreit einiger gefährlichen Bürger gezogen.

An die Spitze der Calviniſten ſtellten ſich die Prinzen von Bourbon, Anton von Navarra und Ludwig, Prinz von Condé, nebſt der berühmten Familie der Chatillons, durch den großen Namen des Admirals von Coligny in der Geſchichte verherrlicht. Ungern genug riß ſich der wollüſtige Prinz von Condé aus dem Schooß des Vergnügens, um das Haupt einer Partei gegen die Guiſen zu werden; aber das Uebermaß ihres Stolzes und eine Reihe erlittener Beleidigungen hatten ſeinen ſchlummernden Ehrgeiz endlich aus einer trägen Sinnlichkeit erweckt; die dringenden Aufforderungen der Chatillons zwangen ihn, das Lager der Wolluſt mit dem politiſchen und kriegeriſchen Schauplatz zu vertauſchen. Das Haus Chatillon ſtellte in dieſem Zeitraum drei unvergleichliche Brüder auf, von denen der älteſte, Admiral Coligny, der öffentlichen Sache durch ſeinen Feldherrngeiſt, ſeine Weisheit, ſeinen ausdauernden Muth; der zweite, Franz von Andelot, durch ſeinen Degen; der dritte, Kardinal von Chatillon, Biſchof von Beauvais, durch ſeine Geſchicklichkeit in Unterhandlunden und ſeine Verſchlagenheit diente. Eine ſeltene Harmonie der Geſinnungen vereinigte dieſe ſich ſonſt ſo ungleichen Charaktere zu einem furchtbaren Dreiblatt, und die Würden, welche ſie bekleideten, die Verbindungen, in denen ſie ſtanden, die Achtung, welche ihr Name zu erwecken gewohnt war, gaben der Unternehmung ein Gewicht, an deren Spitze ſie traten.

Auf einem von den Schlöſſern des Prinzen von Condé, an der Grenze von Picardie, hielten die Mißvergnügten eine geheime Verſammlung, auf welcher ausgemacht wurde, den König aus der Mitte ſeiner Miniſter zu entführen, und ſich zugleich dieſer letztern todt oder lebendig zu bemächtigen. So weit war es gekommen, daß man die Perſon des Monarchen bloß als eine Sache betrachtete, die an ſich ſelbſt nichts bedeutete, aber in den Händen derer, welche ſich ihres Beſitzes rühmten, ein furchtbares Inſtrument der Macht werden konnte. Da dieſer verwegene Entwurf nur mit den Waffen in der Hand konnte durchgeſetzt werden, ſo ward auf eben dieſer Verſammlung beſchloſſen, eine militäriſche Macht aufzubringen, welche ſich alsdann in einzelnen kleinen Haufen, um keinen Verdacht zu erregen, aus allen Diſtrikten des Königreichs in Blois zuſammenziehen ſollte, wo der Hof das Frühjahr zubringen würde. Da ſich die ganze Unternehmung als eine Religionsſache abſchildern ließ, ſo hielt man ſich der kräftigſten Mitwirkung der Calviniſten verſichert, deren Anzahl im Königreich damals ſchon auf zwei Millionen geſchätzt wurde. Aber auch viele der aufrichtigſten Katholiken zog man durch die Vorſtellung, daß es nur gegen die Guiſen abgeſehen ſey, in die Verſchwörung. Um den Prinzen von Condé, als den eigentlichen Chef der ganzen Unternehmung, der aber für rathſam hielt, für jetzt noch unſichtbar zu bleiben, deſto beſſer zu verbergen, gab man ihr einen untergeordneten ſichtbaren Anführer in der Perſon eines gewiſſen Renaudie, eines Edelmanns aus Perigord, den ſein verwegener, in ſchlimmen Händeln und Gefahren bewährter Muth, ſeine unermüdete Thätigkeit, ſeine Verbindungen im Staat, und der Zuſammenhang mit den ausgewanderten Calviniſten zu dieſem Poſten beſonders geſchickt machten. Verbrechen halber hatte derſelbe längſt ſchon die Rolle eines Flüchtlings ſpielen müſſen, und die Kunſt der Verborgenheit, welche ſein jetziger Auftrag von ihm forderte, zu ſeiner eigenen Erhaltung in Ausübung bringen lernen. Die ganze Partei kannte ihn als ein entſchloſſenes, jedem kühnen Streiche gewachſenes Subjekt, und die enthuſiaſtiſche Zuverſicht, die ihn ſelbſt über jedes Hinderniß erhob, konnte ſich von ihm aus allen Mitgliedern der Verſchwörung mittheilen.

Die Vorkehrungen wurden auf's Beſte getroffen, und alle mögliche Zufälle im Voraus in Berechnung gebracht, um dem Ungefähr ſo wenig als möglich anzuvertrauen. Renaudie erhielt eine ausführliche Inſtruktion, worin nichts vergeſſen war, was der Unternehmung einen glücklichen Ausſchlag zuſichern konnte. Der eigendliche verborgene Führer derſelben, hieß es, würde ſich nennen und öffentlich hervortreten, ſobald es zur Ausführung käme. Zu Nantes in Bretagne, wo eben damals das Parlament ſeine Sitzungen hielt, und eine Reihe von Luſtbarkeiten, zu denen die Vermählungsfeier einiger Großen dieſer Provinz die zufällige Veranlaſſung gab, die herbeiſtrömende Menge ſchicklich entſchuldigen konnte, verſammelte Renaudie im Jahr 1560 ſeine Edelleute. Aehnliche Umſtände nutzten wenige Jahre nachher die Guiſen in Brüſſel, um ihr Complot gegen den ſpaniſchen Miniſter Granvella zu Stande zu bringen. In einer Rede voll Beredſamkeit und Feuer, welche uns der Geſchichtſchreiber de Thou aufbehalten hat, entdeckte Renaudie denen, die es noch nicht wußten, die Abſicht ihrer Zuſammenberufung, und ſuchten die Uebrigen zu einer thätigen Theilnahme anzufeuern. Nichts wurde darin geſpart, die Guiſen in das gehäſſigſte Licht zu ſetzen, und mit argliſtiger Kunſt alle Uebel, von welchen die Nation ſeit ihrem Eintritt in Frankreich heimgeſucht worden, auf ihre Rechnung geſchrieben. Ihr ſchwarzer Entwurf ſollte ſeyn, durch Entfernung der Prinzen vom Geblüte, der Verdienteſten und Edelſten von des Königs Perſon und der Staatsverwaltung, den jungen Monarchen, deſſen ſchwächliche Perſon, wie man ſich merken ließ, in ſolchen Händen nicht am ſicherſten aufgehoben wäre, zu einem blinden

Werkzeug ihres Willens zu machen, und, wenn es auch durch Ausrottung der ganzen königlichen Familie geſchehen ſollte, ihrem eigenen Geſchlecht den Weg zu dem franzöſiſchen Throne zu bahnen. Dies einmal vorausgeſetzt, war keine Entſchließung ſo kühn, kein Schritt gegen ſie ſo ſtrafbar, den nicht die Ehre ſelbſt und die reinſte Liebe zum Staat rechtfertigen konnte, ja gebot. „Was mich betrifft,“ ſchloß der Redner mit dem heftigſten Uebergang, „ſo ſchwöre ich, ſo betheure ich und nehme den Himmel zum Zeugen, daß ich weit entfernt bin, etwas gegen den Monarchen, gegen die Königin, ſeine Mutter, gegen die Prinzen ſeines Bluts weder zu denken, noch zu reden, noch zu thun; aber ich betheure und ſchwöre, daß ich bis zu meinem letzten Hauch gegen die Eingriffe dieſer Ausländer vertheidigen werde die Majeſtät des Throns und die Freiheit des Vaterlandes.“

Eine Erklärung dieſer Art konnte ihren Eindruck auf Männer nicht verfehlen, die durch ſo viele Privatbeſchwerden aufgebracht, von dem Schwindel der Zeit und einem blinden Religionseifer hingeriſſen, der heftigſten Entſchließungen fähig waren. Alle wiederholten einſtimmig dieſen Eidſchwur, den ſie ſchriftlich aufſetzten und durch Handſchlag und Umarmung beſiegelten. Merkwürdig iſt die Aehnlichkeit, welche ſich zwiſchen dem Betragen dieſer Verſchworenen zu Nantes und dem Verfahren der Conföderirten in Brüſſel entdecken läßt. Dort, wie hier, iſt es der rechtmäßige Oberherr, den man gegen die Anmaßungen ſeines Miniſters zu vertheidigen ſcheinen will, während daß man kein Bedenken trägt, eines ſeiner heiligſten Rechte, ſeine Freiheit in der Wahl ſeiner Diener, zu kränken; dort, wie hier, iſt es der Staat, den man gegen Unterdrückung ſicher zu ſtellen ſich das Anſehen geben will; indem man ihn doch offenbar allen Schreckniſſen eines Bürgerkriegs überliefert. Nachdem man über die zu nehmenden Maßregeln einig war, und den 15. Mai 1560 zum Termin, die Stadt Blois zu dem Ort der Vollſtreckung beſtimmt hatte, ſchied man aus einander, jeder Edelmann nach ſeiner Provinz, um die nöthige Mannſchaft in Bewegung zu ſetzen. Dies geſchah mit dem beſten Erfolge, und das Geheimniß des Entwurfs litt nichts durch die Menge derer, die zur Vollſtreckung nöthig waren. Der Soldat verdingte ſich dem Kapitän, ohne den Feind zu wiſſen, gegen den er zu fechten beſtimmt war. Aus den entlegenern Provinzen fingen ſchon kleine Haufen an, zu marſchiren, welche immer mehr anſchwellten, je näher ſie ihrem Standorte kamen. Truppen häuften ſich ſchon im Mittelpunkte des Reichs, während die Guiſen zu Blois, wohin ſie den König gebracht hatten, noch in ſorgloſer Sicherheit ſchlummerten. Ein dunkler Wink, der ſie vor einem ihnen drohenden Anſchlage warnte, zog ſie endlich aus dieſer Ruhe, und vermochte ſie, den Hof von Blois nach Amboiſe zu verlegen, welche Stadt, ihrer Citadelle wegen, gegen einen unvermutheten Ueberfall länger, wie man hoffte, zu behaupten war.

Dieſer Querſtrich konnte bloß eine kleine Abänderung in den Maßregeln der Verſchworenen bewirken, aber im Weſentlichen ihres Entwurfs nichts verändern. Alles ging ungehindert ſeinen Gang, und nicht ihrer Wachſamkeit, nicht der Verrätherei eines Mitverſchworenen, dem bloßen Zufall dankten die Guiſen ihre Errettung. Renaudie ſelbſt beging die Unvorſichtigkeit, einem Advokaten zu Paris, mit Namen Avenelles, ſeinem Freund, bei dem er wohnte, den ganzen Anſchlag zu offenbaren, und das furchtſame Gewiſſen dieſes Mannes verſtattete ihm nicht, ein ſo gefährliches Geheimniß bei ſich zu behalten. Er entdeckte es einem Geheimſchreiber des Herzogs von Guiſe, der ihn in größter Eile nach Amboiſe ſchaffen ließ, um dort ſeine Ausſage vor dem Herzog zu wiederholen. So groß die Sorgloſigkeit der Miniſter geweſen, ſo groß war jetzt ihr Schrecken, ihr Mißtrauen, ihre Verwirrung. Was ſie umgab, war ihnen verdächtig. Bis in die Löcher der Gefängniſſe ſuchte man, um dem Complot auf den Grund zu kommen. Weil man nicht mit Unrecht vorausſetzte, daß die Chatillons um den Anſchlag wüßten, ſo berief man ſie unter einem ſchicklichen Vorwand nach Amboiſe, in der Hoffnung, ſie hier beſſer beobachten zu können. Als man ihnen in Abſicht der gegenwärtigen Umſtände ihr Gutachten abforderte, bedachte Coligny ſich nicht, auf's Heftigſte gegen die Miniſter zu reden, und die Sache der Reformirten auf's Lebhafteſte zu verfechten. Seine Vorſtellungen, mit der gegenwärtigen Furcht verbunden, wirkten auch ſo viel auf die Mehrheit des Staatsrathes, daß ein Edikt abgefaßt wurde, welches die Reformirten, mit Ausnahme ihrer Prediger und Aller, die ſich in gewaltthätige Anſchläge eingelaſſen, vor der Verfolgung in Sicherheit ſetzte. Aber dieſes Nothmittel kam jetzt zu ſpät, und die Nachbarſchaft von Amboiſe fing an, ſich mit Verſchworenen anzufüllen. Condé ſelbſt erſchien in ſtarker Begleitung an dieſem Ort, um die Aufrührer im entſcheidenden Augenblick unterſtützen zu können. Eine Anzahl derſelben, hatte man ausgemacht, ſollte ſich ganz unbewaffnet und unter dem Vorgeben, eine Bittſchrift überreichen zu wollen, an den Thoren von Amboiſe melden, und, wofern ſie keinen Widerſtand fänden, mit Hülfe ihrer überlegenen Menge von den Straßen und Wällen Beſitz nehmen. Zur Sicherheit ſollten ſie von einigen Schwadronen unterſtützt werden, die auf das erſte Zeichen des Widerſtandes herbeieilen und in Verbindung mit dem um die Stadt herum verbreiteten Fußvolke ſich der Thore bemächtigen würden. Indem dies von Außen her vorginge, würden die in der Stadt ſelbſt verborgenen, meiſtens im Gefolge des Prinzen verſteckten Theilhaber der Verſchwörung zu den Waffen greifen, und ſich unverzüglich der lothringiſchen Prinzen, lebendig oder todt, verſichern. Der Prinz von Condé zeigte ſich dann öffentlich als das Haupt der Partei, und ergriff ohne Schwierigkeit das Steuer der Regierung.

Dieſer ganze Operationsplan wurde dem Herzog von Guiſe verrätheriſcher Weiſe mitgetheilt, der ſich dadurch in den Stand geſetzt ſah, beſtimmtere Maßregeln dagegen zu ergreifen. Er ließ ſchleunig Soldaten werben, und ſchickte allen Statthaltern der Provinzen Befehl zu, jeden Haufen von Bewaffneten, der auf dem Wege nach Amboiſe begriffen ſey, aufzuheben. Der ganze Adel der Nachbarſchaft wurde aufgeboten, ſich zum Schutz des Monarchen zu bewaffnen. Mittelſt ſcheinbarer Aufträge wurden die Verdächtigſten entfernt, die Chatillons und der Prinz von Condé in Amboiſe ſelbſt beſchäftigt und von Kundſchaftern umringt, die königliche Leibwache abgewechſelt, die zum Angriff bezeichneten Thore vermauert. Außerhalb der Stadt ſtreiften zahlreiche fliegende Corps, die verdächtigen Ankömmlinge zu zerſtreuen oder niederzuwerfen, und der Galgen erwartete Jeden, den das Unglück traf, lebendig in ihre Hände zu gerathen.

Unter dieſen nachtheiligen Umſtänden langte Renaudie vor Amboiſe an. Ein Haufe von Verſchwornen folgte auf den andern, das Unglück ihrer vorangegangenen Brüder ſchreckte die Kommenden nicht ab. Der Anführer unterließ nichts, durch ſeine Gegenwart die Fechtenden zu ermuntern, die Zerſtreuten zu ſammeln, die Fliehenden zum Stehen zu bewegen. Allein, und nur von einem einzigen Mann begleitet, ſtreifte er durch das Feld umher, und wurde in dieſem Zuſtand von einem Trupp königlicher Reiter nach dem tapferſten Widerſtand erſchoſſen. Seinen Leichnam ſchaffte man nach Amboiſe, wo er mit der Aufſchrift: »Haupt der Rebellen,« am Galgen aufgeknüpft wurde.

Ein Edikt folgte unmittelbar auf dieſen Vorfall, welches jedem ſeiner Mitſchuldigen, der die Waffen ſogleich niederlegen würde, Amneſtie zuſicherte. Im Vertrauen auf daſſelbe machten ſich Viele ſchon auf den Rückweg, fanden aber bald Urſache, es zu bereuen.

Ein letzter Verſuch, den die Zurückgebliebenen gemacht hatten, ſich der Stadt Amboiſe zu bemächtigen, der aber wie die vorigen vereitelt wurde, erſchöpfte die Mäßigung der Guiſen, und brachte ſie ſo weit, das königliche Wort zu widerrufen. Alle Provinzſtatthalter erhielten jetzt Befehl, ſich auf die Zurückkehrenden zu werfen, und in Amboiſe ſelbſt ergingen die fürchterlichſten Proceduren gegen Jeden, der den Lothringern verdächtig war. Hier, wie im ganzen Königreiche, floß das Blut der Unglücklichen, die oft kaum das Verbrechen wußten, um deſſentwillen ſie den Tod erlitten. Ohne alle Gerichtsform warf man ſie, Arme und Füße gebunden, in die Loire, weil die Hände der Nachrichter nicht mehr zureichen wollten. Nur Wenige von hervorſtechenderm Range behielt man der Juſtiz vor, um durch ihre ſolenne Verurtheilung das vorhergegangene Blutbad zu beſchönigen.

Indem die Verſchwörung ein ſo unglückliches Ende nahm, und ſo viele unwiſſende Werkzeuge derſelben der Rache der Guiſen aufgeopfert wurden, ſpielte der Prinz von Condé, der Schuldigſte von Allen und der ſichtbare Lenker des Ganzen, ſeine Rolle mit beiſpielloſer Verſtellungskunſt, und wagte es, dem Verdachte Trotz zu bieten, der ihn allgemein anklagte. Auf die Undurchdringlichkeit ſeines Geheimniſſes ſich ſtützend, und überzeugt, daß die Tortur ſelbſt ſeinen Anhängern nicht entreißen könnte, was ſie nicht wußten, verlangte er Gehör bei dem Könige, und drang darauf, ſich förmlich und öffentlich rechtfertigen zu dürfen. Er that dieſes in Gegenwart des ganzen Hofes und der auswärtigen

Geſandten, welche ausdrücklich dazu geladen waren, mit dem edlen Unwillen eines unſchuldig Angeklagten, mit der ganzen Feſtigkeit und Würde, welche ſonſt nur das Bewußtſeyn einer gerechten Sache einzuflößen pflegt.

„Sollte,“ ſchloß er, „ſollte Jemand verwegen genug „ſeyn, mich als den Urheber der Verſchwörung anzu„klagen, zu behaupten, daß ich damit umgegangen, die „Franzoſen gegen die geheiligte Perſon ihres Königs „aufzuwiegeln, ſo entſage ich hiemit dem Vorrechte „meines Ranges, und bin bereit, ihm mit dieſem „Degen zu beweiſen, daß er lügt.“ „Und ich,“ nahm Franz von Guiſe das Wort, „ich werde es nimmer„mehr zugeben, daß ein ſo ſchwarzer Verdacht einen „ſo großen Prinzen entehre. Erlauben Sie mir alſo, „Ihnen in dieſem Zweikampfe zu ſecondiren.“ Und mit dieſem Poſſenſpiele ward eine der blutigſten Verſchwörungen geendigt, welche die Geſchichte kennt, eben ſo merkwürdig durch ihren Zweck und durch das große Schickſal, welches dabei auf dem Spiele ſtand, als durch ihre Verborgenheit und Liſt, mit der ſie geleitet wurde.

Noch lange nachher blieben die Meinungen über die wahren Triebfedern und den eigentlichen Zweck dieſer Verſchwörung getheilt; der Privatvortheil beider Parteien verleitete ſie, den richtigen Geſichtspunkt zu verfälſchen. Wenn die Reformirten in ihren öffentlichen Schriften ausbreiteten, daß einzig und allein der Verdruß über die unerträgliche Tyrannei der Guiſen ſie bewaffnet habe, und der Gedanke fern von ihnen geweſen ſey, durch gewaltſame Mittel die Religionsfreiheit durchzuſetzen, ſo wurde im Gegentheil die Verſchwörung in den königlichen Briefen als gegen die Perſon des Monarchen ſelbſt und gegen das ganze königliche Haus gerichtet vorgeſtellt, welche nichts Geringeres erzielt haben ſolle, als die Monarchie zugleich mit der katholiſchen Religion umzuſtürzen, und Frankreich in einen der Schweiz ähnlichen Republikenbund zu verwandeln. Es ſcheint, daß der beſſere Theil der Nation anders davon geurtheilt, und nur die Verlegenheit der Guiſen ſich hinter dieſen Vorwand geflüchtet habe, um den allgemein gegen ſie erwachenden Unwillen eine andere Richtung zu geben. Das Mitleid mit den Unglücklichen, die ihre Rachſucht ſo grauſam dahin geopfert hatte, machte auch ſogar eifrige Katholiken geneigt, die Schuld derſelben zu verringern, und die Proteſtanten kühn genug, ihren Antheil an dem Complot laut zu bekennen. Dieſe ungünſtige Stimmung der Gemüther erinnerte die Miniſter nachdrücklicher, als offenbare Gewalt es nimmermehr gekonnt hätte, daß es Zeit ſey, ſich zu mäßigen; und ſo verſchaffte ſelbſt der Fehlſchlag des Complots von Amboiſe den Calviniſten im Königreiche auf eine Zeitlang wenigſtens eine gelindere Behandlung.

Um, wie man vorgab, den Samen der Unruhen zu erſticken, und auf einem friedlichen Weg das Königreich zu beruhigen, verfiel man darauf, mit den Vornehmſten des Reichs eine Berathſchlagung anzuſtellen. Zu dieſem Ende beriefen die Miniſter die Prinzen des Geblüts, den hohen Adel, die Ordensritter und die vornehmſten Magiſtratsperſonen nach

Fontainebleau, wo jene wichtigen Materien verhandelt werden ſollten. Dieſe Verſammlung erfüllte aber weder die Erwartung der Nation, noch die Wünſche der Guiſen, weil das Mißtrauen der Bourbons ihnen nicht erlaubte, darauf zu erſcheinen, und die übrigen Anführer der mißvergnügten Partei, die den Ruf nicht wohl ausſchlagen konnten, den Krieg auf die Verſammlung mitbrachten, und durch ein zahlreiches, gewaffnetes Gefolge die Gegenpartei in Verlegenheit ſetzten. Aus den nachherigen Schritten der Miniſter möchte man den Argwohn der Prinzen für nicht ſo ganz ungegründet halten, welche dieſe ganze Verſammlung nur als einen Staatsſtreich der Guiſen betrachteten, um die Häupter der Mißvergnügten ohne Blutvergieſſen in Einer Schlinge zu fangen. Da die gute Verfaſſung ihrer Gegner dieſen Anſchlag vereitelte, ſo ging die Verſammlung ſelbſt in unnützen Formalitäten und leeren Gezänken vorüber, und zuletzt wurden die ſtreitigen Punkte bis zu einem allgemeinen Reichstag zurückgelegt, welcher mit Nächſtem in der Stadt Orleans eröffnet werden ſollte.

Jeder Theil, voll Mißtrauen gegen den andern, benutzte die Zwiſchenzeit, ſich in Vertheidigungsſtand zu ſetzen, und an dem Untergang ſeiner Gegner zu arbeiten. Der Fehlſchlag des Complots von Amboiſe hatte den Intriguen des Prinzen von Condé kein Ziel ſetzen können. In Dauphiné, Provence und andern Gegenden brachte er durch ſeine geheimen Unterhändler die Calviniſten in Bewegung, und ließ ſeine Anhänger zu den Waffen greifen. Seinerſeits ließ der Herzog von Guiſe die ihm verdächtigen Plätze mit Truppen beſetzen, veränderte die Befehlshaber der Feſtungen, und ſparte weder Geld noch Mühe, von jedem Schritt der Bourbons Wiſſenſchaft zu erhalten. Mehrere ihrer Unterhändler wurden wirklich entdeckt und in Feſſeln geworfen; verſchiedene wichtige Papiere, welche über die Machinationen des Prinzen Licht gaben, geriethen in ſeine Hände. Dadurch gelang es ihm, den verderblichen Anſchlägen auf die Spur zu kommen, welche Condé gegen ihn ſchmiedete, und auf dem Reichstag zu Orleans Willens war, zur Ausführung zu bringen. Eben dieſer Reichstag beunruhigte die Bourbons nicht wenig, welche gleichviel dabei zu wagen ſchienen, ſie mochten ſich davon ausſchließen, oder auf demſelben erſcheinen. Weigerten ſie ſich, den wiederholten Mahnungen des Königs zu gehorchen, ſo hatten ſie Alles für ihre Beſitzungen, überlieferten ſie ſich ihren Feinden, ſo hatten ſie nicht minder für ihre perſönliche Sicherheit zu fürchten. Nach langen Berathſchlagungen blieb es endlich bei dem Letzten, und beide Bourbons entſchloſſen ſich zu dieſem unglücklichen Gang.

Unter traurigen Vorbedeutungen näherte ſich dieſer Reichstag, und ſtatt des wechſelſeitigen Vertrauens, welches ſo nöthig war, Haupt und Glieder zu Einem Zweck zu vereinigen, und durch gegenſeitige Nachgiebigkeit den Grund zu einer dauerhaften Verſöhnung zu legen, erfüllten Argwohn und Erbitterung die Gemüther. Anſtatt der erwarteten Geſinnungen des Friedens brachte jeder Theil ein unverſöhnliches Herz und ſchwarze Anſchläge in die Verſammlung mit, und das

Heiligthum der Sicherheit und Ruhe war zu einem blutigen Schauplatz des Verraths und der Rache erkoren. Furcht vor Nachſtellungen, welche die Guiſen unaufhörlich ihm vorſpiegelten, vergiftete die Ruhe des Königs, der in der Blüthe ſeiner Jahre ſichtbar dahinwelkte, von ſeinen nächſten Verwandten den Dolch gegen ſich gezogen, und, unter allen Vorzeichen des öffentlichen Elends, unter ſeinen Füßen das Grab ſich ſchon öffnen ſah. Melancholiſch und Unglück weiſſagend war ſein Einzug in die Stadt Orleans, und das dumpfe Getöſe von Bewaffneten erſtickte jeden Ausbruch der Freude. Die ganze Stadt wurde ſogleich mit Soldaten angefüllt, welche jedes Thor, jede Straße beſetzten. So ungewöhnliche Anſtalten verbreiteten überall Unruhe und Angſt, und ließen einen finſtern Anſchlag im Hinterhalt befürchten.

Das Gerücht davon drang bis zu den Bourbons, noch ehe ſie Orleans erreicht hatten, und machte ſie eine Zeitlang unſchlüſſig, ob ſie die Reiſe dahin fortſetzen ſollten.

Aber hätten ſie auch ihren Vorſatz geändert, ſo kam die Reue jetzt zu ſpät; denn ein Obſervationscorps des Königs, welches von allen Seiten ſie umringte, hatte ihnen bereits jeden Rückweg abgeſchnitten. So erſchienen ſie am 30. October 1560 zu Orleans, begleitet von dem Kardinal von Bourbon, ihrem Bruder, den ihnen der König mit den heiligſten Verſicherungen ſeiner aufrichtigſten Abſichten entgegen geſandt hatte.

Der Empfang, den ſie erhielten, widerſprach dieſen Verſicherungen ſehr. Schon von weitem verkündigte ihnen die froſtigen Mienen der Miniſter und die Verlegenheit der Hofleute ihren Fall. Finſterer Ernſt malte ſich auf dem Geſichte des Monarchen, als ſie vor ihn traten, ihn zu begrüßen, welcher bald gegen den Prinzen in die heftigſten Anklagen ausbrach. Alle Verbrechen, deren man Letztern bezüchtigte, wurden ihm der Reihe nach vorgeworfen, und der Befehl zu ſeiner Verhaftung iſt ausgeſprochen, ehe er Zeit hat, auf dieſe überraſchenden Beſchuldigungen zu antworten.

Ein ſo raſcher Schritt durfte nicht bloß zur Hälfte gethan werden. Papiere, die wider den Gefangenen zeugten, waren ſchon in Bereitſchaft, und alle Ausſagen geſammelt, welche ihn zum Verbrecher machten; nichts fehlte als die Form des Gerichts. Zu dieſem Ende ſetzte man eine außerordentliche Commiſſion nieder, welche aus dem Pariſer Parlament gezogen war, und den Kanzler von Hopital an ihrer Spitze hatte. Vergebens berief ſich der Angeklagte auf das Vorrecht ſeiner Geburt, nach welcher er nur von dem Könige ſelbſt, den Pairs und dem Parlamente bei voller Sitzung gerichtet werden konnte. Man zwang ihn, zu antworten, und gebrauchte dabei noch die Argliſt, über einen Privataufſatz, der nur für ſeinen Advokaten beſtimmt, aber unglücklicher Weiſe von des Prinzen Hand unterzeichnet war, als über eine förmliche gerichtliche Vertheidigung zu erkennen. Fruchtlos blieben die Verwendungen ſeiner Freunde, ſeiner Familie; vergeblich der Fußfall ſeiner Gemahlin vor dem Könige, der in dem Prinzen nur den Räuber ſeiner Krone, ſeinen Mörder erblickte. Vergeblich erniedrigt ſich der König von Navarra vor den Guiſen ſelbſt, die ihn mit Verachtung und Härte zurückwieſen. Indem er für das Leben eines Bruders flehte, hing der Dolch der Verräther an einem dünnen Haare über ſeinem eigenen Haupte. In den eigenen Zimmern des Monarchen erwartete ihn eine Rotte von Meuchelmördern, welche, der genommenen Abrede gemäß, über ihn herfallen ſollten, ſobald der König durch einen heftigen Zank mit demſelben ihnen das Zeichen dazu gäbe. Das Zeichen kam nicht, und Anton von Navarra ging unbeſchädigt aus dem Kabinet des Monarchen, der zwar unedel genug, einen Meuchelmord zu beſchließen, doch zu verzagt war, denſelben in ſeinem Beiſeyn vollſtrecken zu laſſen.

Entſchloſſener gingen die Guiſen gegen Condé zu Werke, um ſo mehr, da die hinſinkende Geſundheit des Monarchen ſie eilen hieß. Das Todesurtheil war gegen ihn geſprochen, die Sentenz von einem Theile der Richter ſchon unterzeichnet, als man den König auf einmal rettungslos darnieder liegen ſah. Dieſer entſcheidende Umſtand machte die Gegner des Prinzen ſtutzig, und erweckte den Muth ſeiner Freunde; bald erfuhr der Verurtheilte ſelbſt die Wirkungen davon in ſeinem Gefängniß. Mit bewundernswürdigem Gleichmuth und unbewölkter Heiterkeit des Geiſtes erwartete er hier, von der ganzen Welt abgeſondert und von lauernden, feindſeligen Wächtern umringt, den Ausſchlag ſeines Schickſals, als ihm unerwartet Vorſchläge zu einem Vergleich mit den Guiſen gethan wurden. „Kein Vergleich,“ erwiderte er, „als mit der Degenſpitze.“ Der zur rechten Zeit einfallende Tod des Monarchen erſparte es ihm, dieſes unglückliche Wort mit ſeinem Kopfe zu bezahlen.

Franz II. hatte den Thron in ſo zarter Jugend beſtiegen, unter ſo wenig günſtigen Umſtänden und bei ſo wankender Geſundheit beſeſſen und ſo ſchnell wieder geräumt, daß man Anſtand nehmen muß, ihn wegen der Unruhen anzuklagen, die ſeine kurze Regierung ſo ſtürmiſch machten, und ſich auf ſeinen Nachfolger vererbten. Ein willenloſes Organ der Königin, ſeiner Mutter, und der Guiſen, ſeiner Oheime, zeigte er ſich auf der politiſchen Bühne nur, um mechaniſch die Rolle herzuſagen, welche man ihn einlernen ließ, und zuviel war es wohl von ſeinen mittelmäßigen Gaben gefordert, das lügneriſche Gewebe zu durchreißen, worin die Argliſt der Guiſen ihm die Wahrheit verhüllte. Nur ein einziges Mal ſchien es, als ob ſein natürlicher Verſtand und ſeine Gutmüthigkeit die betrügeriſchen Künſte ſeiner Miniſter zu nichte machen wollte. Die allgemeine und heftige Erbitterung, welche bei dem Complot von Amboiſe ſichtbar wurde, konnte, wie ſehr auch die Guiſen ihn hüteten, dem jungen Monarchen kein Geheimniß bleiben. Sein Herz ſagte ihm, daß dieſer Ausbruch des Unwillens nimmermehr ihm ſelbſt gelten konnte, der noch zu wenig gehandelt hatte, um Jemandes Zorn zu verdienen. „Was hab’ ich denn gegen mein Volk verbrochen,“ fragte er ſeine Oheime voll Erſtaunen, „daß es ſo ſehr gegen mich wüthet? Ich will ſeine Beſchwerden vernehmen, und ihm Recht verſchaffen. — Mir däucht,“ fuhr er fort, „es liegt am Tage, daß Ihr dabei gemeint ſeyd. Es wäre mir wirklich lieb; Ihr entfernet euch eine Zeitlang aus meiner Gegenwart, damit es ſich aufkläre, wem von uns Beiden es eigentlich gilt.“ Aber zu einer ſolchen Probe bezeugten die Guiſen keine Luſt, und es blieb bei dieſer flüchtigen Regung.

Franz II. war ohne Nachkommenſchaft geſtorben, und das Scepter kam an den zweiten von Heinrichs Söhnen, einen Prinzen von nicht mehr als zehn Jahren, jenen unglücklichen Jüngling, deſſen Namen das Blutbad der Bartholomäusnacht einer ſchrecklichen Unſterblichkeit weiht. Unter unglücklichen Zeichen begann dieſe finſtere Regierung. Ein naher Verwandter des Monarchen an der Schwelle des Blutgerüſtes, ein anderer aus den Händen der Meuchelmörder nur eben durch einen Zufall entronnen; beide Hälften der Nation gegen einander in Aufruhr begriffen, und ein Theil derſelben ſchon die Hand am Schwert; die Fackel des Fanatismus geſchwungen; von ferne ſchon das hohle Donnern eines bürgerlichen Kriegs; der ganze Staat auf dem Wege zu ſeiner Zertrümmerung; Verrätherei im Innern des Hofes; im Innern der königlichen Familie Zwieſpalt und Argwohn. Im Charakter der Nation eine widerſprechende ſchreckliche Miſchung von blindem Aberglauben, von lächerlicher Myſtik und von Freigeiſterei; von Rohigkeit der Gefühle und verfeinerter Sinnlichkeit; hier die Köpfe durch eine fanatiſche Mönchsreligion verfinſtert, dort durch einen noch ſchlimmern Unglauben der Charakter verwildert; beide Extreme des Wahnſinns in fürchterlichem Bunde gepaart. Unter den Großen ſelbſt mordgewohnte Hände, truggewohnte Lippen, naturwidrige empörende Laſter, die bald genug alle Klaſſen des Volks mit ihrem Gifte durchdringen werden. Auf dem Throne ein Unmündiger, in macchiavelliſchen Künſten aufgeſäugt, heranwachſend unter bürgerlichen Stürmen, durch Fanatiker und Schmeichler erzogen, unterrichtet im Betruge, unbekannt mit dem Gehorſam eines glücklichen Volks, ungeübt im Verzeihen, nur durch das ſchreckliche Recht des Strafens ſeines Herrſcheramtes ſich bewußt, durch Krieg und Henker vertraut gemacht mit dem Blut ſeiner Unterthanen! Von den Drangſalen eines offenbaren Krieges ſtürzt der unglückvolle Staat in die ſchreckliche Schlinge einer verborgen lauernden Verſchwörung; von der Anarchie einer vormundſchaftlichen Regierung befreit ihn nur eine kurze fürchterliche Ruhe, während welcher der Meuchelmord ſeine Dolche ſchleift. Frankreichs traurigſter Zeitraum beginnt mit der Thronbeſteigung Karls IX., um über ein Menſchenalter lang zu dauern, und nicht eher als in der glorreichen Regierung Heinrichs von Navarra zu endigen.

Der Tod ihres Erſtgebornen und Karls IX. zartes Alter führten die Königin Mutter, Katharina von Medicis, auf den politiſchen Schauplatz, eine neue Staatskunſt und neue Scenen des Elends mit ihr. Dieſe Fürſtin, geizig nach Herrſchaft, zur Intrigue geboren, ausgelernt im Betrug, Meiſterin in allen Künſten der Verſtellung, hatte mit Ungeduld die Feſſeln ertragen, welche der Alles verdrängende Deſpotiſmus der Guiſen ihrer herrſchenden Leidenſchaft anlegte. Unterwürfig und einſchmeichelnd gegen ſie, ſo lange ſie des Beiſtands der Königin wider Montmorency und die Prinzen von Bourbon bedurften, vernachläßigten ſie dieſelbe, ſobald ſie ſich nur in ihrer uſurpirten Würde befeſtigt ſahen. Durch Fremdlinge ſich aus dem Vertrauen ihres Sohnes verdrängt und die wichtigſten Staatsgeſchäfte ohne ſie verhandelt zu ſehen, war eine zu empfindliche Kränkung ihrer Herrſchbegierde, um mit Gelaſſenheit ertragen zu werden. Wichtig zu ſeyn, war ihre herrſchende Neigung; ihre Glückſeligkeit, jeder Partei nothwendig ſich zu wiſſen. Nichts gab es, was ſie nicht dieſer Neigung aufopferte, aber alle ihre Thätigkeit war auf das Feld der Intrigue eingeſchränkt, wo ſie ihre Talente glänzend entwickeln konnte. Die Intrigue allein war ihr wichtig, gleichgültig die Menſchen. Als Regentin des Reichs und Mutter von drei Königen, mit der, mißlichen Pflicht beladen, die angefochtene Autorität ihres Hauſes gegen wüthende Parteien zu behaupten, hatte ſie dem Trotz der Großen nur Verſchlagenheit, der Gewalt nur Liſt entgegen zu ſetzen. In der Mitte zwiſchen den ſtreitenden Faktionen der Guiſen und der Prinzen von Bourbon beobachtete ſie lange Zeit eine unſichere Staatskunſt, unfähig nach einem feſten und unwiderruflichen Plane zu handeln. Heute, wenn der Verdruß über die Guiſen ihr Gemüth beherrſchte, der reformirten Partei hingegeben, erröthete ſie morgen nicht, wenn ihr Vortheil es heiſchte, ſich eben dieſen Guiſen, die ihrer Neigung zu ſchmeicheln gewußt hatten, zu einem Werkzeug dazu zu borgen. Dann ſtand ſie keinen Augenblick an, alle Geheimniſſe preiszugeben, die ein unvorſichtiges Vertrauen bei ihr niedergelegt hatte. Nur ein einziges Laſter beherrſchte ſie, aber welches die Mutter iſt von allen: zwiſchen Bös und Gut keinen Unterſchied zu kennen. Die Zeitumſtände ſpielten mit ihrer Moralität, und der Augenblick fand ſie gleich geneigt zur Unmenſchlichkeit und zur Milde, zur Demuth und zum Stolz, zur Wahrheit und zur Lüge. Unter der Herrſchaft ihres Eigennutzes ſtand jede andere Leidenſchaft, und ſelbſt die Rachſucht, wenn das Intereſſe es forderte, mußte ſchweigen. Ein fürchterlicher Charakter; nicht weniger empörend, als jene verrufenen Scheuſale der Geſchichte, welche ein plumper Pinſel in's Ungeheuer malt.

Aber indem ihr alle ſittlichen Tugenden fehlten, vereinigte ſie alle Talente ihres Standes, alle Tugenden der Verhältniſſe, alle Vorzüge des Geiſtes, welche ſich mit einem ſolchen Charakter vertragen; aber ſie entweihte alle, indem ſie ſie zu Werkzeugen dieſes Charakters erniedrigte. Majeſtät und königlicher Anſtand ſprach aus ihr; glänzend und geſchmackvoll war Alles, was ſie anordnete; hingeriſſen jeder Blick, der nur nicht in ihre Seele fiel, Alles was ſich ihr nahte, von der Anmuth ihres Umgangs, von dem geiſtreichen Inhalt ihres Geſprächs, von ihrer zuvorkommenden Güte bezaubert. Nie war der franzöſiſche Hof ſo glanzvoll geweſen, als ſeitdem Katharina Königin dieſes Hofes war. Alle verfeinerten Sitten Italiens verpflanzte ſie auf franzöſiſchen Boden, und ein fröhlicher Leichtſinn herrſchte an ihrem Hofe, ſelbſt unter den Schreckniſſen des Fanatiſmus und mitten im Jammer des bürgerlichen Kriegs. Jede Kunſt fand Aufmunterung bei ihr, jedes andere Verdienſt, als um die gute Sache, Bewunderung. Aber im Gefolge der Wohlthaten, die ſie ihrem neuen Vaterlande brachte, verbargen ſich gefährliche Gifte, welche die Sitten der Nation anſteckten und in den Köpfen einen unglücklichen Schwindel erregten. Die Jugend des Hofes, durch ſie von dem Zwange der alten Sitte befreit und zur Ungebundenheit eingeweiht, überließ ſich bald ohne Rückhalt ihrem Hange zum Vergnügen; mit dem Putze der Ahnen lernte man nur zu bald ihre Schamhaftigkeit und Tugend ablegen. Betrug und Falſchheit verdrängten aus dem geſellſchaftlichen Umgang die edle Wahrheit der Ritterzeiten, und das koſtbare Palladium des Staats, Treu und Glauben, verlor ſich, wie aus dem Innern der Familien, ſo aus dem öffentlichen Leben. Durch den Geſchmack an aſtrologiſchen Träumereien, welche ſie mit ſich aus ihrem Vaterlande brachte, führte ſie dem Aberglauben eine mächtige Verſtärkung zu; dieſe Thorheit des Hofes ſtieg ſchnell zu den unterſten Klaſſen herab, um zuletzt ein verderbliches Inſtrument in der Hand des Fanatiſmus zu werden. Aber das traurigſte Geſchenk, das ſie Frankreich machte, waren drei Könige, ihre Söhne, die ſie in ihrem Geiſte erzog, und mit ihren Grundſätzen auf den Thron ſetzte.

Die Geſetze der Natur und des Staats riefen die Königin Katharina, während der Minderjährigkeit ihres Sohnes, zur Regentſchaft, aber die Umſtände, unter welchen ſie davon Beſitz nehmen ſollte, ſchlugen ihrem Muth ſehr darnieder. Die Stände waren in Orleans verſammelt, der Geiſt der Unabhängigkeit erwacht, und zwei mächtige Parteien gegen einander zum Kampfe gerüſtet. Nach Herrſchaft ſtrebten die Häupter beider Faktionen; keine königliche Gewalt war da, um dazwiſchen zu treten und ihren Ehrgeiz zu beſchränken; und die Anordnung der vormundſchaftlichen Regierung, die jenen Mangel erſetzen ſollte, konnte nur das Werk ihrer beiderſeitigen Uebereinſtimmung werden. Der König war noch nicht todt, als ſich Katharina von beiden Theilen heftig angegangen, und zu den entgegengeſetzteſten Maßregeln aufgefordert ſah. Die Guiſen und ihr Anhang, pochend auf die Hülfe der Stände, deren größter Theil von ihnen gewonnen war, geſtützt auf den Beiſtand der ganzen katholiſchen Partei, lagen ihr dringend an, die Sentenz gegen den Prinzen von Condé vollſtrecken zu laſſen, und mit dieſem einzigen Streiche das Bourbon'ſche Haus zu zerſchmettern, deſſen furchtbares Aufſtreben ihr eigenes bedrohte. Auf der andern Seite beſtürmte ſie Anton von Navarra, die ihr zufallende Macht zur Rettung ſeines Bruders anzuwenden, und ſich dadurch der Unterwürfigkeit ſeiner ganzen Partei zu verſichern. Keinem von beiden Theilen fiel es ein, die Anſprüche der Königin auf die Regentſchaft anzufechten. Das nachtheilige Verhältniß, in welchem der Tod des Königs die Prinzen von Bourbon überraſchte, mochte ſie abſchrecken, für ſich ſelbſt, wie ſie ſonſt wohl gethan hätten, nach dieſem Ziele zu ſtreben; deßwegen verhielten ſie ſich lieber ſtumm, um nicht durch Zweifel, die ſie gegen die Rechte Katharinens erregt haben würden, dem Ehrgeiz der Guiſen eine Ermunterung zu geben. Auch die Guiſen wollten durch ihren Widerſpruch nicht gern Gefahr laufen, der Nation die nähern Rechte der Bourbons in Erinnerung zu bringen. Durch ſchweigende Anerkennung der Rechte Katharinens ſchloſſen beide Parteien einander gegenſeitig von der Competenz aus, und jede hoffte, unter dem Namen der Königin ihre ehrgeizigen Abſichten leichter erreichen zu können.

Katharina, durch die weiſen Rathſchläge des Kanzlers von Hopital geleitet, erwählte den ſtaatsklugen Ausweg, ſich keiner von den beiden Parteien zum Werkzeug gegen die andere herzugeben, und durch ein wohlgewähltes Mittel zwiſchen beiden den Meiſter über ſie zu ſpielen. Indem ſie den Prinzen von Condé der ungeſtümen Rachſucht ſeiner Gegner entriß, machte ſie dieſen wichtigen Dienſt bei dem König von Navarra geltend, und verſicherte die lothringiſchen Prinzen ihres mächtigſten Beiſtands, wenn ſich die Bourbons unter der neuen Regierung an die Mißhandlungen, welche ſie unter der vorigen erlitten, thätlich erinnern ſollten. Mit Hülfe dieſer Staatskunſt ſah ſie ſich, unmittelbar nach dem Abſterben des Monarchen, ohne Jemands Widerſpruch und ſelbſt ohne Zuthun der in Orleans verſammelten Stände, die unthätig dieſer wichtigen Begebenheit zuſahen, im Beſitz der Regentſchaft, und der erſte Gebrauch, den ſie davon machte, war, durch Emporhebung der Bourbons das Gleichgewicht zwiſchen beiden Parteien wieder herzuſtellen. Condé verließ unter ehrenvollen Bedingungen ſein Gefängniß, um auf den Gütern ſeines Bruders die Zeit ſeiner Rechtfertigung abzuwarten; dem König von Navarra wurde mit dem Poſten eines Generallieutenants des Königsreichs ein wichtiger Zweig der höchſten Gewalt übergeben. Die Guiſen retteten wenigſtens ihre künftigen Hoffnungen, indem ſie ſich bei Hofe behaupteten, und konnten der Königin wider den Ehrgeiz der Bourbons zu einer mächtigen Stütze dienen.

Ein Schein von Ruhe kehrte jetzt zwar zurück, aber viel fehlte noch, ein aufrichtiges Vertrauen zwiſchen ſo ſehr verwundeten Gemüthern zu begründen. Um dies zu bewerkſtelligen, warf man die Augen auf den Connetable von Montmorency, den der Despotismus der Guiſen unter der vorigen Regierung entfernt gehalten hatte, und die Thronveränderung jetzt auf ſeinen alten Schauplatz zurückführte. Voll redlichen Eifers für das Beſte des Vaterlandes, ſeinem König treu wie ſeinem Glauben, war Montmorency juſt der Mann, der zwiſchen die Regentin und ihren Miniſter in die Mitte treten, ihre Ausſöhnung verbürgen, und die Privatzwecke Beider dem Beſten des Staats unterwerfen konnte. Die Stadt Orleans, von Soldaten angefüllt, wodurch die Guiſen ihre Gegner geſchreckt und den Reichstag beherrſcht hatten, zeigte überall noch Spuren des Kriegs, als der Connetable davor anlangte, und ſogleich die Wache an den Thoren verabſchiedete. „Mein Herr und König,“ ſagte er, „wird fortan in voller Sicherheit und ohne Leibwache in ſeinem ganzen Königreich hin- und herwandeln.“ — „Fürchten Sie nichts, Sire!“ redete er den jungen Monarchen an, ein Knie vor ihm beugend und ſeine Hand küſſend, auf die er Thränen fallen ließ. »Laſſen Sie ſich von den gegenwärtigen Unruhen nicht in Schrecken ſetzen. Mein Leben geb' ich hin und alle Ihre guten Unterthanen mit mir, Ihnen die Krone zu erhalten.« — Auch hielt er in ſo fern unverzüglich Wort, daß er die künftige Reichsverwaltung auf einen geſetzmäßigen Fuß ſetzte, und die Grenzen der Gewalt zwiſchen der Königin Mutter und dem König von Navarra beſtimmen half. Der Reichstag von Orleans, in keiner andern Abſicht zuſammen berufen, als um die Prinzen von Bourbon in die Falle zu locken, und müßig, ſobald jene Abſicht vereitelt war, wurde jetzt nach dem theatraliſchen Gepränge einiger unnützen Berathſchlagungen aufgehoben, um ſich im Mai deſſelben Jahrs auf's Neue zu verſammeln. Gerechtfertigt und im vollen Glanze ſeines vorigen Anſehens erſchien der Prinz von Condé wieder am Hof, um über ſeine Feinde zu triumphiren. Seine Partei erhielt an dem Connetable eine mächtige Verſtärkung. Jede Gelegenheit wurde nunmehr hervorgeſucht, um die alten Miniſter zu kränken, und Alles ſchien ſich zu ihrem Untergang vereinigen zu wollen. Ja, wenig fehlte, daß die nun herrſchende Partei die Regentin nicht in die Nothwendigkeit geſetzt hätte, zwiſchen Vertreibung der Lothringer und dem Verluſt ihrer Regentſchaft zu wählen.

Die Staatsklugheit der Königin hielt in dieſem Sturme zwar die Guiſen noch aufrecht, weil für ſie ſelbſt, für die Monarchie, vielleicht auch für die Religion

Alles zu fürchten war, ſobald ſie jene durch die Bourbon'ſche Faktion unterdrücken ließ. Aber eine ſo ſchwache und wandelbare Stütze konnte die Guiſen nicht beruhigen, und noch weniger konnte die untergeordnete Rolle, mit welcher ſie vorlieb nehmen mußten, ihre Ehrſucht befriedigen. Auch hatten ſie es nicht an Thätigkeit fehlen laſſen, die Protektion der Königin ſich künftig entbehrlich zu machen, und der voreilige Triumph ihrer Gegner mußte ihnen ſelbſt dazu helfen, ihre Partei zu verſtärken. Der Haß ihrer Feinde, nicht zufrieden, ſie vom Ruder der Regierung verdrängt zu haben, ſtreckte nun auch die Hand nach ihren Reichthümern aus, und forderte Rechenſchaft von den Geſchenken und Gnadengeldern, welche die lothringiſchen Prinzen und ihre Anhänger unter den vorhergehenden Regierungen zu erpreſſen gewußt hatten. Durch dieſe Forderung war außer den Guiſen noch die Herzogin von Valentinois, der Marſchall von St. André, ein Günſtling Heinrichs II., und zum Unglück der Connetable ſelbſt angegriffen, welcher ſich die Freigebigkeit Heinrichs auf's Beſte zu Nutze gemacht hatte, und noch außerdem durch ſeinen Sohn mit dem Hauſe der Herzogin in Verwandtſchaft ſtand. Religionseifer war die einzige Schwäche und Habſucht das einzige Laſter, welches die Tugenden des Montmorency befleckte, und wodurch er den hinterliſtigen Intriguen der Guiſen eine Blöße gab. Die Guiſen, mit dem Marſchall und der Herzogin durch gemeinſchaftliches Intereſſe verknüpft, benutzten dieſen Umſtand, um den Connetable zu ihrer Partei zu ziehen, und es gelang ihnen nach Wunſch, indem ſie doppelte

Triebfedern des Geizes und des Religionseifers bei ihm in Bewegung ſetzten. Mit argliſtiger Kunſt ſchilderten ſie ihm den Angriff der Calviniſten auf ihre Beſitzungen als einen Schritt ab, der zum Untergang des katholiſchen Glaubens abziele, und der bethörte Greis ging um ſo leichter in dieſe Schlinge, jemehr ihm die Begünſtigungen ſchon mißfallen hatten, welche die Regentin ſeit einiger Zeit den Calviniſten öffentlich angedeihen ließ. Zu dieſem Betragen der Königin, welches ſo wenig mit ihrer übrigen Denkungsart übereinſtimmte, hatten die Guiſen ſelbſt durch ihr verdächtiges Einverſtändniß mit Philipp II., König von Spanien, die Veranlaſſung gegeben. Dieſer furchtbare Nachbar Frankreichs, deſſen unerſättliche Herrſchſucht und Vergrößerungsbegierde fremde Staaten mit lüſternem Auge verſchlang, indem er ſeine eigenen Beſitzungen nicht zu behaupten wußte, hatte auf die inneren Angelegenheiten dieſes Reichs ſchon längſt ſeine Blicke geheftet, mit Wohlgefallen den Stürmen zugeſehen, die es erſchütterten, und durch die erkauften Werkzeuge ſeiner Abſichten den Haß der Faktionen voll Argliſt unterhalten. Unter dem Titel eines Beſchützers deſpotiſirte er Frankreich. Ein ſpaniſcher Ambaſſadeur ſchrieb in den Mauern von Paris den Katholiken das Betragen vor, welches ſie in Abſicht ihrer Gegner zu beobachten hätten, verwarf oder billigte ihre Maßregeln, je nachdem ſie mit dem Vortheile ſeines Herrn übereinſtimmten, und ſpielte öffentlich und ohne Scheu den Miniſter. Die Prinzen von Lothringen hielten ſich auf's Engſte an denſelben angeſchloſſen, und keine wichtige Entſchließung wurde von ihnen gefaßt, an welcher der ſpaniſche Hof nicht Theil genommen hätte. Sobald die Verbindung der Guiſen und des Marſchalls von St. André mit Montmorency, welche unter dem Namen des Triumvirats bekannt iſt, zu Stande gekommen war, ſo erkannten ſie, wie man ihnen Schuld gibt, den König von Spanien als ihr Oberhaupt, der ſie im Nothfall mit einer Armee unterſtützen ſollte. So erhub ſich aus dem Zuſammenfluſſe zweier ſonſt ſtreitenden Faktionen eine neue furchtbare Macht in dem Königreich, die, von dem ganzen katholiſchen Theil der Nation unterſtützt, das Gleichgewicht in Gefahr ſetzte, welches zwiſchen beiden Religionsparteien hervor zu bringen, Katharina ſo bemüht geweſen war. Sie nahm daher auch jetzt zu ihrem gewöhnlichen Mittel, zu Unterhandlungen, ihre Zuflucht, um die getrennten Gemüther wenigſtens in der Abhängigkeit von ihr ſelbſt zu erhalten. Zu allen Streitigkeiten der Parteien mußte die Religion gewöhnlich den Namen geben, weil dieſe allein es war, was die Katholiken des Königreichs an die Guiſen, und die Reformirten an die Bourbons feſſelte. Die Ueberlegenheit, welche das Triumvirat zu erlangen ſchien, bedrohte den reformirten Theil mit einer neuen Unterdrückung, die Widerſetzlichkeit des letztern das ganze Königreich mit einem innerlichen Krieg, und einzelne kleine Gefechte zwiſchen beiden Religionsparteien, einzelne Empörungen in der Hauptſtadt, wie in mehrern Provinzen, waren ſchon Vorläufer deſſelben. Katharina that Alles, um die ausbrechende Flamme zu erſticken, und es gelang endlich ihren fortgeſetzten

Bemühungen, ein Edikt zu Stande zu bringen, welches die Reformirten zwar von der Furcht befreite, ihre Ueberzeugungen mit dem Tode zu büßen, aber ihnen nichts deſto weniger jede Ausübung ihres Gottesdienſtes und beſonders die Verſammlungen unterſagte, um welche ſie ſo dringend gebeten hatten. Dadurch ward freilich für die reformirte Partei nur ſehr wenig gewonnen, aber doch für's Erſte der gefährliche Ausbruch ihrer Verzweiflung gehemmt, und zwiſchen den Häuptern der Parteien am Hofe eine ſcheinbare Verſöhnung vorbereitet, welche freilich bewies, wie wenig das Schickſal ihrer Glaubensgenoſſen, welches ſie doch beſtändig im Munde führten, den Anführern der Hugenotten wirklich zu Herzen ging. Die meiſte Mühe koſtete die Ausgleichung, welche zwiſchen dem Prinzen von Condé und dem Herzog von Guiſe unternommen ward, und der König ſelbſt wurde angewieſen, ſich in's Mittel zu ſchlagen. Nachdem man zuvor über Worte, Geberden und Handlungen übereingekommen war, wurde die Komödie im Beiſeyn des Königs eröffnet. „Erzählt uns," ſagte dieſer zum Herzog von Guiſe, „wie es in Orleans eigentlich zugegangen iſt?" Und nun machte der Herzog von dem damaligen Verfahren gegen den Prinzen eine ſolche künſtliche Schilderung, welche ihn ſelbſt von jedem Antheil davon reinigte, und alle Schuld auf den verſtorbenen König wälzte. — „Wer es auch ſey, der mir dieſe Beſchimpfung zufügte," antwortete Condé, gegen den Herzog gewendet, „ſo erkläre ich ihn für einen Frevler und einen Niederträchtigen." — „Ich auch," erwiderte der Herzog; „aber mich trifft das nicht."

Die Regentſchaft der Königin Katharina war die Periode der Unterhandlungen. Was dieſe nicht ausrichteten, ſollte der Reichstag zu Pontoiſe und das Colloquium zu Poiſſy zu Stande bringen, beide in der Abſicht gehalten, um ſowohl die politiſchen Beſchwerden der Nation beizulegen, als eine wechſelſeitige Annäherung der Religionen zu verſuchen. Der Reichstag zu Pontoiſe war nur die Fortſetzung deſſen, der zu Orleans ohne Wirkung geweſen, und auf den Mai dieſes Jahrs 1561 ausgeſetzt worden war. Auch dieſer Reichstag iſt bloß durch einen heftigen Angriff der Stände auf die Geiſtlichkeit merkwürdig, welche ſich zu einem freiwilligen Geſchenke (Don gratuit) entſchloß, um nicht zwei Drittheile ihrer Güter zu verlieren.

Das gütliche Religionsgeſpräch, welches zu Poiſſy, einem kleinen Städtchen unweit St. Germain, zwiſchen den Lehrern der drei Kirchen gehalten wurde, erregte eben ſo vergebliche Erwartungen. In Frankreich ſowohl als in Deutſchland hatte man ſchon längſt, um die Spaltungen in der Kirche beizulegen, ein allgemeines Concilium gefordert, welches ſich mit Abſtellung der Mißbräuche, mit der Sittenverbeſſerung des Clerus und mit Feſtſetzung der beſtrittenen Dogmen beſchäftigen ſollte. Dieſe Kirchenverſammlung war auch wirklich im Jahr 1542 nach Trient zuſammen berufen und mehrere Jahre fortgeſetzt, aber, ohne die Hoffnung, welche man von ihr geſchöpft hatte, zu erfüllen, durch die Kriegsunruhen in Deutſchland im Jahr 1552 auseinander geſcheucht worden. Seit dieſer Zeit war kein Papſt mehr zu bewegen geweſen, ſie, dem allgemeinen

Wunſch gemäß, zu erneuern, bis endlich das Uebermaß des Elends, welches die fortdauernden Irrungen in der Religion auf die Völker Europens häuften, Frankreich beſonders vermochte, nachdrücklich darauf zu dringen, und Wiederherſtellung deſſelben dem Papſt Pius IV. durch Drohungen abzunöthigen. Die Zögerungen des Papſtes hatten indeſſen dem franzöſiſchen Miniſterium den Gedanken eingegeben, durch eine gütliche Beſprechung zwiſchen den Lehrern der drei Religionen über die beſtrittenen Punkte die Gemüther einander näher zu bringen, und in Widerlegung der ketzeriſchen Behauptungen die Kraft der Wahrheit zu zeigen. Eine Hauptabſicht dabei war, die große Verſchiedenheit bei dieſer Gelegenheit an den Tag zu bringen, welche zwiſchen dem Lutherthum und Calvinismus obwaltete, und dadurch den Anhängern des letztern den Schutz der deutſchen Lutheraner zu entreißen, durch den ſie ſo furchtbar waren. Dieſem Beweggrunde ſchreibt man es vorzüglich zu, daß ſich der Kardinal von Lothringen mit dem größten Nachdruck des Colloquiums annahm, bei welchem er zugleich durch ſeine theologiſche Wiſſenſchaft und ſeine Beredſamkeit ſchimmern wollte. Um den Triumph der wahren Kirche über die falſche deſto glänzender zu machen, ſollten die Sitzungen öffentlich vor ſich gehen. Die Regentin erſchien ſelbſt mit ihrem Sohne, mit den Prinzen des Geblüts, den Staatsminiſtern und allen großen Bedienten der Krone, um die Sitzung zu eröffnen. Fünf Kardinäle, vierzig Biſchöfe, mehrere Doktoren, unter welchen Claude D. Eſpenſa durch Gelehrſamkeit und Scharfſinn hervorragte, ſtellten ſich für die römiſche Kirche; zwölf auserleſene Theologen führten das Wort für die proteſtantiſche. Der ausgezeichnetſte unter dieſen war Theodor Beza, Prediger aus Genf, ein eben ſo feiner als feuriger Kopf, ein mächtiger Redner, furchtbarer Dialektiker und der geſchickteſte Kämpfer in dieſem Streite.

Aufgefordert, die Lehrſätze ſeiner Partei zuerſt vorzutragen, erhob ſich Beza in der Mitte des Saals, kniete hier nieder, und ſprach mit aufgehobenen Händen ein Gebet. Auf dieſes ließ er ſein Glaubensbekenntniß folgen, mit allen Gründen unterſtützt, welche die Kürze der Zeit ihm erlaubte, und endigte mit einem rührenden Blick auf die ſtrenge Begegnung, welche man ſeinen Glaubensbrüdern bis jetzt in dem Königreich widerfahren ließ. Schweigend hörte man ihm zu; nur als er auf die Gegenwart des Leibes Chriſti im Abendmahl zu reden kam, entſtand ein unwilliges Gemurmel in der Verſammlung. Nachdem Beza geendigt, fragte man bei einander erſt herum, ob man ihn einer Antwort würdigen ſollte, und es koſtete dem Kardinal von Lothringen nicht wenig Mühe, die Einwilligung der Biſchöfe dazu zu erlangen. Endlich trat er auf, und widerlegte in einer Rede voll Kunſt und Beredſamkeit die wichtigſten Lehrſätze ſeines Gegners, diejenigen beſonders, wodurch die Autorität der Kirche und die katholiſche Lehre vom Abendmahl angegriffen war. Man hatte es ſchon bereut, den jungen König zum Zeugen einer Unterredung gemacht zu haben, wobei die heiligſten Artikel der Kirche mit ſo viel Freiheit behandelt wurden. Sobald daher der Kardinal ſeinen

Vortrag geendigt hatte, ſtanden alle Biſchöfe auf, umringten den König, und riefen: „Sire, das iſt der wahre Glaube! das iſt die reine Lehre der Kirche! Dieſe ſind wir bereit, mit unſerm Blute zu verſiegeln.“

In den darauf folgenden Sitzungen, von denen man aber rathſam gefunden, den König wegzulaſſen, wurden die übrigen Streitpunkte der Reihe nach vorgenommen, und die Artikel vom Abendmahl beſonders in Erwägung gebracht, um dem genfiſchen Prediger ſeine eigentliche und poſitive Meinung davon zu entreißen. Da das Dogma der Lutheraner über dieſen Punkt ſich von dem der Reformirten bekanntlich noch weiter als von der Lehrmeinung der katholiſchen Kirche entfernt, ſo hoffte man, jene beiden Kirchen dadurch mit einander in Streit zu bringen. Aber nun wurde aus einem ernſthaften Geſpräche, welches Ueberzeugung zum Zweck haben ſollte, ein ſpitzfindiges Wortgefecht, wobei man ſich mehr der Schlingen und der Fechterkünſte als der Waffen der Vernunft bediente. Ein engerer Ausſchuß von fünf Doktoren auf jeder Seite, dem man zuletzt die Vollendung der ganzen Streitigkeit übergab, ließ ſie eben ſo unentſchieden, und jeder Theil erklärte ſich, als man auseinander ging, für den Sieger.

So erfüllte alſo auch dieſes Colloquium in Frankreich die Erwartung nicht beſſer als ein ähnliches in Deutſchland, und man kam wieder zu den alten politiſchen Intriguen zurück, welche ſich bisher immer am wirkſamſten bewieſen. Beſonders zeigte ſich der römiſche Hof durch ſeine Legaten ſehr geſchäftig, die Macht des Triumvirats zu erheben, als auf welchem das Heil der katholiſchen Kirche zu beruhen ſchien. Zu dieſem Ende ſuchte man den König von Navarra für daſſelbe zu gewinnen, und der reformirten Partei ungetreu zu machen; ein Entwurf, der auf den unſteten Charakter dieſes Prinzen ſehr gut berechnet war. Anton von Navarra, merkwürdiger durch ſeinen großen Sohn Heinrich IV. als durch eigene Thaten, verkündigte durch nichts als durch ſeine Galanterien und ſeine kriegeriſche Tapferkeit den Vater Heinrichs IV. Ungewiß, ohne Selbſtſtändigkeit, wie ſein kleiner Erbthron zwiſchen zwei furchtbaren Nachbarn erzitterte, ſchwankte ſeine verzagte Politik von einer Partei zur andern, ſein Glaube von einer Kirche zur andern, ſein Charakter zwiſchen Laſter und Tugend umher. Sein ganzes Leben lang das Spiel fremder Leidenſchaften, verfolgte er mit ſtets betrogener Hoffnung ein lügneriſches Phantom, welches ihm die Argliſt ſeiner Nebenbuhler vorzuhalten wußte. Spanien, durch päpſtliche Ränke unterſtützt, hatte dem Hauſe Navarra einen beträchtlichen Theil dieſes Königreichs entriſſen, und Philipp II., nicht dazu gemacht, eine Ungerechtigkeit, die ihm Nutzen brachte, wieder gut zu machen, fuhr fort, dieſen Raub ſeiner Ahnen dem rechtmäßigen Erben zurückzuhalten. Einem ſo mächtigen Feinde hatte Anton von Navarra nichts als die Waffen der Unmacht entgegen zu ſetzen. Bald ſchmeichelte er ſich, der Billigkeit und Großmuth ſeines Gegners durch Geſchmeidigkeit abzugewinnen, was er von der Furcht deſſelben zu ertrotzen aufgab; bald, wenn dieſe Hoffnung ihn betrog, nahm er zu

Frankreich ſeine Zuflucht, und hoffte, mit Hülfe dieſer Macht in den Beſitz ſeines Eigenthums wieder eingeſetzt zu werden. Von beiden Erwartungen getäuſcht, widmete er ſich im Unmuth ſeines Herzens der proteſtantiſchen Sache, die er kein Bedenken trug zu verlaſſen, ſobald nur ein Strahl von Hoffnung ihm leuchtete, daß derſelbe Zweck durch ihre Gegner zu erreichen ſey. Sklave ſeiner eigennützigen furchtſamen Staatskunſt, in ſeinen Entſchlüſſen, wie in ſeinen Hoffnungen wandelbar, gehörte er nie ganz der Partei, deren Namen er führte, und erkaufte ſich, mit ſeinem Blute ſelbſt, den Dank keiner einzigen, weil er es für beide verſpritzte.

Auf dieſen Fürſten richteten jetzt die Guiſen ihr Augenmerk, um durch ſeinen Beitritt die Macht des Triumvirats zu verſtärken; aber das Verſprechen einer Zurückgabe von Navarra war bereits zu verbraucht, um bei dem oft getäuſchten Fürſten noch einigen Eindruck machen zu können. Sie nahmen deßfalls ihre Zuflucht zu einer neuen Erfindung, welche, obgleich nicht weniger grundlos, als die vorigen, die Abſicht ihrer Urheber auf's Vollkommenſte erfüllte. Nachdem es ihnen fehlgeſchlagen war, den mißtrauiſchen Prinzen durch das Anerbieten einer Vermählung mit der verwittweten Königin Maria Stuart und der daran haftenden Ausſicht auf die Königreiche Schottland und England zu blenden, mußte ihm Philipp II. von Spanien zum Erſatz für das entriſſene Navarra die Inſel Sardinien anbieten. Zugleich unterließ man nicht, um ſein Verlangen darnach zu reizen, die prächtigſten

Schilderungen von den Vorzügen dieſes Königreichs auszubreiten. Man zeigte ihm die nicht ſehr entfernten Ausſichten auf den franzöſiſchen Thron, wenn der regierende Stamm in den ſchwächlichen Söhnen Heinrichs II. erlöſchen ſollte; eine Ausſicht, die er ſich durch ſein längeres Beharren auf proteſtantiſcher Seite unausbleiblich verſchließen würde. Endlich reizte man ſeine Eitelkeit durch die Betrachtung, daß er durch Aufopferung ſo großer Vortheile nicht einmal gewinne, die erſte Rolle bei einer Partei zu ſpielen, die der Geiſt des Prinzen von Condé unumſchränkt leite. So nachdrücklichen Vorſtellungen konnte das ſchwache Gemüth des Königs von Navarra nicht lange widerſtehen. Um bei der reformirten Partei nicht der Zweite zu ſeyn, überließ er ſich unbedingt der katholiſchen, um dort noch viel weniger zu bedeuten; und um an dem Prinzen von Condé keinen Nebenbuhler zu haben, gab er ſich an dem Herzog von Guiſe einen Herrn und Gebieter. Die Pomeranzenwälder von Sardinien, in deren Schatten er ſich ſchon im Voraus ein paradieſiſches Leben träumte, umgaukelten ſeine Einbildungskraft, und blind warf er ſich in die ihm gelegte Schlinge. Die Königin Katharina ſelbſt wurde von ihm verlaſſen, um ſich ganz dem Triumvirat hinzugeben, und die reformirte Partei ſah einen Freund, der ihr nicht viel genutzt hatte, in einen offenbaren Feind verwandelt, der ihr noch weniger ſchadete.

Zwiſchen den Anführern beider Religionsparteien hatten die Bemühungen der Königin Katharina einen Schein des Friedens bewirkt, aber nicht eben ſo bei den Parteien, welche fortfuhren, einander mit dem grimmigſten Haſſe zu verfolgen. Jede unterdrückte oder neckte, wo ſie die mächtigere war, die andere, und die beiderſeitigen Oberhäupter ſahen, ohne ſich ſelbſt einzumiſchen, dieſem Schauſpiele zu, zufrieden, wenn nur der Eifer nicht verglimmte, und der Parteigeiſt dadurch in der Uebung blieb. Obgleich das letztere Edikt der Königin Katharina den Reformirten alle öffentlichen Verſammlungen unterſagte, ſo kehrte man ſich dennoch nirgends daran, wo man ſich ſtark genug fühlte, ihm zu trotzen. In Paris ſowohl als in den Provinzſtädten wurden, dieſes Edikts ungeachtet, öffentlich Predigten gehalten, und die Verſuche, ſie zu ſtören, lieſen nicht immer glücklich ab. Die Königin bemerkte dieſen Zuſtand der Anarchie mit Furcht, indem ſie vorausſah, daß durch dieſen Krieg im Kleinen nur die Schwerter zu einem größern geſchliffen würden. Es war daher dem ſtaatsklugen und duldſamen Kanzler von Hopital, ihrem vornehmſten Rathgeber, nicht ſchwer, ſie zu Aufhebung eines Edikts geneigt zu machen, welches, da es nicht konnte behauptet werden, nur das Anſehn der geſetzgebenden Macht entkräftete, die reformirte Partei mit Ungehorſam und Widerſetzlichkeit vertraut machte, und durch die Beſtrebungen der katholiſchen, es geltend zu machen, einen unglücklichen Verfolgungsgeiſt zwiſchen beiden Theilen unterhielt. Auf Veranlaſſung dieſes weiſen Patrioten ließ die Regentin einen Ausſchuß von allen Parlamenten ſich in St. Germain verſammeln, welcher berathſchlagen ſollte: „was in Abſicht der Reformirte [illegible] ihrer Verſammlungen (den innern Werth oder Unwerth ihrer Religion durchaus bei Seite gelegt) zum Beſten des Staats zu verfügen ſey?" — Die Antwort war in der Frage ſchon enthalten, und ein den Reformirten ſehr günſtiges Edikt die Folge dieſer Berathſchlagung. In demſelben geſtattete man ihnen förmlich, ſich, wiewohl außerhalb der Mauern und unbewaffnet, zu gottesdienſtlichen Handlungen zu verſammeln, und legte allen Obrigkeiten auf, dieſe Zuſammenkünfte in ihren Schutz zu nehmen. Dagegen ſollten ſie gehalten ſeyn, den Katholiſchen alle denſelben entzogenen Kirchen und Kirchengeräthe zurückzuſtellen, der katholiſchen Geiſtlichkeit, gleich den Katholiken ſelbſt, die Gebühren zu entrichten, übrigens die Feſt- und Feiertage, und die Verwandtſchaftsgrade bei ihren Heirathen nach den Vorſchriften der herrſchenden Kirche zu beobachten. Nicht ohne großen Widerſpruch des Pariſer Parlaments wurde dieſes Edikt, vom Jänner 1562, wo es bekannt gemacht wurde, das Edikt des Jänners genannt, regiſtrirt, und von den ſtrengen Katholiken und der ſpaniſchen Partei mit eben ſo viel Unwillen als von den Reformirten mit triumphirender Freude aufgenommen. Der ſchlimme Wille ihrer Feinde ſchien durch daſſelbe entwaffnet, und für's Erſte zu einer geſetzmäßigen Exiſtenz in dem Königreich ein wichtiger Schritt gethan. Auch die Regentin ſchmeichelte ſich, durch dieſes Edikt zwiſchen beiden Kirchen eine unüberſchreitbare Grenze gezogen, dem Ehrgeiz der Großen heilſame Feſſeln angelegt, und den Zunder des Bürgerkriegs auf lange erſtickt zu haben. Doch war es eben dieſes Edikt des Friedens, welches durch die

Verletzung, die es erlitt, die Reformirten zu den gewaltſamen Entſchließungen brachte, und den Krieg herbeiführte, welchen zu verhüten es gegeben war.

Dieſes Edikt vom Jänner 1562 alſo, weit entfernt, die Abſichten ſeiner Urheberin zu erfüllen, und beide Religionsparteien in den Schranken der Ordnung zu halten, ermunterte die Feinde der Letztern nur, deſto verdecktere und ſchlimmere Plane zu entwerfen. Die Begünſtigungen, welche dieſes Edikt den Reformirten ertheilt hatte, und der bedeutende Vorzug, den ihre Anführer, Condé und die Chatillons, bei der Königin genoſſen, verwundete tief den bigotten Geiſt und die Ehrſucht des alten Montmorency, der beiden Guiſen und der mit ihnen verbundenen Spanier. Schweigend zwar, aber nicht müßig, beobachteten ſich die Anführer wechſelsweiſe unter einander, und ſchienen nur den Moment zu erwarten, der dem Ausbruch ihrer verhaltenen Leidenſchaften günſtig war. Jeder Theil, feſt entſchloſſen, Feindſeligkeit mit Feindſeligkeit zu erwidern, vermied ſorgfältig, ſie zu eröffnen, um in den Augen der Welt nicht als der Schuldige zu erſcheinen. Ein Zufall leiſtete endlich, was Beide in gleichem Grade wünſchten und fürchteten.

Der Herzog von Guiſe und der Kardinal von Lothringen hatten ſeit einiger Zeit den Hof der Regentin verlaſſen, und ſich nach den deutſchen Grenzen gezogen, wo ſie den gefürchteten Eintritt der deutſchen Proteſtanten in das Königreich deſto leichter verhindern konnten. Bald aber fing die katholiſche Partei an, ihre Anführer zu vermiſſen, und der zunehmende Credit der Reformirten bei der Königin machte den Wunſch nach ihrer Wiederkunft dringend. Der Herzog trat alſo den Weg nach Paris an, begleitet von einem ſtarken Gefolge, welches ſich, ſo wie er fortſchritt, vergröſſerte. Der Weg führte ihn durch Baſſy, an der Grenze von Champagne, wo zufälliger Weiſe die reformirte Gemeine bei einer öffentlichen Predigt verſammelt war. Das Gefolge des Herzogs, trotzig wie ſein Gebieter, gerieth mit dieſer ſchwärmeriſchen Menge in Streit, welcher ſich bald in Gewaltthätigkeiten endigte; im unordentlichen Gewühl dieſes Kampfes wurde der Herzog ſelbſt, der herbei geeilt war, Frieden zu ſtiften, mit einem Steinwurf im Geſichte verwundet. Der Anblick ſeiner blutigen Wange ſetzte ſeine Begleiter in Wuth, die jetzt gleich raſenden Thieren über die Wehrloſen herſtürzen, ohne Anſehen des Geſchlechts noch Alters, was ihnen vorkommt, erwürgen, und an den gottesdienſtlichen Geräthſchaften, die ſie finden, die größten Entweihungen begehen. Das ganze reformirte Frankreich gerieth über dieſe Gewaltthätigkeit in Bewegung, und an dem Thron der Regentin wurden durch den Mund des Prinzen von Condé und einer eigenen Deputation die heftigſten Klagen dagegen erhoben. Katharina that Alles, um den Frieden zu erhalten, und weil ſie überzeugt war, daß es nur auf die Häupter ankäme, um die Parteien zu beruhigen, ſo rief ſie den Herzog von Guiſe dringend an den Hof, der ſich damals zu Monceaux aufhielt, wo ſie die Sache zwiſchen ihm und dem Prinzen von Condé zu vermitteln hoffte.

Aber ihre Bemühungen waren vergebens. Der Herzog wagte es, ihr ungehorſam zu ſeyn, und ſeine Reiſe nach Paris fortzuſetzen, wo er, von einem zahlreichen Anhang begleitet und von einer ihm ganz ergebenen Menge tumultuariſch empfangen, einen triumphirenden Einzug hielt. Umſonſt ſuchte Condé, der ſich kurz zuvor nach Paris geworfen, das Volk auf ſeine Seite zu neigen. Die fanatiſchen Pariſer ſahen in ihm nichts als den Hugenotten, den ſie verabſcheuten, und in dem Herzog nur den heldenmüthigen Verfechter ihrer Kirche. Der Prinz mußte ſich zurückziehen und den Schauplatz dem Ueberwinder einräumen. Nunmehr galt es, welcher von beiden Theilen es dem andern an Geſchwindigkeit, an Macht, an Kühnheit zuvorthäte. Indeß der Prinz in aller Eile zu Meaux, wohin er entwichen war, Truppen zuſammenzog und mit den Chatillons ſich vereinigte, um den Triumvirn die Spitze zu bieten, waren dieſe ſchon mit einer ſtarken Reiterei nach Fontainebleau aufgebrochen, um durch Beſitznehmung der Perſon des jungen Königs ihre Gegner in die Nothwendigkeit zu ſetzen, als Rebellen gegen ihren Monarchen zu erſcheinen.

Schrecken und Verwirrung hatten ſich gleich auf die erſte Nachricht von dem Einzug des Herzogs in Paris der Regentin bemächtigt; in ſeiner ſteigenden Gewalt ſah ſie den Umſturz der ihrigen voraus. Das Gleichgewicht der Faktionen, wodurch allein ſie bisher geherrſcht hatte, war zerſtört, und nur ihr offenbarer Beitritt konnte die reformirte Partei in den Stand ſetzen, es wider herzuſtellen. Die Furcht, unter die

Tyrannei der Guiſen und ihres Anhangs zu gerathen, Furcht für das Leben des Königs, für ihr eigenes Leben, ſiegte über jede Bedenklichkeit. Jetzt unbeſorgt vor dem ſonſt ſo gefürchteten Ehrgeiz der proteſtantiſchen Häupter, ſuchte ſie ſich nur vor dem Ehrgeiz der Guiſen in Sicherheit zu ſetzen. Die Macht der Proteſtanten, welche allein ihr dieſe Sicherheit verſchaffen konnte, bot ſich ihrer erſten Beſtürzung dar; vor der drohenden Gefahr mußte jetzt jede andere Rückſicht ſchweigen. Bereitwillig nahm ſie den Beiſtand an, der ihr von dieſer Partei angeboten wurde, und der Prinz von Condé ward, welche Folgen auch dieſer Schritt haben mochte, auf's Dringendſte aufgefordert, Sohn und Mutter zu vertheidigen. Zugleich flüchtete ſie ſich, um von ihren Gegnern nicht überfallen zu werden, mit dem Könige nach Melün und von da nach Fontainebleau; welche Vorſicht aber die Schnelligkeit der Triumvirn vereitelte.

Sogleich bemächtigten ſich dieſe des Königs, und der Mutter wird freigeſtellt, ihn zu begleiten, oder ſich nach Belieben einen andern Aufenthalt zu wählen. Ehe ſie Zeit hat, einen Entſchluß zu faſſen, ſetzt man ſich in Marſch, und unwillkührlich wird ſie mit fortgeriſſen. Schreckniſſe zeigen ſich ihr, wohin ſie blickt, überall gleiche Gefahr, auf welche Seite ſie ſich neige. Sie erwählt endlich die gewiſſe, um ſich nicht in den größern Bedrängniſſen einer ungewiſſen zu verſtricken, und iſt entſchloſſen, ſich an das Glück der Guiſen anzuſchließen. Man führt den König im Triumphe nach Paris, wo ſeine Gegenwart dem fanatiſchen Eifer der

Katholiken die Loſung gibt, ſich gegen die Reformirten Alles zu erlauben. Alle ihre Verſammlungsplätze werden von dem wüthenden Pöbel geſtürmt, die Thüren eingeſprengt, Kanzeln und Kirchenſtühle zerbrochen und in Aſche gelegt; der Kronfeldherr von Frankreich, der ehrwürdige Greis Montmorency, war es, der dieſe Heldenthat vollführte. Aber dieſe lächerliche Schlacht war das Vorſpiel eines deſto ernſthafteren Krieges.

Nur um wenige Stunden hatte der Prinz von Condé den König in Fontainebleau verfehlt. Mit einem zahlreichen Gefolge war er, dem Wunſch der Regentin gemäß, ſogleich aufgebrochen, ſie und ihren Sohn unter ſeine Obhut zu nehmen, aber er langte nur an, um zu erfahren, daß die Gegenpartei ihm zuvorgekommen, und der große Augenblick verloren ſey. Dieſer erſte Fehlſtreich ſchlug jedoch ſeinen Muth nicht nieder. „Da wir einmal ſo weit ſind,“ ſagte er zu dem Admiral Coligny, „ſo müſſen wir durchwaten, oder wir ſinken unter.“ Er flog mit ſeinen Truppen nach Orleans, wo er eben noch recht kam, dem Obriſten von Andelot, der hier mit großem Nachtheil gegen die Katholiſchen focht, den Sieg zu verſchaffen. Aus dieſer Stadt beſchloß er ſeinen Waffenplatz zu machen, ſeine Partei in derſelben zu verſammeln, und ſeiner Familie, ſo wie ihm ſelbſt nach einem Unglücksfall eine Zuflucht darin offen zu halten.

Von beiden Seiten fing nun der Krieg mit Manifeſten und Gegenmanifeſten an, worin alle Bitterkeit des Parteihaſſes ausgegoſſen war, und nichts als die Aufrichtigkeit vermißt wurde. Der Prinz von Condé forderte in den ſeinigen alle redlich denkenden Franzoſen auf, ihren König und ihres Königs Mutter aus der Gefangenſchaft befreien zu helfen, in welcher ſie von den Guiſen und deren Anhang gehalten würden. Durch eben dieſen Beſitz von des Königs Perſon ſuchten Letztere die Gerechtigkeit ihrer Sache zu beweiſen, und alle getreue Unterthanen zu bewegen, ſich unter die Fahnen ihres Königs zu verſammeln. Er ſelbſt, der minderjährige Monarch, mußte in ſeinem Staatsrath erklären, daß er frei ſey, ſo wie auch ſeine Mutter, und das Edikt des Jänners beſtätigen. Dieſelbe Verſtellung wurde von beiden Seiten auch gegen auswärtige Mächte gebraucht. Um die deutſchen Proteſtanten einzuſchläfern, erklärten die Guiſen, daß die Religion nicht im Spiele ſey, und der Krieg bloß den Aufrührern gelte. Der nämliche Kunſtgriff ward auch von dem Prinzen von Condé angewendet, um die auswärtigen katholiſchen Mächte von dem Intereſſe ſeiner Feinde abzuziehen. In dieſem Wettſtreite des Betruges verläugnete Katharina ihren Charakter und ihre Staatskunſt nicht, und von den Umſtänden gezwungen, eine doppelte Perſon zu ſpielen, verſtand ſie es meiſterlich, die widerſprechendſten Rollen in ſich zu vereinigen. Sie läugnete öffentlich die Bewilligungen, welche ſie dem Prinzen von Condé ertheilt hatte, und empfahl ihm ernſtlich den Frieden, während daß ſie im Stillen, wie man ſagt, ſeine Werbungen begünſtigte, und ihn zu lebhafter Führung des Kriegs ermunterte. Wenn die Ordres des Herzogs von Guiſe an die Befehlshaber der Provinzen, Alles, was reformirt ſey, zu erwürgen befahlen, ſo enthielten die Briefe der Regentin ganz entgegengeſetzte Befehle zur Schonung.

Bei dieſen Maßregeln der Politik verlor man die Hauptſache, den Krieg ſelbſt, nicht aus den Augen, und dieſe ſcheinbaren Bemühungen zu Erhaltung des Friedens verſchafften dem Prinzen von Condé nur deſto mehr Zeit, ſich in wehrhaften Stand zu ſetzen. Alle reformirten Kirchen wurden von ihm aufgefordert, zu einem Kriege, der ſie ſo nahe betraf, die nöthigen Koſten herzuſchießen, und der Religionseifer dieſer Partei öffnete ihm ihre Schätze. Die Werbungen wurden auf's Fleißigſte betrieben, ein tapferer getreuer Adel bewaffnete ſich für den Prinzen, und eine ſolenne ausführliche Akte ward aufgeſetzt, die ganze zerſtreute Partei in Eins zu verbinden, und den Zweck dieſer Conföderation zu beſtimmen. Man erklärte in derſelben, daß man die Waffen ergriffen habe, um die Geſetze des Reichs, das Anſehn und ſelbſt die Perſon des Königs gegen die gewaltthätigen Anſchläge gewiſſer ehrſüchtiger Köpfe in Schutz zu nehmen, die den ganzen Staat in Verwirrung ſtürzten. Man verpflichtete ſich durch ein heiliges Gelübde, allen Gottesläſterungen, allen Entweihungen der Religion, allen abergläubiſchen Meinungen und Gebräuchen, allen Ausſchweifungen u. dgl. nach Vermögen ſich zu widerſetzen, welches eben ſo viel war, als der katholiſchen Kirche förmlich den Krieg ankündigen. Endlich und ſchließlich erkannte man den Prinzen von Condé als das Haupt der ganzen Verbindung, und verſprach ihm Gut und Blut und den ſtrengſten Gehorſam. Die Rebellion bekam von jetzt an eine mehr regelmäßige Geſtalt, die einzelnen Unternehmungen mehr Beziehung auf's Ganze, mehr Zuſammenhang; jetzt erſt wurde die Partei zu einem organiſchen Körper, den ein denkender Geiſt beſeelte. Zwar hatten ſich Katholiſche und Reformirte ſchon lange vorher in einzelnen und kleinen Kämpfen gegen einander verſucht; einzelne Edelleute hatten in verſchiedenen Provinzen zu den Waffen gegriffen, Soldaten geworben, Städte durch Ueberfall gewonnen, das platte Land verheert, kleine Schlachten geliefert; aber dieſe einzelnen Operationen, ſo viel Drangſale ſie auch auf die Gegenden häuften, die der Schauplatz derſelben waren, blieben für das Ganze ohne Folgen, weil es ſowohl an einem bedeutenden Platz als an einer Hauptarmee fehlte, die nach einer Niederlage den flüchtigen Truppen eine Zuflucht gewähren konnte.

Im ganzen Königreiche waffnete man ſich jetzt, hier zum Angriffe und dort zur Gegenwehr; beſonders erklärten ſich die vornehmſten Städte der Normandie, und Rouen zuerſt, zu Gunſten der Reformirten. Ein ſchrecklicher Geiſt der Zwietracht, der auch die heiligſten Bande der Natur und der politiſchen Geſellſchaft auflöste, durchlief die Provinzen. Raub, Mord und mörderiſche Gefechte bezeichneten jeden Tag; der grauſenvolle Anblick rauchender Städte verkündigte das allgemeine Elend. Brüder trennten ſich von Brüdern, Väter von ihren Söhnen, Freunde von Freunden, um ſich zu verſchiedenen Führern zu ſchlagen, und im blutigen Gemenge der Bürgerſchaft ſich ſchrecklich wieder zu finden. Unterdeſſen zog ſich eine regelmäßige Armee unter den Augen des Prinzen von Condé in Orleans, eine andere in Paris unter Anführung des Connetable von Montmorency und der Guiſen, zuſammen, beide gleich ungeduldig, das große Schickſal der Religion und des Vaterlandes zu entſcheiden.

Ehe es dazu kam, verſuchte Katharina, gleich verlegen über jeden möglichen Ausſchlag des Krieges, der ihr, welchen von beiden Theilen er auch begünſtige, einen Herrn zu geben drohte, noch einmal den Weg zur Vermittlung. Auf ihre Veranſtaltung unterhandelten die Anführer zu Toury in Perſon, und als dadurch nichts ausgerichtet ward, wurde zu Talſy zwiſchen Chateaudun und Orleans eine neue Conferenz angefangen. Der Prinz von Condé drang auf Entfernung des Herzogs von Guiſe, des Marſchalls von Saint-André und des Connetable, und die Königin hatte auch wirklich ſo viel von dieſen erhalten, daß ſie ſich während der Conferenz auf einige Meilen von dem königlichen Lager entfernten. Nachdem auf dieſe Art der hauptſächlichſte Grund des Mißtrauens aus dem Wege geräumt war, wußte dieſe verſchlagene Fürſtin, der es eigentlich nur darum zu thun war, ſich der Tyrannei ſowohl des einen als des andern Theils zu entledigen, den Prinzen von Condé, durch den Biſchof von Valence, ihren Unterhändler, mit argliſtiger Kunſt dahin zu vermögen, daß er ſich erbot, mit ſeinem ganzen Anhange das Königreich zu verlaſſen, wenn nur ſeine Gegner das Nämliche thäten. Sie nahm ihn ſogleich beim Worte, und war im Begriff, über ſeine Unbeſonnenheit zu triumphiren, als die allgemeine

Unzufriedenheit der proteſtantiſchen Armee und eine reifere Erwägung des übereilten Schrittes den Prinzen beſtimmte, die Conferenz ſchleunig abzubrechen und der Königin Betrug mit Betrug zu bezahlen. So mißlang auch der letzte Verſuch zu einer gütlichen Beilegung, und der Ausſchlag beruhte nun auf den Waffen.

Die Geſchichtſchreiber ſind unerſchöpflich in Beſchreibung der Grauſamkeiten, welche dieſen Krieg bezeichneten. Ein einziger Blick in das Menſchenherz und in die Geſchichte wird hinreichen, uns alle dieſe Unthaten begreiflich zu machen. Die Bemerkung iſt nichts weniger als neu, daß keine Kriege zugleich ſo ehrlos und ſo unmenſchlich geführt werden, als die, welche Religionsfanatismus und Parteihaß im Innern eines Staats entzünden. Antriebe, welche in Ertödtung Alles deſſen, was den Menſchen ſonſt das Heiligſte iſt, bereits ihre Kraft bewieſen, welche das ehrwürdige Verhältniß zwiſchen dem Souverain und dem Unterthan und den noch ſtärkern Trieb der Natur übermeiſterten, finden an den Pflichten der Menſchlichkeit keinen Zügel mehr; und die Gewalt ſelbſt, welche Menſchen anwenden müſſen, um jene ſtarken Bande zu ſprengen, reißt ſie blindlings und unaufhaltſam zu jedem Aeußerſten fort. Die Gefühle für Gerechtigkeit, Anſtändigkeit und Treue, welche ſich auf anerkannte Gleichheit der Rechte gründen, verlieren in Bürgerkriegen ihre Kraft, wo jeder Theil in dem andern einen Verbrecher ſieht, und ſich ſelbſt das Strafamt über ihn zueignet. Wenn ein Staat mit dem andern kriegt, und nur der Wille des Souverains ſeine Völker bewaffnet, nur der Antrieb zur Ehre ſie zur Tapferkeit ſpornt, ſo bleibt ſie ihnen auch heilig gegen den Feind, und eine edelmüthige Tapferkeit weiß ſelbſt ihre Opfer zu ſchonen. Hier iſt der Gegenſtand der Begierden des Kriegers etwas ganz Verſchiedenes von dem Gegenſtande ſeiner Tapferkeit, und es iſt fremde Leidenſchaft, die durch ſeinen Arm ſtreitet. In Bürgerkriegen ſtreitet die Leidenſchaft des Volks, und der Feind iſt der Gegenſtand derſelben. Jeder einzelne Mann iſt hier *Beleidiger*, weil jeder Einzelne *aus freier Wahl* die Partei ergriff, für die er ſtreitet. Jeder einzelne Mann iſt hier *Beleidigter*, weil man verachtet, was er ſchätzt, weil man anfeindet, was er liebt, weil man verdammt, was er erwählte. Hier, wo Leidenſchaft und Noth dem friedlichen Ackermann, dem Handwerker, dem Künſtler das ungewohnte Schwert in die Hände zwingen, kann nur Erbitterung und Wuth den Mangel an Kriegskunſt, nur Verzweiflung den Mangel wahrer Tapferkeit erſetzen. Hier, wo man Herd, Heimat, Familie, Eigenthum verließ, wirft man mit ſchadenfrohem Wohlgefallen den Feuerbrand in Fremdes, und achtet nicht auf fremden Lippen die Stimme der Natur, die zu Hauſe vergeblich erſchallte. Hier endlich, wo die Quellen ſelbſt ſich trüben, aus denen dem gemeinen Volk alle Sittlichkeit fließt, wo das Ehrwürdige geſchändet, das Heilige entweiht, das Unwandelbare aus ſeinen Fugen gerückt iſt, wo die Lebensorgane der allgemeinen Ordnung erkranken, ſteckt das verderbliche Beiſpiel des Ganzen jeden einzelnen Buſen an, und in jedem Gehirne tobt der Sturm, der Grundfeſten des Staats erſchüttert. Dreimal ſchreckliches Loos, wo ſich religiöſe Schwärmerei mit Parteihaß gattet, und die Fackel des Bürgerkrieges ſich an der unreinen Flamme des prieſterlichen Eifers entzündet!

Und dies war der Charakter dieſes Krieges, der jetzt Frankreich verwüſtete. Aus dem Schooße der reformirten Religion ging der finſtere grauſame Geiſt hervor, der ihm dieſe unglückliche Richtung gab, der alle dieſe Unthaten erzeugte. Im Lager dieſer Partei erblickte man nichts Lachendes, nichts Erfreuliches; alle Spiele, alle geſelligen Lieder hatte der finſtere Eifer verbannt. Pſalmen und Gebete ertönten an deren Stelle, und die Prediger waren ohne Aufhören beſchäftigt, dem Soldaten die Pflichten gegen ſeine Religion einzuſchärfen, und ſeinen fanatiſchen Eifer zu ſchüren. Eine Religion, welche der Sinnlichkeit ſolche Martern auflegte, konnte die Gemüther nicht zur Menſchlichkeit einladen; der Charakter der ganzen Partei mußte mit dieſem düſtern und knechtiſchen Glauben verwildern. Jede Spur des Papſtthums ſetzte den Schwärmergeiſt des Calviniſten in Wuth; Altäre und Menſchen wurden ohne Unterſchied ſeinem unduldſamen Stolz aufgeopfert. Wohin ihn der Fanatismus allein nicht gebracht hatte, dazu zwangen ihn Mangel und Noth. Der Prinz von Condé ſelbſt gab das Beiſpiel einer Plünderung, welches bald durch das ganze Königreich nachgeahmt wurde. Von den Hülfsmitteln verlaſſen, womit er die Unkoſten des Kriegs bisher beſtritten hatte, legte er ſeine Hand an die katholiſchen Kirchengeräthe, deren er habhaft werden konnte, und ließ die heiligen Gefäße und Zierrathen einſchmelzen. Der Reichthum der Kirchen war eine zu große Lockung für die Habſucht der Proteſtanten, und die Entweihung der Heiligthümer für die Rachbegierde ein viel zu ſüßer Genuß, um der Verſuchung zu widerſtehen. Alle Kirchen, deren ſie ſich bemeiſtern konnten, die Klöſter beſonders, mußten den doppelten Ausbruch ihres Geizes und ihres frommen Eifers erfahren. Mit dem Raub allein nicht zufrieden, entweihten ſie die Heiligthümer ihrer Feinde durch den bitterſten Spott, und befliſſen ſich mit abſichtlicher Grauſamkeit, die Gegenſtände ihrer Anbetung durch einen barbariſchen Muthwillen zu entehren. Sie riſſen die Kirchen ein, ſchleiſten die Altäre, verſtümmelten die Bilder der Heiligen, traten die Reliquien mit Füßen, oder ſchändeten ſie durch den niedrigſten Gebrauch, durchwühlten ſogar die Gräber, und ließen die Gebeine der Todten den Glauben der Lebenden entgelten. Kein Wunder, daß ſo empfindliche Kränkungen zur ſchrecklichſten Wiedervergeltung reizten, daß alle katholiſchen Kanzeln von Verwünſchungen gegen die ruchloſen Schänder des Glaubens ertönten, daß der ergriffene Hugenotte bei dem Papiſten keine Barmherzigkeit fand, daß Greuelthaten gegen die vermeintliche Gottheit durch Greuelthaten gegen Natur und Menſchheit geahndet wurden!

Von den Anführern ſelbſt ging das Beiſpiel dieſer barbariſchen Thaten aus, aber die Ausſchweifungen, zu welchen der Pöbel beider Parteien dadurch hingeriſſen ward, ließen ſie bald ihre leidenſchaftliche Uebereilung bereuen. Jede Partei wetteiferte, es der andern an erfinderiſcher Grauſamkeit zuvorzuthun. Nicht zufrieden mit der blutig befriedigten Rache, ſuchte man noch durch neue Künſte der Tortur dieſe ſchreckliche Luſt zu verlängern. Menſchenleben war zu einem Spiel geworden, und das Hohnlachen des Mörders ſchärfte noch die Stacheln eines ſchmerzhaften Todes. Keine Freiſtätte, kein beſchworner Vertrag, kein Menſchen- und Völkerrecht ſchützte gegen die blinde thieriſche Wuth; Treu und Glauben war dahin, und durch Eidſchwüre lockte man nur die Opfer. Ein Schluß des Pariſer Parlaments, welcher der reformirten Lehre förmlich und feierlich das Verdammungsurtheil ſprach, und alle Anhänger derſelben dem Tode weihte, ein anderer nachdrücklicherer Urtheilsſpruch, der aus dem Conſeil des Königs ausging, und alle Anhänger des Prinzen von Condé, ihn ſelbſt ausgenommen, als Beleidiger der Majeſtät in die Acht erklärte, konnte nicht wohl dazu beitragen, die erbitterten Gemüther zu beſänftigen, denn nun feuerte der Name ihres Königs und die gewiſſe Abſicht der Beute den Verfolgungseifer der Papiſten an, und den Muth der Hugenotten ſtärkte Verzweiflung.

Umſonſt hatte Katharina von Medicis alle Künſte ihrer Politik aufgeboten, die Wuth der Parteien zu beſänftigen, umſonſt hatte ein Schluß des Conſeils alle Anhänger des Prinzen von Condé als Rebellen und Hochverräther erklärt, umſonſt das Pariſer Parlament die Partei gegen die Calviniſten ergriffen; der Bürgerkrieg war da, und ganz Frankreich ſtand in Flammen. Wie groß aber auch das Zutrauen der

Letztern zu ihren Kräften war, ſo entſprach der Erfolg doch keineswegs den Erwartungen, welche ihre Zurüſtung erweckt hatte. Der reformirte Adel, welcher die Hauptſtärke der Armee des Prinzen von Condé ausmachte, hatte in kurzer Zeit ſeinen kleinen Vorrath verzehrt, und, außer Stande, ſich, da nichts Entſcheidendes geſchah und der Krieg in die Länge geſpielt wurde, fortþin ſelbſt zu verköſtigen, gab er den dringenden Aufforderungen der Selbſtliebe nach, welche ihn heim rief, ſeinen eigenen Herd zu vertheidigen. Zerronnen war in kurzer Zeit dieſe, ſo große Thaten verſprechende Armee, und dem Prinzen, jetzt viel zu ſchwach, um einem überlegenen Feind im Felde zu begegnen, blieb nichts übrig, als ſich mit dem Ueberreſt ſeiner Truppen in der Stadt Orleans einzuſchließen.

Hier erwartete er nun die Hülfe, zu welcher einige auswärtige proteſtantiſche Mächte ihm Hoffnung gemacht hatten. Deutſchland und die Schweiz waren für beide kriegführende Parteien eine Vorrathskammer von Soldaten, und ihre feile Tapferkeit, gleichgültig gegen die Sache, wofür gefochten werden ſollte, ſtand den Meiſtbietenden zu Gebot. Deutſche ſowohl als ſchweizeriſche Miethtruppen ſchlugen ſich, je nachdem ihr eigener und ihrer Anführer Vortheil es erheiſchte, zu entgegengeſetzten Fahnen, und das Intereſſe der Religion wurde wenig dabei in Betracht gezogen. Indem dort an den Ufern des Rheins ein deutſches Heer für den Prinzen geworben ward, kam zugleich ein wichtiger Vertrag mit der Königin Eliſabeth von England zu Stande. Die nämliche Politik, welche dieſe

Fürſtin in der Folge veranlaßte, ſich zur Beſchützerin der Niederlande gegen ihren Unterdrücker, Philipp von Spanien, aufzuwerfen, und dieſen neu aufblühenden Staat in ihre Obhut zu nehmen, legte ihr gegen die franzöſiſchen Proteſtanten gleiche Pflichten auf, und das große Intereſſe der Religion erlaubte ihr nicht, dem Untergange ihrer Glaubensgenoſſen in einem benachbarten Königreich gleichgültig zuzuſehen. Dieſe Antriebe ihres Gewiſſens wurden nicht wenig durch politiſche Gründe verſtärkt. Ein bürgerlicher Krieg in Frankreich ſicherte ihren eigenen noch wankenden Thron vor einem Angriff von dieſer Seite, und eröffnete ihr zugleich eine erwünſchte Gelegenheit, auf Koſten dieſes Staats ihre eigenen Beſitzungen zu erweitern. Der Verluſt von Calais war eine noch friſche Wunde für England; mit dieſem wichtigen Grenzplatz hatte es den freien Eintritt in Frankreich verloren. Dieſen Schaden zu erſetzen, und von einer andern Seite in dem Königreich feſten Fuß zu faſſen, beſchäftigte ſchon längſt die Politik der Eliſabeth, und der Bürgerkrieg, der ſich nunmehr in Frankreich entzündet hatte, zeigte ihr die Mittel, es zu bewerkſtelligen. Sechstauſend Mann engliſcher Hülfstruppen wurden dem Prinzen von Condé unter der Bedingung bewilligt, daß die eine Hälfte derſelben die Stadt Havre de Grace, die andere die Städte Rouen und Dieppe in der Normandie, als eine Zuflucht der verfolgten Religionsverwandten, beſetzt halten ſollte. So löſchte ein wüthender Parteigeiſt auf eine Zeitlang alle patriotiſchen Gefühle bei den franzöſiſchen Proteſtanten aus, und der verjährte Nationalhaß gegen die Britten wich auf Augenblicke dem glühendern Sektenhaß und dem Verfolgungsgeiſt erbitterter Faktionen.

Der gefürchtete nahe Eintritt der Engländer in die Normandie zog die königliche Armee nach dieſer Provinz, und die Stadt Rouen wurde belagert. Das Parlament und die vornehmſten Bürger hatten ſich ſchon vorher aus dieſer Stadt geflüchtet, und die Vertheidigung derſelben blieb einer fanatiſchen Menge überlaſſen, die, von ſchwärmeriſchen Prädikanten erhitzt, bloß ihrem blinden Religionseifer und dem Geſetz der Verzweiflung Gehör gab. Aber alles Widerſtandes von Seiten der Bürgerſchaft ungeachtet, wurden die Wälle nach einer monatlangen Gegenwehr im Sturme erſtiegen, und die Halsſtarrigkeit ihrer Vertheidiger durch eine barbariſche Behandlung geahndet, welche man zu Orleans auf proteſtantiſcher Seite nicht lang unvergolten ließ. Der Tod des Königs von Navarra, welcher auf eine vor dieſer Stadt empfangene Wunde erfolgte, macht die Belagerung von Rouen im Jahr 1562 berühmt, aber nicht eben merkwürdig; denn der Hintritt dieſes Prinzen blieb gleich unbedeutend für beide kämpfende Parteien.

Der Verluſt von Rouen und die ſiegreichen Fortſchritte der feindlichen Armee in der Normandie drohten dem Prinzen von Condé, der jetzt nur noch wenige große Städte unter ſeiner Botmäßigkeit ſah, den nahen Untergang ſeiner Partei, als die Erſcheinung der deutſchen Hülfs-Truppen, mit denen ſich ſein Obriſter Andelot, nach überſtandenen unſäglichen Schwierigkeiten, glücklich vereinigt hatte, auf's Neue ſeine Hoffnungen belebte. An der Spitze dieſer Truppen, welche in Verbindung mit ſeinen eigenen ein bedeutendes Heer ausmachten, fühlte er ſich ſtark genug, nach Paris aufzubrechen, und dieſe Hauptſtadt durch ſeine unverhoffte gewaffnete Ankunft in Schrecken zu ſetzen. Ohne die politiſche Klugheit Katharinens wäre diesmal entweder Paris erobert, oder wenigſtens ein vortheilhafter Friede von den Proteſtanten errungen worden. Mit Hülfe der Unterhandlungen, ihrem gewöhnlichen Rettungsmittel, wußte ſie den Prinzen mitten im Lauf ſeiner Unternehmung zu feſſeln, und durch Vorſpiegelung günſtiger Traktate Zeit zur Rettung zu gewinnen. Sie verſprach, das Edikt des Jänners, welches den Proteſtanten die freie Religionsübung zuſprach, zu beſtätigen, bloß mit Ausnahme derjenigen Städte, in welchen die ſouverainen Gerichtshöfe ihre Sitzung hätten. Da der Prinz die Religionsduldung auch auf dieſe letztern ausgedehnt wiſſen wollte, ſo wurden die Unterhandlungen in die Länge gezogen, und Katharina erhielt die erwünſchte Friſt, ihre Maßregeln zu ergreifen. Der Waffenſtillſtand, den ſie während dieſer Traktate geſchickt von ihm zu erhalten wußte, ward für die Conföderirten verderblich, und, indem die Königlichen innerhalb der Mauern von Paris neue Kräfte ſchöpften und ſich durch ſpaniſche Hülfstruppen verſtärkten, ſchmolz die Armee des Prinzen durch Deſertion und ſtrenge Kälte dahin, daß er in Kurzem zu einem ſchimpflichen Aufbruch gezwungen wurde. Er richtete ſeinen Marſch nach der Normandie, wo er Geld und Truppen aus England erwartete, ſah ſich aber unweit der Stadt Dreux von der nacheilenden Armee der Königin eingeholt, und zu einem entſcheidenden Treffen genöthigt. Beſtürzt und unſchlüſſig, gleich als hätten die unterdrückten Gefühle der Natur auf einen Augenblick ihre Rechte zurückgefordert, ſtaunten beide Heere einander an, ehe die Kanonen die Loſung des Todes gaben; der Gedanke an das Bürger- und Bruderblut, das jetzt verſpritzt werden ſollte, ſchien jeden einzelnen Kämpfer mit flüchtigem Entſetzen zu durchſchauern. Nicht lange aber dauerte dieſer Gewiſſenskampf; der wilde Ruf der Zwietracht übertäubte bald der Menſchlichkeit leiſe Stimme. Ein deſto wüthenderer Sturm folgte auf dieſe bedeutungsvolle Stille. Sieben ſchreckliche Stunden fochten beide Theile mit gleich kühnem Muthe, mit gleich heftiger Erbitterung. Ungewiß ſchwankte der Sieg von einer Seite zur andern, bis die Entſchloſſenheit des Herzogs von Guiſe ihn endlich auf die Seite des Königs neigte. Unter den Verbundenen wurde der Prinz von Condé und unter den Königlichen der Connetable von Montmorency zu Gefangenen gemacht, und von den Letztern blieb noch der Marſchall von St. André auf dem Platze. Das Schlachtfeld blieb dem Herzog von Guiſe, welchen dieſer entſcheidende Sieg zugleich von einem furchtbaren öffentlichen Feind und von zwei Nebenbuhlern ſeiner Macht befreite.

Hatte Katharina mit Widerwillen die Abhängigkeit ertragen, in welche ſie durch die Triumvirn verſetzt war, ſo mußte ihr nunmehr die Alleinherrſchaft des Herzogs, deſſen Ehrgeiz keine Grenzen, deſſen gebieteriſcher Stolz keine Mäßigung kannte, doppelt empfindlich fallen. Der Sieg bei Dreux, weit entfernt ihre Wünſche zu befördern, hatte ihr einen Herrn in ihm gegeben, der nicht lange ſäumte, ſich der erlangten Ueberlegenheit zu bedienen und die zuverſichtlich ſtolze Sprache des Herrſchers zu führen. Alles ſtand ihm zu Gebot, und die unumſchränkte Macht, die er beſaß, verſchaffte ihm die Mittel, ſich Freunde zu erkaufen, und den Hof ſowohl als die Armee mit ſeinen Geſchöpfen anzufüllen. Katharina, ſo ſehr ihr die Staatsklugheit anrieth, die geſunkene Partei der Proteſtanten wieder aufzurichten, und durch Wiederherſtellung des Prinzen von Condé die Anmaßungen des Herzogs zu beſchränken, wurde durch den überlegenen Einfluß des Letztern zu entgegengeſetzten Maßregeln fortgeriſſen. Der Herzog verfolgte ſeinen Sieg und rückte vor die Stadt Orleans, um durch Ueberwältigung dieſes Platzes, welcher die Hauptmacht der Proteſtanten einſchloß, ihrer Partei auf Einmal ein Ende zu machen. Der Verluſt einer Schlacht und die Gefangenſchaft ihres Anführers hatte den Muth derſelben zwar erſchüttern, aber nicht ganz niederbeugen können. Admiral Coligny ſtand an ihrer Spitze, deſſen erfinderiſcher, an Hülfsmitteln unerſchöpflicher Geiſt ſich in der Widerwärtigkeit immer am glänzendſten zu entfalten pflegte. Er hatte die Trümmer der geſchlagenen Armee in Kurzem unter ſeinen Fahnen verſammelt, und ihr, was noch mehr war, in ſeiner Perſon einen Feldherrn gegeben. Durch engliſche Truppen verſtärkt und mit engliſchem Gelde befriedigt, führte er ſie in die Normandie, um ſich in dieſer Provinz durch kleine Wageſtücke zu einer größern Unternehmung zu ſtärken.

Unterdeſſen fuhr Franz von Guiſe fort, die Stadt Orleans zu ängſtigen, um durch Eroberung derſelben ſeinen Triumphen die Krone aufzuſetzen. Andelot hatte ſich mit dem Kern der Armee und den verſuchteſten Anführern in dieſe Stadt geworfen, wo noch überdies der gefangene Connetable in Verwahrung gehalten wurde. Die Einnahme eines ſo wichtigen Platzes hätte den Krieg auf Einmal geendigt, und darum ſparte der Herzog keine Mühe, ſie in ſeine Gewalt zu bekommen. Aber anſtatt der gehofften Lorbeern fand er an ihren Mauern das Ziel ſeiner Größe. Ein Meuchelmörder, Johann Poltrot de Mere, verwundete ihn mit vergifteten Kugeln, und machte mit dieſer blutigen That den Anfang des Trauerſpiels, welches der Fanatismus nachher in einer Reihe von ähnlichen Greuelthaten ſo ſchrecklich entwickelte. Unſtreitig wurde die calviniſche Partei in ihm eines furchtbaren Gegners, Katharina eines gefährlichen Theilhabers ihrer Macht entledigt; aber Frankreich verlor mit ihm zugleich einen Helden und einen großen Mann. Wie hoch ſich auch die Anmaßungen dieſes Fürſten verſtiegen, ſo war er doch gewiß auch der Mann für ſeine Plane; wie viel Stürme auch ſein Ehrgeiz im Staate erregt hatte, ſo fehlte demſelben doch, ſelbſt nach dem Geſtändniß ſeiner Feinde, der Schwung der Geſinnungen nicht, welcher in großen Seelen jede Leidenſchaft adelt. Wie heilig ihm auch mitten unter den verwilderten Sitten des Bürgerkriegs, wo die Gefühle der Menſchlichkeit ſonſt ſo gerne verſtummen, die Pflicht der Ehre war, beweiſt die Behandlung, welche er dem Prinzen von Condé ſeinem Gefangenen nach der Schlacht bei Dreux, widerfahren ließ. Mit nicht geringem Erſtaunen ſah man die zwei erbitterten Gegner, ſo viel Jahre lang beſchäftigt, ſich zu vertilgen, durch ſo viele erlittene Beleidigungen zur Rache, ſo viele ausgeübte Feindſeligkeiten zum Mißtrauen gereizt, an einer Tafel vertraulich zuſammen ſpeiſen, und, nach der Sitte jener Zeit, in demſelbigen Bette ſchlafen.

Der Tod ihres Anführers hemmte ſchnell die Thätigkeit der katholiſchen Partei, und erleichterte Katharinens Bemühungen, die Ruhe wieder herzuſtellen. Frankreichs immer zunehmendes Elend erregte dringende Wünſche nach Frieden, wozu die Gefangenſchaft der beiden Oberhäupter, Condé und Montmorency, gegründete Hoffnung machte. Beide, gleich ungeduldig nach Freiheit, von der Königin Mutter unabläſſig zur Verſöhnung gemahnt, vereinigten ſich endlich in dem Vergleiche von Amboiſe 1563, worin das Edikt des Jänners mit wenigen Ausnahmen beſtätigt, den Reformirten die öffentliche Religionsübung in denjenigen Städten, welche ſie zur Zeit in Beſitz hatten, zugeſtanden, auf dem Lande hingegen auf die Ländereien der hohen Gerichtsherren und zu einem Privatgottesdienſt in den Häuſern des Adels eingeſchränkt, übrigens das Vergangene einer allgemeinen ewigen Vergeſſenheit überliefert ward.

So erheblich die Vortheile ſcheinen, welche der Vergleich von Amboiſe den Reformirten verſchaffte, ſo hatte Coligny dennoch vollkommen recht, ihn als ein Werk der Uebereilung von Seiten des Prinzen, und von Seiten der Königin als ein Werk des Betrugs zu verwünſchen. Dahin waren mit dieſem unzeitigen Frieden alle glänzende Hoffnungen ſeiner Partei, die im ganzen Laufe dieſes Bürgerkriegs vielleicht noch nie ſo gegründet geweſen waren. Der Herzog von Guiſe, die Seele der katholiſchen Partei, der Marſchall von St. André, der König von Navarra im Grabe, der Connetable gefangen, die Armee ohne Anführer und ſchwierig wegen des ausbleibenden Soldes, die Finanzen erſchöpft; auf der andern Seite eine blühende Armee, Englands mächtige Hülfe, Freunde in Deutſchland, und in dem Religionseifer der franzöſiſchen Proteſtanten Hülfsquellen genug, den Krieg fortzuſetzen. Die wichtigſten Waffenplätze Lyon und Orleans, mit ſo vielem Blute erworben und vertheidigt, gingen nunmehr durch einen Federzug verloren; die Armee mußte auseinander, die Deutſchen nach Hauſe gehen. Und für alle dieſe Aufopferungen hatte man, weit entfernt, einen Schritt vorwärts zu der bürgerlichen Gleichheit der Religion zu thun, nicht einmal die vorigen Rechte zurück erhalten.

Die Auswechſelungen der gefangenen Anführer und die Verjagung der Engländer aus Havre de Grace, welche Montmorency durch die Ueberreſte des abgedankten proteſtantiſchen Heeres bewerkſtelligte, waren die erſte Frucht dieſes Friedens, und der gleiche Wetteifer beider Parteien, dieſe Unternehmung zu beſchleunigen, bewies nicht ſowohl den wiederauflebenden Gemeingeiſt der Franzoſen als die unvertilgbare Gewalt des Nationalhaſſes, den weder die Pflicht der Dankbarkeit noch das ſtärkſte Intereſſe der Leidenſchaft überwinden konnte. Nicht ſobald war der gemeinſchaftliche Feind von dem vaterländiſchen Boden vertrieben, als alle Leidenſchaften, welche der Sektengeiſt entflammt, in ihrer vorigen Stärke zurückkehrten, und die traurigen Scenen der Zwietracht erneuerten. So gering der Gewinn auch war, den die Calviniſten aus dem neu errichteten Vergleiche ſchöpften, ſo wurde ihnen auch dieſes Wenige mißgönnt, und unter dem Vorwande, die Vergleichspunkte zur Vollziehung zu bringen, maßte man ſich an, ihnen durch eine willkührliche Auslegung die engſten Grenzen zu ſetzen. Montmorency's herrſchbegieriger Geiſt war geſchäftig, den Frieden zu untergraben, wozu er doch ſelbſt das Werkzeug geweſen war; denn nur der Krieg konnte ihn der Königin unentbehrlich machen. Der unduldſame Glaubenseifer, welcher ihn ſelbſt beſeelte, theilte ſich mehrern Befehlshabern in den Provinzen mit, und wehe den Proteſtanten in denjenigen Diſtrikten, wo ſie die Mehrheit nicht auf ihrer Seite hatten! Umſonſt reklamirten ſie die Rechte, welche der ausdrückliche Buchſtabe des Vertrags ihnen zugeſtand; der Prinz von Condé, ihr Beſchützer, von dem Netze der Königin umſtrickt und der undankbaren Rolle eines Parteiführers müde, entſchädigte ſich in der wollüſtigen Ruhe des Hoflebens für die langen Entbehrungen, welche der Krieg ſeiner herrſchenden Neigung auferlegt hatte. Er begnügte ſich mit ſchriftlichen Gegenvorſtellungen, welche, von keiner Armee unterſtützt, natürlicher Weiſe ohne Folgen blieben, während daß ein Edikt auf das andere erſchien, die geringen Freiheiten ſeiner Partei noch mehr zu beſchränken.

Mittlerweile führte Katharina den jungen König, der im Jahr 1563 für volljährig erklärt ward, in ganz Frankreich umher, um den Unterthanen ihren Monarchen zu zeigen, die Empörungsſucht der Faktionen durch die königliche Gegenwart niederzuſchlagen und ihrem Sohne die Liebe der Nation zu erwerben. Der Anblick ſo vieler zerſtörten Klöſter und Kirchen, welche von der fanatiſchen Wuth des proteſtantiſchen Pöbels furchtbare Zeugen abgaben, konnte ſchwerlich dazu dienen, dieſem jungen Fürſten einen günſtigen Begriff von der neuen Religion einzuflößen, und es iſt wahrſcheinlich genug, daß ſich bei dieſer Gelegenheit ein glühender Haß gegen die Anhänger Calvins in ſeine Seele prägte.

Indem ſich unter den mißvergnügten Parteien der Zunder zu einem neuen Kriegsfeuer ſammelte, zeigte ſich Katharina am Hofe geſchäftig, zwiſchen den nicht minder erbitterten Anführern ein Gaukelſpiel verſtellter Verſöhnung aufzuführen. Ein ſchwerer Verdacht befleckte ſchon ſeit lange die Ehre des Admirals von Coligny. Franz von Guiſe war durch die Hände des Meuchelmords gefallen, und der Untergang eines ſolchen Feindes war für den Admiral eine zu glückliche Begebenheit, als daß die Erbitterung ſeiner Gegner ſich hätte enthalten können, ihn eines Antheils daran zu beſchuldigen. Die Ausſagen des Mörders, der ſich, um ſeine eigene Schuld zu verringern, hinter den Schirm eines großen Namens flüchtete, gaben dieſem Verdacht einen Schein von Gerechtigkeit. Nicht genug, daß die bekannte Ehrliebe des Admirals dieſe Verläumdung widerlegte — es gibt Zeitumſtände, wo man an keine

Tugend glaubt. Der verwilderte Geiſt des Jahrhunderts duldete keine Stärke des Gemüths, die ſich über ihn hinweg ſchwingen wollte. Antoinette von Bourbon, die Wittwe des Ermordeten, klagte den Admiral laut und öffentlich als den Mörder an, und ſein Sohn, Heinrich von Guiſe, in deſſen jugendlicher Bruſt ſchon die künftige Größe pochte, hatte ſchon den furchtbaren Vorſatz der Rache gefaßt. Dieſen gefährlichen Zunder neuer Feindſeligkeiten erſtickte Katharinens geſchäftige Politik; denn ſo ſehr die Zwietracht den Parteien ihren Trieb nach Herrſchaft begünſtigte, ſo ſorgfältig unterdrückte ſie jeden offenbaren Ausbruch derſelben, der ſie in die Nothwendigkeit ſetzte, zwiſchen der ſtreitenden Faktionen Partei zu ergreifen, und ihrer Unabhängigkeit verluſtig zu werden. Ihrem unermüdeten Beſtreben gelang es, von der Wittwe und dem Bruder des Entleibten eine Ehrenerklärung gegen den Admiral zu erhalten, welche dieſen von der angeſchuldigten Mordthat reinigte, und zwiſchen beiden Häuſern eine verſtellte Verſöhnung bewirkte.

Aber unter dem Schleier der erkünſtelten Eintracht entwickelten ſich die Keime zu einem neuen und wüthenden Bürgerkrieg. Jeder noch ſo geringe, den Reformirten bewilligte Vortheil dünkte den eifrigen Katholiken ein nie zu verzeihender Eingriff in die Hoheit ihrer Religion, eine Entweihung des Heiligthums, ein Raub an der Kirche begangen, die auch das kleinſte von ihren Rechten ſich nicht vergeben dürfte. Kein noch ſo feierlicher Vertrag, der dieſe unverletzbaren Rechte kränkte, konnte nach ihrem Syſteme Anſpruch auf Gültigkeit haben; und Pflicht war es jedem Rechtgläubigen, dieſer fremden fluchwürdigen Religionspartei dieſe Vorrechte, gleich einem geſtohlenen Gut, wieder zu entreißen. Indem man von Rom aus geſchäftig war, dieſe widrigen Geſinnungen zu nähren und noch mehr zu erhitzen, indem die Anführer der Katholiſchen dieſen fanatiſchen Eiſer durch das Anſehen ihres Beiſpiels bewaffneten, verſäumte unglücklicher Weiſe die Gegen-Partei nichts, den Haß der Papiſten durch immer kühnere Forderungen noch mehr gegen ſich zu reizen und ihre Anſprüche in eben dem Verhältniß, als ſie jenen unerträglicher fielen, weiter auszudehnen. „Vor Kurzem,“ erklärte ſich Karl IX. gegen Coligny, „begnügtet ihr euch damit, von uns geduldet zu werden; jetzt wollt ihr gleiche Rechte mit uns haben; bald will ich erleben, daß ihr uns aus dem Königreich treibt, um das Feld allein zu behaupten.“

Bei dieſer widrigen Stimmung der Gemüther konnte ein Friede nicht beſtehen, der beide Parteien gleich wenig befriedigt hatte. Katharina ſelbſt, durch die Drohungen der Calviniſten aus ihrer Sicherheit aufgeſchreckt, dachte ernſtlich auf einen öffentlichen Bruch, und die Frage war bloß, wie die nöthige Kriegsmacht in Bewegung zu ſetzen ſey, um einen argwöhniſchen und wachſamen Feind nicht zu frühzeitig von ſeiner Gefahr zu belehren. Der Marſch einer ſpaniſchen Armee nach den Niederlanden, unter der Anführung des Herzogs von Alba, welche bei ihrem Vorüberzug die franzöſiſche Grenze berührte, gab den erwünſchten Vorwand zu der Kriegsrüſtung her, welche man gegen die innern Feinde des

Königreichs machte. Es ſchien der Klugheit gemäß, eine ſo gefährliche Macht, als der ſpaniſche Generaliſſimus commandirte, nicht unbeobachtet und unbewacht an den Pforten des Reichs vorüber ziehen zu laſſen, und ſelbſt der argwöhniſche Geiſt der proteſtantiſchen Anführer begriff die Nothwendigkeit, eine Obſervations-Armee aufzuſtellen, welche dieſe gefährlichen Gäſte im Zaum halten und die bedrohten Provinzen gegen einen Ueberfall decken könnte. Um auch ihrerſeits von dieſem Umſtande Vortheil zu ziehen, erboten ſie ſich voll Argliſt, ihre eigene Partei zum Beiſtand des Königreichs zu bewaffnen; ein Stratagem, wodurch ſie, wenn es gelungen wäre, das Nämliche gegen den Hof zu erreichen hofften, was dieſer gegen ſie ſelbſt beabſichtet hatte. In aller Eile ließ nun Katharina Soldaten werben und ein Heer von ſechstauſend Schweizern bewaffnen, über welche ſie, mit Uebergehung der Calviniſten, lauter katholiſche Befehlshaber ſetzte. Dieſe Kriegsmacht blieb, ſo lange ſein Zug dauerte, dem Herzog von Alba zur Seite, dem es nie in den Sinn gekommen war, etwas Feindliches gegen Frankreich zu unternehmen. Anſtatt aber nun nach Entfernung der Gefahr auseinander zu gehen, richteten die Schweizer ihren Marſch nach dem Herzen des Königreichs, wo man die vornehmſten Anführer der Hugenotten unvorbereitet zu überfallen hoffte. Dieſer verrätheriſche Anſchlag wurde noch zu rechter Zeit laut, und mit Schrecken erkannten die Letztern die Nähe des Abgrunds, in welchen man ſie ſtürzen wollte. Ihr Entſchluß mußte ſchnell ſeyn. Man hielt Rath bei Coligny, in wenig Tagen ſah man die ganze Partei in Bewegung. Der Plan war, dem Hofe den Vorſprung abzugewinnen, und den König auf ſeinem Landſitz zu Monceaux aufzuheben, wo er ſich bei geringer Bedeckung in tiefer Sicherheit glaubte. Das Gerücht von dieſen Bewegungen verſcheuchte ihn nach Meaux, wohin man die Schweizer auf's Eilfertigſte beorderte. Dieſe fanden ſich zwar noch frühzeitig genug ein; aber die Reiterei des Prinzen von Condé rückte immer näher und näher, immer zahlreicher ward das Heer der Verbundenen, und drohte den König in ſeinem Zufluchtsort zu belagern. Die Entſchloſſenheit der Schweizer riß den König aus dieſer dringenden Gefahr. Sie erboten ſich, ihn mitten durch den Feind nach Paris zu führen, und Katharina bedachte ſich nicht, die Perſon des Königs ihrer Tapferkeit anzuvertrauen. Der Aufbruch geſchah gegen Mitternacht; den Monarchen nebſt ſeiner Mutter in ihrer Mitte, den ſie in einem gedrängten Viereck umſchloß, wandelte dieſe bewegliche Feſtung fort, und bildete mit vorgeſtreckten Piken eine ſtachliche Mauer, welche die feindliche Reiterei nicht durchbrechen konnte. Der herausfordernde Muth, mit dem die Schweizer einherſchritten, angefeuert durch das heilige Palladium der Majeſtät, das ihre Mitte beherbergte, ſchlug die Herzhaftigkeit des Feindes darnieder, und die Ehrfurcht vor der Perſon des Königs, welche die Bruſt der Franzoſen ſo ſpät verläßt, erlaubte dem Prinzen von Condé nicht, etwas mehr, als einige unbedeutende Scharmützel zu wagen. Und ſo erreichte der König noch an demſelben Abende Paris, und glaubte, dem Degen der

Schweizer nichts Geringeres als Leben und Freiheit zu verdanken.

Der Krieg war nun erklärt, und zwar unter der gewöhnlichen Förmlichkeit, daß man nicht gegen den König, ſondern gegen ſeine und des Staats Feinde die Waffen ergriffen habe. Unter dieſen war der Kardinal von Lothringen der Verhaßteſte, und überzeugt, daß er der proteſtantiſchen Sache die ſchlimmſten Dienſte zu leiſten pflegte, hatte man auf den Untergang dieſes Mannes ein vorzügliches Abſehen gerichtet. Glücklicher Weiſe entfloh er noch zu rechter Zeit dem Streich, welcher gegen ihn geführt werden ſollte, indem er ſeinen Hausrath der Wuth des Feindes überließ.

Die Kavallerie des Prinzen ſtand zwar im Felde, aber durch die Zurüſtungen des Königs übereilt, hatte ſie nicht Zeit gehabt, ſich mit dem erwarteten deutſchen Fußvolk zu vereinigen und eine ordentliche Armee zu formiren. So muthig der franzöſiſche Adel war, der die Reiterei des Prinzen größtentheils ausmachte, ſo wenig taugte er doch zu Belagerungen, auf welche es doch bei dieſem Kriege vorzüglich ankam. Nichts deſto weniger unternahm dieſer kleine Haufe, Paris zu berennen, drang eilfertig gegen dieſe Hauptſtadt vor, und machte Anſtalten, ſie durch Hunger zu überwältigen. Die Verheerung, welche die Feinde in der ganzen Nachbarſchaft von Paris anrichteten, erſchöpfte die Geduld der Bürger, welche den Ruin ihres Eigenthums nicht länger müßig anſehen konnten. Einſtimmig drangen ſie darauf, gegen den Feind geführt zu werden, der ſich mit jedem Tag an ihren Thoren verſtärkte.

Man mußte eilen, etwas Entſcheidendes zu thun, ehe es ihm gelang, die deutſchen Truppen an ſich zu ziehen, und durch dieſen Zuwachs das Uebergewicht zu erlangen. So kam es am zehnten November des Jahres 1567 zu dem Treffen bei St. Denis, in welchem die Calviniſten nach einem hartnäckigen Widerſtand zwar den Kürzern zogen, aber durch den Tod des Connetable, der in dieſer Schlacht ſeine merkwürdige Laufbahn beſchloß, reichlich entſchädigt wurden. Die Tapferkeit der Seinigen entriß dieſen ſterbenden General den Händen des Feindes, und verſchaffte ihm noch den Troſt, in Paris unter den Augen ſeines Herrn den Geiſt aufzugeben. Er war es, der ſeinen Beichtvater mit dieſen lakoniſchen Worten von ſeinem Sterbebette wegſchickte: „Laßt es gut ſeyn, Herr Pater! es wäre Schande, wenn ich in achtzig Jahren nicht gelernt hätte, eine Viertelſtunde lang zu ſterben.“

Die Calviniſten zogen ſich nach ihrer Niederlage bei St. Denis eilfertig gegen die lothringiſchen Grenzen des Königreichs, um die deutſchen Hülfsvölker an ſich zu ziehen, und die königliche Armee ſetzte ihnen unter dem jungen Herzog von Anjou nach. Sie litten Mangel an dem Nothwendigſten, indem es den Königlichen an keiner Bequemlichkeit fehlte, und die feindliche Jahreszeit erſchwerte ihnen die Flucht und ihren Unterhalt noch mehr. Nachdem ſie endlich unter einem unausgeſetzten Kampf mit Hunger und rauher Witterung das jenſeitige Ufer der Maas erreicht hatten, zeigte ſich keine Spur eines deutſchen Heeres, und man war nach einem ſo langwierigen beſchwerdevollen Marſche nicht weiter, als man im Angeſicht von Paris geweſen war. Die Geduld war erſchöpft, der gemeine Mann wie der Adel murrte; kaum vermochte der Ernſt des Admirals und die Jovialität des Prinzen von Condé eine gefährliche Trennung zu verhindern. Der Prinz beſtand darauf, daß kein Heil ſey, als in der Vereinigung mit den deutſchen Völkern, und daß man ſie ſchlechterdings bis zum bezeichneten Ort der Zuſammenkunft aufſuchen müſſe. „Aber,“ fragte man ihn nachher, „wenn ſie nun auch dort nicht wären zu finden geweſen, was würden die Hugenotten alsdann vorgenommen haben?“ — „In die Hände gehaucht und die Finger gerieben, vermuthe ich,“ erwiderte der Prinz, denn es war eine ſchneidende Kälte.

Endlich näherte ſich der Pfalzgraf Kaſimir mit der ſehnlichſt erwarteten deutſchen Reiterei; aber nun befand man ſich in einer neuen und größern Verlegenheit. Die Deutſchen ſtanden in dem Ruf, daß ſie nicht eher zu fechten pflegten, als bis ſie Geld ſähen; und anſtatt der hunderttauſend Thaler, worauf ſie ſich Rechnung machten, hatte man ihnen kaum einige Tauſend anzubieten. Man lief Gefahr, im Augenblick der Vereinigung auf's Schimpflichſte von ihnen verlaſſen zu werden, und alle auf dieſen Succurs gegründeten Hoffnungen auf einmal ſcheitern zu ſehen. Hier in dieſem kritiſchen Moment nahm der Anführer der Franzoſen ſeine Zuflucht zu der Eitelkeit ſeiner Landsleute und ihrer zarten Empfindlichkeit für die Nationalehre; und ſeine Hoffnung täuſchte ihn nicht. Er geſtand den Offizieren ſein Unvermögen, die Forderungen der Deutſchen zu befriedigen, und ſprach ſie um Unterſtützung an. Dieſe beriefen die Gemeinen zuſammen, entdeckten denſelben die Noth des Generals, und ſtrengten alle ihre Beredſamkeit an, ſie zu einer Beiſteuer zu ermuntern. Sie wurden dabei auf's Nachdrücklichſte von den Predigern unterſtützt, die mit dreiſter Stirn zu beweiſen ſuchten, daß es die Sache Gottes ſey, die ſie durch ihre Mildthätigkeit beförderten. Der Verſuch glückte, der geſchmeichelte Soldat beraubte ſich freiwillig ſeines Putzes, ſeiner Ringe und aller ſeiner Koſtbarkeiten; ein allgemeiner Wetteifer ſtellte ſich ein, und es brachte Schande, von ſeinen Kameraden an Großmuth übertreffen zu werden. Man verwandelte Alles in Geld, und brachte eine Summe von faſt hunderttauſend Livres zuſammen, mit der ſich die Deutſchen einſtweilen abfinden ließen. Gewiß das einzige Beiſpiel ſeiner Art in der Geſchichte, daß eine Armee die andere beſoldete! Aber der Hauptzweck war doch nun erreicht, und beide vereinigte Heere erſchienen nunmehr am Anfang des Jahrs 1568 wieder auf franzöſiſchem Boden.

Ihre Macht war jetzt beträchtlich, und wuchs noch mehr durch die Verſtärkung an, welche ſie aus allen Enden des Königreichs an ſich zogen. Sie belagerten Chartres, und ängſtigten die Hauptſtadt ſelbſt durch ihre angedrohte Erſcheinung. Aber Condé zeigte bloß die Stärke ſeiner Partei, um dem Hof einen deſto günſtigern Vergleich abzulocken. Mit Widerwillen hatte er ſich den Laſten des Kriegs unterzogen, und wünſchte ſehnlich den Frieden, der ſeinem Hang zum Vergnügen weit mehr Befriedigung verſprach. Er ließ ſich deßwegen auch zu den Unterhandlungen bereitwillig finden, welche Katharina von Medicis, um Zeit zu gewinnen, eingeleitet hatte. Wie viel Urſache auch die Reformirten hatten, ein Mißtrauen in die Anerbietungen dieſer Fürſtin zu ſetzen, und wie wenig ſie durch die bisherigen Verträge gebeſſert waren, ſo begaben ſie ſich doch zum zweiten Mal ihres Vortheils, und ließen unter fruchtloſen Negociationen die koſtbare Zeit zu kriegeriſchen Unternehmungen verſtreichen. Das zu rechter Zeit ausgeſtreute Geld der Königin verminderte mit jedem Tage die Armee; und die Unzufriedenheit der Truppen, welche Katharina geſchickt zu nähren wußte, nöthigte die Anführer am zehnten März 1568 zu einem unreifen Frieden. Der König verſprach eine allgemeine Amneſtie, und beſtätigte das Edikt des Jänners 1562, das die Reformirten begünſtigte. Zugleich machte er ſich anheiſchig, die deutſchen Völker zu befriedigen, die noch beträchtliche Rückſtände zu fordern hatten; aber bald entdeckte ſich, daß er mehr verſprochen hatte, als er halten konnte. Man glaubte, ſich dieſer fremden Gäſte nicht ſchnell genug entledigen zu können, und doch wollten ſie ohne Geld nicht von dannen ziehen. Ja, ſie drohten, Alles mit Feuer und Schwert zu verheeren, wenn man ihnen den ſchuldigen Sold nicht entrichtete. Endlich, nachdem man ihnen einen Theil der verlangten Summe auf Abſchlag bezahlt und den Ueberreſt noch während ihres Marſches nachzuliefern verſprochen hatte, traten ſie ihren Rückzug an, und der Hof ſchöpfte Muth, je mehr ſie ſich von dem Centrum des Reichs entfernten. Kaum aber fanden ſie, daß die verſprochenen Zahlungen unterblieben, ſo erwachte ihre Wuth auf's Neue, und alle Landſtriche, durch welche ſie kamen, mußten die Wortbrüchigkeit des Hofes entgelten. Die Gewaltthätigkeiten, die ſie ſich bei dieſem Durchzuge erlaubten, zwangen die Königin, ſich mit ihnen abzufinden, und, mit ſchwerer Beute beladen, räumten ſie endlich das Reich. Auch die Anführer der Reformirten zerſtreuten ſich nach abgeſchloſſenem Frieden jeder in ſeine Provinz auf ſeine Schlöſſer, und gerade dieſe Trennung, welche man als gefährlich und unklug beurtheilte, rettete ſie vom Verderben. Bei allen noch ſo ſchlimmen Anſchlägen, die man gegen ſie gefaßt hatte, durfte man ſich an keinem Einzigen unter ihnen vergreifen, wenn man nicht Alle zugleich zu Grunde richten konnte. Um aber Alle zugleich aufzuheben, hätte man, wie Laboureur ſagt, das Netz über ganz Frankreich ausbreiten müſſen.

Die Waffen ruhten jetzt auf eine Zeitlang, aber nicht ſo die Leidenſchaften; es war bloß die bedenkliche Stille vor dem heranziehenden Sturme. Die Königin, von dem Joch eines mürriſchen Montmorency und eines gebieteriſchen Herzogs von Guiſe befreit, regierte mit dem überlegenen Anſehen der Mutter und Staatsverſtändigen beinahe unumſchränkt unter ihrem zwar mündigen, aber der Führung noch ſo bedürftigen Sohn, und ſie ſelbſt wurde von den verderblichen Rathſchlägen des Kardinals von Lothringen geleitet. Der überwiegende Einfluß dieſes unduldſamen Prieſters unterdrückte bei ihr allen Geiſt der Mäßigung, nach dem ſie bisher gehandelt hatte. Zugleich mit den Umſtänden hatte ſie auch ihre ganze Staatskunſt verändert. Voll Schonung gegen die Reformirten, ſo lange ſie noch ihrer Hülfe bedurfte, um dem Ehrgeize eines Guiſe und Montmorency ein Gegengewicht zu geben, überließ ſie ſich nunmehr ganz ihrem natürlichen Abſcheu gegen dieſe aufſtrebende Sekte, ſobald ihre Herrſchaft befeſtigt war. Sie gab ſich keine Mühe, dieſe Geſinnungen zu verbergen, und die Inſtruktionen, die ſie den Gouverneurs der Provinzen ertheilte, athmeten dieſen Geiſt. Sie ſelbſt verfolgte jetzt diejenige Partei unter den Katholiſchen, die für Duldung und Frieden geſtimmt, und deren Grundſätze ſie in den vorhergehenden Jahren ſelbſt zu den ihrigen gemacht hatte. Der Kanzler wurde von dem Antheil an der Regierung entfernt, und endlich gar auf ſeine Güter verwieſen. Man bezeichnete ſeine Anhänger mit dem zweideutigen Namen der Politiker, der auf ihre Gleichgültigkeit gegen das Intereſſe der Kirche anſpielte, und den Vorwurf enthielt, als ob ſie die Sache Gottes bloß weltlichen Rückſichten aufopferten. Dem Fanatismus der Geiſtlichkeit wurde vollkommene Freiheit gegeben, von Kanzeln, Beichtſtühlen und Altären auf die Sektirer loszuſtürmen; und jedem tollkühnen Schwärmer aus der katholiſchen Kleriſei war erlaubt, in öffentlichen Reden den Frieden anzugreifen, und die verabſcheuungswürdige Maxime zu predigen, daß man Ketzern keine Treue noch Glauben ſchuldig ſey. Es konnte nicht fehlen, daß bei ſolchen Aufforderungen der blutdürſtige Geiſt des Fanatismus bei dem ſo leicht entzündbaren Volk der Franzoſen nur allzuſchnell Feuer fing, und in die wildeſten

Bewegungen ausbrach. Mißtrauen und Argwohn zerriſſen die heiligſten Bande; der Meuchelmord ſchliff ſeinen Dolch im Innern der Häuſer, und auf dem Lande, wie in den Städten, in den Provinzen wie in Paris wurde die Fackel der Empörung geſchwungen.

Die Calviniſten ließen es ihrerſeits nicht an den bitterſten Repreſſalien fehlen; doch, an Anzahl zu ſchwach, hatten ſie dem Dolch der Katholiken bloß ihre Federn entgegen zu ſetzen. Vor Allem ſahen ſie ſich nach feſten Zufluchtsörtern um, wenn der Kriegsſturm auf's Neue ausbrechen ſollte. Zu dieſem Zweck war ihnen die Stadt Rochelle am weſtlichen Ocean ſehr gelegen; eine mächtige Seeſtadt, welche ſich ſeit ihrer freiwilligen Unterwerfung unter franzöſiſche Herrſchaft der wichtigſten Privilegien erfreute, und beſeelt mit republikaniſchem Geiſte, durch einen ausgebreiteten Handel bereichert, durch eine gute Flotte vertheidigt, durch das Meer mit England und Holland verbunden, ganz vorzüglich dazu gemacht war, der Sitz eines Freiſtaats zu ſeyn, und der verfolgten Partei der Hugenotten zum Mittelpunkt zu dienen. Hierher verpflanzten ſie die Hauptſtärke ihrer Macht, und es gelang ihnen viele Jahre lang, hinter den Wällen dieſer Feſtung der ganzen Macht Frankreichs zu trotzen.

Nicht lange ſtand es an, ſo mußte der Prinz von Condé ſelbſt ſeine Zuflucht in Rochelle's Mauern ſuchen. Katharina, um demſelben alle Mittel zum Krieg zu rauben, forderte von ihm die Wiedererſtattung der beträchtlichen Geldſummen, die ſie in ſeinem Namen den deutſchen Hülfsvölkern vorgeſtreckt hatte, und ſie die er mit den übrigen Anführern Bürge geworden war. Der Prinz konnte nicht Wort halten, ohne zum Bettler zu werden, und Katharina, die ihn auf's Aeußerſte bringen wollte, beſtand auf der Zahlung. Das Unvermögen des Prinzen, dieſe Schuld zu entrichten, berechtigte ſie zu einem Bruch der Traktaten, und der Marſchall von Tavannes erhielt Befehl, den Prinzen auf ſeinem Schloß Nevers in Burgund aufzuheben. Schon war die ganze Provinz von den Soldaten der Königin erfüllt, alle Zugänge zu dem Landſitze des Prinzen verſperrt, alle Wege zur Flucht abgeſchnitten, als Tavannes ſelbſt, der zum Untergang des Prinzen nicht gern die Hand bieten wollte, Mittel fand, ihn von der nahen Gefahr zu belehren und ſeine Flucht zu befördern. Condé entwiſchte durch die offen gelaſſenen Päſſe glücklich mit dem Admiral Coligny und ſeiner ganzen Familie, und erreichte Rochelle am 18. September 1568. Auch die verwittwete Königin von Navarra, Mutter Heinrichs IV., welche Montlüc hatte aufheben ſollen, rettete ſich mit ihrem Sohn, ihren Truppen und ihren Schätzen in dieſe Stadt, welche ſich in kurzer Zeit mit einer kriegeriſchen und zahlreichen Mannſchaft anfüllte. Der Kardinal von Chatillon entfloh in Matroſenkleidern nach England, wo er ſeiner Partei durch Unterhandlung nützlich wurde, und die übrigen Häupter derſelben ſäumten nicht, ihre Anhänger zu bewaffnen, und die Deutſchen auf's Eilfertigſte zurück zu berufen. Beide Theile greifen zum Gewehre, und der Krieg kehrt in ſeiner ganzen Furchtbarkeit zurück. Das Edikt des Jänners wird förmlich widerrufen, die Verfolgung mit größerer Wuth gegen die Reformirten erneuert, jede Ausübung der neuen Religion bei Todesſtrafe unterſagt. Alle Schonung, alle Mäßigung hört auf, und Katharina, ihrer wahren Stärke vergeſſend, wagt an die ungewiſſen Entſcheidungen der blinden Gewalt die gewiſſen Vortheile, welche ihr die Intrigue verſchaffte.

Ein kriegeriſcher Eifer beſeelte die ganze reformirte Partei, und die Wortbrüchigkeit des Hofs, die unerwartete Aufhebung aller ihnen günſtigen Verordnungen ruft mehr Soldaten in's Feld, als alle Ermahnungen ihrer Anführer und alle Predigten ihrer Geiſtlichkeit nicht vermocht haben würden. Alles wird Bewegung und Leben, ſobald die Trommel ertönt. Fahnen wehen auf allen Straßen; aus allen Enden des Königreichs ſieht man bewaffnete Schaaren gegen den Mittelpunkt zuſammen ſtrömen. Mit der Menge der erlittenen und erwieſenen Kränkungen iſt die Wuth der Streiter geſtiegen; ſo viele zerriſſene Verträge, ſo viele getäuſchte Erwartungen hatten die Gemüther unverſöhnlich gemacht, und längſt ſchon war der Charakter der Nation in der langen Anarchie des bürgerlichen Krieges verwildert. Daher keine Mäßigung, keine Menſchlichkeit, keine Achtung gegen das Völkerrecht, wenn man einen Vortheil über den Feind erlangte; weder Stand noch Alter wird geſchont, und der Marſch der Truppen überall durch verwüſtete Felder und eingeäſcherte Dörfer bezeichnet. Schrecklich empfindet die katholiſche Geiſtlichkeit die Rache des Hugenottenpöbels, und nur das Blut dieſer unglücklichen Schlachtopfer kann die finſtere Grauſamkeit dieſer rohen Schaaren erſättigen. An

Klöſtern und Kirchen rächen ſie die Unterdrückungen, welche ſie von der herrſchenden Kirche erlitten hatten. Das Ehrwürdige iſt ihrer blinden Wuth nicht ehrwürdig, das Heilige nicht heilig; mit barbariſcher Schadenfreude entkleiden ſie die Altäre ihres Schmuckes, zerbrechen und entweihen ſie die heiligen Gefäße, zerſchmettern ſie die Bildſäulen der Apoſtel und Heiligen, und ſtürzen die herrlichſten Tempel in Trümmer. Ihre Mordgier öffnet ſich die Zellen der Mönche und Nonnen, und ihre Schwerter werden mit dem Blute dieſer Unſchuldigen befleckt. Mit erfinderiſcher Wuth ſchärften ſie durch den bitterſten Hohn noch die Qualen des Todes, und oft konnte der Tod ſelbſt ihre thieriſche Luſt nicht ſtillen. Sie verſtümmelten ſelbſt noch die Leichname, und einer unter ihnen hatte den raſenden Geſchmack, ſich aus den Ohren der Mönche, die er niedergemacht hatte, ein Halsband zu verfertigen, und es öffentlich als ein Ehrenzeichen zu tragen. Ein anderer ließ eine Hydra auf ſeine Fahnen malen, deren Köpfe mit Kardinalshüten, Biſchofsmützen und Mönchskapuzzen auf das Seltſamſte ausſtaffirt waren. Er ſelbſt war daneben als ein Herkules abgebildet, der alle dieſe Köpfe mit ſtarken Fäuſten herunterſchlug. Kein Wunder, wenn ſo handgreifliche Symbole die Leidenſchaften eines fanatiſchen rohen Haufens noch heftiger entflammten, und dem Geiſt der Grauſamkeit eine immerwährende Nahrung gaben. Die Ausſchweifungen der Hugenotten wurden von den Papiſten durch ſchreckliche Repreſſalien erwidert, und wehe dem Unglücklichen, der lebendig in ihre Hände fiel. Sein Urtheil war einmal für immer geſprochen, und eine freiwillige Unterwerfung konnte ſein Verderben höchſtens nur wenige Stunden verzögern.

Mitten im Winter brachen beide Armeen, die königliche unter dem jungen Herzog von Anjou, dem der kriegserfahrene Tavannes an die Seite gegeben war, und die proteſtantiſche unter Condé und Coligny auf, und ſtießen bei Loudün ſo nahe an einander, daß weder Fluß noch Graben ihre Schlachtordnungen trennte. Vier Tage blieben ſie in dieſer Stellung einander gegenüber ſtehen, ohne etwas Entſcheidendes zu wagen, weil die Kälte zu ſtreng war. Der zunehmende Froſt zwang endlich die Königlichen zuerſt zum Aufbruch; die Hugenotten folgten ihrem Beiſpiel, und der ganze Feldzug endigte ſich ohne Entſcheidung.

Unterdeſſen verſäumten die Letztern nicht, in der Ruhe der Winterquartiere neue Kräfte zu dem folgenden Feldzug zu ſammeln. Sie hatten die eroberten Provinzen glücklich behauptet, und viele andere Städte des Königreichs erwarteten bloß einen günſtigen Augenblick, um ſich laut für ſie zu erklären. Anſehnliche Summen wurden aus dem Verkauf der Kirchengüter und den Confiskationen gezogen und von den Provinzen beträchtliche Steuern erhoben. Mit Hülfe derſelben ſah ſich der Prinz von Condé in den Stand geſetzt, ſeine Armee zu verſtärken und in eine blühende Verfaſſung zu ſetzen. Fähige Generale commandirten unter ihm, und ein tapferer Adel hatte ſich unter ſeinen Fahnen verſammelt. Zugleich waren ſeine Agenten, in England ſowohl als in Deutſchland, geſchäftig, ſeine dortigen Bundesgenoſſen zu bewaffnen und ſeine Gegner neutral zu erhalten. Es gelang ihm, Truppen, Geld und Geſchütz aus England zu ziehen, und aus Deutſchland führten ihm der Markgraf von Baden und der Herzog von Zweibrücken beträchtliche Hülfsvölker zu, ſo daß er ſich mit dem Antritt des Jahrs 1569 an der Spitze einer furchtbaren Macht erblickte, die einen merkwürdigen Feldzug verſprach.

Er hatte ſich eben aus den Winterquartieren hervorgemacht, um den deutſchen Truppen den Eintritt in das Königreich zu öffnen, als ihn die königliche Armee am 13. März d. J. unweit Jarnac an der Grenze von Limouſin unter ſehr nachtheiligen Umſtänden zum Treffen nöthigte. Abgeſchnitten von dem Ueberreſt ſeiner Armee, wurde er von der ganzen königlichen Macht angegriffen, und ſein kleiner Haufe, des tapferſten Widerſtandes ungeachtet, von der überlegenen Zahl überwältigt. Er ſelbſt, ob ihm gleich der Schlag eines Pferdes einige Augenblicke vor der Schlacht das Bein zerſchmetterte, kämpfte mit der heldenmüthigſten Tapferkeit, und von ſeinem Pferde herabgeriſſen, ſetzte er noch eine Zeitlang auf der Erde knieend das Gefecht fort, bis ihn endlich der Verluſt ſeiner Kräfte zwang, ſich zu ergeben. Aber in dieſem Augenblick nähert ſich ihm Montesquiou, ein Kapitän von der Garde des Herzogs von Anjou, von hinten, und tödtet ihn meuchelmörderiſch mit einer Piſtole.

Und ſo hatte auch Condé mit allen damaligen Häuptern der Parteien das Schickſal gemein, daß ein gewaltſamer Tod ihn dahinraffte. Franz von Guiſe war durch Meuchelmördershand vor Orleans gefallen, Anton von Navarra bei der Belagerung von Rouen, der Marſchall von St. André in der Schlacht bei Dreux und der Connetable bei St. Denis geblieben. Den Admiral erwartete ein ſchrecklicheres Loos in der Bartholomäus-Nacht, und Heinrich von Guiſe ſank wie ſein Vater unter dem Dolche der Verrätherei.

Der Tod ihres Anführers war ein empfindlicher Schlag für die proteſtantiſche Partei, aber bald zeigte ſich's, daß die katholiſche zu früh triumphirt hatte. Condé hatte ſeiner Partei große Dienſte geleiſtet, aber ſein Verluſt war nicht unerſetzlich. Noch lebte das heldenreiche Geſchlecht der Chatillons, und der ſtandhafte, unternehmende, an Hülfsquellen unerſchöpfliche Geiſt des Admirals von Coligny riß ſie bald wieder aus ihrer Erniedrigung empor. Es war mehr ein Name, als ein Oberhaupt, was die Hugenotten durch den Tod des Prinzen Ludwig von Condé verloren; aber auch ſchon ein Name war ihnen wichtig und unentbehrlich, um den Muth der Partei zu beleben und ſich ein Anſehen in dem Königreich zu erwerben. Der nach Unabhängigkeit ſtrebende Geiſt des Adels ertrug mit Widerwillen das Joch eines Führers, der nur ſeines Gleichen war, und ſchwer, ja unmöglich ward es einem Privatmann, dieſe ſtolze Soldateske im Zaum zu erhalten. Dazu gehörte ein Fürſt, den ſeine Geburt ſchon über jede Concurrenz hinwegrückte, und der eine erbliche und unbeſtrittene Gewalt über die Gemüther ausübte. Und auch dieſer fand ſich nun in der Perſon des jungen Heinrichs von Bourbon, des Helden dieſes

Werks, den wir jetzt zum erſten Male auf die politiſche Schaubühne führen.

Heinrich der Vierte, der Sohn Antons von Navarra und Johannens von Albret, war im Jahre 1553 zu Pau in der Provinz Bearn geboren. Schon von den früheſten Jahren einer harten Lebensart unterworfen, ſtählte ſich ſein Körper zu ſeinen künftigen Kriegsthaten. Eine einfache Erziehung und ein zweckmäßiger Unterricht entwickelten ſchnell die Keime ſeines lebhaften Geiſtes. Sein junges Herz ſog ſchon mit der Muttermilch den Haß gegen das Papſtthum und gegen den ſpaniſchen Despotismus ein; der Zwang der Umſtände machte ihn ſchon in den Jahren der Unſchuld zum Anführer von Rebellen. Ein früher Gebrauch der Waffen bildete ihn zum künftigen Helden, und frühes Unglück zum vortrefflichen König. Das Haus der Valois, welches Jahrhunderte lang über Frankreich geherrſcht hatte, neigte ſich unter den ſchwächlichen Söhnen Heinrichs II. zum Untergang, und wenn dieſe drei Brüder dem Reich keinen Erben gaben, ſo rief die Verwandtſchaft mit dem regierenden Hauſe, ob ſie gleich nur im 21ſten Grade ſtatt hatte, das Haus von Navarra auf den Thron. Die Ausſicht auf den glänzendſten Thron Europens umſchimmerte ſchon Heinrichs IV. Wiege, aber ſie war es auch, die ihn ſchon in der früheſten Jugend den Nachſtellungen mächtiger Feinde bloßſtellte. Philipp II., König von Spanien, der unverſöhnlichſte aller Feinde des proteſtantiſchen Glaubens, konnte nicht mit Gelaſſenheit zuſehen, daß die verhaßte Sekte der Neuerer von dem herrlichſten aller chriſtlichen

Throne Beſitz nahm, und durch denſelben ein entſcheidendes Uebergewicht der Macht in Europa erlangte. Und er war um ſo weniger geneigt, die franzöſiſche Krone dem ketzeriſchen Geſchlecht von Navarra zu gönnen, da ihn ſelbſt nach dieſer koſtbaren Erwerbung gelüſtete. Der junge Heinrich ſtand ſeinen ehrgeizigen Hoffnungen im Wege, und ſeine Beichtväter überzeugten ihn, daß es verdienſtlich ſey, einen Ketzer zu berauben, um ein ſo großes Königreich im Gehorſam gegen den apoſtoliſchen Stuhl zu erhalten. Ein ſchwarzes Complot ward nun mit Zuziehung des berüchtigten Herzogs von Alba und des Kardinals von Lothringen geſchmiedet, den jungen Heinrich mit ſeiner Mutter aus ihren Staaten zu entführen, und in ſpaniſche Hände zu liefern. Ein ſchreckliches Schickſal erwartete dieſe Unglücklichen in den Händen dieſes blutgierigen Feindes, und ſchon jauchzte die ſpaniſche Inquiſition dieſem wichtigen Schlachtopfer entgegen. Aber Johanna ward noch zu rechter Zeit, und zwar, wie man behauptet, durch Philipps eigene Gemahlin, Eliſabeth, gewarnt, und der Anſchlag in der Entſtehung vereitelt. Eine ſo ſchwere Gefahr umſchwebte das Haupt des Knaben, und weihte ihn ſchon frühe zu den harten Kämpfen und Leiden ein, die er in der Folge beſtehen ſollte.

Jetzt, als die Nachricht von dem Tode des Prinzen von Condé die Anführer der Proteſtanten in Beſtürzung und Verlegenheit ſetzte, die ganze Partei ſich ohne Oberhaupt, die Armee ohne Führer ſah, erſchien die heldenmüthige Johanna mit dem ſechzehnjährigen Heinrich und dem älteſten Sohn des ermordeten Condé, der um einige Jahre jünger war, zu Cognac in Angoumois, wo die Armee und die Anführer verſammelt waren. Beide Knaben an den Händen führend, trat ſie vor die Truppen, und machte ſchnell ihrer Unentſchloſſenheit ein Ende: „Die gute Sache," hub ſie an, „hat an dem Prinzen von Condé einen vortrefflichen Beſchützer verloren, aber ſie iſt nicht mit ihm untergegangen. Gott wacht über ſeine Verehrer. Er gab dem Prinzen von Condé tapfre Streitgefährten an die Seite, da er noch lebend unter uns wandelte; er gibt ihm heldenmüthige Offiziere zu Nachfolgern, die ſeinen Verluſt uns vergeſſen machen werden. Hier iſt der junge Bearner, mein Sohn. Ich biete ihn euch an zum Fürſten, hier iſt der Sohn des Mannes, deſſen Verluſt ihr betrauert. Euch übergeb' ich Beide. Möchten ſie ihrer Ahnherren werth ſeyn durch ihre künftigen Thaten! Möchte der Anblick dieſer heiligen Pfänder euch Einigkeit lehren, und begeiſtern zum Kampf für die Religion!"

Ein lautes Geſchrei des Beifalls antwortete der königlichen Rednerin, worauf der junge Heinrich mit edlem Anſtand das Wort nahm: „Freunde!" rief er aus, „ich gelobe euch an, für die Religion und die gemeine Sache zu ſtreiten, bis uns Sieg oder Tod die Freiheit verſchafft haben, um die es uns Allen zu thun iſt." Sogleich wurde er zum Oberhaupt der Partei und zum Führer der Armee ausgerufen, und empfing als ſolcher die Huldigung. Die Eiferſucht der übrigen Anführer verſtummte, und bereitwillig unterwarf man ſich jetzt der Führung des Admirals von

Coligny, der dem jungen Helden ſeine Erfahrung lieh, und unter dem Namen ſeines Pupillen das Ganze beherrſchte.

Die deutſchen Proteſtanten, immer die vornehmſte Stütze und die letzte Zuflucht ihrer Glaubensbrüder in Frankreich, waren es auch jetzt, die nach dem unglücklichen Tage bei Jarnac das Gleichgewicht der Waffen zwiſchen den Hugenotten und Katholiſchen wieder herſtellen halfen. Der Herzog Wolfgang von Zweibrücken brach mit einem dreizehntauſend Mann ſtarken Heere in das Königreich ein, durchzog mitten unter Feinden, nicht ohne große Hinderniſſe, faſt den ganzen Strich zwiſchen dem Rhein und dem Weltmeer, und hatte die Armee der Reformirten beinahe erreicht, als der Tod ihn dahinraffte. Wenige Tage nachher vereinigte ſich der Graf von Mannsfeld, ſein Nachfolger im Commando (im Junius 1569), in der Provinz Guienne mit dem Admiral von Coligny, der ſich nach einer ſo beträchtlichen Verſtärkung wieder im Stande ſah, den Königlichen die Spitze zu bieten. Aber mißtrauiſch gegen das Glück, deſſen Unbeſtändigkeit er ſo oft erfahren hatte, und ſeines Unvermögens ſich bewußt, bei ſo geringen Hülfsmitteln einen erſchöpfenden Krieg auszuhalten, verſuchte er noch vorher, auf einem friedlichen Wege zu erhalten, was er allzu mißlich fand, mit den Waffen in der Hand zu erzwingen. Der Admiral liebte aufrichtig den Frieden, ganz gegen die Sinnesart der Anführer von Parteien, die die Ruhe als das Grab ihrer Macht betrachten, und in der allgemeinen Verwirrung ihre Vortheile finden.

Mit Widerwillen übte er die Bedrückungen aus, die ſein Poſten, die Noth und die Pflicht der Selbſtvertheidigung erheiſchten, und gern hätte er ſich überhoben geſehen, mit dem Degen in der Fauſt eine Sache zu verfechten, die ihm gerecht genug ſchien, um durch Vernunftgründe vertheidigt zu werden. Er machte jetzt dem Hofe die dringendſten Vorſtellungen, ſich des allgemeinen Elendes zu erbarmen, und den Reformirten, die nichts als die Beſtätigung der ehemaligen, ihnen günſtigen Edikte verlangten, ein ſo billiges Geſuch zu gewähren. Dieſen Vorſchlägen glaubte er um ſo eher eine günſtige Aufnahme verſprechen zu können, da ſie nicht Werk der Verlegenheit waren, ſondern durch eine anſehnliche Macht unterſtützt wurden. Aber das Selbſtvertrauen der Katholiken war mit ihrem Glücke geſtiegen. Man forderte eine unbedingte Unterwerfung, und ſo blieb es denn bei der Entſcheidung des Schwerts.

Um die Stadt Rochelle und die Beſitzungen der Proteſtanten längs der dortigen Seeküſte vor einem Angriffe ſicher zu ſtellen, rückte der Admiral mit ſeiner ganzen Macht vor Poitiers, welche Stadt er ihres großen Umfanges wegen keines langen Widerſtandes fähig glaubte. Aber auf die erſte Nachricht der ſie bedrohenden Gefahr hatten ſich die Herzoge von Guiſe und von Mavenne, würdige Söhne des verſtorbenen Franz von Guiſe, nebſt einem zahlreichen Adel in dieſe Stadt geworfen, entſchloſſen, ſie bis auf's Aeußerſte zu vertheidigen. Fanatiſmus und Erbitterung machten dieſe Belagerung zu einer der blutigſten Handlungen im ganzen Laufe des Krieges, und die

Hartnäckigkeit des Angriffs konnte gegen den beharrlichen Widerſtand der Beſatzung nichts ausrichten.

Trotz der Ueberſchwemmungen, die die Außenwerke unter Waſſer ſetzten, trotz des feindlichen Feuers und des ſiedenden Oels, das von den Wällen herab auf ſie regnete, trotz des unüberwindlichen Widerſtandes, den der ſchroffe Abhang der Werke und die heroiſche Tapferkeit der Beſatzung ihnen entgegenſetzte, wiederholten die Belagerer ihre Stürme, ohne jedoch mit allen dieſen Anſtrengungen einen einzigen Vortheil erkaufen, oder die Standhaftigkeit der Belagerten ermüden zu können. Vielmehr zeigten dieſe durch wiederholte Ausfälle, wie wenig ihr Muth zu erſchöpfen ſey. Ein reicher Vorrath von Kriegs- und Mundbedürfniſſen, den man Zeit gehabt hatte, in der Stadt aufzuhäufen, ſetzte ſie in Stand, auch der langwierigſten Belagerung zu trotzen, da im Gegentheil Mangel, üble Witterung und Seuchen im Lager der Reformirten bald große Verwüſtungen anrichteten. Die Ruhr raffte einen großen Theil der deutſchen Kriegsvölker dahin, und warf endlich ſelbſt den Admiral von Coligny darnieder, nachdem die meiſten unter ihm ſtehenden Befehlshaber zum Dienſt unbrauchbar gemacht waren. Da bald darauf auch der Herzog von Anjou im Feld erſchien, und Chatellerault, einen feſten Ort in der Nachbarſchaft, wohin man die Kranken geflüchtet hatte, mit einer Belagerung bedrohte, ſo ergriff der Admiral dieſen Vorwand, ſeiner unglücklichen Unternehmung noch mit einigem Schein von Ehre zu entſagen. Es gelang ihm auch, den Verſuch des Herzogs auf Chatellerault zu vereiteln; aber die immer mehr anwachſende Macht des Feindes nöthigte ihn bald, auf ſeinen Rückzug zu denken.

Alles vereinigte ſich, die Standhaftigkeit dieſes groſſen Mannes zu erſchüttern. Er hatte wenige Wochen nach dem Unglück bei Jarnac ſeinen Bruder d'Andelot durch den Tod verloren, den treuſten Theilnehmer ſeiner Unternehmungen und ſeinen rechten Arm im Felde. Jetzt erfuhr er, daß das Pariſer Parlament — dieſer Gerichtshof, der zuweilen ein wohlthätiger Damm gegen die Unterdrückung, oft aber auch ein verächtliches Werkzeug derſelben war — ihm als einem Aufrührer und Beleidiger der Majeſtät das Todesurtheil geſprochen, und einen Preis von fünfzigtauſend Goldſtücken auf ſeinen Kopf geſetzt habe. Abſchriften dieſes Urtheils wurden nicht nur in ganz Frankreich, ſondern auch durch Ueberſetzungen in ganz Europa zerſtreut, um durch den Schimmer der verſprochenen Belohnung Mörder aus andern Ländern anzulocken, wenn ſich etwa in dem Königreich ſelbſt zu Vollziehung dieſes Bubenſtücks keine entſchloſſene Fauſt finden ſollte. Aber ſie fand ſich ſelbſt im Gefolge des Admirals, und ſein eigener Kammerdiener war es, der einen Anſchlag gegen ſein Leben ſchmiedete. Dieſe nahe Gefahr wurde zwar durch eine zeitige Entdeckung noch von ihm abgewandt, aber der unſichtbare Dolch der Verrätherei verſcheuchte von jetzt an ſeine Ruhe auf immer.

Dieſe Widerwärtigkeiten, die ihn ſelbſt betrafen, wurden durch die Laſt ſeines Heerführeramtes und durch die öffentlichen Unfälle ſeiner Partei noch drückender gemacht. Durch Deſertion, Krankheiten und das Schwert des Feindes war ſeine Armee ſehr geſchmolzen, während daß die königliche immer mehr anwuchs und immer hitziger ihn verfolgte. Die Ueberlegenheit der Feinde war viel zu groß, als daß er es auf den bedenklichen Ausſchlag eines Treffens durfte ankommen laſſen, und doch verlangten dieſes die Soldaten, beſonders die Deutſchen, mit Ungeſtüm. Sie ließen ihm die Wahl, entweder zu ſchlagen, oder ihnen den rückſtändigen Sold zu bezahlen; und da ihm das Letztere unmöglich war, ſo mußte er ihnen nothgedrungen in dem Erſtern willfahren.

Die Armee des Herzogs von Anjou überraſchte ihn (am 3. October des Jahrs 1569) bei Moncontour in einer ſehr ungünſtigen Stellung, und beſiegte ihn in einer entſcheidenden Schlacht. Alle Entſchloſſenheit des proteſtantiſchen Adels, alle Tapferkeit der Deutſchen, alle Geiſtesgegenwart des Generals konnte die völlige Niederlage ſeines Heers nicht verhindern. Beinahe die ganze deutſche Infanterie ward niedergehauen, der Admiral ſelbſt verwundet, der Reſt der Armee zerſtreut, der größte Theil des Gepäckes verloren. Keinen unglücklichern Tag hatten die Hugenotten während dieſes ganzen Krieges erlebt. Die Prinzen von Bourbon rettete man noch während der Schlacht nach St. Jean d'Angely, wo ſich auch der geſchlagene Coligny mit dem kleinen Ueberreſt der Truppen einfand. Von einem fünf und zwanzig tauſend Mann ſtarken Heere konnte er kaum ſechstauſend wieder ſammeln; dennoch hatte der Feind wenig Gefangene gemacht. Die Wuth des Bürgerkrieges machte alle Gefühle der Menſchlichkeit ſchweigen, und die Rachbegier der Katholiſchen konnte nur durch das Blut ihrer Gegner geſättigt werden. Mit kalter Grauſamkeit ſtieß man den, der die Waffen ſtreckte und um Quartier bat, nieder; die Erinnerung an eine ähnliche Barbarei, welche die Hugenotten gegen die Papiſten bewieſen hatten, machte die Letztern unverſöhnlich.

Die Muthloſigkeit war jetzt allgemein, und man hielt Alles für verloren. Viele ſprachen ſchon von einer gänzlichen Flucht aus dem Königreich, und wollten ſich in Holland, in England, in den nordiſchen Reichen ein neues Vaterland ſuchen. Ein großer Theil des Adels verließ den Admiral, dem es an Geld, an Mannſchaft, an Anſehen, an Allem, nur nicht an Heldenmuth fehlte. Sein ſchönes Schloß und die anliegende Stadt Chatillon waren ungefähr um eben dieſe Zeit von den Königlichen überfallen, und mit Allem, was darin niedergelegt war, ein Raub des Feuers geworden. Dennoch war er der Einzige von Allen, der in dieſer drangvollen Lage die Hoffnung nicht ſinken ließ. Seinem durchdringenden Blicke entgingen die Rettungsmittel nicht, die der reformirten Partei noch immer geöffnet waren, und er wußte ſie mit großem Erfolg bei ſeinen Anhängern geltend zu machen. Ein Hugenottiſcher Anführer, Montgommery, hatte in der Provinz Bearn glücklich gefochten, und war bereit, ihm ſein ſiegreiches Heer zuzuführen. Deutſchland war noch immer ein reiches Magazin von Soldaten, und auch von England durfte man Beiſtand erwarten. Dazu kam, daß die Königlichen, anſtatt ihren Sieg mit raſcher Thätigkeit zu benutzen, und den geſchlagenen Feind bis zu ſeinen letzten Schlupfwinkeln zu verfolgen; mit unnützen Belagerungen eine koſtbare Zeit verloren, und dem Admiral die gewünſchte Friſt zur Erholung vergönnten.

Das ſchlechte Einverſtändniß unter den Katholiſchen ſelbſt trug nicht wenig zu ſeiner Rettung bei. Nicht alle Provinzſtatthalter thaten ihre Schuldigkeit; vorzüglich wurde Damville, Gouverneur von Languedoc, ein Sohn des berühmten Connetable von Montmorency, beſchuldigt, die Flucht des Admirals durch ſein Gouvernement begünſtigt zu haben. Dieſer ſtolze Vaſall der Krone, ſonſt ein erbitterter Feind der Hugenotten, glaubte ſich von dem Hofe vernachläſſigt, und ſein Ehrgeiz war empfindlich gereizt, daß Andere in dieſem Krieg ſich Lorbeern ſammelten und Andere den Commandoſtab führten, den er doch als ein Erbſtück ſeines Hauſes betrachtete. Selbſt in der Bruſt des jungen Königs und der ihn zunächſt umgebenden Groſſen hatten die glänzenden Succeſſe des Herzogs von Anjou, die doch gar nicht auf Rechnung des Prinzen geſetzt werden konnten, Neid und Eiferſucht angefacht. Der ruhmbegierige Monarch erinnerte ſich mit Verdruß, daß er ſelbſt noch nichts für ſeinen Ruhm gethan habe; die Vorliebe der Königin Mutter für den Herzog von Anjou, und das Lob dieſes begünſtigten Lieblings auf den Lippen der Hofleute beleidigte ſeinen Stolz. Da er den Herzog von Anjou mit guter Art von der Armee nicht entfernen konnte, ſo ſtellte er ſich ſelbſt an die Spitze derſelben, um ſich gemeinſchaftlich mit demſelben den Ruhm der Siege zuzueignen, an welche Beide gleich wenig Anſprüche hatten. Die ſchlechten Maßregeln, welche dieſer Geiſt der Eiferſucht und Intrigue die katholiſchen Anführer ergreifen ließ, vereitelten alle Früchte der erfochtenen Siege. Vergebens beſtand der Marſchall von Tavannes, deſſen Kriegserfahrung man das bisherige Glück allein zu verdanken hatte, auf Verfolgung des Feindes. Sein Rath war, dem flüchtigen Admiral mit dem größern Theil der Armee ſo lange nachzuſetzen, bis man ihn entweder aus Frankreich hinausgejagt oder genöthigt hätte, irgend in einen feſten Ort ſich zu werfen, der alsdann unvermeidlich das Grab der ganzen Partei werden müßte. Da dieſe Vorſtellungen keinen Eingang fanden, ſo legte Tavannes ſein Commando nieder, und zog ſich in ſein Gouvernement Burgund zurück.

Jetzt ſäumte man nicht, die Städte anzugreifen, die den Hugenotten ergeben waren. Der erſte Anfang war glücklich, und ſchon ſchmeichelte man ſich, alle Vormauern von Rochelle mit gleich wenig Mühe zu zertrümmern, und alsdann dieſen Mittelpunkt der ganzen Bourbon'ſchen Macht deſto leichter zu überwältigen. Aber der tapfere Widerſtand, den St. Jean d'Angely leiſtete, ſtimmte dieſe ſtolzen Erwartungen ſehr herunter. Zwei Monate lang hielt ſich dieſe Stadt, von ihrem unerſchrockenen Commandanten de Piles vertheidigt; und als endlich die höchſte Noth ſie zwang, ſich zu ergeben, war der Winter herbei gerückt und der Feldzug geendigt. Der Beſitz einiger Städte war alſo die ganze Frucht eines Sieges, deſſen weiſe Benutzung den Bürgerkrieg vielleicht auf immer hätte endigen können.

Unterdeſſen hatte Coligny nichts verſäumt, die ſchlechte Politik des Feindes zu ſeinem Vortheil zu kehren. Sein Fußvolk war im Treffen bei Moncontour beinahe gänzlich aufgerieben worden, und dreitauſend Pferde machten ſeine ganze Kriegsmacht aus, die es kaum mit dem nachſetzenden Landvolk aufnehmen konnte. Aber dieſer kleine Hauſe verſtärkte ſich in Languedoc und Dauphiné mit neu geworbenen Völkern und mit dem ſiegreichen Heer des Montgommery, das er an ſich zog. Die vielen Anhänger, welche die Reformation in dieſem Theil Frankreichs zählte, begünſtigten ſowohl die Rekrutirung als den Unterhalt der Truppen, und die Leutſeligkeit der Bourbon'ſchen Prinzen, die alle Beſchwerden dieſes Feldzugs theilten und frühzeitige Proben des Heldenmuths ablegten, lockte manchen Freiwilligen unter ihre Fahnen. Wie ſparſam auch die Geldbeiträge einfloſſen, ſo wurde dieſer Mangel einigermaßen durch die Stadt Rochelle erſetzt. Aus dem Hafen derſelben liefen zahlreiche Kaperſchiffe aus, die viele glückliche Priſen machten, und dem Admiral den Zehnten von jeder Beute entrichten mußten. Mit Hülfe aller dieſer Vorkehrungen erholten ſich die Hugenotten während des Winters ſo vollkommen von ihrer Niederlage, daß ſie im Frühjahr des 1570ſten Jahres gleich einem reißenden Strom aus Languedoc hervorbrachen, und furchtbarer als jemals im Felde erſcheinen konnten.

Sie hatten keine Schonung erfahren, und übten auch keine aus. Gereizt durch ſo viele erlittene Mißhandlungen, und durch eine lange Reihe von Unglücksfällen verwildert, ließen ſie das Blut ihrer Feinde in Strömen fließen, drückten mit ſchweren Brandſchatzungen alle Diſtrikte, durch die ſie zogen, oder verwüſteten ſie mit Feuer und Schwert. Ihr Marſch war gegen die Hauptſtadt des Reichs gerichtet, wo ſie mit dem Schwert in der Hand einen billigen Frieden zu ertrotzen hofften. Eine königliche Armee, die ſich ihnen in dem Herzogthum Burgund unter dem Marſchall von Coſſé, dreizehntauſend Mann ſtark, entgegenſtellte, konnte ihren Lauf nicht aufhalten. Es kam zu einem Gefecht, worin die Proteſtanten über einen weit überlegenern Feind verſchiedene Vortheile davon trugen. Längs der Loire verbreitet, bedrohten ſie Orleanois und Isle de France mit ihrer nahen Erſcheinung, und die Schnelligkeit ihres Zugs ängſtigte ſchon Paris.

Dieſe Entſchloſſenheit that Wirkung, und der Hof fing endlich an vom Frieden zu ſprechen. Man ſcheute den Kampf mit einer, wenn gleich nicht zahlreichen, doch von Verzweiflung beſeelten Schaar, die nichts mehr zu verlieren hatte, und bereit war, ihr Leben um einen theuren Preis zu verkaufen. Der königliche Schatz war erſchöpft, die Armee durch den Abzug der italieniſchen, deutſchen und ſpaniſchen Hülfsvölker ſehr vermindert, und in den Provinzen hatte ſich das Glück faſt überall zum Vortheil der Rebellen erklärt. Wie hart es auch die Katholiſchen ankam, dem Trotz der Sektirer nachgeben zu müſſen, wie ungern ſich ſogar viele der Letztern dazu verſtanden, die Waffen aus den Händen zu legen, und ihren Hoffnungen auf Beute, ihrer geſetzloſen Freiheit zu entſagen: ſo machte doch die überhandnehmende Noth jeden Widerſpruch ſchweigen; und die Neigung der Anführer entſchied ſo ernſtlich für den Frieden, daß er endlich im Auguſt dieſes Jahrs unter folgenden Bedingungen wirklich erfolgte.

Den Reformirten wurde von beiden Seiten des Hofes eine allgemeine Vergeſſenheit des Vergangenen, eine freie Ausübung ihrer Religion in jedem Theile des Reichs, nur den Hof ausgenommen, die Zurückgabe aller der Religion wegen eingezogenen Güter, und ein gleiches Recht zu allen öffentlichen Bedienungen zugeſtanden. Außerdem überließ man ihnen noch auf zwei Jahre lang vier Sicherheitsplätze, die ſie mit ihren eigenen Truppen zu beſetzen und Befehlshabern ihres Glaubens zu untergeben berechtigt ſeyn ſollten. Die Prinzen von Bourbon nebſt zwanzig aus dem vornehmſten Adel mußten ſich durch einen Eid verbindlich machen, dieſe vier Plätze (man hatte Rochelle, Montauban, Cognac und la Charité gewählt) nach Ablauf der geſetzten Zeit wieder zu räumen. So war es abermals der Hof, welcher nachgab, und weit entfernt, durch Bewilligungen, die ihm nicht von Herzen gehen konnten, bei den Religionsverbeſſerern Dank zu verdienen, bloß ein erniedrigendes Geſtändniß ſeiner Ohnmacht ablegte.

Alles trat jetzt wieder in ſeine Ordnung zurück, und die Reformirten überließen ſich mit der vorigen Sorgloſigkeit dem Genuß ihrer ſchwer errungenen Glaubensfreiheit. Je mehr ſie überzeugt ſeyn mußten, daß ſie die eben erhaltenen Vortheile nicht dem guten Willen, ſondern der Schwäche ihrer Feinde und ihrer eigenen Furchtbarkeit verdankten, deſto nothwendiger war es, ſich in dieſem Verhältniß der Macht zu erhalten, und die Schritte des Hofs zu bewachen. Die Nachgiebigkeit des Letztern war auch wirklich viel zu groß, als daß man Vertrauen dazu faſſen konnte, und ohne gerade aus dem Erfolg zu argumentiren, kann man mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit behaupten, daß der erſte Entwurf zu der Greuelthat, welche zwei Jahre darauf in Ausübung gebracht wurde, in dieſe Zeit zu ſetzen iſt.

So viele Fehlſchläge, ſo viele überraſchende Wendungen des Kriegsglücks, ſo viele unerwartete Hülfsquellen der Hugenotten, hatten endlich den Hof überzeugen müſſen, daß es ein vergebliches Unternehmen ſey, dieſe immer friſch auflebende und immer mehr ſich verſtärkende Partei durch offenbare Gewalt zu beſiegen, und auf dem bisher betretenen Wege einen entſcheidenden Vortheil über ſie zu erlangen. Durch ganz Frankreich ausgebreitet, war ſie ſicher, nie eine totale Niederlage zu erleiden, und die Erfahrung hatte gelehrt, daß alle Wunden, die man ihr theilweiſe ſchlug, ihrem Leben ſelbſt nie gefährlich werden konnten. An einer Grenze des Königreichs unterdrückt, erhob ſie ſich nur deſto furchtbarer an der andern, und jeder neu erlittene Verluſt ſchien bloß ihren Muth anzufeuern und ihren Anhang zu vermehren. Was ihr an innern Kräften gebrach, das erſetzte die Standhaftigkeit, Klugheit und Tapferkeit ihrer Anführer, die durch keine Unfälle zu ermüden, durch keine Liſt einzuwiegen, durch keine Gefahr zu erſchüttern waren. Schon der einzige Coligny galt für eine ganze Armee. „Wenn der Admiral heute ſterben ſollte," erklärten die Abgeordneten des Hofs, als ſie des Friedens wegen mit den Hugenotten in Unterhandlungen traten, „ſo werden wir euch morgen nicht ein Glas Waſſer anbieten. Glaubet ſicher, daß ſein einziger Name euch mehr Anſehen gibt, als eure ganze Armee doppelt genommen." — So lange die Sache der Reformirten in ſolchen Händen war, mußten alle Verſuche zu ihrer Unterdrückung fehlſchlagen. Er allein hielt die zerſtreute Partei in ein Ganzes zuſammen, lehrte ſie ihre innern Kräfte kennen und benutzen, verſchaffte ihr Anſehen und Unterſtützung von Außen, richtete ſie von jedem Falle wieder auf, und hielt ſie mit feſtem Arm am Rand des Verderbens.

Ueberzeugt, daß auf dem Untergang dieſes Mannes das Schickſal der ganzen Partei beruhe, hatte man ſchon im vorhergehenden Jahre das Pariſer Parlament jene ſchimpfliche Achtserklärung gegen ihn ausſprechen laſſen, die den Dolch der Meuchelmörder gegen ſein Leben bewaffnen ſollte. Da aber dieſer Zweck nicht erreicht wurde, vielmehr der jetzt geſchloſſene Friede jenen Parlamentsſpruch wieder vernichtete, ſo mußte man daſſelbe Ziel auf einem andern Wege verfolgen. Ermüdet von den Hinderniſſen, die der Freiheitsſinn der Hugenotten der Befeſtigung des königlichen Anſehens ſchon ſo lange entgegengeſetzt hatte, zugleich aufgefordert von dem römiſchen Hof, der keine Rettung für die Kirche ſah, als in dem gänzlichen Untergang dieſer Sekte, von einem finſtern und grauſamen Fanatismus erhitzt, der alle Gefühle der Menſchlichkeit ſchweigen machte, beſchloß man endlich, ſich dieſer gefährlichen Partei durch einen einzigen entſcheidenden Schlag zu entledigen. Gelang es nämlich, ſie auf einmal aller ihrer Anführer zu berauben und durch ein allgemeines Blutbad ihre Anzahl ſchnell und beträchtlich zu vermindern, ſo hatte man ſie — wie man ſich ſchmeichelte — auf immer in ihr Nichts zurückgeſtürzt, von einem geſunden Körper ein brandiges Glied abgeſondert, die Flamme des Kriegs auf ewige Zeiten erſtickt, und Staat und Kirche durch ein einziges hartes Opfer gerettet. Durch ſolche betrügliche Gründe fanden ſich Religionshaß, Herrſchſucht und Rachbegierde mit der Stimme des Gewiſſens und der Menſchlichkeit ab, und ließen die Religion eine That verantworten, für welche ſelbſt die rohe Natur keine Entſchuldigung hat.

Aber um dieſen entſcheidenden Streich zu führen, mußte man ſich der Opfer, die er treffen ſollte, vorher verſichert haben, und hier zeigte ſich eine kaum zu überwindende Schwierigkeit. Eine lange Kette von Treuloſigkeit hatte das wechſelſeitige Vertrauen erſtickt, und von katholiſcher Seite hatte man zu viele und zu unzweideutige Proben der Maxime gegeben, daß „gegen Ketzer kein Eid bindend, keine Zuſage heilig ſey.“ Die Anführer der Hugenotten erwarteten keine andere Sicherheit, als welche ihnen ihre Entfernung und die Feſtigkeit ihrer Schlöſſer verſchafften. Selbſt nach geſchloſſenem Frieden vermehrten ſie die Beſatzungen in ihren Städten, und zeigten durch ſchleunige Ausbeſſerung ihrer Feſtungswerke, wie wenig ſie dem königlichen Worte vertrauten. Welche Möglichkeit, ſie aus dieſen

Verſchanzungen hervorzulocken und dem Schlachtmeſſer entgegenzuführen? Welche Wahrſcheinlichkeit, ſich Aller zugleich zu bemächtigen, geſetzt, daß auch Einzelne ſich überliſten ließen? Längſt ſchon gebrauchten ſie die Vorſicht, ſich zu trennen, und wenn auch Einer unter ihnen ſich der Redlichkeit des Hofs anvertraute, ſo blieb der Andere deſto gewiſſer zurück, um ſeinem Freund einen Rächer zu erhalten. Und doch hatte man gar nichts gethan, wenn man nicht Alles thun konnte! der Streich mußte ſchlechterdings tödtlich, allgemein und entſcheidend ſeyn, oder ganz und gar unterlaſſen werden.

Es kam alſo darauf an, den Eindruck der vorigen Treuloſigkeiten gänzlich auszulöſchen, und das verlorene Vertrauen der Reformirten, welchen Preis es auch koſten möchte, wieder zu gewinnen. Dieſes in's Werk zu richten, änderte der Hof ſein ganzes bisheriges Syſtem. Anſtatt der Parteilichkeit in den Gerichten, über welche die Reformirten auch mitten im Frieden ſo viele Urſache gehabt hatten, ſich zu beklagen, wurde von jetzt an die gleichförmigſte Gerechtigkeit beobachtet, alle Beeinträchtigungen, die man ſich von katholiſcher Seite bisher ungeſtraft gegen ſie erlaubte, eingeſtellt, alle Friedensſtörungen auf das Strengſte geahndet, alle billigen Forderungen derſelben ohne Anſtand erfüllt. In Kurzem ſchien aller Unterſchied des Glaubens vergeſſen, und die ganze Monarchie glich einer ruhigen Familie, deren ſämmtliche Glieder Karl der Neunte als gemeinſchaftlicher Vater mit gleicher Liebe umfaßte. Mitten unter den Stürmen, welche die benachbarten Reiche erſchütterten, welche Deutſchland beunruhigten, die ſpaniſche

Macht in den Niederlanden umzuſtürzen drohten, Schottland verheerten und in England den Thron der Königin Eliſabeth wankend machten, genoß Frankreich einer ungewohnten tiefen Ruhe, die von einer gänzlichen Revolution in den Geſinnungen und einer allgemeinen Umänderung der Maximen zu zeugen ſchien, da keine Entſcheidung der Waffen vorhergegangen war, auf die ſie gegründet werden konnte.

Margaretha von Valois, die jüngſte Tochter Heinrichs II., war noch unverheirathet, und der Ehrgeiz des jungen Herzogs von Guiſe vermaß ſich, ſeine Hoffnungen zu dieſer Schweſter ſeines Monarchen zu erheben. Um die Hand dieſer Prinzeſſin hatte ſchon der König von Portugal geworben, aber ohne Erfolg, da der noch immer mächtige Kardinal von Lothringen ſie keinem Andern als ſeinem Neffen gönnte. „Der älteſte Prinz meines Hauſes,“ erklärte ſich der ſtolze Prälat gegen den Geſandten Sebaſtians, „hat die ältere Schweſter davon getragen; dem jüngern gebührt die jüngere.“ Da aber Karl IX., dieſer auf ſeine Hoheit eiferſüchtige Monarch, die dreiſte Anmaßung ſeines Vaſallen mit Unwillen aufnahm, ſo eilte der Herzog von Guiſe, durch eine geſchwinde Heirath mit der Prinzeſſin von Cleves ſeinen Zorn zu beſänftigen. Aber einen Feind und Nebenbuhler im Beſitz derjenigen zu ſehen, zu der ihm nicht erlaubt worden war, die Augen zu erheben, mußte den Stolz des Herzogs deſto empfindlicher kränken, da er ſich ſchmeicheln konnte, das Herz der Prinzeſſin zu beſitzen.

Der junge Heinrich, Prinz von Bearn, war es, auf den die Wahl des Königs fiel; ſey es, daß Letzterer wirklich die Abſicht hatte, durch dieſe Heirath eine enge Verbindung zwiſchen dem Hauſe Valois und Bourbon zu ſtiften, und dadurch den Samen der Zwietracht auf ewige Zeiten zu erſticken, oder daß er dem Argwohn der Hugenotten nur dieſes Blendwerk vormachte, um ſie deſto gewiſſer in die Schlinge zu locken. Genug, man erwähnte dieſer Heirath ſchon bei den Friedenstraktaten, und ſo groß auch das Mißtrauen der Königin von Navarra ſeyn mochte, ſo war der Antrag doch viel zu ſchmeichelhaft, als daß ſie ihn ohne Beleidigung hätte zurückweiſen können. Da aber dieſer ehrenvolle Antrag nicht mit der Lebhaftigkeit erwidert ward, die man wünſchte und die ſeiner Wichtigkeit angemeſſen ſchien, ſo zögerte man nicht lange, ihn zu erneuern, und die furchtſamen Bedenklichkeiten der Königin Johanna durch wiederholte Beweiſe der aufrichtigſten Verſöhnung zu zerſtreuen.

Um dieſelbe Zeit hatte ſich Graf Ludwig von Naſſau, Bruder des Prinzen Wilhelm von Oranien, in Frankreich eingefunden, um die Hugenotten zum Beiſtand ihrer niederländiſchen Brüder gegen Philipp von Spanien in Bewegung zu ſetzen. Er fand den Admiral von Coligny in der günſtigſten Stimmung, dieſe Aufforderung anzunehmen. Neigung ſowohl als Staatsgründe vermochten dieſen ehrwürdigen Helden, die Religion und Freiheit, die er in ſeinem Vaterland mit ſo viel Heldenmuth verfochten, auch im Ausland nicht ſinken zu laſſen. Leidenſchaftlich hing er an ſeinen Grundſätzen und an ſeinem Glauben, und ſein großes Herz hatte der Unterdrückung, wo und gegen wen ſie auch ſtatt finden möchte, einen ewigen Krieg geſchworen. Dieſer Geſinnung gemäß betrachtete er jede Angelegenheit, ſobald ſie Sache des Glaubens und der Freiheit war, als die ſeinige, und jedes Schlachtopfer des geiſtlichen oder weltlichen Despotismus konnte auf ſeinen Weltbürgerſinn und ſeinen thätigen Eifer zählen. Es iſt ein charakteriſtiſcher Zug der vernünftigen Freiheitsliebe, daß ſie Geiſt und Herz weiter macht, und im Denken wie im Handeln ihre Sphäre ausbreitet. Gegründet auf ein lebhaftes Gefühl der menſchlichen Würde, kann ſie Rechte, die ſie an ſich ſelbſt reſpektirt, an Andern nicht gleichgültig zu Boden treten ſehen.

Aber dieſes leidenſchaftliche Intereſſe des Admirals für die Freiheit der Niederländer, und der Entſchluß, ſich an der Spitze der Hugenotten zum Beiſtand dieſer Republikaner zu bewaffnen, wurde zugleich durch die wichtigſten Staatsgründe gerechtfertigt. Er kannte und fürchtete den leicht zu entzündenden und geſetzloſen Geiſt ſeiner Partei, der, wund durch ſo viele erlittene Beleidigungen, ſchnell aufgeſchreckt von jedem vermeintlichen Angriff und mit tumultuariſchen Scenen vertraut, der Ordnung ſchon zu lange entwöhnt war, um ohne Rückfälle darin verharren zu können. Dem nach Unabhängigkeit ſtrebenden und kriegeriſchen Adel konnte die Unthätigkeit auf ſeinen Schlöſſern und der Zwang nicht willkommen ſeyn, den der Friede ihm auflegte. Auch war nicht zu erwarten, daß der Feuereifer der calviniſtiſchen Prediger ſich in den engen Schranken der Mäßigung halten würde, welche die Zeitumſtände erforderten. Um alſo den Uebeln zuvorzukommen, die ein mißverſtandner Religionseifer, und das immer noch unter der Aſche glimmende Mißtrauen der Parteien früher oder ſpäter herbeizuführen drohte, mußte man darauf denken, dieſe müßige Tapferkeit zu beſchäftigen, und einen Muth, welchen ganz zu unterdrücken man weder hoffen noch wünſchen durfte, ſo lange in ein anderes Reich abzuleiten, bis man in dem Vaterland ſeiner bedürfen würde. Dazu nun kam der niederländiſche Krieg wie gerufen; und ſelbſt das Intereſſe und die Ehre der franzöſiſchen Krone ſchien einen nähern Antheil an demſelben nothwendig zu machen. Frankreich hatte den verderblichen Einfluß der ſpaniſchen Intriguen bereits auf das Empfindlichſte gefühlt, und es hatte noch weit mehr in der Zukunft davon zu befürchten, wenn man dieſen gefährlichen Nachbar nicht innerhalb ſeiner eigenen Grenzen beſchäftigte. Die Aufmunterung und Unterſtützung, die er den mißvergnügten Unterthanen des Königs von Frankreich hatte angedeihen laſſen, ſchien zu Repreſſalien zu berechtigen, wozu ſich jetzt die günſtige Veranlaſſung darbot. Die Niederländer erwarteten Hülfe von Frankreich, die man ihnen nicht verweigern konnte, ohne ſie in eine Abhängigkeit von England zu ſetzen, die für das Intereſſe des franzöſiſchen Reichs nicht anders als nachtheilig ausſchlagen konnte. Warum ſollte man einem gefährlichen Nebenbuhler einen Einfluß gönnen, den man ſich ſelbſt verſchaffen konnte, und der noch dazu gar nichts koſtete? denn es waren die Hugenotten, die ihren Arm dazu anboten, und bereit waren, ihre der Ruhe der Monarchie ſo gefährlichen Kräfte in einem ausländiſchen Kriege zu verzehren.

Karl IX. ſchien das Gewicht dieſer Gründe zu empfinden, und bezeigte großes Verlangen, ſich mit dem Admiral ausführlich und mündlich darüber zu berathſchlagen. Dieſem Beweiſe des königlichen Vertrauens konnte Coligny um ſo weniger widerſtehen, da es eine Sache zum Gegenſtand hatte, die ihm nächſt ſeinem Vaterlande am meiſten am Herzen lag. Man hatte die einzige Schwachheit ausgekundſchaftet, an der er zu faſſen war; der Wunſch, ſeine Lieblingsangelegenheit bald befördert zu ſehen, half ihm jede Bedenklichkeit überwinden. Seine eigene, über jeden Verdacht erhabene Denkart, ja ſeine Klugheit ſelbſt lockte ihn in die Schlinge. Wenn Andere ſeiner Partei das veränderte Betragen des Hofs einem verdeckten Anſchlage zuſchrieben, ſo fand er in den Vorſchriften einer weiſern Politik, die ſich nach ſo vielen unglücklichen Erfahrungen endlich der Regierung aufdringen mußten, einen viel natürlichern Schlüſſel zur Erklärung deſſelben. Es gibt Unthaten, die der Rechtſchaffene kaum eher für möglich halten darf, als bis er die Erfahrung davon gemacht hat; und einem Mann von Coligny's Charakter war es zu verzeihen, wenn er ſeinem Monarchen lieber eine Mäßigung zutraute, von der dieſer Prinz bisher noch keine Beweiſe gegeben hatte, als ihn einer Niederträchtigkeit fähig glaubte, welche die Menſchheit überhaupt und noch weit mehr die Würde des Fürſten ſchändet. So viele zuvorkommende Schritte von Seiten des Hofes forderten überdies auch von dem proteſtantiſchen Theil eine Probe des Zutrauens; und wie leicht konnte man einen empfindlichen Feind durch längeres Mißtrauen reizen, die ſchlechte Meinung wirklich zu verdienen, welche zu widerlegen man ihm unmöglich machte.

Der Admiral beſchloß demnach am Hofe zu erſcheinen, der damals nach Touraine vorgerückt war, um die Zuſammenkunft mit der Königin von Navarra zu erleichtern. Mit widerſtrebendem Herzen that Johanna dieſen Schritt, dem ſie nicht länger ausweichen konnte, und überlieferte dem König ihren Sohn Heinrich und den Prinzen von Condé. Coligny wollte ſich dem Monarchen zu Füßen werfen, aber dieſer empfing ihn in ſeinen Armen. »Endlich habe ich Sie,« rief der König. »Ich habe Sie, und es ſoll Ihnen nicht ſo leicht werden, wieder von mir zu gehen. Ja, meine Freunde,« ſetzte er mit triumphirendem Blick hinzu, »das iſt der glücklichſte Tag in meinem Leben.« Dieſelbe gütige Aufnahme widerfuhr dem Admiral von der Königin, von den Prinzen, von allen anweſenden Großen; der Ausdruck der höchſten Freude und Bewunderung war auf allen Geſichtern zu leſen. Man feierte dieſe glückliche Begebenheit mehrere Tage lang mit den glänzendſten Feſten, und keine Spur des vorigen Mißtrauens durfte die allgemeine Fröhlichkeit trüben. Man beſprach ſich über die Vermählung des Prinzen von Bearn mit Margarethen von Valois; alle Schwierigkeiten, die der Glaubensunterſchied und das Ceremoniel der Vollziehung derſelben in den Weg legten, mußten der Ungeduld des Königs weichen. Die Angelegenheiten Flanderns veranlaßten mehrere lange Conferenzen zwiſchen dem Letztern und Coligny, und mit jeder ſchien die gute Meinung des Königs von ſeinem ausgeſöhnten

Diener zu ſteigen. Einige Zeit darauf erlaubte er ihm ſogar, eine kleine Reiſe auf ſein Schloß Chatillon zu machen; und als ſich der Admiral auf den Rappell ſogleich wieder ſtellte, ließ er ihn dieſe Reiſe in demſelben Jahr wiederholen. So ſtellte ſich das wechſelſeitige Vertrauen unvermerkt wieder her, und Coligny fing an, in eine tiefe Sicherheit zu verſinken.

Der Eifer, mit welchem Karl die Vermählung des Prinzen von Navarra betrieb, und die außerordentlichen Gunſtbezeugungen, die er an den Admiral und ſeine Anhänger verſchwendete, erregten nicht weniger Unzufriedenheit bei den Katholiſchen, als Mißtrauen und Argwohn bei den Proteſtanten. Man mag entweder mit einigen proteſtantiſchen und italieniſchen Schriftſtellern annehmen, daß jenes Betragen des Königs bloße Maske geweſen, oder mit de Thou und den Verfaſſern der Memoires glauben, daß Er für ſeine Perſon es damals aufrichtig meinte, ſo blieb ſeine Stellung zwiſchen den Reformirten und Katholiſchen in jedem Falle gleich bedenklich, weil er, um das Geheimniß zu bewahren, dieſe ſo gut wie jene betrügen mußte. Und wer bürgte ſelbſt denjenigen, die um das Geheimniß wußten, dafür, daß die perſönlichen Vorzüge des Admirals nicht zuletzt Eindruck auf einen Fürſten machten, dem es gar nicht an Fähigkeit gebrach, das Verdienſt zu beurtheilen? Daß ihm dieſer bewährte Staatsmann nicht zuletzt unentbehrlich wurde, daß nicht endlich ſeine Rathſchläge, ſeine Grundſätze, ſeine Warnungen bei ihm Eingang fanden? Kein Wunder, wenn die katholiſchen Eiferer daran Aergerniß nahmen, wenn ſich der Papſt in dieſes neue Betragen des Königs gar nicht zu finden wußte, wenn ſelbſt die Königin Katharina unruhig wurde, und die Guiſen anfingen, für ihren Einfluß zu zittern. Ein deſto engeres Bündniß zwiſchen dieſen letztern und der Königin war die Folge dieſer Befürchtungen, und man beſchloß, dieſe gefährlichen Verbindungen zu zerreißen, wie viel es auch koſten möchte.

Der Widerſpruch der Geſchichtſchreiber, und das Geheimnißvolle dieſer ganzen Begebenheit verſchafft uns über die damaligen Geſinnungen des Königs und über die eigentliche Beſchaffenheit des Complots, welches nachher ſo fürchterlich ausbrach, kein befriedigendes Licht. Könnte man dem Capi-Lupi,* einem römiſchen Scribenten und Lobredner der Bartholomäusnacht, Glauben zu ſtellen, ſo würde Karln dem Neunten durch den ſchwärzeſten Verdacht nicht zu viel geſchehen; aber obgleich die hiſtoriſche Kritik das Böſe glauben darf, was ein Freund berichtet, ſo kann dieſes doch alsdann nicht der Fall ſeyn, wenn der Freund (wie hier wirklich geſchehen iſt) ſeinen Helden dadurch zu verherrlichen glaubt und als Schmeichler verläumdet. „Ein päpſtlicher Legat,“ berichtet uns dieſer Schriftſteller in der Vorrede zu ſeinem Werk, „kam nach Frankreich, mit dem Auftrag, den Allerchriſtlichſten König von ſeinen Verbindungen mit den Sektirern abzumahnen. Nachdem er dem Monarchen die nachdrücklichſten Vorſtellungen gethan und ihn auf's Aeußerſte gebracht hatte, rief dieſer mit bedeutender Miene: „„Daß ich doch Eurer Eminenz Alles ſagen dürfte! Bald würden Sie und auch der heilige Vater mir bekennen müſſen, daß dieſe Verheirathung meiner Schweſter das ausgeſuchteſte Mittel ſey, die wahre Religion in Frankreich aufrecht zu erhalten und ihre Widerſacher zu vertilgen. Aber (fuhr er in großer Bewegung fort, indem er dem Kardinal die Hand drückte und zugleich einen Demant an ſeinem Finger befeſtigte) vertrauen Sie auf mein königliches Wort. Noch eine kleine Geduld, und der heilige Vater ſelbſt ſoll meine Anſchläge und meinen Glaubenseifer rühmen.““ Der Kardinal verſchmähte den Demant und verſicherte, daß er ſich mit der Zuſage des Königs begnüge.“ — Aber, geſetzt auch, daß kein blinder Schwärmereifer dieſem Geſchichtſchreiber die Feder geführt hätte, ſo kann er ſeine Nachricht aus ſehr unreinen Quellen geſchöpft haben. Die Vermuthung iſt nicht ohne Wahrſcheinlichkeit, daß der Kardinal von Lothringen, der ſich eben damals zu Rom aufhielt, dergleichen Erfindungen, wo nicht ſelbſt ausgeſtreut, doch begünſtigt haben könnte, um den Fluch des Pariſer Blutbads, den er nicht von ſich abwälzen konnte, mit dem Könige wenigſtens zu theilen. [*]

---

* Le Stratagème ou la Ruse de Charles IX., Roi de France, contre les Huguenots; rebelles à Dieu et à lui; écrit par le Seigneur Camille Capi-Lupi etc. 1574.

Das wirkliche Betragen Karls des Neunten, bei dem Ausbruch des Blutbades ſelbſt, zeugt unſtreitig ſtärker gegen ihn als dieſe unerwieſenen Gerüchte; aber wenn er ſich auch von der Heftigkeit ſeines Temperaments hinreißen ließ, dem völlig reifen Complot ſeinen Beifall zu geben und die Ausführung deſſelben zu begünſtigen, ſo kann dieſes für ſeine frühere Mitſchuldigkeit nichts beweiſen. Das Ungeheure und Gräßliche des Verbrechens vermindert ſeine Wahrſcheinlichkeit, und die Achtung für die menſchliche Natur muß ihm zur Vertheidigung dienen. Eine ſo zuſammengeſetzte und lange Kette von Betrug, eine ſo undurchdringliche, ſo gehaltene Verſtellung, ein ſo tiefes Stillſchweigen aller Menſchengefühle, ein ſo freches Spiel mit den heiligſten Pfändern des Vertrauens ſcheint einen vollendeten Böſewicht zu erfordern, der durch eine lange Uebung verhärtet, und ſeiner Leidenſchaften vollkommen Herr geworden iſt. Karl der Neunte war ein Jüngling, den ſein brauſendes Temperament übermeiſterte, und deſſen Leidenſchaften ein früher Beſitz der höchſten Gewalt von jedem Zügel der Mäßigung befreite. Ein ſolcher Charakter verträgt ſich mit keiner ſo künſtlichen Rolle, und ein ſo hoher Grad der Verderbniß mit keiner Jünglingsſeele — ſelbſt dann nicht, wenn der Jüngling ein König und Katharinens Sohn iſt.

---

[*] Esprit de la Ligue. Tom. II. p. 13.

Wie aufrichtig oder nicht aber das Betragen des Königs auch gemeint ſeyn mochte, ſo konnten die Häupter der katholiſchen Partei keine gleichgültigen Zuſchauer davon bleiben. Sie verließen wirklich mit Geräuſch den Hof, ſobald die Hugenotten feſten Fuß an demſelben zu faſſen ſchienen, und Karl der Neunte ließ ſie unbekümmert ziehen. Die Letztern häuften ſich nun mit jedem Tage mehr in der Hauptſtadt an, je näher die

Vermählungsfeier des Prinzen von Bearn heranrückte. Dieſe erlitt indeſſen einen unerwarteten Aufſchub durch den Tod der Königin Johanna, die wenige Wochen nach ihrem Eintritt in Paris ſchnell dahinſtarb. Das ganze vorige Mißtrauen der Calviniſten erwachte auf's Neue bei dieſem Todesfall, und es fehlte nicht an Vermuthungen, daß ſie vergiftet worden ſey. Aber da auch die ſorgfältigſten Nachforſchungen dieſen Verdacht nicht beſtätigten, und der König ſich in ſeinem Betragen völlig gleich blieb, ſo legte ſich der Sturm in kurzer Zeit wieder.

Coligny befand ſich eben damals auf ſeinem Schloß Chatillon, ganz mit ſeinen Lieblingsentwürfen wegen des niederländiſchen Krieges beſchäftigt. Man ſparte keine Winke, ihn von der nahen Gefahr zu unterrichten, und kein Tag verging, wo er ſich nicht von einer Menge warnender Briefe verfolgt ſah, die ihn abhalten ſollten, am Hofe zu erſcheinen. Aber dieſer gutgemeinte Eifer ſeiner Freunde ermüdete nur ſeine Geduld, ohne ſeine Ueberzeugung wankend zu machen. Umſonſt ſprach man ihm von den Truppen, die der Hof in Poitou verſammelte, und die, wie man behauptete, gegen Rochelle beſtimmt ſeyn ſollten; er wußte beſſer, wozu ſie beſtimmt waren, und verſicherte ſeinen Freunden, daß dieſe Rüſtung auf ſeinen eigenen Rath vorgenommen werde. Umſonſt ſuchte man ihn auf die Geldanleihen des Königs aufmerkſam zu machen, die auf eine große Unternehmung zu deuten ſchienen; er verſicherte, daß dieſe Unternehmung keine andere ſey, als der Krieg in den Niederlanden, deſſen Ausbruch heran nahe, und worüber er bereits alle Maßregeln mit dem Könige getroffen habe. Es war wirklich an dem, daß Karl IX. den Vorſtellungen des Admirals nachgegeben, und — war es entweder Wahrheit oder Maske — ſich mit England und den proteſtantiſchen Fürſten Deutſchlands in eine förmliche Verbindung gegen Spanien eingelaſſen hatte. Alle dergleichen Warnungen verfehlten daher ihren Zweck, und ſo feſt vertraute der Admiral auf die Redlichkeit des Königs, daß er ſeine Anhänger ernſtlich bat, ihn fortan mit ſolchen Hinterbringungen zu verſchonen.

Er reiſte alſo zurück an den Hof, wo bald darauf im Auguſt 1572 das Beilager Heinrichs — jetzt Königs von Navarra — mit Margaretha von Valois, unter einem großen Zufluß von Hugenotten und mit königlichem Pompe gefeiert ward. Sein Eidam, Teligny, Rohan, Rochefoucauld, alle Häupter der Calviniſten waren dabei zugegen, alle in gleicher Sicherheit mit Coligny, und ohne alle Ahnung der nahe ſchwebenden Gefahr. Wenige nur erriethen den kommenden Sturm, und ſuchten in einer zeitigen Flucht ihre Rettung. Ein Edelmann, Namens Langoiran, kam zum Admiral, um Urlaub bei ihm zu nehmen. „Warum denn aber jetzt?“ fragte ihn Coligny voll Verwunderung. „Weil man Ihnen zu ſchön thut,“ verſetzte Langoiran, „und weil ich mich lieber retten will mit den Thoren, als mit den Verſtändigen umkommen.“

Wenn gleich der Ausgang dieſe Vorherſagungen auf das Schrecklichſte gerechtfertigt hat, ſo bleibt es dennoch unentſchieden, in wie weit ſie damals gegründet waren. Nach dem Berichte glaubwürdiger Zeugen war die Gefahr damals größer für die Guiſen und für die Königin, als für die Reformirten. Coligny, erzählen uns jene, hatte unvermerkt eine ſolche Macht über den jungen König erlangt, daß er es wagen durfte, ihm Mißtrauen gegen ſeine Mutter einzuflößen, und ihn ihrer noch immer fortdauernden Vormundſchaft zu entreißen. Er hatte ihn überredet, dem flandriſchen Krieg in Perſon beizuwohnen und ſelbſt die Viktorien zu erkämpfen, welche Katharina nur allzugern ihrem Liebling, dem Herzog von Anjou, gönnte. Bei dem eiferſüchtigen und ehrgeizigen Monarchen war dieſer Wink nicht verloren, und Katharina überzeugte ſich bald, daß ihre Herrſchaft über den König zu wanken beginne.

Die Gefahr war dringend, und nur die ſchnellſte Entſchloſſenheit konnte den drohenden Streich abwenden. Ein Eilbote mußte die Guiſen und ihren Anhang ſchleunig an den Hof zurückrufen, um im Nothfall von ihnen Hülfe zu haben. Sie ſelbſt ergriff den nächſten Augenblick, wo ihr Sohn auf der Jagd allein war, und lockte ihn in ein Schloß, wo ſie ſich in ein Kabinet mit ihm einſchloß, mit aller Gewalt mütterlicher Beredſamkeit über ihn herfiel, und ihm über ſeinen Abfall von ihr, ſeinen Undank, ſeine Unbeſonnenheit die bitterſten Vorwürfe machte. Ihr Schmerz, ihre Klagen erſchütterten ihn; einige drohende Winke, die ſie fallen ließ, thaten Wirkung. Sie ſpielte ihre Rolle mit aller Schauſpielerkunſt, worin ſie Meiſterin war, und es gelang ihr, ihn zu einem Geſtändniß ſeiner Uebereilung zu bringen. Damit noch nicht zufrieden, riß ſie ſich von ihm los, ſpielte die Unverſöhnliche, nahm eine abgeſonderte Wohnung und ließ einen völligen Bruch befürchten. Der junge König war noch nicht ſo ganz Herr ſeiner ſelbſt geworden, um ſie beim Wort zu nehmen und ſich der jetzt erlangten Freiheit zu erfreuen. Er kannte den groſſen Anhang der Königin, und ſeine Furcht malte ihm denſelben noch größer ab, als er wirklich ſeyn mochte. Er fürchtete — vielleicht nicht ganz mit Unrecht — ihre Vorliebe für den Herzog von Anjou und zitterte für Leben und Thron. Von Rathgebern verlaſſen, und für ſich ſelbſt zu ſchwach, einen kühnen Entſchluß zu faſſen, eilte er ſeiner Mutter nach, brach in ihre Zimmer, und fand ſie von ſeinem Bruder, von ihren Höflingen, von den abgeſagteſten Feinden der Reformirten umgeben. Er will wiſſen, was denn das neue Verbrechen ſey, deſſen man die Hugenotten beſchuldigt; er will alle Verbindungen mit ihnen zerreiſſen, ſobald man ihn nur überführt haben werde, daß ihren Geſinnungen zu mißtrauen ſey. Man entwirft ihm das ſchwärzeſte Gemälde von ihren Anmaſſungen, ihren Gewaltthätigkeiten, ihren Anſchlägen, ihren Drohungen. Er wird überraſcht, hingeriſſen, zum Stillſchweigen gebracht, und verläßt ſeine Mutter mit der Verſicherung, inskünftige behutſamer zu verfahren.

Aber mit dieſer ſchwankenden Erklärung konnte ſich Katharina noch nicht beruhigen. Dieſelbe Schwäche, welche ihr jetzt ein ſo leichtes Spiel bei dem Könige machte, konnte eben ſo ſchnell und noch glücklicher von den Hugenotten benutzt werden, ihn ganz von ihren Feſſeln zu befreien. Sie ſah ein, daß ſie dieſe gefährlichen

Verbindungen auf eine gewaltſame und unheilbare Weiſe zertrennen müſſe, und dazu brauchte es weiter nichts, als den Empörungsgeiſt der Hugenotten durch irgend eine ſchwere Beleidigung aufzuwecken. Vier Tage nach der Vermählungsfeier Heinrichs von Navarra geſchah aus einem Fenſter ein Schuß auf Coligny, als er eben vom Louvre nach ſeinem Hauſe zurückkehrte. Eine Kugel zerſchmetterte ihm den Zeigefinger der rechten Hand, und eine andere verwundete ihn am linken Arm. Er wies auf das Haus hin, woraus der Schuß geſchehen war; man ſprengte die Pforten auf, aber der Mörder war ſchon entſprungen.

Coligny's Schutzgeiſt, möchte man ſagen, hatte nun das Letzte gethan, um dieſen großen Mann, durch jenen meuchelmörderiſchen Angriff gewarnt, ſeinem Schickſal zu entreißen. Allein, wer entflieht dieſem? Oder vielmehr: unterliegt nicht der beſſere Mann, wenn man ſich gegen ihn Alles, ſelbſt Treuloſigkeiten, erlaubt, welche ſich zu denken Er unfähig iſt, mit größerm Ruhm, als wenn Er ſolchen Schlingen entgangen wäre?

Coligny fühlte, und ſeine ganze Partei, wie durch einen elektriſchen Schlag, empfand es mit ihm, daß mitten in der tiefſten Friedensſtille, da erſt ſeit vier Tagen durch die Vermählung Heinrichs von Navarra mit der Schweſter Karls IX. die Parteien der Häuſer Valois und Bourbon, den Guiſen zum Trotz, vor dem Brautaltar ſich die Hände gereicht zu haben ſchienen, eine gifthauchende Schlange auf ihn und die Seinigen laure. Es war ihr diesmal nicht, wie ſie wollte, gelungen, aus ihrem Hinterhalt in Ihm das Haupt der

Reformirten zu treffen, und mit Einem Schlag alle Glieder dieſes Körpers zu lähmen.

Aber wo mochte ſie nun ſelbſt ihren lernäiſchen Kopf verſteckt halten? aus welchem Winkel zu neuen Anfällen hervorſchießen? Dies bei Zeiten aufzuſpüren, hatte Coligny in der That von ihrer Art zu wenig in ſich. Ueberall leiteten die Schlangengänge hin, aber bloß, um jeden Nachforſchenden deſto weiter von dem Geheimniß der Bosheit ſelbſt abzulenken.

Klug, bedachtſam, umſchauend nach allen Seiten war Coligny. Aber was die Furchtſamkeit hierzu beiträgt, fehlte ihm ganz. Das ſchwache Inſekt ſtreckt ſeine regen Fühlhörner immer nach allen Ecken, und die Furcht rettet es von tauſend Gefahren. So wird Klugheit durch Furchtſamkeit zur Schlauheit, die ſelten berückt worden zu ſeyn ſich rühmen kann, aber auch nie mit Größe gehandelt zu haben bekennen muß, weil ſie Alles für eine Schlange anzuſehen pflegte. Coligny hatte keinen Bund mit dem Glück. Als Feldherr verlor er meiſtens durch Schwäche ſeiner Truppen und andere Fehler ſeiner Lage. Der Zufall that wenig für ihn. Es ſchien, er ſollte der Mann ſeyn, welcher ſich ſelbſt Alles ſchuldig wäre. Nach einem Mißgeſchick, wenn Muthloſigkeit bei Allen die Beſonnenheit betäubte, wenn ſein zuſammengerafftes Heer, halbnackt, ohne Sold, ohne Brod, ſo ſchnell zu zerſtieben drohte, als es herbeigelaufen war, wenn Verrätherei und Hofgunſt unter ſeinen nächſten Anhängern wie unwiderſtehliche Geſpenſter ſpukten — immer war ſein Muth ungetrübt. Seine heitere Stirn machte die Seinigen das Unbegreifliche glauben, daß er unter den Mitteln zur Hülfe gleichſam noch zu wählen habe. Und ſprach er dann, ſo theilte ſich die Ruhe ſeines Geiſtes mit jedem Worte den Uebrigen mit. Er ſprach rein, edel, ſtark, oft originell. Und für die Ausführung hatte er im großen Umfang ſeiner Geſchäfte eine raſtloſe Arbeitſamkeit. Feſtigkeit gegen Unterdrückung war die Seele ſeiner Plane in der Nähe und Ferne. Mag ihn der höfiſche Villeroy darüber tadeln, daß er den Proteſtanten in Frankreich rechtmäßige Freiheit zu ſichern ſtrebte, wie ſein Rath zur Befreiung der Niederlande vom Drucke Spaniens Vieles beigetragen hatte. Umſturz einer parteiloſeren, gerechten Staatsverfaſſung wäre nie Coligny's Plan geweſen. Untadelhafte Sitten, auch in ſeiner Ehe und gegen ſeine Kinder, überhaupt die ſtrengſte Religioſität vollendeten ſeinen Beruf zum Oberhaupt einer religiös-politiſchen Partei, deren ganze Exiſtenz auf der freiwilligen Unterordnung ſo vieler tapfern, reichen, ehrſüchtigen Vornehmen unter dem Adel und dem Bürgerſtand beruhte, denen nur Ueberlegenheit des Charakters in ihrem Anführer die unentbehrlichſte Folgſamkeit und Einheit abnöthigen konnte.

Alles dies mußte der Gegenpartei in ihm den Einzigen zeigen, an deſſen Untergang ſeine ganze Partei gekettet ſeyn würde; um ſo mehr, da man von ihm als Feind nicht Nachgeben und Verſöhnung, nur jene unerbittliche Strenge ſeines Charakters zu erwarten hatte. Die Kabale fand ſeine ſchwache Seite aus. Der Schein ſo vieler Achtung und eines ſo feſten Zutrauens gegen ſeine Einſichten und ſeine Biederkeit, als er zu verdienen ſich bewußt war, auch die Ausſichten, ſeinem Vaterland und ſeiner Partei zugleich durch Vereinigung gegen Spanien, den gemeinſchaftlichen Feind ſeiner Religion und des franzöſiſchen Staats, zu dienen, zogen ihn nach Hof. Er war gefangen, wenn man ihn mit Schlingen umgab, welchen zu entgehen er minder furchtlos, bieder und großmüthig hätte ſeyn müſſen. Vor und nach dem meuchelmörderiſchen Attentat drangen viele Gutgeſinnte in ihn, von Paris zu entweichen. „Wenn ich dies thue,“ antwortete er ihnen, „ſo zeige ich entweder Furcht oder Mißtrauen. Jenes würde meine Ehre, dies den König beleidigen. Ich würde den Bürgerkrieg beginnen müſſen. Und lieber will ich ſterben, als das unüberſehbare Elend wieder erblicken, das in ſeinem Gefolge auftritt.“ — Mord und Entehrung waren der Lohn dieſes Bürgerſinns!

Noch am nämlichen Tage der Verwundung kam der König ſelbſt mit einem ganzen Zug von Hofleuten, um Coligny zu beſuchen. Karl betheuerte dem Admiral ſein Beileid und ſein volles Zutrauen gegen ihn als Kriegsanführer und getreuen Unterthanen. „Ihr ſeyd verwundet, mein Vater,“ rief er ihm zu, „aber die Schmerzen fühle ich. — Bei Gott ſchwöre ich Euch: Ich werde eine Rache nehmen, die man nie vergeſſen ſoll, ſobald nur die Schuldigen entdeckt ſind.“ Ueber ſich ſelbſt zu ſchnell beruhigt, klagte der Admiral nur wenig, und ſuchte bald das unruhige Gemüth des Königs von dem glücklich überſtandenen Unfall auf die öffentliche Sache, auf den Feldzug nach den Niederlanden hinzulenken. Dieſes neue Unternehmen ſollte die

Laune des ungeſtümen jungen Fürſten deſto feſter an den dazu unentbehrlichen Feldherrn und an deſſen Partei binden helfen. Aber die Königin Mutter überließ unter dem Vorwand, jetzt den Kranken zu ſchonen, ihren Sohn dem geheimen Geſpräche nicht lange. Mochte dieſer immer wieder zu ſeinem Ballſpiel zurückgehen. Denn in dieſer ſeiner leidenſchaftlichen Spielſucht durch die Nachricht von dem Mordanſchlag geſtört worden zu ſeyn, dies war doch die größte Urſache ſeines wüthenden erſten Unwillens geweſen.

Jeden Augenblick aber ſtand nun für Katharina nicht weniger als Alles auf dem Spiel. Zwar fiel Coligny's Verdacht von ſelbſt auf die Guiſen. Der Schuß war aus einem Guiſiſchen Hauſe geſchehen. Die Guiſiſche Partei ſchien während der öffentlichen Erhebung der proteſtantiſchen ſo weit zurückgeſetzt worden zu ſeyn, daß man von ihr gerade den niederträchtigſten Ausbruch der Rache, heimlichen Mord, argwohnen mußte. Und auf eben dieſe Spur hinzuleiten, fand auch Katharina in der erſten Verwicklung der Umſtände für's Beſte. Selbſt ihrem Sohn gab ſie auf dieſe Seite hin den Wink, daß wohl der Herzog von Guiſe noch immer in dem Admiral den Mörder ſeines Vaters zu ſehen glaube. Nicht der unmögliche Einfall, beide Parteien zugleich aufzureiben — wäre dies ihr auch noch ſo erwünſcht geweſen — konnte ihr, wie Manche glauben, dieſe Verſtellung rathen. Sie folgte dem Bedürfniß, einen Augenblick Zeit zu gewinnen, um aus den nächſten Wirkungen des mißlungenen Streichs auf die Wirkungen eines glücklicher vollführten grauſamern zu ſchließen.

Sie hatte nöthig, bei ſich ſelbſt für die Vollendung deſſen, wofür neben der heißeſten Rachſucht die Menſchheit in ihr ſchaudern mußte, neue Entſchloſſenheit zu ſammeln.

Der König ließ indeſſen den Herzog von Guiſe wirklich aufſuchen, und zur Verantwortung an den Hof fordern, und ſelbſt ſeine Schweſter, die Königin von Navarra, hält in ihren Memoires dies noch für einen ernſtlichen Schritt der Erbitterung Karls. Er war auch ſonſt den Anmaßungen des Herzogs von Guiſe, da er eben dieſe Prinzeſſin als Gemahlin ſuchte, gram geweſen. Aber wie ſonderbar! Er ſchaffte hier ſeiner Mutter den Mann, deſſen Arm ihr für das Bevorſtehende unentbehrlich war, auf die unverdächtigſte Weiſe ſelbſt zur Seite. Das Zuſammentreffen aller Umſtände ſchien den Moment zu bezeichnen, welcher durch die ſchwärzeſten Thaten gebrandmarkt werden ſollte.

Hierzu bedurfte man nur noch das Jawort des Herrſchers; und wem konnte dies entgehen, der die unſelige Kunſt verſtand, das unſtete Gemüth deſſelben von einem Extrem auf das andere zu ſchleudern. Ein gewandter Höfling, ſein Vertrauter, war das Werkzeug der Königin Mutter, um ihren Sohn mit einem Mal zum Mitſchuldigen zu machen. Unter behutſamen Vorbereitungen verwiſcht dieſer die neueſten vortheilhaften Eindrücke, welche der Beſuch beim kranken Admiral im Gemüthe Karls zurückgelaſſen hatte. Er ſtreut Samen des Argwohns ein, weckt den alten ſchlafenden Groll, und drückt zuletzt dem

Könige den Stachel der Furcht für ſein eigenes Leben in's Herz. Der König von Navarra und der Prinz von Condé hatten mit ungewöhnlichem Eifer Genugthuung gefordert. Die wahre Macht der Coligny'ſchen Partei war jetzt in Paris wie auf einem Haufen zuſammengedrängt. Von ihr ſey Alles zu fürchten, aber auch gegen ſie Alles zu wagen. Hatte nicht einer von ihnen, de Piles, dem König mit der unverſchämteſten Dreiſtigkeit in's Geſicht zu ſagen gewagt: daß man ſich ſelbſt Recht zu ſchaffen wiſſen werde, wenn es dem König an Kraft oder an Willen dazu mangeln ſollte. „Und mit einem Wort," rief endlich der klügſte Unterhändler, ſeines Ziels gewiſſer: „wer es treu mit dem König meint, darf es nicht länger anſtehen laſſen, ihm über die dringendſte Gefahr ſeiner Perſon und des ganzen Staats die Augen zu öffnen." Katharina ſelbſt trat in dieſem Augenblick, auf ihren Lieblingsſohn, Heinrich von Anjou, gelehnt, mit ihren Vertrauteſten in's Zimmer. Ueberraſcht von gefahrvollen Entdeckungen, betroffen und beſchämt über ſeine bisherige Sorgloſigkeit bei einem ſo nahe drohenden Umſturz, von allen Seiten durch die ſchreckenvollſten Vorſtellungen beſtürmt, warf ſich Karl ſeiner Mutter in die Arme. „Schon," ſagte man ihm, „rufen die Hugenotten abermals die verhaßten Ausländer, Deutſche und Schweizer, auf franzöſiſchen Boden. Die Mißvergnügten im Lande werden haufenweiſe dem neuen Vereinigungspunkt zueilen. Die Wuth des Bürgerkrieges droht ſchon das Reich auf's Neue zu zerfleiſchen. Der König ſelbſt, von

Geld und eigenthümlichem Anſehen entblößt, von Hugenotten umringt, bei der Guiſiſchen Partei als Freund der Ketzer verdächtig, wird die Ehre haben, zuzuſehen, wie die Katholiken einen Generalkapitän wählen, und ſich gegen ihre Gegner ſelbſt zu helfen wiſſen werden; während er vom Uebermuth des alten Admirals zurückgeſtoßen und vor der Nation verächtlich gemacht, mitten zwiſchen beiden Parteien ohnmächtig ſich hin und wieder werfen laſſen muß.“

Wüthend fuhr Karl unter dieſen Schreckensbildern auf. Der Tod des Admirals, der Tod der ganzen Partei in allen Grenzen von Frankreich war ſein Schwur. Nur daß nicht Einer übrig bleibe, der es ihm je vorwerfen könnte! Und daß Alles eilend ſchnell vorbeigehe, damit ihm ſeine Sicherheit ſchleunigſt wieder geſchafft würde!

Die erwünſchteſte Stimmung für die Gegner der Proteſtanten. Mord war jetzt die Loſung, aber die tiefſte Verſtellung der Schleier, unter welchem auch der König der Erziehung ſeiner Mutter von dieſem Augenblick an völlig entſprach.

Zur Hauptrolle war der Herzog von Guiſe bereit. Seit der tapferſten Vertheidigung von Poitiers, das iſt ſeit ſeinem neunzehnten Jahr, hatte dieſer ſeinen Ruhm vor ganz Frankreich gerade dem Admiral gegenüber zu gründen angefangen. Auf Margaretha, die in eben dieſen Tagen des Hugenotten, Heinrichs von Navarra, Vermählte ward, war auch ſein Blick gerichtet geweſen. Sie hätte ihm, den Thron ſelbſt zu beſteigen, einſt die Hand bieten können. Verfolgung der Hugenotten ſchien alſo nicht bloß ſeine ererbte Beſtimmung zu ſeyn. Er wählte ſie ſelbſt und übte ſie bei jeder Gelegenheit. Rief ihn der Geiſt ſeines Vaters zur Blutrache wieder auf, ſo rief ihm noch lauter ſeine eigene Ehrſucht zu, daß jetzt der Augenblick gekommen ſey, ſeine Partei durch Austilgung der proteſtantiſchen zur einzigen herrſchenden zu machen, und ſich dadurch dreiſt der Königin Mutter an die Seite zu ſtellen.

Das mißlungene Verbrechen ward die Hülle des neubeſchloſſenen. Aus Furcht vor Coligny's Rache, deſſen Verletzung man ihm aufbürde, ſey er ſelbſt — erklärte der Herzog von Guiſe — mit ſeinen Verwandten genöthigt, aus der Königsſtadt zu flüchten. „Geht,“ ſagte ihm der König mit zürnender Miene, „ſeyd Ihr ſchuldig, ſo werde ich Euch wieder finden!“ Und nun waren Zurüſtungen zur Flucht vor den Hugenotten die ſchnellen verdachtloſeſten Vorbereitungen ihres Untergangs.

Der Admiral mußte vollends ſelbſt ſeinen Feinden die Schlingen über ſich und die Seinigen zuſammenziehen helfen. Man warnte ihn von vielen Seiten, daß die Guiſen noch vor ihrem Abzug etwas verſuchen möchten. Einige riethen, ihn ſelbſt aus der Stadt zu flüchten. Der biedere Mann vertraute, mit den Beſten ſeiner Angehörigen, auf das Wort ſeines Königs, übergab ſich in den Schutz deſſelben und erhielt eine ſtarke Wache von der in die Stadt kurz zuvor eingezogenen Garde. Auf Befehl vom Hof mußten die Katholiken in der Nähe ſeines Quartiers allen proteſtantiſchen Adeligen Wohnungen einräumen, wenn ſie zur Sicherheit ihres Hauptes ihm nahe zu ſeyn wünſchten; und hiezu wurden dieſe ſelbſt aufgefordert. Die Polizei ermunterte ſie zur Beſchützung Coligny's und führte über die Verſammelten ein Regiſter — die ſichere Todtenliſte für ihre Mörder! Der König von Navarra wurde gebeten, ſeine Vertrauten zur Hülfe für den König gegen die Guiſen in's Louvre zuſammenzubringen, und zugleich ſeine Schweizergarde dem Admiral zur Bedeckung zuzuſchicken. Um Waffen im Louvre zuſammenzubringen, wurde ein Turnier vorgegeben, und Coligny ſelbſt vom Könige davon benachrichtigt. Einzelne Funken von Argwohn verloren bei dieſer ängſtlichen Anhänglichkeit des Hofs an die Hugenotten alle Kraft, und ſchienen kaum noch die Furchtſamſten beunruhigen zu können. Indeß erſah die Kabale mit gierigem Auge ihre volle Beute. Dieſe war wie in eine Heerde zuſammengetrieben. In der Mitternachtsſtunde des 24. Auguſts ihre Rache zu ſättigen, ward in den Tuillerien von dem Blutrath feſtgeſetzt, in welchem zwei Brüdern des Königs, dem Herzog von Anjou und dem Grafen von Angouleme, ferner dem Herzog von Nevers, dem Siegelbewahrer Birague, den Marſchällen von Tavannes und von Retz — Katharina von Medicis präſidirt hatte, und wo kaum ihr neuer Tochtermann nebſt wenigen der königlichen Blutsverwandten von dem allgemeinen Mordurtheil über die calviniſtiſche Partei in die Ausnahme geſetzt worden war.

Wäre wirklich bei dieſen Stiftern des Blutbads, wie von Tavannes dies zu erweiſen iſt, der Glaube, Gott einen Dienſt zu thun, die wahre Begeiſterung zur Unmenſchlichkeit geweſen, man würde die Schwachheit des menſchlichen Verſtandes betrauern, den Aberglauben des Zeitalters anklagen; aber man würde die Thäter nicht verabſcheuen. Wir würden, wenn ſie aus Pflicht die Menſchlichkeit in ſich unterdrückt hätten, Achtung ihrer Abſicht ſchuldig ſeyn, indem Entſetzen vor der Handlung uns durchſchauerte. Aber von den meiſten der Handelnden macht es ihr ſonſtiger Charakter gewiß, daß ſie in den Hugenotten nur eine Partei von Gegnern ſahen, wider welche man ſich Alles erlauben zu dürfen freute, weil ſie glücklicher Weiſe zugleich Ketzer ſeyen. Auch Katharina ſelbſt mag Afterglauben genug gehabt haben, um in Coligny den Reformirten von ganzem Herzen zu haſſen, und dieſen Haß ſogar für verdienſtlich zu halten. Aber eben ſo gewiß würde es ihr leid geweſen ſeyn, wenn der Mann, welcher ihrer Herrſchſucht Beſchränkung drohte, im Augenblick durch einen Gang in die Meſſe ſich weniger haſſenswerth gemacht hätte.

Schon hatte Tavannes ausgeſuchte Bürgerwachen, deren Anführer in des Königs Gegenwart hiezu befehligt worden waren, in der tiefſten Stille der unglückſchwangern Bartholomäusnacht vor dem Stadthaus verſammelt. Schon wartete der Grimm des Herzogs von Guiſe mit dreihundert Mordluſtigen auf das verabredete Zeichen, Karl ſelbſt erſtickte in dieſem Augenblick auch die Stimme der Freundſchaft, in deren Geſellſchaft das Mitleiden ihm zum letzten Male ſich zu nähern verſucht hatte. Er ließ nach der Abendtafel und nach einigem Widerſtreben ſeinen ſonſt geliebten Geſellſchafter, den Grafen Franz von la Rochefoucauld, aus dem Schloſſe unwiſſend dem lauernden Tode entgegen gehen, welchem er nun ſogleich ſelbſt das Signal zum Würgen geben laſſen wollte. Noch gefühlloſer drängte Katharina die neuvermählte Königin von Navarra, ihre Tochter, dieſen Abend recht bald in das Zimmer ihres Gemahls ſich zu entfernen, wo doch ſo leicht Rache der Calviniſten oder die im Dunkel der Nacht umherirrende Mordgier ſie ſelbſt überfallen konnte. Alles mochte aufgeopfert werden, wenn nur ihr eigener Plan ſeine beſtimmten Opfer erhielte!

Und dennoch, da nun der König, nach gegebenem Mordſignale, über der Pforte des Louvres in den Balkon gegen die Stadt hervortritt, da die wenigen Mitwiſſenden, die Königin Mutter an der Spitze, durch die einſamen Gänge ihn unter dringenden Beredungen begleitet hatten, da die Furien, jetzt von ihren Feſſeln losgelaſſen zu werden, knirſchten, erſtarrt dieſen Häuptern des Frevels das Herz. Die Menſchheit in ihnen fühlt die letzten Zuckungen. Blaß und außer ſich zittern ſie vor ſich ſelbſt, ſtarren einander an und ſind im Augenblicke eins, durch einen Eilenden den Mordbefehl zurückzunehmen und den Ausbruch der Greuel zu hemmen, welche gewünſcht, beſchloſſen, geboten zu haben, ſie ſich nun ſelbſt nicht mehr zutrauen. Man hörte einen Piſtolenſchuß. „Ob er Jemand beſchädigte, weiß ich nicht,“ — erzählte Katharinens Lieblingsſohn, der Herzog von Anjou — „aber daß er uns allen Dreien in's Herz ging, daß er uns Gefühl und Beſinnung nahm, dies weiß ich. Wir waren außer uns vor Schrecken und Beſtürzung über die jetzt begonnenen Verwirrungen.“

Sie kam zu ſpät — dieſe feige Reue. Mehr eine ſchwache Tochter der Unentſchloſſenheit als der Ueberlegung, verdient ſie nur vor dem Menſchenkenner als Zeugin aufzutreten, wie überſpannt die Wuth der Leidenſchaft in den Urhebern der jetzt ſchon ausgebrochenen Jammerſcenen geweſen ſeyn muß, daß ſie nun im Augenblicke der Vollendung in die gewaltſamſte Abſpannung aller ihrer Nerven und Kräfte plötzlich ſich auflöſte.

Schon hätte Coligny's Schatten ſeine Genugthuung in dieſem Augenblicke des ſich ſelbſt peinigenden Laſters mit ſich hinübernehmen können. Der Herzog von Guiſe war, nach dem erſten Schall des Signals von der Frühmettenglocke, mit ſeiner Rotte gegen des Admirals Wohnung losgebrochen. Auf den Zuruf: „Im Namen des Königs!“ wurde die Pforte geöffnet, ihre Wächter fielen, die Schweizer verkrochen ſich vor der hereinſtürzenden wüthenden Menge, der alte verwundete Coligny raffte ſich aus dem erſten Schlaf auf. Schon ſchallten ſeine Vorſäle von wilden Stimmen der Mordenden und dem Röcheln der Erwürgten vermiſcht. Drei franzöſiſche Oberſten brachen in ſein Zimmer und ſchrieen ſeinen Tod ihm entgegen. Betend hatte ſich der fromme Held an die Wand gelehnt.

Ein Italiener (Petrucci) und ein Deutſcher von Adel (Besme) drängten ſich vor. „Biſt du Coligny?“ rief dieſer. „Ich bin's,“ antwortete mit feſter Stimme der Greis — „und hier, junger Menſch, achte du meinen grauen Kopf!“ Besme durchſtach ihn in dieſem Augenblick, gefühlloſer, als Marius' Mörder. Rauchend zog er ſein Schwert zurück und gab ihm einige Kreuzhiebe über das Geſicht. Die Tollheit der Nachfolgenden zerfetzte den Körper mit tauſend Wunden. „Dies wäre vollbracht!“ grinzte Besme auf den Hof hinab, und da der Graf von Angouleme, Karls Baſtardbruder, damit noch nicht zufrieden ſeyn wollte, warf man ihm zum Fenſter hinaus den Ermordeten vor die Füße. Gierig unterſuchte er das bluttriefende Geſicht, und da er der That gewiß war, ſtieß er — den todten Löwen — mit einem Fußtritt von ſich.

Ueberall leuchteten indeß dem ſich fortwälzenden Mord Pechkerzen vor der Häuſern; die Straßen waren durch Ketten geſchloſſen; Wachen ſtanden im Hinterhalt gegen die Fliehenden; Andere drangen in die Straßen ſelbſt ein, wo, vom Schlummer aufgeſchreckt, die ſchimpflich getäuſchten Proteſtanten, wie ſie aus ihren Thüren hervorkamen, ihren Feinden in die Hände fielen. Für ſie fand ſich in dieſer unerwarteten Noth weder Rath, noch Führer, noch Sammelplatz. Die Katholiken erkannten ſich unter einander an einem weißen Tuch um den linken Arm und an einem Kreuz von eben dieſer Farbe. Das Zeichen des großen Dulders und die Farbe der Unſchuld entweihten ſie zum Meuchelmord ihrer Brüder. Hätten ſich die Verfolgten von ihrer Beſtürzung ſammeln können, hätten ſich mehrere vereint und ſo tapfer vertheidigt, wie wenige Einzelne dieſen Ruhm behaupteten, vielleicht hätte der Frevel mitten in ſeinem Triumph ſeine Strafe gefunden.

Sobald es an Schlachtopfern auf den Straßen zu fehlen anfing, brach man in die Wohnungen ſelbſt ein. Kein Alter, kein perſönlicher Werth ſchützte hier. Des Admirals Schwiegerſohn, Teligny, war ſo liebenswürdig, daß die erſten, welche ihn zu morden aufſuchten, ſich betroffen zurückzogen. Aber bald fanden ihn Gefühlloſere. Die Pariſer Bürgerwachen, welche bei Ertheilung des Mordbefehls zurückgebebt waren, übertrafen nun, in Wuth geſetzt, alle Erwartung der unmenſchlichſten Anführer. Die verſtümmelten Leichname wurden aus den Fenſtern herabgeſtürzt, und nicht nur nackt in die Seine, ſondern oft noch zum Poſſenſpiele des Grimms oder der Wolluſt ſonſt umhergeſchleppt. Wer lebend oder verwundet entrann und ſich für gerettet hielt, fiel doch meiſt noch durch die herumſtreifenden Bürger oder durch die Guiſiſchen Horden, unter welchen Tavannes die Wuth durch Hohngelächter entflammte. „Nur immer zu mit dieſer Aderläſſe,“ ſpottete er. „Sie iſt im Auguſt ſo geſund als im Mai.“ — Bei dieſem Tavannes war jene wilde Luſtigkeit ſo ſehr Folge der ſoldatiſchen Ueberzeugung, Gott und dem König den größten Dienſt gethan zu haben, daß er ſelbſt noch in ſeiner letzten Beichte die Bartholomäusnacht für die Unternehmung ſeines Lebens erklärte, wegen welcher er ſeiner Sünden Vergebung hoffe. Aber auch jeder Privathaß fand nun zugleich ſeine Beute, da unter dem heiligſten Vorwand Religionsfanatismus ſie ihm in die Hände lieferte. Andere, ſelbſt Edelleute, raubten unter dem Schutz dieſes blinden Dämons. Selbſt der König und ſeine Mutter ſollen von den geplünderten Koſtbarkeiten Geſchenke angenommen haben. Die Dinge hatten ihre Namen geändert. Niederträchtigkeit war Herablaſſung. Einem ſterbenden Hugenotten entriſſene Brillanten ſchienen jetzt der Schmuck, welcher den Streitern Gottes als früher irdiſcher Lohn gebühre. Sie wurden das Erinnerungszeichen am Tage, wo ſelbſt unter den Augen des Königs, ſelbſt in dem Pallaſte, in welchem der Verlaſſenſte, um ſeinen Schutz von der Gerechtigkeit zu fordern, ſicher ſeyn ſollte, kaum Laune und Willkühr einigen Wenigen ihr Leben als kümmerliches Gnadengeſchenk erhalten hatten. Wer ſonſt im Louvre Rettung ſuchte, fand durch die Wachen ſeines Königs ſchon an den Pforten ſeinen Tod. Die Geſchichte nennt Zeugen, daß der König ſelbſt aus dem Louvre auf fliehende Hugenotten ſchoß. Und eine Stunde nach dem Ausbruch des allgemeinen Mordfeſtes war auch in den verborgenſten Zimmern des Pallaſtes kein Winkel mehr ohne Blut und Leichen. Den achtzigjährigen Hofmeiſter des Prinzen von Conti rettete nicht das Flehen ſeines Zöglings von den Dolchen, welche dieſer mit ſchwachen Händen aufhalten wollte. Blutend und verzweiflungsvoll warf ſich Gaſto von Levran in das Schlafzimmer der Königin von Navarra und machte ſie ſelbſt zu ſeinem Schild gegen vier Söldner, die ihm nachſetzten. Die Königin floh zur Herzogin von Lothringen, ihrer Schweſter; an der Thür ſtieß man einen Edelmann neben ihr nieder; ſie ſank ohnmächtig in's Zimmer hin, und erwachte mit neuem Schrecken über das Schickſal, in welches dieſe „Bluthochzeit“ ihren eigenen Gemahl geſtürzt haben werde.

Dieſer war mit dem Bruderſohn ſeines Vaters, dem Prinzen von Condé, während der Tag über den bisherigen Mordſcenen anbrach, zum Könige gefordert worden, der es ihnen beiden als Uebermaß ſeiner Gnade anrechnete, daß ſie, von der ganzen hugenottiſchen Partei die Einzigen, von ihm zum Voraus das Leben zum Geſchenk erhalten hätten. Aber mit wilder Miene forderte er ihnen nun die ſchleunigſte Abſchwörung der reformirten Religion als einen Beweis ab, daß ſie bisher bloß die Verführten geweſen ſeyen. Sie waren mitten durch die zum Mord bereiteten Garden hergeführt worden. Im Zimmer des Königs konnten ſie in einiger Entfernung noch das Winſeln der Ihrigen hören, welche, aus dem Pallaſt unter die in doppelte Reihen geſtellten Schloßwachen zuſammengetrieben, von dieſen niedergeſtoßen wurden. Da die Prinzen dem König zweifelhaft antworteten, rief er ihnen mit einem ſeiner Flüche zu: daß ſie innerhalb drei Tagen zwiſchen der Meſſe und der Baſtille zu wählen hätten! Dies war denn auch wirklich für ihn von den jetzigen Grauſamkeiten allen faſt der einzige Gewinn, daß ſich Heinrich von

Navarra mit ſeiner Schweſter in dieſer Zeit einen geheuchelten Uebergang zur katholiſchen Kirche abnöthigen ließ, und der Prinz von Condé nach etwas längerem Widerſtand ihrem Beiſpiele nachfolgte.

Berauſcht von dem glücklichen Erfolg der mörderiſchen Nacht, in welcher man zwiſchen Furcht und Wuth geſchwebt hatte, kannte Karls unbändiger Charakter ganz keine Rückſichten mehr. Noch drei Tage dauerte das Morden, wo man nur irgend in der Gegend ein verſtecktes Opfer der Rache aufjagen konnte. Und unter dieſen Greueln durchzog der König mit ſeinen Höflingen die Stadt, und luſtwandelte unter Blut, Leichen und Trümmern. Man hatte Coligny's Leichnam, auf alle Weiſe mißhandelt und umhergeworfen, endlich bei Montfaucon an den Galgen aufgehenkt. Selbſt dahin kam der König, um an den verſtümmelten Reſten vom Körper eines Greiſen ſeine Luſt zu ſehen, deſſen Anblick ihm vor wenig Tagen noch unwiderſtehlich Achtung geboten hatte. Eines Feindes Leiche, ſpottete er dem Vitellius nach, riecht immer gut! — Aber noch mehr verächtliche Unbeſonnenheit begleitete ſeine jetzigen Staatshandlungen.

Während der offenbarſten Theilnahme an den Verbrechen dieſer Tage ſetzte ſich Karl ſo ſehr über allen Schein von Achtung gegen ſich und Andere weg, daß er am erſten Tage in Schreiben an Statthalter der Provinzen und auswärtige Höfe jeden Antheil an dem Geſchehenen von ſich ablehnte, und Alles vielmehr dem Trotz der Guiſen und der Chatillons aufbürden zu können wähnte, am dritten Tag aber eine feierliche Sitzung im Parlament hielt, um den ermordeten Admiral der ſchändlichſten Verrätherei gegen Thron und Staat zu beſchuldigen, ſein Andenken durch die ſchimpflichſten Strafen eines Majeſtätsverbrechens ſchänden zu laſſen, und den Untergang der Partei als ihre verdiente, von ihm ſelbſt befohlene Strafe zu rechtfertigen. So ſehr war er jetzt, ohnmächtiger als vorher, das Spiel der Intriguen ſeiner Mutter. Beim erſten Schritt, mit welchem ſie ihn in den Mordanſchlag hereinzuziehen gewußt hatte, wurde er beredet, daß der allgemeine Haß auf die Guiſen fallen, der Gewinn aber, Befreiung von Furcht und Gefahren, ſein eigen ſeyn würde. Sobald aber nun nach vollbrachter That eine neue Faktion der Montmorency's, welche für Coligny und die Seinigen Rache forderten, wider die Guiſen zu entſtehen drohte, ward er genöthigt, die ganze Schuld einzugeſtehen, um nicht als der ſchwache nichtsbedeutende Inhaber des Throns zu erſcheinen, unter deſſen Augen Jeder ohne ſeinen Willen Alles ſich zu erlauben wage. Um den Schein zu haben von dem, was er nicht war und nicht werden konnte, wurde er wirklich das, was er von ſich zu bekennen erröthete, und was für ſich ſelbſt zu unternehmen ihm Muth und Liſt gefehlt hätten. Um nicht ſchwach zu ſcheinen, war er ſchwach genug, von allen Uebrigen ſich zur Verſchleierung ihrer Thaten mißbrauchen zu laſſen und in ihrem Namen der Gegenſtand jener Verachtung zu werden, zu welcher ſein Reich, das Ausland und die Nachwelt den Regenten, unter dem eine Bartholomäusnacht ſo ſchändlich entheiligt werden konnte, unerbittlich verdammen mußten. Und für all dieſe Unſterblichkeit der Schande hatte er nicht einmal auf einen Augenblick den Zweck erreicht, welchen die Stifter des Unglücks ihm als ſeine Entſchädigung vorgeſpiegelt hatten.

Es iſt eine wahre Genugthuung in der hiſtoriſchen Bemerkung, daß gerade die entſchiedenſten Wagſtücke des Laſters, wenn gleich alle Verſchlagenheit an ihnen ſich müde geſonnen, die gereizteſte Wildheit ſie vollbracht und das furchtbarſte Bollwerk gegen Verantwortlichkeit, der Thron ſelbſt, ſie geſchützt hatte, dennoch ihres Zieles verfehlt, oft die entgegengeſetzteſten Folgen herbeigezogen, und den Thätern nichts als eine verdoppelte Verzweiflung des leeren Beſtrebens und der nagenden Vorwürfe ihres innern Richters bereitet haben.

Zwar ſparten die Häupter der ſiegenden Partei nichts von Liſt und Gewalt, um die Früchte der Thaten ſich zu ſichern, über welche bloß ein glücklicher Ausgang, jener falſche Probierſtein des Schlechten und des Guten, ihnen die Reue erſparen zu können ſchien.

Man verhängte noch über Einige von der mißhandelten Partei förmliche Gerichte, und es wurden Juſtizmorde daraus; man brandmarkte das Andenken des Admirals durch ein gerichtliches Urtheil über ihn als Verräther und Königsmörder, und ließ es unter den ſchimpflichſten Gebräuchen in den Hauptſtädten des Reichs exequiren. Sein Wappen wurde durch den Henker zerſchlagen, ſeine Kinder ihres Vermögens und aller Hoffnung zu Bedienungen verluſtig erklärt; ſein

Schloß zum öden Denkmal ſeiner Schande der Zerſtörung übergeben. Man eilte, in ganz Frankreich durch Mordbefehle die Hugenotten, als Mitſchuldige jener Verbrechen, zu verfolgen. Aber nichts hinderte die entgegengeſetzten, aus dem Begangenen ſich entwickelnden Wirkungen. Was das Parlament zu Paris, in welchem der Präſident de Thou den König als Ankläger der Ermordeten mit halb erſticktem Seufzen anhörte, in der Nähe des Thrones nicht wagte, das thaten einige brave Statthalter der Provinzen. Einer — der Graf von Orthe, Befehlshaber zu Bayonne — ſchrieb dem König auf ſeine Mordbefehle zu: „daß er die Seinigen als gute Bürger und als brave Soldaten, aber keinen einzigen Henker unter ihnen gefunden habe.“ Andere — die Geſchichte nennt unter ihnen auch einen Biſchof — ließen die Befehle nicht zur Vollziehung kommen. Der ſchnelle Tod von einigen dieſer Vertheidiger der Unſchuld ließ auf Vergiftung argwohnen. Dennoch blieben, beſonders in Dauphiné, Provence, Bourgogne und Auvergne die Proteſtanten geſchont. Manche der Vornehmſten waren nicht in Paris geweſen, andere doch dem Blutbad entflohen. Viele ſuchten im Ausland Hülfe, wo, vorzüglich unter den biedern Deutſchen, Katholiken ſowohl als Proteſtanten, der Abſcheu gegen ihre Verfolger den Muth, ſie zur Rache zu unterſtützen, anfachte, bei andern wenigſtens das Mitleiden, ihrer zu ſchonen, nährte. Den in Frankreich Zurückgebliebenen gaben bald einige über die Katholiken erhaltene Vortheile neue Hoffnung. Die auf's Höchſte geſtiegene

Gefahr vervielfältigt die Kräfte, ſobald nur die erſte Beſtürzung vorüber iſt.

Zu frühe feierten zu Rom die Diener des heiligen Stuhls ſeinen Sieg über die franzöſiſchen Ketzer durch alles weltliche und geiſtliche Freudengetümmel, durch Meſſen und Kanonendonner. Zu leichtſinnig glaubte man am Hofe zu Paris das Andenken an die vertilgten Hugenotten doch noch durch ein jährliches Feſt über ihren Umgang verewigen zu müſſen. Mit blutiger Rache brachten ſie ſich bald ſelbſt wieder in Erinnerung. Siebenzigtauſend Calviniſten waren, nach Sully, in acht Mordtagen, in Frankreich gefallen. Aber wen eine ſolche Verkettung des Verderbens nicht zu Grunde gerichtet hat, der hält ſich bald für unüberwindlicher, als er iſt! Halb Furcht, halb neue Liſt diktirte dem König ſchon am 28. Oktober einen Befehl, der ihnen überall Schutz und die Rückgabe ihrer Güter zuſagte.

Argliſt und Klugheit, welch ein ungleiches Schweſternpaar! Indem dieſe dem erlaubten Zweck auf Pfaden ſich nähert, die von der Rechtſchaffenheit geſichert werden, krümmt ſich jene auf täuſchenden Irrwegen zu Zielen fort, welche ſie nie, oder nur zu eigener Schande erreicht. Das Schwanken des Hofs von Grauſamkeit zur Nachſicht, was konnte dies anders, als gegen fortdauernde Hofkabalen den Blick des Argwohns ſchärfen, und die Schwäche der königlichen Partei noch ſichtbarer bloßſtellen? Denn Partei hatte nun der König genommen. Das ganze mächtige Uebergewicht, welches die Erhabenheit des Throns gibt, iſt verloren, wenn der Fürſt, vom Ungeſtüm des Parteigeiſtes verführt, ſelbſt in eine Faktion wider die andere ſich herabziehen läßt. So lange er auf dem Throne ſteht, gebietet ſein Anſehen Ehrfurcht auf beiden Seiten. Iſt er ſelbſt auf eine Seite getreten, ſo ſieht die gedrückte Partei den Sitz der gemeinſchaftlichen Gerechtigkeit leer. Alles, was gegen ſie geſchieht, iſt nun Verfolgung und wird nicht mehr von jenem geheimen Eindruck begleitet, welcher ſonſt bewirkt, daß Strafen des Staats, vom Vollſtrecker der Geſetze auferlegt, nicht reizen, ſondern bändigen.

Indem ſich die Proteſtanten unter den Begünſtigungen der Inconſequenz, welche den Despotismus in keinem Zeitalter verläßt, in ihre feſtern Schutzplätze wieder ſammelten, ſahen ſie ihre Partei unerwartet von einer neuen unterſtützt, welche dem Hof weit furchtbarer ſeyn mußte. Sie war mitten in des Feindes Gebiet, am Hofe ſelbſt. Mitgefühl des Unrechts ſchafft dem Unterdrückten unverhoffte Freunde. Nicht wenige von den vornehmſten Katholiken wurden gegen die Hugenotten geneigter, je unwiderſtehlicher die hinterliſtige Behandlung das Gefühl der Biederkeit in ihnen beleidigte. Selbſt bei Karls drittem Bruder, dem Herzog von Alençon, war das Gefühl der Geiſtesüberlegenheit des mißhandelten Admirals unauslöſchlich.

Noch Mehrere, die, gegen allen Religionsunterſchied höchſt gleichgültig zu ſeyn, durch Stand und Geburt ſich gleichſam für berechtigt hielten, lernten, was die Intrigue Katharina's, mit Karls Ungeſtüm gepaart, unfehlbar gegen Jeden, der ihr ihm Wege ſtehe, ſich erlauben könne. Wer hätte auch die mächtigen Montmorency bereden können, daß ihnen das Schickſal ihrer Verwandten, der Coligny, weniger drohe, weil ſie wenigſtens mit dem Hofe einerlei Glaubensbekenntniß hätten? Sie ſahen zu deutlich, daß ſie die Eiferſucht der Königin Mutter auf jede ihr ſich nähernde Gegenmacht gemeinſchaftlich mit den Ermordeten gegen ſich hatten.

Alles überdies, was aus irgend einer Urſache mit der herrſchenden Hofpartei mißvergnügt war, vor ihr ſich zu fürchten, oder von ihr etwas zu ertrotzen hatte, war wenigſtens, ſo lange es Jedem zweckmäßig ſchien, nicht geneigt, in den Hugenotten die Feinde des Hofs völlig unterdrücken zu laſſen.

Kein Wunder, daß die ganze innere Schwäche der königlichen Partei, ſobald es zu einer Kriegsunternehmung kam, gegen die unerwartete innere Stärke des kleinen Haufens der Proteſtanten in einem beſchämenden Contraſt erſchien. Die feſte Seeſtadt Rochelle hielt man für die letzten Schutzwehr der Proteſtanten. Das Beſte war, daß dieſe von dem Orte eben ſo dachten. Sie vertheidigten ihn, wie man um ein Palladium kämpft, da Katharina ihren Lieblingsſohn mit einem furchtbaren Heere unter Biron's Anführung abſchickte, um hier am Ocean, auf den Ruinen des franzöſiſchen Proteſtantismus, ihrem, in der Bartholomäusnacht begonnenen tragiſchen Werke die Krone aufzuſetzen. Die Stadt wurde nur von 1500 Soldaten und 200 bewaffneten Bürgern vertheidigt. Aber alle, ſelbſt Kinder und Weiber, wurden Krieger. Höchſt unbedeutend war eine Hülfe, die Montgommery aus England den Belagerten zuführte; aber ſie fanden genug in ſich ſelbſt. Fünf Monate fochten ſie, und nicht bloß für ſich; denn ihnen allein ſchmeichelte man, Gewiſſensfreiheit und bürgerliche Sicherheit gerne zu accordiren. Sie hörten aber von nichts, ſo lange ihre Glaubensgenoſſen nicht mit in den Genuß der Früchte ihrer Tapferkeit eingeſchloſſen ſeyn würden.

Unter den vielen Seltenheiten einer ſolchen Kriegsunternehmung war die ſonderbarſte der Anführer der Rocheller. Er war ihnen vom König ſelbſt gegeben. De la Noue, ein Calviniſt, welcher kurz vor der Ermordung des Admirals den Krieg nach den Niederlanden zu ſpielen den erſten, aber unglücklichen Verſuch gemacht hatte, ward vom Könige genöthigt, zu den Rochellern überzugehen, um ihr Vertrauen ganz zu gewinnen und ſie zur Uebergabe zu überreden. Sie wußten dies, und dennoch nahmen ſie ihn mit der Bedingung auf, ihr Anführer zu werden. Er erfüllte dieſe kriegeriſchen Pflichten gegen ſeine Partei ſo genau, als die patriotiſche gegen das Vaterland, angelegentlichſt Frieden zu rathen, ſo oft er die Rocheller von einem glücklichen Ausfall zurückführte. Nur als Friedensſtifter gehorchten ſie ihm nicht. Aber eine ſeltene Ehre bleibt es für die Proteſtanten, einen Mann beſeſſen zu haben, welcher zwiſchen einem ſchmeichelnden Hof und einer unruhigen Religionspartei ſo feſt in der Mitte ſtand, daß beide ihn achten mußten, weil kein Theil von der Befolgung ſeiner Ueberzeugung ihn abzubringen vermochte.

Der größte Vortheil für die Belagerten war, daß man die Macht, welche man gegen ſie aufbot, nach der Zahl und nicht nach der Tauglichkeit gewählt hatte. Während man Alles zum Heere zuſammentrieb, was der Hof auch von falſchen Freunden und von Schwächlingen irgend in Bewegung ſetzen konnte, hatte man nur ſo langſam herbeirücken können, daß ſie indeß den möglichſten Vorrath aller Art in ihre Mauern brachten. Dagegen war die Menge der Unnützen im Lager gegen die Belagerer ſelbſt der größte Feind, und ihr ſcheinbares Oberhaupt, der gehaßte Herzog von Anjou, die Urſache zur Fortdauer ihres vergeblichen Kampfs. Wie in ſeinem ganzen Leben, ſo quälte ihn auch hier die blinde Ehrſucht, nichts, was er angefangen hatte, aufgeben zu wollen. Dennoch befeuerte ihn eben dieſe Leidenſchaft nicht, für ſeinen Zweck auch mit möglichſter Thätigkeit alle Mittel zu vereinigen. Das Heer wurde ihm ganz ähnlich. Viele Wageſtücke ohne Plan, und Unordnung hatten ſeine Reihen ſchon ſehr dünne gemacht. Krankheiten wirkten in einem ſo langwierigen Standlager noch mehr. Und, damit kein Uebel vorbeiginge, ohne den Samen eines neuen in ſich zu erzeugen, gerade die Vereinigung aller Mißvergnügten in dieſem Heerzug gab jedem Unruhigen volle Gelegenheit, unter ſeines Gleichen Partei zu machen oder zu nehmen. Noch war es vielleicht bloß die unregelmäßige jugendliche Ungeduld, vor der Zeit ſich bedeutend zu machen, was den jüngeren Bruder des Herzog von Anjou, den Herzog von Alençon ſelbſt, zu raſchen, aber folgeloſen Planen gegen den Hof verleitete. Aber ſchlimm genug, wenn jene Sucht, den Mißvergnügten zu ſpielen, ſo frühe geweckt iſt. Ein zwecklos entzündeter Ehrgeiz hört nie auf, Alles in Unruhe zu ſetzen, wäre es auch nur, um ſich und Andern zu verbergen, daß er nichts zu erreichen habe.

Kaum hatte dem Herzog von Anjou ſeine Wahl zum König von Polen den ſcheinbaren Vorwand gegeben, von den Rochellern durch einen Vertrag (vom 6. Juli 1573) ſich loszuwickeln; kaum hatte ihn Katharina mit einem bedeutungsvollen Blick auf den ſchon hinwelkenden König Karl aus ihren Armen in jenes Königreich abreiſen laſſen, welches ſeit Jahrhunderten durch ſich ſelbſt zum Spiel der Ausländer gemacht wird; kaum ſchien, durch die ſchauervolle Eroberung der kleinen proteſtantiſchen Feſte Sancerre, welche mit Rochelle durch Tapferkeit, aber nicht durch äußere Begünſtigung des Glücks wetteifern konnte, der letzte Kampfplatz der ſtreitenden Parteien zernichtet zu ſeyn, ſo trat das Ungeheuer innerlicher Unruhen in verdoppelter Geſtalt nicht bloß in den Provinzen, ſondern auch am Hofe und ſogar in der Familie des Königs ſelbſt auf.

Mit Karln ſollte es furchtbar enden. Seit er ſich unter den Mordſcenen der Bartholomäusnacht außer ſich ſelbſt verloren hatte, war er nie wieder, was er ſeyn konnte. Wie er nicht die Standhaftigkeit gehabt hatte, ſich von jener Herabwürdigung des Menſchen und des Fürſten in ihm zurückzuhalten, ſo war er jetzt nach vollbrachter That weder leichtſinnig noch gewiſſenlos genug, der innern Rüge derſelben unter irgend einem ſchlüpfrigen Vorwand zu entfliehen, oder mit der eiſernen Stirn der Schamloſigkeit zu trotzen. Der Aberglaube ſeiner Zeit, welchem er ſo viele Opfer gebracht hatte, war ſelbſt ſeine Strafe. Wo er einſam war, glaubte er ſich von den Manen der Erſchlagenen verfolgt. Blutende Geſtalten machten ſeine Nächte ſchlaflos, ſeine Ruhe ihm zur Hölle. Er warf ſich mit ſeinem gewöhnlichen Ungeſtüm in wilde Zerſtreuungen, aber die Ermattung überlieferte ihn wieder den Peinigungen ſeiner zerrütteten Seele. Er verſuchte es, durch neue Grauſamkeiten ſich ſelbſt abzuſtumpfen; aber er war zu jung und wirklich von der Natur zu gutartig gebildet, als daß er jenen abſcheulichen Troſt abgehärteter Frevler zu ereilen vermocht hätte. Katharina wußte ſich dagegen zu bereden, daß ſie nur etwa vier bis ſechs von den Ermordungen der Bartholomäusnacht auf dem Gewiſſen habe. So viele hatte ſie ſelbſt namentlich gefordert. Und von dieſen hatte ſie leicht ſich zu abſolviren, wenn etwa ihr Beichtvater, wie Naudé,[*] für den ganzen Frevel den feinen höfiſchen Namen eines „Staatsſtreichs“ erfinden oder ahnen konnte.

In Karln hingegen konnten nur, wenn er einen Blick um ſich her warf, ſeine innern Qualen verſtummen; ſie wurden dann zurückgeſchreckt durch Beſorgniſſe der gegenwärtigſten Gefahren, welche ihn zunächſt umſchloſſen. Er kannte ſeinen nächſten Bruder. Die Geſchichte kennt ihn als Heinrich III., und genug mag es hier zur Schilderung von ihm ſeyn, wenn man ſich erinnert, daß die Stifterin der Bluthochzeit ihn ihren übrigen Söhnen auffallend vorzog. Eben dieſe ſeine Mutter kannte Karl auch. Sie hatte ihn an den Abgrund geführt, an welchem ſeine Schwermuth jetzt ſchauderte. Von ihr mußte er ſich weiter, wohin es ihr gefiel, treiben laſſen. Oder wußte er nicht, wie oft ſchon wenigſtens der Verdacht, auch im Giftmiſchen eine Italienerin zu ſeyn, ſelbſt bei dem Tode von Perſonen aus der königlichen Familie auf ſie gefallen war? Er ſelbſt war ſo oft das Werkzeug ihrer über Mittel nie verlegenen Herrſchſucht geweſen, daß er vor ſeiner eigenen Mutter zittern mußte, wenn er einmal ihren Winken ſich zu widerſetzen die Laune gehabt hatte, und den Herzog von Anjou in ihren Armen ſah.

---

[*] Gabr. Naudé in ſeinen Considérations politiques sur les Coups d'Etat, Ch. III. bedauert nur, daß dieſer Staatsſtreich bloß halb ausgeführt worden ſey. Sehr conſequent!

Das Schickſal ſchien ſich ſeiner zu erbarmen, da der Herzog (1573) als König nach Polen abging. Höchſt wahrſcheinlich bürdet man ſelbſt der Königin Mutter diesmal zu viel auf, wenn Manche glauben, daß ſie ihren zweiten Sohn nicht von ſich gelaſſen habe, ehe ſie ſich von dem baldigen Tode des erſten gewiß gemacht hatte. Es iſt wahr, Karl kränkelte ſchon ſichtbar. Aber der unbändige Jüngling auf dem Throne hatte gegen ſich ſelbſt ſo viel gethan, um durch die geheimern Gifte der Natur ſich zu zerſtören, daß es kaum noch nöthig iſt, den verzehrenden Kummer ſeiner letzten Jahre zur Erklärung ſeines

Hinwelkens vor dem 25ſten Lebensjahre hinzuzudenken. Sein Anblick konnte der Mutter Bürge dafür ſeyn, daß ſie ihren Heinrich nach Polen ſicher mit den bedeutſamen Worten entlaſſen: „Geh, mein Sohn; lange wirſt du doch nicht weg ſeyn.“

Nur Karls Zuſtand war auch durch dieſe Erleichterung um nichts gebeſſert. Je trüber jeden Tag ſeine Kränklichkeit ihm ohnehin die Ausſicht in die Zukunft malte, je verſchloſſener er ſelbſt gegen alle Theilnahme ward, deſto mehr häuften ſich in der Wirklichkeit die Urſachen zum ſchnellſten Wechſel zwiſchen Ungeſtüm und Niedergeſchlagenheit.

Für die Abweſenheit ihres zweiten Sohns ſchien ſich Katharina um ſo ausſchließender durch Erfüllung ihrer Herrſchſucht entſchädigen zu wollen. War Karl oft auch gegen ſie ungeberdig und wild, ſo häufte ſie dafür alle Beängſtigungen für ihn aus der wahren oder erdichteten Lage der Dinge, durch die ſorgfältigſte Entwicklung der ſchlimmſten Möglichkeiten, damit er ihr, als Retterin, nach ſeinem Scepter zu greifen, deſto geduldiger geſtattete. Er hatte nur noch Kraft genug, ſich überall mit ihren Ränken umgeben zu ſehen und den Haß zu fühlen, welchen ſie auch jetzt noch immer durch angelegte Meuchelmorde, durch gebrochene Zuſage, durch Verwirrung Aller mit Allen, ſeinem Namen zuzog, der ihre Handlungen auf alle Fälle decken mußte.

In ſeinem dritten Bruder gährte die vor Rochelle ſchon gezeigte Sucht, ſich auf irgend eine Weiſe geltend zu machen, immer auf's Neue. Er vertrieb ſich eine gute Zeit über bloß die Langweile mit Abwechſelung im Anlegen und im Verrathen ſeiner Plane zu einer Flucht vom Hofe. Er ſchien entlaufen zu wollen, damit Andre ſeine Wichtigkeit nach dem Beſtreben ſchätzen lernen möchten, ihn wieder aufzufinden und zurückzubringen. Aber hinter dieſe leidenſchaftlichen Unbeſonnenheiten der Jugend verſteckten andere erfahrnere Unruheſtifter ihre Entwürfe. Unter dem ſchützenden Namen der Prinzen bildete ſich wieder am Hofe ſelbſt eine Partei der Mißvergnügten, die ſich zum Unterſchiede von der religiöſen Partei der Proteſtanten die Politiker nannten. In einem weſentlichern Sinne verdienten ſie dieſe Benennung nie. Ihre Politik nutzte Niemand als ihren Gegnern. So lange die Proteſtanten ſich an ſie anſchloſſen, hatte Katharina gegen beide weit leichteres Spiel, wie ſonſt. Wäre nicht das Intereſſe des Herzogs von Alençon ſo gewiß den Abſichten ſeines zweiten Bruders auf den Thron von Frankreich und alſo auch der Königin Mutter entgegen geweſen, ſo würde die Vermuthung Wahrſcheinlichkeit gewinnen, daß der Herzog mehr der Spion ſeiner Mutter unter den Unzufriedenen, als ſelbſt ihr Gegner geweſen ſey; ſo unbegreiflich leichtſinnig überlieferte er alle, welche mit ihm complotirt hatten, durch die willkührlichſten Entdeckungen der Rache dieſer Frau, welche jetzt auf's Neue die Regentſchaft über Karln und über Frankreich in Händen hatte. Wollte ſie dieſen ihren eben ſo unfolgſamen als unglücklichen Mündel zittern machen, ſo wußte ſie ihm die Verſchwörungen des Herzogs ſo furchtbar vorzuſtellen, daß der ganze Hof in Nachtkleidern nach Paris entrinnen, und der kranke Karl um Mitternacht vor ſeinem dritten Bruder flüchten zu müſſen glaubte. „Hätten ſie doch wenigſtens warten können, bis ich todt bin!“ ſeufzte der von innen und außen umgetriebene lebensſatte Jüngling.

Noch aber erlebte er, daß ſeyn Heer gegen ſeinen geliebten Bruder zu fechten auszog, nachdem dieſer endlich doch mit dem in der Hofſklaverei lange mißhandelten König von Navarra und dem Prinzen von Condé entflohen war.

Er erlebte die Unmöglichkeit, ſein Scepter andern Händen als ſeiner Mutter — und alſo gerade ſeinem mit ſo viel Kunſt und Luſt in’s ferne Polen beförderten Bruder — hinzugeben. Er erlebte ein neues Auftreten der Proteſtanten im offenen Felde, und ſah in ihrer Vereinigung mit allen andern Mißvergnügten des Reichs den Beweis, daß die Zwietracht künftig durch religiöſe und bürgerliche Unzufriedenheit, wie aus doppelten Rachen, Flammen über Frankreich ausſpeien werde, und daß Alles, womit ihn ſein Gewiſſen ſeit der Bartholomäusnacht folterte, eben ſo fruchtlos als abſcheulich geweſen war. Kurz, er erlebte ſo viel, daß es ihm noch Troſt war, nicht Vater eines Sohns zu ſeyn, welcher die Laſt der Krone von ihm zu erben hätte.[*]

---

[*] Anmerkung des Herausgebers. Eine Fortſetzung dieſer Geſchichte, die Schiller ſelbſt wegen ſeiner damaligen Krankheit nicht beendigte, hat Hr. Profeſſor Paulus im 9ten Band der 11ten Abtheilung der hiſtoriſchen Memoires geliefert, nachdem er die fernere Herausgabe dieſer Sammlung zum Theil übernommen hatte.

◆

Herzog von Alba

bei einem

Frühſtück auf dem Schloſſe zu Rudolſtadt,

im Jahr 1547.*

Indem ich eine alte Chronik vom ſechzehnten Jahrhundert durchblättere (Res in Ecclesia et Politica Christiana gestae ab anno 1500 ad an. 1600. Aut. J. Soeffing, Th. D. Rudolst. 1676), finde ich nachſtehende Anekdote, die aus mehr als Einer Urſache es verdient, der Vergeſſenheit entriſſen zu werden. In einer Schrift, die den Titel führt: **Mausolea manibus Metzelii posita a. Fr. Melch. Dedekindo 1738**, finde ich ſie beſtätigt; auch kann man ſie in Spangenbergs Adelſpiegel Th. I. B. 13, S. 445 nachſchlagen.

Eine deutſche Dame aus einem Hauſe, das ſchon ehedem durch Heldenmuth geglänzt und dem deutſchen Reich einen Kaiſer gegeben hat, war es, die den fürchterlichen Herzog von Alba durch ihr entſchloſſenes

---

[*] Anmerkung des Herausgebers. Im deutſchen Merkur vom Jahr 1788 findet ſich dieſer Aufſatz.

Betragen beinahe zum Zittern gebracht hätte. Als Kaiſer Karl V. im Jahr 1547 nach der Schlacht bei Mühlberg auf ſeinem Zuge nach Franken und Schwaben auch durch Thüringen kam, wirkte die verwittwete Gräfin Katharina von Schwarzburg, eine geborne Fürſtin von Henneberg, einen Sauve-Garde-Brief bei ihm aus, daß ihre Unterthanen von der durchziehenden ſpaniſchen Armee nichts zu leiden haben ſollten. Dagegen verband ſie ſich, Brod, Bier und andere Lebensmittel gegen billige Bezahlung aus Rudolſtadt an die Saalbrücke ſchaffen zu laſſen, um die ſpaniſchen Truppen, die dort überſetzen würden, zu verſorgen. Doch gebrauchte ſie dabei die Vorſicht, die Brücke, welche dicht bei der Stadt war, in der Geſchwindigkeit abbrechen, und in einer größern Entfernung über das Waſſer ſchlagen zu laſſen, damit die allzugroße Nähe der Stadt ihre raubluſtigen Gäſte nicht in Verſuchung führte. Zugleich wurde den Einwohnern aller Ortſchaften, durch welche der Zug ging, vergönnt, ihre beſten Habſeligkeiten auf das Rudolſtädter Schloß zu flüchten.

Mittlerweile näherte ſich der ſpaniſche General, vom Herzog Heinrich von Braunſchweig und deſſen Söhnen begleitet, der Stadt, und bat ſich durch einen Boten, den er voranſchickte, bei der Gräfin von Schwarzburg auf ein Morgenbrod zu Gaſte. Eine ſo beſcheidne Bitte, an der Spitze eines Kriegsheers gethan, konnte nicht wohl abgeſchlagen werden. Man würde geben, was das Haus vermöchte, war die Antwort; ſeine Excellenz möchten kommen und vorlieb nehmen. Zugleich unterließ man nicht, der Sauve-Garde noch einmal zu gedenken und dem ſpaniſchen Generale die gewiſſenhafte Beobachtung derſelben an's Herz zu legen.

Ein freundlicher Empfang und eine gut beſetzte Tafel erwarten den Herzog auf dem Schloſſe. Er muß geſtehen, daß die thüringiſchen Damen eine ſehr gute Küche führen und auf die Ehre des Gaſtrechts halten. Noch hat man ſich kaum niedergeſetzt, als ein Eilbote die Gräfin aus dem Saal ruft. Es wird ihr gemeldet, daß in einigen Dörfern unterwegs die ſpaniſchen Soldaten Gewalt gebraucht, und den Bauern das Vieh weggetrieben hätten. Katharina war eine Mutter ihres Volks; was dem Aermſten ihrer Unterthanen widerfuhr, war ihr ſelbſt zugeſtoßen. Aufs Aeußerſte über dieſe Wortbrüchigkeit entrüſtet, doch von ihrer Geiſtesgegenwart nicht verlaſſen, befiehlt ſie ihrer ganzen Dienerſchaft, ſich in aller Geſchwindigkeit und Stille zu bewaffnen und die Schloßpforten wohl zu verriegeln; ſie ſelbſt begibt ſich wieder nach dem Saale, wo die Fürſten noch bei Tiſche ſitzen. Hier klagt ſie ihnen in den beweglichſten Ausdrücken, was ihr eben hinterbracht worden, und wie ſchlecht man das gegebene Kaiſerwort gehalten. Man erwidert ihr mit Lachen, daß dies nun einmal Kriegsgebrauch ſey, und daß bei einem Durchmarſch von Soldaten dergleichen kleine Unfälle nicht zu verhüten ſtänden. „Das wollen wir doch ſehen,“ antwortete ſie aufgebracht. „Meinen armen Unterthanen muß das Ihrige wieder werden, oder, bei Gott!“ —

indem ſie drohend ihre Stimme anſtrengte, »Fürſtenblut für Ochſenblut!« Mit dieſer bündigen Erklärung verließ ſie das Zimmer, das in wenigen Augenblicken von Bewaffneten erfüllt war, die ſich, das Schwert in der Hand, doch mit vieler Ehrerbietigkeit, hinter die Stühle der Fürſten pflanzten und das Frühſtück bedienten. Beim Eintritt dieſer kampfluſtigen Schaar veränderte Herzog Alba die Farbe; ſtumm und betreten ſah man einander an. Abgeſchnitten von der Armee, von einer überlegenen handfeſten Menge umgeben, was blieb ihm übrig, als ſich in Geduld zu faſſen, und auf welche Bedingung es auch ſey, die beleidigte Dame zu verſöhnen. Heinrich von Braunſchweig faßte ſich zuerſt und brach in ein lautes Gelächter aus. Er ergriff den vernünftigen Ausweg, den ganzen Vorgang in's Luſtige zu kehren, und hielt der Gräfin eine Lobrede über ihre landesmütterliche Sorgfalt und den entſchloſſenen Muth, den ſie bewieſen. Er bat ſie, ſich ruhig zu verhalten, und nahm es auf ſich, den Herzog von Alba zu Allem, was billig ſey, zu vermögen. Auch brachte er es bei dem Letztern wirklich dahin, daß er auf der Stelle einen Befehl an die Armee ausfertigte, das geraubte Vieh den Eigenthümern ohne Verzug wieder auszuliefern. Sobald die Gräfin von Schwarzburg der Zurückgabe gewiß war, bedankte ſie ſich auf's Schönſte bei ihren Gäſten, die ſehr höflich von ihr Abſchied nahmen.

Ohne Zweifel war es dieſe Begebenheit, die der Gräfin Katharina von Schwarzburg den Beinamen der Heldenmüthigen erworben. Man rühmt noch ihre ſtandhafte Thätigkeit, die Reformation in ihrem Lande zu befördern, die ſchon durch ihren Gemahl, Graf Heinrich XXXVII., darin eingeführt worden, das Mönchsweſen abzuſchaffen und den Schulunterricht zu verbeſſern. Vielen proteſtantiſchen Predigern, die um der Religion willen Verfolgungen auszuſtehen hatten, ließ ſie Schutz und Unterſtützung angedeihen. Unter dieſen war ein gewiſſer Caſpar Aquila, Pfarrer zu Saalfeld, der in jüngern Jahren der Armee des Kaiſers als Feldprediger nach den Niederlanden gefolgt war, und, weil er ſich dort geweigert hatte, eine Kanonenkugel zu taufen, von den ausgelaſſenen Soldaten in einen Feuermörſer geladen wurde, um in die Luft geſchoſſen zu werden; ein Schickſal, dem er noch glücklich entkam, weil das Pulver nicht zünden wollte. Jetzt war er zum zweiten Male in Lebensgefahr, und ein Preis von 5000 Gulden ſtand auf ſeinem Kopfe, weil der Kaiſer auf ihn zürnte, deſſen Interim er auf der Kanzel ſchmählich angegriffen hatte. Katharina ließ ihn, auf die Bitte der Saalfelder, heimlich zu ſich auf ihr Schloß bringen, wo ſie ihn viele Monate verborgen hielt und mit der edelſten Menſchenliebe ſeiner pflegte, bis er ſich ohne Gefahr wieder ſehen laſſen durfte. Sie ſtarb allgemein verehrt und betrauert im acht und fünzigſten Jahr ihres Lebens und im neun und zwanzigſten ihrer Regierung. Die Kirche zu Rudelſtadt bewahrt ihre Gebeine.

Denkwürdigkeiten

aus dem

Leben des Marſchalls Vieilleville.

In den Geſchichtbüchern, welche die merkwürdigen Zeiten Franz I., Heinrichs II. und ſeiner drei Söhne beſchreiben, lieſt man nur ſelten den Namen des Marſchalls von Vieilleville. Dennoch hatte er einen ſehr nahen Antheil an den größten Verhandlungen, und ihm gebührt ein ehrenvoller Platz neben den großen Staatsmännern und Kriegsbefehlshabern jener Zeiten. Unter allen gleichzeitigen Geſchichtſchreibern läßt ihm der einzige Brantome Gerechtigkeit widerfahren, und ſein Zeugniß hat um ſo mehr Gewicht, da Beide nach dem nämlichen Ziele liefen und ſich zu verſchiedenen Parteien bekannten.

Vieilleville gehörte nicht zu den mächtigen Naturen, die durch die Gewalt ihres Genies oder ihrer Leidenſchaft große Hinderniſſe brechen, und durch einzelne hervorragende Unternehmungen, die in das Ganze greifen, die Geſchichte zwingen, von ihnen zu reden. Verdienſte, wie die ſeinigen, beſtehen eben darin, daß ſie das Aufſehen vermeiden, das jene ſuchen, und ſich mehr um den Frieden mit Allen bewerben, als die Bewunderung und den Neid zu erwecken ſuchen. Vieilleville war ein Hofmann in der höchſten und würdigen Bedeutung dieſes Worts, wo es eine der ſchwerſten und rühmlichſten Rollen auf dieſer Welt bezeichnet. Er war dem Throne, ob er gleich die Perſonen dreimal auf demſelbigen wechſeln ſah, ohne Wanken mit gleicher Beharrlichkeit ergeben, und wußte denſelben ſo innig mit der Perſon des Fürſten zu vermengen, daß ſeine pflichtmäßige Ergebenheit gegen den jedesmaligen Thronbeſitzer alle Wärme einer perſönlichen Neigung zeigte. Das ſchöne Bild des alten franzöſiſchen Adels und Ritterthums lebt wieder in ihm auf, und er ſtellt uns den Stand zu dem er gehört, ſo würdig dar, daß er uns augenblicklich mit den Mißbräuchen deſſelben ausſöhnen könnte. Er war edelmüthig, prächtig, uneigennützig bis zum Vergeſſen ſeiner ſelbſt, verbindlich gegen alle Menſchen, voll Ehrliebe, ſeinem Worte treu, in ſeinen Neigungen beſtändig, für ſeine Freunde thätig, edel gegen ſeine Feinde, heldenmäßig tapfer, bis zur Strenge ein Freund der Ordnung, und bei aller Liberalität der Geſinnung furchtbar und unerbittlich gegen die Feinde des Geſetzes. Er verſtand in hohem Grade die Kunſt, ſich mit den entgegengeſetzten Charakteren zu vertragen, ohne dabei ſeinen eigenen Charakter aufzuopfern, dem Ehrſüchtigen zu gefallen, ohne ihm blind zu huldigen, dem Eiteln angenehm zu ſeyn, ohne ihm zu ſchmeicheln. Nie brauchte er, wie der herz- und willenloſe Höfling, ſeine perſönliche

Würde wegzuwerfen, um der Freund ſeines Fürſten zu ſeyn, aber mit ſtarker Seele und rühmlicher Selbſtverläugnung konnte er ſeine Wünſche den Verhältniſſen unterwerfen. Dadurch und durch eine nie verläugnete Klugheit gelang es ihm, zu einer Zeit, in der alles Partei war, parteilos zu ſtehen, ohne ſeinen Wirkungskreis zu verlieren, und im Zuſammenſtoß ſo vieler Intereſſen der Freund von Allen zu bleiben; gelang es ihm, einen dreifachen Thronwechſel ohne Erſchütterung ſeines eigenen Glücks auszuhalten, und die Fürſtengunſt, mit der er angefangen hatte, auch mit in's Grab zu nehmen. Denn es verdient bemerkt zu werden, daß er in dem Augenblicke ſtarb, wo ihn Katharina von Medicis mit ihrem Hofſtaat auf ſeinem Schloſſe zu Dureſtal beſuchte, und er auf dieſe Art ein Leben, das ſechzig Jahre dem Dienſte des Souverains gewidmet geweſen war, noch gleichſam in den Armen deſſelben beſchlieſſen durfte.

Aber eben dieſer Charakter erklärt uns auch das Stillſchweigen über ihn auf eine ſehr natürliche Weiſe. Alle dieſe Geſchichtſchreiber hatten Partei genommen, ſie waren Enthuſiaſten entweder für die alte oder für die neue Lehre, und ein lebhaftes Intereſſe für ihre Anführer leitete ihre Feder. Eine Perſon wie der Marſchall von Vielleville, deſſen Kopf für den Fanatismus zu kalt war, bot ihnen alſo nichts dar, was ſich lobpreiſen oder verächtlich machen ließ. Er bekannte ſich zu der Klaſſe der Gemäßigten, die man unter dem Namen der Politiker zu verſpotten glaubte;

eine Klaſſe, die von jeher in Zeiten bürgerlicher Gährung das Schickſal gehabt hat, beiden Theilen zu mißfallen, weil ſie beide zu vereinigen ſtrebt. Auch hielt er ſich bei allen Stürmen der Faktion unwandelbar an den König angeſchloſſen, und weder die Partei des Montmorency und der Guiſen, noch die der Condé und Coligny konnte ſich rühmen, ihn zu beſitzen.

Charaktere von dieſer Art werden immer in der Geſchichte zu kurz kommen, die mehr das berichtet, was durch Kraft geſchieht, als was mit Klugheit verhindert wird, und ihr Augenmerk viel zu ſehr auf entſcheidende Handlungen richten muß, als daß ſie die ſchöne ruhige Folge eines ganzen Lebens umfaſſen könnte. Deſto dankbarer ſind ſie für den Biographen, der ſich immer lieber den Ulyſſes als den Achilles zu ſeinem Helden wählen wird.

Erſt zweihundert Jahre nach ſeinem Tode ſollte dem Marſchall von Vieilleville die volle Gerechtigkeit widerfahren. In den Archiven ſeines Familienſchloſſes Dureſtal fanden ſich Memoires über ſein Leben in zehn Büchern, welche Carloix, ſeinen Geheimſchreiber, zum Verfaſſer haben. Sie ſind zwar in dem lobredneriſchen Tone abgefaßt, der auch dem Brantome und allen Geſchichtſchreibern jener Periode eigen iſt; aber es iſt nicht der rhetoriſche Ton des Schmeichlers, der ſich einen Gönner gewinnen will, ſondern die Sprache eines dankbaren Herzens, das ſich gegen einen Wohlthäter unwillkührlich ergießt. Auch wird dieſer Antheil keineswegs verſteckt, und die hiſtoriſche Wahrheit ſcheidet ſich ſehr leicht von demjenigen, was bloß eine dankbare Vorliebe für ſeinen Wohlthäter den Geſchichtſchreiber ſagen läßt. Dieſe Memoires ſind im Jahr 1767 in fünf Bänden das erſte Mal in Druck erſchienen, obgleich ſie ſchon früher von einzelnen gekannt und zum Theil auch benutzt worden ſind.

Franz von Scepeaux, Herr von Vieilleville, war der Sohn des Renatus von Scepeaux, Herrn von Vieilleville, und Margarethens von La Jaille, aus dem Hauſe von Eſtouteville. Seine Eltern hatten großes Vermögen, hielten auf Ehre und lebten dem ganzen Adel von Anjou und Maine zum Beiſpiel; auch war ihr Haus eins der angeſehenſten und immer voll der beſten Geſellſchaft. Franz von Vieilleville kam früh als Edelknabe zu der Mutter Franz des Erſten, Regentin von Frankreich, einer Prinzeſſin von Savoyen; ein Zufall aber, der ihm da begegnete, trieb ihn ſchon nach einem vierjährigen Aufenthalte von dort weg. Es hatte ihn nämlich ein Edelmann eine Ohrfeige gegeben, eben als er Mittags zur Aufwartung ging. Nach der Tafel ſchlich ſich der Edelknabe von ſeinem Hofmeiſter weg, ging zu jenem Edelmann, der erſter Hausküchenmeiſter der Regentin war, und ſtieß ihm, nachdem er ihn aufgefordert hatte, ſeine Ehre ihm wieder zu geben, den Degen durch den Leib. Er war damals, als ihm dieſes Unglück begegnete, achtzehn Jahre alt. Als der König dieſe Handlung erfuhr, die von allen Großen und vorzüglich von ihm ſelbſt nicht ſo ganz mißbilligt wurde, weil die Hausoffiziere nicht das Recht hatten, Edelknaben zu mißhandeln, ließ er den Herrn von Vieilleville rufen, um ihn ſeiner Mutter der Regentin vorzuſtellen und ihm Vergebung zu verſchaffen. Aber dieſer hatte ſich ſchon vom Hof weg und zu ſeinem Vater nach Dureſtal begeben, um von dieſem die nöthige Unterſtützung zu einer Reiſe nach Neapel zu erhalten, wo dem Vernehmen nach Herr von Lautrec eine ſchöne Armee hinführen würde. Nachdem er nun Alles in Ordnung gebracht, und fünf und zwanzig Edelleute aus Anjou und Bretagne zu ſeiner Begleitung gewählt hatte, denn er wollte mit Anſtand und ſeiner Geburt gemäß erſcheinen, ſtellte er ſich zu Chambery dem Herrn von Lautrec vor, der ihn als ſeinen Verwandten gütig aufnahm und ihn zu ſeiner Fahne that. Bei jeder Gelegenheit zeichnete ſich Vieilleville aus und wagte im Angeſicht der ganzen Armee ſein Leben, beſonders bei der Einnahme von Pavia, wobei die Franzoſen, durch das Andenken an die fünf Jahre vorhergegangene Schlacht, bei der ihr König gefangen worden, zu vielen Ausſchweifungen hingeriſſen wurden, denen jedoch Vieilleville mit zweihundert Mann Einhalt that, ſo viel er konnte. Kurz darauf wurde Vieilleville auf einer Galeere mit einem ſeiner Edelleute, Cornillon, der geſchworen hatte, ihn niemals zu verlaſſen, vom Herrn von Monaco gefangen. Man ſetzte ſeine Auslieferung auf dreitauſend und des Cornillon ſeine auf tauſend Thaler, und ließ ihm die Freiheit, dieſe Gelder zu holen; jedoch würde ſein Geſellſchafter auf Lebenslang in

Ketten geſchlagen werden, wenn er nicht in einer beſtimmten Zeit wieder käme.

Vieilleville, der befürchtete, daß er wegen des langen Wegs und der Beitreibung des Geldes in der Zeit nicht würde einhalten können, nahm dieſen Vorſchlag nicht an, und bat nur, daß man Lautrec von ſeiner Gefangennehmung unterrichten möchte; dieſer ſchickte zwar das Geld zu ſeiner Auslieferung, allein, da die Ranzion für ſeinen Geſellſchafter nicht dabei war, ſo ſchickte Vieilleville ſie wieder zurück und bat nur, daß man des Löſegeldes wegen an ſeinen Vater ſchreiben möchte; denn er wollte lieber in der Gefangenſchaft verſchmachten, als den verlaſſen, mit dem er ſein Schickſal zu theilen verſprochen hatte. Herr von Monaco bewunderte dieſe edle Weigerung, begnügte ſich mit dem, was geſchickt worden war, und gab Beiden die Freiheit. Kurze Zeit darauf nahm Vieilleville den Sohn eben dieſes Herrn von Monaco gefangen und ſchickte ihn unentgeldlich zurück.

Zu der Zeit erneuerte Vieilleville die Bekanntſchaft mit dem Neffen des großen Andreas Doria, Philipp Doria, der Kammerpage bei dem König geweſen, als er ſelbſt bei der Regentin Edelknabe war. Vieilleville beſuchte ihn eines Tages auf ſeinen Galeeren, deren er achte zum Dienſte des Königs commandirte. Doria bot ihm eine ſeiner Galeeren an, und er wählte die, welche die Regentin hieß, wo er ſogleich als Befehlshaber unter vielen Feierlichkeiten eingeführt wurde. Des Abends ging er wieder in das Lager, das ungefähr zwei Meilen davon war; ſo ging es ſechs bis ſieben Tage fort und alle vornehmen Offiziere der Armee wurden da nach und nach bewirthet.

Moncade, Vicekönig von Neapel, dem es hinterbracht wurde, daß die Offiziere und Soldaten dieſer Galeeren des Nachts meiſt in's franzöſiſche Lager gingen, ließ ſechs Galeeren bewaffnen, um den Grafen Doria zu überfallen; allein man bekam Nachricht davon, und es gelang ſo wenig, daß bei dieſer Expedition der Vicekönig ſelbſt, der ſich auf einer der Galeeren befand, getödtet wurde; zwei derſelben wurden in Grund gebohrt und zwei andere genommen. Bei dieſer Gelegenheit geſchah es, daß Vieilleville, der auf der Regentin Alles gethan hatte, was möglich war, ſo daß von fünfzig Soldaten nur noch zwölf am Leben blieben, zuletzt noch eine der Galeeren angreifen wollte, die nebſt einer andern noch übrig geblieben war. Er enterte und ſtürzte ſich mit ſeinen Soldaten hinein. Während er aber auf dieſem Schiffe focht, machten ſich die Matroſen von der Regentin los, zogen die Segel auf und gingen gerade zu nach Neapel, wohin auch die andere Galeere ſchon während des Gefechts voransgegangen war; Vieilleville, der ſeine meiſten Soldaten verloren, mußte ſich nun ergeben.

Als die erſte ſpaniſche Galeere im Hafen ankam, ließ der Prinz von Oranien den Capitän und mehrere der Mannſchaft hängen. Dieſes erfuhr der Capitän der Galeere, auf der ſich Vieilleville als Gefangener befand, und fürchtete ſich, in den Hafen einzulaufen. Vieilleville benutzte dieſe Unentſchloſſenheit und beredete den Capitän, in des Königs Dienſte zu treten, der es auch annahm, und ihm nebſt der ganzen Mannſchaft den Eid der Treue ablegte.

Unterdeſſen hatte Graf Doria den ganzen Tag und die ganze Nacht ſeinen Freund Vieilleville unter den auf dem Waſſer ſchwimmenden Körpern ſuchen laſſen, und war ganz troſtlos über dieſen Verluſt. Um Nachricht von ihm einzuziehen, ließ er den Capitän Napoleon, einen Korſen, mit der Regentin auslaufen, und in dieſer Abſicht nach Neapel ſegeln. Sie waren nicht weit gekommen, so entdeckten ſie eine Galeere, die ihnen kaiſerlich ſchien, doch ſahen ſie auf dem Maſtbaum einen Matroſen mit einer weiſſen Flagge; bald darauf hörten ſie auch Muſik und Frankreich rufen. Vieilleville erkannte ſogleich die Regentin und die Freude des Wiederſehens war allgemein. Noch eine andere Galeere, die man ihm von Neapel aus nachgeſchickt hatte, nahm er durch eine Kriegsliſt weg, und kam, anſtatt gefangen zu ſeyn, als Herr von zwei Galeeren bei der Armee wieder an, wo er aber ſeinen Freund Doria nicht mehr antraf, der mit zwei Galeeren nach Frankreich geſchickt worden war. Da die Belagerung von Neapel, die Lautrec unternommen hatte, ſehr langſam von ſtatten ging, ſo nahm Vieilleville ſeinen Abſchied, und dieſes zu ſeinem Glücke; denn drei Monate darauf riß die Peſt ein, welche die meiſten Offiziere der Arme dahinraffte.

Als er ſich dem König bei ſeiner Zurückkunft vorſtellte und ihn ſeiner jugendlichen Uebereilung wegen um

Verzeihung bat, ſagte ihm derſelbe, daß ſchon Alles verziehen ſey, da beſonders die Regentin nicht mehr lebe. Er befahl ihm, ſich fleißig bei ihm einzufinden, und gab ihn dem Herzog von Orleans, ſeinem zweiten Sohne (der ihm unter dem Namen Heinrich II. auf dem Throne folgte) mit den Worten: „Er iſt nicht älter als du, mein Sohn; aber ſiehe, was er ſchon gethan hat. Wenn ihn der Krieg nicht aufreibt, ſo wirſt du ihn einſt zum Marſchall von Frankreich erheben.“

Einige Zeit darauf machte Karl V. Anſtalt, in Frankreich einzufallen; der König zog deßhalb ſeine Armee bei Lyon zuſammen. Das erſte Geſchäft war, ſich Meiſter von Avignon zu machen, damit nicht die Kaiſerlichen dieſen Schlüſſel der Provence beſetzten. Nach langen Berathſchlagungen wählte der König ſelbſt den Herrn von Vieilleville, obgleich Viele wegen ſeiner großen Jugend dagegen waren. Er wurde mit ſechstauſend Mann Fußvolk ohne Artillerie dahin abgeſchickt, um dem Kaiſer zuvorzukommen.

Da er vor Avignon ankam und es verſchloſſen fand, verlangte er mit dem Vicelegaten ſich zu unterreden, der ſich auf der Mauer zeigte. Vieilleville bat ihn ſehr dringend, herunterzukommen, da er ihm etwas Wichtiges zu ſeinem und der Stadt Wohl mitzutheilen hätte. Er ſelbſt wollte bei dieſer Unternehmung nur die ſechs Perſonen bei ſich haben, die er um ihn ſähe, der Legat hingegen könnte ſo viele Begleiter mit ſich nehmen, als er nur wollte, wenn er Mißtrauen hegte. Jener kam an das Thor mit fünfzehn oder zwanzig Mann Begleitung und einigen der Vornehmſten aus der Stadt. Vielleville verſicherte ihm, daß er nicht in die Stadt begehre; daß ihn aber der König erſuche, einen Eid abzulegen, auch keine Kaiſerlichen hineinzulaſſen, und deßhalb Geiſeln zu ſtellen. Der Vicelegat willigte in den erſten Punkt; Geiſeln aber wollte er in keinem Fall ſtellen.

Von den ſechs Soldaten, die mit Vieilleville waren, hatten vier den Capitänstitel, ſie waren aber ſchlecht gekleidet; er bat daher, ſie in die Stadt zu laſſen, um ſich zu montiren, Pulver zu kaufen und ihr Gewehr herzuſtellen, was denn auch gern erlaubt wurde. Ihr Plan war, ſich unter die Thore zu ſtellen und zu verhindern, daß man die Fallrechen nicht herunterließe. Unterdeſſen kamen immer mehrere Soldaten nach einander an, ohne daß es der Vicelegat, noch ſeine Leute gewahr wurden, denn man zankte ſich mit Fleiß wegen der Geiſeln mit ihm herum. Es wurde gedroht, auf zwei Stunden weit Alles um die Stadt herum zu verwüſten, wenn ſie nicht geſtellt würden. Da endlich Vieilleville ſah, daß er ſtark genug war, gab er dem Vicelegaten einen Stoß, daß er zur Erde ſtürzte, zog den Degen und drängte ſich mit den Leuten, die da waren, in die Thore, wo er einige Schüſſe auszuhalten hatte, wovon ihm zwei oder drei Leute getödtet wurden; ſieben bis acht von den andern wurden erſtochen.

Jetzt wollten die Einwohner von Avignon auf den Fallrechen zulaufen; hier aber ſtanden die vier Soldaten, die ſich ſehr tapfer hielten und ſie verhinderten, nahe zu kommen. Auf den Lärm der Flintenſchüſſe kamen dann tauſend bis zwölfhundert Mann, die man über der Stadt bei Nacht in das Korn verſteckt hatte, als Hinterhalt hervor und drangen mit dem größten Muth ein. Den übrigen Theil ſeines Corps hatte Vieilleville auch herbeigerufen und nun kamen ſie mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel an. Er nahm nun die Schlüſſel der Thore, die zublieben, außer das Rhoner Thor gegen Villeneuve, welches ſchon franzöſiſch iſt. Da ſich Vieilleville nun durch dieſe Kriegsliſt Meiſter von der Stadt gemacht hatte, ſo fing er an, die Ordnung darin herzuſtellen und die Soldaten im Zaum zu halten, ſo, daß keinem Einwohner, der ſich ruhig verhielt, etwas zu Leide geſchah und keine Frauensperſonen mißhandelt wurden. Doch koſtete ihm dieſes nicht wenig Mühe; er mußte ſogar fünf bis ſechs Soldaten und einen Capitän niederſtoßen, der mit aller Gewalt plündern wollte. Der Connetable lagerte ſich nun bei Avignon und Vieilleville zog zum König zurück, den er in Tournon antraf, wo er mit großer Freude empfangen wurde. Als er vor dem König ankam, redete dieſer ihn alſo an: „Nähert euch, ſchönes Licht unter den Rittern! Sonne würde ich euch nennen, „wenn ihr älter wäret, denn wenn ihr ſo fortfahret, „werdet ihr über alle Andere leuchten. Parirt unterdeſſen den Streich von eurem König, der euch liebt „und ehrt,“ und ſchlug ihn ſo, indem er die Hand an den Degen legte, zum Ritter.

Nach dieſer Zeit bat ihn Herr von Chateaubriand, ſein Verwandter, der Gouverneur und Generallieutenant des Königs in Bretagne war, ſeine Compagnie von fünfzig Mann (Gensd'armes) zu übernehmen, da ſie ſonſt in Bretagne bleiben müßte und keine Gelegenheit hätte, ſich zu zeigen. Er wollte zugleich zuwege bringen, daß er des Königs Lieutenant während ſeiner Abweſenheit in Bretagne ſeyn ſollte. Vieilleville übernahm zwar die Compagnie; allein die Lieutenantsſtelle über die Provinz verbat er ſich, da er Hoffnung habe, ein eignes Gouvernement zu erhalten.

Es ſcheint ſonderbar, daß Vieilleville nicht eine Compagnie Gens'darmes für ſich ſelbſt haben konnte; allein es war damals nicht ſo leicht, ſie zu erhalten, und überdem verſchmähte ſeine Delikateſſe, dasjenige der Gunſt zu verdanken, was er durch Verdienſt zu erwerben hoffte. Zum Beweiſe dient die Antwort, die er dem Könige gab, als ihm dieſer nach dem Tode des Herrn v. Chateaubriand die Compagnie anbot: er habe, ſagte er, noch nichts gethan, was einer ſolchen Ehre werth wäre; worauf der König ſehr verwundert und faſt erzürnt ſagte: „Vieilleville, ihr habt mich getäuſcht, denn ich hätte geglaubt, ihr würdet, wenn ihr auf zweihundert Meilen weg geweſen wäret, Tag und Nacht gerennt ſeyn, um ſie zu begehren, und nun ich ſie euch von ſelbſt gebe, ſo weiß ich doch nicht, was für eine günſtigere Gelegenheit ihr abwarten wollt.“ „Den Tag einer Schlacht, Sire,“ antwortete Vieilleville, „wenn Ew. Majeſtät ſehen werden, daß ich ſie verdiene.

»Nähme ich ſie jetzt an, ſo könnten meine Kameraden dieſe Ehre lächerlich machen und ſagen: ich habe »ſie nur als Verwandter des Herrn von Chateaubriand erhalten; lieber aber wollte ich mein Leben »laſſen, als durch etwas anders als mein Verdienſt »auch nur einen Grad höher ſteigen.«

Einige Stunden vor dem Tode Franz des Erſten ließ dieſer Monarch, der ſich noch der Verdienſte Vieilleville's erinnerte, den Dauphin rufen, um ihm denſelben zu empfehlen: »Ich weiß wohl, mein Sohn, »du wirſt St. André eher befördern, als Vieilleville; »deine Neigung beſtimmt dich dazu. Wenn du aber »eine vernünftige Vergleichung zwiſchen Beiden anſtellen würdeſt, ſo beilteſt du dich nicht. Wenigſtens bitte ich dich, wenn du ſie auch nicht mit »einander erhöhen willſt, daß doch Letzterer dem Erſtern bald folge.« Der Dauphin verſprach es auch, jedoch nur mit dem Vorbehalt, dem St. André den Vorzug zu geben, Der König ließ ſogleich Vieilleville rufen, reichte ihm die Hand und ſagte ihm die Worte: »Ich kann bei der Schwäche, in der ich »mich befinde, euch nichts Anderes ſagen, Vieilleville, als daß ich zu früh für euch ſterbe; aber hier »iſt mein Sohn, der mir verſpricht, euch nie zu vergeſſen. Sein Vater war nie undankbar, und noch »jetzt will er, daß er euch den zweiten Marſchallſtab »von Frankreich, der aufgeht, gebe, denn ich weiß »wohl, wem der erſte beſtimmt iſt. Aber ich bitte »Gott, daß er ihn niemals Jemand gebe, als wer »deſſen ſo würdig iſt, wie ihr. Iſt dies nicht auch

„deine Meinung, mein Sohn?“ Ja, antwortete der Dauphin. Hierauf warf der König ſeinen Arm um Vieilleville; allen Dreien ſtanden die Thränen im Auge. Kurz darauf ließen die Aerzte den Dauphin und alle Anderen hinausgehen, und bald darnach gab der König den Geiſt auf.

Jetzt war Heinrich, der vormalige Herzog von Orleans, und nun durch den Tod ſeines ältern Bruders, Dauphins von Frankreich, König, und ſchon nach ſieben Tagen bekam Vieilleville den Auftrag, als Geſandter nach England zu gehen, um den unmündigen Eduard und ſeinem Conſeil neuerdings den Frieden zuzuſchwören, welche Geſandtſchaft er auch mit vieler Würde unternahm und zur größten Zufriedenheit ausführte.

Bald nach Beerdigung des alten Königs wurde der Proceß des Marſchalls von Biez und ſeines Schwagers von Vervins, welche Boulogne an die Engländer ausgeliefert hatten, vorgenommen, Letzterer zum Tod, Erſterer aber zu Gefängnißſtrafe und Verluſt ſeiner Güter und Titel verdammt. Der König wollte Vieillevillen aus eigenem Antrieb von den hundert Lanzen, die der Marſchall von Biez commandirt hatte, fünfzig geben; Vieilleville dankte aber ſehr für dieſe Gnade, weil er nicht der Nachfolger eines ſolchen Mannes ſeyn wollte. Und warum nicht? fragte ihn der König. „Sire,“ antwortete Vieilleville, „es „würde mir ſeyn, als wenn ich die Wittwe eines verurtheilten Verbrechers geheirathet hätte. — Auch „hat es mit meiner Beförderung keine Eile; denn ich

„weiß, daß Ew. Majeſtät gleich nach ihrem feierlichen Einzug in **Paris** beſchloſſen haben, **Boulogne** den Engländern wieder wegzunehmen. Vielleicht bleibt dabei ein Capitän, ein Mann von Ehre, deſſen Platz Sie mir geben werden, oder bleibe ich ſelbſt; denn um meinem König zu dienen, werde ich mich nicht ſchonen, und dann bedarf ich keiner Compagnie mehr.“ Dieſes geſchah in Gegenwart des Marſchalls von St. André. Der König redete ihm noch ſehr zu, allein Vieilleville blieb bei ſeiner Antwort: Lieber will ich des Marſchalls, der hier iſt, Lieutenant ſeyn, als die Compagnie des Herrn von Biez, eines **Verräthers**, haben.

Der Marſchall von St. André, der vorher ſchon gegen den König denſelben Wunſch geäußert hatte, war äußerſt froh über dieſe Erklärung. „Erinnert euch, mein beſter Freund, dieſer Rede, wobei ihr den König zum Zeugen habt.“ Vieilleville ſah ſich jetzt gezwungen, die Lieutenantsſtelle anzunehmen; wiewohl er den Vorſchlag in keiner andern Abſicht gethan hatte, als um jenes erſte Anerbieten abzulehnen.

Dieſe Compagnie Gensd'armes war von dem Vater des Marſchalls ſehr nachläſſig zuſammengeſetzt worden. Sie beſtand größtentheils aus den Söhnen der Gaſtgeber und Schenkwirthe, und da die Schilde an dieſen Wirthshäuſern gewöhnlich Heilige vorſtellten, ſo benannte ſich dieſes Volk nach dieſen Heiligen. Daher war dieſe Compagnie in ganz Lyon zum Gelächter. Einige dankten Gott, daß er eine Compagnie

Heilige aus dem Paradies geſchickt habe, ſie zu bewachen; Andere nannten ſie die Gensd'armes der Litanei. So fand man auch in der ganzen Compagnie nicht fünfzig Dienſtpferde. Daher kam es auch, und beſonders aus der Gunſt, in der ihr Chef ſtand, daß ſie nie zur Armee ſtießen; es hieß immer, ſie wären dem Gouverneur unentbehrlich, um eine ſo große Stadt, wie Lyon, im Zaum zu halten. Bei der Muſterung entlehnten dieſe Leute die ihnen nöthigen Pferde und Armaturſtücke, und ſo dauerte dieſe Unordnung neun bis zehn Jahre, bis der alte St. André ſtarb und nun ſein Sohn ſie bekam, der ſie denn auch ſo ließ, weil er ihre Schande nicht aufdecken wollte. Eben deßwegen aber war es ihm lieb, Vieilleville zu ſeinem Lieutenant zu haben, da er ihn als einen ſtrengen und unerbittlichen Mann im Punkte der Zucht und Ehre kannte.

Vieilleville hatte dieſe Compagnie nach Clermont in Auvergne beordert, damit ſie nicht ſo leicht Waffen und Pferde entlehnen könnte. Hier erſchien er nun mit ſechzig bis achtzig braven Edelleuten aus den beſten Häuſern von Bretagne, Anjou und Maine, die meiſtens den Krieg in Piemont mitgemacht hatten. Kaum war er angekommen, ſo überreichte man ihm eine Liſte von dreißig bis vierzig, die vermöge eines Atteſtats vom Doktor zurückgeblieben waren, welche er denn ſogleich aus der Compagnie ausſtrich. Eben ſo machte er es mit dem Volk der Pächter, Kammerdiener u. dgl., die aus vornehmer Herren und Frauen Gunſt in die Compagnie waren aufgenommen worden.

Die Uebrigen, die noch in den Reihen ſtanden, ließ er zu Pferde manövriren, und da ſie gar nichts verſtanden, ſo gaben ſie den alten Soldaten viel zu lachen. Er ſchickte ſie daher auch ſogleich in ihre Wirthshäuſer zurück, um den Gäſten dort aufzuwarten, mit dem Bedeuten, daß unter die Gensd'armes nur Edelleute gehörten. Einige von ihnen murrten zwar darüber und bedienten ſich ungezogener Ausdrücke; wie aber die Edelleute mit dem Stock über ſie herfielen, ſo nahmen die Andern Reißaus zur großen Beluſtigung der Geſellſchaft. Und ſo entledigte ſich Vieilleville dieſes Geſindels, das zum Dienſt des Königs nie einen Sporn angelegt hatte, und beſetzte die Plätze mit guten Edelleuten, die auf Ehre hielten und ſich mit Anſtand ausrüſten konnten. Jetzt ließen ſich auch noch viele andere Edelleute aus Gascogne, Perigord und Limoſin einſchreiben, die vorher unter dem Auswurf nicht hatten dienen wollen; ſo daß dieſe Compagnie bei der nächſten Muſterung auf fünfhundert Pferde ſich belief und eine der beſten der ganzen Gensd'armerie wurde.

Einige Zeit darauf begleitete Vieilleville den König durch Bourgogne nach Savoyen, wo überall in den großen Städten ein feierlicher Einzug gehalten wurde. Als ſie nach St. Jean de Maurienne kamen, wo ein Biſchof reſidirte, bat dieſer den König, dieſe Stadt mit einem Einzug zu beehren, und verſprach dabei, ihm ein Feſt zu geben, wie er es noch nie geſehen. Der König, neugierig auf dieſe neue Feſtlichkeit, geſtand es zu, und zog den andern Morgen feierlich ein. Kaum war er zweihundert Schritte durch das Thor, als ſich eine Compagnie von hundert Mann zeigte, die vom Kopf bis auf den Fuß wie Bären gekleidet waren, und dieſes ſo natürlich, daß man ſie für wirkliche Bären halten mußte. Sie kamen ſchnell aus einer Straße heraus mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen, den Spieß auf der Schulter, nahmen den König in die Mitte, und ſo bis hin zur Kirche, zum großen Gelächter des ganzen Hofes. Eben ſo führten ſie den König bis zu ſeiner Wohnung, vor welcher ſie viele tauſend Bärenſprünge und Poſſen machten; ſie kletterten wie Bären an den Häuſern, an den Säulen und Bogengängen hinauf und erhuben ein Geſchrei, das ganz natürlich dem Brummen der Bären glich. Da ſie ſahen, daß dem König dieſes gefiel, verſammelten ſie ſich alle Hundert und fingen ein ſolches entſetzliches Hurrah an, daß die Pferde, welche unten vor dem Hauſe mit der Dienerſchaft hielten, ſcheu wurden, und über Alles hinrennten, welches den Spaß ſehr vermehrte, obgleich viele Leute dabei verwundet wurden. Deßungeachtet machten ſie noch einen Rundtanz, wo die Schweizer ſich auch darein miſchten.

Von da ging der König über den Berg Cenis nach Piemont, wo ſein Vater Franz I. ſchon den Prinzen von Melphi zum Vicekönig eingeſetzt hatte. Dieſer Prinz, als er dem König entgegen gegangen war, erzeigte Vieillevillen beſondere Ehre, ſo daß er ihm ſelbſt Quartier in Turin machte, und die Leute des Connetables von Montmorency aus mehrern

Wohnungen, die ſie beſtellt hatten, herauswerfen ließ, um ſie für Vieilleville aufzubewahren; welches der Connetable ſehr übel aufnahm, ſo daß er den Prinzen merken ließ, daß es dem Reiſemarſchall zuſtände, Jeden nach ſeinem Rang zu logiren. „Herr, wir ſind über den Bergen hüben — wenn Sie drüben ſind, befehlen Sie in Frankreich, wie Sie wollen und ſelbſt durch den Stock; hier aber iſt es anders, und ich bitte mir aus, keine Anordnung zu machen, die nicht befolgt werden würde.“ Der Prinz ging in ſeiner Achtung gegen Vieilleville ſo weit, daß er oft die Parole bei ihm abholen ließ, und gab nie zu, daß die, welche der Connetable für die Haustruppen des Königs gab, allgemein gelten ſollte. Vieilleville, als feiner Hofmann, machte jedoch ſo wenig als möglich Gebrauch von dieſen Auszeichnungen, um die andern Großen nicht aufzubringen. Es wendete ſich Alles nur an ihn, um Befehle im Dienſt des Königs zu erhalten. Bei ſeinem Aufſtehen und Niederlegen waren alle Capitäns zugegen; er hielt aber auch offene Tafel, und dieſe war ſo reichlich beſetzt, daß die Tafel des Prinzen von Melphi ſehr mager dagegen ausſah.

Unterdeſſen bekam der König Nachricht, daß ein Aufſtand in Guyenne ausgebrochen, und man zu Bourdeaux den Gouverneur und andere beim Salzweſen angeſtellte Offiziere umgebracht hatte. Der Connetable ſtellte dem König vor, daß dieſes Volk immer rebelliſch ſey, und daß man die Einwohner dieſer Gegend gänzlich ausrotten müſſe. Er bot ſich auch ſelbſt an, dieſes in's Werk zu richten. Der König ſchickte ihn zwar dahin ab, befahl aber doch, nur die Schuldigen nach der Strenge zu beſtrafen und gute Mannszucht zu halten. Auch gab er ihm den Herzog von Aumale mit, den Vieilleville begleitete. Der Volksaufſtand hatte ſich bei Annäherung der Truppen bald zerſtreut, ſo daß der Connetable ganz ruhig in Bourdeaux einziehen konnte, wo er binnen eines Monats gegen hundert und vierzig Perſonen durch die ſchmerzhafteſten Todesarten hinrichten ließ. Beſonders wurden die drei Rebellen, welche die königlichen Offiziere in's Waſſer geworfen hatten, mit den Worten: „Geht, ihr Herrn, und ſalzet die „Fiſche in der Charente!“ auf eine ſehr ſchreckliche Art gerädert und dann verbrannt, mit den Worten in der Sentenz: „Gehe hin, Kanaille, und brate die „Fiſche der Charente, die du mit den Körpern von „deines Königs Dienern geſalzen haſt.“

Auf dem ganzen Weg nach Bourdeaux hatte Vieilleville die Compagnie des Marſchalls von St. André, deren Lieutenant er war, geführt, und dabei ſo gute Mannszucht gehalten, daß Alles wie im Wirthshaus bezahlt wurde. Er ſtieg ſogar nicht eher zu Pferde, bis ſeine Wirthe ihm geſchworen hatten, daß ſie Alles richtig erhalten. Als er mit dieſer Compagnie in ein großes Dorf drei Stunden von Bourdeaux kam, fanden ſeine Reitknechte unter dem Heu und Stroh eine große Anzahl ſchöner Piken, Feuerröhren, Pickelhauben, Kuiraſſe, Helme, Schilde und Hellebarden verſteckt. Der Wirth, den er darüber unter vier Augen zur Rede ſetzte, antwortete mit Angſt und Zittern, daß ſeine Nachbarn dieſe Waffen hieher verſteckt hätten, weil ſie wohl wüßten, daß er ein unſchuldiger Mann ſey. Und weil ich, ſetzte er hinzu, in den zwei Tagen, ſo ihr bei mir ſeyd, von Niemand nur ein hartes Wort erhalten, ſo will ich euch noch mehr ſagen, daß fünf und dreißig Koffer und Kiſten von verſchiedenen Edelleuten, die ſich in ihrem Haus nicht ſicher glaubten, hieher gebracht worden, die ich habe einmauern laſſen, weil es bekannt iſt, daß ich nie mit dieſem Unweſen etwas zu thun gehabt; ich bitte euch aber, gnädiger Herr, haltet darüber, daß weder ſie noch ich Schaden leiden. Vieilleville, der wohl ſah, daß er unſchuldig, aber ein armer Tropf ſey, befahl ihm, Niemand etwas davon zu entdecken, die Waffen aber öffentlich in eine Scheune zu verſchließen und ſtellte ihm ein Zeugniß aus, daß er ſelbſt ſie erkauft und bezahlt habe und abholen laſſen würde. Er ſollte ſich nur an ihn wenden, wenn man Gewalt brauchen wollte. Gerührt von dieſer menſchlichen Behandlung, wollte dieſer Mann, der das Leben verwirkt zu haben glaubte, ihn faſt anbeten und bat auf den Knieen, wenigſtens die Waffen anzunehmen, beſonders die Piken, die ganz neu und ſehr ſchön wären. Allein Vieilleville wurde aufgebracht und befahl ihm, wenn er nicht der Gerechtigkeit überliefert ſeyn wollte, zu ſchweigen.

In einem Dorfe, eine Stunde von Bourdeaux, blieb die Compagnie in Garniſon; er ſelbſt aber nahm ſeine Wohnung in Bourdeaux bei einem Parlamentsrath

Valoyn. Dieſer kam ihm gleich entgegen, und ſchätzte ſich glücklich, einen Mann von ſolcher Denkungsart und Anſehen in ſeinem Hauſe zu haben, und deſto mehr, da er auf falſche Anklagen von dem Connetable ſehr gedrückt, ja ſogar Hausgefangener ſey. Vieilleville ſicherte ihm allen Beiſtand zu und verſprach, ſeine Sache zu vertheidigen. Kaum war er in den Saal getreten, ſo erſchien auch die Frau von Valoyn mit zwei Töchtern von außerordentlicher Schönheit. Sie war noch ganz verwirrt von einem Schrecken, den ſie in der vorigen Nacht gehabt, da man in dem Hauſe ihrer Schweſter, der Wittwe eines Parlamentsraths, einbrechen wollen; ſie hatte deßwegen auch ihre zwei Nichten hieher geflüchtet und empfahl ihm die Ehre dieſer vier Mädchen auf das Dringendſte. Sie warf ſich vor ihm auf die Knie, allein Vieilleville hob ſie auf und ſagte ihr, daß er auch Töchter habe. Er würde eher das Leben als ihnen etwas Leides geſchehen laſſen. Da ſich die Mutter ſo getröſtet ſah, fing ſie nunmehr an zu erzählen, daß die Leute des Herrn, der bei ihrer Schweſter wohnte und Graf Sancerre hieß, und beſonders ein junger Edelmann die Thür in der Mädchen Kammer habe eintreten wollen, daß die Mädchen aber zum Fenſter hinaus auf das Reiſig geſprungen ſeyen und ſich hieher geflüchtet hätten. Vieilleville fragte ſie, ob es nicht der Baſtard von Beuil ſey? — So heißt er, ſagten ſie. — „Nun da „muß man ſich nicht wundern, verſetzte Vieilleville; „bei dem Sohn einer H… iſt für Mädchen von

„Ehre in dergleichen Dingen nie Friede, noch Sicherheit; denn es verdrießt ihn, daß nicht alle Weiber „ſeiner Mutter gleichen.“ Indem kam auch die Wittwe an und klagte, daß der Baſtard ſie mißhandelt und von ihr verlangt habe, die Mädchen ihm auszuliefern. Nach dem Eſſen ging Vieilleville zum Connetable, wo er Sancerre das üble Betragen ſeines angenommenen Sohnes vorſtellte. Der Graf von Sancerre, um des Vieilleville Hauswirth zu beſänftigen, ging mit ihm zum Abendeſſen nach Hauſe, wo er ſelbſt ſeine Entſchuldigung machte, und ſie für die Zukunft ſicher zu ſtellen ſuchte; allein ſie trauten auch ihm nicht und kamen, ſo lang die Armee in Bourdeaux war, nicht mehr aus ihrer Freiſtatt. Sie erſparten ſich dadurch viele Unannehmlichkeiten und Schande, die den andern Bürgern widerfuhr, denn alle Einwohner der Stadt ohne Ausnahme des Geſchlechts mußten auf den Knieen Abbitte thun; allein die Familie Walvyn blieb davon weg, obgleich der Connetable Vieillevillen erinnern ließ, ſie nicht zurückzuhalten, worauf dieſer aber ganz erzürnt ſich erklärte: wenn man ſeine Hausleute zu dieſer ſchimpflichen Abbitte zwingen wollte, ſo werde er ſelbſt mit ihnen kommen; er verſicherte aber, daß kein geringer Lärm darüber entſtehen ſollte.

Es geſchah öfters, daß von den Compagnien, die auf dem Dorfe lagen, mehrere Soldaten nach Bourdeaux kamen, um ſich Bedürfniſſe einzukaufen, oder auch um die Hinrichtungen mit anzuſehen. Einer von den Gensd'armen und zwei Bogenſchützen machten ſich dieſes zu Nutze und meldeten dem Pfarrer ihres Dorfes, zwei von denen, die ſie hätten hängen ſehen, hätten ausgeſagt, daß er mit ihnen die Sturmglocke in ſeiner Kirche geläutet habe. Sie hätten daher den Auftrag, ihn gefangen zu nehmen, würden ihn aber entwiſchen laſſen, wenn er ihnen eine ſchöne Summe gäbe. Der arme Pfarrer, der ſich nicht ganz ſchuldlos fühlte, verſprach ihnen achthundert Thaler; aber auch hiermit noch nicht zufrieden, erpreßten ſie von ihm, den Dolch an der Kehle, das Geſtändniß, wo er die reichen Geräthſchaften der Kirche hinverſteckt hätte. Die Furcht vor dem Tod ließ ihn Alles geſtehen. Sie banden ihn darauf in einer entfernten Stube feſt, und beſchloſſen, wenn ſie ihren Schatz in Sicherheit gebracht haben würden, ihn umzubringen. Allein der Neffe des Pfarrers lief nach Bourdeaux, Vieillevillen davon zu benachrichtigen, der ſich ſogleich zu Pferde ſetzte und, ohne daß die Böſewichter etwas davon merkten, in der Pfarrwohnung abſtieg, eben da ſie mit drei reich beladenen Pferden daraus abziehen wollten. Den erſten, der ihm vorkam, ſtieß er ſogleich im Zorn nieder, mit den Worten: „Nichtswürdiger, was? Sind wir Ketzer, daß wir auf die Prieſter losgehen und Kirchen beſtehlen?“ Die andern zwei wurden von ihren Kameraden ſelbſt getödtet, damit die Compagnie nicht beſchimpft würde, wenn ſie am Galgen ſtürben. Den Pfarrer fand man gebunden und zwei Knechte bei ihm, die ihm das Meſſer an die Kehle hielten, daß er nicht ſchreien ſollte. Er warf ſich vor Vieilleville nieder und dankte für ſein Leben und Wiedererſtattung ſeines Vermögens; dieſer befahl ihm, die drei Todten zu begraben und eine Meſſe für ihre Seelen zu leſen.

Nachdem nun der Connetable in dieſer Stadt ein ſchreckliches Beiſpiel ſeiner Strenge in der Beſtrafung der Aufrührer gegeben, ließ er die Armee aus einander gehen; die ſtehen bleibende Compagnie aber wurde von ihm gemuſtert. Im Scherze ſagte er zu Vieilleville, daß er ſelbſt der Commiſſär bei ſeiner Compagnie ſeyn würde, denn er hätte vernommen, daß die Compagnie des Marſchalls von St. André nicht vollzählig, noch equipirt ſey, hinreichende Dienſte zu thun, und daß er wohl wüßte, wie nur zwanzig Dienſtpferde darin wären. Vieilleville bat ihn darauf ganz beſcheiden, bei der Verabſchiedung ſeine Compagnie nicht zu ſchonen, wenn er ſie ſo befände. Aber er ſolle wohl Acht haben, daß wenn er ihm ſelbſt die Ehre anthun wollte, ſeine Compagnie zu muſtern, es ihm nicht gehe, wie den andern Commiſſären. Und wie denn? fragte ihn der Connetable, der ſich verſtellte, es geſchehe ihnen etwas Unangenehmes. Ich behalte Sie zum Mittageſſen, antwortete Vieilleville. Auch fand der Connetable bei der Muſterung zu großer Bewunderung aller Anweſenden dieſe Compagnie in vortrefflichem Stande. Sie nahm ein großes Feld ein und ſchien über ſechshundert Pferde ſtark, denn er hatte die Reitknechte, ſo die Handpferde ihrer Herrn ritten, in einiger Entfernung neben der Compagnie ſtellen laſſen und nicht hinter ihnen, wie es ſonſt gewöhnlich. Er ſelbſt kam dem Connetable und allen Großen, die ihn begleiteten, auf einem prächtigen Apfelſchimmel, der auf zweitauſend Thaler geſchätzt wurde, vor der Compagnie entgegen und zeigte da, wie er ſein Pferd wohl zu reiten verſtünde. Er gab hierauf dem Connetable und allen dieſen Herren in einem Feld neben dem Dorf ein vortreffliches Gaſtmahl unter Hütten, die er aus Zweigen hatte ſehr artig aufrichten laſſen.

Von Bourdeaux aus führte er ſeine Compagnie in ihre gewöhnliche Garniſon nach Xaintogne und ging ſodann nach Hauſe, wo die Heirath des jungen Marquis von Eſpinay mit ſeiner Tochter vollzogen wurde, bei welcher Gelegenheit eine unzählige Menge Fremder ſich einfand, die alle auf das Beſte und Koſtbarſte bewirthet wurden. Auch ſchlichtete er mehr als zehn Ehrenhändel, die zwiſchen braven und tapfern Edelleuten und Offizieren in der Nachbarſchaft entſtanden waren, und ob er ſie gleich ſehr verwirrt fand, ſo wußte er ſie doch, vermöge der großen Fertigkeit, die er im Umgang mit ſo vielen Nationen und ſeit ſo langen Jahren erhalten, ſehr wohl auseinander zu ſetzen und auszugleichen, ſo daß man in dieſer Art Händel ſich von allen Seiten an ihn wendete, ſogar die Marſchälle von Frankreich, die das oberſte Gericht über die Ehre des franzöſiſchen Adels ausmachten.

Kaum acht Tage nach der Hochzeit wurde Vieilleville nach Hofe beordert, wohin er auch gleich den jungen Eſpinay mit ſich nahm, denn er ſollte keine

Gelegenheit verſäumen, ſich zu zeigen, und er vermuthete, daß man den Engländern, gleich nach dem Einzuge des Königs, Boulogne wieder nehmen würde. Eines Tages kam der Schwager des Marſchalls von St. André, d'Apchon, nebſt dem Herrn von Sennecterre, Byron, Forguel und La Rone zu ihm und überbrachte ihm ein Brevet, vom König unterzeichnet, worin ihm und den Ueberbringern dieſes das confiſcirte Vermögen aller Lutheraner in Guyenne, Limoſin, Quercy, Perigord, Xaitonge und Aulnys geſchenkt wurde. Sie hatten ihn vorgeſchoben, um deſto gewiſſer dieſes beträchtliche Geſchenk, das nach Abrechnung aller Koſten der Erhebung Jedem zwanzigtauſend Thaler tragen konnte, zu erhalten. Vieilleville dankte ihnen dafür, daß ſie bei dieſer Gelegenheit an ihn gedacht hätten, erklärte aber, daß er ſich durch ein ſo gehäſſiges und trauriges Mittel nie bereichern würde; denn es wäre nur darauf abgeſehen, das arme Volk zu plagen und durch falſche Anklagen ſo manche gute Familie zu ruiniren. Es wäre ja kaum der Connetable aus dieſem Land mit ſeiner groſſen Armee, die ſchon ſo viel Schaden angerichtet; auch hielte er es unter ſeiner Würde und gegen alle chriſtliche Pflicht, die armen Unterthanen des Königs noch mehr in's Unglück zu bringen, und eher würde er ſein Vermögen dazu verlieren, als daß ſein Name bei dieſen Confiſcationen in den Gerichten herumgezogen würde. — „Denn, ſetzte er hinzu, wir würden „in allen Parlamenten einregiſtrirt werden und den „Ruf als Volksfreſſer verdienen; für zwanzigtauſend

»Thaler den Fluch ſo vieler Weiber, Mädchen und »Kinder, die im Spital ſterben müſſen, auf ſich zu »laden, heißt ſich zu wohlfeil in die Hölle ſtürzen. »Ueberdem würden wir alle Gerichtsperſonen, in deren »Profit wir greifen, zu Gegnern und Todfeinden »haben.« Er zog darauf ſeinen Dolch und durchlöcherte das Brevet, worauf ſein Name ſtand; eben dieſes that nun auch d'Apchon, der ganz ſchamroth worden war, und Byron; ſie gingen alle drei davon und ließen das Papier auf der Erde liegen. Die Andern aber, welche ſchon gar zu ſehr auf dieſen Profit gezählt hatten, waren ſehr unwillig über die Gewiſſenhaftigkeit Vieilleville's, hoben das Brevet auf und zeriſſen es unter großen Flüchen in tauſend Stücke.

Kurz darauf wurde Boulogne von dem König belagert, wobei denn auch Vieilleville und ſein Schwiegerſohn Eſpinay zugegen waren. Eines Tages fiel ihm ein, daß, wie er in England Geſandter geweſen, der Herzog von Sommerſet ihm einige Stichelreden über die Bravour der Franzoſen gegeben hatte. Vieilleville bat daher den Herrn von Eſpinay, ſich in ſeine beſte Rüſtung zu werfen, wie an dem Tag einer Schlacht. Eben ſo zog er ſelbſt ſich an, nahm noch drei Edelleute mit und ritt mit dieſem Gefolge vor die Thore von Boulogne. Der Trompeter blies, und man verlangte zu wiſſen, was er wollte? Er fragte, ob der Herzog von Sommerſet in dem Platz ſey? — Vieilleville wäre hier und wollte eine Lanze brechen. Es wurde ihm geantwortet, daß der Herzog krank in London liege, obgleich es allgemein hieße, daß er in Boulogne ſey. Er fragte darauf, ob nicht ein anderer tapferer Ritter von Rang auf den Platz kommen wollte; allein es zeigte ſich Niemand. „Wenigſtens,“ ſagte er, „wird doch vielleicht ein Sohn eines Mylords ſich finden, der mit einem jungen Herrn aus Bretagne, Eſpinay, der noch nicht zwanzig Jahre hat, ſich meſſen will. Er komme, daß wir nicht in's Lager wieder zurückkommen, ohne uns gemeſſen zu haben; denn es geht um die Ehre eurer Nation, wenn ſich Niemand zeigt.“ Endlich zeigt ſich der Sohn des Mylord Dudley auf einem ſchönen ſpaniſchen Pferd mit einem prächtigen Gefolge. Sobald ihn einer von Vieilleville's Gefolge geſehen hatte, ſagte dieſer zu Eſpinay: „Dieſer Mylord iſt euer; ſeht ihr nicht, wie er auf engliſche Art reitet, er berührt ja faſt den Sattelknopf mit ſeinen Knieen. Sitzet nur feſt und ſenkt eure Lanze nicht eher, als drei oder vier Schritte vor ihm; denn wenn ihr ſie ſchon von weitem herunterlaßt, ſinkt die Spitze, ihr verliert den Augenpunkt, denn das Auge wird von dem Viſier geblendet.“ Es wurde darauf der Vertrag von beiden Seiten gemacht, daß, wer ſeinen Feind zur Erde würfe, ihn nebſt Pferd und Rüſtung gefangen wegführen ſollte.

Jetzt ritten ſie Jeder an ſeinen Platz, legten die Lanze ein und ſtießen auf einander; der Engländer ſtürzte und ließ ſeine Lanze fallen, die vorbeigegangen war. Eſpinay hatte ihm einen ſo ſtarken Stoß in die Seite gegeben, daß die Lanze brach. Sogleich ſpringt Tailladé, einer aus Eſpinay's Gefolge, vom

Pferd herunter und ſchwingt ſich auf Dudley's ſpaniſches Roß; die Andern heben dieſen von der Erde, der Trompeter bläst Victoria und nun eilen ſie mit ihrem Geſangenen dem Lager zu und verlaſſen in ziemlicher Verwirrung die Engländer.

Der König hatte indeſſen ſchon Nachricht davon erhalten, und zog ihnen mit vielen Großen entgegen. Kaum hatten ſie ihn erblickt, ſo ſtiegen ſie vom Pferd und Eſpinay ſtellte ſeinen Geſangenen vor und übergab ihn dem König; dieſer, indem er ihn wieder zurückgab, zog ſeinen Degen und ſchlug ihn zum Ritter.

Bald darauf nöthigte ein ſchrecklicher Sturm den König, das Lager von Boulogne aufzuheben und ſeine Armee zurückzuziehen. Der junge Dudley bat jetzt, da ſie weiter in's Land kamen, den Herrn von Eſpinay, ſeine Ranzion zu beſtimmen; er könne nicht weiter und habe dringende Geſchäfte in England. Einer von ſeinen Leuten nahm den Letztern auf die Seite und ſagte ihm, daß Dudley in die Tochter des Grafen von Bethfort verliebt und auch Alles in Richtigkeit ſey, ſie zu heirathen. Als Eſpinay dieſes hörte, ſagte er ihm, daß er geben könne, wenn es ihm beliebe; er verlange nur von ihm, des Hauſes Eſpinay eingedenk zu ſeyn, die nicht in den Krieg zögen, um reich zu werden, denn ſie hätten ſchon genug, ſondern um Ehre zu erwerben und den alten Ruhm ihrer Familie zu befeſtigen. Doch wolle er gern von ihm vier der ſchönſten engliſchen Stuten annehmen; eine Großmuth, über welche Dudley nicht wenig verwundert war.

Die deutſchen Fürſten beſchloſſen zu Augsburg, eine Geſandtſchaft nach Frankreich zu ſchicken, um den König zu bewegen, ihnen gegen den Kaiſer (Karl V.) beizuſtehen, der einige Fürſten hart gefangen hielt und ſie ſchmählich behandelte. Die Geſandtſchaft beſtand aus dem Herzog von Simmern, dem Grafen von Naſſau, deſſen Sohn, dem nachher ſo berühmten Prinzen Wilhelm von Oranien und andern vornehmen Herren und Gelehrten. Man ſchickte ihnen bis St. Dizier entgegen, und verſchaffte ihnen alle Bequemlichkeiten nach ihrer Art; denn ſie reisten nur fünf, ſechs Stunden des Tages, und zwar vor der Mittagsmahlzeit, bei der ſie dann immer bis neun oder zehn Uhr des Nachts ſitzen blieben; während dieſer Zeit durfte man ihnen nicht mit Geſchäften kommen. Sie hatten auch mit Fleiß dieſe Route gewählt, um ſich recht ſatt zu trinken, denn von St. Dizier bis Fontainebleau kommt man durch die beſten Weingegenden von Frankreich.

Vieilleville wurde, als ſie zwei Stunden von Fontainebleau in Moret ſich ausruhten, zu ihnen geſchickt, um ſie im Namen des Königs zu bewillkommen, welches der ganzen Geſandtſchaft ſehr wohl gefiel, beſonders da er ſie ſehr gut bewirthete. Er erfuhr daſelbſt, daß der Graf Naſſau ein Verwandter von ihm ſey; dieſer wendete ſich beſonders an ihn, da er ſehr gewandt in Geſchäften war, und auch die franzöſiſche Sprache gut redete. Eines Tages, da Vieilleville Viele von der Geſandtſchaft zum Mittageſſen hatte, unter Andern auch zwei Beiſitzer des kaiſerlichen

Kammergerichts zu Speier, und die Bürgermeiſter von Straßburg und Nürnberg, nahm der Graf Naſſau Vieillevillen bei Seite, um ihn genauer von ihrer Sendung zu unterrichten. Dieſe Unterredung dauerte beinahe eine Stunde, als die vier Richter und Bürgermeiſter ungeduldig wurden, und mit dem Grafen in einem ſehr rauhen Ton anfingen deutſch zu reden. Dieſer aber machte ihren Zorn auf eine ſehr geſchickte Art lächerlich, indem er ganz laut auf Franzöſiſch, welches ſie nicht verſtanden, ſagte: „Wundern Sie ſich nicht, meine Herren, daß dieſe Deutſchen ſo aufgebracht ſind, denn ſie ſind nicht gewohnt, ſobald vom Tiſch aufzuſtehen, nachdem ſie ſo vortrefflich gegeſſen und ſo köſtlichen Wein getrunken haben.“

Vieilleville hinterbrachte dem König Alles, wie er es gefunden und gehört hatte. Dieſer war ſo wohl damit zufrieden, daß er ihn den andern Morgen rufen ließ, und ihn zum Mitglied des Staatsraths ernannte. Die Geſandten hatten eine feierliche Audienz bei dem König, und gleich darauf wurde Staatsrath gehalten, worin Heinrich II. vortrug, wie wenig rathſam es ſey, Krieg mit dem Kaiſer anzufangen. Nach dem König nahm ſogleich der Connetable von Montmorency außer der Ordnung das Wort, und ſtimmte gegen den Krieg: ihm folgten die Uebrigen, bis die Reihe an Vieillevillen kam, der der ganzen Verſammlung auf eine ſehr bündige Art vorſtellte, wie es die Ehre der Krone erforderte, den deutſchen Fürſten beizuſtehen. Er eröffnete ſodann dem König in Geheim, was ihm der Graf

Naſſau anvertraut hätte, daß nämlich der Kaiſer ſich in Beſitz von Metz, Toul, Verdun und Straßburg ſetzen wollte, welches dem König ſehr nachtheilig ſeyn würde. Der König ſollte daher ganz in der Stille ſich dieſer Städte, die eine Vormauer gegen die Champagne und Picardie waren, bemächtigen. „Und was den Vorwurf betrifft, Herr Connetable,“ indem er ſich zu ihm wendete, „den Sie ſo eben bei Ablegung Ihrer Stimme geäußert, daß die Deutſchen eben ſo oft ihren Sinn ändern, als ihren Magen leeren, und leicht eine Verrätherei hinter ihrem Anerbieten ſtecken könne, ſo wünſchte ich lieber mein ganzes Vermögen zu verlieren, als daß ihnen dieſes zu Ohren käme; denn wenn ſolche ſouveraine Fürſten, wie dieſe ſind, davon einer dem Kaiſer bei ſeiner Wahl den Reichsapfel, der die Monarchie anzeigt, in die linke Hand, der andere den Degen, um ſie zu ſchützen, in die rechte gibt, und der dritte ihm die kaiſerliche Krone aufſetzt, weder Treu noch Glauben halten; unter was für einer Raſſe Menſchen ſoll man dieſe denn finden?“

Auf dieſes wurde auch der Krieg beſchloſſen, und zu Ende des März 1552 ſollte die Armee auf der Grenze von Champagne beiſammen ſeyn, welches auch mit unglaublicher Geſchwindigkeit geſchah. Der Connetable nahm durch Kriegsliſt Metz weg, und kurz darauf hielt der König daſelbſt ſeinen Einzug. Bei dieſer Gelegenheit muſterte er ſeine Armee, und fand unter andern fünfhundert Edelleute, die er nie hatte nennen hören, ſehr gut equipirt. Der König übergab dieſes ſchöne Corps dem jungen Eſpinay, Vieilleville's Tochtermann, welcher auch an der Spitze deſſelben tapfere Thaten verrichtete.

Die Einnahme von Metz war aber auch die einzige Frucht dieſer Ausrüſtung; denn die andern Städte waren aufmerkſam geworden und man fand ſie gerüſtet. Auch ließen die deutſchen Fürſten den König wiſſen, daß ihr Friede mit dem Kaiſer gemacht ſey. Dieſer Letztere hatte ſich kaum der einheimiſchen Feinde entledigt, als er mit einer zahlreichen Armee gegen Straßburg rückte, den Franzoſen die eroberten Grenzſtädte wieder wegzunehmen. Auf das erſte Gerücht dieſes Einfalls warf ſich der Herzog von Guiſe mit einem zahlreichen tapfern Adel in die Stadt Metz, auf welche man den Hauptangriff erwartete. Verdun bekam der Marſchall von St. André zu vertheidigen, und in Toul, wohin der König den Herrn von Vieilleville beſtimmt hatte, hatte ſich der Herzog von Nevers geworfen, ohne einen königlichen Befehl dazu abzuwarten. Der König ließ es auch dabei, ſo gern er Vieilleville belohnt hätte, und ſchickte dieſen nach Verdun, um dem Marſchall von St. André, deſſen Lieutenant er noch immer war, bei Vertheidigung dieſer Stadt gute Dienſte zu leiſten.

Vieilleville ließ Verdun ſehr befeſtigen, allein zu ſeinem größten Verdruß erfuhr man, daß der Herzog von Alba nicht auf dieſen Platz losgehen würde, ſondern die Belagerung von Metz angefangen hätte. Er nahm ſich daher vor, die kaiſerliche Arme, die ſich wegen ihrer Größe ſehr ausdehnen mußte, ſo viel möglich im Freien zu beunruhigen und ſie in enge Grenzen einzuſchließen. Auch that er dem Feind durch einige unvermuthete Ueberfälle vielen Schaden. Er erfuhr, daß die Stadt Eſtain in Lothringen, welches Land vom Kaiſer und den Franzoſen für neutral erklärt war, den Kaiſerlichen viele Lebensmittel zuführte, und beſchloß daher, ſich von Eſtain Meiſter zu machen. Er kam vor die Thore, nur von zwölf Edelleuten zu Pferde begleitet, deren Jeder einen Bedienten bei ſich hatte; er ſelbſt hatte vier Soldaten, als Bediente gekleidet, bei ſich. Ein kleines Corps ließ er in einiger Entfernung ihm nachkommen, das auf den Ruf der Trompete herzueilen ſollte. Vor dem Thore ließ er den Maire und den Amtmann rufen und machte ihnen Vorwürfe, daß ſie die Feinde der Krone unterſtützten. Sie entſchuldigten ſich damit, daß ſie thun müßten, was ihre Herrſchaft ihnen beföhle und das Beſte ihrer Unterthanen mit ſich brächte, die ihre Landesprodukte gern mit Vortheil an Mann bringen wollten. „Und wie,“ ſagte Vieilleville, „können wir „nicht auch etwas für unſer Geld haben?“ — O! warum nicht, antworteten ſie. — „Nun ſo gebt,“ befahl er den Bedienten, „und holt für uns und „unſere Pferde für ſechs Thaler. Blaſe, Trompeter, „unterdeſſen ein luſtiges Stückchen, denn bald werdet „ihr euch was zu gute thun.“ Die wenigen Lanzenknechte, ſo der Amtmann bei ſich hatte, wollten zwar den Bedienten den Eingang ſtreitig machen, aber ſie wurden übel zuſammengeſtoßen. Die vier Soldaten ſtiegen ſogleich auf das Fallgatter, daß es nicht heruntergelaſſen werden konnte. Jetzt waren ſchon die zwölf Pferde in dem Thor, und nun kam auch das Corps an, drang mit in die Stadt, und ſo waren ſie Meiſter derſelben. Zehn bis zwölf Spanier, unter andern ein Verwandter des Herzogs von Alba, waren bei dem Amtmann, hatten aber Lärm gehört und über die Stadtmauer ſich gerettet. Vieilleville war ſo aufgebracht darüber, daß er den Neffen des Amtmanns, der ihnen durchgeholfen hatte, aufhängen ließ.

Sechs Tage nach dieſer Expedition überfiel er das Dorf Rougericules, worin fünf Compagnien Lanzenknechte und eben ſo viele Schwadronen Reiter lagen. Die Deutſchen in dem Dorfe wurden überfallen und alle niedergemacht oder gefangen. Des Morgens um ſieben Uhr war Alles vorbei, und Vieilleville ſchon wieder auf dem Weg, ſo daß, als ein Theil der Armee des Markgrafen Alberts von Brandenburg gegen ihn ausrückte, ſie nur das leere Neſt fanden.

Vieilleville ging nach Verdun zurück, um ſeinen Leuten und ſich Ruhe zu gönnen, denn er war drei Wochen lang bei ſtrenger Kälte in kein Bett gekommen, hatte auch die Kleider nicht abgelegt. Es freute ihn ſehr, als er in die Hauptkirche von Verdun kam, die Fahnen, welche er dem Feinde abgenommen und dem Marſchall von St. André geſchickt hatte, rechts und links in zwei Reihen hängen zu ſehen. Er fügte dieſen noch die letzt eroberten elf Fahnen und Standarten bei, und ſo überſchickten ſie dem König zwei und zwanzig Stücke.

Kaum waren aber acht Tage verfloſſen, ſo kam ein Courier vom König an Vieilleville, durch den er Befehl erhielt, ſich nach Toul zum Herzog von Nevers zu begeben und dieſem beizuſtehen, indem zu befürchten ſey, daß der Kaiſer, der mit Metz nicht fertig werden könnte, Toul belagern würde. Er möchte ſo viel Volk als möglich aus Verdun mit ſich nehmen, um den Herzog zu verſtärken, ohne jedoch den Marſchall von St. André zu ſehr zu ſchwächen, denn man wußte noch nicht eigentlich, welchem von beiden Plätzen es gälte. Vieilleville nahm nur wenige Mannſchaft mit ſich, und ließ die erfahrenſten Capitäns bei dem Marſchall.

Gleich den andern Tag war Conſeil bei dem Herzog von Nevers, worin beſchloſſen wurde, den Albaneſern und Italienern, die in Pont-à-Mousson in ſehr ſtarker Anzahl lägen, auf alle nur mögliche Art zu Leibe zu geben, und ihren Streifereien ein Ende zu machen. Vieilleville erbot ſich, mit ſeinen aus Verdun mitgebrachten Soldaten den Anfang zu machen, und verſprach, die Räubereien, welche jene Garniſon verübt hatte, reichlich zu vergelten. Er ſchickte gleich nach obiger Berathſchlagung einen ſeiner Vertrauten und Spione, deren er zwei bei ſich hatte, heimlich nach Pont-à-Mousson, wohl unterrichtet von dem, was er bei den Fragen, die man an ihm thun würde, antworten ſollte, und auf was er ſorgfältig zu merken habe. Er ſollte vorgeben, als gehörte er zum Hauſe der verwittweten Herzogin von Lothringen, Chriſtine, einer Nichte des Kaiſers, und habe von ihr Aufträge in's kaiſerliche Lager. Er ging ſpät aus, um eine gültige Entſchuldigung zu haben, daß er dieſen Tag nicht weiter reiste, damit er die Stärke der Feinde und was ſie im Werk haben könnten, deſto eher entdecken möchte. Dieſer gewandte und entſchloſſene Menſch machte ſich alſo, ohne daß Jemand etwas davon wußte, mit ſeiner gelben Schärpe, die das lothringiſche Zeichen der Neutralität war, auf den Weg, und kam in weniger als drei Stunden vor den Thoren von Pont-à-Mousson an. Man fragte ihn, wo er her komme? wo er hin wolle? was er zu verrichten und ob er Briefe habe? Er verlangte vor die Befehlshaber geführt zu werden, ſo gewiß war er ſeiner Antworten. Da er vor ſie kam (es waren dieſe Don Alphonſo d'Urbolancqua, ein Spanier, und Fabricio Colonna, ein Römer), wußte er ihnen auch auf Alles ſo ſchicklich zu antworten, daß ſie ihn nicht fangen, noch ſeine eigentliche Beſtimmung entdecken konnten. Er bat ſich nun die Erlaubniß aus, in ſein Logis zu gehen, und fragte, ob ſie nichts bei Sr. kaiſerlichen Majeſtät zu beſtellen hätten? Er hoffe morgen dort zu ſeyn und würde ihnen treue Dienſte leiſten.

Sie fragten ihn, da er durch Toul gereist ſey, ob er nicht wiſſe, daß Truppen von Verdun angekommen, die ein gewiſſer Vieilleville angeführt. Hierauf fing er an: „O dieſe verdammte franzöſiſche „Kröte! Neulich ließ er zu Eſtain, das er überfiel, „einen meiner Brüder hängen, der bei meinem Onkel, „dem Amtmann, war, weil er Spaniern über die

»Stadtmauer geholfen hatte. Daß ihn die Peſt treffe! Mich koſtet es mein Leben, oder ich räche mich an ihm; denn die Ungerechtigkeit war zu groß, da wir doch Alle verbunden ſind, dem Herrn, dem wir dienen, Alles zu thun, wie dies der Fall bei dem Kaiſer und meiner Gebieterin iſt. Denn wenn zwei dieſer Herren wären gefangen worden, ſo hätte man viele heimliche Geſchäfte von Sr. kaiſerlichen Majeſtät erfahren. Und dieſer Wütherich hat meinen armen Bruder tödten laſſen, und er hatte keine weitere Farbe, ſeine Uebelthat zu beſchönigen, als daß ſie die Neutralität gebrochen hätten. Verdammt ſey er auf ewig!«

Fabricio Colonna und Don Alphonſo, die um Vieilleville's Expeditionen recht gut wußten und beſonders dieſen letzten Umſtand kannten, merkten hoch auf. Sie nahmen ihn bei Seite, und verſprachen ihm, den Tod ſeines Bruders zu rächen, wenn er thun würde, was ſie ihm ſagten. Er antwortete darauf: daß er auch ſein Leben dabei nicht ſchonen würde; aber er bitte ſie, vorher zum Kaiſer gehen zu dürfen, um die Botſchaft ſeiner Gebieterin zu überbringen. Sie fragten ihn, warum er keine Briefe habe. »Weil,« ſagte er, »meine Botſchaft gewiſſe Staatsgeheimniſſe des Königs von Frankreich enthält. Würde ich nun mit Briefen ertappt, ſo könnte ich die ganze Provinz in's Unglück ſtürzen, denn durch dieſes iſt die Neutralität verletzt, und ich wäre in Gefahr, gefangen oder wenigſtens gefoltert zu werden.« Sie ließen ſich mit dieſem zufrieden ſtellen, und da ſie ihn ſchon gewonnen glaubten, ihn in ſein Logis zurückführen, mit dem Befehl, ihm das Thor von Metz mit dem früheſten Morgen zu öffnen, ohne ſich um ſeine Geſchäfte zu bekümmern.

Mit Anbruch des Tags zeigte er ſich am Thor, das ihm auch ohne weiteres Nachfragen geöffnet wird. Er geht in's Lager, bleibt daſelbſt den ganzen Tag, und weiß den Herzog von Alba ſo einzuſchläfern, daß er ſogar einen Brief von ihm an Fabricio und Alphonſo, ihre Geſchäfte betreffend, erhält, worin ihnen beſonders aufgetragen wird, auf einen gewiſſen franzöſiſchen Befehlshaber, Namens Vieilleville, der dem Lager des Markgrafen Albert ſehr vielen Schaden zugefügt, und jetzt ſichern Nachrichten zufolge ſeit zwei Tagen mit Truppen in Toul angekommen, aufmerkſam zu ſeyn. Vorzüglich befahl man ihnen den Ueberbringer dieſes Briefs an, deſſen Eifer für den Dienſt Sr. Majeſtät bekannt ſey. Sie ſollten daher keinen Anſtand nehmen, ihn zu gebrauchen.

Gleich nach Empfang des Briefs lobten ihn dieſe ſpaniſchen Herren ſehr und ſagten ihm, daß er gar nicht nöthig gehabt hätte, das Certificat ſeiner Treue vom Herzog von Alba mitzubringen, denn ſeit geſtern ſchon hätten ſie ſich durch ſeine Reden überzeugt, daß er kaiſerlich geſinnt ſey. Wenn er reich werden wollte, ſollte er nur alles Mögliche anwenden, den Feldherrn Vieilleville, der dem Lager des Markgrafen ſo geſchadet habe, in ihre Hände zu bringen. Er antwortete darauf, daß er nichts anders verlange, wenn er es dahin bringe, als daß er ihn umbringen dürfe, damit er ihm das Herz aus dem Leibe reiße, um ſich wegen Ermordung ſeines Bruders zu rächen. Er forderte ſie noch dazu auf, ihm als treuen Diener des Kaiſers mit Macht bei dieſer Unternehmung beizuſtehen, denn ſein Bruder ſey im Dienſt Sr. kaiſerlichen Majeſtät gehängt worden.

Sie, die dieſen Eifer mit Thränen begleitet ſahen, denn dieſe hatte er in ſeiner Gewalt, zweifelten nun gar nicht mehr, umarmten ihn, und Don Alphonſo will ihm eine goldne Kette, fünfzig Thaler werth, umhängen; aber er verwirft dieſes Geſchenk mit Unwillen und ſagt: daß er nie etwas von ihnen nehmen würde, wenn er nicht dem Kaiſer einen ausgezeichneten Dienſt geleiſtet und bei einer andern Gelegenheit als hier, wo ſein eigenes Intereſſe am meiſten im Spiel ſey, denn er habe hier ſein eigen Blut zu rächen. Zugleich bat er ſie, nicht weiter in ihn zu dringen und ihm nur freie Hand zu laſſen. Nur ſollten ſie ihm jetzt erlauben, ſich ſeiner guten Gebieterin ſogleich zu zeigen; er verſpreche auf ſeiner Rückkunft ihnen gute Nachrichten zu bringen.

Eine ſo edelmüthige Weigerung, das Geſchenk anzunehmen, und all die ſchönen Worte brachten Don Alphonſo und Fabricio ganz in die Schlinge, ſo daß ſie ſeine Treue gar nicht mehr in Zweifel zogen. Sie ließen ihn jetzt abreiſen, um ihn bald wieder zu ſehen.

Er machte ſich nun ſogleich auf den Weg und kam zu Vieilleville zurück, der ihn ſchon für verloren hielt, denn er war ſchon drei Tage ausgeblieben. Die Nachrichten, welche er mitbrachte, gaben jenem eine kühne und ſeltſame Kriegsliſt ein, welche er auch ſogleich in's Werk ſetzte, ohne einen Menſchen dabei zum Vertrauten zu machen. Er inſtruirt ihn, nach Pont-à-Mousson zurückzugehen und den Spaniern zu hinterbringen, daß Vieilleville mit Anbruch des Tages nach Condé sur Mozelle reiten würde, um mit ſeiner Gebieterin, die daſelbſt ſich aufhielt, Unterhandlungen zu pflegen, denn die Herzogin fürchte, wenn der Krieg zwiſchen Frankreich und dem Kaiſer noch lange dauern ſollte, man möchte ihren Sohn das Piemonteſer-Stückchen tanzen laſſen (ihn, wie den Herzog von Savoyen, um ſein Land bringen); er ſolle aber ja ſich der nämlichen Worte bedienen. Er ſolle noch hinzu ſetzen, daß Vieilleville, der die Garniſon von Pont-à-Mousson fürchte, hundert und zwanzig Pferde, und darunter einige gepanzerte, zur Begleitung mit ſich nehmen würde. Er brauche übrigens gar nicht ſehr zu eilen, damit Vieilleville Zeit habe, ſeine Anſtalten zu machen, und könne er nur den gewöhnlichen Schritt ſeines Pferdes reiten.

Des Nachts um elf Uhr ritt der Kundſchafter weg, und kam um zwei Uhr nach Mitternacht bei den Spaniern in Pont-à-Mousson an, welche durch ſeinen Bericht in ein frohes Erſtaunen geſetzt werden. Mit möglichſter Schnelligkeit machen ſie ihre Anſtalten, dieſen glücklichen Fang zu thun, an dem ſie gar nicht mehr zweifelten. Die ganze Garniſon, die noch einmal ſo ſtark war, als der Feind, dem man ſie entgegenführte, mußte ausreiten, ſo daß nur etwa fünfzig Schützen in der Stadt zurückblieben, und man hielt ſich des Sieges ſchon für gewiß.

Vieilleville hatte indeſſen, ſobald der Kundſchafter aus den Thoren von Toul war, alle ſeine Hauptleute bei dem Herzog von Nevers zuſammenberufen und ihnen erklärt, daß er ein muthiges Unternehmen vorhabe, wobei ſie ſich aber nicht verdrießen laſſen müßten, zehn Stunden zu Pferde zuzubringen. Er verſicherte ihnen, es würde dabei etwas herauskommen, und ſie viel Ehre und Vortheil davon tragen. Alle waren es zufrieden und machten ſich ſogleich bereit. Sie zogen aus der Stadt hinaus, ritten dritthalb Stunden lang bis an die Brücke, gegen das Holz von Mouzieres. Hier vertheilte Vieilleville die Truppen und legte ſie an verſchiedene Plätze in Hinterhalt. Er ſelbſt hielt mit hundert und zwanzig Pferden die Ebene, und Alles, was ihm in den Weg kam, arbeitende Landleute oder Wanderer, wurde feſtgehalten, damit der Feind nichts erfahren könnte. Sobald man den Feind ſähe, ſollte man machen, was er mache; die Trompeter ſollten auf Gefahr ihres Kopfes nicht blaſen, bis er es befehle. Noch muß man bemerken, daß er in der Abweſenheit ſeines Kundſchafters ſich in der ganzen Gegend umgeſehen hatte, um die Lage recht inne zu haben, wo er als ein erfahrener Soldat ſeinen Hinterhalt am beſten anlegen könnte.

Nachdem Alles auf dieſe Weiſe angeordnet war, verfloſſen kaum drei Stunden, als der Feind ſich zeigte. „Wenden wir uns um nach Toul zurück,“ ſagte Vieilleville, „als wenn wir fliehen wollten, jedoch in langſamem Schritte, und fangen ſie an, uns „in Galopp zu verfolgen, ſo galoppiren wir auch, „bis ſie an unſerm Hinterhalt vorbei ſind. Geſchieht „dieſes, ſo ſind ſie unſer, ohne daß wir nur einen „Mann verlieren.“

Der Feind, der ſie fliehen ſah, ſetzte ihnen in ſtarkem Galopp nach mit einem ſchrecklichen Siegesgeſchrei. So wie ſie den Hinterhalt hinter ſich haben, commandirt Vieilleville: Halt! und läßt den Trompeter blaſen. Zugleich machen ſie Fronte gegen den Feind und rüſten ſich zum Angriff. Augenblicklich bricht nun auch der Hinterhalt hervor, hundert und zwanzig Pferde von der einen Seite, fünfzig leichte Reiter von der andern, von einer dritten zweihundert Schützen zu Pferde, die unter einem unglaublichen Schreien und Trommelgetöſe in vollem Rennen dahersprengen, welches die Feinde ſo überraſchte, daß ſie ganz beſtürzt: Tradimento! tradimento! riefen. Unterdeſſen warf Vieilleville Alles nieder, was ihm entgegenkam. Schüſſe fielen von allen Seiten, daß man nur ſchreien hörte: Misericordia, Signor Vieillevilla . . . Buona Guerra, Signori Francesi! Der Kugelregen warf in ganzen Haufen Menſchen und Pferde dahin, ſo daß Vieilleville das Gefecht und Gemetzel aufhören ließ, und der übrig gebliebene Theil ergab ſich, nachdem er die Waffen weggeworfen, auf Gnade und Ungnade. Zwei hundert und dreißig blieben auf dem Platz und fünf und zwanzig wurden verwundet, unter denen auch der Anführer Fabricio Colonna ſich befand. Die Uebrigen blieben gefangen, und kam auch nicht ein Einziger davon, der das Unglück ſeiner Kameraden nach Pont-à-Mousson hätte berichten können.

Nach dieſer tapfern und ſiegreichen Unternehmung ſchickte Vieilleville einen Theil ſeiner Leute, nebſt dem gefangenen feindlichen Anführer, zum Herzog von Nevers zurück; die andern Verwundeten oder Gefangenen aber wurden an einen ſichern Ort gebracht. Die drei erbeuteten Standarten, ließ er dem Herzog ſagen, könne er noch nicht mitſchicken, da er ſie zu einer Unternehmung nöthig habe, die ihm in dem Augenblick in den Sinn käme. Als man in ihn drang, zu ſagen, was dies für ein Unternehmen ſey, antwortete Vieilleville: er ſey keiner von den Thoren, die das Bärenfell verkaufen, ehe ſie ihn gefangen haben. Auch wollte er es nicht machen, wie Fabricio Colonna, der ihn an ſeinen Kundſchafter geſchenkt habe, um ihn zu tödten und jetzt ſelbſt von ſeiner Gnade abhänge.

Nachdem jene weggeritten, rufte Vieilleville ſeinen Kundſchafter und ſagte ihm: „Nimm meine weiße „Standarte, meinen Kopfhelm und meine Armſchienen, und gehe nach Pont-à-Mousson. Biſt du eine „Viertelſtunde von der Stadt, ſo fange an zu galloppiren und rufe Victoria, ſage, daß Colonna den „Vieilleville und ſein ganzes Corps geſchlagen und „daß er ihn mit dreißig oder vierzig andern franzöſiſchen Edelleuten gefangen bringe. Zeige ihnen zum

„Wahrzeichen meine Waffen. Hier haſt du vier unbekannte Diener, die dir ſie tragen helfen. Nimm „noch einen Bündel zerbrochener Lanzen mit dem weißen franzöſiſchen Fähnchen, um deine Rede zu unterſtützen. Zeige ihnen ein recht fröhliches Geſicht „und ſchimpfe auf mich, was du nur immer kannſt, „daß du in zwei Stunden mein Herz aus dem Leibe „ſehen müßteſt, wenn ich es nicht mit zehntauſend „Thaler auslöſte. Vergiß aber nicht, ſobald du im „Thor biſt, auf daſſelbe zu ſteigen, als wollteſt du „meine Feldzeichen daſelbſt aufhängen, und halte dich „bei den Fallrechen und Fallbrücken auf, daß man ſie „nicht niederlaſſe. Gott wird das Weitere thun.“

Saligny, ſo hieß der Kundſchafter, machte ſich friſch auf, um ſeinen Auftrag zu vollziehen, dem er auch pünktlich nachkam. Unterdeſſen befiehlt Vieilleville allen Lanzenknechten und Schützen, das weiße Feldzeichen zu verbergen und die rothen Schärpen der Todten und ſonſt Alles, was ſie von kaiſerlichen oder burgundiſchen Zeichen an ſich tragen, anzulegen. Von den eroberten ſpaniſchen Standarten gab er eine dem Herrn von Montbourger, die andere dem von Thuré und die dritte dem von Mesnil-Barré, mit dem Befehl, alle die, ſo aus der Stadt herauskämen um die franzöſiſchen Gefangenen zu ſehen, umzubringen, wenn es nicht Einwohner ſeyen. Vergäße aber Don Alphonſo ſich ſo ſehr, daß er ſelbſt den Platz verließe, um dem Colonna über einen ſo wichtigen Sieg Glück zu wünſchen, ſo ſollten ſie ihn feſthalten und entwaffnen, ohne ihm jedoch etwas anders zu

Leid zu thun. Jetzt voran im Namen Gottes, ſagte er, die Stadt iſt unſer, wenn ſich Niemand verräth.

Jedermann ſtand erſtaunt da, denn er hatte ſich Niemand vorher entdeckt, und wußte man nicht, was er im Schild führte, als er den Kundſchafter abſchickte. Dieſer ſprengte, ſobald er ſich der Stadt näherte, mit ſeinen vier Waffenträgern im Galopp an, und rief: »Victoria, Victoria! der verdammte Hund von Franzmann, der Vieilleville, und ſeine Leute alle ſind geſchlagen. Fabricio führt ihn gefangen dem Don Alphonſo zu. Hier ſind ſeine Waffen, ſeine Armſchienen, ſein Feldzeichen. Mehr als hundert Todte liegen auf dem Platz, die Andern alle ſind geſchlagen oder verwundet. Man hätte ſie alle ſollen in Stücke hauen, wenn es nach meinem Sinn gegangen wäre. Victoria, Victoria!«

Die Freude unter den Soldaten war ſo groß, daß die Wenigen, ſo zurückgeblieben, die Zeit nicht erwarten konnten, Vieilleville zu ſehen, und Fabricio alle Ehre zu erzeigen, denn man zweifelte gar nicht an der Wahrheit. Don Alphonſo, ſobald er die Waffen und Armſchienen, eines Prinzen würdig, ſo viele Lanzenſtücke und weiße Standarten ſahe, fragte weiter nicht, ſondern ſetzte ſich zu Pferde und ritt, begleitet von zwanzig Mann, dem Fabricio entgegen. Orvaulx und Olivet, ganz roth gekleidet, kommen ihm mit dem Geſchrei entgegen: Victoria, Victoria! los Franceses son todos matatos (die Franzoſen ſind alle getödtet). Alphonſo, dem dieſes Geſchrei und die Sprache gar wohl gefiel, ging immer vorwärts. Auf einmal fallen ſie über ihn her, umringen ihn, machen Alles nieder, was er bei ſich hat, ſelbſt die Bedienten, und nehmen ihn gefangen. Es kamen der Reihe nach immer Mehrere nach, aber Alle hatten daſſelbe Schickſal.

Nun befahl Vieilleville dem Mesnil-Barré, dem Don Alphonſo die Standarte, welches gerade die von ſeiner Compagnie war, in die Hand zu geben, und ihn zwiſchen den zwei Andern reiten zu laſſen. Einer, Namens le Grec, der ſpaniſch redete, mußte ihm ſagen, daß, wenn er bei Annäherung gegen die Stadtthore nicht Victoria ſchrie, er eine Kugel vor den Kopf bekäme. Mesnil-Barré ſollte dieſes ausführen. Alles fing jetzt an zu galoppiren, als man einen Büchſenſchuß vor den Thoren war. Le Grec war voran, der auf ſpaniſch Wunder erzählte, ſo daß die Garniſon, die ächt ſpaniſch war, als ſie Alphonſo unter den Galoppirenden und Schreienden ſah, Platz machte und Alles herein ließ. Man ließ ihnen aber nicht mehr Zeit, die Brücke aufzuziehen, denn plötzlich änderte man die Sprache, und hieb ſie alle zuſammen. France! France! wird gerufen. Die Schützen kommen auch dazu und beſetzen die Thore, und ſo iſt Vieilleville Herr der Stadt. Man fand in derſelben einen unerwartet großen Vorrath von Proviant, welchen die verwittwete Herzogin von Lothringen durch den Fluß hatte heimlich hinſchaffen laſſen, um unter der Hand die Armee des Kaiſers, ihres Onkels, davon zu erhalten.

Was Don Alphonſo anbetrifft, ſo fand man ihn den andern Morgen ganz angekleidet todt auf ſeinem

Bette ausgeſtreckt. Vincent de la Porta, ein neapolitaniſcher Edelmann, dem er von Vieillevillen war übergeben worden, hatte ihn nicht dahin bringen können, ſich auszukleiden, ob er gleich ſehr in ihn drang. Die Kälte konnte nicht Schuld an ſeinem Tode ſeyn, denn der Edelmann und ſechs Soldaten, mit denen er die Wache hielt, unterhielten im Zimmer ein ſo großes Feuer, daß man es kaum darin aushalten konnte. Es war Verzweiflung und Herzeleid, ſich ſo leichtſinnig in die Falle geſtürzt zu haben, was ihm das Leben gewaltſamer Weiſe nahm. Dazu kam noch die Schande und die Furcht, vor ſeinem Herrn jemals zu erſcheinen, der ohnedem ſchon gegen alle Feldherren und vornehmen Offiziere ſeiner Armee aufgebracht war, wie ihm der Herzog von Alba den Tag vor ſeiner Gefangennehmung geſchrieben hatte; denn dieſes war der Inhalt des Briefs, den le Grec in's Franzöſiſche überſetzte, wo einige lächerliche Züge vorkommen. Der Brief fing nach einigen Eingangs-Complimenten alſo an:

„Der Kaiſer, der wohl wußte, daß die Breſche (vor Metz) ziemlich beträchtlich ſey, aber keiner ſeiner Offiziere ſich wagte, hineinzudringen, ließ ſich von vier Soldaten dahin tragen, und fragte, da er ſie geſehen, ſehr zornig: „Aber um der Wunder „Gottes willen! warum ſtürmt man denn da nicht „hinein? Sie iſt groß genug und dem Graben gleich, „woran fehlt es denn bei Gott?“ Ich antwortete ihm, wir wüßten für ganz gewiß, daß der Herzog von Guiſe hinter der Breſche eine ſehr weite und große

Verſchanzung angelegt habe, die mit unzähligen Feuerſchlünden beſetzt ſey, ſo daß jede Armee dabei zu Grund gehen müßte. „Aber, beim Teufel!“ fuhr der Kaiſer weiter fort, „warum habt ihr's nicht verſuchen laſſen?“ Ich war genöthigt, ihm zu antworten, daß wir nicht vor Dürren, Ingolſtadt, Paſſau, noch andern deutſchen Städten wären, die ſich ſchon ergeben, wenn ſie nur berennt ſind, denn in dieſer Stadt ſeyen zehntauſend brave Männer, ſechzig bis achtzig von den vornehmſten franzöſiſchen Herren und neun bis zehn Prinzen von königlichem Geblüt, wie Se. Majeſtät aus den blutigen und ſiegreichen Ausfällen, bei denen wir immer verloren, erſehen könnten. Auf dieſe Vorſtellungen wurde er nur noch zorniger und ſagte: „Bei Gott, ich ſehe wohl, daß „ich keine Männer mehr habe; ich muß Abſchied von „dem Reich, von allen meinen Planen, von der „Welt nehmen und mich in ein Kloſter zurückziehen; „denn ich bin verrathen, verkauft, oder wenigſtens ſo „ſchlecht bedient, als kein Monarch es ſeyn kann; „aber bei Gott, noch ehe drei Jahre um ſind, mach' „ich mich zum Mönch.“ —

„Ich verſichre euch, Don Alphonſo, ich hätte ſogleich ſeinen Dienſt verlaſſen, wenn ich kein Spanier wäre. Denn iſt er bei dieſer Belagerung übel bedient worden, ſo muß er ſich an Brabancon, Feldherrn der Königin von Ungarn, halten, der dieſe Belagerung hauptſächlich commandirt, und gleichſam als ein Franzoſe anzuſehen iſt, ſo wie auch die Stadt Metz im franzöſiſchen Klima liegt; und er rühmte ſich überdies, ein Verſtändniß mit vielen Einwohnern zu haben, unter denen die Tallanges, die Baudoiches, die Gornays, lauter alte Edelleute der Stadt Metz, ſeyen. Auch haben wir die Stadt von ihrer ſtärkſten Seite angegriffen, unſere Minen ſind entdeckt worden und haben nicht gewirkt. So iſt uns Alles übel gelungen und gegen alle Hoffnung ſchlecht von ſtatten gegangen. Wir haben Menſchen und Wetter bekriegen müſſen. Er bereut es nicht und bleibt dabei, und um ſeine Halsſtarrigkeit zu decken, greift er uns an, und wirft auf uns alles Unglück und ſeine Fehler. Alle Tage ſieht er ſein Fußvolk zu Hauſen dahin ſtürzen, und beſonders unſere Deutſchen, die im Koth bis an die Ohren ſtecken. Schickt uns doch ja die elf Schiffe mit Erfriſchungen, die uns Ihre Durchlaucht von Lothringen beſtimmt haben, denn unſere Armee leidet unendlich. Vor allem Andern aber ſeyd auf eurer Hut gegen Vieilleville, der von Verdun nach Toul mit Truppen gekommen, denn der Kaiſer ahnet viel Schlimmes, da er ſchon lange her ſeine Tapferkeit und Verſchlagenheit kennt, ſo daß er ſogar ſagt, ohne ihn wäre er jetzt König von Frankreich; denn als er in die Provence, in's Königreich eingedrungen, ſey Vieilleville ihm zuvorgekommen, und habe ſich durch eine feine Kriegsliſt von Avignon Meiſter gemacht, daß der Connetable ſeine Armee zuſammenziehen konnte, die ihn hinderte, weiter vorzudringen. Ich gebe euch davon Nachricht, als meinem Verwandten, denn es ſollte mir leid thun, wenn unſere Nation, die er jedoch weniger begünſtigt und in Ehren hält als andere, dem Herrn mehr Urſache zur Unzufriedenheit gäbe u. ſ. ſ." Nach Leſung dieſes Briefs war es klar, welches die wahre Urſache ſeines Todes geweſen, denn Alphonſo hatte gegen alle darin enthaltenen Punkte gefehlt.

Der Herzog von Nevers kam auf dieſe Nachrichten ſelbſt vor den Thoren von Pont-à-Mousson an, eben da man ſich zum Mittageſſen ſetzen wollte. Vieilleville ging ihm ſogleich entgegen; es wurde beſchloſſen, einen Courier an den König abzuſchicken, dem man auch den Brief des Herzogs von Alba an Don Alphonſo mitzugeben nicht vergaß. Einen andern Kundſchafter, mit Namen Habert, ſchickte man in's kaiſerliche Lager, um aufmerkſam zu ſeyn, wenn der Herzog von Alba etwas gegen Pont-à-Mousson unternehmen würde, denn die Stadt war ſehr ſchlecht befeſtigt, und Vieilleville war der Meinung, ſie lieber ſogleich zu verlaſſen, als zu befeſtigen, um die Neutralität nicht zu verletzen und dem Kaiſer keine Urſache zu geben, ſich der andern Städte von Lothringen zu verſichern.

Den andern Tag ſchlug Vieilleville vor, unter dem Schutz der kaiſerlichen Feldzeichen einige Streifereien in der Gegend vorzunehmen und ſo die Feinde anzulocken. Der Herzog von Nevers wollte, aller Widerrede ungeachtet, dabei ſeyn; doch überließ er Vieilleville alle Anſtalten und das Commando. Sie zogen mit ungefähr vierhundert Mann aus und machten auf dem Weg viele Gefangene, da einige feindliche Trupps ihnen in die Hände ritten, die ſie für

Spanier und Deutſche hielten. So kamen ſie bis Corney, den halben Weg von **Pont-à-Mousson** nach Metz und nur zwei kleine Stunden vom kaiſerlichen Lager. Da ſie hier nichts fanden, trug Vieilleville, ungeachtet ſie nicht ſicher waren, dennoch darauf an, noch eine halbe Stunde weiter vorwärts zu gehen. Auf dieſem Weg trafen ſie ein großes Convoy von ſechzig Wagen unter einer Bedeckung von zweihundert Mann an, die ihnen alle in die Hände fielen. Jetzt war es aber zu ſpät, um nach **Pont-à-Mousson** zurückzukommen, denn ſie waren auf vier Stunden entfernt, und es ſchneite außerordentlich ſtark. Es wurde daher beſchloſſen, in Corney zu übernachten, obgleich ein ſehr unbequemes Nachtquartier daſelbſt war. Gleich den andern Morgen wurde wieder ausgeritten; diesmal traf man auf ſechs Wagen mit Wein und andern ausgeſuchten Lebensmitteln, welche die Herzogin von Lothringen dem Kaiſer, ihrem Onkel, für ſeine Tafel ſchickte. Acht Edelleute und zwanzig Mann begleiteten dieſe Leckerbiſſen, worunter unter andern zwölf Rheinlachſe und die Hälfte in Paſteten waren. Wie ſie die rothen Feldzeichen ſahen, riefen ſie: da kommt die Eskorte, ſo uns der Kaiſer entgegen ſchickt! Wie groß war aber nicht ihr Erſtaunen, als ſie auf einmal rufen hörten: **Franco!** und Alle gefangen genommen wurden.

Einer von den gefangenen Edelleuten, Namens Wignaucourt, fragte: „ob dieſer Trupp nicht dem „Herrn von Vieilleville zugehörte.“ Warum? fragte Vieilleville ſelbſt. „Weil er es iſt, der **Pont-à-**

„Mousson mit den kaiſerlichen Feldzeichen eingenommen hat, worüber der Kaiſer außerordentlich aufgebracht iſt. Ich war geſtern bei ſeinem Lever, und ich hörte ihn ſchwören, daß, wenn er ihn ertappte, er ihm übel mitſpielen wollte. Dieſer Verräther Vieilleville, ſagte er, hat mit meinen Feldzeichen Pont-à-Mousson weggenommen, und mit kaltem Blut meinen armen Don Alphonſo umgebracht, auch alle darin befindlichen Kranken tödten laſſen, und die Lebensmittel, die für mich beſtimmt waren, weggenommen. Aber ich ſchwöre, bei Gott dem Lebendigen, daß, wenn er jemals in meine Hände fällt, ich ihn lehren will, ſolche Treuloſigkeiten zu begehen und ſich meines Namens, meiner Waffen und Zeichen zu meinem Schaden zu bedienen. Auch der mächtigſte und tapferſte Fürſt müßte auf dieſe Art hintergangen werden. Er ſoll verſichert ſeyn, daß ihm nichts Anders bevorſteht, als geſpießt zu werden, und verdamm' ich ihn von dieſem Augenblick an zu dieſer Strafe, wenn ich ihn bekomme. Und ihr Andern, euch mein' ich, die ihr mein Heer commandirt, was für Leute ſeyd ihr, daß ihr nichts gegen dieſen Menſchen unternehmt? denn ich hörte noch geſtern von Jemand, der mir treu iſt, daß er noch immer alle Tage mit ſeinen Soldaten herumſtreift in rothen Schärpen mit den ſpaniſchen und burgundiſchen Feldzeichen, unter welchen er viele Tauſend meiner Leute ermordet, denn Niemand ſetzt ein Mißtrauen darein. Beim Teufel auch, ſeyd ihr Leute, ſo etwas zu ertragen, und liegt euch meine Ehre und mein Dienſt nicht

„beſſer am Herzen? Auf dieſe zornige Aeußerung entſtand „unter den Prinzen und Grafen, die in ſeinem „Zimmer waren, ein Gemurmel und ſie entfernten „ſich voll Zorn. Vieilleville mag ſich in Acht nehmen; „denn ſie ſind ſehr giftig auf ihn, beſonders die Spanier, „wegen des Don Alphonſo d'Arbolanga, den er „auf eine grauſame Art hat umbringen laſſen."

Vieilleville antwortete darauf, daß Don Alphonſo auf ſeinem Bette todt gefunden worden, und Niemand ſeinen Tod befördert hätte. Vieilleville würde lieber wünſchen, niemals gelebt zu haben, als ſich einer ſolchen That ſchuldig zu wiſſen. Er fürchte ſich jedoch nicht vor des Kaiſers Drohungen. Seine Ehre erfordere, zu beweiſen, daß es eine Unwahrheit ſey, ihn einer ſolchen Unmenſchlichkeit zu beſchuldigen. Vignaucourt merkte an dieſen Reden, daß Vieilleville mit ihm ſpreche; auch winkten ihm die Andern zu daher er nicht weiter fortfuhr.

Auf dieſes beſchloß Vieilleville, mit dem Herzog von Nevers ſich zurückzuziehen. Kaum waren ſie eine halbe Stunde von Corney, als Habert einhergeſprengt kam und ſie warnte, ja nicht in Corney zu übernachten; denn der Prinz von Infantasque käme mit dreitauſend Schützen und tauſend Pferden gegen Mitternacht an, indem er dem Kaiſer geſchworen, Vieilleville lebendig oder todt zu liefern. „Seyd willkommen, Habert, Ihr bringt mir gute Botſchaft," ſagte er darauf, und drang nun in den Herzog von Nevers, ſich nach Pont-à-Mousson zurückzuziehen, indem er einen ſolchen Prinzen nicht der Gefahr ausſetzen könne; er ſelbſt aber wolle bleiben, und dieſen Spanier mit ſeinen großen Worten erwarten. »Wollt ihr Alle, die ihr hier ſeyd,« ſprach er dann mit erhöhter Stimme, »meinen Entſchluß unterſtützen? Auch habt ihr noch nie den Krieg anders geführt als durch Liſt und Ueberfall.« Er nimmt darauf die rothen Standarten und reißt ſie in Stücken, befiehlt die ſpaniſchen Schärpen zu verbergen und die franzöſiſchen Zeichen anzulegen. Alle antworteten einmüthig, ſie wollten zu ſeinen Füßen ſterben, und zerriſſen Alles, was ſie Rothes an ſich hatten. Der Herzog von Nevers ſtellte ihm vor, daß es eine Verwegenheit ſey, in einem Dorfe, das keine Befeſtigung hätte, wo man von allen Seiten hinein könne, ſich zu halten. »Das iſt Alles eins,« antwortete Vieilleville, »ich weiß, womit ich ſie ſchlage, oder ſie wenigſtens fortjage. Sehen Sie dort jenes Buſchholz und links dieſen Wald; in jenes verſtecke ich zwei hundert Pferde, die ſollen ihnen unverſehens auf den Leib fallen, wenn ſie im Angriff auf unſer Dorf begriffen ſind, und wenn auch hundert Prinzen von Infantasque da wären, ſo würden ſie davon müſſen. Laſſen Sie mich nur machen, mit Hülfe Gottes hoffe ich, Alles gut auszuführen, und in weniger als zwei Stunden will ich gerächt ſeyn.«

Da der Herzog von Nevers ſahe, daß er nicht abzubringen ſey, beſtand er darauf, bei dieſer Unternehmung zu bleiben, welche Vorſtellung ihm auch Vieilleville dagegen machte. Jetzt wurde beſchloſſen, nach Corney zu gehen, um Alles zu veranſtalten; ſie waren nur noch tauſend Schritte davon entfernt, als ſie einen Mann durch das grüne Korn daher laufen ſahen, worauf ſie Halt machten. Es war der Maire von Villeſaleron, der ihnen ſchon gute Dienſte geleiſtet hatte. Dieſer ſagte, daß ſie ſich retten ſollten, denn auch der Markgraf Albert von Brandenburg rücke mit viertauſend Mann Fußvolk, zweitauſend Pferden und ſechs Kanonen auf das Dorf an. Auf dieſes waren ſie, zu großem Verdruß von Vieilleville, genöthigt, das Dorf zu verlaſſen. Die acht lothringiſchen Edelleute wurden freigelaſſen. Noch beim Weggehen ſagte Vignaucourt, er wundere ſich gar nicht, wenn Vieilleville ſolche Dinge ausführte, da er ſo vortrefflich bedient ſey, denn er wolle verdammt ſeyn, wenn er nicht Jenen, Namens Habert, im Zimmer des Kaiſers geſehen habe, wo er vorgegeben, daß er vom Oberſt Schertel geſchickt ſey, und dieſen krank in Straßburg verlaſſen habe. Und dieſen Letzten, den Maire, habe er vor vier Tagen Brod und Wein in des Markgrafen Lager verkaufen ſehen.

Den Sonntag darauf, den 1. Januar 1553, erfuhr Vieilleville durch Deſerteurs, daß der Kaiſer die Belagerung von Metz aufgehoben.

Vieilleville lebte jetzt drei Monate ruhig auf ſeinem Gut Dureſtal und erholte ſich von den Mühſeligkeiten des Krieges. Unterdeſſen hatte man ihm bei Hofe das Gouvernement von Metz, wo der Herr von Gonnor gegenwärtig commandirte, zugedacht; beſonders verwendeten ſich für ihn der Herzog von Guiſe und von Nevers als Augenzeugen ſeiner Thaten vor Metz. Allein der Connetable warf ſich auch hier dazwiſchen und ſtellte vor, daß man Herrn von Gonnor, der die Belagerung ausgehalten habe, nicht abſetzen könne, und es Viellevillen lieber ſeyn würde, wenn ihn der König zu ſeinem Lieutenant in Bretagne machte, wo er ſeine Familie und Güter hätte. Denn der Herzog von Eſtampes, jetziger Gouverneur von Bretagne, ſey ſehr krank, es würde ſodann der Herr von Gyé, ſein Lieutenant, ihm folgen, und Vieilleville deſſen Stelle erhalten können.

Vieilleville wurde davon fünfzehn Tage nach Oſtern 1553 durch den Secretär Maleſtroit heimlich benachrichtigt, um ſich auf eine Entſchließung gefaßt zu halten. Das Schreiben des Königs vom 22. April 1553 kam wirklich an, und war ſo abgefaßt, wie es der Connetable gewollt hatte. Vieilleville antwortete dem König ſehr ehrerbietig, wie ihn hauptſächlich vier Urſachen hinderten, dieſe Gnade anzunehmen. Erſtlich ſey Eſtampes nichts weniger als gefährlich krank; es würde dieſes Beide von einander entfernen, da ſie jetzt in gutem Vernehmen ſtünden; überdem ſey er ja ſelbſt zwei Jahre älter als der Herzog von Eſtampes. Zweitens habe er ſehr viele Verwandte und Freunde, die ſich vielleicht auf ihre Verwandtſchaft ſtützen und ſich gegen die Geſetze vergehen könnten, wo er dann, ein Feind aller Parteilichkeiten, ſtreng verfahren müßte, und doch würde es ihm leid ſeyn, ſeine Bekannten als Verbrecher behandelt zu ſehen. Drittens ſey er noch gar nicht in den Jahren, um ſich in eine Provinz verſetzt zu ſehen, wo man ruhig leben könne und nichts zu thun habe, als am Ufer ſpazieren zu gehen, und die Ebbe und Fluth zu beobachten. Er habe erſt zwei und vierzig Jahre, und hoffe noch im Stand zu ſeyn, Sr. Majeſtät vor dem Feind zu dienen. Es würde ihm viertens zu hart vorkommen, unter dem Herrn von Gyé zu dienen, der ein Unterthan von ihm ſey, und mit dem er nicht ganz gut ſtehe. Er wiſſe, daß Se. Majeſtät ihm das Gouvernement von Metz zugedacht, und er ſey verwundert, wie man ſich ſo zwiſchen den König und ihn werfen und Alles vereiteln könne, was ihm dieſer beſtimmt habe.

Als der König dieſen Brief geleſen, wurde er aufgebracht, daß man ihm ſo entgegenſtünde, ließ den Connetable rufen und ſagte ihm ſehr beſtimmt, daß Vieilleville das Gouvernement von Metz haben ſolle, Gonnor ſolle ſogleich aus Metz heraus, und Vieilleville dahin abgehen, welches denn auch geſchah. Er brachte eine ſehr ausgedehnte Vollmacht mit, wodurch er über Leben und Tod zu ſprechen hatte, und die Commandanten von Toul und Verdun ſo eingeſchränkt wurden, daß ſie gleichſam nur Capitäns von ihm waren. Er hatte den Sold der Garniſon auf zwei Monate mitgebracht und ließ ihn austheilen, jedoch ſo, daß Mann vor Mann von dem Kriegscommiſſär verleſen wurde, wie ſie in den Liſten ſtanden. Sonſt hatten die Capitäns die Löhnung für ihre Compagnien erhalten, und manche Unterſchleife damit getrieben. Die Einwohner von Metz gewannen hierbei viel, da ſie ſonſt ganz von der Gnade des Capitäns abhingen, wenn ein Soldat ihnen ſchuldig war. Nachdem nun Gonnor Alles, was in den Arſenälen war, übergeben hatte, verließ er Metz, und empfahl Vielleville beſonders den Sergentmajor von der Stadt, den Capitän Nycollas, und den Prevot, Namens Vaurés; er lobte ſie außerordentlich in ihrer Gegenwart, woraus Vielleville ſogleich ein Mißtrauen ſchöpfte, das er aber keineswegs merken ließ.

Er fand die Garniſon in großer Unordnung; ſie war ſtolz dadurch geworden, daß ſie gegen einen ſo mächtigen Kaiſer eine Belagerung ausgehalten, und es verging keine Woche, wo nicht fünf bis ſechs Schlägereien vorfielen über den Streit, wer ſich am tapferſten gehalten hätte. Oft fielen ſie unter den Offizieren vor, die den Ruhm ihrer Soldaten vertheidigten; oft brachen ſich die Soldaten für ihre Offiziere die Hälſe. Vielleville war deßhalb in großer Verlegenheit; er mußte fürchten, durch ſcharfe Befehle einen Aufſtand zu erregen, der um ſo gefährlicher war, als der Graf von Mansfeld im Luxemburgiſchen, wo er commandirte, und beſonders in Thionville, vier Stunden von Metz, viele Truppen hatte. Ueberdem waren die Einwohner ſelbſt voll Verzweiflung, denn nachdem der Kaiſer hatte abziehen müſſen, ſahen ſie wohl, daß ſie das franzöſiſche Joch nicht wieder abſchütteln könnten. Ueberdies waren ſie auf eine unleidliche Art durch ſtarke Einquartierungen geplagt, denn es war kein Geiſtlicher, noch Adeliger, noch eine Gerichtsperſon, die davon befreit war. Auf der andern Seite hielt es Vieilleville gegen ſeine Ehre und Würde, ſolche Ungezogenheiten fortgehen zu laſſen, und er beſchloß daher, was es auch koſten möge, ſeinen Muth zu zeigen, und ſich Anſehen und Gehorſam zu verſchaffen.

Er ließ daher ſchnell alle Hauptleute verſammeln und that ihnen ſeinen Vorſatz kund, wie er noch heute die Befehle und die Strafen für den Uebertretungsfall würde verleſen laſſen, von denen Niemand, weß Standes er auch ſey, ſollte ausgenommen ſeyn. Sie, die ihn wohl kannten, wie feſt er bei einer Sache bliebe, wenn er ſie reiflich überlegt hatte, boten ihm auf alle Art die Hand hierzu; doch ließen ſie bei dieſer Gelegenheit den Wunſch merken, daß er weniger ſtreng in Vertheilung der letzten Löhnung möchte geweſen ſeyn. Er ſtellte ihnen aber vor, daß es ſchändlich wäre, ſich vom Geiz beherrſchen zu laſſen, und dieſes Laſter ſich mit der Ehrliebe der Soldaten nicht vertrüge. Ich bin feſt entſchloſſen, ſagte er, auch nicht im Geringſten davon abzugeben, was ich einrichten und befehlen werde, und lieber den Tod! Nachmittags wurden die Befehle mit großer Feierlichkeit verleſen, beſonders auf dem großen Markt, wo alle Kavallerie mit ihren Offizieren aufmarſchirt war; er ſelbſt hielt dort auf ſeinem ſchönen Pferd mitten unter ſeiner Leibwache von Deutſchen — ſehr ſchöne Leute, die ihm der Graf von Naſſau geſchickt hatte, mit ihren großen Hellebarden und Streitäxten, in Gelb und Schwarz gekleidet, denn dieſes war ſeine Farbe, die ihm Frau von Vieilleville, als ſie noch

Fräulein war, gegeben hatte, und die er immer beibehielt. Es machte dieſes einen ſolchen Eindruck, daß in zwei Monaten keine Schlägerei entſtand, als zwiſchen zwei Soldaten über das Spiel, wovon der eine den andern tödtete. Vieilleville nöthigte den Hauptmann, unter deſſen Compagnie der noch lebende Soldat ſtand, dieſen, der ſich verborgen hatte, vor Gericht zu bringen, wo ſodann der Kopf erſt dem Getödteten, und ſodann dem andern Soldaten abgeſchlagen wurde.

Kurz darauf meldete man ihm, daß einige Soldaten unter dem Vorwand, Wildpret zu ſchießen, Leute, die Lebensmittel in die Stadt brächten, auf der Straße anfielen und ihnen das Geld abnähmen. Gegen Mitternacht fing man drei derſelben, die ſogleich die Folter ſo ſtark bekamen, daß ſie ſieben ihrer Helfershelfer angaben. Er ließ dieſe ſogleich aus ihren Betten ausheben, und war ſelbſt bei dieſen Gefangennehmungen mit ſeinen Garden und Soldaten. Dieſe zehn Straßenräuber wurden in ſein Logis gebracht, hier vier beſtohlenen Kaufleuten vorgeſtellt, und ihnen, da ſie erkannt wurden, ſogleich der Proceß gemacht. Des Morgens um acht Uhr waren ſchon drei davon gerädert und die Uebrigen gehangen, ſo daß ihre Capitäns ihren Tod eher als ihre Gefangennehmung vernahmen.

Es gab dieſes ein großes Schrecken in der Garniſon, daß ſich dadurch noch vermehrte, als man ſah, daß er gegen ſeine Hausdienerſchaft noch ſtrenger war. Einer ſeiner Bedienten, der ihm ſieben Jahre gedient hatte, wurde gleich den andern Morgen gehenkt, weil er in der Nacht das Haus eines Mädchens, das er liebte, beſtürmt hatte, und einer ſeiner Köche, der ein Gaſthaus in Metz angelegt, wurde durch dreimaliges Ziehen mit Stricken ſo gewippt, daß er Zeitlebens den Gebrauch ſeiner Glieder verlor, und nur, weil er gegen den Befehl gehandelt hatte, den Bauern ihre Waaren nicht unter den Thoren abzukaufen, ſondern ſie vorher auf den dazu beſtimmten Platz kommen zu laſſen.

Während der Belagerung hatten mehrere Offiziere, während daß ſie die Männer auf die Wälle ſchickten, um daſelbſt zu arbeiten, mit den Weibern und Töchtern gar übel gehauſet, manche geraubt, den Vater oder Mann aber umgebracht und vorgegeben, es ſey durch die Kanonen geſchehen, ſo daß jetzt noch ſechs und zwanzig Weiber und Mädchen fehlten, welche die Offiziers und Soldaten verſteckt hielten. Der vorige Commandant hörte auf die Klagen, welche deßhalb einliefen, nicht, theils weil er einen Aufruhr befürchtete, wenn er es abſtellte, theils auch, weil er ſelbſt ein ſolches Mädchen gegen den Willen ihrer Mutter bei ſich hatte, die er Frau von Gennor nennen ließ. Jetzt, da man ſah, wie gerecht und unparteiiſch Vieilleville in Allem verfuhr, beſchloſſen die Anverwandten, eine Bittſchrift einzureichen und dies geſchah eines Morgens ganz frühe, ehe noch ein Offizier da geweſen war. Er machte ihnen Vorwürfe, daß ſie ein halbes Jahr hätten hingehen laſſen, ohne ihm Nachricht davon zu geben. Sie antworteten, daß ſie gefürchtet hätten, eben ſo, wie beim Herrn von Gonnor, abgewieſen zu werden. „In „der That,“ verſetzte er, „ich kann euch nichts weniger „als loben, daß ihr mein Gewiſſen nach dem meines „Verfahren gemeſſen habt; jedoch ſollt ihr, noch ehe „ich ſchlafen gehe, Genugthuung erhalten, wenn ihr „nur wißt, wo man die Euren verſteckt hält.“ Hierauf verſicherte einer, Namens Baſtoigne, dem ſeine Frau, Schweſter und Schwägerin geraubt waren, daß er ſie Haus für Haus wiſſe. „Nun gut,“ ſagte Vieilleville, „geht jetzt nach Hauſe, und Punkt „neun Uhr des Abends ſollt ihr eure Weiber haben; „ich wähle mit Fleiß eine ſolche Stunde, damit die „Nacht (es war im October) eure und eurer Ver„wandtinnen Schande verberge. Laßt euch indeſſen „nichts bis zur beſtimmten Stunde merken, ſonſt „könnte man ſie entfernen.“

Er machte darauf die nöthigen Anſtalten, ſtellte gegen Abend in den Hauptſtraßen Wachen aus, ließ einige Truppen ſich parat halten, und nun nahm er ſelbſt mit einiger Mannſchaft die Hausſuchung vor, ſo wie ſie ihm von den Supplikanten beſtimmt worden war. Zuerſt ging er auf das Quartier des Hauptmann Moiddes los, der die ſchöne Frau eines Notarius, Namens Le Coq, bei ſich hielt, ſtößt die Thüren ein und tritt in's Zimmer, eben als ſich der Capitän mit ſeiner Dame zur Ruhe begeben will. Dieſer wollte ſich Anfangs wehren; wie er aber den Gouverneur ſah, fiel er ihm zu Füßen und fragte, was er befehle, und was er begangen? Vieilleville antwortete: er ſuche ein Hühnchen, das er ſeit acht Monaten füttere. Der Capitän, welcher beſſer handeln, als reden konnte (es war ein tapferer Mann), ſchwur bei Gott, daß er weder Huhn, noch Hahn, noch Kapaun in ſeinem Hauſe habe, und keine ſolche Thiere ernähre. Alles fing an zu lachen, ſelbſt Vieilleville mäßigte ſeinen Ernſt, und ſagte ihm: Ungeſchickter Mann, die Frau des Le Coq will ich, und dieſes den Augenblick, oder morgen habt ihr bei meiner Ehre und Leben den Kopf vor den Füßen. Ein dem Hauptmann ergebener Soldat ließ unterdeſſen das Weibchen zu einer Hinterthür hinaus in eine enge Straße, hier aber wurde er von einem Hellebardierer angehalten, und, da er ſich wehren wollte, übel zugerichtet. Unterdeſſen hatte ſich die Frau, ihre Unſchuld zu beweiſen, zu ihrem Manne geflüchtet und Vieilleville ließ, als er dieſes hörte, den Capitän Roiddes, den man ſchon gefangen wegführte, um ihm bei anbrechendem Tag den Kopf herunterzuſchlagen, wieder los. Als dieſes die andern Offiziere hörten, machten ſie ihren Schönen die Thüren auf, und Alles lief voll Mädchen und Weiber, die in Eil zu ihren Verwandten flohen. Vieilleville ſetzte die Hausſuchung jedoch noch ſechs Stunden fort, bis er von allen Seiten Nachricht erhielt, daß ſich die Verlornen wieder eingefunden.

In Metz waren ſieben adelige Familien, die ſich ausſchließend das Recht ſeit undenklichen Zeiten anmaßten, aus ihrer Mitte den Oberbürgermeiſter der Stadt zu wählen, welches ein ſehr bedeutender Platz iſt. Sie waren von dieſem Vorrecht ſo aufgeblaſen, daß, wenn in dieſen Familien ein Kind geboren wurde, man bei der Taufe wünſchte, daß es eines Tages Oberbürgermeiſter von Metz oder wenigſtens König von Frankreich werden möge. Vieilleville nahm ſich vor, dieſes Vorrecht abzuſchaffen, und als bei einer neuen Wahl die ſieben Familien zu ihm kamen und baten, er möchte bei ihrer Wahl gegenwärtig ſeyn, antwortete er zur großen Verwunderung, daß es ihm ſchiene, als ſollten ſie vielmehr fragen, ob er eine ſolche Wahl genehmige, denn vom Könige ſoll dieſer Poſten abhängen, und nicht von Privilegien der Kaiſer, und er wollte die Worte: Von Seiten Sr. kaiſ. Majeſtät des heil. römiſchen Reichs und der kaiſ. Kammer zu Speier verloren machen, und dagegen die braven Worte: Von Seiten der Allerchriſtlichſten, der unüberwindlichen Krone Frankreichs und des ſouverainen Parlamentshofs von Paris, ſetzen. Er habe auch ſchon einen braven Bürger Michel Praillon zum Oberbürgermeiſter erwählt, und ſie könnten ſich bei dieſer Einſetzung morgen im Gerichtshof einfinden. Der abgehende Oberbürgermeiſter, als er zumal hörte, daß Vieilleville zu dieſem Schritt keinen Befehl vom König habe, ſank in die Knie und man mußte ihn halten und zu Bette bringen, wo er auch nach zwei Tagen, als ein wahrer Patriot und Eiferer der Aufrechthaltung der alten Statuten ſeiner Stadt, ſtarb.

Vieilleville führte den neuen Bürgermeiſter ſelbſt ein und beſorgte die deßhalb nöthigen Feierlichkeiten.

Sowohl dieſe Veränderung als auch die Herbeiſchaffung der Weiber und Mädchen, nebſt mehrern andern Beweiſen ſeiner Gerechtigkeit, gewannen ihm die Herzen aller Einwohner und machten ſie geneigt, franzöſiſche Unterthanen zu werden. Sie entdeckten ihm ſogar ſelbſt, daß eine Klagſchrift an die kaiſerliche Kammer im Werk ſey, und bezeichneten ihm den Ort, wo ſie abgefaßt würde. In dieſem Quartier wurden auch des Nachts welche aufgehoben, eben als ſie noch an dieſer Klagſchrift arbeiteten. Der Verfaſſer und der, ſo die Depeſche überbringen ſollte, wurden ſogleich fortgeſchafft, und man hörte nie etwas von ihnen wieder; ſie wurden wahrſcheinlich erſäuft, die Andern aber, ſo Edelleute waren, kamen mit einem derben Verweis und einer Abbitte auf den Knien davon.

Aber nicht nur von Innen polizirte er die Stadt Metz, auch von Außen reinigte er die umliegende Gegend von den Herumläufern und Räubern, die ſie unſicher machten. Alle Wochen mußten etliche hundert Mann von der Garniſon ausreiten und in den Feldern herumſtreifen. Er neckte die kaiſerlichen Garniſonen von Thionville, Luxemburg und andern Orten ſo ſehr, daß ſie ſeit dem Mai 1552, wo er ſein Gouvernement übernommen hatte, bis zum nächſten Februar über zwölfhundert Mann verloren, da ihm nur in Allem hundert und ſiebenzig getödtet wurden. Die Gefangenen wurden gleich wieder um einen Monat ihres Soldes ranzionirt. Er trug aber auch beſondere Sorgfalt, daß immer die Tapferſten zu dieſen Expeditionen ausgeſchickt wurden, wählte ſie ſelbſt aus, nannte alle beim Namen, und war immer noch unter den Thoren, dieſe Leute ihren Capitäns anzubefehlen.

Um Vieillevillen die Spitze zu bieten, bat der Graf Mannsfeld, ſo in Luxemburg commandirte, ſich von der Königin von Ungarn, Regentin der Niederlande, Verſtärkung aus, und mit ſelbiger wurde ihm der Graf von Mesgue zugeſchickt. Allein Mannsfeld konnte nichts ausrichten, und legte aus Verdruß ſein Commando nieder, welches der Graf von Mesgue mit Freuden annahm, ob es ihm gleich übel bekam. Vieilleville war beſonders durch ſeine Spione vortrefflich bedient; hauptſächlich ließen ſich die von einem burgundiſchen Dorf, Namens Maranges, ſehr gut dazu brauchen. Es gab keine Hochzeit, keinen Markt oder ſonſt eine Verſammlung auf fünfzehn bis zwanzig Meilen in der Runde in Feindes Land, wo Vieilleville nicht zwei bis dreihundert Pferde und eben ſo viel Mann Fußvolk dahin abſchickte, um ihnen zum Tanze zu blaſen. Schickte der Graf von Mesgue dieſen Truppen nach, um ihnen den Rückzug abzuſchneiden, ſo erfuhr er es ſogleich, und ließ ungeſäumt ein anderes Corps aus Metz aufbrechen, um jenes zu unterſtützen und den Weg frei zu machen, bei welcher Gelegenheit oft die tapferſten Thaten vorfielen und immer die Feinde unterlagen.

Er bekam Nachricht, daß der Kardinal von Lenoncourt, Biſchof von Metz, Vieles gegen ihn ſammle, um ſodann ſeine Beſchwerden vor des Königs geheimes

Conſeil zu bringen. Nun dann, ſagte er, damit ſeine Klagſchrift voll werde, will ich ihm mehr Gelegenheit geben, als er denkt. Er ließ darauf die Münzmeiſter kommen, die des Kardinals Münze ſchlugen (denn der Biſchof von Metz hatte dieſes Recht) und hielt ihnen vor, wie ſie alles gute Geld verſchwinden ließen und ſchlechtes dafür ausprägten. Er befahl ihnen hiermit bei Hängen und Köpfen, auf keine Art mehr Münze zu ſchlagen, ließ auch durch den Prevot alle ihre Stempel und Geräthſchaften gerichtlich zerſchlagen, indem es, wie er hinzuſetzte, nicht billig ſey, daß der König in ſeinem Reich einen ihm gleichen Unterthan habe.

Es war dieſes eine der nützlichſten Unternehmungen Vieilleville's, denn es gingen unglaubliche Betrügereien bei dieſer Münzſtätte vor; auch nahm es der König, als er es erfuhr, ſehr wohl auf. Der Kardinal aber wollte ſich ſelbſt umbringen, denn er war ſehr heftig, als er dieſe Veränderung erfuhr, und verband ſich mit dem Herzog von Vaudement, Gouverneur von Lothringen, um Vieillevillen um ſein Gouvernement zu bringen, in welchem Vorſatz ſie auch der Kardinal von Lothringen, an den ſie ſich gewendet hatten, unterſtützte.

Vieilleville bekam einen Courier vom Secretär Maleſtreit, der ihm bekannt machte, daß der Gouverneur des Dauphin, von Humieres, auf dem Tod läge, und der König geſonnen ſey, ihm die Compagnie Gensd'armes zu geben, die jener beſeſſen, daß aber der Connetable dagegen ſey, und ſogar den jungen

Dauphin dahin gebracht habe, dieſe Compagnie für den Sohn ſeines Gouverneurs vom König zu erbitten, mit dem Zuſatz (ſo hatte es ihm der Connetable gelehrt), daß dieſes ſeine erſte Bitte ſey, welches dem König ſehr gefallen. Vieillevillen aber, habe der Connetable vorgeſchlagen, ſollte man die Compagnie leichter Reiter geben, welche Herr von Gonnor gehabt, und die in Metz ſchon liege. Vieilleville fertigte auf dieſe Nachricht, ohne ſich lange zu bedenken, ſeinen Secretär in aller Eil mit einem Brief an den König ab, worin er denſelben mit den nachdrücklichſten Gründen aufforderte, ſeinen erſten Entſchluß wegen der Compagnie durchzuſetzen und ſich von Niemand abwendig machen zu laſſen. Der Secretär kam in St. Germain an, wie Humieres noch am Leben war, und der König nahm den Brief ſelbſt an. Nachdem er ſolchen geleſen, antwortete er: „Es iſt nicht mehr als billig „er hat lang genug gewartet; ſeine treuen Dienſte „verbinden mich dazu. Ich gebe ſie ihm mit der Zu„ſicherung, es nicht zu widerrufen, wenn der Andere „ſtirbt, was man auch darüber brummen mag.“ Vieilleville ließ ſich zugleich mündlich die Compagnie leichter Reiter des Herrn von Gonnor für ſeinen Schwiegerſohn Eſpinay ausbitten. „Zugeſtanden,“ ſagte der König, „und das ſehr gern.“ Auch wurden ſogleich die Patente deßhalb ausgefertigt.

Unterdeſſen ließ Vieilleville dem Grafen von Mesgue keine Ruhe; ſeine Truppen gingen oft bis unter die Kanonen von Luxemburg, und forderten die Kaiſerlichen heraus, ſo, daß der Graf ſogar einen

Waffenſtillſtand unter ihnen vorſchlug, worüber Vieilleville ſich ſehr aufhielt und zurückſagen ließ: daß ſie beide verdienten caſſirt zu werden, wenn ſie als Diener in beſondere Capitulationen ſich einließen; und daß er bei dieſem Vorſchlag als ein Schuljunge und nicht als Soldat ſich gezeigt; er ſchicke ihn daher wieder auf die Univerſität von Löwen, wo er erſt ſeit Kurzem hergekommen. Der Graf war ſo beſchämt darüber, daß er Vieillevillen bitten ließ, nie davon zu reden, und ihm den Brief, den er deßfalls geſchrieben, zurückzuſenden, welches Vieilleville ihm gern zugeſtand, mit der Bedingung, ihm eine Ladung Seefiſche von Antwerpen dafür zu ſchicken, die dann auch ankamen, und unter großem Lachen verzehrt wurden.

Gegen das Ende Septembers 1551 wurde dem Präſidenten Marillac, der nach Paris reiſen wollte, eine Escorte vom beſten Theil der Kavallerie und vielen Schützen zu Fuß mitgegeben. Der Graf von Mesgue erhielt Nachricht davon, und beſchloß, ſich hier für die vielen ihm angethanen Inſulten zu rächen. Er bereitete ſein Unternehmen ſo geheim vor, daß Vieilleville erſt Nachricht davon bekam, als ſie ſchon aus Thionville ausmarſchirten. Sogleich ließ er den übrigen Theil ſeiner Reiterei aufſitzen und ſchickte zwei verſchiedene Corps unter des Herrn von Eſpinay und von Dorvaulx Anführung ab. Beide waren jedoch nicht ſtärker als hundert und zwanzig Mann. Dreihundert leichte Truppen mußten ſogleich ein kleines Schloß, Namens Dompchamp, wo ſchon fünfzehn bis zwanzig Soldaten und ein Capitän La Plante lagen, beſetzen. Er ſelbſt ließ alle Thore der Stadt ſchließen, nahm die Schlüſſel zu ſich und ſetzte ſich unter das Thor, um von einer Viertelſtunde zur andern Nachricht von des Feindes Unternehmen zu erhalten. Er verſtärkte die Wachen, und einige Capitäns mußten auf den Mauern herumgehen, um Alles zu beobachten. Die andern Capitäns, nebſt dem Herrn von Boiſſe und von Croze, waren dabei mit dreihundert Büchſenſchützen und ſeiner Garde. Um neun Uhr ließ er ſich ſein Mittageſſen dahin bringen, und kurz darauf kam von beiden ausgeſchickten Corps die Nachricht an, daß ſie die Feinde recognoscirt und acht Compagnien zu Fuß und acht bis neunhundert Pferde ſtark gefunden hätten, daß man einer ſolchen Macht nicht widerſtehen könne, und ſie ſich auf Dompchamp zurückziehen wollten. In drei Stunden könnten ſie da ſeyn, und erbäten ſich Verhaltungsbefehle.

Vieilleville nahm auf dieſes, das einem Rückzug ähnlich ſahe, einen ſchrecklichen Entſchluß. Er ließ ſechzig ſchwere Büchſen von ihren Geſtellen herunternehmen, und ladete ſie den Stärkſten ſeiner Garde auf. Dem Capitän Croze befahl er, hundert Büchſenſchützen und zehn bis zwölf Tambours mit ſich zu nehmen, und ſich in einem verſteckten kleinen Weiler bei Dompchamp ruhig zu verhalten, bis das Gefecht angegangen. Er ſelbſt mit ſeinen vergoldeten Waffen ſchnallte ſeine Rüſtung feſt, und zog aus der Stadt auf ſeinem Pferd Pvoy; die Stadt überließ er dem Herrn von Boiſſe, von dem er wußte, daß er ſie wohl bewachen würde, wenn er bleiben ſollte. So zog er in ſchnellem Marſch von ſeinen ſiebenzig Musquetieren, deren jeder nur fünf Schüſſe hatte, dahin, feſt entſchloſſen, zu bleiben oder zu ſiegen.

Sobald er bei den Uebrigen angekommen war, traf er, als ein geſchickter Soldat, die nöthigen Anſtalten. Unter andern ſtellte er das Fußvolk zwiſchen die Pferde, welche Erfindung von ihm nachher oft benutzt worden. Jetzt rückte der Feind auf fünfhundert Schritte gerade auf ihn an; er rückte im Schritt vorwärts und befahl, zuerſt eine Salve zu geben, damit der Feind ihre Anzahl nicht bemerkte. Beide Corps treffen nun aufeinander; die Feinde glauben ihn leicht über den Haufen zu werfen, denn es waren ihrer Zehn gegen Einen. Die Musquetiers verlieren indeſſen jeden Schuß. Vieilleville, an ſeiner Seite Espinay und Thevales, dringen ein, und werfen Alles vor ſich nieder. Wüthend fällt Croze mit ſeinen Tambours und Schützen aus ſeinem Hinterhalt heraus ihnen in die Flanke. Der Chevalier La Roque kommt von einer andern Seite und ſetzt ihnen fürchterlich zu. Sie hatten ihr Fußvolk zurück gelaſſen, weil ſie den Feind für unbeträchtlich hielten. Alle ihre Chefs waren getödtet, und jetzt von allen Seiten gedrängt, ſtürzten ſie auf ihre Infanterie zurück, die ſie ſelbſt in Unordnung brachten, da ſie immer verfolgt wurden, und zwar von ihren eigenen Pferden, auf die ſich Vieilleville's Soldaten ſchnell ſchwungen und ſo nacheilten. Mehr als fünfzehnhundert blieben auf dem Platz, die Uebrigen wurden gefangen. Jeder Soldat hatte einen bis zwei Gefangene; ſelbſt zwei Soldaten-Mädchen trieben ihrer dreie vor ſich her, die ihre Waffen weggeworfen hatten, und wovon zwei verwundet waren. Der Graf von Mesgue hatte ſich durch die Wälder bis an die Moſel geflüchtet, wo er mit noch zwei Andern in einem Fiſcherkahn nach Thionville ſich rettete. Vieilleville hatte nur acht Todte und zwölf Verwundete. Er zog wieder in Metz ein und gerade auf die Hauptkirche zu, um Gott für den Sieg zu danken. Der Donner der Kanonen und alle Glocken trugen dieſe Feierlichkeit nach Thionville, und ſie konnten dort wohl vernehmen, wie ſehr man ſich in Metz freute.

Durch einen ſonderbaren Zufall geſchah es, daß gerade an dem Tag, wo er ſiegte, der König ihm den Orden ertheilte. Der Offizier, den er ſogleich mit den Fahnen an den König abgeſchickt hatte, traf den Courier vom Hof auf dem Weg an. Der Herzog von Nevers ſollte ihm denſelben umhängen; Vieilleville ſchlug es aber in einem ſehr höflichen Schreiben an den Herzog von Nevers aus, den Orden aus einer andern als des Königs Hand anzunehmen, weil er dieſes Gelübde gethan, als Franz I. ſelbſt ihn zum Ritter geſchlagen.

Der Sergentmajor des ganzen Landes, Meſſin, und der Prevot (General-Auditor), welche Herr von Gonnor Vieillevillen vorzüglich empfohlen hatte, waren in ihrem Dienſt Männer ohne ihres Gleichen und dabei in Metz ſehr angeſehen. Allein ſie erlaubten ſich mancherlei Betrügereien; ſie ließen oft die Gefangenen, die zum Tode verurtheilt wurden, heimlich gegen eine ſtarke Geldſumme entwiſchen, und gaben vor, ſie hätten die Kerl' erſäufen laſſen, da ſie des Hängens nicht werth geweſen. Man fing ſolch einen angeblich Erſäuften wieder, und er wurde erkannt zu eben der Zeit, da jene Beiden einen Gefangenen, der verurtheilt war, ſchon ſeit zwei Monaten im Gefängniß herumſchleppten. Da es ihnen ernſtlich befohlen ward, dieſen Gefangenen hinrichten zu laſſen, ſo wurde er in einem großen Mantel zum Richtplatz geführt, damit man nicht ſehen konnte, daß er die Hände nicht gebunden hätte; auch gab man ihn für einen Lutheraner aus, damit er kein Crucifix tragen dürfe. Als der Kerl auf der Leiter ſtand, ſprang er ſchnell herunter, ließ dem Henker den Mantel in der Hand und rettete ſich, ohne daß man je etwas von ihm hätte ſehen ſollen. Es kam nun heraus, daß ſie von einem Verwandten des Verurtheilten tauſend Thaler erhalten hatten, wenn ſie ihn entwiſchen ließen. Vieilleville war über alles dieſes ſehr aufgebracht, ließ ſogleich die Beiden in Verhaft nehmen und ihnen den Proceß machen. Sie bekamen die Tortur und geſtanden Alles. In einem Kriegsgericht wurden ſie zum Tode verdammt, der Sergentmajor im Gefängniß erdroſſelt und der Prevot und ſein Schreiber auf öffentlichem Platz gehenkt.

Es gab zwei Franziskanerklöſter in Metz, wovon in einem Obſervantinermönche waren. Die Mönche waren meiſt alle aus einer Stadt der Niederlande, Namens Novelle. Der Pater Guardian beſuchte dort oft ſeine Verwandten, und kam bei jeder Reiſe vor die Königin von Ungarn, die durch ihn Alles erfuhr, wie es in Metz ſtand, auch viele Neuigkeiten aus Deutſchland und Frankreich; kurz, es war ihr eigentlicher Spion. Auf den Antrag, der ihm zu einer Unternehmung auf Metz gemacht wurde, ging er auch wirklich ein; er nahm etliche und ſiebenzig tapfere Soldaten, kleidete ſie als Franziskaner und ließ ſie von Zeit zu Zeit paarweiſe nach Metz in's Kloſter gehen. Unterdeſſen war es verabredet, daß der Graf von Mesgue Verſtärkung erhalten, und ſich an dem Thor der Brücke Yffray zum Sturmlaufen zeigen ſollte. Der Guardian wollte in mehr als hundert Häuſern durch eine eigene Erfindung Feuer einlegen laſſen; Jedermann würde hinzulaufen, dieſes zu löſchen, und die Mönche ſollten ſich dann auf den engen Wällen zeigen und den Soldaten heraufhelfen. Einige tauſend Soldaten von der Garniſon zu Metz würden ſich ohnedies ſogleich empören, wenn ſie die Gelegenheit zu plündern abſähen, und Freiheit, Freiheit, nieder mit dem Vielleville! ſchreien.

Es ging Alles recht gut für den Mönch; in einer Zeit von drei Wochen hatte er die Soldaten im Kloſter. Jetzt bekam aber Vieilleville von einem ſeiner geſchickteſten Spione aus Luxemburg Nachricht, daß die Königin von Ungarn zwölfhundert leichte Büchſenſchützen, achthundert Pferde, und eine große Anzahl niederländiſcher Edelleute dem Grafen von Mesgue zuſchickte. Der Graf habe etwas vor, man könne aber nicht entdecken, auf was er ausgebe. Man habe zwar zwei Franziskanermönche von mittlerem Alter mit dem Grafen in's Kabinet gehen ſehen, habe aber nicht herausbringen können, wo ſie her geweſen, es habe nur geheißen, ſie ſeyen von Brüſſel her gekommen.

Vieilleville nahm ſogleich einige Capitäns zu ſich und ging in das Franziskanerkloſter, ließ den Guardian rufen und fragte, wie viel er Mönche habe, ob ſie alle zu Hauſe ſeyen, er wollte ſie ſehen. Hier findet er Alles richtig. Er geht darauf zu den Obſervantinern, und fragt nach dem Guardian. Es wird ihm geantwortet, er ſey nach Nyvelle zum Leichenbegängniß ſeines Bruders gegangen. Vieilleville will die Anzahl der Mönche wiſſen und ſie ſehen. Drei oder viere ſagen, ſie ſeyen in die Stadt gegangen, Almoſen zu ſammeln. Schon an ihrer Geſichtsfarbe merkte er, daß es nicht ganz richtig ſey. Er ſtellte ſogleich Hausſuchung an, und findet in dem erſten Zimmer zwei falſche Franziskanermönche, welche ſich für krank ausgaben, und ihre auf Soldatenart verfertigten Beinkleider im Bette verſteckt hatten. Unter Androhung eines ſichern Todes geſtehen ſie ſogleich, wo ſie her ſind, doch wüßten ſie nicht, was man mit ihnen vorhabe, und ſie hoffen dieſes zu erfahren, wenn der Guardian von Luxemburg würde zurückgekommen ſeyn. Vieilleville ließ ſogleich das Kloſter ſchließen und ſetzte einen vertrauten Capitän mit ſtarker Wache hin, dem er befiehlt, Alles herein, aber Nichts hinaus zu laſſen. Ferner werden augenblicklich alle Thore der Stadt geſchloſſen, außer dem der Brücke Yſſrav, welches nach Luxemburg führt, und wo der Capitän Salcede die Wache hatte. Hier begibt er ſich ſelbſt hin, entläßt alle ſeine Garden und bleibt mit einem Edelmann, einem Pagen und einem Bedienten mit den Soldaten auf der Wache.

Dem Capitän Salcede ließ er ſagen, er erwarte Jemand unter dem Thor, und ſollte er die Nacht auf der Wachtſtube zubringen, ſo müſſe er die Perſon hineingehen ſehen. Salcede ſollte ſein Eſſen unter das Thor bringen laſſen, wie es wäre, und ſolle er nur Knoblauch und Rüben haben, er ſolle nur herbeieilen.

Salcede kam auch ſogleich und brachte ein ganz artiges Mittageſſen mit, das ihnen unter dem Thor gut ſchmeckte. Kaum hatten ſie abgegeſſen, als die Schildwache ſagen ließ, ſie ſähe zwei Franziskaner von weitem kommen. Vieilleville nimmt eine Hellebarde und ſtellt ſich, von zwei Soldaten begleitet, ſelbſt an den Schlagbaum. Die Mönche, die ſich ſehr wundern, ihn hier wie einen gemeinen Soldaten Wache zu ſtehen ſehen, ſteigen ab. Er befiehlt ihnen aber, in das Quartier des Capitäns Salcede zu gehen; die zwei Soldaten mußten ſie dahin bringen. Jetzt läßt er Alles aus dieſem Quartier gehen, und er mit Salcede und ſeinem Lieutenant Ryolas bleiben allein da. „Nun, Herr Heuchler,“ redet er den Guardian an, „Ihr kommt von einer Conferenz mit dem Grafen von Mesgue. Sogleich bekennet Alles, was ihr mit einander verhandelt, oder Ihr werdet den Augenblick umgebracht. Bekennet ihr aber die

Wahrheit, ſo ſchenke ich euch das Leben, ſelbſt, wenn ihr das meine hättet nehmen wollen. In euer Kloſter könnt ihr nun nicht mehr, es iſt voll Soldaten, und eure Mönche ſind gefangen; zwei haben ſchon bekannt, daß ſie verkleidete Soldaten der Königin von Ungarn ſind. Der Guardian wirft ſich ihm zu Füßen und gibt vor, daß dieſe zwei ſeine Verwandten ſeyen und ihren Bruder wegen einer Erbſchaft umgebracht; er habe ſie unter Franziskanerkleider verſteckt, um ſie zu retten. Indem ließ aber der bei dem Kloſter wachthabende Hauptmann melden, daß ſechs Franziskaner in das Kloſter eingetreten, die unter der Kutte Soldatenkleider gehabt. Jetzt befahl er die Tortur zu holen, damit der Guardian geſtehe. Der Mönch, der ſah, daß Alles verrathen ſey, beſonders wie ihm Vieilleville den Brief zeigte, ſo er von ſeinem Spion in Luxemburg erhalten, ſagte dann, daß man wohl ſähe, wie Gott ihm beiſtehe und die Stadt für ihn bewache, denn ohne dieſe Nachricht wäre Metz noch heute für den König verloren geweſen und in die Hände des Kaiſers gekommen. Alle zu dieſer Expedition beſtimmten Truppen ſeyen nur noch ſechs Stunden von Metz, in St. Jean, und ſie ſollten um neun Uhr hier eintreffen. Kurz, er geſtand den ganzen Plan. Vieilleville übergab ihn jetzt dem Capitän Myolas, ihn zu binden und mit keiner Seele reden zu laſſen.

Wie Vieilleville in allen unvorhergeſehenen Fällen ſich ſchnell entſchloß, ſo auch hier. Sogleich ruft er ſeine Compagnie zu ſich, und befiehlt dem Herrn von Eſpinay und von Lancque, eben dieſes zu thun. Die Capitäns St. Coulombe und St. Marie müſſen ſich mit dreihundert Büchſenſchützen einfinden. Der neue Sergentmajor St. Chamans muß ſogleich auf die Thore fünfzig Büſchel Reiſer hinſchaffen, mit der Weiſung, ſolche nicht eher noch ſpäter als zwiſchen ſechs und ſieben Uhr des Abends anſtecken zu laſſen. Die ganze Stadt war in Allarm; Niemand wußte, was werden ſollte.

Jetzt, da Alles fertig war, ſagte er: „Nun laßt „uns ſtill und ſchnell marſchiren, und ſo Gott will, „ſollt ihr in weniger als vier Stunden ſeltſame Dinge „erleben.“ Er hatte einen ſehr geſchickten Capitän, die Soldaten zu führen; dieſen rief er zu ſich und entdeckte ſich ihm und ſeinen Plan. Er ſollte ihn in einen Hinterhalt legen, wo die Feinde vorüber müßten. Ginge dieſes nicht, ſo wollte er ſie ſo angreifen, ob ſie gleich nur Einer gegen Drei ſeyen. Der Capitän führte ihn in einen großen Wald, an deſſen Ende ein Dorf lag. Hier vertheilte Vieilleville ſeine Leute von tauſend zu tauſend Schritten, ſo daß der Feind nicht zu ſich kommen und denken ſollte die ganze Garniſon, ſo bekanntlich fünftauſend zweihundert Infanterie, und tauſend Mann Kavallerie ſtark war, ſey ihm auf dem Halſe. Den Weg nach Thionville befahl er frei zu laſſen, weil er den Flüchtlingen nicht nachſetzen wollte, nach der goldenen Regel: dem Feind muß man ſilberne Brücken bauen.

Jetzt bekam er Nachricht, daß die Feinde ſchnell anrückten, in einer Stunde könnten ſie da ſeyn.

Man ſähe in Metz brennen, die Feinde ſeyen ſtärker, als er glaube, es ſey Alles voll. In einer Stunde kam ſchon ihr Vortrab, ſo aus ungefähr ſechzig Mann beſtand, durch den Wald. Die Hellebardierer hatten ſich auf den Bauch in das Dickicht gelegt, die Schützen ſtanden weiter hinten, daß man die brennenden Lunten nicht riechen ſollte; man hörte wie ſie ſagten: „Treibt ſie an, beim Teufel, wir verweilen zu lang. In dem Wald gibt es nichts als Maulwürfe. Beim Wetter, wie werden wir reich werden und was für einen Dienſt werden wir dem Kaiſer thun!“ Ein Anderer ſagte: „Wir wollen ihn recht beſchämen, denn mit dreitauſend Mann nehmen wir, was er nicht mit hunderttauſend konnte.“ Jetzt kam der ganze Troß und zog in's Holz hinein, zuletzt der Graf von Mesgue mit einer ausgeſuchten Kavallerie. Er trieb ſie aus allen Kräften zur Eile an, ſo daß ſie keine Ordnung hielten. Den ganzen Zug aber ſchloß das adelige Corps aus den Niederlanden, welches achthundert Pferde ſtark war.

Als auch dieſe in dem Wald waren, ſtürzte Vieilleville's erſter Hinterhalt hervor — Frankreich! — Frankreich! — Vieilleville! — rufend. Die Edelleute rufen ihre Diener, ihnen ihre Waffen zu geben; nun rücken aber auch die Büchſenſchützen hervor und Jeder ſtreckt ſeinen Mann nieder; zugleich machen die Tambours einen ſchrecklichen Lärm. Die Feinde, welche ſchon vorne waren, wollten umkehren, um ihrem Hintertrab zu helfen; aber jetzt ſtürzt auch bei ihnen der zweite Hinterhalt hervor, und es entſieht ein ſo erſchreckliches Getöſe, daß Alles ganz verwirrt wird. Der Graf von Mesgue ſchreit: Beim Teufel, wir ſind verrathen! Gott. was iſt das? und macht zugleich Miene, ſich zu wehren. Nun bricht aber auch der dritte Hinterhalt hervor, und die feindliche Kavallerie flieht in das Dorf, in der Hoffnung, ſich dort zu ſetzen; aber hier finden ſie Vieilleville's viertes Corps, zu dem kam noch das fünfte, das ſie in die Mitte bekam, und ſo übel zurichtete, daß der Graf von Mesgue durch ſein eigenes Fußvolk durchbrechen mußte, um ſich zu retten, denn überall traf er auf Feinde. Jetzt floh Alles, wo es nur hin konnte und der Sieg war vollkommen.

Es wurden vierhundert und fünfzig Gefangene gemacht, und elfhundert und vierzig waren auf dem Platz geblieben. Vieilleville hatte nur fünfzehn Mann verloren und ſehr wenige waren verwundet worden.

Es fiel dieſes an einem Donnerstag im October 1555 vor, und wurde durch die Klugheit und Thätigkeit auf dieſe Art eine Verrätherei am nämlichen Tage entdeckt und beſtraft. Die Mönche in Metz wurden in engere Verwahrung gebracht, die dreißig verkleideten Soldaten aber ließ Vieilleville frei, weil es brave Kerle wären, die ihr Leben auf dieſe Art zum Dienſt ihres Herrn gewagt hätten. Doch befahl er, daß ſie zu drei und drei mit ihren Mönchskleidern auf dem Arm und weißen Stäben durch die Stadt geführt und auf jedem Platz verleſen werden ſollte: dieſes ſind die Mönche der Königin von Ungarn u. ſ. w.

Vieilleville ſchickte dem König einen Courier mit der Nachricht dieſes Siegs. Eben dieſem war aufgetragen, Urlaub für ihn auf zwei Monate zu verlangen, indem er ſchon drei Jahre in ſeinem Gouvernement des Glücks beraubt ſey, Seine Majeſtät zu ſehen. Vieilleville hatte mehrere Urſachen, dieſen Urlaub zu verlangen. Einmal, wollte er nicht gegenwärtig ſeyn, wenn man den Guardian hinrichtete, da er ihm ſein Wort gegeben, ihm am Leben nichts zu thun; und doch hielt er es für unbillig, einen ſolchen Mordbrenner am Leben zu laſſen. Dann trug er auch den Plan einer in Metz zu erbauenden Citadelle im Kopf herum, die aber ſehr viele Unkoſten erforderte, da drei Kirchen abgetragen, und der König zweihundert und fünfzig Häuſer kaufen mußte, um die Einwohner daſelbſt wegzubringen und Platz zu gewinnen. Nun fürchtete er, daß, wenn er dieſen Plan nicht ſelbſt vorlegte, der Connetable beſonders dagegen ſeyn würde, da ohnedem eine Armee, welche unter dem Herzog von Guiſe nach Italien marſchiren ſollte, um Neapel wieder zu erobern, ungeheure Summen wegnahm, die man nirgends aufzutreiben wußte. Endlich war er auch davon benachrichtigt, daß der Kardinal von Lenoncourt, vom Kardinal von Lothringen unterſtützt, ihn in allen Geſellſchaften herunterſetze.

Der Urlaub wurde bewilligt und ſogleich der Herr von La Chapelle-Byron nach Metz abgeſchickt, das Gouvernement unterdeſſen zu übernehmen. Nachdem nun Vieilleville dem neuen Gouverneur Alles übergeben und ihn wohl unterrichtet hatte, reiſte er nach Hoſe und nahm nur den Grafen von Sault, dem er ſeine zweite Tochter, welche Hoſdame bei der Königin war, zugedacht hatte, mit ſich. Sobald er daſelbſt angekommen, entfernte ſich der Kardinal von Lenoncourt in eine ſeiner Abteien bei Fontainebleau. Der König empfing ihn ſehr wohl, und der darauf folgende Tag wurde ſogleich dazu beſtimmt, ihm den Orden umzuhängen, welches auch mit vieler Feierlichkeit geſchah. Nur der Kardinal von Lothringen als Ordenskanzler und der Connetable als älteſter Ritter fanden ſich nicht dabei ein. Dieſer wollte ſein gewöhnliches Kopfweh, jener die Kolik haben. Der König aber kannte wohl ihre Entſchuldigungen und Sprünge.

Der Kardinal von Lothringen hatte ſich vorgenommen, Vieillevillen im vollen Rath wegen Beeinträchtigung des Biſchofs von Metz in ſeinen Rechten anzugreifen, und er war ſo fein, den König zu bitten, ſich im Rath einzufinden, indem er einige wichtige Sachen vorzutragen habe. Der König, der nicht wußte, was es war, befahl ſogleich, die Räthe zu verſammeln, und da Jeder ſeinen Rang eingenommen hatte, fing der Kardinal eine Rede an, die, dem Eingang nach, außerordentlich lang dauern konnte. Er fing damit an, wie die Könige von Frankreich immer die Stütze der Kirche geweſen, brachte allerhand Beiſpiele aus der Geſchichte vor und kam endlich darauf, daß ein Pfeiler der Kirche, und einer von denen, aus deſſen Holze man Päpſte machte, große Klage über die Eingriffe habe, die man in ſeine geiſtlichen Rechte gethan habe. Vieilleville ſtand ſogleich ſchnell auf und bat den König, dem Kardinal Stillſchweigen aufzulegen und ihn reden zu laſſen; er merke wohl, daß von ihm die Rede ſey. Nun fing er an, ſich zu wundern, daß der Kardinal ſo hoch angefangen; er habe geglaubt, der heilige Vater und der heilige Stuhl ſeyen in Gefahr vor den Türken, und man wolle Se. Majeſtät bewegen, wie die alten Könige eine Kreuzarmee abzuſchicken. So aber wäre nur die Rede von dem Kardinal von Lenoncourt; er bedaure, daß die Reiſe Sr. Majeſtät nach Rom nicht Statt habe, und die Gelder zu einer großen Armee würden wohl im Coffre bleiben; welches ein Gelächter im Rathe erweckte. Nun ging er die Beſchwerden, welche der Kardinal haben konnte, ſelbſt durch, und widerlegte ſie Punkt vor Punkt zu ſeiner Rechtfertigung mit einer großen Beredſamkeit und Feinheit. Er bat endlich, daß der Kardinal von Lenoncourt, um ſeine weitern Klagen vorzubringen, ſelbſt erſcheinen und ſich nicht hinter die Größe und das Anſehen des Kardinals von Lothringen ſtecken möge; indem er hoffte, ihn auf dieſe Art zu verhindern, daß er nicht zum Wort kommen ſollte. Der König fragte darauf den Kardinal von Lothringen, ob er keinen andern Grund gehabt, ihn in Rath zu ſprengen, als dieſen? worauf der Kardinal antwortete, daß Se. Majeſtät nur einen Theil gehört hätten. Vieilleville will ja auch nicht, verſetzte der König, daß man ihm geradezu glaubt, und er verlangt, daß Lenoncourt ſelbſt erſcheine. Er befahl darauf, daß der Kanzler ihn auf morgen in den Rath beſcheiden ſollte. Uebrigens aber gab der König die Erklärung von ſich, daß er Alles billige, was Vieilleville in ſeinem Gouvernement gethan, und er ſtand gleichſam zornig von ſeinem Sitze auf. Der Kardinal von Lothringen legte die Hand auf den Magen, als wenn er Kolik hätte, ging ſogleich aus dem Rath hinaus und ließ den Kardinal von Lenoncourt augenblicklich von dem benachrichtigen, was vorgefallen, der dann ſogleich auch weiter vom Hof wegreiste, ſo daß ihn die, welche ihn in den Rath auf morgen einladen ſollten, nicht antrafen.

Kurz darauf legte Vieilleville dem König auch ſeinen Plan wegen der Citadelle vor, und er wußte ihm die Sache ſo wichtig vorzuſtellen, daß der König gleich darauf einging, ihm aber verbot, es nicht im Conſeil vorzutragen, wo gewiß der Connetable und der Herzog von Guiſe dagegen ſeyn würden, die Alles aufböten, drei Millionen zu ihrem projectirten italieniſchen Feldzug zu ſchaffen. Er habe getreue Diener in Paris, von denen er hoffe, ſogleich die zu dieſer Citadelle verlangte Summe zu erhalten, und er wolle ſich gleich noch heute nach Paris begeben, da er ohnedem wünſchte, daß man Fontainebleau, wo er ſchon acht Monate wohne, durchaus reinigte.

Vieilleville erhielt auch die Summe und kehrte damit ſogleich nach Metz zurück, um die nöthigen Anſtalten zur Erbauung dieſer Citadelle zu treffen. Es war hohe Zeit, daß er wieder zurückkam; denn es währte nicht lange, ſo entdeckte er eine neue

Verſchwörung, welche zwei Soldaten, Comba und Vaubonnet, angezettelt hatten, da ſie ſahen, daß der Herr von La Chapelle nicht ſonderlich wachſam an den Thoren war. Vieilleville hatte ihre Brüder rädern laſſen, weil ſie ein öffentliches Mädchen des Nachts mißhandelt und ihr die Naſe abgeſchnitten hatten. Das Mädchen hatte ſo geſchrieen, daß die ganze Stadt in Allarm gekommen war, Vieilleville ſich ſelbſt zu Pferd geſetzt und die Garniſon unter das Gewehr hatte treten laſſen. Sie hatten ſich an den Grafen von Mesgue gewendet, und bedienten ſich eines Tambours zu ihrem Hin- und Herträger, Namens Balafré. Die Königin von Ungarn, bei der Comba geweſen war, hatte ihnen zwölfhundert Thaler gegeben, wofür ſie ein Gaſthaus errichteten, und oft mit Lebensmitteln nach Thionville mit Paſſeport von La Chapelle, dem ſie manchmal Präſente brachten, auf dem Fluſſe hin und herfuhren. Den Grafen von Mesgue hatten ſie ſelbſt zweimal verkleidet in die Stadt gebracht, wo er Alles durchgeſehen hatte. Es war nun ſonderbarer Zufall, daß Vieilleville den Capitän dieſer Soldaten, Namens La Mothe-Gondrin, fragte, wie es käme, daß dieſe Soldaten, die einen gewiſſen ausgezeichneten Rang unter den Uebrigen hätten, ſich mit Gaſtirungen abgäben, welches unſchicklich ſey. Der Capitän antwortete, daß ſie, ſeit ihre Brüder gerädert worden, keine rechte Liebe zum Dienſt hätten; ſie wollten daher ihren Abſchied bald nehmen, doch wünſchten ſie vorher noch etwas zu erwerben.

Wie Vieilleville hörte, daß ſie Brüder der Geräderten ſeyen, ſo fiel es ihm gleich ein, daß etwas darunter ſtecken könne, und er ſchickte unverzüglich nach Comba, dem er ſagte, daß, weil er gut Spaniſch rede, er dem König einen Dienſt erweiſen könne, er ſolle nur mit ihm kommen, Geld und Pferde ſeyen ſchon bereitet. Er führte ihn hierauf in das Quartier des Capitäns Beauchamp, wo er dem Capitän ſogleich befahl, den Comba zu binden, bis Eiſen ankämen, und dafür zu ſorgen, daß Niemand etwas von dieſer Gefangennehmung erfahre. Dem Kameraden Vaubonnet aber läßt er ſagen, nicht auf Comba zu warten, indem er ihn auf vier Tage verſchickt habe.

Wie die Entdeckungen oft ſonderbar geſchehen, ſo auch hier. Der Bediente des Capitäns war ein Bruder des Tambours Balafré, und er hatte ihn oft mit dem Comba geſehen. Eben dieſer Bediente ſah jetzt durch das Schlüſſelloch den Comba binden, und läuft hin, es ſeinem Bruder zu ſagen. Dieſer bittet ſich bei Vieilleville eine geheime Audienz aus, wirft ſich ihm zu Füßen, entdeckt Alles und geſteht, daß er ſchon ſieben Mal in Thionville mit Briefen von Comba an den Grafen von Mesgue geweſen. Vieilleville zieht einen Rubin vom Finger, gibt ihn dem Tambour und verſpricht ſein Glück zu machen, wenn er ihm treu diente. Er nahm ihn darauf zu dem Comba, dem er befiehlt, an den Grafen zu ſchreiben, daß Alles gut gehe, und er durch den Weg, den ihm ſein Vertrauter anzeigen würde, ſeine Heerde zuſchicken ſollte, wo er ſodann Wunder erfahren würde. Vieilleville dictirte ſelbſt den Brief, nachdem ihn der Balafré von dem unter ihnen gewöhnlichen Styl benachrichtigt hatte. Der Tambour beſtellt den Brief richtig und bringt die Antwort mit, daß vom Mittwoch auf den Donnerstag (es war Dienstag) um Mitternacht die Truppen da ſeyn ſollten.

Um ſein Vorhaben noch beſſer zu decken, ließ Vieilleville ſeine Capitäns rufen, und ſagte ihnen, daß der Herr von Vaudemont, mit dem er in Feindſchaft lebte, vom Hof zurückkomme, und daß er ihm entgegen gehen wolle, doch nicht als Hofmann, ſondern im kriegeriſchen Ornat und als zum Streit gerüſtet. Sie ſollten daher Alles ſogleich in den Stand ſetzen, und er wolle morgen gegen fünf Uhr mit tauſend Mann Schützen und ſeiner ganzen Kavallerie ihm entgegen gehen, er hoffe, daß dieſes Zeichen der Ausſöhnung dem König wohl gefalle. Heimlich läßt er aber den Tambour kommen und geht mit ihm zu Beauchamp, wo Comba dem Grafen ſchreiben muß, daß ſich Alles über Erwartung gut anlaſſe, indem Vieilleville mit ſeinen beſten Truppen weggehe, und er alſo ſicher kommen könne.

Der Graf von Mesgue, ſehr erfreut darüber, bedient ſich der nämlichen Liſt und ſchreibt Vieillevillen, wie der Graf Aiguemont im Sinn habe, dem Herrn von Vaudemont entgegen zu gehen, und er daher, da ſie ſein Gebiet beträten, ihn davon benachrichtigen wolle, indem ſie nicht im Sinn hätten, die geringſte Feindſeligkeit auszuüben, da ohnedem jetzt Waffenſtillſtand zwiſchen ihren Herren ſey. Dieſen Brief ſchickte er durch einen Courier ab. Dem Tambour aber gab er einige Zeilen mit, worin er den Comba benachrichtigt, daß er nur noch einen Tag länger warten ſolle, indem der Graf von Mannsfeld bei der Partie ſeyn wolle und auch noch Truppen mitbringe. Auf dieſes ließ Vieilleville ſeine Capitäns wiſſen, daß Herr von Vaudemont einen Tag ſpäter nach Metz kommen würde, und ſie alſo erſt Donnerstags um vier Uhr abgehen würden.

Vieilleville hoffte gewiß, ſie wieder in die Falle zu bekommen, allein das Project mißlang, denn der Capitän Beauchamp ließ ſich durch die kläglichen Bitten des Comba bewegen, ihm Mittwochs um die Mittageſſenszeit ſeine Eiſen auf kurze Zeit herunter zu nehmen. Er geht darauf in den Keller, um Wein zu holen, denn er traute ſonſt Niemanden, und Comba muß ihm leuchten. Wie er aber ſich bückt, um den Wein abzulaſſen, gibt ihm Comba einen Stoß, daß er zur Erde fällt, ſpringt die Treppe hinauf, läßt die Thür fallen ſchließt ſie zu, und geht auf die Alte los, bei der er in Beauchamps Quartier verborgen war; dieſe ſchlägt er ſo lange, bis ſie ihm die Schlüſſel der Thür gibt und ſo rettet er ſich. Beauchamp ſchreit indeſſen wie raſend, bis man ihm aufmacht, wobei er beinahe Hand an ſich legte, als er die Thüren eröffnet findet. Er entſchließt ſich jedoch, zu Vieilleville zu gehen, der zwar ſchon gegeſſen, aber noch an der Tafel mit ſeinen Capitäns ſaß und von der bevorſtehenden Reiſe ſprach. Beauchamp ruft ihm gleich entgegen, daß Comba ſich geflüchtet habe und er um Vergebung bitte. Vieilleville wirft ſogleich ſeinen Dolch nach ihm, ſpringt auf ihn zu und will ihn umbringen. Beauchamp aber flieht und die andern Capitäns ſtellen ſich bittend vor ihn. Sogleich wurden alle Thore geſchloſſen. Vaubonnet mit dreißig hereingekommenen verkleideten Soldaten ſollte gefangen genommen werden; ſie hatten aber ſchon Wind erhalten und es retteten ſich mehrere, doch wurde der größte Theil auf der Flucht niedergemacht; einige warfen ſich über die Mauern in den Fluß. Vieilleville ließ ſogleich nach Comba und Beauchamp in der ganzen Stadt in jedem Haus nachſuchen und Erſtern fand man bei einer Wäſcherin verborgen. Er ließ den Rädelsführern ſogleich den Proceß machen. Comba und Vaubonnet wurden von vier Pferden zerriſſen und die gefangenen verkleideten Soldaten theils gerädert, theils gehenkt. Der Graf von Mesgue bekam nun frühzeitig genug Nachricht davon, und fing nun an zu glauben, Vieilleville habe einen Bund mit dem Teufel, da er auch die allergeheimſten Anſchläge erführe.

Dieſer vereitelte Anſchlag war Vieillevillen ſo zu Herzen gegangen, daß er in eine tödtliche Krankheit fiel, wo man drei Monate lang an ſeinem Aufkommen zweifelte. Der König ſchickte einen ſeiner Kammerjunker nach Metz, um zu ſehen, wie es mit Vieillevillen ſtünde, ſchrieb ſelbſt an ihn, und verſicherte ſeinem Schwiegerſohn Eſpinay die Gouverneurſtelle von Metz. Dieſe außerordentliche Gnade hatte einen ſolchen Einfluß auf ihn, daß ſie ihn wieder in's Leben rief; auch beſſerte es ſich mit ihm von dieſem Tag an; er ſchickte einen Haufen Aerzte fort, welche ihm von verſchiedenen Prinzen waren zugeſchickt worden, und erholte ſich ganz, obgleich ſehr langſam, wieder. Er ging, ſobald er das Reiſen vertragen konnte, mit ſeiner Familie nach Dureſtal, wo er ſich acht Monate aufhielt und ſeine Geſundheit wieder herſtellte.

Sobald Vieilleville ſich auf ſeinem Gut Dureſtal ganz erholt hatte, begab er ſich gegen Ende des Jahrs 1557 nach Paris zum König, wo er diejenigen Anſtalten verabredete, die in ſeinem Gouvernement von Metz nöthig waren; beſonders ſuchte er die Garniſon daſelbſt zu beruhigen, der man vier Monate Sold ſchuldig und die deßhalb zum Aufruhr ſehr geneigt war. Dieſe ausbleibende Zahlung ſetzte den unterdeſſen in Metz commandirenden Herrn von Sennecterre in große Verlegenheit, denn man hatte aus dieſer Stadt zwölf Compagnien regulärer Truppen gezogen, um ſie zu einer Expedition nach Neapel zu brauchen, und hatte dafür ſo viel von der Miliz von Champagne und Picardie, die undiſciplinirteſten Truppen von der Welt, hineingelegt; ohne einige alte Offiziere und ohne die Gensd'armes würde Herr von Sennecterre nicht mit ihnen fertig geworden ſeyn. Vieilleville ſchrieb indeſſen an den Großprofoſen von Metz, unfehlbar genaue Unterſuchungen über dieſes tumultuariſche Betragen anzuſtellen, auch dabei die Capitäns, die dergleichen begünſtigt, nicht zu verſchonen, denn er wolle das Sprichwort: „Erſt muß man den Hund und „dann den Löwen ſchlagen,“ umkehren, und er habe es ſich geſchworen, die Löwen recht zu ſtriegeln, damit die Hunde zittern und vor Furcht umkommen möchten.

Vieilleville kam ganz unverſehens eines Morgens mit ſiebenzig Pferden vor den Thoren von Metz an, welches die Schuldigen in großes Schrecken ſetzte. Der Großprofos fand ſich ſogleich mit ſeinem Unterſuchungsgeſchäft ein, und kurz darauf, nachdem auf verſchiedenen Plätzen ſtarke Detaſchements ausgeſtellt waren, wurden drei Capitäns, die beſchuldigt wurden, daß ſie ſich an der Perſon des Herrn von Sennecterre vergriffen und auf ſeine Wache geſchoſſen, vor ihn gebracht. Hier mußten ſie auf den Knieen Abbitte thun; der Scharfrichter war nicht weit entfernt, der ihnen ſodann, nachdem ſie in einen Keller geführt worden, die Köpfe abſchlug. Dieſe Köpfe wurden an die drei Hauptplätze zum großen Schrecken der Miliztruppen, die unter dem Namen Legionaires dienten, aufgeſteckt. Sobald dieſe ſich auch nur zeigten oder zuſammentraten, um vielleicht Vorſtellungen zu thun, wurden ſie ſogleich zurückgeſtoßen, ja oft mit Kugeln abgewieſen. Hundert von dieſen Soldaten hatten ſich doch mit den Waffen auf einen Platz verſammelt. Vieilleville erfuhr es und ſchickte ſogleich den Sergent-Major St. Chamans dahin ab mit einer zahlreichen Bedeckung, um ſie zu fragen, was ſie da zu thun hätten. Sie waren ſo unklug zu antworten, daß ſie ihre Kameraden hier erwarteten, um Rechenſchaft über ihre Capitäns zu haben. Kaum hatten ſie dies geſagt, ſo ließ St. Chamans eine ſolche Salve geben, daß vierzig bis fünfzig ſogleich auf dem Platze blieben und die Andern davon liefen, die jedoch alle arretirt und hingerichtet wurden. Die drei Lieutenants der enthaupteten Capitäns fürchteten, es möchte auch an ſie die Reihe kommen, lieſſen alſo Vieilleville um ihren Abſchied bitten, denn ſie konnten ohne dieſen nicht aus den Thoren kommen, da ſie ſehr gut beſetzt waren. Er unterzeichnete ihn aber nicht, ſondern ließ ihnen nur mündlich ſagen: ſie könnten gehen, wohin ſie wollten; dergleichen Anführer brauchte weder der König noch er. Sie machten ſich ſogleich auf und zogen zum Thor hinaus, hatten aber auch bei hundert Soldaten von ihrer Compagnie überredet, mitzugehen. Vieilleville erfuhr dieſes und ſchickte ſogleich ein Commando nach und ließ ſie alle niedermachen. Kaum durfte einer von den Legionaires ſich regen, ſo wurde er bei dem Kopf genommen, und zwar waren ihre Hauswirthe die Erſten, welche die Schuldigen verriethen. Sie wurden dadurch ſo in Angſt gebracht, daß ſie nicht wußten, was ſie thun ſollten, bis man ihnen endlich rieth, ſich an den Schwiegerſohn von Vieilleville, Herrn von Eſpinay, zu wenden, um ihre Verzeihung zu erhalten, welches auch geſchah, und Vieilleville ließ ſie alle vor ſich kommen, wo er ihnen noch eine große Strafpredigt hielt und ſie ſodann aufſtehen hieß, denn ſie lagen alle vor ihm auf den Knieen. Dieſe Ausſöhnung erregte eine große Freude, und das mit Recht, denn Vieilleville hatte ſchon die Idee, als er erfuhr, daß die Legionaires unter dem Herrn von Senneterre zehn Tage lang nicht auf die Wache gezogen und alſo die Stadt unbewacht gelaſſen, alle vor die Thore hinausrufen, ſie da umzingeln und zuſammenſchießen zu laſſen. Vieilleville glaubte aber doch noch immer vorſichtig ſeyn zu müſſen, und machte drei Monate lang die Runden in der Stadt immer ſelbſt und das oft viermal die Woche. Einmal trifft er einen Legionair ſchlafend unter dem Gewehr an, den er ſogleich mit den Worten niederſtieß: er thue ihm nichts zu leid, denn er ließe ihn da, wie er ihn gefunden, und er ſolle wenigſtens zum Exempel dienen, wenn er nicht zur Wache dienen wolle.

Vieilleville, nachdem er Alles in Ordnung gebracht hatte, nahm ſich nun vor, den Deutſchen Thionville abzunehmen, und ließ ſich deßhalb in größter Eil und ſehr geheim einen gewiſſen Hanns Klauer von Trier kommen, dem er einmal das Leben geſchenkt, und den er als einen tüchtigen Kerl hatte kennen lernen. Dieſen beſchenkte er ſogleich und ſuchte ihn zu ſeinen Projekten geſchickt zu machen. Er verſprach ihm noch überdies eine Compagnie deutſcher Reiter in des Königs Sold zu verſchaffen, wenn er nach Thionville ginge, den ganzen Zuſtand des Orts und die Stärke der Beſatzung bis auf das Maß der Gräben erforſchte und ihm in acht Tagen Nachricht gäbe. Nur ſolle er Morgens vor Tag aus einem, dem Weg nach Thionville entgegengeſetzten Thore gehen, an dem er ſich ſelbſt befinden wolle, um ihm zu ſagen, was ihm allenfalls noch eingefallen wäre.

Hanns Klauer brachte ihm auch in acht Tagen einen ſo umſtändlichen Bericht von Thionville, daß Vieilleville über ſeinen Fleiß und Geſchicklichkeit ganz erſtaunt war, und ihm ſogleich eine Summe zuſtellte, mit der er nach Trier zurückgehen und eine Compagnie Reiter aufrichten ſollte; doch ſollte ſie durchgängig nur aus gebornen Deutſchen beſtehen. Dieſen Bericht über Thionville ließ Vieilleville durch ſeinen Secretär Carloir ſehr ſtudiren und gleichſam auswendig lernen, ſchickte ihn zum König, damit er, wenn er vom Feinde würde aufgefangen werden, deſto leichter durchkäme. Dieſer traf den König in Amiens, und berichtete ihm, daß Vieilleville in ſieben Tagen Thionville wegzunehmen ſich anheiſchig mache, und da er wiſſe, daß alle Truppen nach Italien geſchickt ſeyen, ſo wolle er ſechs Regimenter Landsknechte und ſieben Compagnien Reiter in Deutſchland werben laſſen; auch habe er dazu durch ſeinen Credit hunderttauſend Livres irgendwo gefunden. Der König genehmigte Alles ſogleich, lobte Vieilleville ſehr darüber, daß er immer wachſam und in ſeinem Dienſte geſchäftig ſey, wies ihm die Einnahme der ganzen Provinz zu dieſer Expedition an, und ernannte ihn zum Generallieutenant der Armee in Champagne, Lothringen, dem Lande Meſſin und Luxemburg. Die Werbung in Deutſchland ging ſo gut von Statten, daß in Kurzem die verlangten Regimenter marſchiren konnten.

Sobald Vieilleville dieſes erfuhr, zog er mit ſeiner Beſatzung aus Metz gegen Thionville, ließ die Truppen, welche zu Toul und Verdun in Beſatzung lagen zu ihm ſtoßen, und eröffnete, zu nicht geringem Erſtaunen des Grafen von Carebbe, der in Thionville commandirte, die Belagerung dieſer Stadt. Gegen Luxemburg ſchickte er ſechs Compagnien zu Fuß, um von Thionville aus mit dem Grafen von Mesgue die Communication zu verhindern. Jetzt kam auch ſeine Artillerie an, die er in ſeinem Arſenal zu Metz hatte zurichten laſſen; ſie beſtand aus zwölf Kanonen von ſtarkem Kaliber, aus zehn Feldſchlangen von achtzehn Fuß lang und aus andern leichten Stücken. Kurz darauf trafen auch die fremden Truppen ein, und alles dieſes zuſammen machte eine gar artige kleine Armee aus, denn es waren nur allein ſechs junge deutſche Prinzen aus den Häuſern Lüneburg, Simmern, Würtemberg u. a. dabei, die ſich unter einem ſo großen Meiſter in den Waffen verſuchen wollten. Die ganze Armee mochte ungefähr aus zwölftauſend Mann beſtehen.

Unterdeſſen war der Herzog von Guiſe aus Italien zurückgekommen, und, da der Connetable bei St. Quentin gefangen war, zum Generallieutenant von ganz Frankreich ernannt worden. Dieſer bekam Nachricht von der Armee des Vieilleville, und ſchickte ſogleich einen Courier an ihn ab, der eben ankam, als die Artillerie anfangen ſollte gegen die Stadt zu ſpielen. Vieilleville bekam ein Schreiben des Inhalts: daß er warten möchte, indem der Herzog dabei ſeyn und die Entrepriſe führen wollte, wie es ihm als Generallieutenant von Frankreich zukäme.

Vieillevillen war dieſe Dazwiſchenkunft höchſt unangenehm; er ließ ſich aber jedoch nichts merken, und ſagte dem Courier, daß der Herzog von Guiſe willkommen ſeyn und man ihm wie dem Könige gehorchen würde. Es wäre aber dem Unternehmen auf Thionville nichts ſo nachtheilig als der Verzug, und er ſähe wohl voraus, daß die Verzögerung der Ankunft des Herzogs den Dienſt des Königs bei dieſer Sache nichts weniger als befördern würde. Der Courier verſicherte ihn, daß er in zehn Tagen hier ſeyn würde: „Was,“ ſagte Vieilleville, „wenn er „mir die Hände nicht gebunden hätte durch ſeinen „Titel als Generallieutenant von ganz Frankreich, ſo „ſtehe ich mit meinem Kopf dafür, ich wäre in zwei „Stunden in Thionville und vielleicht in Luxemburg „geweſen. Jetzt wird er vielleicht in drei Wochen „nicht ankommen und der Graf von Mesgue hat „gute Zeit ſich in Luxemburg feſtzuſetzen.“

Der Herzog von Guiſe kam auch wirklich erſt in zwanzig Tagen an. Voraus ſchickte er den Großmeiſter der Artillerie nach Metz, um Alles anzuſehen. Dieſer fand eine ſolche Ordnung und ſo hinreichende Maßregeln bei dieſer Unternehmung, daß er öffentlich behauptete, der Herzog von Guiſe hätte wohl wegbleiben können, und es müſſe einen Mann von Ehre ſehr verdrießen, wenn die Prinzen ihnen kein Glück gönnten und da, wo Ehre einzuernten ſey, gleich kämen und ihnen die Frucht ihrer Mühe und Arbeit wegnähmen. Der Herzog hat gut hinunterſchlucken, rief er endlich ganz entrüſtet aus, denn er findet Alles vorgekaut. Als der Herzog die ganze Artillerie muſterte, riefen Offiziere zum großen Gelächter: „Nur fort, vor Thionville, wo wir Alle ſterben wollen; es iſt ſchon lange, daß wir Sie erwarten.“

Nun ſollte Kriegsrath gehalten werden, wo der Ort am Beſten anzugreifen ſey. Vieilleville ſagte, daß er nicht ſo lange gewartet, um dieſes zu erfahren, und er zeigte ein kleines Thürmchen, wo er auf ſein Leben verſicherte, daß dieſes der ſchwächſte Ort der Stadt ſey. Allein der Marſchall von Strozzy antwortete, daß man vorher die Meinung der andern Befehlshaber hören müſſe. Sie verſammelten ſich daher auf's Neue in der Wohnung des Herzogs. Als ſie dahin gingen, nahm der Herr von La Mark Viellevillen bei Seite und ſagte ihm, daß er in dem Kriegsrath nicht auf ſeiner Meinung beſtehen ſolle, denn der Herzog und Strozzy hätten ſchon beſchloſſen, Thionville an einem andern Ort anzugreifen, damit er die Ehre nicht haben ſollte; auch ſey der Herzog ſehr aufgebracht, daß Vieilleville den Titel eines Generallieutenants über dieſe Armee ausgewirkt habe, denn er behauptete, es könne nur einen einzigen geben, und dieſer ſey er ſelbſt.

In dem Kriegsrath ſtellte Strozzy nun vor, daß die Stadt von der Seite des Fluſſes und nicht bei dem kleinen Thurm müſſe angegriffen werden, welcher Meinung auch alle Anweſenden beipflichteten, da ſie Strozzy als einen vortrefflichen und erfahrnen Feldherrn anſahen. Der Herzog fragte jedoch auch Vieillevillen darum, der dann antwortete: wenn er das Gegentheil behauptete, müſſe er das ganze Conſeil widerlegen und er wolle ſich nur dabei beruhigen, damit er in dem Dienſt des Königs keinen Aufenthalt verurſache.

Nun wurden die Kanonen aufgepflanzt und ſo gut bedient, daß in kurzer Zeit über dem Fluß die feindliche Artillerie zerſchmettert wurde und eine anſehnliche Breſche entſtand; jetzt triumphirte ſchon der Herzog und Strozzy, und es wurde mit Verachtung von dem Plan Vieilleville's geſprochen. Ein Hauptſturm wurde angeſtellt, die Soldaten mußten durch den Fluß waten; allein ſie wurden bald abgewieſen und konnten nicht einmal handgemein werden; denn es fanden ſich Schwierigkeiten mancher Art, die man nicht vorausgeſehen hatte. Der Herzog und Strozzy waren ſehr verlegen darüber; um aber doch ihren Plan auszuführen, ließen ſie mit unendlicher Mühe die Kanonen über den Fluß bringen und es gelang ihnen, ſie bei der Breſche aufzuführen. Jetzt aber entdeckten ſie, woran der Marſchall nicht gedacht hatte, einen breiten Graben von vierzig Fuß Tiefe; dieſen beim Sturmlaufen hinunter und wieder heraufzukommen, war unmöglich, und ſo geſchah es ſehr wunderbar, daß unſere Kanonen auf den Mauern ſtanden und wir doch nicht in die Stadt konnten.

Den ſechzehnten Tag der Belagerung befahl Strozzy, auch die Feldſchlangen über den Fluß zu bringen und die Stadt zuſammen zu ſchießen. Er wagte ſich ſelbſt ſo weit, daß er eine Musketenkugel in den Leib bekam, woran er nach einer halben Stunde ſtarb. Der Herzog ſtand neben ihm, dieſem ſagte er: „Beim Henker, mein Herr, der König verliert heute einen treuen Diener und Euer Gnaden auch." Der Herzog erinnerte ihn an ſein Heil zu denken, und nannte ihm den Namen Jeſus: „Was für einen Jeſus führt Ihr „mir hier an? Ich weiß nichts von Gott — mein „Feuer iſt aus" — und als der Prinz ſeine Ermahnungen verdoppelte und ihm ſagte, daß er bald vor Gottes Angeſicht ſeyn werde, antwortete er: „Nun, „beim T—! ich werde da ſeyn, wo alle Andern ſind, „die ſeit ſechstauſend Jahren geſtorben," und mit dieſen Worten verſchied er. So endigte ſich das Leben eines Mannes, der keine Religion hatte, wie er ſchon den Abend vorher, da er bei Vieilleville ſpeiste, zu erkennen gab, als er anfing zu fragen: und was machte Gott, ehe er die Welt ſchuf? worauf Vieilleville ganz beſcheiden ſagte: daß nichts davon in der heiligen Schrift ſtehe, und da, wo ſie nichts davon ſagte, man auch nicht weiter forſchen ſolle. Es iſt eine ganz artige Sache, ſagte Strozzy darauf, dieſe heilige Schrift, und ſehr wohl erfunden, wenn ſie nur wahr wäre; worauf Vieilleville ſich ſtellte, als wenn er die Kolik hätte, und hinaus ging und ein Gelübde that, mit einem ſolchen Atheiſten niemals etwas zu thun zu haben.

Jetzt wendete ſich der Herzog an Vieilleville, erinnerte ihn an ſein Verſprechen, das er dem König gethan, Thionville in ſieben Tagen einzunehmen, und bat ihn, Alles ſo auszuführen, wie er es für gut finde; er wolle ſich in nichts mehr mengen. Nun fing Vieilleville auf ſeiner Seite die Trancheen an, ließ Artillerie von Metz kommen und ſchon den dritten Tag wurde das kleine Thürmchen zuſammengeſchoſſen; den ſechsten wagte man einen Generalſturm, Vieilleville an der Spitze, allein er wurde abgeſchlagen und es blieben viele Leute dabei, unter andern auch Hanns Klauer. Vieillevillen wurde der Kamm oben an ſeinem Helm weggeſchoſſen; nach einer kurzen Erholung aber nahm er neue Truppen und ſetzte den Sturm ſo heftig fort, daß er mit dreißig Mann in die Stadt drang; Carebbe erſchrak darüber und capitulirte ſogleich. Die ganze Garniſon und alle Einwohner mußten den andern Morgen aus der Stadt ziehen, und es war erbärmlich anzuſehen, wie Greiſe, Väter und Kinder, Kranke und Verwundete, ihre Heimat verließen. Jedermann hatte Bedauern mit ihnen; nur der Herzog von Guiſe blieb hart dabei. In Thionville wurden nun franzöſiſche Unterthanen geſetzt, an welche die Häuſer verkauft wurden; das daraus gelöste Geld ſtellte Vieilleville theils dem königlichen Schatzmeiſter zu, theils belohnte er damit ſeine Soldaten, die ihm bei der Belagerung gute Dienſte geleiſtet hatten. Er ſelbſt behielt nichts davon, ob er gleich das größte Recht daran hatte.

Er vermuthete immer, der König von Spanien werde vor Thionville kommen, und war feſt entſchloſſen, dieſe Stadt zu behaupten, indem er es ſich zur Ehre rechnete, gegen einen ſo mächtigen Monarchen, den Sohn Kaiſer Karls V., zu fechten. Allein der König von Spanien zog mit einem betächtlichen Heer gegen Amiens, der König von Frankreich ihm entgegen und ſchickte Vieillevillen deßwegen den Befehl, ihm ſo viel Truppen als möglich, zuzuſchicken. Beide Heere, jedes von ſechzigtauſend Mann, ſtanden jetzt gegen einander; beide Könige wünſchten den Frieden, aber keiner wollte die erſten Vorſchläge thun.

Vieilleville, der dieſe Verlegenheit in der Ferne merkte, ſchickte in der größten Stille und ohne Jemandes Wiſſen, einen ſehr kühnen und beredten Mönch zum König von Spanien; dieſer mußte ihm, als aus Eingebung Gottes, vom Frieden reden. Er wurde gnädig angehört und ihm aufgetragen, eben dieſe Eingebungen dem König von Frankreich vorzutragen, und ſo wurde die Negociation angefangen, wofür der König Vieillevillen den größten Dank ſchuldig zu ſeyn glaubte, indem er auch hier durch ſeine Klugheit aus der Ferne hergewirkt und ſo vieles Blut verſchont habe, das durch eine Schlacht würde vergoſſen worden ſeyn.

Nachdem nun der Friede geſchloſſen worden, wünſchte der König Vieillevillen zu ſprechen, und er wurde beordert, an den Hof zu kommen, wo er ſehr gut empfangen wurde; beſonders gefiel es der Königin ſehr wohl, daß er nach der Belagerung von Thionville unter die deutſchen Prinzen und Feldherrn goldne Medaillen vertheilt habe, auf deren einer Seite des Königs und auf der andern Seite der Königin Bruſtbild vorgeſtellt war und dieſes letztere ſo gleichend, daß auch der berühmteſte Künſtler im Portraitiren damaliger Zeit, Namens Janet, dieſes geſtehen mußte. Der König unterhielt ſich oft und viel mit Vieilleville und kam ſelbſt darauf zu reden, daß der Herzog von Guiſe das Unternehmen auf Luxemburg und die ſchnelle Eroberung von Thionville gehemmt habe. Auch fragte er nach dem kläglichen Ende des Marſchalls Strozzy, wo aber Vieilleville als feiner Hofmann antwortete, daß man hier die Gnade Gottes obwalten laſſen müſſe und es nicht ſchicklich ſeyn würde, dieſes weiter zu verbreiten. Strozzy war nämlich nahe mit der Königin verwandt. Bei dieſer Gelegenheit bekam Vieilleville das Brevet als Marſchall von Frankreich, und der König machte ihm den Vorwurf, warum er ihm nicht ſogleich um dieſe Charge geſchrieben habe, als Strozzy geſtorben, wo er ſie dann gewiß ihm und nicht dem Herrn von Thermes würde gegeben haben. Vieilleville antwortete darauf: daß er ſeinem König nicht zugemuthet hätte, ſo lange der Feldzug dauerte, dieſe Charge zu beſetzen, indem Alle, die darauf Anſpruch machten, um ſie zu verdienen, ſich hervorthun, hingegen von der Armee abgehen würden, wenn die Ernennung geſchehen ſey; wie dies auch wirklich nach der Ernennung des Herrn von Thermes der Fall war, wo zehen bis zwölf Große mit beinahe zweitauſend Pferden die Armee verließen.

Der König wünſchte, daß Vieilleville den Friedensunterhandlungen mit Spanien in Chateau Cambreſis beiwohnte, welches er auch that, und er brachte es durch ſeine weiſen Rathſchläge in Kurzem ſo weit, daß ſie den 7. April 1559 abgeſchloſſen waren, mit welcher Nachricht er ſelbſt an den König geſchickt wurde. Der König erklärte bei dieſer Gelegenheit, daß Frankreich und ganz Europa, nach Gott, dieſen Frieden Niemand als ihm ſchuldig ſey, denn durch den Mönch habe er den erſten Anſtoß geben laſſen. Der Schatzmeiſter mußte vierzehn Säcke, jeden mit tauſend Thalern, bringen, wovon der König ihm zehn und ſeinem Schwiegerſohn und Neffen, Eſpinay und Thevalle, viere ſchenkte.

Kurz darauf trafen die ſpaniſchen Geſandten in Paris ein; es befanden ſich dabei außer dem Herzog von Alba fünfzehn bis zwanzig Prinzen, denen einen ganzen Monat lang große Feten gegeben wurden. Während derſelben ſuchte der Kardinal von Lothringen den König zu überreden, eine Sitzung im Parlament zu halten und ein Mercuriale daſelbſt anzuſtellen. Es hat dies den Namen von dem Mittwoch (Dies Mercurii), weil an dieſem Tage ſich alle Präſidenten und Räthe gegen hundert bis hundert und zwanzig Perſonen in einem großen Saal verſammeln, um über die Sitten und ſowohl öffentliche als Privatlebensart dieſes Gerichtshofes Unterſuchung anzuſtellen. Der König ſollte bei einer ſolchen Gelegenheit durch ſeinen Generalprocurator vortragen laſſen, daß unter ihrem Corps Manche ſich befänden, deren Glauben verdächtig ſey und die der falſchen Lehre Luthers anhingen; man könne es ſchon daraus ſchließen, daß alle, die der Ketzerei beſchuldigt würden, losgeſprochen und kein Einziger zum Tod verdammt würde. „Und ſollte dieſes,“ ſetzte der Kardinal hinzu, „auch nur dazu dienen, dem König von Spanien, zu zeigen, daß Ew. Majeſtät feſt am Glauben halten, und daß Sie in Ihrem Königreiche nichts dulden wollen, was Ihrem Titel als Allerchriſtlichſter König entgegen iſt. Es würde den Prinzen und Großen Spaniens, die den Herzog von Alba hieher begleitet haben, um die Heirath ihres Königs mit Ew. Majeſtät Tochter zu feiern, ein ſehr erbauliches Schauſpiel ſeyn, ein halbes Dutzend Parlamentsräthe auf öffentlichem Platz als lutheriſche Ketzer verbrennen zu ſehen.“ Der König verſtand ſich zu einer ſolchen Sitzung und beſtimmte ſie gleich auf den andern Tag.

Vieillevillen, der, als erſter Kammerjunker, in des Königs Kammer ſchlief, ſagte der König was er vorhabe, worauf jener antwortete, daß der Kardinal und die Biſchöfe dieſes wohl thun könnten, für Se. Majeſtät ſchicke es ſich aber nicht; man müſſe den Prieſtern überlaſſen, was nur eine Prieſterſache ſey. Da der König deſſenungeachtet bei ſeinem Vorhaben blieb, erzählte ihm Vieilleville, was einſtmals zwiſchen König Ludwig XI. und dem Marſchall von Frankreich, Johann Rouault, vorgefallen. Ludwig XI., bei welchem der Biſchof von Angiers ſehr in Gnaden ſtand, befahl dieſem, nach Lyon zu gehen und die ſechstauſend Italiener in Empfang zu nehmen, die man ihm als Hülfstruppen zuſchickte. Der Marſchall, der zugegen war, und es übel aufnahm, daß man nicht an ihn dachte, ſtellte ſich gleich darauf dem König mit dreißig bis fünfzig Edelleuten geſtiefelt und geſpornt vor und fragte ihn ganz trotzig, ob Se. Majeſtät nichts nach Angiers zu befehlen habe? Der König fragte, was ihn ſo ſchnell und unvermuthet dahin führe? Der Marſchall antwortete, daß er dort ein Capitel zu halten und Prieſter einzuſetzen habe, indem er eben ſowohl den Biſchof vorſtellen könne, als der Biſchof den General vorſtelle. Der König ſchämte ſich darüber, daß er die Ordnung ſo umgekehrt, ließ den Biſchof, der ſchon auf der Reiſe war, wieder zurückrufen und ſchickte den Marſchall nach Lyon. Eben ſo, fuhr Vieilleville fort, müßte der Kardinal, wenn Ew. Majeſtät die Geſchäfte eines Theologen oder Inquiſitors verſähen, uns Soldaten lehren, wie man die Lanze bei Tournieren fällt, wie man zu Pferde ſitzen muß, wie man ſalutirt und rechts und links ausbeugt. Ueberdies wollten Ew. Majeſtät die Freude mit der Traurigkeit paaren? Denn Letzteres würde der Fall ſeyn, wenn ſolche blutige Hinrichtungen während der Hochzeitfeierlichkeiten vorfielen.

Der König nahm ſich darauf vor, nicht hinzugehen. Der Kardinal erfuhr es ſogleich, und da er in der Nacht den König nicht ſprechen konnte, verſammelte er die ganze Geiſtlichkeit den andern Morgen mit dem Früheſten bei dem König, und machte ihm die Hölle ſo heiß, daß er glaubte, ſchon verdammt zu ſeyn, wenn er nicht hinginge, und der Zug ſetzte ſich ſogleich in Marſch. Bei der Sitzung ſelbſt vertheidigte einer der angeklagten Räthe Anne du Bourg ſeine Religion mit ſolchem Eifer und Feſtigkeit, daß der König ſehr aufgebracht wurde; auch hörte er, als er durch die Straßen zurückging, vieles Murren, ſo daß er nachher geſtand, wie es ihm ſehr gereue, den Rath des Vieilleville nicht befolgt zu haben.

Den erſten Juni 1559 eröffnete der König das große Tournier, mit welchem die Vermählung der Prinzeſſin Eliſabeth mit Philipp II. gefeiert wurde, und die Spanier zeigten ſich bei dieſer Gelegenheit beſonders ungeſchickt. Vieilleville hob einen Spanier, der gegen ihn rannte, aus dem Sattel, und warf ihn über die Schranken mit einer unglaublichen Leichtigkeit und Geſchicklichkeit. Um einigermaßen von dieſen körperlichen Anſtrengungen in den Tournieren auszuruhen, ging die Hochzeit der Madame Eliſabeth mit dem König von Spanien, in deſſen Namen der Herzog von Alba ſie heirathete, vor. Die friedlichen Feierlichkeiten dauerten gegen acht Tage; der König brach ſie ab, weil er leidenſchaftlich das Tournieren liebte und dieſes wieder anfangen wollte.

Vieilleville rieth dem König davon ab, indem ſich die franzöſiſche Nobleſſe ſchon hinreichend gezeigt hätte, es jetzt auch Zeit ſey, an die Hochzeit des Herzogs von Savoyen mit Madame Margaretha, ſeiner Schweſter, zu denken. Der König antwortete darauf, daß erſt gegen Ende des Julius Alles dazu bereit ſeyn könne, indem er Piemont, Savoyen und mehrere andere Beſitzungen bei dieſer Gelegenheit abtreten wolle. Vieilleville war ganz erſtaunt darüber, und ſagte dem König offenherzig, wie er nicht begreifen könne, wegen einer Heirath Länder wegzugeben, die Frankreich mehr als vierzig Millionen und hunderttauſend Menſchen gekoſtet hätten. Einer königlichen Prinzeſſin gäbe man höchſtens hundert und fünfzigtauſend Thaler mit, und wenn auch Madame Margaretha ihr Leben in einer Abtei endigte, ſo würde dieſes nicht der erſte und letzte Fall bei einer königlichen Prinzeſſin ſeyn, die ohedem ſchon vierzig Jahr alt ſey. Der Connetable, der dieſes alles ſtatt ſeiner Ranzion verhandle, übe ſein Recht wohl aus, denn man ſage gewöhnlich, daß in einer großen Noth ein Connetable den dritten Theil vom Königreich verſetzen dürfe.

Auf dieſe und mehrere Vorſtellungen verwünſchte der König die Stunde, daß er nicht mit Vieillevillen von dieſer Sache geſprochen, und es ſey jetzt zu ſpät; er würde ſich aber an den Connetable halten, der ihn zu dieſen Schritten verleitet habe. Kurz darauf trat ein Edelmann herein, und brachte dem König die abgeſchloſſenen Artikel, worin bemerkt war daß Frankreich das Marquiſat Saluzzo behielte. Als der König dieſes geleſen hatte, theilte er die Nachricht ſogleich Vieillevillen mit, mit der Aeußerung, daß ſein Vater Unrecht gehabt, einen Fürſten ſeiner Länder zu berauben, und daß er als guter Chriſt und um die Seele ſeines Vaters zu retten, die Länder dem Herzog von Savoyen gern herausgäbe. Wie Vieilleville ſah, daß der König hier die Frömmigkeit und das Chriſtenthum in's Spiel brachte, und ſeinen Vater ſogar der Tyrannei beſchuldigte, ſchwieg er, und es reute ihn, nur ſo viel geſagt zu haben.

Den letzten Junius 1559 wurde des Morgens ein großes Tournier auf den Nachmittag angeſagt. Nach der Tafel zog ſich der König aus, und befahl Vieillevillen, ihm die Waffen anzulegen, obgleich der Oberſtallmeiſter von Frankreich, dem dieſes Geſchäft zukam, zugegen war. Als Vieilleville ihm den Helm aufſetzte, konnte er ſich nicht entbrechen zu ſeufzen und zu ſagen, daß er nie etwas mit mehr Widerwillen gethan. Der König hatte nicht Zeit, ihn um die Urſache zu fragen, denn während dem trat der Herzog von Savoyen herein. Das Tournier fing an. Der König brach die erſte Lanze mit dem Herzog, die zweite mit dem Herrn von Guiſe, endlich kam zum Dritten der Graf von Montgommery, ein groſſer, aber ſteifer junger Menſch, der ſeines Vaters, des Grafen von Sorges und Capitäns von der Garde, Lieutenant war. Es war die letzte, die der König zu brechen hatte. Beide treffen mit vieler Geſchicklichkeit auf einander und die Lanzen brechen. Jetzt will Vieilleville des Königs Stelle einnehmen, allein dieſer bittet ihn, noch einen Gang mit Montgommery zu machen, denn er behauptete, er müſſe Revanche haben, indem er ihn wenigſtens aus dem Bügel gebracht habe. Vieilleville ſuchte den König davon abzubringen, allein er beſtand darauf. Nun, Sire, rief Vieilleville aus, ich ſchwöre bei Gott, daß ich drei Nächte hindurch geträumt habe, daß

Eurer Majeſtät heute ein Unglück zuſtoßen und dieſer letzte Junius Ihnen fatal ſeyn wird. Auch Montgommery entſchuldigte ſich, daß es gegen die Regel ſey; allein der König befahl es ihm und nun nahm er die Lanze. Beide ſtießen jetzt auf einander und brachen mit großer Geſchicklichkeit ihre Lanzen. Montgommery aber warf ungeſchickter Weiſe den geſplitterten Schaft nicht aus der Hand, wie es gewöhnlich iſt, und traf damit im Rennen den König an den Kopf gerade in das Viſir, ſo daß der Stoß in die Höhe ging und das Auge traf. Der König ließ die Zügel fallen und hielt ſich am Hals des Pferdes; dieſes rannte bis an's Ziel, wo die zwei erſten Stallmeiſter, dem Gebrauch gemäß, hielten, und das Pferd auffingen. Sie nahmen ihm den Helm herunter, und er ſagte mit ſchwacher Stimme, er ſey des Todes. Alle Wundärzte kamen zuſammen, um den Ort des Gehirns zu treffen, wo die Splitter ſtecken geblieben, aber ſie konnten ihn nicht finden, obgleich vier zum Tode verurtheilten Miſſethätern die Köpfe abgeſchlagen wurden, Verſuche daran anzuſtellen, indem man Lanzen daran abſtieß.

Den vierten Tag kam der König wieder zu ſich, und ließ die Königin rufen, der er auftrug, die Hochzeit doch ſogleich vollführen zu laſſen, und Vieillevillen, der ſchon das Brevet als Marſchall von Frankreich hatte, wirklich dazu zu machen. Die Hochzeit ging traurig vor ſich, der König hatte ſchon die Sprache verloren und den Tag darauf, den 10. Julius 1559, gab er den Geiſt auf. Vieilleville verlor an ihm einen Herrn, der ihn über Alles ſchätzte, und ihn ſogar zum Connetable einſt würde ernannt haben, wie er ſich ſchon hatte verlauten laſſen. In den letzten Zeiten hatte er ihm, um ihn immer um ſich zu haben, ſein Departement von Metz abgenommen, und es dem Herrn von Eſpinay gegeben; Vieilleville aber war Gouverneur von Isle de France geworden.

Die unrechtmäßige Gewalt, deren ſich die Guiſen nach dem Tode Heinrichs II. anmaßten, verurſachte die bekannte Verſchwörung von Amboiſe. Ein gewiſſer la Renaudie verſicherte ſich dreißig erfahrner Capitäns, und legte um den Aufenthalt des jungen Königs fünfhundert Pferde und vieles Fußvolk herum, in der Abſicht, die Guiſen gefangen zu nehmen, und dem König ſeine Freiheit zu geben. Es wurde dieſes auch am Hofe bekannt, und die Nachricht beunruhigte den König und die Guiſen ſehr. Vieilleville ſollte an dieſes Corps geſchickt werden, um ſie zu fragen, ob ſie die Franzoſen um den Ruhm und die Ehre bringen wollten, unter allen Nationen ihrem Fürſten am treuſten und gehorſamſten zu ſeyn? Dieſer Auftrag ſetze Viellevillen in einige Verlegenheit. Er ſelbſt war von der widerrechtlich angemaßten Gewalt der Guiſen überzeugt, und wollte ſich zu einer Geſandtſchaft nicht brauchen laſſen, wo er gegen ſeine Ueberzeugung reden mußte; durch eine feine Wendung überhob er ſich derſelben, indem er dem König antwortete: „Da der „Fehler dieſes Corps, an das Ew. Majeſtät mir die „Ehre anthun wollen, mich zu ſchicken, ſo groß iſt,

„daß es eine wahre Rebellion genannt werden kann,
„ſo würden ſie mir nicht glauben, wenn ich ihnen
„Verzeihung verkündigte. Es muß dieſes ein Prinz
„thun, damit ſie verſichert ſind, es ſey dieſes ein
„königliches Wort, das Eure Majeſtät ſchon um
„deſſentwillen, der es überbracht hat, nicht zurück-
„nehmen werden.“

Vieilleville hatte richtig geurtheilt; er wurde mit dieſem Auftrag verſchont, und der Herzog von Nemours, der an die Rebellen geſchickt wurde, hatte den Verdruß, daß die fünfzehn Edelleute, die auf des Königs und ſein Wort ihm gefolgt waren, ſogleich gefangen und in Feſſeln geworfen wurden. Auf alle Beſchwerden, welche der Herzog deßhalb vorbrachte, antwortete der Kanzler Olivier immer, daß kein König gehalten ſey, ſein Wort gegen Rebellen zu halten. Dieſe fünfzehn Edelleute wurden durch verſchiedene Todesarten hingerichtet, und ſie beſchwerten ſich alle nicht ſowohl über ihren Tod, als über die Treuloſigkeit des Herzogs von Nemours. Einer von ihnen, ein Herr von Caſtelnau, warf ihm ſogar dieſe Wortbrüchigkeit noch auf dem Schaffot vor, tauchte ſeine Hände in das rauchende Blut ſeiner ſo eben hingerichteten Kameraden, erhob ſie gen Himmel und hielt eine Rede, die Alle bewegte und bis zu Thränen rührte. Der Kanzler Olivier ſelbſt, der ſie zum Tode verdammt hatte, wurde ſo ſehr dadurch betroffen, daß er krank nach Hauſe kam und einige Tage darauf ſtarb. Kurz vor ſeinem Ende beſuchte ihn der Kardinal von Lothringen ſelbſt, dem er, als er wegging, nachrief: „Verdammter Kardinal, dich „bringſt du um die Seligkeit und uns mit dir!“

Hingegen konnte Vieilleville den Auftrag nicht ausſchlagen, nach Orleans zu gehen, um hier den Reſt der Verſchwornen zu zerſtreuen. Er that dieſes mit ſo viel Klugheit und Eifer, daß es ihm gelang, ſechshundert Mann zu überfallen und niederzumachen. die Gefangenen, worunter der Capitän war, ließ er aber los, weil es ihm unmenſchlich ſchien, Leute von Ehre, die ihren Dienſt als brave Soldaten verrichteten, eines ſchmählichen Todes ſterben zu laſſen, welche Strafe ihnen gewiß war, wenn er ſie würde eingeliefert haben.

Dieſes glücklich ausgeführte Unternehmen ſetzte Vieilleville in große Gunſt bei dem König und den Guiſen. Es wurde ihm kurz darauf eine andere Expedition nach Rouen aufgetragen, wo die Reformirten unruhig geweſen waren. Er hatte fürchterliche Inſtructionen dabei erhalten, denn ihm ſtand es frei, nicht nur die umbringen zu laſſen, die bei dieſem Aufſtand die Waffen genommen, ſondern auch ſogar die, die ein Wohlgefallen daran gehabt. Vieilleville, der ſieben Compagnien Gensd'armes bei ſich hatte, ließ den größten Theil ſeiner Leute zurück, und kam nach Rouen nur mit hundert Edelleuten, entwaffnete ſogleich die Bürgerſchaft, ließ ohne Anſehn der Religion dreißig der Hauptrebellen greifen und ihnen den Proceß machen, befahl aber ausdrücklich, daß man in dem Urtheil nichts von der Religion ſagen, ſondern ſie nur als Rebellen gegen den König verdammen ſollte. Auf dieſe Art ſtellte Vieilleville die Ruhe her, und ſchonte den Parteigeiſt, der ohne Zweifel noch lauter würde erwacht ſeyn, wenn er nur die Reformirten beſtraft hätte.

Der Hof hielt ſich in Orleans auf, als er wieder zurückkam, und eben damals war der Prinz von Condé, Bruder des Königs von Navarra, gefangen genommen worden. Um Vieillevillen zu prüfen, was er darüber dächte, befahl ihm der König, den Prinzen zu beſuchen. Vieilleville war aber ſchlau genug, dieſes zu merken und ſagte, daß er um das Leben nicht hingeben würde, denn er habe einen natürlichen Abſcheu gegen alle Ruheſtörer. Zugleich rieth er aber dem König, den Prinzen nur in die Baſtille zu ſchicken, indem es Sr. Majeſtät zum groſſen Vorwurf gereichen würde, einen Prinzen von Geblüt, wenn er dem König nicht nach dem Leben geſtrebt, hinrichten zu laſſen. Der König nahm dieſen Rath ſehr wohl auf, und geſtand nachher Vieillevillen ſelbſt, daß er ihn auf die Probe geſetzt habe.

Die Uneinigkeiten zwiſchen dem König von Navarra auf der einen Seite, und dem König und den Guiſen auf der andern, wurden indeſſen immer gröſſer; der König von Navarra wurde am Hof mit einer Geringſchätzung behandelt, die Jedermann, nur die Guiſen nicht, bewegte. Vieilleville forderte in dieſen Zeiten die Erlaubniß, in ſein Gouvernement zurückzukehren; allein, beſonders die Königin, drang darauf, daß er bliebe. Man wollte ihn in dieſen kritiſchen Zeiten am Hofe haben, um ſeine Rathſchläge, die immer ſehr weiſe waren, zu benutzen, und dann hatte man ihn auch auserſehen, nach Deutſchland zu reiſen, um denen mit dem König verbündeten Churfürſten und Fürſten des Reichs die Verhältniſſe mit dem König von Navarra und ſeinem Bruder vorzuſtellen, damit der Hof nicht im unrechten Lichte erſchiene.

Allein dieſen Uneinigkeiten machte der Tod Königs Franz II. ein Ende, der den 5. December 1560 erfolgte. Jetzt wendete ſich Alles an den König von Navarra, und ſelbſt die Königin, die als Vormünderin des jungen ſechzehnjährigen Königs Karls IX. mitregierte, ernannte denſelben zum Generallieutenant des Reichs. Eine weiſe Maßregel, um die verſchiedenen Religionsparteien, die ſehr unruhig zu werden anfingen, zufrieden zu ſtellen. Vieilleville hatte ſie der Königin angerathen. Beide Guiſen entfernten ſich bei dieſen ihnen ungünſtigen Umſtänden; der Kardinal ging auf ſeine Abtei und der Herzog nach Paris, wo er viele Anhänger hatte. Hier ſchmiedete er mit ſeinen Anhängern, dem Connetable von Montmorency, dem Marſchall von St. André und Andern, ſeine Plane, die Lutheraner zu vertilgen; und dieſes iſt die Quelle, aus der alle Unruhen entſtanden, die hernach das Königreich verwüſteten. Da jetzt Vielleville ſah, daß der König von Navarra und die Königin gut miteinander ſtanden, drang er darauf, in ſein Gouvernement zurückzukehren, welches man ihm auch endlich verſtattete. Er war aber nicht lange in Metz, ſo wurde er vor vielen Andern auserſehen, nach Deutſchland als außerordentlicher Geſandter zu geben, um dem Kaiſer und den Fürſten die Thronbeſteigung des jungen Königs bekannt zu machen.

Vieilleville unternahm ſogleich die Reiſe in Begleitung von ſechzig Pferden. Zuerſt begab er ſich zum Churfürſten von Bayern nach Heidelberg, von da nach Stuttgart zum Herzog von Würtemberg, dann nach Augsburg und von dieſer Stadt nach Weimar, wo Vieilleville vom Herzog Johann Friedrich und Johann Wilhelm ſehr wohl empfangen wurde. Er überbrachte ihnen ihre Penſion, welche Heinrich II. ihnen als Nachkömmlingen Karls des Großen zugeſichert hatte, Jedem zu viertauſend Thalern jährlich. Von Weimar reiste Vieilleville nach Ulm; von da wollte er nach Kaſſel, allein man widerrieth es ihm, weil die Wege ſo gar ſchlecht wären. Von Wien ging er nach Frankfurt, von da nach Prag und von Prag, nach einer ſeltſamen Reiſeroute, nach Mainz, und nun wieder über Koblenz, Trier nach Metz.

Ueberall wurde Vieilleville mit großen Ehrenbezeugungen aufgenommen, und beſonders wohl ging es ihm in Wien. Gleich bei der erſten Audienz beim Kaiſer, Ferdinand I., ſagte dieſer: „Seyn Sie mir
„willkommen, Herr von Vieilleville, ob Sie mir
„gleich Ihr Gouvernement von Metz und die übrigen
„Reichsſtädte, welche Frankreich dem deutſchen Reich
„entzog, nicht überbringen; ich hoffte lange, Sie zu
„ſehen.“ Der Kaiſer nahm ihn ſogleich mit in ſein Zimmer, wo ſie zwei Stunden ganz allein bei einander

waren. Bei dieſer Gelegenheit wunderte ſich Vieilleville, daß ſie ganz allein in's Zimmer kamen, indem es in Frankreich ganz anders war, wo die Franzoſen ihrem Herrn faſt die Füße abtreten, um überall in Menge hinzukommen, wo er hingeht. Vieilleville bemerkte ferner, und dieſes ſogar gegen den Kaiſer, wie es ihn befremdete, nach Wien gekommen zu ſeyn mit fünfzig bis ſechzig Pferden, und von Niemand befragt zu werden, woher er käme, oder wer er wäre; wie gefährlich dieſes ſey, da ein Paſcha nur dreißig Stunden von der Stadt liege. Der Kaiſer befahl ſogleich, an jedes Thor ſtarke Wachen zu legen; doch ſchränkte er den Befehl auf Anrathen Vieilleville's, um den Paſcha nicht aufmerkſam zu machen, darauf ein, auf den höchſten Thurm einen Wächter zu ſetzen, der immer auf jene Gegend Acht geben und jede Veränderung mit einigen Schlägen an die Glocke anzeigen ſollte. Der Kaiſer wollte, daß dieſes Vieilleville's Wache ihm zu Ehren auf immer heißen ſollte. Bei einem großen Diner, welches der Kaiſer gab, ſah Vieilleville die Prinzeſſin Eliſabeth, des römiſchen Königs Marimilian Tochter und Niece des Kaiſers. Ihm fiel ſogleich der Gedanke bei, daß dieſe ſchöne Prinzeſſin der König ſein Herr zur Gemahlin wählen ſolle, und er nahm es auf ſeine Gefahr, nach aufgehobener Tafel mit dem Kaiſer davon zu ſprechen, dem dieſer Antrag ſehr gefiel, und den auch der König von Frankreich mit vielen Freuden, als Vieilleville bei ſeiner Rückkehr nach Frankreich davon ſprach, annahm.

Vieilleville war jetzt wieder in Metz angelangt und gedachte einige Tage auszuruhen, als ein Courier vom Hof kam, der ihm Nachricht brachte, daß er nach England als Geſandter würde gehen müſſen. Er reiste ſogleich nach Paris ab, und hier erhielt er bald ſeine Abfertigung, um über's Meer zu gehen. Die Abſicht ſeiner Reiſe war hauptſächlich, dem Kardinal von Chatillon entgegen zu arbeiten, der bei der Königin Eliſabeth für die Hugenotten unterhandeln wollte. Vieilleville wußte es bei der Königin, die im Anfange ſehr gegen ſeinen Antrag war, ſo gut einzuleiten, daß, als der Kardinal von Chatillon nach London kam, er zu keiner Audienz bei der Königen vorgelaſſen wurde. Indeſſen wurden die Unruhen in Frankreich immer größer, der Prinz von Condé belagerte Paris, er mußte jedoch dieſe Belagerung bald aufgeben und kurz darauf fiel die Schlacht von Dreux vor, wo der Herzog von Guiſe den ſchon ſiegenden Prinzen völlig auf's Haupt ſchlug. Der Marſchall von St. André hatte die Avantgarde des Königs commandirt, war zu dem Herzog von Guiſe geſtoßen, und verfolgte nur mit vierzig oder fünfzig Pferden die Flüchtlinge. St. André ſtößt auf einen Capitän der leichten Kavallerie, Namens Bobigny, der mit einem Trupp davon floh. Man ruft ſich einander an, der Marſchall antwortet zuerſt und nennt ſich. Bobigny fällt über ſeine Truppen her, macht ſie nieder und nimmt den Marſchall gefangen. Dieſer Capitän war ehedem in des Marſchalls Dienſten geweſen, hatte aber einen Stallmeiſter erſtochen. St. André ließ ihm den Proceß machen, und, da er nach Deutſchland ausgewichen war, im Bildniß aufhängen. Jetzt bat der Marſchall, ihn nach Kriegsgebrauch zu behandeln und das Vergangene zu vergeſſen. Indeſſen entwaffnete Bobigny den Marſchall und ließ ſich ſein Wort geben, bei ihm als Gefangener zu bleiben. So ritten ſie fort, als der Prinz von Porcian von der Condé'ſchen Partie kam, dieſen Gefangenen ſah und ihm die Hand gab. Der Marſchall bot ſich ihm ſogleich als Gefangener an und der Prinz ſuchte ihn den Händen Bobigny's zu entziehen. Allein dieſer ſetzte ſich zur Wehr und da Alles darüber ſchrie, wie dies ungerecht ſey, daß ein Prinz einem Geringern ſeinen Vortheil rauben wollte, ließ Porcian davon ab. Kaum war Bobigny tauſend oder zwölfhundert Schritte vom Prinzen entfernt, ſo wendete er ſich zu dem Marſchall mit den Worten: „Du haſt mir durch deine ſchlechte Denkungsart zu erkennen gegeben, wie ich dir nicht trauen kann; du haſt dein Wort gebrochen. Du wirſt mich ruiniren, wenn du wieder los kommſt. Du haſt mich im Bild hängen laſſen, mein Vermögen eingezogen und es deinen Bedienten gegeben; du haſt mein ganzes Haus ruinirt. Die Stunde iſt gekommen, wo dich Gottes Urtheil trifft,“ und hiemit ſchoß er dem Marſchall eine Kugel vor den Kopf. Die Nachricht vom Tod eines Marſchalls von Frankreich trübte in Paris den Sieg der Katholiken ein wenig, beſonders war Vieilleville untröſtlich darüber. Es wurde ihm ſogleich das Brevet eines Marſchalls von Frankreich überbracht, er wies es aber ab. Der Kanzler von Frankreich ſelbſt begab ſich zu ihm; mehrere Prinzen baten ihn, die Stelle anzunehmen, er ſchlug es aus. Er wollte nicht einer Perſon in ihrer Stelle folgen, die er ſo über Alles geliebt hatte. Der König, entrüſtet über dieſes Ausſchlagen, ging ſelbſt zu Vieilleville; er fand ihn troſtlos auf dem Bette liegen, und befahl ihm, den Marſchallsſtab anzunehmen. Vieilleville, gerührt über dieſe Gnade, konnte ſich nicht länger weigern; er fiel ſeinem König zu Füßen und empfing aus ſeinen Händen das Brevet.

Einige Zeit nachher wurde Vieilleville nach Rouen geſchickt, weil man nicht genug Zutrauen in die Fähigkeiten des dortigen Commandanten, Herrn von Villebon, ſetzte, und doch zu beſorgen war, daß der Admiral Coligny auf dieſe Stadt losgehen möchte. Dieſer Villebon war zwar ein Verwandter von Vieilleville; allein er führte ſich ſehr unfreundſchaftlich gegen ihn auf und unterließ bei jeder Gelegenheit, ſeine Schuldigkeit zu thun. Folgende Gelegenheit gab zu ernſten Auftritten Anlaß.

Man hatte in Rouen eine Magiſtratsperſon, reformirter Religion, entdeckt, die ſich heimlich in die Stadt zu ſchleichen und vergrabenes Geld wegzubringen gewußt hatte. Dieſes wurde entdeckt und der Gouverneur Villebon ließ dieſen Mann auf öffentlicher Straße niedermachen und ſeinen Körper zum allgemeinen Aergerniß mißhandelt da liegen. Niemand traute ſich, ihn, als einen Ketzer, anzurühren. Vieilleville erfuhr dieſes, war ſehr darüber aufgebracht und befahl ſogleich, ihn zur Erde zu beſtatten. Das Geld, welches Boisgyraud bei ſich gehabt hatte war bei dem Gouverneur verſchwunden; Villebon, dem nicht wohl zu Muthe war, ſchickte eine ſeiner Creaturen, einen Parlamentsrath, zu dem Marſchall, um zu erforſchen, was Vieilleville wohl wegen des Geldes im Sinn hätte. Kaum war dieſer aber vor den Marſchall gekommen, als er ihn ſo hart anließ, daß er vor Bosheit weinte, und als er ſich auf ſeine Parlamentsſtelle berief, wollte ihn Vieilleville ſogar zum Fenſter hinaus werfen laſſen. Dieſer Rath ging darauf zu Villebon und ſagte ihm, daß der Marſchall von ihm geſagt habe, wie er unwürdig wäre, Commandant der Stadt zu ſeyn. Viellebon, aufgebracht über dieſe falſche Nachricht, ging fünf oder ſechs Tage nicht zu Vieilleville. Sie ſehen ſich endlich in der Kirche, grüßen einander, und der Marſchall nimmt ihn zum Eſſen mit nach Hauſe. Nach Tiſche fängt Villebon von der Sache an; der Marſchall ſaß noch und bat ihn, die Sache ruhen zu laſſen. Villebon aber wird hitzig, ſagt, daß alle die, welche behauptet, er ſey ſeiner Stelle unwürdig, in ihren Hals hinein gelogen. Der Marſchall ſpringt darüber auf und gibt ihm einen Stoß, daß er ohne den Tiſch zur Erde geſtürzt wäre. Villebon zieht den Degen, der Marſchall den ſeinigen. In dem Augenblick fliegt die Hand von Villebon und ein Stück des Arms zu Boden. Alles war erſtaunt, Villebon fiel zur Erde nieder, man brachte ihn fort. Vieilleville erlaubte nicht, daß man die Hand fort trug. „Hier ſoll ſie liegen bleiben, denn ſie hat mir in den Bart gegriffen.“

Indeſſen verbreitete ſich das Gerücht, der Gouverneur ſey ſo zugerichtet worden, weil er ein Feind der Hugenotten ſey; das Volk läuft zu den Waffen und belagerte den Ort, wo Vieilleville wohnte. Dieſer hatte aber ſchon vorläufig Anſtalten getroffen. Alle, die hereinbrechen wollten, wurden gut empfangen und ihrer viele getödtet. Und da endlich auch ein großer Theil der Soldaten in Rouen auf die Seite des Marſchalls trat und zur Hülfe herbei marſchirte, zerſtreute ſich bald Alles, obgleich noch viele Verſuche gemacht wurden, die Belagerung auf's Neue anzufangen. Nach und nach kam die Kavallerie an, die vor Rouen auf den Dörfern lag, und ſo wurde Alles ruhig. Jedermann fürchtete ſich jetzt vor dem Zorn und der Rache des Marſchalls. Er verzieh aber Allen und ſtellte die Ruhe vollkommen wieder her.

Der König erhielt Nachricht, daß die deutſchen Fürſten auf Metz losgehen wollten und beorderte daher den Marſchall, ſich in ſein Gouvernement zu begeben. Als er dahin kam, fand er dieſe Nachricht auch wirklich in ſo weit beſtätigt, daß die Fürſten, als ſie gehört, Vieilleville ſey bei den Unruhen von Rouen getödtet worden, beſchloſſen, vierzigtauſend zu Fuß und zwanzigtauſend Reiter aufzubringen und die Städte Toul, Verdun und Metz, die unter Carl V. vom Reich abgeriſſen worden, wieder zu erobern. Dieſer Plan ſey aber aufgehoben worden, als ſie gehört, daß Vieilleville noch am Leben ſey und in ſein Gouvernement zurückkehren werde.

Vieilleville fand ſich einige Zeit nachher auf Befehl des Königs bei der Belagerung von Havre de Grace ein, die der alte Connetable von Montmorency commandirte, und auch hier, ob er gleich von der Familie Montmorency mit neidiſchen Augen angeſehen wurde, leiſtete er ſo gute Dienſte, daß dieſe Stadt in etlichen Wochen überging. Bei den neuen unruhigen Projekten, die der Connetable ſchmiedete, und die des Königs Gegenwart in Paris erforderten, um ſie zu dämpfen, betrug Vieilleville ſich mit ſo viel Muth, Standhaftigkeit und Klugheit, daß ihn der König nicht mehr von ſich laſſen wollte, ja ſogar ihm, als der Connetable in der Schlacht von St. Denis gegen den Prinzen von Condé geblieben war, dieſe hohe Stelle übertrug; dieſes geſchah im großen Rath. Vieilleville ſtand von ſeinem Stuhl auf, ließ ſich auf ein Knie vor dem König nieder und — ſchlug dieſe Gnade auf eine ſo uneigennützige, kluge und feine Art aus, daß er alle Herzen gewann. Kurz darauf wurde Vieilleville, nachdem er St. Jean d'Angely, welches ein Capitän vom Prinzen Condé ſehr tapfer vertheidigt, eingenommen und wobei der Gouverneur von Bretagne geblieben war, mit dieſem Gouvernement belohnt; eine Stelle, die ihm ſehr viel Freude machte, da er zugleich die Erlaubniß erhielt, den einen ſeiner Schwiegerſöhne, d'Eſpinay, zu ſeinem Generallieutenant in Bretagne und den andern, Duilly, als Gouverneur von Metz zu ernennen. Kaum beluſtigte. Dieſes Verhältniß mit dem König und die ausgezeichnete Gnade, deren er genoß, erregten ihm Feinde und Neider.

Er bekam eines Tages Gift und dieſes wirkte ſo heftig, daß er in zwölf Stunden todt war. Der König mit ſeiner Mutter war eben in Vieilleville's Schloß und ſehr betreten über dieſen Todesfall.

So ſtarb den letzten November 1571 ein Mann, der ein wahrer Vater des Volks, eine Stütze der Gerechtigkeit und Geſetzgeber in der Kriegskunſt war. Nach ihm brachen Unruhen jeder Art erſt aus. Den Ruheſtörern war er durch ſeinen Muth, durch ſeine Klugheit und ſeine Gerechtigkeitsliebe und durch ſein Anſehen in dem Weg geſtanden; darum brachten ſie ihn aus der Welt.

Vorrede

zu der

Geſchichte des Maltheſerordens

nach Vertot von M. N. bearbeitet.

(Jena 1792.)

Der Tempelorden glänzte und verſchwand wie ein Meteor in der Weltgeſchichte; der Orden der Johanniter lebt ſchon ſein ſiebentes Jahrhundert, und, obgleich von der politiſchen Schaubühne beinahe verſchwunden, ſteht er für den Philoſophen der Menſchheit für ewige Zeiten als eine merkwürdige Erſcheinung da. Zwar droht der Grund einzuſinken, auf dem er errichtet worden, und wir blicken jetzt mit mitleidigem Lächeln auf ſeinen Urſprung hin, der für ſein Zeitalter ſo heilig, ſo feierlich geweſen. Er ſelbſt aber ſteht noch, als eine ehrwürdige Ruine, auf ſeinem nie erſtiegenen Fels, und, verloren in Bewunderung einer Heldengröße, die nicht mehr iſt, bleiben wir wie vor einem umgeſtürzten Obelisken oder einem trojaniſchen Triumphbogen vor ihm ſtehen.

Zwar wünſchen wir uns nicht mit Unrecht dazu Glück, in einem Zeitalter zu leben, wo kein Verdienſt, wie jenes, mehr zu erwerben, wo ein Kraftaufwand, ein Heroismus, wie er in jenem Orden ſich äußert, eben ſo überflüſſig als unmöglich iſt; aber man muß geſtehen, daß wir die Ueberlegenheit unſerer Zeiten nicht immer mit Beſcheidenheit, mit Gerechtigkeit gegen die vergangenen geltend machen. Der verachtende Blick, den wir gewohnt ſind auf jene Periode des Aberglaubens, des Fanatismus, der Gedankenknechtſchaft zu werfen, verräth weniger den rühmlichen Stolz der ſich fühlenden *Stärke*, als den kleinlichen Triumph der *Schwäche*, die durch einen ohnmächtigen Spott die Beſchämung rächt, die das höhere Verdienſt ihr abnöthigte. Was wir auch vor jenen finſtern Jahrhunderten voraus haben mögen, ſo iſt es doch höchſtens nur ein vortheilhafter *Tauſch*, auf den wir allenfalls ein Recht haben könnten ſtolz zu ſeyn. Der Vorzug hellerer Begriffe, beſiegter Vorurtheile, gemäßigterer Leidenſchaften, freierer Geſinnungen — wenn wir ihn wirklich zu erweiſen im Stande ſind — koſtet uns das wichtige Opfer *praktiſcher Tugend*, ohne die wir unſer beſſeres Wiſſen kaum für einen Gewinn rechnen können. Dieſelbe Kultur, welche in unſerm Gehirn das Feuer eines fanatiſchen Eifers auslöſchte, hat zugleich die Glut der Begeiſterung in unſern Herzen erſtickt, den Schwung der Geſinnungen gelähmt, die thatenreifende Energie des Charakters vernichtet. Die Herren des Mittelalters ſetzten an einen Wahn, den ſie mit Weisheit verwechſelten, und eben weil er ihnen Weisheit war, Blut, Leben und Eigenthum; ſo ſchlecht ihre Vernunft belehrt war, ſo heldenmäßig gehorchten ſie ihren höchſten Geſetzen — und können wir, ihre verfeinerten Enkel, uns wohl rühmen, daß wir an unſere Weisheit nur halb ſo viel, als ſie an ihre Thorheit, wagen?

Was der Verfaſſer der Einleitung zu nachſtehender Geſchichte jenem Zeitalter als einen wichtigen Vorzug anrechnet, jene praktiſche Stärke des Gemüths nämlich, das Theuerſte an das Edelſte zu ſetzen und einem bloß idealiſchen Gut alle Güter der Sinnlichkeit zum Opfer zu bringen, bin ich ſehr bereit zu unterſchreiben. Derſelbe excentriſche Flug der Einbildungskraft, der den Geſchichtſchreiber, den kalten Politiker an jenem Zeitalter irre macht, findet an dem Moralphiloſophen einen weit billigern Richter, ja nicht ſelten vielleicht einen Bewunderer. Mitten unter allen Greueln, welche ein verfinſterter Glaubenseifer begünſtigt und heiligt, unter den abgeſchmackten Verirrungen der Superſtition, entzückt ihn das erhabene Schauſpiel einer über alle Sinnenreize ſiegenden Ueberzeugung, einer feurig beherzigten Vernunft-Idee, welche über jedes noch ſo mächtige Gefühl ihre Herrſchaft behauptet. Waren gleich die Zeiten der Kreuzzüge ein langer, trauriger Stillſtand in der Kultur, waren ſie ſogar ein Rückfall der Europäer in die vorige Wildheit, ſo war die Menſchheit doch offenbar ihrer höchſten Würde nie vorher ſo nahe geweſen, als ſie es damals war — wenn es anders entſchieden iſt, daß nur die Herrſchaft ſeiner Ideen über ſeine Gefühle dem Menſchen Würde verleiht. Die Willigkeit des Gemüths, ſich von überſinnlichen Triebfedern leiten zu laſſen, dieſe nothwendige Bedingung unſrer ſittlichen Kultur, mußte ſich, wie es ſchien, erſt an einem ſchlechten Stoffe üben und zur Fertigkeit ausbilden, bis dem guten Willen ein hellerer Verſtand zu Hülfe kommen konnte. Aber daß es gerade dieſes edelſte aller menſchlichen Vermögen iſt, welches ſich bei jenen wilden Unternehmungen äußert und ausbildet, ſöhnt den philoſophiſchen Beurtheiler mit allen rohen Geburten eines unmündigen Verſtandes, einer geſetzloſen Sinnlichkeit aus, und um der nahen Beziehung willen, welche der bloße Entſchluß, unter der Fahne des Kreuzes zu ſtreiten, zu der höchſten ſittlichen Würde des Menſchen hat, verzeiht er ihm gern ſeine abenteuerlichen Mittel und ſeinen chimäriſchen Gegenſtand.

Von dieſer Art ſind nun die Glaubenshelden, mit denen uns die nachfolgende Geſchichte bekannt macht; ihre Schwachheiten, von glänzenden Tugenden geführt, dürfen ſich einer weiſern Nachwelt kühn unter das Angeſicht wagen. Unter dem Panier des Kreuzes ſehen wir ſie der Menſchheit ſchwerſte und heiligſte Pflichten üben und, indem ſie nur einem Kirchengeſetze zu dienen glauben, unwiſſend die höhern Gebote der Sittlichkeit befolgen. Suchte doch der Menſch ſchon ſeit Jahrhunderten den Geſetzgeber über den Sternen, der in ſeinem eigenen Buſen wohnt — warum dieſen Helden es verargen, daß ſie die Sanction einer Menſchenpflicht von einem Apoſtel entlehnen, und die allgemeine Verbindlichkeit zur Tugend, ſo wie den Anſpruch auf ihre Würde, an ein Ordenskleid heften? Fühle man noch ſo ſehr das Widerſinnige eines Glaubens, der für die Scheingüter einer ſchwärmenden Einbildungskraft, für lebhafte Heiligthümer, zu bluten befiehlt — wer kann der heroiſchen Treue, womit dieſem Wahnglauben von den geiſtlichen Rittern Gehorſam geleiſtet wird, ſeine Achtung verſagen? Wenn nach vollbrachten Wundern der Tapferkeit, ermattet vom Gefecht mit den Ungläubigen, erſchöpft von den Arbeiten eines blutigen Tages, dieſe Heldenſchaar heimkehrt, und, anſtatt ſich die ſiegreiche Stirn mit dem verdienten Lorbeer zu krönen, ihre ritterlichen Verrichtungen ohne Murren mit dem niedrigen Dienſt eines Wärters vertauſcht — wenn dieſe Löwen im Gefechte hier am Krankenbette eine Geduld, eine Selbſtverläugnung, eine Barmherzigkeit üben, die ſelbſt das glänzendſte Heldenverdienſt verdunkelt — wenn eben die Hand, welche wenige Stunden zuvor das furchtbare Schwert für die Chriſtenheit führte und den zagenden Pilger durch die Säbel der Feinde geleitete, einem ekelhaften Kranken um Gottes Willen die Speiſe reicht, und ſich keinem der verächtlichen Dienſte entzieht, die unſre verzärtelten Sinne empören — wer, der die Ritter des Spitals zu Jeruſalem in dieſer Geſtalt erblickt, bei dieſen Geſchäften überraſcht, kann ſich einer innigen Rührung erwehren? Wer ohne Erſtaunen die beharrliche Tapferkeit ſehen, mit der ſich der kleine Heldenhaufe in Ptolemais, in Rhodus und ſpäterhin auf Malta gegen einen überlegenen Feind vertheidigt? die unerſchütterliche Feſtigkeit ſeiner beiden Großmeiſter Isle Adam und La Valette, die gleich bewundernswürdige Willigkeit der Ritter ſelbſt, ſich dem Tode zu opfern? Wer lieſt ohne Erhebung des Gemüths den freiwilligen Untergang jener vierzig Helden im Fort St. Elmo, ein Beiſpiel des Gehorſams, das von der geprieſenen Selbſtaufopferung der Spartaner bei Thermopylä nur durch die größere Wichtigkeit des Zwecks übertroffen wird! Es iſt der chriſtlichen Religion von berühmten Schriftſtellern der Vorwurf gemacht worden, daß ſie den kriegeriſchen Muth ihrer Bekenner erſtickt und das Feuer der Begeiſterung ausgelöſcht habe. Dieſer Vorwurf — wie glänzend wird er durch das Beiſpiel der Kreuzheere, durch die glorreichen Thaten des Johanniter- und Tempelordens widerlegt! Der Grieche, der Römer kämpfte für ſeine Exiſtenz, für zeitliche Güter, für das begeiſternde Phantom der Weltherrſchaft und der Ehre, kämpfte vor den Augen eines dankbaren Vaterlandes, das ihm den Lorbeer für ſein Verdienſt ſchon von ferne zeigte. — Der Muth jener chriſtlichen Helden entbehrte dieſe Hülfe, und hatte keine andere Nahrung als ſein eigenes unerſchöpfliches Feuer.

Aber es iſt noch eine andere Rückſicht, aus welcher mir eine Darſtellung der äußern und innern Schickſale dieſes geiſtlichen Ritterordens Aufmerkſamkeit zu verdienen ſchien. Dieſer Orden nämlich iſt zugleich ein politiſcher Körper, gegründet zu einem eigenthümlichen Zweck, durch beſondere Geſetze unterſtützt, durch eigenthümliche Bande zuſammengehalten. Er entſteht, er bildet ſich, er blüht und verblüht, kurz er eröffnet und beſchließt ſein ganzes politiſches Leben vor unſern Augen. Der Geſichtspunkt, aus welchem der philoſophiſche Beurtheiler jede politiſche Geſellſchaft betrachtet, kann auch auf dieſen mönchiſch-ritterlichen Staat mit Recht angewendet werden. Die verſchiedenen Formen nämlich, in welchen politiſche Geſellſchaften zuſammentreten, erſcheinen demſelben als eben ſo viele von der Menſchheit (wenn gleich nicht abſichtlich) angeſtellte Verſuche, die Wirkſamkeit gewiſſer Bedingungen entweder für einen eigenthümlichen Zweck oder für den gemeinſchaftlichen Zweck aller Verbindungen überhaupt zu erproben. Was kann aber unſerer Aufmerkſamkeit würdiger ſeyn, als den Erfolg dieſer Verſuche zu erfahren, als die Statthaftigkeit oder Unſtatthaftigkeit jener Bedingungen für ihre Zwecke an einem belebenden Beiſpiele dargethan zu ſehen? So hat das menſchliche Geſchlecht in der Folge der Zeiten beinahe alle nur denkbaren Bedingungen der geſellſchaftlichen Glückſeligkeit — wenn gleich nicht in dieſer Abſicht — durch eigene Erfahrung geprüft; es hat ſich, um endlich die zweckmäßigſte zu erhaſchen, in allen Formen der politiſchen Gemeinſchaft verſucht. Für alle dieſe Staatsorganiſationen wird die Welthiſtorie gleichſam zu einer pragmatiſchen Naturgeſchichte, welche mit Genauigkeit aufzählt, wie viel oder wie wenig durch dieſe verſchiedenen Prinzipien der Verbindung für das letzte Ziel des gemeinſchaftlichen Strebens gewonnen worden iſt. Aus einem ähnlichen Geſichtspunkt laſſen ſich nun auch die ſouverainen geiſtlichen Ritterorden betrachten, denen der Religionsfanatismus in den Zeiten der Kreuzzüge die Entſtehung gegeben hat. Antriebe, welche ſich nie zuvor in dieſer Verknüpfung und zu dieſem Zwecke wirkſam gezeigt, werden hier zum erſten Mal zur Grundlage eines politiſchen Körpers genommen, und das Reſultat davon iſt, was die nachſtehende Geſchichte dem Leſer vor Augen legt. Ein feuriger Rittergeiſt verbindet ſich mit zwangvollen Ordensregeln, Kriegszucht mit Mönchsdisciplin, die ſtrenge Selbſtverleugnung, welche das Chriſtenthum fordert, mit kühnem Soldatentrotz, um gegen den äußern Feind der Religion einen undurchdringlichen Phalanx zu bilden und mit gleichem Heroismus ihren mächtigen Gegnern von innen, dem Stolz und der Ueppigkeit, einen ewigen Krieg zu ſchwören.

Rührende, erhabene Einfalt bezeichnet die Kindheit des Ordens, Glanz und Ehre krönt ſeine Jugend; aber bald unterliegt auch er dem gemeinen Schickſal der Menſchheit. Wohlſtand und Macht, natürliche Gefährten der Tapferkeit und Enthaltſamkeit, führen ihn mit beſchleunigten Schritten der Verderbniß entgegen. Nicht ohne Wehmuth ſieht der Weltbürger die herrlichen Hoffnungen getäuſcht, zu denen ein ſo ſchöner Anfang berechtigte; aber dieſes Beiſpiel bekräftigt ihm nur die unumſtößliche Wahrheit, daß nichts Beſtand hat, was Wahn und Leidenſchaft gründete, daß nur die Vernunft für die Ewigkeit baut.

Nach dem, was ich hier von den Vorzügen dieſes Ordens habe berühren können, glaube ich keine weitere Rechtfertigung der Gründe nöthig zu haben, aus denen ich veranlaßt worden bin, das Vertot'ſche Werk nach einer neuen Bearbeitung zum Druck zu befördern. Ob daſſelbe auch der Abſicht vollkommen entſpricht, welche mir bei Anempfehlung deſſelben vor Augen ſchwebte, wage ich nicht zu behaupten; doch iſt es das einzige Werk dieſes Inhalts, was einen würdigen Begriff von dem Orden geben und die Aufmerkſamkeit des Leſers daran feſſeln kann. Der Ueberſetzer hat ſich, ſo viel immer möglich, beſtrebt, der Erzählung, welche im Original ſehr in's Weitſchweifige fällt, einen raſchern Gang und ein lebhafteres Intereſſe zu geben, und auch da, wo man an dem Verfaſſer die Unbefangenheit des Urtheils vermißt, wird man die verbeſſernde Hand des deutſchen Bearbeiters nicht verkennen. Daß dieſes Buch nicht für den Gelehrten und eben ſo wenig für die ſtudirende Jugend, ſondern für das leſende Publikum, welches ſich nicht an der Quelle ſelbſt unterrichten kann, beſtimmt iſt, braucht wohl nicht geſagt zu werden; und bei dem letztern hofft man durch Herausgabe deſſelben Dank zu verdienen. Die Geſchichte ſelbſt wird ſchon mit dem zweiten Bande beſchloſſen ſeyn, da der Orden mit dem Ablauf des ſechzehnten Jahrhunderts die Fülle ſeines Ruhms erreicht hat, und von da an mit ſchnellen Schritten in eine politiſche Vergeſſenheit ſinkt.

Vorrede

zu dem erſten Theile

der merkwürdigen Rechtsfälle

nach Pitaval.

(Jena 1792.)

Unter derjenigen Klaſſe von Schriften, welche eigentlich dazu beſtimmt iſt, durch die Leſegeſellſchaften ihren Cirkel zu machen, finden ſich, wie man allgemein klagt, ſo gar wenige, bei denen ſich entweder der Kopf oder das Herz der Leſer gebeſſert fände. Das immer allgemeiner werdende Bedürfniß zu leſen, auch bei denjenigen Volksklaſſen, zu deren Geiſtesbildung von Seiten des Staats ſo wenig zu geſchehen pflegt, anſtatt von guten Schriftſtellern zu edlern Zwecken benutzt zu werden, wird vielmehr noch immer von mittelmäßigen Scribenten und gewinnſüchtigen Verlegern dazu gemißbraucht, ihre ſchlechte Waare, wär's auch auf Unkoſten aller Volkskultur und Sittlichkeit, in Umlauf zu bringen. Noch immer ſind es geiſtloſe, geſchmack- und ſittenverderbende Romane, dramatiſirte Geſchichten, ſogenannte Schriften für Damen und dergleichen, welche den beſten Schatz der Leſebibliotheken ausmachen und den kleinen Reſt geſunder Grundſätze, den unſre Theaterdichter noch verſchonten, vollends zu Grunde richten. Wenn man den Urſachen nachgeht, welche den Geſchmack an dieſen Geburten der Mittelmäßigkeit unterhalten, ſo findet man ihn in dem allgemeinen Hang der Menſchen zu leidenſchaftlichen und verwickelten Situationen gegründet, Eigenſchaften, woran es oft den ſchlechteſten Produkten am wenigſten fehlt. Aber derſelbe Hang, der das Schädliche in Schutz nimmt, warum ſollte man ihn nicht für einen rühmlichen Zweck nutzen können? Kein geringer Gewinn wäre es für die Wahrheit, wenn beſſere Schriftſteller ſich herablaſſen möchten, den Schlechten die Kunſtgriffe abzuſehen, wodurch ſie ſich den Leſer erwerben, und zum Vortheil der guten Sache davon Gebrauch zu machen.

Bis dieſes allgemeiner in Ausübung gebracht oder bis unſer Publikum kultivirt genug ſeyn wird, um das Wahre, Schöne und Gute ohne fremden Zuſatz für ſich ſelbſt lieb zu gewinnen, iſt es an einem unterhaltenden Buch ſchon Verdienſt genug, wenn es ſeinen Zweck ohne die ſchädlichen Folgen erreicht, womit man bei den mehreſten Schriften dieſer Gattung das geringe Maß der Unterhaltung, die ſie gewähren, erkaufen muß. Es verdrängt wenigſtens, ſo lang es geleſen wird, ein ſchlimmeres, und enthält es dann irgend noch einige Realität für den Verſtand, ſtreut es den Samen nützlicher Kenntniſſe aus, dient es dazu, das Nachdenken des Leſers auf würdige Zwecke zu richten: ſo kann ihm, unter der Gattung, wozu es gehört, der Werth nicht abgeſprochen werden.

Von dieſer Art iſt das gegenwärtige Werk, für deſſen Brauchbarkeit ich veranlaßt worden bin, ein öffentliches Zeugniß abzulegen, und ich glaube keine andern Gründe nöthig zu haben, um die Herausgabe deſſelben zu rechtfertigen. Man findet in demſelben eine Auswahl gerichtlicher Fälle, welche ſich an Intereſſe der Handlung, an künſtlicher Verwicklung und Mannichfaltigkeit der Gegenſtände bis zum Roman erheben und dabei noch den Vorzug der hiſtoriſchen Wahrheit voraus haben. Man erblickt hier den Menſchen in den verwickeltſten Lagen, welche die ganze Erwartung ſpannen, und deren Auflöſung der Divinationsgabe des Leſers eine angenehme Beſchäftigung gibt. Das geheime Spiel der Leidenſchaft entfaltet ſich hier vor unſern Augen, und über die verborgenen Gänge der Intrigue, über die Machinationen des geiſtlichen ſowohl als weltlichen Betruges wird mancher Strahl der Wahrheit verbreitet. Triebfedern, welche ſich im gewöhnlichen Leben dem Auge des Beobachters verſtecken, treten bei ſolchen Anläſſen, wo Leben, Freiheit und Eigenthum auf dem Spiele ſteht, ſichtbarer hervor, und ſo iſt der Kriminalrichter im Stande, tiefere Blicke in das Menſchenherz zu thun. Dazu kommt, daß der umſtändlichere Rechtsgang die geheimen Bewegurſachen menſchlicher Handlungen weit mehr in's Klare zu bringen fähig iſt, als es ſonſt geſchieht, und wenn die vollſtändigſte Geſchichtserzählung uns über die letzten Gründe einer Begebenheit, über die wahren Motive der handelnden Spieler oft genug unbefriedigt läßt, ſo enthüllt uns oft ein Kriminalproceß das Innerſte der Gedanken und bringt das verſteckteſte Gewebe der Bosheit an den Tag. Dieſer wichtige Gewinn für Menſchenkenntniß und Menſchenbehandlung, für ſich ſelbſt ſchon erheblich genug, um dieſem Werk zu einer hinlänglichen Empfehlung zu dienen, wird um ein Großes noch durch die vielen Rechtskenntniſſe erhöht, die darin ausgeſtreut werden, und die durch die Individualität des Falles, auf den man ſie angewendet ſieht, Klarheit und Intereſſe erhalten.

Die Unterhaltung, welche dieſe Rechtsfälle ſchon durch ihren Inhalt gewähren, wird bei Vielen noch mehr durch die Behandlung erhöht. Ihre Verfaſſer haben, wo es anging, dafür geſorgt, die Zweifelhaftigkeit der Entſcheidung, welche oft den Richter in Verlegenheit ſetzte, auch dem Leſer mitzutheilen, indem ſie für beide entgegengeſetzte Parteien gleiche Sorgfalt und gleich große Kunſt aufbieten, die letzte Entwickelung zu verſtecken und dadurch die Erwartung auf's Höchſte zu treiben.

Eine treue Ueberſetzung der Pitaval'ſchen Rechtsfälle iſt bereits in derſelben Verlagshandlung erſchienen und bis zum vierten Bande fortgeführt worden. Aber der erweiterte Zweck dieſes Werks macht eine veränderte Behandlung nothwendig. Da man bei dieſer neuen Einkleidung auf das größere Publikum vorzüglich Rückſicht nahm, ſo würde es zweckwidrig geweſen ſeyn, bei dem juriſtiſchen Theil dieſelbe Ausführlichkeit beizubehalten, die das Original für Rechtsverſtändige vorzüglich brauchbar macht. Durch die Abkürzungen, die es unter den Händen des neuen Ueberſetzers erlitt, gewann die Erzählung ſchon an Intereſſe, ohne deßwegen an Vollſtändigkeit etwas einzubüßen.

Eine Auswahl der Pitaval'ſchen Rechtsfälle dürfte durch drei bis vier Bände fortlaufen; alsdann aber iſt man geſonnen, auch von andern Schriftſtellern und aus andern Nationen (beſonders, wo es ſeyn kann, aus unſerm Vaterland) wichtige Rechtsfälle aufzunehmen, und dadurch allmählig dieſe Sammlung zu einem vollſtändigen Magazin für dieſe Gattung zu erheben. Der Grad der Vollkommenheit, den ſie erreichen ſoll, beruht nunmehr auf der Unterſtützung des Publikums und der Aufnahme, welche dieſem erſten Verſuch widerfahren wird.

* * *

Ueber
Anmuth und Würde.[*]

Die griechiſche Fabel legt der Göttin der Schönheit einen Gürtel bei, der die Kraft beſitzt, dem, der ihn trägt, *Anmuth* zu verleihen und Liebe zu erwerben. Eben dieſe Gottheit wird von den Huldgöttinnen oder den *Grazien* begleitet.

Die Griechen *unterſchieden* alſo die Anmuth und die Grazien noch von der Schönheit, da ſie ſolche durch Attribute ausdrückten, die von der Schönheitsgöttin zu trennen waren. Alle Anmuth iſt ſchön, denn der Gürtel des Liebreizes iſt ein *Eigenthum* der Göttin von Gnidus; aber nicht alles Schöne iſt Anmuth, denn auch ohne dieſen Gürtel bleibt Venus was ſie iſt.

Nach eben dieſer Allegorie iſt *es* die Schönheitsgöttin *allein*, die den Gürtel des Reizes trägt und verleiht. *Juno*, die herrliche Königin des Himmels, muß jenen Gürtel erſt von der Venus entlehnen, wenn ſie den Jupiter auf dem Ida bezaubern will. Hoheit alſo, ſelbſt wenn ein gewiſſer Grad von Schönheit ſie ſchmückt (den man der Gattin Jupiters keineswegs abſpricht), iſt ohne Anmuth nicht ſicher, zu gefallen; denn nicht von ihren eigenen Reizen, ſondern von dem Gürtel der Venus erwartet die hohe Götterkönigin den Sieg über Jupiters Herz.

---

[*] *Anmerkung des Herausgebers.* Dieſe Schrift erſchien zuerſt in der neuen Thalia im zweiten Stück des Jahrgangs 1793.

Die Schönheitsgöttin kann aber doch ihren Gürtel entäußern und ſeine Kraft auf das Minderſchöne übertragen. Anmuth iſt alſo kein ausſchließendes Prärogativ des Schönen, ſondern kann auch, obgleich immer nur aus der Hand des Schönen, auf das Minderſchöne, ja ſelbſt auf das Nichtſchöne übergeben.

Die nämlichen Griechen empfahlen demjenigen, dem bei allen übrigen Geiſtesvorzügen die Anmuth, das Gefällige fehlte, den Grazien zu opfern. Dieſe Göttinnen wurden alſo von ihnen zwar als Begleiterinnen des ſchönen Geſchlechts vorgeſtellt, aber doch als ſolche, die auch dem Mann gewogen werden können, und die ihm, wenn er gefallen will, unentbehrlich ſind.

Was iſt aber nun die Anmuth, wenn ſie ſich mit dem Schönen zwar am liebſten, aber doch nicht ausſchließend verbindet? wenn ſie zwar von dem Schönen herſtammt, aber die Wirkungen deſſelben auch dem Nichtſchönen offenbart? wenn die Schönheit zwar ohne ſie beſtehen, aber durch ſie allein Neigung einflößen kann?

Das zarte Gefühl der Griechen unterſchied frühe ſchon, was die Vernunft noch nicht zu verdeutlichen fähig war, und, nach einem Ausdruck ſtrebend, erborgte es von der Einbildungskraft Bilder, da ihm der Verſtand noch keine Begriffe darbieten konnte. Jener Mythus iſt daher der Achtung des Philoſophen werth, der ſich ohnehin damit begnügen muß, zu den Anſchauungen, in welchen der reine Naturſinn ſeine Entdeckungen niederlegt, die Begriffe aufzuſuchen, oder mit andern Worten, die Bilderſchrift der Empfindungen zu erklären.

Entkleidet man die Vorſtellung der Griechen von ihrer allegoriſchen Hülle, ſo ſcheint ſie keinen andern als folgenden Sinn einzuſchließen.

Anmuth iſt eine bewegliche Schönheit; eine Schönheit nämlich, die an ihrem Subjekte zufällig entſtehen und eben ſo aufhören kann. Dadurch unterſcheidet ſie ſich von der fixen Schönheit, die mit dem Subjekte ſelbſt nothwendig gegeben iſt. Ihren Gürtel kann Venus abnehmen und der Juno augenblicklich überlaſſen; ihre Schönheit würde ſie nur mit ihrer Perſon weggeben können. Ohne ihren Gürtel iſt ſie nicht mehr die reizende Venus, ohne Schönheit iſt ſie nicht Venus mehr.

Dieſer Gürtel, als das Symbol der beweglichen Schönheit, hat aber das ganz Beſondere, daß er der Perſon, die damit geſchmückt wird, die objektive Eigenſchaft der Anmuth verleiht; und unterſcheidet ſich dadurch von jedem andern Schmuck, der nicht die Perſon ſelbſt, ſondern bloß den Eindruck derſelben, ſubjektiv, in der Vorſtellung eines Andern, verändert. Es iſt der ausdrückliche Sinn des griechiſchen Mythus, daß ſich die Anmuth in eine Eigenſchaft der Perſon verwandle, und daß die Trägerin des Gürtels wirklich liebenswürdig ſey, nicht bloß ſo *ſcheine*.

Ein Gürtel, der nicht mehr iſt als ein zufälliger äußerlicher Schmuck, ſcheint allerdings kein ganz paſſendes Bild zu ſeyn, die *perſönliche Eigenſchaft* der Anmuth zu bezeichnen; aber eine perſönliche Eigenſchaft, die zugleich als zertrennbar von dem Subjekte gedacht wird, konnte nicht wohl anders, als durch eine zufällige Zierde verſinnlicht werden, die ſich unbeſchadet der Perſon von ihr trennen läßt.

Der Gürtel des Reizes wirkt alſo nicht *natürlich*, weil er in dieſem Fall an der Perſon ſelbſt nichts verändern könnte, ſondern er wirkt *magiſch*, das iſt, ſeine Kraft wird über alle Naturbedingungen erweitert. Durch dieſe Auskunft (die freilich nicht mehr iſt als ein Behelf) ſollte der Widerſpruch gehoben werden, in den das Darſtellungsvermögen ſich jederzeit unvermeidlich verwickelt, wenn es für das, was außerhalb der Natur im Reiche der Freiheit liegt, in der Natur einen Ausdruck ſucht.

Wenn nun der Gürtel des Reizes eine objektive Eigenſchaft ausdrückt, die ſich von ihrem Subjekte abſondern läßt, ohne deßwegen etwas an der Natur deſſelben zu verändern, ſo kann er nichts anderes als Schönheit der Bewegung bezeichnen; denn Bewegung iſt die einzige Veränderung, die mit einem Gegenſtand vorgehen kann, ohne ſeine Identität aufzuheben.

Schönheit der Bewegung iſt ein Begriff, der beiden Forderungen Genüge leiſtet, die in dem angeführten Mythus enthalten ſind. Sie iſt erſtlich objektiv und kommt dem Gegenſtande ſelbſt zu, nicht bloß der Art, wie wir ihn aufnehmen. Sie iſt zweitens etwas Zufälliges an demſelben, und der Gegenſtand bleibt übrig, auch wenn wir dieſe Eigenſchaft von ihm wegdenken.

Der Gürtel des Reizes verliert auch bei dem Minderſchönen und ſelbſt bei dem Nichtſchönen ſeine magiſche Kraft nicht; das heißt, auch das Minderſchöne, auch das Nichtſchöne, kann ſich ſchön bewegen.

Die Anmuth, ſagt der Mythus, iſt etwas Zufälliges an ihrem Subjekt; daher können nur zufällige Bewegungen dieſe Eigenſchaft haben. An einem Ideal der Schönheit müſſen alle nothwendige Bewegungen ſchön ſeyn, weil ſie, als nothwendig, zu ſeiner Natur gehören; die Schönheit dieſer Bewegungen iſt alſo ſchon mit dem Begriff der Venus gegeben; die Schönheit der zufälligen iſt hingegen eine Erweiterung dieſes Begriffs. Es gibt eine Anmuth der Stimme, aber keine Anmuth des Athemholens.

Iſt aber jede Schönheit der zufälligen Bewegungen Anmuth?

Daß der griechiſche Mythus Anmuth und Grazie nur auf die Menſchheit einſchränke, wird kaum einer Erinnerung bedürfen; er geht ſogar noch weiter, und ſchließt ſelbſt die Schönheit der Geſtalt in die Grenzen der Menſchengattung ein, unter welcher der Grieche bekanntlich auch ſeine Götter begreift. Iſt aber die Anmuth nur ein Vorrecht der Menſchenbildung, ſo kann keine derjenigen Bewegungen darauf Anſpruch machen, die der Menſch auch mit dem, was bloß Natur iſt, gemein hat. Könnten alſo die Locken an einem ſchönen Haupte ſich mit Anmuth bewegen, ſo wäre kein Grund mehr vorhanden, warum nicht auch die Aeſte eines Baumes, die Wellen eines Stroms, die Saaten eines Kornfelds, die Gliedmaßen der Thiere, ſich mit Anmuth bewegen ſollten. Aber die Göttin von Gnidus repräſentirt nur die menſchliche Gattung, und da, wo der Menſch weiter nichts als ein Naturding und Sinnenweſen iſt, da hört ſie auf, für ihn Bedeutung zu haben.

Willkührlichen Bewegungen allein kann alſo Anmuth zukommen, aber auch unter dieſen nur denjenigen, die ein Ausdruck moraliſcher Empfindungen ſind. Bewegungen, welche keine andere Quelle als die Sinnlichkeit haben, gehören bei aller Willkührlichkeit doch nur der Natur an, die für ſich allein ſich nie bis zur Anmuth erhebt. Könnte ſich die Begierde mit Anmuth, der Inſtinkt mit Grazie äuſſern, ſo würden Anmuth und Grazie nicht mehr fähig und würdig ſeyn, der Menſchheit zu einem Ausdrucke zu dienen.

Und doch iſt es die Menſchheit allein, in die der Grieche alle Schönheit und Vollkommenheit einſchließt. Nie darf ſich ihm die Sinnlichkeit ohne Seele zeigen, und ſeinem humanen Gefühle iſt es gleich unmöglich, die rohe Thierheit und die Intelligenz zu *vereinzeln*. Wie er jeder Idee ſogleich einen Leib anbildet und auch das Geiſtige zu verkörpern ſtrebt, ſo fordert er von jeder Handlung des Inſtinkts an dem Menſchen zugleich einen Ausdruck ſeiner ſittlichen Beſtimmung. Dem Griechen iſt die Natur nie *bloß* Natur: darum darf er auch nicht erröthen, ſie zu ehren; ihm iſt die Vernunft niemals *bloß* Vernunft: darum darf er auch nicht zittern, unter ihren Maßſtab zu treten. Natur und Sinnlichkeit, Materie und Geiſt, Erde und Himmel fließen wunderbar ſchön in ſeinen Dichtungen zuſammen. Er führte die Freiheit, die nur im Olympus zu Hauſe iſt, auch in die Geſchäfte der Sinnlichkeit ein, und dafür wird man es ihm hingehen laſſen, daß er die Sinnlichkeit in den Olympus verſetzte.

Dieſer zärtliche Sinn der Griechen nun, der das Materielle immer nur unter der Begleitung des Geiſtigen duldet, weiß von keiner willkührlichen Bewegung am Menſchen, die nur der Sinnlichkeit allein angehörte, ohne zugleich ein Ausdruck des moraliſch empfindenden Geiſtes zu ſeyn. Daher iſt ihm auch die Anmuth nichts anders, als ein ſolcher ſchöner Ausdruck der Seele in den willkührlichen Bewegungen. Wo alſo Anmuth ſtatt findet, da iſt die Seele das bewegende Prinzip, und in *ihr* iſt der Grund von der Schönheit der Bewegung enthalten. Und ſo löſt ſich denn jene mythiſche Vorſtellung in folgenden Gedanken auf: „Anmuth iſt eine Schönheit, die nicht von der Natur gegeben, ſondern von dem Subjekte ſelbſt hervorgebracht wird.“

Ich habe mich bis jetzt darauf eingeſchränkt, den Begriff der Anmuth aus der griechiſchen Fabel zu entwickeln, und, wie ich hoffe, ohne ihr Gewalt anzuthun. Jetzt ſey mir erlaubt, zu verſuchen, was ſich auf dem Weg der philoſophiſchen Unterſuchung darüber ausmachen läßt, und ob es auch hier, wie in ſo vielen andern Fällen, wahr iſt, daß ſich die philoſophirende Vernunft weniger Entdeckungen rühmen kann, die der Sinn nicht ſchon dunkel *geahnt*, und die Poeſie nicht *geoffenbart* hätte.

Venus, ohne ihren Gürtel und ohne die Grazien, repräſentirt uns das Ideal der Schönheit, ſo wie letztere aus den Händen der *bloßen Natur* kommen kann, und, *ohne die Einwirkung eines empfindenden Geiſtes*, durch die plaſtiſchen Kräfte erzeugt wird. Mit Recht ſtellt die Fabel für dieſe Schönheit eine eigene Göttergeſtalt zur Repräſentantin auf, denn ſchon das natürliche Gefühl unterſcheidet ſie auf das Strengſte von derjenigen, die dem Einfluß eines empfindenden Geiſtes ihren Urſprung verdankt.

Es ſey mir erlaubt, dieſe von der bloßen Natur, nach dem Geſetz der Nothwendigkeit gebildete Schönheit, zum Unterſchied von der, welche ſich nach Freiheitsbedingungen richtet, die Schönheit des Baues (*architektoniſche Schönheit*) zu benennen. Mit dieſem Namen will ich alſo denjenigen Theil der menſchlichen Schönheit bezeichnet haben, der nicht bloß durch Naturkräfte *ausgeführt* werden (was von jeder Erſcheinung gilt), ſondern der auch nur *allein durch Naturkräfte beſtimmt iſt*.

Ein glückliches Verhältniß der Glieder, fließende Umriſſe, ein lieblicher Teint, eine zarte Haut, ein feiner und freier Wuchs, eine wohlklingende Stimme u. ſ. f. ſind Vorzüge, die man bloß der Natur und dem Glück zu verdanken hat; der Natur, welche die Anlage dazu hergab und ſelbſt entwickelte; dem Glück, welches das Bildungsgeſchäft der Natur vor jeder Einwirkung feindlicher Kräfte beſchützte.

Dieſe Venus ſteigt ſchon ganz vollendet aus dem Schaume des Meeres empor: vollendet, denn ſie iſt ein beſchloſſenes, ſtreng abgewogenes Werk der Nothwendigkeit, und als ſolches keiner Varietät, keiner Erweiterung fähig. Da ſie nämlich nichts anderes iſt, als ein ſchöner Vertrag der Zwecke, welche die Natur mit dem Menſchen beabſichtet, und daher jede ihrer Eigenſchaften durch den Begriff, der ihr zum Grunde liegt, vollkommen entſchieden iſt, ſo kann ſie — der Anlage nach — als ganz gegeben beurtheilt werden, obgleich dieſe erſt unter Zeitbedingungen zur Entwicklung kommt.

Die architektoniſche Schönheit der menſchlichen Bildung muß von der techniſchen Vollkommenheit derſelben wohl unterſchieden werden. Unter der letztern hat man das Syſtem der Zwecke ſelbſt zu verſtehen, ſo wie ſie ſich unter einander zu einem oberſten Endzweck vereinigen; unter erſtern hingegen bloß die Eigenſchaft der Darſtellung dieſer Zwecke, ſo wie ſie ſich dem anſchauenden Vermögen in der Erſcheinung offenbaren. Wenn man alſo von der Schönheit ſpricht, ſo wird weder der materielle Werth dieſer Zwecke, noch die formale Kunſtmäßigkeit ihrer Verbindung dabei in Betrachtung gezogen. Das anſchauende Vermögen hält ſich einzig nur an die Art des Erſcheinens, ohne auf die logiſche Beſchaffenheit ſeines Objects die geringſte Rückſicht zu nehmen. Ob alſo gleich die architektoniſche Schönheit des menſchlichen Baues durch den Begriff, der demſelben zum Grunde liegt, und durch die Zwecke bedingt iſt, welche die Natur mit ihm beabſichtet, ſo iſolirt doch das äſthetiſche Urtheil ſie völlig von dieſen Zwecken, und nichts, als was der Erſcheinung unmittelbar und eigenthümlich angehört, wird in die Vorſtellung der Schönheit aufgenommen.

Man kann daher auch nicht ſagen, daß die Würde der Menſchheit die Schönheit des menſchlichen Baues erhöhe. In unſer Urtheil über die letztere kann die Vorſtellung der erſtern zwar einfließen, aber alsdann hört es zugleich auf, ein reinäſthetiſches Urtheil zu ſeyn. Die Technik der menſchlichen Geſtalt iſt allerdings ein Ausdruck ſeiner Beſtimmung, und als ein ſolcher darf und ſoll ſie uns mit Achtung erfüllen. Aber dieſe Technik wird nicht dem Sinn, ſondern dem Verſtande vorgeſtellt; ſie kann nur gedacht werden, nicht erſcheinen. Die architektoniſche Schönheit hingegen kann nie ein Ausdruck ſeiner Beſtimmung ſeyn, da ſie ſich an ein ganz andres Vermögen wendet, als dasjenige iſt, welches über jene Beſtimmung zu entſcheiden hat.

Wenn daher dem Menſchen, vorzugsweiſe vor allen übrigen techniſchen Bildungen der Natur, Schönheit beigelegt wird, ſo iſt dies nur in ſo fern wahr, als er ſchon in der *bloßen Erſcheinung* dieſen Vorzug behauptet, ohne daß man ſich dabei ſeiner Menſchheit zu erinnern braucht. Denn da dieſes Letzte nicht anders als vermittelſt eines Begriffs geſchehen könnte, ſo würde nicht der Sinn, ſondern der Verſtand über die Schönheit Richter ſeyn, welches einen Widerſpruch einſchließt. Die Würde ſeiner ſittlichen Beſtimmung kann alſo der Menſch nicht in Anſchlag bringen, ſeinen Vorzug als Intelligenz kann er nicht geltend machen, wenn er den Preis der Schönheit behaupten will; hier iſt er nichts als ein Ding im Raume, nichts als Erſcheinung unter Erſcheinungen. Auf ſeinen Rang in der Ideenwelt wird in der Sinnenwelt nicht geachtet, und wenn er in dieſer die erſte Stelle behaupten ſoll, ſo kann ſie nur *dem*, was in ihm *Natur* iſt, zu verdanken haben.

Aber eben dieſe ſeine Natur iſt, wie wir wiſſen, durch die Idee ſeiner Menſchheit beſtimmt worden, und ſo iſt es denn auch mittelbar ſeine architektoniſche Schönheit. Wenn er ſich alſo vor allen Sinnenweſen um ihn her durch höhere Schönheit unterſcheidet, ſo iſt er daher unſtreitig ſeiner menſchlichen Beſtimmung verpflichtet, welche den Grund enthält, warum er ſich von den übrigen Sinnenweſen überhaupt nur unterſcheidet. Aber nicht darum iſt die menſchliche Bildung ſchön, weil ſie ein Ausdruck dieſer höhern Beſtimmung iſt; denn wäre dieſes, ſo würde die nämliche Bildung aufhören ſchön zu ſeyn, ſobald ſie eine niedrigere Beſtimmung ausdrückte, ſo würde auch das Gegentheil dieſer Bildung ſchön ſeyn, ſobald man nur annehmen könnte, daß es jene höhere Beſtimmung ausdrückte. Geſetzt aber, man könnte bei einer ſchönen Menſchengeſtalt ganz und gar vergeſſen, was ſie ausdrückt; man könnte ihr, ohne ſie in der Erſcheinung zu verändern, den rohen Inſtinkt eines Tigers unterſchieben, ſo würde das Urtheil der Augen vollkommen daſſelbe bleiben, und der Sinn würde den Tiger für das ſchönſte Werk des Schöpfers erklären.

Die Beſtimmung des Menſchen, als einer Intelligenz, hat alſo an der Schönheit ſeines Baues nur in ſo fern einen Antheil, als ihre Darſtellung, d. i. ihr Ausdruck in der Erſcheinung, zugleich mit den Bedingungen zuſammentrifft, unter welchen das Schöne ſich in der Sinnenwelt erzeugt. Die Schönheit ſelbſt nämlich muß jederzeit ein freier Natureffekt bleiben, und die Vernunft-Idee, welche die Technik des menſchlichen Baues beſtimmte, kann ihm nie Schönheit *ertheilen*, ſondern bloß *geſtatten*.

Man könnte mir zwar einwenden, das überhaupt Alles, was in der Erſcheinung ſich darſtellt, durch Naturkräfte ausgeführt werde, und daß dieſes alſo kein ausſchließendes Merkmal des Schönen ſeyn könne. Es iſt wahr, alle techniſchen Bildungen ſind hervorgebracht durch Natur, aber durch Natur ſind ſie nicht techniſch, wenigſtens werden ſie nicht ſo beurtheilt. Techniſch ſind ſie nur durch den Verſtand, und ihre techniſche Vollkommenheit hat alſo ſchon Exiſtenz im Verſtande, ehe ſie in die Sinnenwelt hinübertritt und zur Erſcheinung wird. Schönheit hingegen hat das ganz Eigenthümliche, daß ſie in der Sinnenwelt nicht bloß dargeſtellt wird, ſondern auch in derſelben zuerſt entſpringt; daß die Natur ſie nicht bloß ausdrückt, ſondern auch erſchafft. Sie iſt durchaus nur eine Eigenſchaft des Sinnlichen, und auch der Künſtler, der ſie beabſichtet, kann ſie nur in ſo weit erreichen, als er den Schein unterhält, daß er die Natur gebildet habe.

Die Technik des menſchlichen Baues zu beurtheilen, muß man die Vorſtellung der Zwecke, denen ſie gemäß iſt, zu Hülfe nehmen; dies hat man gar nicht nöthig, um die Schönheit dieſes Baues zu beurtheilen. Der Sinn allein iſt hier ein völlig competenter Richter, und dies könnte er nicht ſeyn, wenn nicht die Sinnenwelt (die ſein einziges Objekt iſt) alle Bedingungen der Schönheit enthielte, und alſo zu Erzeugung derſelben vollkommen hinreichend wäre. *Mittelbar* freilich iſt die Schönheit des Menſchen in dem Begriff ſeiner Menſchheit gegründet, weil ſeine ganze ſinnliche Natur in dieſem Begriffe gegründet iſt, aber der Sinn, weiß man, hält ſich nur an das *Unmittelbare*, und für ihn iſt es alſo gerade ſo viel, als wenn ſie ein ganz unabhängiger Natureffekt wäre.

Nach dem Bisherigen ſollte es nun ſcheinen, als wenn die Schönheit für die Vernunft durchaus kein Intereſſe haben könnte, da ſie bloß in der Sinnenwelt entſpringt, und ſich auch nur an das ſinnliche Erkenntnißvermögen wendet. Denn nachdem wir von dem Begriff derſelben, als fremdartig, abgeſondert haben, was die *Vorſtellung der Vollkommenheit* in unſer Urtheil über die Schönheit zu miſchen kaum unterlaſſen kann, ſo ſcheint dieſer nichts mehr übrig zu bleiben, wodurch ſie der Gegenſtand eines vernünftigen Wohlgefallens ſeyn könnte. Nichts deſto weniger iſt es eben ſo ausgemacht, daß das Schöne der Vernunft gefällt, als es entſchieden iſt, daß es auf keiner ſolchen Eigenſchaft des Objektes beruht, die nur durch Vernunft zu entdecken wäre.

Um dieſen anſcheinenden Widerſpruch aufzulöſen, muß man ſich erinnern, daß es zweierlei Arten gibt, wodurch Erſcheinungen Objekte der Vernunft werden und Ideen ausdrücken können. Es iſt nicht immer nöthig, daß die Vernunft dieſe Ideen aus den Erſcheinungen herauszieht; ſie kann ſie auch in dieſelben hineinlegen. In beiden Fällen wird die Erſcheinung einem Vernunftbegriff adäquat ſeyn, nur mit dem Unterſchied, daß in dem erſten Fall die Vernunft ihn ſchon objektiv darin findet, und ihn gleichſam von dem Gegenſtand nur empfängt, weil der Begriff geſetzt werden muß, um die Beſchaffenheit und oft ſelbſt um die Möglichkeit des Objekts zu erklären; daß ſie hingegen in dem zweiten Fall das, was unabhängig von ihrem Begriff in der Erſcheinung gegeben iſt, ſelbſtthätig zu einem Ausdruck deſſelben macht, und alſo etwas bloß Sinnliches überſinnlich behandelt. Dort iſt alſo die Idee mit dem Gegenſtande objektiv nothwendig, hier hingegen höchſtens ſubjektiv nothwendig verknüpft. Ich brauche nicht zu ſagen, daß ich jenes von der Vollkommenheit, dieſes von der Schönheit verſtehe.

Da es alſo in dem zweiten Fall in Anſehung des ſinnlichen Objekts ganz und gar zufällig iſt, ob es eine Vernunft gibt, die mit der Vorſtellung deſſelben eine ihrer Ideen verbindet, folglich die objektirte Beſchaffenheit des Gegenſtandes von dieſer Idee als völlig unabhängig muß betrachtet werden, ſo thut man ganz recht, das Schöne, *objektiv*, auf lauter Naturbedingungen einzuſchränken, und es für einen bloßen Effekt der Sinnenwelt zu erklären. Weil aber doch — auf der andern Seite — die Vernunft von dieſem Effekt der bloßen Sinnenwelt einen transcendenten Gebrauch macht, und ihm dadurch, daß ſie ihm eine höhere Bedeutung leiht, gleichſam ihren Stempel aufdrückt, ſo hat man ebenfalls Recht, das Schöne *ſubjektiv* in die intelligible Welt zu verſetzen. Die Schönheit iſt daher als die Bürgerin zweier Welten anzuſehen, deren einer ſie durch *Geburt*, der andern durch *Adoption* angehört; ſie empfängt ihre Exiſtenz in der ſinnlichen Natur, und *erlangt* in der Vernunftwelt das Bürgerrecht. Hieraus erklärt ſich auch, wie es zugeht, daß der Geſchmack, als ein Beurtheilungsvermögen des Schönen, zwiſchen Geiſt und Sinnlichkeit in die Mitte tritt, und dieſe beiden einander verſchmähenden Naturen zu einer glücklichen Eintracht verbindet, wie er dem *Materiellen* die Achtung der Vernunft, wie er dem *Rationalen* die Zuneigung der Sinne erwirbt — wie er Anſchauungen zu Ideen adelt, und ſelbſt die Sinnenwelt gewiſſermaßen in ein Reich der Freiheit verwandelt.

Wiewohl es aber — in Anſehung des Gegenſtandes ſelbſt — zufällig iſt, ob die Vernunft mit der Vorſtellung deſſelben eine ihrer Ideen verbindet, ſo iſt es doch — für das vorſtellende Subjekt — nothwendig, mit einer ſolchen Vorſtellung eine ſolche Idee zu verknüpfen. Dieſe Idee und das ihr korreſpondirende ſinnliche Merkmal an dem Objekte müſſen mit einander in einem ſolchen Verhältniß ſtehen, daß die Vernunft durch ihre eigenen unveränderlichen Geſetze zu dieſer Handlung genöthigt wird. In der Vernunft ſelbſt muß alſo der Grund liegen, warum ſie ausſchließend nur mit einer gewiſſen Erſcheinung der Dinge eine beſtimmte Idee verknüpft, und in dem Objekte muß wieder der Grund liegen, warum es ausſchließend nur dieſe Idee und keine andere hervorruft. Was für eine Idee das nun ſey, die die Vernunft in das Schöne hineinträgt, und durch welche objektive Eigenſchaft der ſchöne Gegenſtand fähig ſey, dieſer Idee zum Symbol zu dienen — dies iſt eine viel zu wichtige Frage, um hier bloß im Vorübergehen beantwortet zu werden, und deren Erörterung ich alſo auf eine Analytik des Schönen verſpare.

Die architektoniſche Schönheit des Menſchen iſt alſo, auf die Art, wie ich eben erwähne, der ſinnliche Ausdruck eines Vernunftbegriffs; aber ſie iſt es in keinem andern Sinne und mit keinem größern Rechte, als überhaupt jede ſchöne Bildung der Natur. Dem Grade nach übertrifft ſie zwar alle andere Schönheiten, aber der Art nach ſteht ſie in der nämlichen Reihe mit denſelben, da auch ſie von ihrem Subjekte nichts, als was ſinnlich iſt, offenbart, und erſt in der Vorſtellung eine überſinnliche Bedeutung empfängt. * Daß die Darſtellung der Zwecke am Menſchen ſchöner ausgefallen iſt, als bei andern organiſchen Bildungen, iſt als eine Gunſt anzuſehen, welche die Vernunft, als Geſetzgeberin des menſchlichen Baues, der Natur als Ausrichterin ihrer Geſetze erzeigte. Die Vernunft verfolgt zwar bei der Technik des Menſchen ihre Zwecke mit ſtrenger Nothwendigkeit, aber glücklicherweiſe treffen ihre Forderungen mit der Nothwendigkeit der Natur zuſammen, ſo daß die Letztere den Anfang der Erſtern vollzieht, indem ſie bloß nach ihrer eigenen Neigung handelt.

---

* Denn — um es noch einmal zu wiederholen — in der bloßen Anſchauung wird Alles, was an der Schönheit objektiv iſt, gegeben. Da aber das, was dem Menſchen den Vorzug vor allen übrigen Sinnenweſen gibt, in der bloßen Anſchauung nicht vorkommt, ſo kann eine Eigenſchaft, die ſich ſchon in der bloßen Anſchauung offenbart, dieſen Vorzug nicht ſichtbar machen. Seine höhere Beſtimmung, die allein dieſen Vorzug begründet, wird alſo durch ſeine Schönheit nicht ausgedrückt, und die Vorſtellung von jener kann daher nie ein Ingredienz von dieſer abgeben, nie in das äſthetiſche Urtheil mit aufgenommen werden. Nicht der Gedanke ſelbſt, deſſen Ausdruck die menſchliche Bildung iſt, bloß die Wirkungen deſſelben in der Erſcheinung offenbaren ſich dem Sinn. Zu dem überſinnlichen Grund dieſer Wirkungen erhebt der bloße Sinn ſich eben ſo wenig, als (wenn man mir dies Beiſpiel verſtatten will) als der bloß ſinnliche Menſch zu der Idee der oberſten Welturſache hinaufſteigt, wenn er ſeine Triebe befriedigt.

Dieſes kann aber nur von der architektoniſchen Schönheit des Menſchen gelten, wo die Naturnothwendigkeit durch die Nothwendigkeit des ſie beſtimmenden teleologiſchen Grundes unterſtützt wird. Hier allein konnte die Schönheit gegen die Technik des Baues berechnet werden, welches aber nicht mehr ſtatt findet, ſobald die Nothwendigkeit nur einſeitig iſt und die überſinnliche Urſache, welche die Erſcheinung beſtimmt, ſich zufällig verändert. Für die architektoniſche Schönheit des Menſchen ſorgt alſo die Natur allein, weil ihr hier, gleich in der erſten Anlage, die Vollziehung alles deſſen, was der Menſch zur Erfüllung ſeiner Zwecke bedarf, einmal für immer von dem ſchaffenden Verſtand übergeben wurde, und ſie alſo in dieſem ihrem organiſchen Geſchäft keine Neuerung zu befürchten hat.

Der Menſch aber iſt zugleich eine Perſon, ein Weſen alſo, welches ſelbſt Urſache, und zwar abſolut letzte Urſache ſeiner Zuſtände ſeyn, welches ſich nach Gründen, die es aus ſich ſelbſt nimmt, verändern kann. Die Art ſeines Erſcheinens iſt abhängig von der Art ſeines Empfindens und Wollens, alſo von Zuſtänden, die er ſelbſt in ſeiner Freiheit, und nicht die Natur nach ihrer Nothwendigkeit beſtimmt.

Wäre der Menſch bloß ein Sinnenweſen, ſo würde die Natur zugleich die Geſetze geben und die Fälle der Anwendung beſtimmen; jetzt theilt ſie das Regiment mit der Freiheit, und obgleich ihre Geſetze Beſtand haben, ſo iſt es nunmehr doch der Geiſt, der über die Fälle entſcheidet.

Das Gebiet des Geiſtes erſtreckt ſich *ſo weit*, als die *Natur lebendig* iſt, und endigt nicht eher, als wo das organiſche Leben ſich in die formloſe Maſſe verliert und die animaliſchen Kräfte aufhören. Es iſt bekannt, daß alle bewegenden Kräfte im Menſchen unter einander zuſammenhängen, und ſo läßt ſich einſehen, wie der Geiſt — auch nur als Prinzip der willkührlichen Bewegung betrachtet — ſeine Wirkungen durch das ganze Syſtem derſelben fortpflanzen kann. Nicht bloß die Werkzeuge des Willens, auch diejenigen, über welche der Wille nicht unmittelbar zu gebieten hat, erfahren wenigſtens mittelbar ſeinen Einfluß. Der Geiſt beſtimmt ſie nicht bloß abſichtlich, wenn er handelt, ſondern auch unabſichtlich, wenn er empfindet.

Die Natur für ſich allein kann, wie aus dem Obigen klar iſt, nur für die Schönheit derjenigen Erſcheinungen ſorgen, die ſie ſelbſt uneingeſchränkt nach dem Geſetz der Nothwendigkeit zu beſtimmen hat. Aber mit der *Willkühr* tritt der *Zufall* in ihre Schöpfung ein, und obgleich die Veränderungen welche ſie unter dem Regiment der Freiheit erleidet, *nach* keinen andern als ihren eigenen Geſetzen erfolgen, ſo erfolgen ſie doch nicht mehr *aus* dieſen Geſetzen. Da es jetzt auf den Geiſt ankommt, welchen Gebrauch er von ſeinen Werkzeugen machen will, ſo kann die Natur über denjenigen Theil der Schönheit, welcher von dieſem Gebrauche abhängt, nichts mehr zu gebieten, und alſo auch nichts mehr zu verantworten haben.

Und ſo würde denn der Menſch in Gefahr ſchweben, gerade da, wo er ſich durch den Gebrauch ſeiner Freiheit zu den reinen Intelligenzen erhebt, als Erſcheinung zu *ſinken*, und in dem Urtheile des Geſchmacks zu verlieren, was er vor dem Richterſtuhle der Vernunft gewinnt. Die durch ſein Handeln *erfüllte* Beſtimmung würde ihm einen Vorzug koſten, den die in ſeinem Bau bloß *angekündigte* Beſtimmung begünſtigte; und wenn gleich dieſer Vorzug nur ſinnlich iſt, ſo haben wir doch gefunden, daß ihm die Vernunft eine höhere Bedeutung ertheilt. Eines ſo groben Widerſpruchs macht ſich die Uebereinſtimmung liebende Natur nicht ſchuldig, und was in dem Reiche der Vernunft harmoniſch iſt, wird ſich durch keinen Mißklang in der Sinnenwelt offenbaren.

Indem alſo die Perſon oder das freie Prinzipium im Menſchen es auf ſich nimmt, das Spiel der Erſcheinungen zu beſtimmen, und durch ſeine Dazwiſchenkunft der Natur die Macht entzieht, die Schönheit ihres Werks zu beſchützen, ſo tritt es ſelbſt an die Stelle der Natur, und übernimmt (wenn mir dieſer Ausdruck erlaubt iſt) mit den Rechten derſelben einen Theil ihrer Verpflichtungen. Indem der Geiſt die ihm untergeordnete Sinnlichkeit in ſein Schickſal verwickelt und von ſeinen Zuſtänden abhängen läßt, macht er ſich gewiſſermaßen ſelbſt zur Erſcheinung und bekennt ſich als einen Unterthan des Geſetzes, welches an alle Erſcheinung ergeht. Um ſeiner ſelbſt willen macht er ſich verbindlich, die von ihm abhängende Natur auch noch in *ſeinem* Dienſte Natur bleiben zu laſſen, und ſie ihrer frühern Pflicht nie entgegen zu behandeln. Ich nenne die Schönheit eine Pflicht der Erſcheinungen, weil das ihr entſprechende Bedürfniß im Subjekte in der Vernunft ſelbſt gegründet, und daher allgemein und nothwendig iſt. Ich nenne ſie eine frühere Pflicht, weil der Sinn ſchon geurtheilt hat, ehe der Verſtand ſein Geſchäft beginnt.

Dieſe Freiheit regiert alſo jetzt die Schönheit. Die Natur gab die Schönheit des Baues, die Seele gibt die Schönheit des Spiels. Und nun wiſſen wir auch, was wir unter Anmuth und Grazie zu verſtehen haben. Anmuth iſt die Schönheit der Geſtalt unter dem Einfluß der Freiheit; die Schönheit derjenigen Erſcheinungen, die die Perſon beſtimmt. Die architektoniſche Schönheit macht dem Urheber der Natur, Anmuth und Grazie machen ihrem Beſitzer Ehre. Jene iſt ein Talent, dieſe ein perſönliches Verdienſt.

Anmuth kann nur der Bewegung zukommen, denn eine Veränderung im Gemüth kann ſich nur als Bewegung in der Sinnenwelt offenbaren. Dies hindert aber nicht, daß nicht auch feſte und ruhende Züge Anmuth zeigen könnten. Dieſe feſten Züge waren urſprünglich nichts als Bewegungen, die endlich bei oftmaliger Erneuerung habituell wurden, und bleibende Spuren eindrückten.*

---

* Daher nimmt Home den Begriff der Anmuth viel zu enge an, wenn er (Grundſätze d. Kritik. II. 39. Neueſte Aus-

Aber nicht alle Bewegungen am Menſchen ſind der Grazie fähig. Grazie iſt immer nur die Schönheit der *durch Freiheit bewegten Geſtalt*, und Bewegungen, die *bloß der Natur angehören*, können nie dieſen Namen verdienen. Es iſt zwar an dem, daß ein lebhafter Geiſt ſich zuletzt beinahe aller Bewegungen ſeines Körpers bemächtigt, aber wenn die Kette ſehr lang wird, wodurch ſich ein ſchöner

---

gabe) ſagt: „daß, wenn die anmuthigſte Perſon in *Ruhe* ſey, und ſich weder bewege noch ſpreche, wir die Eigenſchaft der Anmuth, wie die Farbe im Finſtern, aus den Augen verlieren.“ Nein, wir verlieren ſie nicht aus den Augen, ſo lange wir an der ſchlafenden Perſon die Züge wahrnehmen, die ein wohlwollender, ſanfter Geiſt gebildet hat; und gerade der ſchätzbarſte Theil der Grazie bleibt übrig, derjenige nämlich, der ſich aus *Geberden* zu *Zügen* verfeſtigte, und alſo die *Fertigkeit* des Gemüths in ſchönen Empfindungen an den Tag legt. Wenn aber der Herr *Berichtiger* des Home'ſchen Werks ſeinen Autor durch die Bemerkung zurecht zu weiſen glaubte (ſiehe in demſelben Band Seite 459): daß ſich die Anmuth nicht bloß auf willkührliche Bewegungen einſchränke, daß eine ſchlafende Perſon nicht aufhöre reizend zu ſeyn.“ — und warum? „weil während dieſes Zuſtandes die unwillkührlichen, ſanften und eben deßwegen deſto anmuthigern Bewegungen erſt recht ſichtbar werden.“ ſo hebt er den Begriff der Grazie ganz auf, den Home bloß zu ſehr einſchränkte. Unwillkührliche Bewegungen im Schlafe, wenn es nicht mechaniſche Wiederholungen von willkührlichen ſind, können nie anmuthig ſeyn, weit entfernt, daß ſie es vorzugsweiſe ſeyn könnten; und wenn eine ſchlafende Perſon reizend iſt, ſo iſt ſie es keineswegs durch die Bewegungen, die ſie macht, ſondern durch ihre Züge, die von vorhergegangenen Bewegungen zeugen.

Zug an moraliſche Empfindungen anſchließt, ſo wird er eine Eigenſchaft des Baues, und läßt ſich kaum mehr zur Grazie zählen. Endlich *bildet* ſich der Geiſt ſogar ſeinen Körper, und der Bau ſelbſt muß dem Spiele folgen, ſo daß ſich die Anmuth zuletzt nicht ſelten in architektoniſche Schönheit verwandelt.

So wie ein feindſeliger, mit ſich uneiniger Geiſt ſelbſt die erhabenſte Schönheit des Baues zu Grund richtet, daß man unter den unwürdigen Händen der Freiheit das herrliche Meiſterſtück der Natur zuletzt nicht mehr erkennen kann, ſo ſieht man auch zuweilen das heitre und in ſich harmoniſche Gemüth der durch Hinderniſſe gefeſſelten Technik zu Hülfe kommen, die Natur in Freiheit ſetzen, und die noch eingewickelte gedrückte Geſtalt mit göttlicher Glorie *auseinander breiten*. Die plaſtiſche Natur des Menſchen hat unendlich viele Hülfsmittel in ſich ſelbſt, ihr Verſäumniß herein zu bringen und ihre Fehler zu verbeſſern, ſobald nur der ſittliche Geiſt ſie in ihrem Bildungswerk unterſtützen, oder auch manchmal nur nicht beunruhigen will.

Da auch die *verfeſteten Bewegungen* (in Zügen übergegangene Geberden) von der Anmuth nicht ausgeſchloſſen ſind, ſo könnte es das Anſehen haben, als ob überhaupt auch die Schönheit der *anſcheinenden oder nachgeahmten Bewegungen* (die flammichten oder geſchlängelten Linien) gleichfalls mit dazu gerechnet werden müßte, wie *Mendelſohn* auch wirklich behauptet.* Aber dadurch würde der Begriff der Anmuth zu dem Begriff der Schönheit überhaupt erweitert; denn *alle* Schönheit iſt zuletzt bloß eine Eigenſchaft der wahren oder anſcheinenden (objektiven oder ſubjektiven) Bewegung, wie ich in einer Zergliederung des Schönen zu beweiſen hoffe. Anmuth können aber nur ſolche Bewegungen zeigen, die zugleich einer Empfindung entſprechen.

---

* Philoſ. Schriften. I. 90.

Die Perſon — man weiß, was ich damit andeuten will — ſchreibt dem Körper die Bewegungen entweder durch ihren Willen vor, wenn ſie eine vorgeſtellte Wirkung in der Sinnenwelt realiſiren will, und in dieſem Fall heißen die Bewegungen *willkührlich* oder abgezweckt; oder ſolche erfolgen, ohne den Willen der Perſon, nach einem Geſetz der Nothwendigkeit — aber auf Veranlaſſung einer Empfindung: dieſe nenne ich ſympathetiſche Bewegungen. Ob die letztern gleich unwillkührlich und in einer Empfindung gegründet ſind, ſo darf man ſie doch mit denjenigen nicht verwechſeln, welche das ſinnliche Gefühlvermögen und der Naturtrieb beſtimmt: denn der Naturtrieb iſt kein freies Prinzip, und was er verrichtet, das iſt keine Handlung der Perſon. Unter den ſympathetiſchen Bewegungen, von denen hier die Rede iſt, will ich alſo nur diejenigen verſtanden haben, welche der moraliſchen Empfindung, oder der moraliſchen Geſinnung zur Begleitung dienen.

Die Frage entſteht nun, welche von dieſen beiden Arten der in der Perſon gegründeten Bewegungen iſt der Anmuth fähig?

Was man beim Philoſophiren nothwendig von einander trennen muß, iſt darum nicht immer auch in der Wirklichkeit getrennt. So findet man abgezweckte Bewegungen ſelten ohne ſympathetiſche, weil der Wille als die Urſache von jenen ſich nach moraliſchen Empfindungen beſtimmt, aus welchen dieſe entſpringen. Indem eine Perſon ſpricht, ſehen wir zugleich ihre Blicke, ihre Geſichtszüge, ihre Hände, ja oft den ganzen Körper mitſprechen, und der mimiſche Theil der Unterhaltung wird nicht ſelten für den beredteſten geachtet. Aber auch ſelbſt eine abgezweckte Bewegung kann zugleich als eine ſympathetiſche anzuſehen ſeyn, und dies geſchieht alsdann, wenn ſich etwas Unwillkührliches in das Willkührliche derſelben mit einmiſcht.

Die Art und Weiſe nämlich, wie eine willkührliche Bewegung vollzogen wird, iſt durch ihren Zweck nicht ſo genau beſtimmt, daß es nicht mehrere Arten geben ſollte, nach denen ſie kann verrichtet werden. Dasjenige nun, was durch den Willen oder den Zweck dabei unbeſtimmt gelaſſen iſt, kann durch den Empfindungszuſtand der Perſon ſympathetiſch beſtimmt werden, und alſo zu einem Ausdruck deſſelben dienen. Indem ich meinen Arm ausſtrecke, um einen Gegenſtand in Empfang zu nehmen, ſo führe ich einen Zweck aus, und die Bewegung, die ich mache, wird durch die Abſicht, die ich damit erreichen will, vorgeſchrieben. Aber welchen Weg ich meinen Arm zu dem Gegenſtand nehmen, und wie weit ich meinen übrigen Körper will nachfolgen laſſen; wie geſchwind oder langſam, und mit wie viel oder wenig Kraftaufwand ich die Bewegung verrichten will, in dieſe genaue Berechnung laſſe ich mich in dem Augenblick nicht ein, und der Natur in mir wird alſo hier etwas anheim geſtellt. Auf irgend eine Art und Weiſe muß aber doch dieſes, durch den bloßen Zweck nicht Beſtimmte, entſchieden werden, und hier alſo kann meine Art zu empfinden den Ausſchlag geben, und durch den Ton, den ſie angibt, die Art und Weiſe der Bewegung beſtimmen. Der Antheil nun, den der Empfindungszuſtand der Perſon an einer willkührlichen Bewegung hat, iſt das Unwillkührliche an derſelben, und er iſt auch das, worin man die Grazie zu ſuchen hat.

Eine willkührliche Bewegung, wenn ſie ſich nicht zugleich mit einer ſympathetiſchen verbindet, oder was eben ſo viel ſagt, nicht mit etwas Unwillkührlichem, das in dem moraliſchen Empfindungszuſtand der Perſon ſeinen Grund hat, vermiſcht, kann niemals Grazie zeigen, wozu immer ein Zuſtand im Gemüth als Urſache erfordert wird. Die willkührliche Bewegung erfolgt auf eine Handlung des Gemüths, welche alſo vergangen iſt, wenn die Bewegung geſchieht.

Die ſympathetiſche Bewegung hingegen begleitet die Handlung des Gemüths und den Empfindungszuſtand deſſelben, durch den es zu dieſer Handlung vermocht wird, und muß daher mit beiden als gleichlaufend betrachtet werden.

Es erhellt ſchon daraus, daß die erſte, die nicht von der Geſinnung der Perſon unmittelbar ausfließt, auch keine Darſtellung derſelben ſeyn kann. Denn zwiſchen die Geſinnung und die Bewegung ſelbſt tritt der *Entſchluß*, der, für ſich betrachtet, etwas ganz Gleichgültiges iſt; die Bewegung iſt Wirkung des *Entſchluſſes* und des Zweckes, nicht aber der Perſon und der Geſinnung.

Die willkührliche Bewegung iſt mit der ihr vorangehenden Geſinnung zufällig, die begleitende hingegen nothwendig damit verbunden. Jene verhält ſich zum Gemüth, wie das conventionelle Sprachzeichen zu dem Gedanken, den es ausdrückt; die ſympathetiſche oder begleitende hingegen wie der leidenſchaftliche Laut zu der Leidenſchaft. Jene iſt daher nicht ihrer *Natur*, ſondern bloß ihrem *Gebrauch* nach, Darſtellung des Geiſtes. Alſo kann man auch nicht wohl ſagen, daß der *Geiſt* in einer willkührlichen Bewegung ſich offenbare, da ſie nur die *Materie des Willens* (den Zweck), nicht aber die *Form des Willens* (die Geſinnung) ausdrückt. Von der letztern kann uns nur die begleitende Bewegung belehren.[*]

---

[*] Wenn ſich eine Begebenheit vor einer zahlreichen Geſellſchaft ereignet, ſo kann es ſich treffen, daß jeder Anweſende von der Geſinnung der handelnden Perſonen ſeine eigene Meinung hat; ſo zufällig ſind willkührliche Bewegungen mit ihrer moraliſchen Urſache verbunden. Wenn hingegen einem aus dieſer Geſellſchaft ein ſehr geliebter Freund oder ein ſehr verhaßter Feind unerwartet in die Augen fiele, ſo würde der unzweideutige Ausdruck ſeines Geſichts die Empfindungen ſeines Herzens ſchnell und beſtimmt an den Tag legen, und das Urtheil der ganzen Geſellſchaft über den gegenwärtigen Empfindungszuſtand dieſes Menſchen würde wahrſcheinlich völlig einſtimmig ſeyn; denn der Ausdruck iſt hier mit ſeiner Urſache im Gemüth durch Naturnothwendigkeit verbunden.

Daher wird man aus den Reden eines Menſchen zwar abnehmen können, für was er will gehalten ſeyn, aber das, was er wirklich iſt, muß man aus dem mimiſchen Vortrag ſeiner Worte und aus ſeinen Geberden, alſo aus Bewegungen, die er nicht will, zu errathen ſuchen. Erfährt man aber, daß ein Menſch auch ſeine Geſichtszüge wollen kann, ſo traut man ſeinem Geſicht, von dem Augenblick dieſer Entdeckung an, nicht mehr, und läßt jene auch nicht mehr für einen Ausdruck ſeiner Geſinnungen gelten."

Nun mag zwar ein Menſch durch Kunſt und Studium es zuletzt wirklich dahin bringen, daß er auch die begleitenden Bewegungen ſeinem Willen unterwirft, und gleich einem geſchickten Taſchenſpieler, welche Geſtalt er will, auf den mimiſchen Spiegel ſeiner Seele fallen laſſen kann. Aber an einem ſolchen Menſchen iſt dann auch Alles Lüge, und alle Natur wird von der Kunſt verſchlungen. Grazie hingegen muß jederzeit Natur, d. i. unwillkührlich ſeyn (wenigſtens ſo ſcheinen), und das Subjekt ſelbſt darf nie ſo ausſehen; als wenn es um ſeine Anmuth wüßte.

Daraus erſieht man auch beiläufig, was man von der nachgeahmten oder gelernten Anmuth (die ich die theatraliſche und die Tanzmeiſtergrazie nennen möchte) zu halten habe. Sie iſt ein würdiges Gegenſtück zu derjenigen Schönheit, die am Putztiſch aus Karmin und Bleiweiß, falſchen Locken, Fausses Gorges und Wallfiſchrippen hervorgeht, und verhält ſich ohngefähr eben ſo zu der wahren Anmuth, wie die Toiletten-Schönheit ſich zu der architektoniſchen verhält.* Auf einen ungeübten Sinn

---

* Ich bin eben ſo weit entfernt, bei dieſer Zuſammenſtellung dem Tanzmeiſter ſein Verdienſt um die wahre Grazie, als dem Schauſpieler ſeinen Anſpruch darauf abzuſtreiten. Der Tanzmeiſter kommt der wahren Anmuth unſtreitig zu Hülfe, indem er dem Willen die Herrſchaft über ſeine Werkzeuge verſchafft, und die Hinderniſſe hinweggräumt, welche die Maſſe und Schwerkraft dem Spiel der lebendigen Kräfte entgegenſetzen. Er kann dies nicht anders als nach Regeln verrichten, welche den Körper in einer heilſamen Zucht erhalten, und, ſo lange die Trägheit widerſtrebt, ſteif, d. i. zwingend ſeyn und auch ſo ausſehen dürfen. Entläßt er aber den Lehrling aus ſeiner Schule, ſo muß die Regel bei dieſem ihren Dienſt ſchon geleiſtet haben, daß ſie ihn nicht in die Welt zu begleiten braucht; kurz, das Werk der Regel muß in Natur übergehen.

Die Geringſchätzung, mit der ich von der theatraliſchen Grazie rede, gilt nur der nachgeahmten, und dieſe nehme ich keinen Anſtand, auf der Schaubühne, wie im Leben zu verwerfen. Ich bekenne, daß mir der Schauſpieler nicht gefällt, der ſeine Grazie, geſetzt, daß ihm die Nachahmung auch noch ſo ſehr gelungen ſey, an der Toilette ſtudirt hat. Die Forderungen, die wir an den Schauſpieler machen, ſind: 1) Wahrheit der Darſtellung und 2) Schönheit der Darſtellung. Nun behaupte ich, daß der Schauſpieler, was die Wahrheit der Darſtellung betrifft, Alles durch Kunſt und nichts durch Natur hervorbringen müſſe, weil er ſonſt gar nicht Künſtler iſt; und ich werde ihn bewundern, wenn ich höre oder ſehe, daß er, der einen wüthenden Guelfo meiſterhaft ſpielte, ein Menſch von ſanftem Charakter iſt; auf der andern Seite hingegen behaupte ich, daß er, was die Anmuth der Darſtellung betrifft, der Kunſt gar nichts zu danken haben dürfe, und daß hier können beide völlig denſelben Effekt machen, wie das Original, das ſie nachahmen; und iſt die Kunſt groß, ſo kann ſie auch zuweilen den Kenner betrügen. Aber aus irgend einem Zuge blickt endlich doch der Zwang und die Abſicht hervor, und dann iſt Gleichgültigkeit, wo nicht gar Verachtung und Ekel, die unvermeidliche Folge. Sobald wir merken, daß die architektoniſche Schönheit gemacht iſt, ſo ſehen wir gerade ſo viel von der Menſchheit (als Erſcheinung) verſchwunden, als aus einem fremden Naturgebiet zu derſelben geſchlagen worden iſt — und wie ſollten wir, die wir nicht einmal Wegwerfung eines zufälligen Vorzugs verzeihen, mit Vergnügen, ja auch nur mit Gleichgültigkeit einen Tauſch betrachten, wobei ein Theil der Menſchheit für gemeine Natur iſt

---

Alles an ihm freiwilliges Werk der Natur ſeyn müßte. Wenn es mir bei der Wahrheit ſeines Spiels beifällt, daß ihm dieſer Charakter nicht natürlich iſt, ſo werde ich ihn nur um ſo höher ſchätzen; wenn es mir bei der Schönheit ſeines Spiels beifällt, daß ihm dieſe anmuthigen Bewegungen nicht natürlich ſind, ſo werde ich mich nicht enthalten können, über den Menſchen zu zürnen, der hier den Künſtler zu Hülfe nehmen mußte. Die Urſache iſt, weil das Weſen der Grazie mit ihrer Natürlichkeit verſchwindet, und weil die Grazie doch eine Forderung iſt, die wir uns an den bloßen Menſchen zu machen berechtigt glauben. Was werde ich aber nun dem mimiſchen Künſtler antworten, der gern wiſſen möchte, wie er, da er ſie nicht erlernen darf, zu der Grazie kommen ſoll? Er ſoll, iſt meine Meinung, zuerſt dafür ſorgen, daß die Menſchheit in ihm ſelbſt zur Zeitigung komme, und dann ſoll er hingehen und (wenn es ſonſt ſein Beruf iſt) ſie auf der Schaubühne repräſentiren.

hingegeben worden? Wie ſollten wir, wenn wir auch die Wirkung verzeihen könnten, den Betrug nicht verachten? — Sobald wir merken, daß die *Anmuth* erkünſtelt iſt, ſo ſchließt ſich plötzlich unſer Herz und zurück flieht die ihr entgegenwallende Seele. Aus Geiſt ſehen wir plötzlich Materie geworden, und ein Wolkenbild aus einer himmliſchen Juno.

Obgleich aber die Anmuth etwas Unwillkührliches ſeyn oder ſcheinen muß, ſo ſuchen wir ſie doch nur bei Bewegungen, die, mehr oder weniger, von dem Willen abhängen. Man legt zwar auch einer gewiſſen Geberdenſprache Grazie bei, und ſpricht von einem anmuthigen Lächeln und einem reizenden Erröthen, welches doch beides ſympathetiſche Bewegungen ſind, worüber nicht der Wille, ſondern die Empfindung entſcheidet. Allein nicht zu rechnen, daß jenes doch in unſerer Gewalt iſt, und daß noch gezweifelt werden kann, ob dieſes auch eigentlich zur Anmuth gehöre, ſo ſind doch bei weitem die mehrern Fälle, in welchen ſich die Grazie offenbart, aus dem Gebiet der willkührlichen Bewegungen. Man fordert Anmuth von der Rede und vom Geſang, von dem willkührlichen Spiele der Augen und des Mundes, von den Bewegungen der Hände und der Arme bei jedem freien Gebrauch derſelben, von dem Gange, von der Haltung des Körpers und der Stellung, von dem ganzen Bezeugen eines Menſchen, inſofern es in ſeiner Gewalt iſt. Von denjenigen Bewegungen am Menſchen, die der Naturtrieb oder ein herrgewordener Affekt *auf ſeine eigene Hand* ausführt, und die alſo auch ihrem Urſprung nach ſinnlich ſind, verlangen wir etwas ganz Anderes als Anmuth, wie ſich nachher entdecken wird. Dergleichen Bewegungen gehören der *Natur* und nicht der *Perſon* an, aus der doch allein alle Grazie quellen muß.

Wenn alſo die Anmuth eine Eigenſchaft iſt, die wir von willkührlichen Bewegungen fordern, und wenn auf der andern Seite von der Anmuth ſelbſt doch alles Willkührliche verbannt ſeyn muß, ſo werden wir ſie in demjenigen, was bei abſichtlichen Bewegungen unabſichtlich, zugleich aber einer moraliſchen Urſache im Gemüth entſprechend iſt, aufzuſuchen haben.

Dadurch wird übrigens bloß die Gattung von Bewegungen bezeichnet, unter welcher man die Grazie zu ſuchen hat; aber eine Bewegung kann alle dieſe Eigenſchaften haben, ohne deßwegen anmuthig zu ſeyn. Sie iſt dadurch bloß *ſprechend* (mimiſch).

Sprechend (im weiteſten Sinne) nenne ich jede Erſcheinung am Körper, die einen Gemüthszuſtand begleitet und ausdrückt. In dieſer Bedeutung ſind alſo alle ſympathetiſche Bewegungen ſprechend, ſelbſt diejenigen, welche bloßen Affektionen der Sinnlichkeit zur Begleitung dienen.

Auch thieriſche Bildungen ſprechen, indem ihr Aeußeres das Innere offenbart. Hier aber ſpricht bloß die *Natur*, nie die *Freiheit*. In der permanenten Geſtalt und in den feſten architektoniſchen Zügen des Thieres kündigt die Natur ihren *Zweck*, in den mimiſchen Zügen das erwachte oder geſtillte *Bedürfniß* an. Der Ring der Nothwendigkeit geht durch das Thier wie durch die Pflanze, ohne durch eine *Perſon* unterbrochen zu werden. Die Individualität ſeines Daſeyns iſt nur die beſondere Vorſtellung eines allgemeinen Naturbegriffs; die Eigenthümlichkeit ſeines gegenwärtigen Zuſtandes bloß Beiſpiel einer Ausführung des Naturzwecks unter beſtimmten Naturbedingungen.

Sprechend im *engern* Sinn iſt nur die menſchliche Bildung, und dieſe auch nur in denjenigen ihrer Erſcheinungen, die ſeinen moraliſchen Empfindungszuſtand begleiten und demſelben zum Ausdruck dienen.

Nur in *dieſen* Erſcheinungen: denn in allen andern ſteht der Menſch in gleicher Reihe mit den übrigen Sinnenweſen. In ſeiner permanenten Geſtalt und in ſeinen architektoniſchen Zügen legt bloß die *Natur*, wie beim Thier und allen organiſchen Weſen, ihre Abſicht vor. Die Abſicht der Natur mit ihm kann zwar viel weiter gehen, als bei dieſen, und die Verbindung der Mittel zur Erreichung derſelben kunſtreicher und verwickelter ſeyn; dies alles kommt bloß auf Rechnung der *Natur*, und kann ihm ſelbſt zu keinem Vorzug gereichen.

Bei dem Thiere und der Pflanze gibt die Natur nicht bloß die Beſtimmung an, ſondern *führt ſie auch allein aus*. Dem Menſchen aber gibt ſie bloß die Beſtimmung, und überläßt ihm ſelbſt die Erfüllung derſelben. Dies allein macht ihn zum Menſchen.

Der Menſch allein hat als Perſon unter allen bekannten Weſen das Vorrecht, in den Ring der Nothwendigkeit, der für bloße Naturweſen unzerreißbar iſt, durch ſeinen Willen zu greifen und eine ganz friſche Reihe von Erſcheinungen in ſich ſelbſt anzufangen. Der Akt, durch den er dieſes wirkt, heißt vorzugsweiſe eine Handlung, und diejenigen ſeiner Verrichtungen, die aus einer ſolchen Handlung herfließen, ausſchließungsweiſe ſeine Thaten. Er kann alſo, daß er eine Perſon iſt, bloß durch ſeine Thaten beweiſen.

Die Bildung des Thiers drückt nicht nur den Begriff ſeiner Beſtimmung, ſondern auch das Verhältniß ſeines gegenwärtigen Zuſtandes zu dieſer Beſtimmung aus. Da nun bei dem Thiere die Natur die Beſtimmung zugleich gibt und erfüllt, ſo kann die Bildung des Thiers nie etwas Anderes als das Werk der Natur ausdrücken.

Da die Natur dem Menſchen zwar die Beſtimmung gibt, aber die Erfüllung derſelben in ſeinen Willen ſtellt, ſo kann das gegenwärtige Verhältniß ſeines Zuſtandes zu ſeiner Beſtimmung nicht Werk der Natur, ſondern muß ſein eigenes Werk ſeyn. Der Ausdruck dieſes Verhältniſſes in ſeiner Bildung gehört alſo nicht der Natur, ſondern ihm ſelbſt an, das iſt, es iſt ein perſönlicher Ausdruck. Wenn wir alſo aus dem architektoniſchen Theil ſeiner Bildung erfahren, was die Natur mit ihm beabſichtet hat, ſo erfahren wir aus dem mimiſchen Theil derſelben, was er ſelbſt zur Erfüllung dieſer Abſicht gethan hat.

Bei der Geſtalt des Menſchen begnügen wir uns alſo nicht damit, daß ſie uns bloß den allgemeinen Begriff der Menſchheit, oder was etwa die Natur zu Erfüllung deſſelben an dieſem Individuum wirkte, vor Augen ſtelle, denn das würde er mit jeder techniſchen Bildung gemein haben. Wir erwarten noch von ſeiner Geſtalt, daß ſie uns ſogleich offenbare, in wie weit er in ſeiner Freiheit dem Naturzweck entgegen kam, d. i. daß ſie Charakter zeige. Jn dem erſten Fall ſieht man wohl, daß die Natur es mit ihm auf einen Menſchen *anlegte*; aber nur aus dem zweiten ergibt ſich, ob er es *wirklich* geworden iſt.

Die Bildung eines Menſchen iſt alſo nur in ſo weit *ſeine* Bildung, als ſie mimiſch iſt; aber auch *ſo weit ſie mimiſch iſt*, iſt ſie ſein. Denn, wenn gleich der größere Theil dieſer mimiſchen Züge, ja, wenn gleich alle bloßer Ausdruck der Sinnlichkeit wären, und ihm alſo ſchon als bloßem Thiere zukommen könnten, ſo war er beſtimmt und fähig, die Sinnlichkeit durch ſeine Freiheit einzuſchränken. Die Gegenwart ſolcher Züge beweiſt alſo den Nichtgebrauch jener Fähigkeit, und die Nichterfüllung jener Beſtimmung iſt alſo eben ſo gewiß moraliſch ſprechend, als die Unterlaſſung einer Handlung, welche die Pflicht gebietet, eine Handlung iſt.

Von den ſprechenden Zügen, die immer ein Ausdruck der Seele ſind, muß man die ſtummen Züge unterſcheiden, die bloß die plaſtiſche Natur, inſofern ſie von jedem Einfluß der Seele unabhängig wirkt, in die menſchliche Bildung zeichnet. Jch nenne dieſe Züge *ſtumm*, weil ſie als unverſtändliche Chiffern der Natur von dem Charakter ſchweigen. Sie zeigen bloß die Eigenthümlichkeit der Natur im Vortrag der Gattung, und reichen oft für ſich allein ſchon hin, das

Individuum zu unterſcheiden, aber von der Perſon können ſie nie etwas offenbaren. Für den Phyſiognomen ſind dieſe ſtummen Züge keineswegs bedeutungsleer, weil der Phyſiognom nicht bloß wiſſen will, was der Menſch ſelbſt aus ſich gemacht, ſondern auch, was die Natur für und gegen ihn gethan hat.

Es iſt nicht ſo leicht, die Grenzen anzugeben, wo die ſtummen Züge aufhören und die ſprechenden beginnen. Die gleichförmig wirkende Bildungskraft und der geſetzloſe Affekt ſtreiten unaufhörlich um ihr Gebiet; und was die Natur mit unermüdeter ſtiller Thätigkeit erbaute, wird oft wieder umgeriſſen von der Freiheit, die gleich einem aufſchwellenden Strome über ihre Ufer tritt. Ein reger Geiſt verſchafft ſich auf alle körperlichen Bewegungen Einfluß, und kommt zuletzt mittelbar dahin, auch ſelbſt die feſten Formen der Natur, die dem Willen unerreichbar ſind, durch die Macht des ſympathetiſchen Spiels zu verändern. An einem ſolchen Menſchen wird endlich Alles Charakterzug, wie wir an manchen Köpfen finden, die ein langes Leben, außerordentliche Schickſale und ein thätiger Geiſt völlig durchgearbeitet haben. Der plaſtiſchen Natur gehört an ſolchen Formen nur das Generiſche, die ganze Individualität der Ausführung aber der Perſon an; daher ſagt man ſehr richtig, daß an einer ſolchen Geſtalt Alles Seele ſey.

Dagegen zeigen uns jene zugeſtutzten Zöglinge der Regel (die zwar die Sinnlichkeit zur Ruhe bringen, aber die Menſchheit nicht wecken kann) in ihrer flachen und ausdrucksloſen Bildung überall nichts, als den Finger der Natur. Die geſchäftloſe Seele iſt ein beſcheidener Gaſt in ihrem Körper und ein friedlicher ſtiller Nachbar der ſich ſelbſt überlaſſenen Bildungskraft. Kein anſtrengender Gedanke, keine Leidenſchaft greift in den ruhigen Takt des phyſiſchen Lebens; nie wird der *Bau* durch das *Spiel* in Gefahr geſetzt, nie die Vegetation durch die Freiheit beunruhigt. Da die tiefe Ruhe des Geiſtes keine beträchtliche Conſumtion der Kräfte verurſacht, ſo wird die Ausgabe nie die Einnahme überſteigen, vielmehr die thieriſche Oekonomie immer Ueberſchuß haben. Für den ſchmalen Gehalt von Glückſeligkeit, den ſie ihm auswirft, macht der Geiſt den pünktlichen Hausverwalter der Natur, und ſein ganzer Ruhm iſt, ihr Buch in Ordnung zu halten. Geleiſtet wird alſo werden, was die Organiſation immer leiſten kann, und floriren wird das Geſchäft der Ernährung und Zeugung. Ein ſo glückliches Einverſtändniß zwiſchen der Naturnothwendigkeit und der Freiheit kann der architektoniſchen Schönheit nicht anders als günſtig ſeyn, und hier iſt es auch, wo ſie in ihrer ganzen Reinheit kann beobachtet werden. Aber die allgemeinen Naturkräfte führen, wie man weiß, einen ewigen Krieg mit den beſondern, oder den organiſchen, und die kunſtreichſte Technik wird endlich von der *Kohäſion* und *Schwerkraft* bezwungen. Daher hat auch die Schönheit des Baues, als *bloßes Naturprodukt*, ihre beſtimmten Perioden der Blüthe, der Reife und des Verfalles, die das Spiel zwar beſchleunigen, aber niemals verzögern kann; und ihr gewöhnliches Ende iſt, daß die *Maſſe* allmählig über die Form Meiſter wird, und der lebendige Bildungstrieb in dem aufgeſpeicherten Stoff ſich ſein eigenes Grab bereitet.[*]

---

[*] Daher man auch mehrentheils finden wird, daß ſolche Schönheiten des Baues ſich ſchon im mittlern Alter durch Obeſität ſehr merklich vergrößern, daß anſtatt jener kaum angedeuteten zarten Lineamente der Haut, ſich Gruben einſenken und wurſtförmige Falten aufwerfen, daß das Gewicht unvermerkt auf die Form Einfluß bekommt, und das reizende mannichfaltige Spiel ſchöner Linien auf der Oberfläche ſich in einem gleichförmig ſchwellenden Polſter von Fette verliert. Die Natur nimmt wieder, was ſie gegeben hat.

Ich bemerke beiläufig, daß etwas Aehnliches zuweilen mit dem Genie vorgeht, welches überhaupt in ſeinem Urſprunge, wie in ſeinen Wirkungen, mit der architektoniſchen Schönheit Vieles gemein hat. Wie dieſe, ſo iſt auch jenes ein bloßes Naturerzeugniß; und nach der verkehrten Denkart der Menſchen, die, was nach keiner Vorſchrift nachzuahmen und durch kein Verdienſt zu erringen iſt, gerade am höchſten ſchätzen, wird die Schönheit mehr als der Reiz, das Genie mehr als erworbene Kraft des Geiſtes bewundert. Beide Günſtlinge der Natur werden bei allen ihren Unarten (wodurch ſie nicht ſelten ein Gegenſtand verdienter Verachtung ſind) als ein gewiſſer Geburtsadel, als eine höhere Kaſte betrachtet, weil ihre Vorzüge von Naturbedingungen abhängig ſind, und daher über alle Wahl hinaus liegen.

Aber wie es der architektoniſchen Schönheit ergeht, wenn ſie nicht zeitig dafür Sorge trägt, ſich an der Grazie eine Stütze und eine Stellvertreterin heranzuziehen, eben ſo ergeht es auch dem Genie, wenn es ſich durch Grundſätze, Geſchmack und Wiſſenſchaft zu ſtärken verſäumt. War ſeine ganze Ausſtattung eine lebhafte und blühende Einbildungskraft (und die Natur kann nicht wohl andere als ſinnliche Vorzüge ertheilen), ſo mag es bei Zeiten darauf denken, ſich

Ob indeſſen gleich kein einzelner *ſtummer* Zug Ausdruck des Geiſtes iſt, ſo iſt eine ſolche ſtumme Bildung doch im *Ganzen* charakteriſtiſch; und zwar aus eben dem Grunde, warum eine ſinnlich ſprechende es iſt. Der Geiſt nämlich ſoll thätig ſeyn und ſoll moraliſch empfinden, und alſo zeugt es von ſeiner Schuld, wenn ſeine Bildung davon keine Spuren

---

dieſes zweideutigen Geſchenks durch den einzigen Gebrauch zu verſichern, wodurch Naturgaben Beſitzungen des Geiſtes werden können; dadurch, meine ich, daß er der Materie Form ertheilt; denn der Geiſt kann nichts, als was Form iſt, ſein eigen nennen. Durch keine verhältnißmäßige Kraft der Vernunft beherrſcht, wird die wild aufgeſchoſſene, üppige *Naturkraft* über die Freiheit des Verſtandes hinauswachſen und ſie eben ſo erſticken, wie bei der architektoniſchen Schönheit die Maſſe endlich die Form unterdrückt.

Die Erfahrung, denke ich, liefert hievon reichliche Belege, beſonders an denjenigen Dichtergenien, die früher berühmt werden, als ſie mündig ſind, und wo, wie bei mancher Schönheit, das ganze Talent oft die *Jugend* iſt. Iſt aber der kurze Frühling verblüht, und fragt man nach den Früchten, die er hoffen ließ, ſo ſind es ſchwammige und oft verkrüppelte Geburten, die ein mißgeleiteter blinder Bildungstrieb erzeugte. Gerade da, wo man erwarten kann, daß der Stoff ſich zur Form veredelt und der bildende Geiſt in der Anſchauung Ideen niedergelegt habe, ſind ſie, wie jedes andere Naturprodukt, der Materie anheim gefallen, und die vielverſprechenden Meteore erſcheinen als ganz gewöhnliche Lichter — wo nicht gar als noch etwas weniger. Denn die poetiſirende Einbildungskraft ſinkt zuweilen auch ganz zu dem Stoff zurück, aus dem ſie ſich losgewickelt hatte, und verſchmäht es nicht, der Natur bei einem andern *ſolidern* Bildungswerk zu dienen, wenn es ihr mit der poetiſchen Zeugung nicht recht mehr gelingen will.

aufweiſt. Wenn uns alſo gleich der reine und ſchöne Ausdruck ſeiner Beſtimmung in der Architektur ſeiner Geſtalt mit Wohlgefallen und mit Ehrfurcht gegen die höchſte Vernunft, als ihre Urſache, erfüllt, ſo werden beide Empfindungen nur ſo lange ungemiſcht bleiben, als er uns bloße Naturerzeugung iſt. Denken wir ihn uns aber als moraliſche Perſon, ſo ſind wir berechtigt, einen Ausdruck derſelben in ſeiner Geſtalt zu erwarten, und ſchlägt dieſe Erwartung fehl, ſo wird Verachtung unausbleiblich erfolgen. Bloß organiſche Weſen ſind uns ehrwürdig als *Geſchöpfe*; der Menſch aber kann es uns nur als *Schöpfer* (d. i. als Selbſturheber ſeines Zuſtandes) ſeyn. Er ſoll nicht bloß, wie die übrigen Sinnenweſen, die Strahlen fremder Vernunft zurückwerfen, wenn es gleich die göttliche wäre, ſondern er ſoll, gleich einem Sonnenkörper, von ſeinem eigenen Lichte glänzen.

Eine ſprechende Bildung wird alſo von dem Menſchen gefordert, ſobald man ſich ſeiner ſittlichen Beſtimmung bewußt wird; aber es muß zugleich eine Bildung ſeyn, die zu ſeinem Vortheil ſpricht, d. i. die eine ſeiner Beſtimmung gemäße Empfindungsart, eine moraliſche Fertigkeit ausdrückt. Dieſe Anforderung macht die Vernunft an die Menſchenbildung.

Der Menſch iſt aber als Erſcheinung zugleich Gegenſtand des Sinnes. Wo das *moraliſche* Gefühl Befriedigung findet, da will das *äſthetiſche* nicht verkürzt ſeyn, und die Uebereinſtimmung mit einer Idee darf in der Erſcheinung kein Opfer koſten. So ſtreng alſo auch immer die Vernunft einen Ausdruck der Sittlichkeit fordert, ſo unnachläßlich fordert das Auge Schönheit. Da dieſe beiden Forderungen an daſſelbe Objekt, obgleich von verſchiedenen Inſtanzen der Beurtheilung, ergehen, ſo muß auch durch eine und dieſelbe Urſache für beider Befriedigung geſorgt ſeyn. Diejenige Gemüthsverfaſſung des Menſchen, wodurch er am fähigſten wird, ſeine Beſtimmung als moraliſche Perſon zu erfüllen, muß einen ſolchen Ausdruck geſtatten, der ihm auch, als bloßer Erſcheinung, am vortheilhafteſten iſt. Mit andern Worten: ſeine ſittliche Fertigkeit muß ſich durch Grazie offenbaren.

Hier iſt es nun, wo die große Schwierigkeit eintritt. Schon aus dem Begriff moraliſch ſprechender Bewegungen ergibt ſich, daß ſie eine moraliſche Urſache haben müſſen, die über die Sinnenwelt hinaus liegt; eben ſo ergibt ſich aus dem Begriffe der Schönheit, daß ſie keine andere als ſinnliche Urſachen habe, und ein völlig freier Natureffekt ſeyn oder doch ſo erſcheinen müſſe. Wenn aber der letzte Grund moraliſch ſprechender Bewegungen nothwendig *außerhalb*, der letzte Grund der Schönheit eben ſo nothwendig *innerhalb* der Sinnenwelt liegt, ſo ſcheint die *Grazie*, welche Beides verbinden ſoll, einen offenbaren Widerſpruch zu enthalten.

Um ihn zu heben, wird man alſo annehmen müſſen, „daß die moraliſche Urſache im Gemüthe, die der Grazie zum Grunde liegt, in der von ihr abhängenden Sinnlichkeit gerade denjenigen Zuſtand nothwendig hervorbringe, der die *Naturbedingungen* des Schönen in ſich enthält.“ Das Schöne ſetzt nämlich, wie ſich von allem Sinnlichen verſteht, gewiſſe Bedingungen, und, in ſo fern es das Schöne iſt, auch bloß ſinnliche Bedingungen voraus. Daß nun der Geiſt (nach einem Geſetz, das wir nicht ergründen können) durch den Zuſtand, worin er ſich ſelbſt befindet, der ihn begleitenden Natur den ihrigen vorſchreibt, und daß der Zuſtand moraliſcher Fertigkeit in ihm gerade derjenige iſt, durch den die ſinnlichen Bedingungen des Schönen in Erfüllung gebracht werden, dadurch macht er das Schöne *möglich*, und das allein iſt *ſeine Handlung*. Daß aber *wirklich* Schönheit daraus wird, das iſt Folge jener ſinnlichen Bedingungen, alſo freie *Naturwirkung*. Weil aber die Natur bei *willkührlichen* Bewegungen, wo ſie als Mittel behandelt wird, um einen Zweck auszuführen, nicht wirklich frei heißen kann, und weil ſie bei den *unwillkührlichen* Bewegungen, die das Moraliſche ausdrücken, wiederum nicht frei heißen kann, ſo iſt die Freiheit, mit der ſie ſich in ihrer Abhängigkeit von dem Willen deſſenungeachtet äußert, eine *Zulaſſung* von Seiten des Geiſtes. Man kann alſo ſagen, daß die Grazie eine *Gunſt* ſey, die das Sittliche dem Sinnlichen erzeigt, ſo wie die architektoniſche Schönheit als die *Einwilligung* der Natur zu ihrer techniſchen Form kann betrachtet werden.

Man erlaube mir dies durch eine bildliche Vorſtellung zu erläutern. Wenn ein monarchiſcher Staat auf eine ſolche Art verwaltet wird, daß, obgleich Alles nach eines Einzigen Willen geht, der einzelne Bürger ſich doch überreden kann, daß er nach ſeinem eigenen Sinne lebe und bloß ſeiner Neigung gehorche, ſo nennt man dies eine liberale Regierung. Man würde aber großes Bedenken tragen, ihr dieſen Namen zu geben, wenn entweder der Regent ſeinen Willen gegen die Neigung des Bürgers, oder der Bürger ſeine Neigung gegen den Willen des Regenten behauptete; denn in dem erſten Fall wäre die Regierung nicht liberal, in dem zweiten wäre ſie gar nicht Regierung.

Es iſt nicht ſchwer, die Anwendung davon auf die menſchliche Bildung unter dem Regiment des Geiſtes zu machen. Wenn ſich der Geiſt in der von ihm abhängenden ſinnlichen Natur auf eine ſolche Art äußert, daß ſie ſeinen Willen auf's Treueſte ausrichtet, und ſeine Empfindungen auf das Sprechendſte ausdrückt, ohne doch gegen die Anforderungen zu verſtoßen, welche der Sinn an ſie als an Erſcheinungen macht, ſo wird dasjenige entſtehen, was man Anmuth nennt. Man würde aber gleich weit entfernt ſeyn, es Anmuth zu nennen, wenn entweder der Geiſt ſich in der Sinnlichkeit durch Zwang offenbarte, oder wenn dem freien Effekt der Sinnlichkeit der Ausdruck des Geiſtes fehlte. Denn in dem erſten Fall wäre keine Schönheit vorhanden, in dem zweiten wäre es keine Schönheit des Spiels.

Es iſt alſo immer nur der überſinnliche Grund im Gemüthe, der die Grazie ſprechend, und immer nur ein bloß ſinnlicher Grund in der Natur, der ſie ſchön macht. Es läßt ſich eben ſo wenig ſagen, daß der Geiſt die Schönheit erzeuge, als man, im angeführten Fall, von dem Herrſcher ſagen kann, daß er Freiheit hervorbringe; denn Freiheit kann man einem zwar laſſen, aber nicht geben.

So wie aber doch der Grund, warum ein Volk unter dem Zwang eines fremden Willens ſich frei fühlt, größtentheils in der Geſinnung des Herrſchers liegt, und eine entgegengeſetzte Denkart des Letztern jener Freiheit nicht ſehr günſtig ſeyn würde; eben ſo müſſen wir auch die Schönheit der freien Bewegungen in der ſittlichen Beſchaffenheit des ſie diktirenden Geiſtes aufſuchen. Und nun entſteht die Frage, was dies wohl für eine perſönliche Beſchaffenheit ſeyn mag, die den ſinnlichen Werkzeugen des Willens die größere Freiheit verſtattet, und was für moraliſche Empfindungen ſich am beſten mit der Schönheit im Ausdruck vertragen?

So viel leuchtet ein, daß ſich weder der Wille bei der abſichtlichen, noch der Affekt bei der ſympathetiſchen Bewegung gegen die von ihm abhängende Natur als eine Gewalt verhalten dürfe, wenn ſie ihm mit Schönheit gehorchen ſoll. Schon das allgemeine Gefühl der Menſchen macht die Leichtigkeit zum Hauptcharakter der Grazie, und was angeſtrengt wird, kann niemals Leichtigkeit zeigen. Eben ſo leuchtet ein, daß auf der andern Seite die Natur ſich gegen den Geiſt nicht als Gewalt verhalten dürfe, wenn ein ſchön moraliſcher Ausdruck Statt haben ſoll; denn wo die bloße Natur herrſcht, da muß die Menſchheit verſchwinden.

Es laſſen ſich in Allem dreierlei Verhältniſſe denken, in welchem der Menſch zu ſich ſelbſt, d. i. ſein ſinnlicher Theil zu ſeinem vernünftigen, ſtehen kann. Unter dieſen haben wir dasjenige aufzuſuchen, welches ihn in der Erſcheinung am beſten kleidet und deſſen Darſtellung Schönheit iſt.

Der Menſch unterdrückt entweder die Forderungen ſeiner ſinnlichen Natur, um ſich den höhern Forderungen ſeiner vernünftigen gemäß zu verhalten; oder er kehrt es um und ordnet den vernünftigen Theil ſeines Weſens dem ſinnlichen unter, und folgt alſo bloß dem Stoße, womit ihn die Naturnothwendigkeit gleich den andern Erſcheinungen forttreibt; oder die Triebe des letztern ſetzen ſich mit den Geſetzen des erſtern in Harmonie, und der Menſch iſt einig mit ſich ſelbſt.

Wenn ſich der Menſch ſeiner reinen Selbſtſtändigkeit bewußt wird, ſo ſtößt er Alles von ſich, was ſinnlich iſt, und nur durch dieſe Abſonderung von dem Stoffe gelangt er zum Gefühl ſeiner rationalen Freiheit. Dazu aber wird, weil die Sinnlichkeit hartnäckig und kraftvoll widerſteht, von ſeiner Seite eine merkliche Gewalt und große Anſtrengung erfordert, ohne welche es ihm unmöglich wäre, die Begierde von ſich zu halten und den nachdrücklich ſprechenden Inſtinkt zum Schweigen zu bringen. Der ſo geſtimmte Geiſt läßt ſich die von ihm abhängende Natur, ſowohl da, wo ſie im Dienſt ſeines Willens handelt, als da, wo ſie ſeinem Willen vorgreifen will, erfahren, daß er ihr Herr iſt. Unter ſeiner ſtrengen Zucht wird alſo die Sinnlichkeit unterdrückt erſcheinen, und der innere Widerſtand wird ſich von außen durch

Zwang verrathen. Eine ſolche Verfaſſung des Gemüths kann alſo der Schönheit nicht günſtig ſeyn, welche die Natur nicht anders als in ihrer Freiheit hervorbringt, und es wird daher auch nicht Grazie ſeyn können, wodurch die mit dem Stoffe kämpfende moraliſche Freiheit ſich kenntlich macht.

Wenn hingegen der Menſch, unterjocht vom Bedürfniß, den Naturtrieb ungebunden über ſich herrſchen läßt, ſo verſchwindet mit ſeiner innern Selbſtſtändigkeit auch jede Spur derſelben in ſeiner Geſtalt. Nur die Thierheit redet aus dem ſchwimmenden, erſterbenden Auge, aus dem lüſtern geöffneten Munde, aus der erſtickten bebenden Stimme, aus dem kurzen geſchwinden Athem, aus dem Zittern der Glieder, aus dem ganzen erſchlaffenden Bau. Nachgelaſſen hat aller Widerſtand der moraliſchen Kraft, und die Natur in ihm iſt in volle Freiheit geſetzt. Aber eben dieſer gänzliche Nachlaß der Selbſtthätigkeit, der im Moment des ſinnlichen Verlangens, und noch mehr im Genuß zu erfolgen pflegt, ſetzt augenblicklich die rohe Materie in Freiheit, die durch das Gleichgewicht der thätigen und leidenden Kräfte bisher gebunden war. Die todten Naturkräfte fangen an, über die lebendigen der Organiſation die Oberhand zu bekommen, die Form von der Maſſe, die Menſchheit von gemeiner Natur unterdrückt zu werden. Das ſeeleſtrahlende Auge wird matt, oder quillt auch gläſern und ſtier aus ſeiner Höhlung hervor, der feine Inkarnat der Wangen verdickt ſich zu einer groben und gleichförmigen Tüncherfarbe, der Mund wird zur bloßen Oeffnung, denn ſeine Form iſt nicht mehr Folge der wirkenden, ſondern der nachlaſſenden Kräfte, die Stimme und der ſeufzende Athem ſind nichts als Hauche, wodurch die beſchwerte Bruſt ſich erleichtern will, und die nun bloß ein mechaniſches Bedürfniß, keine Seele verrathen. Mit einem Worte: bei der Freiheit, welche die Sinnlichkeit ſich ſelbſt nimmt, iſt an keine Schönheit zu denken. Die Freiheit der Formen, die der ſittliche Wille bloß eingeſchränkt hatte, überwältigt der grobe Stoff, welcher ſtets ſo viel Feld gewinnt, als dem Willen entriſſen wird.

Ein Menſch in dieſem Zuſtand empört nicht bloß den moraliſchen Sinn, der den Ausdruck der Menſchheit unnachläßlich fordert; auch der äſthetiſche Sinn, der ſich nicht mit dem bloßen Stoffe befriedigt, ſondern in der Form ein freies Vergnügen ſucht, wird ſich mit Ekel von einem ſolchen Anblick abwenden, bei welchem nur die Begierde ihre Rechnung finden kann.

Das erſte dieſer Verhältniſſe zwiſchen beiden Naturen im Menſchen erinnert an eine Monarchie, wo die ſtrenge Aufſicht des Herrſchers jede freie Regung im Zaum hält; das zweite an eine wilde Ochlokratie, wo der Bürger durch Aufkündigung des Gehorſams gegen den rechtmäßigen Oberherrn ſo wenig frei, als die menſchliche Bildung durch Unterdrückung der moraliſchen Selbſtthätigkeit ſchön wird, vielmehr nur dem brutalern Despotismus der unterſten Klaſſen, wie hier die Form der Maſſe, anheimfällt. So wie die Freiheit zwiſchen dem geſetzlichen Druck und der Anarchie mitten inne liegt, ſo werden wir jetzt auch die Schönheit zwiſchen der Würde, als dem Ausdruck des herrſchenden Geiſtes, und der Wolluſt, als dem Ausdruck des herrſchenden Triebes, in der Mitte finden.

Wenn nämlich weder die über die Sinnlichkeit herrſchende Vernunft, noch die über die Vernunft herrſchende Sinnlichkeit ſich mit Schönheit des Ausdrucks vertragen, ſo wird, (denn es gibt keinen vierten Fall) ſo wird derjenige Zuſtand des Gemüths, wo Vernunft und Sinnlichkeit — Pflicht und Neigung — zuſammenſtimmen, die Bedingung ſeyn, unter der die Schönheit des Spiels erfolgt.

Um ein Objekt der Neigung werden zu können, muß der Gehorſam gegen die Vernunft einen Grund des Vergnügens abgeben, denn nur durch Luſt und Schmerz wird der Trieb in Bewegung geſetzt. In der gewöhnlichen Erfahrung iſt es zwar umgekehrt, und das Vergnügen iſt der Grund, warum man vernünftig handelt. Daß die Moral ſelbſt endlich aufgehört hat, dieſe Sprache zu reden, hat man dem unſterblichen Verfaſſer der Kritik zu verdanken, dem der Ruhm gebührt, die geſunde Vernunft aus der philoſophirenden wieder hergeſtellt zu haben.

Aber ſo wie die Grundſätze dieſes Weltweiſen von ihm ſelbſt und auch von andern pflegen vorgeſtellt zu werden, ſo iſt die Neigung eine ſehr zweideutige Gefährtin des Sittengefühls, und das Vergnügen eine bedenkliche Zugabe zu moraliſchen Beſtimmungen.

Wenn der Glückſeligkeitstrieb auch keine blinde Herrſchaft über den Menſchen behauptet, ſo wird er doch bei dem ſittlichen Wahlgeſchäfte gern *mitſprechen* wollen, und ſo der Reinheit des Willens ſchaden, der immer nur dem *Geſetze* und nie dem *Triebe* folgen ſoll. Um alſo völlig ſicher zu ſeyn, daß die Neigung nicht *mit* beſtimmte, ſieht man ſie lieber im Krieg, als im Einverſtändniß mit dem Vernunftgeſetze, weil es gar zu leicht ſeyn kann, daß ihre Fürſprache allein ihm ſeine Macht über den Willen verſchaffte. Denn da es beim Sittlichhandeln nicht auf die *Geſetzmäßigkeit* der Thaten, ſondern einzig nur auf die *Pflichtmäßigkeit* der Geſinnungen ankommt, ſo legt man mit Recht keinen Werth auf die Betrachtung, daß es für die erſte gewöhnlich vortheilhafter ſey, wenn ſich die Neigung auf Seiten der Pflicht befindet. Soviel ſcheint alſo wohl gewiß zu ſeyn, daß der Beifall der Sinnlichkeit, wenn er die Pflichtmäßigkeit des Willens auch nicht verdächtig macht, doch wenigſtens nicht im Stand iſt, ſie zu *verbürgen*. Der ſinnliche Ausdruck dieſes Beifalls in der Grazie, wird alſo für die Sittlichkeit der Handlung, bei der er angetroffen wird, nie ein hinreichendes und gültiges Zeugniß ablegen, und aus dem ſchönen Vortrag einer Geſinnung oder Handlung wird man nie ihren moraliſchen Werth erfahren.

Bis hieher glaube ich mit den *Rigoriſten* der Moral vollkommen einſtimmig zu ſeyn; aber ich hoffe dadurch noch zum *Latitudinarier* zu werden, daß ich die Anſprüche der Sinnlichkeit, die im Felde der reinen Vernunft, und bei der moraliſchen Geſetzgebung, völlig zurückgewieſen ſind, im Feld der Erſcheinung und bei der wirklichen Ausübung der Sittenpflicht noch zu behaupten verſuche.

So gewiß ich nämlich überzeugt bin — und eben darum, weil ich es bin — daß der Antheil der Neigung an einer freien Handlung für die reine Pflichtmäßigkeit dieſer Handlung nichts beweiſt, ſo glaube ich eben daraus folgern zu können, daß die ſittliche Vollkommenheit des Menſchen gerade nur aus dieſem Antheil ſeiner Neigung an ſeinem moraliſchen Handeln erhellen kann. Der Menſch nämlich iſt nicht dazu beſtimmt, einzelne ſittliche Handlungen zu verrichten, ſondern ein ſittliches Weſen zu ſeyn. Nicht Tugenden, ſondern die Tugend iſt ſeine Vorſchrift, und Tugend iſt nichts Anderes, „als eine Neigung zu der Pflicht.“ Wie ſehr alſo auch Handlungen aus Neigung, und Handlungen aus Pflicht in objektivem Sinne einander entgegenſtehen, ſo iſt dies doch in ſubjektivem Sinne nicht alſo, und der Menſch darf nicht nur, ſondern ſoll Luſt und Pflicht in Verbindung bringen; er ſoll ſeiner Vernunft mit Freuden gehorchen. Nicht um ſie wie eine Laſt wegzuwerfen, oder wie eine grobe Hülle von ſich abzuſtreifen, nein, um ſie auf's Innigſte mit ſeinem höhern Selbſt zu vereinbaren, iſt ſeiner reinen Geiſternatur eine ſinnliche beigeſellt. Dadurch ſchon, daß ſie ihn zum vernünftig ſinnlichen Weſen, d. i. zum Menſchen machte, kündigte ihm die Natur die Verpflichtung an, nicht zu trennen, was ſie verbunden hat, auch in den reinſten Aeußerungen ſeines göttlichen Theiles den ſinnlichen nicht hinter ſich zu laſſen, und den Triumph des einen nicht auf Unterdrückung des andern zu gründen. Erſt alsdann, wenn ſie *aus ſeiner geſammten Menſchheit* als die vereinigte Wirkung beider Prinzipien hervorquillt, *wenn ſie ihm zur Natur geworden iſt*, iſt ſeine ſittliche Denkart geborgen; denn ſo lange der ſittliche Geiſt noch *Gewalt* anwendet, ſo muß der Naturtrieb ihm noch *Macht* entgegen zu ſetzen haben. Der bloß *niedergeworfene* Feind kann wieder aufſtehen, aber der *verſöhnte* iſt wahrhaft überwunden.

In der Kant'ſchen Moralphiloſophie iſt die Idee der *Pflicht* mit einer Härte vorgetragen, die alle Grazien davon zurückſchreckt, und einen ſchwachen Verſtand leicht verſuchen könnte, auf dem Wege einer finſtern und mönchiſchen Ascetik die moraliſche Vollkommenheit zu ſuchen. Wie ſehr ſich auch der große Weltweiſe gegen dieſe Mißdeutung zu verwahren ſuchte, die ſeinem heitern und freien Geiſt unter allen gerade die empörendſte ſeyn muß, ſo hat er, däucht mir, doch ſelbſt durch die ſtrenge und grelle Entgegenſetzung beider auf den Willen des Menſchen wirkenden Prinzipien einen ſtarken (obgleich bei ſeiner Abſicht vielleicht kaum zu vermeidenden) Anlaß dazu gegeben. Ueber die Sache ſelbſt kann, nach den von ihm geführten Beweiſen, unter denkenden Köpfen, die *überzeugt ſeyn wollen*, kein Streit mehr ſeyn, und ich wüßte kaum, wie man nicht lieber ſein ganzes Menſchſeyn aufgeben, als über dieſe Angelegenheit ein anderes Reſultat von der Vernunft erhalten wollte. Aber ſo rein er bei Unterſuchung der Wahrheit zu Werke ging, und ſo ſehr ſich hier Alles aus bloß objektiven Gründen erklärt, ſo ſcheint ihn doch in Darſtellung der gefundenen Wahrheit eine mehr ſubjektive Maxime geleitet zu haben, die, wie ich glaube, aus den Zeitumſtänden nicht ſchwer zu erklären iſt.

So wie er nämlich die Moral ſeiner Zeit, im Syſtem und in der Ausübung, vor ſich fand, ſo mußte ihn auf der einen Seite ein grober Materialismus in den moraliſchen Prinzipien empören, den die unwürdige Gefälligkeit der Philoſophen dem ſchlaffen Zeitcharakter zum Kopfkiſſen untergelegt hatte. Auf der andern Seite mußte ein nicht weniger bedenklicher Perfektionsgrundſatz, der, um eine abſtrakte Idee von allgemeiner Weltvollkommenheit zu realiſiren, über die Wahl der Mittel nicht ſehr verlegen war, ſeine Aufmerkſamkeit erregen. Er richtete alſo dahin, wo die Gefahr am meiſten erklärt und die Reform am dringendſten war, die ſtär[illegible] Kraft ſeiner Gründe, und machte es ſich zum Geſetze, die Sinnlichkeit ſowohl da, wo ſie mit frecher Stirn dem Sittengefühl Hohn ſpricht, als in der impoſanten Hülle moraliſch löblicher Zwecke, worein beſonders ein gewiſſer enthuſiaſtiſcher Ordensgeiſt ſie zu verſtecken weiß, ohne Nachſicht zu verfolgen. Er hatte nicht die Unwiſſenheit zu belehren, ſondern die Verkehrtheit zurecht zu weiſen. Erſchütterung forderte die Kur, nicht Einſchmeichlung und

Ueberredung, und je härter der Abſtich war, den der Grundſatz der Wahrheit mit den herrſchenden Maximen machte, deſto mehr konnte er hoffen, Nachdenken darüber zu erregen. Er ward der Drako ſeiner Zeit, weil ſie ihm eines Solons noch nicht werth und empfänglich ſchien. Aus dem Sanktuarium der reinen Vernunft brachte er das fremde und doch wieder ſo bekannte Moralgeſetz, ſtellte es in ſeiner ganzen Heiligkeit aus vor dem entwürdigten Jahrhundert, und fragte wenig darnach, ob es Augen gibt, die ſeinen Glanz nicht vertragen.

Womit aber hatten es die Kinder des Hauſes verſchuldet, daß er nur für die Knechte ſorgte? Weil oft ſehr unreine Neigungen den Namen der Tugend uſurpiren, mußte darum auch der uneigennützige Affekt in der edelſten Bruſt verdächtig gemacht werden? Weil der moraliſche Weichling dem Geſetz der Vernunft gern eine Laxität geben möchte, die es zum Spielwerk ſeiner Convenienz macht, mußte ihm darum eine Rigidität beigelegt werden, die die kraftvollſte Aeußerung moraliſcher Freiheit nur in eine rühmlichere Art von Knechtſchaft verwandelt? Denn hat wohl der wahrhaft ſittliche Menſch eine freiere Wahl zwiſchen Selbſtachtung und Selbſtverwerfung, als der Sinnenſklave zwiſchen Vergnügen und Schmerz? Iſt dort etwa weniger Zwang für den reinen Willen als hier für den verdorbenen? Mußte ſchon durch die imperative Form des Moralgeſetzes die Menſchheit angeklagt und erniedriget werden, und das erhabenſte Dokument ihrer Größe zugleich die Urkunde ihrer Gebrechlichkeit ſeyn? War es wohl bei dieſer imperativen Form zu vermeiden, daß eine Vorſchrift, die ſich der Menſch als Vernunftweſen ſelbſt gibt, die deßwegen allein für ihn bindend, und dadurch allein mit ſeinem Freiheitsgefühle verträglich iſt, nicht den Schein eines fremden und poſitiven Geſetzes annahm — einen Schein, der durch ſeinen radikalen Hang, demſelben entgegen zu handeln (wie man ihm Schuld gibt), ſchwerlich vermindert werden dürfte! *

Es iſt für moraliſche Wahrheiten gewiß nicht vortheilhaft, Empfindungen gegen ſich zu haben, die der Menſch ohne Erröthen ſich geſtehen darf. Wie ſollen ſich aber die Empfindungen der Schönheit und Freiheit mit dem auſteren Geiſt eines Geſetzes vertragen, das ihn mehr durch Furcht als durch Zuverſicht leitet, das ihn, den die Natur doch vereinigte, ſtets zu vereinzeln ſtrebt, und nur dadurch, daß es ihm Mißtrauen gegen den einen Theil ſeines Weſens erweckt, ſich der Herrſchaft über den andern verſichert. Die menſchliche Natur iſt ein verbundeneres Ganze in der Wirklichkeit, als es dem Philoſophen, der nur durch Trennen was vermag, erlaubt iſt, ſie erſcheinen zu laſſen. Nimmermehr kann die Vernunft Affekte als ihrer unwerth verwerfen, die das Herz mit Freudigkeit bekennt, und der Menſch

---

* Siehe das Glaubensbekenntniß des V. d. K. von der menſchlichen Natur in ſeiner neueſten Schrift: Die Offenbarung in den Grenzen der Vernunft. Erſter Abſchnitt.

da, wo er moraliſch geſunken wäre, nicht wohl in ſeiner eigenen Achtung ſteigen. Wäre die ſinnliche Natur im Sittlichen immer nur die unterdrückte und nie die *mitwirkende* Partei, wie könnte ſie das ganze Feuer ihrer Gefühle zu einem Triumph hergeben, der über ſie ſelbſt gefeiert wird? Wie könnte ſie eine ſo lebhafte Theilnehmerin an dem Selbſtbewußtſeyn des reinen Geiſtes ſeyn, wenn ſie ſich nicht endlich ſo innig an ihn anſchließen könnte, daß ſelbſt der analytiſche Verſtand ſie nicht ohne Gewaltthätigkeit mehr von ihm trennen kann.

Der Wille hat ohnehin einen unmittelbarern Zuſammenhang mit dem Vermögen der Empfindungen als mit dem der Erkenntniß, und es wäre in manchen Fällen ſchlimm, wenn er ſich bei der reinen Vernunft erſt orientiren müßte. Es erweckt mir kein gutes Vorurtheil für einen Menſchen, wenn er der Stimme des Triebes ſo wenig trauen darf, daß er gezwungen iſt, ihn jedesmal erſt vor dem Grundſatze der Moral abzuhören: vielmehr achtet man ihn hoch, wenn er ſich demſelben, ohne Gefahr, durch ihn mißgeleitet zu werden, mit einer gewiſſen Sicherheit vertraut. Denn das beweiſt, daß beide Prinzipien in ihm ſich ſchon in derjenigen Uebereinſtimmung befinden, welche das Siegel der vollendeten Menſchheit und dasjenige iſt: was man unter einer *ſchönen Seele* verſteht.

Eine ſchöne Seele nennt man es, wenn ſich das ſittliche Gefühl aller Empfindungen des Menſchen endlich bis zu dem Grad verſichert hat, daß es dem

Affekt die Leitung des Willens ohne Scheu überlaſſen darf, und nie Gefahr läuft, mit den Entſcheidungen deſſelben im Widerſpruch zu ſtehen. Daher ſind bei einer ſchönen Seele die einzelnen Handlungen eigentlich nicht ſittlich, ſondern der ganze Charakter iſt es. Man kann ihr auch keine einzige darunter zum Verdienſt anrechnen, weil eine Befriedigung des Triebes nie verdienſtlich heißen kann. Die ſchöne Seele hat kein anderes Verdienſt, als daß ſie iſt. Mit einer Leichtigkeit, als wenn bloß der Inſtinkt aus ihr handelte, übt ſie der Menſchheit peinlichſte Pflichten aus, und das heldenmüthigſte Opfer, das ſie dem Naturtriebe abgewinnt, fällt wie eine freiwillige Wirkung eben dieſes Triebes in die Augen. Daher weiß ſie ſelbſt auch niemals um die Schönheit ihres Handelns, und es fällt ihr nicht mehr ein, daß man anders handeln und empfinden könnte; dagegen ein ſchulgerechter Zögling der Sittenregel, ſo wie das Wort des Meiſters ihn fordert, jeden Augenblick bereit ſeyn wird, vom Verhältniß ſeiner Handlungen zum Geſetz die ſtrengſte Rechnung abzulegen. Das Leben des Letztern wird einer Zeichnung gleichen, worin man die Regel durch harte Striche angedeutet ſieht, und an der allenfalls ein [illegible]rling die Prinzipien der Kunſt lernen könnte. Aber in einem ſchönen Leben ſind, wie in einem Titianiſchen Gemälde, alle jene ſchneidenden Grenzlinien verſchwunden, und doch tritt die ganze Geſtalt nur deſto wahrer, lebendiger, harmoniſcher hervor.

In einer ſchönen Seele iſt es alſo, wo Sinnlichkeit und Vernunft, Pflicht und Neigung harmoniren, und Grazie iſt ihr Ausdruck in der Erſcheinung. Nur im Dienſt einer ſchönen Seele kann die Natur zugleich Freiheit beſitzen und ihre Form bewahren, da ſie erſtere unter der Herrſchaft eines ſtrengen Gemüths, letzere unter der Anarchie der Sinnlichkeit einbüßt. Eine ſchöne Seele gießt auch über eine Bildung, der es an architektoniſcher Schönheit mangelt, eine unwiderſtehliche Grazie aus, und oft ſieht man ſie ſelbſt über Gebrechen der Natur triumphiren. Alle Bewegungen, die von ihr ausgehen, werden leicht, ſanft und dennoch belebt ſeyn. Heiter und frei wird das Auge ſtrahlen und Empfindung wird in demſelben glänzen. Von der Sanftmuth des Herzen wird der Mund eine Grazie erhalten, die keine Verſtellung erkünſteln kann. Keine Spannung wird in den Mienen, kein Zwang in den willkührlichen Bewegungen zu bemerken ſeyn, denn die Seele weiß von keinem. Muſik wird die Stimme ſeyn, und mit dem reinen Strom ihrer Modulationen das Herz bewegen. Die architektoniſche Schönheit kann Wohlgefallen, kann Bewunderung, kann Erſtaunen erregen; aber nur die Anmuth wird hinreißen. Die Schönheit hat Anbeter, Liebhaber hat nur die Grazie; denn wir huldigen dem Schöpfer und lieben den Menſchen.

Man wird, im Ganzen genommen, die Anmuth mehr bei dem weiblichen Geſchlecht (die Schönheit vielleicht mehr bei dem männlichen) finden, wovon die Urſache nicht weit zu ſuchen iſt. Zur Anmuth muß ſowohl der körperliche Bau als der Charakter beitragen; jener durch ſeine Biegſamkeit, Eindrückanzunehmen und in's Spiel geſetzt zu werden, dieſer durch die ſittliche Harmonie der Gefühle. In beiden war die Natur dem Weibe günſtiger als dem Manne.

Der zärtere weibliche Bau empfängt jeden Eindruck ſchneller, und läßt ihn ſchneller wieder verſchwinden. Feſte Conſtitutionen kommen nur durch einen Sturm in Bewegung, und wenn ſtarke Muskeln angezogen werden, ſo können ſie die Leichtigkeit nicht zeigen, die zur Grazie erfordert wird. Was in einem weiblichen Geſicht noch ſchöne Empfindſamkeit iſt, würde in einem männlichen ſchon Leiden ausdrücken. Die zarte Fiber des Weibes neigt ſich wie dünnes Schilfrohr unter dem leiſeſten Hauch des Affekts. In leichten und lieblichen Wellen gleitet die Seele über das ſprechende Angeſicht, das ſich bald wieder zu einem ruhigen Spiegel ebnet.

Auch der Beitrag, den die Seele zu der Grazie geben muß, kann bei dem Weibe leichter als bei dem Manne erfüllt werden. Selten wird ſich der weibliche Charakter zu der höchſten Idee ſittlicher Reinheit erheben, und es ſelten weiter als zu affektionirten Handlungen bringen. Er wird der Sinnlichkeit oft mit heroiſcher Stärke, aber nur durch die Sinnlichkeit widerſtehen. Weil nun die Sittlichkeit des Weibes gewöhnlich auf Seiten der Neigung iſt, ſo wird es ſich in der Erſcheinung eben ſo ausnehmen, als wenn die Neigung auf Seiten der Sittlichkeit wäre. Anmuth wird alſo der Ausdruck der weiblichen Tugend ſeyn, der ſehr oft der männlichen fehlen dürfte.

Würde.

So wie die Anmuth der Ausdruck einer ſchönen Seele iſt, ſo iſt Würde der Ausdruck einer erhabenen Geſinnung.

Es iſt dem Menſchen zwar aufgegeben, eine innige Uebereinſtimmung zwiſchen ſeinen beiden Naturen zu ſtiften, immer ein harmonirendes Ganze zu ſeyn, und mit ſeiner vollſtimmigen ganzen Menſchheit zu handeln. Aber dieſe Charakterſchönheit, die reifſte Frucht ſeiner Humanität, iſt bloß eine Idee, welcher gemäß zu werden, er mit anhaltender Wachſamkeit ſtreben, aber die er bei aller Anſtrengung nie ganz erreichen kann.

Der Grund, warum er es nicht kann, iſt die unveränderliche Einrichtung ſeiner Natur; es ſind die phyſiſchen Bedingungen ſeines Daſeyns ſelbſt, die ihn daran verhindern.

Um nämlich ſeine Exiſtenz in der Sinnenwelt, die von Naturbedingungen abhängt, ſicher zu ſtellen, mußte der Menſch, da er als ein Weſen, das ſich nach Willkühr verändern kann, für ſeine Erhaltung ſelbſt zu ſorgen hat, zu Handlungen vermocht werden, wodurch jene phyſiſchen Bedingungen ſeines Daſeyns erfüllt, und, wenn ſie aufgehoben ſind, wieder hergeſtellt werden können. Obgleich aber die Natur dieſe Sorge, die ſie in ihren vegetabiliſchen Erzeugungen ganz allein über ſich nimmt, ihm ſelbſt übergeben mußte, ſo durfte doch die Befriedigung eines ſo dringenden Bedürfniſſes, wo es ſein und ſeines Geſchlechts ganzes Daſeyn gilt, ſeiner ungewiſſen Einſicht nicht anvertraut werden. Sie zog alſo dieſe Angelegenheit, die dem Inhalte nach in ihr Gebiet gehört, auch der Form nach in daſſelbe, indem ſie in die Beſtimmungen der Willkühr Nothwendigkeit legte. So entſtand der Naturtrieb, der nichts anderes iſt, als eine Naturnothwendigkeit durch das Medium der Empfindung.

Der Naturtrieb beſtürmt das Empfindungsvermögen durch die gedoppelte Macht von Schmerz und Vergnügen; durch Schmerz, wo er Befriedigung fordert, durch Vergnügen, wo er ſie findet.

Da einer Naturnothwendigkeit nichts abzudingen iſt, ſo muß auch der Menſch, ſeiner Freiheit ungeachtet, empfinden, was die Natur ihn empfinden laſſen will, und je nachdem die Empfindung Schmerz oder Luſt iſt, ſo muß bei ihm eben ſo unabänderlich Verabſcheuung oder Begierde erfolgen. In dieſem Punkte ſteht er dem Thiere vollkommen gleich, und der ſtarkmüthigſte Stoiker fühlt den Hunger eben ſo empfindlich und verabſcheut ihn eben ſo lebhaft, als der Wurm zu ſeinen Füßen.

Jetzt aber fängt der große Unterſchied an. Auf die Begierde und Verabſcheuung erfolgt bei dem Thiere eben ſo nothwendig Handlung, als Begierde auf Empfindung, und Empfindung auf den äußern Eindruck erfolgte. Es iſt hier eine ſtetig fortlaufende Kette, wo jeder Ring nothwendig in den andern greift. Bei dem Menſchen iſt noch eine Inſtanz mehr, nämlich der Wille, der als ein überſinnliches Vermögen weder dem Geſetz der Natur, noch dem der Vernunft, ſo unterworfen iſt, daß ihm nicht vollkommen freie Wahl bliebe, ſich entweder nach dieſem oder nach jenem zu richten. Das Thier muß ſtreben, den Schmerz los zu ſeyn; der Menſch kann ſich entſchließen, ihn zu behalten.

Der Wille des Menſchen iſt ein erhabener Begriff, auch dann, wenn man auf ſeinen moraliſchen Gebrauch nicht achtet. Schon der bloße Wille erhebt den Menſchen über die Thierheit; der moraliſche erhebt ihn zur Gottheit. Er muß aber jene zuvor verlaſſen haben, ehe er ſich dieſer nähern kann; daher iſt es kein geringer Schritt zur moraliſchen Freiheit des Willens, durch Brechung der Naturnothwendigkeit in ſich, auch in gleichgültigen Dingen, den bloſſen Willen zu üben.

Die Geſetzgebung der Natur hat Beſtand bis zum Willen, wo ſie ſich endigt und die vernünftige anfängt. Der Wille ſteht hier zwiſchen beiden Gerichtsbarkeiten, und es kommt ganz auf ihn ſelbſt an, von welcher er das Geſetz empfangen will; aber er ſteht nicht in gleichem Verhältniß gegen beide. Als Naturkraft iſt er gegen die eine wie gegen die andere frei; daß heißt, er muß ſich weder zu dieſer noch zu jener ſchlagen. Er iſt aber nicht frei als moraliſche Kraft, daß heißt, er ſoll ſich zu der vernünftigen ſchlagen. Gebunden iſt er an keine, aber verbunden iſt er dem Geſetz der Vernunft. Er gebraucht alſo ſeine Freiheit wirklich, wenn er gleich der Vernunft widerſprechend handelt; aber er gebraucht ſie *unwürdig*, weil er ungeachtet ſeiner Freiheit doch nur *innerhalb der Natur* ſtehen bleibt und zu der Operation des bloßen Triebes gar keine Realität hinzuthut; denn aus *Begierde wollen*, heißt nur umſtändlicher begehren. *

Die Geſetzgebung der Natur durch den Trieb kann mit der Geſetzgebung der Vernunft aus Principien in Streit gerathen, wenn der Trieb zu ſeiner Befriedigung eine Handlung fordert, die dem moraliſchen Grundſatz zuwider läuft. In dieſem Fall iſt es unwandelbare Pflicht für den Willen, die Forderung der Natur dem Ausſpruch der Vernunft nachzuſetzen, da Naturgeſetze nur bedingungsweiſe, Vernunftgeſetze aber ſchlechterdings und unbedingt verbinden.

Aber die Natur behauptet mit Nachdruck ihre Rechte, und da ſie niemals willkührlich fordert, ſo nimmt ſie, unbefriedigt, auch keine Forderung zurück. Weil von der erſten Urſache an, wodurch ſie in Bewegung gebracht wird, bis zu dem Willen, wo ihre Geſetzgebung aufhört, Alles in ihr ſtreng nothwendig iſt, ſo kann ſie *rückwärts* nicht nachgeben, ſondern muß *vorwärts* gegen den Willen drängen, bei dem die Befriedigung ihres Bedürfniſſes ſteht. Zuweilen ſcheint es zwar, als ob ſie ſich ihren Weg verkürzte, und, ohne zuvor ihr Geſuch vor den Willen zu bringen, unmittelbare Kauſalität für die Handlung hätte, durch die ihrem Bedürfniſſe abgeholfen wird. In einem ſolchen Falle, wo der Menſch dem Triebe nicht bloß freien Lauf ließe; ſondern wo der Trieb dieſen Lauf ſelbſt nähme, würde der Menſch auch nur Thier ſeyn; aber es iſt ſehr zu zweifeln, ob dieſes jemals ſein Fall ſeyn kann, und wenn er es wirklich wäre, ob dieſe blinde Macht ſeines Triebes nicht ein Verbrechen ſeines Willens iſt.

---

* Man leſe über dieſe Materie, die aller Aufmerkſamkeit würdige Theorie des Willens im zweiten Theil der *Reinhold'ſchen Briefe*.

Das Begehrungsvermögen dringt alſo auf Befriedigung, und der Wille wird aufgefordert, ihm dieſe zu verſchaffen. Aber der Wille ſoll ſeine Beſtimmungsgründe von der Vernunft empfangen, und nur nach demjenigen, was dieſe erlaubt oder vorſchreibt, ſeine Entſchließung faſſen. Wendet ſich nun der Wille wirklich an die Vernunft, ehe er das Verlangen des Triebes genehmigt, ſo handelt er ſittlich; entſcheidet er aber unmittelbar, ſo handelt er ſinnlich.*

So oft alſo die Natur eine Forderung macht, und den Willen durch die blinde Gewalt des Affekts überraſchen will, kommt es dieſem zu, ihr ſo lange Stillſtand zu gebieten, bis die Vernunft geſprochen hat. Ob der Ausſpruch der Vernunft für oder gegen das Intereſſe der Sinnlichkeit ausfallen werde, das iſt, was er jetzt noch nicht wiſſen kann; eben deßwegen aber muß er dieſes Verfahren in jedem Affekt ohne Unterſchied beobachten, und der Natur in jedem Falle, wo ſie der anfangende Theil iſt, die unmittelbare Kauſalität verſagen. Dadurch allein, daß er die Gewalt der Begierde bricht, die mit Vorſchnelligkeit ihrer Befriedigung zueilt, und die Inſtanz des Willens lieber ganz vorbeigehen möchte, zeigt der Menſch ſeine Selbſtſtändigkeit, und beweiſt ſich als ein moraliſches Weſen, welches nie bloß begehren oder bloß verabſcheuen, ſondern ſeine Verabſcheuung und Begierde jederzeit wollen muß.

---

* Man darf aber dieſe Anfrage des Willens bei der Vernunft nicht mit derjenigen verwechſeln, wo ſie über die Mittel zu Befriedigung einer Begierde erkennen ſoll. Hier iſt nicht davon die Rede, wie die Befriedigung zu erlangen, ſondern ob ſie zu geſtatten iſt. Nur das Letzte gehört in's Gebiet der Moralität; das Erſte gehört zur Klugheit.

Aber ſchon die bloße Anfrage bei der Vernunft iſt eine Beeinträchtigung der Natur, die in ihrer eigenen Sache competente Richterin iſt, und ihre Ausſprüche keiner neuen und auswärtigen Inſtanz unterworfen ſehen will. Jener Willensakt, der die Angelegenheit des Begehrungsvermögens vor das ſittliche Forum bringt, iſt alſo im eigentlichen Sinn naturwidrig, weil er das Nothwendige wieder zufällig macht, und Geſetzen der Vernunft die Entſcheidung in einer Sache anheimſtellt, wo nur Geſetze der Natur ſprechen können, und auch wirklich geſprochen haben. Denn ſo wenig die reine Vernunft in ihrer moraliſchen Geſetzgebung darauf Rückſicht nimmt, wie der Sinn wohl ihre Entſcheidung aufnehmen möchte, eben ſo wenig richtet ſich die Natur in ihrer Geſetzgebung darnach, wie ſie es einer reinen Vernunft recht machen möchte. In jeder von beiden gilt eine andere Nothwendigkeit, die aber keine ſeyn würde, wenn es der einen erlaubt wäre, willkührliche Veränderungen in der andern zu treffen. Daher kann auch der tapferſte Geiſt bei allem Widerſtande, den er gegen die Sinnlichkeit ausübt, nicht die Empfindung ſelbſt, nicht die Begierde ſelbſt unterdrücken, ſondern ihr bloß den Einfluß auf ſeine Willensbeſtimmungen verweigern; *entwaffnen* kann er den Trieb durch moraliſche Mittel, aber nur durch natürliche ihn *beſänftigen*. Er kann durch ſeine ſelbſtſtändige Kraft zwar verhindern, daß Naturgeſetze für ſeinen Willen nicht zwingend werden, aber an dieſen Geſetzen ſelbſt kann er ſchlechterdings nichts verändern.

In Affekten alſo, „wo die Natur (der Trieb) *zuerſt* handelt und den Willen entweder ganz zu *umgehen* oder ihn *gewaltſam* auf ihre Seite zu ziehen ſtrebt, kann ſich die Sittlichkeit des Charakters nicht anders als durch *Widerſtand* offenbaren, und daß der Trieb die Freiheit des Willens nicht einſchränke, nur durch Einſchränkung des Triebes verhindern.“ Uebereinſtimmung mit dem Vernunftgeſetz iſt alſo im Affekte nicht anders möglich, als durch einen Widerſpruch mit den Forderungen der Natur. Und da die Natur ihre Forderungen, aus ſittlichen Gründen, nie zurücknimmt, folglich auf ihrer Seite Alles ſich gleich bleibt, wie auch der Wille ſich in Anſehung ihrer verhalten mag, ſo iſt hier keine Zuſammenſtimmung zwiſchen Neigung und Pflicht, zwiſchen Vernunft und Sinnlichkeit möglich, ſo kann der Menſch hier nicht mit ſeiner ganzen harmonirenden

Natur, ſondern ausſchließungsweiſe nur mit ſeiner vernünftigen handeln. Er handelt alſo in dieſen Fällen auch nicht moraliſch ſchön, weil an der Schönheit der Handlung auch die Neigung nothwendig Theil nehmen muß, die hier vielmehr widerſtreitet. Er handelt aber moraliſch groß, weil Alles das, und das allein groß iſt, was von einer Ueberlegenheit des höhern Vermögens über das ſinnliche Zeugniß gibt.

Die ſchöne Seele muß ſich alſo im Affekt in eine erhabene verwandeln, und das iſt der untrügliche Probierſtein, wodurch man ſie von dem guten Herzen oder der Temperamentstugend unterſcheiden kann. Iſt bei einem Menſchen die Neigung nur darum auf Seiten der Gerechtigkeit, weil die Gerechtigkeit ſich glücklicherweiſe auf Seiten der Neigung befindet, ſo wird der Naturtrieb im Affekt eine vollkommene Zwangsgewalt über den Willen ausüben, und, wo ein Opfer nöthig iſt, ſo wird es die Sittlichkeit und nicht die Sinnlichkeit bringen. War es hingegen die Vernunft ſelbſt, die, wie bei einem ſchönen Charakter der Fall iſt, die Neigungen in Pflicht nahm, und der Sinnlichkeit das Steuer nur anvertraute, ſo wird ſie es in demſelben Moment zurücknehmen, als der Trieb ſeine Vollmacht mißbrauchen will. Die Temperamentstugend ſinkt alſo im Affekt zum bloßen Naturprodukt herab; die ſchöne Seele geht in's Heroiſche über und erhebt ſich zur reinen Intelligenz.

Beherrſchung der Triebe durch die moraliſche Kraft iſt Geiſtesfreiheit, und Würde heißt ihr Ausdruck in der Erſcheinung.

Streng genommen iſt die moraliſche Kraft im Menſchen keiner Darſtellung fähig, da das Ueberſinnliche nie verſinnlicht werden kann. Aber mittelbar kann ſie durch ſinnliche Zeichen dem Verſtande vorgeſtellt werden, wie bei der Würde der menſchlichen Bildung wirklich der Fall iſt.

Der aufgeregte Naturtrieb wird eben ſo, wie das Herz in ſeinen moraliſchen Rührungen, von Bewegungen im Körper begleitet, die theils dem Willen zuvoreilen, theils, als bloß ſympathetiſche, ſeiner Herrſchaft gar nicht unterworfen ſind. Denn da weder Empfindung, noch Begierde und Verabſcheuung in der Willkühr des Menſchen liegen, ſo kann er denjenigen Bewegungen, welche damit unmittelbar zuſammenhängen, nicht zu gebieten haben. Aber der Trieb bleibt nicht bei der bloßen Begierde ſtehen; vorſchnell und dringend ſtrebt er, ſein Objekt zu verwirklichen, und wird, wenn ihm von dem ſelbſtſtändigen Geiſte nicht nachdrücklich widerſtanden wird, ſelbſt ſolche Handlungen anticipiren, worüber der Wille allein zu ſagen haben ſoll. Denn der Erhaltungstrieb ringt ohne Unterlaß nach der geſetzgebenden Gewalt im Gebiete des Willens, und ſein Beſtreben iſt, eben ſo ungebunden über den Menſchen wie über das Thier zu ſchalten.

Man findet alſo Bewegungen von zweierlei Art und Urſprung in jedem Affekte, den der Erhaltungstrieb in dem Menſchen entzündet; erſtlich ſolche, welche unmittelbar von der Empfindung ausgehen, und daher ganz unwillkührlich ſind; zweitens ſolche, welche der

Art nach willkührlich ſeyn ſollten und konnten, die aber der blinde Naturtrieb der Freiheit abgewinnt. Die erſten beziehen ſich auf den Affekt ſelbſt, und ſind daher nothwendig mit demſelben verbunden; die zweiten entſprechen mehr der Urſache und dem Gegenſtande des Affekts, daher ſie auch zufällig und veränderlich ſind, und nicht für untrügliche Zeichen deſſelben gelten können. Weil aber beide, ſobald das Objekt beſtimmt iſt, dem Naturtriebe gleich nothwendig ſind, ſo gehören auch beide dazu, um den Ausdruck des Affekts zu einem vollſtändigen und übereinſtimmenden Ganzen zu machen.*

Wenn nun der Wille Selbſtſtändigkeit genug beſitzt, dem vorgreifenden Naturtriebe Schranken zu ſetzen, und gegen die ungeſtüme Macht deſſelben ſeine Gerechtſame zu behaupten, ſo bleiben zwar alle jene Erſcheinungen in Kraft, die der aufgeregte Naturtrieb in ſeinem eigenen Gebiet bewirkte, aber alle diejenigen werden fehlen, die er in einer fremden Gerichtsbarkeit eigenmächtig hatte an ſich reißen wollen. Die Erſcheinungen ſtimmen alſo nicht mehr überein, aber eben in ihrem Widerſpruch liegt der Ausdruck der moraliſchen Kraft.

---

* Findet man nur die Bewegungen der zweiten Art ohne die der erſtern, ſo zeigt dieſes an, daß die Perſon den Affekt will, und die Natur ihn verweigert. Findet man die Bewegungen der erſten Art ohne die der zweiten, ſo beweiſt dieß, daß die Natur in den Affekt wirklich verſetzt iſt, aber die Perſon ihn verbietet. Den erſten Fall ſieht man alle Tage bei affektirten Perſonen und ſchlechten Komödianten; den zweiten Fall deſto ſeltener und nur bei ſtarken Gemüthern.

Geſetzt, wir erblicken an einem Menſchen Zeichen des qualvollſten Affekts aus der Klaſſe jener erſten ganz unwillkührlichen Bewegungen. Aber indem ſeine Adern anlaufen, ſeine Muskeln krampfhaft angeſpannt werden, ſeine Stimme erſtickt, ſeine Bruſt emporgetrieben, ſein Unterleib einwärts gepreßt iſt, ſind ſeine unwillkührlichen Bewegungen ſanft, ſeine Geſichtszüge frei und es iſt heiter um Aug' und Stirn. Wäre der Menſch bloß ein Sinnenweſen, ſo würden alle ſeine Züge, da ſie dieſelbe gemeinſchaftliche Quelle hätten, mit einander übereinſtimmend ſeyn, und alſo in dem gegenwärtigen Fall alle ohne Unterſchied Leiden ausdrücken müſſen. Da aber Züge der Ruhe unter die Züge des Schmerzens gemiſcht ſind, einerlei Urſache aber nicht entgegengeſetzte Wirkungen haben kann, ſo beweiſt dieſer Widerſpruch der Züge das Daſeyn und den Einfluß einer Kraft, die von dem Leiden unabhängig und den Eindrücken überlegen iſt, unter denen wir das Sinnliche erliegen ſehen. Und auf dieſe Art nun wird die Ruhe im Leiden, als worin die Würde eigentlich beſteht, obgleich nur mittelbar durch einen Vernunftſchluß, Darſtellung der Intelligenz im Menſchen und Ausdruck ſeiner moraliſchen Freiheit.[*]

Aber nicht bloß beim Leiden im engern Sinn, wo dieſes Wort nur ſchmerzhafte Rührungen bedeutet, ſondern überhaupt bei jedem ſtarken Intereſſe des Begehrungsvermögens muß der Geiſt ſeine Freiheit beweiſen, alſo Würde der Ausdruck ſeyn. Der angenehme Affekt erfordert ſie nicht weniger als der peinliche, weil die Natur in beiden Fällen gern den Meiſter ſpielen möchte, und von dem Willen gezügelt werden ſoll. Die Würde bezieht ſich auf die *Form* und nicht auf den *Inhalt* des Affektes; daher es geſchehen kann, daß oft, dem Inhalt nach, lobenswürdige Affekte, wenn der Menſch ſich ihnen blindlings überläßt, aus Mangel der Würde, in's Gemeine und Niedrige fallen; daß hingegen nicht ſelten verwerfliche Affekte ſich ſogar dem Erhabenen nähern, ſobald ſie nur in ihrer Form Herrſchaft des Geiſtes über ſeine Empfindungen zeigen.

---

[*] In einer Unterſuchung über pathetiſche Darſtellungen iſt im dritten Stück der Thalia umſtändlicher davon gehandelt worden.

Bei der Würde alſo führt ſich der Geiſt in dem Körper als *Herrſcher* auf, denn hier hat er ſeine Selbſtſtändigkeit gegen den gebieteriſchen Trieb zu behaupten, der ohne ihn zu Handlungen ſchreitet, und ſich ſeinem Joche gern entziehen möchte. Bei der Anmuth hingegen regiert er mit *Liberalität*, weil er es hier iſt, der die Natur in Handlung ſetzt, und keinen Widerſtand zu beſiegen findet. Nachſicht verdient aber nur der Gehorſam, und Strenge kann nur die *Widerſetzung* rechtfertigen.

Anmuth liegt alſo in der *Freiheit der willkührlichen Bewegungen*; Würde in der *Beherrſchung der unwillkührlichen*. Die Anmuth läßt der Natur da wo ſie die Befehle des Geiſtes ausrichtet, einen Schein von Freiwilligkeit; die Würde hingegen unterwirft ſie da, wo ſie herrſchen will, dem Geiſt. Ueberall, wo der Trieb anfängt zu handeln und ſich herausnimmt, in das Amt des

Willens zu greifen, da darf der Wille keine Indulgenz, ſondern muß durch den nachdrücklichſten Widerſtand eine Selbſtſtändigkeit (Autonomie) beweiſen. Wo hingegen der Wille anfängt, und die Sinnlichkeit ihm folgt, da darf er keine Strenge, ſondern muß Indulgenz beweiſen. Dies iſt mit wenigen Worten das Geſetz für das Verhältniß beider Naturen im Menſchen, ſo wie es in der Erſcheinung ſich darſtellt.

Würde wird daher im Leiden (πάθος), Anmuth mehr im Betragen (ἦθος) gefordert und gezeigt; denn nur im Leiden kann ſich die Freiheit des Gemüths, und nur im Handeln die Freiheit des Körpers offenbaren.

Da die Würde ein Ausdruck des Widerſtandes iſt, den der ſelbſtſtändige Geiſt dem Naturtriebe leiſtet, dieſer alſo als eine Gewalt muß angeſehen werden, welche Widerſtand nöthig macht, ſo iſt ſie da, wo keine ſolche Gewalt zu bekämpfen iſt, lächerlich, und wo keine mehr zu bekämpfen ſeyn ſollte, verächtlich. Man lacht über den Komödianten (weß Standes und Würden er auch ſey), der auch bei gleichgültigen Verrichtungen eine gewiſſe Dignität affektirt. Man verachtet die kleine Seele, die ſich für die Ausübung einer gemeinen Pflicht, die oft nur Unterlaſſung einer Niederträchtigkeit iſt, mit Würde bezahlt macht.

Ueberhaupt iſt es nicht eigentlich Würde, ſondern Anmuth, was man von der Tugend fordert. Die Würde gibt ſich bei der Tugend von ſelbſt, die ſchon ihrem Inhalt nach Herrſchaft des Menſchen über ſeine Triebe vorausſetzt. Weit eher wird ſich bei Ausübung ſittlicher Pflichten die Sinnlichkeit in einem Zuſtand des Zwanges und der Unterdrückung befinden, da beſonders, wo ſie ein ſchmerzhaftes Opfer bringt. Da aber das Ideal vollkommener Menſchheit keinen Widerſtreit, ſondern Zuſammenſtimmung zwiſchen dem Sittlichen und Sinnlichen fordert, ſo verträgt es ſich nicht wohl mit der Würde, die, als ein Ausdruck jenes Widerſtreits zwiſchen beiden, entweder die beſondern Schranken des Subjekts oder die allgemeinen der Menſchheit ſichtbar macht.

Iſt das erſte, und liegt es bloß an dem Unvermögen des Subjekts, daß bei einer Handlung Neigung und Pflicht nicht zuſammenſtimmen, ſo wird dieſe Handlung jederzeit ſo viel an ſittlicher Schätzung verlieren, als ſich Kampf in ihre Ausübung, alſo Würde in ihren Vortrag miſcht. Denn unſer moraliſches Urtheil bringt jedes Individuum unter den Maßſtab der Gattung, und dem Menſchen werden keine andere als die Schranken der Menſchheit vergeben.

Iſt aber das zweite, und kann eine Handlung der Pflicht mit den Forderungen der Natur nicht in Harmonie gebracht werden, ohne den Begriff der menſchlichen Natur aufzuheben, ſo iſt der Widerſtand der Neigung nothwendig, und es iſt bloß der Anblick des Kampfes, der uns von der Möglichkeit des Sieges überführen kann. Wir erwarten hier alſo einen Ausdruck des Widerſtreits in der Erſcheinung, und werden uns nie überreden laſſen, da an eine Tugend zu glauben, wo wir nicht einmal Menſchheit ſehen. Wo alſo die ſittliche Pflicht eine Handlung gebietet, die das Sinnliche nothwendig leiden macht, da iſt Ernſt und kein Spiel, da würde uns die Leichtigkeit in der Ausübung vielmehr empören als befriedigen; da kann alſo nicht Anmuth, ſondern Würde der Ausdruck ſeyn. Ueberhaupt gilt hier das Geſetz, daß der Menſch Alles mit Anmuth thun müſſe, was er innerhalb ſeiner Menſchheit verrichten kann, und Alles mit Würde, welches zu verrichten er über ſeine Menſchheit hinausgehen muß.

So wie wir Anmuth von der Tugend fordern, ſo fordern wir Würde von der Neigung. Der Neigung iſt die Anmuth ſo natürlich, als der Tugend die Würde, da ſie ſchon ihrem Inhalt nach ſinnlich, der Naturfreiheit günſtig und aller Anſpannung feind iſt. Auch dem rohen Menſchen fehlt es nicht an einem gewiſſen Grade von Anmuth, wenn ihn die Liebe oder ein ähnlicher Affekt beſeelt, und wo findet man mehr Anmuth als bei Kindern, die doch ganz unter ſinnlicher Leitung ſtehen? Weit mehr Gefahr iſt da, daß die Neigung den Zuſtand des Leidens endlich zum herrſchenden mache, die Selbſtthätigkeit des Geiſtes erſticke, und eine allgemeine Erſchlaffung herbeiführe. Um ſich alſo bei einem edeln Gefühl in Achtung zu ſetzen, die ihm nur allein ein *ſittlicher* Urſprung verſchaffen kann, muß die Neigung ſich jederzeit mit Würde verbinden. Daher fordert der Liebende Würde von dem Gegenſtand ſeiner Leidenſchaft. Würde allein iſt ihm Bürge, daß nicht *das Bedürfniß zu ihm nöthigte*, ſondern daß die *Freiheit ihn wählte* — daß man ihn nicht *als Sache begehrt*, ſondern *als Perſon hochſchätzt*.

Man fordert Anmuth von dem, der verpflichtet, und Würde von dem, der verpflichtet wird. Der Erſte ſoll, um ſich eines kränkenden Vortheils über den Andern zu begeben, die Handlung ſeines unintereſſirten Entſchluſſes durch den Antheil, den er die Neigung daran nehmen läßt, zu einer affektionirten Handlung herunterſetzen, und ſich dadurch den Schein des gewinnenden Theils geben. Der Andere ſoll, um durch die Abhängigkeit, in die er tritt, die Menſchheit (deren heiliges Palladium Freiheit iſt) nicht in ſeiner Perſon zu entehren, das bloße Zufahren des Triebes zu einer Handlung ſeines Willens erheben, und auf dieſe Art, indem er eine Gunſt empfängt, eine erzeigen.

Man muß einen Fehler mit Anmuth rügen und mit Würde bekennen. Kehrt man es um, ſo wird es das Anſehen haben, als ob der eine Theil ſeinen Vortheil zu ſehr, der andere ſeinen Nachtheil zu wenig empfände.

Will der Starke geliebt ſeyn, ſo mag er ſeine Ueberlegenheit durch Grazie mildern. Will der Schwache geachtet ſeyn, ſo mag er ſeiner Ohnmacht durch Würde aufhelfen. Man iſt ſonſt der Meinung, daß auf den Thron Würde gehöre, und bekanntlich lieben die, welche darauf ſitzen, in ihren Räthen, Beichtvätern und Parlamenten — die Anmuth. Aber was in einem politiſchen Reiche gut und löblich ſeyn mag, iſt es nicht immer in einem Reiche des Geſchmacks. In dieſes Reich tritt auch der König — ſobald er von ſeinem Throne herabſteigt, (denn Throne haben ihre

Privilegien) und auch der kriechende Höfling begibt ſich unter ſeine heilige Freiheit, ſobald er ſich zum Menſchen aufrichtet. Alsdann aber möchte Erſterem zu rathen ſeyn, mit dem Ueberfluß des Andern ſeinen Mangel zu erſetzen, und ihm ſo viel an Würde abzugeben, als er ſelbſt an Grazie nöthig hat.

Da Würde und Anmuth ihre verſchiedenen Gebiete haben, worin ſie ſich äußern, ſo ſchließen ſie einander in derſelben Perſon, ja in demſelben Zuſtand einer Perſon nicht aus; vielmehr iſt es nur die Anmuth, von der die Würde ihre Beglaubigung, und nur die Würde, von der die Anmuth ihren Werth empfängt.

Würde allein beweist zwar überall, wo wir ſie antreffen, eine gewiſſe Einſchränkung der Begierden und Neigungen. Ob es aber nicht vielmehr Stumpfheit des Empfindungsvermögens (Härte) ſey, was wir für Beherrſchung halten, und ob es wirklich moraliſche Selbſtthätigkeit und nicht vielmehr Uebergewicht eines andern Affekts, alſo abſichtliche Anſpannung ſey, was den Ausbruch des Gegenwärtigen im Zaume hält, das kann nur die damit verbundene Anmuth außer Zweifel ſetzen. Die Anmuth nämlich zeugt von einem ruhigen, in ſich harmoniſchen Gemüth und von einem empfindenden Herzen.

Eben ſo beweist auch die Anmuth ſchon für ſich allein eine Empfänglichkeit des Gefühlvermögens, und eine Uebereinſtimmung der Empfindungen. Daß es aber nicht Schlaffheit des Geiſtes ſey, was dem Sinn ſo viel Freiheit läßt, und das Herz jedem Eindruck öffnet, und daß es das Sittliche ſey, was die Empfindungen in dieſe Uebereinſtimmung brachte, das kann uns wiederum nur die damit verbundene Würde verbürgen. In der Würde nämlich legitimirt ſich das Subjekt als eine ſelbſtſtändige Kraft; und indem der Wille die Licenz der unwillkührlichen Bewegungen bändigt, gibt er zu erkennen, daß er die Freiheit der willkührlichen bloß zuläßt.

Sind Anmuth und Würde, jene noch durch architektoniſche Schönheit, dieſe durch Kraft unterſtützt, in derſelben Perſon vereinigt, ſo iſt der Ausdruck der Menſchheit in ihr vollendet, und ſie ſteht da, gerechtfertigt in der Geiſterwelt, und freigeſprochen in der Erſcheinung. Beide Geſetzgebungen berühren einander hier ſo nahe, daß ihre Grenzen zuſammenfließen. Mit gemildertem Glanze ſteigt in dem Lächeln des Mundes, in dem ſanftbelebten Blick, in der heitern Stirn die Vernunftfreiheit auf, und mit erhabenem Abſchied geht die Naturnothwendigkeit in der edeln Majeſtät des Angeſichts unter. Nach dieſem Ideal menſchlicher Schönheit ſind die Antiken gebildet, und man erkennt es in der göttlichen Geſtalt einer Niobe, im Belvederiſchen Apoll, in dem Borgheſiſchen geflügelten Genius, und in der Muſe des Barberiniſchen Pallaſtes.[*]

---

[*] Mit dem feinen und großen Sinn, der ihm eigen iſt, hat Winkelmann (Geſchichte der Kunſt. Erſter Theil. S. 480 folg. Wiener Ausgabe) dieſe hohe Schönheit, welche aus der Vermiſchung der Grazie mit der Würde hervorgeht,

Wo ſich Grazie und Würde vereinigen, da werden wir abwechſelnd angezogen und zurückgeſtoßen;

aufgefaßt und beſchrieben. Aber was er vereinigt fand, nahm und gab er auch nur für Eins, und er blieb bei dem ſtehen, was der bloße Sinn ihn lehrte, ohne zu unterſuchen, ob es nicht vielleicht noch zu ſcheiden ſey. Er verwirrt den Begriff der Grazie, da er Züge, die offenbar nur der Würde zukommen, in dieſen Begriff mit aufnimmt. Grazie und Würde ſind aber weſentlich verſchieden, und man thut Unrecht, daß zu einer **Eigenſchaft** der Grazie zu machen, was vielmehr eine **Einſchränkung** derſelben iſt. Was **Winkelmann** die hohe himmliſche Grazie nennt, iſt nichts anders, als Schönheit und Grazie mit überwiegender Würde. „Die himmliſche Grazie," ſagt er, „ſcheint ſich genugſam, und bietet ſich nicht an, ſondern will geſucht werden; ſie iſt zu erhaben, um ſich ſehr ſinnlich zu machen. Sie verſchließt in ſich die Bewegungen der Seele und nähert ſich der ſeligen Stille der göttlichen Natur. — „Durch ſie," ſagt er an einem andern Ort, „wagte ſich der Künſtler der Niobe in das Reich unkörperlicher Ideen, und erreichte das Geheimniß, **die Todesangſt mit der höchſten Schönheit zu verbinden**;" (es würde ſchwer ſeyn, hierin einen Sinn zu finden, wenn es nicht augenſcheinlich wäre, daß hier nur die Würde gemeint iſt) „er wurde ein Schöpfer reiner Geiſter, die keine Begierden der Sinne erwecken, denn ſie ſcheinen nicht zur Leidenſchaft gebildet zu ſeyn, ſondern dieſelbe nur angenommen zu haben." — Anderswo heißt es: „die Seele äußerte ſich nur unter einer ſtillen Fläche des Waſſers, und trat niemals mit Ungeſtüm hervor. In Vorſtellung des Leidens bleibet die größte Pein verſchloſſen, und die Freude ſchwebet wie eine ſanfte Luft, die kaum die Blätter rühret, auf dem Geſichte einer Leukothea."

Alle dieſe Züge kommen der Würde und nicht der Grazie zu, denn die Grazie verſchließt ſich nicht, ſondern kommt angezogen als Geiſter, zurückgeſtoßen als ſinnliche Naturen.

In der Würde nämlich wird uns ein Beiſpiel der Unterordnung des Sinnlichen unter das Sittliche vorgehalten, welchem nachzuahmen für uns Geſetz, zugleich aber für unſer phyſiſches Vermögen überſteigend iſt. Der Widerſtreit zwiſchen dem Bedürfniß der Natur und der Forderung des Geſetzes, deren Gültigkeit wir doch eingeſehen, ſpannt die Sinnlichkeit an, und erweckt das Gefühl, welches *Achtung* genannt wird und von der Würde unzertrennlich iſt.

In der Anmuth hingegen, wie in der Schönheit überhaupt, ſieht die Vernunft ihre Forderung in der Sinnlichkeit erfüllt, und überraſchend tritt ihr eine ihrer Ideen in der Erſcheinung entgegen. Dieſe unerwartete Zuſammenſtimmung des Zufälligen der Natur mit dem Nothwendigen der Vernunft, erweckt ein Gefühl frohen Beifalls (*Wohlgefallen*), welches

---

entgegen; die Grazie macht ſich ſinnlich, und iſt auch nicht erhaben, ſondern ſchön. Aber die Würde iſt es, was die Natur in ihren Aeußerungen zurückhält, und dem Körper, auch in der Todesangſt und in dem bitterſten Leiden eines Laokoon, Ruhe gebietet.

Home verfällt in denſelben Fehler, was aber bei dieſem Schriftſteller weniger zu verwundern iſt. Auch er nimmt Züge der Würde in die Grazie mit auf, ob er gleich Anmuth und Würde ausdrücklich von einander unterſcheidet. Seine Beobachtungen ſind gewöhnlich richtig, und die nächſten Regeln, die er ſich daraus bildet, wahr; aber weiter darf man ihm auch nicht folgen. Grundſätze der Kritik. II. Theil. Anmuth und Würde.

auflöſend für den Sinn, für den Geiſt aber dadurch belebend und beſchäftigend iſt, und eine Anziehung des ſinnlichen Objekts muß erfolgen. Dieſe Anziehung nennen wir Wohlwollen — Liebe; ein Gefühl, das von Anmuth und Schönheit unzertrennlich iſt.

Bei dem Reiz (nicht dem Liebreiz, ſondern dem Wolluſtreiz, stimulus) wird dem Sinn ein ſinnlicher Stoff vorgehalten, der ihm Entledigung von einem Bedürfniß, d. i. Luſt, verſpricht. Der Sinn iſt alſo beſtrebt, ſich mit dem Sinnlichen zu vereinbaren, und Begierde entſteht; ein Gefühl, das anſpannend für den Sinn, für den Geiſt hingegen erſchlaffend iſt.

Von der Achtung kann man ſagen, ſie beugt ſich vor ihrem Gegenſtande; von der Liebe, ſie neigt ſich zu dem ihrigen; von der Begierde, ſie ſtürzt auf den ihrigen. Bei der Achtung iſt das Objekt die Vernunft und das Subjekt die ſinnliche Natur.* Bei der Liebe iſt das Objekt ſinnlich, und das Subjekt die moraliſche Natur. Bei der Begierde ſind Objekt und Subjekt ſinnlich.

---

* Man darf die Achtung nicht mit der Hochachtung verwechſeln. Achtung (nach ihrem reinen Begriffe) geht nur auf das Verhältniß der ſinnlichen Natur zu den Forderungen reiner praktiſcher Vernunft überhaupt, ohne Rückſicht auf eine wirkliche Erfüllung. „Das Gefühl der Unangemeſſenheit zu Erreichung einer Idee, die für uns Geſetz iſt, heißt Achtung.“ (Kants Krit. d. Urtheilskraft.) Daher iſt Achtung keine angenehme, eher drückende Empfindung. Sie iſt ein Gefühl des Abſtandes des empiriſchen Willens von dem reinen. — Es kann daher auch nicht befremdlich ſeyn, daß ich die ſinnliche Natur zum Subjekt der Achtung mache, obgleich dieſe nur auf reine Vernunft geht; denn die Unangemeſſenheit zu Erreichung des Geſetzes kann nur in der Sinnlichkeit liegen. Hochachtung hingegen geht ſchon auf die wirkliche Erfüllung des Geſetzes, und wird nicht für das Geſetz, ſondern

Die Liebe allein iſt alſo eine freie Empfindung, denn ihre reine Quelle ſtrömt hervor aus dem Sitz der Freiheit, aus unſrer göttlichen Natur. Es iſt hier nicht das Kleine und Niedrige, was ſich mit dem Großen und Hohen mißt, nicht der Sinn, der an dem Vernunftgeſetz ſchwindelnd hinaufſieht; es iſt das absolut Große ſelbſt, was in der Anmuth und Schönheit ſich nachgeahmt und in der Sittlichkeit ſich befriedigt findet; es iſt der Geſetzgeber ſelbſt, der Gott in uns, der mit ſeinem eigenen Bilde in der Sinnenwelt ſpielt. Daher iſt das Gemüth aufgelöst in der Liebe, da es angeſpannt iſt in der Achtung; denn hier iſt nichts, das ihm Schranken ſetzte, da das abſolut Große nichts über ſich hat, und die Sinnlichkeit, von der hier allein die Einſchränkung kommen könnte, in der Anmuth und Schönheit mit den Ideen des Geiſtes zuſammenſtimmt. Liebe iſt ein Herabſteigen, da die Achtung ein Hinaufklimmen iſt. Daher kann der Schlimme nichts lieben, ob er gleich Vieles achten

---

für die Perſon, die demſelben gemäß handelt, empfunden. Daher hat ſie etwas Erdrückendes, weil die Erfüllung des Geiſtes Vernunftweſen erinnern muß. Achtung iſt Zwang. Hochachtung ſchon ein freieres Gefühl. Aber das rührt von der Liebe her, die ein Ingredienz der Hochachtung ausmacht. Achten muß auch der Nichtswürdige das Gute; aber um denjenigen hochzuachten, der es gethan hat, müßte er aufhören, ein Nichtswürdiger zu ſeyn.

muß; daher kann der Gute wenig achten, was er nicht zugleich mit Liebe umfinge. Der reine Geiſt kann nur lieben, nicht achten; der Sinn kann nur achten, aber nicht lieben.

Wenn der ſchuldbewußte Menſch in ewiger Furcht ſchwebt, dem Geſetzgeber in ihm ſelbſt, in der Sinnenwelt zu begegnen, und in Allem, was groß und ſchön und trefflich iſt, ſeinen Feind erblickt, ſo kennt die ſchöne Seele kein ſüßeres Glück, als das Heilige in ſich außer ſich nachgeahmt oder verwirklicht zu ſehen, und in der Sinnenwelt ihren unſterblichen Freund zu umarmen. Liebe iſt zugleich das Großmüthigſte und das Selbſtſüchtigſte in der Natur; das erſte: denn ſie empfängt von ihrem Gegenſtande nichts, ſondern gibt ihm Alles, da der reine Geiſt nur geben, nicht empfangen kann; das zweite: denn es iſt immer nur ihr eigenes Selbſt, was ſie in ihrem Gegenſtande ſucht und ſchätzt.

Aber eben darum, weil der Liebende von dem Geliebten nur empfängt, was er immer ſelber gab, ſo begegnet es ihm öfters, daß er gibt, was er nicht von ihm empfing. Der äußere Sinn glaubt zu ſehen, was nur der innere anſchaut; der feurige Wunſch wird zum Glauben und der eigene Ueberfluß des Liebenden verbirgt die Armuth des Geliebten. Daher iſt die Liebe ſo leicht der Täuſchung ausgeſetzt, was der Achtung und Begierde ſelten begegnet. So lange der innere Sinn den äußern exaltirt, ſo lange dauert auch die ſelige Bezauberung der platoniſchen Liebe, der zur Wonne der Unſterblichkeit nur die Dauer fehlt.

Sobald aber der innere Sinn dem äußern ſeine Anſchauung nicht mehr unterſchiebt, ſo tritt der äußere wieder in ſeine Rechte und fordert, was ihm zukommt – Stoff. Das Feuer, welches die himmliſche Venus entzündete, wird von der irdiſchen benutzt, und der Naturtrieb rächt ſeine lange Vernachläſſigung nicht ſelten durch eine deſto unumſchränktere Herrſchaft. Da der Sinn nie getäuſcht wird, ſo macht er dieſen Vortheil mit grobem Uebermuth gegen ſeinen edlern Nebenbuhler geltend, und iſt kühn genug zu behaupten, daß er gehalten habe, was die Begeiſterung ſchuldig blieb.

Die Würde hindert, daß die Liebe nicht zur Begierde wird. Die Anmuth verhütet, daß die Achtung nicht Furcht wird.

Wahre Schönheit, wahre Anmuth ſoll niemals Begierde erregen. Wo dieſe ſich einmiſcht, da muß es entweder dem Gegenſtand an Würde, oder dem Betrachter an Sittlichkeit der Empfindungen mangeln.

Wahre Größe ſoll niemals Furcht erregen. Wo dieſe eintritt, da kann man gewiß ſeyn, daß es entweder dem Gegenſtand an Geſchmack und an Grazie oder dem Betrachter an einem günſtigen Zeugniß ſeines Gewiſſens fehlt.

Reiz, Anmuth und Grazie werden zwar gewöhnlich als gleichbedeutend gebraucht; ſie ſind es aber nicht, oder ſollten es doch nicht ſeyn, da der Begriff, den ſie ausdrücken, mehrerer Beſtimmungen fähig iſt, die eine verſchiedene Bezeichnung verdienen.

Es gibt eine *belebende* und eine *beruhigende* Grazie. Die erſte grenzt an den Sinnenreiz, und das Wohlgefallen an derſelben kann, wenn es nicht durch Würde zurückgehalten wird, leicht in Verlangen ausarten. Dieſe kann Reiz genannt werden. Ein abgeſpannter Menſch kann ſich nicht durch innere Kraft in Bewegung ſetzen, ſondern muß Stoff von Außen empfangen, und durch leichte Uebungen der Phantaſie und ſchnelle Uebergänge von Empfindungen zum Handeln ſeine verlorne Schnellkraft wieder herzuſtellen ſuchen. Dieſes erlangt er im Umgang mit *einer reizenden* Perſon, die das ſtagnirende Meer ſeiner Einbildungskraft durch Geſpräch und Anblick in Schwung bringt.

Die beruhigende Grazie grenzt näher an die Würde, da ſie ſich durch Mäßigung unruhiger Bewegungen äußert. Zu ihr wendet ſich der angeſpannte Menſch, und der wilde Sturm des Gemüths löſt ſich auf an ihrem friedeathmenden Buſen. Dieſe kann *Anmuth* genannt werden. Mit dem Reize verbindet ſich gern der lachende Scherz und der Stachel des Spottes; mit der Anmuth das Mitleid und die Liebe. Der entnervte Soliman ſchmachtet zuletzt in den Ketten einer Roxelane, wenn ſich der brauſende Geiſt eines Othello an der ſanften Bruſt einer Desdemona zur Ruhe wiegt.

Auch die Würde hat ihre verſchiedenen Abſtufungen, und wird da, wo ſie ſich der Anmuth und Schönheit nähert, zum *Edeln*, und, wo ſie an das Furchtbare grenzt, zur *Hoheit*.

Der höchſte Grad der Anmuth iſt das Bezaubernde; der höchſte Grad der Würde die Majeſtät. Bei dem Bezaubernden verlieren wir uns gleichſam ſelbſt, und fließen hinüber in den Gegenſtand. Der höchſte Genuß der Freiheit grenzt an den völligen Verluſt derſelben, und die Trunkenheit des Geiſtes an den Taumel der Sinnenluſt. Die Majeſtät hingegen hält uns ein Geſetz vor, das uns nöthigt, in uns ſelbſt zu ſchauen. Wir ſchlagen die Augen vor dem gegenwärtigen Gott zu Boden, vergeſſen Alles außer uns, und empfinden nichts als die ſchwere Bürde unſeres eignen Daſeyns.

Majeſtät hat nur das Heilige. Kann ein Menſch uns dieſes repräſentiren, ſo hat er Majeſtät, und wenn auch unſre Knie nicht nachfolgen, ſo wird doch unſer Geiſt vor ihm niederfallen. Aber er richtet ſich ſchnell wieder auf, ſobald nur die kleinſte Spur menſchlicher Schuld an dem Gegenſtand ſeiner Anbetung ſichtbar wird; denn nichts, was nur vergleichungsweiſe groß iſt, darf unſern Muth darniederſchlagen.

Die bloße Macht, ſey ſie auch noch ſo furchtbar und grenzenlos, kann nie Majeſtät verleihen. Macht imponirt nur dem Sinnenweſen, die Majeſtät muß dem Geiſte ſeine Freiheit nehmen. Ein Menſch, der mir das Todesurtheil ſchreiben kann, hat darum noch keine Majeſtät für mich, ſobald ich ſelbſt nur bin, was ich ſeyn ſoll. Sein Vortheil über mich iſt aus, ſobald ich will. Wer mir aber in ſeiner Perſon den reinen Willen darſtellt, vor dem werde ich mich, wenn's möglich iſt, auch noch in künftigen Welten beugen.

Anmuth und Würde ſtehen in einem ſo hohen Werth, um die Eitelkeit und Thorheit nicht zur Nachahmung zu reizen. Aber es gibt dazu nur Einen Weg, nämlich Nachahmung der Geſinnungen, deren Ausdruck ſie ſind. Alles Andere iſt Nachäffung, und wird ſich als ſolche durch Uebertreibung bald kenntlich machen.

So wie aus der Affektion des Erhabenen Schwulſt, aus der Affektion des Edeln das Koſtbare entſteht, ſo wird aus der affektirten Anmuth Ziererei, und aus der affektirten Würde ſteife Feierlichkeit und Gravität.

Die ächte Anmuth gibt bloß nach und kommt entgegen; die falſche hingegen zerfließt. Die wahre Anmuth ſchont bloß die Werkzeuge der willkührlichen Bewegung, und will der Freiheit der Natur nicht unnöthiger Weiſe zu nahe treten; die falſche Anmuth hat gar nicht das Herz, die Werkzeuge des Willens gehörig zu gebrauchen, und um ja nicht in's Harte und Schwerfällige zu fallen, opfert ſie lieber etwas von dem Zweck der Bewegung auf, oder ſucht ihn durch Umſchweiſe zu erreichen. Wenn der unbehülfliche Tänzer bei einer Menuet ſo viel Kraft aufwendet, als ob er ein Mühlrad zu ziehen hätte, und mit Händen und Füßen ſo ſcharfe Ecken ſchneidet, als wenn es hier um eine geometriſche Genauigkeit zu thun wäre, ſo wird der affektirte Tänzer ſo ſchwach auftreten, als ob er den Fußboden fürchtete, und mit Händen und Füßen nichts als Schlangenlinien beſchreiben, wenn er auch darüber nicht von der Stelle kommen ſollte. Das andere Geſchlecht, welches vorzugsweiſe im Beſitz der wahren Anmuth iſt, macht ſich auch der falſchen am meiſten ſchuldig; aber nirgends beleidigt dieſe mehr, als wo ſie der Begierde zum Angel dient. Aus dem Lächeln der wahren Grazie wird dann die widrigſte Grimaſſe, das ſchöne Spiel der Augen, ſo bezaubernd, wenn wahre Empfindung daraus ſpricht, wird zur Verdrehung, die ſchmelzend modulirende Stimme, ſo unwiderſtehlich in einem wahren Munde, wird zu einem ſtudirten tremulirenden Klang, und die ganze Muſik weiblicher Reizungen zu einer betrüglichen Toilettenkunſt.

Wenn man auf Theatern und Ballſälen Gelegenheit hat, die affektirte Anmuth zu beobachten, ſo kann man oft in den Kabinetten der Miniſter und in den Studierzimmern der Gelehrten (auf hohen Schulen beſonders) die falſche Würde ſtudiren. Wenn die wahre Würde zufrieden iſt, den Affekt an ſeiner Herrſchaft zu hindern, und dem Naturtrieb bloß da, wo er den Meiſter ſpielen will, in den unwillkührlichen Bewegungen Schranken ſetzt, ſo regiert die falſche Würde auch die willkührlichen mit einem eiſernen Scepter, unterdrückt die moraliſchen Bewegungen, die der wahren Würde heilig ſind, ſo gut als die ſinnlichen, und löſcht das ganze mimiſche Spiel der Seele in den Geſichtszügen aus. Sie iſt nicht bloß ſtreng gegen die widerſtrebende, ſondern hart gegen die unterwürfige Natur, und ſucht ihre lächerliche Größe in Unterjochung, und, wo dies nicht angehen will, in Verbergung derſelben. Nicht anders, als wenn ſie Allem, was Natur heißt, einen unverſöhnlichen Haß gelobt hätte, ſteckt ſie den Leib in lange faltige Gewänder, die den ganzen Gliederbau des Menſchen verbergen, beſchränkt den Gebrauch der Glieder durch einen läſtigen Apparat unnützer Zierrath und ſchneidet ſogar die Haare ab, um das Geſchenk der Natur durch ein Machwerk der Kunſt zu erſetzen. Wenn die wahre Würde, die ſich nie der Natur, nur der rohen Natur ſchämt, auch da, wo ſie an ſich hält, noch ſtets frei und offen bleibt; wenn in den Augen Empfindung ſtrahlt, und der heitre ſtille Geiſt auf der beredten Stirn ruht, ſo legt die Gravität die ihrige in Falten, wird verſchloſſen und myſteriös, und bewacht ſorgfältig wie ein Komödiant ihre Züge. Alle ihre Geſichtsmuskeln ſind angeſpannt, aller wahre natürliche Ausdruck verſchwindet, und der ganze Menſch iſt wie ein verſiegelter Brief. Aber die falſche Würde hat nicht immer Unrecht, das mimiſche Spiel ihrer Züge in ſcharfer Zucht zu halten, weil es vielleicht mehr ausſagen könnte, als man laut machen will, eine Vorſicht, welche die wahre Würde freilich nicht nöthig hat. Dieſe wird die Natur nur beherrſchen, nie verbergen; bei der falſchen hingegen herrſcht die Natur nur deſto gewaltthätiger innen, indem ſie außen bezwungen iſt. *

Indeſſen gibt es auch eine Feierlichkeit im guten Sinne, wovon die Kunſt Gebrauch machen kann. Dieſe entſteht nicht aus der Anmaßung, ſich wichtig zu machen, ſondern ſie hat die Abſicht, das Gemüth auf etwas Wichtiges vorzubereiten. Da wo ein großer und tiefer Eindruck geſchehen ſoll, und es dem Dichter darum zu thun iſt, daß nichts davon verloren gehe, ſo ſtimmt er das Gemüth vorher zum Empfang deſſelben, entfernt alle Zerſtreuungen und ſetzt die Einbildungskraft in eine erwartungsvolle Spannung. Dazu iſt nun das Feierliche ſehr geſchickt, welches in Häufung vieler Anſtalten beſteht, wovon man den Zweck nicht abſieht, und in einer abſichtlichen Verzögerung des Fortſchritts, da wo die Ungeduld Eile fordert. In der Muſik wird das Feierliche durch eine langſame gleichförmige Folge ſtarker Töne hervorgebracht; die Stärke erweckt und ſpannt das Gemüth, die Langſamkeit verzögert die Befriedigung, und die Gleichförmigkeit des Takts läßt die Ungeduld gar kein Ende abſehen.

Das Feierliche unterſtützt den Eindruck des Großen und Erhabenen nicht wenig, und wird daher bei Religionsgebräuchen und Myſterien mit großem Erfolg gebraucht. Die Wirkungen der Glocken, der Choralmuſik, der Orgel ſind bekannt; aber auch für das Auge gibt es ein Feierliches, nämlich die Pracht, verbunden mit dem Furchtbaren, wie bei Leichenceremonien und bei allen öffentlichen Aufzügen, die eine große Stille und einen langſamen Takt beobachten.

◆

Ueber das Pathetiſche.*

Darſtellung des Leidens — als bloßen Leidens — iſt niemals Zweck der Kunſt, aber als Mittel zu ihrem Zweck iſt ſie derſelben äußerſt wichtig. Der letzte Zweck der Kunſt iſt die Darſtellung des Ueberſinnlichen und die tragiſche Kunſt insbeſondere bewerkſtelligt dieſes dadurch, daß ſie uns die moraliſche Independenz von Naturgeſetzen im Zuſtand des Affekts verſinnlicht. Nur der Widerſtand, den es gegen die Gewalt der Gefühle äußert, macht das freie Prinzip in uns kenntlich; der Widerſtand aber kann nur nach der Stärke des

---

[*] Anmerkung des Herausgebers. Der Verfaſſer hatte in das dritte Stück der neuen Thalia vom Jahrgang 1793 eine Abhandlung vom Erhabenen eingerückt, die nach der Ueberſchrift zur weitern Ausführung einiger Kantiſcher Ideen dienen ſollte. Einige Jahre nachher war über eben dieſen Gegenſtand die Schrift entſtanden, welche im zwölften Bande dieſer Ausgabe abgedruckt iſt. Dieſer ſpätern Bearbeitung, die ſich mehr durch eigenthümliche Anſichten auszeichnete, gab der Verfaſſer den Vorzug, als ſeine kleinen proſaiſchen Schriften zuſammengedruckt wurden, und von jener frühern Abhandlung wurde nur ein Theil unter dem Titel: über das Pathetiſche, in dieſe Sammlung aufgenommen.

Angriffs geſchätzt werden. Soll ſich alſo die Intelligenz im Menſchen als eine von der Natur unabhängige Kraft offenbaren, ſo muß die Natur ihre ganze Macht erſt vor unſern Augen bewieſen haben. Das Sinnenweſen muß tief und heftig leiden; Pathos muß da ſeyn, damit das Vernunftweſen ſeine Unabhängigkeit kund thun und ſich handelnd darſtellen könne.

Man kann niemals wiſſen, ob die Faſſung des Gemüths eine Wirkung ſeiner moraliſchen Kraft iſt, wenn man nicht überzeugt worden iſt, daß ſie keine Wirkung der Unempfindlichkeit ſey. Es iſt keine Kunſt, über Gefühle Meiſter zu werden, die nur die Oberfläche der Seele leicht und flüchtig beſtreichen; aber in einem Sturm, der die ganze ſinnliche Natur aufregt, ſeine Gemüthsfreiheit zu behalten, dazu gehört ein Vermögen des Widerſtandes, das über alle Naturmacht unendlich erhaben iſt. Man gelangt alſo zur Darſtellung der moraliſchen Freiheit nur durch die lebendigſte Darſtellung der leidenden Natur, und der tragiſche Held muß ſich erſt als empfindendes Weſen bei uns legitimirt haben, ehe wir ihm als Vernunftweſen huldigen, und an ſeine Seelenſtärke glauben.

Pathos iſt alſo die erſte und unnachläßliche Forderung an den tragiſchen Künſtler, und es iſt ihm erlaubt, die Darſtellung des Leidens ſo weit zu treiben, als es, ohne Nachtheil für ſeinen letzten Zweck, ohne Unterdrückung der moraliſchen Freiheit, geſchehen kann. Er muß gleichſam ſeinem Helden oder ſeinem Leſer die ganze volle Ladung des Leidens geben, weil es ſonſt immer problematiſch bleibt, ob ſein Widerſtand gegen daſſelbe eine Gemüthsbehandlung, etwas *Poſitives*, und nicht vielmehr bloß etwas *Negatives* und ein Mangel iſt.

Dies Letztere iſt der Fall bei dem Trauerſpiel der ehemaligen Franzoſen, wo wir höchſt ſelten oder nie die *leidende Natur* zu Geſicht bekommen, ſondern meiſtens nur den kalten, deklamatoriſchen Poeten oder auch den auf Stelzen gehenden Komödianten ſehen. Der froſtige Ton der Deklamation erſtickt alle wahre Natur, und den franzöſiſchen Tragikern macht es ihre angebetete *Decenz* vollends ganz unmöglich, die Menſchheit in ihrer Wahrheit zu zeichnen. Die *Decenz* verfälſcht überall, auch wenn ſie an ihrer rechten Stelle iſt, den Ausdruck der Natur, und doch fordert dieſen die Kunſt unnachläßlich. Kaum können wir es einem franzöſiſchen Trauerſpielhelden glauben, daß er *leidet*, denn er läßt ſich über ſeinen Gemüthszuſtand heraus, wie der ruhigſte Menſch, und die unaufhörliche Rückſicht auf den Eindruck, den er auf Andere macht, erlaubt ihm nie, der Natur in ſich ihre Freiheit zu laſſen. Die Könige, Prinzeſſinnen und Helden eines Corneille und Voltaire vergeſſen ihren *Rang* auch im heftigſten Leiden nie, und ziehen weit eher ihre *Menſchheit* als ihre *Würde* aus. Sie gleichen den Königen und Kaiſern in den alten Bilderbüchern, die ſich mit ſammt der Krone zu Bette legen.

Wie ganz anders ſind die *Griechen* und diejenigen unter den Neuern, die in ihrem Geiſte gedichtet haben. Nie ſchämt ſich der Grieche der Natur, er läßt der Sinnlichkeit ihre vollen Rechte, und iſt dennoch ſicher, daß er nie von ihr unterjocht werden wird. Sein tiefer und richtiger Verſtand läßt ihn das Zufällige, das der ſchlechte Geſchmack zum Hauptwerke macht, von dem Nothwendigen unterſcheiden; Alles aber, was nicht Menſchheit iſt, iſt zufällig an dem Menſchen. Der griechiſche Künſtler, der einen Laokoon, eine Niobe, einen Philoktet darzuſtellen hat, weiß von keiner Prinzeſſin, keinem König und keinem Königsſohn; er hält ſich nur an den Menſchen. Deßwegen wirft der weiſe Bildhauer die Bekleidung weg und zeigt uns bloß nackende Figuren, ob er gleich ſehr gut weiß, daß dies im wirklichen Leben nicht der Fall war. Kleider ſind ihm etwas Zufälliges, dem das Nothwendige niemals nachgeſetzt werden darf, und die Geſetze des Anſtands oder des Bedürfniſſes ſind nicht die Geſetze der Kunſt. Der Bildhauer ſoll und will uns den Menſchen zeigen, und Gewänder verbergen denſelben; alſo verwirft er ſie mit Recht.

Eben ſo wie der griechiſche Bildhauer die unnütze und hinderliche Laſt der Gewänder hinwegwirft, um der menſchlichen Natur mehr Platz zu machen, ſo entbindet der griechiſche Dichter ſeine Menſchen von dem eben ſo unnützen und eben ſo hinderlichen Zwang der Convenienz und von allen froſtigen Anſtandsgeſetzen, die an dem Menſchen nur künſteln und die Natur an ihm verbergen. Die leidende Natur ſpricht wahr, aufrichtig und tiefeindringend zu unſerm Herzen in der Homeriſchen Dichtung und in den

Tragikern; alle Leidenſchaften haben ein freies Spiel, und die Regel des Schicklichen hält kein Gefühl zurück. Die Helden ſind für alle Leiden der Menſchheit ſo gut empfindlich als Andere, und eben das macht ſie zu Helden, daß ſie das Leiden ſtark und innig fühlen, und doch nicht davon überwältigt werden. Sie lieben das Leben ſo feurig wie wir Andern, aber dieſe Empfindung beherrſcht ſie nicht ſo ſehr, daß ſie es nicht hingeben können, wenn die Pflichten der Ehre oder der Menſchlichkeit es fordern. Philoktet erfüllt die griechiſche Bühne mit ſeinen Klagen; ſelbſt der wüthende Herkules unterdrückt ſeinen Schmerz nicht. Die zum Opfer beſtimmte Iphigenia geſteht mit rührender Offenheit, daß ſie von dem Licht der Sonne mit Schmerzen ſcheide. Nirgends ſucht der Grieche in der Abſtumpfung und Gleichgültigkeit gegen das Leiden ſeinen Ruhm, ſondern in Ertragung desſelben bei allem Gefühl für daſſelbe. Selbſt die Götter der Griechen müſſen der Natur einen Tribut entrichten, ſobald ſie der Dichter der Menſchheit näher bringen will. Der verwundete Mars ſchreit vor Schmerz ſo laut auf, wie zehntauſend Mann, und die von einer Lanze geritzte Venus ſteigt weinend zum Olymp, und verſchwört alle Gefechte.

Dieſe zarte Empfindlichkeit für das Leiden, dieſe warme, aufrichtige, wahr und offen da liegende Natur, welche uns in den griechiſchen Kunſtwerken ſo tief und lebendig rührt, iſt ein Muſter der Nachahmung für alle Künſtler, und ein Geſetz, das der griechiſche Genius der Kunſt vorgeſchrieben hat. Die erſte

Forderung an den Menſchen macht immer und ewig die Natur, welche niemals darf abgewieſen werden; denn der Menſch iſt — ehe er etwas Anderes iſt — ein empfindendes Weſen. Die zweite Forderung an ihn macht die Vernunft, denn er iſt ein vernünftig empfindendes Weſen, eine moraliſche Perſon, und für dieſe iſt es Pflicht, die Natur nicht über ſich herrſchen zu laſſen, ſondern ſie zu beherrſchen. Erſt alsdann, wenn erſtlich der Natur ihr Recht iſt angethan worden, und wenn zweitens die Vernunft das ihrige behauptet hat, iſt es dem Anſtand erlaubt, die dritte Forderung an den Menſchen zu machen, und ihm, im Ausdruck ſowohl ſeiner Empfindungen als ſeiner Geſinnungen, Rückſicht gegen die Geſellſchaft aufzulegen, um ſich, als ein — civiliſirtes Weſen zu zeigen.

Das erſte Geſetz der tragiſchen Kunſt war Darſtellung der leidenden Natur. Das zweite iſt Darſtellung des moraliſchen Widerſtandes gegen das Leiden.

Der Affekt, als Affekt, iſt etwas Gleichgültiges, und die Darſtellung deſſelben würde, für ſich allein betrachtet, ohne allen äſthetiſchen Werth ſeyn; denn, um es noch einmal zu wiederholen, nichts, was bloß die ſinnliche Natur angeht, iſt der Darſtellung würdig. Daher ſind nicht nur alle bloß erſchlaffende (ſchmelzende) Affekte, ſondern überhaupt auch alle höchſten Grade, von was für Affekten es auch ſey, unter der Würde tragiſcher Kunſt.

Die ſchmelzenden Affekte, die bloß zärtlichen Rührungen, gehören zum Gebiet des Angenehmen, mit dem die ſchöne Kunſt nichts zu thun hat. Sie ergötzen bloß den Sinn durch Auflöſung oder Erſchlaffung, und beziehen ſich bloß auf den äußern, nicht auf den innern Zuſtand des Menſchen. Viele unſerer Romane und Trauerſpiele, beſonders der ſogenannten Dramen (Mitteldinge zwiſchen Luſtſpiel und Trauerſpiel) und der beliebten Familiengemälde gehören in dieſe Klaſſe. Sie bewirken bloß Ausleerungen des Thränenſacks und eine wollüſtige Erleichterung der Gefäße; aber der Geiſt geht leer aus, und die edlere Kraft im Menſchen wird ganz und gar nicht dadurch geſtärkt. Eben ſo, ſagt Kant, fühlt ſich Mancher durch eine Predigt *erbaut*, wobei doch gar nichts in ihm *aufgebaut* worden iſt. Auch die Muſik der Neuern ſcheint es vorzüglich nur auf die Sinnlichkeit anzulegen, und ſchmeichelt dadurch dem herrſchenden Geſchmack, der nur angenehm gekitzelt, nicht ergriffen, nicht kräftig gerührt, nicht erhoben ſeyn will. Alles *Schmelzende* wird daher vorgezogen, und wenn noch ſo großer Lärm in einem Concertſaale iſt, ſo wird plötzlich Alles Ohr, wenn eine ſchmelzende Paſſage vorgetragen wird. Ein bis in's Thieriſche gehender Ausdruck der Sinnlichkeit erſcheint dann gewöhnlich auf allen Geſichtern, die trunkenen Augen ſchwimmen, der offene Mund iſt ganz Begierde, ein wollüſtiges Zittern ergreift den ganzen Körper, der Athem iſt ſchnell und ſchwach, kurz alle Symptome der Berauſchung ſtellen ſich ein: zum deutlichen Beweiſe, daß die Sinne ſchwelgen, der Geiſt aber oder das Prinzip der Freiheit im Menſchen der Gewalt des ſinnlichen Eindrucks zum

Raube wird. Alle dieſe Rührungen, ſage ich, ſind durch einen edeln und männlichen Geſchmack von der Kunſt ausgeſchloſſen, weil ſie bloß allein dem Sinne gefallen, mit dem die Kunſt nichts zu verkehren hat.

Auf der andern Seite ſind aber auch alle diejenigen Grade des Affekts ausgeſchloſſen, die den Sinn bloß quälen, ohne zugleich den Geiſt dafür zu entſchädigen. Sie unterdrücken die Gemüthsfreiheit durch Schmerz nicht weniger als jene durch Wolluſt, und können deßwegen bloß Verabſcheuung und keine Rührung bewirken, die der Kunſt würdig wäre. Die Kunſt muß den Geiſt ergötzen und der Freiheit gefallen. Der, welcher einem Schmerz zum Raube wird, iſt bloß ein gequältes Thier, kein leidender Menſch mehr; denn von dem Menſchen wird ſchlechterdings ein moraliſcher Widerſtand gegen das Leiden gefordert, durch den allein ſich das Prinzip der Freiheit in ihm, die Intelligenz, kenntlich machen kann.

Aus dieſem Grunde verſtehen ſich diejenigen Künſtler und Dichter ſehr ſchlecht auf ihre Kunſt, welche das Pathos durch die bloße ſinnliche Kraft des Affekts und die höchſt lebendigſte Schilderung des Leidens zu erreichen glauben. Sie vergeſſen, daß das Leiden ſelbſt nie der letzte Zweck der Darſtellung und nie die unmittelbare Quelle des Vergnügens ſeyn kann, das wir am Tragiſchen empfinden. Das Pathetiſche iſt nur äſthetiſch, inſofern es erhaben iſt. Wirkungen aber, welche bloß auf eine ſinnliche Quelle ſchließen laſſen, und bloß in der Affektion des Gefühlvermögens gegründet ſind, ſind niemals erhaben, wie viel Kraft ſie auch verrathen mögen; denn alles Erhabene ſtammt nur aus der Vernunft.

Eine Darſtellung der bloßen Paſſion (ſowohl der wollüſtigen als der peinlichen) ohne Darſtellung der überſinnlichen Widerſtehungskraft heißt gemein, das Gegentheil heißt edel. Gemein und edel ſind die Begriffe, die überall, wo ſie gebraucht werden, eine Beziehung auf den Antheil oder Nichtantheil der überſinnlichen Natur des Menſchen an einer Handlung oder einem Werke bezeichnen. Nichts iſt edel, als was aus der Vernunft quillt; Alles, was die Sinnlichkeit für ſich hervorbringt, iſt gemein. Wir ſagen von einem Menſchen, er handle gemein, wenn er bloß den Eingebungen ſeines ſinnlichen Triebes folgt; er handle anſtändig, wenn er ſeinem Trieb nur mit Rückſicht an Geſetze folgt; er handle edel, wenn er bloß der Vernunft, ohne Rückſicht auf ſeine Triebe folgt. Wir nennen eine Geſichtsbildung gemein, wenn ſie die Intelligenz im Menſchen durch gar nichts kenntlich macht; wir nennen ſie ſprechend, wenn der Geiſt die Züge beſtimmte, und edel, wenn ein reiner Geiſt die Züge beſtimmte. Wir nennen ein Werk der Architektur gemein, wenn es uns keine andere als phyſiſche Zwecke zeigt; wir nennen es edel, wenn es, unabhängig von allen phyſiſchen Zwecken, zugleich Darſtellung von Ideen iſt.

Ein guter Geſchmack alſo, ſage ich, geſtattet keine, wenn gleich noch ſo kraftvolle, Darſtellung des Affekts, die bloß phyſiſches Leiden und phyſiſchen Widerſtand, ausdrückt, ohne zugleich die höhere Menſchheit, die

Gegenwart eines überſinnlichen Vermögens, ſichtbar zu machen — und zwar aus dem ſchon entwickelten Grunde, weil nie das Leiden an ſich, nur der Widerſtand gegen das Leiden pathetiſch und der Darſtellung würdig iſt. Daher ſind alle abſolut höchſten Grade des Affekts dem Künſtler ſowohl als dem Dichter unterſagt; denn alle unterdrücken die innerlich widerſtehende Kraft, oder ſetzen vielmehr die Unterdrückung derſelben ſchon voraus, weil kein Affekt ſeinen abſolut höchſten Grad erreichen kann, ſo lange die Intelligenz im Menſchen noch einigen Widerſtand leiſtet.

Jetzt entſteht die Frage: wodurch macht ſich dieſe überſinnliche Widerſtehungskraft in einem Affekt kenntlich? Durch nichts Anderes als durch Beherrſchung, oder, allgemeiner, durch Bekämpfung des Affekts. Ich ſage des Affekts, denn auch die Sinnlichkeit kann kämpfen; aber das iſt kein Kampf mit dem Affekt, ſondern mit der Urſache, die ihn hervorbringt — kein moraliſcher, ſondern ein phyſiſcher Widerſtand, den auch der Wurm äußert, wenn man ihn tritt, und der Stier, wenn man ihn verwundet, ohne deßwegen Pathos zu erregen. Daß der leidende Menſch ſeinen Gefühlen einen Ausdruck zu geben, daß er ſeinen Feind zu entfernen, daß er das leidende Glied in Sicherheit zu bringen ſucht, hat er mit jedem Thiere gemein, und ſchon der Inſtinkt übernimmt dieſes, ohne erſt bei ſeinem Willen anzufragen. Das iſt alſo noch kein Aktus ſeiner Humanität, das macht ihn als Intelligenz noch nicht kenntlich. Die Sinnlichkeit wird zwar jederzeit ihren Feind, aber niemals ſich ſelbſt bekämpfen.

Der Kampf mit dem Affekt hingegen iſt ein Kampf mit der Sinnlichkeit, und ſetzt alſo etwas voraus, was von der Sinnlichkeit unterſchieden iſt. Gegen das Objekt, das ihn leiden macht, kann ſich der Menſch mit Hülfe ſeines Verſtandes und ſeiner Muskelkräfte wehren; gegen das Leiden ſelbſt hat er keine andere Waffen als Ideen der Vernunft.

Dieſe müſſen alſo in der Darſtellung vorkommen, oder durch ſie erweckt werden, wo Pathos ſtatt finden ſoll. Nun ſind aber Ideen im eigentlichen Sinn und poſitiv nicht darzuſtellen, weil ihnen nichts in der Anſchauung entſprechen kann. Aber negativ und indirekt ſind ſie allerdings darzuſtellen, wenn in der Anſchauung etwas gegeben wird, wozu wir die Bedingungen in der Natur vergebens aufſuchen. Jede Erſcheinung, deren letzter Grund aus der Sinnenwelt nicht kann geleitet werden, iſt eine indirekte Darſtellung des Ueberſinnlichen.

Wie gelangt nun die Kunſt dazu, etwas vorzuſtellen, was über der Natur iſt, ohne ſich übernatürlicher Mittel zu bedienen? Was für eine Erſcheinung muß das ſeyn, die durch natürliche Kräfte vollbracht wird (denn ſonſt wäre ſie keine Erſcheinung) und dennoch ohne Widerſpruch aus phyſiſchen Urſachen nicht kann hergeleitet werden? Dies iſt die Aufgabe; und wie löst ſie nun der Künſtler?

Wir müſſen uns erinnern, daß die Erſcheinungen, welche im Zuſtand des Affekts an einem Menſchen können wahrgenommen werden, von zweierlei Gattung ſind. Entweder es ſind ſolche, die ihm bloß als Thier angehören und als ſolche bloß dem Naturgeſetz folgen, ohne daß ſein Wille ſie beherrſchen oder überhaupt die ſelbſtſtändige Kraft in ihm unmittelbaren Einfluß darauf haben könnte. Der Inſtinkt erzeugt ſie unmittelbar, und blind gehorchen ſie ſeinen Geſetzen. Dahin gehören z. B. die Werkzeuge des Blutumlaufs, des Athemholens und die ganze Oberfläche der Haut; aber auch diejenigen Werkzeuge, die dem Willen unterworfen ſind, warten nicht immer die Entſcheidung des Willens ab, ſondern der Inſtinkt ſetzt ſie oft unmittelbar in Bewegung, da beſonders, wo dem phyſiſchen Zuſtand Schmerz oder Gefahr droht. So ſteht zwar unſer Arm unter der Herrſchaft des Willens, aber wenn wir unwiſſend etwas Heißes angreifen, ſo iſt das Zurückziehen der Hand gewiß keine Willenshandlung, ſondern der Inſtinkt allein vollbringt ſie. Ja, noch mehr. Die Sprache iſt gewiß etwas, was unter der Herrſchaft des Willens ſteht, und doch kann auch der Inſtinkt ſogar über dieſes Werkzeug und Werk des Verſtandes nach ſeinem Gutdünken diſponiren, ohne erſt bei dem Willen anzufragen, ſobald ein großer Schmerz oder nur ein ſtarker Affekt uns überraſcht. Man laſſe den gefaßteſten Stoiker auf Einmal etwas höchſt Wunderbares oder unerwartet Schreckliches erblicken, man laſſe ihn dabei ſtehen, wenn Jemand ausglitſcht und in einen Abgrund fallen will, ſo wird ein lauter Ausruf und zwar kein bloß unartikulirter Ton, ſondern ein ganz beſtimmtes Wort, ihm unwillkührlich entwiſchen, und die Natur in ihm wird früher als der Wille gehandelt haben. Dies dient alſo zum Beweis, daß es Erſcheinungen an dem Menſchen gibt, die nicht ſeiner Perſon als Intelligenz, ſondern bloß ſeinem Inſtinkt als einer Naturkraft können zugeſchrieben werden.

Nun gibt es aber auch zweitens Erſcheinungen an ihm, die unter dem Einfluß und unter der Herrſchaft des Willens ſtehen, oder die man wenigſtens als ſolche betrachten kann, die der Wille hätte verhindern können; welche alſo die Perſon und nicht der Inſtinkt zu verantworten hat. Dem Inſtinkt kommt es zu, das Intereſſe der Sinnlichkeit mit blindem Eifer zu beſorgen; aber der Perſon kommt es zu, den Inſtinkt durch Rückſicht auf Geſetze zu beſchränken. Der Inſtinkt achtet an ſich ſelbſt auf kein Geſetz; aber die Perſon hat dafür zu ſorgen, daß den Vorſchriften der Vernunft durch keine Handlung des Inſtinkts Eintrag geſchehe. So viel iſt alſo gewiß, daß der Inſtinkt allein nicht alle Erſcheinungen am Menſchen im Affekt unbedingter Weiſe zu beſtimmen hat, ſondern daß ihm durch den Willen des Menſchen die Grenze geſetzt werden kann. Beſtimmt der Inſtinkt allein alle Erſcheinungen am Menſchen, ſo iſt nichts mehr vorhanden, was an die Perſon erinnern könnte, und es iſt bloß Naturweſen, alſo ein Thier, was wir vor uns haben; denn Thier heißt jedes Naturweſen unter der Herrſchaft des Inſtinkts. Soll alſo die Perſon dargeſtellt werden, ſo müſſen einige Erſcheinungen am Menſchen vorkommen, die entweder gegen den Inſtinkt, oder doch nicht durch den Inſtinkt beſtimmt worden ſind. Schon daß ſie nicht durch den Inſtinkt beſtimmt wurden, iſt hinreichend, uns auf eine höhere Quelle zu leiten, ſobald wir nur einſehen, daß der Inſtinkt ſie ſchlechterdings hätte anders beſtimmen müſſen, wenn ſeine Gewalt nicht wäre gebrochen worden.

Jetzt ſind wir im Stande, die Art und Weiſe anzugeben, wie die überſinnliche ſelbſtſtändige Kraft im Menſchen, ſein moraliſches Selbſt, im Affekt zur Darſtellung gebracht werden kann. — Dadurch nämlich, daß alle bloß der Natur gehorchende Theile, über welche der Wille entweder gar niemals oder wenigſtens unter gewiſſen Umſtänden nicht diſponiren kann, die Gegenwart des Leidens verrathen — diejenigen Theile aber, welche der blinden Gewalt des Inſtinkts entzogen ſind, und dem Naturgeſetz nicht nothwendig gehorchen, keine oder nur eine geringe Spur dieſes Leidens zeigen, alſo in einem gewiſſen Grad frei ſcheinen. An dieſer Disharmonie nun zwiſchen denjenigen Zügen, die der animaliſchen Natur nach dem Geſetz der Nothwendigkeit eingeprägt werden, und zwiſchen denen, die der ſelbſtthätige Geiſt beſtimmt, erkennt man die Gegenwart eines überſinnlichen Prinzips im Menſchen, welches den Wirkungen der Natur eine Grenze ſetzen kann, und ſich alſo eben dadurch als von derſelben unterſchieden kenntlich macht. Der bloß thieriſche Theil des Menſchen folgt dem Naturgeſetz, und darf von der Gewalt des Affekts unterdrückt erſcheinen. An dieſem Theil offenbart ſich die ganze Stärke des Leidens, und dient gleichſam zum Maß, nach welchem der Widerſtand geſchätzt werden kann; denn man kann die Stärke des Widerſtandes, oder die moraliſche Macht in dem Menſchen, nur nach der Stärke des Angriffs beurtheilen. Je entſcheidender und gewaltſamer nun der Affekt in dem Gebiet der Thierheit ſich äuſſert, ohne doch im Gebiet der Menſchheit dieſelbe Macht behaupten zu können; deſto mehr wird dieſe letztere kenntlich, deſto glorreicher offenbart ſich die moraliſche Selbſtſtändigkeit des Menſchen, deſto pathetiſcher iſt die Darſtellung und deſto erhabener das Pathos.*

In den Bildſäulen der Alten findet man dieſen äſthetiſchen Grundſatz anſchaulich gemacht; aber es iſt ſchwer, den Eindruck, den der ſinnlich lebendige Anblick macht, unter Begriffe zu bringen, und durch Worte anzugeben. Die Gruppe des Laokoon und

---

[*] Unter dem Gebiet der Thierheit begreife ich das ganze Syſtem derjenigen Erſcheinungen am Menſchen, die unter der blinden Gewalt des Naturtriebes ſtehen und ohne Vorausſetzung einer Freiheit des Willens vollkommen erklärbar ſind; unter dem Gebiet der Menſchheit aber diejenigen, welche ihre Geſetze von der Freiheit empfangen. Mangelt nun bei einer Darſtellung der Affekt im Gebiet der Thierheit, ſo läßt uns dieſelbe kalt; herrſcht er hingegen im Gebiet der Menſchheit, ſo ekelt ſie uns an und empört. Im Gebiete der Thierheit muß der Affekt jederzeit unaufgelöst bleiben, ſonſt fehlt das Pathetiſche; erſt im Gebiet der Menſchheit darf ſich die Auflöſung finden. Eine leidende Perſon, klagend und weinend vorgeſtellt, wird daher nur ſchwach rühren, denn Klagen und Thränen löſen den Schmerz ſchon im Gebiet der Thierheit auf. Weit ſtärker ergreift uns der verbiſſene ſtumme Schmerz, wo wir bei der Natur keine Hülfe finden, ſondern zu etwas, das über alle Natur hinausliegt, unſere Zuflucht nehmen müſſen; und eben in dieſer Hinweiſung auf das Ueberſinnliche liegt das Pathos und die tragiſche Kraft.

ſeiner Kinder iſt ungefähr ein Maß für das, was die bildende Kunſt der Alten im Pathetiſchen zu leiſten vermochte. „Laokoon,“ ſagt uns Winkelmann in ſeiner Geſch. der Kunſt (S. 699 der Wiener Quartausgabe), „iſt eine Natur im höchſten Schmerze, nach dem Bilde eines Mannes gemacht, der die bewußte Stärke des Geiſtes gegen denſelben zu ſammeln ſucht; und indem ſein Leiden die Muskeln aufſchwellt und die Nerven anzieht, tritt der mit Stärke bewaffnete Geiſt in der aufgetriebenen Stirn hervor, und die Bruſt erhebt ſich durch den beklemmten Odem, und durch Zurückhaltung des Ausdrucks der Empfindung, um den Schmerz in ſich zu faſſen und zu verſchließen. Das bange Seufzen, welches er in ſich, und der Odem, den er an ſich zieht, erſchöpft den Unterleib, und macht die Seiten hohl, welches uns gleichſam von der Bewegung ſeiner Eingeweide urtheilen läßt. Sein eigenes Leiden aber ſcheint ihn weniger zu beängſtigen als die Pein ſeiner Kinder, die ihr Angeſicht zum Vater wenden und um Hülfe ſchreien; denn das väterliche Herz offenbart ſich in den wehmüthigen Augen, und das Mitleiden ſcheint in einem trüben Duft auf denſelben zu ſchwimmen. Sein Geſicht iſt klagend, aber nicht ſchreiend, ſeine Augen ſind nach der höhern Hülfe gewandt. Der Mund iſt voll von Wehmuth und die geſenkte Unterlippe ſchwer von derſelben; in der überwärts gezogenen Oberlippe aber iſt dieſelbe mit Schmerz vermiſcht, welcher mit einer Regung von Unmuth, wie über ein unverdientes unwürdiges Leiden, in die Naſe hinauftritt, dieſelbe ſchwellen macht, und ſich in den erweiterten und aufwärts gezogenen Nüſtern offenbart. Unter der Stirn iſt der Streit zwiſchen Schmerz und Widerſtand, wie in einem Punkte vereinigt, mit großer Wahrheit gebildet; denn indem der Schmerz die Augenbraunen in die Höhe treibt, ſo drückt das Sträuben gegen denſelben das obere Augenfleiſch niederwärts und gegen das obere Augenlied zu, ſo daß daſſelbe durch das übergetretene Fleiſch beinahe ganz bedeckt wird. Die Natur, welche der Künſtler nicht verſchönern konnte, hat er ausgewickelter, angeſtrengter und mächtiger zu zeigen geſucht; da, wohin der größte Schmerz gelegt iſt, zeigt ſich auch die größte Schönheit. Die linke Seite, in welche die Schlange mit dem wüthenden Biſſe ihr Gift ausgießt, iſt diejenige, welche durch die nächſte Empfindung zum Herzen am heftigſten zu leiden ſcheint. Seine Beine wollen ſich erheben, um ſeinem Uebel zu entrinnen; kein Theil iſt in Ruhe, ja die Meißelſtriche ſelbſt helfen zur Bedeutung einer erſtarrten Haut.“

Wie wahr und fein iſt in dieſer Beſchreibung der Kampf der Intelligenz mit dem Leiden der ſinnlichen Natur entwickelt, und wie treffend die Erſcheinungen angegeben, in denen ſich Thierheit und Menſchheit, Naturzwang und Vernunftfreiheit offenbaren! Virgil ſchilderte bekanntlich denſelben Auftritt in ſeiner Aeneis; aber es lag nicht in dem Plan des epiſchen Dichters, ſich bei dem Gemüthszuſtande des Laokoon, wie der Bildhauer thun mußte, zu verweilen. Bei dem Virgil iſt die ganze Erzählung bloß Nebenwerk und die Abſicht, wozu ſie ihm dienen ſoll, wird hinlänglich durch die bloße Darſtellung des Phyſiſchen erreicht, ohne daß er nöthig gehabt hätte, uns in die Seele des Leidenden tiefe Blicke thun zu laſſen, da er uns nicht ſowohl zum Mitleid bewegen, als mit Schrecken durchdringen will. Die Pflicht des Dichters war alſo in dieſer Hinſicht bloß negativ, nämlich, die Darſtellung der leidenden Natur nicht ſo weit zu treiben, daß aller Ausdruck der Menſchheit oder des moraliſchen Widerſtandes dabei verloren ging, weil ſonſt Unwille und Abſcheu unausbleiblich erfolgen müßten. Er hielt ſich daher lieber an Darſtellung der Urſache des Leidens, und fand für gut, ſich umſtändlicher über die Furchtbarkeit der beiden Schlangen und über die Wuth, mit der ſie ihr Schlachtopfer anfallen, als über die Empfindungen deſſelben zu verbreiten. An dieſen eilt er nur ſchnell vorüber, weil ihm daran liegen mußte, die Vorſtellung eines göttlichen Strafgerichts und den Eindruck des Schreckens ungeſchwächt zu erhalten. Hätte er uns hingegen von Laokoons Perſon ſo viel wiſſen laſſen, als der Bildhauer, ſo würde nicht mehr die ſtrafende Gottheit, ſondern der leidende Menſch der Held in der Handlung geweſen ſeyn, und die Epiſode ihre Zweckmäßigkeit für das Ganze verloren haben.

Man kennt die Virgil'ſche Erzählung ſchon aus Leſſings vortrefflichem Commentar. Aber die Abſicht, wozu Leſſing ſie gebrauchte, war bloß, die Grenzen der poetiſchen und maleriſchen Darſtellung an dieſem Beiſpiel anſchaulich zu machen, nicht den

Begriff des Pathetiſchen daraus zu entwickeln. Zu dem letztern Zweck ſcheint ſie mir aber nicht weniger brauchbar, und man erlaube mir, ſie in dieſer Hinſicht noch einmal zu durchlaufen.

> Ecce autem gemini Tenedo tranquilla per alta
> (horresco referens) immensis orbibus angues
> incumbunt pelago, pariterque ad littora tendunt.
> Pectora quorum inter fluctus arrecta, jubaeque
> sanguineae exsuperant undas, pars caetera pontum
> pone legit, sinuatque immensa volumine terga.
> Fit sonitus spumante salo, jamque arva tenebant,
> ardenteis oculos suffecti sanguine et igni,
> sibila lambebant linguis vibrantibus ora.

Die erſte von den drei oben angeführten Bedingungen des Erhabenen, der Macht, iſt hier gegeben; eine mächtige Naturkraft nämlich, die zur Zerſtörung bewaffnet iſt und jedes Widerſtandes ſpottet. Daß aber dieſes Mächtige zugleich furchtbar, und das Furchtbare erhaben werde, beruht auf zwei verſchiedenen Operationen des Gemüths, d. i. auf zwei Vorſtellungen, die wir ſelbſtthätig in uns erzeugen. Indem wir erſtlich dieſe unwiderſtehliche Naturmacht mit dem ſchwachen Widerſtehungsvermögen des phyſiſchen Menſchen zuſammenhalten, erkennen wir ſie als furchtbar, und indem wir ſie zweitens auf unſern Willen beziehen und uns die abſolute Unabhängigkeit deſſelben von jedem Natureinfluß in's Bewußtſeyn rufen, wird ſie uns zu einem erhabenen Objekt. Dieſe beiden Beziehungen aber ſtellen wir an; der Dichter gab uns weiter nichts als einen mit ſtarker Macht bewaffneten und nach Aeußerung derſelben ſtrebenden Gegenſtand. Wenn wir davor zittern, ſo geſchieht es bloß, weil wir uns ſelbſt oder ein uns ähnliches Geſchöpf im Kampf mit demſelben denken. Wenn wir uns bei dieſem Zittern erhaben fühlen, ſo iſt es, weil wir uns bewußt werden, daß wir, auch ſelbſt als ein Opfer dieſer Macht, für unſer freies Selbſt, für die Autonomie unſerer Willensbeſtimmungen, nichts zu fürchten haben würden. Kurz, die Darſtellung iſt bisher bloß contemplativ erhaben.

> Diffugimus visu exsangues, illi agmine certo
> Laocoonta petunt.

Jetzt wird das Mächtige zugleich als furchtbar gegeben, und das Contemplativerhabene geht in's Pathetiſche über. Wir ſehen es wirklich mit der Ohnmacht des Menſchen in Kampf treten. Laokoon oder wir, das wirkt bloß dem Grad nach verſchieden. Der ſympathetiſche Trieb ſchreckt den Erhaltungstrieb auf, die Ungeheuer ſchießen los auf — uns, und alles Entrinnen iſt vergebens.

Jetzt hängt es nicht mehr von uns ab, ob wir dieſe Macht mit der unſrigen meſſen und auf unſre Exiſtenz beziehen wollen. Dies geſchieht ohne unſer Zuthun in dem Objekte ſelbſt. Unſre Furcht hat alſo nicht, wie im vorhergehenden Moment, einen bloß ſubjektiven Grund in unſerm Gemüthe, ſondern einen objektiven Grund in dem Gegenſtand. Denn erkennen wir gleich das Ganze für eine bloße Fiktion der Einbildungskraft, ſo unterſcheiden wir doch auch in dieſer

Fiktion eine Vorſtellung, die von Außen mitgetheilt wird, von einer andern, die wir ſelbſtthätig in uns hervorbringen.

Das Gemüth verliert alſo einen Theil ſeiner Freiheit, weil es von Außen empfängt, was es vorher durch ſeine Selbſtthätigkeit erzeugte. Die Vorſtellung der Gefahr erhält einen Anſchein objektiver Realität, und es wird Ernſt mit dem Affekte.

Wären wir nun nichts als Sinnenweſen, die keinem andern als dem Erhaltungstriebe folgen, ſo würden wir hier ſtille ſtehen und im Zuſtand des bloßen Leidens verharren. Aber etwas iſt in uns, was an den Affektionen der ſinnlichen Natur keinen Theil nimmt, und deſſen Thätigkeit ſich nach keinen phyſiſchen Bedingungen richtet. Je nachdem nun dieſes ſelbſtthätige Prinzip (die moraliſche Anlage) in einem Gemüth ſich entwickelt hat, wird der leidenden Natur mehr oder weniger Raum gelaſſen ſeyn, und mehr oder weniger Selbſtthätigkeit im Affekte übrig bleiben.

In moraliſchen Gemüthern geht das Furchtbare (der Einbildungskraft) ſchnell und leicht in's Erhabene über. So wie die Imagination ihre Freiheit verliert, ſo macht die Vernunft die ihrige geltend; und das Gemüth *erweitert ſich nur deſto mehr nach Innen, indem es nach Außen Grenzen findet.* Herausgeſchlagen aus allen Verſchanzungen, die dem Sinnenweſen einen phyſiſchen Schutz verſchaffen können, werfen wir uns in die unbezwingliche Burg unſrer moraliſchen Freiheit, und gewinnen eben dadurch eine abſolute und unendliche Sicherheit, indem wir eine bloß comparative und prekäre Schutzwehr im Felde der Erſcheinung verloren geben. Aber eben darum, weil es zu dieſem phyſiſchen Bedrängniß gekommen ſeyn muß, ehe wir bei unſerer moraliſchen Natur Hülfe ſuchen, können wir dieſes hohe Freiheitsgefühl nicht anders als mit Leiden erkaufen. Die gemeine Seele bleibt bloß bei dieſem Leiden ſtehen, und fühlt im Erhabenen des Pathos nie mehr als das Furchtbare; ein ſelbſtſtändiges Gemüth hingegen nimmt gerade von dieſem Leiden den Uebergang zum Gefühl ſeiner herrlichſten Kraftwirkung und weiß aus jedem Furchtbaren ein Erhabenes zu erzeugen.

> Laocoonta petunt, ac primum parva duorum
> corpora gnatorum serpens amplexus uterque
> implicat, ac miseros morsu depascitur artus.

Es thut eine große Wirkung, daß der moraliſche Menſch (der Vater) eher als der phyſiſche angefallen wird. Alle Affekte ſind äſthetiſcher aus der zweiten Hand und keine Sympathie iſt ſtärker, als die wir mit der Sympathie empfinden.

> Post ipsum auxilio subeuntem ac tela ferentem
> corripiunt.

Jetzt war der Augenblick da, den Helden als moraliſche Perſon bei uns in Achtung zu ſetzen, und der Dichter ergriff dieſen Augenblick. Wir kennen aus ſeiner Beſchreibung die ganze Macht und Wuth der feindlichen Ungeheuer, und wiſſen, wie vergeblich aller Widerſtand iſt. Wäre nun Laokoon bloß ein gemeiner Menſch, ſo würde er ſeines Vortheils wahrnehmen, und wie die übrigen Trojaner in einer ſchnellen Flucht ſeine Rettung ſuchen. Aber er hat ein Herz in ſeinem Buſen, und die Gefahr ſeiner Kinder hält ihn zu ſeinem eigenen Verderben zurück. Schon dieſer einzige Zug macht ihn unſers ganzen Mitleidens würdig. In was für einem Moment auch die Schlangen ihn ergriffen haben möchten, es würde uns immer bewegt und erſchüttert haben. Daß es aber gerade in dem Moment geſchieht, wo er als Vater uns achtungswürdig wird, daß ſein Untergang gleichſam als unmittelbare Folge der erfüllten Vaterpflicht, der zärtlichen Bekümmerniß für ſeine Kinder vorgeſtellt wird — dies entflammt unſre Theilnahme auf's Höchſte. Er iſt es jetzt gleichſam ſelbſt, der ſich aus freier Wahl dem Verderben hingibt, und ſein Tod wird eine Willenshandlung.

Bei allem Pathos muß alſo der Sinn durch Leiden, der Geiſt durch Freiheit intereſſirt ſeyn. Fehlt es einer pathetiſchen Darſtellung an einem Ausdruck der leidenden Natur, ſo iſt ſie ohne *äſthetiſche* Kraft, und unſer Herz bleibt kalt. Fehlt es ihr an einem Ausdruck der ethiſchen Anlage, ſo kann ſie bei aller ſinnlichen Kraft nie *pathetiſch* ſeyn, und wird unausbleiblich unſere Empfindung empören. Aus aller Freiheit des Gemüths muß immer der leidende Menſch, aus allen Leiden der Menſchheit muß immer der ſelbſtſtändige oder der Selbſtſtändigkeit fähige Geiſt durchſcheinen.

Auf zweierlei Weiſe aber kann ſich die Selbſtſtändigkeit des Geiſtes im Zuſtand des Leidens offenbaren.

Entweder negativ: wenn der ethiſche Menſch von dem phyſiſchen das Geſetz nicht empfängt, und dem Zuſtand keine Cauſalität für die Geſinnung geſtattet wird; oder poſitiv: wenn der ethiſche Menſch dem phyſiſchen das Geſetz gibt, und die Geſinnung für den Zuſtand Cauſalität erhält. Aus dem erſten entſpringt das Erhabene der Faſſung, aus dem zweiten das Erhabene der Handlung.

Ein Erhabenes der Faſſung iſt jeder vom Schickſal unabhängige Charakter. „Ein tapferer Geiſt, im Kampf mit der Widerwärtigkeit,“ ſagt Seneca, „iſt ein anziehendes Schauſpiel, ſelbſt für die Götter.“ Einen ſolchen Anblick gibt uns der römiſche Senat nach dem Unglück bei Cannä. Selbſt Miltons Lucifer, wenn er ſich in der Hölle, ſeinem künftigen Wohnort, zum erſten Mal umſieht, durchdringt uns, dieſer Seelenſtärke wegen, mit einem Gefühl von Bewunderung. „Schrecken, ich grüße euch,“ ruft er aus, „und dich, unterirdiſche Welt, und dich, tiefſte Hölle! Nimm auf deinen neuen Gaſt. Er kommt zu dir mit einem Gemüth, das weder Zeit noch Ort umgeſtalten ſoll. In ſeinem Gemüthe wohnt er. Das wird ihm in der Hölle ſelbſt einen Himmel erſchaffen. Hier endlich ſind wir frei, u. ſ. f.“ Die Antwort der Medea im Trauerſpiel gehört in die nämliche Claſſe.

Das Erhabene der Faſſung läßt ſich anſchauen, denn es beruht auf der Coexiſtenz; das Erhabene der Handlung hingegen läßt ſich bloß denken, denn es beruht auf der Succeſſion, und der Verſtand iſt nöthig, um das Leiden von einem freien Entſchluß abzuleiten. Daher iſt nur das Erſte für den bildenden Künſtler, weil dieſer nur das Koexiſtente glücklich darſtellen kann; der Dichter aber kann ſich über Beides verbreiten. Selbſt wenn der bildende Künſtler eine erhabene Handlung darzuſtellen hat, muß er ſie in eine erhabene Faſſung verwandeln.

Zum Erhabenen der Handlung wird erfordert, daß das Leiden eines Menſchen auf ſeine moraliſche Beſchaffenheit nicht nur keinen Einfluß habe, ſondern vielmehr umgekehrt das Werk ſeines moraliſchen Charakters ſey. Dies kann auf zweierlei Weiſe ſeyn. Entweder mittelbar und nach dem Geſetz der Freiheit, wenn er aus Achtung für irgend eine Pflicht das Leiden erwählt. Die Vorſtellung der Pflicht beſtimmt ihn in dieſem Fall als Motiv, und ſein Leiden iſt eine Willenshandlung. Oder unmittelbar und nach dem Geſetz der Nothwendigkeit, wenn er eine übertretene Pflicht moraliſch büßt. Die Vorſtellung der Pflicht beſtimmt ihn in dieſem Falle als Macht, und ſein Leiden iſt bloß eine Wirkung. Ein Beiſpiel des Erſten gibt uns Regulus, wenn er, um Wort zu halten, ſich der Rachbegier der Karthaginenſer ausliefert; zu einem Beiſpiel des Zweiten würde er uns dienen, wenn er ſein Wort gebrochen und das Bewußtſeyn dieſer Schuld ihn elend gemacht hätte. In beiden Fällen hat das Leben einen moraliſchen Grund, nur mit dem Unterſchied, daß er uns in dem erſten Fall ſeinen moraliſchen Charakter, in dem andern bloß ſeine Beſtimmung dazu zeigt. In dem erſten Fall erſcheint er als eine moraliſch große Perſon, in dem zweiten bloß als ein äſthetiſch großer Gegenſtand.

Dieſer letzte Unterſchied iſt wichtig für die tragiſche Kunſt, und verdient daher eine genauere Erörterung.

Ein erhabenes Objekt, bloß in der äſthetiſchen Schätzung, iſt ſchon derjenige Menſch, der uns die Würde der menſchlichen Beſtimmung durch ſeinen Zuſtand verſinnlicht, geſetzt auch, daß wir dieſe Beſtimmung in ſeiner Perſon nicht realiſirt finden ſollten. Erhaben in der moraliſchen Schätzung wird er nur alsdann, wenn er ſich zugleich als Perſon jener Beſtimmung gemäß verhält, wenn unſere Achtung nicht bloß ſeinem Vermögen, ſondern dem Gebrauch dieſes Vermögens gilt, wenn nicht bloß ſeine Anlage, ſondern ſeinem wirklichen Betragen Würde zukommt. Es iſt ganz etwas Anderes, ob wir bei unſerm Urtheil auf das moraliſche Vermögen überhaupt, und auf dieſe Möglichkeit einer abſoluten Freiheit des Willens, oder ob wir auf den Gebrauch dieſes Vermögens und auf die Wirklichkeit dieſer abſoluten Freiheit des Willens unſer Augenmerk richten.

Es iſt etwas ganz Anderes, ſage ich, und dieſe Verſchiedenheit liegt nicht etwa nur in den beurtheilten Gegenſtänden, ſondern ſie liegt in der verſchiedenen Beurtheilungsweiſe. Der nämliche Gegenſtand kann uns in der moraliſchen Schätzung mißfallen und in der äſthetiſchen ſehr anziehend für uns ſeyn. Aber wenn er uns auch in beiden Inſtanzen der Beurtheilung

Genüge leiſtete, ſo thut er dieſe Wirkung bei beiden auf eine ganz verſchiedene Weiſe. Er wird dadurch, daß er äſthetiſch brauchbar iſt, nicht moraliſch befriedigend, und dadurch, daß er moraliſch befriedigt, nicht äſthetiſch brauchbar.

Ich denke mir z. B. die Selbſtaufopferung des Leonidas bei Thermopylä. Moraliſch beurtheilt, iſt mir dieſe Handlung Darſtellung des bei allem Widerſpruch der Inſtinkte erfüllten Sittengeſetzes; äſthetiſch beurtheilt, iſt ſie mir Darſtellung des von allem Zwang der Inſtinkte unabhängigen, ſittlichen Vermögens. Meinen moraliſchen Sinn (die Vernunft) befriedigt dieſe Handlung; meinen äſthetiſchen Sinn (die Einbildungskraft) entzückt ſie.

Von dieſer Verſchiedenheit meiner Empfindungen bei dem nämlichen Gegenſtande gebe ich mir folgenden Grund an.

Wie ſich unſer Weſen in zwei Prinzipien oder Naturen theilt, ſo theilen ſich, dieſen gemäß, auch unſere Gefühle in zweierlei ganz verſchiedene Geſchlechter. Als Vernunftweſen empfinden wir Beifall oder Mißbilligung; als Sinnenweſen empfinden wir Luſt oder Unluſt. Beide Gefühle, des Beifalls und der Luſt, gründen ſich auf eine Befriedigung: jenes auf Befridigung eines Anſpruchs, denn die Vernunft fordert bloß, aber bedarf nicht; dieſes auf Befriedigung eines Anliegens, denn der Sinn bedarf bloß, und kann nicht fordern. Beide, die Forderungen der Vernunft und die Bedürfniſſe des Sinnes, verhalten ſich zu einander, wie Nothwendigkeit zu

Nothdurft; ſie ſind alſo beide unter dem Begriff von Neceſſität enthalten; bloß mit dem Unterſchied, daß die Neceſſität der Vernunft ohne Bedingung, die Neceſſität der Sinne bloß unter Bedingungen Statt hat. Bei beiden aber iſt die Befriedigung zufällig. Alles Gefühl, der Luſt ſowohl als des Beifalls, gründet ſich alſo zuletzt auf Uebereinſtimmung des Zufälligen mit dem Nothwendigen. Iſt das Nothwendige ein Imperativ, ſo wird Beifall, iſt es eine Nothdurft, ſo wird Luſt die Empfindung ſeyn; beide in deſto ſtärkerm Grade, je zufälliger die Befriedigung iſt.

Nun liegt bei aller moraliſchen Beurtheilung eine Forderung der Vernunft zum Grunde, daß moraliſch gehandelt werde, und es iſt eine unbedingte Neceſſität vorhanden, daß wir wollen, was recht iſt. Weil aber der Wille frei iſt, ſo iſt es (phyſiſch) zufällig, ob wir es wirklich thun. Thun wir es nun wirklich, ſo erhält dieſe Uebereinſtimmung des Zufalls im Gebrauche der Freiheit mit dem Imperativ der Vernunft Billigung oder Beifall, und zwar in deſto höherm Grade, als der Widerſtreit der Neigungen dieſen Gebrauch der Freiheit zufälliger und zweifelhafter machte.

Bei der äſthetiſchen Schätzung hingegen wird der Gegenſtand auf das Bedürfniß der Einbildungskraft bezogen, welche nicht gebieten, bloß verlangen kann, daß das Zufällige mit ihrem Intereſſe übereinſtimmen möge. Das Intereſſe der Einbildungskraft aber iſt: ſich frei von Geſetzen im Spiele zu erhalten. Dieſem Hange zur Ungebundenheit iſt die ſittliche Verbindlichkeit des Willens, durch welche ihm ſein Objekt auf das Strengſte beſtimmt wird, nichts weniger als günſtig; und da die ſittliche Verbindlichkeit des Willens der Gegenſtand des moraliſchen Urtheils iſt, ſo ſieht man leicht, daß bei dieſer Art zu urtheilen die Einbildungskraft ihre Rechnung nicht finden könne. Aber eine ſittliche Verbindlichkeit des Willens läßt ſich nur unter Vorausſetzung einer abſoluten Independenz deſſelben vom Zwang der Naturtriebe denken; die *Möglichkeit* des Sittlichen poſtulirt alſo Freiheit, und ſtimmt folglich mit dem Intereſſe der Phantaſie hierin auf das Vollkommenſte zuſammen. Weil aber die Phantaſie durch ihr Bedürfniß nicht ſo vorſchreiben kann, wie die Vernunft durch ihren Imperativ dem Willen der Individuen vorſchreibt, ſo iſt das Vermögen der Freiheit, auf die Phantaſie bezogen, etwas Zufälliges, und muß daher, als Uebereinſtimmung des Zufalls mit dem (bedingungsweiſe) Nothwendigen Luſt erwecken. Beurtheilen wir alſo jene That des Leonidas *moraliſch*, ſo betrachten wir ſie aus einem Geſichtspunkt, wo uns weniger ihre Zufälligkeit als ihre Nothwendigkeit in die Augen fällt. Beurtheilen wir ſie hingegen *äſthetiſch*, ſo betrachten wir ſie aus einem Standpunkt, wo ſich uns weniger ihre Nothwendigkeit als ihre Zufälligkeit darſtellt. Es iſt *Pflicht* für jeden Willen, ſo zu handeln, ſobald er ein freier Wille iſt; daß es aber überhaupt eine Freiheit des Willens gibt, welche es möglich macht, ſo zu handeln, dies iſt eine *Gunſt* der Natur in Rückſicht auf dasjenige Vermögen, welchem Freiheit Bedürfniß iſt. Beurtheilt alſo der moraliſche Sinn — die Vernunft — eine tugendhafte Handlung, ſo iſt Billigung das Höchſte, was erfolgen kann, weil die Vernunft nie mehr und ſelten nur ſo viel finden kann, als ſie fordert. Beurtheilt hingegen der äſthetiſche Sinn, die Einbildungskraft, die nämliche Handlung, ſo erfolgt eine poſitive Luſt, weil die Einbildungskraft niemals Einſtimmigkeit mit ihrem Bedürfniſſe fordern kann, und ſich alſo von der wirklichen Befriedigung deſſelben, als von einem glücklichen Zufall, überraſcht finden muß. Daß Leonidas die heldenmüthige Entſchließung wirklich faßte, billigen wir; daß er ſie faſſen konnte, darüber frohlocken wir und ſind entzückt.

Der Unterſchied zwiſchen beiden Arten der Beurtheilung fällt noch deutlicher in die Augen, wenn man eine Handlung zum Grunde legt, über welche das moraliſche und das äſthetiſche Urtheil verſchieden ausfallen. Man nehme die Selbſtverbrennung des Peregrinus Proteus zu Olympia. Moraliſch beurtheilt, kann ich dieſer Handlung nicht Beifall geben, inſofern ich unreine Triebfedern dabei wirkſam finde, um derentwillen die Pflicht der Selbſterhaltung hintangeſetzt wird. Aeſthetiſch beurtheilt, gefällt mir aber dieſe Handlung, und zwar deßwegen gefällt ſie mir, weil ſie von einem Vermögen des Willens zeugt, ſelbſt dem mächtigſten aller Inſtinkte, dem Triebe der Selbſterhaltung, zu widerſtehen. Ob es eine rein moraliſche Geſinnung oder ob es bloß eine mächtigere ſinnliche Reizung war, was den Selbſterhaltungstrieb bei dem Schwärmer Peregrin unterdrückte, darauf achte ich bei der äſthetiſchen Schätzung nicht, wo ich das Individuum verlaſſe, von dem Verhältniß ſeines Willens zu dem Willensgeſetz abſtrahire, und mir den menſchlichen Willen überhaupt, als Vermögen der Gattung, im Verhältniß zu der ganzen Naturgewalt denke. Bei der moraliſchen Schätzung, hat man geſehen, wurde die Selbſterhaltung als eine Pflicht vorgeſtellt, daher beleidigte ihre Verletzung; bei der äſthetiſchen Schätzung hingegen wurde ſie als ein Intereſſe angeſehen, daher gefiel ihre Hintanſetzung. Bei der letztern Art des Beurtheilens wird alſo die Operation gerade umgekehrt, die wir bei der erſtern verrichten. Dort ſtellen wir das ſinnlich beſchränkte Individuum und den pathologiſch afficirbaren Willen dem abſoluten Willensgeſetz und der unendlichen Geiſterpflicht, hier hingegen ſtellen wir das abſolute Willensvermögen und die unendliche Geiſtergewalt dem Zwange der Natur und den Schranken der Sinnlichkeit gegenüber. Daher läßt uns das äſthetiſche Urtheil frei, und erhebt und begeiſtert uns, weil wir uns ſchon durch das bloße Vermögen, abſolut zu wollen, ſchon durch die bloße Anlage zur Moralität gegen die Sinnlichkeit in augenſcheinlichem Vortheil befinden, weil ſchon durch die bloße Möglichkeit, uns vom Zwange der Natur loszuſagen, unſerm Freiheitsbedürfniß geſchmeichelt wird. Daher beſchränkt uns das moraliſche Urtheil, und demüthigt uns, weil wir uns bei jedem beſondern Willensakt gegen das abſolute Willensgeſetz mehr oder weniger im Nachtheil befinden, und durch die Einſchränkung des Willens auf eine einzige Beſtimmungsweiſe, welche die Pflicht ſchlechterdings fordert, dem Freiheitstriebe der Phantaſie widerſprochen wird. Dort ſchwingen wir uns von dem Wirklichen zu dem Möglichen, und von dem Individuum zur Gattung empor; hier hingegen ſteigen wir vom Möglichen zum Wirklichen herunter, und ſchließen die Gattung in die Schranken des Individuums ein; kein Wunder alſo, wenn wir uns bei äſthetiſchen Urtheilen erweitert, bei moraliſchen hingegen eingeengt und gebunden fühlen. [*]

---

[*] Dieſe Auflöſung, erinnere ich beiläufig, erklärt uns auch die Verſchiedenheit des äſthetiſchen Eindrucks, den die Kantiſche Vorſtellung der Pflicht auf ſeine verſchiedenen Beurtheiler zu machen pflegt. Ein nicht zu verachtender Theil des Publikums findet dieſe Vorſtellung der Pflicht ſehr demüthigend; ein anderer findet ſie unendlich erhebend für das Herz. Beide haben Recht, und der Grund des Widerſpruchs liegt bloß in der Verſchiedenheit des Standpunkts, aus welchem beide dieſen Gegenſtand betrachten. Seine bloße Schuldigkeit thun, hat allerdings nichts Großes, und inſofern das Beſte, was wir zu leiſten vermögen, nichts als Erfüllung, und noch mangelhafte Erfüllung unſerer Pflicht iſt, liegt in der höchſten Tugend nichts Begeiſterndes. Aber bei allen Schranken der ſinnlichen Natur dennoch treu und beharrlich ſeine Schuldigkeit thun, und in den Feſſeln der Materie dem heiligen Geiſtergeſetz unwandelbar folgen, dieß iſt allerdings erhebend und der Bewunderung werth. Gegen die Geiſterwelt gehalten, iſt an unſrer Tugend freilich nichts Verdienſtliches, und wie viel wir es uns auch koſten laſſen mögen, wir werden immer unnütze Knechte ſeyn; gegen die Sinnenwelt gehalten, iſt ſie hingegen ein deſto erhabneres Objekt. Inſofern wir alle Handlungen moraliſch beurtheilen, und ſie auf das Sittengeſetz beziehen, werden wir

Aus dieſem allem ergibt ſich denn, daß die moraliſche und die äſthetiſche Beurtheilung, weit entfernt, einander zu unterſtützen, einander vielmehr im Wege ſtehen, weil ſie dem Gemüth zwei ganz entgegengeſetzte Richtungen geben; denn die Geſetzmäßigkeit, welche die Vernunft als moraliſche Richterin fordert, beſteht nicht mit der Ungebundenheit, welche die Einbildungskraft als äſthetiſche Richterin verlangt. Daher wird ein Objekt zu einem äſthetiſchen Gebrauch gerade um ſo viel weniger taugen, als es ſich zu einem moraliſchen qualificirt; und wenn der Dichter es dennoch erwählen müßte, ſo wird er wohl thun, es ſo zu behandeln, daß nicht ſowohl unſere Vernunft auf die Regel des Willens, als vielmehr unſere Phantaſie auf das Vermögen des Willens hingewieſen werde. Um ſeiner ſelbſt willen muß der Dichter dieſen Weg einſchlagen, denn mit unſerer Freiheit iſt ſein Reich zu Ende. Nur ſo lange wir außer uns anſchauen, ſind wir ſein; er hat uns verloren, ſobald wir in unſern eigenen Buſen greifen. Dies erfolgt aber unausbleiblich, ſobald ein Gegenſtand nicht mehr als Erſcheinung

wenig Urſache haben, auf unſere Sittlichkeit ſtolz zu ſeyn; inſofern wir aber auf die Möglichkeit dieſer Handlungen ſehen, und das Vermögen unſers Gemüths, das denſelben zum Grund liegt, auf die Welt der Erſcheinungen beziehen, d. h. inſofern wir ſie äſthetiſch beurtheilen, iſt uns ein gewiſſes Selbſtgefühl erlaubt, ja, es iſt ſogar nothwendig, weil wir ein Prinzipium in uns aufdecken, das über alle Vergleichung groß und unendlich iſt.

von uns betrachtet wird, ſondern als Geſetz über uns richtet.

Selbſt von den Aeußerungen der erhabenſten Tugend kann der Dichter nichts für ſeine Abſichten brauchen, als was an denſelben der Kraft gehört. Um die Richtung der Kraft bekümmert er ſich nicht. Der Dichter, auch wenn er die vollkommenſten ſittlichen Muſter vor unſere Augen ſtellt, hat keinen andern Zweck, und darf keinen andern haben, als uns durch Betrachtung derſelben zu ergötzen. Nun kann uns aber nichts ergötzen, als was unſer Subjekt verbeſſert, und nichts kann uns geiſtig ergötzen, als was unſer geiſtiges Vermögen erhöht. Wie kann aber die Pflichtmäßigkeit eines Andern unſer Subjekt verbeſſern und unſere geiſtige Kraft vermehren? Daß er ſeine Pflicht wirklich erfüllt, beruht auf einem zufälligen Gebrauche, den er von ſeiner Freiheit macht, und der eben darum für uns nichts beweiſen kann. Es iſt bloß das Vermögen zu einer ähnlichen Pflichtmäßigkeit, was wir mit ihm theilen, und indem wir in ſeinem Vermögen auch das unſrige wahrnehmen, fühlen wir unſere geiſtige Kraft erhöht. Es iſt alſo bloß die vorgeſtellte Möglichkeit eines abſolut freien Wollens, wodurch die wirkliche Ausübung deſſelben unſerm äſthetiſchen Sinn gefällt.

Noch mehr wird man ſich davon überzeugen, wenn man nachdenkt, wie wenig die poetiſche Kraft des Eindrucks, den ſittliche Charaktere oder Handlungen auf uns machen, von ihrer hiſtoriſchen Realität abhängt. Unſer Wohlgefallen an idealiſchen Charakteren verliert nichts durch die Erinnerung, daß ſie poetiſche Fiktionen ſind, denn es iſt die poetiſche, nicht die hiſtoriſche Wahrheit, auf welche alle äſthetiſche Wirkung ſich gründet. Die poetiſche Wahrheit beſteht aber nicht darin, daß etwas wirklich geſchehen iſt, ſondern darin, daß es geſchehen konnte, alſo in der innern Möglichkeit der Sache. Die äſthetiſche Kraft muß alſo ſchon in der vorgeſtellten Möglichkeit liegen.

Selbſt an wirklichen Begebenheiten hiſtoriſcher Perſonen iſt nicht die Exiſtenz, ſondern das durch die Exiſtenz kund gewordene Vermögen das Poetiſche. Der Umſtand, daß dieſe Perſonen wirklich lebten, und daß dieſe Begebenheiten wirklich erfolgten, kann zwar ſehr oft unſer Vergnügen vermehren, aber mit einem fremdartigen Zuſatz, der dem poetiſchen Eindruck vielmehr nachtheilig als beförderlich iſt. Man hat lange geglaubt, der Dichtkunſt unſeres Vaterlandes einen Dienſt zu erweiſen, wenn man den Dichtern Nationalgegenſtände zur Bearbeitung empfahl. Dadurch, hieß es, wurde die griechiſche Poeſie ſo bemächtigend für das Herz, weil ſie einheimiſche Scenen malte und einheimiſche Thaten verewigte. Es iſt nicht zu läugnen, daß die Poeſie der Alten, dieſes Umſtandes halber, Wirkungen leiſtete, deren die neuere Poeſie ſich nicht rühmen kann, aber gehörten dieſe Wirkungen der Kunſt und dem Dichter? Wehe dem griechiſchen Kunſtgenie, wenn es vor dem Genius der Neuern nichts weiter als dieſen zufälligen Vortheil voraus hätte, und wehe dem griechiſchen Kunſtgeſchmack, wenn er durch dieſe hiſtoriſchen Beziehungen in den Werken ſeiner Dichter erſt hätte gewonnen werden müſſen! Nur ein barbariſcher Geſchmack braucht den Stachel des Privatintereſſe, um zu der Schönheit hingelockt zu werden, und nur der Stümper borgt von dem Stoffe eine Kraft, die er in die Form zu legen verzweifelt. Die Poeſie ſoll ihren Weg nicht durch die kalte Region des Gedächtniſſes nehmen, ſoll nie die Gelehrſamkeit zu ihrer Auslegerin, nie den Eigennutz zu ihrem Fürſprecher machen. Sie ſoll das Herz treffen, weil ſie aus dem Herzen floß, und nicht auf den Staatsbürger in dem Menſchen, ſondern auf den Menſchen in dem Staatsbürger zielen.

Es iſt ein Glück, daß das wahre Genie auf die Fingerzeige nicht viel achtet, die man ihm, aus beſſerer Meinung als Befugniß, zu ertheilen ſich ſauer werden läßt; ſonſt würden Sulzer und ſeine Nachfolger der deutſchen Poeſie eine ſehr zweideutige Geſtalt gegeben haben. Den Menſchen moraliſch auszubilden, und Nationalgefühle in dem Bürger zu entzünden, iſt zwar ein ſehr ehrenvoller Auftrag für den Dichter, und die Muſen wiſſen es am beſten, wie nahe die Künſte des Erhabenen und Schönen damit zuſammenhängen mögen. Aber was die Dichtkunſt mittelbar ganz vortrefflich macht, würde ihr unmittelbar nur ſehr ſchlecht gelingen. Die Dichtkunſt führt bei dem Menſchen nie ein beſonderes Geſchäft aus, und man könnte kein ungeſchickteres Werkzeug erwählen, um einen einzelnen Auftrag, ein Detail, gut beſorgt zu ſehen. Ihr Wirkungskreis iſt das Total der menſchlichen Natur, und bloß, inſofern ſie auf den Charakter einfließt, kann ſie auf ſeine einzelnen Wirkungen Einfluß haben. Die Poeſie kann dem Menſchen werden, was dem Helden die Liebe iſt. Sie kann ihm weder rathen, noch mit ihm ſchlagen, noch ſonſt eine Arbeit für ihn thun; aber zum Helden kann ſie ihn erziehen, zu Thaten kann ſie ihn rufen, und zu Allem, was er ſeyn ſoll, ihn mit Stärke ausrüſten.

Die äſthetiſche Kraft, womit uns das Erhabene der Geſinnung und Handlung ergreift, beruht alſo keineswegs auf dem Intereſſe der Vernunft, daß recht gehandelt werde, ſondern auf dem Intereſſe der Einbildungskraft, daß recht handeln möglich ſey, d. h. daß keine Empfindung, wie mächtig ſie auch ſey, die Freiheit des Gemüths zu unterdrücken vermöge. Dieſe Möglichkeit liegt aber in jeder ſtarken Aeußerung von Freiheit und Willenskraft, und wo nur irgend der Dichter dieſe antrifft, da hat er einen zweckmäßigen Gegenſtand für ſeine Darſtellung gefunden. Für ſein Intereſſe iſt es eins, aus welcher Claſſe von Charakteren, der ſchlimmen oder guten, er ſeine Helden nehmen will, da das nämliche Maß von Kraft, welches zum Guten nöthig iſt, ſehr oft zur Conſequenz im Böſen erfordert werden kann. Wie viel mehr wir in äſthetiſchen Urtheilen auf die Kraft als auf die Richtung der Kraft, wie viel mehr auf Freiheit als auf Geſetzmäßigkeit ſehen, wird ſchon daraus hinlänglich offenbar, daß wir Kraft und Freiheit lieber auf Koſten der Geſetzmäßigkeit geäußert, als die Geſetzmäßigkeit auf Koſten der Kraft und Freiheit beobachtet ſehen. So bald nämlich Fälle eintreten, wo das moraliſche Geſetz ſich mit Antrieben gattet, die den Willen durch ihre Macht fortzureißen drohen, ſo gewinnt der Charakter äſthetiſch, wenn er dieſem Antreiben widerſtehen kann. Ein Laſterhafter fängt an uns zu intereſſiren, ſobald er Glück und Leben wagen muß, um ſeinen ſchlimmen Willen durchzuſetzen; ein Tugendhafter hingegen verliert in demſelben Verhältniß unſere Aufmerkſamkeit, als ſeine Glückſeligkeit ſelbſt ihn zum Wohlverhalten nöthigt. Rache, zum Beiſpiel, iſt unſtreitig ein unedler und ſelbſt niedriger Affekt. Nichts deſto weniger wird ſie äſthetiſch, ſobald ſie dem, der ſie ausübt, ein ſchmerzhaftes Opfer koſtet. Medea, indem ſie ihre Kinder ermordet, zielt bei dieſer Handlung auf Jaſons Herz, aber zugleich führt ſie einen ſchmerzhaften Stich auf ihr eigenes, und ihre Rache wird äſthetiſch erhaben, ſobald wir die zärtliche Mutter ſehen.

Das äſthetiſche Urtheil enthält hierin mehr Wahres, als man gewöhnlich glaubt. Offenbar kündigen Laſter, welche von Willensſtärke zeugen, eine größere Anlage zur wahrhaften moraliſchen Freiheit an, als Tugenden, die eine Stütze von der Neigung entlehnen, weil es dem conſequenten Böſewicht nur einen einzigen Sieg über ſich ſelbſt, eine einzige Umkehrung der Maximen koſtet, um die ganze Conſequenz und Willensfertigkeit, die er an das Böſe verſchwendete, dem Guten zuzuwenden. Woher ſonſt kann es kommen, daß wir den halbguten Charakter mit Widerwillen von uns ſtoßen, und dem ganz ſchlimmen oft mit ſchauernder Bewunderung folgen? Daher unſtreitig, weil wir bei jenem auch die Möglichkeit des abſolut freien Wollens aufgeben, dieſem hingegen es in jeder Aeußerung anmerken, daß er durch einen einzigen Willensakt ſich zur ganzen Würde der Menſchheit aufrichten kann.

In äſthetiſchen Urtheilen ſind wir alſo nicht für die Sittlichkeit an ſich ſelbſt, ſondern bloß für die Freiheit intereſſirt, und jene kann nur inſofern unſerer Einbildungskraft gefallen, als ſie die letztere ſichtbar macht. Es iſt daher offenbare Verwirrung der Grenzen, wenn man moraliſche Zweckmäßigkeit in äſthetiſchen Dingen fordert, und, um das Reich der Vernunft zu erweitern, die Einbildungskraft aus ihrem rechtmäßigen Gebiete verdrängen will. Entweder wird man ſie ganz unterjochen müſſen, und dann iſt es um alle äſthetiſche Wirkung geſchehen; oder ſie wird mit der Vernunft ihre Herrſchaft theilen, und dann wird für Moralität wohl nicht viel gewonnen ſeyn. Indem man zwei verſchiedene Zwecke verfolgt, wird man Gefahr laufen, beide zu verfehlen. Man wird die Freiheit der Phantaſie durch moraliſche Geſetzmäßigkeit feſſeln, und die Nothwendigkeit der Vernunft durch die Willkühr der Einbildungskraft zerſtören.

Ueber

den Grund des Vergnügens
an
# tragiſchen Gegenſtänden. [*]

Wie ſehr auch einige neuere Aeſthetiker ſich's zum Geſchäft machen, die Künſte der Phantaſie und Empfindung gegen den allgemeinen Glauben, daß ſie auf Vergnügen abzwecken, wie gegen einen herabſetzenden Vorwurf zu vertheidigen, ſo wird dieſer Glaube dennoch, nach wie vor, auf ſeinem feſten Grunde beſtehen, und die ſchönen Künſte werden ihren althergebrachten unabſtreitbaren und wohlthätigen Beruf nicht gern mit einem neuen vertauſchen, zu welchem man ſie großmüthig erhöhen will. Unbeſorgt, daß ihre auf unſer Vergnügen abzielende Beſtimmung ſie erniedrige, werden ſie vielmehr auf den Vorzug ſtolz ſeyn, dasjenige unmittelbar zu leiſten, was alle übrige Richtungen und

---

[*] Anmerkung des Herausgebers. Im erſten Stück der Neuen Thalia vom Jahr 1792 wurde dieſer Aufſatz zuerſt gedruckt.

Thätigkeiten des menſchlichen Geiſtes nur mittelbar erfüllen. Daß der Zweck der Natur mit dem Menſchen ſeine Glückſeligkeit ſey, wenn auch der Menſch ſelbſt in ſeinem moraliſchen Handeln von dieſem Zwecke nichts wiſſen ſoll, wird wohl Niemand bezweifeln, der überhaupt nur einen Zweck in der Natur annimmt. Mit dieſer alſo, oder vielmehr mit ihrem Urheber haben die ſchönen Künſte ihren Zweck gemein, Vergnügen auszuſpenden und Glückliche zu machen. Spielend verleihen ſie, was ihre ernſtern Schweſtern uns erſt mühſam erringen laſſen; ſie verſchenken, was dort erſt der ſauer erworbene Preis vieler Anſtrengungen zu ſeyn pflegt. Mit anſpannendem Fleiße müſſen wir die Vergnügungen des Verſtandes, mit ſchmerzhaften Opfern die Billigung der Vernunft, die Freuden der Sinne durch harte Entbehrungen erkaufen, oder das Uebermaß derſelben durch eine Kette von Leiden büßen; die Kunſt allein gewährt uns Genüſſe, die nicht erſt abverdient werden dürfen, die kein Opfer koſten, die durch keine Reue erkauft werden. Wer wird aber das Verdienſt, auf dieſe Art zu ergötzen, mit dem armſeligen Verdienſt, zu beluſtigen, in eine Claſſe ſetzen? Wer ſich einfallen laſſen, der ſchönen Kunſt bloß deßwegen jenen Zweck abzuſprechen, weil ſie über dieſen erhaben iſt?

Die wohlgemeinte Abſicht, das Moraliſchgute überall als höchſten Zweck zu verfolgen, die in der Kunſt ſchon ſo manches Mittelmäßige erzeugte und in Schutz nahm, hat auch in der Theorie einen ähnlichen Schaden angerichtet. Um den Künſten einen recht hohen

Rang anzuweiſen, um ihnen die Gunſt des Staats, die Ehrfurcht aller Menſchen zu erwerben, vertreibt man ſie aus ihrem eigenthümlichen Gebiet, um ihnen einen Beruf aufzudringen, der ihnen fremd und ganz unnatürlich iſt. Man glaubt ihnen einen großen Dienſt zu erweiſen, indem man ihnen, anſtatt des frivolen Zwecks, zu ergötzen, einen moraliſchen unterſchiebt, und ihr ſo ſehr in die Augen fallender Einfluß auf die Sittlichkeit muß dieſe Behauptung unterſtützen. Man findet es widerſprechend, daß dieſelbe Kunſt, die den höchſten Zweck der Menſchheit in ſo großem Maße befördert, nur beiläufig dieſe Wirkung leiſten und einen ſo gemeinen Zweck, wie man ſich das Vergnügen denkt, zu ihrem letzten Augenmerk haben ſollte. Aber dieſen anſcheinenden Widerſpruch würde, wenn wir ſie hätten, eine bündige Theorie des Vergnügens und eine vollſtändige Philoſophie der Kunſt ſehr leicht zu heben im Stande ſeyn. Aus dieſer würde ſich ergeben, daß ein freies Vergnügen, ſo wie die Kunſt es hervorbringt, durchaus auf moraliſchen Bedingungen beruhe, daß die ganze ſittliche Natur des Menſchen dabei thätig ſey. Aus ihr würde ſich ferner ergeben, daß die Hervorbringung dieſes Vergnügens ein Zweck ſey, der ſchlechterdings nur durch moraliſche Mittel erreicht werden könne, daß alſo die Kunſt, um das Vergnügen, als ihren wahren Zweck, vollkommen zu erreichen, durch die Moralität ihren Weg nehmen müſſe. Für die Würdigung der Kunſt iſt es aber vollkommen einerlei, ob ihr Zweck ein moraliſcher ſey, oder ob ſie ihren Zweck nur durch moraliſche Mittel erreichen könne, denn in beiden Fällen hat ſie es mit der Sittlichkeit zu thun, und muß mit dem ſittlichen Gefühl im engſten Einverſtändniß handeln; aber für die Vollkommenheit der Kunſt iſt es nichts weniger als einerlei, welches von beiden ihr Zweck und welches das Mittel iſt. Iſt der Zweck ſelbſt moraliſch, ſo verliert ſie das, wodurch ſie allein mächtig iſt, ihre Freiheit und das, wodurch ſie ſo allgemein wirkſam iſt, den Reiz des Vergnügens. Das Spiel verwandelt ſich in ein ernſthaftes Geſchäft; und doch iſt es gerade das Spiel, wodurch ſie das Geſchäft am beſten vollführen kann. Nur indem ſie ihre höchſte äſthetiſche Wirkung erfüllt, wird ſie einen wohlthätigen Einfluß auf die Sittlichkeit haben; aber nur indem ſie ihre völlige Freiheit ausübt, kann ſie ihre höchſte äſthetiſche Wirkung erfüllen.

Es iſt ferner gewiß, daß jedes Vergnügen, inſofern es aus ſittlichen Quellen fließt, den Menſchen ſittlich verbeſſert, und daß hier die Wirkung wieder zur Urſache werden muß. Die Luſt am Schönen, am Rührenden, am Erhabenen ſtärkt unſere moraliſchen Gefühle, wie das Vergnügen am Wohlthun, an der Liebe u. ſ. f. alle dieſe Neigungen ſtärkt. Eben ſo, wie ein vergnügter Geiſt das gewiſſe Loos eines ſittlich vortrefflichen Menſchen iſt, ſo iſt ſittliche Vortrefflichkeit gern die Begleiterin eines vergnügten Gemüths. Die Kunſt wirkt alſo nicht deßwegen allein ſittlich, weil ſie durch ſittliche Mittel ergötzt, ſondern auch deßwegen, weil das Vergnügen ſelbſt, das die Kunſt gewährt, ein Mittel zur Sittlichkeit wird.

Die Mittel, wodurch die Kunſt ihren Zweck erreicht, ſind ſo vielfach, als es überhaupt Quellen eines freien Vergnügens gibt. Frei aber nenne ich dasjenige Vergnügen, wobei die geiſtigen Kräfte, Vernunft und Einbildungskraft, thätig ſind, und wo die Empfindung durch eine Vorſtellung erzeugt wird, im Gegenſatz von dem phyſiſchen oder ſinnlichen Vergnügen, wobei die Seele einer blinden Naturnothwendigkeit unterworfen wird, und die Empfindung unmittelbar auf ihre phyſiſche Urſache erfolgt. Die ſinnliche Luſt iſt die einzige, die vom Gebiet der ſchönen Kunſt ausgeſchloſſen wird, und eine Geſchicklichkeit, die ſinnliche Luſt zu erwecken, kann ſich nie oder alsdann nur zur Kunſt erheben, wenn die ſinnlichen Eindrücke nach einem Kunſtplan geordnet, verſtärkt oder gemäßiget werden, und dieſe Planmäßigkeit durch die Vorſtellung erkannt wird. Aber auch in dieſem Fall wäre nur dasjenige an ihr Kunſt, was der Gegenſtand eines freien Vergnügens iſt, nämlich der Geſchmack in der Anordnung, der unſern Verſtand ergötzt, nicht die phyſiſchen Reize ſelbſt, die nur unſere Sinnlichkeit vergnügen.

Die allgemeine Quelle jedes, auch des ſinnlichen, Vergnügens iſt Zweckmäßigkeit. Das Vergnügen iſt ſinnlich, wenn die Zweckmäßigkeit nicht durch die Vorſtellungskräfte erkannt wird, ſondern bloß durch das Geſetz der Nothwendigkeit die Empfindung des Vergnügens zur phyſiſchen Folge hat. So erzeugt eine zweckmäßige Bewegung des Bluts und der Lebensgeiſter in einzelnen Organen oder in der ganzen

Maſchine die körperliche Luſt mit allen ihren Arten und Modifikationen; wir fühlen dieſe Zweckmäßigkeit durch das Medium der angenehmen Empfindung, aber wir gelangen zu keiner, weiter klaren noch verworrenen Vorſtellung von ihr.

Das Vergnügen iſt frei, wenn wir uns die Zweckmäßigkeit vorſtellen, und die angenehme Empfindung die Vorſtellung begleitet; alle Vorſtellungen alſo, wodurch wir Uebereinſtimmung und Zweckmäßigkeit erfahren, ſind Quellen eines freien Vergnügens, und inſofern fähig, von der Kunſt zu dieſer Abſicht gebraucht zu werden. Sie erſchöpfen ſich in folgenden Klaſſen: Gut, Wahr, Vollkommen, Schön, Rührend, Erhaben. Das Gute beſchäftigt unſre Vernunft, das Wahre und Vollkommene den Verſtand, das Schöne den Verſtand mit der Einbildungskraft, das Rührende und Erhabene die Vernunft mit der Einbildungskraft. Zwar ergötzt auch ſchon der Reiz oder die zur Thätigkeit aufgeforderte Kraft, aber die Kunſt bedient ſich des Reizes nur, um die höhern Gefühle der Zweckmäßigkeit zu begleiten; allein betrachtet, verliert er ſich unter die Lebensgefühle, und die Kunſt verſchmäht ihn, wie alle ſinnlichen Lüſte.

Die Verſchiedenheit der Quellen, aus welchen die Kunſt das Vergnügen ſchöpft, das ſie uns gewähret, kann für ſich allein zu keiner Eintheilung der Künſte berechtigen, da in derſelben Kunſtklaſſe mehrere, ja oft alle Arten des Vergnügens zuſammenfließen können. Aber inſofern eine gewiſſe Art derſelben als Hauptzweck verfolgt wird, kann ſie, wenn gleich nicht eine eigene Klaſſe, doch eine eigene Anſicht der Kunſtwerke gründen. So z. B. könnte man diejenigen Künſte, welche den Verſtand und die Einbildungskraft vorzugsweiſe befriedigen, diejenigen alſo, die das Wahre, das Vollkommene, das Schöne zu ihrem Hauptzweck machen, unter dem Namen der ſchönen Künſte (Künſte des Geſchmacks, Künſte des Verſtandes) begreifen; diejenigen hingegen, die die Einbildungskraft mit der Vernunft vorzugsweiſe beſchäftigen, alſo das Gute, das Erhabene und Rührende zu ihrem Hauptgegenſtand haben, unter dem Namen der rührenden Künſte (Künſte des Gefühls, des Herzens) in eine beſondere Klaſſe vereinigen. Zwar iſt es unmöglich, das Rührende von dem Schönen durchaus zu trennen, aber ſehr gut kann das Schöne ohne das Rührende beſtehen. Wenn alſo gleich die verſchiedene Anſicht zu keiner vollkommenen Eintheilung der freien Künſte berechtigt, ſo dient ſie wenigſtens dazu, die Prinzipien zu Beurtheilung derſelben näher anzugeben und der Verwirrung vorzubeugen, welche unvermeidlich einreißen muß, wenn man bei einer Geſetzgebung in äſthetiſchen Dingen die ganz verſchiedenen Felder des Rührenden und des Schönen verwechſelt.

Das Rührende und Erhabene kommen darin überein, daß ſie Luſt durch Unluſt hervorbringen, daß ſie uns alſo (da die Luſt aus Zweckmäßigkeit, der Schmerz aber aus dem Gegentheil entſpringt) eine Zweckmäßigkeit zu empfinden geben, die eine Zweckwidrigkeit vorausſetzt.

Das Gefühl des Erhabenen beſteht einerſeits aus dem Gefühl unſerer Ohnmacht und Begrenzung, einen

Gegenſtand zu umfaſſen, anderſeits aber aus dem Gefühl unſrer Uebermacht, welche vor keinen Grenzen erſchrickt, und dasjenige ſich geiſtig unterwirft, dem unſre ſinnlichen Kräfte unterliegen. Der Gegenſtand des Erhabenen widerſtreitet alſo unſerm ſinnlichen Vermögen, und dieſe Unzweckmäßigkeit muß uns nothwendig Unluſt erwecken. Aber ſie wird zugleich eine Veranlaſſung, ein anderes Vermögen in uns zu unſerm Bewußtſeyn zu bringen, welches demjenigen, woran die Einbildungskraft erliegt, überlegen iſt. Ein erhabener Gegenſtand iſt alſo eben dadurch, daß er der Sinnlichkeit widerſtreitet, zweckmäßig für die Vernunft, und ergötzt durch das höhere Vermögen, indem er durch das niedrige ſchmerzt.

Rührung in ſeiner ſtrengen Bedeutung bezeichnet die gemiſchte Empfindung des Leidens und der Luſt an dem Leiden. Rührung kann man alſo nur dann über eigenes Unglück empfinden, wenn der Schmerz über daſſelbe gemäßigt genug iſt, um der Luſt Raum zu laſſen, die etwa ein mitleidender Zuſchauer dabei empfindet. Der Verluſt eines großen Guts ſchlägt uns heute zu Boden, und unſer Schmerz rührt den Zuſchauer; in einem Jahre erinnern wir uns dieſes Leidens ſelbſt mit Rührung. Der Schwache iſt jederzeit ein Raub ſeines Schmerzens, der Held und der Weiſe werden vom höchſten eigenen Unglück nur gerührt.

Rührung enthält eben ſo wie das Gefühl des Erhabenen zwei Beſtandtheile, Schmerz und Vergnügen; alſo hier wie dort liegt der Zweckmäßigkeit eine

Zweckwidrigkeit zum Grunde. So ſcheint es eine Zweckwidrigkeit in der Natur zu ſeyn, daß der Menſch leidet, der doch nicht zum Leiden beſtimmt iſt, und dieſe Zweckwidrigkeit thut uns wehe. Aber dieſes Wehethun der Zweckwidrigkeit iſt zweckmäßig für unſere vernünftige Natur überhaupt, und, inſofern es uns zur Thätigkeit auffordert, zweckmäßig für die menſchliche Geſellſchaft. Wir müſſen alſo über die Unluſt ſelbſt, welche das Zweckwidrige in uns erregt, nothwendige Luſt empfinden, weil jene Unluſt zweckmäßig iſt. Um zu beſtimmen, ob bei einer Rührung die Luſt oder die Unluſt hervorſtechen werde, kommt es darauf an, ob die Vorſtellung der Zweckwidrigkeit oder die der Zweckmäßigkeit die Oberhand behält. Dies kann nun entweder von der Menge der Zwecke, die erreicht oder verletzt werden, oder von ihrem Verhältniß zu dem letzten Zweck aller Zwecke abhängen.

Das Leiden des Tugendhaften rührt uns ſchmerzhafter, als das Leiden des Laſterhaften, weil dort nicht nur dem allgemeinen Zweck der Menſchen, glücklich zu ſeyn, ſondern auch dem beſondern, daß die Tugend glücklich mache, hier aber nur dem erſten widerſprochen wird. Hingegen ſchmerzt uns das Glück des Böſewichts auch weit mehr, als das Unglück des Tugendhaften, weil erſtlich das Laſter ſelbſt, und zweitens die Belohnung des Laſters eine Zweckwidrigkeit enthalten.

Außerdem iſt die Tugend weit mehr geſchickt, ſich ſonſt zu belohnen, als das glückliche Laſter, ſich zu beſtrafen; eben deßwegen wird der Rechtſchaffene im

Unglück weit eher der Tugend getreu bleiben, als der Laſterhafte im Glück zur Tugend umkehren.

Vorzüglich aber kommt es bei Beſtimmung des Verhältniſſes der Luſt zu der Unluſt in Rührungen darauf an, ob der verletzte Zweck den erreichten, oder der erreichte den, der verletzt wird, an Wichtigkeit übertreffe. Keine Zweckmäßigkeit geht uns ſo nah an als die moraliſche, und nichts geht über die Luſt, die wir über dieſe empfinden. Die Naturzweckmäßigkeit könnte noch immer problematiſch ſeyn, die moraliſche iſt uns erwieſen. Sie allein gründet ſich auf unſere vernünftige Natur und auf innere Nothwendigkeit. Sie iſt uns die nächſte, die wichtigſte, und zugleich die erkennbarſte, weil ſie durch nichts von Außen, ſondern durch ein inneres Prinzip unſerer Vernunft beſtimmt wird. Sie iſt das Palladium unſerer Freiheit.

Dieſe moraliſche Zweckmäßigkeit wird am lebendigſten erkannt, wenn ſie im Widerſpruch mit Andern die Oberhand behält; nur dann erweiſt ſich die ganze Macht des Sittengeſetzes, wenn es mit allen übrigen Naturkräften im Streit gezeigt wird, und alle neben ihm ihre Gewalt über ein menſchliches Herz verlieren. Unter dieſen Naturkräften iſt Alles begriffen, was nicht moraliſch iſt, Alles, was nicht unter der höchſten Geſetzgebung der Vernunft ſteht; alſo Empfindungen, Triebe, Affekte, Leidenſchaften ſo gut als phyſiſche Nothwendigkeit und das Schickſal. Je furchtbarer Gegner, deſto glorreicher der Sieg; der Widerſtand allein kann die Kraft ſichtbar machen. Aus dieſem folgt, „daß das höchſte Bewußtſeyn unſerer moraliſchen

„Natur nur in einem gewaltſamen Zuſtande im Kampfe erhalten werden kann, und daß das höchſte moraliſche Vergnügen jederzeit von Schmerz begleitet ſeyn wird.“

Diejenige Dichtungsart alſo, welche uns die moraliſche Luſt in vorzüglichem Grade gewährt, muß ſich eben deßwegen der gemiſchten Empfindungen bedienen, und uns durch den Schmerz ergötzen. Dies thut vorzugsweiſe die Tragödie, und ihr Gebiet umfaßt alle möglichen Fälle, in denen irgend eine Naturzweckmäßigkeit einer moraliſchen, oder auch eine moraliſche Zweckmäßigkeit der andern, die höher iſt, aufgeopfert wird. Es wäre vielleicht nicht unmöglich, nach dem Verhältniß, in welchem die moraliſche Zweckmäßigkeit im Widerſpruch mit der andern erkannt und empfunden wird, eine Stufenleiter des Vergnügens von der unterſten bis zur höchſten hinauf zu führen, und den Grad der angenehmen oder ſchmerzhaften Rührung a priori aus dem Prinzip der Zweckmäßigkeit beſtimmt anzugeben. Ja vielleicht ließen ſich aus eben dieſem Prinzip beſtimmte Ordnungen der Tragödie ableiten, und alle möglichen Claſſen derſelben a priori in einer vollſtändigen Tafel erſchöpfen; ſo daß man im Stande wäre, jeder gegebenen Tragödie ihren Platz anzuweiſen, und den Grad ſowohl als die Art der Rührung im Voraus zu berechnen, über den ſie ſich, vermöge ihrer Species, nicht erheben kann. Aber dieſer Gegenſtand bleibt einer eigenen Erörterung vorbehalten.

Wie ſehr die Vorſtellung der moraliſchen Zweckmäßigkeit der Naturzweckmäßigkeit in unſerm Gemüthe vorgezogen werde, wird aus einzelnen Beiſpielen einleuchtend zu erkennen ſeyn.

Wenn wir Hüon und Amanda an den Marterpfahl gebunden ſehen, beide aus freier Wahl bereit, lieber den fürchterlichen Feuertod zu ſterben, als durch Untreue gegen das Geliebte ſich einen Thron zu erwerben — was macht uns wohl dieſen Auftritt zum Gegenſtand eines ſo himmliſchen Vergnügens? Der Widerſpruch ihres gegenwärtigen Zuſtandes mit dem lachenden Schickſale, das ſie verſchmähten, die anſcheinende Zweckwidrigkeit der Natur, welche Tugend mit Elend lohnt, die naturwidrige Verläugnung der Selbſtliebe u. ſ. f. ſollten uns, da ſie ſo viele Vorſtellungen von Zweckwidrigkeit in unſere Seele rufen, mit dem empfindlichſten Schmerz erfüllen — aber was kümmert uns die Natur mit allen ihren Zwecken und Geſetzen, wenn ſie durch ihre Zweckwidrigkeit eine Veranlaſſung wird, uns die moraliſche Zweckmäßigkeit in uns in ihrem vollſten Lichte zu zeigen? Die Erfahrung von der ſiegenden Macht des ſittlichen Geſetzes, die wir bei dieſem Anblick machen, iſt ein ſo hohes, ſo weſentliches Gut, daß wir ſogar verſucht werden, uns mit dem Uebel auszuſöhnen, dem wir es zu verdanken haben. Uebereinſtimmung im Reich der Freiheit ergötzt uns unendlich mehr, als alle Widerſprüche in der natürlichen Welt uns zu betrüben vermögen.

Wenn Coriolan, von der Gatten- und Kindes- und Bürgerpflicht beſiegt, das ſchon ſo gut als eroberte Rom verläßt, ſeine Rache unterdrückt, ſein Heer zurückführt, und ſich dem Haß eines eiferſüchtigen Nebenbuhlers zum Opfer dahingibt, ſo begeht er offenbar eine ſehr zweckwidrige Handlung; er verliert durch dieſen Schritt nicht nur die Frucht aller bisherigen Siege, ſondern rennt auch vorſätzlich ſeinem Verderben entgegen — aber wie trefflich, wie unausſprechlich groß iſt es auf der andern Seite, den gröbſten Widerſpruch mit der Neigung einem Widerſpruch mit dem ſittlichen Gefühl kühn vorzuziehen, und auf ſolche Art dem höchſten Intereſſe der Sinnlichkeit entgegen, gegen die Regeln der Klugheit zu verſtoßen, um nur mit der höhern moraliſchen Pflicht übereinſtimmend zu handeln? Jede Aufopferung des Lebens iſt zweckwidrig, denn das Leben iſt die Bedingung aller Güter; aber Aufopferung des Lebens in moraliſcher Abſicht iſt in hohem Grad zweckmäßig, denn das Leben iſt nie für ſich ſelbſt, nie als Zweck, nur als Mittel zur Sittlichkeit wichtig. Tritt alſo ein Fall ein, wo die Hingebung des Lebens ein Mittel zur Sittlichkeit wird, ſo muß das Leben der Sittlichkeit nachſtehen. „Es iſt nicht nöthig, daß ich lebe, aber es iſt nöthig, daß ich Rom vor dem Hunger ſchütze,“ ſagt der große Pompejus, da er nach Afrika ſchiffen ſoll, und ſeine Freunde ihm anliegen, ſeine Abfahrt zu verſchieben, bis der Seeſturm vorüber ſey.

Aber das Leben eines Verbrechers iſt nicht weniger tragiſch ergötzend, als das Leiden des

Tugendhaften; und doch erhalten wir hier die Vorſtellung einer moraliſchen Zweckwidrigkeit. Der Widerſpruch ſeiner Handlung mit dem Sittengeſetz ſollte uns mit Unwillen, die moraliſche Unvollkommenheit, die eine ſolche Art zu handeln vorausſetzt, mit Schmerz erfüllen; wenn wir auch das Unglück der Schuldloſen nicht einmal in Anſchlag brächten, die das Opfer davon werden. Hier iſt keine Zufriedenheit mit der Moralität der Perſonen, die uns für den Schmerz zu entſchädigen vermöchte, den wir über ihr Handeln und Leiden empfinden — und doch iſt Beides ein ſehr dankbarer Gegenſtand für die Kunſt, bei dem wir mit hohem Wohlgefallen verweilen. Es wird nicht ſchwer ſeyn, dieſe Erſcheinung mit dem bisher Geſagten in Uebereinſtimmung zu zeigen.

Nicht allein der Gehorſam gegen das Sittengeſetz gibt uns die Vorſtellung moraliſcher Zweckmäßigkeit, auch der Schmerz über Verletzung deſſelben thut es. Die Traurigkeit, welche das Bewußtſeyn moraliſcher Unvollkommenheit erzeugt, iſt zweckmäßig, weil ſie der Zufriedenheit gegenüber ſteht, die das moraliſche Rechtthun begleitet. Reue, Selbſtverdammung, ſelbſt in ihrem höchſten Grad, in der Verzweiflung, ſind moraliſch erhaben, weil ſie nimmermehr empfunden werden können, wenn nicht tief in der Bruſt des Verbrechers ein unbeſtechliches Gefühl für Recht und Unrecht wachte, und ſeine Anſprüche ſelbſt gegen das feurigſte Intereſſe der Selbſtliebe geltend machte. Reue über eine That entſpringt aus der Vergleichung derſelben mit dem Sittengeſetz, und iſt Mißbilligung

Univ. Bibl.
München

dieſer That, weil ſie dem Sittengeſetz widerſtreitet. Alſo muß im Augenblick der Reue das Sittengeſetz die höchſte Inſtanz im Gemüth eines ſolchen Menſchen ſeyn; es muß ihm wichtiger ſeyn, als ſelbſt der Preis des Verbrechens, weil das Bewußtſeyn des beleidigten Sittengeſetzes ihm den Genuß dieſes Preiſes vergällt. Der Zuſtand eines Gemüths aber, in welchem das Sittengeſetz für die höchſte Inſtanz erkannt wird, iſt moraliſch zweckmäßig, alſo eine Quelle moraliſcher Luſt. Und was kann auch erhabener ſeyn, als jene heroiſche Verzweiflung, die alle Güter des Lebens, die das Leben ſelbſt in den Staub tritt, weil ſie die mißbilligende Stimme ihres innern Richters nicht ertragen und nicht übertäuben kann? Ob der Tugendhafte ſein Leben freiwillig dahin gibt, um dem Sittengeſetz gemäß zu handeln — oder ob der Verbrecher unter dem Zwange des Gewiſſens ſein Leben mit eigner Hand zerſtört, um die Uebertretung jenes Geſetzes an ſich zu beſtrafen, ſo ſteigt unſere Achtung für das Sittengeſetz zu einem gleich hohen Grade empor; und, wenn ja noch ein Unterſchied Statt fände, ſo würde er vielmehr zum Vortheil des Letztern ausfallen, da das beglückende Bewußtſeyn des Rechthandelns dem Tugendhaften ſeine Entſchließung doch einigermaßen konnte erleichtert haben, und das ſittliche Verdienſt an einer Handlung gerade um eben ſo viel abnimmt, als Neigung und Luſt daran Theil haben. Reue und Verzweiflung über ein begangenes Verbrechen zeigen uns die Macht des Sittengeſetzes nur ſpäter, nicht ſchwächer; es ſind Gemälde der erhabenſten Sittlichkeit, nur in einem gewaltſamen Zuſtand entworfen. Ein Menſch, der wegen einer verletzten moraliſchen Pflicht verzweifelt, tritt eben dadurch zum Gehorſam gegen daſſelbe zurück, und je furchtbarer ſeine Selbſtverdammung ſich äußert, deſto mächtiger ſehen wir das Sittengeſetz ihm gebieten.

Aber es gibt Fälle, wo das moraliſche Vergnügen nur durch einen moraliſchen Schmerz erkauft wird, und dies geſchieht, wenn eine moraliſche Pflicht übertreten werden muß, um einer höhern und allgemeinern deſto gemäßer zu handeln. Wäre Coriolan, anſtatt ſeine eigene Vaterſtadt zu belagern, vor Antium oder Corioli mit einem römiſchen Heere geſtanden, wäre ſeine Mutter eine Volſcierin geweſen, und ihre Bitten hätten die nämliche Wirkung auf ihn gehabt, ſo würde dieſer Sieg der Kindespflicht den entgegengeſetzten Eindruck auf uns machen. Der Ehrerbietung gegen die Mutter ſtände dann die weit höhere bürgerliche Verbindlichkeit entgegen, welche im Colliſionsfall vor jener den Vorzug verdient. Jener Commandant, dem die Wahl gelaſſen wird, entweder die Stadt zu übergeben, oder ſeinen gefangenen Sohn vor ſeinen Augen durchbohrt zu ſehen, wählt ohne Bedenken das Letztere, weil die Pflicht gegen ſein Kind der Pflicht gegen ſein Vaterland billig untergeordnet iſt. Es empört zwar im erſten Augenblick unſer Herz, daß ein Vater dem Naturtriebe und der Vaterpflicht ſo widerſprechend handelt, aber es reißt uns bald zu einer ſüßen Bewunderung hin, daß ſogar ein moraliſcher Antrieb, und wenn er ſich ſelbſt mit der

Neigung gattet, die Vernunft in ihrer Geſetzgebung nicht irre machen kann. Wenn der Korinthier Timoleon einen geliebten aber ehrſüchtigen Bruder Timophanes ermorden läßt, weil ſeine Meinung von patriotiſcher Pflicht ihn zu Vertilgung alles deſſen, was die Republik in Gefahr ſetzt, verbindet, ſo ſehen wir ihn zwar nicht ohne Entſetzen und Abſcheu dieſe naturwidrige, dem moraliſchen Gefühl ſo ſehr widerſtreitende Handlung begehen; aber unſer Abſcheu löst ſich bald in die höchſte Achtung der heroiſchen Tugend auf, die ihre Anſprüche gegen jeden fremden Einfluß der Neigung behauptet, und im ſtürmiſchen Widerſtreit der Gefühle eben ſo frei und eben ſo richtig als im Zuſtand der höchſten Ruhe entſcheidet. Wir können über republikaniſche Pflicht mit Timoleon ganz verſchieden denken; das ändert an unſerm Wohlgefallen nichts. Vielmehr ſind es gerade ſolche Fälle, wo unſer Verſtand nicht auf der Seite der handelnden Perſon iſt, aus welchen man erkennt, wie ſehr wir Pflichtmäßigkeit über Zweckmäßigkeit, Einſtimmung mit der Vernunft über die Einſtimmung mit dem Verſtande erheben.

Ueber keine moraliſche Erſcheinung aber wird das Urtheil der Menſchen ſo verſchieden ausfallen, als gerade über dieſe, und der Grund dieſer Verſchiedenheit darf nicht weit geſucht werden. Der moraliſche Sinn liegt zwar in allen Menſchen, aber nicht bei allen in derjenigen Stärke und Freiheit, wie er bei Beurtheilung dieſer Fälle vorausgeſetzt werden muß. Für die Meiſten iſt es genug, eine Handlung zu billigen, weil ihre Einſtimmung mit dem Sittengeſetz nicht gefaßt wird, und eine andre zu verwerfen, weil ihr Widerſtreit mit dieſem Geſetz in die Augen leuchtet. Aber ein heller Verſtand und eine von jeder Naturkraft, alſo auch von moraliſchen Trieben (inſofern ſie inſtinktartig wirken) unabhängige Vernunft wird erfordert, die Verhältniſſe moraliſcher Pflichten zu dem höchſten Prinzip der Sittlichkeit richtig zu beſtimmen. Daher wird die nämliche Handlung, in welcher einige Wenige die höchſte Zweckmäßigkeit erkennen, dem groſſen Haufen als ein empörender Widerſpruch erſcheinen, obgleich Beide ein moraliſches Urtheil fällen; daher rührt es, daß die Rührung an ſolchen Handlungen nicht in der Allgemeinheit mitgetheilt werden kann, wie die Einheit der menſchlichen Natur und die Nothwendigkeit des moraliſchen Geſetzes erwarten läßt. Aber auch das wahrſte und höchſte Erhabene iſt, wie man weiß, Vielen Ueberſpannung und Unſinn, weil das Maß der Vernunft, die das Erhabene erkennt, nicht in Allen daſſelbe iſt. Eine kleine Seele ſinkt unter der Laſt ſo großer Vorſtellungen dahin, oder fühlt ſich peinlich über ihren moraliſchen Durchmeſſer auseinander geſpannt. Sieht nicht oft genug der gemeine Hauſe da die häßlichſte Verwirrung, wo der denkende Geiſt gerade die höchſte Ordnung bewundert?

So viel über das Gefühl der moraliſchen Zweckmäßigkeit, inſofern es der tragiſchen Rührung und unſerer Luſt an dem Leiden zum Grunde liegt. Aber es ſind deſſen ungeachtet Fälle genug vorhanden, wo uns die Naturzweckmäßigkeit ſelbſt auf Unkoſten der moraliſchen zu ergötzen ſcheint. Die höchſte Conſequenz eines Böſewichts in Anordnung ſeiner Maſchinen ergötzt uns offenbar, obgleich Anſtalten und Zweck unſerm moraliſchen Gefühl widerſtreiten. Ein ſolcher Menſch iſt fähig, unſre lebhafteſte Theilnahme zu erwecken, und wir zittern vor dem Fehlſchlag derſelben Plane, deren Vereitlung wir, wenn es wirklich an dem wäre, daß wir Alles auf die moraliſche Zweckmäßigkeit beziehen, auf's Feurigſte wünſchen ſollten. Aber auch dieſe Erſcheinung hebt dasjenige nicht auf, was bisher über das Gefühl der moraliſchen Zweckmäßigkeit, und ſeinen Einfluß auf unſer Vergnügen an tragiſchen Rührungen behauptet wurde.

Zweckmäßigkeit gewährt uns unter allen Umſtänden Vergnügen, ſie beziehe ſich entweder gar nicht auf das Sittliche, oder ſie widerſtreite demſelben. Wir genießen dieſes Vergnügen rein, ſo lange wir uns keines ſittlichen Zweckes erinnern, dem dadurch widerſprochen wird. Eben ſo, wie wir uns an dem verſtandähnlichen Inſtinkt der Thiere, an dem Kunſtfleiß der Bienen u. dergl. ergötzen, ohne dieſe Naturzweckmäßigkeit auf einen verſtändigen Willen, noch weniger auf einen moraliſchen Zweck zu beziehen, ſo gewährt uns die Zweckmäßigkeit eines jeden menſchlichen Geſchäfts an ſich ſelbſt Vergnügen, ſobald wir uns weiter nichts dabei denken, als das Verhältniß der Mittel zu ihrem Zweck. Fällt es uns aber ein, dieſen Zweck nebſt ſeinen Mitteln auf ein ſittliches Prinzip zu beziehen, und entdecken wir alsdann einen Widerſpruch mit dem letztern, kurz, erinnern wir uns, daß es die Handlung eines moraliſchen Weſens iſt, ſo tritt eine tiefe Indignation an die Stelle jenes erſten Vergnügens, und keine noch ſo große Verſtandeszweckmäßigkeit iſt fähig, uns mit der Vorſtellung einer ſittlichen Zweckwidrigkeit zu verſöhnen. Nie darf es uns lebhaft werden, daß dieſer Richard III., dieſer Jago, dieſer Lovelace Menſchen ſind; ſonſt wird ſich unſere Theilnahme unausbleiblich in ihr Gegentheil verwandeln. Daß wir aber ein Vermögen beſitzen und auch häufig genug ausüben, unſre Aufmerkſamkeit von einer gewiſſen Seite der Dinge freiwillig abzulenken und auf eine andere zu richten, daß das Vergnügen ſelbſt, welches durch dieſe Abſonderung allein für uns möglich iſt, uns dazu einladet und dabei feſthält, wird durch die tägliche Erfahrung beſtätigt.

Nicht ſelten aber gewinnt eine geiſtreiche Bosheit vorzüglich deßwegen unſre Gunſt, weil ſie ein Mittel iſt, uns den Genuß der moraliſchen Zweckmäßigkeit zu verſchaffen. Je gefährlicher die Schlingen ſind, welche Lovelace Clariſſens Tugend legt, je härter die Proben ſind, auf welche die erfinderiſche Grauſamkeit eines Despoten die Standhaftigkeit ſeines unſchuldigen Opfers ſtellt, in deſto höherm Glanz ſehen wir die moraliſche Zweckmäßigkeit triumphiren. Wir freuen uns über die Macht des moraliſchen Pflichtgefühls, welche die Erfindungskraft eines Verführers ſo ſehr in Arbeit ſetzen kann. Hingegen rechnen wir dem conſequenten Böſewicht die Beſiegung des moraliſchen Gefühls, von dem wir wiſſen, daß es ſich nothwendig in ihm regen mußte, zu einer Art von Verdienſt an, weil es von einer gewiſſen Stärke der Seele und einer großen Zweckmäßigkeit des Verſtandes zeugt, ſich durch keine moraliſche Regung in ſeinem Handeln irre machen zu laſſen.

Uebrigens iſt es unwiderſprechlich, daß eine zweckmäßige Bosheit nur alsdann der Gegenſtand eines vollkommenen Wohlgefallens werden kann, wenn ſie vor der moraliſchen Zweckmäßigkeit zu Schanden wird. Dann iſt ſie ſogar eine weſentliche Bedingung des höchſten Wohlgefallens, weil ſie allein vermag, die Uebermacht des moraliſchen Gefühls recht einleuchtend zu machen. Es gibt davon keinen überzeugendern Beweis, als den letzten Eindruck, mit dem uns der Verfaſſer der Clariſſa entläßt. Die höchſte Verſtandeszweckmäßigkeit, die wir in dem Verführungsplane des Lovelace unfreiwillig bewundern mußten, wird durch die Vernunftzweckmäßigkeit, welche Clariſſa dieſem furchtbaren Feind ihrer Unſchuld entgegenſetzt, glorreich übertroffen, und wir ſehen uns dadurch in den Stand geſetzt, den Genuß Beider in einem hohen Grad zu vereinigen.

Inſofern ſich der tragiſche Dichter zum Ziel ſetzt, das Gefühl der moraliſchen Zweckmäßigkeit zu einem lebendigen Bewußtſeyn zu bringen, inſofern er alſo die Mittel zu dieſem Zweck verſtändig wählt und anwendet, muß er den Kenner jederzeit auf eine gedoppelte Art durch die moraliſche und durch die Naturzweckmäßigkeit ergötzen. Durch jene wird er das Herz, durch dieſe den Verſtand befriedigen. Der große Haufe erleidet gleichſam blind die von dem Künſtler auf das

Herz beabſichtete Wirkung, ohne die Magie zu durchblicken, vermittelſt welcher die Kunſt dieſe Macht über ihn ausübte. Aber es gibt eine gewiſſe Klaſſe von Kennern, bei denen der Künſtler, gerade umgekehrt, die auf das Herz abgezielte Wirkung verliert, deren Geſchmack er aber durch die Zweckmäßigkeit der dazu angewandten Mittel für ſich gewinnen kann. In dieſen ſonderbaren Widerſpruch artet öfters die feinſte Kultur des Geſchmacks aus, beſonders wo die moraliſche Veredlung hinter der Bildung des Kopfes zurückbleibt. Dieſe Art Kenner ſuchen im Rührenden und Erhabenen nur das Verſtändige; dieſes empfinden und prüfen ſie mit dem richtigſten Geſchmack, aber man hüte ſich, an ihr Herz zu appelliren. Alter und Kultur führen uns dieſer Klippe entgegen, und dieſen nachtheiligen Einfluß von beiden glücklich beſiegen, iſt der höchſte Charakterruhm des gebildeten Mannes. Unter Europens Nationen ſind unſere Nachbarn, die Franzoſen, dieſem Extrem am nächſten geführt worden, und wir ringen, wie in Allem, ſo auch hier, dieſem Muſter nach.

Ueber die tragiſche Kunſt. *

Der Zuſtand des Affekts für ſich ſelbſt, unabhängig von aller Beziehung ſeines Gegenſtandes auf unſere Verbeſſerung oder Verſchlimmerung, hat etwas Ergötzendes für uns; wir ſtreben, uns in denſelben zu verſetzen, wenn es auch einige Opfer koſten ſollte. Unſern gewöhnlichſten Vergnügungen liegt dieſer Trieb zum Grunde; ob der Affekt auf Begierde oder Verabſcheuung gerichtet, ob er ſeiner Natur nach angenehm oder peinlich ſey, kommt dabei wenig in Betrachtung. Vielmehr lehrt die Erfahrung, daß der unangenehme Affekt den größern Reiz für uns habe, und alſo die Luſt am Affekt mit ſeinem Inhalt gerade in umgekehrtem Verhältniſſe ſtehe. Es iſt eine allgemeine Erſcheinung in unſerer Natur, daß uns das Traurige, das Schreckliche, das Schauderhafte ſelbſt, mit unwiderſtehlichem Zauber an ſich lockt, daß wir uns von Auftritten des Jammers, des Entſetzens, mit gleichen

---

* Anmerkung des Herausgebers. Im zweiten Stück der neuen Thalia vom Jahre 1792 findet ſich dieſer Aufſatz zuerſt.

Kräften weggeſtoßen und wieder angezogen fühlen. Alles drängt ſich voll Erwartung um den Erzähler einer Mordgeſchichte; das abenteuerlichſte Geſpenſtermährchen verſchlingen wir mit Begierde und mit deſto größerer, je mehr uns dabei die Haare zu Berge ſteigen.

Lebhafter äußert ſich dieſe Regung bei Gegenſtänden der wirklichen Anſchauung. Ein Meerſturm, der eine ganze Flotte verſenkt, vom Ufer aus geſehen, würde unſere Phantaſie eben ſo ſtark ergötzen, als er unſer fühlendes Herz empört; es dürfte ſchwer ſeyn, mit dem Lucrez zu glauben, daß dieſe natürliche Luſt aus einer Vergleichung unſrer eigenen Sicherheit mit der wahrgenommenen Gefahr entſpringe. Wie zahlreich iſt nicht das Gefolge, das einen Verbrecher nach dem Schauplatz ſeiner Qualen begleitet! Weder das Vergnügen befriedigter Gerechtigkeitsliebe, noch die unedle Luſt der geſtillten Rachbegierde kann dieſe Erſcheinung erklären. Dieſer Unglückliche kann in dem Herzen der Zuſchauer ſogar entſchuldigt, das aufrichtigſte Mitleid für ſeine Erhaltung geſchäftig ſeyn; dennoch regt ſich, ſtärker oder ſchwächer, ein neugieriges Verlangen bei dem Zuſchauer, Aug' und Ohr auf den Ausdruck ſeines Leidens zu richten. Wenn der Menſch von Erziehung und verfeinertem Gefühl hierin eine Ausnahme macht, ſo rührt dies nicht daher, daß dieſer Trieb gar nicht in ihm vorhanden war, ſondern daher, daß er von der ſchmerzhaften Stärke des Mitleids überwogen, oder von den Geſetzen des Anſtands in Schranken gehalten wird. Der rohe Sohn der Natur, den kein Gefühl zarter Menſchlichkeit zügelt, überläßt ſich ohne Scheu dieſem mächtigen Zuge. Er muß alſo in der urſprünglichen Anlage des menſchlichen Gemüths gegründet, und durch ein allgemeines pſychologiſches Geſetz zu erklären ſeyn.

Wenn wir aber auch dieſe rohen Naturgefühle mit der Würde der menſchlichen Natur unverträglich finden, und deßwegen Anſtand nehmen, ein Geſetz für die ganze Gattung darauf zu gründen, ſo gibt es noch Erfahrungen genug, die die Wirklichkeit und Allgemeinheit des Vergnügens an ſchmerzhaften Rührungen außer Zweifel ſetzen. Der peinliche Kampf entgegengeſetzter Neigungen oder Pflichten, der für denjenigen, der ihn erleidet, eine Quelle des Elends iſt, ergötzt uns in der Betrachtung; wir folgen mit immer ſteigender Luſt den Fortſchritten einer Leidenſchaft bis zu dem Abgrund, in welchen ſie ihr unglückliches Opfer hinabzieht. Das nämliche zarte Gefühl, das uns von dem Anblick eines phyſiſchen Leidens, oder auch von dem phyſiſchen Ausdruck eines moraliſchen zurückſchreckt, läßt uns in der Sympathie mit dem reinen moraliſchen Schmerz eine nur deſto ſüßere Luſt empfinden. Das Intereſſe iſt allgemein, mit dem wir bei Schilderungen ſolcher Gegenſtände verweilen.

Natürlicher Weiſe gilt dies nur von dem mitgetheilten oder nachempfundenen Affekt; denn die nahe Beziehung, in welcher der urſprüngliche zu unſerm Glückſeligkeitstriebe ſteht, beſchäftigt und beſitzt uns gewöhnlich zu ſehr, um der Luſt Raum zu laſſen, die er, frei von jeder eigennützigen Beziehung, für ſich gewährt. So iſt bei demjenigen, der wirklich von einer ſchmerzhaften Leidenſchaft beherrſcht wird, das Gefühl des Schmerzens überwiegend, ſo ſehr die Schilderung ſeiner Gemüthslage den Hörer oder Zuſchauer entzücken kann. Deſſenungeachtet iſt ſelbſt der urſprüngliche ſchmerzhafte Affekt für denjenigen, der ihn erleidet, nicht ganz an Vergnügen leer; nur ſind die Grade dieſes Vergnügens nach der Gemüthsbeſchaffenheit der Menſchen verſchieden. Läge nicht auch in der Unruhe, im Zweifel, in der Furcht ein Genuß, ſo würden Hazardſpiele ungleich weniger Reiz für uns haben, ſo würde man ſich nie aus tollkühnem Muthe in Gefahren ſtürzen, ſo könnte ſelbſt die Sympathie mit fremden Leiden gerade im Moment der höchſten Illuſion und im ſtärkſten Grad der Verwechslung nicht am lebhafteſten ergötzen. Dadurch aber wird nicht geſagt, daß die unangenehmen Affekte an und für ſich ſelbſt Luſt gewähren, welches zu behaupten wohl Niemand ſich einfallen laſſen wird; es iſt genug, wenn dieſe Zuſtände des Gemüths bloß die Bedingungen abgeben, unter welchen allein gewiſſe Arten des Vergnügens für uns möglich ſind. Gemüther alſo, welche für dieſe Arten des Vergnügens vorzüglich empfänglich und vorzüglich darnach lüſtern ſind, werden ſich leichter mit dieſen unangenehmen Bedingungen verſöhnen, und auch in den heftigſten Stürmen der Leidenſchaft ihre Freiheit nicht ganz verlieren.

Von der Beziehung ſeines Gegenſtandes auf unſer ſinnliches oder ſittliches Vermögen rührt die Unluſt her, welche wir bei widrigen Affekten empfinden, ſo wie die Luſt bei den angenehmen aus eben dieſen Quellen entſpringt. Nach dem Verhältniß nun, in welchem die ſittliche Natur eines Menſchen zu ſeiner ſinnlichen ſteht, richtet ſich auch der Grad der Freiheit, der in Affekten behauptet werden kann; und da nun bekanntlich im Moraliſchen keine Wahl für uns ſtattfindet, der ſinnliche Trieb hingegen der Geſetzgebung der Vernunft unterworfen und alſo in unſerer Gewalt iſt, wenigſtens ſeyn ſoll, ſo leuchtet ein, daß es möglich iſt, in allen denjenigen Affekten, welche mit dem eigennützigen Trieb zu thun haben, eine vollkommene Freiheit zu behalten, und über den Grad Herr zu ſeyn, den ſie erreichen ſollen. Dieſer wird in eben dem Maße ſchwächer ſeyn, als der moraliſche Sinn über den Glückſeligkeitstrieb bei einem Menſchen die Obergewalt behauptet, und die eigennützige Anhänglichkeit an ſein individuelles Ich durch den Gehorſam gegen allgemeine Vernunftgeſetze vermindert wird. Ein ſolcher Menſch wird alſo im Zuſtand des Affekts die Beziehung eines Gegenſtandes auf ſeinen Glückſeligkeitstrieb weit weniger empfinden, und folglich auch weit weniger von der Unluſt erfahren, die nur aus dieſer Beziehung entſpringt; hingegen wird er deſto mehr auf das Verhältniß merken, in welchem eben dieſer Gegenſtand zu ſeiner Sittlichkeit ſteht, und eben darum auch deſto empfänglicher für die Luſt ſeyn, welche die Beziehung auf's Sittliche nicht ſelten in die peinlichſten Leiden der Sinnlichkeit miſcht. Eine ſolche Verfaſſung des Gemüths iſt am fähigſten, das Vergnügen des Mitleids zu genießen, und ſelbſt den urſprünglichen Affekt in den Schranken des Mitleids zu erhalten. Daher der hohe Werth einer Lebensphiloſophie, welche durch ſtete Hinweiſung auf allgemeine Geſetze das Gefühl für unſere Individualität entkräftet, im Zuſammenhange des großen Ganzen unſer kleines Selbſt uns verlieren lehrt, und uns dadurch in den Stand ſetzt, mit uns ſelbſt wie mit Fremdlingen umzugehen. Dieſe erhabene Geiſtesſtimmung iſt das Loos ſtarker und philoſophiſcher Gemüther, die durch fortgeſetzte Arbeit an ſich ſelbſt den eigennützigen Trieb unterjochen gelernt haben. Auch der ſchmerzhafteſte Verluſt führt ſie nicht über eine Wehmuth hinaus, mit der ſich noch immer ein merklicher Grad des Vergnügens gatten kann. Sie, die allein fähig ſind, ſich von ſich ſelbſt zu trennen, genießen allein das Vorrecht, an ſich ſelbſt Theil zu nehmen, und eigenes Leiden in dem milden Widerſchein der Sympathie zu empfinden.

Schon das Bisherige enthält Winke genug, die uns auf die Quellen des Vergnügens, das der Affekt an ſich ſelbſt, und vorzüglich der traurige, gewährt, aufmerkſam machen. Es iſt größer, wie man geſehen hat, in moraliſchen Gemüthern, und wirkt deſto freier, je mehr das Gemüth von dem eigennützigen Triebe unabhängig iſt. Es iſt ferner lebhafter und ſtärker in traurigen Affekten, wo die Selbſtliebe gekränkt wird, als in fröhlichen, welche eine Befriedigung derſelben vorausſetzen; alſo wächſt es, wo der eigennützige Trieb beleidigt, und nimmt ab, wo dieſem Triebe geſchmeichelt wird. Wir kennen aber nicht mehr als zweierlei Quellen des Vergnügens, die Befriedigung des Glückſeligkeitstriebes und die Erfüllung moraliſcher Geſetze; eine Luſt alſo, von der man bewieſen hat, daß ſie nicht aus der erſten Quelle entſprang, muß nothwendig aus der zweiten ihren Urſprung nehmen. Aus unſerer moraliſchen Natur alſo quillt die Luſt hervor, wodurch uns ſchmerzhafte Affekte in der Mittheilung entzücken, und, auch ſogar urſprünglich empfunden, in gewiſſen Fällen noch angenehm rühren.

Man hat es auf mehrere Art verſucht, das Vergnügen des Mitleids zu erklären: aber die wenigſten Auflöſungen konnten befriedigend ausfallen, weil man den Grund der Erſcheinung lieber in begleitenden Umſtänden als in der Natur des Affekts ſelbſt aufſuchte. Vielen iſt das Vergnügen des Mitleids nichts Anderes, als das Vergnügen der Seele an ihrer Empfindſamkeit; Andern die Luſt an ſtarkbeſchäftigten Kräften lebhafter Wirkſamkeit des Begehrungsvermögens, kurz an einer Befriedigung des Thätigkeitsvermögens, Andere laſſen ſie aus der Entdeckung ſittlich ſchöner Charakterzüge, die der Kampf mit dem Unglück und mit der Leidenſchaft ſichtbar mache, entſpringen. Noch immer aber bleibt unaufgelöſt, warum gerade die Pein ſelbſt, das eigentliche Leiden, bei Gegenſtänden des Mitleids uns am mächtigſten anzieht, da nach jenen Erklärungen ein ſchwächerer Grad des Leidens den angeführten Urſachen unſrer Luſt an der Rührung offenbar günſtiger ſeyn müßte. Die Lebhaftigkeit und Stärke der in unſerer Phantaſie erweckten Vorſtellungen, die ſittliche Vortrefflichkeit der leidenden Perſonen, der Rückblick des mitleidenden Subjekts auf ſich ſelbſt, können die Luſt an Rührungen wohl erhöhen, aber ſie ſind die Urſache nicht, die ſie hervorbringt. Das Leiden einer ſchwachen Seele, der Schmerz eines Böſewichts, gewähren uns dieſen Genuß freilich nicht; aber deßwegen nicht, weil ſie unſer Mitleid nicht in dem Grade wie der leidende Held oder der kämpfende Tugendhafte erregen. Stets alſo kehrt die erſte Frage zurück, warum eben juſt der Grad des Leidens den Grad der ſympathetiſchen Luſt an einer Rührung beſtimme, und ſie kann auf keine andere Art beantwortet werden, als daß gerade der Angriff auf unſere Sinnlichkeit die Bedingung ſey, diejenige Kraft des Gemüths aufzuregen, deren Thätigkeit jenes Vergnügen an ſympathetiſchem Leiden erzeugt.

Dieſe Kraft nun iſt keine andere als die Vernunft, und inſofern die freie Wirkſamkeit derſelben, als abſolute Selbſtthätigkeit, vorzugsweiſe den Namen der Thätigkeit verdient, inſofern ſich das Gemüth nur in ſeinem ſittlichen Handeln vollkommen unabhängig und frei fühlt; inſofern iſt es freilich der befriedigte Trieb der Thätigkeit, von welchem unſer Vergnügen an traurigen Rührungen ſeinen Urſprung zieht. Aber ſo iſt es auch nicht die Menge, nicht die Lebhaftigkeit der Vorſtellungen, nicht die Wirkſamkeit des Begehrungsvermögens überhaupt, ſondern eine beſtimmte Gattung der erſtern, und eine beſtimmte, durch Vernunft erzeugte Wirkſamkeit des letztern, was dieſem Vergnügen zum Grunde liegt.

Der mitgetheilte Affekt überhaupt hat alſo etwas Ergötzendes für uns, weil er den Thätigkeitstrieb befriedigt; der traurige Affekt leiſtet jede Wirkung in einem höhern Grade, weil er dieſen Trieb in einem höhern Grade befriedigt. Nur im Zuſtand ſeiner vollkommenen Freiheit, nur im Bewußtſeyn ſeiner vernünftigen Natur äußert das Gemüth ſeine höchſte Thätigkeit, weil es da allein eine Kraft anwendet, die jedem Widerſtand überlegen iſt.

Derjenige Zuſtand des Gemüths alſo, der vorzugsweiſe dieſe Kraft zu ihrer Verkündigung bringt, dieſe höhere Thätigkeit weckt, iſt der zweckmäßigſte für ein vernünftiges Weſen, und für den Thätigkeitstrieb der befriedigendſte; er muß alſo mit einem vorzüglichen Grade von Luſt verknüpft ſeyn. [*] In einen ſolchen Zuſtand verſetzt uns der traurige Affekt, und die Luſt an demſelben muß die Luſt an fröhlichen Affekten in eben dem Grad übertreffen, als das ſittliche Vermögen in uns über das ſinnliche erhaben iſt.

Was in dem ganzen Syſtem der Zwecke nur ein untergeordnetes Glied iſt, darf die Kunſt aus dieſem Zuſammenhange abſondern und als Hauptzweck verfolgen. Für die Natur mag das Vergnügen nur ein mittelbarer Zweck ſeyn; für die Kunſt iſt es der höchſte. Es gehört alſo vorzüglich zum Zweck der letztern, das hohe Vergnügen nicht zu vernachläſſigen, das in der traurigen Rührung enthalten iſt. Diejenige Kunſt aber, welche ſich das Vergnügen des Mitleids insbeſondere zum Zweck ſetzt, heißt die tragiſche Kunſt im allgemeinſten Verſtande.

---

[*] Siehe die Abhandlung über den Grund des Vergnügens an tragiſchen Gegenſtänden.

Die Kunſt erfüllt ihren Zweck durch Nachahmung der Natur, indem ſie die Bedingungen erfüllt, unter welchen das Vergnügen in der Wirklichkeit möglich wird, und die zerſtreuten Anſtalten der Natur zu dieſem Zwecke nach einem verſtändigen Plan vereinigt, um das, was dieſe bloß zu ihrem Nebenzweck machte, als letzten Zweck zu erreichen. Die tragiſche Kunſt wird alſo die Natur in denjenigen Handlungen nachahmen, welche den mitleidenden Affekt vorzüglich zu erwecken vermögen.

Um alſo der tragiſchen Kunſt ihr Verfahren im Allgemeinen vorzuſchreiben, iſt es vor Allem nöthig, die Bedingungen zu wiſſen, unter welchen nach der gewöhnlichen Erfahrung das Vergnügen der Rührung am gewiſſeſten und am ſtärkſten erzeugt zu werden pflegt; zugleich aber auch auf diejenigen Umſtände aufmerkſam zu machen, welche es einſchränken oder gar zerſtören.

Zwei entgegengeſetzte Urſachen gibt die Erfahrung an, welche das Vergnügen an Rührungen hindern: wenn das Mitleid entweder zu ſchwach, oder wenn es ſo ſtark erregt wird, daß der mitgetheilte Affekt zu der Lebhaftigkeit eines urſprünglichen übergeht. Jenes kann wieder entweder an der Schwäche des Eindrucks liegen, den wir von dem urſprünglichen Leiden erhalten, in welchem Falle wir ſagen, daß unſer Herz kalt bleibt, und wir weder Schmerz noch Vergnügen empfinden; oder es liegt an ſtärkern

Empfindungen, welche den empfangenen Eindruck bekämpfen und durch ihr Uebergewicht im Gemüth das Vergnügen des Mitleids ſchwächen oder gänzlich erſticken.

Nach dem, was im vorhergehenden Aufſatz über den Grund des Vergnügens an tragiſchen Gegenſtänden behauptet wurde, iſt bei jeder tragiſchen Rührung die Vorſtellung einer Zweckwidrigkeit, welche, wenn die Rührung ergötzend ſeyn ſoll, jederzeit auf eine Vorſtellung von höherer Zweckmäßigkeit leitet. Auf das Verhältniß dieſer beiden entgegengeſetzten Vorſtellungen unter einander kommt es nun an, ob bei einer Rührung die Luſt oder die Unluſt hervorſtechen ſoll. Iſt die Vorſtellung der Zweckwidrigkeit lebhafter als die des Gegentheils, oder iſt der verletzte Zweck von größerer Wichtigkeit als der erfüllte, ſo wird jederzeit die Unluſt die Oberhand behalten; es mag dieſes nun objektiv von der menſchlichen Gattung überhaupt, oder bloß ſubjektiv von beſondern Individuen gelten.

Wenn die Unluſt über die Urſache eines Unglücks zu ſtark wird, ſo ſchwächt ſie unſer Mitleid mit demjenigen, der es leidet. Zwei ganz verſchiedene Empfindungen können nicht zu gleicher Zeit in einem hohen Grade in dem Gemüthe vorhanden ſeyn. Der Unwille über den Urheber des Leidens wird zum herrſchenden Affekt, und jedes andere Gefühl muß ihm weichen. So ſchwächt es jederzeit unſern Antheil, wenn ſich der Unglückliche, den wir bemitleiden ſollen, aus eigner unverzeihlicher Schuld in ſein Verderben geſtürzt hat, oder ſich auch aus Schwäche des Verſtandes und aus Kleinmuth nicht, da er es doch könnte, aus demſelben zu ziehen weiß. Unſerm Antheil an dem unglücklichen, von ſeinen undankbaren Töchtern mißhandelten Lear ſchadet es nicht wenig, daß dieſer kindiſche Alte ſeine Krone ſo leichtſinnig hingab, und ſeine Liebe ſo unverſtändig unter ſeinen Töchtern vertheilte. In dem Kronegk'ſchen Trauerſpiel Olint und Sophronia kann ſelbſt das fürchterlichſte Leiden, dem wir dieſe beiden Märtyrer ihres Glaubens ausgeſetzt ſehen, unſer Mitleid, und ihr erhabener Heroismus unſere Bewunderung nur ſchwach erregen, weil der Wahnſinn allein eine Handlung begehen kann, wie diejenige iſt, wodurch Olint ſich ſelbſt und ſein ganzes Volk an den Rand des Verderbens führte.

Unſer Mitleid wird nicht weniger geſchwächt, wenn der Urheber eines Unglücks, deſſen ſchuldloſe Opfer wir bemitleiden ſollen, unſere Seele mit Abſcheu erfüllt. Es wird jederzeit der höchſten Vollkommenheit ſeines Werks Abbruch thun, wenn der tragiſche Dichter nicht ohne einen Böſewicht auskommen kann, und wenn er gezwungen iſt, die Gröſſe des Leidens von der Größe der Bosheit herzuleiten. Shakeſpeare's Jago und Lady Macbeth, Cleopatra in der Roxolane, Franz Moor in den Räubern zeugen für dieſe Behauptung. Ein Dichter, der ſich auf ſeinen wahren Vortheil verſteht, wird das Unglück nicht durch einen böſen Willen, der Unglück beabſichtet, noch viel weniger durch einen Mangel des Verſtandes, ſondern durch den Zwang der Umſtände herbeiführen. Entſpringt daſſelbe nicht aus moraliſchen Quellen, ſondern von äußerlichen

Dingen, die weder Willen haben, noch einem Willen unterworfen ſind, ſo iſt das Mitleid reiner, und wird zum wenigſten durch keine Vorſtellung moraliſcher Zweckwidrigkeit geſchwächt. Aber dann kann dem theilnehmenden Zuſchauer das unangenehme Gefühl einer Zweckwidrigkeit in der Natur nicht erlaſſen werden, welche in dieſem Fall allein die moraliſche Zweckmäßigkeit retten kann. Zu einem weit höhern Grad ſteigt das Mitleid, wenn ſowohl derjenige, welcher leidet, als derjenige, welcher Leiden verurſacht, Gegenſtände deſſelben werden. Dies kann nur dann geſchehen, wenn der Letztere weder unſern Haß noch unſere Verachtung erregt, ſondern wider ſeine Neigung dahin gebracht wird, Urheber des Unglücks zu werden. So iſt es eine vorzügliche Schönheit in der deutſchen Iphigenia, daß der Tauriſche König, der Einzige, der den Wünſchen Oreſts und ſeiner Schweſter im Wege ſteht, nie unſre Achtung verliert, und uns zuletzt noch Liebe abnöthigt.

Dieſe Gattung des Rührenden wird noch von derjenigen übertroffen, wo die Urſache des Unglücks nicht allein nicht der Moralität widerſprechend, ſondern ſogar durch Moralität allein möglich iſt, und wo das wechſelſeitige Leiden bloß von der Vorſtellung herrührt, daß man Leiden erweckte. Von dieſer Art iſt die Situation Chimenens und Roderichs im Cid des Peter Corneille; unſtreitig, was die Verwicklung betrifft, dem Meiſterſtück der tragiſchen-Bühne. Ehrliebe und Kindespflicht bewaffnen Roderichs Hand gegen den Vater ſeiner Geliebten, und Tapferkeit macht ihn zum

Ueberwinder desſelben; Ehrliebe und Kindespflicht erwecken ihm in Chimenen, der Tochter des Erſchlagenen, eine furchtbare Anklägerin und Verfolgerin. Beide handeln ihrer Neigung entgegen, welche vor dem Unglück des verfolgten Gegenſtandes eben ſo ängſtlich zittert, als eifrig ſie die moraliſche Pflicht macht, dieſes Unglück herbeizurufen. Beide alſo gewinnen unſre höchſte Achtung, weil ſie auf Koſten der Neigung eine moraliſche Pflicht erfüllen; beide entflammen unſer Mitleid auf's Höchſte, weil ſie freiwillig und aus einem Beweggrund leiden, der ſie in hohem Grade achtungswürdig macht. Hier alſo wird unſer Mitleid ſo wenig durch widrige Gefühle geſtört, daß es vielmehr in doppelter Flamme auflodert; bloß die Unmöglichkeit, mit der höchſten Würdigkeit zum Glücke die Idee des Unglücks zu vereinbaren, könnte unſere ſympathetiſche Luſt noch durch eine Wolke des Schmerzens trüben. Wie viel auch ſchon dadurch gewonnen wird, daß unſer Unwille über dieſe Zweckwidrigkeit kein moraliſches Weſen betrifft, ſondern an den unſchädlichſten Ort, auf die Nothwendigkeit abgeleitet wird, ſo iſt eine blinde Unterwürfigkeit unter das Schickſal immer demüthigend und kränkend für freie ſich ſelbſt beſtimmende Weſen. Dies iſt es, was uns auch in den vortrefflichſten Stücken der griechiſchen Bühne etwas zu wünſchen übrig läßt, weil in allen dieſen Stücken zuletzt an die Nothwendigkeit appellirt wird, und für unſere Vernunft fordernde Vernunft immer ein unaufgelöſter Knoten zurückbleibt. Aber auf der höchſten und letzten Stufe, welche der moraliſch gebildete Menſch erklimmt, und zu welcher die rührende Kunſt ſich erheben kann, löst ſich auch dieſer, und jeder Schatten von Unluſt verſchwindet mit ihm. Dies geſchieht, wenn ſelbſt dieſe Unzufriedenheit mit dem Schickſal hinwegfällt, und ſich in die Ahnung oder lieber in ein deutliches Bewußtſeyn einer teleologiſchen Verknüpfung der Dinge, einer erhabenen Ordnung, eines gütigen Willens verliert. Dann geſellt ſich zu unſerm Vergnügen an moraliſcher Uebereinſtimmung die erquickende Vorſtellung der vollkommenſten Zweckmäßigkeit im großen Ganzen der Natur, und die ſcheinbare Verletzung derſelben, welche uns in dem einzelnen Falle Schmerzen erweckte, wird bloß ein Stachel für unſere Vernunft, in allgemeinen Geſetzen eine Rechtfertigung dieſes beſondern Falles aufzuſuchen, und den einzelnen Mißlaut in der großen Harmonie aufzulöſen. Zu dieſer reinen Höhe tragiſcher Rührung hat ſich die griechiſche Kunſt nie erhoben, weil weder die Volksreligion noch ſelbſt die Philoſophie der Griechen ihnen ſo weit voranleuchtete. Der neuern Kunſt, welche den Vortheil genießt, von einer geläuterten Philoſophie einen reinern Stoff zu empfangen, iſt es aufbehalten, auch dieſe höchſte Forderung zu erfüllen, und ſo die ganze moraliſche Würde der Kunſt zu entfalten. Müſſen wir Neuern wirklich darauf Verzicht thun, griechiſche Kunſt je wieder herzuſtellen, wenn der philoſophiſche Genius des Zeitalters und die moderne Kultur überhaupt der Poeſie nicht günſtig ſind, ſo wirken ſie weniger nachtheilig auf die tragiſche Kunſt, welche mehr auf dem Sittlichen ruht.

Ihr allein erſetzt vielleicht unſere Kultur den Raub, den ſie an der Kunſt überhaupt verübte.

So wie die tragiſche Rührung durch Einmiſchung widriger Vorſtellungen und Gefühle geſchwächt, und dadurch die Luſt an derſelben vermindert wird, ſo kann ſie im Gegentheil durch zu große Annäherung an den urſprünglichen Affekt zu einem Grade ausſchweifen, der den Schmerz überwiegend macht. Es iſt bemerkt worden, daß die Unluſt in Affekten von der Beziehung ihres Gegenſtandes auf unſere Sinnlichkeit, ſo wie die Luſt an denſelben von der Beziehung des Affekts ſelbſt auf unſere Sittlichkeit, ſeinen Urſprung nehme. Es wird alſo zwiſchen Sinnlichkeit und Sittlichkeit ein beſtimmtes Verhältniß vorausgeſetzt, welches das Verhältniß der Unluſt zu der Luſt in traurigen Rührungen entſcheidet, und welches nicht verändert oder umgekehrt werden kann, ohne zugleich die Gefühle von Luſt und Unluſt bei Rührungen umzukehren, oder in ihr Gegentheil zu verwandeln. Je lebhafter die Sinnlichkeit in unſerm Gemüthe erwacht, deſto ſchwächer wird die Sittlichkeit wirken, und umgekehrt, je mehr jene von ihrer Macht verliert, deſto mehr wird dieſe an Stärke gewinnen. Was alſo der Sinnlichkeit in unſerm Gemüthe ein Uebergewicht gibt, muß nothwendiger Weiſe, weil es die Sittlichkeit einſchränkt, unſer Vergnügen an Rührungen vermindern, das allein aus dieſer Sittlichkeit fließt; ſo wie Alles, was dieſer letztern in unſerm Gemüth einen Schwung gibt, ſogar in urſprünglichen Affekten dem Schmerz ſeinen Stachel nimmt. Unſere Sinnlichkeit erlangt aber dieſes Uebergewicht wirklich, wenn ſich die Vorſtellungen des Leidens zu einem ſolchen Grade der Lebhaftigkeit erheben, der uns keine Möglichkeit übrig läßt, den mitgetheilten Affekt von einem urſprünglichen, unſer eigenes Ich von dem leidenden Subjekt, oder Wahrheit von Dichtung zu unterſcheiden. Sie erlangt gleichfalls das Uebergewicht, wenn ihr durch Anhäufung ihrer Gegenſtände und durch das blendende Licht, das eine aufgeregte Einbildungskraft darüber verbreitet, Nahrung gegeben wird. Nichts hingegen iſt geſchickter, ſie in ihre Schranken zurückzuweiſen, als der Beiſtand überſinnlicher, ſittlicher Ideen, an denen ſich die unterdrückte Vernunft, wie an geiſtigen Stützen, aufrichtet, um ſich über den trüben Dunſtkreis der Gefühle in einen heitern Horizont zu erheben. Daher der große Reiz, welchen allgemeine Wahrheiten oder Sittenſprüche, an der rechten Stelle in den dramatiſchen Dialog eingeſtreut, für alle gebildete Völker gehabt haben, und der faſt übertriebene Gebrauch, den ſchon die Griechen davon machten. Nichts iſt einem ſittlichen Gemüthe willkommener, als nach einem lang anhaltenden Zuſtand des bloßen Leidens aus der Dienſtbarkeit der Sinne zur Selbſtthätigkeit geweckt, und in ſeine Freiheit wieder eingeſetzt zu werden.

So viel von den Urſachen, welche unſer Mitleid einſchränken, und dem Vergnügen an der traurigen Rührung im Wege ſtehen. Jetzt ſind die Bedingungen aufzuzählen, unter welchen das Mitleid befördert, und die Luſt der Rührung am Unfehlbarſten und am Stärkſten erweckt wird.

Alles Mitleid ſetzt Vorſtellungen des Leidens voraus, und nach der Lebhaftigkeit, Wahrheit, Vollſtändigkeit und Dauer der letztern richtet ſich auch der Grad der erſtern.

1) Je lebhafter die Vorſtellungen, deſto mehr wird das Gemüth zur Thätigkeit eingeladen, deſto mehr wird ſeine Sinnlichkeit gereizt, deſto mehr alſo auch ſein ſittliches Vermögen zum Widerſtand aufgefordert. Vorſtellungen des Leidens laſſen ſich aber auf zwei verſchiedenen Wegen erhalten, welche der Lebhaftigkeit des Eindrucks nicht auf gleiche Art günſtig ſind. Ungleich ſtärker afficiren uns Leiden, von denen wir Zeugen ſind, als ſolche, die wir erſt durch Erzählung oder Beſchreibung erfahren. Jene heben das freie Spiel unſerer Einbildungskraft auf, und dringen, da ſie unſere Sinnlichkeit unmittelbar treffen, auf dem kürzeſten Weg zu unſerm Herzen. Bei der Erzählung hingegen wird das Beſondere erſt zum Allgemeinen erhoben, und aus dieſem dann das Beſondere erkannt, alſo ſchon durch dieſe nothwendige Operation des Verſtandes dem Eindruck ſehr viel von ſeiner Stärke entzogen. Ein ſchwacher Eindruck aber wird ſich des Gemüths nicht ungetheilt bemächtigen, und fremdartigen Vorſtellungen Raum geben, ſeine Wirkung zu ſtören und die Aufmerkſamkeit zu zerſtreuen. Sehr oft verſetzt uns auch die erzählende Darſtellung aus dem Gemüthszuſtand der handelnden Perſonen in den des Erzählers, welches die, zum Mitleid ſo nothwendige

Täuſchung unterbricht. So oft der Erzähler in eigner Perſon ſich vordringt, entſteht ein Stillſtand in der Handlung, und darum unvermeidlich auch in unſerm theilnehmenden Affekt; dies ereignet ſich ſelbſt dann, wenn ſich der dramatiſche Dichter im Dialog vergißt, und der ſprechenden Perſon Betrachtungen in den Mund legt, die nur ein kalter Zuſchauer anſtellen konnte. Von dieſem Fehler dürfte ſchwerlich eine unſerer neuern Tragödien frei ſeyn, doch haben ihn die franzöſiſchen allein zur Regel erhoben. Unmittelbare lebendige Gegenwart und Verſinnlichung ſind alſo nöthig, unſern Vorſtellungen vom Leiden diejenige Stärke zu geben, die zu einem hohen Grade von Rührung erfordert wird.

2) Aber wir können die lebhafteſten Eindrücke von einem Leiden erhalten, ohne doch zu einem merklichen Grad des Mitleids gebracht zu werden, wenn es dieſen Eindrücken an Wahrheit fehlt. Wir müſſen uns einen Begriff von dem Leiden machen, an dem wir Theil nehmen ſollen; dazu gehört eine Uebereinſtimmung deſſelben mit etwas, was ſchon vorher in uns vorhanden iſt. Die Möglichkeit des Mitleids beruht nämlich auf der Wahrnehmung oder Vorausſetzung einer Aehnlichkeit zwiſchen uns und dem leidenden Subjekt. Ueberall, wo dieſe Aehnlichkeit ſich erkennen läßt, iſt das Mitleid nothwendig; wo ſie fehlt, unmöglich. Je ſichtbarer und größer die Aehnlichkeit, deſto lebhafter unſer Mitleid; je geringer jene, deſto ſchwächer auch dieſes. Es müſſen, wenn wir den Affekt eines Andern ihm nachempfinden ſollen, alle

innere Bedingungen zu dieſem Affekt in uns ſelbſt vorhanden ſeyn, damit die äußre Urſache, die durch ihre Vereinigung mit jenen dem Affekt die Entſtehung gab, auch auf uns eine gleiche Wirkung äußern könne. Wir müſſen, ohne uns Zwang anzuthun, die Perſon mit ihm zu wechſeln, unſer eigenes Ich ſeinem Zuſtande augenblicklich unterzuſchieben fähig ſeyn. Wie iſt es aber möglich, den Zuſtand eines Andern in uns zu empfinden, wenn wir nicht uns zuvor in dieſem Andern gefunden haben?

Dieſe Aehnlichkeit geht auf die ganze Grundlage des Gemüths, inſofern dieſe nothwendig und allgemein iſt. Allgemeinheit und Nothwendigkeit aber enthält vorzugsweiſe unſre ſittliche Natur. Das ſinnliche Vermögen kann durch zufällige Urſachen anders beſtimmt werden; ſelbſt unſre Erkenntnißvermögen ſind von veränderlichen Bedingungen abhängig; unſre Sittlichkeit allein ruht auf ſich ſelbſt, und iſt eben darum am tauglichſten, einen allgemeinen und ſichern Maßſtab dieſer Aehnlichkeit abzugeben. Eine Vorſtellung alſo, welche wir mit unſrer Form zu denken und zu empfinden übereinſtimmend finden, welche mit unſerer eigenen Gedankenreihe ſchon in gewiſſer Verwandtſchaft ſteht, welche von unſerm Gemüth mit Leichtigkeit aufgefaßt wird, nennen wir wahr. Betrifft die Aehnlichkeit das Eigenthümliche unſers Gemüths, die beſondern Beſtimmungen des allgemeinen Menſchencharakters in uns, welche ſich unbeſchadet dieſes allgemeinen Charakters hinwegdenken laſſen, ſo hat dieſe Vorſtellung bloß Wahrheit für uns; betrifft ſie die allgemeine und nothwendige Form, welche wir bei der ganzen Gattung vorausſetzen, ſo iſt die Wahrheit der objektiven gleich zu achten. Für den Römer hat der Richterſpruch des erſten Brutus, der Selbſtmord des Cato ſubjektive Wahrheit. Die Vorſtellungen und Gefühle, aus denen die Handlungen dieſer beiden Männer fließen, folgen nicht unmittelbar aus der allgemeinen, ſondern mittelbar aus einer beſonders beſtimmten menſchlichen Natur. Um dieſe Gefühle mit ihnen zu theilen, muß man eine römiſche Geſinnung beſitzen, oder doch zu augenblicklicher Annahme des letztern fähig ſeyn. Hingegen braucht man bloß Menſch überhaupt zu ſeyn, um durch die heldenmüthige Aufopferung eines Leonidas, durch die ruhige Ergebung eines Ariſtid, durch den freiwilligen Tod eines Sokrates in eine hohe Rührung verſetzt, um durch den ſchrecklichen Glückswechſel eines Darius zu Thränen hingeriſſen zu werden. Solchen Vorſtellungen räumen wir, im Gegenſatz mit jenen, objektive Wahrheit ein, weil ſie mit der Natur aller Subjekte übereinſtimmen, und dadurch eine eben ſo ſtrenge Allgemeinheit und Nothwendigkeit erhalten, als wenn ſie von jeder ſubjektiven Bedingung unabhängig wären.

Uebrigens iſt die ſubjektive wahre Schilderung, weil ſie auf zufällige Beſtimmungen geht, darum nicht mit willkührlichen zu verwechſeln. Zuletzt fließt auch das ſubjektive Wahre aus der allgemeinen Einrichtung des menſchlichen Gemüths, welche bloß durch beſondere Umſtäude beſonders beſtimmt ward, und beide ſind nothwendige Bedingungen deſſelben. Die

Entſchließung des Cato könnte, wenn ſie den allgemeinen Geſetzen der menſchlichen Natur widerſpräche, auch nicht mehr ſubjektiv wahr ſeyn. Nur haben Darſtellungen der letztern Art einen engern Wirkungskreis, weil ſie noch andre Beſtimmungen, als jene allgemeinen, vorausſetzen. Die tragiſche Kunſt kann ſich ihrer mit großer intenſiver Wirkung bedienen, wenn ſie der extenſiven entſagen will; doch wird das unbedingte Wahre, das bloß Menſchliche in menſchlichen Verhältniſſen, ſtets ihr ergiebigſter Stoff ſeyn, weil ſie bei dieſem allein, ohne darum auf die Stärke des Eindrucks Verzicht thun zu müſſen, der Allgemeinheit deſſelben verſichert iſt.

3) Zu der Lebhaftigkeit und Wahrheit tragiſcher Schilderungen wird drittens noch Vollſtändigkeit verlangt. Alles, was von Außen gegeben werden muß, um das Gemüth in die abgezweckte Bewegung zu ſetzen, muß in der Vorſtellung erſchöpft ſeyn. Wenn ſich der noch ſo römiſch geſinnte Zuſchauer den Seelenzuſtand des Cato zu eigen machen, wenn er die letzte Entſchließung dieſes Republikaners zu der ſeinigen machen ſoll, ſo muß er dieſe Entſchließung nicht bloß in der Seele des Römers, auch in den Umſtänden gegründet finden, ſo muß ihm die äußere ſowohl als innere Lage deſſelben in ihrem ganzen Zuſammenhang und Umfang vor Augen liegen, ſo darf auch kein einziges Glied aus der Kette von Beſtimmungen fehlen, an welche ſich der letzte Entſchluß des Römers als nothwendig anſchließt. Ueberhaupt iſt ſelbſt die Wahrheit einer Schilderung ohne dieſe Vollſtändigkeit nicht

erkennbar, denn nur die Aehnlichkeit der Umſtände, welche wir vollkommen einſehen müſſen, kann unſer Urtheil über die Aehnlichkeit der Empfindungen rechtfertigen, weil nur aus der Vereinigung der äußern und innern Bedingungen der Affekt entſpringt. Wenn entſchieden werden ſoll, ob wir wie Cato würden gehandelt haben, ſo müſſen wir uns vor allen Dingen in Catos ganze äußere Lage hineindenken, und dann erſt ſind wir befugt, unſere Empfindungen gegen die ſeinigen zu halten, einen Schluß auf die Aehnlichkeit zu machen und über die Wahrheit derſelben ein Urtheil zu fällen.

Dieſe Vollſtändigkeit der Schilderung iſt nur durch Verknüpfung mehrerer einzelnen Vorſtellungen und Empfindungen möglich, die ſich gegen einander als Urſache und Wirkung verhalten und in ihrem Zuſammenhang ein Ganzes für unſre Erkenntniß ausmachen. Alle dieſe Vorſtellungen müſſen, wenn ſie uns lebhaft rühren ſollen, einen unmittelbaren Eindruck auf unſre Sinnlichkeit machen, und, weil die erzählende Form jederzeit dieſen Eindruck ſchwächt, durch eine gegenwärtige Handlung veranlaſſt werden. Zur Vollſtändigkeit einer tragiſchen Schilderung gehört alſo eine Reihe einzelner verſinnlichter Handlungen, welche ſich zu der tragiſchen Handlung als zu einem Ganzen verbinden.

4) Fortdauernd endlich müſſen die Worſtellungen des Leidens auf uns wirken, wenn ein hoher Grad von Rührung durch ſie erweckt werden ſoll. Der Affekt, in welchen uns fremde Leiden verſetzen, iſt für uns ein Zuſtand des Zwanges, aus welchem wir eilen

uns zu befreien, und allzuleicht verſchwindet die zum Mitleid ſo unentbehrliche Täuſchung. Das Gemüth muß alſo an dieſe Vorſtellungen gewaltſam gefeſſelt und der Freiheit beraubt werden, ſich der Täuſchung zu frühzeitig zu entreißen. Die Lebhaftigkeit der Vorſtellungen und die Stärke der Eindrücke, welche unſre Sinnlichkeit überfallen, iſt dazu allein nicht hinreichend; denn je heftiger das empfangende Vermögen gereizt wird, deſto ſtärker äußert ſich die rückwirkende Kraft der Seele, um dieſen Eindruck zu beſiegen. Dieſe ſelbſtthätige Kraft aber darf der Dichter nicht ſchwächen, der uns rühren will; denn eben im Kampfe derſelben mit dem Leiden der Sinnlichkeit liegt der hohe Genuß, den uns die traurigen Rührungen gewähren. Wenn alſo das Gemüth, ſeiner widerſtrebenden Selbſtthätigkeit ungeachtet, an die Empfindungen des Leidens geheftet bleiben ſoll, ſo müſſen dieſe periodenweiſe geſchickt unterbrochen, ja von entgegengeſetzten Empfindungen abgelöſt werden — um alsdann mit zunehmender Stärke zurückzukehren und die Lebhaftigkeit des erſten Eindrucks deſto öfter zu erneuern. Gegen Ermattung, gegen die Wirkungen der Gewohnheit iſt der Wechſel der Empfindungen das kräftigſte Mittel. Dieſer Wechſel friſcht die erſchöpfte Sinnlichkeit wieder an, und die Gradation der Eindrücke weckt das ſelbſtthätige Vermögen zum verhältnißmäßigen Widerſtand. Unaufhörlich muß dieſes geſchäftig ſeyn, gegen den Zwang der Sinnlichkeit ſeine Freiheit zu behaupten, aber nicht früher als am Ende den Sieg erlangen, und noch weit weniger im Kampf unterliegen; ſonſt iſt es im erſten Falle um das Leiden, im zweiten um die Thätigkeit gethan, und nur die Vereinigung von beiden erweckt ja die Rührung. In der geſchickten Führung dieſes Kampfes beruht eben das große Geheimniß der tragiſchen Kunſt; da zeigt ſie ſich in ihrem glänzendſten Lichte.

Auch dazu iſt nun eine Reihe abwechſelnder Vorſtellungen, alſo eine zweckmäßige Verknüpfung mehrerer, dieſen Vorſtellungen entſprechender Handlungen nothwendig, an denen ſich die Haupthandlung, und durch ſie der abgezielte tragiſche Eindruck vollſtändig, wie ein Knäuel von der Spindel, abwindet, und das Gemüth zuletzt wie mit einem unzerreißbaren Netze umſtrickt. Der Künſtler, wenn mir dieſes Bild hier verſtattet iſt, ſammelt erſt wirthſchaftlich alle einzelne Strahlen des Gegenſtandes, den er zum Werkzeug ſeines tragiſchen Zweckes macht, und ſie werden unter ſeinen Händen zum Blitz, der alle Herzen entzündet. Wenn der Anfänger den ganzen Donnerſtrahl des Schreckens und der Furcht auf einmal und fruchtlos in die Gemüther ſchleudert, ſo gelangt jener Schritt vor Schritt durch lauter kleine Schläge zum Ziel und durchdringt eben dadurch die Seele ganz, daß er ſie nur allmählig und gradweiſe rührte.

Wenn wir nunmehr die Reſultate aus den bisherigen Unterſuchungen ziehen, ſo ſind es folgende Bedingungen, welche der tragiſchen Rührung zum Grunde liegen. Erſtlich muß der Gegenſtand unſers Mitleids zu unſrer Gattung im ganzen Sinn dieſes Worts gehören, und die Handlung, an der wir Theil nehmen ſollen, eine moraliſche, d. i. unter dem Gebiet der Freiheit begriffen ſeyn. Zweitens muß uns das Leiden, ſeine Quellen und ſeine Grade, in einer Folge verknüpfter Begebenheiten vollſtändig mitgetheilt und zwar drittens ſinnlich vergegenwärtigt, nicht mittelbar durch Beſchreibung, ſondern unmittelbar durch Handlung dargeſtellt werden. Alle dieſe Bedingungen vereinigt und erfüllt die Kunſt in der Tragödie.

Die Tragödie wäre demnach dichteriſche Nachahmung einer zuſammenhängenden Reihe von Begebenheiten (einer vollſtändigen Handlung), welche uns Menſchen in einem Zuſtand des Leidens zeigt, und zur Abſicht hat, unſer Mitleid zu erregen.

Sie iſt erſtlich — Nachahmung einer Handlung. Der Begriff der Nachahmung unterſcheidet ſie von den übrigen Gattungen der Dichtkunſt, welche bloß erzählen oder beſchreiben. In Tragödien werden die einzelnen Begebenheiten im Augenblick ihres Geſchehens, als gegenwärtig, vor die Einbildungskraft oder vor die Sinne geſtellt; unmittelbar, ohne Einmiſchung eines Dritten. Die Epopee, der Roman, die einfache Erzählung rücken die Handlung, ſchon ihrer Form nach, in die Ferne, weil ſie zwiſchen den Leſer und die handelnden Perſonen den Erzähler einſchieben. Das Entfernte, das Vergangene ſchwächt aber, wie bekannt iſt, den Eindruck und den theilnehmenden Affekt; das Gegenwärtige verſtärkt ihn. Alle erzählende Formen machen das Gegenwärtige zum Vergangenen; alle dramatiſche machen das Vergangene gegenwärtig.

Die Tragödie iſt zweitens Nachahmung einer Reihe von Begebenheiten, einer Handlung. Nicht bloß die Empfindungen und Affekte der tragiſchen Perſonen, ſondern die Begebenheiten, aus denen ſie entſprangen und auf deren Veranlaſſung ſie ſich äußern, ſtellt ſie nachahmend dar; dies unterſcheidet ſie von den lyriſchen Dichtungsarten, welche zwar ebenfalls gewiſſe Zuſtände des Gemüths poetiſch nachahmen, aber nicht Handlungen. Eine Elegie, ein Lied, eine Ode können uns die gegenwärtige, durch beſondere Umſtände bedingte Gemüthsbeſchaffenheit des Dichters (ſey es in ſeiner eigenen Perſon oder in idealiſcher) nachahmend vor Augen ſtellen, und inſofern ſind ſie zwar unter dem Begriff der Tragödie mit enthalten, aber ſie machen ihn noch nicht aus, weil ſie ſich bloß auf Darſtellungen von Gefühlen einſchränken. Noch weſentlichere Unterſchiede liegen in dem verſchiedenen Zweck dieſer Dichtungsarten.

Die Tragödie iſt drittens Nachahmung einer vollſtändigen Handlung. Ein einzelnes Ereigniß, wie tragiſch es auch ſeyn mag, gibt noch keine Tragödie. Mehrere als Urſache und Wirkung in einander gegründete Begebenheiten müſſen ſich mit einander zweckmäßig zu einem Ganzen verbinden, wenn die Wahrheit, d. i. die Uebereinſtimmung eines vorgeſtellten Affekts, Charakters und dergleichen mit der Natur unſrer Seele, auf welche allein ſich unſre Theilnahme gründet, erkannt werden ſoll. Wenn wir es nicht fühlen, daß wir ſelbſt bei gleichen Umſtänden eben ſo würden gelitten und eben ſo gehandelt haben, ſo wird unſer

Mitleid nie erwachen. Es kommt alſo darauf an, daß wir die vorgeſtellte Handlung in ihrem ganzen Zuſammenhang verfolgen, daß wir ſie aus der Seele ihres Urhebers durch eine natürliche Gradation unter Mitwirkung äußrer Umſtände hervorfließen ſehen. So entſteht und wächſt und vollendet ſich vor unſern Augen die Neugier des Oedipus, die Eiferſucht des Othello. So kann auch allein der große Abſtand ausgefüllt werden, der ſich zwiſchen dem Frieden einer ſchuldloſen Seele und den Gewiſſensqualen eines Verbrechers, zwiſchen der ſtolzen Sicherheit eines Glücklichen und ſeinem ſchrecklichen Untergang, kurz, der ſich zwiſchen der ruhigen Gemüthsſtimmung des Leſers am Anfang und der heftigen Aufregung ſeiner Empfindungen am Ende der Handlung findet.

Eine Reihe mehrerer zuſammenhängender Vorfälle wird erfordert, einen Wechſel der Gemüthsbewegungen in uns zu erregen, der die Aufmerkſamkeit ſpannt, der jedes Vermögen unſers Geiſtes aufbietet, den ermattenden Thätigkeitstrieb ermuntert, und durch die verzögerte Befriedigung ihn nur deſto heftiger entflammt. Gegen die Leiden der Sinnlichkeit findet das Gemüth nirgends als in der Sittlichkeit Hülfe. Dieſe alſo deſto dringender aufzufordern, muß der tragiſche Künſtler die Martern der Sinnlichkeit verlängern; aber auch dieſer muß er Befriedigungen zeigen, um jener den Sieg deſto ſchwerer und rühmlicher machen. Beides iſt nur durch eine Reihe von Handlungen möglich, die mit weiſer Wahl zu dieſer Abſicht verbunden ſind.

Die Tragödie iſt viertens poetiſche Nachahmung einer mitleidswürdigen Handlung, und dadurch wird ſie der hiſtoriſchen entgegengeſetzt. Das Letztere würde ſie ſeyn, wenn ſie einen hiſtoriſchen Zweck verfolgte, wenn ſie darauf ausginge, von geſchehenen Dingen und von der Art ihres Geſchehens zu unterrichten. In dieſem Falle müßte ſie ſich ſtreng an hiſtoriſche Richtigkeit halten, weil ſie einzig nur durch treue Darſtellung des wirklich Geſchehenen ihre Abſicht erreichte. Aber die Tragödie hat einen poetiſchen Zweck, d. i. ſie ſtellt eine Handlung dar, um zu rühren, und durch Rührung zu ergötzen. Behandelt ſie alſo einen gegebenen Stoff nach dieſem ihrem Zwecke, ſo wird ſie eben dadurch in der Nachahmung frei; ſie erhält Macht, ja Verbindlichkeit, die hiſtoriſche Wahrheit den Geſetzen der Dichtkunſt unterzuordnen, und den gegebenen Stoff nach ihrem Bedürfniſſe zu bearbeiten. Da ſie aber ihren Zweck, die Rührung, nur unter der Bedingung der höchſten Uebereinſtimmung mit den Geſetzen der Natur zu erreichen im Stande iſt, ſo ſteht ſie, ihrer hiſtoriſchen Freiheit unbeſchadet, unter dem ſtrengen Geſetz der Naturwahrheit, welche man im Gegenſatz von der hiſtoriſchen die poetiſche Wahrheit nennt. So läßt ſich begreifen, wie bei ſtrenger Beobachtung der hiſtoriſchen Wahrheit nicht ſelten die poetiſche leiden, und umgekehrt bei grober Verletzung der hiſtoriſchen die poetiſche nur um ſo mehr gewinnen kann. Da der tragiſche Dichter, ſo wie überhaupt jeder Dichter, nur unter dem Geſetz der poetiſchen Wahrheit ſteht, ſo kann die gewiſſenhafteſte Beobachtung der hiſtoriſchen ihn nie von ſeiner Dichterpflicht losſprechen, nie einer Uebertretung der poetiſchen Wahrheit, nie einem Mangel des Intereſſe zur Entſchuldigung gereichen. Es verräth daher ſehr beſchränkte Begriffe von der tragiſchen Kunſt, ja von der Dichtkunſt überhaupt, den Tragödiendichter vor das Tribunal der Geſchichte zu ziehen, und Unterricht von demjenigen zu fordern, der ſich ſchon vermöge ſeines Namens bloß zu Rührung und Ergötzung verbindlich macht. Sogar dann, wenn ſich der Dichter ſelbſt durch eine ängſtliche Unterwürfigkeit gegen hiſtoriſche Wahrheit ſeines Künſtlervorrechts begeben, und der Geſchichte eine Gerichtsbarkeit über ſein Produkt ſtillſchweigend eingeräumt haben ſollte, fordert die Kunſt ihn mit allem Rechte vor ihren Richterſtuhl, und ein Tod Herrmanns, eine Minona, ein Fuſt von Stromberg würden, wenn ſie hier die Prüfung nicht aushielten, bei noch ſo pünktlicher Befolgung der Coſtüme, des Volks- und des Zeitcharakters mittelmäßige Tragödien heißen.

Die Tragödie iſt fünftens Nachahmung einer Handlung, welche uns Menſchen im Zuſtand des Leidens zeigt. Der Ausdruck „Menſchen“ iſt nichts weniger als müßig, und dient dazu, die Grenzen genau zu bezeichnen, in welche die Tragödie in der Wahl ihrer Gegenſtände eingeſchränkt iſt. Nur das Leiden ſinnlich moraliſcher Weſen, dergleichen wir ſelbſt ſind, kann unſer Mitleid erwecken. Weſen alſo, die ſich von aller Sittlichkeit losſprechen, wie ſich der Aberglaube des Volks, oder die Einbildungskraft der Dichter die böſen Dämonen malt, und Menſchen, welche ihnen gleichen — Weſen ferner, die von dem Zwange der Sinnlichkeit befreit ſind, wie wir uns die reinen Intelligenzen denken, und Menſchen, die ſich in höherm Grade, als die menſchliche Schwachheit erlaubt, dieſem Zwange entzogen haben, ſind gleich untauglich für die Tragödie. Ueberhaupt beſtimmt ſchon der Begriff des Leidens, und eines Leidens, an dem wir Theil nehmen ſollen, daß nur Menſchen im vollen Sinne dieſes Worts der Gegenſtand deſſelben ſeyn können. Eine reine Intelligenz kann nicht leiden, und ein menſchliches Subjekt, das ſich dieſer reinen Intelligenz in ungewöhnlichem Grade nähert, kann, weil es in ſeiner ſittlichen Natur einen zu ſchnellen Schutz gegen die Leiden einer ſchwachen Sinnlichkeit findet, nie einen großen Grad von Pathos erwecken. Ein durchaus ſinnliches Subjekt ohne Sittlichkeit, und ſolche, die ſich ihm nähern, ſind zwar des fürchterlichſten Grades von Leiden fähig, weil ihre Sinnlichkeit in überwiegendem Grade wirkt, aber von keinem ſittlichen Gefühl aufgerichtet, werden ſie dieſem Schmerz zum Raube — und von einem Leiden, von einem durchaus hülfloſen Leiden, von einer abſoluten Unthätigkeit der Vernunft wenden wir uns mit Unwillen und Abſcheu hinweg. Der tragiſche Dichter gibt alſo mit Recht den gemiſchten Charakteren den Vorzug, und das Ideal ſeines Helden liegt in gleicher Entfernung zwiſchen dem ganz Verwerflichen und dem Vollkommenen.

Die Tragödie endlich vereinigt alle dieſe Eigenſchaften, um den mitleidigen Affekt zu erregen. Mehrere von den Anſtalten, welche der tragiſche Dichter macht, ließen ſich ganz füglich zu einem andern Zweck, z. B. einem moraliſchen, einem hiſtoriſchen u. a. benutzen; daß er aber gerade dieſen und keinen andern ſich vorſetzt, befreit ihn von allen Forderungen, die mit dieſem Zweck nicht zuſammenhängen, verpflichtet ihn aber auch zugleich, bei jeder beſondern Anwendung der bisher aufgeſtellten Regeln ſich nach dieſem letzten Zwecke zu richten.

Der letzte Grund, auf den ſich alle Regeln für eine beſtimmte Dichtungsart beziehen, heißt der Zweck dieſer Dichtungsart; die Verbindung der Mittel, wodurch eine Dichtungsart ihren Zweck erreicht, heißt ihre Form. Zweck und Form ſtehen alſo mit einander in dem genaueſten Verhältniß. Dieſe wird durch jenen beſtimmt und als nothwendig vorgeſchrieben, und der erfüllte Zweck wird das Reſultat der glücklich beobachteten Form ſeyn.

Da jede Dichtungsart einen ihr eigenthümlichen Zweck verfolgt, ſo wird ſie ſich eben deßwegen durch eine eigenthümliche Form von den übrigen unterſcheiden, denn die Form iſt das Mittel, durch welches ſie ihren Zweck erreicht. Eben das, was ſie ausſchließend vor den übrigen leiſtet, muß ſie vermöge derjenigen Beſchaffenheit leiſten, die ſie vor den übrigen ausſchließend beſitzt. Der Zweck der Tragödie iſt: Rührung; ihre Form: Nachahmung einer zum Leiden führenden Handlung. Mehrere Dichtungsarten können mit der Tragödie einerlei Handlung zu ihrem Gegenſtand haben. Mehrere Dichtungsarten können den Zweck der Tragödie, die Rührung, wenn gleich nicht als Hauptzweck, verfolgen. Das Unterſcheidende der letztern beſteht alſo im Verhältniß der Form zu dem Zwecke, d. i. in der Art und Weiſe, wie ſie ihren Gegenſtand in Rückſicht auf ihren Zweck behandelt, wie ſie ihren Zweck durch ihren Gegenſtand erreicht.

Wenn der Zweck der Tragödie iſt, den mitleidigen Affekt zu erregen, ihre Form aber das Mittel iſt, durch welches ſie dieſen Zweck erreicht, ſo muß Nachahmung einer rührenden Handlung der Inbegriff aller Bedingungen ſeyn, unter welchen der mitleidige Affekt am ſtärkſten erregt wird. Die Form der Tragödie iſt alſo die günſtigſte, um den mitleidigen Affekt zu erregen.

Das Produkt einer Dichtungsart iſt vollkommen, in welchem die eigenthümliche Form dieſer Dichtungsart zu Erreichung ihres Zweckes am beſten benutzt worden iſt. Eine Tragödie alſo iſt vollkommen, in welcher die tragiſche Form, nämlich die Nachahmung einer rührenden Handlung, am beſten benutzt worden iſt, den mitleidigen Affekt zu erregen. Diejenige Tragödie würde alſo die vollkommenſte ſeyn, in welcher das erregte Mitleid weniger Wirkung des Stoffs als der am beſten benutzten tragiſchen Form iſt. Dieſe mag für das Ideal der Tragödie gelten.

Viele Trauerſpiele, ſonſt voll hoher poetiſcher Schönheit, ſind dramatiſch tadelhaft, weil ſie den Zweck der Tragödie nicht durch die beſte Benutzung der tragiſchen Form zu erreichen ſuchen; andere ſind es, weil ſie durch die tragiſche Form einen andern

Zweck als den der Tragödie erreichen. Nicht wenige unſrer beliebteſten Stücke rühren uns einzig des Stoffes wegen, und wir ſind großmüthig oder unaufmerkſam genug, dieſe Eigenſchaft der Materie dem ungeſchickten Künſtler als Verdienſt anzurechnen. Bei andern ſcheinen wir uns der Abſicht gar nicht zu erinnern, in welcher uns der Dichter im Schauſpielhauſe verſammelt hat, und zufrieden, durch glänzende Spiele der Einbildungskraft und des Witzes angenehm unterhalten zu ſeyn, bemerken wir nicht einmal, daß wir ihn mit kaltem Herzen verlaſſen. Soll die ehrwürdige Kunſt, (denn das iſt ſie, die zu dem göttlichen Theil unſers Weſens ſpricht) ihre Sache durch ſolche Kämpfer vor ſolchen Kampfrichtern führen? — Die Genügſamkeit des Publikums iſt nur ermunternd für die Mittelmäßigkeit, aber beſchimpfend und abſchreckend für das Genie.

* * *

Zerſtreute Betrachtungen
über
# verſchiedene äſthetiſche Gegenſtände.*

Alle Eigenſchaften der Dinge, wodurch ſie äſthetiſch werden können, laſſen ſich unter vielerlei Klaſſen bringen, die ſowohl nach ihrer *objektiven* Verſchiedenheit, als nach ihrer verſchiedenen *ſubjektiven* Beziehung auf unſer leidendes oder thätiges Vermögen ein nicht bloß der *Stärke*, ſondern auch dem *Werth* nach verſchiedenes Wohlgefallen wirken, und für den Zweck der ſchönen Künſte auch von ungleicher Brauchbarkeit ſind; nämlich das *Angenehme*, das *Gute*, das *Erhabene* und das *Schöne*. Unter dieſen iſt das Erhabene und Schöne allein der Kunſt *eigen*. Das Angenehme iſt ihrer nicht *würdig*, und das Gute iſt wenigſtens nicht ihr *Zweck*; denn der Zweck der Kunſt iſt, zu vergnügen, und das Gute, ſey es theoretiſch oder praktiſch, kann und darf der Sinnlichkeit nicht als Mittel dienen.

---

* *Anmerkung des Herausgebers.* Dieſer Aufſatz erſchien zuerſt im fünften Stück der Neuen Thalia vom Jahr 1793.

Das *Angenehme* vergnügt bloß die *Sinne*, und unterſcheidet ſich darin von dem Guten, welches der bloßen Vernunft gefällt. Es gefällt durch ſeine Materie, denn nur der Stoff kann den Sinn afficiren, und alles, was Form iſt, nur der Vernunft gefallen.

Das *Schöne* gefällt zwar durch das Medium der Sinne, wodurch es ſich vom Guten unterſcheidet, aber es gefällt durch ſeine Form der Vernunft, wodurch es ſich vom Angenehmen unterſcheidet. Das *Gute*, kann man ſagen, gefällt durch die bloße *vernunftgemäße* Form, das Schöne durch *vernunftähnliche* Form, das Angenehme durch gar keine Form. Das Gute wird *gedacht*, das Schöne *betrachtet*, das Angenehme bloß *gefühlt*. Jenes gefällt im Begriff, das zweite in der Anſchauung, das dritte in der materiellen Empfindung.

Der Abſtand zwiſchen dem *Guten* und dem *Angenehmen* fällt am meiſten in die Augen. Das Gute erweitert unſere Erkenntniß, weil es einen Begriff von ſeinem Objekt verſchafft und vorausſetzt; der Grund unſers Wohlgefallens liegt in dem Gegenſtand, wenn gleich das Wohlgefallen ſelbſt ein Zuſtand iſt, in dem *wir* uns befinden. Das Angenehme hingegen bringt gar kein Erkenntniß ſeines Objekts hervor und gründet ſich auch auf keines. Es iſt bloß dadurch angenehm, daß es empfunden wird, und ſein Begriff verſchwindet gänzlich, ſobald wir uns die Affektibilität der Sinne hinwegdenken oder ſie auch nur verändern.

Einem Menſchen, der Froſt empfindet, iſt eine warme Luft angenehm; eben dieſer Menſch aber wird in der Sommerhitze einen kühlenden Schatten ſuchen. In beiden Fällen aber wird man geſtehen, hat er richtig geurtheilt. Das Objektive iſt von uns völlig unabhängig, und was uns heute wahr, zweckmäßig, vernünftig vorkommt, wird uns (vorausgeſetzt, daß wir heute richtig geurtheilt haben) auch in zwanzig Jahren eben ſo erſcheinen. Unſer Urtheil über das Angenehme ändert ſich ab, ſo wie ſich unſere Lage gegen ſein Objekt verändert. Es iſt alſo keine Eigenſchaft des Objekts, ſondern entſteht erſt aus dem Verhältniß eines Objekts zu unſern Sinnen — denn die Beſchaffenheit des Sinnes iſt eine nothwendige Bedingung deſſelben.

Das Gute hingegen iſt ſchon gut, ehe es vorgeſtellt und empfunden wird. Die Eigenſchaft, durch die es gefällt, beſteht vollkommen für ſich ſelbſt, ohne unſer Subjekt nöthig zu haben, wenn gleich unſer Wohlgefallen an demſelben auf einer Empfänglichkeit unſers Weſens ruht. Das Angenehme, kann man daher ſagen, iſt nur, weil es empfunden wird; das Gute hingegen wird empfunden, weil es iſt.

Der Abſtand des Schönen von dem Angenehmen fällt, ſo groß er auch übrigens iſt, weniger in die Augen. Es iſt darin dem Angenehmen gleich, daß es immer den Sinnen muß vorgehalten werden, daß es nur in der Erſcheinung gefällt. Es iſt ihm ferner darin gleich, daß es keine Erkenntniß von ſeinem Objekt verſchafft noch vorausſetzt. Es unterſcheidet ſich aber wieder ſehr von dem Angenehmen, weil es durch die *Form* ſeiner Erſcheinung, nicht durch die materielle Empfindung gefällt. Es gefällt zwar dem vernünftigen Subjekt bloß, inſofern daſſelbe zugleich ſinnlich iſt; aber es gefällt auch dem Sinnlichen nur, inſofern daſſelbe zugleich vernünftig iſt. Es gefällt nicht bloß dem Individuum, ſondern der Gattung, und ob es gleich nur durch ſeine Beziehung auf ſinnlich-vernünftige Weſen Exiſtenz erhält, ſo iſt es doch von allen empiriſchen Beſtimmungen der Sinnlichkeit unabhängig, und es bleibt daſſelbe, auch wenn ſich die Privatbeſchaffenheit der Subjekte verändert. Das Schöne alſo hat eben das mit dem Guten gemein, worin es von dem Angenehmen abweicht, und geht eben da von dem *Guten* ab, wo es ſich dem Angenehmen nähert.

Unter dem Guten iſt dasjenige zu verſtehen, worin die Vernunft eine Angemeſſenheit zu ihren, theoretiſchen oder praktiſchen, Geſetzen erkennt. Es kann aber der nämliche Gegenſtand mit der theoretiſchen Vernunft vollkommen zuſammenſtimmen, und doch der praktiſchen im höchſten Grad widerſprechend ſeyn. Wir können den Zweck einer Unternehmung mißbilligen, und doch die Zweckmäßigkeit in derſelben bewundern. Wir können die Genüſſe verachten, die der Wollüſtling zum Ziel ſeines Lebens macht, und doch ſeine Klugheit in der Wahl der Mittel und die Conſequenz ſeiner Grundſätze loben. Was uns bloß durch ſeine Form gefällt, iſt gut, und es iſt abſolut und ohne Bedingung gut, wenn ſeine Form zugleich auch ſein

Inhalt iſt. Auch das Gute iſt ein Objekt der Empfindung, aber keiner unmittelbaren, wie das Angenehme, und auch keiner gemiſchten, wie das Schöne. Es erregt nicht Begierde, wie das erſte, und nicht Neigung, wie das zweite. Die reine Vorſtellung des Guten kann nur Achtung einflößen.

Nach Feſtſetzung des Unterſchiedes zwiſchen dem Angenehmen, dem Guten und dem Schönen leuchtet ein, daß ein Gegenſtand häßlich, unvollkommen, ja ſogar moraliſch verwerflich und doch angenehm ſeyn, doch den Sinnen gefallen könne; daß ein Gegenſtand die Sinne empören und doch gut ſeyn, doch der Vernunft gefallen könne; daß ein Gegenſtand ſeinem innern Weſen nach das moraliſche Gefühl empören und doch in der Betrachtung gefallen, doch ſchön ſeyn könne. Die Urſache iſt, weil bei allen dieſen verſchiedenen Vorſtellungen ein anderes Vermögen des Gemüths und auf eine andere Art intereſſirt iſt.

Aber hiermit iſt die Klaſſifikation der äſthetiſchen Prädikate noch nicht erſchöpft; denn es gibt Gegenſtände, die zugleich häßlich, den Sinnen widrig und ſchrecklich, unbefriedigend für den Verſtand und in der moraliſchen Schätzung gleichgültig ſind, und die doch gefallen, ja, die in ſo hohem Grad gefallen, daß wir gern das Vergnügen der Sinne und des Verſtandes aufopfern, um uns den Genuß derſelben zu verſchaffen.

Nichts iſt reizender in der Natur als eine ſchöne Landſchaft in der Abendröthe. Die reiche Mannichfaltigkeit und der milde Umriß der Geſtalten, das unendlich wechſelnde Spiel des Lichts, der leichte Flor, der die fernen Objekte umkleidet — Alles wirkt zuſammen, unſere Sinne zu ergötzen. Das ſanfte Geräuſch eines Waſſerfalls, das Schlagen der Nachtigallen, eine angenehme Muſik ſoll dazu kommen, unſer Vergnügen zu vermehren. Wir ſind aufgelöſt in ſüße Empfindungen von Ruhe, und indem unſere Sinne von der Harmonie der Farben, der Geſtalten und Töne auf das Angenehmſte gerührt werden, ergötzt ſich das Gemüth an einem leichten und geiſtreichen Ideengang und das Herz an einem Strom von Gefühlen.

Auf Einmal erhebt ſich ein Sturm, der den Himmel und die ganze Landſchaft verfinſtert, der alle andere Töne überſtimmt und ſchweigen macht, und uns alle jene Vergnügungen plötzlich raubt. Pechſchwarze Wolken umziehen den Horizont, betäubende Donnerſchläge fallen nieder, Blitz folgt auf Blitz und unſer Geſicht wie unſer Gehör wird auf das Widrigſte gerührt. Der Blitz leuchtet nur, um uns das Schreckliche der Nacht deſto ſichtbarer zu machen; wir ſehen, wie er einſchlägt, ja wir fangen an zu fürchten, daß er auch uns treffen möchte. Nichts deſtoweniger werden wir glauben, bei dem Tauſch eher gewonnen als verloren zu haben, diejenigen Perſonen ausgenommen, denen die Furcht alle Freiheit des Urtheils raubt. Wir werden von dieſem furchtbaren Schauſpiel, das unſere Sinne zurückſtößt, von einer Seite mit Macht angezogen, und verweilen uns bei demſelben mit einem Gefühl, das man zwar nicht eigentliche Luſt nennen kann, aber der Luſt oft weit vorzieht. Nun iſt aber dieſes Schauſpiel der Natur eher verderblich als gut, (wenigſtens hat man gar nicht nöthig an die Nutzbarkeit eines Gewitters zu denken, um an dieſer Naturerſcheinung Gefallen zu finden,) es iſt eher häßlich als ſchön, denn Finſterniß kann als Beraubung aller Vorſtellungen, die das Licht verſchafft, nie gefallen, und die plötzliche Lufterſchütterung durch den Donner, ſo wie die plötzliche Lufterleuchtung durch den Blitz, widerſprechen einer nothwendigen Bedingung aller Schönheit, die nichts Abruptes, nichts Gewaltſames verträgt. Ferner iſt dieſe Naturerſcheinung den bloßen Sinnen eher ſchmerzhaft als annehmlich, weil die Nerven des Geſichts und des Gehörs durch die plötzliche Abwechslung von Dunkelheit und Licht, von dem Knallen des Donners zur Stille peinlich angeſpannt und dann eben ſo gewaltſam wieder erſchlafft werden. Und trotz allen dieſen Urſachen des Mißfallens iſt ein Gewitter für den, der es nicht fürchtet, eine anziehende Erſcheinung.

Ferner. Mitten in einer grünen und lachenden Ebene ſoll ein unbewachſener wilder Hügel hervorragen, der dem Auge einen Theil der Ausſicht entzieht. Jeder wird dieſen Erdhaufen hinweg wünſchen, als Etwas, das die Schönheit der ganzen Landſchaft verunſtaltet. Nun laſſe man in Gedanken dieſen Hügel immer höher und höher werden, ohne das Geringſte in ſeiner übrigen Form zu verändern, ſo daß daſſelbe Verhältniß zwiſchen ſeiner Breite und Höhe auch noch im Großen beibehalten wird. Anfangs wird das Mißvergnügen über ihn zunehmen, weil ihn ſeine zunehmende Größe nur bemerkbarer, nur ſtörender macht. Man fahre aber fort, ihn bis über die doppelte Höhe eines Thurmes zu vergrößern, ſo wird das Mißvergnügen über ihn ſich unmerklich verlieren und einem ganz andern Gefühle Platz machen. Iſt er endlich ſo hoch hinaufgeſtiegen, daß es dem Auge beinahe unmöglich wird, ihn in ein einziges Bild zuſammen zu faſſen, ſo iſt er uns mehr werth, als die ganze ſchöne Ebene um ihn her, und wir würden den Eindruck, den er auf uns macht, ungern mit einem andern noch ſo ſchönen vertauſchen. Nun gebe man in Gedanken dieſem Berg eine ſolche Neigung, daß es ausſieht, als wenn er alle Augenblicke herabſtürzen wollte, ſo wird das vorige Gefühl ſich mit einem andern vermiſchen; Schrecken wird ſich damit verbinden, aber der Gegenſtand ſelbſt wird nur deſto anziehender ſeyn. Geſetzt aber, man könnte dieſen ſich neigenden Berg durch einen andern unterſtützen, ſo würde ſich der Schrecken und mit ihm ein großer Theil unſers Wohlgefallens verlieren. Geſetzt ferner, man ſtellte dicht an dieſen Berg vier bis fünf andere, davon jeder um den vierten oder fünften Theil niedriger wäre als der zunächſt auf ihn folgende, ſo würde das erſte Gefühl, das uns ſeine Größe einflößte, merklich geſchwächt werden — etwas Aehnliches würde geſchehen, wenn man den Berg ſelbſt in zehn oder zwölf gleichförmige Abſätze theilte; auch wenn man ihn durch künſtliche Anlagen verzierte. Mit dieſem Berge haben wir nun Anfangs keine andere Operation vorgenommen, als daß wir ihn, ganz wie er war, ohne ſeine Form zu verändern, größer machten, und durch dieſen einzigen Umſtand wurde er aus einem gleichgültigen, ja ſogar widerwärtigen Gegenſtand in einen Gegenſtand des Wohlgefallens verwandelt. Bei der zweiten Operation haben wir dieſen groſſen Gegenſtand zugleich in ein Objekt des Schreckens verwandelt, und dadurch das Wohlgefallen an ſeinem Anblick vermehrt. Bei den übrigen damit vorgenommenen Operationen haben wir das Schreckenerregende ſeines Anblicks vermindert, und dadurch das Vergnügen geſchwächt. Wir haben die Vorſtellung ſeiner Größe ſubjektiv verringert, theils dadurch, daß wir die Aufmerkſamkeit des Auges zertheilten, theils dadurch, daß wir demſelben in den daneben geſtellten kleinern Bergen ein Maß verſchafften, womit es die Größe des Berges deſto leichter beherrſchen konnte. Größe und Schreckbarkeit können alſo in gewiſſen Fällen für ſich allein eine Quelle von Vergnügen abgeben.

Es gibt in der griechiſchen Fabellehre kein fürchterlicheres und zugleich häßlicheres Bild als die Furien oder Erinnyen, wenn ſie aus dem Orkus hervorſteigen, einen Verbrecher zu verfolgen. Ein ſcheußlich verzerrtes Geſicht, hagere Figuren, ein Kopf, der ſtatt der Haare mit Schlangen bedeckt iſt, empören unſere Sinne eben ſo ſehr, als ſie unſern Geſchmack beleidigen. Wenn aber dieſe Ungeheuer vorgeſtellt werden, wie ſie den Muttermörder Oreſtes verfolgen, wie ſie die Fackel in ihren Händen ſchwingen und ihn raſtlos von einem Orte zum andern jagen, bis ſie endlich, wenn die zürnende Gerechtigkeit verſöhnt iſt, in den

Abgrund der Hölle verſchwinden, ſo verweilen wir mit einem angenehmen Grauſen bei dieſer Vorſtellung. Aber nicht bloß die Gewiſſensangſt eines Verbrechers, welche durch die Furien verſinnlicht wird, ſelbſt ſeine pflichtwidrigen Handlungen, der wirkliche Aktus eines Verbrechers, kann uns in der Darſtellung gefallen. Die Medea des griechiſchen Trauerſpiels Klytemneſtra, die ihren Gemahl ermordet, Oreſt, der ſeine Mutter tödtet, erfüllen unſer Gemüth mit einer ſchauerlichen Luſt. Selbſt im gemeinen Leben entdecken wir, daß uns gleichgültige, ja ſelbſt widrige und abſchreckende Gegenſtände zu intereſſiren anfangen, ſobald ſie ſich entweder dem Ungeheuren oder dem Schrecklichen nähern. Ein ganz gemeiner und unbedeutender Menſch fängt an, uns zu gefallen, ſobald eine heftige Leidenſchaft, die ſeinen Werth nicht im Geringſten erhöht, ihn zu einem Gegenſtand der Furcht und des Schreckens macht; ſo wie ein gemeiner, nichts ſagender Gegenſtand für uns eine Quelle der Luſt wird, ſobald wir ihn ſo vergrößern, daß er unſer Faſſungsvermögen zu überſchreiten droht. Ein häßlicher Menſch wird noch häßlicher durch den Zorn, und doch kann er im Ausbruch dieſer Leidenſchaft, ſobald ſie nicht in's Lächerliche, ſondern in's Furchtbare verfällt, gerade noch den meiſten Reiz für uns haben. Selbſt bis zu den Thieren herab gilt dieſe Bemerkung. Ein Stier am Pfluge, ein Pferd am Karren, ein Hund, ſind gemeine Gegenſtände; reizen wir aber den Stier zum Kampfe, ſetzen wir das ruhige Pferd in Wuth, oder ſehen wir einen wüthenden Hund, ſo erbeben ſich dieſe Thiere zu äſthetiſchen Gegenſtänden, und wir fangen an, ſie mit einem Gefühle zu betrachten, das an Vergnügen und Achtung grenzt. Der allen Menſchen gemeinſchaftliche Hang zum Leidenſchaftlichen, die Macht der ſympathetiſchen Gefühle, die uns in der Natur zum Anblick des Leidens, des Schreckens, des Entſetzens hintreibt, die in der Kunſt ſo viel Reiz für uns hat, die uns in das Schauſpielhaus lockt, die uns an den Schilderungen großer Unglücksfälle ſo viel Geſchmack finden läßt — alles dies beweiſt für eine vierte Quelle von Luſt, die weder das Angenehme, noch das Gute, noch das Schöne zu erzeugen im Stande ſind.

Alle bisher angeführten Beiſpiele haben etwas Objektives in der Empfindung, die ſie bei uns erregen, mit einander gemein. In allen empfangen wir eine Vorſtellung von Etwas, „das entweder unſere ſinnliche „Faſſungskraft oder unſere ſinnliche Widerſtehungs„kraft überſchreitet, oder zu überſchreiten droht,“ jedoch ohne dieſe Ueberlegenheit bis zur Unterdrückung jener beiden Kräfte zu treiben, und ohne die Beſtrebung zum Erkenntniß oder zum Widerſtand in uns niederzuſchlagen. Ein Mannichfaltiges wird uns dort gegeben, welches in Einheit zuſammen zu faſſen unſer anſchauendes Vermögen bis an ſeine Grenzen treibt. Eine Kraft wird uns hier vorgeſtellt, gegen welche die unſrige verſchwindet, die wir aber doch damit zu vergleichen genöthigt werden. Entweder iſt es ein Gegenſtand, der ſich unſerm Anſchauungsvermögen zugleich darbietet und entzieht, und das Beſtreben zur Vorſtellung weckt, ohne es Befriedigung hoffen zu laſſen; oder es iſt ein Gegenſtand, der gegen unſer Daſeyn ſelbſt feindlich aufzuſtehen ſcheint, uns gleichſam zum Kampf herausfordert und für den Ausgang beſorgt macht. Eben ſo iſt in allen angeführten Fällen die nämliche Wirkung auf das Empfindungsvermögen ſichtbar. Alle ſetzen das Gemüth in eine unruhige Bewegung und ſpannen es an. Ein gewiſſer Ernſt, der bis zur Feierlichkeit ſteigen kann, bemächtigt ſich unſerer Seele, und indem ſich in den ſinnlichen Organen deutliche Spuren von Beängſtigung zeigen, ſinkt der nachdenkende Geiſt in ſich ſelbſt zurück, und ſcheint ſich auf ein erhöhtes Bewußtſeyn ſeiner ſelbſtſtändigen Kraft und Würde zu ſtützen. Dieſes Bewußtſeyn muß ſchlechterdings überwiegend ſeyn, wenn das Große oder das Schreckliche einen äſthetiſchen Werth für uns haben ſoll. Weil ſich nun das Gemüth bei ſolchen Vorſtellungen begeiſtert und über ſich ſelbſt gehoben fühlt, ſo bezeichnet man ſie mit dem Namen des Erhabenen, obgleich den Gegenſtänden ſelbſt objektiv nichts Erhabenes zukommt, und es alſo wohl ſchicklicher wäre, ſie erhebend zu nennen.

Wenn ein Objekt erhaben heißen ſoll, ſo muß es ſich unſern ſinnlichen Vermögen entgegenſetzen. Es laſſen ſich aber überhaupt zwei verſchiedene Verhältniſſe denken, in welchen die Dinge zu unſerer Sinnlichkeit ſtehen können, und dieſen gemäß muß es auch zwei verſchiedene Arten des Widerſtandes geben. Entweder werden ſie als Objekte betrachtet, von denen wir uns ein Erkenntniß verſchaffen wollen, oder ſie werden als eine *Macht* angeſehen, mit der wir die unſrige vergleichen. Nach dieſer Eintheilung gibt es auch zwei Gattungen des Erhabenen, das Erhabene der Erkenntniß und das Erhabene der Kraft.

Nun tragen aber die ſinnlichen Vermögen nichts weiter zur Erkenntniß bei, als daß ſie den gegebenen Stoff auffaſſen und das Mannichfaltige deſſelben im Raum und in der Zeit aneinander ſetzen. Dieſes Mannichfaltige zu unterſcheiden und zu ſortiren, iſt das Geſchäft des Verſtandes, nicht der Einbildungskraft. Für den Verſtand allein gibt es ein *Verſchiedenes*, für die Einbildungskraft (als Sinn) bloß ein *Gleichartiges*, und es iſt alſo bloß die Menge des Gleichartigen (die Quantität, nicht die Qualität), was bei der ſinnlichen Auffaſſung der Erſcheinungen einen Unterſchied machen kann. Soll alſo das ſinnliche Vorſtellungsvermögen an einem Gegenſtand erliegen, ſo muß dieſer Gegenſtand durch ſeine Quantität für die Einbildungskraft überſteigend ſeyn. Das Erhabene der Erkenntniß beruht demnach auf der Zahl oder der Größe, und kann darum auch das mathematiſche heißen.*

Von der äſthetiſchen Größenſchätzung.

Ich kann mir von der Quantität eines Gegenſtandes vier, von einander ganz verſchiedene, Vorſtellungen machen.

---

* Siehe Kant's Kritik der äſthetiſchen Urtheilskraft.

Der Thurm, den ich vor mir ſehe, iſt eine Größe.

Er iſt zweihundert Ellen hoch.

Er iſt hoch.

Er iſt ein hoher (erhabener) Gegenſtand.

Es leuchtet in die Augen, daß durch jedes dieſer viererlei Urtheile, welche ſich doch ſämmtlich auf die Quantität des Thurms beziehen, etwas ganz Verſchiedenes ausgeſagt wird. In den beiden erſten Urtheilen wird der Thurm bloß als ein Quantum (als eine Größe), in den zwei übrigen wird er als ein Magnum (als etwas Großes) betrachtet.

Alles, was Theile hat, iſt ein Quantum. Jede Anſchauung, jeder Verſtandesbegriff hat eine Größe, ſo gewiß dieſer eine Sphäre und jene einen Inhalt hat. Die Quantität überhaupt kann alſo nicht gemeint ſeyn, wenn man von einem Größenunterſchied unter den Objekten redet. Die Rede iſt hier von einer ſolchen Quantität, die einem Gegenſtande vorzugsweiſe zukommt, d. h. die nicht bloß ein Quantum, ſondern zugleich ein Magnum iſt.

Bei jeder Größe denkt man ſich eine Einheit, zu welcher mehrere gleichartige Theile verbunden ſind. Soll alſo ein Unterſchied zwiſchen Größe und Größe Statt finden, ſo kann er nur darin liegen, daß in der einen mehr, in der andern weniger Theile zur Einheit verbunden ſind, oder daß die eine nur einen Theil in der andern ausmacht. Dasjenige Quantum, welches ein anderes Quantum als Theil in ſich enthält, iſt gegen dieſes Quantum ein Magnum.

Unterſuchen, wie oft ein beſtimmtes Quantum in einem andern enthalten iſt, heißt dieſes Quantum meſſen (wenn es ſtetig), oder es zählen (wenn es nicht ſtetig iſt). Auf die zum Maß genommene Einheit kommt es alſo jederzeit an, ob wir einen Gegenſtand als ein Magnum betrachten ſollen, d. h. alle Größe iſt ein Verhältnißbegriff.

Gegen ihr Maß gehalten, iſt jede Größe ein Magnum, und noch mehr iſt ſie es gegen das Maß ihres Maßes, mit welchem verglichen dieſes ſelbſt wieder ein Magnum iſt. Aber ſo, wie es herabwärts geht, geht es auch aufwärts. Jedes Magnum iſt wieder klein, ſobald wir es uns in einem andern enthalten denken, und wo gibt es hier eine Grenze, da wir jede noch ſo große Zahlreihe mit ſich ſelbſt wieder multipliziren können?

Auf dem Wege der Meſſung können wir alſo zwar auf die comparative, aber nie auf die abſolute Größe ſtoßen, auf diejenige nämlich, welche in keinem andern Quantum mehr enthalten ſeyn kann, ſondern alle andere Größen unter ſich befaßt. Nichts würde uns ja hindern, daß dieſelbe Verſtandeshandlung, die uns eine ſolche Größe lieferte, uns auch das Duplum derſelben lieferte, weil der Verſtand ſucceſſiv verfährt, und, von Zahlbegriffen geleitet, ſeine Syntheſe in's Unendliche fortſetzen kann. So lange ſich noch beſtimmen läßt, wie groß ein Gegenſtand ſey, iſt er noch nicht (ſchlechthin) groß, und kann durch dieſelbe Operation der Vergleichung zu einem ſehr kleinen herabgewürdigt werden. Dieſem nach könnte es in der Natur nur eine einzige Größe per excellentiam geben, nämlich das unendliche Ganze der Natur ſelbſt, dem aber nie eine Anſchauung entſprechen, und deſſen Syntheſis in keiner Zeit vollendet werden kann. Da ſich das Reich der Zahl nie erſchöpfen läßt, ſo müßte es der Verſtand ſeyn, der ſeine Syntheſis endigt. Er ſelbſt müßte irgend eine Einheit als höchſtes und äußerſtes Maß aufſtellen, und was darüber hinausragt, ſchlechthin für groß erklären.

Dies geſchieht auch wirklich, wenn ich von dem Thurm, der vor mir ſteht, ſage, *er ſey hoch*, ohne ſeine Höhe zu *beſtimmen*. Ich gebe hier kein Maß der Vergleichung, und doch kann ich dem Thurm die abſolute Größe nicht zuſchreiben, da mich gar nichts hindert, ihn noch größer anzunehmen. Mir muß alſo ſchon durch den bloßen Anblick des Thurmes ein äußerſtes Maß gegeben ſeyn, und ich muß mir einbilden können, durch meinen Ausdruck: *dieſer Thurm iſt hoch*, auch jedem andern dieſes äußerſte Maß vorgeſchrieben zu haben. Dieſes Maß liegt alſo ſchon in dem Begriffe eines Thurmes, und es iſt kein anderes als der Begriff ſeiner *Gattungsgröße*.

Jedem Dinge iſt ein gewiſſes Maximum der Größe entweder durch ſeine *Gattung* (wenn es ein Werk der Natur iſt), oder (wenn es ein Werk der Freiheit iſt) durch die *Schranken* der ihm zu Grunde liegenden Urſache und durch ſeinen Zweck vorgeſchrieben. Bei jeder Wahrnehmung von Gegenſtänden wenden wir, mit mehr oder weniger Bewußtſeyn, dieſes

Größtenmaß an; aber unſere Empfindungen ſind ſehr verſchieden, je nachdem das Maß, welches wir zum Grund legen, zufälliger oder nothwendiger iſt. Ueberſchreitet ein Objekt den Begriff ſeiner Gattungsgröße, ſo wird es uns gewiſſermaßen in Verwunderung ſetzen. Wir werden überraſcht, und unſere Erfahrung erweitert ſich, aber inſofern wir an dem Gegenſtand ſelbſt kein Intereſſe nehmen, bleibt es bloß bei dieſem Gefühle einer übertroffenen Erwartung. Wir haben jenes Maß nur aus einer Reihe von Erfahrungen abgezogen, und es iſt gar keine Nothwendigkeit vorhanden, daß es immer zutreffen muß. Ueberſchreitet hingegen ein Erzeugniß der Freiheit den Begriff, den wir uns von den Schranken ſeiner Urſache machten, ſo werden wir ſchon eine gewiſſe Bewunderung empfinden. Es iſt hier nicht bloß die übertroffene Erwartung, es iſt zugleich eine Entledigung von Schranken, was uns bei einer ſolchen Erfahrung überraſcht. Dort blieb unſere Aufmerkſamkeit bloß bei dem Produkte ſtehen, das an ſich ſelbſt gleichgültig war; hier wird ſie auf die hervorbringende Kraft hingezogen, welche moraliſch oder doch einem moraliſchen Weſen angehörig iſt, und uns alſo nothwendig intereſſiren muß. Dieſes Intereſſe wird in eben dem Grade ſteigen, als die Kraft, welche das wirkende Prinzipium ausmachte, edler und wichtiger, und die Schranke, welche wir überſchritten finden, ſchwerer zu überwinden iſt. Ein Pferd von ungewöhnlicher Größe wird uns angenehm befremden, aber noch mehr der geſchickte und ſtarke Reiter, der es bändigt. Sehen wir ihn nun gar mit dieſem Pferd über einen breiten und tiefen Graben ſetzen, ſo erſtaunen wir; und iſt es eine feindliche Fronte, gegen welche wir ihn losſprengen ſehen, ſo geſellt ſich zu dieſem Erſtaunen Achtung, und es geht in Bewunderung über. In dem letztern Fall behandeln wir ſeine Handlung als eine dynamiſche Größe, und wenden unſern Begriff von menſchlicher Tapferkeit als Maßſtab darauf an, wo es nun darauf ankommt, wie wir uns ſelbſt fühlen, und was wir als äußerſte Grenze der Herzhaftigkeit betrachten.

Ganz anders hingegen verhält es ſich, wenn der Größenbegriff des Zwecks überſchritten wird. Hier legen wir keinen empiriſchen und zufälligen, ſondern einen rationalen und alſo nothwendigen Maßſtab zum Grunde, der nicht überſchritten werden kann, ohne den Zweck des Gegenſtandes zu vernichten. Die Größe eines Wohnhauſes iſt einzig durch ſeinen Zweck beſtimmt; die Größe eines Thurmes kann bloß durch die Schranken der Architektur beſtimmt ſeyn. Finde ich daher das Wohnhaus für ſeinen Zweck zu groß, ſo muß es mir nothwendig mißfallen. Finde ich hingegen den Thurm meine Idee von Thurmhöhen überſteigend, ſo wird er mich nur deſto mehr ergötzen. Warum? Jenes iſt ein Widerſpruch, dieſes nur eine unerwartete Uebereinſtimmung mit dem, was ich ſuche. Ich kann es mir ſehr wohl gefallen laſſen, daß eine Schranke erweitert, aber nicht, daß eine Abſicht verfehlt wird.

Wenn ich nun von einem Gegenſtande ſchlechtweg ſage, er ſey groß, ohne hinzuzuſetzen, wie groß er ſey, ſo erkläre ich ihn dadurch gar nicht für etwas absolut Großes, dem kein Maßſtab gewachſen iſt; ich verſchweige bloß das Maß, dem ich ihn unterwerfe, in der Vorausſetzung, daß es in ſeinem bloßen Begriff ſchon enthalten ſey. Ich beſtimme ſeine Größe zwar nicht ganz, nicht gegen alle denkbaren Dinge, aber doch zum Theil, und gegen eine gewiſſe Klaſſe von Dingen, alſo doch immer *objektiv* und *logiſch*, weil ich ein Verhältniß ausſage, und nach einem Begriffe verfahre.

Dieſer Begriff kann aber empiriſch, alſo zufällig ſeyn, und mein Urtheil wird in dieſem Fall nur ſubjektive Gültigkeit haben. Ich mache vielleicht zur Gattungsgröße, was nur die Größe gewiſſer Arten iſt; ich erkenne vielleicht für eine objektive Grenze, was nur die Grenze meines Subjekts iſt, ich lege vielleicht der Beurtheilung meinen Privatbegriff von dem Gebrauch und dem Zwecke eines Dinges unter. Der Materie nach kann alſo meine Größenſchätzung ganz *ſubjektiv* ſeyn, ob ſie gleich der Form nach *objektiv*, d. i. wirkliche Verhältnißbeſtimmung iſt. Der Europäer hält den Patagonen für einen Rieſen, und ſein Urtheil hat auch volle Gültigkeit bei demjenigen Völkerſtamm, von dem er ſeinen Begriff menſchlicher Größe entlehnt; in Patagonien hingegen wird er Widerſpruch finden. Nirgends wird man den Einfluß ſubjektiver Gründe auf die Urtheile der Menſchen mehr gewahr, als bei ihrer Größenſchätzung, ſowohl bei körperlichen als bei unkörperlichen Dingen. Jeder Menſch, kann man annehmen, hat ein gewiſſes Kraft- und Tugendmaß in ſich, wornach er ſich bei der Größenſchätzung moraliſcher Handlungen richtet. Der Geizhals wird das Geſchenk eines Guldens für eine ſehr große Anſtrengung ſeiner Freigebigkeit halten, wenn der Großmüthige mit der dreifachen Summe noch zu wenig zu geben glaubt. Der Menſch von gemeinem Schlag hält ſchon das *Nichtbetrügen* für einen großen Beweis ſeiner Ehrlichkeit; ein Anderer von zartem Gefühl trägt manchmal Bedenken, einen erlaubten Gewinn zu nehmen.

Obgleich in allen dieſen Fällen das Maß ſubjektiv iſt, ſo iſt die Meſſung ſelbſt immer objektiv; denn man darf nur das Maß allgemein machen, ſo wird die Größenbeſtimmung allgemein eintreffen. So verhält es ſich wirklich mit den objektiven Maßen, die im allgemeinen Gebrauche ſind, ob ſie gleich alle einen ſubjektiven Urſprung haben, und von dem menſchlichen Körper hergenommen ſind.

Alle vergleichende Größenſchätzung aber, ſie mag nun idealiſch oder körperlich, ſie mag ganz oder nur zum Theil beſtimmend ſeyn, führt nur zur relativen und niemals zur abſoluten Größe; denn wenn ein Gegenſtand auch wirklich das Maß überſteigt, welches wir als ein höchſtes und äußerſtes annehmen, ſo kann ja immer noch gefragt werden, um *wie vielmal* er es überſteige. Er iſt zwar ein Großes gegen ſeine Gattung, aber noch nicht das Größtmögliche, und wenn die Schranke einmal überſchritten iſt, ſo kann ſie in's Unendliche fort überſchritten werden. Nun ſuchen wir aber die abſolute Größe, weil dieſe allein den Grund eines *Vorzugs* in ſich enthalten kann, da alle comparative Größen, als ſolche betrachtet, einander gleich ſind. Weil nichts den Verſtand nöthigen kann, in ſeinem Geſchäfte ſtill zu ſtehen, ſo muß es die Einbildungskraft ſeyn, welche demſelben eine Grenze ſetzt. Mit andern Worten: Die Größenſchätzung muß aufhören logiſch zu ſeyn, ſie muß äſthetiſch verrichtet werden.

Wenn ich eine Größe logiſch ſchätze, ſo beziehe ich ſie immer auf mein Erkenntnißvermögen; wenn ich ſie äſthetiſch ſchätze, ſo beziehe ich ſie auf mein Empfindungsvermögen. Dort erfahre ich etwas von dem Gegenſtand, hier hingegen erfahre ich bloß an mir ſelbſt etwas, auf Veranlaſſung der vorgeſtellten Größe des Gegenſtandes. Dort erblicke ich etwas außer mir, hier etwas in mir. Ich meſſe alſo auch eigentlich nicht mehr, ich ſchätze keine Größe mehr, ſondern ich ſelbſt werde mir augenblicklich zu einer Größe, und zwar zu einer unendlichen. Derjenige Gegenſtand, der mich mir ſelbſt zu einer unendlichen Größe macht, heißt *erhaben*.

Das Erhabene der Größe iſt alſo keine objektive Eigenſchaft des Gegenſtandes, dem es beigelegt wird; es iſt bloß die Wirkung unſers eigenen Subjekts auf Veranlaſſung jenes Gegenſtandes. Es entſpringt *eines Theils* aus dem vorgeſtellten Unvermögen der Einbildungskraft, die von der Vernunft als Forderung aufgeſtellte Totalität in Darſtellung der Größe zu erreichen, *andern Theils* aus dem vorgeſtellten Vermögen der Vernunft, eine ſolche Forderung aufſtellen zu können. Auf das Erſte gründet ſich die *zurückſtoßende*, auf das Zweite die *anziehende* Kraft des Großen und des Sinnlich-Unendlichen.

Obgleich aber das Erhabene eine Erſcheinung iſt, welche erſt in unſerm Subjekt erzeugt wird, ſo muß doch in den Objekten ſelbſt der Grund enthalten ſeyn, warum gerade nur dieſe und keine andere Objekte uns zu dieſem Gebrauch Anlaß geben. Und weil wir ferner bei unſerm Urtheil das Prädikat des Erhabenen *in den Gegenſtand* legen (wodurch wir andeuten, daß wir dieſe Verbindung nicht bloß willkührlich vornehmen, ſondern dadurch ein Geſetz für Jedermann aufzuſtellen meinen), ſo muß in unſerm Subjekt ein nothwendiger Grund enthalten ſeyn, warum wir von einer gewiſſen Klaſſe von Gegenſtänden gerade dieſen und keinen andern Gebrauch machen.

Es gibt demnach *innere* und gibt *äußere* nothwendige Bedingungen des Mathematiſch-Erhabenen. Zu jenen gehört ein gewiſſes beſtimmtes Verhältniß zwiſchen Vernunft und Einbildungskraft, zu dieſen ein beſtimmtes Verhältniß des angeſchauten Gegenſtandes zu unſerm äſthetiſchen Größenmaß.

Sowohl die Einbildungskraft als die Vernunft müſſen ſich mit einem gewiſſen Grad von Stärke äußern, wenn das Große uns rühren ſoll. Von der Einbildungskraft wird verlangt, daß ſie ihr ganzes Comprehenſionsvermögen zu Darſtellung der Idee des Abſoluten aufbiete, worauf die Vernunft unnachläßlich dringt. Iſt die Phantaſie unthätig und träge, oder geht die Tendenz des Gemüths mehr auf

Begriffe als auf Anſchauungen, ſo bleibt auch der erhabenſte Gegenſtand bloß ein logiſches Objekt, und wird gar nicht vor das äſthetiſche Forum gezogen. Dies iſt der Grund, warum Menſchen von überwiegender Stärke des analytiſchen Verſtandes für das Aeſthetiſch-Große ſelten viel Empfänglichkeit zeigen. Ihre Einbildungskraft iſt entweder nicht lebhaft genug, ſich auf Darſtellung des Abſoluten der Vernunft auch nur einzulaſſen, oder ihr Verſtand zu geſchäftig, den Gegenſtand *ſich* zuzueignen, und ihn aus dem Felde der Intuition in ſein diskurſives Gebiet hinüber zu ſpielen.

Ohne eine gewiſſe Stärke der Phantaſie wird der große Gegenſtand gar nicht äſthetiſch; ohne eine gewiſſe Stärke der Vernunft hingegen wird der äſthetiſche nicht erhaben. Die Idee des Abſoluten erfordert ſchon eine mehr als gewöhnliche Entwicklung des höhern Vernunftvermögens, einen gewiſſen Reichthum an Ideen, und eine genauere Bekanntſchaft des Menſchen mit ſeinem edelſten Selbſt. Weſſen Vernunft noch gar keine Ausbildung empfangen hat, der wird von dem Großen der Sinne nie einen überſinnlichen Gebrauch zu machen wiſſen. Die Vernunft wird ſich in das Geſchäft gar nicht miſchen, und es wird der Einbildungskraft allein, oder dem Verſtand allein überlaſſen bleiben. Die Einbildungskraft für ſich ſelbſt iſt aber weit entfernt, ſich auf eine Zuſammenfaſſung einzulaſſen, die ihr peinlich wird. Sie begnügt ſich alſo mit der bloßen Auffaſſung, und es fällt ihr gar nicht ein, ihren Darſtellungen Allheit geben zu wollen. Daher die ſtupide Unempfindlichkeit, mit der der Wilde im Schooß der erhabenſten Natur und mitten unter den Symbolen des Unendlichen wohnen kann, ohne dadurch aus ſeinem thieriſchen Schlummer geweckt zu werden, ohne auch nur von weitem den großen Naturgeiſt zu ahnen, der aus dem Sinnlich-Unermeßlichen zu einer fühlenden Seele ſpricht.

Was der rohe Wilde mit dummer Gefühlloſigkeit anſtarrt, das flieht der entnervte Weichling als einen Gegenſtand des Grauens, der ihm nicht ſeine Kraft, nur ſeine Ohnmacht zeigt. Sein enges Herz fühlt ſich von großen Vorſtellungen peinlich auseinander geſpannt. Seine Phantaſie iſt zwar reizbar genug, ſich an der Darſtellung des Sinnlich-Unendlichen zu verſuchen, aber ſeine Vernunft nicht ſelbſtſtändig genug, dieſes Unternehmen mit Erfolg zu endigen. Er will es erklimmen, aber auf halbem Wege ſinkt er ermattet hin. Er kämpft mit dem furchtbaren Genius, aber nur mit irdiſchen, nicht mit unſterblichen Waffen. Dieſer Schwäche ſich bewußt, entzieht er ſich lieber einem Anblick, der ihn niederſchlägt, und ſucht Hülfe bei der Tröſterin aller Schwachen, der Regel. Kann er ſich ſelbſt nicht aufrichten zu dem Großen der Natur, ſo muß die Natur zu ſeiner kleinen Faſſungskraft herunter ſteigen. Ihre kühnen Formen muß ſie mit künſtlichen vertauſchen, die ihr fremd, aber ſeinem verzärtelten Sinne Bedürfniß ſind. Ihren Willen muß ſie ſeinem eiſernen Joch unterwerfen, und in die Feſſeln mathematiſcher Regelmäßigkeit ſich ſchmiegen. So entſteht der ehemalige franzöſiſche

Geſchmack in Gärten, der endlich faſt allgemein dem engliſchen gewichen iſt, aber ohne dadurch dem wahren Geſchmack merklich näher zu kommen. Denn der Charakter der Natur iſt eben ſo wenig bloße Mannichfaltigkeit als Einförmigkeit. Ihr geſetzter, ruhiger Ernſt verträgt ſich eben ſo wenig mit dieſen ſchnellen und leichtſinnigen Uebergängen, mit welchen man ſie in dem neuen Gartengeſchmack von einer Dekoration zur andern hinüber hüpfen läßt. Sie legt, indem ſie ſich verwandelt, ihre harmoniſche Einheit nicht ab; in beſcheidener Einfalt verbirgt ſie ihre Fülle, und auch in der üppigſten Freiheit ſehen wir ſie das Geſetz der Stetigkeit ehren. *

Zu den objektiven Bedingungen des Mathematiſch-Erhabenen gehört für's Erſte, daß der Gegenſtand, den wir dafür erkennen ſollen, ein Ganzes ausmache und alſo Einheit zeige; für's Zweite, daß er uns das höchſte ſinnliche Maß, womit wir alle Größen zu meſſen pflegen, völlig unbrauchbar mache. Ohne das Erſte würde die Einbildungskraft gar nicht aufgefordert werden, eine Darſtellnng ſeiner Totalität zu

---

* Die Gartenkunſt und die dramatiſche Dichtkunſt haben in neuern Zeiten ziemlich daſſelbe Schickſal, und zwar bei denſelben Nationen gehabt. Dieſelbe Tyrannei der Regel in den franzöſiſchen Gärten und in den franzöſiſchen Tragödien; dieſelbe bunte und wilde Regelloſigkeit in den Parks der Engländer und in ihrem Shakeſpeare; und ſo wie der deutſche Geſchmack von jeher das Geſetz von den Ausländern empfangen, ſo mußte er auch in dieſem Stück zwiſchen jenen beiden Extremen hin= und herſchwanken.

verſuchen; ohne das Zweite würde ihr dieſer Verſuch nicht verunglücken können.

Der Horizont übertrifft jede Größe, die uns irgend vor Augen kommen kann, denn alle Raumgrößen müſſen ja in demſelben liegen. Nichts deſto weniger bemerken wir, daß oft ein einziger Berg, der ſich darin erhebt, uns einen weit ſtärkern Eindruck des Erhabenen zu geben im Stande iſt, als der ganze Geſichtskreis, der nicht nur dieſen Berg, ſondern noch tauſend andere Größen in ſich faßt. Das kommt daher, weil uns der Horizont nicht als ein einziges Objekt erſcheint, und wir alſo nicht eingeladen werden, ihn in ein Ganzes der Darſtellung zuſammen zu faſſen. Entfernt man aber aus dem Horizont alle Gegenſtände, welche den Blick insbeſondere auf ſich ziehen, denkt man ſich auf eine weite und ununterbrochene Ebene oder auf die offenbare See, ſo wird der Horizont ſelbſt zu einem Objekt, und zwar zu dem erhabenſten, was dem Auge je erſcheinen kann. Die Kreisfigur des Horizonts trägt zu dieſem Eindruck beſonders viel bei, weil ſie an ſich ſelbſt ſo leicht zu faſſen iſt, und die Einbildungskraft ſich um ſo weniger erwehren kann, die Vollendung derſelben zu verſuchen.

Der äſthetiſche Eindruck der Größe beruht aber darauf, daß die Einbildungskraft die Totalität der Darſtellung an dem gegebenen Gegenſtande *fruchtlos* verſucht, und dies kann nur dadurch geſchehen, daß das höchſte Größenmaß, welches ſie auf einmal deutlich faſſen kann, ſo vielmal zu ſich ſelbſt addirt, als der Verſtand deutlich zuſammen denken kann, für den Gegenſtand zu klein iſt. Daraus aber ſcheint zu folgen, daß Gegenſtände von gleicher Größe auch einen gleich erhabenen Eindruck machen müßten, und daß der minder große dieſen Eindruck weniger werde hervorbringen können, wogegen doch die Erfahrung ſpricht. Denn nach dieſer erſcheint der Theil nicht ſelten erhabener als das Ganze, der Berg oder der Thurm erhabener als der Himmel, in den er hinaufragt, der Fels erhabener als das Meer, deſſen Wellen ihn umſpülen. Man muß ſich aber hier der vorhin erwähnten Bedingung erinnern, vermöge welcher der äſthetiſche Eindruck nur dann erfolgt, wenn ſich die Imagination auf Allheit des Gegenſtandes einläßt. Unterläßt ſie dieſes bei dem weit größern Gegenſtand, und beobachtet es hingegen bei dem minder großen, ſo kann ſie von dem letztern äſthetiſch gerührt, und doch gegen den erſten unempfindlich ſeyn. Denkt ſie ſich aber dieſen als eine Größe, ſo denkt ſie ihn zugleich als Einheit, und dann muß er nothwendig einen verhältnißmäßig ſtärkern Eindruck machen, als er jenen an Größe übertrifft.

Alle ſinnliche Größen ſind entweder im Raum (ausgedehnte Größen) oder in der Zeit (Zahlgrößen). Ob nun gleich jede ausgedehnte Größe zugleich eine Zahlgröße iſt (weil wir auch das im Raum Gegebene in der Zeit auffaſſen müſſen), ſo iſt dennoch die Zahlgröße ſelbſt nur inſofern, als ich ſie in eine Raumgröße verwandle, erhaben. Die Entfernung der Erde vom Sirius iſt zwar ein ungeheures Quantum in der

Zeit, und, wenn ich ſie in Allheit begreifen will, für meine Phantaſie überſchwänglich; aber ich laſſe mich auch nimmermehr darauf ein, dieſe Zeitgröße anzuſchauen, ſondern helfe mir durch Zahlen, und nur alsdann, wenn ich mich erinnere, daß die höchſte Raumgröße, die ich in Einheit zuſammen faſſen kann, z. B. ein Gebirge, dennoch ein viel zu kleines und ganz unbrauchbares Maß für dieſe Entfernung iſt, erhalte ich den erhabenen Eindruck. Das Maß für dieſelbe nehme ich alſo doch von ausgedehnten Größen, und auf das Maß kommt es ja eben an, ob ein Objekt uns groß erſcheinen ſoll.

Das Große im Raum zeigt ſich entweder in Längen oder in Höhen (wozu auch die Tiefen gehören: denn die Tiefe iſt nur eine Höhe unter uns, ſo wie die Höhe eine Tiefe über uns genannt werden kann. Daher die lateiniſchen Dichter auch keinen Anſtand nehmen, den Ausdruck profundus auch von Höhen zu gebrauchen:

> ni faceret, maria ac terras coelumque profundum quippe ferant rapidi secum —).

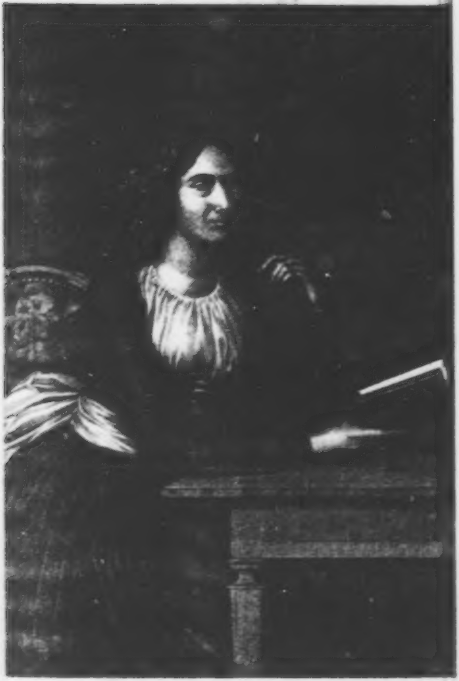
Höhen erſcheinen durchaus erhabener als gleich große Längen, wovon der Grund zum Theil darin liegt, daß ſich das dynamiſch Erhabene mit dem Anblick der erſtern verbindet. Eine bloße Länge, wie unabſehlich ſie auch ſey, hat gar nichts Furchtbares an ſich, wohl aber eine Höhe, weil wir von dieſer herabſtürzen können. Aus demſelben Grund iſt eine Tiefe noch erhabener als eine Höhe, weil die Idee des Furchtbaren ſie unmittelbar begleitet. Soll eine große Höhe ſchreckhaft für uns ſeyn, ſo müſſen wir uns erſt hinausdenken, und ſie alſo in eine Tiefe verwandeln. Man kann dieſe Erfahrung leicht machen, wenn man einen mit Blau untermiſchten bewölkten Himmel in einem Brunnen oder ſonſt in einem dunkeln Waſſer betrachtet, wo ſeine unendliche Tiefe einen ungleich ſchauerlichern Anblick als ſeine Höhe gibt. Daſſelbe geſchieht in noch höherm Grade, wenn man ihn rücklings betrachtet, als wodurch er gleichfalls zu einer Tiefe wird, und, weil er das einzige Objekt iſt, das in das Auge fällt, unſre Einbildungskraft zu Darſtellung ſeiner Totalität unwiderſtehlich nöthigt. Höhen und Tiefen wirken nämlich auch ſchon deßwegen ſtärker auf uns, weil die Schätzung ihrer Größe durch keine Vergleichung geſchwächt wird. Eine Länge hat an dem Horizont immer einen Maßſtab, unter welchem ſie verliert, denn ſo weit ſich eine Länge erſtreckt, ſo weit erſtreckt ſich auch der Himmel. Zwar iſt auch das höchſte Gebirge gegen die Höhe des Himmels klein, aber das lehrt bloß der Verſtand, nicht das Auge, und es iſt nicht der Himmel, der durch ſeine Höhe die Berge niedrig macht, ſondern die Berge ſind es, die durch ihre Größe die Höhe des Himmels zeigen.

Es iſt daher nicht bloß eine *optiſch* richtige, ſondern auch eine *ſymboliſch* wahre Vorſtellung, wenn es heißt, daß der Atlas den Himmel ſtütze. So wie nämlich der Himmel ſelbſt auf dem Atlas zu ruhen ſcheint, ſo ruht unſere Vorſtellung von der Höhe des Himmels auf der Höhe des Atlas. Der

Berg trägt alſo, in figürlichem Sinne, wirklich den Himmel, denn er hält denſelben für unſere ſinnliche Vorſtellung in der Höhe. Ohne den Berg würde der Himmel fallen, d. h. er würde optiſch von ſeiner Höhe ſinken und erniedriget werden.

Schillers

ſämmtliche Werke.



[illegible]

Univ.-Bibl.
München

Schiller's

ſämmtliche Werke

mit Stahlſtichen.

Zwölfter Band.

Stuttgart und Tübingen.
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1836.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Druck der [illegible] Buchhandlung
in Stuttgart

Inhalt.

Seite

Ueber die äſthetiſche Erziehung des Menſchen. In einer Reihe von Briefen 1

Ueber die nothwendigen Grenzen beim Gebrauch ſchöner Formen 158

Ueber naive und ſentimentaliſche Dichtung . . . 196

Ueber den moraliſchen Nutzen äſthetiſcher Sitten . 328

Ueber das Erhabene 346

Gedanken über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunſt 370

An den Herausgeber der Propyläen 380

Ueber Bürgers Gedichte 397

Ueber den Gartenkalender auf das Jahr 1795 . 417

Ueber Egmont, Trauerſpiel von Goethe 428

Ueber Matthiſſons Gedichte 443

Anhang.

Nachrichten von Schillers Leben 471

Charlotte von Schiller 509

Ueber die
äſthetiſche Erziehung des Menſchen,
in einer Reihe von Briefen. *

Erſter Brief.

Sie wollen mir alſo vergönnen, Ihnen die Reſultate meiner Unterſuchungen über das Schöne und die Kunſt in einer Reihe von Briefen vorzulegen. Lebhaft empfinde ich das Gewicht, aber auch den Reiz und die Würde dieſer Unternehmung. Ich werde von einem Gegenſtande ſprechen, der mit dem beſten Theil unſerer Glückſeligkeit in einer unmittelbaren und mit dem moraliſchen Adel der menſchlichen Natur in keiner ſehr entfernten Verbindung ſteht. Ich werde die Sache der Schönheit vor einem Herzen führen, das ihre ganze Macht empfindet und ausübt, und bei einer Unterſuchung, wo man eben ſo oft genöthigt iſt, ſich auf Gefühle als auf Grundſätze zu berufen,

---

* Anmerkung des Herausgebers. Dieſe Briefe wurden an den verewigten Herzog von Holſtein-Auguſtenburg geſchrieben, und zuerſt in den Horen vom Jahr 1795 gedruckt.

den ſchwerſten Theil meines Geſchäfts auf ſich nehmen wird.

Was ich mir als eine Gunſt von Ihnen erbitten wollte, machen Sie großmüthiger Weiſe mir zur Pflicht, und laſſen mir da den Schein eines Verdienſtes, wo ich bloß meiner Neigung nachgebe. Die Freiheit des Ganges, welche Sie mir vorſchreiben, iſt kein Zwang, vielmehr ein Bedürfniß für mich. Wenig geübt im Gebrauche ſchulgerechter Formen, werde ich kaum in Gefahr ſeyn, mich durch Mißbrauch derſelben an dem guten Geſchmack zu verſündigen. Meine Ideen, mehr aus dem einförmigen Umgang mit mir ſelbſt als aus einer reichen Welterfahrung geſchöpft, oder durch Lektüre erworben, werden ihren Urſprung nicht verläugnen, werden ſich eher jedes andern Fehlers als der Sektirerei ſchuldig machen, und eher aus eigener Schwäche fallen, als durch Autorität und fremde Stärke ſich aufrecht erhalten.

Zwar will ich Ihnen nicht verbergen, daß es größtentheils Kantiſche Grundſätze ſind, auf denen die nachfolgenden Behauptungen ruhen werden; aber meinem Unvermögen, nicht jenen Grundſätzen, ſchreiben Sie es zu, wenn Sie im Lauf dieſer Unterſuchungen an irgend eine beſondere philoſophiſche Schule erinnert werden ſollten. Nein, die Freiheit Ihres Geiſtes ſoll mir unverletzlich ſeyn. Ihre eigene Empfindung wird mir die Thatſachen hergeben, auf die ich baue; Ihre eigene freie Denkkraft wird die Geſetze diktiren, nach welchen verfahren werden ſoll.

Ueber diejenigen Ideen, welche in dem praktiſchen Theil des Kantiſchen Syſtems die herrſchenden ſind,

ſind nur die Philoſophen entzweit, aber die Menſchen, ich getraue mir es zu beweiſen, von jeher einig geweſen. Man befreie ſie von ihrer techniſchen Form, und ſie werden als die verjährten Anſprüche der gemeinen Vernunft, und als Thatſachen des moraliſchen Inſtinktes erſcheinen, den die weiſe Natur dem Menſchen zum Vormund ſetzte, bis die helle Einſicht ihn mündig macht. Aber eben dieſe techniſche Form, welche die Wahrheit dem Verſtande verſichtbar, verbirgt ſie wieder dem Gefühl; denn leider muß der Verſtand das Objekt des innern Sinnes erſt zerſtören, wenn er es ſich zu eigen machen will. Wie der Scheidekünſtler, ſo findet auch der Philoſoph nur durch Auflöſung die Verbindung, und nur durch die Marter der Kunſt das Werk der freiwilligen Natur. Um die flüchtige Erſcheinung zu haſchen, muß er ſie in die Feſſeln der Regel ſchlagen, ihren ſchönen Körper in Begriffe zerfleiſchen, und in einem dürftigen Wortgerippe ihren lebendigen Geiſt aufbewahren. Iſt es ein Wunder, wenn ſich das natürliche Gefühl in einem ſolchen Abbild nicht wieder findet, und die Wahrheit in dem Berichte des Analyſten als ein Paradoxon erſcheint?

Laſſen Sie daher auch mir einige Nachſicht zu Statten kommen, wenn die nachfolgenden Unterſuchungen ihren Gegenſtand, indem ſie ihn dem Verſtande zu nähern ſuchen, den Sinnen entrücken ſollten. Was dort von moraliſchen Erfahrungen gilt, muß in einem noch höhern Grade von der Erſcheinung der Schönheit gelten. Die ganze Magie derſelben beruht auf ihrem Geheimniß, und mit dem nothwendigen Band ihrer Elemente iſt auch ihr Weſen aufgehoben.

Zweiter Brief.

Aber ſollte ich von der Freiheit, die mir von Ihnen verſtattet wird, nicht vielleicht einen beſſern Gebrauch machen können, als Ihre Aufmerkſamkeit auf dem Schauplatz der ſchönen Kunſt zu beſchäftigen? Iſt es nicht wenigſtens außer der Zeit, ſich nach einem Geſetzbuch für die äſthetiſche Welt umzuſehen, da die Angelegenheiten der moraliſchen ein ſoviel näheres Intereſſe darbieten, und der philoſophiſche Unterſuchungsgeiſt durch die Zeitumſtände ſo nachdrücklich aufgefordert wird, ſich mit dem vollkommenſten aller Kunſtwerke, mit dem Bau einer wahren politiſchen Freiheit, zu beſchäftigen?

Ich möchte nicht gern in einem andern Jahrhundert leben, und für ein anderes gearbeitet haben. Man iſt eben ſo gut Zeitbürger, als man Staatsbürger iſt; und wenn es unſchicklich, ja unerlaubt gefunden wird, ſich von den Sitten und Gewohnheiten des Cirkels, in dem man lebt, auszuſchließen, warum ſollte es weniger Pflicht ſeyn, in der Wahl ſeines Wirkens dem Bedürfniß und dem Geſchmack des Jahrhunderts eine Stimme einzuräumen?

Dieſe Stimme ſcheint aber keineswegs zum Vortheil der Kunſt auszufallen; derjenigen wenigſtens nicht, auf welche allein meine Unterſuchungen gerichtet ſeyn werden. Der Lauf der Begebenheiten hat dem Genius der Zeit eine Richtung gegeben, die ihn je mehr und mehr von der Kunſt des Ideals zu entfernen droht. Dieſe muß die Wirklichkeit verlaſſen und ſich mit anſtändiger Kühnheit über das Bedürfniß erheben; denn die Kunſt iſt eine Tochter der Freiheit, und von der Nothwendigkeit der Geiſter, nicht von der Nothdurft der Materie will ſie ihre Vorſchrift empfangen. Jetzt aber herrſcht das Bedürfniß, und beugt die geſunkene Menſchheit unter ſein tyranniſches Joch. Der Nutzen iſt das große Idol der Zeit, dem alle Kräfte frohnen und alle Talente huldigen ſollen. Auf dieſer groben Wage hat das geiſtige Verdienſt der Kunſt kein Gewicht, und, aller Aufmunterung beraubt, verſchwindet ſie von dem lärmenden Markt des Jahrhunderts. Selbſt der philoſophiſche Unterſuchungsgeiſt entreißt der Einbildungskraft eine Provinz nach der andern, und die Grenzen der Kunſt verengen ſich, je mehr die Wiſſenſchaft ihre Schranken erweitert.

Erwartungsvoll ſind die Blicke des Philoſophen wie des Weltmanns auf den politiſchen Schauplatz geheftet, wo jetzt, wie man glaubt, das große Schickſal der Menſchheit verhandelt wird. Verräth es nicht eine tadelnswerthe Gleichgültigkeit gegen das Wohl der Geſellſchaft, dieſes allgemeine Geſpräch nicht zu theilen? So nahe dieſer große Rechtshandel, ſeines Inhalts und ſeiner Folgen wegen, Jeden, der ſich Menſch nennt, angeht, ſo ſehr muß er, ſeiner Verhandlungsart wegen, jeden Selbſtdenker insbeſondere intereſſiren. Eine Frage, welche ſonſt nur durch das blinde

Recht des Stärkern beantwortet wurde, iſt nun, wie es ſcheint, vor dem Richterſtuhle reiner Vernunft anhängig gemacht, und wer nur immer fähig iſt, ſich in das Centrum des Ganzen zu verſetzen, und ſein Individuum zur Gattung zu ſteigern, darf ſich als einen Beiſitzer jenes Vernunftgerichts betrachten, ſo wie er als Menſch und Weltbürger zugleich Partei iſt, und näher oder entfernter in den Erfolg ſich verwickelt ſieht. Es iſt alſo nicht bloß ſeine eigene Sache, die in dieſem großen Rechtshandel zur Entſcheidung kommt, es ſoll auch nach Geſetzen geſprochen werden, die er als vernünftiger Geiſt ſelbſt zu diktiren fähig und berechtigt iſt.

Wie anziehend müßte es für mich ſeyn, einen ſolchen Gegenſtand mit einem eben ſo geiſtreichen Denker als liberalen Weltbürger in Unterſuchung zu nehmen, und einem Herzen, das mit ſchönem Enthuſiasmus dem Wohl der Menſchheit ſich weiht, die Entſcheidung heimzuſtellen! Wie angenehm überraſchend, bei einer noch ſo großen Verſchiedenheit des Standorts und bei dem weiten Abſtand, den die Verhältniſſe in der wirklichen Welt nöthig machen, Ihrem vorurtheilfreien Geiſt auf dem Felde der Ideen in dem nämlichen Reſultat zu begegnen! Daß ich dieſer reizenden Verſuchung widerſtehe, und die Schönheit der Freiheit vorangehen laſſe, glaube ich nicht bloß mit meiner Neigung entſchuldigen, ſondern durch Grundſätze rechtfertigen zu können. Ich hoffe, Sie zu überzeugen, daß dieſe Materie weit weniger dem Bedürfniß als dem Geſchmack des Zeitalters fremd iſt; ja daß man, um jenes politiſche Problem in der Erfahrung zu löſen, durch das äſthetiſche den Weg nehmen muß, weil es die Schönheit iſt, durch welche man zu der Freiheit wandert. Aber dieſer Beweis kann nicht geführt werden, ohne daß ich Ihnen die Grundſätze in Erinnerung bringe, durch welche ſich die Vernunft überhaupt bei einer politiſchen Geſetzgebung leitet.

Dritter Brief.

Die Natur fängt mit dem Menſchen nicht beſſer an als mit ihren übrigen Werken: ſie handelt für ihn, wo er als freie Intelligenz noch nicht ſelbſt handeln kann. Aber eben das macht ihn zum Menſchen, daß er bei dem nicht ſtille ſteht, was die bloße Natur aus ihm machte, ſondern die Fähigkeit beſitzt, die Schritte, welche jene mit ihm anticipirte, durch Vernunft wieder rückwärts zu thun, das Werk der Noth in ein Werk ſeiner freien Wahl umzuſchaffen, und die phyſiſche Nothwendigkeit zu einer moraliſchen zu erheben.

Er kommt zu ſich aus einem ſinnlichen Schlummer, erkennt ſich als Menſch, blickt um ſich her, und findet ſich — in dem Staate. Der Zwang der Bedürfniſſe warf ihn hinein, ehe er in ſeiner Freiheit dieſen Stand wählen konnte; die Noth richtete denſelben nach bloßen Naturgeſetzen ein, ehe er es nach Vernunftgeſetzen konnte. Aber mit dieſem Nothſtaat, der nur aus ſeiner Naturbeſtimmung hervorgegangen, und auch nur auf dieſe berechnet war, konnte und kann er als moraliſche Perſon nicht zufrieden ſeyn — und ſchlimm für ihn, wenn er es könnte! Er verläßt alſo, mit demſelben Rechte, womit er Menſch iſt, die Herrſchaft einer blinden Nothwendigkeit, wie er in ſo vielen andern Stücken durch ſeine Freiheit von ihr ſcheidet, wie er, um nur Ein Beiſpiel zu geben, den gemeinen Charakter, den das Bedürfniß der Geſchlechtsliebe aufdrückte, durch Sittlichkeit auslöſcht und durch Schönheit veredelt. So holt er, auf eine künſtliche Weiſe, in ſeiner Volljährigkeit ſeine Kindheit nach, bildet ſich einen Naturſtand in der Idee, der ihm zwar durch keine Erfahrung gegeben, aber durch ſeine Vernunftbeſtimmung nothwendig geſetzt iſt, leiht ſich in dieſem idealiſchen Stand einen Endzweck, den er in ſeinem wirklichen Naturſtand nicht kannte, und eine Wahl, deren er damals nicht fähig war, und verfährt nun nicht anders, als ob er von vorn anfinge, und den Stand der Unabhängigkeit aus heller Einſicht und freiem Entſchluß mit dem Stande der Verträge vertauſchte. Wie kunſtreich und feſt auch die blinde Willkühr ihr Werk gegründet haben, wie anmaßend ſie es auch behaupten und mit welchem Scheine von Ehrwürdigkeit es umgeben mag — er darf es, bei dieſer Operation, als völlig ungeſchehen betrachten, denn das Werk blinder Kräfte beſitzt keine Autorität, vor welcher die Freiheit ſich zu beugen brauchte, und Alles muß ſich dem höchſten Endzwecke fügen, den die Vernunft in ſeiner Perſönlichkeit aufſtellt. Auf dieſe

Art entſteht und rechtfertigt ſich der Verſuch eines mündig gewordenen Volks, ſeinen Naturſtaat in einen ſittlichen umzuformen.

Dieſer Naturſtaat (wie jeder politiſche Körper heiſſen kann, der ſeine Einrichtung urſprünglich von Kräften, nicht von Geſetzen ableitet) widerſpricht nun zwar dem moraliſchen Menſchen, dem die bloße Geſetzmäßigkeit zum Geſetz dienen ſoll, aber er iſt doch gerade hinreichend für den phyſiſchen Menſchen, der ſich nur darum Geſetze gibt, um ſich mit Kräften abzufinden. Nun iſt aber der phyſiſche Menſch wirklich, und der ſittliche nur problematiſch. Hebt alſo die Vernunft den Naturſtaat auf, wie ſie nothwendig muß, wenn ſie den ihrigen an die Stelle ſetzen will, ſo wagt ſie den phyſiſchen und wirklichen Menſchen an den problematiſchen ſittlichen, ſo wagt ſie die Exiſtenz der Geſellſchaft an ein bloß mögliches (wenn gleich moraliſch nothwendiges) Ideal von Geſellſchaft. Sie nimmt dem Menſchen etwas, das er wirklich beſitzt, und ohne welches er nichts beſitzt, und weiſt ihn dafür an etwas an, das er beſitzen könnte und ſollte; und hätte ſie zuviel auf ihn gerechnet, ſo würde ſie ihm für eine Menſchheit, die ihm noch mangelt, und unbeſchadet ſeiner Exiſtenz mangeln kann, auch ſelbſt die Mittel zur Thierheit entriſſen haben, die doch die Bedingung ſeiner Menſchheit iſt. Ehe er Zeit gehabt hätte, ſich mit ſeinem Willen an dem Geſetze feſt zu halten, hätte ſie unter ſeinen Füßen die Leiter der Natur weggezogen.

Das große Bedenken alſo iſt, daß die phyſiſche Geſellſchaft in der Zeit keinen Augenblick aufhören darf, indem die moraliſche in der Idee ſich bildet, daß um der Würde des Menſchen willen ſeine Exiſtenz nicht in Gefahr gerathen darf. Wenn der Künſtler an einem Uhrwerk zu beſſern hat, ſo läßt er die Räder ablaufen; aber das lebendige Uhrwerk des Staats muß gebeſſert werden, indem es ſchlägt, und hier gilt es, das rollende Rad während ſeines Umſchwungs auszutauſchen. Man muß alſo für die Fortdauer der Geſellſchaft die Stütze aufſuchen, die ſie von dem Naturſtaate, den man auflöſen will, unabhängig macht.

Dieſe Stütze findet ſich nicht in dem natürlichen Charakter des Menſchen, der ſelbſtſüchtig und gewaltthätig, vielmehr auf Zerſtörung als auf Erhaltung der Geſellſchaft zielt; ſie findet ſich eben ſo wenig in ſeinem ſittlichen Charakter, der, nach der Vorausſetzung, erſt gebildet werden ſoll, und auf den, weil er frei iſt, und weil er nie erſcheint, von dem Geſetzgeber nie gewirkt und nie mit Sicherheit gerechnet werden könnte. Es käme alſo darauf an, von dem phyſiſchen Charakter die Willkühr und von dem moraliſchen die Freiheit abzuſondern — es käme darauf an, den erſtern mit Geſetzen übereinſtimmend, den letztern von Eindrücken abhängig zu machen — es käme darauf an, jenen von der Materie etwas weiter zu entfernen, dieſen ihr um etwas näher zu bringen — um einen dritten Charakter zu erzeugen, der, mit jenen beiden verwandt, von der Herrſchaft bloßer Kräfte zu der Herrſchaft der Geſetze einen

Uebergang bahnte, und, ohne den moraliſchen Charakter an ſeiner Entwicklung zu verhindern, vielmehr zu einem ſinnlichen Pfand der unſichtbaren Sittlichkeit diente.

Vierter Brief.

Soviel iſt gewiß: nur das Uebergewicht eines ſolchen Charakters bei einem Volk kann eine Staatsverwandlung nach moraliſchen Prinzipien unſchädlich machen, und auch nur ein ſolcher Charakter kann ihre Dauer verbürgen. Bei Aufſtellung eines moraliſchen Staats wird auf das Sittengeſetz als auf eine wirkende Kraft gerechnet, und der freie Wille wird in das Reich der Urſachen gezogen, wo Alles mit ſtrenger Nothwendigkeit und Stetigkeit an einander hängt. Wir wiſſen aber, daß die Beſtimmungen des menſchlichen Willens immer zufällig bleiben, und daß nur bei dem abſoluten Weſen die phyſiſche Nothwendigkeit mit der moraliſchen zuſammenfällt. Wenn alſo auf das ſittliche Betragen des Menſchen wie auf natürliche Erfolge gerechnet werden ſoll, ſo muß es Natur ſeyn, und er muß ſchon durch ſeine Triebe zu einem ſolchen Verfahren geführt werden, als nur immer ein ſittlicher Charakter zur Folge haben kann. Der Wille des Menſchen ſteht aber vollkommen frei zwiſchen Pflicht und Neigung, und in dieſes Majeſtätsrecht ſeiner Perſon kann und darf keine phyſiſche Nöthigung greifen. Soll er alſo dieſes Vermögen der Wahl beibehalten, und nichts deſto weniger ein zuverläſſiges Glied in der Kauſalverknüpfung der Kräfte ſeyn, ſo kann dies nur dadurch bewerkſtelligt werden, daß die Wirkungen jener beiden Triebfedern im Reich der Erſcheinungen vollkommen gleich ausfallen, und, bei aller Verſchiedenheit in der Form, die Materie ſeines Wollens dieſelbe bleibt, daß alſo ſeine Triebe mit ſeiner Vernunft übereinſtimmend genug ſind, um zu einer univerſellen Geſetzgebung zu taugen.

Jeder individuelle Menſch, kann man ſagen, trägt, der Anlage und Beſtimmung nach, einen reinen idealiſchen Menſchen in ſich, mit deſſen unveränderlicher Einheit in allen ſeinen Abwechslungen übereinzuſtimmen, die große Aufgabe ſeines Daſeyns iſt.[*] Dieſer reine Menſch, der ſich, mehr oder weniger deutlich, in jedem Subjekt zu erkennen gibt, wird repräſentirt durch den Staat; die objektive und gleichſam kanoniſche Form, in der ſich die Mannichfaltigkeit der Subjekte zu vereinigen trachtet. Nun laſſen ſich aber zwei verſchiedene Arten denken, wie der Menſch in der Zeit mit dem Menſchen in der Idee zuſammentreffen, mithin eben ſo viele, wie der Staat in den Individuen, ſich behaupten kann; entweder dadurch, daß der reine Menſch den empiriſchen unterdrückt, daß der Staat die Individuen aufhebt, oder dadurch, daß das Individuum Staat wird, daß der Menſch in der Zeit zum Menſchen in der Idee ſich veredelt.

---

[*] Ich beziehe mich hier auf eine kürzlich erſchienene Schrift: Vorleſung über die Beſtimmung des Gelehrten, von meinem Freund Fichte, wo ſich eine ſehr lichtvolle und noch nie auf dieſem Wege verſuchte Ableitung dieſes Satzes findet.

Zwar in der einſeitigen moraliſchen Schätzung fällt dieſer Unterſchied hinweg; denn die Vernunft iſt befriedigt, wenn ihr Geſetz nur ohne Bedingung gilt: aber in der vollſtändigen anthropologiſchen Schätzung, wo mit der Form auch der Inhalt zählt, und die lebendige Empfindung zugleich eine Stimme hat, wird derſelbe deſto mehr in Betrachtung kommen. Einheit fordert zwar die Vernunft, die Natur aber Mannichfaltigkeit, und von beiden Legislationen wird der Menſch in Anſpruch genommen. Das Geſetz der erſtern iſt ihm durch ein unbeſtechliches Bewußtſeyn, das Geſetz der andern durch ein unvertilgbares Gefühl eingeprägt. Daher wird es jederzeit von einer noch mangelhaften Bildung zeugen, wenn der ſittliche Charakter nur mit Aufopferung des natürlichen ſich behaupten kann; und eine Staatsverfaſſung wird noch ſehr unvollendet ſeyn, die nur durch Aufhebung der Mannichfaltigkeit Einheit zu bewirken im Stande iſt. Der Staat ſoll nicht bloß den objektiven und generiſchen, er ſoll auch den ſubjektiven und ſpecifiſchen Charakter in den Individuen ehren, und indem er das unſichtbare Reich der Sitten ausbreitet, das Reich der Erſcheinung nicht entvölkern.

Wenn der mechaniſche Künſtler ſeine Hand an die geſtaltloſe Maſſe legt, um ihr die Form ſeiner Zwecke zu geben, ſo trägt er kein Bedenken, ihr Gewalt anzuthun; denn die Natur, die er bearbeitet, verdient für ſich ſelbſt keine Achtung, und es liegt ihm nicht an dem Ganzen um der Theile willen, ſondern an den Theilen um des Ganzen willen. Wenn der ſchöne Künſtler ſeine Hand an die nämliche Maſſe legt, ſo trägt er eben ſo wenig Bedenken, ihr Gewalt anzuthun, nur vermeidet er, ſie zu zeigen. Den Stoff, den er bearbeitet, reſpektirt er nicht im Geringſten mehr als der mechaniſche Künſtler; aber das Auge, welches die Freiheit dieſes Stoffes in Schutz nimmt, wird er durch eine ſcheinbare Nachgiebigkeit gegen denſelben zu täuſchen ſuchen. Ganz anders verhält es ſich mit dem pädagogiſchen und politiſchen Künſtler, der den Menſchen zugleich zu ſeinem Material und zu ſeiner Aufgabe macht. Hier kehrt der Zweck in den Stoff zurück, und nur weil das Ganze den Theilen dient, dürfen ſich die Theile dem Ganzen fügen. Mit einer ganz andern Achtung, als diejenige iſt, die der ſchöne Künſtler gegen ſeine Materie vorgibt, muß der Staatskünſtler ſich der ſeinigen nahen, und nicht bloß ſubjektiv und für einen täuſchenden Effekt in den Sinnen, ſondern objektiv und für das innere Weſen muß er ihrer Eigenthümlichkeit und Perſönlichkeit ſchonen.

Aber eben deßwegen, weil der Staat eine Organiſation ſeyn ſoll, die ſich durch ſich ſelbſt und für ſich ſelbſt bildet, ſo kann er auch nur inſofern wirklich werden, als ſich die Theile zur Idee des Ganzen hinaufgeſtimmt haben. Weil der Staat der reinen und objektiven Menſchheit in der Bruſt ſeiner Bürger zum Repräſentanten dient, ſo wird er gegen ſeine Bürger daſſelbe Verhältniß zu beobachten haben, in welchem ſie zu ſich ſelber ſtehen, und ihre ſubjektive Menſchheit auch nur in dem Grade ehren können, als ſie zur objektiven veredelt iſt. Iſt der innere Menſch mit ſich einig, ſo wird er auch bei der höchſten Univerſalirung ſeines Betragens ſeine Eigenthümlichkeit retten, und der Staat wird bloß der Ausleger ſeines ſchönen Inſtinkts, die deutlichere Formel ſeiner innern Geſetzgebung ſeyn. Setzt ſich hingegen in dem Charakter eines Volks der ſubjektive Menſch dem objektiven noch ſo contradiktoriſch entgegen, daß nur die Unterdrückung des erſtern dem letztern den Sieg verſchaffen kann, ſo wird auch der Staat gegen den Bürger den ſtrengen Ernſt des Geſetzes annehmen, und, um nicht ihr Opfer zu ſeyn, eine ſo feindſelige Individualität ohne Achtung darnieder treten müſſen.

Der Menſch kann ſich aber auf eine doppelte Weiſe entgegengeſetzt ſeyn: entweder als Wilder, wenn ſeine Gefühle über ſeine Grundſätze herrſchen; oder als Barbar, wenn ſeine Grundſätze ſeine Gefühle zerſtören. Der Wilde verachtet die Kunſt, und erkennt die Natur als ſeinen unumſchränkten Gebieter; der Barbar verſpottet und entehrt die Natur, aber verächtlicher als der Wilde fährt er häufig genug fort, der Sklave ſeines Sklaven zu ſeyn. Der gebildete Menſch macht die Natur zu ſeinem Freund, und ehrt ihre Freiheit, indem er bloß ihre Willkühr zügelt.

Wenn alſo die Vernunft in die phyſiſche Geſellſchaft ihre moraliſche Einheit bringt, ſo darf ſie die Mannichfaltigkeit der Natur nicht verletzen. Wenn die Natur in dem moraliſchen Bau der Geſellſchaft ihre Mannichfaltigkeit zu behaupten ſtrebt, ſo darf der moraliſchen Einheit dadurch kein Abbruch geſchehen; gleich weit von Einförmigkeit und Verwirrung ruht die ſiegende Form. Totalität des Charakters muß alſo bei dem Volke gefunden werden, welches fähig und würdig ſeyn ſoll, den Staat der Noth mit dem Staat der Freiheit zu vertauſchen.

Fünfter Brief.

Iſt es dieſer Charakter, den uns das jetzige Zeitalter, den die gegenwärtigen Ereigniſſe zeigen? Ich richte meine Aufmerkſamkeit ſogleich auf den hervorſtechendſten Gegenſtand in dieſem weitläufigen Gemälde.

Wahr iſt es, das Anſehen der Meinung iſt gefallen, die Willkühr iſt entlarvt, und, obgleich noch mit Macht bewaffnet, erſchleicht ſie doch keine Würde mehr; der Menſch iſt aus ſeiner langen Indolenz und Selbſttäuſchung aufgewacht, und mit nachdrücklicher Stimmenmehrheit fordert er die Wiederherſtellung in ſeine unverlierbaren Rechte. Aber er fordert ſie nicht bloß; jenſeits und dieſſeits ſteht er auf, ſich gewaltſam zu nehmen, was ihm nach ſeiner Meinung mit Unrecht verweigert wird. Das Gebäude des Naturſtaates wankt, ſeine mürben Fundamente weichen, und eine phyſiſche Möglichkeit ſcheint gegeben, das Geſetz auf den Thron zu ſtellen, den Menſchen endlich als Selbſtzweck zu ehren, und wahre Freiheit zur Grundlage der politiſchen Verbindung zu machen.

Vergebliche Hoffnung! Die *moraliſche* Möglichkeit fehlt, und der freigebige Augenblick findet ein unempfängliches Geſchlecht.

In ſeinen Thaten malt ſich der Menſch, und welche Geſtalt iſt es, die ſich in dem Drama der jetzigen Zeit abbildet! Hier Verwilderung, dort Erſchlaffung: die zwei Aeußerſten des menſchlichen Verfalls, und beide in Einem Zeitraum vereinigt.

In den niedern und zahlreichen Klaſſen ſtellen ſich uns rohe geſetzloſe Triebe dar, die ſich nach aufgelöſtem Band der bürgerlichen Ordnung entfeſſeln, und mit unlenkſamer Wuth zu ihrer thieriſchen Befriedigung eilen. Es mag alſo ſeyn, daß die objektive Menſchheit Urſache gehabt hätte, ſich über den Staat zu beklagen; die ſubjektive muß ſeine Anſtalten ehren. Darf man ihn tadeln, daß er die Würde der menſchlichen Natur aus den Augen ſetzte, ſo lange es noch galt, ihre Exiſtenz zu vertheidigen? daß er eilte, durch die Schwerkraft zu ſcheiden und durch die Kohäſionskraft zu binden, wo an die bildende noch nicht zu denken war? Seine Auflöſung enthält ſeine Rechtfertigung. Die losgebundene Geſellſchaft, anſtatt aufwärts in das organiſche Leben zu eilen, fällt in das Elementarreich zurück.

Auf der andern Seite geben uns die civiliſirten Klaſſen den noch widrigern Anblick der Schlaffheit und einer Depravation des Charakters, die deſto mehr empört, weil die Kultur ſelbſt ihre Quelle iſt. Ich erinnere mich nicht mehr, welcher alte oder neue Philoſoph die Bemerkung machte, daß das Edlere in ſeiner Zerſtörung das Abſcheulichere ſey; aber man wird ſie auch im Moraliſchen wahr finden. Aus dem Natur-Sohne wird, wenn er ausſchweift, ein Raſender; aus dem Zögling der Kunſt ein Nichtswürdiger. Die Aufklärung des Verſtandes, deren ſich die verfeinerten Stände nicht ganz mit Unrecht rühmen, zeigt im Ganzen ſo wenig einen veredelnden Einfluß auf die Geſinnungen, daß ſie vielmehr die Verderbniß durch Maximen befeſtigt. Wir verläugnen die Natur auf ihrem rechtmäßigen Felde, um auf dem moraliſchen ihre Tyrannei zu erfahren, und indem wir ihren Eindrücken widerſtreben, nehmen wir unſere Grundſätze von ihr an. Die affektirte Decenz unſerer Sitten verweigert ihr die verzeihliche *erſte* Stimme, um ihr, in unſerer materialiſtiſchen Sittenlehre, die entſcheidende *letzte* einzuräumen. Mitten im Schooße der raffinirteſten Geſelligkeit hat der Egoism ſein Syſtem gegründet, und, ohne ein geſelliges Herz mit heraus zu bringen, erfahren wir alle Anſteckungen und alle Drangſale der Geſellſchaft. Unſer freies Urtheil unterwerfen wir ihrer despotiſchen Meinung, unſer Gefühl ihren bizarren Gebräuchen, unſern Willen ihren Verführungen; nur unſere Willkühr behaupten wir gegen ihre heiligen Rechte. Stolze Selbſtgenügſamkeit zieht das Herz des Weltmanns zuſammen, das in dem rohen Naturmenſchen noch oft ſympathetiſch ſchlägt, und wie aus einer brennenden Stadt ſucht Jeder nur ſein elendes Eigenthum aus der Verwüſtung zu flüchten. Nur in einer völligen Abſchwörung der Empfindſamkeit glaubt man gegen ihre

Verirrungen Schutz zu finden, und der Spott, der den Schwärmer oft heilſam züchtigt, läſtert mit gleich wenig Schonung das edelſte Gefühl. Die Kultur, weit entfernt, uns in Freiheit zu ſetzen, entwickelt mit jeder Kraft, die ſie in uns ausbildet, nur ein neues Bedürfniß; die Bande des phyſiſchen ſchnüren ſich immer beängſtigender zu, ſo daß die Furcht, zu verlieren, ſelbſt den feurigen Trieb nach Verbeſſerung erſtickt, und die Maxime des leidenden Gehorſams für die höchſte Weisheit des Lebens gilt. So ſieht man den Geiſt der Zeit zwiſchen Verkehrtheit und Rohigkeit, zwiſchen Unnatur und bloßer Natur, zwiſchen Superſtition und moraliſchem Unglauben ſchwanken, und es iſt bloß das Gleichgewicht des Schlimmen, was ihm zuweilen noch Grenzen ſetzt.

Sechſter Brief.

Sollte ich mit dieſer Schilderung dem Zeitalter wohl zu viel gethan haben? Ich erwarte dieſen Einwurf nicht, eher einen andern: daß ich zu viel dadurch bewieſen habe. Dieſes Gemälde, werden Sie mir ſagen, gleicht zwar der gegenwärtigen Menſchheit, aber es gleicht überhaupt allen Völkern, die in der Kultur begriffen ſind, weil alle ohne Unterſchied durch Vernünftelei von der Natur abfallen müſſen, ehe ſie durch Vernunft zu ihr zurückkehren können.

Aber bei einiger Aufmerkſamkeit auf den Zeitcharakter muß uns der Contraſt in Verwunderung ſetzen, der zwiſchen der heutigen Form der Menſchheit, und zwiſchen der ehemaligen, beſonders der griechiſchen, angetroffen wird. Der Ruhm der Ausbildung und Verfeinerung, den wir mit Recht gegen jede andere bloße Natur geltend machen, kann uns gegen die griechiſche Natur nicht zu Statten kommen, die ſich mit allen Reizen der Kunſt und mit aller Würde der Weisheit vermählte, ohne doch, wie die unſrige, das Opfer derſelben zu ſeyn. Die Griechen beſchämen uns nicht bloß durch eine Simplicität, die unſerm Zeitalter fremd iſt; ſie ſind zugleich unſere Nebenbuhler, ja oft unſere Muſter in den nämlichen Vorzügen, mit denen wir uns über die Naturwidrigkeit unſerer Sitten zu tröſten pflegen. Zugleich voll Form und voll Fülle, zugleich philoſophirend und bildend, zugleich zart und energiſch ſehen wir ſie die Jugend der Phantaſie mit der Männlichkeit der Vernunft in einer herrlichen Menſchheit vereinigen.

Damals, bei jenem ſchönen Erwachen der Geiſteskräfte, hatten die Sinne und der Geiſt noch kein ſtreng geſchiedenes Eigenthum; denn noch hatte kein Zwieſpalt ſie gereizt, mit einander feindſelig abzutheilen, und ihre Markung zu beſtimmen. Die Poeſie hatte noch nicht mit dem Witze gebuhlt, und die Spekulation ſich noch nicht durch Spitzfindigkeit geſchändet. Beide konnten im Nothfall ihre Verrichtungen tauſchen, weil jedes, nur auf ſeine eigene Weiſe, die Wahrheit ehrte. So hoch die Vernunft auch ſtieg, ſo zog ſie doch immer die Materie liebend nach, und ſo fein und ſcharf ſie auch trennte, ſo verſtümmelte ſie doch nie. Sie zerlegte zwar die menſchliche

Natur, und warf ſie in ihrem herrlichen Götterkreis vergrößert auseinander, aber nicht dadurch, daß ſie ſie in Stücken riß, ſondern dadurch, daß ſie ſie verſchiedentlich miſchte, denn die ganze Menſchheit fehlte in keinem einzelnen Gott. Wie ganz anders bei uns Neuern! Auch bei uns iſt das Bild der Gattung in den Individuen vergrößert auseinander geworfen — aber in Bruchſtücken, nicht in veränderten Miſchungen, daß man von Individuum zu Individuum herumfragen muß, um die Totalität der Gattung zuſammenzuleſen. Bei uns, möchte man faſt verſucht werden zu behaupten, äußern ſich die Gemüthskräfte auch in der Erfahrung ſo getrennt, wie der Pſychologe ſie in der Vorſtellung ſcheidet, und wir ſehen nicht bloß einzelne Subjekte, ſondern ganze Klaſſen von Menſchen nur einen Theil ihrer Anlagen entfalten, während daß die übrigen, wie bei verkrüppelten Gewächſen, kaum mit matter Spur angedeutet ſind.

Ich verkenne nicht die Vorzüge, welche das gegenwärtige Geſchlecht, als Einheit betrachtet und auf der Wage des Verſtandes, vor dem beſten in der Vorwelt behaupten mag; aber in geſchloſſenen Gliedern muß es den Wettkampf beginnen, und das Ganze mit dem Ganzen ſich meſſen. Welcher einzelne Neuere tritt heraus, Mann gegen Mann, mit dem einzelnen Athenienſer um den Preis der Menſchheit zu ſtreiten?

Woher wohl dieſes nachtheilige Verhältniß der Individuen bei allem Vortheil der Gattung? Warum qualificirte ſich der einzelne Grieche zum Repräſentanten ſeiner Zeit, und warum darf dies der einzelne

Neuere nicht wagen? Weil jenem die Alles vereinende Natur, dieſem der Alles trennende Verſtand ſeine Formen ertheilten.

Die Kultur ſelbſt war es, welche der neuern Menſchheit dieſe Wunde ſchlug. Sobald auf der einen Seite die erweiterte Erfahrung und das beſtimmtere Denken eine ſchärfere Scheidung der Wiſſenſchaften, auf der andern das verwickeltere Uhrwerk der Staaten eine ſtrengere Abſonderung der Stände und Geſchäfte nothwendig machte, ſo zerriß auch der innere Bund der menſchlichen Natur, und ein verderblicher Streit entzweite ihre harmoniſchen Kräfte. Der intuitive und der ſpekulative Verſtand vertheilten ſich jetzt feindlich geſinnt auf ihren verſchiedenen Feldern, deren Grenzen ſie jetzt anfingen mit Mißtrauen und Eiferſucht zu bewachen, und mit der Sphäre, auf die man ſeine Wirkſamkeit einſchränkt, hat man ſich auch in ſich ſelbſt einen Herrn gegeben, der nicht ſelten mit Unterdrückung der übrigen Anlagen zu endigen pflegt. Indem hier die luxurirende Einbildungskraft die mühſamen Pflanzungen des Verſtandes verwüſtet, verzehrt dort der Abſtraktionsgeiſt das Feuer, an dem das Herz ſich hätte wärmen und die Phantaſie ſich entzünden ſollen.

Dieſe Zerrüttung, welche Kunſt und Gelehrſamkeit in dem innern Menſchen anfingen, machte der neue Geiſt der Regierung vollkommen und allgemein. Es war freilich nicht zu erwarten, daß die einfache Organiſation der erſten Republiken die Einfalt der erſten Sitten und Verhältniſſe überlebte, aber, anſtatt zu einem höhern animaliſchen Leben zu ſteigen, ſank ſie zu einer gemeinen und groben Mechanik herab. Jene Polypennatur der griechiſchen Staaten, wo jedes Individuum eines unabhängigen Lebens genoß, und, wenn es Noth that, zum Ganzen werden konnte, machte jetzt einem kunſtreichen Uhrwerke Platz, wo aus der Zuſammenſtückelung unendlich vieler, aber lebloſer Theile ein mechaniſches Leben im Ganzen ſich bildet. Auseinandergeriſſen wurden jetzt der Staat und die Kirche, die Geſetze und die Sitten; der Genuß würde von der Arbeit, das Mittel vom Zweck, die Anſtrengung von der Belohnung geſchieden. Ewig nur an ein einzelnes kleines Bruchſtück des Ganzen gefeſſelt, bildet ſich der Menſch ſelbſt nur als Bruchſtück aus; ewig nur das eintönige Geräuſch des Rades, das es umtreibt, im Ohre, entwickelt er nie die Harmonie ſeines Weſens, und, anſtatt die Menſchheit in ſeiner Natur auszuprägen, wird er bloß zu einem Abdruck ſeines Geſchäfts, ſeiner Wiſſenſchaft. Aber ſelbſt der karge fragmentariſche Antheil, der die einzelnen Glieder noch an das Ganze knüpft, hängt nicht von Formen ab, die ſie ſich ſelbſtthätig geben, (denn wie dürfte man ihrer Freiheit ein ſo künſtliches und lichtſcheues Uhrwerk vertrauen?) ſondern wird ihnen mit ſcrupulöſer Strenge durch ein Formular vorgeſchrieben, in welchem man ihre freie Einſicht gebunden hält. Der todte Buchſtabe vertritt den lebendigen Verſtand, und ein geübtes Gedächtniß leitet ſicherer als Genie und Empfindung.

Wenn das gemeine Weſen das Amt zum Maßſtab des Mannes macht, wenn es an dem einer ſeiner Bürger nur die Memorie, an einem andern den tabellariſchen Verſtand, an einem dritten nur die mechaniſche Fertigkeit ehrt; wenn es hier, gleichgültig gegen den Charakter, nur auf Kenntniſſe dringt, dort hingegen einem Geiſte der Ordnung und einem geſetzlichen Verhalten die größte Verfinſterung des Verſtandes zu gut hält — wenn es zugleich dieſe einzelnen Fertigkeiten zu einer eben ſo großen Intenſität will getrieben wiſſen, als es dem Subjekt an Extenſität erläßt — darf es uns da nicht wundern, daß die übrigen Anlagen des Gemüths vernachläſſigt werden, um der einzigen, welche ehrt und lohnt, alle Pflege zuzuwenden? Zwar wiſſen wir, daß das kraftvolle Genie die Grenzen ſeines Geſchäfts nicht zu Grenzen ſeiner Thätigkeit macht, aber das mittelmäßige Talent verzehrt in dem Geſchäfte, das ihm zum Antheil fiel, die ganze karge Summe ſeiner Kraft, und es muß ſchon kein gemeiner Kopf ſeyn, um, unbeſchadet ſeines Berufs, für Liebhabereien etwas übrig zu behalten. Noch dazu iſt es ſelten eine gute Empfehlung bei dem Staat, wenn die Kräfte die Aufträge überſteigen, oder wenn das höhere Geiſtesbedürfniß des Mannes von Genie ſeinem Amt einen Nebenbuhler gibt. So eiferſüchtig iſt der Staat auf den Alleinbeſitz ſeiner Diener, daß er ſich leichter dazu entſchließen wird, (und wer kann ihm Unrecht geben?) ſeinen Mann mit einer Venus Cytherea als mit einer Venus Urania zu theilen?

Und ſo wird denn allmählig das einzelne konkrete Leben vertilgt, damit das Abſtrakt des Ganzen ſein dürftiges Daſeyn friſte, und ewig bleibt der Staat ſeinen Bürgern fremd, weil ihn das Gefühl nirgends findet. Genöthigt, ſich die Mannichfaltigkeit ſeiner Bürger durch Klaſſifizirung zu erleichtern, und die Menſchheit nie anders als durch Repräſentation aus der zweiten Hand zu empfangen, verliert der regierende Theil ſie zuletzt ganz und gar aus den Augen, indem er ſie mit einem bloßen Machwerk des Verſtandes vermengt; und der Regierte kann nicht anders als mit Kaltſinn die Geſetze empfangen, die an ihn ſelbſt ſo wenig gerichtet ſind. Endlich überdrüßig, ein Band zu unterhalten, das ihr von dem Staate ſo wenig erleichtert wird, fällt die poſitive Geſellſchaft (wie ſchon längſt das Schickſal der meiſten europäiſchen Staaten iſt) in einen moraliſchen Naturſtand auseinander, wo die öffentliche Macht nur eine Partei mehr iſt, gehaßt und hintergangen von dem, der ſie nöthig macht, und nur von dem, der ſie entbehren kann, geachtet.

Konnte die Menſchheit bei dieſer doppelten Gewalt, die von Innen und Außen auf ſie drückte, wohl eine andere Richtung nehmen, als ſie wirklich nahm? Indem der ſpekulative Geiſt im Ideenreich nach unverlierbaren Beſitzungen ſtrebte, mußte er ein Fremdling in der Sinnenwelt werden, und über der Form die Materie verlieren. Der Geſchäftsgeiſt, in einen einförmigen Kreis von Objekten eingeſchloſſen und in dieſem noch mehr durch Formeln eingeengt, mußte das freie Ganze ſich aus den Augen gerückt ſehen und zugleich mit ſeiner Sphäre verarmen. So wie erſterer verſucht wird, das Wirkliche nach dem Denkbaren zu modeln, und die ſubjektiven Bedingungen ſeine Vorſtellungskraft zu conſtitutiven Geſetzen für das Daſeyn der Dinge zu erheben, ſo ſtürzte letzterer in das entgegenſtehende Extrem, alle Erfahrung überhaupt nach einem beſondern Fragment von Erfahrung zu ſchätzen, und die Regeln *ſeines* Geſchäfts jedem Geſchäft ohne Unterſchied anpaſſen zu wollen. Der eine mußte einer leeren Subtilität, der andere einer pedantiſchen Beſchränktheit zum Raube werden, weil jener für das Einzelne zu hoch, dieſer zu tief für das Ganze ſtand. Aber das Nachtheilige dieſer Geiſtesrichtung ſchränkte ſich nicht bloß auf das Wiſſen und Hervorbringen ein; es erſtreckte ſich nicht weniger auf das Empfinden und Handeln. Wir wiſſen, daß die Senſibilität des Gemüths ihrem Grade nach von der Lebhaftigkeit, ihrem Umfange nach von dem Reichthum der Einbildungskraft abhängt. Nun muß aber das Uebergewicht des analytiſchen Vermögens die Phantaſie nothwendig ihrer Kraft und ihres Feuers berauben, und eine eingeſchränktere Sphäre von Objekten ihren Reichthum vermindern. Der abſtrakte Denker hat daher gar oft ein *kaltes* Herz, weil er die Eindrücke zergliedert, die doch nur als ein Ganzes die Seele rühren; der Geſchäftsmann hat gar oft ein *enges* Herz, weil ſeine Einbildungskraft, in den einförmigen Kreis ſeines Berufs eingeſchloſſen, ſich zu fremder Vorſtellungsart nicht erweitern kann.

Es lag auf meinem Wege, die nachtheilige Richtung des Zeitcharakters und ihre Quellen aufzudecken, nicht die Vortheile zu zeigen, wodurch die Natur ſie vergütet. Gern will ich Ihnen eingeſtehen, daß, ſo wenig es auch den Individuen bei dieſer Zerſtückelung ihres Weſens wohl werden kann, doch die Gattung auf keine andere Art hätte Fortſchritte machen können. Die Erſcheinung der griechiſchen Menſchheit war unſtreitig ein Maximum, das auf dieſer Stufe weder verharren noch höher ſteigen konnte. Nicht verharren, weil der Verſtand durch den Vorrath, den er ſchon hatte, unausbleiblich genöthigt werden mußte, ſich von der Empfindung und Anſchauung abzuſondern, und nach Deutlichkeit der Erkenntniß zu ſtreben; auch nicht höher ſteigen, weil nur ein beſtimmter Grad von Klarheit mit einer beſtimmten Fülle und Wärme zuſammen beſtehen kann. Die Griechen hatten dieſen Grad erreicht, und wenn ſie zu einer höhern Ausbildung fortſchreiten wollten, ſo mußten ſie, wie wir, die Totalität ihres Weſens aufgeben, und die Wahrheit auf getrennten Bahnen verfolgen.

Die mannichfaltigen Anlagen im Menſchen zu entwickeln, war kein anderes Mittel, als ſie einander entgegen zu ſetzen. Dieſer Antagonism der Kräfte iſt das große Inſtrument der Kultur, aber auch nur das Inſtrument; denn ſo lange derſelbe dauert, iſt man erſt auf dem Wege zu dieſer. Dadurch allein, daß in dem Menſchen einzelne Kräfte ſich iſoliren und einer ausſchließenden Geſetzgebung anmaßen, gerathen ſie in Widerſtreit mit der Wahrheit der Dinge, und nöthigen den Gemeinſinn, der ſonſt mit träger Genügſamkeit auf der äußern Erſcheinung ruht, in die Tiefen der Objekte zu dringen. Indem der reine Verſtand eine Autorität in der Sinnenwelt uſurpirt, und der empiriſche beſchäftigt iſt, ihn den Bedingungen der Erfahrung zu unterwerfen, bilden beide Anlagen ſich zu möglichſter Reife aus und erſchöpfen den ganzen Umfang ihrer Sphäre. Indem hier die Einbildungskraft durch ihre Willkühr die Weltordnung aufzulöſen wagt, nöthigt ſie dort die Vernunft zu den oberſten Quellen der Erkenntniß zu ſteigen und das Geſetz der Nothwendigkeit gegen ſie zu Hülfe zu rufen.

Einſeitigkeit in Uebung der Kräfte führt zwar das Individuum unausbleiblich zum Irrthum, aber die Gattung zur Wahrheit. Dadurch allein, daß wir die ganze Energie unſeres Geiſtes in Einem Brennpunkt verſammeln und unſer ganzes Weſen in eine einzige Kraft zuſammenziehen, ſetzen wir dieſer einzelnen Kraft gleichſam Flügel an, und führen ſie künſtlicher Weiſe weit über die Schranken hinaus, welche die Natur ihr geſetzt zu haben ſcheint. So gewiß iſt es, daß alle menſchlichen Individuen zuſammen genommen mit der Sehkraft, welche die Natur ihnen ertheilt, nie dahin gekommen ſeyn würden, einen Trabanten des Jupiter auszuſpähen, den der Teleſkop dem Aſtronomen entdeckt; eben ſo ausgemacht iſt es, daß die menſchliche Denkkraft niemals eine Analyſis des Unendlichen oder eine Kritik der reinen Vernunft würde aufgeſtellt haben, wenn nicht in einzelnen dazu berufenen Subjekten die Vernunft ſich vereinzelt, von allem Stoff gleichſam losgewunden, und durch die angeſtrengteſte Abſtraktion ihren Blick in's Unbedingte bewaffnet hätte. Aber wird wohl ein ſolcher, in reinen Verſtand und reine Anſchauung gleichſam aufgelöſter Geiſt dazu tüchtig ſeyn, die ſtrengen Feſſeln der Logik mit dem freien Gange der Dichtungskraft zu vertauſchen, und die Individualität der Dinge mit treuem und keuſchem Sinn zu ergreifen? Hier ſetzt die Natur auch dem Univerſalgenie eine Grenze, die es nicht überſchreiten kann, und die Wahrheit wird ſo lange Märtyrer machen, als die Philoſophie noch ihr vornehmſtes Geſchäft daraus machen muß, Anſtalten gegen den Irrthum zu treffen.

Wie viel alſo auch für das Ganze der Welt durch dieſe getrennte Ausbildung der menſchlichen Kräfte gewonnen werden mag, ſo iſt nicht zu läugnen, daß die Individuen, welche ſie trifft, unter dem Fluch dieſes Weltzweckes leiden. Durch gymnaſtiſche Uebungen bilden ſich zwar athletiſche Körper aus, aber nur durch das freie und gleichförmige Spiel der Glieder die Schönheit. Eben ſo kann die Anſpannung einzelner Geiſteskräfte zwar außerordentliche, aber nur die gleichförmige Temperatur derſelben glückliche und vollkommene Menſchen erzeugen. Und in welchem Verhältniß ſtünden wir alſo zu dem vergangenen und kommenden Weltalter, wenn die Ausbildung der menſchlichen Natur ein ſolches Opfer nothwendig machte? Wir wären die Knechte der Menſchheit geweſen, wir hätten einige Jahrtauſende lang die Sklavenarbeit für ſie getrieben, und unſerer verſtümmelten Natur die beſchämenden Spuren dieſer Dienſtbarkeit eingedrückt — damit das ſpätere Geſchlecht, in einem ſeligen Müßiggange, ſeiner moraliſchen Geſundheit warten, und den freien Wuchs ſeiner Menſchheit entwickeln könnte!

Kann aber wohl der Menſch dazu beſtimmt ſeyn, über irgend einem Zwecke ſich ſelbſt zu verſäumen? Sollte uns die Natur durch ihre Zwecke eine Vollkommenheit rauben können, welche uns die Vernunft durch die ihrigen vorſchreibt? Es muß alſo falſch ſeyn, daß die Ausbildung der einzelnen Kräfte das Opfer ihrer Totalität nothwendig macht; oder, wenn auch das Geſetz der Natur noch ſo ſehr dahinſtrebte, ſo muß es bei uns ſtehen, dieſe Totalität in unſrer Natur, welche die Kunſt zerſtört hat, durch eine höhere Kunſt wieder herzuſtellen.

Siebenter Brief.

Sollte dieſe Wirkung vielleicht von dem Staat zu erwarten ſeyn? Das iſt nicht möglich, denn der Staat, wie er jetzt beſchaffen iſt, hat das Uebel veranlaßt, und der Staat, wie ihn die Vernunft in der Idee ſich aufgibt, anſtatt dieſe beſſere Menſchheit begründen zu können, müßte ſelbſt erſt darauf gegründet werden. Und ſo hätten mich denn die bisherigen Unterſuchungen wieder auf den Punkt zurückgeführt, von dem ſie mich eine Zeitlang entfernten. Das jetzige Zeitalter, weit entfernt, uns diejenige Form der Menſchheit aufzuweiſen, welche als nothwendige Bedingung einer moraliſchen Staatsverbeſſerung erkannt worden iſt, zeigt uns vielmehr das direkte Gegentheil davon. Sind alſo die von mir aufgeſtellten Grundſätze richtig, und beſtätigt die Erfahrung mein Gemälde der Gegenwart, ſo muß man jeden Verſuch einer ſolchen Staatsveränderung ſo lange für unzeitig und jede darauf gegründete Hoffnung ſo lange für chimäriſch erklären, bis die Trennung in dem innern Menſchen wieder aufgehoben und ſeine Natur vollſtändig genug entwickelt iſt, um ſelbſt die Künſtlerin zu ſeyn, und der politiſchen Schöpfung der Vernunft ihre Realität zu verbürgen.

Die Natur zeichnet uns in ihrer phyſiſchen Schöpfung den Weg vor, den man in der moraliſchen zu wandeln hat. Nicht eher, als bis der Kampf elementariſcher Kräfte in den niedrigern Organiſationen beſänftigt iſt, erhebt ſie ſich zu der edlen Bildung des phyſiſchen Menſchen. Eben ſo muß der Elementenſtreit in dem ethiſchen Menſchen, der Conflikt blinder Triebe, für's erſte beruhigt ſeyn, und die grobe Entgegenſetzung muß in ihm aufgehört haben, ehe man es wagen darf, die Mannichfaltigkeit zu begünſtigen. Auf der andern Seite muß die Selbſtſtändigkeit ſeines Charakters geſichert ſeyn, und die Unterwürfigkeit unter fremde despotiſche Formen einer anſtändigen Freiheit Platz gemacht haben, ehe man die Mannichfaltigkeit in ihm der Einheit des Ideals unterwerfen darf. Wo der Naturmenſch ſeine Willkühr noch ſo geſetzlos mißbraucht, da darf man ihm ſeine Freiheit kaum zeigen; wo der künſtliche Menſch ſeine Freiheit noch ſo wenig gebraucht, da darf man ihm ſeine Willkühr nicht nehmen. Das Geſchenk liberaler Grundſätze wird Verrätherei an dem Ganzen, wenn es ſich zu einer noch gährenden Kraft geſellt, und einer ſchon übermächtigen Natur Verſtärkung zuſendet; das Geſetz der Uebereinſtimmung wird Tyrannei gegen das Individuum, wenn es ſich mit einer ſchon herrſchenden Schwäche und phyſiſchen Beſchränkung verknüpft, und ſo den letzten glimmenden Funken von Selbſtthätigkeit und Eigenthum auslöſcht.

Der Charakter der Zeit muß ſich alſo von ſeiner tiefen Erniedrigung erſt aufrichten, dort der blinden Gewalt der Natur ſich entziehen, und hier zu ihrer Einfalt, Wahrheit und Fülle zurückkehren; eine Aufgabe für mehr als Ein Jahrhundert. Unterdeſſen gebe ich gerne zu, kann mancher Verſuch im Einzelnen gelingen, aber im Ganzen wird dadurch nichts gebeſſert ſeyn, und der Widerſpruch des Betragens wird ſtets gegen die Einheit der Maximen beweiſen. Man wird in andern Welttheilen in dem Neger die Menſchheit ehren, und in Europa ſie in dem Denker ſchänden. Die alten Grundſätze werden bleiben, aber ſie werden das Kleid des Jahrhunderts tragen, und zu einer Unterdrückung, welche ſonſt die Kirche autoriſirte, wird die Philoſophie ihren Namen leihen. Von der Freiheit erſchreckt, die in ihrem erſten Verſuchen ſich immer als Feindin ankündigt, wird man dort einer bequemen Knechtſchaft ſich in die Arme werfen, und hier, von einer pedantiſchen Kuratel zur Verzweiflung gebracht, in die wilde Ungebundenheit des Naturſtands entſpringen. Die Uſurpation wird ſich auf die Schwachheit der menſchlichen Natur, die Inſurrektion auf die Würde derſelben berufen, bis endlich die große Beherrſcherin aller menſchlichen Dinge, die blinde Stärke, dazwiſchen tritt, und den vorgeblichen Streit der Prinzipien wie einen gemeinen Fauſtkampf entſcheidet.

Achter Brief.

Soll ſich alſo die Philoſophie, muthlos und ohne Hoffnung, aus dieſem Gebiete zurückziehen? Während daß ſich die Herrſchaft der Formen nach jener andern Richtung erweitert, ſoll dieſes wichtigſte aller Güter dem geſtaltloſen Zufall Preis gegeben ſeyn? Der Conflikt blinder Kräfte ſoll in der politiſchen Welt ewig dauern, und das geſellige Geſetz nie über die feindſelige Selbſtſucht ſiegen?

Nichts weniger! Die Vernunft ſelbſt wird zwar mit dieſer rauhen Macht, die ihren Waffen widerſteht, unmittelbar den Kampf nicht verſuchen, und ſo wenig, als der Sohn des Saturns in der Ilias, ſelbſthandelnd auf den finſtern Schauplatz herunterſteigen. Aber aus der Mitte der Streiter wählt ſie ſich den würdigſten aus, bekleidet ihn, wie Zeus ſeinen Enkel, mit göttlichen Waffen und bewirkt durch ſeine ſiegende Kraft die große Entſcheidung.

Die Vernunft hat geleiſtet, was ſie leiſten kann, wenn ſie das Geſetz findet und aufſtellt; vollſtrecken muß es der muthige Wille und das lebendige Gefühl. Wenn die Wahrheit im Streit mit Kräften den Sieg erhalten ſoll, ſo muß ſie ſelbſt erſt *zur Kraft* werden, und zu ihrem Sachführer im Reich der Erſcheinungen einen *Trieb* aufſtellen; denn Triebe ſind die einzigen bewegenden Kräfte in der empfindenden Welt. Hat ſie bis jetzt ihre ſiegende Kraft noch ſo wenig bewieſen, ſo liegt dies nicht an dem Verſtande, der ſie nicht zu entſchleiern wußte, ſondern an dem Herzen, das ſich ihr verſchloß, und an dem Triebe, der nicht für ſie handelte.

Denn woher dieſe noch ſo allgemeine Herrſchaft der Vorurtheile und dieſe Verfinſterung der Köpfe, bei allem Licht, das Philoſophie und Erfahrung aufſteckten? Das Zeitalter iſt aufgeklärt, das heißt, die Kenntniſſe ſind gefunden und öffentlich preisgegeben, welche hinreichen würden, wenigſtens unſere praktiſchen Grundſätze zu berichtigen. Der Geiſt der freien Unterſuchung hat die Wahnbegriffe zerſtreut, welche lange Zeit den Zugang zu der Wahrheit verwehrten, und den Grund unterwühlt, auf welchem Fanatismus und Betrug ihren Thron erbauten. Die Vernunft hat ſich von den Täuſchungen der Sinne und von einer betrüglichen Sophiſtik gereinigt, und die Philoſophie ſelbſt, welche uns zuerſt von ihr abtrünnig machte, ruft uns laut und dringend in den Schooß der Natur zurück — woran liegt es, daß wir noch immer Barbaren ſind?

Es muß alſo, weil es nicht in den Dingen liegt, in den Gemüthern der Menſchen etwas vorhanden ſeyn, was der Aufnahme der Wahrheit, auch wenn ſie noch ſo hell leuchtete, und der Annahme derſelben auch wenn ſie noch ſo lebendig überzeugte, im Wege ſteht. Ein alter Weiſer hat es empfunden, und es liegt in dem vielbedeutenden Ausdruck verſteckt: ſapere aude.

Erkühne dich, weiſe zu ſeyn. Energie des Muths gehört dazu, die Hinderniſſe zu bekämpfen, welche ſowohl die Trägheit der Natur als die Feigheit des Herzens der Belehrung entgegen ſetzen. Nicht ohne Bedeutung läßt der alte Mythus die Göttin der Weisheit in voller Rüſtung aus Jupiters Haupt erſteigen; denn ſchon ihre erſte Verrichtung iſt kriegeriſch. Schon in der Geburt hat ſie einen harten Kampf mit den Sinnen zu beſtehen, die aus ihrer ſüßen Ruhe nicht geriſſen ſeyn wollen. Der zahlreichere Theil der Menſchen wird durch den Kampf mit der Noth viel zu ſehr ermüdet und abgeſpannt, als daß er ſich zu einem neuen und härtern Kampf mit dem Irrthum aufraffen ſollte. Zufrieden, wenn er ſelbſt der ſauren Mühe des Denkens entgeht, läßt er Andere gern über ſeine Begriffe die Vormundſchaft führen, und geſchieht es, daß ſich höhere Bedürfniſſe in ihm regen, ſo ergreift er mit durſtigem Glauben die Formeln, welche der Staat und das Prieſterthum für dieſen Fall in Bereitſchaft halten. Wenn dieſe unglücklichen Menſchen unſer Mitleiden verdienen, ſo trifft unſere gerechte Verachtung die andern, die ein beſſeres Loos von dem Joch der Bedürfniſſe frei macht, aber eigene Wahl darunter beugt. Dieſe ziehen den Dämmerſchein dunkler Begriffe, wo man lebhafter fühlt, und die

Phantaſie ſich nach eignem Belieben bequeme Geſtalten bildet, den Strahlen der Wahrheit vor, die das angenehme Blendwerk ihrer Träume verjagen. Auf eben dieſe Täuſchungen, die das feindſelige Licht der Erkenntniß zerſtreuen ſoll, haben ſie den ganzen Bau ihres Glücks gegründet, und ſie ſollten eine Wahrheit ſo theuer kaufen, die damit anfängt, ihnen Alles zu nehmen, was Werth für ſie beſitzt. Sie müßten ſchon weiſe ſeyn, um die Weisheit zu lieben: eine Wahrheit, die derjenige ſchon fühlte, der der Philoſophie ihren Namen gab.

Nicht genug alſo, daß alle Aufklärung des Verſtandes nur inſofern Achtung verdient, als ſie auf den Charakter zurückfließt; ſie geht auch gewiſſermaßen von dem Charakter aus, weil der Weg zu dem Kopf durch das Herz muß geöffnet werden. Ausbildung des Empfindungsvermögens iſt alſo das dringendere Bedürfniß der Zeit, nicht bloß weil ſie ein Mittel wird, die verbeſſerte Einſicht für das Leben wirkſam zu machen, ſondern ſelbſt darum, weil ſie zur Verbeſſerung der Einſicht erweckt.

Neunter Brief.

Aber iſt hier nicht vielleicht ein Cirkel? Die theoretiſche Kultur ſoll die praktiſche herbeiführen und die praktiſche doch die Bedingung der theoretiſchen ſeyn? Alle Verbeſſerung im Politiſchen ſoll von Veredlung des Charakters ausgehen — aber wie kann ſich unter den Einflüſſen einer barbariſchen Staatsverfaſſung der Charakter veredeln? Man müßte alſo zu dieſem Zwecke ein Werkzeug aufſuchen, welches der Staat nicht hergibt, und Quellen dazu eröffnen, die ſich bei aller politiſchen Verderbniß rein und lauter erhalten.

Jetzt bin ich an dem Punkt angelangt, zu welchem alle meine bisherigen Betrachtungen hingeſtrebt haben. Dieſes Werkzeug iſt die ſchöne Kunſt, dieſe Quellen öffnen ſich in ihren unſterblichen Muſtern.

Von Allem, was poſitiv iſt und was menſchliche Conventionen einführten, iſt die Kunſt wie die Wiſſenſchaft losgeſprochen, und beide erfreuen ſich einer abſoluten Immunität von der Willkühr der Menſchen. Der politiſche Geſetzgeber kann ihr Gebiet ſperren, aber darin herrſchen kann er nicht. Er kann den Wahrheitsfreund ächten, aber die Wahrheit beſteht; er kann den Künſtler erniedrigen, aber die Kunſt kann er nicht verfälſchen. Zwar iſt nichts gewöhnlicher, als daß beide, Wiſſenſchaft und Kunſt, dem Geiſt des Zeitalters huldigen und der hervorbringende Geſchmack von dem beurtheilenden das Geſetz empfängt. Wo der Charakter ſtraff wird und ſich verhärtet, da ſehen wir die Wiſſenſchaft ſtreng ihre Grenzen bewachen und die Kunſt in den ſchweren Feſſeln der Regel gehen; wo der Charakter erſchlafft und ſich auflöſt, da wird die Wiſſenſchaft zu gefallen und die Kunſt zu vergnügen ſtreben. Ganze Jahrhunderte lang zeigen ſich die Philoſophen wie die Künſtler geſchäftig, Wahrheit und Schönheit in die Tiefen gemeiner Menſchheit hinabzutauchen; jene gehen darin unter, aber mit eigener unzerſtörbarer Lebenskraft ringen ſich dieſe ſiegend empor.

Der Künſtler iſt zwar der Sohn ſeiner Zeit, aber ſchlimm für ihn, wenn er zugleich ihr Zögling oder gar noch ihr Günſtling iſt. Eine wohlthätige Gottheit reiße den Säugling bei Zeiten von ſeiner Mutter Bruſt, nähre ihn mit der Milch eines beſſern Alters und laſſe ihn unter fernem griechiſchem Himmel zur Mündigkeit reifen. Wenn er dann Mann geworden iſt, ſo kehre er, eine fremde Geſtalt, in ſein Jahrhundert zurück; aber nicht, um es mit ſeiner Erſcheinung zu erfreuen, ſondern furchtbar wie Agamemnons Sohn, um es zu reinigen. Den Stoff zwar wird er von der Gegenwart nehmen, aber die Form von einer edlern Zeit, ja jenſeits aller Zeit, von der abſoluten unwandelbaren Einheit ſeines Weſens entlehnen. Hier aus dem reinen Aether ſeiner dämoniſchen Natur rinnt die Quelle der Schönheit herab, unangeſteckt von der Verderbniß der Geſchlechter und Zeiten, welche tief unter ihr in trüben Strudeln ſich wälzen. Seinen Stoff kann die Laune entehren, wie ſie ihn geadelt hat, aber die keuſche Form iſt ihrem Wechſel entzogen. Der Römer des erſten Jahrhunderts hatte längſt ſchon die Kniee vor ſeinen Kaiſern gebeugt, als die Bildſäulen noch aufrecht ſtanden; die Tempel blieben dem Auge heilig, als die Götter längſt zum Gelächter dienten, und die Schandthaten eines Nero und Commodus beſchämte der edle Styl des Gebäudes, das ſeine Hülle dazu gab. Die Menſchheit hat ihre Würde verloren, aber die Kunſt hat ſie gerettet und aufbewahrt in bedeutenden Steinen; die Wahrheit lebt in der Täuſchung fort, und aus dem Nachbilde wird das Urbild wieder hergeſtellt werden. So wie die edle Kunſt die edle Natur überlebte, ſo ſchreitet ſie derſelben auch in der Begeiſterung, bildend und erweckend, voran. Ehe noch die Wahrheit ihr ſiegendes Licht in die Tiefen der Herzen ſendet, fängt die Dichtungskraft ihre Strahlen auf, und die Gipfel der Menſchheit werden glänzen, wenn noch feuchte Nacht in den Thälern liegt.

Wie verwahrt ſich aber der Künſtler vor den Verderbniſſen ſeiner Zeit, die ihn von allen Seiten umfangen? Wenn er ihr Urtheil verachtet. Er blicke aufwärts nach ſeiner Würde und dem Geſetze, nicht niederwärts nach dem Glück und nach dem Bedürfniß. Gleich frei von der eiteln Geſchäftigkeit, die in den flüchtigen Augenblick gern ihre Spur drücken möchte, und von dem ungeduldigen Schwärmergeiſt, der auf die dürftige Geburt der Zeit den Maßſtab des Unbedingten anwendet, überlaſſe er dem Verſtande, der hier einheimiſch iſt, die Sphäre des Wirklichen; er aber ſtrebe aus dem Bunde des Möglichen mit dem Nothwendigen das Ideal zu erzeugen. Dieſes präge er aus in Täuſchung und Wahrheit, präge es in die Spiele ſeiner Einbildungskraft und in den Ernſt ſeiner Thaten, präge es aus in allen ſinnlichen und geiſtigen Formen, und werfe es ſchweigend in die unendliche Zeit.

Aber nicht Jedem, dem dieſes Ideal in der Seele glüht, wurde die ſchöpferiſche Ruhe und der große geduldige Sinn verliehen, es in den verſchwiegenen Stein einzudrücken, oder in das nüchterne Wort auszugießen und den treuen Händen der Zeit zu vertrauen. Viel zu ungeſtüm, um durch dieſes ruhige Mittel zu wandern, ſtürzt ſich der göttliche Bildungstrieb oft unmittelbar auf die Gegenwart und auf das handelnde Leben, und unternimmt, den formloſen Stoff der moraliſchen Welt umzubilden. Dringend ſpricht das Unglück ſeiner Gattung zu dem fühlenden Menſchen, dringender ihre Entwürdigung; der Enthuſiasmus entflammt ſich, und das glühende Verlangen ſtrebt in kraftvollen Seelen ungeduldig zur That. Aber befragte er ſich auch, ob dieſe Unordnungen in der moraliſchen Welt ſeine Vernunft beleidigen, oder nicht vielmehr ſeine Selbſtliebe ſchmerzen? Weiß er es noch nicht, ſo wird er es an dem Eifer erkennen, womit er auf beſtimmte und beſchleunigte Wirkungen dringt. Der reine moraliſche Trieb iſt auf's Unbedingte gerichtet, für ihn gibt es keine Zeit, und die Zukunft wird ihm zur Gegenwart, ſobald ſie ſich aus der Gegenwart nothwendig entwickeln muß. Vor einer Vernunft ohne Schranken iſt die Richtung zugleich die Vollendung, und der Weg iſt zurückgelegt, ſobald er eingeſchlagen iſt.

Gib alſo, werde ich dem jungen Freund der Wahrheit und Schönheit zur Antwort geben, der von mir wiſſen will, wie er dem edlen Trieb in ſeiner Bruſt, bei allem Widerſtande des Jahrhunderts, Genüge zu thun habe, gib der Welt, auf die du wirkſt, die Richtung zum Guten, ſo wird der ruhige Rhythmus der

Zeit die Entwickelung bringen. Dieſe Richtung haſt du ihr gegeben, wenn du, lehrend, ihre Gedanken zum Nothwendigen und Ewigen erhebſt, wenn du, handelnd oder bildend, das Nothwendige und Ewige in einen Gegenſtand ihrer Triebe verwandelſt. Fallen wird das Gebäude des Wahns und der Willkührlichkeit, fallen muß es, es iſt ſchon gefallen, ſobald du gewiß biſt, daß es ſich neigt; aber in dem innern, nicht bloß in dem äußern Menſchen muß es ſich neigen. In der ſchamhaften Stille deines Gemüths erziehe die ſiegende Wahrheit, ſtelle ſie aus dir heraus in der Schönheit, daß nicht bloß der Gedanke ihr huldige, ſondern auch der Sinn ihrer Erſcheinung liebend ergreife. Und damit es dir nicht begegne, von der Wirklichkeit das Muſter zu empfangen, daß du ihr geben ſollſt, ſo wage dich nicht eher in ihre bedenkliche Geſellſchaft, bis du eines idealiſchen Gefolges in deinem Herzen verſichert biſt. Lebe mit deinem Jahrhundert, aber ſey nicht ſein Geſchöpf; leiſte deinen Zeitgenoſſen, aber was ſie bedürfen, nicht was ſie loben. Ohne ihre Schuld getheilt zu haben, theile mit edler Reſignation ihre Strafen, und beuge dich mit Freiheit unter das Joch, das ſie gleich ſchlecht entbehren und tragen. Durch den ſtandhaften Muth, mit dem du ihr Glück verſchmäheſt, wirſt du ihnen beweiſen, daß nicht deine Feigheit ſich ihrem Leiden unterwirft. Denke ſie dir, wie ſie ſeyn ſollten, wenn du auf ſie zu wirken haſt, aber denke ſie dir, wie ſie ſind, wenn du für ſie zu handeln verſucht wirſt. Ihren Beifall ſuche durch ihre Würde, aber auf ihren

Unwerth berechne ihr Glück, ſo wird dein eigner Adel dort den ihrigen aufwecken, und ihre Unwürdigkeit hier deinen Zweck nicht vernichten. Der Ernſt deiner Grundſätze wird ſie von dir ſcheuchen, aber im Spiele ertragen ſie ſie noch; ihr Geſchmack iſt keuſcher als ihr Herz, und hier mußt du den ſcheuen Flüchtling ergreifen. Ihre Maximen wirſt du umſonſt beſtürmen, ihre Thaten umſonſt verdammen, aber an ihrem Müßiggange kannſt du deine bildende Hand verſuchen. Verjage die Willkühr, die Frivolität, die Rohigkeit aus ihren Vergnügungen, ſo wirſt du ſie unvermerkt auch aus ihren Handlungen, endlich aus ihren Geſinnungen verbannen. Wo du ſie findeſt, umgib ſie mit edeln, mit großen, mit geiſtreichen Formen, ſchließe ſie ringsum mit den Symbolen des Vortrefflichen ein, bis der Schein die Wirklichkeit und die Kunſt die Natur überwindet.

Zehnter Brief.

Sie ſind alſo mit mir darin einig, und durch den Inhalt meiner vorigen Briefe überzeugt, daß ſich der Menſch auf zwei entgegengeſetzten Wegen von ſeiner Beſtimmung entfernen könne, daß unſer Zeitalter wirklich auf beiden Abwegen wandle, und hier der Rohigkeit, dort der Erſchlaffung und Verkehrtheit, zum Raube geworden ſey. Von dieſer doppelten Verwirrung ſoll es durch die Schönheit zurückgeführt werden. Wie kann aber die ſchöne Kultur beiden entgegengeſetzten Gebrechen zugleich begegnen, und zwei widerſprechende Eigenſchaften in ſich vereinigen? Kann ſie in dem Wilden die Natur in Feſſeln legen und in dem Barbaren dieſelbe in Freiheit ſetzen? Kann ſie zugleich anſpannen und auflöſen — und wenn ſie nicht wirklich Beides leiſtet, wie kann ein ſo großer Effekt, als die Ausbildung der Menſchheit iſt, vernünftiger Weiſe von ihr erwartet werden?

Zwar hat man ſchon zum Ueberdruß die Behauptung hören müſſen, daß das entwickelte Gefühl für Schönheit die Sitten verfeinere, ſo daß es hiezu keines neuen Beweiſes mehr zu bedürfen ſcheint. Man ſtützt ſich auf die alltägliche Erfahrung, welche faſt durchgängig mit einem gebildeten Geſchmacke Klarheit des Verſtandes, Regſamkeit des Gefühls, Liberalität und ſelbſt Würde des Betragens, mit einem ungebildeten gewöhnlich das Gegentheil verbunden zeigt. Man beruft ſich zuverſichtlich genug auf das Beiſpiel der geſitteſten aller Nationen des Alterthums, bei welcher das Schönheitsgefühl zugleich ſeine höchſte Entwickelung erreichte, und auf das entgegengeſetzte Beiſpiel jener theils wilden, theils barbariſchen Völker, die ihre Unempfindlichkeit für das Schöne mit einem rohen oder doch auſteren Charakter büßen. Nichts deſto weniger fällt es zuweilen denkenden Köpfen ein, entweder das Faktum zu läugnen, oder doch die Rechtmäßigkeit der daraus gezogenen Schlüſſe zu bezweifeln. Sie denken nicht ganz ſo ſchlimm von jener Wildheit, die man den ungebildeten Völkern zum Vorwurf macht, und nicht ſo ganz vortheilhaft von dieſer Verfeinerung, die man an den gebildeten preist.

Schon im Alterthum gab es Männer, welche die ſchöne Kultur für nichts weniger als eine Wohlthat hielten, und deßwegen ſehr geneigt waren, den Künſten der Einbildungskraft den Eintritt in ihre Republik zu verwehren.

Nicht von denjenigen rede ich, die bloß darum die Grazien ſchmähen, weil ſie nie ihre Gunſt erfahren. Sie, die keinen andern Maßſtab des Werths kennen als die Mühe der Erwerbung und den handgreiflichen Ertrag — wie ſollten ſie fähig ſeyn, die ſtille Arbeit des Geſchmacks an dem äußern und innern Menſchen zu würdigen, und über den zufälligen Nachtheilen der ſchönen Kultur nicht ihre weſentlichen Vortheile aus den Augen ſetzen? Der Menſch ohne Form verachtet alle Anmuth im Vortrage als Beſtechung, alle Feinheit im Umgange als Verſtellung, alle Delikateſſe und Großheit im Betragen als Ueberſpannung und Affektation. Er kann es dem Günſtling der Grazien nicht vergeben, daß er als Geſellſchafter alle Cirkel aufheitert, als Geſchäftsmann alle Köpfe nach ſeinen Abſichten lenkt, als Schriftſteller ſeinem ganzen Jahrhundert vielleicht ſeinen Geiſt ausdrückt, während daß Er, das Schlachtopfer des Fleißes, mit all ſeinem Wiſſen keine Aufmerkſamkeit erzwingen, keinen Stein von der Stelle rücken kann. Da er jenem das genialiſche Geheimniß, angenehm zu ſeyn, niemals abzulernen vermag, ſo bleibt ihm nichts Anderes übrig, als die Verkehrtheit der menſchlichen Natur zu bejammern, die mehr dem Schein als dem Weſen huldigt.

Aber es gibt achtungswürdige Stimmen, die ſich gegen die Wirkungen der Schönheit erklären, und aus der Erfahrung mit furchtbaren Gründen dagegen gerüſtet ſind. „Es iſt nicht zu leugnen," ſagen ſie, „die Reize des Schönen können in guten Händen zu löblichen Zwecken wirken, aber es widerſpricht ihrem Weſen nicht, in ſchlimmen Händen gerade das Gegentheil zu thun, und ihre ſeelenfeſſelnde Kraft für Irrthum und Unrecht zu verwenden. Eben deßwegen, weil der Geſchmack nur auf die Form und nie auf den Inhalt achtet, ſo gibt er dem Gemüth zuletzt die gefährliche Richtung, alle Realität überhaupt zu vernachläſſigen und einer reizenden Einkleidung Wahrheit und Sittlichkeit aufzuopfern. Aller Sachunterſchied der Dinge verliert ſich, und es iſt bloß die Erſcheinung, die ihren Werth beſtimmt. Wie viele Menſchen von Fähigkeit," fahren ſie fort, „werden nicht durch die verführeriſche Macht des Schönen von einer ernſten und anſtrengenden Wirkſamkeit abgezogen, oder wenigſtens verleitet, ſie oberflächlich zu behandeln! Wie mancher ſchwache Verſtand wird bloß deßwegen mit der bürgerlichen Einrichtung uneins, weil es der Phantaſie der Poeten beliebte, eine Welt aufzuſtellen, worin Alles ganz anders erfolgt, wo keine Convenienz die Meinungen bindet, keine Kunſt die Natur unterdrückt. Welche gefährliche Dialektik haben die Leidenſchaften nicht erlernt, ſeitdem ſie in den Gemälden der Dichter mit den glänzendſten Farben prangen, und im Kampf mit Geſetzen und Pflichten gewöhnlich das Feld behalten? Was hat wohl die Geſellſchaft dabei gewonnen, daß jetzt die Schönheit dem Umgang Geſetze gibt, den ſonſt die Wahrheit regierte, und daß der äußere Eindruck die Achtung entſcheidet, die nur an das Verdienſt gefeſſelt ſeyn ſollte. Es iſt wahr, man ſieht jetzt alle Tugenden blühen, die einen gefälligen Effekt in der Erſcheinung machen, und einen Werth in der Geſellſchaft verleihen, dafür aber auch alle Ausſchweifungen herrſchen und alle Laſter im Schwange gehen, die ſich mit einer ſchönen Hülle vertragen." In der That muß es Nachdenken erregen, daß man beinahe in jeder Epoche der Geſchichte, wo die Künſte blühen und der Geſchmack regiert, die Menſchheit geſunken findet, und auch nicht ein einziges Beiſpiel aufweiſen kann, daß ein hoher Grad und eine große Allgemeinheit äſthetiſcher Kultur bei einem Volke mit politiſcher Freiheit und bürgerlicher Tugend, daß ſchöne Sitten mit guten Sitten, und Politur des Betragens mit Wahrheit deſſelben Hand in Hand gegangen wäre.

So lange Athen und Sparta ihre Unabhängigkeit behaupteten, und Achtung für die Geſetze ihrer Verfaſſung zur Grundlage diente, war der Geſchmack noch unreif, die Kunſt noch in ihrer Kindheit, und es fehlte noch viel, daß die Schönheit die Gemüther beherrſchte. Zwar hatte die Dichtkunſt ſchon einen erhabenen Flug gethan, aber nur mit den Schwingen des Genies, von dem wir wiſſen, das es am nächſten an die Wildheit grenzt, und ein Licht iſt, das gern aus der Finſterniß ſchimmert; welches alſo vielmehr gegen den Geſchmack ſeines Zeitalters, als für denſelben zeugt.

Als unter dem Perikles und Alexander das goldene Alter der Künſte herbeikam, und die Herrſchaft des Geſchmacks ſich allgemeiner verbreitete, findet man Griechenlands Kraft und Freiheit nicht mehr, die Beredſamkeit verfälſchte die Wahrheit, die Weisheit beleidigte in dem Mund eines Sokrates und die Tugend in dem Leben eines Phocion. Die Römer, wiſſen wir, mußten erſt in den bürgerlichen Kriegen ihre Kraft erſchöpfen und, durch morgenländiſche Ueppigkeit entmannt, unter das Joch eines glücklichen Dynaſten ſich beugen, ehe wir die griechiſche Kunſt über die Rigidität des Charakters triumphiren ſehen. Auch den Arabern ging die Morgenröthe der Kultur nicht eher auf, als bis die Energie ihres kriegeriſchen Geiſtes unter dem Scepter der Abaſiden erſchlafft war. In dem neuern Italien zeigte ſich die ſchöne Kunſt nicht eher, als nachdem der herrliche Bund der Lombarden zerriſſen war, Florenz ſich den Medicäern unterworfen und der Geiſt der Unabhängigkeit in allen jenen muthvollen Städten einer unrühmlichen Ergebung Platz gemacht hatte. Es iſt beinahe überflüſſig, noch an das Beiſpiel der neuern Nationen zu erinnern, deren Verfeinerung in demſelben Verhältniſſe zunahm, als ihre Selbſtſtändigkeit endigte. Wohin wir immer in der vergangenen Welt unſere Augen richten, da finden wir, daß Geſchmack und Freiheit einander fliehen, und daß die Schönheit nur auf den Untergang heroiſcher Tugenden ihre Herrſchaft gründet.

Und doch iſt gerade dieſe Energie des Charakters, mit welcher die äſthetiſche Kultur gewöhnlich erkauft wird, die wirkſamſte Feder alles Großen und Trefflichen im Menſchen, deren Mangel kein anderer, wenn auch noch ſo großer, Vorzug erſetzen kann. Hält man ſich alſo einzig nur an das, was die bisherigen Erfahrungen über den Einfluß der Schönheit lehren, ſo kann man in der That nicht ſehr aufgemuntert ſeyn, Gefühle auszubilden, die der wahren Kultur des Menſchen ſo gefährlich ſind; und lieber wird man auf die Gefahr der Rohigkeit und Härte, die ſchmelzende Kraft der Schönheit entbehren, als ſich bei allen Vortheilen der Verfeinerung ihren erſchlaffenden Wirkungen überliefert ſehen. Aber vielleicht iſt die Erfahrung der Richterſtuhl nicht, vor welchem ſich eine Frage wie dieſe ausmachen läßt, und ehe man ihrem Zeugniß Gewicht einräumte, müßte erſt außer Zweifel geſetzt ſeyn, daß es dieſelbe Schönheit iſt, von der wir reden, und gegen welche jene Beiſpiele zeugen. Dies ſcheint aber einen Begriff der Schönheit vorauszuſetzen, der eine andere Quelle hat als die Erfahrung; weil durch denſelben erkannt werden ſoll, ob das, was in der Erfahrung ſchön heißt, mit Recht dieſen Namen führe.

Dieſer reine Vernunftbegriff der Schönheit, wenn ein ſolcher ſich aufzeigen ließe, müßte alſo — weil er aus keinem wirklichen Falle geſchöpft werden kann, vielmehr unſer Urtheil über jeden wirklichen Fall erſt berichtigt und leitet — auf dem Wege der Abſtraktion geſucht, und ſchon aus der Möglichkeit der ſinnlichvernünftigen Natur gefolgert werden können; mit einem Wort: die Schönheit müßte ſich als eine nothwendige Bedingung der Menſchheit aufzeigen laſſen. Zu dem reinen Begriff der Menſchheit müſſen wir alſo uns nunmehr erheben, und da uns die Erfahrung nur einzelne Zuſtände einzelner Menſchen, aber niemals die Menſchheit zeigte, ſo müſſen wir aus dieſen ihren individuellen und wandelbaren Erſcheinungsarten das Abſolute und Bleibende zu entdecken und durch Wegwerfung aller zufälligen Schranken uns der nothwendigen Bedingungen ihres Daſeyns zu bemächtigen ſuchen. Zwar wird uns dieſer transcendentale Weg eine Zeitlang aus dem traulichen Kreis der Erſcheinungen und aus der lebendigen Gegenwart der Dinge entfernen, und auf dem nackten Gefild abgezogener Begriffe verweilen, aber wir ſtreben ja nach einem feſten Grund der Erkenntniß, den nichts mehr erſchüttern ſoll, und wer ſich über die Wirklichkeit nicht hinauswagt, der wird nie die Wahrheit erobern.

Elfter Brief.

Wenn die Abſtraktion ſo hoch als ſie immer kann, hinaufſteigt, ſo gelangt ſie zu zwei letzten Begriffen, bei denen ſie ſtille ſtehen und ihre Grenzen bekennen muß. Sie unterſcheidet in dem Menſchen etwas, das bleibt, und etwas, das ſich unaufhörlich verändert. Das Bleibende nennt ſie ſeine Perſon, das Wechſelnde ſeinen Zuſtand.

Perſon und Zuſtand — das Selbſt und ſeine Beſtimmungen — die wir uns in dem nothwendigen

Weſen als Eins und daſſelbe denken, ſind ewig Zwei in dem Endlichen. Bei aller Beharrung der Perſon wechſelt der Zuſtand, bei allem Wechſel des Zuſtandes beharret die Perſon. Wir gehen von der Ruhe zur Thätigkeit, vom Affekt zur Gleichgültigkeit, von der Uebereinſtimmung zum Widerſpruch, aber wir ſind doch immer, und was unmittelbar aus uns folgt, bleibt. In dem abſoluten Subjekt allein beharren mit der Perſönlichkeit auch alle ihre Beſtimmungen, weil ſie aus der Perſönlichkeit fließen. Alles, was die Gottheit iſt, iſt ſie deßwegen, weil ſie iſt; ſie iſt folglich Alles auf ewig, weil ſie ewig iſt.

Da in dem Menſchen, als endlichem Weſen, Perſon und Zuſtand verſchieden ſind, ſo kann ſich weder der Zuſtand auf die Perſen, noch die Perſon auf den Zuſtand gründen. Wäre das Letztere, ſo müßte die Perſon ſich verändern; wäre das Erſtere, ſo müßte der Zuſtand beharren; alſo in jedem Falle entweder die Perſönlichkeit oder die Endlichkeit aufhören. Nicht, weil wir denken, wollen, empfinden, ſind wir; nicht weil wir ſind, denken, wollen, empfinden wir. Wir ſind, weil wir ſind; wir empfinden, denken und wollen, weil außer uns noch etwas Anderes iſt.

Die Perſon alſo muß ihr eigener Grund ſeyn, denn das Bleibende kann nicht aus der Veränderung fließen; und ſo hätten wir denn für's Erſte die Idee des abſoluten, in ſich ſelbſt gegründeten Seyns, d. i. die Freiheit. Der Zuſtand muß einen Grund haben; er muß, da er nicht durch die Perſon, alſo nicht abſolut iſt, erfolgen; und ſo hätten wir für's Zweite die Bedingung alles abhängigen Seyns oder Werdens, die Zeit. Die Zeit iſt die Bedingung alles Werdens, iſt ein identiſcher Satz, denn er ſagt nichts anders, als: die Folge iſt die Bedingung, daß Etwas erfolgt.

Die Perſon, die ſich in dem ewig beharrenden Ich und nur in dieſem offenbart, kann nicht werden, nicht anfangen in der Zeit, weil vielmehr umgekehrt die Zeit in ihr anfangen, weil dem Wechſel ein Beharrliches zum Grund liegen muß. Etwas muß ſich verändern, wenn Veränderung ſeyn ſoll; dieſes Etwas kann alſo nicht ſelbſt ſchon Veränderung ſeyn. Indem wir ſagen, die Blume blühet und verwelkt, machen wir die Blume zum Bleibenden in dieſer Verwandlung, und leihen ihr gleichſam eine Perſon, an der ſich jene beiden Zuſtände offenbaren. Daß der Menſch erſt wird, iſt kein Einwurf, denn der Menſch iſt nicht bloß Perſon überhaupt, ſondern Perſon, die ſich in einem beſtimmten Zuſtand befindet. Aller Zuſtand aber, alles beſtimmte Daſeyn entſteht in der Zeit, und ſo muß alſo der Menſch, als Phänomen, einen Anfang nehmen, obgleich die reine Intelligenz in ihm ewig iſt. Ohne die Zeit, das heißt, ohne es zu werden, würde er nie ein beſtimmtes Weſen ſeyn; ſeine Perſönlichkeit würde zwar in der Anlage, aber nicht in der That exiſtiren. Nur durch die Folge ſeiner Vorſtellungen wird das beharrliche Ich ſich ſelbſt zur Erſcheinung.

Die Materie der Thätigkeit alſo oder die Realität, welche die höchſte Intelligenz aus ſich ſelber ſchöpft, muß der Menſch erſt empfangen, und zwar empfängt er dieſelbe als etwas außer ihm Befindliches im Raume, und als etwas in ihm Wechſelndes in der Zeit auf dem Wege der Wahrnehmung. Dieſen in ihm wechſelnden Stoff begleitet ſein niemals wechſelndes Ich — und in allem Wechſel beſtändig Er ſelbſt zu bleiben, alle Wahrnehmungen zur Erfahrung, d. h. zur Einheit der Erkenntniß, und jede ſeiner Erſcheinungsarten in der Zeit zum Geſetz für alle Zeiten zu machen, iſt die Vorſchrift, die durch ſeine vernünftige Natur ihm gegeben iſt. Nur indem er ſich verändert, exiſtirt er; nur indem er unveränderlich bleibt, exiſtirt er. Der Menſch, vorgeſtellt in ſeiner Vollendung, wäre demnach die beharrliche Einheit, die in den Fluten der Veränderung ewig dieſelbe bleibt.

Ob nun gleich ein unendliches Weſen, eine Gottheit nicht werden kann, ſo muß man doch eine Tendenz göttlich nennen, die das eigentlichſte Merkmal der Gottheit, abſolute Verkündigung des Vermögens (Wirklichkeit alles Möglichen) und abſolute Einheit des Erſcheinens (Nothwendigkeit alles Wirklichen), zu ihrer unendlichen Aufgabe hat. Die Anlage zu der Gottheit trägt der Menſch unwiderſprechlich in ſeiner Perſönlichkeit in ſich; der Weg zu der Gottheit, wenn man einen Weg nennen kann, was niemals zum Ziele führt, iſt ihm aufgethan in den Sinnen.

Seine Perſönlichkeit, für ſich allein und unabhängig von allem ſinnlichen Stoffe betrachtet, iſt bloß die Anlage zu einer möglichen, unendlichen Aeußerung;

und ſo lange er nicht anſchaut und nicht empfindet, iſt er noch weiter nichts als Form und leeres Vermögen. Seine Sinnlichkeit, für ſich allein und abgeſondert von der Selbſtthätigkeit des Geiſtes betrachtet, vermag weiter nichts, als daß ſie ihn, der ohne ſie bloß Form iſt, zur Materie macht, aber keineswegs, daß ſie die Materie mit ihm vereinigt. So lange er bloß empfindet, bloß begehrt und aus bloßer Begierde wirkt, iſt er noch weiter nichts als Welt, wenn wir unter dieſem Namen bloß den formloſen Inhalt der Zeit verſtehen. Seine Sinnlichkeit iſt es zwar allein, die ſein Vermögen zur wirkenden Kraft macht, aber nur ſeine Perſönlichkeit iſt es, die ſein Wirken zu dem ſeinigen macht. Um alſo nicht bloß Welt zu ſeyn, muß er der Materie Form ertheilen; um nicht bloß Form zu ſeyn, muß er der Anlage, die er in ſich trägt, Wirklichkeit geben. Er verwirklichet die Form, wenn er die Zeit erſchafft, und dem Beharrlichen die Veränderung, der ewigen Einheit ſeines Ichs die Mannichfaltigkeit der Welt gegenüberſtellt; er formt die Materie, wenn er die Zeit wieder aufhebt, Beharrlichkeit im Wechſel behauptet, und die Mannichfaltigkeit der Welt der Einheit ſeines Ichs unterwürfig macht.

Hieraus fließen nun zwei entgegengeſetzte Anforderungen an den Menſchen, die zwei Fundamental-Geſetze der ſinnlich vernünftigen Natur. Das erſte dringt auf abſolute Realität: er ſoll Alles zur Welt machen, was bloß Form iſt, und alle ſeine Anlagen zur Erſcheinung bringen; das zweite dringt auf abſolute Formalität: er ſoll alles in ſich vertilgen, was bloß Welt iſt, und Übereinſtimmung in alle ſeine Veränderungen bringen; mit andern Worten: er ſoll alles Innere veräußern und alles Aeußere formen. Beide Aufgaben, in ihrer höchſten Erfüllung gedacht, führen zu dem Begriff der Gottheit zurück, von dem ich ausgegangen bin.

Zwölfter Brief.

Zur Erfüllung dieſer doppelten Aufgabe, das Nothwendige in uns zur Wirklichkeit zu bringen, und das Wirkliche außer uns dem Geſetz der Nothwendigkeit zu unterwerfen, werden wir durch zwei entgegengeſetzte Kräfte gedrungen, die man, weil ſie uns antreiben, ihr Objekt zu verwirklichen, ganz ſchicklich Triebe nennt. Der erſte dieſer Triebe, den ich den ſinnlichen nennen will, geht aus von dem phyſiſchen Daſeyn des Menſchen oder von ſeiner ſinnlichen Natur, und iſt beſchäftigt, ihn in die Schranken der Zeit zu ſetzen und zur Materie zu machen; nicht ihm Materie zu geben, weil dazu ſchon eine freie Thätigkeit der Perſon gehört, welche die Materie aufnimmt, und von ſich, dem Beharrlichen, unterſcheidet. Materie aber heißt hier nichts als Veränderung oder Realität, die die Zeit erfüllt; mithin fordert dieſer Trieb, daß Veränderung ſey, daß die Zeit einen Inhalt habe. Dieſer Zuſtand der bloß erfüllten Zeit heißt Empfindung, und er iſt es allein, durch den ſich das phyſiſche Daſeyn verkündigt.

Da Alles, was in der Zeit iſt, *nacheinander* iſt, ſo wird dadurch, daß Etwas iſt, alles Andere ausgeſchloſſen. Indem man auf einem Inſtrument einen Ton greift, iſt unter allen Tönen, die es möglicher Weiſe angeben kann, nur dieſer einzige wirklich; indem der Menſch das Gegenwärtige empfindet, iſt die ganze unendliche Möglichkeit ſeiner Beſtimmungen auf dieſe einzige Art des Daſeyns beſchränkt. Wo alſo dieſer Trieb ausſchließend wirkt, da iſt nothwendig die höchſte Begrenzung vorhanden; der Menſch iſt in dieſem Zuſtande nichts als eine Größeneinheit, ein erfüllter Moment der Zeit — oder vielmehr, Er iſt nicht, denn ſeine Perſönlichkeit iſt ſo lange aufgehoben, als ihn die Empfindung beherrſcht und die Zeit mit ſich fortreißt.[*]

So weit der Menſch endlich iſt, erſtreckt ſich das Gebiet dieſes Triebs, und da alle Form nur an einer

---

[*] Die Sprache hat für dieſen Zuſtand der Selbſtloſigkeit unter der Herrſchaft der Empfindung den ſehr treffenden Ausdruck: *außer ſich ſeyn*, das heißt außer ſeinem Ich ſeyn. Obgleich dieſe Redensart nur da Statt findet, wo die Empfindung zum Affekt, und dieſer Zuſtand durch ſeine längere Dauer merkbar wird, ſo iſt doch jeder außer ſich, ſo lange er nur empfindet. Von dieſem Zuſtande zur Beſonnenheit zurückkehren, nennt man eben ſo richtig: *in ſich gehen*, das heißt in ſein Ich zurückkehren, ſeine Perſon wieder herſtellen. Von einem, der in Ohnmacht liegt, ſagt man nicht: er iſt außer ſich, ſondern: er iſt *von ſich*, d. h. er iſt ſeinem Ich geraubt, da jener nur nicht in demſelben iſt. Daher iſt derjenige, der aus einer Ohnmacht zurückkehrte, *bloß bei ſich*, welches ſehr gut mit dem Außer ſich ſeyn beſtehen kann.

Materie, alles Abſolute nur durch das Medium der Schranken erſcheint, ſo iſt es freilich der ſinnliche Trieb, an dem zuletzt die ganze Erſcheinung der Menſchheit befeſtigt iſt. Aber, obgleich er allein die Anlagen der Menſchheit weckt und entfaltet; ſo iſt er es doch allein, der ihre Vollendung unmöglich macht. Mit unzerreißbaren Banden feſſelt er den höher ſtrebenden Geiſt an die Sinnenwelt, und von ihrer freieſten Wanderung in's Unendliche ruft er die Abſtraktion in die Grenzen der Gegenwart zurück. Der Gedanke zwar darf ihm augenblicklich entfliehen, und ein feſter Wille ſetzt ſich ſeinen Forderungen ſieghaft entgegen; aber bald tritt die unterdrückte Natur wieder in ihre Rechte zurück, um auf Realität des Daſeyns, auf einen Inhalt unſerer Erkenntniſſe und auf einen Zweck unſers Handelns zu dringen.

Der zweite jener Triebe, den man den Formtrieb nennen kann, geht aus von dem abſoluten Daſeyn des Menſchen oder von ſeiner vernünftigen Natur, und iſt beſtrebt, ihn in Freiheit zu ſetzen, Harmonie in die Verſchiedenheit ſeines Erſcheinens zu bringen, und bei allem Wechſel des Zuſtandes ſeine Perſon zu behaupten. Da nun die letztere als abſolute und unheilbare Einheit mit ſich ſelbſt nie im Widerſpruch ſeyn kann, da wir in alle Ewigkeit wir ſind, ſo kann derjenige Trieb, der auf Behauptung der Perſönlichkeit dringt, nie etwas Anderes fordern, als was er in alle Ewigkeit fordern muß; er entſcheidet alſo für immer, wie er für jetzt entſcheidet, und gebietet für jetzt, was er für immer gebietet. Er umfaßt mithin die ganze Folge der Zeit, das iſt ſoviel als: er hebt die Zeit, er hebt die Veränderung auf; er will, daß das Wirkliche nothwendig und ewig, und daß das Ewige und Nothwendige wirklich ſey; mit andern Worten: er dringt auf Wahrheit und auf Recht.

Wenn der erſte nur *Fälle* macht, ſo gibt der andere *Geſetze*; Geſetze für jedes Urtheil, wenn es Erkenntniſſe, Geſetze für jeden Willen, wenn es Thaten betrifft. Es ſey nun, daß wir einen Gegenſtand erkennen, daß wir einem Zuſtande unſers Subjekts objektive Gültigkeit beilegen, oder daß wir aus Erkenntniſſen handeln, daß wir das Objektive zum Beſtimmungsgrund unſeres Zuſtandes machen — in beiden Fällen reißen wir dieſen Zuſtand aus der Gerichtsbarkeit der Zeit, und geſtehen ihm Realität für alle Menſchen und alle Zeiten, d. i. Allgemeinheit und Nothwendigkeit zu. Das Gefühl kann bloß ſagen: das iſt wahr *für dieſes Subjekt* und *in dieſem Moment*, und ein ander Moment, ein anderes Subjekt kann kommen, das die Ausſage der gegenwärtigen Empfindung zurücknimmt. Aber wenn der Gedanke einmal ausſpricht: *das iſt*, ſo entſcheidet er für immer und ewig, und die Gültigkeit ſeines Ausſpruchs iſt durch die Perſönlichkeit ſelbſt verbürgt, die allem Wechſel Trotz bietet. Die Neigung kann bloß ſagen: das iſt für *dein Individuum* und *für dein jetziges Bedürfniß* gut, aber dein Individuum und dein jetziges Bedürfniß wird die Veränderung mit ſich fortreißen, und, was du jetzt

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52550-8
SCHILLER,F. FN. 1336/075

feurig begehrſt, dereinſt zum Gegenſtande deines Abſcheues machen. Wenn aber das moraliſche Gefühl ſagt: das ſoll ſeyn, ſo entſcheidet es für immer und ewig — wenn du Wahrheit bekennſt, weil ſie Wahrheit iſt, und Gerechtigkeit ausübſt, weil ſie Gerechtigkeit iſt, ſo haſt du einen einzelnen Fall zum Geſetz für alle Fälle gemacht, einen Moment in deinem Leben als Ewigkeit behandelt.

Wo alſo der Formtrieb die Herrſchaft führt, und das reine Objekt in uns handelt, da iſt die höchſte Erweiterung des Seyns, da verſchwinden alle Schranken, da hat ſich der Menſch aus einer Größen-Einheit, auf welche der dürftige Sinn ihn beſchränkte, zu einer Ideen-Einheit erhoben, die das ganze Reich der Erſcheinungen unter ſich faßt. Wir ſind bei dieſer Operation nicht mehr in der Zeit, ſondern die Zeit iſt in uns mit ihrer ganzen nie endenden Reihe. Wir ſind nicht mehr Individuen, ſondern Gattung; das Urtheil aller Geiſter iſt durch das unſrige ausgeſprochen, die Wahl aller Herzen iſt repräſentirt durch unſere That.

Dreizehnter Brief.

Beim erſten Anblick ſcheint nichts einander mehr entgegengeſetzt zu ſeyn, als die Tendenzen dieſer beiden Triebe, indem der eine auf Veränderung, der andere auf Unveränderlichkeit dringt. Und doch ſind es dieſe beiden Triebe, die den Begriff der Menſchheit erſchöpfen, und ein dritter *Grundtrieb*, der beide vermitteln könnte, iſt ſchlechterdings ein undenkbarer Begriff. Wie werden wir alſo die Einheit der menſchlichen Natur wieder herſtellen, die durch dieſe urſprüngliche und radikale Entgegenſetzung völlig aufgehoben ſcheint?

Wahr iſt es, ihre *Tendenzen* widerſprechen ſich, aber, was wohl zu bemerken iſt, nicht in *denſelben Objekten*, und was nicht auf einander trifft, kann nicht gegen einander ſtoßen. Der ſinnliche Trieb fordert zwar Veränderung, aber er fordert nicht, daß ſie auch auf die Perſon und ihr Gebiet ſich erſtrecke: daß ein Wechſel der Grundſätze ſey. Der Formtrieb dringt auf Einheit und Beharrlichkeit — aber er will nicht, daß mit der Perſon ſich auch der Zuſtand fixire, daß Identität der Empfindung ſey. Sie ſind einander alſo von Natur nicht entgegengeſetzt, und wenn ſie deſſenungeachtet ſo erſcheinen, ſo ſind ſie es erſt geworden durch eine freie Uebertretung der Natur, indem ſie ſich ſelbſt mißverſtehen, und ihre Sphären verwirren.* Ueber dieſe zu wachen und einem jeden dieſer beiden Triebe ſeine Grenzen zu ſichern, iſt die Aufgabe der Kultur, die alſo beiden eine gleiche Gerechtigkeit ſchuldig iſt, und nicht bloß den vernünftigen

---

* Sobald man einen urſprünglichen, mithin nothwendigen Antagoniſm beider Triebe behauptet, ſo iſt freilich kein anderes Mittel, die Einheit im Menſchen zu erhalten, als daß man den ſinnlichen Trieb dem vernünftigen unbedingt *unterordnet*. Daraus aber kann bloß Einförmigkeit, aber keine Harmonie entſtehen, und der Menſch bleibt noch ewig fort getheilt. Die Unterordnung muß allerdings ſeyn, aber wechſelſeitig: denn wenn gleich die Schranken nie das Abſolute begründen können, alſo die Freiheit nie von der

---

Zeit abhängen kann, ſo iſt es eben ſo gewiß, daß das Abſolute durch ſich ſelbſt nie die Schranken begründen, daß der Zuſtand in der Zeit nicht von der Freiheit abhängen kann. Beide Prinzipien ſind einander alſo zugleich ſubordinirt und koordinirt, d. h. ſie ſtehen in Wechſelwirkung; ohne Form keine Materie, ohne Materie keine Form. (Dieſen Begriff der Wechſelwirkung und die ganze Wichtigkeit deſſelben findet man vortrefflich auseinandergeſetzt in Fichte's Grundlage der geſammten Wiſſenſchaftslehre. Leipzig 1794.) Wie es mit der Perſon im Reich der Ideen ſtehe, wiſſen wir freilich nicht; aber daß ſie, ohne Materie zu empfangen, in dem Reiche der Zeit ſich nicht offenbaren könne, wiſſen wir gewiß; in dieſem Reiche alſo wird die Materie nicht bloß unter der Form, ſondern auch neben der Form, und unabhängig von derſelben, etwas zu beſtimmen haben. So nothwendig es alſo iſt, daß das Gefühl im Gebiet der Vernunft nichts entſcheide, eben ſo nothwendig iſt es, daß die Vernunft im Gebiet des Gefühls ſich nichts zu beſtimmen anmaße. Schon indem man jedem von beiden ein Gebiet zuſpricht, ſchließt man das andere davon aus, und ſetzt jedem eine Grenze, die nicht anders als zum Nachtheile beider überſchritten werden kann.

In einer Tranſcendental-Philoſophie, wo alles darauf ankommt, die Form von dem Inhalt zu befreien, und das Nothwendige von allem Zufälligen rein zu erhalten, gewöhnt man ſich gar leicht, das Materielle ſich bloß als Hinderniß zu denken, und die Sinnlichkeit, weil ſie gerade bei dieſem Geſchäfte im Wege ſteht, in einem nothwendigen Widerſpruch mit der Vernunft vorzuſtellen. Eine ſolche Vorſtellungsart liegt zwar auf keine Weiſe im Geiſte des Kantiſchen Syſtems, aber im Buchſtaben deſſelben könnte ſie gar wohl liegen.

Trieb gegen den ſinnlichen, ſondern auch dieſen gegen jenen zu behaupten hat. Ihr Geſchäft iſt alſo doppelt, erſtlich: die Sinnlichkeit gegen die Eingriffe der Freiheit zu verwahren; zweitens: die Perſönlichkeit gegen die Macht der Empfindungen ſicher zu ſtellen. Jenes erreicht ſie durch Ausbildung des Gefühlvermögens, dieſes durch Ausbildung des Vernunftvermögens.

Da die Welt ein ausgedehntes in der Zeit, Veränderung, iſt, ſo wird die Vollkommenheit desjenigen Vermögens, welches den Menſchen mit der Welt in Verbindung ſetzt, größtmöglichſte Veränderlichkeit und Extenſität ſeyn müſſen. Da die Perſon das Beſtehende in der Veränderung iſt, ſo wird die Vollkommenheit desjenigen Vermögens, welches ſich dem Wechſel entgegenſetzen ſoll, größtmöglichſte Selbſtſtändigkeit und Intenſität ſeyn müſſen. Je vielſeitiger ſich die Empfänglichkeit ausbildet, je beweglicher dieſelbe iſt, und je mehr Fläche ſie den Erſcheinungen darbietet, deſto mehr Welt ergreift der Menſch, deſto mehr Anlagen entwickelt er in ſich; je mehr Kraft und Tiefe die Perſönlichkeit, je mehr Freiheit die Vernunft gewinnt, deſto mehr Welt begreift der Menſch, deſto mehr Form ſchafft er außer ſich. Seine Kultur wird alſo darin beſtehen, erſtlich: dem empfangenen Vermögen die vielfältigſten Berührungen mit der Welt zu verſchaffen, und auf Seiten des Gefühls die Paſſivität auf's Höchſte zu treiben; zweitens: dem beſtimmenden Vermögen die höchſte Unabhängigkeit von dem empfangenden zu erwerben, und auf Seiten der Vernunſt die Aktivität auf's Höchſte zu treiben. Wo beide Eigenſchaften ſich vereinigen, da wird der Menſch mit der höchſten Fülle von Daſeyn die höchſte Selbſtſtändigkeit und Freiheit verbinden, und, anſtatt ſich an die Welt zu verlieren, dieſe vielmehr mit der ganzen Unendlichkeit ihrer Erſcheinungen in ſich ziehen und der Einheit ſeiner Vernunſt unterwerfen.

Dieſes Verhältniß nun kann der Menſch umkehren, und dadurch auf eine zweifache Weiſe ſeine Beſtimmung verfehlen. Er kann die Intenſität, welche die thätige Kraft erheiſcht, auf die leidende legen, durch den Stofftrieb dem Formtriebe vorgreifen, und das empfangende Vermögen zum beſtimmenden machen. Er kann die Extenſität, welche der leidenden Kraft gebührt, der thätigen zutheilen, durch den Formtrieb dem Stofftriebe vorgreifen, und dem empfangenden Vermögen das beſtimmende unterſchieben. In dem erſten Fall wird er nie Er ſelbſt, in dem zweiten wird er nie etwas Anderes ſeyn; mithin eben darum in beiden Fällen keines von beiden, folglich — Null ſeyn. *

---

* Der ſchlimme Einfluß einer überwiegenden Senſualität auf unſer Denken und Handeln fällt Jedermann leicht in die Augen; nicht ſo leicht, obgleich er eben ſo häufig vorkommt und eben ſo wichtig iſt, der nachtheilige Einfluß einer überwiegenden Rationalität auf unſere Erkenntniß und auf unſer Betragen. Man erlaube mir daher aus der großen Menge der hieher gehörenden Fälle nur zwei in Erinnerung zu bringen, welche den Schaden einer der Anſchauung

Wird nämlich der ſinnliche Trieb beſtimmend, macht der Sinn den Geſetzgeber, und unterdrückt die Welt die Perſon, ſo hört ſie in demſelben Verhältniſſe auf, Objekt zu ſeyn, als ſie Macht wird. Sobald der Menſch nur Inhalt der Zeit iſt, ſo iſt Er

---

und Empfindung vorgreifenden Denk- und Willenskraft in's Licht ſetzen können.

Eine der vornehmſten Urſachen, warum unſere Naturwiſſenſchaften ſo langſame Schritte machen, iſt offenbar der allgemeine und kaum bezwingbare Hang zu teleologiſchen Urtheilen, bei denen ſich, ſobald ſie conſtitutiv gebraucht werden, das beſtimmende Vermögen dem empfangenden unterſchiebt. Die Natur mag unſere Organe noch ſo nachdrücklich und noch ſo vielfach berühren – alle ihre Mannichfaltigkeit iſt verloren für uns, weil wir nichts in ihr ſuchen, als was wir in ſie hineingelegt haben; weil wir ihr nicht erlauben, ſich gegen uns herein zu bewegen, ſondern vielmehr mit ungeduldig vorgreifender Vernunft gegen ſie heraus ſtreben. Kommt alsdann in Jahrhunderten Einer, der ſich ihr mit ruhigen, keuſchen und offenen Sinnen naht, und deßwegen auf eine Menge von Erſcheinungen ſtößt, die wir bei unſerer Prävention überſehen haben, ſo erſtaunen wir höchlich darüber, daß ſo viele Augen bei ſo hellem Tag nichts bemerkt haben ſollen. Dieſes voreilige Streben nach Harmonie, ehe man die einzelnen Laute beiſammen hat, die ſie ausmachen ſollen, dieſe gewaltthätige Uſurpation der Denkkraft in einem Gebiete, wo ſie nicht unbedingt zu gebieten hat, iſt der Grund der Unfruchtbarkeit ſo vieler denkenden Köpfe für das Beſte der Wiſſenſchaft, und es iſt ſchwer zu ſagen, ob die Sinnlichkeit, welche keine Form annimmt, oder die Vernunft, welche keinen Inhalt abwartet, der Erweiterung unſerer Kenntniſſe mehr geſchadet haben.

Eben ſo ſchwer dürfte es zu beſtimmen ſeyn, ob unſere praktiſche Philanthropie mehr durch die Heftigkeit unſerer Begierden, oder durch die Rigidität unſerer Grundſätze, nicht, und er hat folglich auch keinen Inhalt. Mit ſeiner Perſönlichkeit iſt auch ſein Zuſtand aufgehoben, weil beides Wechſelbegriffe ſind — weil die Veränderung ein Beharrliches, und die begrenzte Realität eine unendliche fordert. Wird der Formtrieb empfangend,

---

mehr durch den Laxism unſerer Sinne, oder durch den Laxism unſerer Vernunft geſtört und erkältet wird. Um uns zu theilnehmenden, hülfreichen, thätigen Menſchen zu machen, müſſen ſich Gefühl und Charakter mit einander vereinigen, ſo wie, um uns Erfahrung zu verſchaffen, Offenheit des Sinnes mit Energie des Verſtandes zuſammentreffen muß. Wie können wir, bei noch ſo lobenswürdigen Maximen, billig, gütig und menſchlich gegen Andere ſeyn, wenn uns das Vermögen fehlt, fremde Natur treu und wahr in uns aufzunehmen, fremde Situationen uns anzueignen, fremde Gefühle zu den unſrigen zu machen? Dieſes Vermögen aber wird, ſowohl in der Erziehung, die wir empfangen, als in der, die wir ſelbſt uns geben, in demſelben Maße unterdrückt, als man die Macht der Begierden zu brechen, und den Charakter durch Grundſätze zu befeſtigen ſucht. Weil es Schwierigkeit koſtet, bei aller Regſamkeit des Gefühls ſeinen Grundſätzen treu zu bleiben, ſo ergreift man das bequemere Mittel, durch Abſtumpfung der Gefühle den Charakter ſicher zu ſtellen; denn freilich iſt es unendlich leichter, vor einem entwaffneten Gegner Ruhe zu haben, als einen muthigen und rüſtigen Feind zu beherrſchen. In dieſer Operation beſteht denn auch größtentheils das, was man einen Menſchen formiren nennt; und zwar im beſten Sinne des Worts, wo es Bearbeitung des innern, nicht bloß des äußern Menſchen bedeutet. Ein ſo formirter Menſch wird freilich davor geſichert ſeyn, rohe Natur zu ſeyn und als ſolche zu erſcheinen; er wird aber zugleich gegen alle Empfindungen der Natur durch Grundſätze geharniſcht ſeyn, und die Menſchheit von Außen wird ihm eben ſo wenig als die Menſchheit von Innen beikommen können.

das heißt, kommt die Denkkraft der Empfindung zuvor, und unterſchiebt die Perſon ſich der Welt, ſo hört ſie in demſelben Verhältniß auf, ſelbſtſtändige Kraft und Subjekt zu ſeyn, als ſie ſich in den Platz des Objekts drängt, weil das Beharrliche die Veränderung, und die abſolute Realität zu ihrer Verkündigung Schranken fordert. Sobald der Menſch nur Form iſt, ſo hat er keine Form; und mit dem Zuſtand iſt folglich auch die Perſon aufgehoben. Mit Einem Wort, nur inſofern er ſelbſtſtändig iſt, iſt Realität außer ihm, iſt er empfänglich; nur inſofern er empfänglich iſt, iſt Realität in ihm, iſt er eine denkende Kraft.

Beide Triebe haben alſo Einſchränkung, und inſofern ſie als Energieen gedacht werden, Abſpannung

---

Es iſt ein ſehr verderblicher Mißbrauch, der von dem Ideal der Vollkommenheit gemacht wird, wenn man es bei der Beurtheilung anderer Menſchen, und in den Fällen, wo man für ſie wirken ſoll, in ſeiner ganzen Strenge zum Grund legt. Jenes wird zur Schwärmerei, dieſes zur Härte und zur Kaltſinnigkeit führen. Man macht ſich freilich ſeine geſellſchaftlichen Pflichten ungemein leicht, wenn man dem wirklichen Menſchen, der unſere Hülfe auffordert, in Gedanken den Ideal-Menſchen unterſchiebt, der ſich wahrſcheinlich ſelbſt helfen könnte. Strenge gegen ſich ſelbſt, mit Weichheit gegen Andere verbunden, macht den wahrhaft vortrefflichen Charakter aus. Aber meiſtens wird der gegen Andere weiche Menſch es auch gegen ſich ſelbſt, und der gegen ſich ſelbſt ſtrenge es auch gegen Andere ſeyn; weich gegen ſich und ſtreng gegen Andere iſt der verächtlichſte Charakter.

nöthig; jener, daß er ſich nicht in's Gebiet der Geſetzgebung, dieſer, daß er ſich nicht in's Gebiet der Empfindung eindringe. Jene Abſpannung des ſinnlichen Triebes darf aber keineswegs die Wirkung eines phyſiſchen Unvermögens und einer Stumpfheit der Empfindungen ſeyn, welche überall nur Verachtung verdient; ſie muß eine Handlung der Freiheit, eine Thätigkeit der Perſon ſeyn, die durch ihre moraliſche Intenſität jene ſinnliche mäßigt, und durch Beherrſchung der Eindrücke ihnen an Tiefe nimmt, um ihnen an Fläche zu geben. Der Charakter muß dem Temperament ſeine Grenzen beſtimmen, denn nur an den Geiſt darf der Sinn verlieren. Jene Abſpannung des Formtriebs darf eben ſo wenig die Wirkung eines geiſtigen Unvermögens und einer Schlaffheit der Denk- oder Willenskräfte ſeyn, welche die Menſchheit erniedrigen würde. Fülle der Empfindungen muß ihre rühmliche Quelle ſeyn; die Sinnlichkeit ſelbſt muß mit ſiegender Kraft ihr Gebiet behaupten und der Gewalt widerſtreben, die ihr der Geiſt durch ſeine vorgreifende Thätigkeit gern zufügen möchte. Mit Einem Wort, den Stofftrieb muß die Perſönlichkeit, und den Formtrieb die Empfänglichkeit oder die Natur, in ſeinen gehörigen Schranken halten.

Vierzehnter Brief.

Wir ſind nunmehr zu dem Begriff einer ſolchen Wechſelwirkung zwiſchen beiden Trieben geführt worden, wo die Wirkſamkeit des einen, die Wirkſamkeit des andern zugleich begründet und begrenzt, und wo jeder einzelne für ſich gerade dadurch zu ſeiner höchſten Verkündigung gelangt, daß der andere thätig iſt.

Dieſes Wechſelverhältniß beider Triebe iſt zwar bloß eine Aufgabe der Vernunft, die der Menſch nur in der Vollendung ſeines Daſeyns ganz zu löſen im Stand iſt. Es iſt im eigentlichſten Sinne des Worts die Idee ſeiner Menſchheit, mithin ein Unendliches, dem er ſich im Laufe der Zeit immer mehr nähern kann, aber ohne es jemals zu erreichen. „Er ſoll nicht auf Koſten ſeiner Realität nach Form, und nicht auf Koſten der Form nach Realität ſtreben; vielmehr ſoll er das abſolute Seyn durch ein beſtimmtes, und das beſtimmte Seyn durch ein unendliches ſuchen. Er ſoll ſich einer Welt gegenüberſtellen, weil er Perſon iſt, und ſoll Perſon ſeyn, weil ihm eine Welt gegenüberſteht. Er ſoll empfinden, weil er ſich bewußt iſt, und ſoll ſich bewußt ſeyn, weil er empfindet.“ — Daß er dieſer Idee wirklich gemäß, folglich in voller Bedeutung des Worts, Menſch iſt, kann er nie in Erfahrung bringen, ſo lange er nur Einen dieſer beiden Triebe ausſchließend, oder nur Einen nach dem Andern befriedigt; denn ſo lange er nur empfindet, bleibt ihm ſeine Perſon oder ſeine abſolute Exiſtenz, und ſo lange er nur denkt, bleibt ihm ſeine Exiſtenz in der Zeit oder ſein Zuſtand Geheimniß. Gäbe es aber Fälle, wo er dieſe doppelte Erfahrung zugleich machte, wo er ſich zugleich ſeiner Freiheit bewußt würde, und ſein Daſeyn empfände, wo er ſich zugleich als Materie fühlte, und als Geiſt kennen lernte, ſo hätte er in dieſen Fällen, und ſchlechterdings nur in dieſen, eine vollſtändige Anſchauung ſeiner Menſchheit, und der Gegenſtand, der dieſe Anſchauung ihm verſchaffte, würde ihm zu einem Symbol ſeiner *ausgeführten Beſtimmung*, folglich (weil dieſe nur in der Allheit der Zeit zu erreichen iſt) zu einer Darſtellung des Unendlichen dienen.

Vorausgeſetzt, daß Fälle dieſer Art in der Erfahrung vorkommen können, ſo würden ſie einen neuen Trieb in ihm aufwecken, der eben darum, weil die beiden andern in ihm zuſammenwirken, einem jeden derſelben, einzeln betrachtet, entgegengeſetzt ſeyn, und mit Recht für einen neuen Trieb gelten würde. Der ſinnliche Trieb will, daß Veränderung ſey, daß die Zeit einen Inhalt habe; der Formtrieb will, daß die Zeit aufgehoben, daß keine Veränderung ſey. Derjenige Trieb alſo, in welchem beide verbunden wirken (es ſey mir einſtweilen, bis ich dieſe Benennung gerechtfertigt haben werde, vergönnt, ihn *Spieltrieb* zu nennen), der Spieltrieb alſo würde dahin gerichtet ſeyn, die Zeit *in der* Zeit aufzuheben, Werden mit abſolutem Seyn, Veränderung mit Identität zu vereinbaren.

Der ſinnliche Trieb will beſtimmt *werden*, er will ſein Objekt empfangen; der Formtrieb will *ſelbſt* beſtimmen, er wird ſein Objekt hervorbringen; der Spieltrieb will alſo beſtrebt ſeyn, ſo zu empfangen, wie er ſelbſt hervorgebracht hätte, und ſo hervorzubringen, wie der Sinn zu empfangen trachtet.

Der ſinnliche Trieb ſchließt aus ſeinem Subjekt alle Selbſtthätigkeit und Freiheit, der Formtrieb ſchließt aus dem ſeinigen alle Abhängigkeit, alles Leiden aus. Ausſchließung der Freiheit iſt aber phyſiſche, Ausſchließung des Leidens iſt moraliſche Nothwendigkeit. Beide Triebe nöthigen alſo das Gemüth, jener durch Naturgeſetze, dieſer durch Geſetze der Vernunft. Der Spieltrieb alſo, als in welchem beide verbunden wirken, wird das Gemüth zugleich moraliſch und phyſiſch nöthigen; er wird alſo, weil er alle Zufälligkeit aufhebt, auch alle Nöthigung aufheben, und den Menſchen ſowohl phyſiſch als moraliſch in Freiheit ſetzen. Wenn wir Jemand mit Leidenſchaft umfaſſen, der unſerer Verachtung würdig iſt, ſo empfinden wir peinlich die Nöthigung der Natur. Wenn wir gegen einen Andern feindlich geſinnt ſind, der uns Achtung abnöthigt, ſo empfinden wir peinlich die Nöthigung der Vernunft. Sobald er aber zugleich unſere Neigung intereſſirt und unſere Achtung ſich erworben, ſo verſchwindet ſowohl der Zwang der Empfindung als der Zwang der Vernunft, und wir fangen an, ihn zu lieben, d. h. zugleich mit unſerer Neigung und mit unſerer Achtung zu ſpielen.

Indem uns ferner der ſinnliche Trieb phyſiſch und der Formtrieb moraliſch nöthigt, ſo läßt jener unſere formale, dieſer unſere materiale Beſchaffenheit zufällig; das heißt, es iſt zufällig, ob unſere Glückſeligkeit mit unſerer Vollkommenheit, oder ob dieſe mit jener übereinſtimmen werde. Der Spieltrieb alſo, in welchem beide vereinigt wirken, wird zugleich unſere formale und unſere materiale Beſchaffenheit, zugleich unſere Vollkommenheit und unſere Glückſeligkeit zufällig machen; er wird alſo, eben weil er beide zufällig macht, und weil mit der Nothwendigkeit auch die Zufälligkeit verſchwindet, die Zufälligkeit in beiden wieder aufheben, mithin Form in die Materie und Realität in die Form bringen. In demſelben Maße, als er den Empfindungen und Affekten ihren dynamiſchen Einfluß nimmt, wird er ſie mit Ideen der Vernunft in Uebereinſtimmung bringen, und in demſelben Maße, als er den Geſetzen der Vernunft ihre moraliſche Nöthigung benimmt, wird er ſie mit dem Intereſſe der Sinne verſöhnen.

Fünfzehnter Brief.

Immer näher komm' ich dem Ziel, dem ich Sie auf einem wenig ermunternden Pfade entgegenführe. Laſſen Sie es ſich gefallen, mir noch einige Schritte weiter zu folgen, ſo wird ein deſto freierer Geſichtskreis ſich aufthun, und eine muntere Ausſicht die Mühe des Wegs vielleicht belohnen.

Der Gegenſtand des ſinnlichen Triebes, in einem allgemeinen Begriff ausgedrückt, heißt Leben, in weiteſter Bedeutung; ein Begriff, der alles materiale Seyn, und alle unmittelbare Gegenwart in den Sinnen bedeutet. Der Gegenſtand des Formtriebes, in einem allgemeinen Begriff ausgedrückt, heißt Geſtalt, ſowohl in uneigentlicher als in eigentlicher Bedeutung; ein Begriff, der alle formalen Beſchaffenheiten der Dinge und alle Beziehungen derſelben auf die Denkkräfte unter ſich faßt. Der Gegenſtand des Spieltriebes, in einem allgemeinen Schema vorgeſtellt, wird alſo *lebende Geſtalt* heißen können, ein Begriff, der allen äſthetiſchen Beſchaffenheiten der Erſcheinungen, und mit einem Worte dem, was man in weiteſter Bedeutung *Schönheit* nennt, zur Bezeichnung dient.

Durch dieſe Erklärung, wenn es eine wäre, wird die Schönheit weder auf das ganze Gebiet des Lebendigen ausgedehnt, noch bloß in dieſes Gebiet eingeſchloſſen. Ein Marmorblock, obgleich er leblos iſt und bleibt, kann darum nichts deſto weniger lebende Geſtalt durch den Architekt und Bildhauer werden; ein Menſch, wiewohl er lebt und Geſtalt hat, iſt darum noch lange keine lebende Geſtalt. Dazu gehört, daß ſeine Geſtalt Leben und ſein Leben Geſtalt ſey. So lange wir über ſeine Geſtalt bloß denken, iſt ſie leblos, bloße Abſtraktion; ſo lange wir ſein Leben bloß fühlen, iſt es geſtaltlos, bloße Impreſſion. Nur indem ſeine Form in unſrer Empfindung lebt, und ſein Leben in unſerm Verſtande ſich formt, iſt er lebende Geſtalt, und dies wird überall der Fall ſeyn, wo wir ihn als ſchön beurtheilen.

Dadurch aber, daß wir die Beſtandtheile anzugeben wiſſen, die in ihrer Vereinigung die Schönheit hervorbringen, iſt die Geneſis derſelben auf keine Weiſe noch erklärt; denn dazu würde erfordert, daß man *jene Vereinigung* ſelbſt begriffe, die uns, wie überhaupt alle Wechſelwirkung zwiſchen dem Endlichen und Unendlichen, unerforſchlich bleibt. Die Vernunft ſtellt aus transſcendentalen Gründen die Forderung auf: es ſoll eine Gemeinſchaft zwiſchen Formtrieb und Stofftrieb, das heißt, ein Spieltrieb ſeyn, weil nur die Einheit der Realität mit der Form, der Zufälligkeit mit der Nothwendigkeit, des Leidens mit der Freiheit den Begriff der Menſchheit vollendet. Sie muß dieſe Forderung aufſtellen, weil ſie ihrem Weſen nach auf Vollendung und auf Wegräumung aller Schranken dringt, jede ausſchließende Thätigkeit des einen oder des andern Triebes aber die menſchliche Natur unvollendet läßt, und eine Schranke in derſelben begründet. Sobald ſie demnach den Ausſpruch thut: es ſoll eine Menſchheit exiſtiren, ſo hat ſie eben dadurch das Geſetz aufgeſtellt: es ſoll eine Schönheit ſeyn. Die Erfahrung kann uns beantworten, ob eine Schönheit iſt, und wir werden es wiſſen, ſobald ſie uns belehrt hat, ob eine Menſchheit iſt. Wie aber eine Schönheit ſeyn kann, und wie eine Menſchheit möglich iſt, kann uns weder Vernunft noch Erfahrung lehren.

Der Menſch, wiſſen wir, iſt weder ausſchließend Materie, noch iſt er ausſchließend Geiſt. Die Schönheit, als Conſumation ſeiner Menſchheit, kann alſo weder ausſchließend bloßes Leben ſeyn, wie von ſcharfſinnigen Beobachtern, die ſich zu genau an die Zeugniſſe der Erfahrung hielten, behauptet worden iſt, und wozu der Geſchmack der Zeit ſie gern herabziehen möchte; noch kann ſie ausſchließend bloße Geſtalt ſeyn, wie von ſpekulativen Weltweiſen, die ſich zu weit von der Erfahrung entfernten, und von philoſophirenden Künſtlern, die ſich in Erklärung derſelben allzuſehr durch das Bedürfniß der Kunſt leiten ließen, geurtheilt worden iſt:* ſie iſt das gemeinſchaftliche Objekt beider Triebe, das heißt, des Spieltriebs. Dieſen Namen rechtfertigt der Sprachgebrauch vollkommen, der Alles das, was weder ſubjektiv noch objektiv zufällig iſt, und doch weder äußerlich noch innerlich nöthigt, mit dem Wort Spiel zu bezeichnen pflegt. Da ſich das Gemüth bei Anſchauung des Schönen in einer glücklichen Mitte zwiſchen dem Geſetz und Bedürfniß befindet, ſo iſt es eben darum, weil es ſich zwiſchen beiden theilt, dem Zwange ſowohl des einen als des andern entzogen. Dem Stofftrieb wie dem Formtrieb iſt es mit ihren Forderungen ernſt, weil der eine ſich, beim Erkennen, auf die Wirklichkeit, der andere auf die Nothwendigkeit der Dinge bezieht; weil, beim Handeln, der erſte auf Erhaltung des Lebens, der zweite auf Bewahrung

---

[*] Zum bloßen Leben macht die Schönheit Burke in ſeinen philoſophiſchen Unterſuchungen über den Urſprung unſerer Begriffe von dem Erhabenen und Schönen. Zur bloßen Geſtalt macht ſie, ſo weit mir bekannt iſt, jeder Anhänger des dogmatiſchen Syſtems, der über dieſen Gegenſtand je ſein Bekenntniß ablegte: unter den Künſtlern Raphael Mengs in ſeinen Gedanken über den Geſchmack in der Malerei; Andrer nicht zu gedenken. So wie in Allem, hat auch in dieſem Stück die kritiſche Philoſophie den Weg eröffnet, die Empirie auf Prinzipien, und die Spekulation zur Erfahrung zurückzuführen.

der Würde, beide alſo auf Wahrheit und Vollkommenheit gerichtet ſind. Aber das Leben wird gleichgültiger, ſo wie die Würde ſich einmiſcht, und die Pflicht nöthigt nicht mehr, ſobald die Neigung zieht; eben ſo nimmt das Gemüth die Wirklichkeit der Dinge, die materiale Wahrheit freier und ruhiger auf, ſobald ſolche der formalen Wahrheit, dem Geſetz der Nothwendigkeit, begegnet, und fühlt ſich durch Abſtraktion nicht mehr angeſpannt, ſobald die unmittelbare Anſchauung ſie begleiten kann. Mit Einem Wort: indem es mit Ideen in Gemeinſchaft kommt, verliert alles Wirkliche ſeinen Ernſt, weil es klein wird, und indem es mit der Empfindung zuſammen trifft, legt das Nothwendige den ſeinigen ab, weil es leicht wird.

Wird aber, möchten Sie längſt ſchon verſucht geweſen ſeyn, mir entgegenzuſetzen, wird nicht das Schöne dadurch, daß man es zum bloßen Spiel macht, erniedrigt, und den frivolen Gegenſtänden gleich geſtellt, die von jeher im Beſitz dieſes Namens waren? Widerſpricht es nicht dem Vernunftbegriff und der Würde der Schönheit, die doch als ein Inſtrument der Kultur betrachtet wird, ſie auf ein bloßes Spiel einzuſchränken, und widerſpricht es nicht dem Erfahrungsbegriffe des Spiels, das mit Ausſchließung alles Geſchmacks zuſammen beſtehen kann, es bloß auf Schönheit einzuſchränken?

Aber was heißt denn ein bloßes Spiel, nachdem wir wiſſen, daß unter allen Zuſtänden des Menſchen gerade das Spiel und nur das Spiel es iſt, was ihn vollſtändig macht, und ſeine doppelte Natur auf Einmal entfaltet? Was Sie, nach Ihrer Vorſtellung der Sache, Einſchränkung nennen, das nenne ich nach der meinen, die ich durch Beweiſe gerechtfertigt habe, Erweiterung. Ich würde alſo vielmehr gerade umgekehrt ſagen: mit dem Angenehmen, mit dem Guten, mit dem Vollkommenen iſt es dem Menſchen nur ernſt; aber mit der Schönheit ſpielt er. Freilich dürfen wir uns hier nicht an die Spiele erinnern, die in dem wirklichen Leben im Gange ſind, und die ſich gewöhnlich nur auf ſehr materielle Gegenſtände richten; aber in dem wirklichen Leben würden wir auch die Schönheit vergebens ſuchen, von der hier die Rede iſt. Die wirklich vorhandene Schönheit iſt des wirklich vorhandenen Spieltriebes werth; aber durch das Ideal der Schönheit, welches die Vernunft aufſtellt, iſt auch ein Ideal des Spieltriebes aufgegeben, das der Menſch in allen ſeinen Spielen vor Augen haben ſoll.

Man wird niemals irren, wenn man das Schönheitsideal eines Menſchen auf dem nämlichen Wege ſucht, auf dem er ſeinen Spieltrieb befriedigt. Wenn ſich die griechiſchen Völkerſchaften in den Kampfſpielen zu Olympia, an den unblutigen Wettkämpfen der Kraft, der Schnelligkeit, der Gelenkigkeit, und an dem edlern Wechſelſtreit der Talente ergetzen, und wenn das römiſche Volk an dem Todeskampf eines erlegten Gladiators oder ſeines lybiſchen Gegners ſich labt, ſo wird es uns aus dieſem einzigen Zuge begreiflich, warum wir die Idealgeſtalten einer Venus, einer Juno, eines Apolls, nicht in Rom, ſondern in Griechenland aufſuchen müſſen.* Nun ſpricht aber die Vernunft: das Schöne ſoll nicht bloßes Leben und nicht bloße Geſtalt, ſondern lebende Geſtalt d. i. Schönheit, ſeyn; indem ſie ja dem Menſchen das doppelte Geſetz der abſoluten Formalität und der abſoluten Realität diktirt. Mithin thut ſie auch den Ausſpruch: der Menſch ſoll mit der Schönheit nur ſpielen, und er ſoll nur mit der Schönheit ſpielen.

Denn, um es endlich auf Einmal herauszuſagen, der Menſch ſpielt nur, wo er in voller Bedeutung des Worts Menſch iſt, und er iſt nur da ganz Menſch, wo er ſpielt. Dieſer Satz, der in dieſem Augenblicke vielleicht paradox erſcheint, wird eine große und tiefe Bedeutung erhalten, wenn wir erſt dahin gekommen ſeyn werden, ihn auf den doppelten Ernſt der Pflicht und des Schickſals anzuwenden; er wird, ich verſpreche es Ihnen, das ganze Gebäude der äſthetiſchen Kunſt und der noch ſchwierigern Lebenskunſt tragen. Aber dieſer Satz iſt auch nur in der Wiſſenſchaft unerwartet; längſt ſchon lebte und wirkte er in der Kunſt und in dem Gefühle der Griechen, ihrer vornehmſten Meiſter; nur daß ſie in den Olympus verſetzten, was auf der Erde ſollte ausgeführt werden. Von der Wahrheit deſſelben geleitet, ließen ſie ſowohl den Ernſt und die Arbeit, welche die Wangen der Sterblichen furchen, als die nichtige Luſt, die das leere Angeſicht glättet, aus der Stirn der ſeligen Götter verſchwinden, gaben die Ewigzufriedenen von den Feſſeln jedes Zweckes, jeder Pflicht, jeder Sorge frei, und machten den *Müßiggang* und die *Gleichgültigkeit* zum beneideten Looſe des Götterſtandes: ein bloß menſchlicher Name für das freieſte und erhabenſte Seyn. Sowohl der materielle Zwang der Naturgeſetze, als der geiſtige Zwang der Sittengeſetze verlor ſich in ihrem höhern Begriff von Nothwendigkeit, der beide Welten zugleich umfaßte, und aus der Einheit jener beiden Nothwendigkeiten ging ihnen erſt die wahre Freiheit hervor. Beſeelt von dieſem Geiſte, löſchten ſie aus den Geſichtszügen ihres Ideals zugleich mit der *Neigung* auch alle Spuren des *Willens* aus, oder beſſer, ſie machten beide unkenntlich, weil ſie beide in dem innigſten Bund zu verknüpfen wußten. Es iſt weder Anmuth, noch iſt es Würde, was an dem herrlichen Antlitz einer Juno Ludoviſi zu uns ſpricht; es iſt keines von beiden, weil es beides zugleich iſt. Indem der weibliche Gott unſere Anbetung heiſcht, entzündet das gottgleiche

---

* Wenn man (um bei der neuern Welt ſtehen zu bleiben) die Wettrennen in London, die Stiergefechte in Madrid, die Spectakels in dem ehemaligen Paris, die Gondelrennen in Venedig, die Thierhatzen in Wien, und das frohe ſchöne Leben des Korſo in Rom gegeneinander hält, ſo kann es nicht ſchwer ſeyn, den Geſchmack dieſer verſchiedenen Völker gegeneinander zu nüanciren. Indeſſen zeigt ſich unter den Volksſpielen in dieſen verſchiedenen Ländern weit weniger Einförmigkeit, als unter den Spielen der feinern Welt in eben dieſen Ländern, welches leicht zu erklären iſt.

Weib unſere Liebe, aber indem wir uns der himmliſchen Holdſeligkeit aufgelöſt hingeben, ſchreckt die himmliſche Selbſtgenügſamkeit uns zurück. In ſich ſelbſt ruhet und wohnet die ganze Geſtalt, eine völlig geſchloſſene Schöpfung, und als wenn ſie jenſeits des Raumes wäre, ohne Nachgeben, ohne Widerſtand; da iſt keine Kraft, die mit Kräften kämpfte, keine Blöße, wo die Zeitlichkeit einbrechen könnte. Durch jenes unwiderſtehlich ergriffen und angezogen, durch dieſes in der Ferne gehalten, befinden wir uns zugleich in dem Zuſtand der höchſten Ruhe und der höchſten Bewegung, und es entſteht jene wunderbare Rührung, für welche der Verſtand keinen Begriff und die Sprache keinen Namen hat.

Sechszehnter Brief.

Aus der Wechſelwirkung zwei entgegengeſetzter Triebe und aus der Verbindung zwei entgegengeſetzter Prinzipien haben wir das Schöne hervorgehen ſehen, deſſen höchſtes Ideal alſo in dem möglichſt vollkommenſten Bunde und Gleichgewicht der Realität und der Form wird zu ſuchen ſeyn. Dieſes Gleichgewicht bleibt aber immer nur Idee, die von der Wirklichkeit nie ganz erreicht werden kann. In der Wirklichkeit wird immer ein Uebergewicht des einen Elements über das andere übrig bleiben, und das Höchſte, was die Erfahrung leiſtet, wird in einer Schwankung zwiſchen beiden Prinzipien beſtehen, wo bald die Realität, bald die Form überwiegend iſt.

Die Schönheit in der Idee iſt alſo ewig nur eine untheilbare einzige, weil es nur ein einziges Gleichgewicht geben kann; die Schönheit in der Erfahrung hingegen wird ewig eine doppelte ſeyn, weil bei einer Schwankung das Gleichgewicht auf eine doppelte Art, nämlich diſſeits und jenſeits, kann übertreten werden.

Ich habe in einem der vorhergehenden Briefe bemerkt, auch läßt es ſich aus dem Zuſammenhange des Bisherigen mit ſtrenger Nothwendigkeit folgern, daß von dem Schönen zugleich eine auflöſende und eine anſpannende Wirkung zu erwarten ſey: eine auflöſende, um ſowohl den ſinnlichen Trieb als den Formtrieb in ihren Grenzen zu halten: eine anſpannende, um beide in ihrer Kraft zu erhalten. Dieſe beiden Wirkungsarten der Schönheit ſollen aber, der Idee nach, ſchlechterdings nur eine einzige ſeyn. Sie ſoll auflöſen, dadurch, daß ſie beide Naturen gleichförmig anſpannt, und ſoll anſpannen, dadurch, daß ſie beide Naturen gleichförmig auflöſet. Dieſes folgt ſchon aus dem Begriff einer Wechſelwirkung, vermöge deſſen beide Theile einander zugleich nothwendig bedingen, und durch einander bedingt werden, und deren reinſtes Produkt die Schönheit iſt. Aber die Erfahrung bietet uns kein Beiſpiel einer ſo vollkommenen Wechſelwirkung dar, ſondern hier wird jederzeit, mehr oder weniger, das Uebergewicht einen Mangel und der Mangel ein Uebergewicht begründen. Was alſo in dem Ideal-Schönen nur in der Vorſtellung unterſchieden wird, das iſt in dem Schönen der Erfahrung, der Exiſtenz nach, verſchieden. Das Ideal-Schöne obgleich untheilbar und einfach, zeigt in verſchiedener Beziehung ſowohl eine ſchmelzende als energiſche Eigenſchaft; in der Erfahrung gibt es eine ſchmelzende und energiſche Schönheit. So iſt es und ſo wird es in allen den Fällen ſeyn, wo das Abſolute in die Schranken der Zeit geſetzt iſt, und Ideen der Vernunft in der Menſchheit realiſirt werden ſollen. So denkt der reflektirende Menſch ſich die Tugend, die Wahrheit, die Glückſeligkeit; aber der handelnde Menſch wird bloß Tugenden üben, bloß Wahrheiten faſſen, bloß glückſelige Tage genießen. Dieſe auf jene zurück zu führen — an die Stelle der Sitten die Sittlichkeit, an die Stelle der Kenntniſſe die Erkenntniß, an die Stelle des Glückes die Glückſeligkeit zu ſetzen, iſt das Geſchäft der phyſiſchen und moraliſchen Bildung; aus Schönheiten Schönheit zu machen, iſt die Aufgabe der äſthetiſchen.

Die energiſche Schönheit kann den Menſchen eben ſo wenig vor einem gewiſſen Ueberreſt von Wildheit und Härte bewahren, als ihn die ſchmelzende vor einem gewiſſen Grade der Weichlichkeit und Entnervung ſchützt. Denn da die Wirkung der erſtern iſt, das Gemüth ſowohl im Phyſiſchen als Moraliſchen anzuſpannen und ſeine Schnellkraft zu vermehren, ſo geſchieht es nur gar zu leicht, daß der Widerſtand des Temperaments und Charakters die Empfänglichkeit für Eindrücke mindert, daß auch die zärtere Humanität eine Unterdrückung erfährt, die nur die rohe Natur treffen ſollte, und daß die rohe Natur an einem Kraftgewinn Theil nimmt, der nur der freien Perſon gelten ſollte; daher findet man in den Zeitaltern der Kraft und der Fülle das wahrhaft Groſſe der Vorſtellung mit dem Gigantesken und Abenteuerlichen, und das Erhabene der Geſinnung mit den ſchauderhafteſten Ausbrüchen der Leidenſchaft gepaart; daher wird man in den Zeitaltern der Regel und der Form die Natur eben ſo oft unterdrückt als beherrſcht, eben ſo oft beleidigt als übertroffen finden. Und weil die Wirkung der ſchmelzenden Schönheit iſt, das Gemüth im Moraliſchen wie im Phyſiſchen aufzulöſen, ſo begegnet es eben ſo leicht, daß mit der Gewalt der Begierden auch die Energie der Gefühle erſtickt wird, und daß auch der Charakter einen Kraftverluſt theilt, der nur die Leidenſchaft treffen ſollte: daher wird man in den ſogenannten verfeinerten Weltaltern Weichheit nicht ſelten in Weichlichkeit, Fläche in Flachheit Korrektheit in Leerheit, Liberalität in Willkührlichkeit, Leichtigkeit in Frivolität, Ruhe in Apathie ausarten, und die verächtlichſte Karrikatur zunächſt an die herrlichſte Menſchlichkeit grenzen ſehen. Für den Menſchen unter dem Zwange entweder der Materie oder der Formen iſt alſo die ſchmelzende Schönheit Bedürfniß, denn von Größe und Kraft iſt er längſt gerührt, ehe er für Harmonie und Grazie anfängt empfindlich zu werden. Für den Menſchen unter der Indulgenz des Geſchmacks iſt die energiſche Schönheit Bedürfniß, denn nur allzugern verſcherzt er im Stand der Verfeinerung eine Kraft, die er aus dem Stand der Wildheit herüberbrachte.

Und nunmehr glaube ich, wird jener Widerſpruch erklärt und beantwortet ſeyn, den man in den Urtheilen der Menſchen über den Einfluß des Schönen, und in Würdigung der äſthetiſchen Kultur anzutreffen pflegt. Er iſt erklärt dieſer Widerſpruch, ſobald man ſich erinnert, daß es in der Erfahrung eine zweifache Schönheit gibt, und daß beide Theile von der ganzen Gattung behaupten, was jeder nur von einer beſondern Art derſelben zu beweiſen im Stande iſt. Er iſt gehoben dieſer Widerſpruch, ſobald man das doppelte Bedürfniß der Menſchheit unterſcheidet, dem jene doppelte Schönheit entſpricht. Beide Theile werden alſo wahrſcheinlich Recht behalten, wenn ſie nur erſt mit einander verſtändigt ſind, welche Art der Schönheit und welche Form der Menſchheit ſie in Gedanken haben.

Ich werde daher im Fortgange meiner Unterſuchungen den Weg, den die Natur in äſthetiſcher Hinſicht mit dem Menſchen einſchlägt, auch zu dem meinigen machen, und mich von den Arten der Schönheit zu dem Gattungsbegriff derſelben erheben. Ich werde die Wirkungen der ſchmelzenden Schönheit an dem angeſpannten Menſchen und die Wirkungen der energiſchen an dem abgeſpannten prüfen, um zuletzt beide entgegengeſetzte Arten der Schönheit in der Einheit des Ideal-Schönen auszulöſchen, ſo wie jene zwei entgegengeſetzte Formen der Menſchheit in der Einheit des Idealmenſchen untergehn.

Siebenzehnter Brief.

So lange es bloß darauf ankam, die allgemeine Idee der Schönheit aus dem Begriffe der menſchlichen Natur überhaupt abzuleiten, durften wir uns an keine andere Schranken der letztern erinnern, als die unmittelbar in dem Weſen derſelben gegründet und von dem Begriffe der Endlichkeit unzertrennlich ſind. Unbekümmert um die zufälligen Einſchränkungen, die ſie in der wirklichen Erſcheinung erleiden möchte, ſchöpften wir den Begriff derſelben unmittelbar aus der Vernunft, als der Quelle aller Nothwendigkeit, und mit dem Ideal der Menſchheit war zugleich auch das Ideal der Schönheit gegeben.

Jetzt aber ſteigen wir aus der Region der Ideen auf den Schauplatz der Wirklichkeit herab, um den Menſchen *in einem beſtimmten* Zuſtand, mithin unter Einſchränkungen, anzutreffen, die nicht urſprünglich aus ſeinem bloßen Begriff, ſondern aus äußern Umſtänden und aus einem zufälligen Gebrauch ſeiner Freiheit fließen. Auf wie vielfache Weiſe aber auch die Idee der Menſchheit in ihm eingeſchränkt ſeyn mag, ſo lehrt uns ſchon der bloße Inhalt derſelben, daß im Ganzen nur *zwei* entgegengeſetzte Abweichungen von derſelben Statt haben können. Liegt nämlich ſeine Vollkommenheit in der übereinſtimmenden Energie ſeiner ſinnlichen und geiſtigen Kräfte, ſo kann er dieſe Vollkommenheit nur entweder durch einen Mangel an Uebereinſtimmung oder durch einen Mangel an Energie verfehlen. Ehe wir alſo noch die

Zeugniſſe der Erfahrung darüber abgehört haben, ſind wir ſchon im Voraus durch bloße Vernunft gewiß, daß wir den wirklichen, folglich beſchränkten Menſchen entweder in einem Zuſtande der Anſpannung oder in einem Zuſtande der Abſpannung finden werdem, je nachdem entweder die einſeitige Thätigkeit einzelner Kräfte die Harmonie ſeines Weſens ſtört, oder die Einheit der Natur ſich auf die gleichförmige Erſchlaffung ſeiner ſinnlichen und geiſtigen Kräfte gründet. Beide entgegengeſetzte Schranken werden, wie nun bewieſen werden ſoll, durch die Schönheit gehoben, die in dem angeſpannten Menſchen die Harmonie, in dem abgeſpannten die Energie wieder herſtellt, und auf dieſe Art, ihrer Natur gemäß, den eingeſchränkten Zuſtand auf einen abſoluten zurückführt, und den Menſchen zu einem in ſich ſelbſt vollendeten Ganzen macht.

Sie verläugnet alſo in der Wirklichkeit auf keine Weiſe den Begriff, den wir in der Spekulation von ihr faßten; nur daß ſie hier ungleich weniger freie Hand hat als dort, wo wir ſie auf den reinen Begriff der Menſchheit anwenden durften. An dem Menſchen, wie die Erfahrung ihn aufſtellt, findet ſie einen ſchon verdorbenen und widerſtrebenden Stoff, der ihr gerade ſo viel von ihrer idealen Vollkommenheit raubt, als er von ſeiner individualen Beſchaffenheit einmiſcht. Sie wird daher in der Wirklichkeit überall nur als eine beſondere und eingeſchränkte Species, nie als reine Gattung ſich zeigen; ſie wird in angeſpannten Gemüthern von ihrer Freiheit und

Mannichfaltigkeit, ſie wird in abgeſpannten von ihrer belebenden Kraft ablegen; uns aber, die wir nunmehr mit ihrem wahren Charakter vertrauter geworden ſind, wird dieſe widerſprechende Erſcheinung nicht irre machen. Weit entfernt, mit dem großen Haufen der Beurtheiler aus einzelnen Erfahrungen ihren Begriff zu beſtimmen und ſie für die Mängel verantwortlich zu machen, die der Menſch unter ihrem Einfluſſe zeigt, wiſſen wir vielmehr, daß es der Menſch iſt, der die Unvollkommenheit ſeines Individuums auf ſie überträgt, der durch ſeine ſubjektive Begrenzung ihrer Vollendung unaufhörlich im Wege ſteht, und ihr abſolutes Ideal auf zwei eingeſchränkte Formen der Erſcheinung herabſetzt.

Die ſchmelzende Schönheit, wurde behauptet, ſey für ein angeſpanntes Gemüth und für ein abgeſpanntes die energiſche. Angeſpannt aber nenne ich den Menſchen ſowohl, wenn er ſich unter dem Zwange von Empfindungen, als wenn er ſich unter dem Zwange von Begriffen befindet. Jede ausſchließende Herrſchaft eines ſeiner beiden Grundtriebe iſt für ihn ein Zuſtand des Zwanges und der Gewalt; und Freiheit liegt nur in der Zuſammenwirkung ſeiner beiden Naturen. Der von Gefühlen einſeitig beherrſchte oder ſinnlich angeſpannte Menſch wird alſo aufgelöſt und in Freiheit geſetzt durch Form; der von Geſetzen einſeitig beherrſchte oder geiſtig angeſpannte Menſch wird aufgelöſt und in Freiheit geſetzt durch Materie. Die ſchmelzende Schönheit, um dieſer doppelten Aufgabe ein Genüge zu thun, wird ſich alſo unter zwei verſchiedenen Geſtalten zeigen. Sie wird erſtlich, als ruhige Form, das wilde Leben beſänftigen, und von Empfindungen zu Gedanken den Uebergang bahnen; ſie wird zweitens als lebendes Bild die abgezogene Form mit ſinnlicher Kraft ausrüſten, den Begriff zur Anſchauung und das Geſetz zum Gefühl zurückführen. Den erſten Dienſt leiſtet ſie dem Naturmenſchen, den zweiten dem künſtlichen Menſchen. Aber weil ſie in beiden Fällen über ihren Stoff nicht ganz frei gebietet, ſondern von demjenigen abhängt, den ihr entweder die formloſe Natur oder die naturwidrige Kunſt darbietet, ſo wird ſie in beiden Fällen noch Spuren ihres Urſprunges tragen, und dort mehr in das materielle Leben, hier mehr in die bloße abgezogene Form ſich verlieren.

Um uns einen Begriff davon machen zu können, wie die Schönheit ein Mittel werden kann, jene doppelte Anſpannung zu heben, müſſen wir den Urſprung derſelben in dem menſchlichen Gemüth zu erforſchen ſuchen. Entſchließen Sie ſich alſo noch zu einem kurzen Aufenthalte im Gebiete der Spekulation, um es alsdann auf immer zu verlaſſen, und mit deſto ſicherern Schritt auf dem Felde der Erfahrung fortzuſchreiten.

Achtzehnter Brief.

Durch die Schönheit wird der ſinnliche Menſch zur Form und zum Denken geleitet; durch die Schönheit wird der geiſtige Menſch zur Materie zurückgeführt und der Sinnenwelt wieder gegeben.

Aus dieſem ſcheint zu folgen, daß es zwiſchen Materie und Form, zwiſchen Leiden und Thätigkeit einen mittleren Zuſtand geben müſſe, und daß uns die Schönheit in dieſen mittlern Zuſtand verſetze. Dieſen Begriff bildet ſich auch wirklich der größte Theil der Menſchen von der Schönheit, ſobald er angefangen hat, über ihre Wirkungen zu reflektiren, und alle Erfahrungen weiſen darauf hin. Auf der andern Seite aber iſt nichts ungereimter und widerſprechender als ein ſolcher Begriff, da der Abſtand zwiſchen Materie und Form, zwiſchen Leiden und Thätigkeit, zwiſchen Empfinden und Denken unendlich iſt, und ſchlechterdings durch nichts kann vermittelt werden. Wie heben wir nun dieſen Widerſpruch? Die Schönheit verknüpft die zwei entgegengeſetzten Zuſtände des Empfindens und des Denkens, und doch gibt es ſchlechterdings kein Mittleres zwiſchen beiden. Jenes iſt durch Erfahrung, dieſes iſt unmittelbar durch Vernunft gewiß.

Dies iſt der eigentliche Punkt, auf den zuletzt die ganze Frage über die Schönheit hinausläuft, und gelingt es uns, dieſes Problem befriedigend aufzulöſen, ſo haben wir zugleich den Faden gefunden, der uns durch das ganze Labyrinth der Aeſthetik führt.

Es kommt aber hiebei auf zwei höchſt verſchiedene Operationen an, welche bei dieſer Unterſuchung einander nothwendig unterſtützen müſſen. Die Schönheit, heißt es, verknüpft zwei Zuſtände mit einander, die einander entgegengeſetzt ſind, und niemals Eins werden können. Von dieſer Entgegenſetzung müſſen wir ausgehen; wir müſſen ſie in ihrer ganzen Reinheit und Strengigkeit auffaſſen und anerkennen, ſo daß beide Zuſtände ſich auf das Beſtimmteſte ſcheiden; ſonſt vermiſchen wir, aber vereinigen nicht. Zweitens heißt es: jene zwei entgegengeſetzten Zuſtände verbindet die Schönheit, und hebt alſo die Entgegenſetzung auf. Weil aber beide Zuſtände einander ewig entgegengeſetzt bleiben, ſo ſind ſie nicht anders zu verbinden, als indem ſie aufgehoben werden. Unſer zweites Geſchäft iſt alſo, dieſe Verbindung vollkommen zu machen, ſie ſo rein und vollſtändig durchzuführen, daß beide Zuſtände in einem dritten gänzlich verſchwinden, und keine Spur der Theilung in dem Ganzen zurückbleibt; ſonſt vereinzeln wir, aber vereinigen nicht. Alle Streitigkeiten, welche jemals in der philoſophiſchen Welt über den Begriff der Schönheit geherrſcht haben, und zum Theil noch heut zu Tag herrſchen, haben keinen andern Urſprung, als daß man die Unterſuchung entweder nicht von einer gehörig ſtrengen Unterſcheidung anfing, oder ſie nicht bis zu einer völlig reinen Vereinigung durchführte. Diejenigen unter den Philoſophen, welche ſich bei der Reflexion über dieſen Gegenſtand der Leitung ihres Gefühls blindlings anvertrauen, können von der Schönheit keinen Begriff erlangen, weil ſie in dem Total des ſinnlichen Eindrucks nichts Einzelnes unterſcheiden. Die Andern, welche den Verſtand ausſchließend zum Führer nehmen, können nie einen Begriff von der *Schönheit* erlangen, weil ſie in dem Total derſelben nie etwas Anders als die Theile ſehen, und Geiſt und Materie auch in ihrer vollkommenſten Einheit ihnen ewig geſchieden bleiben. Die Erſten fürchten die Schönheit *dynamiſch*, d. h. als wirkende Kraft aufzuheben, wenn ſie trennen ſollen, was im Gefühl doch verbunden iſt; die Andern fürchten die Schönheit *logiſch*, d. h. als Begriff aufzuheben, wenn ſie zuſammenfaſſen ſollen, was im Verſtande doch geſchieden iſt. Jene wollen die Schönheit auch eben ſo denken, wie ſie wirkt; dieſe wollen ſie eben ſo wirken laſſen, wie ſie gedacht wird. Beide müſſen alſo die Wahrheit verfehlen, jene, weil ſie es mit ihrem eingeſchränkten Denkvermögen der unendlichen Natur nachthun; dieſe, weil ſie die unendliche Natur nach ihren Denkgeſetzen einſchränken wollen. Die Erſten fürchten, durch eine zu ſtrenge Zergliederung der Schönheit von ihrer Freiheit zu rauben; die Andern fürchten, durch eine zu kühne Vereinigung die Beſtimmtheit ihres Begriffs zu zerſtören. Jene bedenken aber nicht, daß die Freiheit, in welche ſie mit allem Recht das Weſen der Schönheit ſetzen, nicht Geſetzloſigkeit, ſondern Harmonie von Geſetzen, nicht Willkührlichkeit, ſondern höchſte innere Nothwendigkeit iſt; dieſe bedenken nicht, daß die Beſtimmtheit, welche ſie mit gleichem Recht von der Schönheit fordern, nicht in der *Ausſchließung gewiſſer Realitäten*, ſondern in der *abſoluten Einſchließung aller* beſteht, daß ſie alſo nicht Begrenzung, ſondern Unendlichkeit iſt. Wir werden die Klippen vermeiden, an welchen beide geſcheitert ſind, wenn wir von den zwei Elementen beginnen, in welche die Schönheit ſich vor dem Verſtande theilt, aber uns alsdann auch zu der reinen äſthetiſchen Einheit erheben, durch die ſie auf die Empfindung wirkt, und in welcher jene beiden Zuſtände gänzlich verſchwinden. *

Neunzehnter Brief.

Es laſſen ſich in dem Menſchen überhaupt zwei verſchiedene Zuſtände der paſſiven und aktiven Be-

---

[*] Einem aufmerkſamen Leſer wird ſich bei der hier angeſtellten Vergleichung die Bemerkung dargeboten haben, daß die ſenſualen Aeſthetiker, welche das Zeugniß der Empfindung mehr als das Raiſonnement gelten laſſen, ſich der That nach weit weniger von der Wahrheit entfernen als ihre Gegner, obgleich ſie der Einſicht nach es nicht mit dieſen aufnehmen können; und dieſes Verhältniß findet man überall zwiſchen der Natur und der Wiſſenſchaft. Die Natur (der Sinn) vereinigt überall, der Verſtand ſcheidet überall; aber die Vernunft vereinigt wieder; daher iſt der Menſch, ehe er anfängt zu philoſophiren, der Wahrheit näher als der Philoſoph, der ſeine Unterſuchung noch nicht geendigt hat. Man kann deßwegen ohne alle weitere Prüfung ein Philoſophem für irrig erklären, ſobald daſſelbe, dem Reſultat nach, die gemeine Empfindung gegen ſich hat; mit demſelben Rechte aber kann man es für verdächtig halten, wenn es der Form und Methode nach die gemeine Empfindung auf ſeiner Seite hat. Mit dem Letztern mag ſich ein jeder Schriftſteller tröſten, der eine philoſophiſche Deduktion nicht, wie manche Leſer zu erwarten ſcheinen, wie eine Unterhaltung am Kaminfeuer vertragen kann. Mit dem Erſtern mag man Jeden zum Stillſchweigen bringen, der auf Koſten des Menſchenverſtandes neue Syſteme gründen will.

ſtimmbarkeit, und eben ſo viele Zuſtände der paſſiven und aktiven Beſtimmung unterſcheiden. Die Erklärung dieſes Satzes führt uns am kürzeſten zum Ziel.

Der Zuſtand des menſchlichen Geiſtes *vor* aller Beſtimmung, die ihm durch Eindrücke der Sinne gegeben wird, iſt eine Beſtimmbarkeit ohne Grenzen. Das Endloſe des Raumes und der Zeit iſt ſeiner Einbildungskraft zum freien Gebrauche hingegeben, und weil, der Vorausſetzung nach, in dieſem weiten Reiche des Möglichen nichts geſetzt, folglich auch noch nichts ausgeſchloſſen iſt, ſo kann man dieſen Zuſtand der Beſtimmungsloſigkeit eine *leere Unendlichkeit* nennen, welches mit einer unendlichen Leere keineswegs zu verwechſeln iſt.

Jetzt ſoll ſein Sinn gerührt werden, und aus der unendlichen Menge möglicher Beſtimmungen ſoll eine Einzelne Wirklichkeit erhalten. Eine Vorſtellung ſoll in ihm entſtehen. Was in dem vorhergegangenen Zuſtand der bloſſen Beſtimmbarkeit nichts als ein leeres Vermögen war, das wird jetzt zu einer wirkenden Kraft, das bekommt einen Inhalt; zugleich aber erhält es, als wirkende Kraft, eine Grenze, da es, als bloſſes Vermögen, unbegrenzt war. Realität iſt alſo da, aber die Unendlichkeit iſt verloren. Um eine Geſtalt im Raum zu beſchreiben, müſſen wir den endloſen Raum *begrenzen*; um uns eine Veränderung in der Zeit vorzuſtellen, müſſen wir das Zeitganze *theilen*. Wir gelangen alſo nur durch Schranken zur Realität, nur durch *Negation* oder Ausſchlieſſung zur *Poſition* oder wirklichen Setzung, nur durch Aufhebung unſerer freien Beſtimmbarkeit zur Beſtimmung.

Aber aus einer bloßen Ausſchließung würde in Ewigkeit keine Realität und aus einer bloßen Sinnenempfindung in Ewigkeit keine Vorſtellung werden, wenn nicht Etwas vorhanden wäre, von welchem ausgeſchloſſen wird, wenn nicht durch eine abſolute Thathandlung des Geiſtes die Negation auf etwas Poſitives bezogen und aus Nichtſetzung Entgegenſetzung würde; dieſe Handlung des Gemüths heißt urtheilen oder denken, und das Reſultat derſelben der Gedanke.

Ehe wir im Raum einen Ort beſtimmen, gibt es überhaupt keinen Raum für uns, aber ohne den abſoluten Raum würden wir nimmermehr einen Ort beſtimmen, eben ſo mit der Zeit. Ehe wir den Augenblick haben, gibt es überhaupt keine Zeit für uns; aber ohne die ewige Zeit würden wir nie eine Vorſtellung des Augenblicks haben. Wir gelangen alſo freilich nur durch den Theil zum Ganzen, nur durch die Grenze zum Unbegrenzten; aber wir gelangen auch nur durch das Ganze zum Theil, nur durch das Unbegrenzte zur Grenze.

Wenn nun alſo von dem Schönen behauptet wird, daß es dem Menſchen einen Uebergang vom Empfinden zum Denken bahne, ſo iſt dies keineswegs ſo zu verſtehen, als ob durch das Schöne die Kluft könnte ausgefüllt werden, die das Empfinden vom Denken, die das Leiden von der Thätigkeit trennt; dieſe Kluft iſt unendlich, und ohne Dazwiſchenkunft eines neuen und ſelbſtſtändigen Vermögens kann aus dem Einzelnen in Ewigkeit nichts Allgemeines, kann aus dem Zufälligen nichts Nothwendiges werden. Der Gedanke iſt die unmittelbare Handlung dieſes abſoluten Vermögens, welches zwar durch die Sinne veranlaßt werden muß, ſich zu äußern, in ſeiner Aeußerung ſelbſt aber ſo wenig von der Sinnlichkeit abhängt, daß es ſich vielmehr nur durch die Entgegenſetzung gegen dieſelbe verkündiget. Die Selbſtſtändigkeit, mit der es handelt, ſchließt jede fremde Einwirkung aus; und nicht inſofern ſie beim Denken hilft (welches einen offenbaren Widerſpruch enthält), bloß inſofern ſie den Denkkräften Freiheit verſchafft, ihren eigenen Geſetzen gemäß ſich zu äußern, kann die Schönheit ein Mittel werden, den Menſchen von der Materie zur Form, von Empfindungen zu Geſetzen, von einem beſchränkten zu einem abſoluten Daſeyn zu führen.

Dies aber ſetzt voraus, daß die Freiheit der Denkkräfte gehemmt werden könne, welches mit dem Begriff ſeines ſelbſtſtändigen Vermögens zu ſtreiten ſcheint. Ein Vermögen nämlich, welches von Außen nichts als den Stoff ſeines Wirkens empfängt, kann nur durch Entziehung des Stoffes, alſo nur negativ an ſeinem Wirken gehindert werden, und es heißt die Natur eines Geiſtes verkennen, wenn man den ſinnlichen Paſſionen eine Macht beilegt, die Freiheit des Gemüths poſitiv unterdrücken zu können. Zwar ſtellt die Erfahrung Beiſpiele in Menge auf, wo die Vernunftkräfte in demſelben Maß unterdrückt erſcheinen, als die ſinnlichen Kräfte feuriger wirken, aber anſtatt jene Geiſtesſchwäche von der Stärke des Affekts abzuleiten, muß man vielmehr dieſe überwiegende Stärke des Affekts durch jene Schwäche des Geiſtes erklären; denn die Sinne können nicht anders eine Macht gegen den Menſchen vorſtellen, als inſofern der Geiſt frei unterlaſſen hat, ſich als eine ſolche zu beweiſen.

Indem ich aber durch dieſe Erklärung einem Einwurfe zu begegnen ſuche, habe ich mich, wie es ſcheint, in einen andern verwickelt, und die Selbſtſtändigkeit des Gemüths nur auf Koſten ſeiner Einheit gerettet. Denn wie kann das Gemüth aus ſich ſelbſt zugleich Gründe der Nichtthätigkeit und der Thätigkeit nehmen, wenn es nicht ſelbſt getheilt, wenn es nicht ſich ſelbſt entgegengeſetzt iſt?

Hier müſſen wir uns nun erinnern, daß wir den endlichen, nicht den unendlichen Geiſt vor uns haben. Der endliche Geiſt iſt derjenige, der nicht anders als durch Leiden thätig wird, nur durch Schranken zum Abſoluten gelangt, nur, inſofern er Stoff empfängt, handelt und bildet. Ein ſolcher Geiſt wird alſo mit dem Triebe nach Form oder nach dem Abſoluten einen Trieb nach Stoff oder nach Schranken verbinden, als welche die Bedingungen ſind, ohne die er den erſten Trieb weder haben noch befriedigen könnte. Inwiefern in demſelben Weſen zwei ſo entgegengeſetzte Tendenzen zuſammen beſtehen können, iſt eine Aufgabe, die zwar den Metaphyſiker, aber nicht den Tranſcendentalphiloſophen in Verlegenheit ſetzen kann. Dieſer gibt ſich keineswegs dafür aus, die Möglichkeit der Dinge zu erklären, ſondern begnügt ſich; die Kenntniſſe feſtzuſetzen, aus welchen die Möglichkeit der Erfahrung begriffen wird. Und da nun Erfahrung eben ſo wenig ohne jene Entgegenſetzung im Gemüthe als ohne die abſolute Einheit deſſelben möglich wäre, ſo ſtellt er beide Begriffe mit vollkommener Befugniß als gleich nothwendige Bedingungen der Erfahrung auf, ohne ſich weiter um ihre Vereinbarkeit zu bekümmern. Dieſe Inwohnung zweier Grundtriebe widerſpricht übrigens auf keine Weiſe der abſoluten Einheit des Geiſtes, ſobald man nur von beiden Trieben ihn ſelbſt unterſcheidet. Beide Triebe exiſtiren und wirken zwar in ihm, aber er ſelbſt iſt weder Materie noch Form, weder Sinnlichkeit noch Vernunft, welches diejenigen, die den menſchlichen Geiſt nur da ſelbſt handeln laſſen, wo ſein Verfahren mit der Vernunft übereinſtimmt, und wo dieſes der Vernunft widerſpricht, ihn bloß für paſſiv erklären, nicht immer bedacht zu haben ſcheinen.

Jeder dieſer beiden Grundtriebe ſtrebt, ſobald er zur Entwickelung gekommen, ſeiner Natur nach und nothwendig nach Befriedigung, aber eben darum, weil beide nothwendig und beide doch nach entgegengeſetzten Objekten ſtreben, ſo hebt dieſe doppelte Nöthigung ſich gegenſeitig auf, und der Wille behauptet eine vollkommene Freiheit zwiſchen beiden. Der Wille iſt es alſo, der ſich gegen beide Triebe als eine Macht (als Grund der Wirklichkeit) verhält, aber keiner von beiden kann ſich für ſich ſelbſt als eine Macht gegen den andern verhalten. Durch den poſitivſten Antrieb zur Gerechtigkeit, woran es ihm keineswegs mangelt, wird der Gewaltthätige nicht von Unrecht abgehalten, und durch die lebhafteſte Verſuchung zum Genuß der Starkmüthige nicht zum Bruch ſeiner Grundſätze gebracht. Es gibt in dem Menſchen keine andere Macht als ſeinen Willen, und nur was den Menſchen aufhebt, der Tod und jeder Raub des Bewußtſeyns, kann die innere Freiheit aufheben.

Eine Nothwendigkeit außer uns beſtimmt unſern Zuſtand, unſer Daſeyn in der Zeit vermittelſt der Sinnenempfindung. Dieſe iſt ganz unwillkührlich, und ſo, wie auf uns gewirkt wird, müſſen wir leiden. Eben ſo eröffnet eine Nothwendigkeit in uns unſre Perſönlichkeit, auf Veranlaſſung jener Sinnenempfindung und durch Entgegenſetzung gegen dieſelbe; denn das Selbſtbewußtſeyn kann von dem Willen, der es vorausſetzt, nicht abhängen. Dieſe urſprüngliche Verkündigung der Perſönlichkeit iſt nicht unſer Verdienſt, und der Mangel derſelben nicht unſer Fehler. Nur von demjenigen, der ſich bewußt iſt, wird Vernunft, das heißt, abſolute Conſequenz und Univerſalität des Bewußtſeyns gefordert; vorher iſt er nicht Menſch, und kein Akt der Menſchheit kann von ihm erwartet werden. So wenig nun der Metaphyſiker ſich die Schranken erklären kann, die der freie und ſelbſtſtändige Geiſt durch die Empfindung erleidet, ſo wenig begreift der Phyſiker die Unendlichkeit, die ſich auf Veranlaſſung dieſer Schranken in der Perſönlichkeit offenbart. Weder Abſtraktion noch Erfahrung leiten uns bis zu der Quelle zurück, aus der unſere Begriffe von Allgemeinheit und Nothwendigkeit fließen; ihre frühe Erſcheinung in der Zeit entzieht ſie dem Beobachter und ihr überſinnlicher Urſprung dem metaphyſiſchen Forſcher. Aber genug, das Selbſtbewußtſeyn iſt da, und zugleich mit der unveränderlichen Einheit deſſelben iſt das Geſetz der Einheit für Alles, was für den Menſchen iſt, und für Alles, was durch ihn werden ſoll, für ſein Erkennen und Handeln aufgeſtellt. Unentfliehbar, unverfälſchbar, unbegreiflich ſtellen die Begriffe von Wahrheit und Recht ſchon im Alter der Sinnlichkeit ſich dar, und ohne daß man zu ſagen wüßte, woher und wie es entſtand, bemerkt man das Ewige in der Zeit und das Nothwendige im Gefolge des Zufalls. So entſpringen Empfindung und Selbſtbewußtſeyn, völlig ohne Zuthun des Subjekts, und beider Urſprung liegt eben ſowohl jenſeits unſers Willens, als er jenſeits unſers Erkenntnißkreiſes liegt.

Sind aber beide wirklich, und hat der Menſch, vermittelſt der Empfindung, die Erfahrung einer beſtimmten Exiſtenz, hat er durch das Selbſtbewußtſeyn die Erfahrung ſeiner abſoluten Exiſtenz gemacht, ſo werden mit ihren Gegenſtänden auch ſeine beiden Grundtriebe rege. Der ſinnliche Trieb erwacht mit der Erfahrung des Lebens (mit dem Anfang des Individuums), der vernünftige mit der Erfahrung des Geſetzes (mit dem Anfang der Perſönlichkeit), und jetzt erſt, nachdem beide zum Daſeyn gekommen, iſt ſeine Menſchheit aufgebaut. Bis dies geſchehen iſt, erfolgt Alles in ihm nach dem Geſetz der Nothwendigkeit; jetzt aber verläßt ihn die Hand der Natur, und es iſt ſeine Sache, die Menſchheit zu behaupten, welche jene in ihm anlegte und eröffnete. Sobald nämlich zwei entgegengeſetzte Grundtriebe in ihm thätig ſind, ſo verlieren beide ihre Nöthigung, und die Entgegenſetzung zweier Nothwendigkeiten gibt der Freiheit den Urſprung. [*]

Zwanzigſter Brief.

Daß auf die Freiheit nicht gewirkt werden könne, ergibt ſich ſchon aus ihrem bloßen Begriff, daß aber die Freiheit ſelbſt eine Wirkung der Natur (dieſes Wort in ſeinem weiteſten Sinne genommen), kein Werk des Menſchen ſey, daß ſie alſo auch durch natürliche Mittel befördert und gehemmt werden könne, folgt gleich nothwendig aus dem Vorigen. Sie nimmt ihren Anfang erſt, wenn der Menſch vollſtändig iſt und ſeine beiden Grundtriebe ſich entwickelt haben; ſie muß alſo fehlen, ſo lange er unvollſtändig und einer von beiden Trieben ausgeſchloſſen iſt, und muß durch Alles das, was ihm ſeine Vollſtändigkeit zurückgibt, wieder hergeſtellt werden können.

---

[*] Um aller Mißdeutung vorzubeugen, bemerke ich, daß, ſo oft hier von Freiheit die Rede iſt, nicht diejenige gemeint iſt, die dem Menſchen, als Intelligenz betrachtet, nothwendig zukommt, und ihm weder gegeben noch genommen werden kann, ſondern diejenige, welche ſich auf ſeine gemiſchte Natur gründet. Dadurch, daß der Menſch überhaupt nur vernünftig handelt, beweist er eine Freiheit der erſten Art; dadurch, daß er in den Schranken des Stoffes vernünftig und unter Geſetzen der Vernunft materiell handelt, beweist er eine Freiheit der zweiten Art. Man könnte die letztere ſchlechtweg durch eine natürliche Möglichkeit der erſtern erklären.

Nun läßt ſich wirklich, ſowohl in der ganzen Gattung als in dem einzelnen Menſchen, ein Moment aufzeigen, in welchem der Menſch noch nicht vollſtändig und einer von beiden Trieben ausſchließend in ihm thätig iſt. Wir wiſſen, daß er anfängt mit bloßem Leben, um zu endigen mit Form; daß er früher Individuum als Perſon iſt, daß er von den Schranken aus zur Unendlichkeit geht. Der ſinnliche Trieb kommt alſo früher als der vernünftige zur Wirkung, weil die Empfindung dem Bewußtſeyn vorhergeht, und in dieſer Priorität des ſinnlichen Triebes finden wir den Aufſchluß zu der ganzen Geſchichte der menſchlichen Freiheit.

Denn es gibt nun einen Moment, wo der Lebenstrieb, weil ihm der Formtrieb noch nicht entgegenwirkt, als Natur und als Nothwendigkeit handelt; wo die Sinnlichkeit eine Macht iſt, weil der Menſch noch nicht angefangen; denn in dem Menſchen ſelbſt kann es keine andere Macht als den Willen geben. Aber im Zuſtande des Denkens, zu welchem der Menſch jetzt übergeben ſoll, ſoll gerade umgekehrt die Vernunft eine Macht ſeyn, und eine logiſche oder moraliſche Nothwendigkeit ſoll an die Stelle jener phyſiſchen treten. Jene Macht der Empfindung muß alſo vernichtet werden, ehe das Geſetz dazu erhoben werden kann. Es iſt alſo nicht damit gethan, daß etwas anfange, was noch nicht war; es muß zuvor etwas aufhören, welches war. Der Menſch kann nicht unmittelbar vom Empfinden zum Denken übergehen; er muß einen Schritt zurückthun, weil nur, indem eine Determination wieder aufgehoben wird, die entgegengeſetzte eintreten kann. Er muß alſo, um Leiden mit Selbſtthätigkeit, um eine paſſive Beſtimmung mit einer aktiven zu vertauſchen, augenblicklich von aller Beſtimmung frei ſeyn, und einen Zuſtand der bloßen Beſtimmbarkeit durchlaufen. Mithin muß er auf gewiſſe Weiſe zu jenem negativen Zuſtand der bloßen Beſtimmungsloſigkeit zurückkehren, in welchem er ſich befand, ehe noch irgend etwas auf ſeinen Sinn einen Eindruck machte. Jener Zuſtand aber war an Inhalt völlig leer, und jetzt kommt es darauf an, eine gleiche Beſtimmungsloſigkeit, und eine gleich unbegrenzte Beſtimmbarkeit mit dem größtmöglichen Gehalt zu vereinbaren, weil unmittelbar aus dieſem Zuſtande etwas Poſitives erfolgen ſoll. Die Beſtimmung, die er durch Senſation empfangen, muß alſo feſtgehalten werden, weil er die Realität nicht verlieren darf; zugleich aber muß ſie, inſofern ſie Begrenzung iſt, aufgehoben werden, weil eine unbegrenzte Beſtimmbarkeit Statt finden ſoll. Die Aufgabe iſt alſo, die Determination des Zuſtandes zugleich zu vernichten und beizubehalten, welches nur auf die einzige Art möglich iſt, daß man ihr eine andere entgegenſetzt. Die Schalen einer Wage ſtehen gleich, wenn ſie leer ſind; ſie ſtehen aber auch gleich, wenn ſie gleiche Gewichte enthalten.

Das Gemüth geht alſo von der Empfindung zum Gedanken durch eine mittlere Stimmung über, in welcher Sinnlichkeit und Vernunft zugleich thätig ſind, eben deßwegen aber ihre beſtimmende Gewalt gegenſeitig aufheben, und durch eine Entgegenſetzung eine Negation bewirken. Dieſe mittlere Stimmung, in welcher das Gemüth weder phyſiſch noch moraliſch genöthigt und doch auf beide Art thätig iſt, verdient vorzugsweiſe eine freie Stimmung zu heißen, und wenn man den Zuſtand ſinnlicher Beſtimmung den phyſiſchen, den Zuſtand vernünftiger Beſtimmung aber den logiſchen und moraliſchen nennt, ſo muß man dieſen Zuſtand der realen und aktiven Beſtimmbarkeit den äſthetiſchen heißen. *

---

* Für Leſer, denen die reine Bedeutung dieſes durch Unwiſſenheit ſo ſehr gemißbrauchten Wortes nicht ganz geläufig iſt, mag Folgendes zur Erklärung dienen. Alle Dinge, die irgend in der Erſcheinung vorkommen können, laſſen ſich unter vier verſchiedenen Beziehungen denken. Eine Sache kann ſich unmittelbar auf unſern ſinnlichen Zuſtand (unſer Daſeyn und Wohlſeyn) beziehen; das iſt ihre phyſiſche Beſchaffenheit. Oder ſie kann ſich auf den Verſtand beziehen, und uns eine Erkenntniß verſchaffen; das iſt ihre logiſche Beſchaffenheit. Oder ſie kann ſich auf unſern Willen beziehen, und als ein Gegenſtand der Wahl für ein vernünftiges Weſen betrachtet werden; das iſt ihre moraliſche Beſchaffenheit. Oder endlich, ſie kann ſich auf das Ganze unſerer verſchiedenen Kräfte beziehen, ohne für eine einzelne derſelben ein beſtimmtes Objekt zu ſeyn; das iſt ihre äſthetiſche Beſchaffenheit. Ein Menſch kann uns durch ſeine Dienſtfertigkeit angenehm ſeyn; er kann uns durch ſeine Unterhaltung zu denken geben; er kann uns durch ſeinen

Ein und zwanzigſter Brief.

Es gibt, wie ich im Anfange des vorigen Briefs bemerkte, einen doppelten Zuſtand der Beſtimmbarkeit und einen doppelten Zuſtand der Beſtimmung. Jetzt kann ich dieſen Satz deutlich machen.

Das Gemüth iſt beſtimmbar, bloß inſofern es überhaupt nicht beſtimmt iſt; es iſt aber auch beſtimmbar, inſofern es nicht ausſchließend beſtimmt, d. h. bei ſeiner Beſtimmung nicht beſchränkt iſt. Jenes iſt

---

Charakter Achtung einflößen; endlich kann er uns aber auch unabhängig von dieſem Allem und ohne daß wir bei ſeiner Beurtheilung weder auf irgend ein Geſetz, noch auf irgend einen Zweck Rückſicht nehmen, in der bloßen Betrachtung und durch ſeine bloße Erſcheinungsart gefallen. In dieſer letzten Qualität beurtheilen wir ihn äſthetiſch. Es gibt es eine Erziehung zur Geſundheit, eine Erziehung zur Einſicht, eine Erziehung zur Sittlichkeit, eine Erziehung zum Geſchmack und zur Schönheit. Dieſe letztere hat zur Abſicht, das Ganze unſerer ſinnlichen und geiſtigen Kräfte in möglichſter Harmonie auszubilden. Weil man indeſſen, von einem falſchen Geſchmack verführt und durch ein falſches Raiſonnement noch mehr in dieſem Irrthum befeſtigt, den Begriff des Willkürlichen in den Begriff des Aeſthetiſchen gern mit aufnimmt, ſo merke ich hier zum Ueberfluß noch an (obgleich dieſe Briefe über äſthetiſche Erziehung faſt mit nichts Anderm umgehen, als jenen Irrthum zu widerlegen), daß das Gemüth im äſthetiſchem Zuſtande zwar frei und im höchſten Grade frei von allem Zwang, aber keineswegs frei von Geſetzen handelt, und daß dieſe äſthetiſche Freiheit ſich von der logiſchen Nothwendigkeit beim Denken und von der moraliſchen Nothwendigkeit beim Wollen nur dadurch unterſcheidet, daß die Geſetze, nach denen das Gemüth dabei verfährt, nicht vorgeſtellt werden, und, weil ſie keinen Widerſtand finden, nicht als Nöthigung erſcheinen.

bloſſe Beſtimmungsloſigkeit (es iſt ohne Schranken, weil es ohne Realität iſt); dieſes iſt die äſthetiſche Beſtimmbarkeit (es hat keine Schranken, weil es alle Realität vereinigt).

Das Gemüth iſt beſtimmt, inſofern es überhaupt nur beſchränkt iſt; es iſt aber auch beſtimmt, inſofern es ſich ſelbſt aus eignem abſoluten Vermögen beſchränkt. In dem erſten Falle befindet es ſich, wenn es empfindet; in dem zweiten, wenn es denkt. Was alſo das Denken in Rückſicht auf Beſtimmung iſt, das iſt die äſthetiſche Verfaſſung in Rückſicht auf Beſtimmbarkeit; jenes iſt Beſchränkung aus innerer unendlicher Kraft, dieſe iſt eine Negation aus innerer unendlicher Fülle. So wie Empfinden und Denken einander in dem einzigen Punkt berühren, daß in beiden Zuſtänden das Gemüth determinirt, daß der Menſch ausſchlieſſungsweiſe Etwas — entweder Individuum oder Perſon — iſt, ſonſt aber ſich in's Unendliche von einander entfernen; gerade ſo trifft die äſthetiſche Beſtimmbarkeit mit der bloſſen Beſtimmungsloſigkeit in dem einzigen Punkt überein, daß beide jenes beſtimmte Daſeyn ausſchlieſſen, indem ſie in allen übrigen Punkten wie Nichts und Alles, mithin unendlich verſchieden ſind. Wenn alſo die letztere, die Beſtimmungsloſigkeit aus Mangel, als eine leere Unendlichkeit vorgeſtellt wurde, ſo muß die äſthetiſche Beſtimmungsfreiheit, welche das reale Gegenſtück derſelben iſt, als eine erfüllte Unendlichkeit betrachtet werden; eine Vorſtellung, welche mit demjenigen, was die vorhergehenden Unterſuchungen lehren, auf's Genaueſte zuſammentrifft.

In dem äſthetiſchen Zuſtande iſt der Menſch alſo Null, inſofern man auf ein einzelnes Reſultat, nicht auf das ganze Vermögen achtet, und den Mangel jeder beſondern Determination in ihm in Betrachtung zieht. Daher muß man denjenigen vollkommen Recht geben, welche das Schöne und die Stimmung, in die es unſer Gemüth verſetzt, in Rückſicht auf Erkenntniß und Geſinnung für völlig indifferent und unfruchtbar erklären. Sie haben vollkommen Recht, denn die Schönheit gibt ſchlechterdings kein einzelnes Reſultat weder für den Verſtand noch für den Willen; ſie führt keinen einzelnen, weder intellektuellen noch moraliſchen Zweck aus; ſie findet keine einzige Wahrheit, hilft uns keine einzige Pflicht erfüllen, und iſt, mit Einem Worte, gleich ungeſchickt, den Charakter zu gründen und den Kopf aufzuklären. Durch die äſthetiſche Kultur bleibt alſo der perſönliche Werth eines Menſchen oder ſeine Würde, inſofern dieſe nur von ihm ſelbſt abhängen kann, noch völlig unbeſtimmt, und es iſt weiter nichts erreicht, als daß es ihm nunmehr von Natur wegen möglich gemacht iſt, aus ſich ſelbſt zu machen, was er will — daß ihm die Freiheit, zu ſeyn, was er ſeyn ſoll, vollkommen zurückgegeben iſt.

Eben dadurch aber iſt etwas Unendliches erreicht. Denn ſobald wir uns erinnern, daß ihm durch die einſeitige Nöthigung der Natur beim Empfinden, und durch die ausſchließende Geſetzgebung der Vernunft beim Denken gerade dieſe Freiheit entzogen wurde, ſo müſſen wir das Vermögen, welches ihm in der äſthetiſchen

Stimmung zurückgegeben wird, als die höchſte aller Schenkungen, als die Schenkung der Menſchheit, betrachten. Freilich beſitzt er dieſe Menſchheit der Anlage nach ſchon vor jedem beſtimmten Zuſtand, in den er kommen kann, aber der That nach verliert er ſie mit jedem beſtimmten Zuſtand, in den er kommt, und ſie muß ihm, wenn er zu einem entgegengeſetzten ſoll übergehen können, jedesmal auf's Neue durch das äſthetiſche Leben zurückgegeben werden. *

Es iſt alſo nicht bloß poetiſch erlaubt, ſondern auch philoſophiſch richtig, wenn man die Schönheit unſere zweite Schöpferin nennt. Denn ob ſie uns gleich die Menſchheit bloß möglich macht, und es im Uebrigen unſerm freien Willen anheimſtellt, in wie weit wir ſie wirklich machen wollen, ſo hat ſie dieſes

---

* Zwar läßt die Schnelligkeit, mit welcher gewiſſe Charaktere von Empfindungen zu Gedanken und zu Entſchließungen übergehen, die äſthetiſche Stimmung, welche ſie in dieſer Zeit nothwendig durchlaufen müſſen, kaum oder gar nicht bemerkbar werden. Solche Gemüther können den Zuſtand der Beſtimmungsloſigkeit nicht lang ertragen, und dringen ungeduldig auf ein Reſultat, welches ſie in dem Zuſtand äſthetiſcher Unbegrenztheit nicht finden. Dahingegen breitet ſich bei Andern, welche ihren Genuß mehr in das Gefühl des ganzen Vermögens, als einer einzelnen Handlung deſſelben ſetzen, der äſthetiſche Zuſtand in eine weit größere Fläche aus. So ſehr die erſten ſich vor der Leerheit fürchten, ſo wenig können die letzten Beſchränkung ertragen. Ich brauche kaum zu erinnern, daß die erſten für's Detail und für ſubalterne Geſchäfte, die letzten, vorausgeſetzt, daß ſie mit dieſem Vermögen zugleich Realität vereinigen, für's Ganze und zu großen Rollen geboren ſind.

ja mit unſerer urſprünglichen Schöpferin, der Natur, gemein, die uns gleichfalls nichts weiter als das Vermögen zur Menſchheit ertheilte, den Gebrauch deſſelben aber auf unſere eigene Willensbeſtimmung ankommen läßt.

Zwei und zwanzigſter Brief.

Wenn alſo die äſthetiſche Stimmung des Gemüths in Einer Rückſicht als Null betrachtet werden muß, ſobald man nämlich ſein Augenmerk auf einzelne und beſtimmte Wirkungen richtet, ſo iſt ſie in anderer Rückſicht wieder als ein Zuſtand der höchſten Realität anzuſehen, inſofern man dabei auf die Abweſenheit aller Schranken und auf die Summe der Kräfte achtet, die in derſelben gemeinſchaftlich thätig ſind. Man kann alſo denjenigen eben ſo wenig Unrecht geben, die den äſthetiſchen Zuſtand für den fruchtbarſten in Rückſicht auf Erkenntniß und Moralität erklären. Sie haben vollkommen Recht, denn eine Gemüthsſtimmung, welche das Ganze der Menſchheit in ſich begreift, muß nothwendig auch jede einzelne Aeußerung derſelben, dem Vermögen nach, in ſich ſchließen; eine Gemüthsſtimmung, welche von dem Ganzen der menſchlichen Natur alle Schranken entfernt, muß dieſe nothwendig auch von jeder einzelnen Aeußerung derſelben entfernen. Eben deßwegen, weil ſie keine einzelne Funktion der Menſchheit ausſchließend in Schutz nimmt, ſo iſt ſie einer jeden ohne Unterſchied günſtig, und ſie begünſtigt ja nur deßwegen keine einzelne vorzugsweiſe, weil ſie der Grund der Möglichkeit von allen iſt. Alle anderen Uebungen geben dem Gemüth irgend ein beſonderes Geſchick, aber ſetzen ihm auch dafür eine beſondere Grenze; die äſthetiſche allein führt zum Unbegrenzten. Jeder andere Zuſtand, in den wir kommen können, weiſt uns auf einen vorhergehenden zurück und bedarf zu ſeiner Auflöſung eines folgenden; nur der äſthetiſche iſt ein Ganzes in ſich ſelbſt, da er alle Bedingungen ſeines Urſprungs und ſeiner Fortdauer in ſich vereinigt. Hier allein fühlen wir uns wie aus der Zeit geriſſen, und unſere Menſchheit äußert ſich mit einer Reinheit und Integrität, als hätte ſie von der Einwirkung äußerer Kräfte noch keinen Abbruch erfahren.

Was unſern Sinnen in der unmittelbaren Empfindung ſchmeichelt, das öffnet unſer weiches und bewegliches Gemüth jedem Eindruck, aber macht uns auch in demſelben Grad zur Anſtrengung weniger tüchtig. Was unſere Denkkräfte anſpannt und zu abgezogenen Begriffen einladet, das ſtärkt unſern Geiſt zu jeder Art des Widerſtandes, aber verhärtet ihn auch in demſelben Verhältniß, und raubt uns eben ſo viel an Empfänglichkeit, als es uns zu einer größern Selbſtthätigkeit verhilft. Eben deßwegen führt auch das Eine wie das Andere zuletzt nothwendig zur Erſchöpfung, weil der Stoff nicht lange der bildenden Kraft, weil die Kraft nicht lange des bildſamen Stoffes entrathen kann. Haben wir uns hingegen dem Genuß ächter Schönheit dahingegeben, ſo ſind wir in einem ſolchen Augenblick unſerer leidenden und thätigen Kräfte in gleichem Grade Meiſter, und mit gleicher Leichtigkeit werden wir uns zum Ernſt und zum Spiele, zur Ruhe und zur Bewegung, zur Nachgiebigkeit und zum Widerſtand, zum abſtrakten Denken und zur Anſchauung wenden.

Dieſe hohe Gleichmüthigkeit und Freiheit des Geiſtes, mit Kraft und Rüſtigkeit verbunden, iſt die Stimmung, in der uns ein ächtes Kunſtwerk entlaſſen ſoll, und es gibt keinen ſicherern Probierſtein der wahren äſthetiſchen Güte. Finden wir uns nach einem Genuß dieſer Art zu irgend einer beſondern Empfindungsweiſe oder Handlungsweiſe vorzugsweiſe aufgelegt, zu einer andern hingegen ungeſchickt und verdroſſen, ſo dient dies zu einem untrüglichen Beweiſe, daß wir keine rein äſthetiſche Wirkung erfahren haben; es ſey nun, daß es an dem Gegenſtand oder an unſerer Empfindungsweiſe oder (wie faſt immer der Fall iſt) an beiden zugleich gelegen habe.

Da in der Wirklichkeit keine rein äſthetiſche Wirkung anzutreffen iſt (denn der Menſch kann nie aus der Abhängigkeit der Kräfte treten), ſo kann die Vortrefflichkeit eines Kunſtwerks bloß in ſeiner größern Annäherung zu jenem Ideale äſthetiſcher Reinigkeit beſtehen, und bei aller Freiheit, zu der man es ſteigern mag, werden wir es doch immer in einer beſondern Stimmung und mit einer eigenthümlichen Richtung verlaſſen. Je allgemeiner nun die Stimmung, und je weniger eingeſchränkt die Richtung iſt, welche unſerm Gemüth durch eine beſtimmte Gattung der Künſte und durch ein beſtimmtes Produkt aus derſelben gegeben wird; deſto edler iſt jene Gattung und deſto vortrefflicher ein ſolches Produkt. Man kann dies mit Werken aus verſchiedenen Künſten und mit verſchiedenen Werken der nämlichen Kunſt verſuchen. Wir verlaſſen eine ſchöne Muſik mit reger Empfindung, ein ſchönes Gedicht mit belebter Einbildungskraft, ein ſchönes Bildwerk und Gebäude mit aufgewecktem Verſtand; wer uns aber unmittelbar nach einem hohen muſikaliſchen Genuß zu abgezogenem Denken einladen, unmittelbar nach einem hohen poetiſchen Genuß in einem abgemeſſenen Geſchäft des gemeinen Lebens gebrauchen, unmittelbar nach Betrachtung ſchöner Malereien und Bildhauerwerke unſere Einbildungskraft erhitzen und unſer Gefühl überraſchen wollte, der würde ſeine Zeit nicht gut wählen. Die Urſache iſt, weil auch die geiſtreichſte Muſik *durch ihre Materie* noch immer in einer größern Affinität zu den Sinnen ſteht, als die wahre äſthetiſche Freiheit duldet, weil auch das glücklichſte Gedicht von dem willkührlichen und zufälligen Spiele der Imagination, *als ſeines Mediums*, noch immer mehr participirt, als die innere Nothwendigkeit des wahrhaft Schönen verſtattet, weil auch das trefflichſte Bildwerk, und dieſes vielleicht am meiſten, *durch die Beſtimmtheit ſeines Begriffs* an die ernſte Wiſſenſchaft grenzt. Indeſſen verlieren ſich dieſe beſondern Affinitäten mit jedem höhern Grade, den ein Werk aus dieſen drei Kunſtgattungen erreicht, und es iſt eine nothwendige und natürliche Folge ihrer Vollendung, daß, ohne Verrückung ihrer objektiven Grenzen, die verſchiedenen Künſte *in ihrer Wirkung* auf das Gemüth einander immer ähnlicher werden. Die Muſik in ihrer höchſten Veredlung muß Geſtalt werden und mit der ruhigen Macht der Antike auf uns wirken; die bildende Kunſt in ihrer höchſten Vollendung muß Muſik werden und uns durch unmittelbare ſinnliche Gegenwart rühren; die Poeſie, in ihrer vollkommenſten Ausbildung, muß uns, wie die Tonkunſt, mächtig faſſen, zugleich aber, wie die Plaſtik, mit ruhiger Klarheit umgeben. Darin eben zeigt ſich der vollkommene Styl in jeglicher Kunſt, daß er die ſpecifiſchen Schranken derſelben zu entfernen weiß, ohne doch ihre ſpecifiſchen Vorzüge mit aufzuheben, und durch eine weiſe Benutzung ihrer Eigenthümlichkeit ihr einen mehr allgemeinen Charakter ertheilt.

Und nicht bloß die Schranken, welche der ſpecifiſche Charakter ſeiner Kunſtgattung mit ſich bringt, auch diejenigen, welche dem beſondern Stoffe, den er bearbeitet, anhängig ſind, muß der Künſtler durch die Behandlung überwinden. In einem wahrhaft ſchönen Kunſtwerk ſoll der Inhalt Nichts, die Form aber Alles thun; denn durch die Form allein wird auf das Ganze des Menſchen, durch den Inhalt hingegen nur auf einzelne Kräfte gewirkt. Der Inhalt, wie erhaben und weitumfaſſend er auch ſey, wirkt alſo jederzeit einſchränkend auf den Geiſt, und nur von der Form iſt wahre äſthetiſche Freiheit zu erwarten. Darin alſo beſteht das eigentliche Kunſtgeheimniß des Meiſters, daß er den Stoff durch die Form vertilgt; und je impoſanter, anmaßender, verführeriſcher der Stoff an ſich ſelbſt iſt, je eigenmächtiger derſelbe mit ſeiner Wirkung ſich vordrängt, oder je mehr der Betrachter geneigt iſt, ſich unmittelbar mit dem Stoff einzulaſſen, deſto triumphirender iſt die Kunſt, welche jenen zurückzwingt, und über dieſen die Herrſchaft behauptet. Das Gemüth des Zuſchauers und Zuhörers muß völlig frei und unverletzt bleiben, es muß aus dem Zauberkreiſe des Künſtlers rein und vollkommen wie aus den Händen des Schöpfers gehen. Der frivolſte Gegenſtand muß ſo behandelt werden, daß wir aufgelegt bleiben, unmittelbar von demſelben zu dem ſtrengſten Ernſte überzugehen. Der ernſteſte Stoff muß ſo behandelt werden, daß wir die Fähigkeit behalten, ihn unmittelbar mit dem leichteſten Spiele zu vertauſchen. Künſte des Affekts, dergleichen die Tragödie iſt, ſind kein Einwurf; denn erſtlich ſind es keine ganz freien Künſte, da ſie unter der Dienſtbarkeit eines beſondern Zweckes (des Pathetiſchen) ſtehen, und dann wird wohl kein wahrer Kunſtkenner läugnen, daß Werke, auch ſelbſt aus dieſer Klaſſe, um ſo vollkommener ſind, je mehr ſie auch im höchſten Sturme des Affekts die Gemüthsfreiheit ſchonen. Eine ſchöne Kunſt der Leidenſchaft gibt es, aber eine ſchöne leidenſchaftliche Kunſt iſt ein Widerſpruch, denn der unausbleibliche Effekt des Schönen iſt Freiheit von Leidenſchaften. Nicht weniger widerſprechend iſt der Begriff einer ſchönen lehrenden (didaktiſchen) oder beſſernden (moraliſchen) Kunſt, denn nichts ſtreitet mehr mit dem Begriff der Schönheit, als dem Gemüth eine beſtimmte Tendenz zu geben.

Nicht immer beweiſt es indeſſen eine Formloſigkeit in dem Werke, wenn es bloß durch ſeinen Inhalt Effekt macht; es kann eben ſo oft von einem Mangel an Form in dem Beurtheiler zeugen. Iſt dieſer entweder zu geſpannt oder zu ſchlaff; iſt er gewohnt, entweder bloß mit dem Verſtand oder bloß mit den Sinnen aufzunehmen, ſo wird er ſich auch bei dem glücklichſten Ganzen nur an die Theile, und bei der ſchönſten Form nur an die Materie halten. Nur für das rohe Element empfänglich, muß er die äſthetiſche Organiſation eines Werks erſt zerſtören, ehe er einen Genuß daran findet, und das Einzelne ſorgfältig aufſcharren, das der Meiſter mit unendlicher Kunſt in der Harmonie des Ganzen verſchwinden machte. Sein Intereſſe daran iſt ſchlechterdings entweder moraliſch oder phyſiſch; nur gerade, was es ſeyn ſoll, äſthetiſch iſt es nicht. Solche Leſer genießen ein ernſthaftes und pathetiſches Gedicht, wie eine Predigt, und ein naives oder ſcherzhaftes, wie ein berauſchendes Getränk; und waren ſie geſchmacklos genug, von einer Tragödie und Epopee, wenn es auch eine Meſſiade wäre, Erbauung zu verlangen, ſo werden ſie an einem anacreontiſchen oder catulliſchen Liede unfehlbar ein Aergerniß nehmen.

Drei und zwanzigſter Brief.

Ich nehme den Faden meiner Unterſuchung wieder auf, den ich nur darum abgeriſſen habe, um von den aufgeſtellten Sätzen die Anwendung auf die ausübende Kunſt und auf die Beurtheilung ihrer Werke zu machen.

Der Uebergang von dem leidenden Zuſtande des Empfindens zu dem thätigen des Denkens und Wollens geſchieht alſo nicht anders, als durch einen mittlern Zuſtand äſthetiſcher Freiheit, und obgleich dieſer Zuſtand an ſich ſelbſt weder für unſere Einſichten, noch Geſinnungen etwas entſcheidet, mithin unſeren intellektuellen und moraliſchen Werth ganz und gar problematiſch läßt, ſo iſt er doch die nothwendige Bedingung, unter welcher allein wir zu einer Einſicht und zu einer Geſinnung gelangen können. Mit einem Wort: es gibt keinen andern Weg, den ſinnlichen Menſchen vernünftig zu machen, als daß man denſelben zuvor äſthetiſch macht.

Aber, möchten Sie mir einwenden, ſollte dieſe Vermittlung durchaus unentbehrlich ſeyn? Sollten Wahrheit und Pflicht nicht auch ſchon für ſich allein und durch ſich ſelbſt bei dem ſinnlichen Menſchen Eingang finden können? Hierauf muß ich antworten: ſie können nicht nur, ſie ſollen ſchlechterdings ihre beſtimmende Kraft bloß ſich ſelbſt zu verdanken haben, und nichts würde meinen bisherigen Behauptungen widerſprechender ſeyn, als wenn ſie das Anſehen hätten, die entgegengeſetzte Meinung in Schutz zu nehmen. Es iſt ausdrücklich bewieſen worden, daß die Schönheit kein Reſultat weder für den Verſtand, noch den Willen gebe, daß ſie ſich in kein Geſchäft weder des Denkens noch des Entſchließens miſche, daß ſie zu beiden bloß das Vermögen ertheile, aber über den wirklichen Gebrauch dieſes Vermögens durchaus nichts beſtimme. Bei dieſem fällt alle fremde Hülfe hinweg, und die reine logiſche Form, der Begriff, muß unmittelbar zu dem Verſtand, die reine moraliſche Form, das Geſetz, unmittelbar zu dem Willen reden.

Aber daß ſie dieſes überhaupt nur könne — daß es überhaupt nur eine reine Form für den ſinnlichen Menſchen gebe, dies, behaupte ich, muß durch die äſthetiſche Stimmung des Gemüths erſt möglich gemacht werden. Die Wahrheit iſt nichts, was ſo wie die Wirklichkeit oder das ſinnliche Daſeyn der Dinge von Außen empfangen werden kann; ſie iſt etwas, das die Denkkraft ſelbſtthätig und in ihrer Freiheit hervorbringt, und dieſe Selbſtthätigkeit, dieſe Freiheit iſt es ja eben, was wir bei dem ſinnlichen Menſchen vermiſſen. Der ſinnliche Menſch iſt ſchon (phyſiſch) beſtimmt, und hat folglich keine freie Beſtimmbarkeit mehr: dieſe verlorne Beſtimmbarkeit muß er nothwendig erſt zurückerhalten, ehe er die leidende Beſtimmung mit einer thätigen vertauſchen kann. Er kann ſie aber nicht anders zurückerhalten, als entweder indem er die paſſive Beſtimmung verliert, die er hatte, oder indem er die aktive ſchon in ſich enthält, zu welcher er übergehen ſoll. Verlöre er bloß die paſſive Beſtimmung, ſo würde er zugleich mit derſelben auch die Möglichkeit einer aktiven verlieren, weil der Gedanke einen Körper braucht, und die Form nur an einem Stoffe realiſirt werden kann. Er wird alſo die letztere ſchon in ſich enthalten, er wird zugleich leidend und thätig beſtimmt ſeyn, das heißt, er wird äſthetiſch werden müſſen.

Durch die äſthetiſche Gemüthsſtimmung wird alſo die Selbſtthätigkeit der Vernunft ſchon auf dem Felde der Sinnlichkeit eröffnet, die Macht der Empfindung ſchon innerhalb ihrer eigenen Grenzen gebrochen, und der phyſiſche Menſch ſo weit veredelt, daß nunmehr der geiſtige ſich nach Geſetzen der Freiheit aus demſelben bloß zu entwickeln braucht. Der Schritt von dem äſthetiſchen Zuſtand zu dem logiſchen und moraliſchen (von der Schönheit zur Wahrheit und zur Pflicht) iſt daher unendlich leichter, als der Schritt von dem phyſiſchen Zuſtande zu dem äſthetiſchen (von dem bloßen blinden Leben zur Form) war. Jenen Schritt kann der Menſch durch ſeine bloße Freiheit vollbringen, da er ſich bloß zu nehmen und nicht zu geben, bloß ſeine Natur zu vereinzeln, nicht zu erweitern braucht; der äſthetiſch geſtimmte Menſch wird allgemein gültig urtheilen, und allgemein gültig handeln, ſobald er es wollen wird. Den Schritt von der rohen Materie zur Schönheit, wo eine ganz neue Thätigkeit in ihm eröffnet werden ſoll, muß die Natur ihm erleichtern, und ſein Wille kann über eine Stimmung nichts gebieten, die ja dem Willen ſelbſt erſt das Daſeyn gibt. Um den äſthetiſchen Menſchen zur Einſicht und großen Geſinnungen zu führen, darf man ihm weiter nichts als wichtige Anläſſe geben; um von dem ſinnlichen Menſchen eben das zu erhalten, muß man erſt ſeine Natur verändern. Bei jenem braucht es oft nichts als die Aufforderung einer erhabenen Situation (die am unmittelbarſten auf das Willensvermögen wirkt), um ihn zum Helden und zum Weiſen zu machen; dieſen muß man erſt unter einen andern Himmel verſetzen.

Es gehört alſo zu den wichtigſten Aufgaben der Kultur, den Menſchen auch ſchon in ſeinem bloß phyſiſchen Leben der Form zu unterwerfen, und ihn, ſo weit das Reich der Schönheit nur immer reichen kann, äſthetiſch zu machen, weil nur aus dem äſthetiſchen, nicht aber aus dem phyſiſchen Zuſtande der moraliſche ſich entwickeln kann. Soll der Menſch in jedem einzelnen Fall das Vermögen beſitzen, ſein Urtheil und ſeinen Willen zum Urtheil der Gattung zu machen, ſoll er aus jedem beſchränkten Daſeyn den Durchgang zu einem unendlichen finden, aus jedem abhängigen Zuſtande zur Selbſtſtändigkeit und Freiheit den Aufſchwung nehmen können, ſo muß dafür geſorgt werden, daß er in keinem Momente bloß Individuum ſey und bloß dem Naturgeſetze diene. Soll er fähig und fertig ſeyn, aus dem engen Kreis der Naturzwecke ſich zu Vernunftzwecken zu erheben, ſo muß er ſich ſchon innerhalb der erſten für die letztern geübt, und ſchon ſeine phyſiſche Beſtimmung mit einer gewiſſen Freiheit der Geiſter, d. i. nach Geſetzen der Schönheit, ausgeführt haben.

Und zwar kann er dieſes, ohne dadurch im Geringſten ſeinem phyſiſchen Zweck zu widerſprechen. Die Anforderungen der Natur an ihn gehen bloß auf das, was er wirkt, auf den Inhalt ſeines Handelns; über die Art, wie er wirkt, über die Form deſſelben, iſt durch die Naturzwecke nichts beſtimmt. Die Anforderungen der Vernunft hingegen ſind ſtreng auf die Form ſeiner Thätigkeit gerichtet. So nothwendig es alſo für ſeine moraliſche Beſtimmung iſt, daß er rein moraliſch ſey, daß er eine abſolute Selbſtthätigkeit beweiſe; ſo gleichgültig iſt es für ſeine phyſiſche Beſtimmung, ob er rein phyſiſch iſt, ob er ſich abſolut leidend verhält. In Rückſicht auf dieſe letztere iſt es alſo ganz in ſeine Willkühr geſtellt, ob er ſie bloß als Sinnenweſen und als Naturkraft (als eine Kraft nämlich, welche nur wirkt, je nachdem ſie erleidet) oder ob er ſie zugleich als abſolute Kraft, als Vernunftweſen ausführen will, und es dürfte wohl keine Frage ſeyn, welches von beiden ſeiner Würde mehr entſpricht. Vielmehr, ſo ſehr es ihn erniedrigt und ſchändet, dasjenige aus ſinnlichem Antriebe zu thun, wozu er ſich aus reinen Motiven der Pflicht beſtimmt haben ſollte, ſo ſehr ehrt und adelt es ihn, auch da nach Geſetzmäßigkeit, nach Harmonie, nach Unbeſchränktheit zu ſtreben, wo der gemeine Menſch nur ſein erlaubtes Verlangen ſtillt. * Mit Einem

---

* Dieſe geiſtreiche und äſthetiſch freie Behandlung gemeiner Wirklichkeit iſt, wo man ſie auch antrifft, das Kennzeichen einer edeln Seele. Edel iſt überhaupt ein Gemüth zu nennen, welches die Gabe beſitzt, auch das beſchränkteſte Geſchäft und den kleinlichſten Gegenſtand durch die Behandlungsweiſe in ein Unendliches zu verwandeln. Edel heißt jede Form, welche dem, was ſeiner Natur nach bloß dient (bloßes Mittel iſt), das Gepräge der Selbſtſtändigkeit aufdrückt. Ein edler Geiſt begnügt ſich nicht damit, ſelbſt frei zu ſeyn: er muß alles Andere um ſich her, auch das

Wort: im Gebiete der Wahrheit und der Moralität darf die Empfindung nichts zu beſtimmen haben; aber im Bezirke der Glückſeligkeit darf Form ſeyn und darf der Spieltrieb gebieten.

Lebloſe, in Freiheit ſeyen. Schönheit aber iſt der einzig mögliche Ausdruck der Freiheit in der Erſcheinung. Der vorherrſchende Ausdruck des Verſtandes in einem Geſicht, einem Kunſtwerk u. dgl. kann daher niemals edel ausfallen, wie er denn auch niemals ſchön iſt, weil er die Abhängigkeit (welche von der Zweckmäßigkeit nicht zu trennen iſt) heraushebt, anſtatt ſie zu verbergen.

Der Moralphiloſoph lehrt uns zwar, daß man nie mehr thun könne als ſeine Pflicht, und er hat vollkommen Recht, wenn er bloß die Beziehung meint, welche Handlungen auf das Moralgeſetz haben. Aber bei Handlungen, welche ſich bloß auf einen Zweck beziehen, über dieſen Zweck noch hinaus in's Ueberſinnliche gehen (welches hier nichts anderes heißen kann, als das Phyſiſche äſthetiſch ausführen), heißt zugleich über die Pflicht hinaus gehen, indem dieſe nur vorſchreiben kann, daß der Wille heilig ſey, nicht daß auch ſchon die Natur ſich geheiligt habe. Es gibt alſo zwar kein moraliſches, aber es gibt ein äſthetiſches Uebertreffen der Pflicht, und ein ſolches Betragen heißt edel. Eben deßwegen aber, weil bei dem Edeln immer ein Ueberfluß wahrgenommen wird, indem dasjenige auch einen freien formalen Werth beſitzt, was bloß einen materialen zu haben brauchte, oder mit dem innern Werth, den es haben ſoll, noch einen äußern, der ihm fehlen dürfte, vereinigt, ſo haben Manche äſthetiſchen Ueberfluß mit einem moraliſchen verwechſelt, und, von der Erſcheinung des Edeln verführt, eine Willkühr und Zufälligkeit in die Moralität ſelbſt hineingetragen, wodurch ſie ganz würde aufgehoben werden.

Von einem edeln Betragen iſt ein erhabenes zu unterſcheiden. Das erſte geht über die ſittliche Verbindlichkeit

Alſo hier ſchon, auf dem gleichgültigen Felde des phyſiſchen Lebens, muß der Menſch ſein moraliſches anfangen; noch in ſeinem Leiden muß er ſeine Selbſtthätigkeit, noch innerhalb ſeiner ſinnlichen Schranken ſeine Vernunftfreiheit beginnen. Schon ſeinen Neigungen muß er das Geſetz ſeines Willens auflegen; er muß, wenn Sie mir den Ausdruck verſtatten wollen, den Krieg gegen die Materie in ihre eigene Grenze ſpielen, damit er es überhoben ſey, auf dem heiligen Boden der Freiheit gegen dieſen furchtbaren Feind zu fechten; er muß lernen edler begehren, damit er nicht nöthig habe, erhaben zu wollen. Dieſes wird geleiſtet durch äſthetiſche Kultur, welche Alles das, worüber weder Naturgeſetze die menſchliche Willkühr binden, noch Vernunftgeſetze Geſetzen der Schönheit unterwirft, und in der Form, die ſie dem äußern Leben gibt, ſchon das innere eröffnet.

---

noch hinaus, aber nicht ſo das leztere, obgleich wir es ungleich höher als jenes achten. Wir achten es aber nicht deßwegen, weil es den Vernunftbegriff ſeines Objekts (des Moralgeſetzes), ſondern weil es den Erfahrungsbegriff ſeines Subjekts (unſere Kenntniſſe menſchlicher Willensgüte und Willensſtärke) übertrifft; ſo ſchäzen wir umgekehrt ein edles Betragen nicht darum, weil es die Natur des Subjekts überſchreitet, aus der es vielmehr völlig zwanglos hervorfließen muß, ſondern weil es über die Natur ſeines Objekts (den phyſiſchen Zweck) hinaus in das Geiſterreich ſchreitet. Dort, möchte man ſagen, erſtaunen wir über den Sieg, den der Gegenſtand über den Menſchen davon trägt; hier bewundern wir den Schwung, den der Menſch dem Gegenſtande gibt.

Vier und zwanzigſter Brief.

Es laſſen ſich alſo drei verſchiedene Momente oder Stufen der Entwicklung unterſcheiden, die ſowohl der einzelne Menſch als die ganze Gattung nothwendig und in einer beſtimmten Ordnung durchlaufen müſſen, wenn ſie den ganzen Kreis ihrer Beſtimmung erfüllen ſollen. Durch zufällige Urſachen, die entweder in dem Einfluß der äußern Dinge oder in der freien Willkühr des Menſchen liegen, können zwar die einzelnen Perioden bald verlängert, bald abgekürzt, aber keine kann ganz überſprungen, und auch die Ordnung, in welcher ſie auf einander folgen, kann weder durch die Natur noch durch den Willen umgekehrt werden. Der Menſch in ſeinem *phyſiſchen* Zuſtand erleidet bloß die Macht der Natur; er entledigt ſich dieſer Macht in dem *äſthetiſchen* Zuſtand, und er beherrſcht ſie in dem *moraliſchen*.

Was iſt der Menſch, ehe die Schönheit die freie Luſt ihm entlockt, und die ruhige Form das wilde Leben beſänftigt? Ewig einförmig in ſeinen Zwecken, ewig wechſelnd in ſeinen Urtheilen, ſelbſtſüchtig, ohne Er ſelbſt zu ſeyn, ungebunden, ohne frei zu ſeyn, Sklave, ohne einer Regel zu dienen? In dieſer Epoche iſt ihm die Welt bloß Schickſal, noch nicht Gegenſtand; Alles hat nur Exiſtenz für ihn, inſofern es ihm Exiſtenz verſchafft; was ihm weder gibt noch nimmt, iſt ihm gar nicht vorhanden. Einzeln und abgeſchnitten, wie er ſich ſelbſt in der Reihe der Weſen findet, ſteht jede Erſcheinung vor ihm da. Alles, was iſt,

iſt ihm durch das Machtwort des Augenblicks; jede Veränderung iſt ihm eine ganz friſche Schöpfung, weil mit dem Nothwendigen in ihm die Nothwendigkeit außer ihm fehlt, welche die wechſelnden Geſtalten in ein Weltall zuſammenbindet, und, indem das Individuum flieht, das Geſetz auf dem Schauplatze feſthält. Umſonſt läßt die Natur ihre reiche Mannichfaltigkeit an ſeinen Sinnen vorübergehen; er ſieht in ihrer herrlichen Fülle nichts als ſeine Beute, in ihrer Macht und Größe nichts als ſeinen Feind. Entweder er ſtürzt auf die Gegenſtände und will ſie an ſich reißen in der Begierde, oder die Gegenſtände dringen zerſtörend auf ihn ein, und er ſtößt ſie von ſich in der Verabſcheuung. In beiden Fällen iſt ſein Verhältniß zur Sinnenwelt unmittelbare Berührung, und ewig von ihrem Andrang geängſtigt, raſtlos von dem gebieteriſchen Bedürfniß gequält, findet er nirgends Ruhe als in der Ermattung und nirgends Grenzen als in der erſchöpften Begier.

Zwar die gewalt'ge Bruſt und der Titanen
Kraftvolles Mark iſt ſein . . . . .
Gewiſſes Erbtheil; doch es ſchmiedete
Der Gott um ſeine Stirn ein ehern Band.
Rath, Mäßigung und Weisheit und Geduld
Verbarg er ſeinem ſcheuen düſtern Blick.
Es wird zur Wuth ihm jegliche Begier,
Und grenzenlos dringt ſeine Wuth umher.
Iphigenie auf Tauris.

Mit ſeiner Menſchenwürde unbekannt, iſt er weit entfernt, ſie in Andern zu ehren, und der eigenen wilden Gier ſich bewußt, fürchtet er ſie in jedem

Geſchöpf, das ihm ähnlich ſieht. Nie erblickt er Andere in ſich, nur ſich in Andern, und die Geſellſchaft, anſtatt ihn zur Gattung auszudehnen, ſchließt ihn nur enger und enger in ſein Individuum ein. In dieſer dumpfen Beſchränkung irrt er durch das nachtvolle Leben, bis eine günſtige Natur die Laſt des Stoffes von ſeinen verfinſterten Sinnen wälzt, die Reflexion ihn ſelbſt von den Dingen ſcheidet, und im Wiederſcheine des Bewußtſeyns ſich endlich die Gegenſtände zeigen.

Dieſer Zuſtand roher Natur läßt ſich freilich, ſo wie er hier geſchildert wird, bei keinem beſtimmten Volk und Zeitalter nachweiſen; er iſt bloß Idee, aber eine Idee, mit der die Erfahrung in einzelnen Zügen auf's Genaueſte zuſammenſtimmt. Der Menſch, kann man ſagen, war nie ganz in dieſem thieriſchen Zuſtand, aber er iſt ihm auch nie ganz entflohen. Auch in den roheſten Subjekten findet man unverkennbare Spuren von Vernunftfreiheit, ſo wie es in den gebildetſten nicht an Momenten fehlt, die an jenen düſtern Naturſtand erinnern. Es iſt dem Menſchen einmal eigen, das Höchſte und das Niedrigſte in ſeiner Natur zu vereinigen, und wenn ſeine Würde auf einer ſtrengen Unterſcheidung des Einen von dem Andern beruht, ſo beruht auf einer geſchickten Aufhebung dieſes Unterſchieds ſeine Glückſeligkeit. Die Kultur, welche ſeine Würde mit ſeiner Glückſeligkeit in Uebereinſtimmung bringen ſoll, wird alſo für die höchſte Reinheit jener beiden Prinzipien in ihrer innigſten Vermiſchung zu ſorgen haben.

Univ. Bibl.
München

Die erſte Erſcheinung der Vernunft in dem Menſchen iſt darum noch nicht auch der Anfang ſeiner Menſchheit. Dieſe wird erſt durch ſeine Freiheit entſchieden, und die Vernunft fängt erſtlich damit an, ſeine ſinnliche Abhängigkeit grenzenlos zu machen; ein Phänomen, das mir für ſeine Wichtigkeit und Allgemeinheit noch nicht gehörig entwickelt ſcheint. Die Vernunft, wiſſen wir, gibt ſich in dem Menſchen durch die Forderung des Abſoluten (auf ſich ſelbſt Gegründeten und Nothwendigen) zu erkennen, welche, da ihr in keinem einzelnen Zuſtand ſeines phyſiſchen Lebens Genüge geleiſtet werden kann, ihn das phyſiſche ganz und gar zu verlaſſen, und von einer beſchränkten Wirklichkeit zu Ideen aufzuſteigen nöthigt. Aber obgleich der wahre Sinn jener Forderung iſt, ihn den Schranken der Zeit zu entreißen und von der ſinnlichen Welt zu einer Idealwelt empor zu führen, ſo kann ſie doch durch eine (in dieſer Epoche der herrſchenden Sinnlichkeit kaum zu vermeidende) Mißdeutung auf das phyſiſche Leben ſich richten, und den Menſchen, anſtatt ihn unabhängig zu machen, in die furchtbarſte Knechtſchaft ſtürzen.

Und ſo verhält es ſich auch in der That. Auf den Flügeln der Einbildungskraft verläßt der Menſch die engen Schranken der Gegenwart, in welche die bloße Thierheit ſich einſchließt, um vorwärts nach einer unbeſchränkten Zukunft zu ſtreben; aber indem vor ſeiner ſchwindelnden Imagination das Unendliche aufgeht, hat ſein Herz noch nicht aufgehört, im Einzelnen zu leben und dem Augenblick zu dienen.

Mitten in ſeiner Thierheit überraſcht ihn der Trieb zum Abſoluten — und da in dieſem dumpfen Zuſtande alle ſeine Beſtrebungen bloß auf das Materielle und Zeitliche gehen und bloß auf ſein Individuum ſich begrenzen, ſo wird er durch jene Forderung bloß veranlaßt, ſein Individuum, anſtatt von demſelben zu abſtrahiren, in's Endloſe auszudehnen, anſtatt nach Form nach einem unverſiegenden Stoff, anſtatt nach dem Unveränderlichen nach einer ewig dauernden Veränderung und nach einer abſoluten Verſicherung ſeines zeitlichen Daſeyns zu ſtreben. Der nämliche Trieb, der ihn, auf ſein Denken und Thun angewendet, zur Wahrheit und Moralität führen ſollte, bringt jetzt, auf ſein Leiden und Empfinden bezogen, nichts als ein unbegrenztes Verlangen, als ein abſolutes Bedürfniß hervor. Die erſten Früchte, die er in dem Geiſterreich erntet, ſind alſo Sorge und Furcht; beides Wirkungen der Vernunft, nicht der Sinnlichkeit, aber einer Vernunft, die ſich in ihrem Gegenſtand vergreift, und ihren Imperativ unmittelbar auf den Stoff anwendet. Früchte dieſes Baumes ſind alle unbedingte Glückſeligkeitsſyſteme, ſie mögen den heutigen Tag oder das ganze Leben, oder, was ſie um nichts ehrwürdiger macht, die ganze Ewigkeit zu ihrem Gegenſtande haben. Eine grenzenloſe Dauer des Daſeyns und Wohlſeyns, bloß um des Daſeyns und Wohlſeyns willen, iſt bloß ein Ideal der Begierde, mithin eine Forderung, die nur von einer in's Abſolute ſtrebenden Thierheit kann aufgeworfen werden. Ohne alſo durch eine Vernunftäußerung dieſer Art etwas für ſeine Menſchheit zu gewinnen, verliert er dadurch bloß die glückliche Beſchränktheit des Thiers, vor welchem er nun bloß den unbeneidenswerthen Vorzug beſitzt, über dem Streben in die Ferne den Beſitz der Gegenwart zu verlieren, ohne doch in der ganzen grenzenloſen Ferne je etwas Anderes als die Gegenwart zu ſuchen.

Aber wenn ſich die Vernunft auch in ihrem Objekt nicht vergreift und in der Frage nicht irrt, ſo wird die Sinnlichkeit noch lange Zeit die Antwort verfälſchen. So bald der Menſch angefangen hat, ſeinen Verſtand zu brauchen und die Erſcheinungen umher nach Urſachen und Zwecken zu verknüpfen, ſo dringt die Vernunft, ihrem Begriffe gemäß, auf eine abſolute Verknüpfung und auf einen unbedingten Grund. Um ſich eine ſolche Forderung auch nur aufwerfen zu können, muß der Menſch über die Sinnlichkeit ſchon hinausgeſchritten ſeyn; aber eben dieſer Forderung bedient ſie ſich, um den Flüchtling zurückzuholen. Hier wäre nämlich der Punkt, wo er die Sinnenwelt ganz und gar verlaſſen, und zum reinen Ideenreich ſich aufſchwingen müßte; denn der Verſtand bleibt ewig innerhalb des Bedingten ſtehen und frägt ewig fort, ohne je auf ein Letztes zu gerathen. Da aber der Menſch, von dem hier geredet wird, einer ſolchen Abſtraktion noch nicht fähig iſt, ſo wird er, was er in ſeinem ſinnlichen Erkenntnißkreiſe nicht findet, und über denſelben hinaus in der reinen Vernunft noch nicht ſucht, unter demſelben in ſeinem Gefühlkreiſe ſuchen und dem Scheine nach finden. Die

Sinnlichkeit zeigt ihm zwar nichts, was ſein eigener Grund wäre und ſich ſelbſt das Geſetz gäbe, aber ſie zeigt ihm etwas, was von keinem Grunde weiß und kein Geſetz achtet. Da er alſo den fragenden Verſtand durch keinen letzten und innern Grund zur Ruhe bringen kann, ſo bringt er ihn durch den Begriff des Grundloſen wenigſtens zum Schweigen, und bleibt innerhalb der blinden Nöthigung der Materie ſtehen, da er die erhabene Nothwendigkeit der Vernunft noch nicht zu erfaſſen vermag. Weil die Sinnlichkeit keinen andern Zweck kennt als ihren Vortheil, und ſich durch keine andere Urſache als den blinden Zufall getrieben fühlt, ſo macht er jenen zum Beſtimmer ſeiner Handlungen und dieſen zum Beherrſcher der Welt.

Selbſt das Heilige im Menſchen, das Moralgeſetz, kann bei ſeiner erſten Erſcheinung in der Sinnlichkeit dieſer Verfälſchung nicht entgehen. Da es bloß verbietend und gegen das Intereſſe ſeiner ſinnlichen Selbſtliebe ſpricht, ſo muß es ihm ſo lange als etwas Auswärtiges erſcheinen, als er noch nicht dahin gelangt iſt, jene Selbſtliebe als das Auswärtige und die Stimme der Vernunft als ſein wahres Selbſt anzuſehen. Er empfindet alſo bloß die Feſſeln, welche die letztere ihm anlegt, nicht die unendliche Befreiung, die ſie ihm verſchafft. Ohne die Würde des Geſetzgebers in ſich zu ahnen, empfindet er bloß den Zwang und das ohnmächtige Widerſtreben des Unterthans. Weil der ſinnliche Trieb dem moraliſchen in ſeiner Erfahrung vorhergeht, ſo gibt er dem Geſetz der Nothwendigkeit einen Anfang in der Zeit, einen poſitiven Urſprung, und durch den unglückſeligſten aller Irrthümer macht er das Unveränderliche und Ewige in Sich zu einem Accidenz des Vergänglichen. Er überredet ſich, die Begriffe von Recht und Unrecht als Statuten anzuſehen, die durch einen Willen eingeführt wurden, nicht die an ſich ſelbſt und in alle Ewigkeit gültig ſind. Wie er in Erklärung einzelner Naturphänomene über die Natur hinausſchreitet und außerhalb derſelben ſucht, was nur in ihrer innern Geſetzmäßigkeit kann gefunden werden, eben ſo ſchreitet er in Erklärung des Sittlichen über die Vernunft hinaus, und verſcherzt ſeine Menſchheit, indem er auf dieſem Weg eine Gottheit ſucht. Kein Wunder, wenn eine Religion, die mit Wegwerfung ſeiner Menſchheit erkauft wurde, ſich einer ſolchen Abſtammung würdig zeigt, wenn er Geſetze, die nicht von Ewigkeit her banden, auch nicht für unbedingt und in alle Ewigkeit bindend hält. Er hat es nicht mit einem heiligen, bloß mit einem mächtigen Weſen zu thun. Der Geiſt ſeiner Gottesverehrung iſt alſo Furcht, die ihn erniedrigt, nicht Ehrfurcht, die ihn in ſeiner eigenen Schätzung erhebt.

Obgleich dieſe mannichfaltigen Abweichungen des Menſchen von dem Ideale ſeiner Beſtimmung nicht alle in der nämlichen Epoche Statt haben können, indem derſelbe von der Gedankenloſigkeit zum Irrthum, von der Willenloſigkeit zur Willensverderbniß mehrere Stufen zu durchwandern hat, ſo gehören doch alle zum Gefolge des phyſiſchen Zuſtandes, weil in allen der Trieb des Lebens über den Formtrieb den Meiſter ſpielt. Es ſey nun, daß die Vernunft in dem Menſchen noch gar nicht geſprochen habe, und das Phyſiſche noch mit blinder Nothwendigkeit über ihn herrſche; oder daß ſich die Vernunft noch nicht genug von den Sinnen gereinigt habe, und das Moraliſche dem Phyſiſchen noch diene, ſo iſt in beiden Fällen das einzige in ihm gewalthabende Prinzip ein materielles, und der Menſch, wenigſtens ſeiner letzten Tendenz nach, ein ſinnliches Weſen; mit dem einzigen Unterſchied, daß er in dem erſten Fall ein vernunftloſes, in dem zweiten ein vernünftiges Thier iſt. Er ſoll aber keines von beiden, er ſoll Menſch ſeyn; die Natur ſoll ihn nicht ausſchließend und die Vernunft ſoll ihn nicht bedingt beherrſchen. Beide Geſetzgebungen ſollen vollkommen unabhängig von einander beſtehen und dennoch vollkommen einig ſeyn.

Fünf und zwanzigſter Brief.

So lange der Menſch, in ſeinem erſten phyſiſchen Zuſtande, die Sinnenwelt bloß leidend in ſich aufnimmt, bloß empfindet, iſt er auch nicht völlig Eins mit derſelben, und eben weil er ſelbſt bloß Welt iſt, ſo iſt für ihn noch keine Welt. Erſt, wenn er in ſeinem äſthetiſchen Stande ſie außer ſich ſtellt oder betrachtet, ſondert ſich ſeine Perſönlichkeit von ihr ab, und es erſcheint ihm eine Welt, weil er aufgehört hat, mit derſelben Eins auszumachen.*

---

* Ich erinnere noch einmal, daß dieſe beiden Perioden zwar in der Idee nothwendig von einander zu trennen ſind, in

Die Betrachtung (Reflexion) iſt das erſte liberale Verhältniß des Menſchen zu dem Weltall, das ihn umgibt. Wenn die Begierde ihren Gegenſtand unmittelbar ergreift, ſo rückt die Betrachtung den ihrigen in die Ferne, und macht ihn eben dadurch zu ihrem wahren und unverlierbaren Eigenthum, daß ſie ihn vor der Leidenſchaft flüchtet. Die Nothwendigkeit der Natur, die ihn im Zuſtand der bloßen Empfindung mit ungetheilter Gewalt beherrſchte, läßt bei der Reflexion von ihm ab, in den Sinnen erfolgt ein augenblicklicher Friede, die Zeit ſelbſt, das ewig Wandelnde, ſteht ſtill, indem des Bewußtſeyns zerſtreute Strahlen ſich ſammeln, und ein Nachbild des Unendlichen, die Form, reflektirt ſich auf dem vergänglichen Grunde. Sobald es Licht wird in dem Menſchen, iſt auch außer

---

der Erfahrung aber ſich mehr oder weniger vermiſchen. Auch muß man nicht denken, als ob es eine Zeit gegeben habe, wo der Menſch nur in dieſem phyſiſchen Stande ſich befunden; und eine Zeit, wo er ſich ganz von demſelben losgemacht hätte. Sobald der Menſch einen Gegenſtand ſieht, ſo iſt er ſchon nicht mehr in einem bloß phyſiſchen Zuſtand, und ſo lang er fortfahren wird, einen Gegenſtand zu ſehen, wird er auch einem phyſiſchen Stand nicht entlaſſen, weil er ja nur ſehen kann, inſofern er empfindet. Jene drei Momente, welche ich am Anfang des vier und zwanzigſten Briefs namhaft machte, ſind alſo zwar, im Ganzen betrachtet, drei verſchiedene Epochen für die Entwickelung der ganzen Menſchheit, und für die ganze Entwickelung eines einzelnen Menſchen, aber ſie laſſen ſich auch bei jeder einzelnen Wahrnehmung eines Objekts unterſcheiden, und ſind mit einem Wort die nothwendigen Bedingungen jeder Erkenntniß die wir durch die Sinne erhalten.

ihm keine Nacht mehr; ſobald es ſtille wird in ihm, legt ſich auch der Sturm in dem Weltall, und die ſtreitenden Kräfte der Natur finden Ruhe zwiſchen bleibenden Grenzen. Daher kein Wunder, wenn die uralten Dichtungen von dieſer großen Begebenheit im Innern des Menſchen als von einer Revolution in der Außenwelt reden, und den Gedanken, der über die Zeitgeſetze ſiegt, unter dem Bilde des Zeus verſinnlichen, der das Reich des Saturnus endigt.

Aus einem Sklaven der Natur, ſo lange er ſie bloß empfindet, wird der Menſch ihr Geſetzgeber, ſo bald er ſie denkt. Die ihn vordem nur als Macht beherrſchte, ſteht jetzt als Objekt vor ſeinem Blick. Was ihm Objekt iſt, hat keine Gewalt über ihn, denn um Objekt zu ſeyn, muß es die ſeinige erfahren. So weit er der Materie Form gibt, und ſo lange er ſie gibt, iſt er ihren Wirkungen unverletzlich; denn einen Geiſt kann nichts verletzen, als was ihm die Freiheit raubt, und er beweiſt ja die ſeinige, indem er das Formloſe bildet. Nur wo die Maſſe ſchwer und geſtaltlos herrſcht, und zwiſchen unſichern Grenzen die trüben Umriſſe wanken, hat die Furcht ihren Sitz; jedem Schreckniß der Natur iſt der Menſch überlegen, ſo bald er ihm Form zu geben und es in ſein Objekt zu verwandeln weiß. So wie er anfängt, ſeine Selbſtſtändigkeit gegen die Natur als Erſcheinung zu behaupten, ſo behauptet er auch gegen die Natur als Macht ſeine Würde, und mit edler Freiheit richtet er ſich auf gegen ſeine Götter. Sie werfen die Geſpenſterlarven ab, womit ſie ſeine Kindheit geängſtigt hatten, und überraſchen ihn mit ſeinem eigenen Bild, indem ſie ſeine Vorſtellung werden. Das göttliche Monſtrum des Morgenländers, das mit der blinden Stärke des Raubthiers die Welt verwaltet, zieht ſich in der griechiſchen Phantaſie in den freundlichen Contour der Menſchheit zuſammen, das Reich der Titanen fällt, und die unendliche Kraft iſt durch die unendliche Form gebändigt.

Aber indem ich bloß einen Ausgang aus der materiellen Welt und einen Uebergang in die Geiſterwelt ſuchte, hat mich der Lauf meiner Einbildungskraft ſchon mitten in die letztere hineingeführt. Die Schönheit, die wir ſuchen, liegt bereits hinter uns, und wir haben ſie überſprungen, indem wir von dem bloſſen Leben unmittelbar zu der reinen Geſtalt und zu dem reinen Objekt übergingen. Ein ſolcher Sprung iſt nicht in der menſchlichen Natur, und um gleichen Schritt mit dieſer zu halten, werden wir zu der Sinnenwelt wieder umkehren müſſen.

Die Schönheit iſt allerdings das Werk der freien Betrachtung, und wir treten mit ihr in die Welt der Ideen — aber, was wohl zu bemerken iſt, ohne darum die ſinnliche Welt zu verlaſſen, wie bei Erkenntniß der Wahrheit geſchieht. Dieſe iſt das reine Produkt der Abſonderung von Allem, was materiell und zufällig iſt, reines Objekt, in welchem keine Schranke des Subjekts zurückbleiben darf, reine Selbſtthätigkeit ohne Beimiſchung eines Leidens. Zwar gibt es auch von der höchſten Abſtraktion einen Rückweg zur Sinnlichkeit, denn der Gedanke rührt die innere Empfindung, und die Vorſtellung logiſcher und moraliſcher

Einheit geht in ein Gefühl ſinnlicher Uebereinſtimmung über. Aber wenn wir uns an Erkenntniſſen ergötzen, ſo unterſcheiden wir ſehr genau unſere Vorſtellung von unſerer Empfindung, und ſehen dieſe letztere als etwas Zufälliges an, was gar wohl wegbleiben könnte, ohne daß deßwegen die Erkenntniß aufhörte, und Wahrheit nicht Wahrheit wäre. Aber ein ganz vergebliches Unternehmen würde es ſeyn, dieſe Beziehung auf das Empfindungsvermögen von der Vorſtellung der Schönheit abſondern zu wollen; daher wir nicht damit ausreichen, uns die eine als den Effekt der andern zu denken, ſondern beide zugleich und wechſelſeitig als Effekt und als Urſache anſehen müſſen. In unſerm Vergnügen an Erkenntniſſen unterſcheiden wir ohne Mühe den Uebergang von der Thätigkeit zum Leiden, und bemerken deutlich, daß das Erſte vorüber iſt, wenn das Letztere eintritt. In unſerm Wohlgefallen an der Schönheit hingegen läßt ſich keine ſolche Succeſſion zwiſchen der Thätigkeit und dem Leiden unterſcheiden, und die Reflexion zerfließt hier ſo vollkommen mit dem Gefühle, daß wir die Form unmittelbar zu empfinden glauben. Die Schönheit iſt alſo zwar Gegenſtand für uns, weil die Reflexion die Bedingung iſt, unter der wir eine Empfindung von ihr haben; zugleich aber iſt ſie ein Zuſtand unſers Subjekts, weil das Gefühl die Bedingung iſt, unter der wir eine Vorſtellung von ihr haben. Sie iſt alſo zwar Form, weil wir ſie betrachten; zugleich aber iſt ſie Leben, weil wir ſie fühlen. Mit Einem Wort: ſie iſt zugleich unſer Zuſtand und unſre That.

Und eben weil ſie dieſes beides zugleich iſt, ſo dient ſie uns alſo zu einem ſiegenden Beweis, daß das Leiden die Thätigkeit, daß die Materie die Form, daß die Beſchränkung die Unendlichkeit keineswegs ausſchließe – daß mithin durch die nothwendige phyſiſche Abhängigkeit des Menſchen ſeine *moraliſche* Freiheit keineswegs aufgehoben werde. Sie beweist dieſes, und, ich muß hinzuſetzen, ſie *allein* kann es uns beweiſen. Denn da beim Genuß der Wahrheit oder der logiſchen Einheit die Empfindung mit dem Gedanken nicht nothwendig eins iſt, ſondern auf denſelben zufällig folgt, ſo kann uns dieſelbe bloß beweiſen, daß auf eine vernünftige Natur eine ſinnliche folgen könne, und umgekehrt, nicht daß beide zuſammen beſtehen, nicht daß ſie wechſelſeitig auf einander wirken, nicht daß ſie abſolut und nothwendig zu vereinigen ſind. Vielmehr müßte ſich gerade umgekehrt aus dieſer Ausſchließung des Gefühls, ſo lange gedacht wird, und des Gedankens, ſo lange empfunden wird, auf eine *Unvereinbarkeit* beider Naturen ſchließen laſſen, wie denn auch wirklich die Analyſten keinen beſſern Beweis für die Ausführung reiner Vernunft in der Menſchheit anzuführen wiſſen, als den, daß ſie geboten iſt. Da nun aber bei dem Genuß der Schönheit oder der *äſthetiſchen Einheit* eine wirkliche *Vereinigung* und Auswechſelung der Materie mit der Form und des Leidens mit der Thätigkeit vor ſich geht, ſo iſt eben dadurch die *Vereinbarkeit* beider Naturen, die Ausführbarkeit des Unendlichen in der Endlichkeit, mithin die Möglichkeit der erhabenſten Menſchheit bewieſen.

Wir dürfen alſo nicht mehr verlegen ſeyn, einen Uebergang von der ſinnlichen Abhängigkeit zu der moraliſchen Freiheit zu finden, nachdem durch die Schönheit der Fall gegeben iſt, daß die letztere mit der erſtern vollkommen zuſammen beſtehen könne, und daß der Menſch, um ſich als Geiſt zu erweiſen, der Materie nicht zu entfliehen brauche. Iſt er aber ſchon in Gemeinſchaft mit der Sinnlichkeit frei, wie das Factum der Schönheit lehrt, und iſt Freiheit etwas Abſolutes und Ueberſinnliches, wie ihr Begriff nothwendig mit ſich bringt, ſo kann nicht mehr die Frage ſeyn, wie er dazu gelange, ſich von den Schranken zum Abſoluten zu erheben, ſich in ſeinem Denken und Wollen der Sinnlichkeit entgegenzuſetzen, da dieſes ſchon in der Schönheit geſchehen iſt. Es kann, mit Einem Wort, nicht mehr die Frage ſeyn, wie er von der Schönheit zur Wahrheit übergehe, die dem Vermögen nach ſchon in der erſten liegt, ſondern wie er von einer gemeinen Wirklichkeit zu einer äſthetiſchen, wie er von bloßen Lebensgefühlen zu Schönheitsgefühlen den Weg ſich bahne.

Sechs und zwanzigſter Brief.

Da die äſthetiſche Stimmung des Gemüths, wie ich in den vorhergehenden Briefen entwickelt habe, der Freiheit erſt die Entſtehung gibt, ſo iſt leicht einzuſehen, daß ſie nicht aus derſelben entſpringen und folglich keinen moraliſchen Urſprung haben könne. Ein

Geſchenk der Natur muß ſie ſeyn; die Gunſt der Zufälle allein kann die Feſſeln des phyſiſchen Standes löſen und den Wilden zur Schönheit führen.

Der Keim der letztern wird ſich gleich wenig entwickeln, wo eine karge Natur den Menſchen jeder Erquickung beraubt und wo eine verſchwenderiſche ihn von jeder eigenen Anſtrengung losſpricht — wo die ſtumpfe Sinnlichkeit kein Bedürfniß fühlt und wo die heftige Begier keine Sättigung findet. Nicht da, wo der Menſch ſich troglodytiſch in Höhlen birgt, ewig einzeln iſt und die Menſchheit nie außer ſich findet, auch nicht da, wo er nomadiſch in großen Heermaſſen zieht, ewig nur Zahl iſt und die Menſchheit nie in ſich findet — da allein, wo er in eigener Hütte ſtill mit ſich ſelbſt und, ſobald er heraustritt, mit dem ganzen Geſchlechte ſpricht, wird ſich ihre liebliche Knospe entfalten. Da, wo ein leichter Aether die Sinne jeder leiſen Berührung eröffnet und den üppigen Stoff eine energiſche Wärme beſeelt — wo das Reich der blinden Maſſe ſchon in der lebloſen Schöpfung geſtürzt iſt, und die ſiegende Form auch die niedrigſten Naturen veredelt — dort in den fröhlichen Verhältniſſen und in der geſegneten Zone, wo nur die Thätigkeit zum Genuſſe und nur der Genuß zur Thätigkeit führt, wo aus dem Leben ſelbſt die heilige Ordnung quillt und aus dem Geſetz der Ordnung ſich nur Leben entwickelt, — wo die Einbildungskraft der Wirklichkeit ewig entflieht und dennoch von der Einfalt der Natur nie verirrt — hier allein werden ſich Sinne und Geiſt, empfangende und bildende Kraft in dem glücklichen Gleichmaß entwickeln, welches die Seele der Schönheit und die Bedingung der Menſchheit iſt.

Und was iſt es für ein Phänomen, durch welches ſich bei dem Wilden der Eintritt in die Menſchheit verkündigt? So weit wir auch die Geſchichte befragen, es iſt daſſelbe bei allen Völkerſtämmen, welche der Sklaverei des thieriſchen Standes entſprungen ſind: die Freude am Schein, die Neigung zum Putz und zum Spiele.

Die höchſte Stupidität und der höchſte Verſtand haben darin eine gewiſſe Affinität miteinander, daß beide nur das Reelle ſuchen und für den bloßen Schein gänzlich unempfindlich ſind. Nur durch die unmittelbare Gegenwart eines Objekts in den Sinnen wird jene aus ihrer Ruhe geriſſen, und nur durch Zurückführung ſeiner Begriffe auf Thatſachen der Erfahrung wird der letztere zur Ruhe gebracht; mit einem Wort, die Dummheit kann ſich nicht über die Wirklichkeit erheben, und der Verſtand nicht unter der Wahrheit ſtehen bleiben. Inſofern alſo das Bedürfniß der Realität und die Anhänglichkeit an das Wirkliche bloße Folgen des Mangels ſind, iſt die Gleichgültigkeit gegen Realität und das Intereſſe am Schein eine wahre Erweiterung der Menſchheit und ein entſchiedener Schritt zur Kultur. Für's Erſte zeugt es von einer äußern Freiheit; denn ſo lange die Noth gebietet und das Bedürfniß drängt, iſt die Einbildungskraft mit ſtrengen Feſſeln an das Wirkliche gebunden; erſt wenn das Bedürfniß geſtillt iſt, entwickelt ſie ihr ungebundenes Vermögen. Es zeugt aber auch von einer innern Freiheit, weil es uns eine Kraft ſehen läßt, die unabhängig von einem äußern Stoffe ſich durch ſich ſelbſt in Bewegung ſetzt und Energie genug beſitzt, die andringende Materie von ſich zu halten. Die Realität der Dinge iſt ihr (der Dinge) Werk; der Schein der Dinge iſt des Menſchen Werk, und ein Gemüth, das ſich am Scheine weidet, ergötzt ſich ſchon nicht mehr an dem, was es empfängt, ſondern an dem, was es thut.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß hier nur von dem äſthetiſchen Schein die Rede iſt, den man von der Wirklichkeit und Wahrheit unterſcheidet, nicht von dem logiſchen, den man mit derſelben verwechſelt — den man folglich liebt, weil er Schein iſt, und nicht, weil man ihn für etwas Beſſeres hält. Nur der erſte iſt Spiel, da der letzte bloß Betrug iſt. Den Schein der erſtern Art für etwas gelten laſſen, kann der Wahrheit niemals Eintrag thun, weil man nie Gefahr läuft, ihn derſelben unterzuſchieben, was doch die einzige Art iſt, wie der Wahrheit geſchadet werden kann; ihn verachten, heißt alle ſchöne Kunſt überhaupt verachten, deren Weſen der Schein iſt. Indeſſen begegnet es dem Verſtande zuweilen, ſeinen Eifer für Realität bis zu einer ſolchen Unduldſamkeit zu treiben, und über die ganze Kunſt des ſchönen Scheins, weil ſie bloß Schein iſt, ein wegwerfendes Urtheil zu ſprechen; dies begegnet aber dem Verſtande nur alsdann, wenn er ſich der obengedachten Affinität erinnert. Von den nothwendigen Grenzen des ſchönen Scheins werde ich noch einmal insbeſondere zu reden Veranlaſſung nehmen.

Die Natur ſelbſt iſt es, die den Menſchen von der Realität zum Scheine emporhebt, indem ſie ihn mit zwei Sinnen ausrüſtete, die ihn bloß durch den Schein zur Erkenntniß des Wirklichen führen. In dem Auge und dem Ohr iſt die andringende Materie ſchon hinweggewälzt von den Sinnen, und das Objekt entfernt ſich von uns, das wir in den thieriſchen Sinnen unmittelbar berühren. Was wir durch das Auge ſehen, iſt von dem verſchieden, was wir empfinden; denn der Verſtand ſpringt über das Licht hinaus zu den Gegenſtänden. Der Gegenſtand des Takts iſt eine Gewalt, die wir erleiden; der Gegenſtand des Auges und des Ohrs iſt eine Form, die wir erzeugen. So lange der Menſch noch ein Wilder iſt, genießt er bloß mit den Sinnen des Gefühls, denen die Sinne des Scheins in dieſer Periode bloß dienen. Er erhebt ſich entweder gar nicht zum Sehen, oder er befriedigt ſich doch nicht mit demſelben. Sobald er anfängt, mit dem Auge zu genießen und das Sehen für ihn einen ſelbſtſtändigen Werth erlangt, ſo iſt er auch ſchon äſthetiſch frei, und der Spieltrieb hat ſich entfaltet.

Gleich, ſo wie der Spieltrieb ſich regt, der am Scheine Gefallen findet, wird ihm auch der nachahmende Bildungstrieb folgen, der den Schein als etwas Selbſtſtändiges behandelt. Sobald der Menſch einmal ſo weit gekommen iſt, den Schein von der Wirklichkeit, die Form von dem Körper zu unterſcheiden;

ſo iſt er auch im Stande, ſie von ihm abzuſondern; denn das hat er ſchon gethan, indem er ſie unterſcheidet. Das Vermögen zur nachahmenden Kunſt iſt alſo mit dem Vermögen zur Form überhaupt gegeben; der Drang zu derſelben beruht auf einer andern Anlage, von der ich hier nicht zu handeln brauche. Wie frühe oder wie ſpät ſich der äſthetiſche Kunſttrieb entwickeln ſoll, das wird bloß von dem Grade der Liebe abhängen, mit der der Menſch fähig iſt, ſich bei dem bloßen Schein zu verweilen.

Da alles wirkliche Daſeyn von der Natur, als einer fremden Macht, aller Schein aber urſprünglich von dem Menſchen, als vorſtellendem Subjekte, ſich herſchreibt, ſo bedient er ſich bloß ſeines abſoluten Eigenthumsrechts, wenn er den Schein von dem Weſen zurücknimmt und mit demſelben nach eigenen Geſetzen ſchaltet. Mit ungebundener Freiheit kann er, was die Natur trennte, zuſammenfügen, ſobald er es nur irgend zuſammendenken kann, und trennen, was die Natur verknüpfte, ſobald er es nur in ſeinem Verſtande abſondern kann. Nichts darf ihm hier heilig ſeyn, als ſein eigenes Geſetz, ſobald er nur die Markung in Acht nimmt, welche ſein Gebiet von dem Daſeyn der Dinge oder dem Naturgebiete ſcheidet.

Dieſes menſchliche Herrſcherrecht übt er aus in der Kunſt des Scheins, und je ſtrenger er hier das Mein und Dein von einander ſondert, je ſorgfältiger er die Geſtalt von dem Weſen trennt und je mehr Selbſtſtändigkeit er derſelben zu geben weiß, deſto mehr wird er nicht bloß das Reich der Schönheit erweitern, ſondern ſelbſt die Grenzen der Wahrheit bewahren; denn er kann den Schein nicht von der Wirklichkeit reinigen, ohne zugleich die Wirklichkeit von dem Schein frei zu machen.

Aber er beſitzt dieſes ſouveraine Recht ſchlechterdings auch nur in der *Welt des Scheins*, in dem weſenloſen Reich der Einbildungskraft, und nur ſo lange er ſich im Theoretiſchen gewiſſenhaft enthält, Exiſtenz davon auszuſagen, und ſo lange er im Praktiſchen darauf Verzicht thut, Exiſtenz dadurch zu ertheilen. Sie ſehen hieraus, daß der Dichter auf gleiche Weiſe aus ſeinen Grenzen tritt, wenn er ſeinem Ideal Exiſtenz beilegt, und wenn er eine beſtimmte Exiſtenz damit bezweckt. Denn beides kann er nicht anders zu Stande bringen, als indem er entweder ſein Dichterrecht überſchreitet, durch das Ideal in das Gebiet der Erfahrung greift, und durch die bloße Möglichkeit wirkliches Daſeyn zu beſtimmen ſich anmaßt, oder indem er ſein Dichterrecht aufgibt, die Erfahrung in das Gebiet des Ideals greifen läßt, und die Möglichkeit auf die Bedingungen der Wirklichkeit einſchränkt.

Nur ſo weit er *aufrichtig* iſt (ſich von allem Anſpruch auf Realität ausdrücklich losſagt), und nur ſo weit er *ſelbſtſtändig* iſt (allen Beiſtand der Realität entbehrt), iſt der Schein äſthetiſch. Sobald er falſch iſt und Realität heuchelt, und ſobald er unrein und der Realität zu ſeiner Wirkung bedürftig iſt, iſt er nichts als ein niedriges Werkzeug zu materiellen Zwecken, und kann nichts für die Freiheit des Geiſtes beweiſen. Uebrigens iſt es gar nicht nöthig, daß der Gegenſtand, an dem wir den ſchönen Schein finden, ohne Realität ſey, wenn nur unſer Urtheil darüber auf dieſe Realität keine Rückſicht nimmt: denn ſo weit es dieſe Rückſicht nimmt, iſt es kein äſthetiſches. Eine lebende weibliche Schönheit wird uns freilich eben ſo gut und noch ein wenig beſſer als eine eben ſo ſchöne bloß gemalte gefallen; aber in ſo weit ſie uns beſſer gefällt als die letztere, gefällt ſie nicht mehr als ſelbſtſtändiger Schein, gefällt ſie nicht mehr dem reinen äſthetiſchen Gefühl; dieſem darf auch das Lebendige nur als Erſcheinung, auch das Wirkliche nur als Idee gefallen; aber freilich erfordert es noch einen ungleich höhern Grad der ſchönen Kultur, in dem Lebendigen ſelbſt nur den reinen Schein zu empfinden, als das Leben an dem Schein zu entbehren.

Bei welchem einzelnen Menſchen oder ganzen Volk man den aufrichtigen und ſelbſtſtändigen Schein findet, da darf man auf Geiſt und Geſchmack und jede damit verwandte Trefflichkeit ſchließen — da wird man das Ideal, das wirkliche Leben regieren, die Ehre über den Beſitz, den Gedanken über den Genuß, den Traum der Unſterblichkeit über die Exiſtenz triumphiren ſehen. Da wird die öffentliche Stimme das einzig Furchtbare ſeyn, und ein Olivenkranz höher als ein Purpurkleid ehren. Zum falſchen und bedürftigen Schein nimmt nur die Ohnmacht und die Verkehrtheit ihre Zuflucht, und einzelne Menſchen ſowohl als ganze Völker, welche entweder „der Realität durch den Schein oder dem (äſthetiſchen) Schein durch

Realität nachhelfen“ — Beides iſt gern verbunden — beweiſen zugleich ihren moraliſchen Unwerth und ihr äſthetiſches Unvermögen.

Auf die Frage: „*In wie weit darf Schein in der moraliſchen Welt ſeyn?*“ iſt alſo die Antwort ſo kurz als bündig dieſe: *in ſo weit es äſthetiſcher Schein iſt*, d. h. Schein, der weder Realität vertreten will, noch von derſelben vertreten zu werden braucht. Der äſthetiſche Schein kann der Wahrheit der Sitten niemals gefährlich werden, und wo man es anders findet, da wird ſich ohne Schwierigkeit zeigen laſſen, daß der Schein nicht äſthetiſch war. Nur ein Fremdling im ſchönen Umgang z. B. wird Verſicherungen der Höflichkeit, die eine allgemeine Form iſt, als Merkmale perſönlicher Zuneigung aufnehmen, und, wenn er getäuſcht wird, über Verſtellung klagen. Aber auch nur ein Stümper im ſchönen Umgang wird, um höflich zu ſeyn, die Falſchheit zu Hülfe rufen, und ſchmeicheln, um gefällig zu ſeyn. Dem Erſten fehlt noch der Sinn für den ſelbſtſtändigen Schein, daher kann er demſelben nur durch die Wahrheit Bedeutung geben; dem Zweiten fehlt es an Realität, und er möchte ſie gern durch den Schein erſetzen.

Nichts iſt gewöhnlicher, als von gewiſſen trivialen Kritikern des Zeitalters die Klage zu vernehmen, daß alle Solidität aus der Welt verſchwunden ſey, und das Weſen über dem Schein vernachläßigt werde. Obgleich ich mich gar nicht berufen fühle, das Zeitalter gegen dieſen Vorwurf zu rechtfertigen, ſo geht doch ſchon aus der weiten Ausdehnung, welche dieſe ſtrengen Sittenrichter ihrer Anklage geben, ſattſam hervor, daß ſie dem Zeitalter nicht bloß den falſchen, ſondern auch den aufrichtigen Schein verargen; und ſogar die Ausnahmen, welche ſie noch etwa zu Gunſten der Schönheit machen, gehen mehr auf den bedürftigen als auf den ſelbſtſtändigen Schein. Sie greifen nicht bloß die betrügeriſche Schminke an, welche die Wahrheit verbirgt, welche die Wirklichkeit zu vertreten ſich anmaßt; ſie ereifern ſich auch gegen den wohlthätigen Schein, der die Leerheit ausfüllt und die Armſeligkeit zudeckt; auch gegen den idealiſchen, der eine gemeine Wirklichkeit veredelt. Die Falſchheit der Sitten beleidigt mit Recht ihr ſtrenges Wahrheitsgefühl; nur Schade, daß ſie zu dieſer Falſchheit auch ſchon die Höflichkeit rechnen. Es mißfällt ihnen, daß äußerer Flitterglanz ſo oft das wahre Verdienſt verdunkelt, aber es verdrießt ſie nicht weniger, daß man auch Schein vom Verdienſte fordert und dem innern Gehalte die gefällige Form nicht erläßt. Sie vermiſſen das Herzliche, Kernhafte und Gediegene der vorigen Zeiten, aber ſie möchten auch das Eckige und Derbe der erſten Sitten, das Schwerfällige der alten Formen und den ehemaligen gothiſchen Ueberfluß wieder eingeführt ſehen. Sie beweiſen durch Urtheile dieſer Art dem Stoff an ſich ſelbſt eine Achtung, die der Menſchheit nicht würdig iſt, welche vielmehr das Materielle nur inſofern ſchätzen ſoll, als es Geſtalt zu empfangen und das Reich der Ideen zu verbreiten im Stande iſt. Auf ſolche Stimmen braucht alſo der Geſchmack des Jahrhunderts nicht ſehr zu hören, wenn er nur ſonſt vor einer beſſern Inſtanz beſteht. Nicht daß wir einen Werth auf den äſthetiſchen Schein legen (wir thun dies noch lange nicht genug), ſondern daß wir es noch nicht bis zu dem reinen Schein gebracht haben, daß wir das Daſeyn noch nicht genug von der Erſcheinung geſchieden, und dadurch beider Grenzen auf ewig geſichert haben, dies iſt es, was uns ein rigoriſcher Richter der Schönheit zum Vorwurf machen kann. Dieſen Vorwurf werden wir ſo lange verdienen, als wir das Schöne der lebendigen Natur nicht genießen können, ohne es zu begehren, das Schöne der nachahmenden Kunſt nicht bewundern können, ohne nach einem Zwecke zu fragen — als wir der Einbildungskraft noch keine eigene abſolute Geſetzgebung zugeſtehen, und durch die Achtung, die wir ihren Werken erzeugen, ſie auf ihre Würde hinweiſen.

Sieben und zwanzigſter Brief.

Fürchten Sie nichts für Realität und Wahrheit, wenn der hohe Begriff, den ich in dem vorhergehenden Briefe von dem äſthetiſchen Schein aufſtellte, allgemein werden ſollte. Er wird nicht allgemein werden, ſo lange der Menſch noch ungebildet genug iſt, um einen Mißbrauch davon machen zu können; und würde er allgemein, ſo könnte dies nur durch eine Kultur bewirkt werden, die zugleich jeden Mißbrauch unmöglich machte. Dem ſelbſtſtändigen Schein nachzuſtreben erfordert mehr Abſtraktionsvermögen, mehr

Freiheit des Herzens, mehr Energie des Willens, als der Menſch nöthig hat, um ſich auf die Realität einzuſchränken, und er muß dieſe ſchon hinter ſich haben, wenn er bei jenem anlangen will. Wie übel würde er ſich alſo rathen, wenn er den Weg zum Ideale einſchlagen wollte, um ſich den Weg zur Wirklichkeit zu erſparen! Von dem Schein, ſo wie er hier genommen wird, möchten wir alſo für die Wirklichkeit nicht viel zu beſorgen haben; deſto mehr dürfte aber von der Wirklichkeit für den Schein zu befürchten ſeyn. An das Materielle gefeſſelt, läßt der Menſch dieſen lange Zeit bloß ſeinen Zwecken dienen, ehe er ihm in der Kunſt des Ideals eine eigene Perſönlichkeit zugeſteht. Zu dem Letztern bedarf es einer totalen Revolution in ſeiner ganzen Empfindungsweiſe, ohne welche er auch nicht einmal auf dem Wege zum Ideale ſich befinden würde. Wo wir alſo Spuren einer unintereſſirten freien Schätzung des reinen Scheins entdecken, da können wir auf eine ſolche Umwälzung ſeiner Natur und den eigentlichen Anfang der Menſchheit in ihm ſchließen. Spuren dieſer Art finden ſich aber wirklich ſchon in den erſten rohen Verſuchen, die er zur Verſchönerung ſeines Daſeyns macht, ſelbſt auf die Gefahr macht, daß er es dem ſinnlichen Gehalt nach dadurch verſchlechtern ſollte. Sobald er überhaupt nur anfängt, dem Stoff die Geſtalt vorzuziehen, und an den Schein (den er aber dafür erkennen muß) Realität zu wagen, ſo iſt ſein thieriſcher Kreis aufgethan, und er befindet ſich auf einer Bahn, die nicht endet.

Mit dem allein nicht zufrieden, was der Natur genügt und was das Bedürfniß fordert, verlangt er Ueberfluß; Anfangs zwar bloß einen Ueberfluß des Stoffes, um der Begier ihre Schranken zu verbergen, um den Genuß über das gegenwärtige Bedürfniß hinaus zu verſichern, bald aber einen Ueberfluß an dem Stoffe, eine äſthetiſche Zugabe, um auch dem Formtrieb genug zu thun, um den Genuß über jedes Bedürfniß hinaus zu erweitern. Indem er bloß für einen künftigen Gebrauch Vorräthe ſammelt und in der Einbildung dieſelben voraus genießt, ſo überſchreitet er zwar den jetzigen Augenblick, aber ohne die Zeit überhaupt zu überſchreiten: er genießt mehr, aber er genießt nicht anders. Indem er aber zugleich die Geſtalt in ſeinen Genuß zieht und auf die Formen der Gegenſtände merkt, die ſeine Begierden befriedigen, hat er ſeinen Genuß nicht bloß dem Umfang und dem Grad nach erhöhet, ſondern auch der Art nach veredelt.

Zwar hat die Natur auch ſchon dem Vernunftloſen über die Nothdurft gegeben, und in das dunkle thieriſche Leben einen Schimmer von Freiheit geſtreut. Wenn den Löwen kein Hunger nagt und kein Raubthier zum Kampf herausfordert, ſo erſchafft ſich die müßige Stärke ſelbſt einen Gegenſtand; mit muthvollem Gebrüll erfüllt er die hallende Wüſte, und in zweckloſem Aufwand genießt ſich die üppige Kraft. Mit frohem Leben ſchwärmt das Inſekt in dem Sonnenſtrahl; auch iſt es ſicherlich nicht der Schrei der Begierde, den wir in dem melodiſchen Schlag des

Singvogels hören. Unläugbar iſt in dieſen Bewegungen Freiheit, aber nicht Freiheit von dem Bedürfniß überhaupt, bloß von einem beſtimmten, von einem äußern Bedürfniß. Das Thier arbeitet, wenn ein Mangel die Triebfeder ſeiner Thätigkeit iſt, und es ſpielt, wenn der Reichthum der Kraft dieſe Triebfeder iſt, wenn das überflüſſige Leben ſich ſelbſt zur Thätigkeit ſtachelt. Selbſt in der unbeſeelten Natur zeigt ſich ein ſolcher Luxus der Kräfte und eine Laxität der Beſtimmung, die man in jenem materiellen Sinn gar wohl Spiel nennen könnte. Der Baum treibt unzählige Keime, die unentwickelt verderben, und ſtreckt weit mehr Wurzeln, Zweige und Blätter nach Nahrung aus, als zu Erhaltung ſeines Individuums und ſeiner Gattung verwendet werden. Was er von ſeiner verſchwenderiſchen Fülle ungebraucht und ungenoſſen dem Elementarreich zurückgibt, das darf das Lebendige in fröhlicher Bewegung verſchwelgen. So gibt uns die Natur ſchon in ihrem materiellen Reich ein Vorſpiel des Unbegrenzten, und hebt hier ſchon zum Theil die Feſſeln auf, deren ſie ſich im Reich der Form ganz und gar entledigt. Von dem Zwang des Bedürfniſſes oder dem phyſiſchen Ernſte nimmt ſie durch den Zwang des Ueberfluſſes oder das phyſiſche Spiel den Uebergang zum äſthetiſchen Spiele, und ehe ſie ſich in der hohen Freiheit des Schönen über die Feſſel jedes Zwecks erhebt, nähert ſie ſich dieſer Unabhängigkeit wenigſtens von Ferne ſchon in der freien Bewegung, die ſich ſelbſt Zweck und Mittel iſt.

Wie die körperlichen Werkzeuge, ſo hat in dem Menſchen auch die Einbildungskraft ihre freie Bewegung und ihr materielles Spiel, in welchem ſie, ohne alle Beziehung auf Geſtalt, bloß ihrer Eigenmacht und Feſſelloſigkeit ſich freut. Inſofern ſich noch gar nichts von Form in dieſe Phantaſieſpiele miſcht, und eine ungezwungene Folge von Bildern den ganzen Reiz derſelben ausmacht, gehören ſie, obgleich ſie dem Menſchen allein zukommen können, bloß zu ſeinem animaliſchen Leben, und beweiſen bloß ſeine Befreiung von jedem äußern ſinnlichen Zwang, ohne noch auf eine ſelbſtſtändige bildende Kraft in ihm ſchließen zu laſſen.* Von dieſem Spiel der freien Ideenfolge, welches noch ganz materieller Art iſt und aus bloßen Naturgeſetzen ſich erklärt, macht endlich die Einbildungskraft in dem Verſuch einer freien Form den Sprung zum äſthetiſchen Spiele. Einen Sprung muß man es nennen, weil ſich eine ganz neue Kraft hier in Handlung ſetzt: denn hier zum erſten Mal miſcht ſich der geſetzgebende Geiſt in die Handlungen eines blinden Inſtinktes, unterwirft das willkührliche Verfahren der Einbildungskraft ſeiner unveränderlichen ewigen Einheit, legt ſeine Selbſtſtändigkeit in das Wandelbare und ſeine Unendlichkeit in das Sinnliche. Aber ſo lange die rohe Natur noch zu mächtig iſt, die kein anderes Geſetz kennt, als raſtlos von Veränderung zu Veränderung fortzueilen, wird ſie durch ihre unſtete Willkühr jener Nothwendigkeit, durch ihre Unruhe jener Stetigkeit, durch ihre Bedürftigkeit jener Selbſtſtändigkeit, durch ihre Ungenügſamkeit jener erhabenen Einfalt entgegenſtreben. Der äſthetiſche Spieltrieb wird alſo in ſeinen erſten Verſuchen noch kaum zu erkennen ſeyn, da der ſinnliche mit ſeiner eigenſinnigen Laune und ſeiner wilden Begierde unaufhörlich dazwiſchen tritt. Daher ſehen wir den rohen Geſchmack das Neue und Ueberraſchende, das Bunte, Abenteuerliche und Bizarre, das Heftige und Wilde zuerſt ergreifen, und vor nichts ſo ſehr als vor der Einfalt und Ruhe fliehen. Er bildet groteſke Geſtalten, liebt raſche Uebergänge, üppige Formen, grelle

---

* Die meiſten Spiele, welche im gemeinen Leben im Gange ſind, beruhen entweder ganz und gar auf dieſem Gefühle der freien Ideenfolge, oder entlehnen doch ihren größten Reiz von demſelben. So wenig es aber auch an ſich ſelbſt für eine höhere Natur beweiſt, und ſo gern ſich gerade die ſchlaffſten Seelen dieſem freien Bilderſtrome zu überlaſſen pflegen, ſo iſt doch eben dieſe Unabhängigkeit der Phantaſie von äußern Eindrücken wenigſtens die negative Bedingung ihres ſchöpferiſchen Vermögens. Nur indem ſie ſich von der Wirklichkeit losreißt, erhebt ſich die bildende Kraft zum Ideale, und ehe die Imagination in ihrer produktiven Qualität nach eigenen Geſetzen handeln kann, muß ſie ſich ſchon bei ihrem reproduktiven Verfahren von fremden Geſetzen frei gemacht haben. Freilich iſt von der bloßen Geſetzloſigkeit zu einer ſelbſtſtändigen innern Geſetzgebung noch ein ſehr großer Schritt zu thun, und eine ganz neue Kraft, das Vermögen der Ideen, muß hier in's Spiel gemiſcht werden — aber dieſe Kraft kann ſich nunmehr auch mit mehrerer Leichtigkeit entwickeln, da die Sinne ihr nicht

---

entgegenwirken, und das Unbeſtimmte wenigſtens negativ an das Unendliche grenzt.

Contraſte, ſchreiende Lichter, einen pathetiſchen Geſang. Schön heißt ihm in dieſer Epoche bloß, was ihn aufregt, was ihm Stoff gibt — aber aufregt zu einem ſelbſtthätigen Widerſtand, aber Stoff gibt für ein *mögliches Bilden*, denn ſonſt würde es ſelbſt ihm nicht das Schöne ſeyn. Mit der Form ſeiner Urtheile iſt alſo eine merkwürdige Veränderung vorgegangen; er ſucht dieſe Gegenſtände, nicht weil ſie ihm etwas zu erleiden, ſondern weil ſie ihm zu handeln geben; ſie gefallen ihm, nicht weil ſie einem Bedürfniß begegnen, ſondern weil ſie einem Geſetze Genüge leiſten, welches, obgleich noch leiſe, in ſeinem Buſen ſpricht.

Bald iſt er nicht mehr damit zufrieden, daß ihm die Dinge gefallen; er will ſelbſt gefallen, Anfangs zwar nur durch das, was *ſein* iſt, endlich durch das, was er iſt. Was er beſitzt, was er hervorbringt, darf nicht mehr bloß die Spuren der Dienſtbarkeit, die ängſtliche Form ſeines Zwecks an ſich tragen; neben dem Dienſt, zu dem es da iſt, muß es zugleich den geiſtreichen Verſtand, der es dachte, die liebende Hand, die es ausführte, den heitern und freien Geiſt, der es wählte und aufſtellte, wiederſcheinen. Jetzt ſucht ſich der alte Germanier glänzendere Thierfelle, prächtigere Geweihe, zierlichere Trinkhörner aus, und der Kaledonier wählt die netteſten Muſcheln für ſeine Feſte. Selbſt die Waffen dürfen jetzt nicht mehr bloß Gegenſtände des Schreckens, ſondern auch des Wohlgefallens ſeyn, und das kunſtreiche Wehrgehänge will nicht weniger bemerkt ſeyn, als des

Schwertes tödtende Schneide. Nicht zufrieden, einen äſthetiſchen Ueberfluß in das Nothwendige zu bringen, reißt ſich der freiere Spieltrieb endlich ganz von den Feſſeln der Nothdurft los, und das Schöne wird für ſich allein ein Objekt ſeines Strebens. Er ſchmückt ſich. Die freie Luſt wird in die Zahl ſeiner Bedürfniſſe aufgenommen, und das Unnöthige iſt bald der beſte Theil ſeiner Freuden.

So wie ſich ihm von Außen her, in ſeiner Wohnung, ſeinem Hausgeräthe, ſeiner Bekleidung, allmählig die Form nähert, ſo fängt ſie endlich an, von ihm ſelbſt Beſitz zu nehmen, und Anfangs bloß den äußern, zuletzt auch den innern Menſchen zu verwandeln. Der geſetzloſe Sprung der Freude wird zum Tanz, die ungeſtalte Geſte zu einer anmuthigen harmoniſchen Geberdenſprache; die verworrenen Laute der Empfindung entfalten ſich, fangen an, dem Takt zu gehorchen und ſich zum Geſange zu biegen. Wenn das trojaniſche Heer mit gellendem Geſchrei gleich einem Zug von Kranichen in's Schlachtfeld heranſtürmt, ſo nähert ſich das griechiſche demſelben ſtill und mit edlem Schritt. Dort ſehen wir bloß den Uebermuth blinder Kräfte, hier den Sieg der Form und die ſimple Majeſtät des Geſetzes.

Eine ſchönere Nothwendigkeit kettet jetzt die Geſchlechter zuſammen, und der Herzen Antheil hilft das Bündniß bewahren, das die Begierde nur launiſch und wandelbar knüpft. Aus ihren düſtern Feſſeln entlaſſen, ergreift das ruhigere Auge die Geſtalt, die Seele ſchaut in die Seele, und aus einem eigennützigen

Tauſche der Luſt wird ein großmüthiger Wechſel der Neigung. Die Begierde erweitert und erhebt ſich zur Liebe, ſo wie die Menſchheit in ihrem Gegenſtande aufgeht, und der niedrige Vortheil über den Sinn wird verſchmäht, um über den Willen einen edlern Sieg zu erkämpfen. Das Bedürfniß zu gefallen, unterwirft den Mächtigen des Geſchmackes zartem Gericht; die Luſt kann er rauben, aber die Liebe muß eine Gabe ſeyn. Um dieſen höhern Preis kann er nur durch Form, nicht durch Materie ringen. Er muß aufhören, das Gefühl als Kraft zu berühren, und als Erſcheinung dem Verſtand gegenüber ſtehen; er muß Freiheit laſſen, weil er der Freiheit gefallen will. So wie die Schönheit den Streit der Naturen in ſeinem einfachſten und reinſten Exempel, in dem ewigen Gegenſatz der Geſchlechter löst, ſo löst ſie ihn — oder zielt wenigſtens dahin, ihn auch in dem verwickelten Ganzen der Geſellſchaft zu löſen, und nach dem Muſter des freien Bundes, den ſie dort zwiſchen der männlichen Kraft und der weiblichen Milde knüpft, alles Sanfte und Heftige in der moraliſchen Welt zu verſöhnen. Jetzt wird die Schwäche heilig und die nicht gebändigte Stärke entehrt; das Recht der Natur wird durch die Großmuth ritterlicher Sitten verbeſſert. Den keine Gewalt erſchrecken darf, entwaffnet die holde Röthe der Scham, und Thränen erſticken eine Rache, die kein Blut löſchen konnte. Selbſt der Haß merkt auf der Ehre zarte Stimme, das Schwert des Ueberwinders verſchont den entwaffneten Feind und ein gaſtlicher Heerd raucht dem Fremdlinge an der gefürchteten Küſte, wo ihn ſonſt nur der Mord empfing.

Mitten in dem furchtbaren Reich der Kräfte und mitten in dem heiligen Reich der Geſetze baut der äſthetiſche Bildungstrieb unvermerkt an einem dritten fröhlichen Reiche des Spiels und des Scheins, worin er dem Menſchen die Feſſeln aller Verhältniſſe abnimmt, und ihn von Allem, was Zwang heißt, ſowohl im Phyſiſchen als im Moraliſchen entbindet.

Wenn in dem dynamiſchen Staat der Rechte der Menſch dem Menſchen als Kraft begegnet und ſein Wirken beſchränkt — wenn er ſich ihm in dem ethetiſchen Staat der Pflichten mit der Majeſtät des Geſetzes entgegenſtellt und ſein Wollen feſſelt, ſo darf er ihm im Kreiſe des ſchönen Umgangs, in dem äſthetiſchen Staat, nur als Geſtalt erſcheinen, nur als Objekt des freien Spiels gegenüber ſtehen. Freiheit zu geben durch Freiheit iſt das Grundgeſetz dieſes Reichs.

Der dynamiſche Staat kann die Geſellſchaft bloß möglich machen, indem er die Natur durch Natur bezähmt; der ethiſche Staat kann ſie bloß (moraliſch) nothwendig machen, indem er den einzelnen Willen dem allgemeinen unterwirft; der äſthetiſche Staat allein kann ſie wirklich machen, weil er den Willen des Ganzen durch die Natur des Individuums vollzieht. Wenn ſchon das Bedürfniß den Menſchen in die Geſellſchaft nöthigt, und die Vernunft geſellige Grundſätze in ihm pflanzt, ſo kann die Schönheit allein ihm einen geſelligen Charakter ertheilen.

Der Geſchmack allein bringt Harmonie in die Geſellſchaft, weil er Harmonie in dem Individuum ſtiftet. Alle andern Formen der Vorſtellung trennen den Menſchen, weil ſie ſich ausſchließend entweder auf den ſinnlichen oder auf den geiſtigen Theil ſeines Weſens gründen; nur die ſchöne Vorſtellung macht ein Ganzes aus ihm, weil ſeine beiden Naturen dazu zuſammenſtimmen müſſen. Alle andern Formen der Mittheilung trennen die Geſellſchaft, weil ſie ſich ausſchließend entweder auf die Privatempfänglichkeit, oder auf die Privatfertigkeit der einzelnen Glieder, alſo auf das Unterſcheidende zwiſchen Menſchen und Menſchen, beziehen; nur die ſchöne Mittheilung vereinigt die Geſellſchaft, weil ſie ſich auf das Gemeinſame Aller bezieht. Die Freuden der Sinne genießen wir bloß als Individuen, ohne daß die Gattung, die in uns wohnt, daran Antheil nehme; wir können alſo unſere ſinnlichen Freuden nicht zu allgemeinen erweitern, weil wir unſer Individuum nicht allgemein machen können. Die Freuden der Erkenntniß genießen wir bloß als Gattung, und indem wir jede Spur des Individuums ſorgfältig aus unſerm Urtheil entfernen; wir können alſo unſere Vernunftfreuden nicht allgemein machen, weil wir die Spuren des Individuums aus dem Urtheile Anderer nicht ſo, wie aus dem unſrigen, ausſchließen können. Das Schöne allein genießen wir als Individuum und als Gattung zugleich, d. h. als Repräſentanten der Gattung. Das ſinnliche Gute kann nur Einen Glücklichen machen, da es ſich auf Zueignung gründet, welche immer eine Ausſchließung mit ſich führt; es kann dieſen Einen auch nur einſeitig glücklich machen, weil die Perſönlichkeit nicht daran Theil nimmt. Das abſolut Gute kann nur unter Bedingungen glücklich machen, die allgemein nicht vorauszuſetzen ſind; denn die Wahrheit iſt nur der Preis der Verläugnung, und an den reinen Willen glaubt nur ein reines Herz. Die Schönheit allein beglückt alle Welt, und jedes Weſen vergißt ſeiner Schranken, ſo lang es ihren Zauber erfährt.

Kein Vorzug, keine Alleinherrſchaft wird geduldet, ſo weit der Geſchmack regiert und das Reich des ſchönen Scheins ſich verbreitet. Dieſes Reich erſtreckt ſich aufwärts, bis wo die Vernunft mit unbedingter Nothwendigkeit herrſcht und alle Materie aufhebt; es erſtreckt ſich niederwärts, bis wo der Naturtrieb mit blinder Nöthigung waltet und die Form noch nicht anfängt; ja ſelbſt auf dieſen äußerſten Grenzen, wo die geſetzgebende Macht ihm genommen iſt, läßt ſich der Geſchmack doch die vollziehende nicht entreißen. Die ungeſellige Begierde muß ihrer Selbſtſucht entſagen, und das Angenehme, welches ſonſt nur die Sinne lockt, das Netz der Anmuth auch über die Geiſter auswerfen. Der Nothwendigkeit ſtrenge Stimme, die Pflicht, muß ihre vorwerfende Formel verändern, die nur der Widerſtand rechtfertigt, und die willige Natur durch ein edleres Zutrauen ehren. Aus den Myſterien der Wiſſenſchaft führt der Geſchmack die Erkenntniß unter den offenen Himmel des Gemeinſinns heraus, und verwandelt das Eigenthum der Schulen in ein Gemeingut der ganzen menſchlichen

Geſellſchaft. In ſeinem Gebiete muß auch der mächtigſte Genius ſich ſeiner Hoheit begeben und zu dem Kinderſinn vertraulich herniederſteigen. Die Kraft muß ſich binden laſſen durch die Huldgöttinnen, und der trotzige Löwe dem Zaum eines Amors gehorchen. Dafür breitet er über das phyſiſche Bedürfniß, das in ſeiner nackten Geſtalt die Würde freier Geiſter beleidigt, ſeinen mildernden Schleier aus, und verbirgt uns die entehrende Verwandtſchaft mit dem Stoff in einem lieblichen Blendwerk von Freiheit. Beflügelt durch ihn, entſchwingt ſich auch die kriechende Lohnkunſt dem Staub, und die Feſſeln der Leibeigenſchaft fallen, von ſeinem Stabe berührt, von dem Lebloſen wie von dem Lebendigen ab. In dem äſthetiſchen Staate iſt Alles, auch das dienende Werkzeug, ein freier Bürger, der mit dem edelſten gleiche Rechte hat, und der Verſtand, der die duldende Maſſe unter ſeine Zwecke gewaltthätig beugt, muß ſie hier um ihre Beſtimmung fragen. Hier alſo in dem Reiche des äſthetiſchen Scheins, wird das Ideal der Gleichheit erfüllt, welches der Schwärmer ſo gern auch dem Weſen nach realiſirt ſehen möchte; und wenn es wahr iſt, daß der ſchöne Ton in der Nähe des Thrones am früheſten und vollkommenſten reift, ſo müßte man auch hier die gütige Schickung erkennen, die den Menſchen oft nur deßwegen in der Wirklichkeit einzuſchränken ſcheint, um ihn in eine idealiſche Welt zu treiben.

Exiſtirt aber auch ein ſolcher Staat des ſchönen Scheins, und wo iſt er zu finden? Dem Bedürfniß nach exiſtirt er in jeder feingeſtimmten Seele; der

That nach möchte man ihn wohl nur, wie die reine Kirche und die reine Republik, in einigen wenigen auserleſenen Cirkeln finden, wo nicht die geiſtloſe Nachahmung fremder Sitten, ſondern eigene ſchöne Natur das Betragen lenkt, wo der Menſch durch die verwickeltſten Verhältniſſe mit kühner Einfalt und ruhiger Unſchuld geht, und weder nöthig hat, fremde Freiheit zu kränken, um die ſeinige zu behaupten, noch ſeine Würde wegzuwerfen, um Anmuth zu zeigen.

◆

Ueber
die nothwendigen Grenzen
beim
Gebrauch ſchöner Formen.[*]

Der Mißbrauch des Schönen und die Anmaßungen der Einbildungskraft da, wo ſie nur die ausübende Gewalt beſitzt, auch die geſetzgebende an ſich zu reiſſen, haben ſowohl im Leben als in der Wiſſenſchaft ſo vielen Schaden angerichtet, daß es von nicht geringer Wichtigkeit iſt, die Grenzen genau zu beſtimmen, die dem Gebrauch ſchöner Formen geſetzt ſind. Dieſe Grenzen liegen ſchon in der Natur des Schönen, und wir dürfen uns bloß erinnern, wie der Geſchmack ſeinen Einfluß äußert, um beſtimmen zu können, *wie weit* er denſelben erſtrecken darf.

Die Wirkungen des Geſchmacks überhaupt genommen ſind, die ſinnlichen und geiſtigen Kräfte des Menſchen in Harmonie zu bringen, und in einem innigen Bündniß zu vereinigen. Wo alſo ein ſolches inniges

---

[*] Anmerkung des Herausgebers. In den Horen vom Jahr 1795 erſchien dieſer Aufſatz zuerſt.

Bündniß zwiſchen der Vernunft und den Sinnen zweckmäßig und rechtmaßig iſt, da iſt dem Geſchmack ein Einfluß zu geſtatten. Gibt es aber Fälle, wo wir, ſey es nun, um einen Zweck zu erreichen, oder ſey es, um einer Pflicht Genüge zu thun, von jedem ſinnlichen Einfluß frei und als reine Vernunftweſen handeln müſſen, wo alſo das Band zwiſchen dem Geiſt und der Materie augenblicklich aufgehoben werden muß, da hat der Geſchmack ſeine Grenzen, die er nicht überſchreiten darf, ohne entweder einen Zweck zu vereiteln, oder uns von unſerer Pflicht zu entfernen. Dergleichen Fälle gibt es aber wirklich, und ſie werden uns ſchon durch unſere Beſtimmung vorgeſchrieben.

Unſere Beſtimmung iſt, uns Erkenntniſſe zu erwerben und aus Erkenntniſſen zu handeln. Zu beiden gehört eine Fertigkeit, von dem, was der Geiſt thut, die Sinne auszuſchließen, weil bei allem Erkennen vom Empfinden, und bei allem moraliſchen Wollen von der Begierde abſtrahirt werden muß.

Wenn wir *erkennen*, ſo verhalten wir uns thätig, und unſere Aufmerkſamkeit iſt auf einen *Gegenſtand*, auf ein Verhältniß zwiſchen Vorſtellungen und Vorſtellungen, gerichtet. Wenn wir *empfinden*, ſo verhalten wir uns *leidend*, und unſere Aufmerkſamkeit (wenn man es anders ſo nennen kann, was keine bewußte Handlung des Geiſtes iſt) iſt bloß auf unſern Zuſtand gerichtet, inſofern derſelbe durch einen empfangenden Eindruck verändert wird. Da wir nun das Schöne bloß empfinden und nicht erkennen, ſo merken wir dabei auf kein Verhältniß deſſelben zu andern Objekten, ſo beziehen wir die Vorſtellung deſſelben nicht auf andere Vorſtellungen, ſondern auf unſer empfindendes Selbſt. An dem ſchönen Gegenſtand erfahren wir nichts, aber von demſelben erfahren wir eine Veränderung unſers Zuſtandes, davon die Empfindung der Ausdruck iſt. Unſer Wiſſen wird alſo durch Urtheile des Geſchmacks nicht erweitert, und keine Erkenntniß, ſelbſt nicht einmal von der Schönheit, wird durch die Empfindung der Schönheit erworben. Wo alſo Erkenntniß der Zweck iſt, da kann uns der Geſchmack, wenigſtens direkt und unmittelbar, keine Dienſte leiſten; vielmehr wird die Erkenntniß gerade ſo lange ausgeſetzt, als uns die Schönheit beſchäftigt.

Wozu dient denn aber nun, wird man einwenden, eine geſchmackvolle Einkleidung der Begriffe, wenn der Zweck des Vortrags, der doch kein anderer ſeyn kann, als Erkenntniß hervorzubringen, vielmehr dadurch gehindert als befördert wird?

Zur Ueberzeugung des Verſtandes kann allerdings die Schönheit der Einkleidung eben ſo wenig beitragen, als das geſchmackvolle Arrangement einer Mahlzeit zur Sättigung der Gäſte, oder die äußere Eleganz eines Menſchen zur Beurtheilung ſeines innern Werths. Aber eben ſo, wie dort durch die ſchöne Anordnung der Tafel die Eßluſt gereizt, und hier durch das Empfehlende im Aeußern die Aufmerkſamkeit auf den Menſchen überhaupt geweckt und geſchärft wird, ſo werden wir durch eine reizende Darſtellung der Wahrheit in eine günſtige Stimmung geſetzt, ihr unſre Seele zu öffnen, und die Hinderniſſe in unſerm Gemüth werden hinweggeräumt, die ſich der ſchwierigen Verfolgung einer langen und ſtrengen Gedankenkette ſonſt würden entgegengeſetzt haben. Es iſt niemals der Inhalt, der durch die Schönheit der Form gewinnt, und niemals der Verſtand, dem der Geſchmack beim Erkennen hilft. Der Inhalt muß ſich dem Verſtand unmittelbar durch ſich ſelbſt empfehlen, indem die ſchöne Form zu der Einbildungskraft ſpricht, und ihr mit einem Scheine von Freiheit ſchmeichelt.

Aber ſelbſt dieſe unſchuldige Nachgiebigkeit gegen die Sinne, die man ſich bloß in der Form erlaubt, ohne dadurch etwas an dem Inhalt zu verändern, iſt großen Einſchränkungen unterworfen, und kann völlig zweckwidrig ſeyn, je nachdem die Art der Erkenntniß und der Grad der Ueberzeugung iſt, die man bei Mittheilung ſeiner Gedanken beabſichtet.

Es gibt eine wiſſenſchaftliche Erkenntniß, welche auf deutlichen Begriffen und erkannten Prinzipien ruht, und eine populäre Erkenntniß, welche bloß auf mehr oder weniger entwickelte Gefühle ſich gründet. Was der letztern oft ſehr beförderlich iſt, kann der erſtern geradezu widerſtreiten.

Da, wo man eine ſtrenge Ueberzeugung aus Prinzipien zu bewirken ſucht, da iſt es nicht damit gethan, die Wahrheit bloß dem Inhalt nach vorzutragen, ſondern auch die Probe der Wahrheit muß in der Form des Vortrags zugleich mit enthalten ſeyn. Dies kann aber nichts Anders heißen, als, nicht bloß der Inhalt, ſondern auch die Darlegung deſſelben muß den Denkgeſetzen gemäß ſeyn. Mit derſelben ſtrengen Nothwendigkeit, mit welcher ſich die Begriffe im Verſtand an einander ſchließen, müſſen ſie ſich auch im Vortrag zuſammenfügen, und die Stetigkeit in der Darſtellung muß der Stetigkeit in der Idee entſprechen. Nun ſtreitet aber jede Freiheit, die der Imagination bei Erkenntniſſen eingeräumt wird, mit der ſtrengen Nothwendigkeit, nach welcher der Verſtand Urtheile mit Urtheilen und Schlüſſe mit Schlüſſen zuſammenkettet. Die Einbildungskraft ſtrebt, ihrer Natur gemäß, immer nach Anſchauungen, d. h. nach ganzen und durchgängig beſtimmten Vorſtellungen, und iſt ohne Unterlaß bemüht, das Allgemeine in einem einzelnen Fall darzuſtellen, es in Raum und Zeit zu begrenzen, den Begriff zum Individuum zu machen, dem Abſtrakten einen Körper zu geben. Sie liebt ferner in ihren Zuſammenſetzungen Freiheit und erkennt dabei kein anderes Geſetz als den Zufall der Raum- und der Zeitverknüpfung; denn dieſe iſt der einzige Zuſammenhang, der zwiſchen unſern Vorſtellungen übrig bleibt, wenn wir Alles, was Begriff iſt, was ſie innerlich verbindet, hinwegdenken. Gerade umgekehrt beſchäftigt ſich der Verſtand nur mit Theilvorſtellungen oder Begriffen, und ſein Beſtreben geht dahin, im lebendigen Ganzen einer Anſchauung Merkmale zu unterſcheiden. Weil er die Dinge nach ihren innern Verhältniſſen verknüpft, die ſich nur durch Abſonderung entdecken laſſen, ſo kann der Verſtand nur inſofern, als er vorher trennte, d. h. nur durch Theilvorſtellungen, verbinden. Der

Verſtand beobachtet in ſeinen Combinationen ſtrenge Nothwendigkeit und Geſetzmäßigkeit, und es iſt bloß der ſtetige Zuſammenhang der Begriffe, wodurch er befriedigt werden kann. Dieſer Zuſammenhang wird aber jedesmal geſtört, ſo oft die Einbildungskraft ganze Vorſtellungen (einzelne Fälle) in dieſe Kette von Abſtraktionen einſchaltet, und in die ſtrenge Nothwendigkeit der Sachverknüpfung den Zufall der Zeitverknüpfung miſcht.[*] Es iſt daher unumgänglich nöthig, daß da, wo es um ſtrenge Conſequenz im Denken zu thun iſt, die Imagination ihren willkührlichen Charakter verläugne, und ihr Beſtreben nach möglichſter Sinnlichkeit in den Vorſtellungen und möglichſter Freiheit in Verknüpfung derſelben dem Bedürfniß des Verſtandes unterordnen und aufopfern lerne. Deßwegen muß ſchon der Vortrag darnach eingerichtet ſeyn, durch Ausſchließung alles Individuellen und Sinnlichen jenes Beſtreben der Einbildungskraft niederzuſchlagen, und ſowohl durch Beſtimmtheit im Ausdruck ihrem unruhigen Dichtungstrieb, als durch

---

[*] Ein Schriftſteller, dem es um wiſſenſchaftliche Strenge zu thun iſt, wird ſich deßwegen der Beiſpiele ſehr ungern und ſehr ſparſam bedienen. Was vom Allgemeinen mit vollkommener Wahrheit gilt, erleidet in jedem beſondern Fall Einſchränkungen: und da in jedem beſondern Fall ſich Umſtände finden, die in Rückſicht auf den allgemeinen Begriff, der dadurch dargeſtellt werden ſoll, zufällig ſind, ſo iſt immer zu fürchten, daß dieſe zufälligen Beziehungen in jenen allgemeinen Begriff mit hineingetragen werden, und ihm von ſeiner Allgemeinheit und Nothwendigkeit etwas rauben.

Geſetzmäßigkeit im Fortſchritt ihrer Willkühr in Combination Schranken zu ſetzen. Freilich wird ſie ſich nicht ohne Widerſtand dieſem Joch unterwerfen, aber man rechnet hier auch billig auf einige Selbſtverläugnung und auf einen ernſtlichen Entſchluß des Zuhörers oder Leſers, um der Sache willen die Schwierigkeiten nicht zu achten, welche von der Form unzertrennlich ſind.

Wo ſich aber ein ſolcher Entſchluß nicht vorausſehen läßt, und wo man ſich keine Hoffnung machen kann, daß das Intereſſe an dem Inhalte ſtark genug ſeyn werde, um zu dieſer Anſtrengung Muth zu machen, da wird man freilich auf Mittheilung einer wiſſenſchaftlichen Erkenntniß Verzicht thun müſſen, dafür aber in Anſehung des Vortrags etwas mehr Freiheit gewinnen. Man verläßt in dieſem Falle die Form der Wiſſenſchaft, die zu viel Gewalt gegen die Einbildungskraft ausübt, und nur durch die Wichtigkeit des Zwecks kann annehmlich gemacht werden, und erwählt dafür die Form der Schönheit, die, unabhängig von allem Inhalt, ſich ſchon durch ſich ſelbſt empfiehlt. Weil die Sache die Form nicht in Schutz nehmen will, ſo muß die Form die Sache vertreten.

Der populäre Unterricht verträgt ſich mit dieſer Freiheit. Da der Volksredner oder Volksſchriftſteller (eine Benennung, unter der ich Jeden befaſſe, der nicht ausſchließend an den Gelehrten ſich wendet) zu keinem vorbereiteten Publikum ſpricht, und ſeine Leſer nicht wie der andere auswählt, ſondern ſie nehmen muß, wie er ſie findet, ſo kann er auch bloß die allgemeinen Bedingungen des Denkens, und bloß die allgemeinen Antriebe zur Aufmerkſamkeit, aber noch keine beſondere Denkfertigkeit, noch keine Bekanntſchaft mit beſtimmten Begriffen, noch kein Intereſſe an beſtimmten Gegenſtänden bei denſelben vorausſetzen. Er kann es alſo auch nicht darauf ankommen laſſen, ob die Einbildungskraft derer, die er unterrichten will, mit ſeinen Abſtraktionen den gehörigen Sinn verknüpfen, und zu den allgemeinen Begriffen, auf die der wiſſenſchaftliche Vortrag ſich einſchränkt, einen Inhalt darbieten werde. Um ſicher zu gehen, gibt er daher lieber die Anſchauungen und einzelnen Fälle gleich mit, auf welche ſich jene Begriffe beziehen, und überläßt es dem Verſtand ſeiner Leſer, den Begriff aus dem Stegreif daraus zu bilden. Die Einbildungskraft wird alſo bei dem populären Vortrag ſchon weit mehr in's Spiel gemiſcht, aber doch immer nur reproduktiv (empfangene Vorſtellungen erneuernd), nicht aber produktiv (ihre ſelbſtbildende Kraft beweiſend). Jene einzelnen Fälle oder Anſchauungen ſind für den gegenwärtigen Zweck viel zu genau berechnet, und für den Gebrauch, der davon gemacht werden ſoll, viel zu beſtimmt eingerichtet, als daß die Einbildungskraft es vergeſſen könnte, daß ſie bloß im Dienſt des Verſtandes handelt. Der Vortrag hält ſich zwar etwas näher an das Leben und an die Sinnenwelt, aber er verliert ſich noch nicht in derſelben. Die Darſtellung iſt alſo noch immer bloß didaktiſch; denn, um ſchön zu ſeyn, fehlen ihr noch die zwei vornehmſten Eigenſchaften, Sinnlichkeit im Ausdruck und Freiheit in der Bewegung.

Frei wird die Darſtellung, wenn der Verſtand den Zuſammenhang der Ideen zwar beſtimmt, aber mit ſo verſteckter Geſetzmäßigkeit, daß die Einbildungskraft dabei völlig willkührlich zu verfahren und bloß dem Zufall der Zeitverknüpfung zu folgen ſcheint. Sinnlich wird die Darſtellung, wenn ſie das Allgemeine in das Beſondere verſteckt, und der Phantaſie das lebendige Bild (die ganze Vorſtellung) hingibt, wo es bloß um den Begriff (die Theilvorſtellung) zu thun iſt. Die ſinnliche Darſtellung iſt alſo, von der einen Seite betrachtet, reich, weil ſie da, wo nur eine Beſtimmung verlangt wird, ein vollſtändiges Bild, ein Ganzes von Beſtimmungen, ein Individuum gibt; ſie iſt aber, von einer andern Seite betrachtet, wieder eingeſchränkt und arm, weil ſie nur von einem Individuum und von einem einzelnen Fall behauptet, was doch von einer ganzen Sphäre zu verſtehen iſt. Sie verkürzt alſo den Verſtand gerade um ſo viel, als ſie der Imagination im Ueberfluß darbietet, denn je vollſtändiger an Inhalt eine Vorſtellung iſt, deſto kleiner iſt ihr Umfang.

Das Intereſſe der Einbildungskraft iſt, ihre Gegenſtände nach Willkühr zu wechſeln; das Intereſſe des Verſtandes iſt, die ſeinigen mit ſtrenger Nothwendigkeit zu verknüpfen. So ſehr dieſe beiden Intereſſen mit einander zu ſtreiten ſcheinen, ſo gibt es doch zwiſchen beiden einen Punkt der Vereinigung, und dieſen aufzufinden, iſt das eigentliche Verdienſt der ſchönen Schreibart.

Um der Imagination Genüge zu thun, muß die Rede einen materiellen Theil oder Körper haben, und dieſen machen die Anſchauungen aus, von denen der Verſtand die einzelnen Merkmale oder Begriffe abſondert; denn ſo abſtrakt wir auch denken mögen, ſo iſt es doch immer zuletzt etwas Sinnliches, was unſerm Denken zum Grund liegt. Nur weil die Imagination ungebunden und regellos von Anſchauung zu Anſchauung überſpringen, und ſich an keinen andern Zuſammenhang, als den der Zeitfolge binden. Stehen alſo die Anſchauungen, welche den körperlichen Theil zu der Rede hergeben, in keiner Sachverknüpfung untereinander, ſcheinen ſie vielmehr als unabhängige Glieder und als eigene Ganze für ſich ſelbſt zu beſtehen, verrathen ſie die ganze Unordnung einer ſpielenden und bloß ſich ſelbſt gehorchenden Einbildungskraft, ſo hat die Einkleidung äſthetiſche Freiheit, und das Bedürfniß der Phantaſie iſt befriedigt. Eine ſolche Darſtellung, könnte man ſagen, iſt ein organiſches Produkt, wo nicht bloß das Ganze lebt, ſondern auch die einzelnen Theile ihr eigenthümliches Leben haben; die bloß wiſſenſchaftliche Darſtellung iſt ein mechaniſches Werk, wo die Theile leblos für ſich ſelbſt, dem Ganzen durch ihre Zuſtimmung ein künſtliches Leben ertheilen.

Um auf der andern Seite dem Verſtande Genüge zu thun und Erkenntniß hervorzubringen, muß die Rede einen geiſtigen Theil, Bedeutung, haben, und dieſe erhält ſie durch die Begriffe, vermittelſt welcher jene Anſchauungen auf einander bezogen und in ein Ganzes verbunden werden. Findet nun zwiſchen dieſen Begriffen, als dem geiſtigen Theile der Rede, der genaueſte Zuſammenhang Statt, während daß ſich die ihnen korreſpondirenden Anſchauungen, als der ſinnliche Theil der Rede, bloß durch ein willkührliches Spiel der Phantaſie zuſammen zu finden ſcheinen, ſo iſt das Problem gelöſt, und der Verſtand wird durch Geſetzmäßigkeit befriedigt, indem der Phantaſie durch Geſetzloſigkeit geſchmeichelt wird.

Unterſucht man die Zauberkraft der ſchönen Diktion, ſo wird man allemal finden, daß ſie in einem ſolchen glücklichen Verhältniß zwiſchen äußerer Freiheit und innerer Nothwendigkeit enthalten iſt. Zu dieſer Freiheit der Einbildungskraft trägt die Individualiſirung der Gegenſtände, und der figürliche oder uneigentliche Ausdruck das Meiſte bei, jene, um die Sinnlichkeit zu erhöhen, dieſer, um ſie da, wo ſie nicht iſt, zu erzeugen. Indem wir die Gattung durch ein Individuum repräſentiren, und einen allgemeinen Begriff in einem einzelnen Falle darſtellen, nehmen wir der Phantaſie die Feſſeln ab, die der Verſtand ihr angelegt hatte, und geben ihr Vollmacht, ſich ſchöpferiſch zu beweiſen. Immer nach Vollſtändigkeit der Beſtimmungen ſtrebend, erhält und gebraucht ſie jetzt das Recht, das ihr hingegebene Bild nach Gefallen zu ergänzen, zu beleben, umzugeſtalten, ihm in allen ſeinen Verbindungen und Verwandlungen zu folgen. Sie darf augenblicklich ihrer untergeordneten Rolle vergeſſen, und ſich als eine willkührliche Selbſtherrſcherin betragen, weil durch den ſtrengen innern Zuſammenhang hinlänglich dafür geſorgt iſt, daß ſie dem Zügel des Verſtandes nie ganz entfliehen kann. Der uneigentliche Ausdruck treibt dieſe Freiheit noch weiter, indem er Bilder zuſammengattet, die ihrem Inhalt nach ganz verſchieden ſind, aber ſich gemeinſchaftlich unter einem höhern Begriff verbinden. Weil ſich nun die Phantaſie an den Inhalt, der Verſtand hingegen an jenen höhern Begriff hält, ſo macht die erſtere eben da einen Sprung, wo der letztere die vollkommene Stetigkeit wahrnimmt. Die Begriffe entwickeln ſich nach dem Geſetz der Nothwendigkeit, aber nach dem Geſetz der Freiheit gehen ſie an der Einbildungskraft vorüber, der Gedanke bleibt derſelbe, nur wechſelt das Medium, das ihn darſtellt. So erſchafft ſich der beredte Schriftſteller aus der Anarchie ſelbſt die herrlichſte Ordnung, und errichtet auf einem immer wechſelnden Grunde, auf dem Strome der Imagination, der immer fortfließt, ein feſtes Gebäude.

Stellt man zwiſchen der wiſſenſchaftlichen, der populären und der ſchönen Diktion eine Vergleichung an, ſo zeigt ſich, daß alle drei den Gedanken, um den es zu thun iſt, der Materie nach, gleich getreu überliefern, und uns alſo alle drei zu einer Erkenntniß verhelfen, daß aber die Art und der Grad dieſer Erkenntniß bei einer jeden merklich verſchieden ſind. Der ſchöne Schriftſteller ſtellt uns die Sache, von der er handelt, vielmehr als möglich und als wünſchenswürdig vor, als daß er uns von der Wirklichkeit oder gar von der Nothwendigkeit derſelben überzeugen könnte; denn ſein Gedanke kündigt ſich bloß als eine willkührliche Schöpfung der Einbildungskraft an, die für ſich allein nie im Stand iſt, die Realität ihrer Vorſtellungen zu verbürgen. Der populäre Schriftſteller erweckt uns den Glauben, daß es ſich *wirklich* ſo verhalte, aber weiter bringt er es auch nicht; denn er macht uns die Wahrheit jenes Satzes zwar fühlbar, aber nicht abſolut gewiß. Das Gefühl aber kann wohl lehren, was *iſt*, aber niemals, was *ſeyn muß*. Der philoſophiſche Schriftſteller erhebt jenen Glauben zur Ueberzeugung, denn er erweist aus unbezweifelten Gründen, daß es ſich *nothwendig* ſo verhalte.

Wenn man von den bisherigen Grundſätzen ausgeht, ſo wird es nicht ſchwer ſeyn, einer jeden von dieſen drei verſchiedenen Formen der Diktion ihre ſchickliche Stelle anzuweiſen. Im Ganzen genommen wird ſich als Regel annehmen laſſen, daß da, wo es nicht bloß an dem Reſultat, ſondern zugleich an den Beweiſen liegt, die wiſſenſchaftliche Schreibart, und da, wo es überhaupt nur um das Reſultat zu thun iſt, die populäre und ſchöne Schreibart den Vorzug verdienen. *Wann* aber der populäre Ausdruck in den *ſchönen* übergehen darf, das entſcheidet der größere oder geringere Grad des Intereſſe, den man vorauszuſetzen und zu bewirken hat.

Der reine wiſſenſchaftliche Ausdruck ſetzt uns (mehr oder weniger, je nachdem er philoſophiſcher oder populärer iſt) in den *Beſitz* einer Erkenntniß; der ſchöne Ausdruck *leiht* uns dieſelbe bloß zu augenblicklichem Genuß und Gebrauche. Der erſte gibt uns — wenn ich mir die Vergleichung erlauben darf — den Baum mit ſammt der Wurzel, aber freilich müſſen wir uns gedulden, bis er blühet und Früchte trägt; der ſchöne Ausdruck bricht uns bloß die Blüthen und Früchte davon ab; aber der Baum, der ſie trug, wird nicht unſer, und wenn jene verwelkt und genoſſen ſind, iſt unſer Reichthum verſchwunden. So widerſinnig es nun wäre, demjenigen die bloße Blume oder Frucht abzubrechen, der den Baum ſelbſt in ſeinen Garten verpflanzt haben will, eben ſo ungereimt würde es ſeyn, dem, welchen gerade jetzt nur nach einer Frucht gelüſtet, den Baum ſelbſt mit ſeinen künftigen Früchten anzubieten. Die Anwendung ergibt ſich von ſelbſt, und ich bemerke bloß, daß der ſchöne Ausdruck eben ſo wenig für den Lehrſtuhl, als der ſchulgerechte für den ſchönen Umgang und für die Rednerbühne taugt.

Der Lernende ſammelt für ſpätere Zwecke und für einen künftigen Gebrauch; daher der Lehrer dafür zu ſorgen hat, ihn zum *völligen Eigenthümer der Kenntniſſe zu machen*, die er ihm beibringt. Nichts aber iſt unſer, als was dem Verſtand übergeben wird. Der Redner hingegen bezweckt einen ſchnellen Gebrauch und hat ein gegenwärtiges Bedürfniß ſeines Publikums zu befriedigen. Sein Intereſſe iſt es alſo, die Kenntniſſe, welche er ausſtreut, ſo ſchnell, als er immer kann, *praktiſch* zu machen, und dies erreicht er am ſicherſten, wenn er ſie dem *Sinn* übergibt und für die *Empfindung* zubereitet. Der Lehrer, der ſein Publikum bloß auf Bedingungen übernimmt und berechtigt iſt, die Stimmung des Gemüths, die zur Aufnahme der Wahrheit erfordert wird, ſchon bei demſelben vorauszuſetzen, richtet ſich bloß nach dem Objekt ſeines Vortrags, da im Gegentheil der Redner, der mit ſeinem Publikum keine Bedingung eingehen darf, und die Neigung erſt zu ſeinem Vortheil gewinnen muß, ſich zugleich nach den Subjekten zu richten hat, an die er ſich wendet. Jener, deſſen Publikum ſchon da war und wiederkommt, braucht bloß Bruchſtücke zu liefern, die mit vorhergegangenen Vorträgen erſt ein Ganzes ausmachen; dieſer, deſſen Publikum ohne Aufhören wechſelt, unvorbereitet kommt und vielleicht nie zurückkehrt, muß ſein Geſchäft bei jedem Vortrag vollenden; jede ſeiner Aufführungen muß ein Ganzes für ſich ſeyn, und ihren vollſtändigen Aufſchluß enthalten.

Daher iſt es kein Wunder, wenn ein noch ſo gründlicher dogmatiſcher Vortrag in der Converſation und auf der Kanzel kein Glück macht, und ein noch ſo geiſtvoller, ſchöner Vortrag auf dem Lehrſtuhl keine Früchte trägt, wenn die ſchöne Welt Schriften ungeleſen läßt, die in der gelehrten Epoche machen, und der Gelehrte Werke ignorirt, die eine Schule der Weltleute ſind und von allen Liebhabern des Schönen mit Begierde verſchlungen werden. Jedes kann in dem Kreis, für den es beſtimmt iſt, Bewunderung verdienen, ja an innerm Gehalt können beide vollkommen gleich ſeyn; aber es hieße etwas Unmögliches verlangen, wenn ein Werk, das den Denker anſtrengt, zugleich dem bloßen Schöngeiſt zum leichten Spiele dienen ſollte.

Aus dieſem Grunde halte ich es für ſchädlich, wenn für den Unterricht der Jugend Schriften gewählt werden, worin wiſſenſchaftliche Materien in ſchöne Form eingekleidet ſind. Ich rede hier ganz und gar nicht von ſolchen Schriften, wo der Inhalt der Form aufgeopfert worden iſt, ſondern von wirklich vortrefflichen Schriften, die die ſchärfſte Sachprobe aushalten, aber dieſe Probe in ihrer Form nicht enthalten. Es iſt wahr, man erreicht mit ſolchen Schriften den Zweck, geleſen zu werden, aber immer auf Unkoſten des wichtigern Zweckes, warum man geleſen werden will. Der Verſtand wird bei dieſer Lektüre immer nur in ſeiner Zuſammenſtimmung mit der Einbildungskraft geübt, und lernt alſo nie die Form von dem Stoffe ſcheiden und als ein reines Vermögen handeln. Und doch iſt ſchon die bloße Uebung des Verſtandes ein Hauptmoment bei dem Jugendunterricht, und an dem Denken ſelbſt liegt in den meiſten Fällen mehr als an dem Gedanken. Wenn man haben will, daß ein Geſchäft gut beſorgt werde, ſo mag man ſich ja hüten, es als ein Spiel anzukündigen. Vielmehr muß der Geiſt ſchon durch die Form der Behandlung in Spannung geſetzt und mit einer gewiſſen Gewalt von der Paſſivität zur Thätigkeit fortgeſtoßen werden. Der Lehrer ſoll ſeinem Schüler die ſtrenge Geſetzmäßigkeit der Methode keineswegs verbergen, ſondern ihn vielmehr darauf aufmerkſam und wo möglich darnach begierig machen. Der Studierende ſoll lernen, einen Zweck verfolgen und um des Zwecks willen auch ein beſchwerliches Mittel ſich gefallen laſſen. Frühe ſchon ſoll er nach der edleren Luſt ſtreben, welche der Preis der Anſtrengung iſt. Bei dem wiſſenſchaftlichen Vortrag werden die Sinne ganz und gar abgewieſen, bei dem Schönen werden ſie in's Intereſſe gezogen. Was wird die Folge davon ſeyn? Man verſchlingt eine ſolche Schrift, eine ſolche Unterhaltung mit Antheil, aber wird man um die Reſultate befragt, ſo iſt man kaum im Stande, davon Rechenſchaft zu geben. Und ſehr natürlich! denn die Begriffe dringen zu ganzen Maſſen in die Seele, und der Verſtand erkennt nur, wo er unterſcheidet; das Gemüth verhielt ſich während der Lektüre vielmehr leidend als thätig, und der Geiſt beſitzt nichts, als was er thut.

Dies gilt übrigens bloß von dem Schönen gemeiner Art und von der gemeinen Art das Schöne zu empfinden. Das wahrhaft Schöne gründet ſich auf die ſtrengſte Beſtimmtheit, auf die genaueſte Abſonderung, auf die höchſte innere Nothwendigkeit; nur muß dieſe Beſtimmtheit ſich eher finden laſſen als gewaltſam hervordrängen. Die höchſte Geſetzmäßigkeit muß da ſeyn, aber ſie muß als Natur erſcheinen. Ein ſolches Produkt wird dem Verſtand vollkommen Genüge thun, ſobald es ſtudirt wird, aber eben weil es wahrhaft ſchön iſt, ſo dringt es ſeine Geſetzmäßigkeit nicht auf, ſo wendet es ſich nicht an den Verſtand insbeſondere, ſondern ſpricht als reine Einheit zu dem harmonirenden Ganzen des Menſchen, als Natur zur Natur. Ein gemeiner Beurtheiler findet es vielleicht leer, dürftig, viel zu wenig beſtimmt; gerade dasjenige, worin der Triumph der Darſtellung beſteht, die vollkommene Auflöſung der Theile in einem reinen Ganzen, beleidigt ihn, weil er nur zu unterſcheiden verſteht und nur für das Einzelne Sinn hat. Zwar ſoll bei philoſophiſchen Darſtellungen der Verſtand, als Unterſcheidungsvermögen, befriedigt werden, es ſollen einzelne Reſultate für ihn durchaus hervorgehen: dies iſt der Zweck, der auf keine Weiſe hintangeſetzt werden darf. Wenn aber der Schriftſteller durch die ſtrengſte innere Beſtimmtheit dafür geſorgt hat, daß der Verſtand dieſe Reſultate nothwendig finden muß, ſobald er ſich nur darauf einläßt, aber damit allein nicht zufrieden und genöthigt durch ſeine Natur (die immer als harmoniſche Einheit wirkt, und, wo ſie durch das Geſchäft der Abſtraktion dieſe Einheit verloren, ſolche ſchnell wieder herſtellt), wenn er das Getrennte wieder verbindet und durch die vereinigte Aufforderung der ſinnlichen und geiſtigen Kräfte immer den ganzen Menſchen in Anſpruch nimmt, ſo hat er wahrhaftig nicht um ſo viel ſchlechter geſchrieben, als er dem Höchſten näher gekommen iſt. Der gemeine Beurtheiler freilich, der ohne Sinn für jene Harmonie immer nur auf das Einzelne dringt, der in der Peterskirche ſelbſt nur die Pfeiler ſuchen würde, welche dieſes künſtliche Firmament unterſtützen, dieſer wird es ihm wenig Dank wiſſen, daß er ihm eine doppelte Mühe machte; denn ein ſolcher muß ihn freilich erſt überſetzen, wenn er ihn verſtehen will, ſo wie der bloße nackte Verſtand, entblößt von allem Darſtellungsvermögen, das Schöne und Harmoniſche in der Natur wie in der

Kunſt erſt in ſeine Sprache umſetzen und auseinander legen, kurz, ſo wie der Schüler, um zu leſen, erſt buchſtabiren muß. Aber von der Beſchränktheit und Bedürftigkeit ſeiner Leſer empfängt der darſtellende Schriftſteller niemals das Geſetz. Dem Ideal, das er in ſich ſelbſt trägt, geht er entgegen, unbekümmert, wer ihm etwa folgt und, wer zurückbleibt. Es werden viele zurückbleiben: denn ſo ſelten es ſchon iſt, auch nur denkende Leſer zu finden, ſo iſt es doch noch unendlich ſeltener, ſolche anzutreffen, welche darſtellend denken können. Ein ſolcher Schriftſteller wird es alſo der Natur der Sache nach ſowohl mit denjenigen verderben, welche nur anſchauen und nur empfinden — denn er legt ihnen die ſaure Arbeit des Denkens auf — als mit denjenigen, welche nur denken, denn er fordert von ihnen, was für ſie ſchlechthin unmöglich iſt, lebendig zu bilden. Weil aber beide nur ſehr unvollkommene Repräſentanten gemeiner und ächter Menſchheit ſind, welche durchaus Harmonie jener beiden Geſchäfte fordert, ſo bedeutet ihr Widerſpruch nichts; vielmehr beſtätigen ihm ihre Urtheile, daß er erreichte, was er ſuchte. Der abſtrakte Denker findet ſeinen Inhalt gedacht, und der anſchauende Leſer ſeine Schreibart lebendig; beide billigen alſo, was ſie faſſen, und vermiſſen nur, was ihr Vermögen überſteigt.

Ein ſolcher Schriftſteller iſt aber aus eben dieſem Grunde ganz und gar nicht dazu gemacht, einen Unwiſſenden mit dem Gegenſtand, den er behandelt, bekannt zu machen, oder, im eigentlichſten Sinne des Worts, zu lehren. Dazu iſt er glücklicher Weiſe auch nicht nöthig, weil es für den Unterricht der Schüler nie an Subjekten fehlen wird. Der Lehrer in ſtrengſter Bedeutung muß ſich nach der Bedürftigkeit richten; er geht von der Vorausſetzung des Unvermögens aus; da hingegen jener von ſeinem Leſer oder Zuhörer ſchon eine gewiſſe Integrität und Ausbildung fordert. Dafür ſchränkt ſich aber ſeine Wirkung auch nicht darauf ein, bloß todte Begriffe mitzutheilen; er ergreift mit lebendiger Energie das Lebendige und bemächtigt ſich des ganzen Menſchen, ſeines Verſtandes, ſeines Gefühls, ſeines Willens zugleich.

Wenn es für die Gründlichkeit der Erkenntniß nachtheilig befunden wurde, bei dem eigentlichen Lernen den Forderungen des Geſchmacks Raum zu geben, ſo wird dadurch keineswegs behauptet, daß die Bildung dieſes Vermögens bei dem Studirenden zu frühzeitig ſey. Ganz im Gegentheil ſoll man ihn aufmuntern und veranlaſſen, Kenntniſſe, die er ſich auf dem Wege der Schule zu eigen machte, auf dem Wege der lebendigen Darſtellung mitzutheilen. Sobald das Erſtere nur beobachtet worden iſt, kann das Zweite keine anderen als nützliche Folgen haben. Gewiß muß man einer Wahrheit ſchon im hohen Grade mächtig ſeyn, um ohne Gefahr die Form verlaſſen zu können, in der ſie gefunden wurde; man muß einen großen Verſtand beſitzen, um ſelbſt in dem freien Spiele der Imagination ſein Objekt nicht zu verlieren. Wer mir ſeine Kenntniſſe in ſchulgerechter Form überliefert, der überzeugt mich zwar, daß er ſie richtig faßte und zu behaupten weiß; wer aber zugleich im Stande iſt, ſie in einer ſchönen Form mitzutheilen, der beweiſt nicht nur, daß er dazu gemacht iſt, ſie zu erweitern, er beweiſt auch, daß er ſie in ſeine Natur aufgenommen und in ſeinen Handlungen darzuſtellen fähig iſt. Es gibt für die Reſultate des Denkens keinen andern Weg zu dem Willen und in das Leben, als durch die ſelbſtthätige Bildungskraft. Nichts, als was in uns ſelbſt ſchon lebendige That iſt, kann es außer uns werden, und es iſt mit Schöpfungen des Geiſtes wie mit organiſchen Bildungen; nur aus der Blüthe geht die Frucht vor.

Wenn man überlegt, wie viele Wahrheiten als innere Anſchauungen längſt ſchon lebendig wirkten, ehe die Philoſophie ſie demonſtrirte, und wie kraftlos öfters die demonſtrirteſten Wahrheiten für das Gefühl und den Willen bleiben, ſo erkennt man, wie wichtig es für das praktiſche Leben iſt, dieſen Wink der Natur zu befolgen, und die Erkenntniſſe der Wiſſenſchaft wieder in lebendige Anſchauung umzuwandeln. Nur auf dieſe Art iſt man im Stande, an den Schätzen der Weisheit auch diejenigen Antheil nehmen zu laſſen, denen ſchon ihre Natur unterſagte, den unnatürlichen Weg der Wiſſenſchaft zu wandeln. Die Schönheit leiſtet hier in Rückſicht auf die Erkenntniß eben das, was ſie im Moraliſchen in Rückſicht auf die Handlungsweiſe leiſtet; ſie vereinigt die Menſchen in den Reſultaten und in der Materie, die ſich in der Form und in den Gründen niemals vereinigt haben würden.

Das andere Geſchlecht kann und darf ſeiner Natur und ſeiner ſchönen Beſtimmung nach mit dem männlichen nie die Wiſſenſchaft, aber durch das Medium der Darſtellung kann es mit demſelben die Wahrheit theilen. Der Mann läßt es ſich noch wohl gefallen, daß ſein Geſchmack beleidigt wird, wenn nur der innere Gehalt den Verſtand entſchädigt. Gewöhnlich iſt es ihm nur deſto lieber, je härter die Beſtimmtheit hervortritt, und je reiner ſich das innere Weſen von der Erſcheinung abſondert. Aber das Weib vergibt dem reichſten Inhalt die vernachläßigte Form nicht, und der ganze innere Bau ſeines Weſens gibt ihm ein Recht zu dieſer ſtrengen Forderung. Dieſes Geſchlecht, das, wenn es auch nicht durch Schönheit herrſchte, ſchon allein deßwegen das ſchöne Geſchlecht heißen müßte, weil es durch Schönheit beherrſcht wird, zieht Alles, was ihm vorkommt, vor dem Richterſtuhl der Empfindung, und was nicht zu dieſer ſpricht oder ſie gar beleidigt, iſt für daſſelbe verloren. Freilich kann ihm in dieſem Canal nur die Materie der Wahrheit, aber nicht die Wahrheit ſelbſt überliefert werden, die von ihrem Beweis unzertrennlich iſt. Aber glücklicher Weiſe braucht es auch nur die Materie der Wahrheit, um ſeine höchſte Vollkommenheit zu erreichen, und die bisher erſchienenen Ausnahmen können den Wunſch nicht erregen, daß ſie zur Regel werden möchten.

Das Geſchäft alſo, welches die Natur dem andern Geſchlecht nicht bloß nachließ, ſondern verbot, muß der Mann doppelt auf ſich nehmen, wenn er anders dem Weibe in dieſem wichtigen Punkt des Daſeyns auf gleicher Stufe begegnen will. Er wird alſo ſo viel, als er nur immer kann, aus dem Reich der Abſtraktion, wo er regiert, in das Reich der Einbildungskraft und Empfindung hinüber zu ziehen ſuchen, wo das Weib ſogleich Muſter und Richterin iſt. Er wird, da er in dem weiblichen Geiſte keine dauerhaften Pflanzungen anlegen kann, ſo viele Blüthen und Früchte, als immer möglich iſt, auf ſeinem eigenen Felde zu erzielen ſuchen, um den ſchnell verwelkenden Vorrath auf dem andern deſto öfter erneuern und da, wo keine natürliche Ernte reift, eine künſtliche unterhalten zu können. Der Geſchmack verbeſſert — oder verbirgt — den natürlichen Geiſtesunterſchied beider Geſchlechter, er nährt und ſchmückt den weiblichen Geiſt mit den Produkten des männlichen, und läßt das reizende Geſchlecht empfinden, wo es nicht gedacht, und genießen, wo es nicht gearbeitet hat.

Dem Geſchmack iſt alſo unter den Einſchränkungen, deren ich bisher erwähnte, bei Mittheilung der Erkenntniß zwar die Form anvertraut, aber unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er ſich nicht an dem Inhalt vergreife. Er ſoll nie vergeſſen, daß er einen fremden Auftrag ausrichtet und nicht ſeine eigenen Geſchäfte führt. Sein ganzer Antheil ſoll darauf eingeſchränkt ſeyn, das Gemüth in eine der Erkenntniß günſtige Stimmung zu verſetzen; aber in Allem dem, was die Sache betrifft, ſoll er ſich durchaus keine Autorität anmaßen.

Wenn er das Letztere thut — wenn er ſein Geſetz, welches kein anderes iſt, als der Einbildungskraft gefällig zu ſeyn und in der Betrachtung zu vergnügen, zum oberſten erhebt — wenn er dieſes Geſetz nicht bloß auf die Behandlung, ſondern auch auf die Sache anwendet, und nach Maßgabe deſſelben die Materialien nicht bloß ordnet, ſondern wählt, ſo überſchreitet er nicht nur, ſondern veruntreut ſeinen Auftrag und verfälſcht das Objekt, das er uns treu überliefern ſollte. Nach dem, was die Dinge ſind, wird jetzt nicht mehr gefragt, ſondern wie ſie ſich am beſten den Sinnen empfehlen. Die ſtrenge Conſequenz der Gedanken, welche bloß hätte verborgen werden ſollen, wird als eine läſtige Feſſel weggeworfen; die Vollkommenheit wird der Annehmlichkeit, die Wahrheit der Theile der Schönheit des Ganzen, das innere Weſen dem äußern Eindruck aufgeopfert. Wo aber der Inhalt ſich nach der Form richten muß, da iſt gar kein Inhalt; die Darſtellung iſt leer, und anſtatt ſein Wiſſen vermehrt zu haben, hat man bloß ein unterhaltendes Spiel getrieben.

Schriftſteller, welche mehr Witz als Verſtand und mehr Geſchmack als Wiſſenſchaft beſitzen, machen ſich dieſer Betrügerei nur allzu oft ſchuldig, und Leſer, die mehr zu empfinden als zu denken gewohnt ſind, zeigen ſich nur zu bereitwillig, ſie zu verzeihen. Ueberhaupt iſt es bedenklich, dem Geſchmack ſeine völlige Ausbildung zu geben, ehe man den Verſtand als reine Denkkraft geübt und den Kopf mit Begriffen bereichert hat. Denn da der Geſchmack nur immer auf die Behandlung und nicht auf die Sache ſieht, ſo verliert ſich da, wo er der alleinige Richter iſt, aller Sachunterſchied der Dinge. Man wird gleichgültig gegen die Realität, und ſetzt endlich allen Werth in die Form und in die Erſcheinung.

Daher der Geiſt der Oberflächlichkeit und Frivolität, den man ſehr oft bei ſolchen Ständen und in ſolchen Cirkeln herrſchen ſieht, die ſich ſonſt nicht mit Unrecht der höchſten Verfeinerung rühmen. Einen jungen Menſchen in dieſe Cirkel der Grazien einzuführen, ehe die Muſen ihn als mündig entlaſſen haben, muß ihm nothwendig verderblich werden, und es kann gar nicht fehlen, daß eben das, was dem reifen Jüngling die äußere Vollendung gibt, den unreifen zum Gecken macht.* Stoff ohne Form iſt freilich nur ein halber Beſitz, denn die herrlichſten Kenntniſſe liegen in einem Kopf, der ihnen keine Geſtalt zu geben weiß, wie todte Schätze vergraben. Form ohne Stoff hingegen iſt gar nur der Schatten eines Beſitzes, und alle Kunſtfertigkeit im Ausdruck kann demjenigen nichts helfen, der nichts auszudrücken hat.

---

* Herr Garve hat in ſeiner einſichtsvollen Vergleichung bürgerlicher und adeliger Sitten im 1. Theil ſeiner Verſuche ꝛc. (einer Schrift, von der ich vorausſetzen darf, daß ſie in Jedermanns Händen ſeyn werde) unter den Prärogativen des adeligen Jünglings auch die frühzeitige Competenz deſſelben zu dem Umgange mit der großen Welt angeführt, von welchem der bürgerliche ſchon durch ſeine Geburt ausgeſchloſſen iſt. Ob aber dieſes Vorrecht, welches in Abſicht auf die äußere und äſthetiſche Bildung unſtreitig als ein Vortheil zu betrachten iſt, auch in Abſicht auf die innere Bildung des adeligen Jünglings, und alſo auf das Ganze ſeiner Erziehung, noch ein Gewinn heißen könne, darüber hat uns Herr Garve ſeine Meinung nicht geſagt, und ich zweifle, ob er eine ſolche Behauptung würde rechtfertigen können. So viel auch auf dieſem Wege an Form zu gewinnen iſt, ſo viel muß dadurch an Materie verſäumt werden, und wenn man überlegt, wie viel leichter ſich Form

Wenn alſo die ſchöne Kultur nicht auf dieſen Abweg führen ſoll, ſo muß der Geſchmack nur die äußere Geſtalt, Vernunft und Erfahrung aber das innere Weſen beſtimmen. Wird der Eindruck auf den Sinn zum höchſten Richter gemacht, und die Dinge bloß auf die Empfindung bezogen, ſo tritt der Menſch niemals aus der Dienſtbarkeit der Materie, ſo wird es niemals Licht in ſeinem Geiſte, kurz, ſo verliert er eben ſo viel an Freiheit der Vernunft, als er der Einbildungskraft zu viel verſtattet.

Das Schöne thut ſeine Wirkung ſchon bei der bloßen Betrachtung, das Wahre will Studium. Wer alſo bloß ſeinen Schönheitsſinn übte, der begnügt ſich auch da, wo ſchlechterdings Studium nöthig iſt, mit der ſuperficiellen Betrachtung, und will auch da bloß

---

zu einem Inhalt, als Inhalt zu einer Form findet, ſo dürfte der Bürger den Edelmann um dieſes Prärogativ nicht ſehr beneiden. Wenn es freilich auch fernerhin bei der Einrichtung bleiben ſoll, daß der Bürgerliche arbeitet, und der Adelige repräſentirt, ſo kann man kein paſſenderes Mittel dazu wählen, als gerade dieſen Unterſchied in der Erziehung; aber ich zweifle, ob der Adelige ſich eine ſolche Theilung immer gefallen laſſen wird.

verſtändig ſpielen, wo Anſtrengung und Ernſt erfordert wird. Durch die bloße Betrachtung wird aber nie etwas gewonnen. Wer etwas Großes leiſten will, muß tief eindringen, ſcharf unterſcheiden, vielſeitig verbinden und ſtandhaft beharren. Selbſt der Künſtler und Dichter, obgleich beide nur für das Wohlgefallen bei der Betrachtung arbeiten, können nur durch ein anſtrengendes und nichts weniger als reizendes Studium dahin gelangen, daß ihre Werke uns ſpielend ergötzen.

Dieſes ſcheint mir auch der untrügliche Probirſtein zu ſeyn, woran man den bloßen Dilettanten von dem wahrhaften Kunſtgenie unterſcheiden kann. Der verführeriſche Reiz des Großen und Schönen, das Feuer, womit es die jugendliche Imagination entzündet, und der Anſchein von Leichtigkeit, womit es die Sinne täuſcht, haben ſchon manchen Unerfahrnen beredet, Palette oder Leyer zu ergreifen, und auszugießen in Geſtalten oder Tönen, was in ihm lebendig würde. In ſeinem Kopf arbeiten dunkle Ideen wie eine werdende Welt, die ihn glauben machen, daß er begeiſtert ſey. Er nimmt das Dunkle für das Tiefe, das Wilde für das Kräftige, das Unbeſtimmte für das Unendliche, das Sinnloſe für das Ueberſinnliche — und wie gefällt er ſich nicht in ſeiner Geburt! Aber des Kenners Urtheil will dieſes Zeugniß der warmen Selbſtliebe nicht beſtätigen. Mit ungefälliger Kritik zerſtört er das Gaukelwerk der ſchwärmenden Bildungskraft, und leuchtet ihm in den tiefen Schacht der Wiſſenſchaft und Erfahrung hinunter, wo, jedem Ungeweihten verborgen, der Quell aller wahren Schönheit entſpringt. Schlummert nun ächte Geniuskraft in dem fragenden Jüngling, ſo wird zwar Anfangs ſeine Beſcheidenheit ſtutzen, aber der Muth des wahren Talents wird ihn bald zu Verſuchen ermuntern. Er ſtudirt, wenn die Natur ihn zum plaſtiſchen Künſtler ausſtattete, den menſchlichen Bau unter dem Meſſer des Anatomikers, ſteigt in die unterſte Tiefe, um auf der Oberfläche wahr zu ſeyn, und fragt bei der ganzen Gattung herum, um dem Individuum ſein Recht zu erweiſen. Er behorcht, wenn er zum Dichter geboren iſt, die Menſchheit in ſeiner eigenen Bruſt, um ihr unendlich wechſelndes Spiel auf der weiten Bühne der Welt zu verſtehen, unterwirft die üppige Phantaſie der Disciplin des Geſchmacks, und läßt den nüchternen Verſtand die Ufer ausmeſſen, zwiſchen welchen der Strom der Begeiſterung brauſen ſoll. Ihm iſt es wohlbekannt, daß nur aus dem unſcheinbar Kleinen das Große erwächſt, und Sandkorn für Sandkorn trägt er das Wundergebäude zuſammen, das uns in einem einzigen Eindruck jetzt ſchwindelnd faßt. Hat ihn hingegen die Natur bloß zum Dilettanten geſtempelt, ſo erkältet die Schwierigkeit ſeinen kraftloſen Eifer, und er verläßt entweder, wenn er beſcheiden iſt, eine Bahn, die ihm Selbſtbetrug anwies, oder, wenn er es nicht iſt, verkleinert er das große Ideal nach dem kleinen Durchmeſſer ſeiner Fähigkeit, weil er nicht im Stande iſt, ſeine Fähigkeit nach dem großen Maßſtab des Ideals zu erweitern. Das ächte Kunſtgenie iſt alſo immer daran zu erkennen, daß es bei dem glühendſten Gefühl für das Ganze, Kälte und ausdauernde Geduld für das Einzelne behält, und, um der Vollkommenheit keinen Abbruch zu thun, lieber den Genuß der Vollendung aufopfert. Dem bloßen Liebhaber verleidet die Mühſeligkeit des Mittels den Zweck, und er möchte es gern beim Hervorbringen ſo bequem haben als bei der Betrachtung.

Bisher iſt von den Nachtheilen geredet worden, welche aus einer übertriebenen Empfindlichkeit für das Schöne der Form und aus zu weit ausgedehnten äſthetiſchen Forderungen für das Denken und für die Einſicht erwachſen. Von weit größerer Bedeutung aber ſind eben dieſe Anmaßungen des Geſchmackes, wenn ſie den Willen zu ihrem Gegenſtand haben; denn es iſt doch etwas ganz Anderes, ob uns der übertriebene Hang für das Schöne an Erweiterung unſeres Wiſſens verbindet, oder ob er den Charakter verdirbt und uns Pflichten verletzen macht. Belletriſtiſche Willkührlichkeit im Denken iſt freilich etwas ſehr Uebles und muß den Verſtand verfinſtern; aber eben dieſe Willkührlichkeit, auf Maximen des Willens angewandt, iſt etwas Böſes und muß unausbleiblich das Herz verderben. Und zu dieſem gefahrvollen Extrem neigt die äſthetiſche Verfeinerung den Menſchen, ſobald er ſich dem Schönheitsgefühle ausſchließend anvertraut und den Geſchmack zum unumſchränkten Geſetzgeber ſeines Willens macht.

Die moraliſche Beſtimmung des Menſchen fordert völlige Unabhängigkeit des Willens von allem Einfluß ſinnlicher Antriebe, und der Geſchmack, wie wir wiſſen, arbeitet ohne Unterlaß daran, das Band zwiſchen der Vernunft und den Sinnen immer inniger zu machen. Nun bewirkt er dadurch zwar, daß die Begierden ſich veredeln und mit den Forderungen der Vernunft übereinſtimmender werden; aber ſelbſt daraus kann für die Moralität zuletzt große Gefahr entſtehen.

Dafür nämlich, daß bei dem äſthetiſch verfeinerten Menſchen die Einbildungskraft auch in ihrem freien Spiele ſich nach Geſetzen richtet, und daß der Sinn ſich gefallen läßt, nicht ohne Beiſtimmung der Vernunft zu genießen, wird von der Vernunft gar leicht der Gegendienſt verlangt, in dem Ernſt ihrer Geſetzgebung ſich nach dem Intereſſe der Einbildungskraft zu richten, und nicht ohne Beiſtimmung der ſinnlichen Triebe dem Willen zu gebieten. Die ſittliche Verbindlichkeit des Willens, die doch ganz ohne alle Bedingung gilt, wird unvermerkt als ein Contrakt angeſehen, der den einen Theil nur ſo lange bindet, als der andere ihn erfüllt. Die zufällige Zuſammenſtimmung der Pflicht mit der Neigung wird endlich als nothwendige Bedingung feſtgeſetzt und ſo die Sittlichkeit in ihren Quellen vergiftet.

Wie der Charakter nach und nach in dieſe Verderbniß gerathe, läßt ſich auf folgende Art begreiflich machen.

So lange der Menſch noch ein Wilder iſt, ſeine Triebe bloß auf materielle Gegenſtände gehen, und ein Egoiſm von der gröbern Art ſeine Handlungen leitet, kann die Sinnlichkeit nur durch ihre blinde Stärke der Moralität gefährlich ſeyn und ſich den Vorſchriften der Vernunft bloß als eine Macht widerſetzen. Die Stimme der Gerechtigkeit, der Mäßigung, der Menſchlichkeit wird von der lauter ſprechenden Begierde überſchrien. Er iſt fürchterlich in ſeiner Rache, weil er die Beleidigung fürchterlich empfindet. Er raubt und mordet, weil ſeine Gelüſte dem ſchwachen Zügel der Vernunft noch zu mächtig ſind. Er iſt ein wüthendes Thier gegen Andere, weil ihn ſelbſt der Naturtrieb noch thieriſch beherrſcht.

Vertauſcht er aber dieſen wilden Naturſtand mit dem Zuſtande der Verfeinerung, veredelt der Geſchmack ſeine Triebe, weiſt er denſelben würdigere Objekte in der moraliſchen Welt an, mäßigt er ihre rohen Ausbrüche durch die Regel der Schönheit, ſo kann es geſchehen, daß eben dieſe Triebe, die vorher nur durch ihre blinde Gewalt furchtbar waren, durch einen Anſchein von Würde und durch eine angemaßte Autorität der Sittlichkeit des Charakters noch weit gefährlicher werden und unter der Maske von Unſchuld, Adel und Reinigkeit eine weit ſchlimmere Tyrannei gegen den Wilden ausüben.

Der Menſch von Geſchmack entzieht ſich freiwillig dem großen Joche des Inſtinkts. Er unterwirft ſeinen Trieb nach Vergnügen der Vernunft, und verſteht ſich dazu, die Objekte ſeiner Begierden ſich von dem denkenden Geiſte beſtimmen zu laſſen. Je öfter nun der Fall ſich erneuert, daß das moraliſche und äſthetiſche Urtheil, das Sittengefühl und das Schönheitsgefühl, in demſelben Objekt zuſammentreffen und in demſelben Ausſpruche ſich begegnen, deſto mehr wird die Vernunft geneigt, einen ſo ſehr vergeiſtigten Trieb für einen der ihrigen zu halten und ihm zuletzt das Steuer des Willens mit uneingeſchränkter Vollmacht zu übergeben.

So lange noch Möglichkeit vorhanden iſt, daß Neigung und Pflicht in demſelben Objekt des Begehrens zuſammentreffen, ſo kann dieſe Repräſentation des Sittengefühls durch das Schönheitsgefühl keinen poſitiven Schaden anrichten, obgleich, ſtreng genommen, für die Moralität der einzelnen Handlungen dadurch nichts gewonnen wird. Aber der Fall verändert ſich gar ſehr, wenn Empfindung und Vernunft ein verſchiedenes Intereſſe haben — wenn die Pflicht ein Betragen gebietet, das den Geſchmack empört, oder wenn ſich dieſer zu einem Objekt hingezogen ſieht, das die Vernunft als moraliſche Richterin zu verwerfen gezwungen iſt.

Jetzt nämlich tritt auf einmal die Nothwendigkeit ein, die Anſprüche des moraliſchen und äſthetiſchen Sinnes, die ein ſo langes Einverſtändniß beinahe unentwirrbar vermengte, auseinander zu ſetzen, ihre gegenſeitigen Befugniſſe zu beſtimmen, und den wahren Gewalthaber im Gemüth zu erfahren. Aber eine ſo ununterbrochene Repräſentation hat ihn in Vergeſſenheit gebracht, und die lange Obſervanz, den Eingebungen des Geſchmacks unmittelbar zu gehorchen und ſich dabei wohl zu befinden, mußte dieſem unvermerkt den Schein eines Rechts erwerben. Bei der Untadelhaftigkeit, womit der Geſchmack ſeine Aufſicht über den Willen verwaltete, konnte es nicht fehlen, daß man ſeinen Anſprüchen nicht eine gewiſſe Achtung zugeſtand, und dieſe Achtung iſt es eben, was die Neigung jetzt mit verfänglicher Dialektik gegen die Gewiſſenspflicht geltend macht.

Achtung iſt ein Gefühl, welches nur für das Geſetz und was demſelben entſpricht, kann empfunden werden. Was Achtung fordern kann, macht auf unbedingte Huldigung Anſpruch. Die veredelte Neigung, welche ſich Achtung zu erſchleichen gewußt hat, will alſo der Vernunft nicht mehr untergeordnet, ſie will ihr beigeordnet ſeyn. Sie will für keinen treubrüchigen Unterthan gelten, der ſich gegen ſeinen Oberherrn auflehnt; ſie will als eine Majeſtät angeſehen ſeyn und mit der Vernunft als ſittliche Geſetzgeberin, wie Gleich mit Gleichem, handeln. Die Wagſchalen ſtehen alſo, wie ſie vorgibt, dem Recht nach gleich, und wie ſehr iſt da nicht zu fürchten, daß das Intereſſe den Ausſchlag geben werde.

Unter allen Neigungen, die von dem Schönheitsgefühl abſtammen und das Eigenthum feiner Seelen ſind, empfiehlt keine ſich dem moraliſchen Gefühle ſo ſehr, als der veredelte Affekt der Liebe, und keine iſt fruchtbarer an Geſinnungen, die der wahren Würde des Menſchen entſprechen. Zu welchen Höhen trägt ſie nicht die menſchliche Natur, und was für göttliche Funken weiß ſie nicht oft auch aus gemeinen Seelen zu ſchlagen! Von ihrem heiligen Feuer wird jede eigennützige Neigung verzehrt, und reiner können Grundſätze ſelbſt die Keuſchheit des Gemüths kaum bewahren, als die Liebe des Herzens Adel bewacht. Oft, wo jene noch kämpften, hat die Liebe ſchon für ſie geſiegt und durch ihre allmächtige Thatkraft Entſchlüſſe beſchleunigt, welche die bloße Pflicht der ſchwachen Menſchheit umſonſt würde abgefordert haben. Wer ſollte wohl einem Affekte mißtrauen, der das Vortreffliche in der menſchlichen Natur ſo kräftig in Schutz nimmt und den Erbfeind aller Moralität, den Egoism, ſo ſiegreich beſtreitet?

Aber man wage es ja nicht mit dieſem Führer, wenn man nicht ſchon durch einen beſſern geſichert iſt. Der Fall ſoll eintreten, daß der geliebte Gegenſtand unglücklich iſt, daß er um unſertwillen unglücklich iſt, daß es von uns abhängt, ihn durch Aufopferung einiger moraliſchen Bedenklichkeiten glücklich zu machen. „Sollen wir ihn leiden laſſen, um ein reines Gewiſſen zu behalten? Erlaubt dieſes der uneigennützige, großmüthige, ſeinem Gegenſtand ganz dahingegebene, über ſeinen Gegenſtand ganz ſich ſelbſt vergeſſende Affekt? Es iſt wahr, es läuft wider unſer Gewiſſen, von dem unmoraliſchen Mittel Gebrauch zu machen, wodurch ihm geholfen werden kann — aber heißt das *lieben*, wenn man bei dem Schmerz des Geliebten noch an ſich ſelbſt denkt? Wir ſind doch alſo mehr für uns beſorgt als für den Gegenſtand unſerer Liebe, weil wir lieber dieſen unglücklich ſehen, als es durch die Vorwürfe unſeres Gewiſſens ſelbſt ſeyn wollen?“ So ſophiſtiſch weiß dieſer Affekt die moraliſche Stimme in uns, wenn ſie ſeinem Intereſſe entgegenſteht, als eine Anregung der Selbſtliebe verächtlich zu machen, und unſere ſittliche Würde als ein Beſtandſtück unſerer Glückſeligkeit vorzuſtellen, welche zu veräußern in unſerer Willkühr ſteht. Iſt unſer Charakter nicht durch gute Grundſätze feſt verwahrt, ſo werden wir ſchändlich handeln bei allem Schwung einer exaltirten Einbildungskraft, und über unſere Selbſtliebe einen glorreichen Sieg zu erfechten glauben, indem wir, gerade umgekehrt, ihr verächtliches Opfer ſind. In dem bekannten franzöſiſchen Roman, Liaisons dangereuses, findet man ein ſehr treffendes Beiſpiel dieſes Betruges, den die Liebe einer ſonſt reinen und ſchönen Seele ſpielt. Die Präſidentin von Tourvel iſt aus Ueberraſchung gefallen, und nun ſucht ſie ihr gequältes Herz durch den Gedanken zu beruhigen, daß ſie ihre Tugend der Großmuth geopfert habe.

Die ſogenannten vollkommenen Pflichten ſind es vorzüglich, die das Schönheitsgefühl in Schutz nimmt, und nicht ſelten gegen die unvollkommenen behauptet. Da ſie der Willkühr des Subjekts weit mehr anheim ſtellen und zugleich einen Glanz von Verdienſtlichkeit von ſich werfen, ſo empfehlen ſie ſich dem Geſchmack ungleich mehr als die vollkommenen, die unbedingt mit ſtrenger Nöthigung gebieten. Wie viele Menſchen erlauben ſich nicht, ungerecht zu ſeyn, um großmüthig ſeyn zu können! Wie viele gibt es nicht, die, um einem Einzelnen wohl zu thun, die Pflicht gegen das Ganze verletzen, und umgekehrt; die ſich eher eine Unwahrheit als eine Indelikateſſe, eher eine Verletzung der Menſchlichkeit als der Ehre verzeihen, die, um die Vollkommenheit ihres Geiſtes zu beſchleunigen, ihren Körper zu Grunde richten, und um ihren Verſtand auszuſchmücken, ihren Charakter erniedrigen! Wie viele gibt es nicht, die ſelbſt vor einem Verbrechen nicht erſchrecken, wenn ein löblicher Zweck dadurch zu erreichen ſteht, die ein *Ideal politiſcher Glückſeligkeit durch alle Gräuel der Anarchie verfolgen, Geſetze in den Staub treten, um für beſſere Platz zu machen, und kein Bedenken tragen, die gegenwärtige Generation dem Elende preiszugeben, um das Glück der nächſtfolgenden dadurch zu befeſtigen!* Die ſcheinbare Uneigennützigkeit gewiſſer Tugenden gibt ihnen einen Anſtrich von Reinigkeit, der ſie dreiſt genug macht, der Pflicht in's Angeſicht zu trotzen, und Manchem ſpielt ſeine Phantaſie den ſeltſamen Betrug, daß er über die Moralität noch hinaus und vernünftiger als die Vernunft ſeyn will.

Der Menſch von verfeinertem Geſchmack iſt in dieſem Stück einer ſittlichen Verderbniß fähig, vor welcher der rohe Naturſohn, eben durch ſeine Rohheit, geſichert iſt. Bei dem letztern iſt der Abſtand zwiſchen dem, was der Sinn verlangt, und dem, was die Pflicht gebietet, ſo abſtechend und ſo grell, und ſeine Begierden haben ſo wenig Geiſtiges, daß ſie ſich, auch wenn ſie ihn noch ſo despotiſch *beherrſchen*, doch nie bei ihm in *Anſehen* ſetzen können. Reizt ihn alſo die überwiegende Sinnlichkeit zu einer unrechten Handlung, ſo kann er der Verſuchung zwar unterliegen, aber er wird ſich nicht verbergen, daß er fehlt, und der Vernunft ſogar in demſelben Augenblick huldigen, wo er ihrer Vorſchrift entgegen handelt. Der verfeinerte Zögling der Kunſt hingegen will es nicht Wort haben, daß er fällt, und um ſein Gewiſſen zu beruhigen, belügt er es lieber. Er möchte zwar gern der Begierde nachgeben, aber ohne dadurch in ſeiner eigenen Achtung zu ſinken. Wie bewerkſtelligt er nun dieſes? Er ſtürzt die höhere Autorität vorher um, die ſeiner Neigung entgegenſteht, und ehe er das Geſetz übertritt, zieht er die Befugniß des Geſetzgebers in Zweifel. Sollte man es glauben, daß ein verkehrter Wille den Verſtand ſo verkehren könne? Alle Würde, auf welche eine Neigung Anſpruch machen kann, hat ſie bloß ihrer Uebereinſtimmung mit der Vernunft zu verdanken, und nun iſt ſie ſo verblendet als dreiſt, auch bei ihrem Widerſtreit mit der Vernunft, ſich dieſer Würde anzumaßen, ja ſich derſelben ſogar gegen das Anſehen der Vernunft zu bedienen.

So gefährlich kann es für die Moralität des Charakters ausſchlagen, wenn zwiſchen den ſinnlichen und den ſittlichen Trieben, die doch nur im Ideale und nie in der Wirklichkeit vollkommen einig ſeyn können, eine zu innige Gemeinſchaft herrſcht. Zwar die Sinnlichkeit wagt bei dieſer Gemeinſchaft nichts, da ſie nichts beſitzt, was ſie nicht hingeben müßte, ſobald die Pflicht ſpricht und die Vernunft das Opfer fordert. Für die Vernunft aber, als ſittliche Geſetzgeberin, wird deſto mehr gewagt, wenn ſie ſich von der Neigung ſchenken läßt, was ſie ihr abfordern könnte; denn unter dem Scheine von Freiwilligkeit kann ſich leicht das Gefühl der Verbindlichkeit verlieren, und ein Geſchenk läßt ſich verweigern, wenn der Sinnlichkeit einmal die Leiſtung beſchwerlich fallen ſollte. Ungleich ſicherer iſt es alſo für die Moralität des Charakters, wenn die Repräſentation des Sittengefühls durch das Schönheitsgefühl wenigſtens momentweiſe aufgehoben wird, wenn die Vernunft öfters unmittelbar gebietet, und dem Willen ſeinen wahren Beherrſcher zeigt.

Man ſagt daher ganz richtig, daß die ächte Moralität ſich nur in der Schule der Widerwärtigkeit bewähre, und eine anhaltende Glückſeligkeit leicht eine Klippe der Tugend werde. Glückſelig nenne ich den, der, um zu genießen, nicht nöthig hat, unrecht zu thun, und, um recht zu handeln, nicht nöthig hat, zu entbehren. Der ununterbrochen glückliche Menſch ſieht alſo die Pflicht nie von Angeſicht, weil ſeine geſetzmäßigen und geordneten Neigungen das Gebot der Vernunft immer anticipiren, und keine Verſuchung zum Bruch des Geſetzes das Geſetz bei ihm in Erinnerung bringt. Einzig durch den Schönheitsſinn, den Statthalter der Vernunft in der Sinnenwelt, regiert, wird er zu Grabe gehen, ohne die Würde ſeiner Beſtimmung zu erfahren. Der Unglückliche hingegen, wenn er zugleich ein Tugendhafter iſt, genießt den erhabenen Vorzug, mit der göttlichen Majeſtät des Geſetzes unmittelbar zu verkehren, und, da ſeiner Tugend keine Neigung hilft, die Freiheit des Dämons noch als Menſch zu beweiſen.

◆

Ueber naive und ſentimentaliſche Dichtung.*

Es gibt Augenblicke in unſerm Leben, wo wir der Natur in Pflanzen, Mineralien, Thieren, Landſchaften, ſo wie der menſchlichen Natur in Kindern, in den Sitten des Landvolks und der Urwelt, nicht weil ſie unſern Sinnen wohlthut, auch nicht weil ſie unſern Verſtand oder Geſchmack befriedigt (von Beiden kann oft das Gegentheil Statt finden), ſondern bloß, *weil ſie Natur iſt*, eine Art von Liebe und von rührender Achtung widmen. Jeder feinere Menſch, dem es nicht ganz und gar an Empfindung fehlt, erfährt dieſes, wenn er im Freien wandelt, wenn er auf dem Lande lebt, oder ſich bei den Denkmälern der alten Zeiten verweilt, kurz, wenn er in künſtlichen Verhältniſſen und Situationen mit dem Anblick der einfältigen Natur überraſcht wird. Dieſes nicht ſelten zum Bedürfniß erhöhte Intereſſe iſt es, was

---

[*] Anmerkung des Herausgebers. Zuerſt war dieſer Aufſatz in die Jahrgänge 1795 und 1796 der Horen eingerückt worden.

vielen unſerer Liebhabereien für Blumen und Thiere, für einfache Gärten, für Spaziergänge, für das Land und ſeine Bewohner, für manche Produkte des fernen Alterthums u. dgl. zum Grund liegt; vorausgeſetzt, daß weder Affektation, noch ſonſt ein zufälliges Intereſſe dabei im Spiele ſey. Dieſe Art des Intereſſe an der Natur findet aber nur unter zwei Bedingungen Statt. Für's Erſte iſt es durchaus nöthig, daß der Gegenſtand, der uns daſſelbe einflößt, Natur ſey oder doch von uns dafür gehalten werde; zweitens, daß er (in weiteſter Bedeutung des Worts) naiv ſey, d. h. daß die Natur mit der Kunſt im Contraſte ſtehe, und ſie beſchäme. Sobald das Letzte zu dem Erſten hinzukommt, und nicht eher, wird die Natur zum Naiven.

Natur in dieſer Betrachtungsart iſt uns nichts Anderes, als das freiwillige Daſeyn, das Beſtehen der Dinge durch ſich ſelbſt, die Exiſtenz nach eigenen und unabänderlichen Geſetzen.

Dieſe Vorſtellung iſt ſchlechterdings nöthig, wenn wir an dergleichen Erſcheinungen Intereſſe nehmen ſollen. Könnte man einer gemachten Blume den Schein der Natur mit der vollkommenſten Täuſchung geben, könnte man die Nachahmung des Naiven in den Sitten bis zur höchſten Illuſion treiben, ſo würde die Entdeckung, daß es Nachahmung ſey, das Gefühl, von dem die Rede iſt, gänzlich vernichten.* Daraus erhellet, daß dieſe Art des Wohlgefallens an der Natur kein äſthetiſches, ſondern ein moraliſches iſt; denn es wird durch eine Idee vermittelt, nicht unmittelbar durch Betrachtung erzeugt; auch richtet es ſich ganz und gar nicht nach der Schönheit der Formen. Was hätte auch eine unſcheinbare Blume, eine Quelle, ein bemooſter Stein, das Gezwitſcher der Vögel, das Summen der Bienen u. ſ. w. für ſich ſelbſt ſo Gefälliges für uns? Was könnte ihm gar einen Anſpruch auf unſere Liebe geben? Es ſind nicht dieſe Gegenſtände, es iſt eine durch ſie dargeſtellte Idee, was wir in ihnen lieben. Wir lieben in ihnen das ſtille ſchaffende Leben, das ruhige Wirken aus ſich ſelbſt, das Daſeyn nach eigenen Geſetzen, die innere Nothwendigkeit, die ewige Einheit mit ſich ſelbſt.

---

* Kant, meines Wiſſens der erſte, der über dieſes Phänomen eigens zu reflektiren angefangen, erinnert, daß, wenn wir

Sie *ſind*, was wir *waren*; ſie ſind, was wir wieder *werden ſollen*. Wir waren Natur, wie ſie, und unſere Kultur ſoll uns, auf dem Wege der Vernunft und der Freiheit, zur Natur zurückführen. Sie ſind alſo zugleich Darſtellung unſrer verlornen

---

von einem Menſchen den Schlag der Nachtigall bis zur höchſten Täuſchung nachgeahmt fänden und uns dem Eindruck deſſelben mit ganzer Rührung überließen, mit der Zerſtörung dieſer Illuſion alle unſere Luſt verſchwinden würde. Man ſehe das Kapitel *vom intellektuellen Intereſſe am Schönen* in der Kritik der äſthetiſchen Urtheilskraft. Wer den Verfaſſer nur als einen großen Denker bewundern gelernt hat, wird ſich freuen, hier auf eine Spur ſeines Herzens zu treffen, und ſich durch dieſe Entdeckung von dieſes Mannes hohem philoſophiſchem Beruf (welcher ſchlechterdings beide Eigenſchaften verbunden fordert), zu überzeugen.

Kindheit, die uns ewig das Theuerſte bleibt; daher ſie uns mit einer gewiſſen Wehmuth erfüllen. Zugleich ſind ſie Darſtellungen unſerer höchſten Vollendung im Ideale, daher ſie uns in eine erhabene Rührung verſetzen.

Aber ihre Vollkommenehit iſt nicht ihr Verdienſt, weil ſie nicht das Werk ihrer Wahl iſt. Sie gewähren uns alſo die ganz eigene Luſt, daß ſie, ohne uns zu beſchämen, unſere Muſter ſind. Eine beſtändige Göttererſcheinung, umgeben ſie uns, aber mehr erquickend als blendend. Was ihren Charakter ausmacht, iſt gerade das, was dem unſrigen zu ſeiner Vollendung mangelt; was uns von ihnen unterſcheidet, iſt gerade das, was ihnen ſelbſt zur Göttlichkeit fehlt. Wir ſind frei, und ſie ſind nothwendig; wir wechſeln, ſie bleiben Eins. Aber nur, wenn Beides ſich mit einander verbindet — wenn der Wille das Geſetz der Nothwendigkeit frei befolgt, und bei allem Wechſel der Phantaſie die Vernunft ihre Regel behauptet, geht das Göttliche oder das Ideal hervor. Wir erblicken ihnen alſo ewig das, was uns abgeht, aber wornach wir aufgefordert ſind, zu ringen, und dem wir uns, wenn wir es gleich niemals erreichen, doch in einem unendlichen Fortſchritte zu nähern hoffen dürfen. Wir erblicken in uns einen Vorzug, der ihnen fehlt, aber deſſen ſie entweder überhaupt niemals, wie das Vernunftloſe, oder nicht anders, als indem ſie unſern Weg gehen, wie die Kindheit theilhaftig werden können. Sie verſchaffen uns daher den ſüßeſten Genuß unſrer Menſchheit als Idee, ob ſie uns gleich in Rückſicht auf jeden beſtimmten Zuſtand unſerer Menſchheit nothwendig demüthigen müſſen.

Da ſich dieſes Intereſſe für Natur auf eine Idee gründet, ſo kann es ſich nur in Gemüthern zeigen, welche für Ideen empfänglich ſind, d. h. in moraliſchen. Bei weitem die mehrſten Menſchen affektiren es bloß, und die Allgemeinheit dieſes ſentimentaliſchen Geſchmacks zu unſern Zeiten, welcher ſich beſonders ſeit der Erſcheinung gewiſſer Schriften, in empfindſamen Reiſen, dergleichen Gärten, Spaziergängen und andern Liebhabereien dieſer Art äußert, iſt noch ganz und gar kein Beweis für die Allgemeinheit dieſer Empfindungsweiſe. Doch wird die Natur auch auf den Gefühlloſeſten immer etwas von dieſer Wirkung äußern, weil ſchon die allen Menſchen gemeine Anlage zum Sittlichen dazu hinreichend iſt, und wir alle ohne Unterſchied, bei noch ſo großer Entfernung unſerer Thaten von der Einfalt und der Wahrheit der Natur, in der Idee dazu hingetrieben werden. Beſonders ſtark und am allgemeinſten äußert ſich dieſe Empfindſamkeit für Natur und Veranlaſſung ſolcher Gegenſtände, welche in einer engen Verbindung mit uns ſtehen, und uns den Rückblick auf uns ſelbſt und die Unnatur in uns näher legen, wie z. B. bei Kindern und kindlichen Völkern. Man irrt, wenn man glaubt, daß es bloß die Vorſtellung der Hülfloſigkeit ſey, welche macht, daß wir in gewiſſen Augenblicken mit ſo viel Rührung bei Kindern verweilen. Das mag bei denjenigen vielleicht der Fall ſeyn, welche der Schwäche gegenüber nie etwas Anderes als ihre eigene Ueberlegenheit zu empfinden pflegen. Aber das Gefühl, von dem ich rede (es findet nur in ganz eigenen moraliſchen Stimmungen Statt, und iſt nicht mit demjenigen zu verwechſeln, welches die fröhliche Thätigkeit der Kinder in uns erregt), iſt eher demüthigend als begünſtigend für die Eigenliebe; und wenn ja ein Vorzug dabei in Betrachtung kommt, ſo iſt dieſer wenigſtens nicht auf unſerer Seite. Nicht weil wir von der Höhe unſerer Kraft und Vollkommenheit auf das Kind herabſehen, ſondern weil wir aus der *Beſchränktheit* unſers Zuſtands, welche von der *Beſtimmung*, die wir einmal erlangt haben, unzertrennlich iſt, zu der grenzenloſen *Beſtimmbarkeit* in dem Kinde und zu ſeiner reinen Unſchuld *hinaufſehen*, gerathen wir in Rührung, und unſer Gefühl in einem ſolchen Augenblick iſt zu ſichtbar mit einer gewiſſen Wehmuth gemiſcht, als daß ſich dieſe Quelle deſſelben verkennen ließe. In dem Kinde iſt die *Anlage* und *Beſtimmung*, in uns iſt die *Erfüllung* dargeſtellt, welche immer unendlich weit hinter jener zurückbleibt. Das Kind iſt uns daher eine Vergegenwärtigung des Ideals, nicht zwar des erfüllten, aber des aufgegebenen, und es iſt alſo keineswegs die Vorſtellung ſeiner Bedürftigkeit und Schranken, es iſt ganz im Gegentheil die Vorſtellung ſeiner reinen und freien Kraft, ſeiner Integrität, ſeiner Unendlichkeit, was uns rührt. Dem Menſchen von Sittlichkeit und Empfindung wird ein Kind deßwegen ein *heiliger* Gegenſtand ſeyn, ein Gegenſtand nämlich, der durch die Größe einer Idee jede Größe der Erfahrung vernichtet; und der, was er auch in der Beurtheilung des Verſtandes verlieren mag, in der Beurtheilung der Vernunft wieder in reichem Maße gewinnt.

Eben aus dieſem Widerſpruch zwiſchen dem Urtheile der Vernunft und des Verſtandes geht die ganz eigene Erſcheinung des gemiſchten Gefühls hervor, welches das Naive der Denkart in uns erregt. Es verbindet die kindliche Einfalt mit der kindiſchen; durch die letztere gibt es dem Verſtand eine Blöße und bewirkt jenes Lächeln, wodurch wir unſere (theoretiſche) Ueberlegenheit zu erkennen geben. Sobald wir aber Urſache haben, zu glauben, daß die kindiſche Einfalt zugleich eine kindliche ſey, daß folglich nicht Unverſtand, nicht Unvermögen, ſondern eine höhere (praktiſche) Stärke, ein Herz voll Unſchuld und Wahrheit die Quelle davon ſey, welches die Hülfe der Kunſt aus innrer Größe verſchmähte, ſo iſt jener Triumph des Verſtandes vorbei, und der Spott über die Einfältigkeit geht in Bewunderung der Einfachheit über. Wir fühlen uns genöthigt, den Gegenſtand zu achten, über den wir vorher gelächelt haben, und, indem wir zugleich einen Blick in uns ſelbſt werfen, uns zu beklagen, daß wir demſelben nicht ähnlich ſind. So entſteht die ganz eigene Erſcheinung eines Gefühls, in welchem fröhlicher Spott, Ehrfurcht und Wehmuth zuſammenfließen.[*] Zum Naiven wird erfordert, daß die Natur über die Kunſt den Sieg

---

[*] Kant in einer Anmerkung zu der Analytik des Erhabenen (Kritik der äſthetiſchen Urtheilskraft. S. 225 der erſten

---

Auflage) unterſcheidet gleichfalls dieſe dreierlei Ingredienzien in dem Gefühl des Naiven, aber er gibt davon eine andere Erklärung. „Etwas aus Beidem (dem animaliſchen Gefühl des Vergnügens und dem geiſtigen Gefühl der Achtung) Zuſammengeſetztes findet ſich in der Naivetät, die der Ausbruch der Menſchheit urſprünglich natürlichen Aufrichtigkeit wider die zur andern Natur gewordene Verſtellungskunſt iſt. Man lacht über die Einfalt, die es noch nicht verſteht, ſich zu verſtellen, und erfreut ſich doch auch über die Einfalt der Natur, die jener Kunſt hier einen Querſtrich ſpielt. Man erwarte die alltägliche Sitte der gekünſtelten und auf den ſchönen Schein vorſichtig angelegten Aeußerung, und ſiehe, es iſt die unverdorbene ſchuldloſe Natur, die man anzutreffen gar nicht gewärtig und der, ſo ſie blicken ließ, zu entblößen auch nicht gemeint war. Daß der ſchöne, aber falſche Schein, der gewöhnlich in unſerem Urtheile ſehr viel bedeutet, hier plötzlich in Nichts verwandelt, daß gleichſam der Schalk in uns ſelbſt bloßgeſtellt wird, bringt die Bewegung des Gemüths nach zwei entgegengeſetzten Richtungen nacheinander hervor, die zugleich den Körper heilſam ſchüttelt. Daß aber etwas, was unendlich beſſer als alle angenommene Sitte iſt, die Lauterkeit der Denkungsart (wenigſtens die Anlage dazu), noch nicht ganz in der menſchlichen Natur erloſchen iſt, miſcht Ernſt und Hochſchätzung in dieſes Spiel der Urtheilskraft. Weil es aber nur eine kurze Zeit Erſcheinung iſt, und die Decke der Verſtellungskraft bald wieder vorgezogen wird, ſo mengt ſich zugleich ein Bedauern darunter, welches eine Rührung der Zärtlichkeit iſt, die ſich als Spiel mit einem ſolchen gutherzigen Lachen ſehr wohl verbinden läßt, und auch wirklich damit gewöhnlich verbindet, zugleich auch die Verlegenheit deſſen, der den Stoff dazu hergibt, darüber, daß er noch nicht nach Menſchenweiſe gewitzigt iſt, zu vergüten pflegt.“ — Ich geſtehe, daß die Erklärungsart mich nicht ganz befriedigt, und zwar vorzüglich deßwegen nicht, weil davontrage,* es geſchehe dies nun wider Wiſſen und Willen der Perſon, oder mit völligem Bewußtſeyn derſelben. In dem erſten Falle iſt es das Naive der *Ueberraſchung*, und beluſtigt; in dem andern iſt es das Naive der *Geſinnung*, und rührt.

ſie von dem Naiven überhaupt etwas behauptet, was höchſtens von einer Species deſſelben, dem Naiven der Ueberraſchung, von welchem ich nachher reden werde, wahr iſt. Allerdings erregt es *Lachen*, wenn ſich Jemand durch Naivetät *bloßgibt*, und in manchen Fällen mag dieſes Lachen aus einer vorhergegangenen Erwartung, die in Nichts aufgelöst wird, fließen. Aber auch das Naive der edelſten Art, das Naive der Geſinnung, erregt immer ein Lächeln, welches doch ſchwerlich eine in Nichts aufgelöste Erwartung zum Grunde hat, ſondern überhaupt nur aus dem Contraſt eines gewiſſen Betragens mit den einmal angenommenen und erwarteten Formen zu erklären iſt. Auch zweifle ich, ob die Bedauerniß, welche ſich bei dem Naiven der letztern Art in unſere Empfindung miſcht, der naiven Perſon und nicht vielmehr uns ſelbſt oder vielmehr der Menſchheit überhaupt gilt, an deren Verfall wir bei einem ſolchen Anlaß erinnert werden. Es iſt zu offenbar eine moraliſche Trauer, die einen edlern Gegenſtand haben muß, als die phyſiſchen Uebel, von denen die Aufrichtigkeit in dem gewöhnlichen Weltlauf bedroht wird, und dieſer Gegenſtand kann nicht wohl ein anderer ſeyn, als der Verluſt der Wahrheit und Simplicität in der Menſchheit.

* Ich ſollte vielleicht ganz kurz ſagen: *die Wahrheit über die Verſtellung*. Aber der Begriff des Naiven ſcheint mir noch etwas mehr einzuſchließen, indem die Einfachheit überhaupt, welche über die Künſtelei, und die natürliche Freiheit, welche über Steifheit und Zwang ſiegt, ein ähnliches Gefühl in uns erregen.

Bei dem Naiven der Ueberraſchung muß die Perſon *moraliſch* fähig ſeyn, die Natur zu verläugnen; bei dem Naiven der Geſinnung darf ſie es nicht ſeyn, doch dürfen wir ſie uns nicht als *phyſiſch* unfähig dazu denken, wenn es als naiv auf uns wirken ſoll. Die Handlungen und Reden der Kinder geben uns daher auch nur ſo lange den reinen Eindruck des Naiven, als wir uns ihres Unvermögens zur Kunſt nicht erinnern, und überhaupt nur auf den Contraſt ihrer Natürlichkeit mit der Künſtlichkeit in uns Rückſicht nehmen. Das Naive iſt eine *Kindlichkeit, wo ſie nicht mehr erwartet wird*, und kann eben deßwegen der wirklichen Kindheit in ſtrengſter Bedeutung nicht zugeſchrieben werden.

In beiden Fällen aber, beim Naiven der Ueberraſchung, wie bei dem der Geſinnung, muß die Natur Recht, die Kunſt aber Unrecht haben.

Erſt durch dieſe letztere Beſtimmung wird der Begriff des Naiven vollendet. Der Affekt iſt auch Natur und die Regel der Anſtändigkeit iſt etwas Künſtliches; dennoch iſt der Sieg des Affekts über die Anſtändigkeit nichts weniger als naiv. Siegt hingegen derſelbe Affekt über die Künſtelei, über die falſche Anſtändigkeit, über die Verſtellung, ſo tragen wir kein Bedenken, es naiv zu nennen.* Es wird alſo erfordert, daß die Natur nicht durch ihre blinde Gewalt als *dynamiſche*, ſondern daß ſie durch ihre Form als *moraliſche Größe*, kurz, daß ſie nicht als *Nothdurft*, ſondern als *innere Nothwendigkeit* über die Kunſt triumphire. Nicht die Unzulänglichkeit, ſondern die *Unſtatthaftigkeit* der letztern muß der erſtern den Sieg verſchafft haben; denn jene iſt Mangel, und nichts, was aus Mangel entſpringt, kann Achtung erzeugen. Zwar iſt es bei dem Naiven der Ueberraſchung immer die Uebermacht des Affekts und ein *Mangel* an Beſinnung, was die Natur bekennen macht; aber dieſer Mangel und jene Uebermacht machen das Naive noch gar nicht aus, ſondern geben bloß Gelegenheit, daß die Natur *ihrer moraliſchen Beſchaffenheit*, d. h. dem Geſetze *der Uebereinſtimmung ungehindert folgt*.

---

* Ein Kind iſt ungezogen, wenn es aus Begierde, Leichtſinn, Ungeſtüm, den Vorſchriften einer guten Erziehung entgegenhandelt, aber es iſt naiv, wenn es ſich von dem Manierierten einer unvernünftigen Erziehung, von den ſteifen Stellungen

Das Naive der Ueberraſchung kann nur dem Menſchen und zwar dem Menſchen nur, inſofern er in dieſem Augenblicke nicht mehr reine und unſchuldige

des Tanzmeiſters u. dergl. aus freier und geſunder Natur diſpenſirt. Daſſelbe findet auch bei dem Naiven in ganz uneigentlicher Bedeutung Statt, welches durch Uebertragung von dem Menſchen auf das Vernunftloſe entſteht. Niemand wird den Anblick naiv finden, wenn in einem Garten, der ſchlecht gewartet wird, das Unkraut überhand nimmt, aber es hat allerdings etwas Naives, wenn der *freie* Wuchs hervorſtrebender Aeſte das mühſelige Werk der Scheere in einem franzöſiſchen Garten vernichtet. So iſt es ganz und gar nicht naiv, wenn ein geſchultes Pferd aus natürlicher Plumpheit ſeine Lektion ſchlecht macht, aber es hat etwas vom Naiven, wenn es dieſelbe aus natürlicher Freiheit vergißt.

Natur iſt, zukommen. Es ſetzt einen Willen voraus, der mit dem, was die Natur auf ihre eigene Hand thut, nicht übereinſtimmt. Eine ſolche Perſon wird, wenn man ſie zur Beſinnung bringt, über ſich ſelbſt erſchrecken; die naiv geſinnte hingegen wird ſich über die Menſchen und über ihr Erſtaunen verwundern. Da alſo hier nicht der perſönliche und moraliſche Charakter, ſondern bloß der, durch den Affekt freigelaſſene, natürliche Charakter die Wahrheit bekennt, ſo machen wir dem Menſchen aus dieſer Aufrichtigkeit kein Verdienſt, und unſer Lachen iſt verdienter Spott, der durch keine perſönliche Hochſchätzung deſſelben zurückgehalten wird. Weil es aber doch auch hier die Aufrichtigkeit der Natur iſt, die durch den Schleier der Falſchheit hindurchbricht, ſo verbindet ſich eine Zufriedenheit höherer Art mit der Schadenfreude, einen Menſchen ertappt zu haben; denn die Natur im Gegenſatze gegen die Künſtelei, und die Wahrheit im Gegenſatze gegen den Betrug, muß jederzeit Achtung erregen. Wir empfinden alſo auch über das Naive der Ueberraſchung ein wirklich moraliſches Vergnügen, obgleich nicht über einen moraliſchen Charakter. *

---

* Da das Naive bloß auf der Form beruht, wie etwas gethan oder geſagt wird, ſo verſchwindet uns dieſe Eigenſchaft aus den Augen, ſobald die Sache ſelbſt entweder durch ihre Urſachen oder durch ihre Folgen einen überwiegenden oder gar widerſprechenden Eindruck macht. Durch eine Naivetät dieſer Art kann auch ein Verbrechen entdeckt werden, aber dann haben wir weder die Ruhe noch die Zeit, unſere Aufmerkſamkeit auf die Form der Entdeckung zu richten, und der

Bei dem Naiven der Ueberraſchung achten wir zwar immer die Natur, weil wir die Wahrheit achten müſſen; bei dem Naiven der Geſinnung achten wir hingegen die Perſon, und genießen alſo nicht bloß ein moraliſches Vergnügen, ſondern auch über einen moraliſchen Gegenſtand. In dem einen wie in dem andern Falle hat die Natur Recht, daß ſie die Wahrheit ſagt; aber in dem letztern Falle hat die Natur nicht bloß Recht, ſondern die Perſon hat auch Ehre. In dem erſten Falle gereicht die Aufrichtigkeit der Natur der Perſon immer zur Schande, weil ſie unfreiwillig iſt; in dem zweiten gereicht ſie ihr immer zum Verdienſt, geſetzt auch, daß dasjenige, was ſie ausſagt, ihr Schande brächte.

Wir ſchreiben einem Menſchen eine naive Geſinnung zu, wenn er in ſeinen Urtheilen von den Dingen ihre gekünſtelten und geſuchten Verhältniſſe überſieht und ſich bloß an die einfache Natur hält. Alles, was innerhalb der geſunden Natur davon geurtheilt werden kann, fordern wir von ihm, und erlaſſen ihm ſchlechterdings nur das, was eine Entfernung von der Natur, es ſey nun im Denken oder im Empfinden, wenigſtens Bekanntſchaft derſelben vorausſetzt.

[illegible] über den perſönlichen Charakter verſchlingt das Wohlgefallen an dem natürlichen. So wie uns das empörte Gefühl die moraliſche Freude an der Aufrichtigkeit der Natur raubt, ſobald wir durch Naivetät ein Verbrechen erfahren: eben ſo erſtickt das erregte Mitleiden unſere Schadenfreude, ſobald wir Jemand durch ſeine Naivetät in Gefahr geſetzt ſehen.

Wenn ein Vater ſeinem Kinde erzählt, daß dieſer oder jener Mann vor Armuth verſchmachte, und das Kind hingeht und dem armen Mann ſeines Vaters Geldbörſe zuträgt, ſo iſt die Handlung naiv; denn die geſunde Natur handelte aus dem Kinde, und in einer Welt, wo die geſunde Natur herrſchte, würde es vollkommen recht gehabt haben, ſo zu verfahren. Es ſieht bloß auf das Bedürfniß und auf das nächſte Mittel, es zu befriedigen; eine ſolche Ausdehnung des Eigenthumsrechtes, wobei ein Theil der Menſchen zu Grunde gehen kann, iſt in der bloßen Natur nicht gegründet. Die Handlung des Kindes iſt alſo eine Beſchämung der wirklichen Welt, und das geſteht auch unſer Herz durch das Wohlgefallen, welches es über jene Handlung empfindet.

Wenn ein Menſch ohne Weltkenntniß, ſonſt aber von gutem Verſtande, einem Andern, der ihn betrügt, ſich aber geſchickt zu verſtellen weiß, ſeine Geheimniſſe beichtet, und ihm durch ſeine Aufrichtigkeit ſelbſt die Mittel leiht, ihm zu ſchaden, ſo finden wir das naiv. Wir lachen ihn aus, aber können uns doch nicht erwehren, ihn deßwegen hochzuſchätzen. Denn ſein Vertrauen auf den Andern quillt aus der Redlichkeit ſeiner eigenen Geſinnungen; wenigſtens iſt er nur inſofern naiv, als dieſes der Fall iſt.

Das Naive der Denkart kann daher niemals eine Eigenſchaft verdorbener Menſchen ſeyn, ſondern nur Kindern und kindlich geſinnten Menſchen zukommen. Dieſe letztern handeln und denken oft mitten unter den gekünſtelten Verhältniſſen der großen Welt naiv;

ſie vergeſſen aus eigener ſchöner Menſchlichkeit, daß ſie es mit einer verderbten Welt zu thun haben, und betragen ſich ſelbſt an den Höfen der Könige mit einer Ingenuität und Unſchuld, wie man ſie nur in einer Schäferwelt findet.

Es iſt übrigens gar nicht ſo leicht, die kindiſche Unſchuld von der kindlichen immer richtig zu unterſcheiden, indem es Handlungen gibt, welche auf der äußerſten Grenze zwiſchen beiden ſchweben, und bei denen wir ſchlechterdings im Zweifel gelaſſen werden, ob wir die Einfältigkeit belachen oder die edle Einfalt hochſchätzen ſollen. Ein ſehr merkwürdiges Beiſpiel dieſer Art findet man in der Regierungsgeſchichte des Papſtes Adrian VI., die uns Herr Schröckh mit der ihm eigenen Gründlichkeit und pragmatiſchen Wahrheit beſchrieben hat. Dieſer Papſt, ein Niederländer von Geburt, verwaltete das Pontifikat in einem kritiſchen Augenblick für die Hierarchie, wo eine erbitterte Partei die Blößen der römiſchen Kirche ohne alle Schonung aufdeckte, und die Gegenpartei im höchſten Grade intereſſirt war, ſie zuzudecken. Was der wahrhaft naive Charakter, wenn ja ein ſolcher ſich auf den heiligen Stuhl Peters verirrte, in dieſem Falle zu thun hatte, iſt keine Frage; wohl aber, wie weit eine ſolche Naivetät der Geſinnung mit der Rolle eines Papſtes verträglich ſeyn möchte. Dies war es übrigens, was die Vorgänger und die Nachfolger Adrians in die geringſte Verlegenheit ſetzte. Mit Gleichförmigkeit befolgten ſie das einmal angenommene römiſche Syſtem, überall nichts einzuräumen. Aber

Adrian hatte wirklich den geraden Charakter ſeiner Nation und die Unſchuld ſeines ehemaligen Standes. Aus der engen Sphäre des Gelehrten war er zu ſeinem erhabenen Poſten emporgeſtiegen, und ſelbſt auf der Höhe ſeiner neuen Würde jenem einfachen Charakter nicht ungetreu geworden. Die Mißbräuche in der Kirche rührten ihn, und er war viel zu redlich, öffentlich zu diſſimuliren, was er im Stillen ſich eingeſtand. Dieſer Denkart gemäß ließ er ſich in der *Inſtruktion*, die er ſeinen Legaten nach Deutſchland mitgab, zu Geſtändniſſen verleiten, die noch bei keinem Papſte erhört geweſen waren, und den Grundſätzen dieſes Hofes ſchnurgerade zuwiderliefen: „Wir „wiſſen es wohl,“ hieß es unter Anderm, „daß an „dieſem heiligen Stuhl ſchon ſeit mehreren Jahren „viel Abſcheuliches vorgegangen; kein Wunder, wenn „der kranke Zuſtand von dem Haupt auf die Glieder, „von dem Papſt auf die Prälaten fortgeerbt hat. „Wir alle ſind abgewichen, und ſchon ſeit lange iſt „keiner unter uns geweſen, der etwas Gutes gethan „hätte, auch nicht Einer.“ Wieder anderswo befiehlt er dem Legaten, in ſeinem Namen zu erklären, „daß „er, Adrian, wegen deſſen, was vor ihm von den „Päpſten geſchehen, nicht dürfe getadelt werden, und „daß dergleichen Ausſchweifungen, auch da er noch in „einem geringen Stande gelebt, ihm immer mißfallen „hätten u. ſ. f.“ Man kann leicht denken, wie eine ſolche Naivetät des Papſtes von der römiſchen Kleriſei mag aufgenommen worden ſeyn; das Wenigſte, was man ihm Schuld gab, war, daß er die Kirche an die Ketzer verrathen habe. Dieſer höchſt unkluge Schritt des Papſtes würde indeſſen unſerer ganzen Achtung und Bewunderung werth ſeyn, wenn wir uns nur überzeugen könnten, daß er wirklich naiv geweſen, d. h. daß er ihm bloß durch die natürliche Wahrheit ſeines Charakters ohne alle Rückſicht auf die möglichen Folgen abgenöthigt worden ſey, und daß er ihn nicht weniger gethan haben würde, wenn er die begangene Unſchicklichkeit in ihrem ganzen Umfang eingeſehen hätte. Aber wir haben einige Urſache zu glauben, daß er dieſen Schritt für gar nicht ſo unpolitiſch hielt, und in ſeiner Unſchuld ſo weit ging, zu hoffen, durch ſeine Nachgiebigkeit gegen die Gegner etwas ſehr Wichtiges für den Vortheil ſeiner Kirche gewonnen zu haben. Er bildete ſich nicht bloß ein, dieſen Schritt als redlicher Mann thun zu müſſen, ſondern ihn auch als Papſt verantworten zu können, und indem er vergaß, daß das künſtlichſte aller Gebäude ſchlechterdings nur durch eine fortgeſetzte Verläugnung der Wahrheit erhalten werden könnte, beging er den unverzeihlichen Fehler, Verhaltungsregeln, die in natürlichen Verhältniſſen ſich bewährt haben mochten, in einer ganz entgegengeſetzten Lage zu befolgen. Dies verändert allerdings unſer Urtheil ſehr; und ob wir gleich der Redlichkeit des Herzens, aus dem jene Handlung floß, unſere Achtung nicht verſagen können, ſo wird dieſe letztere nicht wenig durch die Betrachtung geſchwächt, daß die Natur an der Kunſt und das Herz an dem Kopf einen ſchwachen Gegner gehabt habe.

Naiv muß jedes wahre Genie ſeyn, oder es iſt keines. Seine Naivetät allein macht es zum Genie, und was es im Intellektuellen und Aeſthetiſchen iſt, kann es im Moraliſchen nicht verläugnen. Unbekannt mit den Regeln, den Krücken der Schwachheit und den Zuchtmeiſtern der Verkehrtheit, bloß von der Natur oder dem Inſtinkt, ſeinem ſchützenden Engel, geleitet, geht es ruhig und ſicher durch alle Schlingen des falſchen Geſchmacks, in welchem, wenn es nicht ſo klug iſt, ſie ſchon von weitem zu vermeiden, das Nichtgenie unausbleiblich verſtrickt wird. Nur dem Genie iſt es gegeben, außerhalb des Bekannten noch immer zu Hauſe zu ſeyn, und die Natur zu *erweitern*, ohne über ſie *hinauszugehen*. Zwar begegnet Letzteres zuweilen auch den größten Genie's, aber nur, weil auch dieſe ihre phantaſtiſchen Augenblicke haben, wo die ſchützende Natur ſie verläßt, weil die Macht des Beiſpiels ſie hinreißt, oder der verderbte Geſchmack ihrer Zeit ſie verleitet.

Die verwickeltſten Aufgaben muß das Genie mit anſpruchsloſer Simplizität und Leichtigkeit löſen; das Ei des Columbus gilt von jeder genialiſchen Entſcheidung. Dadurch allein legitimirt es ſich als Genie, daß es durch Einfalt über die verwickelte Kunſt triumphirt. Es verfährt nicht nach erkannten Prinzipien, ſondern nach Einfällen und Gefühlen; aber ſeine Einfälle ſind Eingebungen eines Gottes (Alles, was die geſunde Natur thut, iſt göttlich), ſeine Gefühle ſind Geſetze für alle Zeiten und für alle Geſchlechter der Menſchen.

Den kindlichen Charakter, den das Genie in ſeinen Werken abdrückt, zeigt es auch in ſeinem Privatleben und in ſeinen Sitten. Es iſt ſchamhaft, weil die Natur dieſes immer iſt; aber es iſt nicht decent, weil nur die Verderbniß decent iſt. Es iſt verſtändig, denn die Natur kann nie das Gegentheil ſeyn; aber es iſt nicht liſtig, denn das kann nur die Kunſt ſeyn. Es iſt ſeinem Charakter und ſeinen Neigungen treu, aber nicht ſowohl, weil es Grundſätze hat, als weil die Natur bei allem Schwanken immer wieder in die vorige Stelle rückt, immer das alte Bedürfniß zurückbringt. Es iſt beſcheiden, ja blöde, weil das Genie immer ſich ſelbſt ein Geheimniß bleibt, aber es iſt nicht ängſtlich, weil es die Gefahren des Weges nicht kennt, den es wandelt. Wir wiſſen wenig von dem Privatleben der größten Genies, aber auch das Wenige, was uns z. B. von Sophokles, von Archimed, von Hippokrates, und aus neuern Zeiten von Arioſt, Dante und Taſſo, von Raphael, von Albrecht Dürer, Cervantes, Shakespeare, von Fielding, Sterne und Andern aufbewahrt worden iſt, beſtätigt dieſe Behauptung.

Ja, was noch weit mehr Schwierigkeit zu haben ſcheint, ſelbſt der große Staatsmann und Feldherr werden, ſobald ſie durch ihr Genie groß ſind, einen naiven Charakter zeigen. Ich will hier unter den Alten nur an Epaminondas und Julius Cäſar, unter den Neuern nur an Heinrich IV. von Frankreich, Guſtav Adolph von Schweden und den Czar Peter den Großen erinnern. Der Herzog von Marlborough, Türenne, Vendome zeigen uns alle dieſen Charakter. Dem andern Geſchlecht hat die Natur in dem naiven Charakter ſeine höchſte Vollkommenheit angewieſen. Nach nichts ringt die weibliche Gefallſucht ſo ſehr als nach dem Schein des Naiven; Beweis genug, wenn man auch ſonſt keinen hätte, daß die größte Macht des Geſchlechts auf dieſer Eigenſchaft beruhet. Weil aber die herrſchenden Grundſätze bei der weiblichen Erziehung mit dieſem Charakter in ewigem Streit liegen, ſo iſt es dem Weibe im Moraliſchen eben ſo ſchwer als dem Mann im Intellektuellen, mit den Vortheilen der guten Erziehung jenes herrliche Geſchenk der Natur unverloren zu behalten; und die Frau, die mit einem geſchickten Betragen für die große Welt dieſes Naive der Sitten verknüpft, iſt eben ſo hochachtungswürdig, als der Gelehrte, der mit der ganzen Strenge der Schule genialiſche Freiheit des Denkens verbindet.

Aus der naiven Denkart fließt nothwendiger Weiſe auch ein naiver Ausdruck ſowohl in Worten als Bewegungen, und er iſt das wichtigſte Beſtandſtück der Grazie. Mit dieſer naiven Anmuth drückt das Genie ſeine erhabenſten und tiefſten Gedanken aus; es ſind Götterſprüche aus dem Munde eines Kindes. Wenn der Schulverſtand, immer vor Irrthum bange, ſeine Worte wie ſeine Begriffe an das Kreuz der Grammatik und Logik ſchlägt, hart und ſteif iſt, um ja nicht unbeſtimmt zu ſeyn, viele Worte macht, um ja nicht zu viel zu ſagen, und dem Gedanken, damit er ja den Unvorſichtigen nicht ſchneide, lieber die Kraft und die Schärfe nimmt, ſo gibt das Genie dem ſeinigen mit einem einzigen glücklichen Pinſelſtrich einen ewig beſtimmten, feſten und dennoch ganz freien Umriß. Wenn dort das Zeichen dem Bezeichneten ewig heterogen und fremd bleibt, ſo ſpringt hier wie durch innere Nothwendigkeit die Sprache aus dem Gedanken hervor, und iſt ſo ſehr Eins mit demſelben, daß ſelbſt unter der körperlichen Hülle der Geiſt wie entblößt erſcheint. Eine ſolche Art des Ausdrucks, wo das Zeichen ganz in dem Bezeichneten verſchwindet, und wo die Sprache den Gedanken, den ſie ausdrückt, noch gleichſam nackend läßt, da ihn die andere nie darſtellen kann, ohne ihn zugleich zu verhüllen, iſt es, was man in der Schreibart vorzugsweiſe genialiſch und geiſtreich nennt.

Frei und natürlich, wie das Genie in ſeinen Geiſteswerken, drückt ſich die Unſchuld des Herzens im lebendigen Umgang aus. Bekanntlich iſt man im geſellſchaftlichen Leben von der Simplizität und ſtrengen Wahrheit des Ausdrucks in demſelben Verhältniß, wie von der Einfalt der Geſinnungen, abgekommen, und die leicht zu verwundende Schuld, ſo wie die leicht zu verführende Einbildungskraft, haben einen ängſtlichen Anſtand nothwendig gemacht. Ohne falſch zu ſeyn, redet man öfters anders, als man denkt; man muß Umſchweife nehmen, um Dinge zu ſagen, die nur einer kranken Eigenliebe Schmerz bereiten, nur einer verderbten Phantaſie Gefahr bringen können. Eine Unkunde dieſer conventionellen Geſetze, verbunden mit natürlicher Aufrichtigkeit, welche jede

Krümme und jeden Schein von Falſchheit verachtet (nicht Rohheit, welche ſich darüber, weil ſie ihr läſtig ſind, hinwegſetzt), erzeugen ein Naives des Ausdrucks im Umgang, welches darin beſteht, Dinge, die man entweder gar nicht oder nur künſtlich bezeichnen darf, mit ihrem rechten Namen und auf dem kürzeſten Wege zu benennen. Von der Art ſind die gewöhnlichen Ausdrücke der Kinder. Sie erregen Lachen durch ihren Contraſt mit den Sitten, doch wird man ſich immer im Herzen geſtehen, daß das Kind recht habe.

Das Naive der Geſinnung kann zwar, eigentlich genommen, auch nur dem Menſchen als einem der Natur nicht ſchlechterdings unterworfenen Weſen beigelegt werden, obgleich nur inſofern, als wirklich noch die reine Natur aus ihm handelt; aber durch einen Effekt der poetiſirenden Einbildungskraft wird es öfters von dem Vernünftigen auf das Vernunftloſe übergetragen. So legen wir öfters einem Thiere, einer Landſchaft, einem Gebäude, ja der Natur überhaupt, im Gegenſatz gegen die Willkühr und die phantaſtiſchen Begriffe des Menſchen, einen naiven Charakter bei. Dies erfordert aber immer, daß wir dem Willenloſen in unſern Gedanken einen Willen leihen, und auf die ſtrenge Richtung deſſelben nach dem Geſetz der Nothwendigkeit merken. Die Unzufriedenheit über unſere eigene ſchlecht gebrauchte moraliſche Freiheit und über die in unſerm Handeln vermißte ſittliche Harmonie führt leicht eine ſolche Stimmung herbei, in der wir das Vernunftloſe wie eine Perſon anreden, und demſelben, als wenn es wirklich mit einer Verſuchung zum Gegentheil zu kämpfen gehabt hätte, ſeine ewige Gleichförmigkeit zum Verdienſt machen, ſeine ruhige Haltung beneiden. Es ſteht uns in einem ſolchen Augenblicke wohl an, daß wir das Prärogativ unſerer Vernunft für einen Fluch und für ein Uebel halten, und über dem lebhaften Gefühl der Unvollkommenheit unſers wirklichen Leiſtens die Gerechtigkeit gegen unſere Anlage und Beſtimmung aus den Augen ſetzen.

Wir ſehen alsdann in der unvernünftigen Natur nur eine glücklichere Schweſter, die in dem mütterlichen Hauſe zurückblieb, aus welchem wir im Uebermuth unſerer Freiheit heraus in die Fremde ſtürmten. Mit ſchmerzlichem Verlangen ſehnen wir uns dahin zurück, ſobald wir angefangen, die Drangſale der Kultur zu erfahren, und hören im fernen Auslande der Kunſt der Mutter rührende Stimme. So lange wir bloße Naturkinder waren, waren wir glücklich und vollkommen; wir ſind frei geworden, und haben Beides verloren. Daraus entſpringt eine doppelte und ſehr ungleiche Sehnſucht nach der Natur, eine Sehnſucht nach ihrer Glückſeligkeit, eine Sehnſucht nach ihrer Vollkommenheit. Den Verluſt der erſten beklagt nur der ſinnliche Menſch; um den Verluſt der andern kann nur der moraliſche trauern.

Frage dich alſo wohl, empfindſamer Freund der Natur, ob deine Trägheit nach ihrer Ruhe, ob deine beleidigte Sittlichkeit nach ihrer Uebereinſtimmung ſchmachtet? Frage dich wohl, wenn die Kunſt dich anekelt und die Mißbräuche in der Geſellſchaft dich zu der lebloſen Natur in die Einſamkeit treiben, ob es ihre Beraubungen, ihre Laſten, ihre Mühſeligkeiten, oder ob es ihre moraliſche Anarchie, ihre Willkühr, ihre Unordnungen ſind, die du an ihr verabſcheuſt? In jene muß dein Muth ſich mit Freuden ſtürzen, und dein Erſatz muß die Freiheit ſelbſt ſeyn, aus der ſie fließen. Wohl darfſt du dir das ruhige Naturglück zum Ziel in der Ferne aufſtecken, aber nur jenes, welches der Preis deiner Würdigkeit iſt. Alſo nichts vom Klagen über die Erſchwerung des Lebens, über die Ungleichheit der Conditionen, über den Druck der Verhältniſſe, über die Unſicherheit des Beſitzes, über Undank, Unterdrückung, Verfolgung; allen Uebeln der Kultur mußt du mit freier Reſignation dich unterwerfen, mußt ſie als die Naturbedingungen des Einzigguten reſpektiren; nur das Böſe derſelben mußt du, aber nicht bloß mit ſchlaffen Thränen, beklagen. Sorge vielmehr dafür, daß du ſelbſt unter jenen Befleckungen rein, unter jener Knechtſchaft frei, unter jenem launiſchen Wechſel beſtändig, unter jener Anarchie geſetzmäßig handelſt. Fürchte dich nicht vor der Verwirrung außer dir, aber vor der Verwirrung in dir; ſtrebe nach Einheit, aber ſuche ſie nicht in der Einförmigkeit; ſtrebe nach Ruhe, aber durch das Gleichgewicht, nicht durch den Stillſtand deiner Thätigkeit. Jene Natur, die du dem Vernunftloſen beneideſt, iſt keiner Achtung, keiner Sehnſucht werth. Sie liegt hinter dir, ſie muß ewig hinter dir liegen. Verlaſſen von der Leiter, die dich trug, bleibt dir jetzt keine andere Wahl mehr, als mit freiem Bewußtſeyn und Willen das Geſetz zu ergreifen, oder rettungslos in eine bodenloſe Tiefe zu fallen.

Aber wenn du über das verlorene Glück der Natur getröſtet biſt, ſo laſſ' ihre Vollkommenheit deinem Herzen zum Muſter dienen. Trittſt du heraus zu ihr aus deinem künſtlichen Kreis, ſteht ſie vor dir in ihrer großen Ruhe, in ihrer naiven Schönheit, in ihrer kindlichen Unſchuld und Einfalt; dann verweile bei dieſem Bilde, pflege dieſes Gefühl, es iſt deiner herrlichſten Menſchheit würdig. Laſſ' dir nicht mehr einfallen, mit ihr tauſchen zu wollen, aber nimm ſie in dich auf, und ſtrebe, ihren unendlichen Vorzug mit deinem eigenen unendlichen Prärogativ zu vermählen, und aus Beidem das Göttliche zu erzeugen. Sie umgebe dich wie eine liebliche Idylle, in der du dich ſelbſt immer wieder findeſt aus den Verirrungen der Kunſt, bei der du Muth und neues Vertrauen ſammelſt zum Laufe, und die Flamme des Ideals, die in den Stürmen des Lebens ſo leicht erliſcht, in deinem Herzen von Neuem entzündeſt.

Wenn man ſich der ſchönen Natur erinnert, welche die alten Griechen umgab; wenn man nachdenkt, wie vertraut dieſes Volk unter ſeinem glücklichen Himmel mit der freien Natur leben konnte, wie ſehr viel näher ſeine Vorſtellungsart, ſeine Empfindungsweiſe, ſeine Sitten der einfältigen Natur lagen, und welch ein treuer Abdruck derſelben ſeine Dichterwerke ſind, ſo muß die Bemerkung befremden, daß man ſo wenige

Spuren von dem ſentimentaliſchen Intereſſe, mit welchem wir Neuern an Naturſcenen und an Naturcharakteren hangen können, bei demſelben antrifft. Der Grieche iſt zwar im höchſten Grade genau, treu, umſtändlich in Beſchreibung derſelben, aber doch gerade nicht mehr und mit keinem vorzüglichern Herzensantheil, als er es auch in Beſchreibung eines Anzuges, eines Schildes, einer Rüſtung, eines Hausgeräthes oder irgend eines mechaniſchen Produktes iſt. Er ſcheint in ſeiner Liebe für das Objekt keinen Unterſchied zwiſchen demjenigen zu machen, was durch ſich ſelbſt und dem, was durch die Kunſt und durch den menſchlichen Willen iſt. Die Natur ſcheint mehr ſeinen Verſtand und ſeine Wißbegierde als ſein moraliſches Gefühl zu intereſſiren; er hängt nicht mit Innigkeit, mit Empfindſamkeit, mit ſüßer Wehmuth an derſelben, wie wir Neuern. Ja, indem er ſie in ihren einzelnen Erſcheinungen perſonifizirt und vergöttert, und ihre Wirkungen als Handlungen freier Weſen darſtellt, hebt er die ruhige Nothwendigkeit in ihr auf, durch welche ſie für uns gerade ſo anziehend iſt. Seine ungeduldige Phantaſie führt ihn über ſie hinweg zum Drama des menſchlichen Lebens. Nur das Lebendige und Freie, nur Charaktere, Handlungen, Schickſale und Sitten befriedigen ihn, und wenn wir in gewiſſen moraliſchen Stimmungen des Gemüths wünſchen können, den Vorzug unſerer Willensfreiheit, der uns ſo vielen Streit mit uns ſelbſt, ſo vielen Unruhen und Verirrungen ausſetzt, gegen die wahlloſe aber ruhige Nothwendigkeit des Vernunftloſen hinzugeben, ſo iſt, gerade umgekehrt, die Phantaſie des Griechen geſchäftig, die menſchliche Natur ſchon in der unbeſeelten Welt anzufangen, und da, wo eine blinde Nothwendigkeit herrſcht, dem Willen Einfluß zu geben.

Woher wohl dieſer verſchiedene Geiſt? Wie kommt es, daß wir, die in Allem, was Natur iſt, von den Alten ſo unendlich weit übertoffen werden, gerade hier der Natur in einem höhern Grade huldigen, mit Innigkeit an ihr hangen, und ſelbſt die lebloſe Welt mit der wärmſten Empfindung umfaſſen können? Daher kommt es, weil die Natur bei uns aus der Menſchheit verſchwunden iſt, und wir ſie nur außerhalb dieſer in der unbeſeelten Welt, in ihrer Wahrheit wieder antreffen. Nicht unſere größere Naturmäßigkeit, ganz im Gegentheil die Naturwidrigkeit unſerer Verhältniſſe, Zuſtände und Sitten treibt uns an, dem erwachenden Triebe nach Wahrheit und Simplizität, der, wie die moraliſche Anlage, aus welcher er fließt, unbeſtechlich und unaustilgbar in allen menſchlichen Herzen liegt, in der phyſiſchen Welt eine Befriedigung zu verſchaffen, die in der moraliſchen nicht zu hoffen iſt. Deßwegen iſt das Gefühl, womit wir an der Natur hangen, dem Gefühle ſo nahe verwandt, womit wir das entflohene Alter der Kindheit und der kindlichen Unſchuld beklagen. Unſere Kindheit iſt die einzige unverſtümmelte Natur, die wir in der kultivirten Menſchheit noch antreffen; daher es kein Wunder iſt, wenn uns jede Fußſtapfe der Natur außer uns auf unſere Kindheit zurückführt.

Sehr viel anders war es mit den alten Griechen.* Bei dieſen artete die Kultur nicht ſo weit aus, daß die Natur darüber verlaſſen wurde. Der ganze Bau ihres geſellſchaftlichen Lebens war auf Empfindungen, nicht auf einem Machwerk der Kunſt errichtet; ihre Götterlehre ſelbſt war die Eingebung eines naiven Gefühls, die Geburt einer fröhlichen Einbildungskraft, nicht der grübelnden Vernunft, wie der Kirchenglaube der neuern Nationen; da alſo der Grieche die Natur in der Menſchheit nicht verloren hatte; ſo konnte er außerhalb dieſer auch nicht von ihr überraſcht werden, und ſo kein dringendes Bedürfniß nach Gegenſtänden haben, in denen er ſie wieder fand. Einig mit ſich ſelbſt und glücklich im Gefühl ſeiner Menſchheit, mußte er bei dieſer als ſeinem Maximum ſtille ſtehen, und alles Andere derſelben zu nähern bemüht ſeyn, wenn wir, uneinig mit uns ſelbſt und unglücklich in unſern Erfahrungen von Menſchheit, kein dringenderes Intereſſe haben, als aus derſelben herauszufliehen, und eine ſo mißlungene Form aus unſern Augen zu rücken.

---

* Aber auch nur bei den Griechen; denn es gehörte gerade eine ſolche rege Bewegung und eine ſolche reiche Fülle des menſchlichen Lebens dazu, als den Griechen umgab, um Leben auch in das Lebloſe zu legen, und das Bild der Menſchheit mit dieſem Eifer zu verfolgen. Oſſians Menſchenwelt z. B. war dürftig und einförmig; das Lebloſe um ihn her war groß, koloſſaliſch, mächtig; drang ſich alſo auf, und behauptet ſelbſt über den Menſchen ſeine Rechte. In den Geſängen dieſes Dichters tritt daher die lebloſe Natur (im Gegenſatz gegen den Menſchen) noch weit mehr als Gegenſtand der Empfindung hervor. Indeſſen klagt auch ſchon Oſſian über einen Verfall der Menſchheit, und ſo klein auch bei ſeinem Volke der Kreis der Kultur und ihrer Verderbniſſe war, ſo war die Erfahrung davon doch gerade lebhaft und eindringlich genug, um den gefühlvollen moraliſchen Sänger zu dem Lebloſen zurückzuſcheuchen und über ſeine Geſänge jenen elegiſchen Ton auszugießen, der ſie für uns ſo rührend und anziehend macht.

Das Gefühl, von dem hier die Rede iſt, iſt alſo nicht das, was die Alten hatten; es iſt vielmehr einerlei mit demjenigen, welches wir für die Alten haben. Sie empfanden natürlich; wir empfinden das Natürliche. Es war ohne Zweifel ein ganz anderes Gefühl, was Homers Seele füllte, als er ſeinen göttlichen Sauhirten den Ulyſſes bewirthen ließ, als was die Seele des jungen Werthers bewegte, da er nach einer läſtigen Geſellſchaft dieſen Geſang las. Unſer Gefühl für Natur gleicht der Empfindung des Kranken für die Geſundheit.

So wie nach und nach die Natur anfing, aus dem menſchlichen Leben als Erfahrung und als das (handelnde und empfindende) Subjekt zu verſchwinden, ſo ſehen wir ſie in der Dichterwelt als Idee und als Gegenſtand aufgeben. Diejenige Nation, welche es zugleich in der Unnatur und in der Reflexion darüber am weiteſten gebracht hatte, mußte zuerſt von dem Phänomen des Naiven am ſtärkſten gerührt werden, und demſelben einen Namen geben. Dieſe Nation waren, ſoviel ich weiß, die Franzoſen. Aber die Empfindung des Naiven und das Intereſſe an demſelben iſt natürlicher Weiſe viel älter, und datirt ſich ſchon von dem Anfange der moraliſchen und äſthetiſchen Verderbniß. Dieſe Veränderung in der Empfindungsweiſe iſt zum Beiſpiel ſchon äußerſt auffallend im Euripides, wenn man dieſen mit ſeinen Vorgängern, beſonders dem Aeſchylus, vergleicht, und doch war jener Dichter der Günſtling ſeiner Zeit. Die nämliche Revolution läßt ſich auch unter den alten Hiſtorikern nachweiſen. Horaz, der Dichter eines kultivirten und verdorbenen Weltalters, preist die ruhige Glückſeligkeit in ſeinem Tibur, und ihn könnte man als den wahren Stifter dieſer ſentimentaliſchen Dichtungsart nennen, ſo wie er auch in derſelben ein noch nicht übertroffenes Muſter iſt. Auch im Properz, Virgil u. A. findet man Spuren dieſer Empfindungsweiſe, weniger beim Ovid, dem es dazu an Fülle des Herzens fehlte, und der in ſeinem Exil zu Tomi die Glückſeligkeit ſchmerzlich vermißt, die Horaz in ſeinem Tibur ſo gern entbehrte.

Die Dichter ſind überall, ſchon ihrem Begriffe nach, die Bewahrer der Natur. Wo ſie dieſes nicht ganz mehr ſeyn können, und ſchon in ſich ſelbſt den zerſtörenden Einfluß willkührlicher und künſtlicher Formen erfahren oder doch mit demſelben zu kämpfen gehabt haben, da werden ſie als die Zeugen und als die Rächer der Natur auftreten. Sie werden entweder Natur ſeyn, oder ſie werden die verlorene ſuchen. Daraus entſpringen zwei ganz verſchiedene Dichtungsweiſen, durch welche das ganze Gebiet der Poeſie erſchöpft und ausgemeſſen wird. Alle Dichter, die es wirklich ſind, werden, je nachdem die Zeit beſchaffen iſt, in der ſie blühen, oder zufällige Umſtände auf ihre allgemeine Bildung und auf ihre vorübergehende Gemüthsſtimmung Einfluß haben, entweder zu den naiven oder zu den ſentimentaliſchen gehören.

Der Dichter einer naiven und geiſtreichen Jugendwelt, ſo wie derjenige, der in den Zeitaltern künſtlicher Kultur ihm am nächſten kommt, iſt ſtreng und ſpröde, wie die jungfräuliche Diana in ihren Wäldern; ohne alle Vertraulichkeit entflieht er dem Herzen, das ihn ſucht, dem Verlangen, das ihn umfaſſen will. Die trockene Wahrheit, womit er den Gegenſtand behandelt, erſcheint nicht ſelten als Unempfindlichkeit. Das Objekt beſitzt ihn gänzlich, ſein Herz liegt nicht, wie ein ſchlechtes Metall, gleich unter der Oberfläche, ſondern will, wie das Gold, in der Tiefe geſucht ſeyn. Wie die Gottheit hinter dem Weltgebäude, ſo ſteht er hinter ſeinem Werk; Er iſt das Werk und das Werk iſt Er; man muß des erſtern ſchon nicht werth, oder nicht mächtig, oder ſchon ſatt ſeyn, um nach Ihm nur zu fragen.

So zeigt ſich z. B. Homer unter den Alten und Shakeſpeare unter den Neuern; zwei höchſt verſchiedene, durch den unermeßlichen Abſtand der Zeitalter getrennte Naturen, aber gerade in dieſem Charakterzuge völlig Eins. Als ich in einem ſehr frühen Alter den letztern Dichter zuerſt kennen lernte, empörte mich ſeine Kälte, ſeine Unempfindlichkeit, die ihm erlaubte, im höchſten Pathos zu ſcherzen, die herzzerſchneidenden Auftritte im Hamlet, im König

Lear, im Macbeth u. ſ. f. durch einen Narren zu ſtören, die ihn bald da feſthielt, wo meine Empfindung forteilte, bald da kaltherzig fortriß, wo das Herz ſo gern ſtill geſtanden wäre. Durch die Bekanntſchaft mit neuern Poeten verleitet, in dem Werke den Dichter zuerſt aufzuſuchen, ſeinem Herzen zu begegnen, mit ihm gemeinſchaftlich über ſeinen Gegenſtand zu reflektiren, kurz das Objekt in dem Subjekt anzuſchauen, war es mir unerträglich, daß der Poet ſich hier gar nirgends faſſen ließ, und mir nirgends Rede ſtehen wollte. Mehrere Jahre hatte er ſchon meine ganze Verehrung und zwar mein Studium, ehe ich ſein Individuum lieb gewinnen lernte. Ich war noch nicht fähig, die Natur aus der erſten Hand zu verſtehen. Nur ihr durch den Verſtand reflektirtes und durch die Regel zurecht gelegtes Bild konnte ich ertragen, und dazu waren die ſentimentaliſchen Dichter der Franzoſen und auch der Deutſchen, von den Jahren 1750 bis etwa 1780, gerade die rechten Subjekte. Uebrigens ſchäme ich mich dieſes Kinderurtheils nicht, da die bejahrte Kritik ein ähnliches fällte, und naiv genug war, es in die Welt hineinzuſchreiben.

Daſſelbe iſt mir auch mit dem Homer begegnet, den ich in einer noch ſpätern Periode kennen lernte. Ich erinnere mich jetzt der merkwürdigen Stelle im ſechsten Buch der Ilias, wo Glaukus und Diomed im Gefecht auf einander ſtoßen und, nachdem ſie ſich als Gaſtfreunde erkannt, einander Geſchenke geben. Dieſem rührenden Gemälde der Pietät, mit der die Geſetze des Gaſtrechts ſelbſt im Krieg beobachtet wurden, kann eine Schilderung des ritterlichen Edelmuths im Arioſt an die Seite geſtellt werden, wo zwei Ritter und Nebenbuhler, Ferrau und Rinald, dieſer ein Chriſt, jener ein Sarazene, nach einem heftigen Kampf und mit Wunden bedeckt, Friede machen, und, um die flüchtige Angelika einzuholen, das nämliche Pferd beſteigen. Beide Beiſpiele, ſo verſchieden ſie übrigens ſeyn mögen, kommen einander in der Wirkung auf unſer Herz beinahe gleich, weil beide den ſchönen Sieg der Sitten über die Leidenſchaft malen und uns durch Naivetät der Geſinnungen rühren. Aber wie ganz verſchieden nehmen ſich die Dichter bei Beſchreibung dieſer nämlichen Handlung! Arioſt, der Bürger einer ſpätern und von der Einfalt der Sitten abgekommenen Welt, kann bei der Erzählung dieſes Vorfalls ſeine eigene Verwunderung, ſeine Rührung nicht verbergen. Das Gefühl des Abſtandes jener Sitten von denjenigen, die ſein Zeitalter charakteriſiren, überwältigt ihn. Er verläßt auf Einmal das Gemälde des Gegenſtandes und erſcheint in eigener Perſon. Man kennt die ſchöne Stanze und hat ſie immer vorzüglich bewundert:*

O Edelmuth der alten Ritterſitten
Die Nebenbuhler waren, die entzweit
Im Glauben waren, bittern Schmerz noch litten
Am ganzen Leib vom feindlich wilden Streit
Frei von Verdacht und in Gemeinſchaft ritten
Sie durch des krummen Pfades Dunkelheit.
Das Roß, getrieben von vier Sporen, eilte,
Bis wo der Weg ſich in zwei Straßen theilte.

---

* Der raſende Roland. Erſter Geſang. Stanze 22.

Und nun der alte Homer! Kaum erfährt Diomed aus Glaukus, ſeines Gegners, Erzählung, daß dieſer von Väterzeiten her ein Gaſtfreund ſeines Geſchlechts iſt, ſteckt er die Lanze in die Erde, redet freundlich mit ihm, und macht mit ihm aus, daß ſie einander im Gefechte künftig ausweichen wollen. Doch man höre den Homer ſelbſt:

„Alſo bin ich nunmehr dein Gaſtfreund mitten in Argos,
Du in Lykia mir, wenn jenes Land ich beſuche.
Drum mit unſern Lanzen vermeiden wir uns im Getümmel.
Viel ja ſind der Troer mir ſelbſt und der rühmlichen Helfer,
Daß ich tödte, wen Gott mir gewährt, und die Schenkel erreichen;
Viel auch dir der Achaier, daß, welchen du kannſt, du erlegeſt.
Aber die Rüſtungen beide vertauſchen wir, daß auch die Andern
Schaun, wie wir Gäſte zu ſeyn aus Väterzeiten uns rühmen.
Alſo redeten jene; herab von den Wagen ſich ſchwingend
Faßten ſie beid' einander die Händ' und gelobten ſich Freundſchaft.“

Schwerlich dürfte ein *moderner* Dichter (wenigſtens ſchwerlich einer, der es in der moraliſchen Bedeutung dieſes Wortes iſt) auch nur bis hieher gewartet haben, um ſeine Freude an dieſer Handlung zu bezeugen. Wir würden es ihm um ſo leichter verzeihen, da auch unſer Herz beim Leſen einen Stillſtand macht, und ſich von dem Objekte gern entfernt, um in ſich ſelbſt zu ſchauen. Aber von allem dieſen keine Spur im Homer; als ob er etwas Alltägliches berichtet hätte, ja als ob er ſelbſt kein Herz im Buſen trüge, fährt er in ſeiner trockenen Wahrhaftigkeit fort:

„Doch den Glaukus erregte Zeus, daß er ohne Beſinnung
Gegen den Held Diomedes die Rüſtungen, goldne mit ehrnen,
Wechſelte, hundert Farren werth, neun Farren die andern.“ [*]

Dichter von dieſer naiven Gattung ſind in einem künſtlichen Weltalter nicht ſo recht mehr an ihrer Stelle. Auch ſind ſie in demſelben kaum mehr möglich, wenigſtens auf keine andere Weiſe möglich, als daß ſie in ihrem Zeitalter wild laufen, und durch ein günſtiges Geſchick vor dem verſtümmelnden Einfluß deſſelben geborgen werden. Aus der Societät ſelbſt können ſie nie und nimmer hervorgehen; aber außerhalb derſelben erſcheinen ſie noch zuweilen, doch mehr als Fremdlinge, die man anſtaunt, und als ungezogene Söhne der Natur, an denen man ſich ärgert. So wohlthätige Erſcheinungen ſie für den Künſtler ſind, der ſie ſtudiert, und für den ächten Kenner, der ſie zu würdigen verſteht, ſo wenig Glück machen ſie im Ganzen und bei ihrem Jahrhundert. Das Siegel des Herrſchers ruht auf ihrer Stirn; wir hingegen wollen von den Muſen gewiegt und getragen werden. Von den Kritikern, den eigentlichen Zaunhütern des Geſchmacks, werden ſie als Grenzſtörer gehaßt, die man lieber unterdrücken möchte; denn ſelbſt Homer dürfte es bloß der Kraft eines mehr als tauſendjährigen Zeugniſſes zu verdanken haben, daß ihn dieſe Geſchmacksrichter gelten laſſen; auch wird es ihnen ſauer genug, ihre Regeln gegen ſein Beiſpiel, und ſein Anſehen gegen ihre Regeln zu behaupten.

---

[*] Ilias, Voß'ſche Ueberſetzung. Erſter Band, Seite 153.

Der Dichter, ſagte ich, iſt entweder Natur, oder er wird ſie ſuchen. Jenes macht den naiven, dieſes den ſentimentaliſchen Dichter.

Der dichteriſche Geiſt iſt unſterblich und unverlierbar in der Menſchheit; er kann nicht anders als zugleich mit derſelben und mit der Anlage zu ihr ſich verlieren. Denn entfernt ſich gleich der Menſch durch die Freiheit ſeiner Phantaſie und ſeines Verſtandes von der Einfalt, Wahrheit und Nothwendigkeit der Natur, ſo ſteht ihm doch nicht nur der Pfad zu derſelben immer offen, ſondern ein mächtiger und unvertilgbarer Trieb, der moraliſche, treibt ihn auch unaufhörlich zu ihr zurück, und eben mit dieſem Triebe ſteht das Dichtungsvermögen in der engſten Verwandtſchaft. Dieſes verliert ſich alſo nicht auch zugleich mit der natürlichen Einfalt, ſondern wirkt nur nach einer andern Richtung.

Auch jetzt iſt die Natur noch die einzige Flamme, an der ſich der Dichtergeiſt nährt; aus ihr allein ſchöpft er ſeine ganze Macht, zu ihr allein ſpricht er auch in dem künſtlichen, in der Kultur begriffenen Menſchen. Jede andere Art zu wirken iſt dem poetiſchen Geiſte fremd; daher, beiläufig zu ſagen, alle ſogenannten Werke des Witzes ganz mit Unrecht poetiſch heißen, ob wir ſie gleich lange Zeit, durch das Anſehn der franzöſiſchen Literatur verleitet, damit vermengt haben. Die Natur ſage ich, iſt es auch noch jetzt, in dem künſtlichen Zuſtande der Kultur, wodurch der Dichtergeiſt mächtig iſt; nur ſteht er jetzt in einem ganz andern Verhältniß zu derſelben.

So lange der Menſch noch reine, es verſteht ſich, nicht rohe Natur iſt, wirkt er als ungetheilte ſinnliche Einheit und als ein harmonirendes Ganze. Sinne und Vernunft, empfangendes und ſelbſtthätiges Vermögen, haben ſich in ihrem Geſchäfte noch nicht getrennt, vielweniger ſtehen ſie im Widerſpruch miteinander. Seine Empfindungen ſind nicht das formloſe Spiel des Zufalls, ſeine Gedanken nicht das gehaltloſe Spiel der Vorſtellungskraft; aus dem Geſetz der Nothwendigkeit gehen jene, aus der Wirklichkeit gehen dieſe hervor. Iſt der Menſch in den Stand der Kultur getreten, und hat die Kunſt ihre Hand an ihn gelegt, ſo iſt jene ſinnliche Harmonie in ihm aufgehoben, und er kann nur noch als moraliſche Einheit, d. h. als nach Einheit ſtrebend, ſich äußern. Die Uebereinſtimmung zwiſchen ſeinem Empfinden und Denken, die in dem erſten Zuſtande wirklich Statt fand, exiſtirt jetzt bloß idealiſch; ſie iſt nicht mehr in ihm, ſondern außer ihm, als ein Gedanke, der erſt realiſirt werden ſoll, nicht mehr als Thatſache ſeines Lebens. Wendet man nun den Begriff der Poeſie, der kein anderer iſt, als der Menſchheit ihren möglichſt vollſtändigen Ausdruck zu geben, auf jene beiden Zuſtände an, ſo ergibt ſich, daß dort in dem Zuſtande natürlicher Einfalt, wo der Menſch noch, mit allen ſeinen Kräften zugleich, als harmoniſche Einheit wirkt, wo mithin das Ganze ſeiner Natur ſich in der Wirklichkeit vollſtändig ausdrückt, die möglichſt vollſtändige Nachahmung des Wirklichen — daß hingegen hier in dem Zuſtand der Kultur, wo jenes harmoniſche Zuſammenwirken ſeiner ganzen Natur bloß eine Idee iſt, die Erhebung der Wirklichkeit zum Ideal, oder, was auf Eins hinausläuft, die Darſtellung des Ideals den Dichter machen muß. Und dies ſind auch die zwei einzig möglichen Arten, wie ſich überhaupt der poetiſche Genius äußern kann. Sie ſind, wie man ſieht, äußerſt von einander verſchieden, aber es gibt einen höhern Begriff, der ſie beide unter ſich faßt, und es darf gar nicht befremden, wenn dieſer Begriff mit der Idee der Menſchheit in Eins zuſammentrifft.

Es iſt hier der Ort nicht, dieſen Gedanken, den nur eine eigene Ausführung in ſein volles Licht ſetzen kann, weiter zu verfolgen. Wer aber nur irgend, dem Geiſte nach, und nicht bloß nach zufälligen Formen, eine Vergleichung zwiſchen alten und modernen Dichtern * anzuſtellen verſteht, wird ſich leicht von der Wahrheit deſſelben überzeugen können. Jene rühren uns durch Natur, durch ſinnliche Wahrheit, durch lebendige Gegenwart; dieſe rühren uns durch Ideen.

---

* Es iſt vielleicht nicht überflüſſig, zu erinnern, daß, wenn hier die neuen Dichter den alten entgegengeſetzt werden, nicht ſowohl der Unterſchied der Zeit als der Unterſchied der Manier zu verſtehen iſt. Wir haben auch in neuern, ja ſogar in neueſten Zeiten naive Dichtungen in allen Klaſſen, wenn gleich nicht mehr ganz reiner Art, und unter den alten lateiniſchen, ja ſelbſt griechiſchen Dichtern fehlt es nicht an ſentimentaliſchen. Nicht nur in demſelben Dichter, auch in demſelben Werke trifft man häufig beide Gattungen vereinigt an, wie zum Beiſpiel in Werthers Leiden, und dergleichen Produkte werden immer den größern Effekt machen.

Dieſer Weg, den die neuern Dichter gehen, iſt übrigens derſelbe, den der Menſch überhaupt ſowohl im Einzelnen als im Ganzen einſchlagen muß. Die Natur macht ihn mit ſich Eins, die Kunſt trennt und entzweiet ihn, durch das Ideal kehrt er zur Einheit zurück. Weil aber das Ideal ein Unendliches iſt, das er niemals erreicht, ſo kann der kultivirte Menſch in ſeiner Art niemals vollkommen werden, wie doch der natürliche Menſch es in der ſeinigen zu werden vermag. Er müßte alſo dem letztern an Vollkommenheit unendlich nachſtehen, wenn bloß auf das Verhältniß, in welchem beide zu ihrer Art und zu ihrem Maximum ſtehen, geachtet wird. Vergleicht man hingegen die Arten ſelbſt mit einander, ſo zeigt ſich, daß das Ziel, zu welchem der Menſch durch Kultur ſtrebt, demjenigen, welches er durch Natur erreicht, unendlich vorzuziehen iſt. Der eine erhält alſo ſeinen Werth durch abſolute Erreichung einer endlichen, der Andere erlangt ihn durch Annäherung zu einer unendlichen Größe. Weil aber nur die letztere Grade und einen Fortſchritt hat, ſo iſt der relative Werth des Menſchen, der in der Kultur begriffen iſt, im Ganzen genommen, niemals beſtimmbar, obgleich derſelbe, im Einzelnen betrachtet, ſich in einem nothwendigen Nachtheil gegen denjenigen befindet, in welchem die Natur in ihrer ganzen Vollkommenheit wirkt. Inſofern aber das letzte Ziel der Menſchheit nicht anders als durch jene Fortſchreitung zu erreichen iſt, und der letztere nicht anders fortſchreiten kann, als indem er ſich kultivirt und folglich in den erſtern übergeht, ſo iſt keine Frage, welchem von beiden in Rückſicht auf jenes letzte Ziel der Vorzug gebühre.

Daſſelbe, was hier von den zwei verſchiedenen Formen der Menſchheit geſagt wird, läßt ſich auch auf jene beide, ihnen entſprechende Dichterformen anwenden.

Man hätte deßwegen alte und moderne — naive und ſentimentaliſche — Dichter entweder gar nicht, oder nur unter einem gemeinſchaftlichen höhern Begriff (einen ſolchen gibt es wirklich) mit einander vergleichen ſollen. Denn freilich, wenn man den Gattungsbegriff der Poeſie zuvor einſeitig aus den alten Poeten abſtrahirt hat, ſo iſt nichts leichter, aber auch nichts trivialer, als die modernen gegen ſie herabzuſetzen. Wenn man nur das Poeſie nennt, was zu allen Zeiten auf die einfältige Natur gleichförmig wirkte, ſo kann es nicht anders ſeyn, als daß man den neuern Poeten gerade in ihrer eigenſten und erhabenſten Schönheit den Namen der Dichter wird ſtreitig machen müſſen, weil ſie gerade hier nur zu dem Zöglinge der Kunſt ſprechen, und der einfältigen Natur nichts zu ſagen haben.* Weſſen Gemüth nicht ſchon zubereitet iſt, über die Wirklichkeit hinaus in's Ideenreich zu gehen, für den wird der reichſte Gehalt leerer Schein und der höchſte Dichterſchwung Ueberſpannung ſeyn. Keinem Vernünftigen kann es einfallen, in demjenigen, worin Homer groß iſt, irgend einen Neuern ihm an die Seite ſtellen zu wollen, und es klingt lächerlich genug, wenn man einen Milton oder Klopſtock mit dem Namen eines neuern Homer beehrt ſieht. Eben ſo wenig aber wird irgend ein alter Dichter und am wenigſten Homer in demjenigen, was den modernen Dichter charakteriſtiſch auszeichnet, die Vergleichung mit demſelben aushalten können. Jener, möchte ich es ausdrücken, iſt mächtig durch die Kunſt der Begrenzung; dieſer iſt es durch die Kunſt des Unendlichen.

---

* Moliere als naiver Dichter durfte es allenfalls auf den Ausſpruch ſeiner Magd ankommen laſſen, was in ſeinen Komödien ſtehen bleiben und wegfallen ſollte; auch wäre zu wünſchen geweſen, daß die Meiſter des franzöſiſchen Kothurns mit ihren Trauerſpielen zuweilen dieſe Probe gemacht hätten. Aber ich wollte nicht rathen, daß mit den Klopſtock'ſchen Oden, mit den ſchönſten Stellen im Meſſias, im verlornen

Und eben daraus, daß die Stärke des alten Künſtlers (denn was hier von dem Dichter geſagt werden, kann unter den Einſchränkungen, die ſich von ſelbſt ergeben, auch auf den ſchönen Künſtler überhaupt ausgedehnt werden) in der Begrenzung beſteht, erklärt ſich der hohe Vorzug, den die bildende Kunſt des

Paradies, in Nathan dem Weiſen und vielen andern Stücken eine ähnliche Probe angeſtellt würde. Doch was ſage ich. Dieſe Probe iſt wirklich angeſtellt, und die Molière'ſche Magd raiſonnirt ja Langes und Breites in unſern kritiſchen Bibliotheken, philoſophiſchen und literariſchen Annalen und Reiſebeſchreibungen über Poeſie, Kunſt und dergleichen, nur, wie billig, auf deutſchem Boden ein wenig abgeſchmackter als auf franzöſiſchem, und wie es ſich für die Geſindeſtube der deutſchen Literatur geziemt.

Alterthums über die der neuern Zeiten behauptet, und überhaupt das ungleiche Verhältniß des Werths, in welchem moderne Dichtkunſt und moderne bildende Kunſt zu beiden Kunſtgattungen im Alterthume ſtehen. Ein Werk für das Auge findet nur in der Begrenzung ſeine Vollkommenheit; ein Werk für die Einbildungskraft kann ſie auch durch das Unbegrenzte erreichen. In plaſtiſchen Werken hilft daher dem Neuern ſeine Ueberlegenheit in Ideen wenig; hier iſt er genöthigt, das Bild ſeiner Einbildungskraft auf das Genaueſte *im Raum zu beſtimmen*, und ſich folglich mit dem alten Künſtler gerade in derjenigen Eigenſchaft zu meſſen, worin dieſer ſeinen unabſtreitbaren Vorzug hat. In poetiſchen Werken iſt es anders; und ſiegen gleich die alten Dichter auch hier in der Einfalt der Formen, und in dem, was ſinnlich darſtellbar und *körperlich* iſt, ſo kann der neuere, ſie wieder in Reichthum des Stoffes, in dem, was undarſtellbar und unausſprechlich iſt, kurz, in dem, was man in Kunſtwerken *Geiſt* nennt, hinter ſich laſſen.

Da der naive Dichter bloß der einfachen Natur und Empfindung folgt, und ſich bloß auf Nachahmung der Wirklichkeit beſchränkt, ſo kann er zu ſeinem Gegenſtand auch nur ein einziges Verhältniß haben, und es gibt, in *dieſer* Rückſicht, für ihn keine Wahl der Behandlung. Der verſchiedene Eindruck naiver Dichtungen beruht (vorausgeſetzt, daß man alles hinweg denkt, was daran dem Inhalt gehört, und jenen Eindruck nur als das reine Werk der poetiſchen Behandlung betrachtet), beruht, ſage ich, bloß auf dem verſchiedenen Grad einer und derſelben Empfindungsweiſe; ſelbſt die Verſchiedenheit in den äußern Formen kann in der Qualität jenes äſthetiſchen Eindrucks keine Veränderung machen. Die Form ſey lyriſch oder epiſch, dramatiſch oder beſchreibend; wir können wohl ſchwächer und ſtärker, aber (ſobald von dem Stoff abſtrahirt wird) nie verſchiedenartig gerührt werden. Unſer Gefühl iſt durchgängig daſſelbe, ganz aus einem Element, ſo daß wir nichts darin zu unterſcheiden vermögen. Selbſt der Unterſchied der Sprachen und Zeitalter ändert hier nichts, denn eben dieſe reine Einheit ihres Urſprungs und ihres Effekts iſt ein Charakter der naiven Dichtung.

Ganz anders verhält es ſich mit dem ſentimentaliſchen Dichter. Dieſer reflektirt über den Eindruck, den die Gegenſtände auf ihn machen, und nur auf jene Reflexion iſt die Rührung gegründet, in die er ſelbſt verſetzt wird und uns verſetzt. Der Gegenſtand wird hier auf eine Idee bezogen, und nur auf dieſer Beziehung beruht ſeine dichteriſche Kraft. Der ſentimentaliſche Dichter hat es daher immer mit zwei ſtreitenden Vorſtellungen und Empfindungen, mit der Wirklichkeit als Grenze und mit ſeiner Idee als dem Unendlichen zu thun, und das gemiſchte Gefühl, das er erregt, wird immer von dieſer doppelten Quelle zeugen.[*] Da alſo hier eine Mehrheit der Prinzipien

---

[*] Wer bei ſich auf den Eindruck merkt, den naive Dichtungen auf ihn machen, und den Antheil, der dem Inhalt daran gebührt, davon abzuſondern im Stande iſt, der wird dieſen

Statt findet, ſo kommt es darauf an, welches von beiden in der Empfindung des Dichters und in ſeiner Darſtellung überwiegen wird, und es iſt folglich eine Verſchiedenheit in der Behandlung möglich. Denn nun entſteht die Frage, ob er mehr bei der Wirklichkeit, ob er mehr bei dem Ideale verweilen — ob er jene als einen Gegenſtand der Abneigung, ob er dieſes als einen Gegenſtand der Zuneigung ausführen will. Seine Darſtellung wird alſo entweder ſatyriſch, oder ſie wird (in einer weitern Bedeutung dieſes Worts, die ſich nachher erklären wird) elegiſch ſeyn; an eine von dieſen beiden Empfindungsarten wird jeder ſentimentaliſche Dichter ſich halten.

Satyriſch iſt der Dichter, wenn er die Entfernung von der Natur und den Widerſpruch der Wirklichkeit mit dem Ideale (in der Wirkung auf das Gemüth kommt Beides auf Eins hinaus) zu ſeinem Gegenſtande macht. Dies kann er aber ſowohl ernſthaft und mit Affekt als ſcherzhaft und mit Heiterkeit ausführen, je nachdem er entweder im Gebiete des Willens oder

---

Eindruck, auch ſelbſt bei ſehr pathetiſchen Gegenſtänden, immer fröhlich, immer rein, immer ruhig finden, bei ſentimentaliſchen wird er immer etwas ernſt und anſpannend ſeyn. Das macht, weil wir uns bei naiven Darſtellungen, ſie handeln auch wovon ſie wollen, immer über die Wahrheit, über die lebendige Gegenwart des Objekts in unſerer Einbildungskraft erfreuen, und auch weiter nichts als dieſe ſuchen, bei ſentimentaliſchen hingegen die Vorſtellung der Einbildungskraft mit einer Vernunft-Idee zu vereinigen haben und alſo immer zwiſchen zwei verſchiedenen Zuſtänden in Schwanken gerathen.

im Gebiete des Verſtandes verweilt. Jenes geſchieht durch die ſtrafende oder pathetiſche, dieſes durch die ſcherzhafte Satyre.

Streng genommen verträgt zwar der Zweck des Dichters weder den Ton der Strafe noch den der Beluſtigung. Jener iſt zu ernſt für das Spiel, was die Poeſie immer ſeyn ſoll; dieſer iſt zu frivol für den Ernſt, der allem poetiſchen Spiele zum Grunde liegen ſoll. Moraliſche Widerſprüche intereſſiren nothwendig unſer Herz und rauben alſo dem Gemüth ſeine Freiheit; und doch ſoll aus poetiſchen Rührungen alles eigentliche Intereſſe, d. h. alle Beziehung auf ein Bedürfniß, verbannt ſeyn. Verſtandes-Widerſprüche hingegen laſſen das Herz gleichgültig, und doch hat es der Dichter mit dem höchſten Anliegen des Herzens, mit der Natur und dem Ideal, zu thun. Es iſt daher keine geringe Aufgabe für ihn, in der pathetiſchen Satyre nicht die poetiſche Form zu verletzen, welche in der Freiheit des Spiels beſteht, in der ſcherzhaften Satyre nicht den poetiſchen Gehalt zu verfehlen, welcher immer das Unendliche ſeyn muß. Dieſe Aufgabe kann nur auf eine einzige Art gelöſt werden. Die ſtrafende Satyre erlangt poetiſche Freiheit, indem ſie in's Erhabene übergeht; die lachende Satyre erhält poetiſchen Gehalt, indem ſie ihren Gegenſtand mit Schönheit behandelt.

In der Satyre wird die Wirklichkeit, als Mangel, dem Ideal, als der höchſten Realität, gegenüber geſtellt. Es iſt übrigens gar nicht nöthig, daß das letztere ausgeſprochen werde, wenn der Dichter es nur im Gemüth zu erwecken weiß; dies muß er aber ſchlechterdings, oder er wird gar nicht poetiſch wirken. Die Wirklichkeit iſt alſo hier ein nothwendiges Objekt der Abneigung, aber, worauf hier Alles ankommt, dieſe Abneigung ſelbſt muß wieder nothwendig aus dem entgegenſtehenden Ideal entſpringen. Sie könnten nämlich auch eine bloß ſinnliche Quelle haben, und lediglich in Bedürfniß gegründet ſeyn, mit welchem die Wirklichkeit ſtreitet; und häufig genug glauben wir einen moraliſchen Unwillen über die Welt zu empfinden, wenn uns bloß der Widerſtreit derſelben mit unſerer Neigung erbittert. Dieſes materielle Intereſſe iſt es, was der gemeine Satyriker in's Spiel bringt, und weil es ihm auf dieſem Wege gar nicht fehl ſchlägt, uns in Affekt zu verſetzen, ſo glaubt er unſer Herz in ſeiner Gewalt zu haben, und im Pathetiſchen Meiſter zu ſeyn. Aber jedes Pathos aus dieſer Quelle iſt der Dichtkunſt unwürdig, die uns nur durch Ideen rühren, und nur durch die Vernunft zu unſerm Herzen den Weg nehmen darf. Auch wird ſich dieſes unreine und materielle Pathos jederzeit durch ein Uebergewicht des Leidens und durch eine peinliche Befangenheit des Gemüths offenbaren, da im Gegentheil das wahrhaft poetiſche Pathos an einem Uebergewicht der Selbſtthätigkeit und an einer, auch im Affekte noch beſtehenden Gemüthsfreiheit zu erkennen iſt. Entſpringt nämlich die Rührung aus dem der Wirklichkeit gegenüberſtehenden Ideale, ſo verliert ſich in der Erhabenheit des letztern jedes einengende Gefühl, und die Größe der Idee, von der wir erfüllt ſind, erhebt uns über alle Schranken der Erfahrung. Bei der Darſtellung empörender Wirklichkeit kommt daher Alles darauf an, daß das Nothwendige der Grund ſey, auf welchem der Dichter oder der Erzähler das Wirkliche aufträgt, daß er unſer Gemüth für Ideen zu ſtimmen wiſſe. Stehen wir nur hoch in der Beurtheilung, ſo hat es nichts zu ſagen, wenn auch der Gegenſtand tief und niedrig unter uns zurückbleibt. Wenn uns der Geſchichtſchreiber Tacitus den tiefen Verfall der Römer des erſten Jahrhunderts ſchildert, ſo iſt es ein hoher Geiſt, der auf das Niedrige herabblickt, und unſere Stimmung iſt wahrhaft poetiſch, weil nur die Höhe, worauf er ſelbſt ſteht und zu der er uns zu erheben wußte, ſeinen Gegenſtand niedrig machte.

Die pathetiſche Satyre muß alſo jederzeit aus einem Gemüthe fließen, welches von dem Ideale lebhaft durchdrungen iſt. Nur ein herrſchender Trieb nach Uebereinſtimmung kann und darf jenes tiefe Gefühl moraliſcher Widerſprüche und jenen glühenden Unwillen gegen moraliſche Verkehrtheit erzeugen, welcher in einem Juvenal, Swift, Rouſſeau, Haller und Andern zur Begeiſterung wird. Die nämlichen Dichter würden und müßten mit demſelben Glück auch in den rührenden und zärtlichen Gattungen gedichtet haben, wenn nicht zufällige Urſachen ihrem Gemüth frühe dieſe beſtimmte Richtung gegeben hätten; auch haben ſie es zum Theil wirklich gethan. Alle die hier Genannten lebten entweder in einem ausgearteten Zeitalter und hatten eine ſchauderhafte Erfahrung moraliſcher Verderbniß vor Augen, oder eigene Schickſale hatten Bitterkeit in ihre Seele geſtreut. Auch der philoſophiſche Geiſt, da er mit unerbittlicher Strenge den Schein von dem Weſen trennt, und in die Tiefen der Dinge dringt, neigt das Gemüth zu dieſer Härte und Auſterität, mit welcher Rouſſeau, Haller und Andere die Wirklichkeit malen. Aber dieſe äußern und zufälligen Einflüſſe, welche immer einſchränkend wirken, dürfen höchſtens nur die Richtung beſtimmen, niemals den Inhalt der Begeiſterung hergeben. Dieſer muß in allen derſelbe ſeyn, und, rein von jedem äußern Bedürfniſſe, aus einem glühenden Triebe für das Ideal hervorfließen, welcher durchaus der einzig wahre Beruf zu dem ſatyriſchen wie überhaupt zu dem ſentimentaliſchen Dichter iſt.

Wenn die pathetiſche Satyre nur erhabene Seelen kleidet, ſo kann die ſpottende Satyre nur einem ſchönen Herzen gelingen. Denn jene iſt ſchon durch ihren ernſten Gegenſtand vor der Frivolität geſichert: aber dieſe, die nur einen moraliſch gleichgültigen Stoff behandeln darf, würde unvermeidlich darein verfallen, und jede politiſche Würde verlieren, wenn hier nicht die Behandlung den Inhalt veredelte, und das Subjekt des Dichters nicht ſein Objekt verträte. Aber nur dem ſchönen Herzen iſt es verliehen, unabhängig von dem Gegenſtand ſeines Wirkens in jeder ſeiner Aeußerungen ein vollendetes Bild von ſich ſelbſt abzuprägen. Der erhabene Charakter kann ſich nur in einzelnen Siegen über den Widerſtand der Sinne, nur in gewiſſen Momenten des Schwunges und einer augenblicklichen Anſtrengung kund thun; in der ſchönen

Seele hingegen wirkt das Ideal als Natur, alſo gleichförmig, und kann mithin auch in einem Zuſtand der Ruhe ſich zeigen. Das tiefe Meer erſcheint am erhabenſten in ſeiner Bewegung, der klare Bach am ſchönſten in ſeinem ruhigen Lauf.

Es iſt mehrmals darüber geſtritten worden, welche von beiden, die Tragödie oder die Komödie, vor der andern den Rang verdiene. Wird damit bloß gefragt, welche von beiden das wichtigere Objekt behandle, ſo iſt kein Zweifel, daß die erſtere den Vorzug behauptet; will man aber wiſſen, welche von beiden das wichtigere Subjekt erfordere, ſo möchte der Ausſpruch eher für die letztere ausfallen. — In der Tragödie geſchieht ſchon durch den Gegenſtand ſehr viel, in der Komödie geſchieht durch den Gegenſtand nichts und Alles durch den Dichter. Da nun bei Urtheilen des Geſchmacks der Stoff nie in Betrachtung kommt, ſo muß natürlicher Weiſe der äſthetiſche Werth dieſer beiden Kunſtgattungen in umgekehrtem Verhältniß zu ihrer materiellen Wichtigkeit ſtehen. Den tragiſchen Dichter trägt ſein Objekt, der komiſche hingegen muß durch ſein Subjekt das ſeinige in der äſthetiſchen Höhe erhalten. Jener darf einen Schwung nehmen, wozu ſo viel eben nicht gehört; der andere muß ſich gleich bleiben, er muß alſo ſchon dort ſeyn und dort zu Hauſe ſeyn, wohin der andere nicht ohne einen Anlauf gelangt. Und gerade das iſt es, worin ſich der ſchöne Charakter von dem erhabenen unterſcheidet. In dem erſten iſt jede Größe ſchon enthalten, ſie fließt ungezwungen und mühelos aus ſeiner Natur;

er iſt, dem Vermögen nach, ein Unendliches in jedem Punkte ſeiner Bahn; der andere kann ſich zu jeder Größe anſpannen und erheben, er kann durch die Kraft ſeines Willens aus jedem Zuſtand der Beſchränkung ſich reißen. Dieſer iſt alſo nur ruckweiſe und nur mit Anſtrengung frei, jener iſt es mit Leichtigkeit und immer.

Dieſe Freiheit des Gemüths in uns hervorzubringen und zu nähren, iſt die ſchöne Aufgabe der Komödie, ſo wie die Tragödie beſtimmt iſt, die Gemüthsfreiheit, wenn ſie durch einen Affekt gewaltſam aufgehoben worden, auf äſthetiſchem Wege wieder herſtellen zu helfen. In der Tragödie muß daher die Gemüthsfreiheit künſtlicher Weiſe und als Experiment aufgehoben werden; weil ſie in Herſtellung derſelben ihre poetiſche Kraft beweist; in der Komödie hingegen muß verhütet werden, daß es niemals zu jener Aufhebung der Gemüthsfreiheit komme. Daher behandelt der Tragödiendichter ſeinen Gegenſtand immer praktiſch, der Komödiendichter den ſeinigen immer theoretiſch; auch wenn jener (wie Leſſing in ſeinem Nathan) die Grille hätte, einen theoretiſchen, dieſer, einen praktiſchen Stoff zu bearbeiten. Nicht das Gebiet, aus welchem der Gegenſtand genommen, ſondern das Forum, vor welches der Dichter ihn bringt, macht denſelben tragiſch oder komiſch. Der Tragiker muß ſich vor dem ruhigen Raiſonnement in Acht nehmen und immer das Herz intereſſiren; der Komiker muß ſich vor dem Pathos hüten und immer den Verſtand unterhalten. Jener zeigt alſo durch beſtändige Erregung, dieſer durch beſtändige Abwehrung der Leidenſchaft ſeine Kunſt; und dieſe Kunſt iſt natürlich auf beiden Seiten um ſo größer, je mehr der Gegenſtand des Einen abſtrakter Natur iſt und der des Andern ſich zum Pathetiſchen neigt. * Wenn alſo die Tragödie von einem wichtigern Punkte ausgeht, ſo muß man auf der andern Seite geſtehen, daß die Komödie einem wichtigern Ziele entgegengeht, und ſie würde, wenn ſie es erreichte, alle Tragödie überflüſſig und unmöglich machen. Ihr Ziel iſt einerlei mit dem höchſten, wornach der Menſch zu ringen hat, frei von Leidenſchaft zu ſeyn, immer klar, immer ruhig um ſich und in ſich zu ſchauen, überall mehr Zufall als Schickſal zu finden, und mehr über Ungereimtheit zu lachen, als über Bosheit zu zürnen oder zu weinen.

Wie in dem handelnden Leben, ſo begegnet es auch oft bei dichteriſchen Darſtellungen, den bloß leichten

---

* Im Nathan dem Weiſen iſt dieſes nicht geſchehen. Hier hat die froſtige Natur des Stoffs das ganze Kunſtwerk erkältet. Aber Leſſing wußte ſelbſt, daß er kein Trauerſpiel ſchrieb, und vergaß nur, menſchlicher Weiſe, in ſeiner eigenen Angelegenheit die in der Dramaturgie aufgeſtellte Lehre, daß der Dichter nicht befugt ſey, die tragiſche Form zu einem andern als tragiſchen Zweck anzuwenden. Ohne ſehr weſentliche Veränderungen würde es kaum möglich geweſen ſeyn, dieſes dramatiſche Gedicht in eine gute Tragödie umzuſchaffen; aber mit bloß zufälligen Veränderungen möchte es eine gute Komödie abgegeben haben. Dem letztern Zweck nämlich hätte das Pathetiſche, dem erſtern das Raiſonnirende aufgeopfert werden müſſen, und es iſt wohl keine Frage, auf welchem von beiden die Schönheit dieſes Gedichts am meiſten beruht.

Sinn, das angenehme Talent, die fröhliche Gutmüthigkeit mit Schönheit der Seele zu verwechſeln, und da ſich der gemeine Geſchmack überhaupt nie über das Angenehme überhebt, ſo iſt es ſolchen niedlichen Geiſtern ein leichtes, jenen Ruhm zu uſurpiren, der ſo ſchwer zu verdienen iſt. Aber es gibt eine untrügliche Probe, vermittelſt deren man die Leichtigkeit des Naturells von der Leichtigkeit des Ideals, ſo wie die Tugend des Temperaments von der wahrhaften Sittlichkeit des Charakters, unterſcheiden kann, und dieſe iſt, wenn beide ſich an einem ſchwierigen und großen Objekte verſuchen. In einem ſolchen Fall geht das niedliche Genie unfehlbar in das Platte, ſo wie die Temperamentstugend in das Materielle: die wahrhaft ſchöne Seele hingegen geht eben ſo gewiß in die erhabene über.

So lange Lucian bloß die Ungereimtheit züchtigt, wie in den Wünſchen, in den Lapithen, in dem Jupiter Tragödus u. a., bleibt er Spötter, und ergözt uns mit ſeinem fröhlichen Humor; aber es wird ein ganz anderer Mann aus ihm in vielen Stellen ſeines Nigrinus, ſeines Timons, ſeines Alexanders, wo ſeine Satyre auch die moraliſche Verderbniß trifft. „Unglückſeliger,“ ſo beginnt er in ſeinem Nigrinus, das empörende Gemälde des damaligen Roms, „warum verließeſt du das Licht der Sonne, Griechenland, und jenes glückliche Leben der Freiheit, und kamſt hieher in dieſes Getümmel von prachtvoller Dienſtbarkeit, von Aufwartungen und Gaſtmählern, von Sykophanten, Schmeichlern, Giftmiſchern, Erbſchleichern und falſchen Freunden? u. ſ. w.“ Bei ſolchen und ähnlichen Anläſſen muß ſich der hohe Ernſt des Gefühls offenbaren, der allem Spiele, wenn es poetiſch ſeyn ſoll, zum Grunde liegen muß. Selbſt durch den boshaften Scherz, womit ſowohl Lucian als Ariſtophanes den Sokrates mißhandeln, blickt eine ernſte Vernunft hervor, welche die Wahrheit an dem Sophiſten rächte, und für ein Ideal ſtreitet, das ſie nur nicht immer ausſpricht. Auch hat der erſte von beiden in ſeinem Diogenes und Dämona dieſen Charakter gegen alle Zweifel gerechtfertigt; unter den Neuern — welchen großen und ſchönen Charakter drückt nicht Cervantes bei jedem würdigen Anlaß in ſeinem Don Quixote aus! Welch ein herrliches Ideal mußte nicht in der Seele des Dichters leben, der einen Tom Jones und eine Sophia erſchuf! Wie kann der Lacher Yorik, ſobald er will, unſer Gemüth ſo groß und ſo mächtig bewegen! Auch in unſerm Wieland erkenne ich dieſen Ernſt der Empfindung; ſelbſt die muthwilligen Spiele ſeiner Laune beſeelt und adelt die Grazie des Herzens; ſelbſt in den Rhythmus ſeines Geſanges drückt ſie ihr Gepräg, und nimmer fehlt ihm die Schwungkraft, uns, ſobald es gilt, zu dem Höchſten empor zu tragen.

Von der Voltaire’ſchen Satyre läßt ſich kein ſolches Urtheil fällen. Zwar iſt es auch bei dieſem Schriftſteller einzig nur die Wahrheit und Simplicität der Natur, wodurch er uns zuweilen poetiſch rührt; es ſey nun, daß er ſie in einem naiven Charakter wirklich erreiche, wie mehrmals in ſeinem Ingenu, oder daß er ſie, wie in ſeinem Candide u. a., ſuche und räche. Wo keines von beiden der Fall iſt, da kann er uns zwar als witziger Kopf beluſtigen, aber gewiß nicht als Dichter bewegen. Aber ſeinem Spott liegt überall zu wenig Ernſt zum Grunde, und dieſes macht ſeinen Dichterberuf mit Recht verdächtig. Wir begegnen immer nur ſeinem Verſtande, nicht ſeinem Gefühl. Es zeigt ſich kein Ideal unter jener luſtigen Hülle, und kaum etwas abſolut Feſtes in jener ewigen Bewegung. Seine wunderbare Mannichfaltigkeit in äußern Formen, weit entfernt, für die innere Fülle ſeines Geiſtes etwas zu beweiſen, legt vielmehr ein bedenkliches Zeugniß dagegen ab, denn ungeachtet aller jener Formen hat er auch nicht Eine gefunden, worin er ein Herz hätte abdrücken können. Beinahe muß man alſo fürchten, es war in dieſem reichen Genius nur die Armuth des Herzens, die ſeinen Beruf zur Satyre beſtimmte. Wäre es anders, ſo hätte er doch irgend auf ſeinem weiten Weg aus dieſem engen Geleiſe treten müſſen. Aber bei allem noch ſo großen Wechſel des Stoffes und der äußern Form ſehen wir dieſe innere Form in ewigem, dürftigem Einerlei wiederkehren, und trotz ſeiner voluminöſen Laufbahn hat er doch den Kreis der Menſchheit in ſich ſelbſt nicht erfüllt, den man in den obenerwähnten Satyrikern mit Freuden durchlaufen findet.

Setzt der Dichter die Natur der Kunſt und das Ideal der Wirklichkeit ſo entgegen, daß die Darſtellung des erſten überwiegt, und das Wohlgefallen an demſelben herrſchende Empfindung wird, ſo nenne ich ihn elegiſch. Auch dieſe Gattung hat, wie die

Satyre, zwei Klaſſen unter ſich. Entweder iſt die Natur und das Ideal ein Gegenſtand der Trauer, wenn jene als verloren, dieſes als unerreicht dargeſtellt wird. Oder beide ſind ein Gegenſtand der Freude, indem ſie als wirlich vorgeſtellt werden. Das erſte gibt die Elegie in engerer, das andere die Idylle in weiteſter Bedeutung. *

---

* Daß ich die Benennungen Satyre, Elegie und Idylle in einem weitern Sinne gebrauche, als gewöhnlich geſchieht, werde ich bei Leſern, die tiefer in die Sache dringen, kaum zu verantworten brauchen. Meine Abſicht dabei iſt keineswegs, die Grenzen zu verrücken, welche die bisherige Obſervanz ſowohl der Satyre und Elegie als der Idylle mit gutem Grunde geſteckt hat; ich ſehe bloß auf die in dieſen Dichtungsarten herrſchende Empfindungsweiſe, und es iſt ja bekannt genug, daß dieſe ſich keineswegs in jene engen Grenzen einſchließen läßt. Elegiſch rührt uns nicht bloß die Elegie, welche ausſchließlich ſo genannt wird; auch der dramatiſche und epiſche Dichter können uns auf elegiſche Weiſe bewegen. In der Meſſiade, in Thomſons Jahrszeiten, im verlorenen Paradies, im befreiten Jeruſalem finden wir mehrere Gemälde, die ſonſt nur der Idylle, der Elegie, der Satyre eigen ſind. Eben ſo, mehr oder weniger, faſt in jedem pathetiſchen Gedichte. Daß ich aber die Idylle ſelbſt zur elegiſchen Gattung rechne, ſcheint eher einer Rechtfertigung zu bedürfen. Man erinnere ſich aber, daß hier nur von derjenigen Idylle die Rede iſt, welche eine Species der ſentimentaliſchen Dichtung iſt, zu deren Weſen es gehört, daß die Natur der Kunſt und das Ideal der Wirklichkeit entgegengeſetzt werde. Geſchieht dieſes auch nicht ausdrücklich von dem Dichter, und ſtellt er das Gemälde der unverdorbenen Natur oder des erfüllten Ideals rein und ſelbſtſtändig vor unſere Augen, ſo iſt jener Gegenſatz doch in ſeinem Herzen, und wird ſich auch ohne ſeinen Willen in

Wie der Unwille bei der pathetiſchen und wie der Spott bei der ſcherzhaften Satyre, ſo darf bei der Elegie die Trauer nur aus einer durch das Ideal erweckten Begeiſterung fließen. Dadurch allein erhält die Elegie poetiſchen Gehalt, und jede andere Quelle derſelben iſt völlig unter der Würde der Dichtkunſt. Der elegiſche Dichter ſucht die Natur, aber in ihrer Schönheit, nicht bloß in ihrer Annehmlichkeit, in ihrer Uebereinſtimmung mit Ideen, nicht bloß in ihrer Nachgiebigkeit gegen das Bedürfniß. Die Trauer über verlorene Freuden, über das aus der Welt

---

jedem Pinſelſtrich verrathen. Ja, wäre dieſes nicht, ſo würde ſchon die Sprache, deren er ſich bedienen muß, weil ſie den Geiſt der Zeit an ſich trägt, auch den Einfluß der Kunſt erfahren, uns die Wirklichkeit mit ihren Schranken, die Kultur mit ihrer Künſtelei in Erinnerung bringen; ja, unſer eigenes Herz würde jenem Bilde der reinen Natur die Erfahrung der Verderbniß gegenüber ſtellen, und ſo die Empfindungsart, wenn auch der Dichter es nicht darauf angelegt hätte, in uns elegiſch machen. Dies Letztere iſt ſo unvermeidlich, daß ſelbſt der höchſte Genuß, den die ſchönſten Werke der naiven Gattung aus alten und neuen Zeiten dem kultivirten Menſchen gewähren, nicht lange rein bleibt, ſondern früher oder ſpäter von einer elegiſchen Empfindung begleitet ſeyn wird. Schließlich bemerke ich noch, daß die hier verſuchte Eintheilung, eben deßwegen, weil ſie ſich bloß auf den Unterſchied in der Empfindungsweiſe gründet, in der Eintheilung der Gedichte ſelbſt und der Ableitung der poetiſchen Arten ganz und gar nichts beſtimmen ſoll; denn da der Dichter, auch in demſelben Werke, keineswegs an dieſelbe Empfindungsweiſe gebunden iſt, ſo kann jene Eintheilung nicht davon, ſondern muß von der Form der Darſtellung hergenommen werden.

verſchwundene goldene Alter, über das entflohene Glück der Jugend, der Liebe u. ſ. w. kann nur alsdann der Stoff zu einer elegiſchen Dichtung werden, wenn jene Zuſtände ſinnlichen Friedens zugleich als Gegenſtände moraliſcher Harmonie ſich vorſtellen laſſen. Ich kann deßwegen die Klaggeſänge des Ovid, die er aus ſeinem Verbannungsorte am Euxin anſtimmt, wie rührend ſie auch ſind, und wie viel Dichteriſches auch einzelne Stellen haben, im Ganzen nicht wohl als ein poetiſches Werk betrachten. Es iſt viel zu wenig Energie, viel zu wenig Geiſt und Adel in ſeinem Schmerz. Das Bedürfniß, nicht die Begeiſterung, ſtieß jene Klagen aus; es athmet darin, wenn gleich keine gemeine Seele, doch die gemeine Stimmung eines edlern Geiſtes, den ſein Schickſal zu Boden drückte. Zwar wenn wir uns erinnern, daß es Rom, und das Rom des Auguſtus iſt, um das er trauert, ſo verzeihen wir dem Sohn der Freude ſeinen Schmerz; aber ſelbſt das herrliche Rom mit allen ſeinen Glückſeligkeiten iſt, wenn nicht die Einbildungskraft es erſt veredelt, bloß eine endliche Größe, mithin ein unwürdiges Objekt für die Dichtkunſt, die, erhaben über Alles, was die Wirklichkeit aufſtellt, nur das Recht hat, um das Unendliche zu trauern.

Der Inhalt der dichteriſchen Klage kann alſo niemals ein äußerer, jederzeit nur ein innerer idealiſcher Gegenſtand ſeyn; ſelbſt wenn ſie einen Verluſt in der Wirklichkeit betrauert, muß ſie ihn erſt zu einem idealiſchen umſchaffen. In dieſer Reduktion des Beſchränkten auf ein Unendliches beſteht eigentlich die poetiſche Behandlung. Der äußere Stoff iſt daher an ſich ſelbſt immer gleichgültig, weil ihn die Dichtkunſt niemals ſo brauchen kann, wie ſie ihn findet, ſondern nur durch das, was ſie ſelbſt daraus macht, ihm die poetiſche Würde gibt. Der elegiſche Dichter ſucht die Natur; aber als eine Idee und in einer Vollkommenheit, in der ſie nie exiſtirt hat, wenn er ſie gleich als etwas da Geweſenes und nun Verlorenes beweint. Wenn uns Oſſian von den Tagen erzählt, die nicht mehr ſind, und von den Helden, die verſchwunden ſind, ſo hat ſeine Dichtungskraft jene Bilder der Erinnerung längſt in Ideale, jene Helden in Götter umgeſtaltet. Die Erfahrungen eines beſtimmten Verluſtes haben ſich zur Idee der allgemeinen Vergänglichkeit erweitert, und der gerührte Barde, den das Bild des allgegenwärtigen Ruins verfolgt, ſchwingt ſich zum Himmel auf, um dort in dem Sonnenlauf ein Sinnbild des Unvergänglichen zu finden. *

Ich wende mich ſogleich zu den neuern Poeten in der elegiſchen Gattung. Rouſſeau, als Dichter wie als Philoſoph, hat keine andere Tendenz, als die Natur entweder zu ſuchen, oder an der Kunſt zu rächen. Je nachdem ſich ſein Gefühl entweder bei der einen oder der andern verweilt, finden wir ihn bald elegiſch gerührt, bald zu Juvenaliſcher Satyre begeiſtert, bald, wie in ſeiner Julie, in das Feld der Idylle entzückt. Seine Dichtungen haben unwiderſprechlich poetiſchen Gehalt, da ſie ein Ideal

---

* Man leſe z. B. das treffliche Gedicht, Carthon betitelt.

behandeln; nur weiß er denſelben nicht auf poetiſche Weiſe zu gebrauchen. Sein ernſter Charakter läßt ihn zwar nie zur Frivolität herabſinken, aber erlaubt ihm auch nicht, ſich bis zum poetiſchen Spiel zu erheben. Bald durch Leidenſchaft, bald durch Abſtraktion angeſpannt, bringt er es ſelten oder nie zu der äſthetiſchen Freiheit, welche der Dichter ſeinem Stoff gegenüber behaupten, ſeinem Leſer mittheilen muß. Entweder es iſt ſeine kranke Empfindlichkeit, die über ihn herrſcht, und ſein Gefühl bis zum Peinlichen treibt; oder es iſt ſeine Denkkraft, die ſeiner Imagination Feſſeln anlegt, und durch die Strenge des Begriffs die Anmuth des Gemäldes vernichtet. Beide Eigenſchaften, deren innige Wechſelwirkung und Vereinigung den Poeten eigentlich ausmacht, finden ſich bei dieſem Schriftſteller in ungewöhnlich hohem Grad, und nichts fehlt, als daß ſie ſich auch wirklich mit einander vereinigt äußerten, daß ſeine Selbſtthätigkeit ſich mehr in ſein Empfinden, daß ſeine Empfänglichkeit ſich mehr in ſein Denken miſchte. Daher iſt auch in dem Ideale, das er von der Menſchheit aufſtellt, auf die Schranken derſelben zu viel, auf ihr Vermögen zu wenig Rückſicht genommen, und überall mehr ein Bedürfniß nach phyſiſcher Ruhe als nach moraliſcher Uebereinſtimmung darin ſichtbar. Seine leidenſchaftliche Empfindlichkeit iſt Schuld, daß er die Menſchheit, um nur des Streites in derſelben recht bald los zu werden, lieber zu der geiſtloſen Einförmigkeit des erſten Standes zurückgeführt, als jenen Streit in der geiſtreichen Harmonie einer völlig durchgeführten Bildung geendigt ſehen, daß er die Kunſt lieber gar nicht anfangen laſſen, als ihre Vollendung erwarten will; kurz, daß er das Ziel lieber niedriger ſteckt, und das Ideal lieber herabſetzt, um es nur deſto ſchneller, um es nur deſto ſicherer zu erreichen.

Unter Deutſchlands Dichtern in dieſer Gattung will ich hier nur Hallers, Kleiſts und Klopſtocks erwähnen. Der Charakter ihrer Dichtung iſt ſentimentaliſch; durch Ideen rühren ſie uns, nicht durch ſinnliche Wahrheit, nicht ſowohl, weil ſie ſelbſt Natur ſind, als weil ſie uns für Natur zu begeiſtern wiſſen. Was indeſſen von dem Charakter ſowohl dieſer als aller ſentimentaliſchen Dichter im Ganzen wahr iſt, ſchließt natürlicher Weiſe darum keineswegs das Vermögen aus, im Einzelnen uns durch naive Schönheit zu rühren: ohne das würden ſie überall keine Dichter ſeyn. Nur ihr eigentlicher und herrſchender Charakter iſt es nicht, mit ruhigem, einfältigem und leichtem Sinn zu empfangen und das Empfangene eben ſo wieder darzuſtellen. Unwillkührlich drängt ſich die Phantaſie der Anſchauung, die Denkkraft der Empfindung zuvor, und man verſchließt Auge und Ohr, um betrachtend in ſich ſelbſt zu verſinken. Das Gemüth kann keinen Eindruck erleiden, ohne ſogleich ſeinem eigenen Spiel zuzuſehen, und, was es in ſich hat, durch Reflexion ſich gegenüber und aus ſich herauszuſtellen. Wir erhalten auf dieſe Art nie den Gegenſtand, nur was der reflektirende Verſtand des Dichters aus dem Gegenſtand machte, und ſelbſt dann, wenn der Dichter ſelbſt dieſer Gegenſtand iſt, wenn er uns ſeine Empfindungen darſtellen will, erfahren wir nicht ſeinen Zuſtand unmittelbar und aus der erſten Hand, ſondern wie ſich derſelbe in ſeinem Gemüth reflektirt, was er als Zuſchauer ſeiner ſelbſt darüber gedacht hat. Wenn Haller den Tod ſeiner Gattin betrauert (man kennt das ſchöne Lied), und folgendermaßen anfängt:

Soll ich von deinem Tode ſingen,
O Mariane, welch ein Lied!
Wenn Seufzer mit den Worten ringen,
Und ein Begriff den andern flieht, u. ſ. w.

ſo finden wir dieſe Beſchreibung genau wahr, aber wir fühlen auch, daß uns der Dichter nicht eigentlich ſeine Empfindungen, ſondern ſeine Gedanken darüber mittheilt. Er rührt uns deßwegen auch weit ſchwächer, weil er ſelbſt ſchon ſehr viel erkältet ſeyn mußte, um ein Zuſchauer ſeiner Rührung zu ſeyn.

Schon der größtentheils überſinnliche Stoff der Haller'ſchen und zum Theil auch der Klopſtock'ſchen Dichtungen ſchließt ſie von der naiven Gattung aus; ſobald daher jener Stoff überhaupt nur poetiſch bearbeitet werden ſollte, ſo mußte er, da er keine körperliche Natur annehmen und folglich kein Gegenſtand der ſinnlichen Anſchauung werden konnte, in's Unendliche hinübergeführt und zu einem Gegenſtand der geiſtigen Anſchauung erhoben werden. Ueberhaupt läßt ſich nur in dieſem Sinne eine didaktiſche Poeſie ohne innern Widerſpruch denken; denn, um es noch einmal zu wiederholen, nur dieſe zwei Felder beſitzt die Dichtkunſt; entweder ſie muß ſich in der Sinnenwelt oder ſie muß ſich in der Ideenwelt aufhalten, da ſie im Reich der Begriffe oder in der Verſtandeswelt ſchlechterdings nicht gedeihen kann. Noch, ich geſtehe es, kenne ich kein Gedicht in dieſer Gattung, weder aus älterer noch neuerer Literatur, welches den Begriff, den es bearbeitet, rein und vollſtändig entweder bis zur Individualität herab oder bis zur Idee hinaufgeführt hätte. Der gewöhnliche Fall iſt, wenn es noch glücklich geht, daß zwiſchen beiden abgewechſelt wird, während daß der abſtrakte Begriff herrſcht, und daß der Einbildungskraft, welche auf dem poetiſchen Felde zu gebieten haben ſoll, bloß verſtattet wird, den Verſtand zu bedienen. Dasjenige didaktiſche Gedicht, worin der Gedanke ſelbſt poetiſch wäre und es auch bliebe, iſt noch zu erwarten.

Was hier im Allgemeinen von allen Lehrgedichten geſagt wird, gilt auch von den Haller'ſchen insbeſondere. Der Gedanke ſelbſt iſt kein dichteriſcher Gedanke, aber die Ausführung wird es zuweilen, bald durch den Gebrauch der Bilder, bald durch den Aufſchwung zu Ideen. Nur in der letztern Qualität gehören ſie hieher. Kraft und Tiefe und ein pathetiſcher Ernſt charakteriſiren dieſen Dichter. Von einem Ideal iſt ſeine Seele entzündet, und ſein glühendes Gefühl für Wahrheit ſucht in den ſtillen Alpenthälern die aus der Welt verſchwundene Unſchuld. Tiefrührend iſt ſeine Klage; mit energiſcher, faſt bittrer Satyre zeichnet er die Verirrungen des Verſtandes und Herzens und mit Liebe die ſchöne Einfalt der Natur.

Nur überwiegt überall zu ſehr der Begriff in ſeinen Gemälden, ſo wie in ihm ſelbſt der Verſtand über die Empfindung den Meiſter ſpielt. Daher lehrt er durchgängig mehr, als er darſtellt, und ſtellt durchgängig mit mehr kräftigen als lieblichen Zügen dar. Er iſt groß, kühn, feurig, erhaben; zur Schönheit aber hat er ſich ſelten oder niemals erhoben.

An Ideengehalt und an Tiefe des Geiſtes ſteht Kleiſt dieſem Dichter um Vieles nach; an Anmuth möchte er ihn übertreffen, wenn wir ihm anders nicht, wie zuweilen geſchieht, einen Mangel auf der einen Seite für eine Stärke auf der andern anrechnen. Kleiſts gefühlvolle Seele ſchwelgt am liebſten im Anblick ländlicher Scenen und Sitten. Er flieht gern das leere Geräuſch der Geſellſchaft, und findet im Schooß der lebloſen Natur die Harmonie und den Frieden, den er in der moraliſchen Welt vermißt. Wie rührend iſt ſeine Sehnſucht nach Ruhe! * Wie wahr und gefühlt, wenn er ſingt:

„O Welt, du biſt des wahren Lebens Grab,
Oft reizet mich ein heißer Trieb zur Tugend,
Vor Wehmuth rollt ein Bach die Wang' herab,
Das Beiſpiel ſiegt und du, o Feu'r der Jugend,
Ihr trocknet bald die edeln Thränen ein.
Ein wahrer Menſch muß fern vom Menſchen ſeyn.“

Aber hat ihn ſein Dichtungstrieb aus dem einengenden Kreis der Verhältniſſe heraus in die geiſtreiche Einſamkeit der Natur geführt, ſo verfolgt ihn

---

* Man ſehe das Gedicht dieſes Namens in ſeinen Werken.

auch noch bis hieher das ängſtliche Bild des Zeitalters und leider auch ſeine Feſſeln. Was er fliehet, iſt in ihm; was er ſuchet, iſt ewig außer ihm; nie kann er den üblen Einfluß ſeines Jahrhunderts verwinden. Iſt ſein Herz gleich feurig, ſeine Phantaſie gleich energiſch genug, die todten Gebilde des Verſtandes durch die Darſtellung zu beſeelen, ſo entſeelt der kalte Gedanke eben ſo oft wieder die lebendige Schöpfung der Dichtungskraft, und die Reflexion ſtört das geheime Werk der Empfindung. Bunt zwar und prangend wie der Frühling, den er beſang, iſt ſeine Dichtung, ſeine Phantaſie iſt rege und thätig, doch möchte man ſie eher veränderlich als reich, eher ſpielend als ſchaffend, eher unruhig fortſchreitend als ſammelnd und bildend nennen. Schnell und üppig wechſeln Züge auf Züge, aber ohne ſich zum Individuum zu concentriren, oder ſich zum Leben zu füllen und zur Geſtalt zu runden. So lange er bloß lyriſch dichtet und bloß bei landſchaftlichen Gemälden verweilt, läßt uns theils die größere Freiheit der lyriſchen Form, theils die willkührliche Beſchaffenheit ſeines Stoffs dieſen Mangel überſehen, indem wir hier überhaupt mehr die Gefühle des Dichters als den Gegenſtand ſelbſt dargeſtellt verlangen. Aber der Fehler wird nur allzu merklich, wenn er ſich, wie in ſeinem Ciſſides und Paches, und in ſeinem Seneca, herausnimmt, Menſchen und menſchliche Handlungen darzuſtellen, weil hier die Einbildungskraft ſich zwiſchen feſten und nothwendigen Grenzen eingeſchloſſen ſieht, und der poetiſche Effekt nur aus dem Gegenſtand hervorgehen kann. Hier wird er dürftig, langweilig, mager und bis zum Unerträglichen froſtig: ein warnendes Beiſpiel für Alle, die ohne innern Beruf aus dem Felde muſikaliſcher Poeſie in das Gebiet der bildenden ſich verſteigen. Einem verwandten Genie, dem Thomſon, iſt die nämliche Menſchlichkeit begegnet.

In der ſentimentaliſchen Gattung und beſonders in dem elegiſchen Theil derſelben möchten Wenige aus den neuern und noch Wenigere aus den ältern Dichtern mit unſerm Klopſtock zu vergleichen ſeyn. Was nur immer, außerhalb den Grenzen lebendiger Form und außer dem Gebiete der Individualität, im Felde der Idealität zu erreichen iſt, iſt von dieſem muſikaliſchen Dichter geleiſtet.* Zwar würde man ihm großes Unrecht thun, wenn man ihm jene individuelle Wahrheit und Lebendigkeit, womit der naive Dichter ſeinen

---

* Ich ſage muſikaliſchen, um hier an die doppelte Verwandtſchaft der Poeſie mit der Tonkunſt und mit der bildenden Kunſt zu erinnern. Je nachdem nämlich die Poeſie entweder einen beſtimmten Gegenſtand nachahmt, wie die bildenden Künſte thun, oder je nachdem ſie, wie die Tonkunſt, bloß einen beſtimmten Zuſtand des Gemüths hervorbringt, ohne dazu eines beſtimmten Gegenſtandes nöthig zu haben, kann ſie bildend (plaſtiſch) oder muſikaliſch genannt werden. Der letztere Ausdruck bezieht ſich alſo nicht bloß auf dasjenige, was in der Poeſie, wirklich und der Materie nach, Muſik iſt, ſondern überhaupt auf alle diejenigen Effekte derſelben, die ſie hervorzubringen vermag, ohne die Einbildungskraft durch ein beſtimmtes Objekt zu beherrſchen; und in dieſem Sinne nenne ich Klopſtock vorzugsweiſe einen muſikaliſchen Dichter.

Gegenſtand ſchildert, überhaupt abſprechen wollte. Viele ſeiner Oden, mehrere einzelne Züge in ſeinen Dramen und in ſeinem Meſſias ſtellen den Gegenſtand mit treffender Wahrheit und in ſchöner Umgrenzung dar; da beſonders, wo der Gegenſtand ſein eigenes Herz iſt, hat er nicht ſelten eine große Natur, eine reizende Naivetät bewieſen. Nur liegt hierin ſeine Stärke nicht, nur möchte ſich dieſe Eigenſchaft nicht durch das Ganze ſeines dichteriſchen Kreiſes durchführen laſſen. So eine herrliche Schöpfung die Meſſiade in muſikaliſch poetiſcher Rückſicht nach der oben gegebenen Beſtimmung iſt, ſo Vieles läßt ſie in plaſtiſch poetiſcher noch zu wünſchen übrig, wo man beſtimmte und für die Anſchauung beſtimmte Formen erwartet. Beſtimmt genug möchten vielleicht noch die Figuren in dieſem Gedichte ſeyn, aber nicht für die Anſchauung; nur die Abſtraktion hat ſie erſchaffen, nur die Abſtraktion kann ſie unterſcheiden. Sie ſind gute Exempel zu Begriffen, aber keine Individuen, keine lebende Geſtalten. Der Einbildungskraft, an die doch der Dichter ſich wenden, und die er durch die durchgängige Beſtimmtheit ſeiner Formen beherrſchen ſoll, iſt es viel zu ſehr frei geſtellt, auf was Art ſie ſich dieſe Menſchen und Engel, dieſe Götter und Satane, dieſen Himmel und dieſe Hölle verſinnlichen will. Es iſt ein Umriß gegeben, innerhalb deſſen der Verſtand ſie nothwendig denken muß, aber keine feſte Grenze iſt geſetzt, innerhalb deren die Phantaſie ſie nothwendig darſtellen müßte. Was ich hier von den Charakteren ſage, gilt von Allem, was in dieſem Gedichte Leben und Handlung iſt oder ſeyn ſoll; und nicht bloß in dieſer Epopöe, auch in den dramatiſchen Poeſien unſers Dichters. Für den Verſtand iſt Alles trefflich beſtimmt und begrenzt (ich will hier nur an ſeinen Judas, ſeinen Pilatus, ſeinen Philo, ſeinen Salomo, im Trauerſpiel dieſes Namens, erinnern), aber es iſt viel zu formlos für die Einbildungskraft, und hier, ich geſtehe es frei heraus, finde ich dieſen Dichter ganz und gar nicht in ſeiner Sphäre.

Seine Sphäre iſt immer das Ideenreich, und in's Unendliche weiß er Alles, was er bearbeitet, hinüberzuführen. Man möchte ſagen, er ziehe Allem, was er behandelt, den Körper aus, um es zu Geiſt zu machen, ſo wie andere Dichter alles Geiſtige mit einem Körper bekleiden. Beinahe jeder Genuß, den ſeine Dichtungen gewähren, muß durch eine Uebung der Denkkraft errungen werden; alle Gefühle, die er und zwar ſo innig und ſo mächtig in uns zu erregen weiß, ſtrömen aus überſinnlichen Quellen hervor. Daher dieſer Ernſt, dieſe Kraft, dieſer Schwung, dieſe Tiefe, die Alles charakteriſiren, was von ihm kommt; daher auch dieſe immerwährende Spannung des Gemüths, in der wir bei Leſung deſſelben erhalten werden. Kein Dichter (Young etwa ausgenommen, der darin mehr fordert als er, aber ohne es, wie er thut, zu vergüten) dürfte ſich weniger zum Liebling und zum Begleiter durch's Leben ſchicken, als gerade Klopſtock, der uns immer nur aus dem Leben herausführt, immer nur den Geiſt unter die Waffen ruft, ohne den Sinn mit der ruhigen Gegenwart eines Objekts zu erquicken. Keuſch, überirdiſch, unkörperlich, heilig, wie ſeine Religion, iſt ſeine dichteriſche Muſe, und man muß mit Bewunderung geſtehen, daß er, wiewohl zuweilen in dieſen Höhen verirrt, doch niemals davon herabgeſunken iſt. Ich bekenne daher unverholen, daß mir für den Kopf desjenigen etwas bang iſt, der wirklich und ohne Affektation dieſen Dichter zu ſeinem Lieblingsbuche machen kann; zu einem Buche nämlich, bei dem man zu jeder Lage ſich ſtimmen, zu dem man aus jeder Lage zurückkehren kann; auch, dächte ich, hätte man in Deutſchland Früchte genug von ſeiner gefährlichen Herrſchaft geſehen. Nur in gewiſſen exaltirten Stimmungen des Gemüths kann er geſucht und empfunden werden; deßwegen iſt er auch der Abgott der Jugend, obgleich bei weitem nicht ihre glücklichſte Wahl. Die Jugend, die immer über das Leben hinausſtrebt, die alle Form flieht, und jede Grenze zu enge findet, ergeht ſich mit Liebe und Luſt in den endloſen Räumen, die ihr von dieſem Dichter aufgethan werden. Wenn dann der Jüngling Mann wird, und aus dem Reiche der Ideen in die Grenzen der Erfahrung zurückkehrt, ſo verliert ſich Vieles, ſehr Vieles von jener enthuſiaſtiſchen Liebe, aber nichts von der Achtung, die man einer ſo einzigen Erſcheinung, einem ſo außerordentlichen Genius, einem ſo ſehr veredelten Gefühl, die der Deutſche beſonders einem ſo hohen Verdienſte ſchuldig iſt.

Ich nannte dieſen Dichter vorzugsweiſe in der elegiſchen Gattung groß, und kaum wird es nöthig ſeyn, dieſes Urtheil noch beſonders zu rechtfertigen. Fähig zu jeder Energie und Meiſter auf dem ganzen Felde ſentimentaliſcher Dichtung, kann er uns bald durch das höchſte Pathos erſchüttern, bald in himmliſch ſüße Empfindungen wiegen; aber zu einer hohen geiſtreichen Wehmuth neigt ſich doch überwiegend ſein Herz, und wie erhaben auch ſeine Harfe, ſeine Lyra tönt, ſo werden die ſchmelzenden Töne ſeiner Laute doch immer wahrer und tiefer und beweglicher klingen. Ich berufe mich auf jedes rein geſtimmte Gefühl, ob es nicht alles Kühne und Starke, alle Fictionen, alle prachtvollen Beſchreibungen, alle Muſter oratoriſcher Beredſamkeit im Meſſias, alle ſchimmernden Gleichniſſe, worin unſer Dichter ſo vorzüglich glücklich iſt, für die zarten Empfindungen hingeben würde, welche in der Elegie an Ebert, in dem herrlichen Gedicht Bardale, den frühen Gräbern, der Sommernacht, dem Zürcher See und mehreren andern aus dieſer Gattung athmen. So iſt mir die Meſſiade als ein Schatz elegiſcher Gefühle und idealiſcher Schilderungen theuer, wie wenig ſie mich auch als Darſtellung einer Handlung und als ein epiſches Werk befriedigt.

Vielleicht ſollte ich, ehe ich dieſes Gedicht verlaſſe, auch noch an die Verdienſte eines Uz, Denis, Geßner (in ſeinem Tod Abels), eines Jacobi, Gerſtenberg, Hölty, Göckingk, und mehrerer Andern in dieſer Gattung erinnern, welche Alle uns durch Ideen rühren, und, in der oben feſtgeſetzten Bedeutung des Worts, ſentimentaliſch gedichtet haben. Aber mein Zweck iſt nicht, eine Geſchichte der deutſchen Dichtkunſt zu ſchreiben, ſondern das oben Geſagte durch einige Beiſpiele aus unſerer Literatur klar zu machen. Die Verſchiedenheit des Weges wollte ich zeigen, auf welchem alte und moderne, naive und ſentimentaliſche Dichter zu dem nämlichen Ziele gehen — daß, wenn uns jene durch Natur, Individualität und lebendige Sinnlichkeit rühren, dieſe durch Ideen und hohe Geiſtigkeit eine eben ſo große, wenn gleich keine ſo ausgebreitete, Macht über unſer Gemüth beweiſen.

An den bisherigen Beiſpielen hat man geſehen, wie der ſentimentaliſche Dichtergeiſt einen natürlichen Stoff behandelt; man könnte aber auch intereſſirt ſeyn zu wiſſen, wie der naive Dichtergeiſt mit einem ſentimentaliſchen Stoff verfährt. Völlig neu und von einer ganz eigenen Schwierigkeit ſcheint dieſe Aufgabe zu ſeyn, da in der alten und naiven Welt ein ſolcher Stoff ſich nicht vorfand, in der neuen aber der Dichter dazu fehlen möchte. Dennoch hat ſich das Genie auch dieſe Aufgabe gemacht, und auf eine bewundernswürdig glückliche Weiſe aufgelöſt. Ein Charakter, der mit glühender Empfindung ein Ideal umfaßt und die Wirklichkeit flieht, um nach einem weſenloſen Unendlichen zu ringen, der, was er in ſich ſelbſt unaufhörlich zerſtört, unaufhörlich außer ſich ſucht, dem nur ſeine Träume das Reelle, ſeine Erfahrungen ewig nur Schranken ſind, der endlich in ſeinem eigenen Daſeyn nur eine Schranke ſieht, und auch dieſe, wie billig iſt, noch einreißt, um zu der wahren Realität durchzudringen — dieſes gefährliche Extrem des ſentimentaliſchen Charakters iſt der Stoff eines Dichters geworden, in welchem die Natur getreuer und reiner als in irgend einem andern wirkt, und der ſich unter modernen Dichtern vielleicht am wenigſten von der ſinnlichen Wahrheit der Dinge entfernt.

Es iſt intereſſant zu ſehen, mit welchem glücklichen Inſtinkt Alles, was dem ſentimentaliſchen Charakter Nahrung gibt, im Werther zuſammengedrängt iſt; ſchwärmeriſche unglückliche Liebe, Empfindlichkeit für Natur, Religionsgefühle, philoſophiſcher Contemplationsgeiſt, endlich, um nichts zu vergeſſen, die düſtere, geſtaltloſe, ſchwermüthige Oſſianiſche Welt. Rechnet man dazu, wie wenig empfehlend, ja wie feindlich die Wirklichkeit dagegen geſtellt iſt, und wie von Außen her Alles ſich vereinigt, den Gequälten in ſeine Idealwelt zurückzudrängen, ſo ſieht man keine Möglichkeit, wie ein ſolcher Charakter aus einem ſolchen Kreiſe ſich hätte retten können. In dem Taſſo des nämlichen Dichters kehrt der nämliche Gegenſatz, wiewohl in verſchiedenen Charakteren, zurück; ſelbſt in ſeinem neueſten Roman ſtellt ſich, ſo wie in jenem erſten, der poetiſirende Geiſt dem nüchternen Gemeinſinn, das Ideale dem Wirklichen, die ſubjektive Vorſtellungsweiſe der objektiven — — aber mit welcher Verſchiedenheit! entgegen; ſogar im Fauſt treffen wir den nämlichen Gegenſatz, freilich, wie auch der Stoff dies erforderte, auf beiden Seiten ſehr vergröbert und materialiſirt wieder an; es verlohnte wohl der Mühe, eine pſychologiſche Entwickelung dieſes in vier ſo verſchiedene Arten ſpecificirten Charakters zu verſuchen.

Es iſt oben bemerkt worden, daß die bloß leichte und joviale Gemüthsart, wenn ihr nicht eine innere Ideenfülle zum Grunde liegt, noch gar keinen Beruf zur ſcherzhaften Satyre abgebe, ſo freigebig ſie auch im gewöhnlichen Urtheil dafür genommen wird; eben ſo wenig Beruf gibt die bloß zärtliche Weichmüthigkeit und Schwermuth zur elegiſchen Dichtung. Beiden fehlt zu dem wahren Dichtertalente das energiſche Prinzip, welches den Stoff beleben muß, um das wahrhaft Schöne zu erzeugen. Produkte dieſer zärtlichen Gattung können uns daher bloß ſchmelzen, und, ohne das Herz zu erquicken und den Geiſt zu beſchäftigen, bloß der Sinnlichkeit ſchmeicheln. Ein fortgeſetzter Hang zu dieſer Empfindungsweiſe muß zuletzt nothwendig den Charakter entnerven und in einen Zuſtand der Paſſivität verſenken, aus welchem gar keine Realität, weder für das äußere noch innere Leben, hervorgehen kann. Man hat daher ſehr recht gethan, jenes Uebel der Empfindelei [*] und weinerliche Weſen, welches durch Mißdeutung und Nachäffung einiger vortrefflichen Werke, vor etwa achtzehn Jahren, in Deutſchland überhand zu nehmen anfing, mit unerbittlichem Spott zu verfolgen; obgleich die Nachgiebigkeit, die man gegen das nicht viel beſſere Gegenſtück jener elegiſchen Karrikatur, gegen das ſpaßhafte Weſen, gegen die herzloſe Satyre und die geſtaltloſe Laune * zu beweiſen geneigt iſt, deutlich genug an den Tag legt, daß nicht aus ganz reinen Gründen dagegen geeifert worden iſt. Auf der Wage des ächten Geſchmacks kann das Eine ſo wenig als das Andere etwas gelten, weil beiden der äſthetiſche Gehalt fehlt, der nur in der innigen Verbindung des Geiſtes mit dem Stoff und in der vereinigten Beziehung eines Produktes auf das Gefühlvermögen und auf das Ideenvermögen enthalten iſt.

---

[*] „Der Hang, wie Herr Adelung ſie definirt, zu rührenden ſanften Empfindungen, ohne vernünftige Abſicht und über das gehörige Maß." — Herr Adelung iſt ſehr glücklich, daß er nur aus Abſicht und gar nur aus vernünftiger Abſicht empfindet.

Ueber Siegwart und ſeine Kloſtergeſchichte hat man geſpottet, und die Reiſen nach dem mittäglichen Frankreich werden bewundert; dennoch haben beide Produkte gleich großen Anſpruch auf einen gewiſſen Grad von Schätzung, und gleich geringen auf ein unbedingtes Lob. Wahre, obgleich überſpannte Empfindung macht den erſtern Roman, ein leichter

---

* Man ſoll zwar gewiſſen Leſern ihr dürftiges Vergnügen nicht verkümmern, und was geht es zuletzt die Kritik an, wenn es Leute gibt, die ſich an dem ſchmutzigen Witz des Herrn Blumauer erbauen und beluſtigen können. Aber die Kunſtrichter wenigſtens ſollten ſich enthalten, mit einer gewiſſen Achtung von Produkten zu ſprechen, deren Exiſtenz dem guten Geſchmack völlig ein Geheimniß bleiben ſollte. Zwar iſt weder Talent noch Laune darin zu verkennen, aber deſto mehr iſt zu beklagen, daß Beides nicht mehr gereinigt iſt. Ich ſage nichts von unſern deutſchen Komödien; die Dichter malen die Zeit, in der ſie leben.

Humor und ein aufgeweckter ſeiner Verſtand macht den zweiten ſchätzbar; aber ſo wie es dem einen durchaus an der gehörigen Nüchternheit des Verſtandes fehlt, ſo fehlt es dem andern an äſthetiſcher Würde. Der erſte wird der Erfahrung gegenüber ein wenig lächerlich, der andere wird dem Ideale gegenüber beinahe verächtlich. Da nun das wahrhaft Schöne einerſeits mit der Natur und anderſeits mit dem Ideale übereinſtimmend ſeyn muß, ſo kann der eine ſo wenig als der andere auf den Namen eines ſchönen Werks Anſpruch machen. Indeſſen iſt es natürlich und billig, und ich weiß es aus eigener Erfahrung, daß der Thümmel'ſche Roman mit großem Vergnügen geleſen wird. Da er nur ſolche Forderungen beleidigt, die aus dem Ideal entſpringen, die folglich von dem größten Theil der Leſer gar nicht, und von dem beſſern gerade nicht in ſolchen Momenten, wo man Romane lieſt, aufgeworfen werden, die übrigen Forderungen des Geiſtes und — des Körpers hingegen in nicht gemeinem Grade erfüllt, ſo muß er und wird mit Recht ein Lieblingsbuch unſerer und aller der Zeiten bleiben, wo man äſthetiſche Werke bloß ſchreibt, um zu gefallen, und bloß lieſt, um ſich ein Vergnügen zu machen.

Aber hat die poetiſche Literatur nicht ſogar klaſſiſche Werke aufzuweiſen, welche die hohe Reinheit des Ideals auf ähnliche Weiſe zu beleidigen, und ſich durch die Materialität ihres Inhalts von jener Geiſtigkeit, die hier von jedem äſthetiſchen Kunſtwerk verlangt wird, ſehr weit zu entfernen ſcheinen? Was ſelbſt der Dichter, der keuſche Jünger der Muſe, ſich erlauben darf, ſollte das dem Romanſchreiber, der nur ſein Halbbruder iſt und die Erde noch ſo ſehr berührt, nicht geſtattet ſeyn? Ich darf dieſer Frage hier um ſo weniger ausweichen, da ſowohl im elegiſchen als im ſatyriſchen Fache Meiſterſtücke vorhanden ſind, welche eine ganz andere Natur, als diejenige iſt, von der dieſer Aufſatz ſpricht, zu ſuchen, zu empfehlen, und dieſelbe nicht ſowohl gegen die ſchlechten als gegen die guten Sitten zu vertheidigen das Anſehn haben. Entweder müßten alſo jene Dichterwerke zu verwerfen, oder der hier aufgeſtellte Begriff elegiſcher Dichtung viel zu willkührlich angenommen ſeyn.

Was der Dichter ſich erlauben darf, hieß es, ſollte dem proſaiſchen Erzähler nicht nachgeſehen werden dürfen? Die Antwort iſt in der Frage ſchon enthalten: was dem Dichter verſtattet iſt, kann für den, der es nicht iſt, nichts beweiſen. In dem Begriffe des Dichters ſelbſt und nur in dieſem liegt der Grund jener Freiheit, die eine bloß verächtliche Licenz iſt, ſobald ſie nicht aus dem Höchſten und Edelſten, was ihn ausmacht, kann abgeleitet werden.

Die Geſetze des Anſtandes ſind der unſchuldigen Natur fremd; nur die Erfahrung der Verderbniß hat ihnen den Urſprung gegeben. Sobald aber jene Erfahrung einmal gemacht worden, und aus den Sitten die natürliche Unſchuld verſchwunden iſt, ſo ſind es heilige Geſetze, die ein ſittliches Gefühl nicht verletzen darf. Sie gelten in einer künſtlichen Welt mit demſelben Rechte, als die Geſetze der Natur in der

Unſchuldwelt regieren. Aber eben das macht ja den Dichter aus, daß er Alles in ſich aufhebt, was an eine künſtliche Welt erinnert, daß er die Natur in ihrer urſprünglichen Einfalt wieder in ſich herzuſtellen weiß. Hat er aber dieſes gethan, ſo iſt er eben auch dadurch von allen Geſetzen losgeſprochen, durch die ein verführtes Herz ſich gegen ſich ſelbſt ſicher ſtellt. Er iſt rein, er iſt unſchuldig, und was der unſchuldigen Natur erlaubt iſt, iſt es auch ihm; biſt du, der du ihn lieſeſt oder hörſt, nicht mehr ſchuldlos, und kannſt du es nicht einmal momentweiſe durch ſeine reinigende Gegenwart werden, ſo iſt es dein Unglück und nicht das ſeine; du verläſſeſt ihn, er hat für dich nicht geſungen.

Es läßt ſich alſo, in Abſicht auf Freiheiten dieſer Art, Folgendes feſtſetzen:

Für's Erſte: nur die Natur kann ſie rechtfertigen. Sie dürfen mithin nicht das Werk der Wahl und einer abſichtlichen Nachahmung ſeyn; denn dem Willen, der immer nach moraliſchen Geſetzen gerichtet wird, können wir eine Begünſtigung der Sinnlichkeit niemals vergeben. Sie müſſen alſo Naivetät ſeyn. Um uns aber überzeugen zu können, daß ſie dieſes wirklich ſind, müſſen wir ſie von allem Uebrigen, was gleichfalls in der Natur gegründet iſt, unterſtützt und begleitet ſehen, weil die Natur nur an der ſtrengen Conſequenz, Einheit und Gleichförmigkeit ihrer Wirkungen zu erkennen iſt. Nur einem Herzen, welches alle Künſtelei überhaupt, und mithin auch da, wo ſie nützt, verabſcheut, erlauben wir, ſich da, wo ſie drückt und einſchränkt, davon loszuſprechen; nur einem Herzen, welches ſich allen Feſſeln der Natur unterwirft, erlauben wir, von den Freiheiten derſelben Gebrauch zu machen. Alle übrigen Empfindungen eines ſolchen Menſchen müſſen folglich das Gepräge der Natürlichkeit an ſich tragen; er muß wahr, einfach, frei, offen, gefühlvoll, gerade ſeyn; alle Verſtellung, alle Liſt, alle Willkühr, alle kleinliche Selbſtſucht muß aus ſeinem Charakter, alle Spuren davon aus ſeinem Werke verbannt ſeyn.

Für's Zweite: nur die *ſchöne* Natur kann dergleichen Freiheiten rechtfertigen. Sie dürfen mithin kein einſeitiger Ausbruch der Begierde ſeyn; denn Alles, was aus bloßer Bedürftigkeit entſpringt, iſt verächtlich. Aus dem Ganzen und aus der Fülle menſchlicher Natur müſſen auch dieſe ſinnlichen Energien hervorgehen. Sie müſſen *Humanität* ſeyn. Um aber beurtheilen zu können, daß das Ganze menſchlicher Natur und nicht bloß ein einſeitiges und gemeines Bedürfniß der Sinnlichkeit ſie fordert, müſſen wir das Ganze, von dem ſie einen einzelnen Zug ausmachen, dargeſtellt ſehen. An ſich ſelbſt iſt die ſinnliche Empfindungsweiſe etwas Unſchuldiges und Gleichgültiges. Sie mißfällt uns nur darum an einem Menſchen, weil ſie thieriſch iſt, und von einem Mangel wahrer vollkommener Menſchheit in ihm zeugt; ſie beleidigt uns nur darum an einem Dichterwerk, weil ein ſolches Werk Anſpruch macht, uns zu gefallen, mithin auch *uns* eines ſolchen Mangels fähig hält. Sehen wir aber in dem Menſchen, der ſich dabei überraſchen läßt, die Menſchheit in ihrem ganzen übrigen Umfange wirken; finden wir in dem Werke, worin man ſich Freiheiten dieſer Art genommen, alle Realitäten der Menſchheit ausgedrückt, ſo iſt jener Grund unſeres Mißfallens weggeräumt, und wir können uns mit unvergällter Freude an dem naiven Ausdruck wahrer und ſchöner Natur ergötzen. Derſelbe Dichter alſo, der ſich erlauben darf, uns zu Theilnehmern ſo niedrig menſchlicher Gefühle zu machen, muß uns auf der andern Seite wieder zu Allem, was groß und ſchön und erhaben menſchlich iſt, empor zu tragen wiſſen.

Und ſo hätten wir denn den Maßſtab gefunden, dem wir jeden Dichter, der ſich etwas gegen den Anſtand herausnimmt und ſeine Freiheit in Darſtellung der Natur bis zu dieſer Grenze treibt, mit Sicherheit unterwerfen können. Sein Produkt iſt gemein, niedrig, ohne alle Ausnahme verwerflich, ſobald es *kalt* und ſobald es *leer* iſt, weil dieſes einen Urſprung aus Abſicht und aus einem gemeinen Bedürfniß und einen heilloſen Anſchlag auf unſere Begierden beweist. Es iſt hingegen ſchön, edel und ohne Rückſicht auf alle Einwendungen einer froſtigen Decenz beifallswürdig, ſobald es naiv iſt und den Geiſt mit Herz verbindet.*

---

* Mit *Herz*: denn die bloß ſinnliche Glut des Gemäldes und die üppige Fülle der Einbildungskraft machen es noch lange nicht aus. Daher bleibt Ardinghello bei aller ſinnlichen Energie und allem Feuer des Kolorits immer nur eine

Wenn man mir ſagt, daß unter dem hier gegebenen Maßſtab die meiſten franzöſiſchen Erzählungen in dieſer Gattung, und die glücklichſten Nachahmungen derſelben in Deutſchland nicht zum Beſten beſtehen möchten — daß dieſes zum Theil auch der Fall mit manchen Produkten unſers anmuthigſten und geiſtreichſten Dichters ſeyn dürfte, ſeine Meiſterſtücke ſogar nicht ausgenommen, ſo habe ich nichts darauf zu antworten. Der Ausſpruch ſelbſt iſt nichts weniger als neu, und ich gebe hier nur die Gründe von einem Urtheil an, welches längſt ſchon von jedem feinern Gefühle über dieſe Gegenſtände gefällt worden iſt. Eben dieſe Prinzipien aber, welche in Rückſicht auf jene Schriften vielleicht allzu rigoriſtiſch ſcheinen, möchten in Rückſicht auf einige andere Werke vielleicht zu liberal befunden werden; denn ich läugne nicht, daß die nämlichen Gründe, aus welchen ich die verführeriſchen Gemälde des römiſchen und deutſchen Ovid, ſo wie eines Crebillon, Voltaire, Marmontel (der ſich einen moraliſchen Erzähler nennt), Laclos und vieler andern, einer Entſchuldigung durchaus für unfähig halte, mich mit den Elegien des römiſchen und deutſchen Properz, ja ſelbſt mit manchem verſchrienen Produkt des Diderot verſöhnen;

ſinnliche Karrikatur, ohne Wahrheit und ohne äſthetiſche Würde. Doch wird dieſe ſeltſame Produktion immer als ein Beiſpiel des beinahe poetiſchen Schwunges, den die bloße Begierde zu nehmen fähig war, merkwürdig bleiben.

denn jene ſind nur witzig, nur proſaiſch, nur läſtern, dieſe ſind poetiſch, menſchlich und naiv.*

Idylle.

Es bleiben mir noch einige Worte über dieſe dritte Species ſentimentaliſcher Dichtung zu ſagen übrig, wenige Worte nur, denn eine ausführlichere Entwikkelung derſelben, deren ſie vorzüglich bedarf, bleibt einer andern Zeit vorbehalten.*

---

* Wenn ich den unſterblichen Verfaſſer des Agathon, Oberon ꝛc. in dieſer Geſellſchaft nenne, ſo muß ich ausdrücklich erklären, daß ich ihn keineswegs mit derſelben verwechſelt haben will. Seine Schilderungen, auch die bedenklichſten von dieſer Seite, haben keine materielle Tendenz (wie ſich ein neuerer etwas unbeſonnener Kritiker vor Kurzem zu ſagen erlaubte); der Verfaſſer von Liebe um Liebe und von ſo vielen andern naiven und genialiſchen Werken, in welchen allen ſich eine ſchöne und edle Seele mit unverkennbaren Zügen abbildet, kann eine ſolche Tendenz gar nicht haben. Aber er ſcheint mir von dem ganz eigenen Unglück verfolgt zu ſeyn, daß dergleichen Schilderungen durch den Plan ſeiner Dichtungen nothwendig gemacht werden. Der kalte Verſtand, der den Plan entwarf, forderte ſie ihm ab, und ſein Gefühl ſcheint mir ſo weit entfernt, ſie mit Vorliebe zu begünſtigen, daß ich — in der Ausführung ſelbſt immer noch den kalten Verſtand zu erkennen glaube. Und gerade dieſe Kälte in der Darſtellung iſt ihnen in der Beurtheilung ſchädlich, weil nur die naive Empfindung dergleichen Schilderungen äſthetiſch ſowohl als moraliſch rechtfertigen kann. Ob es aber dem Dichter erlaubt iſt, ſich bei Entwerfung des Plans einer ſolchen Gefahr in der Ausführung auszuſetzen, und ob überhaupt ein Plan poetiſch heißen kann, der, ich will dieſes einmal zugeben, nicht kann ausgeführt werden, ohne die keuſche Empfindung des Dichters ſowohl als ſeines Leſers zu empören, und ohne beide bei Gegenſtänden verweilen zu machen, von denen ein veredeltes Gefühl ſich ſo gern entfernt — dies iſt es, was ich bezweifle und worüber ich gern ein verſtändiges Urtheil hören möchte.

---

* Nochmals muß ich erinnern, daß die Satyre, Elegie und Idylle, ſo wie ſie hier als die drei einzig möglichen Arten ſentimentaliſcher Poeſie aufgeſtellt werden, mit den drei beſondern Gedichtarten, welche man unter dieſem Namen kennt, nichts gemein haben, als die *Empfindungsweiſe*, welche ſowohl jenen als dieſen eigen iſt. Daß es aber, außerhalb der Grenzen naiver Dichtung, nur dieſe dreifache Empfindungsweiſe und Dichtungsweiſe geben könne, folglich das Feld ſentimentaliſcher Poeſie durch dieſe Eintheilung vollſtändig ausgemeſſen ſey, läßt ſich aus dem Begriff der letztern leichtlich deduciren.

Die ſentimentaliſche Dichtung nämlich unterſcheidet ſich dadurch von der naiven, daß ſie den wirklichen Zuſtand, bei dem die letztere ſtehen bleibt, auf Ideen bezieht, und Ideen auf die Wirklichkeit anwendet. Sie hat es daher immer, wie auch ſchon oben bemerkt worden iſt, mit zwei ſtreitenden Objekten, mit dem Ideale nämlich und mit der Erfahrung, zugleich zu thun, zwiſchen welchen ſich weder mehr noch weniger als gerade die drei folgenden Verhältniſſe denken laſſen. Entweder iſt es der *Widerſpruch* des wirklichen Zuſtandes, oder es iſt die *Uebereinſtimmung* deſſelben mit dem Ideal, welche vorzugsweiſe das Gemüth beſchäftigt; oder dieſes iſt zwiſchen beiden getheilt. In dem erſten Falle wird es durch die Kraft des innern Streits, *durch die energiſche Bewegung*, in dem andern wird es durch die Harmonie des innern Lebens, *durch die energiſche Ruhe*, befriedigt, in dem dritten wechſelt Streit mit Harmonie, wechſelt Ruhe mit Bewegung. Dieſer dreifache Empfindungszuſtand gibt drei verſchiedenen Dichtungsarten die Entſtehung, denen die gebrauchten Benennungen *Satyre*, *Idylle*, *Elegie* vollkommen entſprechend ſind, ſobald man ſich nur an die Stimmung erinnert, in welche die unter dieſem Namen vorkommenden Gedichtarten

Die poetiſche Darſtellung unſchuldiger und glücklicher Menſchheit iſt der allgemeine Begriff dieſer Dichtungsart. Weil dieſe Unſchuld und dieſes Glück mit den künſtlichen Verhältniſſen der größern Societät und mit einem gewiſſen Grad von Ausbildung und

---

das Gemüth verſetzen, und von den Mitteln abſtrahirt, wodurch ſie dieſelbe bewirken.

Wer daher hier noch fragen könnte, zu welcher von den drei Gattungen ich die Epopee, den Roman, das Trauerſpiel u. a. zähle, der würde mich ganz und gar nicht verſtanden haben. Denn der Begriff dieſer letztern, als einzelner Gedichtarten, wird entweder gar nicht, oder doch nicht allein durch die Empfindungsweiſe beſtimmt; vielmehr weiß man, daß ſolche in mehr als einer Empfindungsweiſe, folglich auch in mehreren der von mir aufgeſtellten Dichtungsarten, können ausgeführt werden.

Schließlich bemerke ich hier noch, daß, wenn man die ſentimentaliſche Poeſie, wie billig, für eine ächte Art (nicht bloß für eine Abart) und für eine Erweiterung der wahren Dichtkunſt zu halten geneigt iſt, in der Beſtimmung der poetiſchen Arten, ſo wie überhaupt in der ganzen poetiſchen Geſetzgebung, welche noch immer einſeitig auf die Obſervanz der alten und naiven Dichter gegründet wird, auch auf ſie einige Rückſicht muß genommen werden. Der ſentimentaliſche Dichter geht in zu weſentlichen Stücken von dem naiven ab, als daß ihm die Formen, welche dieſer eingeführt, überall ungezwungen anpaſſen könnten. Freilich iſt es hier ſchwer, die Ausnahmen, welche die Verſchiedenheit der Art erfordert, von den Ausflüchten, welche das Unvermögen ſich erlaubt, immer richtig zu unterſcheiden; aber ſoviel lehrt doch die Erfahrung, daß unter den Händen ſentimentaliſcher Dichter (auch der vorzüglichſten) keine einzige Gedichtart ganz das geblieben iſt, was ſie bei den Alten geweſen, und daß unter den alten Namen öfters ſehr neue Gattungen ſind ausgeführt worden.

Verfeinerung unverträglich ſcheinen, ſo haben die Dichter den Schauplatz der Idylle aus dem Gedränge des bürgerlichen Lebens heraus in den einfachen Hirtenſtand verlegt, und derſelben ihre Stelle vor dem Anfange der Kultur in dem kindlichen Alter der Menſchheit angewieſen. Man begreift aber wohl, daß dieſe Beſtimmungen bloß zufällig ſind, daß ſie nicht als der Zweck der Idylle, bloß als das natürlichſte Mittel zu demſelben, in Betrachtung kommen. Der Zweck ſelbſt iſt überall nur der, den Menſchen im Stand der Unſchuld, d. h. in einem Zuſtand der Harmonie und des Friedens mit ſich ſelbſt und von außen darzuſtellen.

Aber ein ſolcher Zuſtand findet nicht bloß vor dem Anfange der Kultur Statt, ſondern er iſt es auch, den die Kultur, wenn ſie überall nur eine beſtimmte Tendenz haben ſoll, als ihr letztes Ziel beabſichtet. Die Idee dieſes Zuſtandes allein und der Glaube an die mögliche Realität derſelben kann den Menſchen mit allen den Uebeln verſöhnen, denen er auf dem Wege der Kultur unterworfen iſt, und wäre ſie bloß Chimäre, ſo würden die Klagen derer, welche die größere Societät und die Anbauung des Verſtandes bloß als ein Uebel verſchreien und jenen verlaſſenen Stand der Natur für den wahren Zweck des Menſchen ausgeben, vollkommen gegründet ſeyn. Dem Menſchen, der in der Kultur begriffen iſt, liegt alſo unendlich viel daran, von der Ausführbarkeit jener Idee in der Sinnenwelt, von der möglichen Realität jenes Zuſtandes, eine ſinnliche Bekräftigung zu erhalten, und da die wirkliche Erfahrung, weit entfernt dieſen Glauben zu nähren, ihn vielmehr beſtändig widerlegt, ſo kommt auch hier, wie in ſo vielen andern Fällen, das Dichtungsvermögen der Vernunft zu Hülfe, um jene Idee zur Anſchauung zu bringen und in einem einzelnen Fall zu verwirklichen.

Zwar iſt auch jene Unſchuld des Hirtenſtandes eine poetiſche Vorſtellung, und die Einbildungskraft mußte ſich mithin auch dort ſchon ſchöpferiſch beweiſen; aber außerdem, daß die Aufgabe dort ungleich einfacher und leichter zu löſen war, ſo fanden ſich in der Erfahrung ſelbſt ſchon die einzelnen Züge vor, die ſie nur auszuwählen und in ein Ganzes zu verbinden brauchte. Unter einem glücklichen Himmel, in den einfachen Verhältniſſen des erſten Standes, bei einem beſchränkten Wiſſen, wird die Natur leicht befriedigt, und der Menſch verwildert nicht eher, als bis das Bedürfniß ihn ängſtiget. Alle Völker, die eine Geſchichte haben, haben ein Paradies, einen Stand der Unſchuld, ein goldenes Alter; ja jeder einzelne Menſch hat ſein Paradies, ſein goldenes Alter, deſſen er ſich, je nachdem er mehr oder weniger Poetiſches in ſeiner Natur hat, mit mehr oder weniger Begeiſterung erinnert. Die Erfahrung ſelbſt bietet alſo Züge genug zu dem Gemälde dar, welches die Hirten-Idylle behandelt. Deßwegen bleibt aber dieſe immer eine ſchöne, eine erhebende Fiktion, und die Dichtungskraft hat in Darſtellung derſelben wirklich für das Ideal gearbeitet. Denn für den Menſchen, der von der Einfalt der Natur einmal abgewichen und der gefährlichen

Führung ſeiner Vernunft überliefert worden iſt, iſt es von unendlicher Wichtigkeit, die Geſetzgebung der Natur in einem reinen Exemplar wieder anzuſchauen, und ſich von den Verderbniſſen der Kunſt in dieſem treuen Spiegel wieder reinigen zu können. Aber ein Umſtand findet ſich dabei, der den äſthetiſchen Werth ſolcher Dichtungen um ſehr viel vermindert. *Vor dem Anfang der Kultur* gepflanzt, ſchließen ſie mit den Nachtheilen zugleich alle Vortheile derſelben aus, und befinden ſich in ihrem Weſen nach in einem nothwendigen Streit mit derſelben. Sie führen uns alſo *theoretiſch* rückwärts, indem ſie uns *praktiſch* vorwärts führen und veredeln. Sie ſtellen unglücklicher Weiſe das Ziel *hinter uns*, dem ſie uns doch *entgegen* führen ſollten, und können uns daher bloß das traurige Gefühl eines Verluſtes, nicht das Fröhliche der Hoffnung, einflößen. Weil ſie nur durch Aufhebung aller Kunſt und nur durch Vereinfachung der menſchlichen Natur ihren Zweck ausführen, ſo haben ſie, bei dem höchſten Gehalt für das *Herz*, allzuwenig für den *Geiſt*, und ihr einförmiger Kreis iſt zu ſchnell geendigt. Wir können ſie daher nur lieben und aufſuchen, wenn wir der Ruhe bedürftig ſind, nicht wenn unſere Kräfte nach Bewegung und Thätigkeit ſtreben. Sie können nur dem kranken Gemüthe *Heilung*, dem geſunden keine *Nahrung* geben; ſie können nicht beleben, nur beſänftigen. Dieſen in dem Weſen der Hirten-Idylle gegründeten Mangel hat alle Kunſt der Poeten nicht gut machen können. Zwar fehlt es auch dieſer Dichtart nicht an enthuſiaſtiſchen Liebhabern, und es gibt Leſer genug, die einen Amintas und einen Daphnis den größten Meiſterſtücken der epiſchen und dramatiſchen Muſe vorziehen können; aber bei ſolchen Leſern iſt es nicht ſowohl der Geſchmack, als das individuelle Bedürfniß, was über Kunſtwerke richtet, und ihr Urtheil kann folglich hier in keine Betrachtung kommen. Der Leſer von Geiſt und Empfindung verkennt zwar den Werth ſolcher Dichtungen nicht, aber er fühlt ſich ſeltner zu denſelben gezogen und früher davon geſättigt. In dem rechten Moment des Bedürfniſſes wirken ſie dafür deſto mächtiger; aber auf einen ſolchen Moment ſoll das wahre Schöne niemals zu warten brauchen, ſondern ihn vielmehr erzeugen.

Was ich hier an der Schäfer-Idylle tadle, gilt übrigens nur von der ſentimentaliſchen; denn der naiven kann es nie an Gehalt fehlen, da er hier in der Form ſelbſt ſchon enthalten iſt. Jede Poeſie nämlich muß einen unendlichen Gehalt haben, dadurch allein iſt ſie Poeſie; aber ſie kann dieſe Forderung auf zwei verſchiedene Arten erfüllen. Sie kann ein Unendliches ſeyn, der Form nach, wenn ſie ihren Gegenſtand mit allen ſeinen Grenzen darſtellt, wenn ſie ihn individualiſirt; ſie kann ein Unendliches ſeyn, der Materie nach, wenn ſie von ihrem Gegenſtand alle Grenzen entfernt, wenn ſie ihn idealiſirt, alſo entweder durch eine abſolute Darſtellung oder durch Darſtellung eines Abſoluten. Den erſten Weg geht der naive, den zweiten der ſentimentaliſche Dichter. Jener kann alſo ſeinen Gehalt nicht verfehlen, ſobald er ſich nur treu an die Natur hält, welche immer durchgängig begrenzt, d. h. der Form nach unendlich iſt. Dieſem hingegen ſteht die Natur mit ihrer durchgängigen Begrenzung im Wege, da er einen abſoluten Gehalt in den Gegenſtand legen ſoll. Der ſentimentaliſche Dichter verſteht ſich alſo nicht gut auf ſeinen Vortheil, wenn er dem naiven Dichter ſeine Gegenſtände abborgt, welche an ſich ſelbſt völlig gleichgültig ſind, und nur durch die Behandlung poetiſch werden. Er ſetzt ſich dadurch ganz unnöthiger Weiſe einerlei Grenzen mit jenem, ohne doch die Begrenzung vollkommen durchführen und in der abſoluten Beſtimmtheit der Darſtellung mit demſelben wetteifern zu können; er ſollte ſich alſo vielmehr gerade in dem Gegenſtand von dem naiven Dichter entfernen, weil er dieſem, was derſelbe in der Form vor ihm voraus hat, nur durch den Gegenſtand wieder abgewinnen kann.

Um hievon die Anwendung auf die Schäfer-Idylle der ſentimentaliſchen Dichter zu machen, ſo erklärt es ſich nun, warum dieſe Dichtungen bei allem Aufwand von Genie und Kunſt weder für das Herz noch für den Geiſt völlig befriedigend ſind. Sie haben ein Ideal ausgeführt und doch die enge dürftige Hirtenwelt beibehalten, da ſie doch ſchlechterdings entweder für das Ideal eine andere Welt, oder für die Hirtenwelt eine andere Darſtellung hätten wählen ſollen. Sie ſind gerade ſo weit ideal, daß die Darſtellung dadurch an individueller Wahrheit verliert, und ſind wieder gerade um ſo viel individuell, daß der idealiſche

Gehalt darunter leidet. Ein Geßner'ſcher Hirt z. B. kann uns nicht als Natur, nicht durch Wahrheit der Nachahmung entzücken, denn dazu iſt er ein zu ideales Weſen; eben ſo wenig kann er uns als ein Ideal durch das Unendliche des Gedankens befriedigen, denn dazu iſt er ein viel zu dürftiges Geſchöpf. Er wird alſo zwar *bis auf einen gewiſſen Punkt allen* Klaſſen von Leſern ohne *Ausnahme* gefallen, weil er das Naive mit dem Sentimentalen zu vereinigen ſtrebt, und folglich den zwei entgegengeſetzten Forderungen, die an ein Gedicht gemacht werden können, in einem gewiſſen Grade Genüge leiſtet; weil aber der Dichter über der Bemühung, Beides zu vereinigen, keinem von Beiden ſein *volles Recht erweiſt*, weder ganz Natur noch ganz Ideal iſt, ſo kann er eben deßwegen vor einem ſtrengen Geſchmack nicht ganz beſtehen, der in äſthetiſchen Dingen nichts Halbes verzeihen kann. Es iſt ſonderbar, daß dieſe Halbheit ſich auch bis auf die Sprache des genannten Dichters erſtreckt, die zwiſchen Poeſie und Proſa unentſchieden ſchwankt, als fürchtete der Dichter, in gebundener Rede ſich von der wirklichen Natur zu weit zu entfernen, und in ungebundener Rede den poetiſchen Schwung zu verlieren. Eine höhere Befriedigung gewährt Miltons herrliche Darſtellung des erſten Menſchenpaares und des Standes der Unſchuld im Paradieſe; die ſchönſte, mir bekannte Idylle in der ſentimentaliſchen Gattung. Hier iſt die Natur edel, geiſtreich, zugleich voll Fläche und voll Tiefe;

der höchſte Gehalt der Menſchheit iſt in die anmuthigſte Form eingekleidet.

Alſo auch hier in der Idylle, wie in allen andern poetiſchen Gattungen, muß man einmal für allemal zwiſchen der Individualität und der Idealität eine Wahl treffen; denn beiden Forderungen zugleich Genüge leiſten wollen, iſt, ſo lange man nicht am Ziele der Vollkommenheit ſteht, der ſicherſte Weg, beide zugleich zu verfehlen. Fühlt ſich der Moderne griechiſchen Geiſtes genug, um bei aller Widerſpenſtigkeit ſeines Stoffs mit den Griechen auf ihrem eigenen Felde, nämlich im Felde naiver Dichtung, zu ringen, ſo thue er es ganz, und thue es ausſchließend, und ſetze ſich über jede Forderung des ſentimentaliſchen Zeitgeſchmackes hinweg. Erreichen zwar dürfte er ſeine Muſter ſchwerlich; zwiſchen dem Original und dem glücklichſten Nachahmer wird immer eine merkliche Diſtanz offen bleiben, aber er iſt auf dieſem Wege doch gewiß, ein ächt poetiſches Werk zu erzeugen. *

---

* Mit einem ſolchen Werke hat Herr Voß noch kürzlich in ſeiner Luiſe unſere deutſche Litteratur nicht bloß bereichert, ſondern auch wahrhaft erweitert. Dieſe Idylle, obgleich nicht durchaus von ſentimentaliſchen Einflüſſen frei, gehört ganz zum naiven Geſchlecht, und ringt durch individuelle Wahrheit und gediegene Natur den beſten griechiſchen Muſtern mit ſeltenem Erfolge nach. Sie kann daher, was ihr zu hohem Ruhm gereicht, mit keinem modernen Gedicht aus ihrem Fache, ſondern muß mit griechiſchen Muſtern verglichen werden, mit welchen ſie auch den ſo ſeltenen Vorzug theilt, uns einen reinen, beſtimmten und immer gleichen Genuß zu gewähren.

Treibt ihn hingegen der ſentimentaliſche Dichtungstrieb zum Ideale, ſo verfolge er auch dieſes ganz, in völliger Reinheit, und ſtehe nicht eher als bei dem Höchſten ſtille, ohne hinter ſich zu ſchauen, ob auch die Wirklichkeit ihm nachkommen möchte. Er verſchmähe den unwürdigen Ausweg, den Gehalt des Ideals zu verſchlechtern, um es der menſchlichen Bedürftigkeit anzupaſſen, und den Geiſt auszuſchließen, um mit dem Herzen ein leichteres Spiel zu haben. Er führe uns nicht rückwärts in unſere Kindheit, um uns mit den koſtbarſten Erwerbungen des Verſtandes eine Ruhe erkaufen zu laſſen, die nicht länger dauern kann, als der Schlaf unſerer Geiſteskräfte; ſondern führe uns vorwärts zu unſerer Mündigkeit, um uns die höhere Harmonie zu empfinden zu geben, die den Kämpfer belohnt, die den Ueberwinder beglückt. Er mache ſich die Aufgabe einer Idylle, welche jene Hirtenunſchuld auch in Subjekten der Kultur und unter allen Bedingungen des rüſtigſten feurigſten Lebens, des ausgebreitetſten Denkens, der raffinirteſten Kunſt, der höchſten geſellſchaftlichen Verfeinerung ausführt, welche mit einem Wort, den Menſchen, der nun einmal nicht mehr nach Arkadien zurück kam, bis nach Elyſium führt.

Der Begriff dieſer Idylle iſt der Begriff eines völlig aufgelöſten Kampfes ſowohl in dem einzelnen Menſchen, als in der Geſellſchaft, einer freien Vereinigung der Neigungen mit dem Geſetze, einer zur höchſten ſittlichen Würde hinaufgeläuterten Natur, kurz, er iſt kein anderer, als das Ideal der Schönheit auf das wirkliche Leben angewendet. Ihr

Charakter beſteht alſo darin, daß aller Gegenſatz der Wirklichkeit mit dem Ideale, der den Stoff zu der ſatyriſchen und elegiſchen Dichtung hergegeben hatte, vollkommen aufgehoben ſey, und mit demſelben auch aller Streit der Empfindungen aufhöre. Ruhe wäre alſo der herrſchende Eindruck dieſer Dichtungsart, aber Ruhe der Vollendung, nicht der Trägheit; eine Ruhe, die aus dem Gleichgewicht, nicht aus dem Stillſtand der Kräfte, die aus der Fülle, nicht aus der Leerheit fließt, und von dem Gefühle eines unendlichen Vermögens begleitet wird. Aber eben darum, weil aller Widerſtand hinwegfällt, ſo wird es hier ungleich ſchwieriger als in den zwei vorigen Dichtungsarten, die Bewegung hervorzubringen, ohne welche doch überall keine poetiſche Wirkung ſich denken läßt. Die höchſte Einheit muß ſeyn, aber ſie darf der Mannichfaltigkeit nichts nehmen; das Gemüth muß befriedigt werden, aber ohne daß das Streben darum aufhöre. Die Auflöſung dieſer Frage iſt es eigentlich, was die Theorie der Idylle zu leiſten hat.

Ueber das Verhältniß beider Dichtungsarten zu einander und zu dem poetiſchen Ideale iſt Folgendes feſtgeſetzt worden.

Dem naiven Dichter hat die Natur die Gunſt erzeigt, immer als eine ungetheilte Einheit zu wirken, in jedem Moment ein ſelbſtſtändiges und vollendetes Ganze zu ſeyn und die Menſchheit, ihrem vollen Gehalte nach, in der Wirklichkeit darzuſtellen. Dem ſentimentaliſchen hat ſie die Macht verliehen oder vielmehr einen lebendigen Trieb eingeprägt, jene Einheit, die durch Abſtraktion in ihm aufgehoben worden, aus ſich ſelbſt wieder herzuſtellen, die Menſchheit in ſich vollſtändig zu machen, und aus einem beſchränkten Zuſtand zu einem unendlichen überzugehen.* Der menſchlichen Natur ihren völligen Ausdruck zu geben, iſt aber die gemeinſchaftliche Aufgabe Beider, und ohne das würden ſie gar nicht Dichter heiſſen können; aber der naive Dichter hat vor dem ſentimentaliſchen immer die ſinnliche Realität voraus, indem er dasjenige als eine wirkliche Thatſache ausführt, was der andere nur zu erreichen ſtrebt. Und das iſt es auch, was Jeder bei ſich erfährt, wenn er ſich beim Genuſſe naiver Dichtungen beobachtet. Er fühlt alle Kräfte ſeiner Menſchheit in einem ſolchen Augenblick thätig, er bedarf nichts, er iſt ein Ganzes in ſich ſelbſt; ohne etwas in ſeinem Gefühl zu unterſcheiden, freut er ſich zugleich ſeiner geiſtigen Thätigkeit und ſeines ſinnlichen Lebens. Eine ganz andere Stimmung iſt es, in die ihn der ſentimentaliſche Dichter verſetzt. Hier fühlt er bloß einen lebendigen Trieb, die Harmonie in ſich zu erzeugen, welche er dort wirklich empfand, ein Ganzes aus ſich zu machen, die Menſchheit in ſich zu einem vollendeten Ausdruck zu bringen. Daher iſt hier das Gemüth in Bewegung, es iſt angeſpannt, es ſchwankt zwiſchen ſtreitenden Gefühlen; da es dort ruhig, aufgelöſt, einig mit ſich ſelbſt und vollkommen befriedigt iſt.

---

* Für den wiſſenſchaftlich prüfenden Leſer bemerke ich, daß beide Empfindungsweiſen, in ihrem höchſten Begriff gedacht, ſich wie die erſte und dritte Kategorie zu einander verhalten, indem die leztere immer dadurch entſteht, daß man die erſtere mit ihrem geraden Gegentheil verbindet. Das Gegentheil der naiven Empfindung iſt nämlich der reflektirende Verſtand, und die ſentimentaliſche Stimmung iſt das Reſultat des Beſtrebens, auch unter den Bedingungen der Reflexion die naive Empfindung, dem Inhalt nach, wieder herzuſtellen. Dies würde durch das erfüllte Ideal geſchehen, in welchem die Kunſt der Natur wieder begegnet. Geht man jene drei Begriffe nach den Kategorien durch, ſo wird man die Natur und die ihr entſprechende naive Stimmung immer in der erſten, die Kunſt als Aufhebung der Natur durch den frei wirkenden Verſtand immer in der zweiten, endlich das Ideal, in welchem die vollendete Kunſt zur Natur zurückkehrt, in der dritten Kategorie antreffen.

Aber wenn es der naive Dichter dem ſentimentaliſchen auf der einen Seite an Realität abgewinnt, und dasjenige zur wirklichen Exiſtenz bringt, wornach dieſer nur einen lebendigen Trieb erwecken kann, ſo hat letzterer wieder den großen Vortheil über den erſtern, daß er dem Trieb einen größern Gegenſtand zu geben im Stand iſt, als jener geleiſtet hat und leiſten konnte. Alle Wirklichkeit, wiſſen wir, bleibt hinter dem Ideale zurück; alles Exiſtirende hat ſeine Schranken, aber der Gedanke iſt grenzenlos. Durch dieſe Einſchränkung, der alles Sinnliche unterworfen iſt, leidet alſo auch der naive Dichter, da hingegen die unbedingte Freiheit des Ideenvermögens dem ſentimentaliſchen zu Statten kommt. Jener erfüllt zwar alſo ſeine Aufgabe, aber die Aufgabe ſelbſt iſt etwas Begrenztes; dieſer erfüllt zwar die ſeinige nicht ganz, aber die Aufgabe iſt ein Unendliches. Auch hierüber kann einen Jeden ſeine eigene Erfahrung belehren. Von dem naiven Dichter wendet man ſich mit Leichtigkeit und Luſt zu der lebendigen Gegenwart; der ſentimentaliſche wird immer, auf einige Augenblicke, für das wirkliche Leben verſtimmen. Das macht, unſer Gemüth iſt hier durch das Unendliche der Idee gleichſam über ſeinen natürlichen Durchmeſſer ausgedehnt worden, daß nichts Vorhandenes es mehr ausfüllen kann. Wir verſinken lieber betrachtend in uns ſelbſt, wo wir für den aufgeregten Trieb in der Ideenwelt Nahrung finden; anſtatt daß wir dort aus uns heraus nach ſinnlichen Gegenſtänden ſtreben. Die ſentimentaliſche Dichtung iſt die Geburt der Abgezogenheit und Stille, und dazu ladet ſie auch ein: die naive iſt das Kind des Lebens, und in das Leben führt ſie auch zurück.

Ich habe die naive Dichtung eine *Gunſt der Natur* genannt, um zu erinnern, daß die Reflexion keinen Antheil daran habe. Ein glücklicher Wurf iſt ſie; keiner Verbeſſerung bedürftig, wenn er gelingt, aber auch keiner fähig, wenn er verfehlt wird. In der Empfindung iſt das ganze Werk des naiven Genie's abſolvirt; hier liegt ſeine Stärke und ſeine Grenze. Hat es alſo nicht gleich dichteriſch, d. h. nicht gleich vollkommen menſchlich *empfunden*, ſo kann dieſer Mangel durch keine Kunſt mehr nachgeholt werden. Die Kritik kann ihm nur zu einer Einſicht des Fehlers verhelfen, aber ſie kann keine Schönheit an deſſen Stelle ſetzen. Durch ſeine Natur muß das naive Genie Alles thun, durch ſeine Freiheit vermag es wenig; und es wird ſeinen Begriff erfüllen, ſobald nur die Natur in ihm nach einer innern Nothwendigkeit wirkt. Nun iſt zwar Alles nothwendig, was durch Natur geſchieht, und das iſt auch jedes noch ſo verunglückte Produkt des naiven Genies, von welchem nichts mehr entfernt iſt als Willkührlichkeit; aber ein Anderes iſt die Nöthigung des Augenblicks, ein Anderes die innere Nothwendigkeit des Ganzen. Als ein Ganzes betrachtet iſt die Natur ſelbſtſtändig und unendlich; in jeder einzelnen Wirkung hingegen iſt ſie bedürftig und beſchränkt. Dieſes gilt daher auch von der Natur des Dichters. Auch der glücklichſte Moment, in welchem ſich derſelbe befinden mag, iſt von einem vorhergehenden abhängig; es kann ihm daher auch nur eine bedingte Nothwendigkeit beigelegt werden. Nun ergeht aber die Aufgabe an den Dichter, einen einzelnen Zuſtand dem menſchlichen Ganzen gleich zu machen, folglich ihn abſolut und nothwendig auf ſich ſelbſt zu gründen. Aus dem Moment der Begeiſterung muß alſo jede Spur eines zeitlichen Bedürfniſſes entfernt bleiben, und der Gegenſtand ſelbſt, ſo beſchränkt er auch ſey, darf den Dichter nicht beſchränken. Man begreift wohl, daß dieſes nur inſofern möglich iſt, als der Dichter ſchon eine abſolute Freiheit und Fülle des Vermögens zu dem Gegenſtande mitbringt, und als er geübt iſt, Alles mit ſeiner ganzen Menſchheit zu umfaſſen. Dieſe Uebung kann er aber nur durch die Welt erhalten, in der er lebt, und von der er unmittelbar berührt wird. Das naive Genie ſteht alſo in einer Abhängigkeit von der Erfahrung, welche das ſentimentaliſche nicht kennet. Dieſes, wiſſen wir, fängt ſeine Operation erſt da an, wo jenes die ſeinige beſchließt; ſeine Stärke beſteht darin, einen mangelhaften Gegenſtand *aus ſich ſelbſt heraus* zu ergänzen, und ſich durch eigene Macht aus einem begrenzten Zuſtand in einen Zuſtand der Freiheit zu verſetzen. Das naive Dichtergenie bedarf alſo eines Beiſtandes von Außen, da das ſentimentaliſche ſich aus ſich ſelbſt nährt und reinigt; es muß eine formreiche Natur, eine dichteriſche Welt, eine naive Menſchheit um ſich her erblicken, da es ſchon in der Sinnenempfindung ſein Werk zu vollenden hat. Fehlt ihm nun dieſer Beiſtand von Außen, ſieht es ſich von einem geiſtloſen Stoff umgeben, ſo kann nur zweierlei geſchehen. Es tritt entweder, wenn die Gattung bei ihm überwiegend iſt, aus ſeiner *Art*, und wird ſentimentaliſch, um nur dichteriſch zu ſeyn, oder, wenn der Artcharakter die Oberhand behält, es tritt aus ſeiner *Gattung*, und wird gemeine Natur, um nur Natur zu bleiben. Das *erſte* dürfte der Fall mit den vornehmſten ſentimentaliſchen Dichtern in der alten römiſchen Welt und in neuern Zeiten ſeyn. In einem andern Weltalter geboren, unter einen andern Himmel verpflanzt, würden ſie, die uns jetzt durch Ideen rühren, durch individuelle Wahrheit und naive Schönheit bezaubert haben. Vor dem *zweiten* möchte ſich ſchwerlich ein Dichter vollkommen ſchützen können, der in einer gemeinen Welt die Natur nicht verlaſſen kann.

Die *wirkliche* Natur nämlich; aber von dieſer kann die *wahre* Natur, die das *Subjekt* naiver Dichtungen iſt, nicht ſorgfältig genug unterſchieden werden. Wirkliche Natur exiſtirt überall, aber wahre Natur iſt deſto ſeltener, denn dazu gehört eine innere Nothwendigkeit des Daſeyns. Wirkliche Natur iſt jeder noch ſo gemeine Ausbruch der Leidenſchaft, er mag auch wahre Natur ſeyn, aber eine wahre *menſchliche* iſt er nicht; denn dieſe erfordert einen Antheil des ſelbſtſtändigen Vermögens an jeder Aeußerung, deſſen Ausdruck jedesmal Würde iſt. Wirkliche menſchliche Natur iſt jede moraliſche Niederträchtigkeit, aber wahre menſchliche Natur iſt ſie hoffentlich nicht; denn dieſe kann nie anders als edel ſeyn. Es iſt nicht zu überſehen, zu welchen Abgeſchmacktheiten dieſe Verwechſelung wirklicher Natur mit wahrer menſchlicher Natur in der Kritik wie in der Ausübung verleitet hat; welche Trivialitäten man in der Poeſie geſtattet, ja lobpreist, weil ſie leider! wirkliche Natur ſind: wie man ſich freuet, Karrikaturen, die einen ſchon aus der wirklichen Welt herausängſtigen, in der dichteriſchen ſorgfältig aufbewahrt und nach dem Leben conterfeit zu ſehen. Freilich darf der Dichter auch die ſchlechte Natur nachahmen, und bei dem ſatyriſchen bringt dieſes ja der Begriff ſchon mit ſich: aber in dieſem Fall muß ſeine eigene ſchöne Natur den Gegenſtand *übertragen*, und der gemeine Stoff den Nachahmer nicht mit ſich zu Boden ziehen. Iſt nur er ſelbſt, in dem Moment wenigſtens, wo er ſchildert, wahre menſchliche Natur, ſo hat es nichts zu ſagen, was er uns ſchildert; aber auch ſchlechterdings nur von einem ſolchen können wir ein treues Gemälde der Wirklichkeit vertragen. Wehe uns Leſern, wenn die Fratze ſich in der Fratze ſpiegelt; wenn die Geißel der Satyre in die Hände desjenigen fällt, den die Natur eine viel ernſtlichere Peitſche zu führen beſtimmte; wenn Menſchen, die, entblößt von Allem, was man poetiſchen Geiſt nennt, nur das Affentalent gemeiner Nachahmung beſitzen, es auf Koſten unſeres Geſchmacks gräulich und ſchrecklich üben!

Aber ſelbſt dem wahrhaft naiven Dichter, ſagte ich, kann die gemeine Natur gefährlich werden; denn endlich iſt jene ſchöne Zuſammenſtimmung zwiſchen Empfinden und Denken, welche den Charakter deſſelben ausmacht, doch nur eine Idee, die in der Wirklichkeit nie ganz erreicht wird, und auch bei den glücklichſten Genie's aus dieſer Klaſſe wird die Empfänglichkeit die Selbſtthätigkeit immer um etwas überwiegen. Die Empfänglichkeit aber iſt immer mehr oder weniger von dem äußern Eindruck abhängig, und nur eine anhaltende Regſamkeit des produktiven Vermögens, welche von der menſchlichen Natur nicht zu erwarten iſt, würde verhindern können, daß der Stoff nicht zuweilen eine blinde Gewalt über die Empfänglichkeit ausübte. So oft aber dies der Fall iſt, wird aus einem dichteriſchen Gefühl ein gemeines.[*]

---

[*] Wie ſehr der naive Dichter von ſeinem Objekt abhänge, und wie viel, ja wie Alles auf ſein Empfinden ankomme, darüber

Kein Genie aus der naiven Klaſſe, von Homer bis auf Bodmer herab, hat dieſe Klippe ganz vermieden; aber freilich iſt ſie denen am gefährlichſten,

---

kann uns die alte Dichtkunſt die beſten Belege geben. So weit die Natur in ihnen und außer ihnen ſchön iſt, ſind es auch die Dichtungen der Alten; wird hingegen die Natur gemein, ſo iſt auch der Geiſt aus ihren Dichtungen gewichen. Jeder Leſer von feinem Gefühl muß z. B. bei ihren Schilderungen der weiblichen Natur, des Verhältniſſes zwiſchen beiden Geſchlechtern und der Liebe insbeſondere, eine gewiſſe Leerheit und einen Ueberdruß empfinden, den alle Wahrheit und Naivetät in der Darſtellung nicht verbannen kann. Ohne der Schwärmerei das Wort zu reden, welche freilich die Natur nicht veredelt, ſondern verläßt, wird man hoffentlich annehmen dürfen, daß die Natur in Rückſicht auf jenes Verhältniß der Geſchlechter und den Affekt der Liebe eines edlern Charakters fähig iſt, als ihr die Alten gegeben haben; auch kennt man die *zufälligen* Umſtände, welche der Veredlung jener Empfindungen bei ihnen im Wege ſtanden. Daß es Beſchränktheit, nicht innere Nothwendigkeit war, was die Alten hierin auf einer niedrigern Stufe feſthielt, lehrt das Beiſpiel neuerer Poeten, welche ſo viel weiter gegangen ſind, als ihre Vorgänger, ohne doch die Natur zu übertreten. Die Rede iſt hier nicht von dem, was ſentimentaliſche Dichter aus dieſem Gegenſtande zu machen gewußt haben, denn dieſe gehen über die Natur hinaus in das Idealiſche, und ihr Beiſpiel kann alſo gegen die Alten nichts beweiſen; bloß davon iſt die Rede, wie der nämliche Gegenſtand von wahrhaft naiven Dichtern, wie er z. B. in der *Sakontala*, in den *Minneſängern*, in manchen *Ritterromanen* und *Ritterepopeen*, wie er von Shakeſpeare, von Fielding und mehrern andern, ſelbſt deutſchen Poeten, behandelt iſt. Hier wäre nun für die Alten der Fall geweſen, einen von Außen zu rohen Stoff von Innen heraus durch das Subjekt zu vergeiſtigen die ſich einer gemeinen Natur von außen zu erwehren haben, oder die durch Mangel an Disciplin von innen verwildert ſind. Jenes iſt Schuld, daß ſelbſt gebildete Schriftſteller nicht immer von Plattheiten frei bleiben, und dieſes verhinderte ſchon manches herrliche Talent, ſich des Platzes zu bemächtigen, zu dem die Natur es berufen hatte. Der Komödiendichter, deſſen Genie ſich am meiſten von dem wirklichen Leben nährt, iſt eben daher auch am meiſten der Plattheit ausgeſetzt, wie auch das Beiſpiel des Ariſtophanes und Plautus, und faſt aller der ſpätern Dichter lehrt, die in die Fußſtapfen derſelben getreten ſind. Wie tief läßt uns nicht der erhabene Shakeſpeare zuweilen ſinken, mit welchen Trivialitäten quälen uns nicht Lope de Vega, Moliere, Regnard, Goldoni, in welchen Schlamm zieht uns nicht Holberg hinab? Schlegel, einer der geiſtreichſten Dichter unſers Vaterlands, an deſſen Genie es nicht lag, daß er nicht unter den erſten in dieſer Gattung glänzt', Gellert, ein wahrhaft naiver Dichter, ſo wie auch Rabener, Leſſing ſelbſt, wenn ich ihn anders hier nennen darf, Leſſing, der gebildete Zögling der Kritik, und ein ſo wachſamer Richter ſeiner ſelbſt — wie büßen

---

den poetiſchen Gehalt, der der äußern Empfindung gemangelt hatte, durch Reflexion nachzuholen, die Natur durch die Idee zu ergänzen, mit Einem Wort, durch eine ſentimentaliſche Operation aus einem beſchränkten Objekt ein unendliches zu machen. Aber es waren naive, nicht ſentimentaliſche Dichtergenies; ihr Werk war alſo mit der äußern Empfindung geendigt.

ſie nicht Alle, mehr oder weniger, den geiſtloſen Charakter der Natur, die ſie zum Stoff ihrer Satyre erwählten. Von den *neueſten* Schriftſtellern in dieſer Gattung nenne ich keinen, da ich keinen ausnehmen kann.

Und nicht genug, daß der naive Dichtergeiſt in Gefahr iſt, ſich einer gemeinen Wirklichkeit allzuſehr zu nähern — durch die Leichtigkeit, mit der er ſich äußert, und durch eben dieſe größere Annäherung an das wirkliche Leben macht er noch dem gemeinen Nachahmer Muth, ſich im poetiſchen Felde zu verſuchen. Die ſentimentaliſche Poeſie, wiewohl von einer andern Seite gefährlich genug, wie ich hernach zeigen werde, hält wenigſtens *dieſes* Volk in Entfernung, weil es nicht Jedermanns Sache iſt, ſich zu Ideen zu erheben; die naive Poeſie aber bringt es auf den Glauben, als wenn ſchon die bloße Empfindung, der bloße Humor, die bloße Nachahmung wirklicher Natur den Dichter ausmache. Nichts aber iſt widerwärtiger, als wenn der platte Charakter ſich einfallen läßt, liebenswürdig und naiv ſeyn zu wollen; er, der ſich in alle Hüllen der Kunſt ſtecken ſollte, um ſeine ekelhafte Natur zu verbergen. Daher denn auch die unſäglichen Platituden, welche ſich die Deutſchen unter dem Titel von naiven und ſcherzhaften Liedern verſingen laſſen und an denen ſie ſich bei einer wohlbeſetzten Tafel ganz unendlich zu beluſtigen pflegen. Unter dem Freibrief der Laune, der Empfindung, duldet man dieſe Armſeligkeiten — aber einer Laune, einer Empfindung, die man nicht ſorgfältig genug verbannen kann. Die

Muſen an der Pleiße bilden hier beſonders einen eigenen kläglichen Chor, und ihnen wird von den Kamönen an der Leine und Elbe in nicht beſſern Akkorden geantwortet.*. So inſipid dieſe Scherze ſind, ſo kläglich läßt ſich der Affekt auf unſern tragiſchen Bühnen hören, welcher, anſtatt die wahre Natur nachzuahmen, nur den geiſtloſen und unedeln Ausdruck der wirklichen erreicht; ſo daß es uns nach einem ſolchen Thränenmahle gerade zu Muth iſt, als wenn wir einen Beſuch in Spitälern abgelegt oder Salzmanns menſchliches Elend geleſen hätten. Noch viel ſchlimmer ſteht es um die ſatyriſche Dichtkunſt, und um den komiſchen Roman insbeſondere, die ſchon ihrer Natur nach dem gemeinen Leben ſo nahe liegen, und daher billig, wie jeder Grenzpoſten, gerade in den deſſen Händen ſeyn ſollten. Derjenige hat wahrlich den wenigſten Beruf, der Maler ſeiner Zeit zu werden, der das Geſchöpf und die Karrikatur derſelben iſt; aber da es etwas ſo Leichtes iſt, irgend einen luſtigen Charakter, wär' es auch nur einen dicken Mann, unter ſeiner Bekanntſchaft aufzujagen, und die Fratze mit einer groben Feder auf dem Papier abzureißen, ſo fühlen zuweilen auch die geſchwornen Feinde alles poetiſchen Geiſtes den Kitzel, in dieſem Fache zu ſtümpern, und einen Cirkel von würdigen Freunden mit der ſchönen Geburt zu ergötzen. Ein rein geſtimmtes Gefühl freilich wird nie in Gefahr ſeyn, dieſe Erzeugniſſe einer gemeinen Natur mit den geiſtreichen Früchten des naiven Genie's zu verwechſeln; aber an dieſer reinen Stimmung des Gefühls fehlt es eben, und in den meiſten Fällen will man bloß ein Bedürfniß befriedigt haben, ohne daß der Geiſt eine Forderung machte. Der ſo falſch verſtandene, wiewohl an ſich wahre Begriff, daß man ſich bei Werken des ſchönen Geiſtes erhole, trägt das Seinige redlich zu dieſer Nachſicht bei; wenn man es anders Nachſicht nennen kann, wo nichts Höheres geahnt wird, und der Leſer wie der Schriftſteller auf gleiche Art ihre Rechnung finden. Die gemeine Natur nämlich, wenn ſie angeſpannt worden, kann ſich nur in der Leerheit erholen, und ſelbſt ein hoher Grad von Verſtand, wenn er nicht von einer gleichmäßigen Kultur der Empfindungen unterſtützt iſt, ruht von ſeinem Geſchäfte nur in einem geiſtloſen Sinnengenuß aus.

---

* Die guten Freunde haben es ſehr übel aufgenommen, was ein Recenſent in der A. L. Z. vor etlichen Jahren an den Bürger'ſchen Gedichten getadelt hat; und der Ingrimm, womit ſie wider dieſen Stachel lecken, ſcheint zu erkennen zu geben, daß ſie mit der Sache jenes Dichters ihre eigene zu verfechten glauben. Aber darin irren ſie ſich ſehr. Jene Rüge konnte bloß einem wahren Dichtergenie gelten, das von der Natur reichlich ausgeſtattet war, aber verſäumt hatte, durch eigene Kultur jenes ſeltene Geſchenk auszubilden. Ein ſolches Individuum durfte und mußte man unter den höchſten Maßſtab der Kunſt ſtellen, weil es Kraft in ſich hatte, demſelben, ſobald es ernſtlich wollte, genug zu thun; aber es wäre lächerlich und grauſam zugleich, auf ähnliche Art mit Leuten zu verfahren, an welche die Natur nicht gedacht hat, und die mit jedem Produkt, das ſie zu Markte bringen, ein vollgültiges Testimonium paupertatis aufweiſen.

Wenn ſich das dichtende Genie über alle zufällige Schranken, welche von jedem beſtimmten Zuſtande unzertrennlich ſind, mit freier Selbſtthätigkeit muß erheben können, um die menſchliche Natur in ihrem abſoluten Vermögen zu erreichen, ſo darf es ſich doch auf der andern Seite nicht über die nothwendigen Schranken hinwegſetzen, welche der Begriff einer menſchlichen Natur mit ſich bringt; denn das Abſolute, aber nur innerhalb der Menſchheit, iſt ſeine Aufgabe und ſeine Sphäre. Wir haben geſehen, daß das naive Genie zwar nicht in Gefahr iſt, dieſe Sphäre zu überſchreiten, wohl aber, ſie nicht ganz zu erfüllen, wenn es einer äußern Nothwendigkeit oder dem zufälligen Bedürfniß des Augenblicks zu ſehr auf Unkoſten der innern Nothwendigkeit Raum gibt. Das ſentimentaliſche Genie hingegen iſt der Gefahr ausgeſetzt, über dem Beſtreben, alle Schranken von ihr zu entfernen, die menſchliche Natur ganz und gar aufzuheben, und ſich nicht bloß, was es darf und ſoll, über jede beſtimmte und begrenzte Wirklichkeit hinweg zu der abſoluten Möglichkeit zu erheben — oder zu idealiſiren — ſondern über die Möglichkeit ſelbſt noch hinauszugeben — oder zu ſchwärmen. Dieſer Fehler der Ueberſpannung iſt eben ſo in der ſpecifiſchen Eigenthümlichkeit ſeines Verfahrens, wie der entgegengeſetzte der Schlaffheit in der eigenthümlichen Handlungsweiſe des Naiven gegründet. Das naive Genie nämlich läßt die Natur in ſich unumſchränkt walten, und da die Natur in ihren einzelnen zeitlichen Aeußerungen immer abhängig und bedürftig iſt, ſo wird das naive Gefühl nicht immer *exaltirt* genug bleiben, um den zufälligen Beſtimmungen des Augenblicks widerſtehen zu können. Das ſentimentaliſche Genie hingegen verläßt die Wirklichkeit, um zu Ideen aufzuſteigen und mit freier Selbſtthätigkeit ſeinen Stoff zu beherrſchen; da aber die Vernunft ihrem Geſetze nach immer zum Unbedingten ſtrebt, ſo wird das ſentimentaliſche Genie nicht immer *nüchtern* genug bleiben, um ſich ununterbrochen und gleichförmig innerhalb den Bedingungen zu halten, welche der Begriff einer menſchlichen Natur mit ſich führt, und an welche die Vernunft auch in ihrem freieſten Wirken hier immer gebunden bleiben muß. Dieſes könnte nur durch einen verhältnißmäßigen Grad von Empfänglichkeit geſchehen, welche aber in dem ſentimentaliſchen Dichtergeiſte von der Selbſtthätigkeit eben ſo ſehr überwogen wird, als ſie in dem naiven die Selbſtthätigkeit überwiegt. Wenn man daher an den Schöpfungen des naiven Genies zuweilen den *Geiſt* vermißt, ſo wird man bei den Geburten des ſentimentaliſchen oft vergebens nach dem *Gegenſtande* fragen. Beide werden alſo, wiewohl auf ganz entgegengeſetzte Weiſe, in den Fehler der *Leerheit* verfallen; denn ein Gegenſtand ohne Geiſt und ein Geiſtesſpiel ohne Gegenſtand ſind beide ein Nichts in dem äſthetiſchen Urtheil.

Alle Dichter, welche ihren Stoff zu einſeitig aus der Gedankenwelt ſchöpfen, und mehr durch eine innere Ideenfülle, als durch den Drang der Empfindung zum poetiſchen Bilden getrieben werden, ſind mehr oder weniger in Gefahr, auf dieſen Abweg zu gerathen. Die Vernunft zieht bei ihren Schöpfungen die Grenzen der Sinnenwelt viel zu wenig zu Rath und der Gedanke wird immer weiter getrieben, als die Erfahrung ihm folgen kann. Wird er aber ſo weit getrieben, daß ihm nicht nur keine beſtimmte Erfahrung mehr entſprechen kann (denn bis dahin darf und muß das Idealſchöne gehen), ſondern daß er den Bedingungen aller möglichen Erfahrung überhaupt widerſtreitet, und daß folglich, um ihn wirklich zu machen, die menſchliche Natur ganz und gar verlaſſen werden müßte, dann iſt es nicht mehr ein poetiſcher, ſondern ein überſpannter Gedanke: vorausgeſetzt nämlich, daß er ſich als darſtellbar und dichteriſch angekündigt habe; denn hat er dieſes nicht, ſo iſt es ſchon genug, wenn er ſich nur nicht ſelbſt widerſpricht. Widerſpricht er ſich ſelbſt, ſo iſt es nicht mehr Ueberſpannung, ſondern Unſinn; denn was überhaupt nicht iſt, das kann auch ſein Maß nicht überſchreiten. Kündigt er ſich aber gar nicht als ein Objekt für die Einbildungskraft an, ſo iſt er eben ſo wenig Ueberſpannung; denn das bloße Denken iſt grenzenlos, und was keine Grenze hat, kann auch keine überſchreiten. Ueberſpannt kann alſo nur dasjenige genannt werden, was zwar nicht die logiſche, aber die ſinnliche Wahrheit verletzt, und auf dieſe doch Anſpruch macht. Wenn daher ein Dichter den unglücklichen Einfall hat, Naturen, die ſchlechthin übermenſchlich ſind, und auch nicht anders vorgeſtellt werden dürfen, zum Stoff ſeiner Schilderung zu erwählen, ſo kann er ſich vor dem Ueberſpannten nur dadurch ſicher ſtellen, daß er das Poetiſche aufgibt, und es gar nicht einmal unternimmt, ſeinen Gegenſtand durch die Einbildungskraft ausführen zu laſſen. Denn thäte er dieſes, ſo würde entweder dieſe ihre Grenzen auf den Gegenſtand übertragen, und aus einem abſoluten Objekt ein beſchränktes menſchliches machen (was z. B. alle griechiſchen Gottheiten ſind und auch ſeyn ſollen); oder der Gegenſtand würde der Einbildungskraft ihre Grenzen nehmen, d. h. er würde ſie aufheben, worin eben das Ueberſpannte beſteht.

Man muß die überſpannte Empfindung von dem Ueberſpannten in der Darſtellung unterſcheiden; nur von der erſten iſt hier die Rede. Das Objekt der Empfindung kann unnatürlich ſeyn, aber ſie ſelbſt iſt Natur, und muß daher auch die Sprache derſelben führen. Wenn alſo das Ueberſpannte in der Empfindung aus Wärme des Herzens und einer wahrhaft dichteriſchen Anlage fließen kann, ſo zeugt das Ueberſpannte in der Darſtellung jederzeit von einem kalten Herzen und ſehr oft von einem poetiſchen Vermögen. Es iſt alſo kein Fehler, vor welchem das ſentimentaliſche Dichtergenie gewarnt werden müßte, ſondern der bloß dem unberufenen Nachahmer deſſelben droht; daher er auch die Begleitung des Platten, Geiſtloſen, ja des Niedrigen keineswegs verſchmäht. Die überſpannte Empfindung iſt gar nicht ohne Wahrheit, und als wirkliche Empfindung muß ſie auch nothwendig einen realen Gegenſtand haben. Sie läßt daher auch, weil ſie Natur iſt, einen einfachen Ausdruck zu, und wird vom Herzen kommend auch das Herz nicht verfehlen. Aber da ihr Gegenſtand nicht aus der Natur geſchöpft, ſondern durch den Verſtand einſeitig und künſtlich hervorgebracht iſt, ſo hat er auch bloß logiſche Realität, und die Empfindung iſt alſo nicht rein menſchlich. Es iſt keine Täuſchung, was Heloiſe für Abelard, was Petrarch für ſeine Laura, was St. Preux für ſeine Julie, was Werther für ſeine Lotte fühlt, und was Agathon, Phanias, Peregrinus Proteus (den Wielandiſchen meine ich) für ihre Ideale empfinden; die Empfindung iſt wahr, nur der Gegenſtand iſt ein gemachter und liegt außerhalb der menſchlichen Natur. Hätte ſich ihr Gefühl bloß an die ſinnliche Wahrheit der Gegenſtände gehalten, ſo würde es jenen Schwung nicht haben nehmen können; hingegen würde ein bloß willkührliches Spiel der Phantaſie ohne allen innern Gehalt auch nicht im Stande geweſen ſeyn, das Herz zu bewegen, denn das Herz wird nur durch Vernunft bewegt. Dieſe Ueberſpannung verdient alſo Zurechtweiſung, nicht Verachtung, und wer darüber ſpottet, mag ſich wohl prüfen, ob er nicht vielleicht aus Herzloſigkeit ſo klug, aus Vernunftmangel ſo verſtändig iſt. So iſt auch die überſpannte Zärtlichkeit im Punkt der Galanterie und der Ehre, welche die Ritterromane, beſonders die ſpaniſchen, charakteriſirt; ſo iſt die ſkrupulöſe, bis zur Koſtbarkeit getriebene Delikateſſe in den franzöſiſchen und engliſchen ſentimentaliſchen Romanen (von der beſten Gattung) nicht nur ſubjektiv wahr, ſondern auch in objektiver Rückſicht nicht gehaltlos; es ſind ächte Empfindungen, die wirklich eine moraliſche Quelle haben, und die nur darum verwerflich ſind, weil ſie die Grenzen menſchlicher Wahrheit überſchreiten. Ohne jene moraliſche Realität — wie wäre es möglich, daß ſie mit ſolcher Stärke und Innigkeit könnten mitgetheilt werden, wie doch die Erfahrung lehrt. Daſſelbe gilt auch von der moraliſchen und religiöſen Schwärmerei, und von der exaltirten Freiheits- und Vaterlandsliebe. Da die Gegenſtände dieſer Empfindungen immer Ideen ſind, und in der äußern Erfahrung nicht erſcheinen (denn was z. B. den politiſchen Enthuſiaſten bewegt, iſt nicht, was er ſieht, ſondern was er denkt), ſo hat die ſelbſtthätige Einbildungskraft eine gefährliche Freiheit, und kann nicht, wie in andern Fällen, durch die ſinnliche Gegenwart ihres Objekts in ihre Grenzen zurückgewieſen werden. Aber weder der Menſch überhaupt noch der Dichter insbeſondere darf ſich der Geſetzgebung der Natur anders entziehen, als um ſich unter die entgegengeſetzte der Vernunft zu begeben; nur für das Ideal darf er die Wirklichkeit verlaſſen, denn an einem von dieſen beiden Ankern muß die Freiheit befeſtigt ſeyn. Aber der Weg von der Erfahrung zum Ideale iſt ſo weit, und dazwiſchen liegt die Phantaſie mit ihrer zügelloſen Willkühr. Es iſt daher unvermeidlich, daß der Menſch überhaupt, wie der Dichter insbeſondere, wenn er ſich durch die Freiheit ſeines Verſtandes aus der Herrſchaft der Gefühle begibt, ohne durch Geſetze der Vernunft dazu getrieben zu werden, d. h. wenn er die Natur aus bloßer Freiheit verläßt, ſo lang ohne Geſetz iſt, mithin der Phantaſterei zum Raube dahingegeben wird.

Daß ſowohl ganze Völker als einzelne Menſchen, welche der ſichern Führung der Natur ſich entzogen haben, ſich wirklich in dieſem Falle befinden, lehrt die Erfahrung, und eben dieſe ſtellt auch Beiſpiele genug von einer ähnlichen Verirrung in der Dichtkunſt auf. Weil der ächte ſentimentaliſche Dichtungstrieb, um ſich zum Idealen zu erheben, über die Grenzen wirklicher Natur hinausgehen muß, ſo geht der unächte über jede Grenze überhaupt hinaus, und überredet ſich, als wenn ſchon das wilde Spiel der Imagination die poetiſche Begeiſterung ausmache. Dem wahrhaften Dichtergenie, welches die Wirklichkeit nur um der Idee willen verläßt, kann dieſes nie oder doch nur in Momenten begegnen, wo es ſich ſelbſt verloren hat; da es hingegen durch ſeine Natur ſelbſt zu einer überſpannten Empfindungsweiſe verführt werden kann. Es kann aber durch ſein Beiſpiel Andere zur Phantaſterei verführen, weil Leſer von reger Phantaſie und ſchwachem Verſtand ihm nur die Freiheiten abſehen, die es ſich gegen die wirkliche Natur herausnimmt, ohne ihm bis zu ſeiner hohen innern Nothwendigkeit folgen zu können. Es geht dem ſentimentaliſchen Genie hier, wie wir bei dem naiven geſehen haben. Weil dieſes durch ſeine Natur Alles ausführte, was es thut, ſo will der gemeine Nachahmer an ſeiner eigenen Natur keine ſchlechtere Führerin haben. Meiſterſtücke aus der naiven Gattung werden daher gewöhnlich die platteſten und ſchmutzigſten Abdrücke gemeiner

Natur, und Hauptwerke aus der ſentimentaliſchen ein zahlreiches Heer phantaſtiſcher Produktionen zu ihrem Gefolge haben, wie dieſes in der Literatur eines jeden Volkes leichtlich nachzuweiſen iſt.

Es ſind in Rückſicht auf Poeſie zwei Grundſätze im Gebrauch, die an ſich völlig richtig ſind, aber in der Bedeutung, worin man ſie gewöhnlich nimmt, einander gerade aufheben. Von dem erſten, „daß die Dichtkunſt zum Vergnügen und zur Erholung diene,“ iſt ſchon oben geſagt worden, daß er der Leerheit und Platitüde in poetiſchen Darſtellungen nicht wenig günſtig ſey; durch den andern Grundſatz, „daß ſie zur moraliſchen Veredlung des Menſchen diene,“ wird das Ueberſpannte in Schutz genommen. Es iſt nicht überflüſſig, beide Prinzipien, welche man ſo häufig im Munde führt, oft ſo ganz unrichtig auslegt und ſo ungeſchickt anwendet, etwas näher zu beleuchten.

Wir nennen Erholung den Uebergang von einem gewaltſamen Zuſtand zu demjenigen, der uns natürlich iſt. Es kommt mithin hier Alles darauf an, worein wir unſern natürlichen Zuſtand ſetzen, und was wir unter einem gewaltſamen verſtehen. Setzen wir jenen lediglich in ein ungebundenes Spiel unſrer phyſiſchen Kräfte und in eine Befreiung von jedem Zwang, ſo iſt jede Vernunftthätigkeit, weil jede einen Widerſtand gegen die Sinnlichkeit ausübt, eine Gewalt, die uns geſchieht, und Geiſtesruhe, mit ſinnlicher Bewegung verbunden, iſt das eigentliche Ideal der Erholung. Setzen wir hingegen unſern natürlichen Zuſtand in ein unbegrenztes Vermögen zu jeder menſchlichen Aeußerung und in die Fähigkeit, über alle unſere Kräfte mit gleicher Freiheit diſponiren zu können, ſo iſt jede Trennung und Vereinzelung dieſer Kräfte ein gewaltſamer Zuſtand, und das Ideal der Erholung iſt die Wiederherſtellung unſers Naturganzen nach einſeitigen Spannungen. Das erſte Ideal wird alſo lediglich durch das Bedürfniß der ſinnlichen Natur, das zweite wird durch die Selbſtthätigkeit der menſchlichen aufgegeben. Welche von dieſen beiden Arten der Erholung die Dichtkunſt gewähren dürfe und müſſe, möchte in der Theorie wohl keine Frage ſeyn; denn Niemand wird gern das Anſehn haben wollen, als ob er das Ideal der Menſchheit dem Ideale der Thierheit nachzuſetzen verſucht ſeyn könne. Nichts deſto weniger ſind die Forderungen, welche man im wirklichen Leben an poetiſche Werke zu machen pflegt, vorzugsweiſe von dem ſinnlichen Ideal hergenommen, und in den meiſten Fällen wird nach dieſem — zwar nicht die Achtung beſtimmt, die man dieſen Werken erweiſt, aber doch die Neigung entſchieden und der Liebling gewählt. Der Geiſteszuſtand der mehrſten Menſchen iſt auf einer Seite anſpannende und erſchöpfende Arbeit, auf der andern erſchlaffender Genuß. Jene aber, wiſſen wir, macht das ſinnliche Bedürfniß nach Geiſtesruhe und nach einem Stillſtand des Wirkens ungleich dringender als das moraliſche Bedürfniß nach Harmonie und nach einer abſoluten Freiheit des Wirkens, weil vor allen Dingen erſt die Natur befriedigt ſeyn muß, ehe der Geiſt eine Forderung machen kann;

dieſer bindet und lähmt die moraliſchen Triebe ſelbſt, welche jene Forderung aufwerfen mußten. Nichts iſt daher der Empfänglichkeit für das wahre Schöne nachtheiliger, als dieſe beiden nur allzugewöhnlichen Gemüthsſtimmungen unter den Menſchen, und es erklärt ſich daraus, warum ſo gar Wenige, ſelbſt von den Beſſern, in äſthetiſchen Dingen ein richtiges Urtheil haben. Die Schönheit iſt das Produkt der Zuſammenſtimmung zwiſchen dem Geiſt und den Sinnen; es ſpricht zu allen Vermögen des Menſchen zugleich, und kann daher nur unter der Vorausſetzung eines vollſtändigen und freien Gebrauchs aller ſeiner Kräfte empfunden und gewürdiget werden. Einen offenen Sinn, ein erweitertes Herz, einen friſchen und ungeſchwächten Geiſt muß man dazu mitbringen, ſeine ganze Natur muß man beiſammen haben; welches keineswegs der Fall derjenigen iſt, die durch abſtraktes Denken in ſich ſelbſt getheilt, durch kleinliche Geſchäftsformeln eingeengt, durch anſtrengendes Aufmerken ermattet ſind. Dieſe verlangen zwar nach einem ſinnlichen Stoff, aber nicht um das Spiel der Denkkräfte daran fortzuſetzen, ſondern um es einzuſtellen. Sie wollen frei ſeyn, aber nur von einer Laſt, die ihre Trägheit ermüdete, nicht von einer Schranke, die ihre Thätigkeit hemmte.

Darf man ſich alſo noch über das Glück der Mittelmäßigkeit und Leerheit in äſthetiſchen Dingen und über die Rache der ſchwachen Geiſter an dem wahren und energiſchen Schönen verwundern? Auf Erholung rechneten ſie bei dieſem, aber auf eine Erholung nach ihrem Bedürfniß und nach ihrem armen Begriff, und mit Verdruß entdecken ſie, daß ihnen jetzt erſt eine Kraftäußerung zugemuthet wird, zu der ihnen auch in ihrem beſten Moment das Vermögen fehlen möchte. Dort hingegen ſind ſie willkommen, wie ſie ſind; denn ſo wenig Kraft ſie auch mitbringen, ſo brauchen ſie doch noch viel weniger, um den Geiſt ihres Schriftſtellers auszuſchöpfen. Der Laſt des Denkens ſind ſie hier auf Einmal entledigt, und die losgeſpannte Natur darf ſich im ſeligen Genuß des Nichts auf dem weichen Polſter der Platitüde pflegen. In dem Tempel Thaliens und Melpomenens, ſo wie er bei uns beſtellt iſt, thront die geliebte Göttin, empfängt in ihrem weiten Schooß den ſtumpfſinnigen Gelehrten und den erſchöpften Geſchäftsmann, und wiegt den Geiſt in einen magnetiſchen Schlaf, indem ſie die erſtarrten Sinne erwärmt und die Einbildungskraft in einer ſüßen Bewegung ſchaukelt.

Und warum wollte man den gemeinen Köpfen nicht nachſehen, was ſelbſt den Beſten oft genug zu begegnen pflegt! Der Nachlaß, welchen die Natur nach jeder anhaltenden Spannung fordert und ſich auch ungefordert nimmt (und nur für ſolche Momente pflegt man den Genuß ſchöner Werke aufzuſparen), iſt der äſthetiſchen Urtheilskraft ſo wenig günſtig, daß unter den eigentlich beſchäftigten Klaſſen nur äußerſt wenige ſeyn werden, die in Sachen des Geſchmacks mit Sicherheit und, worauf hier ſo viel ankommt, mit Gleichförmigkeit urtheilen können. Nichts iſt gewöhnlicher, als daß ſich die Gelehrten, den gebildeten

Weltleuten gegenüber, in Urtheilen über die Schönheit die lächerlichſten Blößen geben, und daß beſonders die Kunſtrichter von Handwerk der Spott aller Kenner ſind. Ihr verwahrloſtes, bald überſpanntes, bald rohes Gefühl leitet ſie in den mehrſten Fällen falſch, und wenn ſie auch zu Vertheidigung deſſelben in der Theorie etwas aufgegriffen haben, ſo können wir daraus nur techniſche (die Zweckmäßigkeit eines Werks betreffende), nicht aber äſthetiſche Urtheile bilden, welche immer das Ganze umfaſſen müſſen, und bei denen alſo die Empfindung entſcheiden muß. Wenn ſie endlich nur gutwillig auf die letztern Verzicht leiſten und es bei dem erſtern bewenden laſſen wollten, ſo möchten ſie immer noch Nutzen genug ſtiften, da der Dichter in ſeiner Begeiſterung und der empfindende Leſer im Moment des Genuſſes das Einzelne gar leicht vernachläſſigen. Ein deſto lächerlicheres Schauſpiel iſt es aber, wenn dieſe rohen Naturen, die es mit aller peinlicher Arbeit an ſich ſelbſt höchſtens zu Ausbildung einer einzelnen Fertigkeit bringen, ihr dürftiges Individuum zum Repräſentanten des allgemeinen Gefühls aufſtellen, und im Schweiß ihres Angeſichts — über das Schöne richten.

Dem Begriff der Erholung, welche die Poeſie zu gewähren habe, werden, wie wir geſehen, gewöhnlich viel zu enge Grenzen geſetzt, weil man ihn zu einſeitig auf das bloße Bedürfniß der Sinnlichkeit zu beziehen pflegt. Gerade umgekehrt wird dem Begriff der Veredlung, welche der Dichter beabſichtigen ſoll, gewöhnlich ein viel zu weiter Umfang gegeben, weil man ihn zu einſeitig nach der bloßen Idee beſtimmt.

Der Idee nach geht nämlich die Veredlung immer in's Unendliche, weil die Vernunft in ihren Forderungen ſich an die nothwendigen Schranken der Sinnenwelt nicht bindet, und nicht eher als bei dem abſolut Vollkommenen ſtille ſteht. Nichts, worüber ſich noch etwas Höheres denken läßt, kann ihr Genüge leiſten; vor ihrem ſtrengen Gerichte entſchuldigt kein Bedürfniß der endlichen Natur: ſie erkennt keine anderen Grenzen an, als des Gedankens, und von dieſem wiſſen wir, daß er ſich über alle Grenzen der Zeit und des Raumes ſchwingt. Ein ſolches Ideal der Veredlung, welches die Vernunft in ihrer reinen Geſetzgebung vorzeichnet, darf ſich alſo der Dichter eben ſo wenig als jenes niedrige Ideal der Erholung, welches die Sinnlichkeit aufſtellt, zum Zwecke ſetzen, da er die Menſchheit zwar von allen zufälligen Schranken befreien ſoll, aber ohne ihren Begriff aufzuheben und ihre nothwendigen Grenzen zu verrücken. Was er über dieſe Linien hinaus ſich erlaubt, iſt Ueberſpannung, und zu dieſer eben wird er nur allzuleicht durch einen falſch verſtandenen Begriff von Veredlung verleitet. Aber das Schlimme iſt, daß er ſich ſelbſt zu dem wahren Ideal menſchlicher Veredlung nicht wohl erheben kann, ohne noch einige Schritte über daſſelbe hinaus zu gerathen. Um nämlich dahin zu gelangen, muß er die Wirklichkeit verlaſſen, denn er kann es, wie jedes Ideal, nur aus innern und moraliſchen Quellen ſchöpfen. Nicht in der Welt, die ihn umgibt, und im Geräuſch des handelnden Lebens, in ſeinem Herzen nur trifft er es an, und nur in der Stille einſamer Betrachtung findet er ſein Herz. Aber dieſe Abgezogenheit vom Leben wird nicht immer bloß die zufälligen — ſie wird öfters auch die nothwendigen und unüberwindlichen Schranken der Menſchheit aus ſeinen Augen rücken, und indem er die reine Form ſucht, wird er in Gefahr ſeyn, allen Gehalt zu verlieren. Die Vernunft wird ihr Geſchäft viel zu abgeſondert von der Erfahrung treiben, und was der contemplative Geiſt auf dem ruhigen Wege des Denkens aufgefunden, wird der handelnde Menſch auf dem drangvollen Wege des Lebens nicht in Erfüllung bringen können. So bringt gewöhnlich eben das den Schwärmer hervor, was allein im Stande war, den Weiſen zu bilden, und der Vorzug des letztern möchte wohl weniger darin beſtehen, daß er das erſte nicht geworden, als darin, daß er es nicht geblieben iſt.

Da es alſo weder dem arbeitenden Theile der Menſchen überlaſſen werden darf, den Begriff der Erholung nach ſeinem Bedürfniß, noch dem contemplativen Theile, den Begriff der Veredlung nach ſeinen Spekulationen zu beſtimmen, wenn jener Begriff nicht zu phyſiſch und der Poeſie zu unwürdig, dieſer nicht zu hyperphyſiſch und der Poeſie zu überſchwänglich ausfallen ſoll — dieſe beiden Begriffe aber, wie die Erfahrung lehrt, das allgemeine Urtheil über Poeſie und poetiſche Werke regieren, ſo müſſen wir uns, um ſie auslegen zu laſſen, nach einer Klaſſe von Menſchen umſehen, welche ohne zu arbeiten thätig iſt, und idealiſiren kann, ohne zu ſchwärmen; welche alle Realitäten des Lebens mit den wenigſt-möglichen Schranken deſſelben in ſich vereinigt, und vom Strome der Begebenheiten getragen wird, ohne der Raub deſſelben zu werden. Nur eine ſolche Klaſſe kann das ſchöne Ganze menſchlicher Natur, welches durch jede Arbeit augenblicklich und durch ein arbeitendes Leben anhaltend zerſtört wird, aufbewahren, und in Allem, was rein menſchlich iſt, durch ihre Gefühle dem allgemeinen Urtheil Geſetze geben. Ob eine ſolche Klaſſe wirklich exiſtire, oder vielmehr ob diejenige, welche unter ähnlichen äußern Verhältniſſen wirklich exiſtirt, dieſem Begriffe auch im Innern entſpreche, iſt eine andere Frage, mit der ich hier nichts zu ſchaffen habe. Entſpricht ſie demſelben nicht, ſo hat ſie bloß ſich ſelbſt anzuklagen, da die entgegengeſetzte arbeitende Klaſſe wenigſtens die Genugthuung hat, ſich als ein Opfer ihres Berufs zu betrachten. In einer ſolchen Volksklaſſe (die ich aber hier bloß als Idee aufſtelle, und keineswegs als ein Faktum bezeichnet haben will) würde ſich der naive Charakter mit dem ſentimentaliſchen alſo vereinigen, daß jeder den andern vor ſeinem Extreme bewahrte, und indem der erſte das Gemüth vor Ueberſpannung ſchützte, der andere es vor Erſchlaffung ſicher ſtellte. Denn endlich müſſen wir es doch geſtehen, daß weder der naive noch der ſentimentaliſche Charakter, für ſich allein betrachtet, das Ideal ſchöner Menſchheit ganz erſchöpfen, das nur aus der innigen Verbindung beider hervorgehen kann.

Zwar ſo lange man beide Charaktere bis zum dichteriſchen exaltirt, wie wir ſie auch bisher betrachtet haben, verliert ſich Vieles von den ihnen adhärirenden Schranken, und auch ihr Gegenſatz wird immer weniger merklich, in einem je höhern Grade ſie poetiſch werden; denn die poetiſche Stimmung iſt ein ſelbſtſtändiges Ganze, in welchem alle Unterſchiede und alle Mängel verſchwinden. Aber eben darum, weil es nur der Begriff des Poetiſchen iſt, in welchem beide Empfindungsarten zuſammentreffen können, ſo wird ihre gegenſeitige Verſchiedenheit und Bedürftigkeit in demſelben Grade merklicher, als ſie den poetiſchen Charakter ablegen; und dies iſt der Fall im gemeinen Leben. Je tiefer ſie zu dieſem herabſteigen, deſto mehr verlieren ſie von ihrem generiſchen Charakter, der ſie einander näher bringt, bis zuletzt in ihren Karrikaturen nur der Artcharakter übrig bleibt, der ſie einander entgegenſetzt.

Dieſes führt mich auf einen ſehr merkwürdigen pſychologiſchen Antagonism unter den Menſchen in einem ſich kultivirenden Jahrhundert: einen Antagonism, der, weil er radikal und in der innern Gemüthsform gegründet iſt, eine ſchlimmere Trennung unter den Menſchen anrichtet, als der zufällige Streit der Intereſſen je hervorbringen könnte, der dem Künſtler und Dichter alle Hoffnung benimmt, allgemein zu gefallen und zu rühren, was doch ſeine Aufgabe iſt; der es dem Philoſophen, auch wenn er Alles gethan hat, unmöglich macht, allgemein zu überzeugen, was doch der Begriff einer Philoſophie mit ſich bringt;

der es endlich dem Menſchen im praktiſchen Leben niemals vergönnen wird, ſeine Handlungsweiſe allgemein gebilligt zu ſehen: kurz einen Gegenſatz, welcher Schuld iſt, daß kein Werk des Geiſtes und keine Handlung des Herzens bei Einer Klaſſe ein entſcheidendes Glück machen kann, ohne eben dadurch bei der andern ſich einen Verdammungsſpruch zuzuziehen. Dieſer Gegenſatz iſt ohne Zweifel ſo alt, als der Anfang der Kultur, und dürfte vor dem Ende derſelben ſchwerlich anders, als in einzelnen ſeltenen Subjekten, deren es hoffentlich immer gab und immer geben wird, beigelegt werden; aber obgleich zu ſeinen Wirkungen auch dieſe gehört, daß er jeden Verſuch zu ſeiner Beilegung vereitelt, weil kein Theil dahin zu bringen iſt, einen Mangel auf ſeiner Seite und eine Realität auf der andern einzugeſtehen, ſo iſt es doch immer Gewinn genug, eine ſo wichtige Trennung bis zu ihrer letzten Quelle zu verfolgen, und dadurch den eigentlichen Punkt des Streits wenigſtens auf eine einfachere Formel zu bringen.

Man gelangt am Beſten zu dem wahren Begriff dieſes Gegenſatzes, wenn man, wie ich eben bemerkte, ſowohl von dem naiven als von dem ſentimentaliſchen Charakter abſondert, was beide Poetiſches haben. Es bleibt alsdann von dem erſtern nichts übrig, als, in Rückſicht auf das Theoretiſche, ein nüchterner Beobachtungsgeiſt und eine feſte Anhänglichkeit an das gleichförmige Zeugniß der Sinne; in Rückſicht auf das Praktiſche eine reſignirte Unterwerfung unter die Nothwendigkeit (nicht aber unter die blinde Nöthigung) der Natur: eine Ergebung alſo in das, was iſt und und was ſeyn muß. Es bleibt von dem ſentimentaliſchen Charakter nichts übrig, als (im Theoretiſchen) ein unruhiger Spekulationsgeiſt, der auf das Unbedingte in allen Erkenntniſſen dringt, im Praktiſchen ein moraliſcher Rigorism, der auf dem Unbedingten in Willenshandlungen beſteht. Wer ſich zu der erſten Klaſſe zählt, kann ein Realiſt, und wer zur andern, ein Idealiſt genannt werden; bei welchen Namen man ſich aber weder an den guten noch ſchlimmen Sinn, den man in der Metaphyſik damit verbindet, erinnern darf.*

Da der Realiſt durch die Nothwendigkeit der Natur ſich beſtimmen läßt, der Idealiſt durch die Nothwendigkeit der Vernunft ſich beſtimmt, ſo muß zwiſchen beiden daſſelbe Verhältniß Statt finden, welches zwiſchen den Wirkungen der Natur und den Handlungen der Vernunft angetroffen wird. Die Natur, wiſſen wir, obgleich eine unendliche Größe im Ganzen, zeigt ſich in jeder einzelnen Wirkung abhängig und bedürftig; nur in dem All ihrer Erſcheinungen drückt ſie einen ſelbſtſtändigen, groſſen Charakter aus. Alles Individuelle in ihr iſt nur deßwegen, weil etwas Anderes iſt; nichts ſpringt aus ſich ſelbſt, Alles nur aus dem vorhergehenden Moment hervor, um zu einem folgenden zu führen. Aber eben dieſe gegenſeitige Beziehung der Erſcheinungen auf einander ſichert einer jeden das Daſeyn durch das Daſeyn der andern, und von der Abhängigkeit ihrer Wirkungen iſt die Stetigkeit und Nothwendigkeit derſelben unzertrennlich. Nichts iſt frei in der Natur, aber auch nichts iſt willkührlich in derſelben.

---

* Ich bemerke um jeder Mißdeutung vorzubeugen, daß es bei dieſer Eintheilung ganz und gar nicht darauf abgeſehen iſt, eine Wahl zwiſchen beiden, folglich eine Begünſtigung des Einen mit Ausſchließung des Andern zu veranlaſſen. Gerade dieſe Ausſchließung, welche ſich in der Erfahrung findet, bekämpfe ich; und das Reſultat der gegenwärtigen Betrachtungen wird der Beweis ſeyn, daß nur durch die vollkommen gleiche Einſchließung Beider dem Vernunftbegriffe der Menſchheit kann Genüge geleiſtet werden. Uebrigens nehme ich Beide in ihrem würdigſten Sinn und in der ganzen Fülle ihres Begriffs, der nur immer mit der Reinheit deſſelben und mit Beibehaltung ihrer ſpezifiſchen Unterſchiede beſtehen kann. Auch wird es ſich zeigen, daß ein hoher Grad menſchlicher Wahrheit ſich mit Beiden verträgt, und daß ihre Abweichungen von einander zwar im Einzelnen, aber nicht im Ganzen, zwar die Form, aber nicht dem Gehalt nach eine Veränderung machen.

Und gerade ſo zeigt ſich der Realiſt, ſowohl in ſeinem Wiſſen als in ſeinem Thun. Auf Alles, was bedingungsweiſe exiſtirt, erſtreckt ſich der Kreis ſeines Wiſſens und Wirkens; aber nie bringt er es auch weiter als zu bedingten Erkenntniſſen, und die Regeln, die er ſich aus einzelnen Erfahrungen bildet, gelten, in ihrer ganzen Strenge genommen, auch nur Einmal; erhebt er die Regel des Augenblicks zu einem allgemeinen Geſetz, ſo wird er ſich unausbleiblich in Irrthum ſtürzen. Will daher der Realiſt in ſeinem Wiſſen zu etwas Unbedingtem gelangen, ſo muß er es auf dem nämlichen Wege verſuchen, auf dem die Natur ein Unendliches wird, nämlich auf dem Wege des Ganzen und in dem All der Erfahrung. Da aber die Summe der Erfahrung nie völlig abgeſchloſſen wird, ſo iſt eine comparative Allgemeinheit das Höchſte, was der Realiſt in ſeinem Wiſſen erreicht. Auf die Wiederkehr ähnlicher Fälle baut er ſeine Einſicht, und wird daher richtig urtheilen in Allem, was in der Ordnung iſt; in Allem hingegen, was zum erſten Male ſich darſtellt, kehrt ſeine Weisheit zu ihrem Anfang zurück.

Was von dem Wiſſen des Realiſten gilt, das gilt auch von ſeinem (moraliſchen) Handeln. Sein Charakter hat Moralität, aber dieſe liegt, ihrem reinen Begriffe nach, in keiner einzelnen That, nur in der ganzen Summe ſeines Lebens. In jedem beſondern Fall wird er durch äußere Urſachen und durch äußere Zwecke beſtimmt werden; nur daß jene Urſachen nicht zufällig, jene Zwecke nicht augenblicklich ſind, ſondern aus dem Naturganzen ſubjektiv fließen und auf daſſelbe ſich objektiv beziehen. Die Antriebe ſeines Willens ſind alſo zwar in rigoriſtiſchem Sinne weder frei genug, noch moraliſch lauter genug, weil ſie etwas Anderes als den bloßen Willen zu ihrer Urſache und etwas Anderes als das bloße Geſetz zu ihrem Gegenſtand haben; aber es ſind eben ſo wenig blinde und materialiſtiſche Antriebe, weil dieſes Andere das abſolute Ganze der Natur, folglich etwas Selbſtſtändiges und Nothwendiges iſt. So zeigt ſich der gemeine Menſchenverſtand, der vorzügliche Antheil des Realiſten, durchgängig im Denken und im Betragen. Aus dem einzelnen Falle ſchöpft er die Regel ſeines Urtheils, aus einer innern Empfindung die Regel ſeines Thuns; aber mit glücklichem Inſtinkt weiß er von Beiden alles Momentane und Zufällige zu ſcheiden. Bei dieſer Methode fährt er im Ganzen vortrefflich, und wird ſchwerlich einen bedeutenden Fehler ſich vorzuwerfen haben; nur auf Größe und Würde möchte er in keinem beſondern Fall Anſpruch machen können. Dieſe iſt nur der Preis der Selbſtſtändigkeit und Freiheit, und davon ſehen wir in ſeinen einzelnen Handlungen zu wenige Spuren.

Ganz anders verhält es ſich mit dem Idealiſten, der aus ſich ſelbſt und aus der bloßen Vernunft ſeine Erkenntniſſe und Motive nimmt. Wenn die Natur in ihren einzelnen Wirkungen immer abhängig und beſchränkt erſcheint, ſo legt die Vernunft den Charakter der Selbſtſtändigkeit und Vollendung gleich in jede einzelne Handlung. Aus ſich ſelbſt ſchöpft ſie Alles, und auf ſich ſelbſt bezieht ſie Alles. Was durch ſie geſchieht, geſchieht nur um ihretwillen; eine abſolute Größe iſt jeder Begriff, den ſie aufſtellt, und jeder Entſchluß, den ſie beſtimmt; und eben ſo zeigt ſich auch der Idealiſt, ſo weit er dieſen Namen mit Recht führt, in ſeinem Wiſſen, wie in ſeinem Thun. Nicht mit Erkenntniſſen zufrieden, die bloß unter beſtimmten Vorausſetzungen gültig ſind, ſucht er bis zu Wahrheiten zu dringen, die nichts mehr vorausſetzen und die Vorausſetzung von allem Andern ſind. Ihn befriedigt nur die philoſophiſche Einſicht, welche alles bedingte Wiſſen auf ein unbedingtes zurückführt, und an dem Nothwendigen in dem menſchlichen Geiſt alle Erfahrung befeſtiget; die Dinge, denen der Realiſt ſein Denken unterwirft, muß er Sich, ſeinem

Denkvermögen, unterwerfen. Und er verfährt hierin mit völliger Befugniß, denn wenn die Geſetze des menſchlichen Geiſtes nicht auch zugleich die Weltgeſetze wären, wenn die Vernunft endlich ſelbſt unter der Erfahrung ſtünde, ſo würde auch keine Erfahrung möglich ſeyn.

Aber er kann es bis zu abſoluten Wahrheiten gebracht haben und dennoch in ſeinen Kenntniſſen dadurch nicht viel gefördert ſeyn. Denn Alles freilich ſteht zuletzt unter nothwendigen und allgemeinen Geſetzen, aber nach zufälligen und beſondern Regeln wird jedes Einzelne regiert; und in der Natur iſt Alles einzeln. Er kann alſo mit ſeinem philoſophiſchen Wiſſen das Ganze beherrſchen, und für das Beſondere, für die Ausübung, dadurch nichts gewonnen haben; ja, indem er überall auf die oberſten Gründe dringt, durch die Alles möglich wird, kann er die nächſten Gründe, durch die Alles wirklich wird, leicht verſäumen; indem er überall auf das Allgemeine ſein Augenmerk richtet, welches die verſchiedenſten Fälle einander gleich macht, kann er leicht das Beſondere vernachläſſigen, wodurch ſie ſich von einander unterſcheiden. Er wird alſo ſehr viel mit ſeinem Wiſſen umfaſſen können, und vielleicht eben deßwegen wenig faſſen, und oft an Einſicht verlieren, was er an Ueberſicht gewinnt. Daher kommt es, daß, wenn der ſpekulative Verſtand den gemeinen um ſeiner Beſchränktheit willen verachtet, der gemeine Verſtand den ſpekulativen ſeiner Leerheit wegen verlacht; denn die Erkenntniſſe verlieren immer an beſtimmtem Gehalt, was ſie an Umfang gewinnen.

In der moraliſchen Beurtheilung wird man bei dem Idealiſten eine reinere Moralität im Einzelnen, aber weit weniger moraliſche Gleichförmigkeit im Ganzen finden. Da er nur inſofern Idealiſt heißt, als er aus reiner Vernunft ſeine Beſtimmungsgründe nimmt, die Vernunft aber in jeder ihrer Aeußerungen ſich abſolut beweiſt, ſo tragen ſchon ſeine einzelnen Handlungen, ſobald ſie überhaupt nur moraliſch ſind, den **ganzen** Charakter moraliſcher Selbſtſtändigkeit und Freiheit; und gibt es überhaupt nur im wirklichen Leben eine wahrhaft ſittliche That, die es auch vor einem rigoriſtiſchen Urtheil bliebe, ſo kann ſie nur von dem Idealiſten ausgeübt werden. Aber je reiner die Sittlichkeit ſeiner einzelnen Handlungen iſt, deſto zufälliger iſt ſie auch; denn Stetigkeit und Nothwendigkeit iſt zwar der Charakter der Natur, aber nicht der Freiheit. Nicht zwar, als ob der Idealism mit der Sittlichkeit je in Streit gerathen könnte, welches ſich widerſpricht; ſondern weil die menſchliche Natur eines conſequenten Idealism gar nicht fähig iſt. Wenn ſich der Realiſt, auch in ſeinem moraliſchen Handeln, einer phyſiſchen Nothwendigkeit ruhig und gleichförmig unterordnet, ſo muß der Idealiſt einen Schwung nehmen, er muß augenblicklich ſeine Natur exaltiren, und er vermag nichts, als inſofern er begeiſtert iſt. Alsdann freilich vermag er auch deſto mehr, und ſein Betragen wird einen Charakter von Hoheit und Größe zeigen, den man in den Handlungen des Realiſten vergeblich ſucht. Aber das wirkliche Leben iſt keineswegs geſchickt, jene Begeiſterung in ihm zu wecken, und noch viel weniger, ſie gleichförmig zu nähren.

Gegen das Abſolutgroße, von dem er jedesmal ausgeht, macht das Abſolutkleine des einzigen Falls, auf den er es anzuwenden hat, einen gar zu ſtarken Abſatz. Weil ſein Wille der Form nach immer auf das Ganze gerichtet iſt, ſo will er ihn, der Materie nach, nicht auf Bruchſtücke richten, und doch ſind es mehrentheils nur geringfügige Leiſtungen, wodurch er ſeine moraliſche Geſinnung beweiſen kann. So geſchieht es denn nicht ſelten, daß er über dem unbegrenzten Ideale den begrenzten Fall der Anwendung überſiehet, und, von einem Maximum erfüllt, das Minimum verabſäumt, aus dem allein doch alles Große in der Wirklichkeit erwächſt.

Will man alſo dem Realiſten Gerechtigkeit widerfahren laſſen, ſo muß man ihn nach dem ganzen Zuſammenhang ſeines Lebens richten; will man ſie dem Idealiſten erweiſen, ſo muß man ſich an einzelne Aeußerungen deſſelben halten, aber man muß dieſe erſt herauswählen. Das gemeine Urtheil, welches ſo gern nach dem Einzelnen entſcheidet, wird daher über den Realiſten gleichgültig ſchweigen, weil ſeine einzelnen Lebensakte gleich wenig Stoff zum Lob und zum Tadel geben; über den Idealiſten hingegen wird es immer Partei ergreifen, und zwiſchen Verwerfung und Bewunderung ſich theilen, weil in dem Einzelnen ſein Mangel und ſeine Stärke liegt.

Es iſt nicht zu vermeiden, daß bei einer ſo großen Abweichung in den Prinzipien beide Parteien in ihren Urtheilen einander nicht oft gerade entgegengeſetzt ſeyn, und, wenn ſie ſelbſt in den Objekten und Reſultaten übereinträfen, nicht in den Gründen auseinander ſeyn ſollten. Der Realiſt wird fragen, *wozu eine Sache gut ſey?* und die Dinge nach dem, was ſie werth ſind, zu taxiren wiſſen: der Idealiſt wird fragen, *ob ſie gut ſey?* und die Dinge nach dem taxiren, was ſie würdig ſind. Von dem, was ſeinen Werth und Zweck in ſich hat (das Ganze jedoch immer ausgenommen), weiß und hält der Realiſt nicht viel; in Sachen des Geſchmacks wird er dem Vergnügen, in Sachen der Moral wird er der Glückſeligkeit das Wort reden, wenn er dieſe gleich nicht zur Bedingung des ſittlichen Handelns macht; auch in ſeiner Religion vergißt er ſeinen *Vortheil* nicht gern, nur daß er denſelben in dem Ideale des *höchſten Guts* veredelt und heiligt. Was er liebt wird er zu *beglücken*, der Idealiſt wird es zu *veredeln* ſuchen. Wenn daher der Realiſt in ſeinen politiſchen Tendenzen den *Wohlſtand* bezweckt, geſetzt, daß es auch von der moraliſchen Selbſtſtändigkeit des Volks etwas koſten ſollte, ſo wird der Idealiſt, ſelbſt auf Gefahr des Wohlſtandes, die *Freiheit* zu ſeinem Augenmerk machen. Unabhängigkeit *des Zuſtandes* iſt Jenem, Unabhängigkeit *von dem Zuſtande* iſt dieſem das höchſte Ziel, und dieſer charakteriſtiſche Unterſchied läßt ſich durch ihr beiderſeitiges Denken und Handeln verfolgen. Daher wird der Realiſt ſeine Zuneigung immer dadurch beweiſen, daß er *gibt*, der Idealiſt dadurch, daß er *empfängt*; durch das, was er in ſeiner Großmuth aufopfert, verräth Jeder, was er am höchſten ſchäzt. Der Idealiſt wird die Mängel ſeines Syſtems mit ſeinem Individuum und ſeinem zeitlichen Zuſtand bezahlen, aber er achtet dieſes Opfer nicht;

der Realiſt büßt die Mängel des ſeinigen mit ſeiner perſönlichen Würde, aber er erfährt nichts von dieſem Opfer. Sein Syſtem bewährt ſich an Allem, wovon er Kundſchaft hat und wornach er ein Bedürfniß empfindet — was bekümmern ihn Güter, von denen er keine Ahnung und an die er keinen Glauben hat? Genug für ihn, er iſt im Beſitze, die Erde iſt ſein, und es iſt Licht in ſeinem Verſtande und Zufriedenheit wohnt in ſeiner Bruſt. Der Idealiſt hat lange kein ſo gutes Schickſal. Nicht genug, daß er oft mit dem Glücke zerfällt, weil er verſäumte, den Moment zu ſeinem Freunde zu machen, er zerfällt auch mit ſich ſelbſt; weder ſein Wiſſen, noch ſein Handeln kann ihm Genüge thun. Was er von ſich fordert, iſt ein Unendliches, aber beſchränkt iſt Alles, was er leiſtet. Dieſe Strenge, die er gegen ſich ſelbſt beweiſt, verläugnet er auch nicht in ſeinem Betragen gegen Andere. Er iſt zwar großmüthig, weil er ſich, Andern gegenüber, ſeines Individuums weniger erinnert, aber er iſt öfters unbillig, weil er das Individuum eben ſo leicht in Andern überſieht. Der Realiſt hingegen iſt weniger großmüthig, aber er iſt billiger, da er alle Dinge mehr in ihrer Begrenzung beurtheilt. Das Gemeine, ja ſelbſt das Niedrige im Denken und Handeln, kann er verzeihen, nur das Willkührliche, das Excentriſche nicht; der Idealiſt hingegen iſt ein geſchworner Feind alles Kleinlichen und Platten, und wird ſich ſelbſt mit dem Extravaganten und Ungeheuren verſöhnen, wenn es nur von einem großen Vermögen zeugt. Jener beweiſt ſich als Menſchenfreund, ohne eben einen ſehr hohen Begriff von dem Menſchen und der Menſchheit zu haben; dieſer denkt von der Menſchheit ſo groß, daß er darüber in Gefahr kommt, die Menſchen zu verachten.

Der Realiſt für ſich allein würde den Kreis der Menſchheit nie über die Grenzen der Sinnenwelt hinaus erweitert, nie den menſchlichen Geiſt mit ſeiner ſelbſtſtändigen Größe und Freiheit bekannt gemacht haben; alles Abſolute in der Menſchheit iſt ihm nur eine ſchöne Chimäre und der Glaube daran nicht viel beſſer als Schwärmerei, weil er den Menſchen niemals in ſeinem reinen Vermögen, immer nur in einem beſtimmten und eben darum begrenzten Wirken erblickt. Aber der Idealiſt für ſich allein würde eben ſo wenig die ſinnlichen Kräfte kultivirt und den Menſchen als Naturweſen ausgebildet haben, welches doch ein gleich weſentlicher Theil ſeiner Beſtimmung und die Bedingung aller moraliſchen Veredlung iſt. Das Streben des Idealiſten geht viel zu ſehr über das ſinnliche Leben und über die Gegenwart hinaus; für das Ganze nur, für die Ewigkeit will er ſäen und pflanzen, und vergißt darüber, daß das Ganze nur der vollendete Kreis des Individuellen, daß die Ewigkeit nur eine Summe von Augenblicken iſt. Die Welt, wie der Realiſt ſie um ſich herum bilden möchte und wirklich bildet, iſt ein wohlangelegter Garten, worin Alles nützt, Alles ſeine Stelle verdient, und, was nicht Früchte trägt, verbannt iſt; die Welt unter den Händen des Idealiſten iſt eine weniger benutzte, aber in einem größern Charakter ausgeführte Natur. Jenem fällt es nicht ein, daß der Menſch noch zu etwas Anderm da ſeyn könne, als wohl und zufrieden zu leben;

und daß er nur deßwegen Wurzeln ſchlagen ſoll, um ſeinen Stamm in die Höhe zu treiben. Dieſer denkt nicht daran, daß er vor allen Dingen wohl leben muß, um gleichförmig gut und edel zu denken, und daß es auch um den Stamm gethan iſt, wenn die Wurzeln fehlen.

Wenn in einem Syſtem etwas ausgelaſſen iſt, wornach doch ein dringendes und nicht zu umgehendes Bedürfniß in der Natur ſich vorfindet, ſo iſt die Natur nur durch eine Inconſequenz gegen das Syſtem zu befriedigen. Einer ſolchen Inconſequenz machen auch hier beide Theile ſich ſchuldig, und ſie beweist, wenn es bis jetzt noch zweifelhaft geblieben ſeyn könnte, zugleich die Einſeitigkeit beider Syſteme und den reichen Gehalt der menſchlichen Natur. Von dem Idealiſten brauch' ich es nicht erſt insbeſondere darzuthun, daß er nothwendig aus ſeinem Syſtem treten muß, ſobald er eine beſtimmte Wirkung bezweckt; denn alles beſtimmte Daſeyn ſteht unter zeitlichen Bedingungen und erfolgt nach empiriſchen Geſetzen. In Rückſicht auf den Realiſten hingegen könnte es zweifelhafter ſcheinen, ob er nicht auch ſchon innerhalb ſeines Syſtems allen nothwendigen Forderungen der Menſchheit Genüge leiſten kann. Wenn man den Realiſten fragt: warum thuſt du, was recht iſt, und leideſt, was nothwendig iſt? ſo wird er im Geiſt ſeines Syſtems darauf antworten: weil es die Natur ſo mit ſich bringt, weil es ſo ſeyn muß. Aber damit iſt die Frage noch keineswegs beantwortet, denn es iſt nicht davon die Rede, was die Natur mit ſich bringt, ſondern was der Menſch will; denn er kann ja auch nicht wollen, was ſeyn muß. Man kann ihn alſo wieder fragen: Warum willſt du denn, was ſeyn muß? Warum unterwirft ſich dein freier Wille dieſer Naturnothwendigkeit, da er ſich ihr eben ſo gut (wenn gleich ohne Erfolg, von dem hier auch gar nicht die Rede iſt) entgegenſetzen könnte, und ſich in Millionen deiner Brüder derſelben wirklich entgegenſetzt? Du kannſt nicht ſagen, weil alle andere Naturweſen ſich derſelben unterwerfen, denn du allein haſt einen Willen, ja du fühlſt, daß deine Unterwerfung eine freiwillige ſeyn ſoll. Du unterwirfſt dich alſo, wenn es freiwillig geſchieht, nicht der Naturnothwendigkeit ſelbſt, ſondern der Idee derſelben; denn jene zwingt dich bloß blind, wie ſie den Wurm zwingt; deinem Willen aber kann ſie nichts anhaben, da du, ſelbſt von ihr zermalmt, einen andern Willen haben kannſt. Woher bringſt du aber jene Idee der Naturnothwendigkeit? Aus der Erfahrung doch wohl nicht, die dir nur einzelne Naturwirkungen, aber keine Natur (als Ganzes) und nur einzelne Wirklichkeiten, aber keine Nothwendigkeit liefert. Du gehſt alſo über die Natur hinaus, und beſtimmſt dich idealiſtiſch, ſo oft du entweder moraliſch handeln oder nur nicht blind leiden willſt. Es iſt alſo offenbar, daß der Realiſt würdiger handelt, als er ſeiner Theorie nach zugibt, ſo wie der Idealiſt erhabener denkt, als er handelt. Ohne es ſich ſelbſt zu geſtehen, beweiſt jener durch die ganze Haltung ſeines Lebens die Selbſtſtändigkeit, dieſer durch einzelne Handlungen die Bedürftigkeit der menſchlichen Natur.

Einem aufmerkſamen und parteiloſen Leſer werde ich nach der hier gegebenen Schilderung (deren Wahrheit auch derjenige eingeſtehen kann, der das Reſultat nicht annimmt) nicht erſt zu beweiſen brauchen, daß das Ideal menſchlicher Natur unter Beide vertheilt, von Keinem aber völlig erreicht iſt. Erfahrung und Vernunft haben beide ihre eigenen Gerechtſame, und keine kann in das Gebiet der andern einen Eingriff thun, ohne entweder für den innern oder äußern Zuſtand des Menſchen ſchlimme Folgen anzurichten. Die Erfahrung allein kann uns lehren, was unter gewiſſen Bedingungen iſt, was unter beſtimmten Vorausſetzungen erfolgt, was zu beſtimmten Zwecken geſchehen muß. Die Vernunft allein kann uns hingegen lehren, was ohne alle Bedingung gilt, und was nothwendig ſeyn muß. Maßen wir uns nun an, mit unſrer bloßen Vernunft über das äußere Daſeyn der Dinge etwas ausmachen zu wollen, ſo treiben wir bloß ein leeres Spiel, und das Reſultat wird auf Nichts hinauslaufen; denn alles Daſeyn ſteht unter Bedingungen, und die Vernunft beſtimmt unbedingt. Laſſen wir aber ein zufälliges Ereigniß über dasjenige entſcheiden, was ſchon der bloße Begriff unſers eignen Seyns mit ſich bringt, ſo machen wir uns ſelber zu einem leeren Spiele des Zufalls, und unſre Perſönlichkeit wird auf Nichts hinauslaufen. In dem erſten Fall iſt es alſo um den Werth (den zeitlichen Gehalt) unſers Lebens, in dem zweiten um die Würde (den moraliſchen Gehalt) unſers Lebens gethan.

Zwar haben wir in der bisherigen Schilderung dem Realiſten einen moraliſchen Werth und dem Idealiſten einen Erfahrungsgehalt zugeſtanden, aber bloß inſofern Beide nicht ganz conſequent verfahren, und die Natur in ihnen mächtiger wirkt, als das Syſtem. Obgleich aber Beide dem Ideal vollkommener Menſchheit nicht ganz entſprechen, ſo iſt zwiſchen Beiden doch der wichtige Unterſchied, daß der Realiſt zwar dem Vernunftbegriff der Menſchheit in keinem einzelnen Falle Genüge leiſtet, dafür aber dem Verſtandesbegriff derſelben auch niemals widerſpricht, der Idealiſt hingegen zwar in einzelnen Fällen dem höchſten Begriff der Menſchheit näher kommt, dagegen aber nicht ſelten ſogar unter dem niedrigſten Begriffe derſelben bleibt. Nun kommt es aber in der Praxis des Lebens weit mehr darauf an, daß das Ganze *gleichförmig* menſchlich gut, als daß das Einzelne *zufällig* göttlich ſey — und wenn alſo der Idealiſt ein geſchicktes Subjekt iſt, uns von dem, was der Menſchheit möglich iſt, einen großen Begriff zu erwecken und Achtung für ihre Beſtimmung einzuflößen, ſo kann nur der Realiſt ſie mit Stetigkeit in der Erfahrung ausführen, und die Gattung in ihren ewigen Grenzen erhalten. Jener iſt zwar ein edleres, aber ein ungleich weniger vollkommenes Weſen; dieſer erſcheint zwar durchgängig weniger edel, aber er iſt dagegen deſto vollkommener; denn das Edle liegt ſchon in dem Beweis eines großen Vermögens, aber das Vollkommene liegt in der Haltung des Ganzen und in der wirklichen That.

Was von beiden Charakteren in ihrer beſten Bedeutung gilt, das wird noch merklicher in ihren bei-

beiderſeitigen Karrikaturen. Der wahre Realiſm iſt wohlthätig in ſeinen Wirkungen und nur weniger edel in ſeiner Quelle; der falſche iſt in ſeiner Quelle verächtlich und in ſeinen Wirkungen nur etwas weniger verderblich. Der wahre Realiſt nämlich unterwirft ſich zwar der Natur und ihrer Nothwendigkeit; aber der Natur als einem Ganzen, aber ihrer ewigen und abſoluten Nothwendigkeit, nicht ihren blinden und augenblicklichen Nöthigungen. Mit Freiheit umfaßt und befolgt er ihr Geſetz, und immer wird er das Individuelle dem Allgemeinen unterordnen; daher kann es auch nicht fehlen, daß er mit dem ächten Idealiſten in dem endlichen Reſultat übereinkommen wird, wie verſchieden auch der Weg iſt, welchen Beide dazu einſchlagen. Der gemeine Empiriker hingegen unterwirft ſich der Natur als einer Macht, und mit wahlloſer blinder Ergebung. Auf das Einzelne ſind ſeine Urtheile, ſeine Beſtrebungen beſchränkt; er glaubt und begreift nur, was er betaſtet; er ſchätzt nur, was ihn ſinnlich verbeſſert. Er iſt daher auch weiter nichts, als was die äußern Eindrücke zufällig aus ihm machen wollen; ſeine Selbſtheit iſt unterdrückt, und als Menſch hat er abſolut keinen Werth und keine Würde, aber als Sache iſt er noch immer Etwas, er kann noch immer zu Etwas gut ſeyn. Eben die Natur, der er ſich blindlings überliefert, läßt ihn nicht ganz ſinken; ihre ewigen Grenzen ſchützen ihn, ihre unerſchöpflichen Hülfsmittel retten ihn, ſobald er ſeine Freiheit nur ohne allen Vorbehalt aufgibt. Obgleich er in dieſem Zuſtand von keinen Geſetzen weiß, ſo walten dieſe doch unerkannt über ihm, und wie ſehr auch ſeine einzelnen

Beſtrebungen mit dem Ganzen im Streit liegen mögen, ſo wird ſich dieſes doch unfehlbar dagegen zu behaupten wiſſen. Es gibt Menſchen genug, ja wohl ganze Völker, die in dieſem verächtlichen Zuſtande leben, die bloß durch die Gnade des Naturgeſetzes, ohne alle Selbſtheit, beſtehen, und daher auch nur zu Etwas gut ſind; aber daß ſie auch nur leben und beſtehen, beweiſt, daß dieſer Zuſtand nicht ganz gehaltlos iſt.

Wenn dagegen ſchon der wahre Idealism in ſeinen Wirkungen unſicher und öfters gefährlich iſt, ſo iſt der falſche in den ſeinigen ſchrecklich. Der wahre Idealiſt verläßt nur deßwegen die Natur und Erfahrung, weil er hier das Unwandelbare und unbedingt Nothwendige nicht findet, wornach die Vernunft ihn doch ſtreben heißt; der Phantaſt verläßt die Natur aus bloßer Willkühr, um dem Eigenſinne der Begierden und den Launen der Einbildungskraft deſto ungebundener nachgeben zu können. Nicht in die Unabhängigkeit von phyſiſchen Nöthigungen, in die Losſprechung von moraliſchen ſetzt er ſeine Freiheit. Der Phantaſt verläugnet alſo nicht bloß den menſchlichen — er verläugnet allen Charakter, er iſt völlig ohne Geſetz, er iſt alſo gar nichts und dient auch zu gar nichts. Aber eben darum, weil die Phantaſterei keine Ausſchweifung der Natur, ſondern der Freiheit iſt, alſo aus einer an ſich achtungswürdigen Anlage entſpringt, die in's Unendliche perfektibel iſt, ſo führt ſie auch zu einem unendlichen Fall in eine bodenloſe Tiefe, und kann nur in einer völligen Zerſtörung ſich endigen.

Ueber den moraliſchen Nutzen äſthetiſcher Sitten.

Der Verfaſſer des Aufſatzes über die Gefahr äſthetiſcher Sitten im elften Stücke der Horen des Jahres 1795,[*] hat eine Moralität mit Recht in Zweifel gezogen, welche bloß allein auf Schönheitgefühle gegründet wird, und den Geſchmack allein zu ihrem Gewährsmanne hat. Aber auf das moraliſche Leben hat ein reges und reines Gefühl für Schönheit offenbar den glücklichſten Einfluß, und von dieſem werde ich hier handeln.

Wenn ich dem Geſchmacke das Verdienſt zuſchriebe, zur Beförderung der Sittlichkeit beizutragen, ſo kann meine Meinung gar nicht ſeyn, daß der Antheil, den verhält, der ſie hätte einſchränken können; ſobald wir nur wiſſen, daß der Handelnde dabei bloß ſeinem eigenen Willen folgte, ohne Rückſicht auf einen fremden. Eben ſo verliert eine innere Handlung deßwegen das Prädikat einer ſittlichen noch nicht, weil glücklicher Weiſe die Verſuchungen fehlen, die ſie hätten rückgängig machen können; ſobald wir nur annehmen, daß der Handelnde dabei bloß dem Ausſpruche ſeiner Vernunft, mit Ausſchließung fremder Triebfedern, folgte. Die Freiheit einer äußern Handlung beruht bloß auf ihrem *unmittelbaren Urſprunge aus dem Willen der Perſon*; die Sittlichkeit einer innern Handlung bloß auf der *unmittelbaren Beſtimmung des Willens durch das Geſetz der Vernunft*.

---

[*] Anmerkung des Herausgebers. Der hier erwähnte Aufſatz iſt ein Theil jener Abhandlung, welche der Verfaſſer unter dem Titel: Ueber die nothwendigen Grenzen beim Gebrauche ſchöner Formen (ſ. S. 150). der Sammlung ſeiner kleinen proſaiſchen Schriften einrückte.

Es kann uns ſchwerer oder leichter werden, als freie Menſchen zu handeln, je nachdem wir auf Kräfte ſtoßen, die unſrer Freiheit entgegenwirken und bezwungen werden müſſen. Inſofern gibt es Grade der Freiheit. Unſere Freiheit iſt größer, ſichtbarer wenigſtens, wenn wir ſie bei noch ſo heftigem Widerſtande feindſeliger Kräfte behaupten; aber ſie hört darum nicht auf, wenn unſer Wille keinen Widerſtand findet, oder wenn eine fremde Gewalt ſich in's Mittel ſchlägt, und dieſen Widerſtand ohne unſer Zuthun vernichtet.

Eben ſo mit der Moralität. Es kann uns mehr oder weniger Kampf koſten, unmittelbar der Vernunft zu gehorchen, je nachdem ſich Antriebe in uns regen, die ihren Vorſchriften widerſtreiten, und die wir abweiſen müſſen. Inſofern gibt es Grade der Moralität.

Unſere Moralität iſt größer, hervorſtechender wenigſtens, wenn wir, bei noch ſo großen Antrieben zum Gegentheil, unmittelbar der Vernunft gehorchen; aber ſie hört deßwegen nicht auf, wenn ſie keine Anreizung zum Gegentheil findet, oder wenn etwas Anderes, als unſere Willenskraft, dieſe Anreizung entkräftet. Genug, wir handeln ſittlichgut, ſobald wir nur darum ſo handeln, weil es ſittlich iſt, und ohne uns erſt zu fragen, ob es auch angenehm iſt; geſetzt auch, es wäre eine Wahrſcheinlichkeit vorhanden, daß wir anders handeln würden, wenn es uns Schmerz machte, oder ein Vergnügen entzöge.

Zur Ehre der menſchlichen Natur läßt ſich annehmen, daß kein Menſch ſo tief ſinken kann, um das Böſe bloß deßwegen, weil es böſe iſt, vorzuziehen; ſondern daß Jeder ohne Unterſchied das Gute vorziehen würde, weil es das Gute iſt, wenn es nicht zufälliger Weiſe das Angenehme ausſchlöſſe, oder das Unangenehme nach ſich zöge. Alle Unmoralität in der Wirklichkeit ſcheint alſo aus der Colliſion des Guten mit dem Angenehmen, oder, was auf Eins hinaus läuft, der Begierde mit der Vernunft zu entſpringen, und einerſeits die Stärke der ſinnlichen Antriebe, anderſeits die Schwäche der moraliſchen Willenskraft zur Quelle zu haben.

Moralität kann alſo auf zweierlei Weiſe befördert werden, wie ſie auf zweierlei Weiſe gehindert wird, Entweder man muß die Partei der Vernunft und die Kraft des guten Willens verſtärken, daß keine Verſuchung ihn überwältigen könne, oder man muß die Macht der Verſuchung brechen, damit auch die ſchwächere

Vernunft und der ſchwächere gute Wille ihnen noch überlegen ſeyen.

Zwar könnte es ſcheinen, als ob durch die letztere Operation die Moralität ſelbſt nichts gewönne, weil mit dem Willen, deſſen Beſchaffenheit doch allein eine Handlung moraliſch macht, keine Veränderung dabei vorgeht. Das iſt aber auch in dem angenommenen Falle gar nicht nöthig, wo man keinen ſchlimmen Willen, der verändert werden mußte, nur einen guten, der ſchwach iſt, vorausſetzt. Und dieſer ſchwache gute Wille kommt auf dieſem Wege doch zur Wirkung, was vielleicht nicht geſchehen wäre, wenn ſtärkere Antriebe ihm entgegengearbeitet hätten. Wo aber ein guter Wille der Grund einer Handlung wird, da iſt wirklich Moralität vorhanden. Ich trage alſo kein Bedenken, den Satz aufzuſtellen, daß dasjenige die Moralität wahrhaft befördert, was den Widerſtand der Neigung gegen das Gute vernichtet.

Der natürliche innere Feind der Moralität iſt der ſinnliche Trieb, der, ſobald ihm ein Gegenſtand vorgehalten wird, nach Befriedigung ſtrebt, und, ſobald die Vernunft etwas ihm Anſtößiges gebietet, ihren Vorſchriften ſich entgegenſetzt. Dieſer ſinnliche Trieb iſt ohne Aufhören geſchäftig, den Willen in ſein Intereſſe zu ziehen, der doch unter ſittlichen Geſetzen ſteht und die Verbindlichkeit auf ſich hat, ſich mit den Anſprüchen der Vernunft nie im Widerſpruche zu befinden.

Der ſinnliche Trieb aber erkennt kein ſittliches Geſetz, und will ſein Objekt durch den Willen realiſirt haben, was auch die Vernunft dazu ſprechen mag.

Dieſe Tendenz unſrer Begehrungskraft, dem Willen unmittelbar und ohne alle Rückſicht auf höhere Geſetze zu gebieten, ſteht mit unſrer ſittlichen Beſtimmung im Streite und iſt der ſtärkſte Gegner, den der Menſch in ſeinem moraliſchen Handeln zu bekämpfen hat. Rohen Gemüthern, denen es zugleich an moraliſcher und an äſthetiſcher Bildung fehlt, gibt die Begierde unmittelbar das Geſetz, und ſie handeln bloß, wie ihren Sinnen gelüſtet. Moraliſchen Gemüthern, denen aber die äſthetiſche Bildung fehlt, gibt die Vernunft unmittelbar das Geſetz, und es iſt bloß der Hinblick auf die Pflicht, wodurch ſie über Verſuchung ſiegen. In äſthetiſch verfeinerten Seelen iſt noch eine Inſtanz mehr, welche nicht ſelten die Tugend erſetzt, wo ſie mangelt, und da erleichtert, wo ſie iſt. Dieſe Inſtanz iſt der Geſchmack.

Der Geſchmack fordert Mäßigung und Anſtand, er verabſcheut Alles, was eckig, was hart, was gewaltſam iſt, und neigt ſich zu Allem, was ſich leicht und harmoniſch zuſammenfügt. Daß wir auch im Sturme der Empfindung die Stimme der Vernunft anhören und den rohen Ausbrüchen der Natur eine Grenze ſetzen, dies fordert ſchon bekanntlich der gute Ton, der nichts Anderes iſt als ein äſthetiſches Geſetz, von jedem civiliſirten Menſchen. Dieſer Zwang, den ſich der civiliſirte Menſch bei Aeußerung ſeiner Gefühle auflegt, verſchafft ihm über dieſe Gefühle ſelbſt einen Grad von Herrſchaft, erwirbt ihm wenigſtens eine Fertigkeit, den bloß leidenden Zuſtand ſeiner Seele durch einen Akt von Selbſtthätigkeit zu unterbrechen, und den raſchen Uebergang der Gefühle in Handlungen durch Reflexion aufzuhalten.

Alles aber, was die blinde Gewalt der Affekte bricht, bringt zwar noch keine Tugend hervor (denn dieſe muß immer ihr eigenes Werk ſeyn), aber es macht dem Willen Raum, ſich zur Tugend zu wenden. Dieſer Sieg des Geſchmacks über den rohen Affekt iſt aber ganz und gar keine ſittliche Handlung, und die Freiheit, welche der Wille hier durch den Geſchmack gewinnt, noch ganz und gar keine moraliſche Freiheit. Der Geſchmack befreit das Gemüth bloß inſofern von dem Joche des Inſtinkts, als er es in ſeinen Feſſeln führt; und indem er den erſten und offenbaren Feind der ſittlichen Freiheit entwaffnet, bleibt er ſelbſt nicht ſelten als der zweite noch übrig, der unter der Hülle des Freundes nur deſto gefährlicher ſeyn kann. Der Geſchmack nämlich regiert das Gemüth auch bloß durch den Reiz des Vergnügens — eines edlern Vergnügens freilich, weil die Vernunft ſeine Quelle iſt — aber wo das Vergnügen den Willen beſtimmt, da iſt noch keine Moralität vorhanden.

Etwas Großes iſt aber doch bei dieſer Einmiſchung des Geſchmacks in die Operationen des Willens gewonnen worden. Alle jene materielle Neigungen und rohe Begierden, die ſich der Ausübung des Guten oft ſo hartnäckig und ſtürmiſch entgegenſetzen, ſind durch den Geſchmack aus dem Gemüthe verwieſen, und an ihrer Statt edlere und ſanftere Neigungen darin angepflanzt worden, die ſich auf Ordnung, Harmonie und Vollkommenheit beziehen, und, wenn ſie gleich ſelbſt keine Tugenden ſind, doch *ein* Objekt mit der Tugend theilen. Wenn alſo jetzt die Begierde ſpricht, ſo muß ſie eine ſtrenge Muſterung vor dem Schönheitsſinn aushalten; und wenn jetzt die Vernunft ſpricht, und Handlungen der Ordnung, Harmonie und Vollkommenheit gebietet, ſo findet ſie nicht nur keinen Widerſtand, ſondern vielmehr die lebhafteſte Beiſtimmung von Seiten der Neigung. Wenn wir nämlich die verſchiedenen Formen durchlaufen, unter welchen ſich die Sittlichkeit äußern kann, ſo werden wir ſie alle auf dieſe zwei zurückführen können. Entweder macht die Sinnlichkeit die Motion im Gemüthe, daß etwas geſchehe oder nicht geſchehe, und der Wille verfügt darüber nach dem Vernunftgeſetze; oder die Vernunft macht die Motion, und der Wille gehorcht ihr, ohne Anfrage bei den Sinnen.

Die griechiſche Prinzeſſin Anna Komnena erzählt uns von einem gefangenen Rebellen, den ihr Vater Alexius, da er noch General ſeines Vorgängers war, den Auftrag gehabt habe, nach Konſtantinopel zu eskortiren. Unterwegs, als Beide allein zuſammen ritten, bekömmt Alexius Luſt, unter dem Schatten eines Baumes Halt zu machen und ſich da von der Sonnenhitze zu erholen. Bald übermannte ihn der Schlaf, nur der Andre, dem die Furcht des ihn erwartenden Todes keine Ruhe ließ, blieb munter. Indem jener nun im tiefen Schlafe liegt, erblickt der Letztere des Alexius Schwert, das an einem Baumzweige aufgehangen iſt, und geräth in Verſuchung, ſich durch Ermordung ſeines Hüters in Freiheit zu ſetzen. Anna Komnena gibt zu verſtehen, daß ſie nicht wiſſe, was geſchehen ſeyn würde, wenn Alexius nicht glücklicher Weiſe ſich noch ermuntert hätte. Hier war nun ein moraliſcher Rechtshandel der erſten Gattung, wo der ſinnliche Trieb die erſte Stimme führte, und die Vernunft erſt darüber als Richterin erkannte. Hätte jener nun die Verſuchung aus bloßer Achtung für die Gerechtigkeit beſiegt, ſo wäre kein Zweifel, daß er moraliſch gehandelt hätte.

Als der verewigte Herzog Leopold von Braunſchweig an den Ufern der reißenden Oder mit ſich zu Rathe ging, ob er ſich mit Gefahr ſeines Lebens dem ſtürmiſchen Strome überlaſſen ſollte, damit einige Unglückliche gerettet würden, die ohne ihn hülflos waren — und als er, ich ſetze dieſen Fall, einzig aus Bewußtſeyn dieſer Pflicht, in den Nachen ſprang, den kein Anderer beſteigen wollte, ſo iſt wohl Niemand, der ihm abſprechen wird, moraliſch gehandelt zu haben. Der Herzog befand ſich hier in dem entgegengeſetzten Falle von dem vorigen. Die Verſtellung der Pflicht ging hier vorher, und dann erſt regte ſich der Erhaltungstrieb, die Vorſchrift der Vernunft zu bekämpfen. In beiden Fällen aber verhielt ſich der Wille auf dieſelbe Art; er folgte unmittelbar der Vernunft, daher ſind beide moraliſch.

Ob aber beide Fälle es auch noch dann bleiben, wenn wir dem Geſchmacke darauf Einfluß geben?

Geſetzt alſo, der Erſte, welcher verſucht wurde, eine ſchlimme Handlung zu begehen, und ſie aus Achtung für die Gerechtigkeit unterließ, habe einen ſo gebildeten Geſchmack, daß alles Schändliche und Gewaltthätige ihm einen Abſcheu erweckt, den nichts überwinden kann, ſo wird in dem Augenblicke, als der Erhaltungstrieb auf etwas Schändliches dringt, ſchon der bloße äſthetiſche Sinn es verwerfen — es wird alſo gar nicht einmal vor das moraliſche Forum, vor das Gewiſſen, kommen, ſondern ſchon in einer frühern Inſtanz fallen. Nun regiert aber der äſthetiſche Sinn den Willen bloß durch Gefühle, nicht durch Geſetze. Jener Menſch verſagt ſich alſo das angenehme Gefühl des geretteten Lebens, weil er das Widrige, eine Niederträchtigkeit begangen zu haben, nicht ertragen kann. Das ganze Geſchäft wird alſo ſchon im Forum der Empfindung verhandelt, und das Betragen dieſes Menſchen, ſo legal es iſt, iſt moraliſch indifferent; eine bloße ſchöne Wirkung der Natur.

Geſetzt nun, der Andre, dem ſeine Vernunft vorſchrieb, etwas zu thun, wogegen ſich der Naturtrieb empörte, habe gleichfalls einen ſo reizbaren Schönheitsſinn, den Alles, was groß und vollkommen iſt, entzückt, ſo wird in demſelben Augenblicke, als die Vernunft ihren Ausſpruch thut, auch die Sinnlichkeit zu ihr übertreten, und er wird das *mit* Neigung thun, was er ohne dieſe zarte Empfindlichkeit für das Schöne *gegen* die Neigung hätte thun müſſen. Werden wir ihn aber deßwegen für minder vollkommen halten? Gewiß nicht, denn er handelt urſprünglich aus reiner Achtung für die Vorſchrift der Vernunft, und daß er dieſe Vorſchrift mit Freuden befolgt, das kann der ſittlichen Reinheit ſeiner That keinen Abbruch thun. Er iſt alſo *moraliſch* eben ſo vollkommen, *phyſiſch* hingegen iſt er *bei weitem* vollkommener; denn er iſt ein weit zweckmäßigeres Subjekt für die Tugend.

Der Geſchmack gibt alſo dem Gemüthe eine für die Tugend zweckmäßige Stimmung, weil er die Neigungen entfernt, die ſie hindern, und diejenigen erweckt, die ihr günſtig ſind. Der Geſchmack kann der wahren Tugend keinen Eintrag thun, wenn er gleich in allen den Fällen, wo der Naturtrieb die erſte Anregung macht, dasjenige ſchon vor ſeinem Richterſtuhle abthut, worüber ſonſt das Gewiſſen hätte erkennen müſſen, und alſo Urſache iſt, daß ſich unter den Handlungen derer, die durch ihn regiert werden, weit mehr indifferente, als wahrhaft moraliſche befinden. Denn die Vortrefflichkeit der Menſchen beruht ganz und gar nicht auf der größern *Summe einzelner rigoriſtiſch-moraliſcher* Handlungen, ſondern auf der größern Congruenz der ganzen Naturanlage mit dem moraliſchen Geſetze, und es gereicht ſeinem Volke oder Zeitalter eben nicht ſo ſehr zur Empfehlung, wenn man in demſelben ſo oft von Moralität und einzelnen moraliſchen Thaten hört; vielmehr darf man hoffen, daß am Ende der Kultur, wenn ein ſolches ſich überhaupt nur gedenken läßt, wenig mehr davon die *Rede* ſeyn werde. Der Geſchmack kann hingegen der wahren Tugend in allen den Fällen *poſitiv* nutzen, wo die Vernunft die erſte Anregung macht, und in Gefahr iſt, von der ſtärkern Gewalt der Naturtriebe überſtimmt zu werden. In dieſen Fällen nämlich ſtimmt er unſre Sinnlichkeit zum Vortheile der Pflicht, und macht alſo auch ein geringes Maß moraliſcher Willenskraft der Ausübung der Tugend gewachſen.

Wenn nun der Geſchmack, als ſolcher, der wahren Moralität in keinem Falle ſchadet, in mehrern aber offenbar nutzt, ſo muß *der* Umſtand ein großes Gewicht erhalten, daß er der *Legalität* unſers Betragens im höchſten Grade beförderlich iſt. Geſetzt nun, daß die ſchöne Kultur ganz und gar nichts dazu beitragen könnte, uns beſſer geſinnt zu machen, ſo macht ſie uns wenigſtens geſchickt, auch ohne eine wahrhaft ſittliche Geſinnung alſo zu handeln, wie eine ſittliche Geſinnung es würde mit ſich gebracht haben. Nun kommt es zwar vor einem moraliſchen Forum ganz und gar nicht auf unſre Handlungen an, als inſofern ſie ein Ausdruck unſrer Geſinnungen ſind; aber vor dem phyſiſchen Forum und im Plane der Natur kommt es, gerade umgekehrt, ganz und gar nicht auf unſre Geſinnungen an, als inſofern ſie Handlungen veranlaſſen, durch die der Naturzweck befördert wird. Nun ſind aber beide Weltordnungen, die phyſiſche, worin Kräfte, und die moraliſche, worin Geſetze regieren, ſo genau auf einander berechnet und ſo innig mit einander verwebt, daß Handlungen, die ihrer Form nach moraliſch zweckmäßig ſind, durch ihren Inhalt zugleich eine phyſiſche Zweckmäßigkeit in ſich ſchließen; und ſo wie das ganze Naturgebäude nur darum vorhanden zu ſeyn ſcheint, um den höchſten aller Zwecke, der das Gute iſt, möglich zu machen, ſo läßt ſich das Gute wieder als ein Mittel gebrauchen, um das Naturgebäude aufrecht zu halten. Die Ordnung der Natur iſt alſo von der Sittlichkeit unſrer Geſinnungen abhängig gemacht, und wir können gegen die moraliſche Welt nicht verſtoßen, ohne zugleich in der phyſiſchen eine Verwirrung anzurichten.

Wenn nun von der menſchlichen Natur, ſo lange ſie menſchliche Natur bleibt, nie und nimmer zu erwarten iſt, daß ſie ohne Unterbrechung und Rückfall gleichförmig und beharrlich als reine Vernunft handle, und nie gegen die ſittliche Ordnung anſtoße; wenn wir bei aller Ueberzeugung ſowohl von der Nothwendigkeit als von der Möglichkeit reiner Tugend uns geſtehen müſſen, wie ſehr zufällig ihre wirkliche Ausübung iſt, und wie wenig wir auf die Unüberwindlichkeit unſrer beſſern Grundſätze bauen dürfen; wenn wir uns bei dieſem Bewußtſeyn unſrer Unzuverläſſigkeit erinnern, daß das Gebäude der Natur durch jeden unſrer moraliſchen Fehltritte leidet; wenn wir uns Alles dieſes in's Gedächtniß rufen, ſo würde es die frevelhafteſte Verwegenheit ſeyn, das Beſte der Welt auf dieſes Ungefähr unſrer Tugend ankommen zu laſſen. Vielmehr erwächſt hieraus eine Verbindlichkeit für uns, wenigſtens der phyſiſchen Weltordnung durch den Inhalt unſrer Handlungen Genüge zu leiſten, wenn wir es auch der moraliſchen durch die Form derſelben nicht recht machen ſollten, wenigſtens als vollkommene Inſtrumente dem Naturzwecke zu entrichten, was wir, als vollkommene Perſonen, der Vernunft ſchuldig bleiben, um nicht vor beiden Tribunalen zugleich mit Schande zu beſtehen. Wenn wir deßwegen, weil ſie ohne moraliſchen Werth iſt, für die Legalität unſers Betragens keine Anſtalten treffen wollten, ſo könnte ſich die Weltordnung darüber auflöſen, und, ehe wir mit unſern Grundſätzen fertig würden, alle Bande der Geſellſchaft zerriſſen ſeyn. Je zufälliger aber unſre Moralität iſt, deſto nothwendiger iſt es, Vorkehrungen für die Legalität zu treffen, und eine leichtſinnige oder ſtolze Verſäumniß dieſer letztern kann uns moraliſch zugerechnet werden. Eben ſo, wie der Wahnſinnige, der ſeinen nahenden Paroxiſmus ahnt, alle Meſſer entfernt, und ſich freiwillig den Banden darbietet, um für die Verbrechen ſeines zerſtörten Gehirns nicht im geſunden Zuſtande verantwortlich zu ſeyn; eben ſo ſind auch wir verpflichtet, uns durch Religion und durch äſthetiſche Geſetze zu binden, damit unſre Leidenſchaft in den Perioden ihrer Herrſchaft nicht die phyſiſche Ordnung verletze.

Ich habe hier nicht ohne Abſicht Religion und Geſchmack in Eine Klaſſe geſetzt, weil beide das Verdienſt gemein haben, dem Effekt, wenn gleich nicht dem innern Werthe nach, zu einem Surrogate der wahren Tugend zu dienen, und die Legalität da zu ſichern, wo die Moralität nicht zu hoffen iſt. Obgleich derjenige im Range der Geiſter unſtreitig eine höhere Stelle bekleiden würde, der weder die Reize der Schönheit noch die Ausſichten auf eine Unſterblichkeit nöthig hätte, um ſich bei allen Vorfällen der Vernunft gemäß zu betragen, ſo nöthigen doch die bekannten Schranken der Menſchheit ſelbſt den rigideſten Ethiker, von der Strenge ſeines Syſtems in der Anwendung etwas nachzulaſſen, ob er demſelben gleich in der Theorie nichts vergeben darf, und das Wohl des Menſchengeſchlechts, das durch unſere zufällige Tugend gar übel beſorgt ſeyn würde, noch zur Sicherheit an den beiden ſtarken Ankern, der Religion und des Geſchmacks, zu befeſtigen.

◆

Ueber das Erhabene.[*]

„Kein Menſch muß müſſen,“ ſagte der Jude Nathan zum Derwiſch, und dieſes Wort iſt in einem weitern Umfange wahr, als man demſelben vielleicht einräumen möchte. Der Wille iſt der Geſchlechtscharakter des Menſchen, und die Vernunft ſelbſt iſt nur die ewige Regel deſſelben. Vernünftig handelt die ganze Natur; ſein Prärogativ iſt bloß, daß er mit Bewußtſeyn und Willen vernünftig handelt. Alle andere Dinge müſſen; der Menſch iſt das Weſen, welches will.

Eben deßwegen iſt des Menſchen nichts ſo unwürdig, als Gewalt zu erleiden, denn Gewalt hebt ihn auf. Wer ſie uns anthut, macht uns nichts Geringeres als die Menſchheit ſtreitig; wer ſie feiger Weiſe erleidet, wirft ſeine Menſchheit hinweg. Aber dieſer Anſpruch auf abſolute Befreiung von Allem, was Gewalt iſt, ſcheint ein Weſen vorauszuſetzen, welches

---

[*] Anmerkung des Herausgebers. Dieſe Abhandlung erſchien zuerſt im III. Theile der Sammlung kleiner proſaiſcher Schriften (Leipzig bei Cruſius 1801). S. die Anmerkung zur bereits oben gegebenen Abhandlung: Ueber das Pathetiſche S. 170 im 11. Band.)

Macht genug beſitzt, jede andere Macht von ſich abzutreiben. Findet er ſich in einem Weſen, welches im Reich der Kräfte nicht den oberſten Rang behauptet, ſo entſteht daraus ein unglücklicher Widerſpruch zwiſchen dem Trieb und dem Vermögen.

In dieſem Falle befindet ſich der Menſch. Umgeben von zahlloſen Kräften, die alle ihm überlegen ſind und den Meiſter über ihn ſpielen, macht er durch ſeine Natur Anſpruch, von keiner Gewalt zu erleiden. Durch ſeinen Verſtand zwar ſteigert er künſtlicher Weiſe ſeine natürlichen Kräfte, und bis auf einen gewiſſen Punkt gelingt es ihm wirklich, phyſiſch über alles Phyſiſche Herr zu werden. Gegen Alles, ſagt das Sprüchwort, gibt es Mittel, nur nicht gegen den Tod. Aber dieſe einzige Ausnahme, wenn ſie das wirklich im ſtrengſten Sinne iſt, würde den ganzen Begriff des Menſchen aufheben. Nimmermehr kann er das Weſen ſeyn, welches will, wenn es auch nur Einen Fall gibt, wo er ſchlechterdings muß, was er nicht will. Dieſes einzige Schreckliche, *was er nur muß und nicht will*, wird wie ein Geſpenſt ihn begleiten, und ihn, wie auch wirklich bei den meiſten Menſchen der Fall iſt, den blinden Schreckniſſen der Phantaſie zur Beute überliefern; ſeine gerühmte Freiheit iſt abſolut Nichts, wenn er auch nur in einem einzigen Punkte gebunden iſt. Die Kultur ſoll den Menſchen in Freiheit ſetzen und ihm dazu behülflich ſeyn, ſeinen ganzen Begriff zu erfüllen. Sie ſoll ihn alſo fähig machen, ſeinen Willen zu behaupten, denn der Menſch iſt das Weſen, welches will.

Dies iſt auf zweierlei Weiſe möglich. Entweder realiſtiſch, wenn der Menſch der Gewalt Gewalt entgegenſetzt, wenn er als Natur die Natur beherrſcht; oder idealiſtiſch, wenn er aus der Natur heraustritt und ſo, in Rückſicht auf ſich, den Begriff der Gewalt vernichtet. Was ihm zu dem Erſten verhilft, heißt phyſiſche Kultur. Der Menſch bildet ſeinen Verſtand und ſeine ſinnlichen Kräfte aus, um die Naturkräfte, nach ihren eigenen Geſetzen, entweder zu Werkzeugen ſeines Willens zu machen, oder ſich vor ihren Wirkungen, die er nicht lenken kann, in Sicherheit zu ſetzen. Aber die Kräfte der Natur laſſen ſich nur bis auf einen gewiſſen Punkt beherrſchen oder abwehren; über dieſen Punkt hinaus entziehen ſie ſich der Macht des Menſchen, und unterwerfen ihn der ihrigen.

Jetzt alſo wäre es um ſeine Freiheit gethan, wenn er keiner andern als phyſiſchen Kultur fähig wäre. Er ſoll aber ohne Ausnahme Menſch ſeyn, alſo in keinem Fall etwas gegen ſeinen Willen erleiden. Kann er alſo den phyſiſchen Kräften keine verhältnißmäßige phyſiſche Kraft mehr entgegenſetzen, ſo bleibt ihm, um keine Gewalt zu erleiden, nichts Anderes übrig, als: ein Verhältniß, welches ihm ſo nachtheilig iſt, ganz und gar aufzuheben, und eine Gewalt, die er der That nach erleiden muß, dem Begriffe nach zu vernichten. Eine Gewalt dem Begriffe nach vernichten, heißt aber nichts Anderes, als ſich derſelben freiwillig unterwerfen. Die Kultur, die ihn dazu geſchickt macht, heißt die moraliſche.

Der moraliſch gebildete Menſch, und nur dieſer, iſt ganz frei. Entweder er iſt der Natur als Macht überlegen, oder er iſt einſtimmig mit derſelben. Nichts, was ſie an ihm ausübt, iſt Gewalt, denn eh' es bis zu ihm kommt, iſt es ſchon *ſeine eigene Handlung* geworden, und die dynamiſche Natur erreicht ihn ſelbſt nie, weil er ſich von Allem, was ſie erreichen kann, freithätig ſcheidet. Dieſe Sinnesart aber, welche die Moral unter dem Begriff der Reſignation in die Nothwendigkeit und die Religion unter dem Begriff der Ergebung in den göttlichen Rathſchluß lehrt, erfordert, wenn ſie ein Werk der freien Wahl und Ueberlegung ſeyn ſoll, ſchon eine größere Klarheit des Denkens und eine höhere Energie des Willens, als dem Menſchen im handelnden Leben eigen zu ſeyn pflegt. Glücklicher Weiſe aber iſt nicht bloß in ſeiner rationalen Natur eine moraliſche Anlage, welche durch den Verſtand entwickelt werden kann, ſondern ſelbſt in ſeiner ſinnlich vernünftigen, d. h. menſchlichen Natur eine *äſthetiſche* Tendenz dazu vorhanden, welche durch gewiſſe ſinnliche Gegenſtände geweckt und durch Läuterung ſeiner Gefühle zu dieſem idealiſtiſchen Schwung des Gemüths kultivirt werden kann. Von dieſer, ihrem Begriff und Weſen nach zwar idealiſtiſchen Anlage, die aber auch ſelbſt der Realiſt in ſeinem Leben deutlich genug an den Tag legt, obgleich er ſie in ſeinem Syſtem nicht zugibt,[*] werde ich gegenwärtig handeln.

---

[*] Wie überhaupt nichts wahrhaft idealiſtiſch heißen kann, als was der vollkommene Realiſt wirklich unbewußt ausübt, und nur durch eine Inconſequenz läugnet.

Zwar reichen ſchon die entwickelten Gefühle für Schönheit dazu hin, uns bis auf einen gewiſſen Grad von der Natur als einer Macht unabhängig zu machen. Ein Gemüth, welches ſich ſo weit veredelt hat, um mehr von den Formen als dem Stoff der Dinge gerührt zu werden, und, ohne alle Rückſicht auf Beſitz, aus der bloßen Reflexion über die Erſcheinungsweiſe ein freies Wohlgefallen zu ſchöpfen, ein ſolches Gemüth trägt in ſich ſelbſt eine innere unverlierbare Fülle des Lebens, und weil es nicht nöthig hat, ſich die Gegenſtände zuzueignen, in denen es lebt, ſo iſt es auch nicht in Gefahr, derſelben beraubt zu werden. Aber endlich will doch auch der Schein einen Körper haben, an welchem er ſich zeigt, und ſo lange alſo ein Bedürfniß auch nur nach ſchönem Schein vorhanden iſt, bleibt ein Bedürfniß nach dem Daſeyn von Gegenſtänden übrig, und unſre Zufriedenheit iſt folglich noch von der Natur als Macht abhängig, welche über alles Daſeyn gebietet. Es iſt nämlich etwas ganz Anderes, ob wir ein Verlangen nach ſchönen und guten Gegenſtänden fühlen, oder ob wir bloß verlangen, daß die vorhandenen Gegenſtände ſchön und gut ſeyen. Das Letzte kann mit der höchſten Freiheit des Gemüths beſtehen, aber das Erſte nicht; daß das Vorhandene ſchön und gut ſey, können wir fordern; daß das Schöne und Gute vorhanden ſey, bloß wünſchen. Diejenige Stimmung des Gemüths, welche gleichgültig iſt, ob das Schöne und Gute und Vollkommene exiſtire, aber mit rigoriſtiſcher Strenge verlangt, daß das Exiſtirende gut und ſchön und vollkommen ſey, heißt vorzugsweiſe groß und erhaben, weil ſie alle Realitäten des ſchönen Charakters enthält, ohne ſeine Schranken zu theilen.

Es iſt ein Kennzeichen guter und ſchöner, aber jederzeit ſchwacher Seelen, immer ungeduldig auf Exiſtenz ihrer moraliſchen Ideale zu dringen, und von den Hinderniſſen derſelben ſchmerzlich gerührt zu werden. Solche Menſchen ſetzen ſich in eine traurige Abhängigkeit von dem Zufall, und es iſt immer mit Sicherheit vorher zu ſagen, daß ſie der Materie in moraliſchen und äſthetiſchen Dingen zuviel einräumen, und die höchſte Charakter- und Geſchmacksprobe nicht beſtehen werden. Das moraliſch Fehlerhafte ſoll uns nicht Leiden und Schmerz einflößen, welches immer mehr von einem unbefriedigten Bedürfniß als von einer unerfüllten Forderung zeugt. Dieſe muß einen rüſtigen Affekt zum Begleiter haben, und das Gemüth eher ſtärken und in ſeiner Kraft befeſtigen, als kleinmüthig und unglücklich machen.

Zwei Genien ſind es, die uns die Natur zu Begleitern durch's Leben gab. Der eine, geſellig und hold, verkürzt uns durch ſein munteres Spiel die mühevolle Reiſe, macht uns die Feſſeln der Nothwendigkeit leicht, und führt uns unter Freude und Scherz bis an die gefährlichen Stellen, wo wir als reine Geiſter handeln und alles Körperliche ablegen müſſen, bis zur Erkenntniß der Wahrheit und zur Ausübung der Pflicht. Hier verläßt er uns, denn nur die Sinnenwelt iſt ſein Gebiet; über dieſe hinaus kann ihn ſein irdiſcher Flügel nicht tragen. Aber jetzt tritt der andere hinzu, ernſt und ſchweigend, und mit ſtarkem Arm trägt er uns über die ſchwindlige Tiefe.

In dem erſten dieſer Genien erkennt man das Gefühl des Schönen, in dem zweiten das Gefühl des Erhabenen. Zwar iſt ſchon das Schöne ein Ausdruck der Freiheit, aber nicht derjenigen, welche uns über die Macht der Natur erhebt und von allem körperlichen Einfluß entbindet, ſondern derjenigen, welche wir innerhalb der Natur als Menſchen genießen. Wir fühlen uns frei bei der Schönheit, weil die ſinnlichen Triebe mit dem Geſetz der Vernunft harmoniren; wir fühlen uns frei beim Erhabenen, weil die ſinnlichen Triebe auf die Geſetzgebung der Vernunft keinen Einfluß haben, weil der Geiſt hier handelt, als ob er unter keinen andern als ſeinen eigenen Geſetzen ſtände.

Das Gefühl des Erhabenen iſt ein gemiſchtes Gefühl. Es iſt eine Zuſammenſetzung von Wehſeyn, das ſich in ſeinem höchſten Grad als ein Schauer äußert, und von Frohſeyn, das bis zum Entzücken ſteigen kann, und ob es gleich nicht eigentlich Luſt iſt, von feinen Seelen aller Luſt doch weit vorgezogen wird. Dieſe Verbindung zweier widerſprechender Empfindungen in einem einzigen Gefühl beweiſt unſere moraliſche Selbſtſtändigkeit auf eine unwiderlegliche Weiſe. Denn da es abſolut unmöglich iſt, daß der nämliche Gegenſtand in zwei entgegengeſetzten Verhältniſſen zu uns ſtehe, ſo folgt daraus, daß wir ſelbſt in zwei verſchiedenen Verhältniſſen zu dem Gegenſtand ſtehen, daß folglich zwei entgegengeſetzte Naturen in uns vereinigt ſeyn müſſen, welche bei Vorſtellung deſſelben auf ganz entgegengeſetzte Art intereſſirt ſind. Wir erfahren alſo durch das Gefühl des Erhabenen, daß ſich der Zuſtand unſers Geiſtes nicht nothwendig nach dem Zuſtand des Sinnes richtet, daß die Geſetze der Natur nicht nothwendig auch die unſrigen ſind, und daß wir ein ſelbſtſtändiges Prinzipium in uns haben, welches von allen ſinnlichen Rührungen unabhängig iſt.

Der erhabene Gegenſtand iſt von doppelter Art. Wir beziehen ihn entweder auf unſre Faſſungskraft, und erliegen bei dem Verſuch, uns ein Bild oder einen Begriff von ihm zu bilden: oder wir beziehen ihn auf unſre Lebenskraft, und betrachten ihn als eine Macht, gegen welche die unſrige in Nichts verſchwindet. Aber ob wir gleich in dem einen wie in dem andern Fall durch ſeine Veranlaſſung das peinliche Gefühl unſerer Grenzen erhalten, ſo fliehen wir ihn doch nicht, ſondern werden vielmehr mit unwiderſtehlicher Gewalt von ihm angezogen. Würde dieſes wohl möglich ſeyn, wenn die Grenzen unſrer Phantaſie zugleich die Grenzen unſrer Faſſungskraft wären? Würden wir wohl an die Allgewalt der Naturkräfte gern erinnert ſeyn wollen, wenn wir nicht noch etwas Anderes im Rückhalt hätten, als was ihnen zum Raube werden kann? Wir ergötzen uns an dem Sinnlich-Unendlichen, weil wir denken können, was die Sinne nicht mehr faſſen und der Verſtand nicht mehr begreift. Wir werden begeiſtert von dem Furchtbaren, weil wir wollen können was die Triebe verabſcheuen, und verwerfen was ſie begehren. Gern laſſen wir die Imagination im Reich der Erſcheinungen ihren Meiſter finden, denn endlich iſt es doch nur eine ſinnliche Kraft, die über eine andere ſinnliche triumphirt, aber an das abſolut Große in uns ſelbſt kann die Natur in ihrer ganzen Grenzenloſigkeit nicht reichen. Gern unterwerfen wir der phyſiſchen Nothwendigkeit unſer Wohlſeyn und unſer Daſeyn, denn das erinnert uns eben, daß ſie über unſre Grundſätze nicht zu gebieten hat. Der Menſch iſt in ihrer Hand, aber des Menſchen Willen iſt in der ſeinigen.

Und ſo hat die Natur ſogar ein ſinnliches Mittel angewendet, uns zu lehren, daß wir mehr als bloß ſinnlich ſind; ſo wußte ſie ſelbſt Empfindungen dazu zu benutzen, uns der Entdeckung auf die Spur zu führen, daß wir der Gewalt der Empfindungen nichts weniger als ſklaviſch unterworfen ſind. Und dies iſt eine ganz andere Wirkung, als durch das Schöne geleiſtet werden kann; durch das Schöne der Wirklichkeit nämlich, denn im Idealſchönen muß ſich auch das Erhabene verlieren. Bei dem Schönen ſtimmen Vernunft und Sinnlichkeit zuſammen, und nur um dieſer Zuſammenſtimmung willen hat es Reiz für uns. Durch die Schönheit allein würden wir alſo ewig nie erfahren, daß wir beſtimmt und fähig ſind, uns als reine Intelligenzen zu beweiſen. Beim Erhabenen hingegen ſtimmen Vernunft und Sinnlichkeit *nicht* zuſammen, und eben in dieſem Widerſpruch zwiſchen beiden liegt der Zauber, womit es unſer Gemüth ergreift. Der phyſiſche und der moraliſche Menſch werden hier auf's Schärfſte von einander geſchieden, denn gerade bei ſolchen Gegenſtänden, wo der Erſte nur ſeine Schranken empfindet, macht der Andere die Erfahrung ſeiner *Kraft* und wird durch eben das unendlich erhoben, was den Andern zu Boden drückt.

Ein Menſch, will ich annehmen, ſoll alle die Tugenden beſitzen, deren Vereinigung den *ſchönen Charakter* ausmacht. Er ſoll in der Ausübung der Gerechtigkeit, Wohlthätigkeit Mäßigkeit, Standhaftigkeit und Treue ſeine Wolluſt finden; alle Pflichten, deren Befolgung ihm die Umſtände nahe legen, ſollen ihm zum leichten Spiele werden, und das Glück ſoll ihm keine Handlung ſchwer machen, wozu nur immer ſein menſchenfreundliches Herz ihn auffordern mag. Wem wird dieſer ſchöne Einklang der natürlichen Triebe mit den Vorſchriften der Vernunft nicht entzückend ſeyn, und wer ſich enthalten können, einen ſolchen Menſchen zu lieben? Aber können wir uns wohl, bei aller Zuneigung zu demſelben, verſichert halten, daß er wirklich ein Tugendhafter iſt, und daß es überhaupt eine Tugend gibt? Wenn es dieſer Menſch auch bloß auf angenehme Empfindungen angelegt hätte, ſo könnte er, ohne ein Thor zu ſeyn, ſchlechterdings nicht anders handeln, und er müßte ſeinen eigenen Vortheil haſſen, wenn er laſterhaft ſeyn wollte. Es kann ſeyn, daß die Quelle ſeiner Handlungen rein iſt, aber das muß er mit ſeinem eignen Herzen ausmachen; *wir* ſehen nichts davon. Wir ſehen ihn nichts mehr thun, als auch der bloß kluge Mann thun müßte, der das Vergnügen zu ſeinem Gott macht. Die Sinnenwelt alſo erklärt das ganze Phänomen ſeiner Tugend, und wir haben gar nicht nöthig, uns jenſeits derſelben nach einem Grund davon umzuſehen.

Dieſer nämliche Menſch ſoll aber plötzlich in ein großes Unglück gerathen. Man ſoll ihn ſeiner Güter berauben, man ſoll ſeinen guten Namen zu Grund richten; Krankheiten ſollen ihn auf ein ſchmerzhaftes Lager werfen; Alle, die er liebt, ſoll der Tod ihm entreißen; Alle, denen er vertraut, ihn in der Noth verlaſſen. In dieſem Zuſtande ſuche man ihn wieder auf, und fordere von dem Unglücklichen die Ausübung der nämlichen Tugenden, zu denen der Glückliche einſt ſo bereit geweſen war. Findet man ihn in dieſem Stück noch ganz als den nämlichen, hat die Armuth ſeine Wohlthätigkeit, der Undank ſeine Dienſtfertigkeit, der Schmerz ſeine Gleichmüthigkeit, eigenes Unglück ſeine Theilnehmung an fremden Glücke nicht vermindert, bemerkt man die Verwandlung ſeiner Umſtände in ſeiner Geſtalt, aber nicht in ſeinem Betragen, in der Materie, aber nicht in der Form ſeines Handelns — dann freilich reicht man mit keiner Erklärung aus dem Naturbegriff mehr aus (nach welchem es ſchlechterdings nothwendig iſt, daß das Gegenwärtige als Wirkung ſich auf etwas Vergangenes als ſeine Urſache gründet), weil nichts widerſprechender ſeyn kann, als daß die Wirkung dieſelbe bleibe, wenn die Urſache ſich in ihr Gegentheil verwandelt hat. Man muß alſo jeder natürlichen Erklärung entſagen, muß es ganz und gar aufgeben, das Betragen aus dem Zuſtande abzuleiten, und den Grund des erſtern aus der phyſiſchen Weltordnung heraus in eine ganz andere verlegen, welche die Vernunft zwar mit ihren Ideen erfliegen, der Verſtand aber mit ſeinen Begriffen nicht erfaſſen kann. Dieſe Entdeckung des abſoluten moraliſchen Vermögens, welches an keine Natur-Bedingung gebunden iſt, gibt dem wehmüthigen Gefühl, wovon wir beim Anblick eines ſolchen

Menſchen ergriffen werden, den ganz eignen unausſprechlichen Reiz, den keine Luſt der Sinne, ſo veredelt ſie auch ſeyen, dem Erhabenen ſtreitig machen kann.

Das Erhabene verſchafft uns alſo einen Ausgang aus der ſinnlichen Welt, worin uns das Schöne gern immer gefangen halten möchte. Nicht allmählig (denn es gibt von der Abhängigkeit keinen Uebergang zur Freiheit), ſondern plötzlich und durch eine Erſchütterung reißt es den ſelbſtſtändigen Geiſt aus dem Netze los, womit die verfeinerte Sinnlichkeit ihn umſtrickte, und das um ſo feſter bindet, je durchſichtiger es geſponnen iſt. Wenn ſie durch den unmerklichen Einfluß eines weichlichen Geſchmacks auch noch ſo viel über die Menſchen gewonnen hat; wenn es ihr gelungen iſt, ſich in der verführeriſchen Hülle des geiſtigen Schönen in den innerſten Sitz der moraliſchen Geſetzgebung einzudrängen, und dort die Heiligkeit der Maximen an ihrer Quelle zu vergiften, ſo iſt oft eine einzige erhabene Rührung genug, dieſes Gewebe des Betrugs zu zerreißen, dem gefeſſelten Geiſt ſeine ganze Schnellkraft auf Einmal zurückzugeben, ihm eine Revelation über ſeine wahre Beſtimmung zu ertheilen, und ein Gefühl ſeiner Würde, wenigſtens für den Moment, aufzunöthigen. Die Schönheit unter der Geſtalt der Göttin Kalypſo hat den tapfern Sohn des Ulyſſes bezaubert, und durch die Macht ihrer Reizungen hält ſie ihn lange Zeit auf ihrer Inſel gefangen. Lange glaubt er einer unſterblichen Gottheit zu huldigen, da er doch nur in den Armen der Wolluſt liegt: aber ein erhabener Eindruck ergreift ihn plötzlich unter Mentors Geſtalt; er erinnert ſich ſeiner beſſern Beſtimmung, wirft ſich in die Wellen, und iſt frei.

Das Erhabene, wie das Schöne, iſt durch die ganze Natur verſchwenderiſch ausgegoſſen, und die Empfindungsfähigkeit für Beides in alle Menſchen gelegt; aber der Keim dazu entwickelt ſich ungleich, und durch die Kunſt muß ihm nachgeholfen werden. Schon der Zweck der Natur bringt es mit ſich, daß wir der Schönheit zuerſt entgegeneilen, wenn wir noch vor dem Erhabenen fliehen; denn die Schönheit iſt unſere Wärterin im kindiſchen Alter, und ſoll uns ja aus dem rohen Naturſtand zur Verfeinerung führen. Aber ob ſie gleich unſre erſte Liebe iſt, und unſre Empfindungsfähigkeit für dieſelbe zuerſt ſich entfaltet, ſo hat die Natur doch dafür geſorgt, daß ſie langſamer reif wird und zu ihrer völligen Entwickelung erſt die Ausbildung des Verſtandes und Herzens abwartet. Erreichte der Geſchmack ſeine völlige Reife, ehe Wahrheit und Sittlichkeit auf einen beſſern Weg, als durch ihn geſchehen kann, in unſer Herz gepflanzt wären, ſo würde die Sinnenwelt ewig die Grenze unſrer Beſtrebungen bleiben. Wir würden weder in unſern Begriffen, noch in unſern Geſinnungen über ſie hinausgehen, und was die Einbildungskraft nicht darſtellen kann, würde auch keine Realität für uns haben. Aber glücklicher Weiſe liegt es ſchon in der Einrichtung der Natur, daß der Geſchmack, obgleich er zuerſt blüht, doch zuletzt unter allen Fähigkeiten des Gemüths ſeine Zeitigung erhält. In dieſer Zwiſchenzeit wird Friſt genug gewonnen, einen Reichthum von Begriffen in dem Kopf und einen Schatz von Grundſätzen in der Bruſt anzupflanzen, und dann beſonders auch die Empfindungsfähigkeit für das Große und Erhabene aus der Vernunft zu entwickeln.

So lange der Menſch bloß Sklave der phyſiſchen Nothwendigkeit war, aus dem engen Kreis der Bedürfniſſe noch keinen Ausgang gefunden hatte, und die hohe dämoniſche Freiheit in ſeiner Bruſt noch nicht ahnte, ſo konnte ihn die unfaßbare Natur nur an die Schranken ſeiner Vorſtellungskraft und die verderbende Natur nur an ſeine phyſiſche Ohnmacht erinnern. Er mußte alſo die erſte mit Kleinmuth vorübergehen, und ſich von der andern mit Entſetzen abwenden. Kaum aber macht ihm die freie Betrachtung gegen den blinden Andrang der Naturkräfte Raum, und kaum entdeckt er in dieſer Flut von Erſcheinungen etwas Bleibendes in ſeinem eignen Weſen, ſo fangen die wilden Naturmaſſen um ihn herum an, eine ganz andere Sprache zu ſeinem Herzen zu reden; und das relativ Große außer ihm iſt der Spiegel, worin er das abſolut Große in ihm ſelbſt erblickt. Furchtlos und mit ſchauerlicher Luſt nähert er ſich jetzt dieſen Schreckbildern ſeiner Einbildungskraft, und bietet abſichtlich die ganze Kraft dieſes Vermögens auf, das Sinnlich-Unendliche darzuſtellen, um, wenn es bei dieſem Verſuche dennoch erliegt, die Ueberlegenheit ſeiner Ideen über das Höchſte, was die Sinnlichkeit leiſten kann, deſto lebhafter zu empfinden. Der Anblick unbegrenzter Fernen und unabſehbaren Höhen, der weite Ocean zu ſeinen Füßen und der größere Ocean über ihm entreißen ſeinen Geiſt der engen Sphäre des Wirklichen und der drückenden Gefangenſchaft des phyſiſchen Lebens. Ein größerer Maßſtab der Schätzung wird ihm von der ſimpeln Majeſtät der Natur vorgehalten, und, von ihren großen Geſtalten umgeben, erträgt er das Kleine in ſeiner Denkart nicht mehr. Wer weiß, wie manchen Lichtgedanken oder Heldenentſchluß, den kein Studierkerker und kein Geſellſchaftsſaal zur Welt gebracht haben möchte, nicht ſchon dieſer muthige Streit des Gemüths mit dem großen Naturgeiſt auf einem Spaziergang gebar: wer weiß, ob es nicht dem ſeltenern Verkehr mit dieſem großen Genius zum Theil zuzuſchreiben iſt, daß der Charakter der Städter ſich ſo gern zum Kleinlichen wendet, verkrüppelt und welkt, wenn der Sinn des Nomaden offen und frei bleibt, wie das Firmament, unter dem er ſich lagert.

Aber nicht bloß das Unerreichbare für die Einbildungskraft, das Erhabene der Quantität, auch das Unfaßbare für den Verſtand, die *Verwirrung*, kann, ſobald ſie in's Große geht, und ſich als Werk der Natur ankündigt (denn ſonſt iſt ſie verächtlich), zu einer Darſtellung des Ueberſinnlichen dienen und dem Gemüth einen Schwung geben. Wer verweilt nicht lieber bei der geiſtreichen Unordnung einer natürlichen Landſchaft, als bei der geiſtloſen Regelmäßigkeit eines franzöſiſchen Gartens? Wer beſtaunt nicht lieber den wunderbaren Kampf zwiſchen Fruchtbarkeit und Zerſtörung in Siciliens Fluren, weidet ſein Auge nicht lieber an Schottlands wilden Katarakten und Nebelgebirgen, Oſſians großer Natur, als daß er in dem ſchnurgerechten Holland den ſauren Sieg der Geduld über das trotzigſte der Elemente bewundert? Niemand wird läugnen, daß in Bataviens Triften für den phyſiſchen Menſchen beſſer geſorgt iſt, als unter dem tückiſchen Krater des Veſuv, und daß der Verſtand, der begreifen und ordnen will, bei einem regulären Wirthſchaftsgarten weit mehr als bei einer wilden Naturlandſchaft ſeine Rechnung findet. Aber der Menſch hat noch ein Bedürfniß mehr, als zu leben und ſich wohl ſeyn zu laſſen, und auch noch eine andere Beſtimmung, als die Erſcheinungen um ihn herum zu begreifen.

Was dem Reiſenden von Empfindung die wilde Bizarrerie in der phyſiſchen Schöpfung ſo anziehend macht, eben das eröffnet einem begeiſterungsfähigen Gemüth, ſelbſt in der bedenklichen Anarchie der moraliſchen Welt, die Quelle eines ganz eigenen Vergnügens. Wer freilich die große Haushaltung der Natur mit der dürftigen Fackel des Verſtandes beleuchtet, und immer nur darauf ausgeht, ihre kühne Unordnung in Harmonie aufzulöſen, der kann ſich in einer Welt nicht gefallen, wo mehr der tolle Zufall als ein weiſer Plan zu regieren ſcheint, und bei weitem in den mehrſten Fällen Verdienſt und Glück mit einander im Widerſpruche ſtehen. Er will haben, daß in dem großen Weltlaufe Alles wie in einer guten Wirthſchaft geordnet ſey, und vermißt er, wie es nicht wohl anders ſeyn kann, dieſe Geſetzmäßigkeit, ſo bleibt ihm nichts Anderes übrig, als von einer künftigen Exiſtenz und von einer andern Natur die Befriedigung zu erwarten, die ihm die gegenwärtige und vergangene ſchuldig bleibt. Wenn er es hingegen gutwillig aufgibt, dieſes geſetzloſe

Chaos von Erſcheinungen unter eine Einheit der Erkenntniß bringen zu wollen, ſo gewinnt er von einer andern Seite reichlich, was er von dieſer verloren gibt. Gerade dieſer gänzliche Mangel einer Zweckverbindung unter dieſem Gedränge von Erſcheinungen, wodurch ſie für den Verſtand, der ſich an dieſe Verbindungsform halten muß, überſteigend und unbrauchbar werden, macht ſie zu einem deſto treffendern Sinnbild für die reine Vernunft, die in eben dieſer wilden Ungebundenheit der Natur ihre eigene Unabhängigkeit von Naturbedingungen dargeſtellt findet. Denn wenn man einer Reihe von Dingen alle Verbindung unter ſich nimmt, ſo hat man den Begriff der Independenz, der mit dem reinen Vernunftbegriff der Freiheit überraſchend zuſammenſtimmt. Unter dieſer Idee der Freiheit, welche ſie aus ihrem eigenen Mittel nimmt, faßt alſo die Vernunft in eine Einheit des Gedankens zuſammen, was der Verſtand in keine Einheit der Erkenntniß verbinden kann, unterwirft ſich durch dieſe Idee das unendliche Spiel der Erſcheinungen, und behauptet alſo ihre Macht zugleich über den Verſtand als ſinnlich bedingtes Vermögen. Erinnert man ſich nun, welchen Werth es für ein Vernunftweſen haben muß, ſich ſeiner Independenz von Naturgeſetzen bewußt zu werden, ſo begreift man, wie es zugeht, daß Menſchen von erhabener Gemüthsſtimmung durch dieſe ihnen dargebotene Idee der Freiheit ſich für allen Fehlſchlag der Erkenntniß für entſchädigt halten können. Die Freiheit in allen ihren moraliſchen Widerſprüchen und phyſiſchen Uebeln iſt für edle Gemüther ein unendlich intereſſanteres Schauſpiel, als

Wohlſtand und Ordnung ohne Freiheit, wo die Schafe geduldig dem Hirten folgen, und der ſelbſtherrſchende Wille ſich zum dienſtbaren Glied eines Uhrwerks herabſetzt. Das letzte macht den Menſchen bloß zu einem geiſtreichen Produkt und glücklichen Bürger der Natur; die Freiheit macht ihn zum Bürger und Mitherrſcher eines höhern Syſtems, wo es unendlich ehrenvoller iſt, den unterſten Platz einzunehmen, als in der phyſiſchen Ordnung den Reihen anzuführen.

Aus dieſem Geſichtspunkt betrachtet, und nur aus dieſem, iſt mir die Weltgeſchichte ein erhabenes Objekt. Die Welt, als hiſtoriſcher Gegenſtand, iſt im Grunde nichts Anderes als der Conflikt der Naturkräfte unter einander ſelbſt und mit der Freiheit des Menſchen, und den Erfolg dieſes Kampfs berichtet uns die Geſchichte. So weit die Geſchichte bis jetzt gekommen iſt, hat ſie von der Natur (zu der alle Affekte im Menſchen gezählt werden müſſen) weit größere Thaten zu erzählen, als von der ſelbſtſtändigen Vernunft, und dieſe hat bloß durch einzelne Ausnahmen vom Naturgeſetz in einem Kato, Ariſtides, Phocion und ähnlichen Männern ihre Macht behaupten können. Nähert man ſich nur der Geſchichte mit großen Erwartungen von Licht und Erkenntniß, wie ſehr findet man ſich da getäuſcht! Alle wohlgemeinten Verſuche der Philoſophie, das, was die moraliſche Welt fordert, mit dem, was die wirkliche leiſtet, in Uebereinſtimmung zu bringen, werden durch die Ausſagen der Erfahrungen widerlegt, und ſo gefällig die Natur in ihrem organiſchen Reich ſich nach den regulativen Grundſätzen der Beurtheilung richtet oder zu richten ſcheint, ſo unbändig reißt ſie im Reich der Freiheit den Zügel ab, woran der Spekulationsgeiſt ſie gern gefangen führen möchte.

Wie ganz anders, wenn man darauf reſignirt, ſie zu erklären, und dieſe ihre Unbegreiflichkeit ſelbſt zum Standpunkt der Beurtheilung macht. Eben der Umſtand, daß die Natur, im Großen angeſehen, aller Regeln, die wir durch unſern Verſtand ihr vorſchreiben, ſpottet; daß ſie auf ihrem eigenwilligen freien Gang die Schöpfungen der Weisheit und des Zufalls mit gleicher Achtloſigkeit in den Staub tritt, daß ſie das Wichtige wie das Geringe, das Edle wie das Gemeine in Einem Untergang mit ſich fortreißt, daß ſie hier eine Ameiſenwelt erhält, dort ihr herrlichſtes Geſchöpf, den Menſchen, in ihre Rieſenarme faßt und zerſchmettert, daß ſie ihre mühſamſten Erwerbungen oft in einer leichtſinnigen Stunde verſchwendet, und an einem Werk der Thorheit oft Jahrhunderte lang baut — mit einem Wort — dieſer Abfall der Natur im Großen von den Erkenntnißregeln, denen ſie in ihren einzelnen Erſcheinungen ſich unterwirft, macht die abſolute Unmöglichkeit ſichtbar, durch Naturgeſetze die Natur ſelbſt zu erklären, und von ihrem Reiche gelten zu laſſen, was in ihrem Reiche gilt, und das Gemüth wird alſo unwiderſtehlich aus der Welt der Erſcheinungen heraus in die Ideenwelt, aus dem Bedingten in's Unbedingte getrieben.

Noch viel weiter als die ſinnlich unendliche führt uns die furchtbare und zerſtörende Natur, ſo lange wir nämlich bloß freie Betrachter derſelben bleiben. Der ſinnliche Menſch freilich, und die Sinnlichkeit in dem vernünftigen, fürchten nichts ſo ſehr, als mit dieſer Macht zu zerfallen, die über Wohlſeyn und Exiſtenz zu gebieten hat.

Das höchſte Ideal, wornach wir ringen, iſt, mit der phyſiſchen Welt, als der Bewahrerin unſerer Glückſeligkeit, in gutem Vernehmen zu bleiben, ohne darum genöthigt zu ſeyn, mit der moraliſchen zu brechen, die unſre Würde beſtimmt. Nun geht es aber bekanntermaßen nicht immer an, beiden Herren zu dienen, und wenn auch (ein faſt unmöglicher Fall) die Pflicht mit dem Bedürfniſſe nie in Streit gerathen ſollte, ſo geht doch die Naturnothwendigkeit keinen Vertrag mit dem Menſchen ein, und weder ſeine Kraft noch ſeine Geſchicklichkeit kann ihn gegen die Tücke der Verhängniſſe ſicher ſtellen. Wohl ihm alſo, wenn er gelernt hat zu ertragen, was er nicht ändern kann und preiszugeben mit Würde, was er nicht retten kann! Fälle können eintreten, wo das Schickſal alle Außenwerke erſteigt, auf die er ſeine Sicherheit gründete, und ihm nichts weiter übrig bleibt, als ſich in die heilige Freiheit der Geiſter zu flüchten; wo es kein anderes Mittel gibt, den Lebenstrieb zu beruhigen, als es zu wollen, und kein andres Mittel, der Macht der Natur zu widerſtehen, als ihr zuvorzukommen und durch eine freie Aufhebung alles ſinnlichen Intereſſe, ehe noch eine phyſiſche Macht es thut, ſich moraliſch zu entleiben.

Dazu nun ſtärken ihn erhabene Rührungen und ein öfterer Umgang mit der zerſtörenden Natur, ſowohl da, wo ſie ihm ihre verderbliche Macht bloß von ferne zeigt, als wo ſie ſie wirklich gegen ſeine Mitmenſchen äuſſert. Das Pathetiſche iſt ein künſtliches Unglück, und wie das wahre Unglück ſetzt es uns in unmittelbaren Verkehr mit dem Geiſtergeſetz, das in unſerm Buſen gebietet. Aber das wahre Unglück wählt ſeinen Mann und ſeine Zeit nicht immer gut; es überraſcht uns oft wehrlos, und, was noch ſchlimmer iſt, es macht uns oft wehrlos. Das künſtliche Unglück des Pathetiſchen hingegen findet uns in voller Rüſtung, und weil es bloß eingebildet iſt, ſo gewinnt das ſelbſtſtändige Prinzipium in unſrem Gemüthe Raum, ſeine abſolute Independenz zu behaupten. Je öfter nun der Geiſt dieſen Akt von Selbſtthätigkeit erneuert, deſto mehr wird ihm derſelbe zur Fertigkeit, einen deſto größern Vorſprung gewinnt er vor dem ſinnlichen Trieb, daß er endlich auch dann, wenn aus dem eingebildeten und künſtlichen Unglück ein ernſthaftes wird, im Stande iſt, es als ein künſtliches zu behandeln, und; der höchſte Schwung der Menſchennatur, das wirkliche Leiden in eine erhabene Rührung aufzulöſen. Das Pathetiſche, kann man daher ſagen, iſt eine Inoculation des unvermeidlichen Schickſals, wodurch es ſeiner Bösartigkeit beraubt, und der Angriff deſſelben auf die ſtarke Seite des Menſchen hingeleitet wird.

Alſo hinweg mit der falſch verſtandenen Schonung und dem ſchlaffen verzärtelten Geſchmack, der über das ernſte Angeſicht der Nothwendigkeit einen Schleier wirft, und, um ſich bei den Sinnen in Gunſt zu ſetzen, eine Harmonie zwiſchen dem Wohlſeyn und Wohlverhalten lügt, wovon ſich in der wirklichen Welt keine Spuren zeigen. Stirn gegen Stirn zeige ſich uns das böſe

Verhältniß. Nicht in der Unwiſſenheit der uns umlagernden Gefahren — denn dieſe muß doch endlich aufhören — nur in der Bekanntſchaft mit denſelben iſt Heil für uns. Zu dieſer Bekanntſchaft nun verhilft uns das furchtbar herrliche Schauſpiel der Alles zerſtörenden und wieder erſchaffenden und wieder zerſtörenden Veränderung, des bald langſam untergrabenden, bald ſchnell überfallenden Verderbens, verhelfen uns die pathetiſchen Gemälde der in den Kampf mit dem Schickſal eingehenden Menſchheit, der unaufhaltſamen Flucht des Glücks, der betrogenen Sicherheit, der triumphirenden Ungerechtigkeit und der unterliegenden Unſchuld, welche die Geſchichte im reichen Maß aufſtellt, und die tragiſche Kunſt nachahmend vor unſre Augen bringt. Denn wo wäre derjenige, der, bei einer nicht ganz verwahrloſten moraliſchen Anlage, von dem hartnäckigen und doch vergeblichen Kampf des Mithridat, von dem Untergang der Städte Syrakus und Karthago, bei ſolchen Scenen verweilen kann, ohne dem ernſten Geſetz der Nothwendigkeit mit einem Schauer zu huldigen, ſeinen Begierden augenblicklich den Zügel anzuhalten, und, ergriffen von dieſer ewigen Untreue alles Sinnlichen, nach dem Beharrlichen in ſeinem Buſen zu greifen? Die Fähigkeit, das Erhabene zu empfinden, iſt alſo eine der herrlichſten Anlagen in der Menſchennatur, die ſowohl wegen ihres Urſprungs aus dem ſelbſtſtändigen Denk- und Willensvermögen unſre Achtung, als wegen ihres Einfluſſes auf den moraliſchen Menſchen die vollkommenſte Entwicklung verdient. Das Schöne macht ſich bloß verdient, um den Menſchen, das Erhabene um den *reinen Dämon* in ihm; und weil es einmal unſre Beſtimmung iſt, auch bei allen ſinnlichen Schranken uns nach dem Geſetzbuch reiner Geiſter zu richten, ſo muß das Erhabene zu dem Schönen hinzukommen, um die *äſthetiſche Erziehung* zu einem vollſtändigen Ganzen zu machen, und die Empfindungsfähigkeit des menſchlichen Herzens nach dem ganzen Umfang unſrer Beſtimmung, und alſo auch über die Sinnenwelt hinaus, zu erweitern.

Ohne das Schöne würde zwiſchen unſrer Naturbeſtimmung und unſrer Vernunftbeſtimmung ein immerwährender Streit ſeyn. Ueber dem Beſtreben, unſerm *Geiſterberuf* Genüge zu leiſten, würden wir unſre *Menſchheit* verſäumen und, alle Augenblicke zum Aufbruch aus der Sinnenwelt gefaßt, in dieſer uns einmal angewieſenen Sphäre des Handelns beſtändig Fremdlinge bleiben. Ohne das Erhabene würde uns die Schönheit unſrer Würde vergeſſen machen. In der Erſchlaffung eines ununterbrochenen Genuſſes würden wir die Rüſtigkeit des *Charakters* einbüßen und, *an dieſe zufällige Form des Daſeyns* unauflösbar gefeſſelt, unſere unveränderliche Beſtimmung und unſer wahres Vaterland aus den Augen verlieren. Nur wenn das Erhabene mit dem Schönen ſich gattet, und unſere Empfänglichkeit für Beides in gleichem Maß ausgebildet worden iſt, ſind wir vollendete Bürger der Natur, ohne deßwegen ihre Sklaven zu ſeyn, und ohne unſer Bürgerrecht in der intelligibeln Welt zu verſcherzen.

Nun ſtellt zwar ſchon die Natur für ſich allein Objekte in Menge auf, an denen ſich die Empfindungsfähigkeit für das Schöne und Erhabene üben könnte; aber der Menſch iſt, wie in andern Fällen, ſo auch hier, von der zweiten Hand beſſer bedient, als von der erſten, und will lieber einen zubereiteten und auserleſenen Stoff von der Kunſt empfangen, als an der unreinen Quelle der Natur mühſam und dürftig ſchöpfen. Der nachahmende Bildungstrieb, der keinen Eindruck erleiden kann, ohne ſogleich nach einem lebendigen Ausdruck zu ſtreben, und in jeder ſchönen oder großen Form der Natur eine Ausforderung erblickt, mit ihr zu ringen, hat vor derſelben den groſſen Vortheil voraus, dasjenige als Hauptzweck und als ein eigenes Ganzes behandeln zu dürfen, was die Natur — wenn ſie es nicht gar abſichtlos hinwirft — bei Verfolgung eines ihr näher liegenden Zwecks bloß im Vorbeigehen mitnimmt. Wenn die Natur in ihren ſchönen organiſchen Bildungen entweder durch die mangelhafte Individualität des Stoffes oder durch Einwirkung heterogener Kräfte Gewalt erleidet, oder wenn ſie, in ihren groſſen und pathetiſchen Scenen, Gewalt ausübt, und als eine Macht auf den Menſchen wirkt, da ſie doch bloß als Objekt der freien Betrachtung äſthetiſch werden kann, ſo iſt ihre Nachahmerin, die bildende Kunſt, völlig frei, weil ſie von ihrem Gegenſtand alle zufällige Schranken abſondert, und läßt auch das Gemüth des Betrachters frei, weil ſie nur den Schein und nicht die Wirklichkeit nachahmt. Da aber der ganze Zauber des Erhabenen und Schönen nur in dem Schein und nicht in dem Inhalt liegt, ſo hat die Kunſt alle Vortheile der Natur, ohne ihre Feſſeln mit ihr zu theilen.

* * *

Gedanken
über den
Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen
in der Kunſt. *

Gemein iſt Alles, was nicht zu dem Geiſte ſpricht und kein anderes als ein ſinnliches Intereſſe erregt. Es gibt zwar tauſend Dinge, die ſchon durch ihren Stoff oder Inhalt gemein ſind; aber weil das Gemeine des Stoffes durch die Behandlung veredelt werden kann, ſo iſt in der Kunſt nur vom Gemeinen in der Form die Rede. Ein gemeiner Kopf wird den edelſten Stoff durch eine gemeine Behandlung verunehren; ein großer Kopf und ein edler Geiſt hingegen werden ſelbſt das Gemeine zu adeln wiſſen, und zwar dadurch, daß er es an etwas Geiſtiges anknüpft und eine große Seite daran entdeckt. So wird uns ein Geſchichtſchreiber von gemeinem Schlage die unbedeutendſten Verrichtungen eines Helden eben ſo ſorgfältig als ſeine erhabenſten

---

* Anmerkung des Herausgebers. Dieſer Aufſatz erſchien zuerſt im IV. Theile der Sammlung kleiner proſaiſcher Schriften des Verf. (Leipzig bei Cruſius, 1802.)

Thaten berichten, und ſich eben ſo lang bei ſeinem Stammbaum, ſeiner Kleiderpracht, ſeinem Hausweſen. als bei ſeinen Entwürfen und Unternehmungen verweilen. Seine größten Thaten wird er ſo erzählen, daß kein Menſch es ihnen anſieht, was ſie ſind. Umgekehrt wird ein Geſchichtſchreiber von Geiſt und eignem Seelenadel auch in das Privatleben und in die unwichtigſten Handlungen ſeines Helden ein Intereſſe und einen Gehalt legen, der ſie wichtig macht. Einen gemeinen Geſchmack haben in der bildenden Kunſt die niederländiſchen Maler, einen edlen und großen Geſchmack die Italiener, noch mehr aber die Griechen bewieſen. Dieſe gingen immer auf das Ideal, verwarfen jeden gemeinen Zug, und wählten auch keinen gemeinen Stoff.

Ein Portraitmaler kann ſeinen Gegenſtand gemein und kann ihn groß behandeln. Gemein, wenn er das Zufällige eben ſo ſorgfältig darſtellt als das Nothwendige, wenn er das Große vernachläſſigt und das Kleine ſorgfältig ausführt. Groß, wenn er das Intereſſanteſte herauszufinden weiß, das Zufällige von dem Nothwendigen ſcheidet, das Kleine nur andeutet und das Große ausführt. Groß aber iſt nichts, als der Ausdruck der Seele in Handlungen, Geberden und Stellungen.

Ein Dichter behandelt ſeinen Stoff gemein, wenn er unwichtige Handlungen ausführt, und über wichtige flüchtig hinweggeht. Er behandelt ihn groß, wenn er ihn mit dem Großen verbindet. Homer wußte den Schild des Achilles ſehr geiſtreich zu behandeln, obgleich die Verfertigung eines Schildes dem Stoff nach etwas ſehr Gemeines iſt.

Noch eine Stufe unter dem Gemeinen ſteht das Niedrige, welches von jenem darin unterſchieden iſt, daß es nicht bloß etwas Negatives, nicht bloß Mangel des Geiſtreichen und Edeln, ſondern etwas Poſitives, nämlich Rohheit des Gefühls, ſchlechte Sitten und verächtliche Geſinnungen anzeigt. Das Gemeine zeugt bloß von einem fehlenden Vorzug, der ſich wünſchen läßt, das Niedrige von dem Mangel einer Eigenſchaft, die von Jedem gefordert werden kann. So iſt z. B. die Rache an ſich, wo ſie ſich auch finden und wie ſie ſich auch äußern mag, etwas Gemeines, weil ſie einen Mangel von Edelmuth beweiſet. Aber man unterſcheidet noch beſonders eine niedrige Rache, wenn der Menſch, der ſie ausübt, ſich verächtlicher Mittel bedient, ſie zu befriedigen. Das Niedrige bezeichnet immer etwas Grobes und Pöbelhaftes, gemein aber kann auch ein Menſch von Geburt und beſſern Sitten denken und handeln, wenn er mittelmäßige Gaben beſitzt. Ein Menſch handelt gemein, der nur auf ſeinen Nutzen bedacht iſt, und inſofern ſteht er dem edeln Menſchen entgegen, der ſich ſelbſt vergeſſen kann, um einem andern einen Genuß zu verſchaffen. Derſelbe Menſch aber würde niedrig handeln, wenn er ſeinem Nutzen auf Koſten ſeiner Ehre nachginge, und auch nicht einmal die Geſetze des Anſtandes dabei reſpektiren wollte. Das Gemeine iſt alſo dem Edeln, das Niedrige dem Edeln und Anſtändigen zugleich entgegengeſetzt. Jeder Leidenſchaft ohne allen Widerſtand nachgeben, jeden Trieb befriedigen, ohne ſich auch nur von den Regeln des Wohlſtandes, viel weniger von denen der Sittlichkeit zügeln zu laſſen, iſt niedrig, und verräth eine niedrige Seele.

Auch in Kunſtwerken kann man in das Niedrige verfallen, nicht bloß indem man niedrige Gegenſtände wählt, die der Sinn für Anſtand und Schicklichkeit ausſchließt, ſondern auch indem man ſie niedrig behandelt. Niedrig behandelt man einen Gegenſtand, wenn man entweder diejenige Seite an ihm, welche der gute Anſtand verbergen heißt, bemerklich macht, oder wenn man ihm einen Ausdruck gibt, der auf niedrige Nebenvorſtellungen leitet. In dem Leben des größten Mannes kommen niedrige Verrichtungen vor, aber nur ein niedriger Geſchmack wird ſie herausheben und ausmalen.

Man findet Gemälde aus der heiligen Geſchichte, wo die Apoſtel, die Jungfrau und Chriſtus ſelbſt einen Ausdruck haben, als wenn ſie aus dem gemeinſten Pöbel wären aufgegriffen worden. Alle ſolche Ausführungen beweiſen einen niedrigen Geſchmack, der uns ein Recht gibt, auf eine rohe und pöbelhafte Denkart des Künſtlers ſelbſt zu ſchließen.

Es gibt zwar Fälle, wo das Niedrige auch in der Kunſt geſtattet werden kann; da nämlich, wo es Lachen erregen ſoll. Auch ein Menſch von feinen Sitten kann zuweilen, ohne einen verderbten Geſchmack zu verrathen, an dem rohen, aber wahren Ausdruck der Natur und an dem Contraſt zwiſchen den Sitten der feinen Welt und des Pöbels ſich beluſtigen. Die

Betrunkenheit eines Menſchen von Stande würde, wo ſie auch vorkäme, Mißfallen erregen; aber ein betrunkener Poſtillon, Matroſe und Karrenſchieber macht uns lachen. Scherze, die uns an einem Menſchen von Erziehung unerträglich ſeyn würden, beluſtigen uns im Munde des Pöbels. Von dieſer Art ſind viele Scenen des Ariſtophanes, die aber zuweilen auch dieſe Grenzen überſchreiten und ſchlechterdings verwerflich ſind. Deßwegen ergötzen wir uns an Parodien, wo Geſinnungen, Redensarten und Verrichtungen des gemeinen Pöbels denſelben vornehmen Perſonen untergeſchoben werden, die der Dichter mit aller Würde und Anſtand behandelt hat. Sobald es der Dichter bloß auf ein Lachſtück anlegt, und weiter nichts will, als uns beluſtigen, ſo können wir ihm auch das Niedrige hingehen laſſen, nur muß er nie Unwillen oder Ekel erregen.

Unwillen erregt er, wenn er das Niedrige da anbringt, wo wir es ſchlechterdings nicht verzeihen können, bei Menſchen nämlich, von denen wir berechtigt ſind, feinere Sitten zu fordern. Handelt er dagegen, ſo beleidigt er entweder die Wahrheit, weil wir ihn lieber für einen Lügner halten, als glauben wollen, daß Menſchen von Erziehung wirklich ſo niedrig handeln können; oder ſeine Menſchen beleidigen unſer Sittengefühl, und erregen, welches noch ſchlimmer iſt, unſre Indignation. Ganz anders iſt es in der Farce, wo zwiſchen dem Dichter und dem Zuſchauer ein ſtillſchweigender Contract iſt, daß man keine Wahrheit zu erwarten habe. In der Farce diſpenſiren wir den Dichter von aller Treue der Schilderung, und er erhält gleichſam ein

Privilegium, uns zu belügen. Denn hier gründet ſich das Komiſche gerade auf ſeinen Contraſt mit der Wahrheit; es kann aber unmöglich zugleich wahr ſeyn und mit der Wahrheit contraſtiren.

Es gibt aber auch im Ernſthaften und Tragiſchen einige ſeltene Fälle, wo das Niedrige angewandt werden kann. Alsdann muß es aber in's Furchtbare übergehen, und die augenblickliche Beleidigung des Geſchmacks muß durch eine ſtarke Beſchäftigung des Affekts ausgelöſcht und alſo von einer höhern tragiſchen Wirkung gleichſam verſchlungen werden. Stehlen z. B. iſt etwas abſolut Niedriges, und was auch unſer Herz zur Entſchuldigung eines Diebes vorbringen kann, wie ſehr er auch durch den Drang der Umſtände mag verleitet worden ſeyn, ſo iſt ihm ein unauslöſchliches Brandmal aufgedrückt, und äſthetiſch bleibt er immer ein niedriger Gegenſtand. Der Geſchmack verzeiht hier noch weniger als die Moral, und ſein Richterſtuhl iſt ſtrenger, weil ein äſthetiſcher Gegenſtand auch für alle Nebenideen verantwortlich iſt, die auf ſeine Veranlaſſung in uns rege gemacht werden, da hingegen die moraliſche Beurtheilung von allem Zufälligen abſtrahirt. Ein Menſch, der ſtiehlt, würde demnach für jede poetiſche Darſtellung von ernſthaftem Inhalt ein höchſt verwerfliches Objekt ſeyn. Wird aber dieſer Menſch zugleich Mörder, ſo iſt er zwar moraliſch noch viel verwerflicher; aber äſthetiſch wird er dadurch wieder um einen Grad brauchbarer. Derjenige, der ſich (ich rede hier immer nur von der äſthetiſchen Beurtheilungsweiſe) durch eine Infamie erniedrigt, kann durch ein

Verbrechen wieder in etwas erhöht und in unſre äſthetiſche Achtung reſtituirt werden. Dieſe Abweichung des moraliſchen Urtheils von dem äſthetiſchen iſt merkwürdig und verdient Aufmerkſamkeit. Man kann mehrere Urſachen davon anführen. Erſtlich habe ich ſchon geſagt, daß, weil das äſthetiſche Urtheil von der Phantaſie abhängt, auch alle Nebenvorſtellungen, welche durch einen Gegenſtand in uns erregt werden, und mit demſelben in einer natürlichen Verbindung ſtehen, auf dieſes Urtheil einfließen. Sind nun dieſe Nebenvorſtellungen von einer niedrigen Art, ſo erniedrigen ſie den Hauptgegenſtand unvermeidlich.

Zweitens ſehen wir in der äſthetiſchen Beurtheilung auf die Kraft, bei einem moraliſchen auf die Geſetzmäßigkeit. Kraftmangel iſt etwas Verächtliches, und jede Handlung, die uns darauf ſchließen läßt, iſt es gleichfalls. Jede feige und kriechende That iſt uns widrig durch den Kraftmangel, den ſie verräth; umgekehrt kann uns eine teufliſche That, ſobald ſie nur Kraft verräth, äſthetiſch gefallen. Ein Diebſtahl aber zeigt eine kriechende feige Geſinnung an; eine Mordthat hat wenigſtens den Schein von Kraft, wenigſtens richtet ſich der Grad unſers Intereſſe, das wir äſthetiſch daran nehmen, nach dem Grad der Kraft, der dabei geäußert worden iſt.

Drittens werden wir bei einem ſchweren und ſchrecklichen Verbrechen von der Qualität deſſelben abgezogen, und auf ſeine furchtbaren Folgen aufmerkſam gemacht. Die ſtärkere Gemüthsbewegung unterdrückt alsdann die ſchwächere. Wir ſehen nicht rückwärts in die Seele des Thäters, ſondern vorwärts in ſein Schickſal, auf die Wirkungen ſeiner That. Sobald wir aber anfangen zu zittern, ſo ſchweigt jede Zärtlichkeit des Geſchmacks. Der Haupteindruck erfüllt unſre Seele ganz, und die zufälligen Nebenideen, an denen eigentlich das Niedrige hängt, erlöſchen. Daher iſt der Diebſtahl des jungen Rubberg, in Verbrechen aus Ehrſucht, auf der Schaubühne nicht widrig, ſondern wahrhaft tragiſch. — Der Dichter hat mit vieler Geſchicklichkeit die Umſtände ſo geleitet, daß wir fortgeriſſen werden und nicht zu Athem kommen. Das ſchreckliche Elend ſeiner Familie, und beſonders der Jammer ſeines Vaters ſind Gegenſtände, die unſre ganze Aufmerkſamkeit von dem Thäter hinweg und auf die Folgen ſeiner That leiten. Wir ſind viel zu ſehr im Affekt, um uns auf die Vorſtellungen der Schande einzulaſſen, womit der Diebſtahl gebrandmarkt wird. Kurz: das Niedrige wird durch das Schreckliche verſteckt. Es iſt ſonderbar, daß dieſer wirklich begangene Diebſtahl des jungen Rubberg nicht ſo viel Widriges hat, als der bloße ungegründete Verdacht eines Diebſtahls in einem andern Schauſpiel. Hier wird ein junger Offizier unverdienter Weiſe beſchuldigt, einen ſilbernen Löffel eingeſteckt zu haben, der ſich nachher findet. Das Niedrige iſt alſo hier bloß eingebildet, bloßer Verdacht, und doch thut es dem unſchuldigen Helden des Stücks, in unſrer äſthetiſchen Vorſtellung, unwiederbringlich Schaden. Die Urſache iſt, weil die Vorausſetzung, daß ein Menſch niedrig handeln könne, keine feſte Meinung von ſeinen Sitten beweiſt, da die Geſetze der Convenienz es mit ſich bringen, daß man einen ſo lange für einen Mann von Ehre hält, als er nicht das Gegentheil zeigt. Traut man ihm alſo etwas Verächtliches zu, ſo ſieht es aus, als ob er doch irgend einmal zur Möglichkeit eines ſolchen Argwohns Anlaß gegeben hätte; obgleich das Niedrige eines unverdienten Verdachts eigentlich auf Seiten des Beſchuldigers iſt. Dem Helden des angeführten Stücks thut es noch mehr Schaden, daß er Offizier und Liebhaber einer Dame von Erziehung und Stande iſt. Mit dieſen beiden Prädikaten macht das Prädikat des Stehlens einen ganz erſchrecklichen Contraſt, und es iſt uns unmöglich, uns nicht augenblicklich daran zu erinnern, wenn er bei ſeiner Dame iſt, daß er den ſilbernen Löffel in der Taſche haben könnte. Das größte Unglück dabei iſt, daß derſelbe den auf ihm ruhenden Verdacht gar nicht ahnt; denn wäre dieſes, ſo würde er als Offizier eine blutige Genugthuung fordern; die Folgen würden dann in's Fürchterliche gehen und das Niedrige verſchwinden.

Noch muß man das Niedrige der Geſinnung von dem Niedrigen der Handlung und des Zuſtandes wohl unterſcheiden. Das erſte iſt unter aller äſthetiſchen Würde, das letzte kann öfters ſehr gut damit beſtehen. Sklaverei iſt niedrig, aber eine ſklaviſche Geſinnung in der Freiheit iſt verächtlich; eine ſklaviſche Beſchäftigung hingegen ohne eine ſolche Geſinnung iſt es nicht; vielmehr kann das Niedrige des Zuſtandes, mit Hoheit der Geſinnung verbunden, in's Erhabene übergehen. Der Herr des Epiktet, der ihn ſchlug, handelte niedrig, und der geſchlagene Sklave zeigte eine erhabene Seele.

Wahre Größe ſchimmert aus einem niedrigen Schickſal nur deſto herrlicher hervor, und der Künſtler darf ſich nicht fürchten, ſeinen Helden auch in einer verächtlichen Hülle aufzuführen, ſobald er nur verſichert iſt, daß ihm der Ausdruck des innern Werths zu Gebote ſteht.

Aber was dem Dichter erlaubt ſeyn kann, iſt dem Maler nicht immer geſtattet. Jener bringt ſeine Objekte bloß vor die Phantaſie, dieſer hingegen unmittelbar vor die Sinne. Alſo iſt nicht nur der Eindruck des Gemäldes lebhafter als der des Gedichts, ſondern der Maler kann auch durch ſeine natürlichen Zeichen das Innere nicht ſo ſichtbar machen, als der Dichter durch ſeine willkührlichen Zeichen, und doch kann uns nur das Innere mit dem Aeuſſern verſöhnen. Wenn uns Homer ſeinen Ulyß in Bettlerlumpen aufführet, ſo kommt es auf uns an, wie weit wir uns dieſes Bild ausmalen, und wie lang wir dabei verweilen wollen. In keinem Fall aber hat es Lebhaftigkeit genug, daß es uns unangenehm oder ekelhaft ſeyn könnte. Wenn aber der Maler oder gar noch der Schauſpieler den Ulyß dem Homer getreu nachbilden wollte, ſo würden wir uns mit Widerwillen davon hinwegwenden. Hier haben wir die Stärke des Eindrucks nicht in unſrer Gewalt; wir müſſen ſehen, was uns der Maler zeigt, und können die widrigen Nebenideen, die uns dabei in Erinnerung gebracht werden, nicht ſo leicht abweiſen.

◆

An den

Herausgeber der Propyläen.

Ich komme von Betrachtung der Bilder zurück, die durch Ihre zwei letzten Preisaufgaben veranlaßt wurden, und noch lebhaft mit dieſen Eindrücken beſchäftigt, verſuche ich es, die Gedanken zu ordnen und auszuſprechen, welche dieſe intereſſanten Kunſterſcheinungen in mir aufgeregt haben. Werke der Einbildungskraft haben das Eigenthümliche, daß ſie keinen müßigen Genuß zulaſſen, ſondern den Geiſt des Beſchauers zur Thätigkeit aufreizen. Das Kunſtwerk führt auf die Kunſt zurück, ja es bringt erſt die Kunſt in uns hervor.

Sie hatten es zwar bei dieſen Preisaufgaben nur auf den Künſtler abgeſehen; aber auch dem bloßen Beſchauer haben Sie durch dieſes Inſtitut eine reiche Quelle von Vergnügen und Belehrung eröffnet. Dieſe neunzehn und wieder dieſe neun Ausführungen des nämlichen Gegenſtandes gewähren ein ganz eigenes Intereſſe *des Verſtandes*, wovon freilich derjenige keinen Begriff hat, der ſich den Eindrücken künſtleriſcher Werke nur gedankenlos hingibt. Eine gleich große Anzahl wirklicher Meiſterſtücke, aber von verſchiedenem Inhalt, würde uns unſtreitig einen höhern *Kunſtgenuß*, aber vielleicht keinen ſo reichen *Begriff* von der Kunſt verſchafft haben, als dieſe vielſeitige Behandlung deſſelben Thema mir wenigſtens gegeben hat.

Zuerſt ein Wort von den Preisaufgaben ſelbſt. In Sachen der ſchönen Kunſt wird die Möglichkeit nur durch die That bewieſen; aus Begriffen kann man höchſtens voraus wiſſen, daß ein gegebenes Thema der künſtleriſchen Darſtellung nicht widerſtreitet. Der Erfolg hat die Wahl der beiden Sujets gerechtfertigt, denn aus beiden ſind wirklich, unter geſchickten Händen, ſprechende, ſelbſtſtändige und anmuthige Bilder geworden.

Obgleich die Kunſt unzertrennlich und eins iſt, und beide, Phantaſie und Empfindung, zu ihrer Hervorbringung thätig ſeyn müſſen, ſo gibt es doch Kunſtwerke der Phantaſie und Kunſtwerke der Empfindung, je nachdem ſie ſich einem dieſer beiden äſthetiſchen Pole vorzugsweiſe nähern; zu einer von beiden Klaſſen aber muß jedes künſtliche und poetiſche Werk ſich bekennen, oder es hat gar keinen Kunſtgehalt. Sie haben bei dieſen zwei Preisaufgaben dafür geſorgt, daß jeder Künſtler in ſeiner Sphäre beſchäftigt würde, und derjenige, den die Natur reich genug ausſtattete, auf beiden Feldern der Kunſt glänzen konnte.

Hektors Abſchied qualificirte ſich zu einem naiven und ſeelenvollen Empfindungsgemälde; der Raub der Pferde des Rheſus, ein Nachtſtück, war zu einem kühnen, kraftvollen Phantaſiebilde geeignet. Beide Aufgaben konnten, in Abſicht auf den innern Kunſtgehalt, für gleichbedeutend gelten, und mochten für die Ausführung, im Ganzen genommen, gleich viel oder wenig Schwierigkeiten darbieten. Das Naturell und die Neigung des

Künſtlers mußte alſo die Wahl entſcheiden, und es ließ ſich vorausſehen, wohin ſich das Uebergewicht neigen würde. Der erſte Gegenſtand ſpricht an das Herz, und der Deutſche hat ſeinen ſchätzbaren Charakter auch bei dieſer Gelegenheit nicht verläugnet.

Indem die Gegenſtände gegeben wurden, waren die Momente der Handlung und die Motive unentſchieden gelaſſen; hier alſo war das Feld der Erfindung. Zwei Helden, dem Begriffe gemäß, den wir uns von Diomed und Ulyſſes bilden, zeigen ſich in der Finſterniß der Nacht in dem trojaniſchen Lager, wo thraziſche Krieger mit ihrem Könige ſchlafend liegen. Indem Diomed die Schlafenden erwürgt, bemächtigt ſich Ulyß der ſchönen weißen Pferde des Königs. Sie müſſen eilen, um nicht überfallen zu werden, und Diomed verläßt ungern den Schauplatz.

Hier war nun die Wahl des Moments von der höchſten Bedeutung. Der Künſtler konnte den Augenblick des wirklichen Ermordens, er konnte den Augenblick nach der That und unmittelbar vor dem Abzuge darſtellen. Blieb er bei dem erſten Momente ſtehen, ſo war das Bild nicht nur an Gehalt ärmer, es konnte auch einen widrigen Eindruck auf das Gefühl machen; die nächtliche Ermordung ſchlafender Menſchen hat etwas Schändendes für einen Helden. Der König, welcher ermordet wird, wurde dadurch die Hauptperſon, unſer Mitleid wurde intereſſirt, und das Bild bekam einen pathetiſchen Charakter, den es durchaus nicht haben ſollte. Wählte hingegen der Künſtler den Augenblick nach der That, wo beide Helden auf ihre Entfernung denken, ſo kam ein ganz anderer Geiſt in das Gemälde. Das Gefühlempörende wurde mit Schatten bedeckt, die Ermordeten waren nur als Maſſe noch übrig, ohne daß ein Einzelner aus denſelben einen Anſpruch an unſere Theilnahme machte; wir ſchauen nicht unmittelbar an, ſondern erfahren nur durch einen Schluß, daß ſie im Schlaf ermordet worden, und, was die Hauptſache iſt, Ulyß und Diomed ſind dann die eigentlichen Helden des Bildes, es iſt ihre Kühnheit, die uns intereſſirt, ihr glückliches Entkommen, was uns beſchäftigt.

Aber auch ſo wird dem Bilde noch immer ein weſentlicher Theil der ſinnlichen Bedeutſamkeit und der Würde abgehen. Ulyß und Diomed werden immer nur als zwei nächtliche Mörder und Räuber erſcheinen; die Handlung wird alſo, auch wenn ſie ihr Empörendes verliert, wenigſtens gemein und gleichgültig für uns ſeyn. Etwas muß geſchehen, um die Helden, um ihre That empor zu heben; dies geſchieht durch die Gegenwart und den Antheil einer Göttin. Der Künſtler durfte dieſe nicht weit ſuchen; auch im Homer erſcheint die Pallas und treibt beide Helden, zu eilen. Durch Einführung der Göttin wird für den Gedanken noch dieſes gewonnen, daß die nächtliche That einen Zeugen hat, daß durch ihre Geſte die Nothwendigkeit der Flucht ſinnlich klar wird, und für die Ausführung des Bildes entſteht der große Gewinn, daß die nächtliche Scene mit einem göttlichen Licht kann erleuchtet werden.

Einen Künſtler, der keinen tiefen Gedankengehalt in ſein Bild zu legen wußte, konnte, bei der zweiten Aufgabe, ſchon der Effekt der Maſſen und Contraſte anlocken, und bei der Ausführung befriedigen. Der geſchickte Verfertiger des Bildes No. 5, wo in der Mitte des Ganzen zwei milchweiße Pferde ſich erheben, Diomed im Hintergrund noch in dem Morden begriffen iſt, und beide Helden als Nebenfiguren gegen die Thiere verſchwinden, ſcheint ſich bloß mit einer angenehmen Wirkung der Schatten und Lichter begnügt zu haben. Das Bild iſt ſanft und gefällig für's Auge, aber der Gedanke iſt gemein, und der Künſtler hat von ſeinem Gegenſtand nur das nächſte Proſaiſche ergriffen. Denn warum zwei Heldenfiguren hervorrufen und durch Ankündigung einer bedeutenden That Erwartung erregen, wenn es um nichts weiter zu thun iſt, als was auch durch eine gefällige Anordnung von Stilleben geleiſtet werden kann? Es war übrigens kein Wunder, daß eben dieſes Bild bei vielen Zuſchauern die Palme davon trug. Die Wirkung des Gefälligen iſt unfehlbar, es ſetzt nichts voraus, und läßt ſich völlig gedankenlos genießen.

Zwei andere größere Bilder (No. 3 und 4) deſſelben Inhalts ſtellen gleichfalls nur den Augenblick der Ermordung dar. Der König liegt noch ſchlafend, das Schwert iſt über ihm gezückt, Ulyſſes hat ſich der Pferde bemächtigt. Die Ausführung iſt kräftiger, die Handlung reicher, als bei dem vorerwähnten Bilde, die Helden ſind den Pferden nicht aufgeopfert. Aber der Gedanke erhebt ſich nicht über das Gemeine, das Bild ſpricht bloß zu dem Auge, ohne die Imagination anzuregen, und die geſchickte fleißige Ausführung kann den fehlenden Geiſt nicht erſetzen.

Zwei andere Bilder (No. 6 und 7) zeigen uns zwar ſchon die Göttin, aber ihre Gegenwart erhebt das Bild nicht, ob ſie gleich eine höhere Intention des Künſtlers verräth. Der Moment iſt bedeutender, die Ermordung iſt geſchehen; auf dem einen, wo die Figuren bloß im Umriß gezeichnet ſind, hat ſich Ulyß auf eins der Pferde geſchwungen, der Augenblick des Forteilens iſt ausgedrückt; auf dem andern wird noch Rath gehalten, aber die Scene iſt zu ruhig, es fehlt an Leben und Bedeutung.

In einem höhern Geiſt ſind zwei andere Bilder deſſelben Inhalts gedacht und ausgeführt.

Die Göttin erſcheint (No. 2) über den erſchlagenen Leichen, und das Licht, das ſie umfließt, beleuchtet die nächtliche Scene. Diomedes ruht in einer nachdenkenden Stellung mit aufgehobenem Fuß auf einem Leichnam und bedenkt ſich, das Schwert in die Scheide zu ſtecken. Bedeutend erhebt die Göttin den Zeigefinger der rechten Hand, um ihn zu warnen, und mit der ausgeſtreckten Linken zeigt ſie ihm den Weg. Ulyſſes, den Bogen in der Hand, hält die ſich bäumenden Pferde am Zügel und ſtrebt ſchon in einer raſchen Bewegung fort, nach dem ſäumenden Gefährten zurückſchauend. Beide Helden ſind nackt, nur ein Mantel flattert um den eilenden Ulyß, und ein Löwenfell hängt über dem Rücken des Diomedes. Jener, deſſen kräftig gezeichnete Figur am meiſten hervordringt, bringt in das Ganze eine lebhafte Bewegung, welche gegen die ſinnende Ruhe des Diomedes einen vielleicht nur zu ſtarken Abſtich macht.

Mit dieſem Bilde ſind wir in die geiſtige Welt der Kunſt eingetreten. Das gemeine Wirkliche iſt uns aus den Augen gerückt, nur das Bedeutende iſt aufgenommen. Noch um einen Schritt weiter in das Reich der Einbildungskraft führt uns der andere (No. 1), mit dem ſich dieſe Gallerie der Rheſusbilder würdig abſchließt.

Der vorige Künſtler hatte uns das trojaniſche Lager gezeigt, und uns mit einem engen Raum umſchränkt, indem er die Scene durch die Mauern von Troja begrenzte. Ein glücklicher Gedanke des gegenwärtigen hingegen war es, die griechiſchen Zelte und Schiffe in die Tiefe des Bildes zu ſetzen, aus dem wir dadurch gleichſam herausgetrieben werden. Er öffnet mit einem kühnen Griff ſeinen Schauplatz, und wir überſehen zugleich die Scene der Handlung und das Ziel der Flucht.

Drei Punkte des Bildes ziehen uns ſogleich durch verſchiedene Mittel an. Das Auge, welches zuerſt dem lebhafteſten Lichte folgt, fällt auf eine maleriſche ſchön pyramidenförmig geordnete Maſſe von vier milchweißen Pferden, welche Ulyſſes eben forttreiben will. Er wendet dem Zuſchauer den Rücken; nur der Kopf iſt ein wenig nach der Scene gedreht. Sein Mantel, ſo wie die Mähnen und Decken der Pferde, ſind in einer fliegenden Bewegung; dieſer hellglänzenden und raſch bewegten Gruppe ſetzt ſich die ruhige dunkle Maſſe leblos liegender Körper im Vordergrund und die ſtillliegende Ferne des Hintergrundes ſchön entgegen.

Sobald der erſte gewaltſame Sinnenreiz nachläßt, ſo wendet ſich der Verſtand zu dem Bedeutungsvollen: dies findet er hier ſehr geiſtreich in der Mitte des Bildes. Diomedes, in eine Löwenhaut gehüllt, den Schild in der linken Hand, ſteht an dem Wagen des Rheſus, den er mit der Rechten anfaßt, als ob er ſich denſelben zueignen wollte. An dem Rade des Wagens liegt der Erſchlagene, durch die neben ihm liegende Helmkrone kenntlich, in ſchön verkürzter Lage hingeſtreckt. So raſch ſich Ulyß und die Pferde bewegen, ſo ruhig ſteht Diomedes, nur das Geſicht iſt unzufrieden nach der Erſcheinung zur Linken hingerichtet.

Hier ſchwebt in einer Wolkenumgebung, ſchlank und ſchön gebildet, Minerva herab, und bedeutet mit ausgeſtreckter Rechten den Säumenden, fortzueilen. Die Wolke, in der ſie erſcheint, wälzt ſich maleriſch wie ein daherſtrömender Nebel um den Wagen des Rheſus herum, und faßt auf dieſe Art die ganze Mordſcene mit einem geheimnißvollen Vorhang ein, der ſich nur auf der rechten Seite öffnet, um den Blick nach dem griechiſchen Schifflager zu erweitern. Alle Partien des Bildes ſchmelzen in einer angenehmen Harmonie von Licht und Schatten und Reflexen ineinander.

Man erfährt bei dieſem Bilde den heitern Einfluß einer phantaſiereichen Kunſt, nach Kunſtideen iſt Alles gewählt und geordnet, nichts Einzelnes iſt der gemeinen Wirklichkeit abgeborgt; Alles repräſentirt nur, und hat nur Daſeyn für den Gedanken und durch denſelben.

Es ließ ſich für dieſe beiden Aufgaben von einer doppelten Seite her Gefahr befürchten.

Der Raub der Pferde des Rheſus iſt, als bloßes Faktum betrachtet, gleichgültig und ohne allen Gehalt für das Herz; hier mußte alſo die Phantaſie ihre Macht beweiſen, und der Gedanke ſtatt des wirklichen Gegenſtandes eintreten. Wurde dieſes Bild bloß mit einer treuen Sinnlichkeit und natürlichen Wahrheit behandelt, ſo mußte es leer und charakterlos ausfallen. Aber eben dieſe *natürliche Wahrheit* iſt das Geſpenſt der Zeit, und dem Deutſchen insbeſondere wird es ſchwer, ſich mit freier Dichtungskraft über das gemeine Wirkliche zu erheben. Dieſem Stoffe alſo, der ſein Gefühl nicht ausſprach, konnte ein Künſtler von gewöhnlichem Schlag nicht viel abgewinnen, und eben dieſes ſcheint die meiſten von dieſem Sujet zurückgeſchreckt zu haben.

Der Abſchied des Hektors iſt ſchon als Stoff und ohne allen Zuſatz der Kunſt ein rührender Gegenſtand, und konnte mit einem mäßigen Aufwand von Phantaſie, ſelbſt durch naive Wahrheit, ein ſprechendes Bild abgeben. Aber hier war der *ſentimentaliſche* Hang der Nation und des Zeitalters zu fürchten, welcher zum wahren Verderben aller bildenden Kunſt auch auf dieſem Felde wie auf dem poetiſchen überhand genommen hat. Ein weinerlicher Hektor und eine zerfließende Andromache waren zu fürchten, und ſie ſind auch nicht ausgeblieben. Ich bezeichne die Werke nicht, da ſie ſich leicht von ſelbſt herausfinden.

Es war in dieſem einfach ſcheinenden Stoff ein doppeltes Verhältniß auszudrücken; Hektor ſollte als liebender Gatte und als zärtlicher Vater erſcheinen. Nicht leicht war die Aufgabe, jedem dieſer Verhältniſſe ſein volles Recht anzuthun, ohne gegen die Einheit des Bildes zu verſtoßen. Eines mußte nothwendig zur Hauptſache gemacht werden, weil keine doppelte Handlung von gleicher Bedeutung erlaubt war, und die Kunſt beſtand darin, die prägnanteſte zu wählen.

Einige der concurrirenden Künſtler haben ſich begnügt, bloß den Abſchied des Gatten von der Gattin vorzuſtellen, und ſind folglich unter der Aufgabe geblieben. Das Kind auf den Armen der Wärterin oder der Mutter iſt nur ein Zeuge der Handlung. Hektor ſelbſt iſt ſo jugendlich und weichlich gehalten, daß man bloß den Abſchied zweier Liebenden vor ſich zu ſehen glaubt. Dies iſt unſtreitig der unglücklichſte Einfall, der ſich am weiteſten von der Aufgabe entfernt; denn an den Krieger und den Helden, der der Schirm ſeiner Vaterſtadt ſeyn ſoll, iſt hier nun gar nicht zu denken. Es iſt auf eine Rührung angelegt, die dieſem Stoffe ganz und gar fremd iſt.

Andere ſchlugen den entgegengeſetzten Weg ein; indem ſie den Vater ausſchließend mit dem Kinde beſchäftigen, laſſen ſie die Mutter und Gattin eine untergeordnete Rolle ſpielen. Dieſe entfernten ſich weniger von dem Geiſt der Forderung, weil der Ausdruck des väterlichen Charakters ſich mit dem männlichen Ernſt des Helden ſehr wohl verträgt. Und da die Mutter ſich durch ſich ſelbſt ſchon in die Handlung einmiſchen kann, ſo konnte ſie nicht bedeutungslos erſcheinen.

Auf einem der vorzüglichſten Stücke in der Sammlung (No. 21), einem Oelgemälde, ſcheint der Künſtler beabſichtigt zu haben, Mutter und Kind in Einer

Umarmung zuſammen zu faſſen. Hektor breitet ſeine Arme nach dem Kinde aus, das auf den Armen der Wärterin vor ihm zurückflieht, während daß ſich Andromache zwiſchen dieſen, nach dem Kinde ausgeſtreckten Armen an ſeinen Leib ſchmiegt; aber er ſelbſt zeigt ſich keineswegs mit ihr beſchäftigt, ſeine ganze Bewegung bezieht ſich auf das Kind, ſie ſcheint überflüſſig und eher ein Hinderniß zu ſeyn.

Nun war die zweite Frage, für das Pathetiſche der Situation den wahrſten und zugleich würdigſten Ausdruck zu finden; denn es ſollte der Abſchied eines Helden ſeyn, der Gattin und Kind zurückläßt, um in eine Todesgefahr zu gehen; man ſollte einen letzten ewigen Abſchied ahnen. Auf der andern Seite ſollte ſich der Held über den Schmerz erhaben zeigen. Andromache ſollte ſich auch in dieſer ſchmerzlichen Situation ſeiner werth beweiſen, unſer Herz ſollte nicht zerriſſen, ſondern durch die Rührung ſelbſt geſtärkt und erhoben werden.

Einer der concurrirenden Künſtler (No. 13), dem die Natur einen heitern Sinn und ein ſchönes naives Gefühl verliehen, aber die Stärke und Tiefe der Empfindungen ſcheint verſagt zu haben, hat ſich auf die einfachſte Weiſe aus der Verlegenheit gezogen, indem er die ganze Aufgabe in eine zärtliche Familienſcene verwandelt, worin von dem tragiſchen Inhalt der Situation wenig oder gar nichts zu ſpüren iſt. Hektor unterhält ſich mit dem Kinde, das auf dem linken Arm der Wärterin iſt und ſich vor dem Vater zu ſcheuen ſcheint. Die Amme deutet mit einer ſprechenden Bewegung auf den Vater, als ob ſie das Kind mit demſelben bekannt machen wollte. An Hektors rechte Seite ſchmiegt ſich Andromache; er hat ihr den einen Arm liebevoll hingegeben, indem er den andern dem Kinde ſchmeichelnd entgegen ſtreckt. Jede der drei Figuren belebt ein naiver, äußerſt glücklich gewählter Ausdruck, ein freundliches Lächeln ſpielt um den Mund des Vaters, und Andromache's ſeelenvoller Blick ſchwimmt zwiſchen Heiterkeit und Thränen. Alles akkordirt zu einer ſchönen lieblichen Gruppe und ſpricht das Gemüth ſchnell und entſcheidend an. Man läßt augenblicklich von der Strenge der Kunſtforderungen nach, weil man einer ſchönen Natur begegnet, und wird unwillig über den gerechten Tadler, der die Zeichnung, die Farbengebung und die ganze maleriſche Anlage fehlerhaft und außerdem das Bild mit Unſchicklichkeiten überladen findet. Denn der Künſtler ſchien das Heroiſche, das er in die Handlung ſelbſt nicht zu legen wußte, in der Umgebung nachholen zu wollen, und erfüllte deßwegen den Rand der Mauern und Thürme, unter welchen die Scene vorgeht, mit einer Million ſpießtragender Trojaner, welche auf dieſe Familiengruppe herabſchauen.

So wie man auf dieſem Bilde das Pathetiſche ganz vermißt, ſo iſt demſelben auf zwei andern, ſonſt ſehr tüchtig gearbeiteten Bildern zu viel Raum gegeben, und von dem heroiſchen Charakter des Helden zu viel aufgeopfert worden. Sie erregen daher ein gewiſſes peinliches Gefühl, und man mag nicht gern dabei verweilen. Auf dem einen mißfällt noch beſonders die abgewandte Stellung Hektors und der Ausdruck hülfloſen Schmerzes in ſeiner Geberde. Dem andern (No. 19) ſcheint eine gewiſſe kranke Bläſſe zu ſchaden, welche dadurch entſteht, daß die Zeichnung zum Theil colorirt iſt und auf einen Farbeneffekt Anſpruch macht, aber gerade da, wo die energiſche Farbe verlangt wird, die todte Kreide gebraucht worden iſt.

Mehrere und zwar die geſchickteſten Meiſter laſſen ihren Helden ſich an die Götter wenden und das Kind ihrem Schutz übergeben. Dieſe Handlung iſt ſchicklich, ausdrucksvoll und edel. Das Vertrauen auf die Götter erlaubt einen muthigen, heitern und ſelbſt im Affekt beruhigten Ausdruck, und die Handlung erhält dadurch einen feierlichen Charakter. Das Kind auf den Armen des Vaters, beſonders wenn es hoch empor gehalten wird, wie auf den zwei vorzüglichſten (No. 25 und 26) Bildern in dieſer Reihe der Fall iſt, bildet einen bedeutenden Gipfel der Gruppe. Das Kind wird uns zugleich zu einem Symbol der hülfloſen Stadt; beide ſcheint Hektor in die Hand der Götter zu geben.

Es finden ſich zwei nach Art der Basreliefs gearbeitete Bilder (No. 20 und 21), wo der Künſtler im Geiſt der alten Bildhauerwerke des Pathetiſchen nicht bedurfte, um bedeutend zu ſeyn. Ernſt und ruhig ſteigt der gewaffnete Hektor die Stufen ſeines Hauſes herab; ſein Körper iſt ſchon den Kriegern zugewendet, die mit dem Schlachtroß auf ihn warten. Nur das Geſicht kehrt ſich nach der Andromache, die ſich mit leidender Miene an ihn anſchmiegt und ihn nicht laſſen will. Ihr zur Seite ſteht die Wärterin, das Kind auf den Armen, mit noch andern Jungfrauen. Ganz mit der weiſen Bedeutſamkeit der Alten hat uns hier der Künſtler die Situation mehr durch ſymboliſche Zeichen als durch Nachahmung des Wirklichen vorgebildet. Alles ſtellt mehr vor, als es iſt; es gilt zwar für ſich ſelbſt und weiſt doch auf etwas Anderes hin; es iſt nur der ſinnvolle Buchſtabe, in welchem der Geiſt verhüllt liegt. Die weibliche Reihe mit dem Kinde bedeutet uns das Innere eines Hauſes, welches von dem Hausvater jetzt verlaſſen wird. Die Krieger gegenüber mit ihren Waffen und dem wartenden Streitroß rufen uns die unerbittliche Nothwendigkeit in die Seele. Das ernſte, doch nicht traurige Herabſteigen des Helden ſteht ihm wohl an; er braucht nicht die Götter, er ruht auf ſich ſelbſt; die zärtliche Bekümmerniß der Gattin iſt dem Ganzen gemäß. Nur ſie ſelbſt iſt zu klein und zu dürftig gegen die koloſſaliſche Figur des Helden, und ſtört den antiken Sinn des Ganzen durch ihre moderne ſchwächliche Erſcheinung.

Auch in Behandlung der Amme, als der dritten Figur, hat ſich das Genie der verſchiedenen Künſtler charakteriſirt. Einige, die zu der Höhe des Gegenſtandes nicht hinauf langen konnten, haben mit ihrem Genie gerade die Amme noch erreicht, und dieſe iſt dann die gelungenſte Figur des Bildes geworden. Hier in corpore vili konnte der Künſtler der beliebten Natürlichkeit mit dem mindeſten Nachtheile folgen, obgleich der gute Geſchmack auch hier eine edlere Behandlung zur Pflicht machte. Von der ſtupiden Gleichgültigkeit an bis zur koketten Leichtfertigkeit iſt ſie auf dieſen Bildern durchgeführt worden. Dieſen letztern Charakter trägt ſie auf einer bunt getuſchten Zeichnung, die ich Ihnen hier nur durch die zwei unſchicklich angebrachten Säulen, die das Thor verſperren, bezeichnet haben will. Das Bild iſt auf das Gefälligſte, nach Art eines bunten engliſchen Kupferſtichs, behandelt, die Figur der Andromache voll Anmuth, die Amme aber beſonders geiſtreich gedacht. Nur einen Hektor wußte der Künſtler ſich nicht zu denken und ſich überhaupt nicht zu der Höhe ſeines Gegenſtandes zu erheben.

Dagegen iſt auf den zwei vorhin erwähnten Bildern, in welchen Hektor ſeinen Sohn zum Himmel emporhält, die Amme ein wirklich bedeutender und integranter Theil der Handlung und zu der Würde des Ganzen veredelt. Auf dem einen (No. 25) ſteht ſie in einer ſehr geiſtreich gedachten Stellung abgewendet, und es iſt dem Künſtler gelungen, uns gerade durch das, was er verhüllte, deſto tiefer zu rühren. Auf dem andern Bilde (No. 26), deſſen ich nachher noch umſtändlicher gedenken werde, hat ihr der Künſtler eine noch größere, wenn nicht zu große Bedeutung gegeben.

Bei dieſer Abſchiedsſcene Hektors war das Lokale keineswegs unwichtig, und die Handlung konnte nur vermittelſt deſſelben ihre volle Erklärung erhalten. Wenn ſich der Künſtler nicht der Freiheit der Symbole bediente, ſo mußte er die Scene unter oder an das trojaniſche Thor verlegen, und je ſprechender er die Umgebung machte, deſto mehr Ausdruck kam in die Handlung. Es iſt daher nicht zu billigen, daß auf einigen Bildern die Scene an eine ganz öde und gleichgültige Stelle an der Stadtmauer verlegt iſt. Die Handlung entbehrt dadurch ihren bedeutenden Hintergrund und ihren öffentlichen Charakter, der jenen alten Zeiten ſo gemäß iſt; obgleich das andere Extrem, wo der Künſtler einen opernmäßigen Hofſtaat um ſeine Perſonen herum verbreitet, noch weit mehr Tadel verdient.

Man hat alle Urſache, ſich über den Fleiß, über die Kunſtfertigkeit, über das Sentiment, über den Geiſt und Geſchmack zu erfreuen, die bei dieſen Bildern, bald mehr bald weniger verbunden, zur Erſcheinung gekommen ſind. Von der Gefühlsinnigkeit an, bei welcher die Kunſt anfängt, bis zu der heitern Imagination, wodurch ſie ſich frei und ſelbſtſtändig erklärt, und zu der geiſtreichen vollendeten Anmuth, wodurch ſie ſich, auf ihrem weiten Weg, wieder zur Natur zurück findet, ſind Proben gegeben worden. Mehrere dieſer Bilder ſind wahrhaft ſchön gedachte Ganze; andre empfehlen ſich durch irgend eine glückliche Anlage, oder durch eine erworbene Fertigkeit, einige durch ein vollendetes Talent in Abſicht auf gewiſſe Theile der maleriſchen Ausführung. Wenn man aber alle der Reihe nach durchlaufen hat, ſo wird man zuletzt mit erhöhter Zufriedenheit zu (No. 26) der braunen Zeichnung, wie das Publikum ſie nannte, ehe man den Namen des Künſtlers, Hrn. Nahls, erfuhr, zurückkehren, welche auch den Blick zuerſt angezogen hat.

Hektor hebt den Aſtyanax mit einem heitern Blick des Vertrauens zu den Göttern empor. Andromache, eine ſchöne Geſtalt im Geiſt der Antiken gezeichnet, lehnt ſich an die rechte Seite des Helden, auf ihm als ihrem Gotte ſcheint ſie zu ruhen, kein Ausdruck des

Schmerzes entſtellt ihre reinen Züge. Zur Linken Hektors in weiterm Abſtand von ihm und durch den Helm, der auf dem Boden liegt, von ihm geſchieden, kniet die Wärterin, das heitere Gebet des Helden mit einem ſchmerzvollen Flehen aus tiefer geängſteter Bruſt begleitend. Auf ſie, als die niedrigere Natur, hat der weiſe Künſtler die ganze Schale der Leidenſchaft ausgegoſſen, die er für dieſe Scene bereit hielt; aber in ihrem Affekt iſt nichts Unwürdiges, es iſt nur das Heftige der Inbrunſt, was ihn bezeichnet. Die Handlung geſchieht unter dem Thor, deſſen edle Architektur würdig zum Ganzen ſtimmt. Hinter der Amme öffnet ſich daſſelbe in einem ſchönen freien Bogen; man ſieht den Wagen Hektors, der Führer hält die Pferde an, ein Krieger iſt näher getreten und ſetzt die Hauptſcene mit der Handlung des Hintergrundes in Verbindung.

Dies iſt der poetiſche Gedanke des Bildes; aber der edle Styl, die Einheit, die leichte Hand, die Reinlichkeit und Anmuth in der Behandlung kann nur empfunden, nicht durch Worte ausgedrückt werden. Man fühlt ſich thätig, klar und entſchieden; die ſchönſte Wirkung, die die plaſtiſche Kunſt bezweckt. Das Auge wird gereizt und erquickt, die Phantaſie belebt, der Geiſt aufgeregt, das Herz erwärmt und entzündet, der Verſtand beſchäftigt und befriedigt.

* * *

Ueber Bürgers Gedichte.

Die Gleichgültigkeit, mit der unſer philoſophirendes Zeitalter auf die Spiele der Muſen herabzuſehen anfängt, ſcheint keine Gattung der Poeſie empfindlicher zu treffen, als die lyriſche. Der dramatiſchen Dichtkunſt dient doch wenigſtens die Einrichtung des geſellſchaftlichen Lebens zu einigem Schutze, und der erzählenden erlaubt ihre freiere Form, ſich dem Weltton mehr anzuſchmiegen und den Geiſt der Zeit in ſich aufzunehmen. Aber die jährlichen Almanache, die Geſellſchafts-Geſänge, die Muſikliebhaberei unſrer Damen ſind nur ein ſchwacher Damm gegen den Verfall der lyriſchen Dichtkunſt. Und doch wäre es für den Freund des Schönen ein ſehr niederſchlagender Gedanke, wenn dieſe jugendlichen Blüthen des Geiſtes in der Fruchtzeit abſterben, wenn die reifere Kultur auch nur mit einem einzigen Schönheitsgenuß erkauft werden ſollte. Vielmehr ließe ſich auch in unſern ſo unpoetiſchen Tagen, wie für die Dichtkunſt überhaupt, alſo auch für die lyriſche, eine ſehr würdige Beſtimmung entdecken, es ließe ſich vielleicht darthun, daß, wenn ſie von einer Seite höhern Geiſtesbeſchäftigungen nachſtehen muß, ſie von einer andern nur deſto nothwendiger geworden iſt. Bei der Vereinzelung und getrennten Wirkſamkeit unſrer Geiſteskräfte, die der erweiterte Kreis des Wiſſens und die Abſonderung der Berufsgeſchäfte nothwendig macht, iſt es die Dichtkunſt beinahe allein, welche die getrennten Kräfte der Seele wieder in Vereinigung bringt, welche Kopf und Herz, Scharfſinn und Witz, Vernunft und Einbildungskraft in harmoniſchem Bunde beſchäftigt, welche gleichſam den ganzen Menſchen in uns wieder herſtellt. Sie allein kann das Schickſal abwenden, das traurigſte, das dem philoſophirenden Verſtande widerfahren kann, über dem Fleiß des Forſchens den Preis ſeiner Anſtrengungen zu verlieren, und in der abgezogenen Vernunftwelt für die Freuden der wirklichen zu ſterben. Aus noch ſo divergirenden Bahnen würde ſich der Geiſt bei der Dichtkunſt wieder zurecht finden, und in ihrem verjüngenden Licht der Erſtarrung eines frühzeitigen Alters entgehen. Sie wäre die jugendlich blühende Hebe, welche in Jovis Saal die unſterblichen Götter bedient.

Dazu aber würde erfordert, daß ſie ſelbſt mit dem Zeitalter fortſchritte, dem ſie dieſen wichtigen Dienſt leiſten ſoll; daß ſie ſich alle Vorzüge und Erwerbungen deſſelben zu eigen machte. Was Erfahrung und Vernunft an Schätzen für die Menſchheit aufhäuften, müßte Leben und Fruchtbarkeit gewinnen und in Anmuth ſich kleiden in ihrer ſchöpferiſchen Hand. Die Sitten, den Charakter, die ganze Weisheit ihrer Zeit müßte ſie, geläutert und veredelt, in ihrem Spiegel ſammeln, und mit idealiſirender Kunſt, aus dem Jahrhundert ſelbſt, ein Muſter für das Jahrhundert erſchaffen. Dies aber ſetzte voraus, daß ſie ſelbſt in keine andre als reife und gebildete Hände fiele. So lange dies nicht iſt, ſo lange zwiſchen dem ſittlich ausgebildeten vorurtheilsfreien Kopf und dem Dichter ein andrer Unterſchied Statt findet, als daß letzterer zu den Vorzügen des erſtern das Talent der Dichtung noch als Zugabe beſitzt; ſo lange dürfte die Dichtkunſt ihren veredelnden Einfluß auf das Jahrhundert verfehlen, und jeder Fortſchritt wiſſenſchaftlicher Kultur wird nur die Zahl ihrer Bewunderer vermindern. Unmöglich kann der gebildete Mann Erquickung für Geiſt und Herz bei einem unreifen Jüngling ſuchen, unmöglich in Gedichten die Vorurtheile, die gemeinen Sitten, die Geiſtesleerheit wieder finden wollen, die ihn im wirklichen Leben verſcheuchen. Mit Recht verlangt er von dem Dichter, der ihm, wie dem Römer ſein Horaz, ein theurer Begleiter durch das Leben ſeyn ſoll, daß er im Intellektuellen und Sittlichen auf Einer Stufe mit ihm ſtehe, weil er auch in Stunden des Genuſſes nicht unter ſich ſinken will. Es iſt alſo nicht genug, Empfindung mit erhöhten Farben zu ſchildern; man muß auch erhöht empfinden. Begeiſterung allein iſt nicht genug; man fordert die Begeiſterung eines gebildeten Geiſtes. Alles, was der Dichter uns geben kann, iſt ſeine Individualität. Dieſe muß es alſo werth ſeyn, vor Welt und Nachwelt ausgeſtellt zu werden. Dieſe ſeine Individualität ſo ſehr als möglich zu veredeln, zur reinſten, herrlichſten Menſchheit hinaufzuläutern, iſt ſein erſtes und wichtigſtes Geſchäft, ehe er es unternehmen darf, die Vortrefflichen zu rühren. Der höchſte Werth ſeines Gedichtes kann kein anderer ſeyn, als daß es der reine vollendete Abdruck einer intereſſanten Gemüthslage, eines intereſſanten vollendeten Geiſtes iſt. Nur ein ſolcher Geiſt ſoll ſich uns in Kunſtwerken ausprägen; er wird uns in ſeiner kleinſten Aeußerung kenntlich ſeyn, und umſonſt wird, der es nicht iſt, dieſen weſentlichen Mangel durch Kunſt zu verſtecken ſuchen. Vom Aeſthetiſchen gilt eben das, was vom Sittlichen; wie es hier der moraliſch vortreffliche Charakter eines Menſchen allein iſt, der einer ſeiner einzelnen Handlungen den Stempel moraliſcher Güte ausdrücken kann, ſo iſt es dort nur der reife, der vollkommene Geiſt, von dem das Reife, das Vollkommene ausfließt. Kein noch ſo großes Talent kann dem einzelnen Kunſtwerk verleihen, was dem Schöpfer deſſelben gebricht, und Mängel, die aus dieſer Quelle entſpringen, kann ſelbſt die Feile nicht wegnehmen.

Wir würden nicht wenig verlegen ſeyn, wenn uns aufgelegt würde, dieſen Maßſtab in der Hand, den gegenwärtigen Muſenberg zu durchwandern. Aber die Erfahrung, däucht uns, müßte es ja lehren, wie viel der größere Theil unſrer, nicht ungeprieſenen lyriſchen Dichter auf den beſſern des Publikums wirkt; auch trifft es ſich zuweilen, daß uns einer oder der andre, wenn wir es auch ſeinen Gedichten nicht angemerkt hätten, mit ſeinen Bekenntniſſen überraſcht oder uns Proben von ſeinen Sitten liefert. Jetzt ſchränken wir uns darauf ein, von dem bisher Geſagten die Anwendung auf Hrn. Bürger zu machen.

Aber darf wohl dieſem Maßſtab auch ein Dichter unterworfen werden, der ſich ausdrücklich als „Volksſänger“

ankündigt, und Popularität (ſ. Vorrede zum 1. Theil Seite 15 u. f.) zu ſeinem höchſten Geſetz macht? Wir ſind weit entfernt, Hrn. B. mit dem ſchwankenden Worte „Volk" chikaniren zu wollen; vielleicht bedarf es nur weniger Worte, um uns mit ihm darüber zu verſtändigen. Ein Volksdichter in jenem Sinn, wie es Homer ſeinem Weltalter oder die Troubadours dem ihrigen waren, dürfte in unſern Tagen vergeblich geſucht werden. Unſre Welt iſt die Homer'ſche nicht mehr, wo alle Glieder der Geſellſchaft im Empfinden und Meinen ungefähr dieſelbe Stufe einnahmen, ſich alſo gleich in derſelben Schilderung erkennen, in denſelben Gefühlen begegnen konnten. Jetzt iſt zwiſchen der Auswahl einer Nation und der Maſſe derſelben ein ſehr großer Abſtand ſichtbar, wovon die Urſache zum Theil ſchon darin liegt, daß Aufklärung der Begriffe und ſittliche Veredlung ein zuſammenhängendes Ganzes ausmachen, mit deſſen Bruchſtücken nichts gewonnen wird. Außer dieſem Kulturunterſchied iſt es noch die Convenienz, welche die Glieder der Nation in der Empfindungsart und im Ausdruck der Empfindung einander ſo äußerſt unähnlich macht. Es würde daher umſonſt ſeyn, willkührlich in einen Begriff zuſammen zu werfen, was längſt ſchon keine Einheit mehr iſt. Ein Volksdichter für unſere Zeiten hätte alſo bloß zwiſchen dem Allerleichteſten und dem Allerſchwerſten die Wahl: entweder ſich ausſchließend der Faſſungskraft des großen Haufens zu bequemen und auf den Beifall der gebildeten Klaſſe Verzicht zu thun, — oder den ungeheuren Abſtand, der zwiſchen beiden ſich befindet, durch die

Größe ſeiner Kunſt aufzuheben und beide Zwecke vereinigt zu verfolgen. Es fehlt uns nicht an Dichtern, die in der erſten Gattung glücklich geweſen ſind, und ſich bei ihrem Publikum Dank verdient haben; aber nimmermehr kann ein Dichter von Hrn. Bürgers Genie die Kunſt und ſein Talent ſo tief herabgeſetzt haben, um nach einem ſo gemeinen Ziele zu ſtreben. Popularität iſt ihm, weit entfernt dem Dichter die Arbeit zu erleichtern oder mittelmäßige Talente zu bedecken, eine Schwierigkeit mehr, und fürwahr eine ſo ſchwere Aufgabe, daß ihre glückliche Auflöſung der höchſte Triumph des Genies genannt werden kann. Welch Unternehmen, dem ekeln Geſchmack des Kenners Genüge zu leiſten, ohne dadurch dem großen Haufen ungenießbar zu ſeyn — ohne der Kunſt etwas von ihrer Würde zu vergeben, ſich an den Kinderverſtand des Volks anzuſchmiegen. Groß, doch nicht unüberwindlich, iſt dieſe Schwierigkeit; das ganze Geheimniß, ſie aufzulöſen — glückliche Wahl des Stoffs und höchſte Simplicität in Behandlung deſſelben. Jenen müßte der Dichter ausſchließend nur unter Situationen und Empfindungen wählen, die dem Menſchen als Menſchen eigen ſind. Alles, wozu Erfahrungen, Aufſchlüſſe, Fertigkeiten gehören, die man nur in poſitiven und künſtlichen Verhältniſſen erlangt, müßte er ſich ſorgfältig unterſagen, und durch dieſe reine Scheidung deſſen, was im Menſchen bloß menſchlich iſt, gleichſam den verlornen Zuſtand der Natur zurückrufen. In ſtillſchweigendem Einverſtändniß mit den Vortrefflichſten ſeiner Zeit würde er die Herzen des Volks an ihrer weichſten und bildſamſten Seite faſſen, durch das geübte Schönheitsgefühl den ſittlichen Trieben eine Nachhülfe geben, und das Leidenſchaftsbedürfniß, das der Alltagspoet ſo geiſtlos und oft ſo ſchädlich befriedigt, für die Reinigung der Leidenſchaften nutzen. Als der aufgeklärte verfeinerte Wortführer der Volksgefühle würde er dem hervorſtrömenden, Sprache ſuchenden Affekt der Liebe, der Freude, der Andacht, der Traurigkeit, der Hoffnung u. a. m. einen reinern und geiſtreichern Text unterlegen; er würde, indem Er ihnen den Ausdruck lieh, ſich zum Herrn dieſer Affekte machen, und ihren rohen, geſtaltloſen, oft thieriſchen Ausbruch noch auf den Lippen des Volks veredeln. Selbſt die erhabenſte Philoſophie des Lebens würde ein ſolcher Dichter in die einfachen Gefühle der Natur auflöſen, die Reſultate des mühſamſten Forſchens der Einbildungskraft überliefern, und die Geheimniſſe des Denkers in leicht zu entziffernder Bilderſprache dem Kinderſinn zu errathen geben. Ein Vorläufer der hellen Erkenntniß, brächte er die gewagteſten Vernunftwahrheiten, in reizender und verdachtloſer Hülle, lange vorher unter das Volk, ehe der Philoſoph und Geſetzgeber ſich erkühnen dürfen, ſie in ihrem vollen Glanze heraufzuführen. Ehe ſie ein Eigenthum der Ueberzeugung geworden, hätten ſie durch ihn ſchon ihre ſtille Macht an den Herzen bewieſen, und ein ungeduldiges, einſtimmiges Verlangen würde ſie endlich von ſelbſt der Vernunft abfordern.

In dieſem Sinne genommen, ſcheint uns der Volksdichter, man meſſe ihn nach den Fähigkeiten, die bei ihm vorausgeſetzt werden, oder nach ſeinem Wirkungskreis, einen ſehr hohen Rang zu verdienen. Nur dem großen Talent iſt es gegeben, mit den Reſultaten des Tiefſinns zu ſpielen, den Gedanken von der Form loszumachen, an die er urſprünglich geheftet, aus der er vielleicht entſtanden war, ihn in eine fremde Ideenreihe zu verpflanzen, ſo viel Kunſt in ſo wenigem Aufwand, in ſo einfacher Hülle ſo viel Reichthum zu verbergen. Hr. B. ſagt alſo keineswegs zu viel, wenn er Popularität eines Gedichts für das „Siegel der Vollkommenheit“ erklärt. Aber, indem er dies behauptet, ſetzt er ſtillſchweigend ſchon voraus, was Mancher, der ihn liest, bei dieſer Behauptung ganz und gar überſehen dürfte, daß zur Vollkommenheit eines Gedichts die erſte unerläßliche Bedingung iſt, einen von der verſchiedenen Faſſungskraft ſeiner Leſer durchaus unabhängigen abſoluten, innern Werth zu beſitzen. „Wenn ein Gedicht,“ ſcheint er ſagen zu wollen, „die Prüfung des ächten Geſchmacks aushält, und mit dieſem Vorzug noch eine Klarheit und Faßlichkeit verbindet, die es fähig macht, im Munde des Volks zu leben; dann iſt ihm das Siegel der Vollkommenheit aufgedrückt.“ Dieſer Satz iſt durchaus Eins mit dieſem: Was den Vortrefflichen gefällt, iſt gut; was Allen ohne Unterſchied gefällt, iſt es noch mehr.

Alſo weit entfernt, daß bei Gedichten, welche für das Volk beſtimmt ſind, von den höchſten Forderungen der Kunſt etwas nachgelaſſen werden könnte; ſo iſt vielmehr zu Beſtimmung ihres Werths (der nur in der glücklichen Vereinigung ſo verſchiedener Eigenſchaften beſteht) weſentlich und nöthig, mit der Frage anzufangen: Iſt der Popularität nichts von der höhern Schönheit aufgeopfert worden? Haben ſie, was ſie für die Volksmaſſe an Intereſſe gewannen, nicht für den Kenner verloren?

Und hier müſſen wir geſtehen, daß uns die Bürger'ſchen Gedichte noch ſehr viel zu wünſchen übrig gelaſſen haben, daß wir in dem größten Theil derſelben den milden, ſich immer gleichen, immer hellen, männlichen Geiſt vermiſſen, der, eingeweiht in die Myſterien des Schönen, Edeln und Wahren, zu dem Volke bildend hernieder ſteigt, aber auch in der vertrauteſten Gemeinſchaft mit demſelben nie ſeine himmliſche Abkunft verläugnet. Hr. B. vermiſcht ſich nicht ſelten mit dem Volk, zu dem er ſich nur herablaſſen ſollte, und, anſtatt es ſcherzend und ſpielend zu ſich hinaufzuziehen, gefällt es ihm oft, ſich ihm gleich zu machen. Das Volk, für das er dichtet, iſt leider nicht immer dasjenige, welches er unter dieſem Namen gedacht wiſſen will. Nimmermehr ſind es dieſelben Leſer, für welche er ſeine Nachtfeier der Venus, ſeine Leonore, ſein Lied an die Hoffnung, die Elemente, die göttingiſche Jubelfeier, Männerkeuſchheit, Vorgefühl der Geſundheit u. a. m. und eine Frau Schnips, Fortunens Pranger, Menagerie der Götter, an die Menſchengeſichter und ähnliche niederſchrieb. Wenn wir anders aber einen Volksdichter richtig ſchätzen, ſo beſteht ſein Verdienſt nicht darin, jede Volksklaſſe mit irgend einem, ihr beſonders genießbaren Liede zu verſorgen, ſondern in jedem einzelnen Liede jeder Volksklaſſe genug zu thun.

Wir wollen uns aber nicht bei Fehlern verweilen, die eine unglückliche Stunde entſchuldigen, und denen durch eine ſtrengere Auswahl unter ſeinen Gedichten abgeholfen werden kann. Aber daß ſich dieſe Ungleichheit des Geſchmacks ſehr oft in demſelben Gedichte findet, dürfte eben ſo ſchwer zu verbeſſern als zu entſchuldigen ſeyn. Rec. muß geſtehen, daß er unter allen Bürgerſchen Gedichten (die Rede iſt von denen, welche er am reichlichſten ausſteuerte) beinahe keines zu nennen weiß, das ihm einen durchaus reinen, durch gar kein Mißfallen erkauften Genuß gewährt hätte. War es entweder die vermißte Uebereinſtimmung des Bildes mit dem Gedanken, oder die beleidigte Würde des Inhalts, oder eine zu geiſtloſe Einkleidung; war es auch nur ein unedles, die Schönheit des Gedankens entſtellendes Bild, ein in's Platte fallender Ausdruck, ein unnützer Wörterprunk, ein (was doch am ſeltenſten ihm begegnet) unächter Reim oder harter Vers, was die harmoniſche Wirkung des Ganzen ſtörte: ſo war uns dieſe Störung bei ſo vollem Genuß um ſo widriger, weil ſie uns das Urtheil abnöthigte, daß der Geiſt, der ſich in dieſen Gedichten darſtellte, kein gereifter, kein vollendeter Geiſt ſey; daß ſeinen Produkten nur deßwegen die letzte Hand fehlen möchte, weil ſie — ihm ſelbſt fehlte.

Eine nothwendige Operation des Dichters iſt Idealiſirung ſeines Gegenſtandes, ohne welche er aufhört, ſeinen Namen zu verdienen. Ihm kommt es zu, das Vortreffliche ſeines Gegenſtandes (mag dieſer nun Geſtalt, Empfindung oder Handlung ſeyn, in ihm oder außer ihm wohnen) von gröbern, wenigſtens fremdartigen Beimiſchungen zu befreien, die in mehrern Gegenſtänden zerſtreuten Strahlen von Vollkommenheit in einem einzigen zu ſammeln, einzelne, das Ebenmaß ſtörende Züge der Harmonie des Ganzen zu unterwerfen, das Individuelle und Lokale zum Allgemeinen zu erheben. Alle Ideale, die er auf dieſe Art im Einzelnen bildet, ſind gleichſam nur Ausflüſſe eines innern Ideals von Vollkommenheit, das in der Seele des Dichters wohnt. Zu je gröſſerer Reinheit und Fülle er dieſes innere allgemeine Ideal ausgebildet hat, deſto mehr werden auch jene einzelnen ſich der höchſten Vollkommenheit nähern. Dieſe Idealiſirkunſt vermiſſen wir zu ſehr bei Hrn. Bürger. Auſſerdem, daß uns ſeine Muſe überhaupt einen zu ſinnlichen, oft gemeinſinnlichen Charakter zu tragen ſcheint, daß ihm ſelten Liebe etwas Anderes als Genuß oder ſinnliche Augenweide, Schönheit oft nur Jugend, Geſundheit, Glückſeligkeit nur Wohlleben iſt, möchten wir die Gemälde, die er uns aufſtellt, mehr einen Zuſammenwurf von Bildern, eine Compilation von Zügen, eine Art Moſaik, als Ideale nennen. Will er uns z. B. weibliche Schönheit malen, ſo ſucht er zu jedem einzelnen Reiz ſeiner Geliebten ein demſelben correſpondirendes Bild in der Natur umher auf, und daraus erſchafft er ſich ſeine Göttin. Man ſehe 1. Th. S. 124. Das Mädel, das ich meine, das hohe Lied, und mehrere andre. Will er ſie überhaupt als Muſter von Vollkommenheit uns darſtellen, ſo werden ihre Qualitäten von einer ganzen Schaar Göttinnen zuſammengeborgt. S. 86, die beiden Liebenden:

Im Denken iſt ſie Pallas ganz,
Und Juno ganz an edelm Gange,
Terpſichore beim Freudentanz,
Euterpe neidet ſie im Sange,

Ihr weicht Aglaja, wenn ſie lacht,
Melpomene bei ſanfter Klage,
Die Wolluſt iſt ſie in der Nacht,
Die holde Sittſamkeit bei Tage.

Wir führen dieſe Strophe nicht an, als glaubten wir, daß ſie das Gedicht, worin ſie vorkommt, eben verunſtalte, ſondern weil ſie uns das paſſendſte Beiſpiel zu ſeyn ſcheint, wie ungefähr Hr. B. idealiſirt. Es kann nicht fehlen, daß dieſer üppige Farbenwechſel auf den erſten Anblick hinreißt und blendet; Leſer beſonders, die nur für das Sinnliche empfänglich ſind, und, den Kindern gleich, nur das Bunte bewundern. Aber wie wenig ſagen Gemälde dieſer Art dem verfeinerten Kunſtſinn, den nie der Reichthum, ſondern die weiſe Oekonomie, nie die Materie, nur die Schönheit der Form, nie die Ingredienzien, nur die Feinheit der Miſchung befriedigt! Wir wollen nicht unterſuchen, wie viel oder wenig Kunſt erfordert wird, in dieſer Manier zu erfinden; aber wir entdecken bei dieſer Gelegenheit an uns ſelbſt, wie wenig dergleichen Kraftſtücke der Jugend die Prüfung eines männlichen Geſchmacks aushalten. Es konnte uns eben darum auch nicht ſehr angenehm überraſchen, als wir in dieſer Gedichtſammlung, einem Unternehmen reiferer Jahre, ſowohl ganze Gedichte als einzelne Stellen und Ausdrücke wieder fanden (das Klinglingling, Hopp Hopp Hopp, Huhu, Saſa, Trallirum larum, u. dgl. m. nicht zu vergeſſen), welche nur die poetiſche Kindheit ihres Verfaſſers entſchuldigen, und der zweideutige Beifall des groſſen Haufens ſo lange durchbringen konnte. Wenn ein Dichter, wie

Hr. B., dergleichen Spielereien durch die Zauberkraft ſeines Pinſels, durch das Gewicht ſeines Beiſpiels in Schutz nimmt, wie ſoll ſich der unmännliche, kindiſche Ton verlieren, den ein Heer von Stümpern in unſere lyriſche Dichtkunſt einführte? Aus eben dieſem Grunde kann Rec. das ſonſt ſo lieblich geſungene Gedicht „Blümchen Wunderhold“ nur mit Einſchränkung loben. Wie ſehr ſich auch Hr. B. in dieſer Empfindung gefallen haben mag, ſo iſt ein Zauberblümchen an der Bruſt ein ganz würdiges, und eben auch nicht ſehr geiſtreiches Symbol der Beſcheidenheit; es iſt, frei herausgeſagt, Tändelei. Wenn es von dieſem Blümchen heißt:

Du theilſt der Flöte weichen Klang
Des Schreiers Kehle mit
Und wandelſt im Zephyrengang
Des Stürmers Poltertritt.

ſo geſchieht der Beſcheidenheit zu viel Ehre. Der unſchickliche Ausdruck: die Naſe ſchnaubt nach Aether, und ein unächter Reim: blähn und ſchön, verunſtalten den leichten und ſchönen Gang dieſes Liedes.

Am meiſten vermißt man die Idealiſirkunſt bei Hrn. B., wenn er Empfindungen ſchildert; dieſer Vorwurf trifft beſonders die neuern Gedichte, großentheils an Molly gerichtet, womit er dieſe Ausgabe bereichert hat. So unnachahmlich ſchön in den meiſten Diktion und Versbau iſt, ſo poetiſch ſie geſungen ſind, ſo unpoetiſch ſcheinen ſie uns empfunden. Was Leſſing irgendwo dem Tragödiendichter zum Geſetz macht, keine Seltenheiten, keine ſtreng individuellen Charaktere und Situationen darzuſtellen, gilt noch weit mehr von dem Lyriſchen.

Dieſer darf eine gewiſſe Allgemeinheit in den Gemüthsbewegungen, die er ſchildert, um ſo weniger verlaſſen, je weniger Raum ihm gegeben iſt, ſich über das Eigenthümliche der Umſtände, wodurch ſie veranlaßt ſind, zu verbreiten. Die neuen Bürger'ſchen Gedichte ſind großentheils Produkte einer ſolchen ganz eigenthümlichen Lage, die zwar weder ſo ſtreng individuell, noch ſo ſehr Ausnahme iſt, als ein Heavtontimorumenos des Terenz, aber gerade individuell genug, um von dem Leſer weder vollſtändig noch rein genug aufgefaßt zu werden, daß das Unideale, welches davon unzertrennlich iſt, den Genuß nicht ſtörte. Indeſſen würde dieſer Umſtand den Gedichten, bei denen er angetroffen wird, bloß eine Vollkommenheit nehmen; aber ein anderer kommt hinzu, der ihnen weſentlich ſchadet. Sie ſind nämlich nicht bloß Gemälde dieſer eigenthümlichen (und ſehr undichteriſchen) Seelenlage, ſondern ſie ſind offenbar auch Geburten deſſelben. Die Empfindlichkeit, der Unwille, die Schwermuth des Dichters ſind nicht bloß der Gegenſtand, den er beſiegt, ſie ſind leider oft auch der Apoll, der ihn begeiſtert. Aber die Göttinnen des Reizes und der Schönheit ſind ſehr eigenſinnige Gottheiten. Sie belohnen nur die Leidenſchaft, die ſie ſelbſt einflößten; ſie dulden auf ihrem Altar nicht gern ein ander Feuer, als das Feuer einer reinen uneigennützigen Begeiſterung. Ein erzürnter Schauſpieler wird uns ſchwerlich ein edler Repräſentant des Unwillens werden; ein Dichter nehme ſich ja in Acht, mitten im Schmerz den Schmerz zu beſingen. So, wie der Dichter ſelbſt bloß leidender Theil iſt, muß ſeine Empfindung unausbleiblich von ihrer idealiſchen Allgemeinheit zu einer unvollkommenen Individualität herabſinken. Aus der ſanftern und fernenden Erinnerung mag er dichten, und dann deſto beſſer für ihn, je mehr er an ſich erfahren hat, was er beſingt; aber ja niemals unter der gegenwärtigen Herrſchaft des Affekts, den er uns ſchön verſinnlichen ſoll. Selbſt in Gedichten, von denen man zu ſagen pflegt, daß die Liebe, die Freundſchaft u. ſ. w. ſelbſt dem Dichter den Pinſel dabei geführt habe, hätte er damit anfangen müſſen, ſich ſelbſt fremd zu werden, den Gegenſtand ſeiner Begeiſterung von ſeiner Individualität los zu wickeln, ſeine Leidenſchaft aus einer mildernden Ferne anzuſchauen. Das Idealſchöne wird ſchlechterdings nur durch eine Freiheit des Geiſtes, durch eine Selbſtſtändigkeit möglich, welche die Uebermacht der Leidenſchaft aufhebt.

Die neuern Gedichte Hrn. Bs. charakteriſirt eine gewiſſe Bitterkeit, eine faſt kränkelnde Schwermuth. Das hervorragendſte Stück in dieſer Sammlung: „Das hohe Lied von der Einzigen,“ verliert dadurch beſonders viel von ſeinem übrigen unerreichbaren Werthe. Andre Kunſtrichter haben ſich bereits ausführlicher über dieſes ſchöne Produkt der Bürger'ſchen Muſe herausgelaſſen, und mit Vergnügen ſtimmen wir in einen großen Theil des Lobes mit ein, was ſie ihm beigelegt haben. Nur wundern wir uns, wie es möglich war, dem Schwunge des Dichters, dem Feuer ſeiner Empfindung, ſeinem Reichthum an Bildern, der Kraft ſeiner Sprache, der Harmonie ſeines Verſes ſo viele Verſündigungen gegen den guten Geſchmack zu vergeben; wie es möglich war, zu überſehen, daß ſich die Begeiſterung des Dichters nicht ſelten in die Grenzen des Wahnſinns verliert, daß ſein Feuer oft Furie wird, daß eben deßwegen die Gemüthsſtimmung, mit der man dies Lied aus der Hand legt, durchaus nicht die wohlthätige harmoniſche Stimmung iſt, in welche wir uns von dem Dichter verſetzt ſehen wollen. Wir begreifen, wie Hr. B., hingeriſſen von dem Affekt, der dieſes Lied ihm diktirte, beſtochen von der nahen Beziehung dieſes Lieds auf ſeine eigene Lage, die er in demſelben, wie in einem Heiligthum niederlegte, am Schluſſe dieſes Lieds ſich zurufen konnte, daß es das Siegel der Vollendung an ſich trage; — aber eben deßwegen möchten wir es, ſeiner glänzenden Vorzüge ungeachtet, nur ein ſehr vortreffliches Gelegenheitsgedicht nennen, ein Gedicht nämlich, deſſen Entſtehung und Beſtimmung man es allenfalls verzeiht, wenn ihm die idealiſche Reinheit und Vollendung mangelt, die allein den guten Geſchmack befriedigt.

Eben dieſer große und nahe Antheil, den das eigene Selbſt des Dichters an dieſem und noch einigen andern Liedern dieſer Sammlung hatte, erklärt uns beiläufig, warum wir in dieſen Liedern ſo übertrieben oft an ihn ſelbſt, den Verf., erinnert werden. Rec. kennt unter den neuern Dichtern keinen, der das sublimi feriam sidera vertice des Horaz mit ſolchem Mißbrauch im Munde führte, als Hr. B. Wir wollen ihn deßwegen nicht in Verdacht haben, daß ihm bei ſolchen Gelegenheiten das Blümchen Wunderhold aus dem Buſen gefallen ſey; es leuchtet ein, daß man nur im Scherz ſo viel Selbſtlob an ſich verſchwenden kann. Aber angenommen, daſs an ſolchen ſcherzhaften Aeuſſerungen nur der zehnte Theil ſein Ernſt ſey, ſo macht ja ein zehnter Theil, der zehnmal wieder kommt, einen ganzen und bittern Ernſt. Eigenruhm kann ſelbſt einem Horaz nur verziehen werden, und ungern verzeiht der hingeriſſene Leſer dem Dichter, den er ſo gern — nur bewundern möchte.

Dieſe allgemeinen Winke, den Geiſt des Dichters betreffend, ſcheinen uns Alles zu ſeyn, was über eine Sammlung von mehr als hundert Gedichten, worunter viele einer ausführlichen Zergliederung werth ſind, in einer Zeitung geſagt werden konnte. Das längſt entſchiedene einſtimmige Urtheil des Publikums überhebt uns, von ſeinen Balladen zu reden, in welcher Dichtungsart es nicht leicht ein deutſcher Dichter Hrn. B. zuvorthun wird. Bei ſeinen Sonetten, Muſtern ihrer Art, die ſich auf den Lippen des Deklamateurs in Geſang verwandeln, wünſchen wir mit ihm, daſs ſie keinen Nachahmer finden möchten, der nicht gleich ihm und ſeinem vortrefflichen Freund, Schlegel, die Leyer des pythiſchen Gottes ſpielen kann. Gern hätten wir alle bloſs witzige Stücke, die Sinngedichte vor allen, in dieſer Sammlung entbehrt, ſo wie wir überhaupt Hrn. B. die leichte ſcherzende Gattung möchten verlaſſen ſehen, die ſeiner ſtarken nervigen Manier nicht zuſagt. Man vergleiche z. B., um ſich davon zu überzeugen, das Zechlied I. Th. S. 142 mit einem Anakreontiſchen oder Horaziſchen von ähnlichem Inhalt. Wenn man uns endlich auf's Gewiſſen fragte, welchen von Hrn. Bs. Gedichten, den ernſthaften oder den ſatyriſchen, den ganz lyriſchen oder lyriſcherzählenden, der Vorrang gebühre, ſo würde unſer Ausſpruch für die erzählenden und für die frühern ausfallen. Es iſt nicht zu verkennen, daß Hr. B. an poetiſcher Kraft und Fülle, an Sprachgewalt und an Schönheit des Verſes gewonnen hat; aber ſeine Manier hat ſich weder veredelt, noch ſein Geſchmack gereinigt.

Wenn wir bei Gedichten, von denen ſich unendlich viel Schönes ſagen läßt, nur auf die fehlerhafte Seite hingewieſen haben, ſo iſt dies, wenn man will, eine Ungerechtigkeit, der wir uns nur gegen einen Dichter von Hrn. Bs. Talent und Ruhm ſchuldig machen konnten. Nur gegen einen Dichter, auf den ſo viele nachahmende Federn lauern, verlohnt es ſich der Mühe, die Partei der Kunſt zu ergreifen; und auch nur das große Dichtergenie iſt im Stande, den Freund des Schönen an die höchſten Forderungen der Kunſt zu erinnern, die er bei dem mittelmäßigen Talent entweder freiwillig unterdrückt, oder ganz zu vergeſſen in Gefahr iſt. Gern geſtehen wir, daß wir das ganze Heer von unſern jetzt lebenden Dichtern, die mit Hrn. B. um den lyriſchen Lorbeerkranz ringen, gerade ſo tief unter ihm erblicken, als er, unſrer Meinung nach, ſelbſt unter dem höchſten Schönen geblieben iſt. Auch empfinden wir ſehr gut, daß Vieles von dem, was wir an ſeinen Produkten tadelnswerth fanden, auf Rechnung äußerer Umſtände kommt, die ſeine genialiſche Kraft in ihrer ſchönſten Wirkung beſchränkten, und von denen ſeine Gedichte ſelbſt ſo rührende Winke geben. Nur die heitere, die ruhige Seele gebiert das Vollkommene.

Kampf mit äußern Lagen und Hypochondrie, welche überhaupt jede Geiſteskraft lähmen, dürfen am allerwenigſten das Gemüth des Dichters belaſten, der ſich von der Gegenwart loswickeln, und frei und kühn in die Welt der Ideale emporſchweben ſoll. Wenn es auch noch ſo ſehr in ſeinem Buſen ſtürmt, ſo müſſe Sonnenklarheit ſeine Stirn umfließen.

Wenn indeſſen irgend einer von unſern Dichtern es werth iſt, ſich ſelbſt zu vollenden, um etwas Vollendetes zu leiſten, ſo iſt es Hr. Bürger. Dieſe Fülle poetiſcher Malerei, dieſe glühende energiſche Herzensſprache, dieſer bald prächtig wogende, bald lieblich flötende Poeſieſtrom, der ſeine Produkte ſo hervorragend unterſcheidet, endlich dieſes biedre Herz, das, man möchte ſagen, aus jeder Zeile ſpricht, iſt es werth, ſich mit immer gleicher äſthetiſcher und ſittlichen Grazie, mit männlicher Würde, mit Gedankengehalt, mit hoher und ſtiller Größe zu gatten, und ſo die höchſte Krone der Klaſſicität zu erringen.

Das Publikum hat eine ſchöne Gelegenheit, um die vaterländiſche Kunſt ſich dieſes Verdienſt zu erwerben. Hr. B. beſorgt, wie wir hören, eine neue verſchönerte Ausgabe ſeiner Gedichte, und von dem Maße der Unterſtützung, die ihm von den Freunden ſeiner Muſe widerfahren wird, hängt es ab, ob ſie zugleich eine verbeſſerte, ob ſie eine vollendete ſeyn ſoll.

[*] So urtheilte der Verfaſſer vor elf Jahren über

---

[*] Anm. d. Herausg. Dieſer Schluß wurde hinzugeſetzt, als der Verf. i. J. 1802 obige Recenſion der Sammlung ſeiner kleinen proſaiſchen Schriften einrückte.

Bürgers Dichterverdienſt; er kann auch noch jetzt ſeine Meinung nicht ändern, aber er würde ſie mit bündigern Beweiſen unterſtützen, denn ſein Gefühl war richtiger, als ſein Raiſonnement. Die Leidenſchaft der Parteien hat ſich in dieſen Streit gemiſcht, aber wenn alles perſönliche Intereſſe ſchweigt, wird man der Intention des Recenſenten Gerechtigkeit widerfahren laſſen.

◆

Ueber den

Gartenkalender auf das Jahr 1795.

Seit den Hirſchfeld'ſchen Schriften über die Gartenkunſt iſt die Liebhaberei für ſchöne Kunſtgärten in Deutſchland immer allgemeiner geworden, aber nicht ſehr zum Vortheil des guten Geſchmacks, weil es an feſten Prinzipien fehlte und Alles der Willkühr überlaſſen blieb. Den irregeleiteten Geſchmack in dieſer Kunſt zu berichtigen, werden in dieſem Kalender vortreffliche Winke gegeben, die von dem Kunſtfreunde näher geprüft, und von dem Gartenliebhaber befolgt zu werden verdienen.

Es iſt gar nichts Ungewöhnliches, daß man mit der Ausführung einer Sache anfängt, und mit der Frage: ob ſie denn auch wohl möglich ſey? endigt. Dies ſcheint beſonders auch mit den ſo allgemein beliebten äſthetiſchen Gärten der Fall zu ſeyn. Dieſe Geburten des nördlichen Geſchmacks ſind von einer ſo zweideutigen Abkunft, und haben bis jetzt einen ſo unſichern Charakter gezeigt, daß es dem ächten Kunſtfreunde zu verzeihn iſt, wenn er ſie kaum einer flüchtigen Aufmerkſamkeit würdigte, und dem Dilettantism zum Spiele dahin gab. Ungewiß, zu welcher Klaſſe der ſchönen Künſte ſie ſich eigentlich ſchlagen ſollte, ſchloß ſich die Gartenkunſt lange Zeit an die Baukunſt an, und beugte die lebendige Vegetation unter das ſteife Joch mathematiſcher Formen, wodurch der Architeckt die lebloſe ſchwere Maſſe beherrſcht. Der Baum mußte ſeine höhere organiſche Natur verbergen, damit die Kunſt an ſeiner gemeinen Körpernatur ihre Macht beweiſen konnte. Er mußte ſein ſchönes ſelbſtſtändiges Leben für ein geiſtloſes Ebenmaß, und ſeinen leichten ſchwebenden Wuchs für einen Anſchein von Feſtigkeit hingeben, wie das Auge ſie von ſteinernen Mauern verlangt. Von dieſem ſeltſamen Irrweg kam die Gartenkunſt in neuern Zeiten zwar zurück, aber nur, um ſich auf dem entgegengeſetzten zu verlieren. Aus der ſtrengen Zucht des Architeckts flüchtete ſie ſich in die Freiheit des Poeten, vertauſchte plötzlich die härteſte Knechtſchaft mit der regelloſeſten Licenz, und wollte nun von der Einbildungskraft allein das Geſetz empfangen. So willkührlich, abenteuerlich und bunt, als nur immer die ſich ſelbſt überlaſſene Phantaſie ihre Bilder wechſelt, mußte nun das Auge von einer unerwarteten Decoration zur andern hinüberſpringen, und die Natur, in einem größern oder kleinern Bezirke, die ganze Mannichfaltigkeit ihrer Erſcheinungen wie auf einer Muſterkarte vorlegen. So wie ſie in den franzöſiſchen Gärten ihrer Freiheit beraubt, dafür aber durch eine gewiſſe architecktoniſche Uebereinſtimmung und Größe entſchädigt wurde; ſo ſinkt ſie nun, in unſern ſogenannten engliſchen

Gärten, zu einer kindiſchen Kleinheit herab, und hat ſich durch ein übertriebenes Beſtreben nach Ungezwungenheit und Mannichfaltigkeit von aller ſchönen Einfalt entfernt und aller Regel entzogen. In dieſem Zuſtande iſt ſie größtentheils noch, nicht wenig begünſtigt von dem weichlichen Charakter der Zeit, der von aller Beſtimmtheit der Formen flieht und es unendlich bequemer findet, die Gegenſtände nach ſeinen Einfällen zu modeln, als ſich nach ihnen zu richten.

Da es ſo ſchwer hält, der äſthetiſchen Gartenkunſt ihren Platz unter den ſchönen Künſten anzuweiſen, ſo könnte man leicht auf die Vermuthung gerathen, daß ſie hier gar nicht unterzubringen ſey. Man würde aber Unrecht haben, die verunglückten Verſuche in derſelben gegen ihre Möglichkeit überhaupt zeugen zu laſſen. Jene beiden entgegengeſetzten Formen, unter denen ſie bis jetzt bei uns aufgetreten iſt, enthalten etwas Wahres, und entſprangen beide aus einem gegründeten Bedürfniß. Was erſtlich den architektoniſchen Geſchmack betrifft, ſo iſt nicht zu läugnen, daß die Gartenkunſt unter Einer Kategorie mit der Baukunſt ſteht, obgleich man ſehr übel gethan hat, die Verhältniſſe der letztern auf ſie anwenden zu wollen. Beide Künſte entſprechen in ihrem erſten Urſprunge einem phyſiſchen Bedürfniß. welches zunächſt ihre Formen beſtimmt, bis das entwickelte Schönheitsgefühl auf Freiheit dieſer Formen drang, und zugleich mit dem Verſtande der Geſchmack ſeine Forderungen machte. Aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet, ſind beide Künſte nicht vollkommen frei, und die Schönheit ihrer Formen wird durch den unnachläßlichen phyſiſchen Zweck jederzeit bedingt und eingeſchränkte bleiben. Beide haben gleichfalls mit einander gemein, daß ſie die Natur durch Natur, nicht durch ein künſtliches Medium, nachahmen, oder auch gar nicht nachahmen, ſondern neue Objekte erzeugen. Daher mochte es kommen, daß man ſich nicht ſehr ſtreng an die Formen hielt, welche die Wirklichkeit darbietet, ja ſich wenig daraus machte, wenn nur der Verſtand durch Ordnung und Uebereinſtimmung und das Auge durch Majeſtät oder Anmuth befriedigt wurde, die Natur als Maſſe zu behandeln, und ihrer Eigenthümlichkeit Gewalt anzuthun. Man konnte ſich um ſo eher dazu berechtigt glauben, da offenbar in der Gartenkunſt, wie in der Baukunſt, durch eben dieſe Aufopferung der Naturfreiheit ſehr oft der phyſiſche Zweck befördert wird. Es iſt alſo den Urhebern des architektoniſchen Geſchmacks in der Gartenkunſt einigermaßen zu verzeihen, wenn ſie ſich von der Verwandtſchaft, die in mehreren Stücken zwiſchen dieſen beiden Künſten herrſcht, verführen ließen, ihre ganz verſchiedenen Charaktere zu verwechſeln, und in der Wahl zwiſchen Ordnung und Freiheit die erſtere auf Koſten der andern zu begünſtigen.

Auf der andern Seite beruht auch der poetiſche Gartengeſchmack auf einem ganz richtigen Faktum des Gefühls. Einem aufmerkſamen Beobachter ſeiner ſelbſt konnte es nicht entgehen, daß das Vergnügen, womit uns der Anblick landſchaftlicher Scenen erfüllt, von der Vorſtellung unzertrennlich iſt, daß es Werke der freien Natur, nicht des Künſtlers ſind. Sobald alſo der Gartengeſchmack dieſe Art des Genuſſes bezweckte, ſo mußte er darauf bedacht ſeyn, aus ſeinen Anlagen alle Spuren eines künſtlichen Urſprungs zu entfernen. Er machte ſich alſo die Freiheit, ſo wie ſein architektoniſcher Vorgänger die Regelmäßigkeit, zum oberſten Geſetz; bei ihm mußte die Natur, bei dieſem die Menſchenhand ſiegen. Aber der Zweck, nach dem er ſtrebte, war für die Mittel viel zu groß, auf welche ſeine Kunſt ihn beſchränkte; und er ſcheiterte, weil er aus ſeinen Grenzen trat und die Gartenkunſt in die Malerei hinüber führte. Er vergaß, daß der verjüngte Maßſtab, der der letztern zu ſtatten kommt, auf eine Kunſt nicht wohl angewendet werden konnte, welche die Natur durch ſich ſelbſt repräſentirt, und nur inſofern rühren kann, als man ſie abſolut mit Natur verwechſelt. Kein Wunder alſo, wenn er über dem Ringen nach Mannichfaltigkeit in's Tändelhafte, und — weil ihm zu den Uebergängen, durch welche die Natur ihre Veränderungen vorbereitet und rechtfertigt, der Raum und die Kräfte fehlten, — in's Willkührliche verfiel. Das Ideal, nach dem er ſtrebte, enthält an ſich ſelbſt keinen Widerſpruch; aber es war zweckwidrig und grillenhaft, weil auch der glücklichſte Erfolg die ungeheuren Opfer nicht belohnte.

Soll alſo die Gartenkunſt endlich von ihren Ausſchweifungen zurückkommen, und wie ihre andern Schweſtern zwiſchen beſtimmten und bleibenden Grenzen ruhen, ſo muß man ſich vor allen Dingen deutlich gemacht haben, was man denn eigentlich will, eine Frage, woran man, in Deutſchland wenigſtens, noch nicht genug gedacht zu haben ſcheint. Es wird ſich alsdann wahrſcheinlicher Weiſe ein ganz guter Mittelweg zwiſchen der Steifigkeit des franzöſiſchen Gartengeſchmacks und der geſetzloſen Freiheit des ſogenannten engliſchen finden, es wird ſich zeigen, daß ſich dieſe Kunſt zwar nicht zu ſo hohen Sphären verſteigen dürfe, als uns diejenigen überreden wollen, die bei ihren Entwürfen nichts als die Mittel zur Ausführung vergeſſen, und daß es zwar abgeſchmackt und widerſinnig iſt, in eine Gartenmauer die Welt einſchließen zu wollen, aber ſehr ausführbar und vernünftig, einen Garten, der allen Forderungen des guten Landwirths entſpricht, ſowohl für das Auge als für das Herz und den Verſtand, zu einem charakteriſtiſchen Ganzen zu machen.

Dies iſt es, worauf der geiſtreiche Verfaſſer der fragmentariſchen Beiträge zur Ausbildung des deutſchen Gartengeſchmacks in dieſem Kalender vorzüglich hinweiſt, und unter Allem, was über dieſen Gegenſtand je mag geſchrieben worden ſeyn, iſt uns nichts bekannt, was für einen geſunden Geſchmack ſo befriedigend wäre. Zwar ſind ſeine Ideen nur als Bruchſtücke hingeworfen, aber dieſe Nachläſſigkeit in der Form erſtreckt ſich nicht auf den Inhalt, der durchgängig von einem feinen Verſtande und einem zarten Kunſtgefühle zeigt. Nachdem er die beiden Hauptwege, welche die Gartenkunſt bisher eingeſchlagen, und die verſchiedenen Zwecke, welche bei Gartenanlagen verfolgt werden können, namhaft gemacht und gehörig gewürdigt hat, bemüht er ſich, dieſe Kunſt in ihre wahren Grenzen und auf einen vernünftigen Zweck zurückzuführen, den er mit Recht „in eine Erhöhung desjenigen Lebensgenuſſes ſetzt, den der Umgang „mit der ſchönen landſchaftlichen Natur uns verſchaffen

„kann.“ Er unterſcheidet ſehr richtig die Gartenlandſchaft (den eigentlichen engliſchen Park), worin die Natur in ihrer ganzen Größe und Freiheit erſcheinen und alle Kunſt ſcheinbar verſchlungen haben muß, von dem Garten, wo die Kunſt, als ſolche, ſichtbar werden darf. Ohne der erſtern ihren äſthetiſchen Vorzug ſtreitig zu machen, begnügt er ſich, die Schwierigkeiten zu zeigen, die mit ihrer Ausführung verknüpft und nur durch außerordentliche Kräfte zu beſiegen ſind. Den eigentlichen Garten theilt er in den großen, den kleinen und mittlern, und zeichnet kürzlich die Grenzen, innerhalb deren ſich bei einer jeden dieſer drei Arten die Erfindung halten muß. Er eifert nachdrücklich gegen die Anglomanie ſo vieler deutſchen Gartenbeſitzer, gegen die Brücken ohne Waſſer, gegen die Einſiedeleien an der Landſtraße u. ſ. f., und zeigt, zu welchen Armſeligkeiten Nachahmungsſucht und mißverſtandene Grundſätze von Varietät und Zwangfreiheit führen. Aber indem er die Grenzen der Gartenkunſt verengt, lehrt er ſie innerhalb derſelben deſto wirkſamer ſeyn, und durch Aufopferung des Unnöthigen und Zweckwidrigen nach einem beſtimmten und intereſſanten Charakter ſtreben. So hält er es keineswegs für unmöglich, ſymboliſche und gleichſam pathetiſche Gärten anzulegen, die eben ſo gut als muſikaliſche oder poetiſche Compoſitionen fähig ſeyn müßten, einen beſtimmten Empfindungszuſtand auszudrücken und zu erzeugen.

Außer dieſen äſthetiſchen Bemerkungen iſt von demſelben Verfaſſer in dieſem Kalender eine Beſchreibung der großen Gartenanlagen zu Hohenheim angefangen, davon uns derſelbe im nächſten Jahre die Fortſetzung verſpricht. Jedem, der dieſe mit Recht berühmte Anlage entweder ſelbſt geſehen, oder auch nur vom Hörenſagen kennt, muß es angenehm ſeyn, dieſelbe in Geſellſchaft eines ſo feinen Kunſtkenners zu durchwandern. Es wird ihn wahrſcheinlich nicht weniger als den Recenſenten überraſchen, in einer Compoſition, die man ſo ſehr geneigt war, für das Werk der Willkühr zu halten, eine Idee herrſchen zu ſehen, die, es ſey nun dem Urheber oder dem Beſchreiber des Gartens, nicht wenig Ehre macht. Die mehrſten Reiſenden, denen die Gunſt widerfahren iſt, die Anlage zu Hohenheim zu beſichtigen, haben darin, nicht ohne große Befremdung, römiſche Grabmäler, Tempel, verfallene Mauern u. dgl. mit Schweizerhütten, und lachende Blumenbeete mit ſchwarzen Gefängnißmauern abwechſeln geſehen. Sie haben die Einbildungskraft nicht begreifen können, die ſich erlauben durfte, ſo disparate Dinge in ein Ganzes zu verknüpfen. Die Vorſtellung, daß wir eine ländliche Kolonie vor uns haben, die ſich unter den Ruinen einer römiſchen Stadt niederließ, hebt auf Einmal dieſen Widerſpruch, und bringt eine geiſtvolle Einheit in dieſe barocke Compoſition. Ländliche Simplicität und verſunkene ſtädtiſche Herrlichkeit, die zwei äußerſten Zuſtände der Geſellſchaft, grenzen auf eine rührende Art aneinander, und das ernſte Gefühl der Vergänglichkeit verliert ſich wunderbar ſchön in dem Gefühl des ſiegenden Lebens. Dieſe glückliche Miſchung gießt durch die ganze Landſchaft einen tiefen elegiſchen Ton aus, der den empfindenden Betrachter zwiſchen Ruhe und Bewegung

Nachdenken und Genuß ſchwankend erhält, und noch lange nachhallt, wenn ſchon Alles verſchwunden iſt.

Der Verf. nimmt an, daß nur derjenige über den ganzen Werth dieſer Anlage richten könne, der ſie im vollen Sommer geſehen; wir möchten noch hinzuſetzen, daß nur derjenige ihre Schönheit vollſtändig fühlen könne, der ſich auf einem beſtimmten Wege ihr nähert. Um den ganzen Genuß davon zu haben, muß man durch das neu erbaute fürſtliche Schloß zu ihr geführt worden ſeyn. Der Weg von Stuttgart nach Hohenheim iſt gewiſſermaßen eine verſinnlichte Geſchichte der Gartenkunſt, die dem aufmerkſamen Betrachter intereſſante Bemerkungen darbietet. In den Fruchtfeldern, Weinbergen und wirthſchaftlichen Gärten, an denen ſich die Landſtraße hinzieht, zeigt ſich demſelben der erſte phyſiſche Anfang der Gartenkunſt; entblößt von aller äſthetiſchen Verzierung. Nun aber empfängt ihn die franzöſiſche Gartenkunſt mit ſtolzer Gravität unter den langen und ſchroffen Pappelwänden, welche die freie Landſchaft mit Hohenheim in Verbindung ſetzen, und durch ihre kunſtmäßige Geſtalt ſchon Erwartung erregen. Dieſer feierliche Eindruck ſteigt bis zu einer faſt peinlichen Spannung, wenn man die Gemächer des herzoglichen Schloſſes durchwandert, das an Pracht und Eleganz wenig ſeines Gleichen hat, und auf eine gewiß ſeltene Art Geſchmack mit Verſchwendung vereinigt. Durch den Glanz, der hier von allen Seiten das Auge drückt, und durch die kunſtreiche Architektur der Zimmer und des Ameublements wird das Bedürfniß nach — Simplicität bis zu dem höchſten Grade getrieben, und der ländlichen Natur, die den Reiſenden auf Einmal in dem ſogenannten engliſchen Dorfe empfängt, der feierlichſte Triumph bereitet. Indeß machen die Denkmäler verſunkener Pracht, an deren trauernde Wände der Pflanzer ſeine friedliche Hütte lehnt, eine ganz eigene Wirkung auf das Herz, und mit geheimer Freude ſehen wir uns in dieſen zerfallenden Ruinen an der Kunſt gerächt, die in dem Prachtgebäude nebenan ihre Gewalt über uns bis zum Mißbrauch getrieben hatte. Aber die Natur, die wir in dieſer engliſchen Anlage finden, iſt diejenige nicht mehr, von der wir ausgegangen waren. Es iſt eine mit Geiſt beſeelte und durch Kunſt exaltirte Natur, die nun nicht bloß den einfachen, ſondern ſelbſt den durch Kultur verwöhnten Menſchen befriedigt, und indem ſie den Erſtern zum Denken reizt, den Letztern zur Empfindung zurückführt.

Was man auch gegen eine ſolche Interpretation der Hohenheimer Anlagen vielleicht einwenden mag, ſo gebührt dem Stifter dieſer Anlagen immer Dank genug, daß er nichts gethan hat, um ſie Lügen zu ſtrafen: und man müßte ſehr ungenügſam ſeyn, wenn man in äſthetiſchen Dingen nicht eben ſo geneigt wäre, die That für den Willen, als in moraliſchen den Willen für die That anzunehmen. Wenn das Gemälde dieſer Hohenheimer Anlagen einmal vollendet ſeyn wird, ſo dürfte es den unterrichteten Leſer nicht wenig intereſſiren, in demſelben zugleich ein ſymboliſches Charaktergemälde ihres ſo merkwürdigen Urhebers zu erblicken, der nicht in ſeinen Gärten allein Waſſerwerke von der Natur zu erzwingen wußte, wo ſich kaum eine Quelle fand.

Das Urtheil des Verfaſſers über den Garten zu Schwetzingen, und über das Seifersdorfer Thal bei Dresden, wird jeder Leſer von Geſchmack, der dieſe Anlagen in Augenſchein genommen, unterſchreiben, und ſich mit demſelben nicht enthalten können, eine Empfindſamkeit, welche Sittenſprüche auf eigene Täfelchen geſchrieben, an die Bäume hängt, für affektirt, und einen Geſchmack, der Moſcheen und griechiſche Tempel in buntem Gemiſche durcheinander wirft, für barbariſch zu erklären.

◆

Ueber Egmont,

Trauerſpiel von Goethe.

Entweder es ſind außerordentliche Handlungen und Situationen, oder es ſind Leidenſchaften, oder es ſind Charaktere, die dem tragiſchen Dichter zum Stoff dienen; und wenn gleich oft alle dieſe drei, als Urſache und Wirkung, in einem Stücke ſich beiſammen finden, ſo iſt doch immer das Eine oder das Andere vorzugsweiſe der letzte Zweck der Schilderung geweſen. Iſt die Begebenheit oder Situation das Hauptaugenmerk des Dichters, ſo braucht er ſich nur inſofern in die Leidenſchaft- und Charakterſchilderung einzulaſſen, als er jene durch dieſe herbeiführt. Iſt hingegen die Leidenſchaft ſein Hauptzweck, ſo iſt ihm oft die unſcheinbarſte Handlung ſchon genug, wenn ſie jene nur in's Spiel ſetzt. Ein am unrechten Ort gefundenes Schnupftuch veranlaßt eine Meiſterſcene im Mohren von Venedig. Iſt endlich der Charakter ſein vorzüglicheres Augenmerk, ſo iſt er in der Wahl und Verknüpfung der Begebenheiten noch viel weniger gebunden, und die ausführliche Darſtellung der ganzen Menſchen verbietet ihm ſogar, einer Leidenſchaft zu viel Raum zu geben. Die alten Tragiker haben ſich beinahe einzig auf Situationen und Leidenſchaften eingeſchränkt. Darum findet man bei ihnen auch nur wenig Individualität, Ausführlichkeit und Schärfe der Charakteriſtik. Erſt in neuern Zeiten, und in dieſen erſt ſeit Shakeſpeare, wurde die Tragödie mit der dritten Gattung bereichert; er war der Erſte, der in ſeinem Macbeth, Richard III. u. ſ. w. ganze Menſchen und Menſchenleben auf die Bühne brachte, und in Deutſchland gab uns der Verfaſſer des Götz von Berlichingen das erſte Muſter in dieſer Gattung. Es iſt hier nicht der Ort zu unterſuchen, wie viel oder wie wenig ſich dieſe neue Gattung mit dem letzten Zwecke der Tragödie, Furcht und Mitleid zu erregen, verträgt; genug, ſie iſt einmal vorhanden, und ihre Regeln ſind beſtimmt.

Zu dieſer letzten Gattung nun gehört das vorliegende Stück, und es iſt leicht einzuſehen, inwiefern die vorangeſchickte Erinnerung mit demſelben zuſammenhängt. Hier iſt keine hervorſtechende Begebenheit, keine vorwaltende Leidenſchaft, keine Verwicklung, kein dramatiſcher Plan, nichts von dem Allen; eine bloße Aneinanderſtellung mehrerer einzelner Handlungen und Gemälde, die beinahe durch nichts als durch den Charakter zuſammengehalten werden, der an Allen Antheil nimmt, und auf den ſich Alle beziehen. Die Einheit dieſes Stücks liegt alſo weder in den Situationen, noch in irgend einer Leidenſchaft, ſondern ſie liegt in dem Menſchen. Egmonts wahre Geſchichte konnte dem Verfaſſer auch nicht viel Mehreres liefern. Seine Gefangennehmung und Verurtheilung hat nichts Außerordentliches, und ſie ſelbſt iſt auch nicht die Folge irgend einer einzelnen intereſſanten Handlung, ſondern vieler kleinern, die der Dichter alle nicht brauchen konnte, wie er ſie fand, die er mit der Kataſtrophe auch nicht ſo genau zuſammenknüpfen konnte, daß ſie eine dramatiſche Handlung mit ihr ausmachten. Wollte er alſo dieſen Gegenſtand in einem Trauerſpiel behandeln, ſo hatte er die Wahl, entweder eine ganz neue Handlung zu dieſer Kataſtrophe zu erfinden, dieſem Charakter, den er in der Geſchichte vorfand, irgend eine herrſchende Leidenſchaft unterzulegen, oder ganz und gar auf dieſe zwei Gattungen der Tragödie Verzicht zu thun, und den Charakter ſelbſt, von dem er hingeriſſen war, zu ſeinem eigentlichen Vorwurf zu machen. Und dieſes Letztere, das Schwerere unſtreitig, hat er vorgezogen, weniger vermuthlich aus zu großer Achtung für die hiſtoriſche Wahrheit, als weil er die Armuth ſeines Stoffs durch den Reichthum ſeines Genies erſetzen zu können fühlte.

In dieſem Trauerſpiel — oder Rec. müßte ſich ganz in dem Geſichtspunkte geirrt haben — wird ein Charakter aufgeführt, der in einem bedenklichen Zeitlauf, umgeben von den Schlingen einer argliſtigen Politik, in nichts als ſein Verdienſt eingehüllt, voll übertriebenen Vertrauens zu ſeiner gerechten Sache, die es aber nur für ihn allein iſt, gefährlich wie ein Nachtwandler auf jäher Dachſpitze wandelt. Dieſe übergroße Zuverſicht, von deren Ungrund wir unterrichtet werden, und der unglückliche Ausſchlag derſelben ſollen uns Furcht und Mitleiden einflößen, oder uns tragiſch rühren — und dieſe Wirkung wird erreicht.

In der Geſchichte iſt Egmont kein großer Charakter, er iſt es auch in dem Trauerſpiele nicht. Hier iſt er ein wohlwollender, heiterer und offener Menſch, Freund mit der ganzen Welt, voll leichtſinnigen Vertrauens zu ſich ſelbſt und zu Andern, frei und kühn, als ob die Welt ihm gehörte, brav und unerſchrocken, wo es gilt, dabei großmüthig, liebenswürdig und ſanft, ein Charakter der ſchönern Ritterzeit, prächtig und etwas Prahler, ſinnlich und verliebt, ein fröhliches Weltkind — alle dieſe Eigenſchaften in eine lebendige, menſchliche, durchaus wahre und individuelle Schilderung verſchmolzen, die der verſchönernden Kunſt nichts, auch gar nichts zu danken hat. Egmont iſt ein Held, aber auch ganz nur ein flämiſcher Held, ein Held des ſechzehnten Jahrhunderts; Patriot, jedoch ohne ſich durch das allgemeine Elend in ſeinen Freuden ſtören zu laſſen; Liebhaber, ohne darum weniger Eſſen und Trinken zu lieben. Er hat Ehrgeiz, er ſtrebt nach einem großen Ziele, aber das hält ihn nicht ab, jede Blume aufzuleſen, die er auf ſeinem Wege findet, hindert ihn nicht, des Nachts zu ſeinem Liebchen zu ſchleichen, das koſtet ihm keine ſchlafloſen Nächte. Tolldreiſt wagt er bei St. Quentin und Gravelingen ſein Leben, aber er möchte weinen, wenn er von dieſer freundlichen ſüßen Gewohnheit des Daſeyns und Wirkens ſcheiden ſoll. „Leb' ich nur,“ ſo ſchildert er ſich ſelbſt, „um auf's Leben zu denken? „Soll ich den gegenwärtigen Augenblick nicht genießen, „damit ich des folgenden gewiß ſey? Und dieſen wieder

„mit Sorgen und Grillen verzehren? — Wir haben die und jene Thorheit in einem luſtigen Augenblick empfangen und geboren, ſind Schuld, daß eine ganz edle Schaar mit Bettelſäcken und mit einem ſelbſt gewählten Unnamen dem König ſeine Pflicht mit ſpottender Demuth in's Gedächtniß rief, ſind Schuld — was iſt's nun weiter? Iſt ein Faſtnachtsſpiel gleich Hochverrath? Sind uns die kurzen bunten Lumpen zu mißgönnen, die ein jugendlicher Muth um unſers Lebens arme Blöße hängen mag? Wenn ihr das Leben gar zu ernſthaft nehmt, was iſt denn dran? Scheint mir die Sonne heut, um das zu überlegen, was geſtern war?“ — Durch ſeine ſchöne Humanität, nicht durch Außerordentlichkeit, ſoll dieſer Charakter uns rühren; wir ſollen ihn lieb gewinnen, nicht über ihn erſtaunen. Dieſem Letztern ſcheint der Dichter ſo ſorgfältig aus dem Wege gegangen zu ſeyn, daß er ihm eine Menſchlichkeit über die andere beilegt, um ja ſeinen Helden zu uns herabzuziehen; — daß er ihm endlich nicht einmal ſo viel Größe und Ernſt mehr übrig läßt, als unſerer Meinung nach unumgänglich erfordert wird, dieſen Menſchlichkeiten ſelbſt das höchſte Intereſſe zu verſchaffen. Wahr iſt es, ſolche Züge menſchlicher Schwachheit ziehen oft unwiderſtehlich an — in einem Heldengemälde, wo ſie mit großen Handlungen in ſchöner Miſchung zerfließen. Heinrich IV. von Frankreich kann uns nach dem glänzendſten Siege nicht intereſſanter ſeyn, als auf einer nächtlichen Wanderung zu ſeiner Gabriele; aber durch welche ſtrahlende That, durch was für gründliche Verdienſte hat ſich Egmont bei uns das

Recht auf eine ähnliche Theilnahme und Nachſicht erworben? Zwar heißt es, dieſe Verdienſte werden als ſchon geſchehen vorausgeſetzt, ſie leben im Gedächtniß der ganzen Nation, und Alles, was er ſpricht, athmet den Willen und die Fähigkeit, ſie zu erwerben. Richtig! Aber das iſt eben das Unglück, daß wir ſeine Verdienſte vom Hörenſagen wiſſen und auf Treu und Glauben anzunehmen gezwungen werden, — ſeine Schwachheiten hingegen mit unſern Augen ſehen. Alles weiſet auf dieſen Egmont hin, als auf die letzte Stütze der Nation, und was thut er eigentlich Großes, um dieſes ehrenvolle Vertrauen zu verdienen? (denn folgende Stelle darf man doch wohl nicht dagegen anführen: „Die Leute," ſagt Egmont, „erhalten ſie (die Liebe) auch meiſt allein, die nicht darnach jagen. **Klärchen.** Haſt du dieſe ſtolze Anmerkung über dich ſelbſt gemacht, du, den alles Volk liebt? **Egmont.** Hätte ich nur Etwas für ſie gethan! Es iſt ihr guter Wille, mich zu lieben.") Ein großer Mann ſoll er nicht ſeyn, aber auch erſchlaffen ſoll er nicht; eine relative Größe, einen gewiſſen Ernſt verlangen wir mit Recht von jedem Helden eines Stückes; wir verlangen, daß er über dem Kleinen nicht das Große hintanſetze, daß er die Zeiten nicht verwechſle. Wer wird z. B. Folgendes billigen? Oranien iſt eben von ihm gegangen; Oranien, der ihn mit allen Gründen der Vernunft auf ſein nahes Verderben hingewieſen, der ihn, wie uns Egmont ſelbſt geſteht, durch dieſe Gründe erſchüttert hat. „Dieſer Mann," ſagt er, „trägt ſeine Sorglichkeit in mich herüber: — Weg — das iſt ein fremder Tropfen in

„meinem Blute. Gute Natur wirf ihn wieder heraus? „Und von meiner Stirn die ſinnenden Runzeln wegzubannen, gibt es ja wohl noch ein freundlich Mittel.“ Dieſes freundliche Mittel nun — wer es noch nicht weiß — iſt kein andres, als ein Beſuch beim Liebchen! Wie? Nach einer ſo ernſten Aufforderung keinen andern Gedanken, als nach Zerſtreuung? Nein, guter Graf Egmont! Runzeln, wo ſie hingehören! und freundliche Mittel, wo ſie hingehören! Wenn es euch zu beſchwerlich iſt, euch eurer eignen Rettung anzunehmen, ſo mögt ihr's haben, wenn ſich die Schlinge über euch zuſammen zieht. Wir ſind nicht gewohnt, unſer Mitleid zu verſchenken.

Hätte alſo die Einmiſchung dieſer Liebesangelegenheit dem Intereſſe wirklich Schaden gethan, ſo wäre dieſes doppelt zu beklagen, da der Dichter noch obendrein der hiſtoriſchen Wahrheit Gewalt anthun mußte, um ſie hervorzubringen. In der Geſchichte nämlich war Egmont verheirathet, und hinterließ neun (andere ſagen elf) Kinder, als er ſtarb. Dieſen Umſtand konnte der Dichter wiſſen und nicht wiſſen, wie es ſein Intereſſe mit ſich brachte; aber er hätte ihn nicht vernachläſſigen ſollen, ſobald er Handlungen, welche natürliche Folgen davon waren, in ſein Trauerſpiel aufnahm. Der wahre Egmont hatte durch eine prächtige Lebensart ſein Vermögen äußerſt in Unordnung gebracht, und brauchte alſo den König, wodurch ſeine Schritte in der Republik ſehr gebunden wurden. Beſonders aber war es ſeine Familie, was ihn auf eine ſo unglückliche Art in Brüſſel zurückhielt, da faſt alle ſeine übrigen Freunde ſich durch die Flucht retteten. Seine Entfernung aus dem Lande hätte ihm nicht bloß die reichen Einkünfte von zwei Statthalterſchaften gekoſtet; ſie hätte ihn auch zugleich um den Beſitz aller ſeiner Güter gebracht, die in den Staaten des Königs lagen, und ſogleich dem Fiſcus anheim gefallen ſeyn würden. Aber weder er ſelbſt, noch ſeine Gemahlin, eine Herzogin von Bayern, waren gewohnt, Mangel zu ertragen; auch ſeine Kinder waren nicht dazu erzogen. Dieſe Gründe ſetzt er ſelbſt bei mehreren Gelegenheiten dem Prinzen von Oranien, der ihn zur Flucht bereden wollte, auf eine rührende Art entgegen; dieſe Gründe waren es, die ihn ſo geneigt machten, ſich an dem ſchwächſten Aſte von Hoffnung zu halten, und ſein Verhältniß zum König von der beſten Seite zu nehmen. Wie zuſammenhängend, wie menſchlich wird nunmehr ſein ganzes Verhalten! Er wird nicht mehr das Opfer einer blinden thörichten Zuverſicht, ſondern der übertriebenen ängſtlichen Zärtlichkeit für die Seinigen. Weil er zu fein und zu edel denkt, um einer Familie, die er über Alles liebt, ein hartes Opfer zuzumuthen, ſtürzt er ſich ſelbſt in's Verderben. Und nun der Egmont im Trauerſpiel! — Indem der Dichter ihm Gemahlin und Kinder nimmt, zerſtört er den ganzen Zuſammenhang ſeines Verhaltens. Er iſt ganz gezwungen, dieſes unglückliche Bleiben aus einem leichtſinnigen Selbſtvertrauen entſpringen zu laſſen, und verringert dadurch gar ſehr unſere Achtung für den Verſtand ſeines Helden, ohne ihm dieſen Verluſt von Seite des Herzens zu erſetzen. Im Gegentheil — er bringt uns um das rührende Bild eines Vaters, eines liebenden Gemahls, — um uns einen Liebhaber von ganz gewöhnlichem Schlag daſür zu geben, der die Ruhe eines liebenswürdigen Mädchens, das ihn nie beſitzen, und noch weniger ſeinen Verluſt überleben wird, zu Grunde richtet, deſſen Herz er nicht einmal beſitzen kann, ohne eine Liebe, die glücklich hätte werden können, vorher zu zerſtören, der alſo, mit dem beſten Herzen zwar, zwei Geſchöpfe unglücklich macht, um die ſinnenden Runzeln von ſeiner Stirn wegzubannen. Und Alles dieſes kann er noch außerdem erſt nur auf Unkoſten der hiſtoriſchen Wahrheit möglich machen, die der dramatiſche Dichter allerdings hintanſetzen darf, um das Intereſſe ſeines Gegenſtandes zu erheben, aber nicht um es zu ſchwächen. Wie theuer läßt er uns alſo dieſe Epiſode bezahlen, die, an ſich betrachtet, gewiß eines der ſchönſten Gemälde iſt, die ihn in einer größern Compoſition, wo ſie von verhältnißmäßig großen Handlungen aufgewogen würde, von der höchſten Wirkung würde geweſen ſeyn.

Egmonts tragiſche Kataſtrophe fließt aus ſeinem politiſchen Leben, aus ſeinem Verhältniß zu der Nation und zu der Regierung. Eine Darſtellung des damaligen politiſchbürgerlichen Zuſtandes der Niederlande mußte daher ſeiner Schilderung zum Grunde liegen, oder vielmehr ſelbſt einen Theil der dramatiſchen Handlung mit ausmachen. Betrachtet man nun, wie wenig ſich Staatsaktionen überhaupt dramatiſch behandeln laſſen, und was für Kunſt dazu gehöre, ſo viele zerſtreute Züge in ein faßliches, lebendiges Bild zuſammen zu tragen, und das Allgemeine wieder im Individuellen anſchaulich zu machen, wie z. B. Shakeſpeare in ſeinem J. Cäſar gethan hat; betrachtet man ferner das Eigenthümliche der Niederlande, die nicht eine Nation, ſondern ein Aggregat mehrerer kleinen ſind, die unter ſich auf's Schärfſte contraſtiren, ſo daß es unendlich leichter war, uns nach Rom als nach Brüſſel zu verſetzen; betrachtet man endlich, wie unzählig viele kleine Dinge zuſammen wirkten, um den Geiſt jener Zeit und jenen politiſchen Zuſtand der Niederlande hervorzubringen, ſo wird man nicht aufhören können, das ſchöpferiſche Genie zu bewundern, das alle dieſe Schwierigkeiten beſiegt, und uns mit einer Kunſt, die nur mit derjenigen erreicht wird, womit es uns ſelbſt in zwei andern Stücken in die Ritterzeiten Deutſchlands und nach Griechenland verſetzte, nun auch in dieſe Welt gezaubert hat. Nicht genug, daß wir dieſe Menſchen vor uns leben und wirken ſehen, wir wohnen unter ihnen, wir ſind alte Bekannte von ihnen. Auf der einen Seite die fröhliche Geſelligkeit, die Gaſtfreundlichkeit, die Redſeligkeit, die Großthuerei dieſes Volks, der republikaniſche Geiſt, der bei der geringſten Neuerung aufwallt, und ſich oft eben ſo ſchnell auf die ſeichteſten Gründe wieder gibt; auf der andern die Laſten, unter denen es jetzt ſeufzt, von den neuen Biſchofsmützen an bis auf die franzöſiſchen Pſalmen, die es nicht ſingen ſoll; — nichts iſt vergeſſen, nichts ohne die höchſte Natur und Wahrheit herbeigeführt. Wir ſehen hier nicht bloß den gemeinen Haufen, der ſich überall gleich iſt, wir erkennen darin den Niederländer, und zwar den Niederländer dieſes und keines andern Jahrhunderts; in dieſem unterſcheiden wir noch den Brüſſeler, den Holländer, den Frieſen, und ſelbſt unter dieſen noch den Wohlhabenden und den Bettler, den Zimmermeiſter und den Schneider. So etwas läßt ſich nicht wollen, nicht erzwingen durch Kunſt. — Das kann nur der Dichter, der von ſeinem Gegenſtand ganz durchdrungen iſt. Dieſe Züge entwiſchen ihm, wie ſie demjenigen, den er dadurch ſchildert, entwiſchen, ohne daß er es will oder gewahr wird; ein Beiwort, ein Comma zeichnet einen Charakter. Buyk, ein Holländer und Soldat unter Egmont, hat beim Armbruſtſchießen das Beſte gewonnen, und will, als König, die Herren gaſtiren. Das iſt aber wider den Gebrauch.

Buyk. Ich bin fremd und König, und achte eure Geſetze und Herkommen nicht.

Jetter (ein Schneider aus Brüſſel). Du biſt ja ärger als der Spanier; der hat ſie uns doch bisher laſſen müſſen.

Ruyſom (ein Frieſländer). Laßt ihn! Doch ohne Präjudiz! Das iſt auch ſeines Herrn Art, ſplendid zu ſeyn und es laufen zu laſſen, wo es gedeiht!

Wer glaubt nicht, in dieſem doch ohne Präjudiz den zähen, auf ſeine Vorrechte wachſamen Frieſen zu erkennen, der ſich bei der kleinſten Bewilligung noch durch eine Klauſel verwahrt. Wie wahr, wenn ſich die Bürger von ihren Regenten unterreden —

Das war ein Herr! (von Karl V. ſpricht er) Er hatte die Hand über dem ganzen Erdboden und war euch Alles in Allem — und wenn er euch begegnete, ſo grüßte er euch, wie ein Nachbar den andern u. ſ. f. — Haben wir doch Alle geweint, wie er ſeinem Sohn das Regiment hier abtrat — ſagt' ich, verſicht mich — der iſt ſchon anders, der iſt majeſtätiſcher.

Jetter. Er ſpricht wenig, ſagen die Leute.

Soeſt. Er iſt kein Herr für uns Niederländer. Unſere Fürſten müſſen froh und frei ſeyn, wie wir, leben und leben laſſen u. ſ. w.

Wie treffend ſchildert er uns durch einen einzigen Zug das Elend jener Zeiten: Egmont geht über die Straße und die Bürger ſehen ihm mit Bewunderung nach.

Zimmermeiſter. Ein ſchöner Herr!

Jetter. Sein Hals wäre ein rechtes Freſſen für einen Scharfrichter.

Die wenigen Scenen, wo ſich die Bürger von Brüſſel unterreden, ſcheinen uns das Reſultat eines tiefen Studiums jener Zeiten und jenes Volks zu ſeyn, und ſchwerlich findet man in ſo wenigen Worten ein ſchöneres hiſtoriſches Denkmal für jene Geſchichte.

Mit nicht geringerer Wahrheit iſt derjenige Theil des Gemäldes behandelt, der uns von dem Geiſte der Regierung und den Anſtalten des Königs zu Unterdrückung des niederländiſchen Volks unterrichtet. Milder und menſchlicher iſt doch hier Alles, und veredelt iſt beſonders der Charakter der Herzogin von Parma. „Ich weiß, daß einer ein ehrlicher und verſtändiger Mann ſeyn kann, wenn er gleich den nächſten und beſten Weg zum Heil ſeiner Seele verfehlt hat!“ konnte eine Zöglingin des Ignatius Loyola wohl nicht ſagen. Beſonders gut verſtand es der Dichter, durch eine gewiſſe Weiblichkeit, die er aus ihrem ſonſt männiſchen Charakter ſehr glücklich hervorſcheinen läßt, das kalte Staats-Intereſſe, deſſen Expoſition er ihr anvertrauen mußte, mit Licht und Wärme zu beſeelen, und ihm eine gewiſſe Individualität und Lebendigkeit zu geben. Vor ſeinem Herzog von Alba zittern wir, ohne uns mit Abſcheu von ihm wegzukehren; es iſt ein feſter, ſtarrer, unzugänglicher Charakter; „ein eherner Thurm ohne Pforte, wozu die Beſatzung Flügel haben muß.“ Die kluge Vorſicht, womit er die Anſtalten zu Egmonts Verhaftung trifft, erſetzt ihm an unſrer Bewunderung, was ihm an unſerm Wohlwollen abgeht. Die Art, wie er uns in ſeine innerſte Seele hineinführt, und uns auf den Ausgang ſeines Unternehmens ſpannt, macht uns auf einen Augenblick zu Theilhabern deſſelben; wir intereſſiren uns dafür, als gält' es Etwas, das uns lieb iſt.

Meiſterhaft erfunden und ausgeführt iſt die Scene Egmonts mit dem jungen Alba im Gefängniß, und ſie gehört dem Verfaſſer ganz allein. Was kann rührender ſeyn, als wenn ihm dieſer Sohn ſeines Mörders die Achtung bekennt, die er längſt im Stillen gegen ihn getragen. „Dein Name war's, der mir in meiner erſten „Jugend gleich einem Stern des Himmels entgegen „leuchtete. Wie oft hab' ich nach dir gehorcht, gefragt! „Des Kindes Hoffnung iſt der Jüngling, des Jünglings „der Mann. So biſt du vor mir hergeſchritten, immer „vor, und ohne Neid ſah ich dich vor mir und ſchritt „dir nach und fort und fort. Nun hofft' ich endlich „dich zu ſehen und ſah dich, und mein Herz flog dir „entgegen. Nun hofft' ich erſt mit dir zu ſeyn, mit „dir zu leben, dich zu faſſen, dich — das iſt nun „Alles weggeſchnitten, und ich ſehe dich hier!“ — Und wenn ihm Egmont darauf antwortet: „War dir „mein Leben ein Spiegel, in welchem du dich gern

„betrachteteſt, ſo ſey es auch mein Tod. Die Menſchen „ſind nicht bloß zuſammen, wenn ſie beiſammen ſind; „auch der Entfernte, der Abgeſchiedene lebt uns. Ich lebe „dir und habe mir genug gelebt. Eines jeden Tages „habe ich mich gefreut,“ u. ſ. w. — Die übrigen Charaktere im Stück ſind mit Wenigem treffend gezeichnet; eine einzige Scene ſchildert uns den ſchlauen, wortkargen, Alles verknüpfenden und Alles fürchtenden Oranien. Alba ſowohl als Egmont malen ſich in den Menſchen, die ihnen nahe ſind; dieſe Schilderungsart iſt vortrefflich. Um alles Licht auf den einzigen Egmont zu verſammeln, hat der Dichter ihn ganz iſolirt, darum auch der Graf von Hoorne, der Ein Schickſal mit ihm hatte, weggeblieben iſt. Ein ganz neuer Charakter iſt Brackenburg, Klärchens Liebhaber, den Egmont verdrängt hat. Dieſes Gemälde des melancholiſchen Temperaments mit leidenſchaftlicher Liebe wäre einer eignen Auseinanderſetzung werth. Klärchen, die ihn für Egmont aufgegeben, hat Gift genommen und geht ab, nachdem ſie ihm den Reſt zurückgelaſſen. Er ſieht ſich allein. Wie ſchrecklich ſchön iſt dieſe Schilderung:

„Sie läßt mich ſtehn, mir ſelber überlaſſen,
„Sie theilt mit mir den Todestropfen,
„Und ſchickt mich weg! von ihrer Seite weg!
„Sie zieht mich an, und ſtößt in's Leben mich zurück!
„O Egmont, welch preiswürdig Loos fällt dir!
„Sie geht voran;
„Sie bringt den ganzen Himmel dir entgegen!
„Und ſoll ich folgen? wieder ſeitwärts ſtehn?
„Den unauslöſchlichen Neid
„In jene Wohnungen hinübertragen?
„Auf Erden iſt kein Bleiben mehr für mich
„Und Höll' und Himmel bieten gleiche Qual.“

Klärchen ſelbſt iſt unnachahmlich ſchön gezeichnet. Auch im höchſten Adel ihrer Unſchuld noch das gemeine Bürgermädchen, und ein niederländiſches Mädchen — durch nichts veredelt als durch ihre Liebe, reizend im Zuſtand der Ruhe, hinreißend und herrlich im Zuſtand des Affekts. Aber wer zweifelt, daß der Verfaſſer in einer Manier unübertrefflich ſey, worin er ſein eignes Muſter iſt!

Je höher die ſinnliche Wahrheit in dem Stücke getrieben iſt, deſto unbegreiflicher wird man es finden, daß der Verfaſſer ſelbſt ſie muthwillig zerſtört. Egmont hat alle ſeine Angelegenheiten berichtigt, und ſchlummert endlich, von Müdigkeit überwältigt, ein. Eine Muſik, läßt ſich hören und hinter ſeinem Lager ſcheint ſich die Mauer aufzuthun; eine glänzende Erſcheinung, die Freiheit, in Klärchens Geſtalt, zeigt ſich in einer Wolke. — Kurz, mitten aus der wahrſten und rührendſten Situation werden wir durch einen Salto mortale in eine Opernwelt verſetzt, um einen Traum — zu ſehen. Lächerlich würde es ſeyn, dem Verfaſſer darthun zu wollen, wie ſehr dadurch unſerm Gefühle Gewalt angethan werde; das hat er ſo gut und beſſer gewußt als wir; aber ihm ſchien die Idee, Klärchen und die Freiheit, Egmonts beide herrſchende Gefühle, in Egmonts Kopf allegoriſch zu verbinden, gehaltreich genug, um dieſe Freiheit allenfalls zu entſchuldigen. Gefalle dieſer Gedanke, wem er will — Rec. geſteht, daß er gern einen ſinnreichen Einfall entbehrt hätte, um eine Empfindung ungeſtört zu genießen.

◆

Ueber Matthiſſons Gedichte.

Daß die Griechen, in den guten Zeiten der Kunſt, der Landſchaftmalerei eben nicht viel nachgefragt haben, iſt etwas Bekanntes, und die Rigoriſten in der Kunſt ſtehen ja noch heutiges Tages an, ob ſie den Landſchaftmaler überhaupt nur als ächten Künſtler gelten laſſen ſollen. Aber, was man noch nicht genug bemerkt hat, auch von einer Landſchaft-Dichtung, als einer eigenen Art von Poeſie, die der epiſchen, dramatiſchen und lyriſchen ungefähr eben ſo, wie die Landſchaftmalerei der Thier- und Menſchenmalerei gegenüber ſteht, hat man in den Werken der Alten wenig Beiſpiele aufzuweiſen.

Es iſt nämlich ganz etwas Anderes, ob man die unbeſeelte Natur bloß als Lokal einer Handlung in eine Schilderung mit aufnimmt, und, wo es etwa nöthig iſt, von ihr die Farben der Darſtellung der beſeelten entlehnt, wie der Hiſtorienmaler und der epiſche Dichter häufig thun, oder ob man es gerade umkehrt, wie der Landſchaftmaler, die unbeſeelte Natur für ſich ſelbſt zur Heldin der Schilderung, und den Menſchen bloß zum Figuranten in derſelben macht. Von dem erſtern findet man unzählige Proben im Homer, und wer möchte den großen Maler der Natur in der Wahrheit, Individualität und Lebendigkeit erreichen, womit er uns das Lokal ſeiner dramatiſchen Gemälde verſinnlicht? Aber den Neuern (worunter zum Theil ſchon die Zeitgenoſſen des Plinius gehören) war es aufbehalten, in Landſchaftgemälden und Landſchaftpoeſien dieſen Theil der Natur für ſich ſelbſt zum Gegenſtand einer eignen Darſtellung zu machen, und ſo das Gebiet der Kunſt, welches die Alten bloß auf Menſchheit und Menſchenähnlichkeit ſcheinen eingeſchränkt zu haben, mit dieſer neuen Provinz zu bereichern.

Woher wohl dieſe Gleichgültigkeit der griechiſchen Künſtler für eine Gattung, die wir Neuern ſo allgemein ſchätzen? Läßt ſich wohl annehmen, daß es dem Griechen, dieſem Kenner und leidenſchaftlichen Freund alles Schönen, an Empfänglichkeit für die Reize der lebloſen Natur gefehlt habe, oder muß man nicht vielmehr auf die Vermuthung gerathen, daß er dieſen Stoff wohlbedächtlich verſchmäht habe, weil er denſelben mit ſeinen Begriffen von ſchöner Kunſt unvereinbar fand?

Es darf nicht befremden, dieſe Frage bei Gelegenheit eines Dichters aufwerfen zu hören, der in Darſtellung der landſchaftlichen Natur eine vorzügliche Stärke beſitzt, und vielleicht mehr als irgend einer zum Repräſentanten dieſer Gattung und zu einem Beiſpiel dienen kann, was überhaupt die Poeſie in dieſem Fache zu leiſten im Stande iſt. Ehe wir es alſo mit ihm ſelbſt zu thun haben, müſſen wir einen kritiſchen Blick auf die Gattung werfen, worin er ſeine Kräfte verſuchte.

Wer freilich noch ganz friſch und lebendig den Eindruck von Claude Lorrains Zauberpinſel in ſich fühlt, wird ſich ſchwer überreden laſſen, daß es kein Werk der ſchönen, bloß der angenehmen Kunſt ſey, was ihn in dieſe Entzückung verſetzte, und wer ſo eben eine Matthiſſon'ſche Schilderung aus den Händen legt, wird den Zweifel, ob er auch wirklich einen Dichter geleſen habe, ſehr befremdend finden.

Wir überlaſſen es Andern, dem Landſchaftmaler ſeinen Rang unter den Künſtlern zu verfechten, und werden von dieſer Materie hier nur ſo viel berühren, als zunächſt den Landſchaftdichter anbetrifft. Zugleich wird uns dieſe Unterſuchung die Grundſätze darbieten, nach denen man den Werth dieſer Gedichte zu beſtimmen hat. Es iſt, wie man weiß, niemals der Stoff, ſondern bloß die Behandlungsweiſe, was den Künſtler und Dichter macht; ein Hausgeräthe und eine moraliſche Abhandlung können beide durch eine geſchmackvolle Ausführung zu einem freien Kunſtwerk geſteigert werden, und das Porträt eines Menſchen wird in ungeſchickten Händen zu einer gemeinen Manufaktur herabſinken. Steht man alſo an, Gemälde oder Dichtungen, welche bloß unbeſeelte Naturmaſſen zu ihrem Gegenſtand haben, für ächte Werke der ſchönen Kunſt (derjenigen nämlich, in welcher ein Ideal möglich iſt) zu erkennen, ſo zweifelt man an der Möglichkeit, dieſe Gegenſtände ſo zu behandeln, wie es der Charakter der ſchönen Kunſt erheiſcht. Was iſt dies nun für ein Charakter, mit dem ſich die bloß landſchaftliche Natur nicht ganz ſoll vertragen können? Es muß derſelbe ſeyn, der die ſchöne Kunſt von der bloß angenehmen unterſcheidet. Nun theilen aber beide den Charakter der Freiheit; folglich muß das angenehme Kunſtwerk, wenn es zugleich ein ſchönes ſeyn ſoll, den Charakter der Nothwendigkeit an ſich tragen.

Wenn man unter Poeſie überhaupt die Kunſt verſteht, „uns durch einen freien Effekt unſrer produktiven Einbildungskraft in beſtimmte Empfindungen zu verſetzen,“ (eine Erklärung, die ſich neben den vielen, die über dieſen Gegenſtand im Cours ſind, auch noch wohl wird erhalten können) ſo ergeben ſich daraus zweierlei Forderungen, denen kein Dichter, der dieſen Namen verdienen will, ſich entziehen kann. Er muß für's Erſte unſere Einbildungskraft frei ſpielen und ſelbſt handeln laſſen, und zweitens muß er nichts deſto weniger ſeiner Wirkung gewiß ſeyn, und eine beſtimmte Empfindung erregen. Dieſe Forderungen ſcheinen einander anfänglich ganz widerſprechend zu ſeyn; denn nach der erſten müßte unſere Einbildungskraft herrſchen, und keinen andern als ihrem eignen Geſetz gehorchen; nach der andern müßte ſie dienen, und dem Geſetz des Dichters gehorchen. Wie hebt der Dichter nun dieſen Widerſpruch? Dadurch, daß er unſerer Einbildungskraft keinen andern Gang vorſchreibt, als den ſie in ihrer vollen Freiheit und nach ihren eigenen Geſetzen nehmen müßte, daß er ſeinen Zweck durch Natur erreicht, und die äußere Nothwendigkeit in eine innere verwandelt. Es findet ſich alsdann, daß beide Forderungen einander nicht nur nicht aufheben, ſondern vielmehr in ſich enthalten, und daß die höchſte Freiheit gerade nur durch die höchſte Beſtimmtheit möglich iſt.

Hier ſtellen ſich aber dem Dichter zwei groſſe Schwierigkeiten in den Weg. Die Imagination in ihrer Freiheit folgt, wie bekannt iſt, bloß dem Geſetz der Ideenverbindung, die ſich urſprünglich nur auf einen zufälligen Zuſammenhang der Wahrnehmungen in der Zeit, mithin auf etwas ganz Empiriſches, gründet. Nichts deſto weniger muß der Dichter dieſen empiriſchen Effekt der Aſſociation zu berechnen wiſſen, weil er nur inſofern der Dichter iſt, als er durch eine freie Selbſthandlung unſrer Einbildungskraft ſeinen Zweck erreicht. Um ihn zu berechnen, muß er aber eine Geſetzmäſſigkeit darin entdecken, und den empiriſchen Zuſammenhang der Vorſtellung auf Nothwendigkeit zurückführen können. Unſere Vorſtellungen ſtehen aber nur inſofern in einem nothwendigen Zuſammenhang, als ſie ſich auf eine objektive Verknüpfung in den Erſcheinungen, nicht bloß auf ein ſubjektives und willkührliches Gedankenſpiel gründen. An dieſe objektive Verknüpfung in den Erſcheinungen hält ſich alſo der Dichter, und nur wenn er von ſeinem Stoffe Alles ſorgfältig abgeſondert hat, was bloß aus ſubjektiven und zufälligen Quellen hinzugekommen iſt, nur wenn er gewiß iſt, daß er ſich an das reine Objekt gehalten, und ſich ſelbſt zuvor dem Geſetz unterworfen habe, nach welchem die Einbildungskraft in allen Subjekten ſich richtet, nur dann kann er verſichert ſeyn, daß die Imagination aller andern in ihrer Freiheit mit dem Gang, den er ihr vorſchreibt, zuſammenſtimmen werde.

Aber er will die Einbildungskraft nur deßwegen in ein beſtimmtes Spiel verſetzen, um beſtimmt auf das

Herz zu wirken. So ſchwer ſchon die erſte Aufgabe ſeyn mochte, das Spiel der Imagination unbeſchadet ihrer Freiheit zu beſtimmen, ſo ſchwer iſt die zweite, durch dieſes Spiel der Imagination den Empfindungszuſtand des Subjekts zu beſtimmen. Es iſt bekannt, daß verſchiedene Menſchen bei der nämlichen Veranlaſſung, ja daß derſelbe Menſch in verſchiedenen Zeiten von derſelben Sache ganz verſchieden gerührt werden kann. Ungeachtet dieſer Abhängigkeit unſerer Empfindungen von zufälligen Einflüſſen, die außer ſeiner Gewalt ſind, muß der Dichter unſern Empfindungszuſtand beſtimmen; er muß alſo auf die Bedingungen wirken, unter welchen eine beſtimmte Rührung des Gemüths nothwendig erfolgen muß. Nun iſt aber in den Beſchaffenheiten eines Subjekts nichts nothwendig, als der Charakter der Gattung; der Dichter kann alſo nur inſofern unſere Empfindungen beſtimmen, als er ſie der Gattung in uns, nicht unſerm ſpecifiſch verſchiedenen Selbſt, abfordert. Um aber verſichert zu ſeyn, daß er ſich auch wirklich an die reine Gattung in den Individuen wende, muß er ſelbſt zuvor das Individuum in ſich ausgelöſcht und zur Gattung geſteigert haben. Nur alsdann, wenn er nicht als der oder der beſtimmte Menſch (in welchem der Begriff der Gattung immer beſchränkt ſeyn würde), ſondern wenn er als Menſch überhaupt empfindet, iſt er gewiß, daß die ganze Gattung ihm nachempfinden werde — wenigſtens kann er auf dieſen Effekt mit dem nämlichen Rechte dringen, als er von jedem menſchlichen Individuum Menſchheit verlangen kann.

Von jedem Dichterwerke werden alſo folgende zwei Eigenſchaften unnachläßlich gefordert: erſtlich nothwendige Beziehung auf ſeinen Gegenſtand (objektive Wahrheit); zweitens nothwendige Beziehung dieſes Gegenſtandes, oder doch der Schilderung deſſelben, auf das Empfindungsvermögen (ſubjektive Allgemeinheit). In einem Gedicht muß Alles wahre Natur ſeyn, denn die Einbildungskraft gehorcht einem andern Geſetze, und erträgt keinen andern Zwang, als den die Natur der Dinge ihr vorſchreibt; in einem Gedicht darf aber nichts wirkliche (hiſtoriſche) Natur ſeyn, denn alle Wirklichkeit iſt mehr oder weniger Beſchränkung jener allgemeinen Naturwahrheit. Jeder individuelle Menſch iſt gerade um ſo viel weniger Menſch, als er individuell iſt; jede Empfindungsweiſe iſt gerade um ſo viel weniger nothwendig und rein menſchlich, als ſie einem beſtimmten Subjekt eigenthümlich iſt. Nur in Wegwerfung des Zufälligen und in dem reinen Ausdruck des Nothwendigen liegt der große Styl.

Aus dem Geſagten erhellt, daß das Gebiet der eigentlich ſchönen Kunſt ſich nur ſo weit erſtrecken kann, als ſich in der Verknüpfung der Erſcheinungen Nothwendigkeit entdecken läßt. Außerhalb dieſes Gebietes, wo die Willkühr und der Zufall regieren, iſt entweder keine Beſtimmtheit oder keine Freiheit, denn ſobald der Dichter das Spiel unſerer Einbildungskraft durch keine innere Nothwendigkeit lenken kann, ſo muß er es entweder durch eine äußere lenken, und dann iſt es nicht mehr unſere Wirkung; oder er wird es gar nicht lenken, und dann iſt es nicht mehr ſeine Wirkung; und doch muß ſchlechterdings Beides beiſammen ſeyn, wenn ein Werk poetiſch heißen ſoll.

Daher mag es kommen, daß ſich bei den weiſen Alten die Poeſie ſowohl als die bildende Kunſt nur im Kreiſe der Menſchheit aufhielten, weil ihnen nur die Erſcheinungen an dem (äußern und innern) Menſchen dieſe Geſetzmäßigkeit zu enthalten ſchienen. Einem unterrichtetern Verſtand, als der unſrige iſt, mögen die übrigen Naturweſen vielleicht eine ähnliche zeigen; für unſere Erfahrung aber zeigen ſie ſie nicht, und der Willkühr iſt ſchon ein ſehr weites Feld geöffnet. Das Reich beſtimmter Formen geht über den thieriſchen Körper und das menſchliche Herz nicht hinaus; daher nur in dieſen beiden ein Ideal kann aufgeſtellt werden. Ueber dem Menſchen (als Erſcheinung) gibt es kein Objekt für die Kunſt mehr, obgleich für die Wiſſenſchaft, denn das Gebiet der Einbildungskraft iſt hier zu Ende. Unter dem Menſchen gibt es kein Objekt für die ſchöne Kunſt mehr, obgleich für die angenehme, denn das Reich der Nothwendigkeit iſt hier geſchloſſen.

Wenn die bisher aufgeſtellten Grundſätze die richtigen ſind (welches wir dem Urtheil der Kunſtverſtändigen anheim ſtellen), ſo läßt ſich, wie es bei dem erſten Anblicke ſcheint, für landſchaftliche Darſtellungen wenig Gutes daraus folgern, und es wird ziemlich zweifelhaft, ob die Erwerbung dieſer weitläufigen Provinz als eine wahre Grenzerweiterung der ſchönen Kunſt betrachtet werden kann. In demjenigen Naturbezirke, worin der Landſchaftmaler und Landſchaftdichter ſich aufhalten, verliert ſich ſchon auf eine ſehr merkliche

Weiſe die Beſtimmtheit der Miſchungen und Formen; nicht nur die Geſtalten ſind hier willkührlicher, und erſcheinen es noch mehr; auch in der Zuſammenſetzung derſelben ſpielt der Zufall eine dem Künſtler ſehr läſtige Rolle. Stellt er uns alſo beſtimmte Geſtalten und in einer beſtimmten Ordnung vor, ſo beſtimmt er, und nicht wir, indem keine objektive Regel vorhanden iſt, in welcher die freie Phantaſie des Zuſchauers mit der Idee des Künſtlers übereinſtimmen könnte. Wir empfangen alſo das Geſetz von ihm, das wir uns doch ſelbſt geben ſollten, und die Wirkung iſt wenigſtens nicht rein poetiſch, weil ſie keine vollkommen freie Selbſthandlung der Einbildungskraft iſt. Will aber der Künſtler die Freiheit retten, ſo kann er es nur dadurch bewerkſtelligen, daß er auf Beſtimmtheit, mithin auf wahre Schönheit, Verzicht thut.

Nichts deſto weniger iſt dieſes Naturgebiet für die ſchöne Kunſt ganz und gar nicht verloren, und ſelbſt die von uns ſo eben aufgeſtellten Prinzipien berechtigen den Künſtler und Dichter, der ſeine Gegenſtände daraus wählt, zu einem ſehr ehrenvollen Range. Für's Erſte iſt nicht zu läugnen, daß bei aller anſcheinenden Willkühr der Formen auch in dieſer Region von Erſcheinungen noch immer eine große Einheit und Geſetzmäßigkeit herrſcht, die den weiſen Künſtler in der Nachahmung leiten kann. Und dann muß bemerkt werden, daß, wenn gleich in dieſem Kunſtgebiet von der Beſtimmtheit der Formen ſehr viel nachgelaſſen werden muß (weil die Theile in dem Ganzen verſchwinden, und der Effekt nur durch Maſſen bewirkt wird), doch in der Compoſition noch eine große Nothwendigkeit herrſchen könne, wie unter andern die Schattirung und Farbengebung in der maleriſchen Darſtellung zeigt.

Aber die landſchaftliche Natur zeigt uns dieſe ſtrenge Nothwendigkeit nicht in allen ihren Theilen, und bei dem tiefſten Studium derſelben wird noch immer ſehr viel Willkührliches übrig bleiben, was den Künſtler und Dichter in einem niedrigen Grade von Vollkommenheit gefangen hält. Die Nothwendigkeit, die der ächte Künſtler an ihr vermißt, und die ihn doch allein befriedigt, liegt nur innerhalb der menſchlichen Natur, und daher wird er nicht ruhen, bis er ſeinen Gegenſtand in dieſes Reich der höchſten Schönheit hinübergeſpielt hat. Zwar wird er die landſchaftliche Natur für ſich ſelbſt ſo hoch ſteigern, als es möglich iſt, und ſo weit es angeht, den Charakter der Nothwendigkeit in ihr aufzufinden und darzuſtellen ſuchen; aber weil er aller ſeiner Beſtrebungen ungeachtet auf dieſem Wege nie dahin kommen kann, ſie der menſchlichen gleich zu ſtellen, ſo verſucht er es endlich, ſie durch eine ſymboliſche Operation in die menſchliche zu verwandeln, und dadurch aller der Kunſtvorzüge, welche ein Eigenthum der letztern ſind, theilhaftig zu machen.

Auf was Art bewerkſtelligt er nun dieſes, ohne der Wahrheit und Eigenthümlichkeit derſelben Abbruch zu thun? Jeder wahre Künſtler und Dichter, der in dieſer Gattung arbeitet, verrichtet dieſe Operation, und gewiß in den mehreſten Fällen ohne ſich eine deutliche Rechenſchaft davon zu geben. Es gibt zweierlei Wege auf denen die unbeſeelte Natur ein Symbol der menſchlichen werden kann, entweder als Darſtellung von Empfindungen, oder als Darſtellung von Ideen.

Zwar ſind Emfindungen, ihrem Inhalte nach, keiner Darſtellung fähig; aber ihrer Form nach ſind ſie es allerdings, und es exiſtirt wirklich eine allgemein beliebte und wirkſame Kunſt, die kein anderes Objekt hat, als eben dieſe Form der Empfindungen. Dieſe Kunſt iſt die Muſik, und inſofern alſo die Landſchaftmalerei oder Landſchaftpoeſie muſikaliſch wirkt, iſt ſie Darſtellung des Empfindungsvermögens, mithin Nachahmung menſchlicher Natur. In der That betrachten wir auch jede maleriſche und poetiſche Compoſition als eine Art von muſikaliſchem Werk, und unterwerfen ſie zum Theil denſelben Geſetzen. Wir fordern auch von Farben eine Harmonie und einen Ton und gewiſſermaßen auch eine Modulation. Wir unterſcheiden in jeder Dichtung die Gedankeneinheit von der Empfindungseinheit, die muſikaliſche Haltung von der logiſchen, kurz, wir verlangen, daß jede poetiſche Compoſition neben dem, was ihr Inhalt ausdrückt, zugleich durch ihre Form Nachahmung und Ausdruck von Empfindungen ſey, und als Muſik auf uns wirke. Von dem Landſchaftmaler und Landſchaftdichter verlangen wir dies in noch höherm Grade und mit deutlicherm Bewußtſeyn, weil wir von unſern übrigen Anforderungen an Produkte der ſchönen Kunſt bei beiden etwas herunter laſſen müſſen.

Nun beſteht aber der ganze Effekt der Muſik (als ſchöner und nicht bloß angenehmer Kunſt) darin, die innern Bewegungen des Gemüths durch analogiſche äußere zu begleiten und zu verſinnlichen. Da nun jene innern Bewegungen (als menſchliche Natur) nach ſtrengen Geſetzen der Nothwendigkeit vor ſich gehen, ſo geht dieſe Nothwendigkeit und Beſtimmtheit auch auf die äußern Bewegungen, wodurch ſie ausgedrückt werden, über; und auf dieſe Art wird es begreiflich, wie vermittelſt jenes ſymboliſchen Akts die gemeinen Naturphänomene des Schalles und des Lichts von der äſthetiſchen Würde der Menſchennatur participiren können. Dringt nun der Tonſetzer und der Landſchaftmaler in das Geheimniß jener Geſetze ein, welche über die innern Bewegungen des menſchlichen Herzens walten, und ſtudiert er die Analogie, welche zwiſchen dieſen Gemüthsbewegungen und gewiſſen äußern Erſcheinungen Statt findet, ſo wird er aus einem Bildner gemeiner Natur zum wahrhaften Seelenmaler. Er tritt aus dem Reich der Willkühr in das Reich der Nothwendigkeit ein, und darf ſich, wo nicht dem plaſtiſchen Künſtler, der den äußern Menſchen, doch dem Dichter, der den innern zu ſeinem Objekte macht, getroſt an die Seite ſtellen.

Aber die landſchaftliche Natur kann auch zweitens noch dadurch in den Kreis der Menſchheit gezogen werden, daß man ſie zu einem Ausdruck von Ideen macht. Wir meinen hier aber keineswegs diejenige Erweckung von Ideen, die von dem Zufall der Aſſociation abhängig iſt; denn dieſe iſt willkührlich und der Kunſt gar nicht würdig; ſondern diejenige, die nach Geſetzen der ſymboliſirenden Einbildungskraft nothwendig erfolgt. In thätigen und zum Gefühl ihrer moraliſchen Würde erwachten Gemüthern ſieht die Vernunft dem Spiele der Einbildungskraft nicht müßig zu; unaufhörlich iſt ſie beſtrebt, dieſes zufällige Spiel mit ihrem eignen Verfahren übereinſtimmend zu machen. Bietet ſich ihr nun unter dieſen Erſcheinungen eine dar, welche nach ihren eignen (praktiſchen) Regeln behandelt werden kann, ſo iſt ihr dieſe Erſcheinung ein Sinnbild ihrer eignen Handlungen; der todte Buchſtabe der Natur wird zu einer lebendigen Geiſterſprache, und das äußere und innere Auge leſen dieſelbe Schrift der Erſcheinungen auf ganz verſchiedene Weiſe. Jene liebliche Harmonie der Geſtalten, der Töne und des Lichts, die den äſthetiſchen Sinn entzückt, befriedigt jetzt zugleich den moraliſchen; jene Stetigkeit, mit der ſich die Linien im Raum oder die Töne in der Zeit aneinander fügen, iſt ein natürliches Symbol der innern Uebereinſtimmung des Gemüths mit ſich ſelbſt und des ſittlichen Zuſammenhangs der Handlungen und Gefühle, und in der ſchönen Haltung eines pittoresken oder muſikaliſchen Stücks malt ſich die noch ſchönere einer ſittlich geſtimmten Seele.

Der Tonſetzer und der Landſchaftmaler bewirken dieſes bloß durch die Form ihrer Darſtellung, und ſtimmen bloß das Gemüth zu einer gewiſſen Empfindungsart und zur Aufnahme gewiſſer Ideen; aber einen Inhalt dazu zu finden, überlaſſen ſie der Einbildungskraft des Zuhörers und Betrachters. Der Dichter hingegen hat noch einen Vortheil mehr; er kann jenen Empfindungen einen Text unterlegen, er kann jene Symbolik der Einbildungskraft zugleich durch den Inhalt unterſtützen und ihr eine beſtimmtere Richtung geben. Aber er vergeſſe nicht, daß ſeine Einmiſchung in dieſes Geſchäft ihre Grenzen hat. Andeuten mag er jene Ideen, anſpielen jene Empfindungen; doch ausführen ſoll er ſie nicht ſelbſt, nicht der Einbildungskraft ſeines Leſers vorgreifen. Jede nähere Beſtimmung wird hier als eine läſtige Schranke empfunden; denn eben darin liegt das Anziehende ſolcher äſthetiſchen Ideen, daß wir in den Inhalt derſelben wie in eine grundloſe Tiefe blicken. Der wirkliche und ausdrückliche Gehalt, den der Dichter hineinlegt, bleibt ſtets eine endliche, der mögliche Gehalt, den er uns hineinzulegen überläßt, iſt eine unendliche Größe.

Wir haben dieſen weiten Weg nicht genommen, um uns von unſern Dichter zu entfernen, ſondern um demſelben näher zu kommen. Jene dreierlei Erforderniſſe landſchaftlicher Darſtellungen, welche wir ſo eben namhaft gemacht haben, vereinigt Hr. M. in den mehreſten ſeiner Schilderungen. Sie gefallen uns durch ihre Wahrheit und Anſchaulichkeit; ſie ziehen uns an durch ihre muſikaliſche Schönheit; ſie beſchäftigen uns durch den Geiſt, der darin athmet.

Sehen wir bloß auf treue Nachahmung der Natur in ſeinen Landſchaftgemälden, ſo müſſen wir die Kunſt bewundern, womit er unſere Einbildungskraft zu Darſtellung dieſer Scenen aufzufordern, und, ohne ihr die Freiheit zu rauben, über ſie zu herrſchen weiß. Alle einzelne Partien in denſelben finden ſich nach einem Geſetz der Nothwendigkeit zuſammen; nichts iſt willkührlich herbeigeführt, und der generiſche Charakter dieſer Naturgeſtalten iſt mit dem glücklichſten Blick ergriffen. Daher wird es unſerer Imagination ſo ungemein leicht, ihm zu folgen; wir glauben die Natur ſelbſt zu ſehen, und es iſt uns, als ob wir uns bloß der Reminiſcenz gehabter Vorſtellungen überließen. Auch auf die Mittel verſteht er ſich vollkommen, ſeinen Darſtellungen Leben und Sinnlichkeit zu geben, und kennt vortrefflich ſowohl die Vortheile als die natürlichen Schranken ſeiner Kunſt. Der Dichter nämlich befindet ſich bei Compoſitionen dieſer Art immer in einem gewiſſen Nachtheil gegen den Maler, weil ein großer Theil des Effekts auf dem ſimultanen Eindruck des Ganzen beruhe, das er doch nicht anders als ſucceſſiv in der Einbildungskraft des Leſers zuſammenſetzen kann. Seine Sache iſt nicht ſowohl, uns zu repräſentiren, was iſt, als was geſchieht; und verſteht er ſeinen Vortheil, ſo wird er ſich immer nur an denjenigen Theil ſeines Gegenſtandes halten, der einer genetiſchen Darſtellung fähig iſt. Die landſchaftliche Natur iſt ein auf Einmal gegebenes Ganze von Erſcheinungen, und in dieſer Hinſicht dem Maler günſtiger; ſie iſt aber dabei auch ein ſucceſſiv gegebenes Ganze, weil ſie in einem beſtändigen Wechſel iſt, und begünſtigt inſofern den Dichter. Hr. M. hat ſich mit vieler Beurtheilung nach dieſem Unterſchied gerichtet. Sein Objekt iſt immer mehr das Mannichfaltige in der Zeit als das im Raume, mehr die bewegte als die feſte und ruhende Natur. Vor unſern Augen entwickelt ſich ihr immer wechſelndes Drama und mit der reizendſten Stetigkeit laufen ihre Erſcheinungen in einander. Welches Leben, welche Bewegung findet ſich z. B. in dem lieblichen Mondſcheingemälde S. 85.

Der Vollmond ſchwebt im Oſten;
  Am alten Geiſterthurm
Flimmt bläulich im bemooſten
  Geſtein der Feuerwurm.
Der Linde ſchöner Wolke
  Streift ſchon in Lunen's Glanz;
Im dunkeln Uferſchilfe
  Webt leichter Irrwiſchtanz.

Die Kirchenfenſter ſchimmern;
  In Silber wallt das Korn;
Bewegte Sternchen flimmern
  Auf Teich und Wieſendorn;
Im Lichte wehn die Ranken
  Der öden Felſenkluft.
Den Berg, wo Tannen wanken,
  Umſchleiert weißer Duft.

Wie ſchön der Mond die Wellen
  Des Erlenbachs beſäumt,
Der hier durch Binſenſtellen,
  Dort unter Blumen ſchäumt,
Als lodernde Kaskade
  Des Dorfes Mühle treibt,
Und wild vom lauten Rade
  In Silberfunken ſtäubt. u. ſ. w.

Aber auch da, wo es ihm darum zu thun iſt, eine ganze Dekoration auf Einmal vor unſere Augen zu ſtellen, weiß er uns durch die Stetigkeit des Zuſammenhanges die Comprehenſion leicht und natürlich zu machen, wie in dem folgenden Gemälde S. 54.

Die Sonne ſinkt; ein purpurfarbner Duft
Schwimmt um Savoyens dunkle Tannenhügel.
Der Alpen Schnee entglüht in hoher Luft,
Geneva malt ſich in der Fluten Spiegel.

Ob wir gleich dieſe Bilder nur nach einander in die Einbildungskraft aufnehmen, ſo verknüpfen ſie ſich doch ohne Schwierigkeit in eine Totalvorſtellung, weil eines das andern unterſtützt und gleichſam nothwendig macht. Etwas ſchwerer ſchon wird uns die Zuſammenfaſſung in der nächſtfolgenden Strophe, wo jene Stetigkeit weniger beobachtet iſt.

In Gold verfließt der Bergesgipfel Saum;
Die Wieſenflur, beſchneit von Blüthenflocken,
Haucht Wohlgerüche; Zephyr athmet kaum;
Vom Jura ſchallt der Klang der Heerdenglocken.

Von dem vergoldeten Saum der Berge können wir uns nicht ohne einen Sprung auf die blühende und duftende Wieſe verſetzen; und dieſer Sprung wird dadurch noch fühlbarer, daß wir auch einen andern Sinn in's Spiel ſetzen müſſen. Wie glücklich aber nun gleich wieder die folgende Strophe:

Der Fiſcher ſingt im Kahne, der gemach
Im rothen Widerſchein zum Ufer gleitet,
Wo der bemooſten Eiche Schattendach
Die netzumhangne Wohnung überbreitet.

Zeigt ihm die Natur ſelbſt keine Bewegung, ſo entlehnt der Dichter dieſe auch wohl von der Einbildungskraft, und bevölkert die ſtille Welt mit geiſtigen Weſen, die im Nebelduft ſtreifen und im Schimmer des Mondlichts ihre Tänze halten. Oder es ſind auch die Geſtalten der Vorzeit, die in ſeiner Erinnerung aufwachen, und in die verödete Landſchaft ein künſtliches Leben bringen. Dergleichen Aſſociationen bieten ſich ihm aber keineswegs willkührlich an; ſie entſtehen gleichſam nothwendig entweder aus dem Lokale der Landſchaft, oder aus der Empfindungsart, welche durch jene Landſchaft in ihm erweckt wird. Sie ſind zwar nur eine ſubjektive Begleitung derſelben, aber eine ſo allgemeine, daß der Dichter es ohne Scheu wagen darf, ihnen eine objektive Würdigung zu ertheilen.

Nicht weniger verſteht ſich H. M. auf jene muſikaliſchen Effekte, die durch eine glückliche Wahl harmonirender Bilder, und durch eine kunſtreiche Eurythmie in Anordnung derſelben zu bewirken ſind. Wer erfährt z. B. bei folgendem kurzen Liede nicht etwas dem Eindruck Analoges, den etwa eine ſchöne Sonate auf ihn machen würde. S. 91.

Abendlandſchaft.

Goldner Schein
Deckt den Hain.
Mild beleuchtet Zauberſchimmer
Der umbüſchten Waldburg Trümmer.

Still und hehr
Strahlt das Meer;
Heimwärts gleiten, ſanft wie Schwäne,
Fern am Eiland Fiſcherkähne.

Silberſand
Blinkt am Strand;
Röther ſchweben hier, dort bläſſer,
Wolkenbilder im Gewäſſer.

Rauſchend kränzt,
Goldbeglänzt,
Wankend Ried des Eilands Hügel,
Wild umſchwärmt vom Seegeflügel.

Maleriſch
Im Gebüſch
Winkt mit Gärtchen, Laub und Quelle
Die bemooſte Klausnerzelle.

Auf der Flut
Stirbt die Glut;
Schon erblaßt der Abendſchimmer
An der hohen Waldburg Trümmer.

Vollmondſchein
Deckt den Hain;
Geiſterlispeln weht im Thale
Um verſunkne Heldenmale.

Man verſtehe uns nicht ſo, als ob es bloß der glückliche Versbau wäre, was dieſem Lied eine ſo muſikaliſche Wirkung gibt. Der metriſche Wohllaut unterſtützt und erhöht zwar allerdings dieſe Wirkung, aber er macht ſie nicht allein aus. Es iſt die glückliche Zuſammenſtellung der Bilder, die liebliche Stetigkeit in ihrer Succeſſion; es iſt die Modulation und die ſchöne Haltung des Ganzen, wodurch es Ausdruck einer beſtimmten Empfindungsweiſe, alſo Seelengemälde wird.

Einen ähnlichen Eindruck, wiewohl von ganz verſchiedenem Inhalt, erweckt auch der Alpenwanderer S. 61 und die Alpenreiſe S. 66; zwei Compoſitionen, welche mit der gelungenſten Darſtellung der Natur noch den mannichfaltigſten Ausdruck von Empfindungen verknüpfen. Man glaubt einen Tonkünſtler zu hören, der verſuchen will, wie weit ſeine Macht über unſre Gefühle reicht; und dazu iſt eine Wanderung durch die Alpen, wo das Große mit dem Schönen, das Grauenvolle mit dem Lachenden ſo überraſchend abwechſelt, ungemein glücklich gewählt.

Endlich finden ſich unter dieſen Landſchaft-Gemälden mehrere, die uns durch einen gewiſſen Geiſt oder Ideenausdruck rühren, wie gleich das erſte der ganzen Sammlung, der Genferſee, in deſſen prachtvollem Eingange uns der Sieg des Lebens über das Lebloſe, der Form über die geſtaltloſe Maſſe ſehr glücklich verſinnlicht werden. Der Dichter eröffnet dieſes ſchöne Gemälde mit einem Rückblick in die Vergangenheit, wo die vor ihm ausgebreitete paradieſiſche Gegend noch eine Wüſte war:

Da wälzte, wo im Abendlichte dort,
Geneva, deine Zinnen ſich erheben,
Der Rhodan ſeine Wogen traurend fort,
Von ſchauervoller Haine Nacht umgeben.

Da hörte deine Paradieſes-Flur,
Du ſtilles Thal voll blühender Gehäge,
Die großen Harmonien der Wildniß nur,
Orkan und Thiergeheul und Donnerſchläge.

Als ſenkte ſich ſein zweifelhafter Schein
Auf eines Weltballs ausgebrannte Trümmer,
So goß der Mond auf dieſe Wüſtenei'n,
Voll trüber Nebeldämm'rung, ſeine Schimmer.

Und nun enthüllt ſich ihm die herrliche Landſchaft und er erkennt in ihr das Lokal jener Dichterſcenen, die ihm den Schöpfer der Heloiſe ins Gedächtniß rufen.

O Clarens, friedlich am Geſtad erhöhte:
Dein Name wird im Buch der Zeiten leben.
O Meillerie, voll rauher Majeſtät!
Dein Ruhm wird zu den Sternen ſich erheben.

Zu deinen Gipfeln, wo der Adler ſchwebt,
Und aus Gewölk erzürnte Ströme fallen,
Wird oft, von ſüßen Schauern tief durchbebt,
An der Geliebten Arm der Fremdling wallen.

Bis hieher wie geiſtreich, wie gefühlvoll und maleriſch! Aber nun will der Dichter es noch beſſer machen, und dadurch verderbt er. Die nun folgenden, an ſich ſehr ſchönen Strophen kommen von dem kalten Dichter, nicht von dem überſtrömenden, der Gegenwart ganz hingegebenen Gefühl. Iſt das Herz des Dichters ganz bei ſeinem Gegenſtande, ſo kann er ſich unmöglich davon reißen, um ſich bald auf den Aetna, bald nach Tibur, bald nach dem Golf bei Neapel, u. ſ. w. zu verſetzen, und dieſe Gegenſtände nicht etwa bloß flüchtig anzudeuten, ſondern ſich dabei zu verweilen. Zwar bewundern wir darin die Pracht ſeines Pinſels, aber wir werden davon geblendet, nicht erquickt; eine einfache Darſtellung würde von ungleich größerer Wirkung geweſen ſeyn. So viele veränderte Dekorationen zerſtreuen endlich das Gemüth ſo ſehr, daß, wenn nun auch der Dichter zu dem Hauptgegenſtand zurückkehrt, unſer Intereſſe an demſelben verſchwunden iſt. Anſtatt ſolches auf's Neue zu beleben, ſchwächt er es noch mehr durch den ziemlich tiefen Fall beim Schluß des Gedichts, der gegen den Schwung, mit dem er Anfangs aufflog, und worin er ſich ſo lang zu erhalten wußte, gar auffallend abſticht. Hr. M. hat mit dieſem

Gedicht ſchon die dritte Veränderung vorgenommen, und dadurch, wie wir fürchten, eine vierte nur deſto nöthiger gemacht. Gerade die vielerlei Gemüthsſtimmungen, denen er darauf Einfluß gab, haben dem Geiſt, der es Anfangs diktirte, Gewalt angethan, und durch eine zu reiche Ausſtattung hat es viel von dem wahren Gehalt, der nur in der Simplicität liegt, verloren.

Wenn wir Hrn. M. als einen vortrefflichen Dichter landſchaftlicher Scenen charakteriſirten, ſo ſind wir darum weit entfernt, ihm mit dieſer Sphäre zugleich ſeine Grenzen anzuweiſen. Auch ſchon in dieſer kleinen Sammlung erſcheint ſein Dichtergenie mit völlig gleichem Glück auf ſehr verſchiedenen Feldern. In derjenigen Gattung, welche freie Fiktionen der Einbildungskraft behandelt, hat er ſich mit größtem Erfolg verſucht, und den Geiſt, der in dieſen Dichtungen eigentlich herrſchen muß, vollkommen getroffen. Die Einbildungskraft erſcheint hier in ihrer ganzen Feſſelloſigkeit und dabei doch in der ſchönſten Einſtimmung mit der Idee, welche ausgedrückt werden ſoll. In dem Liede, welches das Feenland überſchrieben iſt, verſpottet der Dichter die abenteuerliche Phantaſie mit ſehr vieler Laune; Alles iſt hier ſo bunt, ſo prangend, ſo überladen, ſo grotesk, wie der Charakter dieſer wilden Dichtung es mit ſich bringt; in dem Liede der Elfen Alles ſo leicht, ſo duftig, ſo ätheriſch, wie es in dieſer kleinen Mondſcheinwelt ſchlechterdings ſeyn muß. Sorgenfreie, ſelige Sinnlichkeit athmet durch das ganze artige Liedchen der Faunen, und mit vieler Treuherzigkeit ſchwatzen die

Gnomen ihr (und ihrer Conſorten) Zunftgeheimniß aus. S. 141.

Des Tagſcheins Blendung drückt,
Nur Finſterniß beglückt:
Drum hauſen wir ſo gern
Tief in des Erdballs Kern.
Dort oben, wo der Aether flammt,
Ward Alles, was von Adam ſtammt,
Zu Licht und Glut mit Recht verdammt.

Hr. M. iſt nicht bloß mittelbar, durch die Art, wie er landſchaftliche Scenen behandelt, er iſt auch unmittelbar ein ſehr glücklicher Maler von Empfindungen. Auch läßt ſich ſchon im Voraus erwarten, daß es einem Dichter, der uns für die lebloſe Welt ſo innig zu intereſſiren weiß, mit der beſeelten, die einen ſo viel reichern Stoff darbietet, nicht fehlſchlagen werde. Eben ſo kann man ſchon im Voraus den Kreis von Empfindungen beſtimmen, in welchem eine Muſe, die dem Schönen der Natur ſo hingegeben iſt, ſich ungefähr aufhalten muß. Nicht im Gewühle der großen Welt, nicht in künſtlichen Verhältniſſen — in der Einſamkeit, in ſeiner eignen Bruſt, in den einfachen Situationen des urſprünglichen Standes ſucht unſer Dichter den Menſchen auf. Freundſchaft, Liebe, Religionsempfindungen, Rückerinnerungen an die Zeiten der Kindheit, das Glück des Landlebens u. dgl. ſind der Inhalt ſeiner Geſänge; lauter Gegenſtände, die der landſchaftlichen Natur am nächſten liegen, und mit derſelben in einer genauen Verwandtſchaft ſtehen. Der Charakter ſeiner Muſe iſt ſanfte Schwermuth und eine gewiſſe contemplative Schwärmerei, wozu die Einſamkeit und die ſchöne Natur den gefühlvollen Menſchen ſo gern neigen. Im Tumult der geſchäftigen Welt verdrängt eine Geſtalt unſers Geiſtes unaufhaltſam die andere, und die Mannichfaltigkeit unſers Weſens iſt hier nicht immer unſer Verdienſt; deſto treuer bewahrt die einfache, ſtets ſich ſelbſt gleiche, Natur um uns her die Empfindungen, zu deren Vertrauten wir ſie machen, und in ihrer ewigen Einheit finden wir auch die unſrige immer wieder. Daher der enge Kreis, in welchem unſer Dichter ſich um ſich ſelbſt bewegt, der lange Nachhall empfangener Eindrücke, die oftmalige Wiederkehr derſelben Gefühle. Die Empfindungen, welche von der Natur als ihrer Quelle abfließen, ſind einförmig und beinahe dürftig; es ſind die Elemente, aus denen ſich erſt im verwickelten Spiele der Welt feinere Nüancen und künſtliche Miſchungen bilden, die ein unerſchöpflicher Stoff für den Seelenmaler ſind. Jene wird man daher leicht müde, weil ſie zu wenig beſchäftigen; aber man kehrt immer gern wieder zu ihnen zurück, und freut ſich, aus jenen künſtlichen Arten, die ſo oft nur Ausartungen ſind, die urſprüngliche Menſchheit wieder hergeſtellt zu ſehen. Wenn dieſe Zurückführung zu dem Saturniſchen Alter und zu der Simplicität der Natur für den kultivirten Menſchen recht wohlthätig werden ſoll, ſo muß dieſe Simplicität als ein Werk der Freiheit, nicht der Nothwendigkeit, erſcheinen; es muß diejenige Natur ſeyn, mit der der moraliſche Menſch endigt, nicht diejenige, mit der der phyſiſche beginnt. Will uns alſo der Dichter aus dem Gedränge der Welt in ſeine Einſamkeit nachziehen, ſo muß es nicht Bedürfniß der Abſpannung, ſondern der Anſpannung, nicht Verlangen nach Ruhe, ſondern nach Harmonie ſeyn, was ihm die Kunſt verleidet und die Natur liebenswürdig macht; nicht weil die moraliſche Welt ſeinem theoretiſchen, ſondern weil ſie ſeinem praktiſchen Vermögen widerſtreitet, muß er ſich nach einem Tibur umſehen, und zu der lebloſen Schöpfung flüchten.

Dazu wird nun freilich etwas mehr erfordert, als bloß die dürftige Geſchicklichkeit, die Natur mit der Kunſt in Contraſt zu ſetzen, die oft das ganze Talent der Idyllendichter iſt. Ein mit der höchſten Schönheit vertrautes Herz gehört dazu, jene Einfalt der Empfindungen mitten unter allen Einflüſſen der raffinirteſten Kultur zu bewahren, ohne welche ſie durchaus keine Würde hat. Dieſes Herz aber verräth ſich durch eine Fülle, die es auch in der anſpruchloſeſten Form verbirgt, durch einen Adel, den es auch in die Spiele der Imagination und der Laune legt, durch eine Disciplin, wodurch es ſich auch in ſeinem rühmlichſten Siege zügelt, durch eine nie entweihte Keuſchheit der Gefühle; es verräth ſich durch die unwiderſtehliche und wahrhaft magiſche Gewalt, womit es uns an ſich zieht, uns feſthält, und gleichſam nöthigt, uns unſrer eignen Würde zu erinnern, indem wir der ſeinigen huldigen.

Hr. M. hat ſeinen Anſpruch auf dieſen Titel auf eine Art beurkundet, die auch dem ſtrengſten Richter Genüge thun muß. Wer eine Phantaſie, wie ſein Elyſium (S. 34) componiren kann, der iſt als ein Eingeweihter in die innerſten Geheimniſſe der poetiſchen

Kunſt und als ein Jünger der wahren Schönheit gerechtfertigt. Ein vertrauter Umgang mit der Natur und mit klaſſiſchen Muſtern hat ſeinen Geiſt genährt, ſeinen Geſchmack gereinigt, ſeine ſittliche Grazie bewahrt; eine geläuterte heitere Menſchlichkeit beſeelt ſeine Dichtungen, und rein, wie ſie auf der ſpiegelnden Fläche des Waſſers liegen, malen ſich die ſchönen Naturbilder in der ruhigen Klarheit ſeines Geiſtes. Durchgängig bemerkt man in ſeinen Produkten eine Wahl, eine Züchtigkeit, eine Strenge des Dichters gegen ſich ſelbſt, ein nie ermüdendes Beſtreben nach einem Maximum von Schönheit. Schon Vieles hat er geleiſtet, und wir dürfen hoffen, daß er ſeine Grenzen noch nicht erreicht hat. Nur von ihm wird es abhängen, jetzt endlich, nachdem er in beſcheidenen Kreiſen ſeine Schwingen verſucht hat, einen höhern Flug zu nehmen, in die anmuthigen Formen ſeiner Einbildungskraft und in die Muſik ſeiner Sprache einen tiefen Sinn einzukleiden, zu ſeinen Leidenſchaften nun auch Figuren zu erfinden, und auf dieſen reizenden Grund handelnde Menſchheit aufzutragen. Beſcheidenes Mißtrauen zu ſich ſelbſt iſt zwar immer das Kennzeichen des wahren Talents, aber auch der Muth ſteht ihm gut an; und ſo ſchön es iſt, wenn der Beſieger des Python den furchtbaren Bogen mit der Leyer vertauſcht, ſo einen großen Anblick gibt es, wenn ein Achill im Kreiſe theſſaliſcher Jungfrauen ſich zum Helden aufrichtet.

Anhang

zu

Schiller's ſämmtlichen Werken.

Nachrichten
von
Schiller's Leben.

Für die Zuverläſſigkeit dieſer Nachrichten bürgt der Appellationsrath Körner in Dresden als ihr Verfaſſer. Seit dem Jahre 1785 gehörte er zu Schiller's vertrauteſten Freunden, und wurde von mehreren Perſonen, die mit dem Verewigten in genaueſter Verbindung geweſen waren, durch ſchätzbare Beiträge unterſtützt. Nicht der kleinſte Umſtand iſt in dieſe Lebensbeſchreibung aufgenommen worden, der nicht auf Schiller's eigene Aeußerungen, oder auf glaubwürdige Zeugniſſe ſich gründete. Zu bemerken iſt, daß ſie im Jahre 1812 verfaßt worden ſind.

Die Sitte und Denkart des väterlichen Hauſes, in welchem Schiller die Jahre ſeiner Kindheit verlebte, war nicht begünſtigend für die frühzeitige Entwickelung vorhandener Fähigkeiten, aber für die Geſundheit der Seele von wohlthätigem Einfluſſe. Einfach und ohne vielſeitige Ausbildung, aber kraftvoll, gewandt und thätig für das praktiſche Leben, bieder und fromm war der Vater. Als Wundarzt ging er im Jahre 1745 mit einem Bayeriſchen Huſaren-Regimente nach den Niederlanden, und der Mangel an hinlänglicher Beſchäftigung veranlaßte ihn, bei dem damaligen Kriege ſich als Unteroffizier gebrauchen zu laſſen, wenn kleine Commando's auf Unternehmungen ausgeſchickt wurden. Als nach Abſchluß des Aachner Friedens ein Theil des Regiments, bei dem er diente, entlaſſen wurde, kehrte er in ſein Vaterland, das Herzogthum Württemberg, zurück, erhielt dort Anſtellung, und war im Jahre 1757 Fähnrich und

Adjutant bei dem damaligen Regimente Prinz Louis. Dies Regiment gehörte zu einem Württembergiſchen Hülfscorps, das in einigen Feldzügen des ſiebenjährigen Krieges einen Theil der öſterreichiſchen Armee ausmachte. In Böhmen erhielt dieſes Corps einen bedeutenden Verluſt durch eine heftige anſteckende Krankheit, aber Schiller's Vater erhielt ſich durch Mäßigkeit und viele Bewegung geſund, und übernahm in dieſem Falle der Noth jedes erforderliche Geſchäft, wozu er gebraucht werden konnte. Er beſorgte die Kranken, als es an Wundärzten fehlte, und vertrat die Stelle des Geiſtlichen bei dem Gottesdienſte des Regiments durch Verleſung einiger Gebete und Leitung des Geſangs.

Seit dem Jahre 1759 ſtand er bei einem andern Württembergiſchen Corps in Heſſen und in Thüringen, und benutzte jede Stunde der Muße, um durch eigenes Studium, ohne fremde Beihülfe, nachzuholen, was ihm in frühern Jahren, wegen ungünſtiger Umſtände, nicht gelehrt worden war. Mathematik und Philoſophie betrieb er mit Eifer, und landwirthſchaftliche Beſchäftigungen hatten dabei für ihn einen vorzüglichen Reiz. Eine Baumſchule, die er in Ludwigsburg anlegte, wo er nach beendigtem Kriege als Hauptmann im Quartier war, hatte den glücklichſten Erfolg. Dies veranlaßte den damaligen Herzog von Württemberg, ihm die Aufſicht über eine größere Anſtalt dieſer Art zu übertragen, die auf der Solitude, einem herzoglichen Luſtſchloſſe, war errichtet worden. In dieſer Stelle befriedigte er vollkommen die von ihm gehegten Erwartungen, war geſchätzt von ſeinem Fürſten, und geachtet von Allen, die ihn kannten, erreichte ein hohes Alter, und hatte noch die Freude, den Ruhm ſeines Sohnes zu erleben. Ueber dieſen Sohn findet ſich folgende Stelle in einem noch vorhandenen eigenhändigen Aufſatze des Vaters:

> „Und du Weſen aller Weſen! Dich hab' ich nach der Geburt meines einzigen Sohnes gebeten, daß du demſelben an Geiſtesſtärke zulegen möchteſt, was ich aus Mangel an Unterricht nicht erreichen konnte, und du haſt mich erhört. Dank dir, gütigſtes Weſen, daß du auf die Bitten der Sterblichen achteſt! —“

Schiller's Mutter wird von zuverläſſigen Perſonen als eine anſpruchsloſe, aber verſtändige und gutmüthige Hausfrau beſchrieben. Gatten und Kinder liebte ſie zärtlich, und die Innigkeit ihres Gefühls machte ſie ihrem Sohne ſehr werth. Zum Leſen hatte ſie wenig Zeit, aber Uz und Gellert waren ihr lieb, beſonders als geiſtliche Dichter — Von ſolchen Aeltern wurde Johann Chriſtoph Friedrich Schiller am 10. November 1759 zu Marbach, einem Württembergiſchen Städtchen am Neckar, geboren. Einzelne Züge, deren man ſich aus ſeinen früheſten Jahren erinnert, waren Beweiſe von Weichheit des Herzens, Religioſität und ſtrenger Gewiſſenhaftigkeit. - Den erſten Unterricht erhielt er von dem Pfarrer Moſer in Lorch, einem Württembergiſchen Grenzdorfe, wo Schillers Aeltern von 1765 an drei Jahre lang ſich aufhielten. Der Sohn dieſes Geiſtlichen, ein nachheriger Prediger, war Schiller's erſter Jugendfreund, und dies erweckte bei ihm wahrſcheinlicher Weiſe die nachherige Neigung zum geiſtlichen Stande.

Die Schiller'ſche Familie zog im Jahre 1768 wieder nach Ludwigsburg. Dort ſahe der neunjährige Knabe zum Erſtenmal ein Theater, und zwar ein ſo glänzendes, wie es die Pracht des Hofes unter des Herzogs Carl Regierung erforderte. Die Wirkung war mächtig; es eröffnete ſich ihm eine neue Welt, auf die ſich alle ſeine jugendlichen Spiele bezogen, und Plane zu Trauerſpielen beſchäftigten ihn ſchon damals, aber ſeine Neigung zum geiſtlichen Stande verminderte ſich nicht.

Bis zum Jahr 1773 erhielt er ſeinen Unterricht in einer öffentlichen größern Schule zu Ludwigsburg, und auf dieſe Zeit erinnert ſich ein damaliger Mitſchüler ſeiner Munterkeit, ſeiner oft muthwilligen Laune und Keckheit, aber auch ſeiner edlen Denkart und ſeines Fleißes. Die guten Zeugniſſe ſeiner Lehrer machten den regierenden Herzog auf ihn aufmerkſam, der damals eine neue Erziehungsanſtalt mit großem Eifer errichtete, und unter den Söhnen ſeiner Offiziere Zöglinge dafür ausſuchte.

Die Aufnahme in dieſes Inſtitut, die militäriſche Pflanzſchule auf dem Luſtſchloſſe Solitude und nachherige Carls-

Schule zu Stuttgart, war eine Gnade des Fürſten, deren Ablehnung für Schiller's Vater allerdings bedenklich ſeyn mußte. Gleichwohl eröffnete dieſer dem Herzoge freimuthig die Abſicht, ſeinen Sohn einem Stande zu widmen, zu welchem er bei der neuen Bildungsanſtalt nicht vorbereitet werden konnte. Der Herzog war nicht beleidigt, aber verlangte die Wahl eines andern Studiums. Die Verlegenheit war groß in Schiller's Familie; ihm ſelbſt koſtete es viel Ueberwindung, ſeine Neigung den Verhältniſſen ſeines Vaters aufzuopfern, aber endlich entſchied er ſich für das juriſtiſche Fach, und wurde im Jahr 1773 in das neue Inſtitut aufgenommen. Noch im folgenden Jahre, als jeder Zögling ſeine eigene Charakter-Schilderung aufſetzen mußte, wagte Schiller das Geſtändniß:

> „daß er ſich weit glücklicher ſchätzen würde, wenn er dem
> „Vaterlande als Gottesgelehrter dienen könnte."

Auch ergriff er im Jahr 1775 eine Gelegenheit, wenigſtens das juriſtiſche Studium, das für ihn nichts Anziehendes hatte, aufzugeben. Es war bei dem Inſtitute eine neue Lehr-Anſtalt für künftige Aerzte errichtet worden, der Herzog ließ jedem Zöglinge die Wahl, von dieſer Anſtalt Gebrauch zu machen, und Schiller benutzte dieſe Aufforderung.

Auf der Carlsſchule war es, wo ſeine früheſten Gedichte entſtanden. Ein Verſuch, das Eigenthümliche dieſer Produkte aus damaligen äußern Urſachen vollſtändig zu erklären, wäre ein vergebliches Bemühen. Von dem, was die Richtung eines ſolchen Geiſtes beſtimmte, blieb natürlicher Weiſe vieles verborgen, und nur folgende bekannt gewordene Umſtände verdienen in dieſer Rückſicht bemerkt zu werden.

Deutſche Dichter zu leſen gab es auf der Carlsſchule, ſo wie auf den meiſten damaligen Unterrichts-Anſtalten in Deutſchland, wenig Gelegenheit. Schiller blieb daher noch unbekannt mit einem großen Theil der vaterländiſchen Literatur; aber deſto vertrauter wurde er mit den Werken einiger Lieblinge. Klopſtock, Uz, Leſſing, Goethe und von Gerſtenberg waren die Freunde ſeiner Jugend.

Auf dem deutſchen Parnaß begann damals ein neues Leben. Die beſten Köpfe empörten ſich gegen den Despotismus der Mode und gegen das Streben nach kalter Eleganz. Kräftige Darſtellung der Leidenſchaft und des Charakters, tiefe Blicke in das Innere der Seele, Reichthum der Phantaſie und der Sprache ſollten allein den Werth des Dichters begründen. Unabhängig von allen äußern Umgebungen, ſollte er als ein Weſen aus einer höhern Welt erſcheinen, unbekümmert, ob er früher oder ſpäter bei ſeinen Zeitgenoſſen eine würdige Aufnahme finden werde. Nicht durch fremden Einfluß, ſondern allein durch ſich ſelbſt ſollte die deutſche Dichtkunſt ſich aus ihrem Innern entwickeln. Beiſpiele einer ſolchen Denkart mußten einen Jüngling von Schiller's Anlagen mächtig ergreifen. Daher beſonders ſeine Begeiſterung für Goethe's Götz von Berlichingen und Gerſtenbergs Ugolino. Später wurde er auf Shakeſpeare aufmerkſam gemacht, und dies geſchah durch ſeinen damaligen Lehrer, den jetzigen Prälaten Abel in Schönthal, der überhaupt ſich um ihn mehrere Verdienſte erwarb. Mit dem Dichter Schubart war Schiller in keiner weitern Verbindung, als daß er ihn einmal auf der Feſtung Hohenaſperg, aus Theilnehmung an ſeinem Schickſale, beſuchte.

Ein epiſches Gedicht, Moſes, gehört zu Schiller's früheſten Verſuchen vom Jahre 1773, und nicht lange nachher entſtand ſein erſtes Trauerſpiel: Cosmus von Medicis, im Stoffe ähnlich mit Leiſewitzens Julius von Tarent. Einzelne Stellen dieſes Stücks ſind ſpäter in die Räuber aufgenommen worden; aber außerdem hat ſich von Schiller's Produkten aus dem Zeitraume von 1780 nichts erhalten, als wenige Gedichte, die ſich im ſchwäbiſchen Magazin finden. Schiller beſchäftigte ſich damals aus eigenem Antriebe nicht bloß mit Leſung der Dichter, auch Plutarchs Biographien, Herders und Garvens Schriften waren für ihn beſonders anziehend, und es verdient bemerkt zu werden, daß er vorzüglich in Luthers Bibelüberſetzung die deutſche Sprache ſtudirte.

Medicin trieb er mit Ernſt, und um ihr zwei Jahre ausſchließend zu widmen, entſagte er während dieſer Zeit allen poetiſchen Arbeiten. Er ſchrieb damals eine Abhandlung unter dem Titel: *Philoſophie der Phyſiologie.* Dieſe Schrift wurde nachher lateiniſch von ihm ausgearbeitet, und ſeinen Vorgeſetzten im Manuſcripte vorgelegt, erſchien aber nicht im Drucke. Nach beendigtem Curſus vertheidigte er im Jahre 1780 eine andere Probeſchrift: *Ueber den Zuſammenhang der thieriſchen Natur des Menſchen mit ſeiner geiſtigen.* Der Erfolg davon war eine baldige Anſtellung als Regiments-Medicus bei dem Regimente Augé und ſeine Zeitgenoſſen behaupten, daß er ſich als praktiſcher Arzt durch Geiſt und Kühnheit, aber nicht in gleichem Grade durch Glück ausgezeichnet habe.

Nach Ablauf der Zeit, in der ihn ein ſtrenges Gelübde von der Poeſie entfernte, kehrte er mit erneuerter Liebe zu ihr zurück. Die *Räuber* und mehrere einzelne Gedichte, die er kurz nachher, nebſt den Produkten einiger Freunde, unter dem Titel einer Anthologie herausgab, entſtanden in den Jahren 1780 und 1781, welche zu den entſcheidendſten ſeines Lebens gehörten.

Für die Räuber fand Schiller keinen Verleger, und mußte den Druck auf eigene Koſten veranſtalten. Deſto erfreulicher war ihm der erſte Beweis einer Anerkennung im Auslande, als ihn ſchon im Jahr 1781 der Hof-Kammerrath und Buchhändler *Schwan* in Mannheim zu einer Umarbeitung dieſes Werks für die dortige Bühne aufforderte. Einen ähnlichen Antrag, der zugleich auf künftige dramatiſche Produkte gerichtet war, erhielt er kurz darauf von dem Direktor des Mannheimer Theaters ſelbſt, dem Freiherrn von *Dalberg*. Was Schiller hierauf erwiderte, iſt noch vorhanden, und es ergibt ſich daraus, wie ſtreng er ſich ſelbſt beurtheilte, und wie leicht er in jede Abänderung willigte, von deren Nothwendigkeit man ihn überzeugte, aber wie wenig auch dieſe Willfährigkeit in Schlaffheit ausartete, und wie nachdrücklich er in weſentlichen Punkten, ſelbſt gegen einen Mann, den er hochſchätzte, die Rechte ſeines Werks vertheidigte.

Die ſchriftlichen Verhandlungen endigten ſich zu beiderſeitiger Zufriedenheit, und die Räuber wurden im Januar

1782 in Mannheim aufgeführt. Bei dieſer und der zweiten Aufführung im Mai eben dieſes Jahres war Schiller gegenwärtig, aber die Reiſe nach Mannheim hatte heimlich geſchehen müſſen, und blieb nicht verborgen. Ein vierzehntägiger Arreſt war die Strafe.

Zu eben dieſer Zeit wurde Schillern durch einen andern Umſtand ſein Aufenthalt in Stuttgart noch mehr verbittert. Eine Stelle in den Räubern, wodurch ſich die Graubündtner beleidigt fanden, veranlaßte eine Beſchwerde, und der Herzog verbot Schillern, außer dem mediciniſchen Fache irgend etwas drucken zu laſſen. Dies war für ihn eine deſto drückendere Beſchränkung, je günſtigere Ausſichten ſich ihm durch den glücklichen Erfolg ſeines erſten Trauerſpiels eröffneten. Auch hatte er ſich mit dem Profeſſor Abel und dem Bibliothekar Peterſen in Stuttgart vereinigt, um eine Zeitſchrift unter dem Titel: Württembergiſches Repertorium der Literatur, herauszugeben, zu deren erſten Stücken er einige Aufſätze, als: über das gegenwärtige deutſche Theater; der Spaziergang unter den Linden; eine großmüthige Handlung aus der neueſten Geſchichte, und verſchiedene Recenſionen, vorzüglich eine ſehr ſtrenge und ausführliche über die Räuber, lieferte. Indeſſen gab es noch einen Ausweg, um jenes Verbot rückgängig zu machen; wozu aber Schiller ſich nicht entſchließen konnte.

In ſpätern Jahren erzählte er ſelbſt, wie ein glaubwürdiger Mann bezeugt, daß es nicht ſeine Beſchäftigung mit Poeſie überhaupt, ſondern ſeine beſondere Art zu dichten war, was damals die Unzufriedenheit des Herzogs erregte. Als ein vielſeitig gebildeter Fürſt achtete der Herzog jede Gattung von Kunſt, und hätte gern geſehen, daß auch ein vorzüglicher Dichter aus der Carlsſchule hervorgegangen wäre. Aber in Schiller's Produkten fand er häufige Verſtöße gegen den beſſern Geſchmack. Gleichwohl gab er ihn nicht auf, ließ ihn vielmehr zu ſich kommen, warnte ihn auf eine väterliche Art, wobei Schiller nicht ungerührt bleiben konnte, und verlangte bloß, daß er ihm alle ſeine poetiſchen Produkte zeigen ſollte. Dies einzugehen, war

Schillern unmöglich, und ſeine Weigerung wurde natürlicher Weiſe nicht wohl aufgenommen. Es ſcheint jedoch, daß bei dem Herzoge auch nachher noch ein gewiſſes Intereſſe für Schillern übrig blieb. Wenigſtens wurden keine ſtrengen Maßregeln gegen ihn gebraucht, als er ſpäter ſich heimlich von Stuttgart entfernte, und dieſer Schritt hatte für ſeinen Vater keine nachtheiligen Folgen. Auch durfte Schiller nachher im Jahr 1793, als der Herzog noch lebte, eine Reiſe in ſein Vaterland und zu ſeinen Aeltern wagen, ohne daß dieſe Zuſammenkunft auf irgend eine Art geſtört wurde.

Die Aufführung der Räuber in Mannheim, wo die Schauſpielkunſt damals auf einer hohen Stufe ſtand, und beſonders Ifflands Darſtellung des Franz Moor, hatte auf Schillern begeiſternd gewirkt. Seine dortige Aufnahme verſprach ihm ein ſchönes poetiſches Leben, deſſen Reiz er nicht widerſtehen konnte. Aber gleichwohl wünſchte er Stuttgart nur mit Erlaubniß des Herzogs zu verlaſſen. Dieſe Erlaubniß hoffte er durch den Freiherrn von Dalberg auszuwirken, und ſeine Briefe an ihn enthalten mehrmalige dringende Geſuche um eine ſolche Verwendung. Aber es mochten Schwierigkeiten eintreten, ſeine Bitte zu erfüllen; ſeine Ungeduld wuchs, er entſchloß ſich zur Flucht, und wählte dazu den Zeitpunkt im Oktober 1782, da in Stuttgart Alles mit den Feierlichkeiten beſchäftigt war, die durch die Ankunft des damaligen Großfürſten Paul veranlaßt wurden.

Unter fremdem Namen ging er nach Franken und lebte dort beinahe ein Jahr in der Nähe von Meinungen zu Bauerbach, einem Gute der Frau Geheimen Räthin von Wollzogen, deren wohlwollende Aufnahme er ſeiner Verbindung mit ihren Söhnen, die mit ihm in Stuttgart ſtudirt hatten, verdankte. Sorglos und ungeſtört widmete er ſich hier ganz ſeinen poetiſchen Arbeiten. Die Früchte ſeiner Thätigkeit waren: die Verſchwörung des Fiesko, ein ſchon in Stuttgart während des Arreſts angefangenes Werk — Kabale und Liebe und die erſten Ideen zum Don Karlos. Im September 1783 verließ er endlich dieſen Aufenthalt, um ſich nach Mannheim zu begeben, wo er mit dem dortigen Theater in genauere Verbindung trat.

Es war in Schiller's Charakter, bei jedem Eintritte in neue Verhältniſſe ſich ſogleich mit Planen einer vielumfaſſenden Wirkſamkeit zu beſchäftigen. Mit welchem Ernſte er die dramatiſche Kunſt betrieb, ergibt ſich aus ſeiner Vorrede zur erſten Ausgabe der Räuber, aus dem Aufſatze über das gegenwärtige deutſche Theater in dem Württemberg. Repertorium, und aus einer im erſten Hefte der Thalia eingerückten Vorleſung über die Frage: *Was kann eine gute ſtehende Schaubühne wirken?* In Mannheim hoffte er viel für das höhere Intereſſe der Kunſt. Er war Mitglied der damaligen churpfälziſchen deutſchen Geſellſchaft geworden, ſah ſich von Männern umgeben, von denen er eine kräftige Mitwirkung erwartete und entwarf einen Plan, dem Theater in Mannheim durch eine dramaturgiſche Geſellſchaft eine größere Vollkommenheit zu geben. Dieſer Gedanke kam nicht zur Ausführung; aber Schiller verſuchte wenigſtens allein für dieſen Zweck etwas zu leiſten, und beſtimmte dazu einen Theil der periodiſchen Schrift, die er im Jahre 1784 unter dem Titel: *Rheiniſche Thalia*, unternahm. In der Ankündigung dieſer Zeitſchrift wirft er ſich mit jugendlichem Vertrauen dem Publikum in die Arme. Seine Worte ſind folgende:

> „Alle meine Verbindungen ſind nunmehr aufgelöſt. Das „Publikum iſt mir jetzt Alles, mein Studium, mein Souverain, mein Vertrauter. Ihm allein gehöre ich jetzt an. „Vor dieſem und keinem andern Tribunal werde ich mich „ſtellen. Dieſes nur fürcht' ich und verehr' ich. Etwas „Großes wandelt mich an bei der Vorſtellung, keine andere „Feſſel zu tragen, als den Ausſpruch der Welt — an keinen „andern Thron mehr zu appelliren, als an die menſchliche „Seele. — Den Schriftſteller überhüpfe die Nachwelt, der „nicht mehr war, als ſeine Werke — und gern geſtehe „ich, daß bei Herausgabe dieſer Thalia meine vorzügliche „Abſicht war, zwiſchen dem Publikum und mir ein Band „der *Freundſchaft* zu knüpfen."

Unter die dramatiſchen Stoffe, mit denen ſich Schiller während ſeines Aufenthaltes in Franken und Mannheim abwechſelnd beſchäftigte, gehörte die Geſchichte Conradins von Schwaben, und ein zweiter Theil der Räuber, der eine Auflöſung der Diſſonanzen dieſes Trauerſpiels enthalten ſollte. Auch entſtand damals bei ihm die Idee, Shakeſpeare's Macbeth und Timon für die deutſche Bühne zu bearbeiten. Aber Don Karlos war es endlich, wofür er ſich beſtimmte, und einige Scenen davon erſchienen im erſten Hefte der Thalia.

Die Vorleſung dieſer Scenen an dem Landgräflich Heſſen-Darmſtädtiſchen Hofe gab Gelegenheit, daß Schiller dem dabei gegenwärtigen regierenden Herzoge von Sachſen-Weimar bekannt und von ihm zum Rath ernannt wurde. Dieſe Auszeichnung von einem Fürſten, der mit den Muſen vertraut und nur an das Vortreffliche gewöhnt war, mußte Schillern zur großen Aufmunterung gereichen, und hatte ſpäterhin für ihn die wichtigſten Folgen.

Im März des Jahres 1785 kam er nach Leipzig. Hier erwarteten ihn Freunde, die er durch ſeine früheren Produkte gewonnen hatte, und die er in einer glücklichen Stimmung fand. Unter dieſen Freunden war auch der zu früh verſtorbene Huber. Schiller ſelbſt wurde aufgeheitert, und verlebte einige Monate des Sommers zu Golis, einem Dorfe bei Leipzig, in einem fröhlichen Cirkel. Das Lied an die Freude wurde damals gedichtet.

Mit dem Ende des Sommers 1785 begann Schiller's Aufenthalt in Dresden und dauerte bis zum Julius 1787. Don Karlos wurde hier nicht bloß geendigt, ſondern erhielt auch eine ganz neue Geſtalt. Schiller bereuete oft, einzelne Scenen in der Thalia bekannt gemacht zu haben, ehe das Ganze vollendet war. Er ſelbſt hatte während dieſer Arbeit beträchtliche Fortſchritte gemacht, ſeine Forderungen waren ſtrenger geworden, und der anfängliche Plan befriedigte ihn eben ſo wenig, als die Manier der Ausführung in den erſten gedruckten Scenen.

Der Entwurf zu einem Schauſpiel: der Menſchenfeind, und einige davon vorhandene Scenen, gehören auch in dieſe Periode. Von kleinern Gedichten erſchienen damals nur wenige. Schiller war theils zu ſehr mit der Fortſetzung ſeiner Zeitſchrift beſchäftigt, theils war in ihm der Wunſch rege geworden, durch irgend eine Thätigkeit außerhalb des Gebietes der Dichtkunſt ſich eine unabhängige Exiſtenz zu gründen. Er ſchwankte einige Zeit zwiſchen Medizin und Geſchichte, und wählte endlich die letzte. Die hiſtoriſchen Vorarbeiten zum Don Karlos hatten ihn auf einen reichhaltigen Stoff aufmerkſam gemacht, den Abfall der Niederlande unter Philipp dem Zweiten. Zur Behandlung dieſes Stoffes fing er daher an, Materialien zu ſammeln. Auch beſchloß er damals, Geſchichten der merkwürdigſten Revolutionen und Verſchwörungen herauszugeben, wovon aber nur ein Theil erſchien, der von Schillern ſelbſt etwas mit enthält.

Caglioſtro ſpielte damals eine Rolle in Frankreich, die viel Aufſehen erregte; unter dem, was von dieſem ſonderbaren Manne erzählt wurde, fand Schiller Manches brauchbar für einen Roman, und es entſtand die Idee zum Geiſterſeher. Es lag durchaus keine wahre Geſchichte zum Grunde, ſondern Schiller, der nie einer geheimen Geſellſchaft angehörte, wollte bloß in dieſer Gattung ſeine Kräfte verſuchen. Das Werk wurde ihm verleidet, und blieb unbeendigt, als aus den Anfragen, die er von mehrern Seiten erhielt, hervorzugehen ſchien, daß er bloß die Neugierde des Publikums auf die Begebenheit gereizt hätte. Sein Zweck war eine höhere Wirkung geweſen.

Das Jahr 1787 führte ihn nach Weimar. Goethe war damals in Italien, aber von Wieland und Herder wurde Schiller mit Wohlgefallen aufgenommen. Herder war für ihn äußerſt anziehend, aber die väterliche Zuneigung, mit der ihm Wieland zuvorkam, wirkte noch in einem höheren Grade auf Schiller's Empfänglichkeit. Er ſchrieb damals an einen Freund:

> „Wir werden ſchöne Stunden haben. Wieland iſt
> „jung, wenn er liebt.“

Ein ſolches genaueres Verhältniß gab Anlaß, daß Schiller zu einer fortgeſetzten Theilnahme am deutſchen Merkur aufgefordert wurde. Die Idee, dieſer Zeitſchrift durch ihn eine friſchere und jugendlichere Geſtalt zu geben, war für Wieland ſehr erfreulich. Schiller ließ es nicht an Thätigkeit fehlen und lieferte die Götter Griechenlands, die Künſtler, ein Fragment der niederländiſchen Geſchichte, die Briefe über Don Karlos, und einige andere proſaiſche Aufſätze für die Jahrgänge des Merkur von 1788 und 1789, die überhaupt zu den reichhaltigſten gehörten, und zugleich durch Beiträge von Goethe, Kant, Herder und Reinhold ſich auszeichneten.

Noch im Jahre 1787 wurde Schiller von der Dame in Meinungen, die ihn, nach ſeiner Entfernung von Stuttgart, mit ſo vieler Güte aufgenommen hatte, zu einem Beſuche eingeladen. Auf dieſer Reiſe, die er aus inniger Dankbarkeit und Hochſchätzung unternahm, verweilte er auch mit vieler Annehmlichkeit in Rudolſtadt, machte dort intereſſante Bekanntſchaften, und ſah zuerſt ſeine nachherige Gattin, Fräulein von Lengefeld.

Einige Wochen waren nach ſeiner Zurückkunft von dieſer Reiſe vergangen, als er an einen Freund ſchrieb:

„Ich bedarf eines Mediums, durch das ich die andern Freuden genieße. Freundſchaft, Geſchmack, Wahrheit und Schönheit werden mehr auf mich wirken, wenn eine ununterbrochene Reihe feiner wohlthätiger häuslicher Empfindungen mich für die Freude ſtimmt und mein erſtarrtes Weſen wieder durchwärmt. Ich bin bis jetzt ein iſolirter fremder Menſch in der Natur herumgeirrt und habe nichts als Eigenthum beſeſſen. — Ich ſehne mich nach einer bürgerlichen und häuslichen Exiſtenz. — Ich habe ſeit vielen Jahren kein ganzes Glück gefühlt, und nicht ſowohl, weil mir die Gegenſtände dazu fehlten, ſondern darum, weil ich die Freuden mehr naſchte, als genoß, weil es mir an immer gleicher und ſanfter Empfänglichkeit mangelte, die nur die Ruhe des Familienlebens gibt."

Die Gegend bei Rudolſtadt hatte Schillern ſo ſehr angezogen, daß er ſich entſchloß, den Sommer des Jahres 1788 dort zu verleben. Er wohnte vom Mai bis zum November theils in Volksſtädt, nicht weit von Rudolſtadt, um das

Landleben zu genießen, theils ſpäter in Rudolſtadt ſelbſt, und die Familie der Frau von **Lengefeld** war faſt täglich ſein Umgang. Im November ſchrieb er:

„Mein Abzug aus Rudolſtadt iſt mir in der That ſchwer geworden. Ich habe dort viele ſchöne Tage gelebt, und ein ſehr werthes Band der Freundſchaft geſtiftet.

Während dieſes Aufenthaltes in Rudolſtadt traf ſich's, daß Schiller zum erſten Male **Goethen** ſah. Seine Erwartung war auf's Höchſte geſpannt, theils durch die frühern Eindrücke von **Goethe**'s Werken, theils durch Alles, was er über ſein Perſönliches in Weimar gehört hatte. **Goethe** erſchien in einer zahlreichen Geſellſchaft, heiter und mittheilend, beſonders über ſeine italieniſche Reiſe, von der er eben zurückgekommen war; aber dieſe Ruhe und Unbefangenheit hatte für Schillern, der in dem Bewußtſeyn eines raſtloſen und unbefriedigten Strebens ihm gegenüber ſaß, damals etwas Unbehagliches.

„Im Ganzen genommen," ſchrieb er über dieſe Zuſammenkunft, „iſt meine in der That große Idee von **Goethe**, nach dieſer perſönlichen Bekanntſchaft, nicht vermindert worden; aber ich zweifle, ob wir einander je ſehr nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch intereſſant iſt, was ich noch zu wünſchen und zu hoffen habe, hat ſeine Epoche bei ihm durchlebt. Sein ganzes Weſen iſt ſchon von Anfang her anders angelegt, als das meinige, ſeine Welt iſt nicht die meinige, unſere Vorſtellungsarten ſcheinen weſentlich verſchieden. Indeſſen ſchließt ſich aus einer ſolchen Zuſammenkunft nicht ſicher und gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren."

Und die Zeit lehrte ſchon nach einigen Monaten, daß **Goethe** wenigſtens keine Gelegenheit verſäumte, ſich für Schillern, den er zu ſchätzen wußte, thätig zu verwenden. Als der Profeſſor **Eichhorn** damals Jena verließ, war eben Schiller's Werk über den Abfall der Niederlande erſchienen, und verſprach viel von ihm für den Vortrag der Geſchichte, **Goethe** und der jetzige Geheim-Rath von **Voigt** bewirkten daher ſeine Anſtellung als Profeſſor in Jena. Schillern war dies allerdings erwünſcht, aber zugleich überraſchend, da er zu einem ſolchen Lehramte noch eine Vorbereitung von einigen Jahren für nöthig gehalten hatte.

Seit ſeiner Abreiſe von Dresden bis zum Frühjahr 1789, als der Zeit, da er ſeine Profeſſur in Jena antrat, beſchäftigte ihn hauptſächlich ſein hiſtoriſches Werk. Er ſchrieb darüber einem Freunde:

„Du glaubſt kaum, wie zufrieden ich mit meinem neuen „Fache bin. Ahnung großer unbebauter Felder hat für „mich ſo viel Reizendes. Mit jedem Schritte gewinne ich „an Ideen und meine Seele wird weiter mit ihrer Welt.“

Eine ſpätere Aeußerung über den hiſtoriſchen Styl war folgender:

„Das Intereſſe, welches die Geſchichte des peloponneſiſchen Krieges für die Griechen hatte, muß man jeder „neuern Geſchichte, die man für die Neuern ſchreibt, zu „geben ſuchen. Das eben iſt die Aufgabe, daß man ſeine „Materialien ſo wählt und ſtellt, daß ſie des Schmucks „nicht brauchen, um zu intereſſiren. Wir Neuern haben „ein Intereſſe in unſerer Gewalt, das kein Grieche und „kein Römer gekannt hat, und dem das vaterländiſche „Intereſſe bei weitem nicht beikommt. Das letzte iſt „überhaupt nur für unreife Nationen wichtig, für die „Jugend der Welt. Ein ganz anderes Intereſſe iſt es, „jede merkwürdige Begebenheit, die mit Menſchen vorging, „dem Menſchen wichtig darzuſtellen. Es iſt ein armſeliges kleinliches Ideal, für eine Nation zu ſchreiben: „einem philoſophiſchen Geiſt iſt dieſe Grenze durchaus unerträglich. Dieſer kann bei einer ſo wandelbaren, zufälligen und willkührlichen Form der Menſchheit, bei „einem Fragmente (und was iſt die wichtigſte Nation anders?) nicht ſtille ſtehen. Er kann ſich nicht weiter dafür erwärmen, als ſoweit ihm dieſe Nation oder Nationalbegebenheit als Bedingung für den Fortſchritt der „Gattung wichtig iſt.“

Eine ſo begeiſternde Anſicht der Geſchichte machte gleichwohl Schillern der Dichtkunſt nicht untreu. Seine poetiſchen Produkte in dieſem Zeitraume waren nicht zahlreich, aber bedeutend, und Fortſchritte, ſowohl in Anſehung der

Form als des Inhalts, zeigten ſich ſehr deutlich in den *Göttern Griechenlands* und in den *Künſtlern*. Auch beſchäftigten ihn Plane zu künftigen poetiſchen Arbeiten. Die Idee, einige Situationen aus *Wielands* Oberon als Oper zu behandeln, kam nicht zur Ausführung. Länger verweilte Schiller bei dem Gedanken, zu einem epiſchen Gedicht den Stoff aus dem Leben des Königs Friedrich des Zweiten zu wählen. Es finden ſich hierüber in Schillers Briefen folgende Stellen:

„Die Idee, ein epiſches Gedicht aus einer merkwürdi-
„gen Action Friedrichs des Zweiten zu machen, iſt gar
„nicht zu verwerfen, nur kommt ſie für ſechs bis acht
„Jahre für mich zu früh. Alle Schwierigkeiten, die von
„der ſo *nahen* Modernität dieſes Sujets entſtehen, und
„die anſcheinende Unverträglichkeit des epiſchen Tons mit
„einem gleichzeitigen Gegenſtande, würden mich ſo ſehr
„nicht ſchrecken. — Ein epiſches Gedicht im achtzehnten
„Jahrhundert muß ein ganz anderes Ding ſeyn, als eines
„in der Kindheit der Welt. Und eben das iſt's, was mich
„an dieſe Idee ſo anzieht. Unſere Sitten, der feinſte
„Duft unſerer Philoſophien, unſere Verfaſſungen, Häus-
„lichkeit, Künſte, kurz Alles muß auf eine ungezwungene
„Art darin *niedergelegt* werden, und in einer ſchö-
„nen harmoniſchen Freiheit leben, ſo wie in der Iliade
„alle Zweige der griechiſchen Cultur u. ſ. w. anſchaulich
„leben. Ich bin auch gar nicht abgeneigt, mir eine Ma-
„ſchinerie dazu zu erfinden, denn ich möchte auch alle
„Forderungen, die man an den epiſchen Dichter von Sei-
„ten der Form macht, haarſcharf erfüllen. Dieſe Maſchi-
„nerie aber, die bei einem ſo modernen Stoffe, in einem
„ſo proſaiſchen Zeitalter, die größte Schwierigkeit zu ha-
„ben ſcheint, kann das Intereſſe in einem hohen Grade
„erhöhen, wenn ſie eben dieſem modernen Geiſte angepaßt
„wird. Es rollen allerlei Ideen darüber in meinem Kopfe
„trüb durcheinander, aber es wird ſich noch etwas Helles
„daraus bilden. Aber welches Metrum ich dazu wählen
„würde, erräthſt Du wohl ſchwerlich. — Kein anderes, als
„ottave rime. Alle andern, das jambiſche ausgenommen,

ſind mir in den Tod zuwider, und wie angenehm müßte der Ernſt, das Erhabene in ſo leichten Feſſeln ſpielen! Wie ſehr der epiſche Gehalt durch die weiche ſanfte Form ſchöner Reime gewinnen! Singen muß man es können, wie die griechiſchen Bauern die Iliade; wie die Gondolieri in Venedig die Stanzen aus dem befreiten Jeruſalem. Auch über die Epoche aus Friedrichs Leben, die ich wählen würde, habe ich nachgedacht. Ich hätte gern eine unglückliche Situation, welche ſeinen Geiſt unendlich poetiſcher entwickeln läßt. Die Haupt-Handlung müßte, wo möglich, ſehr einfach und wenig verwickelt ſeyn, daß das Ganze immer leicht zu überſehen bleibe, wenn auch die Epiſoden noch ſo reichhaltig wären. Ich würde darum immer ſein ganzes Leben und ſein Jahrhundert darin anſchauen laſſen. Es gibt hier kein beſſeres Muſter, als die Iliade."

Das Studium der Griechen war überhaupt damals für Schillern ſehr anziehend. Von Rudolſtadt aus ſchrieb er:

„Ich leſe jetzt faſt nichts, als Homer; die Alten geben mir wahre Genüſſe. Zugleich bedarf ich ihrer im höchſten Grade, um meinen eigenen Geſchmack zu reinigen, der ſich durch Spitzfindigkeit, Künſtlichkeit und Witzelei ſehr von der wahren Simplicität zu entfernen anfing."

In dieſer Zeit überſetzte er auch die Iphigenia in Aulis und einen Theil der Phönizierinnen des Euripides. Der Agamemnon des Aeſchylus, auf den er ſich ſehr freute, ſollte nachher an die Reihe kommen. Die Ueberſetzungen aus Virgils Aeneis entſtanden ſpäter, und wurden großentheils durch Schiller's damalige Vorliebe für die Stanzen veranlaßt. Bürger war im Jahr 1789 nach Weimar gekommen, und Schiller ging einen Wettſtreit mit ihm ein. Beide wollten daſſelbe Stück aus dem Virgil, jeder in einem ſelbſtgewählten Versmaße, überſetzen.

Wie ſehr Schiller in dieſer Periode ſeines Lebens die ächte Kritik ehrte, und mit welcher Strenge er ſich ſelbſt behandelte, ergibt ſich aus folgenden Stellen ſeiner Briefe:

„Mein nächſtes Stück," ſchreibt er, „das ſchwerlich in den nächſten zwei Jahren erſcheinen dürfte, muß meinen

„dramatiſchen Beruf entſcheiden. Ich traue mir im Drama
„dennoch am allermeiſten zu, und ich weiß, worauf ſich
„dieſe Zuverſicht gründet. Bis jetzt haben mich die Plane,
„die mich ein blinder Zufall wählen ließ, auf's Aeußerſte
„embaraſſirt, weil die Compoſition zu weitläufig und zu
„kühn war. Laß mich einmal einen ſimpeln Plan behan-
„deln und darüber brüten.“

Wieland hatte ihm den Mangel an Leichtigkeit vorgeworfen.

„Ich fühle,“ ſchreibt er darüber, „während meiner Arbei-
„ten nur zu ſehr, daß er Recht hat, aber ich fühle auch,
„woran der Fehler liegt, und dies läßt mich hoffen, daß
„ich mich ſehr darin verbeſſern kann. Die Ideen ſtrömen
„mir nicht reich genug zu, ſo üppig meine Arbeiten auch
„ausfallen, und meine Ideen ſind nicht klar, ehe ich
„ſchreibe. Fülle des Geiſtes und Herzens von ſeinem Ge-
„genſtande, eine lichte Dämmerung der Ideen, ehe man
„ſich hinſetzt, ſie aufs Papier zu werfen, und leichter Hu-
„mor ſind nothwendige Requiſiten zu dieſer Eigenſchaft;
„und wenn ich es einmal mit mir ſelbſt dahin bringe,
„daß ich jene drei Erforderniſſe beſitze, ſo ſoll es mit der
„Leichtigkeit auch werden.“

Ein ſolches Streben, jede höhere Forderung zu befriedigen, artete jedoch nie in kleinliche Aengſtlichkeit aus. Ueber die Freiheit des Dichters in der Wahl ſeines Stoffs ſchrieb er damals Folgendes:

„Ich bin überzeugt, daß jedes Kunſtwerk nur ſich ſelbſt,
„das heißt, ſeiner eigenen Schönheitsregel Rechenſchaft
„geben darf, und keiner andern Forderung unterworfen
„iſt. Hingegen glaube ich auch feſtiglich, daß es gerade
„auf dieſem Wege auch alle übrigen Forderungen mittel-
„bar befriedigen muß, weil ſich jede Schönheit doch end-
„lich in allgemeine Wahrheit auflöſen läßt. Der Dichter,
„der ſich nur Schönheit zum Zweck ſetzt, aber dieſer hei-
„lig folgt, wird am Ende alle andere Rückſichten, die er
„zu vernachläſſigen ſchien, ohne daß er es will oder weiß,
„gleichſam zur Zugabe mit erreicht haben, da im Gegen-
„theile der, der zwiſchen Schönheit und Moralität, oder

„was es ſonſt ſey, unſtät flattert, oder um beide buhlt, leicht es mit jeder verdirbt.“

In einem andern damaligen Briefe findet ſich folgende Aeußerung:

„Ihr Herren Kritiker, und wie ihr euch ſonſt nennt, ſchämt oder fürchtet euch vor dem augenblicklichen vorübergehenden Wahnwitze, der ſich bei allen eignen Schöpfern findet, und deſſen längere oder kürzere Dauer den denkenden Künſtler von dem Träumer unterſcheidet. Daher eure Klagen über Unfruchtbarkeit, weil ihr zu frühe verwerft und zu ſtrenge ſondert.“

Die glückliche Stimmung, die in der damaligen Zeit aus Schillers Briefen hervorging, wurde in den beiden erſten Jahren ſeines Aufenthalts in Jena noch erhöht, als mehrere günſtige Umſtände ihn von der ängſtlichen Sorge für die Gegenwart und Zukunft befreiten, und als der Beſitz einer geliebten Gattin einen längſt gewünſchten Lebensgenuß ihm darbot. Sein Lehramt begann er auf eine ſehr glänzende Art; über vierhundert Zuhörer ſtrömten zu ſeinen Vorleſungen. Die Unternehmung einer Herausgabe von Memoires, wozu er einleitende Abhandlungen ſchrieb, und die Fortſetzung der Thalia, ſicherten ihm für ſeine Bedürfniſſe eine hinlängliche Einnahme. Es blieb ihm dabei noch Zeit zu Recenſionen für die allgemeine Literatur-Zeitung übrig, zu der er ſchon ſeit 1787 Beiträge lieferte. Für die Zukunft hatte ihn der Buchhändler Göſchen zu einer Geſchichte des dreißigjährigen Kriegs für einen hiſtoriſchen Almanach aufgefordert, und ein deutſcher Plutarch war die Arbeit, die den folgenden Jahren vorbehalten wurde. Von dem Herzoge von Sachſen-Weimar war mit großer Bereitwilligkeit, ſo viel es die Verhältniſſe erlaubten, beigetragen worden, um Schillern ein gewiſſes Einkommen zu verſchaffen. Das ausgezeichnete Wohlwollen, womit ihn der damalige Coadjutor von Mainz und Statthalter von Erfurt, der verſtorbene Fürſt Primas und Großherzog von Frankfurt, behandelte,* eröffnete Schillern die günſtigſten

---

* Eben dieſer Fürſt erfreute Schillern in der Folge durch fortgeſetzte thätliche Beweiſe des wärmſten Antheils an ſeinen Schickſalen.

Ausſichten. Für die Gründung ſeines häuslichen Glücks ſchien er nichts weiter zu bedürfen; ſein Herz hatte gewählt, und im Februar 1790 erhielt er die Hand des Fräuleins von Lengefeld. Seine Briefe aus den nachherigen Monaten enthalten folgende Stellen:

„Es lebt ſich doch ganz anders an der Seite einer lieben Frau, als ſo verlaſſen und allein — auch im Sommer. Jetzt erſt genieße ich die ſchöne Natur ganz und lebe in ihr. Es kleidet ſich wieder um mich herum in dichteriſche Geſtalten, und oft regt ſichs wieder in meiner Bruſt. — Was für ein ſchönes Leben führe ich jetzt! Ich ſehe mit fröhlichem Geiſte um mich her, und mein Herz findet eine immerwährende ſanfte Befriedigung außer ſich, mein Geiſt eine ſo ſchöne Nahrung und Erholung. Mein Daſeyn iſt in eine harmoniſche Gleichheit gerückt; nicht leidenſchaftlich geſpannt, aber ruhig und hell gehen mir dieſe Tage dahin. — Meinem künftigen Schickſale ſehe ich mit heiterm Muthe entgegen; jetzt, da ich am erreichten Ziele ſtehe, erſtaune ich ſelbſt, wie Alles doch über meine Erwartungen gegangen iſt. Das Schickſal hat die Schwierigkeiten für mich beſiegt, es hat mich zum Ziele gleichſam getragen. Von der Zukunft hoffe ich Alles. Wenige Jahre, und ich werde im vollen Genuſſe meines Geiſtes leben, ja ich hoffe, ich werde wieder zu meiner Jugend zurückkehren; ein inneres Dichterleben gibt mir ſie zurück."

Aber eine ſo glückliche Lage wurde bald durch einen harten Schlag geſtört. Eine heftige Bruſtkrankheit ergriff Schillern im Anfange des Jahres 1791, und zerrüttete ſeinen körperlichen Zuſtand für ſeine ganze übrige Lebenszeit. Mehrere Rückfälle ließen das Schlimmſte fürchten, er bedurfte der größten Schonung, öffentliche Vorleſungen wären ihm äußerſt ſchädlich geweſen, und alle andern anſtrengenden Arbeiten mußten ausgeſetzt bleiben. Es kam Alles darauf an, ihn wenigſtens auf einige Jahre in eine ſorgenfreie Lage zu verſetzen, und hierzu fehlte es in Deutſchland weder an Willen noch an Kräften; aber ehe für dieſen Zweck eine Vereinigung zu Stande kam, erſchien unerwartet eine

Hülfe aus Dänemark. Von dem damaligen Erbprinzen, jetzt regierenden Herzoge von Holſtein-Auguſtenburg, und von dem Grafen von Schimmelmann wurde Schillern ein Jahrgehalt von tauſend Thalern auf drei Jahre, ohne alle Bedingungen, und bloß zu ſeiner Wiederherſtellung angeboten, und dies geſchah mit einer Feinheit und Delikateſſe, die den Empfänger, wie er ſchreibt, noch mehr rührte, als das Anerbieten ſelbſt. Dänemark war es, woher einſt auch Klopſtock die Mittel einer unabhängigen Exiſtenz erhielt, um einen Meſſias zu endigen. Geſegnet ſey eine ſo edelmüthige Denkart, die auch bei Schillern durch die glücklichſten Folgen belohnt wurde!

Völlige Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit war nicht zu erwarten, aber die Kraft ſeines Geiſtes, der ſich vom Drucke der äußern Verhältniſſe frei fühlte, ſiegte über die die Schwäche des Körpers. Kleinere Uebel vergaß er, wenn ihn eine begeiſternde Arbeit oder ein ernſtes Studium beſchäftigte, und von heftigen Anfällen blieb er oft Jahre lang befreit. Er hatte noch ſchöne Tage zu erleben, genoß ſie mit heiterer Seele, und von dieſer Stimmung erntete ſeine Nation die Früchte in ſeinen trefflichſten Werken.

Während der erſten Jahre ſeines Aufenthalts in Jena war Schiller mit den meiſten dortigen Gelehrten im beſten Vernehmen, mit Paulus, Schütz und Hufeland in freundſchaftlichen Verhältniſſen, aber in der genaueſten Verbindung mit Reinhold. Es konnte nicht fehlen, daß er dadurch auf die Kantiſche Philoſophie aufmerkſam gemacht wurde, und daß ſie ihn anzog. Was er vorzüglich ſtudirte, war die Kritik der Urtheilskraft, und dies führte ihn zu philoſophiſchen Unterſuchungen, deren Reſultate er in der Abhandlung über Anmuth und Würde, in verſchiedenen Aufſätzen der Thalia, und hauptſächlich ſpäter in den Briefen über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen bekannt machte.

Aus der Periode dieſer theoretiſchen Studien findet ſich von ihm folgende ſchriftliche Aeußerung:

„Ich habe vor einiger Zeit Ariſtoteles Poetik geleſen,
„und ſie hat mich nicht nur nicht niedergeſchlagen und

eingeengt, ſondern wahrhaft geſtärkt und erleichtert. Nach der peinlichen Art, wie die Franzoſen den Ariſtoteles nehmen und an ſeinen Forderungen vorbeizukommen ſuchen, erwartet man einen kalten, illiberalen und ſteifen Geſetzgeber in ihm, und gerade das Gegentheil findet man. Er dringt mit Feſtigkeit und Beſtimmtheit auf das Weſen, und über die äußern Dinge iſt er ſo lax, als man ſeyn kann. Was er vom Dichter fordert, muß dieſer von ſich ſelbſt fordern, wenn er irgend weiß, was er will; es fließt aus der Natur der Sache. Die Poetik handelt beinahe ausſchließend von der Tragödie, die er mehr als irgend eine andere poetiſche Gattung begünſtigt. Man merkt ihm an, daß er aus einer ſehr reichen Erfahrung und Anſchauung herausſpricht, und eine ungeheure Menge tragiſcher Vorſtellungen vor ſich hatte. Auch iſt in ſeinem Buche abſolut nichts Spekulatives, keine Spur von irgend einer Theorie; es iſt alles empiriſch, aber die große Anzahl der Fälle und die glückliche Wahl der Muſter, die er vor Augen hat, gibt ſeinen empiriſchen Ausſprüchen einen allgemeinen Gehalt, und die völlige Qualität von Geſetzen."

In den Jahren von 1790 bis 1791 wurde kein einziges Original-Gedicht fertig, und bloß die Ueberſetzungen aus dem Virgil fallen in dieſe Zeit. Es fehlte indeſſen nicht an Planen zu künftigen poetiſchen Arbeiten. Beſonders waren es Ideen zu einer Hymne an das Licht, und zu einer Theodicee, was Schillern damals beſchäftigte.

„Auf dieſe Theodicee," ſchreibt er, „freue ich mich ſehr, denn die neue Philoſophie iſt gegen die Leibnitziſche viel poetiſcher, und hat einen größern Charakter."

Vorzüglich gab ihm die Geſchichte des dreißigjährigen Krieges, die er für Göſchens hiſtoriſche Almanache vom Jahre 1791 an bearbeitete, Stoff zu poetiſcher Thätigkeit. Einige Zeit beſchäftigte ihn der Gedanke, Guſtav Adolph zum Helden eines epiſchen Gedichts zu wählen, wie aus folgender Stelle ſeiner Briefe zu erſehen iſt:

„Unter allen hiſtoriſchen Stoffen, wo ſich poetiſches Intereſſe mit nationellem und politiſchem noch am meiſten

„gattet, ſteht **Guſtav Adolph** oben an. — Die Geſchichte der Menſchheit gehört als unentbehrliche Epiſode in die Geſchichte der Reformation, und dieſe iſt mit dem dreißigjährigen Kriege unzertrennlich verbunden. Es kommt alſo bloß auf den ordnenden Geiſt des Dichters an, in einem Heldengedicht, das von der Schlacht bei Leipzig bis zur Schlacht bei Lützen geht, die ganze Geſchichte der Menſchheit ungezwungen, und zwar mit weit mehr Intereſſe zu behandeln, als wenn dies der Hauptſtoff geweſen wäre.“

Aus eben dieſer Zeit iſt auch die erſte Idee zum Wallenſtein. Als ſchon im Jahre 1792 dieſe Idee zur Ausführung kommen ſollte, ſchrieb Schiller darüber Folgendes:

„Eigentlich iſt es doch nur die Kunſt ſelbſt, wo ich meine Kräfte fühle; in der Theorie muß ich mich immer mit Prinzipien plagen; da bin ich bloß Dilettant. Aber um der Ausübung ſelbſt willen philoſophire ich gern über die Theorie. Die Kritik muß mir jetzt ſelbſt den Schaden erſetzen, den ſie mir zugefügt hat. Und geſchadet hat ſie mir in der That, denn die Kühnheit, die lebendige Glut, die ich hatte, ehe mir noch eine Regel bekannt war, vermiſſe ich ſchon ſeit mehreren Jahren. Ich ſehe mich jetzt erſchaffen und bilden, ich beobachte das Spiel der Begeiſterung und meine Einbildungs-Kraft beträgt ſich mit minder Freiheit, ſeitdem ſie ſich nicht mehr ohne Zeugen weiß. Bin ich aber erſt ſo weit, daß mir Kunſtmäßigkeit zur Natur wird, wie einem wohlgeſitteten Menſchen die Erziehung, ſo erhält auch die Phantaſie ihre vorige Freiheit wieder zurück, und ſetzt ſich keine andere als freiwillige Schranken.“

Aber es ſollten noch ſieben Jahre vergehen, ehe der Wallenſtein fertig wurde, und es gab einen Zeitpunkt der Muthloſigkeit, da Schiller dieſes Werk beinahe ganz aufgegeben hätte. In ſeinen Briefen vom Jahre 1791 findet ſich folgende Stelle:

„Vor dieſer Arbeit (dem Wallenſtein) iſt mir ordentlich angſt und bang, denn ich glaube mit jedem Tage mehr zu finden, daß ich eigentlich nichts weniger vorſtellen

„kann, als einen Dichter, und daß höchſtens da, wo ich philoſophiren will, der poetiſche Geiſt mich überraſcht. Was ſoll ich thun? Ich wage an dieſe Unternehmung ſieben bis acht Monate von meinem Leben, das ich Urſache habe, ſehr zu Rathe zu halten, und ſetze mich der Gefahr aus, ein verunglücktes Produkt zu erzeugen. Was ich im Dramatiſchen zur Welt gebracht, iſt nicht ſehr geſchickt, mir Muth zu machen. Im eigentlichſten Sinne des Worts betrete ich eine mir ganz unbekannte, wenigſtens unverſuchte Bahn; denn im Poetiſchen habe ich ſeit drei bis vier Jahren einen völlig neuen Menſchen angezogen."

Nicht lange vor dieſen Aeußerungen hatte Schiller eine Reviſion ſeiner Gedichte vorgenommen, und aus ſeinen damaligen Anſichten wird die Strenge begreiflich, mit der er ſeine frühern Produkte behandelte. Gleichwohl darf man nicht glauben, daß überhaupt damals eine hypochondriſche Stimmung durch körperliche Leiden bei ihm hervorgebracht worden wäre. Mehrere Stellen aus ſeinen Briefen beweiſen, daß er eben in dieſer Zeit für begeiſternde Wirkſamkeit und für edlern Lebensgenuß nichts weniger als erſtorben war.

Als nach Ausbruch der franzöſiſchen Revolution das Schickſal Ludwigs XVI. entſchieden werden ſollte, ſchrieb Schiller im December 1792 Folgendes an einen Freund:

„Weißt du mir Niemand, der gut ins Franzöſiſche überſetzte, wenn ich etwa in den Fall käme, ihn zu brauchen? Kaum kann ich der Verſuchung widerſtehen, mich in die Streitſache wegen des Königs einzumiſchen und ein Memoire darüber zu ſchreiben. Mir ſcheint dieſe Unternehmung wichtig genug, um die Feder eines Vernünftigen zu beſchäftigen, und ein deutſcher Schriftſteller, der ſich mit Freiheit und Beredſamkeit über dieſe Streitfrage erklärt, dürfte wahrſcheinlich auf dieſe richtungsloſen Köpfe einen Eindruck machen. Wenn ein Einziger aus einer ganzen Nation ein öffentliches Urtheil ſagt, ſo iſt man wenigſtens auf den erſten Eindruck geneigt, ihn als Wortführer ſeiner Klaſſe, wo nicht ſeiner

„Nation, anzuſehen, und ich glaube, daß die Franzoſen
„gerade in dieſer Sache gegen fremdes Urtheil nicht ganz
„unempfindlich ſind. Auſſerdem iſt gerade dieſer Stoff
„ſehr geſchickt dazu, eine ſolche Vertheidigung der guten
„Sache zuzulaſſen, die keinem Mißbrauch ausgeſetzt iſt.
„Der Schriftſteller, der für die Sache des Königs öffent-
„lich ſtreitet, darf bei dieſer Gelegenheit ſchon einige
„wichtige Wahrheiten mehr ſagen, als ein Anderer, und
„hat auch ſchon etwas mehr Kredit. Vielleicht räthſt du
„mir an, zu ſchweigen, aber ich glaube, daß man bei
„ſolchen Anläſſen nicht indolent und unthätig bleiben darf.
„Hätte jeder freigeſinnte Kopf geſchwiegen, ſo wäre nie
„ein Schritt zu unſerer Verbeſſerung geſchehen. Es gibt
„Zeiten, wo man öffentlich ſprechen muß, weil Empfäng-
„lichkeit dafür da iſt, und eine ſolche Zeit ſcheint mir die
„jetzige zu ſeyn."

In der Mitte des Jahrs 1793 ſchrieb Schiller: „Die
„Liebe zum Vaterland iſt ſehr lebhaft in mir geworden."

Er unternahm die Reiſe nach Schwaben, lebte vom Auguſt an bis zum Mai des folgenden Jahres theils in Heilbronn, theils in Ludwigsburg, und freute ſich des Wiederſehens ſeiner Aeltern, Schweſtern und Jugendfreunde. Von Heilbronn aus ſchrieb er an den Herzog von Würtemberg, gegen den er ſich durch ſeine Entfernung von Stuttgart vergangen hatte. Er erhielt zwar keine Antwort, aber die Nachricht, der Herzog habe öffentlich geäußert, Schiller werde nach Stuttgart kommen und von ihm ignorirt werden. Dies beſtimmte Schillern, ſeine Reiſe fortzuſetzen, und er fand in der Folge, daß er nichts dabei gewagt hatte. Auch betrauerte er eben dieſen Herzog, der kurz nachher ſtarb, mit einem innigen Gefühle der Dankbarkeit und Verehrung.

Schiller kehrte nach Jena zurück, voll von einem ſchon lange entworfnen, aber nun reif gewordnen Plane, die vorzüglichſten Schriftſteller Deutſchlands zu einer Zeitſchrift zu vereinigen, die Alles übertreffen ſollte, was jemals von dieſer Gattung exiſtirt hatte. Ein unternehmender Verleger war dazu gefunden, und die Herausgabe der Horen wurde beſchloſſen. Die Thalia war mit dem Jahrgang 1793 geendigt worden. Für die neue Zeitſchrift öffneten ſich ſehr günſtige Ausſichten, und auf die Einladung zur Theilnehmung erfolgten von allen Seiten vielverſprechende Antworten.

Jena erhielt damals für Schillern einen neuen Reiz, da Wilhelm v. Humboldt,* der ältere Bruder des berühmten Reiſenden, ſich dahin begeben hatte, und mit Schillern dort in der genaueſten Verbindung lebte. In dieſe Zeit trifft auch der Anfang des ſchönen, und nachher immer feſter geknüpften Bundes zwiſchen Goethe und Schiller, der für beide den Werth ihres Lebens erhöhte. Ueber die Veranlaſſung dieſes Ereigniſſes finden ſich folgende Stellen in Schillers Briefen:

„Bei meiner Zurückkunft (von einer damaligen kleinen Reiſe) fand ich einen ſehr herzlichen Brief von Goethe, der mir mit Vertrauen entgegen kommt. Wir hatten vor ſechs Wochen über Kunſt und Kunſttheorie ein Langes und Breites geſprochen, und uns die Hauptideen mitgetheilt, zu denen wir auf ganz verſchiedenen Wegen gekommen waren. Zwiſchen dieſen Ideen fand ſich eine unerwartete Uebereinſtimmung, die um ſo intereſſanter war, weil ſie wirklich aus der größten Verſchiedenheit der Geſichtspunkte hervorging. Ein jeder konnte dem andern etwas geben, was ihm fehlte, und etwas dafür empfangen. Seit dieſer Zeit haben die ausgeſtreuten Ideen bei Goethen Wurzel gefaßt, und er fühlt jetzt ein Bedürfniß ſich an mich anzuſchließen, und den Weg, den er bisher allein und ohne Aufmunterung betrat, mit mir fortzuſetzen. Ich freue mich ſehr auf einen für mich ſo fruchtbaren Ideenwechſel." —

„Ich werde künftige Woche auf vierzehn Tage nach Weimar reiſen, und bei Goethe wohnen. Er hat mir ſo ſehr zugeredet, daß ich mich nicht weigern konnte, da ich alle mögliche Freiheit und Bequemlichkeit bei ihm finden ſoll. Unſere nähere Berührung wird für uns beide entſcheidende Folgen haben, und ich freue mich innig darauf.

---

* Siehe: Briefwechſel zwiſchen Schiller und Wilhelm v. Humboldt. Mit einer Vorerinnerung über Schiller und den Gang ſeiner Geiſtesentwickelung von W. v. Humboldt. Stuttgart u. Tübingen. J. G. Cotta'ſche Buchhandlung. 1830.

„Wir haben eine Correſpondenz mit einander über gemiſchte Materien beſchloſſen,* die eine Quelle von Aufſätzen für die Horen werden ſoll. Auf dieſe Art, meint Goethe, bekäme der Fleiß eine beſtimmte Richtung, und ohne zu merken, daß man arbeitet, bekäme man Materialien zuſammen. Da wir in wichtigen Sachen einſtimmig und doch ſo ganz verſchiedene Individualitäten ſind, ſo kann dieſe Correſpondenz wirklich intereſſant werden.“

Mit dem folgenden Jahre 1795 beginnt bei Schillern eine neue Periode der poetiſchen Fruchtbarkeit. So ſehr ihn auch die neue Zeitſchrift beſchäftigte, ſo entſtanden doch gleichwohl mehrere Gedichte, die theils in die Horen, theils in den Muſenalmanach aufgenommen wurden, deſſen Herausgabe Schiller unternahm. Das Reich der Schatten oder das Ideal und das Leben, die Elegie, oder der Spaziergang, und die Ideale waren Produkte dieſes Jahres. Die Elegie hielt Schiller für eines ſeiner gelungenſten Werke.

„Mir däucht,“ ſchrieb er darüber, „das ſicherſte empiriſche Kriterium von der wahren poetiſchen Güte meines Produkts dieſes zu ſeyn, daß es die Stimmung, worin es gefällt, nicht erſt abwartet, ſondern hervorbringt, alſo in jeder Gemüthslage gefällt. Und dies iſt mir noch mit keinem meiner Stücke begegnet, als mit dieſem.“

Ueber die Ideale findet ſich folgende Aeußerung von ihm:

„Dies Gedicht iſt mehr ein Naturlaut, wie Herder es nennen würde, und als eine Stimme des Schmerzens, die kunſtlos und vergleichungsweiſe auch formlos iſt, zu betrachten. Es iſt zu individuell wahr, um als eigentliche Poeſie beurtheilt werden zu können; denn das Individuum befriedigt dabei ein Bedürfniß, es erleichtert ſich von einer Laſt, anſtatt daß es in Geſängen von anderer Art, von einem Ueberfluſſe getrieben, dem Schöpfungsdrange nachgibt. Die Empfindung, aus der es entſprang, theilt es auch mit, und auf mehr macht es, ſeinem Geſchlechte nach, nicht Anſpruch.“

---

* Siehe: Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe in den Jahren 1794—1805. Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'ſche Buchhandlung. 1828—29.

„Das Reich der Schatten,“ ſchreibt er ferner, „iſt, mit der Elegie verglichen, bloß ein Lehrgedicht. Wäre der Inhalt ſo poetiſch ausgeführt worden, wie der Inhalt der Elegie, ſo wäre es in gewiſſem Sinne ein Maximum geweſen. Und das will ich verſuchen, ſobald ich Muße bekomme. Ich will eine Idylle ſchreiben, wie ich hier eine Elegie ſchrieb. Alle meine poetiſchen Kräfte ſpannen ſich zu dieſer Energie an — das Ideal der Schönheit objektiv zu individualiſiren, um daraus eine Idylle in meinem Sinne zu bilden. Ich theile nämlich das ganze Feld der Poeſie in die naive und die ſentimentaliſche. Die naive hat gar keine Unterarten (in Rückſicht auf die Empfindungsweiſe nämlich), die ſentimentaliſche hat ihrer drei: Satyre, Elegie, Idylle. In der ſentimentaliſchen Dichtkunſt (und aus dieſer heraus kann ich nicht) iſt die Idylle das höchſte, aber auch das ſchwierigſte Problem. Es wird nämlich aufgegeben, ohne Beihülfe des Pathos einen hohen, ja den höchſten poetiſchen Effekt hervorzubringen. Mein Reich der Schatten enthält dazu nur die Regel; ihre Befolgung in einem einzelnen Falle würde die Idylle, von der ich rede, erzeugen. Ich habe ernſtlich im Sinne, da fortzufahren, wo das Reich der Schatten aufhört. Die Vermählung des Herkules mit der Hebe würde der Inhalt meiner Idylle ſeyn. Ueber dieſen Stoff hinaus gibt es keinen mehr für den Poeten, denn dieſer darf die menſchliche Natur nicht verlaſſen, und eben von dieſem Uebertritt des Menſchen in den Gott würde dieſe Idylle handeln. Die Hauptfiguren wären zwar ſchon Götter, aber durch Herkules kann ich ſie noch an die Menſchheit

„anknüpfen, und eine *Bewegung* in das Gemälde bringen. Gelänge mir dieſes Unternehmen, ſo hoffte ich dadurch mit der ſentimentaliſchen Poeſie über die naive ſelbſt triumphirt zu haben.

„Eine ſolche Idylle würde eigentlich das Gegenſtück der hohen Komödie ſeyn, und ſie auf einer Seite (in der Form) ganz nahe berühren, indem ſie auf der andern und im Stoff das direkte Gegentheil davon wäre. Die Komödie ſchließt nämlich gleichfalls alles Pathos aus, aber ihr Stoff iſt die *Wirklichkeit*; der Stoff dieſer Idylle iſt das *Ideal*. Die Komödie iſt dasjenige in der Satyre, was das Produkt quaestionis in der *Idylle* (dieſe als ein eigenes ſentimentaliſches Geſchlecht betrachtet) ſeyn würde. Zeigte es ſich, daß eine ſolche Behandlung der *Idylle* unausführbar wäre — daß ſich das Ideal nicht individualiſiren ließe — ſo würde die Komödie das höchſte poetiſche Werk ſeyn, für welches ich ſie immer gehalten habe, bis ich anfing, an die Möglichkeit einer ſolchen Idylle zu glauben.

„Denken Sie ſich aber den Genuß, in einer poetiſchen Darſtellung alles Sterbliche ausgelöſcht, lauter Licht, lauter Freiheit, lauter Vermögen — keinen Schatten, keine Schranken, nichts von dem Allem mehr zu ſehen. — Mir ſchwindelt, wenn ich an dieſe Aufgabe, wenn ich an die Möglichkeit ihrer Auflöſung denke. Ich verzweifle nicht ganz daran, wenn mein Gemüth nur erſt ganz frei und von allem Unrath der Wirklichkeit recht rein gewaſchen iſt; ich nehme dann meine ganze Kraft und den ganzen ätheriſchen Theil meiner Natur noch auf einmal zuſammen, wenn er auch bei dieſer Gelegenheit rein ſollte aufgebracht werden. Fragen Sie mich aber noch nichts. Ich habe bloß noch ganz ſchwankende Bilder davon, und nur hier und da einzelne Züge. Ein langes Studiren und Streben muß mich erſt lehren, ob etwas Feſtes, Plaſtiſches daraus werden kann.“

Das Trauerſpiel war indeſſen die Heimath, zu der Schiller auch in der damaligen Stimmung bald wieder zurückkehrte. Aus der Geſchichte der türkiſchen Belagerung von Maltha hatte er einen Stoff ſich ausgedacht, wobei er viel von dem Gebrauch des Chors erwartete. Von dieſem Stücke — den Rittern von Maltha — findet ſich der Plan in Schillers Nachlaſſe, und die Ausführung wurde damals bloß aufgeſchoben, da er ſich im Mai 1796 für den Wallenſtein entſchied.

„Ich ſehe mich," ſchrieb er damals, „auf einem ſehr guten Wege, den ich nur fortſetzen darf, um etwas Gutes hervorzubringen. Dies iſt ſchon viel und auf alle Fälle ſehr viel mehr, als ich in dieſem Fache ſonſt von mir rühmen konnte. Vordem legte ich das ganze Gewicht in die Mehrheit des Einzelnen; jetzt wird alles auf die Totalität berechnet, und ich werde mich bemühen, denſelben Reichthum im Einzelnen mit eben ſo vielem Aufwande von Kunſt zu verſtecken, als ich ſonſt angewandt, ihn zu zeigen, um das Einzelne recht vordringen zu laſſen. Wenn ich es auch anders wollte, ſo erlaubt es mir die Natur der Sache nicht, denn Wallenſtein iſt ein Charakter, der — als ächt realiſtiſch — nur im Ganzen, aber nie im Einzelnen intereſſiren kann. — Er hat nichts Edles, er erſcheint in keinem einzelnen Lebensakte groß, er hat wenig Würde und dergl. — ich hoffe aber nichtsdeſtoweniger auf rein realiſtiſchem Wege einen dramatiſch großen Charakter in ihm aufzuſtellen, der ein ächtes Lebensprinzip hat. Vordem habe ich, wie Poſa und Karlos, die fehlende Wahrheit durch ſchöne Idealität zu erſetzen geſucht; hier im Wallenſtein will ich es probiren, und durch die bloße Wahrheit die fehlende Idealität (die ſentimentaliſche nämlich) entſchädigen.

„Die Aufgabe wird dadurch ſchwer, aber auch intereſſanter, daß der eigentliche Realism den Erfolg nöthig hat, den der idealiſche Charakter entbehren kann. Unglücklicherweiſe aber hat Wallenſtein den Erfolg gegen ſich. Seine Unternehmung iſt moraliſch ſchlecht, und ſie verunglückt phyſiſch. Er iſt im Einzelnen nie groß, und im Ganzen kommt er um ſeinen Zweck. Er kann ſich nicht, wie der Idealiſt, in ſich ſelbſt einhüllen und ſich

„über die Materie erheben, ſondern er will die Materie
„ſich unterwerfen, und erreicht es nicht.

„Daß Sie mich auf dieſem neuen und mir nach allen
„vorhergegangenen Erfahrungen fremden Wege mit einiger
„Beſorgniß werden wandeln ſehen, will ich wohl glauben.
„Aber fürchten Sie nicht zuviel. Es iſt erſtaunlich, wie
„viel Realiſtiſches ſchon die zunehmenden Jahre mit ſich
„bringen, wie viel der anhaltende Umgang mit Goethen
„und das Studium der Alten, die ich erſt nach dem
„Karlos habe kennen lernen, bei mir nach und nach
„entwickelt hat. Daß ich auf dem Wege, den ich nun
„einſchlage, in Goethe's Gebiet gerathe, und mich mit
„ihm werde meſſen müſſen, iſt freilich wahr; auch iſt es
„ausgemacht, daß ich hierin neben ihm verlieren werde.
„Weil mir aber auch etwas übrig bleibt, was mein iſt,
„und er nie erreichen kann, ſo wird ſein Vorzug mir und
„meinem Produkte keinen Schaden thun, und ich hoffe,
„daß die Rechnung ſich ziemlich heben ſoll. Man wird
„uns, wie ich in meinen muthvollſten Augenblicken mir
„verſpreche, verſchieden ſpecificiren, aber unſere Arten ein-
„ander nicht unterordnen, ſondern unter einem höhern
„idealiſchen Gattungsbegriff einander coordiniren.“

Acht Monate ſpäter ſchrieb Schiller hierüber Folgendes
an einen andern Freund:

„Noch immer liegt das unglückſelige Werk formlos und
„endlos vor mir da. Keines meiner alten Stücke hat ſo
„viel Zweck und Form, als der Wallenſtein jezt ſchon hat,
„aber ich weiß jezt zu genau, was ich will, und was ich
„ſoll, als daß ich mir das Geſchäft ſo leicht machen
„könnte. – Es iſt mir faſt alles abgeſchnitten, wodurch
„ich dieſem Stoffe, nach meiner gewohnten Art, beikom-
„men könnte; von dem Inhalte habe ich faſt nichts zu
„erwarten; alles muß durch eine glückliche Form bewerk-
„ſtelligt werden.

„Du wirſt, dieſer Schilderung nach, fürchten, daß mir
„die Luſt an dem Geſchäfte vergangen ſey, oder, wenn ich
„dabei wider meine Neigung beharre, daß ich meine Zeit
„dabei verlieren werde. Sey aber unbeſorgt, meine Luſt

„iſt nicht im geringſten geſchwächt, und eben ſo wenig
„meine Hoffnung eines trefflichen Erfolgs. Gerade ſo ein
„Stoff mußte es ſeyn, an dem ich mein neues dramatiſches
„Leben eröffnen konnte. Hier, wo ich nur auf der
„Breite eines Scheermeſſers gehe, wo jeder Seitenſchritt
„das Ganze zu Grunde richtet, kurz, wo ich nur durch die
„einzige innere Wahrheit, Nothwendigkeit, Stetigkeit und
„Beſtimmtheit meinen Zweck erreichen kann, muß die entſcheidende
„Kriſe mit meinem poetiſchen Charakter erfolgen.
„Auch iſt ſie ſchon ſtark im Anzuge, denn ich traktire
„mein Geſchäft ganz anders, als ich ehemals pflegte.
„Der Stoff und Gegenſtand iſt ſo ſehr außer mir, daß ich
„ihm kaum eine Neigung abgewinnen kann; er läßt mich
„beinahe kalt und gleichgültig, und doch bin ich für die
„Arbeit begeiſtert. Zwei Figuren ausgenommen, an die
„mich Neigung feſſelt, behandle ich alle übrige, und vorzüglich
„den Haupt-Charakter, bloß mit der reinen Liebe
„des Künſtlers, und ich verſpreche dir, daß ſie dadurch um
„nichts ſchlechter ausfallen ſollen. Aber zu dieſem bloß
„objektiven Verfahren war und iſt mir das weitläufige
„und freudloſe Studium der Quellen ſo unentbehrlich,
„denn ich mußte die Handlung, wie die Charaktere, aus
„ihrer Zeit, ihrem Lokal, und dem ganzen Zuſammenhange
„der Begebenheiten ſchöpfen, welches ich weit weniger nöthig
„hätte, wenn ich mich durch eigne Erfahrung mit
„Menſchen und Unternehmungen aus dieſer Klaſſe hätte
„bekannt machen können. Ich ſuche abſichtlich in den
„Geſchichtsquellen eine *Begrenzung*, um meine Ideen
„durch die Umgebung der Umſtände ſtreng zu beſtimmen
„und zu verwirklichen. Davor bin ich ſicher, daß mich
„das Hiſtoriſche nicht herabziehen oder lähmen wird. Ich
„will dadurch meine Figuren und meine Handlung bloß
„*beleben*; *beſeelen* muß ſie diejenige Kraft, die ich
„allenfalls ſchon habe zeigen können, und ohne welche ja
„überhaupt kein Gedanke an dieſes Geſchäft von Anfang
„an möglich geweſen wäre.“

Seit der Zeit, da dieſes geſchrieben wurde, vergingen noch zwei Jahre und beinahe vier Monate, ehe Schiller den

Wallenſtein endigte. Es entſtanden aber inmittelſt mehrere kleinere Gedichte, und unter dieſen die Xenien. Die Geſchichte dieſes Produkts kann vielleicht etwas beitragen, manche darüber gefällte Urtheile zu berichtigen.

An Goethens Seite begann für Schillern eine neue und ſchönere Jugend. Hohe Begeiſterung für alles Treffliche, lebendiger Haß gegen falſchen Geſchmack überhaupt, und gegen jede Beſchränkung der Wiſſenſchaft und Kunſt, berauſchender Uebermuth im Gefühl einer vorher kaum geahnten Kraft, war damals bei ihm die herrſchende Stimmung. Daher ſeine Vereinigung mit Goethe zu einem Unternehmen, das Schiller ſelbſt auf folgende Art beſchreibt:

„Die Einheit kann bei einem ſolchen Produkt bloß in
„einer gewiſſen Grenzenloſigkeit, und alle Meſſung über-
„ſchreitenden Fülle geſucht werden, und damit die Hete-
„rogenität der beiden Urheber in dem Einzelnen nicht
„zu erkennen ſey, muß das Einzelne ein Minimum
„ſeyn. Kurz, die Sache beſteht in einem gewiſſen Ganzen
„von Epigrammen, deren jedes ein Monodiſtichon iſt.
„Das meiſte iſt wilde Satyre, beſonders auf Schriftſteller
„und ſchriftſtelleriſche Produkte, untermiſcht mit ein-
„zelnen poetiſchen und philoſophiſchen Gedanken-Blitzen.
„Es werden nicht unter 600 ſolcher Monodiſtichen werden,
„aber der Plan iſt, auf 1000 zu ſteigen. Sind wir mit
„einer bedeutenden Anzahl fertig, ſo wird der Vorrath, mit
„Rückſicht auf eine gewiſſe Einheit, ſortirt, überarbeitet,
„um einerlei Ton zu erhalten, und jeder wird dann von
„ſeiner Manier etwas aufzuopfern ſuchen, um ſich dem an-
„dern mehr anzunähern.“

Dieſer Plan wurde nicht ausgeführt. Im Julius 1796 ſchrieb Schiller darüber Folgendes:

„Nachdem ich die Redaktion der Xenien gemacht hatte,
„fand ſich, daß noch eine erſtaunliche Menge neuer Mono-
„diſtichen nöthig ſey, wenn die Sammlung auch nur eini-
„germaßen den Eindruck eines Ganzen machen ſollte. Weil
„aber etliche Hundert neue Einfälle, beſonders über wiſſen-
„ſchaftliche Gegenſtände, einem nicht ſo leicht zu Gebote
„ſtehen, auch die Vollendung des „Meiſters“ Goethen

„eine ſtarke Diverſion macht, ſo ſind wir übereingekommen, die Xenien nicht als ein Ganzes, ſondern zerſtückelt dem Almanach einzuverleiben. Die ernſthaften, philoſophiſchen und poetiſchen werden daraus vereinzelt, und bald in größern, bald in kleinern Ganzen vorn im Almanach angebracht. Die ſatyriſchen folgen unter dem Namen Xenien nach.“

Es mag ſeyn, daß bei dieſem Verfahren manches Epigramm aufgenommen wurde, das bei einer ſtrengen Auswahl nach dem erſten Plane weggeblieben wäre. Schiller war allerdings damals gereizt, nicht durch Bemerkungen über die Mängel ſeiner Produkte — denn hierüber war Niemand ſcharfſichtiger als er ſelbſt, wie ſich aus obigen Stellen ſeiner Briefe ergibt, und jeden ſeiner Freunde forderte er zu freimüthigen Urtheilen auf — ſondern weil ihn die Kälte und Geringſchätzung erbitterte, womit ein Unternehmen, wofür er ſich begeiſtert hatte, von mehrern Seiten aufgenommen wurde. Dies war der Fall bei den Horen. Im Vertrauen auf den Beiſtand der erſten Schriftſteller der Nation, hatte er auf eine große Wirkung gerechnet, und traf dagegen ſehr oft auf Mangel an Empfänglichkeit und kleinliche Anſichten. Es konnte ihm dann wohl in einer Aufwallung der Indignation auch etwas Menſchliches begegnen, aber der eigentliche Geiſt, in dem die Xenien geſchrieben ſind, ſpricht ſich für den unbefangenen Leſer im Ganzen deutlich genug aus.

Ein Wetteifer mit Goethe veranlaßte im Jahr 1797 Schillers erſte Balladen. Beide Dichter theilten ſich in die Stoffe, die ſie gemeinſchaftlich ausgeſucht hatten. Von dieſer Gattung, die Schillern lieb geworden war, lieferte er in ſpätern Jahren noch Manches, nachdem andere kleinere Gedichte ſeltner von ihm erſchienen.

Seit dem Jahre 1799 widmete er ſich ganz den dramatiſchen Arbeiten, und gab die Herausgabe des Muſenalmanachs auf. Die Horen hatten ſchon früher geendigt. Goethe's Propyläen indeſſen, für die ſich Schiller ſehr lebhaft intereſſirte, ſollten Beiträge von ihm erhalten.

In eben dieſer Zeit trifft auch eine Veränderung ſeines Wohnorts. Um die Anſchauung des Theaters zu haben, wollte Schiller anfänglich nur den Winter in Weimar zubringen, und während des Sommers auf einem Garten bei Jena leben, den er ſich dort gekauft hatte. Aber ſpäterhin wurde Weimar ſein beſtändiger Aufenthalt. Von dem regierenden Herzoge wurde er bei dieſer Gelegenheit auf eine ſehr edle Art unterſtützt, ſo wie ihn überhaupt dieſer Fürſt bei jedem Anlaſſe durch die deutlichſten Beweiſe ſeines Wohlwollens erfreute. Ihm verdankte Schiller im Jahre 1795, als er einen Ruf als Profeſſor nach Tübingen erhielt, die Zuſicherung einer Verdoppelung ſeines Gehaltes, auf den Fall, daß er durch Krankheit an ſchriftſtelleriſchen Arbeiten verhindert würde; nachher im Jahre 1799 eine fernere Zulage, und zuletzt im Jahre 1804, wegen bedeutender Anerbietungen, die Schillern von Berlin aus gemacht wurden, eine Vermehrung ſeiner Beſoldung. Auch war es der Herzog von Sachſen-Weimar, der aus eigner Bewegung im Jahre 1802 Schillern den Adelsbrief auswirkte.

Außer Goethe's Nähe hatte der Aufenthalt in Weimar für Schillern noch andere erhebliche Vortheile. Zu ſeiner Aufheiterung diente beſonders ein damals errichteter fröhlicher Klubb, für den er, ſo wie Goethe, einige geſellſchaftliche Lieder dichtete. Die vier Weltalter und das Lied an die Freunde entſtanden auf dieſe Art. Das Theater gab Schillern vielen Genuß, und gern beſchäftigte er ſich auch mit der höhern Ausbildung der dortigen Schauſpieler.

Seine Anſichten der Kunſt und Kritik in dieſer letzten Periode ſeines Lebens ergeben ſich aus folgenden Fragmenten ſeiner damaligen Briefe:

„Sie müſſen ſich nicht wundern, wenn ich mir die Wiſſenſchaft und die Kunſt jetzt in einer größern Entfernung und Entgegenſetzung denke, als ich vor einigen Jahren vielleicht geneigt geweſen bin. Meine ganze Thätigkeit hat ſich gerade jetzt der Ausübung zugewendet, ich erfahre täglich, wie wenig der Poet durch allgemeine reine Begriffe bei der Ausübung gefördert

„wird, und wäre in dieſer Stimmung zuweilen unphiloſophiſch genug, alles, was ich ſelbſt und andre von der Elementar-Aeſthetik wiſſen, für einen einzigen empiriſchen Vortheil, für einen Kunſtgriff des Handwerks hinzugeben. In Rückſicht auf das Hervorbringen werden Sie mir zwar ſelbſt die Unzulänglichkeit der Theorie einräumen, aber ich dehne meinen Unglauben auch auf das Beurtheilen aus, und möchte behaupten, daß es kein Gefäß gibt, die Werke der Einbildungskraft zu faſſen, als eben dieſe Einbildungskraft ſelbſt. —

„Wenn man die Kunſt, ſo wie die Philoſophie, als etwas, das immer wird und nie iſt, alſo immer dynamiſch, und nicht, wie ſie es jetzt nennen, atomiſtiſch betrachtet, ſo kann man gegen jedes Produkt gerecht ſeyn, ohne dadurch eingeſchränkt zu werden. Es iſt aber im Charakter der Deutſchen, daß ihnen alles gleich feſt wird, und daß ſie die unendliche Kunſt, ſo wie ſie es bei der Reformation mit der Theologie gemacht, gleich in ein Symbolum hineinbannen müſſen. Deßwegen gereichen ihnen ſelbſt treffliche Werke zum Verderben, weil ſie gleich für heilig und ewig erklärt werden, und der ſtrebende Künſtler immer darauf zurückgewieſen wird. An dieſe Werke nicht religiös glauben, heißt Ketzerei, da doch die Kunſt über allen Werken iſt. Es gibt freilich in der Kunſt ein Maximum, aber nicht in der modernen, die nur in einem ewigen Fortſchritte ihr Heil finden kann. —

„Ich habe dieſer Tage den raſenden Roland wieder geleſen, und kann Dir nicht genug ſagen, wie anziehend und erquickend mir dieſe Lektüre war. Hier iſt Leben und Bewegung und Farbe und Fülle; man wird aus ſich heraus in's volle Leben, und doch wieder von da zurück in ſich ſelbſt hineingeführt; man ſchwimmt in einem reichen unendlichen Elemente, und wird ſeines ewigen identiſchen Ichs los, und exiſtirt eben deßwegen mehr, weil man aus ſich ſelbſt geriſſen wird. Und doch iſt, trotz aller Ueppigkeit, Raſtloſigkeit und Ungeduld, Form und Plan in dem Gedicht, welches man mehr empfindet

„als erkennt, und an der Stetigkeit und ſich ſelbſt „erhaltenden Behaglichkeit und Fröhlichkeit des Zuſtan„des wahrnimmt. Freilich darf man hier keine Tiefe „ſuchen und keinen Ernſt; aber wir brauchen wahrlich „auch die Fläche ſo nöthig als die Tiefe, und für den „Ernſt ſorgt die Vernunft und das Schickſal genug, daß „die Phantaſie ſich nicht damit zu bemengen braucht. —

„Noch hoffe ich in meinem poetiſchen Streben keinen „Rückſchritt gethan zu haben, einen Seitenſchritt viel„leicht, indem es mir begegnet ſeyn kann, den materiellen „Forderungen der Welt und der Zeit etwas eingeräumt „zu haben. Die Werke des dramatiſchen Dichters werden „ſchneller als alle andere von dem Zeitſtrom ergriffen; er „kommt ſelbſt, wider Willen, mit der großen Maſſe in „eine vielſeitige Berührung, bei der man nicht immer „rein bleibt. Anfangs gefällt es, den Herrſcher zu machen „über die Gemüther, aber welchem Herrſcher begegnet es „nicht, daß er auch wieder der Diener ſeiner Diener wird, „um ſeine Herrſchaft zu behaupten? Und ſo kann es viel„leicht geſchehen ſeyn, daß ich, indem ich die deutſchen „Bühnen mit dem Geräuſch meiner Stücke erfüllte, auch „von den deutſchen Bühnen etwas angenommen habe.“

Nachdem Schiller einmal durch den Wallenſtein die Meiſterſchaft errungen hatte, folgten ſeine übrigen dramatiſchen Werke ſchnell auf einander, obgleich ſeine Thätigkeit oft durch körperliche Leiden, und beſonders im Jahre 1799 durch Sorge für eine geliebte Gattin, bei ihrer damaligen gefährlichen Krankheit, unterbrochen wurde. Wallenſtein erſchien 1799. Maria Stuart 1800. Die Jungfrau von Orleans 1801. Die Braut von Meſſina 1803 und Wilhelm Tell 1804. In eben dieſem Jahre feierte er die Ankunft der Ruſſiſchen Großfürſtin, die ſich mit dem Erbprinzen von Sachſen-Weimar vermählte, durch die Huldigung der Künſte. Alle dieſe Werke ließen ihm noch Zeit übrig, Shakeſpeare's Macbeth und Gozzi's Turandot für das deutſche Theater zu bearbeiten. Später wurden noch Racine's Phädra und zwei franzöſiſche Luſtſpiele von ihm überſetzt. In den Zwiſchenzeiten beſchäftigten ihn mehrere dramatiſche Plane, wovon ſich ein Theil unter ſeinen Papieren aufgefunden hat.

Auch für eine Komödie hatte er einen Stoff gefunden, fühlte ſich aber zu fremd für dieſe Gattung.

„Zwar glaube ich mich," ſchrieb er einem Freunde, „derjenigen Komödie, wo es mehr auf eine komiſche Zuſammenfügung der Begebenheiten, als auf komiſche Charaktere und auf Humor ankommt, gewachſen, aber meine „Natur iſt doch zu ernſt geſtimmt, und was keine Tiefe „hat, kann mich nicht lange anziehen."

Nach der Ueberſetzung der Phädra hatte er ein neues dramatiſches Gedicht begonnen, wovon die Geſchichte des falſchen Demetrius in Rußland der Stoff war. Bei dieſem Werke, mitten im Vollgefühl ſeiner geiſtigen Kraft, ergriff ihn der Tod. Ein heftiger Rückfall ſeiner gewöhnlichen Bruſtkrankheit endigte ſein Leben am 9. Mai 1805.

Er hinterließ eine Wittwe, zwei Söhne und zwei Töchter. Von ſeinen drei Schweſtern war die jüngſte vor ihm geſtorben; die älteſte aber lebt in Meinungen als Gattin des daſigen Hofraths Reinwald, und die zweite iſt an den Stadtpfarrer Frankh zu Möckmühl, im Königreiche Württemberg, verheirathet.

Schillers Geſichtszüge ſind am treueſten und geiſtvollſten in einer koloſſalen Büſte von Dannecker in Stuttgart dargeſtellt worden. Eine früher verfertigte Büſte in Lebensgröße, wozu Schiller während ſeines letzten Aufenthalts in Schwaben geſeſſen hatte, lag dabei zum Grunde, und dieſes Werk in einem größern Style, mit aller Anſtrengung ſeiner Kräfte, auszuführen, beſchloß der edle Künſtler in dem Augenblicke der höchſten Rührung, da er die Nachricht von dem Tode ſeines Freundes erhielt.

Goethe's Worte über Schillern mögen dieſen Aufſatz beſchließen:

Es glühte ſeine Wange roth und röther
Von jener Jugend, die uns nie verfliegt,
Von jenem Muth, der früher oder ſpäter
Den Widerſtand der ſtumpfen Welt beſiegt;

Von jenem Glauben, der ſich ſtets erhöh'ter,
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig ſchmiegt,
Damit das Gute wirke, wachſe, fromme:
Damit der Tag des Edeln endlich komme.

Und manche Geiſter, die mit ihm gerungen,
Sein groß Verdienſt unwillig anerkannt,
Sie fühlen ſich von ſeiner Kraft durchdrungen,
In ſeinem Kreiſe willig feſt gebannt.
Zum Höchſten hat er ſich empor geſchwungen,
Mit allem, was wir ſchätzen, eng verwandt.
So feiert ihn! Denn was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, ſoll ganz die Nachwelt geben.

◆

Charlotte von Schiller.

Das wohlgetroffene, in zarter Individualität aufgefaßte Bildniß der Gattin Schiller's, von einer befreundeten Künſtlerin entworfen, ſpricht ihren Charakter treu und wahrhaft aus. Unſchuld, Sanftheit und geiſtige Empfänglichkeit waren die Grundzüge ihres Weſens. Da eine harmoniſche Ehe ein ſchöner Schmuck in jeder Sphäre des männlichen Daſeyns iſt, ſo ſteht dieſes Bild nicht unpaſſend neben dem des großen Dichters, und ſeine Freunde werden es als Vervollſtändigung des Umriſſes ſeines Lebens gern begrüßen.

Charlotte von Schiller, geborne von Lengefeld, erblickte im November 1766, in Schwarzburg-Rudolſtadt das Licht der Welt. Im Februar 1790 wurde ſie Schillers Gattin. Fünfzehn Jahre hindurch war ſie ſeine glückliche Lebensgefährtin.

Nur immer wiederkehrende Sorge um ſeine Geſundheit konnte dies ſchöne Daſeyn trüben. Im Frühling des ſechzehnten Jahres ihrer Ehe, entriß ihn der Tod ihren Armen, der Welt.

Charlotte lebte ganz in Schiller und einzig für ihn. Ein Weſen voll reiner ſinniger Empfänglichkeit für die Aufnahme ſeiner Ideen immer um ſich zu finden, war ihm Bedürfniß, und in ſeinen Mittheilungen fand Charlotte ihr höchſtes Glück. „Sie folgte gern, denn ihr ward leicht zu folgen.“ Ein ſicherer Geſchmack war ihr in der Harmonie ihrer Seelenfähigkeiten angeboren. Ihr Gefühl ward nicht ſelten ein beſtimmendes Urtheil für ihn. Der Widerwille gegen alles Gemeine, lag in ihr wie in ihm.

Sie war das Weib, deſſen er bedurfte. Er konnte auf den klaren Grund dieſer Seele ſchauen, in der nichts Verborgenes lag, ja der es unmöglich war ein Wort anders, denn als treues Bild ihrer Gefühle und Gedanken auszuſprechen. Der erfriſchende Hauch blühender Phantaſie wehte durch ihr Leben, und ihre Begleiterin, die Hoffnung, erhielt in Charlotten die Schillern ſo wohlthätige Heiterkeit. Selbſtſtändigkeit und Charakter vermögen ſich gegen die oft harte Nothwendigkeit zu ſtämmen, aber der Zauber des Umgangs entquillt nur jenen Himmelskräften.

Charlottens Briefe haben eine eigne Grazie. Alles Ernſte und Große erfaſſend, doch die Kleinigkeiten des täglichen Lebens fein fühlend und im heitern, oft komiſchen Sinne haltend, ſtellen ſie den gegenwärtigen Moment klar und anmuthig dar.

Nach Schillers Tode lebte ſie der Erziehung und Leitung des Lebensganges ihrer vier gut gearteten und talentvollen Kinder. Sie erlebte noch die Freude, ihre beiden Söhne glücklich verheirathet zu ſehen. Ihre letzten Lebensjahre waren durch Schwäche der Augen, die mit völliger Blindheit bedrohte, getrübt. Sie ertrug auch dieſes Unglück mit Muth und Ergebung, genoß noch heitre Tage mit ihren Kindern im Kreiſe würdiger Freunde aus Schwaben. Nach einer gelungenen Augenoperation, die ihr das Wiedergewinnen des Geſichts verſprach, befiel ſie ein Nervenſchlag. Sie ſtarb in den Armen zweier ihrer Kinder, in Bonn, im Julius 1826. Ihre letzten Stunden waren ſanft. Bei entſchwundener klarer Beſonnenheit fühlte ſie die Trennung von den Ihrigen nicht, und verſchied in freundlichen Phantaſien. Wer ſich von den geiſt- und gemüthvollen Zügen ihres Bildniſſes angezogen fühlt und ihren milden Einfluß auf das Leben des großen Dichters verfolgen will, kann Charlotten in Schillers Leben, aus den Erinnerungen ſeiner Freunde geſchöpft, näher kennen lernen.

germ. 271

Schiller's

Leben, Geiſtesentwickelung und Werke

im Zuſammenhang.

Von

Dr. Karl Hoffmeiſter.

Erſter Theil.

Stuttgart 1838.
P. Balz'ſche Buchhandlung.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Inhaltsanzeige des erſten Theils.

Schiller's Jugendgeſchichte.

Seite

Erſtes Kapitel. Eltern und Geſchwiſter. Aufenthalt in Lorch. Erſte Bildung 3

Zweites Kapitel. Die lateiniſche Schule in Ludwigsburg. Vernichtung des Lebensplanes 13

Drittes Kapitel. Die Pflanzſchule auf der Solitude. Sittliche Grundzüge. Rechtswiſſenſchaft und Medizin 22

Periode der jugendlichen Naturpoeſie.

Viertes Kapitel. Erſte poetiſche Verſuche. Eigenthümlichkeit des Dichtens. Hervorſtechende Denkkraft. Geiſtesrevolution. Ein Blick in's Allgemeine 36

Fünftes Kapitel. Studium der Medizin. Leben und Treiben in der Militärſchule. Abhandlung: Ueber den Zuſammenhang der thieriſchen Natur des Menſchen mit ſeiner geiſtigen . . 51

Sechſtes Kapitel. Die Räuber. 65

Siebentes Kapitel. Anſtellung als Regimentsmedikus. Aeußere und innere Zuſtände. Bekanntſchaft mit Schwan und Dalberg. Theaterausgabe der Räuber 88

Achtes Kapitel. Herausgabe der Anthologie. Die in dieſer Sammlung enthaltenen Schiller'ſchen Gedichte 100

Seite

Neuntes Kapitel. Reiſe nach Mannheim zur Aufführung der Räuber. Fiesko und Aufſätze im Würtembergiſchen Repertorium. Hartes Verbot des Herzogs 122

Zehntes Kapitel. Schiller's Bedrängniß. Unterhandlungen mit Dalberg und endliche Flucht 134

Elftes Kapitel. Ankunft und Empfang in Mannheim. Fußreiſe über Darmſtadt nach Frankfurt. Leiden des Dichters. Rückreiſe über Mainz und Worms 150

Zwölftes Kapitel. Aufenthalt in Oggersheim. Furcht vor einer Verhaftung. Nichtannahme des Fiesko. Aufbruch nach Bauerbach 168

Dreizehntes Kapitel. Die Verſchwörung des Fiesko und Kabale und Liebe 181

Vierzehntes Kapitel. Aufenthalt in Bauerbach. Frau von Wolzogen und ihre Tochter. Reinwald in Meiningen. Rückreiſe nach Mannheim 199

Fünfzehntes Kapitel. Ankunft in Mannheim. Anſtellung als Theaterdichter. Krankheit. Fiesko und Kabale und Liebe auf der Mannheimer Bühne. Reiſe nach Bretten und Frankfurt. Medizin 214

Sechszehntes Kapitel. Aufnahme in die deutſche Geſellſchaft. Abhandlung über das Theater als moraliſche Anſtalt. Theatraliſche Preisaufgaben. Plan einer Dramaturgie . . 233

Siebenzehntes Kapitel. Unentſchloſſenheit in der Wahl eines neuen dramatiſchen Stoffes. Entſcheidung für Don Karlos. Plan und Ankündigung der Rheiniſchen Thalia. Subjektiver Urſprung der Charaktere des Don Karlos und des Poſa 244

Achtzehntes Kapitel. Neigung. Peinliche Lage. Frau von Kalb. Paket von Leipzig. Weimariſcher Rath. Verdrießlichkeiten mit den Schauſpielern. Aufbruch von Mannheim . . . 255

Neunzehntes Kapitel. Leipzig und Dresden. Margaretha Schwan. Körner. Das Lied an die Freude nebſt einigen andern Gedichten 270

Zwanzigſtes Kapitel. Don Karlos. Schiller's Briefe über Don Karlos nach ihrem Inhalt. Bemerkung über die Tragödie im Allgemeinen 287

Zurückführung der nach Schiller's Werken in Einem Bande citirten Stellen auf die Oktavausgabe in zwölf Bänden[1].

Erſter Theil.

S. 18, Note 1 (Oktavausgabe B. 12, S. 78).
S. 29, Note 1 (Oktavausg. B. 12, S. 226 f.).
S. 67, Note 1 (Oktavausg. B. 10, S. 318 f.)
S. 74, Note 1 (Oktavausg. B. 1, S. 400).
S. 90, Note 2 (Oktavausg. B. 11, S. 404).
S. 93, Note 1 und 2 (Dieſe Briefe ſtehen nicht in der Oktavausgabe).
S. 106, Note 1 (Oktavausg. B. 12, S. 243).
S. 109, Note 1 (Oktavausg. B. 10, S. 324).
S. 110, Note 1 (Oktavausg. B. 10, S. 338).
S. 117, Note 1 (Oktavausg. B. 12, S. 346).
S. 127, Note 1 (Oktavausg. B. 10, S. 55 fg.)
S. 132, Note 1 (Oktavausg. B. 10, S. 50).

---

[1] Um einem vielfach geäußerten Wunſche zu genügen, haben wir, von der 100. Seite des zweiten Theiles an, die Stellen aus Schiller auch nach der Oktavausgabe angeführt. Alle frühere, nur nach Schiller's Werken in Einem Bande citirte Stellen führen wir hier auf die Oktavausgabe zurück.

S. 165, Note 1 (Oktavausg. B. 12, S. 323).
S. 195, Note 1 (Oktavausg. B. 12, S. 400).
S. 236, Note 1 (Oktavausg. B. 10, S. 77).
S. 238, Note 1 (Oktavausg. B. 11, S. 505).
S. 239, Note 1 (Oktavausg. B. 10, S. 88).
S. 239, Note 2 (ſteht nicht in der Oktavausgabe).
S. 277, Note 1 (Oktavausg. B. 10, S. 91).
S. 296, Note 2 (Oktavausg. B. 10, S. 392).

Verbeſſerungen im erſten Theil.

Seite V. Linie 2 von oben erſtaunungswürdigen lies erſtaunenswürdigen.
„ 4 „ 6 v. u. Winterquatiere l. Winterquartiere.
„ 12 „ 4 v. u. in dieſem l. in dem Sohne.
„ 24 „ 17 v. o. unreinlichſten l. unreinlichen.
„ 27 „ 10 v. o. ehe dich l. eh' dich.
„ 36 „ 4 v. o. Erſcheinung l. Vollendung.
„ 71 „ 4 v. u. ſebſt l. ſelbſt.
„ 77 „ 8 v. o. eine l. einer
„ 77 „ 3 v. u. der Preſa l. des Poſa.
„ 82 „ 17 v. o. verirren l. verirren.
„ 94 „ 15 v. o. Tirannnos l. Tyrannos
„ 106 „ 3 v. u. 1240 l. 1210. 4 m.
„ 107 „ 8 v. u. Jch l. Jhr
„ 113 „ 10 v. o. eines l. einen.
„ 113 „ 14 v. u. wiederherſtellen l. wiederherzuſtellen.
„ 115 „ 14 v. u. Weiſe l. Weiſen.
„ 117 „ 12 v. o. ein l. einen.
„ 123 „ 4 v. o. Agent l. Agenten

Seite 140, Linie 13 v. u. ſollte ſich des l. ſollte ſich des Rechts des.
„ 188 „ 18 v. o. Entwürfen l. Entwürfe.
„ 197 „ 11 v. o. auf l. ab.
„ 261 „ 2 v. u. Paris l. Leipzig.
„ 263 „ 2 v. u. Landräthin l. Landgräfin
„ 302 „ 9 v. u. des Don l. dem Don.
„ 320 „ 13 v. u. welcher er l. welcher es

Vorrede.

r erſtaunungswürdigen Fortſchritte der Naturwiſſenſchaften in der neuern
können uns den Weg zeigen, welcher uns zu einer ächten Wiſſen-
t auch des geiſtigen Lebens führen wird. Ein Beitrag zu derſelben
ie auch dieſe wiſſenſchaftliche Naturgeſchichte des Schiller'ſchen
ſtes ſein, während meine Arbeit, als literaturhiſtoriſches Werk betrach-
vielleicht als ein Beiſpiel einer neuen, tiefern und umfaſſendern Gattung
Biographie gelten kann.

Ich beſchränke mich hier darauf, zum Voraus die Ideen anzugeben, welche
ſpeziell bei meiner Schrift leiteten.

So weit die deutſche Bildung reicht, wird Schiller's Name gefeiert. Jeder
ldete hat wenigſtens irgend einen Theil von ihm in ſeinen Gedanken-
aufgenommen; über jedes edle Herz übt er eine Macht aus. Aber
end derſelbe große Schriftſteller — er iſt beinahe jedem ein anderer, nach
Bildung, dem Alter, dem Stande und andern Verhältniſſen ſeiner Leſer.
laſſen unſere Lieblingsdichter faſt immer einſeitig auf. Sie wachſen, ſie

vervollkommnen ſich mit uns; ſie bringen uns neue Gaben dar, wenn ihre alten unſerer Natur nicht mehr angemeſſen ſind; wir leſen und beurtheilen ſie in dem Lichte unſerer wechſelnden Bedürfniſſe und Wünſche. Während einzelne Gedichte und Darſtellungen ſich unſeres Herzens bemächtigen und die ganze Klarheit unſeres Bewußtſeins einnehmen, verdunkeln ſich uns leicht alle übrigen. Das einzelne Werk iſt uns der ganze Schriftſteller. Die Liebe, auch des Leſers, iſt ausſchließend, und die Liebe iſt oft der Leitſtern unſeres Urtheils. Je inniger ſich unſere Betrachtung in das Einzelne verſenkt, deſto ſchwerer wird es ihr, ſich über das Ganze zu verbreiten. Auch die Erinnerung richtet ſich häufig nach der Gegenwart, und wir belächeln ein früheres Wohlgefallen, welches die Probe des jetzigen Augenblickes nicht aushält.

Das iſt wahrlich das untrügliche Merkmal eines ächten Dichters, wenn er vor Tauſenden in tauſend Geſtalten erſcheint! Er ſteht in dem Mittelpunkt des rein Menſchlichen, und verknüpft hierin und berührt von hier aus alle verſchiedene, auseinanderlaufende Anſprüche, Regungen und Beſtrebungen, in welche ſich die Geſchlechter der Menſchen theilen.

Aber es lohnte ſich doch auch der Mühe, die Mythe unſerer Vorſtellungen auf den Thatbeſtand der Geſchichte zurückzuführen, aus dem ſich mit uns verwandelnden Schiller den bleibenden Schiller herauszuſuchen. Es lohnte ſich der Mühe, was Einſeitiges und Unhaltbares in unſern Anſichten und Urtheilen über ihn ſein mag, zu einer wahren und würdigen Anſchauung ſeines ganzen geiſtigen Lebens zu vervollſtändigen und zu berichtigen.

Würde dieſes Ziel erreicht, ſo würde ſich das Geſammtbild des Seelenlebens unſeres Dichters vor ſeinen Freunden treu ausbreiten, wie in unſern Tagen in ſeiner Heimath das Ebenbild ſeines Körpers vor den Augen ſeines Volkes errichtet wird.

Ich verſuchte es, dieſen Weg einzuſchlagen.

Der Mittelpunkt meiner Arbeit iſt die Darſtellung der ganzen intellektuellen, äſthetiſchen und ſittlichen Perſönlichkeit unſeres großen Nationaldichters. Aber auch was äußerlich dieſes innere Leben begünſtigte oder hemmte, und auch welche Blüthen und Früchte daſſelbe trug — alſo auch ſeine

Lebensgeſchichte und eine Charakteriſtik ſeiner Werke mußte mit aufgenommen, und das Verſchiedenartige ſollte in einer zuſammenhängenden und abgerundeten Darſtellung vereinigt werden.

Der Held iſt uns das, was er uns gilt, durch ſeine Thaten, der Schriftſteller durch ſeine Werke. Wie daher der Geſchichtſchreiber ausführlich darſtellt, was ſeine Könige und Feldherren gethan und ausgeführt haben, ſo wird der Geiſtesbiograph eines Klaſſikers vornehmlich deſſen Werke ſorgfältig zu beleuchten haben. Denn wegen dieſer Werke allein intereſſiren wir uns für ſeine Perſon, und dieſe liegen nicht, wie die Thaten des Helden, in einer abgeſchiedenen Vergangenheit, ſondern ihre fortlebende Gegenwart erneuert ſich mit jedem Leſer. Wie das Publikum alles auf dieſe Werke bezieht, wie der Sprachgebrauch den Schriftſteller ſogar ſeinen Werken gleichſetzt, ſo muß auch ein literariſcher Verſuch, wie der meinige, ſtets alles auf dieſe Werke beziehen.

In meiner Schrift iſt daher ein allgemeiner Kommentar ſämmtlicher Werke Schiller's enthalten. Es lag in meinem Plan, ſeine Gedichte und ſeine hiſtoriſchen und philoſophiſch-äſthetiſchen Schriften in ihrem innern Zuſammenhange darzuſtellen und als Erzeugniſſe aus dem Entwickelungsgang ſeines Lebens hervortreten zu laſſen. Ein Werk eines Schriftſtellers bekommt oft Licht durch ein anderes, ſeiner Abfaſſung und Gattung nach ſehr fern liegendes. Aber die würdigſte Erläuterung eines ſchriftlichen Dokuments beſteht darin, daß man daſſelbe auf die zuſammenwirkende äußere Lage und innere Geiſtesbeſchaffenheit ſeines Urhebers zurückführt. Einen Schriftſteller aus ihm ſelbſt erklären, heißt nicht, eine Stelle oder ein Gedicht durch eine andere Stelle, ein anderes Gedicht erläutern, welche ja auch oft der Erklärung bedürfen, ſondern alle zu erklärende Werke bis in die Denkweiſe und Perſönlichkeit ihres Verfaſſers hinein verfolgen. Hierdurch treten alle Geiſteserzeugniſſe mit dem Innern, deſſen Aeußerungen ſie ſind, in ihre naturgemäße Verbindung. Dieß allein ſcheint mir eine große, eines philoſophiſchen Geiſtes würdige Aufgabe.

Aller Erfolg aber dieſer Auslegungskunſt, die ich die innere nennen möchte, wogegen jede andere nur eine äußere iſt, hängt davon ab, daß wir uns der eigenthümlichen Weltanſchauung eines fremden Geiſtes rein und vollſtändig zu bemächtigen wiſſen. Das Verfahren iſt dem Geſchäfte eines Naturforſchers nicht unähnlich, welcher ein Naturprodukt zergliedert und aus deſſen Erſcheinungen ſeine eigenthümlichen Geſetze ableitet. Die wahre philoſophiſche Bildung gewährt uns hierbei nur *den* großen Vortheil, daß ſie unſern Sinn für geiſtige Erſcheinungen ſchärft, unſer Vermögen, von vorliegenden Thatſachen zu Geſetzen aufzuſteigen, erhöht, und unſere eigenen Anſichten von der Betrachtung und Erklärung der Dinge fern hält. Nur durch dieſe beſonnene Methode können wir vor der, wie es ſcheint, unerſchöpflichen Manier verwahrt bleiben, eines Genius Dicht- und Denkweiſe durch unſere Träume zu erläutern, und ſeinen Reichthum vielleicht auf unſere Armuth zu reduciren, was in unſern Tagen manche beſonders an Göthe verſchuldet haben. Statt den Dichter zu erklären, legen ſie bei Gelegenheit des Dichters — ſich ſelbſt aus.

Indem ich die Weltanſicht Schiller's in dem Fortgange ihrer Ausbildung darzuſtellen ſuchte, wurde ſeine äußere Lebensgeſchichte die Grundlage meiner Arbeit. Ich bin hierbei in's Detail gegangen, theils um dem idealen Elemente durch ein reales das Gegengewicht zu geben, theils weil die innere Entwickelung oft von vielen, an ſich geringfügigen, äußern Verhältniſſen abhängt. Mancher Leſer wird in meinem Buche nur das äußere Leben Schiller's ſuchen, und da ich einmal das Ganze umfaſſen wollte, ſo durfte ich es auch hier an Sorgfalt und Ausführlichkeit nicht fehlen laſſen. Auch iſt an dem Leben eines Privatmannes, der durch Thaten nicht in das Große einwirkte, wenig Intereſſantes, wenn man ſich nicht auf das Einzelne und Kleine einläßt. Wie der Ort uns merkwürdig iſt, wo ein verehrter Menſch wandelte, ſo bekommen die mancherlei Ereigniſſe, die ihm begegneten, durch ſeinen Geiſt einen ahnungsvollen Hintergrund. Es wird alles bedeutend, was in die Nähe eines großen Menſchen tritt. Ueber dieſe ſpeciellen Lebensverhältniſſe hinaus nahm Schiller nur wenige große Einflüſſe ſeiner Zeit in ſich auf. Er verſtand den Genius ſeines Jahrhunderts, aber die äußere Welt trug ihm nur Weniges zu. Sein Leben war innerlicher und entwickelte ſich in dieſer Selbſtſtändigkeit origineller und ſtetiger, als das der meiſten andern Dichter. Dieſem Zug nach Innen mußte meine Darſtellung folgen, welche daher von dem Verdienſt anderer Biographien, zugleich eine Zeitgeſchichte zu enthalten, weit entfernt iſt.

Dagegen hat eine Schrift, wie die meinige, dadurch eine allgemeinere Bedeutung, daß ſie die wiſſenſchaftliche Kenntniß der innern Welt, des Pſychiſchen, Ethiſchen, Aeſthetiſchen, Religiöſen fördern hilft. Kann nämlich die Philoſophie nur nach Art der Naturwiſſenſchaften, auf analytiſchem Wege, von geiſtigen Thatſachen aus, zu einer feſten Wiſſenſchaft ausgebildet werden (was in unſerer Zeit nur noch eine Syſtemſucht und eine Scholaſtik in Abrede ſtellen können, welche der letzte Nothtrieb eines abgeſtorbenen Kulturzweiges ſind), ſo ſcheinen ſolche tiefgreifende Erörterungen des individuellen Menſchengeiſtes und ſeiner Erzeugniſſe für die Wiſſenſchaft ſelbſt nicht ohne Bedeutung zu ſein. Die Seelengeſchichte eines einzigen Menſchen iſt ein Analogon der Entwickelung des Menſchengeiſtes überhaupt. Die wiſſenſchaftliche Bildungsgeſchichte eines großen Geiſtes und eine tiefere Auffaſſung ſeiner Werke müſſen uns nothwendig über den Menſchen im Allgemeinen und deſſen höchſte Intereſſen belehren. So z. B. enthält mein Buch ſo ziemlich eine ganze, und zwar eine lebendige, konkrete Aeſthetik, und ich meine, in einigen wichtigen Punkten dieſe Wiſſenſchaft weiter geführt zu haben.

Ein Werk, welches das Allgemeine immer aus dem Konkreten entſpringen läßt und das Innere immer an das Aeußere bindet, möchte ſich mehr, als theoretiſche Lehrbücher, dazu eignen, philoſophiſche Kultur unter der Klaſſe der Gebildeten auf eine ſichere und friedliche Weiſe verbreiten zu helfen. An Das, was dem Leſer wohl bekannt iſt und ihn ſchon oft erfreut hat, knüpft ſich ihm leicht das Neue an, und dieſes bleibt ihm haften an der ſchon vorhandenen Grundlage in ſeinem Geiſte. Um einen Lieblingsſchriftſteller, der zum Denken einladet, ſammeln ſich gerne des Leſers Gedanken zu einer höhern Betrachtung. Er kann die Richtigkeit aller Erörterungen ſogleich durch das Thatſächliche prüfen; und da nur einzelne Unterſuchungen angeboten werden, ſo braucht er nur das anzunehmen, was ſeiner Natur und Bildung gemäß iſt. Was uns in geiſtigen Dingen nicht angemeſſen iſt, das können wir uns doch nicht oder nur zu unſerm Schaden aſſimiliren, auch wenn es uns durch das konſequenteſte Syſtem aufgenöthigt werden ſollte, und wir verwerfen nicht ſelten das Ganze, weil wir uns nicht alles zurecht legen können.

Ich glaube daher nicht, daß die in meine Darſtellung eingeſtreuten Erörterungen dem Zwecke meines Buches, welches auf das größere Publikum der Gebildeten berechnet iſt, widerſtreiten. Gebot mir mein Gegenſtand eine größtentheils erörternde Darſtellung, ſo iſt in allem Uebrigen die Geſtalt und Farbe meines Werkes durch dieſen weitern Zweck beſtimmt worden. Für alle die wollte ich ſchreiben, welche durch edle Bildung und Neigung ſich veranlaßt fühlen möchten, Schiller's Werke tiefer zu erfaſſen, und Geiſt und Herz mit des Unſterblichen Genius innig zu befreunden. Unſer Nationalbewußtſein und unſere Vaterlandsliebe wurzeln in unſern Klaſſikern, wurzeln beſonders auch in unſerm Schiller; ich glaube, von den Beſten der Nation und des Vaterlandes Beifall hoffen zu dürfen, wenn ich dazu beitrage, daß ein edler und großer Menſch und Schriftſteller mehr und mehr bei denen einheimiſch und von denen verſtanden werde, die zur Klaſſe der Gebildeten gehören. Zwar wird nicht alles in meinem Werke allen meinen Leſern gleich anziehend oder auch nur faßlich ſein; aber es leſen ja auch nur Wenige alle Schriften Schiller's. Möge ſich daher jeder Leſer von den eingeſtreuten Erörterungen auswählen, was ſeinem jedesmaligen Bedürfniſſe und ſeiner Neigung zuſagt. Auch manche edle Frauen fühlen das Bedürfniß, wenigſtens in einzelne Gedichte Schiller's tiefer einzudringen; vielleicht wird ihr Urtheil und Gefühl durch eine Schrift ſicher geleitet und wahrhaft gebildet werden können, welche die ſtrengſte, unverfälſchte Wahrheit in einer klaren und gefälligen Form auszudrücken ſucht.

Viele Schriftſteller unſerer jüngſten Zeit trachten nach nichts ſo ſehr, als tief zu ſcheinen, andern iſt das Geiſtreiche ihr höchſtes Ziel. Beiderlei Tendenzen verderben unſere Literatur immer mehr. Ich meine, der Mann von Charakter ſtrebt vorzüglich darnach, wahr zu ſein und klar zu ſchreiben. Dafür ſoll er einſtehen, und das vor allem Andern ehrt ihn. Nicht allein die Wahrheit, ſondern auch der Wahn wohnt oft in der Tiefe, und die einfachſte Thatſache fordert mehr, als der tiefhergeholte Irrthum. Auch kann nur das Anſpruch auf Tiefe machen, was bis auf ſeinen Grund klar iſt, während das Dunkle immer im Verdacht des Seichten ſtehen wird. Aber geiſtreich zu ſcheinen, iſt demjenigen nicht ſchwer, welcher ſich in dem, was er vorbringt, weder durch die Wahrheit, noch durch die Ehre beſchränkt fühlt.

Wenn in einem Zeitalter das lautere, heilige Intereſſe für die ewige Wahrheit und Schönheit zu erſchlaffen anfängt; dann kommen in der Literatur ſolche falſche Tendenzen auf, in denen von beiden nur noch die Karrikaturen geſpenſterartig hinwandeln. Das „Tiefe“ bietet man den Gläubigen in dunkeln Redensarten, oder mit vielen Verſicherungen und großer Anmaßung als das Wahre an; und für das Schöne reicht man ihnen das Geiſtreiche und pikante Phraſen dar. Das ſcherzende Spiel mit Witz in der Kunſt und das ernſthaft thuende Spiel mit Scharfſinn in der Wiſſenſchaft ſind gleich bedeutungsleer.

Der Gedanke an Schiller im Kontraſt mit ſo vielen ſchwächlichen Produkten und nichtigen Beſtrebungen unſerer jüngſten Literatur legt uns die Erwägung beſonders nahe, wie viel das Talent dem Charakter verdanke, und wie die Größe des Schriftſtellers durch die Tüchtigkeit des Menſchen bedingt ſei.

Wegen der umfaſſenden Aufgabe meines Werkes wird ein billiges Urtheil deſſen Ausdehnung nicht tadeln. Eine Univerſalgeſchichte in einigen Bändchen wird man nicht für zu lang halten. Es iſt ja nur ein äußerer Maßſtab, welcher nur in einem Aggregat von Menſchen, und nicht in Einem Menſchen die Menſchheit finden läßt.

Die Geiſtesgeſchichte Schiller's iſt zu gehaltvoll und merkwürdig, ſeine Weltanſicht zu tief und zu gegliedert, ſeine Werke zu reich und zu vielgeſtaltig, als daß ſich dieſer beinahe ungeheure Stoff, zumal da auch des Dichters Lebensumſtände detaillirt werden mußten, in engere Gränzen befriedigend hätte zuſammendrängen laſſen.

Meine Hauptquellen waren Schiller's Werke und Briefe, aber auch den zuverläßigſten Biographien und Nachrichten, welche bisher über ihn erſchienen ſind, verdankt beſonders meine Darſtellung ſeines äußern Lebens ſehr viel. Ich habe die Gewährsſtellen, wo es nothwendig ſchien, unter dem Text namhaft gemacht; alles Uebrige aber möglichſt in dieſen verarbeitet. Denn die Form einer Schrift iſt um ſo barbariſcher, je mehr Anmerkungen ſie unter oder außer dem Text hat.

Es kann für den Verfaſſer eines Buches nichts Erfreulicheres geben, als den Geiſt und das Herz derer zu befriedigen und zu ergreifen, die er ſelbſt hochſchätzt. Ueber meine früher erſchienenen Schriften ſind mir freundliche Worte von ſolchen Leſern zugekommen, deren Beifall mir ſehr viel werth iſt. Es gehörte viel Muth dazu, ein Werk, wie das vorliegende, zu unternehmen. Ohne das Zutrauen, welches uns aus der Beiſtimmung trefflicher Menſchen erwächſt, hätte ich es wohl nicht zu Stande gebracht. Möchte dieſe Schrift nicht ganz unwerth ſein, eine Begleiterin Schiller's in die Zirkel ſeiner gebildeten Freunde und Verehrer zu werden, und möchte ſie den Kreis derer erfreuen und erweitern, die mir wohlwollen.

Kreuznach den 18. Juni 1837. **K. Hoffmeiſter.**

Schiller's

Jugendgeſchichte

und

Periode der jugendlichen Naturpoeſie

bis zum Don Karlos 1786.

Erſtes Kapitel.

Eltern und Geſchwiſter. Aufenthalt in Lorch. Erſte Bildung.

Ein großer Mann iſt eine geheimnißvolle Erſcheinung. Seine eigenthümliche Größe beſteht gerade in dem, was ſich häufig nicht weiter verfolgen und ableiten läßt. So viel aber iſt gewiß, daß alles, was wir an einem Menſchen bewundern, aus einer dreifachen Quelle entſpringt und zuſammenfließt: aus urſprünglichen Anlagen, äußern Einflüſſen und der eigenen freien Selbſtthätigkeit. In den Jugendjahren walten überwiegend die beiden erſten Momente und leiten die Bildung ein. Im Verlaufe des Lebens bemächtigt ſich bei einem ausgezeichneten Menſchen die Selbſtthätigkeit der Herrſchaft und verwirklicht das, wozu ſeine innere Natur ihn beſtimmt hat, mit weiſer Benutzung oder kräftiger Bekämpfung äußerer Einflüſſe.

Jeder Menſch hat eine Vorgeſchichte, wie jedes Volk ein mythiſches Alter, und ſeine eigenthümliche Geſchichte beginnt erſt da, wo er ſelbſtſtändig thätig iſt. Aber wie die Geſchichte der Völker ſich in das Dunkel der Mythe verliert, ſo ſcheint beinahe alles, was der Einzelne ſpäter will und vollbringt, in unbedeutende und oft verborgene Anfänge ſeiner Kindheit zurückzulaufen.

Von dieſem Geſichtspunkte aus iſt auch die Jugendgeſchichte ausgezeichneter Menſchen von bedeutendem Intereſſe. Unſere Betrachtung mag ſinnend bei den Spielen und Einfällen des Knaben weilen, in denen uns die künftigen Tugenden und Thaten des Mannes vorgebildet und verſinnlicht ſind.

Schiller's Vater, Johann Caſpar, ging in dem öſterreichiſchen Erbfolgekrieg als Wundarzt mit einem baieriſchen Huſarenregiment nach den Niederlanden. Sein unruhiger Geiſt konnte ſich nicht auf den engen Kreis ſeines Geſchäftes beſchränken; wenn kleine Kommandos auf Unternehmungen ausgeſchickt wurden, oder bei Vorpoſtengefechten, machte er als Unteroffizier den Anführer. Nach dem Aachener Frieden 1748 kehrte er nach ſeinem Vaterlande Würtemberg zurück, und ließ ſich in Marbach nieder, wo er heirathete. Die Ausübung ſeiner Kunſt verleidete ihm aber in Friedenszeiten um ſo mehr, als ſie ihn mit ſeiner Frau kaum ernährte. Als daher der ſiebenjährige Krieg ausgebrochen war, gab er die Chirurgie ganz auf, und wurde 1757 als Fähnrich und Adjutant in dem damaligen Regimente Prinz Louis angeſtellt. Dieß würtembergiſche Korps machte mit andern Regimentern in mehreren Feldzügen des ſiebenjährigen Krieges einen Theil der öſterreichiſchen Armee aus, erlitt aber in Böhmen durch eine anſteckende Krankheit einen bedeutenden Verluſt, in welcher ſchlimmen Lage der thätige, rüſtige Schiller bereitwillig jedes ihm übertragene Geſchäft vollzog, und bei fehlenden Aerzten und Geiſtlichen ſich bald der Kranken annahm, bald durch Vorleſungen von Gebeten und Leitung des Geſanges den Gottesdienſt beſorgte. Als er darauf in ein anderes würtembergiſches Korps verſetzt wurde, welches in Heſſen und in Thüringen ſtand, gebrauchte er die freie Muße, um ſeine mangelhafte Jugendbildung möglichſt nachzuholen, und ſich die Kenntniſſe zu erwerben, welche die militäriſche Laufbahn von ihm forderte. Die Zeit der Winterquartiere benutzte er bisweilen, um mit Urlaub nach ſeiner Heimath zu reiſen. Nach beendigtem ſiebenjährigem Kriege hatte er es bis zum Hauptmann gebracht.

Die Mutter unſeres Dichters, Eliſabetha Dorothea, war die Tochter eines Bürgers von Marbach, Namens Kodweiß, welcher ſeine Familie von dem adeligen Geſchlechte von Kattwiß ableitete, aber dieſen Familiennamen umänderte, nachdem er durch Unglücksfälle Vermögen und Anſehen verloren hatte. Er war Holzinſpektor in Marbach geweſen, verarmte aber durch eine fürchterliche Ueberſchwemmung, ſo daß er ſeine Familie nun durch Bäckerei und Landbau ernähren mußte. In dieſer beengten Lage konnte der Vater nicht anſtehen, ſeine Tochter einem Manne anzutrauen, deſſen Strebſamkeit ein beſſeres Loos erwarten ließ, als das ſpärliche Einkommen war, welches ihm im Augenblicke der Verheirathung die Wundarzneikunſt in einem kleinen Orte abwarf, und dieſe Hoffnung ging endlich auch auf die erfreuliche Weiſe in Erfüllung, wie ſchon erzählt worden iſt.

Die Ehe der Eltern Schiller's war die erſten neun Jahre kinderlos, bis ſie endlich durch ſechs Kinder beglückt wurde, von denen aber zwei bald nach der Geburt ſtarben. Eliſabethe Chriſtophine Friederike Schiller wurde 1757, zwei Jahre vor ihrem großen Bruder, geboren, und heirathete, wie wir ſpäter erzählen werden, deſſen Freund, den Bibliothekar und Hofrath Reinwald in Meiningen. Schiller's zweite Schweſter, Dorothea Louiſe, nach ihm im Jahr 1767 geboren, wurde die Gattin des Stadtpfarrers Franck zu Möckmühl im Würtembergiſchen. Beide überlebten ihren Bruder, welcher der einzige blieb; dagegen ſtarb ſeine jüngſte Schweſter, Nannette, vor ihm, ſchon in ihrem achtzehnten Lebensjahre.

Unſer Dichter, **Johann Chriſtoph Friedrich Schiller**, erblickte am 10. November 1759 in Marbach, in dem Geburtsſtädtchen ſeiner Mutter, das Tageslicht. Dieſe, welche damals nicht in Marbach wohnte, hatte ſich dahin begeben, um in ihrer Heimath, bei den Ihrigen, ihr Wochenbett zu halten. Auch ihr Gatte nahm ſich zu dieſer Zeit, wo ſein Regiment in Winterquartieren lag, Urlaub zu einer Reiſe nach Hauſe, und hatte die Freude, zugegen zu ſein, als ſein erſter und letzter Sohn das Licht der Welt erblickte. Dieſen glaubwürdigen Nachrichten wird noch der unwahrſcheinliche Umſtand beigefügt, daß Schiller beinahe in einem Lager geboren worden ſei, wo ſich ſein Vater bei den **Herbſtübungen** (?) des würtembergiſchen Militärs aufgehalten habe, und ſeine Frau zufällig zum Beſuche hingekommen wäre, ſo daß ſie bei den erſten Anzeichen ihrer nahen Niederkunft ſchleunigſt nach dem nahegelegenen Marbach habe eilen müſſen[1]. Das Kind ſtand bis zur dauernden Heimkehr des Vaters nach dem Hubertsburger Frieden 1763, alſo über drei Jahre lang, unter der ausſchließlichen Pflege der trefflichen Mutter. Sie ſcheint in dieſen Jahren im Hauſe ihrer Eltern, welche wieder zu einigem Wohlſtand gelangt waren, gelebt, und in dem anmuthig, an einem fruchtbaren Hügel des Neckar gelegenen Marbach ihre beiden Kinder allein erzogen zu haben.

Sie wird nach glaubwürdigen Zeugniſſen als eine zärtlich liebende Mutter, ſorgſame Gattin und verſtändige Hausfrau geſchildert. Ein ſanftes, inniges Gefühl und herzliche Gutmüthigkeit waren ihr eigenthümlich; auf ausgezeichnete Gaben jedoch und auf eine feinere Ausbildung, welche häufig ein zweideutiges Gut iſt, konnte ſie keinen Anſpruch machen. Von Geſtalt war ſie groß, ſchlank und wohlgebaut, der Hals lang, die Haare ſehr blond, beinahe roth, die Augen etwas kränklich; die breite Stirne kündigte eine verſtändige Frau an, und die Züge des etwas ſommerfleckigen Geſichtes waren von Milde und Wohlwollen belebt. Beinahe in dieſem Allen wurde ihr Sohn ihr Ebenbild; mit ſeinem Vater dagegen hatte er wenig Aehnlichkeit an Geiſt und Geſtalt. Der alte Schiller war von Körper nicht groß, ſeine Statur unterſetzt, aber gut geformt; die Augen lebhaft, die Stirne hochgewölbt und groß. Seine Sprache ſoll klar, beſtimmt und ſcharf verſtändig geweſen ſein, aber ohne Schwung und Wärme. Ueber ſeinen Charakter weichen die Quellen von einander ab. Während alle andere Autoren nur Vortheilhaftes zu erwähnen wiſſen, ſagt ein nicht verächtlicher Zeuge[2], er ſei im Grunde ein ſchiefer, abenteuerlicher, ſtets über Entwürfe brütender Kopf geweſen — und der Tadel iſt in der Geſchichte bisweilen gewichtiger, als ein unbedingtes Lob. Auf jeden Fall ſind ſeine große Thätigkeit und ſein Unternehmungsgeiſt nicht in Zweifel zu ſtellen. Mit Wiſſenſchaften ſcheint er ſich in ſeinem vorgerückten Alter nur aus praktiſchen Rückſichten beſchäftigt zu haben; da er aber, unſteten Sinnes, Bücher von ſehr verſchiedenartigen Gegenſtänden las, und über allerlei zu ſchreiben verſuchte, ſo mochte es geſchehen ſein, daß er, wie uns verſichert wird, ſich vorübergehend auch mit dem Studium der Philoſophie abgab und auch einmal Gedichte machte. Wir haben deßwegen noch nicht anzunehmen, daß wirklich philoſophiſcher Geiſt oder poetiſches Talent in ihm lebte, und daß dieſe Eigenſchaften gerade von dem Vater auf den Sohn übergingen. Aber die unermüdliche Thätigkeit ſcheint der Sohn allerdings von ſeinem Vater geerbt zu haben, in ſo fern hier überhaupt von einer Vererbung die Rede ſein kann; und noch weiter gehend, möchte man ſagen, das Abenteuerliche des Vaters habe ſich in deſſen Sohn zum Idealen veredelt. Und könnte nicht des Sohnes poetiſche Naturliebe durch des Vaters praktiſche Liebhaberei am Gartenbau und an der Baumzucht, wovon unten die Rede ſein wird, veranlaßt oder begünſtigt worden ſein?

---

[1] Leben Schiller's von Frau von Wolzogen. Th. 1, S. 5.

[2] „Schiller's früheſte Geſchichte bis zum Erwachen ſeines Dichtergeiſtes,“ im Morgenblatte 1807, Nr. 164.

Eine oft harte und rauhe Strenge milderte der alte Schiller durch Religioſität, und in dieſer Tugend begegnete ſein Charakter der Seele ſeiner Gattin, die ganz in ſich aufopfernder Liebe und im Glauben lebte. Eine ſolche Gottesfurcht und die aus ihr entſpringenden Tugenden der Rechtlichkeit und eines ſittlichen Wandels waren damals auch ſchon durch die öffentliche Meinung vorgeſchrieben, und ſie waren der geiſtige Lebensathem der Schiller'ſchen Familie.

In dieſem geſunden Lebenselemente, welches die ſittlich-religiöſen Kräfte früher zur Reife brachte, als die intellectuellen, wuchs der kleine Friedrich auf. Er war mit einer empfänglich organiſirten Seele und, was meiſtens damit verbunden iſt, mit einem zarten Körper geboren, welcher von den gewöhnlichen Kinderkrankheiten hart angegriffen wurde und krankhaften Zufällen ausgeſetzt war. Die Familie zog nach Ludwigsburg, wo der Vater in den nächſten zwei Jahren Quartier bekam. Wenn er hier im Kreiſe der Seinen das Morgen- oder Abendgebet ſprach, oder wenn er aus der

Bibel verlas, ſo hatte er an dem vier- bis fünfjährigen Sohne den aufmerkſamſten Zuhörer. Die gefalteten Händchen, die fromm emporgerichteten bläulichen Augen und die Andacht in dem ausdrucksvollen, von lichtgelben Haaren umwallten Kindergeſichte gewährten dann einen rührenden Anblick. Die Mutter befeſtigte die Worte des Vaters oder führte ſie weiter aus. Auch ſie las ihren Kindern aus dem neuen Teſtament, aus dem Geſangbuche und aus ihren Lieblingsdichtern, Uz und Gellert, vor, aus denen ſie wieder meiſtentheils geiſtliche Lieder auswählte. An Sonntags Nachmittagen pflegte ſie ihre beiden Kinder zu den nahe wohnenden Großeltern zu führen, und auf dieſen Spaziergängen war ſie denn gewohnt, ihnen das Evangelium auszulegen, über das an dem Tage gepredigt worden war. Als ſie einſt an einem Oſtermontage über Chriſtus ſprach, wie er in Begleitung zweier Jünger nach Emaus wanderte, vergoſſen die beiden Geſchwiſter heiße Thränen. Auch an die Naturſchönheiten, an die Wunder der Schöpfung knüpfte die Mutter ihre eindringlichen Worte. Sie wirkte um ſo tiefer, je mehr ſie ſelbſt in ihrem Gegenſtande befangen war, je weniger ſie eigentlich bilden wollte. Unſere tiefſten Wirkungen auf Andere geſchehen unabſichtlich, unberechnet.

Solche gemeinſchaftliche Herzenserregungen knüpften das Band, welches Schweſter und Bruder ſchon von ſelbſt umſchlang, nur noch feſter. Schillern war keine ſeiner ſpäter gebornen Schweſtern ſo lieb, als dieſe älteſte, und keine war ihm auch ſo ähnlich an Geſtalt, Verſtand und Gemüth; eine Aehnlichkeit, welche ſich ſogar bis auf die beinahe ganz gleiche Handſchrift beider Geſchwiſter erſtreckte.

Damit dieſer religiöſe Geiſt des Hauſes nicht einſeitig und abſchwächend auf das zarte Gemüth des Knaben wirkte, ſtand dieſem im eigenen Vater gleichſam ein Muſter ſtrenger Rechtlichkeit und Ordnungsliebe zur Seite. Der alte Schiller mußte bei eigenen guten Anlagen und angeregter Liebe zu den Wiſſenſchaften den Werth einer wohl angewandten Jugend um ſo tiefer empfinden und deutlicher erkennen, je mehr ſein eigener Schulunterricht vernachläßigt worden war. Am Sohne ſollte nachgeholt werden, was der Vater hatte verſäumen müſſen. Man ſieht dieſe ſeine Geſinnung und Abſicht aus folgender Stelle eines ſpäter geſchriebenen Aufſatzes, der ſich erhalten hat: „Und Du, Weſen aller Weſen! Dich habe ich nach der Geburt meines einzigen Sohnes gebeten, daß Du demſelben an Geiſtesſtärke zulegen möchteſt, was ich aus Mangel an Unterricht nicht erreichen konnte, und Du haſt mich erhört. Dank Dir, gütigſtes Weſen, daß Du auf die Bitten der Sterblichen achteſt!“ Der kleine Friedrich wurde ſtrenge zum Fleiß angehalten.

Im Jahr 1765 ſchickte der Herzog Karl von Würtemberg den Vater als Werbeoffizier nach Schwäbiſch-Gmünd, und erlaubte ihm, mit ſeiner Familie im nächſten würtembergiſchen Gränzorte, im Städtchen Lorch, zu wohnen. Hier erhielt der Knabe den erſten regelmäßigen Unterricht im Leſen und Schreiben und in den Anfängen des Lateiniſchen, ja auch ſchon des Griechiſchen. Der Pfarrer des Ortes, Moſer, ein Freund des Schiller'ſchen Hauſes, unterrichtete ihn zugleich mit ſeinen eigenen Söhnen. Schiller hat ſpäter in ſeinen Räubern dem Andenken dieſes Geiſtlichen ein liebendes Denkmal geſtiftet, welches um ſo beachtenswerther ſein möchte, weil jene wohlwollende Schilderung des Paſtors Moſer in den Räubern auch die letzte günſtige Charakteriſirung eines Geiſtlichen in Schiller's Werken geblieben iſt. In einem der Söhne des Pfarrers fand er ſeinen erſten Jugendfreund, welcher auch ſpäter mit ihm in Ludwigsburg die lateiniſche Schule beſuchte. Durch den Umgang mit dem ſanften, wackern Geiſtlichen und ſeiner Familie ſteigerte ſich der religiöſe Sinn des ſieben- bis achtjährigen Friedrich zur Neigung zum geiſtlichen Stande, und bis zum Vorſatz, ſelbſt einmal Prediger zu werden.

Mir ſcheint nichts ſo erregend und bildend zu ſein, als ſolche kindiſche Vorſätze und Plane. Sie ſind in der jungen Seele der erſte Akt der Selbſtthätigkeit. Der Geiſt entwickelt ſich nach ihnen und erlangt allmählig eine beſtimmtere Richtung und feſtere Form. Ideale Regungen werden im Herzen wach und verkörpern ſich in dem erträumten zukünftigen Stande; denn was für den Mann die ideale, intelligible Welt iſt, das iſt für den glücklichen Knaben ſeine eigene

Zukunft. Wenn unſere ſeligen Träume aus dieſer letztern vertrieben ſind, pflegen wir unſer vereinzeltes Daſein in jene zu flüchten. Auch noch in ſeiner reifern Jugendzeit wog er ſich, wie man aus ſeinen Gedichten in der Anthologie ſieht, in ſchwärmeriſchen Entwürfen. Er rankte ſich an Rieſenplanen zu ſeiner wirklichen Größe empor.

„Bis an des Aethers bleiche Sterne
Erhob ihn der Entwürfe Flug,
Nichts war ſo hoch und nichts ſo ferne,
Wohin ihr Flügel ihn nicht trug.“

Wie der Baumeiſter den Tempel, ehe er ihn aufführt, in der Seele trägt, ſo erſcheint das Gebäude unſeres Lebens zum Voraus in den Träumen unſerer Jugend, und der Schwärmer unterſcheidet ſich vom großen Mann nur dadurch, daß jener nicht die Kraft und das Glück hat, die Ahnungen ſeines Herzens wahr zu machen. Und wie durch eine göttliche Eingebung erräth der Knabe häufig träumend die tiefſte Beſtimmung ſeiner Natur. Schiller iſt wirklich dem Weſen nach ein Prediger geworden, aber nicht von der Kanzel, ſondern von der Schaubühne herab, nicht vor einer konfeſſionellen Gemeinde, ſondern ein Prediger vor der großen Menſchenfamilie. Wo die beſondern Kirchen aufhören, da fängt die wahre an. Wie kunſtvoll Schiller ſeine Dichtung auch ſpäter geſtaltete, ſo geht doch ein mächtiger Geiſt durch alle ſeine Werke, welcher dem ähnlich iſt, der uns aus dem Munde des wahrhaft gebildeten Redners rührt und ergreift. Beſonders gilt dieß von den meiſten Gedichten der erſten Periode.

Es wird uns erzählt, wie die Neigung zum Predigerſtande ſich ſogleich in ſeine Spiele verwebte. Oft ſtieg er auf einen Stuhl und fing mit vielem Nachdruck an zu predigen; welche Sprüche er gelernt und was er aus den Vorträgen ſeines Lehrers behalten hatte, reihte er zuſammen und ließ es auch nicht an einer Eintheilung fehlen. Mutter oder Schweſter mußten ihm eine ſchwarze Schürze als Kirchenrock umbinden und ein Käppchen aufſetzen, und er ſah dabei ſehr ernſthaft aus. Wenn aber Jemand lachte, wurde er unwillig und lief davon, ohne wieder zum Vorſchein kommen zu wollen, oder er ging wohl auch, wenn ſeine Zuhörer unaufmerkſam und unruhig zu werden anfingen, in ſeinem Vortrage zu einer Strafpredigt über. Jeder lebendige Menſch iſt von Natur aus urſprünglich ein Redner, vor der Zeit, ehe die erwachte Reflexion den Fluß der Gedanken unterbricht und die Zunge lähmt.

Die Lehrſtunden in Lorch wurden bisweilen an ſchönen Tagen durch Ausflüge in die Umgegend, in die nahen Berge, unterbrochen und erfriſcht. Dieſe Spaziergänge in dem reizenden Lande wurden von dem jungen Schiller in Geſellſchaft der Schulgenoſſen, der geliebten Schweſter, und auch wohl der Eltern, gemacht. Ganz in der Nähe, ſüdlich von dem Flüßchen Rems, lagen die ehrwürdigen Ruinen des Stammſchloſſes der Hohenſtaufen, welche Trümmer der Vater ſeinem wißbegierigen Sohne deuten und auslegen konnte. Ein Kloſter auf einer Anhöhe, welches die Gräber dieſes erhabenen Geſchlechtes enthielt, ward von den beiden Geſchwiſtern häufig beſucht, vielleicht nicht ohne ernſtere Eindrücke und ahnungsvolle Schauer in der Seele zurückzulaſſen. Auch zu einer Kapelle auf einem andern Berge, zu welcher der Weg durch die Leidensſtationen führte, wandelte man gerne; oder der Knabe begleitete den Vater zu ſeinen militäriſchen Uebungen und hörte ihn dann begierig von ſeinen Feldzügen erzählen.

Schiller bewahrte immer für die Gegend von Lorch eine große Anhänglichkeit, und als er die Karlsakademie verlaſſen hatte, war es einer ſeiner erſten Ausflüge mit ſeiner älteſten Schweſter, ſich hier wieder in die glücklichen Tage ſeiner Kindheit zu verſetzen. Ohne Zweifel hat dieſer dreijährige Aufenthalt in dem Landſtädtchen und ein ununterbrochener Verkehr mit der freien Natur in ihm die Neigung zum Landleben, den Sinn für Naturſchönheiten und den Hang zur Einſamkeit erweckt und entwickelt, welche Neigungen, durch andere mſtände verſtärkt, ihn durch ſein ganzes Leben begleiteten.

Milde, Liebe und Güte waren die hervorſtechenden Eigenſchaften des jungen Schiller während der erſten acht Jahre ines Lebens. Sie waren ihm angeboren, ja ſie waren in r zarten Organiſation ſeines Körpers gegründet; und dieſe imende Humanität wurde durch das fromme Familienleben, durch die Liebe der Mutter und Schweſter, ſo wie durch die Einflüſſe einer ſchönen Natur befeſtigt und weiter ausgebildet. Sein Gemüth war biegſam, gefühlvoll, verträglich, mittheilend. Von einem ihm allein beſtimmten Gerichte vermochte er nicht zu eſſen, ohne ſeinen Geſchwiſtern etwas davon anzubieten. Einen begangenen Fehler zu längnen war er nicht im Stande. Gewiſſenhaftigkeit und Wahrhaftigkeit lagen ſchon in ſeiner fein organiſirten Natur. Hülfreich zu ſein war ſeine unwiderſtehliche Neigung, und da er vom Eigenthum kaum einen Begriff hatte, ſo ſchenkte er an ſeine Kameraden und an Arme alles, was er konnte und um was er angeſprochen wurde, Bücher, Kleider, Schuhſchnallen. Er ſetzte hiedurch die ſparſamen Eltern oft in nicht geringe Verlegenheit, und der Vater, dem eine ſolche ideale Freigebigkeit ganz gegen ſeinen geſunden Sinn und unbegreiflich war, verfuhr oft ſtrenge und hart mit dem Sohn. In ſolchen Fällen erklärte ſich wohl die Schweſter, auch wenn ſie ganz unſchuldig war, als ſeine Mitwiſſerin oder Theilnehmerin, um die Strafe von dem jüngern Bruder auf ſich ſelbſt abzulenken, und ertrug dann die Scheltworte oder fühlbaren Züchtigungen des erzürnten Vaters ohne Widerrede. Wer an keine Aufopferung glaubt, der gehe zu den Kindern. Mit jedem neuen Geſchlechte kommt die uneigennützige Liebe von neuem zur Welt, aber ſie verſieget mit den wachſenden Lebensjahren, und in manchen Zeiten kann das Alter nimmer glauben, was die Jugend beſtändig übt.

Die Geſchwiſter ſuchten auch durch eine gewiſſe Liſt ſich der Strenge des Vaters zu entziehen. Wenn ſie gefehlt hatten, daß ſie von ihm Schläge befürchten mußten, ſo bekannten ſie ihrer ſanften Mutter zum Voraus ihr Vergehen, und baten, um nicht von dem zornigen Vater beſtraft zu werden, daß ſie die verſchuldete Strafe an ihnen vollziehen möchte. So mußte der Konflikt mit dem Vater, wie ſehr er auch ſeine guten Eigenſchaften ſchätzte, in dieſem doch allmählig andere Kräfte, als Gefühle des Herzens, entwickeln, Kräfte, welche in der Schule der Widerwärtigkeiten bald geſtählt werden ſollten.

Zweites Kapitel.

Die lateiniſche Schule in Ludwigsburg. Vernichtung des Lebensplanes.

Die Eltern Schiller's mochten in Lorch in einer bedrängten Lage leben, wenn anders das ſeine Richtigkeit hat, was Streicher verſichert[*], daß der Hauptmann während dieſer ganzen Zeit nicht den mindeſten Sold erhalten, ſondern im Dienſte ſeines Fürſten ſein Vermögen zugeſetzt habe. Erſt auf eine nachdrückliche Vorſtellung an den Herzog, daß er auf ſolche Art unmöglich länger als ehrlicher Mann beſtehen oder auf ſeinem Poſten aushalten könne, ſei er abgerufen und in die Garniſon von Ludwigsburg verſetzt worden, wo er den rückſtändigen Sold nach und nach in Terminen ausbezahlt erhalten habe.

Dieſe Ortsveränderung fällt in das Jahr 1768. Der Vater willigte in die entſchiedene Neigung ſeines Sohnes, Geiſtlicher zu werden, um ſo eher, als dieſer Stand ſehr geachtet war und eine ehrenvolle Exiſtenz verſprach. Er wurde daher in Ludwigsburg ſogleich auf die ſogenannte lateiniſche Schule geſchickt, in welcher ſich der Unterricht ihrem Namen gemäß ſo ziemlich auf das Lateiniſche beſchränkte; das Griechiſche wurde, wie damals überall, nur kärglich gelehrt. Denen, welche einmal Theologie ſtudiren ſollten, wurde auch das Hebräiſche beigebracht. Aus dieſen lateiniſchen Schulen traten dann die Schüler, welche ſich dem geiſtlichen Stande gewidmet hatten, etwa in ihrem vierzehnten Jahre, in die bekannten Kloſterſchulen, in ſpeziellere Vorbereitungsanſtalten zum Studium der Theologie auf der Univerſität. In dieſe Inſtitute aber konnten nur diejenigen aufgenommen werden, welche in Stuttgart das jährliche Landexamen vor dem Konſiſtorium vier- oder fünfmal, ſo viele Jahre ſie eben in der lateiniſchen Schule waren, zur Zufriedenheit beſtanden hatten. Ueberall ſucht man einen mittelmäßigen oder ſchlechten Unterricht durch gehäufte Prüfungen zu heben, welche ihn aber nur noch mechaniſcher und geiſtloſer machen. Der wahrhaft bildende Unterricht iſt *ſelbſt* eine ununterbrochene Prüfung. Jede andere lähmt die Schüler und verleitet die Lehrer.

---

[*] Schiller's Flucht von Stuttgart, S. 2.

In der lateiniſchen Schule ſoll ſein Hauptlehrer ein gewiſſer Johann Friedrich Jahn geweſen ſein, ein kalter, rauher, murrſinniger Polterer, ſonſt ein regelfeſter, nicht unverdienter Sprachlehrer[1]. Sonderbar klingt es, wenn uns einige Biographen Schillers melden, er habe ſich in dieſer lateiniſchen Schule in nichts, in keinem andern (!) wiſſenſchaftlichen Fache ausgezeichnet, als in der lateiniſchen Sprache. Was wurde denn ſonſt gelehrt, als das Lateiniſche? Und konnte ſich unter dem Stockregiment des altphilologiſchen Schulpedantismus noch etwas anderes in dem Schüler entwickeln, als was gelehrt wurde? — Die ſeltenen Anlagen, welche in ihm ſchlummerten, wurden zurückgedrängt, nicht hervorgelockt. Nur wo die Kräfte einen freien Spielraum haben, kann ſich der Knabe, wie der Mann, emporthun, und auch der Genialſte erſcheint gemein, wenn er gemein behandelt wird. Was überhaupt möglicher Weiſe geleiſtet werden konnte und durfte, das erfüllte Schiller wirklich. Er war im Lateiniſchen immer einer der erſten in ſeiner Abtheilung, und erhielt im dem Landesexamen zu Stuttgart, welchem er ſich viermal unterzog, jedesmal ein doppeltes A, womit man nur die Beſten zu bezeichnen pflegte. Die günſtigen Zeugniſſe, welche ihm über dieſe Prüfungen der Prälat und Rektor des Stuttgarter Gymnaſiums, M. Knaus, ausſtellte, haben ſich noch erhalten. Wir wollen ihren Inhalt unter dem Texte beifügen[1].

---

[1] Morgenblatt 1807, Nr. 164. Die hier eingerückten Nachrichten über Schiller ſind „P.“ unterzeichnet, und wahrſcheinlich von ſeinem Jugendfreund *Peterſen* verfaßt.

Wollte man aber auch eine beſſere Anſicht von dem philologiſchen Schulunterricht der damaligen Zeit geltend machen, als die, von welcher ich eben ausgegangen bin, ſo iſt es doch entſchieden, daß ſich der arme Knabe von vornen herein zu demſelben in einem eben ſo großen Mißverhältniß befand, als zu ſeinem Lehrer Jahn. Er brachte von Lorch gewiſſe Gefühle und Bedürfniſſe der Humanität mit, und fand eine inhumane Schulzucht. Mit Neigung hatte er dieſen Weg zu ſeinem ſchönen Ziele betreten; wie grauſam mußte er ſich getäuſcht fühlen! Ovid's Triſtien, Virgil's Aeneide, die Oden des Horaz konnten bei der trockenen Art, wie ſie behandelt wurden, ſein Gemüth nicht ergreifen und nicht auf ihn wirken. Nur die Furcht vor dem Lehrer, vor dem Vater trieb ihn zum Fleiße. Dieſem vermochte er ſchwer zu genügen; er applizirte ſich außer der Schulzeit nicht, wie jener es wollte, ſondern ſuchte, dem Zwange entronnen, das Freie auf und ſpielte mit ſeinen Kameraden. In dieſen Spielen, bei denen es oft ziemlich wild herging, gab er meiſtens den Ton an. Er ſetzte ſich bei jüngern Geſpielen in Furcht, imponirte den ältern und ſtärkern, und wagte ſich ſogar unverzagt an Erwachſene, wenn er ſich von ihnen beleidigt glaubte. In ſeiner muthwilligen Laune neckte er gerne, ohne jedoch ſeine natürliche Gutmüthigkeit zu verläugnen. Dergleichen Zerſtreuungen mußte er aber häufig theuer entgelten. „Er war,“ ſagt ein Jugendfreund, „ein eingeſchüchterter, ungewandter Knabe, der wegen ſeines linkiſchen Weſens vom Vater und den Lehrern Püffe und Ohrfeigen in Menge bekam.“

---

[1] Im Jahr 1769 erhielt er das Zeugniß: Puer bonae spei, quem nihil impedit, quo minus inter potentes hujus loci recipiatur. In den Jahren 1770 und 1771: Puer bonae spei, qui non infeliciter in literarum tramite progreditur. Endlich im Jahr 1772 das minder günſtige: Non sine fructu per annum proxime praeteritum in iisdem laboravit pensis cum antecessoribus (ſeinen Mitſchülern in Ludwigsburg), utut eos non penitus exaequet. S. Morgenblatt 1807, Nr. 201.

Damals war er im neunten oder zehnten Jahre. Gegen ſein elftes bekam allmählig ſein ernſter Sinn, ſein tiefes Gefühl, ſeine träumeriſche Phantaſie das Uebergewicht. Er verlor den Geſchmack an den herrſchenden Vergnügungen des Knabenalters, am Ballſpiel, am Springen, an Poſſen und Thorheiten. Seine durch ſchnelles Wachſen veranlaßte körperliche Schwäche mochte mit dazu beitragen. Er ſchien eigentlich eine weibliche Natur. Der Sprößling, den Mutter- und Schweſterliebe, den das Landleben in Lorch, den die Religioſität in ihm emporgetrieben hatten, ſetzte ſeinen zweiten Knoten an. In den Freiſtunden ſchlenderte er mit einem vertrauten Freunde in Ludwigsburgs reizenden Baumpflanzungen oder in der ſchönen Umgegend herum. Träume für ſein zukünftiges Leben, Klagen über das harte Schickſal, Geſpräche über die nachtumhüllte Zukunft waren dann ſeine liebſte, ſeine gewöhnliche Unterhaltung. Hatte er ſich früher im tollen Knabenſpiele des leidigen Schulzwangs entledigt, ſo flog er jetzt mit den Fittigen ſeiner Gedanken über die peinliche Einſchränkung hinweg. Das äußere Spiel wurde zum innern Spiele, in welchem letztern er noch als Mann den ſchönſten Genuß, ja den vollen Gehalt des menſchlichen Lebens erkannte. „Der Menſch iſt nur da ganz Menſch, wo er ſpielt [1].“

Solche Phantaſieſpiele entbanden auch zuerſt ſeinen poetiſchen Genius. Wohl iſt das Dichtertalent angeboren; aber in der Wirklichkeit exiſtirt eigentlich nur das von einer Anlage, was ſich entwickelt hat, und die Entwickelung iſt durch beinahe alle andere Kräfte deſſelben Menſchen modificirt und an deſſen Lage und Schickſal gebunden.

---

[1] Schiller's ſämmtliche Werke in Einem Bande. Stuttgart 1834. S. 1204. 1 o. Der Kürze wegen werde ich nur nach dieſer Ausgabe citiren. Die wenigen Leſer, welche ſich um dergleichen Citate zu bekümmern pflegen, werden wohl dieſe Ausgabe zur Hand haben, oder ſie ſich leicht verſchaffen können. Ich gebe zuerſt die Seitenzahl, darnach deren vordere oder hintere Spalte durch „1“ und „2“, und endlich das Oben, Mitten oder Unten durch „o“ — „m“ — „u“ an.

Die Veranlaſſung, welche den zehnjährigen Knaben einmal in eine poetiſche Begeiſterung verſetzte, iſt recht artig, und gewährte dem Dichter ſelbſt, nach mehr als zwanzig Jahren, noch eine freundliche Erinnerung; denn nichts erfreut den genialen Menſchen ſo ſehr, als die früheſten Spuren ſeines eigenen erwachenden Geiſtes. Mit ſeinem Schulkameraden Elwert ſollte er den Katechismus in der Kirche aufſagen, und der Religionslehrer, ein ſteifer, beſchränkter Mann, drohte ihnen, ſie durch und durch zu peitſchen, wenn ſie auch nur ein Wörtchen fehlen ſollten. Unſerm Schiller konnte eine auswendig gelernte Religion nicht nach dem Sinne ſein; aber die Drohung half doch. Nach ergangener Frage am beſtimmten Tag, huben die Knaben mit zitternder Beklemmung an, brachten aber doch beide ihre Aufgabe ohne Anſtoß zu Ende. Zur Belohnung oder Beſtärkung erhielt jeder von ihnen zwei Kreuzer. Eine ſolche Baarſchaft hätten ſie lange nicht beiſammen gehabt! Was ſollten ſie ſich aber mit dem Gelde Gutes thun? Es wurde endlich beſchloſſen, auf dem Hartenecker Schlößchen dafür eine ſaure Milch zu eſſen. Allein ſie war hier nicht zu haben, und als man jetzt nach einem Vierling Käſe fragte, koſtete dieſer allein ſchon vier Kreuzer, und die kleinen genügſamen Näſcher hätten kein Brod dazu gehabt. Mit leerem Magen wanderten ſie daher weiter nach Neckarweihingen, wo ſie endlich, nach vielfältigem Herumfragen, eine Milch erhielten, in einer reinlichen Schüſſel, und noch ſilberne Löffel zum Eſſen [illegible]. Das alles zuſammen koſtete nur drei Kreuzer, und es blieb noch einer zu Johannistrauben übrig. Ueber dieſes köſtliche Mahl gerieth unſer Schiller in eine dichteriſche Begeiſterung. Als er mit ſeinem Begleiter das Dorf verlaſſen hatte, ſtieg er auf den Hügel, von welchem man Harteneck und Neckarweihingen überſchauen kann, und ertheilte in einer pathetiſchen Ergießung dem milchentblößten Orte ſeinen Fluch, und dem, welcher ihm die Labung gegeben hatte, ſeinen feierlichen Segen. Es war eine ſolche Standrede, wie die in Lorch vom Stuhle herab.

Zur Erregung ſeines Talents ſcheint auch das Theater beigetragen zu haben, welches er in Ludwigsburg zum erſtenmal ſah. Es waren aber nur Opern und Ballete, welche nach dem Geſchmack der Zeit mit allem möglichen Pomp, mit Aufzügen von Pferden, künſtlichen Elephanten, Löwen und prachtvollen Dekorationen gegeben wurden. Dennoch machten dieſe Dinge Eindruck auf ihn. Er ſelbſt erzählte in ſpäterer Zeit, daß er bis zu ſeinem vierzehnten Jahr mit ausgeſchnittenen Papierdocken geſpielt und dramatiſche Scenen mit ihnen aufgeführt habe. Auch beſchäftigten ihn damals ſchon Plane zu Trauerſpielen[1]. Doch blieb ſeine Neigung, indem ſie zwei Inſtitute verſöhnte, welche die moderne Kultur auseinandergeriſſen hat, dem geiſtlichen Stande treu; die Stimmung ſeines Gemüthes und der Gang ſeiner Phantaſie waren religiös, theologiſch. Sein erſtes deutſches Gedicht verfertigte er den Tag zuvor, an welchem er ſein Glaubensbekenntniß öffentlich in der Kirche ablegen ſollte. Daſſelbe war ohne Zweifel religiöſen Inhalts. Die Veranlaſſung dazu war ſeine fromme Mutter, welche, als ſie ihn auf der Straße umherlaufen ſah, ihm wegen ſeiner Gleichgültigkeit gegen die wichtige Handlung des folgenden Tages Vorwürfe machte und ihn ſo rührete, daß er ſeine erregten Empfindungen poetiſch ausſprach. Er überreichte das Gedicht ſogleich der erfreuten Mutter. Lateiniſche Verſe zu machen, war er nach der Einrichtung der lateiniſchen Schulen längſt fleißig geübt worden, beſonders da ſein Lehrer Jahn ein gewandter Verſifikator war. Nach einer andern, weniger verbürgten Erzählung, ſoll jene Kompoſition aus lateiniſchen Diſtichen beſtanden haben, und dem Vater überreicht worden ſein.

Die Konfirmation des jungen Schiller fiel wahrſcheinlich vor 1770 oder in dieſes Jahr, indem damals ſeine Familie nach der Solitude bei Stuttgart zog[2]. Der Knabe, welcher in Ludwigburg zurück gelaſſen wurde, mußte auch von dieſer

---

[1] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Th. 1, S. 16.

[2] Wenn man die Ablegung des Glaubensbekenntniſſes in das Jahr 1772 ſetzt, muß man annehmen, Schiller's Eltern ſeien damals zum Beſuch von der Solitude nach Ludwigsburg gekommen.

Zeit an Koſt und Wohnung bei ſeinem lateiniſchen Schulmeiſter nehmen. Der Hauptmann Schiller hatte nämlich ſeinen thätigen, praktiſchen Geiſt ſchon lange auf die Botanik, die Gartenkunſt und die Obſtbaumzucht gewandt, und in ſeiner Ludwigsburger Muße eine Baumſchule angelegt, die ſehr guten Erfolg hatte. Der regierende Herzog Karl, welcher damals den Bau des genannten Luſtſchloſſes, der Solitude, eben beendigt hatte, war aufmerkſam auf dieſes Geſchick und die Lieblingsneigung ſeines Dieners geworden, und übertrug ihm die Oberaufſicht aller hier anzulegenden Gartenanlagen und Baumpflanzungen. Jetzt eröffnete ſich dem Mann ein erwünſchter weiter Spielraum für ſeinen Geſchäftsgeiſt. Die Anlagen und Pflanzungen ſollten nach der Abſicht des Fürſten ein Muſter für das ganze Land werden. Schiller befriedigte in dieſem Poſten deſſen Erwartungen, ſo daß ihm endlich der Rang eines Majors ertheilt wurde. Von ſeinen Untergebenen, welche aus einer großen Anzahl von Menſchen der verſchiedenſten Art beſtanden, war er wegen ſeiner Unparteilichkeit eben ſo geachtet, als wegen ſeiner militäriſchen Handhabung der Ordnung gefürchtet. Daß er ſein Geſchäft, dem er bis zu ſeinem Tode vorſtand, denkend betrieb, zeigte er durch ſeine im Jahr 1795 erſchienene Schrift: Die Baumzucht im Großen, welche 1806 in Gießen zum zweitenmal gedruckt wurde.

Friedrich Schiller hatte im Jahr 1772 ſeinen Kurſus in der lateiniſchen Schule beendigt, und ſtand nun im Begriff, in eine Kutte gehüllt, ſich der mönchiſchen Zucht in einer Kloſterſchule zu unterwerfen, um die neunjährige Laufbahn eines würtembergiſchen Seminariſten zu durchwandeln. Aber die Verſehung hatte es anders über ihn verhängt. Sie wollte durch Irrthum und Zweifel, durch Leiden und Bedrängniſſe aller Art das reine Gold aus dem tiefen Schacht ſeiner Seele heben.

Der Herzog war auf den löblichen Gedanken gekommen, auf ſeiner Solitude auch ein weitläufiges Lehr- und Erziehungsinſtitut zu gründen, welches den Namen militäriſche Pflanzſchule erhielt. Doch war dieſe Anſtalt keineswegs auf militäriſche Ausbildung beſchränkt. Sie konnte ihren Namen vielmehr nur dadurch rechtfertigen, daß alles ganz und gar auf militäriſchen Fuß eingerichtet wurde, und ihre Zöglinge meiſtens Söhne von Offizieren oder von gemeinen Soldaten waren, mit Ausnahme einiger Individuen von angeſehenen Bürgerfamilien.

Wie der Herzog alles, was er begann, mit größtem Eifer betrieb, ſo widmete er der Emporbringung und Organiſation dieſer Schule ſeine beſondere, ſich auf das Einzelne erſtreckende Sorgfalt. Sie wurde bald ſeine Lieblingsſchöpfung. Er fühlte, daß hier ſeinem raſtlos thätigen Geiſte und ſeinem herannahenden Alter ein würdigeres, belohnenderes Ziel vorgeſteckt ſei, als in der Sinnenluſt, in prachtvoller Kunſtnachahmung des Auslandes und in übertriebenem Luxus, worin er bisher ſich meiſt zu befriedigen geſucht hatte; und die Gräfin von Hohenheim, ſeine nachherige Gemahlin, beſtärkte ihn in dieſer Neigung. So ließ er es ſich denn auch angelegen ſein, in ſeine Bildungsanſtalt fähige junge Leute zu bekommen, und es wurde den Schulvorſtehern oder Examinatoren aufgegeben, ihm geignete Knaben namhaft zu machen. Denn alles wollte dieſer Selbſtherrſcher ſelbſt ſehen, ſelbſt anordnen, alles mußte durch ihn gehen, er bekümmerte ſich um das Speziellſte. Da ward ihm unter andern Schülern auch der Sohn des Hauptmanns Schiller empfohlen. Sogleich machte er dieſem das Anerbieten, ſeinen Sohn in die Pflanzſchule aufnehmen und in Allem koſtenfrei unterrichten und erziehen laſſen zu wollen.

Dieſer Antrag mußte als eine Gnade angeſehen werden. Gleichwohl verurſachte derſelbe in der Familie eine große Beſtürzung, weil er den oft beſprochenen Plan vereitelte, daß der junge Schiller ſich dem geiſtlichen Stande widmen ſolle, zu welchem er ſich in der Pflanzſchule nicht vorbereiten konnte. Der Vater machte endlich eine freimüthige Vorſtellung an den Landesherrn, in welcher er dieſen gnädigen Antrag abzulehnen ſuchte. Aber der Herzog wiederholte ſein Begehren noch zweimal, zuletzt mit dem Zuſatz, daß dem jungen Schiller die Wahl des Studiums in der Akademie frei ſtehen ſolle, und er nach ſeinem Austritt eine vorzüglich gute Anſtellung im herzoglichen Dienſte zu erwarten habe.

Jetzt mußte gehorcht werden, ſonſt ſtand alles zu befürchten von einem Gebieter, der gewohnt war, jeden ſeiner Wünſche als einen Befehl vollzogen zu ſehen. Die Exiſtenz der Schiller'ſchen Familie lag ganz in den Händen des Herzogs, und der Hauptmann war von ihm vor Vielen begünſtigt worden. Die Eltern fanden ſich nun auch leichter und mit Anſtand in das Unabänderliche. Die freigelaſſene Wahl eines Berufs, die Beköſtigung von Seiten des Fürſten, die verſprochene vortheilhafte Anſtellung und ſelbſt die Nähe des Inſtituts kamen in Betracht. Jeden Sonntag wenigſtens konnte der Sohn und Bruder die Seinigen ſprechen; er blieb mit ihnen an demſelben Orte. Man ſuchte ihn umzuſtimmen, zu gewinnen, mit dem wohlgemeinten Willen des Herzogs zu verſöhnen.

Aber der junge Menſch fühlte ſich auf einmal gewaltſam aus ſeiner Neigung herausgeriſſen. Denn, um es kurz zu ſagen, das Ideale ſeiner Natur, welches ihm angeboren war, hatte ſich in dem Wunſche, Religionsverkündiger zu werden, verkörpert und war nur in dieſer tief gewurzelten Neigung dem Knaben zum Bewußtſein gekommen; und in dieſer beſondern Liebe hatte er jenen idealen Zug ſelbſt beſtimmter ausgebildet, wie ja überhaupt das Symbol, welches wir anſchauen, uns den Gedanken, welcher durch daſſelbe bezeichnet wird, deutlicher macht. Schiller brachte ſeine Neigung, brachte ſich ſelbſt den Verhältniſſen ſeines Vaters, der Liebe zu ſeinen Eltern zum Opfer. Aber ſeine Seele war zerriſſen und blieb es. Er ſelbſt war gleichſam zerſpalten, und der beſſere Theil ſchien von ihm getrennt. Die Theologie iſt die Laura, von welcher er ſingt:

„„Gib mir das Weib, ſo theuer deinem Herzen,
Gib deine Laura mir!
Jenſeits der Gräber wuchern deine Schmerzen.““
„Ich riß ſie blutend aus dem wunden Herzen,
Und weinte laut und gab ſie ihr.“

Drittes Kapitel.

Die Pflanzſchule auf der Solitude. Poeſie. Sittliche Grundzüge.
Rechtswiſſenſchaft und Medizin.

Friedrich Schiller trat im vierzehnten Lebensjahre, zu Ende 1772 oder am Anfang des folgenden Jahres, in die militäriſche Pflanzſchule, mit dem Vorſatze Jurisprudenz zu ſtudiren. Aber er begann die Rechtswiſſenſchaft erſt 1774; das erſte Jahr ſetzte er die Beſchäftigung mit den alten Sprachen fort, lernte Franzöſiſch, und wurde in Geographie, Geſchichte und den Anfangsgründen der Mathematik und Philoſophie unterrichtet.

Die Anſtalt, welcher unſer junger Freund jetzt angehörte, war damals erſt im Werden, und erhielt erſt ſpäter mit einer größern Ausdehnung auch eine feſtere, vollſtändigere Organiſation. Sämmtliche Zöglinge waren in zwei Klaſſen oder vielmehr Kaſten eingetheilt, von denen die adelige Klaſſe meiſtens adelige Offiziersſöhne und die bürgerliche größtentheils Soldatenkinder enthielt. Jene hießen Kavaliere, dieſe Eleven. Nachher, als die Geſammtzahl ſich auf dreihundert belief, wurde jede dieſer Klaſſen halbjährlich meiſtens vom Herzoge ſelbſt, im ſogenannten Rangirſaale, unter Maß gebracht und abgetheilt. Die fünfzig größten Köpfe bildeten die erſte Abtheilung, die darauf folgenden fünfzig die zweite und die übrigen fünfzig die dritte Abtheilung. Jede derſelben war in einem beſondern Schlafſaal einquartirt. Anfänglich waren ſelbſt die Oberaufſeher Sergeanten; dieſe führten denn auch ein ſolches Kommando, daß man in ihrer Nähe kaum zu athmen wagte. Als aber ſpäter jeder der ſechs Abtheilungen ein Kapitän mit zwei Unteroffizieren vorgeſetzt und jede Klaſſe einem Major untergeordnet wurde, das Ganze aber unter einem Oberſten (damals von Seeger) ſtand, hörte dieſer Terrorismus nach und nach um Vieles auf.

Die Eleven wurden meiſtens zu Künſtlern und Handwerkern gemacht, zu Malern, Bildhauern, Architekten, Stukkatoren, Gärtnern, Muſikern, ja ſogar zu Schneidern und Schuhmachern[1]; die Kavaliere waren vorläufig dem Militärdienſte beſtimmt. Bald aber wurden, mit Ausnahme der Theologie, alle Wiſſenſchaften in das Inſtitut gezogen, zuletzt noch die Medizin. Jetzt ſtellte man allmählig fünfzig Profeſſoren und Lehrer an, und brachte ſämmtliche Zöglinge in wiſſenſchaftlicher oder techniſcher Beziehung nach den Lehrgegenſtänden, in vierundzwanzig Diviſionen. Die erſte Diviſion bildeten die Juriſten, die zweite die Militärperſonen, die dritte die Kameraliſten, die fünfte die Mediziner u. ſ. w. Das Inſtitut umfaßte alſo die Gewerbeſchule, das Gymnaſium, die Kunſtakademie, die Kadettenſchule, die Univerſität, kurz beinahe das ganze Unterrichtsweſen, welches unſere Zeit in ſo viele beſondere Anſtalten aller Art vertheilt hat. Es war eine wahre Univerſität.

Die militäriſche Form dominirte in dieſem künſtlich zuſammengeſetzten Staate durchgehends. Das Kommando: Marſch! führte die Zöglinge in den Speiſeſaal zum Frühſtück; dort erſchallte ein: Halt! Bei dem Ruf: Fronte! wandten ſie ſich gegen den Tiſch. Auf das Kommando: Zum Gebete! hoben ſie die gefalteten Hände bis zum Munde empor, und rückten dann auf ein gegebenes Zeichen die Stühle mit einem donnernden Geräuſche zu Tiſche. Auf ähnliche Weiſe ging es in gleichmäßigem Tempo in die Lehrzimmer. Das Verhältniß der Lehrer zu ihren Zuhörern war ordonanzmäßig[1]. Ueber den Anzug hat uns Scharffenſtein, ein ehemaliger Kavalier der Karlsſchule, folgende Zeichnung gegeben: „Die Offiziersſöhne hatten gewöhnlich hellblaue, kommistuchene Weſten mit Aermeln; der Kragen- und Aermelaufſchlag war von ſchwarzem Plüſch, die Hoſen von weißem Tuch, der Kopfputz ein kleiner Hut, zwei Papilloten an jeder Seite, ohne Puder. Alles trug ſehr lange, falſche Zöpfe, nach einem beſtimmten Maße. Der Paradenanzug hatte mehrere Gradationen, und zum größten Putze trug Alles Uniformen. Es gab z. B. eine Parade von geringerem Grade, wo zwar der gewöhnliche Anzug ſtattfand, aber mit vier Papilloten an jeder Seite in zwei Etagen und Puder. Da ſah mein Schiller komiſch aus. Er war für ſein Alter lang, hatte Beine beinahe durchaus mit den Schenkeln von einem Kaliber, ſehr langhalſig, blaß, mit kleinen, rothumgränzten Augen. Er war einer der unreinlichſten Burſche der Anſtalt. Und nun dieſer ungeleckte Kopf voll Papilloten mit einem enormen Zopf. Ich könnt' ihn noch malen!“ —

---

[1] Jugenderinnerungen des Generals von Scharffenſtein in Beziehung auf Schiller, im Morgenblatt von 1837, Nr. 56.

Man ſieht leicht, daß es unſerm jungen Freunde bei dieſer Dreſſur des Körpers wie des Geiſtes nicht wohl werden konnte. Freie Thätigkeit, Lieblingsneigungen, eigenen Willen wollte das Inſtitut nicht aufkommen laſſen, jede Bewegung war geregelt, beinahe alle Zeit der Zöglinge in Anſpruch genommen. Die Schule wollte ihre Leute ganz beſitzen und beherrſchen, und Alles, was nicht im Erziehungsplane lag, war verboten und verpönt. Der kategoriſche Imperativ herrſchte in Allem, und blinde Unterwürfigkeit war eine der am meiſten geſchätzten und belohnten Eigenſchaften. Gewiß die beſte Methode, um aus Menſchen Maſchinen zu machen! Aber um gerecht zu ſein, darf man nicht vergeſſen, daß eine ſolche rohe Behandlung der Jugend im Geiſte der Zeit lag, und daß vollends ein ſo zuſammengeſetztes Inſtitut von ſo vielen und verſchiedenartigen jungen Leuten ſich ohne ſoldatiſche Ordnung nicht hätte halten können. Und ich weiß nicht, ob eine humanere, aber um nichts weniger konſequent durchgeführte

---

[1] Schiller's Leben von Döring, S. 18.

Handhabung derſelben Maxime, den jugendlichen Geiſt durch eine Menge von Lehrſtunden, Unterrichtsgegenſtänden und Arbeiten, durch Examina und dergleichen vollſtändig zu beſtimmen, ihr Ziel nicht zuverläßiger erreicht und nicht ſicherer alle Selbſtthätigkeit zerſtört, als jene barbariſche Zucht unſerer Vorfahren. In Schiller wenigſtens, wie in mehreren ſeiner fähigern Freunde, weckte dieſe Methode Abneigung, welche ſich ſteigerte, je mehr er zum Bewußtſein ſeiner ſelbſt kam, und Kräfte in ihm hervorrief, welche ſich ohne dieſe harte Erziehungsmanier bei ihm ſchwerlich je ſo entſchieden und mächtig emporgethan hätten. Der brutale Despotismus hat von jeher die Freiheit geboren.

In einem Briefe vom 12. Juli 1773 an ſeinen Freund Karl Moſer in Ludwigsburg klagt er: „Dein Friedrich iſt nie ſich ſelbſt überlaſſen; den einmal feſtgeſetzten Unterricht muß er anhören, prüfen und repetiren, und Briefe an Freunde zu ſchreiben (ſetzt er ſich entſchuldigend hinzu) ſteht nicht in unſerm Schulreglement. Säheſt Du mich, wie ich neben mir Kirſch's Lexikon liegen habe und vor mir das Dir beſtimmte Blatt beſchreibe, Du würdeſt auf den erſten Blick den ängſtlichen Briefſteller entdecken, der für dieſes geliebte Blatt einen nie geſehenen Schlupfwinkel in einem geiſtesarmen Wörterbuche ſucht.“ Aber die aufgezwungenen Unterrichtsgegenſtände wollten nicht bei ihm haften; außer dem Lateiniſchen, worin er aber Meiſter war, lernte er in dem erſten Jahre beinahe nichts. Von den alten Dichtern zog ihn nur Virgil an, deſſen Aeneide ihn aber auch ſo begeiſterte, daß er ſie bald in deutſchen Hexametern nachzubilden verſuchte.

Der Unterricht des Inſtituts konnte auch deßwegen ſo wenig an Schiller bringen, weil er damals gerade einen deutſchen Dichter kennen gelernt hatte, welcher gleichſam ſeine ganze Seele verſchlang. Es war Klopſtock. Deutſche Bücher waren eine Art Kontrebande, aber die Hinderniſſe, ſie ſich zu verſchaffen, ſie zu leſen, ſteigerte nur das Verlangen nach ihnen und den Sinn für ſie. Man kann mit Recht ſagen, daß Klopſtock die deutſche Dichtung zuerſt der Schule, der Nachahmung, dem Verſtande entriß, und ſie zum unmittelbaren, lebendigen Ausdruck der innerſten Regungen in der Bruſt des Menſchen machte. In Klopſtock's Oden und in der Meſſiade fand er die willkommenſte Nahrung für ſein humangeſtimmtes Gemüth und für ſeinen religiöſen Hang, und zugleich die mächtigſte Anregung ſeines poetiſchen Talents. Und was hatte er ſonſt noch, was ihm lieb war? Machte nicht bis jetzt noch dieſe Trias, *Humanität, Religioſität* und *poetiſches Talent*, ſein eigenthümliches Weſen, die Welt aus, in welcher er lebte und welche ihm Alles, was um ihn geſchah, verleidete? Die Lektüre dieſes Dichters war ſeine Lieblingsbeſchäftigung, ſein höchſter Genuß, und da die äußere Lage gar keine Zerſtreuungen darbot, ſondern ihn Alles in ſich ſelbſt zurückdrängte, ſo kehrte er immer wieder zu dem Dichter zurück, in welchem er ſich ſelbſt fand, und machte ſich durch tagtäglich wiederholtes und ernſtlich fortgeſetztes Aufmerken, Empfinden, Betrachten, Vergleichen, Forſchen Klopſtock's Anſchauungen, Bilder, Gefühle, Gedanken allmählig zu eigen. So hatte dieſe Poeſie die entſchiedenſte Wirkung auf Schiller's Bildung. Sie war es, wie uns einer ſeiner Jugendfreunde ſagt, welche ſeine Empfänglichkeit für das Große und Erhabene, wie für das Weiche und Zarte, und zumal das Innige und Religiöſe weckte und belebte; ſie befruchtete die Keime der ſchönſten Eigenthümlichkeiten, welche uns in ſeinen gelungenſten ſpätern Arbeiten ſo zauberiſch anziehen. Durch Klopſtock's Gedichte wurde auch ſeine Neigung zum geiſtlichen Stande von Neuem hervorgerufen. Oft wandelten ihn heilige Schauer und gottesdienſtliches Entzücken an; er ergoß ſich oft in Gebete, und hielt auch in Geſellſchaft Andachtsübungen, ohne ſich jedoch zu den ſogenannten Pietiſten zu halten, welche einige Jahre lang ſogar in dieſer Anſtalt einen Anhang hatten. In dieſem religiöſen Drang griff er zur Bibel und erquickte ſich an deren Geſchichten, Wahrheiten und Geſängen in der lutheriſchen Kraftſprache. Die Bibel lieferte ihm auch den Stoff zu einem Epos, in welchem er ſeinem Lieblingsdichter, freilich mühevoll und noch ohne Eigenthümlichkeit, nachſtrebte. Er verſuchte den iſraelitiſchen Geſetzgeber, Moſes, epiſch zu verherrlichen, wie ſein Vorgänger den Welterlöſer beſungen hatte.

Wie mußte es ihn entrüſten, daß er all' dieſes Köſtliche wie etwas Strafbares zu verheimlichen gezwungen war! — Dieſer Widerſtreit ſcheint die hiſtoriſche Stelle für jene tiefgefühlte Idee zu ſein, daß der Menſch das Glück als einen „heiligen Raub in ſeines Herzens Innerſtem bewahren" müſſe; wie er z. B. in dem Gedichte: das Geheimniß, ſingt:

„Die Welt wird nie das Glück erlauben,
Als Beute wird es nur gehaſcht;
Entwenden mußt du's oder rauben,
Eh' dich die Mißgunſt überraſcht."

Paßt dieſes nicht ganz auf die Lage in dieſer Anſtalt? „Wenn in unſern Kriminalgeſetzbüchern," ſchrieb er damals an ſeinen Freund Moſer, „auch eine Strafe auf Diebſtähle in entlegenen wiſſenſchaftlichen Feldern geſetzt wäre, dann würde ich Armer, der ganz-heterogene Wiſſenſchaften treibt und im Garten der Pieriden manche verbotene Frucht naſcht, längſt mit Pranger und Halseiſen belohnt worden ſein."

Zum Glück fand er in dem Inſtitut gleichgeſinnte, für Dichtung ebenfalls begeiſterte Jünglinge, namentlich den ihm ſo ſehr ähnlichen und werthen von Hoven, J. W. Peterſen, den Elſäßer von Scharffenſtein, der endlich General in würtembergiſchen Dienſten wurde, und Andere. Wenn in einem Zeitalter eine neue Sonne durchbricht, reflektiren die jungen Leute immer am lebhafteſten ihre Strahlen. Das abgelebte, ſtumpfſinnige Alter ſchiebt der Genius der Geſchichte zur Seite, indem er nur die klare Manneskraft in ſeine heiligen Dienſte nimmt; aber am lauteſten, obgleich nicht ohne Uebertreibungen und Verkehrtheiten, ſpricht er aus dem Munde der Jugend. So ſpürten unſere Jünglinge trotz ihrer Abgeſchloſſenheit die neue Aera, welche in der deutſchen Literatur begonnen hatte. Die friſche Quelle dieſer aus den Tiefen der Menſchheit entpringenden Dichtkunſt ergoß ſich auch in ihre Herzen und urde frohlockend, jubelnd von ihnen empfangen. Schon zu nde des Jahres 1773 oder zu Anfang des folgenden gab in Freund unſerem Schiller Gerſtenberg's Ugolino zu leſen. dieß Trauerſpiel machte durch ſeine rührenden, erhabenen und ef erſchütternden Scenen einen fortwirkenden, entſcheidenden

Eindruck auf ſein ideal geſtimmtes Gemüth; noch im reifſten Mannesalter hielt er die Tragödie in Ehren. Göthe's Götz von Berlichingen kam hinzu, und hier begegnete ihm zuerſt eine Natur und Wahrheit, gegen welche alles, was ihm bisher ſein eigenes Leben vorgeführt hatte, nur weſenloſe Phantome waren; und er gewöhnte ſich allmählig, die Natur aus Büchern abzufühlen und ſich anzueignen, da er von der wirklichen Welt durch Mauern und Gitter getrennt war. Eine Fertigkeit, die er auch ſpäter fortſetzte und zur höchſten Vollkommenheit brachte. Göthe wurde bald der Abgott des geheimen poetiſchen Bundes; und Schiller bekam allmählig eine andere Richtung, er wurde dem Lyriſchen, dem Epiſchen und Klopſtock's religiöſer Dichtung mehr und mehr entzogen; ſein Geiſt ward unwillkürlich in die tragiſche Laufbahn hinübergehoben. Kein Wunder! Die Fabel ſprach ja ſeine eigene Geſchichte aus. Die Tragödie ſtellt den Menſchen im Kampfe mit ſeiner äußern Lage, dem Schickſal dar, und Schiller fand ſich, je länger je mehr, in einem ſolchen Widerſtreit mit ſeinen äußern Verhältniſſen begriffen. Und wiederum erweckte die Tragödie mehr und mehr in ihm das erhabene Gefühl der innern Freiheit und Selbſtſtändigkeit. Das Grundprinzip des Dramas, Geiſtesunabhängigkeit, ward auch das ſich allmählig hervorhebende Grundprinzip ſeines Lebens, vor welchem neuen Element ſein ſanftes, religiöſes Gefühl zurücktrat. Er lebte ſich in den Dramatiker hinein.

Um Verwandtes nicht zu trennen, wollen wir ſogleich beifügen, daß er nach vielfachem Leſen und Einprägen des Ugolino und Götz ſpäter auch mit Shakſpeare bekannt wurde. Schiller hörte ſeinen Lehrer Abel in einer Unterrichtsſtunde eine Stelle aus dem Briten vorleſen: er richtete ſich auf und horchte wie bezaubert. Mit der ausdrucksvollſten Sehnſucht trat er nach geendigter Stunde zu ſeinem Lehrer hin und bat um den großen Dramatiker. Sein Freund Hoven verſchaffte ihm nachher die Wieland'ſche Ueberſetzung. Er trat in jugendlichem Scherze ſeine Lieblingsgerichte ab, um in den Beſitz dieſer köſtlichen Bände zu kommen. Shakſpeare war nun eine geraume Zeit ſein eifrigſtes Studium und nahm ihn ſo ein wie uns Alle, als wir ihn zuerſt kennen lernten. Doch bekennt Schiller ſelbſt [1], daß ſein ſtarkes ſittliches Gefühl und ſeine Vorliebe für die ſentimentale Poeſie eines Klopſtock, Uz, Haller und anderer ihn lange verhindert hätten, Shakſpeare recht zu würdigen und ſein Individuum lieb zu gewinnen. Deſſen Kälte, Unempfindlichkeit nach den herzzerreißendſten Auftritten habe ihn empört; denn er ſei durch neuere Poeten verleitet worden, in dem Werke den Dichter aufzuſuchen, mit ihm gemeinſchaftlich über ſeinen Gegenſtand zu reflektiren und ſeinem Herzen zu begegnen; und es ſei ihm unerträglich geweſen, daß ſich hier der Poet gar nirgends habe faſſen laſſen, ihm nirgends habe Rede ſtehen wollen — ein unendlicher Zwieſpalt zwiſchen dem engliſchen und deutſchen Dichter blieb immer, wie ſehr ſich dieſer jenem auch anzunähern ſuchte: Schiller nahm ſeine Dichtung aus ſeinem Herzen, Shakſpeare die ſeinige aus der Welt. Unter den neuern deutſchen dramatiſchen Dichtern war ihm beſonders Leſſing werth, und Leiſewitz's Julius von Tarent wurde ſein Lieblingsſtück.

So richtete er den Kern ſeiner Geiſteskraft, ſein ganzes Nachſinnen auf die Poeſie. Er beſchäftigte ſich unverrückt und ungetheilt immer mit einem poetiſchen Werke, welches er in ungeſtüm ſich regendem produktivem Intereſſe, vielleicht zwölf-, vielleicht zwanzigmal las. Zum Glücke kamen ihm meiſtens nur bedeutende poetiſche Produkte, und zwar von verſchiedener Gattung in die Hände, Meiſterwerke, welche alle ſeine dichteriſchen Anlagen entzünden konnten und ſein äſthetiſches Urtheil ſchärfen mußten. Der ernſte, unermüdliche Fleiß wurde gewiß auch durch die äußere Einſchränkung und die unerquickliche Jurisprudenz befördert. Die poetiſche Luſt ſteigerte ſich zur Leidenſchaft, der Trieb zur Kraft. Der mit Kraft verbundenen Leidenſchaft iſt Alles leicht, Unglaubliches möglich.

Ich meine, ohne die Poeſie, die Schiller im Hintergrunde hatte, ohne dieſe Welt, in die er ſich flüchten konnte, hätte die militäriſche Disciplin ſein reizbares, empfindliches Gemüth verſtimmt, ihn mißmuthig, ärgerlich, trotzig, menſchenfeindlich gemacht. Jetzt aber ſchlug alles Unangenehme, welches er zu erfahren hatte, ins Ideale um, und ſeine harte Jugend wurde die Grundlage ſeines herrlichen Charakters. Er kämpfte für ſeine Lieblingsneigungen, ſeine Gefühle, Ideen, Poeſie, und dieſer Kampf brachte ihn zum Bewußtſein, was er, was der Menſch vermöge, wenn er wolle. Dieſes ſtets unterhaltene Gefühl öffnete ihm den Blick in eine Unendlichkeit. Er fand ſich bald in einen ſittlichen Entwickelungsprozeß wie hineingezwungen, welcher die Eine Grundſäule ſeines Lebens wurde, während ſein Herz die andere blieb. In einem Prinzipe der Freiheit und einem Prinzipe der Humanität koncentriren ſich alle ſittlichen Anlagen Schiller's.

---

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 1236. 2. m.

Es iſt intereſſant, aus einzelnen Zeichen und Aeußerungen zu ſehen, wie ſich ſeinem tiefen, innigen Gemüthe dieſe ſtoiſche Denkart zur Seite ſtellte. Am 20. Februar 1775 ſchrieb er an ſeinen Freund Moſer: „Du wähnſt, ich ſoll mich gefangen geben dem albernen, obgleich im Sinne der Inſpektoren ehrwürdigen Schlendrian? So lange ich meinen Geiſt frei erheben kann, wird er ſich in keine Feſſeln ſchmiegen. Dem freien Mann iſt der Anblick der Sklaverei verhaßt, und er ſollte geduldig die Feſſeln tragen, die man ihm ſchmiedet? O Karl! wir haben eine ganz andere Welt in unſerm Herzen, als die wirkliche Welt iſt! — Empörend kommt es mir oft vor, wenn ich einer Strafe entgegengehen ſoll, wo mein inneres Bewußtſein für die Rechtlichkeit meiner Handlungen ſpricht. Die Lektüre des Voltaire hat mir geſtern noch ſehr vielen Verdruß gemacht.“ — Scharffenſtein erzählt, wie ihm eine Oppoſition gegen ſeinen Vorgeſezten, Schiller's Freundſchaft gewann. „Kraftäußerung,“ berichtete dieſer Jugendfreund, „begeiſterte ihn vorzüglich, und ich errinnere mich, daß er ein gewiſſes, damals Aufſehen erregendes Benehmen von mir gegen unſern Intendanten, das wirklich etwas Feſtes hatte und ich jezo noch nicht als Petulanz anſehe, in einer Ode beſang, die er für ſein Meiſterſtück hielt. Von dieſer Epoche an datirt ſich unſer intimer Anſchluß und der völlige Austauſch unſeres Innern.“ Daher war unſerm freiſinnigen Jünglinge jede Wegwerfung auch an Andern verhaßt. Im Jahr 1774 gerieth der

Herzog Karl auf den ſonderbaren Gedanken, daß jeder der ältern Zöglinge nicht nur von ſich, ſondern auch von allen Genoſſen ſeiner Abtheilung eine Schilderung zu Papier bringen ſolle. Darin ſollten ſowohl ihre Fehler, als ihre Fähigkeiten und Lieblingsneigungen, beſonders aber die Geſinnung eines Jeden gegen Vorſteher und Lehrer, nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen angegeben ſein. Eine Maßregel, deren pädagogiſche Zweckmäßigkeit wenigſtens ſehr problematiſch iſt; aber es war ja vermuthlich nur auf's Kontrolliren abgeſehen. Da zeichneten ſich Schiller's Schilderungen nicht nur durch eine gute Beobachtungsgabe, ſondern auch durch eine hochſinnige Denkart aus. Von manchem ſeiner Mitgenoſſen ſagte er unverholen: Seine Ehrerbietung gegen ſeine Vorgeſetzten gränzt an Niederträchtigkeit. Und welches Zeugniß legt er von ſich ſelbſt ab? Nachdem er auf ſeine heiße Liebe zur Poeſie hingedeutet, fährt er in der Selbſtſchilderung mit folgenden Worten fort: „Er (Schiller) geſteht ein, daß er in manchen Stücken noch fehle, daß er eigenſinnig, hitzig, ungeduldig ſei, daß er aber auch dagegen wiederum ein aufrichtiges, treues, gutes Herz habe.“ Durch dieſes Urtheil über ſich ſelbſt deutet er offenbar, aus dunkelm Inſtinkt, das doppelte Lebenselement an, auf welches wir oben aufmerkſam gemacht haben, indem er von den mißfälligen Außerungen ſeiner Freiheitsliebe gleichſam wegweiſ't auf ſein edles Gemüth. Endlich geſteht er dem Herzoge freimüthig: „daß er ſich weit glücklicher ſchätzen würde, wenn er dem Vaterlande als Gottesgelehrter dienen könnte.“

Häufig kehrte noch die wehmüthige Klage bei ihm zurück, daß er der Laufbahn eines Predigers entriſſen worden ſei. Dieſer tiefeingreifende Schmerz und Verluſt trug hauptſächlich dazu bei, jene ſehnſuchtsvolle, weiche, gleichſam thränenbethaute Gemüthsſtimmung in ihm ſchon ſehr frühe auszubilden, welche uns aus ſeinen Dichtungen ſo rührend an's Herz ſpricht. Lange vorher, ehe er denkend den Unterſchied zwiſchen dem Realen und Idealen feſtſetzte, hatte er den Abſtand beider ſchon im Leben erfahren. Noch in ſpätern Jahren äußerte er ſich, vor einer verſammelten Gemeinde über die wichtigſten Angelegenheiten des Lebens und der

Menſchheit zu reden, ſtelle er ſich als etwas Großes, Erhabenes vor.

Ungeachtet ſeines lebhaften, unabhängigen Geiſtes, wird uns doch von keiner Aufſehen machenden Widerſetzlichkeit gegen ſeine Vorgeſetzten erzählt. Eine ſolche ließ ſein beſcheidener, ehrfurchtsvoller Sinn nicht aufkommen; auch war ſeine ganze Thätigkeit mehr nach Innen, als nach Außen gerichtet. Ohne vielfältige unangenehme Berührungen konnte es freilich nicht abgehen, aber Schiller glich ſolche unvermeidliche Konflikte gewöhnlich durch irgend einen witzigen, oft ſarkaſtiſchen Einfall oder ſeine Gutmüthigkeit wieder aus. Es iſt intereſſant zu hören, was in jenen oben erwähnten Schilderungen Schiller's Mitzöglinge über ihn urtheilten. Der Herzog ließ ſich aus jenen Aufſätzen einen Auszug vorlegen, welcher die Urtheile der vorzüglichſten Stubengenoſſen beinahe wörtlich enthält. Dieſe verſchiedenen Charakteriſtiken des fünfzehnjährigen Jünglings, welche uns von ſeinem Jugendfreunde Peterſen im Morgenblatte mitgetheilt worden ſind, mögen auch hier ihre Stelle finden:

„Schiller iſt faſt in allen Stücken dem Eleven von Hoven gleich, und geht auch beſonders beider Neigung auf die Poeſie, und zwar bei dem Schiller auf die tragiſche, bei dem von Hoven auf die lyriſche. Iſt ſehr lebhaft und luſtig, hat gar viele Einbildungskraft und Verſtand; iſt beſcheiden, ſchüchtern, freundlich, und mehr in ſich ſelbſt vergnügt, als äußerlich; lieſ't beſtändig Gedichte."

„Seiner Kränklichkeit iſt es zuzuſchreiben, daß er ſich in den Wiſſenſchaften nicht ſo ſehr, wie Andere, hat hervorthun können. Gegen ſeine Vorgeſetzte iſt er ehrfurchtsvoll. Legt ſich auf Rechtswiſſenſchaft."

„Sehr dienſtfertig, freundlich und dankbar, ſehr aufgeweckt und ſehr fleißig. (?)"

„Iſt gewiß ein wahrer Chriſt, aber nicht gar reinlich.[1] Neigung zur Poeſie."

„Iſt zwar nicht ganz mit ſich ſelbſt, doch aber vollkommen mit ſeinem Schickſal zufrieden. (?)"

---

[1] Weßwegen er ſich auch von dem Oberaufſeher der Pflanzſchule und Sergeanten Ries einen „Schweinpelz" ſchelten laſſen mußte.

„Hat einen Hang zur Theologie.“

„Wendet ſeine Gaben nicht gut an.“

Wir fügen dieſen bezeichnenden Zügen noch einige fernere, theils zur Erläuterung, theils zur Ergänzung bei.

Er gehörte ohne Zweifel zu den ernſten, in ſich gekehrten Naturen, welche in heiterer Geſellſchaft gerade am luſtigſten und wildeſten ſind. Der Narr in jedes Menſchen Bruſt will ſein Recht haben, wenn der Menſch nicht verſauern ſoll.

Er hatte nur wenige vertraute Freunde. Die Innigkeit beſchränkt ſich gern. Unſer Verſtand mag ſich vielgeſchäftig über tauſend Dinge verbreiten; unſer Herz iſt immer nur für wenige geſchaffen. Ein Univerſalgenie iſt der, welcher die ganze Welt umfaßt; ein Univerſalgenie iſt aber auch der, welcher aus jedem Gegenſtand eine ganze Welt machen kann. Von ſeinem Herzen legte er aber auch dadurch ein ſchönes Zeugniß ab, daß er bei der Wahl ſeiner Freunde eben ſo ſehr, ja beinahe mehr auf die Güte ihres Gemüthes und die Haltung des Charakters, als auf ausgezeichnete Geiſtestalente ſah. Er ſoll ſchon damals im Stande geweſen ſein, Menſchen, welche er für gemein, niederträchtig, boshaft hielt, eine zurückſchreckende Kälte entgegenzuſetzen.

Wie gegen die Disciplin der Anſtalt, ſo fühlte er ſich vom Jahr 1774 an, wo er den Anfang im Studium der Rechtsgelehrſamkeit machte, auch gegen den Unterricht in eine ſchreckliche Disharmonie geſetzt. Es war gerade zu der Zeit, als er die Poeſie leidenſchaftlich ergriffen hatte. Er hörte die Geſchichte der in Deutſchland geltenden Rechte nach Selchow, das Naturrecht und ſpäter ein Kollegium über das römiſche Recht. Hier blieb er offenbar hinter ſeinen Mitſchülern zurück. Nichts von den trockenen, unerquicklichen Dingen, die er hier mit anhören mußte, wollte ſeinen in poetiſchen Bildern, Ge-ühlen, Träumen, Plänen ſchwelgenden Geiſt feſſeln, nichts wollte haften. Seine juriſtiſchen Lehrer hielten ihn ſogar für inen talentloſen Menſchen oder zweifelten wenigſtens an einen Fähigkeiten. Einer derſelben fragte nach einer Prü-ung, in welcher er ſchlecht beſtanden hatte, einen Kame-aden Schiller's: ob deſſen Unwiſſenheit von Trägheit oder on Mangel an Kopf herrühre? Der Fall iſt nicht ſelten, daß Lehrer, welche ganz in ihrem Fache leben, einen Schüler, welcher nichts in ihrer Wiſſenſchaft, in ihrer Kunſt und nach ihrer Methode leiſtet, für beſchränkt überhaupt halten, nicht ahnend, daß eine ſpezielle Unfähigkeit oft gerade die Wirkung einer erweckten originellen Kraft iſt, welche alles Heterogene von ſich abſtößt, und daß auch bisweilen eine Wiſſenſchaft oder Kunſt dem Lehrling durch den Lehrer zuwider und verhaßt wird.

Doch unſer junger Freund ſollte ſchon ein Jahr nach ſeinem Eintritt in die Pflanzſchule von der Jurisprudenz erlöſ't werden. Die ſogenannte militäriſche Pflanzſchule wurde 1775 nach Stuttgart, in ein großes, aus vier Flügeln zuſammengeſetztes Kaſernengebäude verlegt und nachher zur hohen Karlsſchule oder Karlsakademie erhoben. Das Inſtitut, welches jetzt erſt ſeine vollkommnere Ausbildung und feſte Form erhielt, ward unter Anderm auch dadurch erweitert, daß die Medizin unter die Lehrfächer aufgenommen wurde. Schiller ging in ſeinem ſiebzehnten Lebensjahre zur Medizin über. Nach Frau von Wolzogen iſt dieſer Uebertritt freiwillig geſchehen, auf die Aufforderung des Herzogs, daß dieſe Wiſſenſchaft zu ſtudiren den Schülern frei ſtände, welche Luſt hätten und ſich melden würden. Es war eigentlich nicht Neigung und Vorliebe, was ihn antrieb, die Medizin zu wählen, verſichert auch Scharffenſtein; es war vielmehr ein Raptus, oder weil er ſie für liberaler und freier hielt, oder hauptſächlich weil die darin angeſtellten Lehrer ihm beſſer zuſagten. Es war aber das Urtheil ſeiner reifern Jahre, daß es auch für den Dichter gut ſei, irgend ein wiſſenſchaftliches Fach abſolvirt zu haben, ſei es, was es wolle. Auf ähnliche Weiſe äußert ſich ſein Jugendfreund Peterſen im Morgenblatte[*]: Schiller habe ſich zwar freiwillig, doch nicht aus wahrer Neigung zu dieſer verwickelten und trüglichen Kunſtwiſſenſchaft gemeldet, er ſei vielmehr durch die Meinung beſtimmt worden: Seelenlehre, Menſchennaturkunde und verwandte Kenntniſſe, auf die er ſich jetzt legen müſſe, könnten ihm bei ſeiner dramatiſchen Kunſt theils als Dienerinnen, theils als

---

[*] Vom Jahre 1807, Nr. 106.

Helferinnen vom allerwichtigſten Nutzen ſein. Nach Streicher dagegen[1] hätte Schiller wider Willen, auf den Befehl des Herzogs, zur Medizin übertreten müſſen. Der Herzog habe den Hauptmann Schiller wieder zu ſich kommen laſſen, und ihm eröffnet, daß er ſeinen Sohn, nur wenn er ſich der Medizin widme, mit der Zeit vortheilhaft werde anſtellen können, weil gar zu viel junge Leute in der Akademie Jura ſtudirten. Der Liebe zu ſeinen Eltern habe der fromme Sohn auch dieſes Opfer gebracht und ein Fach ergriffen, gegen welches er anfangs eine gleich große Abneigung, wie gegen das Rechtsſtudium, gehegt habe. Ging dieſer Tauſch des Berufs wirklich vom Herzog aus, ſo kann dieſer, welcher die Zöglinge meiſtens perſönlich kannte und unſern Schiller namentlich ſcharf in das Auge gefaßt zu haben ſcheint, vielleicht durch die eben erwähnten Schilderungen, durch Examina und Berichte der Lehrer zu der Ueberzeugung gekommen ſein, daß er ſich nicht zur Jurisprudenz eigne, und daß die Arzneikunſt ſeiner Natur angemeſſener ſein werde. Dadurch wäre der Wille des Herzogs objektiv motivirt. Wir möchten doch nicht abermals ohne Noth einen despotiſchen Eingriff in die heiligſten, unantaſtbaren Rechte des Menſchen von ihm annehmen.

---

[1] Schiller's Flucht von Stuttgart, S. 16.

Erſte Periode

oder

Periode der jugendlichen Naturpoeſie.

Von den früheſten Gedichten — 1776 — an bis zur Erſcheinung des Don Karlos — 1786.

Viertes Kapitel.

Erſte poetiſche Verſuche. Eigenthümlichkeit des Dichtens. Hervorſtechende Denkkraft. Geiſtesrevolution. Ein Blick in's Allgemeine.

Von der Zeit an, von welcher wir von einem Dichter ſelbſt verfaßte Denkmale beſitzen, ſind wir im Stande, ihn viel beſſer kennen zu lernen, als jeden andern Menſchen, deſſen Andenken uns die Geſchichte überliefert hat. Von einem Könige, einem Feldherrn, welcher nichts Schriftliches hinterließ, werden uns nur Thaten und Schickſale erzählt. Wir erfahren bloß das Aeußere, und müſſen das Innere hinzudenken. Wie unſicher ſind meiſtens ſolche Schlüſſe! Wie beſchränkt iſt das geiſtige Gebiet, auf welches wir aus Handlungen eines Menſchen überhaupt zurückzuſchließen im Stande ſind, und wie unzuverläßig iſt endlich die Nachricht von Worten und Reden, welche eine hiſtoriſche Perſon gelegentlich geſprochen haben ſoll. Wenn es hoch kommt, wiſſen wir von derſelben ihr Aeußeres; über ihr Inneres haben wir nur Meinungen, bisweilen eigene, meiſtens fremde, überlieferte. Ganz anders dagegen iſt es bei einem Schriftſteller, welcher, wie Schiller, während ſeines ganzen Lebens ſich durch Geiſteswerke der verſchiedenſten Art ausgeprägt hat. Durch dieſe können wir uns mit größerer Sicherheit, als ſonſt, das geiſtige Leben ihres Verfaſſers enthüllen, und uns daſſelbe, wenn wir noch durch andere Hülfsmittel unterſtützt werden, mit einer gewiſſen Vollſtändigkeit zur Anſchauung bringen.

Die poetiſche Verbrüderung, von welcher wir oben geredet haben, wollte nicht nur genießen, ſondern auch ſelbſt produziren. Jeder wählte ſich einen Stoff von einer andern Gattung; ſie ſprachen ſchon vom drucken laſſen, ehe noch etwas geſchrieben war. Peterſen verfertigte ein weinerliches Schauſpiel, Hoven einen Roman in der Manier Werther's, Scharffenſtein ein Ritterſtück, Schiller eine Tragödie. Sie ſoll der Student von Naſſau geheißen haben. Er ſei nämlich oft verlegen geweſen über einen tragiſchen Gegenſtand, ſo verlegen, daß, wie er nachher ſich ausdrückte, er ſeinen letzten Rock und Hemd um einen ihm willkommenen Stoff mit Freuden würde hergegeben haben. In einer ſolchen Stimmung habe er in einer Zeitung von der Selbſtentleibung eines Studenten von Naſſau geleſen, den ſein theilnehmendes Herz und ſeine feurige Phantaſie ſogleich zur Grundlage einer Tragödie gemacht hätten. Die Freunde rezenſirten gegenſeitig ſchriftlich ihre Arbeiten auf das vortheilhafteſte, obgleich ein ſpäteres reiferes Urtheil ſie lehrte, daß ſie nur höchſt unvollkommenen, nachgepfuſchten Kram produzirt hatten. Schiller vernichtete dieſen Jugendverſuch auch bald nachher, wünſchte in ſpätern Jahren ihn aber doch, als Dokument der erſten glühenden Wärme des Gefühls erhalten zu haben[1]. Sein produktiver Trieb verſuchte ſich bald an einem zweiten Stück, welches in Inhalt und Behandlung Aehnlichkeit mit Julius von Tarent gehabt haben ſoll, doch ohne dieſem Vorbilde an

---

[1] Dieſe Nachricht (von Genz) ſteht im Morgenblatt 1807, Nr. 201.

Werthe im geringſten gleich zu kommen. Es führte den Namen Kosmus von Medizis. Dieß Schauſpiel wurde ebenfalls vernichtet; nur einzelne Gedanken und Situationen wurden ſpäter in die Räuber aufgenommen.

Machte der Eingekerkerte ſeinem Freiheitsdrang in ſolchen dramatiſchen Verſuchen Luft, ſo prägte er, von Zeit zu Zeit zu Klopſtock zurückkehrend, ſein Herz in lyriſchen Gedichten aus. Jedes dieſer ſeiner Lebenselemente wollte ſich äußern, und weil ſeine Poeſie aus dieſen ſittlichen Kräften hervorging, nahm ſie ſelbſt einen ſittlichen, rhetoriſchen Charakter an. Das erſte Gedicht, der Abend, welches ſich noch erhalten hat und im ſechszehnten Lebensjahre Schiller's, alſo wohl noch auf der Solitude, verfaßt iſt, erſchien im Schwäbiſchen Magazin*. Der Herausgeber dieſer Zeitſchrift, Balthaſar Haug, führt es mit den Worten ein: „Der Verfaſſer ſcheint ſchon gute Muſter geleſen zu haben, und mit der Zeit os magna sonaturum zu bekommen.“ Es iſt ganz religiös, nach Klopſtock'ſcher Art, eigentlich eine Hymne an Gott am Abend. Von weichem, ſentimentalem Gefühl findet ſich in dieſem, wie auch in ſeinen ſpätern Jugendgedichten keine Spur. Der energiſche Sinn, welcher in dem Jüngling trieb, riß auch ſeine ſanftern Religions- und Naturempfindungen mit ſich ins Starke und Mächtige fort. Die zweite Strophe heißt:

„Jetzt ſchwillt des Dichters Geiſt zu göttlichen Geſängen,
Laß ſtrömen ſie, o Herr! aus höherem Gefühl,
Laß die Begeiſterung die kühnen Flügel ſchwingen,
Zu Dir! zu Dir! des hohen Fluges Ziel.
Mich über Sphären, himmelan, gehoben,
Getragen ſein vom herrlichen Gefühl,
Den Abend und des Abends Schöpfer loben,
Durchſchauert von paradieſiſchem Gefühl.
Zum Könige, für Große iſt's geringe,
Die Modewelt belacht es nur —
O Gott! Du gabeſt mir Natur,
Theil' Welten unter ſie — nur, Vater, mir Geſänge!“

Noch weniger äſthetiſche Kultur zeigt ſich in dem zweiten noch erhaltenen Gedichte vom Jahr 1777: der Eroberer.

---

* Es iſt jetzt, wie die andern, ſpäter unterdrückten Jugendgedichte Schiller's in „Döring's Nachleſe zu Schiller's ſämmtlichen Werken. Zeitz 1835“ abgedruckt.

Durch des edeln Klopſtock Abſcheu vor Eroberungskriegen, welcher bekanntlich eine temporelle Beziehung hatte, ließ ſich auch unſer Jüngling zu einem Verwünſchungsliede inflammiren, zu dem damals eben kein Anlaß mehr vorhanden war. Das Ganze iſt, wie ſein Jugendfreund Peterſen urtheilt, der Erguß einer wahren orientaliſchen Geiſtesergrimmung, mit Erinnerungen aus der Meſſiade und den Propheten des alten Teſtaments angefüllt, voll wilden Feuers und roher, brauſender Kraft, aber auch voll Schwulſt, Unverſtändlichkeit und Unſinn. Man kann den Geiſt des Ganzen ſchon aus dem Anfange erkennen:

„Dir, Eroberer! Dir ſchwellet mein Buſen auf,
Dir zu fluchen den Fluch glühenden Rachedurſts
Vor den Augen der Schöpfung,
Vor des Ewigen Angeſicht!
Wenn den horchenden Gang über mir Luna geht,
Wenn die Sterne der Nacht lauſchend herunterſehn,
Träume flattern — umflattern
Deine Bilder, o Sieger! mich,
Und Entſetzen um ſie — fahr ich da wüthend auf,
Stampfe gegen die Erd', ſchalle mit Sturmgeheul
Deinen Namen, Verworf'ner,
In die Ohren der Mitternacht.“

Man ſieht es ſchon an dieſer Probe, daß des Dichters Zorn gegen den Eroberer mehr erkünſtelt und erträumt, als wahr iſt. Er ſpricht eigentlich eine allgemeine Entrüſtung an einer entlehnten, fremden Idee aus. Was geht ihn in ſeinem Gefängniß — der Eroberer an?

Das war ein, freilich äußerer Grund, warum Schiller's Dichtung lange Zeit ſo roh blieb: ſeine klöſterliche Abgeſchiedenheit reichte ihm keine poetiſche Stoffe dar, ſondern trieb ſeine Phantaſie in's Unbegränzte hinaus. Hätte er ſich an wirkliche Vorfälle, an Selbſterlebtes halten können, ſo würde ſchon durch den mächtigen Einfluß des Lebens ſeine Phantaſie geregelt und geläutert, und ihre Erzeugniſſe würden anſchaulicher und beſtimmter geworden ſein. Da die Erfahrung und Anſchauung ſeine Einbildungskraft nicht mit Bildern erfüllte, mußte er ſich nun den poetiſchen Stoff aus Büchern gleichſam künſtlich und oft mühſam zubereiten, welchen das Leben andern Dichtern freigebig zuſpielt. Hieraus entſtand die dauernde Eigenthümlichkeit, daß ſein Dichten ſchon frühe nicht ein leichtes Spiel, ſondern eine angeſtrengte Arbeit war. „Man wähne ja nicht,“ ſagt ſein Jugendfreund, „daß Schiller's frühere Dichtungen leichte Ergießungen einer immer reichen, immer ſtrömenden Einbildungskraft, oder gleichſam Einliſpelungen einer freundlichen Muſe geweſen wären. Mit nichten! Erſt nach langem Einſammeln und Aufſchichten erhaltener Eindrücke, erworbener Vorſtellungen, angeſtellten Beobachtungen; erſt nach vielen angeſtellten Bilderjagden, nach hundertfachen Schwängerungen ſeiner Phantaſie und den mannigfaltigſten Betrachtungen ſeines Geiſtes überhaupt, erſt nach vielen mißlungenen und vernichteten Verſuchen hob er ſich etwa im Jahr 1777 ſo weit, daß ſcharfſichtige Prüfer mehr aus einzelnen kleinen Aeußerungen, als aus größeren Arbeiten den bedeutenden künftigen Dichter in ihm ahneten, ſo wie auch er ſelbſt nicht früher, als um dieſe Zeit, ſich der Inwohnung und ſchaffenden Wirkung des Dichtergeiſtes gewiß wurde.“

Es erklärt ſich hieraus der ernſte, ſtrenge Charakter ſeiner Dichtkunſt. Die poetiſche Laufbahn war ihm kein angenehmer Spaziergang auf ebenem Wege, ſondern ein mühevoller Gang nach einem fernen, ruhmvollen Ziel. Aber dieſes Umherſchweifen im gränzenloſen Reiche der Einbildungskraft war ſeinem eigenen Hange angemeſſen, und je mehr er in dieſem erträumten Gebiete Spielraum gewann, deſto weniger vermochte ihn die enge Gegenwart zu befriedigen. Er fühlte ſein Innerſtes aus dem Lande der Wirklichkeit wie verbannt, und mußte ſich phantaſirend und ſinnend ein Terrain erobern, welches er in ſeiner Dichtung dem wirklichen Leben anfangs polemiſch entgegenſtellte, ſpäter aber zu einer ſelbſtſtändigen und reinen idealen Welt erweitern und läutern konnte. Unſere pſychologiſche Biographie wird dieſem innern Entwickelungsprozeß ſchrittweiſe nachfolgen.

Schiller mißbilligte einige Jahre ſpäter ſelbſt ſeine lyriſchen Erſtlinge, indem er ausrief: „O, damals war ich noch ein Sklave von Klopſtock!“ Allerdings ſtand einer geſchmackvollern Geſtaltung ſeiner Poeſien dieſe gefährliche Verehrung Klopſtock's und ähnlicher ſittlichen, ſentimentalen Dichter noch mehr im Weg, als ſeine Abgeſchiedenheit von der Welt. Er bedurfte Dichter ganz entgegengeſetzter Art, welche ſeine ausſchweifende Phantaſie zum Begränzten, Anſchaulichen, zum Ebenmaß hingeleitet hätten. Welch ein unendlicher Gewinn wäre es für die ſchnelle Zeitigung ſeines Talents geweſen, wenn er ſich ſchon damals ſo in den Homer hätte hineinleben können, wie er es in ſpätern Jahren gethan hat! So wuchs er aber ganz ohne Kenntniß der Griechen auf, und indem er denkend und dichtend alle Höhen durchmaß, war ſein Streben doch immer vornehmlich auf den Stoff gerichtet. Ein mannigfaltiger, tiefer, origineller Gehalt mußte ihm auf dieſe Weiſe zufallen; aber die klare, reine, einfache Form, welche wir ſchon an Göthe's früheſten poetiſchen Werken bewundern, konnte er ſeinen Gedichten erſt in der dritten Periode ſeines Lebens, nach einem wunderbaren Bildungsgange, ertheilen. „Er war damals noch nichts anderes, als ein ungeſtümer Vulkan, der rohe, unförmliche Schlacken auswarf.“

Ich habe es vorläufig anſchaulich zu machen geſucht, wie Schiller's Dichtung aus ſeinen ſittlich-religiöſen Intereſſen emporſproß. Höchſt merkwürdig iſt aber ſeine hervorſtechende Denkkraft, welche ſich ſogar früher ausbildete, als ſelbſt ſein poetiſches Talent.

Auch hier ſehen wir uns auf eine erſte, nicht weiter zu erklärende Anlage zurückgeführt. Vielleicht wirkten die wiſſenſchaftlichen Liebhabereien des Vaters erregend auf den Sinn ſeines Sohnes, welcher ſchon in ſeinem vierten und fünften Lebensjahre eine raſtloſe Wißbegierde an den Tag gelegt haben ſoll. Bemerkenswerth ſcheint auch die Nachricht zu ſein, daß er ſeinen eben erwähnten Kirchenpredigten vom Stuhle herab nicht nur einen richtigen Sinn, ſondern auch ſchon eine Art von Dispoſition zu geben wußte[1]. – In dem militäriſchen Inſtitut erhielt dieſe Selbſtthätigkeit des Denkens nicht ſowohl durch den Unterricht als durch den eigenthümlichen

[1] Frau von Wolzogen a. a. O., S. 8

Gang ſeines Geiſtes neue Nahrung. Er mußte ſich, wie wir wiſſen, ſeine poetiſchen Stoffe mühſam und mit Anſtrengung ſelbſt erfinden und zubereiten; er mußte ſich ſeine Gedichte gleichſam erkämpfen und erobern. Uebte er hiedurch nicht fortwährend ſeine Denkkraft? Sein Dichten war zugleich ein Denken im eminenten Sinne des Wortes. Ferner haben wir ſchon oben bemerkt, daß ſein Widerſtreben gegen den harten Erziehungszwang ſeinen Willen energiſch machte. Dieſe ſeine geſteigerte Willensthätigkeit, welcher aller äußere Spielraum entzogen war, gewöhnte ſich nun, ſeine eigenen Vorſtellungen zu verarbeiten: und was iſt das Denken anders, als die geſetzmäßige Verarbeitung unſerer Vorſtellungen durch unſern Willen? — Macht die Willenskraft eines Menſchen möglichſt energiſch, und ſperrt den Menſchen ein, ſo wird er ſicher ein Denker werden, wenn ein geiſtiges Intereſſe in ihm verwaltet. Ein ſolches Intereſſe war in Schiller ſchon damals vorhanden; es war das Sittliche und Religiöſe, und durch dieſe Gegenſtände wurde ſeinem Denken auch ſchon frühe ſeine lebenslängliche Richtung angewieſen. Sein Denken wurde philoſophiſch.

Die Philoſophie iſt das Kind des Zweifels. Gläubig hatte unſer junger Freund die ſittlich-religiöſen Lehren des Vaters, der Mutter, des Religionslehrers aufgenommen und in ſeinem frommen Herzen bewahrt, wie ſie der lutheriſche Lehrbegriff und der Katechismus aufſtellten. Aber in ſeinen Dichtern fand er andere, freiere Anſichten; ſeine geſunde Vernunft widerſprach manchen poſitiven Lehrmeinungen; und das mächtige Gefühl ſeiner ſelbſt, das erhabene Bewußtſein des Adels der menſchlichen Natur wollte ſich mit Manchem nicht länger mehr vertragen, was er bisher als ehrwürdig angeſehen hatte. Er trat in Zwieſpalt mit ſich ſelbſt, und ſeine innere Unruhe wurde um ſo peinigender, eine je innigere Angelegenheit ſeines Herzens Religion und Tugend waren. Hier gab es für ihn keinen andern Ausweg: er konnte ſich nur denkend reſtituiren.

Ein ſehr merkwürdiges Dokument, wie fromm er an den Lehren des poſitiven Chriſtenthums hing, wie er aber an ſeinem Glauben irre zu werden anfing, iſt ein Morgengebet am

Sonntag, welches von ihm im Jahr 1777 im Schwäbiſchen Magazin erſchien *. Der Herausgeber dieſer Zeitſchrift fügt in einer Anmerkung die Worte bei: „Verſchiedene Schickſale, auch in Sachen der Religion und Wahrheit, haben den Verfaſſer dieſes Gebetes ſo geläutert, daß er nicht nur ſeinen Zuſtand fühlte, ſondern auch die Nothwendigkeit zu einem Entſchluſſe für die Wahrheit. In einer ſolchen Stunde hat er dieß Gebet geſchrieben, eine Frucht ſeiner beſſern Empfindungen und Ueberzeugungen.“ — „Oft,“ heißt es unter Anderem, „hüllte banger Zweifel meine Seele in Nacht ein; oft ängſtigte ſich mein Herz, Gott! du weißt es, und rang nach himmliſcher Erleuchtung von dir. — Du haſt mich zu trüben Tagen aufbehalten, mein Schöpfer! zu Tagen, wo der Aberglaube zu meiner Rechten ruf't und der Unglaube zu meiner Linken ſpottet. Da ſtehe ich, und ſchwanke oft im Sturme, und ach! das ſchwankende Rohr würde knicken, wenn du es nicht emporhielteſt, mächtiger Erhalter deiner Geſchöpfe, Vater derer, die dich ſuchen. Ach, mein Gott! ſo erhalte mein Herz in Ruhe, in derjenigen heiligen Stille, in der uns die Wahrheit am liebſten beſucht. Die Sonne ſpiegelt ſich nicht in der ſtürmiſchen See, aber aus der ruhigen, ſpiegelhellen Fluth ſtrahlt ihr Antlitz wieder. So ruhig erhalte auch dieß Herz, daß es fähig ſei, dich, o Gott! und den du geſandt haſt, Jeſum Chriſtum, zu erkennen; denn nur dieß iſt Wahrheit, die das Herz ſtärkt, und die Seele erhebt. Hab' ich Wahrheit, ſo hab' ich Jeſum; hab' ich Jeſum, ſo hab' ich Gott; hab' ich Gott, ſo hab' ich Alles. Die Glocke ſchallt, die mich in den Tempel ruft. Ich eile, dort mein Bekenntniß zu befeſtigen, mich in der Wahrheit ſtark zu machen, und mich auf Gott und Ewigkeit vorzubereiten. O ſo leite mich doch, mein Vater! öffne mein Herz den Eindrücken der Wahrheit, daß ich ſtark genug ſei, ſie auch den Meinen zu verkündigen; dann ſind ſie glücklich.“ Im Folgenden wiederholt der Betende mit inbrünſtiger Seele ſeine Bitte, Gott möge ihn und beſonders auch alle Irrende erkennen laſſen, daß der Herr ſei unſer Vater,

---

* S. [illegible]. S. 3 f.

und daß Jeſus ſei der Abglanz ſeiner Herrlichkeit, durch den er uns jede Wonne, jede Seligkeit mittheile. Er ſchließt mit folgenden Strophen:

„Beſchütz' uns Heiland, Jeſu Chriſt!
Der Du zur Rechten Gottes biſt;
Sei unſer Schild und ſtarke Wehr!
Staub iſt vor Dir der Spötter Heer!

Du haſt von Ewigkeit geſehn,
Wie lange noch ihr Trotz beſtehn
Und wider Dich hier ſchnauben ſoll;
Vielleicht iſt nun ihr Maß bald voll.

Auch ſie, o Herr, haſt Du verſöhnt,
Sie, deren Spott Dich jetzt verhöhnt!
Gib, daß noch vor der Todesnacht
Zur ernſten Reu' ihr Geiſt erwacht. Amen!“

Dieſes ſchöne, rührende Gebet, deſſen einfache, herzliche Sprache für die Lauterkeit der Empfindung und die Wahrheit der Geſinnung zeugt, läßt uns unſern Schiller von einer ganz neuen Seite erſcheinen. Daſſelbe beweiſ't ſeine feſteſte Anhänglichkeit an den poſitiven Kirchenglauben. Aber die erregten „Zweifel, Ungewißheit, Unglaube, Qual“ ließen ſich in einem Geiſte, wie der ſeinige, nicht durch Gebete beruhigen und verſöhnen. Der einmal erwachte Forſchungsgeiſt konnte ſich auf die Dauer mit der unbedingten Annahme ererbter Religionswahrheiten unmöglich zufrieden geben. In dieſer Kriſe ſcheinen ihm zuerſt die Werke Voltaire's und Rouſſeau's in die Hände gekommen zu ſein; letzterer ergriff mächtig alle Kräfte ſeines Gemüthes und Geiſtes. Die Einſprache ſeiner Vernunft war nicht mehr abzuweiſen, wurde immer dringender. Er ſah ſich in Kurzem aus allen ſeinen Behauſungen verjagt, in denen er bisher friedlich und bequem gewohnt hatte, und war genöthigt, ſich neu anzubauen. Hören wir ihn aus einer ſpätern Zeit ſelbſt:

„Ein Gerücht, das ſie mir Wahrheit nannten,
Die meiſten fliehen, wenige nur kannten,
Hielt meines Lebens raſchen Zügel an.

„„Ich zahle dir in einem andern Leben,
Gib deine Jugend mir!
Nichts kann ich dir, als dieſe Weiſung geben.““
Ich nahm die Weiſung auf das andre Leben,
Und meiner Jugend Freuden gab ich ihr.“

Zwiſchen das Jahr 1776, wo jenes Morgengebet etwa mag verfaßt ſein, und 1777 oder 1778, von welchem Jahr an allmählig die Räuber entſtanden, fällt eine Revolution in den Geiſtesgang unſeres Freundes. In den letztern Jahren erſcheint er auf einmal als ein ganz umgewandelter Menſch. Von den religiöſen Wahrheiten aus verbreitete ſich ſein Forſchen nach und nach über alle Gegenſtände und Angelegenheiten, die dem Menſchen überhaupt wichtig und theuer ſind. Wie ſein Dichten ſeine ſittlich-religiöſen Ueberzeugungen ausſprach, ſo gründete ſich ſein Denken ebenfalls auf dieſe Wahrheiten und Intereſſen. Alle ſeine Geiſteskräfte konzentrirten ſich auf Einen Punkt, und jede gewann durch alle andern Stärke und Schwung. Denken und Dichten verbanden ſich unzertrennlich mit einander, und beide waren auf Ein Ziel gerichtet; ſie waren nur zwei, freilich ganz verſchiedenartige, Sprachen Einer Sache.

Ueber die eben erwähnte Emanzipation des Geiſtes hat uns glücklicherweiſe Schiller ſelbſt in ſeinen Philoſophiſchen Briefen eine authentiſche Nachricht gegeben. Dieſe herrlichen Briefe ſind zwar in ihrer jetzigen Form erſt acht oder neun Jahre ſpäter, im Jahr 1786, verfaßt und bekannt gemacht; aber es iſt hiſtoriſch gewiß, daß wenigſtens der Plan, ſie zu ſchreiben, ſchon wenige Jahre nach der Zeit, in welche wir jene Revolution gelegt haben, in Stuttgart entworfen wurde. Nämlich von der im Jahr 1782 in der Anthologie* erſchienenen Ode auf die Freundſchaft wird in einer Klammer ausdrücklich beigefügt: „dieſe Ode ſei aus den Briefen des Julius an Raphael, einem noch ungedruckten Romane, genommen.“ Dieſe Notiz rechtfertigt es, wenn wir die Philoſophiſchen Briefe, als die Entwickelungsgeſchichte des Gedankenſyſtemes ihres Verfaſſers anſehen.

---

* Anthologie auf das Jahr 1782. S. 148.

Sie beleuchten uns die wichtigſte Epoche in Schiller's eigener Geiſtesgeſchichte auf eine höchſt willkommene Weiſe. Wir ſehen aus ihnen, daß ihm die Philoſophie, wie die Poeſie, ſchon von Anfang an eine wahre Herzensangelegenheit war, was beide auch Zeitlebens blieben. Sie waren beide innere, gewiſſermaßen nothwendige Gewächſe ſeines Geiſtes. Frei gingen ſie aus den Tiefen ſeiner Natur hervor und beſtimmten ſeine Betrachtung der Dinge und ſeine Neigung; jede andere, ihnen heterogene Beſchäftigung war ihm aufgezwungen, war ſeiner Natur zuwider. Innerhalb dieſer Pole bewegte ſich ſeine geiſtige Welt. Bald dichtend, bald philoſophirend ſprach er ſeine theuerſten Anſichten aus, und nur durch Philoſophen oder Dichter wurden ihm die Ideen berichtigt, beſtätigt oder belebt, welche ihm die Seele bewegten.

In dieſen Briefen des Julius an Raphael ſchildert uns alſo Schiller ſeine eigenen Zweifel, Irrthümer, Qualen, die erſten Ausſchweifungen ſeiner grübelnden Vernunft; nur die edlere Form und der tiefere Gehalt derſelben gehören einer reifern Bildung und ſpätern Zeit an. Die Leiden der zum Selbſtdenken erwachenden Vernunft ſind hier mit einer ſo ergreifenden Wahrheit dargeſtellt, daß der, welcher etwas Aehnliches an ſich ſelbſt erlebt hat, nicht daran zweifeln kann, der Schriftſteller male hier ſeine eigenen innern Erfahrungen.

„Selige paradieſiſche Zeit“, ſchreibt Julius an ſeinen Freund Raphael, „da ich noch mit verbundenen Augen durch das Leben taumelte, wie ein Trunkener! —— Ich empfand, und war glücklich; Raphael hat mich denken gelehrt, und ich bin auf dem Wege, meine Erſchaffung zu beweinen. —— Du haſt mir den Glauben geſtohlen, der mir Friede gab. Du haſt mich verachten lehren, was ich anbetete. Tauſend Dinge waren mir ſo ehrwürdig, ehe deine traurige Weisheit ſie mir entkleidete. Ich ſah eine Volksmenge nach der Kirche ſtrömen, ich hörte ihre begeiſterte Andacht zu einem brüderlichen Gebet ſich vereinigen. —— Göttlich, ja göttlich muß die Lehre ſein, rief ich aus, die die beſten unter den Menſchen bekennen, die ſo mächtig ſiegt und ſo wunderbar tröſtet.

Deine kalte Vernunft löſchte meine Begeiſterung. — — Glaube niemand, als deiner Vernunft, ſagteſt du. Es gibt nichts Heiliges, als die Wahrheit. Was die Vernunft erkennt, iſt Wahrheit. Ich habe gehorcht, habe alle Meinungen aufgeopfert. — — Meine Vernunft iſt mir jezt alles, meine einzige Gewährleiſtung für Gottheit, Tugend, Unſterblichkeit. Wehe mir von nun an, wenn ich dieſem einzigen Bürgen auf einem Widerſpruch begegne! wenn meine Achtung vor ihren Schlüſſen ſinkt! wenn ein zerriſſener Faden in meinem Gehirn ihren Gang verrückt!“ — Dieſe Worte ſind [illegible] charakteriſtiſch, daß man in ihnen ſogar Widerlegungen der Ausſprüche des eben im Auszuge mitgetheilten Morgengebetes finden könnte! Sie ſind ein Dokument der beginnenden Geiſtesfreiheit, welche Schiller jezt auch im Intellektuellen errang, nachdem er ſie ſich ſchon früher im Praktiſchen verſchafft hatte. Aber jede Befreiung muß ſich einen poſitiven Gehalt zu gewinnen ſuchen, daß ſie zur wahren Freiheit werde. Daher gibt Julius in den folgenden Briefen die Erſtlinge ſeines philoſophiſchen Denkens. Dieſe ſpekulativen Träume (deren Hauptreſultate wir auch in unſern Tagen, mit der Anmaßung der abſoluten Wahrheit, haben wiederkehren ſehen) ſind die glänzendſte, geiſtreichſte Darſtellung des Pantheismus. Wie die früheſte Philoſophie unſeres Geſchlechtes, ſo geht dieſes Syſtem eines Einzelnen von dem Univerſum aus. „Alle Vollkommenheiten im Univerſum ſind vereinigt in Gott. Gott und Natur ſind zwei Größen, die ſich völlig gleich ſind. Die Natur iſt ein unendlich getheilter Gott. Wo ich einen Körper entdecke, da ahne ich einen Geiſt — wo ich eine Bewegung merke, da rathe ich einen Gedanken. Alle Geiſter aber werden angezogen von Vollkommenheit, alle ſtreben nach dem Zuſtande der höchſten freien Aeußerungen ihrer Kräfte. Die Vollkommenheit, die ich wahrnehme, erkenne, wird mein eigen; die Glückſeligkeit, die ich mir vorſtelle, wird meine Glückſeligkeit. Ich begehre jene Vollkommenheit, weil ich dieſe liebe. Die Begierde nach fremder Glückſeligkeit nennen wir Liebe. Liebe iſt der allmächtige Magnet in der Geiſterwelt, die Leiter zur Gottähnlichkeit. Wenn jeder Menſch alle Menſchen liebte, ſo beſäße der Einzelne die Welt.“

Doch ward Schiller bald nachher irre an dieſer leichterworbenen Weisheit. „Mein Herz ſuchte ſich eine Philoſophie,“ ruft Julius verzagend aus, „und die Phantaſie unterſchob ihre Träume: die wärmſte war mir die wahre.“

Neue Zweifel bemächtigten ſich ſeiner, die ihn endlich zur philoſophiſchen Beſonnenheit, zur Betrachtung des Menſchen, zurückführten. Aber ſein Herz, ſeine Phantaſie und ſeine Dichtung weilten noch lange nachher in dieſer transzendenten Sphäre.

Während Schiller's Denkweiſe dieſe Kriſis beſtand, veränderte ſich auch ſeine Gemüthsform. Jede poſitive Lehre, wenn ſie als ſolche feſtgehalten wird, beengt und beſchränkt den Menſchen. Höher hob ſich jetzt die Bruſt des Jünglings, ſeine Gefühle nahmen einen freiern Wuchs, alle Gemüthskräfte langten weiter aus und ſchlugen in raſchern, ſtärkern Pulſen. Seine Seele ſtrebte ungehemmt und ſchrankenlos zum Univerſellen und Idealen, welches er nun nicht mehr in einem Symbol verehrte, ſondern nur im reinen Gedanken ſuchte. Eine bleibende Richtung nach dem Höchſten war hiermit eingeſchlagen, und die Bahn, auf welcher bisher das poſitiv Religiöſe nur eine kurze Strecke den Unmündigen geführt hatte, war jetzt in unendliche Fernen für den raſtlos ſtrebenden, mündig gewordenen Geiſt eröffnet. Alles, was an ihm war, namentlich auch ſeine Dichtung, theilte dieſen Triumph ſeines Enthuſiasmus für Freiheit. Jenes Milde, Innige, Zarte ſeines Weſens, welches wir früher in den Ausdruck des „rein Menſchlichen“ zuſammengefaßt haben, ging in das Göttliche in ihm über, wenn ſich anders in dem erhabenen Bewußtſein unſerer ewigen Selbſtändigkeit und des Adels der menſchlichen Natur das in uns wohnende Göttliche verkündet. Bei dem Rollen des Donners ſchweigen alle irdiſche Stimmen. Erſt ſpäter trat, wie wir ſehen werden, jene edle, ſchöne Humanität neben den Göttergeſtalten der Schiller'ſchen Welt wieder eigens und ſelbſtändig hervor. Immer, bei Einzelnen und im Völkerleben, wird ein neues, wichtiges Intereſſe ſo lebhaft verfolgt, daß das Alte nur nach geraumer Zeit Spielraum gewinnt, ſich ihm an die Seite zu ſtellen.

Wir möchten ſonach den Hauptbeweggrund zu Schiller's Selbſtdenken in ſeinem Freiheitstrieb ſuchen, welcher ſich aber erſt durch jenes Selbſtdenken vollendete und ideell begründete. Die Frucht dieſer Kämpfe für Wahrheit waren für ihn eine hohe Kräftigung der Seele und eine Emanzipation von der Herrſchaft der Meinung und von jeder Autorität, — ein Gut, welches ſogar nur von ſehr wenigen Gebildeten und auch nur von wenigen Gelehrten geachtet wird, weil ſie es nie oder nur das Bittere deſſelben gekoſtet haben. Von dieſer errungenen Geiſtesfreiheit ſind alle ſeine Werke von den Räubern an die ſprechendſten Zeugen.

Schiller's philoſophiſches Talent reifte, wie ſchon oben erwähnt wurde, viel früher, als ſein poetiſches. Es wird ſich im Verlauf unſerer Darſtellung ergeben, daß ſeine Poeſie erſt dann ihre Vollendung erreichte, als ſein philoſophiſcher Trieb befriedigt war. Nur aus einem beruhigten Gemüth ſteigt die vollendete Schönheit empor. Der ſpekulative Hang erſchwerte ihm das Dichten unendlich. Der Dichter iſt auch mehr, als der Denker, ein Naturprodukt ſeiner Zeit und Lage, und die Ungunſt beider iſt jedem Kunſtwerk aufgedrückt. Eine heitere, glückliche Jugend und ein weiter Spielraum der Kräfte ſind der frühen Entfaltung des Dichtertalentes beinahe unentbehrlich. Schiller's Jugend dagegen war hart und herb, und alles vereinigte ſich, ihn von der äußern Welt abzuziehen und in ſich ſelbſt zurückzudrängen. So hemmend aber dieſe beengende Vereinzelung für ſeine poetiſchen Anlagen ſein mochte, ſo vortheilhaft war ſie nicht nur für ſeine ſittliche, ſondern auch für ſeine intellektuelle Ausbildung. Wie die Poeſie das Kind der Welt, ſo iſt die Weisheit die Tochter der Einſamkeit. Es kam endlich noch dazu, daß Schiller in der Karlsſchule Dichter in die Hände bekam, welche ſeinen poetiſchen Trieb wohl erwecken, aber ſeine überſchweifende Phantaſie nicht mäßigen konnten. Dagegen waren die philoſophiſchen Bücher, die er zuerſt las, ſeinem Bildungsbedürfniſſe ganz angemeſſen. Der treffliche Garve ward hier ſein Hauptführer, den Garve'ſchen Anmerkungen zu Ferguſon's Moralphiloſophie verdankt er das erſte Licht, welches ihm in dem Reiche der Vernunftwahrheiten aufging. Er wußte dieſe Erläuterungen beinahe auswendig. Außerdem ſoll er auch Schriften von Mendelsſohn, Sulzer, Herder und Leſſing geleſen haben, welche Schriftſteller den Feuerkopf allmählig zur Klarheit und Beſonnenheit bringen mußten. Und dieß war es allein, was Schiller, welcher die Tiefe ſchon mitbrachte, bedurfte, und was vor allem andern jedes wahrhafte philoſophiſche Talent bedarf. Wer in ſeiner Jugend z. B. als Student einem unverſtändlichen, myſtiſchen Lehrer der Philoſophie in die Hände fällt, der iſt, falls er etwas annimmt, für ächte philoſophiſche Bildung für immer verloren.

Es ſchien nöthig, ſogleich im Beginn der ſelbſtthätigen Entwickelung Schiller's auf die einfachen Elemente aufmerkſam zu machen, von denen alle Fäden auslaufen. Wir müſſen in Schiller außer einem poetiſchen und philoſophiſchen Talent ein ſittliches Prinzip annehmen, welches zweitheilig in ein Intereſſe für das rein Menſchliche und die Freiheit auseinandertrat. Dieſe Anſicht läßt uns Schiller's Weſen vollſtändig erfaſſen, und führt uns ſicher durch die Geſchichte ſeines Geiſtes und durch alle ſeine Werke. Jede andere Betrachtungsweiſe iſt mindeſtens mangelhaft und einſeitig. So ſucht man z. B. das Hauptmerkmal des Schiller'ſchen Genius in dem Idealen, was aber ein ganz abſtrakter und vieldeutiger Ausdruck iſt, der ſich beliebig zu allem gebrauchen läßt, wozu man Luſt hat. Wilhelm von Humboldt findet das Eigenthümliche ſeines Dichtergenies darin, daß dieſes ganz eigentlich auf dem Grund einer außerordentlichen Intellektualität hervorgetreten ſei. Aber ohne Schiller den Menſchen kann man Schiller den Dichter nicht würdigen; die Macht ſeiner Dichtung liegt in dem Zauber ſeines Herzens und in der Größe ſeines Charakters. Die Seele ſeiner Darſtellungen und Forſchungen iſt ſein Gemüth. Göthe ſagt, die Idee der Freiheit gehe durch alle ſeine Werke, was richtig aber ebenfalls nicht erſchöpfend iſt. Sein warmes, inniges, zartes Gefühl, die eigens hervortretende ſittliche Grazie wurzelt nicht in jener Freiheit, ſondern hat ihre eigene Quelle.

Nachdem wir den Kern des Schiller'ſchen Lebensbaumes kennen gelernt haben, wollen wir ſehen, wie er aufwuchs und welche Blüthen und Früchte er trug.

Fünftes Kapitel.

Studium der Medizin. Leben und Treiben in der Militärſchule. Abhandlung: „Ueber den Zuſammenhang der thieriſchen Natur des Menſchen mit ſeiner geiſtigen.“

Bei dem eigenthümlichen Gange, den Schiller eingeſchlagen hatte und insgeheim raſtlos verfolgte, konnte er in ſeiner Berufswiſſenſchaft, der Medizin, keine bedeutende Fortſchritte machen. In Kurzem fand er dieß neue Studium aber doch bei weitem anziehender, als die Jurisprudenz und als er erwartet hatte. Er hatte es hier mit der nahen, lebendigen Natur zu thun, und das Körperliche ſchien ihm Aufſchlüſſe über das Geiſtige zu verſprechen. Die Medizin war nicht ohne Beziehung zu ſeiner ſpekulativen Neigung, und ließ eine philoſophiſche Behandlung zu. Die Erlernung einzelner, ihm homogener Zweige der Heilkunde betrieb er auch mit wahrem Feuereifer, aber immer nur ſtoßweiſe, nie mit anhaltendem Fleiße. Ueberhaupt lag ein lange und ununterbrochen fortgeſetztes Studium einer Wiſſenſchaft nicht in ſeiner Art, und koſtete ihm auch in ſpätern Jahren ſaure Mühe. So kam es denn, daß er von den Preiſen, welche jedes Jahr nach geſchehener Prüfung in Leibesübungen, Sprachen, Künſten und Wiſſenſchaften nicht ſparſam ertheilt wurden, ſo lange er in der Karlsſchule war, auch nicht einen einzigen erhielt.

Unter dieſen Umſtänden konnte er mit ſich ſelbſt nicht ſehr zufrieden ſein. Als daher die Zeit heranrückte, wo eine Prüfung in den theoretiſchen Disciplinen der Arzneiwiſſenſchaft beſtanden werden mußte, nahm es ſich der achtzehnjährige Jüngling nothgedrungen vor, bis zu jener Prüfung aller Beſchäftigung mit Poeſie gänzlich zu entſagen. Mit der größten Anſtrengung ſtudirte er nun die mediziniſchen Werke Haller's, welchen er gleich doch als Denker, wie als Dichter ſchätzte, und mit dem er offenbar die größte Wahlverwandtſchaft hatte. Haller war ihm in ſeinem Berufſtudium ſein Ideal, und diente ihm zum ermunternden Beweis, daß man Arzt und Naturforſcher und dabei doch noch Dichter ſein könne. Durch Selbſtſtudium holte er nach, was er im akroamatiſchen Unterricht verſäumt hatte. Ein genialer Menſch hat durch Vorleſungen, welche den Schüler zum paſſiven Zuhören verdammen, noch nie etwas gelernt! — Nach Verlauf von drei qualvollen Monaten war er ſo weit, daß er das Examen ehrenvoll oder doch glücklich beſtehen konnte. Die ſchriftliche Probearbeit, welche er bei dieſer Gelegenheit (im Jahr 1778) ſeinen Lehrern überreichte, und deren Gegenſtand von ihm ſelbſt frei gewählt war, handelte über die Philoſophie der Phyſiologie. Es iſt ſehr zu bedauern, daß dieſer erſte wiſſenſchaftliche Verſuch verloren gegangen iſt; der Gegenſtand iſt ganz aus der Neigung Schiller's hervorgeholt. Der Aufſatz war zuerſt deutſch geſchrieben, wurde aber dann in's Lateiniſche umgeformt.

Mit andern poſitiven Wiſſenſchaften machte er ſich wenig bekannt. Von Geſchichtsbüchern z. B. las er, außer Schlözer's Vorſtellung der Univerſalgeſchichte, kaum ein anderes, als Plutarch's Lebensbeſchreibungen, doch nicht in der Urſprache. Denn ſeine Kenntniß des Griechiſchen war ſehr unzureichend. Im Franzöſiſchen vervollkommnete er ſich ſo weit, daß er Schriftſteller dieſer Nation ohne große Schwierigkeit leſen konnte; zur Geläufigkeit des Sprechens hat er es auch ſpäter nie gebracht. Auch in dem Engliſchen machte er ſchon in der Karlsakademie, vielleicht durch Shakſpeare veranlaßt, wenigſtens einen Anfang.

Alles bezog er auf ſeine ſittlichen, philoſophiſchen und poetiſchen Intereſſen. Was ſich nicht in dieſen Strom ergoß, hatte für ihn keinen Werth oder war ihm zuwider. Der Bildungsgang aller großen Männer iſt immer einſeitig, ausſchließend, leidenſchaftlich, und namentlich können ideale Naturen nur ſchwer anknüpfen und ſich nur weniges von dem aneignen, was man ihnen entgegenbringt. Weniges iſt ihnen verwandt, und dieß Wenige haben ſie vollkommener in ſich, als ſie es außer ſich finden. In den meiſten geſchichtlichen Schriften ſuchte unſer Dichter im Grunde nur Stoffe zu Schauſpielen. Dem Plutarch aber hing er nur deßwegen an, weil er ſeinem Enthuſiasmus für Menſchenwürde und Seelenadel beſtimmte, hohe Geſtalten entgegenführte. Die Heroen des Alterthums erhoben ſich vor ſeiner ahnungsreichen Seele und ſprengten die Bande, die ihn umſchloſſen hielten. Für viele Jahre blieb Plutarch einer ſeiner Lieblingsſchriftſteller, und einen deutſchen Plutarch zu ſchreiben, war ſpäter ein Plan, welchen er ſich für ſein Alter vorbehielt. „Es iſt brav, daß ſie dem Plutarch getreu bleiben“, ſchrieb er im Jahr 1788 an eine Freundin. „Das erhebt über dieſe platte Generation, und macht uns zu Zeitgenoſſen einer beſſern, kraftvollern Menſchheit.“ Auch Rouſſeau, den er damals kennen lernte, ebenfalls ein Freidenker, wie er ſelbſt, und voll Stolz und Glut, wie er, mußte gewaltig in ſein Weſen einſchlagen. Denn ſo iſt man in der Jugend: wenn man ſich einer Autorität entledigt hat, greift man für eine neue Ueberzeugung begierig nach einer neuen Autorität.

So arbeitete in ihm alles auf Ein Ziel hin. Das zeigte ſich auch in der Wahl ſeiner Freunde. Seine vertrauteſten waren feurige Muſenverehrer, oder hatten einen Hang zur Spekulation. Wer ihn ſonſt noch anziehen wollte, mußte ſich wenigſtens durch imponirende Kraftäußerungen hervorthun. Auf ſeine philoſophiſche Ausbildung und die Befeſtigung ſeiner praktiſchen Grundſätze ſcheint unter ſeinen Freunden ſein Mitzögling Lempp (geſtorben 1819, als Geheimerath in würtembergiſchen Dienſten) den größten Einfluß gehabt zu haben. Wenigſtens ſprach Schiller nach ſeinem Austritt aus der Akademie mit einer Art von Verehrung von ihm. Lempp iſt vielleicht jener Raphael in den Philoſophiſchen Briefen, an den die Briefe des Julius gerichtet ſind. „Schiller's Philoſophie,“

ſagt Scharffenſtein, „bekam ein ſtoiſches Gepräge; man findet es in ſeinen Werken deutlich genug ausgeſprochen, weß Geiſtes Kind er war. Den für's Leben. ſo ſtählenden praktiſchen Satz: Glückſeligkeit ſei mehr eine perſönliche Eigenſchaft, urgirte er mit ſchwellender Bruſt und pfropfte er in die meinige. Wäre Schiller kein großer Dichter geworden, ſo war für ihn keine Alternative, als ein großer Menſch im aktiven, öffentlichen Leben zu werden, aber leicht hätte die Feſtung ſein unglückliches, doch gewiß ehrenvolles Loos werden können."

So kam es denn, daß er im Verlauf ſeines Aufenthalts in der Karlsſchule ein ganz anderer Menſch wurde, als er beim Eintritt in dieſes Inſtitut geweſen war. Ehemals einſam, verſchloſſen, eingeſchüchtert; jetzt im Gefühle der treibenden, aufſteigenden Kraft muthwillig, neckend, foppend und zwar oft ſehr derb und ſtechend. Einem ſeiner Mitzöglinge z. B., einem ausgezeichneten Eſſer, der ihn um ein Andenken in das Stammbuch bat, ſchrieb er die Worte hinein: „Wenn du gegeſſen und getrunken haſt, und NB. ſatt biſt, ſo ſollſt du den Herrn, deinen Gott, loben *."

Auch mit einigen Eleven, die ſich zu Künſtlern ausbildeten, wie mit Zumſteeg und Dannecker, ſtand er in näherm Verhältniß, ohne daß er ſich von ihrer Kunſt viel für die ſeinige angeeignet hätte. Zumſteeg komponirte manche ſeiner gelungenen Gedichte. Das Zeichnen lernte er, und übte ſich in Mußeſtunden darin. Er holte dieſe Fertigkeit noch in ſpätern Jahren bisweilen ſpielend hervor.

Immer aber kehrte er zu der Poeſie zurück. Werther's Leiden drangen durch die eiſernen Pforten der Akademie, und wurden von dem dichteriſchen Kreis der Freunde mit Entzücken aufgenommen. Man machte den Plan zu einem ähnlichen, gemeinſchaftlich geſchriebenen Romane, welcher Plan zwar unausgeführt blieb, aber vielleicht die erſte, ferne

---

* Dieſe Erzählung iſt wörtlich aus den Nachrichten über Schiller von einem ſeiner Jugendfreunde (Peterſen) im Morgenblatt für 1807, Nr. 186, genommen, ſo wie ich auch ſonſt die Nachrichten über faktiſche Dinge, wenn ich es zweckmäßig finde, wörtlich oder mit geringen Abänderungen, aus den Quellen entnehme, ohne dieſe jedes Mal namhaft zu machen.

Veranlaſſung zu den Philoſophiſchen Briefen gab. Ungeachtet ſich Schiller mehr durch andere Erzeugniſſe Goethe's gefeſſelt fühlte, als durch deſſen Werther, hatte er doch auch ein Organ, dieſe ſchmelzenden Töne eines zerſtörten Gemüthes in ſich aufzunehmen. Er ſelbſt erzählte ſpäter, daß er oft ſtundenlang am einſamen, vergitterten Fenſter über ſeinen Lilien, welche er in Töpfen an demſelben zog, in den Gefühlen geſchwelgt habe, die durch den Roman Siegwart in ihm erregt worden ſeien. Von Göthe war dieſer ganze Kreis mit der größten Bewunderung erfüllt! Da ließ ſich Goethe mit dem Herzog von Weimar bei einer Reiſe durch Stuttgart die Anſtalt zeigen, und die Freunde bekamen den Angebeteten von Angeſicht zu ſehen. Welchen ungeheuern Eindruck mußte das in ihnen hervorbringen!

Auch als Schauſpieler verſuchte ſich unſer Schiller in der Karlsſchule. Es ward den Zöglingen, welche Luſt dazu hatten, erlaubt, alle Jahre einigemal Theaterſtücke in einem Saale des akademiſchen Gebäudes aufzuführen, bei denen aber die weiblichen Rollen gleichfalls durch Zöglinge des Inſtituts beſetzt werden mußten. Solche Aufführungen waren nöthig, weil in der Militärakademie auch Schauſpieler gebildet werden ſollten; auch ſuchte man durch ſolche Zerſtreuungen die eingeſchloſſenen jungen Leute in einer leidlichen Stimmung zu erhalten. Unſer Freund ließ es ſich ankommen, die Rolle des Clavigo zu übernehmen, aber durch ſein unangenehmes Organ, ſeine heftige Deklamation und durch ſeine übertriebene Mimik fiel ſein Spiel ſo ſchlecht aus, daß er und ſeine Freunde noch lange nachher einen reichen Stoff zum Lachen und Scherze hatten. In dem Trauerſpiele Clavigo zog ihn übrigens der Charakter des Beaumarchais am meiſten an. Der Menſch ſpiegelt ſich in ſeinen Neigungen.

Der Herzog widmete der Anſtalt fortwährend die ſpeziellſte Sorgfalt. So lange ſie ſich noch auf der Solitude befand, ſoll ſelten ein Tag vergangen ſein, an welchem er den Lehrſtunden nicht perſönlich beiwohnte, und als ſie nach Stuttgart verlegt war, konnten ihn nur alljährliche Reiſen verhindern, ſie auf kurze Zeit nicht zu beſuchen. Er unterhielt ſich mit den Zöglingen; er zeigte gerne ſeine Kenntniſſe, warf wiſſenſchaftliche Fragen auf und veranlaßte gelehrte Diskuſſionen. Freie Aeußerungen und Geiſtesgegenwart erhielten ſeinen gnädigen Beifall, und witzige Einfälle gewannen ihm ein huldreiches Lächeln ab, ſelbſt wenn ſie an Unbeſcheidenheit gränzten. Es konnte nicht anders ſein, als daß ſich unſer Freund bei ſolchen Unterredungen von einer ſehr vortheilhaften Seite zeigte. Der fürſtliche Erzieher wandte ihm wegen ſeiner freimüthigen Antworten und überraſchenden Bemerkungen ſeine beſondere Aufmerkſamkeit und Gunſt zu. Er nahm den fähigen Jüngling ſogar gegen ſeine Lehrer in Schutz, wenn dieſe ſich mit ſeinem Fleiß- oder ſeinen Fortſchritten nicht ſonderlich zufrieden äußerten. Ein Theil dieſer Zuneigung war auch von dem Vater auf den Sohn übertragen; denn der alte Schiller beſorgte, als Gouverneur der Solitude, alles, was die vielfachen Bauten, Gartenanlagen und die Baumzucht betraf, fortwährend zur größten Zufriedenheit des Herzogs, und beſaß wegen ſeiner Rechtlichkeit und Strenge deſſen ganze Achtung. Weil er als Hauptmann eine adelige Charge bekleidete, ſo ertheilte der Herzog dem jungen Schiller die ſonderbare Auszeichnung, bei feierlichen Paraden, wie die (adeligen) Kavaliere, mit gepudertem Haare erſcheinen zu dürfen. Die (bürgerlichen) Eleven nämlich waren ungepudert. Durch ſeine Herablaſſung machte er ſich überhaupt bei manchen Zöglingen ſo beliebt, daß ſie in ſeinem Umgang den Gebieter vergaßen, und ihm ihre Fehler oft lieber bekannten, als ihren Inſpektoren, den vorgeſetzten Offizieren. Auch mäßigte oder erleichterte die Gräfin von Hohenheim, die häufig mit dem Herzog das Inſtitut beſuchte, den militäriſchen Zwang; Strafen wurden oft in ihrer Gegenwart blos deßwegen ausgeſprochen, damit dieſe menſchenfreundliche Frau ſich für die Schuldigen durch Blicke oder Worte verwenden möchte. Zur Belohnung und Aufmunterung wurden Zöglinge bisweilen an die herzogliche Tafel, oder auf Redouten kommandirt; wo man ſie mit jungen Fräulein aus dem Erziehungsinſtitut der genannten Gräfin zu einem gewiß unverfänglichen Genuß eines gemeſſenen Vergnügens zuſammenführte.

Aber unter dem Kommando konnten weder ſolche Zerſtreuungen befriedigen, noch wahre Bildung gedeihen. Der Detailgeiſt des Herzogs erdrückte jede freie Beweglichkeit der Geiſter. Schiller fühlte eine unbeſchreibliche, ſich ſtets ſteigernde Sehnſucht nach der Welt, nach dem freien Umgang mit Menſchen, von denen er ſich die ſonderbarſte Vorſtellung machen mochte. In einem noch erhaltenen Brief an einen Freund, welcher vor ihm aus der Militärſchule getreten war, erkundigt er ſich über das wirkliche Leben ſo, wie wir etwa einen Bekannten um Nachrichten über einen fremden Erdtheil erſuchen. Er wünſche doch nicht ſo ganz entblößt von Erfahrungen in die wirkliche Welt überzutreten. Was er bisher von dem Handel und Wandel in derſelben wiſſe, habe er ſich blos aus der Geſchichte gefolgert. Es gab im Inſtitut faſt keine Berührung mit Menſchen, als mit Gleichaltrigen oder mit größtentheils trockenen und pedantiſchen Aufſehern, mit denen an keinen freien Verkehr zu denken war. Ungeachtet Schiller ſeinen Eltern ſo nahe wohnte, war doch der Umgang mit ihnen ſehr erſchwert. Von weiblichen Perſonen durften nur die Mütter und erwachſenen Schweſtern ihre Söhne und Brüder am Sonntage beſuchen. Es mochte ihm ſchwer werden, die Erlaubniß zu erhalten, nach der Solitude zu wallfahrten. „Was wurde aber auch dann,“ ſagt Scharffenſtein, „von der Mutter für das liebe Wunderthier von Sohn und ſeine mitgebrachten Kameraden gebacken und gebraten! Nie habe ich ein beſſeres Mutterherz, ein trefflicheres, häuslicheres, weiblicheres Weib gekannt.“

Zu erfahren, wie es in dieſer Welt ausſehe, die ſich um ſein Gefängniß bewegte, ward bei ihm zur Leidenſchaft. In den letzten Jahren ſeines Aufenthalts in der Karlsakademie entſchlüpfte er öfters Abends oder in andern Freiſtunden ſeinem Kerker mit einigen vertrauten Freunden, um der Menſchen Thun und Treiben wenigſtens von Ferne zu beobachten. Schon früher (1775) hatte er einmal mit einigen Kameraden den Plan gefaßt, ſich durch die Flucht für immer in Freiheit zu ſetzen, was aber nicht zur Ausführung kam. „Die Inſpektoren,“ äußerte er ſich ſcherzend einige Jahre ſpäter, „würden von dieſer Flucht an keine neue Zeitrechnung eingeführt haben.“

Es war in den letzten zwei Jahren, die Schiller in der Militärakademie zubrachte, in welchen er ſeinem Brodſtudium mit größerem Eifer, als früher, oblag. Er überzeugte ſich von der Nothwendigkeit eines angeſtrengten Fleißes, und „was ſein muß, zieht nicht erſt die Lieblingsneigung zu Rath.“ Vielleicht intereſſirte ihn auch jetzt das Praktiſche der Medizin mehr, als früher deren theorethiſche Seite. Die angewandte Medizin ſprach wenigſtens die Anſchauung und Phantaſie an, während die theoretiſchen Zweige mehr dem Gedächtniß kalte, trockene Terminologien, als dem Verſtand etwas zu denken gegeben hatten. Auch für ſeine Kunſt ſelbſt hielt er es für vortheilhaft, wenn er ſie nicht zu ſeinem Broderwerb gebrauche; nur dann werde die Dichtkunſt Reiz für ihn behalten, wenn er ihr nur ſeine reinſten Augenblicke widme; nur dann könne er mit ganzer Kraft und mit immer regem Enthuſiasmus Dichter ſein. So ſucht der Menſch alles auf, um ſich das Unabänderliche erträglich zu machen. Schiller ließ das unbeachtet, daß die tüchtige Ausübung einer Berufswiſſenſchaft kaum noch eine Kunſt neben ſich aufkommen läßt, und daß es nicht ehrenvoll iſt, ſein Amt zu vernachläſſigen oder zu beeinträchtigen, um ſeinen Lieblingsneigungen nachzuhangen.

Durch dieſen Fleiß gelang es ihm, ſich die Zufriedenheit ſeiner Lehrer mit ſeinen Fortſchritten und Kenntniſſen in der Arzneiwiſſenſchaft zu erwerben. Zur Zeit der öffentlichen Prüfungen der Zöglinge der Militärakademie, Anfangs Dezember 1780, alſo im zweiundzwanzigſten Lebensjahre, vertheidigte er in lateiniſcher Sprache in Gegenwart des Herzogs eine Abhandlung, wodurch er ſeine Befähigung zur ärztlichen Praxis vorläufig zu beweiſen hatte. Der Herzog ſchien mit ſeinem hoffnungsvollen Zögling ſehr zufrieden zu ſein. Er unterhielt ſich wenigſtens nach der Prüfung in dem Speiſeſaal, den Arm auf den Stuhl gelehnt, auf dem er ſaß, ſehr gnädig mit ihm[1].

Jene noch erhaltene Probearbeit handelt: Ueber den Zuſammenhang der thieriſchen Natur des Menſchen mit ſeiner geiſtigen[1]. Sie iſt dem Herzog ſelbſt gewidmet, und in der Zueignung iſt unter Anderm auch des unvergeßlichen mündlichen Unterrichts gedacht, deſſen ſich Schiller von ſeinem Fürſten zu erfreuen gehabt. Mit eben dem tiefen Blicke, mit dem der Herzog die Seelen aller ſeiner Zöglinge durchſchaue, habe er auch ihn geprüft, und einiges in ihm zu bemerken geglaubt, was ihn vielleicht fähig machen könnte, ſeinem Vaterlande dereinſt als Arzt zu dienen; er freue ſich dieſer Beſtimmung u. ſ. w.

---

[1] Streicher a. a. O., S. 66.

Die Abhandlung ſelbſt iſt für einen einundzwanzigjährigen Jüngling vortrefflich, ja bewunderswürdig, und jetzt noch wiſſenſchaftlich nicht unbedeutend. Der Verfaſſer beurtheilte dieſen Aufſatz allzu ſtrenge, daß er ihn nicht in die Sammlung ſeiner proſaiſchen Schriften aufnahm, ja ihn nicht einmal der Erwähnung gegen ſeine Freunde werth hielt[2]. Der Zweck des Aufſatzes geht eigentlich dahin, die Abhängigkeit des Geiſtes vom Körper nachzuweiſen. Nachdem in der Einleitung die einander entgegengeſetzten Anſichten, daß der Menſch nur in ſeinem Geiſte, und daß er nur in ſeinem Körper zu ſuchen ſei, als Einſeitigkeiten namhaft gemacht ſind, ſpricht der Verfaſſer vom körperlichen Organismus und deſſen Syſteme, von den Sinnen, von den organiſchen Kräften der körperlichen Bewegung, von der Ernährung und der Zeugung. Der ſchlimme Zuſtand unſeres Körpers, bemerkt er hierauf, verkündet ſich unſerm Geiſte durch Schmerz, der gute Zuſtand durch Vergnügen, damit wir jenen verbeſſern und vermeiden, dieſen befördern und ſuchen. Durch dieſe thieriſchen Empfindungen der Luſt und Unluſt wird die Seele unwiderſtehlich zu Abſcheu oder Begierde beſtimmt, welche den Willen zu Handlungen antreiben. Luſt und Unluſt werden unſerer Seele mit Nothwendigkeit aufgedrungen, und durch ſie hat der Schöpfer wachſam für die Erhaltung unſerer körperlichen Maſchine geſorgt, von deren Beſchaffenheit die Leichtigkeit und Fortdauer der Seelenthätigkeiten ſelbſt abhängt. Hiermit geht die Abhandlung zu ihrem Hauptgegenſtande über. Höchſt ſcharfſinnig wird (1) bewieſen, daß die thieriſchen Empfindungen das geiſtige Leben wecken, und den erſten Anſtoß zur Aeußerung deſſelben geben. Aus der Entwickelung des einzelnen Menſchen in den verſchiedenen Lebensaltern und des ganzen Menſchengeſchlechts wird mit großartigem, faſt genialem Sinne dargelegt, wie alle Menſchenbildung mit dem Sinnlichen anhebt. Ferner (2), fährt der Verfaſſer fort, werden geiſtige Empfindungen (d. h. ſolche, die aus unſern intellektuellen oder moraliſchen Anlagen entſpringen) von thieriſchen begleitet und durch dieſe verſtärkt, was insbeſondere daraus erhellt, daß geiſtiges Vergnügen das Wohl des Körpers befördert, geiſtiger Schmerz aber ihn zerſtört, und Trägheit der Seele die Bewegungen der körperlichen Maſchine träger macht. Umgekehrt iſt aber auch die Empfindung des körperlichen Wohlbefindens die Quelle geiſtiger Luſt und das Gefühl der Zerrüttung des Körpers die Quelle geiſtiger Unluſt, ſo daß die Stimmungen des Geiſtes, unter Einſchränkungen, den Stimmungen des Körpers folgen. Ferner (3) verrathen körperliche Phänomene die Bewegungen des Geiſtes, worauf ſich alle Phyſiognomik gründet. Bei dieſer Gelegenheit ſpricht der junge Schriftſteller das wegen ſeiner hohen Beſonnenheit merkwürdige Urtheil aus: „Eine Phyſiognomik organiſcher Theile, z. B. der Figur und Größe der Naſe, der Länge des Halſes u. ſ. w., iſt vielleicht nicht unmöglich, dürfte aber wohl ſo bald nicht erſcheinen, wenn auch Lavater noch durch zehn Quartbände ſchwärmen ſollte. Wer die launigen Spiele der Natur, die Bildungen, mit denen ſie ſtiefmütterlich beſtraft und mütterlich beſchenkt hat, unter Klaſſen bringen wollte, würde mehr wagen, als Linné, und dürfte ſich ſehr in Acht nehmen, daß er über der ungeheuern kurzweiligen Mannigfaltigkeit der ihm vorkommenden Originale nicht ſelbſt eins werde.“ Endlich (4) wird gezeigt, daß auch der Nachlaß der körperlichen Natur (z. B. Schlaf,

---

[1] Ihr vollſtändiger Titel iſt: Verſuch über den Zuſammenhang der thieriſchen Natur des Menſchen mit ſeiner geiſtigen. Eine Abhandlung, welche in höchſter Gegenwart Sr. Herzogl. Durchlaucht während der öffentlichen akademiſchen Prüfungen vertheidigen wird Johann Chriſtoph Friedrich Schiller, Kandidat der Medizin in der Herzoglichen Militärakademie. Stuttgart 1780. 4. Jetzt wieder abgedruckt in Döring's Nachleſe, S. 6. fg.

[2] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Humboldt, S. 214.

Ohnmacht) der Thätigkeit des Geiſtes förderlich und nothwendig ſei.

Der ganze Aufſatz iſt alſo eine Apologie der Sinnlichkeit (dieß Wort in pſychologiſcher Bedeutung genommen). Doch wie kam der in Idealen träumende Jüngling dazu, der Abhängigkeit des Geiſtes das Wort zu reden? Seiner Geiſtesrichtung gemäß hätte er doch gewiß gerade im Gegentheil die Nachtheile, Einſchränkungen und Hinderniſſe hervorheben müſſen, welche der Seele aus dem Körper entſpringen. Aber es iſt, als wenn er vermöge ſeines großen Verſtandes ſeinen alles überflügelnden Idealiſirtrieb habe zur Erfahrung zurückzwingen, als wenn er ſich ſelbſt durch dieſe Abhandlung habe zügeln und umſchränken wollen. Er hatte die einſeitige Richtung ſeiner Natur ſchon frühe erkannt, und ſuchte ſie durch die Wiſſenſchaft zu verbeſſern. Der Idealiſt war bemüht, einen realiſtiſchen Beſtandtheil in ſich aufzunehmen. Was er daher in der Einleitung gegen die einſeitige Zurückſetzung des Körpers erinnert, das ſagt er eigentlich — gegen ſich ſelbſt. Er meint, der Materialismus ſei nicht ſelten mit allzu fanatiſchem Eifer verworfen worden, und es ſei der Wahrheit nichts ſo gefährlich, als wenn einſeitige Meinungen einſeitige Widerleger finden. „Die entgegengeſetzte Anſicht, daß der Körper der Kerker des Geiſtes ſei,“ fügt er dann hinzu, „iſt wohl im Ganzen am mehrſten geduldet worden, indem ſie am fähigſten iſt, das Herz zur Tugend zu erwärmen und ihren Werth an wahrhaft großen Seelen ſchon gerechtfertigt hat. Wer bewundert nicht den Starrſinn eines Kato, die hohe Tugend eines Brutus und Aurel, den Gleichmuth eines Epiktet und Seneka? Aber deſſen ungeachtet iſt ſie doch nichts mehr, als eine ſchöne Verirrung des Verſtandes, ein wirkliches Extrem, das den einen Theil des Menſchen allzu enthuſiaſtiſch herabwürdigt, und uns in den Rang idealiſcher Weſen erheben will, ohne uns zugleich unſerer Menſchlichkeit zu entladen; ein Syſtem, das allem, was wir von der Evolution des einzelnen Menſchen und des geſammten Geſchlechtes hiſtoriſch wiſſen und philoſophiſch erklären können, ſchnurgerade zuwiderläuft, und ſich durchaus nicht mit der Eingeſchränktheit der menſchlichen Seele verträgt. Es iſt demnach hier, wie überall am rathſamſten, das Gleichgewicht zwiſchen beiden Lehrmeinungen zu halten, um die Mittellinie der Wahrheit deſto gewiſſer zu treffen. Gewöhnlicher Weiſe aber iſt mehr darin gefehlt worden, daß man zu viel auf die eigene Rechnung der Geiſteskraft, in ſo fern ſie außer Abhängigkeit von dem Körper gedacht wird, mit Hintanſetzung dieſes letztern geſchrieben hat.“

So dienten die mediziniſchen Studien dazu, ihn von einem einſeitigen Idealismus abzuziehen und ein realiſtiſches Element in ſeinem Denkſyſtem einheimiſch zu machen. Und dieß müſſen wir für ein höchſt wichtiges Ereigniß in ſeiner Geiſtesentwickelung halten. Welche ganz andere Richtung hätte Platon's philoſophiſche Ausbildung und Theorie genommen, wenn er in ſeiner Jugend Medizin ſtudirt hätte! Die Art, wie Schiller hier das Geiſtige in Uebereinſtimmung mit dem Sinnlichen zu bringen und wie er dieſem letzteren ſein Recht zu vindiciren ſuchte, beſtimmte ſeine philoſophiſche Auffaſſung des Menſchenlebens für immer. Seine ſpäter ausgebildeten ſittlichen und äſthetiſchen Anſichten laufen offenbar bis zu dem Grundgedanken zurück, welchen er in dieſer Abhandlung niederlegte. „Der Menſch iſt nicht Seele und Körper, der Menſch iſt die innigſte Vermiſchung dieſer beiden Subſtanzen — der Menſch iſt ſeiner Natur nach ein gemiſchtes Weſen,“ war die Idee, von welcher er ausging. Ganz einfach und natürlich folgte hieraus, daß das Ziel des menſchlichen Lebens in eine ebenmäßige Entwickelung der ſinnlichen und geiſtigen Triebe und Kräfte zu legen ſei. In dieſe Harmonie ſetzte er dann die edle Menſchlichkeit — das eine uns ſchon bekannte Prinzip ſeiner ethiſchen Welt — und gründete auf dieſen harmoniſchen Zuſammenklang der heterogenen Triebe der menſchlichen Natur ſeine Theorie der Schönheit und der Anmuth. In die geiſtige Natur des Menſchen dagegen, in ſo fern dieſe mit ſeinem ſinnlichen Weſen in Widerſtreit iſt, legte er das zweite, uns ebenfalls ſchon bekannte Prinzip ſeiner ethiſchen Welt, die Idee der Freiheit, und gründete auf dieſen Widerſtreit ſeine Theorie des Erhabenen und der Würde. Unſere ſpätere Darſtellung wird die Wahrheit dieſer vorläufigen Angaben augenſcheinlich hervortreten laſſen. Hier möge es genügen, auf den innigen Zuſammenhang des der Zeit nach weit auseinander Liegenden aufmerkſam gemacht und die Uebereinſtimmung ſeines ſittlichen Lebens mit ſeinem Denken angedeutet zu haben. Nur noch das wollen wir beifügen, daß es ſich ebenfalls von dieſer in der Jugend gewonnenen Grundüberzeugung herſchreibt, daß Schiller als Philoſoph allenthalben die Triebe, Kräfte, Neigungen, Gefühle (die er durchweg als etwas unſerer ſinnlichen Natur Angehöriges anſieht) gegen den moraliſchen Rigorismus in Schutz nimmt; und daß er die Entwickelung des Menſchengeſchlechts auch immer von rohen, thieriſchen Anfängen ausgehen läßt, wie er es ſchon in dieſer ſeiner erſten Abhandlung thut. Seine Grundüberzeugung von der weſentlichen Beſchaffenheit der menſchlichen Natur änderte ſich nie wieder um, um ſo weniger, da er ſpäter über das geiſtige Leben des Menſchen keine beſondere Unterſuchungen mehr anſtellte. Hätte er dieſes gethan, ſo würde er ohne Zweifel gefunden haben, daß es nicht nur allein körperliche und ſinnliche, ſondern daß es auch geiſtige Triebe, Gefühle u. ſ. w. gibt, und auf dieſer wiſſenſchaftlich begründeten Einſicht würde er das Gebäude ſeiner Ethik und Aeſthetik viel ſicherer und feſter haben aufführen können. Die meiſten Irrthümer in philoſophiſchen Dingen entſpringen bekanntlich aus einer mangelhaften Kenntniß des menſchlichen Geiſtes. Schiller's Fehlgriffe des Verſtandes aber wurden meiſtens durch die Güte ſeiner vortrefflichen Natur verbeſſert. In der Sache hat er beinahe immer Recht, wenn ſie bisweilen auch nicht gehörig begründet iſt.

Die Abhandlung, welche uns zu dieſen weitern Bemerkungen Veranlaſſung gab, iſt in der Sprache viel einfacher, als viele der ſpätern Aufſätze. In großer Mannigfaltigkeit, originell, ideenreich, überraſchend, ſpekulativ, bisweilen ſpitzfindig, und dann wieder bilderreich und belebt, bewegt ſich die durch den Antheil des Gemüthes meiſt gehobene und erwärmte Rede fort, und das Einzelne und Verſchiedene fügt ſich zu einem wohlgeordneten Ganzen zuſammen. Forſchung und Darſtellung verſchlingen ſich in einander. Alles iſt durchdacht und verarbeitet in Sache und Ausdruck. Eine glühende, reiche Einbildungskraft ſteht im Dienſte eines beſonnenen Verſtandes. Freilich iſt die allzukünſtliche und zu weit geführte Eintheilung nicht ohne Fehler, und einzelne Sätze ſind dunkel, ja unverſtändlich, einige Ausdrücke hart und roh. Aber in dem Ganzen finden wir ſchon die Grundzüge der trefflichen Schiller'ſchen Proſa, deren Charakter in einer gewiſſen ebenmäßigen Ausprägung aller Seelenkräfte beſteht[1].

---

[1] Wie konnte die Cotta'ſche Geſammtausgabe der Werke Schiller's einen ſolchen Aufſatz ausſchließen, während ſie doch andere, minder bedeutende aufnahm?

Sechstes Kapitel.

„Die Räuber.“

Wie Klopſtock ſchon in der Schulpforte einige Geſänge der Meſſiade, ſo dichtete Schiller in der Karlsſchule die Räuber. Beide Dichter wieſen durch dieſe Jugendarbeiten ihrem Leben die Richtung an, jener zum Epos, dieſer zum Drama. Die Ausarbeitung dieſes Schauſpiels fällt hauptſächlich in das Jahr 1780. Als Schiller die Anſtalt verließ, war das Manuſkript des Stücks ganz oder doch beinahe vollendet.

Die äußere Veranlaſſung zu dieſem Gedicht gab eine Geſchichte, welche in dem Schwäbiſchen Magazin ſtand: es war die Erzählung eines durch ſeinen verſtoßenen Sohn geretteten Vaters. Unter Unterbrechungen und Hinderniſſen jeder Art und unter der beſtändigen Angſt, entdeckt zu werden, wurde das Schauſpiel geſchrieben; ſein Verfaſſer mußte ſich die Zeit für dieſe Arbeit ſtehlen. Es wird erzählt, daß er, weil die Zöglinge der Akademie Abends nur bis zu einer beſtimmten Stunde Licht brennen durften, ſich oft als unwohl angegeben habe, um in dem Krankenſaale der Begünſtigung einer Lampe zu genießen; in ſolcher Lage ſeien die Räuber zum Theil geſchrieben worden. Bisweilen habe der Allem nachſpürende Herzog in eigener Perſon den Saal viſitirt, dann ſei das Manuſkript ſchnell unter den Tiſch gefahren und ein mediziniſches Buch aufgelegt worden, um den Herzog glauben zu machen, Schiller benutze die ſchlafloſen Nächte für ſeine Wiſſenſchaft. Auch Unterrichtsſtunden, deren regelmäßiger täglicher Beſuch für jeden genialen Menſchen peinlich iſt, wurden öfters unter dem Vorwande eines Uebelbefindens ausgeſetzt. Die Lehrer aber erfuhren, daß Schiller ſich in ſolcher Zeit auf ſeinem Zimmer beſchäftige, und ſchickten ihm wiſſenſchaftliche Penſa zur Ausarbeitung, bis er dem Unterricht wieder beiwohnen könne. Dieſes empörte ihn einſt, weil er ſich überliſtet ſah, ſo ſehr, daß er das Penſum, welches man ihm aufdringen wollte, dem Ueberbringer vor die Füße warf, und zornig ausrief: Ich muß bei der Wahl meiner Studien den freien Willen haben! Dieſe Aeußerung aber fand ſo wenig Beifall, daß er auf einige Zeit degradirt worden ſein ſoll.

Jede dem Zwang abgerungene, der Beaufſichtigung durch Liſt entriſſene Scene der Räuber ward ſogleich friſch den Freunden, an welchem Orte man ſich traf und wo man immer allein war, vorgeleſen, vordeklamirt, und wohl mit ſo größerm Jubel empfangen, je leidenſchaftlicher und wilder ſie die Indignation ausſprach, in welcher man ſich gegenſeitig beſtärkte. Als er einſt ſeinen Freunden die Worte vortrug, welche Franz Moor zu Moſer ſpricht (Akt 5, Scene 1): „Ha! was, du kennſt keine (Sünde) drüber (über dem Vatermord)? Beſinne dich nochmals — Tod, Himmel, Ewigkeit, Verdammniß ſchwebt auf dem Laut deines Mundes! — keine einzige drüber?“ — da öffnete ſich die Thüre, und der hereintretende Aufſeher ſah Schillern halb in Verzweiflung die Stube auf- und abrennen. „Ei, ſo ſchäme man ſich doch,“ ſagte er zu ihm, „wer wird denn ſo entrüſtet ſein und fluchen!“ Als er aber den Rücken gekehrt hatte, rief ihm Schiller, zu den lachenden Geſellen gewandt, hämiſch nach: „Ein konſiscirter Kerl!“[1]

---

[1] Schiller's Leben von Döring, S. 32.

Welches iſt, fragen wir nach dieſen vorläufigen Notizen, die Tendenz dieſes Schauſpiels, mit welchem der Jüngling ſo gewaltig aus dem Dunkel hervortrat? Er mußte ſeinem lange verhaltenen Unmuth Luft machen; er mußte die Welt, welche ſich aus dem Konflikt eines ſtolzen Selbſtgefühls und einer unleidlichen Subordination gährend in ihm entwickelt hatte, poetiſch geſtalten. Dem frommen Gemüthe hat die Natur, ſich zu erleichtern und zu beruhigen, das Gebet gegeben; dem Poeten gab ſie zu gleichem Zwecke die Darſtellung. „Tiefe chroniſche Seelenſchmerzen,“ ſagt er ſelbſt in der im vorigen Kapitel erörterten Abhandlung, „beſonders wenn ſie von ſtarker Anſtrengung des Denkens begleitet ſind, *worunter ich vorzüglich denjenigen ſchleichenden Zorn, welchen man Indignation heißt, rechne*, nagen gleichſam an den Grundfeſten des Körpers und trocknen die Säfte des Lebens aus.“ Das war ſein Fall. Er hatte ſich an ſeinen Verhältniſſen wund gerieben. — Durch philoſophiſche Zweifel wurde dieſes Uebel nur vermehrt und erweitert. Der Zweifel ward von dem Religiöſen, wo er begonnen hatte, auf das Gebiet des Moraliſchen und Politiſchen herübergelockt, und ſchnell wurden alle Intereſſen, welche ſich auf die höchſten Güter des Menſchen beziehen, in jene Kriſis verwickelt, von der wir eben ſchon geredet haben. Auch die moraliſchen Meinungen und Gewohnheiten und die bürgerlichen Einrichtungen verloren jetzt in ſeinen Augen ihre Ehrwürdigkeit, wenn ſie nicht mit der Natur und Vernunft übereinſtimmten. Schon in ſeiner Abhandlung: „Ueber den Zuſammenhang der thieriſchen Natur des Menſchen mit ſeiner geiſtigen“, äußert Schiller: Die Einrichtung des Ganzen habe es mit ſich gebracht, daß manche, die nicht minder glücklich *ſein ſollten*, der allgemeinen Ordnung aufgeopfert würden und das Loos der Unterdrückung davon trügen. Noch beſtimmter aber ſpricht er ſich in den Philoſophiſchen Briefen[1] aus. „Ich war ein Gefangener,“ ſchreibt Julius hier ſeinem Freund und Lehrer Raphael; „du haſt mich herausgeführt an den Tag. Meine Wünſche hatten noch keinen Eingriff in die

---

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 764. 2. c.

Rechte der Großen gethan. Ich duldete dieſe Glücklichen, weil Bettler mich duldeten. Ich erröthete nicht, einen Theil des Menſchengeſchlechts zu beneiden, weil noch ein größerer übrig war, den ich beklagen mußte. Jetzt erfuhr ich zum erſten Male, daß meine Anſprüche auf Genuß ſo vollwichtig wären, als die meiner übrigen Brüder. Jetzt ſah ich ein, daß eine Schichte über dieſer Atmoſphäre ich gerade ſo viel und ſo wenig gelte, als die Beherrſcher der Erde. Raphael ſchnitt alle Bande der Uebereinkunft und der Meinung entzwei. Ich fühle mich ganz frei — denn die Vernunft, ſagte mir Raphael, iſt die einzige Monarchie in der Geiſterwelt; ich trug meinen Kaiſerthron in meinem Gehirne“ u. ſ. w.

Durch ſolche Gedanken ſchien das gereizte Gefühl des Unmuths gegen den Druck der Verhältniſſe gerechtfertigt, und eine partikuläre Empfindung gewann hierdurch eine allgemeine Beziehung. Die Privaterbitterung wuchs bei ihm zu einer allgemeinen Unzufriedenheit mit der Welt, zu einem Univerſalhaß gegen das ganze Menſchengeſchlecht an. Denn das brachte ſein idealer Hang mit ſich, daß ſich alles Individuelle in ihm zum Allgemeinen und Höchſten ſteigerte.

Er war hiermit auf dem Standpunkt, auf welchem er ſeine Räuber dichtete. Denn bei wem anders konnte er den Balſam holen für ſeine tiefe, nie vernarbende Wunde, als bei ſeinem Genius? Wem anders, als den Muſen, konnte er ſeine ganze Seele erſchließen? Von wem anders, als von den Muſen, konnte er lindernden Troſt erwarten? Die glückliche Zeit war längſt dahin, „wo er nicht ſchlafen konnte, wenn er ſein Nachtgebet vergeſſen hatte.“

Einige Jahre ſpäter hat ſich der Dichter ſelbſt über die Entſtehung der Räuber in ähnlicher Weiſe geäußert*: „Ein ſeltſamer Mißverſtand der Natur hat mich in meinem Geburtsorte zum Dichter verurtheilt. Neigung für Poeſie beleidigte die Geſetze des Inſtituts, worin ich erzogen ward, und widerſprach dem Plane ſeines Stifters. Acht Jahre rang mein

---

* In der Ankündigung der Rheiniſchen Thalia 1784. Siehe Döring's Nachleſe, S. 20.

Enthuſiasmus mit der militäriſchen Regel. Aber Leidenſchaft für die Dichtkunſt iſt feurig und ſtark, wie die erſte Liebe. Was ſie erſticken ſollte, fachte ſie an. Verhältniſſen zu entfliehen, die mir zur Folter waren, ſchweifte mein Herz in eine Idealenwelt aus. Aber unbekannt mit der wirklichen, von welcher mich eiſerne Stäbe ſchieden; unbekannt mit den Menſchen, denn die vierhundert, die mich umgaben, waren ein einziges Geſchöpf, der getreue Abguß eines und eben dieſes Models, von welchem die plaſtiſche Natur ſich feierlich losſagte; unbekannt mit den Neigungen freier, ſich überlaſſener Weſen — denn hier kam nur eine zur Reife, die ich jezt nicht nennen will; jede übrige Kraft des Willens erſchlaffte, indem eine einzige ſich konvulſiviſch ſpannte, jede Eigenheit, jede Ausgelaſſenheit der tauſendfach ſpielenden Natur ging in dem regelmäßigen Tempo der herrſchenden Ordnung verloren; — unbekannt mit dem ſchönen Geſchlechte — die Thore dieſes Inſtituts öfnen ſich, wie man wiſſen wird, Frauenzimmern nur, ehe ſie anfangen, intereſſant zu werden, und wenn ſie aufgehört haben, es zu ſein; — unbekannt mit Menſchen und Menſchenſchickſal, mußte mein Pinſel nothwendig die mittlere Linie zwiſchen Engel und Teufel verfehlen, mußte er ein Ungeheuer hervorbringen, das zum Glück in der Welt nicht vorhanden war, dem ich nur darum Unſterblichkeit wünſchen möchte, um das Beiſpiel einer Geburt zu verewigen, die der naturwidrige Beiſchlaf der Subordination und des Genius in die Welt ſezte."

„Ich meine die Räuber. Dieß Stück iſt erſchienen. Die ganze ſittliche Welt hat den Verfaſſer als einen Beleidiger der Majeſtät vorgefordert. Seine ganze Verantwortung ſei das Klima, unter dem es geboren ward. Wenn von allen den unzähligen Flugſchriften gegen die Räuber eine einzige mich trifft, ſo iſt es dieſe, daß ich zwei Jahre vorher mir anmaßte, Menſchen zu ſchildern, ehe mir noch einer begegnete."

Die Räuber ſind der Angſtruf eines Gefangenen nach Freiheit. Sie ſind der ausgepreßte ſchmerzensvolle Laut des Unwillens einer ſtarken Seele. Das iſt die Grundſtimmung, die Hauptzüge, welche ſich von ſelbſt aus dem Dichter in ſein

Werk ergoß. In ſo weit iſt in dieſem Gemälde nichts planmäßig Angelegtes, nichts Erfundenes oder Entlehntes, ſondern ſein geiſtiger Boden iſt ganz Natur, ganz lyriſche Wahrheit, und die Kunſt des Dichters beſtand nur darin, die Perſonen und die Handlung des Stückes dieſer ſubjektiven Stimmung anzupaſſen, daß ſie ganz hervorbrechen und es ganz durchdringen konnte. Wenn ſonſt der Dichter in ſeinem Gegenſtande untergeht, ſo gab der unſrige ſeinen Charakteren und ſeiner Fabel ganz innerhalb ſeiner ſittlichen Welt Geſtalt und Exiſtenz. Er prägte ſein ethiſches Lebenselement ſelbſt, wie es damals in Gefühlen und Anſichten in ihm wogte, zu einem Drama aus. Die beiden frühern Stücke, welche er begonnen hatte, kamen vermuthlich deßwegen nicht zu Stande, weil der Dichter in ihnen nicht ſo gut, als in dieſem beinahe ganz ſelbſt erfundenen Stoffe, ſein Inneres enthüllen konnte. Sein von aller Erfahrung und Menſchenkenntniß verlaſſenes poetiſches Talent konnte den Gehalt zu einer lebensvollen Dichtung nur aus dem eigenen Buſen holen. Aber ſein inneres Schickſal war bedeutend genug zu einem ungeheuern Gedichte.

Die Menſchen, welche uns der Dichter als im Aufſtande mit dem bürgerlichen Leben begriffen darſtellt, ſind Räuber, Mordbrenner, Gauner. Er konnte, ſcheint es, ſeine Scheu vor Gewaltthat und Empörung nicht ſtärker ausdrücken, als daß er ſie von Miſſethätern begangen werden ließ. Eine ſolche Heerde kann unſer ſittliches Gefühl unmöglich auf ihre Seite ziehen; ihr blutiger Anblick jagt unſern Antheil in die Schranken der bürgerlichen Einrichtung zurück, wenn dieſe auch noch ſo ſchlecht iſt. Im Verlaufe des Dramas ſehen wir auch beinahe alle hervortretende Mitglieder der Bande ihren Frevel büßen, bis auf Koſinsky und einige andere. „Auch der Anführer, Karl Moor, wird,“ wie Schiller in der Vorrede zu den Räubern ſelbſt ſagt, „das Opfer ſeiner ausſchweifenden Empfindung: der Verirrte tritt wieder in das Geleiſe der Geſetze. Das Laſter nimmt den Ausgang, der ſeiner würdig iſt, und die Tugend geht ſiegend davon.“ Er konnte daher mit einigem Rechte behaupten, er habe ſich den Zweck vorgezeichnet, das Laſter zu ſtürzen, und Religion, Moral und bürgerliche Geſetze an ihren Feinden zu rächen, und ſein Werk verdiene, zufolge deſſen merkwürdiger Kataſtrophe, einen Platz unter den moraliſchen Büchern. Die Worte, welche der Räuber Moor in der letzten Scene ſpricht, nachdem er zur ſittlichen Beſinnung gekommen iſt, ſind die Moral des Ganzen. „O, über mich Narren, der ich wähnte, die Welt durch Gräuel zu verſchönern, und die Geſetze durch Geſetzloſigkeit aufrecht zu halten! Ich nannte es Rache und Recht — ich maßte mich an, o Vorſicht, die Scharten deines Schwertes auszuwetzen und deine Partheilichkeiten gut zu machen — aber — o eitle Kinderei! da ſteh' ich am Rande eines entſetzlichen Lebens, und erfahre nun mit Zähnklappern und Heulen, daß zwei Menſchen, wie ich, den ganzen Bau der ſittlichen Welt zu Grunde richten würden. Gnade, Gnade dem Knaben, der dir vorgreifen wollte — dein eigen allein iſt die Rache. Du bedarfſt nicht des Menſchen Hand.“ Ramberg hat daher mit gutem Zug auf dem Titelblatte des Taſchenbuchs Minerva für 1816 den Karl Moor als einen herrlichen Jüngling auf einem ungezähmten Roſſe gezeichnet, welcher in verhängnißvoller Verblendung der Leidenſchaft, indem er mit hochgeſchwungenem Schwert ſcheußliche Phantome der Hölle verfolgt, ſelbſt in den geöffneten Abgrund ſtürzt. Eine Rieſenfauſt greift aus dem qualmenden Schlund hervor nach dem Huf des Roſſes, und die grinſenden Höllengeiſter bewillkommen den Stürzenden mit Hohngelächter, während in den Wolken über ihm ſein weinender Genius für ſeine Rettung betend die Hände emporhebt.

Von der andern Seite ſind aber die mannigfachen Mängel und Gebrechen des geſellſchaftlichen Zuſtandes mit ſo grellen Farben gezeichnet, und die Hauptrolle iſt hier einem ſolchen Nichtswürdigen übertragen, daß uns auch in dieſer bürgerlichen Ordnung nicht wohl wird. Es ſind überall lauter Diſſonanzen, welche ſich in keine volle Harmonie auflöſen. Siegt auch am Ende das bürgerliche Geſetz, dem der Verirrte ſich freiwillig zum Opfer bringt, „damit es ſeine unverletzbare Majeſtät vor der ganzen Menſchheit entfalte,“ ſo iſt uns dieſes Geſetz ſelbſt, welches in ſeiner eigenthümlichen Sphäre ſo ſchrecklich hintergangen wird, in unſerer Achtung geſunken. Zwar ereilt die furchtbare Nemeſis den frevelnden Franz, und in ſo weit wird von dieſer Seite unſerm Gerechtigkeitsgefühl Genüge gethan. Aber damit iſt noch nicht alles gut gemacht, was uns das Schauſpiel mit ſo kühner Sprache, als krank und faul in dem geſellſchaftlichen Körper bezeichnet. Es bleibt ein Stachel in uns zurück, und wenn ſich Karl Moor auch mit der bürgerlichen Ordnung verſöhnt, wir ſelbſt bleiben dem empfangenen Eindruck zufolge mit ihr unverſöhnt. Der wahrhaft erhabene Ausgang des Stückes vermag die herbe Empfindung, die ſich in uns angehäuft hat, nicht umzuwandeln. Ein Gemälde der ungeheuerſten Verirrungen und der größten Schlechtigkeiten entfaltet ſich vor unſern Augen und nur einzelne, ſeltene Strahlen des Guten, Schönen und Großen leuchten durch die allgemeine, grauſenvolle Nacht und Verwüſtung. Die beſtehende Weltlage hat ja das Ungeheuer dieſer Räuberbande geboren, welches ſich gegen ſeine Mutter auflehnt. Wer will es den beraubten, verſtoßenen Titanen verargen, daß ſie ſich gegen die Ungerechtigkeit und den Hochmuth des neuern Göttergeſchlechtes empören? Karl Moor und Koſinsky wenigſtens rächen ſich nur für das Unrecht, welches ſie erlitten haben; ſie werden durch den verdorbenen Weltzuſtand, wie durch ihr Schickſal, zu ihren Verbrechen gedrängt, und führen auf ihre Weiſe das außerhalb der Geſellſchaft nur fort, was innerhalb derſelben begonnen wurde. Es iſt, als wenn uns die Fabel ſagte: Einer ſo verſunkenen bürgerlichen Welt iſt ſogar das Leben der Räuber und Mörder noch vorzuziehen! Denn in dieſe Banditenſchaar hat der Dichter doch mehr ſittliche Kraft, Aufopferung, Größe der Geſinnung und Güte des Herzens gelegt, als in den beſtehenden Geſellſchaftszuſtand, den ſie bekämpfen. Aber das ſind doch wieder nur einzelne Spuren des Sittlichen, welche unſer verletztes Gefühl nicht zu beſchwichtigen vermögen. Die Räuber erfordern einen zweiten Theil, in welchem ſich die Diſſonanzen harmoniſch auflöſen. Das Stück ſtrebt, ſeiner ganzen Tendenz nach, einer Aufgabe entgegen, welche in dem Stücke ſelbſt nicht erfüllt iſt. Miſſethäter mußten diejenigen, welche den verfehlten Bau des geſelligen Lebens zertrümmern wollten, bis zu der Zeit ſein, wo ſich Schiller eine neue ideale Ordnung der Dinge erdacht hatte. Auch

Fiesko iſt noch ein ſchuldiges Haupt, aber Poſa und Don Karlos ſind Heilige.

Uebrigens erklärt ſich aus dieſer gereizten Stimmung gegen das Beſtehende der Widerwille, welchen Viele gegen dieſes Gedicht haben. „Wäre ich Gott geweſen," ſagte ein Fürſt zu Goethe, „im Begriff, die Welt zu erſchaffen, und ich hätte in dem Augenblick vorausgeſehen, daß Schillers Räuber würden darin geſchrieben werden, ich hätte die Welt nicht geſchaffen." Das war doch eine Abneigung, fügt Goethe hinzu, welche ein wenig weit ging, und von der unſere jungen Leute, beſonders unſere Studenten, nichts wiſſen!*

Wollen wir den Kontraſt, welcher uns aus dieſem Schauſpiel entgegentritt, tiefer auffaſſen, ſo müſſen wir uns ihn als den Gegenſatz der Natur und Kultur denken. Die Natur machte unſer Dramatiker gegen die von ihr abgeirrte Kultur geltend, wie offenbar auch Goethe's Werther und Götz von Berlichingen und mehrere Schauſpiele Leſſing's dieſe vorherrſchende polemiſche Tendenz haben. Da er aber dieſe Natur damals in ſich noch nicht zum Idealen ausgebildet und geläutert hatte, ſo mußten die Menſchen und die Welt, die er uns darſtellt, ungeſchlacht und formlos ausfallen. Von der Geſellſchaft, gegen die er anſtürmte, verſchmähte er es, irgend eine Beſchränkung und Politur anzunehmen, und durch eigene Bildung war er noch keines innern Ebenmaßes theilhaftig. Er war alſo im Fall der dramatiſchen Schule, welche wir in unſern Tagen in Frankreich haben entſtehen ſehen. „Wir wollen ein Buch machen, das aber durch den Henker abſolut verbrannt werden muß," äußerte er ſich gegen ſeinen Schulfreund Scharffenſtein. Und in ähnlichem Sinne ſagt er in ſeiner Vorrede zu den Räubern: „Wer eine Kopie der wirklichen, natürlichen Welt, und keine idealiſchen Affektationen, keine Kompendienmenſchen liefern wolle, ſei in die Nothwendigkeit geſetzt (!), Charaktere auftreten zu laſſen, welche das feinere Gefühl der Tugend beleidigen und die Zärtlichkeit unſerer Sitten empören." Das ganz im Gegenſatz gegen die Geſellſchaft geſtellte Schauſpiel ſucht eine Ehre darin, ſich über allen Anſtand hinwegzuſetzen, die Geſchlechtsverhältniſſe auf eine ungezogene Weiſe aufzudecken, und die gemeinſten, pöbelhafteſten Ausdrücke und ekelhafteſten Bilder zu gebrauchen. Was am natürlichſten war, ſchien auch das Beſte zu ſein.

---

* Eckermann's Geſpräche mit Goethe. Bd. 1. S. [illegible]

Es iſt klar, daß mit dieſem Streben nach nackter Natur auch das Gigantiſche dieſer Menſchen und das Koloſſale des ganzen Stücks in Verbindung ſteht. Schiller's Freiheitsdrang und feurige Phantaſie trieben von ſelbſt ſchon in's Schrankenloſe und Leidenſchaftliche, und ſie ließen ſich durch keine Rückſicht auf das Leben binden und mäßigen. Ein erhabener Geiſt, welchen keine feinere Bildung beſchränkt, ſchweift in's Ungeheure aus; er ſucht die Größe im Extenſiven, ehe er gelernt hat, ſie im Intenſiven zu finden. Die Perſonen des Dramas gehören nicht unſerm, ſondern einem andern Geſchlechte an. Der Räuber Roller ſchüttet eine ganze Flaſche Branntwein hinunter; achtzig Räuber fechten gegen ſiebenzehnhundert Soldaten, tödten deren dreihundert und verlieren nur Einen Mann; in ihrer Freude, Verzweiflung, ihrem Zorne ſind ſie gemeinhin ſo extravagant, daß ſie, wie es Kinder zu thun pflegen, „wegrennen“, wie denn noch in ſpätern Dramen, z. B. in Kabale und Liebe, die Perſonen bei jeder heftigen Gemüthsbewegung auf- und davonlaufen. Der Dichter berichtet in ſeiner Selbſtkritik der Räuber*, Rouſſeau rühme es an Plutarch, daß dieſer erhabene Verbrecher zum Vorwurf ſeiner Schilderungen wähle, und er gibt zu verſtehen, daß er ſelbſt dieſem Beiſpiele gefolgt ſei. Aber es lag damals ſchon in ſeiner Natur, Alles in's Uebermäßige zu treiben.

Mit ſo vielem Verſtande auch ſchon dieſes dramatiſche Gemälde gedacht und geſchrieben iſt, ſo wenig laſſen ſich deſſen Perſonen vom Verſtand leiten. Der Dichter arbeitete mit ſo überſchwellender Seele an ſeinem Gedichte, daß in ſeinen Menſchen alles Empfindung, Affekt und Leidenſchaft wurde. Selbſt der metaphyſiſche Franz vergißt vom vierten Akte an, daß er ein trockener, hölzerner Verſtandesmenſch iſt

---

* Döring's Nachleſe, S. 48 und f.

(Akt 1, Scene 1), und wird ſentimental und weichherzig. Keiner kann ſich beherrſchen; Karl Moor nicht in ſeiner Begierde nach Independenz, der alte Moor nicht in ſeiner Verzweiflung, Amalie nicht in ihrer Liebe, der Pater, dieſer frühe Vorgänger des unvergleichlichen Kapuziners in Wallenſtein's Lager, nicht in ſeinem Schelten, der Paſtor Moſer nicht in ſeiner Freimüthigkeit. Auch das Edle und Hohe erſcheint bei dieſen Menſchen meiſt auf ſinnlicher Entwicklungsſtufe, in ungebundener Heftigkeit, mit rohem Ungeſtüm, und wo das moraliſch Schlechte ſich zeigt, ſchaudern wir zurück, wie vor den gräßlichen Worten und gräulichen Handlungen der Wilden. Mit dem „Blut ſaufen" und „die Säuglinge ermorden" und ähnlichen Kraftphraſen renommiren die Räuber ordentlich. Die Menſchen ſelbſt ſind es eigentlich nicht, die da ſprechen und handeln, ſie ſelbſt ſind es nicht, ſondern eine ungebundene Naturkraft wirkt aus ihnen. Die jedesmalige Empfindung reißt ſie hierhin und dorthin, der Augenblick beſitzt und beherrſcht ſie ganz. Als Karl Moor von der rohen Grauſamkeit ſeiner Geſellen hört (Akt 2, Scene 3), will er in ſeiner Beſchämung der Bande entfliehen. Das ziemt aber ſeiner Ehre und ſeinem gegebenen Worte durchaus nicht. Dieſe leidenſchaftlichen Empfindungen ſelbſt ſteigern ſich denn auch bisweilen bis zum Wahnſinn, zur Wuth und Schwärmerei. Wenn ein Uebel eingetreten iſt, was der Verſtand hätte verhüten können, ſo raſ't die Leidenſchaft, wie z. B. Moor (Akt 3, Scene 3), als er die ſpitzbübiſchen Künſte ſeines Bruders entdeckt hat. Auch jagen ſich häufig die verſchiedenartigſten Empfindungen, ohne Einſpruch des Verſtandes. In der letzten Scene des Schauſpiels wird Moor hintereinander von Zorn, von Wehmuth, von Rührung, von Jubel, von Verzweiflung, von Wahnſinn, von Ekſtaſe der Hoffnung und des Entzückens, von Troſtloſigkeit und noch andern Gefühlen ergriffen und gefoltert, von denen er ſich bei mäßiger Beſinnung wenigſtens einige hätte erſparen können. Die Gefühle begraben hier den Menſchen. Wie konnte der Räuber Moor ſich in Einem Augenblick durch Amalia's Liebe beſeligt fühlen und dieſelbe Amalia doch im nächſten Augenblick wieder fahren laſſen? Das Gericht iſt eine dramatiſche Ode. Es ſollte auch nach des Dichters eigener Ausſage urſprünglich ein Melodrama werden*.

Dieſem lyriſchen Geiſte verdankt das Schauſpiel ſeine Lebendigkeit und Friſche. Schwerlich möchte ſich in dieſer Beziehung ein ſpäteres Stück mit dieſer Jugendarbeit meſſen können. Eine ſchwellende, üppige Lebenswärme durchdringt alle Adern dieſes kühnen, kräftigen Gebildes. Der Schöpfer iſt ganz in ſeinem Werke.

Karl Moor iſt eigentlich der junge Dichter ſelbſt; es iſt ſein eigener Charakter während ſeines Aufenthalts in der Karlsſchule. Sogar ſein Aeußeres hat Schiller ihm zum Theil gegeben, wenigſtens den „langen Gänſehals.“ Das mit der Welt in Aufruhr begriffene Gemüth und den leidenſchaftlichen Freiheitsdrang ließ der Dichter ganz aus ſich dem Helden ſeines Dramas zuſtrömen. Auch dem Moor muß Plutarch ein Lieblingsſchriftſteller ſein. „Mich ekelt vor dieſem tintenkleckſenden Säkulum,“ ruft er aus, „wenn ich in meinem Plutarch leſe von großen Menſchen.“ Auch ihm iſt aller Zwang verhaßt. „Ich ſoll meinen Leib preſſen in eine Schnürbruſt und meinen Willen ſchnüren in Geſetze! Das Geſetz hat zum Schneckengang verdorben, was Adlerflug geworden wäre. Das Geſetz hat noch keinen großen Mann gebildet, aber die Freiheit brütet Koloſſe und Extremitäten aus.“ — Einer willkührlichen Subordination ſtellte ſich durch eine Art von Naturnothwendigkeit in Schiller eine ausſchweifende Freiheitsliebe entgegen, denn ewig kann einem Unrecht nur ein entgegengeſetztes Unrecht das Gleichgewicht halten. Unter der Maske Moor's ſtraft offenbar Schiller ſelbſt die erlahmte, gleißneriſche Welt, wie er ſie in ſeiner Vorſtellung trug; nach allen Seiten hin ſchleudert er die Blitze ſeines Tadels aus. Wie aber dieſen Ausſtellungen ein Ideal in der Seele zu Grunde liegt, ſo beruhen Moor's Verirrungen auf den herrlichſten ſittlichen Anlagen. Das ſagt Schiller ſelbſt in der ſchon angeführten Selbſtkritik: „Des Räubers Moor gräßlichſte Verbrechen ſind weniger die Wirkung bösartiger Leidenſchaften, als des zerrütteten Syſtems der guten weil er zu edel denkt, der Sklave der Leute zu ſein, wird er ihr Verderber. Von einem glühenden Gerechtigkeitsgefühl getrieben, hält er ſich für berufen, das Racheſchwert des obern Tribunals zu regieren." Wie Schiller's Haß gegen die Subordination in der Militärſchule ſich zur Erbitterung gegen die ganze bürgerliche Welt ſteigerte, ſo amplificirt ſich in Moor's großer Seele der Zorn ſchnell zu einem Univerſalgrimm gegen das Menſchengeſchlecht. Es iſt eine der ſchönſten Züge ſeines Charakters, daß er kein unfrommes Wort gegen ſeinen Vater ausſtößt, daß ihn kein Verdacht gegen ſeinen Bruder befleckt, und daß er dieſem ſeinen unnatürlichen Frevel ſogleich großmüthig verzeiht: „Bruder! Bruder! du haſt mich zum Elendeſten auf Erden gemacht, ich habe dich niemals beleidigt, es war nicht brüderlich gehandelt — erndte die Früchte deiner Unthat in Ruhe!" (Akt 4, Scene 3). Nur deſſen Todſünde gegen ſeinen Vater beſtraft er. Ueber jeden Privatgroll, über jede gewöhnliche Leidenſchaft iſt er weg. Die Größe ſeiner Geſinnung legt der erhabene Verbrecher beſonders durch ſeine freiwillige Zurückkehr zu dem Geſetze an den Tag; er ſpricht die Ueberlegenheit ſeines Geiſtes und ſeinen Ideenreichthum aber auch durch folgende Worte in dem Hamlet'ſchen Monolog des vierten Aktes aus: „Nein! Nein! Ein Mann darf nicht ſtraucheln — ſei, wie du willſt, namenloſes Jenſeits — bleibt mir nur dieſes mein Selbſt getreu — ſei, wie du willſt, wenn ich nur mich ſelbſt mit hinübernehme — Außendinge ſind nur der Anſtrich des Mannes — ich bin mein Himmel und meine Hölle. Wenn du, Gott, mir irgend einen eingeäſcherten Weltkreis allein ließeſt, den du aus deinen Augen verbannt haſt, wo die einſame Nacht und die ewige Wüſte meine Ausſichten ſind? — Ich würde dann die ſchweigende Oede mit meinen Phantaſien bevölkern, und hätte die Ewigkeit zur Muße, das verworrene Bild des allgemeinen Elends zu zergliedern." Die ewige Selbſtſtändigkeit des Menſchengeiſtes kann nicht herrlicher verkündet werden. Dieſe erhabene Stelle iſt der ethiſche Gipfel des Schauſpiels und gleichſam die Wiege der Poeſie.!

---

* Minerva, Taſchenbuch für 1816. S. 32

Aber auch ſein zweites ſittliches Lebenselement hat der Dichter aus ſich in ſeinen Helden hinübergetragen. Moor iſt nicht nur mit einem feurigen Geiſt und einer Fülle von Kraft ausgeſtattet, er beſitzt auch jene Weichheit des Gefühls, die ihn bei jedem fremden Leiden in weinende Sympathie dahinſchmilzt (Akt 1, Scene 1). Er iſt voll von Schonung und Erbarmen. „Nicht eine Fliege konnte er leiden ſehen!“ ſagt Amalia von ihm. Nach jenem Siege in den böhmiſchen Wäldern (Akt 3, Scene 3) und ſpäter beim Wiederanblicke ſeiner väterlichen Wohnung (Akt 4, Scene 1) ergreift den Unglücklichen das innigſte Gefühl ſeines Elends, und die tiefſte Sehnſucht nach ſeiner eingebüßten Unſchuld, ſeinem verlornen Seelenfrieden. Namentlich gehören die Klagen, in welche er nach dem zurückgeſchlagenen Angriff ausbricht, zu den reinſten, wahrſten, rührendſten Klängen, die je ein Dichter den Tiefen des menſchlichen Herzens entlockt hat. Freude und Hochgefühl beglücken den Feldherrn, der im rechtmäßigen Kampfe obſiegte: der Heldenſieg unſeres Räuberhauptmannes deckt dieſem nur den Abgrund ſeines Elends auf; jeder Glücksſtern beleuchtet ihm nur die Größe ſeines Unglücks. Auch die folgende Scene mit Koſinsky und den Entſchluß, ſeine Heimath wiederzuſehen, leitet jene erwachende Sehnſucht nach „den Tagen des Friedens, nach den Elyſiumsſcenen ſeiner Kindheit,“ trefflich ein. Die ergreifendſten Empfindungen drücken ſich hier in einer ungekünſtelten, einfachen Sprache aus, und von Rohheit, womit ſonſt der Dichter zu kämpfen hat, findet ſich hier keine Spur. In jeder Rückſicht ſind dieſe Scenen, beſonders die erſtere, des größten Meiſters würdig, ja ſie möchten dem vollendeten Künſtler kaum ſo gelungen ſein, als dem mit dem Herzen dichtenden Jüngling. — Der ſich zur Mündigkeit aufraffende Geiſt läßt Eltern, Geſpielen, ſein ganzes bisheriges Leben hinter ſich, und ſteuert unbekannten Fernen zu: eine unendliche Einbuße iſt gewiß, der Gewinn iſt unſicher. Auf dieſer Laufbahn, welche die beſchränkte Frömmigkeit ſogar einen Frevel nennt, und die kurzſichtige Klugheit als Thorheit belacht [1], mag den Jüngling beim Rückblick auf das zurückfliehende Ufer eine ſolche Stimmung anwandeln, wie der Dichter ſie hier dem Räuberhauptmann in den Mund legt. Man braucht nicht Aehnliches verbrochen zu haben, um ähnlich zu fühlen. Möge unſere Empfehlung den Leſer veranlaſſen, die genannten Scenen, welche wir aus Mangel des Raumes hier nicht einrücken können, nachzuſchlagen und wieder zu leſen!

---

[1] Man erinnere ſich an Schiller's Epigramm: „Weisheit und Klugheit,“ in [illegible] Werken in Einem Bande, S. [illegible] f.

Dieſe Klagen des Karl Moor in den beiden eben angeführten Scenen erinnern uns an die treffende Bemerkung der Frau von Stael [1], daß dem Dichter eigentlich die Parabel vom verlornen Sohne vorgeſchwebt, und daß dieſer Gegenſatz auch auf die Charakteriſirung beider Brüder weſentlich eingewirkt habe. Schiller's Dichten und Denken gefiel ſich überhaupt in Entgegenſtellungen. Der verirrte, verſtoßene Sohn iſt reuiger, lauterer, edler, als der zu Haus gebliebene, dem man alle Ehrbarkeit zutraut, und um das Intereſſe für jenen zu ſteigern, wurde dieſer begriffsmäßig mit allen Sünden beladen. Der Verfaſſer ſelbſt legt auf dieſen „Kunſtgriff“ in der mehrerwähnten Selbſtrecenſion ein ganz beſonderes Gewicht, und er hatte urſprünglich auch vor, ſeinem ganzen Schauſpiel den Namen: Der verlorene Sohn, zu geben.

Einen ſo wahren, lebensfriſchen Charakter Schiller in Karl Moor aus ſich herausgearbeitet hat, ſo ſehr iſt ihm Franz mißlungen. Und dennoch hat er auch dieſe Gegengeſtalt ſeines Räubers — aus ſich ſelbſt geholt, aber nicht aus dem Schickſale ſeiner ſittlichen Natur, ſondern aus den Irrgängen ſeiner Spekulation. Nachdem er ſich nämlich von dem hiſtoriſch Poſitiven befreit hatte, ſchuf er ſich, wie wir wiſſen, jenes kühne pantheiſtiſche Gebäude, welches er unter dem Namen Julius in den Philoſophiſchen Briefen aufſtellt. Aber ſein großer Verſtand und ächter Wahrheitsſinn konnten bei dieſen überſchwenglichen Träumen nicht lange beharren, er ſah die Unhaltbarkeit ſeines Syſtemes ein. Und jetzt verfiel er, wie es immer geſchieht, vom Dogmaticismus in den Skepticismus. Er zog eine Zeitlang Tugend, Gottheit und Unſterblichkeit in Zweifel, bis endlich die Wahrheit und ſeine beſſere Natur ſiegten, und er ſein Denken auf das Sittliche und Aeſthetiſche zurückzog und den *Menſchen* (ganz im Geiſte der Kantiſchen Philoſophie) zum Mittelpunkt ſeiner Betrachtungen machte.

---

[1] De l'Allemagne, Vol. 2, chap. 1.

Daß jene Annahme von Zweifeln an den höchſten Intereſſen der Menſchheit bei Schiller nothwendig iſt, läßt ſich nicht läugnen. Welche Irrgänge mußte die Seele deſſen ſchon durchlaufen haben, der die atheiſtiſchen und materialiſtiſchen Grübeleien des Franz Moor auch nur *dichten* konnte? Was mußte nicht alles in deſſen Geiſte vorgegangen ſein? Welche Fragen über Gott, Welt und Menſchen mußte er ſich ſchon geſtellt haben? Sagt doch Schiller ſelbſt, die Raiſonnements, mit denen Franz ſein Laſterſyſtem aufzuſtutzen verſuche, ſeien das Reſultat eines aufgeklärten Denkens und liberalen Studiums [1].

Jene ſittliche und religiöſe Skepſis, jene materialiſtiſche Anſicht der Dinge, welche durch *mediziniſche Studien* genährt wurde, hat Schiller in ſeinem Franz Moor perſonificirt. Er iſt eigentlich nichts, als jene philoſophiſchen Raiſonnements, in eine poetiſche Figur gebracht. Karl Moor iſt Schiller's ausſchweifende Willens- und Gemüthskraft, Franz Moor iſt ſein verirrter Verſtand, und wie beide Vermögen eine Zeitlang in ihm entzweit waren, ſo ſind auch die unähnlichen Brüder in Feindſchaft begriffen. Daß dieſer Charakter wirklich einen ſolchen ſubjektiven Urſprung hat, läßt ſich durch die Abhandlung: Ueber den Zuſammenhang der thieriſchen Natur des Menſchen mit ſeiner geiſtigen, beweiſen. In dieſem Aufſatze liegen nämlich die Ideen, aus denen die Denk- und Handlungsweiſe dieſes Menſchen konſtituirt ſind und von welchen er nur einen materialiſtiſchen Gebrauch macht. *Beinahe alle ſeine Sophismen ſind von mediziniſchen Gründen hergenommen.* Die Liebe zu Vater und Bruder ſucht Franz durch den thieriſchen Prozeß der Zeugung und Geburt als thöricht darzuſtellen (Akt 1, Scene 1); die gräßliche Schilderung, durch welche er Amalia von ihrem Geliebten abſchrecken will, wie die Wolluſt den Körper zerſtöre (Akt 1, Scene 3), beruht ebenfalls auf mediziniſchen Beobachtungen.

---

[1] In ſeiner Kritik der Räuber. Dörings Nachleſe, S. 16.

Namentlich ſtimmt der Monolog des erſten Auftrittes des zweiten Aufzuges ſeinem Gehalte nach beinahe ganz und oft wörtlich mit jener Abhandlung überein. Franz will den Körper ſeines Vaters vom Geiſt aus verderben, und rekapitulirt ſo den Lehrſatz: „daß geiſtiger Schmerz das Wohl der körperlichen Maſchine untergrabe“[1]. Philoſophen und Mediziner lehren mich, ſagt er, wie treffend die Stimmungen des Geiſtes mit den Bewegungen der Maſchine zuſammenlauten u. ſ. w., und ſo findet er ſich Schrecken, Jammer, Reue und Verzweiflung auf, die am geſchickteſten ſeien, ſeinen alten, kranken Vater ins Grab zu bringen. Umgekehrt beſtätigt Schiller in der angeführten Abhandlung die Abhängigkeit des Körpers vom geiſtigen Schmerze durch das Beiſpiel — eben dieſes Franz Moor, indem er aus den damals noch ungedruckten Räubern die Stelle, in welcher der Unmenſch von einem Traumbild beunruhigt wird und in Ohnmacht fällt (Akt 5, Scene 1), mit dem Bemerken citirt, als ſei dieſe Stelle aus einem engliſchen Trauerſpiel überſetzt. Man ſieht, jene mediziniſche Abhandlung und Franz Moor ſind nach Einer Theorie gedacht und geſchrieben! Endlich ſind auch ſeine Gründe, welche er im Geſpräch mit Paſtor Moſer gegen die Unſterblichkeit geltend macht, daß unſer Weſen nichts ſei, als Sprung des Geblüts, daß unſer Geiſt die Schwachheiten des Körpers mitmache, und daher auch mit ihm zerſtört werde u. ſ. w., innerhalb jener philoſophiſch mediziniſchen Unterſuchung entſtanden.

Aber aus einer Theorie läßt ſich kein konkreter Charakter entwerfen. Seinen Karl Moor fühlte der Dichter, ſeinen Franz Moor dachte er. Mit Recht fragt der Verfaſſer in ſeiner Selbſtkritik: „Woher kam dem Jüngling Franz, welcher in einer friedlichen, ſchuldloſen Familie aufgewachſen war, eine ſo herzverderbende Philoſophie?“ Das iſt gar nicht motivirt. Ferner iſt Franz ein Böſewicht aus Grundſätzen; aber rein aus Grundſätzen iſt der Menſch weder gut noch bös, am allerwenigſten ein Jüngling. Seine Schandthaten hätten durch eine heftige Leidenſchaft vermittelt und vermenſchlicht werden ſollen. Man ſieht wohl, der Dichter hat in ihm zugleich einen kleinen Tyrannen ſchildern wollen. Franz beſitzt ſieben Schlöſſer; von tauſend Menſchen, über die er gebietet, hat er neunhundert neun und neunzig elend gemacht; Waiſen, Wittwen, Unterdrückte und Geplagte verklagen den Wütherich vor Gott. „Es iſt doch eine jämmerliche Rolle, der Haſe ſein müſſen auf dieſer Welt,“ ſpricht er ſelbſt, „aber der gnädige Herr braucht Haſen!“ Aber all' dieſes, was uns nur erzählt und geſagt wird, gibt uns doch kein rechtes Bild von einem Tyrannen, und weil wir ihn von Ehrgeiz und Herrſchſucht nicht bewegt ſehen, können wir uns ſein Wüthen gegen ſeine Familie nicht erklären. Die Leichtigkeit, womit er kalt überlegend die unnatürlichſten Handlungen vollbringt, ſtimmt auch nicht mit den Gewiſſensbiſſen, die ihn ſpäter peinigen. Wenn ihn ſolche Schreckniſſe anwandeln können, wie konnte früher die menſchliche Natur gar keine Einſprache thun? Oder wie verirren ſich ſittliche Schreckniſſe in die Bruſt eines Teufels? Dieſe ſeine Verzweiflung macht ihn uns nur noch verächtlicher. Er verliert durch dieſen Kleinmuth die Achtung, die wir jedem konſequenten Charakter zollen, ohne unſere Neigung zu gewinnen. Keine hohe Eigenſchaft hält ſeinen Laſtern einigermaßen das Gegengewicht. Denn auch auf ſeinen Erfindungsgeiſt darf er ſich nicht ſo viel einbilden, als er thut. Er iſt blos fein in Diſtinktionen, ſpitzfindig im Raiſonnement, aber im Erfinden und Ausführen ſeiner Plane zeigt er ſich plump. Bei der kurzſichtigen und leichtgläubigen Schwäche des alten Mannes, bei der allerdings unbegreiflichen Argloſigkeit ſeines Bruders und der Unthätigkeit Amaliens hat er ein kinderleichtes Spiel.

---

[1] Döring's Nachleſe. S. 38.

Die übrigen männlichen Perſonen ſind wenigſtens von einander unterſchieden, und man ſieht, daß dem Dichter beſtimmte Bilder vorgeſchwebt haben. In den Räubern nahm er ohne Zweifel die Modelle aus ſeiner Umgebung in der Militärſchule, und wenn man von dem rohen, wüſten Ton, welcher in dem Inſtitut unter den jungen Leuten herrſchte, eine Vorſtellung bekommen will, ſo braucht man ohne Zweifel nur das Schauſpiel zu leſen. Je mehr bei der Jugenderziehung alles dem Zwang unterworfen, und je mehr beim

Unterricht alles auf poſitive Leiſtungen abgeſehen iſt, deſto geringer iſt der Gewinn an feinerer, edler Bildung.

Die ſchlechthin tödtliche Seite des Stückes iſt Amalia und ihre Liebe. Schiller ſagt dieß in ſeiner Selbſtkritik ſelbſt, aber er fügt hinzu: „Wir vermiſſen bei dieſem weiblichen Geſchöpf das, was wir zuerſt ſuchen, das ſanfte, ſchmelzende, ſchmachtende Weſen." Das ſuchen wir weder, noch vermiſſen wir es. Hier iſt noch mehr, als im Charakter des Franz alles unwahr, unnatürlich. Das Mädchen hat nicht etwa „zu viel in Klopſtock geleſen" — die Figur iſt ſelbſt großentheils aus ſentimentalen Gefühlen Klopſtocks zuſammengefloſſen. Der Dichter hat noch nie geliebt, geſchweige daß ſeine Liebesträume durch Gegenliebe gemäßigt und veredelt wären. Die Liebe, welche er zu ſchildern vermag, iſt ein phantaſtiſcher Sinnenrauſch. Dem Geliebten am Halſe hangen, den brennenden Mund der Geliebten fühlen, daß ihnen Himmel und Erde vergehen — das iſt das Thema dieſer Liebe, wie der ſpätern Lauralieder. Man kennt das Lied: **Schön wie Engel**, welches der Liebe ganze Seligkeit in das wüthende Entzücken der Umarmungen und in das „paradieſiſche Fühlen der Küſſe" ſetzt. Und ein ſolches unverholenes Geſtändniß legt der Dichter einem Mädchen in den Mund, welche uns zum Glück aber gar nicht darnach ausſieht, als wenn ſie dieſes Entzücken ſchon genoſſen hätte. Schiller's Liebe war damals noch eine durch die zügelloſeſte Einbildungskraft ins Höchſte geſteigerte ſinnliche Glut. Erſt ſpäter ſchied ſich in ihm „von des Sinnes niederm Triebe der Liebe beſſerer Keim."

Solche erträumte Empfindungen und deren Repräſentation in ſeinem Gedicht unterzubringen, iſt unſerm Schiller dann ſehr ſchwer geworden. Amalia ſchwärmt, ſchmachtet, ſchilt, klagt, ſingt — aber ſie handelt gar nicht für ihren Abgott, den man ihr durch einen ſo groben Betrug entreißt. Sie ſteht mit ihrem Herzensfreund während deſſen ſechsjähriger Abweſenheit nicht einmal in Briefwechſel, und weiß gar nichts von ihm. Als ſie durch ein Wort den alten Moor bewegen konnte, ſeinen voreiligen Schritt wieder gut zu machen, beginnt ſie von der jenſeitigen Vereinigung zu ſchwärmen (Akt 2, Scene 2). Als Karl unter einem fremden Namen zurückkehrt iſt, wird er von ſeinem Bruder, — aber nicht durch das Auge und Herz ſeiner Amalie, wiedererkannt, und doch weiß ſie es jetzt, daß ihr Geliebter noch lebe. Gegen den vermeintlichen Fremdling läßt ſie dann ihre Empfindungen auf eine unzarte Weiſe hervorbrechen, und was könnte ihr in unſern Augen mehr ſchaden, als dieſe Verletzung der edlern weiblichen Natur? Es will uns gar nicht gefallen, daß ſie ihrem Karl mit ihrer Liebe ſo unendlich weit voran iſt, indem dieſer in den erſten drei Akten ſeiner Neigung mit keinem Worte gedenkt. Der Dichter hat alle Liebesſchwärmerei auf das ſchwache Mädchen zuſammengehäuft. Karl Moor liebt eigentlich ſo wenig, als Schiller in der Karlsſchule. Die Worte, welche er nach dem erſten Wiedererkennen zu dem alten Daniel ſpricht (Akt 4, Scene 3): „Was macht meine Amalia?" ſind daher entſetzlich affektirt. Wie Amalia in dem letzten Akt entſpringt, und in den Wald zu den Räubern kommt, iſt räthſelhaft; unglaublich aber iſt es, daß dieſe durch die Ermordung des Mädchens ihren Hauptmann ſeines Eides für entbunden halten, ſie nie zu verlaſſen; ſie hätten eben ſo kannibaliſch, als dumm ſein müſſen. Was konnte ihnen dieſes unmenſchliche Opfer helfen? Wenn man noch einen anderweitigen Tadel beifügen wollte, könnte man ſagen, daß entweder in dieſem letzten Akte die Räuber nicht ſo diktatoriſch mit ihrem Hauptmann ſprechen konnten, oder dieſer in den frühern Aufzügen nicht ſo herriſch zu ihnen. Ihr gegenſeitiges Verhältniß iſt nicht gleichmäßig durchgeführt.

Und ſo ließen ſich an der Oekonomie dieſes genialen, wie veralteten Jugendwerkes noch andere Ausſtellungen machen. Manche Wirkungen ſind offenbar gewaltſam herbeigeführt; andere ſind nicht bis zur Wahrſcheinlichkeit motivirt, Vieles endlich iſt mit einander nicht vereinbar. Aber nicht ſolche Verſtandesfehler (ſie finden ſich auch in den anerkannteſten Kunſtwerken) und auch nicht allein die nebuliſtiſche Zeichnung des Franz und der Amalia iſt es, was den äſthetiſchen Werth des Schauſpiels beeinträchtigt. Es iſt hauptſächlich die alle Tugenden des Gemäldes überwuchernde Rohheit, welche unſer ſittliches Gefühl zugleich mit unſerm äſthetiſchen zurückſtößt und uns beinahe in jeder Scene den reinen Genuß verkümmert.

In allem Schönen liegt ein gewiſſes Ebenmaß und eine Beſchränkung, welche dem Rohen nicht zukommen, indem dieſes unharmoniſch iſt. Wenn ferner das Schöne in der Form, in der Geſtalt liegt, ſo fehlt dem Rohen das Weſen des Schönen, indem das Rohe nur eine ungeſtalte Materie, ein formloſer Stoff iſt. Nur wenn eine Dichtung uns das geformte, d. h. das gebildete geiſtige Leben, oder das ungebildete wenigſtens in einer edlen Form darſtellt (ſo daß ſie gleichſam ſelbſt die Geſtaltung des rohen Stoffes übernimmt), wird ſie auf Schönheit Anſpruch machen können. Endlich kommt noch ein anderer Umſtand in Betracht. Wir können von fremden Völkern früherer Zeiten Poeſien ſchön finden, welche uns, Lebensgewöhnungen, Denkweiſen, Empfindungszuſtände und Ausdrucksarten vorführen, die tief unter unſerer jetzigen Bildungsſtufe liegen und die wir grauſam, wild, unmenſchlich nennen, oder welche uns doch ganz heterogen ſind. Wir abſtrahiren dabei von unſern Vorſtellungen, wir vergeſſen uns ſelbſt und verſetzen uns ganz in die Zeit, unter das Volk, aus welchem die Dichtung hervorging. An ein Gedicht aber, welches in unſerm eigenen Leben und in unſerer Zeit entſprang, ſind wir gezwungen, unſere Begriffe anzulegen; und wenn daſſelbe gegen alle edle Sitte und die geſelligen Gewohnheiten ganz verſtößt, ſo beleidigt es unſer ſittliches und durch dieſes auch das äſthetiſche Gefühl. In einer gebildeten Geſellſchaft wird man einen Wilden aus einem fremden Lande, ſo lange er nicht inkommodirt, allenfalls dulden, aber einen wilden Landsmann kann man nicht ertragen. Ein ſolcher Wilder iſt dieß Drama der Räuber. Und doch erforderten auch die Räuber, wenn man billig ſein wollte, einen eigenen Maßſtab der Beurtheilung, denn ſie ſind ja nicht in unſerer Geſellſchaft, ſondern in der Karlsſchule entſtanden.

Weil aber dieſer eigenthümliche Maßſtab für uns ſchwierig, ja vielleicht unmöglich iſt, ſo habe ich das Schauſpiel anthropologiſch, aus dem ganzen Entwicklungsgang ſeines Verfaſſers abzuleiten geſucht; und wenn ich dieſen Weg auch bei allen folgenden Dichtungen Schiller's vorherrſchend einſchlage, ſo hoffe ich am ſicherſten zu gehen und am meiſten zu einem gründlichen Verſtändniß derſelben beizutragen. Ich werde Schiller's Poeſien aus Schiller's Seele zu ſchöpfen trachten, und mehr den Weg zu einem umfaſſenden, vollgültigen Urtheile bahnen, als dieſes immer ſelbſt ausführlich darlegen.

Dieſe Behandlungsweiſe ſchließt die äſthetiſche Beurtheilung nicht aus, beſchränkt ſich aber nicht auf dieſelbe. Der bloße äſthetiſche Standpunkt iſt eine große Einſeitigkeit bei Betrachtung von Kunſtwerken. Es kann uns ein Gedicht äſthetiſch nicht ganz befriedigen, ja ſogar zuwider ſein, und wir können doch an demſelben ein unendliches Intereſſe nehmen und ihm einen außerordentlich hohen Werth zugeſtehen, wenn wir uns einem ſolchen Produkt nicht allein als Kunſtkenner, ſondern wenn wir uns ihm auch als Menſchen und als philoſophiſche Denker nähern.

Ich füge noch eine Bemerkung bei. Man hat unſerm Dichter eine Menge Nachahmungen aufgezählt. Den Franz Moor hat man eine verunglückte Nachahmung Richard's III. genannt; Karl's Selbſtgeſpräch im vierten Akt hat man aus Hamlet's berühmten Monologe abgeleitet; von der Scene, in welcher Franz den Hermann zum Inſtrumente ſeiner Schandthaten macht (Akt 2, Scene 1), kann man das Original im Macbeth finden; Karl Moor hat Aehnlichkeit mit dem „ehrenwerthen“ Räuber Roque im Don Quixote; und den Traum, welchen Franz erzählt, hat man mit der erhabenen Stelle im ſiebenunddreißigſten Kapitel des Heſekiel zuſammengeſtellt. Solche Bezüge laſſen ſich nicht läugnen; aber das Genie bedarf eben ſo, wie das Samenkorn, äußerer Anregungen, daß es ſich entwickele. Geiſtloſe Philologen des Alterthums haben dieſe Interpretationsmanier, jeden ſpätern Schriftſteller aus allen frühern zuſammenzuleſen, bis zum Ekel weit getrieben. Statt jedes Kunſtwerk aus dem Geiſte ſeines Urhebers als ein organiſches Gebilde abzuleiten, denken ſie ſich jedes mechaniſch aus ſeinen äußern Einflüſſen zuſammengeſetzt und entſtanden. Was auch Schiller von Außen aufnahm, das geſtaltete ſich ſofort nach dem Weſen und dem Entwickelungsprozeß ſeines Geiſtes um, der aus der Außenwelt, wie die Pflanze, nur Säfte, Licht und Wärme einſog.

aber ſeine Lebenskraft in ſich hatte. Mochte auch Franz Moor in Shakſpeare'ſchem Boden keimen, dieſe Geſtalt iſt dennoch das Reis eines innern Triebes, und ſo iſt die ganze Tragödie ein Naturprodukt ſeines Geiſtes. Daher trägt ſie auch, wie ein gelehrter Beurtheiler ſich ausdrückt [1], einen unaustilgbaren, unvergänglichen Lebenskeim in den organiſchen Theilen ihrer Kompoſition.

[1] Minerva, Taſchenbuch für 1816, S. XL. VIII.

Siebentes Kapitel.

Anſtellung als Regimentsmedikus. Aeußere und innere Zuſtände. Bekanntſchaft mit Schwan und Dalberg. Theaterausgabe der Räuber.

Am Ende des Jahres 1780 trat Schiller aus der Karlsſchule, nachdem er in dieſer Anſtalt acht Jahre zugebracht hatte, und wurde bei dem in Stuttgart liegenden Grenadierregiment Augé als Regimentsmedikus angeſtellt. Er erhielt eine monatliche Beſoldung von achtzehn Gulden Reichswährung, oder fünfzehn Gulden im zwanzig Gulden Fuß, was freilich weit unter den Erwartungen war, welche ſeine Eltern ſich nach den Verſprechungen des Herzogs glaubten machen zu können. Aber der Sohn war über ſolche Betrachtungen weit erhaben. Denn der Tag war angebrochen, welcher ihn ſeiner Haft entführte, welcher ihm die Freiheit brachte, die er ſo lange entbehrt, nach der er ſich einzig geſehnt hatte, und die er jetzt in gierigen Zügen ſchlürfte!

Sein Freund Scharffenſtein, welcher anderthalb Jahre vor ihm aus der Akademie getreten war, beſchreibt uns, wie ſein Aeußeres war, als er ihn zum erſtenmal auf der Parade wiederſah. „Wie gram war ich dem Dekorum,“ ſchreibt dieſer Offizier, „das mich hinderte, den lang Entbehrten zu umfaſſen.

Aber wie komiſch ſah mein Schiller aus! Eingepreßt in der Uniform, damalen noch nach dem alten preußiſchen Schnitt, und vorzüglich bei den Regimentsfeldſcherern ſteif und abgeſchmackt; an jeder Seite hatte er drei ſteife, vergipste Rollen; der kleine, militäriſche Hut bedeckte kaum den Kopfwirbel, in deſſen Gegend ein dicker, langer Zopf gepflanzt war; der lange Hals war in eine ſehr ſchmale, roßhärne Binde eingezwängt. Das Fußwerk vorzüglich war merkwürdig: durch den den weißen Kamaſchen untergelegten Filz waren ſeine Beine wie zwei Cylinder, von einem größern Diameter, als die in knappen Hoſen eingepreßten Schenkel. In dieſen Kamaſchen, die ohnehin mit Schuhwichs ſehr befleckt waren, bewegte er ſich, ohne die Kniee recht biegen zu können, wie ein Storch. Dieſer ganze, mit der Idee von Schiller kontraſtirende Apparat, war oft hernach der Stoff zu tollem Gelächter in unſern kleinen Kreiſen.“

Dieſes Gemälde ſeines Anzugs hat Scharffenſtein durch eine Zeichnung ſeines Körpers vervollſtändigt, welche ſo charakteriſtiſch iſt, daß man aus ihr das durch bildende Kunſt geübte Auge ihres Urhebers leicht erkennen kann. „Schiller“ ſagt er, „war von langer, grader Statur, lang geſpalten, langarmig, ſeine Bruſt war heraus und gewölbt; ſein Hals ſehr lang; er hatte aber etwas Steifes und nicht die mindeſte Eleganz in der Tournüre. Seine Stirne war breit, die Naſe dünn, knorplig, weiß von Farbe, in einem merklich ſcharfen Winkel hervorſpringend, ſehr gebogen auf Papageienart und ſpitzig. Die rothen Augenbraunen über den tiefliegenden, dunkelgrauen Augen inklinirten ſich bei der Naſenwurzel nahe zuſammen. Dieſe Parthie hatte ſehr viel Ausdruck und etwas Pathetiſches. Der Mund war ebenfalls voll Ausdruck, die Lippen waren dünn, die untere ragte von Natur hervor; es ſchien aber, wenn Schiller mit Gefühl ſprach, als wenn die Begeiſterung ihr dieſe Richtung gegeben hätte, und ſie drückte ſehr viel Energie aus. Das Kinn war ſtark, die Wangen blaß, eher eingefallen, als voll, und ziemlich mit Sommerflecken beſäet; die Augenlieder waren meiſtens inflammirt, das buſchige Haupthaar war roth von der dunkeln Art. Der ganze Kopf, der eher geiſtermäßig, als männlich war, hatte viel Bedeutendes, Energiſches auch in der Ruhe, und war ganz affektvolle Sprache, wenn Schiller deklamirte. Aber ſeine Stimme war unangenehm, kreiſchend; er konnte ſie eben ſo wenig beherrſchen, als den Affekt ſeiner Geſichtszüge; dieſes hätte ihn immer gehindert, ein erträglicher Schauſpieler zu werden."

Mit dieſer vortrefflichen, ſcharfgezeichneten Charakteriſtik ſtimmen auch die Angaben Streicher's überein, obgleich deſſen liebende Verehrung manches zu ſeinem Vortheil darſtellt. Streicher erwähnt der gegen einander ſich neigenden Kniee, des ſchnellen Blinzelns der kränklichen Augen, ſpricht aber dann von der ſchön geformten Naſe, dem tiefen, kühnen Adlerblick, welcher unter einer ſehr vollen, breitgewölbten Stirne hervorgeleuchtet habe, und von dem kunſtlos zurückgelegten Haare und dem entblößten, blendend weißen Hals, wodurch ſeine Erſcheinung vortheilhaft gegen die Zierlichkeit der Geſellſchaft abgeſtochen habe. — Sein Aeußeres wäre nach allem dieſem nichts weniger als anziehend geweſen, wenn ſich nicht, wie Wallenſtein im Drama ſagt, der Geiſt ſeinen Körper baute — ein Wort, deſſen Gehalt ſich in den Abhandlungen: Ueber den Zuſammenhang der thieriſchen Natur des Menſchen mit ſeiner geiſtigen[1], und: Ueber Anmuth und Würde[2], ſo trefflich nachgewieſen findet. Der ſeelenvollſte, mildeſte Ausdruck blieb Dem unauslöſchlich im Gedächtniß zurück, der den Jüngling einmal geſehen hatte. Sein blaſſes Ausſehen ging im Feuer des Geſpräches in hohe Röthe über. Seine Unterhaltung übte auch ſchon damals auf ſeine Freunde einen mächtigen Zauber aus, denn er hatte ein eigenes Talent, das Nächſte an das Fernſte zu knüpfen und in das Gewöhnlichſte etwas Bedeutendes zu legen, ſo wie auch wieder Vieles in der Welt, das andern bisher wichtig ſchien, vor ſeinem Geiſte, der immer den rein menſchlichen Maßſtab anlegte, in Nichts zuſammenſank.

Alle Nachrichten ſtimmen darin überein, daß er damals ſchon weit über ſeine Genoſſen emporragte. „Ich erſtaunte," ſagt Scharffenſtein, „und mein Geiſt beugte ſich vor der imponirenden Superiorität und den Fortſchritten, die ich bei Schiller antraf. Nicht allein, daß er ſeine Räuber ſchon ganz und Fiesko halb (?) im Mannſkript hatte, war er in der Geſchichte und den theoretiſchen philoſophiſchen Wiſſenſchaften nicht nur profeſſormäßig bewandert, ſondern ſein tiefer Sinn hatte ihren Gehalt für's Leben gewürdigt. Die Wärme ſeines Gemüthes war weniger brauſend zwar, aber wahrer, konzentrirter, einhelliger mit der Phantaſie. Sein Herz hatte mit dem Geiſt den Takt gefunden. Dieſer kurzen Epoche, wo der Freund mein Lehrer war, verdankt meine Entwickelung und Bildung ſehr viel.“

---

[1] Döring's Nachleſe, S. 39.

[2] Schiller's Werke in Einem Bande, S. 1166.

Nur das Eine iſt in dieſem Urtheile hier zu bezweifeln, daß er in der Geſchichte und den theoretiſch-philoſophiſchen Wiſſenſchaften profeſſormäßig bewandert geweſen ſei. Er beſaß vielmehr wenig poſitive Kenntniſſe in beiden. Aber das Genie kann die Bedeutung einer Wiſſenſchaft für's Leben würdigen, ohne die Wiſſenſchaft ſelbſt genau zu kennen, wodurch daſſelbe oft verleitet wird, dieſe nicht näher zu ſtudiren. Wie das poetiſche Genie die Erfahrung anticipirt, ſo anticipirt das philoſophiſche Genie, vermöge eines geheimnißvollen Zuſammenhangs der Dinge mit unſerem Geiſte, das Allgemeine und Bedeutungsvolle der Gegenſtände; es ergründet die äußere Welt, indem es in ſeinen eigenen Buſen ſchaut. In das Detail mochte ſich Schiller, zumal damals, weder denkend noch dichtend herunterlaſſen. „Dieſer große Geiſt,“ fährt Scharffenſtein ſelbſt fort, „planirte ſo zu ſagen über den höchſten Höhen und Tiefen des Menſchen in einem ideellen Flug. Wie ein höheres Weſen umfaßt er den Menſchen in ſeinen größten Momenten; er weiß die geheimen, mächtigen Hebel zu regieren, des Menſchen Herz und Nieren zu rühren, zu erſchüttern; aber Andere haben vielleicht den ganzen Menſchen in Saft und Blut, in ſeiner durch Modifikationen der Verhältniſſe ausgebildeten Individualität und Idealität beſſer geſchildert.“ Sein alles im Großen auffaſſendes und auf Endzwecke beziehendes Genie konnte daher, wie uns Conz erzählt, von kleinern, in Einzelnheiten gehenden Unterſuchungen, ſelbſt eines Leſſing und Anderer, nicht gerade hämiſch, aber doch mit einem Lächeln, welches dieſelben als unbedeutend herunterzuſetzen ſchien, ſprechen [1]. Es koſtete ihm ſpäter eine ungeheure Selbſtentſagung, den hohen, freien Hang ſeines Geiſtes zu ſpeziell hiſtoriſchen Studien herabzudrücken und ſeinen reichen, ſelbſtſtändigen Genius mit der lieben Noth des poſitiven Wiſſens zu belaſten.

Er quartirte ſich in das Haus des Profeſſors Haug ein, mit dem er ſeit Jahren in einem literariſchen Verkehr ſtand. Hier wirthſchaftete er in einem kleinen Zimmer, Parterre, eine Zeitlang in Geſellſchaft mit dem Lieutenant Kapff, welcher zugleich mit ihm aus der Akademie getreten war. Beide waren arm und hatten mit andern Geſellen meiſtens gemeinſchaftliche frugale, aber durch jugendliche gute Laune gewürzte Abendmahlzeiten, die ſie ſelbſt bereiten konnten, denn das Eſſen beſtand aus einer Knackwurſt und aus Kartoffelſalat. „Der Wein," ſagt Scharffenſtein, „war freilich ein ſchwieriger Artikel, und noch ſehe ich des guten Schiller Triumph, wenn er uns mit einigen Dreibätznern aus dem Erlöß ſeiner ſelbſtverlegten Gedichte erfreuen konnte. Da war die Welt unſer!"

Er ſcheint mit dieſen und andern Freunden in einem bewegten Verkehr gelebt zu haben. Seine literariſchen Freunde waren auch ſeine Herzensfreunde, denn er trug das Menſchliche und ſein Gemüth in jedes Verhältniß. Liebevoll kam er jedem entgegen, der ſich ihm näherte. Der liebenswürdige Streicher, ein angehender Tonkünſtler, machte ein halbes Jahr nach ſeinem Austritte aus der Akademie ſeine Bekanntſchaft, und ſchloß ſich mit einer beinahe an Schwärmerei gränzenden Hingebung an ihn an, ſo daß ſelten ein Tag verging, wo er ihn nicht auf kurze Zeit ſah und ſprach. Conz, den er von ſeinen Knabenſpielen in Lorch her kannte, beſuchte ihn öfters von Tübingen aus. Es war einer ſeiner poetiſchen Freunde. Schiller ſchrieb ihm aus Salluſt, ſeinem damaligen Lieblingsſchriftſteller, jenes bedeutungsvolle Wort: quoniam vita ipsa, qua fruimur, brevis est, memoriam nostri quam maxime longam efficere, in das Stammbuch.

---

[1] Zeitung für die elegante Welt, 1823, Nr. 7, S. 52.

ein Wort, an dem ſich ſchon mancher hochherzige Jüngling erbaut hat. In ſeiner Lage fühlte er ſich damals noch ganz leidlich, und äußerte ſich gegen Conz zufrieden damit, daß ſein Schickſal nun dieſe Wendung genommen, und daß er die lange Laufbahn eines würtembergiſchen Theologen nicht habe durchlaufen müſſen: er ſei nun fertig, ausgerüſtet für die Welt. „Was wäre ich jetzt?“ ſetzte er hinzu: — „Ein Tübingiſches Magiſterchen!“ — Dieſe Worte waren übrigens mit ſolcher Gutmüthigkeit hingeworfen, daß ſie für den Freund, der ſelbſt ein ſolches Männchen zu werden trachtete, nichts Beleidigendes haben konnten. Was ihn aber damals in ſeinen Verhältniſſen glücklich ſein ließ, waren ſeine Räuber, welche er eben damals herausgegeben hatte. Wie mußte es den jungen Mann über alles hinwegſetzen, daß er jetzt, bei ſeinem Eintritt in die Welt, das Bekenntniß ablegen konnte, wie ſehr er ihre Formen und Konventionen verachte!

Schon die Herausgabe der Räuber war eine hochwichtige Angelegenheit, welche zu vielen Debatten Veranlaſſung gab. Das Schauſpiel erhielt die letzte Feile, und wurde den Freunden zur Beurtheilung mitgetheilt. Von ſeinem Freunde Peterſen verlangt er in einem noch erhaltenen Briefe[1] „eine eigentliche Zergliederung nach dramatiſcher Behandlung, Verwickelung, Entwickelung, Charakteren, Dialog, Intereſſe u. ſ. w., welche nicht unter ſechs Bogen ſein dürfe.“ In einem noch vorhandenen Briefe an ebendenſelben[2] nennt er die Gründe, warum er ſein Stück gedruckt zu haben wünſchte. „Der erſte und wichtigſte Grund, warum ich eine Herausgabe wünſche, iſt jener allgewaltige Mammon, dem die Herberge unter meinem Dache nicht anſteht — das Geld.“ Stäudlin habe für einen Bogen ſeiner Verſe einen Dukaten erhalten, warum ſollte er für den Bogen ſeines Trauerſpiels nicht eben ſo viel, nicht mehr bekommen? Was über fünfzig Gulden abfalle, das ſolle dem Freunde ſein, der es treu und redlich verdient habe und es brauchen könne. Der zweite Grund ſei das Urtheil der Welt, des unbeſtochenen Richters, und dazu komme noch die Erwartung, die Hoffnung und Begierde, was alles ihm ſeinen Aufenthalt im Lande der Prüfung verkürzen und verſüßen und ihm die Grillen zerſtreuen ſolle. Doch ſollte das Schauſpiel anonym erſcheinen, wie es auch in der erſten Ausgabe wirklich geſchah. Endlich wolle er ſich ſeines poetiſchen Werkes entledigen, um ſich in ſeinem Fache tüchtig auszubilden, damit er einmal Profeſſor der Phyſiologie und Medizin werden könne. — So unwichtig kam ihm der Schritt vor, der über das Schickſal ſeines Lebens entſcheiden ſollte!

---

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 1301.

[2] Ebendaſ. S. 1302.

Jetzt ward über eine Vignete deliberirt, welche unentgeldlich zu radiren ſich ein Kamerad der Karlsſchule aus der Klaſſe der Kupferſtecher erbot. Es wurde, für die Tendenz des Stücks bezeichnend genug, ein aufſteigender zorniger Löwe beliebt, mit dem Motto: in Tyrannos. Dieſes ungeſtalte Thier mit erhobener Vordertatze, aufgeſtrecktem Schweif und grimmigem Geſichte und mit derſelben Unterſchrift repräſentirt ſich auch in der zweiten Auflage von 1782. In der dritten Ausgabe von 1799 zerreißt ein Löwe den andern, und die Vignete iſt viel reinlicher und zierlicher gemacht; das bedenkliche Motto iſt aber auch hier nicht weggeblieben. — Nun ging es an den Akkord mit einem ſubalternen Buchdrucker, der aber, dem Handel nicht trauend, den Druck nicht anders, als auf Schiller's Koſten übernehmen wollte. Der arme Autor mußte das Geld borgen; da aber keiner ſeiner Freunde die Summe von ungefähr 150 Gulden beſaß, ſo verbürgte ſich eine dritte Perſon bei dem Darleiher für die richtige Zurückbezahlung. „Dieſe erſte Edition," erzählt Scharffenſtein, und man kann hinzufügen auch die zweite, „faſt Fließpapier, ſah aus, wie die Mordgeſchichten und Lieder aus Reutlingen, die von Hauſirern herumgetragen werden." Auch war ſie durch eine inkorrekte Orthographie und durch abſcheuliche Druckfehler entſtellt, wenn man von der „zweiten verbeſſerten Auflage" auf die erſte zurückſchließen darf, welche ich nie zu Geſicht bekommen habe.

Um zu verſuchen, ob er nicht zu einigem Erſatz ſeiner Ausgaben gelangen könnte, und um ſein Werk auch im Auslande bekannt zu machen, ſchrieb er noch vor Beendigung des Druckes an den Hofkammerrath und Buchhändler Schwan in Mannheim, welcher in dem vortheilhafteſten Rufe ſtand, und erhielt die ihm zugleich überſchickten fertigen ſieben erſten Bogen, mit Anmerkungen begleitet, zurück. Hierdurch, auf manches Grelle und Widerliche aufmerkſam gemacht, änderte er Einiges in den letzten Bogen um, und erſetzte die ſchon gedruckte heftige Vorrede durch eine neue, in mildern Ausdrücken geſchriebene.

Unbeſchreibliche Freude machten die erſten vollendeten Exemplare; da ſie jedoch wenig Abſatz hatten, ſah Schiller allmählig den Wachsthum des aufgeſpeicherten Bücherballens mit komiſch bedenklichen Augen und mit beklemmtem Herzen an. Allgemach gewahrte er, daß der Selbſtverlag in ſeinen Verhältniſſen mit mehr Begeiſterung als Umſicht unternommen worden ſei. Dieſer mißliche Zuſtand dauerte eine geraume Zeit fort; doch nach und nach fing das Meteor am literariſchen Himmel zu zünden an. „Ich erinnere mich,“ erzählt Scharffenſtein, „daß einige reiſende Bel-esprits in ſchöner Equipage vor das Quartier angefahren kamen, z. B. Leichſenring. So ſchmeichelhaft ein ſolcher Zuſpruch nachher dünkte, war er doch im erſten Augenblick nicht ſehr erbaulich, denn man fand ſich in dem größten, nichts weniger als eleganten Negligee, in einem nach Tabak und Allerhand ſtinkenden Loche, wo außer einem großen Tiſch, zwei Bänken, und an der Wand hängenden ſchmalen Garderobe, angeſtrichenen Hoſen u. ſ. w. nichts anzutreffen war, als in einer Ecke ganze Ballen der Räuber, in einem andern ein Haufen Kartoffeln mit leeren Tellern, Bouteillen und dergleichen untereinander. Eine ſchüchterne, ſtillſchweigende Revüe dieſer Gegenſtände ging jedesmal dem Geſpräch voran.“

Unterdeſſen war er mit Dalberg in Verbindung gekommen, welcher, durch Schwan auf die Räuber aufmerkſam gemacht, den Dichter aufforderte, dieſes Stück für die Aufführung umzuarbeiten, und auch alle ſeine künftigen Schauſpiele für das Mannheimer Theater einzurichten. Wolfgang Heribert Reichsfreiherr von Dalberg, damals kurpfälziſcher Geheimerath, Oberſilberkämmerling und Vizekammerpräſident, war ſowohl durch dieſe Würden, als wegen ſeines Reichthums und ſeiner Bemühungen um Kunſt und Wiſſenſchaft, ein höchſt angeſehener und achtbarer Mann. Vom Kaiſer Leopold II. wurde er ſpäter 1790 bei dem Krönungsfeſte zum erſten Reichsritter geſchlagen. Er machte ſich durch eine Menge dramatiſcher Gedichte bekannt und war damals auch erſter Präſident der deutſchen Geſellſchaft in Mannheim und Intendant des von ihm geſtifteten Mannheimer Theaters, welches er ſo hob, daß es geraume Zeit für die Pflanzſchule der dramatiſchen Kunſt in Deutſchland galt. Mit einem ſolchen Mann in ein näheres Verhältniß zu treten, mußte unſerm Dichterjüngling eben ſo vortheilhaft und fördernd, als ehrenvoll erſcheinen!

Seine Räuber waren nicht für die Bühne geſchrieben. Wie hätte der Feuerkopf ſich in die Paliſaden des Ariſtoteles und Batteux einkeilen können! Er räth ſelbſt in der Vorrede davon ab, dieſes Schauſpiel auf die Bühne zu bringen. Jetzt aber, da ſeine Mannheimer Gönner den Wunſch und das Verlangen ausſprachen, daß es aufgeführt würde, wurde er andern Sinnes, beſonders da das erſte Theater von Deutſchland ſich um ſein Stück bewarb. Mit den Verſicherungen der größten Ergebenheit und Verehrung wurde Sr. Excellenz, dem inſonders Hochzuvenerirenden Gönner geantwortet. Ein Vertrag kam zu Stande, daß Schiller für ein beſtimmtes Honorar das Stück (welches ſogleich nach ſeiner Bekanntmachung die berüchtigte Verſtümmelung durch Plümicke in Berlin erfahren hatte) theaterrecht machen ſollte; das umgearbeitete Schauſpiel wollte dann die Theaterdirektion in eigenen Verlag nehmen, wie ſie es auch bei andern für die Mannheimer Bühne verfertigten Schauſpielen zu thun pflegte.

Mit dem größten Eifer machte ſich Schiller in der zweiten Hälfte Auguſt's 1781 an dieſe neue Arbeit, mit welcher er innerhalb vierzehn Tagen fertig werden zu können glaubte, die er aber erſt den ſechsten Oktober überſchicken konnte. Die immerwährenden, damals gehäuften Lazarethbeſuche, da eine Ruhrepidemie im Regiment ausgebrochen war, das tägliche Erſcheinen auf der Wachtparade, um ſeinem General den Rapport über die Kranken abzuſtatten, unterbrachen ihn in ſeiner poetiſchen Arbeit auf die unangenehmſte Weiſe und raubten ihm auch die Stimmung in freien Stunden. Dazu fiel es ihm entſetzlich ſchwer, ſich in die Theaterforderungen einzuſchränken, und oft gerade ſolche Scenen und Stellen zu unterdrücken, welche ihm die gelungenſten zu ſein ſchienen. Er hatte von den Theaterbedürfniſſen und einer guten Bühne gar keine lebendige Anſchauung; denn das erſt ſeit einem Jahre errichtete ſtehende Theater in Stuttgart war, wie er ſelbſt ſagt, noch im Stande der Minderjährigkeit. Das erſchwerte ſeine Arbeit ſehr. Wenn er, ſeiner läſtigen Dienſtverhältniſſe entbunden, in Mannheim, dem Paradieſe der dramatiſchen Muſe, leben könnte, dann, meinte er, ſollte ihm alles beſſer gelingen! Er überſchickte den umgeſchmolzenen Verlornen Sohn, an Dalberg mit einem Briefe, in welchem er unter Anderm ſagt: „Nach vollendeter Arbeit darf ich Sie verſichern, daß ich mit weniger Anſtrengung des Geiſtes und gewiß mit noch weit mehr Vergnügen ein neues Stück, ja ſelbſt ein Meiſterſtück ſchaffen wollte, als mich der nun gethanen Arbeit nochmals unterziehen. Hier mußte ich Fehlern abhelfen, die in der Grundlage des Stücks ſchon nothwendig wurzeln, hier mußte ich an ſich gute Züge den Gränzen der Bühne, dem Eigenſinne des Parterre, dem Unverſtand der Gallerie oder ſonſt leidigen Konvenienzen aufopfern, und einem ſo durchdringenden Kenner, wie ich in Ihnen zu verehren weiß, wird es nicht unbekannt ſein können, daß es, wie in der Natur, ſo auch auf der Bühne für Eine Idee, Eine Empfindung auch nur Einen Ausdruck, Ein Kolorit gibt. Eine Veränderung, die ich in Einem Charakterzuge vornehme, gibt oft dem ganzen Charakter und folglich auch ſeinen Handlungen, und der auf dieſen Handlungen ruhenden Mechanik des Stücks eine andere Wendung.[1]

Nun begann aber erſt eine weitläufige Korreſpondenz noch das ganze Jahr hindurch, denn Dalberg machte manche Einwürfe und ſchlug Veränderungen vor, gegen die Schiller ſich vertheidigte und welche er ungern ſich gefallen laſſen wollte. Die Theaterausgabe unterſcheidet ſich hauptſächlich durch folgende Abänderungen von der frühern. Franz wird von der abgeſchickten Räuberſchaar lebendig in den Wald gebracht, und verurtheilt, im Thurm zu verhungern. Dieſer Böſewicht hat ſeinen Helfershelfer Hermann verloren, und iſt gezwungen, ſeine eigenen Hände zu gebrauchen; in der Mitte des vierten Akts zerfallen beide Schurken und reiben ſich aneinander. Dann wollte Dalberg durchaus, daß ſich Amalia ſelbſt tödte, ſo ſehr Schiller auch überzeugt war, daß Moor ſeine Amalia ermorden müſſe, und daß dieſes eine poſitive Schönheit ſeines Charakters ſei, die einerſeits den feurigſten Liebhaber, andererſeits den Banditenführer mit dem lebhafteſten Kolorit auszeichne. Er gab dieſe Veränderung Dalbergs auch nicht für den Druck zu, ſondern ließ ſie nur auf dem Theater hingehen, und ſprach ſich ſpäter noch ſtark genug gegen dieſelbe in ſeiner anonymen Selbſtkritik aus: „Soll Amalia ſich ſelbſt erſtechen? Mir ekelt vor dieſem alltäglichen Behelf der ſchlechten Dramatiker, die ihre Helden über Hals und Kopf abſchlachten, damit dem Zuſchauer die Suppe nicht kalt werde.“ Er hielt dieſe von unſerer jetzigen Ausgabe abweichende Schlußſcene der Theaterauflage für die Krone des ganzen Stücks. Ferner verlangte Dalberg, daß die Handlung in das Zeitalter des Maximilian zurückgelegt werden ſollte, weil es unwahrſcheinlich ſei, daß zur Zeit des ſiebenjährigen Kriegs, bei einer ſo abgeſchliffenen Polizei, eine ſolche meiſterloſe Rotte gleichſam im Schooß der Geſetze habe entſtehen können. Der Verfaſſer machte auf's eifrigſte geltend, daß die Perſonen ſeines Dramas zu modern, zu aufgeklärt ſprächen, ihrem Charakter nach ganz aus der gegenwärtigen Welt herausgehoben ſeien, daß namentlich Amalia's ſentimentale Liebesſchwärmerei gegen die einfache Ritterliebe des Maximilianiſchen Zeitalters einen abſcheulichen Kontraſt bilde u. ſ. w. Dennoch mußte er ſich endlich mit widerſtrebendem Herzen auch in dieſem Punkte dem Verlangen des „Kenners“ fügen, tadelt aber nachher in der mehrerwähnten Selbſtkritik dieſe Verlegung: „Die Zeit wurde verändert, Fabel und Charaktere blieben. So entſtand ein buntfarbiges Ding, wie die Hoſen des Harlekin; alle Perſonen ſprechen zu ſtudirt; jetzt findet man Anſpielungen auf Sachen, die ein paar hundert Jahre nachher geſchehen oder geſtattet werden durften.“ Es mußte dem Dichter auch entſetzlich ſein, daß das Drama aus einer Zeit herausgeriſſen wurde, von welcher es eigentlich eine Kritik, auf welche es ein Angriff war. Doch konnte bei der Aufführung dieſer aufgenöthigte Uebelſtand die Wirkung des mächtigen Stückes auf ein Publikum, welches noch nicht kritiſch urtheilte, wenig ſchwächen. Endlich wurden in dieſer neuen Recenſion noch manche Scenen ganz umgebildet, und das Ganze bedeutend zuſammengezogen. So z. B. die Scene Karl Moor's und Amalia's im Garten.. Der unbekannte Graf hat ihr den Trauring, den ſie ihm vor vielen Jahren gegeben, an den Finger geſpielt, ohne das ſie ihn erkannte. Er erzählt ihr ihre eigene Geſchichte, welche ſie für eine andere auslegt; und dann endigt ſich die Scene alſo:

---

[1] Schiller's Briefe an Dalberg. Karlsruhe und Baden 1824, S. 11.

V. **Moor.** Meine Amalia iſt ein unglückliches Mädchen.

Amalia. Unglücklich, daß ſie dich von ſich ſtieß!

V. **Moor.** Unglücklicher, weil ſie mich ewiglich umwindet.

Amalia. O dann gewiß unglücklich! — Das liebe Mädchen! Sie ſei meine Schweſter, und dann eine beſſere Welt —

V. **Moor.** Wo die Schleier fallen, und die Liebe mit Entſetzen zurückprallt — Ewigkeit heißt ihr Name. — Meine Amalia iſt ein unglückliches Mädchen.

Amalia (etwas bitter). Sind es alle, die dich lieben und Amalia heißen!

V. **Moor.** Alle — wenn ſie wähnen, einen Engel zu umfaſſen, und ein Todtſchläger in ihren Armen liegt. — Wehe meiner Amalia! ſie iſt ein unglückliches Mädchen.

Amalia (im Ausdruck der heftigſten Rührung). Ich beweine ſie!

V. **Moor** (nimmt ſtillſchweigend ihre Hand, und hält ihr den Ring vor die Augen). Weine über dich ſelbſt! (er ſtürzt hinaus).

Amalia (niedergeſunken). Karl! — Himmel und Erde!

Wirklich ein erſchütternder Schluß, mit welchem ſich die lyriſche Auflöſung der Originalausgabe nicht vergleichen kann. Nur Schade, daß das Ganze auf der ſo ſchwankenden, ſo wenig motivirten Grundlage ruht, als habe die Liebende ihren Geliebten nach ſo kurzer Zeit nicht wieder erkannt.

Achtes Kapitel.

Herausgabe der Anthologie. Die in dieſer Sammlung enthaltenen Schiller'ſchen Gedichte.

Noch in demſelben Jahr 1781 beſorgte der thätige Dichter einen Muſenalmanach unter dem Titel: Anthologie für das Jahr 1782.

Er zerfiel nämlich, es iſt nicht bekannt warum, mit G. F. Stäudlin, dem Bruder des bekannten Theologen, welcher als Kanzleiadvokat in Stuttgart lebte, und ſich, bei geringem Talente, zum Chorführer der poetiſchen Zunft im Lande aufgeworfen hatte. Da Stäudlin den Plan hatte, einen Muſenalmanach herauszugeben, ſo wollte Schiller nach ſeiner Sinnesweiſe denſelben „zermalmen“, wie Scharffenſtein ſagt. Zugleich wollte er es, da ſein Schauſpiel ihm ſo ſchlechten Gewinn gebracht, mit etwas anderm verſuchen. Was er und ſeine Freunde, Peterſen, Friedr. Pfeiffer, der Graf Zuccato und andere, zum Theil noch von der Akademie her, vorräthig hatten, konnte man hier gut unterbringen, und was an Gedichten noch fehlte, gab die reichlich ſtrömende poetiſche Ader. Doch fand er wenig Theilnehmer; das meiſte in der Anthologie iſt von ihm ſelbſt. „Seine Fahne,“ ſagt Scharffenſtein,

„hatte etwas Unheimliches, Energiſches, das ſentimentale, weichliche poetiſche Rekruten eher abſchreckte, als anzog.“

Wie die erſte Auflage der Räuber, erſchien auch dieſe merkwürdige Anthologie, von der ſich nur noch wenig Exemplare erhalten haben möchten, anonym. Die Dichter haben ſich nur mit einzelnen Buchſtaben unterzeichnet: Schiller meiſtens mit Y, aber auch mit andern Lettern. Auf dem Titelblatt ſteht unter der Vignette eines Apollokopfes die Angabe: Gedruckt in der Buchdruckerei zu Tobolsko. Dieſe Fiktion wird dann in der Vorrede weiter fortgeſetzt. Es ſoll eine ſibiriſche Blumenleſe ſein, die ſich neben dem Stäudlin'ſchen Muſenalmanach in dem weitentlegenen Deutſchland Einlaß bittet. „Wenn eure Homere im Schlafe reden,“ heißt es in der Vorrede, „und eure Herkules Mücken mit ihren Keulen erſchlagen; wenn jeder, der ſeinen bezahlten Schmerz in Leichenalexandriner auszutropfen verſteht, das für eine Vokation auf den Helikon auslegt: wird man uns Nordländern verdenken, mitunter auch in den Leierklang der Muſen zu klimpern? — Eure Matadore wollen Silbergeld gemünzt haben, wenn ſie ihr Bruſtbild auf elendes Meſſing prägten; — und zu Tobolsko werden die Falſchmünzer aufgehangen. Zwar möchtet ihr oft auch bei uns Papiergeld ſtatt ruſſiſcher Rubel finden, aber Krieg und theure Zeit entſchuldigen alles.“

Vor dem Sendſchreiben, aus welchem wir dieſe Worte genommen haben, befindet ſich, ebenfalls von Schiller verfaßt, die Dedikation: „Meinem Prinzipal, dem Tod, zugeſchrieben.“ Man findet jetzt dieſes merkwürdige, übrigens ziemlich geſchmackloſe und unerquickliche Aktenſtück wieder in Döring's Nachleſe abgedruckt.

Indem wir zu einer kurzen Charakteriſtik der in dieſer Anthologie enthaltenen Schiller'ſchen Gedichte übergehen, bemerken wir zum voraus, daß ſie ſich theils auf Literariſches beziehen, theils des Dichters Selbſt- und Freiheitsgefühl ausſprechen, theils ſeines Herzens Liebe und Freundſchaft verherrlichen, theils endlich mehr äußere Objekte darſtellen. Wir werden diejenigen, welche ihr Verfaſſer ſpäter in ſeine Gedichtſammlung nicht wieder aufnahm, mit einem Kreuz bezeichnen, und die Namenschiffer hinter einem jeden Gedichte beifügen.

1) Literariſche Stoffe.

Es war natürlich, daß die Anthologie über Ständlin's Muſenalmanach ihre Geißel ſchwang, und da Schiller in ihr unter mehreren Namenszeichen erſcheint, ſo weiß man nicht, welche von dieſen ſatyriſchen und epigrammatiſchen Gedichten ihm angehören. In einem dieſer Spottgedichte: „Die Rache der Muſen, eine Anekdote vom Helikon,“ welches nur mit einem Sternchen unterzeichnet iſt, wird erzählt, wie Melpomene eine Furie mit ihrer Kleidung und ihrer Leyer ausgeſtattet habe, um ſich vor ihren zudringlichen Verfolgern zu retten, welche dann über die maskirte Furie hergefallen ſeien. Der Scherz endigt mit den Worten:

„Die Göttin aber lacht darnach,
Komm' Jahrs ein neuer — Almanach.“

Sehr merkwürdig iſt die abgeneigte Stimmung, welche ſich gegen Klopſtock ausſpricht. Folgendes Epigramm iſt gewiß von Schiller:

„Die Meſſiade.
Religion beſchenkte dieß Gedicht,
Auch umgekehrt? — Das frag mich nicht.
Rr.“

Er hatte ſich damals ſchon vom Einfluſſe Klopſtocks beinahe ganz frei gemacht. Einmal ſah Conz auf ſeinem Schreibtiſche — er hatte meiſt wenige Bücher um ſich — Klopſtock's Oden liegen, und zwar im Karlsruher Nachdruck. Als er das Buch durchblätterte, fand er, daß eine beträchtliche Anzahl Gedichte mit großen, quer in's Kreuz gezogenen, derben Dintenzügen durchſtrichen war. Auf die Frage, was dieß zu bedeuten habe, antwortete er: dieſe gefallen mir nicht. Sein Verdammungsurtheil hatte hauptſächlich nur ſolche getroffen, in denen die Reflexion und eine grammatiſch-wiſſenſchaftliche Tendenz die eigentliche lyriſche Begeiſterung überwog.

Dagegen fühlte er ſich zu ſeinem Landsmann Wieland hingezogen, deſſen innerhalb der Sphäre des Menſchen weilende Dichtung mehr mit ſeiner jetzigen Denkweiſe übereinſtimmte, als die transcendente des Sängers des Meſſias. Er mochte fühlen, daß ſeine eigene Darſtellung nicht mehr gewinnen könne, als wenn er ihr manche Tugenden des Wieland'ſchen Stils aneignete. Er ſchrieb daher auch an Wieland, und war überglücklich, von ihm eine anerkennende, ja ſchmeichelhafte Antwort zu erhalten. Hieraus iſt denn folgendes Epigramm zu erklären, mochte es nun aus der poetiſchen Genoſſenſchaft verfertigt haben, wer da will:

„Klopſtock und Wieland,
als ihre Silhouetten neben einander hingen.

Gewiß, bin ich nur überm Strome drüben,
Gewiß will ich den Mann zur Rechten lieben,
Dann erſt iſt dieſer Mann für mich.
Für Menſchen hat der linke Mann geſchrieben,
Ihn darf auch unſer einer lieben,
Komm, linker Mann! ich küſſe dich.

A.“

Auch Lavater mußte in dieſer Anthologie den Spott wieder erfahren, welchen er ſchon früher über ſich hatte müſſen ergehen laſſen [1].

„Grabſchrift
eines gewiſſen Phyſiognomen.

Weß Geiſtes Kind im Kopf geſeſſen,
Konnt' er auf jeden Naſe leſen:
Und doch, — daß er es nicht geweſen,
Den Gott zu dieſem Werk erleſen,
Konnt' er nicht auf der ſeinen leſen.

O.“

Weit bedeutender, als dieſe literariſchen Scherze aber iſt das: Monument Moor's, des Räubers (*), mit der Unterſchrift: Vom Verfaſſer der Räuber. „Man findet in dieſem Gedichte ganz den Charakter, die Idee, die Beziehungen und die Lehre wieder, worauf wir ſchon oben bei der Expoſition des Stückes aufmerkſam gemacht haben. Wir theilen dieſe Interpretation der Räuber aus der Seele ihres Verfaſſers hier mit:

„Vollendet!
Heil dir! vollendet!
Majeſtätiſcher Sünder!
Deine furchtbare Rolle vollbracht.

---

[1] Siehe oben Kapitel 5, S. 60.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52550-8
SCHILLER,F. FN. 13362/076

Hoher Gefallener!
Deines Geſchlechts Beginner und Ender!
Seltner Sohn ihrer ſchrecklichſten Laune,
Erhabener Verſtoß der Mutter Natur!

Durch wolkigte Nacht ein prächtiger Blitz!
Hu! hinter ihm ſchlagen die Pforten zuſammen!
Geizig ſchlingt ihn der Rachen der Nacht!
Zucken die Völker
Unter ſeiner verderbenden Pracht!
Aber Heil dir! vollendet!
Majeſtätiſcher Sünder!
Deine furchtbare Rolle vollbracht;

Moder — verflieg
In der Wiege des offnen Himmels!
Fürchterlich jedem Sünder zur Schau,
Wo dem Thron gegenüber
Heißer Ruhmſucht furchtbare Schranke ſteigt!
Siehe! eine Ewigkeit überglüht dich die Schande!
In den Sternen des Ruhms
Klimmſt du auf den Schultern der Schande!
Einſt wird einer die auch die Schande zerſtieben,
Und dich reicht — die Bewunderung.

Naſſen Auges an deinem ſchauernden Grabe
Männer vorüber —
Freue dich der Thräne der Männer,
Des Gerichteten Geiſt!
Naſſen Auges an deinem ſchauernden Grabe
Jüngſt ein Mädchen vorüber,
Hörte die furchtbare Kunde
Deiner Thaten vom ſteinernen Herold,
Und das Mädchen — freue dich, freue dich!
Wiſchte die Thräne nicht ab.
Ferne ſtand ich — ſah die Perle fallen,
Und ich rief ihr: Amalia!

Jünglinge! Jünglinge!
Mit des Genies gefährlichem Aetherſtrahl
Lernt behutſamer ſpielen,
Gährig knirſcht in den Zügel das Sonnenroß.
Wie's am Seile des Meiſters
Erd' und Himmel in ſanfterem Schwunge wiegt,

Flammte am kindiſchen Zaume
Erd' und Himmel in lodernden Brand!
Unterging in den Trümmern
Der muthwillige Phaëthon.

Kind des himmliſchen Genius,
Glühendes, thatenlechzendes Herz!
Reizet dich das Mahl meines Ruhmes?
War wie du glühenden, thatenlechzenden Herzens,
War wie du des himmliſchen Genius Kind.
Aber du lächelſt und gehſt —
Dein Blick durchfliegt den Raum der Weltgeſchichte,
Moorn den Räuber findeſt du nicht —
Steh und lächle nicht, Jüngling!
Seine Sünde lebt — lebt ſeine Schande,
Räuber Moor nur — ihr Name nicht.“

Ich erkläre das Ende dieſes Gedichtes ſo: „Laß den Eindruck meines Gedichtes ſich bei dir, Jüngling, nicht durch den Gedanken ſchwächen, daß der Räuber Moor nie gelebt habe. Die Sünde und die Schande, welche ich zu ſchildern eigentlich beabſichtigte, liegen jedem talentvollen Jüngling nahe genug, wenn auch der Name eines Räubers, [illegible] dem ich ſeine Sünde und Schande darſtellte, der [illegible] angehört.“

Goethe vergleicht bei Eckermann unſeren deutſchen Dichter mit Byron; und wirklich erinnern ſeine Räuber und andere Poeſien ſeiner erſten Periode an des Engländers Haß der bürgerlichen Ordnung und Verachtung aller Dinge. Nur daß ihn endlich ſein reiner Sinn und [illegible] Herz über eine Welt emporhoben, die den [illegible] [illegible] umſtrickt hielt. Daher iſt Schiller's Dichtung nur eine Zeitlang polemiſch, Byron dagegen ſprach ſeine Ideale fortwährend im Gegenſatz zur wirklichen Welt aus. Merkwürdig aber iſt es, daß jener verwandte Genius durch ſeine poetiſche Erzählung, der Korſar, mit Schiller in der Idee der Räuber ganz zuſammentraf. Wie der Graf Karl Moor iſt der Laird des ſchottiſchen Hochlandes, Konrad, aus früherem Mißgeſchicke, von Menſchenhaß erfüllt; und der bürgerlichen Geſellſchaft und ihren Geſetzen den Fehdehandſchuh hinwerfend, ſammelt er eine Rotte von Böſewichtern um ſich, als deren Oberhaupt er einen Räuberſtaat auf einer der cykladiſchen Inſeln gründet, bis er zuletzt, nur gegen ſeine Medora der innigſten Empfindung fähig, blutbefleckt untergeht.

2) Pathetiſch-ſatyriſche Gedichte.

Die pathetiſche oder ſtrafende Satyre entſteht, wenn eine erhabene Seele ihre aus einem entgegenſtehenden Ideale entſpringende Abneigung gegen die reale Welt poetiſch darſtellt [1]. Schiller's Ideal, welches jedes andere überwog, war Geiſtesfreiheit, Menſchenwürde. Von dieſer Stätte aus ergoß er mit jenem philoſophiſchen Geiſte, „der mit unerbittlicher Strenge den Schein von dem Weſen trennt und in die Tiefen der Dinge dringt,“ ſeine ſtrengen Strafworte über das, was ihm im wirklichen Leben verdorben zu ſein ſchien. So entſtanden einige lyriſche Gedichte, die ihrem Urſprung und Weſen nach ganz innerhalb der Räuber liegen.

Das Epigramm: Rouſſeau (in der Anthologie M. unterzeichnet) war urſprünglich ein langes Strafgedicht von vierzehn Strophen [2], von denen der Verfaſſer nur noch die erſte und ſechste aufbewahrt hat. Er beklagt den von Land zu Land umhergetriebenen Weiſen, deſſen Schickſal er nur allzubald theilen ſollte, und fährt dann, ſo bitter als möglich, fort:

„Und wer ſind ſie, die den Weiſen richten?
Geiſterſchlacken, die zur Tiefe flüchten
Vor dem Silberblicke des Genies;
Abgeſplittert von dem Schöpfungswerke,
Gegen Rieſen Rouſſeau kind'ſche Zwerge,
Denen nie Prometheus Feuer blies!
Brücken vom Inſtinkte zum Gedanken,
Angeflicket an der Menſchheit Schranken,
Wo ſchon gröbere Lüfte wehen;
In die Kluft der Weſen eingekeilet,
Wo der Affe aus dem Thierreich geilet,
Und die Menſchheit anhebt, abzuſtehen.“

Später ruft er in derſelben heftigen, aber immer tiefgeſchöpften Sprache ſein Anathema über die fromme Religionswuth aus, und ſtellt dar, wie ſich Vorurtheil, Dummheit und Eigennutz zu Rouſſeau's Untergang verbunden hätten:

---

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 1239.

[2] Jetzt, wie alle dieſe Jugendgedichte, wieder abgedruckt in Döring's Nachleſe zu Schiller's Werken.

„Geh' du Opfer [illegible]
Schwebe freudig in den [illegible],
Großer Dulder! frank und frei.
Geh', erzähl' dort in der Geiſter Kreiſe
Dieſen Traum vom Krieg der Fröſch' und Mäuſe,
Dieſes Lebens [illegible]."

Seinen Unfrieden mit dem [illegible]weſen ſpricht der Dichter zum Theil in dem Gedichte: Die ſchlimmen Monarchen (A. *) aus. Dieſes Stück iſt mit einer großen Kraft, aber auch mit der herbſten Bitterkeit und dem ungemeſſenſten Hohn geſchrieben, welcher beſonders da ſtark hervortritt, wo der Dichter die Großen der Erde an das gemeinſchaftliche Loos der Menſchen erinnert. Hatte vielleicht die eigenmächtige Regierungsweiſe des Herzogs Karl eine ſolche widerſtrebende Geſinnung erzeugt? Oder waren die Nordamerikaniſchen Freiheitsideen über Frankreich her damals auch in Deutſchland eingedrungen? Oder waren in einigen Staaten Deutſchland's die Fürſtenthrone in der öffentlichen Meinung ſchon mürbe geworden, einige Jahre vorher, ehe der korſiſche Eroberer ſie zertrümmerte oder nach [illegible] mit ihnen verfügte, was ohne jene Vorbereitung nicht ſo leicht und raſch hätte geſchehen können? Wie denn auch [illegible], in mehreren Gedichten der Anthologie ſpricht ſich eine entſchiedene Abneigung aus, und der junge Schiller ladet mit ähnlicher Kraftſprache die ſchlimmen Monarchen vor ſeinen ſittlichen Richterſtuhl, wie etwa die alten Propheten manche [illegible] Könige vor ihren religiöſen. So ruft er ihnen [illegible]:

„Decken euch Gewölbe dann und Schlöſſer,
Wann des Himmels fürchterlicher Preſſer
An der großen Pfändung Zinſe heiſcht?
Ihr bezahlt den Bankerott der Jugend
Mit Gelübden und mit lächerlicher Tugend,
Die — Hanswurſt erfand."

In dem Gedichte: An einen Moraliſten, Fragment (A.), wird das Unvermögen des Alters verſpottet, welches der raſchen Jugend eine pedantiſche Moral predigen will. Der Verfaſſer hat dieſes Gedicht ſpäter verſtümmelt wieder aufgenommen, wodurch es zwar züchtig und anſtändig, aber auch ſchwach und leer geworden iſt. Statt des erſten Abſchnittes in der jetzigen Ausgabe begann das Gedicht urſprünglich mit folgenden zwei Strophen:

„Betagter Renegat der lächelnden Dione!
Du lehrſt, daß Lieben Tändeln ſei,
Blickſt von des Alters Winterwolkenthrone,
Und ſchmäleſt auf den goldnen Mai.

Erkennt Natur auch Schreiberpultgeſetze?
Für eine warme Welt — taugt ein erfrorner Sinn?
Die Armuth iſt, nach dem Aeſop, der Schätze
Verdächtige Verächterin!“

Es wogt durch dieſes Gedicht in ſeiner erſten Geſtalt, ſo wie durch andere Jugendarbeiten, eine ſchwellende Ader glühender Sinnlichkeit. Wahrſcheinlich bedurfte es des Einfluſſes Wielands nicht, daß die feurige Einbildungskraft und die reizbare Natur des jungen Mannes zu einzelnen Darſtellungen und Bildern geführt wurde, welche ſpäter ſein eigenes veredeltes Gefühl beleidigten. Wie in ſeinen ſocialen Anſichten, ſo trieb ihn auch hier ſeine energiſche Natur, ehe ſie durch Beſonnenheit und ſittliche Bildung gemäßigt und veredelt war, zum Aeußerſten hin. Ihm war damals nur der nackte Menſch, als ſolcher, die Vernunft und die Natur ehrwürdig, ſonſt nichts.

Den Gipfel in dieſer Gattung nimmt das Lied ein: Kaſtraten und Männer (O), welches er ſpäter unter dem Titel: Männerwürde, abgekürzt und verändert aufnahm. In den neueſten Ausgaben fehlt es, mit Unrecht, ganz; denn auch das Anſtößige, was Schiller gemacht hat, trägt noch das Gepräge ſeines hohen Sinnes. Er macht hier gegen eine heuchleriſche Decenz ſeiner Zeit die Rechte der geſunden ſinnlichen Natur geltend, durch die ja auch — und wer könnte das läugnen? — alle poetiſche und ſittliche Kraft des Menſchen bedingt ſei. Der Verfaſſer hatte den Grundton ſchon in ſeinen Räubern (Akt 1, Scene 2) angeſtimmt: „Pfui! Pfui! über das ſchlappe Kaſtraten-Jahrhundert, zu nichts nütze, als die Thaten der Vorzeit wiederzukäuen. Die Kraft ſeiner Lenden iſt verſiegen gegangen, und nun muß Bierhefe den Menſchen fortpflanzen helfen.“

Ich bin weit entfernt, dieſe Jugendprodukte, die meiſtens nur noch einen hiſtoriſchen Werth haben, im mindeſten in Schutz nehmen zu wollen, aber ich möchte auch der Apologet der Zeit nicht ſein, welche ſie in dem edelſten Jüngling hervorrief. Eine von der Natur abgeirrte Kultur wird den ſich ſelbſt fühlenden Genius unvermeidlich ins Rohe und Graſſe hineinſtoßen; aus welchem primitiven [illegible] ſich ſeine Kraft nur allmählig zur reinen Schönheit emporarbeiten kann. Die Sprache aller Inſurgenten iſt rauh und grob, ſo auch eines Dichters, welcher mit der Welt in Krieg begriffen iſt. Wie glücklich iſt der Jüngling zu preiſen, welcher ſich in freundlicher Uebereinſtimmung mit ſeinen Verhältniſſen entwickeln kann, und deſſen beglückende ſchöne Begeiſterung ſich ihm nie in das herbe Gefühl der Entrüſtung verbittert. Glücklich der Jüngling, — aber noch glücklicher die Zeiten, in denen das möglich iſt!

4) Gedichte der Liebe und Freundſchaft.

Wir treten unter einen reinern Himmel, in ein milderes Klima. Wie der Jüngling ſeinen Freiheitsſinn nur polemiſch geſtalten konnte, ſo war er ſo glücklich, die zarte Menſchlichkeit ſeines Herzens poſitiv ausprägen zu können. Den engern Traum von Liebe und Freundſchaft konnte er ſchon frühe in einer Reihe von Gedichten ausſpinnen, ehe er ſich im Kampfe mit ſeiner Gegnerin, der Welt, hinlänglich geſtärkt hatte, den Traum der Freiheit in einem großen Gemälde, im Don Karlos, zu entfalten.

Wie aber die poetiſch geformten Vorſtellungen an dem Zuſtande der Geſellſchaft von ſeinem Nachdenken ausgingen, ſo gründen ſich auch die meiſten und die gehaltvollſten dieſer Lieder auf ein vorangegangenes Denken.

Unſer Freund hatte ſich jenes pantheiſtiſche Philoſophem aufgebaut, welches er in den Philoſophiſchen Briefen den Julius aufſtellen läßt [1]. Für dieſe ſind mehrere dieſer Gedichte eigens verfertigt, wie denn Schiller wirklich deren einige in ſie eingerückt hat; die andern ſind aber wenigſtens auf dieſem philoſophiſchen Standpunkte gedichtet, aber doch mit einem metaphyſiſchen Gehalte mehr oder weniger ausgeſtattet. Denn nachdem ſich ſein ſpekulatives Intereſſe an dieſem Lieblingsſtoffe längſt erſchöpft hatte, fuhr er dennoch fort, ihn poetiſch zu behandeln. Hierdurch beſtimmte ſich der ganz eigenthümliche Charakter dieſer Liebes- und Freundſchaftslieder, welchen durch den Einfluß ſeines philoſophirenden Geiſtes bald ſeine ganze Dichtung annahm. Sie ſind nicht nur ideenreicher und ſtrenger, als dergleichen Lieder anderer Dichter, ſondern ſie ſind auch aus dem Herzen, der Phantaſie und dem Leben nur mittelbar entſprungen, und die verbindende, aber auch trennende Brücke iſt eben die philoſophirende Denkkraft. Der alle Erfahrung überflügelnde ſpekulative Geiſt eröffnete der Phantaſie höhere Sphären und weitere Räume, er ſiedelte ſie im Unendlichen an, und bereitete ihr überirdiſche Stoffe zur Verarbeitung zu, welche Stoffe ſie um ſo begieriger ergriff, je ärmer und unbefriedigender das wirkliche Leben war. Daher haben dieſe Gedichte einerſeits den Charakter des Univerſellen, Pantheiſtiſchen, Unermeßlichen, andrerſeits geht ihnen aber die leichte, einfache, klare Natürlichkeit und Anſchaulichkeit ganz ab. Der Ocean, die Schöpfung, das Weltall, die Ewigkeit und ähnliche Ausdrücke werden für leichter faßliche und näher liegende Bilder allzuhäufig herangezogen. Und mit der Phantaſie wandeln häufig auch die Charaktere an der äußerſten Gränze des Menſchlichen und Wahrſcheinlichen, und die Empfindungen können ſich ſelten in dem ſchönen Maße halten. Dieſer einheimiſche Hang zum Allgemeinen modificirt auch Schiller's reifſte Dichtung noch, während er manche andere Mängel, die ſich nur auf ſeine Entwickelung gründeten, frühe überwand.

---

[1] Siehe oben Kap. 4., S. 46 f., Schiller's Werke in E. B., S. 765, u. folg.

Der Triumph der Liebe (A) verknüpft einzelne mythologiſche Gemälde. auf eine gefällige Weiſe mit einander, bis zu den Worten:

„Durch die ewige Natur
Duftet ihre Blumenſpur,“

womit die Hymne in die Theoſophie des Julius [1] eingreift, in welcher die Liebe eine ſo große Rolle ſpielt. Die Liebe durchwebt die ganze Natur — die Liebe erhebt uns zu Gott und führt uns zum Glauben an die Unſterblichkeit.

---

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 708.

Die Freundſchaft, „aus den Briefen des Julius an Raphael, einem noch ungedruckten Romane (S),“ iſt ein eben ſo tiefgedachtes, als tiefgefühltes, herrliches Gedicht. Es gehört durchaus jener Theoſophie an, welcher es ſein Verfaſſer ſpäter auch ganz einverleibte. Auch in der geiſtigen Welt gibt es eine Anziehung; ſie heißt Liebe, welche die Stufenleiter zur Gottähnlichkeit iſt. „Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen iſt, ſagt der Stifter unſeres Glaubens. Die ſchwache Menſchheit erblaßte bei dieſem Gebote, darum erklärte er ſich deutlicher: Liebet euch unter einander.“

Indem ich zu einer kurzen Charakteriſirung der **Laura-Gedichte** übergehe, bemerke ich zum voraus, daß die noch immer nachgeſprochene Meinung, als bezögen ſich dieſelben auf die Tochter des Schwan in Mannheim, ſchon deßwegen thöricht iſt, weil ſie ſchon geſchrieben waren, als Schiller dieſes Mädchen kennen lernte. Im Januar und Mai 1782 reiſ'te er nach Mannheim (bei welchem zweimaligen kurzen Aufenthalt es in Frage ſteht, ob er ſie nur ſah und kennen lernte, geſchweige denn, daß er ſich damals in eine Liebſchaft eingelaſſen hätte), aber die Anthologie war im Januar deſſelben Jahres ſchon **gedruckt**, wie man aus der Vorrede ſieht, die vom zweiten Februar datirt iſt. Wie ſollte die Blumenleſe bei ſpäterm Erſcheinen auch mit dem Muſenalmanach Stäudlin's rivaliſiren, und ſich überhaupt eine Anthologie für das Jahr 1782 nennen können? In dieſer Anthologie aber befinden ſich alle Laura-Gedichte. Nach übereinſtimmenden Zeugniſſen von Conz, Frau von Wolzogen und Scharffenſtein ſind ſie vielmehr durch die Bekanntſchaft mit einer jungen Offizierswittwe in Stuttgart veranlaßt worden. Scharffenſtein äußert ſich in ſeiner burlesken Weiſe hierüber folgendermaßen: „Die gehalt- und gluthvollen Gedichte an Laura ſchlummerten ſchon lange in Schiller's Bruſt; es war die Liebesempfindung einer jugendlichen, erſt ausfliegenden Feuerſeele, und nichts weniger als eine Laura gab dieſer Flamme den Durchbruch. Schiller wohnte in dem Hauſe einer Hauptmannswittwe, ein gutes Weib, das, ohne im mindeſten hübſch und ſehr geiſtvoll zu ſein, doch etwas Gutmüthiges, Anziehendes und Pikantes hatte. Dieſes, in Ermanglung jedes andern weiblichen Weſens, wurde Laura. Schiller entbrannte, und abſolvirte übrigens dieſen ohnehin nicht lange dauernden platoniſchen Flug ganz gewiß ehrlich durch.“

Dieſe Anſicht iſt im Weſentlichen ſicher die richtige, wenn auch dieſer ſinnlich exaltirte Liebestraum eher alles andere, als platoniſch genannt werden kann. Der Dichter glüht für ſelbſtgebildete Ideen und Phantaſien, für eine Laura, die ſein Geſchöpf iſt. Sein Gefühl iſt durch ſeine Gedanken ins Gränzenloſe verlockt, und überhüpft ſeinen Gegenſtand. Individuelle Empfindungen und Verhältniſſe werden nicht vorgeführt, und man erfährt von der Vielgeprieſenen ſelbſt beinahe gar nichts. In Phantaſie an Laura (A) wird der Gedanke wieder glanzvoll ausgeführt, daß wie in der todten Schöpfung, ſo in der ganzen empfindenden Natur Anziehungskraft und Sympathie herrſche. Laura am Klavier (A) ſchildert mit jener weitgreifenden Kühnheit, welche die Seraphin, des Chaos Rieſenarm, den Schöpfungsſturm der Sonne und Aehnliches herbeizieht, den Eindruck, den ihr — Klavierſpiel auf ihn macht. Die ſeligen Augenblicke, an Laura (A), ſelig nämlich, wenn der Liebende ſeine Angebetete ſieht, hört, küßt, umarmt, zeigen uns doch nur eine ſinnliche Leidenſchaft, welche den Dichter in einen Paroxismus des Entzückens verſetzt, aus dem er jedoch am Ende des Gedichtes wieder in die Zeitlichkeit zurückfällt. Doch iſt in der neuern Ausgabe die Ekſtaſe gemildert. In Vorwurf an Laura (A.*) beklagt ſich der Dichter, daß ihn die Liebe von ſeiner ruhmvollen Laufbahn abgeführt habe.

„Mädchen, halt! — wohin mit mir, du Loſe?
Bin ich noch der ſtolze Mann? der große?
   Mädchen, war das ſchön?
Sieh, der Rieſe ſchrumpft durch dich zum Zwerge.
Weggeſchwemmt die aufgewälzten Berge
   Zu des Ruhmes Sonnenhöhn.“

Er beruhigt ſich aber in der letzten Strophe der Ode:

„[illegible] du? — Nein! [illegible]
Stern und Lorbeer reiß ich nicht [illegible]
Reichen ihren Marmor nie.
Alles hat die Liebe mir errungen,
Ueber Menſchen hätt' ich mich geſchwungen
Jetzt lieb' ich [illegible]

Es iſt dieſes das einzige Gedicht, [illegible] er uns ſeine Ruhmliebe ſchildert. Doch erwähnt er in dem ſpätern Klagelied: Die Ideale, auch den „Ruhm mit ſeiner Sternenkrone" als eines ſeiner Begleiter durch die Jugendzeit, welcher aber auch mit den andern von ihm gewichen ſei, [illegible]

„Ich ſah des Ruhmes heil'ge Kränze
Auf der gemeinen Stirn entweiht."

Das Geheimniß der Reminiscenz, an Laura (A), welches Gedicht in der Anthologie viel länger iſt, als in unſern jetzigen Ausgaben, enträthſelt des Dichters Leidenſchaft durch die platoniſche Idee einer ſeligen Vereinigung in einem frühern Leben. Da die Natur ein unendlich getheilter Gott ſei, heißt es in den Philoſophiſchen Briefen, müßte die Anziehung des Geiſtes, in's Unendliche vervielfältigt und fortgeſetzt, endlich — Gott hervorbringen. Hier, in unſerer Ode, geht der Dichter noch weiter, indem er ſagt: in einem beſſern Leben ſind wir, ich und Laura, ein Gott geweſen, und das Gluthverlangen (oder in der Anthologie: Wuthverlangen), welches uns aneinander reißt, iſt nichts anderes, als das Verlangen, unſere Gottheit wiederherzuſtellen. Die Liebe iſt hier ein wahrer myſtiſcher Naturdienſt. Es iſt natürlich, daß eine ſolche Liebesapotheoſe die Melancholie an Laura (A) nach ſich ziehen mußte. Die Ode ſpricht eine ſich in's Allgemeine erſtreckende und mehr ſpekulative, als rein und unmittelbar empfundene Trauer aus. Der Eindruck geſchieht nicht durch die Stärke eines individuellen Gefühls, ſondern durch den Umfang und die Tiefe des Gedankens. Beſonders bedeutſam erſcheint die Klage, „daß der [illegible] Aetherſtrahl Genie ſich doch nur vom Lebenslampenſchimmer nähre", was ihn ſeine medizinischen Studien gelehrt haben, und die Worte:

„Unglückſelig, unglückſelig, die es wagen,
Götterfunken aus dem Staub zu [illegible]."

werden durch das Schickſal aller genialen Menſchen beſtätigt.

Wie unendlich mannigfaltig iſt die Stimmung in den Goethe'ſchen Liebesliedern! Schiller's Liebe iſt dagegen immer ernſt, ſtreng, groß, ſchwärmeriſch, unglücklich, und zeigte, ohne je dieſen monotonen Charakter zu verändern, auch ſpäter nur den Unterſchied zwiſchen reiner Seelenliebe und ſinnlicher Leidenſchaft. In den Lauraoden iſt es doch eigentlich immer nur ſinnliche Begierde, was uns entgegentritt. Wie hoch auch dieſe emporgehoben und mit welchen erhabenen Worten und Bildern ſie ausgeſchmückt wird, ſo verändert ſie darum ihre Gattung und ihr Weſen doch nicht im geringſten.

Zu dieſen Gedichten gehört noch das Lied: An die Parzen (A*), welches ſich nur dieß Eine erbittet:

„Wenn, Göttin, jetzt an Laurens Mund beſchworen,
Mein Geiſt aus ſeiner Hülſe ſpringt,
Verrathen, ob des Todesreiches Thoren
Mein junges Leben ſchwindelnd hängt,
Laß ins Unendliche den Faden wallen“ u. ſ. w.

Nur dem Inhalt nach reihen ſich an dieſen Liederkranz noch die Verſe: Meine Blumen (A), welche der Verfaſſer in der neuen Ueberarbeitung zu einem gar lieblichen, anmuthigen und wahrhaft poetiſchen Gebilde gemacht hat. In der Anthologie iſt es nicht an „Nanny“, ſondern an Laura gerichtet, welche, eingeſchloſſen, dieſe Blumen nicht von ihrem Liebhaber empfängt, ſondern ſie „thränend ihrem Dichter ſchickt.“ Und nun fügt der beglückte Liebhaber die Worte bei:

„Leben, Sprache, Seele, Herzen,
Flügelboten ſüßer Schmerzen!
Goß euch dieß Berühren ein,“

und dieſe geheiligten Blumen ſind nun ſeine Blumen. Dagegen ſind im Munde des Liebenden dieſe Zeilen minder paſſend, wenn er ſeiner Freundin dieſe Blumen ſchickt, wie es in der neuen Bearbeitung abgeändert iſt. Dieſe Abänderung allein möchte ich nicht gut heißen.

Endlich gehören noch in dieſen Kreis: Die Kindesmörderin, Elegie auf den Tod eines Jünglings und Leichenphantaſie (alle drei von A). Der eigenthümliche Gedankengehalt des Dichters tritt hier zurück, und läßt der innigen Empfindung freiern Spielraum. Die Sprache iſt weder rauh und ungezogen, wie oft in ſeinen Oppoſitionsgedichten, noch unverſtändlich und gekünſtelt, wie bisweilen in ſeinen Ideenliedern. Die ächte, ungeſchminkte Empfindung hat ihren wahren, rührenden Ausdruck gefunden. Die Leichenphantaſie iſt 1780, alſo [illegible] -gedichtet. Der Charakter des Jünglings, der hier [illegible] wird, iſt nach Karl Moor oder beſſer nach Schiller ſelbſt gebildet. Er iſt milde, aber auch muthig und ſtolz, und [illegible]

„Welten ſchliefen im herrlichen Jungen.“

Wie dieſer ſeinem Vater, ſo wird in der Elegie auf den Tod eines Jünglings ein Sohn ſeiner Mutter und der Buſenfreund dem Dichter entriſſen. In dieſes Gedicht, welches ſich wahrſcheinlich auf einen wirklichen Verluſt gründet, hat er ſeine trübe Lebensanſicht in ſtarken Zügen eingetragen. Blind waltet das Glück, und was dieſes noch gut läßt, holet die Scheinheiligkeit und Verworfenheit der Menſchen nach; außerdem ein zweifelhaftes Jenſeits. Daher auch das ſpottende Epigramm:

„Zuverſicht der Unſterblichkeit.
Zum neuen Leben iſt der Todte hier erſtanden,
Das weiß und glaub' ich feſtiglich.
Mich lehren's ſchon die Weiſe ahnden,
Und Schurken überzeugen mich.“

In der Kindesmörderin hat ſich Schiller ſelbſt von bisher genannten Gedichten zu ſeinem Vortheile am meiſten vergeſſen. Der bedeutende Stoff drängte hier ſeine eigene Ideenwelt in den Hintergrund, und ſeine ſtarke, kräftige Empfindung iſt dem Gemüthszuſtande des Mädchens angemeſſen, welchem er ſie in den Mund legt. Dieſe Luiſe iſt zwar nichts weniger als individuell gezeichnet, aber der Gegenſtand iſt ſo zart als möglich behandelt, die Aſſociation der verſchiedenen Affekte iſt ſtetig fortgeführt und der Plan des Ganzen iſt meiſterhaft angelegt.

Endlich rechne ich noch zu dieſen Liebes- und Freundesliedern die Strophen: An Minna (M), welche wahrſcheinlich einer Fiktion ihren Urſprung verdanken. Sie ſind gar angenehm und leicht geſchrieben, ohne leidenſchaftlichen Affekt und ohne Reflexion, und gehören daher, ihrer Form nach, mit dem Gedichte: Meine Blumen, ſchon zur folgenden Gruppe.

4) Objektiv gehaltene Gedichte.

Schiller hätte ſein außerodentliches Talent nicht glänzender an den Tag legen können, als daß er ſich in ſo früher Jugend ſchon auch an ſolchen Stoffen mit Glück verſuchte, bei denen er ſeine vordrängenden Gemüthskräfte und ſein philoſophiſches Ideenvermögen zurückbeugen mußte. Der Dichter in Schiller war auf den Denker und Menſchen gepfropft, aber in den folgenden Darſtellungen tritt uns ſein Dichtertalent mehr oder weniger abgeſondert und ohne fremde Unterſtützung entgegen.

In der Erzählung: das Glück und die Weisheit (Nr), ſtellt er ſeine uns ſchon bekannte ſtoiſche Denkart rein und objektiv dar. Nur von ſonſther kann es abgenommen werden, wie tief der Inhalt dieſes Gedichtes, daß die ſittliche Weisheit oder die Tugend das Glück nicht bedürfe, in ſein eigenes Leben griff. Nachdem er z. B. im Geheimniß der Reminiscenz ſeine in einer beſſern Welt empfundene Liebesſeligkeit geſchildert, fährt er in einer nachher unterdrückten Strophe fort:

„Tief, o Laura, unter jener Wonne,
Wälzte ſich des Glückes Tenne:"

und man kennt das Wort: „Genieße, wer nicht glauben kann." Dieſe Verachtung des Glücks ſpricht er auch in der Apoſtrophe: An die ſchlimmen Monarchen, aus:

„Und ihr fordert Anbetung in Aſche,
Daß die blinde Metze Glück in eure Taſche
Eine — Welt geſteckt?"

Der Menſch kann ſich gegen Mißgeſchick und Druck nur auf eine dreifache Weiſe verhalten. Die weiche Seele leidet, das religiös geſtimmte Gemüth ergibt ſich, die ethiſche Kraft erhebt ſich. Schiller kannte Zeitlebens nichts des Menſchen ſo Unwürdiges, als Gewalt erleiden, denn Gewalt hebe den Menſchen auf, da ſein Geſchlechtscharakter der Wille ſei[*]. Ergebung in den göttlichen Rathſchluß lag auch gar nicht in ſeiner Empfindungsweiſe; ſo konnte er dem Bedrängniß nur ſittliche Stärke entgegenſetzen, und ſein ganzes äußere Leben war ein Wetzſtein dieſes heroiſchen Sinnes.

Wenn uns das zuletzt genannte Gedicht die Herrlichkeit des Menſchen andeutet, ſo ſpricht die Größe der Welt (A) deſſen Beſchränktheit aus. Durch einige große, kühne Züge hat uns der Dichter die Unendlichkeit der Welt veranſchaulicht. Hier iſt keine Spur von rhetoriſcher Behandlung.

Wie in den unendlichen Himmel, ſo führt er uns auch in das Elyſium und in den Tartarus. Elyſium, eine Cantate (M), war urſprünglich in ein Chor und in fünf nachfolgende Stimmen abgetheilt. Einer jeden Stimme war eins der lebendigen Bilder gegeben, welche das Gedicht ausmachen. Die Gruppe aus dem Tartarus (A), das Gegenſtück hiervon, zieht ſich, ſeinem Gegenſtande gemäß, ſchwerer und voller dahin, bricht aber auch ſchneller ab.

Wenn wir nun von dieſen Regionen, wohin ein erhabener Geiſt ſich ſo ſehr gezogen fühlt, zur Erde zurückkehren, ſo ſchildert uns der Poet ſehr Verſchiedenartiges, Furchtbares und Freundliches, Jahres- und Tageszeiten. Das Gedicht: In einer Bataille, von einem Offizier, oder die Schlacht (r. N.), iſt ein höchſt treffliches Stück, welches die Anthologie mit Fug einem Augenzeugen in den Mund legen konnte, ſo ganz verſetzt es uns in die Sache. Es hat gewiß den Körner'ſchen Kriegsliedern zum Vorbild gedient, von deren keinem es übertroffen werden möchte. Es iſt voll erhabenen Schwungs, deſſen auch die materielle Beſchreibung theilhaftig iſt. Die Verſe:

„Laß brauſen in Gottes Namen fort,
Freier ſchon athmet die Bruſt,“

begegnen uns ihrem Hauptinhalte nach in dem Reiterliede in Wallenſtein's Lager wieder: „Des Lebens Aengſten, er wirft ſie weg; Hat nichts mehr zu fürchten, zu ſorgen!“ — Die Peſt, eine Phantaſie (A*), fängt mit den Worten an:

---

[*] Streicher's Flucht Schiller's, S. 32, und deſſen Werke in Einem B., S. 1263. f.

„Gräßlich preiſen Gottes Kraft,
Peſtilenzen, würgende Seuchen,
Die mit der grauſen Brüderſchaft
Durchs öde Thal der Grabnacht ſchleichen.“

Obgleich das kurze Gedicht beſchreibend iſt, ſo gehört es doch, wie man ſchon aus dieſer Probe ſieht, einer niedrigen Ausbildung an. Wahrſcheinlich hatte Schiller die Beſchreibung der Peſt in Salamis von Ovid in deſſen Metamorphoſen vor Augen. Das äſthetiſche Bild: An den Frühling (M) nimmt ſich leicht, freundlich und ungezwungen aus. Dagegen hat der Dichter in die Morgenphantaſie (Y) oder den Flüchtling die volle Schale ſeines Schmerzes und ſeiner unbefriedigten Sehnſucht ausgegoſſen. Der Morgen zeigt ihm nur eine Todtenflur, und das Abendroth führt nur ſeinen langen Schlummer zurück. Dieſe Gefühlsſtimmung iſt aber nicht leidenſchaftlich wild, wie in den Laura-Oden, ſondern höchſt weich und zart, und nicht durch die Reflexion in eine unermeßliche Weite gezogen, ſondern im Gegentheil begränzt und gemäßigt durch einen Blick in den ſchönen, lachenden Morgen. Einem unglücklichen Gemüth, welches die Naturſchönheiten noch in ſich aufzunehmen vermag, ſchenken wir zugleich unſer Mitgefühl und unſere Liebe. Von ganz anderer Farbe iſt die Winternacht, welches ſpäter unterdrückte Gedicht zwar nur mit einem Sternchen unterzeichnet iſt, aber, wie man aus dem Inhalt vermuthen kann, ohne Zweifel unſern Poeten zum Verfaſſer hat. Es ſind Erinnerungen aus der Jugendzeit eines wohlgemuthen Mannes, der ſich endlich wenigſtens für den Augenblick geborgen weiß. Das Stück endigt ſich:

„Nun liegt dieß all' im Nebel hinterm Rücken,
Und Bube heißt nun Mann,
Und Friedrich ſchweigt der weiſeren Perücken,
Was einſt der kleine Fritz gethan.

Man iſt — Potz gar! — zum Doktor ausgeſprochen,
Wohl gar — beim Regiment!
Und hat vielleicht — doch nicht zu früh, gerochen,
Daß Plane — Seifenblaſen ſind.

Hauch immer zu — und laß die Blaſe ſchwingen;
Bleibt nur dieß Herz noch ganz!
Und bleibt mir nur — errungen mit Geſängen —
Zum Lohn ein deutſcher Lorbeerkranz."

Aber er beſchränkte ſich nicht auf dieſe ſchildernde Poeſie. Graf Eberhard der Greiner ([illegible]) iſt die früheſte Ballade, welche wir von Schiller beſitzen. Sie iſt dadurch zu einem Gleim'ſchen Kriegsliede gemacht, daß er ſie den Kriegsleuten des eben ſo tapfern, als menſchlichen Grafen Eberhard, welcher, unter dem engherzigen Kaiſer Karl IV. und dem kläglichen Wenzel lebend, in dem zerſplitterten Schwaben den Grund zur Größe des würtembergiſchen Landes legen half, in den Mund legte, und das Gedicht in ſeiner Form darnach motivirte. Es iſt ein ſehr wacker und kräftig durchgeführtes Lied, in welchem Keiner den Dichter der Laura-Oden ahnen würde, ſo rein objektiv iſt es gehalten.

Damit er aber keine Gattung zurückließe, und ſich in jeder Geſtalt zeigte, hat er in ſeine Anthologie endlich auch eine „lyriſche Operette," nämlich Semele, aufgenommen. Das Stück iſt noch in der Karlsakademie geſchrieben, vielleicht mit Rückſicht auf das Stuttgarter Theater, wo dergleichen Opern beſonders beliebt waren. Der Stoff iſt ganz aus dem dritten Buch der Metamorphoſen des Ovid genommen, eines Dichters, dem Schiller überhaupt mehr verdankt, als ſich irgendwo ausdrücklich angemerkt findet, und den er in ſeiner Jugend gerne und mit Leichtigkeit geleſen zu haben ſcheint. Später ſchlug Schiller dieſes Gedicht ſehr gering an. „Daß Sie der Semele erwähnen," ſchreibt er 1789 an eine Freundin, „hat mich ordentlich erſchreckt. Möge mir's Apollo und ſeine neun Muſen vergeben, daß ich mich ſo gröblich an ihnen verſündigt habe[1]." Aber er nennt ja (1803) ſeine Jugendgedichte überhaupt „wilde Produkte eines jugendlichen Dilettantismus und unſichere Verſuche einer anfangenden Kritik und eines mit ſich ſelbſt noch nicht einigen Geſchmackes." Das Schwächſte dieſer Dichtung, die allerdings wenig Eigenthümliches hat, iſt das Ende, wo es uns nur verſichert wird, daß Semele wegen ihres thörichten Wunſches ſterben werde, ſtatt daß uns ihr Tod wirklich veranſchaulicht werden ſollte. Das Ende iſt da, ehe das Stück ſein Ziel erreicht hat. Man erwartet eigentlich noch eine dritte Scene, welche auf Auge, Ohr und Herz den meiſten Eindruck machen müßte, wenn ſie gut gedichtet wäre, und auf der Bühne in einer Oper dargeſtellt werden könnte: die Erſcheinung des Gottes in ſeiner Majeſtät mit Bliß und Donner und Semele's Tod. In der neuen Bearbeitung hat übrigens das Stück viel gewonnen, und lieſ't ſich leicht und bequem weg. Es iſt ſehr ins Enge zuſammengezogen und im Ausdruck veredelt worden. Doch nimmt es uns Wunder, daß der Verfaſſer das Abtreten der Semele am Ende der erſten Scene auch in der jeßigen Ausgabe nicht anders hat motiviren können. Es iſt doch ein ſchlechter Nothbehelf, wenn der Dramatiker ſeine Leute nicht anders von der Bühne zu bringen im Stande iſt, als daß ſie ſich vor Entzücken nicht mehr halten können und wie die Kinder davon laufen.

---

[1] Schiller's Leben von Frau v. Wolzogen, Th. 1, S. 401.

Ueberblicken [illegible] nun alle dieſe Gedichte, erwägen wir den Reichthum und die Mannigfaltigkeit der in ihnen niedergelegten Ideen und Empfindungen, betrachten wir ihre Menge, ihre Verſchiedenartigkeit und die Kunſt, womit ihre Sprache und ihr Versmaß behandelt ſind, gewahren wir das friſche, kräftige, kühne wenn auch ungezügelte Talent, welches ſich ſo vielgeſtaltig, bald niederreißend, bald aufbauend, bald reflektirend, bald empfindend und bald rein darſtellend in ihnen kund gibt: ſo können wir kühnlich die Behauptung ausſprechen, daß Schiller in der Anthologie beinahe eben ſo bedeutend als lyriſcher Dichter aufgetreten ſei, wie in den Räubern als dramatiſcher. Die folgenden Jahre dieſes Zeitraumes ſtehen ſogar dieſer erſten Zeit an Produktivität bei weitem nach, wenigſtens in der Lyrik. Höchſt merkwürdig iſt es, daß unter allen Schiller'ſchen Gedichten der Anthologie ſich nur eine einzige Hymne auf Gott befindet. Die ungeheure Natur vergegenwärtigt hier dem Dichter den Unendlichen, in erhabener Klopſtock'ſcher Empfindungsweiſe. Dieſes einzelne Gedicht blieb auch das letzte in ſeiner Gattung, und ſo ſehr verdrängten die ausſchließlich herrſchenden heroiſchen und ſchön menſchlichen Stimmungen der Begeiſterung die eigentlich religiöſen Gefühle, daß ſich die Religion nach und nach auch aus ſeinem Geſichtskreiſe und ſeiner Theorie verlor. Wir werden im folgenden Theile unſeres Werkes ſehen, wie er einſeitig nach Kant nur eine ſittliche Erhabenheit annahm. Das erwähnte Gedicht, welches wir einrücken, iſt uns dagegen ein Beleg dafür, daß es auch eine religiöſe Erhabenheit gibt.

„Hymne an den Unendlichen.

Zwiſchen Himmel und Erd, hoch in der Lüfte Meer,
In der Wiege des Sturms trägt mich ein Zackenfels,
Wolken thürmen
Unter mir ſich zu Stürmen,
Schwindelnd gaukelt der Blick umher
Und ich denke dich, Ewiger.

Deinen ſchauernden Pomp borge dem Endlichen
Ungeheure Natur! Du, der Unendlichkeit
Rieſentochter!
Sei mir Spiegel Jehovahs!
Seinen Gott dem vernünftigen Wurm
Orgle prächtig, Gewitterſturm!

Horch! er orgelt — den Fels wie er herunterdonnert!
Brüllend ſpricht der Orkan Zebaoths Namen aus.
Hingeſchrieben
Mit dem Griffel des Blitzes:
Kreaturen erkennt ihr mich?
Schone, Herr! wir erkennen dich.
D.“

Neuntes Kapitel.

Reiſe nach Mannheim zur Aufführung der Räuber. Fiesko und Aufſätze im Würtembergiſchen Repertorium. Hartes Verbot des Herzogs.

Die lang erſehnte Zeit, wo die Räuber in Mannheim aufgeführt werden ſollten, nahte endlich heran. Schiller wollte der Darſtellung beiwohnen; Dalberg hatte ihm eine Vergütung der Reiſekoſten zugeſagt. Seine Ungeduld, ſeine Spannung waren unbeſchreiblich! „Auf meinen Räuber Moor,“ ſchreibt er an Dalberg, „bin ich im höchſten Grade begierig, und von Herrn Bök, der ihn ja vorſtellen ſoll, höre ich nichts, als Gutes. Ich freue mich wirklich darauf, wie ein Kind. Ich glaube, meine ganze dramatiſche Welt wird dabei erwachen, und im Ganzen einen größern Schwung erhalten, denn es iſt das erſtemal in meinem Leben, daß ich etwas mehr als Mittelmäßiges ſehe.“ Ohne Urlaub von ſeinem Regimentschef zu nehmen reiſ'te er heimlich von Stuttgart. Es war ſeine erſte Reiſe in's Ausland.

Die Vorſtellung fand in der Mitte Januars 1782 ſtatt. Auch aus den benachbarten Städten waren die Leute herbeigeſtrömt, um das in ſeiner Gattung ganz neue Schauſpiel

Univ. Bibl.

von trefflichen Künſtlern darſtellen zu ſehen. Wegen des beſchränkten Raumes im Hauſe kamen die, welche keine feſte Plätze in den Logen beſaßen, ſchon bald nach dem Mittagsmahle, und harrten, bis der Vorhang endlich aufrollte. Das Stück ſpielte von fünf bis zehn Uhr. Aus fünf Akten waren, um die Veränderung der Kouliſſen leichter zu bewerkſtelligen, ſechs Aufzüge gemacht worden.

Die drei erſten thaten zwar die erwartete Wirkung nicht, die übrigen dagegen übertrafen auch die überſpannteſten Anforderungen. Die beſten Schauſpieler, welche Deutſchland damals hatte, boten all ihr Talent auf; ſie ſpielten mit dem begeiſternden Gefühle, daß der Tag angebrochen ſei, wo das deutſche Theater, der franzöſiſchen Vormundſchaft müde, ſich ſelbſtſtändig machen müſſe. Bök als Karl Moor, Beil als Schweizer, Beck als Koſinsky entwickelten, jeder in ſeiner Weiſe und nach ſeiner Rolle, eigenthümliche Vorzüge und ließen nichts zu wünſchen übrig. Aber Iffland überragte durch ſeine tiefe und wahrhaft poetiſche Auffaſſung des Franz Moor und durch die große Konſequenz, mit welcher er dieſe Rolle durchführte, alle übrige. Sein [illegible] erſchütterte das Gemüth in ſeinen innerſten Tiefen, und ließ einen nicht zu vertilgenden Eindruck zurück. Iffland war damals erſt ſechsundzwanzig Jahre alt, von Körper ſehr ſchmächtig, im Geſicht etwas blaß und mager. Es war ein günſtiges Geſchick, welches den großen Mimen und den großen Dramatiker, die einander gegenſeitig zur Vollendung [illegible] Kunſt bedurften, ſchon in ihrer Jugend zuſammenführte.

Mit Rührung bezeichnete in ſpäterer Zeit ein Freund die Stelle, wo Schiller unerkannt (denn nur wenige Freunde wußten um das Geheimniß) im Theater ſtand, wo er im Stillen, aber nur um ſo tiefer, in dem gelungenen Spiel ſich der Schöpfung ſeines Genius erfreute, und in dem begeiſterten Zujauchzen der Menge der mächtigen Wirkung ſeines Talents inne ward und ſeines Ruhmes genoß. Das hat der Dramatiker vor jedem andern Schriftſteller voraus: gegen einen ſolchen friſchen Lohn aus tauſend warmen Herzen iſt jedes andere Lob welk und gekünſtelt. Was wiegt nicht ein ſolcher einziger Augenblick auf — und was läßt er nicht zurück!

Sobald Schiller wieder in Stuttgart angelangt war, wiederholte er in einem Schreiben vom 17. Januar 1782 an Dalberg ſeine wärmſten Dankſagungen. Sein kurzer Aufenthalt in Mannheim habe ihm nicht geſtattet, ins Detail ſeines Stückes und deſſen Vorſtellung einzugehen: er werde aber dieſe in einer eigenen Abhandlung nach ſeinen dabei angeſtellten Beobachtungen weitläufig zergliedern, da gedenke er die Hauptſpieler, ſo weit er ſie habe kennen lernen, zu charakteriſiren. Er werde ſich die Freiheit nehmen, über die Gränzen des Dichters und Spielers zu reden, und in einigen Situationen mehreres Licht auf den Text ſeines Stückes werfen, wo er glaube, daß er auf eine andere Weiſe, als er ſich gedacht habe, begriffen worden ſei. „Beobachtet habe ich ſehr vieles,“ ſetzte er hinzu, „ſehr vieles gelernt, und ich glaube, wenn Deutſchland einſt einen dramatiſchen Dichter in mir findet, ſo muß ich die Epoche von der vorigen Woche an zählen.“

Dieſes Wort iſt ſo recht aus Schiller's Natur herausgeſprochen, welcher jedes vollendete Werk nur eine Stufe zu einer reifern Ausſicht und zu neuen Planen war; aber man ſieht auch, daß er nun an ſeinem dramatiſchen Talente und Berufe kaum mehr zweifelte. Dieſe erhöhte Gewißheit machte ihm jetzt ſeine medizinischen Geſchäfte und die militäriſche Dienſtregel, in die er ſich wieder fügen mußte, unerträglich! Er achtete alle Zeit, welche er nicht der dramatiſchen Dichtkunſt widmen konnte, für verloren, für verſchwendet. Es war ihm ſchon damals eigenthümlich, alles mit ganzer Seele zu thun, und nun mußte er ſeine beſte Kraft, ſeine ſchönſten Stunden ganz heterogenen Dingen widmen! Die Reiſe hatte eine Erſchütterung in ihm hervorgebracht, welche alles an den Tag förderte, was in den geheimen Tiefen ſeiner Seele wirkte und ſchaffte. Er ſehnte ſich aus den Feſſeln ſeiner Verhältniſſe hinaus in die freie glückliche Pfalz, in das ſchöne, kunſtliebende Mannheim. Dort ſchien ihn eine ungeſtörte glückliche Thätigkeit zu erwarten und er koſtete ſchon im voraus die wiederkehrende Wonne ſolcher Abende, wie er einen erlebt hatte! Er fühlte ſich wie aus einem Himmel in eine beklagenswerthe Lage zurückgeſchleudert, welche ihm jetzt durch das Sonnenlicht ſeines genoſſenen Glücks ſchrecklich erleuchtet wurde. Sein ganzes Weſen war in Gährung, und es bedurfte einiger Wochen, ehe er ſich wieder in ſeine alten Verhältniſſe finden konnte. War es ihm ſchon in der Dichtkunſt ſchwer, das rechte Maß zu treffen, ſo war es ihm im Leben, beſonders in dieſer theuerſten Angelegenheit beinahe unmöglich.

Alles drängte ihn zu erneuter [illegible] Thätigkeit hin, die ihm allein Befriedigung und Vergeſſen verſprach. Unter mehreren Stoffen, die aufgenommen und in die engere Wahl gezogen wurden, entſchied er ſich für die dramatiſche Bearbeitung der Verſchwörung des Fiesko. Daß er dieſes Schauſpiel ſchon halb fertig aus der Karlsakademie gebracht haben ſoll, wie Scharffenſtein ſagt, iſt ſehr unwahrſcheinlich, aber gewiß iſt es, daß er die Geſchichte des Fiesko ſchon in jener Anſtalt kennen lernte, denn in der Abhandlung über den Zuſammenhang der thieriſchen Natur des Menſchen mit ſeiner geiſtigen kommt die Stelle vor: „Doria hatte ſich gewaltig geirrt, wenn er den wollüſtigen Fiesko nicht fürchten zu dürfen glaubte.“ Er ſoll auf dieſes Sujet durch einen Ausſpruch Rouſſeau's geführt worden ſeyn, daß der Charakter des Fiesko einer der merkwürdigſten ſei, welche die Geſchichte aufzuweiſen habe. Entſchieden aber wurde ſeine Wahl hauptſächlich dadurch, daß dieſer Gegenſtand der Grundidee ſeiner Räuber ſo nahe lag. Da dieſesmal eine hiſtoriſche Tragödie verfaßt werden ſollte, ſo ſuchte er ſich aus der Bibliothek oder ſonſt woher [illegible], welche ihn über dieſe Geſchichte, ihren Schauplatz und ihre Zeit gründlich belehren konnten. Er ſcheute in dieſer Hinſicht keine Mühe. Als er dieſe vorbereitende Arbeit vollendet hatte, entwarf er einen ausführlichen, auf Akte und Scenen berechneten Plan, und jetzt erſt arbeitete er einzelne Auftritte aus, nicht in ſtetigem Zuſammenhang, ſondern jedesmal die, zu welchen er ſich durch Luſt und Laune gezogen fühlte. Wie irgend etwas fertig war, fühlte er ſich gedrungen, es ſogleich irgend einem empfänglichen Freunde vorzuleſen und ſich durch deſſen warme Theilnahme zu erquicken.

Aber der thätige Mann beſchränkte ſich nicht auf dieſe poetiſche Arbeit, ſondern wie bei ihm ſchon damals die

Produktion mit der Reflexion verbunden war und abwechſelte, ſo ſtiftete er ſich nun für ſeine Kunſtanſichten ein eigenes Organ. Haug's Schwäbiſches Magazin hörte damals auf zu erſcheinen, und er vereinigte ſich mit dem Profeſſor Abel, „dem engelgleichen Mann,“ welcher aus ſeinem Lehrer, Aufmunterer und großmüthigen Unterſtützer in der Noth ſein Freund geworden war, und mit ſeinem Peterſen zur Herausgabe einer ähnlichen periodiſchen Schrift. Sie führte den Titel: Würtembergiſches Repertorium der Literatur; eine Vierteljahrſchrift. Es erſchienen aber nur drei Stücke von ihr. Die bedeutendſte Abhandlung, welche Schiller in ſie lieferte, iſt ſeine mehrerwähnte anonyme Selbſtrecenſion der Räuber. Er gab den Plan eines ausführlichen Aufſatzes über die Vorſtellung der Räuber auf der Mannheimer Bühne, wie er ſelbſt ſagt, bis zu der Zeit auf, wo er mehrere Piecen aufführen geſehen hätte, und ſchrieb an deſſen Stelle dieſe treffliche Beurtheilung, welche ein Beleg unſers ſchon früher ausgeſprochenen Urtheils iſt, daß ſeine intellektuelle Ausbildung ſeiner äſthetiſchen weit vorangeſchritten war. Wenn in der Entwicklung des naturgemäßeſten Volkes, der Griechen, die wiſſenſchaftliche Bildung der äſthetiſchen nachfolgte, ſo betheiligte ſich Schiller ſchon als Jüngling ſo ſehr an dem ſcientifiſchen Geiſte der modernen Zeit, daß ſeine vollendete äſthetiſche Ausbildung ganz durch wiſſenſchaftliche Kultur bedingt iſt. .Daher hat die Entwickelungsgeſchichte Schiller's nothwendig drei Perioden: eine Periode der noch unvollkommenen Naturpoeſie, eine Periode der wiſſenſchaftlichen Selbſtläuterung und endlich eine Periode der vollendeten Kunſtpoeſie. Schiller's Konflikte mit dem äußern Leben und in Jedermanns Gedächtniß; aber die innern Kämpfe und Schwierigkeiten, durch die ſich ſein Talent hindurch zu ringen hatte, ſind nicht eben ſo bekannt.

Doch ich kehre zu der Selbſtrecenſion zurück. Sie gefällt uns zum Theil beſſer, als die Räuber ſelbſt, wenigſtens iſt ſie in ihrer Gattung vollkommener, als das Schauſpiel in der ſeinigen, ohne ihm an Originalität bedeutend nachzuſtehen. Hervorzuheben iſt auch der ſich hier ausſprechende kräftige Jünglingsſinn, welcher ſeine eigenen Leiſtungen vorurtheilsfrei, ſtrenge, ja geringſchätzig beurtheilt, weil er ſich Unendliches zutraut; und es ſteht nicht in Frage, daß dieſe Beurtheilung nicht nur in Bezug auf ihren Verfaſſer höchſt merkwürdig iſt, ſondern auch zu dem Gediegenſten gehört, was über die Räuber bisher geſagt worden iſt. Es [illegible] eigentlich die Mannheimer Theaterausgabe recenſirt, [illegible] Vorzüge derſelben, von denen der Verfaſſer noch [illegible] beſonders und abſichtlich, auch durch Mittheilungen [illegible] Scenen, an den Tag geſtellt. Auch ſcheint er es ſich zu einem Nebenzweck gemacht zu haben, gegen einige vorgeſchlagene oder aufgedrungene Verbeſſerungen des Dalberg ſeinen Zorn auszulaſſen.

Dagegen ſind zwei andere Aufſätze und eine Erzählung, die ebenfalls zuerſt in dem Würtembergiſchen Repertorium erſchienen, minder bedeutend [1]. In der Abhandlung: Ueber das gegenwärtige deutſche Theater, werden die Klippen genannt, an denen die Zwecke dieſer Anſtalt ſcheitern. Das Publikum ſucht im Theater mehr Zeitvertreib und Sinnenluſt, als ſittliche Bildung und Erhebung; bei den Dichtern ſind im Drama die zwei äußerſten Enden Mode geworden, die froſtige franzöſiſche Decenz und die nackte Darſtellung der rohen Natur; die Schauſpieler endlich leben zu wenig in ihren Rollen und zerſtören ſich ihre Begeiſterung durch ihre vorherrſchende Reflexion auf die Zuſchauer und durch ein allzudeutliches Bewußtſein ihrer gegenwärtigen Lage; auch laſſen ſie es meiſtens an einer guten Deklamation fehlen. Manche einzelne Rügen bezogen ſich gewiß auf den damaligen kläglichen Zuſtand des Stuttgarter Theaters. Er tröſtet übrigens nach ſolchen Ausſtellungen das Theater mit ſeinen würdigen Schweſtern, der Moral und Religion, die, ob ſie ſchon im heiligen Kleide kommen, über die Befleckung des blöden und ſchmutzigen Haufens, nicht erhaben ſeien, und er ſchreibt ihm ſogar, weil es ſinnlich anſchaulich wirke, eine nachdrücklichere Wirkſamkeit zu, als bloßen Sentenzen und der Tradition. Hierdurch iſt ſeine hohe Anſicht von dem Theater, welche er ſpäter, auch hier vom Polemiſchen zum Poſitiven fortſchreitend, zum Gegenſtand einer eigenen Abhandlung machte, ſchon hinreichend angedeutet. Merkwürdig iſt auch die Stelle, wo er ſagt, daß der Dichter für Ameiſenaugen malen ſolle, denn wir Menſchen ſtänden vor dem Univerſum, wie Ameiſen vor einem großen majeſtätiſchen Palaſte, und während unſer Inſektenblick auf der Vorderſeite deſſelben verweile, ſeien wir unvermögend, auch den gegenüberſtehenden Flügel und die Symmetrie des Ganzen aufzufaſſen. — „Der Dichter bringe uns,“ verlangt er, „auch die andere Hälfte in unſern Geſichtskreis verkleinert herüber; er bereite uns von der Harmonie des Kleinen auf die Harmonie des Großen vor; von der Symmetrie des Theils auf die Symmetrie des Ganzen, und laſſe uns letztere in der erſtern bewundern [1]. In den vier Weltaltern wird dem Dichter daſſelbe Geſchäft beigelegt:

---

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 707 u. fg.

„Und wie der erfindende Sohn des Zeus
Auf des Schildes einfachem Runde
Die Erde, das Meer und den Sternenkreis
Gebildet mit göttlicher Kunde,
So drückt er ein Bild des unendlichen All
In des Augenblicks flüchtig verrauſchenden Schall“

Wie dieſer Aufſatz aus dem künſtleriſchen, ſo iſt ein anderer: Der Spaziergang unter den Linden, aus einem ſittlichen Intereſſe geſchöpft. Wollmar (unter dem wir wohl Schiller ſelbſt zu verſtehen haben) hat ſeine Laura verloren, und aus dieſem Verluſte entwickelt ſich ihm eine allgemeine düſtere Lebensanſicht, welche eben ſo ſentimental philoſophiſch gehalten iſt, und beinahe in denſelben Vorſtellungen und Bildern vorgetragen wird, wie in der Melancholie an Laura; die lebensfrohe Anſicht des Edwin iſt dann damit in Kontraſt geſtellt. Ungeachtet dieſe Darſtellung anſprechend und belebt iſt, ſo iſt doch der Aufenthalt beider Freunde (?) in einer friedlichen Einſiedelei, ihr gewöhnliches Spazierengehn unter einer Linden-Allee und ihr gegenſeitiges Verhältniß nichts weniger, als motivirt. Das Geſpräch hängt blos — am Herzen ſeines Verfaſſers; es iſt ein Nachklang der Lauraoden.

---

[1] Wahrſcheinlich iſt die Idee aus Leſſing's Dramaturgie, Th. 2, Brief 79, entlehnt.

Die letzte Skizze in dem Repertorium iſt: Eine großmüthige Handlung aus der neueſten Geſchichte. Zwei Brüder verlieben ſich in ein Fräulein, und der ältere opfert ſein Glück, dem Glücke des jüngern, auf. Die Erzählung ſucht ihr Verdienſt in ihrer hiſtoriſchen Wahrheit. Sie iſt eine Vorläuferin des Verbrechers aus verlorener Ehre und des Geiſterſehers, [illegible] bedeutende, was Schiller verfaßte, [illegible] geſchrieben, und ſchließt ſich an bedeutendes [illegible] und [illegible] hat der unglückliche, gedrängte [illegible] gewöhnlich vor dem glücklichen voraus in allem, was er thut.

In ſeiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit fand er allein Troſt und Glück. Aber dieſe Freude, die er ſeinem harten Lebensloſe ſpärlich abgewann, ſollte ihm bald ſehr verbittert werden. Es zog ſich ein Gewitter gegen ihn zuſammen, welches ſeine zernichtenden Blitze auch in ſein inneres Leben zu ſchleudern drohte, in welches er ſich geflüchtet hatte.

Die Räuber hatten mittlerweile eine ungeheure Senſation gemacht. Schon im Januar 1782 waren die achthundert Exemplare der erſten Auflage [illegible], und es wurde eine zweite veranſtaltet. Frau von Staël macht in ihrem Werke über Deutſchland [1], indem ſie von dem gewaltigen Eindruck ſpricht, den dieſes Stück bald nach ſeinem Erſcheinen in ganz Deutſchland verurſacht habe, die Bemerkung, daß die Tragödien und Romane in Deutſchland bei weitem gewichtiger genommen würden, als in [illegible] einem andern Lande; man treibe hier alles ernſthaft, und ein ſolches Stück leſen oder es ſehen, entſcheide oft über das Loos des ganzen Lebens. Was man als Kunſt bewundere, wolle man auch ins wirkliche Leben einführen. Goethe's Werther habe mehr Selbſtmorde verurſacht, als das ſchönſte Weib; die Poeſie, die Philoſophie, kurz das Ideale, übten oft eine größere Herrſchaft über die Deutſchen aus, als ſelbſt die Natur und die Leidenſchaften. „So viel iſt Thatſache," erklärt ſich ein ſachkundiger Kritiker [2], „daß in den erſten Jahren die Räuber auf unreiſe Knaben und Jünglinge oft wie ein Abſud von Tollwurzel gewirkt, und manchen, welche der Zuchtruthe zu früh entlaufen waren, den leeren Kopf mit phantaſtiſchem Räuberſpuck angefüllt haben." Die Polizei konnte des mehr genommenen als gegebenen Aergerniſſes wegen nicht ganz unthätig ſein; in einer großen Handelsſtadt war eine lächerliche Verſchwörung von Knaben entſtanden, welche ſich die Räuber zu einem Kreuz- und Querzug in den Böhmerwald zum Vorbild genommen hatten; die Aufführung des Schauſpiels wurde unterſagt. Diejenigen, welche es überſahen, daß das Verbrechen in dem Stücke der verdienten Strafe anheimfällt, mußten ſich durch dieſe in dem friedlichen Deutſchland unerhörte Kriegserklärung gegen die Societät und das Herkommen im höchſten Grade empört fühlen und zu allen literariſchen, bürgerlichen und theologiſchen Waffen zur Bekämpfung eines ſolchen Hohnes greifen, wie denn die in Wien erſcheinende Eudämonia nicht verabſäumte, die Schiller'ſchen Räuber nicht nur unter die Vorboten, ſondern auch unter die Vorbereitungen der franzöſiſchen Revolution zu rechnen[1]. Auf der andern Seite riß die Bewunderung zu ungeſchickten Nachahmungen hin, und unſere Literatur wurde von einer Sündfluth von Räuberdramen und Banditenromanen überſchwemmt, unter denen Abällino der große Bandit und Rinaldo Rinaldini als Repräſentanten zu nennen wären. Nach dem Urtheile des angeführten Kunſtrichters ſind daher die Räuber nebſt Goethe's Götz von Berlichingen und Gemmingen's Hausvater die am meiſten befruchtenden Elementargeiſter unſerer Bühnen geworden.

---

[1] In dem Kapitel: Les Brigands et Don Carlos de Schiller.

[2] Minerva für das Jahr 1816, S. XXXIV.

Daß dieſe gigantiſche Erſtlingsgeburt eines Zöglings der hohen Karlsſchule, bei ihrem wachſenden Ruhme im Auslande, in dem ruhigen, harmloſen Stuttgart, wo man nur an die frommen, ſanften Darſtellungen eines Gellert, Hagedorn und ähnlicher Dichter gewöhnt war, wo man die Gedichte Bürger's und die Erzählungen Wieland's für das Aeußerſte hielt, was die Poeſie ſich in ſittlicher Hinſicht erlauben dürfe, einen unbeſchreiblichen Eindruck hervorbrachte, braucht darnach kaum erwähnt zu werden. Die Kruditäten und der revolutionsmäßige Inhalt des Stücks wurde hier zwar durch die Perſönlichkeit des Verfaſſers gemildert; von der andern Seite aber griff man manche Stellen auf, denen man eine gehäſſige Beziehung auf Stuttgarter Perſonen und Verhältniſſe unterlegte. Man ſoll Stellen, wie dieſe: „der Miniſter, der ſich aus dem Pöbelſtande zu einem erſten Günſtlinge emporgeſchmeichelt, der Fall ſeines Nachbars war ſeiner Hoheit Schemel“ — „ein Finanzminiſter, der Ehrenſtellen und Aemter an die Meiſtbietenden verkaufte und den trauernden Patrioten von ſeiner Thüre ſtieß“ (Räuber Akt 2, Scene 3) auf beſtimmte Perſonen gedeutet haben. Auch ſoll Schiller nicht lange vorher in Schubart's Chronik ein Tyrannenlied haben einrücken laſſen, durch welches er ſich als einen excentriſchen Kopf gezeigt habe[1]. Und als die Anthologie erſchien, war nicht ein großer Theil der Gedichte, die ſie enthielt, ganz im Geiſte der Räuber geſchrieben? Konnte es anders ſein, als daß nun auch wohlbedächtige ältere Männer, welche beſchränkt und zufrieden die Rieſenträume eines Genius nach der Proſa des Lebens maßen, die Sache gar ernſthaft nahmen? Denn wenn nach der geiſtreichen Franzöſin die Deutſchen gar ernſthafte Leute ſind, ſo ſind es die Alten bisweilen doch noch mehr, als die Jungen.

---

[1] a. a. O., S. XXXVI.

Dem Herzog konnte weder die wachſende Berühmtheit noch die Arbeiten ſeines Zöglings, den er ſchon ſeit Jahren ſeiner beſondern Aufmerkſamkeit gewürdigt hatte, verborgen bleiben. Es mußte zwar ſeiner Eitelkeit ſchmeicheln, wenn aus ſeiner Anſtalt, deren Werth er der Welt ſo gerne zeigte, auch Dichter hervorgingen; Schiller, früher wenigſtens einer ſeiner Lieblinge, konnte allenfalls für ſein Geſchöpf angeſehen werden! So ſehr er aber ſein Talent ſchätzte, ſo ſehr waren ihm deſſen ſittliche und äſthetiſche Auswüchſe zuwider. Er war in der Poeſie und Kunſt überhaupt ein Anhänger und Verehrer der Franzoſen, er hatte aber bei einem ſchärfſten und feinen Verſtande, nach dem Urtheile Goethe's, dennoch nur eine gewiſſe vornehme Prachtrichtung, ohne Geſchmack. Unter andern Gedichten erregte, wie Frau von Wolzogen verſichert, beſonders eins auf den Tod eines Offiziers, das ihm verſchiedene Seiten der fürſtlichen Exiſtenz zu verletzen ſchien, ſein Mißfallen; eine freie Geſinnung lag außer der Sphäre ſeines Sinnes. Er ließ ihn daher vor ſich kommen, warnte ihn auf väterliche Weiſe vor Verſtößen gegen den beſſern Geſchmack, und verlangte, daß er ihm ſeine poetiſchen Produkte vor ihrem Drucke zeigen ſollte. Das war ihm unmöglich; und ſeine Weigerung wurde natürlich nicht gut aufgenommen. Wie konnte er den Schöpfungsdrang in ſeinem Herzen, deſſen er ſelbſt noch nicht mächtig war, durch ein fremdes Gebot regeln und meiſtern laſſen! Sein Abſcheu vor der franzöſiſchen Tragödie, deren Perſonen froſtige Behorcher ihrer Leidenſchaft, altkluge Pedanten ihrer Empfindung ſeien, hatte er ſchon früher energiſch ausgeſprochen [1]. Wie konnte ſich das Feuer mit dem Waſſer vertragen? Wie konnte er, deſſen Exiſtenz gleichſam auf die Verwerfung des wirklichen Lebens gegründet war, durch eine Ermahnung ſich mit dieſem wirklichen Leben verſöhnen? Das ſollte erſt die edle Frucht eines halben Lebens ſein. Hier war alſo eine Annäherung, ja auch nur eine Verſtändigung unmöglich. Das Wohlwollen ſeines Gönners entfernte ſich von ihm, und Schiller's Dankbarkeit langte über die ungeheure Kluft, die ihn von ſeinem Wohlthäter trennte, bald nicht mehr hinüber.

---

[1] Schiller's Leben von Döring, S. 53. Iſt aber dieſes Tyrannenlied nicht eins mit dem Gedichte: An die ſchlimmen Monarchen, in der Anthologie S. 241?

Ein unangenehmer Vorfall ſchnitt das Band ganz entzwei. In den Räubern (Akt 2, Scene 3) befand ſich nach den Worten Spiegelberg's: „Auch gehört dazu noch ein eigenes Nationalgenie, ein gewiſſes Spitzbuben-Klima," in den beiden erſten Ausgaben der nachher unterdrückte Zuſatz: „und da rath' ich dir, reiſ' du in's Graubündner Land, das iſt das Athen der heutigen Gauner." Ein Bündner fand ſich durch dieſen, damals in Schwaben gebräuchlichen Volksausdruck ſo beleidigt, daß er eine Beſchwerde hierüber im Hamburgiſchen Korreſpondenten erhob. Die Klage wäre wohl ohne Folge geblieben, wenn ſich nicht ein gewiſſer Garteninſpektor Walter in Ludwigsburg (auch den delatores gebührt ihre Unſterblichkeit!) zum Agent der Graubündner aufgeworfen hätte. Dieſer Mann legte das Zeitungsblatt als eine Anklage gegen Schiller dem [illegible] welcher in Zorn entbrannte, daß ein Zögling ſeiner [illegible], von welcher [illegible] Welt nur Gutes ſagen ſollte, zu [illegible] öffentlichen Aergerniß Veranlaſſung gegeben habe. [illegible] konnte ſich freilich leicht rechtfertigen, daß er dieſen ſchwäbiſchen Volkswitz, den er von Jugend auf gehört, nicht als ſeine Behauptung ausgeſprochen, ſondern daß er ihn einem Räuber, und zwar dem ſchlechteſten, in den Mund gelegt habe. Aber dieſe Verantwortung half ihm nichts; wenn er von Rechtswegen auch wegen jenes Ausdruckes nicht beſtraft werden konnte, ſo ſchienen ſich doch überall Symptome einer bedenklichen Geſinnung zu zeigen; der unbändige Geiſt, der alle Schranken des guten Geſchmackes und des Herkommens, wenn auch nur durch ſeine Phantaſie, zu durchbrechen ſchien, mußte durch ein Verbot unſchädlich gemacht werden, weil er doch den väterlichen Ermahnungen nicht hatte gehorchen wollen. Er erhielt von dem Herzog einen ſtrengen Verweis, und den Befehl, bei Strafe der Feſtung alles weitere in Druckgeben ſeiner Schriften, wenn ſie nicht mediziniſche wären, zu unterlaſſen, und ſich aller Verbindung mit dem Auslande zu enthalten. Dieſer letztere Zuſatz kam wohl größtentheils daher, weil durch die ohne Verwiſſen und Anfrage beim Herzog von Schiller eingeleitete Aufführung der Räuber auf der Mannheimer Bühne das Stuttgarter Theater übergangen und zurückgeſetzt ſchien.

---

[1] In den Räubern S. 100. 2. u., und in dem Aufſatze: Ueber das gegenwärtige Theater, S. 703. 1. o.

Zehntes Kapitel.

Schiller's Bedrängniß, Unterhandlungen mit Dalberg und endliche Flucht.

Das Schickſal ſeines Lebens war hiermit vielleicht für immer beſtimmt, wenn das Schickſal des Menſchen allein in der Außenwelt läge. „In einer Epoche," ſchreibt er ſelbſt[1], „wo noch der Ausſpruch der Menge unſer ſchwankendes Selbſtgefühl lenken muß, wo das warme Blut eines Jünglings durch den freundlichen Sonnenblick des Beifalls munterer fließt, tauſend einſchmeichelnde Ahnungen künftiger Größe ſeine ſchwindelnde Seele umgeben, und der göttliche Nachruhm in ſchöner Dämmerung vor ihm liegt — mitten im Genuß des erſten verführeriſchen Lobes, das unverhofft und unverdient aus entlegenen Provinzen mir entgegen kam, unterſagte man mir in meinem Geburtsorte bei Strafe der Feſtung — zu ſchreiben." Der Poeſie entſagen, ſchien ihm ein Todesſtreich gegen alles, was in ſeiner Natur Würdiges und Erfreuliches lag. Sein Enthuſiasmus wuchs durch den despotiſchen Befehl. Auch ſeine äußere Lage nöthigte ihn, auf dem eingeſchlagenen

---

[1] Döring's Nachleſe, S. 71.

Wege fortzuſchreiten. Sein ſpärlicher Gehalt als Regimentsmedikus warf kaum ſo viel aus, daß er ſich ſtandesmäßig kleiden und nothdürftig leben konnte — wie durfte er hoffen, von dieſem Einkommen ſo viel zu erübrigen, daß er ſeine Schulden bezahlen konnte? Denn ungeachtet des guten Abſatzes und der zweiten Auflage ſeiner Räuber hatte er ſeine Schuld noch immer nicht abgetragen, vielmehr hatte ſich durch den Selbſtvertrag der Anthologie auf [illegible] Gulden vermehrt. Sinnentaumel und Zerſtreuungen ſcheinen ſeit ſeiner Erlöſung aus der Militärſchule, in der genußſüchtigen verdorbenen Reſidenzſtadt den unerfahrenen jungen Mann erfaßt zu haben, dem die Charakterfeſtigkeit noch abging; er war den Lockungen der Sinnlichkeit und manchen jugendlichen Unbeſonnenheiten um ſo mehr ausgeſetzt, als ſeine Einbildungskraft glühend und ſeine ganze Natur reizbar war; und ſelbſt der Dichterbeifall, der ihn umgaukelte, riß ihn in manche Vergnügungen.

Er benahm ſich in ſeiner ſchlimmen Lage ſehr gefaßt und männlich. Statt ſich in unnützen Klagen zu verlieren, arbeitete er nur deſto eifriger an ſeinem Fiesko, deſſen Vollendung er aber erſt zu Ende des Jahres (1782) hoffen konnte. Denn außer den täglichen Amtsgeſchäften machte ihm jetzt auch eine Diſſertation, welche er dieſes Frühjahr auf der hohen Karlsſchule einzuliefern hatte, um die Würde eines Doktors der Medizin zu erhalten, eine widerliche Unterbrechung. Er ſchreibt darüber an Dalberg am 1. April: „Wahrſcheinlich werde ich von dem milden Himmelsſtrich des Pindus einen verdrießlichen Sprung in den Norden einer trockenen terminologiſchen Kunſt machen müſſen; allein was ſein muß, zieht nicht erſt die Laune und Lieblingsneigung zu Rath. Vielleicht umarme ich dann meine Muſe um ſo feuriger, je länger ich von ihr geſchieden war; vielleicht finde ich dann im Schooße der ſchönen Kunſt eine ſüße Indemniſation für den fakultätiſchen Schweiß.“

Mittlerweile wurden die Räuber in Mannheim wiederholt aufgeführt, und erfreuten ſich immer des erſten Beifalls und Zulaufes. Das Gerücht hiervon war längſt nach Stuttgart gekommen, und veranlaßte beſonders in der nächſten Umgebung des Dichters vieles Reden. Einige Freunde und

Freundinnen luden ihn ein, während einer kurzen Reiſe des Herzogs, ohne Urlaub zu nehmen mit ihnen nach Mannheim zum Genuß der muſterhaften Darſtellung dieſes Schauſpiels zu reiſen. Er willigte nur allzu gerne in dieſe Aufforderung ein. Erſt jetzt meinte er ſich mit ganzer Seele in die Vorſtellung verlieren, und ſich mit vollen Zügen an dieſem Anblick weiden zu können; und eben ſo hoffte er, und mit Recht, von dieſem Genuß den größten Vortheil für ſein neues Stück. Er erbat ſich die Aufführung von Herrn Dalberg auf einen beſtimmten Tag und reiſ'te den 25. Mai von Stuttgart ab. „Ich muß geſtehen,“ ſchrieb er an Dalberg, „daß ich mich auf die erſte Vorſtellung nicht mehr gefreut habe, als ich jetzt die zweite erwarte.“

Seine Sehnſucht wurde erfüllt, aber dieſe Erfüllung erneuerte und verſtärkte ihm nur das Gefühl ſeines Unglückes. Bei Vergegenwärtigung und dem Hochgenuß dieſer ſeiner erſten Arbeit war der Gedanke unabweisbar, was er alles noch Herrliches würde leiſten können, wenn ſeine Kräfte nicht eingeengt und gefeſſelt wären; und ſeine enthuſiaſtiſchen Begleiter, voll von dem tiefen Eindruck, beſtärkten ihn in dieſem Gefühle des Elends und des Entzückens. Er kam mißmuthig und niedergeſchlagen wieder in ſeiner Vaterſtadt an, um ſo mehr, da er an einer läſtigen epidemiſchen Krankheit litt, welche er von der Reiſe mitbrachte und die ihn bis in den Juni hinein zu aller Arbeit unfähig machte. Es war die Grippe oder Influenza, welche damals, wie in dieſen Tagen, durch ganz Europa wanderte.

In den traurigen Tagen und ſchlafloſen Nächten ſeiner Krankheit hatte er recht Muße, ſein Elend zu zerfaſern und ſeinen Scharfſinn an dem Gram ſeines Herzens zu üben. In Mannheim war er mit ſo vieler Auszeichnung empfangen und behandelt worden, und was galt er hier? In Mannheim wehte der Athem der Freiheit, und hier lebte er unter Druck und Verboten; unter Druck, den kein Menſch weniger ertragen konnte, als er; unter Verboten, die er nicht beachten durfte noch konnte! In Mannheim war ſeine Muſe hochgeehrt und gefeiert, und hier ſollte er, was ihn beglückte, einzig beglückte, ſich ſtehlen, wie ein unrechtes Gut und wie eine Sünde geheim halten! — Aber gab es denn aus dieſer unleidlichen Lage gar keinen Ausweg? Gab es kein Mittel der Rettung? Hatten nicht ſeine Bewunderer in Mannheim, hatte nicht Dalberg in ihm die Hoffnung erregt, daß er ihn nach Mannheim ziehen werde? hatte er nicht ſein Verſprechen mit einem Händedruck verſiegelt? mit einem Händedruck, den der Leidende noch zu fühlen glaubte! An Dalberg wollte er ſchreiben, in ſeine Arme mußte er ſich werfen, ihm wollte er die Wege angeben, wie dieſer durch ſeine Verwendung ſeine Dienſtentlaſſung bewirken könnte! Denn ſeine Anſtellung am Mannheimer Theater ſchien dann weniger Schwierigkeiten zu haben.

Sobald er ſich wieder einigermaßen erholt hatte, ſchrieb er das Reſultat dieſer Selbſtüberlegung an ſeinen Mannheimer Patron. Das Schreiben iſt noch erhalten. „Noch bereue ich beinahe die glücklichſte Reiſe meines Lebens," ſagte er unter Anderm, „die mich, durch einen höchſt widrigen Kontraſt meines Vaterlandes mit Mannheim, ſchon ſo weit verleitet hat, daß mir Stuttgart und alle ſchwäbiſchen Scenen unerträglich und ekelhaft werden. Unglücklicher kann bald Niemand ſein, als ich. Ich habe Gefühl genug für meine traurige Situation, vielleicht auch Gefühl genug, für das Verdienſt eines beſſern Schickſals, und für beides nur eine Ausſicht. Darf ich mich Ihnen in die Arme werfen, vortrefflicher Mann? u. ſ. w. In dieſem Norden des Geſchmacks werde ich ewig niemals gedeihen, wenn mich ſonſt glücklichere Sterne und ein griechiſches Klima zum wahren Dichter erwärmen würden. Brauch' ich mehr als dieſes zu ſagen, um von Dalberg alle Unterſtützung zu erwarten?" — Nun theilt ihm Schiller in dieſem Briefe drei Gründe mit, durch welche Dalberg ſeine Verwendung für ihn bei ſeinem Fürſten motiviren möchte, und wiederholt dann mit brennendem Herzen ſeine Bitte. „Könnten Ew. Excellenz," fährt er fort, „in das Innere meines Gemüthes ſehen, welche Empfindungen es durchwühlen, könnte ich Ihnen mit Farben ſchildern, wie ſehr mein Geiſt unter dem Verdrießlichen meiner Lage ſich ſträubt — Sie würden, ja ich weiß gewiß, Sie würden eine Hülfe nicht verzögern, die durch einen oder zwei Briefe an den Herzog geſchehen kann. Nochmals werfe ich mich in Ihre Arme, und wünſche nichts anderes, als bald, ſehr bald, Ihnen mit einem anhaltenden Eifer und mit einer perſönlichen Dienſtleiſtung die Verehrung bekräftigen zu können, mit welcher ich mich und alles, was ich bin, für Sie aufzuopfern wünſche.“

Die drei Motive waren aus einer genauen Kenntniß des Herzogs geſchöpft, und charakteriſiren den ſcharfen Blick Schiller's allzuſehr, als daß ſie nicht mitgetheilt werden ſollten: 1) „Da im Ganzen genommen das Fach der Midiziner bei uns ſo ſehr überſetzt iſt, daß man froh iſt, wenn durch Erledigung einer Stelle Platz für einen Andern gemacht wird, ſo kommt es mehr darauf an, wie man dem Herzog, der ſich nicht trotzen laſſen will, mit *guter Art* den Schein gibt, als geſchehe es ganz durch ſeine willkührliche Gewalt, als wäre es ſein eigenes Werk, und gereiche ihm zur Ehre. Daher würden Ew. Excellenz ihn von *der* Seite ungemein kitzeln, wenn Sie in den Brief, den Sie ihm wegen meiner ſchreiben, einfließen ließen, daß Sie mich für eine Geburt von ihm, für einen durch ihn Gebildeten und in ſeiner Akademie Erzogenen halten, und daß alſo durch dieſe Vokation ſeiner Erziehungsanſtalt quasi das Hauptkompliment gemacht würde, als würden ihre Produkte von entſchiedenen Kennern geſchätzt und geſuch[illegible] Dieſes iſt der passe-partout beim Herzog. 2) Wünſchte ich (und auch meinetwegen) ſehr, daß Sie meinen Aufenthalt beim National-Theater zu Mannheim auf einen gewiſſen beliebigen Termin feſtſetzten (der dann nach Ihrem Befehl verlängert werden kann), nach deſſen Verfluß ich wieder meinem Herzog gehörte. So ſieht es mehr einer Reiſe, als einer völligen *Entſchwäbung*, wenn ich das Wort brauchen darf, gleich, und fällt auch ſo hart nicht auf. Wenn ich einmal hinweg bin, wird man froh ſein, wenn ich ſelbſt nicht mehr annahme. 3) Würde es höchſt nothwendig ſein, zu berühren, daß mir Mittel gemacht werden ſollten, zu Mannheim zu praktiziren und meine mediziniſchen Uebungen da fortzuſetzen. Dieſer Artikel iſt vorzüglich nöthig, damit man mich nicht, unter dem Vorwande für mein Wohl zu ſorgen, kujonire, und weniger fortlaſſe.“

„Dieß war am 4. Juni 1782 geſchrieben. Mit welcher Ungeduld wartete er auf eine günſtige Antwort, auf eine

Antwort, welche über das Glück ſeines ganzen Lebens entſcheiden würde! Es konnte nach ſeiner Meinung nicht fehlen. Der pfälziſche und der würtembergiſche Hof ſtanden mit einander im beſten Vernehmen; auch der Herzog hatte ſchon einigemal den italieniſchen Hofpoeten von Mannheim kommen laſſen, damit derſelbe bei Aufführung der für das Stuttgarter Hoftheater von ihm verfertigten Opern zugegen ſei. Wie nun, wenn von dort aus ein Dichter von des eiteln Herzogs Anſtalt verlangt wurde? konnte es der Herzog abſchlagen? konnte er es einem ſo hochgeſtellten Mann abſchlagen, welcher hierin im Sinne des churpfälziſchen Hofes zu handeln ſcheinen mußte? — Was den Baron von Dalberg abhielt, in des unglücklichen Mannes Bitte einzugehen, iſt uns nicht bekannt; er ſcheint ihn in ſeiner Antwort auf das Bedenkliche eines ſolchen Schrittes, auf das Problematiſche ſeiner Anſtellung als Theaterdichter in Mannheim aufmerkſam gemacht zu haben, ohne ihm die Hoffnung ſeiner Verwendung ganz zu benehmen. Auf jeden Fall möchte es zweifelhaft ſcheinen, daß Dalberg unſerm Schiller bei ſeiner letzten Anweſenheit in Mannheim ein beſtimmtes Verſprechen, ihn nach Mannheim zu ziehen, gegeben habe. Ein Schiffbrüchiger ſieht ein ſchwankendes Bret für einen Kahn an, welches ihn gefahrlos zum erſehnten Geſtade trage. Wie leicht ſchiebt man in der Jugend die Wünſche ſeines Herzens den Worten des andern unter! Wer kann es einem durch Erfahrung und Menſchenkenntniß herabgeſtimmten Manne verdenken, wenn er einem ungeſtümen Jüngling, den er nicht ſo gut kannte, als der Erſte Beſte, welcher jetzt über ſein Thun richten kann, nicht in unſichere Verhältniſſe hineinziehen und dem Spiel des Zufalls preisgeben wollte? Vor Schiller's Augen lag nur der Ort, den er verlaſſen wollte, aber die Zukunft, der er entgegeneilte, war von dem Duft ſeiner Wünſche umhüllt.

Seine Lage in Stuttgart trübte ſich noch mehr. Des Dichters Freundinnen, mit denen er nach Mannheim gereiſ't war, konnten dem Drange nicht widerſtehen, als ſie von der trefflichen Aufführung der Räuber in Mannheim erzählten, hiezuzufügen, daß ſie das Stück in ſeines Dichters Gegenwart geſehen. Unter dem Siegel des Geheimniſſes erfuhr es die halbe Stadt, erfuhr es der General Augé und endlich auch der Herzog. Dieſer wurde im höchſten Grade über dieſe Vermeſſenheit ſeines Dieners aufgebracht, daß er es ſich ohne Urlaub, gegen ſein ausdrückliches Verbot, herausgenommen, auf mehrere Tage ins Ausland zu verreiſen, und ſeinen Lazarethdienſt zu verſäumen. Er ließ ihn vor ſich kommen, gab ihm die ſtrengſten Verweiſe, daß er ſich auf's neue mit dem Auslande eingelaſſen und ſeine Pflicht ſo gröblich verlezt habe, und befahl ihm, augenblicklich auf die Hauptwache zu gehen, ſeinen Degen abzugeben, und dort vierzehn Tage im Arreſt zu bleiben.

Iſt es wahr, daß ihm früher bei Strafe der Feſtung jenes Verbot gegeben worden war[1], ſo war die Beſtrafung ſehr milde, und auch ohnedieß war ſie ganz der militäriſchen Ordnung gemäß. Deſſen ungeachtet machte die Art, wie ſie ausgeſprochen ward, einen unbeſchreiblichen Eindruck. Jezt hatte er das Wohlwollen ſeines Souverains für immer verlezen, und nichts konnte dieſen Selbſtherrſcher — denn dafür kannte er ihn allzugut — bewegen, ſeinen beſtimmten wiederholt und ſtark ausgeſprochenen Willen je wieder zurückzunehmen! Jezt blieb ihm nichts mehr übrig, als ſeine Berufsarbeit gehorſamſt zu verrichten; und die kleinſte Befriedigung ſeiner Leidenſchaft war der ſichere Weg zur Feſtung! Der Lorbeerkranz des Dichters ſollte im Lazareth verdorren, und er, der Hochbegabte, ſollte ſich des Rechtes des allergeringſten Unterthans, von ſeinen Naturgaben einen freien, dem Wohle des Ganzen nicht widerſtreitenden Gebrauch zu machen, für immer entäußern! Und derjenige, welcher dieſes Machtgebot gegeben hatte, war er nicht derſelbe, welcher ihn früher gezwungen hatte, erſt Jurisprudenz, dann Medizin zu ſtudiren, und ihn nun bei ſpärlichem Gehalte darben ließ?

Solche Gedanken jagten ſich durch ſeine Seele, durchwühlten ſein Innerſtes, und da eine ähnliche Stimmung Jahrelang anhielt, ſo ſieht man wohl, wie ſich ſeine ſittlichen

---

[1] Wie Schiller es in der Ankündigung der Rheiniſchen Thalia (ſ. Dörings Nachleſe S. 71) ſelbſt ſagt. Doch vielleicht wurde auch jezt erſt das Verbot durch dieſe Entweichung geſchärft.

Kräfte mit ſeinen poetiſchen innig und ewig verbunden, wie die Poeſie nur das Orakel ſeines innern Schickſals ſein konnte. Auf der Stelle würde er ſeinen Abſchied genommen haben, ja ſchon längſt würde er darum eingekommen ſein, wenn er nicht auf Koſten des Herzogs in der Militärſchule wäre erzogen und mit Auszeichnung behandelt worden, ſo daß zu befürchten war, er werde ſtatt ſeiner Entlaſſung nur den Vorwurf der größten Undankbarkeit, wo nicht etwas noch Schlimmeres zu gewärtigen haben. Wie aber? hatte er ſich dem Herzog und ſeinen Launen auf immer verſchrieben und ihm ſeine Freiheit dafür verkauft, daß dieſer unaufgefordert aus eigenem Antrieb die Sorge für ſeine — verfehlte Erziehung, für ſeine verfehlte Ausbildung übernommen hatte? Das widerſtrebte ſeinem ganzen Weſen, denn unter dem Drucke war er der freiſinnigſte der Menſchen geworden. Seine Poeſie hätte er immer zum Opfer bringen mögen — aber waren in dieſe Poeſie nicht ſeine heiligſten Menſchenrechte verflochten? Oder ſollten es bloße Einbildungen geweſen ſein, das Koſtbarſte, was er bisher geſonnen und gedichtet hatte? Sollte er ſeine erhabenſten Ideen, die Seele ſeiner Philoſophie, durch eine feige Unterwürfigkeit Lügen ſtrafen? Nein, fort mußte er, um jeden Preis! — Seine Eltern — — — das Glück der Seinigen ruhte in des Herzogs Händen, der Vater ernährte die Familie nur durch ſeinen Gehalt. Aber es war nicht zu erwarten, daß der billig denkende Fürſt an dem langbewährten Diener die Schuld des Sohnes rächen würde. Er konnte ſeinem Vater, ſeiner geliebten Mutter, ſeinen Schweſtern den Schmerz nicht erſparen! „Ich muß eilen, daß ich von hier wegkomme," ſchreibt er [1], „man möchte mir am Ende gar in Hohenasberg, wie dem ehrlichen Schubart, ein Logis anweiſen. Man redet von beſſerer Ausbildung, die ich bedürfen ſoll. Es kann ſein, daß man mich in Hohenasberg anders bilden würde; allein man laſſe mich bei meiner jetzigen Ausbildung, die ich gerne in geringerm, aber mir wohlgefälligerm Grade beſitzen will — denn ſo verdanke ich ſie doch meinem freien Willen und der

---

[1] Schiller's Leben von Döring. S. 54.

Zwang verachtenden Freiheit. — Ich denke längſt in den Angelegenheiten, wobei man mich jetzt unter eine, den Geiſt feſſelnde Kuratel ſetzen möchte, mündig geworden zu ſein. Das Beſte iſt, daß man ſolchen plumpen Feſſeln ausweichen kann; mich wenigſtens ſollen ſie nie drücken.“ Jene Verſe:

„Ertragen muß man, was der Himmel ſendet;
Unbilliges erträgt kein edles Herz.“

paßten ganz auf ſein Gefühl und ſeine Lage.

Der ebengenannte Schubart büßte damals bekanntlich ſein Unglück, gewiſſen Leuten ein Stein des Anſtoßes geweſen zu ſein, durch achtjährige Gefangenſchaft auf der Bergfeſte Hohenasberg. Schiller war, vielleicht durch die Söhne des Unglücklichen, welche man in der Akademie untergebracht hatte, mit ihm bekannt geworden; einige kräftige Gedichte Schubart's hatten ſtarken Eindruck auf ihn gemacht und ein tiefes Mitgefühl in ihm entzündet. Er wallfahrtete deßwegen[1] einigemal auf den Asberg, um den damals noch ſcharf Beaufſichtigten perſönlich kennen zu lernen. Aber bei der Gegenwart eines ſteifen, aufpaſſenden Sergeanten oder des wenn auch menſchenfreundlichen Feſtungskommandanten konnte die Mittheilung nur oberflächlich ſein. Ein fortgeſetztes näheres Verhältniß zwiſchen beiden beſtand nicht. Jetzt aber, in ſeinem Arreſt, umſchwebte ihn unaufhörlich das Bild des armen Gefangenen, dem man ſogar Bücher und Schreibmaterialien entzogen hatte; und er erbebte, wenn er in dieſem ſchrecklichen Schickſal ſein eigenes ahnen mußte. Der Entſchluß, ſich zu retten, ſtand feſt, und allerlei Plane wurden entworfen. So viel er es vermochte, ſuchte er ſeine Lage durch Arbeiten an ſeinem Fiesko zu vergeſſen; er hoffte ihn bis in die Mitte des Auguſts fertig zu bringen.

Kaum ſah er ſich wieder auf freiem Fuße, ſo ſchrieb er am 15. Juli an Dalberg: „Wenn Ew. Excellenz glauben, daß ſich meine Ausſichten, zu Ihnen zu kommen, möglich machen laſſen, ſo wäre meine einzige Bitte, ſolche zu beſchleunigen. Warum ich dieſes jetzt doppelt wünſche, hat eine

---

[1] Wie der General von Scharffenſtein im Morgenblatte a. a. O. ſich ausdrückt.

Urſache, die ich keinem Briefe anvertrauen darf. Dieſes Einzige kann ich Ihnen für ganz gewiß ſagen, daß in etlichen Monaten, wenn ich in dieſer Zeit nicht das Glück habe, zu Ihnen zu kommen, keine Ausſicht mehr da iſt, daß ich jemals bei Ihnen leben kann. Ich werde alsdann gezwungen ſein, einen Schritt zu thun, der mir unmöglich machen würde, zu Mannheim zu bleiben.“ Aber Dalberg mochte jezt außer der Schwierigkeit, ihn in Mannheim zu employiren, auch in dem Zorn ſeines Landesherrn ein Hinderniß ſehen, ihn von Stuttgart wegzuziehen. Es war unwahrſcheinlich, daß der aufgebrachte Herzog jezt noch ſeinem Diener dieſe Gunſt erzeigen würde. Oder welche Bedenklichkeiten Dalberg ſonſt noch hatte: er that nichts für ihn.

Als nach vierzehn Tagen noch keine Hülfe erſchienen war, verwandelte ſich Schillers ſonſt heiterer Sinn in finſtere, trübe Laune; was ihn ſonſt am lebhafteſten aufregte, ließ ihn kalt und gleichgültig: ſeinem Fiesko konnte er keine Liebe abgewinnen; ſelbſt ſeine Jugendfreunde, die ſonſt immer auf den herzlichſten Empfang rechnen konnten, wurden ihm mit Ausnahme ſehr weniger beinahe zuwider. Er hielt ſich für den unglücklichſten aller Menſchen. In dieſem ſchrecklichen Zuſtande konnte er nicht lange bleiben, wenn er nicht bald für jede Geiſtesbeſchäftigung verloren ſein, wenn er ſeine ohnedieß nicht ſehr feſte Geſundheit nicht ganz zu Grunde richten wollte. Seine mediziniſche Praxis war ihm ſchon längſt eine Laſt, jezt eine Sklavenarbeit. Anfangs hatte er ſeine Kunſt mit Ernſt und keineswegs als Nebenſache ausgeübt. Er wollte übrigens auch hier, wie Scharffenſtein ſagt, Kraftſtücke liefern, welche aber weder geriethen, noch zum Beſten recenſirt wurden. Das hatte ihm ſchon längſt das Handwerk völlig verleidet. Er ſagt daher auch ſelbſt in ſeiner anonymen Selbſtrecenſion von dem Verfaſſer der Räuber: „Er ſoll ein Arzt bei einem würtembergiſchen Grenadier-Bataillon ſein, und wenn das ſo iſt, ſo macht es dem Scharfſinn ſeines Landesherrn Ehre. So gewiß ich ſein Werk verſtehe, ſo muß er ſtarke Doſen in Emeticis eben ſo ſehr lieben, als in Aestheticis, und ich möchte ihm lieber zehn Pferde, als meine Frau zur Kur übergeben.“

Er wollte Stuttgart heimlich verlaſſen, und um das Aeußerſte nur nothgedrungen zu thun (ſo ſehr mäßigte ſein Zartgefühl ſeine Freiheitsliebe) wollte er von Mannheim aus dem Herzog Vorſtellungen gegen ſein hartes Verbot machen, was er in Stuttgart zu thun nicht wagen durfte; wollte aber nur, wenn man ihm ſeine Bitten bewilligte, wieder nach Würtemberg zurückkehren. Das nähere Verhältniß, in welchem Schiller als Zögling der Militärſchule zur Perſon des Herzogs ſtand, erklärt dieſes Unterfangen, gleichſam auf neutralem Boden mit ihm unterhandeln zu wollen.

Wie aber und wann ſollte er die heimliche Reiſe bewerkſtelligen. Das war jetzt ſeine einzige Sorge. Denn der harte Verweis des Herzogs und der darauf folgende ſtrenge Arreſt hatten ihn ſo eingeſchüchtert, daß er ſich auf allen ſeinen Wegen für beobachtet hielt, daß er die ſchärfſte Ahndung befürchten zu müſſen glaubte, wenn er den geringſten Verdacht gegen ſich erregte. Sich ſeinen Schulfreunden anzuvertrauen, war unnütz, weil ſie ihm in Betreff der Anſtalten zur heimlichen Reiſe in nichts Beiſtand leiſten konnten, und war gefährlich für ſie, wenn es herauskam. Zum Glück hatte ſich ſeit ungefähr einem Jahre der junge Muſikus Streicher ſo an ihn angeſchloſſen, daß er vor ihm kein Geheimniß hatte. Die unglückliche Lage Schiller's war bei ihren täglichen Zuſammenkünften der unerſchöpfliche Gegenſtand ihrer Geſpräche. Streicher billigte ſeinen Plan, und da er im Frühjahr 1783 eine Reiſe nach Hamburg antreten wollte, um ſich daſelbſt unter dem berühmten Bach als Tonkünſtler auszubilden, ſo wußte er, um ſeinen Freund auf ſeiner Flucht begleiten zu können, ſeine Mutter dazu zu bewegen, ihm dieſe Reiſe jetzt ſchon zu erlauben. So war alſo ein Reiſegefährte gefunden!

Dem Vater Schiller's mußte die ganze Sache ſchon deßwegen verborgen bleiben, damit er im ſchlimmſten Falle als Offizier ſein Ehrenwort geben könnte, von dem Vorhaben ſeines Sohnes nichts gewußt zu haben. Aber ſeiner älteſten Schweſter entdeckte er ſich, und das, wie ihr Bruder, kühn und hochherzig geſinnte Mädchen pflichtete ihm bei: weil ihm das gegebene Verſprechen einer guten Anſtellung nicht erfüllt worden ſei, könne jeder Schritt gerechtfertigt werden, welcher ihn vom gänzlichen Verderben zu retten im Stande wäre. Auch diente der wohlbekannte gerechte Grundſatz des Fürſten zur Beruhigung, die Eltern nie die Vergehen der Kinder, und dieſe nie die Fehler jener entgelten zu laſſen. Auf dieſe ehrenwerthe Handlungsweiſe glaubte man auch in dem vorliegenden Falle rechnen zu können.

Als der Entſchluß zur Flucht unwiderruflich feſt ſtand, und die Einleitungen zu derſelben ſchon im Allgemeinen getroffen waren, kehrte ſeine gewöhnliche Heiterkeit zurück, und er konnte ſich jetzt wieder der Dichtung ſeines Fiesko widmen, welcher außer dem Plan nur bis zur Hälfte vorgeſchritten war. Dieſes Drama, auf welches er ſein ganzes nächſtes Glück baute, mußte vor dem Antritt ſeiner Reiſe vollendet ſein! Er wendete ihm ſeine ganze Kraft, alle ſeine Gedanken zu. „Welch ein Vergnügen war es für ihn," erzählt Streicher, dem wir alle dieſe Nachrichten verdanken, „ſeinem jungen Freunde einen Monolog oder einige Scenen, die er in der vorigen Nacht ausgearbeitet, vorleſen und ſich über Abänderungen oder die weitere Ausführung beſprechen zu können! Wie erheiterten ſich ſeine von Schlafloſigkeit erhitzten Augen, wenn er erzählte, um wie viel weiter er ſchon vorgerückt ſei, und wie er hoffen dürfe, ſein Trauerſpiel weit früher, als er anfangs gedacht, beendigt zu haben." Je geräuſchvoller damals die Welt um ihn war, deſto mehr zog er ſich in ſich ſelbſt zurück, ohne an allem dem, was Jedermann beſchäftigte, den geringſten Antheil zu nehmen. Denn ſchon ſeit Anfang Auguſts wurden in Stuttgart und in der ganzen Umgegend die größten Vorbereitungen zum feierlichen Empfang des Großfürſten von Rußland, nachmaligen Kaiſers Paul, und ſeiner Gemahlin, Sophia von Würtemberg, der Nichte des Herzogs, getroffen. Die meiſten benachbarten Fürſten und eine außerordentliche Menge anderer Fremden ſtrömten, um die Feſtlichkeiten des prachtliebenden Herzogs Karl zu bewundern, in die Hauptſtadt zuſammen, wo die hohen Reiſenden in der erſten Hälfte des Septembers eintrafen. Vielleicht blieb damals nur Eines Menſchen hoher Sinn von allen dieſen prunkhaften Veranſtaltungen und leeren Luſtbarkeiten unberührt. Er erlebte hier den Kontraſt, den er nachher in ſeiner Jungfrau von Orleans und in ſeiner Kaſſandra dichtete:

„Und in ihrem Schmerz verlaſſen,
War nur Eine traur'ge Bruſt.“

Die Ueberlegenheit bleibt dem Unterdrückten, daß er verachten kann. — Schiller brachte in dieſer Zeit ſein zweites Drama beinahe zu Ende; einige Abkürzungen, Veränderungen und Zuſätze blieben ihm noch übrig, beſonders wenn daſſelbe aufgeführt werden ſollte; ſie ſchienen ihm aber nur die Arbeit einiger Tage zu ſein.

Unter den angekommenen Fremden waren auch Dalberg und die Gattin des Regiſſeurs Meier vom Mannheimer Theater, welche von Stuttgart gebürtig war. Schiller machte jenem ſeinen Beſuch und ſah die Frau Meier öfters, ohne ſein Vorhaben im mindeſten zu verrathen. Er wollte den kleinlichen Bedenklichkeiten Dalberg's durch eine kühne That eine Ende machen: wenn das Aeußerſte eingetreten ſei, meinte er, werde der Mann nach allen ſeinen Verſicherungen von Theilnahme nicht mehr anſtehn, ihm Hülfe und Beiſtand zu gewähren; das im Vertrauen auf ihn unternommene Wagniß werde ihn gleichſam zwingen, etwas für ihn zu thun.

Aber die geräuſchvollen, unruhigen Tage, in denen die Flucht unvermerkt unternommen werden konnte, näherten ſich ihrem Ende. Schiller ging mit ſeinem Streicher und Frau Meier nach der Solitude, um ſeinen Vater, ſeine Schweſtern, beſonders aber um ſeine Mutter, die nun von allem auf das genaueſte unterrichtet war, noch einmal zu ſehen, um ſie zu beruhigen, um Abſchied von ihr zu nehmen. Der Weg durch die lachendſte Gegend wurde zu Fuß gemacht, was ihm Gelegenheit verſchaffen ſollte, über die Mannheimer Theaterverhältniſſe und über ſeine Hoffnungen manches unvermerkt zu erforſchen. Aber da er, aus Furcht verrathen zu werden, keine beſtimmtere Fragen thun konnte, ſo blieb auch die Auskunft nur oberflächlich, und ſeine Zukunft ſchwamm nach wie vor im Nebel.

Beim Eintritt in die Wohnung ſeiner Eltern befanden ſich ſeine Mutter und älteſte Schweſter gegenwärtig. Dem

Freunde konnte die Unruhe nicht entgehen, mit der die Mutter oft ihren Sohn anblickte; oft versuchte sie zu reden, aber das bewegte Herz unterdrückte ihre Stimme. Glücklicher Weiſe trat Schiller's Vater ein, welcher durch Aufzählung der Feſtlichkeiten, die auf der Solitude gehalten werden ſollten, die Aufmerkſamkeit ſo feſſelte, daß ſich der Sohn unvermerkt mit der Mutter entfernen konnte. Erſt nach etwa einer Stunde kehrte er wieder zur Geſellſchaft zurück — aber ohne ſeine Mutter, welche nun ihren einzigen, ihren vielgeliebten Sohn, ihr Ebenbild für lange, für immer verlieren ſollte, auf eine Art den beſten Sohn verlieren ſollte, wie ſonſt der Verbrecher und der Taugenichts von den Seinigen geht! Aber ſo ſchlecht iſt ja dieſe Welt, daß der Originellſte und Hochſinnigſte häufig dem Verbrecher gleich geachtet iſt, und daß die höchſte Tugend und das äußerſte Laſter eine gleich ſchlimme Stellung haben. Wie ſchmerzhaft der Abſchied geweſen war, ſah man aus den trüben Geſichtzügen und an den feuchten, gerötheten Augen des zärtlichen Sohnes. Er ſchob letzteres einem gewöhnlichen, ihn oft heimſuchenden Uebel zu, konnte aber erſt auf dem Rückwege nach Stuttgart durch die geſprächige Geſellſchaft wieder zu einiger Munterkeit gelangen.

Zu Hauſe angekommen, überlegten die Freunde das Nähere in Betreff der Abreiſe. Am 17. September ſollte die große Hirſchjagd bei der Solitude ſein. Aus allen Jagdrevieren des Landes hatte man eine Anzahl von ſechstauſend Hirſchen in einem nahe bei der Solitude befindlichen Wald zuſammengetrieben; Bauern mußten Tag und Nacht den Wald umzingelt halten, um die edeln Thiere vom Durchbrechen abzuhalten, welche beſtimmt waren, eine ſteile Anhöhe hinaufgejagt und dann gezwungen zu werden, ſich in einen See zu ſtürzen, in welchem ſie aus einem eigens dazu erbauten Luſthauſe nach Bequemlichkeit erlegt werden könnten. In der Nacht, welche auf dieſes raffinirte Jagdvergnügen folgte, war Theater und eine allgemeine prachtvolle Beleuchtung auf der Solitude, und in dieſelbe Nacht legten die Freunde ihre Abreiſe, nachdem ſie in Erfahrung gebracht hatten, daß in derſelben Schiller's Grenadierregiment die Wache nicht habe, daß alſo zu vermuthen war, das Stadtthor werde von unſern Schiller nicht kennenden Soldaten beſetzt ſein. Die Nacht vor ſeiner Abreiſe brachte er bei ſeinem Freunde Scharffenſtein auf der Wache zu; dieſer nennt ſie eine ihm unvergeßliche, ganz ausſchließlich dem Gefühl geweihte Nacht. Den andern Tag ſollte um zehn Uhr Vormittags alles bereit ſein, was aus der Wohnung Schiller's noch in das Haus Streicher's zu bringen war, von wo man abfahren wollte. Aber als dieſer ſich mit der Minute eingeſtellt hatte, war noch nichts in Ordnung. Dem Dichter waren nach ſeiner Zurückkunft vom Lazareth beim Zuſammenſuchen ſeiner Bücher Klopſtock's Oden in die Hände gekommen, von denen ihn, als er ſie durchblätterte, eine ſchon längſt bewunderte, ſo aufregte, daß er ſich ſogleich hinſetzte um ein Gegenſtück zu dichten, indem er Einpacken, Abreiſe und Alles vergaß. Ungeachtet Streicher noch ſo ſehr zur Eile drängte, ſo mußte er doch die Ode und das Gegenſtück anhören, und es dauerte eine geraume Zeit, ehe der Dichter aus ſeiner Entzückung wieder zu der wirklichen, proſaiſchen Welt und zum drängenden Zeitmoment zurückkehrte. Erſt um Mittag war alles in Ordnung; und es bedurfte öfterer Fragen, ob nichts vergeſſen ſei, und mehrerer Erinnerungen, nichts zurückzulaſſen. Abends neun Uhr kam Schiller in Streicher's Wohnung mit zwei alten Piſtolen unter ſeinem Civilkleide. Es blieben ihm nach Anſchaffung der nöthigſten Kleidungsſtücke und anderer Utenſilien nur dreiundzwanzig Gulden übrig; Streicher nahm ebenfalls nicht viel mehr mit, als dieſe Summe; was zu ſeiner weitern Reiſe nach Hamburg noch fehlte, ſollte ihm von ſeiner unvermögenden Mutter nachgeſchickt werden. Wäre Schiller's Ungeduld, eine Entſcheidung herbeizuführen, nur noch auf einige Zeit zu bezähmen geweſen, ſo hätte ſein Freund die ganze Reiſeſumme mitnehmen können. Auf die Benutzung des Augenblickes ſchien alles anzukommen! Um zehn Uhr Nachts beſtiegen die Freunde den Wagen, der mit zwei Koffern und einem kleinen Klavier für den Muſikus bepackt war. Der Wagen ging zu dem Thor hinaus, welches nach Eßlingen führte, weil dieſes am dunkelſten war, und einer der bewährteſten Freunde hier die Wache hielt, welcher durch ſeine Dazwiſchenkunft etwaige Schwierigkeiten heben konnte. Schiller gab ſich am Thore für Doktor Ritter, Streicher für Doktor Wolf aus, beide nach Eßlingen reiſend. Um die Straße nach Ludwigsburg zu gewinnen, mußte die Stadt umfahren werden. Er glaubte einer großen Gefahr entronnen zu ſein; zwiſchen beiden Freunden wurden nur wenige Worte gewechſelt.

So floh Schiller aus der Stadt — in welcher jetzt ſein Monument errichtet wird, und von einem Fürſten, deſſen Andenken über die beſchränkten Gränzen ſeines Landes hinaus nur des Flüchtlings Ruhm erhalten hat. Schiller's Unſterblichkeit verbreitet ſich ſtets weiter und weiter über Länder und Meere, über Geſchlechter und Zeiten; den Herzog Karl würden die Meiſten nicht einmal dem Namen nach kennen, wenn er nicht einſt Schiller geliebt, dann verkannt und unterdrückt hätte. Nur wer mit reiner Hingebung für die wahren Güter der Menſchheit lebt, wandelt fortwirkend durch die Menſchheit. Blicket auf unſern hülfloſen Flüchtling, ihr Edeln unter den Bedrängten, und eure thatkräftige Ueberzeugungstreue beglücke euch mit der Gewißheit, daß ihr nicht umſonſt leidet und duldet!

Eilftes Kapitel.

Ankunft und Empfang in Mannheim. Fußreiſe über Darmſtadt nach Frankfurt. Leiden des Dichters. Rückreiſe über Mainz und Worms.

Als die Reiſenden die erſte Anhöhe hinter ſich hatten, kehrte allmählig Unbefangenheit in ihre Geſpräche zurück. Gegen Mitternacht war zu ihrer Linken der ganze Himmel hochgeröthet, und als der Wagen in eine Entfernung von anderthalb Stunden von der Solitude kam, zeigte ſich das hochliegende Schloß mit allen ſeinen weitläufigen Nebengebäuden in einem herrlichen Feuerglanze. Der fromme Glaube der Vorwelt hätte dieſen Anblick für ein Götterpfand der Reiſe genommen, wir Spätgeborne aber haben den ahnenden Glauben verloren. Doch die Liebe iſt den Beſten unter uns geblieben. Schiller konnte bei der reinen Luft ſeinem Freunde den Punkt zeigen, wo ſeine Eltern wohnten, aber alsbald von kindlicher Rührung ergriffen, fiel er mit einem halbunterdrückten Seufzer und dem Ausruf: O meine Mutter! auf ſeinen Sitz zurück.

Nachts gegen zwei Uhr hatte man Enzweihingen erreicht, wo geraſtet werden mußte. Während man auf den beſtellten Kaffee wartete, zog Schiller ein Heft ungedruckter Gedichte von Schubart hervor, von denen er ſeinem Freunde die vorlas, welche ihm am beſten gefielen. Das merkwürdigſte darunter war die Fürſtengruft, welches Gedicht Schubart in den erſten Monaten ſeiner engen Gefangenſchaft mit einer Beinkleiderſchnalle in die naſſe Wand ſeines Kerkers eingegraben hatte[1]. Man ſieht hieraus, mit welchen Gefühlen er ſein Geburtsland verließ, und es war natürlich. Denn auch eine weniger eigenmächtige Behandlung würde ihn, dem jede Unterdrückung verhaßt war, entrüſtet haben. Als die weiter Fahrenden daher um acht Uhr Morgens den kurpfälziſchen Grund und Boden betraten, ſchien alles Elend überſtanden zu ſein, und er gelobte es aufs heiligſte, ſich dem bisher erduldeten harten Zwang nicht mehr, nie mehr zu unterwerfen. Dieſer begeiſterte Vorſatz und das ſtolze Gefühl, ſich nun ſelbſt anzugehören, hoben ſein bisher trüb und weich geſtimmtes Gemüth; die angenehme Gegend und das muntere Treiben der Menſchen vermehrten ſeine Heiterkeit. „Sehen Sie,“ rief er ſeinem Begleiter zu, „ſehen Sie, wie freundlich die Pfähle und Schranken mit Blau und Weiß angeſtrichen ſind! Eben ſo freundlich iſt auch der Geiſt der Regierung.“ Dieß führte dann ein lebhaftes politiſches Geſpräch herbei, welches den Weg nach Bretten verkürzte. Hier wurde der Wagen von Stuttgart zurückgeſchickt, etwas gegeſſen, und Nachmittags mit der Poſt über Waghäuſel nach Schwetzingen gefahren, wo übernachtet werden mußte, weil man die Thore der Stadt Mannheim, damals noch einer Feſtung, mit dem Eintritt der Dunkelheit nicht mehr erreichen konnte. Am andern Tage, am 19. September, waren die Reiſenden ſchon in der Frühe beſchäftigt, die beſten Kleidungsſtücke aus den Koffern hervorzuholen, um in Mannheim nicht allzu dürftig aufzutreten. Seinem ſchmächtigen Beutel hoffte Schiller durch ſeinen Fiesko zu Hülfe zu kommen. Er konnte nicht daran zweifeln, die Theaterdirektion werde ſich beeilen, auch ſein zweites, nicht allein für das große Publikum, ſondern auch für den gebildeten

---

[1] Streicher a. a. O., S. 82, aus deſſen Schrift dieſe Stelle, wie viele Schiller's Flucht und Aufenthalt in Mannheim betreffende Angaben, wörtlich genommen iſt.

Theil deſſelben geſchriebene Schauſpiel anzunehmen. Wenn das Stück noch in dieſem Jahre aufgeführt wurde, dann erhielt er entweder vom Theater eine reichliche Entſchädigung, oder vom Buchhändler ein beträchtliches Honorar. Mit dieſen, allerdings nicht überſpannten Hoffnungen fuhr er in die Thore Mannheims ein und ſtieg bei dem Theaterregiſſeur Meier ab. Meier, verwundert, Schillern jetzt in Mannheim zu ſehen, wo er ihn in Stuttgart in die größten Feſtlichkeiten und Beluſtigungen verſunken glauben mußte, erſtaunte, als er vernahm, der von ihm ſo hochgeſchätzte junge Mann ſtehe als Flüchtling vor ihm. Das Einzige, was er thun konnte, war, daß er ihn in ſeinem Vorſatz beſtärkte, noch heute eine Vorſtellung an den Herzog einzuſenden und ſeine Verzeihung zu bewirken. Die gute Laune, in welcher der Herzog jetzt ſei, dürfe man nicht unbenutzt vorübergehen laſſen. In der Nähe des Hauſes fand ſich in dem menſchenleeren Mannheim augenblicklich eine Wohnung für die Ankömmlinge. Sie wurden zum Mittageſſen eingeladen, und nach genoſſenem Mahle ging Schiller ſogleich in ein Nebenzimmer, um an ſeinen Fürſten zu ſchreiben. Er bat ihn um Aufhebung des Befehls, keine andere als mediziniſche Schriften drucken laſſen zu dürfen, weil er von ſeiner geringen Beſoldung nicht leben könne, und es ihm, als angehendem Arzte, bei der großen Konkurrenz von Aerzten in Stuttgart, durch ſonſtige mediziniſche Praxis ſich das Weitere zu verdienen, unmöglich ſei, ſo daß nur durch die Bekanntmachung ſeiner poetiſchen Arbeiten ſein Einkommen erhöht werden könne. Ferner möge es ihm erlaubt werden, jedes Jahr auf kurze Zeit eine Reiſe ins Ausland zu machen; und endlich erklärte er ſich ſehr gerne bereit, wieder zurückzukehren, wenn ihm das fürſtliche Wort gegeben würde, daß ihm ſein unregelmäßiger Austritt verziehen ſei. Schiller's Regimentschef, der General Augé, ſollte dieß Schreiben übergeben, und wurde in einem beſondern Briefe erſucht, den Inhalt deſſelben durch ſeinen Einfluß bei dem Herzog zu unterſtützen.

Den andern Tag traf Frau Meier von Stuttgart wieder zu Hauſe ein. Sie erzählte, wie Schiller's Verſchwinden ſogleich ruchbar geworden, und daß allgemein vermuthet werde, der Herzog werde ſeine Auslieferung verlangen. Schiller beruhigte zwar ſich und ſeine Freunde dadurch, daß er kein eigentlicher Soldat ſei, und daß daher auch nicht gegen ihn als einen Solchen verfahren werden könnte, welcher die Fahne eigenmächtig verlaſſen habe. Doch ward der Vorſatz für angemeſſen gehalten, daß er ſich nirgends zeigte, ſondern ſich auf ſeine Wohnung und das Meier'ſche Haus beſchränkte. Nach einigen erwartungsvollen Tagen langte die Antwort des Generals Augé ein, des Inhalts, daß er dem Herzog Schiller's Schreiben vorgelegt und daſſelbe durch ſein Vorwort unterſtützt habe; demgemäß habe er den Auftrag erhalten, ihn wiſſen zu laſſen: Da Se. herzogliche Durchlaucht bei Anweſenheit der hohen Verwandten jetzt ſehr gnädig wären, ſo möge er nur zurückkommen.

So war alſo deſſen nicht einmal Erwähnung gethan, worum er ſo dringend gebeten hatte. Augenblicklich ſchrieb er daher dem General Augé zurück, daß er die Aeußerung Sr. Durchlaucht unmöglich für eine Gewährung ſeiner Bitte anſehen könne, und daß er ſeinen Chef erſuche, alles anzuwenden, um den Herzog zu Erfüllung ſeiner Wünſche zu vermögen. Zugleich ſchrieb er an einige ſeiner Stuttgarter Freunde, wie er es ſchon früher an ſeine Eltern gethan hatte, um es von ihnen ſogleich zu erfahren, wenn er von Seiten des Herzogs vielleicht feindliche Schritte gegen ſich zu befürchten hätte. Allein Augé's zweiter Brief enthielt nichts, als denſelben nichtsſagenden, lakoniſchen Beſcheid, welcher ihm das erſtemal zugekommen war. Schiller konnte es nicht wagen, wieder heimzukehren; es wäre auch mit ſeiner Ehre unverträglich geweſen. Der entſcheidende Schritt war einmal geſchehen; und er wollte lieber einer ungewiſſen Zukunft entgegengehen, als ſich das frühere, unerträgliche Joch wieder auflegen laſſen. Der Zwang der Armuth und der Noth ſchien ihm ehrenvoller und fördernder, als der Zwang der Willkühr.

Schon am erſten Abend ſeiner Anweſenheit in Mannheim hatte Streicher dem Herrn Meier von dem neuen Schauſpiel erzählt, welches den Räubern in mancher Hinſicht vorzuziehen ſei. Der Dichter wurde daher darum angegangen, die erregte Neugierde durch Mittheilung des Stücks zu befriedigen, und Tag und Stunde wurden beſtimmt, auf welche die bedeutendſten Schauſpieler eingeladen werden ſollten, der Vorleſung beizuwohnen. Sie mußten auf dieſe zweite Arbeit des außerordentlichen Jünglings eben ſo geſpannt ſein, als Schiller vor Begierde brannte, ſeinen Fiesko vorzuleſen, von deſſen günſtiger Aufnahme die Exiſtenz ſeiner nächſten Zukunft abhing. An einem Nachmittag erſchienen Iffland, Beil, Beck und noch mehrere andere Schauſpieler, und konnten nicht Worte genug finden, dem Dichter ihre Verehrung und die hohe Erwartung auszudrücken, welche ſie von ſeinem neuen Produkt hegten. Man ſetzte ſich um einen großen, runden Tiſch, und der Dichter begann, nach einer kurzen Erzählung der Geſchichte und einer Nachricht über die Perſonen, ſeine Vorleſung. Sein enthuſiaſtiſcher Reiſegefährte genoß ſchon im voraus die Bewunderung und Begeiſterung, welche Schiller von dieſen Kennern davontragen würde, die jetzt ihre Blicke unverwandt auf ihn gerichtet hatten, als er zu leſen begann; er ſah nicht den Vorleſer, ſondern nur die Zuhörer an, um die mächtigen Eindrücke, die Schiller auf ſie machen würde, in ihren Augen, Mienen und Gebärden zu beobachten. Aber wie hatten die Freunde ſich in ihrer Meinung von der Wirkung des Trauerſpiels getäuſcht! Zwar die größte Aufmerkſamkeit und Stille, aber kein Ausdruck von Empfindung, kein Zeichen des Beifalls; und als der erſte Akt kaum geleſen war, entfernte ſich Beil, und die übrigen unterhielten ſich über die Geſchichte des Fiesko ſtatt über das Drama, oder über Stadtneuigkeiten. Der zweite Akt wurde nach dieſer kurzen Unterbrechung weitergeleſen, und aufmerkſam, aber ohne irgend eine Aeußerung des Lobs angehört. Jetzt wurden Erfriſchungen herumgegeben, ein Schauſpieler ſchlug ein Bolzenſchießen vor, und nach einer Viertelſtunde hatten ſich alle eigeladene Perſonen entfernt, nur Iffland blieb noch bis zum Abend. Der gute Streicher war in einem peinlichen Gemüthszuſtande, und konnte ſich dieſe Gleichgültigkeit und Geringſchätzung gegen das vortreffliche Gedicht mit der noch eben ausgeſprochenen Hochachtung gegen den Dichter unmöglich zuſammenreimen. Aber ſein Erſtaunen ſollte vermehrt werden, als ihn Meier in das Nebenzimmer bei Seite nahm und ihn auf ſein Gewiſſen fragte: ob Schiller wirklich der Verfaſſer der Räuber ſei? Als Streicher dieß wiederholt verſicherte, ſo ſchloß der Schauſpieler mit den Worten: „Wenn Schiller wirklich die Räuber, wie den Fiesko, geſchrieben hat, ſo hat er alle ſeine Kraft an dem erſten Stück erſchöpft und kann nun nichts mehr, als lauter erbärmliches, ſchwülſtiſches und unſinniges Zeug hervorbringen.“ Dieſe Worte, von einem Manne ausgeſprochen, den er für einen vollgültigen Kenner und zugleich für einen aufrichtigen Freund Schiller's anſehen mußte, machten auf den jungen Menſchen einen ſo betäubenden Eindruck, daß ihm für den erſten Augenblick die Sprache verſagte. Die beiden kehrten zur Geſellſchaft zurück, wo den ganzen Abend Fiesko's mit keiner Sylbe mehr gedacht ward. Streicher war in quälende Gedanken verſunken, Schiller ſelbſt im höchſten Grade verſtimmt; er ging mit ſeinem Genoſſen bald weg, und ließ dem Herrn Meier das Manuſkript da, welches dieſer noch ganz durchleſen wollte.

Stumm kehrten die Freunde nach ihrer Wohnung zurück, und auch in ihrem Zimmer wurde lange nichts geſprochen, bis ſich Schiller endlich Luft machte, und ſich über den Neid, die Kabale, den Unverſtand dieſer Menſchen beſchwerte, dieſer Menſchen, unter denen er jetzt vielleicht werde leben müſſen. Und hier ſprach er zum erſtenmal in allem Ernſt den Vorſatz aus, daß wenn ſeine Tragödie nicht angenommen und er nicht als Schauſpieldichter würde angeſtellt werden, er ſelbſt als Schauſpieler auftreten wolle; indem doch eigentlich Niemand ſo gut deklamiren könne, als er! Der treue Genoſſe ſeines Leidens ſuchte ihn zu beruhigen, ſo gut er konnte, ging aber des andern Morgens in aller Frühe allein zu Meier, voll ängſtlicher Erwartung, um deſſen Endurtheil über den Fiesko und vielleicht ein beſſeres Wort zu hören. Kaum wurde ihn Meier anſichtig, als er ihm zurief: „Sie haben Recht! Fiesko iſt ein Meiſterſtück und für die Bühne beſſer gearbeitet, als die Räuber. Aber wiſſen Sie, was Schuld iſt, daß wir es alle für das elendeſte Machwerk hielten! Schiller's ſchwäbiſche Ausſprache und die verwünſchte Art, wie er alles deklamirt. Er ſagt alles in dem nämlichen hochtrabenden Ton her, ob es heißt: Er macht die Thüre zu, oder ob es eine Hauptſtelle ſeines Helden iſt. Aber jetzt muß das Stück in den Ausſchuß kommen, da wollen wir es uns vorleſen, und alles in Bewegung ſetzen, daß es bald auf das Theater kommt.“ Dieſe Worte und Ausſicht erfüllten die treue Seele mit einer ſolchen Freude, daß er, ohne das Geringſte zu erwiedern, ſogleich nach Haus zurückflog, und Schiller, der noch im Bette lag, mit der frohen Nachricht weckte, daß ſein Trauerſpiel bald in lebendiger Geſtalt vor ihm erſcheinen werde. Daß ſeine unreine und heftige Ausſprache geſtern Schuld an dem gänzlich verfehlten Eindruck geweſen, verſchwieg er ihm um ſo mehr, je größer die Selbſttäuſchung war, in welcher er in dieſer Hinſicht ſich befand. Er hütete ſich, ſein ohnehin krankes Gemüth von neuem zu reizen oder zu verwunden.

Unterdeſſen waren Briefe von den Freunden in Stuttgart angelangt, welche ihm riethen, ſich auf einige Wochen von Mannheim zu entfernen; es könnte doch möglich ſein, daß ſeine Auslieferung von der pfälziſchen Regierung verlangt würde, da er auf Koſten des Herzogs in der Militärſchule erzogen worden ſei; weil er Uniform getragen, könne er gewiſſermaßen doch zum Militärſtande gerechnet werden. Geſchehe in einigen Wochen nichts gegen ihn, ſo habe er für die Zukunft nichts mehr zu beſorgen. Dalberg, von dem allein eine günſtige Wendung des Schickſals Schiller's zu hoffen ſtand, war noch nicht zurückgekehrt, und da die Zeit ſeiner Rückkunft ungewiß war, ſo wurde eine Reiſe über Darmſtadt nach Frankfurt beſchloſſen.

Die Reiſe mußte zu Fuß gemacht werden, denn das von Stuttgart mitgenommene Geld war ſo zuſammengeſchmolzen, daß man bei der größten Sparſamkeit nur noch zehn bis zwölf Tage damit ausreichen konnte. Schiller konnte ſich nicht an ſeine Eltern wenden, ſie waren unbemittelt, und er vermied und ſcheute es auch, ſeinen Vater dem Verdacht auszuſetzen, als ſtehe er mit ſeinem Sohne in Verbindung, und durch eine Bitte um Unterſtützung den Seinigen wegen ſeiner hülfloſen Lage Kummer einzuflößen. Hatte doch ſeine Mutter gehofft, er werde einem behaglichen Zuſtand entgegen gehen!

Daher wandte ſich Streicher an ſeine Mutter, mit der Bitte, ihm dreißig Gulden nach Frankfurt zu ſchicken, da er ſeinen Freund, welcher in Mannheim nichts erhalten habe, in dieſer Verlegenheit nicht verlaſſen könne. Nur mit dem unentbehrlichſten Reiſegeld, ihrer ganzen Habe, verſehen, gingen die Freunde nach dem Mittageſſen von Mannheim ab, nahmen ihren Weg über die Neckarbrücke nach Sandhofen, blieben in einem Dorf über Nacht und ſetzten den andern Tag auf der herrlichen Bergſtraße ihren Weg bis nach Darmſtadt fort, wo ſie ermüdet von dem ungewohnten, zwölfſtündigen Marſch Abends um ſechs Uhr ankamen. Hier erquickten ſie ſich durch ein gutes Nachteſſen und einen ſüßen Schlaf, aus dem ſie aber um Mitternacht durch das fürchterliche Trommeln der Reveille auf eine unangenehme Weiſe geweckt wurden. Ungeachtet ſich Schiller am Morgen nicht ganz wohl fühlte, beſtand er doch darauf, noch heute den ſechs Stunden langen Weg nach Frankfurt zu machen, damit er von dort aus ſogleich nach Mannheim ſchreiben, und ſich die indeſſen vielleicht an ihn eingelaufenen Briefe nachſchicken laſſen könnte. Es war ein ſchöner, heiterer Morgen, als die noch von geſtern ermüdeten Reiſenden ihren Weg wiederum antraten. Langſam ſchritten ſie vorwärts, raſteten aber ſchon nach einer Stunde in einem Dorfe, um ſich durch etwas in Waſſer geſchütteten Kirſchengeiſt abzukühlen und zu ſtärken. Zu Mittag kehrten ſie wieder ein, weniger des Eſſens wegen, als damit Schiller, der ſehr müde war, etwas ruhen konnte. Aber in dem Wirthshauſe war es ſo lärmend, und die Leute ſo roh, daß ſie es nicht über eine viertel Stunde aushalten konnten. Man machte ſich alſo wieder auf, um Frankfurt zu erreichen, was aber die Mattigkeit Schiller's kaum zuzulaſſen ſchien. Er ging immer langſamer, mit jeder Minute vermehrte ſich ſeine Bläſſe, und als man in ein Wäldchen gelangte, in welchem ſeitwärts eine Stelle ausgehauen war, erklärte er, außer Stand zu ſein, noch weiter zu gehen; er wolle es verſuchen, ob er ſich durch einige Stunden Ruhe ſo weit erhole, um noch heute die Stadt erreichen zu können. Er legte ſich unter ein ſchattiges Gebüſch ins Gras nieder, um zu ſchlafen, und Streicher ſetzte ſich auf den abgehauenen Stamm eines

Baumes, ängſtlich und bang auf den unglücklichen Freund hinſchauend. Hier lag der edelſte Dichter, welcher bald der Ruhm ſeines Volkes werden ſollte, arm, hülflos, entkräftet, ohne Heimath und ohne Ausſicht. Aber von jeher hatten diejenigen, welche beſtimmt waren, die Herzen der Menſchen tief zu ergreifen und ewig an ſich zu feſſeln, nicht, wo ſie ihr Haupt niederlegen konnten, und während ſie ſelbſt, was das Leben veredelt und beglückt, reichlich ſpendeten, war ihr Antheil Noth und Leiden. Der Schlummer erbarmte ſich ſeiner. Aber auch in ſeinen abgehärmten, düſtern Zügen, erzählt der Freund weiter, welcher ſein Ungemach mit ihm theilte, ließ ſich noch der ſtolze Muth wahrnehmen, mit dem er gegen ein hartes unverdientes Schickſal zu kämpfen ſuchte, und die wechſelnde Geſichtsfarbe verrieth, was ihn, ſeiner unbewußt, beſchäftigte. Das Ruheplätzchen lag für den Schlafenden günſtig, indem nur links ein Fußſteig vorbeiführte, der aber während zwei Stunden von Niemand betreten wurde, bis ihn endlich ein vorbeigehender Offizier in blaßblauer Uniform mit gelben Aufſchlägen, den Streicher für einen der in Frankfurt liegenden Werber anſah, aus dem Schlafe weckte. Er war ſo weit geſtärkt, daß er anfangs langſam, aber doch ohne Beſchwerde fortgehen konnte, ſo daß man mit der Dämmerung in das alterthümliche Frankfurt eintrat. Man nahm in Sachſenhauſen Logis, und um genau wiſſen zu können, wie lange man mit dem geringen Geldvorrath noch ausreichen werde, wurde mit dem Wirth ſogleich der Betrag von Zimmer und Koſt für den Tag bedungen.

Den andern Tag (am 29. oder 30. September 1782) ſchrieb Schiller einige Briefe nach Mannheim, unter andern auch einen, zum Glück noch erhaltenen [1], an Dalberg, der uns einen noch tiefern Blick in ſeine Hülfloſigkeit und in ſeinen Gram thun läßt. So lange er noch in Stuttgart war, konnte er es immer bewirken, daß der Rückzahlungstermin ſeiner Schuld von 200 Gulden hinausgeſchoben wurde. Aber nachdem nun Schiller (freilich eigentlich zum Theil eben deßwegen, um in den Stand zu kommen, ſeine Schuld abzutragen) entwichen war, ſetzte der beſorgte Gläubiger dem Bürgen zu, und wollte ſich nicht länger hinhalten laſſen, und dieſer, welcher ebenfalls unvermögend war, ſtand in Gefahr, verhaftet zu werden. Das mußte unſerm Freund das Herz zernagen; wie ja nichts peinigender iſt, als wenn wir auch Andere in unſer Ungemach und Elend ziehen, und durch dieſes verhindert werden, den gemeinſten Pflichten der Ehre zu genügen. Auf Dalberg war alle ſeine Hoffnung geſtellt, dieſer konnte den Vorſchuß leiſten, da er mehr, als den Werth dieſer Summe, durch das Manuſkript des Fiesko, welches ihm durch Meier übergeben worden war, ſchon in Händen hatte. Was kam dem reichen Baron von Dalberg auf einige hundert Gulden an, ihm, welcher mit Recht auf den Namen eines Beſchützers der Künſte und Wiſſenſchaften Anſpruch machen konnte! Nach langem Kämpfen mit ſich ſelbſt ſetzte er ſich endlich nieder, um Dalberg um jenen Vorſchuß anzuſprechen, ſo wie Fichte ſeinen Lehrer Kant einſt ebenfalls um eine Unterſtützung anging, nur daß Dalberg allerdings kein Kant war. Mit gepreßtem Gemüth und nicht mit trockenen Augen ſchrieb er:

---

[1] Schiller's Briefe an Dalberg (2te Auflage). S. 8 ſq.

„Euere Excellenz werden von meinen Freunden zu Mannheim meine Lage bis zu Ihrer Ankunft; die ich leider nicht mehr abwarten konnte, erfahren haben. Sobald ich Ihnen ſage, ich bin auf der Flucht, ſobald hab' ich Ihnen mein ganzes Schickſal geſchildert. Aber noch kommt das Schlimmſte hinzu. Ich habe die nöthigen Hülfsmittel nicht, die mich in den Stand ſetzten, meinem Mißgeſchick Trotz zu bieten. Ich habe mich von Stuttgart, meiner Sicherheit wegen, ſchnell, und zur Zeit des Großfürſten losreißen müſſen. Dadurch habe ich meine bisherigen ökonomiſchen Verhältniſſe plötzlich durchriſſen, und nicht alle Schulden berichtigen können. Meine Hoffnung war auf meinen Aufenthalt zu Mannheim geſetzt; dort hoffte ich, von E. E. unterſtützt, durch mein Schauſpiel, mich nicht nur ſchuldenfrei, ſondern auch überhaupt in beſſere Umſtände zu ſetzen. Dieß ward durch meinen nothwendigen plötzlichen Aufbruch hintertrieben. Ich ging leer hinweg, leer in Börſe und Hoffnung. Es könnte mich ſchamroth machen, daß ich Ihnen ſolche Geſtändniſſe thun muß, aber ich weiß, es erniedrigt mich nicht. Traurig genug, daß ich auch an mir die gehäſſige Wahrheit beſtätigt ſehen muß, die jedem freien Schwaben Wachsthum und Vollendung abſpricht."

„Wenn meine bisherige Handlungsart, wenn alles das, woraus E. E. meinen Charakter erkennen, Ihnen ein Zutrauen gegen meine Ehrliebe einflößen kann, ſo erlauben Sie mir, Sie freimüthig um Unterſtützung zu bitten. So höchſt nothwendig ich jetzt des Ertrags bedarf, den ich von meinem Fiesko erwartete, ſo wenig kann ich ihn vor drei Wochen theaterfertig liefern, weil mein Herz ſo lange beklemmt war, weil das Gefühl meines Zuſtandes mich gänzlich von dichteriſchen Träumen zurückriß. Wenn ich ihn aber bis auf beſagte Zeit nicht nur fertig, ſondern, wie ich auch hoffen kann, würdig, verſpreche, ſo nehme ich mir daraus den Muth, Euere Excellenz um gütigſten Vorſchuß des mir dadurch zufallenden Preiſes gehorſamſt zu bitten, weil ich jetzt, vielleicht mehr als ſonſt durch mein ganzes Leben, deſſen benöthigt bin. Ich hätte ungefähr noch 200 Gulden nach Stuttgart zu bezahlen. Ich darf es Ihnen geſtehen, daß mir das mehr Sorgen macht, als wie ich mich ſelbſt durch die Welt ſchleppen ſoll. Ich habe ſo lange keine Ruhe, bis ich mich von der Seite gereinigt habe."

„Dann wird mein Reiſemagazin in acht Tagen erſchöpft ſein. Noch iſt es mir gänzlich unmöglich, mit dem Geiſte zu arbeiten. Ich habe alſo gegenwärtig auch in meinem Kopf keine Reſſourcen. Wenn E. E. (da ich doch einmal alles geſagt habe) mir auch hiezu 100 Gulden vorſtrecken würden, ſo wäre mir gänzlich geholfen. Entweder würden Sie dann die Gnade haben, mir den Gewinnſt der erſten Vorſtellung meines Fiesko's mit aufgehobenem Abonnement zu verſprechen, oder mit mir über einen Preis übereinkommen, der den Werth meines Schauſpiels beſtimmen würde."

„In beiden Fällen würde es mir ein Leichtes ſein (wenn meine jetzige Bitte die alsdann erwachſende Summe überſtiege) die ganze Rechnung zu ablaniren. Ich lege dieſe Meinung, die nichts als inſtändige Bitte ſein darf, dem Gutbefinden E. E. alſo vor, wie ich es meinen Kräften zutrauen kann, ſie zu erfüllen."

„Da mein gegenwärtiger Zuſtand aus dem Bisherigen hell genug wird, ſo finde ich es für überflüſſig, E. E. mit einer **drängenden Vormalung** meiner Noth zu quälen.*"

„Schnelle Hülfe iſt alles, was ich jetzt noch denken und wünſchen kann. Herr Meier iſt von mir gebeten, mir den Entſchluß E. E. unter allen Umſtänden mitzutheilen, und Sie ſelbſt des Geſchäfts, mir zu ſchreiben, zu überheben."

„Mit entſchiedener Achtung nenne ich mich u. ſ. w."

Nachdem dieſer Brief geſchrieben und [illegible] Beilage an Meier adreſſirt war, gewann er zum Theil ſeine frühere Heiterkeit wieder. Sein Auge wurde feuriger, ſein Geſpräch belebter und ſeine Gedanken, welche ſich bisher immer mit ſeinem Zuſtande beſchäftigten, wandten ſich ungehemmter auch auf andere Gegenſtände. Ein Spaziergang, welcher des Nachmittags über die Mainbrücke durch Frankfurt nach der Poſt gemacht wurde, zerſtreute ihn, da er hier das kaufmänniſche Gewühl und die ineinandergreifende Thätigkeit ſo vieler Menſchen zum erſtenmal ſah. Auf dem Heimwege blickte er von der Mainbrücke lange ſtumm in den Strom und phantaſirte, „ob dieſes Waſſer oder ſeine Leiden [illegible]". Erleichtert überſchaute er dann das thätige Treiben der abgehenden und ankommenden, der ein- und ausladenden Schiffe; auf dem gelblichen Strom ſpiegelte ſich der heiterſte Abendhimmel. Lauter Gegenſtände, die ſein Gemüth wieder erhoben und ihn bald zu den intereſſanteſten Bemerkungen veranlaßten, wie es denn für ſeine unerſchöpfliche Einbildungskraft und ſein reiches Gemüth kaum etwas Leeres und Beziehungsloſes gab. Dieſe Zerſtreuung wirkte auch auf ſeine Geſundheit ſo wohlthätig, daß er wieder Eßluſt bekam, die ihm ſeit einigen Tagen gänzlich gefehlt hatte, und er unterhielt ſich wieder mit Lebhaftigkeit über dichteriſche Pläne, welche ihn eigentlich nie verließen.

Aus ſeiner Seele tauchte eine neue Geſtalt hervor. Schon auf dem Wege von Mannheim nach Sandhofen und von da nach Darmſtadt konnte ſein Gefährte bemerken, daß ſein

---

* Wie er in **Kabale und Liebe** (Akt 2, Scene 3) die Lady zu Ferdinand ſagen läßt. Vergl. Frau von Wolzogen a. a. O., Th. 1, S. 58.

Inneres durch eine neue Idee von den äußern Gegenſtänden abgezogen wurde. Er war ſo ſehr in ſich verloren, daß ihn ſelbſt auf der ihrer Schönheit wegen berühmten Bergſtraße ſein Begleiter auf jede reizende Ausſicht aufmerkſam machen mußte. Er bildete nämlich die Idee eines bürgerlichen Trauerſpiels, der Luiſe Millerin, oder von Kabale und Liebe, wie das Stück ſpäter genannt wurde, bei ſich aus. Er ſoll den Plan hierzu ſchon in ſeinem Arreſt in Stuttgart gefaßt haben [1], wahrſcheinlich auf Veranlaſſung des deutſchen Hausvaters von Gemmingen und anderer bürgerlicher Trauerſpiele, welche damals beſonders von den glücklichen, behaglichen Pfälzern, deren Geſichtskreis ſich noch nicht zu dem hohen tragiſchen Pathos erweitert hatte, auf der Mannheimer Bühne mit rauſchendem Beifall geſehen wurden. Er ſelbſt ſchreibt ſchon am 12. Dezember 1781 an Dalberg über jenes Lieblingsſtück [2]: „Ich höre, daß dieſer Herr von Gemmingen Verfaſſer des deutſchen Hausvaters iſt. Ich wünſchte die Ehre zu haben, dieſen Mann zu verſichern, daß ich eben dieſen Hausvater ungemein gut befunden, und einen vortrefflichen Mann und ſehr ſchönen Geiſt darin bewundert habe.“ — Er fühlte ſich gedrungen, den polemiſchen Geiſt, welchen er bisher in höhern Sphären dramatiſch ausgebildet hatte, auch in das enge, damals den Deutſchen allein verſtändliche Hausleben hinein zu verfolgen. Ehe er aus dem Kreis dieſer ganzen negirenden Gattung trat, mußte er ihn ganz durchmeſſen haben.

Die Hauptmomente der neuen Tragödie ſtanden bald hell und beſtimmt vor ſeiner Seele, und in den nächſten vierzehn Tagen war ſchon ein bedeutender Theil der Auftritte auf dem Papier. Wenn er von den Ausgängen in die Stadt zurückgekehrt war, überließ er ſich in den vier Wänden, wo er durch nichts abgelenkt wurde, dem Spiele ſeiner poetiſchen Gedankenwelt. Er brachte die Nachmittage, beſonders aber die Abende, im Auf- und Abgehen und mit Niederſchreiben einiger Zeilen zu. Sein Produktionstrieb war ſo ungeheuer, daß er durch das ihm bisher unbekannte bewegte Leben, und durch das Neue, was er hier ſah und hörte, ſo wenig, als durch ſeine traurige Lage aus ſeinen Ideen herausgezogen wurde. In ſolchen Stunden, wo der poetiſche Geiſt über ihn kam, war er ganz in ſich ſelbſt zurückgezogen, und für die Außenwelt gar nicht vorhanden; aber an ſeinem Schweigen, an einzelnen pythiſchen Lauten, an ſeinen ausdrucksvollen Mienen, an ſeinem lebhaften Gebärdenſpiel, an ſeinem aufwärts gerichteten Blicke konnte man wahrnehmen, daß etwas Bedeutendes und Großes ſich in ihm geſtalte. So ganz ſprach er ſich immer in allem aus, was er dichtete, ſo rein und voll enthüllte er ſich. Sein Gefährte Streicher hütete ſich in ſolchen Stunden, ihn im geringſten zu beunruhigen, und hielt ſich mit einer Art heiliger Scheu ſo ſtill, als möglich. Der treue Freund gab ſich überhaupt ganz hin, und ungeachtet ſein intellektueller Standpunkt und ſeine Geiſteskraft niedriger waren, konnte er dem Dichter in ſeinen Ideen doch folgen, und nahm ſie liebevoll, ja enthuſiaſtiſch auf. Schiller fühlte ſich bei ſeiner beſtändigen Geſellſchaft in ſeinen Ideen ungehemmt, ja gefördert, während des guten Menſchen Liebe und Sorge ſein Gemüth tröſtete und beglückte und ſein weſentlicher reeller Beiſtand ihm über die ſchwierigſte Zeit hinweg half. Einem ſolchen anſpruchsloſen, ſich ſelbſt vergeſſenden Engel von Menſchen mußte der gütige Himmel unſerm Freunde in ſeinen ſchwerſten Leiden zugeſellen, wenn er nicht untergehen ſollte.

---

[1] Wie wenigſtens Frau von Wolzogen a. a. O., S. 48, ſagt.

[2] Schiller's Briefe an Dalberg, S. 25.

Ein Zufall diente dazu, ſeinen Muth zu beleben. Als die Freunde ausgegangen waren, um die Stadt zu beſehen, kamen ſie an einen Buchladen, in welchen ſie eintraten. Schiller fragte den Buchhändler, ob das berüchtigte Schauſpiel, die Räuber, guten Abſatz fände, und was das Publikum darüber urtheile? Die Antwort auf beide Fragen war ſo außerordentlich günſtig und ſchmeichelhaft, daß der überraſchte Autor dem Buchhändler, ungeachtet er ſich ihm als Doktor Ritter vorgeſtellt hatte, nicht verſchweigen konnte, daß er ſelbſt, der gegenwärtig das Vergnügen habe, mit ihm zu ſprechen, der Verfaſſer davon ſei. Aus den erſtaunten, den Dichter meſſenden Blicken des Mannes ließ ſich abnehmen, wie unglaublich es ihm vorkam, daß der ſo ſanft und freundlich ausſehende Jüngling ſo etwas geſchrieben haben könne. Indeſſen verbarg er ſeinen Zweifel, und wiederholte weitläufiger die eben gegebenen Nachrichten. Was konnte auf den armen Flüchtling einen angenehmeren Eindruck machen, als dieſe Anerkennung ſeines Talents? Er hatte, um ſeinen Ausdruck zu gebrauchen, an das Höchſte das Theuerſte geſetzt, und beſaß nichts mehr, wenn er dieſes Talentes nicht gewiß war.

Jeden Morgen und jeden Nachmittag fragten die Freunde auf der Poſt nach, ob kein Brief, kein Geld für ſie angekommen ſei, aber immer vergebens. Streicher ſah dieſe Verſpätung als ein gutes Zeichen an, und machte ſchon einen Plan, wie er von Frankfurt aus, ohne wieder nach Mannheim zurückzukehren, ſeine Reiſe nach Hamburg fortſetzen wolle. Auf einem durch beſſere Witterung begünſtigten Spaziergang malten ſie ſich ihre Hoffnungen aus.

Am nächſten Morgen gingen ſie ſchon um neun Uhr zur Poſt, und dieſes Mal waren die Briefe zu ihrer großen Freude wirklich eingelaufen. Sie eilten ſo ſchnell als möglich mit ihnen zu ihrem Quartier zurück, und waren kaum hier angelangt, als Schiller ſchon das an Doktor Ritter überſchriebene Paket erbrochen hatte. Er fand Briefe von Stuttgart, die viel von dem außerordentlichen Aufſehen meldeten, welches ſein Verſchwinden verurſacht habe, und ihm die größte Vorſicht wegen ſeines Aufenthalts anriethen, obgleich noch nichts vorgefallen ſei, woraus man auf feindſelige Abſichten des Herzogs ſchließen könne. Doch die Freunde ſahen über die Möglichkeit einer Gefahr um ſo leichter hinweg, da jetzt noch Meier's Brief übrig war, von deſſen Inhalt ſie das Beſte erwarteten.

Schiller las dieſes Schreiben für ſich allein, und blickte dann gedankenvoll durch das Fenſter, welches die Ausſicht auf die Mainbrücke hatte. Lange ſprach er kein Wort, aber es ließ ſich aus eben dieſem Stillſchweigen, aus ſeinen verdüſterten Augen und aus ſeiner veränderten Geſichtsfarbe ſchließen, daß Meier nichts Erfreuliches geſchrieben haben könne. Nur nach und nach kam es zur Sprache: daß Dalberg keinen

Vorſchuß leiſte, weil Fiesko in dieſer Geſtalt für das Theater nicht brauchbar ſei, und daß die Umarbeitung erſt geſchehen ſein müſſe, bevor er ſich auch nur weiter erklären könne.

Wie ſtimmte eine ſolche kalte Zurückweiſung mit Dalberg's früherer Theilnahme und Aufmunterung? Das mußte ihm unbegreiflich ſein! Nicht einmal durch einige eigenhändige Zeilen hatte Dalberg die niederſchlagende Nachricht gemildert; ohne Troſt ließ er den edelſten Jüngling, wie ohne Unterſtützung! — Wie mußte es ſeinen hohen, ſtolzen Sinn kränken, daß er ſeine Noth unnützerweiſe enthüllt, daß er ſich einem Manne preisgegeben hatte, welcher es nicht zu wiſſen ſchien, daß der ideal geſinnte Menſch ſeine Achtung einem Andern durch das beweiſ't, was er von ihm fordert und ſeine Zuneigung durch das, was er von ihm annimmt![1] —

Solche Gedanken mußten des ſchwer Getäuſchten Seele durchkreuzen. Aber darin zeigte der ſonſt ſo ungeſtüme und leidenſchaftliche Jüngling ſein hohes Gemüth auf eine wahrhaft bewundernswürdige Weiſe: er ließ nicht die geringſte Anklage hören; kein hartes oder heftiges Wort kam über ſeine Lippen, ja nicht einmal mit einem Tadel wurde die unfreundliche abſchlägige Antwort erwiedert. Wie er ein durchaus muthiger, thätiger Geiſt war, ſo dachte er jetzt an nichts anderes, als was nun zu thun ſei? Da nicht alle Hoffnung abgeſchnitten war, daß das Trauerſpiel von dem Theater angenommen werden würde, und da es auf jeden Fall nach der letzten Feile einem Buchhändler verkauft werden konnte, ſo beſchloß er, in die Gegend von Mannheim zu gehen, wo es wohlfeiler als in Frankfurt zu leben ſei, und wo er doch nicht ganz verlaſſen wäre, ſondern, wenn er auf die tiefſte Stufe des Mangels käme, doch von Schwan und Meier einige Hülfe erwarten könnte. Da aber die Baarſchaft zu Ende ging, ſo war man vorerſt noch an Frankfurt gebannt, und mußte warten, bis die Beihülfe von Streicher's Mutter anlangte, der ſich nun nicht von ihm trennen wollte. Dieß Geld konnte aber ganz oder doch lange ausbleiben, deßwegen entſchloß ſich Schiller, ein ziemlich langes Gedicht, Teufel Amor betitelt, welches ſpäter verloren ging, und in dem die Verſe vorkamen:

---

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 1238. A.

„Süßer Amor, verweile
Im melodiſchen Flug,“

einem Buchhändler zu verkaufen. Er forderte fünfundzwanzig Gulden, der Buchhändler wollte nur achtzehn geben. So benöthigt er nun auch des Geldes war, und ſo wenig ihm an einigen Gulden mehr oder weniger lag, ſo konnte es ſich der ſtolze Dichter doch nicht abgewinnen, ſein gehaltvolles Gedicht unter dem einmal ausgeſprochenen Preiſe wegzugeben; gegen alle Krämerei war er mit herzlicher Verachtung erfüllt. Er kam mißmuthig mit ſeinem Gedichte, aber auch mit leerem Beutel wieder nach Hauſe zurück.

Endlich, als ſich der ganze Reichthum der geängſtigten Freunde ſchon in kleine Scheidemünze verwandelt hatte, kamen die dreißig Gulden für Streicher an. Gleich den andern Morgen fuhren die Reiſenden auf dem Marktſchiff nach Mainz, nachdem Schiller Meiern geſchrieben hatte, dieſer möge ihm nach Worms melden, wohin er ſich von da zu begeben habe, um ihn zu ſprechen und mit ihm den Ort zu verabreden, in welchem er ſein Trauerſpiel ruhig umarbeiten könne. Man nahm in Mainz den Dom in Augenſchein, übernachtete, und ſetzte am folgenden Tage ſehr frühe zu Fuß den Weg an der Favorite vorbei weiter fort. Sie genoſſen hier den herrlichen Anblick des Zuſammentreffens vom Rhein- und Mainſtrom bei der ſchönſten Morgenbeleuchtung, und bewunderten den ächt deutſchen Eigenſinn, mit welchem beide Gewäſſer ihre Abneigung gegen einander durch den ſcharfen Abſchnitt ihrer bläulichen und gelben Farbe bezeichneten. In Nierſtein ließen ſie ſich einen Schoppen von dem beſten alten Wein reichen, wofür ſie einen halben Thaler von ihrem kleinen Vermögen hergaben. Als Nichtkennern ſchien es ihnen anfangs, daß der Ruf dieſes Weines doch größer ſei, als er es verdiene; als ſie aber wieder im Freien waren und nun ſeiner Wirkung inne wurden, da verſicherten ſie, in ihm einen wahren Herzensſtärker gefunden zu haben und ließen dem edeln Getränk volle Gerechtigkeit widerfahren. Der belebte Zuſtand hielt aber kaum einige Stunden lang an. So feſt der Wille war, ſo konnte der ungeübte Schiller das anſtrengende Gehen doch kaum einige Stunden aushalten, was, wie Streicher beifügt, vorzüglich daher kommen mochte, weil er immer in Gedanken verloren war; indem nichts ſo ſehr ermüde, als tiefes Nachdenken, wenn der Körper in Bewegung ſei. Man mußte daher die letzte Station fahren, um noch frühe genug in Worms anzukommen.

Meier's vorgefundener Brief beſchied ſie zu einer Zuſammenkunft nach Oggersheim, in das Wirthshaus zum Viehhof. Beruhigt ſetzten ſie den andern Tag ihren Weg fort, und trafen den Nachmittag zur beſtimmten Stunde hier ein, wo ſie Herrn Meier und deſſen Frau nebſt zwei andern Verehreren Schiller's ſchon vorfanden.

Zwölftes Kapitel.

Aufenthalt in Oggersheim. Furcht vor einer Verhaftung. Nichtannahme des Fiesko. Aufbruch nach Bauerbach.

Für Meier war es ein läſtiges und mißliches Geſchäft, unſerem Dichter auseinander zu ſetzen, warum Dalberg ſich auf keinen Vorſchuß habe einlaſſen können, und aus welchen Gründen Fiesko in ſeiner gegenwärtigen Geſtalt für das Theater nicht angenommen worden ſei. Er wußte aber den ganzen Gegenſtand ſehr zart zu behandeln und ihn dem jungen Mann von der vortheilhafteſten Seite darzuſtellen. Auch fügte er die Verſicherung bei, das Stück werde gewiß durchgehen, wenn es um mehrere Scenen verkürzt und der letzte Akt erſt ganz beendigt wäre. Die Frau Meier und die beiden andern Freunde trugen ebenfalls zu ſeiner Ermunterung das Ihrige bei. Er bedurfte deren kaum, denn bei aller Weichheit des Gefühls war er ein durchaus energiſcher Charakter, und zeigte ſich hier über Kleinmuth eben ſo erhaben, als über Leidenſchaftlichkeit. Kein Wort ſprach er, welches eine Empfindlichkeit über die vereitelte Hoffnung, über das in Dalberg geſetzte, bitter getäuſchte Vertrauen, über die Ausſtellungen, welche man an ſeinem Trauerſpiel machte, verrathen hätte! Die Richtung auf Entſchlüſſe trägt die Seele über eine kleine Empfindlichkeit weg. Schnell lenkte Schiller das Geſpräch darauf hin, welcher Ort wohl zu beſtimmen ſei, wo er ſich einige Wochen, ſo viele zur Umarbeitung erforderlich ſein würden, ruhig und ohne Gefahr aufhalten könnte.

Aus vielen Gründen wurde Oggersheim ſelbſt und das Wirthshaus, in welchem ſie gerade waren, für den beſten Ort befunden. Weil Stuttgarter Briefe, welche Frau Meier den Freunden mitgebracht hatten, noch immer von Gefahr der Auslieferung ſprachen und die möglichſte Verborgenheit empfahlen, ſo wurde der Name Doktor Ritter, den der Flüchtling bisher führte, in *Doktor Schmidt* verwandelt, und er ſogleich in Anweſenheit des herbeigerufenen Wirths mit dieſem Namen angeredet. Koſt und Logis wurden auch hier für den Tag bedungen, und Madame Meier erſucht, die Koffer und das Klavier herüberzuſchicken. Abends kehrte die Geſellſchaft wieder nach Mannheim zurück, und die beiden Zurückbleibenden begaben ſich auf ihr Zimmer, wo ſie ſich mit Einem Bette begnügen mußten.

Ehe ſie ſich aber zur Ruhe begaben, ſetzte ſich Schiller nieder, um an dem Plane zu ſeinem neuen Trauerſpiele zu ſchreiben, und ſo ließ es ſich jetzt ſchon vorausſehen, daß er ſeinen Fiesko innerhalb der nächſten drei Wochen, über welche Zeit die Baarſchaft nicht hinausreichte, nicht beendigen würde, wie er es hoffte.

Das bürgerliche Trauerſpiel beſchäftigte ihn allzuſehr, und er fühlte ſich gleichſam gezwungen, ſich dieſes neuen Stoffes einigermaßen zu bemächtigen, ihn dramatiſch zu zerlegen und zu motiviren, ehe er ſich jener unintereſſantern Arbeit ungeſtört widmen konnte. Er war hiermit ſo eifrig beſchäftigt, daß er in den nächſten acht Tagen das Zimmer beinahe gar nicht verließ. In den langen Herbſtabenden ging er, während das Zimmer oft nur durch das Mondlicht erleuchtet war und ſein Freund auf dem Klavier ſpielte, Stunden lang auf und ab. Eine lebhafte und melancholiſche Muſik regte die Gefühle in ihm auf, durch welche ſein Gedicht rühren und erſchüttern ſollte, und die poetiſchen Ideen und Bilder floſſen ihm dann freier und reichlicher zu. Da in ſeiner

Lage ſonſt alles Andere ihn nur hemmen und niederdrücken konnte, ſo daß er ſich von allem ausſchließen mußte, um nicht geſtört zu werden, ſo war ihm dieſe einzige Belebung ſeines Affekten- und Gedankenſpiels doppelt willkommen, und er war dem ſeiner Muſe dienenden Inſtrumente und dem Spieler von Herzen dankbar.

Um ſeinem bürgerlichen Schauſpiel eine um ſo beſſere Aufnahme bei dem Theaterausſchuß zu bereiten, richtete er die darin vorkommenden Perſonen nach der Individualität der Mannheimer Schauſpieler ein, was ihm vielleicht unbewußt die Charaktere ſelbſt beſtimmter geſtalten half. Die Frau Beck's, eine der liebenswürdigſten Schauſpielerinnen, ſollte in der Rolle der Luiſe ihr eigenthümliches Talent auf eine glänzende Weiſe entfalten, und im voraus ergötzte er ſich daran, wie Herr Beil den Stadtmuſikanten Miller ſo recht naiv drollig darſtellen werde, und welche Wirkung ſolche komiſche Auftritte gegen die darauf folgenden tragiſchen auf die Zuſchauer machen müßten. Das Schauſpielerperſonal lieferte ihm die Charaktere ſeines Stückes.

Bei dieſer Beſchäftigung konnte er erſt nach einigen Wochen an die Veränderungen ernſthaft denken, welche an ſeinem Fiesko vorgenommen werden mußten. Er begann die Arbeit, ohne mit ſich über den noch unvollendeten Ausgang des Stückes einig zu ſein, denn daß Fiesko in dem Drama nicht, wie in der Geſchichte, durch einen Zufall in das Waſſer ſtürzen dürfe, war damals bei ihm ausgemacht. Aber wie und durch wen eine der Tragödie würdige Kataſtrophe herbeizuführen ſei, das erweckte ſo viele und lange Zweifel, daß er ſich endlich vornahm, vorher alles Frühere auszuarbeiten, ohne den Ausgang durch etwas zu beſtimmen, und dieſe Frage zuletzt zu entſcheiden.

Die beſchwerliche Arbeit rückte ſehr langſam vorwärts. Im Hintergrund ſeiner Seele lag das neue Schauſpiel, und hätte er nicht alles aufbieten müſſen, um ſich aus ſeiner Noth zu retten, ſo wäre dieß gewiß vor der Umarbeitung des alten Dramas fertig geworden. Es war ein eigenes Schickſal, daß er, während ſich alles verſchworen zu haben ſchien, ſeinen

Adlerflug in das Alltäglichſte hinabzuziehen, und ſeine Gedanken in den niedrigſten Sorgen des Lebens feſt zu halten, auch in dem Ueberfluß ſeines Talents ein Hinderniß finden mußte. Daß er ſich durch ſeine Lage gezwungen ſah, dieſes Gedicht zu vollenden, war ihm ein peinigendes Gefühl. Pegaſus hatte das Joch der Menſchen abgeworfen, und war nun unter dem Joch des Hungers und der Armuth. Der Aufenthalt in Oggersheim, beſonders in den feuchten, trüben Oktobermonate, war nichts weniger, als erheiternd. Wenn Schiller einmal zu ſeinen Mannheimer Freunden wollte, konnte er nur zur Zeit der Dämmerung in die Stadt gehen, und mußte über Nacht bleiben. Die flache, kahle, ſandige Gegend, wenn auch Pappelalleen nach Mannheim, und Frankenthal führten, konnte den Freunden, welche ſich in ihren Geſprächen die üppige, bergumgränzte Gegend Stuttgarts zurückriefen, nicht zuſagen. Der Hauswirth war von rauher Gemüthsart, und Frau und Tochter hatten von ihm öfters die rohſte Behandlung zu erfahren.

Im Orte lebte ein Kaufmann, Namens Derain, welcher ſich aber mehr mit Literatur, Politik und mit der Aufklärung des Landvolkes beſchäftigte, als mit ſeinem Kleinhandel. Dieſer brachte es endlich durch einen Zufall in Erfahrung, wer die beiden Herren eigentlich ſeien, die in ſeiner Nähe wohnten und deren Bekanntſchaft er ſchon lange zu machen wünſchte. Nach der Umarbeitung des Fiesko wurde das erſte Manuſkript nicht mehr beachtet, ſondern als unnützes Papier behandelt. Die Frau des Hauſes ſammelte mehrere dieſer Blätter, deren Sprache ihr ganz ungewöhnlich und ſonderbar vorkam, und brachte ſie Herrn Derain, bei dem ſie ſich in ihren häuslichen Leiden oft Troſt und ein erbauliches Buch zu holen pflegte. Dieſer zeigte ſie ſeinem Verwandten, dem Kaufmann Stein in Mannheim, an welchen unſer Streicher von Stuttgart aus empfohlen war und den er daher bisweilen beſuchte. Was Streicher jedem Manne verhehlt hätte, wer denn dieſer Doktor Schmidt eigentlich ſei, wußte ihm Stein's ſchöne Tochter mit ſchmeichelnden Worten zu entlocken, und ſo erfuhr denn auch Derain nach Gelobung der tiefſten Verſchwiegenheit das Geheimniß. Mit wahrem Enthuſiasmus bat er nun um die Erlaubniß, die Bekanntſchaft eines noch ſo jungen und doch ſchon ſo berühmten Mannes machen zu dürfen, und erhielt ſolche um ſo williger, als für Schiller und ſeinen Freund eine zerſtreuende Unterhaltung in den trüben, neblichten Novemberabenden eine wahre Erquickung war. Auch in den nächſtfolgenden Jahren erhielt ſich noch dieß Verhältniß zu Herrn Derain.

Mittlerweile nahte ſich der Oktober ſeinem Ende, und Streicher mußte abermals an ſeine gute Mutter ſchreiben, und ſie bitten, ihm den Reſt des ihm nach Hamburg beſtimmten Reiſegeldes hierher zu ſchicken, indem er wahrſcheinlich genöthigt ſein werde, in Mannheim zu bleiben, wenn ſich das Schickſal Schiller's nicht ſo vollſtändig verbeſſern ſollte, als beide erwarteten.

Endlich, in den erſten Tagen des Novembers, war die Tragödie umgearbeitet, und ihr auch der Schluß gegeben, welcher am wenigſten von der wirklichen Geſchichte abzuweichen ſchien. Weil die Art des Ausgangs nicht gleich in der erſten Anlage beſtimmt war, mußten auch die vorhergehenden Scenen umgeſchmolzen werden, und dieſe Arbeit koſtete dem Dichter vielleicht mehr Nachdenken, als das ganze übrige Stück. Vergnügt und zufrieden begab ſich der Verfaſſer in die Stadt, um das in's Reine geſchriebene Manuſkript Meiern einzuhändigen. Er glaubte, daß ſeine harten Bedrängniſſe überſtanden ſeien, und daß er ſich nun auf einige Zeit mit frohem Muthe des Lebens und der Freiheit werde erfreuen können. Indeß verging eine ganze Woche, ohne daß er von Dalberg Antwort erhielt, die doch auf die nächſten Tage war zugeſagt worden.

Hierdurch beunruhigt ſchrieb er, das erſte Mal ſeit ſeiner Zurückkunft von Frankfurt, am 16. November 1782 an Dalberg, welcher ſeither gar keine Notiz von ihm genommen zu haben ſcheint, denn ſonſt würde ihm Schiller nicht ausdrücklich habe ſagen müſſen, daß er im Viehhof in Oggersheim logire unter dem Namen Schmidt[1]. Er lebe in der größten

---

[1] Schiller's Briefe an Dalberg. S. 53

Erwartung, ſchrieb er, wie ſein Stück von Sr. Excellenz ſei befunden worden, und bitte ſich, wenn noch keine Entſcheidung über die Theaterfähigkeit desſelben gegeben werden könne, vorläufig nur das Urtheil des Dramaturgiſten überhaupt aus, welches ihm äußerſt willkommen ſein werde.

Zugleich wollte er ſich noch einmal zu Meier begeben, um eine Auskunft darüber zu erhalten, was er erwarten könne. Als er und Streicher Abends eintrafen, wurden ſie von Meiern und ſeiner Gattin mit der größten Beſtürzung empfangen. Eben, kaum noch vor einer Stunde, ſei ein würtembergiſcher Offizier bei ihnen geweſen, der ſich dringend nach Schiller erkundigt habe. Weil dieſer Offizier ganz gewiß den Auftrag habe, Schillern zu verhaften, erklärte Meier weiter, habe er verſichert und betheuert, daß er nicht wiſſe, wo ſich der Flüchtling gegenwärtig aufhalte. Während dieſes berichtet ward, klingelte die Hausthür, und man wußte in der Eile und Angſt nichts Beſſeres zu thun, als Schiller mit Streicher in einem Kabinet, das eine Tapetenthüre hatte, zu verbergen. Der Eintretende war ein Bekannter des Hauſes, der mit angſtvoller Theilnahme erzählte, er habe den Offizier auf dem Kaffeehauſe geſprochen, welcher nicht nur bei ihm, ſondern auch bei andern Anweſenden ſehr ſorgfältig nach Schiller gefragt habe. Die Verſteckten kamen nun wieder hervor, und weil es vielleicht auch einer von Schiller's Bekannten ſein konnte, ſo ließen ſie ſich genau die Uniform und die Geſtalt des Offiziers beſchreiben. Allein die Angaben waren ſo abweichend, daß man unmöglich auf eine beſtimmte Perſon rathen konnte. Noch einigemal wiederholte ſich dieſelbe Scene durch neu Ankommende. Alle waren voller Aengſtlichkeit um die beiden Freunde, da dieſe mit Sicherheit weder in der Stadt übernachten, noch auch nach Oggersheim zurückkehren konnten. Auch zog ſich Jeder, in deſſen Wohnung der Verfolgte ergriffen wurde, Verdruß und Unannehmlichkeiten zu; jeder bebte, ſich in Schiller's Schuld verwickelt zu ſehen. Wo die Beſtrafung an kein beſtimmtes Geſetz und keine feſte Rechtsform geknüpft iſt, ſondern alles von der Willkühr abhängt, hat die Furcht der Menſchen noch weniger eine Gränze, als dieſe Willkühr.

Doch wenn die Männer zagen, haben zarte Frauen Muth; weil ſie weniger den ſchlechten Weltlauf kennen, können ſie mehr der guten Stimme in ihrem Buſen folgen. Madame Curioni, welche die Aufſicht in dem Palais des Prinzen von Baden hatte, erbot ſich, den Freunden in dieſem Palais, wo am wenigſten eine Entdeckung oder Verhaftung zu befürchten war, eine ſichere Zuflucht zu gewähren, ſo lange es nöthig ſei. Dieſes freundliche Anerbieten ward mit lebhafter Erkenntlichkeit und Freude ergriffen. Sogleich wurden die nöthigen Anſtalten zur Aufnahme der Verfolgten getroffen, und dieſe dann auf der Stelle dahin geführt. So ſahen ſie ſich denn plötzlich zu ihrer eigenen Verwunderung aus ihrem ärmlichen Logis in Oggersheim in die prachtvollen Apartements eines Fürſten verſetzt. Sie erheiterten und unterhielten ſich mit Betrachtung der zahlreichen Kupferſtiche, beſonders einer Reihe von Schlachtſtücken von Lebrun, bis tief in die Nacht.

Den andern Morgen wagte ſich Streicher aus dem Palais zu Meier, um zu vernehmen, was denn eigentlich zu befürchten ſei? Dieſer war ſchon in aller Frühe zu dem ihm bekannten Sekretär des Miniſters, des Grafen von Oberndorf, gegangen, um zu fragen, ob der Offizier in Aufträgen an das Gouvernement hier ſei, hatte aber die Verſicherung erhalten, daß dieß nicht der Fall wäre, und man erſah auch aus dem Meldezettel des Gaſtwirthes, daß er ſchon geſtern Abend wieder abgereiſ't war. Erſt ſpäter erfuhr man aus einem Schreiben des alten Schiller an Schwan, daß jener Offizier ein akademiſcher Freund ſeines Sohnes, der Lieutenant und Adjutant Koſewitz, geweſen ſei, welcher es ſich eigens vorgenommen, ihn bei Gelegenheit dieſer Reiſe zu ſprechen, was aber, wie erwähnt, auf die ſorgſamſte Weiſe verhütet wurde[1].

Mit der beruhigenden Nachricht eilte Streicher ſogleich zu ſeinem Freunde und befreite ihn aus ſeinem glänzenden Gefängniß. Man verfügte ſich zu Meier; hier wurde die unſichere Lage des Dichters umſtändlich und ernſthaft beſprochen, welche, ungeachtet die Angſt geſtern grundlos geweſen, doch fortwährend für ihn ſelbſt eben ſo gefährlich, als für ſeine Freunde beunruhigend ſei. Man durfte nur an das Schickſal Schubart's denken, welcher, auf Befehl des Herzogs, von einem gewiſſen Herrn von Scholl, unter dem Vorwande einer höflichen Einladung zum Mittagsmahl, von Ulm nach Blaubeuren gelockt, hier verhaftet, in einen Wagen geſetzt, und ohne Zeitverluſt nach Hohenasberg gebracht wurde, um hier ohne förmliches Urtheil in einem engen unterirdiſchen Kerker zu ſchmachten [1]. Schiller mußte zugeben, daß er für jetzt nicht länger in oder bei Mannheim verweilen könne, ſo erwünſcht und bildend ihm dieſer Aufenthalt wegen des Theaters auch ſein mußte. Es wurde daher mit allgemeiner Zuſtimmung ſeiner Freunde beſchloſſen, daß er ſich, ſobald die Annahme ſeines Fiesko entſchieden ſei, ſogleich nach Sachſen begeben ſollte. Daß er hier einen verborgenen, ſorgenfreien Aufenthalt finden könnte, dafür hatte der Himmel ſchon früher geſorgt.

---

[1] Schiller's Leben von Döring, 2. Auflage, S. 73.

In der Karlsakademie hatte ſich ein Verhältniß gebildet, welches großen Einfluß auf Schiller's ganzes Leben gewinnen ſollte. In dem Inſtitut wurde mit drei Brüdern Wilhelm von Wolzogen aus Franken gebildet. Weil dieſer einige Jahre jünger war, hatten beide Zöglinge wenig Umgang mit einander, aber nach der Erſcheinung der Räuber ſchloß ſich Wolzogen näher an den gefeierten Dichter an, und machte ihn auch mit ſeiner Mutter bekannt, welche als Wittwe häufig längere Zeit in Stuttgart zubrachte, um in der Nähe ihrer Söhne zu ſein. Schiller vertraute ihr nach ſeinem Arreſt ſeinen Vorſatz, zu entfliehen, und ſie ſagte es ihm damals zu, ihm auf ihrem Gute Bauerbach bei Meiningen eine Zuflucht zu verſchaffen, wenn und ſo lange er vom Herzog verfolgt werden würde. So ſollte wiederum eine Frau ſeine Beſchützerin werden, und namentlich den Kleinſinn und die Aengſtlichkeit des Herrn Dalberg beſchämen. Dieſes in guter Stunde erhaltene Verſprechen wollte er jetzt benutzen, und wandte ſich ſogleich nach Stuttgart an die edle Frau um die nöthigen Vollmachten, damit er in Bauerbach aufgenommen werden könnte.

---

[1] Schiller's Leben von Thomas Carlyle aus dem Engliſchen, eingeleitet durch Goethe. Frankf. a. M. 1830. Anhang S. 12.

Gegen Ende Novembers erfolgte endlich die langerſehnte Entſcheidung Dalberg's über ſeinen umgearbeiteten Fiesko. Sie beſagte ganz kurz, daß dieſes Trauerſpiel auch in der vorliegenden Bearbeitung nicht brauchbar ſei, folglich daſſelbe auch nicht angenommen oder etwas dafür vergütet werden könne.

Daß nicht alle Mitglieder des Theaterausſchuſſes dieſer Anſicht ihres Chefs waren und ſein Verfahren billigten, erſah Schiller ein Jahr ſpäter in den ſchriftlichen Verhandlungen dieſes Ausſchuſſes aus dem Antrag, welchen Iffland zu Protokoll gegeben hatte: „Obgleich dieſes Stück für das Theater noch Einiges zu wünſchen laſſe, auch der Schluß deſſelben nicht die gehörige Wirkung zu verſprechen ſcheine, ſo ſei dennoch die Wahrheit und Schönheit der Dichtung von ſo ausgezeichneter Größe, daß die Intendanz hiermit erſucht werde, dem Verfaſſer, als Beweis der Anerkennung ſeiner außerordentlichen Verdienſte, eine Gratifikation von acht Louisd'or verabfolgen zu laſſen.“

Die Hoffnung, ſeine Stuttgarter Schuld tilgen, ſeinem treuen Streicher deſſen Auslagen zurückerſtatten und ſich in ſeiner traurigen Lage etwas erleichtern zu können, war mit Einem Schlage vernichtet. Durch alle ſeine Mühe, durch Entbehrungen jeder Art, durch einen beinahe zweimonatlichen Zeitaufwand hatte er ſeine Verhältniſſe nicht verbeſſert, ſondern vielmehr verſchlimmert. Mit eben ſo leerer Börſe, wie er vor zwei Monaten gekommen war, ließ ihn jetzt Dalberg wieder gehen, ohne ein Wort des Troſtes oder der Aufmunterung, derſelbe Mann, auf welchen vertrauend und hoffend der Jüngling ſein Vaterland verlaſſen und in Oggersheim entbehrt und gearbeitet hatte. Kein Erſatz, keine Entſchädigung in dieſer drückenden Hülfloſigkeit, in der es ihm an ſo vielen Dingen gebrach, welche dem Menſchen im civiliſirten geſelligen Leben unentbehrlich ſind! Wie entſetzlich hatte er ſich an dem Manne getäuſcht, welcher ihn gleichſam in die Welt hineingeführt hatte, und mit welcher Menſchenverachtung mußte ihn dieſe ſeine erſte Erfahrung erfüllen! Das Schmerzlichſte aber war für ihn, außer jenem beängſtigenden Schreckbild der Stuttgarter Schuld, der Gedanke, daß er nun ſeinen

Streicher in ſein böſes Schickſal verflochten und es ihm unmöglich gemacht hatte, nach Hamburg zu reiſen. Er hatte den Freund in ſeiner ganzen Laufbahn, vielleicht in ſeinem Lebensglücke geſtört. Streicher's Reiſegeld war verbraucht, an eine Zurückerſtattung war nicht zu denken, und die Mittel ſeiner Mutter waren erſchöpft. Er mußte jetzt in Mannheim bleiben, wo er die Mitglieder der kurfürſtlichen Kapelle für ſeinen Zweck zu benutzen ſuchte.

Die Theilnahme an dem Schickſale Schillers könnte ſich zu einer Anklage gegen Dalberg erheben. Sein Benehmen erklärt ſich daraus, daß Schiller gleichſam ein politiſcher Flüchtling aus einem benachbarten, befreundeten Staate war. Dalberg glaubte ſeiner Stellung gemäß nicht das geringſte für ihn thun zu dürfen, ſo lange dem armen Dichter eine Verfolgung von dem Herzog bevorſtand. Dadurch hätte er ſich ſchon deſſen Mißfallen, und vielleicht die Ungnade ſeines Kurfürſten zugezogen; und hätte er nicht ſeine hohen Würden erniedrigt, wenn er ſich mit einem politiſch Verfolgten eingelaſſen hätte? So lange dieſer einzige Makel an Schiller haftete, half es ihm nichts, ein noch ſo herrlicher Menſch zu ſein, und ſeine beſten Schauſpiele taugten nicht für das Mannheimer Theater. Er durfte es um ſo weniger wagen, ihm näher zu treten und ihn zu unterſtützen, weil es ſonſt hätte ſcheinen können, als habe er ihn zur Flucht veranlaßt. Aber wäre es nicht humaner von Dalberg geweſen, den Dichter mit ſeinen Anträgen geradezu abzuweiſen, als ihn täuſchend, wenn auch durch die chwächſte Hoffnung, hinzuhalten? Allerdings; aber wie hätte in ſolches Betragen mit ſeiner frühern lebhaften Theilnahme uſammengeſtimmt? Und hätte er ſich hierdurch nicht zu jener emeinen Maxime, einen trefflichen Menſchen wegen eines inzigen konventionellen Vergehens preis zu geben, ausdrück- ch bekannt? Geradezu abweiſen konnte er ihn alſo nicht, hne das innerſte Motiv der Abweiſung zugleich mit zu ver- athen, und auf den Namen — eines Beſchützers der Künſte verzichten. Unter dem beſten Schein ſuchte er ihn alſo ſich öglichſt fern zu halten, um nicht kompromittirt zu werden, nn es den Herzog Karl einfallen ſollte, ihn verhaften zu ſſen. Schiller hatte von ſeinem hohen Gönner mehr zu leiden, als von dem erſten beſten Unbekannten, an welchen er ſich angeſchloſſen hätte. Diejenige Stellung im Staatsleben iſt nicht zu beneiden, die es dem Menſchen verwehrt, ein Menſch zu ſein; aber die bindenden äußern Verhältniſſe werden von Vielen durch ihre engherzige Geſinnung noch überboten.

So verſchiedenartige peinigende Gefühle ſein Innerſtes bei dieſer unwürdigen Begegnung auch erleiden mußte, ſo blieb er dennoch gefaßt. Er übte, wie Streicher ſagt, ſeine ausgeſprochenen Grundſätze redlich aus und befolgte das Wort des Karl Moor: Die Qual erlahme an meinem Stolze. Gegen Meier, welcher ihm die zurückweiſende Antwort überbrachte, äußerte er kein Wort, als daß er es zu bedauern habe, nicht ſchon von Frankfurt nach Sachſen gereiſ't zu ſein. Sein ſittliches Sebſtvertrauen gab ihm bald das Zutrauen zu ſeinem poetiſchen Talent zurück, denn dieſes wurzelte ja größtentheils in jenem.

Das Einzige, was nun noch zu thun übrig blieb, that Schiller ſogleich. Er ging zu dem wackern Schwan hin und bot ihm ſein Trauerſpiel zum Druck an. Dieſer bedauerte nur, nachdem er es geleſen hatte, daß er wegen der überall lauernden Nachdrucker die vortreffliche Dichtung nicht höher, als den gedruckten Bogen mit einem Louisd'or honoriren könne. So erhielt der Verfaſſer für die Tragödie, die er ſeinem ehemaligen Lehrer, dem Profeſſor Abel in Stuttgart, widmete, nicht mehr, als etwa elf Louisd'or. In den letzten acht bis zehn Tagen hatte Streicher ſeinen Freund in Oggersheim zu ſeiner großen Betrübniß allein laſſen und in die Stadt ziehen müſſen, um ſeinem Broderwerb nachzugehen. Beide hatten ſich aufgezehrt, und ihre Noth war ſo groß geworden, daß Schiller ſeine Uhr hatte verkaufen müſſen, um nicht zu vieles ſchuldig zu bleiben, und deſſen ungeachtet hatte man die letzten vierzehn Tage auf Borg gelebt. Jetzt erhielt er für ſeinen Fiesko gerade ſo viel, daß er die Kreideſtriche auf der ſchwarzen Wirthstafel auslöſchen laſſen, ſich einige unentbehrliche Dinge für den Winter anſchaffen, und ſeine Reiſe nach Bauerbach beſtreiten konnte. Um nicht in Mannheim mit dem Poſtwagen abfahren zu müſſen, kamen Streicher und Meier nebſt einigen andern Freunden Schiller's überein, ihn von Oggersheim nach Worms zu begleiten, wo er den andern Tag abfahren könne.

Als die Freunde am beſtimmten Tage ſich in ſeinem Gaſthofe einſtellten, fanden ſie ihn eben beſchäftigt, ſeine wenige Wäſche, ſeine Kleidungsſtücke und einige Bücher und Schriften in einen großen Mantelſack zu packen. Bei einer Flaſche Wein, die er reichen ließ, wurde alles beſprochen, was ihn über ſeine Zukunft beruhigen konnte. Dann fuhr man bei einer ſtarken Kälte und tiefliegendem Schnee nach Worms, wo man noch zeitig genug ankam, um die Ariadne von Naxos von einer wandernden Truppe aufführen ſehen, und belachen und verſpotten zu können. Schiller aber ſah mit ernſtem, ſinnenden Blicke, ganz in ſich verſunken, auf das lächerliche Spiel, als ob er noch nichts Beſſeres geſehen hätte, und auch nachher konnten Meier's Späße und Witzworte ihn nicht aus der Stimmung bringen, die ſich wunderbar ſeiner bemächtigt hatte; Meier vermochte nicht, ihm auch nur ein Lächeln abzugewinnen. Erſt beim Nachteſſen wurde er etwas heiterer.

Die Freunde ſchickten ſich an, nach Mannheim zurückzukehren. Streicher's Seele war von Schmerz übermannt, als er nun ſeinen Freund allein im Unglücke zurücklaſſen mußte. Durch keine Worte vermochte er ſeine Bruſt zu erleichtern, durch keine Umarmung wollten die Scheidenden ſich noch weicher und weher machen; ein lang dauernder Händedruck war die alleinige Sprache ihrer Empfindung.

Die außerordentlich ſtrenge Kälte in dieſen erſten Tagen des Novembers, und der damalige Schneckengang der Poſten ließen um ſo mehr eine unangenehme Reiſe erwarten, da Schiller nicht mit erwärmender Kleidung verſehen war, ſondern nur einen leichten Ueberrock an hatte. Zu ſpät erinnerten ſich nun die Bemittelten unter ſeinen Freunden, mit denen Streicher zurückfuhr, an manche Bequemlichkeiten, durch welche ſie ihm dieſe, einige Tage und Nächte dauernde Reiſe leicht hätten erträglicher machen können, und bedauerten es, nicht daran gedacht zu haben oder gemahnt worden zu ſein.

Wie ein Wort das andere gab, ſprachen ſie nun auch gegen Streicher ihren harten Tadel über Schiller's leichtſinnige und unbegreifliche Flucht aus. Man verglich ſorgfältig den Reichthum berühmter Aerzte mit der immer ärmlichen Lage auch namhafter deutſcher Dichter, welche von dem Ertrag ihrer Feder leben müßten. Auch zweifelte man, ob Schiller die Erwartungen, die er durch ſein erſtes Schauſpiel erregt habe, durch ſeine folgenden werde befriedigen können. Der einzige Iffland, welcher ſchon in jungen Jahren ſeinem bemittelten Vater entflohen war, um ſich bei der trefflichen Ekhoff'ſchen Geſellſchaft in Gotha zum Schauſpieler auszubilden, konnte Schiller's gewagten Schritt gehörig würdigen, und warf ſich zu ſeinem warmen Vertheidiger auf, indem er zugleich die ängſtliche, kleinliche Klugheit und Bequemlichkeitsliebe der Andern in's Lächerliche zog. Man freute ſich endlich, daß der Dichter wenigſtens auf einige Zeit gegen Mangel und Verfolgungen geſichert ſei, bezweifelte es aber, ob ſein poetiſches Talent und ſeine dramatiſchen Arbeiten in völliger Abgeſchiedenheit gewinnen würden. Alle aber vereinigten ſich in dem herzlichen Wunſche, daß irgend ein glücklicher Zufall ihn recht bald ſeiner unglücklichen Lage entreißen möchte.

Dreizehntes Kapitel.

„Die Verſchwörung des Fiesko" und „Kabale und Liebe."

Ungeachtet Kabale und Liebe erſt in Bauerbach ganz beendigt wurde, wollen wir dieſes „bürgerliche" Trauerſpiel mit der „republikaniſchen" Tragödie der Verſchwörung des Fiesko doch zuſammen betrachten, während Schiller ſeinem neuen Zufluchtsort entgegeneilt. Wir können nichts Beſſeres thun, als daß wir die Lücken oder unintereſſanten Strecken ſeines Lebens mit Betrachtung ſeiner Werke ausfüllen.

Beide Dramen ſind auf demſelben ethiſchen Standpunkte, wie die Räuber, gedichtet. Ihre Quelle und ihr Ziel iſt ihnen gemeinſchaftlich. In allen dreien entledigt ſich der Dichter ſeines ſocialen Mißbehagens und ſeiner Ueberworfenheit mit den Weltverhältniſſen. Ihre gemeinſchaftliche Tendenz iſt polemiſch. Wie der hartbedrängte Dichter ſelbſt, ſo iſt auch ſeine Dichtung, das treue Spiegelbild ſeines Innern, mit der Welt im Kampf begriffen. Wie er ſich ſeiner unglücklichen Verhältniſſe zu erwehren hatte, um ſein beſſeres Selbſt zu behaupten, und welche Ideen und Gefühle bei dieſem Widerſtreite in ihm aufſprühten — das hat er in dieſen Jünglingsdramen in poetiſcher Geſtalt deutlich enthüllt. Aber ungeachtet dieſer gleichen Grundidee und der Einen Gefühls-

Stimmung ſind die beiden letzten Dramen von dem erſten und wieder unter einander ihrem Gehalte nach charakteriſtiſch unterſchieden, wie ſich dieß aus einer Analyſe beider Stücke ergeben wird.

In den Räubern wird außerhalb der Geſellſchaft ein leidenſchaftlicher Angriff gegen die ganze ſociale Ordnung gemacht; im Fiesko dagegen wird innerhalb der Geſellſchaft nur eine Veränderung der Verfaſſung verſucht. Ein wildes, ausgeworfenes Geſchlecht wüthet in den Räubern gleichſam planlos gegen die menſchliche Geſittung; dagegen iſt im Fiesko die Aufgabe beſchränkter, mäßiger und beſtimmter. „Ich habe in meinen Räubern das Opfer einer ausſchweifenden Empfindung zum Vorwurf genommen,“ ſagt der Dichter in der Vorrede zum Fiesko ſelbſt, „hier verſuchte ich das Gegentheil, ein Opfer der Kunſt und der Kabale.“ Dort blinde Leidenſchaft, Rachſucht und Verzweiflung — hier berechnete Herrſchſucht und ſtarre Freiheitsbegeiſterung, die ſich an einander aufreiben, ſo daß die alte, gemäßigte Verfaſſung in Andreas Doria zurückkehrt, wie in den Räubern das beſtehende Geſetz triumphirt. Dort iſt die Leidenſchaft, hier iſt der Verſtand im Kampfe mit den beſtehenden Verhältniſſen. Wenn daher in den koloſſalen Räubern rohe Gewaltthätigkeit wirkt, ſo thut in dem civiliſirten Fiesko Liſt, Verſtellung, kurz die Klugheit das Meiſte, durch welche überhaupt im kultivirten Leben allein ein Plan verfolgt und ausgeführt werden kann. Die Räuber ſind dem Inhalt und der Form nach mehr aus dem Herzen hervorgewachſen, in ihnen herrſcht Drang, Affekt; Fiesko dagegen iſt aus dem Kopfe genommen, und daher auch planmäßiger angelegt und künſtleriſcher ausgearbeitet. Wenn die Räuber ein abgenöthigter Angſtruf nach Freiheit genannt werden können, ſo bildete der Dichter in Fiesko jenes primitive Gefühl zu beſtimmtern Ideen und Anſichten aus, und verpflanzte dieſe in die Geſchichte.

Der Verfaſſer nennt ſein Stück ein „republikaniſches Trauerſpiel[1].“ Republikaniſch kann es nicht wegen der

---

[1] In der erſten Ausgabe (Mannheim 1783) findet es als Motto auf dem Titel die Worte des Salluſt vom Katilina: „Nam id facinus inprimis ego memorabile existimo, sceleris atque periculi novitate.“

Hauptriebfeder ſeines Helden heißen, denn dieſe iſt Herrſchſucht, ſondern nur wegen des Geiſtes, welcher über das Ganze verbreitet iſt. Republikanismus iſt die Seele des ganzen Dramas. Nicht nur der in ſeiner Leidenſchaft ergraute Verrina und der jugendlich enthuſiaſtiſche Bourgognino ſind von dieſem Sinne erfüllt, ſondern ſelbſt der ehrſüchtige Fiesko und ſeine ſchwärmeriſche Gemahlin huldigen der frühern freien Verfaſſung Genua's. „Ein Diadem erkämpfen, iſt groß; es wegwerfen iſt göttlich. Geh' unter, Tyrann! Sei frei, Genua, und ich dein glücklichſter Bürger!“ So ſpricht er zu ſich ſelbſt, und der Dichter hat Fiesko's grandioſe Herrſchſucht durch deren Kampf mit einem erhabenen Bürgerſinn zu veredeln und uns mit dem zwiefach treuloſen durch deſſen Vorſatz zu verſöhnen geſucht, der beſte der Fürſten zu werden. Wie Verrina gegen das Ende des Stückes es dem Uſurpator ins Geſicht ſagt, daß ſich Herrſchſucht mit der bürgerlichen Freiheit unmöglich vertrage, ſo hält auch Leonore dieſer Freiheit von ihrem weiblichen Standpunkte eine Lobrede, indem ſie ſich über die Unvereinbarkeit der Herrſchſucht mit der Liebe ausbreitet. „Liebe hat Thränen, und kann Thränen verſtehen; Herrſchſucht hat eherne Augen, worin ewig nie die Empfindung perlt. Liebe hat nur Ein Gut, thut Verzicht auf die ganze übrige Schöpfung; Herrſchſucht hungert beim Raube der ganzen Natur. Herrſchſucht zertrümmert die Welt in ein raſſelndes Kettenhaus; Liebe träumt ſich in jede Wüſte Elyſium. — Selten ſteigen Engel auf den Thron. Seltner herunter. Wer keinen Menſchen zu fürchten braucht, wird er ſich eines Menſchen erbarmen? Wer an jeden Wunſch einen Donnerkeil heften kann, wird er für nöthig finden, ihm ein ſanftes Wörtchen zum Geleite zu geben?“ (Akt 4, Scene 14).

Auch Kabale und Liebe iſt auf die polemiſch ausgeführte Freiheitsidee gegründet. Der Dichter ſelbſt ſagt in einem Briefe an Dalberg [1], er habe ſich in dem Stücke eine vielleicht allzufreie Satyre und Verſpottung einer vornehmen Schurken- und Narrenart erlaubt. Welche

---

[1] Schiller's Briefe an Dalberg. S. 55.

Menſchen aus den höhern Ständen führt uns die Tragödie vor! Einen deutſchen Herzog, welcher ſiebentauſend ſeiner Unterthanen nach Amerika verhandelt, und mit der für ſie erhaltenen Summe ſeiner Maitreſſe Brillanten kauft; einen Miniſterialpräſidenten, welcher ſeinen Vorfahren aus dem Wege räumte, um ſich deſſen Stelle zu verſchaffen[1], einen Kammerjunker Bock, einen Hofmarſchall Kalb, einen Sekretär Wurm, welche drei ſchon durch ihren Namen hinlänglich bezeichnet ſind. So iſt denn das Thema der Fabel, die Anmaßung, Verworfenheit und Entartung dieſer höhern Stände und ihrer Kreaturen in Kontraſt mit dem zwar wenig gebildeten, aber rechtlichen Bürgerſtand zu ſtellen. Zwei Liebende, welche ſich über die Schranken ihres Standes die Hände reichen wollen, ſtürzen beide in den zwiſchen ihnen ſich öffnenden Abgrund, ziehen aber die Urheber ihres Verderbens mit ſich hinab.

Hier hat der Dichter ſeine Ideen mehr zuſammengezogen und dieſelben in bürgerliche, temporelle vaterländiſche Verhältniſſe eingeführt. Der Fürſt bleibt im Hintergrunde; wir lernen ihn nur durch ſeine Umgebung kennen. Die Angriffe ſind viel ſtärker und der Mißmuth weit unverholener ausgeſprochen, als ſelbſt im Fiesko. Der Verfaſſer war, wie er in einem ſpäter mitzutheilenden Aktenſtücke ſelbſt ſagt, zur Zeit, als er den Fiesko dichtete, noch gewiſſenhafter und verzagter. „Manche Auftritte dieſes Schauſpiels," erzählt uns Streicher[2], „und zwar nicht die unbedeutendſten, gründen ſich auf Sagen, die damals verbreitet waren und deren Aufführung viele Seiten ausfüllen würde. Der Dichter glaubte ſolche hier an den ſchicklichen Platz ſtellen zu ſollen, und gab ſich nur Mühe, alles ſo einzukleiden, daß weder Ort noch Perſon leicht zu errathen waren, damit nicht üble Folgen daraus entſtünden." Namentlich gehört hierher der Verkauf deutſcher Unterthanen (Akt 2, Scene 2), welche Anſpielung wegfiel.

---

[1] Eben dieſe Figur iſt eigentlich ſchon in den Räubern (Akt 2, gegen das Ende, Schiller's Werke in E. B., S. 126 f. u.) genannt: „Der Fall ſeines Nachbars war ſeiner Hoheit Schemel" u. ſ. w.

[2] Schiller's Flucht von Stuttgart, S. 174

als das Stück in Gegenwart des Dichters in Frankfurt aufgeführt wurde [1]. Aber auch ſonſt iſt überall der Mißbrauch der fürſtlichen Gewalt, das Hofleben, die Verdorbenheit der Bevorzugten in das grellſte Licht geſtellt. Was, wahrſcheinlich auch in Erinnerung an Stuttgarter Verhältniſſe, meiſt ſpeziell gemeint iſt, ſpricht der Dichter nach ſeiner Art, oft ſchonungslos und ungerecht, ganz allgemein aus. Man muß die ganze eine Hälfte des Dramas für die ſchärfſte Satyre auf die höhern und höchſten Stände der damaligen Zeit anſehen. Vieles erinnert an das heftige Gedicht: An die ſchlimmen Monarchen in der Anthologie, z. B.: „Sie ſind verſchanzt, eure Großen, verſchanzt vor der Wahrheit hinter ihre eigene Laſter, wie hinter Schwerter der Cherubim“ — „Die Wolluſt der Großen dieſer Welt iſt die nimmerſatte Hyäne, die ſich mit Heißhunger Opfer ſucht“ u. ſ. w. Beſonders werden dieſen Großen der Tod und die Gränzen ihrer Macht vorgehalten. Nachdem Lady Milford aufgezählt hat, was der elende Herzog, den zu beherrſchen ſie ſich für einen Schimpf anrechnet, alles thun könne, fährt ſie fort: „Aber kann er auch ſeinem Herzen befehlen, gegen ein großes feuriges Herz groß und feurig zu ſchlagen? Kann er ſein darbendes Gehirn auf ein einziges ſchönes Gefühl exequiren?“

Es iſt nicht zu verwundern, warum bei der ſpätern Aufführung Kabale und Liebe mehr Glück machte, als die Verſchwörung des Fiesko. Kabale und Liebe iſt ein vaterländiſches Zeitgemälde, welches recht dazu dienen konnte, dem Bürgerſtand ein ſtolzes Gefühl ſeiner ſelbſt zu geben. Der Gegenſatz iſt hier weit volksverſtändlicher und auch allgemein menſchlicher vorgetragen, als in dem weitentlegenen Fiesko, wo nur eine Staatsverfaſſung mit einer andern vertauſcht werden ſoll; weßwegen Kabale und Liebe auch als ein friſcher Zweig der Räuber, der kältere Fiesko dagegen als die negative Seite des Don Karlos anzuſehen iſt. Die Sphäre iſt kleiner, aber der Gehalt iſt größer. In Fiesko liegen nur rohe Gewaltthätigkeit und Herrſchſucht mit dem republikaniſchen Freiheitsſinn im Kampf (ein Kampf, welcher nur für ein von politiſchen Ideen bewegtes Volk Intereſſe haben kann), in Kabale und Liebe dagegen ſteht das Bürgerleben dem Hofleben, das Naturgeſchöpf dem Staatsgeſchöpf, die menſchliche Natur überhaupt der Konvenienz, Empfindung, Wahrheit und Moral der Verkünſtelung, Hinterliſt und Politik entgegen alles Bedeutende und Schöne des Lebens iſt in Kontraſt geſtellt mit dem, was vor der Vernunft und vor Gott leer oder gemein und ſchlecht iſt. Sogar die jenſeitige Welt iſt herbeigezogen, um die gemachten Verhältniſſe der dieſſeitigen zu beſchämen. „Ich bringe nichts mit mir," ſagt Luiſe, „als meine Unſchuld, aber der Vater hat ja oft geſagt, daß der Schmuck und die prächtigen Titel wohlfeil werden, wenn Gott kommt und die Herzen im Preiſe ſteigen. Ich werde dann reich ſein. Dort rechnet man Thränen für Triumphe, und ſchöne Gedanken für Ahnen an. Ich werde dann vornehm ſein." Und der Werth unſerer Kulturzuſtände wird an der ewigen Natur abgeſchätzt. „Ich bin ein Edelmann," ruft Ferdinand aus; „laß doch ſehen, ob mein Adelbrief älter iſt, als der Riß zum unendlichen Weltall? ob mein Wappen gültiger, als die Handſchrift des Himmels in Luiſens Augen: Dieſes Weib iſt für dieſen Mann?"

---

[1] Schiller's Briefe an Dalberg. S. 67.

Nach dieſer Expoſition der Grundideen beider Stücke werden wir noch einiges über die Charaktere und Behandlung jedes einzelnen zu ſagen haben.

Die Verſchwörung des Fieſko iſt das einzige hiſtoriſche Drama der erſten Periode (denn der nach einem Roman gearbeitete und ganz in eigene Ideen hineingezogene Don Karlos iſt kaum als ein ſolches anzuſehen); und weil der Dichter hier durch geſchichtliche Studien, laut der Vorrede, wenn auch nur unzulänglich[1], unterſtützt wurde, ſo ſind die Charaktere mannigfaltiger und feſter gezeichnet, als in einem andern ſeiner dramatiſchen Werke vor Wallenſtein. Hiermit aber ſoll nicht behauptet ſein, daß er die Perſonen alle bis zur lebendigen Anſchaulichkeit ausgeführt habe: die individuelle Detailzeichnung lag überhaupt nicht in der Art ſeines Geiſtes, welchen die Denkkraft und das ſittliche Intereſſe immer ſchwebend im Allgemeinen hielten. Aber beſtimmt und charakteriſtiſch unterſchieden gedacht hat er ſich ſeine Perſonen, wie man aus der merkwürdigen Charakterenſkizzirung erſieht, welche dem Perſonenverzeichniß beigefügt iſt. Wenn es hier aber z. B. von Kalkagno heißt: „Hagrer Wollüſtling. 30 Jahre. Bildung gefällig und unternehmend,“ ſo könnte man fragen: Wo ſieht man hiervon etwas in dem Stück? Schiller führt ſeine eigenen Lieblingsideen ſo weitläufig rhetoriſch aus, daß er für die Charakteriſtik in der Regel wenig Raum mehr behält; er charakteriſirt in jedem Stück der erſten Periode — ſich ſelbſt immer am meiſten, und jene Charakterenſkizzirung vor dem Drama iſt doch nur ein Surrogat der mangelhaften Charakteriſtik im Drama. Man kann daher nicht ſagen, daß der Dichter in ſeinem Fiesko ein pſychologiſches Intereſſe habe erkünſteln wollen, von welchem Streben er ſehr weit entfernt war. Die beſtimmtere Charakterzeichnung kommt hier von dem hiſtoriſchen Objekt der Dichtung, keineswegs von dem dichtenden Subjekt.

---

[1] Siehe die Expoſition dieſer Tragödie in dem Taſchenbuch Minerva vom Jahr 1817, S. XXXIII. u. folg.

Beſonders ſind ihm ſeine Frauenfiguren nicht gelungen. Er erkennt dieß in einem Briefe an Dalberg[1] zum Theil ſelbſt an: „Die Anmerkungen über meinen Fiesko finde ich im Ganzen ſehr wahr; vorzüglich ſtimme ich dem Tadel meiner Frauenzimmercharaktere bei. Ich muß bekennen, daß ich an den zwei erſten Scenen des zweiten Aktes mit einer Art von Widerwillen gearbeitet habe, der nun dem feinern Leſer nur zu ſichtbar geworden iſt.“ Wer möchte dem widerſprechen! In der That iſt die Julia — gleichſam der rohe Stoff, aus dem nachher der Dichter die Prinzeſſin von Eboli herausarbeitete — die Unnatur ſelbſt. Wo dieſe Gräfin Imperiali beleidigen will, wird ſie bäueriſch grob, und wo ſie beglücken und beglückt werden will, wird ſie im höchſten Grade unweiblich und beinahe widerlich. Schiller iſt ſcharfſinnig in der Analyſe der Empfindungen und Denkweiſen, ſchlagend und oft bis zur Unverſtändlichkeit ſpitzfindig in einzelnen Bemerkungen und Antworten, aber von dem feinen, leichten Ton der vornehmen Welt und von der Grazie der weiblichen Natur weiß er noch gar nichts. Er kann ſeine Weiber nicht anders liebenswürdig machen, als daß er ſie ſentimental macht. So ſcheint mir die ſchwankende Figur ſeiner Leonore nur der Komplex mehrerer Affekte ſeines Herzens zu ſein.

---

[1] Schiller's Briefe an Dalberg. S. [illegible]

In der Perſon ſeines Fiesko hat der Dichter ſeinen eigenen großen politiſchen Charakter niedergelegt, welcher nach dem Urtheile des Generals Scharffenſtein ſich mit ſeinem Dichtertalent um den Vorrang ſtritt, und hierdurch eine höchſt bedeutende, wenn auch zum Theil rhetoriſch gehaltene und mit ſich nicht ganz übereinſtimmende Figur auf das Theater gebracht. „Der Genueſer Fiesko," ſagt er ſelbſt in dem ſchon oben erwähnten Aktenſtück, „ſollte zu meinem Fiesko nichts mehr, als den Namen und die Maske hergeben das Uebrige mochte er behalten." Wir kennen in unſerm Schiller ſchon die Rieſenplane und koloſſalen Entwürfe, in denen ſein Geiſt ſchwelgte — ſie gähren auch in Fiesko's brennendem Buſen. Der große praktiſche Charakter aber iſt der politiſche Charakter, und für dieſen gibt es nur zwei Ideen, die weit genug ſind, ſeine Leidenſchaften zu erſchöpfen: die Herrſchſucht und die Freiheit. Auf dieſe Höhe des menſchlichen Daſeins ſtellte der Dichter ſeinen Helden und ließ die Herrſchſucht in ihm obſiegen — in einer ſpätern Ueberarbeitung, wie wir an einem andern Ort melden werden, ließ er ihn ſich für die Freiheit entſcheiden. Es iſt klar, daß Fiesko der Vergänger des Poſa iſt; beſonders hört jener ungeformte Fiesko genau da auf, wo Poſa anfängt. Aber Fiesko iſt dadurch lebendiger und konkreter geworden, daß ihn der Dichter in den Weltſtoff verwebt hat, während Poſa ein Inſtrument iſt, welches nur Einen Ton hat. Dem Verfaſſer iſt hier ſeine eigene ausgezeichnete Verſtandesbildung ſehr zu ſtatten gekommen, welche er in Geſtaltung des Fiesko zur Verſchlagenheit, Intrigue, Verſtellung und berechnetſten Klugheit ausſpann.

Unter den übrigen Charakteren verdient der drollige Bandit Haſſan, der Mohr, noch einer beſondern Erwähnung. Auch in den Räubern ſprudelt eine reiche Ader des Witzes und der Laune, und in Kabale und Liebe ſind der Geiger Miller und der Hofmarſchall Kalb ſolche komiſch geſtaltete

Figuren. Von dem Don Karlos an hat er dieſe Einmiſchung des Komiſchen in das Tragiſche gänzlich vermieden, weil ſein trennender, alles unter Gattungen ordnender Verſtand, welcher ſich immer mehr in ihm hervorthat, dieſe Barbarei des Geſchmackes, wie er ſich ausdrückte, bald nicht mehr vertragen konnte. Im Wallenſtein ſtellte er daher die luſtigen Beſtandtheile zu einem eigenen Vorſpiel zuſammen. Ich ſtehe aber nicht an, Schillern ein weit größeres Talent für das Komiſche, Satyriſche, Witzige, Luſtige zuzuſchreiben, als es Goethe beſaß, obgleich er es beinahe nur in den genannten Gedichten und den Xenien ausgeſprochen hat. Statt ſich zu verwundern, wie er Wallenſtein's Lager habe dichten können, hätte man nur einen Blick auf ſeine drei erſten Dramen und auf die Xenien werfen ſollen. Mit wie vielen launigen Situationen, guten Einfällen, ſchlagenden Antworten, treffenden Witzen ſind dieſe durchwebt! Gewiß würde er ein vortreffliches Intriguenſtück haben liefern können, wenn ihn nicht Ernſt und Tiefe in der Sphäre der Tragödie gehalten hätten.

Der Plan dieſer Tragödie iſt außerordentlich überdacht und berechnet, wie überhaupt in keinem der Dramen der erſten Periode ſo viel Verſtand iſt, als in dieſem. Deſſen ungeachtet läuft der Faden durch manche Unwahrſcheinlichkeiten hindurch, wozu beſonders Fiesko's Bekanntſchaft und ganzes Verhältniß zu dem Mohren, und namentlich die dumme Art gehört, wie Fiesko ihn in einem Moment verabſchiedet, wo er ihm am gefährlichſten werden kann (Akt 3, Scene 4). Jenes ſchnelle, blinde Vertrauen zu einem Banditen und dieſe Unbeſonnenheit widerſprechen dem Charakter des Fiesko ganz und gar, deſſen Geiſtesgegenwart und Großmuth im vierten und fünften Akt um dieſen Preis etwas theuer erkauft iſt. So iſt auch der Tod der Leonore und das nachherige Raſen ihres Gemahls, von welchem Wüthen er zum Gipfel menſchlicher Größe aufſteigt, durch Leonoren's unglaubliche Schwärmerei gewaltſam herbeigeführt. Dieß Alles und Aehnliches iſt mehr gemacht, als daß es ſich ſelbſt machte, und wir ſehen im Gedicht allzuſehr den mit aller Anſtrengung Dichtenden. Das Werk iſt ein dünnes Gewebe, hinter welchem die impoſante Geſtalt ſeines Urhebers ſteht.

Wie unſer Verſtand, ſo trifft auch der gebildete Geſchmack und das feinere Gefühl auf Manches, was ihm eben ſo anſtößig iſt, wie dem Auge etwa orthographiſche Fehler eines Buches. Aber das einzelne Herbe, Verletzende, Unanſtändige wird durch die Vorzüge des Stückes überwogen. Originelle Gedanken, eine kurz gedrängte Sprache, herrliche Kernſprüche, unvergleichliche Charakterzüge, meiſterhafte Situationen, eine große Kraft und vorzüglich eine hohe Denkart und Geſinnung zeichnen es aus. Alle Werke Schiller's der erſten Periode ſind allgemein gehaltene Selbſtbekenntniſſe. So auch dieſes Drama. Wie Leonore den Wollüſtling Kalkagno abweiſ't (Akt 2, Scene 3) — auf welchen Adel der Geſinnung des Dichters weiſ't es hin! Oder was der in ſeinen Ideen erſtarrte Verrina dem Fiesko in die Ohren raunt (Akt 5, Scene 16) — glaubt man nicht die Strafworte eines ächten Bürgers der franzöſiſchen Republik gegen den ehrſüchtigen Konſul Buonaparte zu hören? Man könnte es ſich ſchwerlich erklären, wie der Jüngling ſeine uns wohlbekannte Ueberzeugung zu dieſen Anſichten ausſpinnen konnte, wenn man nicht annehmen wollte, daß die Einflüſſe des nordamerikaniſchen Freiheitskampfes ſich auch auf ihn erſtreckten. Freilich repräſentirt jede vorangeſchrittene Zeit mehr oder weniger die ganze Menſchheit, ſo daß beinahe in jedem Zeitalter alle menſchlichen Anſichten und Richtungen ſich hervorthun und Eine Geſchichtsperiode den Inhalt der ganzen Geſchichte in ſich faßt; und eine geniale Natur verkündigt aus innerm göttlichen Drange, was in Kurzem an die Tagesordnung kommen ſoll, und hat es dann ſchon hinter ſich. Warum ſollte der Gottbegabte, der auf den Gipfeln der Menſchheit wandelt, nicht jede am Horizont aufſteigende Erſcheinung zuerſt erblicken?

Hat Schiller in den Genueſer Fiesko nur einzelne große Züge aus ſeinem Innern verweben können, ſo hat er den fingirten Charakter des Ferdinand in Kabale und Liebe ganz aus ſeiner Seele konſtruirt, nur daß es der Plan des Stückes nothwendig machte, ihn zuletzt unter ſich herabſinken zu laſſen. Stolz, Ehrgefühl, Freiheit des Geiſtes von allen Konvenienzen, Seelenadel ſind die Grundideen, in denen Ferdinand athmet. „Meine Ehre, Vater — wenn Sie mir dieſe nehmen, ſo war es ein leichtfertiges Schelmenſtück, mir das Leben zu geben, und ich muß den Vater, wie den Ku[illegible] verfluchen.“ Seine Ehre wurzelt in ſeiner Menſchenwürde, nicht in ſeinem Stande, und die adelige Geburt verachtet er als ein lächerliches Vorurtheil. Schiller's Glücksideal iſt auch das Ferdinand's. „Neid, Furcht, Verwünſchung ſind die traurigen Spiegel, worin ſich die Hoheit eines Herrſchers belächelt. Thränen, Flüche, Verzweiflung die entſetzliche Mahlzeit, woran dieſe Geprieſenen ſchwelgen, von der ſie betrunken aufſtehen, und ſo in die Ewigkeit vor den Thron Gottes taumeln. Mein Ideal von Glück zieht ſich genügſamer in mich ſelbſt zurück. In meinem Herzen liegen alle meine Wünſche begraben“ (Akt 1, Scene 7). Auch ein ſolcher Weltſtürmer, wie der Räuber Moor, welcher Alles durch ſeinen Willen durchſetzen zu können meint, iſt Ferdinand, nur in einer engern Sphäre. „Aber ich will ſeine Kabalen durchbohren,“ ſpricht er, aufſpringend, voll Entſchloſſenheit von ſeinem Vater (Akt 2, Scene 5), „durchreißen will ich alle dieſe eiſernen Ketten des Vorurtheils — frei wie ein Mann will ich wählen, daß dieſe Inſektenſeelen am Rieſenwerk meiner Liebe hinaufſchwindeln.“

In allem dieſem iſt überall der leibhaftige Schiller, ſo daß wir deſſen Charakter aus dem des Ferdinand ſogar vervollſtändigen könnten. Wie der hochgeborne Ferdinand ſeine Luiſe, mit ſo ſtolzem Sinne liebte der arme Schiller Lottchen Wolzogen in Bauerbach. Warum ſollte der Edelſte nicht nach dem Beſten langen dürfen? In unſerer Würdigkeit liegt unſere Berechtigung. In der Mitte des Schauſpiels aber bis zu Ende verirrt ſich Ferdinand von unſerm Schiller und von ſich ſelbſt. Um die Kataſtrophe des Stückes herbeizuführen, erlaubte es ſich der Dichter den Charakter ſeines Helden gewaltſam zu behandeln, und ihn ſchlechter werden zu laſſen, als er eigentlich ſein kann. Um den Major von ſeiner Geliebten zu trennen, wird ihm ein ſeiner Luiſe erzwungener Liebesbrief an den einfältigen Hofmarſchall in die Hände geſpielt, welcher den Wüthenden, ſich betrogen Wähnenden bis zur Ermordung der Unſchuldigen und zum Selbſtmorde hinreißt. Man muß es dem Dichter zugeben, daß er alles

Mögliche gethan hat, um uns dieſe Auflöſung annehmbar zu machen. Aber alle aufgebotene Kunſt und Rhetorik vermag die in dieſem Plan liegende Ueberhäufung der Wahrheit und Natur nicht zu verhüllen, und es wird dem Leſer nicht wohl, weil er es fühlt, daß auf dieſem Wege, den ihn der Dichter führt, Ferdinand — unvermerkt ganz zurückgeblieben iſt, und ſich unter deſſen Namen eine ganz andere Perſon eingeſtellt hat. Wie kann jener wahrhafte Ferdinand einem ſolchen plumpen Betrug zur Beute anheimfallen? Er, der ideal Geſinnte, mußte ſeinem Herzen mehr trauen, als ſelbſt ſeinen Augen. Der Dichter hat Ferdinand's Bethörung, daß Luiſe in einem geheimen Verſtändniß mit dem lächerlichſten der Menſchen ſtehe, durch eine frühere Scene im dritten Aufzug zu motiviren geſucht, wo er ihr den Vorſchlag zur Flucht macht, und Verdacht gegen ihre Treue ſchöpft, als ſie in dieſen Vorſchlag nicht eingeht. Aber es iſt eine peinigende Scene! Luiſe ſagt: „Meine Pflicht heißt mich bleiben und dulden," worauf er antwortet: „Schlange, du lügſt. Dich feſſelt was anderes hier." Wie konnte er ſich ſo vergeſſen? — Geſetzt aber auch, dieſe Leichtgläubigkeit und Eiferſucht gewann in ſeiner Seele Raum, mußte dann nicht ſein ganzer Stolz in ihm erwachen? Mußte er nicht die Elende ſich ſelbſt und ihrer eigenen Strafe überlaſſen? „Umgürte dich mit dem ganzen Stolz deines Englands — ich verwerfe dich, ein deutſcher Jüngling!" So iſt er gegen Lady Milford geſinnt, und wegen der vermeintlichen ſchändlichſten Betrügerin, welche ſich an einen Kalb weggeworfen hatte, ermordet er ſich ſelbſt? Das läßt ſich durch keine Uebereilung, keine Leidenſchaft, keine Wuth entſchuldigen oder erklären. So handelt nur der allergewöhnlichſte Menſch. Gewiß, Argwohn hätte Ferdinand's Seele nicht beflecken ſollen; war er aber einmal von Luiſen's Betrug überzeugt, ſo konnte ſich ſein Schmerz nur durch Verachtung äußern. Der Ausgang eines Stückes muß ſich nach dem Charakter der Perſonen deſſelben beſtimmen; Ferdinand's Charakter aber ändert ſich, leider! nach dem Plan der Tragödie um.

Eben ſo inkonſequent ſcheint mir der Charakter des Sekretärs Wurm gehalten zu ſein, bloß um dem Schauſpiel durch ſeine und des Präſidenten Walter' Beſtrafung einen moraliſchen Ausgang zu geben. Wie konnte der kalte, berechnende, ſchleichende, verſteckte Böſewicht auf das bloße Wort des Präſidenten: „Du, du gabſt den Schlangenrath — über dich die Verantwortung — ich waſche die Hände“ — wie konnte er ſo plötzlich gegen ſeinen Herrn herausplatzen, und durch die wahnſinnigſte Veröffentlichung ihrer gemeinſchaftlichen Verbrechen ſich ſelbſt mit ihm ins Verderben ſtürzen? Wir ſehen nicht, wie das habe geſchehen können. Dagegen iſt der Charakter des Muſikanten Miller beſonders gut durchgeführt, und der feine Zug im letzten Auftritt, wo er dem Major den von ihm erhaltenen Beutel vor die Füße wirft: — „Giftmiſcher! behalt dein verfluchtes Gold! Wollteſt du mir mein Kind damit abkaufen?“ — macht auch dem Herzen des Dichters Ehre.

Nach allen Seiten hin ſcheint mir die Kataſtrophe des Stückes erzwungen zu ſein. Denn ich ſehe auch nicht, wie der Präſident und ſein Gehülfe den ſichern Plan machen konnten, durch die Gefangennehmung des alten Miller deſſen Tochter ſo einzuſchüchtern, daß ſie ſich, um ihn zu befreien, den gewünſchten Liebesbrief diktiren ließ (Akt 3, Scene 1). Dieſe Befreiung konnte ja der Major durch dieſelben Mittel bewirken, wodurch er die Gefangennehmung Luiſens verhütet hatte. Er hatte ſeinen Vater durch das Mitwiſſen ſeines Verbrechens ganz in ſeiner Gewalt; warum ſollte er ſich dieſes Vortheils nicht bedienen, um ihn von neuen Freveln abzuhalten und die Unſchuld zu ſchützen? — Wenn eine poetiſche Darſtellung auf ſo vielem Unwahrſcheinlichen und Widerſprechenden ruht, ſo ſchwankt gleichſam ihr Boden, und iſt weit davon entfernt, einen vollbefriedigenden Eindruck zu hinterlaſſen. Die vollkommene poetiſche Darſtellung läßt gar keine Einwendungen, Vergleichungen und Zweifel aufkommen, ſo konſequent in ſich ſelbſt iſt ſie durchgeführt. Sogar die Wunderwelt muß in ſich einen ſo feſten Beſtand haben, daß man in ihr die wirkliche ganz vergißt. Der geringſte Einſpruch des Verſtandes iſt ein Erwachen aus dem poetiſchen Traum an das deutliche proſaiſche Tageslicht.

Von den Frauengeſtalten iſt die Lady bei weitem beſſer gelungen, als die ſchwache Heldin, nach welcher die Tragödie zuerſt benannt werden ſollte. Luiſe hätte als Repräſentantin des Bürgerſtandes und im Kontraſt mit der vornehmen Welt durchaus naiv dargeſtellt werden müſſen. Aber für eine naive Darſtellung der weiblichen Natur fehlte es Schillern ganz an der gehörigen Gleichgültigkeit. Sein überwiegendes ſittliches Intereſſe verwebte immer ſeine Zuneigung oder ſeinen Widerwillen gegen den Charakter der Perſonen auch in die Darſtellung derſelben; ſeine Charaktere ſprechen ſeine ſittlichen Affekte aus. Und auch durch ſeine immer mitdichtende Reflexion zog er leicht das Objekt in ſich ſelbſt hinein und verwickelte es in ſeinen Bildungszuſtand. Bei dieſem Unvermögen, die Dinge rein (d. h. ohne ſittliches Intereſſe und eine Zuthat des Denkens) darzuſtellen, müſſen dann ſolche Perſonen am meiſten einbüßen, welche ihrem Weſen nach ihren Beſtand außer der Seelenwelt des Dichters haben, wie z. B. dieſe Muſikantentochter. Man darf nur an Goethe's Klärchen in Egmont denken, um es mit einem Schlag zu fühlen, wie gänzlich die Luiſe verfehlt iſt. Der Lady gegenüber läßt ſie ſich in dialektiſche, ſcharfſinnige Unterſcheidungen menſchlicher Denkweiſen und Geſinnungen ein (welche übrigens an und für ſich zum Theil trefflich ſind), und dennoch ſteckt ſie in grobem Aberglauben. Sie hält ſich durch einen abgeliſteten Eid für gebunden, und um die Sünde des Selbſtmordes von ſich abzuwenden, will ſie in den Fluß ſpringen und im Hinunterſinken Gott den Allmächtigen um Erbarmen bitten (Akt 5, Scene 1)! Schiller hätte ſie als ein reines Naturkind darſtellen, und ſie nicht dem Ferdinand in die Schule geben, oder vielmehr ſie nicht ſelbſt in die Schule nehmen ſollen — in die Schule, wo dem Menſchen nur das verſtümmelt wiedergegeben wird, was er ſchon ganz und voll mitbringt. Was hat ſie denn noch außer ihrer ſchwachen, weinerlichen Liebe? und was thut ſie? Ihr Ferdinand will ſie entführen, aber ſie bleibt und gibt lieber alles auf. Ihr eigener Vater hätte es ihr beſſer ſagen können: „Das Mädel muß lieber Vater und Mutter zum Teufel wünſchen, als ihren Geliebten fahren laſſen.“

Man verdenkt es dem wackern Ferdinand ordentlich und zürnt ihm, daß er ſeine Tugendſame nicht verabſchiedet, und nicht dem hochherzigen, ihm geiſtesverwandten, unglücklichen Weibe, der Lady Milford, ſeine Hand reicht. Dieß iſt ein höchſt bedeutſamer Charakter, welcher deßwegen ſo gut gelang, weil er auf Ideen ruht, welche damals ſchon in unſerm Dichter ihre volle Ausbildung erlangt hatten. Wenn Luiſe das Geſchöpf ſeines Herzens, ſo iſt die Engländerin die Verwandte ſeines Geiſtes und ſeines Schickſals. Im Kampfe mit dem Unglück hat ſich in der Heimathloſen eine ſtolze Geſinnung ausgebildet; ſie hat Sinn für's Allgemeine, für's Politiſche, und die glühende Liebe des ſchönen, geiſtreichen Weibes iſt charakteriſtiſch ausgeführt. Es iſt trefflich, daß man ihrer Leidenſchaft für Walter immer den Stand einer Maitreſſe anſieht. In dieſer Parthie des Trauerſpiels iſt alles intereſſant. Es war eine kühne Idee, den Werth eines Weibes von ſeiner äußern Ehre zu trennen, und die Beiſchläferin eines Fürſten noch achtungswerth darzuſtellen. Wie in der ganzen Tragödie die Natur mit dem Konventionellen in Streit iſt, ſo iſt dieſer Gegenſatz hierdurch auf eine ſehr bedeutungsvolle Weiſe auch in das Schickſal der Lady eingeführt. Nur ihr plötzlicher Aufbruch von Hof und Land iſt phantaſtiſch und zu wenig motivirt. Wie Schiller häufig das Ende ſeiner Schauſpiele nicht recht finden kann, ſo gelingt es ihm auch nicht immer, ſeine Perſonen mit gutem Geſchick von der Bühne zu bringen.

In dieſen beiden Jugendſchöpfungen Schiller's iſt die Kataſtrophe, wie in den Räubern, moraliſch; denn in der Verſchwörung Fiesko's unterliegt die plumpe Tyrannei des Gianettino zugleich mit der berechneten Herrſchſucht des Fiesko, und in Kabale und Liebe wird der Böſewicht mit ſeinem Gehülfen als Sühnopfer der Ermordeten zum Blutgerüſte abgeführt. Deſſen ungeachtet iſt der ſittliche Eindruck, den ſie zurücklaſſen, eben ſo wenig beruhigend [illegible] der äſthetiſche ganz befriedigend iſt. Der ſie durchdri[illegible] und erfüllende Schmerz des Dichters zerreißt auch die Seele des Leſers. Es wird uns nicht wohl in Geſellſchaft der Menſchen, unter welche wir geführt werden, und häufig graut uns vor ihnen. Beſonders wird unſere Empfindung durch die ganze zweite Hälfte von Kabale und Liebe hindurch wahrhaft gequält.

Weil dieſe Tragödien ſo ganz ſubjektiv ſind, ſo iſt es nothwendig, daß wir alle Zerriſſenheit des Herzens, mit der ſie gedichtet wurden, an uns ſelbſt mit erfahren. Der Dichter macht uns zu Theilnehmern ſeiner innern Leiden, ſeines Haders mit der ganzen Welt: verſöhnt, beſänftigt, erhoben können wir nicht werden. Einzelne treffliche Stellen und Scenen, eine höchſt überdachte Anlage des Ganzen, überraſchend wahre Ideen, tiefe Griffe in die menſchliche Natur, eine gewaltige Kraft, eine großartige Lebensanſicht und andere Tugenden können jene allgemeine Unvollkommenheit nicht erſetzen, welche der Ausfluß einer innern Unvollkommenheit ihres Schöpfers iſt. „Kein noch ſo großes Talent,“ ſagt er ſpäter ſelbſt[1], „kann dem Kunſtwerk verleihen, was dem Schöpfer deſſelben gebricht.“

Aber wenn ſich das mehr geläuterte Gefühl und Urtheil mit dieſen erſten Verſuchen eines überſprudelnden, ſchmerzerfüllten Genius nicht ganz befreunden kann, ſo regen ſie auf einer niedrigern Entwickelungsſtufe alle Kräfte der Natur auf, und ziehen beſonders unverdorbene jugendliche Herzen allgewaltig an. Auch das vorgerückte Alter hören wir nicht ſelten über dieſe Dramen günſtig urtheilen, weil das Alter ſehr häufig die früheſten Eindrücke ſeiner Jugend nachſpricht, und weil Alt werden und Fortſchreiten eben keine Wechſelbegriffe ſind. Und ſo könnte beinahe geſagt werden, daß wir bei Kunſtwerken eben ſo wenig; als bei Naturprodukten beſtimmt angeben können, was ſie an ſich, ſondern nur, was ſie für uns ſind. Wenigſtens thut die Kritik wohl, außer dem Gegenſtande der Betrachtung und des Genuſſes auch die Betrachtenden und Genießenden im Auge zu behalten.

Wie ſehr aber Schiller damals in den polemiſchen Grundideen ſeiner Trauerſpiele lebte, ſieht man auch daraus, daß er ſie ſogar in einem — Hochzeitgedichte anbrachte, dem einzigen kleinern Gedichte, welches er in dieſer ganzen Zeit verfertigte. Es iſt an ein in dem Wolzog'ſchen Hauſe, in welches wir ihn im nächſten Kapitel einführen werden, erzogenes Mädchen gerichtet[1]. In dieſem Hochzeitgedichte heißt es z. B.:

---

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 1271. 2. u.

„Wie mühſam ſucht durch Rang und Ahnen
Die leidende Natur ſich Bahnen!
Gefühl erſtickt in Ziererei.
Oft drücken ja, gleich Felſenbürden,
Mit Seelenruh bezahlte Würden
Der Großen kleines Herz entzwei!

Dein Herz, das noch kein Neid getadelt,
Dein reines Herz hat dich geadelt,
Und Ehrfurcht zwingt die Tugend auf. —
Ich fliege Pracht und Hof vorüber,
Bei einer Seele ſteh' ich lieber,
Der die Empfindung — Ahnen gab.

Wer war der Engel deiner Jugend?
Wer rettete die junge Tugend? —
Haſt du auch ſchon an ſie[2] gedacht?
Die Freundin, die dir Gott gegeben?
Ihr Adelbrief — ein ſchönes Leben!
(Den haſſ' ich, den ſie mitgebracht)."

Mit ſolchem entſchiedenen Selbſtgefühl ſtellt ſich hier der Bürgerliche ſeiner adeligen Wohlthäterin gegenüber, welcher er übrigens die wärmſte Verehrung zollt. Wie der Verſchwörung Fiesko's, ſo fühlt man auch dem Drama Kabale und Liebe an, wo es entſtanden iſt. In der erſten, in Stuttgart geſchriebenen Tragödie, ſind die Angriffe gegen die Fürſtengewalt gerichtet, in Kabale und Liebe ſucht er ſich beſonders des Adels zu erwehren, mit dem er es in ſeinen neuen Verhältniſſen vorzüglich zu thun hatte.

Später nach ſeiner Rückkehr nach Mannheim legte er ſeine Geſinnung noch bei einer andern Gelegenheit an den Tag. In Stuttgart hatten ihm gewiſſe Feſtivitäten, die er hatte mitfeiern müſſen, für immer den Geſchmack an dergleichen Feſtlichkeiten verdorben[3]. Nun hat man ihn, zur Feier des Namenstages der Kurfürſtin eine öffentliche poetiſche Rede zu machen, welche in Gegenwart der Kurfürſtin und des Mannheimer Publikums auf dem Theater ſollte vorgetragen werden. „Ich mache ſie,“ fährt er zu erzählen fort[1], „und nach meiner verfluchten Gewohnheit ſatyriſch und ſcharf. Heute ſchicke ich ſie Dalberg — er iſt ganz davon entzückt und bezaubert, aber kein Menſch kann ſie brauchen, denn ſie iſt keine Lobrede auf die beiden kurfürſtlichen Perſonen. Weil es jetzt zu ſpät iſt, und man das Herz nicht hat, mir eine andere zuzumuthen, wird das ganze Lumpenfeſt eingeſtellt.“

---

[1] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Th. 1, S. 123 u. fg.

[2] An Frau von Wolzogen nämlich.

[3] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, S. 121.

---

[1] Schiller's Leben von Frau v. Wolzogen, S. 181.

Vierzehntes Kapitel.

Aufenthalt in Bauerbach. Frau von Wolzogen und ihre Tochter. Reinwald in Meiningen. Rückreiſe nach Mannheim.

Bauerbach, das Gut der Frau von Wolzogen, lag bei dem Dorfe gleiches Namens, in der Nähe von Meiningen, und gehörte zum fränkiſchen Ritterkanton Röhn und Werra. Die Häuſer des kleinen Ortes waren am Fuße der Ruinen des alten Schloſſes Henneberg gelegen. Hier kam unſer Reiſender, nachdem er einen Weg von ſechsundfünfzig Stunden zurückgelegt hatte, im November des Jahres 1782 an. Tiefer Schnee bedeckte die ganze Gegend, es war ſpät am Abend, die Nacht ſank ſchon auf das abgelegene, einſame Waldthal; aus den einzelnen Häuſern des Dorfes, hingeſtreut in einem Thale, welches von düſtern Fichtenwäldern eingeſchloſſen und in weiterer Ferne von öden Bergen umgeben war, begrüßte den müden Wanderer das Flimmern der Lichter, ihm freundlich das Ziel ſeiner Abenteuer und die erſehnte Ruhe verſprechend. Er gab ſeine Briefe ab und wurde ſogleich in die herrſchaftliche Wohnung eingeführt, wo er ſchon alles zu ſeinem Empfange vorbereitet fand. „Endlich bin ich hier," ſchreibt er den 8. Dezember an Streicher, „und bin glücklich und vergnügt, daß ich einmal am Ufer bin. Ich traf alles noch über meine Wünſche; keine Bedürfniſſe ängſtigen mich mehr, kein Querſtrich von außen ſoll meine dichteriſchen Träume, meine idealiſchen Hoffnungen ſtören. Das Haus meiner Wolzogen iſt ein recht hübſches und artiges Gebäude, wo ich die Stadt gar nicht vermiſſe. Ich habe alle Bequemlichkeiten, Koſt, Bedienung, Wäſche, Feuerung, und alle dieſe Sachen werden von den Leuten des Dorfs auf das vollkommenſte und willigſte beſorgt.“ In derſelben Weiſe äußert er ſich an demſelben Tag auch gegen Schwan: „Jetzt erſt kann ich Ihnen mit aufgeheitertem Gemüthe ſchreiben; denn ich bin an Ort und Stelle, wie ein Schiffbrüchiger, der ſich mühſam aus den Wellen gekämſt hat. Nunmehr bin ich in der Verfaſſung, ganz meiner Seele zu leben, und ich werde ſie ſehr benutzen. Da ich die nothwendige Bequemlichkeit habe, ſo brauche ich für eine Zeit für nichts zu ſorgen, als mich zu einem großen Plan vollends auszubilden. Dieſen Winter ſehe ich mich genöthigt, nur Dichter zu ſein, weil ich auf dieſem Wege meine Umſtände ſchneller zu arrangiren hoffe. Sobald ich aber von dieſer Seite fertig bin, will ich ganz in mein Handwerk verſinken. Bei meiner neulichen, ſchnellen und heimlichen Abreiſe war es mir unmöglich, von Ihnen, mein beſter Freund, Abſchied nehmen zu können. Ich thue es jetzt, und ſage Ihnen für Ihre zärtliche Theilnahme meinen aufrichtigſten Dank. Meine damalige Verfaſſung gab mir Gelegenheit genug, meine Freunde auf die Probe zu ſtellen, und ſo unangenehme Erfahrungen mir auch dabei aufſtießen, ſo bin ich doch durch die Bewährung einiger Weniger genug ſchadlos gehalten. Geben Sie mir einmal Gelegenheit, Ihnen zu beweiſen, daß Sie ſich für keinen Alltagsmenſchen intereſſirten.“

Von den früheſten Jahren an waren ihm Einſamkeit, das Landleben und die freie Natur über alles werth. Jetzt aber machten ihm das getäuſchte Vertrauen, die vereitelten Hoffnungen und das beleidigte Selbſtgefühl eine ſtille Zurückgezogenheit doppelt erwünſcht. Alle ſeine Briefe aus dieſer Zeit ſprechen die Bitterkeit aus, welche ſich ſeinem innigen, liebenden Gefühle beigemiſcht hatte. „Was Sie thun, lieber Freund,“ ſchreibt er in dem oben angeführten Briefe an Streicher,

„behalten Sie dieſe Wahrheit vor Augen, die Ihren unerfahrenen Freund nur zu viel gekoſtet hat: Wenn man die Menſchen braucht, muß man ein H.......t werden, oder ſich ihnen unentbehrlich machen. Eins von beiden, oder man kann ſich nicht unter ihnen halten.“ Und in einem ſpätern Briefe vom 4. Januar 1783 an ſeine Pflegemutter ſagt er: „Auf die Bekanntſchaft ihres Freundes freue ich mich, wie auf einen zu machenden Fund. Sie glauben nicht, wie nöthig es iſt, daß ich edle Menſchen finde. Dieſe müſſen mich wieder mit dem ganzen Geſchlechte verſöhnen, mit dem ich mich beinahe überworfen hatte. Es iſt ein Unglück, meine Beſte, daß gutherzige Menſchen ſo leicht in das entgegengeſetzte Ende geworfen werden, in den Menſchenhaß, wenn einige unwürdige Charaktere ihre warmen Urtheile betrügen. Gerade ſo ging es mir. Ich hatte die halbe Welt mit der glühendſten Empfindung umfaßt, und am Ende fand ich, daß ich einen Eisklumpen in den Armen hatte.“ Wer fand ſich aber auch ſo bitter getäuſcht, als Schiller! Er hatte Dalberg durch das Vollgewicht ſeines Vertrauens und durch die Noth, in welche er ſich begeben hatte, moraliſch zwingen wollen, ihm beizuſtehen, und Dalberg hatte ihn in dieſer Hülfloſigkeit, ſoviel an ihm ſtand, theilnahmlos umkommen laſſen. Das Unbegreifliche dieſer Begegnung beunruhigte ihn noch mehr. Denn darauf konnte der weltunkundige Jüngling kaum verfallen, daß er von dem Hofmann deßwegen wie ein Verpeſteter fern gehalten wurde, weil noch der Verdacht der Ungnade ſeines Fürſten auf ihm ruhte.

In dieſer menſchenfeindlichen Stimmung mußte es ihm in der erſten Zeit in dem einſamen Bauerbach, unter einfachen Landleuten wohl gefallen. Unſere ſittlichen Leiden vernarben allmählig, wenn es uns phyſiſch wohlgeht. Zwar machte die wilde Natur dieſer Gegend, welche ihren Bewohnern nur einen kümmerlichen Unterhalt gewährte, mit dem geſegneten, milden Schwaben einen großen Kontraſt. „Dieſe Gegend,“ ſchreibt ſein ſpäterer Freund und Schwager Reinwald[1], „welche nur im Sommer [illegible] wenig von Einer

---

[1] Schiller's Flucht von Streicher, S. 151.

Seite lächelt, gleicht mehr der Gegend, wo Irion's Rad ſich immer auf einem Orte herumdreht, als einer Dichterinſel.“ Doch was er hier fand, ließ den Unglücklichen anfangs nichts vermiſſen. Selbſt die Einöde über den ſchroffen Felſenabhängen ſtimmte zu den dunkeln Bildern ſeiner Phantaſie.

Doch ſollte ſich auch hier ſeine Stimmung bald trüben, und die Zeit war noch ſehr fern, wo er zur äußern und innern Ruhe gelangte.

Im Januar 1783 kam Frau von Wolzogen mit ihrer Tochter Charlotte von Stuttgart auf kurze Zeit nach Sachſen. Sie ſcheint aber nur etliche Tage in ihrem kleinen Haus in Bauerbach geweſen zu ſein, die übrige Zeit verweilte ſie bei ihrem Bruder auf dem Stammgut der Familie, Walldorf, welches drei Stunden von Bauerbach entfernt und nahe bei Meiningen lag. Mit der größten Ungeduld erwartete er ſeine Wohlthäterin, flog er ihr entgegen! Und als ſie wieder nach Walldorf abreiſ't, begleitet er ſie dahin und trennt ſich von ihr nur, um eiligſt zu ihr zurückzukehren. „Ich bin ungewiß,“ ſchreibt er ihr ſogleich nach ſeiner Rückkehr nach Bauerbach, „ob ich dieſen Brief bälder werde fortbringen können, als ich ſelbſt zu Ihnen gekommen. Doch warum ſoll ich es nicht darauf wagen? Ich habe doch wenigſtens den Gewinnſt, deſto häufiger an Sie zu denken, wenn ich Ihnen ſchreibe. Ich kam wohlbehalten von Maßfeld hier an. Aber meine Prophezeihung wurde wahr. Seit Ihrer Abweſenheit bin ich mir ſelbſt geſtohlen. Es geht uns mit lebhaften Entzückungen wie demjenigen, der lange in die Sonne geſehen: ſie ſteht noch vor ihm, wenn er das Auge längſt davon abgewandt.“ Und nun ſpricht er von ſeinem Beſuche in Walldorf: „Dem Wetter wird ſchlechterdings nicht nachgefragt. Es iſt ſchon ſchlimm, daß die Geiſterwelt ſo viele Plane zernichtet, die Körperwelt ſoll mir keine Freuden meines Lebens verderben.“ Mit warmer kindlicher Liebe iſt er ihr ergeben; er ſucht die kurze Zeit ihrer Anweſenheit möglichſt zu genießen, und beklagt zum voraus ihre Entfernung. „Es iſt ſchrecklich, ohne eine mitfühlende Seele zu leben, aber es iſt auch eben ſo ſchrecklich, ſich an irgend ein Herz zu hängen, wo man, weil doch auf der Welt nichts Beſtand hat, nothwendig einmal ſich losreiſſen und verbluten muß.

Deſſen ungeachtet drohte ein Mißverſtändniß und Schiller's menſchenſcheue Empfindlichkeit dieſes Verhältniß zu zerreißen. Seine Wohlthäterin war eine zärtliche Mutter, deren Lebensaufgabe eigentlich das Wohl ihrer Kinder war. Erfuhr der Herzog von Würtemberg, daß ſie ſeinen flüchtigen Diener aufgenommen hatte und ihn verborgen hielt, ſo konnte er dieſe Großmuth ihre vier Söhne, welche in der Akademie erzogen wurden, auf eine Weiſe entgelten laſſen, wodurch deren ganze Erziehung geſtört und vielleicht ihr Lebensglück vernichtet wurde. Sie war es alſo ihren Kindern ſchuldig, ihren Schützling zu ermahnen und zu bitten, ſeinen Aufenthalt möglichſt geheim zu halten. Schiller ſcheint ſie ganz mißverſtanden, oder nicht einmal ausgehört zu haben. „Die gnädige Frau," ſchreibt er ſehr gereizt an Streicher am 14. Januar 1783, „verſicherte mir zwar, wie ſehr ſie gewünſcht hätte, ein Werkzeug in dem Plane meines künftigen Glückes zu ſein — aber — ich werde ſelbſt ſo viel Einſicht haben, daß ihre Kinder vorgingen, und dieſe müßten es unſtreitig entgelten, wenn der Herzog Wind bekäme; das war mir genug." — Hätte ſie wirklich auf ſeine Entfernung gedrungen, ſo würde der edle Stolz des Dichters es keinen Augenblick länger ertragen haben, ſeiner Beſchützerin einer ſo gegründeten Beſorgniß auszuſetzen. Er blieb aber noch ein halbes Jahr in ſeinem ſtillen Zufluchtsort.

Im erſten Augenblick aber machte jene ſo natürliche Mittheilung einen ſolchen Eindruck auf ihn, daß er ſie ſogleich in den oben angeführten Worten Streichern meldete, indem er beifügte, die Freundſchaft der Menſchen ſei das Ding, das ſich des Suchens nicht lohne; es ſei ihm ſchrecklich, ſich wiederum in einem Menſchen geirrt zu haben; ſo angenehm ihm dieſer Zuwachs an Kenntniß des menſchlichen Herzens ſein müſſe. Er habe in Meiningen einen jungen Herrn von Wurmb kennen lernen, der ſeine Räuber auswendig wiſſe, und vielleicht eine Fortſetzung liefern werde. „Er war beim erſten Anblick mein Buſenfreund. Seine Seele ſchmolz in die meinige. Endlich hat er eine Schweſter! — Hören Sie, Freund, wenn ich nicht dieſes Jahr als ein Dichter vom erſten Rang figurire, ſo erſcheine ich wenigſtens als Narr, oder vielmehr iſt das für mich eins. Ich ſoll mit dieſem Wurmb dieſen Winter auf ſein Gut, ein Dorf im Thüringerwalde, dort ganz mir ſelbſt und — der Freundſchaft leben, und was das Beſte iſt, ſchießen lernen, denn mein Freund hat dort hohe Jagd. Ich hoffe, daß es eine glückliche Revolution in meinem Kopf und Herzen machen ſoll. Schreiben Sie mir nicht, bis Sie meine neue Adreſſe haben. Den Verdruß mit der Wolzogen unterdrücken Sie. Ich ſei nicht mehr in Bauerbach, das iſt alles, was Sie ſagen können.“

Dieſer Plan kam aber nicht zur Ausführung, und die rapide Freundſchaft mit dem Edelmann war und blieb eine Phantaſie. Mit ſeiner Pflegemutter erfolgte eine Verſtändidung, welche nur dazu geführt zu haben ſcheint, ihn noch inniger mit ihr zu befreunden.

Es läßt ſich nicht läugnen, daß der Held unſerer Geſchichte in dem Jahre, wo er mit Streicher zuſammen war, eine feſtere, ruhigere Haltung zeigte, als hier in Bauerbach. Streicher ſcheint auf ſeinen leidenſchaftlichen Ungeſtüm und ſeine excentriſchen Anſichten einen mäßigenden Einfluß ausgeübt und zwiſchen ihm und dem ſocialen Leben eine Mittelsperſon geweſen zu ſein. Heroiſche Gemüther ſind eigentlich für das Unglück gemacht, und verlieren in glücklichen Verhältniſſen. Im Gebrauche der Freiheit noch ungeübt, mußte er manche Mißgriffe machen. Der Uebertritt zur Selbſtſtändigkeit iſt bei Einzelnen, wie bei Völkern, von manchen unvermeidlichen Unregelmäßigkeiten begleitet; aber im Genuß und in der Ausübung der Freiheit, die er ſich eigenmächtig genommen hatte, ſollte er allmählig auch reif für ſie werden. Auch das verſchob ihm die wahre Lage der Dinge, daß er dieſe zu rigoriſtiſch nach ſeinen ſittlichen Ideen beurtheilte; die Rückſichten der Klugheit, welche auch die ſittliche Güte zu nehmen hat, kamen bei Beurtheilung Anderer nicht in Betracht.

Um etwaige Nachforſchungen des Herzogs nach Schiller's Aufenthalt irre zu leiten und um verbreiteten Gerüchten zu begegnen, ſchrieb er, nach getroffener Verabredung, zwei oſtenſible Briefe, von welchen die Frau nach ihrer Zurückkunft in Stuttgart Gebrauch zu machen gedachte. Der eine iſt von Frankfurt am Main datirt und an Wilhelm von Wolzogen geſchrieben, und ſagt aus, daß Schiller auf dem Wege nach Amerika ſei; in dem zweiten Briefe an Frau von Wolzogen, von Hannover aus datirt, ſpricht er davon, wie er ſeinen Reiſeplan geändert habe und vorläufig nach England reiſen wolle. „Wenn aber Amerika frei wird, ſo iſt es ausgemacht, daß ich hingehe. In meinen Adern ſiedet etwas — ich möchte gern in dieſer holprigen Welt einige Sprünge machen, von denen man erzählen ſoll.“

Doch waren hierdurch ſeine Befürchtungen noch keineswegs gehoben. Wenn der Herzog von ſeinem Aufenthalt nur das geringſte erfuhr, konnte er nicht bleiben. Seine Lage war ungewiß und beängſtigend. Er ſchrieb an ſeine älteſte Schweſter, und ſetzte ſie ſowohl, als die ganze Familie, welche ſich freuten, ihn geborgen zu wiſſen, in die größte Verlegenheit und Unruhe. Die Antwort ſeiner Schweſter ließ Schiller den Bibliothekar und Rath Reinwald in Meiningen leſen, welcher ſich veranlaßt fühlte, ſelbſt an ſie zu ſchreiben und ſie wegen ihres Bruders zu beruhigen. Dieſer Briefwechſel ward fortgeſetzt und führte einige Jahre ſpäter eine eheliche Verbindung herbei.

Reinwald, mit welchem ihn die Frau von Wolzogen bekannt gemacht hatte, war der einzige, welcher um die Verhältniſſe des unerkannten Fremdlings wußte. Er ſoll ein von Herzen vortrefflicher und ſehr kenntnißreicher, aber immerwährend kränklicher, höchſt bedächtlicher Mann geweſen ſein, der ſich ſchon als Schriftſteller bekannt gemacht hatte, und der unſerm Schiller bald die vollſte Achtung und Liebe abgewann. Er verſorgte ihn mit Büchern, und ſie ſahen ſich zuweilen in ihren Wohnſitzen oder auch an einem dritten Orte. Häufige Briefe mit ihm und ſeiner mütterlichen Freundin wurden gewechſelt, und mußten ihm den Mangel menſchlicher Geſellſchaft erſetzen. In Bauerbach hatte er Niemand, mit dem er umgehen konnte, außer den Verwalter des Gutes, mit welchem Mann er bisweilen Schach ſpielte, auf die Jagd ging oder einen Spaziergang machte. Er lechzte ordentlich in ſeiner

Einſamkeit nach einem Freundesherzen. „Liebſter Freund," ſchreibt er, „ich wünſche Sie ſo oft — ſo oft in meine einſame grillenhafte Zelle herein, und möchte oft meine tägliche Koſt um eine menſchliche Geſellſchaft dahin geben." Der ſtrenge Winter erſchwerte die Kommunikation; und ſogar die Briefe, welche Schiller an ſeinen neuen Freund ſchrieb, wurden ihm bisweilen von den Boten zurückgebracht, welche auf dem unwegſamen Pfade nach Meiningen nicht immer fortkommen konnten. Wie ſehnte er ſich dem Frühling entgegen! — „Jetzt, beſter Freund," ruft er aus, „fangen die herrlichen Zeiten an, worin die Schwalben auf unſern Himmel und Empfindungen in unſere Bruſt zurückkommen. Wie ſehnlich erwarte ich ſie! — Einſamkeit, Mißvergnügen über mein Schickſal, fehlgeſchlagene Hoffnungen und vielleicht auch die veränderte Lebensart haben den Klang meines Gemüthes, wenn ich ſo reden darf, verfälſcht, und das ſonſt reine Inſtrument meiner Empfindung verſtimmt. Die Freundſchaft und der Mai ſollen es, hoff' ich, auf's neue in Gang bringen. Ein Freund ſoll mich mit dem Menſchengeſchlecht, das ſich mir in einigen häßlichen Blößen gezeigt hat, wiederum ausſöhnen, und meine Muſe, halb Wegs nach dem Kocytus, wieder einholen."

Auch an ſeine Beſchützerin, welche ſchon Ende Januars wieder nach Stuttgart zurückgekehrt war, ſchrieb er in dieſem traurigen Winter häufige Briefe voll innigen, kindlichen Gefühls[1]. Kaum kann er ihre Ankunft in Stuttgart vermuthen, ſo ſchickt er ihr einen Brief zu, und dankt Gott, daß von den vierzehn Wochen ihrer Abweſenheit Eine überſtanden ſei. Im Verlaufe hofft er von jedem Briefe, daß derſelbe der letzte ſein werde für lange Zeit, denn „im neuen Teſtament hören die Opfer auf." In ſeinem Vaterlande beruhigt unterdeſſen Frau von Wolzogen Schiller's Eltern, deren Bekanntſchaft ſie ſchon früher gemacht hatte, über ihren Sohn durch Erzählungen und Nachrichten gewiß mehr, als er ſelbſt es durch ſeine immer überſpannten Briefe vermochte. Sie

[1] Dieſe Schiller'ſchen Briefe ſowohl als die an Reinwald ſtehen in: Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Th. 1, S. 71 ſqq.

erfreut ihn durch gute Nachrichten von den Seinigen und beſonders von der Wiedergeneſung ſeiner Mutter. Auf ihre langerſehnte Zurückkunft im Mai 1783 läßt er dann ihr Haus auf das beſte in Stand ſetzen, eine neue Anlage im Garten machen, vom äußerſten Ende des Dorfes bis zu ihrem Gute eine Allee von Maien anlegen, und veranſtaltet es, daß von den Einwohnern des Dorfs ihr Einzug feierlich begangen wird — Feſtlichkeiten, „dergleichen in dem barbariſchen Bauerbach noch nie ſtattgefunden hatten.“

Aber bemerkt muß werden, daß dieſe zärtliche Liebe zu der wohlgeſinnten Frau genährt wurde durch eine keimende Neigung zu ihrer aufblühenden Tochter Charlotte. Sie ſpricht ſich in den Briefen an die Mutter häufig und deutlich genug aus. Er erhielt die Nachricht, daß ein gewiſſer Herr von Stuttgart Abſichten auf Lotte habe, und deßwegen nach Meiningen kommen wolle. Er fühlte ſich hierdurch höchſt unangenehm betroffen, zumal da er dieſen Bewerber ſelbſt von nicht ganz vortheilhaften Seiten kennen gelernt hatte. Einen glücklichen Nebenbuhler, auf den er nicht viel hielt, neben ſich, dem dürftigen Flüchtling, ertragen, das litt ſeine Ehre nicht! Und dazu kam noch die Gewißheit, entdeckt zu werden, ſelbſt wenn jener Herr in Meiningen blieb und gar nicht nach Bauerbach kam, denn man wußte dort, daß ſich in Bauerbach ein Würtemberger aufhielt und ſuchte dieſem verkappten Ritter ſchon längſt auf die Spur zu kommen. Seine Wohlthäterin einer ſolchen Gefahr auszuſetzen, verboten ihm ſein Gewiſſen und ſeine heiligſten Verpflichtungen. Auch machte er ſich lächerlich, wenn man muthmaßte, wer der war, welcher unter einem fremden Namen ſich zu verbergen ſuchte. „Es liegt mir an dem Reſpekt, der meinem Namen gebührt; dieſen muß ich nothwendig behaupten.“ Er erklärte ſich auf das beſtimmteſte, nach Berlin gehen zu wollen, wenn ſich jener Herr nicht davon abbringen ließe, nach Meiningen zu kommen. „Das wird zwar einen Riß in meinem ganzen Schickſal zurücklaſſen,“ ſagt er, „aber die Beruhigung meiner Ehre geht vor, und mein Stolz hat meiner Tugend ſchon ſo viele Dienſte gethan, daß ich ihm auch eine Tugend preisgeben muß.“ Mit ſeinen eigenen Wünſchen tritt er aber nun ſchnell zurück, ja er ertheilt dem Manne, gegen den jetzt in ſeinem Urtheile unbillig zu ſein ſo natürlich und verzeiblich geweſen wäre, mehr Lob, als er vielleicht verdiente. „Ich kenne den Herrn von ***," ſchreibt er an Lottens Bruder. „Einige Kleinigkeiten, die jetzt zu weitläufig und für Sie zu unwichtig wären, haben uns unter einander mißgeſtimmt, dennoch glauben Sie es meinem aufrichtigen, unbeſtochenen Herzen, er iſt Ihrer Schweſter nicht unwerth. Ein ſehr guter und edler Menſch, der zwar gewiſſe Schwachheiten, auffallende Schwachheiten an ſich hat, die ich ihm aber mehr zur Ehre, als zur Schande rechnen möchte. Ich ſchätze ihn wahrhaft, ob ich ſchon zur Zeit kein Freund von ihm heißen kann."

Der Bewerber kommt nicht nach Meiningen, und Schiller bleibt in ſeiner Freiſtätte. Als ſich der Heirathsplan jenes zu zerſchlagen ſcheint, da tritt Schiller's Neigung ſtärker, ja leidenſchaftlich hervor. Wie er des Mädchens Bild aufgefaßt hatte, ſieht man aus einem Briefe an ihren Bruder. „Glauben Sie meiner Verſicherung, beſter Freund, ich beneide Sie um dieſe liebenswürdige Schweſter. Noch ganz wie aus den Händen des Schöpfers, unſchuldig, die ſchönſte, reifſte, empfindſamſte Seele, und noch kein Hang des allgemeinen Verderbniſſes am lautern Spiegel ihres Gemüthes — und ſo kenne ich Ihre Lotte, und wehe demjenigen, welcher eine Wolke über dieſe ſchuldloſe Seele zieht." Das Fräulein wurde von ihrer Mutter, welche in ziemlich beſchränkten Glücksumſtänden lebte, in ein Inſtitut in Meiningen gebracht, wo ſie die Herzogin von Gotha auf ihre Koſten erziehen ließ. Es gefiel ihr aber in dieſer Anſtalt nicht. Wie drängte es da ihren liebenden Freund, ſie heraus zu bringen! Die Stimme eines Donners, die Feſtigkeit eines Felſen und die Verſchlagenheit der Schlange im Paradies wünſcht er ihrer Mutter, um bei einer Zuſammenkunft mit der Herzogin ihre Entlaſſung zu bewirken. Er wolle dann, ſagt er halb im Scherz, jährlich ein Trauerſpiel mehr ſchreiben, und auf deſſen Titel ſolle ſtehen: Trauerſpiel für Lotte. Dieſe ſolle die Pränumeration davon erhalten! Er war in dem leidenſchaftlichſten Zuſtand. „Ach, meine Beſte," ſchreibt er an Frau von Wolzogen, „in einer gepreßten Lage haben Sie mich verlaſſen. Nie war ich Ihrer liebevollen Ermunterung ſo bedürftig, als eben jetzt, und weit und breit iſt Niemand, der meiner zerſtörten und wilden Phantaſie zu Hülfe käme. Was werd' ich, was kann ich zu meiner Zerſtreuung thun? Ich weiß nichts, als Ihnen zu ſchreiben, aber ich fürchte mich ſelbſt in meinen Briefen. Entweder rede ich darin zu wenig, oder mehr, als Sie hören ſollten und ich verantworten kann. — Wie klein iſt doch die höchſte Größe eines Dichters gegen den Gedanken, glücklich zu ſein. Ich möchte mit meiner Leonore ſprechen: „Laß uns fliehen — laß in den Staub uns werfen all' dieſes prahlende Nichts" u. ſ. w. — Mit meinen vormaligen Planen iſt es aus, beſte Freundin, und wehe mir, wenn das auch von meinen jetzigen Planen gelten ſollte. Daß ich bei Ihnen bleibe und, wo möglich, begraben werde, verſteht ſich. Ich werde es wohl auch bleiben laſſen, mich von Ihnen zu trennen, da mir drei Tage ſchon unerträglich ſind. Nur das iſt die Frage, wie ich bei Ihnen auf die Dauer meine Glückſeligkeit gründen kann? aber gründen will ich ſie, oder nicht leben, und jetzt vergleiche ich mein Herz und meine Kraft mit den ungeheuerſten Hinderniſſen, und ich weiß, ich überwinde ſie." Am Ende des Briefes ſagt er, ein Junge ſei da geweſen und habe ihm gemeldet, daß in Meiningen ein Stuttgarter Herr angelangt ſei, und ſich nach ihm erkundigt habe. „Sollte das der Herr von *** ſein, ſo ſchicken Sie mir zwei Boten. Ich gehe nach Weimar!"

Bei einer ſolchen wilden, tollen Leidenſchaft, ſo vorübergehend ſie auch ſein mochte, mußte es ſeiner Wirthin angſt und bang werden. Sein Gemüth konnte ſich in ſeiner jetzigen Lage überhaupt nicht beruhigen: die Unbeſtimmtheit ſeiner Ausſichten verfolgte ihn unaufhörlich. Reinwald meinte[1], wenn er noch einen Winter in Bauerbach zubringe, werde er völlig hypochondriſch werden, er ſcheue beinahe die Menſchen und ſtelle ſich allerhand Unangenehmes von ihnen vor. Zu dem allem kam nun noch dieſe Leidenſchaft, welche ihn von ſeiner ruhmvollen Thätigkeit ganz abzuziehen drohte! Und welche Hoffnungen konnte er ſeiner Liebe machen? Er durfte ſie nicht einmal ausſprechen, um das Glück des liebenswürdigen Kindes nicht in Gefahr zu bringen. Nur eine baldige Entfernung konnte ihn dieſer Unruhe entreißen.

---

[1] Streicher a. a. O., S. 132.

Ganz unvermuthet knüpfte Dalberg wieder an. Der Herzog von Würtemberg traf nämlich nicht die geringſte Anſtalt zur Verhaftung ſeines Zöglings; er ignorirte Schiller's Flucht. Vielleicht erinnerte ſich der Herzog Karl ſeiner frühern Liebe zu ſeinem talentvollen und wohlgeſitteten Zögling, und ſah nun ein, daß es Kräfte im Menſchen gibt, welche durch keinen militäriſchen Zwang gebrochen werden können; vielleicht ſcheute er die öffentliche Meinung, welche damals zuerſt einen Einfluß auf die Handlungsweiſe der Regierenden zu gewinnen begann und die ſich in ganz Deutſchland laut und nachdrücklich gegen die Mißhandlung Schubart's ausſprach; oder er war aus Rückſicht auf den verdienſtvollen Vater und aus Antheil an dem Kummer der achtungswerthen Familie milde. Nicht unwahrſcheinlich iſt es auch, daß die Gräfin von Hohenheim, auf die Fürſprache der Frau von Wolzogen, den Herzog zu beſänftigen wußte. Kurz, er gab der ganzen Sache nicht die geringſte Folge.

Jetzt, nachdem Schiller die politiſche Quarantaine überſtanden hatte, konnte Baron von Dalberg mit der vollkommenſten Sicherheit und ohne ſich der geringſten Gefahr oder dem leiſeſten Verdacht auszuſetzen, wieder mit ihm anknüpfen. Die Mitglieder des Theater-Ausſchuſſes ſprachen wiederholt den Wunſch aus, daß Fiesko auf die Bühne gebracht werden möchte, und redeten auch von der Luiſe Millerin, deren Anlage und Vortrefflichkeit ihnen der in Mannheim zurückgebliebene Streicher oft genug umſtändlich und lebhaft auseinandergeſetzt hatte.

Dieſes Schauſpiel war gegen Ende Februars 1783 in Bauerbach fertig geworden, und er hatte ſich mit Weigand in Unterhandlungen wegen des Verlages eingelaſſen. Gerade zu dieſer Zeit, im März, erhielt Schiller ein Schreiben von Dalberg, in welchem dieſer ſich erkundigte, ob ſein neues Stück ſich nicht vielleicht zur Aufführung auf der Mannheimer Nationalbühne eigne. Er erwiederte ihm, nachdem er ihn eine Weile auf eine Antwort hatte warten laſſen, unter Anderm:

„Daß Ew. Excellenz mich auch noch in der Entfernung in gnädigem Andenken tragen, kann mir nicht anders, als ſchmeichelhaft ſein. Sie wünſchen zu wiſſen, wie ich lebe? — Wenn Verbannung der Sorgen, Befriedigung der Lieblingsneigung und einige Freunde von Geſchmack einen Menſchen glücklich machen können, ſo kann ich mich rühmen, es zu ſein. — E. E. ſcheinen, ungeachtet meines kürzlich mißlungenen Verſuches, noch einiges Zutrauen zu meiner dramatiſchen Feder zu haben. Ich wünſche nichts mehr, als ſolches zu verdienen, weil ich mich aber der Gefahr, Ihre Erwartung zu hintergehen, nicht neuerdings ausſetzen möchte, ſo nehme ich mir die Freiheit, Ihnen Einiges von dem Stücke vorauszuſagen."

Im Folgenden ſpricht er von „einigen Fehlern des Schauſpiels", die daſſelbe für das Theater unbrauchbar machen könnten, in welchem Falle er es lieber zurückbehalten wolle. Zu Gunſten ſeines Werkes ſagt er nicht ein einziges Wort. In der That, ohne gerade unhöflich und zurückweiſend zu ſein, konnte ſich der ſchwer Gekränkte nicht ſtolzer und vornehmer benehmen. Wie er ſich früher beworben hatte, wollte er jetzt um ſich werben laſſen! Deſſen ungeachtet wurde von Dalberg der Briefwechſel fortgeſetzt. Schiller konnte an Frau von Wolzogen ſchreiben: „Die Mannheimer verfolgen mich mit Anträgen um mein ungedrucktes Stück, und Dalberg hat mir auf eine verbindliche Weiſe über ſeine Untreue Entſchuldigungen gemacht."

Nichts mußte unſern Schiller ſo ſehr beängſtigen, als daß ſeine Einſamkeit ſeiner poetiſchen und beſonders ſeiner dramatiſchen Produktion ſo ungünſtig, als möglich war. Er ſchreibt darüber an Reinwald: „Gelegentlich muß ich anmerken, daß ich nunmehr der Meinung bin, daß das Genie wohl nicht unterdrückt, doch entſetzlich zurückwachſen, zuſammenſchrumpfen kann, wenn ihm der Stoß von Außen fehlt. Man ſagt ſonſt, es helfe ſich in allen Fällen ſelbſt auf, — ich glaub' es nimmer. Wenn ich mich im weiteſten Verſtand zum Beiſpiel ſetzen kann, ſo beweiſ't meine jetzige Seelenlage das Gegentheil. Mühſam und wirklich oft wider allen Dank muß ich eine Laune, eine dichteriſche Stimmung hervorarbeiten, die mich in zehn Minuten bei einem denkenden guten Freunde von ſelbſt anwandelt."

Er mußte fort! Eine anregende Umgebung, die Nähe eines guten Theaters war ihm Bedürfniß, ſonſt war es um den dramatiſchen Dichter geſchehen. Durch ſeine Anweſenheit in Mannheim konnte er bei Dalberg's zurückgekehrter Neigung hoffen, Kabale und Liebe und vielleicht auch ſeinen Fiesko auf die Bühne zu bringen und dadurch ſeine ökonomiſchen Verhältniſſe weſentlich zu verbeſſern. Ueberhaupt mußte eine ſelbſtſtändige Exiſtenz den größten Reiz für einen jungen Mann haben, in dem ein ſo reges Ehrgefühl lebte. Ein wie unheimliches, drückendes Gefühl, von der Güte Anderer abzuhangen! und mußte er nicht befürchten, ſeiner nicht ſehr bemittelten Wirthin auf die Dauer zur Laſt zu fallen? Sollte und konnte er ſich aber von ſeiner Lotte trennen? Doch wie lange blieb denn dieſe noch in Bauerbach! Ihre Mutter wollte ſie ja bei ihrer bevorſtehenden Abreiſe wieder mit ſich fortnehmen.

Endlich ſchlug man einen Mittelweg ein. Auf einem Spaziergange wurde von Frau von Wolzogen wie von Ungefähr der Gedanke ausgeſprochen, daß Schiller in ſeinen Angelegenheiten nach Mannheim reiſen möchte. Es ſollte nur eine Reiſe auf kurze Zeit ſein, und Schiller, welcher ſich durch ein ſo ſtarkes Intereſſe an ſeinen einſamen Aufenthaltsort gebunden fühlte, gab, wohl aus eigenem Antrieb, ſein Ehrenwort, ſich in Mannheim nicht ſelbſt anzubieten und in keinem Fall den erſten Schritt zu einem Engagement zu thun[1], wodurch er ſich, den Abreiſenden, wenigſtens eben ſo ſehr tröſtete, als die Zurückbleibenden.

So ſehen wir denn unſern Freund von ſeiner Pflegemutter und deren Tochter in der zweiten Hälfte des Julius 1783, nachdem er ſich über ſieben Monate in Bauerbach aufgehalten hatte, einen eiligen Abſchied nehmen, deſſen Schmerz nur durch die Hoffnung einer baldigen Rückkehr gelindert wurde. Von ſeinen wenigen Effekten nahm er nur das Nothwendigſte mit ſich, und ſchickte ſeinem Freunde Reinwald auch die geliehenen Bücher vor ſeiner Abreiſe nicht zurück. Wir begleiten ihn auf ſeinem Wege über Frankfurt am Main, wo er Extrapoſt nimmt, „um nicht durch Verzögerung und Mangel an Gelegenheit in dieſer Stadt viel zu verzehren,“ und ſehen ihn unterwegs an ſeine Freundin zwei Briefe ſchreiben voll des kindlichſten und innigſten Gefühls. „Liebſte, zärtlichſte Freundin, der Verdacht, daß ich ſie verlaſſen könnte, wäre bei meiner jetzigen Gemüthsſtimmung Gotteslästerung. — Bis zu meiner Ankunft in Mannheim werden Sie mir doch wohl glauben, daß ich Sie in meinem Herzen trage, wie ich mich ſelbſt in der Hand Gottes getragen wünſche.“

---

[1] Frau von Wolzogen a. a. O., S. 194 u. 160

Doch ehe wir ihn in Mannheim ankommen laſſen, erwähnen wir noch, daß er nach Beendigung der Luiſe-Millerin einige Zeit zwiſchen den tragiſchen Stoffen Imhof und Maria Stuart ſchwankte, und daß auch an Konradin von Schwaben gedacht wurde, bis er ſich endlich gegen Ende des März für Don Karlos entſchied, auf welches Sujet er von Dalberg noch in Stuttgart aufmerkſam gemacht worden war. Der Freund in Meiningen verſorgte ihn mit Büchern zu dieſer Arbeit; unter andern ſchickte er ihm die Novelle Don Karlos von St. Real, aus welcher er ſeine Tragödie zu bearbeiten anfing.

Fünfzehntes Kapitel.

Ankunft in Mannheim. Anſtellung als Theaterdichter. Krankheit. Fiesko und Kabale und Liebe auf der Mannheimer Bühne. Reiſe nach Bretten und Frankfurt. Medizin.

Abends am 27. Juli 1783 kam Schiller, nur von Meier und ſeiner Frau erwartet, matt und erſchöpft in Mannheim an. Seinem Streicher war abſichtlich von der ganzen Unterhandlung nichts geſagt worden, weil er über das unzuverläſſige Betragen Dalberg's allzu entrüſtet war, als daß er den Entſchluß Schiller's, ſich wieder mit ihm einzulaſſen, hätte billigen können. Durch dieſe Verheimlichung war ihm eine freudige Ueberraſchung bereitet. Denn als er zur gewöhnlichen Stunde zu Meier kam, wollte er ſeinen Augen kaum trauen, als ihm der in weiter Entfernung geglaubte Schiller mit heiterer Miene und blühendem Anſehen entgegentrat.

Meier hatte ihm neben dem Schloßplatze für einen billigen Preis Wohnung und Koſt ausgemacht, womit er um ſo zufriedener war, da er von ſeinem Zimmer eine ſchöne Ausſicht hatte. Er legte von ſeiner Baarſchaft Geld zur Rückreiſe zur Seite und hoffte von dem übrigen drei Wochen in Mannheim leben zu können.

Aber Dalberg war von einer Reiſe nach Holland noch nicht zurück, Iffland war in Hannover, und auch andere Schauſpieler hatten Urlaub; viele Familien hatten ihren Aufenthalt auf dem Land genommen. In dieſer Sommerſaiſon wurden wenig bedeutende Stücke gegeben; auch trug die Anweſenheit der Kurfürſtin und des Herzogs von Zweibrücken dazu bei, daß lauter „Alltagskomödien gegeben wurden, weil dieſe nach ihrem Geſchmacke waren[1].“ Dazu kam eine unerträgliche Hitze und Zerſtreuungen aller Art, welche Schillern vom Arbeiten abhielten. Es war eine verlorne Zeit.

An ſeine mütterliche Freundin ſchrieb er die zärtlichſten Briefe. Sie athmen alle eine idylliſche Sehnſucht nach dem ſtillen Bauerbach. Schiller war damals ganz Liebe, ganz Gemüth, ganz Gefühl und Zärtlichkeit. Das Innigſte ſeiner Seele, bisher durch Zwang und Noth niedergehalten, trat hervor. Seine Herzensforderungen überwogen ſein Freiheitsgefühl. „O meine beſte, liebſte Freundin, unter dem ſchrecklichen Gewühl von Menſchen fällt mir unſere Hütte im Garten ein — wäre ich doch ſchon wieder dort! — — Geſtehen muß ich Ihnen, daß alles, was mir hier vorkommt und noch vorkommen kann, bei der Vergleichung mit unſerm ſtillen, glücklichen Leben entſetzlich verliert. Sie haben mich einmal verwöhnt — verdorben möchte ich ſagen, — daß ich den lebhafteſten Vergnügungen der großen Welt beinahe verſchloſſen bin. Wenn ich es möglich machen kann, daß ich, ohne einen Schritt in die Welt zu thun, ſechshundert Gulden jährlich ziehe, ſo begräbt man mich noch in Bauerbach. — Aber wie bringen Sie Ihre Tage hin, theuerſte Freundin? Traurig, fürchte ich, und wünſche es einigermaßen [illegible] denn es iſt etwas Tröſtendes und Süßes in der Vorſtellung, daß zwei getrennte Freunde ohne einander nicht luſtig ſind. O, es ſoll mich anſpornen, bald, recht bald wieder bei Ihnen zu ſein, und indeſſen will ich bei meinen großen Zerſtreuungen an Sie, meine Wertheſte, denken, und will mich oft aus dem Zirkel der Geſellſchaft losreißen und auf meinem Zimmer ſchwermüthig nach Ihnen mich hinträumen und weinen.“

---

[1] Frau von Wolzogen a. a. O., S. 131.

Freilich entlehnte dieſe dankbare Freundſchaft zu der Mutter den größten Theil ihrer Wärme von der Liebe zu ihrer Tochter. Aber welches Frauenherz könnte eine ſo wahre Empfindung, die ihr dargebracht wird, zergliedern? Die Frau, welche etwas ſentimentaler Natur geweſen zu ſein ſcheint, ging auf ſeine Stimmung ein. Sie wird dem liebekranken, weichen jungen Mann gegenüber ganz melancholiſch und traurig. Er tröſtet ſie und tröſtet ſich durch die immer erneuerte Hoffnung der Rückkehr zu ſeiner Freundin und durch die Verſicherungen ſeiner Liebe bis in den Tod — „und wo möglich, noch über dieſen hinaus.“ Nichts in der Welt ſoll ihn in Mannheim feſthalten!

Endlich am 10. Auguſt kam Dalberg zurück. Schiller traf ihn im Theater, wo er von ihm mit Auszeichnung behandelt wurde. Den andern Tag war er lange bei ihm, und mußte ſich durch den Wunſch des Gönners, ihn am Theater anzuſtellen, geſchmeichelt fühlen, wenn er gleich in ſeiner augenblicklichen Stimmung ganz andere Wünſche hegte. „Der Mann iſt ganz Feuer,“ ſchreibt er, „aber leider! nur Pulverfeuer, das plötzlich losgeht, aber eben ſo ſchnell wieder verpufft. Indeſſen glaub' ich herzlich gern, daß ihm mein hieſiger Aufenthalt lieb wäre, wenn er nichts aufopfern dürfte. Rückſichtlich meiner Ausſichten auf das hieſige Theater und meine Stücke, kann Ihnen dieſer Brief nicht das Geringſte beſtimmen; aber in acht Tagen erfahren Sie etwas mehr und vielleicht auch die Zeit meiner Abreiſe; denn nichts in der Welt wird mich feſſeln.“

Aber von Bauerbach langte die Schreckensnachricht an, daß der Stuttgarter Herr, welcher vermuthlich ſeine Bewerbungen um Fräulein Lotte wieder anknüpfen wollte, ſich dort zwei Monate aufzuhalten gedenke. Dieſer Herr hätte Schiller, wenn er in Bauerbach geweſen wäre, von dort vertrieben; wie konnte er jetzt dahin zurückkehren! Zu gleicher Zeit kam ihm Dalberg aus eigenem Antrieb mit Anerbietungen entgegen, welche einzugehen er jetzt um ſo weniger Bedenken trug, da er ſich ſeiner ökonomiſchen Verlegenheit zu entreißen, ſeine theuern Eltern zu erfreuen, Lob und Ruhm einzuerndten und ſich durch das Theater in ſeiner Kunſt zu vervollkommnen hoffen konnte. Er engagirte ſich (ungefähr am 20. Auguſt 1783), vom erſten September des laufenden Jahres an auf ein Jahr, wobei er ſich die Erlaubniß ausbedung, während der heißeſten Sommerzeit ſeiner Geſundheit wegen anderswo (d. h. in Bauerbach) zuzubringen. Innerhalb der Vertragszeit ſollte er dem Theater drei Stücke, nämlich außer dem Fiesko und der Luiſe Millerin noch ein drittes, zu dichtendes, liefern. Dafür wurde ihm ein Jahrgehalt von dreihundert Gulden, wovon ihm ſogleich zweihundert ausbezahlt wurden, zugeſagt, nebſt der Einnahme einer, von ihm ſelbſt zu beſtimmenden Vorſtellung von jedem Stücke [1]. Nichtsdeſtoweniger ſollte jedes das Eigenthum des Dichters bleiben.

Er war über dieſen Kontrakt, welchen zu verlängern ihm freigeſtellt wurde, ſehr vergnügt. „Danken Sie Gott," ſchreibt er an ſeine mütterliche Freundin, „daß er mir einen Ausweg eröffnet hat, durch Verbeſſerung meiner Umſtände mich aus dem Wirrwar zu reißen und ein ehrlicher Mann zu bleiben." Um ſeine gute Stimmung zu erhöhen, welche er zur Theatraliſirung ſeines Fiesko nothwendig hatte, ließ Dalberg die Räuber aufführen, bei gedrängt gefülltem Hauſe, zur größten Zufriedenheit Schiller's.

In vollem Feuer, in erneuerter Liebe zum Theater wollte er Hand an ſeinen Fiesko legen. Aber — ſchon den folgenden Tag warf ihn leider! ein kaltes Fieber auf das Lager nieder. Die ungewöhnliche Hitze dieſes Sommers entwickelte aus dem mit Moraſt und ſtehendem Waſſer gefüllten Feſtungsgraben eine ſo verdorbene Luft, daß in der Stadt an ſechstauſend Menſchen an dieſer gallichten Seuche erkrankten, welche um ſo gefährlicher war, als die hohen Wälle dieſer Feſtung jede Strömung der friſchen Luft verhinderten. Er erlitt durch dieſe Seuche einen empfindlichen Verluſt: der redliche Meier ward das Opfer der Krankheit oder vielmehr der falſchen Behandlung des Theaterarztes, deren üble Folgen Schiller aber vorausgeſagt hatte. Meier's hinterlaſſene Witwe verſorgte jetzt ihren kranken Landsmann mit dem Krankeneſſen. Er ward auf das ſorgſamſte gepflegt; ſelten war ſein Zimmer von Beſuchenden leer, ſo großen Antheil bezeigte man ihm, und weil ſein Kopf ſehr angegriffen war, übergab er ſich einem andern Arzte. Aber erſt nach drei Wochen war er ſo weit hergeſtellt, daß er ſeiner beſorgten Freundin wieder ſchreiben konnte. Seine Leiden hatten ihn ſehr weich, ja religiös geſtimmt; die Gefahr, welcher er ſich entrückt fühlte, und die Hoffnung, mit des Himmels Willen ſich bald ſeinem Elend entreißen zu können, erhob ſein dankbares Herz zu Gott. Er hoffte in den Stand zu kommen, einen beträchtlichen Theil ſeiner Einnahme auf Tilgung ſeiner Schulden verwenden zu können. Er erheiterte ſich auch durch den Gedanken an die Freude ſeiner Eltern, die ſehr vergnügt waren, ihren Sohn wenigſtens einigermaßen verſorgt zu wiſſen. Dabei beſchäftigte ihn der Plan, ſich in der Medizin zu vervollkommnen, und durch deren Ausübung ſein Glück zu ſichern.

---

[1] Darauf verzichtete er ſpäter und erhielt dagegen im Ganzen ein Fixum von 300 Gulden. Streicher a. a. O., S. 181.

Aber eine Schwäche und Mattigkeit, welche die Krankheit beſonders in ſeinem Kopfe zurückließ, verhinderte ihn am Arbeiten. Und doch konnte die kontraktmäßige Abänderung des Fiesko, für welche er ſchon längſt die betreffenden Wünſche und Bemerkungen eingereicht erhalten hatte, nicht länger hinausgeſchoben werden. Der noch nicht Geneſene mußte ſich alſo endlich, beſonders da ſich Dalberg gegen Ende Septembers vom Lande aus, wo er einige Zeit zubrachte, erkundigte, wie weit er vorgerückt ſei, zur Arbeit zwingen. Zur Erholung und Ausſpannung wurden Ausflüge in die Umgegend und neue Bekanntſchaften gemacht.

Es trat ein Recidiv des traurigen Fiebers ein. Unruhen, Zerſtreuungen und Geſchäfte ließen ihn zu keiner Beſſerung kommen. Der Trieb zur Thätigkeit war wieder in ihm erwacht; er wollte das in ihn geſetzte Vertrauen rechtfertigen und ſeine Verbindlichkeiten erfüllen; und überdieß drängte ihn Dalberg wegen des herannahenden Karnevals, wo der Fiesko gegeben werden ſollte. Der Arme war in einer verzweiflungsvollen Lage! Wenn das Fieber auch auf einige Tage nachließ, ſo ſtellte es ſich mit erneuter Stärke wieder ein. Er beſchränkte ſich auf die magerſte Koſt. „Schon vierzehn Tage,“ ſchreibt er (am 13. November 1783), „habe ich weder Fleiſch noch Fleiſchbrühe geſehen. Waſſerſuppe heute, Waſſerſuppe morgen, und dieſes ſo Mittags wie Abends, Allenfalls gelbe Rüben, oder ſaure Kartoffeln oder ſo etwas dazu. Fieberrinde eſſe ich wie Brod, und ich habe ſie mir expreß von Frankfurt aus verſchrieben.“ Die Ausſicht, ſeine Schulden auf den beſtimmten Termin zu bezahlen, war nun dahin; er gibt in dem eben angeführten Briefe den Schaden, welchen er durch ſeine acht bis neun Wochen lange Krankheit während ſeines Aufenthalts in Mannheim erlitten habe, auf dreißig Dukaten an.

Freilich konnte er ſich auch nicht ſo in Acht nehmen, als es ſeiner Geſundheit zuträglich geweſen wäre, ungeachtet er ſeinen Umgang ſo viel als möglich auf das Dalberg'ſche und Schwan'ſche Haus zu beſchränken ſuchte. Er durfte ſich dem Verkehr mit den Schauſpielern nicht entziehen, er ward von manchen Bewohnern der Stadt und von Fremden aufgeſucht, eine Bekanntſchaft und Zerſtreuung bot der andern die Hand, und der junge Mann ſah ſich unvermerkt in manche Vergnügungen und Verführungen hineingeriſſen. Gegen ſolche Verlockungen ſchützten ihn beſonders die Eindrücke, die er von Bauerbach mitbrachte, die er der Freundſchaft und Liebe zu zwei edeln Frauen verdankte. In der unſchlüſſigen, unthätigen und kränkelnden, unbefriedigten Gemüthsſtimmung, in welcher er ſich befand, und die er nachher in den Charakter des ſpaniſchen Prinzen niederlegte, erinnerte ihn alles, was ihn ſtörte und beläſtigte, an die ſeligen Tage in Bauerbach. Auch nach den unbedeutenſten dortigen Verhältniſſen und Menſchen erkundigte er ſich; wie ſein Genie, wußte auch ſein Herz aus dem Kleinſten Etwas zu machen. Was er aber der Frau von Wolzogen zu verdanken habe, das erkannte er auf das lebendigſte. „Wie viel, wie unendlich viel haben Sie nicht ſchon an meinem Herzen verbeſſert; und dieſe Beſſerung, freuen Sie ſich, hat ſchon einige gefährliche Proben ausgehalten. Fühlen Sie ihn ganz, den Gedanken, denjenigen zu einem guten Menſchen gebildet zu haben, der, wenn er ſchlecht wäre, Gelegenheit hätte, Tauſende zu verderben.“ Und an einer andern Stelle ſagt er: „Flehen Sie Gott um Schutz für mein Herz und für meine Jugend. Meine Freundſchaft —

wenn der Gedanke Ihnen Freude gewähren kann — bleibt Ihnen unwandelbar und gewiß, und ſoll mein allmächtiges Gegengift gegen alle Verführung ſein.“

So vereinigten ſich Krankheit, Unannehmlichkeiten jeder Art, endlich Freundſchaft und Liebe, ſein Herz weich und krank zu machen, bis er ſpäter, veredelter und gemäßigter, den hohen Stolz der Freiheit wieder fand.

Häufige Ausflüge in die Umgegend, nach Oggersheim, Schwetzingen, Speier, unterbrachen und vereitelten die häusliche Zurückgezogenheit. Mit der Geſundheit wurde bei dergleichen Aufforderungen wenig Rückſprache genommen. Nach Speier fuhr er mit Schwan und deſſen Tochter, um die Frau von la Roche kennen zu lernen, und er fühlte ſich zu der geiſtvollen Frau ſo hingezogen, daß er den Weg acht Tage nachher noch einmal machte, wo er ſie jetzt ganz genoß, und mit Bezauberung von ihr ſchied. Er hoffte durch ſolche Fahrten den Unmuth los zu werden, der im Gefolge einer lähmenden Krankheit iſt, aber es wollte ihm nicht gelingen. Als aber gar in der Mitte Novembers Landsleute und Freunde, der herzlich geliebte Profeſſor Abel und Bach, ein anderer ſeiner Freunde, bei ihm auf ihrer Rückreiſe von Frankfurt einſprachen — wie floß ihm da unter Fragen und Erzählen die Zeit hin! wie freute er ſich, ſie beim Mittag- und Abendeſſen auf ſeinem Zimmer mit einigen Flaſchen Burgunder, die er zu ſeinem Geburtstage zum Geſchenk erhalten hatte, bewirthen zu können! wie ließ er ſich da, trotz ſeines Uebelbefindens, nicht zurückhalten, ſein Zimmer zu verlaſſen und ſeine Landsleute in der Stadt herumzuführen! „Schadet nichts, wenn ich jetzt auch ſpäter geſund werde,“ ſchreibt er, „habe ich doch ein unbeſchreiblich Vergnügen gehabt!“ So ſehr war Liebe ſeinem Herzen Bedürfniß, daß er für einige flüchtige Stunden bei ſeinen Freunden ſeine Geſundheit und mit ihr das Glück von Wochen und Monaten, ja ſeine ganze nächſte Exiſtenz in Gefahr brachte. Aber der hat nie geliebt, dem die Liebe nicht alles war. Was iſt an einem Affekte, wenn er nicht den ganzen Menſchen erfüllt! — Auf dieſe Weiſe ſchleppte er ſein Uebel noch in das nächſte Jahr hinein. Wer vermöchte folgende Stelle eines Briefes an Frau von Wolzogen ohne tiefe

Rührung zu leſen? „Denken Sie ſich meine äußerſt angeſtrengte Situation. Um mit Anſtand leben zu können, um die mir vorgeſetzte Summe Geldes zur Bezahlung meiner Schulden herauszubringen, um zugleich die Ungeduld des Theaters und die Erwartungen des hieſigen Publikums zu befriedigen, habe ich während meiner Krankheit mit meinem Kopfe arbeiten und durch ſtarke Portionen China meine Kräfte ſo hinhalten müſſen, daß mir dieſer Winter vielleicht Zeitlebens einen Stoß verſetzt.“ Der übermäßige Gebrauch der China beläſtigte und ſchwächte den Magen im höchſten Grade, und der größte Hunger und Durſt durfte nicht genugſam geſtillt werden, um die Krankheit nicht zu unterhalten.

In dieſer qualvollen Lage wurde Fiesko und ſpäter Kabale und Liebe für die Bühne eingerichtet; und auch der erſte Akt des Don Karlos gedichtet. Der Augenzeuge Streicher verſichert, er habe es ſpäter nie über ſich gewinnen können, eines dieſer drei Stücke vorſtellen zu ſehen; ſo oft er es verſucht habe, hätten ſich ſeiner ſchon beim erſten Auftritte ein Schmerz und eine Wehmuth bemächtigt, die er nur im Freien habe ſtillen können [1].

Manche Scenen des Fiesko, z. B. die zwei erſten im zweiten Akt, fielen in der neuen Umarbeitung ganz weg, die langen Monologe wurden abgekürzt, die blühende Sprache wurde der Proſa möglichſt genähert, und der fünfte Akt erlitt eine Hauptveränderung. Als die Arbeit fertig war, wurde ihm ein Regimentsfourier zur Verfügung geſtellt, der eine ſehr deutliche und hübſche Handſchrift ſchrieb, welchem der Dichter ſeine umgeſtaltete Tragödie zu diktiren gedachte. Er fand dieſes bisher noch nicht geübte Verfahren ſehr bequem, indem er nach Behaglichkeit bald ſitzend, bald gehend die Worte vorſagen konnte. Als aber der Mann weggegangen war, wie entſetzte ſich Schiller, als er nicht nur die Eigennamen falſch geſchrieben, den Fiesko in Viesgo, die Leonore in Leobnobre, Calcagna in Kalkahnia verwandelt, ſondern auch in andern Worten die eingeführte Rechtſchreibung ſchrecklich verletzt fand. Er beklagte ſich bitter, und in einer

---

[1] Streicher a. a. O., S. 190.

Weiſe, daß man ſich des Lachens kaum enthalten konnte. Es war ihm unbegreiflich, daß Jemand, der ſo ſchöne Buchſtaben mache, nicht auch jedes Wort ſollte richtig ſchreiben können. Noch einmal wurde der Verſuch gemacht, nachdem er den Mann vorher alle Eigennamen hatte richtig aufſchreiben laſſen. Aber als dennoch dieſelben oder ähnliche Fehler vorkamen, da verlor er die Geduld, und er entſchloß ſich, ſelbſt das ganze Stück ins Reine zu ſchreiben. In der Mitte des Decembers konnte er das Manuſkript Herrn v. Dalberg überreichen. Untergeordnete Geiſter, die ſich durch die Aeußerung, daß es ihnen unmöglich ſei, ihre ſelbſtverfaßten Sachen noch einmal abzuſchreiben, in den Schein der Genialität bringen wollen, könnten aus ſolchen Beiſpielen lernen, daß dieſe Originalität durch jenes angebliche Unvermögen noch keineswegs bewieſen iſt, indem auch die größten Genies ihre Werke ſogar oftmals mit eigener Hand abſchrieben.

Die Ungewohnheit des republikaniſchen Trauerſpiels und die Ungelenkigkeit der Schauſpieler machten viele Proben nothwendig, welche dem Theaterdichter vielen Aerger, manche Zerſtreuungen und auch Aufheiterung verurſachten. Die Bahn, die er eingeſchlagen hatte, war eigentlich ganz neu, der Dialog überſtieg den Konverſationston, an welchen die Schauſpieler gewohnt waren, ſo daß es ihnen ſehr ſchwer fiel, dieſe immer ſchwungvolle und poetiſche Proſa würdig auszudrücken. Bei den Räubern war den Schauſpielern der überwältigende Stoff zu Hülfe gekommen, bei dem kältern, verſtandesmäßigen Inhalt des Fiesko dagegen hätte eine ſelbſtſtändige, vollendete mimiſche Kunſt aufgeboten werden müſſen, wenn die noch immer langen Monologe, die Intriguen und die verwickelten Plane des Helden der Verſchwörung eine gleich genügende Wirkung hätten hervorbringen ſollen, wie die mächtige Empfindung in den Räubern.

Das Schauſpiel wurde zuerſt am 17. Januar 1784 bei der Eröffnung der Karnevalsbeluſtigungen dargeſtellt. Schiller ließ wieder, wie er es ſchon bei den Räubern gethan hatte, eine „Erinnerung an das Publikum“ neben den Anſchlagezettel drucken. Dieſes wichtige Aktenſtück, welches damals an den Straßenecken und Pfeilern Mannheims prangte, verdient um ſo mehr in unſere Biographie aufgenommen zu werden, je wichtiger die Aufſchlüſſe ſind, welche es uns über die uns ſonſt unbekannte Theaterbearbeitung des Fiesko gibt. Jenes Avertiſſement lautete alſo:[1]

„Eigentlich ſollte das Tableau für den Künſtler reden und er ſelbſt die Entſcheidung hinter dem Vorhang erwarten. Es iſt auch jetzt meine Abſicht nicht, das Urtheil der Zuſchauer für meine Manier zu beſtechen, und der Faden des Trauerſpiels liegt nicht ſehr verſteckt. — Dennoch ſetze ich einen zu großen Werth in die Aufmerkſamkeit meines Publikums, als daß ich ihm nicht auch die wenigen Augenblicke ſollte zu retten ſuchen, die darauf gehen würden, bis es ihn fände.“

„Fiesko iſt der große Punkt dieſes Stücks, gegen welchen ſich alle darin ſpielenden Handlungen und Charaktere gleich Strömen nach dem Weltmeer hinſenken — Fiesko, von dem ich vorläufig nichts Empfehlenderes weiß, als daß ihn J. J. Rouſſeau im Herzen trug — Fiesko, ein großer, fruchtbarer Kopf, der unter der täuſchenden Hülle eines weichlichen epikuriſchen Müſſiggangs in ſtiller geräuſchloſer Dunkelheit, gleich dem gebärenden Geiſt auf dem Chaos, einſam und unbehorcht eine Welt ausbrütet und die leere lächelnde Miene eines Taugenichts lügt, während daß Rieſenpläne und wüthende Wünſche in ſeinem brennenden Buſen gähren — Fiesko, der, lange genug mißkannt, endlich einem Gott gleich hervortritt, das reife vollendete Werk vor erſtaunende Augen ſtellt und ein gelaſſener Zuſchauer daſteht, wenn die Räder der großen Maſchine dem gewünſchten Ziel unfehlbar entgegenlaufen — Fiesko, der nichts fürchtet, als ſeines Gleichen zu finden — der ſtolzer darauf iſt, ſein eigenes Herz zu beſiegen, als einen furchtbaren Staat — Fiesko, der zuletzt den verführeriſchen, ſchimmernden Preis ſeiner Arbeit, die Krone von Genua, mit göttlicher Selbſtüberwindung hinwegwirft und eine höhere Wolluſt darin findet, der glücklichſte Bürger, als der Fürſt ſeines Volkes zu ſein.“

---

[1] Blätter für literariſche Unterhaltung vom 1. Oktober 1836, Nr. 285.

„Man erwartet vielleicht, daß ich die Freiheiten rechtfertige, die ich mir in dieſem umgeformten Fiesko gegen die hiſtoriſche Wahrheit — ja meine erſte Darſtellung ſelbſt erlaubte. — Nach jener ſowohl, als nach dieſer arbeitet der Graf auf den Umſturz der Republik, in beiden kommt er in der Verſchwörung um. Mit der Hiſtorie getraue ich mir bald fertig zu werden, denn ich bin nicht ſein Geſchichtſchreiber, und eine einzige große Aufwallung, die ich durch die gewagte Erdichtung in der Bruſt meiner Zuſchauer bewirke, wiegt bei mir die ſtrengſte hiſtoriſche Genauigkeit auf. — Der Genueſer Fiesko ſollte zu meinem Fiesko nichts, als den Namen und die Maske hergeben — das Uebrige mochte er behalten. — Iſt es denn meine Schuld, wenn er weniger edel dachte? — wenn er unglücklicher war? Müſſen meine Zuſchauer dieſe verdrießliche Wendung entgelten? Mein Fiesko iſt allerdings nur untergeſchoben; doch was kümmert mich das, wenn er nur größer iſt, als der wahre — wenn mein Publikum nur Geſchmack an ihm findet? — Warum ich aber jetzt meiner eigenen erſten Schilderung widerſpreche, die den Grafen durch ſeine Herrſchſucht umkommen läßt, iſt eine andere Frage. Es mag nun ſein, daß ich zur Zeit, wo ich jenen entwarf, gewiſſenhafter oder verzagter geweſen — vielleicht aber auch, daß ich für den ruhigen Leſer, der den verworrenſten Faden mit Bedacht auseinanderlöſ't, mit Fleiß anders dichten wollte, als für den hingeriſſenen Hörer, der augenblicklich genießen muß, und reizender iſt es nun doch, mit dem großen Manne in die Welle zu laufen, als von einem geſtraften Verbrecher ſich belehren zu laſſen.“

„Ueber die moraliſche Beziehung dieſes Stücks wird wohl Niemand zweifelhaft ſein. Wenn es zum Unglück der Menſchheit ſo gemein und alltäglich iſt, daß ſo oft unſere göttlichſten Triebe, daß unſere beſten Keime zum Großen und Guten unter dem Druck des gewöhnlichen bürgerlichen Lebens begraben werden — wenn Kleingeiſterei und Mode der Natur kühnen Umriß beſchneiden — wenn tauſend lächerliche Konvenienzen am großen Stempel der Gottheit herumkünſteln, ſo kann dasjenige Schauſpiel nicht zwecklos ſein, das uns den Spiegel unſerer ganzen Kraft vor die Augen hält, das den ſterbenden

Funken des Heldenmuthes belebend wieder emporflammt — das uns aus dem engen dumpfen Kreiſe unſeres alltäglichen Lebens in eine höhere Sphäre rückt. Dieſes Schauſpiel, hoffe ich, iſt Fiesko's Verſchwörung."

„Heilig und feierlich war mir immer der ſtille, der große Augenblick in dem Schauſpielhauſe, wo die Herzen ſo vieler Hunderte wie auf den allmächtigen Schlag einer magiſchen Ruthe nach der Phantaſie eines Dichters beben, — wo, herausgeriſſen aus allen Masken und Winkeln, der natürliche Menſch mit offenen Sinnen horcht — wo ich des Zuſchauers Seele am Zügel führe und nach meinem Gefallen, einem Ball gleich, dem Himmel oder der Hölle zuwerfen kann — und es iſt Hochverrath an dem Genius — Hochverrath an der Menſchheit, dieſen glücklichen Augenblick zu verſäumen, wo ſo Vieles für das Herz kann verloren oder gewonnen werden. — Wenn jeder von uns zum Beſten des Vaterlands diejenige Krone hinwegwerfen lernt, die Er fähig iſt zu erringen, ſo iſt die Moral des Fiesko die größte des Lebens."

„Weniger konnt' ich einem Publikum nicht ſagen, das durch die gütigſte Aufnahme meiner Räuber meine Leidenſchaft für die Bühne belebte und dem alle meine künftigen dramatiſchen Produkte gewidmet ſind."

Man ſieht aus dieſer Ankündigung, daß die umgeformte Tragödie einem ganz andern Ziele zugeführt wurde, als die früher gedruckte, welche in die Werke Schiller's aufgenommen worden iſt. Der Held in Uebereinſtimmung mit den republikaniſchen Lieblingsideen Leonoren's beſiegt ſeinen Ehrgeiz, er will nicht der edelſte Fürſt, ſondern der beſte Bürger eines freien Volkes werden, und ſtirbt alſo nicht durch Verrina als ein Schuldiger, ſondern er kommt ſchuldlos um durch eine Fügung des Schickſals. Die Tendenz und Moral beider Bearbeitungen ſind alſo ganz verſchieden; die frühere iſt blos niederreißend, dieſe letztere iſt auch aufbauend; dort iſt Beſtrafung des Ehrgeizes, hier iſt das Unterliegen des hochherzigen Unternehmens, der Befreiung des Vaterlandes, unter das unbegreifliche Schickſal die Krone des Stückes. Die Nemeſis waltet in der frühern Bearbeitung, in der letztern dagegen war die Reſignation der menſchlichen Tugend die vorherrſchende Stimmung, welche der Zuſchauer aus dem Theater mitnahm.

Betrachten wir nun dieſen Unterſchied näher, ſo bemerken wir einen ſehr merkwürdigen Fortſchritt in der Ideenentwickelung des Dichters. Dieſe Umarbeitung, ſieht man, fällt in die Zeit, in welcher Don Karlos ſich allmählig aus der Seele Schiller's entwickelte. Das Vorhandene wird nicht mehr allein getadelt, bekämpft und umgeſtürzt, wie in den bisherigen Stücken, ſondern es wird auch an deſſen Stelle das geſetzt, was dem Dichter das Höhere und Vernünftigere zu ſein ſchien. Das Prinzip der Freiheit wollte poſitiv aus ſeinem Buſen hervortreten; da aber Fiesko in ſeiner erſten Anlage ſchon ein negirendes Moment hatte, ſo konnte der umgeſtalteten Tragödie nur eine Doppelgeſtalt gegeben werden, ſo daß ſie gleichſam den Uebergang von dem polemiſchen und revolutionären Standpunkt des Verfaſſers zu der affirmativen Konſtituirung ſeiner Ideen machte, wie ſie uns nachher in Don Karlos entgegentreten. Der Fiesko ſollte das Gemälde einer noch in ihrem Untergang entzückenden Selbſtſtändigkeit des Menſchengeiſtes im Dienſte der über den Ehrgeiz ſiegenden Bürgertugend ſein.

Wie es der Dichter ſelbſt andeutet, war an dieſer Veränderung nicht allein ſeine veränderte Gemüthslage, ſondern auch die Rückſicht auf das Publikum Schuld. Das Stück ſollte hierdurch belebter und ergreifender, und der unwirkſame und willkührliche Schluß ſollte beſſer werden. Aber die Dichtung blieb auch in dieſer neuen Form hinter der Wirkung, welche die Räuber gemacht hatten, weit zurück. Immer herrſchte das Verſtändige, das künſtlich Angelegte vor. Der hiſtoriſch getreu gehaltene Ausgang, zu dem der Dramatiker ſich jetzt bequemt hatte[1], trat auch viel zu überraſchend, unvorbereitet, losgetrennt daſtehend und zufällig ein, als daß er eine tragiſche Wirkung hätte hinterlaſſen können. Die Kataſtrophe war da, ehe ſie der Zuſchauer im mindeſten befürchtete, und das Mitleid für den Helden war auf einen Moment koncentrirt. Die plötzlich und unerwartet in nichts ausſchlagende Unternehmung ſchien eher lächerlich, als rührend zu ſein. Endlich lag auch der ganze Gegenſtand der Tragödie, eine Verſchwörung, in jenen harmloſen, unſchuldigen Zeiten den deutſchen Zuhörern ſo fern, daß ſie den Sinn des Gedichtes kaum verſtanden. Schiller ſagt das ſelbſt in einem Briefe an ſeinen Freund Reinwald vom 5. Mai 1784: „Den Fiesko verſtand das Publikum nicht. Republikaniſche Freiheit iſt hier zu Land ein Schall ohne Bedeutung, ein leerer Name — in den Adern der Pfälzer fließt kein römiſches Blut. Aber zu Berlin wurde er vierzehnmal innerhalb drei Wochen gefordert und geſpielt. Auch zu Frankfurt fand man Geſchmack daran. Die Mannheimer ſagen, das Stück wäre viel zu gelehrt für ſie[1].“

---

[1] S. oben Kap. 12, S. 176.

Uebrigens wurde das Schauſpiel dieſes erſte Mal und auch nachher noch öfters mit aller äußern Pracht gegeben, deren die beſchränkten Mittel des Theaters nur fähig waren. Indem Böck den Fiesko, Iffland den Verrina und Beil den Mohren vortrefflich darſtellten, erndteten wenigſtens einzelne Scenen eine ungetheilte Bewunderung und einen rauſchenden Beifall ein.

Nach einigen Wochen Erholung legte er ſeine letzte Hand an die Luiſe Millerin[2]. Dieſe Tragödie war ſchon früher in Folge einer Vorleſung in einer großen Geſellſchaft, wobei Dalberg den Vorſitz hatte, für theaterfähig erklärt worden, und ſie brauchte nur abgekürzt, in einzelnen Zügen und Ausfällen gemildert, und von ihrer hochgehenden Sprache herabgeſtimmt zu werden. Während dieſer Umarbeitung brachte Iffland ſein Verbrechen aus Ehrſucht auf die Bühne, welchem Familienſtück Schiller den Namen gab, und das durch die muſterhafte Darſtellung einen ſo außerordentlichen Beifall fand, daß die Freunde Schiller's beſorgt wurden, ſein bürgerliches Trauerſpiel möchte hierdurch in den Schatten geſtellt werden.

Nicht lange nachher, etwa im Monat April, wurde Kabale und Liebe, wie der Dichter die Luiſe Millerin nach dem Vorſchlage Iffland's benannte, auf die Bühne gebracht. Das Stück wurde ungewöhnlich günſtig aufgenommen, und ihm ein entſchiedener Vorzug vor ähnlichen bürgerlichen Schauſpielen eingeräumt, die jetzt erſt recht in Schwung kamen. Schiller wohnte der Vorſtellung in einer Loge bei, ſein Freund Streicher an ſeiner Seite. Ruhig und heiter, aber in ſich gekehrt und nur wenige Worte wechſelnd, erwartete er das Aufrollen des Vorhanges. Als die Handlung begann, wer hätte da ſeinen tiefen erwartenden Blick, das Spiel ſeiner Lippen, das Zuſammenziehen ſeiner Augenbraunen, wenn etwas mißlang, und den Blitz ſeiner Augen, wenn eine bedeutende Stelle eine entſprechende Wirkung hervorbrachte — wer hätte das alles beſchreiben können! Kein Wort entſchlüpfte ihm während des ganzen erſten Aufzugs, und erſt am Schluſſe deſſelben erleichterte er ſich durch die Worte: „Es geht gut.“ Der zweite Akt ward beſonders gegen den Schluß mit ſo hinreißendem Feuer und ergreifender Wahrheit dargeſtellt, daß, als der Vorhang niedergelaſſen wurde, die Zuſchauer auf eine damals ganz ungewöhnliche Weiſe ſich erhoben, und in ſtürmiſches, einmüthiges Beifallrufen und Händeklatſchen ausbrachen. Schiller ward hiervon ſo überraſcht, daß er aufſtand und ſich gegen das Publikum verbeugte. In Miene und Haltung drückte ſich ſein ſtolzes Selbſtgefühl und zugleich ſeine dankbare Zufriedenheit aus.

---

[1] Streicher a. a. O., S. 183.

[2] Gedruckt wurde das Stück zuerſt 1784 bei Schwan, und Sr. Excellenz dem Freiherrn von Dalberg unterthänig gewidmet.

Mit kummervollen Jahren hatte er dieſen einzigen Moment erkauft; aber wiegt ein ſolcher Augenblick nicht viele kummervolle Jahre auf? — — Eine ehrenvolle und ſorgenfreiere Zukunft ſchien ſich vor ihm zu eröffnen. Nur der Unglückliche hat einen regen Sinn für das Glück.

In ſeiner Freude dachte der fromme Sohn an ſeine Eltern auf der Solitude. Seine gute Mutter kränkelte fortwährend, und ein ſchleichender Gram ſpottete aller Arzneien. Von Natur mehr für die ſich aufopfernde Sorge als die ſelbſtſüchtige Freude geſchaffen, fühlte ſie ihr Mutterherz ſchwer belaſtet. Der Vater machte den Vorſchlag, bei dem Herzog um ſeines Sohnes freie Wiederkehr nach dem Würtembergiſchen einzukommen. Aber dagegen ſträubte ſich das Ehrgefühl unſeres Schiller auf das entſchiedenſte. „Wie kann ich mich,“ ſchreibt er an ſeine Schweſter[1], „ohne Konnexion mit einem andern Fürſten, ohne Charakter und dauernde Verſorgung, nach meiner einmal geſchehenen, gewaltſamen Entfernung aus Würtemberg, wieder da blicken laſſen? Daß der Vater den Namen zu dieſer Bitte gibt, nützt mir wenig, denn jedermann würde doch mich als die Triebfeder anklagen, und jedermann wird, ſo lange ich nicht beweiſen kann, daß ich den Herzog von Würtemberg nicht mehr brauche, in einer (mittelbar oder unmittelbar, das iſt eins) erbettelten Wiederkehr ein Verlangen, in Würtemberg unterzukommen, vermuthen. Wie entſetzlich würde die Achtung des Publikums (und dieſe entſcheidet doch mein ganzes zukünftiges Glück), wie ſehr würde meine Ehre durch den Verdacht ſinken, daß ich dieſe Rückkehr geſucht! Die offene, edle Kühnheit, die ich bei meiner gewaltſamen Entfernung gezeigt habe, würde den Namen einer kindiſchen Uebereilung, einer dummen Brutalität bekommen. Uebrigens kann ich nicht verhindern, wenn der Vater es dennoch thut — nur dieſes ſage ich Dir, Schweſter, daß ich, im Fall es der Herzog erlauben würde, dennoch mich nicht bälder im Würtembergiſchen blicken laſſe, als bis ich wenigſtens einen Charakter habe, woran ich eifrig arbeiten will; im Fall er es aber nicht zugibt, mich nicht werde enthalten können, den mir dadurch zugefügten Affront durch offenbare Sottiſen gegen ihn zu rächen.“

Jetzt, nachdem ſeine beiden letzten Trauerſpiele ſeinen Ruf von neuem begründet hatten und ſeine Lage ſich aufzuklären ſchien, konnte er mit einem gewiſſen Selbſtgefühl den Seinigen, welchen er früher kaum ohne Beſchämung hatte ſchreiben können (ſo ſehr war ſein Schickſal hinter ſeinen Erwartungen zurückgeblieben) unter die Augen treten. Und wie drängte ihn ſein Herz dazu! Der Geburtsort Melanchthon's, Bretten, nahe an der würtembergiſchen Gränze, ward zur Zuſammenkunft mit der Mutter und der älteſten Schweſter beſtimmt, und Schiller begab ſich zu Pferd dahin. Welch ein Willkomm, als die lang und durch ein ſo ungewöhnliches Schickſal Getrennten, an einem dritten Orte, in einer ſo zweifelhaften Lage, ſich wieder zuſammenfanden! Welche Innigkeit des Gefühls, wie viel Mutter-, Kindes- und Geſchwiſterliebe, und welche mannigfaltigen Geſpräche drängten ſich in die wenigen Stunden zuſammen, die man bei einander bleiben durfte! Wie miſchten ſich die verſchiedenartigſten Empfindungen, wie viel hatte man zu erzählen, zu fragen, einander zu bemitleiden, wie ſuchte man alles auf, um ſich zu tröſten, zu befeſtigen! Und als man wieder von einander ſchied — welch ein Abſchied war es, da die Mutter ihren Liebling wieder in die weite Welt gehen laſſen mußte, als einen Verbannten, ohne feſte Ausſicht, und da der Sohn das Lebewohl vielleicht auf lange Zeit, durch kein Wort des reellen Troſtes verſüßen konnte. Wehe in ruhigen Zeiten dem Glücke des Menſchen, der den Muth hat, ſich der eingeführten Gewohnheit und der vorgeſchriebenen Ordnung zu entreißen, und ſeinen eignen Gang zu gehen! Die in geiſtigen Dingen einen neuen Weg einzuſchlagen wagen, haben die Macht der Menſchen und die Gewalt des Schickſals gegen ſich. Was das folgende Geſchlecht beglücken ſoll, muß dem jetzigen abgerungen werden. Schiller, könnte man ſagen, hatte gut ein großer Tragiker ſein; ſein eigenes Leben war ja eine Tragödie. Solche Beiſpiele müſſen aber auch den Spätern ermuntern, in dem Grade an ſein Lebensglück wenige Anſprüche zu machen, als er Großes zu leiſten gedenkt.

---

[1] Streicher a. a. O., S. 167.

Kaum zurückgekehrt, reiſ'te er in Geſellſchaft von Iffland und Beil nach Frankfurt, welche von Großmann eingeladen worden waren, bei deſſen Schauſpielergeſellſchaft Gaſtrollen zu geben. Schiller ſpricht in einem Brief an Dalberg von dem außerordentlichen Glücke, welches die vortrefflichen Abgeſandten der Mannheimer Bühne in Frankfurt eingeerndtet hätten: „ſie ragten unter den beſten Schauſpielern hervor, wie der Jupiter des Phidias unter Tüncherarbeiten.“ Publikum und Schauſpieler wurden warm, und letztere ſpielten mit einer Begeiſterung, wie ſie dieſelbe früher noch nicht gezeigt hatten. Verbrechen aus Ehrſucht, und Kabale und Liebe wurden aufgeführt. Iffland ward als Verfaſſer und Schauſpieler mit lärmendem Händeklatſchen herausgerufen, und um unſern Dichter drängten ſich viele Bewunderer, beſonders junge Leute, die ihn beinahe vergötterten und denen alle gleichzeitige

Produkte geringfügig und nichtsſagend vorkamen, im Vergleich mit ſeiner ideenvollen und gewaltigen ſittlich-rhetoriſchen Dichtung. Die Mannheimer Künſtler wurden von einem Gaſtmahl zum andern gezogen, und Schiller lebte gleichſam in einem fortwährenden Taumel. Hier lernte er auch Doktor Albrecht und ſeine Gattin kennen, beide Freunde Reinwald's in Meiningen, und ſchloß ſich beſonders an Frau Albrecht ſchnell und mit ganzer Seele an. Sie war ganz ein Weib nach ſeinem damaligen Sinn: „Ein Herz, ganz zur Theilnahme geſchaffen, über den Kleinigkeitsgeiſt der gewöhnlichen Zirkel erhaben, voll edeln, reinen Gefühls für Wahrheit und Tugend, und ſelbſt da noch verehrungswerth, wo man ihr Geſchlecht ſonſt nicht findet; und dabei eine gefühlvolle Dichterin.“ Vergebens ſuchte ſie Schiller, um, wie er ſagt, der Menſchheit eine ſchöne Seele zu retten, von ihrer Lieblingsidee abzubringen, auf das Theater zu gehen; ſie trat wirklich ſpäter als Schauſpielerin auf.

Sobald er wieder in Mannheim war, ſchrieb er auch einen langen Brief an Reinwald, deſſen Andenken durch jene Freunde in ihm wieder recht lebendig geworden war[1]. Geſchäfte, dichteriſche Träume, Unordnung und Zerſtreuungen ließen ihn ſelten zum Briefſchreiben kommen. Auch nothwendige oder durch das Herz gebotene Briefe an verehrte, theure Perſonen wurden häufig verſchoben und verſäumt.

Im Andenken an das Verſprechen, welches er ſeiner Mutter in Bretten gegeben hatte, daß er ſich um eine dauernde Anſtellung bewerben wolle, und bei der Erwägung ſeiner unſichern Lage kam ihm eine Aufforderung Dalberg's ſehr gelegen. Das Frühjahr 1784 war verfloſſen, und noch immer war Schiller noch nicht einmal für den Stoff des neuen Trauerſpiels entſchieden, welches er kontraktmäßig dieſes Jahr noch zu liefern hatte. Dieſe Unentſchloſſenheit machte Dalberg um die Erfüllung des Vertrages und um Schiller ſelbſt beſorgt. Die Produktivität dieſes ſchien unzuverläſſig und nicht in jedem Augenblick ſehr ergiebig; es war mißlich, den Kontrakt mit ihm zu erneuern. Dalberg ließ ihm daher um dieſe Zeit durch ſeinen Hausarzt, Hofrath Mai, den Rath geben, zur Sicherſtellung ſeines äußern Lebens wieder zu ſeiner Medizin zu greifen. Er war leicht zu überzeugen, daß dieß das einzige Rettungsmittel ſei, aus ſeinem ſich täglich mehr verwirrenden Zuſtand zu kommen. Und da ihm Dalberg ſelbſt dieſen Vorſchlag gemacht, ſo zweifelte ſein vertrauendes Herz keinen Augenblick, daß ſein Gönner ihm eine kleine Summe vorſchießen würde, um Michaelis auf die Univerſität Heidelberg gehen und daſelbſt das in ſeinem Fache Verſäumte oder Vergeſſene innerhalb eines Jahres wieder nachholen zu können. Nur mit Ehren wollte er öffentlich als Arzt auftreten! Er bat daher, ohne ſich durch die Bedenklichkeiten ſeines Freundes Streicher irre machen zu laſſen, welcher ihm die kalte, ablehnende Antwort des Hofmannes vorausſagte, in einem noch erhaltenen Briefe, um einen Vorſchuß auf ein Jahr. Er fügte die Worte bei: „Lange ſchon zog mich mein eigenes Herz zur Medizin zurück; lange ſchon habe ich nicht ohne Urſache befürchtet, daß, früher oder ſpäter, mein Feuer für die Dichtkunſt erlöſchen würde, wenn ſie meine Brodwiſſenſchaft bliebe, und daß ſie im Gegentheil neuen Reiz für mich haben müßte, ſobald ich ſie nur als Erholung gebrauchte und nur meine reinſten Augenblicke ihr widmete. Dann nur kann ich mit ganzer Kraft und immer regem Enthuſiasmus Dichter ſein, dann nur hoffen, daß meine Leidenſchaft und Fähigkeit für die Kunſt durch mein ganzes Leben fortdauern werde.“ Dalberg erfüllte dieſe Bitte nicht, und ſo war es denn offenbar, daß er den Rath ihm mehr ertheilt hatte, um ſich ſeiner zu entledigen, als aus Theilnahme an ſeinem Schickſal. In der That wäre Schiller eines Gönners würdig geweſen, der ſeinen Werth beſſer zu ſchätzen verſtand und ein weiteres Herz hatte.

---

[1] Streicher a. a. O. S. 178.

So zerſchlug ſich denn dieſer, auch ſpäter noch bisweilen wieder aufgegriffene Plan. Die zurückweiſende Antwort Dalberg's aber hatte auf ſein gutes Vernehmen zu ihm und auf ſeine Achtung vor den ſonſtigen Verdienſten des Mannes keinen Einfluß. Auf eine bewundernswürdige Weiſe vereinigte er mit ſeinem jugendlichen ſittlichen Ungeſtüm Schonung und Nachſicht im Urtheil über andere Menſchen.

Sechszehntes Kapitel.

Aufnahme in die deutſche Geſellſchaft. Abhandlung über das Theater als moraliſche Anſtalt. Theatraliſche Preisaufgaben. Plan einer Dramaturgie.

Schon vor der Aufführung ſeiner beiden Trauerſpiele war es eingeleitet worden, daß Schiller zum Mitglied der kurpfälziſchen deutſchen Geſellſchaft, deren Präſident Dalberg war, vorgeſchlagen wurde. Am 10. Februar 1784 langte die kurfürſtliche Beſtätigung ſeiner Aufnahme an. „Dieſes,“ ſchreibt er an Frau von Wolzogen, „iſt ein großer Schritt zu meinem Etabliſſement; denn jetzt bleib' ich hier.“ Durch dieſe Ehrenbezeigung konnte er ſich als kurpfälziſchen Unterthanen betrachten, und durfte, im Fall einer Verfolgung vom Herzog von Würtemberg, wenigſtens einigen Schutz von Seiten des Kurfürſten erwarten. Auch ſah er ſich jetzt in Verbindung mit den angeſehenſten Männern und beſten Gelehrten der Stadt und des Landes. Jedes Mitglied konnte von der kurfürſtlichen Bibliothek Bücher nach Hauſe bekommen, und den Ankauf neuer Bücher veranlaſſen. Der gedruckte Bogen von den Aufſätzen der Geſellſchaft wurde ſeinem Verfaſſer mit drei Dukaten honorirt, und die Geſellſchaft ſetzte jährlich für eine goldene Medaille, vom Werth von fünfzig Dukaten, eine Preisfrage aus.

Zu ſeinem Eintritt in die Geſellſchaft ſchrieb er den Aufſatz: Was kann eine gute ſtehende Schaubühne eigentlich wirken? welchen er den 26. Juni 1784 in einer öffentlichen Sitzung vorlas, und der nachher zuerſt im erſten Hefte der Rheiniſchen Thalia gedruckt erſchien. Es iſt dieß dieſelbe Abhandlung, welche unter dem Titel: „Die Schaubühne, als moraliſche Anſtalt betrachtet,“ in Schiller's Werke aufgenommen iſt, nur daß hier die Einleitung und einige Stellen wegblieben [1].

Der frühere Aufſatz: Ueber das gegenwärtige deutſche Theater [2], hat eine untergeordnete, temporelle Bedeutung und iſt eigentlich nur abwehrend und negativ. Jetzt erhob ſich der unabläſſig fortſchreitende Dramatiker zu einer allgemeinen, freiern und poſitiven Würdigung der Schaubühne, und ſchrieb dieſe Abhandlung, welche zu jener frühern gerade in einem ſolchen Verhältniß ſteht, wie Don Karlos zu den drei erſten Dramen. Ja dieſer Aufſatz iſt ein Vorläufer des Don Karlos; der Dichter weihte ſich durch ihn zu dieſer neuen Tragödie ein. Wie er in dem Don Karlos die Weltanſicht ſeiner erſten Entwickelungsperiode bejahend und in dem edelſten Style entfaltet, ſo ſtattet er in dieſer Vorleſung ſich und Andern auf eine hinreißende Weiſe Rechenſchaft über die erhabene Kunſt ab, die er ſich zum Lebenszwecke gewählt. Was ihn bisher in der Ausübung und in der Theorie nur dunkel und beſchränkt geleitet und was er mehr verfochten als poſitiv begründet hatte, das ſpricht er jetzt in dieſer Unterſuchung wie nachher im Schauſpiel, über alle Polemik erhaben, freimüthig und glänzend aus.

Schon aus der ſpäter unterdrückten Vorrede ſieht man die nahe Beziehung dieſer Vorleſung zu ihrem Verfaſſer. „Wenn uns der natürliche Stolz — ſo nenne ich die erlaubte Schätzung unſers eigenthümlichen Werthes — in keinem Verhältniſſe des bürgerlichen Lebens verlaſſen ſoll, ſo iſt wohl das erſte dieſes, daß wir uns ſelbſt zuvor die Frage beantworten, ob das Geſchäft, dem wir jezt den beſten Theil unſerer Geiſteskraft hingeben, mit der Würde unſeres Geiſtes ſich vertrage, und die gerechten Anſprüche des Ganzen auf unſern Beitrag erfülle. Nicht immer blos die höchſte Spannung der Kräfte — nur ihre edelſte Anwendung kann Größe gewähren. Je erhabener das Ziel iſt, nach welchem wir ſtreben, je weiter, je mehr umfaſſend der Kreis, worin wir uns üben, deſto höher ſteigt unſer Muth, deſto reiner wird unſer Selbſtvertrauen, deſto unabhängiger von der Meinung der Welt.“ Und nachdem er im Folgenden davon geſprochen, wie ſo häufig die Anſprüche der Gelehrten und Beamten ſich in dem Grade verdoppeln, als ſich ihr Einfluß auf die Geſellſchaft vermindert, fährt er fort: „Man verurtheilt den jungen Mann, der, gedrungen von innerer Kraft, aus dem engen Kerker einer Brodwiſſenſchaft heraustritt, und dem Rufe des Gottes folgt, der in ihm iſt? — Iſt das die Rache der kleinen Geiſter an dem Genie, dem ſie nachzuklimmen verzagen? Rechnen ſie vielleicht ihre Arbeit darum ſo hoch an, weil ſie ihnen ſo ſauer wurde? Trockenheit, Ameiſenfleiß und gelehrte Taglöhnerei werden unter den ehrwürdigen Namen Gründlichkeit, Ernſt und Tiefſinn geſchäzt, bezahlt und bewundert. Nichts iſt bekannter, und nichts reicht zugleich der geſunden Vernunft mehr zur Schande, als der unverſöhnliche Haß, die ſtolze Verachtung, womit Fakultäten auf freie Künſte herunter ſehen — und dieſe Verhältniſſe werden forterben, bis ſich Gelehrſamkeit und Geſchmack, Wahrheit und Schönheit, als zwo verſöhnte Geſchwiſter umarmen.“

---

[1] Dieſe ſpäter unterdrückte Einleitung ſteht jetzt in Döring's Nachleſe, S. 78.

[2] Siehe oben Kapitel 9, S. 127.

Schiller ſelbſt war einer von denen, welche dieſe Barbarei in unſerm Vaterlande aufhören machten, und das Beſtreben, Wahrheit und Schönheit mit einander zu vereinigen, ward das Regulativ ſeiner hiſtoriſchen und ſittlich-äſthetiſchen Darſtellungen.

Iſt uns die angeführte Stelle aus dieſem Geſichtspunkte ſehr merkwürdig, ſo machen wir noch auf eine andere Idee aufmerkſam, deren Urſprung ſich ſchon in der Abhandlung: „Ueber den Zuſammenhang der thieriſchen Natur des Menſchen mit ſeiner geiſtigen,“ findet, welche aber hier deutlicher ausgeſprochen iſt, nämlich, daß das äſthetiſche Gefühl, und folglich auch die Kunſt, in einem harmoniſchen Spiele und mittlern Zuſtand der ſittlichen und geiſtigen Kräfte der Menſchen liege[1] — eine Idee, auf welche er ſpäter ſeine ganze Theorie des Schönen erbaute. So laufen unſere Syſteme und unſere reifſte Weltanſicht auf unſere früheſten Gedanken und Erfahrungen zurück, und der Gehalt unſeres ganzen Lebens ruht in der Entwickelung unſerer Kindergefühle.

Wie ſehr ſich aber der Aufſatz über die Würde der Schaubühne von der Skizze über das gegenwärtige deutſche Theater unterſcheiden mag, ſo hängen beide doch in dem Hauptpunkte zuſammen. Dort hatte Schiller nur furchtſam eine Vergleichung des Schauſpiels mit der Moral und Religion gewagt, hier führt er unverholen und unverzagt dieſe Idee weiter aus, und weiſ't dem Theater ſeinen Rang neben den erſten Anſtalten des Staates, der Kirche und Schule, an. Wie die poſitiven Staatsgeſetze durch Moral und Religion ergänzt werden, ſo wird die Wirkſamkeit dieſer beiden letztern, und ſomit die Bildung des Menſchen, nur durch die Kunſt, und namentlich die Schaubühne vollendet. So gewiß ſichtbare Darſtellung mächtiger wirkt, als todter Buchſtabe und kalte Erzählung, ſo gewiß wirkt die Schaubühne tiefer und dauernder, als jedes Moralſyſtem. „Wer von uns ſah ohne Beben zu,“ ſagt der Redner, nach einigen andern Beiſpielen, die er anführt, in einer nachher ausgelaſſenen Stelle[2], „wen durchdrang nicht lebendige Glut zur Tugend, brennender Haß des Laſters, als aufgeſchreckt aus Träumen der Ewigkeit, von den Schreckniſſen des nahen Gerichtes umgeben, Franz Moor aus dem Schlummer ſprang, als er, die Donner des erwachten Gewiſſens zu übertäuben, Gott aus der Schöpfung läugnete, und ſeine gepreßte Bruſt, zum letzten Gebete vertrocknet, in frechen Flüchen ſich Luft machte? — — Es iſt nicht Uebertreibung, wenn man behauptet, daß dieſe auf der Schaubühne aufgeſtellten Gemälde mit der Moral des gemeinen Mannes endlich in Eins zuſammenfließen, und in einzelnen Fällen ſeine Empfindung beſtimmen. Ich ſelbſt bin mehr als einmal

---

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 711. 2. a.

[2] Rheiniſche Thalia, Heft 1, S. 11.

Zeuge geweſen, als man ſeinen ganzen Abſcheu vor ſchlechten Thaten in dem Scheltwort zuſammenhäufte: der Menſch iſt ein Franz Moor. Dieſe Eindrücke ſind unauslöſchlich, und bei der leiſeſten Berührung ſteht das ganze abſchreckende Kunſtgemälde im Herzen des Menſchen, wie aus dem Grabe auf. Und auf ähnliche Weiſe wirkt bei der Religion auf den Menſchen eigentlich nur das Sinnliche ſo unfehlbar, und ihre Kraft iſt dahin, wenn wir ihr dieſes nehmen. Religion iſt dem größern Theile der Menſchen nichts mehr, wenn wir ihre Bilder, ihre Probleme vertilgen, wenn wir ihre Gemälde von Himmel und Hölle vernichten — und doch ſind es nur Gemälde der Phantaſie, Räthſel ohne Auflöſung, Schreckbilder und Lockungen aus der Ferne.' Welche Verſtärkung für Religion und Geſetze, wenn ſie mit der Schaubühne in Bund treten, wo Anſchauung und lebendige Gegenwart iſt u. ſ. w."

So diente nach ſeiner Anſicht das Theater unmittelbar den höchſten Intereſſen des Menſchen auf die wirkſamſte Weiſe. Es war ihm, in weiterer Wortfaſſung, ein ſittlich-religiöſes Inſtitut, ein Hauptmittel zur allſeitigen Belebung und Veredlung des Menſchen. Schiller war gewaltſam von der Kanzel und dem Lehrſtule verdrängt worden, er flüchtete ſich auf die Bühne und verkündigte von hier ſeine Religion der Humanität und ſeine Moral der Menſchenwürde. Er geſtaltete das Theater zu einem Heiligthum, einem Gotteshaus um.

Darnach beſtimmt er in dem vorliegenden Aufſatze den Wirkungskreis der Schaubühne. Sie ſchwellt die Seele mit tugendhaften Empfindungen und Entſchlüſſen an und erfüllt ſie mit Abſchen vor dem Laſter, und, noch weiter wirkend, als Geſetz, Moral und Religion, hielt ſie die große Klaſſe der Thoren durch Scherz und Spott; ſie iſt dadurch, daß ſie uns mit den Menſchen bekannt macht, eine Schule der praktiſchen Weisheit, eine Wegweiſerin durch das bürgerliche Leben; ſie offenbart uns die dunkel geheimnißvollen menſchlichen Schickſale, und bereitet uns vor, unſer eigenes würdig zu ertragen; ſie predigt uns Nachſicht gegen Fehlende, Duldung gegen Andersdenkende, dieſe ſchönſten Tugenden der modernen Kultur, und dient eben ſo ſehr der Aufklärung des Verſtandes, denn von ihr fließen richtigere Begriffe, geläutertere Grundſätze, reinere Gefühle durch alle Adern des Volkes. Durch eine gute Schaubühne könnte auch der *Nationalgeiſt* am mächtigſten erweckt und entflammt werden: „wenn wir es erlebten, eine Nationalbühne zu haben, ſo würden wir auch Eine Nation;" und endlich gewährt die Bühne dem Menſchen die edelſte Erholung und reinſte Freude, indem ſie ihn zugleich über den thieriſchen Genuß und die Abſpannung der Arbeit emporhebt, und ſie verbrüdert die verſchiedenartigſten Menſchen miteinander, indem ſie von ihnen allen die Feſſeln der Konvenienz und der Kultur abſtreift, ſie verbrüdert einen mit dem andern, durch das Eine ſympathetiſche Gefühl: *Ein Menſch zu ſein.*

Dieſe Gedanken ſind in dem ganzen Aufſatze mit einer hinreißenden Ueberzeugung, mit ſiegender Kraft und in einer blühenden Sprache entwickelt und dargeſtellt. Wie man nicht müde wird, dem rauſchenden Wellenſchlag eines Fluſſes zuzuſehen und zuzuhören, ſo fällt die rhythmiſch bewegte Rede melodiſch in unſer Ohr, und trägt uns die köſtlichſten Ideen und Gefühle zu. Der Aufſatz wäre vielleicht unübertrefflich, wenn das Schauſpiel nicht allzuſtrenge in den Dienſt der Moral und der Belehrung geſtellt würde. Erſt ſpäter erhob Schiller die Dichtkunſt über alle beſondere moraliſche und didaktiſche Zwecke und erkannte ſie in ihrer Selbſtſtändigkeit an. Darin aber ſcheint dieſe Vorleſung gegen Schiller's ſpätere Anſicht Recht zu haben, daß ſie für das Drama einen vaterländiſchen Inhalt oder doch ein patriotiſches Intereſſe fordert, während er in ſpätern Jahren die Poeſie von der Nationalität trennte und die Behauptung aufſtellte, der Dichter müſſe nicht auf den Staatsbürger in dem Menſchen, ſondern einzig und allein auf den Menſchen in dem Staatsbürger zielen [1]. Wir werden ſehen, wie er durch ſeinen eigenthümlichen Entwickelungsgang zu dieſer Meinung geführt und durch Goethe's patriotiſchen Indifferentismus in ihr beſtärkt wurde. Uebrigens iſt es ſehr zu bedauern, daß Schiller bei der ſpätern Ausgabe dieſer Vorleſung gerade die Stellen unterdrückte, welche etwas Lokales, Temporelles und auf ihn ſelbſt Bezügliches enthielten. So z. B. bezieht ſich folgender Ausſpruch ganz auf ſeine ſklaviſche Jugenderziehung: „Der gegenwärtig herrſchende Kitzel, mit Gottes Geſchöpfen Chriſtmarkt zu ſpielen, dieſe berühmte Raſerei, Menſchen zu drechſeln und es Deukalion gleich zu thun (mit dem Unterſchied nämlich, daß man aus Menſchen nunmehr Steine macht, wie jener aus Steinen Menſchen), verdiente es mehr, als jede andere Ausſchweifung der Vernunft, die Geißel der Satyre zu fühlen [1]." Auf unſerm Wege liegt es, auf ſolche charakteriſtiſche Züge ganz beſonders aufmerkſam zu machen.

---

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 1168. 2. u.

Es iſt ſchon bemerkt worden, daß die deutſche Geſellſchaft jährliche Preisfragen bekannt machte. Und da widerfuhr unſerm Schiller bei der ihm übertragenen, vorläufigen Durchſicht einiger eingegangenen Aufſätze eine angenehme Ueberraſchung: wie erſtaunte er, in einem derſelben die Hand ſeines Jugendfreundes Peterſen zu erkennen! Schiller ſchrieb ihm hierüber am 1. Juli [2]: „Eine ſonderbare Empfindung war es für mich, wenn ich jetzt den ſeltſamen Lauf unſerer Schickſale überlegte, der mich in einem fremden Orte und in ſolchen Beziehungen auf Dich wirken laſſen wollte. Mir fielen alle die vergangenen Abende ein, die wir in Geſellſchaft ſo vertraulich verlebten, alle Geſpräche, die wir da führten, die Entwürfe alle, die wir da ſchmiedeten. Ich mußte in der Pfalz exuliren, ich mußte Mitglied dieſer Geſellſchaft werden, um Dir vielleicht darin dienen zu können. Doch das Letztere iſt noch zweifelhaft. Ich las Deine Abhandlung einigen Mitgliedern der Geſellſchaft bei einem Privatbeſuche vor. Sie gefiel außerordentlich. Ich las dann die andere, die Deines Nebenbuhlers, vor. Man zweifelte, ſchwankte, und der gefällige Styl der letztern, bei gleichem Werthe, entſchied. Das war auch meine Meinung. Offenherzig geſtehe ich Dir das, denn ich haſſe die lächerliche Sucht, ſich eines Verdienſtes um Jemand zu rühmen, das man nicht hatte. Es that mir leid, daß meine erſte Hoffnung, Dir eine ſolche Freude zu machen, zu Trümmern ging. Mit vollem Herzen hatte ich ſchon an Dich einen Brief aufgeſetzt, worin ich Dir ſchrieb, Du würdeſt den Preis bekommen, aber die zweite Abhandlung machte mich wankend. Ich wurde Dir abtrünnig. Vielleicht, daß ich nicht die Freundſchaft allein, ſondern auch die Wahrheit beleidigte, aber genug, ich urtheile nach meinem Kopf und Gefühl, und zwang mich, gerecht zu ſein. Wenigſtens hielt ich die andere für die beſſere, und die beſſere ſollte gekrönt werden. So weit habe ich gegen Dich gehandelt. Ueberzeugt aber, daß die Deinige vortrefflich, und, im Fall die andere nicht eingelaufen, untadelhaft wäre, drang ich mit allem Einfluß, den ich allenfalls habe, und allen Gründen, die ich aufrufen konnte, darauf, den Preis zu theilen, und (da ſchon drei Jahre keine Abhandlung gekrönt worden und daher die Summe auf fünfundſiebzig Dukaten geſtiegen war) Dir fünfundzwanzig und dem Andern fünfzig Dukaten zuzuerkennen. Die Geſellſchaft war unſchlüſſig; und ich hatte endlich die Freude, durch eine detaillirte Kritik, Auszug und Gegeneinanderſtellung beider das Konkluſum zu Stande zu bringen, daß Dir von Seiten der geſellſchaftlichen Kaſſe fünfundzwanzig Dukaten extra zugeſprochen wurden. Dieß ungefähr iſt mein geringes Verdienſt, aber ich geſtehe Dir ausdrücklich, nicht der Rückſicht auf unſere Bekanntſchaft, blos meiner Ueberzeugung haſt Du es zu danken. Eben das würde ich einem Fremden gethan haben. Deine Abhandlung iſt vortrefflich.“ Im Folgenden trägt der Briefſteller ſeinem Freunde noch ſeine kräftige Verwendung an, wenn er Luſt haben ſollte, ein Mitglied der Geſellſchaft zu werden.

---

[1] Die Stelle ſtand hinter den Worten: „und Gewächshäuſer ſyſtematiſch zu Grunde richten" (Schiller's Werke in E. B., S. 714. 1. a.)

[2] Schiller's Werke in E. B., S. 1301.

Es gibt ein Kunſtgenie der Tugend, wie der produktiven Einbildungskraft. Wenigſtens ſcheinen in dem eben erzählten Ereigniſſe, ſo geringfügig es an ſich iſt, Freundſchaft, Aufrichtigkeit und Pflicht zu einem harmoniſchen Gebilde der ſittlichen Schönheit auf das glücklichſte verbunden, und dem Herzen ſcheint eine vollendete ethiſche Schöpfung gelungen zu ſein. Dabei ſieht man es den Worten Schiller's an, daß ſein Handeln eben ſo wenig gemacht und angekünſtelt, ſondern ſo originell, als ſein Dichten iſt. Die Tugend und Religion möchte den Vorzug verdienen, welche frei aus der Seele des

Menſchen emporquillt und durch deren Ausübung er das edelſte Bedürfniß ſeiner eigenthümlichen Natur befriedigt.

Eine vortreffliche Anregung zum Denken und einen Anlaß zu mannigfachen Diskuſſionen gewährten die dramaturgiſchen Preisfragen, auf welche Dalberg, dieſer enthuſiaſtiſche Freund des Theaters, ſchon vor einigen Jahren verfallen war[1]. Die guten Köpfe der Mannheimer Bühne ſollten ſich Rechenſchaft geben lernen über ihre Kunſt und ihr Spiel, und von mechaniſchen Artiſten zu denkenden Künſtlern erhoben werden. Für das Jahr 1784 waren ſieben ſolche Fragen geſtellt worden, z. B.: Was iſt Natur, und wie weit ſind ihre Gränzen auf der Bühne? — Welches iſt der wahre Anſtand auf der Bühne, und wodurch erlangt ihn der Schauſpieler? — Gibt's allgemein ſichere Regeln, nach welchen der Schauſpieler Pauſen machen ſoll? — Was iſt Nationalſchaubühne im eigentlichſten Verſtande, und wodurch kann ein Theater Nationalſchaubühne werden? — Fünf Schauſpieler beantworteten dieſe Fragen, und der Preis, eine goldne Denkmünze von zwölf Dukaten, fiel Herrn Beck zu. Auf das nächſte Jahr ward eine erhöhte Preismedaille von zwanzig Dukaten für die beſte Beantwortung mehrerer neuer Fragen ausgeſetzt, unter andern folgende: Gewinnt oder verliert der gute Schauſpieler, den man im Tragiſchen und in Charakterrollen mit Beifall zu ſehen gewöhnt iſt, dadurch, wenn er ſich öfters abwechſelnd in komiſchen Rollen zeigt? — Wodurch unterſcheidet ſich das wahre komiſche Spiel von der Karrikatur, und was muß der Schauſpieler thun, um im komiſchen Fache nie die Gränzen zu überſchreiten? — Läßt ſich für alle Bühnen Deutſchlands ein allgemeines Geſetzbuch machen? Wie müßte ſolches eingerichtet werden, und welches ſind die Mittel, demſelben Kraft und Gewicht zu geben? — Wer eine oder die andere dieſer Aufgaben ſchriftlich beantwortet hatte, las ſeinen Aufſatz in der nächſten Ausſchußverſammlung der Schauſpieler vor, und übergab dann dem Baron Dalberg ſein Manuſkript. Wenn auf dieſe Weiſe innerhalb einer beſtimmten Zeit alle Abhandlungen vorgeleſen waren, entſchied Dalberg mit Zuziehung der kurpfälziſchen Geſellſchaft und einiger dramaturgiſcher Schriftſteller.

---

[1] Rheiniſche Thalia, Heft 1, S. 194. Der hier ſtehende kleine Aufſatz iſt von Schiller geſchrieben.

Für Schiller war dieſe Preisvertheilung ſehr erweckend und belehrend. „Die Beantwortung der dramaturgiſchen Fragen,“ ſchreibt er ſchon am 29. September 1783 an Dalberg, „wird eine ſehr angenehme und fruchtbare Uebung für meine freien Augenblicke werden, und dann muß die Gegeneinanderhaltung vieler Aufſätze über eben denſelben Gegenſtand höchſt unterrichtend für den dramatiſchen Schriftſteller ſein.“

Aus dieſen Anläſſen bildete ſich in dem immer nach dem Univerſellen und Höchſten hinſtrebenden Kopfe Schiller's, einige Wochen nach ſeiner Aufnahme in die deutſche Geſellſchaft, ein größerer Plan. Die Mannheimer Bühne war die erſte in ganz Deutſchland. Wie nun, wenn alles ſchon errungene Gute in einer Dramaturgie niedergelegt und theoretiſch begründet wurde? wo dann auch auf das noch Mangelnde aufmerkſam, das zu Erſtrebende als Ideal in die Perſpektive geſtellt werden konnte? Eine ſolche Dramaturgie mußte die letzte Hand an Dalberg's großes Werk legen, und die Benennung „Mannheimer Nationaltheater“ rechtfertigend, daſſelbe wirklich zum herrſchenden in Deutſchland machen — ſie konnte ein allgemeines Geſetzbuch für alle deutſche Bühnen werden. Durch ein ſolches Organ konnte man das deutſche Theater vielleicht jener Würde entgegenführen, welche Schiller ihm in der oben erörterten Abhandlung in ächt antiker Betrachtungsweiſe vorgezeichnet hatte. Wie war er für dieſe Idee entbrannt, welche ſeinen ſchönſten Traum zu realiſiren verſprach! Während er ununterbrochen als Dichter für jene Idee thätig ſein wollte, war ihm in dieſer Zeitſchrift, wenn ſie zu Stande kam, zugleich ein Magazin geöffnet, zur Niederlegung aller ſeiner Anſichten über das Drama und die Schauſpielkunſt, Anſichten, welche ſein Intereſſe ſo ſehr einnahmen, daß ſie ſogar ſein produktives Vermögen beſchränkten. Es geſchah ihm eine wahre Wohlthat, wenn er ſich dieſer theoretiſchen Meinungen entledigen konnte. Damit aber die beabſichtigte Dramaturgie gleichſam ein gemeinſchaftliches Werk würde, und mannigfaltige Anſichten in ihr Raum fänden, erſann er ſich noch einen andern Plan. Aus der deutſchen

Geſellſchaft ſollte ein Ausſchuß von etwa ſechs Mitgliedern gewählt werden, welche ſich dazu verpflichteten, vorgelegte dramatiſche Stücke und ihre Vorſtellung auf der Bühne ſchriftlich zu beurtheilen. Zu dieſem Ausſchuß ſollten Dalberg und auch Schiller gehören, weil ſich doch natürlich vermuthen ließ, daß ſonſt ſchiefe und dem Theater nicht dienliche Kritiken könnten abgegeben werden. Hierbei bat es ſich denn Schiller aus, daß er, gleichſam als gegenſeitiger Sekretär, die Beſchlüſſe der deutſchen Geſellſchaft dem Theaterausſchuß und die Antworten und Anfragen des letztern der deutſchen Geſellſchaft referiren dürfe. Auf dieſe Weiſe ſollten beide Kollegien in Verbindung gebracht und Kunſt und Wiſſenſchaft untereinander vermittelt werden. Welche reiche, vielſeitige Aufſätze für die Dramaturgie mußten dieſe Rezenſionen und Antikritiken liefern!

Dalberg war dieſem vielverſprechenden Plan nicht abgeneigt. Schiller theilte ihm am 2. Juli 1784 den Entwurf zu einer ſolchen dramaturgiſchen Monatsſchrift mit, welche den ganzen Gang und die innere Beſchaffenheit des Mannheimer Theaters dem deutſchen Publikum allmählig darlegen ſollte [1]. Damit der Herausgeber dieſes Werkes, wie er ſagt, in die Verfaſſung geſetzt werde, daſſelbe mit dem ganzen Maß ſeiner Kräfte und mit freiem, unbefangenem Kunſtgefühle zu vollenden, und damit er nicht nöthig habe, vom Eigennutze eines Verlegers und den Zufällen des Buchhändlers abzuhängen, erbat er ſich von der Intendanz des Theaters eine jährliche Vergütung von fünfzig Dukaten. Aber die Theaterkaſſe konnte dieſe billige Schadloshaltung nicht gewähren, und ſo unterblieb der treffliche Plan. Den Gedanken Dalberg's, dieſe theatraliſchen Aufſätze in die Jahrbücher der deutſchen Geſellſchaft, die jährlich nur einmal in einem Bande erſchienen, einrücken zu laſſen, verwarf Schiller mit Recht, weil hierdurch wenig oder nichts erreicht werde.

---

[1] Schiller's Briefe an Dalberg, S. 81, wo man das Einzelne dieſes Plans angegeben findet.

Siebenzehntes Kapitel.

Unentſchloſſenheit in der Wahl eines neuen dramatiſchen Stoffes. Entſcheidung für Don Karlos. Plan und Ankündigung der Rheiniſchen Thalia. Subjektiver Urſprung der Charaktere des Don Karlos und des Poſa.

„Seine Erregbarkeit für dichteriſche Gegenſtände ging in's Unglaubliche. Er war dafür gleichſam eine immer glühende, nur mit leichter Aſche bedeckte Kohle. Ein Hauch, und ſie ſprühte Funken.“

So ſpricht Streicher. Deſſen ungeachtet fühlte Schiller, ſeit ſeiner Ankunft in Mannheim von Bauerbach, ſeine produktive Kraft durch Krankheit, läſtige Geſchäfte, Zerſtreuungen und Verdrießlichkeiten gelähmt; und als er über das Theater zu theoretiſiren anfing, und ſich mit dem Plan einer Dramaturgie trug, da wurde ein philoſophiſches Vermögen in ihm hervorgerufen, und ſo überwiegend, daß er nicht zum Dichten kommen konnte. Die Reflexion verdrängte die Produktion, und ein unglücklicher Zeitraum der Unentſchloſſenheit trat ein, wie er bisher noch keine Zeit erlebt hatte. Zwei entgegengeſetzte Kräfte, eine intellektuelle und eine poetiſche, ſtritten ſich um ſeine Thätigkeit, und bei den immerwährenden Quälereien, welche er in ſeinem äußern Leben auszuſtehen hatte, ſiegte endlich das urtheilende Vermögen über den dichteriſchen Trieb. Zwar hatte er ſchon in Bauerbach Hand an den Don Karlos gelegt; aber nach der langen Unterbrechung wurde ihm dieſer Gegenſtand fremd, und er holte wieder den Konradin von Schwaben hervor, ohne ſich jedoch für dieſe Idee entſcheiden zu können. Auch dachte er häufig an einen zweiten Theil der Räuber, in welchem ſich die Diſſonanzen des erſten Theils auflöſen ſollten. Einem Dichter, wie Schiller, welcher an dem gegebenen Stoff nur immer ſeine Ideen ausſprach, mußte die Wahl des Stoffes ſchwerer werden, als einem andern, welcher den Gegenſtand objektiv auffaßte und behandelte. Ihm konnten nur Stoffe dienen, welche zu ſeiner Ideenwelt in einem günſtigen Verhältniß ſtanden. Und wenn er nun bei dieſer Unentſchloſſenheit daran verzweifelte, etwas Eigenes zu produziren, ſo nahm er ſich vor, Shakſpear'ſche Stücke, namentlich den Macbeth und Timon, für die Bühne zu bearbeiten. Ueber den Timon äußerte er ſich in der Abhandlung über die Schaubühne als moraliſche Anſtalt, in einer ſpäter unterdrückten Stelle[1]: „Unſere Schaubühne hat noch eine große Eroberung auszuſtehn, von deren Wichtigkeit erſt der Erfolg ſprechen wird. Shakſpeare's Timon von Athen iſt, ſo weit ich mich beſinnen kann, noch auf keiner deutſchen Bühne erſchienen, und ſo gewiß ich den Menſchen vor allen andern in Shakſpeare ſuche, ſo gewiß weiß ich im ganzen Shakſpeare kein Stück, wo er wahrhaftiger vor mir ſtünde, wo er lauter und beredter zu meinem Herzen ſpräche, wo ich mehr Lebensweisheit lernte, als in Timon zu Athen. Es iſt ein wahres Verdienſt um die Kunſt, dieſer Goldader nachzugraben."

Offenbar beweiſ't die Unentſchiedenheit in der Wahl eines Sujet mehr, als alles andere, die Uebermacht der Reflexion. Es iſt aber auch nicht zu bezweifeln, daß ihn ſeine ideale Dichtungsweiſe ſelbſt zum Reflektiren anreizte, indem der Dichter durch ſie genöthigt iſt, das Objekt mit ſeinem Subjekt in Uebereinſtimmung zu ſetzen, was oft nur auf dem Wege des Verſtandes geſchehen kann. So meldete ſich jetzt ſchon die Richtung, welche unſern Freund lange Zeit ganz vom Dichten abzog, und welcher er eine ganze Periode ſeines arbeitſamen Lebens widmen mußte.

---

[1] Rheiniſche Thalia. Heft 1. S. 13.

Endlich, aber erſt im Juni 1784, neigte er ſich zu Don Karlos. „Ich bin jetzt," ſchrieb er am 7. dieſes Monats an Dalberg, „mehr als jemals über mein neues Schauſpiel verlegen. Woher ich nur Briefe bekomme, dringt man darauf, ich möchte ein großes, hiſtoriſches Stück, vorzüglich meinen Karlos zur Hand nehmen, davon Gotter den Plan zu Geſicht bekommen und groß gefunden hat. Freilich iſt ein gewöhnliches bürgerliches Sujet, wenn es auch noch ſo herrlich ausgeführt wird, in den Augen der großen, nach außerordentlichen Gemälden verlangenden Welt, niemals von der Bedeutung, wie ein kühneres Tableau, und Ein Stück, wie dieſes, erwirbt dem Dichter, und auch dem Theater, dem es angehört, ſchnellern und größern Ruhm, als drei Stücke, wie jenes. Von Ew. Excellenz erwarte ich einen ernſthaften Rath zu meiner letzten Entſchließung, welches Sujet ich wählen ſoll? Karlos würde nichts weniger, als ein politiſches Stück — ſondern eigentlich ein Familiengemälde in einem fürſtlichen Hauſe ſein; und die Situation eines Vaters, der mit ſeinem Sohn ſo unglücklich eifert, die ſchrecklichere Situation eines Sohnes, der bei allen Anſprüchen auf das größte Königreich der Welt ohne Hoffnung liebt und endlich aufgeopfert iſt, müßten, denke ich, intereſſant ausfallen. Alles, was die Empfindung empört, würde ich ohnehin mit größter Sorgfalt vermeiden."

Dalberg, welcher zuerſt auf dieſes Sujet aufmerkſam gemacht hatte, ſprach ſich auch jetzt günſtig für daſſelbe aus. Ihm lag alles daran, daß Schiller nur wieder arbeitete, damit er das noch rückſtändige Stück liefern konnte. So entſchied er ſich denn zum zweitenmal für Don Karlos. Er ſuchte ſich von neuem mit der Geſchichte, und noch gründlicher, als früher, bekannt zu machen; aber er arbeitete erſt von der Zeit an mit aller Kraft an ſeinem Werke, ſeit ihm durch Dalberg's oben erzählte Unfreundlichkeit die Hoffnung abgeſchnitten war, ſich durch die Medizin ſeine äußere Exiſtenz zu ſichern. Was blieb ihm jetzt noch übrig, als einzig und allein ſeine Muſe? Zu ſeiner eigenen Ausbildung und zur Erholung von ſeiner Anſtrengung las er in Stunden, wo es mit dem Produziren gar nicht gehen wollte, franzöſiſche Schauſpiele von Racine, Corneille, Voltaire. Sein mächtig in ihm ſich regender Verſtand unterwarf jetzt die Kunſt Geſetzen, welche er bisher, dem engliſchen Geſchmacke ausſchließend folgend, gar nicht beachtet hatte, und er hoffte, durch das Studium franzöſiſcher Muſter ſeinen Geſchmack regeln und ſeine Einbildungskraft zähmen zu lernen. Denn er war durch fortgeſchrittene Kultur und fremde Urtheile, wenigſtens theilweiſe, zum klaren Gefühl und zur Einſicht der Fehler und Mängel ſeiner Stücke gelangt. Er wollte aus dem bisherigen Kreiſe ganz herausſtreten, und etwas ganz Anderes, weit Vollkommneres leiſten! Es lag in dem idealen Drang ſeiner tiefen Natur, immer fortzuſchreiten, ſo daß meiſtens jedes folgende Werk eine höhere oder wenigſtens weitere Entwickelung ſeines Lebens bezeichnet. Aber er nahm es bei der Lektüre der klaſſiſchen Stücke der Franzoſen auch in Ausſicht, durch Verpflanzung einiger derſelben auf deutſchen Boden unſerer Bühne eine wichtige Eroberung zu verſchaffen.

Bei ſolcher entſchiedenen Thätigkeit und bei dem glücklichen Fortgange ſeines Werkes erfüllte auch bald wieder eine neue Begeiſterung und ein erhebendes Selbſtgefühl, wie er es lange Zeit nicht empfunden, die Bruſt unſeres Dichters. Der Menſch wird und iſt ſelbſt allmählig das, was er thut, und die Freude einer gelingenden Arbeit wird von allen andern Freuden, welche die Erde hat, zuſammengenommen nicht aufgewogen. Das höchſte Weſen kennt nur die Freude des Schaffens, und welchen Menſchen ſeine Arbeit beglückt, der freut ſich auf ähnliche Weiſe, wie ſich Gott freut. Jede andere Luſt erinnert uns beſchämend an die Schranken unſerer Natur, die Luſt der Thätigkeit deckt uns deren Unendlichkeit auf. „Karlos,“ ſchreibt er am 24. Auguſt 1784 an Dalberg, „iſt ein herrliches Sujet, vorzüglich für mich. Vier große Charaktere, beinahe von gleichem Umfange, Karlos, Philipp, die Königin und Alba, öffnen mir ein unendliches Feld. Ich kann mir es nicht verbergen, daß ich ſo eigenſinnig, vielleicht ſo eitel war, um in einer entgegengeſetzten Sphäre zu glänzen, meine Phantaſie in die Schranken des bürgerlichen Kothurns einzäunen zu wollen, da die hohe Tragödie ein ſo fruchtbares Feld und für mich, möcht' ich ſagen, da iſt, da ich in dieſem Fache größer und glänzender erſcheinen und mehr Dank und Erſtaunen wirken kann, als in irgend einem andern, da ich hier vielleicht nicht erreicht, in andern übertroffen werden könnte. Froh bin ich, daß ich nunmehr ſo ziemlich Meiſter über den Jamben bin; es kann nicht fehlen, daß der Vers meinem Karlos ſehr viel Würde und Glanz geben wird.“

„Auf dieſen Winter freue ich mich. Ich bin ganz wieder in Thätigkeit, und glaube gewiß, daß ich in dieſer Zeit hier einbringen werde, was mich meine beinahe jahrelange Unpäßlichkeit, die meinen ganzen Kopf verwüſtete, hat verſäumen machen. Durch mich allein wird und muß unſer Theater einen Zuwachs an vielen vortrefflichen neuen Stücken bekommen, worunter Macbeth und Timon und einige franzöſiſche ſind. Nach dem Karlos gehe ich an den zweiten Theil der Räuber, welcher eine völlige Apologie des Verfaſſers über den erſten Theil ſein ſoll, und worin alle Immoralität in die erhabenſte Moral ſich auflöſen muß. Auch dieß iſt ein unermeßliches Feld für mich.“

„Ew. Excellenz haben ganz recht gehabt, wenn Sie in meine Planſchmiederei ein Mißtrauen zu ſetzen anfingen; aber wenn Sie abrechnen, wie oft Kränklichkeit und üble Laune gegen meinen beſten Willen geſtritten haben, ſo werden Sie mir wenigſtens zugeben, daß dergleichen leere Entwürfe nicht aus dem Weſentlichen meines Charakters fließen [1].“

Erſcheint uns Schiller in dieſer Sprache nicht als ein umgewandelter, erneuter Menſch, ganz anders, als wir ihn ſeit ſeiner Flucht von Stuttgart und beſonders während und ſeit ſeinem Aufenthalt in Bauerbach kennen lernten? Gewiß, mit der Mitte des Jahres 1784, wo er ſeine Künſtlerhand an Don Karlos legte, beginnt für ihn eine neue, reinere Lebenserhebung. Mit dieſer Tragödie hatte er ſich auf einen neuen Grund und Boden geſtellt, indem er den bisherigen negativen Kreis ſeiner dramatiſchen Dichtung mit der poſitiven Sphäre derſelben die Abneigung mit der Zuneigung vertauſchte. Jetzt erſt ward er es inne, daß es der Mühe werth geweſen, aus

---

[1] Schiller's Briefe an Dalberg. S. 85. ff.

Stuttgart zu fliehen! Wie er ſich bisher unbefriedigt, unſicher, ſehnſüchtig, weichherzig zeigte, ſo machte jetzt dieſes krankhafte Weſen, ohne daß ſich ſeine äußere Lage gebeſſert hätte, einer wahrhaft heroiſchen Stimmung Platz. Jenen erſtern Gemüthszuſtand hat er im Don Karlos, dieſen letztern hat er ſpäter, nachdem derſelbe noch eine Zeitlang in ihm fortgewirkt hatte, in Poſa dargeſtellt. Denn es iſt wohl zu beachten, daß in dem eben angeführten Briefe Poſa noch gar nicht unter den Hauptperſonen des Dramas aufgeführt wird. Wider die urſprüngliche Anlage des Stückes hob ſich, der vorherrſchenden Empfindung des Dichters entſprechend, dieſe Geſtalt allmählig zur bedeutendſten Perſon der ganzen Tragödie empor.

Sein Landsmann Streicher, der ſich immer noch in Mannheim aufhielt, erzählt uns, Schiller's Freude über den guten Erfolg habe ſeine Luſt an der Arbeit, am Leben erhöht; und er habe mit Ungeduld der Abendſtunde entgegengeſehen, in welcher er ſeinem enthuſiaſtiſchen Freunde den poetiſchen Ertrag des Tages habe vorleſen können. Köſtlich ſeien für Schiller ſolche Stunden geweſen, in welchen er ſein Werk einem reinen, warmen Sinn habe darlegen, und den tiefen, unverfälſchten Eindruck habe wahrnehmen können, den es in dem Gemüthe des begeiſterten Jünglings hervorbrachte. Denn Streicher, der ſchon früher keinen höhern Genuß gekannt habe, als Schiller's prachtvolle, gedankenreiche und dennoch ſo glatt dahinfließende Proſa zu leſen, ſei jetzt ganz entzückt geweſen, wenn er die herrlichen Verſe in Don Karlos nach den Geſetzen der Tonkunſt habe ausſprechen hören. Er habe ihn beſchworen, bei ähnlichen Gegenſtänden ſich doch nie mehr zur Proſa herabzulaſſen, da ſeine erſte rhythmiſche Dichtung ſchon eine ſolche Wirkung hervorbringe [1].

Aus dieſem erhöhten Lebensgefühl wurde er durch die Mahnung an eine Verpflichtung aufgeſchreckt, an die er immer nur mit Bangigkeit denken konnte. Die Stuttgarter Schuld, dieſe drückendſte Laſt ſeines frühern und ſpätern

---

[1] Streicher's Flucht Schiller's, S. 1[illegible]

Lebens, hatte er noch immer nicht von ſich abwälzen können. Der Gläubiger wollte ſich ſchlechterdings nicht länger mehr hinhalten laſſen, und die Perſon, welche ſich für jene Summe von zweihundert Gulden verbürgt hatte, auf's äußerſte gedrängt, entfloh aus Stuttgart nach Mannheim. Man ſetzte ihr aber nach, bemächtigte ſich ihrer hier und hielt ſie gefangen. Die Sache konnte für den armen Dichter die nachtheiligſten Folgen haben; ſeine Ehre und Ruhe waren dahin, wenn dem Menſchen nicht geholfen ward. Aber wo ſollte er die Summe auftreiben? Seine Eltern, ſeinen immer noch entrüſteten Vater darum zu bitten, war ſeinem Stolze unmöglich, ſeinem Stolze, welcher in ſeinem Unglücke nur gewachſen war, und der ſchnelle Rath, der auf der Stelle geſchafft werden mußte, ließ kaum eine, vielleicht erfolgloſe Anfrage auf der Solitude zu. Von dem reichen Dalberg war natürlich keine Hülfe zu erwarten, und ſo wäre Schiller in die äußerſte Verlegenheit gekommen, wenn nicht ein unvermögender Mann ſein Retter geworden wäre. Der Baumeiſter Anton Hölzel, in deſſen Haus er wohnte, und welcher ihn ſehr hochachtete, verſchaffte ihm die erforderliche Summe.

Die Laſt ruhte aber nichtsdeſtoweniger noch auf ihm, nur nicht auf einer ſo empfindlichen Stelle. Um ſein Leben nur einiger Maßen von Sorgen frei zu machen, ſollte nichts unverſucht bleiben! Von dem Theater, das ſah er längſt, konnte er nicht ſo viel hoffen, als zur Beſtreitung ſeiner mäßigen Bedürfniſſe erforderlich war. Da war er, ſeit ſein Projekt einer Dramaturgie ſich zerſchlagen hatte, auf den Gedanken gekommen, eine Zeitſchrift herauszugeben, die zwar hauptſächlich dem Schauſpiel und Theater gewidmet ſein, aber auch andere Gegenſtände, die den Menſchen als Menſchen intereſſiren und mit ſeiner Glückſeligkeit unmittelbar zuſammenhängen, in ihren Bereich aufnehmen ſollte. Dieſe Idee ward nun zum Entſchluß. Die Rheiniſche Thalia ſollte ihm ſeine ſchlimme Lage erleichtern und ſeine Schulden tilgen helfen. Das Sammeln der Materialien für das erſte Heft, für welches er noch keine Mitarbeiter hatte, das Ausarbeiten von Aufſätzen beſchäftigte ihn oft bis tief in die Nacht hinein, und ſein, durch den Don Karlos beflügelnder Muth wuchs noch durch die Hoffnung, welche er auf dieſes Unternehmen ſetzte.

Der Herausgeber machte das Publikum mit ſeinem Plane öffentlich bekannt, und dieſe am 11. Novbr. 1784 geſchriebene Ankündigung, welche er in das deutſche Muſeum aufnehmen ließ[1], iſt ein rechtes Denkmal des neuen Lebens, welches ihn ſeit der Beſchäftigung mit ſeinem Drama erfüllte und beglückte. Um das Vertrauen des Publikums zum voraus möglichſt zu gewinnen, machte er daſſelbe mit ſeiner Jugendgeſchichte und ſeiner Perſon bekannt. „Ich ſchreibe als Weltbürger, der keinem Fürſten dient. Früh verlor ich mein Vaterland, um es gegen die große Welt auszutauſchen, die ich nur eben durch die Fernröhre kannte.“ Er ſpricht nun von ſeiner Erziehung, ſeinem Enthuſiasmus für Dichtkunſt, ſeinen Räubern, ſeiner Flucht aus dem Würtembergiſchen, und fährt dann fort: „Nunmehr ſind alle meine Verbindungen aufgelöſt. Das Publikum iſt mir jetzt alles: mein Studium, mein Souverain, mein Vertrauter. Ihm allein gehöre ich ganz an. Vor dieſem und keinem andern Tribunal werde ich mich ſtellen. Dieſes nur fürcht' ich und verehr' ich. Etwas Großes wandelt mich an bei der Vorſtellung, keine andere Feſſeln zu tragen, als den Ausſpruch der Welt, an keinem andern Thron zu appelliren, als an die menſchliche Seele.“ Mit demſelben erhabenen Sinn und kühnen Ausdruck iſt im Folgenden, wo er die Gegenſtände ſeiner Zeitſchrift ſpezialiſirt, auch dieſe Stelle geſchrieben: „Losgeſprochen von allen Geſchäften, über jede Rückſicht hinweggeſetzt — ein Bürger des Univerſums, der jedes Menſchengeſicht in ſeine Familie aufnimmt, und das Intereſſe des Ganzen mit Bruderliebe umfaßt, fühl' ich mich aufgefordert, dem Menſchen durch jede Dekoration des bürgerlichen Lebens zu folgen, in jedem Zirkel ihn aufzuſuchen und — wenn ich mich des Gleichniſſes bedienen darf — die Magnetnadel an ſein Herz hinzuhalten.“ Die ganze Expoſition, wie er es mit ſeiner poetiſchen Zeitſchrift zu halten gedenke, iſt mit einer Kraft, Entſchiedenheit und Prägnanz geſchrieben, daß man über den jungen Schriftſteller erſtaunen muß. „Ehe ich ſchließe,“ ſagt er zuletzt, „noch dieß Einzige. Unterzeichnung auf dieſe Schrift wird nur dann erſt einen Werth für mich haben, wenn ich ſie perſönlichem Mitgefühl danken darf. Den Schriftſteller überhüpfe die Nachwelt, der nicht mehr werth war — als ſeine Werke — und gern geſtehe ich, daß bei der Herausgabe dieſer Thalia, meine vorzügliche Abſicht war, zwiſchen dem Publikum und mir ein Band der Freundſchaft zu knüpfen.“

---

[1] Dörings Nachleſe. S. 70 u. folg.

So legte Schiller in das Literariſche immer das volle Gewicht ſeiner bedeutenden Perſönlichkeit. Es iſt kein vereinzeltes Talent, was ſich in ſeinem Produziren thätig zeigte, ſondern der ganze Menſch tritt uns aus ſeinen Werken entgegen und ſpricht wieder den ganzen Menſchen in uns an. Nur ein ſittliches Verhältniß zu ſeinem poetiſchen Stoffe ſowohl, als zu ſeinen Leſern ſchien ihm das rechte zu ſein, und alle ſeine Charaktere, wenigſtens in der erſten Periode, ſind mit ethiſchem Griffel gezeichnet. Das Intellektuelle und Aeſthetiſche bewegte ſich ihm nur auf dem Boden des Sittlichen. Die Macht dieſer ſittlichen Kraft wirkte jetzt, ſeit er, an Don Karlos arbeitend, das Land, welches er bisher nur im Nebeltraum des Irdiſchen geſehen, in ätheriſchem Glanze vor ſich ſchaute, und ihm mit vollen Segeln zueilte, jetzt wirkte die Macht dieſer ſittlichen Kraft energiſcher in ihm, als je. Eine ſo hoch erhabene Stimmung, wie in dieſer Ankündigung, findet ſich in nichts Früherem, was Schiller geſchrieben hat. Alles Frühere iſt dagegen nur ein mühevolles Ringen nach der Freiheit des Geiſtes, in deren freudigem Beſitz er ſich hier wohl fühlt. Alles Hemmende des Lebens hat er von ſeiner Natur abgeſtreift. Sein Freiheitsprinzip hat ſich zum Ideal durchgekämpft. Die Kraft hat die Schwäche, das Hochgefühl die Sehnſucht überwunden, und er hat den Gipfel der Richtung erreicht, welche er, ſeit ſein Geiſt aus den Feſſeln der Autorität trat[1], eingeſchlagen hatte.

Daß nun dieſer Heroismus der Seele die Geburtsſtätte des Poſa, und daß dieſer Charakter nichts anderes iſt, als der feſtgehaltene und durchgeführte Seelenbeſchaffenheit und

---

[1] Siehe oben Kapitel 4, S. 42 fg.

Weltbetrachtung, wie ſie allmählig in Schiller ſich gebildet hatte, und eben durch dieſes Drama in ihm völlig zur Reife kam, das könnte, wenn man es bezweifeln wollte, aus der angeführten Ankündigung bewieſen werden. Denn manche Worte Poſa's, z. B.: „Ich kann kein Fürſtendiener ſein," leſen wir beinahe gleichlautend in dieſer Ankündigung; Schiller iſt hier ein Kosmopolit, wie Poſa im Drama, und beide umfaſſen die Menſchen mit unbegrenztem Wohlwollen. Höher ſteigern konnte der Dichter die von ſeiner Jugend in ihm treibenden Freiheitsideen nicht, und nachdem er einmal dieſen Gipfel erklommen hatte, mußte er Zeitlebens (denn ſonſt hätte er ſich ſelbſt aufgeben müſſen) in dieſer Sphäre wandeln, nicht zwar äußerlich im Leben, aber ſeine tiefſte Geſinnung war in ihren Grundzügen für immer entſchieden. „Für das Gute und Schöne im öffentlichen Leben hatte er ein tiefes Gefühl, ſo wie für die Mängel deſſelben. Was er in ſeinem Poſa dichtete, hätte er ſein können[1]." Von allen Charakteren, welche er dichtete, hatte Schiller nach der Verſicherung derer, welche ihn genau kannten, am meiſten Aehnlichkeit mit dem Marquis Poſa. Er ſelbſt war gleichſam die lebendige Ausführung zu dieſem Charakterumriß. Natürlich und nothwendig, könnte man beifügen, blieb der Dichter ſelbſt bei ſeinem letzten ſubjektiven Charakter ſtehen, den er überhaupt gedichtet hat, und in welchem er zugleich die ihm weſentliche ſittlich-politiſche Denkweiſe auf die glänzendſte Weiſe manifeſtirt hatte. Modifizirt mochte noch Manches werden an dieſer Ueberzeugung, die Schiller durch die Dichtung dieſes Weltdramas erſt recht in ſich ausbildete und feſt begründete, Manches mochte gemildert werden, und das Ganze konnte auch in den Hintergrund treten, oder er mochte in der Folge auch die Anwendung dieſer Ideen in Zweifel ziehen oder geradezu läugnen[2] — die Grundlage blieb nichtsdeſtoweniger um ſo mehr erſchüttert, da Schiller dieſelbe ſpäter nicht mehr zum Gegenſtand ſeines beſondern Nachdenkens gemacht zu haben ſcheint. Nach außen hin, in's Politiſche hinein, hatte Schiller hiermit ſein ſittliches Lebensprinzip ausgebildet; in der folgenden Periode verſolgte er es denkend auch in's Innere, in's Moraliſche und Aeſthetiſche.

---

[1] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Th. 2, S. 297.

[2] Hiervon wird beſonders in der 4. Abtheilung dieſer Schrift die Rede ſein.

Durch das in dieſem Kapitel Geſagte möchte der ſubjektive Urſprung der Figuren Don Karlos und Marquis Poſa hinreichend nachgewieſen ſein. „Karlos," ſchreibt Schiller ſelbſt an Reinwald im April 1783, alſo vor der obenerwähnten Lebenskriſis, durch welche Poſa die Hauptperſon der Tragödie ward, „hat den Puls von mir[1]." Aber auch nach dieſer Kriſis, nachdem der Marquis ſchon ſein Lieblingsheld geworden, verlor Karlos noch nicht alles Intereſſe für ihn. Denn von den beiden ſittlichen Lebensprinzipien Schiller's repräſentirt offenbar Karlos das Prinzip der ſchönen Menſchlichkeit, Poſa das Prinzip der Freiheit.

[1] Schiller's Leben von Frau v. Wolzogen, Th. 1, S. 106.

Achtzehntes Kapitel.

Neigung. Peinliche Lage. Frau von Kalb. Paket von Leipzig. Weimariſcher Rath. Verdrießlichkeiten mit den Schauſpielern. Aufbruch von Mannheim.

So lange Schiller noch in der zärtlichen, idylliſchen Don Karlos-Stimmung war, wurde der Briefwechſel mit ſeiner Freundin in Bauerbach, deren Tochter er immer noch liebte, fortgeſetzt. Der letzte an ſie geſchriebene Brief vom 7. Juni 1784, der ſich erhalten, iſt merkwürdig, weil er ſich in ihm, ob halb im Scherze? — um Lotte ſogar bewirbt. Er müſſe geſtehen, vertraut er der Frau von Wolzogen, daß er ſich ſchon eine Zeitlang mit dem Gedanken trage, zu heirathen; nichts in der Welt, als dieß, werde ſeinem Herzen die glückliche Ruhe und ſeinem Geiſte die zu Kopfarbeiten nöthige Freiheit und ſtille, leidenſchaftloſe Muße verſchaffen können; ſein Herz ſehne ſich nach Mittheilung und inniger Theilnahme: die ſtillen Freuden des häuslichen Lebens würden, müßten ihm Heiterkeit in ſeinen Geſchäften geben, und ſeine Seele von tauſend wilden Affekten reinigen, die ihn ewig herumzerrten; auch ſei er überzeugt, eine Frau glücklich machen zu können, wenn anders innige Liebe und Antheil glücklich machten. „Fände ich ein Mädchen, das meinem Herzen theuer genug wäre! oder könnte ich Sie beim Worte nehmen, und Ihr Sohn werden! Reich würde freilich Ihre Lotte nie — aber glücklich gewiß." Dieſem Wunſche ſind aber in demſelben Briefe unter einem andern Datum ſogleich die Worte beigefügt: „Der Brief iſt wieder ein paar Tage unterbrochen worden. Ich überleſe ihn jetzt und erſchrecke über meine thörichte Hoffnung — doch, meine Beſte, ſo viele närriſche Einfälle, als Sie ſchon von mir hören mußten, werden auch dieſen entſchuldigen."

Daß von einer ſolchen Bewerbung keine weitere Notiz genommen wurde, verſteht ſich von ſelbſt. Uebrigens war er zu dieſer Zeit keineswegs beſtändig der Meinung, daß er eine Frau glücklich machen werde. In einem Briefe an ſeinen Akademiefreund Zumſteeg vom 19. Januar 1781 ſagt er von ſich gerade das Gegentheil, denn er lebe jetzt zwar in einem angenehmen dichteriſchen Taumel, der ihn vielleicht aber in ſeinem dreißigſten Jahre nicht mehr ſehr reizen werde. „Bedenke ſelbſt," ſetzt er hinzu, „wie mich eine Heirath von der Bahn zu meinem Glücke ablenken würde. Zwar habe ich über ein großes Glück meine gewiſſen Kapricen — doch auch bei der größten Gleichgültigkeit gegen Ruhm und glänzende Schickſale wäre eine Verheirathung mein Fall nicht, denn mein ungeſtümer Kopf und warmes Blut würden jetzt noch keine Frau glücklich machen[1]."

Aber das Herz nimmt keine Rückſicht auf unſere äußere Lage, und dieſe ſelbſt erinnerte ihn unaufhörlich durch den ſchrecklichſten Kontraſt an den glücklichen Zuſtand des häuslichen Lebens, von dem ein poetiſch geſtimmter Jüngling immer mehr hofft, als er nachher in ihm findet. „An eine Perſon," ruft er aus, „die mit uns Freuden und Leiden theilt, die unſern Gefühlen entgegenkommt, und ſich ſo innig, ſo biegſam in unſere Launen ſchmiegt, gekettet zu ſein — an ihrer Bruſt unſere Seele von tauſend Zerſtreuungen, tauſend wilden Wünſchen und unbändigen Leidenſchaften abzuſpannen, und alle Bitterkeit des Glücks im Genuß der Familie zu verträumen, iſt wahre Wonne des Lebens!" Sein Gemüth war ſo ſehr für Liebe geſchaffen, daß es ihm Bedürfniß war, an jedem Orte, wo er ſich längere Zeit aufhielt, einen Gegenſtand ſeiner Neigung zu ſuchen. Eine poetiſche Natur hört nie auf, zu lieben.

---

[1] Schiller's auserleſene Briefe von Döring. S. 60

An den wackern und gebildeten Buchhändler Schwan hatte ſich Schiller längſt enge angeſchloſſen. Er pflegte ihm aus ſeinen Schauſpielen Scenen, die ſo eben fertig geworden waren, vorzuleſen, mit beſonderm Nachdruck, wenn ſeine Tochter zugegen war. **Margaretha Schwan** ſoll ein ſehr ſchönes Mädchen geweſen ſein, mit großen, ausdrucksvollen Augen und von ſehr lebhaftem Geiſte, welcher ſie mehr zur Welt, Literatur und Kunſt, als zur ſtillen Häuslichkeit hinzog. Sie hatte eine ausgezeichnete Bildung genoſſen, lernte aber in dem gaſtfreien, von Gelehrten und Literaturfreunden beſuchten Hauſe ihres Vaters auch die Kunſt, ihre Vorzüge geltend zu machen. Sie war damals neunzehn Jahre alt, und beſorgte das Hausweſen, da ihre Mutter vor Kurzem geſtorben war. Eine geraume Zeit war das Verhältniß zwiſchen ihr und Schiller ein bloß freundſchaftliches. Durch ſeine literariſchen Unterhaltungen, bei denen aber der Vater immer zugegen war, oder auf kleinen Luſtpartieen in die Umgegend, bisweilen in größerer Geſellſchaft, lernte man ſich näher kennen. Als Schiller's Phantaſie für Lotte von Wolzogen aber ganz unerwiedert oder vielmehr unbeachtet blieb, und in der Mitte des Jahres 1784 allmählig verſchwand — da trat, aber erſt im Herbſte dieſes Jahres, und in dem darauf folgenden Winter [1], die intereſſante „Schwänin" ſeinem Herzen nahe und immer näher. Es war treffend, daß ſein neues Drama mit einer neuen Liebe zuſammenfiel; die letztere diente dem erſtern. Der ſpaniſche Königsſohn bezeugt den neuen, affektvollen Seelenzuſtand, in welchem Schiller war, als er ihn dichtete.

Mit dieſem Dichten und Lieben bildeten dann die täglichen kleinern, aber immer wiederkehrenden Quälereien ſeines

---

[1] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Th. 1, S. 207. Darnach mag man ermeſſen, was man von der Verſicherung zu halten habe, daß die 1781 gedichteten Lauralieder auf Margaretha Schwan gingen — „eine Sache, die aus zuverläßiger Quelle geſchöpft und unbeſtritten wahr iſt," wie Döring ſagt.

Lebens einen ſonderbaren Gegenſatz. Es war unſerm Künſtler beinahe unmöglich, Kleider, Wäſche, Bücher, Schriften in Ordnung zu halten. Die Unordnung in ſeinem Zimmer war der Unordnung in ſeinem ehemaligen „Loche“ in Stuttgart ähnlich. Sie übertraf alle Vorſtellung; nichts Bewegliches war an ſeinem Platze, ſelbſt das nicht, was ſonſt immer dem Auge entzogen wird. Es würde eine des Pinſels eines Hogarth würdige Aufgabe geweſen ſein, das Innere des Zimmers dieſes von immerwährender Begeiſterung trunkenen Muſenſohnes recht getreu darzuſtellen[1]. Aber je mehr er dieſe kleinlichen, alltäglichen Dinge ignoriren wollte, deſto mehr wurde er von ihnen geneckt und gequält. Er hätte durchaus einer andern, am Beſten einer weiblichen Hand bedurft, die ihm alle dieſe Dinge beſorgte. Er verſtand eher alles, konnte alles lernen, nur das Gewöhnlichſte, das Gemeinſte nicht. Wie mußte ihm zu Muth' ſein, wenn er eben voll von einem poetiſchen Plan oder im beſten Fluß ſeiner Arbeit war, und jetzt gerade reine Wäſche in Empfang nehmen und nachzählen, oder gebrauchte beſichtigen und herbeiholen ſollte; wenn er nach ſpätem Erwachen ſeine Kleider beſchädigt fand, oder wenn ſein nur nach Viertelſtunden bedungener Diener zur unrechten Zeit eintraf! Es kam dazu, daß er trotz ſeines Vorſatzes, gut zu wirthſchaften, ſich doch nicht in ſeinen Finanzen verbeſſerte; denn ſeine Schulden vermehrten ſich täglich, geſchweige denn, daß er die alten hätte abtragen können. Er ließ ſich ſeine kärgliche Mittagskoſt, von welcher noch für den Abend etwas zurückbehalten werden mußte, aus einem Wirthshauſe holen. Deſſen ungeachtet reichte ſein Einkommen nicht aus, beſonders auch wegen der ſogenannten Ehrenausgaben, welche ihm durch ſeine geſelligen Verbindungen auferlegt waren; und ſeine Kaſſe war ſo ſchlecht beſtellt, daß er oft nicht allein für den nächſten Monat, ſondern auch für die nächſte Woche, ja für den nächſten Tag in Sorge war. Nimmt man hierzu noch die mancherlei andern Unannehmlichkeiten, läſtige Beſuche, Geſchäfte als Theaterdichter, Konflikte mit den Schauſpielern, ſo gehörte wirklich ein hoher Geiſt und jener

---

[1] Streicher a. a. O., S. 188.

„bedenkloſe Leichtſinn, mit welchem ihn die Natur beglückt hatte[1],“ dazu, um nicht zu verzweifeln.

Daß er ſich in einer ſolchen verwünſchten Situation oft, und nicht allein aus idylliſchem Hange, nach Bauerbach zurückſehnte, iſt nur allzu natürlich. „Noch immer,“ ſchreibt er an Reinwald, „trage ich mich mit dem Lieblingsgedanken, zurückgezogen von der großen Welt, in philoſophiſcher Stille mir ſelbſt, meinen Freunden und einer glücklichen Weisheit zu leben, und wer weiß, ob das Schickſal, das mich bisher unbarmherzig genug herumwarf, mir nicht auch einmal eine ſolche Seligkeit gewähren wird. In dem lärmenden Gewühl, mitten unter den Berauſchungen des Lebens, die man ſonſt Glückſeligkeit zu nennen pflegt, waren mir doch immer jene Augenblicke die ſüßeſten, wo ich in mein Selbſt zurückkehrte, und in dem heitern Gefilde meiner ſchwärmenden Träume umherwandelte und hie und da eine Blume pflückte. — Meine Bedürfniſſe in der großen Welt ſind vielfach und unerſchöpflich, wie mein Ehrgeiz, aber wie ſehr ſchrumpft dieſer neben meiner Leidenſchaft für ſtillere Freuden zuſammen!“ — Der ſorgenloſe, behagliche Zuſtand in dem abgeſchiedenen Bauerbach war ihm ſo unvergeßlich, daß er, wie ſeine Schweſter verſicherte, noch nach vielen Jahren die damalige Zeit als die ſchönſte und glücklichſte ſeines Lebens rühmte.

Doch traten auch in ſeine jetzigen Mannheimer Leiden und Zerſtreuungen manche erfreuliche Stunden und günſtige Vorfälle ein. Seine älteſte Schweſter beſuchte ihn, von ſeinem Freunde Reinwald begleitet, auf kurze Zeit in Mannheim. Die blühende kräftige Jungfrau war entſchloſſen, ihr künftiges Schickſal mit einem Manne zu theilen, welcher bei ſeiner Kränklichkeit und Hypochondrie nur ein geringes Einkommen hatte. Erfreulich und fördernd war auch die Bekanntſchaft mit der von Kalb'ſchen Familie. Herr von Kalb hatte als Offizier in franzöſiſchen Dienſten den nordamerikaniſchen Befreiungskrieg mitgefochten, und wählte etwa im Auguſt 1784 mit ſeiner Gemahlin und Schwägerin Mannheim zu ſeinem Aufenthaltsort. Die Bekanntſchaft mit Frau von Kalb verwandelte ſich bald in eine Freundſchaft, die für das ganze Leben Beſtand hatte. Sie war, nach dem Urtheil der Frau von Wolzogen[1], die erſte geiſtvolle und vielſeitig ausgebildete Frau, mit welcher er in näherm Verhältniſſe ſtand. Während er ſich von ihr verſtanden fühlte, hatte ſie als Frau von Welt einen günſtigen Einfluß auf ſeine Haltung im geſelligen Leben. „Ich bin überzeugt,“ ſchreibt er an Dalberg über ſie, „daß Sie eine vortreffliche Perſon in ihr finden werden, die, ohne aus ihrem Geſchlecht zu treten, ſich glänzend davon auszeichnet.“ — Als er ihr aber an einem Nachmittag die erſten Scenen ſeines Don Karlos vorlas, wiederholte ſich ein Mißgeſchick, welches er früher ſchon einmal erfahren hatte. Die Blicke der Zuhörerin waren unverwandt auf den mit Pathos deklamirenden Dichter geheftet, ohne daß der leiſeſte Ausdruck ihre Empfindung verrathen hätte. Als er geendigt hatte und ſie bat, ihr Urtheil über den Werth des Gedichts aufrichtig zu ſagen, ſuchte ſie erſt einer beſtimmten Erklärung auf die ſchonendſte Art auszuweichen, endlich aber ſagte ſie laut lachend: „Lieber Schiller! das iſt das Schlechteſte, was Sie noch gemacht haben.“ — „Nein! das iſt zu arg!“ erwiederte dieſer, nahm Hut und Stock und entfernte ſich augenblicklich. Als aber die fein gebildete Dame das zurückgelaſſene Manuſkript für ſich geleſen hatte, war ſie ſchnell entgegengeſetzter Meinung, und ließ den Verfaſſer zu ſich bitten, um ihm eine abbittende Ehrenerklärung zu thun. Sie fügte aber doch auf eine ſchonende Weiſe bei, daß ſeine Dichtungen durch die heftige, ſtürmiſche Weiſe, mit welcher er ſie vortrage, nothwendig verlieren müßten.

---

[1] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Th. 2, S. 301.

Wenn man eine klare Vorſtellung davon haben will, wie Schiller dichtete, braucht man ohne Zweifel nur daran zu denken, wie er ſeine Gedichte vorlas. Er that beides ungefähr mit gleichem Affekt. Es war übrigens ein ſonderbarer Zufall, daß ſeine neuen hochgeſchätzten Freunde gerade den Namen führten, unter welchem er in Kabale und Liebe eine „gewiſſe Narrenart“ lächerlich zu machen geſucht hatte. Als das Trauerſpiel wieder aufgeführt werden ſollte, hatte er die Aufmerkſamkeit, den Namen des Hofmarſchalls umändern zu wollen. Doch dieſem Vorhaben widerſetzten ſich Herr und Frau von Kalb, aus einem richtigen Urtheil und Gefühl.

---

[1] Schiller's Leben, Th. 1, S. 205.

Noch ehe er ſich an dieſe Familie in Mannheim angeſchloſſen hatte, erwarb ihm ſeine Muſe in weiter Ferne andere Freunde, die ihn noch mehr anzogen. Er konnte nicht umhin, die angenehmſte und ſchmeichelhafteſte Ueberraſchung ſeines Lebens, die ihm widerfahren war, ſogleich ſeiner mütterlichen Freundin, Frau von Wolzogen, und auch Herrn von Dalberg in den Briefen, die er an ſie ſchrieb, zu erzählen. Im Anfang des Juni 1784 bekam er ein Packet von Leipzig geſchickt, in welchem er von vier ganz unbekannten Perſonen Briefe voll Wärme und Begeiſterung für ſich und ſeine Gedichte fand. Sie waren von einer mit dem beſten Geſchmack geſtickten Brieftaſche, einem in Muſik geſetzten Liede aus den Räubern und den vier kleinen Porträten dieſer Verehrer des Dichters begleitet, unter welchen ſich zwei ſchöne Frauenzimmergeſichter befanden. Es waren L. F. Huber[1], C. G. Körner[2], und Minna Stock, Körner's Braut, nebſt ihrer Schweſter Dora, von welchen dieſe Geſchenke kamen. Die Schweſtern hatten die freundlichen Gaben ausgearbeitet, der muſikverſtändige Körner das Lied komponirt.

Kaum iſt es zu ſagen, welchen Eindruck dieſe ehrende Ueberraſchung auf ihn machte. Er ſprach ſich offen darüber aus, aber noch mehr, als ſeine Geſpräche, bezeugten ſeine erhöhte Heiterkeit, wie erfreulich es ihm war, ſich in weiter Ferne von gebildeten Menſchen innig verſtanden, geachtet und geliebt zu fühlen. Nun mochte er die theilnahmloſe Kälte ſeiner Umgebung, in welcher nur ſehr wenige den Sinn ſeiner Dichtungen zu würdigen im Stande waren, ſchon gleichmüthiger erdulden, da er es wußte, daß in der Fremde unbekannte Herzen mit dem ſeinigen harmoniſch zuſammenſchlagen, und leichter wurde es ihm, ſeine Dürftigkeit gelaſſen zu ertragen in dem herzerhebenden Genuß eines ſo ſchönen Glückes. „Sehen Sie,“ ſchreibt er an Frau von Wolzogen, „ſehen Sie, meine Beſte, ſo kommen zuweilen ganz unverhoffte Freuden für Ihren Freund, die deſto ſchätzbarer ſind, weil freier Wille und eine reine, von jeder Nebenabſicht reine Empfindung und Sympathie der Seelen die Erfinderin iſt. So ein Geſchenk von ganz unbekannten Händen, durch nichts als die bloße reinſte Achtung hervorgebracht, aus keinem andern Grunde, als nur für einige vergnügte Stunden, die man bei Leſung meiner Produkte genoß, erkenntlich zu ſein — ein ſolches Geſchenk iſt mir größere Belohnung, als der laute Zuſammenlauf der Welt, die einzige ſüße Entſchädigung für tauſend trübe Minuten. Und wenn ich das nun weiter verfolge und mir denke, daß in der Welt vielleicht mehr ſolche Zirkel ſind, die mich unbekannt lieben, und ſich freuten, mich kennen zu lernen; daß vielleicht in hundert und mehr Jahren, wenn auch mein Staub ſchon lange verweht iſt, man mein Andenken ſegnet, und mir noch im Grabe Thränen und Bewunderung zollt — dann, meine Theuerſte, freue ich mich meines Dichterberufes und verſöhne mich mit Gott und meinem oft harten Verhängniß.“ — Wem fallen hierbei nicht die Verſe ein:

---

[1] Geboren 1764 zu Paris, geſtorben 1804 als bairiſcher Landesdirektionsrath zu Ulm.

[2] Geboren am 7. Juli 1756 zu [illegible], eine geraume Zeit Oberappellationsrath in Dresden, ſtarb in Berlin 1831 als geh. Oberregierungsrath.

„Zwei Blumen blühen für den weiſen Finder,
Sie heißen Hoffnung und Genuß.
Wer dieſer Blumen eine brach, begehre
Die andre Schweſter nicht.
Genieße, wer nicht glauben kann. Die Lehre
Iſt ewig, wie die Welt. Wer glauben kann, entbehre.“

Der glückliche Gedanke dieſer engverbundenen Menſchen, dem edeln Dichter eine kleine Freude zu bereiten, war von dem größten Einfluß auf ſein ganzes Leben und erwarb ihm in Körner einen ſolchen Geiſtes- und Herzensfreund, wie er bisher noch keinen beſeſſen hatte und auch ſpäter einen zweiten kaum wiederfand. Mit Recht ſagt Streicher, daß es für denjenigen, der ſich der Werke des Unſterblichen erfreue, noch heute eine Art von Pflicht ſei, dabei auch Körner's, ſeines unwandelbaren Freundes, in Liebe zu gedenken. Denn dem, welcher einen Hochbegabten durch ſeine Theilnahme fördert, gebührt auch ein Antheil an dem Herrlichen, welches dieſer hervorbringt. Ein Briefwechſel ward mit den neuen Freunden eingeleitet und lebhaft fortgeſetzt, welcher Schiller's Eifer und ſeine Thätigkeit in einen lebhaften Schwung zu ſetzen ſchien, denn er arbeitete nun ohne Unterlaß an Don Karlos und an dem erſten Heft der Thalia. Es wurde [illegible] die Hoffnung in ihm rege, daß dieſe neuen Freunde wohl alles zu thun bereit ſein würden, um ihn aus ſeinem troſtloſen Zuſtande zu erlöſen und in beſſere Verhältniſſe zu bringen. Körner, einer anſehnlichen Familie in Leipzig entſproſſen, mit allen Vortheilen einer wiſſenſchaftlichen Bildung und einer liberalen Erziehung ausgerüſtet, lebte damals, [illegible] er als Appellationsrath in Dresden angeſtellt wurde, [illegible] ſeiner wiſſenſchaftlichen Muße und dem unverkümmerten Glücke der Liebe. Dem Kreis, den er ſelbſt mit ſeiner geiſtreichen, liebenswürdigen Braut, Minna Stock, und deren ähnlicher Schweſter bildete, ſchloß ſich Huber, welcher ſich ſpäter auch durch Schriften rühmlich bekannt gemacht hat, enge an. Die eigene vielſeitige Ausbildung, das Leſen der beſten Schriftſteller, die Ausübung der Kunſt verſchafften dieſen Menſchen die anmuthigſte Unterhaltung und den edelſten Genuß.

Doch dieſe neuen freundſchaftlichen Verbindungen gewährten Schillern in ſeiner unbeſtimmten, äußern Lage nur eine ideale Zuflucht, keine reelle Abhülfe und Verbeſſerung, deren er vor allem andern bedurfte.

Zu Anfang des Jahres 1785 verbreitete ſich in Mannheim das Gerücht, der regierende Herzog von Weimar, Karl Auguſt, werde die landgräfliche Familie in Darmſtadt beſuchen. Schiller wünſchte nichts mehr, als einem [illegible] geprieſenen Fürſten perſönlich bekannt zu werden und ſich ihm als einen ſolchen zu zeigen, welcher würdig wäre, dem Weimarſchen Vereine von Männern beigeſellt zu werden, der damals ſchon die allgemeine Aufmerkſamkeit von Deutſchland erregt hatte. Herr und Frau von Kalb beſtärkten und ermunterten ihn, ſich dem Herzog vorſtellen zu laſſen, und ſie ſowohl als Herr von Dalberg verſahen ihn mit Empfehlungsbriefen an die nächſte Umgebung der fürſtlichen Perſonen, unter denen beſonders auch die Frau Landräthin wegen ihrer freundlichen Begegnung ausgezeichneter Künſtler und Dichter gerühmt wurde.

Schiller war durch ſein früheres Verhältniß zu dem Herzog von Würtemberg auf den Umgang mit fürſtlichen Perſonen ſchon hinreichend vorbereitet, daß er es ſich, zumal bei ſeinem jugendlichen Selbſtgefühl, wohl zutraue, in die Sphäre der höhern Geſellſchaft einzutreten. Frau von Kalb mochte ihn auch mit manchem guten Rath ausgeſtattet haben, beſonders wie er verleſen müſſe, wenn er gefallen wolle. Denn ſein Don Karlos ſollte ihn in dieſe erlauchte Geſellſchaft einführen. Dieſe Dichtung, welche den innern Triumph des Menſchlichen über den Zwang politiſcher und konventioneller Formen darſtellt, mußte, wie er richtig vorausſah, die Herzen edler Fürſten, welche ſich in dieſen Widerſtreit verwickelt fühlten, beſonders ergreifen. Der Wunſch, einen Theil des Stücks verleſen zu dürfen, wurde dem berühmten jungen Dichter gerne gewährt. Der erſte Akt des Don Karlos ward auch mit einem ſo entſchiedenen Beifall aufgenommen, daß es bei einer nachfolgenden Unterredung Schiller's mit dem Herzog nur einer leiſen Bitte bedurfte, um eine öffentliche Anerkennung ſeines Talents zu erhalten.

Schiller kehrte als Herzoglich Weimar'ſcher Rath nach Mannheim zurück.

Dieſer an ſich leere Titel geſtaltete ſeine ganze Zukunft um und verbeſſerte ſogleich ſeine Gegenwart. Sein äußeres Leben hatte einen gewiſſen Anhaltspunkt, und konnte ſich jetzt ruhiger fortbewegen. Der Wunſch ſeiner Eltern, er möchte eine dauernde Verſorgung finden, ſchien ſich der Erfüllung zu nähern; ſeine Tadler in der Heimath waren durch die Anerkennung, die er im Auslande gefunden, gleichſam widerlegt, und auch diejenigen, welche bisher gegen ſeine Arbeiten gleichgültig geweſen waren, mußten ihm jetzt ſeine Aufmerkſamkeit zuwenden, da ſie von einem Fürſten, „welcher an das Vortreffliche gewöhnt war“, des Beifalls würdig geachtet wurden. Aber auch auf Schiller ſelbſt hatte dieſer Beiſatz zu ſeinem Namen, vielleicht ohne daß er es ſelbſt ganz wußte, einen großen Einfluß. Er wurde in ſeinem Betragen freier, beſtimmter und ſicherer. Er ſah in der Nacht der Zukunft einen hellen Stern, nach deſſen Richtung hin er ſein Leben führen konnte. Er gehörte jetzt wieder einem Fürſten, einem deutſchen

Staate an, ja er konnte ſich als Genoſſe des edelſten Geiſtervereines, der ſich in Weimar zuſammengefunden, betrachten. Seine Thätigkeit war neu belebt; der Flüchtling fühlte ſich von dem beſten Fürſten wieder in die Geſellſchaft aufgenommen. Seine Urtheile über das Theater wurden jetzt ſchärfer und lakoniſcher, als früher. Seine Verbindungen mit dem Theater waren gelöſ't; der Kontrakt ward nicht erneuert. Zwar war Schiller nach dem Vertrag noch ein Theaterſtück ſchuldig. Aber der Vertrag, deſſen wir früher erwähnten, wurde vielleicht abgeändert oder der Termin dieſes dritten Dramas weiter hinausgeſchoben. Wenigſtens ward im Jahr 1788 Don Karlos, von Schiller für das Theater eingerichtet, in Mannheim gegeben[1]. Er nahm daher dem Theater gegenüber eine ganz andere Sprache an.

Ueber die Vorſtellung von Kabale und Liebe am 18. Januar 1785 war er im höchſten Grade entrüſtet. Er ſchrieb darüber den andern Tag an Dalberg: „Ich weiß nicht, welchem politiſchen Raffinement ich es eigentlich zuſchreiben ſoll, daß unſere Herrn Schauſpieler — doch meine ich nicht alle — die Konvenienz bei ſich getroffen haben, ſchlechten Dialog durch gutes Spiel zu erheben, und guten durch ſchlechtes zu verderben. Es iſt das kleinſte Merkmal der Achtung, das der Schauſpieler dem Dichter geben kann, wenn er ſeinen Text memorirt. Auch dieſe kleinſte Zumuthung iſt mir nicht erfüllt worden. Es kann mir Stunden koſten, bis ich einer Periode die beſtmöglichſte Rundung gebe, und wenn das geſchehen iſt, ſo bin ich dem Verdruſſe ausgeſetzt, daß der Schauſpieler meinen mühſam vollendeten Dialog nicht einmal in gutes Deutſch verwandelt. Seit wann iſt es Mode, daß Schauſpieler den Dichter hofmeiſtern? Geſtern habe ich das mehr, als ſonſten gefühlt. Kabale und Liebe war durch das nachläſſige Einſtudiren der mehrſten ganz in Lumpen zerriſſen. Ich habe ſtatt meines Textes nicht ſelten Unſinn anhören müſſen. — — Mir ſelbſt kann zwar an dieſem Umſtand wenig liegen, denn ich glaube behaupten zu dürfen, daß bis jetzt das Theater mehr durch meine Stücke gewonnen hat, als meine Stücke durch das Theater. Niemals werde ich mich in den Fall ſetzen, den Werth meiner Arbeit von dieſem abhängig zu machen. Aber weil ich doch einmal von der hieſigen Bühne öffentlich ſprechen ſoll, ſo konnte mir die Sache nicht gleichgültig bleiben. Ich glaube und hoffe, daß ein Dichter, der drei Stücke auf die Bühne brachte, worunter die Räuber ſind, einiges Recht hat, Mangel an Achtung zu rügen.“ Dieſer Brief iſt kurzweg unterzeichnet: R. (Rath) Schiller.

---

[1] Schiller's auserleſene Briefe von Döring (Zeitz 1834). S. 87.

Das erſte Heft der Thalia erſchien im Lenzmonat 1785[1]. Die Zeitſchrift iſt dem Herzog Karl Auguſt von Sachſen-Weimar, „dem edelſten von Deutſchlands Fürſten und dem gefühlteſten (?) Freund der Muſen“ gewidmet. „Sollten Sie, Durchlauchtigſter Herr, den Beifall, den Sie mir damals (bei der Vorleſung des Don Karlos) ſchenkten, auch jetzt nicht zurücknehmen, ſo habe ich Muth genug, für die Ewigkeit zu ſchreiben.“

In dieſem Journal war dem Mannheimer Theater eine eigene Rubrik gewidmet, wo er ſeine Unzufriedenheit unverholen ausſprechen wollte. Auch werden hier die Schauſpieler ſo wenig, als das Publikum geſchont. Es wird von einer ſchülerhaften Vorſtellung des „Günther von Schwarzburg“ geſprochen, und von der Madame Rennſchüb, der Gattin des Regiſſeurs der Mannheimer Bühne, wird bemerkt: ſie habe die Rolle der Engländerin in Kabale und Liebe zum

---

[1] Dieſes Heft enthält ſieben Artikel, welche theils vortrefflich, theils pikant oder intereſſant genug waren, um allgemeines Aufſehen zu erregen. Zu dem Vortrefflichen gehört die Abhandlung über die Schaubühne als moraliſche Anſtalt und der erſte Akt des Don Karlos. Die Erzählung: Merkwürdiges Beiſpiel einer weiblichen Rache, iſt aus einer Handſchrift von Diderot, welche Schiller von Dalberg erhalten hatte, überſetzt, und nur der Epilogus iſt von Schiller. Dieſe Erzählung hätte daher Döring nicht in Schiller's Nachleſe aufnehmen ſollen (ſonſt mußte er auch Schiller's Ueberſetzung von Robertſon's Geſchichte von Amerika wieder abdrucken laſſen). Dagegen haben alle übrige Artikel Schiller zum Verfaſſer, nämlich: Der Saal der Antiken zu Mannheim — Repertorium des Mannheimer Nationaltheaters — Wallenſteiniſcher Theaterkrieg — und Dramaturgiſche Preisfragen. Keiner von dieſen Aufſätzen durfte von Döring ausgelaſſen werden.

Theil vortrefflich geſpielt, ſie ſei ihr aber nicht ganz gewachſen. „Dennoch würde Madame Rennſchüb eine der beſten Schauſpielerinnen ſein, wenn ſie den Unterſchied zwiſchen Affekt und Geſchrei, Weinen und Heulen, Schluchzen und Rührung immer in Acht nehmen wollte.“ Herr Beil, heißt es weiter, habe die launige Rolle des Muſikus erfüllt — ſo viel er wenigſtens davon auswendig wußte. Im Allgemeinen wird geſagt: „Schiefes Spiel vergibt man dem ſchwachen Kopfe, aber den Schauſpieler, der ſich dem Publikum durch nichts als fleißiges Memoriren empfehlen kann, und der daſteht und ſeinen Dialog um Gotteswillen aus der Souffleurgrube hervorholt, ſollten die Geſetze beſtrafen.“

Dieſe und andere freimüthige Ausſtellungen brachten unter den Schauſpielern eine um ſo größere Bewegung hervor, als damals in Theaterkritiken einzelne Schauſpieler ſehr ſelten genannt wurden. Schiller ſchrieb darüber am 19. März an Dalberg: „Wenn ich bei Beurtheilung des Herrn Rennſchüb, und in einigen Rollen auch ſeiner Frau, meinem beſſern Gefühle und der vereinigten Stimme des beſſern Publikums hätte folgen wollen, ſo wären Mord und Todtſchlag zu befürchten geweſen. Aber einer Frau ohne Erziehung vergebe ich jede Aufwallung der Eitelkeit ſehr gerne, wenn ſie auch nur in die Wochenſtube gehörte. Wie ſehr bewundere ich bei dieſer Gelegenheit Ew. Excellenz, daß Sie fünf Jahre fähig waren, einer ſo reizbaren Menſchenklaſſe vorzuſtehen, ohne die Liebe eines einzigen Individuums zu verlieren. Was ich aber kaum verſchlucken kann, und was ich feſt entſchloſſen bin, zu rügen, iſt das Betragen des Herrn Böck. Herrn Böck habe ich mit einer Achtung beurtheilt, die er nicht verdient, und dieſer Mann erröthet dennoch nicht, auf öffentlicher Bühne mit Gebrüll und Schimpfwörtern und Händen und Füßen gegen mich auszuſchlagen, und auf die pöbelhafteſte Art von mir zu reden. Alles dieſes habe ich haarklein erfahren.“ — Der größte Theil der Schauſpieler ſchmähte und ſchimpfte ihn. Es herrſchte eine beinahe allgemeine Erbitterung.

Dieſe Unannehmlichkeiten verleideten ihm den Aufenthalt in Mannheim vollends. Es war ſeiner Natur zuwider, in Haß und Streit zu leben, ſo rüſtig er auch war, für ſeine

Ehre und Ueberzeugung mit Wort und That zu kämpfen. Seine höheren Anſichten von der Bühne, geſtand er ſich nun ſelbſt zu ſeiner Beſchämung und zu ſeinem Verdruß, ließen ſich nicht durchführen. Alle ſeine Plane waren geſcheitert! Er wollte den Theaterdichter aufgeben, um als Rath eine ehrenvolle Laufbahn zu betreten. Es ward daher mit ſeinen Leipziger Freunden und auch mit Herrn Schwan das Nöthige eingeleitet, daß er Mannheim verlaſſen könnte. Schon zu Ende des Monats März 1785 ging er nach Leipzig. Seine Abreiſe wurde durch Wechſel, die er von ſeinen dortigen Freunden erhielt, ermöglicht oder erleichtert. Seine Schulden konnten nicht alle getilgt werden.

Den Abend vor der Abreiſe, bis Mitternacht, brachte er noch bei ſeinem treuen Freunde Streicher zu. Die bitterſten Erfahrungen hatten ihn hinlänglich belehrt, daß in Deutſchland auch der talentvollſte und fleißigſte Schriftſteller ohne ein Amt oder ſonſtige Hülfsquellen darben müſſe. Er ſchien feſt entſchloſſen, die Dichtkunſt in Zukunft nur in der aufgeregteſten Stimmung auszuüben und mit allem Eifer die Rechtswiſſenſchaft zu ſtudiren, von welcher er eine ehrenvolle Laufbahn meinte erwarten zu dürfen. Er beſprach dieſen Plan von allen erdenklichen Seiten. Seinem Talente und Fleiße traute er es zu, daß er ſich, unterſtützt von der Leipziger Bibliothek, in weniger als einem Jahre die Theorie der Rechtswiſſenſchaft würde aneignen können, um in derſelben den Doktorhut zu erlangen. Was einem gewöhnlichen Kopfe nur in einigen Jahren möglich ſei, das müſſe er, der von Jugend auf im Denken Geübte und ernſtlich Wollende, in kurzer Friſt erlangen können. Mit ſeinen weitausgreifenden Schritten werde er den Schneckengang anderer überholen, und ſchnell an einem Ziele ſein, wo ihn auch die kühnſte Erwartung erſt nach Jahren vermuthe. Die Ausführung dieſes feſten Vorſatzes ſchien ihm ſo leicht, und eine ehrenvolle Anſtellung an einem der kleinern ſächſiſchen Höfe dünkte ihm ſo nahe, daß ſich die Freunde die Hände darauf gaben, ſo lange einander nicht ſchreiben zu wollen, bis Schiller — Miniſter, und Streicher Kapellmeiſter ſein werde. Mit dieſem ſchwärmeriſchen Verſprechen ſchieden beide von einander.

So höchſt beſonnen Schiller über fremde Verhältniſſe urtheilte, ſo phantaſtiſch faßte er damals noch ſein eigenes Leben und beſonders ſeine Zukunft auf, indem er an dieſe letztere ſeine ungeheure Willenskraft und die Idealität ſeines Weſens als Maßſtab anlegte. Das iſt aber ein ewiges Geſetz der Natur, daß der Genievolle nur in ſeiner Sphäre etwas Großes vermag, und daß ihm außerhalb derſelben beinahe alles ſchwerer wird, als dem gewöhnlichen Menſchen. Denn das iſt der Unterſchied zwiſchen beiden: dem Genie iſt ſeine Laufbahn durch eine innere Beſtimmung mit Nothwendigkeit vorgeſchrieben, den Alltagsmenſchen beſtimmen und machen äußere Zufälle. Wer aber zum Bewußtſein der in ihm wirkenden genialen Naturkraft gekommen iſt, verwechſelt ſie, wenn er ideal geſtimmt iſt, leicht mit der freien Willenskraft, und wähnt durch dieſe überhaupt ſo viel zu vermögen, als er nur im Beſondern durch jene zu leiſten im Stande iſt. Hätte Schiller dieſe Phantaſie nicht bald wieder aufgegeben, ſo würde er es zu ſeinem Verdruſſe erfahren haben, wie unendlich ſchwer es in vorgerücktem Alter einem ſelbſtthätigen, philoſophiſchen Geiſte wird, ſich das unendliche Detail einer trockenen, unintereſſanten Berufswiſſenſchaft gehörig anzueignen, und wie das Bedürfniß, über alles zu denken und alles zu verſtehen, dieß Geſchäft nicht abkürzt, ſondern verlängert. Aber es ſcheint ihm mit dieſem Plane ſelbſt nicht ganz Ernſt geweſen zu ſein oder ſeine Leipziger Freunde belehrten ihn ſchnell eines Beſſern, denn ſchon am 24. April deſſelben Jahres ſagt er in einem Briefe an Schwan, daß er ſich unvermerkt wieder zur Medizin zu bekehren gedenke. Seine Einbildungskraft war damals noch überreich an Entwürfen für das Leben, wie für die Dichtung.

Neunzehntes Kapitel.

Leipzig und Dresden. Margaretha Schwan. Körner. Das Lied an die Freude nebſt einigen andern Gedichten.

Es iſt unwahrſcheinlich, daß Schiller auf ſeiner Reiſe von Mannheim nach Leipzig die Frau von Wolzogen in Bauerbach und ſeinen Reinwald in Meiningen beſucht hat, von dem wir es nicht beſtimmt anzugeben wüßten, ob er ſchon mit der Schweſter des Dichters verheirathet war oder nicht[1]. Seine Stimmung war damals eine ganz andere, als zur Zeit ſeines Aufenthalts in Bauerbach, und vielleicht wollte er ſich ſeinen Freunden auch nicht vorſtellen, ſo lange ſeine Lage noch immer ſo ſchwankend war. Wenigſtens erwähnt er dieſes Abſtechers nicht in dem eben angeführten Briefe an Schwan vom 24. April, in welchem er doch einige andere Reiſenotizen mittheilt. „Unſere Hierherreiſe," ſchreibt er, „war die fatalſte, die man ſich denken kann. Moraſt, Schnee und Gewäſſer waren die drei ſchlimmſten Feinde, die uns wechſelsweiſe peinigten, und ob wir gleich von Vach an immer zwei Vorſpannpferde gebrauchen mußten, ſo wurde doch unſere Reiſe, die Freitags geſchloſſen ſein ſollte, bis auf den Sonntag verzögert.“

---

[1] Der Verfaſſer der Lebensbeſchreibung Schiller's in „Henning's deutſchem Ehrentempel" verſichert, „Schiller habe ſich einige Zeit bei ſeinem Schwager Reinwald in Meiningen aufgehalten." Aber dieſe Biographie enthält viele Unrichtigkeiten.

Die bisher bekannt gewordenen Nachrichten über Schiller's Aufenthalt in Leipzig und bald nachher in Dresden, ſind leider! ſo unzulänglich, daß wir uns von dieſer Zeit ſeines Lebens am wenigſten ein beſtimmtes, klares Bild entwerfen können. Wir müſſen unſere Aufmerkſamkeit hauptſächlich auf ſeine literariſche Thätigkeit gerichtet haben, und uns nach dieſer die Entwickelung ſeines Geiſtes zu deuten ſuchen.

Wenn wir nicht genau angeben können, wie ſein äußeres Leben in Leipzig eingerichtet war, ſo wiſſen wir wenigſtens, wie er vor hatte, es einzurichten, als er dahin abzureiſen gedachte. In einem Briefe von Mannheim vom 15. März an Huber, führt er uns, nach ſeinem Ausdrucke, in das Innere ſeiner häuslichen Wünſche ein.

„Ich bin Willens,“ ſchreibt er[1], „bei meinem neuen Etabliſſement in Leipzig einem Fehler zuvorzukommen, der mir hier in Mannheim bisher ſehr viel Unannehmlichkeit machte. Es iſt dieſer: meine eigene Oekonomie nicht mehr zu führen, und auch nicht mehr allein zu wohnen. Das erſte iſt ſchlechterdings meine Sache nicht. Es koſtet mir weniger, eine ganze Verſchwörung und Staatsaktion durchzuführen, als meine Wirthſchaft; und Poeſie, wiſſen Sie ſelbſt, iſt nirgends gefährlicher, als bei ökonomiſchen Rechnungen. Meine Seele wird getheilt, ich ſtürze aus meinen idealiſchen Welten, wenn mich ein zerriſſener Strumpf an die wirkliche mahnt.“

„Fürs andere brauch' ich zu meiner geheimen Glückſeligkeit einen rechten wahren Herzensfreund, der mir ſtets an der Hand iſt, wie mein Engel; dem ich meine aufkeimenden Ideen in der Geburt mittheilen kann, nicht aber erſt durch Briefe oder lange Beſuche zutragen muß. Schon der nichts bedeutende Umſtand, daß ich, wenn dieſer Freund außer meinen vier Pfählen wohnt, die Straße paſſiren muß, um ihn zu erreichen, daß ich mich umkleiden muß u. dgl., tödtet den Genuß des Augenblicks, und die Gedankenreihe kann zerriſſen ſein, bis ich ihn habe."

---

[1] Schiller's Leben von Döring, S. 97 u. folg.

„Sehen Sie, mein Beſter, das ſind nur Kleinigkeiten, aber Kleinigkeiten tragen oft die ſchwerſten Gewichte im Verlauf unſeres Lebens. Ich kenne mich beſſer, als vielleicht tauſend andrer Mütter Söhne ſich kennen; ich weiß, wie viel und oft wie wenig ich brauche, um ganz glücklich zu ſein. Es fragt ſich alſo: Kann ich in Leipzig dieſen Herzenswunſch in Erfüllung bringen?"

„Wenn es möglich iſt, daß ich eine Wohnung mit Ihnen beziehen kann, ſo ſind alle meine Beſorgniſſe darüber gehoben. Ich bin kein ſchlimmer Nachbar, wie Sie ſich vielleicht vorſtellen möchten; um mich in einen andern zu ſchicken, habe ich Biegſamkeit genug, und auch hier und da etwas Geſchick, wie Yorik ſagt, ihn verbeſſern und aufheitern zu helfen. — Können Sie mir dann noch außerdem die Bekanntſchaft von Leuten zu Wege bringen, die ſich meiner kleinen Wirthſchaft annehmen mögen, ſo iſt Alles in Richtigkeit."

„Ich brauche nichts mehr als ein Schlafzimmer, das zugleich mein Arbeitszimmer ſein kann, und dann ein Beſuchzimmer. Mein nothwendiges Hausgeräth wäre eine gute Kommode, ein Schreibtiſch, ein Bett und Sopha; dann ein Tiſch und einige Seſſel. Hab' ich dieſes, ſo brauche ich zu meiner Bequemlichkeit nichts mehr."

„Parterre und unter dem Dache kann ich nicht wohnen, und dann möcht' ich auch durchaus nicht die Ausſicht auf einen Kirchhof haben. Ich liebe die Menſchen und alſo auch ihr Gedränge. — Wenn ich's nicht ſo veranſtalten kann, daß wir (ich verſtehe darunter das fünffache Kleeblatt) zuſammen eſſen, ſo würde ich mich an die table d'hôte im Gaſthofe engagiren, denn ich faſtete lieber, als daß ich nicht in Geſellſchaft (großer oder auserleſen guter) ſpeiſ'te." —

„Ich ſchreibe Ihnen das Alles, liebſter Freund, um Sie auf meinen närriſchen Geſchmack vorzubereiten, und Ihnen allenfalls Gelegenheit zu geben, hier oder dort einen Schritt zu meiner Einrichtung im Voraus zu thun. Meine Zumuthungen ſind freilich verzweifelt naiv, aber Ihre Güte hat mich verwöhnt." —

Man ſieht, Muth und Entſchloſſenheit belebten den jungen Herrn Rath, der nicht daran zweifelte, jetzt bald ſein Glück in der Welt machen zu können. Von empfindſamer Sehnſucht nach einem Bauerbach'ſchen Stillleben war er wenigſtens für den Augenblick ganz und gar gereinigt. Der erſte Akt des Don Karlos war ja ſchon gedruckt, und die folgenden ſproßten in ſeiner Seele. Es wächſ't der Menſch mit ſeinen Thaten! — In wie weit er aber jene häuslichen Plane in Ausführung ſetzte, iſt uns unbekannt. „Wie äußerlich arm er in Leipzig lebte,“ äußert ſich ein unverdächtiger Zeuge[1], „aber auch wie innerlich reich und glücklich im Liebe-Geben und Empfangen, darüber hat mir der verſtorbene Huber, den ich früher durch Briefwechſel, ſpäter perſönlich kennen lernte, gar manches Schöne und Erfreuliche erzählt. — Während man den Dichter im Herzen trug, und ihm auf dem Papier einen Triumphbogen nach dem andern baute, lebte er in einem der kleinſten Studentenzimmer, und ſpäterhin in Dresden in edler Armuth, die er auf die genialſte Weiſe nicht bloß zu ertragen, ſondern zu genießen wußte, innig froh der wiedererlangten Freiheit, der Freundſchaft und der Poeſie. Seit dem Beginn des Don Karlos war ein neues Leben in ihn gekommen, er ſah hier eine Arbeit vor ſich, die ſein ganzes Gemüth befriedigend anregte“ u. ſ. w.

Er war zur Meßzeit in Leipzig angekommen. Das Getümmel der Menſchen, ſo viele ihm neue Gegenſtände feſſelten ſeine Aufmerkſamkeit und beſchäftigten ſeinen Geiſt. Er war ganz zufrieden. In dem ſchon mehrmal citirten Briefe an Schwan rühmt er ſich nicht ohne einige Selbſtgefälligkeit der unzähligen Bekanntſchaften, die er in der erſten Woche ſeiner Anweſenheit in Leipzig ſchon gemacht habe; ſeine angenehmſte Erholung ſei, Richter's Kaffeehaus zu beſuchen, wo ſich die halbe Welt Leipzig's zuſammen finde, und er ſeine Bekanntſchaften mit Einheimiſchen und Fremden erweitere. Auch ſeien ihm von verſchiedenen Orten ſehr verführeriſche Einladungen nach Berlin und Dresden gemacht worden, denen er wohl ſchwerlich werde widerſtehen können. „Es iſt ſo eine eigene Sache,“ fährt er fort, „mit einem ſchriftſtelleriſchen Mann, mein Freund. Die wenigen Menſchen von Werth und Bedeutung, die ſich einem auf dieſe Veranlaſſung darbieten und deren Achtung einem Freude gewährt, werden nur allzuſehr durch den fatalen Schwarm derjenigen aufgewogen, die wie Geſchmeißfliegen um Schriftſteller herumſummen, einen wie ein Wunderthier angaffen, und ſich obendrein gar, einiger vollgekleckſten Bogen wegen, zu Kollegen aufwerfen. Vielen wollt' es gar nicht in den Kopf, daß ein Menſch, der die Räuber gemacht hat, wie andere Mutterſöhne ausſehen ſolle. Wenigſtens rund geſchnittene Haare, Kourierſtiefel und eine Hetzpeitſche hätte man erwartet.“ Zuletzt bemerkt er noch, daß viele Leipziger Familien den Sommer über auf den benachbarten Dörfern zu kampiren und das Land zu genießen pflegten; ſo werde auch er einige Monate in einem nahgelegenen Dorfe zubringen.

---

[1] In einem Aufſatze: „Zu Schiller's Bildungsgeſchichte. Andeutungen von Schiller ſelbſt, nebſt Beiträgen zur Geſammtausgabe ſeiner Werke,“ Blätter für literariſche Unterhaltung 1836, Nr. 285.

Der Kreis glücklicher Menſchen, in den ſich der beunruhigte, umhergeworfene Mann als Mitglied aufgenommen ſah, mußte ihm für den Augenblick ein Gefühl der Sicherheit geben, daß er ſich wohl mit dem Wahne täuſchen konnte, ſchon in dem Hafen des Glückes angelangt zu ſein, oder wenigſtens jetzt bald und leicht einlaufen zu können. Dieſe Zuverſicht konnte geſteigert werden durch den Zuſpruch und die Hoffnungen, welche manche ſeiner Verehrer gutmüthig und unbeſonnen in ihm rege machten. Auch wogte ja damals in ſeinem Buſen die erhabene Begeiſterung des Marquis Poſa. Wer einen ſolchen ſichern Schatz in der Fülle ſeines eigenen Geiſtes trägt, ſchmeichelt ſich leicht mit der Hoffnung, auch ſein äußeres Glück beherrſchen zu können! Eine freudige Gemüthsſtimmung, welche ſich auf edle Freundſchaft, auf ſittliche Ideen und hohe Hoffnung gründete, mußte ſich unter dieſen Umſtänden der Seele unſeres Schiller bemächtigen. Aus ihr entſprang das Lied an die Freude. Gedichtet wurde daſſelbe in dem eine Viertelſtunde von Leipzig liegenden Dorfe Gohlis, wohin ein ſehr anmuthiger Spaziergang durch ein Wäldchen, das Roſenthal genannt, von Leipzig aus führt, und wo er einige angenehme Sommermonate verlebte.

Ohne Zweifel iſt „dieſer unſterbliche Rundgeſang an die Freude, welcher mit den Rieſenfittigen dithyrambiſcher Begeiſterung alle Geiſter und alle Welten umarmt,“ urſprünglich nur für den kleinen Kreis der Edeln gedichtet, in welchen ſich Schiller aufgenommen ſah und in dem er ſich ſo glücklich fühlte. Er iſt die jubelnde Begrüßung des roſigen Morgenlichtes nach einer langen Nacht. Aber die rauhe, mühevolle Lebensbahn, auf welcher Schiller bisher gewandelt, hatte ihn noch ernſter, inniger und tiefer gemacht, als er es ſchon von Natur aus war; die leichte, gedankenleere Freude der Menge konnte ihm unmöglich genügen, der in allen Dingen nach dem tiefern, innern Gehalte und der höhern Beziehung fragte. So entſtand denn jezt, wo er ſich dem geſelligen Leben wieder hingeben durfte, ein Streben in ihm, welches er erſt ſpäter, vom Jahre 1802 an, in Weimar wieder aufgriff und mit Bewußtſein verfolgte, nämlich den geſellſchaftlichen Geſängen einen höhern Text unterzulegen, und hierdurch die geſellſchaftliche Unterhaltung überhaupt zu veredeln[1]. In dieſem Sinne iſt das hohe Lied an die Freude gedichtet, und von dieſem Standpunkte aus muß es aufgefaßt werden. Es iſt, als ob der Dichter uns ſagen wollte, wie man ſich freuen ſolle. Die Freude, iſt der Ideengang, vereinigt brüderlich die durch Verhältniſſe und Stand geſchiedenen Menſchen und führt uns zur allgemeinen Menſchen- und Gottesliebe; aber auch ſchon den beglückt ſie, welcher nur Eine Seele liebt; an die verſchiedenartigſten Menſchen und Weſen theilt ſie geringere oder höhere Güter aus; ſie erſtreckt ſich durch die materielle Welt, und zugleich durch das Ideenreich, indem ſie ſich der Wahrheit, der Tugend und dem Glauben verſchwiſtert; ſie macht uns wohlthätig und menſchenfreundlich, und erweckt ſelbſt beim Sinnengenuß und im rohen Menſchen Milde, Heldenmuth und Dankbarkeit gegen Gott. So knüpft der Dichter die Freude an das Fernſte und Höchſte, gerade ſo wie er früher in ſeinen Liebes- und Freundſchaftshymnen Liebe und Freundſchaft univerſaliſirte[2]. Doch ſind dieſe höchſten, alles umfaſſenden Ideen, welche das Gedicht tragen, dadurch in hohem Grade belebt und veranſchaulicht, daß ſie einem Bunde von Freunden in den Mund gelegt werden, welche wir ſich umarmen und ſpenden, welche wir ſingen und in den letzten Strophen ſich zu allem Herrlichen, was dieſe Freude anregt, ermuntern ſehen und hören. Dazu kommt der Chor, welcher in dieſes lebensvolle Gemälde begeiſtert ſprechender und handelnder Menſchen, wie der Chor in die antike Tragödie, eintritt, bald verallgemeinend, bald tröſtend, bald bekräftigend, und immer die Ideen und Gefühle der Feſtfeiernden zum Höchſten hinwendend. Deßwegen iſt dieſe Ode auch kein bloßes Lehrgedicht, wie Jean Paul will, ſondern es iſt ein *dramatiſch-rhetoriſches Gemälde*. Schiller will über dieſe Ideen, von denen er durchglüht iſt, nicht allein belehren, aber er will ſie auch nicht allein darſtellen, ſondern er will ſie *befolgt* wiſſen. Dieſes praktiſche Intereſſe gibt dem Gedicht einen überwiegend rhetoriſchen Charakter, wie er ſich z. B. auch im Don Karlos findet. Dabei iſt aber auch in dieſem Geſang das den Dichter überwältigende Gefühl unverkennbar, daß alles Gute im Leben nur in der Freude gedeihen könne: *wer hatte das Gegentheil herber an ſich ſelbſt erfahren*!

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Humboldt, S. [illegible]

[2] Siehe oben Kapitel 8, Nr. 4.

Noch bedeutungsloſer ſcheint Jean Paul's Behauptung, daß dieſes angebliche Lehrgedicht kein Singgedicht ſein könne. Es wird ja jetzt noch häufig und gerne geſungen, „die friſche Sprache, die kräftige Geſinnung haben es zum geſelligen Volksliede gemacht[1]"; aber zur Zeit, als es gedichtet wurde, „machte es, wie uns ein zuverläſſiger Zeuge verſichert[2], gewöhnlich den Schluß jeder fröhlichen, ſinnigen oder phantaſtiſch aufgeregten Mitternachtsgeſellſchaft, und der Champagner miſchte ſich gerne mit der trunkenen Begeiſterung des Gedichtes." Gewiß iſt das Lied mit Ideen überladen, — es umfaßt die ganze Moral des Dichters, ja noch mehr als dieſe — aber gewiß auch verfehlt es bei Singenden von einiger Empfänglichkeit die hohe Abſicht ſeines Verfaſſers nicht. Ich möchte in dieſer Beziehung ſogar die getadelten Verſe:

---

[1] Deutſche Dichter von Götzinger. Th. 2. S. 363.

[2] Der Verfaſſer des angeführten Aufſatzes in den Blättern für literariſche Unterhaltung 1836, Nr. 285.

Dieſes Glas dem guten Geiſt
Ueber'm Sternenzelt dort oben!

in Schutz nehmen. Mehr iſt unſer plattes, gemeines geſelliges Leben anzuklagen, welches auch nicht Eine Form für ſittliche oder religiöſe Erhebung bei geſelliger Freude beſitzt, als der Dichter, der einen eingeführten niedrigern Gebrauch zu veredeln und zum Symbol eines religiöſen Gefühls zu machen ſuchte. Deß ſollten wir ihm Dank wiſſen. Wir aber haben unſere Frömmigkeit von unſern Vergnügungen weg in die Kirche gewieſen. Aber ſowohl unſere Vergnügungen, als unſere Frömmigkeit ſind auch darnach.

Uebrigens vergegenwärtigt uns die Ode ſowohl ihres Verfaſſers innige Empfindung für die ſympathetiſchen Neigungen als ſeinen ſtolzen, freien Sinn, alſo ſein ganzes ſittliches Ueberzeugungsgefühl. Die letzte, ſpäter unterdrückte Strophe begann mit den Zeilen:

„Rettung von Tyrannenketten,
Großmuth auch dem Böſewicht“ u. ſ. w.

Wie das Chriſtenthum, predigt dieſes ſittlich-religiöſe Geſellſchaftslied eine auf allgemeine Menſchenliebe gegründete Weltreligion. Deßhalb ſoll die Freude die willkührlichen Konvenienzen unter den Menſchen vertilgen, was gegen das Ende der Vorleſung über die Würde des Theaters vom Schauſpiel gerühmt wird[1]. Die Verſe hießen in der erſten Ausgabe:

„Deine Zauber binden wieder,
Was der Mode Schwert getheilt,
Bettler werden Fürſtenbrüder
Wo dein ſanfter Flügel weilt.“

Ueberall ſuchte der Dichter den reinen Menſchen aus dem geſchichtlichen Menſchen wieder herzuſtellen.

Sein erhöhtes Selbſtgefühl zeigte ſich nicht allein in der Dichtung, ſondern auch im Leben. Die Zuverſicht zu einer geſicherten äußern Exiſtenz war ſo feſt in ihm, daß er gleich

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 715.

nach ſeiner Ankunft in Leipzig in einem Briefe, aus dem wir ſchon Einiges mitgetheilt haben[1], bei ſeinem Freunde Schwan um die Hand ſeiner Tochter Margaretha anhielt. Schon ein Jahr beſchäftige ihn dieſer Gedanke[2], umſonſt habe er ſeine Liebe zu bekämpfen geſucht; dem Herzog von Weimar habe er zuerſt dieſen Wunſch eröffnet. „Deſſen zuvorkommende Güte und die Erklärung, daß er an anderm Glücke Antheil nehme, brachten mich dahin ihm zu geſtehen, daß dieſes Glück auf einer Verbindung mit Ihrer edeln Tochter beruhe, und er freute ſich meiner Wahl. Ich darf hoffen, daß er mehr handeln wird, wenn es darauf ankommt, durch dieſe Verbindung mein Glück zu vollenden.“ Seine äußere Exiſtenz dachte er ſich dadurch zu gründen, daß er wieder zu ſeiner Medizin zurückkehrte, damit er ſeiner Lieblingsneigung nur zum Vergnügen nachhängen könne; mit aller Anſtrengung des Geiſtes wolle er dem gewiſſen Ziele entgegenſteuern, der angenehmſte Wunſch ſeines Herzens werde ſeinen Eifer unterſtützen. Noch zwei Jahre, meint er, und ſein ganzes Glück werde entſchieden ſein.

Die jungen Leute ſelbſt ſchienen unter ſich einig zu ſein. Margaretha hatte ihrem Geliebten bei ſeiner Abreiſe ein ſchönes Andenken mitgegeben, und ein Briefwechſel war verabredet worden. Aber der Vater gab, ohne auf den Wunſch ſeiner Tochter Rückſicht zu nehmen, eine abſchlägige Antwort, unter dem Vorwande, daß Margaretha wegen der Eigenthümlichkeit ihres Charakters ſich nicht zu Schiller paſſe. So löſ'te ſich dieſes Verhältniß. Eine freundſchaftliche Verbindung mit Vater und Tochter beſtand fort. „Glauben Sie mir,“ ſchreibt Schiller ſpäter (1788) an Schwan, „daß Ihr Gedächtniß auch in meinem Gemüthe unauslöſchlich lebt, und nicht nöthig hat, durch den Schlendrian des Umgangs oder durch Verſicherungsbriefe aufgefriſcht zu werden.“ Schiller's Gemüth war zu tief, ſeine Einſicht in ſeine eigenen Verhältniſſe zu klar, als daß er aus gereizter Empfindlichkeit das

---

[1] Schiller's auserleſene Briefe von Döring. 1.

[2] Dieß kann nicht richtig ſein. Obiger Brief iſt am 24. April 1785 geſchrieben, aber am 7. Juni 1784 hatte er noch um die Hand der Lottchen von Wolzogen angehalten.

Freundſchaftsband mit einer Familie hätte zerreißen können, die ihm ſo werth war, und welcher er ſich dankbar verpflichtet fühlte. Margaretha heirathete ſpäter einen andern Mann, und ſtarb im ſechsunddreißigſten Jahre an den Folgen einer Niederkunft.

Körner mit ſeiner jüngſt angetrauten Frau und Huber zogen gegen Ende des Sommers 1785 nach Dresden, wo der erſtere als Appellationsrath angeſtellt wurde. Schiller folgte ebendahin ſeinen theuern Freunden.

Er lebte daſelbſt vom Ende des Sommers 1785 bis zum Juli 1787. Auch hier brachte er wieder, wie in Leipzig, einige Zeit auf dem Lande zu. Bei dem Dorfe Loſchwitz an der Elbe beſaß Körner einen Weinberg mit einem angenehmen Wohnhauſe, wo Schiller im Familienkreiſe ſeines Freundes die ſchönſten Tage verlebte. Er vollendete hier ſeinen Don Karlos.

Die Nachrichten über Schiller's Aufenthalt in Dresden ſind noch dürftiger, als über ſein Leben in Leipzig. Briefe, die ſicherſte Quelle für die Lebensbeſchreibung eines Schriftſtellers, fehlen uns ganz in dieſem Zeitraume. Allgemeine, halbpoetiſche Schilderungen, die man uns gibt, können uns nicht ſchadlos halten für beſtimmte Thatſachen. Daß das Leben in einer anmuthigen Gegend und in einer ſchönen, durch Kunſtſammlungen und wiſſenſchaftliche Anſtalten, durch den Zuſammenfluß von Fremden aus allen Weltgegenden höchſt intereſſanten Stadt eine ſehr wünſchenswerthe Sache war, glauben wir gerne; und daß der Umgang oder die Bekanntſchaft mit Freunden, mit Gelehrten und Künſtlern, mit höhern Staatsdienern, mit Männern und Frauen, Genuß, Anregung, neue Anſichten brachte, mögen wir nicht bezweifeln. Schiller erinnerte ſich auch der erſten Zeit ſeines Aufenthaltes in Dresden immer mit Vergnügen. Aber alles, was er außerhalb des engſten Kreiſes ſeiner Freunde erfuhr, konnte ihn doch wohl nicht ganz befriedigen: er mußte ſich in dieſem glänzenden oder behaglichen Leben glücklicher Menſchen wie einen Durchreiſenden anſehen. Und wie ſein Fühlen, ſo war auch ſein Denken der Welt, die ihn umwogte, nicht proportionirt.

Der ſelbſtthätige, ideenreiche Geiſt iſt häufig am wenigſten in der Faſſung, fremde Gegenſtände ungeſtört auf ſich wirken, und ſich von Andern belehren zu laſſen. Schiller war viel zu ſehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt, als daß er ſich der Außenwelt hätte hingeben können, und ihn intereſſirte ohne Zweifel das mehr, was die Dinge in ihm hervorbrachten, als dieſe Dinge ſelbſt. Der Umgang mit Künſtlern und Künſtlerinnen z. B., ſo wie die Kunſtſammlungen in Mannheim und Dresden, ſcheinen keinen bedeutenden Gewinn zurückgelaſſen zu haben; noch im Jahre 1803 ſprach er ſich ſelbſt das Intereſſe und den Sinn für die bildende Kunſt ab[1]. Er war einmal nicht für das Anſchauliche gemacht. Seinen Freund Körner, dieſen redlichen, treuen und klaren Mann, trug er auf jeden Fall als die beſte Ausbeute ſeines Dresdener Lebens davon — einen Menſchen, mit dem Schiller ſich nicht allein durch ähnliche Anſichten und Bemühungen verbunden fühlte, ſondern welcher auch fortwährend einen lautern und wahren Antheil an des Freundes Perſon und Schickſal nahm. Körner's Einwirkungen waren ſicher auch die eindringlichſten. Selbſt das Heterogene konnte unſerm Schiller durch die Liebe vermittelt werden. In einem ſpäter geſchriebenen Briefe ſchildert er uns ſeinen Freund durch folgende Worte[2]: „Es iſt kein impoſanter Charakter, aber deſto haltbarer und zuverläſſiger auf der Probe. Ich habe ſein Herz noch nie auf einem falſchen Klang überraſcht; ſein Verſtand iſt richtig, uneingenommen und kühn; in ſeinem ganzen Weſen iſt eine ſchöne Miſchung von Feuer und Kälte." Was uns Körner ſchriftlich hinterlaſſen hat, ſpricht für die Wahrheit dieſer Angaben. In einem nachfolgenden Briefe fügt er bei, Körner ſei ein ſolcher Freund, auf den er ſich ganz verlaſſen könne. „Es iſt ſelten, daß ſich eine gewiſſe Freiheit in der Moralität und in der Beurtheilung fremder Handlungen oder Menſchen mit dem zarteſten moraliſchen Gefühl und einer ſolchen inſtinktartigen Herzensgüte verbindet, wie bei ihm. Er hat ein freies, kühnes und philoſophiſch aufgeklärtes Gewiſſen für die Tugenden Anderer, und ein ängſtliches für ſich ſelbſt. Freier als er von Anmaßung iſt Niemand, aber er braucht einen Freund, der ihn ſeinen eigenen Werth kennen lehrt, um ihm die ſo nöthige Zuverſicht zu ſich ſelbſt, das, was die Freude am Leben und die Kraft zum Handeln ausmacht, zu geben[1]." Welch ein unendlicher Gewinn war der Beſitz eines ſolchen Freundes!

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Humboldt, S. 449.

[2] Leben Schiller's von Frau von Wolzogen. Th. 1. S. 320.

An jenes unbefriedigte Gefühl, von welchem wir eben geſprochen haben, grenzen zwei bedeutende Gedichte: „Die Freigeiſterei der Leidenſchaft, als Laura vermählt war im Jahr 1782," und „die Reſignation, eine Phantaſie." Beide erſchienen zuerſt im zweiten Hefte der Rheiniſchen Thalia, mit der Ode an die Freude. Sie ſind mit dem Buchſtaben Y unterzeichnet, gleichſam als gehörten ſie den Zeiten der Anthologie an, und es iſt dem erſten dieſer Gedichte unter dem Text folgende Anmerkung beigefügt: „Ich habe um ſo weniger Anſtand genommen, die zwei folgenden Gedichte hier aufzunehmen, da ich von jedem Leſer erwarten kann, er werde ſo billig ſein, eine Aufwallung der Leidenſchaft nicht für ein philoſophiſches Syſtem und die Verzweiflung eines erdichteten Liebhabers nicht für das Glaubensbekenntniß des Dichters anzuſehen. Widrigenfalls möchte es übel um den dramatiſchen Dichter ausſehen, deſſen Intrigue ſelten ohne einen Böſewicht fortgeführt werden kann, und Milton und Klopſtock müßten um ſo ſchlechtere Menſchen ſein, je beſſer ihnen ihre Teufel glückten."

Seit Schiller Rath geworden war und in dem bürgerlichen Leben eine feſte Stellung zu gewinnen ſuchte, trat er behutſamer mit ſeinen Anſichten hervor. Wir brauchen es nicht weitläufig darzuthun, daß die Freigeiſterei der Leidenſchaft nicht auf jene Stuttgarter Laura gehen kann, für welche er nur kurze Zeit exaltirt war, und in dem bedrängten Jahr 1782, wo ihm ganz andere Arbeiten und Mühen vorlagen, nicht gedichtet ſein konnte. Ich beziehe beide Gedichte auf die tragiſche Stimmung, welche das gewaltſam durchſchnittene Verhältniß mit Margaretha Schwan in dem Herzen des

---

[1] Leben Schiller's von Frau von Wolzogen S. 334.

Dichters zurückließ. In dem Lied an die Freude hatte er eine beſſere Lage, die ſich ihm zu zeigen ſchien, wenn auch noch mit beklommenem Herzen willkommen geheißen — hier ſpricht er, als er ſich jetzt von dem Ziel ſeiner Wünſche wieder verſchlagen ſah, ſeines Herzens Trauer aus, die ſich nach ſeiner Natur in ihm verallgemeinern und ideal geſtalten mußte.

In der Freigeiſterei der Leidenſchaft, von welchem Klagegeſang in unſern jetzigen Ausgaben das Gedicht, der Kampf, nur die erſten Strophen enthält, iſt die Situation angenommen, daß die Geliebte des Dichters ſich mit einem andern Mann vermählt habe, den ſie nicht liebt, und daß ſie nun, von der treuen Liebe des Zurückgeſetzten und ihrem eigenen Unglück überwältigt, in einer unbewachten Stunde dem Entſagenden durch Kuß und Umarmung ihre liebende Empfindung verrieth. Dieſes Augenblickes noch voll, und voll der ſüßeſten Hoffnung weiſ't der Erhörte in dem Konflikt von Glück und Recht alles zurück, was ihn an der Erreichung ſeines Glückes hindern kann, ſo wie Don Karlos im Drama die eingeführten Ehegeſetze nicht anerkennt, welche ihm das Weib entriſſen haben, das von der Natur und dem Himmel ihm beſtimmt iſt. Seine Laura, ſagt der Dichter, ſei ihm nur durch Unrecht entriſſen; ſo wahr Gott ein allgütiges Weſen ſei, könne derſelbe an qualvoller Entſagung ſeiner Geſchöpfe keine Freude haben. Dieſelbe Idee alſo, welche in der Liebe des Don Karlos zu Eliſabeth dramatiſch dargeſtellt wird, findet ſich hier lyriſch behandelt. Der allgemeine Gegenſatz, welcher beinahe alle Gedichte Schillers der erſten Periode trägt, wird hier gegen die Ehe gewandt, welche nach des Dichters vorausgeſetzter Anſicht bei nicht vorhandener Liebe des einen Theils, der Vernunftidee nach, ungültig iſt. Der Leſer wird in folgenden, ſpäter unterdrückten Strophen dieſen, der eingeführten Ordnung ſich widerſtemmenden Geiſt nicht verkennen:

„Woher dieß Zittern, dieß unnennbare Entſetzen,
   Wenn mich dein liebevoller Arm umſchlang? —
Weil dich ein Eid, den auch ſchon Wallungen verletzen,
   In fremde Feſſeln zwang?

Weil ein Gebrauch, den die Geſetze heiligten,
Des Zufalls ſchwere Miſſethat geweiht?
Nein — unerſchrocken trotz ich einem Bund entgegen,
Den die errötende Natur bereut.

O zittre nicht — Du haſt als Sünderin geſchworen,
Ein Meineid iſt der Reue fromme Pflicht.
Das Herz war mein, das Du vor dem Altar verloren,
Mit Menſchenfreuden ſpielt der Himmel nicht.

Zum Kampf auf die Vernichtung ſei er vorgeladen,
An den der feierliche Spruch Dich band.
Die Vorſicht kann den überflüſſigen Geiſt entrathen,
Für den ſie keine Seligkeit erfand.

Getrennt von Dir — warum bin ich geworden?
Weil Du biſt, ſchuf mich Gott!
Er widerrufe, oder lerne Geiſter morden,
Und flüchte ſich vor ſeines Wurmes Spott.

Sanftmüthigſter der fühlenden Dämonen,
Zum Wütherich verzerrt dich Menſchenwahn?
Dich ſollten meine Qualen nur belohnen,
Und dieſen Nero beten Geiſter an?

Dich hätten ſie als den Allguten mir geprieſen,
Als Vater, mir gemalt?
So wucherſt du mit deinen Paradieſen?
Mit meinen Thränen machſt du dich bezahlt?

Beſticht man dich mit blutendem Entſagen?
Durch eine Hölle nur
Kannſt du zu deinem Himmel eine Brücke ſchlagen?
Nur auf der Folter merkt dich die Natur?

O dieſem Gott laßt unſre Tempel uns verſchließen,
Kein Loblied feire ihn,
Und keine Freudenthräne ſoll ihm weiter fließen,
Er hat auf immer ſeinen Lohn dahin!“

Hatte früher der Dichter das Glück als eine Eigenſchaft der Seele betrachtet[1], ſo liegt in dieſem Gedichte die Anerkenntniß ausgeſprochen, daß daſſelbe ein außerhalb der Tugend des Menſchen liegendes Gut ſei, und er behauptet, daß er nur erſonnene Pflichten verletze, wenn er nach jenem Glücke lange. Nur einen „übereilten Eid“ widerruft er, nur einen ſchrecklichen Vertrag, den er in unbeſonnenem ſittlichem Enthuſiasmus mit der Tugend geſchloſſen, als er ſeiner Laura entſagte. Deſſen ungeachtet iſt in dem Gedichte keine Verſöhnung: in der Wonnetrunkenheit verſchmerzt er nur ſeinen „tiefen Fall“, und ſein Glück nennt er ein Verbrechen. Daher ſchickte er in der Thalia noch ein zweites Gedicht nach, die Reſignation, in welchem dieſe Diſſonanzen ſo weit aufgelöſ't ſind, als es möglich iſt. Dieß Gedicht iſt Schiller's, mit tiefſtem Gefühle ausgeſprochenes Glaubensbekenntniß, es iſt die Geſammterfahrung ſeines bedrängten Lebens. Früher glaubte er des äußern Glückes nicht zu bedürfen, es ſich machen, es erſtürmen zu können. Jetzt, nach den herbſten Erfahrungen, beklagt er die Unzulänglichkeit der menſchlichen Natur, welche Glück und Tugend, Genuß und Glaube, Reales und Ideales nicht mit einander zu verbinden vermöge, ſo daß der Menſch ſich entweder für das Eine oder für das Andere entſcheiden müſſe. Auf dieſem hier zuerſt hervorbrechenden Ueberzeugungsgefühl wuchs ſeine ganze ſpätere Lebensanſicht empor. Hatte er bisher ſeine Angriffe nur gegen die Mißbräuche der Geſellſchaft gerichtet, als der gemeinſchaftlichen Quelle aller Uebel, ſo gewahrte er nun, daß in der Natureinrichtung ſelbſt ein urſprünglicher Riß und Mißſtand ſei. Der ideal ſtrebende Menſch muß den Freuden des Lebens entſagen, und hat für ſeine Entbehrungen – auch keinen zukünftigen Erſatz zu erwarten. Es gibt keine höhere vergeltende Gerechtigkeit, ſchon deßwegen, weil es jenſeits keine ſinnlichen Freuden mehr geben kann. Dieſe Ideen hat der Dichter an die Leiden eines Individuums geknüpft, in welchem jeder ſinnige Leſer das Lebensſchickſal des Verfaſſers deutlich genug angedeutet finden wird. Wie in dem Gedichte an die Freude der Sänger das Glück bewillkommt, ſo nimmt er hier nach kurzer Selbſttäuſchung ſchon wieder Abſchied von ihm.

---

[1] Siehe oben Kapitel 5, S. 54.

Dieſe drei Gedichte, das Lied an die Freude, die Freigeiſterei aus Leidenſchaft und die Reſignation, welche alle drei das Glück entweder an und für ſich, oder in ſeinem Widerſtreit mit dem Recht und der Sittlichkeit zum Gegenſtand haben, gehören zu dem Mächtigſten, Ergreifendſten, was Schiller gedichtet hat. Die Gedichte der dritten Periode ſind gegen dieſe immer grünen Zweige der unmittelbaren, wahrſten Empfindung meiſtens minder friſch und blätterreich. Denken und Fühlen gehen hier noch in Eins auf. Sie fanden auch einen ſolchen ungeheuern Beifall, daß ſie noch vor dem Druck in hundert Abſchriften in Deutſchland umhergingen, und daß es bald weder ihres Druckes, noch der Abſchriften bedurfte, ſo tief hatten ſie ſich in das Herz und das Gedächtniß der deutſchen Jugend geprägt! Vergebens mühte ſich die nüchterne Kritik des Tages ab, die Flammen zu löſchen, die ſie angefacht hatten.

Von geringerm Belang iſt der in dieſer Zeit gedichtete Menſchenfeind, oder, wie dieſes Fragment im eilften Hefte der Neuen Thalia (1790) benannt iſt, der verſöhnte Menſchenfeind. Schiller ſelbſt ſchreibt 1789 von Jena aus über dieſe dramatiſchen Scenen[1]: „Da ich dieſe Zeit her alles Intereſſe an Arbeiten verloren, die nicht durch ſich ſelbſt es erzwingen, ſo bin ich darauf verfallen, ein altes Schauſpiel wieder hervorzuſuchen, wovon ſchon vor drei Jahren Scenen fertig waren. Die Scenen mißfielen mir, aber ich habe eine davon mit vielem Glücke retouchirt. In der Thalia wirſt Du ſie leſen, oder auch hier im Manuſkripte." Dieſe umgearbeitete Scene iſt vermuthlich das letzte Geſpräch zwiſchen Hutten und ſeiner Tochter Angelika im Park; wenigſtens bildete ſich die hier vorgetragene Idee, daß die äußere Welt dem Menſchen nur das gebe, was er vorher in ſie getragen, erſt ſpäter unter dem Einfluß des Kriticismus mit dieſer Strenge in Schiller aus. Wenn wir nun erwägen, daß der hier vorgeführte Menſchenfeind Hutten mit der zarteſten, innigſten Liebe die Natur umſchließt, aus deren ungetrübtem Spiegel ihm überall das Bild des göttlichen Geiſtes entgegentritt, — daß er nicht den Menſchen im Allgemeinen, ſondern die Menſchen haßt, welche ſeinem liebenden, von allem Guten und Schönen überfließenden Herzen ſo tiefe Wunden ſchlugen: ſo iſt uns das Original zu einem ſolchen Charakter nicht unbekannt. Schiller durfte ſich nur manche erlebte Stimmungen in Mannheim und Bauerbach vergegenwärtigen, um ihn zu zeichnen. So iſt auch dieſe Figur eine Seite von unſerm Dichter ſelbſt. Er erfüllte hier, wie auch ſonſt, was er in der Rezenſion über Bürger's Gedichte von jedem Poeten fordert, daß dieſer nur aus der mäßigenden Erinnerung deſſen, was er an ſich erfahren habe, dichten ſolle, niemals aber im Augenblicke des herrſchenden Affektes. Das Bruchſtück liegt ganz in der moraliſch-rhetoriſchen Manier, und läßt uns ſeine unterbliebene Vollendung wenig bedauern.

---

[1] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Th. 2, S. 62 f.

Zwanzigſtes Kapitel.

Don Karlos. Schiller's Briefe über Don Karlos nach ihrem Inhalt. Bemerkung über die Tragödie im allgemeinen.

Das Hauptwerk, welches in Dresden zur Vollendung gedieh, war Don Karlos, mit welchem ſich die erſte Periode von Schiller's Leben ruhmvoll abſchließt. Als in dieſem kosmopolitiſchen Drama ſeine uns bekannten ſittlichen Grundüberzeugungen zu ihrer Blüthenkrone ſich entwickelt hatten, war ſein poetiſches Intereſſe, welches ſich ganz aus ſittlich-politiſchen Ideen nährte, erſchöpft, und das ſpekulative Prinzip ſeines Geiſtes ergriff von nun an den Zügel ſeines Lebens. Es trat die zweite, die hiſtoriſch-philoſophiſche Periode ein, in welcher er ſich in der wirklichen äußern Welt umſah und zugleich ſich über die höchſten Lebensfragen wiſſenſchaftlich zu verſtändigen ſuchte, bis er endlich nach erlangter Selbſtläuterung zu einer gereiften Kunſtdichtung in ſeinem letzten Lebensabſchnitte zurückkehren konnte. Die philoſophiſchen Briefe, der Geiſterſeher, und einige hiſtoriſche Arbeiten, die er meiſtens unmittelbar nach dem Don Karlos unternahm, gehören ſchon, als Vorläufer und Vorſtudien ſeiner hiſtoriſchen Darſtellungen und philoſophiſchen Aufſätze, in den folgenden Lebensabſchnitt, welchen die nächſte Abtheilung dieſer Schrift umfaſſen wird.

Indem wir dieſen ganzen fremdartigen Stoff hier abſondern und in den Herbſt 1786 den Grenzpfahl ſtecken, ſehen wir die ganze erſte Periode durchgängig unter ſittlich-poetiſchen Ideen ſtehen, indem hier auch des Dichters Denken immer nur in dieſer Sphäre erſcheint. Von den philoſophiſchen Briefen an weicht das poetiſche Intereſſe dem wiſſenſchaftlichen, und wir treten auf eines andern Herrn benachbartes Gebiet. Wie iſt nun dieß Hochland beſchaffen, welches den Horizont der poetiſchen Landſchaft begrenzt und von dem wir jenſeits auf einigen Abdachungen in die Ebene der Proſa hinabſteigen werden? Das muß uns eine *Charakteriſtik* des *Don Karlos* lehren.

Dieß Drama ward in Dresden nicht allein beendigt, ſo daß es im Jahr 1787 in Leipzig vollſtändig erſcheinen konnte, ſondern die bisher ſchon in die Rheiniſche Thalia eingerückten Akte wurden auch bedeutend abgeändert. Bis zum achten Auftritt des dritten Aktes, bis dahin, wo der Marquis Poſa ſich der Handlung bemächtigt, erſchien nämlich das Stück zerſtückelt und zerſtreut in den vier erſten Heften dieſer Zeitſchrift.

Es möchte höchſt intereſſant und belehrend ſein, dieſe drei Akte mit dem jetzigen Texte im Einzelnen zu vergleichen, und ſie müßten in einer guten Geſammtausgabe der Werke Schiller's zum Behufe dieſer Vergleichung vollſtändig mit abgedruckt werden. Sie unterſcheiden ſich von der jetzigen Ausgabe ſchon beim erſten Anblick durch ihre unmäßige Breite. Wieland ſagt mit Recht[1]: „Das größte Stück des Sophokles hat kaum ſo viel Verſe, als des Don Karlos erſter Akt.“ Der Verfaſſer hatte hier ſo viel zu ſagen, daß er ſich unmöglich durch das Theaterbedürfniß, oder durch hergebrachte dramatiſche Anſichten beſchränken laſſen konnte! Er äußert ſich daher auch ſelbſt in einer Anmerkung im dritten Hefte der Thalia, Don Karlos ſei kein Theaterſtück, die dramatiſche Einkleidung ſei von einem weit allgemeinern Umfang, als die theatraliſche Dichtkunſt, und man würde der Poeſie eine große Provinz entreißen, wenn man den handelnden Dialog auf die Geſetze der Schaubühne beſchränken wollte. Auch in ihrer nachherigen Bearbeitung hielt Schiller dieſe Tragödie in theatraliſcher Hinſicht für verfehlt[1].

---

[1] Wieland's Leben von Gruber, Th. 4, S. 221 im 53. Theil ſeiner ſämmtlichen Werke (Leipz. 1828).

Eine beiläufige Urſache dieſer Breite waren auch die Jamben, welche er nach dem Vorgange Leſſing's in ſeinem Nathan und auf den Ausſpruch Wieland's hin, daß ein vollkommenes Drama in Verſen geſchrieben ſein müſſe[2], — noch mehr aber aus innerm Drange, für ſein Gemälde gewählt hatte. Es war dieß ein glücklicher Griff, welcher für die dramatiſche Kunſt in Deutſchland entſcheidend wurde, wie denn auch Göthe in ſeiner Iphigenia alsbald ſeinem Beiſpiele folgte. Schiller, welcher damals ſeit zwei Jahren nichts mehr in gebundener Rede gedichtet hatte, mochte ſich, um in dieſem Drama ſeinem poetiſchen Triebe vollſtändig zu genügen, gedrungen fühlen, den dramatiſchen Dialog auch nach den Geſetzen des Rhythmus zu geſtalten, für welchen er ein ſo äußerſt empfängliches und feines Gefühl hatte. Die Jamben wurden alsbald der ſprachliche Ausdruck ſeiner Gemüthlichkeit. Die ſanften Regungen ſeines Herzens fanden in ihnen eine Form, in welcher ſie ſich bequem in alle Theile der Dichtung ausbreiten konnten, und der ungeſtüme Heroismus ſeiner Seele wurde durch dieſe rhythmiſche Form gemäßigt, welche alles Rohe und Widerliche abwies. Da er aber des neuen Versmaßes noch nicht ſogleich Herr war, ſo konnte es in Don Karlos an manchen unbedeutenden, ja beinahe nichtsſagenden Verſen und Halbverſen nicht fehlen, welche nur die Geltung haben, das Metrum nothdürftig auszufüllen.

Unſere jetzige Ausgabe enthält bis zur ſiebenten Scene des dritten Aktes beinahe nur halb ſo viele Jamben, als die Thalia. Manche rhetoriſche Ausführungen, Reflexionen, Uebertreibungen der Leidenſchaften, Rohheiten, beſonders aber viele Angriffe ſind weggelaſſen, ganze Scenen ſind geſtrichen, z. B. im zweiten Akte ein Monolog der Prinzeſſin Eboli, in welchem ihre Hingabe an den König trefflich motivirt wird[3].

---

[1] Schiller's auserleſene Briefe von Döring, S. 87.

[2] Rheiniſche Thalia, Heft 1, S. 90.

[3] Ebendaſelbſt, Heft 3, S. 67 f.

Auch manche einzelne ſchöne Züge und tiefe Gedanken ſind der Idee des Ganzen geopfert worden. So fährt Karlos z. B. nach dem Worte (Akt 1, Scene 2): „O, der Einfall war kindiſch, aber göttlich ſchön; vorbei ſind dieſe Träume“, in der Thalia mit den Verſen fort:

„Ein verborgener Wurm
Frißt an dem Herzen dieſer ſtolzen Staude;
Auf ewig iſt ihr Wuchs dahin.“

Der Marquis ſagt in ſeiner Unterredung mit Karlos in dem Karthäuſerkloſter zur Charakteriſirung der Tugend der Eboli:

„Nur kleine Seelen knieen vor der Regel,
Die große Seele kennt ſie nicht.“

Karlos ſpricht von ſeinem Vater in jener Unterredung, in welcher er ihn mit ſich verſöhnen will:

„Sein Aug' iſt trocken, ihn gebar kein Weib.
Was Wolluſt aus der Marter preßt, was ſelbſt
Den Kummer neidenswürdig macht, den Menſchen
Noch einmal an den Himmel knüpft, und Engel
Zur Sterblichkeit herunter locken könnte,
Des Weinens ſüße Freuden, kennt er nicht;“

und bald darauf ſagt Karlos zu dem König, der gegen ihn ſelbſt, ſein eigenes Kind, erzürnt iſt, die ſchönen Worte:

„Was trennt uns noch? O eilen Sie, es mir
Zu nennen! — Welche traurige Gewalt
Treibt der Natur noch nie verirrte Wellen
So ſeltſam gegen ihren Strom?“

Solche bedeutungsvolle Ausſprüche dürfen bei Kunſtwerken, deren Werth mehr in dem Inhalt, als in der Form, und mehr im Einzelnen, als im wohlgeordneten Ganzen beſteht, nicht unbeachtet gelaſſen werden.

Manche Stellen in unſerer jetzigen Ausgabe ſind nicht recht verſtändlich oder doch räthſelhaft und anſtößig, weil ſie ſich auf etwas jetzt Ausgelaſſenes beziehen. Wir brauchen aber nicht bei ſolchen Einzelnheiten ſtehen zu bleiben: der Geiſt des Ganzen iſt durch die neue Ueberarbeitung ſehr verändert. Die erſte Anlage iſt unbeholfener, ungemeſſen in

Inhalt und Ausdruck, ſie iſt aber auch jugendlicher, friſcher, kühner, charakteriſtiſcher, die kecke Polemik hat etwas Pikantes, und was wir uns jetzt häufig hinzudenken, was wir errathen müſſen, iſt im frühern Texte meiſtens ausführlich dargeſtellt. Das Ganze hängt in ſeinen Tugenden und Fehlern inniger mit den erſten drei Dramen zuſammen, und offenbart den Geiſt des Dichters bei weitem ächter, als die nachherige gereinigte und abgekürzte Ausgabe. Beſonders ſcheint der ſpaniſche Prinz durch ſeine Wiedergeburt zwar manierlicher, aber auch unbedeutender geworden zu ſein. Er iſt in der Thalia wohl excentriſcher und leidenſchaftlicher, dafür aber auch entſchiedener und ſtolzer; die ſpätere Kritik hat ihm mit ſeinen Mängeln auch ſeine Vorzüge genommen, und ihm gar wenig übrig gelaſſen. Seine Erbitterung in der Thalia gegen ſeinen Vater und deſſen Kreaturen, die Heftigkeit, mit welcher er ſich gegen das Hof- und Mönchsweſen ausläßt, paſſen ganz zu ſeiner Lage. Nur die häufige Erwähnung ſeiner Ahnen, ſeiner Erſtgeburt, gehört nicht recht in ſein Gedankenſyſtem; und wenn er in der erſten Zuſammenkunft zur Königin ſpricht:

„Ich bin Fürſt,
Der Erbprinz Spaniens, der einz'ge Sohn
Des Mächtigſten auf dieſer Hemiſphäre — —
Was *müſſen* ſei, erfuhr der Knabe nie,
Wird ſich der Jüngling an das Wort gewöhnen?“

ſo hat er ganz vergeſſen, was er dem Marquis von ſeiner „viehiſchen Erziehung“ (Akt 1, Scene 2) erzählt hat. Der Prinz repräſentirt in der Thalia einen edlen *Fürſtenſtolz*, wie ſein Freund den hohen *Bürgerſtolz* darſtellt. Der Stolz war in unſerm Dichter eine ſo vorherrſchende Empfindung, daß er ihn überall an werthe Perſonen austheilte. Der Page Henarez, welcher der Fürſtin Eboli die ſüße Botſchaft von Karlos bringt, weiſ't das mit Brillanten beſetzte Wehrgehänge zurück, womit ſie ihn beſchenken will und belohnt ſich kühn — mit einem Kuß, was die Eboli eben ſo gut charakteriſirt, als es dieſen Pagen zu einem ächten Schiller'sjungen ſtempelt[1].

---

[1] Rheiniſche Thalia, Heft 1, S. 32.

Nach dieſen vorläufigen Angaben werde ich demnächſt, mich an frühere Andeutungen anlehnend, die Stellung des Don Karlos zu den bisherigen Dramen unſeres Dichters kurz anzugeben haben. In den Räubern, im Fiesko und in Kabale und Liebe iſt, wie ich bewieſen habe, eine aus dem ſittlichen Unmuthe des jugendlichen Schiller hervorgehende, nur verſchieden modifizirte Auflehnung gegen das Beſtehende die gemeinſchaftliche Idee[1]. Don Karlos liegt ganz und gar in derſelben Richtung, und darf von den früheren Dramen durchaus nicht getrennt und in eine andere Periode geſetzt werden. Er verhält ſich nämlich zu jenen, wie das Ziel zum Weg. Eine ethiſche Gedankenbildung iſt in den frühern Stücken eingeleitet und fortgeführt, im Don Karlos aber vollendet und abgeſchloſſen. In jenen nämlich wird niedergeriſſen und weggeräumt, in dieſem ſoll das neue Gebäude des menſchlichen Daſeins gegründet und aufgeführt werden. Dort iſt ein Kampf gegen beſtehende Verhältniſſe, hier ein Kampf für beſtimmte Ideen. Die drei erſten Trauerſpiele haben daher einen negirenden, polemiſchen, das vierte hat einen affirmirenden, poſitiven Charakter; jene ſind revolutionär, dieſes konſtitutiv; aber alle ſind nach Einem ethiſchen Vorurtheil geſchrieben. Was er nicht will, hat der Dichter zuerſt mit blutendem Herzen in mehrern Weiſen auseinandergeſetzt, und dann, was er will, mit befreiter, begeiſterter Seele in Ein großes Gemälde zuſammengefaßt.

Wegen dieſes verſchiedenen Charakters des Don Karlos von ſeinen Vorgängern und wegen der entgegengeſetzten Stimmung, in der ſie gedichtet ſind, iſt auch der Eindruck ſo unendlich verſchieden, den ſie auf den Leſer machen. Die drei negirenden Tragödien zerreißen unſer Herz, und laſſen, trotz ihres moraliſchen Ausganges, in unſerm ſittlichen Gefühl eine ſchmerzhafte Wunde zurück; Karlos dagegen zaubert uns in eine höhere Ordnung der Dinge, in ein Erdenparadies der Bruderliebe und der Bürgerfreiheit, deſſen Vorſtellung immer auf unſere edelſten Kräfte eine wohlthätige und erhebende Wirkung haben wird, auch wenn der berechnende Verſtand einen ſolchen höchſt glücklichen und vernunftgemäßen Zuſtand der menſchlichen Geſellſchaft nur für einen ſchönen Traum halten ſollte. Sittlich empfängliche, jugendlich friſche Gemüther wird dieſe Tragödie unfehlbar immer ergreifen. Sie hat aber zwei naturgemäße Gegner: gemeine Erfahrungsmenſchen, welche ſie aus demſelben Grunde tadeln, weßwegen junge Leute enthuſiaſtiſch für ſie glühen, und ſtrenge Kunſtrichter, welche ſich durch ſittliche Ideen über die mannigfachen äſthetiſchen Gebrechen des Stückes nicht täuſchen laſſen. Ein allſeitig motivirtes Urtheil wird ſich von jener ſittlichen Befangenheit, zeige ſie ſich nun lobpreiſend oder wegwerfend, ferne zu halten wiſſen, andererſeits wird daſſelbe aber dem Antheil und der Neigung auch da, wo es ſich äſthetiſch nicht ganz befriedigt findet, noch einen Spielraum übrig laſſen.

---

[1] Dieß iſt längſt anerkannt. „In den Räubern ließ Schiller einen ſittlichen Sturm gegen die bürgerliche Ordnung." Ueber Schiller's Genie und Schriften, in der Leipziger Literaturzeitung 1805, Nr. 97. Dieſer Aufſatz wäre in jeder Beziehung vortrefflich, wenn es dem geiſtreichen und ſachvertrauten Verfaſſer in manchen Hauptpunkten nicht an Klarheit gefehlt hätte. Ich führe nur ein Beiſpiel an. Weil den Schiller'ſchen Dramen „eine allgemeine Anſicht des menſchlichen Lebens" — „ein philoſophiſcher Ueberblick des ganzen menſchlichen Lebens" zu Grunde liegt, deßwegen, wird geſchloſſen, ſind ſie Schickſalstragödien. Dieſer letztere Satz folgt aber aus jenem erſtern gar nicht und iſt auch, wie ich unten zeigen werde, in Bezug auf alle Dramen der erſten Periode durchaus unrichtig.

Mit dem bloßen Kampfe iſt immer ein hartes, bitteres Gefühl verbunden, aber in dem Gemüth, welches ſich zur Idee erhoben hat, waltet die begeiſterte Liebe vor. Wenn wir bisher immer zwei ſittliche Lebensgrundtriebe in Schiller unterſchieden, von denen an den drei frühern Dramen beinahe nur der Eine Trieb, die Freiheitsliebe, ſich bethätigte, ſo ſehen wir an dieſem Stücke beide Triebe einſtimmig arbeiten, Schiller's hohen Freiheitsſinn und ſeines Herzens ſchöne Menſchlichkeit. Dieſe Tragödie hat treffliche, ſich ergänzende Eltern, einen heroiſchen Vater und eine zärtlich liebende Mutter. Hierin ſteht bei aller ſonſtigen Verſchiedenheit unſer Drama doch noch den Räubern am nächſten. Denn in den Räubern iſt nicht nur eine umfaſſendere Idee, als in den beiden andern polemiſchen Schauſpielen, ſondern auch mehr Totalität und Harmonie der ſittlichen Kräfte, mehr Innigkeit und Wahrheit des Gefühls. Schiller's mannigfache und lange

Bedrängniſſe und Noth nach ſeinem Austritt aus der Karlsſchule unterdrückten ſeine feinern Gemüthskräfte, und wenn wir den Fiesko und Kabale und Liebe leſen, wird es uns eben ſo beklommen zu Muthe, als es dem Verfaſſer beim Dichten unbehaglich war. Erſt Don Karlos gibt uns den *ganzen* Schiller geläutert wieder.

Schiller beabſichtigte, wie früher berichtet worden, einen zweiten Theil der Räuber zu ſchreiben, in dem ſich die Diſſonanzen des erſten Theils harmoniſch auflöſen ſollten — *aber der Idee nach iſt eben Don Karlos dieſer zweite Theil der Räuber.* Denn die Welt, welche in den Räubern in Trümmer zerſchlagen worden iſt, wird in Don Karlos auf idealem Fundament wieder aufgebaut. Und da ſich dem Auge des Betrachtenden mehrere Arten von Mißſtänden in der wirklichen Welt zeigten, ſo mußte dieſe unterſchiedene Mannigfachheit den poetiſchen Tadel in mehrere Formen — in mehrere Stücke auseinander treten laſſen; da aber nur Eine Vorſtellung in der Seele des Dichters lebte von dem, was *ſein ſollte*, ſo konnte auch nur Eine kosmopolitiſche Tragödie von poſitivem Charakter gedichtet werden. Schiller konnte in der Art des Don Karlos, ohne ſich zu wiederholen, kein zweites Stück ſchaffen; dieſer ganze Kreis war abgeſchloſſen und in ihm das Höchſte erreicht. Wenn er wieder ein Drama dichten wollte, mußte er entweder, dem Gehalte nach, von einem neuen Prinzip ausgehen, oder er mußte bei demſelben materiellen Prinzip, der Form nach, dieſe ganze ſittlich-ſubjektive Gattung der erſten Periode aufgeben, und zur objektiv-individuellen Darſtellung überſchreiten. Wir werden ſpäter ſehen, daß er den ethiſch-politiſchen Standpunkt ganz verließ, und in dem *Schickſal* ein neues Prinzip für ſeinen Wallenſtein fand.

Wenn wir nun dem Don Karlos im Gegenſatz der andern Stücke dieſer Periode einen poſitiven Charakter zuſchreiben, ſo meinen wir damit nur ſo viel, daß ſeine *Haupttendenz* nicht eine ernſte Satyre oder poetiſche Kritik, *ſondern eine begeiſterte Enthüllung der Idee iſt.* Mit dieſem idealen Uebergewicht können aber einzelne polemiſche Ausfälle recht gut beſtehen, ſo wie dieſe ganze Tragödie überhaupt, wie auch die frühern, auf den Gegenſatz des realen Geſellſchaftszuſtandes zu einem idealen gegründet iſt.

Die herbſten polemiſchen Angriffe finden ſich, wie ſchon erwähnt wurde, in ſpäter unterdrückten Stellen der Thalia, und ſind vorzüglich gegen das Kirchliche, und namentlich gegen den verſchlechterten Katholicismus gerichtet. Nachdem Schiller ſich ſeines politiſchen Gährungsſtoffes glücklich entledigt hatte, und ſich in den Ländern milderer Fürſten, in der Churpfalz und in Churſachſen, wieder behaglicher fühlte, wandte ſeine ſtrafende Muſe ihren Unwillen vorzugsweiſe gegen mißfällige Formen des Chriſtenthums. Im Don Karlos, im Gedichte Freigeiſterei aus Leidenſchaft, im Geiſterſeher bis zu „den Göttern Griechenlands“ ſpricht ſich das deutlich genug aus. In der erſten Scene des erſten Akts ſagt der Prinz zu dem Pater Domingo:

„Ich kenne dich.
Du biſt der Dominikanermönch,
Der in der fürchterlichen Ordenskutte
Den Menſchenmäkler machte. Bin ich irre?
Biſt du es nicht, der die Geheimniſſe
Der Ohrenbeicht' um baares Geld verkaufte?
Biſt du es nicht, der unter Gottes Larve
Die freche Brunſt in fremdem Ehbett löſchte,
Den heißen Durſt nach fremdem Golde kühlte,
Die Armen fraß und an dem Reichen ſaugte?
Biſt du es nicht, der ohne Menſchlichkeit,
Ein Schlächterhund des heiligen Gerichtes,
Die fetten Kälber ſeinem Meſſer hetzte?
Biſt du der Henker nicht, der übermorgen
Zum Schimpf des Chriſtenthums, das Flammenfeſt
Des Glaubens feiert, und zu Gottes Ehre
Der Hölle die verfluchte Gaſtung gibt?
Betrüg ich mich? Biſt du der Teufel nicht,
Den das vereinigte Geſchrei des Volkes,
Des Volkes, das ſonſt an Henkerbühnen ſich
Beluſtigt und an Scheiterhaufen weidet,
Den das vereinigte Geheul der Menſchheit
Aus dem entweihten Orden ſtieß?“ —

Dieſer Prieſter ſagt von Karlos (Akt 2, Scene 10[1]), er lange nicht auf den ſpaniſchen Thron, denn

---

[1] Thalia Heft 3, S. 79.

„Kaum iſt er Spanier — die kluge Schranke
Der Majeſtät, die glücklichſte Erfindung,
Von Königen die Menſchheit abzuwehren,
Verſteht er nicht — will er nicht verſteh'n.
Umſonſt verſucht' ich, dieſen troz'gen Muth
In dieſer Zeiten Wolluſt abzumatten.
Er überſtand die Probe — das Geheimniß,
Durch Indulgenzen Sünden zu erleichtern
Und Seelen durch die Sünde zu zerſtören,
Mißlang bei dem Infanten“ u. ſ. w.

Durch ſolche Stellen und durch den Charakter und die Handlungen dieſes Menſchen, der zugleich Beichtvater, Kuppler und Verführer iſt, ſo wie durch den Charakter des Königs und des Alba hat der Dichter das Wort erfüllt, welches er an Reinwald ſchreibt: „Außerdem will ich es mir zur Pflicht machen, in Darſtellung der Inquiſition, die proſtituirte Menſchheit zu rächen und ihre Schandflecken fürchterlich an den Pranger zu ſtellen. Ich will — und ſollte mein Karlos auch für das Theater verloren gehen — einer Menſchenart, welche der Dolch der Tragödie bis jetzt nur geſtreift hat, auf die Seele ſtoßen. Ich will — —[1]“

Die Grundidee der ganzen Tragödie iſt demnach der Konflikt eines mit Vorliebe in ſeiner Herrlichkeit geſchilderten neuen Alters der Menſchheit mit einer veralteten Zeit und der temporelle Sieg des Schlechtern über das Beſſere. Schiller ſelbſt ſagt, es habe ſich unter den beiden Freunden ein enthuſiaſtiſcher Entwurf gebildet, den glücklichſten Zuſtand hervorzubringen, welcher der menſchlichen Geſellſchaft erreichbar ſei, und von dieſem enthuſiaſtiſchen Entwurfe, wie er nämlich im Konflikt mit der Leidenſchaft erſcheine, handle das Drama[2]. Bei dieſer Erklärung können wir nur dem Zuſatze nicht beiſtimmen, daß dieſe kosmopolitiſchen Ideen in Gegenſatz zu der leidenſchaftlichen Liebe des Prinzen geſtellt ſeien. Nein! vielmehr iſt die Liebe dem Drama gar nicht weſentlich und nur aus der erſten Anlage in der

---

[1] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen Th. 1. S. 106.

[2] Briefe über Don Karlos in Schiller's Werken in 1 B. S. 781 f. m

Thalia mit herübergenommen, und ſie greift nur dadurch in die Grundidee des Dramas ein, daß ſie ſelbſt dem Kontraſt der Idee mit den beſtehenden Einrichtungen einverleibt und ihm untergeordnet iſt. Die Eliſabeth war ja dem Don Karlos „zuerkannt von Himmel und Natur“ —

„Und Philipp, Philipp hat ſie mir geſtohlen;
Geſtohlen — o das iſt das wahre Wort“ u. ſ. w.

Sie iſt ein Opfer der Konvenienz; ſie iſt, wie Karlos von ihr ſagt [*]:

„Zum Unterpfand gebrechlicher Verträge,
Für einen Frieden ſchändlich hingeſchlachtet —
Im Kabinet und bei verſchloſſenen Thüren,
Durch einen Klubb von Räthen und Prälaten
Zu ſeiner Ranggehülfin ausgewürfelt,
Auf Krämerart gefeilſcht, und dann dem Käufer
Nach abgeſchloſſ'nem Handel ausgeliefert!
So freien Könige!“

Er ſelbſt nennt „die Rechte ſeiner Liebe“ älter als „die Formel am Altar“, und die Königin, in der letzten Scene gleichſam ihre bisherige Rolle mit der des Karlos vertauſchend, deutet es an, daß ſie ihr Herz nicht mehr durch eine aufgenöthigte Pflicht wolle beſchränken laſſen. In dem Reich eines Marquis Poſa gibt es vermuthlich auch andere Ehegeſetze! Die Liebe des Don Karlos zu ſeiner Stiefmutter iſt daher übereinſtimmend mit ſeiner ganzen Richtung.

Das Morgenroth des neuen Zeitalters erkennt Domingo, der ſchlauſichtige Prieſter, in dem Prinzen. „Der Infant,“ ſagt er zu dem Herzog von Alba,

„Hegt einen ſchrecklichen Entwurf, Toledo,
Den raſenden Entwurf, Regent zu ſein,
Und unſern heil'gen Glauben zu entbehren.
Sein Herz entglüht für eine neue Tugend,
Die ſtolz und ſicher und ſich ſelbſt genug
Von keinem Glauben betteln will. — Das Laſter
Erhält der Kirche Millionen. Er
Verachtet es und braucht ſie nicht. Er denkt,
Sein Kopf entbrennt von einer ſeltſamen
Chimäre: er verehrt den Menſchen.“

---

[*] Thalia Heft 1. S. 142

Als Poſa ſeinen Freund in ſehnſuchtsvolle Liebe aufgelöſ't und unfähig, in ſeine philanthropiſchen Heldenideen einzugehen, wiederfindet (Akt 1, Scene 2), ruft er ihm zu[1]:

„Hier kenn' ich meinen Karl nicht mehr. Spricht ſo
Der große Menſch — vielleicht der einz'ge, den
Die Geiſterſeuche ſeiner Zeit verſchonte?
Der bei Europas allgemeinem Taumel
Noch aufrecht ſtand — den gift'gen Schierlingstrank
Des Pfaffenthums, von welchem ſchon das zweite
Jahrtauſend ſich im Schwindel dreht, beherzt
Vom Munde ſtieß? — der gegen Prieſterblitze
Und eines Königs ſchlaue Heiligkeit
Und eines Volks andächt'gen Rauch die Rechte
Der unterdrückten Menſchheit geltend machte,
Der zu Madrid für Ketzer bat, am Thurme
Der Santa Caſa für die Duldung ſtimmte! —
So fliehe denn aus dem Gebiet, aus dem Gebiet der Chriſten,
Gedankenfreiheit! Sünderin Vernunft,
Bekehre dich zur frommen Tollheit wieder!
Zerbrich dein Wappen, ewige Natur!
Geh unter, freies Flandern! — Dein Erretter
Verlor den Muth, den Wahnwitz zu bekriegen!"

Durch ſolche und ähnliche Stellen iſt die Unabhängigkeit des Sittlichen von kirchlichen Ueberlieferungen deutlich genug ausgeſprochen, die Kantiſche Moralphiloſophie iſt poetiſch gegründet. In der letzten Scene des dritten Aktes aber, wo die politiſche Tragödie erſt recht anhebt, legt Poſa, wie ein Kritiker ſagt[2], dem König Philipp die magna charta ſelbſt zur Unterſchrift vor; von einem deutſchen Dichter werden hier zuerſt (1786) Ideen vorgetragen, welche ſpäter jenſeits der Ardennen auf einer ganz andern Bühne wieder zum Vorſchein kamen. Der eben angeführte Kunſtrichter nennt die Tragödie daher „eine großartige und geniale, aber ungemeſſene und unkorrekte Aeußerung der Zeit, die ſich hier in tauſend Stücken, die ſie will und die ſie nicht will, ausſpricht." Ich möchte das Drama näher und unmittelbarer eine Aeußerung ſeines Verfaſſers nennen, welcher in ihm ſeine höchſten Ueberzeugungen niederlegte. Schöne Menſchlichkeit und erhabene Freiheit ſind hier die laut proklamirten Kardinaltugenden. Eine auf Ideen gegründete Freundſchaft, eine ſich zum Höchſten veredelnde Liebe, Aufopferung, Seelengröße, Menſchenwürde glänzen an dem Himmel dieſer neuen Welt, und dieſe Tugenden ſind von den wärmſten Gefühlen durchdrungen, welche ich die Religioſität im Drama nennen möchte. Denn was iſt Religioſität anders, als die Auffaſſung der Tugendgebote durch das reinſte, innigſte Gefühl? — Sonſt kommen nur wenige ausdrückliche Hinweiſungen auf das Ueberirdiſche vor, wie z. B. wenn der Prinz die Hand einer erhabenen Vorſicht in den menſchlichen Dingen anerkennt (Akt 1, Scene 2), wenn der Marquis den Zufall ſelbſt ein Geſchenk der Vorſehung nennt und noch in der Läſterung des Freigeiſtes ein Lob Gottes findet (Akt 2, Scene 9), oder wenn er in der Stunde, wo er für ihn in den Tod geht, ſpricht (Akt 5, Scene 3):

---

[1] Thalia Heft 1, S. 120. Mit Fleiß hebe ich ſolche, nachher unterdrückte Stellen der Thalia aus. Sie ſind für den damaligen Schiller gerade die am meiſten charakteriſtiſchen.

[2] Blätter für literariſche Unterhaltung 1836, Nr. 286.

„Du verlierſt mich, Karl,
Auf viele Jahre, Thoren nennen es
Auf ewig."

Doch, was bedarf es auch ſolcher religiöſen Hinweiſungen, da die ideale Handlung ſelbſt gleichſam in den Himmel hineinreicht? Der Erde wenigſtens iſt ſie ganz entrückt. Als Don Karlos ſeinem Roderich einen ewigen Freundſchaftsbund anträgt, antwortet dieſer in der Thalia:

„O Ueberlegung, theurer Prinz. Wir wagen, —
Was ſeit Erſchaffung dieſer Welt noch nie
Zu Stande kam — Sie ein Monarchenkind,
Ich Ihr Vaſall, und wollen Freunde werden?"

Auf dieſe, weiter ausgeführte, Zurückhaltung des Marquis antwortet Don Karlos unter Anderm:

„O ſieh', ich bringe dieſem Bürgerſohne
(Das erſte Beiſpiel von den Fürſten allen)
Das Herz von einem Königsſohn — der
Bürger will Stolz mit Stolz beſchämen, überlegt,
(Das erſte Beiſpiel von den Bürgern allen)
Ob er's auch nehmen will."

Und als endlich Poſa nachgibt, endigt die Scene in der Thalia mit folgenden Worten:

„**Karlos.**
So tritt herunter, gute Vorſehung,
Laß dich herab, ein Bündniß einzuſegnen,
Das neu und kühn und ohne Beiſpiel iſt,
Seitdem du oben walteſt.
(Er faßt Rodrigo's Hand und hält ſie gegen den Himmel.)
Hier umarmen,
Hier küſſen ſich vor deinem Angeſicht
Zween Jünglinge, voll ſchwärmeriſchen Muths,
Doch ed'lern, beſſern Stoffs, als ihre Zeiten.
Getrauen ſich den ungeheuern Spalt,
Wodurch Geburt und Schickſal ſie geſchieden,
Durch ihrer Liebe Reichthum auszufüllen,
Und größer, als ihr Loos zu ſein — hierunten
Nennt man ſie ſonſt Monarch und Unterthan,
Doch droben ſagt man Brüder.

Marquis.
Lächle freundlich
Auf dieſes ſchöne Hirngeſpinnſt herab,
Erhab'ne Vorſicht! — die Vernunft der Weiſen
Sprach deiner Allmacht dieſes Wunder ab;
Beſchäme ſie und mache wahr und wirklich,
Was nimmer ſein wird, nie geweſen war,
Laß' dieſes Bündniß dauern.

Es iſt in der Tragödie eine andere, zum Theil wunderliche umgekehrte Ordnung der Dinge. Der Prinz erzählt ſeinem Freunde, wie er ihm als Knabe ſeine Freundſchaft angetragen habe:

— „Du aber,
Du ſchielteſt mich bedauernd an: Nimm du
Mit deinem Thron verlieb — Monarchenknabe[1]!“

Nach der Grunddifferenz des Dramas treten auch die Perſonen in zwei Parthien auseinander, und wie Poſa, Don Karlos[2] und auch die Königin eigentlich nur ſymboliſche Figuren für Schiller'ſche Tugenden ſind, ſo ſind auch die

---

[1] Thalia Heft 1, S. 124.

[2] Man ſehe oben Kapitel 17 S. 248 f., und beſonders S. 252 f.

Charaktere des andern Gebiets nur als Gegenbilder ſeiner Ideale gezeichnet. Wie Franz Moor in den Räubern, wie Gianettino Doria im Fieſko, ſo verdanken auch ſie ihre poetiſche Geſtaltung dem Kontraſt. Dießmal aber ſollte in der Charakterzeichnung alles Herbe und Wilde vermieden, Philipp durfte daher nicht als ein Ungeheuer dargeſtellt werden [1], ſondern er erſcheint als höchſt *bemitleidenswürdig*. Der mächtigſte Monarch der Welt jammert, daß er keinen Menſchen habe, der ihn liebe, und in ihm ſelbſt darf ſich, nach den Worten des Großinquiſitors, kein menſchliches Gefühl regen! Von allen, die um ihn ſind, ſieht er ſich nur geſchmeichelt, oder gehaßt oder verachtet oder getäuſcht, und ſeinen einzigen redlichen Diener, den Grafen Lerma, verkennt er, ſo daß auch dieſer ſich von ihm ab zu Karlos wendet. Der mächtigſte Herrſcher der Erde iſt ein Sclave ſeiner Inquiſition, doch empfindet er den Wellenſchlag des *neuen* Jahrhunderts an ſeiner bebenden Bruſt, und beweint in dem Tod ſeines Verräthers und Verächters, des Poſa, ſeine erſte Liebe zu einem menſchlichen Weſen. Dieß alles iſt höchſt erſchütternd und mit einer unendlichen Empfindung dargeſtellt. Aber der König Philipp iſt nicht durch Motive aus *ſeinem* Gebiete entſchuldigt und menſchlich gehalten, ſondern der Dichter bringt ihn uns dadurch näher, daß er ihn in ſeine eigene Ideenbewegung mit hineinreißt und ihn zum *ſentimentalen* Tyrannen macht. Dieſes ganze Bild predigt uns eine große furchtbare Wahrheit und es *ſoll* uns eine ſolche predigen! Der allgemeine Kontraſt der Tragödie wiederholt ſich in dieſem Charakter. Eben ſo ſubjektiv ſind auch die übrigen Charaktere behandelt. Der tapfere, blutige Alba iſt hier als Gegenfigur des Poſa ein verächtlicher Höfling, und der Beichtvater und Großinquiſitor tragen, erſterer beſonders in dem Texte der Thalia, den unverhohlenen Abſcheu des Dichters, ſie ſind ebenfalls allgemeine Figuren. In der Thalia [2] ſchildert den erſtern die Fürſtin Eboli mit folgenden Worten:

---

[1] Thalia Heft 1, S. 98. Döring's Nachleſe S. 122.

[2] Ebend. Heft 3, S. 39

„Ein Stellvertreter des Allreinſten,
Ein Lebenspriester läſtert ſeine Sendung,
Mißbraucht der Gottheit Siegelring, das Gift
Der Hölle ſichrer in mein Herz zu legen,
Des Heiligthums ſchont dieſer Kuppler nicht,
Und Schlangen kriechen in den Sakramenten.
Den ganzen Hof gab man der Peſt zum Raub,
(Die Politik des großen Kindermörders!)
Im allgemeinen Sittenuntergang
Mich dann um ſo viel minder zu verfehlen.
Wo ſoll ich Rettung finden, Prinz?“ —

Hieraus ſchon ſieht man, daß die Charakterzeichnung in unſerm Drama ſehr ſchwach iſt. Die Charaktere ruhen nicht in ſich, ſondern ſind eigentlich nur Formen für die Ideen des Dichters. Dieſe Schematen können uns nur von ſittlicher, idealer Seite befriedigen, ja vielleicht auch begeiſtern; dem gebildeten äſthetiſchen Sinn können ſie nicht gefallen. Der Mangel einer konkreten, individuellen, objektiven Geſtaltung läßt ſich durch keine Lebendigkeit des Gefühls und durch keine ſonſtige Kunſt erſetzen. So ſcheint mir denn unter den Männern die untergeordnete Figur des Lerma noch am beſten gelungen zu ſein, indem dieſelbe mit keinerlei Rhetorik behaftet iſt. Von den Frauen aber trägt allerdings die Königin den Preis davon, ja ſie iſt am meiſten objektiv gehalten von allen weiblichen Perſonen der erſten Periode. Dem Dichter ſchwebte zu dieſem Charakter ein wirkliches Muſterbild vor, ſeine Freundin, die Frau von Kalb[*]. Sie iſt gewandt und klug, entſchloſſen, ohne unweiblich, hochſinnig, ohne ſentimental zu ſein, nur am Ende des Stückes fällt ſie aus ihrer Rolle, wo ſie in Thränen der geläuterten Heldentugend des Don Karlos gegenüberſteht, zu der ſie nebſt dem Marquis ihn doch erhoben hat. Es verleitete den Dichter in dieſer Scene wider ſeine Weiſe, immer alles in Gegenſatz zu ſtellen. In einem ſolchen Kontraſt zur Eliſabeth überhaupt ſteht denn auch die Fürſtin Eboli. Jene repräſentirt die natürliche und freie, dieſe, vor ihrem Fall, die gemachte und eigennützige Tugend. Dieſen ihren Unterſchied ſetzt der Philoſoph Poſa in einer pſychologiſch höchſt bedeutungsvollen Stelle (Akt 2, Scene 15) ſelbſt aus einander, und ich kann auf das zurückweiſen, was ich früher über Schiller ſelbſt geſagt habe[1].

---

[*] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen Th. 1, S. 205.

Weil dieß Stück mehr, als ein anderes, rein aus den Ideen herausgearbeitet iſt, welchem ſich das Geſchichtliche, die Begebenheiten, Menſchen, Sitten der Zeit mehr oder weniger anformten, ſo iſt daſſelbe auch das am meiſten rhetoriſche. In die frühern Dramen floß ſchon durch ihre vorherrſchende Polemik mehr Leben, Raſchheit und Wechſel; ſie ſind hierdurch mehr mit dem realen Weltweſen verwebt. Im Don Karlos herrſcht eine gewiſſe breite Ausführlichkeit und Erſchöpfung der Ideen, an denen dem Dichter alles gelegen iſt. Das Rhetoriſche mußte nothwendig um ſo mehr zunehmen, als Schiller ſeine Weltanſicht im Gegenſatz gegen den realen Zuſtand der Dinge poſitiv ausgebildet und bereichert hatte. In den Räubern iſt beinahe alles Drang des Naturgefühls; unſere vorliegende Tragödie geht von der Reflexion, der Abſtraktion aus. Dort trieb und zwang das innere Leben zum Dichten, hier mußte das allgemein Gedachte durch Empfindungen wieder poetiſch belebt, und aus Ideen mußten Geſtalten gemacht werden. Dazu kam aber ſehr natürlich auch das Beſtreben, Andere für die Ideen zu gewinnen und zu begeiſtern, welche Schiller dichtend vortrug. Eine Tendenz, von welcher er ſich in der nächſten Periode auf wiſſenſchaftlichem Wege befreite.

Endlich iſt noch von der Oekonomie des Dramas zu ſprechen nöthig.

Dabei muß vor Allem in Erinnerung gebracht werden, daß das Schauſpiel im Verlauf der zwei Jahre, in welchen es allmählig entſtand, zu etwas ganz anderm wurde, als worauf es urſprünglich angelegt war. Der Don Karlos ſollte nach dem Plane ſeines Urhebers „ein Familiengemälde aus königlichem Hauſe“ werden[2], alſo ein Stück, wie Kabale und Liebe, welches ſo vielen Beifall gefunden hatte, nur in einer höhern Sphäre. Denn ſeine Stücke ſteigen ſtufenmäßig in immer höhere Kreiſe der Geſellſchaft: vom Grafen zum Herzog und endlich zum König. Aber die Tragödie wurde gleichſam wider ſeinen Willen zu ſeinem letzten auf ſittlich-politiſchen Ideen ruhenden Drama, welches allen andern die Krone aufſetzte. Es zeigte ſich hierbei, wie viel mächtiger der innere Entwickelungsgang in einem originellen Geiſte iſt, als ein mit dieſem Bildungsprozeß nicht übereinſtimmender Vorſatz.

---

[1] Siehe oben Kapitel 16, S. 240 f.

[2] Noch in einer Anmerkung zu der vorletzten Scene des zweiten Aktes ſagt dieß Schiller ſelbſt in der Thalia, Heft 3, S. 97.

Hierdurch entſtand natürlich für die Gliederung des Ganzen eine große Unbequemlichkeit. Denn der veränderten Grundidee gemäß mußte der ganze Plan umgeformt, und das noch zu Dichtende mußte dem ſchon Gedruckten angepaßt werden, welches ſich das Publikum nicht mehr entreißen ließ. Es war vielleicht unmöglich, eine wahre Uebereinſtimmung in dieſe ungleichartigen Beſtandtheile zu bringen.

Ungeachtet dieſes in die Wünſche und Bedürfniſſe der Zeit einſchlagende Werk mit einem ungeheuern Beifall aufgenommen wurde, zeigten ſich doch bald manche Mißverſtändniſſe, und die Kritik erhob bedeutende Zweifel gegen die kunſtgerechte Kompoſition des Stückes. So fand ſich denn der Verfaſſer zwei Jahre nach deſſen Erſcheinung veranlaßt, zur Aufklärung und zum Schutze ſeines Schauſpiels eine Reihe vortrefflich geſchriebener Briefe herauszugeben, welche aber, weit entfernt, alle Bedenken zu löſen, in einem weſentlichen Punkte die richtige Auffaſſung und Beurtheilung mehr zu verwirren, als aufzuhellen ſcheinen. Die Zweifel drehen ſich vornehmlich um die Perſon des Poſa, wie er ſich des Vertrauens des Königs bemächtigt und dann als Hauptperſon die Handlung fortführt und zu Ende bringt[1].

Es ſcheint gegen die innere Wahrheit zu ſtreiten, daß der König Philipp einen ganz fremden Menſchen zum Vertrauten und Beaufſichtiger ſeiner Familienangelegenheiten machte. Was ein verſtändiger Mann in der Nähe hat und ſicher beſitzt, ſucht er doch nicht in der Ferne und beim blinden Ungefähr. Aber einen ſolchen treuen, redlichen Diener beſaß ja Philipp an ſeinem Hofe in Lerma — und das konnte ja jenem „Menſchenkenner“ nicht verborgen bleiben. „Jetzt gib mir einen Menſchen, gute Vorſicht!“ bittet der König im fünften Auftritte des dritten Akts. Eine unnöthige Bitte; er hatte ſchon, was er ſich wünſchte. — Aber der König verſchmähte die Dienſte des Lerma, weil er von ihm glaubte, daß er für die Königin eingenommen ſei (Akt 3, Scene 2 am Ende). Wenn wir dieſen Beweggrund auch zugeben könnten, ſo bleibt es noch immer unerklärlich, wie er in ſeiner übrigens trefflich geſchilderten Gemüthsunruhe ſo weit gehen konnte, die innerſten Angelegenheiten ſeines Hauſes einem ganz ungeprüften Manne blindlings anzuvertrauen.

---

[1] „Mag immer der beredte und ſcharfſinnige Dichter im Verfolg jener apologetiſchen Briefe uns zu überzeugen bemüht ſein, daß ſein Poſa durchaus ſo und nicht anders habe ſprechen und handeln müſſen, jeder unbefangene Leſer und Zuſchauer fühlt doch das Gegentheil“ u. ſ. w. Minerva, Taſchenbuch für 1810. S. 23. Neue Ausgabe.

Der König will „Wahrheit“, wie er ſich ausdrückt, und ſucht einen Menſchen, „der ſie ihm finden helfen kann“, das heißt, er ſucht einen geheimen Auflaurer, der ihn vergewiſſern kann, ob ſeine Gemahlin mit ſeinem Sohne in einem ſtrafbaren Verhältniſſe ſtehe oder nicht. Nun findet er in Poſa einen Menſchen, welcher den Muth hat, ſeine Ueberzeugungen freimüthig auszuſprechen. Und wegen dieſer edlen Kühnheit ſollte der weltkundige Philipp den Poſa zu jenem ſchwierigen Auftrage tauglich halten? Wie wenn ein Enthuſiaſt bloß wegen ſeiner Offenherzigkeit fähig wäre, den wirklichen Thatbeſtand einer dunkeln, verworrenen Angelegenheit ans Licht zu ziehen! Offenbar hat ſich hier der Dichter einer Spitzfindigkeit bedient, ſtatt den auffallenden Schritt des Königs gehörig zu motiviren. Philipp will „Wahrheit“, und findet eine ganz andere Wahrheit — nämlich Freimüthigkeit — in dem Marquis Poſa — und alſo vertraut er ſich ihm an! Im praktiſchen Leben aber, wenn es ſich um unſern Vortheil handelt, ſind wir zu klug und zu weiſe, als daß wir uns durch ſolche Begriffsverwechſelungen täuſchen ließen.

Doch das Wunder angenommen, der Marquis bemächtigte ſich des ganzen Vertrauens des Königs, und Poſa hoffte ſogar durch dieſen ſeine politiſchen Ideen zu realiſiren — konnte er ſeinem Freunde Karlos jenen Gewinn und dieſe

Hoffnung verſchweigen? Er durfte es nicht, als Freund, das iſt klar. Aber, wir meinen, er konnte es auch nicht nach ſeinem ganzen Charakter. Wenn er den König für ſeine Ideen gewann, ſo nahm er ihn ja als dritten in den Freundſchaftsbund mit Don Karlos auf, und verſöhnte den Vater mit dem Sohne. Seine Lieblingsideen, wie ſeine Freundſchaft, mußten daher den Marquis antreiben, ſein Geheimniß, ſeine Wünſche ſchleunigſt ſeinem Freunde zu offenbaren. Auch die leiſeſte Hoffnung, in dem mächtigſten Monarchen der Chriſtenheit ſich einen Bundesgenoſſen erworben zu haben, mußte ſeine Zunge löſen, ſelbſt wenn Geheimnißthuerei ein eigenthümlicher Zug ſeines Charakters geweſen wäre. Wenn ihn die Liebe zu Don Karlos auch nicht angetrieben hätte, offenherzig zu ſein, ſo mußte ihm die größeſte Freude allein, deren er fähig war, ſein Herz erſchließen. Aber Poſa ſchweigt vor Karlos, und ſtellt ſich ruhig und gleichgültig, gleich als ob nichts vorgefallen wäre. Dieſes Schweigen erklärt nun Schiller in den Briefen über Don Karlos auf eine Weiſe, welche, ſtatt das unnatürliche Benehmen des Poſa zu rechtfertigen, nur dazu dient, die richtige Anſicht über das Verhältniß beider Freunde zu trüben und zu verwirren.

Die Anhänglichkeit des Marquis an den Prinzen, behauptet Schiller, gründete ſich nicht auf perſönliche Uebereinſtimmung; ſchon vom Anbeginn an iſt jener der kältere, der ſpätere Freund. Sein überlegener Geiſt legt ſeine Ideen, Gefühle und Entſchlüſſe für Freiheit und Menſchenveredlung in dem liebevollen Karl nieder; er liebt ihn, weil er in ihm wieder findet, was ihm das Theuerſte iſt.

Sollte aber dieſe Freundſchaft deßwegen keine ächte geweſen ſein, weil beide Freunde durch einen gemeinſchaftlichen Zweck mit einander verbunden waren? — Eben auf einer ſolchen gemeinſamen Idee, für welche die Freunde leben, beruht ja alle edlere Freundſchaft, und mit jener hört auch dieſe auf. Ueber die bloße perſönliche Theilnahme hinaus, muß ein Zuſammenwirken für Einen Zweck ſtattfinden, wenn die Liebe zur Freundſchaft erſtarken ſoll. Mit dieſer Freundſchaft verträgt ſich ganz gut eine gewiſſe Verſchiedenheit der Freunde in

Geiſteskraft und Anlagen, wenn die Grundſtimmung und Hauptrichtung der Befreundeten ſo übereinſtimmend iſt, wie wir dieſes unläugbar bei Poſa und Karlos ſehen. Beide ſtimmen in der That ſo ſehr mit einander überein, daß ſie nur dem Grad nach von einander verſchieden ſind, und es vielleicht ſchwer zu erklären ſein möchte, wie Philipp den einen bewundern und lieben und den andern, noch dazu ſeinen Sohn, gering ſchätzen und haſſen kann. Nach dem Ideal dieſer höhern, über das bloß Perſönliche erhabenen, thätigen und einem edeln Zwecke zugewandten Freundſchaft finden wir es, im Widerſpruche mit Schiller in den Briefen über Don Karlos, ganz in der Ordnung, daß, als der Marquis den Prinzen von einer Leidenſchaft aufgerieben wiederfindet, er vor allem deßwegen klagt, daß dieſer die Leitſterne ihrer Freundſchaft verloren habe; und eben ſo ſehr iſt es dieſer groſſen Freundſchaft angemeſſen, daß Poſa durch die Königin in dem Herzen ſeines Karlos die Begeiſterung wieder anfacht und ihn zu einem heroiſchen Unternehmen zu erheben ſucht. Dieß war durchaus des Freundes würdig gehandelt. Möchte auch (müſſen wir weiter gegen die Behauptungen in jenen Briefen ſtreiten) die Sicherheit des Freundes aufs Spiel geſetzt werden, ſo war deſſen Ehre und Heldenſinn für ein kleines Wageſtück nicht zu theuer erkauft, und jene unwürdige Leidenſchaft wurde ja erſtickt durch ein tapferes Handeln für die Freiheit eines unterdrückten Volkes. Poſa kann gewiß für ſeinen Freund nichts Beſſeres thun, als daß er ihn für das wirken und leben läßt, was nach ſeiner Ueberzeugung das Herrlichſte iſt. Daher iſt es nicht gegen die Freundſchaft geſündigt, daß Poſa den Prinzen von ſeiner Mutter entfernen und ihn bewegen will, in den Niederlanden gegen ſeinen Vater aufzuſtehen. Er will ihn ja nicht „auf die gewaltſamſte Weiſe“ dahin bringen, ſondern doch nur mit ſeinem freien Willen. „Würde der Freund des Karlos es über ſich vermocht haben, ſo verwegen mit dem guten Namen, ja ſelbſt mit dem Leben ſeines Freundes zu ſpielen?“ fragt Schiller, und man kann antworten: Gewiß hatte er ein Recht, für das ideale Prinzip ihrer Freundſchaft jedes Opfer zu fordern, welches er ſeinerſeits immer zu bringen bereit war. Aber Schiller findet

„den eigenthümlichen Charakter einer leidenſchaftlichen (?) Freundſchaft allein in einer ängſtlichen Pflege eines iſolirten Geſchöpfes, in einer alles ausſchließenden Neigung“ — was offenbar nur von der Liebe gilt. Denn die Freundſchaft ordnet ſich immer einem höhern, allgemeinern Intereſſe unter, und iſt als ſolche nie ausſchließend.

Als nun der Marquis ſein herrſchendes Ideal von Flanderns Glück unmittelbar an die Perſon des Königs knüpfte, „da,“ ſagt Schiller, „wurde an Karlos nicht mehr gedacht, das Intereſſe der Freundſchaft wurde ohne Schwierigkeit auf einen andern Gegenſtand übergetragen (?). Das Feuer und die Freimüthigkeit, womit Poſa ſeine Lieblingsgefühle, die bis jetzt zwiſchen Karlos und ihm Geheimniß waren, dem Könige vortrug, und der Wahn, daß dieſer ſie verſtehen, ja gar in Erfüllung bringen könnte, war eine offenbare Untreue, deren er ſich gegen ſeinen Freund Karl ſchuldig machte. Poſa, der Weltbürger, durfte ſo handeln, und ihm allein kann es vergeben werden; an dem Buſenfreunde Karls wäre es eben ſo verdammlich, als es unbegreiflich ſein würde.“

Wir müſſen dieſes Räſonnement für falſch halten. Nur in dem Falle, daß Poſa dem Könige das ſpezielle Geheimniß ſeines Freundes, die Liebe zu ſeiner Mutter, verrieth, und ſo ſeinen Untergang herbeiführte, beging er eine Untreue an ſeinem Karl. Dieſer wurde ja dadurch, daß der Marquis nun vom Könige die Realiſirung ſeiner Ideen hoffte, nicht zur Seite geſchoben und perſönlich nicht im mindeſten gekränkt. Der Sohn konnte, wie wir oben bemerkten, auf dieſe Weiſe am beſten mit dem Vater ausgeſöhnt werden, und das von dieſem begonnene Werk konnte er unterſtützen, und einſt fortſetzen und vollenden. Der König trennte die beiden Freunde nicht, wenn er auf ihre Ideen einging, ſondern er, aber auch nur er wäre einem Poſa ein bloßes Werkzeug für ſeine höhern Zwecke geweſen. Es iſt daher unrichtig, daß Poſa dadurch, daß er den König zum Vertrauten ſeiner Lieblingsideen machte und einen Verſuch auf deſſen Herz that, ſeinem Freunde Karlos etwas entzog und das Band der Freundſchaft brach. Sein Schweigen und ſeine Zurückhaltung gegen Don Karlos kann alſo nicht daraus erklärt werden, „als habe er es nicht gewagt, dieſem zu bekennen, daß er das Palladium ihrer Freundſchaft vor dem Könige profanirt und veruntreut habe.“ Wenn es wirklich wahr wäre, „daß es Augenblicke müſſe gegeben haben, in denen Poſa mit ſich zu Rathe ging, *ob er ſeinen Freund nicht geradezu aufopfern ſollte*,“ wie konnte ihm, dem ſich ſeiner Schuld Bewußten, ein verzeihliches, augenblickliches Mißtrauen des Prinzen im höchſten Grade auffallend und anſtößig ſein? wie konnte er folgende Worte ausſprechen (4. Akt, Scene 6):

„Wär's möglich? Wär es? Alſo hätt' ich ihn
„Doch nicht gekannt? Nicht ganz? In ſeinem Herzen
„Wär' dieſe Falte wirklich mir entgangen?
„Mißtrauen gegen ſeinen Freund!
„Nein! Es iſt Läſterung! — Was thut er mir,
„Daß ich der Schwächen ſchwächſte ihn verklage?“

Nur der kann das Mißtrauen in dem Herzen ſeines Freundes für unmöglich halten, welcher ſich ſelbſt von aller Schuld rein weiß. Poſa war rein und fühlte ſich rein! Aus irgend einer begangenen oder beabſichtigten Untreue kann ſeine „ſeltſame Verſchloſſenheit“ nicht erklärt werden. *Der Kritiker, müſſen wir annehmen, legte ſpäter den Dichter unrichtig aus, und um ſein Werk von einem poetiſchen Fehler zu reinigen, beurtheilte er die Freundſchaft des Marquis anders, als er ſie früher darſtellte.*

Auch die Gefangennehmung des Prinzen und die Aufopferung des Poſa ſcheint durch das, was Schiller dafür ſagt, nicht hinlänglich ins Klare geſtellt zu ſein. Für welchen möglichen Fall ließ ſich Poſa vom Könige den geheimen Verhaftsbefehl gegen den Prinzen ausſtellen, da der dem Könige angegebene Grund nur ein erdichteter iſt? — Ich geſtehe, daß ich mir dieſe Frage nicht zu beantworten weiß. Wir ſehen hier den Marquis ein Mittel ergreifen, zu dem wir den Zweck kaum hinzuzurathen vermögen. Wie leicht wäre es dem Dichter geweſen, die dunkle Intrigue des Poſa durch einen demſelben in den Mund gelegten Monolog zu enthüllen — wenn es anders möglich war, ſie dem Leſer klar zu machen. Daß dann Poſa ſich aus Uebereilung in den Tod ſtürzt, ohne es ſich beſtimmt zu denken, was denn eigentlich Karlos der

Prinzeſſin Eboli geſtanden haben könne, ohne auf die an dieſe gethane Frage auch nur die Antwort abzuwarten, ohne den Eindruck ſeiner Aufopferung auf das Herz ſeines Freundes in Berückſichtigung zu ziehen — dieß alles ſtimmt mit dem Charakter eines umſichtigen, welterfahrenen Helden nicht überein. Kurz! die Handlungsweiſe des Marquis iſt wenigſtens nicht in der Weiſe motivirt, daß ſie dem Leſer verſtändlich wäre und eine klare Anſchauung ſeines Charakters hervorbrächte.

Die ganze Kataſtrophe der Handlung endlich geht von der Verirrung des Infanten zu der Eboli aus. Dieſer nämlich verräth er ſeine Liebe zur Eliſabeth, ſie entdeckt dieß Verhältniß dem König und ſpielt ihm ſchriftliche Zeugniſſe in die Hände, der König zieht deßwegen den Poſa in ſeine Nähe, und Karlos, ſich von ſeinem Freunde verlaſſen glaubend, iſt bereit, ſich ſeiner Verrätherin ganz anzuvertrauen, was Poſa nur durch des Prinzen Gefangennehmung beſeitigen, nur durch ſeine Selbſtaufopferung wieder gut machen kann. Aber jene erſte Zuſammenkunft mit der Eboli, auf deren ſchriftliche Einladung, war nur dadurch möglich, daß Karlos die Handſchrift der Königin nicht kannte, wie er ſelbſt ſagt (Akt 2, Scene 4):

> „Noch nichts hab' ich von ihrer Hand geleſen!“

Wie aber? Er hat noch nichts von der Königin Hand geleſen? Sie ſtanden ja mit einander in Briefwechſel. Karlos ſagt zu Poſa (Akt 4, Scene 5):

> „Gib mir die Briefe doch noch einmal. Einer
> Von ihr iſt auch darunter, den ſie damals,
> Als ich ſo tödtlich krank gelegen, nach
> Alkala mir geſchrieben. Stets hab' ich
> Auf meinem Herzen ihn getragen“ u. ſ. w.

Alles beruht alſo auf einem Irrthum des Prinzen, in welchen dieſer unmöglich gerathen ſein kann. An der Königin Handſchrift, die der Prinz einerſeits nothwendig kennen muß, und andererſeits nothwendiger Weiſe nicht kennen darf, ſcheitert, ſtrenge genommen, die ganze Tragödie.

Es wird nicht nöthig ſein, dieſe Ausſtellungen zu vermehren. Die Handlung fließt, um wenig zu ſagen, nicht klar und ſtetig ihrem Ziele zu. Es ſind Räthſel in derſelben, welche kein Kommentator auflöſen wird. Die herrlichen effektvollen Scenen liegen, wie einzelne leuchtende Gruppen, durch dunkle Zwiſchenräume geſchieden, auseinander, und man kann den Weg nicht immer angeben, auf dem man von einer dieſer Oaſen zur andern gelangt. Mit großer Anſtrengung und mittelſt künſtlicher Hebel wird die Handlung über dieſe dürren Strecken von einer intereſſanten Situation zur andern gehoben.

So gehört Don Karlos hinſichtlich ſeiner Tugenden wie ſeiner Fehler zu den Schauſpielen der erſten Periode. Der Zauber liegt in den Ideen und in der Begeiſterung, es iſt meiſtens nur Einzelnes, was uns hinreißt; weder die Charakterzeichnung noch die Kunſtform des Ganzen kann uns befriedigen. Nur gründen ſich die Fehler der drei erſten Stücke auf eine überſchwengliche Empfindung und eine ungezähmte Einbildungskraft, die des Don Karlos dagegen vorzüglich auf eine allzu ſpitz und ſchneidend hervortretende, mit ſich uneinige Verſtandesthätigkeit. Schiller's Denken miſchte ſich hier mehr, als früher je in ſein Dichten, und nachdem jetzt eine poetiſche Periode durchlaufen war, waren die Anforderungen ſeiner forſchenden Vernunft nicht mehr abzuweiſen. Das Dichten blieb von nun an zur Seite liegen, ſein ſpekulativer Hang mußte befriedigt werden.

Und ſo wären wir denn in unſerer Entwickelungsgeſchichte am Ziel des erſten Stadiums angekommen, welches ich durch den Ausdruck: **Periode der jugendlichen Naturpoeſie** im Allgemeinen zu bezeichnen ſuchte, um daſſelbe hierdurch mit der gereiften **Kunſtpoeſie** des dritten Zeitraumes in Kontraſt zu ſetzen [1]. In dieſem ganzen Zeitabſchnitt waltet, ſich noch ſelbſt überlaſſen und noch nicht mit ſich einig, eine ſpekulativ-ſittliche Dichterkraft, welche erſt in der folgenden Periode ſich wiſſenſchaftlich verſtehen lernte, um in der dritten im hohen Grade kunſtgerecht zu verfahren. Wie Schiller's originelle Natur organiſirt war, wie ſie ſtrebte und kämpfte, was ſie hervorbrachte und welchen Weg ſie einſchlug, ehe ſie jetzt bei dem unabweisbaren Bedürfniß einer höhern Selbſtverſtändigung anlangte, habe ich bisher anſchaulich zu machen geſucht.

---

[1] „Naturpoeſie“ iſt hier nur im Gegenſatz der „Kunſtpoeſie“ genommen. Jede dieſer beiden Gattungen iſt wieder Realpoeſie (Naturpoeſie im engern und gegenſtändlichen Sinne) oder Idealpoeſie. Jene Eintheilung trifft die Form, dieſe den Inhalt. Nach einer dritten Bedeutung iſt Naturpoeſie ſo viel, als Landſchaftsdichtung.

Ich ſchließe dieſen Abſchnitt mit einer meines Wiſſens bisher noch nicht gemachten, wichtigen allgemeinen Bemerkung, welche dazu dienen möchte, die bisherigen Schauſpiele Schiller's unter einen gemeinſchaftlichen Geſichtspunkt zu bringen, und namentlich den Don Karlos in ein noch helleres Licht zu ſtellen. Wenn das Prinzip der Tragödie im Allgemeinen einverſtandener Maßen die menſchliche Freiheit, die Selbſtſtändigkeit des Geiſtes iſt, welche im Kampf mit einer feindlichen Macht obſiegt, während der Menſch ſeiner ſinnlichen Exiſtenz nach unterliegt; ſo fragt es ſich, welches denn dieſe feindliche Macht ſei? Denn nach dem Feinde, welcher bekämpft wird, nimmt die Tragödie ſelbſt eine verſchiedenartige Geſtalt an.

Bei den Griechen iſt dieſe Macht das Schickſal, das Verhängniß, d. h. die mit religiöſem Sinn aufgefaßte Naturnothwendigkeit. Der tragiſche Held iſt hierdurch an die Grenzen der Menſchheit geſtellt, und die ganze Tragödie hat eine Richtung zum Ueberſinnlichen. Das Chriſtenthum und die moderne Kultur haben an die Stelle des Schickſals den Glauben an die Vorſehung geſetzt. Und es möchte keiner Kunſt gelingen, jene Idee, welche ſich auf eine ganz andere Betrachtungsweiſe der Dinge gründet, in dem veränderten Weltbewußtſein der neuern Menſchheit wieder zu beleben. Das Schickſal iſt mit der Kultur, aus welcher es ſein Leben ſog, zu Grabe gegangen. Mit der göttlichen Vorſehung aber wird kein Dichter ſeinen Helden in Kampf bringen wollen. So wäre uns Neuern die ganze erhabene Tragödie verloren, wenn wir nicht eine andere, uns eigenthümliche Idee beſäßen, welche die Schickſalsidee der Alten vertreten kann.

Der Blick der Griechen, aus deren Händen wir das Drama erhalten haben, war auf einen kleinen Fleck der Erde beſchränkt, und es lag keine große Vorzeit vor ihren Augen, in welche ſie ihre Bildung hätten verfolgen können. Es war ihnen alles, was ſie von ihrer Geſchichte vorfanden, einzeln, partiell, augenblicklich, und ſie wußten den großen Zuſammenhang jenſeit aller natürlichen Dinge ſuchen. Wir dagegen kennen eine ſolche nothwendige Verknüpfung ſchon innerhalb des natürlichen menſchlichen Lebens, und beſitzen in derſelben eine Macht, die groß, ja ungeheuer genug iſt, daß der tragiſche Dichter ſeinen Helden mit ihr in einen würdigen Kampf ſtellen kann. Uns Neuern gehören die univerſellen Ideen der Menſchheit, der Weltgeſchichte, der Entwickelung der Menſchheit von den früheſten Zeiten des menſchlichen Geſchlechtes an bis auf den heutigen Tag. Iſt nun von irgend einer Fortbildung des menſchlichen Geiſtes die Rede, ſo kann dieſe nur mit Bekämpfung der bisherigen Formen, der habituell gewordenen Zuſtände der Geſellſchaft beginnen. Denn jede Stufe der Kultur, welche dem Menſchen gewohnheitsmäßig und daher lieb geworden iſt, läßt er ſich ſchwer entreißen, und er meint, in ſeinen heiligſten Rechten gekränkt und ſeiner höchſten Güter verluſtig zu werden, wenn er aus der heimiſchen Stelle, die er bisher einnahm, in eine fremde geſtoßen werden ſoll. Dieß iſt der Kampf, welcher ſich bei jeglicher Entwickelung des menſchlichen Geiſtes zu allen Zeiten immer wiederholte: der Kampf des Alten und Neuen, des Gewohnheitsmäßigen und Geiſtigen, der Kultur und Natur, des Realen und Idealen. Und wenn nun der moderne Dichter ſeinen Helden im Dienſte irgend einer Idee, gleichviel ob einer wahren oder einer irrigen, auf dieſem Schauplatze auftreten läßt, führt er ihn dann nicht einem Feinde entgegen, welcher beinahe eben ſo furchtbar iſt, als das Schickſal der Alten? Der tragiſche Held tritt dann gegen eine ganze Welt auf, denn auch das Einzelne, vielleicht Geringfügige, gegen welches er ankämpft, ſteht ja in Verbindung und Zuſammenhang mit dem Ganzen, eine Form wird von der andern getragen, alles Gegenwärtige greift in einander, und die ganze Gegenwart ſelbſt iſt nur ein nothwendiges Reſultat der Vergangenheit. Hier iſt überall Einheit, Nothwendigkeit und Zuſammenhang, gleichſam ein Erdenſchickſal des Menſchengeſchlechtes. Dieſe reale Natur ſelbſt geht ihren nothwendigen Gang, ſie iſt die Schützerin des bisher Entſtandenen, und was ſich im Leben der Menſchen geltend gemacht hat, haftet um ſo feſter, je länger es beſtand. Wer dagegen auftritt, verlezt die natürliche Ordnung der Dinge, für welche Tauſende ſich in den Streit zu begeben bereit ſind.

Wenn ein Menſch dem andern unterliegt, ſo iſt dieß eine geringfügige Naturbegebenheit. Stellt er ſich aber dem Herkommen, der Gewohnheit, den ererbten, zur Natur, zum Geſez gewordenen Gebräuchen ſeines Volkes, ſeines Jahrhunderts entgegen, und überſchüttet und begräbt ihn der allgewaltige Zeitenſtrom, ſo iſt dieß ein hocherhabener Anblick! Ein ſolches Schauſpiel eröffnet uns den Blick in eine höhere Ordnung der Dinge, denn nach dem natürlichen Weltlauf wiederholt ſich in jeder Zeit nur die frühere, und es muß immer ein Wunder geſchehen und eine ideale Ordnung muß ſich mächtig erweiſen, wenn ſich etwas Neues zutragen, wenn der Gang der Dinge eine andere Richtung einſchlagen ſoll. Sogar Unternehmungen, welche wir von ihrer ſittlichen Seite ganz verwerfen müſſen, können in der Kunſtdarſtellung des äſthetiſchen Eindrucks gewiß ſein, wenn dieſe uns eine Kraft vergegenwärtigt, die nicht von der natürlichen Ordnung der Dinge abgeleitet werden kann.

Das ſcheint mir nun der weſentliche Unterſchied des alten und neuen Trauerſpiels zu ſein, daß das alte den Menſchen im Kampfe mit dem Schickſal, das neue im Kampfe mit den Einrichtungen und Formen der menſchlichen Geſellſchaft und dadurch mit Menſchen darſtellt. Der ſchroffe Gegenſatz zwiſchen idealer Natur und erſtarrter Kultur, war dem leichtbeweglichen, veränderlichen Hellenenleben unbekannt: die Kultur war von der Natur noch nicht ſo ſehr abgeirrt, und die Lebenseinrichtungen waren durch die Gewohnheit, durch ihr Anſehen und ihr Alter nicht ſo ſanktionirt, als bei uns, während der helleniſche Geiſt zu einem raſtloſen Streben durch wiſſenſchaftliche Bildung ſich minder getrieben fand. Während wir daher den tragiſchen Gegenſatz in die menſchliche Geſellſchaft ſelbſt verlegen, indem jezt in dem Bildungsgang der Gattung und des Individuums Das als im Zwieſpalt begriffen auftritt, was bei den Hellenen vereinigt und noch nicht getrennt war, haben die Alten das zuſammengefaßte Menſchliche der Naturnothwendigkeit und der Körperwelt entgegengeſetzt, und ſich dieſe religiös als das Schickſal gedacht. Die materielle Natur war ihnen eine um ſo imposantere Macht, je weniger dieſelbe damals noch durch den menſchlichen Verſtand unterjocht war, während ihnen die Nothwendigkeit in dem Fortgange menſchlicher Dinge bei ihrem beſchränkten hiſtoriſchen Geſichtskreis kaum zum Bewußtſein gekommen war.

Unſere Tragödie iſt auf den Kreis des Menſchlichen beſchränkt, während das antike, Menſchen und Götter beherrſchende Schickſal die Bruſt mit heiligem Schauer erfüllt. Unſere Tragödie ruht mit Einer Säule auf dem natürlichen äußern Zuſammenhang der Dinge, während die alte mit beiden Enden, mit der ewigen Menſchenſelbſtſtändigkeit und mit dem ewigen Schickſal, in den Himmel reicht. Unſere Tragödie ſtellt mehr handelnde und ſtrebende, die alte mehr duldende Menſchen dar, weßwegen jene mehr einen epiſchen, dieſe mehr einen lyriſchen Charakter hat. Die Menſchen der alten Tragödie erſcheinen uns groß und bewunderungswürdig in den Lagen, in welche ſie durch eine fremde Macht geführt werden; die der neuern in den Verhältniſſen, in die ſie freiwillig ſelbſt treten oder die ſie ſich zugezogen haben. Der große neuere Tragiker muß daher ein kulturhiſtoriſches, weltgeſchichtliches Bewußtſein, der alte mußte einen religiöſen Sinn haben.

Die Richtigkeit dieſer Beſtimmungen ließe ſich hiſtoriſch nachweiſen. Die Shakſpear'ſchen Stücke ſind ganz auf dieſen rein menſchlichen Boden geſtellt und enthüllen uns nicht das Göttliche als eine äußere Macht, ſondern nur das Göttliche in der Menſchenbruſt. Nur was der Menſch thut oder leidet, und nicht die Macht, die er bekämpft oder welcher er unterliegt, eröffnet uns die Ausſicht in unendliche ideale Fernen. Alles begibt ſich auf natürlichem und menſchlichem Boden. Dieſes ſo ganz natürlich gehaltene Menſchenleben iſt dann dem Kampfe einer ſich aus der Roheit hervorthuenden, gährenden Bildung hingegeben, und bewegt ſich zwiſchen den Gegenſätzen von Königsmacht und Vaſallenanmaßung, von ſich befeindenden Dynaſtien und zwiſchen andern mit einander in Streit begriffenen ſocialen Zuſtänden und Einrichtungen. In Göthe's Götz, Egmont, Taſſo liegt ſchon enthüllter und ſelbſtbewußter überall das Tragiſche in dem Gegenſatz des Menſchen mit beſtimmten Zuſtänden der Geſellſchaft. Aber in Schiller ſcheint mir das eigenthümliche Moment der neuern Tragödie am glänzendſten und vollſten hervorgetreten zu ſein. Er iſt offenbar auch in dieſer Hinſicht unter den modernen Dichtern der modernſte. Die Räuber, Fiesko, Kabale und Liebe und Don Karlos ſind eben ſo viele Zeugen für meine Theorie, und erſt mit dem Wallenſtein betrat er den Weg der Alten, von welchem er aber ſpäter wieder umlenkte. Schiller brachte die Weltgeſchichte ſelbſt mit ihren höchſten Intereſſen und Beſtrebungen auf das Theater. Er hatte den tiefen, immer auf das Allgemeine, auf das Ganze der Menſchheit gerichteten univerſalhiſtoriſchen Blick, ſo daß er auch einen geringfügigen Gegenſtand unter jenen höchſten weltbeherrſchenden Gegenſatz bringen konnte. Es war ganz gegen ſeine Natur, irgend ein Objekt als etwas Partikulares, Untergeordnetes, Zufälliges aufzufaſſen, ſondern weil jene hiſtoriſche Antitheſe zwiſchen Geiſtesfreiheit und Lebensmechanismus, oder wie man dieſen Zwieſpalt noch ſonſt nennen will, in ſeiner eigenen Lebensanſicht ſo hervorſtechend war, und weil ſeine Dichtung nur einen von ſeinem eigenthümlichen Geiſte durchdrungenen und befruchteten Stoff darſtellte, ſo konnte er den Weltgang aus ſeinem eigenen Buſen und Leben ſchöpfen. So z. B. iſt in Kabale und Liebe jener ungeheure Gegenſatz in den kleinſten Rahmen gefaßt. Das Stück iſt nicht, was man ein bürgerliches Schauſpiel nennt, ſondern vergegenwärtigt uns in dem Konflikt der geſunden Natur mit den Standesvorurtheilen und dem Hofleben ſymboliſch das Schickſal der ganzen Menſchenwelt. In Familienverhältniſſe iſt der Gehalt der Menſchengeſchichte gelegt.

Da in der Tragödie nur die Idee ſiegt, aber gemeinhin die Perſon unterliegt, wie iſt in den bisherigen Dramen Schiller's jener Sieg anſchaulich gemacht? Entweder dadurch, daß, wie in den Räubern und in Kabale und Liebe, die Nemeſis die Vertreter des Schlechten mit untergehen läßt; oder daß, wie in dem Fiesko, nur die Untreue an der Idee dem Helden Verderben bringt; oder daß endlich, wie in Don Karlos, die ideale Welt in einer ſolchen Herrlichkeit und die reale in ihrer ganzen Erbärmlichkeit ſo einleuchtend dargeſtellt wird, daß jene durch den Untergang ihrer Vertreter nichts verliert und dieſe durch den temporellen Sieg ihrer Anhänger nichts gewinnen kann. Poſa, Don Karlos und die Königin retten ihren ganzen Werth in eine andere Ordnung der Dinge; ihre Gegner erhalten ſich doch nichts anderes, als ihre Verwerflichkeit und ihr Elend.

In dieſen Dramen iſt daher vom Schickſal beinahe gar nicht die Rede, und ſie ſind deſſen ungeachtet hoch tragiſch, denn der Dichter hat aus dem Geiſt der neuern Zeiten und der Vorſtellungsart der neuern Menſchen eine Rieſenmacht auf die Bühne beſchworen, welche nicht minder furchtbar iſt, als das alte Verhängniß. Beinahe allein in den Räubern kommt der Begriff und Ausdruck des Schickſals einigemal vor. „Das hat euch wohl niemals geträumt, ſagt der Hauptmann zu ſeiner Bande (Akt 4 gegen das Ende), daß ihr der Arm höherer Majeſtäten ſeid. Der verworrene Knäuel des Schickſals iſt aufgelöſ't! Heute, heute hat eine unſichtbare Macht unſer Handwerk geadelt. Betet an vor dem, der euch dieſes erhabene Loos geſprochen“ u. ſ. w. Die göttliche Allmacht gebraucht darnach die Böſen, um Frevler zu ſtrafen, und um Rache zu üben — ein Irrthum, von welchem Karl Moor am Ende des Dramas zurückkommt. Die Schiller'ſchen Charaktere ſind ſich ihrer Freiheit allzuſehr bewußt, als daß das Schickſal in das Syſtem ihrer Ueberzeugungen und Handlungen eindringen könnte. Sie ſind autonomiſch, die ſelbſtſtändigen Urheber ihrer Thaten. Nicht das Schickſal, ſondern der Zufall, die Intrigue, die Leidenſchaften, Liebe, Pflicht, Unbeſonnenheit, Mißverſtändniſſe, Uebereilung, lauter natürliche, rein menſchliche Motive führen die Kataſtrophe herbei; nur der ganz begreifliche irdiſche Zuſammenhang der Dinge erdrückt die Menſchen bei Schiller, wie bei Shakſpeare. Das Schickſalmäßige fehlt in der durchgenommenen dramatiſchen Tetras ganz und gar. Wenn, um nur ein ſchlagendes Beiſpiel zu geben, Poſa aus Ueberklugheit und Irrthum ſich und ſeinen Freund in das Verderben zieht, ſo würde die alte Tragödie dieß als eine vom Schickſal verhängte Verblendung, als eine Ate, aufgefaßt und behandelt haben.

Dieſe neuere Art behauptet im Gegenſatz der antiken Tragödie ihre beſtimmten, zum Theil eigenthümlichen Vorzüge. Sie ruft mehr die Begeiſterung, als die Demuth im Zuſchauer auf, indem ſie alles Gewicht auf die menſchliche Freiheit legt. In der neuern Tragödie allein iſt ein Stück denkbar, in welchem der kämpfende Held ſiegend davon geht, während er in der alten immer unterliegen muß; das Pathos liegt dann in den Leiden des Kampfes, nicht in den Leiden des Untergangs. Namentlich ſcheint die affirmativ gehaltene Weiſe, welcher Don Karlos angehört, ſehr ergiebig zu ſein, denn ſie könnte in der Geſchichte aller Völker und Zeiten würdige Stoffe finden und ſich reich und vielgeſtaltig ausprägen. Um Beiſpiele aus der alten Geſchichte anzuführen, ein Diäus und Kritolaus, ein Syphax mit der edlen Sophonisbe, ein Viriathus, der Gallier Julius Sabinus mit ſeiner hohen Gattin im Kampf mit der römiſchen Weltherrſchaft, die Gracchen, Sertorius, Helvidius Priscus und andere im Kampf gegen den Ariſtokratismus und Despotismus ſind an ſich tragiſche Gegenſtände. Das Buch der alten Geſchichte liefert hundert ähnliche Stoffe, von denen gewiß viele einer dramatiſchen Behandlung fähig wären. Roms Untergang durch das Schwert der Barbaren iſt ſelbſt eine Tragödie. Warum ſollte ſich dieſe Weltbegebenheit nicht in ein kleineres Bild faſſen laſſen! Oder werfen wir einen Blick in das Mittelalter, welche mannigfache und gewaltige Gegenſätze in dem Heidenthum und Chriſtenthum, in dem Römerweſen und Germanismus, in der Hierarchie und dem Kaiſerthum, in der rechtgläubigen Kirche und den Ketzergemeinden, in dem Königthum und dem Fürſtentrotz, in dem Adel und dem Bürgerſtand — welche weltbeherrſchende Gegenſätze bieten ſich in allen dieſen großen Geſellſchaftsformen für unſere moderne Tragödie dar! Aber nur dasjenige poetiſche Genie könnte unſer deutſches Mittelalter wieder aus dem Grabe hervorrufen, und daſſelbe unſerm Bewußtſein innigſt und ewig verbinden, welchem zugleich ein freier, kühner philoſophiſcher Univerſalblick zu Theil geworden wäre, ſo daß ſeine lebendigen Zeitgemälde uns immer das

Höchſte ſymboliſch zum Bewußtſein brächten, um was es ſich handelt in der Entwickelung der Menſchheit.

Wenn das Alte und Neue ſich ſtreitend gegenüberſtehen, ſo kann der Tragiker ſeinen Helden auch für das Alte auftreten laſſen, wenn dieſes am Sinken und das Neue ſchon übermächtig geworden iſt. So war es ein lang gehegter Plan Schiller's[1], Julian den Apoſtaten dramatiſch zu bearbeiten.

Man hat in Don Karlos die kosmopolitiſchen Ideen getadelt; aber man kann in dieſer Hinſicht dem jugendlichen Dichter nur den, freilich entſcheidend wichtigen Vorwurf machen, daß er für dieſe Ideen Parthei genommen, wodurch ſein Werk rhetoriſch wurde, und daß er ſich ſelbſt in ſein Drama hineingedichtet, ſtatt frei, groß und ruhig über ſeinem welthiſtoriſchen Stoffe zu ſchweben und ihn rein äſthetiſch zu behandeln. Die Wahl des Stoffes ſelbſt, ſo wie dieſe ganze Art wird vor der ſtrengſten Kritik beſtehen, ja dieſe ganze Gattung, im weiteſten Umfang genommen, wird ſich nach unſern Andeutungen als die einzig rechtmäßige Tragödie der neuern Zeit nachweiſen laſſen. Don Karlos ſcheint aber auf der Spitze dieſes modernen Dramas zu ſtehen. Warum, könnte man aus der Seele des Dichters Denen zurufen, welchen das Stück nur deßwegen nicht recht iſt, weil ihnen ſein Stoff nicht zuſagt, warum ſollten die Breter, „die die Welt bedeuten", allein den hocherhabenen Kampf für die wichtigſte Angelegenheit unſeres Geſchlechtes, für religiöſe und bürgerliche Freiheit, nicht aufnehmen können? Ein prophetiſcher Heros, welcher ſich mit ſeinem Freunde vereinigt, um eine neue, auf Freiheit und Vernunftideen gegründete Ordnung der Dinge herbeizuführen und das Menſchengeſchlecht für alle Folgezeit zu veredeln und zu beglücken, und welcher in dieſem Unternehmen untergeht, iſt ein für die tragiſche Muſe höchſt würdiger Gegenſtand. Denn ſollte nicht ein handelnder Held einem bloß duldenden vorzuziehen, ſollte nicht ein großartiges Thun erhabener ſein, als ein muthiges Ertragen? Und wenn ein thätiger Held, den die Menſchenliebe treibt, mehr Werth hat, als der, welcher in ſein Privatintereſſe verſtrickt iſt — wer könnte mit

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Göthe. B. 4. S. 10

Poſa verglichen werden, „deſſen Herz der ganzen Menſchheit ſchlägt, deſſen Neigung die Welt iſt, mit allen kommenden Geſchlechtern?“ Wenn es wahr iſt, was unſer Dichter ſagt: „Nur der große Gegenſtand vermag den tiefen Grund der Menſchheit aufzuregen“ — welche Tragödie vermöchte einen tiefern Eindruck auf den Zuhörer zu machen, als dieſe, welche in Philipp und ſeinem Hofe die alte Zeit mit ihrem traurigen Despotismus, in Poſa und ſeinen Freunden das neue Jahrhundert mit ſeinen großen Tugenden ſich aufopfernder Liebe und Freundſchaft einander gegenüberſtellt, und das Edle dem Schlechten zur irdiſchen Beute werden läßt? Manche Gemüther freilich mag es mehr anziehen, wenn die überirdiſchen Geheimniſſe und räthſelhaften Myſterien des menſchlichen Lebens mit in die dramatiſche Dichtung gezogen werden. Aber der, deſſen ſittliches Intereſſe die religiöſe Kontemplation überwiegt, wird dem thatkräftigen Helden, den allgemeine Menſchenwohlfahrt begeiſtert, vor jedem andern Menſchen den Vorzug geben, welcher er grübelnd und duldend immer nur mit ſich ſelbſt zu thun hat und nur durch die Nothwendigkeit bisweilen in Handlung geſetzt wird.

In dieſer Weiſe könnte man die Grundideen des Don Karlos in Schutz nehmen, und wir werden deſſen mangelhafte Kunſtform umſo leichter überſehen oder ertragen, je mehr wir unſere Aufmerkſamkeit auf den bedeutenden Inhalt der Tragödie richten. Wenn irgend ein Schriftſteller, hat der Dichter das Recht, von uns zu fordern, daß wir, wo möglich, ſeine Weltanſicht ungekränkt gelten laſſen. Wir dürfen entzückt ſein, wenn uns im Dichter unſere eigenen Ueberzeugungen begegnen, aber wir müſſen uns beſcheiden, wenn er anders denken und fühlen ſollte, als wir.

Schiller's

Leben, Geiſtesentwickelung und Werke

im Zuſammenhang.

Von

Dr. Karl Hoffmeiſter.

Zweiter Theil.

Stuttgart 1838.
P. Balz'ſche Buchhandlung

Inhaltsanzeige des zweiten Theils.

Periode der wiſſenſchaftlichen Selbſtverſtändigung.

Seite

Erſtes Kapitel. Philoſophiſches Intereſſe und Geſchichte. Erſte hiſtoriſche Arbeiten. Der Verbrecher aus verlorener Ehre . . 3

Zweites Kapitel. Der Geiſterſeher 18

Drittes Kapitel. Die philoſophiſchen Briefe und das philoſophiſche Geſpräch im Geiſterſeher 35

Viertes Kapitel. Leidenſchaftliche Liebe in Dresden und Aufbruch nach Weimar. Theilnahme an Wieland's Deutſchem Merkur 51

Fünftes Kapitel. Lebensverhältniſſe zu Weimar. Die von Lengefeld'ſche Familie. Aufenthalt bei Rudolſtadt. Neigung zu Charlotte von Lengefeld. Bekanntſchaft mit den Griechen 63

Sechstes Kapitel. Die Götter Griechenlands und die Künſtler. Die Briefe über Don Karlos. Ueberſetzungen aus dem Euripides 81

Siebentes Kapitel. Gemüthsbildung durch Liebe und Freundſchaft. Rückkehr nach Weimar. Ruf als Profeſſor nach Jena . 109

Achtes Kapitel. Geſchichte des Abfalls der vereinigten Niederlande nebſt einigen Beilagen 122

Neuntes Kapitel. Profeſſur und Lebensverhältniſſe in Jena. Liebe und Verlobung. Beſuch in Rudolſtadt. Leiden der Liebe. Der Koadjutor von Dalberg. Wilhelm von Humboldt. Verheirathung 136

Seite

Zehntes Kapitel. Hiſtoriſche Arbeiten in Jena. Antrittsrede. Abhandlungen über die erſte Menſchengeſellſchaft, über die Sendung Moſes' und über die Geſetzgebung des Lykurgus und Solon 155

Elftes Kapitel. Memoiren. Charakteriſtik der urſprünglich für die Memoiren geſchriebenen hiſtoriſchen Darſtellungen. Vorrede zur Geſchichte des Malteſerordens nach Vertot . . 167

Zwölftes Kapitel. Geſchichte des dreißigjährigen Kriegs. Die Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Marſchalls Vieilleville 181

Dreizehntes Kapitel. Schiller als Geſchichtſchreiber 199

Vierzehntes Kapitel. Häusliches und geſellſchaftliches Leben. Charakterzüge. Achtung und Auszeichnung in der Nähe und Ferne 225

Fünfzehntes Kapitel. Metriſche Ueberſetzung aus Virgil's Aeneide. Poetiſche Pläne. Schwanken und Mißtrauen. Idee des Wallenſtein 239

Sechszehntes Kapitel. Uebergang von der Geſchichte zur Philoſophie. Philoſophiſche Freunde. Reinhold. Vorträge über Aeſthetik. Krankheitsanfall. Studium Kant's. Brief an Fiſchenich 250

Siebenzehntes Kapitel. Körperliches Leiden. Beſuch des Karlsbades. Baggeſen. Todesfeier zu Hellebek. Jahrgehalt durch den Prinzen von Auguſtenburg und den Grafen von Schimmelmann. Reiſe nach der Heimath. Plan der Horen 267

Achtzehntes Kapitel. Die Beurtheilungen von Goethe's Egmont und von Bürger's und Matthiſſon's Gedichten 292

Neunzehntes Kapitel. Die Aufſätze: Ueber den Grund des Vergnügens an tragiſchen Gegenſtänden, und: Ueber die tragiſche Kunſt. — Die Abhandlung: Ueber Anmuth und Würde 303

Zwanzigſtes Kapitel. Die Aufſätze: Vom Erhabenen (Ueber das Pathetiſche) und: Zerſtreute Betrachtungen über verſchiedene äſthetiſche Gegenſtände. — Nachlaſſen des politiſchen Intereſſes. Allgemeiner Ueberblick 325

Zurückführung der nach Schiller's Werken in Einem Bande citirten Stellen auf die Oktavausgabe in zwölf Bänden [1].

Zweiter Theil.

S. 6, Note 2 (Oktavausg. B. 10, S. 98).
S. 21, Note 1 (Oktavausg. B. 10, S. 147 und S. 228 f.).
S. 29, Note 1 (Oktavausg. B. 10, S. [illegible] f.).
S. 30, Note 1 (Oktavausg. B. 10, S. [illegible]).
S. 32, Note 2 (Oktavausg. B. 10, S. [illegible] f. und S. 255 f.).
S. 34, Note 1 (Oktavausg. B. 12, S. 494).
S. 38, Note 1 (Oktavausg. B. 10, S. 345)
S. 41, Note 1 (Ebendaselbst).
S. 44, Note 2 (Oktavausg. B. 10, S. 221).
S. 44, Note 3 (Oktavausg. B. 10, S. [illegible] und S. 421).
S. 54, Note 1 (Oktavausg. B. 10, S. 274).
S. 73, Note 2 (Oktavausg. B. 1, S. 139).
S. 78, Note 1 (Oktavausg. B. 12, S. 227).
S. 82, Note 2 (Oktavausg. B. 12, S. 410).
S. 87, Note 1 (Oktavausg. B. 10, S. 316).
S. 103, Note 1 (Oktavausg. B. 10, S. 408).
S. 104, Note 1 (Oktavausg. B. 12, S. 225).

---

[1] Die folgenden Citate sind in anderer Schrift nach beiden Ausgaben angegeben.

Schiller's

zweiter Lebensabſchnitt,

oder

Periode der wiſſenſchaftlichen Selbſtverſtändigung.

Von Don Karlos — 1786 — bis zu den Horen — 1794.

Erſtes Kapitel.

Philoſophiſches Intereſſe und Geſchichte. Erſte hiſtoriſche Arbeiten.
„Der Verbrecher aus verlorener Ehre.“

Mit Don Karlos war ein poetiſcher Cyklus durchlaufen. Schiller hatte in der eingeſchlagenen Richtung die höchſte Aufgabe, wenn nicht vollkommen befriedigend, doch glänzend und ruhmvoll gelöſ't, und ſeinem ſittlich-poetiſchen Trieb Genüge gethan. Nach den Bedingungen ſeiner damaligen Bildung vermochte er ſeine Weltanſicht nicht höher zu entwickeln und klarer zu deuten, als es im Don Karlos geſchehen war. Sein poetiſcher Genius verſtummte in ſeiner Bruſt, nachdem derſelbe das Herrlichſte, was ſie umſchloß, zu Tage gefördert. So mußte Don Karlos das letzte Wort Schiller's auf dem Standpunkt werden, den er bisher einnahm, und er fühlte ſich jetzt ſeiner Dichtkunſt um ſo mehr entfremdet, da ſchon längſt, noch in der letzten Zeit ſeines Aufenthaltes in Mannheim, ſein lebendiges Intereſſe am Theater in ihm erloſchen war.

Aber was andere Dichter erſt in ihrem Alter erlebten, ſollte Schiller ſchon in ſeiner Jugend an ſich erfahren, daß, wenn die poetiſche Begeiſterung nachläßt, ſich ein wiſſenſchaftliches Intereſſe einſtellt. Dieſes letztere war, wie wir aus der früheren Darſtellung wiſſen [1], in Schiller unter der beſtimmtern Geſtalt des philoſophiſchen Intereſſes von Anfang an vorhanden, es war ein Bedürfniß ſeines Geiſtes und mit ſeiner poetiſchen Thätigkeit auf's innigſte verbunden, bis es ſich im Verlauf eines hart bedrängten Lebens von ihr trennte, ſich ihr entgegenſetzte, und beſonders gegen das Ende des zurückgelegten Zeitraumes hemmend und ſtörend auf ſie einwirkte [2]. Als nun die poetiſche Flamme in ihm erloſch, iſt es ein Wunder, daß dieſes zweite Schiller'ſche Geiſteselement ſich der Herrſchaft bemächtigte und ſeine zweite Lebensperiode beſtimmte, indem hierdurch das Innere nur äußerlich zur Erſcheinung kam? Ja, man kann mit Recht ſagen, daß eben dieſer immer mächtiger werdende Drang des Denkens eine Urſache war, warum Schiller jetzt geraume Zeit aufhörte, ein Dichter zu ſein.

Aber auch das äußere Leben machte ſeine Rechte unabweisbar geltend und verlangte, dringender als je, die Abtragung der lange vorenthaltenen Schuld. Als die melodiſche Stimme der Muſe verſtummte, konnten die rauhen Mißklänge der Welt nicht länger mehr ungehört und unbeachtet bleiben. Jetzt alſo, nach den herbſten Erfahrungen, war Schiller's goldner Traum verflogen, auf die Ausübung ſeines Dichtertalentes ſeine äußere Exiſtenz zu gründen; ja eben dieſe gründlich eingeſchärfte Einſicht, daß das in Deutſchland unmöglich ſei, hatte ihm ſeine Muſe verleidet und ihn zu dem Entſchluß beſtimmen helfen, ſein Lebensglück ſeinem eben ſo ausgezeichneten intellektuellen Talente anzuvertrauen, und durch Aneignung einer Brodwiſſenſchaft ſich eine ehrenvolle Stellung in der Geſellſchaft zu verſchaffen [3].

Welches aber dieſe Berufswiſſenſchaft ſein ſollte, darüber war er lange immer von Neuem mit ſich uneins. Dem Manne wird, weil er vergleichen kann und die Schwierigkeiten überſieht, die Wahl eines Amtes nicht ſo leicht, als dem Jüngling, welcher ſich nur durch ſeine Phantaſie und ſeine dunkle Neigung beſtimmen läßt, ſo daß er gemeinhin ſchon gewählt hat, ehe er ſich noch entſcheiden kann. Unſer Dichter hätte ſich eigentlich in ſeiner engen, kleinlichen Zeit für gar kein Lebensgeſchäft beſtimmen mögen, wenn er ſich ſelbſt getreu blieb, und ſo ſchwankte er um ſo mehr, je weniger ſein Herz mitſprach. Es war eine auf jeden Fall bittere Wahl, welche ihm ſeine äußeren Verhältniſſe aufzwangen. Von dem Plane, die Rechte zu ſtudiren, ſcheinen ihn ſeine Freunde bald abgebracht zu haben. Aber die Arzneikunſt wieder hervorzuholen, das lag ihm näher und ſchien ihm beſſer zu ſein. Die Medizin hatte er ja — und zwar mit Neigung, wie er ſich jetzt ſagte — ehemals ſtudirt und ſelbſt ausgeübt, er war nur durch ein Mißgeſchick von ihr getrennt worden. Was hinderte ihn jetzt, wieder zu ihr zurückzukehren?

---

[1] Siehe Th. 1, S. 41 f.

[2] Ebendaſ. S. 244 und S. 311.

[3] Ebendaſ. S. [illegible].

Und doch fand er bei näherer Erwägung mehr Schwierigkeiten, als er anfangs geahnet hatte. Seinem in weiten idealen Feldern ſchwärmenden Geiſte kam die Arzneikunſt enge und geringfügig vor; es war von ſeinen frühern Studien wenig in ihm zurückgeblieben, er mußte das Meiſte von Neuem lernen; und ſeit ſeiner Flucht von Stuttgart hatte ſich ſeine eigenthümliche Geiſtesnatur ſo beſtimmt in ihm ausgebildet und hervorgeſtellt, daß ihn jetzt vielleicht am allerwenigſten jene aufgedrungene Jugendbeſchäftigung befriedigen mochte. Er hatte eine ganz entſchiedene Richtung zum Geiſtigen genommen, und die materielle Welt lag außerhalb ſeines Intereſſes und ſeiner Betrachtung. Je mehr ein Menſch ſich im Reiche des Geiſtes bewegt und anbaut, deſto mehr verliert er den Sinn für das Körperliche, und das ſcheint der Hauptunterſchied der Talente zu ſein, daß der eine Theil der Menſchen ſich mehr zu geiſtigen Gegenſtänden hinneigt, der andere mehr Luſt und Geſchick hat, körperliche Dinge zu betrachten und zu behandeln. Bei Schiller vereinigte ſich alles, ihn aus der materiellen Welt zu verdrängen und in das Gebiet des Geiſtigen emporzuheben; er betrachtete, wie Göthe, das Materielle nur im Lichte des Geiſtigen. Schon früher in der Karlsſchule ſchien ihm von allen medizinischen Studien die Philoſophie der Phyſiologie am intereſſanteſten, und er hatte es ja ſich zur eigenen Aufgabe gemacht, dem Zuſammenhang des Leibes mit dem Geiſte nachzuſpüren. Nur wo die

Medizin an die Philoſophie und an das Geiſtige grenzte, alſo nur da, wo ſie aufhörte, Medizin zu ſein, vermochte ſie ſeine Aufmerkſamkeit zu feſſeln. Ohne jene Beziehung lag das Materielle außerhalb der eigenthümlichen Gedankenbewegung Schiller's. Das Sittliche, das Pſychiſche, das Menſchliche in ſeinen Tiefen und Aeußerungen nahm ſein ganzes Intereſſe, ſein Denken und Dichten ausſchließlich in Anſpruch. „Neugefundene Räder in dem unbegreiflichen Uhrwerk der menſchlichen Seele," ſagt er ſelbſt [1], „einzelne geiſtige Phänomene, die ſich in irgend eine merkwürdige Verbeſſerung oder Verſchlimmerung auflöſen, ſind mir, ich geſteh' es, wichtiger, als die todten Schätze im Kabinet des Antikenſammlers oder ein neu entdeckter Nachbar des Saturnus, dem doch der glückliche Finder ſeinen Namen ſogleich in die Ewigkeit aufladet." Und in einem andern Aufſatze aus der damaligen Zeit [2] äußert er ſich: „Man hat das Erdreich des Veſuv unterſucht, ſich die Entſtehung ſeines Brandes zu erklären; warum ſchenkt man einer moraliſchen Erſcheinung weniger Aufmerkſamkeit, als einer phyſiſchen?"

Bei dieſer ausſchließlichen Vorliebe für das Geiſtige mußte ihm bei ernſter Selbſtbeſinnung die Medizin als etwas ſeiner Natur durchaus Heterogenes erſcheinen. Er mußte von ihr abſehen; oder ſich ſelbſt aufgeben. Es iſt für den Mann erniedrigend, wenn er einen bedeutenden Theil ſeines Lebens einem Geſchäfte widmen muß, welchem ſeine ganze Seele widerſtrebt. So hätte unſer Schiller vielleicht gar keine Brodwiſſenſchaft für ſich gefunden — wie denn in unſerm Staatsleben bei der unendlich getheilten und bis ins Kleinſte ſtreng geregelten Arbeit jeder andere leicht ſeine Stelle findet, nur häufig der gewaltige Genius nicht, wenn er zugleich ein Mann von Charakter iſt — wenn ſich ihm nicht endlich das Geſchichtsſtudium als ein Weg zu einer ſorgenfreien Zukunft angeboten hätte.

Die Geſchichte hatte ihn ſchon in der Karlsſchule aus ſeinem Plutarch angeſprochen, und mit ihr war er ſeither

[1] In der Ankündigung der Rheiniſchen Thalia. 1784.

[2] In dem Verbrecher aus verlorener Ehre. Schiller's Werke in [illegible] Bd., S. 71[illegible] 2 [illegible]

durch ſeine Vorſtudien zu dem Fiesko und Don Karlos in Verbindung geblieben. Wenn er die Geſchichte zu ſeinem Lebensberufe machte, ſo trat er nicht aus der Sphäre des Menſchlichen, in welcher er ſich allein mit eigenem Genüge bewegen konnte, und er betrat eine Lebenslaufbahn, welche ſich an ſeine bisherigen dramatiſchen Arbeiten anſchloß. Der wahre Hiſtoriograph und der wahre Tragiker ſind Blutsverwandte; ſie theilen ſich in dieſelbe Weltanſchauung. Studirte Schiller die Geſchichte, ſo konnte er hoffen, in derſelben einſt ein akademiſches Lehramt, und dadurch eine freie und ſelbſtſtändige Stellung zu erhalten. Aber auch ſchon jetzt konnte er durch Ueberſetzungen oder eigene hiſtoriſche Darſtellungen ſeiner Exiſtenz zu Hülfe kommen und zugleich ſich mit der Feder nach und nach die gehörigen Kenntniſſe für ſein neues Fach und einen Ruf als Hiſtoriker erwerben. Ein lang fortgeſetztes Studiren für einen fern liegenden Zweck hatte wenig Anziehendes und Erfreuliches: er hoffte ſolche langwierige Studien dadurch zu umgehen, daß er ſich ſchreibend mit manchen Zeiträumen und Völkern der Univerſalgeſchichte näher bekannt machte. So blieb er ganz in ſeiner bisherigen ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit.

Aber die Geſchichte hatte auch ein inneres Intereſſe; ſie orientirte ihn in der äußern Menſchenwelt, die kennen zu lernen er ſich jetzt gedrungen fühlte. Er ſetzte ſich durch dieſes Studium in ein wiſſenſchaftliches Verhältniß zu der Welt. Es gibt ein Alter, in welchem man dem Drang, die äußern Dinge näher an ſich heranzuziehen, nicht mehr ausweichen kann. Schiller war in dieſes Alter gekommen. Die Verſtändigung mit uns ſelbſt hängt großentheils von der Verſtändigung mit der Außenwelt ab. Was ihm die äußere Erfahrung bisher verſagt hatte, ſollte ihm von nun an die Wiſſenſchaft gewähren. Wer die Geſchichte nicht kennt, ſagt ein Alter, bleibt zeitlebens ein Kind.

Die erſte hiſtoriſche Arbeit, mit der ſich Schiller beſchäftigte, ſcheint eine Ueberſetzung der Geſchichte von Amerika von Robertſon geweſen zu ſein. Die zweite Ausgabe dieſes Buches, die uns vorliegt, erſchien 1801 in der Weidmannſchen Buchhandlung in Leipzig, in zwei ſtarken Bänden, unter

un-
richtig!

dem Titel: Wilhelm Robertſon's Geſchichte von Amerika, aus dem Engliſchen überſetzt von Joh. Friedrich Schiller. Der Ueberſetzer hat ſeinem Werke aus ſich gar nichts beigefügt, weder in den Anmerkungen, noch in einer Vorrede, ſo daß es ſich aus der Ueberſetzung ſelbſt ſchwer entnehmen läßt, wie viel Antheil Schiller an derſelben hatte. Es könnte leicht ſein, daß ſie nur unter ſeiner Aufſicht und Leitung veranſtaltet wurde, und daß er ihr ſeinen Namen lieh, um ihr einen guten Abſatz zu verſchaffen. Wenigſtens vermißt man in dieſer Ueberſetzung Schiller's ausgearbeiteten und ſchwungvollen Stil, ſo daß er auf jeden Fall dieſer Arbeit nicht ſowohl ſein Talent, als nur ſeinen Fleiß gewidmet zu haben ſcheint. Sie ward ihm vielleicht vornehmlich ein Mittel zur Abtragung ſeiner Mannheimer Schulden und zur Verbeſſerung ſeiner äußern Lage überhaupt. Doch müſſen hierüber, ehe ſich etwas Beſtimmtes ſagen läßt, ſo wie über Schiller's ganzes Leben in Leipzig und in Dresden noch beſtimmtere Nachrichten abgewartet werden. Wir würden in dieſem dunkeln Zeitraum uns in großer Verlegenheit befinden, wenn nicht unſer Hauptaugenmerk auf eine Analyſe der Werke Schiller's gerichtet wäre und auf eine Darſtellung ſeiner Geiſtesentwickelung, welche hauptſächlich aus ſeinen Werken geſchöpft werden muß. Wenigſtens ſind wir befugt, die letzteren beiden Momente da ganz in den Vordergrund zu ſtellen, wo wir uns in jenem erſtern Gebiete verlaſſen ſehen, ſo wie umgekehrt in der erſten Lebensperiode Schiller's ſeine äußeren Verhältniſſe der Natur der Sache nach überwiegend ſein mußten. Das Leben des Denkers und Dichters zieht ſich mehr und mehr in ſich ſelbſt zurück. Er war der äußern Dinge und der Menſchen herzlich müde, ſobald er ſie einmal erfahren und erkannt hatte; ſchon längſt war er bemüht geweſen, ſich von beiden möglichſt loszumachen.

Mehr iſt uns von dem Plane bekannt, den er im Beginn ſeiner hiſtoriſchen Laufbahn mit Andern faßte, die Geſchichte der merkwürdigſten Rebellionen und Verſchwörungen aus der mittlern und neuern Zeit herauszugeben. Merkwürdig iſt uns ſchon die Wahl gerade dieſes hiſtoriſchen Vorwurfes, und wir ſehen Schiller als Hiſtoriker da beginnen, wo er auch als Dramatiker mit ſeinen Räubern begonnen hatte, ja wir werden ihn in dieſer ganzen Periode daſſelbe Thema hiſtoriſch behandeln ſehen, welches er in der vorigen dramatiſch abgeſchloſſen hatte. Es erſchien aber von dieſer Sammlung nur der erſte Band, und zwar erſt im Jahr 1788, als Schiller ſchon in Weimar lebte.[1] In dieſem Band werden uns drei revolutionäre Unternehmungen erzählt: Die Revolution in Rom durch Nikolaus Rienzi, im Jahr 1347; die Verſchwörung des Marquis von Bedemar gegen die Republik Venedig, im Jahr 1618; und die Verſchwörung der Pazzi wider die Medici zu Florenz, im Jahr 1478. Die Erzählung der Verſchwörung des Marquis von Bedemar gegen die Republik Venedig iſt von Schiller. In einer Nachricht, welche dieſen Geſchichten voranſteht, meldet uns der Herausgeber, daß zu dieſem Bande noch die Verſchwörung des Fiesko gegen Genua beſtimmt geweſen ſei, welche aber, ſo wie die Vorrede zu dieſer Sammlung, wegen Mangel des Raumes, für den zweiten Band verſpart werden müſſe. Dieſer zweite Band iſt aber nicht erſchienen.

Die Verſchwörung des Bedemar gegen Venedig iſt, wie Schiller in jener Nachricht ſelbſt ſagt, beinahe wörtlich aus St. Real überſetzt, „weil der Leſer bei jeder andern Behandlung dieſes Gegenſtandes zu viel verloren haben würde." Der Marquis von Bedemar war vom Jahr 1607 bis 1618 Botſchafter des Königs Philipp III. von Spanien bei der Republik Venedig. Nach der romantiſchen Hiſtoriographie des St. Real wäre er einer der außerordentlichſten Menſchen ſeiner Zeit und einer der gewandteſten und kühnſten Staatsmänner Spaniens geweſen. Dieſer unternehmende Geiſt, erzählt uns St. Real ſehr ausführlich, habe mit dem ihm befreundeten ſpaniſchen Statthalter zu Mailand, Don Pedro de Toledo, und mit dem ſpaniſchen Vicekönig zu Neapel, dem

---

[1] Der vollſtändige Titel iſt: Geſchichte der merkwürdigſten Rebellionen und Verſchwörungen aus den mittlern und neuern Zeiten. Bearbeitet von verſchiedenen Verfaſſern, geſammelt und herausgegeben von Friedrich Schiller. Leipzig 1788. Bd. 1.

Herzog von Oſſuna, im Jahr 1617 und 1618 eine Verſchwörung eingeleitet, welche nichts Geringeres bezweckte, als ſich Venedigs zu bemächtigen und dieſe Republik der Herrſchaft der Spanier zu unterwerfen. Die künſtliche Anlage, der Fortgang und das Fehlſchlagen dieſer Verſchwörung, deren Mittelpunkt Bedemar geweſen ſein ſoll, wird nicht unintereſſant erzählt, ohne daß doch der Verfaſſer ſein angebliches Vorbild, Salluſt im Katilina, nur von Ferne erreicht hätte; und Schiller's Ueberſetzung iſt ſo gut, daß man ſie leicht für eine ſelbſtſtändige Arbeit halten könnte, ſo wenig fühlt man ihr ein fremdes Original an. Aber man ſtößt auf ſo vieles Unwahrſcheinliche und Seltſame in dieſer Geſchichte, wohin z. B. gehört, daß die thätige Polizei der mißtrauiſchen Republik von den großen Vorkehrungen zu ihrem Verderben keine Nachrichten erhielt, und daß alle Zufälle ſich ſo ſehr zu Gunſten der Plane des Bedemar fügten, ſo daß man beim erſten Blicke ſchon der Erzählung keinen hiſtoriſchen Charakter zuſchreiben kann; und auf der andern Seite kann ſie auch die Anforderungen nicht erfüllen, die man an einen hiſtoriſchen Roman macht. Um ſo willkommener ſind uns die aus den Akten der venetianiſchen Staatsinquiſition und den Berichten des franzöſiſchen Geſandten gezogenen authentiſchen Nachrichten des Grafen Daru über dieſen Vorfall [1]. Darnach tritt alles in ein anderes Licht und nimmt eine ganz veränderte Geſtalt an. Der Vicekönig von Neapel, der Herzog von Oſſuna, hatte die Abſicht, ſich von Spanien unabhängig zu machen, er zog Venedig, dem eine Verminderung der Habsburg'ſchen Macht höchſt erwünſcht ſein mußte, in das Geheimniß, und ließ nun unter dem Mitwiſſen der venetianiſchen Regierung in deren Gebiete Truppen werben, und andere Vorkehrungen treffen, durch Agenten, die ſich ſelbſt in der Täuſchung befanden, daß ſie gegen Venedig gebraucht werden ſollten. Bedemar ſelbſt gehörte unter die Anzahl dieſer Werkzeuge des Ehrgeizes des Oſſuna, und ſpielte alſo in der ganzen Angelegenheit eine ſehr unbedeutende Rolle. Wie hätte er auch ohne Genehmigung ſeines Hofes ſich an die

---

[1] Histoire de la république de Venise, par P. Daru, Livre XXXI

Spitze einer ſolchen Unternehmung ſtellen können? Als aber zufällige Umſtände den Herzog von Oſſuna verhinderten, ſeinen Plan auszuführen, da ergriffen die Zehner und der Senat die Entdeckung der ihnen längſt bekannten Verſchwörung durch einige Theilnehmer, um das ganze Geheimniß und ihre eigene Theilnahme an demſelben den Augen der Welt zu entrücken und ſich von der Schuld zu reinigen. Ohne Auswahl, ohne Prozeß, ohne Zeugen, ja ohne Verhör wurden die getäuſchten Werkzeuge des Verraths erwürgt, erhängt, erſäuft, erſchoſſen, in der größten Eile und Verborgenheit, die Angeber ſowohl als die Theilnehmer der Verſchwörung, Schuldige und Unſchuldige, viele Hunderte an der Zahl. Daß der Marquis Bedemar um die angebliche Verſchwörung gewußt, wurde ignorirt, und der Geſandte verließ neunzehn Tage nachher die Stadt, um durch einen andern erſetzt zu werden. Venedig erfuhr die Exiſtenz einer Verſchwörung, als ſie durch Ströme Blutes ſchon unterdrückt war. Einige Zeit ſpäter ſah man den Dogen, von dem ganzen Adel begleitet, nach der Markuskirche gehen, um daſelbſt der Vorſehung für die Errettung des Staates ſeinen öffentlichen Dank zu bringen. Von jeher hat man ja die größten Verruchtheiten durch eine anſtändige Andacht zu ſühnen gewußt, und die Frömmigkeit iſt beinahe mehr zum Schlechten, als zum Guten gebraucht worden.

Wegen dieſer Unbedeutendheit des Originals hat auch die Bearbeitung der St. Real'ſchen Schrift durch Schiller wenig Werth mehr. Es war keine günſtige Fügung, welche unſern angehenden Hiſtoriker zu einem Mann führte, der nicht geeignet war, ſeinen Sinn für gründliche Geſchichtsforſchung zu ſchärfen. Auf einen reichhaltigern Stoff führten ihn aber die Vorarbeiten, welche zu ſeinem Don Karlos nöthig geweſen waren, nämlich auf den Abfall der Niederlande von Philipp dem Zweiten, und er fing an, zur hiſtoriſchen Darſtellung dieſer großen Begebenheit, mit welcher er eigentlich ſeine hiſtoriſche Laufbahn zu eröffnen gedachte, noch in Dresden Materialien zu ſammeln. Wegen der Verwandtſchaft dieſer Arbeit mit dem Don Karlos und weil ſie ſogleich nach Beendigung dieſes begonnen wurde, kann man zum Voraus vermuthen, daß ſie ganz nach den politiſchen Anſichten und Gefühlen des Don Karlos und in poetiſchem Gewande, mit dichteriſcher Begeiſterung geſchrieben werden mußte. Die Muſe der Trogödie gab ihm den Stoff und den Ton an zu ſeinem erſten Geſchichtswerke.

Aber mehr noch, als dieſe hiſtoriſchen Arbeiten nahm den fleißigen Schriftſteller die Fortſetzung ſeiner Zeitſchrift in Anſpruch, welche ſeit Schiller's Abreiſe von Mannheim Göſchen in Leipzig in Verlag genommen hatte. Die Rheiniſche Thalia, welche jetzt aber dieſes Beiwort verlor, wurde ebenfalls mit hiſtoriſchen Beiträgen ausgeſtattet. Er ließ in das zweite Heft des erſten Bandes die Ueberſetzung einer hiſtoriſchen Abhandlung über Philipp den Zweiten, von Mercier, einrücken, vorzüglich zur Erläuterung ſeiner nachfolgenden Scenen aus dem Don Karlos. Es iſt ein im Ganzen rhetoriſch gehaltenes Charaktergemälde Philipps des Zweiten, welches aber doch durch manche individuelle Züge aus deſſen Leben beſtimmter gezeichnet iſt. „Der Erzbiſchof von Toledo," wird z. B. erzählt, „hinterließ, als er ſtarb, eine Million Thaler für die frommen Legate. Dieſe Million eignete ſich Philipp zu, indem er durch einige Doktoren ohne Pfründen entſcheiden ließ: Er ſelbſt, als Vater der Armen, ſei der Erbe dieſes Prälaten." Uebrigens hat Schiller ſpäter durch ſeine Bewältigung des Stoffes, durch die Tieſe und den Reichthum ſeiner Ideen und Gefühle, ſo wie durch die Pracht ſeiner Diktion alle dieſe Muſter, an denen er ſich zu bilden ſuchte, ſehr ſchnell und bei weitem übertroffen [1].

Können dieſe Nachbildungen als Vorarbeiten und Verſtudien Schiller's zu ſeinen eigenen Geſchichtswerken begriffen werden, ſo wollen wir einige andere Darſtellungen dieſer Zeit Zwiſchenarbeiten nennen, weil ſie die bisherigen poetiſchen Werke und die folgenden hiſtoriſchen mit einander vermitteln, und den Dichter zum Geſchichtſchreiber gleichſam unvermerkt hinüberführten. Ich meine beſonders den Verbrecher aus verlorener Ehre und den Geiſterſeher, von welchen hier füglich am beſten eine nähere Auskunft zu geben ſein möchte. Wie oben nachahmend, ſo bereitete er ſich hier durch eigene kleine Verſuche auf ſeine Geſchichtsdarſtellung vor.

---

[1] Der Leſer findet jetzt dieſen Aufſatz von Mercier über Philipp II., ſo wie St. Real's Verſchwörung des Bedemar gegen Venedig, in Döring's Nachleſe zu Schiller's Werken.

Die erſte dieſer hiſtoriſchen Vorübungen iſt der Verbrecher aus verlorener Ehre. Der Verfaſſer verdankte den Stoff zu dieſer, durch ihren pſychologiſchen Pragmatismus ſo wie durch ihren vortrefflichen Stil muſterhaften, Erzählung ſeinem Freunde und Lehrer Abel. Dieſer hatte ihm auf ſeiner Durchreiſe durch Mannheim die Geſchichte des ſchwäbiſchen Sonnenwirthes erzählt, mit deren auf Aktenſtücke ſich gründende Bearbeitung er gerade damals beſchäftigt war, wie dieſe denn ſpäter in Abel's Sammlung kleiner pſychologiſcher Schriften wirklich erſchienen iſt. Schiller fühlte ſich von dieſem Gegenſtande ſo angezogen, daß er ihn ſelbſt zu Papier brachte und ihn in das zweite Heft ſeiner Thalia vom Jahr 1786 unter dem Titel: Verbrecher aus Infamie, eine wahre Geſchichte, einrücken ließ. Dieſe Erzählung iſt aber wohl erſt dann geſchrieben, als ſich Schiller ſchon dem Fache der Geſchichte gewidmet hatte, alſo in Leipzig oder Dresden, kurz vor ihrer Veröffentlichung; denn in der Einleitung gibt er zu erkennen, wie nach ſeiner Anſicht die Geſchichte geſchrieben werden müſſe, eine Frage, deren Beantwortung jetzt erſt und nicht früher ein Intereſſe für ihn haben konnte. Auf jeden Fall iſt das nicht richtig, daß dieſe Begebenheit ſchon wenige Wochen nachher, nachdem ſie ihm von Abel erzählt worden war, in der Rheiniſchen Thalia erſchienen ſei, denn Abel beſuchte unſern Schiller in Mannheim ſchon in der Mitte Novembers 1783[1].

In der Thalia fängt die Einleitung zur Geſchichte des Sonnenwirths mit folgendem, nachher unterdrückten Abſchnitt an: „Die Heilkunſt und Diätetik, wenn die Aerzte aufrichtig ſein wollen, haben ihre beſten Entdeckungen und heilſamſten Vorſchriften vor Kranken- und Sterbebetten geſammelt. Leichenöffnungen. Hoſpitäler und Narrenhäuſer haben das hellſte Licht in der Phyſiologie angezündet. Die Seelenlehre, die

---

[1] Siehe Th. 1, S. 220.

Moral, die geſetzgebende Gewalt ſollten billig dieſem Beiſpiel folgen, und ähnlicher Weiſe aus Gefängniſſen, Gerichtshöfen und Kriminalakten — den Sektionsberichten des Laſters — ſich Belehrungen holen.“ So liegt ihm dann das Anziehende der Erzählung in dem Gedanken, „daß in der ganzen Geſchichte des Menſchen kein Kapitel unterrichtender ſei für Herz und Geiſt, als die Annalen ſeiner Verirrungen.“

Aber es ſind Verirrungen, welche ihre Quelle mehr im Geſellſchaftszuſtand, als in der Gemüthsverfaſſung des Unglücklichen haben, und ſo trifft die tragiſche Laufbahn des Räubers Wolf mit dem Schickſale des Räubers Moor zuſammen. Müßiggang und Leichtſinn machen ihn zum Wilddieb, er büßt durch dieſen verzeihlichen Fehltritt ſein Vermögen ein, kommt ins Zuchthaus, auf die Feſtung, und verliert mit der ihm gewaltſam entriſſenen Ehre alles Gute, er wird ein Mörder, ein Räuber, und fleht endlich, zur ſittlichen Beſinnung gekommen und in der Zuverſicht, noch ein rechtſchaffener Mann werden zu können, ſeinen Landesherrn umſonſt um Gnade an. „Damals auf dem Gipfel ſeiner Verſchlimmerung war er dem Guten näher, als er vielleicht vor ſeinem erſten Fehltritt geweſen war.“ Denn es war, fügen wir bei, mehr Kraft in ihm; Schiller maß nämlich damals die ſittliche Güte nach dem Grade der Kraft des Menſchen ab. „Die Zeitrechnung meiner Verbrechen“, ſagt der Räuber, „fängt mit dem Urtheilsſpruch an, der mich auf immer um meine Ehre brachte.“

So ſtellt ſich uns in dieſem Verirrten ein bedauernswürdiges Opfer der Geſetze und der Juſtiz dar, welche an dieſem Beiſpiele lernen ſollen, menſchlich zu ſein. Aus einem konventionellen Vergehen entwickelte die Härte der Geſetze die größten Verbrechen, und den Leichtſinnigen, welcher der Gerechtigkeitspflege überantwortet worden war, entließ ſie als den größten Taugenichts.

Dieſe allmählige, durch bürgerliche Verhältniſſe aufgedrungene Verſchlechterung und die Rückkehr der Geſinnung zur Tugend, „als das Laſter ſeinen Unterricht vollendet hatte,“ iſt mit einer außerordentlichen Kunſt entwickelt und vor unſere Augen gemalt. Alle Handlungen werden von Gedanken und

Geſinnungen, — und dieſe werden von Gemüthszuſtänden abgeleitet, die ſich in der Wechſelwirkung der Seele des Menſchen mit ſeinen äußern Verhältniſſen nothwendig ergeben mußten. Hier iſt überall Naturzuſammenhang, und es fehlt kein Glied in der Kette. Die pſychologiſche Novelle erregt in dem Leſer, wie eine Tragödie, nicht nur Mitleid, ſondern auch Furcht: er fühlt, daß er in der Lage dieſes Unglücklichen nicht beſſer hätte ſein können, als dieſer. Der Erzähler reißt uns, was er beabſichtigt, aus unſerer ſtolzen Sicherheit. Der Menſch iſt ſo gut und ſo ſchlecht, ſagen wir uns, als ſeine äußere Lage es iſt; unſere äußere Lage iſt unſer aller Schickſal. Wir ſehen in der Geſchichte eines Individuums das allgemeine Loos des Menſchen abgezeichnet. Dabei iſt die Geſchichte des Verbrechers aus verlorener Ehre auch hinſichtlich des Stils ſo ausgezeichnet, daß man ſie immer mit neuem Intereſſe lieſ't. Die Sprache iſt höchſt einfach, klar und natürlich, und von der frühern Manier der ſo häufig wiederkehrenden, läſtigen Gedankenſtriche und von gekünſtelten Antitheſen findet ſich keine Spur. Man ſieht es an allem, der Dichter bewegte ſich in einem reinern, freiern Elemente. Einzelne Parthien ſind beſonders gelungen, z. B. die Seelenſchilderung, als der Wildſchütze im Begriff iſt, ſeine Flinte gegen ſeinen böſen Dämon, gegen den Jäger Robert, anzulegen. Wenn wir bei dieſem Lobe eine Einzelnheit tadeln dürften, ſo wäre es der Umſtand, daß der unanſehnliche, kränkliche Sonnenwirth, der ſich damals in dem Gaunerhandwerk doch noch nicht hervorgethan hatte, von den Räubern ſogleich bei ſeinem erſten Erſcheinen in der Felſenſchlucht mit einem einſtimmigen Ja! zu ihrem Anführer erwählt wurde. Daß er ihnen als guter Wildſchütze bekannt war, mußte ſie doch noch daran zweifeln laſſen, ob er fähig wäre, ihr Hauptmann zu ſein.

Dieſen Vorzug hat Schiller's moraliſche Schreibweiſe, daß er eine Geſchichte, ein Gedicht immer unter Einen höchſten, allgemein menſchlichen Geſichtspunkt bringt, von Einer umfaſſenden Idee beherrſcht werden läßt, während gewöhnliche moraliſirende Schriftſteller an Alles anknüpfen und uns beinahe ſo viele beſondere Lehren mitgeben, als ſie Sätze ausſprechen. Hier wird das ſittliche Intereſſe zerſplittert und ermüdet, dort durch ſeine einheitliche Beziehung zuſammengefaßt und verſtärkt. Bei Schiller iſt immer alles nach Einer Wahrheit hingearbeitet, welche durch alle Thatſachen hindurch ſcheint, wie die Sonne in jeder Welle des Stromes leuchtet.

Wir reihen an dieſe Räubergeſchichte eine ähnliche kleine Erzählung: „Spiel des Schickſals; ein Bruchſtück aus einer wahren Geſchichte.“ Obgleich dieſe Anekdote ſpäter geſchrieben iſt[1], ſo können wir ſie doch als eine Uebergangsarbeit zur Hiſtoriographie mit aufführen. Eine vermittelnde Thätigkeit liegt nicht immer genau in der mittlern Zeit zweier Perioden. Der Geiſt gefällt ſich bisweilen, in einen frühern, wohlbekannten Weg ſpielend von einem ernſtern Geſchäft abzulenken und ſich augenblicklich auf einer zurückgelegten Stufe der Bildung zu ergötzen. Das, was ſeiner Natur nach einer frühern Zeit angehört, verändert ſeine Stelle nicht, wenn es auch ſpäter erſt wieder aufgenommen wird oder ſelbſt erſt an den Tag tritt.

Der Held dieſer tragiſchen Geſchichte, Aloyſius von G..., iſt eigentlich nicht ein Spiel des Schickſals, ſondern der Fürſtengunſt. Sein Fürſt webt ihm ſein Lebensloos; und Hofglück, Ungnade, Einkerkerung und endliche Erlöſung, beides ohne gerichtliche Unterſuchung und förmliche Losſprechung, Emporſteigen in fremdem Kriegsdienſte, und endlich eine ſcheinbare, kalte Ausſöhnung mit dem Fürſten, ſind die Fäden dieſes Gewebes. Die Schwere des Schickſals veredelt den Menſchen, der Druck der Willkühr und Ungerechtigkeit läßt ihn, im beſten und ſeltenen Fall, ſo wie er war: Aloyſius von G... war am Ziele ſeines langen Lebens eben ſo hart, launiſch und jähzornig, als beim Beginne ſeiner Laufbahn. Die Tyrannei ſcheint nicht zur Oekonomie der Vorſehung zu gehören, denn während ſie die phyſiſche Wohlfahrt des Menſchen unſicher macht oder zertrümmert, hilft ſie ſeiner moraliſchen Wohlfahrt nicht auf. Wie Schiller zum Furchtbaren und Entſetzlichen hinneigte, ſo ſchildert er auch hier den Sturz und das Elend des Günſtlings rührender und ergreifender, als ſeine

---

[1] Zuerſt gedruckt im Deutſchen Merkur vom Jahr 1789. Erſt. Vierteljahr, S. 32 f.

Darſtellung von deſſen Glück ausführlich und glänzend iſt. Ob vielleicht dem Gemälde der Leiden des Unglücklichen „in der ſcheußlichen Grube unter der Erde“ das Schickſal des Dichters Schubart vorſchwebte? — Schiller hatte Schubart's Anzeige einer Sammlung ſeiner Gedichte in ſeine Thalia aufgenommen, und dadurch noch ſeinen Antheil und ſeine Achtung zu erkennen gegeben.

Zweites Kapitel.

„Der Geiſterſeher.“

Wenn die ſich auf wirkliche Vorfälle gründenden Skizzen, welche wir im vorhergehenden Kapitel erörtert haben, zu größern hiſtoriſchen Darſtellungen hinführten, ſo bereitete ſich unſer Schriftſteller auf ſeine beginnende Hiſtoriographie auch durch einen Roman vor, indem er dem natürlichen Bildungsgang der Völker folgte, bei denen die Hiſtorie ebenfalls aus dem Epos hervorging. Denn der Roman iſt das Epos der neuern Zeit. Es war der Geiſterſeher; das erſte und leider! auch das letzte Werk dieſer Gattung, welches Schiller geſchrieben hat. Der Roman, welcher außer der poetiſchen Geſtaltung noch ſo Vieles erfordert oder zuläßt, einen reifen Verſtand, eine freie Weltanſicht, philoſophiſches Räſonnement, ſittliche Tendenzen, wäre für Schiller's Geiſt, welcher ſo verſchiedenartige, gleich ſtark hervortretende Kräfte vereinigte, ſo daß ihn nie der Mangel, ſondern nur der Ueberfluß der Talente und Intereſſen verhinderte, manchem ſeiner Werke die höchſte Vollendung zu geben, wie gemacht geweſen, wenn Schiller's hoher Geiſtesflug in dieſem niedrigern Bezirk lange hätte weilen können. Sein Sinn war entweder auf die höchſte

Schönheit gerichtet, wie ſie ihm nur aus den reinen Dichtungsgattungen entgegenglänzte, oder wenn er auf dieſe verzichten mußte, konnte er nur durch die Wahrheit ſchadlos gehalten werden, die er aus den Händen der Geſchichte und der Philoſophie zu empfangen hoffte.

Der Geiſterſeher erſchien, mit Ausnahme des letzten Briefes und der auf denſelben folgenden aphoriſtiſchen Nachrichten, in einzelnen Stücken zuerſt in der Thalia vom vierten bis achten Heft, und wurde in den Jahren 1786 bis 1789 in Dresden und in Weimar geſchrieben. Ungeachtet dieſer langhingezogene und vielfach unterbrochene Gegenſtand Schillern allmählig ferner treten mußte, ſo daß er endlich ſein Herz nur noch flach berührte[1], ſo würde der Verfaſſer die mit ſo vielem Beifall aufgenommene Erzählung wahrſcheinlich doch noch bis zu ihrem Ende ausgeführt haben, wenn er damals durch einen Ruf als Profeſſor der Geſchichte nach Jena nicht in eine ganz andere Thätigkeit geführt worden wäre. Mit dem neunten Briefe des Barons von F*** ſollte nach der urſprünglichen Anlage der erſte Band des Geiſterſehers endigen; ſtatt des ganzen zweiten Bandes gab nun der Verfaſſer, um den Gang der Geſchichte und ihr Ziel doch wenigſtens anzudeuten und den Roman der Idee nach abzuſchließen, den zehnten Brief mit einigen Schlußnachrichten des Grafen von O***. Das für den zweiten Band beſtimmte Fragment, „der Abſchied", welches in dem achten Hefte der Thalia erſchienen war, ward nun in den erſten Band aufgenommen und macht jetzt den ſiebenten Brief des Barons von F*** aus. Unter dieſer Geſtalt erſchien der Geiſterſeher in Leipzig 1789.

Wie im Verbrecher aus verlorener Ehre ſittliche, ſo werden hier vornehmlich religiöſe Verirrungen vorſtellig gemacht. Ausdrücklich nennt auch Schiller dieſe Begebenheit durch den Mund des ſie erzählenden Grafen von O*** in dem einleitenden Vorworte „einen Beitrag zur Geſchichte des Betrugs und der Verirrungen der menſchlichen Seele."

Um den Geiſterſeher richtig zu würdigen, müſſen wir deſſen Bezüge in das innere Leben Schiller's hinein verfolgen.

---

[1] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Th. 1, S. 321.

Wir haben ſchon in der erſten Abtheilung unſerer Schrift die Bemerkung gemacht, daß Schiller ſeit ſeinem Aufenthalt in Leipzig, als er die letzten Scenen des Don Karlos und die Freigeiſterei aus Leidenſchaft dichtete [1], ſich das Religiöſe zum Gegenſtande ſeiner Poeſie machte, wobei er ſich bald in einen ähnlichen Widerſtreit mit den poſitiven Religionsanſichten und kirchlichen Einrichtungen geſetzt fühlte, wie früher auf politiſchem Felde. Wie kam es aber, daß er die religiöſen Zweifel, welche wir ſchon in ſeiner früheſten Jugend in ihm erwachen ſahen [2], jetzt nach ſo vielen Jahren wieder aufnahm? Die Beantwortung dieſer Frage iſt leicht. Damals, noch vor der Dichtung ſeiner Räuber, wurden zugleich religiöſe, ſittliche und politiſche Bedenken in ihm rege. Die Eigenthümlichkeit ſeiner Natur und das Schickſal ſeines Lebens entwickelten und ſchärften dieſe letztern Zweifel, die politiſchen, am früheſten, und er ſprach ſie aus in ſeinen drei erſten Dramen und löſ'te ſie ſich in ſeinem letzten, im Don Karlos, mit welchem ſeine politiſche Entwickelungsgeſchichte in ihren Grundzügen abgeſchloſſen war. Jetzt ſtellten ſich nothwendig die bisher nur zurückgedrängten ſittlichreligiöſen Fragen in ſeinem Geiſte wieder hervor.

Der Prinz, den uns der Roman vorführt, hat daher nach ſeinem Bildungsgang und Charakter manche Aehnlichkeit mit Schiller ſelbſt. Der fünfunddreißigjährige Mann lebt in Venedig (welchen Schauplatz der Verfaſſer vielleicht gewählt hatte, da er mit dieſer Stadt und ihrer Umgegend noch vor Kurzem durch ſeine Bearbeitung der Verſchwörung des Bedemar bekannt geworden war) ganz eingezogen; tiefer Ernſt und eine ſchwärmeriſche Melancholie herrſchen in ſeiner Gemüthsart; in ſeine eigene Phantaſienwelt verſchloſſen, iſt er ſehr oft ein Fremdling in der wirklichen Welt — und weil er wohl weiß, wie ſchlecht er beobachtet, ſo verbietet er ſich jedes eigene Urtheil und übertreibt die Gerechtigkeit gegen Fremdes; dabei iſt er unerſchrocken und zuverläſſig, ſobald er einmal überzeugt iſt; die geräuſchloſe Ruhe eines unabhängigen

---

[1] Siehe Theil 1, S. 296 f.

[2] Siehe Theil 1, S. 42 f.

Privatlebens begränzt alle ſeine Wünſche. Seine Erziehung war vernachläſſigt worden; er war proteſtantiſch, wie ſeine ganze Familie; aber die Religionsbegriffe, in denen er war aufgezogen worden, waren roh und ſinnlich. „Eine bigotte, knechtiſche Erziehung hatte eine Furcht in ihm begründet, die Fundamente ſeines Glaubens einer Unterſuchung zu unterwerfen, und überdieß war die religiöſe Melancholie eine Erbkrankheit in ſeiner Familie. Alle Lebhaftigkeit des Knaben war in einem dumpfen Geiſteszwang erſtickt worden.“ — „Dieſe ſchwarze nächtliche Geſtalt hatte die ganze Jugendzeit unſeres Prinzen; ſelbſt aus ſeinen Spielen war die Freude verbannt. Alle ſeine Vorſtellungen von Religion hatten etwas Fürchterliches an ſich, und eben das Grauenhafte und Derbe war es, was ſich ſeiner Einbildungskraft zuerſt bemächtigte und ſich auch am längſten darin erhielt. Sein Gott war ein Schreckbild, ein ſtrafendes Weſen; ſeine Gottesverehrung knechtiſches Zittern oder blinde, alle Kraft und Kühnheit erſtickende Ergebung. Allen ſeinen kindiſchen und jugendlichen Neigungen, denen ein kräftiger Körper und eine blühende Geſundheit um ſo kraftvollere Exploſionen gab, ſtund die Religion im Wege; mit allem, woran ſein jugendliches Herz ſich hing, lag ſie im Streite; er lernte ſie nie als eine Wohlthat, nur als eine Geißel ſeiner Leidenſchaften kennen“[1].

Wem vergegenwärtigt dieſes Gemälde nicht Schiller's eigenen, in frühen Lebensjahren erduldeten Religionszwang und jene Erziehung, in welcher er auch den ſpaniſchen Infanten aufwachſen läßt? Aber während ſich Schiller ſchon als Jüngling frei machte, lebte unſer Prinz bis in ſein Mannesalter mit ſcheuer Ehrerbietung in dem ererbten Glauben und den dumpfen Eindrücken ſeiner Kinderjahre hin. Frühe Kriegsdienſte ließen ſeinen Geiſt nicht zur Reife kommen, keine Leiden und Unfälle führten ihn von dem gewohnten Weg ſeines Denkens und Empfindens ab und kräftigten ihn zum Widerſtande gegen die Meinungen, welche ihn beherrſchten. Seine Geſellſchafter waren mit ihm Eines Glaubens.

---

[1] Der Geiſterſeher in Schiller's Werken in E. B., S. 726 und S. 744. 2.

Er las zwar viel, aber ohne Wahl, und ſo vermehrten alle Kenntniſſe, die er ſchöpfte, nur das verworrene Chaos ſeiner Begriffe, weil dieſe auf keinen feſten Grund gebaut waren. Die Erfahrungen, die er hätte machen können, zerfloßen in der Verdüſterung ſeines Geiſtes, und weil er vorherrſchend mit ſich ſelbſt beſchäftigt war, trugen die äußeren Dinge wenig zu ſeiner Aufklärung und Bildung bei. Seine pietiſtiſche Schweſter Charlotte, die Gemahlin eines regierenden Fürſten, welche der geringen Apanage des geliebten Bruders mit ihren Erſparniſſen zu Hülfe kam, beſtärkte ihn in ſeiner myſtiſchen Richtung.

Wie bildeten ſich dieſe Religionsanſichten weiter aus, ſei es zum Beſſern oder Schlechtern? Der philoſophiſche Dichter mußte ſeinen Helden aus der bisherigen Periode der Autorität in eine Periode der Mündigkeit hinüberführen, und mit dieſer beginnt der Roman. Jede eigene, ſelbſtſtändige Entwickelung hebt mit der Befreiung an; denn ſo lange wir uns durch übertragene Lehren und Anſichten blindlings beſtimmen laſſen, wiederholt ſich in uns nur ein fremder Bildungszuſtand, deſſen Behälter und Inſtrumente wir ſind.

Unſerm Prinzen aber fehlten beinahe alle Bedingungen, dieſe Geiſtesbefreiung durch ſich ſelbſt zu Stande zu bringen. Eine im Geheimen wirkende Geſellſchaft, welche ſich ſeiner für ihre eigennützigen Zwecke bemächtigen will, ſucht ihn durch die künſtlichſten Anſtalten und ausgeſuchteſten Berückungen an ſeinem lutheriſchen Glaubensſyſtem irre zu machen und ihn zugleich aus ſeiner einfachen und zurückgezogenen Lebensweiſe heraus in Sinnentaumel und in die größten Verwirrungen zu ziehen, indem ſie vorausſieht, daß er die Kraft nicht haben werde, ſich das Gebäude ſeiner ſittlich-religiöſen Ueberzeugungen auf eigenem Grunde wieder herzuſtellen. So reicht dieſe Geſellſchaft endlich dem mit allen ſeinen Verhältniſſen zerfallenen, mit ſeinen Verwandten überworfenen, von Gewiſſensbiſſen beunruhigten Manne, der die innere Sicherheit eingebüßt hat und keinen neuen Halt finden kann, mitleidig die heuchleriſche Freundeshand dar, und den Verlorenen nimmt — die alleinſeligmachende Kirche in ihre weiten Arme auf. Bis dahin gebracht, konnte er ſich endlich als ein fanatiſches Werkzeug ſeines neuen Glaubens auch „bethören laſſen, durch ein Verbrechen den Thron zu beſteigen“, was aber in der unvollendeten Geſchichte nicht weiter ausgeführt iſt.

Betrachten wir nun dieſe Verführungsgeſchichte mehr im Einzelnen! Sie iſt zugleich eine Verirrungsgeſchichte der Seele des Prinzen, und hat eben hierdurch ein tieferes Intereſſe. Durch welche innere Zuſtände der Prinz hindurchgehen mußte, bis er zu jenem Aeußerſten gelangte, das zu ſchildern, war eigentlich Schiller's Aufgabe. Ihm war immer mehr an den Gedanken und Geſinnungen eines Menſchen, als an ſeinen Handlungen und Begegniſſen gelegen.

Der Glauben an Wunder gehörte zur Dogmatik des Prinzen, „er war jederzeit ſeine Lieblingsſchwärmerei geweſen“, und wer überhaupt annimmt, daß Wunder möglich und daß einmal ſolche geſchehen ſeien, muß der nicht zugeben, daß ſich auch jetzt, und daß ſich ihm ſelbſt Wunderbares ereignen könne? Ein träumeriſcher Sinn half dieſen Hang vermehren. In Venedig wird ihm von einem als Armenier maskirten unbekannten Menſchen in derſelben Stunde, wo ſein weitentfernter Vetter ſtirbt, deſſen Tod gemeldet, und ihm Glück gewünſcht, daß er durch dieſen Tod des Erbprinzen dem Throne um einen Platz näher gerückt ſei. Bald darauf errettet ihn derſelbe geheimnißvolle Armenier aus einer Lebensgefahr. Bei Gelegenheit einer Spazierfahrt auf der Brenta, wo man in einem Landhauſe einkehrte, läßt dann ein ſizilianiſcher Abentheurer einen verſtorbenen Freund des Prinzen erſcheinen; aber in ſeinen Taſchenſpielereien ſtört den Menſchen eben jener Armenier, welcher vergeblich den wahren Geiſt heraufbeſchwört, und den Sizilianer mit den Worten niederdonnert: „Du wirſt keinen Geiſt mehr rufen.“ Der Gaukler wird, während ſich der Armenier entzieht, gefangen genommen, und erzählt und erklärt dem Prinzen im Gefängniß ſeinen ganzen Betrug; doch will er die Erſcheinung des Armeniers für einen wirklichen Geiſt und ihn ſelbſt für den größten Wunderthäter gehalten wiſſen. Aber aus einer Geſchichte, die der Sizilianer zur Bekräftigung dieſes ſeines Glaubens erzählt, ſchöpft der enttäuſchte Prinz auch Verdacht gegen jenen Armenier ſelbſt. Die entdeckten Betrügereien des Sizilianers haben ihn auf einmal auf den Boden der geſunden Vernunft und der Naturordnung geſetzt. Er ſucht ſich auch die zweite Geiſtererſcheinung natürlich zu erklären, und will auch die frühere ihm unbegreifliche Prophezeihung des Todes ſeines Verwandten[1] nicht gelten laſſen, weil ſie ihm durch die übrige ſchlechte Geſellſchaft verdächtig werde. Die Geſtändniſſe des Sizilianers und der Sieg ſeiner Vernunft über den ihm bereiteten Betrug brachten auf dieſe Weiſe das Gebäude ſeines ganzen Glaubens zum Wanken. Mit ſeinem Glauben an die Wunder nämlich ſank ihm die Ehrwürdigkeit ſeines bisherigen Syſtemes, in welchem die Wunder einen weſentlichen Theil ausmachten. Schon längſt hatte ſich ein ſtiller Widerwille gegen das ſtrenge Joch ſeiner düſtern Religion in ihm geregt, welcher er ſich jetzt zu entwinden ſuchte. Seine Rechtgläubigkeit machte von jetzt an einer Zweifelſucht Platz, welche auch das Ehrwürdigſte nicht verſchonte.

Aus dieſer Phaſe des Zweifels trat er bald in das Stadium des Unglaubens. Er hatte ſich wohl befreit, aber ſeine Vernunft war nicht reif genug, die Freiheit gut zu gebrauchen. Irrthum und Wahrheit waren ihm ſo innig mit einander verſchmolzen, daß er dieſe mit jenem verwarf. Ihm fehlte die Schärfe des Urtheils, beide genau zu ſondern. Wie an die Stelle der Wunder, ſo ſetzte er auch an die Stelle der höhern Wahrheit überhaupt die natürliche, begriffsmäßige Wahrheit, was eben ſo viel iſt, als jene läugnen. In dieſer ſittlich-religiöſen Freidenkerei beſtärkte ihn das Leben in der großen Welt, in die er ſich, da jetzt ſein bisher verheimlichter fürſtlicher Stand in Venedig entdeckt war, unvermerkt gezogen ſah. Er fühlte das Bedürfniß und die Nothwendigkeit, ſich für die höhere Geſellſchaft mehr auszubilden, als er es bisher in ſeinem engen, einförmigen Leben gethan hatte. Er griff nach der modernſten Lektüre, die nur dazu diente, ſeine Begriffe noch mehr zu verwirren, während ſie ſein Herz leer ließ. „Kurz, er hatte ſich in dieſes Labyrinth begeben als ein glaubensreicher Schwärmer, und er verließ es als Zweifler und zuletzt als ein ausgemachter Freigeiſt."

---

[1] Um auch dieſe Vorherſagung begreiflich zu finden, muß man annehmen, die geheime Geſellſchaft habe ſelbſt bewirkt, was ſie hier den Armenier weiſſagen ließ.

Jetzt zeigte ſich der geheime Bund wieder von neuem thätig. Man wußte ihn in eine geſchloſſene Geſellſchaft zu ziehen, deren zügelloſe Licenz in Meinungen und Sitten die reine, ſchöne Einfalt ſeines Charakters und die Zartheit ſeiner moraliſchen Gefühle verdarb. Er lebte in einem fortdauernden Zuſtand von Trunkenheit, von ſchwebendem Taumel. Gegen ſeine Leute ward er launiſch, herriſch, finſter; eine unſichtbare Hand wußte die Kavaliers von ſeiner Umgebung zu entfernen, die ihn noch hätten retten können. Sein Naturell erlitt eine gänzliche Umänderung. An den Wahrheiten der Religion rächte er ſich für den Druck, worunter ihn Wahnbegriffe ſo lange gehalten hatten, durch einen bittern Spott. Wie dogmatiſche Sätze früher ſeinen Glauben, ſo unterſtützten nun Sophiſmen ſeinen Unglauben. Einer ſeiner Diener ward ihm entzogen, und an deſſen Stelle ein anderer, Namens Biondello, geſchoben, welcher bald der Vertraute und Lenker ſeines Herrn wurde, während er im Solde des geheimen Bundes ſtand. Nun mußte der Prinz dem Marcheſe von Civitella, der ſich ſcheinbar von Mördern überfallen ließ, das Leben retten, damit dieſer junge Menſch und ſein reicher Oheim, der Kardinal A***i, einen Vorwand hätten, mit ihm in eine genaue Bekanntſchaft zu treten. Ein Verwandter unſeres Prinzen kam in Venedig an, und beide wetteiferten in Aufwand; „daher ewige Feſte und Gelage, koſtbare Konzerte, Präſente und hohes Spiel." Die Schatulle war erſchöpft; man mußte ſeine Zuflucht zu einem Wucherer nehmen. Jetzt ſieht der Prinz, der durch alle Zerſtreuungen die innere Leere, die Verarmung und Troſtloſigkeit ſeines Gemüthes nicht hat füllen können, in einer Kirche in der Giudecca die ſchöne Griechin, deren Anblick ihm das Gefühl ſeines Herzens zurückgibt: er liebt. Aber ſelbſt dieß neue Glück iſt ihm zu ſeinem Verderben bereitet, und bringt ihn ſogleich in größere Verwirrung. Um ſeine peinigende Unruhe los zu werden, als der Aufenthalt der Geliebten nicht ausfindig gemacht werden konnte, wurde er von ſeinen Verführern ins Spiel gezogen, und ſpielte ſo hoch, ſo leichtſinnig und ſo unglücklich, daß er in vier Tagen die zwölftauſend Zechinen verlor, die er von dem Kardinal A***i geliehen hatte. Nun endlich findet der Verrathene ſeine Griechin wieder, von welcher es ſich herausſtellt, daß ſie eine Deutſche von der edelſten Abkunft iſt. Der Prinz iſt mit einer fürchterlichen Leidenſchaft an ſie gebunden, die mit jedem Tage wächſ't. Sein ganzes Weſen iſt verändert. Er geht wie ein Träumender umher, und nichts von Allem, was ihn ſonſt intereſſirt hat, vermag ihm jetzt nur eine flüchtige Aufmerkſamkeit abzugewinnen.

Unter dieſen Umſtänden langt von ſeinem Hofe ein Schreiben an, welches ihm wegen ſeiner Lebensweiſe in Venedig, weil er ſich dem Frauenzimmer und dem Spiel auf eine ausſchweifende Weiſe ergebe, ſich in Schulden ſtürze, Viſionärs und Geiſterbannern ſein Ohr leihe, mit katholiſchen Prälaten in verdächtigem Verhältniſſe ſtehe und einen Hofſtaat führe, der ſeinen Rang ſowohl als ſeine Einkünfte überſchreite, bittere Vorwürfe macht und eine ſchleunige Zurückkunft von ihm verlangt, um ſich von dem Verdacht einer Apoſtaſie zur römiſchen Kirche zu reinigen. In der Stimmung, welche dieſes Schreiben in ihm hervorbringt, erinnert er ſich der Worte des Armeniers: „Wünſchen Sie ſich Glück; um neun Uhr iſt der Erbprinz geſtorben.“ Damals, ſagt er, habe er den Sinn dieſer Worte nicht verſtanden, warum er ſich Glück wünſchen ſolle. „Jetzt verſtehe ich ihn — o es iſt unerträglich hart, einen Herrn über ſich zu haben — der es uns fühlen laſſen kann! — Der Elendeſte unter dem Volke, oder der nächſte Prinz am Throne! das iſt ganz daſſelbe. Es gibt nur Einen Unterſchied unter den Menſchen — Gehorchen oder Dienen. Bei Gott! es iſt etwas Großes um eine Krone!“ —

So iſt der Prinz, wie Fiesko, dem Dämon des Ehrgeizes verfallen und iſt hiermit reif zum Verderben. Seine Antwort an das regierende Haus war der Art, daß keine gütliche Beilegung mehr zu erwarten ſtand. Der Marcheſe Civitella war nun der Herr ſeines Schickſals — und dieſer zerfiel jetzt mit ihm. Die Geliebte des Prinzen ſtarb, und man fand bei ihrer Leichenöffnung Spuren einer Vergiftung. Auf ihrem Sterbebette erſchöpfte ſie ihre letzte Beredſamkeit, um ihn auf den Weg zu leiten, den ſie zum Himmel wandelte. Der Unglückliche mußte ſich vor den gedungenen Mördern ſeiner Feinde und vor ſeinen Gläubigern in ein Kloſter flüchten. Seine Schweſter Charlotte, in der Meinung, daß er ſchon von ſeiner Kirche abgefallen ſei, zog ihre hülfreiche Hand von ihm, als einem Unwürdigen, ab. Der von dem geheimen Bund künſtlich erregte Glaube der Seinigen, daß er ſchuldig ſei, ſtürzte ihn wirklich in die Schuld. Es blieb kein anderes Mittel mehr übrig, als ſich zur katholiſchen Kirche zu bekennen und ein williges Werkzeug derer zu werden, die ihn bis zu dieſem Ziele getrieben hatten. Nun waren ſchnell ſeine Schulden bezahlt, und er war mit allen ſeinen Feinden verſöhnt.

So ſind alſo die Perioden dieſer tragiſchen Geſchichte Geiſtesunmündigkeit, Befreiung von der Autorität, Zweifelſucht, ſittlich-religiöſer Unglaube und endlich Aufgeben ſeiner ſelbſt bei innerem Unfrieden und äußeren Bedrängniſſen jeder Art. Den letzten Gemüthszuſtand, welcher in einem ganzen Theile geſchildert werden ſollte, hat der Verfaſſer im letzten Briefe nur durch einige Nachrichten und Züge zu erkennen gegeben. Es kann aber nicht geläugnet werden, daß ſich gerade hier der Dichter von ſich ſelbſt verlaſſen fühlte, denn hier mußte ein Zuſtand dargeſtellt werden, wie er ihn noch nicht erlebt und empfunden hatte. Auch wäre dieſer zweite Theil, wenn er vollendet worden wäre, an innerem Gehalt gewiß ärmer geworden, als der vorhergehende, und der reichſte äußere Schmuck einer ſinnvollen Erfindung überraſchender Vorfälle hätte dieſen innern Mangel kaum erſetzt. Die Geſchichte hätte einen ſchwachen und unbefriedigenden Ausgang genommen. Sie wäre das Dokument der Hinfälligkeit des menſchlichen Geiſtes geweſen, der zur Selbſtſtändigkeit nicht gemacht ſei und gar leicht einem feinen Betrug als Beute anheimfalle. Aber die Erbärmlichkeit des Menſchen zu verkünden, dazu war am wenigſten Schiller geboren. Deßwegen mochte er, wie erzählt wird, in ſpätern Jahren allerdings geäußert haben, daß er unter ſich ſelbſt hinabſinken müßte, wenn er den Geiſterſeher fortſetzen wollte, ungeachtet er für kein anderes ſeiner Werke ein ſo anſehnliches Honorar erhalten könnte. Es kam dazu, daß er in dieſer Fortſetzung eine zu offene und gehäſſige Polemik mit der Bekehrungsſucht ehrſüchtiger Prieſter hätte führen müſſen. Er hätte nach der ganzen Tendenz des Romans „einer gewiſſen Menſchenart den Dolch der Dichtkunſt noch tiefer in das Herz ſtoßen müſſen,“ als er es immer in ſeinem Don Karlos hatte thun können [1].

Wenn auf dieſem letzten Wege des gänzlichen Aufgebens ſeiner ſelbſt der Charakter Schiller's den Geiſterſeher nicht mehr begleiten konnte, ſo folgte er ihm dagegen auf allen andern Irrwegen bis zum Unglauben hin. Alle dieſe Zuſtände hatte Schiller mehr oder weniger ſelbſt durchgemacht. Dieß beſtätigt er ſelbſt in einem Briefe vom 26. Januar 1789: „Der Geiſterſeher hat mich dieſer Tage etlichemal ſehr angenehm beſchäftigt. Der Zufall gab mir Gelegenheit, ein philoſophiſches Geſpräch herbeizuführen, welches ich ohnehin nöthig hatte, um die freigeiſteriſche Epoche, die ich den Prinzen durchwandern laſſe, dem Leſer vor Augen zu ſtellen. Bei dieſer Gelegenheit habe ich nun ſelbſt einige Ideen bei mir entwickelt, die Sie darin wohl errathen werden (denn Gott bewahre mich, daß ich ganz ſo denken ſollte, wie der Prinz in der Verfinſterung ſeines Gemüthes!); auch glaube ich, wird Ihnen die Darſtellung durch ihre Klarheit gefallen.“ Es iſt hier das Geſpräch im vierten Briefe des Barons von F*** gemeint. Von dieſer philoſophiſchen Unterhaltung beſitzen wir aber in unſerem jetzigen Texte nur noch ein ganz kleines Bruchſtück; der tiefer gehende, bei weitem größere Theil deſſelben im ſechsten Hefte der Thalia iſt in die ſpätere Ausgabe nicht aufgenommen worden, ohne Zweifel weil er in der Form zu ſtrenge und der Klarheit und Leichtigkeit der Diktion im übrigen Roman widerſtreitend zu ſein ſchien. Auch paßt ein ſolcher durchgeführter religiöſer Skepticismus nicht zur Perſönlichkeit des Prinzen, über den man ſich wundert, wie er auf einmal zu einer ſo ausgezeichneten philoſophiſchen Bildung kommt. Schiller hat durch dieſes Geſpräch in der Thalia ſeinen Geiſterſeher ganz in ſeinen eigenen

---

[1] Siehe Theil 1, S. 296.

Gedankengang gezogen, oder vielmehr ſeinem überwiegenden Hange zur Spekulation Genüge gethan. Durch dieſe ſcharfſinnigen, konſequenten und abſtrakten Schlüſſe mußte der Prinz ſich in eine andere Figur verwandeln. Schon früher wunderte es uns, daß dieſer wenig gebildete Mann, dem alle Beobachtungsgabe fehlen ſoll, doch auf der Stelle die Unwahrſcheinlichkeit in der Erzählung des Siziliauers, daß jene Antonia einen fremden Ring, der kein nachgemachter ſein konnte, für den ihrem Verlobten gegebenen Trauring gehalten habe, ſo ſcharf auffaßt, und von dieſem Anhaltpunkt ausgehend eine Reihe ſo triftiger Schlüſſe zieht, durch welche er die Glaubwürdigkeit an jene Geiſterbeſchwörer überhaupt erſchütterte [1]. Schon dieſe Folgerungen ſetzen eine Bildung voraus, welche wir dem Geiſterſeher nicht zugeſtehen können. Jene Moralphiloſophie in dem ſechsten Hefte der Thalia iſt aber beinahe ganz Schilleriſch. Wer über ſittlich-religiöſe Dinge ſo ſelbſtſtändig denkt, kann ſpäter aus Ueberzeugung nicht mehr zur katholiſchen Kirche übertreten. Der Seelenmaler mußte den Prinzen in ſeinen Anſichten ſchwanken und ihn in einem Helldunkel ſchweben, und durfte ihn nicht eine feſtbegründete, in ſich abgeſchloſſene reinſittliche Denkweiſe entwickeln laſſen. Dieſe iſt nur das Werk einer langjährigen Selbſtbildung, und als ſolches ein ſicheres Eigenthum des Menſchen.

Indem ich mir es vorbehalte, den Ideengehalt des genannten Geſpräches als eines köſtlichen Denkmales der Schiller'ſchen Geiſtesentwickelung an einem andern Orte näher anzugeben [2], kehre ich noch einmal zur Betrachtung unſeres Romans zurück. Daß der tiefere Sinn der Geſchichte vom Publikum ſogleich anfangs verkannt wurde und auch jetzt noch ſelten begriffen wird, ſpricht für ihre poetiſchen Vorzüge. Der Dichter hat hier ſeine Ideen nicht unverdeckt dem gemeinen Verſtändniß bloßgeſtellt, ſondern mit mehr Künſtlerfreiheit, als es in ſeinem Don Karlos geſchehen war, hat er auch hier „Wahrheiten, die Jedem, der es gut mit ſeiner Gattung meint, die heiligſten ſein müſſen, und die bis dahin nur das Eigenthum der Wiſſenſchaften waren, in das Gebiet der Dichtkunſt herübergezogen, mit Licht und Wärme beſeelt und als lebendig wirkende Motive des Menſchenherzens in einem kraftvollen Kampfe mit der Leidenſchaft gezeigt [1]." Schon auf dem erſten Blatte wird die Neugierde erregt, und ſie wird durch das Wundervolle, das Unerwartete, das Schaudererregende und dadurch fortwährend in Spannung gehalten, daß man in der Tiefe dieſes leichten, wechſelvollen Spieles der Begebenheiten und Situationen einen bleibenden ernſten Zweck ahnet. Die Wunder werden zwar zerſtört, und die Hoffnung des Leſers, wenn er nur Geiſter zu finden erwartet hatte, wird durch die Geſtändniſſe des Sizilianers und den Scharfblick des Prinzen wankend gemacht. Aber die Quelle des Wunderglaubens im menſchlichen Gemüthe wird uns aufgedeckt; welchen Anhalt in unſerem Geiſte Religionsfanatismus und Täuſchung Anderer haben, und welche Macht ſie nur allzu leicht über denſelben gewinnen, wird uns an einem furchtbaren Beiſpiele gezeigt; und an die Stelle der verſchwindenden Geſpenſter werden wichtige Wahrheiten aus dem geheimnißvollen Abgrund der menſchlichen Seele heraufbeſchworen. Hinter dem Schleier der Dichtung ſteht die ernſte Geſtalt der Wahrheit, aber dieſer Schleier iſt ſo ſchön und kunſtgemäß gewoben und ſo bunt gewirkt, daß er ſchon für ſich das Auge ganz feſſelt und nichts vermiſſen läßt. In keinem der bisherigen Werke Schiller's iſt das Poetiſche ſo ſelbſtſtändig behandelt, in keinem iſt die Idee in einem ſolchen Grade in die Darſtellung übergetreten, wie in dem Geiſterſeher, und wenn wir manche andere Gedichte durch ein auswärtiges ſittliches und ſpekulatives Intereſſe rhetoriſch und ſchwerfällig werden ſehen, ſo dient hier die hohe Perſönlichkeit des Dichters nur dazu, dem ungehemmten poetiſchen Spiel Würde, und hierdurch einen neuen Reiz zu geben, mit welchem das bloße Talent ſeine Erzeugniſſe nie auszuſtatten vermag. Auch der Wechſel des Neuen und Unerwarteten ermüdet zuletzt;

---

[1] Schiller's Werke in E. Bd. S. 730. 2. S.

[2] Da dieſes Geſpräch in ſeiner ganzen Ausdehnung, wie es in der Thalia ſteht, ſpäter nirgends mehr gedruckt worden iſt, ſo werde ich es in einem Anhange mittheilen.

---

[1] Siehe das Ende d.s 10. der Briefe über Don Karlos, Schiller's Werke in E. B., S. 782 2.

unſere Neugierde ermattet endlich; von dem Gipfel des Furchtbaren ſinken wir in Unempfindlichkeit zurück; und die lebendigſte Darſtellung gewährt oft nur einen kalten Genuß und läßt keinen Eindruck in uns zurück. Wenn aber alle dieſe Mittel der Poeſie in den Dienſt einer höhern Idee treten, wenn ſie uns zu allgemein menſchlichen Angelegenheiten und zu den theuerſten Ueberzeugungen unſerer Vernunft zurückführen, dann nehmen wir an einem ſo ausgeſtalteten poetiſchen Werke ein inneres und bleibendes Intereſſe, denn es handelt ſich dann ja um eine Sache, bei der wir ſelbſt im hohen Grade und auf die edelſte Weiſe betheiligt ſind. In ſinnlichen Dingen mag man uns bald abſtumpfen und langweilen, aber wenn unſere höheren Seelenkräfte einmal mächtig in Thätigkeit geſetzt ſind, ſo werden ſie erſt dann recht wirken, wenn der Sinnenreiz, welcher ſie erweckte, nachläßt.

In der That hat Schiller durch den Geiſterſeher eine neue Gattung des Romans aufgebracht. Das Wunderbare, Geheimnißvolle und Unbegreifliche, worin ſich die Geſchichte bewegt, iſt als ein Symbol des Ueberſinnlichen behandelt. In den Geiſtererſcheinungen faſſen wir unſeren Glauben ſinnbildlich auf, und wenn wir auch keine poſitive Belehrung über religiöſe Wahrheiten aus dem Buche davon tragen, ſo wird doch unſer religiöſes Gefühl belebt und geläutert, was immer ein großer Gewinn iſt.

Mit der innern Bedeutung des Romans, welche in einer pſychologiſchen Geſchichte religiöſer Vorſtellungen liegt, iſt der äußere Zweck deſſelben mit ungemeiner Kunſt in Eins verſchmolzen, nämlich der Zweck, zu zeigen, wie gewiſſe Mitglieder einer Religionspartheí Perſonen vom höchſten Rang an ſich ziehen, um durch ſie politiſche Abſichten zu erreichen. Denn die verborgene Macht, deren zuſammenwirkende Glieder der Armenier, der Sizilianer, der Kardinal A***i, ſein Neffe Civitella, Biondello, der oberſte Staatsinquiſitor, der Bucentauro ſind, will doch eigentlich nichts anderes, als durch den Prinzen einen Thron für die Kirche erwerben. Da hat die geheime Geſellſchaft nun alles auf eine bewundernswürdige Weiſe angelegt, um ſich des Prinzen zu bemächtigen. Alles iſt auf die Beſchaffenheit ſeines Temperaments, ſeiner Denkweiſe, ſeiner Neigungen berechnet; nichts iſt verſäumt, nichts übereilt, keine Seite ſeines Charakters iſt unberückſichtigt gelaſſen, allen möglichen Zufällen iſt vorgebeugt. Der Betrug und die Verirrung des Prinzen gehen Einen Schritt. Die Federn des Triebwerkes ſpielen im Verborgenen; „keine plötzliche Ueberraſchung; keine Beſtürmung; kein ſichtbarer Zuſammenhang der Ereigniſſe; alles allmählig, alles ſanft eindringend, unfühlbar beſtimmend, unfühlbar verwandelnd; ſcheinbare Lücken und Abſtände, Entgegenwirkungen und Widerſprüche, bei wirklicher Harmonie der Perſonen in Zwecken und Planen! Kurz der Prinz wird, ohne es zu ahnen, von allen Seiten beſtrickt, wird mehr und mehr gefeſſelt, je mehr er ſich frei und ſelbſtſtändig wähnt; keine Kraft der Seele iſt mehr ſein, er ſelbſt iſt kaum mehr ſein, und muß doch glauben, nie mehr ſein geweſen zu ſein. Zauberei, troſtloſe Philoſophie, Liebe und Ehrgeiz ſind die vier Hauptmittel, um den Prinzen zu beſtimmen, und es liegt gleich viel Kunſt in der Aufeinanderfolge derſelben, als in der innern Anlage. Mit wie unübertreffbarer Feinheit Schiller aber die Maſchinerie der Zauberei ſpielen läßt, verdient vorzüglich bemerkt zu werden. Der Prinz durchdringt ein ganzes Gewebe täuſchender Gaukeleien der Magie, nur um ſeine Vernunft nach dieſem glänzenden Sieg über in der That nicht alltägliche Täuſchungen dann deſto ſicherer durch unübertreffbare Meiſterſtücke magiſcher Blendwerke überwältigen zu laſſen“[1]. Kurz, innerlich und äußerlich wird der Held dieſer tragiſchen Geſchichte wie durch ein Verhängniß in ſein Verderben getrieben.

Die Epiſoden, welche uns von dem Sizilianer und von dem Marcheſe Civitella erzählt werden[2], ſind für ſich muſterhafte kleine Novellen. Im Hintergrunde der Geſchichten ſteht die geheimnißvolle Geſtalt des Armeniers, die in allem, wie wir ſie handeln und eingreifen ſehen und nach den Erzählungen des ſizilianiſchen Abenteurers und des Civitella uns ſo höchſt bedeutſam und beinahe übermenſchlich erſcheint, daß wir beſonders des Armeniers wegen die Nichtvollendung des Romans bedauern. In dem zweiten Bande hätte der Charakter des Armeniers mehr hervortreten müſſen, und dadurch wäre uns gewiß gleichſam das Ideal eines Magiers vorgeführt worden. Sehr gut läßt der Schriftſteller das Schickſal des Prinzen von befreundeten Männern aus ſeiner Umgebung erzählt werden. Der Antheil, den ſie an ihm nehmen, bemächtigt ſich allmählig auch des Leſers, und es ſchmeichelt dieſem, wenn er in den Briefen des Barons von F*** viel mehr lieſ't, als der argloſe Briefſteller ſelbſt zu ſagen meint. Die berechnete Anlage der Geſchichte iſt in ein leichtes, ſcheinbar kunſtloſes Gewand gehüllt. Dazu kommt, daß die Diktion in jeder Beziehung zu loben iſt; ſie iſt rein, edel, klar, einfach, bündig. Alles Strenge der Reflexion und alle Rhetorik ſind auf das glücklichſte vermieden. Mit dem Ausſchweifenden und dunkel Geheimnißvollen des Inhalts macht die gemäßigte und klare Sprache einen trefflichen Kontraſt. Die Geſpenſter ſind gleichſam an den hellen Tag citirt, und dem Wunderbaren iſt der Stempel der Wahrheit aufgedrückt durch die naive Art, wie es erzählt wird. Durch eine überſchwengliche, myſtiſche Sprache wäre ſogleich von Anfang an Verdacht gegen die Sache ſelbſt in uns erregt worden, denn dieſe, die für uns doch nur dann anziehend ſein kann, wenn wir ſie uns als Faktum denken, hätte ſich hierdurch als ein bloßes Gewächs des Gemüthszuſtandes ihres Erzählers charakteriſirt.

---

[1] Siehe die Recenſion über Schiller's Geiſterſeher in der Allgemeinen Literaturzeitung von 1790, Nr. 260.

[2] Schiller's Werke in E. B., S. 736. 2. f. und S. 757. ff.

Wenn wir den Geiſterſeher mit Schiller's frühern Werken vergleichen, ſo bemerken wir außer ſolchen äſthetiſchen Vorzügen auch noch darin einen Fortſchritt, daß ſich in dieſem Roman mehr Welt zeigt, als in den frühern Schriften. Auf dem Standpunkt des Don Karlos hätte er den Geiſterſeher in dieſer Geſtalt nicht ſchreiben können. Man ſieht es, Schiller's vermehrter Verkehr mit Menſchen in Leipzig und Dresden hat ſeine Früchte getragen. Von manchen überſpannten Anſichten geheilt, betrachtet er die menſchlichen Zuſtände und geſelligen Verhältniſſe vorurtheilsfreier und ruhiger, und weiß ſie ſicherer zu behandeln. Beobachtung, Erfahrung, Belehrung Anderer, Lektüre haben ſeine Kenntniſſe der Welt und der Menſchen vermehrt und ſein Urtheil berichtigt. Im Geiſterſeher kommen mehr individuelle Züge, Bemerkungen, Nachrichten, überhaupt eine größere Maſſe von mannigfaltigen Dingen vor, als beinahe in allen ſeinen frühern Werken zuſammengenommen. Hier iſt ein wichtiger Einfluß des äußern Lebens auf Schiller's Denkweiſe nicht zu verkennen, welchen Einfluß wir aber, aus Mangel an Nachrichten, leider nicht näher angeben können. Aber die Maſchinerie der Geiſterbeſchwörung verdankte vielleicht Schiller zum Theil Nachrichten und Gerüchten, welche damals über den famoſen Abentheurer und Magier Cagliostro verbreitet waren und ſo vieles Aufſehen machten. Und ſo ſchließe ich denn dieſe Auseinanderſetzung mit der Bemerkung, welche von den Biographen gewöhnlich über den Geiſterſeher gemacht wird, daß eben dieſer Cagliostro, welcher damals in Frankreich ſein Weſen trieb, die äußere Veranlaſſung zu dieſem Romane geweſen ſei, und daß demſelben ſonſt durchaus keine wahre Geſchichte zu Grunde liege[1]. Was ganz anderes aber unſer Autor aus jenen Wunderdingen, welche man ſich von Cagliostro erzählte, gemacht habe, das zeigt dem tiefer Blickenden ſein Werk ſelbſt am beſten.

Ein Kunſtrichter ſagt, er, welcher ſonſt kein blinder Bewunderer Schiller'ſcher Werke ſei, habe durch den Geiſterſeher den ſeltenen Fall an ſich erfahren, durch die umſtändlichſte, kälteſte Kritik in eben das Gefühl von Bewunderung zurückgeführt worden zu ſein, mit welchem ihn die erſte warme, täuſchende Lektüre des Buches erfüllt habe. Und ein ſolches Meiſterwerk nannte Schiller damals, als er es dichtete, — eine Farce[2]. Aber eben dadurch iſt der Roman ſo trefflich geworden, daß er ihn ſo leicht und ſpielend behandelte; für den Ernſt ſorgte ſeine Natur ſchon von ſelbſt.

---

[1] Nachrichten von Schiller's Leben von Körner, in Schiller's Werken in E. B., S. 1293. f. u.

[2] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Th. 1, S. 261.

Drittes Kapitel.

Die Philoſophiſchen Briefe und das philoſophiſche Geſpräch im Geiſterſeher.

Ich wies oben nach, wie Schiller durch Geſchichte und Philoſophie der Dichtkunſt entführt wurde, und zeigte nachher, durch welche kleinere Unternehmungen und Schriften er ſich auf umfaſſendere und ſelbſtſtändige hiſtoriſche Werke vorbereitete. Wenn wir nun die Erzählung: Verbrechen aus verlorener Ehre, und den Geiſterſeher als ſolche geſchichtliche Vorſtudien betrachten müſſen, ſo habe ich auch auf die philoſophiſchen Ideen aufmerkſam gemacht, welche ſich durch dieſe Darſtellungen ziehen, und wegen dieſes innern Gehaltes ſchließen ſie ſich enge an die „Philoſophiſchen Briefe“ an.

Die Philoſophiſchen Briefe ſind mit der Freigeiſterei aus Leidenſchaft, der Reſignation und mit dem Anfange des Geiſterſehers in einem Jahre (1786) geſchrieben, und alle dieſe Schilderungen ſind nur verſchiedene lebenswarme Ausbrüche einer und derſelben, im Dienſte der eigenen Selbſtverſtändigung zugleich philoſophirenden und dichtenden Vernunft. Nur der letzte Brief des Raphael an Julius iſt ruhiger gehalten und auch erſt ſpäter, im Jahr 1789, verfaßt. Es war eine ſchöne, fruchtbare Zeit, dieſes Uebergangsjahr von der Dichtkunſt zur Geſchichte und Philoſophie! Der kühne Flug der Phantaſie war noch nicht durch abſtraktes Denken gelähmt, die Wärme des Herzens noch nicht durch mühſame hiſtoriſche Studien gekühlt. Was die Vernunft gedacht hatte, machte ſich die Einbildungskraft zu ihrem ſchönern Eigenthum, und die Gefühle, die Schickſale des eigenen Herzens lieferten die Stoffe für beide. Wie einmüthige Schweſtern waren Poeſie und Philoſophie noch innig mit einander verbunden, und jede ließ der andern ihr Recht und machte ſich ihre Vorzüge zu eigen. Die Poeſie war ernſt und beſonnen, die Weisheit aber ſo lieblich und anmuthig, wie die Philoſophie des Platon, in jenem glücklichen Alter der Menſchheit, wo man noch fühlend dachte und denkend fühlte.

In ſeinen bisherigen Werken hatte Schiller politiſche, ſittliche und religiöſe Ideen entwickelt und menſchliche Zuſtände und Handlungen geſchildert, welche ſich auf dieſe Ideen gründen. Wie nun? war es nicht auch möglich, allgemeine philoſophiſche Wahrheiten in einem dichteriſchen Gewande darzuſtellen? Der Geiſterſeher hatte hierzu den Weg gezeigt. Denn ungeachtet dieſer nur ein freies poetiſches Werk zu ſein ſcheint, ſo enthält er doch mehr Philoſophie, als Schiller's frühere Schriften. Man müßte ſagen, dieſer Roman habe die Norm für die Philoſophiſchen Briefe hergegeben, wenn nicht die Regel beider Werke in dem Bildungsgang ihres Verfaſſers läge. Im Geiſterſeher zeigt der denkende Dichter die Entwickelung religiöſer Ideen, alſo eines beſondern Zweiges der philoſophiſchen Ueberzeugung; in den Briefen ſtellt uns der dichtende Denker dieſen philoſophiſchen Entwickelungsproceß im Allgemeinen dar. Die Vernunft, ſagt er in der Vorerinnerung zu den Philoſophiſchen Briefen, habe ihre Epochen, ihre Schickſale, wie das Herz; die Leidenſchaften hingen mit dem Gedankenſyſtem des Individuums zuſammen, denn die allgemeine Wurzel der moraliſchen Verſchlimmerung ſei eine ſchwankende, die Vernunft umnebelnde Philoſophie, während ein erleuchteter Verſtand auch die Geſinnung veredle; der Kopf müſſe das Herz bilden. Es ſcheine daher nicht ſo ganz unwichtig zu ſein, auf gewiſſe Perioden der erwachenden und fortſchreitenden Vernunft aufmerkſam zu machen, gewiſſe Wahrheiten und Irrthümer zu berichtigen, welche ſich an die Moralität anſchließen und eine Quelle von Glückſeligkeit und Elend ſein können, oder wenigſtens die verborgenen Klippen zu zeigen, an denen die ſtolze Vernunft ſchon geſcheitert ſei.

Gewiß eine höchſt würdige Aufgabe, zumal da die ganze innere Entwickelung des Menſchen von dieſer intellektuellen Bildung ausgeht und mit ihr immer gleichen Schritt hält. Aber die geſetzmäßigen Fortſchritte der Vernunft recht anſchaulich zu machen, iſt auch außerordentlich ſchwierig. Das Trockene und ganz Allgemeine muß hier belebt, das Fundament der Seele muß an den Tag gehoben werden. Die ſtillen Arbeiten der Vernunft in den Abgründen der menſchlichen Seele ſind dem gemeinen Verſtand am verborgenſten und auch am gleichgültigſten.

Schiller erleichterte ſich ſein Geſchäft dadurch, daß er aus ſeinem eigenen Leben ſchöpfte. Ich habe ſchon früher den Zuſammenhang dieſer Briefe mit ſeinem eigenen Bildungsgang nachgewieſen[1]. Er ſtattete ſich hier nur Rechenſchaft über das ab, was er ſelbſt in ſich erfahren hatte, und das Selbſterlebte kann ein poetiſches Talent auch lebendig darſtellen. Auch ſcheinen dieſe Philoſophiſchen Briefe der Freundſchaft Körner's manches ſchuldig zu ſein: freundſchaftliche Unterhaltungen über Gegenſtände dieſes Inhaltes waren unſerem Schiller Bedürfniß; und könnte nicht Körner ſelbſt vielleicht einigen Antheil an der Abfaſſung dieſer Schrift genommen haben? Darauf ſcheinen mir die Worte der Vorerinnerung zu deuten: „Einige Freunde, von gleicher Wärme für die Wahrheit und ſittliche Schönheit beſeelt, welche ſich auf ganz verſchiedenen Wegen in derſelben Ueberzeugung vereinigt haben, und nun mit ruhigerem Blicke die zurückgelegte Bahn überſchauen, haben ſich zu dem Entwurfe verbunden, einige Revolutionen und Epochen des Denkens, einige Ausſchweifungen der grübelnden Vernunft in dem Gemälde zweier Jünglinge von ungleichen Charakteren zu entwickeln und in

---

[1] Siehe Theil 1. S. 45.

Form eines Briefwechſels vorzulegen.“ Es kommt dazu, daß in der Thalia der letzte Brief des Raphael mit dem Buchſtaben „K.“ (Körner?) unterzeichnet iſt.

So arbeitete alſo die Freundſchaft an dieſer Schrift mit, wenn nicht helfend, doch anregend. Die Briefe leben und athmen auch ganz in der Freundſchaft, deren Werk die philoſophiſche Ausbildung des Julius iſt. Wir intereſſiren uns für dieſe Ausbildung wie für Alles, wofür edle Freunde arbeiten, wornach ſie ringen und um was ſie dulden. Philoſophiſche Fragen werden uns hier dadurch angenähert, daß ſie in die Leiden und Freuden, in die Wünſche, Bedürfniſſe und Beſtrebungen von Individuen verwebt ſind; und die Sache wird uns durch die Perſonen lieb. Immer gibt Schiller dem Menſchen, welchen er uns auf dem Wege der Veredlung oder Verirrung darſtellt, einen größern, vollendeten Geiſt als Freund oder Verführer zur Seite: der Prinz im Geiſterſeher wird vom Armenier geleitet, Don Karlos im Drama von Poſa, und Julius in den Philoſophiſchen Briefen von Raphael belehrt und begeiſtert. Die Stellung dieſer beiden Paare von Freunden zu einander iſt ein und dieſelbe. Don Karlos und Julius ſind gleich unſelbſtſtändig, und beide noch im Werden begriffen, — weßwegen ſie ſich als Haupthelden auch beſſer für die Dichtkunſt eignen, als die ausgebildeten Charaktere des Poſa und des Raphael. Denn uns intereſſirt immer das, was wir werden ſehen, mehr, als das, was ſich uns als ein Gewordenes darſtellt, und die Poeſie hat es weſentlich mit dem zu thun, was entſteht, was geſchieht, was ſich vervollkommnet oder verſchlechtert, aber nicht mit dem nur Daſeienden und Verharrenden. Der ſich vollendende Charakter iſt für den Dichter immer brauchbarer, als der vollendete. Wie ſich Don Karlos und Julius gleichen, ſo iſt Poſa als politiſcher Held dieſelbe Perſon, welche Raphael als philoſophiſcher Forſcher iſt. Handelnd will jener dieſelbe hohe Freiheit des Geiſtes verwirklichen, welche dieſer denkend in ſich ausgebildet hat[1]. Man ſieht, das Freiheitsideal Schiller's hatte ſich von der äußern Welt, in welcher es nicht realiſirt werden konnte, in den Buſen ſeines Urhebers zurückgezogen.

---

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 770 f.

Die „Revolutionen und Epochen des Denkens, die Ausſchweifungen der grübelnden Vernunft,“ durch welche Julius hindurchging, könnten wir nun ſchon im voraus aus dem Geiſterſeher und aus dem geiſtigen Lebensgange Schiller's errathen, auch wenn wir dieſe Philoſophiſchen Briefe noch nicht geleſen hätten. Doch von welchem meiner Leſer dürfte ich es vorausſetzen, daß er dieſe Briefe nicht kenne, die ja auch der Gebildetſte immer mit neuer Freude und nie ohne Belehrung wieder lieſt? Was gäbe es in unſerer Sprache, welches hinſichtlich der Tiefe und Wahrheit der Ideen, der Beſonnenheit des Urtheils, der Innigkeit der Gefühle und der Muſterhaftigkeit des Ausdruckes mit dieſen einzig ſchönen Briefen verglichen werden könnte? Wahrlich, wenn man doch einmal von einem deutſchen Platon reden wollte, ſo ſollte man Schiller auf dieſer Entwickelungsſtufe, auf welcher jenen Griechen der Kulturſtand ſeiner Zeit fortwährend feſthielt, den deutſchen Platon nennen. Uns aber bekommen dieſe Briefe, ſo wie die meiſten Werke Schiller's, dadurch noch einen ganz beſondern Reiz, daß wir ſie mit den innern und äußern Schickſalen ihres Verfaſſers in ihr naturgemäßes Verhältniß ſetzen.

Die erſte Periode des Julius, wie unſeres Schiller ſelbſt[1], war „die ſelige, paradieſiſche Zeit, in welcher er noch mit verbundenen Augen, wie ein Trunkener, durch das Leben taumelte,“ in welcher er, ſtatt zu denken, empfand und glaubte. Es iſt die Zeit, in welcher der Menſch ein Gefangener der Meinung iſt, ohne daß er es weiß, weil noch kein Lichtſtrahl der Vernunft ſeinen Kerker erleuchtet hat, der Meinung theils in religiöſem Felde, theils in Dingen des geſellſchaftlichen Lebens. Die erſtere Art dieſer Meinung ſchildert Julius in ſeinem erſten, die zweite Art in ſeinem zweiten Briefe an Raphael. Dieſer Zuſtand der Unmündigkeit konnte bei Julius um ſo länger dauern, je weniger er (ganz anders als bei dem Geiſterſeher) das Drückende davon fühlte; der Menſch von edlem Herzen iſt am meiſten der Gefahr ausgeſetzt, eine konventionelle Regel der Meinung für ein ewiges Geſetz der Natur zu halten. Deſſen ungeachtet war auch Julius im Genuſſe ſeines blühendſten Lebens und in der Aeußerung ſeiner edelſten Kräfte durch ängſtliche Rückſichten gehemmt.

---

[1] Siehe Theil 1. S. 42 ff.

Eine ſolche Lage war eines Julius nicht werth. „Ich beſchloß, ſpricht Raphael, jene ſtümperhaften Bemühungen zu vereiteln, wodurch man einen Geiſt, wie den deinigen, in die Form alltäglicher Köpfe zu zwingen geſucht hatte. Alles kam darauf an, dich auf den Werth des Selbſtdenkens aufmerkſam zu machen und dir Zutrauen zu deinen eigenen Kräften einzuflößen.“ Raphael riß die Binde von ſeinen Augen, indem er ihn über das Unhaltbare ſeiner ererbten religiöſen und ſittlich-politiſchen Meinungen aufklärte. Mehr that er nicht. Jetzt aber zeigte ſich die kräftige und geniale Natur unſeres Jünglings. Während der verdüſterte und verknöcherte Geiſt jenes ſchon bejahrten Prinzen in einer ähnlichen Lage nur niederreißen konnte, ſo daß er der Zweifelſucht und dem Unglauben anheim fiel, hatte unſer Julius ſo viel Energie und Fülle des Geiſtes, ſich ein den Bedürfniſſen ſeines Herzens entſprechendes neues Gebäude ſeiner Ueberzeugungen aufzuführen. So entſtand die „Theoſophie des Julius,“ welches begeiſternde Syſtem ihm den erſten Genuß in dieſem neuen Felde der Thätigkeit gab.

Daß dieſe pantheiſtiſchen Phantaſien aus Schiller's eigenem Leben genommen, und großentheils noch in der Karlsſchule geſchrieben wurden, ſo daß ſie ſpäter nur überarbeitet zu werden brauchten, möchte nach unſerer früheren Nachweiſung[1] nicht bezweifelt werden können. Wie lieb unſerem Schiller dieſe „Erſtlinge ſeines frühen Nachdenkens“ blieben, geht daraus hervor, daß er auch dann, als er ſchon von ihnen zurückgekommen war, ſie noch in ſeinen Dichtungen verarbeitete[2]; auch ſcheint er ſelbſt in den Philoſophiſchen Briefen auf dieſe Anhänglichkeit hinzudeuten in einer Stelle, die man nur richtig verſtehen muß. „Kein anderes Syſtem,“ läßt er den Raphael dem Julius ſchreiben [1], „ich wette darauf, wird je wieder ſo tiefe Wurzeln bei dir ſchlagen, und vielleicht dürfteſt du nur ganz dir ſelbſt überlaſſen ſein, um früher oder ſpäter mit deinen Lieblingsideen wieder ausgeſöhnt zu werden.“ Endlich bekennt Schiller auch ausdrücklich ſeine Vorliebe für die theoſophiſchen Ideen des Julius in einem Briefe, in welchem er über Moritz folgende Worte ſchreibt: „Ueber ein Lieblingsthema von mir, davon auch im Julius Spuren vorkommen, über das Leben in der Gattung, das Auflöſen ſeiner ſelbſt im großen Ganzen und die daraus unmittelbar folgenden Reſultate, über Freude und Schmerz, über Tugend und Liebe, über den Tod hat Moritz außerordentlich klare und erwärmende Begriffe“ [2]. Dieſes kühne, das ganze Weltall umſpannende Syſtem war ganz nach unſerm Schiller gebildet. Aber ſein großer Verſtand und ſeine Ehrlichkeit ließen ihn ſchon in Jünglingsjahren daſſelbe aufgeben.

---

[1] Siehe Theil 1, S. 45 ff. und S. 67 f.

[2] Ebendaſ. S. 110.

Bei Julius tritt daher jetzt die Periode des Zweifels und des Materialismus ein, wie der Dichter denſelben in dem Charakter und in den Grundſätzen ſeines Franz Moor niedergelegt hat. Wenn nun Schiller offenbar hauptſächlich durch ſeine medizinischen Studien von dieſem pantheiſtiſchen Syſtem zurückgerufen wurde [3], wie läßt er ſeinen Helden an demſelben irre werden? Es wird angenommen, ein fremdes Syſtem habe bei ihm das ſeinige verdrängt. Nach einer andern Stelle führt Raphael auch dieſe Kriſis herbei, in welcher wir den Unglücklichen ſogleich im Anfang der Briefe finden. Denn alles, was wir hier vorausgeſchickt, iſt auf eine kunſtvolle Weiſe ſpäter eingefügt. So ſehen wir ſogleich im Anfang den Leidenden, Schmerzerfüllten in die rührendſten Klagen ausbrechen. Die Philoſophie wird hier lebendige Geſchichte. Julius fühlt ſich doppelt verlaſſen: ſeine höchſten Ueberzeugungen, ſeine überkommenen ſowohl, als jetzt auch ſeine ſelbſterworbenen, ſind von ihm gewichen, und ſein großer Freund iſt von ihm in einem Zuſtande abgereiſ't, wo er ſeiner am meiſten zu bedürfen ſchien. In dem troſtloſen Gefühl der gänzlichen Verlaſſenheit und bei dem unabweisbaren Drang, ſich jeden aufkeimenden Gedanken in Zweifel zu verflüchtigen, ſehnt er ſich, ach! umſonſt nach dem wohlthätigen Schlafe ſeiner Kinderjahre zurück, iſt er auf dem Wege, ſeine Erſchaffung zu beweinen.

---

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 770 u.

[2] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Th. 1, S. 344.

[3] Siehe Theil 1, S. 61 und 79 f.

Aber Raphael hatte deßwegen dieſe unausbleibliche Kriſis beſchleunigt, weil er ſeinen Freund zu einer Zeit in den Kampf mit der klügelnden Vernunft führen wollte, wo deſſen Seele noch frei vom Sturme der Leidenſchaft war. Denn der Irrthum löſ't ſich immer am reinſten und leichteſten von uns ab, wenn unſere perſönlichen Bedürfniſſe nicht für ihn intereſſirt ſind und ihn in Schutz nehmen. Bei Julius ſind die Zweifel rein ſpekulativer Art und beflecken die ſittliche Grazie ſeines Herzens nicht; ſein veredeltes moraliſches Gefühl nimmt an den Verirrungen des Verſtandes keinen Antheil und kann dieſen immer zur Wahrheit wieder zurückleiten. Gerade das Gegentheil eines ſolchen Skepticismus hat uns der Dichter in der Freigeiſterei aus Leidenſchaft geſchildert[1]; und auch der ungläubig gewordene Prinz im Roman geht nur dadurch zu Grunde, daß ſeine Verderber ihn zugleich in ſittliche Verwirrungen hineinziehen. Indem Raphael ſich auf das Herz ſeines jungen Freundes feſt verläßt, iſt er von ihm gegangen, weil er will, daß Julius alle Heilkräfte für dieſe Krankheit in ſich ſelbſt aufbiete. Die Rückkehr unter die Vormundſchaft der Kindheit ſei auf immer verſperrt, aber auch bei dem Erſtlingsverſuche ſeines Nachdenkens oder bei ähnlichen wenig begründeten Lehrgebäuden könne er nicht ſtehen bleiben. Raphael denke ſeinen Julius zu einer höhern Freiheit des Geiſtes zu führen, zu welcher nur emporzuklimmen ſchon mehr werth ſei, als alles andere, was er eingebüßt habe, und von welcher allein die erhabene Ruhe einer tief befeſtigten Ueberzeugung der Preis ſein könne.

---

[1] Siehe Theil 1. S. 281 ff.

Aber worin ſoll nun dieſe Ueberzeugung beſtehen? Das wird zuletzt nur im Allgemeinen von Raphael ausgeſprochen. Denn die philoſophiſchen Briefe ſind leider ebenfalls unvollendet geblieben; ihre in der Thalia verſprochene Fortſetzung iſt nicht erfolgt. Jene Angaben des Raphael aber ſind höchſt wichtig, weil ſie die Reſultate enthalten, bei denen Schiller's Denken im Jahr 1789 angelangt war. Alle ähnliche (dogmatiſche) Verſuche, wie das Syſtem des Julius, lehrt Raphael, hielten eine ſtrenge, unpartheiliche Prüfung nicht aus, denn die menſchliche Vernunft ſei zu keinem derſelben berechtigt. Dieß laſſe ſich durch eine, freilich etwas trockene Unterſuchung über die Natur der menſchlichen Erkenntniß beweiſen. Das Maaß von Größe, wozu der Menſch beſtimmt ſei, könne er nur erreichen, wenn er ſich innerhalb der ihm von der Natur gezogenen Gränzen halte, während er im Streben nach einem unerreichbaren Ziele ſeine Kräfte verſchwende. Oder mit andern Worten, die von geiſtigen Thatſachen des unmittelbaren Bewußtſeins ausgehende, vom Bekannten zum Unbekannten ſtufenmäßig fortſchreitende und ſich der Schranken der menſchlichen Erkenntniß deutlich bewußte Philoſophie, alſo die anthropologiſch-kritiſche, ſei die wahre, dem Menſchen einzig und allein zukommende Weisheit.

So bekannte ſich alſo Schiller zur Kant'ſchen Philoſophie, deren Hauptwerke, außer der Kritik der Urtheilskraft, damals (1789) ſchon erſchienen waren. Seine eigene Natur und bisherige Entwickelung — ſeine hohe Beſonnenheit, ſein ſittliches Selbſtgefühl, ſeine medizinischen Studien, ſeine poetiſchen Arbeiten, und überhaupt ſeine ausſchließliche Beſchäftigung mit dem Menſchlichen — führten ihn mit Kant in Einem Ziele zuſammen, ſo daß die kritiſche Philoſophie nur ſeine Grundanſicht beſtätigte und ihm nur einzelne neue Wahrheiten zuführte. So z. B. hatte Schiller ſchon als Jüngling Kant's Apologie der Sinnlichkeit antizipirt *). Jetzt aber mußte es ihn ſtärken und befeſtigen, daß er ſich auf der letzten Station ſeines Weges mit dem größten Denker des Jahrhunderts zuſammenfand.

---

*) Siehe Theil 1. S. 91.

Wie es das Gedicht: die Reſignation, ſo tief ergreifend ausdrückt, hatte Schiller ſeine leidenſchaftlichen Anſprüche an das Glück und an das äußere Leben mäßigen lernen[1]; „er war abgehärtet in der ſtrengen Schule der Reſignation“[2]. Jetzt hatte er es auch zu der noch ſelteneren und höheren Reſignation im ſpekulativen Felde gebracht, nachdem er ſeine ausſchweifende Vernunft zu ihrem rechtmäßigen Gebrauch zurückgerufen. Wie das ſittliche Leben nur bei jener Entſagung, ſo kann das intellektuelle nur in dieſer Anerkenntniß unſerer Beſchränkung gedeihen, und die Ueberhebung unſerer Vernunft iſt auch für unſern Charakter verderblich, indem ſie ihr Uebermuth, Anmaßung, Vermeſſenheit und andere Laſter einimpft. Daher ſagt Raphael, ſein Zweck ſei, in ſeinem Julius den Keim jeder höhern Begeiſterung, das Bewußtſein des Adels ſeiner Seele, zu beleben, aber Julius könne dieſe Begeiſterung nur innerhalb der Naturgränze des Menſchen erfolgreich und edel gebrauchen. „Es iſt ein gewöhnliches Vorurtheil, die Größe des Menſchen nach dem Stoffe zu ſchätzen, womit er ſich beſchäftigt, und nicht nach der Art, wie er ihn verarbeitet. Aber ein höheres Weſen ehrt gewiß das Gepräge der Vollendung auch in der kleinſten Sphäre, wenn es dagegen auf die eiteln Verſuche, mit Inſektenblicken das Weltall zu überſchauen, mitleidig herabſieht“[3].

Die philoſophiſche Entwickelungsgeſchichte eines Individuums aber iſt die der Gattung. Wie wir es ſchon früher bei Schiller's Tragödien ſahen, ſo hat er auch bei dieſer Geſchichte das Ganze, das Allgemeine im Auge. Daher ſagt Raphael dem Julius, „ſeine philoſophiſche Laufbahn habe bei ihm im Einzelnen eben ſo begonnen, wie bei dem Menſchengeſchlechte im Allgemeinen.“ Welches ſind alſo die Phaſen, welche der philoſophiſch ſich entwickelnde Geiſt überhaupt zu durchlaufen hat? Zuerſt die Periode der Unmündigkeit, hierauf folgt die des Dogmatismus, dann die des

---

[1] Siehe Theil 1, S. 285.

[2] Schiller's Werke in E. B., S. 765. 1. c.

[3] Schiller's Werke in E. B., S. 771. 2 c., womit man eine Stelle in der Antrittsrede: Was heißt und zu welchem Ende ſtudirt man Univerſalgeſchichte? vergleiche, S. 1030. 2 m.

Skepticiſmus und Materialiſmus, und endlich die des anthropologiſchen Kriticiſmus, mit welchem die wahre philoſophiſche Bildung auf eine ſelbſtbewußte Weiſe erſt beginnt. Denn alle wahre Philoſophie fängt mit einer wiſſenſchaftlichen Kenntniß des menſchlichen Geiſtes an, und alle dogmatiſche Syſteme (welche von allgemeinen Begriffen ſtatt von beſondern Beobachtungen ausgehen) verhalten ſich zu dieſer, wie etwa die Aſtrologie zur Aſtronomie, oder wie die Mythe zur Geſchichte. Wie der menſchliche Geiſt immer neue Syſteme aus den alten erbaue, hat der treffliche Denker in einigen großen Zügen in dem letzten Briefe des Raphael herrlich gezeigt, wobei er auch einige „der Taſchenſpielerkünſte“ namhaft machte, durch welche die eitle Vernunft der Beſchämung zu entgehen ſuche, in Erweiterung ihrer Kenntniſſe die Gränzen der menſchlichen Natur nicht überſchritten zu haben. Das Regiſter dieſer Taſchenſpielerkünſte könnte freilich aus den Tagesphiloſophien unſerer jüngſten Zeit noch ſehr vermehrt werden, in welcher der Scharfſinn im gläubigen oder heuchleriſchen Dienſte eines ſeit Kant veralteten Wahnes wirklich ſeinen höchſten Gipfel erſtiegen hat.

Die Philoſophiſchen Briefe ſind alſo ihrem idealen Weſen nach eine individuell gehaltene Geſchichte der Philoſophie nach den Hauptmomenten ihrer Entwickelung.

Und hier möchte es an der paſſenden Stelle ſein, den Inhalt jenes ſpäter von Schiller unterdrückten philoſophiſchen Geſpräches im Geiſterſeher, von welchem wir oben ſchon geſprochen haben und welches mit dem letzten Briefe des Raphael an Julius in demſelben Jahre (1789) geſchrieben worden iſt, kürzlich mitzutheilen.

Ich mache vor allem auf die hier zuerſt ausgeſprochene tief empfundene Idee aufmerkſam, daß des Menſchen Glück auf den Augenblick beſchränkt ſei, welchen er allein ſein nennen könne. Dieſe Ueberzeugung verzweigt ſich in jene Klage in der Reſignation, daß der Menſch das Glück nicht in ſeiner Gewalt habe, und daß der höher Strebende ihm ſogar entſagen müſſe, und iſt die Quelle jener elegiſchen Empfindung, die ſich durch viele ſpätern Gedichte Schiller's zieht, während in ſeinen Jugendgedichten ein heroiſcher

Seelenaufſchwung vorwaltet. Es ſpricht ſich in dieſem wehmüthigen, ſehnſüchtigen Gefühl das Bewußtſein der Unzulänglichkeit — nicht unſerer Tugend, ſondern unſeres Wohlergehens, das Bewußtſein unſerer Abhängigkeit vom Zufall und des Wechſels der menſchlichen Dinge aus. Dieſes Gefühl iſt ſeinem Weſen nach religiös, denn nur wenn unſere Seele ſich zum ewigen Leben erhebt, kann ſie in freier Beurtheilung das Zeitliche ungenügend finden. Bei Schiller aber wurde dieſe Sehnſucht durch die ihr immer zufließende hohe ſittliche Begeiſterung geſtärkt und geadelt.

Ziehen wir in der folgenden Unterhaltung das ab, was der Freigeiſterei des Prinzen wegen aufgeſtellt iſt, ſo bleibt ein wichtiger Gedanke ſtehen, den ſich Schiller aus der Philoſophie des Königsberger Weiſen zu ſeinem Eigenthum gemacht hatte, daß nämlich Zweck und Mittel nur Begriffe der menſchlichen Thätigkeit und Beſtrebungen ſeien, und außerhalb derſelben gar nicht angewendet werden können; denn da, wo die menſchlichen Beſtrebungen aufhören, waltet nur das Ineinandergreifen von Wirkung und Urſache, alſo die Naturnothwendigkeit, und es kann daher von einer Zweckmäßigkeit der Welt begriffsmäßig gar nicht die Rede ſein. Es iſt ein thörichter Wahn, die Welt- oder Menſchengeſchichte nach göttlichen Zwecken oder nach Naturzwecken betrachten und erklären zu wollen, denn wir ziehen hierdurch die Gottheit oder die Natur in den Bezirk unſerer kleinen, vermittelten Thätigkeit, und machen ſie zu unſeres Gleichen, indem wir ſie wirken laſſen, wie nur wir beſchränkte Weſen wirkſam ſein können. „Man gebe," ſagt unſer Denker, „dem Kryſtalle das Vermögen der Vorſtellung, und ſein höchſter Weltplan wird Kryſtalliſation, ſeine Gottheit die ſchönſte Form von Kryſtall ſein. So möchte auch der ſelbſtſüchtige Menſch den Schöpfer ſo gern ganz in ſeiner Familie haben!" Daher iſt alle ſogenannte Teleologie der Natur ein täuſchendes Spiel unſerer Einbildungskraft, und wir ſind nicht im Stande, von dem abſoluten Zweck der Welt und der Menſchheit das Geringſte zu begreifen. Daher ſagt Schiller auch ſchon am Ende der Philoſophiſchen Briefe, es könne die höchſte Beſtimmung des Menſchen nicht ſein, den Geiſt des Weltſchöpfers in ſeinem Kunſtwerk aufzufaſſen, und die Schöpfung ſei nie erhabener, als da, wo ihr Ideal verfehlt zu ſein ſcheine. Auf dieſe Zweckwidrigkeit gründete Schiller ſpäter mit Kant ſeine Theorie des Erhabenen, und die hier angedeutete Anſicht gab ſeiner Auffaſſung der Weltgeſchichte ihren großartigen Charakter.

Wie alſo die Unzuverläſſigkeit des Glückes, ſo weiſ't auch die theoretiſche Beſchränktheit der Vernunft den Menſchen auf den gegenwärtigen Augenblick hin, jene um dieſen Augenblick zu genießen, dieſe um in ihm zu wirken. „Indem ich dieſen unüberſchreitbaren Kreis um mich ziehe,“ ſagt der Prinz, „und mein ganzes Sein in die Schranken der Gegenwart einſchließe, wird mir dieſer kleine Fleck deſto wichtiger, den ich ſchon über eiteln Eroberungsgedanken zu vernachläſſigen in Gefahr war.“ Und in ähnlicher Geſinnung ruft auch Raphael ſeinem Julius zu, die Natur ſcheine das Wiſſen des Menſchen in ſo enge Schranken verwieſen zu haben, daß er ſeine höchſte Beſtimmung nicht in dem Wiſſen, ſondern in dem Handeln ſuche. Auch die engſte Sphäre ſei groß genug, um in ihr eine edle Thätigkeit zu entwickeln, um in ihr ein Schöpfer zu ſein.

Gibt es eine erhabenere Weisheit als dieſe, welche ſelbſt in der Unzulänglichkeit unſerer Einſicht ein Gut findet, ohne welches wir unſere irdiſche Beſtimmung, ein ſittlich-thätiges Leben, verabſäumen würden? Die Edelſten unſeres Geſchlechtes haben dieſe dem Menſchen allein zukommende Philoſophie, welche das Handeln dem Erkennen überordnet, von jeher empfohlen, und Kant hat ſie für alle Folgezeit wiſſenſchaftlich begründet. Sie war unſerm Schiller, welcher, wie wir wiſſen, von Natur und durch Uebung ein durchaus thatkräftiger und gleichſam auf ſittliche Fundamente baſirter Menſch war, wie aus der Seele geholt. Durch dieſen guten Takt ſeiner herrlichen Natur und durch ſeine ſelbſterworbene und vielgeübte Beſonnenheit blieb er, auch ohne umfaſſende philoſophiſche Studien, in ſeinem folgenden Leben vor den abentheuerlichen Träumereien verwahrt, in denen ſich nach dem Erſcheinen der Kritik der reinen Vernunft die Scholaſtik durch ihre letzten verzweifelten Anſtrengungen erſchöpfte. Er hat niemals eines dieſer dogmatiſchen Syſteme ſeiner Aufmerkſamkeit gewürdigt.

Seine vom Menſchen ausgehende Philoſophie möchte aber beinahe ausſchließlich das Sittliche und das Aeſthetiſche verfolgen. Denn in dieſer Sphäre bewegten ſich ja die heiligſten Intereſſen ſeines Herzens, ſein Talent, ſeine Beſchäftigung. Eigentlich theoretiſche Fragen lagen außerhalb des Geſichtskreiſes dieſes Geiſtes, dem ja ſelbſt die Poeſie urſprünglich nur ein Organ für ſeine ſittlichen Ideen war; oder dergleichen Unterſuchungen hatten für ihn nur den Werth eines Mittels. Er kultivirte allein die praktiſche Philoſophie wenn man mir das Recht einräumen will, auch die Aeſthetik einen Theil der praktiſchen Philoſophie zu nennen.

Wie läßt nun Schiller den Prinzen ſeine Sittenlehre weiter begründen? Dieß intereſſirt uns zu wiſſen, weil des Prinzen Anſichten damals auch beinahe die ſeinigen waren [1].

Die Menge der *Wirkungen*, behauptet der Prinz, entſcheidet den Werth eines Menſchen, wobei jedoch zu bemerken, daß nur die nächſten, unmittelbaren Wirkungen ihrer Urſache angehören, nicht deren ganze Kette; nur die unmittelbare Wirkung meiner That iſt *meine* Wirkung. Die Moralität beſteht blos in den innern Handlungen oder Thätigkeiten des denkenden Weſens, ſie ruht auf ihrer eigenen Axe. Dem Menſchen gehört nichts, als ſeine Seele, innerhalb welcher das urſprüngliche Gebiet ſeiner Wirkſamkeit iſt, ſo daß ſich dieſe mit den erſten, unmittelbaren *äußern* Wirkungen nur abgrenzt. Es kommt alſo auf die Menge der *innern* Wirkungen an: nur innerhalb der menſchlichen Seele iſt eine Handlung gut oder ſchlimm, außerhalb derſelben iſt ſie moraliſch gleichgültig. Dieſe nur in dem Bezirk der Seele vorhandenen Handlungen gehören alſo zu einem Ganzen, welches ſeinen Mittelpunkt, ſein Prinzip in ſich ſelbſt hat. Welches iſt dieſes Prinzip? Kein anderes, als *alle unſere Kräfte zum Wirken zu bringen*. In dieſem vollſtändig thätigen Zuſtand liegt die Vollkommenheit des moraliſchen Weſens, und das Verhältniß, in welchem die Thätigkeiten deſſelben zu dieſem Prinzip ſtehen, bezeichnen wir mit dem Namen Moralität. Moraliſch böſe ſind Handlungen, wenn ſie jenem

---

[1] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Th. 1, S. 389 f.

Prinzip widerſtreiten, moraliſch gut, wenn ſie mit demſelben übereinſtimmen. Da dieſes Prinzip kein anderes iſt, als die vollſtändigſte Thätigkeit aller Kräfte im Menſchen, ſo iſt eine Handlung in dem Grade gut, als dabei viele Kräfte thätig ſind, und eine ſchlechte Handlung iſt nur durch die Kräfte, welche ihr mangeln, ſchlecht. Alles, was im Menſchen thätig iſt, iſt Tugend, und Laſter iſt nur eine Abweſenheit der Tugend. Daher können wir die Herzhaftigkeit, die Liſt eines Räubers bewundern, nennen ihn aber laſterhaft, weil ihm die ungleich ſchönere Eigenſchaft der Gerechtigkeit fehlt. Nicht ihrer Motive wegen iſt alſo eine Handlung ſchlecht, ſondern weil ihr gewiſſe Motive mangeln. — Die Glückſeligkeit aber geht mit der moraliſchen Vortrefflichkeit ganz auf; beide ſind in und mit einander. „Es wäre eben ſo denkbar, daß der Glanz der Sonne in den heutigen Mittag und die Wärme in den folgenden fiele, als daß die Vortrefflichkeit des Menſchen in dieſe Welt und ſeine Glückſeligkeit in eine andere fallen könnte.“ Das moraliſche Weſen iſt alſo in ſich ſelbſt vollendet und beſchloſſen, wie das, was wir zum Unterſchied davon das organiſche nennen, beſchloſſen durch ſeine Moralität, wie dieſes durch ſeinen Bau; und dieſe Moralität iſt eine Beziehung, die von dem, was außer dem moraliſchen Weſen vorgeht, unabhängig iſt. Meine Moralität und Glückſeligkeit bedürfen alſo nicht des Glaubens an ein vernünftig geordnetes Ganze, an eine unendliche Gerechtigkeit und Güte, an eine perſönliche Fortdauer — alſo keiner Religion. Wie die Roſe dadurch, daß ſie blüht, ſchön iſt, ſo iſt der Menſch dadurch glücklich, daß er moraliſch handelt. In der äußern Welt ſcheint eine Nothwendigkeit zu herrſchen, und alle Kräfte des Menſchen ſcheinen auf die Zeitlichkeit beſchränkt zu ſein. „Worauf Andere ihre Hoffnungen gründen,“ endigt der Prinz ſeine Unterredung mit dem Baron F***, „eben das hat die meinigen umgeſtürzt — eben dieſe geahnete Vollkommenheit der Dinge. Wäre nicht alles ſo in ſich beſchloſſen, ſähe ich auch nur einen einzigen verunſtaltenden Splitter aus dieſem ſchönen Kreiſe herausragen, ſo würde mir das die Unſterblichkeit beweiſen. Aber alles, alles, was ich ſehe und bemerke, fällt zu dieſem ſichtbaren Mittelpunkt zurück, und unſere edelſte Geiſtigkeit iſt eine ſo ganz unentbehrliche Maſchine, dieſes Rad der Vergänglichkeit zu treiben!“

Ohne mich auf eine Beurtheilung dieſes Moralſyſtems einzulaſſen, welches Schiller mit einer außerordentlichen Friſche und bewunderungswürdigen Genialität entwickelt und darſtellt, werde ich nur auf einige Bezüge deſſelben zu ſeinem innern Leben aufmerkſam machen. Der thatkräftige Geiſt Schiller's ſcheint ſich dadurch trefflich ausgeſprochen zu haben, daß er die Tugend mit der Thätigkeit identificirt, und das Laſter nur als einen Mangel des Handelns bezeichnet — eine Anſicht, welche übrigens alle diejenigen ſtillſchweigend vorausſetzen, welche, wie z. B. viele Pädagogen, ſagen, der Zweck des Menſchen liege in einer harmoniſchen Entwickelung aller ſeiner Kräfte. Ferner finden wir die ſtolze Jugendüberzeugung hier in das Syſtem aufgenommen, welche die Glückſeligkeit zu einer perſönlichen Eigenſchaft machte[1], von welchem Glauben Schiller alſo auch nicht durch ſeine bitterſten Gefühle und Erfahrungen war abgebracht worden[2]. Endlich ſehen wir, daß er, wie ſein Königsberger Geiſtesverwandter, die Sittlichkeit als eine ſelbſtſtändige, nicht auf die Religion gegründete Welt auffaßte. Denn wie hätte er das durch ſich ſelbſt Klare und ewig Verſtändliche, das Sittliche, auf den bloßen Glauben zurückführen können? Wenn in der alten Welt das ſittliche Bewußtſein ſich aus dem religiöſen entwickelte, ſo kann man in der neuern Zeit ſich über die religiöſen Wahrheiten nur auf ſittlichem Standpunkte orientiren. Bei Schiller waltete außerdem das Sittliche im Vordergrunde ſeiner Seele, während, wie wir wiſſen, das eigentlich Religiöſe ſeinem Fühlen, Denken und Dichten ferner ſtand.

---

[1] Siehe Theil 1, S. 54 f.

[2] Vergleiche Theil 1, S. 283 f.

Viertes Kapitel.

Leidenſchaftliche Liebe in Dresden und Aufbruch nach Weimar. Theilnahme an Wieland's Deutſchem Merkur.

Ich habe in den vorhergehenden Kapiteln über Schiller's erſte hiſtoriſche und philoſophiſche Arbeiten, nachdem er ſeine poetiſche Laufbahn verlaſſen, eine nähere Auskunft gegeben, und verſuchte es zugleich von dieſem Standpunkt aus, dem Gange ſeines Geiſtes zu folgen.

In der That war er nach einem zweijährigen Aufenthalt in Leipzig und Dresden dem Anſchein nach ein beinahe anderer Menſch geworden; ſo ſehr hatten ſeine Anſichten an Umfang, Beſtimmtheit und Sicherheit gewonnen, ſo ſehr hatten ſich ſeine Erfahrungen und Kenntniſſe vermehrt! Aber es war nur dem Anſcheine nach. Denn die Keime jener Anſichten lagen ja in ihm; und Kenntniſſe und Erfahrungen konnten für ſein ſelbſtſtändiges inneres Leben nur den Werth von Nahrungsmitteln haben. Wer ſich gewöhnt hat, ſeine Tugend und ſein Glück in ſeiner eigenen Seele zu ſuchen, der wird auch der Gattung von Kenntniſſen den höchſten Werth beilegen, welche ihm aus ſeinem eigenen Geiſte zufließen. Selbſtſtändigkeit des Charakters und Selbſtthätigkeit des Geiſtes ſtehen zu einander im Wechſelverhältniß.

Ueberdenken wir die mannigfachen und werthvollen, in Leipzig und Dresden verfertigten, poetiſchen und proſaiſchen Schriften, ſo können wir die Nachricht nicht ganz glaubhaft finden, daß er in Dresden die Tage größtentheils den Freuden der Natur gewidmet habe, welche die ſchönen Gegenden an der Elbe reichlich darbieten, — wie es denn eine ſeiner liebſten Vergnügungen geweſen ſei, auf einem Kahne, und zwar gerade bei einem Gewitter, wenn der Strom ſich ſchäumend erhob und die ganze Natur im Kampfe ſchien, die Elbe hinabzufahren. Die übrige Zeit habe er der Geſellſchaft gelebt, und erſt wenn die Nacht angebrochen ſei, habe er ſich an ſein Pult niedergeſetzt und geſchrieben. Schwerlich hatte er bei einer ſolchen zerſtreuten und vergnügungsſüchtigen Lebensweiſe ſo Vieles geleiſtet.

In dieſer vielfachen Thätigkeit und in den weitern und engeren Verbindungen, die er in Dresden angeknüpft, ſtörte und verwirrte ihn eine neue Leidenſchaft, welche ihm eine glänzende Schönheit, ein Fräulein von A., einflößte. Er ſah ſie zuerſt auf einer Redoute, im Winter von 1786 auf 1787, näherte ſich ihr und ward gefällig von ihr aufgenommen. Aber die ganze Geſchichte iſt dunkel, und es fehlen uns wahrſcheinlich zu dem intereſſanteſten Roman von Schiller's Leben beſtimmte und ausführliche Thatſachen. Alles, was wir davon wiſſen, verdanken wir dem liebenden Griffel einer zarten Frauenhand, der Frau von Wolzogen[1]. Schiller hatte mit ſeiner Geliebten Zuſammenkünfte bei der Schauſpielerin Sophie Albrecht, welche wir ſchon früher als eine Freundin des Dichters kennen gelernt haben[2]; ſie war jetzt eine der erſten Zierden der Dresdner Bühne und die Vertraute ſeines Glückes und ſeiner Leiden. Auch in dem Hauſe des Fräuleins von A. hatte er Zutritt; doch hatte ſie ihm die Weiſung gegeben, wenn er Licht in gewiſſen Fenſtern des Hauſes ſehe, ſolle er nicht kommen, weil ſie dann in Familiengeſellſchaft ſei. Aber Schiller's Freunde behaupteten, dann empfange die Mutter nur mehr begünſtigte Anbeter ihrer ſchönen Tochter; denn dieſe intriguante Frau mißbrauche ſeine bethörte Leidenſchaft zur Befriedigung ihrer Eitelkeit und zur Erreichung ihrer eigennützigen Zwecke. Die laut gewordene, Aufſehen machende Liebe eines berühmten Dichters zu ihrer Tochter ſchmeichle ihr, und ſie lege es darauf an, deren Reize und Schönheit hierdurch in noch mehr Ruf und einen größern Kredit zu bringen. Deßwegen ziehe ſie ihn an, halte ſie ihn feſt und mache ihm immer Hoffnung, ohne ihm je ſichere Ausſichten zu gewähren.

---

[1] Schiller's Leben, Theil 1, S. 220.

[2] Ebendaſelbſt S. 231.

Wie dem auch ſei, die Tochter ſelbſt ſcheint nicht mit der Rolle einverſtanden geweſen zu ſein, welche ſie ihre Mutter ſpielen laſſen wollte. Sie war wenigſtens auch nach dem ſpätern Urtheil Schiller's nicht in den Betrug ihrer Mutter verſtrickt, ſondern ſie ſchien ihm ſeine Liebe durch einen lautern Antheil zu erwiedern. Denn ſie büßte ſeine Achtung nicht ein, und er freute ſich ſpäter ſtets, daß ſie ſich glücklich vermählt hatte.

Es iſt wohl mehr als wahrſcheinlich, daß dieſes Fräulein das Original der ſchönen Griechin im Geiſterſeher iſt[1], und daß Schiller in der heißen Liebesgluth des Prinzen die ſeinige ſchilderte. Sogar auf den Plan des Geiſterſehers mag dieſes Herzensverhältniß eingewirkt haben. Wenigſtens iſt auch jene angebliche Griechin ein blindes Werkzeug des Betruges, wie das Fräulein von A. Das trügeriſche Netz, dem Schiller ſelbſt entronnen war, warf er im Geiſterſeher, vergrößert, in das Land der Dichtung.

Wir können daher von jenem glühenden Gemälde der heftigſten Leidenſchaft im Roman auf Schiller's damalige Liebe zurückſchließen. Er hätte ſie ſchwerlich ſo hinreißend wahr und überzeugend darſtellen können, wenn er ſie nicht erlebt hätte. Er hat wohl nie ſo geliebt wie damals! In Stuttgart war ſeine Liebe ein rohes Phantom, in Bauerbach ein unzeitiges Spiel, in Mannheim nur der Anfang einer wahren Neigung, und ſeine ſpätere Liebe war mehr beſonnen und geiſtig; hier aber ergriff eine ausgezeichnet ſchöne Jungfrau ſein ganzes Weſen mit allmächtigem Zauber und göttlicher

---

[1] Frau von Wolzogen a. a. O., S. 222.

Gewalt. Das hat er uns ſelbſt dargeſtellt. „Sonderbar,“ ruft der Prinz im Roman aus, nachdem er dem Baron von F*** erzählt, wie er jene Griechin in einer Kirche zuerſt geſehen habe[1], „ſonderbar! Kann man etwas nie gekannt, nie vermißt haben, und einige Augenblicke ſpäter nur in dieſem Einzigen leben? Kann ein einziger Moment den Menſchen in zwei ſo ungleichartige Weſen zertrennen? Es wäre mir eben ſo unmöglich, zu den Freuden und Wünſchen des geſtrigen Morgens, als zu den Spielen meiner Kindheit zurückzukehren, ſeit ich das ſah, ſeitdem dieſes Bild hier wohnet, dieſes lebendige, mächtige Gefühl in mir: Du kannſt nichts mehr lieben, als das, und in dieſer Welt wird nichts anderes mehr auf dich wirken!“ Und als dem Prinzen von dem Baron geantwortet wird, daß dieſes Gefühl die Liebe ſei, erwiedert er: „Muß denn nothwendig ein Name ſein, unter dem ich glücklich bin? Liebe! — Erniedrigen Sie meine Empfindung nicht mit einem Namen, den tauſend ſchwache Seelen mißbrauchen! Welcher andere hat gefühlt, was ich fühle? Ein ſolches Weſen war noch nie vorhanden; wie kann der Name früher da ſein, als die Empfindung? Es iſt ein neues, einziges Gefühl, neu entſtanden mit dieſem einzigen Weſen, und für dieſes einzige Weſen nur möglich! — Liebe? Vor der Liebe bin ich ſicher!“

Wie originell! Und könnten dieſe Worte ſo originell ſein, wenn ſie nicht ſo tief empfunden wären? — Die meiſten Wörter ſind, bis ſich ihre Bedeutung wirkſam in uns erweiſ't, nichtsſagende Klänge; dann aber mochten wir ſie von uns abſtreifen, wie abgenutzte Kleider; und möchten für das neue Gefühl, den neuen Gedanken auch gerne ein neues Sprachgebilde haben. Aber darin fühlen wir uns beſchränkt, daß ſich für unſere eigenſte, augenblickliche Geiſtesthätigkeit immer nur eine fremde, alte Form darbietet, ein nur allgemeines Verſtändigungsmittel, durch welches wir Andern unſere beſondern innern Zuſtände nie vollkommen deutlich machen können. Unſer eigenthümliches Selbſt vermögen wir nie auszuſprechen. Auch alle Zuſammenſetzungen der immer allgemeinen

---

[1] Geiſterſeher in Schiller's Werken in 6. Bd. S. 754 f.

Die Trennung von ſeiner Geliebten koſtete ihn einen ſchweren Kampf, und dem ſchönen Fräulein ſelbſt verurſachte der Abſchied von dem gefeierten Dichter, von welchem ſie ſich in einem ſo reichen Maße geliebt wußte, viele Thränen. Wir beſitzen in einem Gedichte Schiller's noch ein Denkmal dieſer Liebe, welchem wir um ſo eher in unſerer Biographie eine Stelle einräumen, als wir über dieſes ganze, höchſt intereſſante Verhältniß nur ungenügende Nachricht zu geben im Stande ſind[1].

„Am 2. Mai 1787.

Ein treffend Bild von dieſem Leben,
Ein Maskenball hat dich zur Freundin mir gegeben.
Mein erſter Anblick war — Betrug.
Doch unſern Bund, geſchloſſen unter Scherzen,
Beſtätigte die Sympathie der Herzen.

Ein Blick war uns genug;
Und durch die Larve, die ich trug,
Las dieſer Blick in meinem Herzen,
Das warm in meinem Buſen ſchlug!
Der Anfang unſrer Freundſchaft war nur — Schein!
Die Fortſetzung ſoll Wahrheit ſein.

In dieſes Lebens buntem Lottoſpiele
Sind es ſo oft nur Nieten, die wir ziehn.
Der Freundſchaft ſtolzes Siegel tragen viele,
Die in der Prüfungsſtunde treulos fliehn.
Oft ſehen wir das Bild, das unſre Träume malen,
Aus Menſchenaugen uns entgegenſtrahlen.
Der, rufen wir, der muß es ſein!
Wir hoffen es — und es iſt — Stein!
Den edeln Trieb, der weichgeſchaff'ne Seelen
Magnetiſch an einander hängt,
Der uns bei fremden Leiden, uns zu quälen,
Bei fremdem Glück zu jauchzen drängt —

---

[1] Dieß Gedicht iſt abgedruckt in Döring's Nachleſe S. 377. — Das Gedicht Schiller's: Freigeiſterei aus Leidenſchaft oder der Kampf, (ſiehe Theil 1, S. 281 f.) kann nicht auf dieſes Fräulein von A., nachherige Gräfin von K., bezogen werden; denn dieſes Gedicht iſt ſchon früher, wahrſcheinlich noch in Leipzig, geſchrieben (es ſteht mit dem Liede an die Freude und der Reſignation zuſammen ſchon im zweiten Hefte der Thalia); die Bekanntſchaft mit dem Fräulein von A. aber wurde erſt im Winter 1786 auf 1787 in Dresden gemacht.

Der uns des Lebens ſchwere Laſten tragen,
Des Todes Schrecken ſelbſt beſiegen lehrt,
Durch den wir uns der Gottheit näher wagen,
Und leichter ſelbſt das Paradies entbehrt —
Den edeln Trieb, du haſt ihn ganz empfunden;
Der Freundſchaft ſeltnes, ſchönes Loos iſt dein.
Den höchſten Schatz, der Tauſenden verſchwunden,
Haſt du geſucht — haſt du gefunden,
Die Freundin eines Freunds zu ſein.

Auch mir bewahre dieſen ſtolzen Namen;
Ein Platz in deinem Herzen bleibe mein;
Spät führte das Verhängniß uns zuſammen,
Doch ewig ſoll das Bündniß ſein.
Ich kann dir nichts, als treue Freundſchaft geben,
Mein Herz allein iſt mein Verdienſt.
Dich zu verdienen, will ich ſtreben —
Dein Herz bleibt mir — wenn du das meine kennſt.

Schiller begab ſich im Juli [1] des Jahres 1787 nach Weimar. Er nahm das trübe Gefühl fremden Betruges, halberhörter Liebe, unmöglicher Hoffnungen mit ſich, aber auch den theuer bezahlten Gewinn neuer Erfahrungen. Ein kräftiger Menſch geht aus den Stürmen der Leidenſchaft nur geläuterter und aus den Verworrenheiten des Lebens nur beſonnener hervor.

Wie unendlich ſchwer wird es doch manchem jungen Manne, ſeine Perſönlichkeit gegen das äußere Leben auszugleichen! Ein Menſch, der nach den inwohnenden Forderungen ſeines Geiſtes genießen, leben, wirken will, hat in unſerer Zeit Zweifel, Irrungen, Kämpfe und Leiden zu beſtehen, von denen der flache Sinn, dem ſeine innere Menſchheit nie zum Bewußtſein kam, kaum eine Ahnung hat. Gar ſonderbar klingt es, wenn einer von dieſer großen Menge der leicht Zufriedenen dem originellen Geiſte vorwirft, daß er mit den beſtehenden Verhältniſſen des Lebens nicht verſöhnt ſei. Der

---

[1] In einem Briefe vom 2. Mai 1788 an Schwan (ſ. Leben Schiller's von Döring S. 122) ſagt Schiller, er ſei nun bald drei Vierteljahre in Weimar. Er muß alſo im Juli 1787 Dresden verlaſſen haben, vorausgeſetzt, daß er unmittelbar von hier nach Weimar ging. Frau von Wolzogen gibt wohl unrichtig den Frühling als die Zeit der Abreiſe an.

Tadelnde iſt es ja ſelbſt nicht! Er iſt nicht verſöhnt, weil er ſich mit ſeinen Verhältniſſen nie überworfen hatte. Verſöhnung iſt nur eine beigelegte Feindſchaft.

Auf eine verhängnißvolle Weiſe hatte der treffliche, hohe Menſch, den wir durch ſeine Lebenslaufbahn begleiten, ſich in ſeinen bisherigen Aufenthaltsorten, in Stuttgart, in Bauerbach, in Mannheim und in Dresden, freilich in ſehr verſchiedener Art, ſo ſehr mit ſeiner äußern Lage veruneinigt und verwirrt, daß er ſich ſelbſt immer gleichſam nur durch eine ſchleunige Flucht retten konnte. Je reiner er ſeine innere Welt ausbildete, deſto größer wurde die Kluft zwiſchen ihm und dem Leben. Dazu kam, daß ſeine Anſprüche und Wünſche noch durch keine ſichere Stellung, durch keinen beſtimmten Wirkungskreis und durch kein Familienleben befriedigt und begrenzt waren. Ohne ſolche äußere Haltpunkte konnte er auch nicht zur innern Ruhe gelangen, und dieſelbe Geiſteshoheit, welche man in ſeinen Werken als Originalität bewundert, mochte im Leben dem kurzſichtigen Auge oft als phantaſtiſche Ueberſpanntheit erſcheinen.

Welche Schickſale, welche neue Erfahrungen, welche Leiden und Genüſſe erwarteten ihn nun in Weimar? Welche geiſtigen Anregungen und Güter ſollten ihm hier zu Theil werden? Er betrat das Weimar'ſche Land mit großen und nicht ungerechten Erwartungen.

Weimar galt längſt als der klaſſiſche Boden Deutſchlands. Die verwittwete Herzogin Amalia hatte, zuerſt als Vormünderin ihres Sohnes, und ſeit 1774, wo dieſer die Regierung übernahm, durch ihren mütterlichen Einfluß Weimar zum Mittelpunkt einer edlern, freiern Bildung gemacht, welche von hier aus ſich über das ganze Vaterland verbreitete. Mehr Gelehrte, Dichter, Künſtler fanden ſich in dem kleinen Orte zuſammen, als in irgend einer andern Stadt Deutſchlands, und unter ihnen die berühmteſten Schriftſteller, wie Goethe, Herder, Wieland. Die Seele und der Centralpunkt aller dieſer verſchiedenartigen Perſönlichkeiten und Talente blieb fortwährend die geiſtreiche, vielſeitig gebildete, gewandte Herzogin Amalia, welche in ihrer Muße in künſtleriſchen und wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen jeglicher Art die edelſte

Thätigkeit und den ſchönſten Genuß für ihren regen Geiſt fand. Ihr Schloß in Weimar, ihr Landhaus in Tieffurth waren der Verſammlungsort aller ſchönen Geiſter und ausgezeichneten Talente. Jeder Fremde von Geiſt und Ruf wurde in ihrem ausgewählten Kreiſe mit Huld und Anerkennung aufgenommen. Wieland aber war der tägliche Geſellſchafter und gefeierte Hausgenoſſe der Herzogin.

In dieſe Stadt und in die Nähe ſolcher Perſonen und Verhältniſſe trat nun der achtundzwanzigjährige Schiller, als einer der letzten großen Geiſter, welche ſich hier zuſammenfanden. Er kam nicht als ein unbekannter, und eigentlich auch nicht als ein fremder Menſch. Sein Dichterruf mußte ihm eine gute Aufnahme verſchaffen, und durch den Titel, mit welchem ihn der regierende Herzog Karl Auguſt, der Freund Goethe's, beehrt hatte, war er Weimar'ſcher Unterthan.

An der Frau von Kalb fand er die wohlbewährte Freundin, wie er ſie erwartet hatte, in deren Umgang er ſeines Geiſtes froh werden konnte. In den Briefen, welche wir aus dieſer Zeit von Schiller beſitzen, erwähnt er öfters in rühmender Weiſe des Umgangs mit dieſer Dame. „Frau von Kalb," ſchreibt er einmal[1], „habe ich heute beſucht und eine recht geiſtvolle Unterhaltung bei ihr gefunden. Wie ſehr wünſchte ich ihrem Geiſte die Welt, für die er geſchaffen iſt. Es liegt unendlich viel Eigenes in ihrer Vorſtellungskraft, und ihre Blicke ſind eben ſo ſcharf als tief."

Goethe war damals in Italien, und auch die Herzogin Amalia bereitete ſich zu einer Reiſe jenſeit der Alpen vor, um durch Bewegung und ein milderes Klima ihre wankende Geſundheit zu befeſtigen, und in jenem ſchönen und merkwürdigen Lande ihre Weltbetrachtung zu erweitern. Mit Studien und Zurüſtungen zu dieſer Reiſe beſchäftigt, nahm gerade jetzt die Herzogin weniger Intereſſe an Schiller, als ſie ſonſt in ihrem Hauſe dieſer merkwürdigen neuen Erſcheinung Aufmerkſamkeit zugewandt hätte. Der Herzog war viel abweſend und ſcheint damals keinen beſondern Antheil an ihm bezeigt zu haben. Von Herder und Wieland dagegen wurde er mit Wohlwollen aufgenommen, aber der liebenswürdige Greis Wieland trug bei ihm den Preis davon. In ſeinem Umgang, in ſeinem Familienkreiſe wurde ihm frei und wohl. „Wir werden ſchöne Stunden haben,“ ſchrieb er damals; „Wieland iſt jung, wenn er liebt.“ Und nach einer Bekanntſchaft von drei Vierteljahren äußerte er ſich über dieſes Verhältniß [1]: „Mit Wieland bin ich ziemlich genau verbunden, und ihm gebührt ein großer Theil an meiner jetzigen Behaglichkeit, weil ich ihn liebe und Urſache habe zu glauben, daß er mich wieder liebt. Weniger Umgang,“ fügt er bei, „habe ich mit Herder, ob ich ihn gleich als Menſch, wie als Schriftſteller, hoch verehre. Der Eigenſinn des Zufalls trägt eigentlich die Schuld, denn wir haben unſere Bekanntſchaft ziemlich glücklich eröffnet. Auch fehlt es mir an Zeit, immer nach meiner Neigung zu handeln.“

---

[1] Leben Schiller's von Frau von Wolzogen, Bd. 1, S. 333.

Den wiederholten Antrag Wieland's, ein Mitarbeiter an ſeiner Zeitſchrift, dem Deutſchen Merkur, zu werden, konnte Schiller nicht zurückweiſen. Die Einladung war ehrenvoll und vielleicht auch vortheilhaft; Schiller ſuchte ſich den väterlichen Freund zu verpflichten und gewogen zu erhalten. Er verſprach, dem Journale ſeine ganze Kraft zu widmen, und Wieland hoffte, daß daſſelbe durch ſein Eingreifen wieder eine friſchere und jugendlichere Geſtalt erhalten werde. Welchen außerordentlichen Werth er auf Schiller's Theilnahme legte, das geht aus den Worten hervor, mit welchen er ſie am Schluſſe des Jahres 1787 in der Zeitſchrift dem Publikum ankündigte [2]. Schiller werde, ſagt Wieland, mit dem bevorſtehenden Jahrgange vielleicht jedes Monatsſtück mit einem Aufſatze von ſeiner Hand zieren, die ſchon in ihren erſten Verſuchen den künftigen Meiſter verrathen, und nun, da ſein Geiſt den Punkt der Reife erreicht habe, die Erwartungen rechtfertige, die ſich das Publikum von dem Verfaſſer des Fiesko von Genua und des Don Karlos zu machen Urſache gehabt. „Da ich ſelbſt,“ fährt er fort, „vom Mittagspunkte des Lebens ſchon einige Jahre herabſteige und täglich mehr

---

[1] In einem Briefe an Schwan; ſiehe Schiller's auserleſene Briefe von Döring, S. 86.

[2] Wieland's Leben von Gruber, Th. 4, S. 222.

Gelegenheit habe, an mir ſelbſt zu erfahren, wie wahr das Virgiliſche Facilis descensus Averni in mehr als Einem Sinne iſt, ſo gereicht es mir zu nicht geringer Ermunterung, dieſen vortrefflichen jungen Mann an meiner Seite zu ſehen, und mit ſolcher Unterſtützung darf ich ſicher hoffen, den Deutſchen Merkur ſeinem erſten gemeinnützigen Zwecke in Kurzem auf eine ſehr merkliche Weiſe näher zu bringen."

Schiller ließ es an Kraft nicht fehlen, ſein Verſprechen und dieſe Erwartungen zu erfüllen und die Jahrgänge 1788 und 1789 des Merkurs ſind durch treffliche Beiträge von ſeiner Meiſterhand ausgezeichnet, mit welchen wir unſere Leſer nach und nach bekannt machen werden; und da in dieſen Jahren auch Goethe, Herder und Reinhold Beiträge lieferten, ſo gehören dieſe beiden Jahrgänge zu den glänzendſten, welche der Merkur erlebt hat[1]. Schiller ließ in dieſer Zeit ſeine eigene Zeitſchrift zurücktreten; im Jahr 1787 erſchien von der Thalia gar nichts, und in dem folgenden Jahre nur das fünfte Heft, welches von ſeinem Herausgeber nur eine Fortſetzung des Geiſterſehers enthält. Als aber ſpäter die Thalia wieder gewichtiger hervortrat, mußten Schiller's Arbeiten für den Merkur in eben dem Grade anfangen, ſeltener oder kürzer zu werden. Wenn es ſeine urſprüngliche Abſicht war, für beide Zeitſchriften zu gleicher Zeit etwas Tüchtiges zu leiſten, ſo muthete er offenbar ſeiner Kraft und Zeit zu viel zu. Denn er arbeitete, wie wir wiſſen[2], langſam, und mit eben ſo großer Anſtrengung als Sammlung; ſeine Reflexion und ſein waches Bewußtſein, die ſich jetzt eben noch mehr hervorbildeten, erſchwerten und verzögerten ihm das Geſchäft, indem ſie den begeiſterten Fluß ſeiner Gedanken und Worte immer hemmend unterbrachen. Auch war in dieſen Jahren ſeine Hauptarbeit, die er ſchon von Dresden mit herübergebracht, die Geſchichte des Abfalls der Niederlande. Einem weniger thätigen und beharrlichen Geiſt hätte dieſe Arbeit für ſich allein jede andere unmöglich gemacht! Welche weitläufigen Studien mußten für dieſes große Werk, durch welches er ſich das Glück ſeines Lebens zu gründen gedachte, gemacht werden! —

---

[1] Der Deutſche Merkur erſchien von den Jahren 1773 bis 1810.

[2] Vergl. oben Th. 1, S. 263.

Studien, die ſeinen bisherigen Beſchäftigungen zum Theil fremd und ſeinem ſelbſterzeugenden Geiſte eigentlich widerſtreitend waren. In einem Briefe an Frau von Wolzogen in Bauerbach klagt er, daß er unter Folianten und ſtaubigen Schriftſtellern wie begraben ſitze [1]. Er hat uns dieſelben in ſeiner Vorrede zu ſeiner Geſchichte des Abfalls der Niederlande namhaft gemacht, und wir ſehen auch aus der unter dem Texte dieſes Werkes angeführten großen Menge der Verweiſungen auf dieſe Quellen, mit welcher gewiſſenhaften Gründlichkeit er begann, die Geſchichte zu ſchreiben. Von dem Jahre 1790 an hörte ſeine Theilnahme am Merkur gänzlich auf. Wieland ſchrieb hierüber an Göſchen in Leipzig, der gute Schiller ſei mit Arbeiten überladen, er hange ſehr von ſeinen eigenen Lebensgeiſtern ſowohl, als von äußerlichen Umſtänden ab, und es könne ihm leicht begegnen, ſich zu mehr anheiſchig zu machen, als er zu leiſten im Stande ſei. „Ich meines Orts,“ fährt dann der redſelige Briefſteller fort, „bin zwar durch glückliche Zufälle in den Stand geſetzt worden, ihn von allem Antheil, den er an dem Merkur zu nehmen mir ſo oft und poſitiv verſprochen hatte, gänzlich frei zu ſprechen; indeſſen kann ich mir doch nicht verbergen, in was für einer üblen Lage ich mich befunden hätte, wenn ich, im Vertrauen auf ſeine Mitwirkung, verſäumt hätte, mir auf den Fall, wo er mit allem ſeinem guten Willen nicht Wort halten konnte, zu proſpiciren [2].“

Doch ſtörte die nicht ganz in Erfüllung gegangene Erwartung das gute Vernehmen beider Freunde in keiner Weiſe. Wer hätte auch mit Wieland, dem humanſten, nachſichtigſten Menſchen nicht gut auskommen können? Der edle Greis war fortwährend von aufrichtiger Achtung und Liebe zu dem genialen, trefflichen jungen Manne erfüllt. „Sobald Schiller nur eine feſte Richtung hat,“ prophezeihte er, „und in ſich ſelbſt zu einer gewiſſen Ruhe gekommen ſein wird, wird er unfehlbar einer der erſten Männer der Zeit ſein, ſo wie er einer der beſten Menſchen iſt, die ich kenne.“

---

[1] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Bd. 1, S. 240.

[2] Wieland's Leben von Gruber a. a. O., S. 225.

Fünftes Kapitel.

Lebensverhältniſſe zu Weimar. Die von Lengefeld'ſche Familie. Aufenthalt bei Rudolſtadt. Neigung zu Charlotte von Lengefeld. Bekanntſchaft mit den Griechen.

Die vielfachen, zum Theil mühſeligen und zeitraubenden Arbeiten, die Schiller übernommen, machten eine eingezogene Lebensweiſe nothwendig. Hatte er in Dresden mehr unter Freunden gelebt und ſich der Geſellſchaft und den Menſchen hingegeben, ſo ſchloß er ſich hier gegen ſolche geſellſchaftliche Vergnügungen ab, die ihm ja meiſt nur Unruhe und Verwirrung eingebracht hatten, und die dem Hange ſeines Herzens und dem ſtillen Ernſte ſeines Geiſtes wenig gemäß waren. Er ging ſelten aus, und wenn er einmal ſein Zimmer verließ, ſuchte er am liebſten ein weiſes Geſpräch bei einem geiſtreichen Freunde, oder die ſtille Einſamkeit in dem weitläufigen, reizenden Park, wo man ihn bisweilen Abends luſtwandeln und ſich nach den am wenigſten beſuchten Orten hinwenden ſah. — Sein frugales Mittagseſſen ließ er ſich wieder, wie in Mannheim, auf ſein Zimmer bringen, zuerſt aus einem Privat-, dann aus einem Gaſthaus; Abends genoß er ſelten etwas Anderes, als Butterbrod, wozu er Bier trank. Dieſem Getränk hatte er auch ſchon früher den Vorzug gegeben. „Ich muß geſtehen,“ ſchrieb er von Mannheim aus an Frau von Wolzogen, „daß ich mir äußerſt wenig aus dem Wein mache, ſo wohlfeil und gut er hier zu haben iſt[1].“ In ſpätern Jahren zog er den Wein vor, ſo wie er ſich auch durch eins der vielgeſungenſten Punſchlieder, die Vermählung der vier Elemente, zu einem erklärten Punſchliebhaber bekannte. Das Biertrinken vermied er in dieſer Zeit, weil, wie er ſagte, es ſchwer und fett mache, und drückte einſt ſcherzhaft ſeine Freude darüber aus, als er von einem Arzte vernahm, Erasmus ſchreibe in ſeinen Briefen den zu Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts ſo verderblichen engliſchen Schweiß dem gierigen Biertrinken der Engländer zu[2].

Uebrigens gebot ihm ja auch ſchon der geringe und unſichere Ertrag ſeiner Feder, in welchem ſein alleiniges Einkommen beſtand, Sparſamkeit und Einſchränkung. Sein Erwerb mochte oft kaum zur Beſtreitung ſeiner nothwendigſten Bedürfniſſe hinreichen, und bei manchen unabweisbaren Ehrenausgaben und bei ſeinem Ungeſchick, ſeine kleine Wirthſchaft ordentlich führen zu können — denn durchgängig ökonomiſch zu leben, war gewiß die letzte Tugend, die er lernte — war er wohl nicht ſelten in großer Verlegenheit. Bei dem Mangel anderer Zeugniſſe hierüber muß uns Ein Beweis für viele gelten. In einem Briefe vom Jahr 1795 an Goethe ſchreibt er: „Ich erinnere mich, wie ich einmal vor ſieben Jahren in Weimar ſaß und mir alles Geld, bis etwa auf zwei Groſchen Porto ausgegangen war, ohne daß ich wußte, woher neues zu bekommen. In dieſer Extremität denken Sie ſich meine angenehme Beſtürzung, als mir eine längſt vergeſſene Schuld der Literaturzeitung an demſelben Tage überſendet wurde[3].“

So war unſer Schriftſteller, während ganz Deutſchland ſeine Werke bewunderte und er überall Verehrer und Freunde ſeiner Muſe hatte, ganz auf ſich geſtellt, ganz verlaſſen, und ſeine Exiſtenz grenzte bisweilen an Mangel und Noth. Wie fröhlich hätte ſich ſein Genius entfalten können, wenn er eine jährliche Rente von nur einigen hundert Thalern gehabt hätte! — Wahrlich! nicht hoch genug können die Männer geehrt werden, welche die Freude ihres Lebens und endlich auch ihre Geſundheit einer Idee und einem Werke zum Opfer brachten, wodurch ſie ihr Volk auf eine höhere Stufe des Daſeins emporhoben! Sie ſind die ſichtbaren Götter unter den Menſchen, denn ſie handeln, wie die Unſterblichen ſelbſt an ihrer Stelle handeln würden.

---

[1] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Theil 1, S. 172.

[2] Minerva, Taſchenbuch für 1816, S. 141. (Die Abhandlungen zur „Gallerie zu Schiller's Gedichten“ in der Minerva, ſind bekanntlich von Böttiger.)

[3] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 1, S. 199.

Aber ungeachtet ſeiner äußern Beſchränkung fühlte ſich der Genügſame, im freien Genuß ſeines Geiſtes und ſeiner Thätigkeit glücklich; und auf dem Boden der Reſignation erblühte ja nur um ſo ſchöner ihm ſein „zugewogenes Glück." In dieſem Sinne äußert er ſich, in der erſten Zeit ſeiner Anweſenheit in Weimar, gegen ſeinen Freund Moſer in Ludwigsburg[1]: „Ich bin jetzt, wornach ich mich ſo oft geſehnt habe, in Weimar, und wähne in Griechenlands Ebenen zu wandeln. Der Herzog iſt ein wahrer Vater der Künſte und Wiſſenſchaften, von denen ich hier auch nicht eine einzige verwaiſ't getroffen habe, — Du müßteſt denn das ſteife Ceremoniel der Höfe in die ernſte Reihe der Künſte und Wiſſenſchaften aufnehmen wollen (?). — Ich denke hier, wenigſtens im Weimariſchen, mein Leben zu beſchließen, und endlich einmal ein Vaterland wieder zu erhalten." Und auf ähnliche Weiſe ſpricht ſich Schiller auch noch ſpäter in einem Briefe an Schwan aus: „Wenn ich aufrichtig ſein ſoll, ſo kann ich nicht anders ſagen, als daß es mir hier ungemein gefällt, und der Grund davon iſt leicht einzuſehen. Die möglichſte bürgerliche Unangefochtenheit und Freiheit, eine leidliche Menſchenart, wenig Zwang im Umgang, ein ausgeſuchter Zirkel intereſſanter Menſchen und denkender Köpfe, die Achtung, die auf die literariſche Thätigkeit gelegt wird; rechnen Sie dazu noch den wenigen Aufwand, den ich an einem Orte, wie Weimar, zu machen habe warum ſollt ich nicht zufrieden ſein?"

Auch noch mit manchen andern Männern, außer mit Wieland und Herder, kam er in ein Verhältniß und hatte er einigen Umgang. Mit Ridel, dem Erzieher des Erbprinzen, und mit Friedrich Schulz, dem Verfaſſer einiger proſaiſchen Schriften, genoß er zuweilen einen heitern Abend. Ein wöchentlich zuſammenkommender Klub, in den er Zutritt hatte, und wo er bisweilen eine Partie Whiſt ſpielte, zog ihn von ſeinen angeſtrengten Arbeiten ab, und brachte einige Unterbrechung und Zerſtreuung in ſein einſames Schriftſtellerleben. Bode, Bertuch, Corona Schröter fanden ſich mit andern gebildeten Perſonen hier zuſammen. Aber mit Bode, meinte er doch, könne man nicht genau Freund ſein.

---

[1] Deutſcher Ehrentempel von Hennings. Gotha 1821. Bd. 1, S. 50.

Aber aller dieſer Umgang konnte ihn doch nicht ganz befriedigen. Es fehlte in allen dieſen Verhältniſſen hauptſächlich an einer gemüthlichen Anregung. Schiller war einmal einer von den Menſchen, welche im geſelligen Leben ſich nur dann glücklich fühlen, wenn den Anforderungen ihres Herzens Genüge geſchieht. Er mußte in dieſer Hinſicht den Abſtand Weimars von Dresden, wo ihn die innigſte Freundſchaft erquickt hatte, tief und ſchmerzlich empfinden. Licht fand er allenthalben, aber was half ihm das Licht, wenn es nicht wärmte? Vielleicht nur mit dem einzigen Wieland mochte ein herzlicher Umgang möglich ſein, aber von ihm war er doch eigentlich noch mehr durch den Abſtand ſeiner Empfindungsweiſe und Lebensanſicht getrennt, als durch ſein Alter. Ueberhaupt wollte ihm der ganze Ton der Geſellſchaft nicht zuſprechen. Urtheilte er, daß „die Churſachſen nicht die liebenswürdigſten unter den Sachſen ſeien,“ ſo konnte er im eben angeführten Briefe an Schwan, in welchem er doch alles mögliche Gute hervorhebt, von den Weimaranern nicht mehr rühmen, als daß ſie „eine leidliche Menſchenart“ ſeien; und er fügte wehmüthig bei: „Die Schwaben ſind doch ein liebes Volk, das erfahr ich je mehr und mehr, ſeitdem ich andere Provinzen Deutſchlands kennen lernte.“ Bei allem Intereſſe an der Literatur, welches man in beſſeren Zirkeln in Weimar zur Schau trug, und bei aller Bildung, welche von den vorzüglichſten Geiſtern ausgegangen war, die hier ſchon ſo lange gewirkt hatten, war der geſellſchaftliche Ton mehr kritiſirend und abſprechend als belebend und anerkennend. Es lag aber in dem Weſen des damaligen Bildungszuſtandes

Schiller's und er ſelbſt ſagt es von ſich[1], „daß er ſich durch Spitzfindigkeit, Künſtlichkeit und Witzelei ſehr von der wahren Simplicität entfernt hatte." Er war mehr als je von einer unbefriedigenden Reflexion und Kritik befangen — und dieſelbe Reflexion und Kritik, deren er ſich ſelbſt kaum erwehren konnte, und von welchen er ſich gelähmt fühlte, begegneten ihm nun überall im geſelligen Leben. Wie ſehnte er ſich nach der unmittelbaren, unverfälſchten Natur, nach den lautern, reinen Ausſprüchen ſchöner Menſchheit!

Seine Sehnſucht ſollte erfüllt werden. Im November 1787 machte er eine kleine Reiſe nach Meiningen, um ſeine, an Reinwald verheirathete Schweſter, und um zugleich ſeine mütterliche Freundin, bei welcher er ein ſo gaſtfreundliches Aſyl gefunden, die Frau von Wolzogen, zu beſuchen. Er hatte von der theuern Frau eine freundliche Einladung erhalten, welcher er um ſo lieber folgte, da ſich damals auch Wilhelm von Wolzogen in Bauerbach aufhielt. Dieſer bereitete ſich nämlich nach ſeinem Austritte aus der Karlsakademie im Hauſe ſeiner Mutter zu einer Reiſe nach Paris vor, wo er ſich ganz dem Studium der Architektur zu widmen gedachte.

Auf der Rückreiſe nach Weimar gab dieſer Jugendfreund unſerm Schiller das Geleite. Zu Pferd machten ſie den Weg über Rudolſtadt, und hier führte Wolzogen ſeinen Freund bei der ihm verwandten Familie **von Lengefeld** ein, bei welcher Schiller endlich finden ſollte, was er bisher überall vergebens geſucht hatte.

Frau von Lengefeld wohnte mit ihren beiden Töchtern außerhalb Rudolſtadt wie auf dem Lande, in einem am Fuße eines Hügels gelegenen Hauſe, in dem durch ſeine nahen waldbekränzten Anhöhen, durch die ſanfte Krümmung des Fluſſes und durch ſeine Fruchtbarkeit und ſeinen Anbau ſo reizenden Thal der Saale. Der Vater, welcher ſich als Forſtmann ausgezeichnet hatte, war längſt geſtorben. Die Mutter, eine gütige, empfängliche Natur, nur mit allzugroßer Aengſtlichkeit an kirchliche und ſociale Obſervanz gebunden.

---

[1] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Theil 1, S. 271.

Ihren beiden Töchtern dagegen war frühe das Bedürfniß und die Anregung einer freiern, edlern Geiſtesbildung zu Theil geworden. Der treffliche Vater wollte ſeine Mädchen beſſer unterrichtet ſehen, als es damals in der fürſtlichen Kleinſtadt gebräuchlich war und von dem noch ungebildeten geſelligen Leben (der gewöhnlichen Richtſchnur für weibliche Bildung) gefordert wurde. Er ſorgte daher für die Entwickelung des Verſtandes, welche der phantaſiereichen Beweglichkeit ſeiner Kinder das Gleichgewicht halten ſollte, und ließ ſich auch ihre körperliche Ausbildung angelegen ſein. Seine mannhafte, ehrenwerthe Perſönlichkeit prägte ſich ihren Seelen ein, und Friedrich der Große, dem der Vater eine hohe Verehrung zollte, wurde auch der Held ſeiner Töchter. Dazu kam eigene Lektüre meiſtens ſolcher Bücher, die das Herz und Gemüth anſprachen; und was der Geiſt auf dieſe Weiſe aufgenommen hatte, konnte er in fördernder Einſamkeit und ländlicher Stille in ſein Eigenthum verwandeln und ungeſtört weiter ausbilden.

Die ältere Schweſter Karoline ſollte aber ſchon frühe aus dieſem jugendlichen Phantaſieleben herausgeführt werden und das Bittere des wirklichen zu koſten bekommen. Schon in ihrem ſechzehnten Jahre folgte ſie dem Heirathsantrage eines Herrn von Beulwitz, lebte aber in einer nicht glücklichen, kinderloſen Ehe, im Hauſe ihrer Mutter. Für die, drei Jahre jüngere Schweſter, Charlotte, ſuchte Frau von Lengefeld eine Hofdamenſtelle, welche ihr von der Herzogin Luiſe von Weimar, für den Fall, daß eine Veränderung an ihrem Hof einträte, verſprochen worden war. Damit ſich ihre Tochter für dieſe Beſtimmung Fertigkeit in der franzöſiſchen Sprache und Weltton aneigene, beſchloß Frau von Lengefeld, eine Zeitlang in der franzöſiſchen Schweiz zu leben. Hier, an den reizenden Ufern des Genferſees, in dem freundlichen Vevay, brachte die Familie glückliche, auch durch liebe Freunde und durch den Umgang mit geiſtreichen Männern, verſchönerte Tage zu. Welchen Eindruck mußten die Wunder dieſes Landes auf die ideal geſtimmten Schweſtern machen, in denen ſich frühe ein ſo feines und inniges Gefühl für die Schönheiten der Natur entwickelt hatte! Wir glauben es daher der ältern Schweſter, aus deren Darſtellung [1] wir dieſe Nachrichten entlehnen, gerne, daß die Familie in trüber Stimmung und mit Wehmuth aus der Schweiz nach Hauſe zurückkehrte, beſonders da einer nähern Berührung mit der geiſt- und geſchmackloſen Förmlichkeit des kleinſtädtiſchen Hofes nun nicht mehr ganz auszuweichen war, und auch das ſonſtige geſellſchaftliche Leben in Rudolſtadt viel zu langweilig ſchien, als daß es einigen Erſatz hätte bieten und Bedürfniſſe hätte befriedigen können, welche vorgerückte Jahre und ein weiterer Blick in das Leben erweckt hatten. Durch Rudolſtadt führte damals noch keine Landſtraße, der Ort war in wenigem Verkehr mit der übrigen Welt und ſtand an Bildung und hinſichtlich aller Annehmlichkeiten des geſelligen Lebens hinter den benachbarten Städten weit zurück.

Auf der Rückreiſe aus der Schweiz kam die Lengefeld'ſche Familie mit Frau von Wolzogen in Stuttgart zuſammen und machte in Begleitung dieſer Dame bei Schiller's Eltern einen Beſuch auf der Solitude. Frau von Wolzogen veranlaßte die weiterreiſenden Frauen auch, da ihr Weg ſie über Mannheim führte, wo damals unſer Schiller lebte, deſſen Bekanntſchaft an dieſem Orte zu machen. Er war gerade nicht zu Hauſe, und als er Viſitenkarten von Herrn von Beulwitz und Frau von Lengefeld erhielt, begab er ſich in ihren Gaſthof und traf die Familie noch, als ſie eben im Begriff war, abzureiſen. Unter dieſen Umſtänden war die Unterhaltung kurz; es fiel kein Wort, welches lebhafteren Antheil erregt hätte [2].

Und jetzt ſah Schiller, nach drei Jahren dieſelbe Lengefeld'ſche Familie in ihrem Wohnſitze wieder. Es war an einem trüben Novemberabend, als er mit Wilhelm von Wolzogen, beide in ihre Mäntel gehüllt, vorgeritten kam, und an dieſen Abend knüpfte ſich die Zukunft ſeines Lebens. In dem Kreiſe dieſer Familie fühlte er ſich wohl; hier fand er natürliche, empfängliche Menſchen, in deren Umgang ſich ſein Herz und Genius (beides war bei ihm unzertrennlich) frei und voll ausſprechen konnten. Keine Vorurtheile, kein Vorwitz, keine Kälte lähmten hier die Zunge; hier fand er Bildung mit Entwickelungsfähigkeit und Beſtimmbarkeit vereinigt, und was zugleich mit Verſtand und mit Gemüth von ihm geſprochen wurde, das traf auch wieder den ganzen Menſchen. Man ſprach von den Briefen des Julius an Raphael und von den ſich auf dieſe beziehenden Gedichten der Anthologie. Ohne alle ſchriftſtelleriſche Eitelkeit ſtellte es ſich in ſeinem Geſpräche hervor, daß es ihm am Herzen liege, daß die Familie ſeinen Don Karlos kennen lerne. So ſehr hatte man ſich einander in wenigen Stunden genähert, daß Schiller ſchon bei ſeinem Abſchiede den Plan ausſprach, den nächſten Sommer in dem Rudolſtädter Thale zu verleben, was mit Freude aufgenommen wurde.

---

[1] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, S. 227 f.

[2] Ebendaſ. Theil 1, S. 192 f.

Sein Freund begleitete ihn noch nach Weimar, welches ihm nun in einem noch trübern Lichte erſchien als bisher. „Mir wurde ſo ſchwer," ſchreibt er an Frau von Wolzogen, „mich von dieſer hochachtungswerthen und liebenswürdigen Familie zu trennen, daß nur die dringendſte Nothwendigkeit mich nach Weimar ziehen konnte."

Dem Leſer braucht es kaum geſagt zu werden, daß eigentlich Charlotte von Lengefeld der anziehende Magnet war. Und in der That war ſeine Wahl nach den vollgültigſten Zeugniſſen, z. B. eines Goethe und Wieland, auf ein höchſt liebenswürdiges Weſen gefallen. Ihre Schweſter gibt folgende Schilderung von ihr: „Sie hatte eine ſehr anmuthige Geſtalt und Geſichtsbildung. Der Ausdruck reinſter Herzensgüte belebte ihre Züge, und ihr Auge blitzte nur Wahrheit und Unſchuld. Sinnig und empfänglich für alles Gute und Schöne im Leben und in der Kunſt, hatte ihr ganzes Weſen eine ſchöne Harmonie. Mäßig aber treu und anhaltend in ihren Neigungen, ſchien ſie geſchaffen, das reinſte Glück zu genießen. Sie hatte Talent zum Landſchaftzeichnen, einen feinen und tiefen Sinn für die Natur, und Reinheit und Zartheit in der Darſtellung. Unter günſtigen Umgebungen hätte ſie in dieſer Kunſt etwas leiſten können. Auch ſprach ſich jedes erhöhtere Gefühl in ihr oft in Gedichten aus, unter denen einige, von der Erinnerung an lebhaftere zärtliche Herzensverhältniſſe eingegeben, voll Grazie und ſanfter Empfindung ſind.“ Als Schiller ſie kennen lernte, war ſie einundzwanzig Jahre alt, denn ſie war im November 1766 in Rudolſtadt geboren.

Sie hatte er ſich zur Lebensgefährtin erkoren. Er fühlte ſich als einen iſolirten, fremden, heimathloſen Menſchen, der in der Welt ohne Beſitz und Beſtimmung herumirre, und ſehnte ſich ſtärker als früher nach einer bürgerlichen und häuslichen Exiſtenz. Nur die ununterbrochenen, mäßigenden und heilenden Einwirkungen der eigenen Familie, war er feſt überzeugt, könnten ihn in einer gedeihlichen Stimmung für das Edle und in der rechten Richtung erhalten, und nur ſie könnten ihn dauernd beglücken. „Ich habe ſeit Jahren,“ ſchreibt er in dieſer Beziehung an ſeinen Körner, „kein ganzes Glück gefühlt, und nicht ſowohl, weil mir die Gegenſtände dazu fehlten, ſondern darum, weil ich die Freuden mehr naſchte als genoß, weil es mir an immer gleicher und ſanfter Empfänglichkeit mangelte, die nur die Ruhe des Familienlebens gibt.“

Fräulein von Lengefeld war damals in ihrem Gemüthe verwundet und durch eine Herzensneigung ſchmerzlich ergriffen, welcher ſie, durch äußere Umſtände gezwungen, hatte entſagen müſſen. Den Mann, dem ihre Liebe zugewandt war, führten ſeine Verhältniſſe im Militärdienſte über das Meer nach einem andern Welttheile. Um ſie zu erheitern und zugleich um durch ihre Gegenwart ihr Andenken bei der Herzogin Luiſe zu erneuern, wurde in der Familie beſchloſſen, daß Charlotte die Frau von Stein, eine Freundin des Hauſes, auf einige Zeit in Weimar beſuchen ſollte, dieſelbe Dame, welche ſich bei der Herzogin für ſie um eine Hofdamenſtelle verwendet hatte und ſich fortwährend für dieſe Angelegenheit intereſſirte.

So führte denn ein freundliches Geſchick unſerm Schiller die Freundin ſeines Herzens in die Nähe, noch in demſelben Winter, in welchem er ſich ihr in Rudolſtadt zuerſt genähert hatte. Nur wenige Wochen nach dem Entſtehen ſeiner Neigung erhielt dieſelbe neue Nahrung, neues Leben.

Schiller ſah das Fräulein von Lengefeld bei Frau von Stein und in einigen andern Kreiſen, aber nur ſelten und auf kurze Zeit. Er näherte ſich ihr ſo, wie es ihm ſein Zartgefühl und die Rückſicht auf ſeine äußere Lage geboten. Er verſchaffte ihr zur Lektüre ein und das andere Buch; ſie nahm den Auftrag an, ihm nach ihrer Rückkehr in ihre Vaterſtadt ein Logis für ſeinen dortigen Sommeraufenthalt zu miethen, und empfieng auch Briefe und Billets von ihm, von deren uns ihre Schweſter in der Lebensbeſchreibung Schiller's mehrere aufbewahrt hat. Wir können dieſelben nicht ohne Freude leſen. Der Verfaſſer ſpricht in ihnen ausdrücklich nur ſeine Hochachtung, ſeine Freundſchaft aus; aber jeder Satz, jede Zeile verkündigt außerdem noch ſein liebendes Herz. Ohne von ſeiner Liebe ein Wort zu ſprechen, ſagt er, gleichſam unwillkührlich und verhüllt, alles, was er denkt und fühlt. In dieſen Briefen athmet eine edle, milde, beſonnene Neigung, ganz ohne eine Spur von Leidenſchaft. Unſere Liebe iſt gewöhnlich das Ebenbild unſerer Geliebten. In Schiller entwickelte die Neigung zu einem reinen, edlen Weſen nur das Löbliche und Ebenmäßige. Seine jetzige Liebe war das reine Gold von der ſinnlichgeiſtigen Leidenſchaft, welche ihn in Dresden beherrſcht hatte.

Fräulein von Lengefeld ſcheint damals ſchon ſeine Neigung nicht ganz unerwiedert gelaſſen zu haben. Er würde nicht ſo zuverſichtlich, ſo beruhigt an ſie haben ſchreiben können, wenn er ſeines Glückes nicht ſo gewiß geweſen wäre. Hier begegnete ein von unglücklicher Liebe verwundetes Herz einem gleichen; denn die Leidenſchaft, die unſeres Dichters Gemüth in Dresden durchtobt hatte, konnte kaum vernarbt ſein. Man weiß, daß die vereitelte oder verſchmähte Liebe ſchnell wieder erwacht und leicht bereit iſt, einen neuen Bund zu ſchließen.

Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß die Abſicht des Fräuleins von Lengefeld, an den Hof zu gehen, dem Sinne und der Stimmung ihres Verehrers geradezu widerſprach. Das Hofleben, und alles, was daran grenzte, war ſeiner Naturliebe, ſeinem Freiheitsgefühl, dem Stolze ſeiner Armuth von Grund aus zuwider. Er ließ es ſich daher angelegen ſein, ſeine Freundin in dieſem Punkte, der ihn allein für ſein künftiges Glück beſorgt machte, auf ſeine Seite zu bringen. Daher ſpricht er von dem Glücke, welches der Menſch, ferne von der Geſellſchaft und in der ſchönen Natur, in einem freien Spiele ſeiner Seele finde, und kann es nie glauben, daß das Fräulein in der Hof- und Aſſembleeluft ſich gefallen möge[1] — ein Gedanke, der beinahe in jedem der noch erhaltenen Billets in irgend einer Weiſe wiederkehrt. Er gab ihr bei ihrer Rückreiſe nach Rudolſtadt dieſelbe Idee in ihrem Stammbuche mit; denn daß das Gedicht: Einer Freundin in's Stammbuch[2], an Lotte von Lengefeld gerichtet war, iſt gewiß.

So verwirklichte Schiller jetzt wieder jenen Einſiedlertraum, welcher ihn in Bauerbach getröſtet und beglückt hatte. Eine ſchöne Natur, Unabhängigkeit, freies Gedankenſpiel, Liebe und Freundſchaft ſind ſo hohe Güter, daß ſie ſchon vereinzelt den Menſchen erfreuen können: in ihrer Zuſammenfaſſung liegt aber für ein edles Gemüth, in welchem zugleich eine poetiſche Stimmung und ein Hang zur Betrachtung überwiegend ſind, der ganze Inhalt irdiſcher Glückſeligkeit. So wenigſtens für Schiller, der ſich fortwährend von der zerſtreuenden Menſchenwelt zu iſoliren ſuchte, um ſich in der Ideenwelt ganz ſammeln zu können. „So viele treffliche Menſchen,“ ſchreibt er, „reißt der Strom der Geſellſchaften und Zerſtreuungen mit ſich dahin, daß ſie erſt dann zu ſich ſelbſt kommen, wenn ſich die Seele aus dem Schwall der Nichtigkeiten nicht mehr emporarbeiten kann. Es ſieht vielleicht miſanthropiſch aus, aber ich kann mir hier nicht helfen, ich bin Kleiſt's Meinung: Ein wahrer Menſch muß fern von Menſchen.“

In der Mitte Mai's 1788 reiſ'te er nach dem Rudolſtädter Thal, wo die Lengefeld'ſche Familie eine halbe Stunde von der Stadt, in dem Dorfe Volkſtädt, eine Wohnung für ihn gemiethet hatte. Er war mit dieſer Wahl äußerſt zufrieden. „Der Ort, die Lage, die Einrichtung im Hauſe,“ —

---

[1] Leben Schiller's von Frau von Wolzogen, Bd. 1, S. 247.

[2] Schiller's Werke in [illegible] Bd. S. 27.

ſchreibt er an ſeine Freundin — „Alles iſt vortrefflich. Sie haben aus meiner Seele gewählt. Eine fürſtliche Nachbarſchaft hätte mir meine Exiſtenz verdorben.“ Das Haus lag frei vor dem Dorfe, und aus ſeinem Zimmer überſah er die Ufer der Saale, die ſich in einem ſanften Bogen durch die Wieſen krümmt und im Schatten uralter Bäume dahin fließt. Die gegenüber am jenſeitigen Ufer des Fluſſes ſich erhebenden waldigen Berge, an deren Fuß freundliche Dörfer liegen, und das hoch und ſchön gelegene Schloß von Rudolſtadt an der andern Seite gewähren dieſem einſamen Platz eine durch die Mannigfaltigkeit ihrer Gegenſtände reizende Ausſicht. Auf einer waldumkränzten Anhöhe, dem Hauſe gegenüber, iſt jetzt ein kleines Monument des gefeierten Dichters errichtet, mit einem Bronze-Abdruck ſeiner koloſſalen Büſte von Dannecker. Sein Aufenthalt in dieſem glücklichen Thale iſt hierdurch im Andenken der Menſchen erhalten, und es hat ſich Goethe's Wort an ſeinem Freunde bewährt:

„Die Stelle, die ein guter Menſch betrat,
Sie bleibt geweiht für alle Zeiten.“

Das Zuſammenleben Schiller's mit ſeinen Freundinnen hat uns die ältere Schweſter, die Frau von Beulwitz, nachher an Schiller's Jugendfreund, Wilhelm von Wolzogen vermählt, mit liebender Erinnerung geſchildert. „In unſerm Hauſe,“ ſagt ſie, „begann für Schiller ein neues Leben. Lange hatte er den Reiz eines freien, freundlichen Umgangs entbehrt; uns fand er immer empfänglich für die Gedanken, die eben ſeine Seele erfüllten. Sein Geſpräch floß über in heiter Laune; ſie erzeugte witzige Einfälle, und wenn oft ſtörende Geſtalten unſern kleinen Kreis verengten, ſo ließ ihre Entfernung uns das Vergnügen des reinen Zuſammenklangs unter uns nur noch lebhafter empfinden. Wie wohl war es uns, wenn wir nach einer langweiligen Kaffe-Viſite unſerm genialen Freunde unter den ſchönen Bäumen des Saalufers entgegengehen konnten! Ein Waldbach, der ſich in die Saale ergießt und über den eine ſchmale Brücke führt, war das Ziel, wo wir ihn erwarteten. Wenn wir ihn im Schimmer der Abendröthe auf uns zukommen erblickten, dann erſchien ſich ein heiteres ideales Leben unſerm innern Sinne. Hoher Ernſt und anmuthige geiſtreiche Leichtigkeit des offenen, reinen Gemüthes waren in Schiller's Umgang immer lebendig; man wandelte wie zwiſchen den unwandelbaren Sternen des Himmels und den Blumen der Erde in ſeinen Geſprächen."

Die Frau von Beulwitz, welche das Hausweſen führte, leitete gewöhnlich die Unterhaltung; ſie ſcheint nicht nur durch ihre Jahre, ſondern auch durch den bildenden Einfluß des Leidens ſelbſtſtändiger und entwickelter, als ihre Schweſter geweſen zu ſein. Vielleicht war die Verfaſſerin der „Agnes von Lilien" ihr auch an Geiſt und wiſſenſchaftlichem Intereſſe überlegen. „Selten," verſichert ſie, „war es mir ſo wohl geworden, mich ſo ganz über alles ausſprechen zu können. Schiller fühlte immerwährend das Bedürfniß eines Lebens in Ideen, und meine ganze Stimmung begegnete ihm."

Unſer Schriftſteller erhöhte ſich den Reiz dieſes Umganges durch Maßhalten im Genuſſe deſſelben. Den Tag über arbeitete er meiſtens auf ſeinem einſamen Landſitz an der Geſchichte des Niederländiſchen Abfalles, und zur Abwechſelung an ſeinem Geiſterſeher; auch die Briefe über Don Karlos ſind hier, wenn nicht ganz geſchrieben, doch wenigſtens vollendet, und der erſte Theil der Künſtler wurde hier gedichtet[1]. Meiſtens nur die Abende brachte er in der Geſellſchaft ſeiner Freundinnen zu. Wie mußte es ihn dann entzücken, wenn er ihrer ſchönen Theilnahme die Früchte ſeines täglichen Fleißes vorleſen konnte!

Auch mancher bedeutende Mann brachte neue Anregung und Bewegung in dieſen kleinen Kreis, und Briefe von Körner, Wieland und Andern erfriſchten unſern Schiller in ſeiner glücklichen Einſamkeit. Der heitere Wieland legte ihm von Zeit zu Zeit ſeinen Deutſchen Merkur an's Herz, und wünſchte ihm, „daß es ihm behagen möge in ſeinem ſelbſtgewählten Pathmos und daß ihm da auch, wie dem heiligen Johannes Theologus — nur nicht ganz in ſeiner Manier — hohe Offenbarungen zu Theil werden möchten." — „Man glaubt hier,“ ſchreibt er ein andermal, „Sie amüſirten ſich gut in Ihrer Retraite, und legt einen Theil des Verdienſtes, Ihnen dieſen Seceſſum angenehm gemacht zu haben, auf eine ſchöne Rudolſtädterin.“ — Zur beinahe täglichen Geſellſchaft der Lengefeld'ſchen Familie gehört der Baron von Gleichen, einer der edelſten und liebenswürdigſten Menſchen, deſſen Seelenfriede aber damals in philoſophiſche Zweifel aufgegangen war. Daher leitete Gleichen das Geſpräch meiſtens auf Gegenſtände der Metaphyſik, was aber in ſeiner damaligen Gemüthsanregung und in Gegenwart ſeiner Lotte unſerm Freunde nicht immer zuſagen mochte. Auch Goethen, der von ſeiner Reiſe nach Italien gerade zurückkam, lernte Schiller damals zuerſt in dem Lengefeld'ſchen Hauſe kennen. Bei ſeiner Durchreiſe beſuchte Goethe dieſe Familie, mit welcher er durch deren Hausfreundin, Frau von Stein in Weimar, befreundet worden war. Zwiſchen ihm und Schiller fand aber eine Annäherung, welche das Schweſterpaar ſo ſehr gewünſcht hätte, nicht ſtatt. Goethe, welcher den bisherigen Dichtungen Schiller's keinen Geſchmack hatte abgewinnen können, war kalt und verſchloſſen, und Schiller mochte ſich von einer ſolchen Perſönlichkeit gerade damals am allerwenigſten angezogen fühlen. Auch war er viel zu ſtolz, um dem ſich Zurückhaltenden entgegen zu kommen. Wozu hätten wir das Bewußtſein unſeres Werthes, wenn wir ihn nicht gegen die geltend machten, die ſich über uns ſtellen oder uns ignoriren? Sehr treffend und richtig beurtheilt er nach dieſer Zuſammenkunft ſeine geiſtige Stellung zu Goethe in einem Briefe an ſeinen Freund Körner. „Im Ganzen genommen,“ ſagt er, „iſt meine in der That große Idee von Goethe, nach dieſer perſönlichen Bekanntſchaft nicht vermindert worden; aber ich zweifle, ob wir einander je ſehr nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch intereſſant iſt, was ich noch zu wünſchen und zu hoffen habe, hat ſeine Epoche bei ihm durchlebt. Sein ganzes Weſen iſt ſchon von Anfang her anders angelegt als das meinige; ſeine Welt iſt nicht die meinige; unſere Vorſtellungsarten ſcheinen weſentlich verſchieden. Indeſſen ſchließt ſich aus einer ſolchen Zuſammenkunft nicht gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren.“

---

[1] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen. Th. 1. S. 280 und 284.

Auch Wilhelm von Wolzogen beſuchte ſeine Freunde in Rudolſtadt. Er lebte damals noch der Hoffnung, daß ſeine kränkelnde Mutter wieder vollkommen geneſen werde. Aber bald nachher langte die Nachricht ihres Todes an. Schiller beklagte dieſen Verluſt ſeiner theuern Freundin, wie ein Sohn um ſeine Mutter weint. Der noch erhaltene Brief an Wilhelm von Wolzogen iſt voll Dankbarkeit, voll Pietät, voll Gefühl. „Alle Liebe," äußert er ſich, „die mein Herz der Verſchiedenen gewidmet hatte, will ich ihr in ihrem Sohne aufbewahren, und es als eine Schuld anſehen, die ich ihr noch im Grabe abzutragen habe. Wir wollen einander wie Brüder angehören." So knüpft der trennende Tod edle Herzen nur feſter aneinander, zum Merkmal, daß es für die Liebe keine Trennung gibt. Jede Zerſtörung ſtreut neuen Samen des ſittlichen Lebens aus. — Schiller ladete ſeinen Freund ein, zu ſeiner Erheiterung nach Rudolſtadt zu kommen, und wollte ihm zu dieſem Ende nach Ilmenau entgegen reiten; dieſer war aber verhindert dem Wunſche zu entſprechen.

Freundſchaft und Liebe ſind ſchon unter gewöhnlichen Menſchen, beſonders in jüngern Jahren, eine unverſiegbare Quelle der Unterhaltung. An dem Kleinſten und Geringfügigſten, was der Zufall und die Stunde bringen, ſpricht ſich das Intereſſe und die Erregung des Herzens aus, und der Augenblick der Gegenwart wird durch die Erinnerung rückwärts und vorwärts durch die Hoffnung zu einer Welt erweitert. Das Geſpräch geht nie aus. Aber welchen reichen Gehalt, welches hohe Intereſſe konnte erſt ein ſo tiefer, gebildeter Mann, wie Schiller, in dieſe Unterhaltung legen! Die Bekanntſchaft war geiſtig eingeleitet worden, und geiſtig wurde ſie fortgeſetzt. Nur auf dem Felde des Schönen und Guten wollte er das Herz ſeiner Geliebten gewinnen und feſthalten. Was ihm in der Dichtkunſt am meiſten gelungen ſchien, und ihm von ſeinen Arbeiten am liebſten war, theilte er ſeinen Freundinnen mit, und war entzückt, ſeinem eigenen Weſen, ſich ſelbſt in ihrer Seele zu begegnen. Die Theilnahme, die ſie ſeinen Erzeugniſſen zollten, galt ihm mit Recht für eine Bürgſchaft ihrer Liebe zu ihm ſelbſt. So verpflanzte er ſein innerſtes Selbſt in ſie hinüber — und erndtete auch ſeinerſeits einen reichlichen Gewinn. „Wie ein Blumen- und Fruchtgewinde,“ ſagt die Verfaſſerin ſeiner Lebensbeſchreibung, „war das Leben dieſes Sommers mit ſeinen genußreichen und bildenden Stunden für uns alle.“

Mit Plutarch, Rouſſeau und Goethe war das Schweſternpaar aufgewachſen; ſie waren die Hausgötter der Familie. Welche neue Bande der geiſtigen Gemeinſchaft! Denn wir wiſſen, mit welcher Wärme Schiller in ſeiner Jugend an Plutarch und Rouſſeau hing und wie begeiſtert er von Goethe war. In der Begeiſterung der Schweſtern kehrte ihm die innigſte Liebe ſeiner frühen Jugendjahre noch einmal zurück, und trat in feſter, verklärter Geſtalt, vor das ruhige Auge ſeines ernſt forſchenden Geiſtes.

Von den Griechen hatte er bis vor Kurzem wenig Notiz genommen. Seine Jugendbildung hatte ihn nicht in dieſelben eingeführt; ſein ſpäterer wechſelvoller Lebenslauf hatte ihm keine Muße geſtattet und keinen Anreiz gegeben, das Verſäumte nachzuholen[1]. Der Glückliche wird blos von dem Glücklichen verſtanden, für den Heitern hat nur der Heitere ein offenes Ohr — und iſt nicht bei den Hellenen auch der Schmerz und Gram nur eine leichte Wolke unter dem Himmel ihres glücklichen Lebens? Weil ſie nicht wußten, was der Menſch vom Menſchen zu leiden hat, oder weil ſie tapfer genug in der Abwehr menſchlicher Mißhandlungen waren, ſtellt ihre Dichtung nur *die* Leiden dar, die über den Menſchen vom Himmel verhängt ſind. Alles Irdiſche lächelte ihnen freundlich zu, und ihnen drohte das Unglück nur aus der Nacht des Verhängniſſes. Sie warfen einen ruhigen Blick in die Welt, und grollten Niemanden, weil es gottlos geweſen wäre, dem alleinigen allgemeinen und nothwendigen Feind, den ſie kannten, zu zürnen. Wie hätte Schiller ſich bis vor Kurzem mit *ſeinem* Herzen der Hellenenwelt nahen können? Wenn ihr Licht auch in ihn eindrang, ſo beleuchtete es ihm nur die Zerriſſenheit ſeiner Seele. Auch konnte ſich der Rieſengang ſeines von philoſophiſchen und ethiſchen Ideen fortgeriſſenen Genius lange Zeit unmöglich mit den gemäßigten und reinen Werken der alten Griechen zuſammenfinden. Sein Weg mußte vom Shakſpeare anheben und durch die Franzoſen gehen, ehe er bei den Griechen anlangte. *Das Gute* hat die Affektation einer Tugend immer, daß ſie uns auf die Tugend ſelbſt aufmerkſam macht.

---

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 1290. 2 a.

So vorbereitet kam er nach Weimar, und erſt hier fing er an, die Alten fleißiger zu leſen, und das entſcheidende Verdienſt hat ſich Wieland um die Bildung Schiller's erworben, daß er ihn auf die Griechen nachdrücklich hinwies und an ihrem Studium ſo ſehr feſthielt, als es ſeine anderweitigen Arbeiten damals erlaubten. Denn Wieland war überzeugt, daß ſein ideenſprudelnder, phantaſievoller Freund das Einzige, was ihm nach ſeinem Urtheil noch fehlte, das Maß, hauptſächlich nur von den Griechen lernen könne. In der That war er durch ſeine mannigfache Bildung und durch ſeine bisherigen Arbeiten unvermerkt an der Schwelle des Gymnaſiums angekommen, in welchem er jetzt ein würdiger Zögling der Hellenen werden konnte. Von dieſer Zeit an zeugen beinahe alle ſeine Schriften mehr oder weniger von ſeinem Studium der Alten, und die erſten Früchte deſſelben waren metriſche Uebertragungen und die *Götter Griechenlands*.

Jetzt, in Rudolſtadt, ward die Lektüre der Griechen, in Ueberſetzungen, verſteht ſich, fortgeſetzt, in Gemeinſchaft mit den beiden Schweſtern, welche von Homer und den Tragikern bisher ebenfalls nur Bruchſtücke kennen gelernt hatten. Aus Voß'ens Ueberſetzung las er ihnen Abends nach und nach die ganze Odyſſee vor — „und es war uns,“ ſagt ſeine Biographin, „als rieſelte ein neuer Lebensquell um uns her.“ — „Ich leſe jetzt nichts, als Homer,“ ſchrieb Schiller an ſeinen Körner, „die Alten geben mir wahre Genüſſe; zugleich bedarf ich ihrer im höchſten Grade, um meinen eigenen Geſchmack zu reinigen.“ Unter dem erwärmenden Lichte der Freundſchaft, in der Abgeſchiedenheit von dem Geräuſche der Welt, war Schiller jetzt des ruhigen Gleichgewichtes der geiſtigen Kräfte theilhaftig, in deren Spiegel allein uns die alte Welt in ihrer wahren Geſtalt vor das entzückte Bewußtſein tritt; und er wurde jetzt nicht im Sittlichen, ſondern nur im Aeſthetiſchen durch ſeinen Homer beſchämt, in deſſen edler

Simplicität er die von der Schönheit abgeirrte Künſtelei ſeines Geſchmackes erſt recht klar erkannte.

Es war ein höchſt glücklicher Griff, daß Schiller die Alten in ſeine Rudolſtädter Einſamkeit mitnahm und in die Mitte der geiſtigen Gemeinſchaft mit ſeinen Freundinnen legte. Ein Wendepunkt ſeines äußern Lebens und die beginnende Beruhigung ſeines Gemüthes fielen auf dieſe Weiſe mit einem Wendepunkt ſeiner poetiſchen Ausbildung zuſammen; eine neue Freundſchaft erhöhte die andere. Wie herrlich an der Hand der Geliebten zuerſt in eine neue Welt einzutreten — in eine Welt, welche eben ſo harmoniſch, eben ſo anmuthig iſt als das geiſtige Leben, welches den Liebenden von Herz zu Herzen fließt! Wie herrlich, in einem tauſendjährigen Zeugniſſe die Beglaubigung für ein Gefühl des Augenblickes zu finden, das ferne Alterthum im eigenen Geiſte zu erneuern und auf den Bund der Seelen das Siegel der ſchönſten Menſchheit zu drücken! — „Der Euripides,“ ſchreibt Schiller in der damaligen Zeit, „macht mir viel Vergnügen und ein großer Theil kommt auf ſein Alterthum. Den Menſchen ſich ſo ewig gleich zu finden, dieſelben Leidenſchaften, dieſelben Kolliſionen der Leidenſchaften, dieſelbe Sprache der Leidenſchaften!“

Den Meiſten bleibt die Hellenwelt immer todt und begraben, weil ſie das Organ und die Bildung nicht mitbringen, womit ſie erfaßt ſein will. Weil wir ſchon als Knaben mit den Alten bekannt gemacht werden, wird unſer geiſtiger Sinn durch die Gewohnheit für ſie abgeſtumpft; und unſere Luſt an ihnen iſt geſättigt, wenn wir die Reife haben, ſie zu verſtehen und zu genießen. Auch die mangelhaften und kindiſchen Eindrücke unſerer Schulzeit erſchweren eine ſpätere richtige Erkenntniß und großartige Anſicht. Wir können uns von unſerer erſten Auffaſſung ſelten ganz losmachen. Wir beginnen unſere Bildung da, wo wir ſie vollenden ſollten! Wer in ſeinen ſpätern Jahren mit gereiftem Geiſte den Homer, den Sophokles zuerſt kennen lernt, deſſen Herz muß von eben der Bewunderung und demſelben Staunen erfüllt werden, wie die Seele deſſen, welcher im blühenden Mannesalter zum erſtenmal Erde und Himmel und alle Wunder der Welt erblickete.

Sechstes Kapitel.

„Die Götter Griechenlands“ und „die Künſtler.“ Die Briefe über Don Karlos. Ueberſetzungen aus dem Griechiſchen.

Wir gehen nicht weiter, ehe wir einen Blick auf Schiller's damalige Thätigkeit geworfen haben, und legen in die Erzählung ſeiner Liebe einige kleinere Arbeiten mitten hinein, welchen ſie ihre Seele einhauchte. Wenn der gewöhnliche Menſch das Glück nur leidend auf ſich einwirken läßt, verwandelt der höhere Geiſt daſſelbe dadurch gleichſam in ſein Eigenthum, daß er es als beflügelnde Kraft in ſeine Thätigkeit aufnimmt. Schiller verherrlichte zwar ſeine Liebe nicht mehr, wie in Stuttgart, durch ſeine Dichtkunſt, denn individuelle Ereigniſſe ſchienen ihm für die Würde der Poeſie nicht wichtig genug zu ſein; aber der Geiſt ſeiner Liebe ſpricht ſich jedesmal in ſeinen gleichzeitigen Werken aus.

Die Götter Griechenlands zwar entbehren noch der freundlichen Harmonie, welche aus einem glücklich liebenden Herzen kommt, denn dieſes, ſchon im Märzhefte des Merkur vom Jahr 1788 zuerſt erſchienene Gedicht wurde ſchon vor dem Aufenthalt bei Rudolſtadt geſchrieben.

Ich möchte die Götter Griechenlands keineswegs mit Frau von Wolzogen[1] für das Erzeugniß einer nur „poetiſchen Anſicht und momentanen Dichterlaune“ halten. Denn jedes ſeiner Gedichte war mit ſeinem innern Leben verzweigt, zumal ein Stück von einem ſo reichen Gehalte und einer ſolchen Tiefe, wie die Götter Griechenlands ſind. Aufs Beſtimmteſte erklärt ſich Schiller in der berühmten Recenſion über Bürger, ein Gedicht dürfe nicht das Gemälde einer eigenthümlichen Seelenlage, geſchweige denn deren Geburt ſein, und die Göttinnen des Reizes und der Schönheit belohneten nur die Leidenſchaft, die ſie ſelbſt eingeflößt[2]. Wie hätte er dieſe aus ſeiner innerſten Anſicht geholte Norm durch ſein eigenes Beiſpiel widerlegen können? Wir werden den richtigen Geſichtspunkt angeben, von welchem dieſes Gedicht aufgefaßt werden muß, indem wir ſeine Quelle in der Seele Schiller's aufdecken. Es ſcheint uns unter der Würde der Geſchichte zu ſein, hier etwas umhüllen oder nach andern Vorſtellungen modeln zu wollen; und was in Schiller's reiner, univerſell geſtalteter Seele lebendig ſich hervorthat, wird wohl auch einigen Rückhalt in dem Menſchengeiſt überhaupt haben. Dieſen aber lernen wir am beſten aus ſeinen edelſten Exemplaren kennen.

Die Götter Griechenlands liegen mit den letzten Akten des Don Karlos in der Thalia, der Freigeiſterei aus Leidenſchaft, der Reſignation, dem Verbrecher aus verlorener Ehre, den Philoſophiſchen Briefen und dem Geiſterſeher in Einer Reihe, und ſchließen die durch dieſe verſchiedenartigen Schriften hindurchgeführte Ideenbewegung ab. Alle dieſe Darſtellungen behandeln, mit einer polemiſchen Tendenz gegen poſitive, überlieferte Religionsdogmen und kirchliche Lebenseinrichtungen, ſittlich-religiöſe Gegenſtände. Der Dichter hatte, wie wir wiſſen, ſchon im Don Karlos die vollkommenſte Denkfreiheit für ſich und jeden Menſchen in Anſpruch genommen, und ihm konnten daher nur diejenigen Religionsſätze von Werth ſein, von deren Wahrheit er ſich denkend überzeugt hatte, oder welche wenigſtens in ſeiner rein menſchlichen Natur einen Anklang fanden. Im Verfolg ſeiner freien Forſchungen hatte er ſich mit Kant überzeugt, daß die menſchliche Vernunft ganz und gar nicht fähig ſei, Gott, den Endzweck der Welt, das Verhältniß Gottes zur Welt und die Art der Fortdauer unſerer Seele nach dem Tode zu begreifen; aber einen Erſatz für dieſe dem Menſchen unvermeidliche Unwiſſenheit hatte er in den ſittlichen Kräften gefunden, in deren begeiſtertem, edlem Gebrauche der Menſch leicht jenes theoretiſche Unvermögen ſeines Geiſtes verſchmerze. Denn aus dieſer eigenthümlichen Organiſation der menſchlichen Natur gebe es ſichtbar hervor, daß die irdiſche Beſtimmung des Menſchen nicht im Erkennen, ſondern in der Thätigkeit liege, durch welche er auch in der kleinſten Sphäre ein Schöpfer des Schönen und Guten ſein könne [1].

---

[1] Schiller's Leben, Theil 1, S. 291.

[2] Schiller's Werke in E. B., S. 1277. f. m. Vergl. Theil 1, S. 266.

In dieſer Anſicht war eigentlich Schiller's tiefſte Lebensüberzeugung ausgeſprochen, und in ſo weit war er mit Kant im Weſentlichen einverſtanden. Aber ganz beruhigen konnte er ſich hierbei nicht. In ſeinem poetiſchen Geiſte, in ſeiner, einer vollen allſeitigen Entwickelung auch unbewußt entgegenſtrebenden und harmoniſch organiſirten Seele mußte ſich das Bedürfniß einer lebendigen und innigen Betrachtungsweiſe der Natur, des Lebens, der Welt geltend machen. Denn wenn auch die Vernunft das Ueberirdiſche nicht enträthſeln und der Verſtand die ewige Beſtimmung der Dinge nicht begriffsmäßig angeben kann, ſind denn die Geiſteskräfte auf Vernunft und Verſtand beſchränkt? Können wir uns dem Ewigen nicht durch unſer Gefühl nähern, können wir das Göttliche in der Welt nicht ahnend durch unſer Herz auffaſſen, und können dieſe Gefühle und Ahnungen durch die Phantaſie nicht zu einer eigenen Weltbetrachtung ausgebildet werden, in denen der Menſch wenigſtens Sinnbilder beſitzt für die ſeiner Vernunft verſagte höhere Wahrheit? Dieſe Weltbetrachtung iſt offenbar poetiſcher, äſthetiſcher Natur, und weil ſie im Dienſt des Ueberſinnlichen und der Religion ſteht, kommt ihr in ihrer vollſtändigen Ausbildung mit Recht der Name einer äſthetiſch-religiöſen Weltbetrachtung zu.

---

[1] Siehe, außer unſern früheren Erörterungen dieſes Gegenſtandes, beſonders das Ende der Philoſophiſchen Briefe.

Dieſe poetiſche Weltanſchauung nun an die Stelle jener begriffsmäßigen, einſeitig rationaliſtiſchen und kalten Religionsbetrachtung einer anmaßlichen Vernunft zu ſetzen, dazu fühlte ſich unſer Dichter gedrungen und durch die herrlichſten Kräfte ſeiner Natur berechtigt. Wenn er alſo früher der Wahrheit mit Kant das ſittlich Gute ergänzend zur Seite ſtellte, ſo verband er jetzt mit beiden noch das Schöne.

Aber dieſer freien, im Geiſte der Schönheit lebenden Betrachtung der Dinge ſtand eine einſeitig rationelle Religionslehre entgegen, welche dennoch auch der Wiſſenſchaftlichkeit in dem Grade entbehrte, als ſie Anſpruch auf ſie machte; und die Dürre, die Geſchmackloſigkeit oder die Abgeſtorbenheit des enggebundenen kirchlichen Kultus konnte ebenfalls keine Verſöhnung dieſer freien und heitern poetiſchen Weltanſicht mit der Geſtalt des Chriſtenthums der Zeit zulaſſen. Wenn daher Schiller früher im Namen der Geiſtesfreiheit und der wahren Wiſſenſchaft Oppoſition gegen kirchliche Formen und Lehren machte, welche den Geiſt niederzudrücken und gefangen zu nehmen oder ihn durch eine erträumte höhere Einſicht in das, was dem Menſchen ewig ein Geheimniß iſt, einzuſchläfern ſchienen, ſo mußte er jetzt manchen religiöſen Dogmen und kirchlichen Gebräuchen im Namen der Schönheit entgegentreten. Denn in unſerer Religion ſchienen ihm die ewigen Rechte der Schönheit gar nicht oder nur kümmerlich berückſichtigt, als deren Anwalt er nun in den Göttern Griechenlands auftrat.

In dieſem Gedichte ſpricht er ſeine heißeſte Sehnſucht nach einer poetiſchen Betrachtung der Dinge aus, welche aus der Religion ſeiner Zeit verſchwunden ſei, die ſich aber bei den Hellenen auf eine herrliche Weiſe in's Leben gebildet habe. Das Gedicht iſt eigentlich nicht gegen jeden Monotheismus gerichtet, ſondern es tadelt nur den abſtrakten Verſtandesmonotheismus, welcher im einſeitigen Intereſſe der Wahrheit und einer übel verſtandenen höhern Einſicht allen Anforderungen des Gefühls und der Einbildungskraft Hohn ſpricht, die ſich immer nur an einer lebendigen Mannigfaltigkeit einzelner, naher, anſchaulicher göttlicher Geſtalten erquicken können. Denn wie die Vernunft nur Einen Gott fordert, ſo verlangen Gefühl und Phantaſie und ein den ganzen Menſchen ergreifender Kultus mehrere Götter, in welche ſich jener bricht und der ſinnlichen Faſſungskraft des Menſchen nahe tritt, wie ſich denn auch noch nie bei einem gebildeten Volke ein ganz reiner Monotheismus vorfand, ſo wenig als ein ganz reiner Polytheismus. Außerdem und in noch höherm Grade rügt der Dichter die finſtern, Ideen und Entſagung auflegenden Religionsgebräuche ſeiner Zeit, die ganz verſtandesmäßige, gemüthloſe und mechaniſche Auffaſſung der Natur, die trübe Anſicht des Lebens, die grauſenhafte Vorſtellung vom Tode und die unerquickliche Vorſtellung von unſerm künftigen Daſein — alles in der Abſicht, um durch den Gegenſatz ſeine heitere, rein menſchliche äſthetiſche Weltanſchauung in ein helleres Licht zu ſtellen.

In unſerer jetzigen Ausgabe iſt das Polemiſche des Gedichtes gemildert; da aber die ausgelaſſenen Strophen und Stellen uns den damaligen Sinn des Dichters am beſten aufdecken, ſo wollen wir einige derſelben hier mittheilen. In der ſpätern Ueberarbeitung ſeiner Gedichte hat er überhaupt meiſtens nur ſolche Strophen und Stellen ausgelaſſen, welche Andern anſtößig oder ihm etwas nur Individuelles oder Temporelles zu enthalten ſchienen; aber gerade dieſe ſind für unſere Entwickelungsgeſchichte am merkwürdigſten.

Eine der ausgefallenen Strophen hieß:

„Höher war der Gabe Werth geſtiegen,
Die der Geber freundlich mit genoß,
Näher war der Schöpfer dem Vergnügen,
Das im Buſen des Geſchöpfes floß.
Nennt der meinige ſich dem Verſtande?
Birgt ihn etwa der Gewölke Zelt?
Mühſam ſpäh' ich im Ideenlande,
Fruchtlos in der Sinnenwelt.“

Während ſich, ſagt der Dichter, im Alterthum der Menſch ſeinem Schöpfer nahe fühlte, erkennt der Neuere die Gottheit nicht in der äußern Natur, welche „knechtiſch nur dem Geſetz der Schwere dient,“ noch gibt ihm der Verſtand von derſelben

Kunde, welcher nur eine Nothwendigkeit annehmen darf; es bleibt ihm alſo allein die dürftige Beglaubigung übrig, die ihm die Vernunft oder das Ideenvermögen von dem Göttlichen gibt.

Folgender Abſatz des Gedichtes ſtellt die heitere Gottesverehrung der alten Welt mit unſerer jetzigen in Kontraſt:

„Seiner Güter ſchenkte man das Beſte,
Seiner Lämmer liebſtes gab der Hirt,
Und der Freudetaumel ſeiner Gäſte
Lohnte dem erhab'nen Wirth.
Wohin tret' ich? Dieſe traur'ge Stille
Kündiget ſie meinen Schöpfer an?
Finſter, wie er ſelbſt, iſt ſeine Hülle,
Mein Entſagen — was ihn feiern kann.“

Mit dieſem letzten Gedanken, welchen Schiller in einer ſpäter hinzugedichteten Strophe weitläufiger ausgedrückt hat:

„Finſt'rer Ernſt und trauriges Entſagen
War aus eurem heitern Dienſt verbannt“ u. ſ. w.,

mit dieſem Gedanken, ſage ich, verzweigt ſich unſer Gedicht offenbar in die Grundideen der Freigeiſterei aus Leidenſchaft und der Reſignation. Die oben mitgetheilten herzzerreißenden Klagen jener Verſe[1] ergießen ſich alle in unſere Götter Griechenlands: der Dichter will keinen Gott, den man nur „mit blutendem Entſagen“ ehrt. Und wenn er in der Reſignation den Gedanken ausſprach, daß durch die Naturordnung ſelbſt Glück und Tugend, Genuß und Glaube im irdiſchen Leben getrennt ſeien, ſo verlangt er hier, daß erheiternde und erhebende religiöſe Feſte, eine hohe, heilige Kunſt und eine die Natur und das Leben weihende Anſicht der Dinge uns das harte Erdenloos aus den Augen rücken oder uns in die rechte Stimmung verſetzen, es muthig zu ertragen.

Wie wenig der Dichter mit den chriſtlichen Glaubensmeinungen über das jenſeitige Leben übereinſtimmt, erklärt er mit Hinblick auf die antiken Anſichten ſehr ſtark durch folgende Zeilen:

---

[1] Siehe Theil 1. S. 293 ff.

„Nach der Geister schrecklichen Gesetzen
Richtete kein heiliger Barbar,
Dessen Auge Thränen nie benetzten,
Zarte Wesen, die ein Weib gebar.“

worauf die beibehaltenen Worte folgen:

„Selbst des Orkus strenge Richterwage
Hielt der Enkel einer Sterblichen“ u. s. w.

Diese Verse werden in der folgenden Strophe weiter durch den Gedanken ausgeführt, daß der frohe Schatten des Gestorbenen im Elysium seine Freuden wieder angetroffen habe, wornach der Dichter sich wieder zur modernen Zeit wendet:

„Aber ohne Wiederkehr verloren
Bleibt, was ich auf dieser Welt verließ.
Jede Wonne hab' ich abgeschworen,
Alle Bande, die ich selig pries.
Fremde, nie verstandene Entzücken
Schaudern mich aus jenen Welten an,
Und für Freuden, die mich jetzt beglücken,
Tausch' ich neue, die ich missen kann.“

Statt des letzten Absatzes unserer jetzigen Ausgabe, welcher mit den Versen beginnt:

„Ja, sie kehrten heim und alles Schöne,
Alles Hohe nahmen sie mit fort,“

hat die Thalia folgende drei Strophen, mit welchen das Gedicht zwar herber, aber mit dem Frühern übereinstimmender schließt:

„Freundlos, ohne Bruder, ohne Gleichen,
Keiner Göttin, keiner Ird'schen Sohn,
Herrscht ein And'rer in des Aethers Reichen,
Auf Saturnus umgestürztem Thron.
Selig, eh' sich Wesen um ihn freuten,
Selig im entvölkerten Gefild[1],
Sieht er in dem langen Strom der Zeiten
Ewig nur — sein eignes Bild.

---

[1] Diese Worte finden in den Philosophischen Briefen, in Schiller's Werken S. 763. 2. u., ihre Erklärung, in dem Absatze: „Erschaffung“ u. s. w.

Bürger des Olymps konnt' ich erreichen;
Jenem Gotte, den ſein Marmor preiſ't,
Konnte einſt der hohe Bildner gleichen;
Was iſt neben Dir der höchſte Geiſt
Derer, welche Sterbliche geboren?
Nur der Würmer Erſter, Edelſter.
Da die Götter menſchlicher noch waren,
Waren Menſchen göttlicher.

Deſſen Strahlen mich darniederſchlagen,
Werk und Schöpfer des Verſtandes! Dir
Nach zu ringen, gib mir Flügel Wagen,
Dich zu wägen — oder nimm von mir,
Nimm die ernſte, ſtrenge Göttin wieder,
Die den Spiegel blendend vor mir hält;
Ihre ſanft're Schweſter ſende nieder,
Spare jene für die and're Welt.“

Das heißt: Laß mich der Schönheit froh werden, da die volle Wahrheit dem Menſchen doch einmal im irdiſchen Leben verſagt iſt — weßwegen Gott zugleich „das Werk und der Schöpfer des Verſtandes“ genannt wird, weil Gott den Verſtand des Menſchen wohl geſchaffen, aber der menſchliche Verſtand ſich Gott doch nur nach ſeinen eigenen Denkgeſetzen, nur nach ſich ſelbſt vorſtellen kann. Die Vorſtellung Gottes, oder Gott, wie wir uns ihn denken müſſen, iſt alſo unſer Werk. Dieſe Idee, daß der Schönheit vor der Wahrheit in überirdiſchen Dingen der Preis gebühre, iſt der Grundgedanke des ganzen Gedichts. Dagegen entläßt die veränderte letzte Strophe in unſerer jetzigen Ausgabe den Leſer mit dem Troſte, daß die helleniſche Mythenwelt habe untergehen müſſen, um unſterblich im Geſang fortzuleben. Dieſer Ausgang, welcher an das Ende des Liedes an die Freunde erinnert, paßt aber nicht recht zu der ſchmerzensvollen Klage des Ganzen, welcher er gleichſam widerſtreitet, ohne ſie durch einen klaren, verſtändlichen Gedanken aufzuwiegen. Denn der neue Schluß deutet nur dunkel auf jene ſelbſtſtändige Welt des „äſthetiſchen Scheines“ hin, wie ſie ſich Schiller ſpäter in ſeinen Briefen über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen konſtruirte. Auch in manchem andern Betracht hat das Gedicht durch die Veränderungen und Abkürzungen der neuen Ausgabe eher verloren, als gewonnen. Mit dem Anſtößigen und Heftigen iſt aus ihm auch das Charakteriſtiſche verſchwunden.

Den poſitiven Theil, den eigentlichen Inhalt des Gedichtes, hat Schiller mit den Mythen, Religionsgebräuchen und Anſichten der alten Griechen aufgebaut, deren Studium ohne Zweifel dieſe ſeine Ideen über den hohen, ſelbſtſtändigen Werth des Schönen erſt an den Tag hob. Aber zu läugnen iſt nicht, daß durch dieſe Einkleidung das Gedicht einen zu gelehrten Anſtrich erhalten hat; es belehrt uns durch das, was uns allzu fern liegt und zum Theil ganz unbekannt iſt. Es kann nur mit dem mythologiſchen Lexikon in der Hand verſtanden werden, ſo wie es wahrſcheinlich nur mit Hülfe eines ſolchen gedichtet iſt. Aber dieſe Hinderniſſe des Verſtändniſſes ſind doch wieder neue Reize, in den Sinn des ſcheinbar gottloſen Gedichtes einzudringen. Was den Dichter gewaltſam bewegt, bemächtigt ſich auch des Leſers, welcher wenigſtens des Verfaſſers Stimmung theilt, wenn er auch entgegengeſetzter Anſicht bleibt. Ein Dichter gewinnt uns oft Ueberzeugungen ab, welche mit dem angewöhnten Gang unſerer Vorſtellungen in geradem Widerſpruch ſtehen, und wir ſtreiten gegen die neue Betrachtungsweiſe bisweilen deßwegen mit großer Heftigkeit, um die ſich in unſerm Herzen für ſie regende Stimme zu übertäuben. Die Darſtellung einer Zeit, wo die äußere Natur in ihren mannigfaltigen Formen zu dem Menſchen göttlich und doch menſchlich redet und ihm dadurch theurer iſt und herrlicher erſcheint; wo die ſchönen Künſte nicht, wie bei uns, der ſchnöden Kurzweil dienen, ſondern der Belebung und Veranſchaulichung unſerer beſten Gefühle und ewigen Ueberzeugungen, und nicht etwa theilweiſe und kümmerlich nur die Gottesverehrung verherrlichen, ſondern alle menſchliche Beziehungen und Zuſtände ſo viel, als möglich, weihen und heiligen; wo der Menſch durch Aug' und Ohr überall an das Ewige erinnert wird und ſich allenthalben vom Göttlichen umgeben ſieht; wo die Phantaſie endlich ſelbſt um die harte Nothwendigkeit einen reizenden Schleier wirft und das glückliche Leben über den Tod hinüberſpielt zu einer ſchönern Fortſetzung, in welche ſie menſchliche Sorgen und

Freuden und menſchliche Liebe hineinträgt — die Darſtellung einer ſolchen Zeit wird wohl immer jeden empfänglichen und unverdorbenen Menſchen rühren, da ſie die Herzensſehnſucht eines jeden ausſpricht. Und eben weil eine ſolche äſthetiſche Betrachtungsweiſe nur unſer eigenes Erzeugniß iſt, durch welches wir ſpielend uns die ideale Welt näher rücken und ſie unſern Bedürfniſſen gemäß einrichten, und durch welches wir den Glauben an das höchſte Weſen und an die Unſterblichkeit unſerer Seele auch unſerm Gefühle und Herzen verſtändlich machen, deßwegen beeinträchtigen wir durch ſie die Religionswahrheiten in keiner Weiſe. Der Wahrheit, dem Verſtande und der Vernunft wird nichts entzogen, wenn der Schönheit, der Einbildungskraft und dem Gefühl ihr Recht zu Theil wird. Das ſchönſte Gedicht im Intereſſe unſerer höchſten Ueberzeugungen hört darum nicht auf, ein Gedicht zu ſein. Alle polytheiſtiſche Gebilde der Einbildungskraft können für unſere jetzige Bildungsſtufe keine andere Bedeutung haben, als uns das auch lebendig und anſchaulich zu machen, was unſere Vernunft deutlich erkannt hat, oder die Ahnungen unſeres Gefühls an den Tag heben zu helfen, welche keine menſchliche Einſicht begriffsmäßig aufzufaſſen im Stande iſt.

Nach dieſer Erörterung wenden wir uns zu dem verwandten Gedichte: die Künſtler, welches in Rudolſtadt im Herbſte 1788 begonnen und in Weimar im Februar 1789 vollendet wurde. Der Verfaſſer äußerte damals ſelbſt, daß die in dieſem Gedichte niedergelegten Empfindungen und Ideen aus ſeinem Innerſten gegriffen ſeien, und daß er noch nichts ſo Vollendetes gedichtet, ſich aber auch noch zu nichts ſo viel Zeit genommen habe. Einen bedeutenden Einfluß auf dieſes Werk hatte Moritzens Schrift: Ueber die bildende Nachahmung des Schönen, und die mit Moritz, der ſich damals in Weimar aufhielt, und mit Wieland durch dieſes Buch veranlaßten Geſpräche[1].

---

[1] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen. Thl. 1. S. 304. S. 373 und S. 383 f.

Wir wiſſen, daß Schiller von Anfang an ſein Kunſtgeſchäft mit wachem Bewußtſein trieb; und jener Meiſterſpruch in der Glocke:

> „Den ſchlechten Mann muß man verachten,
> Der nie bedacht, was er vollbringt,“. —

war ganz aus ſeiner eigenen Praxis geholt. Seinen zwei vorzüglichſten Dramen der erſten Periode, den Räubern und dem Don Karlos, ließ er daher Beurtheilungen nachfolgen, und über die Mißgriffe und die Würde der Schaubühne und der dramatiſchen Kunſt ſuchte er ſich mit dem Publikum durch beſondere Aufſätze zu verſtändigen[1]. Nachdem der denkende Dichter ſich über das ſpezielle Feld des Dramas aufgeklärt hatte, erhob er ſich, nun hinlänglich vorbereitet, eine Stufe höher, und ſtellte in den Künſtlern die Bedeutung der Dichtkunſt, ja der Kunſt und des Schönen überhaupt dar. So erweiterte er ſeine äſthetiſchen Anſichten. Aber war nicht, wie wir eben bei den Göttern Griechenlands geſehen haben, auch ſeine ethiſch-religiöſe und philoſophiſche Ideenrichtung zu derſelben Zeit bei demſelben Ziele angelangt, daß außer einer edeln Thätigkeit dem Menſchen allein in der Schönheit und in der Kunſt ein Erſatz für die ihm größtentheils verſagte höhere Wahrheit gegeben ſei? Es liefen alſo jetzt ſeine Ueberzeugungen von verſchiedenen Seiten in Einen großen, vollen Strom zuſammen, und das Aeſthetiſche (mit dem Moraliſchen) wurde von nun an der Hauptgegenſtand ſeines philoſophiſchen Nachdenkens.

Die Götter Griechenlands und die Künſtler ſind daher auf's Innigſte verbunden. Man kann ſagen, durch jenes Gedicht bahnte ſich Schiller den Weg zu dieſem. Das Reſultat der Götter Griechenlands führte der Dichter in den Künſtlern über alle Polemik erhaben[2] mit friedlichem, heiterm Geiſte herrlich weiter aus. Wie im Don Karlos aus

---

[1] Siehe Theil 1. S. 177 und S. 234 f.

[2] Nur in den Verſen: „Als in den weichen Armen dieſer Amme“ u. ſ. w. ſpricht ſich noch eine feindliche Stimmung gegen monotheiſtiſche Religionen wegen ihrer Religionskriege aus

Schiller's politiſchem Unmuth eine reine Idee emporſtieg, ſo konnte erſt in den Künſtlern die ungetrübte Begeiſterung der Liebe glühen, nachdem ſich Schiller ſeines durch ſo viele Darſtellungen hindurch getragenen ethiſch-religiöſen Mißbehagens zuletzt in ſeinen Göttern Griechenlands vollends entledigt hatte. Wenn daher dieſes letztere Gedicht noch rückwärts ſchaut, indem es eine polemiſche Ideenrichtung abſchließt, ſo haben die Künſtler das Geſicht vorwärts gewandt, indem ſie die Keime beinahe aller Grundanſichten über das Schöne und die Kunſt enthalten, welche Schiller ſpäter in ſeinen äſthetiſchen Abhandlungen auseinanderſetzte. Poetiſch prägte er hier ſeine Gefühle und Ideen zuerſt aus, dann begründete und erweiterte er ſie wiſſenſchaftlich, und zuletzt, in ſeiner dritten Lebensperiode, ſetzte er wohl von dem, was ihm die Forſchung Neues gebracht hatte, Manches wieder in Poeſie um. Von dieſen ſpätern aus philoſophiſchen Aufſätzen hervorgegangenen Gedichten iſt aber unſere Kompoſition ihrer Form nach ſehr abweichend. Sie iſt ſchwerer verſtändlich, weil ihr Urheber ſich ſeine Ideen noch nicht alle wiſſenſchaftlich ganz klar gemacht hatte; ſie iſt aber auch lebendiger, kühner und poetiſcher, als viele jener ſpätern Gedichte, deren an das Begriffsmäßige ſtreifender Klarheit man es allzu ſehr anſieht, daß ſie die Erzeugniſſe theoretiſcher Unterſuchungen ſind.

Noch eine andere Bemerkung ſcheint nicht unwichtig zu ſein. Von allen bisherigen kleinern Gedichten, in denen uns Schiller eigene Ideen vorträgt, ſpielen die Götter Griechenlands zuerſt in die Geſchichte ein; die Künſtler aber haben ganz und gar einen kulturhiſtoriſchen Charakter. Hier ſind alle Ideen in die Weltgeſchichte eingetragen, welche der Hiſtoriker für den philoſophiſchen Dichter auseinander rollt. Der Werth des Schönen wird uns dadurch veranſchaulicht, daß der Dichter uns die Erziehung des Menſchengeſchlechtes durch die Kunſt vor Augen führt.

Mit einer prägnanten Zeichnung der hohen wiſſenſchaftlichen und geſellſchaftlichen Kultur der Zeit wird das Lehrgedicht eröffnet — wie, wenn wir uns vorgreifen dürfen, in den Briefen über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen umgekehrt von einer Darſtellung der Schattenſeite des Jahrhunderts der Weg zu demſelben Ziele genommen wird. Doch möge dieſe vorgeſchrittene neuere Zeit nicht vergeſſen, daß ſie nur durch die Kunſt ihre humane Bildung erreicht habe und vollenden könne. Nach dieſem Eingange wird erſtens die Bedeutung des Schönen und der Kunſt im Allgemeinen dargeſtellt; dann wird eine Schilderung gegeben, wie ſich durch die Kunſt die griechiſche Menſchheit (denn die aſiatiſchen Völker werden hier, wie in dem Gedichte, die vier Weltalter, von der kulturhiſtoriſchen Betrachtung ausgeſchloſſen) in drei Bildungsſtufen entwickelt habe, und wie ſpäter durch die Wiederherſtellung der Kunſt im Abendlande und die Eroberung Konſtantinopels das neue Zeitalter herbeigeführt worden ſei. Endlich wird im dritten Theil, welcher zum Anfang des Gedichts zurückkehrt, gezeigt, auf welche Weiſe die Kunſt die Kultur der jetzigen Menſchheit vollenden müſſe. Das Gedicht iſt aber durchaus nicht ſtreng verſtandesmäßig angelegt, und die eben angegebenen Stadien ſind in ihren Uebergängen zum Theil ſo verwiſcht, daß ſie auch von dem aufmerkſamen Leſer wohl verkannt werden können. Aber ein leicht fühlbarer Gedankengang läuft ſtetig durch die vielen und mannigfaltigen Anſchauungen und Ideen dieſer großen Produktion hindurch und das Werk bildet ein vollkommen befriedigendes Ganze.

Dieſer Eindruck wird auch durch den Inhalt des Gedichts hervorgebracht, und zwar nicht ſowohl durch die bewundernswürdige, unüberſehbare Fülle der Ideen und Gefühle, ſondern hauptſächlich durch die erhabene Stellung, welche dem Schönen und der Kunſt und namentlich der Dichtung im Leben des menſchlichen Geiſtes und ſeiner Entwickelung angewieſen wird. Man ſah damals, als die Künſtler gedichtet wurden, die Kunſt gemeinhin nur als etwas der Unterhaltung Dienendes, als den beliebigen Schmuck einiger feinern Zirkel an; und auch die meiſten Dichter und Kunſtrichter erhoben ſich nicht über die Proſa ihres Jahrhunderts, geſchweige denn daß die Philoſophie die Kunſt in ihre wahre Würde einſetzte; denn Kant's Kritik der Urtheilskraft erſchien erſt im Jahre 1790. Da trat der junge Schiller auf und verkündete das neue Evangelium der Schönheit und der Kunſt, wie ſeine göttliche Seele es ihm offenbarte. Er lehrte, daß alle intellektuelle, moraliſche, politiſche und religiöſe Kultur von dem Schönen von jeher ausgegangen ſei; er wies es in der Kulturgeſchichte nach, daß alle Humanität immer ſich mit der Kunſt gehoben habe und ohne ſie geſunken oder verſchwunden ſei, und ſchloß damit, daß die menſchliche Kultur erſt in der Rückkehr zu eben dieſer ſchönen Kunſt ihr Ende finde. So iſt alſo Schönheit und Kunſt zu einem mächtigen Hebel in der Erziehungsgeſchichte des Menſchen, ja zum Ziele ſeiner Ausbildung erhoben. Sie iſt als des Menſchen weſentliches, ja alleiniges Eigenthum[1] hingeſtellt, und ihr organiſcher Zuſammenhang mit deſſen höchſten und theuerſten Intereſſen, mit Wahrheit, Tugend und Religion, ſo wie ihr unerſetzlicher Dienſt für eine ſeelenvolle Auffaſſung der Welt und Natur, für einen heitern Blick auf das Schickſal und in unſere Zukunft und für einen reinen Genuß des Lebens — alles dieſes iſt einleuchtend feſtgeſetzt und gewürdigt. Die Dichtkunſt erſcheint hiernach als ein inneres, ſelbſtſtändiges, allgemeines und nothwendiges Gut, welches mit allen andern höchſten Gütern des Menſchen in lebendiger Wechſelwirkung ſteht. Sie macht einen Beſtandtheil unſeres Weſens aus.

Die kritiſch-anthropologiſche Behandlung dieſer Wahrheiten, in welcher Schiller mit Kant zuſammentraf[2], iſt auch aus dieſem Gedichte recht einleuchtend. Aus den tiefſten Abgründen des menſchlichen Geiſtes iſt Alles hervorgeholt, und dem Menſchen erſcheint dieſer Anſicht zu Folge die Natur und das Spiel des Lebens nur dann ſchön und harmoniſch, wenn er ſelbſt in ſich ſchön und harmoniſch iſt. Der Menſch ſelbſt iſt, wie ſchon jener Weiſe des Alterthums ſagte, das Maß aller Dinge.

Wie in den Künſtlern, ſo ſpricht ſich auch in den gleichzeitig verfaßten Briefen über Don Karlos ein friedlich geſtimmtes, durch Liebe verklärtes Gemüth aus. Schiller hatte von nun an für immer alle direkte Polemik gegen Staat und Kirche hinter ſich, und ungeachtet der Zwieſpalt zwiſchen dieſen gegebenen Formen der Geſellſchaft und zwiſchen der Welt ſeines Geiſtes nie ausgeglichen werden konnte, wie wir ſpäter darthun werden, ſo bereicherte und befeſtigte ſich dieſe innere Welt nun ſo ſehr, daß er in ihr ein ſicheres Aſyl fand. Sein weitgreifender ungeſtümer Thatendrang, deſſen er ſich in der erſten Lebensperiode bei fehlendem äußern Wirkungskreiſe dichtend zu entledigen geſucht hatte, kehrte ſich, von den Zaubergeſängen des Don Karlos und der Künſtler angelockt und zugleich von der rohen Außenwelt zurückgeſchlagen, nun ganz zu den entdeckten Fundgruben des eigenen Geiſtes und zur friedlichen Ausübung der eigenen Talente. Da ihn aber das inwohnende praktiſche Intereſſe das wirkliche, ſeinem Ideal widerſtreitende Leben nie aus den Augen verlieren ließ, wie mußte ſich von nun an ſeine Dichtung gegen daſſelbe verhalten? Nachdem ſie aufgehört hatte, gegen beſtimmte unvernünftige oder barbariſche Zuſtände der Geſellſchaft anzuſtürmen, blieb dieſer ernſten Poeſie nichts mehr übrig, als über dieſe ganze reale Welt der idealen gegenüber im Allgemeinen zu klagen. Ich ſage, im Allgemeinen: denn während die Polemik ihrer Natur nach nur auf das, was von Menſchen ausgeht und nur auf beſondere mißfällige Formen oder Perſonen gerichtet iſt, ergießt die trauernde Seele ihre Klagen über jeden beſtimmten Gegenſtand hinaus in das weiteſte Feld, und weilt bei urſprünglichen Mißſtänden der Natur noch länger, als bei den Verkehrtheiten der Menſchen. Schiller's polemiſcher Dichtung folgte daher die elegiſche unmittelbar nach; die Stelle ſeiner heroiſchen ſtrafenden Satyre der erſten Periode nahm nach dem Don Karlos und den Künſtlern für immer die ſanftere elegiſche Empfindung ein[1]. Die elegiſche Dichtung iſt kontemplativ, die polemiſche ſtrebt zur That; und wie dieſe einen feindlichen Gemüthszuſtand vorausſetzt, ſo ſteigt jene aus einer friedlich geſtimmten Seele auf.

---

[1] „Im Fleiß kann dich die Biene meiſtern,
In der Geſchicklichkeit ein Wurm dein Lehrer ſein,
Dein Wiſſen theileſt du mit vorgezog'nen Geiſtern,
Die Kunſt, o Menſch, haſt du allein."

[2] Vergl. Theil 1, S. [illegible] und Theil 2, S. 13.

Dieſe Worte führen uns wieder zu den Briefen über Don Karlos zurück, denen man es recht anſieht, wie ſie aus dem ſchönſten Seelenfrieden hervorgewachſen ſind, ſo harmoniſch, ſo ebenmäßig und ſchön iſt alles an ihnen. Kein harter, eckiger Ausdruck, geſchweige denn ein roher, heftiger Gedanke iſt in ihnen zu finden. Kein Satz, kein Wort iſt, welches man verändern oder wegnehmen möchte. Eine Proſa, welche reiner, klarer, ſchöner, als dieſe wäre, iſt noch nie geſchrieben worden. Um ſo zu ſchreiben, muß man ein ſolcher Menſch ſein; keine Abglättung, keine Redekünſtelei, keine Anſtrengung kann einen ſolchen Stil erreichen. Von ſelbſt, frei, wie auf einen göttlichen Ruf, tritt die ſtillbeglückte, edelgebildete Seele in die Rede hinaus und verdoppelt ſich in einem zweiten Körper, in der Sprache. Aber die Briefe über Don Karlos ſind ja auch, wenigſtens bis zum Ende des vierten Briefes, in Volkſtädt bei Rudolſtadt geſchrieben[1], wo der unheimliche Geiſt, der bisher Schillern verfolgt hatte, für immer von ihm wich. „Ich habe dieſes Stück,“ ſchreibt Wieland an den Verfaſſer auf die Zuſendung jener vier erſten Briefe, „welches man eine kritiſche Geſchichte Ihres Don Karlos nennen könnte, mit unbeſchreiblichem Vergnügen und neuer Bewunderung Ihres Geiſtes geleſen. Sie iſt zugleich ein Muſter einer Apologie und Kritik, jene ohne irgend einen geheimen Einfluß der Partheilichkeit gegen ſich ſelbſt, dieſe ſo ſcharfſinnig und tiefgedacht, daß wenige Leſer des Don Karlos ſie leſen werden, ohne ſich zugleich belehrt und beſchämt zu finden[2].“

---

[1] Siehe Theil 2, S. 45.

Die Schrift verbreitet ſich zuerſt ſehr ausführlich über den Charakter und das Verhältniß des Poſa zu Don Karlos; dann, vom achten Briefe an, erhebt ſie ſich zu ihrem Glanzpunkte, der Entwickelung des kosmopolitiſchen Zweckes der Tragödie; und ſpricht endlich, gleichſam eine weitere Anwendung von dem erſten Theile machend, in den zwei letzten Briefen von „dem räthſelhaften Benehmen des Poſa gegen den Prinzen“ nach ſeiner Bekanntſchaft mit dem Könige, und über ſeinen Tod.

---

[1] Die erſten vier Briefe erſchienen zuerſt im dritten Vierteljahr des deutſchen Merkur von 1788, die folgenden im vierten Vierteljahre.

[2] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Theil 1, S. 290.

Ich habe mich ſchon früher[1] über die Hauptpunkte dieſer Schutzſchrift (ſo wie über die Veranlaſſung ihrer Abfaſſung) erklärt, und kann mich deßwegen hier kürzer faſſen. Zuerſt widerlegt der ſcharfſinnige Verfaſſer (im zweiten Briefe) den Einwurf, daß der Charakter des Marquis Poſa „zu idealiſch gehalten ſei," dadurch, daß er auf ſehr menſchliche Triebe und auf einige Blößen an ihm hinweiſ't und darauf aufmerkſam macht, wie in dem gährenden Zeitalter Philipps des Zweiten gerade am Beſten ein ſolcher außerordentlicher Menſch ſich habe bilden können. Aber unter dem Vorwurf einer zu idealen Haltung des Marquis Poſa kann nur der Mangel einer individuellen und objektiven Zeichnung dieſes Charakters verſtanden werden; und die republikaniſchen Lieblingsideen des Maltheſerritters, die Ideen der Freiheit und des Menſchenadels, gehören offenbar nicht dem Zeitalter und der Denkweiſe der Reformation, ſondern ganz eigentlich der neuern Philoſophie und der neueſten Geſchichte an — was übrigens dem Drama ſelbſt keinen ſonderlichen Abbruch thut. Ferner ſucht Schiller nachzuweiſen, daß Poſa's Anhänglichkeit an Don Karlos ſich nicht auf perſönliche Uebereinſtimmung gegründet, ſondern daß er in dem Prinzen nur ſein in ihm niedergelegtes Ideal geliebt, und ihn deßwegen als ein Werkzeug ſeines Zweckes betrachtet habe. Dieſen Satz braucht der Schriftſteller eigentlich nicht, wie er es uns (im achten Brief) glauben machen möchte, dazu, um uns darzuthun, daß der Endzweck der Tragödie nicht Freundſchaft, ſondern die [illegible] einer neuen Ordnung der Menſchheit ſei — denn hierzu können ſich ja auch perſönliche Freunde vereinigen und zwar gerade ſie am Beſten — ſondern er will durch jenen Satz eigentlich des Marquis auffallende Zurückhaltung gegen Karlos erklären. Eine ſittliche Schönheit wird geläugnet, um einen Kunſtfehler wegzubringen. Aber jener Beweis [illegible] iſt unrichtig und ſomit auch ſeine Anwendung. Wenn zwei Freunde ſich zu einem edlen Zweck vereinigen, ſo iſt der, von welchem die Idee dieſes Zweckes zuerſt ausging, immer der höher Stehende, aber es wäre irrig, wegen dieſer Ungleichheit die Freundſchaft beider nicht zugeben zu wollen. Der Andere hat die Idee des Freundes in ſeine Grundſätze, in ſeine Intereſſen, in ſeine Handlungsweiſe aufgenommen, und wenn er für die gemeinſchaftliche Idee begeiſtert iſt, wird er auch, wenn ſonſt kein Widerſtreit der Charaktere ſtatt findet, Jenen innig lieben, in welchem die Idee ſich zuerſt verwirklichte. Perſon und Sache geben für das Herz in eins auf; und wo ſich beide Freunde immer für die gemeinſame Idee zu opfern bereit ſind, wird keiner den andern als „Werkzeug“ betrachten. Das ganze, von Schiller als Gleichgültigkeit beurtheilte Benehmen des Poſa gegen Karlos bis zu ſeiner unnatürlichen Verſchloſſenheit, welche die Kataſtrophe herbeiführen mußte, ſtimmt mit der ſich einem edlen Zweck unterordnenden Freundſchaft vollkommen überein. Aber der Verfaſſer mochte gewahr werden, wie großes Unrecht er durch ſeine feindſelige Zergliederung ſeinem Helden thue, und wie viel er dadurch dem Drama ſelbſt ſchade; deßwegen verſichert er im vierten Briefe, „Poſa würde Don Karlos immer, hätte ihn auch das Schickſal auf keinen Thron gerufen, durch eine beſondere zärtliche Bekümmerniß vor allen Uebrigen unterſcheiden haben, im Herzen ſeines Herzens würde er ihn getragen haben“ — wodurch eigentlich die in den vorhergehenden Briefen ſcheinbar begründete entgegengeſetzte Behauptung wieder aufgehoben iſt. Wenn ferner unſer Verfaſſer in den beiden letzten Briefen die räthſelhafte Intrigue des Marquis, da wo er offen und ehrlich gegen den Prinzen hätte handeln ſollen, dadurch noch weiter zu rechtfertigen ſucht, daß er ſagt, der aus enthuſiaſtiſcher Anhänglichkeit an eine Idee handelnde Menſch ſchalte oft eben ſo willkührlich mit den Individuen, wie nur immer der ſelbſtſüchtige Despot, und des Marquis Schwärmerei ſei geweſen, geräuſchlos, ohne Gehülfen, in ſtiller Größe zu wirken; ſo kann man dagegen einwenden, daß eine ſolche Willkühr gegen Individuen doch nur dann eintreten möchte, wenn dieſe dem Handelnden fremd ſind und ihm im Wege ſtehen, und daß die Sucht, geheim zu thun, in dem vorliegenden Fall durch die Freude, am Könige ſelbſt unvermuthet einen Gehülfen gefunden zu haben, überwogen werden mußte. Doch wenn Don Karlos dem Poſa überhaupt nur ein Werkzeug war, und wenn dieſer durch Mittheilung ſeines philanthropiſchen Planes an den König ſogar eine „Untreue“ an ſeinem Freunde beging, dann verſtand es ſich ja von ſelbſt, daß der Marquis im Bewußtſein ſeiner Schuld ſchweigen mußte und mit dem Don Karlos rückſichtslos verfuhr. Wozu alſo noch dieſe beſonderen Erklärungsgründe? — Ohne Zweifel, weil der Schriftſteller kein rechtes Zutrauen zu dem allgemeinen Erklärungsgrunde hatte. Daß endlich Poſa in der drangvollſten Lage den übereilten Entſchluß faßte, zu ſterben, indem Schrecken, Zweifel, Unwille über ſich ſelbſt, Schmerz und Verzweiflung zugleich ſeine Seele beſtürmten“ — iſt ſchwerlich zu glauben. Denn ſo lange der „Zweifel,“ ob die Prinzeſſin das Geheimniß des Don Karlos wiſſe oder nicht, noch nicht gelöſ't war, waren die übrigen Affekte, „Schrecken, Unwille über ſich ſelbſt, Schmerz und Verzweiflung,“ ja noch gebunden. Aber jenen Zweifel zur Entſcheidung zu bringen, verhinderten den Marquis Poſa nach der falſchen Anlage des Dramas eben dieſe Gemüthsbewegungen, deren erſte Anwandlung gerade einzig und allein auf dieſe Entſcheidung hindrängen mußte, und deren Beſonnenheit raubende Heftigkeit erſt nach dieſer Entſcheidung eintreten konnte.

---

[1] Siehe Theil 1, S. 304 ff.

Hiernach möchte das, was zur Vertheidigung des Dramas in dieſen Briefen geſagt iſt, in der Hauptſache nicht zu retten ſein, und nur der rein belehrende Theil derſelben, die meiſterhafte Expoſition der Grundidee der Tragödie, wird ihrem weſentlichen Inhalt nach auch vor der ſtrengſten Kritik beſtehen. Wenn aber dieſe Briefe über Don Karlos ſo viel Unrichtiges enthalten, wie konnte ihnen oben von mir ein ſo ausgezeichnetes Lob zugetheilt werden?

In der That, mich wenigſtens erfüllen dieſe Briefe in dem Grade mit ſteigender Bewunderung, je klarer ich die Unrichtigkeit des größten Theils ihres Inhalts erkenne! Wo findet ſich leicht der Schriftſteller, welcher eine ausgemachte Wahrheit ſo überzeugend auseinander zu ſetzen vermöchte, als Schiller hier einen Irrthum dargeſtellt hat? Es gäbe vielleicht kein angenehmeres und belehrenderes Geſchäft, als dieſe Briefe mit einem philoſophiſch gebildeten jungen Manne, welchem das Schauſpiel Don Karlos genau bekannt wäre, gründlich zu leſen. Ich würde ihm überall nachweiſen, wie das Falſche mit den verſchiedenartigſten Wahrheiten vermiſcht iſt, ſo daß wir es hierdurch ebenfalls für wahr halten; und dieſen Scheidungsprozeß würde ich durch die ganze Schrift bis ins Einzelnſte durchführen, indem ich zeigte, wie bald die Vorausſetzung richtig iſt, aber die Folgerung falſch, oder die Folgerung richtig, aber die Vorausſetzung falſch, wie aus manchen wahren Sätzen und Ausführungen gar keine Folgerung gezogen iſt, noch gezogen werden konnte, wie Manches als widerſtreitend dargeſtellt wird, was ganz einſtimmig iſt, wie der Sinn mancher Stellen des Schauſpiels ſich nach der Apologie des Schauſpiels richten mußte. Indem hierdurch mein Schüler gegen den weſentlichen apologetiſchen Inhalt dieſer Briefe gleichgültig würde, hätte er Muße, ſeine ungetheilte Aufmerkſamkeit auf die unübertreffliche Behandlung des Inhalts zu richten, durch die ein Schein der Wahrheit hervorgebracht wurde, welcher, als Kunſtgebilde betrachtet, beinahe bezaubernder iſt, als die Wahrheit ſelbſt es zu ſein pflegt. Beſonders wäre auch das hervorzuheben, wie viel der Schriftſteller in den Augen des Leſers durch die Klarheit gewinnt, mit welcher er ſeine Sache vorträgt, und durch die göttliche Ruhe und Sicherheit, mit denen er ſeinen Gegnern gegenüber ſteht. Wer ſo ungemein klar ſpricht und keine Spur von Empfindlichkeit im Streite mit Andern verräth, der, meinen wir, müſſe das Recht auf ſeiner Seite haben. So würde der Meiſter des Stils gerade in den unhaltbaren Parthien der Schrift am glänzendſten hervortreten, und er könnte bei denjenigen Gegenſtänden, wo wir fortwährend entgegengeſetzter Meinnng bleiben, unſer beſter Lehrer werden, nicht über die Gegenſtände ſelbſt, ſondern über die Behandlung derſelben. Je weniger die Sache dem Schriftſteller gibt, deſto mehr muß der Schriftſteller der Sache geben.

Wir würden aber unſerm Kritiker Unrecht thun, wenn wir behaupten wollten, er habe einige Theile ſeines Dramas, um daſſelbe von Fehlern zu reinigen, abſichtlich unter einen falſchen Geſichtspunkt geſtellt. Vielmehr veranlaßte ihn ſein damaliger Gemüthszuſtand, jene

Theile anders zu betrachten, und ſein Scharfſinn führte nur den Ton weiter aus, den ſein Herz angab. Dieß gibt uns einen nicht unintereſſanten Aufſchluß über dieſe dramatiſchen Briefe. Alles Verfehlte läuft nämlich darauf hinaus, daß Schiller das Verhältniß des Poſa zu Don Karlos falſch darſtellte — denn darüber zu reden, wie der König Philipp ſeine Ehre einem politiſchen Enthuſiaſten anvertrauen konnte[1], behält ſich der Verfaſſer weislich „auf eine andere Gelegenheit“ vor, wie er ſich im Anfang des ſechſten Briefes ausdrückt. Sein Herz war damals in Volkſtädt ſo einzig voll von Liebe, daß ihm auch die ihr verwandte Freundſchaft ganz in Liebe aufging. Indem er nun von dieſem Standpunkt aus die Freundſchaft des Marquis Poſa und des Don Karlos beurtheilte, konnte er in Verſuchung gerathen, dieſe, eben weil ſie ſich einem andern Zwecke unterordnete, für gar keine ächte Freundſchaft zu halten. Denn die Liebe weiß allerdings von nichts Höherm, als der Geliebte iſt, und ſie iſt ſich ſelbſt Zweck. Weil Schiller an die Freundſchaft der beiden Helden des Dramas den Maßſtab einer Alles ausſchließenden, ganz in dem Gegenſtande lebenden Neigung anlegte, in welcher ſich damals ſeine Seele wog, konnte ihn jene Freundſchaft unmöglich befriedigen, und ſo verführte die Sentimentalität ſeines Herzens ſeinen Kopf zur Sophiſtik. Oder will Schiller nicht, daß Poſa ſeinen Freund eben ſo liebe, wie er gerade damals, als er in Volkſtädt in den drei erſten Briefen dieſe Forderungen aufſtellte, ſeine Lotte lieben und wünſchen mußte, von ihr wieder geliebt zu werden? Solche Freunde hätten jene Jünglinge des Dramas ſein ſollen, wie er ſelbſt und ſeine Geliebte, dann wäre er mit ihnen zufrieden geweſen! Ich will, um dieß zu bekräftigen, aus den Briefen über Don Karlos nur einige Züge zuſammenſtellen, welche meiſt ganz ſichtlich aus Schiller's Verhältniß zu ſeiner Lotte geholt ſind. Nach dem hier zu Grunde gelegten Freundſchaftsideal darf keiner „der kältere, der ſpätere Freund“ ſein, und nicht einmal bei äußerer Ungleichheit, z. B. des Standes, kann ſich eine Freundſchaft erzeugen,

---

[1] Siehe Theil 1, S. 304 f.

„deren weſentliche Bedingung ja Gleichheit (!) iſt," ſo daß alſo die Liebe in dieſer Beziehung ſogar einen weitern Spielraum hätte. Für ſeine höhern Gefühle, Ideen, Entwürfe, darf der eine Freund den andern nicht zu gewinnen, zu bethätigen ſuchen, denn ſonſt macht er ihn zu ſeinem „Werkzeug." Die mancherlei „kleinen Angelegenheiten" des Geliebten müſſen dem Freunde „wichtiger" ſein, als der heilige Zweck des Bundes, ſelbſt wenn ſich dieſen Beide auf eine entzwei gebrochene Hoſtie gelobten. Ferner wird es als eine Verletzung der Freundſchaft angeſehen, wenn wir den Freund mit „wagender Kühnheit" von einer unwürdigen, die Baſis der Freundſchaft ſelbſt untergrabenden Leidenſchaft befreien und ihn auf die beſſere Bahn zurückführen: das könnte ja „ſeinen guten Namen, ſein Glück, ſein Leben" gefährden! Denn „der eigenthümliche Charakter dieſer Freundſchaft beſteht allein in einer ängſtlichen Pflege eines iſolirten Geſchöpfes, einer Alles ausſchließenden, Alles für Einen Gegenſtand hingebenden, Alles in Einem Gegenſtande genießenden Neigung." Woraus denn folgt, wie im elften Briefe auch ausdrücklich geſagt wird, daß ein großer Menſch unſer Buſenfreund nicht ſein könne.

Aber wie kann Schiller einen Helden, welcher in ſeinem Buſen die Welt trägt „mit allen kommenden Geſchlechtern," vor das Forum einer ſolchen ſchwächlichen und kleinen Neigung rufen? Er nennt dieſe ſelbſt eine „leidenſchaftliche, ſchwärmeriſche" Freundſchaft, und begeht nur darin an ſeinem Helden ein großes Unrecht, daß er ihm mit dieſer zugleich jede andere Freundſchaft abſpricht. Aber Schiller lebte ſo ganz in der Seligkeit ſeines Herzens, daß er ſich damals auch die Freundſchaft unter dem Bilde der Liebe dachte, und ihre ächte Geſtalt augenblicklich verkannte.

Wie alſo auch dieſe Briefe, welche durch ihre Fehler eben ſo merkwürdig ſind, als ſie durch ihre Schönheit und Ideentiefe uns entzücken, in Schiller's idylliſcher Liebesſchwärmerei in Volſtädt wurzeln, möchte hierdurch außer Zweifel geſetzt ſein. Die ſich in ihm hervordrängende Humanität[1] zeigt ſich aber auch in der trefflichen Durchführung des Satzes, daß der Menſch mehr beſtimmt ſei, ſich in ſeinem Handeln durch Gefühle, als durch Vernunftideen leiten zu laſſen — wobei aber die ſittlichen Ideale ebenfalls beeinträchtigt werden, indem ſie nur gekünſtelte Geburten unſerer theoretiſchen „Vernunft“ ſein ſollen[1]. Sittliche Ideale entſtehen vielmehr aus den Gefühlen unſerer praktiſchen Vernunft dadurch, daß wir dieſe Gefühle uns ſelbſtthätig klar machen und weiter ausbilden. Wie Schiller früher ſeinem Freiheitstrieb bisweilen allzu viel einräumte, ſo beſchränkte er jetzt, wo möglich, Alles auf ſein Herz, auf ſein zweites ſittliches Lebenselement, welches jetzt, während ſeines friedlichen und genußreichen Aufenthaltes in Volkſtädt und Rudolſtadt unter dem milden Lichte einer glücklichen Liebe und bei dem Genuſſe der unſterblichen Werke der Griechen alle ſeine Blüthen und ſeinen ganzen Reichthum entfaltete.

---

[1] Siehe Theil 1, S. 90.

Und ſo mögen denn die Uebertragungen in's Deutſche hier noch kurz erwähnt werden, durch welche Schiller den antiken Geiſt ſich damals anzueignen oder mit dem ſeinigen zu verſchmelzen ſuchte, während er ſich hierdurch zugleich Maſſe für ſeine Thalia ſchuf.

In das ſechste und ſiebente Heft dieſer Zeitſchrift (vom Jahr 1789) ließ er ſeine Ueberſetzung der Iphigenia in Aulis von Euripides einrücken. In Rudolſtadt hatten er und ſeine Freundinnen in der franzöſiſchen Ueberſetzung von Brumoy[2] unter andern griechiſchen Schauſpielen auch Stücke von Euripides geleſen, von welchen ſie ſich ganz beſonders angezogen fühlten. „Geſtern laſen wir in Euripides,“ ſchreibt Schiller, „und eine Scene aus den Phönizierinnen hätte uns bald Thränen gekoſtet.“ Die beiden Schweſtern waren, wie die ältere derſelben bezeugt[3], „von dieſen großen Darſtellungen der Menſchheit in ihrer Allgemeinheit und ewigen

---

[1] Schiller's Werke in Einem Bande, S. 788. 2.

[2] Théatre des Grecs par Brumoy. Ed. nouv. avec des observations et des remarques par M. de Rochefort et du Theil. Paris 1785 — 1789. 13 Vol.

[3] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Theil 1, S. 270.

Naturwahrheit ſo ſehr im tiefſten Innern ergriffen und entzückt, daß ſie ſelbſt aus dem Franzöſiſchen viele Stellen überſetzten, um nur dieſe Reden, Gefühle und Bilder vermittelſt ihrer Sprache inniger in Herz und Seele aufzunehmen.“ Sie baten auch ihren trefflichen Freund, ihnen ihre Lieblingsſtücke zu überſetzen: in ſeiner edeln und klaren Sprache würden ſie dieſelben erſt recht genießen können. Wie hätte Schiller den Geliebten das verweigern mögen, wozu ſchon das eigene Herz ihn drängen mochte? Den Euripides ſtellt er ſelbſt auf die Scheidelinie zwiſchen die alten und neuern Dichter[1], und er hatte damals gewiß vielleicht mit keinem einzigen Schriftſteller des Alterthums eine ſo innige Verwandtſchaft, als mit dieſem ſententiöſen und empfindungsvollen Tragiker. Homer, Sophokles und Andere entzogen ſich, ſo lange ſein Geſchmack noch nicht ganz geläutert war, in ihrer ruhigen Vollendung ſeinem geiſtigen Organ; aber Euripides ſchmeichelte ſich in ſein ganzes Weſen ein. Hier waren Rhetorik, Reflexion eine oft ſentimentale Empfindung, und ſelbſt ſeine Mängel und Fehler gewährten einen anziehenden Stoff zum Nachdenken. Das rein äſthetiſche Anſchauen und Wohlgefallen konnte damals vor dem vorherrſchenden Denken und Fühlen nicht recht aufkommen. In wie vielen Stellen mochte Euripides Schiller's liebendes Herz rühren und entzücken.

So war es alſo ganz natürlich, daß, wenn einmal ein tragiſches Stück überſetzt werden ſollte, Euripides den Vorzug vor den Andern erhielt. Daß aber gerade Iphigenia in Aulis beliebt wurde, mochte durch Goethe's Iphigenia in Tauris veranlaßt ſein, welche vor Kurzem erſt erſchienen war. Das deutſche Schauſpiel ſchien einer Bearbeitung der griechiſchen Tragödie eine gute Aufnahme zu verſprechen.

Da Schiller zunächſt für ſeine Freundinnen arbeitete, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß er ſeine Uebertragung der modernen Auffaſſung und Empfindungsweiſe möglichſt annäherte. Hierzu bewog ihn aber auch ſchon die Beſchaffenheit ſeines Geiſtes, deſſen Eigenthümlichkeit jeder Gegenſtand annehmen mußte, welcher in ſeine Nähe trat. Er drückte überall den Dingen mehr den Stempel ſeines Geiſtes auf, als er, ſich ſelbſt vergeſſend, in ihr Weſen einzugehen vermochte. Verſtand und Phantaſie riſſen Alles in ihre eigene Bewegung hinein und erſchwerten die reine Anſchauung. Nur ſein Herz konnte ſich ganz hingeben.

---

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 1236. f. u.

Bei dieſer überwiegenden Selbſtthätigkeit waren ihm wortgetreue Ueberſetzungen, die uns einzig und allein die Eigenthümlichkeit des Originals ausprägen, nicht wohl möglich. Er ſtellte das zu überſetzende Werk mitten in die moderne, in ſeine eigene Weltanſchauung hinein und ließ es hier zu einem neuen Erzeugniß emporſproſſen. Dieſe Bearbeitung der Iphigenia in Aulis wirkt ganz verſchieden von dem Original auf den Leſer; ſie bringt durch eine veränderte Anſchauung eine andere Stimmung der Phantaſie und des Gefühls hervor; bleibt auch im Weſentlichen der Ideengehalt, ſo haucht uns doch ein anderer Geiſt an. Der antike Geiſt blickt nach dem Ausſpruche des Wilhelm von Humboldt[1], wie ein Schatten durch das ihm geliehene Gewand; aber dennoch finden ſich überall Züge des Originals ſo bedeutſam herausgehoben und ſo rein hingeſtellt, daß man vom Anfang bis zum Ende beim Antiken feſtgehalten wird. Man begegnet alten Bekannten, welche auch in der neuen Welt, wo ſie ſich angeſiedelt, die Grundzüge ihrer Heimath beibehalten haben und auf ihre Nachkommen vererben. Auch dieſe Art von Ueberſetzungen hat ihre Vorzüge; ſie macht uns mit dem Alterthum bekannt, ohne daß ſie uns nöthigt, aus uns ſelbſt herauszugehen, wozu nur Wenige geſchickt und auch dieſe nicht immer aufgelegt ſind. Sie bildet ein Mittelglied zwiſchen unſerer vaterländiſchen Literatur und den ſtrengen Ueberſetzungen, ſo wie dieſe vermittelnd zum Original hinüberführen. Sie eignet ſich aber doch mehr für ſolche alte Dichter, welche ſchon durch ſich ſelbſt unſerer jetzigen Welt näher liegen.

Die Iphigenia des Euripides hat Schiller aus einer wörtlichen lateiniſchen Ueberſetzung übertragen, wobei er ſich noch der franzöſiſchen Ueberſetzungen von Brumoy und von Prevot bediente. Denn er verſtand nicht ſo viel Griechiſch, daß er den Tragiker in der Urſprache hätte leſen können. Doch verglich er, wie man aus den Anmerkungen ſieht, das Original mit ſeinen Vorgängern, und er ſcheute hierbei ſo wenig, als bei einer andern Arbeit, irgend eine Mühe. Das Schauſpiel iſt ſchon im Aeußern dadurch moderniſirt, daß es in fünf Akte und in Scenen eingetheilt iſt. Die Ueberſetzung endigt mit der Abführung der Iphigenia zum Opfer, weil hiermit die dramatiſche Handlung geſchloſſen ſei; die Erzählung der wunderbaren Errettung der Jungfrau beim Opfer iſt, wohl mit Unrecht, von der Bearbeitung ausgeſchloſſen. Das Stück iſt hierdurch verſtümmelt. Denn dieſe Errettung iſt das Ziel der Tragödie, welches um ſo weniger wegfallen kann, weil Iphigenia's Entſchluß zu ſterben, mit dem ſie die Bühne verläßt, einen ganz andern Erfolg erwarten läßt, im Fall man die Geſchichte nicht kennt; kennt man ſie aber, ſo wird man ohne den Ausgang nicht befriedigt ſein. Die Chöre hat Schiller, um, wie er ſagt, die unnachahmliche Harmonie der griechiſchen Verſe im Deutſchen doch durch etwas zu erſetzen, in Reimen wiedergegeben, wodurch ſie freilich ihren antiken Charakter beinahe ganz eingebüßt und ein zwitterartiges Anſehen erhalten haben. Faſt durchweg iſt der Urtext einfacher und natürlicher, und auch ruhiger und gehaltener. Die neue Bearbeitung iſt dagegen meiſt inniger und weicher. Der Verfaſſer hat nicht allein mit Verſtand und Phantaſie, ſondern auch mit Empfindung überſetzt, und dem Dichter an vielen Stellen mehr Schwung und Lebendigkeit gegeben, als er wirklich hat. Die Kürze iſt der Verſtändlichkeit aufgeopfert nach der modernen, ſentimentalen Art, welche gerne alles in's Breite zieht. Ein Wort iſt oft durch einen Vers überſetzt und Ein Trimeter iſt gewöhnlich in mehrere fünffüßige Jamben auseinander gedehnt. Beſonders konnten die vielen einzeiligen Verſe im raſchen Wortwechſel oder bei ſich häufenden Fragen und Antworten in der Ueberſetzung nicht beibehalten werden. Alles dieſes ſtört den Leſer, welcher das Original kennt oder auch nur mit der helleniſchen Denkweiſe und dem Stil ihrer Dramatiker bekannt iſt, im Genuß. Man ſtößt auf viele Stellen, bei denen man es ſich zum voraus ſagt, daß Euripides unmöglich ſo gedacht oder ſich ausgedrückt haben kann, und wenn man ſie dann mit dem Original vergleicht, ſo findet man ſeine Meinung beſtätigt. Wir könnten auch eine Anzahl von ſchief oder falſch verſtandenen Stellen aufführen, wenn eine ſolche Nachzählung dem Zwecke unſerer Schrift nicht widerſpräche. Wir müßten hierbei unſern pſychologiſchen Standpunkt ganz verlaſſen, und die deutſche Arbeit nicht mit Schiller's Geiſt, ſondern mit dem griechiſchen Texte vergleichen. Dieſe philologiſche Unterſuchung würde uns aber über die Ueberſetzung zu keinen neuen allgemeinen Schlüſſen führen, und uns, in Bezug auf Schiller ſelbſt, nur den bekannten Satz wiederholen, daß ihm eine gründliche Kenntniß der griechiſchen Sprache fehlte. Man ſieht dieß auch ſchon aus den beigefügten Anmerkungen, von denen die meiſten, welche ſich auf Sprachliches beziehen, unrichtig ſind. Bei dieſer Entfernung des Ueberſetzers vom Original darf man nicht einzelne verfehlte Stellen tadeln, ſondern man muß ihn vielmehr bewundern, daß er das Meiſte ſo richtig aufgegriffen und ſo würdig deutſch ausgeſprochen hat. Er mußte wahrlich eine große Verwandtſchaft zu den Griechen haben, daß er ihren Geiſt auch noch in einer ſchlechten lateiniſchen Verſion vernahm. Wie viel Luſt und Kraft gehörte dazu, ſich durch alle dieſe Hinderniſſe nicht ermüden zu laſſen! Wie viel Geiſt und poetiſches Talent wurde erfordert, um bei ſo mangelhaften Kenntniſſen ein ſolches tüchtiges Werk zu Stande zu bringen! Immer wird dieſe freie Bearbeitung von Leſern, welche ihre heimiſche Denkweiſe zur griechiſchen Welt hinüberleiten wollen, mit Vergnügen und Nutzen geleſen werden. Die angehängte kurze Charakteriſtik des Euripideiſchen Dramas iſt in jeder Beziehung vortrefflich.

---

[1] Briefwechſel mit Schiller S. 19.

Im achten Hefte der Thalia erſchienen auch noch: „Die Phönizierinnen, aus dem Euripides überſetzt. Einige Scenen.“ Die äußern Verhältniſſe Schiller's ließen ihn damals (gegen den Ausgang des Jahres 1789) an keine Fortſetzung dieſer neuen Ueberſetzung denken, daher dieſer Zuſatz ſchon in der Ueberſchrift: „Einige Scenen.“ Alles iſt in Jamben übertragen, welche allerdings verſtändlicher zu unſerm Herzen ſprechen, als die nachgekünſtelten antiken Versmaße, die gewiß dem Leſer wenigſtens keine Thränen zu entlocken vermögen. Der Chorgeſang, nach dem Weggehn des Erziehers und der Antigone von der Bühne, iſt ausgelaſſen. Man ſieht, daß Schiller Fortſchritte in der Ueberſetzungskunſt gemacht hat. Er hält ſich hier mehr am Wort und iſt weniger gedehnt, ohne dem Inhalt etwas zu vergeben und ſeine ideale Methode zu verlaſſen. Denn ſo könnte man ſeine Uebertragungskunſt nennen, im Gegenſatz gegen die reale Ueberſetzungsweiſe welche wohl das Wort und das Metrum wiederholt, aber häufig wenigſtens den geiſtigen Eindruck in dem Leſer nicht hervorzubringen im Stande iſt. — Wie leicht wir doch ein Gedicht auf unſere ſubjektive Lage beziehen! Schiller ſagt, daß ihn die ſchöne Scene, worin Jokaſte ſich die Uebel der Verbannung von Polynices erzählen läßt, vorzüglich zu dieſer Ueberſetzung beſtochen habe[1]. Schiller war ja ſelbſt ein Verbannter; und wer kannte dieſe Uebel beſſer, als er!

---

[1] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Theil 1, S. 332

Siebentes Kapitel.

Gemüthsbildung durch Liebe und Freundſchaft. Rückkehr nach Weimar.
Ruf als Profeſſor nach Jena.

Zelter läßt ſich im Briefwechſel mit Goethe alſo vernehmen: „Wer Schiller in ſeiner beſten Zeit gekannt hat, mag ſich wundern, wie aus dem Tändelſchürzenleben (!) ſo mancher ſchöner Jugendjahre ein ſo fruchtbarer Baum erwachſen können. Betrachtet man die Frauen in ſeinen Tragödien gegen das Geſchlecht, unter dem er ſich behelfen müſſen (!), ſo ſollte man denken, daß Erziehung und Bildung auch oft Entgegengeſetztes wirken. Den zweiten Theil des Lebens Schiller's von Frau von Wolzogen hoffe ich intereſſanter zu finden; denn außer dem geliebten Namen des edeln Dichters iſt das gegenſeitige Liebkoſen (!) in ſo langen Phraſen (!) eine etwas magere Koſt.“

Man ſieht es aber dieſem Urtheil an, daß Zelter dieſe Lebensbeſchreibung Schiller's nur „überflogen“ hatte. Unſere Darſtellung wird die beſte Widerlegung ſolcher und ähnlicher Ausſpruche ſein.

Der Gemüths- und Gefühlsentwickelung eines ausgezeichneten Menſchen nachzugehen, iſt wohl eben ſo wichtig, aber ſchwieriger, als ſeine intellektuelle Ausbildung zu verfolgen. Denn die Gefühlsregungen ſind das Feinſte und Tiefſte in uns; alles Andere geht nur auf der Oberfläche unſeres Geiſtes vor. In Schiller's Seele bemerkten wir ſchon von Anbeginn an, neben einer energiſchen und erhabenen Gemüthsſtimmung für die Freiheit und die andern höchſten Güter des Lebens, eine ſanfte und ſchöne Herzensneigung für Liebe und Freundſchaft und alles Andere, was das Leben ſchmückt und veredelt. Jenen heroiſchen Charakterzug hatte er bisher im Kampfe mit den ungünſtigſten Verhältniſſen vorzüglich ausgebildet und in ſeinen bisherigen Schriften dargeſtellt. Dieſer humane Trieb, aus dem alle Liebenswürdigkeit im Leben und alle Harmonie in der Dichtung fließt, hatte ſich bisher in ihm nicht ebenmäßig entwickeln können. Nur günſtige Verhältniſſe rufen dieſe ſchön menſchliche Neigung an das Tageslicht, nicht im Widerſtreben kann dieſe Uebereinſtimmung der Seele mit ſich ſelbſt gedeihen. Von der Dichtung des Don Karlos an hatte dieſe harmoniſche Gemüthsbildung begonnen; aber ſie hatte bisher ihren vollen Blüthenſchmuck noch nicht entfaltet. Mißmuth, Ungeſtüm und Leidenſchaft hatten nur allzuſchnell die Verhältniſſe, in welchen Schiller in Leipzig und in Dresden lebte, getrübt, und es fehlte noch immer an der rechten Wärme, deren er bedurfte, daß ſeine ganze Menſchheit in ihm zur Reife kam. Noch ſchwebte der Fluch des Ungemachs über ſeinem Haupte und der Unfriede wohnte in ſeinem Herzen. Erſt in der Lengefeld'ſchen Familie, erſt während ſeines Aufenthalts in Rudolſtadt begrüßte ihn der verſöhnende Genius, und es ging an ihm in Erfüllung, was er an ſeine Freundinnen ſchreibt: „Rudolſtadt, und dieſe Gegend überhaupt ſoll, wie ich hoffe, der Hain der Diana für mich werden; denn ſeit geraumer Zeit geht mir's, wie dem Oreſtes in Goethe's Iphigenia, den die Eumeniden umhertreiben. Den Muttermord freilich abgerechnet, und ſtatt der Eumeniden etwas anderes geſetzt, was am Ende nicht viel beſſer iſt. Sie werden die Stelle der wohlthätigen Göttin an mir vertreten, und mich vor den böſen Unterirdiſchen beſchützen."

Freilich kennen nicht Alle das Bedürfniß einer ſolchen Gefühlsbildung, und ſo bleiben ſie denn natürlich auch vor jeder Kränklichkeit des Herzens verwahrt. Denn wie der Verſtand auf manche Abwege geräth, ſo gibt es auch für unſer Gemüth Verirrungen. Wir möchten Schiller in dieſer Periode von einer gewiſſen Sentimentalität des Gefühls nicht ganz frei ſprechen, welche ſich ſeinem elegiſchen Hang verſchwiſterte und auch nicht ohne Einfluß auf die Form ſeiner Darſtellung blieb.

Was iſt es eigentlich, was einer edeln und reinen Liebe ein ſo hohes Intereſſe für ihren Beſitzer gibt? Es iſt im Grunde die eigene Gemüthsentfaltung, die ihn entzückt. Und eben darin liegt auch ihr hoher Werth. Die Liebe entwickelt einen Theil unſeres Weſens, welcher ohne ſie unentwickelt bliebe; und daher hat gerade derjenige das für eine ſolche Liebe empfänglichſte Herz, welcher, wie unſer Schiller, eine volle Ausbildung ſeiner ſelbſt höher anſchlägt, als alles Andere. Die Gefühlsentwickelung durch die Liebe entbindet die edelſten menſchlichen Kräfte, ſie reinigt, mäßigt und beflügelt unſer Leben, ſie befreit uns von Eigennutz und erweitert und bereichert uns, und gewährt durch alle dieſe Einflüſſe der Seele den reinſten Genuß ihrer ſelbſt.

Daß Schiller ſich der Wohlthat einer ſolchen Liebe erfreute, davon gibt beinahe jeder Brief an ſeine Freundin ein Zeugniß. Die edelſten Bedürfniſſe ſeines Herzens befriedigte er in ihrem Umgange. Er pflegte ſich ſonſt von den Menſchen zurückzuziehen, weil er ſich bei ihnen zerſtreute; aber bei ihr fand er ſich wieder. In ihrem Umgang kamen ihm ſeine beſten Ideen zur Anſchauung, wurde er in allem Guten beſtärkt und gefördert. Das, was er bei der Geliebten ſuchte und fand, ſchildert er z. B. in einem ſpätern Briefe vom 24. April 1789, in welchem er beklagt, daß der nächſte Sommer ihn nicht mehr mit ihr zuſammenführen werde, durch folgende Worte: „Ich bin gewiß, wie ich es von wenigen Dingen bin, daß wir einander das Leben recht ſchön und heiter machen könnten, daß nichts von allem Dem, was die geſellige Freude ſo oft ſtört, die unſrige ſtören würde. Wenn ich mir denke, wie ſchön ſich jeder Tag für mich beſchließen würde, wenn ich nach Beendigung des Tagewerks mich immer zu Ihnen flüchten, und in ihrem Kreiſe den beſſern Theil meines eigenen Weſens aufſchließen und genießen könnte — alle neue Ideen, die wir erwerben, alle neue Anſchauungen der Dinge und unſeres eigenen Selbſt würden uns doppelt wichtig, ja ſie erhielten erſt ihren wahren Werth, wenn wir die Ausſicht vor uns hätten, ſie unſerer Freundſchaft als neue Schätze, als neue Genüſſe zuzuführen. Wir würden uns beeifern, unſern Geiſt mit neuen Begriffen, unſer Herz mit neuen Gefühlen zu bereichern, eben ſo, wie ſich ein jeder Menſch ſeines Vermögens freut, um es mit ſeinen Freunden zu genießen. Warum ſoll dieſer Wunſch unausführbar ſein?“

Das Geſagte wird hinreichen, um auf den entſcheidend wohlthätigen Einfluß aufmerkſam zu machen, welcher ſeiner geiſtigen Bildung durch die Liebe zu Lotte von Lengefeld zu Theil ward. Wie dieſer Einfluß auf Form und Gehalt ſeiner Dichtung zurückwirkte, habe ich ſchon im vorhergehenden Kapitel nachzuweiſen geſucht. In den Künſtlern und in den Briefen über Don Karlos treten Schiller's Gemüthskräfte, welche ſchon früher einen beſſern Takt gefunden hatten, zuerſt in voller Harmonie hervor.

Schiller blieb in der Nähe ſeiner Freundinnen bis in die Mitte des Novembers 1788. In den letzten Wochen zog er von ſeinem Landſitze in Volkſtädt nach Rudolſtadt, da der Winter einen längern Landaufenthalt nicht mehr wünſchenswerth machte. Literariſche Arbeiten und eine zarte Rückſicht gegen Charlotte von Lengefeld, da das Publikum ſich ſchon mit dem Gerücht einer Heirath trug, bewogen ihn, wieder nach Weimar zurückzukehren.

Dieſelbe Zartheit beobachtete er auch darin, daß er dem Fräulein keinen beſtimmten Antrag machte. Er konnte ſich ja über das Mißliche und Unſichere ſeiner äußern Lage nicht täuſchen und er war zu beſonnen, als daß er dem Gedanken hätte Raum geben mögen, ohne eine geſicherte bürgerliche Exiſtenz ſich ein Familienleben gründen zu wollen. Er ſprach gegen die Schweſtern ſeinen Plan aus, ſich als Profeſſor der Geſchichte eine feſte Stellung im Leben zu verſchaffen[*]. Dieſer

---

[*] Die Frau von Wolzogen irrt wohl, wenn ſie die Sache ſo darſtellt, als habe Schiller damals noch zwiſchen der Geſchichte und Medizin geſchwankt; denn er hatte dieſer ſchon in Dresden für immer entſagt, und ſich jener ſeither ſattſam gewidmet.

Plan wurde freudig aufgenommen und man konnte nun, bei dieſer beglückenden Ausſicht im Hintergrund der Seele, die Hoffnung und den Wunſch eines vereinten Lebens in der Zukunft ſchon muthiger ausſprechen. Die Herzen verſtanden ſich auch ohne beſtimmte Erklärung und ohne feſte Verabredung.

Mit dieſem beſeligenden Vertrauen reiſ'te Schiller nach Weimar zurück. „Da der Grund feſt und maſſiv iſt, ſprach er ſich ſelbſt Muth zu, ſo wird die wohlthätige Zeit noch alles zur Reife bringen.“ — „Wir haben einander nichts mehr anzuempfehlen,“ fügte er bei, „was nicht, wie ich gewiß hoffe, ſchon richtig und entſchieden iſt.“ An eben demſelben Tage reiſ'te ſeine Freundin mit ihrem Oheim nach Erfurt, und er nach Weimar. Ohne jene, vielleicht abſichtlich veranſtaltete Reiſe würde er ſeinen eigenen Aufbruch wohl noch länger hinausgeſchoben haben. Er nahm einen ſchriftlichen Abſchied. Manches Andenken, das Bild ſeiner Lotte, geſchenkte Blumenſtöcke, empfangene Billets, nahm er mit ſich, „denn alles Gute und Schöne hat, wie die Sakramente, eine unſichtbare Wirkung und ein ſichtbares Zeichen.“

Aber welche Lücke in ſeinem Leben fühlte nun Schiller in Weimar! Es ſchien ihm alles zu fehlen, da ihm der Umgang mit der Freundin mangelte, auf die er alles bezog. Er war jetzt wieder ganz auf ſich zurückgewieſen, aber nicht mehr ſo glücklich, als damals, wo er alles aus ſich ſchöpfte und ſo wenig vom Leben forderte. An ſie war ihm alles gebunden, von ihr ihm alles abhängig. Alles war ihm fremd und gleichgültig geworden; er ſchien einen Verluſt an ſeiner Seele erlitten zu haben. Er ſonderte ſich noch mehr, als ehedem, von den Menſchen ab, und beſuchte auch das Kränzchen nicht mehr, an welchem er früher Antheil genommen hatte. „Wenn die völligſte Indifferenz gegen Klubs und Zirkel und Kaffegeſellſchaften,“ ſchreibt er, „den Menſchenfeind ausmacht, ſo bin ich es wirklich in Rudolſtadt geworden.“ Nur ſeltene, nur die nothwendigſten Beſuche machte er, und luſtwandelte oft träumend nach Belvedere hin, auf dem Weg, der zu dem Wohnſitze ſeiner Freundin führte. Die Einſamkeit war ihm nothwendiger und lieber, als ſe[1]; in ihr allein fühlte er ſich frei und glücklich, in ihr fühlte er ſich ſeiner Freundin nahe. Die Freuden des Vergangenen in der Erinnerung, die Freuden der Zukunft in der Hoffnung, und der feſte Glauben an die Fortdauer des ſchönen Verhältniſſes — das war die Würze ſeiner Arbeiten. In ſtillen Augenblicken ließ er tauſendmal die Ideen und Gefühle, die der ſchöne Rudolſtädter Sommer in ihm getrieben und gereift hatte, an ſich vorüberziehen, und ließ ſie wohlthätig und rückhaltig auf ſich wirken.

Wechſelſeitige Briefe erſetzten einigermaßen den fehlenden Umgang. Durch ſie befeſtigte ſich Schiller in dem Theuerſten, was ihn jezt bewegte, und ſprach ſich vielleicht deutlicher und beſtimmter über ſein Innerſtes aus, als er es mündlich gewagt. Dieſe Briefe, welche uns die ältere Schweſter aufbewahrt hat, ſind ein ſchönes Dokument; ſie führen uns Schiller als Menſchen vor, wie ihn uns die ſpäter geſchriebenen, an Goethe vornehmlich, als Denker und Kunſtkenner zeigen. Sie geben uns ein Bild von der Gefühlsausbildung des trefflichſten Menſchen, und decken uns die Quelle des ſittlichen, humanen Geiſtes auf, der bezaubernd durch ſeine ſpätern Dichtungen fluthet. Regelmäßig wurden jede Woche Briefe geſchrieben und beantwortet, an eine oder die andere Schweſter, weil Schiller wußte, daß die jüngere Schweſter doch der ältern alles mittheilte. Der Donnerstag war für den Liebenden der glückliche Tag, der periodiſch einen Pulsſchlag in ſeinem Leben machte — wo er durch die Botenfrau einen Brief erhielt. „Ihre Briefe vertreten jezt bei mir die Stelle des ganzen Menſchengeſchlechtes," ſchreibt er am 4. Dezember, „von dem ich dieſe Woche über getrennt geweſen bin." Den Briefen wurde manches gute, erweckende Buch beigegeben; auch bisweilen eine eigene geiſtige Arbeit überſchickt, z. B. von Lotte einmal ein von ihr überſeztes Lied des Oſſian. Schiller freute ſich, daß ſie dieſem Dichter getreu blieb, und ſich durch die beſte Art, wie es möglich ſei, durch Ueberſetzungen, mit ſeinem Geiſte familiariſire[1].

---

[1] Am 4. Dezember ſchreibt er, er ſei dieſe Woche nicht unter Menſchen gekommen; am 11. Dezember, er ſei dieſe Woche nur einmal ausgegangen, und am 26. Januar, er habe beinahe vierzehn Tage auf ſeinem Zimmer zugebracht.

Zu gleicher Zeit ſtand er in fortwährendem, beinahe ununterbrochenem Briefwechſel mit ſeinem Körner, und ließ es ſich angelegen ſein, die neuen Freundinnen mit dem alten Freunde bekannt zu machen. Denn er konnte ſich nicht verſagen, die Geliebten ſeines Herzens auch unter einander, wenigſtens geiſtig, zuſammen zu bringen.

Auch ſeine vielfachen literariſchen Beſchäftigungen, welche ihm vornehmlich durch ſeine ökonomiſche Lage geboten waren, hielten ihn dieſen Winter, von 1788 auf 1789, zu Haus zurück. Der erſte Theil der niederländiſchen Geſchichte war zwar zur Michaelismeſſe in der Cruſius'ſchen Buchhandlung in Leipzig erſchienen, aber zwei Zeitſchriften, der Merkur und die Thalia, erforderten angeſtrengte Thätigkeit. Von der Thalia war im Jahr 1788 nur ein Heft erſchienen, und es war das Eingehen dieſes Blattes zu erwarten, wenn es nicht mit mehr Kraft hervortrat. Und doch war auf dieſe Zeitſchrift und auf den Merkur ſeine Subſiſtenz und die Hoffnung der Wiedervereinigung mit ſeinen Freundinnen gegründet. Denn eine feſte Anſtellung ſtand nach aller Wahrſcheinlichkeit ſo bald nicht zu erwarten, und zog das Herz unſeres Freundes täglich weniger an, je mehr er ſich nach dem Glück ſehnte, den nächſten Sommer wieder in Unabhängigkeit in Rudolſtadt zuzubringen. Aber die ſchon oben genannten Gegenſtände, welche er ausarbeitete, berührten ihn meiſt nur oberflächlich; nur die Vollendung der Künſtler machte ihm Freude. Und das Schlimmſte war, daß dieſe Arbeiten auch in dem Grade langſam fortrückten, als ſie ihrem Verfaſſer wenig Genuß brachten. Auch ſeine Beſchäftigung lockte ſeine Wünſche nach dem Sommer, wo er in Rudolſtadt auf eine beſſere, genußreichere Thätigkeit rechnen konnte.

Bei allen dieſen angeſtrengten, mannigfachen Arbeiten nahm er ſich doch noch Zeit, manches gute Buch zu leſen und fördernde Unterhaltungen mit gebildeten Männern zu pflegen. Er ſtudirte einige hiſtoriſche Werke von Friedrich dem Großen, von Voltaire und Montesquieu und machte ſich auch zum erſtenmal, durch ein überſetztes Bruchſtück, mit Gibbon bekannt. Beſonders angenehm und ſehr anregend war ihm die öftere Geſellſchaft des genialen Moritz, den er ſchon von Leipzig her kannte, und welcher ſich jetzt nach ſeiner italieniſchen Reiſe einige Zeit in Weimar aufhielt. Ein gleiches philoſophiſches Intereſſe, eine gleich ernſte, freie, wahrheitsliebende Denkart, und manche gemeinſchaftliche Ideen gaben beiden ſonſt unähnlich organiſirten Geiſtern, wenigſtens auf kürzere Zeit, manche angenehme Berührungspunkte. Nur wollte ihm das nicht an Moritz gefallen, daß er ſich Muſter gewählt hatte, nach denen er ſich bildete, was immer nur zu einem niedern Grad der Vollkommenheit gelangen laſſe, und daß er von Goethe ſo panegyriſch ſpreche. „Denn ich ärgere mich," ſagt er, „über jeden Sektengeiſt und über jede Vergötterung Anderer." Auch ſchien ihm (mit Recht!) das eine übertriebene Behauptung von Moritz zu ſein, daß ein jedes Produkt aus dem Reiche des Schönen ein durchaus vollendetes, abgeſchloſſenes Ganzes ſein müſſe, denn nach dieſem Ausſpruche gebe es noch kein vollkommenes Werk und ſei ſobald auch keins zu erwarten.

---

[1] Leben Schiller's von Frau von Wolzogen. Bd. 1, S. 366.

Inzwiſchen ſollte Schiller's Hoffnung eines abermaligen ſchönen Sommeraufenthalts bei Rudolſtadt nicht in Erfüllung gehen, wie denn im Leben ſelten das Schöne wiederkehrt. Er erhielt einen Ruf als Profeſſor der Geſchichte nach Jena.

Der Abgang Eichhorn's nach Göttingen machte damals die Wiederbeſetzung dieſer Stelle in Jena nothwendig. Schiller hatte durch ſeine eben erſchienene Geſchichte des Abfalls der Niederländer auf eine glänzende Weiſe ſeinen Beruf für die Geſchichte beurkundet. Er war auch ſonſt den Regierungen der herzoglich ſächſiſchen Länder, welche die akademiſchen Lehrſtellen in Jena gemeinſchaftlich beſetzten, auf eine vortheilhafte Weiſe bekannt. Goethe, der bei dieſer Gelegenheit viele Theilnahme an dem Glücke unſeres Schiller an den Tag legte, und der Geheimerath von Voigt verwandten ſich für ihn, und der Herzog von Weimar war, wie wir wiſſen, ihm perſönlich gewogen. Es iſt nicht zu bezweifeln, daß die Lengefeld'ſche Familie ſelbſt in dieſer Sache von Gewicht war, indem ihre Freunde in ihrem Sinne handelten. Ohne das Verhältniß Schiller's zu Fräulein von Lengefeld hätte er die Stelle ſchwerlich erhalten. So aber hatte ſeine Erwählung keine Schwierigkeiten. Schon am 28. Dezember 1788 ſchreibt er, es ſei beinahe ſchon richtig, daß er künftiges Frühjahr als Profeſſor der Geſchichte nach Jena gehe.

Er war über dieſe Ausſicht weniger erfreut, als man hätte erwarten ſollen. „So ſehr es im Ganzen mit meinen Wünſchen übereinſtimmt,“ ſagt er, „ſo wenig bin ich von der Geſchwindigkeit erbaut, womit es betrieben wird. Ich ſelbſt habe keinen Schritt in der Sache gethan; habe mich aber übertölpeln laſſen, und jetzt, da es zu ſpät iſt, möchte ich gern zurücktreten. — Alſo die ſchönen paar Jahre von Unabhängigkeit, die ich mir träumte, ſind dahin; mein ſchöner künftiger Sommer iſt auch fort, und dieß Alles ſoll mir ein heilloſer Katheder erſetzen. — Ich lobe mir doch die goldne Freiheit. In dieſer neuen Lage werde ich mir ſelbſt lächerlich vorkommen. Mancher Student weiß vielleicht ſchon mehr Geſchichte, als der Herr Profeſſor. Indeſſen denke ich wie Sancho über die Statthalterſchaft: wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verſtand, und habe ich nur erſt die Inſel, ſo will ich ſie regieren, wie ein Daus! Wie ich mit meinen Herren Kollegen, den Profeſſoren, zurecht komme, iſt eine andere Frage.“

Auch die folgenden Briefe an ſeine Freundinnen laſſen ſich über die Schwierigkeiten und das Unvortheilhafte ſeiner künftigen Stellung weiter aus, deren gute Seite von der ſchlimmen bei weitem überwogen werde. „Um mich,“ ſagt er, „des neuen Faches, in das ich mich jetzt einlaſſe, ſo zu bemächtigen, daß ich meine eigene Zufriedenheit verdiene und gründlich darin wirken kann, muß ich zwei, drei Jahre jeder andern Thätigkeit abſterben, und in einem Schwall von mehr als tauſend geiſt- und herzloſen alten Schriften herumwühlen. Das iſt doch in der That traurig für mich! — Dazu kommt, daß mir in Jena keine Vortheile angeboten werden können, mich ſchadlos zu halten, und mir eine angenehme Unabhängigkeit zu verſchaffen. Dieſer Umſtand kommt auch dabei ſehr in Betrachtung, und könnte mich in der Folge zwingen, Jena mit einem andern Platze zu vertauſchen. In der That iſt es von meiner Seite nichts anderes, als eine heroiſche Reſignation auf alle Freuden in den nächſten drei Jahren, um für meinen Geiſt allenfalls in der Folge eine leichte Zukunft dadurch zu gewinnen. Um glücklich zu ſein, muß ich in einem gewiſſen ſorgenfreien Wohlſtand leben, und dieſer muß nicht von den Produkten meines Geiſtes abhängig ſein. Dazu konnte mich aber nur dieſer Schritt führen, und darum habe ich ihn gethan.“ Und in einem folgenden Schreiben äußert er ſich in gleicher Weiſe: „Ich ſehe täglich ein, daß ich dieſen Schritt nicht anders, als unter den entſchiedenſten ökonomiſchen Vortheilen hätte thun ſollen; eine ſehr anſehnliche und ſolide Verbeſſerung von dieſer Seite wäre vielleicht dieſe Aufopferung von Zeit und Freiheit werth geweſen; aber ſo wie die Sachen ſtehen, habe ich blos Ausſichten, und für den Augenblick poſitiven Verluſt.“ — Es war nämlich mit dieſer Profeſſur kein Gehalt verbunden; ja er beklagt ſich, daß Jena, weil es keine Beſoldungen zu geben habe, immer ausgeſetzt ſei, ſeine beſten Lehrer zu verlieren, die von andern Univerſitäten mit Geld aufgewogen würden. So fürchte er, den Profeſſor Paulus nicht lange zu genießen, weil er ſchon Anträge von einer fremden Akademie erhalten habe.

Es that ihm wehe, daß er in den nächſten Jahren genöthigt ſein ſollte, der Dichtkunſt ganz zu entſagen. „Der Abſchied von den ſchönen, freundlichen Muſen iſt immer hart und ſchwer, und die Muſen — ob ſie ſchon Frauenzimmer ſind — haben ein rachſüchtiges Gemüth. Sie wollen verlaſſen, aber nicht verlaſſen werden, und wenn man ihnen den Rücken gekehrt hat, ſo kommen ſie nachher auf kein Rufen mehr zurück. Wenn dieß aber auch nicht wäre, ſo rächen ſie ſich ſchon durch ihre Abweſenheit genug.“ So empfand er denn auch, ſchon als er ſich in den folgenden Monaten für ſeine Vorleſungen vorbereitete, das Drückende dieſer Arbeit und das Widerſtreben ſeines Genius gegen dieſelbe. „Ich bin dazu verdammt,“ klagt er, „mich durch die geſchmackloſeſten Pedanten durchzuſchlagen, um Dinge daraus zu lernen, die ich morgen wieder vergeſſe. Ich habe nie eine ſo große

Verſuchung gefühlt, ein neues Schauſpiel anzufangen, als dieſen Winter — gerade, weil die Umſtände es verbieten."

Das Schweſterpaar, dem er dieſe und ähnliche Mittheilungen machte, that, nach Frauenart, alles Mögliche, um ihn zu tröſten und mit ſeiner Zukunft auszuſöhnen. Einem Mädchen iſt nichts willkommener, als eine feſte Anſtellung ihres Geliebten, und innere, in ſeinem Geiſte wurzelnde Mißverhältniſſe zu derſelben kommen wenig in Anſchlag. Wie Frauen ſich leicht in alle Verhältniſſe finden, wenn ſie nur ihrer Liebe leben können, ſo erwarten ſie ein Gleiches vom Manne. Doch von wem könnte dieſer leichter aufgerichtet werden! So hoffte denn auch endlich Schiller, „der Himmel habe es am Ende doch gut mit ihm vor." Beſonders tröſtlich war es ihm, daß ihn ſeine Freundinnen in Jena zu beſuchen verſprachen, da er nicht Zeit haben würde in dem nächſten Jahre nach Rudolſtadt zu kommen, und da es noch ungewiß war, ob er vor dem Antritte ſeiner Profeſſur auch nur zu einem eintägigen Beſuche dahin würde reiſen können. Das war die Lichterſcheinung, die er in dieſer freudeloſen Zeit im Proſpekt hatte; und da er in Jena dem Wohnorte ſeiner Freundin nicht näher kam, ſo erheiterte er ſich durch die Vorſtellung, daß er dort wenigſtens die Saale mit ihr gemein habe, die ihn immer erinnern werde, daß ſie von Rudolſtadt herkomme. Ja! er freute ſich ſogar auf die große Geiſtesleere, die in Jena durch die geſellſchaftlichen Zirkel in ihm entſtehen werde; denn durch dieſelbe werde das Andenken an ſeine Lotte ihm nur noch mehr zum Bedürfniß werden. Sie werde ihm näher kommen, in dem Grade, als ſie ihm nothwendiger ſei. So läßt ein liebendes Herz alle Zufälle in ſeinen Dienſt treten, und ſogar der ſpitzfindige Scharfſinn wird ihm unterthänig, welcher ſich auch das Unangenehmſte zum Vortheil der Liebe zu deuten weiß.

Aus dem Angeführten ſieht man, daß Schiller eben keinen hohen Begriff von der Geiſtesbildung der Herrn Profeſſoren hatte. „Werden Sie mir nun auch noch gut bleiben," fragt er ſeine Lotte, „wenn ich ein ſo pedantiſcher Menſch werde, und am Joch des allgemeinen Beſten ziehe?" Es gibt in der That einen freien Standpunkt der Betrachtung, auf welchem uns die Gelehrten, wenn ſie nicht mehr ſind, nur als Handwerker erſcheinen.

Heut zu Tage wenigſtens iſt häufig der edle Jüngling von dem Wunſche beſeelt, in ſeinem künftigen Leben „für das allgemeine Beſte“ gedeihlich wirken zu können; und mancher Mann fühlt ſich nur in einem bedeutenden Wirkungskreiſe glücklich. Das Wirken für Andere iſt bei den Wohlgeſinnten unſerer Zeitgenoſſen beinahe ein Gemeinwunſch, und ein Wort der Mode geworden, ſo daß man oft fragen möchte, wo denn der Zweck des Lebens zu ſuchen ſei, wenn Jeder nur der Andern wegen, und kein einziger um ſeiner ſelbſt willen da iſt? Auch Schiller forderte dazu auf, „das von der Vorwelt überkommene reiche Vermächtniß von Wahrheit, Sittlichkeit und Freiheit aus eigenen Mitteln durch einen, wenn auch kleinen Beitrag zu vermehren[1].“ Aber der Wirkungskreis eines akademiſchen Docenten ſchien ihm zu unbedeutend, und er erkannte in ſeinem Innerſten eine ganz andere Beſtimmung, als daß es ihm bei Uebernahme ſeines Lehramtes hätte wohl zu Muthe ſein können. Daher die Worte: „Nun muß ich mich über Hals und Kopf beeilen, daß ich mich für meinen Beruf (Gott verzeih' mir's!) auch tüchtig mache.“

Die paar Monate, die Schiller noch in Weimar zuzubringen hatte, floſſen einförmig dahin. Er unterhielt ſich mit von Knebel bisweilen über metaphyſiſche Gegenſtände, und machte in dieſer Zeit auch die Bekanntſchaft Bürger's, der in Weimar zum Beſuche war. Er miethete ſich unterdeſſen ein Logis in Jena, und verſchaffte ſich das Diplom als Doctor philosophiae für fünfzig Thaler. Ein theurer Spaß! wie er ſchreibt[2]. Sein „verwünſchter“ Geiſterſeher machte ihm ſo viel zu ſchaffen, daß er vor der Mitte des Aprils 1789 nicht an die Vorarbeitung für ſeine erſten Kollegien kommen, und daher nicht mehr nach Rudolſtadt reiſen konnte. Durch zu vieles Sitzen und allzuangeſtrengtes Arbeiten hatte der geplagte, getriebene Mann in dieſem Winter auch ſeine biſher ziemlich gute Geſundheit geſchwächt, ſo daß er ſich häufig über Uebelbefinden, namentlich über ein drückendes Kopfweh beklagte. Anfangs Mai reiſ'te er zu ſeiner neuen Beſtimmung nach Jena ab.

---

[1] Siehe das Ende der Vorleſung: Was heißt Univerſalgeſchichte? in Schiller's Werken in E. Bd., S. 1015, 1 (Octavausg. B. 10, S. 441).

[2] „Der arme Schiller! Nach den abgetragenen Doctorhut muß er wie einen neuen bezahlen.“ Zelter im Briefwechſel mit Goethe.

Achtes Kapitel.

„Geſchichte des Abfalls der vereinigten Niederlande“ nebſt einigen Beilagen.

Ehe wir unſern Freund in den Ort ſeiner neuen Beſtimmung begleiten, betrachten wir ſein hiſtoriſches Werk noch, welches ihm den Weg zu derſelben bahnte.

Die Geſchichte des Abfalls der Niederlande von Spanien, für welche Schiller ſo fern liegende Vorbereitungen getroffen und ſo gründliche Studien gemacht, konnte endlich zur Michaelismeſſe 1788 erſcheinen, nachdem ſchon einige Proben davon in dem Deutſchen Merkur[1] das Publikum nach dem ganzen Werke begierig gemacht hatten. Schiller's Leben hatte einen neuen üppigen Sprößling getrieben, nach welcher Richtung jetzt eine geraume Zeit ſeine beſten Kräfte hinfloſſen.

Wenn uns erzählt wird, daß der Verfaſſer dieſe Darſtellung zum Theil in Volkſtädt in der beglückenden Nähe ſeiner Freundinnen ausgearbeitet habe, und daß dieſen die einzelnen Abſchnitte friſch, wie ſie vollendet waren, vorgeleſen

---

[1] In dem erſten Vierteljahrband des Deutſchen Merkurs erſchien die Einleitung und der Anfang der eigentlichen Geſchichte bis zu Karls V. Abdankung

Univ. Bibl.

wurden[1], ſo können wir uns ſchon hieraus die Innigkeit und Wärme erklären, welche uns aus manchen Parthien anhaucht. Unſer Herz wird beim Leſen milde und menſchenfreundlich angeregt, wie ſein Gemüth durch den wohlthätigen Einfluß der Liebe beim Schreiben geſtimmt war. Eine mit Rückſicht auf die Geliebte verfaßte Schrift, muß ſie nicht ganz anders ſein, als jede andere? Auch den ſpröden Stoff wird der Liebende gefällig und anmuthig behandeln, überall wird er die Freundin ſeine liebſten Gefühle errathen und ſie gleichſam in die Heimath ſeiner Seele blicken laſſen, oder wo dieß nicht möglich iſt, werden wenigſtens die Pulſe der beglückten Empfindung durch den Rhythmus der bewegteren Rede ſchlagen. Wie viel Gemüthserguß in dieſer Geſchichte der niederländiſchen Revolution liegt, wird man recht inne, wenn man unmittelbar nach ihr einige Abſchnitte des proſaiſcher gehaltenen Dreißigjährigen Krieges lieſt. Ein poetiſcher und lebhafter Geiſt, welcher, wenn er liebt, ſeinem Gefühl nicht durch beſondere Liebeslieder Ausdruck gibt, wird durch daſſelbe, ſo viel als möglich, alles beleben, was er zu dieſer Zeit ſchreibt.

Doch darf das Begleitende nicht mit dem Hauptbeſtimmungsgrund verwechſelt werden. Eine große Staatsumwälzung iſt ein viel zu heroiſcher und gewaltiger Gegenſtand, als daß ihren Verfaſſer eine kleine Liebe durch dieſelbe hindurchführen könnte. Durch viel ſtärkere Gefühle, durch viel höhere Ideen ward Schiller bewegt und geleitet, zu denen jene zarteren Gemüthsſtimmungen nur zufällig mildernd hinzutraten. Die Humanität kann ſich nur zaghaft zeigen zwiſchen dem Kampfe der Freiheit mit dem Despotismus, denn die Humanität gedeiht nur da, wo die Freiheit den Sieg errungen hat. Dieſes hiſtoriſche Werk zog ſeine Hauptnahrung aus Schiller's Freiheitsprinzip, nicht aus der Liebenswürdigkeit ſeines Herzens. Den hochgeſchwollenen Strom ſeiner politiſchen Ideen leitete er nun aus dem Drama in die Geſchichte — aus der Tragödie der Bühne in die Tragödie des Lebens. Dem Rieſenkampf des Menſchengeiſtes für ſeine

---

[1] Leben Schiller's von Frau von Wolzogen, Bd. 1, S. 200.

Würde, welchen Kampf er bisher dichtend aus ſeiner eigenen Seele geſponnen, ſpürte er jetzt in der Geſchichte nach, welche uns überhaupt nur denſelben Gehalt im Großen darſtellt, der auch, wenigſtens unentwickelt, im Leben des Einzelnen liegt. Die hohe Geſtalt der Freiheit iſt es, welche überall im Hintergrund dieſes hiſtoriſchen Gemäldes ſteht.

Der Verfaſſer erklärt ſich ſelbſt in der Einleitung über den Geſichtspunkt, aus dem er dieſe merkwürdige Begebenheit der Gründung der niederländiſchen Freiheit bearbeitet hat und betrachtet wiſſen will, mit folgenden Worten: „Wenn die ſchimmernden Thaten der Ruhmſucht und einer verderblichen Herrſchbegierde auf unſere Bewunderung Anſpruch machen, wie viel mehr eine Begebenheit, wo die bedrängte Menſchheit um ihre edelſten Rechte ringt, wo mit der guten Sache ungewöhnliche Kräfte ſich paaren, und die Hülfsmittel entſchloſſener Verzweiflung über die furchtbaren Künſte der Tyrannei in ungleichem Wettkampfe ſiegen. Groß und beruhigend iſt der Gedanke, daß gegen die trotzigen Anmaßungen der Fürſtengewalt endlich noch eine Hülfe vorhanden iſt, daß ihre berechnetſten Plane an der menſchlichen Freiheit zu Schanden werden, daß ein herzhafter Widerſtand auch den geſtreckten Arm des Deſpoten beugen, heldenmüthige Beharrung ſeine ſchrecklichen Hülfsquellen endlich erſchöpfen kann. Nirgends durchdrang mich dieſe Wahrheit ſo lebhaft, als bei der Geſchichte jenes denkwürdigen Aufruhrs, der die vereinigten Niederlande auf immer von der ſpaniſchen Krone trennte; und darum achtete ich es des Verſuches nicht unwerth, dieſes ſchöne Denkmal bürgerlicher Stärke vor der Welt aufzuſtellen, in der Bruſt meines Leſers ein fröhliches Gefühl ſeiner ſelbſt zu erwecken und ein neues unverwerfliches Beiſpiel zu geben, was Menſchen wagen dürfen für die gute Sache und ausrichten mögen durch Vereinigung.“

In ähnlicher Weiſe ſpricht ſich der Geſchichtſchreiber in der Vorrede über den Zweck ſeines Werkes aus: „Als ich vor einigen Jahren die Geſchichte der niederländiſchen Revolution unter Philipp dem Zweiten in Watſon's vortrefflicher Beſchreibung las, fühlte ich mich dadurch in eine Begeiſterung geſetzt, zu welcher Staatsaktionen nur ſelten erheben.

Bei genauer Prüfung glaubte ich zu finden, daß das, was mich in dieſe Begeiſterung geſetzt hatte, nicht ſowohl aus dem Buche in mich übergegangen, als vielmehr eine ſchnelle Wirkung meiner eigenen Vorſtellungskraft geweſen, die dem empfangenen Stoffe gerade die Geſtalt gegeben, worin er mich ſo vorzüglich reizte. Dieſe erhebenden Empfindungen wünſchte ich weiter zu verbreiten, und auch Andere Antheil daran nehmen zu laſſen. Dieß gab den erſten Anlaß zu dieſer Geſchichte und iſt auch mein ganzer Beruf, ſie zu ſchreiben.“ Und in einer ſpäter unterdrückten Stelle im Deutſchen Merkur[1] heißt es ſogar: „Die Kraft alſo, womit es (das niederländiſche Volk) handelte, iſt unter uns nicht verſchwunden; der glückliche Erfolg, der ſein Wageſtück krönte, iſt auch uns nicht verſagt, wenn die Zeitläufe wiederkehren und ähnliche Anläſſe uns zu ähnlichen Thaten rufen.“

Dieſe Bekenntniſſe ſind ſo unumwunden und beſtimmt, daß ſie keiner weitern Erklärung bedürfen. Die Grundidee und den Endzweck, welche uns andere, beſonders die alten Hiſteriographen häufig nur errathen laſſen oder doch nur beiläufig angeben, ſtellt unſer Verfaſſer ausführlich ſogleich an die Pforte ſeines Werkes; und er zeigt die Eigenthümlichkeit ſeines ſich über Alles verſtändigenden Geiſtes darin, daß er nicht eher an die Darſtellung ſelbſt ſchreitet, ehe er die Beweggründe zu derſelben und die bei ſeinen Leſern zu erzielende Wirkung ſich vollkommen klar gemacht und deutlich ausgeſprochen hat. Sein philoſophiſcher Scharfblick unterſcheidet ſogar das, was in den geſchichtlichen Thatſachen ſelbſt liegt, von dem, was das Gemüth aus eigenem Ideenvermögen zu dieſen Thatſachen hinzuthut, eine Diſtinktion, welche ſich nicht leicht bei einem andern Hiſtoriker finden möchte.

Wir ſehen alſo, daß dieſelben politiſchen Ideen und dieſelbe Begeiſterung für bürgerliche Freiheit, welche das Lebensprinzip ſeiner frühern Dramen iſt, Schillern bei der Wahl dieſes hiſtoriſchen Stoffes beſtimmten und ihm bei deſſen Bearbeitung leuchteten. Ein Marquis Poſa würde dieſe Geſchichte ſo geſchrieben haben, wie ſie aus dem Griffel Schiller's

[1] Erſtes Vierteljahr von 1788, S. 6.

hervorging. Ein Jahr vor dem Ausbruche der franzöſiſchen Revolution ſchrieb der deutſche Schriftſteller nach denſelben Ideen, welche bei jener in Frage kamen, ſeine Geſchichte des niederländiſchen Abfalls.

Das ganze Gemälde iſt daher unter den Geſichtspunkt der Freiheit im Kampfe mit der Tyrannei geſtellt. Die Charakterſchilderungen, die Erzählung der Begebenheiten, die Wahl und die Behandlung des Stoffes, die vielen eingeſtreuten Bemerkungen — Alles blickt nach dieſem Einen Ziele hin. Ueberall kommt er auf dieſe Grundidee ſeines Werkes zurück, und was er nicht mit derſelben in Verbindung ſetzen kann, ſcheint nicht ſo ſehr, wie das Uebrige, gelungen zu ſein, wie z. B. die Beſchreibung des Handels, der Induſtrie und des Reichthums der Niederländer im erſten Kapitel nur eine trockene Kompilation iſt. Die Erklärungsgründe der Thatſachen ſind ſo viel als möglich aus demſelben Prinzip geholt. Auf die Frage z. B.: Warum fand die Reformation bei den Niederländern einen ſo ſchnellen Eingang? antwortet er: „Weil ſie politiſch frei waren, denn nichts iſt natürlicher, als der Uebergang der bürgerlichen Freiheit zur Gewiſſensfreiheit.“ An hundert Stellen macht er Oppoſition gegen das Prieſterthum, gegen die Inquiſition, gegen das Mönchsweſen, gegen den politiſchen Despotismus, gegen jegliche Willkühr, und nimmt überall in Schutz die Heiligkeit der Geſetze, die unantaſtbaren Rechte des Menſchen, die heiligen Gefühle der Natur, die freiſte Beweglichkeit der Individuen im Gegenſatz gegen die abſtrakte Einförmigkeit des Staatsmechanismus[1]. Was er in dem Drama Don Karlos hatte zurücklaſſen müſſen oder nur kurz hatte andeuten können, das vorzutragen und auszuführen, nahm er ſich hier eine Gelegenheit. Das fürchterliche Gemälde der Inquiſition z. B., lag ſchon längſt in Schiller's Seele[2].

Aber der vorgeſetzte Zweck und die beabſichtigte Wirkung werden nicht erreicht, weil dieſe Revolutionsgeſchichte leider ein Fragment geblieben iſt. Während die „Einleitung“ ſich andeutend über das Ganze verbreitet, beſchränkt ſich die darauf folgende Erzählung ſelbſt, auf die vorbereitende Epoche der eigentlichen Geſchichte. Das Fragment endigt nämlich mit der Abdankung Wilhelms von Oranien, mit dem Verfall des Geuſenbundes und mit der Gründung von Alba's blutiger Herrſchaft; und zwei Beilagen ſind zugegeben, von denen uns die eine die Vertheidiger der Freiheit, die Grafen Egmont und Hoorn, auf dem Schaffot zeigt, während wir in der andern die Stadt Antwerpen, troß ihrer Anſtrengung, der Uebergewalt des Prinzen von Parma unterliegen ſehen. Schiller führt alſo ſeine Darſtellung gerade bis zur Niederlage und zum ſcheinbaren Untergang der guten Sache; und weit entfernt, von einem fröhlichen Gefühl und einem höhern Vertrauen geboben zu ſein, ſcheiden wir von dem durchleſenen Buche in unbefriedigter Stimmung und, wenn wir den Ausgang der Inſurrektion nicht anderswoher kennen, mit dem ſchmerzlichen Glauben, daß oft auch die löblichſten Unternehmungen für Religion und Freiheit der Gewalt und dem Schickſal erliegen. Das Beil des Henkers über dem Haupte eines Menſchen, der gewagt hatte, einige Augenblicke von religiöſer und bürgerlicher Freiheit zu träumen — das iſt das Bild der niederländiſchen Nation, mit dem uns hier Schiller entläßt. Dazu kommt, daß wir zur Sache ſelbſt nicht einmal ein rechtes Herz faſſen können, wenn wir die Wuth, den Unbeſtand und Kleinmuth des Volkes, wenn wir das unzuſammenhängende, planloſe und uneinige Verfahren der Mitglieder des Geuſenbundes, dieſer „Vortänzer“ der Freiheit, mit dem nüchternen Blicke betrachten, wie Schiller uns dieſe Dinge darſtellt. Denn dieſer iſt eben ſo weit entfernt, die Güte einer Sache wegen des ungeſchickten Benehmens ihrer Anhänger zu verkennen, als ihn ſeine Uebereinſtimmung in einem Grundſatze mit Andern zum partheiiſchen Urtheile über dieſelben verführt. So kann ihn denn von allen Perſonen ſeiner Geſchichte beinahe nur Wilhelm von Oranien befriedigen, welcher aber in der hier erzählten Periode noch zu ſehr im Hintergrund ſteht und ſich endlich ſogar ganz von der Bühne entfernt, auf der wir zuletzt nur noch Alba und ſeine Henker ſpielen ſehen.

---

[1] Schiller's Werke in E. Bd., S. 802 f. (Oktavausgabe B. 8, S. 81 f.)

[2] Siehe Theil 1, S. 298. „Das Inquiſitionsgericht“ in Schiller's Werken in E. B., S. 802 f. (Oktavausgabe B. 8, S. 84 ff.)

Auf dieſe Weiſe widerſpricht das fragmentariſche Werk dem Endzwecke ſeines Urhebers, und bleibt hinter der verheißenen Wirkung zurück. Beinahe nur des Verfaſſers eigener erhabener Freiheitsſinn, welcher die ganze Darſtellung durchglüht und organiſirt, begeiſtert uns; die dargeſtellten Begebenheiten ſelbſt, die Perſonen und das Ende dieſer einleitenden Periode entmuthigen uns mehr, als ſie uns erheben. Nur die auserzählte Geſchichte könnte unſer Vertrauen zum Siege des Guten wiederherſtellen und uns mit dem ſchlecht begonnenen Unternehmen verſöhnen.

Schiller will die Begeiſterung, in welcher er ſelbſt durch dieſe außerordentliche Begebenheit verſetzt wurde, auch im Leſer entzünden. Wenn alſo andere Hiſtoriographen möglichſt objektiv zu ſein ſich bemühen, ſo erfüllt der unſrige ſeine Darſtellung mit ſeiner eigenen Seele. Er pflanzt das Geſchichtliche in die Sphäre ſeiner eigenen Weltanſchauung und läßt es hier ein neues Leben gewinnen. Die Begebenheiten werden hierdurch im Ganzen nicht verfälſcht, aber ſie erſcheinen doch eigen beleuchtet, veredelt, anders geſtellt. Es gibt nicht leicht einen Hiſtoriker, der in ſeine Darſtellung ſo viele Begriffe, Anſichten, Empfindungen hineinarbeitete. Für Eine Thatſache, wie viele Erklärungsgründe weiß er herbeizuziehen, und ſind nicht die meiſten derſelben geiſtiger Art, alſo aus der eigenen Vernunft und Ueberzeugung geſchöpft?

Wie genial iſt ſogleich die „Einleitung!“ Was ließe ſich in irgend einem Geſchichtswerke ihr an die Seite ſtellen? Dieſe Einleitung iſt ein eigenthümliches, in ſeiner Art einziges Gewächs ſeines Geiſtes. Hier, wo er am freiſten ſchalten konnte, vermochte er ſich auch am glänzendſten zu zeigen. Nachdem er ſich darüber erklärt, worin ſein Zweck liege, und welchen Zweck er nicht verfolge, gibt eine prachtvolle allgemeine Schilderung, worin Schiller ein Meiſter iſt, ein großartiges Gemälde des ganzen Aufſtandes und Krieges. Der Grundgedanke iſt, daß nichts Wunderbares in dem Erfolge dieſer Unternehmung ſei, ſondern daß nur natürliche Kräfte in der ganzen Begebenheit ſpielten. Um dieß zu beweiſen, verbreitet ſich die erörternde Schilderung über Philipps des Zweiten getheilte Kriegsmacht, über ſeine

Geldverlegenheit, über den trägen Gang des Krieges, über den Mangel an Einheit, mit dem er geführt wurde, über den Haß Philipps bei andern Mächten — und in allem dieſem werden mit dem ſpaniſchen Despoten die Niederländer in einen herrlichen Kontraſt geſtellt; und am Schluſſe endlich wird eine Vergleichung dieſer Empörung mit dem Aufſtande des Claudius Civilis gegen die Römer gegeben. Hier iſt alles charakteriſtiſch bis ins Geringfügige hinein, beſonders aber auch die antithetiſche Behandlung des Ganzen, und jenes Beſtreben, ſogleich von vorn herein jeden unmittelbaren göttlichen Einfluß in dieſe Weltbegebenheit als unſtatthaft zurückzuweiſen. Der Geſchichtſchreiber will uns den *reinen* Kampf der menſchlichen Freiheit mit dem Despotismus nur unter dem begreiflichen Geſetze der Naturnothwendigkeit und unter dem Spiele des Zufalls darſtellen. Eine höhere Vorſicht in menſchlichen Dingen nimmt er, wenigſtens als Hiſtoriker, nicht an, ſo wenig, als der Prinz im „Geiſterſeher[1].“

Auch in der Erzählung ſelbſt zeigt ſich überall Schiller's über den Stoff gebietender Geiſt. Die Auswahl und die Anordnung des Materials ſind vortrefflich. Nie kann ſich Schiller in eine unendlich verſchiedenartige Mannigfaltigkeit des Details verlieren; alles folgt bei ihm großartigen Anſichten, und ſeinem Totalblick entziehen ſich bisweilen untergeordnete Einzelnheiten. Eine Reihe in einander greifender Gemälde wird an uns vorübergeführt, und von jedem iſt alles Fremdartige, was uns im Genuß deſſelben ſtören und unſere Aufmerkſamkeit zerſtreuen könnte, mit großer Kunſt ausgeſchieden. Nur was ein allgemein menſchliches Intereſſe hat, iſt in das Werk aufgenommen oder iſt wenigſtens allein ausführlich behandelt; alles übrige, wenn es nicht ganz zu beſeitigen war, iſt möglichſt kurz abgefertigt.

Auch bei andern Geſchichtſchreibern treffen die Thatſachen mit ihren geläufigen Ideen und Lieblingsneigungen zuſammen, und ſie erzählen uns die Begebenheiten nur, wie ſie dieſelben auffaſſen und empfinden. Es kann uns eigentlich jede

---

[1] Siehe Theil 2. S. 46.

Geſchichtsdarſtellung nur ihres Verfaſſers Anſicht der Geſchichte vorführen. Dieſer gibt uns nie unmittelbar die Sache, ſondern nur das Bild der Sache. Dieſes Bild aber iſt tauſendfach abhängig von der beſondern Beſchaffenheit der Seele, welche es aufnahm, und iſt darnach eigenthümlich geſtaltet. Aber geht unſer Schiller nicht noch weiter? Er will ſeinen ausdrücklichen Worten nach die erhebenden Empfindungen, in welche er ſelbſt durch die niederländiſche Geſchichte verſetzt wurde, weiter verbreiten, auch Andere will er an denſelben Antheil nehmen laſſen, ja er nennt dieſe Aufgabe nicht nur den Anlaß zu ſeinem Werke, ſondern ſogar ſeinen ganzen Beruf, daſſelbe zu ſchreiben. Hierdurch mußte ſich der urſprüngliche Charakter der Geſchichte ſelbſt noch mehr verändern. Jetzt hat der Geſchichtſchreiber nicht allein mehr die Sache, ſondern er hat fortwährend hauptſächlich den Leſer im Auge. Und wird die Sache ſelbſt nicht eigentlich als ein Mittel gebraucht für eine zu erzielende Wirkung? Die Thatſachen ſelbſt verlieren hierdurch von ihrem heiligen Anſehen, und werden willkührlicher behandelt. Diejenigen, welche dem Zwecke am beſten dienen, werden in den Vordergrund geſtellt, die andern müſſen ſich fügen, oder wenn ſie dazu zu ſpröde ſind, geſchieht ihrer nur kurze Erwähnung oder ſie werden ganz verſchwiegen. Freilich entſtehen hierdurch vielleicht bisweilen Lücken im Zuſammenhang der Erzählung — aber kann ein Geiſt, welchem ſo unendlich viele innere Hülfsmittel zu Gebote ſtehen, wie unſerm Schiller, dieſe Geſchichtslücken nicht leicht ausfüllen, ſo daß nichts zu mangeln ſcheint?

Es kann nicht fehlen, daß durch dieſes Streben, für gewiſſe Ideen zu begeiſtern, eine geſchichtliche Darſtellung ein rhetoriſches Gepräge erhält, wie dieſes beſonders in der Einleitung und etwa im erſten Drittheile des vorliegenden Werkes ſtark hervortritt. Im Verfolg der Erzählung überläßt ſich Schiller dem Strome der Begebenheiten, und wie ſeine Perſon und Anſichten ſich mehr unſerm Blicke entziehen, ſo merken wir auch weniger die Abſicht des Geſchichtſchreibers, unſere Meinungen und unſer Empfindungsvermögen zu beſtimmen. Dieſer redneriſchen Kraft und Wärme verbindet ſich dann, und ihr dient zum Theil die poetiſche und künſtleriſche

Geſtaltung. Wenn er ſich nicht enthalten konnte, das ſittlich-politiſche Intereſſe, von welchem er bewegt war, einfließen zu laſſen, wie hätte er die Anſprüche, welche Einbildungskraft und Schönheit an jede ſeiner Arbeiten machten, zurückweiſen können? Er ſelbſt ſetzt den eigenthümlichen Vorzug ſeines Werkes in deſſen geſchmackvolle Form. „Meine Abſicht bei dieſem Verſuche iſt mehr als erreicht,“ ſagt er am Ende der Vorrede, „wenn er einen Theil des leſenden Publikums von der Möglichkeit überführt, daß eine Geſchichte hiſtoriſch treu geſchrieben ſein kann, ohne darum eine Geduldprobe für den Leſer zu ſein, und wenn er einem andern das Geſtändniß abgewinnt, daß die Geſchichte von einer verwandten Kunſt etwas borgen kann, ohne deßwegen zum Roman zu werden.“ So ſollte das größere Publikum angezogen, und auch der Gelehrte noch befriedigt werden. Es war damals, wo auch Johannes von Müller zu wirken anfing, eine ſchönere Zeit für die Geſchichte angebrochen, welche aus der Nacht gelehrter Barbarei hervorzutreten und vor dem Volke zu leuchten begann.

Wenn ſich auf dieſe Weiſe Schiller's ſittliche Kräfte und poetiſches Talent in ſeinen hiſtoriſchen Darſtellungen ins Spiel ſetzten, ſo betheiligte ſich auch durch eine weitgreifende pragmatiſche Behandlung des Stoffes ſein durchdringender Verſtand. Nicht leicht möchte ein anderer Hiſtoriker überall ſo ſehr darauf ausgehen, dem urſächlichen Faden, welcher durch das Herz der Dinge geht und ſie aneinander bindet, auf die Spur zu kommen; keiner ſucht ſo durch die trügeriſchen Erſcheinungen in das dauernde Weſen der Begebenheiten einzudringen. Alle Lebenselemente Schiller's — ſeine ſittlichen, poetiſchen und intellektuellen Anlagen — ergoſſen ſich alſo beinahe ebenmäßig in dieſes Werk und geſtalteten es in einträchtigem Zuſammenwirken. Es werden uns nicht allein Begebenheiten erzählt, ſondern ſie werden uns auch erklärt, und zugleich werden wir für Ideen begeiſtert und durch herrliche Schilderungen und die klare, reine Form des Ganzen erfreut und gefeſſelt. Zu läugnen iſt aber nicht, daß die Fülle des Gehalts, welche Schiller durch alle Kanäle ſeines Geiſtes in ſein Werk leitet, das Thatſächliche oft überragt und beinahe erdrückt; daß die Einbildungskraft mit den Gegenſtänden ein zu freies Spiel treibt und ſie aus eigenem Fond zu ſehr bereichert, und daß endlich viele Erklärungsgründe nicht aus den ſpeziellen Begebenheiten, ſondern aus allgemeinen Anſichten des Verfaſſers hergenommen ſind. Ein verführeriſcher Zauber iſt durch alle dieſe Künſte über die Schrift gegoſſen. Wir werden in eine poetiſche Begeiſterung verſetzt, in welcher uns die geſchichtliche Wahrheit als etwas Geringfügiges erſcheint und ziemlich gleichgültig iſt, und welche uns zur genauen und ſtrengen Betrachtung der Begebenheiten ungeſchickt oder unaufgelegt macht. Der Schriftſteller reißt unſere ganze Theilnahme an ſich, und wir intereſſiren uns für die Thatſachen nur wegen ihrer ausgezeichneten Behandlungsweiſe. Die hiſtoriſche Wahrheit verbleicht am Feuerglanze der philoſophiſchen. Bei Schiller aber iſt dieſe Gefahr um ſo größer, weil ſeine poetiſch-rhetoriſche Methode nicht eine von Andern angenommene Manier, ſondern ganz originell und mit Nothwendigkeit aus ſeiner eigenthümlichen Natur hervorgeht. Daher der friſche, belebende, ſpannende, überwältigende Geiſt und der unwiderſtehliche Zauber dieſes damals in ſeiner Art ganz neuen und auch jetzt noch unübertroffenen hiſtoriſchen Kunſtwerkes, welches hierdurch Eigenſchaften beſitzt, die ſich auch durch die berechnetſte Künſtelei nie erreichen laſſen. Denn wer wieder ſo ſchreiben will, muß wieder ein ſolches Individuum ſein.

Die Gefahr einer Entzückung, welche mit dem gehaltenen Charakter einer Staats- und Weltgeſchichte unverträglich iſt, wird bei unſerm Hiſtoriographen aber durch ſeine gründliche Forſchung, ſeine Unpartheilichkeit und durch die große Beſonnenheit ſeiner pragmatiſchen Behandlung ins Gleichgewicht gebracht. Er hat hierdurch ſo viel Verſtand in ſein Werk gebracht, als in demſelben Ideen und Poeſie leben. Kann uns etwas für dieſe Gattung der Geſchichtskunſt gewinnen, ſo iſt es ohne Zweifel eine ſolche gleichmäßige Vertheilung der geiſtigen Kräfte in Ein Werk und eine ſolche vielſeitige Appellation an die Seele des Leſers. Durch Verbindung der verſchiedenen Schreibweiſen, welche, einſeitig befolgt, fehlerhaft ſind, hat er die Nachtheile aller wenigſtens möglichſt verringert.

Aus dieſer Erörterung möchte es entnommen werden können, daß Schiller ſein erſtes hiſtoriſches Werk nicht anders ſchreiben konnte, als er es wirklich ſchrieb. Wie er in ſeinen erſten Dramen überſprudelte, ſo legte er in ſein erſtes Geſchichtswerk eine Ueberfülle des Gehalts aus ſich ſelbſt. Die Geſchichte war ihm noch nichts anderes, als ein Werkzeug, an dem er die Wahrheit ſeiner bisher bloß poetiſch geſtalteten Ideen nun in der Wirklichkeit prüfte; und wie ſich durch ſeine hiſtoriſchen Vorſtudien philoſophiſche Gedanken ziehen, ſo leitete er dieſe jetzt auch durch ſein Geſchichtswerk. Die Rechte der Geſchichte konnten noch nicht überall geſchont werden, weil er ſich gedrungen fühlte, vor allem die jenen bisweilen widerſtreitenden Rechte ſeiner eigenen Natur geltend zu machen. In dieſer Darſtellung ſind alle Tugenden, die den hiſtoriſchen Stil Schiller's charakteriſiren, enthalten, aber es fehlt noch das ſchöne Maß der Vollendung. Wie aber die Dramen der erſten Periode an Feuer alle ſpätere übertreffen, ſo kommen die folgenden hiſtoriſchen Schriften dieſer erſten an Lebendigkeit nicht gleich.

Von den beiden Beilagen zu dem Abfall der vereinigten Niederlande erſchien die erſte im Jahr 1789 im achten Hefte der Thalia unter dem Titel: „Des Grafen Lamoral von Egmont Leben und Tod.“ Den Abſchnitt, welcher über Egmont's Leben handelt, ließ der Verfaſſer ſpäter, um ſich nicht zum Theil zu wiederholen, wegfallen[1], und veränderte darnach die Ueberſchrift. Wir können dieſe Verſtümmelung einer ſelbſtſtändigen Darſtellung zu einem ſekundären Bruchſtück nur bedauern. Der Aufſatz müßte wieder als Ganzes hergeſtellt werden. Es iſt ein höchſt gelungenes und anziehendes biographiſches Gemälde, eben ſo anſpruchslos und natürlich geſchrieben, wie der Verbrecher aus verlorener Ehre. Die zweite Beilage: „Die Belagerung von Antwerpen durch den Prinzen von Parma in den Jahren 1584 und 1585,“ iſt erſt im Jahre 1795 geſchrieben, und aus dem vierten und fünften

---

[1] Döring's Nachleſe. S. 211 ff.

Stücke der Horen genommen. Als Herausgeber dieſer Zeitſchrift kam er oft wegen Mangels an Manuſkripten in Verlegenheit, und ſo verfaßte er denn damals dieſen Aufſatz, um, wie er an Goethe ſchreibt [1], in der Geſchwindigkeit etwas für das vierte Stück der Horen zu ſchaffen. Dieſe Arbeit kam ihm nach ſeinen damaligen philoſophiſchen Beſchäftigungen ſehr leicht vor. „Erſt an dieſer Arbeit,“ ſagt er, „ſehe ich, wie anſtrengend meine vorige geweſen; denn ohne mich gerade zu vernachläſſigen, kommt ſie mir wie ein Spiel vor, und nur die Menge elenden Zeugs, die ich nachleſen muß, und die mein Gedächtniß anſtrengt, erinnert mich, daß ich arbeite. Freilich gibt ſie mir auch nur einen magern Genuß; ich hoffe aber, es geht mir, wie den Köchen, die ſelbſt wenig Appetit haben, aber ihn bei andern erregen.“ Auch dieſe kleine abgerundete und ſpannende Schilderung iſt nach Schiller'ſcher Weiſe unter einen allgemeinen Geſichtspunkt geſtellt, aber nicht mehr unter einen kosmopolitiſchen, denn ſeine Weltbetrachtung war weiter und freier geworden. Die Grundidee iſt aus dem ſpeziellen Ereigniß ſelbſt geſchöpft. Die Darſtellung zeigt (in der Perſon des Prinzen von Parma), wie der menſchliche Erfindungsgeiſt durch Klugheit, Entſchloſſenheit und ſtandhaften Willen über ein mächtiges Element obſiegt, und wie im Gegentheil der Mangel dieſer Eigenſchaften (bei den Belagerten in Antwerpen) alle Anſtrengungen des Genies (eines Gianibelli) vereitelt, alle Gunſt des Zufalls fruchtlos macht und einen ſchon entſchiedenen Erfolg vernichtet. In mehr ſpezieller Faſſung tritt uns als das Belehrende aus der Geſchichte allenthalben der Satz entgegen, daß eine Regierung ungeheure Fehlgriffe machen muß und das Vaterland ſeinem Untergang zuführt, „welche ohne alles Anſehen und ohne alle Selbſtſtändigkeit Rath bei der Menge holt, über welche ſie herrſchen ſollte [2].“ Es wird vortheilhaft ſein, ſich bei dem Durchleſen dieſer Belagerungsgeſchichte jenen Geſichtspunkt und dieſe Idee gegenwärtig zu erhalten. Das kleine Gemälde gewährt hierdurch auch ein rationelles

---

[1] Briefwechſel, Theil 1, S. 182 f.

[2] Schiller's Werke in E. B., S. 885, l. c. (Oktavausg. B. 8, S. 312)

Intereſſe, welches wirklich aus dem Gegenſtand ſelbſt fließt, und manche Züge deſſelben ſind jenem Ziele zugewandt. Man empfiehlt häufig, und mit Recht, jungen Leuten dieſe „Belagerung Antwerpens“ als eine unterhaltende und bildende Lektüre. Wenn aber die Biographie Egmont's aus der Thalia wieder zu einem Ganzen vervollſtändigt wäre, ſo würde ſich dieſelbe zu dieſem Zwecke ungleich mehr eignen.

Wir fügen dieſen beiden Beilagen noch eine Erzählung bei, welche Schiller zuerſt in den Deutſchen Merkur[1] einrücken ließ. Sie führt den Titel: „Herzog von Alba, bei einem Frühſtück auf dem Schloſſe zu Rudolſtadt, im Jahr 1547[2].“ Die Anekdote erzählt, wie die verwittwete Gräfin Katharina von Schwarzburg, welche den Beinamen der Heldenmüthigen führt, den furchtbaren Alba auf ihrem Schloſſe in Rudolſtadt erblaſſen machte und ihn den Befehl auszuſtellen zwang, daß das Vieh, welches ſeine Soldaten ihren Bauern wortbrüchig weggetrieben hatten, denſelben wieder zurückerſtattet werde. Ohne Zweifel ward Schiller durch ſeinen Aufenthalt in Rudolſtadt und durch ſeine Bekanntſchaft mit der fürſtlichen Familie[3] zur Bekanntmachung dieſes Vorfalls veranlaßt. Er wollte vielleicht jenen fürſtlichen Perſonen, welche ihn hochſchätzten, etwas Freundliches und Angenehmes ſagen. Daher erinnert er auch gleich im Anfang an den Heldenmuth dieſes Hauſes, welches dem deutſchen Reiche einen Kaiſer gegeben habe[4]. Doch konnte er auch ohne eine ſolche Nebenabſicht die nachfolgende Erzählung nicht paſſender, als durch dieſe Erinnerung einleiten.

---

[1] Oktoberheft von 1788, S. 79 ff.

[2] Jetzt in Schiller's Werken in E. B., S. 1110. (Oktavausg. B. 11, S. 236).

[3] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Theil 1, S. 366.

[4] Nämlich Günther von Schwarzburg, welcher am 2. Februar 1349 zum römiſchen Kaiſer erwählt wurde, aber ſchon am 1. Auguſt deſſelben Jahres ſtarb, 44 Jahr alt.

Neuntes Kapitel.

Profeſſur und Lebensverhältniſſe in Jena. Liebe und Verlobung. Beſuch in Rudolſtadt. Leiden der Liebe. Der Koadjutor von Dalberg. Wilhelm von Humboldt. Verheirathung.

Schiller war noch nicht dreißig Jahre alt, als er nach einem zweijährigen Aufenthalt in Weimar und Rudolſtadt Anfangs Mai 1789 ſein akademiſches Lehramt in Jena antrat.

Seit Jahrhunderten gehörte Jena zu den beſuchteſten und berühmteſten Univerſitäten Deutſchlands. Aus allen deutſchen Ländern hatten ſich Profeſſoren mit ihren Frauen hier eingefunden, und dieſe Zuſammenſetzung bei der größten Freiheit zeigte eine große Mannigfaltigkeit von Sitten und Perſönlichkeiten in dem geſelligen Leben. Man konnte beinahe nirgends eine größere Verſchiedenheit in Manier, Kleidung, wiſſenſchaftlicher und ſittlicher Kultur antreffen, als in Jena. Die grellſten Kontraſte beſtanden neben einander, und es war einem Jeden freigeſtellt, zu erſcheinen und zu handeln, wie er es für gut fand, ſo lange er nur nicht alle Geſetze der Geſellſchaft muthwillig mit Füßen trat. Von den gemeinſten und rohſten Manieren bis zur großſtädtiſchen Ueberfeinerung in Sitte und Kleidung; von der beſchränkteſten Betrachtung der Wiſſenſchaft eines Privatdocenten bis zum freiſten Ueberblick und zur heiterſten Lebensanſicht des Weltmannes — für dieſe ganze Reihe von Lebensformen konnte man in Jena Repräſentanten finden. Rechtlichkeit und Pedanterie, Armuth und Luxus, Einſeitigkeit und Anmaßung wohnten in der kleinen Stadt beiſammen, und die hohe Geiſtesbildung, Anſpruchsloſigkeit, Unbefangenheit und edle Denkweiſe einiger Lehrer fand in den Eigenheiten vieler andern nur ein allzuſtarkes Gegengewicht. Aber gerade damals hatten ſich manche tüchtige und ſtrebſame, meiſt junge Profeſſoren hier zuſammengefunden, die es an nichts fehlen ließen, den Ruf der alten erneſtiniſchen Hochſchule zu erhalten und zu erhöhen. An einem ſolchen Orte, wo kontraſtirende Charaktere und Sitten alle Anſichten und Meinungen in Schutz nahmen, mußten beſonders auch philoſophiſche Studien gedeihen, die überall nur da fortkommen, wo das Leben einen weiten Spielraum hat und keine Vorurtheile und Rückſichten die freie Gedankenentwickelung hemmen. So war noch vor Kurzem der Schwiegerſohn Wieland's, der junge Reinhold, hier aufgetreten, um in dem Geiſte des Königsberger Weiſen Philoſophie zu lehren, und Kant ſelbſt hatte der Univerſität Jena in dem Deutſchen Merkur zu dieſem Lehrer Glück gewünſcht.

Bei Reinhold, Paulus, Griesbach, Schütz und andern Männern konnte Schiller auf einen freundlichen Empfang rechnen. Bei der akademiſchen Jugend aber mochte er beinahe ſo viele Verehrer und Bewunderer zu finden hoffen, als die Univerſität lebenskräftige Jünglinge zählte. Er, der jetzt noch der Liebling der geſammten Jugend iſt, war damals ihr Abgott! Alle Verhältniſſe ſchienen ſich ihm günſtig zu ſtellen — wenn er nur ſelbſt ein beſſeres Herz zu ſeinem Berufe hätte faſſen können.

Die erſten Wochen gingen mit Beſuchen und Einrichtungen hin, die ihn ſo zerſtreuten, daß ihn, wie er ſchreibt, der Anfang ſeiner Vorleſungen beinahe unvorbereitet überraſchte. Er eröffnete dieſelben erſt gegen Ende Mais. Ein ſo rauſchender Beifall, wie vielleicht keinem zweiten akademiſchen Lehrer ſeiner Zeit, ward ihm zu Theil: gegen vierhundert Studirende ſtrömten in das Griesbach'ſche Auditorium, wo er in dem erſten Semeſter, wöchentlich zweimal, Dienstags und Mittwochs, Abends von ſechs bis ſieben Uhr, über die alte Geſchichte las. Er kam bis zu Alexander dem Großen, mit welchem er ſchloß. Später hielt er auch Vorleſungen über die Geſchichte der europäiſchen Staaten und der Kreuzzüge¹. Durch jene Einrichtung im erſten Sommer gewann er fünf freie Tage, die er zur Vorbereitung und zu ſchriftſtelleriſchen Arbeiten unentbehrlich erachtete.

Wie wohlthätig ſeine edle Natur auf die Studirenden wirkte, zeigte ſich ſogleich bei dieſer Vorleſung. Es war damals die rohe Gewohnheit, daß der Profeſſor beim Anfang des Kurſus in den erſten Lektionen, die er gab, mit allgemeinem Stampfen empfangen und auch wieder entlaſſen wurde, was für ein Zeichen des Beifalls galt. Je heftiger das Stampfen und Getümmel bei ſeinem Eintritt und am Schluſſe der Vorleſung war, deſto größer die Ehre. Hatte er dagegen mißfallen oder mißfiel während des Kurſus irgend einmal, ſo wurde mit den Füßen geſcharrt. Aber für Schiller's hohen Werth war das Gefühl der Achtung ſo tief, daß er von dem überfüllten Auditorium ohne jenes pöbelhafte Zeichen des Beifalls mit der größten Stille empfangen und entlaſſen wurde. Eine Auszeichnung, welche in ſpäterer Zeit auch andern hochgeachteten Profeſſoren widerfuhr, welche ſich hierdurch ſehr geſchmeichelt fühlten². Ewig unverſiegbare Kraft des Guten und Schönen in jugendlichen Gemüthern, wo die bloße Gegenwart einer hohen Perſönlichkeit ſchon hinreicht, das Gemeine zu verbannen! und unerſetzlicher Werth des Lehrers, deſſen ſtille Erſcheinung ſchon dem Schüler den Adel der menſchlichen Natur ins Bewußtſein ruft!

Ueber ſeine erſten Vorleſungen ſchreibt Schiller, die Faſſung habe ihn während derſelben keinen Augenblick verlaſſen, auch habe ſich ſeine Stimme gut gehalten und den ganzen großen Lehrſaal ausgefüllt, ohne ihn ſehr anzuſtrengen. Doch erlangte er die Gabe des Vortrages auf dem Katheder, aus Ungeübtheit und ſpäter auch aus Schwächlichkeit, wenigſtens

---

[1] Schiller's Album (Cotta 1837), S. 47.

[2] „Jena zur Zeit Schiller's" im Morgenblatt von 1837, Nr. 86.

nie in dem Grade, als er das Talent des freien wiſſenſchaftlichen Geſprächs mit Freunden beſaß. „Schiller's hiſtoriſche Vorleſungen, wird uns weiter berichtet[1], hätten ſich durch Kraft, Feuer und lichtvolle Ideen ausgezeichnet, aber ſie ſeien zu pathetiſch und rhetoriſch geweſen, wodurch die lückenhaften Kenntniſſe des Redners nicht hätten verhüllt werden können. Man habe überall geſehen, daß ſelbſt das Beſte, was er vorzutragen gehabt habe, vielleicht erſt ſeit geſtern erworben worden war. Alles ſei noch zu friſch geweſen, und es habe überall die Sicherheit eines feſten poſitiven Wiſſens gefehlt.“ Doch junge Leute fühlen ſich ſchon befriedigt, wenn ſie nur angeregt und ergriffen werden, wobei ihnen auf eine ängſtliche Genauigkeit des Wiſſens nicht ſo viel ankömmt. Am anregendſten aber unterrichtet häufig der Lehrer, dem die Sache ſelbſt noch neu und friſch, und nicht ganz geläufig iſt. Sein Ringen mit dem Gegenſtande entzündet ein ähnliches Ringen in den Schülern. Beſonders aber war damals die Richtung der Geiſter, vornehmlich unter der Jugend, durch die große Aufregung, welche die kritiſche Philoſophie und bald auch die unerhörten Zeitereigniſſe zu äußern begannen, überwiegend philoſophiſch und reflektirend geworden. Die nackte hiſtoriſche Wahrheit galt wenig mehr im Gedankenſyſtem der Menſchen. Wie mußten bei einem ſolchen Zeitgeſchmack Schiller's hiſtoriſche Vorleſungen entzücken! Mochten auch Ungewohntheit im öffentlichen zuſammenhängenden Sprechen, eine etwas unangenehme Stimme und ein ſchwäbiſcher Dialekt einige Hinderniſſe in den Weg legen, ſo mußten doch ſeine belebten, ideenreichen Vorträge in hohem Grade anziehend ſein, und waren vielleicht damals in ihrer Gattung etwas ganz Neues. Wir müſſen wenigſtens von dieſen Vorleſungen eine hohe Meinung haben, wenn wir von den noch erhaltenen Bruchſtücken derſelben auf den Eindruck ſchließen dürfen, den das Ganze hervorbrachte.

Würdiger, als mit ſeiner noch erhaltenen Antrittsrede: „Was heißt und zu welchem Ende ſtudirt man Univerſalgeſchichte?“ konnte er ſeine Vorleſungen nicht beginnen. Die

---

[1] Dichtercharaktere von Franz Horn, S. 15 f.

Geſchichte iſt ihm nicht ein todtes Erbſtück, welches man ſo weiter gibt, wie man es übernommen hat, ſondern er ſtellt ſie ſeinen Zuhörern in der eigenthümlichen neuen Geſtalt vor, welche ſie in ſeiner Seele erhalten hat. Er macht ihren Beſitz und Werth von einer philoſophiſchen Wahrheitsliebe abhängig, und knüpft ſie ſelbſt an die höchſten Intereſſen und Beſtrebungen des Menſchengeſchlechtes. In geweihtem Ernſt bietet ſich hier ein Denker und ein Menſch einer Schaar ächter Wahrheitsfreunde als Führer an, welche kleine Elite er ausdrücklich aus dem großen Haufen als ſeine eigentlichen Zuhörer ausſondert. Auf die Bedürfniſſe und jugendliche Bildung dieſer ſcheint er eine weiſe Rückſicht genommen zu haben. Denn die drei Abhandlungen, welche Schiller aus dieſen Vorleſungen drucken ließ, ſind viel einfacher und ſchmuckloſer abgefaßt, als ſeine übrigen urſprünglich für den Druck geſchriebenen geſchichtlichen Schriften; und hiernach zu urtheilen möchten ſich ſeine Zuhörer wahrlich wenig über Rhetorik zu beſchweren das Recht gehabt haben. Wenn ferner Schiller aller Deutung geſchichtlicher Thatſachen nach Gotteszwecken abgeneigt war[1], ſo ſtellt er es in dieſer Antrittsrede doch nicht ganz in Abrede, daß der Hiſtoriker einen göttlichen Plan in der Weltgeſchichte verfolgen könne[2]. Dieß war offenbar nur Akkommodation an die Vorſtellungsweiſe, die er bei ſeinen Zuhörern vorausſetzen mußte. An einer andern Stelle ſpricht er mit einem ſolchen Nachdruck von dem höchſten Weſen, daß man deutlich ſeine Abſicht wahrnimmt, einer etwaigen böſen Meinung von ihm zu begegnen, da Stolberg ihn wegen ſeiner Götter Griechenlands öffentlich einen Gottesläugner genannt hatte[3].

Zu dem ungewöhnlichen Beifall, den er als Docent genoß, kamen angenehme geſellige Verhältniſſe, die ihm ſeine Exiſtenz verſchönerten. „Mit dem Griesbach'ſchen Hauſe," ſchreibt er, „bin ich jetzt ſehr in Verbindung; ich weiß nicht, wodurch ich mir den alten Kirchenrath gewogen gemacht habe;

---

[1] Siehe Theil 2, S. 46 und S. 179.

[2] Schiller's Werke in E. B., S. 1084 (Octavausg. B. 10, S. 437.)

[3] Schiller's Leben von Car. von Wolzogen, Theil 1, S. 281.

aber er ſcheint es mit mir wohl zu meinen, und über wiſſenſchaftliche Dinge ſpreche ich gerne mit ihm. Sonſt habe ich mich hier noch ziemlich gut, und mit dem Schütz'ſchen und Reinhold'ſchen Hauſe lebe ich noch in den Flitterwochen und laſſe mir ſchöne Dinge ſagen. Einige unter den Profeſſoren intereſſiren mich, und ich denke gut und leicht mit ihnen zu leben."

So fühlte er ſich in Jena bald über Erwartung behaglich, glücklicher, als an irgend einem Ort, wo er bisher gelebt hatte. Dazu kam das bisher unbekannte beruhigende Gefühl, endlich eine bleibende Stätte und in einem größern Verein eine gedeihliche Wirkſamkeit gefunden zu haben. „Ich ſchöpfe Vergnügen aus dem Gedanken," ſchreibt er in dieſem Sinne, „daß ich hier zu Hauſe bin; und ich hänge auch mehr mit der Welt zuſammen, die mich umgibt, weil ich hier zu einem Ganzen gehöre. Jeder Beſuch von jungen Leuten oder Profeſſoren, jede andere Gelegenheit, in die ich dadurch verwickelt werde, bringt dieſen Gedanken zurück und erneuert dieſes für mich neue Vergnügen."

Mit ſeinen Rudolſtädter Freundinnen ſtand er unterdeſſen in einem fortwährenden Briefwechſel, und nur das ſchmerzte ihn in ſeiner neuen Lage, daß er verhindert war, ſo viele und lange Briefe zu ſchreiben, wie in Weimar, daß ſeine Gedanken nicht mehr ſo ungeſtört bei der Geliebten weilen konnten. Er fühlte das Einengende einer beſtimmten Lebensthätigkeit, welchem Zwange ſich ſein Genius mit Widerſtreben unterwarf, wie Pegaſus dem Joche. Da erheiterte er ſich denn an der Ausſicht, ſeine Freundinnen bald wieder zu ſehen. Die Schweſtern wollten den Badeort Lauchſtädt bei Halle beſuchen; dahin ſollte auch Schiller auf einige Tage kommen, und ihren Weg wollten ſie über Jena ſelbſt nehmen, um ihre Freundin Karolina von D. von dem Gute ihres Vaters zur Badekur abzuholen. Dieſer Plan kam im Julius des erſten Sommers, den Schiller in Jena zubrachte, in Ausführung. Beide Schweſtern brachten einen Tag bei ihrer Freundin, der Kirchenräthin Griesbach, in deren anmuthigem Garten nahe bei Jena zu. Hier verlebte Schiller einen Abend in ihrer Geſellſchaft, aber die Umſtände geſtatteten ihm nicht, ſein Herz zu erleichtern, oder die Ruhe des Fräuleins, welche er oft für Kälte hielt und einem abgemeſſenen Betragen zuſchrieb, das ihn zu entfernen angenommen wäre, ſcheuchte ſeine glühenden Geſtändniſſe in ſeinen Buſen zurück. Er fühlte ſich nach ihrer Abreiſe doppelt gedrückt. „Ihr letzter Aufenthalt in Jena," ſchreibt er an ſie nach Lauchſtädt, „war für mich ein Traum — und kein fröhlicher Traum. Denn nie hatte ich Ihnen ſo viel zu ſagen, als damals, und nie habe ich weniger geſagt. Was ich bei mir halten mußte, drückte mich nieder, ich wurde Ihres Anblicks nicht froh. So oft iſt mir dieſes ſchon begegnet, und nicht immer konnte ich äußere Hinderniſſe anklagen. Kaum ſollte man es denken, daß auch oft die übereinſtimmendſten Menſchen — die einander ſo ſchnell auffaſſen und ſo lebendig in einander leben — wieder einen ſo weiten Weg zu einander haben. So nahe und doch ſo fern!"

Der Sache nach lag in dieſen und ähnlichen früheren Aeußerungen ſchon eine hinreichende Erklärung, und die Fortſetzung eines ſo innigen Briefwechſels enthielt auch die Zuſtimmung von Seiten Lottens. Aber welche Kluft iſt nicht zwiſchen dem ſtillen Einverſtändniß und dem ausdrücklichen Worte! Die Liebe iſt nur noch in der jenſeitigen Welt und hat das irdiſche Sonnenlicht noch nicht erblickt, ſo lange ſie die Zunge noch nicht bekannte. Eine geiſtig gehaltene Liebe findet auch den Uebergang zu einer beſtimmten Erklärung am allerſchwerſten. Da ſie als die edelſte Blume der Freundſchaft in ſich ſchon vollendet iſt, ſo ſcheut ſie ſich, ein ihr fremdartiges Element in ihren reinen Kreis zu ziehen, und ſich von ihrer ätheriſchen Höhe zu den übrigen Anſprüchen und Bedürfniſſen unſerer Natur herabzulaſſen.

Aber die Knoſpe drängt zum Aufbruch, und was ihr auch begegnen mag, ihre Beſtimmung erreicht ſie nur, wenn ſie ſich den irdiſchen Elementen nicht mehr verſchließt. Auch die Liebe hat Stadien ihrer Entfaltung, und wie ſie ſich ſelbſt entwickelt, erweitern ſich auch ihre Anſprüche. „Sie glauben es nicht, liebſte Freundin," ſchreibt Schiller, „wie viel Muth ich brauche, um dieſes freudenloſe Daſein hier fortzuſetzen — und allein von den Gütern der Phantaſie zu leben. Hier iſt auch gar kein Menſch, an den ich mich als Freund anſchließen könnte. Ich bin, wie Einer, der an eine fremde Küſte verſchlagen worden iſt und die Sprache des Landes nicht verſteht. Meinem Herzen fehlt es ganz und gar an Nahrung, an einer beſeelenden Berührung, und durch keinen Gegenſtand um mich her geübt, der mir theuer wäre, verzehrt ſich mein Gefühl an weſenloſen Idealen.“

Endlich war die Zeit gekommen, wo er ſich von ſeinem Geſchäfte in Jena losmachen und nach Lauchſtädt eilen konnte. Der Plan, mit ſeinem Freunde Körner in Leipzig zuſammen zu kommen, mußte zum Vorwand dienen. Und hier war es, wo er in einer glücklichen Stunde ſich den Muth nahm, ſeine Liebe zu bekennen. Die Schweſter Karoline ſcheint die Erklärung herbeigeführt zu haben. Wenigſtens ſchreibt Schiller: „Ein wohlthätiger Engel war mir Karoline, die meinem furchtſamen Geheimniß ſo ſchön entgegen kam.“ Er vernahm aus Charlottens Mund das erſehnte Wort, welches das Glück ſeiner Zukunft umfaßte. Charlotte hatte ſich ſo ſehr in Schiller eingelebt, er hatte ſo viel zu ihrer Bildung und ihrem Glücke beigetragen, daß es ihr unmöglich ſchien, ihr Loos von dem ſeinigen zu trennen. Einem andern Verhältniſſe, welches ſich ihr zu dieſer Zeit angeboten hatte, war ſie durchaus abgeneigt. Sie verſprach Schillern ihre Hand.

Welche ſchöne Tage verlebte nun der Glückliche in Lauchſtädt! Auch durch die Freundſchaft ſollte ihm ſeine Liebe verklärt werden. Er und ſeine Freundinnen kamen mit dem biedern Körner in Leipzig zuſammen. Doppelt genoß er ſein Glück in der Theilnahme des trefflichſten, treueſten Menſchen. Die dunkele Wolke des Ungemachs, die bisher über ſeinem Haupte geſchwebt, war verſcheucht, und er wandelte ſeit Jahren zum erſtenmal im reinen Lichte der Freude und der ſicherſten Hoffnung. Alles Edle und Schöne, was ſein Herz umſchloß, kam in dieſer Zeit zur Reife; ſeine Gemüthsbildung erreichte jetzt ihr Ziel. In dieſen Tagen in Lauchſtädt erwarb er ſich auch in Karoline von D. eine neue werthe Freundin. Sie machte ihn mit der großen Achtung und Neigung bekannt, die ihr Anverwandter, der Koadjutor zu Mainz, Karl von Dalberg, für ſeine Schriften gefaßt hatte, und erregte hierdurch einen lebhaſten Wunſch in Schiller, dieſen ausgezeichneten Mann kennen zu lernen.

Dieſe Tage fielen in die Weltepoche des Ausbruches der franzöſiſchen Revolution. Ein Bekannter las damals zuerſt mit Enthuſiasmus dem kleinen Verein der Freunde die Erſtürmung der Baſtille vor. „Wir erinnerten uns oft in ſpäterer Zeit," ſagt Frau von Wolzogen, der wir alle dieſe Nachrichten verdanken[1], „als dieſer Begebenheit die Umwälzung und Erſchütterung von ganz Europa folgte, und die Revolution in jedes einzelne Leben eingriff, wie dieſe Zertrümmerung eines Monuments finſterer Despotie unſerm jugendlichen Sinne als ein Vorbote des Sieges der Freiheit über die Tyrannei erſchien, und wie es uns erfreute, daß ſie in das Beginnen ſchöner Lebensverhältniſſe fiel."

Alſo in derſelben Zeit, wo ſeines Herzens ſchöne Menſchlichkeit die reinſten Blüthen trieb, und ihn der Liebe goldner Traum lebenswarm umfing, traten in einem fernen Lande auch ſeine politiſchen Lieblingsideen ins Daſein, und das Leben ſelbſt ſchien jetzt das zu beſtätigen, was er in ſeinen bisherigen Schriften der Zeitentwickelung vorausſchreitend prophetiſch verkündigt hatte. Die Dichtung der Freiheit, wie die Träume des Herzens, wurden Wahrheit. Was fehlte ihm noch zu ſeiner irdiſchen Glückſeligkeit?

Er kehrte wieder nach Jena zurück. Seine verklärte, gehobene Stimmung ſprechen ſeine noch erhaltenen Briefe an Lotte aus. Sie ſind ſo innig, edel und zart, und zugleich mit allem Reichthum und Schwung ſeines Geiſtes ausgeſtattet. „Wie ſo ganz anders iſt jetzt alles um mich her," heißt es in einer Stelle, „ſeitdem mir auf jedem Schritt meines Lebens nur dein Bild begegnet. Wie eine Glorie ſchwebt deine Liebe um mich, wie ein ſchöner Duft hat ſie mir die ganze Natur überkleidet. Ich komme von einem Spaziergange zurück. In dem großen freien Raume der Natur, wie in meinem einſamen Zimmer — es iſt immer derſelbe Aether, in dem ich mich bewege, und die ſchönſte Landſchaft iſt ein ſchönerer Spiegel der immer bleibenden Geſtalt. — Die Erinnerung an

---

[1] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Theil I. S. 23.

Dich führt mich auf alles zurück, weil alles wieder mich an Dich erinnert. Auch habe ich nie ſo frei und kühn die Gedankenwelt durchſchwärmen können, als jetzt, da meine Seele ein Eigenthum hat, und nicht mehr Gefahr laufen kann, ſich aus ſich ſelbſt zu verlieren. Ich weiß, wo ich mich wieder finde.“ — Ein ſolcher Mann, welcher eine Welt von Gedanken, Anſchauungen und Geſinnungen mitbringt, muß er nicht auch bei einem kargen Lebensglück einer hochſinnigen Jungfrau unendlich willkommener ſein, als ein Bewerber, der um ihre Gunſt nur mit leerer Hochgeburt und feigem Reichthum buhlte? und würde ſie nicht lieber mit ihm ſein Unglück theilen wollen, als daß ſie ſich einem freudenleeren Scheine des Glücks zum Opfer brächte?

Doch auch die erwiederte Liebe bringt neue Unruhe, neue Wünſche. Sein Verlangen eilte der Zukunft zuvor, und er erſchrack über den langen Zeitraum, der ihn noch von ſeiner Lotte trennen ſollte, über die Jahre, in denen er vielleicht das noch nicht beſitzen ſollte, was er — jetzt ſchon ſein nannte. Nur in einer Vereinigung mit ihr — ach! nur „in ungebornen Fernen“ ſah er ſeine Freuden blühen. Dieſer Zukunft drängte ſich ungeſtüm ſeine Seele zu; die Gegenwart lag traurig und leer um ihn. „Ungeduldig, ungenügſam,“ ruft er aus, „ſtrebe ich alles zu vollenden, was noch nicht vollendet iſt. Du ſiehſt ruhig der Zukunft entgegen — das vermag ich nicht.“

Endlich kamen ihm die erwünſchten Ferien, in denen er nach Rudolſtadt flog. Er nahm wieder daſſelbe Zimmer in Volkſtädt ein, welches er ſchon im vorigen glücklichen Sommer bewohnt hatte. Hier genoß er die goldne Blüthe der glücklichen Liebe, welches Glück, da man für nothwendig erachtet hatte, der Mutter das Verhältniß ihrer Tochter noch nicht zu entdecken, auch noch durch den Reiz des Geheimniſſes gewürzt wurde. Zum Ideal des Liebesglückes gehört ja auch, wie man aus den Gedichten: Das Geheimniß und die Erwartung weiß[1], daß die Liebe vor der Welt verborgen ſei. Schiller konnte daher auch nur die Morgen- und Nachmittagsſtunden bei ſeiner Freundin zubringen, da an den Abenden die Gegenwart der Mutter ſtörend und einengend geweſen wäre. Die Schweſtern ſelbſt mußten wohl dieſen Mangel an Offenheit peinlich empfinden.

---

[1] Schiller's Werke in 12 B., S. 17. 2 (Octavausgabe B. 1, S. 234 f.).

Schiller bereitete ſich auf ſeine Vorleſungen vor und beſchäftigte ſich mit literariſchen Arbeiten. In den ſchönen Herbſttagen ſchweifte er oft allein, das Bild der Geliebten im Herzen, in der Gegend umher; bisweilen begleiteten ihn auf dieſen Wanderungen auch ſeine Freundinnen. Auf einem dieſer Ausflüge beſuchte er das Stammſchloß der Grafen von Schwarzburg und die Ruinen des Kloſters Paulin Zelle[*]. In das Buch, welches in einem Gaſthofe bei der Schwarzburg den Fremden zum Einſchreiben ihrer Namen dargereicht wird, ſoll auch Schiller den ſeinigen mit dieſen Verſen eingezeichnet haben:

„Auf dieſen Höhen ſah auch ich
Dich freundliche Natur, — ja dich!“

Manche poetiſche Plane entſprangen auf dieſen Spaziergängen, aber der Ernſt der Arbeit ließ ſie nicht zur Ausführung kommen.

Liebe, Natur, Einſamkeit und Freiheit vereinigten ſich zu ſeinem Glücke. Doch die Zeit der Abreiſe nahte heran. Ihm graute vor der Rückkehr in ſein troſtloſes Jenaer Leben. Zu einer baldigen Verbindung mit ſeiner Geliebten zeigte ſich keine Ausſicht. Er lebte noch, wie früher, von ſeinen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten, die jetzt aber durch Amtsgeſchäfte ſehr beſchränkt wurden. Ein Gehalt bezog er nicht und auch ſeine Kollegien wurden ihm im erſten Semeſter nicht honorirt, ſonſt hätte er bei ſeinen mäßigen Bedürfniſſen ſchon durch ſeine Vorleſungen vor drei- bis vierhundert Studenten ein reichliches Einkommen gehabt! Man ſieht dieß daraus, daß er am zehnten November 1789, alſo im zweiten Halbjahr ſeines Aufenthalts in Jena, Folgendes ſchreibt: „Heute, an meinem Geburtstage, habe ich mein erſtes Kollegiengeld eingenommen, von einem Bernburger Studenten, was mir doch lächerlich verkam. Zum Glück war der Menſch noch neu, und noch verlegener, als ich. Er retirirte ſich auch gleich wieder.“ Wie herrlich und charakteriſirend iſt dieſe Verlegenheit unſeres Profeſſors! Der Schmutz mancher akademiſchen Docenten und Gelehrten bildet das Gegenſtück davon.

---

[*] Doch vielleicht geſchah dieß nicht jetzt, ſondern ſchon während ſeines erſten Aufenthalts in Rudolſtadt.

Schiller's Exiſtenz lag jetzt noch, wie früher in freiern Tagen, in ſeiner Feder; auf ſeine Vorleſungen konnte er ſich nicht verlaſſen. Der Herzog von Weimar durfte noch um kein fixes Gehalt angegangen werden, oder er konnte die ſo frühzeitige Bitte ablehnen. Das alles erzeugte Sorge und Unruhe, und da das Glück der Liebenden ganz von dieſer feſten Anſtellung abhing, ſo erbauten die drei Freunde, wenn ſie beiſammen waren, ein Luftſchloß nach dem andern, ließen ihre Gedanken in alle Länder ausſchweifen, und fragten bei allen wohlgeſinnten Menſchen in der Runde herum nach einer feſten Stelle für den, um deſſen gemeine Exiſtenz ſich Niemand zu bekümmern ſchien, während Alle für ſeine Geiſteswerke glühten. Aber nach allen dieſen Erkundigungen, welche die Phantaſie der Liebenden anſtellte, mußte Schiller nach fünf Wochen doch wieder nach ſeinem — verhaßten Jena zurückkehren. Er war ſo lange ausgeblieben, als nur immer möglich geweſen war.

Jetzt erſt, nachdem er längere Zeit mit ihr zuſammengelebt hatte, glaubte Schiller ſeine Lotte zu kennen, zu lieben. „Ach ich fühle,“ ſchrieb er ihr ſogleich nach ſeiner Ankunft in Jena, „ich bin noch immer bei Dir. Dein Bild in meinem Herzen hat ein Leben und eine Wirklichkeit, wie keins von allen den Dingen, die mich ſo nahe umgeben. Ich bin nicht von Dir getrennt.“ Dieſe glückliche Stimmung theilte ſich auch ſeinen Arbeiten mit. Er verfaßte damals als Einleitung zu der Sammlung von Memoiren, welche er herausgeben wollte, den vortrefflichen Aufſatz: Ueber Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter, von welchem er ſelbſt in hohem Grade befriedigt war. Und auch dieſes innige Geiſtesvergnügen, fährt er in ſeinem Briefe fort, habe ſich wieder an ſein Liebſtes, ſein Alles angeſchloſſen, und ſei von dem Gedanken an ſeine Lotte nur ſchöner und ſüßer zu ihm zurückgekehrt. Seine höchſte Begeiſterung werde ihm zur Liebe und ſelbſt ſeine Geiſtesarbeiten wollten ihn ohne den Gedanken an ſeine Geliebte nicht erfreuen. Nur das entzückte ihn, ſo oft er ſich bei etwas Großem begegne, ſo oft er ſich ſeine eigene Achtung abgewinne — daß er der Liebe ſeiner Lotte würdiger werde, daß er ihrem hohen Bilde von ihm näher trete.

Wie unendlich wichtig iſt es für die Bildung eines Menſchen, eine ſolche edle Herzenserregung zu durchleben. Sie theilt demſelben einen ſittlichen Ernſt, eine Milde, Innigkeit und Wahrheit des Gefühls mit, welche ihm durch nichts anderes gewonnen werden können. Sie iſt unerſetzlich. Wer ſie nicht kennen lernte, der entbehrt einen Theil ſeiner Menſchheit. Hätte Goethe je ſo tief und treu, wie Schiller, geliebt oder vielmehr lieben können — ſeine Dichtung wäre zwar nicht reiner und vollendeter, aber durchdränge ſie nicht ein geweihterer Geiſt, eine wärmere Seele? Wohl iſt die Liebe nur ein Spiel des Herzens, aber wer dieſes Spiel nicht ernſt nimmt, dem bringt es wenigſtens keinen ſittlichen Gewinn.

Von Tag zu Tag aber empfand er das Drückende der Trennung, die Pein ſeiner Verlaſſenheit und die Sehnſucht nach einer Vereinigung lebendiger. Er machte in dieſer Mißſtimmung ſogar den Vorſchlag zu einer Verbindung mit Fräulein von Lengefeld auch ohne feſte Einnahme. Als die Schweſtern hierauf erwiederten, daß es ihm mit einem ſolchen chimäriſchen Plan nicht Ernſt ſein könne, erwachte ſeine ganze Leidenſchaft. „Was ich durch den Boten ſchrieb," verſichert er, „iſt mir ſehr Ernſt. Ich wünſchte ſehnlichſt, daß wir überhoben ſein könnten, bloß von Briefen zu leben, und ich würde es mir nicht und niemals verzeihen, wenn ich die Entdeckung machte, daß dieſer Zwang, dieſe Reſignation wirklich nicht nöthig geweſen wäre. Welcher böſe Genius gab mir ein, hier in Jena mich zu binden! Ich habe nichts, gar nichts dadurch gewonnen, aber unendlich viel verloren. Wäre ich nicht hier, ſo könnte ich leben, wo ich wollte, ſo könnte ich weit beſſer als jetzt einen Plan zu meinem Etabliſſement verfolgen, weil meine ganze Zeit mein wäre. Im Aeußern habe ich mich ganz und gar nicht verbeſſert; im Gegentheil, ich habe Verluſt erlitten, und mir heilloſe Bekanntſchaften aufgebürdet; Verhältniſſe, die mir zuwider ſind." Dieſen Worten fügt er bei, er wolle im Preußiſchen etwas anzuſpinnen ſuchen, auch könne er es durchſetzen, innerhalb eines Jahres in Wien ein Unterkommen zu finden, ſeine einzige (?) Hoffnung habe er aber auf den Koadjutor, den Freiherrn von Dalberg, geſetzt, welcher ihm ein Etabliſſement in der Pfalz, entweder in Mannheim bei der dortigen Akademie oder in Heidelberg verſchaffen könne. Verſichere ihn dieſer beſtimmt und nachdrücklich, daß er für ihn handeln wolle, ſo werde er bei dem nächſten Anlaß ſeine Jenaiſche Profeſſur niederlegen. Alle Winkel der Erde durchſuche er, um den Platz zu finden, den das Schickſal ſeiner Liebe bereitet haben könnte. Jena bleibe ihm immer gewiß. Und doch könnte er an mehr, als an einem auserleſenen Orte von dem, was ihm ſeine Schriftſtellerei einbringe, vortrefflich und frei und unabhängig leben, und ſich zu einem Amte, wenn es doch einmal ſein müßte (!), mit jedem Jahre fähiger machen.

So quälte die Liebe den Mann, welchem, ſo lange er allein ſtand, ſeine äußere Lage bisher ſelten Sorge verurſacht hatte. Die Natur findet immer Mittel und Wege, uns in die Welt hineinzuziehen, welcher wir angehören, und der wir uns nicht entſchlagen ſollen. So hörte er denn auch einen Profeſſor der Mathematik, welcher auf ſeiner Reiſe durch Jena ihn beſuchte, nicht gleichgültig an. Dieſer nämlich trug ihm den weitausſehenden Plan vor, in Frankfurt am Main durch Aktien eine Art von Akademie für das gebildete Publikum zu ſtiften, an welcher drei Profeſſoren angeſtellt werden ſollten — die philoſophiſchen und ſchönen Wiſſenſchaften ſollte Schiller vortragen. Ungeachtet er zu dieſem Plan kein Vertrauen faſſen konnte, ſo verſäumte er doch nicht, hiervon ſeiner Lotte Nachricht zu geben, um ſo mehr, da eine ſo freie und auf ein gebildetes gemiſchtes Publikum berechnete Beſchäftigung ſeiner Neigung angemeſſener wäre, als der geſchichtliche Lehrſtuhl in Jena.

Dieſer wurde ihm durch Verdrießlichkeiten noch mehr verleidet. Weil er ſich auf dem Titel ſeiner gedruckten Vorleſung einen Profeſſor der Geſchichte genannt hatte, beklagte ſich Profeſſor H., daß er ihm zu nahe getreten, weil ihm die Profeſſur der Geſchichte namentlich übertragen ſei, Schiller ſei nicht als Profeſſor der Geſchichte, ſondern der Philoſophie berufen. Die Sache wurde ſo weit getrieben, daß ſich der Akademiediener erlaubte, den Titel dieſer Vorleſung von dem Buchladen, wo er angeſchlagen war, wegzureißen. Bei dieſer Jämmerlichkeit verlor Schiller vollends alle Geduld. „O meine Lieben, Theuerſte meiner Seele!“ wandte er ſich an das Schweſternpaar, „prüfen Sie alle Möglichkeiten — unterſuchen Sie alle Fälle — und denken Sie ein Mittel aus, wie wir die Zeit unſerer Trennung abkürzen können. Von neuem bin ich ſchmerzlich daran erinnert worden, daß ich ohne allen Zweck und Nutzen hier bin.“

Die Freundinnen riethen zur Geduld und Ausdauer, und beruhigten einigermaßen ſeine leidenſchaftliche Aufgeregtheit. Noch wohlthätiger wirkte ihre Reiſe nach Weimar, wo ſie vom Dezember 1789 an einen Theil des Winters zubrachten. Schiller beſuchte ſie faſt jede Woche.

Das ſchon ſo weit gediehene und ſo feſt geknüpfte Verhältniß war der Frau von Lengefeld noch immer ein Geheimniß. Die Mutter ſah Manches mit andern Augen an, als ihre Töchter. Sie hing an den Vorurtheilen ihres Standes, über welche ſich zu erheben damals in Sachſen ſchwerer war, als in unſern Tagen am Rhein. Schiller war nicht allein arm und ohne eine mit Gehalt verbundene Anſtellung, ſondern auch von bürgerlicher Abkunft. Sie gefiel ſich am Hofe, für den ſie ganz gemacht war und ſich gebildet hatte. Sie nahm daher damals auch eine Stelle als Erzieherin der Töchter des Fürſten von Rudolſtadt an, weßwegen ſie ſich von ihrer kleinen Familie trennte und in das Schloß auf den Berg zog. Schiller machte ſich über dieſen Herkuliſchen Muth, über dieſe ſauerſte Arbeit der chère mère recht luſtig. Er meinte aber doch, es ſei ſehr gut, daß die Töchter ihre Mutter nun eben auf dem Schloß ſuchen müßten, wohin ſie bisher immer ſo ſchwer zu bringen geweſen waren; „denn am Ende hätten ſie ihm noch alle Toleranz für das gute alltägliche Volk der Menſchen verlernt[1].“ — Sie ſelbſt war nicht ſo vermögend, daß ſie aus eigenen Mitteln die

---

[1] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen. Theil 1. S. 390.

Exiſtenz ihrer verheiratheten Tochter hätte ſichern können. Wegen all dieſer Gründe mußte ihr, um ihr unnöthige Sorgen zu erſparen, das Verhältniß Charlottens zu Schiller noch verborgen bleiben, und daß ſie es nicht ſelbſt durchſchaute, legt kein gutes Zeugniß von ihrem Scharfblick ab.

Um ſich aus dieſer unglücklichen und qualvollen Lage zu reißen, wandte ſich Schiller endlich an den Herzog von Weimar. Er erhielt von ihm die Zuſicherung eines Gehalts von zweihundert Thalern als außerordentlicher Profeſſor — denn ordentlicher Profeſſor wurde er erſt im März 1789, aber ohne Erhöhung ſeiner Beſoldung[1]. Jetzt ſchrieb er im Dezember 1789 einen noch erhaltenen Brief an die Mutter ſeiner Lotte, in welchem er ſie um die Hand ihrer Tochter bat. Nur das wollen wir ihm in dieſem Schreiben nicht glauben, daß er geſucht habe, dieſe „Leidenſchaft“ zu bekämpfen, und daß ihm dieſer Zwang, den er ſich aufgelegt, viele Leiden gekoſtet. Er nährte und pflegte vielmehr dieſe Liebe von Anfang an als die beſte und köſtlichſte Blüthe ſeines innern Lebens.

Die Familienfreundin in Weimar, Frau von Stein, deren Achtung Schiller durch ſeinen Charakter und durch ſein Talent längſt gewonnen hatte, half die Mutter zu ſeinen Gunſten ſtimmen. Ein entſcheidendes Gewicht aber legte der Koadjutor, Freiherr von Dalberg, in die Wagſchale der mütterlichen Bedenklichkeiten. Er ließ ihr ſagen, ſobald er Kurfürſt ſein würde, was bei dem hohen Alter des damaligen geiſtlichen Kurfürſten zu Mainz in Kurzem zu erwarten ſtand, werde er Schillern ganz nach ſeinem Wunſch und Sinne anſtellen. Gegen Bekannte äußerte er ſich näher dahin, er habe ihm ein Gehalt von viertauſend Thalern zugedacht, und wolle ihm dabei den freien Gebrauch ſeiner Zeit laſſen. Welche glänzende und, wie es ſchien, beinahe ganz ſichere Ausſichten! Frau von Lengefeld beglückte die Liebenden mit ihrer Zuſtimmung.

Karl Theodor, Freiherr von Dalberg, welcher unſerm Freunde eine ſo ſorgenfreie Zukunft eröffnete, war der ältere Bruder des Wolfgang Heribert von Dalberg, den wir ſchon in Mannheim als einen unzuverläſſigen Gönner Schiller's kennen gelernt haben, und des Johann Friedrich von Dalberg, welcher ſich als Kenner der Tonkunſt berühmt gemacht hat. Karl Theodor von Dalberg war ſeit 1772 Geheimerath und Statthalter zu Erfurt und verwaltete dieſe Stelle ſo muſterhaft, daß er durch die vereinte Verwendung Kaiſer Joſephs und Friedrichs des Großen im Juni 1787 zum Koadjutor und Nachfolger des Kurfürſten von Mainz erwählt worden war. Auch als ſolcher bekleidete er die Statthalterſchaft in Erfurt fortwährend. Sowohl hier, als in ſeiner ſpätern glanzvollen, aber wechſelreichen und unglücklichen Laufbahn, zeigte er ſich überall als einen Beförderer der Wiſſenſchaften und Bildung, als einen wohlthätigen Menſchenfreund und einen gewandten Staatsmann. Er wurde im Jahr 1802 der letzte Kurfürſt von Mainz und Kurerzkanzler, mußte aber ſeinen Sitz in Regensburg aufſchlagen, weil ſeine Hauptſtadt Mainz mit dem ganzen, auf dem linken Rheinufer gelegenen Bezirke des Kurſtaates an Frankreich abgetreten wurde. Nur noch im Beſitze einiger Theile des Landes war der Fürſt in jener unglücklichen Zeit nicht im Stande, ſein Schillern gegebenes Verſprechen zu erfüllen.

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 4, S. 135 und 140.

An dieſe Umgeſtaltung der Dinge und an die Zertrümmerung der deutſchen Reichsverfaſſung dachten damals die Liebenden nicht, als ſie in Weimar und Erfurt, wo ſie einen Beſuch machten, ſich ihr herrliches Leben in der Gegend von Mainz auf das reizvollſte ausmalten.

Der Kreis dieſer glücklichen Menſchen hatte ſich mittlerweile vergrößert. Schiller machte damals, während ſeines häufigen Aufenthalts in Weimar, eine Bekanntſchaft, die bald zu der edelſten lebenslänglichen Freundſchaft erblühen ſollte. Er lernte Wilhelm von Humboldt kennen, zu derſelben Zeit, wo dieſer ſich in Weimar mit der ſchon einmal genannten Freundin der beiden Schweſtern, Karoline von D. verlobte. Welche ſchöne Tage verlebten dieſe mit einander ganz harmonirenden Menſchen! In einem kleinen Kreiſe edler, geiſtvoller Freunde ſchien alles Schöne und alles Glück eine bleibende Stätte gefunden zu haben. Das Beſte wurde von Seele zu Seele getauſcht, das Beſondere und Geringfügige zum

Allgemeinen und Idealen geſteigert, und an den Augenblick der glücklichen Gegenwart knüpfte ſich die Ausſicht in eine lange in gleicher herzinniger Vereinigung fortgeſetzte Zukunft. Denn auch Wilhelm von Humboldt wollte mit ſeiner künftigen Gattin ſeinen Wohnſitz in Mainz aufſchlagen, und die Frau von Beulwitz dachte ihre Freunde am Rhein oft und auf längere Zeit zu beſuchen. So ſchafft ſich Liebe und Freundſchaft eine unabhängige Welt, und ſpricht ſymboliſch ihre ewige Selbſtſtändigkeit in ihren zeitlichen Gebilden aus.

Von den übrigen Menſchen nahm dieſer ſich ſelbſt genügende Zirkel wenig Notiz, und machte in ſeinem einmüthigen, originellen Geiſte einen eigenen Kontraſt mit der übrigen geſellſchaftlichen Welt, über deren Beſchränktheit man lachte, deren Leerheit man von ſich abhielt, um deren Formen man ſich wenig kümmerte. Nur in einem ſolchen Kreis konnte es einem Schiller wohl werden!

Die damaligen Pariſer Ereigniſſe waren ein Gegenſtand der häufigen Unterhaltung und einer ernſten Theilnahme. Der Koadjutor ahnte den Umſturz der vaterländiſchen Verhältniſſe ſchon jetzt, welchen er ſpäter im Jahr 1797 auf dem Reichstage zu Regensburg auf das Beſtimmteſte vorherſagte, wenn die Deutſchen nicht in Maſſe und mit Energie gegen Frankreich aufſtänden. Zu dieſer Zeit kam auch der liebenswürdige Dichter Salis von Paris zu den Freunden nach Weimar mit einem Empfehlungsſchreiben des Wilhelm von Wolzogen, der ſich noch dort aufhielt. Die Gräuelſcenen hatten in Paris ſchon begonnen, und Salis' Erzählungen nebſt Wolzogen's Briefe ſchlugen die Freude über die Erſtürmung der Baſtille ſchrecklich nieder, und beſtärkten Schiller in ſeiner beſonnenen Anſicht, welcher die Franzoſen für kein Volk hielt, dem ächt republikaniſche Geſinnungen zu eigen werden könnten[1]. Man war wegen des Freundes und Vetters in Unruhe, da er in Paris wie auf einem Vulkan aller Leidenſchaften zu leben ſchien. Doch das Schickſal vergönnte ihm, wohlbehalten nach der Heimath zurückzukehren, um mit unſern Freunden in ein noch innigeres Verhältniß zu treten. Er heirathete nach einigen Jahren Schiller's Schwägerin, Karolina von Beulwitz, nachdem dieſe ſich von ihrem bisherigen Gemahl hatte ſcheiden laſſen. So vollendete ſich dieſe Gruppe gleichgeſinnter Menſchen. Schiller hatte ſchon früher von Wilhelm von Wolzogen geurtheilt: „Wolzogen's Anhänglichkeit iſt ſo innig, und nichts Fremdes hat ſich in ſein Weſen gemiſcht. Er iſt ein gar guter Menſch, ich wünſchte, daß er um uns leben könnte.“

---

[1] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen. Theil 2, S. 85.

Nur noch einen hätten die Freunde gerne in ihrem Bunde geſehen: Goethe. Aber es entſtand zu ihrem Verdruſſe noch immer keine Annäherung an Schiller, obgleich er ſich, wie auch früher, fortwährend freundſchaftlich benahm, und in realen Dingen Schillern immer gute Dienſte leiſtete. Goethe ſelbſt erzählt[1], daß er Annäherungsverſuche von Perſonen, die ihnen beide gleich nahe ſtanden, abgelehnt habe. „An keine Vereinigung war zu denken. Selbſt das milde Zureden eines Dalberg, der Schillern nach Würden zu ehren verſtand, blieb fruchtlos; ja meine Gründe, die ich jeder Vereinigung entgegenſetzte, waren ſchwer zu widerlegen. Niemand konnte leugnen, daß zwiſchen zwei Geiſtesantipoden mehr als Ein Erddiameter die Scheidung mache, da ſie denn beiderſeits als Pole gelten mögen, aber eben deßwegen in eins nicht zuſammenfallen können.“

Was ihm das Schickſal von dieſer Seite noch verſagte, erſetzte ihm die hohe Gunſt des Himmels vielfach in einer andern Weiſe. Am 22. Februar 1790 wurde er mit Charlotte von Lengefeld in Wenigenjena durch den Pfarrer Schmidt getraut. Die Mutter der Braut war von Rudolſtadt gekommen, und freute ſich des Glückes ihrer Kinder von ganzer Seele.

---

[1] Goethe's Werke in zwei Bänden, B. 2, S. 537. 2.

Zehntes Kapitel.

Hiſtoriſche Arbeiten in Jena. Antrittsrede. Abhandlungen über die erſte Menſchengeſellſchaft, über die Sendung Moſes' und über die Geſetzgebung des Lykurgus und Solon.

Auch nachdem Schiller's Profeſſur ein kleines Gehalt beigelegt war, trug ihm ſein Amt nicht ſo viel ein, als er auch bei ſehr mäßigen Anſprüchen brauchte. Seine Feder mußte ihn alſo auch fortan größtentheils erhalten. In ſeiner Amtsthätigkeit und Geiſtesrichtung lag es, daß auch ſein literariſches Wirken der Geſchichte gewidmet war, bis die hiſtoriſchen Arbeiten allmählig immer mehr von philoſophiſchen Beſchäftigungen verdrängt wurden.

Hier ſcheint der paſſendſte Ort zu ſein, Schiller's in Jena geſchriebene hiſtoriſche Aufſätze und Werke der Reihe nach näher zu beleuchten, und dieſe einzelnen Schilderungen mit einer allgemeinen Charakteriſtik des Geſchichtſchreibers zu ſchließen. Wenn wir an ſeinen hiſtoriſchen Bemühungen gleichſam Theil genommen und uns eine würdige Ueberſicht in dieſem Felde erworben haben, werden wir ſpäter frei ſeinem fernern Lebenslaufe bis zu dem Ziele folgen können, wo die Spekulation neue herrliche Früchte treibt. Alle Laſt der Arbeit nehmen wir hiermit von dieſer Zeit zum voraus hinweg, ſo daß es uns ſpäter vergönnt ſein wird ihn in ſeinem neuen Verhältniſſe nur von rein menſchlicher Seite zu zeigen.

Doch ſind einige dieſer hiſtoriſchen Schriften auch ſchon vor ſeiner Verheirathung geſchrieben, wie ſogleich die Vorleſung, mit welcher er ſein Lehramt in Jena eröffnete. Sie erſchien zuerſt im November 1789 in Wieland's Deutſchem Merkur, unter dem Titel: Was heißt und zu welchem Ende ſtudirt man Univerſalgeſchichte?

Dieſe Vorleſung gehört ohne Zweifel zu dem Ausgezeichnetſten, was vom Standpunkte einer einleitenden allgemeinen Betrachtung je über Geſchichte und über Univerſalgeſchichte insbeſondere geſchrieben worden iſt. Der Verfaſſer fordert von dem Jünger der Geſchichte vor allem Wahrheitsliebe und beginnt daher mit einer vortrefflichen vergleichenden Schilderung des bloßen Brodgelehrten und des philoſophiſchen Kopfes oder des Wahrheitsfreundes, für welchen er ſeine Zuhörer zu begeiſtern ſucht. Dann ſtellt er, um den Begriff der Univerſalgeſchichte klar zu machen, den primitiven Zuſtand des Menſchengeſchlechtes mit der jetzigen Kultur in zwei kontraſtirenden Gemälden einander gegenüber, und ſcheidet aus der ganzen Maſſe der Begebenheiten die geſchichtlichen und aus dieſen die univerſalhiſtoriſchen aus. Dieß gibt Gelegenheit, auf das merkwürdige Mißverhältniß zwiſchen dem Gange der Welt (der Menſchheit) und dem Gange der Menſchen oder der Weltgeſchichte aufmerkſam zu machen. „Jenen möchte man mit einem ununterbrochen fortfließenden Strome vergleichen, wovon aber in der Weltgeſchichte nur hier und da eine Welle beleuchtet wird.“ Hierauf wird der Antheil des philoſophiſchen Verſtandes und der zweckdeutenden Vernunft an den hiſtoriſchen Thatſachen eben ſo tiefſinnig als richtig, kurz auseinander geſetzt; und endlich der hohe intellektuelle und praktiſche Werth der Geſchichte meiſterhaft und begeiſternd in großen Umriſſen angedeutet. Doch wie vermöchte eine dürre Inhaltsanzeige die Gedankenfülle dieſer Vorleſung, das Treffende und Umſichtige ihrer Behauptungen, die großartige Geſinnung ihres Verfaſſers zur Ahnung zu bringen? Wer vermöchte den prachtvollen Strom der ſchönſten Proſa zu ſchildern, in welcher die erhabenſten Gedanken ihren würdigen Leib erhalten? — In Aufſätzen, wie dieſer, tritt Schiller in ſeiner vollen Perſönlichkeit an den Tag. So kann nur ein Mann ſchreiben, den die Dichtkunſt ernährt hat und beſeelt, deſſen philoſophiſcher Geiſt ſich ſogleich in den Mittelpunkt einer Sache zu verſetzen und alle höchſte Beziehungen derſelben herauszufinden weiß, ein Mann, den die Wahrheit frei gemacht hat von gemeinen und kleinlichen religiöſen, moraliſchen und politiſchen Anſichten, und welcher endlich mit einem großen poetiſchen und philoſophiſchen Talente das noch ſeltnere Genie des ſittlichen Charakters verſchwiſtert. Schiller's auf das Allgemeine und Ideale gerichteter Geiſt war für die Welt- und Kulturhiſtorie, für eine Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit wie geſchaffen, und ſo mußten ihm denn ſolche univerſalgeſchichtliche Schilderungen vorzugsweiſe gelingen. Sich in das Einzelne behaglich und weitläufig zu verbreiten, auch bei dem Kleinlichen und Unbedeutenden liebevoll zu verweilen, iſt ſeiner Natur weniger angemeſſen. Das Kleine nimmt entweder unter ſeiner ſchöpferiſchen Hand einen größern Charakter an, oder es vermag ihn nicht zu feſſeln. Daher können auch die allgemeinen Schilderungen ganzer Zeiträume in der Geſchichte des Abfalls der Niederlande und in der Darſtellung des dreißigjährigen Krieges meiſterhaft genannt werden.

Warum hat wohl Schiller ſeine Geſchichte des Abfalls der Niederlande nicht vollendet? Vielleicht deßwegen, weil ſie ſich vom Beginne des Krieges mit den Spaniern an in unzählige Einzelnheiten zerſplittert. Alle dieſe zerſtreuten, ſich ähnlichen kleinen Unternehmungen und Vorfälle, aus denen faſt allein der Krieg bis zu ſeinem Ende beſteht, zu beſchreiben, dazu konnte ſich ſein univerſeller Geiſt nicht herablaſſen, und dieſelben in's Große zuſammenzuziehen, war unmöglich, ohne der Geſchichte ihr Eigenthümliches und Intereſſantes zu nehmen. Dagegen fühlte ſich Schiller durch den entgegengeſetzten großartigen Charakter der römiſchen Geſchichte ſo angezogen, daß er noch im Jahr 1802 mit leidenſchaftlicher Wärme davon ſprach, wie er dieſelbe ſich für höhere Jahre aufſpare, in welchen ihn vielleicht das Feuer der Dichtkunſt verlaſſen haben würde[1].

Beinahe alle andere kleinere hiſtoriſche Aufſätze Schiller's ſchließen ſich entweder ebenfalls an ſeine Vorleſungen an und wurden zuerſt in der Rheiniſchen Thalia abgedruckt, oder ſie erſchienen in den hiſtoriſchen Memoiren, welche er damals herausgab.

Die Rheiniſche Thalia wurde, ohne Zweifel nothgedrungen, ſo fleißig fortgeſetzt, daß in den Jahren 1789 und 1790 je vier Hefte erſchienen. Dieſer letzte Jahrgang enthielt, außer einigen dramatiſchen Arbeiten, von denen wir ſchon früher geſprochen[2], drei hiſtoriſche Aufſätze von der Hand Schiller's.

Wir betrachten zuerſt die kleinern Schriften, welche aus ſeinen univerſalhiſtoriſchen Vorträgen entſprangen und ſich der eben dargelegten Antrittsrede anſchließen. Dann werden wir im nächſten Kapitel zu den Darſtellungen übergehen, welche zum Behuf der Memoiren geſchrieben wurden.

Eine der erſten Abhandlungen, welche nicht lange nach der Antrittsrede vorgetragen worden ſein kann, iſt den Leſern unter dem Titel bekannt: Etwas über die erſte Menſchengeſellſchaft nach dem Leitfaden der Moſaiſchen Urkunde. Dieſer Aufſatz erſchien zuerſt im Jahr 1790, im eilften Hefte der Thalia. Sein Verfaſſer fügte demſelben hier in einer Anmerkung die Worte bei: „Es iſt wohl bei den wenigſten Leſern nöthig zu erinnern, daß dieſe Ideen auf Veranlaſſung eines Kantiſchen Aufſatzes in der Berliner Monatſchrift entſtanden ſind.“ — Es iſt hiermit der Aufſatz: „Muthmaßlicher Anfang der Menſchengeſchichte“ gemeint, welcher ſich im dritten Bande der vermiſchten Schriften Kant's (Halle 1799) wieder abgedruckt findet.

Der Menſch folgte urſprünglich bloß ſeinem Inſtinkt, und vollendete ſich ſo als Pflanze und Thier. Die erwachende Vernunft entrückte ihn dieſem behaglichen Zuſtand, dem Paradies, und riß ihn auf eine neue Bahn, auf welcher er jetzt noch ſeiner Vollkommenheit entgegenſchreitet. Dieſer Abfall von ſeinem

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Wilh. v. Humboldt, S. 59.

[2] Siehe Theil 1, S. [illegible] und Theil 2, S. 103 f.

Inſtinkte wird von der Schrift als der Fall des erſten Menſchen dargeſtellt; gleichwohl iſt er der Anfang ſeines ächt menſchlichen Daſeins und ein Rieſenſchritt der Menſchheit[1]. Dann ſucht der Schriftſteller die erſten Saamen der Geſittung, die elterliche, die eheliche und die Geſchwiſter-Liebe, im häuslichen Leben auf; zeigt hierauf, wie beim erſten Feldbauern und Hirten jener laſterhafte, aber doch die Vernunft und Sittlichkeit fördernde, noch nicht beendigte Kampf des Menſchen mit dem Menſchen entſtehen konnte; und gibt uns ein Bild von der ſanften patriarchaliſchen Herrſchaft, welche aber bald bei eingetretener Ungleichheit unter den Menſchen an Beſitz, an Genuß und an Recht der Tyrannei und einem allgemeinen Sittenverderbniß weichen mußten, bis eine fürchterliche Naturbegebenheit dieſe regelloſen Anfänge der beginnenden Kultur wieder vertilgte. Zuletzt wird nachgewieſen, wie aus dem tapfern Anführer der Jagden gegen wilde Thiere ein Befehlshaber und Richter und zuletzt ein König wurde, denn „der erſte König ſei ein Uſurpator geweſen, den nicht ein freiwilliger einſtimmiger Ruf der Nation (denn damals war noch keine Nation), ſondern Gewalt und Glück, und eine ſchlagfertige Miliz auf den Thron geſetzt habe[2].“

Es iſt höchſt intereſſant und lehrreich, den Schiller'ſchen Aufſatz mit dem Kant'ſchen zu vergleichen, ja jener kann nur dann recht gewürdigt werden, wenn man ihn mit dieſer Abhandlung zuſammenhält. Bei aller Anhänglichkeit Schiller's an die Ideen ſeines großen Vorgängers weiß er deſſen ungeachtet ſeine Eigenthümlichkeit und Selbſtſtändigkeit zu behaupten. Beide ſtellen Muthmaßungen auf nach Analogien der jetzigen Erfahrung über die menſchliche Natur. Kant ſagt: er wage eine bloße Luſtreiſe, zu welcher er ſich der heiligen Schrift als einer Charte bediene. Die bibliſchen Vorſtellungen, des Falles der erſten Menſchen, der Stimme Gottes im Paradies, des Aufenthaltes im Garten Eden, und andere deuten ſich beide nach ihren Zwecken, oder vielmehr ſie nähern dieſelben der Einſicht unſeres Jahrhunderts. Alles, was ſie buchſtäblich nehmen ſollen, müſſen ſie zu verſtehen, zu erklären im Stande ſein. So weiß Schiller die Angabe der Schrift, daß die frühſten Tyrannen Kinder der Freude geweſen ſeien, trefflich zu rechtfertigen[1]. Mit Kant meint Schiller, daß es das letzte Ziel der ſittlichen Beſtimmung des Menſchen ſei, daß die vollkommene Kunſt wieder Natur werde (was Schiller das Paradies der Erkenntniß und Freiheit nennt, wo der Menſch dem moraliſchen Geſetze in ſeiner Bruſt eben ſo unwandelbar gehorchen werde, als in dem frühern Paradies der Unwiſſenheit und Knechtſchaft[2]), daß, ehe die Menſchheit bei dieſem fernen Ziel angelangt wäre, der Krieg ein unentbehrliches Mittel der Kultur ſei[3], — und viele andere Ideen finden ſich zugleich bei beiden Denkern. Wenn aber Schiller manche Gedanken Kant's zur Seite liegen läßt oder nur an ihnen vorbeiſtreift, ſo entſchädigt er uns durch neue eigenthümliche Anſichten oder er führt Einiges, was Kant bloß andeutet, nach Dichterart anſchaulich und lebendig, näher aus. Seine Phantaſie ſtellt uns dieſen älteſten Zuſtand der vorgeſchichtlichen Zeit anſchaulich vor, als ob er zur Geſchichte gehörte, ſo daß wir es gern vergeſſen, daß das Ganze auf einem bloßen Philoſopheme beruht. Die Darſtellung iſt ſo einſchmeichelnd, daß uns dieſe Mythe der Vernunft leicht an die Stelle der überlieferten Mythe tritt. Während wir uns nicht ohne Mühe durch die langen, parentheſenvollen Perioden und die vielen Anmerkungen des Königsberger Philoſophen hindurchwinden, durchläuft unſer Blick vergnügt und leicht die reichen Gemälde des häuslichen Lebens, der verſchiedenen Lebensarten der erſten Menſchen, ihrer Verirrungen und Leiden, die der dichtende Denker nacheinander vor uns entfaltet. Wenn Kant's Aufſatz Bewunderung ſeines Verfaſſers und (beſonders wegen der Schlußanmerkung) in unſerer Vernunft einen tiefen Eindruck zurückläßt, ſo belebt

---

[1] Kant ſagt: „Ein kleiner Anfang, der aber Epoche macht, indem er der Denkungsart eine ganz neue Richtung gibt, iſt wichtiger, als die ganze unabſehliche Reihe von darauf folgenden Erweiterungen der Kultur.“

[2] Schiller's Werke in E. Bd., S. 1040. 2. (Oktavausg. B. 10, S. 407).

---

[1] Schiller's Werke in E. Bd., S. 1029, 1. (Octavausg. B. 10, S. 461).

[2] Ebendaſelbſt S. 1035, 2. (Octavausgabe B. 10, S. 445)

[3] „Kriegsgefahr," ſagt Kant (Vermiſchte Schriften B. 2, S. 34), „iſt auch noch jetzt das einzige, was den Despotismus mäßigt."

Schiller's Darſtellung, bei weniger Ideenreichthum und weniger Tiefe, gleichmäßiger die verſchiedenen Kräfte unſeres Geiſtes und Herzens.

Die zweite hier zu nennende Abhandlung, die Sendung Moſes, eröffnet das zehnte Heft der Thalia und iſt nach einer Schrift ähnlichen Inhalts von Br. Decius[1] ausgearbeitet. Der rohe Menſch wird durch die Uebermacht ſeiner religiöſen Gefühle verleitet, alle ihm wichtige Begebenheiten und Naturerſcheinungen in's Wunderbare umzugeſtalten; ihm kommen alle Dinge nur mit den Ahnungen ſeines überirdiſchen Glaubens durchwoben zum Bewußtſein. Der ausgebildete Verſtand erkennt die nothwendige Gültigkeit der Naturgeſetze an und erfaßt die natürlichen Dinge, ohne ſubjektive Färbung, ſo wie ſie an und für ſich ſind, denn um ſeinen ewigen Glauben zu retten, hat er nicht mehr nöthig, die ſinnliche Weltordnung umzuſtürzen. Ob das eherne Schickſal auch Alles zu beherrſchen ſcheint; er kennt die Grenzen dieſes Schickſals, und weiß und fühlt ſich frei von dieſem Schickſal. Im Intereſſe der Wahrheit und Wiſſenſchaft unternimmt er es nun, mit mehr oder weniger Erfolg und Beruf, Ueberlieferungen, in denen ſich die natürliche Wahrheit auf die genannte Weiſe vermiſcht findet, vom Wundervollen zu reinigen und auf den ihnen zu Grunde liegenden Thatbeſtand zurückzuführen, die Natur gleichſam wieder in ihre urſprüngliche Rechte zu reſtituiren.

So Schiller in der „Sendung des Moſes.“ Er nimmt an, daß die Vorſicht dieſen zum Erretter ſeines Volkes beſtimmt habe — „aber nicht diejenige Vorſicht, welche ſich auf dem gewaltſamen Wege der Wunder in die Oekonomie der Natur einmengt, ſondern diejenige, welche der Natur ſelbſt eine ſolche Oekonomie vorgeſchrieben hat, außerordentliche Dinge auf dem ruhigſten Weg zu bewirken[2]“. Ein Hebräer wird daher, als wäre er ein Aegyptier, ſorgfältig erzogen, wird in die Weisheit der ägyptiſchen Prieſter eingeweiht, wo er den einzigen Gott, Jhaho (Jehova), die Unſterblichkeitslehre und mancherlei Symbole und Ceremonien kennen lernt, flieht in die Wüſte, und in der Verbannung brütet der Unglückliche den großen Plan aus, der Befreier ſeines unglücklichen Volkes zu werden. Er offenbart den Hebräern den wahren Gott, den er in den Myſterien kennen gelernt hat, aber „er verkündigt ihn auf eine fabelhafte Art,“ er „umhüllt ihn mit einem heidniſchen Gewand, um ihn den ſchwachen Köpfen faßlich und empfehlungswerth zu machen, und muß zufrieden ſein, wenn ſie an ſeinem wahren Gotte gerade nur dieſes Heidniſche ſchätzen und auch das Wahre bloß auf eine heidniſche Art aufnehmen[1].“ Hierdurch hat er aber den unſchätzbaren Gewinn, daß der Grund ſeiner Geſetzgebung wahr iſt, und alſo ein künftiger Reformator die Grundverfaſſung nicht umzuſtürzen braucht, wenn er die religiöſen Begriffe verbeſſern will.

---

[1] Schiller's Werke in E. Bd., S. 1047. (Oktavausg. B. 10, S. 500). Warum hat der Herausgeber der ſämmtlichen Werke Schiller's dieſe Anmerkung abdrucken laſſen, aber die eben von uns mitgetheilte, ſich auf Kant beziehende ähnliche Bemerkung unterdrückt? — Bei zwei gleichen Fällen ein entgegengeſetztes Verfahren! —

[2] Schiller's Werke in E. Bd., S. 1042 1. (Oktavausg. B. 10, S. 475).

Hiernach beſtimmt Schiller auch den Werth des Volkes der Hebräer. Er nennt es ein wichtiges univerſalhiſtoriſches Volk, weil ſich das Chriſtenthum und der Jslamismus auf die Religion der Hebräer ſtützen und ohne daſſelbe „die ſich ſelbſt überlaſſene[2]“ Vernunft erſt nach einer langſamen Entwickelung die Wahrheit von dem einigen Gott gefunden haben würde. Einen andern Werth aber, als einen mittelbaren und temporären, erkennt er dieſem Volke nicht zu. Er heißt es ein unreines und gemeines Gefäß, worin aber etwas ſehr Koſtbares aufbewahrt war; — einen Kanal, den, ſo unrein er auch war, die Vorſicht erwählte, um uns das edelſte aller Güter, die Wahrheit, zuzuführen, den ſie aber auch zerbrach, ſobald er geleiſtet hatte, was er ſollte.

---

[1] Schiller's Werke in E. Bd., S. 1047. 2. (Oktavausg. B. 10. S. [illegible]).

[2] Dieſer Ausdruck und der ganze Grund ſcheint mit Schiller's Grundanſicht nicht übereinzuſtimmen. Die Einheit Gottes war ja eine Vernunftidee in dem Kopfe eines ägyptiſchen Prieſters (S. 1047 2 u., Oktavausg. B. 10. S. 478), und Moſes Religion iſt eine klug angepaßte Vernunftreligion (S. 1046. 1. o., Oktavausg. B. 10. S. 482). „Die ſich ſelbſt überlaſſene Vernunft“ hatte alſo dieſe Wahrheit längſt entdeckt.

Im Einzelnen laſſen ſolche Wunderauslegungen vieles Unerklärliche zurück und erregen oft neue Zweifel. Deſſen ungeachtet hat der Verſuch für die Vernunft immer etwas Anziehendes, das Entlegenſte in Uebereinſtimmung mit dem Bekannten zu bringen und das frühſte Geſchlecht unter den Einfluß derſelben Naturgeſetze und Leidenſchaften zu ſtellen, dem wir das jetzige unterworfen ſehen. Die Unterredungen des Moſes mit Jehova in der arabiſchen Wüſte z. B. ſind uns eine Stimme aus einer fremden Welt, welche auf unſer jetziges Leben gar keine Anwendung mehr hat. Unſer moderner Bildungsſtand ſteht von jenem Religionsglauben ſo weit ab, daß ſolche Wundererzählungen nicht einmal das religiöſe Gefühl der Meiſten mehr anſprechen. Solchen kommt eine rationelle Deutung dieſer Nachrichten erwünſcht, wie ſie Schiller verſucht. Wie auf ganz natürlichem Wege in Moſes Seele die Idee erwacht, wie ſie ſich ausbildet, wie er an ihr verzweifelt und ſie dann wieder aufgreift, und wie er ſie endlich verwirklicht, die Idee: Ich will mein Volk erlöſen! — hat Schiller pſychologiſch entwickelt. Moſes iſt jetzt unſerer Gattung wiedergeſchenkt, wir leiden und ſinnen mit ihm in der Einſamkeit, wir erwägen mit ihm die Hinderniſſe und Beſchränkungen, unter denen er allein ſeinen großen Plan verwirklichen kann. Er hat vor uns nicht die Gunſt des Himmels, ſondern nur die Größe des Charakters voraus; wir können ihm unſere lautere Achtung nicht verſagen. Eben ſo tritt jene alte Zeit unſerer Denkweiſe nahe, wenn Schiller nachweiſ't, wie in einem zertretenen Sklavenvolke allein das blinde Vertrauen zu dem wunderthätigen Jehova und ſeinem Vertrauten die gänzlich mangelnde Begeiſterung und den eignen Muth habe vertreten können.

Dieß wird wohl zur Empfehlung dieſes Verſuches genügen, wenn auch neuere Unterſuchungen es bewieſen haben, daß dergleichen rationaliſtiſche Interpretationen unvermögend ſind, das reine Gold der Wahrheit an den Tag zu heben[1].

---

[1] Beiläufig noch eine kritiſche Bemerkung. In der Ausgabe in Einem Bande S. 1046. 2 unten heißt es: „Daß er dieſe Thaten wirklich verrichtet habe, und wie man ſie überhaupt zu verſtehen habe, überläßt man dem Nachdenken eines Jeden.“ Dieſe beinahe ſinnloſen Worte ſind offenbar aus

Der dritte Aufſatz, welcher aus Schiller's univerſalhiſtoriſchen Vorleſungen in Jena hervorging und zuerſt im elften Hefte der Thalia erſchien, iſt das Seitenſtück des vorhergehenden. Es iſt: Die Geſetzgebung des Lykurgus und Solon. Dort hatte er nur den Urſprung der Moſaiſchen Geſetzgebung zu ermitteln geſucht und deren Grundidee näher charakteriſirt; hier ſetzt er die Verfaſſungen der zwei Hauptſtaaten Griechenlands ſelbſt in einer ziemlich ausführlichen Darſtellung auseinander und läßt ſeine eigene Beurtheilung nachfolgen. Denn allein den Berichterſtatter zu machen, war einem Schiller unmöglich: wie er in der Sendung des Moſes unterſuchend, ſo tritt er hier hauptſächlich beurtheilend hervor. Er ſcheint ſich in dieſem Aufſatze vornehmlich den Plutarch und unter den neuern Bearbeitern franzöſiſche Alterthumsforſcher, namentlich den Verfaſſer der Reiſe des jungen Anacharſis, zu Führern erwählt zu haben — weswegen auch die Inſel Salamis bei ihm Salamine heißt[1]. Derjenige, welcher mit den neuern Forſchungen über Sparta's und Athen's Verfaſſungen bekannt iſt, wird gewiß in dem Schiller'ſchen Aufſatze Manches vermiſſen, Manches verfehlt finden. Nichtsdeſtoweniger aber wird auch der Kenner dieſe ſchöne und lichtvolle Darſtellung mit Vergnügen und nicht ohne Belehrung leſen. Denn es iſt erſtaunlich, welchen Vorzug vor dem bloßen Stubengelehrten, vor dem Kompilator und dem Wortkrämer, der ideenreiche, denkende Geiſt hat! Er läßt überall in ſeiner Darſtellung das wahrhaft Bedeutende hervortreten, er erzählt nur, was er durchdacht hat, er fügt den Thatſachen die richtigen Gründe bei, er befriedigt durch ſeine Anordnung, er überraſcht durch ſeine Zuſammenſtellungen, ſeine Urtheile ſind ſchlagend, und was er durch ſeine bloße Intelligenz nicht vermag, das bewirkt er durch die ſchöne Harmonie ſeiner ſittlichen Kräfte.

---

folgenden verderben, die Seite 33 im zehnten Hefte der Thalia ſtehen: „Daß er dieſe Thaten wirklich verrichtet habe, iſt wohl kein Zweifel. Wie er ſie verrichtet habe und wie man ſie überhaupt zu verſtehen habe" u. ſ. w. In der Oktavausgabe iſt, wie wir uns eben überzeugen, dieſer Fehler berichtigt.

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 1064. l. c. (Oktavausg. B. 10, S. 329. ff.)

Erzählung und Beurtheilung, Stoff und Form durchdringen ſich gewöhnlich bei dem guten Hiſtoriographen zu Einem inhaltsreichen, ſeelenvollen Ganzen, und es fällt der äſthetiſchen Kritik ſchwer und iſt ihr häufig unmöglich, dieſe verſchiedenartigen Elemente in der künſtleriſchen Darſtellung von einander zu ſcheiden. Denn oft iſt der nackte, trockene Vortrag gerade am meiſten der Träger eines großen Verſtandes, der Zeuge der Eigenthümlichkeit eines Schriftſtellers. Dieſer urtheilt durch die Art und Weiſe, wie er erzählt, und offenbart ſein Innerſtes durch das, — was er verſchweigt.

In der vorliegenden Abhandlung aber hat Schiller ſeine Beurtheilung eigens abgeſondert der Erzählung nachfolgen laſſen, ſo daß wir dieſelbe zu referiren im Stande ſind.

Lykurg's Verfaſſung iſt, die Moſaiſche Geſetzgebung ausgenommen, die vollendetſte des Alterthums. Für ſeinen Zweck wählte Lykurg die beſten Mittel: er leitete alle Intereſſen, alle Thätigkeit ſeiner Mitbürger in den Staat ab. Das Vaterland iſt der einzige Beziehungspunkt, der einzige Impuls, und Vaterlandsliebe die einzige Tugend der Spartaner. Aber ſo zweckmäßig und durchdacht die Mittel waren, ſo verwerflich iſt dieſer Zweck ſelbſt, ſo daß bei dieſer bewunderungswürdigen Zweckmäßigkeit der ſpartaniſche Staat dennoch nur ein ſchülerhafter, unvollkommener Verſuch iſt, das als ein Kunſtwerk zu behandeln, was bisher dem Zufall und der Leidenſchaft überlaſſen war. Lykurg hemmte das Fortſchreiten des Geiſtes zur Vollkommenheit, worin der einzige Zweck des Staates und aller politiſchen Anſtalten liegt. Alle andere Tugenden, alle Bildung, alle ſchöne Humanität wurde in Sparta Einer Tugend zum Opfer gebracht. In den Heloten endlich wurde durch die abſcheuliche Weiſe, wie man ſie mißhandelte, der Menſchheit Hohn geſprochen.

Ganz anders urtheilt Schiller über die Soloniſche Verfaſſung. Schon der milde, menſchenfreundliche Geſetzgeber ſelbſt beſitzt ſeine volle Zuneigung, und ſeine Geſetze erndten ſeinen beinahe ungetheilten Beifall. Er rühmt Solon's Achtung vor der menſchlichen Natur, daß er den Staat nicht zum Zweck machte, ſondern ihn der Idee des Menſchen dienen ließ; und daß er den zufälligen Kulturſtand ſeiner Zeit nicht, wie Lykurg, durch ſeine Geſetze verewigen wollte. Er preiſ't dann alle geiſtige Blüthen, welche eine ſolche humane Geſetzgebung trug, und lobt, mit einigen Einſchränkungen, den athenienſiſchen Volkscharakter dem lakedämoniſchen gegenüber.

Aber es iſt offenbar, daß er über Lykurg und ſeine Spartaner unvollkommen berichtet iſt. Schiller hat die gültigſten Zeugen, Thukydides, Platon und Xenophon gegen ſich, und ſelbſt der abgeneigte Herodot ſagt ihnen nicht ſo viel Schlimmes nach, als unſer deutſcher Geſchichtſchreiber[1]. Die Vaterlandsliebe, welche in das innerſte Leben aller Lakedämonier verwachſen war, hatte nothwendig mannigfaltige andere Tugenden im Gefolge; und zum Glück iſt die menſchliche Natur auch unendlich reicher, als eine einſeitige Geſetzgebung. Auch wurden die Lykurgiſchen Geſetze nicht lange unverändert beibehalten.

Uebrigens zeichnen ſich die drei beſprochenen Aufſätze durch Klarheit und Einfachheit aus. Es findet ſich in ihnen keine Spur von Künſtelei oder Ueberladung. Man ſieht es ihnen an, daß ſie Vorträge vor jüngern Leuten ſind, oder daß ihnen ſolche zu Grunde liegen. Die urſprüngliche Abfaſſung wirkt auch auf eine ſpätere Ueberarbeitung nach; und dasjenige, worüber wir uns einmal vor Andern ausgeſprochen haben, können wir nachher verſtändlicher und leichter zu Papier bringen. Was wir uns dagegen im Augenblicke des Niederſchreibens erſt recht klar machen, fällt uns ſchwerer und man ſieht dem Ausdruck das Ringen und oft die ſaure Mühe an. Kein Wunder! Die Erzeugung und die Geburt fallen in Einen Moment zuſammen.

---

[1] Beſonders S. 1057 1. unten in der Ausgabe in E. Bd. (Oktavausgabe B. 10. S. 545).

Elftes Kapitel.

Memoiren. Charakteriſtik der urſprünglich für die Memoiren geſchriebenen hiſtoriſchen Darſtellungen. „Vorrede zur Geſchichte des Maltheſerordens nach Vertot.“

Bewundernswürdig erſchien uns Schiller's Kraft, Fleiß, Thätigkeit und Unternehmungsgeiſt ſchon früher. Jetzt, in Jena, konnten ihn ſeine Vorleſungen und die fortgeſetzte Herausgabe ſeiner Thalia nicht abhalten, noch einen andern großartigen literariſchen Plan zu entwerfen und auszuführen. Ich meine die allgemeine Sammlung hiſtoriſcher Memoiren.

Veranlaßt durch eine damals in London erſcheinende Sammlung ſich auf die franzöſiſche Geſchichte beziehender Memoiren, unternahm er ein ähnliches Werk auch im Deutſchen, welches ſich aber auf alle Schriften dieſer Gattung ausdehnen ſollte. Dadurch und daß er die einzelnen Memoiren mit univerſalhiſtoriſchen Zeitgemälden begleitete und wo die Memoiren-Schriftſteller ſchweigen, die leere Strecke durch eine fortgeführte Erzählung ausfüllte, wollte er dieſe Sammlung zu einem hiſtoriſchen Ganzen erheben und ſie vorzüglich brauchbar machen. Sie zerfiel in zwei Abtheilungen, von denen die erſte ſich auf die mittlere, die zweite auf die neuere Zeit bezog. In jedem Jahre ſollten wenigſtens ſechs Bände erſcheinen; drei von jeder Abtheilung, ſo lange die ältere, ärmere Epoche noch Memoiren lieferte.

Ueber das Verdienſtliche dieſes großartigen Unternehmens, welches leztere der Herausgeber in dem Vorbericht zu dieſer Sammlung[1] auseinanderſezt, braucht nichts geſagt zu werden. Der größte Theil dieſer Schriften war damals entweder noch gar nicht, oder er war ſchlecht überſezt, und es war für den Liebhaber oder Gelehrten oft ſchwer, das zerſtreut Vorhandene zuſammen zu bringen. In dem eben genannten Vorberichte wird auch auf eine höchſt klare Weiſe über die mittlere Stellung der Memoiren zwiſchen dem Roman und der eigentlichen Geſchichte und über ihren Werth geſprochen und der Umfang derſelben treffend beſtimmt. Sogar das Wort: Memoiren, hat Schiller in den deutſchen Sprachgebrauch eingeführt[2].

Von dieſen Memoiren ſind in Jena vom Jahre 1790 bis 1806 drei und dreißig Bände erſchienen; neun und zwanzig von der neuern Zeit von dem Könige Heinrich dem Vierten von Frankreich an, die übrigen vier Bände aus der frühern Geſchichte. Anfangs war Schiller allein, ſpäter, vom vierten Bande der erſten und dem dritten der zweiten Abtheilung an, verband er ſich mit Woltmann, Paulus und andern, bis er ſich bald ganz zurückzog. Auch nach ſeinem Rücktritt figurirte ſein Name noch auf dem Titel[3]. „Dieſe Sammlung," ſchreibt er am 12. Februar 1796, „läuft noch immer unter meinem Namen, obgleich ich mich öffentlich davon losgeſagt. Dieß gehört auch zu den Germanismen!"

Wir werfen jezt einen Blick auf die von ihm verfaßten Zeitgemälde, durch welche er die einzelnen Memoiren, deren Herausgabe er beſorgte, verſtändlicher und beziehungsreicher machte, und welche ſpäter als eigene geſchichtliche Darſtellungen in ſeine Schriften aufgenommen worden ſind.

Die erſte Abhandlung dieſer Art iſt die: Ueber Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter. In

---

[1] Dieſer (unter dem 25. October 1789 verfaßte) Vorbericht ſteht jezt in Döring's Nachleſe S. 228.

[2] Er gebraucht die Sprachform Memoires und bezeichnet dieſe durch die nähere Beſtimmung: hiſtoriſche. Da jezt die Form Memoiren ohne Beiwort üblich iſt, ſo bin ich dem heutigen Sprachgebrauch gefolgt.

[3] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe. B. 2. S. 29.

Verfaſſer will ſie nicht bloß als Einleitung zu der „Alexias“ der Prinzeſſin Anna Komnena (mit welchem Stücke die erſte Abtheilung der Sammlung beginnt), ſondern zu mehreren folgenden Memoiren, die ſich auf das Mittelalter beziehen, betrachtet wiſſen. Denn am Anfange des ganzen Werkes ſchien es ihm nöthig zu ſein, eine allgemeine Ueberſicht über die große Veränderung in dem politiſchen und ſittlichen Zuſtand von Europa, welche durch das Lehnſyſtem und die Hierarchie bewirkt worden iſt, kürzlich vorauszuſchicken, weil ein großer Theil der nachfolgenden Memoiren dieſe Kenntniſſe vorausſetze, und auch ſchon darum, weil ſie ein großes und unentbehrliches Licht über die Entſtehung ſowohl, als über die Folgen der Kreuzzüge verbreite[1].

Hiermit iſt der Urſprung und Zweck dieſes Gemäldes, welches im Oktober des Jahres 1789 geſchrieben und ſpäter nur mit Weglaſſung einiger einleitenden Worte unverändert in Schiller's Werke aufgenommen wurde, im Allgemeinen hinlänglich bezeichnet. Daſſelbe entwickelt uns folgende Hauptideen. Wir Neuern haben vor den Griechen und Römern, welche nur die Nationalfreiheit kannten und außer ſich nur Barbaren und Sklaven ſahen, die Menſchenfreiheit voraus. Wie ſind wir zu dieſem unſchätzbaren Gute gelangt? — Unſere Vorfahren verloren ſich nicht in den römiſchen Ländern, die ſie eroberten, wie die Griechen des Alexander unter den Völkern Aſiens verſchwanden. Sie blieben auf dem neuen Boden der ſtärkere Theil, und, indem ſie die alten Formen ſchonungslos zerſchlugen, behaupteten die Sieger auch ihre geiſtige Selbſtſtändigkeit. Nun beginnt der rohe germaniſche Geiſt eine eigenthümliche Entwickelungsperiode auf einem neuen Schauplatze, unter einem neuen Himmel, in neuen Verhältniſſen, im Kampfe mit dem Nachlaſſe des umgeſtürzten Rom. Jahrhunderte dauert der Kampf, und die ewige Ordnung der Dinge ſtärkt die erliegenden Herzen mit dem Glauben der Ergebung und flüchtet die Sitten unter den Schutz des katholiſchen Chriſtenthums. Durch die Kreuzzüge ſtürzt ſie die Hierarchie und die Macht des Adels, und erhöht und gründet zugleich die Herrſchaft der Könige und das Bürgerthum. So kommt das mittlere Geſchlecht mit ungebrochener Kraft und ungeſchwächtem Freiheitsſinn an der Schwelle der neuern Zeit, am ſechszehnten Jahrhundert an, wo die Vernunft ihr Panier entfaltet und die Wahrheit („oder was man dafür hielt“) den Arm der Tapfern bewaffnet. Hier trafen zum erſtenmal die Energie des Willens mit dem Lichte der Einſicht, die Freiheit mit der Kultur zuſammen, und man erlebte die Wundererſcheinung, daß Vernunftſchlüſſe des ruhigen Forſchers das Feldgeſchrei wurden in mörderiſchen Schlachten, und daß der Menſch endlich ſein Theuerſtes an das Edelſte ſetzte.

---

[1] Schiller's Vorbericht zu der allgemeinen Sammlung hiſtoriſcher Memoiren, in Döring's Nachleſe S. 230.

Wenn an dieſen tiefgreifenden Gedanken etwas vermißt würde, ſo beſtünde es darin, daß darnach das Mittelalter nur als Inſtrument zu dem modernen „Glücksſtand“ der allgemeinen Menſchenfreiheit, alſo nur nach ſeinem äußern, untergeordneten Werthe, aber keineswegs in ſeiner innern, abſoluten Bedeutſamkeit erkannt und gewürdigt wird. Die mittlern Jahrhunderte dienten nicht allein der Folgezeit, ſondern ſie tragen, auch abgeſehen hiervon, einen Werth und Zweck in ſich ſelbſt. Die Abhandlung, nach ihrem gewichtigen Gehalt und ihrer meiſterhaften Darſtellung, iſt ganz aus der tiefen Seele ihres Verfaſſers geſchöpft; ſie trägt den Stempel ſeines unſterblichen Genius. Schiller ſelbſt war ſehr befriedigt von ihr. „Ich habe,“ ſchreibt er darüber am 3. November 1789 an ſeine Braut in erhöhtem Selbſtgefühl[1], „zwei oder drei glückliche Tage erlebt, und ich habe mein Herz dabei beobachtet. Eine Arbeit, die mir anfangs nichts verſprach, hat ſich plötzlich unter meiner Feder, in einer glücklichen Stimmung des Geiſtes veredelt, und eine Vortrefflichkeit gewonnen, die mich ſelbſt überraſcht. Ich habe noch nichts von dieſem Werthe gemacht, wenn mich anders die noch zu große Wärme meines Kopfes, die leicht auf mein Urtheil übergehen könnte, nicht irrt. Nie habe ich ſo viel Gehalt des Gedankens in einer ſo glücklichen Form vereinigt und nie dem Verſtande ſo ſchön durch die Einbildungskraft geholfen. Du wirſt mich über mein Selbſtlob auslachen; aber ich ſpreche, wie ein fremder Menſch von mir, denn wirklich bin ich mir in dieſer Arbeit ſelbſt eine fremde und neue Erſcheinung geworden. Es thut mir nur leid, daß Du die ganze Schönheit nicht wohl genießen kannſt, weil ſie einige genaue hiſtoriſche und politiſche Kenntniſſe vorausſetzt, die Dir fehlen und recht gut fehlen dürfen. Es war mir aber nie ſo lebhaft, daß jetzt Niemand in der deutſchen Welt iſt, der gerade das hätte ſchreiben können, als ich. Noch einmal! Du wirſt mich auslachen; aber möchteſt Du es immer — wenn ich Dir nur ſo nahe wäre, es zu ſehen."

---

[1] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Bd. 2. S. 39 f.

Mit dieſer Darſtellung ſteht die nächſte Skizze: Ueberſicht des Zuſtandes von Europa zur Zeit des erſten Kreuzzuges, welche ebenfalls in dem erſten Bande der Memoiren zuerſt erſchien, aber nur ein Fragment geblieben iſt[1], in Verbindung. Dieſer kurze Aufſatz ſollte in ſeiner jetzigen, unvollendet gebliebenen Geſtalt die Ueberſchrift haben: Ueber die Entſtehung und früheſte Ausbildung des Lehrweſens. Denn dieß iſt ſein alleiniger Inhalt. Man kann über manche Begebenheiten und Verhältniſſe der Geſchichte auch ohne in einzelne Thatſachen einzugehen, ja ohne ſie ſelbſt genau zu kennen, dennoch im Allgemeinen etwas Verſtändiges und Genügendes ſagen. Dieß gelang unſerm Schriftſteller auch hier. Wenige hiſtoriſche Fakta weiß er ſo geſchickt zu gebrauchen, daß wir das Feudalweſen des Mittelalters mit einer Art Nothwendigkeit ſich bilden ſehen; er konſtruirt gleichſam dieſes große Ereigniß aus ſeiner Vernunft und entwickelt deſſen Fortgang denkend und begriffsmäßig aus der allgemeinen Menſchennatur. Befriedigt dieſe Behandlungsweiſe auch weniger die Phantaſie, ſo gewährt ſie doch unſerm Verſtande eine klare Einſicht. Lernen wir dann ſpäter die mannigfaltigen Einzelnheiten näher kennen, ſo werden ſich dieſelben ohne Mühe den allgemeinen Geſichtspunkten unterordnen, die uns der philoſophiſche Hiſtoriker aufgeſtellt hat.

---

[1] Der Herausgeber der neuen Ausgabe von Schiller's Werken ſagt in einer Anmerkung: „wegen der damaligen Krankheit ihres Verfaſſers." Aber war Schiller im Jahre 1789 wirklich krank? —

Die letzte Darſtellung, welche Schiller in die erſte Abtheilung ſeiner Memoiren, und zwar in den dritten Band dieſer Abtheilung, einrücken ließ, iſt die: Univerſalhiſtoriſche Ueberſicht der merkwürdigſten Staatsbegebenheiten zu den Zeiten Kaiſer Friedrichs I. Den zweiten Band ſchickte Schiller ohne eine ſolche Ueberſicht in die Welt, weil ihn „unvorhergeſehene gehäufte Geſchäfte verhinderten, eine ſolche abzufaſſen[1].“ Und auch jetzt vollendete er dieſe Ueberſicht nicht, ungeachtet dieſelbe zu dem zweiten und dritten Bande gehörte, ja er überließ ſpäter (1795) die Fortſetzung derſelben dem Profeſſor Woltmann, welcher ſie im vierten Bande fortführte und erſt im fünften mit dem Kreuzzuge unter Philipp Auguſt und Richard Löwenherz abſchloß. Sie war eigentlich beſtimmt, Bohadin's Denkwürdigkeiten des Sultans Saladin und Otto von Freiſingen's Lebensbeſchreibung des Friedrich Barbaroſſa zum Leitſtern zu dienen; die Fortſetzung der Abhandlung wurde aber durch Woltmann ſo eingerichtet, daß ſie zu dieſen, unterdeſſen nun ſchon erſchienenen Denkwürdigkeiten als ein Supplement betrachtet werden konnte[2]. Wir beſchränken unſern Bericht auf das uns von Schiller hinterlaſſene, im Jahr 1790 geſchriebene Bruchſtück[3].

Der Titel deſſelben iſt wieder ganz unpaſſend, denn dieſes Gemälde erſtreckt ſich nur von der Thronbeſteigung Lothar's des Sachſen bis zur Kaiſerwahl Konrad's des Hohenſtaufen und zu deſſen Unternehmung eines Zuges nach Jeruſalem. Die Darſtellung endigt alſo noch nicht einmal da, wo ſie ihrer Ueberſchrift nach zu beginnen verſpricht. Wie die erſte der hier aufgezählten kleinen hiſtoriſchen Darſtellungen ſich durch Originalität auszeichnet, die zweite ſich durch einen geſunden Verſtand empfiehlt, ſo feſſelt uns dieſe durch ihren blühenden Stil und durch den prachtvollen Fluß der Rede. Man braucht nur in der nachgebildeten Fortſetzung dieſer Ueberſicht von Woltmann einige Seiten weiter zu leſen, um ſich plötzlich in einer andern, niedrigern Sphäre zu fühlen, und um durch den Kontraſt an den freien, kühnen und hohen Flug der hiſtoriſchen Muſe Schiller's recht lebhaft erinnert zu werden. Beſonders ausführlich ſind die Züge und die Niederlaſſung der Normannen in Sicilien und Neapel, bei Gelegenheit des zweiten Römerzuges Lothar's — nicht eigentlich erzählt, ſondern charakteriſirt. Das Gewaltige, das Heroiſche in den Unternehmungen und Thaten dieſer verwegenen und glücklichen Eroberer hat der Geſchichtſchreiber ſchon im Rhythmus ſeiner Sprache abzuſpiegeln gewußt. Raſch, kräftig, ſiegend, wie der Lauf jener Heldenſöhne, iſt der Gang ſeiner Worte. Uebrigens darf man bei Beurtheilung aller dieſer drei allgemeinen Charakteriſtiken ihren urſprünglichen Zweck nicht vergeſſen, den ſie gewiß trefflich erfüllten. Sie ſollten den Leſer über das leicht verwirrende, reiche Detail der nachfolgenden Memoiren orientiren helfen, ihn von vorn herein auf den rechten Standpunkt der Betrachtung verſetzen.

---

[1] Dieß ſagt Schiller ſelbſt am Ende der (jetzt von Körner in ſeine Nachleſe S. 233 aufgenommenen) Vorerinnerung zum dritten Bande ſeiner Memoiren. Dieſe Vorerinnerung verbreitet ſich übrigens nur über den Kadi Bohadin, den Verfaſſer der nachfolgenden Lebensbeſchreibung des Sultans Saladin. Ein allgemeines Intereſſe hat ſie nicht.

[2] Allgemeine Sammlung hiſtoriſcher Memoiren, Abthl. 1, B. 4, S. IV.

[3] Der Herausgeber der ſämmtlichen Werke Schiller's ſagt in einer Anmerkung: „Die Fortſetzung unterblieb wegen der damaligen Krankheit des Verfaſſers.“ Alſo wäre Schiller ſowohl im Jahr 1789, als im Jahr 1790 nicht nur kränklich (das glauben wir gern), ſondern wirklich krank geweſen? Dieß iſt jedenfalls für das Jahr 1790 nicht anzunehmen, welches Frau von Wolzogen (B. 2, S. 71) eines der glücklichſten in Schiller's Leben nennt.

Wie die bisherigen Stücke die erſte Abtheilung der Memoiren — oder die Memoiren des Mittelalters — einführten, ſo diente die „Geſchichte der Unruhen, welche der Regierung Heinrichs IV. vorangingen, bis zum Tode Karls IX.“ den acht erſten Bänden der zweiten Abtheilung, „oder der Memoiren der neuern Zeit, welche ungefähr gleichzeitig mit jener erſtern Reihenfolge erſchienen, zur Einleitung und zur Ergänzung. Der Inhalt dieſer hiſtoriſchen Darſtellung iſt ihrem Titel angemeſſen; ſie führt uns von jenen acht Religions- und Bürgerkriegen unter den letzten Königen aus dem Hauſe Valois die vier erſten vor. Krankheit und Ueberdruß verhinderten den Verfaſſer an der Fortſetzung, die der Profeſſor Paulus im neunten Bande gab, welchen Schiller in gleicher Weiſe für dieſe zweite Abtheilung an ſeine Stelle eintreten ließ, wie den Profeſſor Woltmann für die erſte.

Es iſt merkwürdig genug, daß Schiller's hiſtoriſche Arbeiten und Unternehmungen beinahe alle unvollendet blieben. Eine hiſtoriſche Darſtellung beſchäftigte auf längere Zeit ſeinen Geiſt nicht genug; ſein Intereſſe ermattete, beſonders wenn ſich ſeinem Griffel keine großen Charaktere, keine weiteingreifende Begebenheiten anboten. Man ſieht es ihm an, daß er ſich über manche unerquickliche Perioden und Ereigniſſe nur mit Mühe und Widerwillen hinüberarbeitet. Dann bietet er einen allzugroßen oratoriſchen Apparat auf, der den geſchichtlichen Thatbeſtand eher verdeckt, als erhellt, und ſein Ausdruck wird häufig geziert und gekünſtelt. So iſt hier mit der Erzählung der Bartholomäusnacht ſein letztes Intereſſe an dieſen ermüdenden Kabalen und Greuelſcenen erſchöpft, und was auf einigen Seiten, beſonders über den Zuſtand Karls IX in ſeinen letzten Lebensjahren, noch weiter erzählt wird, müßte einfacher und natürlicher geſagt ſein, wenn es uns gefallen ſollte. Wir ſind es wohl zufrieden, daß Schiller einen Stoff ganz aufgibt, welchem ſeine Perſönlichkeit nichts mehr abgewinnen kann.

Die Erzählung dieſer „Unruhen“ muß mit dem Abfall der Niederlande und dem dreißigjährigen Krieg unſeres Geſchichtſchreibers in Verbindung gebracht werden. In allen drei Werken iſt die religiöſe Freiheit, für die hier in Frankreich, dort in den Niederlanden und in Deutſchland gekämpft wird, die große, den Schriftſteller begeiſternde gemeinſchaftliche Idee; und wie in den Niederlanden Wilhelm der Verſchwiegene, in Deutſchland Guſtav Adolph, ſo iſt in Frankreich der Admiral von Coligny der Held der Handlung, welcher mit beſonderer Vorliebe gut gezeichnet iſt. Eine ſolche Idee und einen bedeutenden Charakter mußte eine Geſchichte haben, wenn ihre Darſtellung unſerm Schiller glücken ſollte, eine Idee für ſeinen philoſophiſchen Geiſt, einen bedeutenden Charakter für ſeinen poetiſchen Genius.

In dieſer Verbindung nimmt dieſes Geſchichtswerk über die franzöſiſchen Religionskriege eine ehrenwerthe Stelle ein.

für die ihm urſprünglich beigegebenen Memoiren iſt es nicht eine Ueberſicht (wie die drei bisher namhaft gemachten Abhandlungen), ſondern vielmehr eine Einleitung und ein Supplement. Es hat eine davon unabhängige, innere Bedeutung. Das Ganze iſt ſachgemäß erzählt; manche zuſammengefaßte Gemälde, welche zum Theil als philoſophiſche Studien auf geſchichtlichem Boden angeſehen werden können, z. B. die Schilderung der Wuth der Bürgerkriege[1], ſind beſonders anziehend; ſcharfe Zergliederungen der menſchlichen Leidenſchaften und Zuſtände ſind überall eingeſtreut. Zuweilen iſt zu viel außergeſchichtliches Intereſſe an kleine Jämmerlichkeiten verſchwendet; und manches ſcheint zu würdig, zu ernſt, zu tragiſch, zu bedeutend genommen zu ſein. So wird das mißglückte Unternehmen des Renaudie, die königliche Familie in Amboiſe im Jahr 1560 aufzuheben, „eine der blutigſten Verſchwörungen genannt, welche die Geſchichte kennt, eben ſo merkwürdig durch ihren Zweck und das große Schickſal, welches dabei auf dem Spiele ſtand, als durch ihre Verborgenheit und Liſt, mit der ſie geleitet wurde.“ Später im Jahr 1562 bemächtigten ſich die Guiſen des Königes auf eine gewaltſame Weiſe[2], wie es durch einen Abentheurer auch die Bourbonen thun wollten, um in ſeinem Namen regieren zu können. Wie wäre denn jenes Unternehmen blutiger und wichtiger, als dieſes ſpätere zu nennen? — Von Coligny heißt es: nachdem ein Preis von fünfzig tauſend Goldſtücken auf ſeinen Kopf geſetzt worden ſei, „habe ihn die Ruhe für immer verlaſſen[3].“ Doch wohl nur ſo lange, bis er ſich mit dem Hofe ausgeſöhnt hatte, wo das wider ihn geſprochene Urtheil zurückgenommen wurde, und er ſich der größten Sorgloſigkeit überließ[4]. Dahin gehört auch, daß der Connetable von Montmorency in einer vorläufigen Schilderung als ein ganz untadeliger Mann dargeſtellt wird, über deſſen feſte Tugend keine Verſuchung Macht gehabt habe; und doch heißt es nachher: „Religionseifer war die einzige Schwäche, und Habſucht das einzige Laſter, welches die Tugenden des Montmorency befleckte¹." Tacitus übertreibt bisweilen ebenfalls; aber unſerm Schiller fehlt die Theilnahmloſigkeit dieſes ſeines Geiſtesverwandten. Schiller war von der Würde des Menſchen durchdrungen, welche er überall ſuchte und fand. Er intereſſirte ſich daher für jede menſchliche Erſcheinung, während Tacitus die Römer, alſo ſeine Menſchheit, aufgegeben hatte. Schiller glaubte und hoffte, und im hoffenden Glauben an die Emancipation und Veredlung unſeres Geſchlechtes ſchrieb er Geſchichte. Sein univerſalhiſtoriſches Bewußtſein ſchaute in jeder Zeit, jedem Volke in der Tiefe einen edlen Gehalt, oder er faßte ſie (wie in einem frühern Aufſatze das Mittelalter) als Uebergänge, als Mittel zum Beſſern auf.

---

[1] Ausgabe in Einem Bande, S. 1088. 2. (Oktavausg. B. 11, S. 139). Hieher gehört auch die Charakteriſirung des Geiſtes des römiſchen Hofes, S. 1067. 1 (Oktavausg. B. 11, S. 43).

[2] Ebendaſelbſt S. 1087. 1 (Oktavausg. B. 11, S. 132).

[3] Ebendaſelbſt S. 1092. 2 (Oktavausg. B. 11, S. 178).

[4] Ebendaſelbſt S. 1099. 2 und S. 1101. 2 (Oktavausg. B. 11, S. 182 und 186) „Coligny fing an, in eine tiefe Sicherheit zu verſinken.“

Uebrigens glauben wir aus einer Stelle² entnehmen zu können, daß Schiller vorhatte, Heinrich den Vierten zum Haupthelden ſeines Werkes zu machen, den er im vorhandenen Bruchſtücke nur zuletzt als Jüngling einführt. Das Werk ſelbſt hätte dann eine andere Ueberſchrift bekommen. Ein ſo humaner, vorurtheilsfreier und ideenreicher König mußte dem Sinne Schiller's beſonders zuſprechen. Er hat ihm auch in ſeinem „Dreißigjährigen Kriege" ſeine Huldigung dargebracht.

Wenn wir in dem trefflichen Aufſatze: „Ueber Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter" vermißten, daß ihr Verfaſſer dem Mittelalter keine innere Bedeutſamkeit, ſondern eigentlich nur einen relativen Werth zuſchrieb, ſo werden wir für dieſen Mangel durch einen andern Aufſatz ſchadlos gehalten. Wir meinen die „Vorrede zu der Geſchichte des Malteſerordens nach Vertot, von M. N. bearbeitet," welche im Jahre 1792 geſchrieben iſt. Hier findet ſich alles rechtmäßige Lob, welches dem Mittelalter in der

---

¹ Schillers Werke in Einem Bande. S. 1075. 2. und S. 1083. 2. (Octavausgabe B. 11, S. 81 u. 116.

² Ebendaſelbſt S. 1066. 1. (Octavausg. B. 11. S. 171 unten)

neuern Zeit oft zu reichlich geſpendet worden iſt, in wenigen Worten gleichſam anticipirt. Jedes wahre, gründliche Lob dieſer Zeit ſcheint nur eine weitere Auseinanderſetzung folgender Grundideen zu ſein, die unſer philoſophiſcher Forſcher der Menſchengeſchichte, auch in ſchöner, würdevoller Sprache, uns zur Ueberzeugung macht. Unſere Zeit hat vor der mittlern offenbar den Vorzug der größern Kultur, dieſe vor jener den der praktiſchen Tugend — der Begeiſterung des Herzens, des Schwunges der Geſinnungen, der Stärke des Gemüthes, der Energie des Charakters voraus. Die bloße Verſtandesaufklärung ohne ſittliche Kraft können wir kaum für einen ſittlichen Gewinn rechnen; dagegen gibt ſchon die bloße ſittliche Kraft, der gute Wille, das Theuerſte an das Edelſte zu ſetzen, einem Menſchen und Zeitalter einen hohen Werth. Huldigte die Menſchheit im Mittelalter, z. B. während der Kreuzzüge, auch einem Aberglauben und Wahn, ſo huldigte ſie ihm doch mit Hingabe, mit Ueberzeugungstreue, mit Aufopferung, und ſie ließ ſich im Grunde immer von überirdiſchen, wenn auch unrichtigen Beweggründen leiten, ſie gehorchte bereitwillig einer überſinnlichen, wenn auch mißverſtandenen Idee. Das Sittengeſetz hüllte ſich in materielle Gebote, z. B. unter der Fahne des Kreuzes zu ſtreiten, in Kirchenſatzungen, in ſanktionirte Lehren der Apoſtel, damit ſich an dieſem gemäßern, gröbern Stoffe die ſittliche Güte des Willens übte und entwickelte, dereinſt auch dem reinen Vernunftgebote Folge zu leiſten. Darin alſo übertrifft uns die mittlere Zeit: jene Menſchen thaten für ihre Thorheit mehr, als wir für unſere Weisheit; ihre Thorheit ſelbſt aber hatte einen idealen Urſprung, alſo einen überirdiſchen Hintergrund. Durch die Großartigkeit und Erhabenheit dieſer Idee, und durch die Uneigennützigkeit und Treue, womit die Menſchen ihr folgten, hatte das Mittelalter auch einen entſchiedenen Vorzug vor dem Alterthum. Denn der Grieche und Römer lebte und kämpfte nur für ſeine Exiſtenz, für ſein beſchränktes Vaterland, für zeitliche Güter, für das Phantom der Ehre und Weltherrſchaft. Die Richtung der mittlern Zeit war eine viel höhere, allgemeinere, und regte die Menſchheit in ihren Tiefen auf.

Zwar iſt dieſe Anſicht unter dem Einfluß der Kant'ſchen Philoſophie vorgetragen. Aber Schiller entwickelt ſeine Ideen ſo ſelbſtſtändig, daß jenen Einfluß nur derjenige erkennt, welcher mit der Kant'ſchen Moral vertraut iſt. Uebrigens war er hier auf dem beſten Wege, auch über den Katholicismus zu einer gerechtern univerſalhiſtoriſchen Würdigung zu gelangen. Aber hierbei überwog die Abneigung das Urtheil.

Von jenem freien, ächt-humanen Standpunkt aus beurtheilt Schiller in dem Aufſatze, aus dem wir die obigen Ideen entlehnt haben, auch die Ritter des Malteſerordens — „die wir unter dem Panier des Kreuzes der Menſchheit ſchwerſte und heiligſte Pflichten üben ſehen.“ — Eine zweite Merkwürdigkeit dieſes Ordens findet er dann darin, daß derſelbe dem philoſophiſchen Forſcher eine ganz eigenthümliche Form der politiſchen Gemeinſchaft darſtellt, einen mönchiſch-ritterlichen Staat.

Werfen wir einen Blick über dieſe mannigfaltigen kleinern hiſtoriſchen Schriften, die nach Bouterweck's Urtheil zu dem Vortrefflichſten gehören, was Schiller in Proſa geſchrieben hat, ſo daß aus ihrem Studium ſelbſt der eigentliche Geſchichtsforſcher Gewinn für ſeinen Verſtand und ſeine hiſtoriſche Kunſt ſchöpfen könne[1], ſo begegnen uns in ihnen überall die Ideen und Gefühle, welche Schiller's ſittliches Leben begründeten und durchglühten. Ihm verſtand es ſich von ſelbſt, daß die Sittengeſetze, welchen ſich der einzelne Menſch zu unterwerfen hat, auch für ein ganzes Volk und für die ganze Menſchheit gelten; und Moral und Politik waren ihm unzertrennlich verbunden. — So gedenkt er in ſeiner Antrittsrede, wie in dem Gedichte: Die Künſtler, rühmend ſeiner Zeit, weil ſie „das menſchliche Jahrhundert ſei.“ Er fand hiermit die eine ſeiner Grundideen in ſeinem Zeitalter wieder. Sogleich im nächſten Aufſatz[2] nennt er ausdrücklich Freiheit und Humanität als den Inbegriff aller moraliſchen Güter und die Ziele der Entwickelung unſeres Geſchlechtes. In der „Sendung Moſes“ kann er dann dem

[1] Neue Leipziger Literaturzeitung 1805, Nr. 93, S. 1479.

[2] Schiller's Werke in E. Bd., S. 1035 (Oktavausg. B. 10. S. 443).

hebräiſchen Volke nur eine vorübergehende, dienende Bedeutung in der Weltgeſchichte zuſchreiben, denn er findet bei ihm beides nicht, weder den Muth und das Selbſtvertrauen der Freiheit, noch die holden Tugenden ſchöner Menſchlichkeit. Dagegen lobt er aus gleichem Grunde in der folgenden Abhandlung die Geſetzgebung des Solon, welche die Humanität mit der Freiheit vereinigte, und tadelt die Einrichtung des Lykurgus, welche den Menſchen in dem Staatsbürger ertödtete. In der Schrift: Ueber Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter, erhebt er dann, ſich ganz getreu, in Einer Hinſicht, die mittlere und neue Zeit über das Alterthum, weil dieſes nur die Nationalfreiheit kannte, in jenen aber ſich die Menſchenfreiheit entwickelte; und er hebt hier, und in dem ergänzenden Aufſatze: Vorrede zu der Geſchichte des Maltheſerordens nach Vertot, den eigenthümlichen Werth eines energiſchen Willens, einer glühenden Begeiſterung, eines thatkräftigen Gemüthes, eines entſchiedenen Charakters und der andern praktiſchen Kräfte der menſchlichen Natur im Gegenſatz gegen die bloße theoretiſche Ausbildung auf eine vortreffliche Weiſe hervor. So legte er das Mittelalter richtig aus, indem er es nach ſich ſelbſt deutete, denn auch mit der Weltgeſchichte ſteht der Genius „in ewigem Bunde.“ Und auf ähnliche Art offenbaren uns auch die übrigen, von uns beurtheilten Schriften überall das ſittliche Lebenselement Schiller's und ſeine geläufigſten und liebſten Anſichten. Man ſieht es manchen derſelben an, daß ſie ſich Ideen anſchließen, welche ſich damals von Frankreich aus auch über Deutſchland verbreiteten. Dieß ſcheinen ſogar einzelne Ausdrücke zu beſtätigen, wie „Nationalverſammlung, Volksſouverainität, Repräſentanten des Volks,“ welche in der Thalia jedesmal mit geſperrter Schrift gedruckt ſind. In folgender Stelle hat Schiller, bei Gelegenheit der Beurtheilung der Soloniſchen Staatsverfaſſung, auch ſein politiſches Grundprinzip ausgeſprochen [1]. „Alle große Verſammlungen,“ ſagt er, „haben immer eine gewiſſe Geſetzloſigkeit in ihrem Gefolge, alle kleinere haben aber Mühe, ſich von ariſtokratiſchem Despotismus ganz rein zu erhalten. Zwiſchen beiden eine glückliche Mitte zu treffen, iſt das ſchwerſte Problem, das die kommenden Jahrhunderte erſt auflöſen ſollen. Bewundernswerth bleibt mir immer der Geiſt, der den Solon bei ſeiner Geſetzgebung beſeelte, der Geiſt der geſunden und ächten Staatskunſt, die das Grundprinzipium, worauf alle Staaten beruhen müſſen, nie aus den Augen verlor: ſich ſelbſt die Geſetze zu geben, denen man gehorchen ſoll, und die Pflichten des Bürgers aus Einſicht und aus Liebe zum Vaterland, nicht aus ſklaviſcher Furcht vor der Strafe, nicht aus blinder und ſchlaffer Ergebung in den Willen eines Obern zu erfüllen." — Auch in dieſem Grundprinzip begegnete „der große Abgeordnete von Marbach," wie ihn ein Freund der Bürgerfreiheit in der Ständeverſammlung in Stuttgart nannte, dem großen Denker von Königsberg.

---

[1] Schiller's Werke in 1 Bd., S. 1052 l. c. (Oktavausg. B. VII, S. 341).

Zwölftes Kapitel.

Geſchichte des dreißigjährigen Kriegs. Die Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Marſchalls Vieilleville.

Die letzte große Produktion, mit welcher Schiller ruhmvoll die hiſtoriſche Laufbahn verließ, wie er ſie mit der Geſchichte des niederländiſchen Abfalls begonnen hatte, war die Darſtellung des dreißigjährigen Krieges. Wie in der frühern Periode das erſte und das letzte Drama die hervorragendſten ſind, während die mitten innen liegenden Schauſpiele einen geringern Werth haben, ſo begann und beſchloß er ſeinen hiſtoriſchen Weg mit den beiden ausgezeichnetſten Werken, zwiſchen die eine verſchiedenartige Menge untergeordneter kleinerer Arbeiten fällt.

Es iſt bekannt, daß Schiller die Darſtellung des dreißigjährigen Kriegs für Göſchen's „hiſtoriſchen Kalender für Damen“ verfaßte, in deſſen Jahrgängen für 1791—1793 ſie bruchſtückweiſe erſchien. Aber ohne Zweifel ging die Wahl gerade dieſes Gegenſtandes nicht von Göſchen, ſondern von Schiller ſelbſt aus. Wie hätte dieſer ſich auch vorſchreiben laſſen, was er liefern ſolle? Vielmehr lag dieſe Geſchichte in der Richtung ſeines Geiſtes und grenzte an ſeine gründlichſten hiſtoriſchen Studien und bisherigen Schriften. Nur die Glaubensfreiheit, für welche gekämpft ward, konnte ihm dieſen Krieg intereſſant machen; und von dieſer Idee geführt, beſchrieb er den dreißigjährigen Krieg, mit welchem die heftigſten Bewegungen und blutigſten Kämpfe, welche die neue Religion überhaupt in Europa hervorgebracht hatte, von ihm dargeſtellt waren[1]. Ein gewiſſer hiſtoriſcher Cyklus war hiermit abgeſchloſſen.

Und dieſe Geſchichte iſt eigentlich — wer möchte es glauben? — für Damen geſchrieben — gerade ſo, wie wir auch in der Geſchichte des Abfalls der Niederlande eine ſolche zarte Beziehung gefunden haben. Er ſchrieb für den Menſchen und das rein Menſchliche, wo werden wir es in der neuern Zeit eher ſuchen und reiner finden, bei Männern oder Frauen? Er übergab ein Gemeingut der Nation, der Menſchheit den Händen der Frauen. Am Ende des erſten Theils[2] wendet er ſich im Damenalmanach für 1791 mit folgenden, nachher ausgelaſſenen Worten an ſeine Leſerinnen: „Aber ihn (den Guſtav Adolph) auf dieſem ſiegreichen Gang (nach Süddeutſchland) zu begleiten, verbieten mir die engen Grenzen dieſer Erzählung, die vielleicht ſchon jetzt überſchritten ſind. Ungern verlaſſe ich einen Schauplatz, der an ſchimmernden Thaten immer reicher wird, immer reicher an unſterblichen Männern, überraſchenden Wechſeln des Glücks, verworrenen Schickſalen und wundervollen Kriſen. War die Vorausſetzung nicht zu kühn, die Aufmerkſamkeit meiner Mitbürgerinnen für eine Geſchichte zu erregen, die keinen Reiz hat, als ihre Wichtigkeit, und keinen Schmuck duldet, als die Würde ihres Inhalts, ſo wird ihr Beifall auch ermuntern, den Faden dieſer Geſchichte im nächſtfolgenden Jahre wieder aufzunehmen."

Aber in dieſem Jahr 1791 befiel ihn jene lebensgefährliche Krankheit, von welcher unten die Rede ſein wird, ſo daß er in den Damenkalender für 1792 nur ein kleines Stück einrücken laſſen konnte, welches Wieland mit einer gedehnten Vorrede begleitete. Dieſe Geſchichte, äußert ſich Wieland, welche namentlich für Leſerinnen beſtimmt ſei, habe, ohne Uebertreibung könne man das ſagen, ſo viele Leſer gehabt, als es in dem ganzen Umfang unſerer Sprache Perſonen gebe, die auf einigen Grad der Kultur des Geiſtes Anſpruch machen könnten. Sie habe ſelbſt die Erwartungen übertroffen, zu welchen man ſich durch Schiller's erſten Verſuch in dem hiſtoriſchen Fache berechtigt gehalten; einen Verſuch, der bereits alles, was unſere Literatur in dieſer Art aufzuweiſen hatte, hinter ſich zurückgelaſſen, und natürlicher Weiſe in allen, denen der Ruhm der Nation nicht gleichgültig ſei, den Wunſch habe erregen müſſen, daß ein Schriftſteller, der bei ſeinen erſten Schritten in dieſer Laufbahn ein ſo entſchiedenes Talent, ſich zu einem Platze neben Hume, Robertſon und Gibbon empor zu arbeiten gezeigt habe, ſich, wo nicht gänzlich, doch hauptſächlich der Geſchichte unſeres Vaterlandes widmen möchte. Dann verbreitet ſich der gute Greis über die Glückſeligkeit der deutſchen Reichsverfaſſung, welche auf „jener berühmten Nationalverſammlung zu Osnabrück“ gegründet worden, und welcher, um die vollkommenſte aller „Konſtitutionen“ zu ſein, nur — der Gemeingeiſt fehle, der in dem achtzehnten Jahrhundert doch mehr ab- als zugenommen zu haben ſcheine. Dieſen wieder anzufachen, gebe es kein trefflicheres Mittel, als ſolche Darſtellungen aus der vaterländiſchen Geſchichte, wie die des dreißigjährigen Krieges von Schiller. Um ſo mehr bedauert er die hartnäckige Krankheit des trefflichen Mannes, die ihm die Vollendung ſeines Werkes unmöglich gemacht. — Doch fügte Schiller dieſem abermaligen Bruchſtück noch drei kurze Biographien bei, welche in einer Nachleſe der Schiller'ſchen Werke nicht vermißt werden ſollten. Sie dienen im Almanach drei Bildniſſen von Perſonen der damaligen Zeit zur Begleitung[1].

---

[1] Siehe Theil 2. S. 144.

[2] Nach den letzten Worten in Schiller's Werken in 8. Bd. [illegible] (Claſſikerausgabe B. 9, S. 270) „die Eroberung Böhmens."

---

[1] Es folgt noch eine vierte Lebensſkizze, nämlich von Axel Grafen von Oxenſtierna, welcher man es aber ſchon am erſten Satz anſieht, daß ſie nicht von Schiller verfaßt iſt, was dieſer auch indirekt dadurch beſtätigt, daß er ſelbſt ihrer im Damenkalender von 1793, S. 644 in einer Anmerkung als „einer vortrefflichen Schilderung“ erwähnt. Daß die andern drei Gemälde

Das Lebensgemälde der Landgräfin von Heſſenkaſſel, Amalie Eliſabeth, iſt lebendig, anziehend und mit Neigung geſchrieben; das Leben des Kurfürſten Maximilian von Baiern iſt kaum in's Allgemeine zuſammengezogen und nur dem Verſtande zugänglich. Die Lebensbeſchreibung des Kardinals Richelieu endlich charakteriſirt ſich durch ſcharfe Hiebe gegen Prieſter und Höflinge — zum Zeichen, daß damals beide in der Gunſt bei Schiller noch nicht geſtiegen waren.

In dem Damenkalender für 1793 folgte endlich der Ueberreſt dieſer Geſchichte, beinahe die Hälfte des ganzen Werkes[1]. Und hier wollen wir ſogleich eine Eigenthümlichkeit deſſelben bemerken und erklären. Die drei Jahre, in welchen Guſtav Adolph die Schlachten und Schickſale Deutſchlands lenkt, nehmen in dieſem dreißigjährigen Kriege beinahe ein Drittheil des ganzen Werkes ein. Aber von dem Tode dieſes Monarchen und der Ermordung Wallenſteins an iſt plötzlich Schiller's Intereſſe und Geduld erſchöpft. Die ganze übrige Kriegszeit wird im Fluge durcheilt, und während die Thaten des nordiſchen Helden allein beinahe zwei Bücher einnehmen, werden die letzten vierzehn, an Unterhandlungen, Zügen, Schlachten, Glücksfällen und Perſonen ſo reichen Kriegsjahre in ein einziges Buch, nämlich in das fünfte des zweiten Theils, in das letzte, zuſammengepreßt. Des Verfaſſers Luſt war mit dem Verſchwinden der hervorragendſten Charaktere dahin, und auch der Almanach ließ keine größere Ausdehnung zu, wenn das Ganze dießmal beendigt werden ſollte. Er ſelbſt entſchuldigte dieſen Mißſtand nach der Erzählung von Wallenſteins Tod, am Ende des vierten Buches, mit folgenden Worten[2]:

„Guſtav Adolph und Wallenſtein, die Helden dieſes kriegeriſchen Dramas, ſind von der Bühne verſchwunden, und

---

wirklich von Schiller ſind, ſieht man auch aus einer Stelle der Biographie Richelieu's, wo der Schreiber ſich den Verfaſſer des dreißigjährigen Krieges nennt.

[1] Von den Worten: „Das allgemeine Geſchrei des Unwillens“ (Schiller's Werke in Einem Bande, S. [illegible] f. u. (Oktavausgabe B. 9, S. 319) an.

[2] Kalender für Damen für 1793, S. 737 f.

mit ihnen verläßt uns die Einheit der Handlung, welche die Ueberſicht der Begebenheiten bisher erleichterte. Von jetzt an vertheilt ſich die Handlung unter mehrere Spieler, und die noch übrige Hälfte dieſer Kriegsgeſchichte, fruchtbarer an Schlachten und Negotiationen, an Staatsmännern und an Helden, dürfte an Intereſſe und Reiz für meine Leſerinnen deſto ärmer ſein. Da die engen Grenzen dieſer Schrift mir keine ausführliche Darſtellung mehr erlauben, und ich es nicht wagen darf, die Gefälligkeit meiner Leſerinnen durch eine dritte Fortſetzung zu mißbrauchen, ſo mache ich hier der umſtändlichen Erzählung ein Ende, und behalte die Vollendung derſelben einem ſchicklichern Platz und einer freiern Muße vor. Abwechſelung iſt das Geſetz der Mode, und ein Kalender darf, wenn ihm dieſe Göttin ihren Schutz nicht entziehen ſoll, keine Ausnahme davon machen. Nur noch einen flüchtigen Blick erlaube man mir über die zweite noch übrige Hälfte dieſes Krieges zu werfen, um wenigſtens einen Umriß des Ganzen zu geben, und der Neugier zu halten, was ich der Wißbegierde ſchuldig bleiben muß."

So iſt alſo dieſe Geſchichte mehr zu Ende gedrängt, als geführt, und kann wegen dieſes präcipiten Ausganges ihrem ganzen Umfang nach nicht auf den Namen eines in allen ſeinen Theilen gleichmäßig gehaltenen hiſtoriſchen Kunſtwerkes Anſpruch machen. Dieß iſt aber auch der alleinige Mangel, weßwegen ihr dieſer Ruhm nicht unbedingt zuzuſchreiben iſt. In dieſem letzten Buche war für Malereien, Reflexionen, Charakterſchilderungen wenig Raum mehr, und der Verfaſſer konnte hier nur die Eine große Geſchicklichkeit bewähren, das mannigfaltige Detail auf ein unausgeführtes Bild des Intereſſanteſten zu beſchränken.

Auch dieſe Geſchichte, wie die des niederländiſchen Abfalls, wird durch eine, das ganze Feld umſpannende Einleitung, eröffnet, und man kann nicht ſagen, daß Schiller ſich hier wiederhole, wie man dem römiſchen Geſchichtſchreiber Salluſt vorgeworfen hat, daß er in den Eingängen ſeiner beiden hiſtoriſchen Monographien ungefähr dieſelben Ideen bearbeite. Eine Charakteriſtik des ganzen Zeitalters macht den Anfang. Wie ſich in der Zeit des dreißigjährigen Kriegs alle

Weltbegebenheiten an die Reformation angeſchloſſen, wie dieſe eine Sympathie der europäiſchen Staaten hervorgerufen, und zwar wohl durch ihre innere Wahrheit, aber noch mehr durch das Privatintereſſe der Fürſten gehegt habe, welches damals zum Glück mit dem Enthuſiasmus der Völker Hand in Hand ging; wie das Schickſal der neuen Religion dadurch beſtimmt werden, daß das habsburgiſche Haus der Verfechter der alten Lehre war und zugleich nach der Univerſalherrſchaft trachtete; welche allgemeinen und beſondern Gründen bei jener Anhänglichkeit obwalteten; wie die deutſchen Fürſten und die Proteſtanten verſchiedener Staaten ſich gegen die Uebermacht und den Religionsdruck dieſes Geſchlechtes vereinigten, und wie hierdurch die engen politiſchen Schranken der einzelnen Länder zuſammenſtürzten und einem kosmopolitiſchen Sinn Platz machten — dieß alles iſt eben ſo lichtvoll, als anziehend dargeſtellt. Mit kühnem und ſicherm Schritt wandelt Schiller über dieſe Höhen, von denen er dann zum Augsburgiſchen Religionsfrieden herniederſteigt. Wie in den Beſtimmungen dieſes Friedens ſchon die Saamen eines neuen Krieges lagen, die Intereſſen und die Stimmung der Partheien ihm Nahrung brachten, welche Verhältniſſe aber ſeinen Ausbruch verhinderten, iſt hierauf beſonders ſcharfſinnig entwickelt.

Dann führt er uns erzählend, ſchildernd, betrachtend durch die Regierungsjahre Ferdinands des Erſten und ſeiner Nachfolger und entwickelt uns die Urſachen in fernern und nähern Veranlaſſungen des Religionskrieges, bis er uns unvermerkt in die erſte Scene ſeines Dramas verſetzt hat. Aber kaum hat er uns den Ausgang des böhmiſchen Aufruhrs und das Schickſal des bethörten Friedrich des Fünften von der Pfalz vor die Augen geſtellt, ſo erhebt er ſich im zweiten Buche ſchon wieder zu einer allgemeinen Schilderung, indem er den damaligen Zuſtand der europäiſchen Staaten charakteriſirt und uns dadurch das Terrain kennen lehrt, auf welchem dieſer, bald europäiſche Krieg ſpielen, oder von woher er Brennſtoff erhalten ſollte. Unaufhaltſam eilt nun die Handlung dahin, ſo lange noch Männer vom zweiten Range, Ernſt von Mansfeld, Chriſtian von Braunſchweig, Georg Friedrich von Baden und König Chriſtian der Vierte von

Dänemark ihre Vollſtrecker ſind. Und erſt mit Wallenſtein und Guſtav Adolph gewinnt die Erzählung einen langſameren Schritt, mehr Ausführlichkeit und ihr volles Intereſſe, und von dieſen beiden beleuchtet treten jetzt auch Tilly und der Kaiſer Ferdinand der Zweite in hellem Licht beſtimmt hervor. Die acht Jahre von 1626, wo Albrecht von Wallenſtein mit einem ſelbſtgeworbenen kaiſerlichen Heer auf dem Schauplatz erſcheint, bis zum Jahre 1634, wo er, nach Schiller's Darſtellung, als ein Opfer ſeiner Ehrſucht fällt, machen den gelungenſten Theil des ganzen Werkes aus, und nehmen in demſelben auch mehr Raum ein, als die ganze übrige Geſchichte. Man ſieht hieran ſchon, welchen Einfluß des Verfaſſers eigenes Urtheil und Neigung auf ſeine Arbeit ausübten. Die Geſchichte nahm unter ſeinen Händen die Geſtalt ſeines Geiſtes an.

Der dreißigjährige Krieg iſt mit dem Abfall der Niederlande unter denſelben kosmopolitiſchen Geſichtspunkt geſtellt, nur daß Schiller's Freiheitsideen hier weniger treiben und blühen konnten, als in dem frühern Werk. Es galt nämlich hier nicht auch die Befreiung von einem Deſpoten und die Wiederherſtellung oder Gründung einer Republik, wie bei der niederländiſchen Nation, ſondern es war nur ein Kampf für religiöſe Wahrheit oder für das, „was mit Wahrheit verwechſelt wurde“ — für „Meinungen“, wie es anderswo heißt, darzuſtellen. Dieſe poſitiven Religionsdogmen waren es nicht, welche einen Schiller begeiſtern konnten, und er ſagt ausdrücklich: das Augsburgiſche Bekenntniß habe dem proteſtantiſchen Glauben eine poſitive Grenze geſetzt, ehe noch der erwachte Forſchungsgeiſt ſich dieſe Grenze habe gefallen laſſen, und die Proteſtanten hätten dadurch unwiſſend einen Theil des Gewinns, den ihnen der Abfall von dem Papſtthum verſicherte, verſcherzt [1]. Schiller theilte die Lehrmeinungen der Proteſtanten nicht, und konnte in ſo weit ein theilnahmsloſer Zuſchauer ihrer „ſchwärmeriſchen Anhänglichkeit an ihren Glauben“ und ein unbeſtochener Beurtheiler ihrer Handlungen ſein. Nur von ſeiner negativen Seite als Befreiungskrieg, konnte ihn dieſer Kampf anſprechen, aber er gewann ihm dadurch auch ein politiſches Intereſſe ab, daß ſich ihm die Unterdrücker der Gewiſſensfreiheit zugleich als Despoten darſtellten. Die Kirchentrennung in Deutſchland gewinnt ihm eine höhere Wichtigkeit, weil ſie „gegen politiſche Unterdrückung einen bleibenden Damm aufthürmte“. Die Prinzen des ſpaniſch-öſtreichiſchen Regentenhauſes, „dieſe Säulen des Papſtthums“, werden auch als die Unterdrücker der europäiſchen Freiheit bezeichnet. — Sie werden auf ihrem Wege zur Univerſalmonarchie nur dadurch aufgehalten, daß der Religionsfanatismus den Fürſten, die eigentlich nur für ihre Selbſtſtändigkeit ſtritten, zahlloſe tapfere Streiter lieferte. Dabei iſt Ferdinand der Zweite ein „Despot, deren freilich die Geſchichte noch weit ſchlimmere aufſtellt“; und während er allenthalben als der Unterdrücker „der deutſchen Freiheit“ geſchildert wird, iſt Guſtav Adolph als deren Beſchützer dargeſtellt. Hiernach wird beiden Partheien und deren Vertretern Lob und Tadel vertheilt: ein ſehr bedingtes Lob den Proteſtanten, in deren Anſichten Schiller nicht befangen iſt, und deren Motive er ſelten billigen kann; ein oft derb hervorbrechender Tadel, beſonders der habsburgiſchen Fürſten, deren Streben ihm von Grund aus zuwider iſt. Doch auch ſein humaner Sinn ſpricht ſich bisweilen lobend oder tadelnd aus. Guſtav Adolph ſteht dem barbariſchen Tilly und dem fürchterlichen Wallenſtein gegenüber, „denen die ſanftern Tugenden des Menſchen fehlen, die den Helden zieren und dem Herrſcher Liebe erwerben“ — Tugenden, die ſelbſt an dem „kriechend frömmelnden und hochfahrenden“ Ferdinand dem Zweiten noch gerühmt werden. Doch blickt Schiller's Lob und Tadel nur ſelten durch, beinahe nur in einzelnen Wörtern und liegt oft nur in der Faſſung ſeiner Rede.

---

[1] Schiller's Werke in 1 B. S. 995. (Oktavausg. B. 9, S. 27).

Aber auch bei dieſer Weiſe, wie Schiller den Religionskrieg auffaßte, konnte dieſer ganze Gegenſtand ihn doch nicht recht begeiſtern. Mochte auch Guſtav Adolph als ein Beſchützer der deutſchen Freiheit dargeſtellt werden können, ſo ſind doch ſeine Nachfolger in Deutſchland nur von Eroberungsſucht getrieben, und ſelbſt Guſtav Adolph mußte bei Lützen frühzeitig ſterben, um bei der Nachwelt in reinem

Andenken zu leben. Aber jene Freiheit ſelbſt, auf welche Schiller ſo oft zurückkommt, iſt es denn die bürgerliche, perſönliche Menſchenfreiheit, für welche er glüht? oder iſt es nicht vielmehr die ſogenannte Reichsfreiheit, die Eigenmacht der Stände, welche in Folge dieſes Krieges bis zur Untergrabung der Macht des Staatsoberhauptes und zur Zerſplitterung Deutſchlands geſteigert wurde, ſo daß nun der Eigenwille der einzelnen Herrſcher bald kein Gegengewicht und keine Begrenzung mehr hatte und mit dieſer ſogenannten Freiheit alſo die Willkühr erſt recht beginnen konnte? — Dieſe entgegengeſetzte Gedankenreihe mochte ſich auch bei Schiller anmelden. Sein Gegenſtand, Schiller mag ihn wenden wie er will, iſt für ſeine Ideen nicht ſehr ergiebig und läßt ihn im Ganzen ziemlich kalt. Es ſind eigentlich nicht Ideen, ſondern nur zwei hervorragende Charaktere, welche ſein Intereſſe feſſeln.

Hieraus erklärt ſich die eigenthümliche Beſchaffenheit dieſes Werkes. Es hat eine geringere Temperatur, als die Geſchichte des niederländiſchen Abfalls. Die Fülle des warmen Gefühls und die poetiſche Rhetorik mußten zurücktreten, ſie waren mit der Sache nicht verträglich. Es blieb dagegen ein großes Feld für objektive reine Schilderungen übrig, und das zurückgedrängte Gemüth ließ dem Verſtand freies Spiel. Der ideelle Pragmatismus, möchte man ſagen, ging in den ächt-hiſtoriſchen (kauſalen) Pragmatismus über, und an die Stelle der lebendigen poetiſch-rhetoriſchen Methode trat mehr eine künſtleriſche Behandlung des Verſtandes.

Beinahe alles, was wir noch über dieſes hiſtoriſche Werk zu ſagen haben, hängt mit dieſer allgemeinen Bemerkung zuſammen.

Schiller iſt eigentlich ſeiner Natur nach ein Univerſalhiſtoriker. Von jeder beſondern Geſchichte aber möchte ſich nicht leicht eine weniger für ihn eignen, als eine Kriegsgeſchichte. Doch hat er auch für Kriegsſcenen jeglicher Art ein Talent in Bereitſchaft, nämlich ſein beſchreibendes. Die trefflichſten Gemälde von Schlachten, Erſtürmungen, Märſchen, beleben allenthalben dieſe Geſchichte. Wo aber der Stoff nicht anſchaulich, poetiſch zu geſtalten war, da läßt Schiller ſeinen großen Verſtand operiren, und ein treues Gedächtniß und eine unermüdlich geſchäftige Einbildungskraft tragen demſelben den Stoff zu. Dieſem Scharfſinn behagt es, allen Spitzfindigkeiten der Argliſt und Falſchheit in allen Krümmungen bis zu ihren Quellen zu verfolgen; er gefällt ſich, die feinſten Fäden des Eigennutzes bei Staatsnegotiationen aufzuſpüren; ja er hat ſeine Freude daran, dieſe ganze neuere Staatskunſt, deren Mutter die Unredlichkeit ſelbſt iſt, in ihren kalkulirteſten Anlagen durch die Kühnheit ſeiner Kombinationen noch zu überbieten. Wo Schiller an Handlungen, an Menſchen irgend eine Blöße merkt — und welche entginge ſeinem Auge? — betrachtet er ſie ſo lange und ſo ſcharf, bis ſie ihm ihre ganze Schuld aufdecken. Gemeine Motive regieren daher beinahe durchweg das Leben, welches er uns darſtellt, und ſelbſt die Beſten handeln nicht ohne ſie. Rein ſittliche Beweggründe ſind beinahe unerhört.

Auch noch in anderer Weiſe zeigt ſich hier Schiller's überwiegende rationelle Geſtaltung des Stoffs. Durch Begriffe läßt er ſich zum Geſchichtlichen nieder, und faßt wieder das Mannigfaltige zu allgemeinen Anſichten zuſammen. So z. B. hat er auch hier, wie wir Aehnliches ſchon in dem erſten Hauptwerke bemerkten [1], die Lebensereigniſſe und Thaten Guſtav Adolph's ſeit ſeinem Siege bei Leipzig bis zu ſeinem Tode in eine Ueberſicht zuſammengezogen und der ausführlichen Erzählung ſelbſt vorangeſchickt [2] — eine Eigenthümlichkeit, welche man nicht leicht bei einem andern Geſchichtſchreiber finden wird. So geht auch nicht leicht ein anderer ſo ſehr auf Gründe aus, als Schiller, beſonders in dieſem Werke, aber es ſind ſehr häufig Gründe, die nicht aus der konkreten Sache, ſondern aus allgemeinen Begriffen genommen ſind. Eben ſo ſind die vortrefflichen, allerdings individuell angelegten Charakterſchilderungen ins Allgemeine gehoben, und mit pſychologiſchen Wahrheiten durchwebt, wie auch aus der übrigen Geſchichte viele ſolche allgemeine Wahrheiten, beſonders politiſche Gedanken, emporwachſen. Ich ſage emporwachſen, weil Schiller hier mehr, als in der niederländiſchen

---

[1] Siehe Theil 2, S. 128 f.

[2] Schiller's Werke in E. B. S. 981 f. (Oktavausg. B. 9, S. 218 f.)

Geſchichte, aus der Sache ſpricht, denn dort liegen Reflexionen und Geſchichte mehr außer einander, ohne in Eins verſchmolzen zu ſein. Während andere Geſchichtſchreiber nie von dem, was nur ſein *konnte*, ſondern von vorliegenden Thatſachen ausgehen, wendet Schiller bisweilen eine eigenthümliche Methode an, uns mit einem beſondern Zuſtande bekannt zu machen. Er zählt alle mögliche Fälle auf und zeigt, daß unter den obwaltenden Umſtänden alle andern Fälle *nicht*, und folglich nur der letzte noch übrige habe ſtattfinden können.

Bei Thukydides gründet ſich jeder Satz, jedes Wort, welches er ſagt, auf eine ganz individuelle Anſchauung, und nichts wird erzählt, wovon er nicht ganz ſicher weiß, daß es gerade ſo vorgefallen iſt. Wie ganz anders bei Schiller! Man vergleiche z. B. das Gemälde der ſittlichen Einflüſſe der Peſt in Athen während des peloponneſiſchen Krieges mit Schiller's Darſtellung des Elends während des dreißigjährigen Kriegs in Deutſchland[1]. Dort iſt reine Geſchichte, hier viel Schmuck der Poeſie. Ebenſo ſpringt bei Thukydides jede Bemerkung aus einer geſchichtlichen Thatſache. Dagegen kann ſich der Leſer manche Gründe Schiller's ſelbſt ſagen, und mit manchen Reflexionen hält uns der Geſchichtſchreiber nicht bei der Sache, ſondern bei ſich ſelbſt feſt.

Doch iſt im Dreißigjährigen Krieg dieſe auswärtige Methode, die Geſchichte zu behandeln, bei weitem am meiſten verlaſſen. Die Rhetorik iſt auf ihr rechtes Maß heruntergeſetzt, und die Einbildungskraft macht nur noch *bisweilen*, der Verſtand *öfters* überragende Anſprüche.

Beziehen ſich dieſe Bemerkungen vornehmlich auf den Inhalt, ſo müſſen wir der Form des Werkes unter der Einſchränkung, daß die Oekonomie des Ganzen nicht gleichmäßig iſt, das größte Lob ertheilen. Während in der Geſchichte des Abfalls eine gedehnte Ausführung den Gang der Handlung oft verzögert, ſtrebt dieſelbe hier immer ungehemmt, oft raſch ihrem Ziele zu. In den Charakterſchilderungen iſt darin ein Fortſchritt bemerklich, daß dieſelben nicht ſogleich im Anfang, ehe wir den Helden noch handeln geſehen, gegeben werden

---

[1] Schiller's Werke in 1 B. S. 1011 (Octavausg. B. 9, S. 504).

(wie es z. B. auch Bulwer in ſeinen Romanen thut), ſondern daß ſich die Charaktere im Lauf der Geſchichte ſchon ſelbſt entfalten, und uns das ergänzende Gemälde nicht früher vorgeführt wird, als wir uns für den Helden intereſſiren. Die klare, edle Rede bewegt ſich in ruhiger Gleichmäßigkeit fort, und greift nur bisweilen zu kühnern Bildern oder erhebt ſich zum vollern Ausdruck der bewegten Empfindung. Nirgends iſt etwas Hartes, Unebnes, Anſtößiges. Beſonders aber iſt als muſterhaft zu nennen, daß die Darſtellung, einem Fluſſe gleich, ein ununterbrochenes Ganzes iſt, ſo daß man nirgends einen Sprung, einen Riß bemerken wird, ſondern jeder Theil ſich mit dem folgenden verbindet, wie die Begebenheiten ſelbſt unter einander vermittelt ſind. Welche große Kunſt gehörte dazu, auch das Ungleichartige, wie in jenem Gemälde des Zuſtandes der Staaten Europas im Anfange des zweiten Buches, ſo zu ordnen und zu behandeln, daß es leicht und natürlich in einander übergreift!

Wir beſitzen ſchwerlich ein hiſtoriſches Werk, welches man hinſichtlich der Vollendung der Kunſtform dieſer Geſchichte an die Seite ſtellen könnte. Schiller erſtieg hier wohl den Gipfel der hiſtoriſchen Kunſtdarſtellung, welche ihm auf dieſer Kulturſtufe möglich war. Wie er daher mit Darſtellung dieſes Kriegs einen Kreis gleichzeitiger Begebenheiten abſchloß, ſo löſ'te er rückſichtlich der ganzen Behandlung die ihm als Hiſtoriker überhaupt geſtellte Aufgabe. Nachdem er dieſe Bahn zurückgelegt, konnte er eine andere Richtung ſeiner beziehungsreichen Natur verfolgen.

Will man ein anſchauliches Bild von dem Verhältniß dieſes Werks zu der Geſchichte des Abfalls der Niederlande haben, ſo kann man ſagen, jenes verhalte ſich zu dieſer ganz, wie das Drama Wallenſtein zum Schauſpiel Don Karlos. Man hat die Bemerkung gemacht, daß ſich dieſe dramatiſche Trilogie auf eine viel klarere Anſchauung jener Zeit gründe, als unſere hiſtoriſche Kompoſition. Aber man hätte auch berückſichtigen ſollen, daß dieſes hiſtoriſche Werk eine Vorarbeit zu jenem dramatiſchen war, wie umgekehrt das Drama Don Karlos ſchon deßwegen in ſeiner Gattung unvollkommener, als die Geſchichte des Abfalls der Niederlande ſein mußte, weil es dieſer voranging. Aber zu läugnen iſt nicht, daß dieſes Werk der niederländiſchen Empörung auf einem viel gründlichern Quellenſtudium beruht, als die Geſchichte des dreißigjährigen Kriegs, welcher manche Beurtheiler eine ſtellenweiſe zu flüchtige Bearbeitung vorwarfen, obgleich Johannes von Müller das Zeugniß von ihr ablegt, daß er bis auf zwei Stellen **ſelbſt die kleinſten Züge** mit den von ihm geleſenen beſten Quellen übereinſtimmend gefunden habe [1]. Schiller wurde, wie ſchon oben bemerkt, an dieſer Arbeit durch Krankheitsumſtände und andere Hinderniſſe häufig und lange Zeit unterbrochen. Er war gewohnt, was er den Tag zuvor oder auch wenige Stunden vor der Kompoſition aus ſeinen Folianten ſich zurecht geleſen, ſogleich zu verarbeiten.

Wir haben nicht verſäumen wollen, dieſe Angaben über das erörterte Werk noch beizufügen, von welchem der eben nambaft gemachte große Geſchichtſchreiber ſogleich bei deſſen Erſcheinung vorherſagte, „daß es eine Lieblingslektüre auch der fernſten Jahre ſein werde.“

Schiller's leztes hiſtoriſches Monument, welches wir hier noch anzuzeigen haben, die **Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Marſchalls von Vieilleville**, gehört einer ſpätern Zeit an, in welcher er der Geſchichte längſt entſagt hatte, und war urſprünglich nur ein Lückenbüßer für die Horen, wie die Belagerung von Antwerpen.

„Ich bin noch nie ſo in Noth geweſen, die Horen flott zu machen, als jezt,“ ſchreibt er im Januar 1797. Die ſo willkommene Goethe'ſche Bearbeitung des Benvenuto Cellini, die er durch eine Reihe von Stücken dieſer Zeitſchrift vertheilt hatte, ging zu Ende, und hiermit verſiegte ein herrlicher Stoff. Goethe konnte, troz aller Aufforderungen, nicht dazu bewegen werden, etwas Neues zu liefern. Da griff Schiller zum Vieilleville, von dem er meinte, daß er zu einem **Nachfolger und Gegenſtück des Cellini** ſehr brauchbar ſein würde, wenn man von deſſen Biographie nicht ſowohl eine

---

[1] Joh. v. Müller's Werke, Thl. 26, S. 173.

[2] Einiges über Schiller, von Genz, in der Zeitung für die elegante Welt. 1823, Nr. 5, S. 38.

Ueberſetzung, als einen Auszug mache. Er hat ſich zu dieſem Zwecke das Original von ſeinem Freunde aus[1]. Die Bearbeitung war aber nur das Werk von Erholungsſtunden, weil Schiller's beſte Kraft damals viel größern und bedeutendern Arbeiten gewidmet war. Sie erſchien zuerſt im ſechsten bis elften Stücke des Jahrganges 1797. Die Lebensbeſchreibung erfüllte alſo ihren nächſten Zweck: ſie war ein „Maßgebender“ Gegenſtand!

Schiller war durch die Herausgabe ſeiner Memoiren-Sammlung auf dieſe Denkwürdigkeiten über das Leben des Marſchalls von Vieilleville aufmerkſam gemacht worden, welche deſſen Sekretär Carloix zum Verfaſſer haben und 1797 zum erſtenmal in fünf Bänden im Druck erſchienen.

Franz von Vieilleville lebte unter den franzöſiſchen Königen Franz I., Heinrich II., Franz II. und Karl IX. Er ſtarb an Gift durch ſeine Feinde und Neider auf ſeinem Schloſſe Dureſtal, als eben der König mit ſeiner Mutter zum Beſuche bei ihm war, am letzten November des Jahres 1571.

Alle unzählige Einzelnheiten dieſer Biographie zeigen uns Vieilleville als einen tapfern, klugen, uneigennützigen, großmüthigen, ſeinem Regentenhauſe treuergebenen, gottesfürchtigen Helden und Staatsmann, der aber nicht frei iſt von einer brutalen Heftigkeit und rohen Grauſamkeit. Der Mann erſcheint uns mehr achtbar und oft furchtbar, als liebenswürdig; und die Lebensbeſchreibung iſt darin mangelhaft, daß ſie uns beinahe nur über ſein öffentliches Leben berichtet, aber von ſeinem Familienleben gänzlich ſchweigt. Schiller ſagt[2]: „Vieilleville war ein Hofmann in der höchſten und würdigſten Bedeutung dieſes Wortes, wo es eine der ſchwerſten und rühmlichſten Rollen auf dieſer Welt bezeichnet.“ Ich finde dieſe Worte, welche in frühern Lebensjahren auszuſprechen, unſerm Schiller unmöglich geweſen wäre, nicht in dieſer Geſchichte begründet. Vieilleville ſcheint mir überhaupt gar kein Hofmann geweſen zu ſein. Er lebte viel zu wenig am Hofe —

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, 209. Brief.

[2] Schiller's Werke in E. B., S. 1111. 2. e. (Oktavausgabe B. 11, S. 242).

eigentlich nur als Edelknabe, wo er ſich aber flüchten mußte, weil er einen Edelmann erſtach, ſpäter aber abwechſelnd immer nur auf kurze Zeit. Wir haben auch eine zu gute Meinung von ihm, als daß wir es uns als möglich denken können, er habe ſich an einem Hofe heimiſch gefühlt, der ſich durch die Bartholemäusnacht brandmarkte, und von dem Perefix, Erzbiſchof von Paris, erklärt, daß es nie einen verdorbeneren gegeben habe; „denn Gottloſigkeit, Atheismus, Schwarzkunſt, die ſchrecklichſten Befleckungen, Feigheit, Treuloſigkeit, Giftmiſcherei und Meuchelmord herrſchten da in einem außerordentlichen Grade[1].“ Dann beweiſen aber auch viele Werke und Handlungen, daß Vieilleville gegen ſeinen Souverain ſich nicht allein fein und gewandt zu benehmen, ſondern ihm gegenüber auch ſeine Selbſtſtändigkeit zu behaupten und ſeine Eigenthümlichkeiten in einem Grade geltend zu machen wußte, wie es ſich mit dem Begriff eines Hofmanns nicht verträgt. So z. B. will er anfangs die Marſchallswürde nicht annehmen, weil er den verſtorbenen Marſchall André über alles geliebt habe[2]; die Kompagnie ſeines verſtorbenen Verwandten will er nicht annehmen, weil man ſagen könnte, er habe ſie als ſein Verwandter erhalten[3]; fünfzig Lanzen des verurtheilten Marſchall von Biez will er nicht annehmen, weil er nicht der Nachfolger eines ſolchen Verurtheilten ſein will; denn es würde ihm ſein, erklärte er ſich, als wenn er die Wittwe eines verurtheilten Verbrechers geheirathet hätte[4]; und einen Orden will er nicht durch den dazu beauftragten Herzog von Nevers, ſondern nur durch die eigene Hand des Königs umgehängt haben[5]. Aber er iſt auch viel zu ehrlich für einen Hofmann; denn warum will er nicht Konnetable werden, — da doch dießmal der Vorgänger, der Herzog von Montmorency, weder ſein Freund, noch ſein Verwandter, noch ein Verbrecher geweſen war, ſondern nur ſein Feind?[1] — Er ſagte ſich von einer Regierung los, deren blutiges Werkzeug gegen die Hugenotten er nicht ſein konnte und zog ſich auf ſein Schloß zurück. Man trug ihm vielleicht dieſe Würde nur deßwegen an, damit er ſie ausſchlagen möchte, oder ſo, daß er ſie nicht annehmen konnte. Nahm man ihm doch ſogar das Gouvernement von Bretagne wieder ab, nachdem man ihm daſſelbe ſchon übertragen hatte.

---

[1] Browning, Geſchichte der Hugenotten, überſetzt von Herzog, B. 1, S. 257. f.

[2] Schiller's Werke in E. B., S. 1137. 2. (Oktavausg. B. 11, S. 361 f.).

[3] Ebendaſelbſt S. 1114. 1. (Oktavausgabe B. 11, S. 254).

[4] Ebendaſ. S. 1114. 2. (Oktavausg. B. 11, S. 255).

[5] Ebendaſ. S. 1127. 2. c. (Oktavausg. B. 11, S. 315).

Der Verfaſſer dieſer Memoiren ſagt zwar, Heinrich II. und ſein Sohn Karl IX. hätten ihn ſo geliebt, daß ſie ihn gar nicht mehr hätten von ſich laſſen wollen[2]. Wenn dieſe Ausſage von dem letzten Lebensjahre Heinrichs II. auch als wahr angenommen werden kann, ſo gilt ſie doch gewiß nicht von dem ungeſtümen Karl IX., der keinen ſolchen ſtarren Sonderling, wie unſern Vielleville, auf die Dauer um ſich leiden konnte. Er hätte ſonſt auch gewußt, ihn in ſeiner Nähe zu behalten, und hätte ihn nicht ſo ſchnöde zurückgeſetzt. Der Beſuch des Hofes war dafür eine ſchlechte Genugthuung. Ueberhaupt kann man dem Geheimſchreiber Carloix nicht alles unbedingt glauben, was er über ſeinen Herrn und Wohlthäter ſagt, was freilich Schiller nicht zugeben will[3]. Liebe und Dankbarkeit laſſen ihn manches partheiiſch erzählen und auch manches verſchweigen. So z. B. glücken dem Vielleville alle ſeine unzähligen Unternehmungen gegen die Feinde vollkommen — ein einziger Streich nur zur Hälfte, worüber er ſich ſo grämt, daß er in eine dreimonatliche tödtliche Krankheit fällt[4]! Iſt es wahrſcheinlich, daß das Kriegsglück für einen kühnen, verwegenen Mann alles thue, ihn nie im Stiche laſſe?

Ihrem Inhalte nach ſchließen ſich dieſe Denkwürdigkeiten an die „Unruhen in Frankreich von Heinrich dem Vierten bis zum Tode Karls des Neunten“ an. Sie liegen in dieſer Zeit. Aber wie unendlich weichen ſie ihrer Form nach von dieſem geſchichtlichen Werke ab! In keiner einzigen ſeiner hiſtoriſchen Darſtellungen tritt Schiller mit ſeiner Perſon ſo ganz zurück, als in dieſer, in keiner läßt er ſo ganz die Sache reden, ohne ſich ſelbſt hineinzumiſchen. Der Umgang mit Goethe hatte ihn von ſeiner rhetoriſchen Manier ganz geheilt, und ſowohl der Gegenſtand ſelbſt, als das zu bearbeitende Original ließen ſie nicht wohl zu. Wie hätte ſonſt Vieilleville auch ein Nachfolger des Goethe'ſchen Cellini zu werden hoffen können, der keine Spur von der Denkweiſe ſeines Ueberſetzers und der Zeit enthält, in welcher er neu bearbeitet wurde.

---

[1] Schiller's Werke in 1 Bd., S. 1134. 1. u. (Oktavausg. B. 11, S. [illegible])

[2] Ebendaſelbſt S. 1135. 2. und S. 1136. 1. (Oktavg. B. 11. S. 253 u. [illegible])

[3] Ebendaſ. S. 1112. 1. (Oktavausg. B. 11. S. 244 f.)

[4] Ebendaſ. S. 1131. 1. (Oktavausg. B. 11. S. 233).

Nur in der Einleitung zu dieſer Biographie hören wir Schiller ſelbſt reden. Er gibt hier den allgemeinen Geſichtspunkt an, aus dem er das Ganze betrachtet wiſſen will. Aus dieſer Einleitung mußten wir ſchon oben tadeln, daß Schiller den Vieilleville zu einem vollkommenen Hofmanne macht. Aber auch darin möchte er fehlgegriffen haben, daß er das Stillſchweigen der Geſchichtsbücher über unſern Helden aus deſſen gemäßigtem Charakter herleitet[1]. Er ſagt: „Vieilleville gehörte nicht zu den mächtigen Naturen, die durch die Gewalt ihres Genies oder ihrer Leidenſchaft große Hinderniſſe brechen." — „Verdienſte, wie die ſeinigen, beſtehen eben darin, daß ſie das Aufſehen vermeiden, das jene ſuchen, und ſich mehr um den Frieden mit allen bewerben, als die Bewunderung und den Neid erwecken." Dieſen Zügen ſcheint aber die Biographie ſelbſt zu widerſprechen. Vieilleville war darnach allerdings eine gewaltige Natur, ausgezeichnet durch eine große Macht des Verſtandes und eine noch größere der Leidenſchaft; Aufſehen zu machen vermied er nie, eben ſo wenig, als er es darauf anlegte, Jedermanns Freund zu ſein. Er beſaß nicht nur Klugheit, ſondern auch eine heldenmäßige Tapferkeit, ſo daß er eben ſo gut dem Achilles, als, wie Schiller es thut, dem Ulyſſes zu vergleichen wäre; und wenn „ſein ganzes Leben eine ſchöne ruhige Folge zeigt," ſo leuchten auch genug bewunderungswürdige entſcheidende Handlungen aus ihm hervor. Zwar war Vieilleville weder ein Kalviniſt, noch ein enthuſiaſtiſcher Katholik, aber durch ſeine treue Anhänglichkeit an den wankenden Thron gehörte er in jenen ſtürmiſchen Zeiten, ſollte man ſagen, auch einer Parthei an. Ein Mann, wie er, konnte ſich hier einen überwiegenden Einfluß verſchaffen, und die Geſchichte zwingen, von ihm zu reden.

---

[1] Schiller's Werke in 1 Bd., S. 1111, 2. (Oktavausg. B. 11, S. 243).

Wenn alſo Schiller's Urtheil über dieſe Sache nicht richtig iſt, welches iſt wohl der Grund, daß unſer Vieilleville keinen eigentlich hiſtoriſchen Namen hat? Ich gebe einen doppelten an, einen äußern und einen innern. Vieilleville war kein Prinz von Geblüt, und mit der königlichen Familie auch nicht verſchwägert, und verbrauchte alſo ſeine beſte Kraft und größte Lebenszeit, um dahin zu gelangen, wo andere beginnen. Erſt im letzten Lebensjahre des Königs Heinrich des Zweiten hatte er dieſes Ziel erreicht. Nun aber zog er ſich zurück, weil er kein blutiges Werkzeug einer Katharina von Medicis und eines Karl des Neunten ſein wollte und konnte; ſeine Rechtlichkeit verhinderte ihn, ſein Glück zu machen. Er konnte nicht Konnetable werden, nicht länger am Hofe ſein, wenn er noch Menſch bleiben wollte. Dieß ſcheint der natürliche, einfache Zuſammenhang der Sache, ſo überredend auch Schiller ſeine hiervon abweichende Anſicht vorzutragen weiß. Er hat hier wieder eine allgemeine Erklärung aus Begriffen, ſtatt beſonderer, hiſtoriſcher Gründe gegeben.

Dreizehntes Kapitel.

Schiller als Geſchichtſchreiber

Nachdem wir alle hiſtoriſche Werke Schiller's dargelegt haben, bleibt uns in dieſem Gebiete nichts mehr übrig, denn über ihn ſelbſt als Geſchichtſchreiber im Allgemeinen zu ſprechen.

Am ſchwerſten mußte unſerm Freunde die Aneignung des hiſtoriſchen Materials werden. Er ließ es an angeſtrengtem Fleiß gewiß nicht fehlen. Aber die Selbſtthätigkeit überwog bei ihm die Empfänglichkeit bei weitem, und ſein immer auf das Ganze gerichteter Geiſt mußte ihm das Eingehen in unzählige Einzelnheiten, worin die hiſtoriſche Unterſuchung vorzüglich beſteht, ſehr erſchweren. Unter ſtaubigen Folianten, unter pedantiſchen, geiſt- und geſchmackloſen Schriftſtellern wie begraben zu ſein, und ſeinen eigenen Bildungstrieb in ſich zurückzudrängen, widerſtrebte beſonders im Anfang ſeiner hiſtoriſchen Studien ſeinem ganzen Weſen. Er ſelbſt klagt bitter darüber. Freiheit des Geiſtes galt ihm als das höchſte Gut, welchem er ſo viele andere Güter aufgeopfert hatte — und hier war er genöthigt, ſich einen widernatürlichen Zwang gefallen zu laſſen! Dieſer Zwang konnte ihn in die höchſte

Mißſtimmung verſetzen, ihm die Luſt an allen andern Arbeiten rauben. Deſſen ungeachtet unterwarf er ſich der Nothwendigkeit mit einem Heroismus, welcher nur von dem recht gewürdigt werden kann, der ſich ſelbſt einmal in einer ähnlichen Lage befand. Mit der gewiſſenhafteſten Gründlichkeit ging er bei ſeinen meiſten hiſtoriſchen Vorarbeiten zu Werk. Die Voltaire'ſche Manier, „durch eine geiſtreiche Behandlung die Geſchichte zu verfälſchen und durch witzige Einfälle über erhebliche Details wegzueilen," war ihm zuwider[1]. Doch erkennt er dieſes Mißverhältniß ſeiner genialen Natur zur Geſchichtsforſchung, welches nur durch lange Uebung gehoben werden konnte, und bekennt es offenherzig. „Ich werde immer," ſagt er im Jahr 1788, „eine ſchlechte Quelle für einen künftigen Geſchichtsforſcher ſein, der das Unglück hat, ſich an mich zu wenden."

Wenn ihm aber der Kenner theilweiſe auch ein mangelhaftes und nur rhapſodiſches Quellenſtudium vorwerfen und ihm auch einzelne Verſehen und Uebereilungen nachweiſen kann, ſo wäre es doch ſehr unbillig, wenn wir außer Acht laſſen wollten, daß Schiller ſich nur eine kurze Zeit ſeines Lebens, gleichſam im Vorübergehen und eigentlich, um ſich ſelbſt zu bilden und die ihm mangelnde unmittelbare Erfahrung durch eine mittelbare zu erſetzen, mit der Geſchichte beſchäftigte. Wenn wir das erwägen, werden wir ihn nicht kleinlich über Einzelnheiten, die er hätte beſſer machen können, tadeln, ſondern wir werden ihn vielmehr bewundern, ja vielleicht über ſeine Leiſtungen erſtaunen. Die Nothwendigkeit, die Thatſachen der Geſchichte kritiſch und aus den Quellen zu ermitteln, um ſich von der Leidenſchaft, dem Unverſtand und ſelbſt von dem Genie ihrer frühern Beſchreiber frei zu machen, ſtellt er in ihrer ganzen Schärfe auf[2]; aber es fehlte ihm oft an Zeit, dieſem Geſetze zu folgen. Seinem über alles reflektirenden Geiſte mußte ein gründliches Quellenſtudium auch ungleich mehr Zeit wegnehmen, als beinahe jedem anders organiſirten und gewöhnten Kopfe. „Gerne," klagt er in der Vorrede des Abfalls der Niederlande, „hätte ich dieſe reichhaltige Geſchichte ganz aus ihren Quellen und gleichzeitigen Dokumenten ſtudirt; dann aber hätte aus einem Werk von etlichen Jahren das Werk eines Menſchenalters werden müſſen.“

---

[1] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Theil 2, S. [illegible]

[2] Schiller's Werke in E. Bd., S. 1033. (Oktavausg. B. 10 S. 416.)

Hätte ſich Schiller eine längere Zeit ungeſtört und ausſchließend mit Geſchichte beſchäftigt, ſo würde er dieſen Mangel ſeiner hiſtoriſchen Muſe zu verbeſſern gewußt haben. Er hätte ſeinen weitgreifenden Geiſt zu derjenigen Genügſamkeit herabgeſtimmt, welche erforderlich iſt, wenn man an einzelnen empiriſchen Dingen Freude haben will; und ſein großer Wahrheitsſinn würde mehr und mehr auch in der Erforſchung der hiſtoriſchen Wahrheit Befriedigung gefunden haben. Fortgeſetzte Beſchäftigung mit der Geſchichte hätte ihm ihr mühſames Quellenſtudium geläufiger, leichter und lieber gemacht.

Aber ſeine wahre Größe als Geſchichtſchreiber würde er auch bei dem gründlichſten und längſten Studium nicht in einer materiellen Vergrößerung, ſondern in einer eigenthümlichen Bearbeitung der hiſtoriſchen Data geſucht und gefunden haben. Durch Entdeckung unbekannter Materialien und neuer Details die Geſchichte zu erweitern, konnte ſeine Aufgabe nicht ſein. Die Erörterung, wie Schiller die geſchichtlichen Thatſachen bearbeitete und geſtaltete, wird uns näher mit dem eigenthümlichen Geiſt und der Kunſtform ſeiner Hiſtoriographie bekannt machen.

Schiller war der Meinung, daß der Geſchichtſchreiber den aus den Quellen ſorgfältig geſammelten und kritiſch geläuterten hiſtoriſchen Stoff wieder aus ſich heraus konſtruiren oder „neu erſchaffen“ müſſe[1]. Ein ſolches großes Recht ſchrieb er dem vernünftigen Menſchengeiſt zu! Worauf gründete er dieſe erhabene Anſicht? Denn erhaben iſt es, wenn wir uns den Geiſt durch eigene Kraft über eine Welt rohen Stoffes triumphirend vorſtellen.

Eine Wahrheit, bei welcher ſeine Betrachtung gern verweilt, iſt die Einheit des menſchlichen Geiſtes zu allen Zeiten und in allen Orten. „Bei einer unendlichen Mannigfaltigkeit der Menſchen,“ ruft er bewundernd aus, „immer doch dieſe Aehnlichkeit, dieſe Einheit derſelben Menſchenform[1]!“ Es findet alſo im Menſchenleben zugleich Verſchiedenheit und Einheit ſtatt. Die Einheit ſucht der pragmatiſche Hiſtoriker — um mit Schiller's eigenen Worten zu reden — in der unveränderten Struktur der menſchlichen Seele, und die Verſchiedenheit ſucht er in den veränderlichen Bedingungen, welche die Seele von außen beſtimmten, und in beiden findet er ſie gewiß[2]. „Daher iſt die Geſchichte der Welt ſich ſelbſt gleich, wie die Geſchichte der Natur, und einfach, wie die Seele des Menſchen[3].“

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Humboldt, S. 57.

Da nun der Geſchichtſchreiber auch in ſich ſelbſt dieſe Gleichförmigkeit und unabänderliche Einheit des Geiſtes trägt, wie ſie ihm in jedem Exemplar der Menſchheit entgegentritt, ſo darf ſein philoſophiſcher Verſtand den geſchichtlichen Erſcheinungen aus ſich ſelbſt heraus ihre Urſachen wiedergeben und ihren urſprünglichen innern Zuſammenhang, welcher durch unſere ſinnliche Auffaſſung derſelben nothwendig zerriſſen wurde, herſtellen; und er braucht bei dieſem Verfahren nicht zu befürchten, ſie zu verfälſchen, wenn er nur die beſondern Umſtände, unter denen ſie entſtanden, mit berückſichtigt. Durch dieſe innere formale Beiſteuer erſt erhebt der Hiſtoriograph ein bloßes Aggregat zu einem vernunftmäßig zuſammenhängenden, wahrhaft verſtändlichen Ganzen[4].

Hierdurch iſt aber eigentlich nur die innere Verknüpfung der hiſtoriſchen Thatſachen oder die ſogenannte pragmatiſche Methode gerechtfertigt, deren Weſen eben in einer ununterbrochenen urſachlichen Verbindung der Begebenheiten liegt; denn mancherlei Nutzanwendungen und Lehren, welche vielleicht noch hinzukommen, ſind nur etwas Beiläufiges. Aber hierauf kann ſich die Hiſtoriographie nicht beſchränken. Die Thatſachen müſſen nicht allein auf ihre Urſachen zurückgeführt und dadurch zu einem dichten Stoffe gleichſam ineinander verwebt werden, ſondern ſie müſſen auch unter einem allgemeinen Geſichtspunkte ſtehen. Ein Grundgedanke muß ſie tragen und umgrenzen. Sonſt hat ein hiſtoriſches Werk keine innere Einheit.

---

[1] Frau von Wolzogen a. a. O., Theil 1, S. 337.

[2] Schiller's Werke in E. Bd., S. 715. (Oktavausg. B. 10, S. 98)

[3] Ebendaſ. S. 790. 2. (Oktavausg. B. 8, S. 25).

[4] Ebendaſ. S. 1035. 1. (Oktavausg. B. 10, S. 438).

Die pragmatiſche Behandlung war unſerm Schiller nothwendig. Sein philoſophiſcher Verſtand drang immer von den Wirkungen zu den Urſachen, vom Aeußern zum Innern, vom Nahen zum Fernen vor. Die Erſcheinungen bis in ihre letzten Gründe zu verfolgen, verſtand ſich bei ihm von ſelbſt, und ihm lag an der Erklärung meiſt mehr, als an der Sache ſelbſt. Alles Unzuſammenhängende iſt ihm unerträglich; etwas unerklärt zurückzulaſſen, ihm unmöglich, und wenn ihn die Urkunden verlaſſen, wie in der „Sendung Moſes‘,“ ſo muß ihm die Vernunft die Lücken ergänzen. Doch iſt Niemand mehr von Hypotheſenſucht entfernt, als er, und ſeinem Weſen entſpricht es mehr, das Feld der Ueberlieferungen zu verengen, wie es die ächte Wiſſenſchaft immer thut, als es durch unbeſonnene Annahmen ſcheinbar zu erweitern. Nur das eine kann man an ſeinem Pragmatismus tadeln, daß viele ſeiner Erklärungsgründe mehr aus der allgemeinen Menſchennatur, als aus der beſondern Beſchaffenheit und Lage der Menſchen hergenommen ſind, welche uns dargeſtellt werden. Die Geſchichte iſt hierdurch allzuſehr in die Philoſophie hineingehoben. Auch überwiegen die Begründungen die Thatſachen bisweilen zu ſehr.

Welches iſt nun der Grundgedanke, durch welchen ſich Schiller bei ſeinen hiſtoriſchen Kunſtwerken leiten ließ? — Dieſes Prinzip iſt die eigentliche Seele jedes ſeiner Werke, und die ideale Einheit aller zuſammen; denn indem es ſich in jedem Werke, nur mit beſondern Modifikationen, angewandt findet, umſchlingt es alle. Jeder hervorragende Geſchichtſchreiber läßt ſich, bewußt oder unbewußt, durch eine ſolche vorherrſchende Idee bei ſeinen hiſtoriſchen Arbeiten führen.

Schiller ſchrieb vom allgemein menſchlichen Standpunkte, frei von allen untergeordneten Meinungen und partikulären Ruckſichten. Von keiner Kirche, keiner Schule, keinem Volksglauben, ſelbſt von keiner Nation wollte er ſich umgrenzt wiſſen; ſondern nur die allgemeinen Schranken unſeres Geſchlechtes erkannte er als die ſeinigen an. Er äußert ſich darüber gegen ſeinen Freund Körner[1]: „Wir Neuern haben ein Intereſſe in unſerer Gewalt, das kein Grieche und Römer gekannt hat, und dem das vaterländiſche Intereſſe bei weitem nicht gleich kommt. Das letzte iſt überhaupt nur für unreife Nationen wichtig, für die Jugend der Welt. Ein ganz anderes Intereſſe iſt es, jede merkwürdige Begebenheit, die mit Menſchen vorging, dem Menſchen wichtig darzuſtellen. Es iſt ein armſeliges, kleinliches Ideal, für eine Nation zu ſchreiben; einem philoſophiſchen Geiſt iſt dieſe Grenze durchaus unerträglich. Dieſer kann bei einer ſo wandelbaren, zufälligen und willkürlichen Form der Menſchheit, bei einem Fragmente (und was iſt die wichtigſte Nation anders?) nicht ſtille ſtehen. Er kann ſich nicht weiter dafür erwärmen, als ſo weit ihm dieſe Nation oder Nationalbegebenheit als Bedingung für den Fortſchritt der Gattung wichtig iſt.“

Alſo nur das allgemein Menſchliche iſt der Leitſtern unſeres Hiſtoriographen, der nur für den Menſchen im Menſchen ſchreiben wollte. „Der Geſchlechtscharakter des Menſchen aber iſt der freie Wille. Deßwegen iſt des Menſchen nichts ſo unwürdig als Gewalt erleiden, denn Gewalt hebt ihn auf. Wer ſie uns anthut, macht uns nichts Geringeres, als die Menſchheit, ſtreitig; wer ſie feiger Weiſe erleidet, wirft ſeine Menſchheit weg[2].“ In dieſem freien Handeln nach der ewigen Regel der Vernunft liegt die Würde des Menſchen, und er hat ein unveräußerliches Recht, zu fordern, daß ſeine Würde von Jedem als etwas Heiliges geachtet werde. So ſind alſo, näher bezeichnet, Menſchenfreiheit, Menſchenwürde und Menſchenrecht die herrſchenden Ideen ſeiner Geſchichtsdarſtellung; und während er hiermit das eine Prinzip ſeines ſittlichen Lebens ausſprach, gab er auch dem zweiten dadurch eine Stimme, daß er die freie Entwickelung aller geiſtig-ſinnlichen Kräfte des Menſchen zur Humanität, der Freiheit zur Seite ſtellte. In beiden zuſammengenommen lag ihm die volle Beſtimmung des Menſchen[1]. Unter dieſen Geſichtspunkt, beſonders aber unter die Idee der Freiheit und der Menſchenwürde, ſtellt er die ganze Geſchichte; denn die Humanität erſcheint ihm nur als die Blüthe dieſer. „Ein Souverain,“ ſagt er in Bezug auf den Streit Karls des Fünften mit ſeinen Niederländern, „wird die bürgerliche Freiheit immer als einen veräußerten Diſtrikt ſeines Gebiets betrachten, den er wieder gewinnen muß. Einem Bürger iſt die ſouveraine Herrſchaft ein reißender Strom, der ſeine Gerechtſame überſchwemmt. Die Niederländer ſchützten ſich durch Dämme gegen ihren Ozean, und gegen ihren Fürſten durch Konſtitutionen. Die ganze Weltgeſchichte iſt ein ewig wiederholter Kampf der Herrſchſucht und der Freiheit um dieſen ſtreitigen Fleck Landes, wie die Geſchichte der Natur nichts anders iſt, als ein Kampf der Elemente um ihren Raum[2].“

---

[1] Frau von Wolzogen a. a. O., Thl. 2, S. 3.

[2] Schiller's Werke in E. Bd., S. 1263. 1. (Oktavausg. Bd. 12, S. 18[illegible])

Und hier iſt die Stelle, wo der Hiſtoriker und der Dramatiker eins ſind. Daſſelbe Prinzip, welches Schillern im Drama während ſeiner erſten Periode leuchtete, führte ihn auch in der Geſchichte. Durch dieſes ſittlich-tragiſche Intereſſe geleitet, hat er zur Bearbeitung aus der Weltgeſchichte immer ſolche Parthien herausgenommen, wo die bürgerliche oder religiöſe Freiheit, mit dem Despotismus im Kampf, dem Betrachtenden ſelbſt noch in ihrem Untergang ein erhabenes Schauſpiel gewährt. Welcher Fürſt, Feldherr, Geſetzgeber die Menſchenwürde achtete, der iſt ſein Held; wer ſie mit Füßen trat, den richtet die Menſchheit durch ſeinen Mund. Da er nach ſeinem ausdrücklichen Zeugniß den Charakter unſerer Gattung in die freie Willenskraft legte, ſo nahm in der Geſchichte der Menſchheit die Entwickelung dieſes Elements der Freiheit, im Konflikt mit dem Zwange der Willkühr, ſein höchſtes Intereſſe nothwendig in Anſpruch. Alles was in keiner oder nur in einer entfernten Verbindung hiermit ſteht, hat für ihn keinen oder nur einen ſekundären Werth, gerade ſo wie Tacitus ausdrücklich das nur ſeiner

---

[1] Schiller's Werke in E. Bd., S. 1035. (Oktavausg. B. 10, S. 442).

[2] Ebendaſelbſt S. 796. 2 m. (Oktavausg. B. 8, S. 57).

Geſchichtsdarſtellung für würdig erklärt, was mit der Römerwürde zuſammenhängt. Denn wie die Römerwürde das Prinzip des nationalen Tacitus iſt, ſo iſt die Menſchenwürde die Grundidee des ächt humanen Schiller. Ueber alles, was dieſem charakteriſtiſch Menſchlichen ſehr ferne ſteht, uber Belagerungen, Schlachten, Heereszüge, materielle Zurüſtungen und Veranſtaltungen aller Art, eilt er wo möglich in der Regel mit einigen Federzügen weg, oder länger bei ſolchen Dingen zurückgehalten, thut er ſich doch nicht Genuge, ſo viel Fülle der Phantaſie er auch aufbietet. Die Ausarbeitung der Belagerung von Antwerpen, um nur ein Beiſpiel anzuführen, wollte ihm keine Freude machen. Aber in dem Grade, als die Ideen, für die ſein Herz ſchlägt, begünſtigt oder unterdrückt werden, oder in Gefahr ſtehen, in dem Grade als er wahrhaft menſchliche Zuſtände zu ſchildern hat, wächſ't ſichtbar ſeine Theilnahme, erhebt ſich der vollere Rhythmus ſeiner Sprache, wird ſeine Darſtellung ausführlicher, tiefer und inniger.

Schiller hatte vor, in ſeinem höhern Alter die Geſchichte der Römer zu ſchreiben. Ohne Zweifel würde er von ſeinem Standpunkte aus, im Namen der Menſchheit, Parthei genommen haben gegen dieſe barbariſchen Völkertyrannen, wie ſich ja ſelbſt Tacitus bisweilen auf die Seite ihrer Feinde zu ſtellen ſcheint. Eine in dieſem Sinne und von einem Schiller geſchriebene römiſche Geſchichte hätte ihres Gleichen an Erhabenheit nicht gehabt.

Wie nun Schiller dieſe Ideen der Menſchenwurde und Humanität, die ein ganzes Univerſum umſchließen, zugleich im Kopf und Herzen trug und nährte, ſo ließ er ſie auch theils in Betrachtungen und Reflexionen, theils in Gefühlen und Gemüthsbewegungen in ſeine hiſtoriſchen Gemälde treten.

Schiller's Verſtand zeigt ſich alſo in ſeiner Hiſtoriographie nicht allein pragmatiſch in der Zurückführung der Begebenheiten auf ihre Urſachen, ſondern auch in den eingeſtreuten Reflexionen. Erörterungen und Betrachtungen gehen häufig in einander über. Durch das Hervorſtellen eingelernter Schulweisheit bei eigenem Unvermögen ſind uns bei manchen andern

Schriftſtellern ſolche Betrachtungen höchſt zuwider: bei Schiller ſind ſie immer eigenthümliche Gewächſe ſeines vom Gegenſtande befruchteten Genius. Bei manchen andern Schriftſtellern müſſen wir ſolche allgemeine Gedanken wegen ihrer Weitſchweifigkeit, ihrer Uebermenge, ihrer Befangenheit allzu theuer bezahlen. Schiller's Urtheile ſind gedrängt, mäßig, beſonnen, und gehören einer über alle Partikularitäten erhabenen Weltanſicht zu. Dabei ſind ſie von um ſo ſtärkerer Wirkung, da ſie in den Fluß einer herrlichen Proſa eingeſtreut ſind und mit prachtvollen, lebendigen Schilderungen wechſeln, ſo daß Ohr, Einbildungskraft und Ideenvermögen gleichmäßig befriedigt werden.

Doch ſehen wir da die Reflexionen zurücktreten, wo die Wärme ſeines Gemüthes ſich vordrängt. Schiller's Darſtellung iſt, wie die des Tacitus, von den Affekten ſeines Gemüthes erfüllt. Er zollt ſeine Theilnahme den Niederländern, den deutſchen Proteſtanten, Wilhelm von Oranien, Guſtav Adolph; und er verhehlt es nicht, was er über die Sache der Spanier und Oeſtreicher, Philipps des Zweiten und Ferdinands des Zweiten oder eines Alba denkt und fühlt. Er verdeckt nicht ſeinen Haß und ſeine Liebe; da aber beide die Abdrücke eines ſo freien und vollkommenen Geiſtes ſind, ſo ſind dieſelben für den Leſer nicht individuelle Empfindungen, ſondern eine Stimme der Menſchheit. Einem hochſtehenden Menſchen allein räumen wir das Recht ein, zu loben und zu tadeln; denn Lob und Tadel haben bei ihm den Charakter des Allgemeingültigen und Nothwendigen. Während ein gemeiner Charakter durch ſeine Empfindungen ſein hiſtoriſches Werk unvermeidlich beſudelt, ſchmückt und veredelt ein Schriftſteller von erhabener Geſinnung ſeine Erzählung auf die würdigſte Art, wenn er ſie mäßig und weiſe durch die Wärme ſeines Herzens belebt. Warum geben wir dem guten mündlichen Vortrag einen entſchiedenen Vorzug vor der eben ſo guten, ja noch beſſer geſchriebenen Geſchichte? Weil das Mienenſpiel, die Gebärden, der Glanz der Augen und beſonders der Ton der Stimme des Redenden uns tief ergreifen, indem ſie die Erzählung lebendig und anſchaulich machen, ohne der Sache von ihrer Objektivität nothwendig etwas zu rauben. Auf ähnliche Weiſe vermag auch eine hohe Perſönlichkeit ihre ſchriftliche Darſtellung intereſſant zu machen. Sie läßt uns ſogar durch einzelne Worte in den Grund ihrer Seele ſehen und regt uns zu gleichen Gefühlen an; und während es uns immer unheimlich iſt in der Geſellſchaft eines gemeinen Autors, und wir bei einem trockenen Pedanten wenigſtens keinen Genuß finden, fühlen wir uns hochbeglückt am Herzen eines trefflichen Menſchen, deſſen ſanftere Pulsſchläge für Liebe und Freundſchaft, deſſen raſchere für Freiheit und Recht wir deutlich vernehmen.

Häufig begegnen uns in den Gemälden Schiller's ſolche gemüthliche und ſeelenvolle Züge, bisweilen in längern Ausführungen. Am Anfange des zweiten Buches des dreißigjährigen Krieges[1], wo eine Ueberſicht der Länder und Fürſten Deutſchlands in der damaligen Zeit gegeben wird, erhebt ſich plötzlich die ruhige Sprache bei Erwähnung des Namens der Erneſtinen, der Vorfahren des Fürſten, bei welchem unſer Dichter ein Aſyl gefunden hatte. Der heldenreiche Stamm der Erneſtinen, ſagt er, ſei würdig zur Unſterblichkeit zu geben. „Langſam," fährt er dann fort, „erſchien dir der Tag der Rache, unglücklicher Johann Friedrich, edler, unvergeßlicher Fürſt! Langſam, aber glorreich ging er auf. Deine Zeiten kamen wieder und auf deine Enkel ſtieg dein Heldengeiſt (?) herab. Ein tapferes Geſchlecht von Fürſten geht hervor aus Thüringens Wäldern, durch unſterbliche Thaten das Urtheil zu beſchämen, das den Kurhut von deinem Haupte ſtieß, durch aufgehäufte blutige Todtenopfer deinen zürnenden Schatten zu verſöhnen. Deine Länder konnte der Spruch des Siegers ihnen rauben, aber nicht die patriotiſche Tugend, wodurch du ſie verwirkteſt, nicht den ritterlichen Muth, der ein Jahrhundert ſpäter den Thron ſeines Enkels wanken machen wird. Deine und Deutſchlands Rache ſchliff ihnen gegen Habsburg's Geſchlecht einen heiligen Degen, und von einer Heldenhand zur andern erbt ſich der unbeſiegte Stahl. Als Männer vollführen ſie, was ſie als Herrſcher nicht vermögen, und ſterben einen glorreichen Tod — als die tapferſten Soldaten der Freiheit. Zu ſchwach an Ländern, um mit eigenen Heeren ihren Feind anzufallen, richten ſie fremde Donner gegen ihn und führen fremde Fahnen zum Siege[1]." — Wen erfreute dieſe Huldigung des Fürſtenhauſes nicht, dem Schiller ſeine Verehrung und ſeinen Dank zu bringen ſich gedrungen fühlte? Wer möchte dieſen ſchönen Ausdruck der Anhänglichkeit wegwünſchen wegen ſeines die Grenzen des hiſtoriſchen Stils überſteigenden Schwunges, wegen des dem unglücklichen Johann Friedrich von Sachſen zu reichlich geſpendeten Lobes?

---

[1] Schiller's Werke in E. Bd., S. 927. Z. u. (Oktavausg. [illegible] S. 129)

Bei dieſer warmen Theilnahme iſt aber Schiller in ſeinem Darſtellen und Urtheilen nie partheiiſch. Alle ſeine Kritiker rühmen die Billigkeit, Schonung und Humanität ſeines Urtheils. „Wir haben," ſagt Johannes von Müller in ſeiner Recenſion der Geſchichte des dreißigjährigen Kriegs, „über jene Zeiten der Spaltungen im Glauben und über jene Epoche der Eiferſucht gegen die gedoppelte Macht von Oeſtreich-Habsburg noch keinen Geſchichtſchreiber geleſen, welchem man weniger anſehen könnte, in welcher Parthei er geboren, unter welcher er gelebt. Kaum ſind etwa noch einige gegen Oeſtreich etwas harte Ausdrücke dem Verfaſſer entgangen; in den Sachen blickt auch nicht die mindeſte Vorliebe durch." Mit Billigkeit hebt er, um einige Beiſpiele anzuführen, die Vorzüge der Lykurg'ſchen Geſetzgebung hervor, welcher er abgeneigt iſt, und verſchweigt die Fehler der Athenienſer nicht, obgleich ihm das ganze Geiſtesleben derſelben in hohem Grade zuſagt; denn „die Geſchichte ſoll keine Lobrednerin ſein[2]." Gewiſſenhaft nennt er das Löbliche in den Sitten verworfener Menſchen z. B. einer Katharina von Medicis, welche nur ein plumper Griffel in's Ungeheure ausmale[3], und eben ſo nimmt er den Charakter des Granvella gegen den Partheihaß in Schutz. Niemand iſt weiter, als er, davon entfernt, das Gute an irgend einem ihm nicht zuſagenden Menſchen, z. B. an Ferdinand dem Zweiten[1], zu verkennen.

---

[1] Daß Schiller hier auf Bernhard von Weimar hindeutet, braucht kaum geſagt zu werden.

[2] Schiller's Werke in E. Bd., S. 1067. 2. m. (Oktavausgabe B. 10, S. 540).

[3] Ebendaſelbſt S. 1092 (Oktavausg. B. 11, S. 110).

Auf der andern Seite hat er aber auch nichts mit jenen gutmüthigen Phantaſten gemein, welche in dem Alltagstreiben der Menſchen überall die Ideen, für welche ſie eingenommen ſind, wiederzufinden glauben. Es können es ihm Wenige recht machen; mißtrauiſch unterſucht er jede Tugend bis auf ihren Grund, und wenn er nichts an ihr auszuſetzen findet, ſo fürchtet er wenigſtens für ihre Dauer. Alles Aeußere, Worte, Handlungen, Mienen, verfolgt er bis in die innern Geſinnungen, und dieſe prüft er auf der Goldwage des Ideals. Die von den Schriftſtellern ſo hoch geprieſene feierliche Abdankung Karls des Fünften in Brüſſel nennt er ein rührendes Gaukelſpiel[2]; aber ein Gaukelſpiel iſt ihm auch die Ueberreichung der Bittſchrift an Margarethe von Parma durch die Geuſen[3]; und von dieſer Statthalterin urtheilt er, bei allen Vorzügen ihres Geiſtes bleibe ſie ein „gemeines Geſchöpf,“ weil ihrem Herzen der Adel fehlte; ſie ſei der Glorie bei weitem nicht werth geweſen, die ihres Nachfolgers Unmenſchlichkeit über ſie verbreitet habe[4]. Meiſt genügen ihm ſelbſt die nicht, welche nach ſeinen Ideen handeln, weil ſie nicht nach ſeinen ſtrengen Anforderungen geſinnt ſind. Der Zweck des Geuſenbundes erſcheint ihm lobenswerth, ja er rühmt ſogar die Standhaftigkeit ſeiner Mitglieder, und dennoch, legt er es nicht wie gefliſſentlich darauf an, uns dieſen „Betteladel“ lächerlich zu machen? Selbſt über ſeinen menſchlichen Lieblingshelden Guſtav Adolph ſpricht er das bedenkliche Wort: „Es iſt uns erlaubt zu zweifeln, ob er bei längerm Leben die Thränen verdient hätte, welche Deutſchland an ſeinem Grabe weinte, die Bewunderung verdient hätte, welche die Nachwelt dem erſten und einzigen gerechten

---

[1] Schiller's Werke in E. Bd., S. 1018. 1. m. (Oktavausgabe B. 9, S. 533).

[2] Ebendaſ. S. 800. 1. m. (Oktavausg. B. 8, S. 71).

[3] Ebendaſ. S. 830. 2. u. (Oktavausg. B. 8, S. 255).

[4] Ebendaſ. 861. 1. (Oktavausg. B. 8, S. 445).

Eroberer zollt;“ und nachdem er ſeinen Tod erzählt, rechtfertigt er in einer ſcharfen Beurtheilung dieſen ſtrengen Ausſpruch: die wohlthätige Hälfte der Laufbahn des ſchwediſchen Königs ſei beendigt geweſen, und er habe der deutſchen Freiheit keinen größern Dienſt mehr erzeigen können — als zu ſterben[1]. Wilhelm von Oranien allein ſteht ſeiner Hauptrichtung nach makellos da, aber es iſt zu zweifeln, ob ſeine patriotiſche Tugend im Verlauf der Geſchichte Schiller's durchdringenden Blick ausgehalten hätte.

So wie Tacitus ſeine Zeitgenoſſen mit der alterthümlichen Römerehre in Kontraſt ſtellt, ſo malt Schiller das ganze reale Leben im Gegenſatz gegen ſeine ideale Welt; aber eine frohe Hoffnung beſeelt den deutſchen Schriftſteller, während der Römer von verzweifelndem Kummer erfüllt war. Denn dieſer ſah trauernd den Untergang des Geſtirnes, deſſen Aufgang der andere freudig begrüßte. — Die Tugend des Menſchen will meiſtens nur auf der Oberfläche betrachtet ſein; wenn man ſie erklärt, verſchwindet ſie. Je mehr der Hiſtoriker erklärt, deſto mehr muß er zum Niedrigen hinabſteigen. Selbſt das Edle muß ſich mit dem Gemeinen verbinden, wenn es gelten ſoll im Leben. „So lange die Weisheit,“ ſagt Schiller[2], „bei ihrem Vorhaben auf Weisheit rechnet oder ſich auf ihre eigenen Kräfte verläßt, entwirft ſie keine andere, als chimäriſche Plane, und die Weisheit läuft Gefahr ſich zum Gelächter der Welt zu machen; aber ein glücklicher Erfolg iſt ihr gewiß und ſie kann auf Beifall und Bewunderung zählen, ſobald ſie in ihren geiſtreichen Planen eine Rolle für Barbarei, Habſucht und Aberglauben hat, und die Umſtände ihr vergönnen, eigennützige Leidenſchaften zu Vollſtreckern ihrer ſchönen Plane zu machen.“ Der Eigennutz in ſeinen tauſend Geſtalten herrſcht in Schiller's hiſtoriſcher Welt, wie in der wirklichen, und ſelbſt das Gute muß von gemeinen Affekten oder den Leidenſchaften ſeine Stärke entlehnen und verdankt meiſt einer unreinen Quelle ſein Daſein. Nur aus der Seele des Schriftſtellers heraus ruft es uns in ſeinen Werken zu, daß es eine reine Tugend gibt. Schiller zeigt ſich uns allenthalben als ein erfahrener, menſchenkundiger Weltmann, und ſcheint eher eine diplomatiſche Karriere gemacht, als ſich durch einſames Denken und Studium gebildet zu haben.

---

[1] Schiller's Werke in E. Bd., S. 962. 1. m. und S. 992. 2. f. (Oktavausgabe B. 9, S. 292 und S. 419 f.).

[2] Ebendaſ. S. 914. 2 (Oktavausg. B. 9, S. 71).

Er ſelbſt nennt die Unpartheilichkeit die heiligſte Pflicht des Geſchichtſchreibers[1]. Wahrheitsliebe, Beſonnenheit und Gerechtigkeitsgefühl lehrten ihn dieſe Pflicht. Während er der Sache ſelbſt die wärmſte Theilnahme zuträgt, iſt er ein kalter Beurtheiler derer, die für eine ähnliche Sache handeln, und ein humaner Richter ihrer Gegner. Die Sache nämlich, für welche er glüht, iſt nie ganz die Sache, für welche die eine Parthei handelt, und welche die andere bekämpft. Den Gegenſtand ſeiner Begeiſterung hält er ungemiſcht und vorurtheilsfrei im reinen Aether des Gedankens, und derſelbe erſcheint ihm im wirklichen Leben, beſonders in einer vergangenen Zeit nur in beſchränkter Geſtaltung. Daher kann er denen, welche für eine ſolche durch Zufälligkeiten verunſtaltete Idee thätig ſind, ſeinen vollen Beifall nicht ſchenken, zumal da er auch ihre Motive ſelten loben darf, und die Gegenparthei findet ſchon in dieſer Entſtellung des Guten und in dem unreinen Streben ſeiner Anhänger eine Entſchuldigung ihres Haſſes. Schiller ſteht über den Kämpfen, welche er uns darſtellt; denn während es ſich in beſtimmten Lebensverhältniſſen nur um beſondere Formen und Beſtandtheile des Guten handelt, hat er immer der Menſchheit allgemeines und höchſtes Gut ſelbſt im Auge. Seine kosmopolitiſchen Ideen und Gefühle erleuchten und erwärmen ſein hiſtoriſches Gemälde, aber die aus ihnen entſprungenen Affekte der Liebe und Abneigung ſind zu rein und frei, als daß ſie ſeinen Blick trüben und ſein Urtheil beſtechen könnten. So iſt er auch für ſeine Landsleute, die Deutſchen, nichts weniger, als blindlings eingenommen, und ſeine Geſchichte des dreißigjährigen Kriegs iſt ſicher nicht in der Abſicht von ihm geſchrieben, den erloſchenen Nationalgeiſt unter den Deutſchen wieder zu beleben, welche

---

[1] Schiller's Werke in E. Bd., S. 997. 1. c. (Oktavausg. B. 9. S. 419)

Wirkung Wieland von ihr erwartete [1]. Die Deutſchen ſind nach ihm langſam und die Umſtändlichkeit macht ihren Charakter in allen ihren öffentlichen Berathungen aus, die proteſtantiſchen Fürſten aber hangen dem neuen Glauben größtentheils aus Eigennutz und Habſucht an. Aber er hütet ſich auch, zu ſehr in's Schwarze zu malen und befolgt die Maxime, „da, wo der natürliche Lauf der Dinge zu einem vollkommenen Erklärungsgrund hinreicht, die Würde der menſchlichen Natur durch keine moraliſche Beſchuldigung zu entehren.“ Daher läßt er es zweifelhaft, ob Guſtav Adolph meuchlings ums Leben kam, und läugnet es, daß Bernhard von Weimar vergiftet worden ſei.

Eine pragmatiſche Behandlung, ein gemeinſchaftlicher idealer Geſichtspunkt und Licht und Wärme aus demſelben durch Reflexionen und Gefühle, ohne partheiiſch zu ſein — wovon wir bisher handelten — waren nur einzelne Mittel der künſtleriſchen Form, welche über das Ganze ſeiner Darſtellung ausgebreitet iſt, in welcher ſich alle Theile vereinen. Wie alle Geiſtesvermögen Schiller's unter dem Einfluß ſeiner Einbildungskraft ſtehen, ſo beherrſcht ſein Schönheitsſinn ſeine ganze hiſtoriſche Darſtellung. Er nennt es ja ſchon ſogleich bei ſeinem erſten Auftreten auf dieſer Bühne als einen ſeiner Hauptgeſichtspunkte, mit Geſchmack zu ſchreiben, ohne der Wahrheit etwas zu vergeben. „Die Geſchichte,“ ſagt er ſogar im Jahr 1788, „iſt nur ein Magazin für meine Phantaſie, und die Gegenſtände müſſen ſich gefallen laſſen, was ſie unter meinen Händen werden [2].“ Auf eine glänzende Weiſe erfüllte er jetzt ſeine eigne Vorſchrift, „daß die Gelehrſamkeit einen Bund mit den Muſen und Grazien ſchließen müſſe, wenn ſie einen Weg zu dem Herzen finden und den Namen einer Menſchenbildnerin ſich verdienen wolle [3].“ Er hätte ſeine Natur vernichten müſſen, wenn er von dieſer Regel abgefallen wäre.

So finden wir denn in Schiller's hiſtoriſchen Werken nicht einzelne zerſtreute Vorzüge, ſondern alle ſind künſtleriſch zu einer Einheit verknüpft. Der Geiſt, die Idee haben in der ſchönſten Form einen würdigen Ausdruck gefunden. Nicht allein Einzelnes gefällt, auch das Ganze befriedigt. Selbſt der, welcher weniger mit Schiller's hiſtoriſchen Schriften zufrieden iſt, lieſ't ſie doch lieber, als die ungeſtalten Geburten der bloßen Gelehrſamkeit. Sie triumphiren ſogar, wie alles Schöne, über ihre Gegner. Die Schilderungen, Charakterbilder, die allgemeinen Gemälde ſind zum Theil unnachahmlich und auch die Reflexionen ſind belebt und anziehend vorgetragen. Die Anlage, die Uebergänge, die Abrundung der Perioden, der Wohlklang der Sätze, Alles beweiſ't die ſorgfältige, geübte Hand des Meiſters. Dieſe Kunſtgeſtaltung iſt gewiß die Krone ſeiner Hiſtoriographie.

---

[1] Siehe Theil 2, S. 183.

[2] Frau von Wolzogen, Th. 1, S. 341.

[3] Siehe Theil 1, S. 235.

Ein Urtheil, welches Schiller über Woltmann's Geſchichte der Reformation fällte, iſt merkwürdig, weil es ſeinen eigenen hiſtoriſchen Stil beleuchtet, und mag daher hier eine Stelle finden. „Uebrigens iſt Woltmann's Werk,“ ſagt er[1], „das weitläuftig werden könnte, um nichts reifer und verſprechender, als ſeine vorhergegangenen Staatengeſchichten. Es kam darauf an, dieſen Stoff, der, ſeiner Natur nach, nach einem kleinlichen elenden Detail hinſtrebt, und mit unendlich retardirendem Gange ſich fortbewegt, in große fruchtbare Maſſen zu ordnen und mit wenigen Hauptſtrichen ihm den Geiſt abzugewinnen. So aber geht der Hiſtoriker eben ſo umſtändlich und ſchwerfällig ſeinen Gang, wie die Reichsverhandlung; er ſchenkt uns keinen kleinen Reichstag, kein nutzloſes Colloquium; man muß durch alles hindurch. In den Urtheilen herrſcht eine jugendliche ſchwächliche Wohlweisheit, ein gewiſſer Geiſt der Kleinigkeit und der Nebenſache; in den Darſtellungen Gunſt und Abgunſt. Bei allem dem lieſ't ſich das Buch nicht ohne Intereſſe.“ Sicher hat er die Fehler, welche er hier rügt, ſelbſt auf's Glücklichſte vermieden. Wer verſtünde die ſchwere Kunſt beſſer, als er, ein kleinliches Detail in „große fruchtbare Maſſen“ zuſammenzuziehen, und geiſtreich zu ſein, ohne der Wahrheit etwas zu vergeben?

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe. Theil 5. S. [illegible] f.

Und ſo möge in Betreff dieſer Kunſtform nur noch von ſeinen Charakterſchilderungen die Rede ſein, worauf er ſein vorzügliches Augenmerk gerichtet hatte. „Der Held des Geſchichtſchreibers," behauptet er[1], „muß kalt werden, wie der Leſer, oder was hier eben ſo viel ſagt, wir müſſen mit ihm bekannt werden, ehe er handelt; wir müſſen ihn ſeine Handlung nicht bloß vollbringen, ſondern auch wollen ſehen. An ſeinen Gedanken liegt uns unendlich mehr, als an ſeinen Thaten und noch mehr an den Quellen ſeiner Gedanken, als an den Folgen ſeiner Thaten." Er nennt daher dieſe Handlungen für ſich verlorne Kinder, zu denen der Hiſtoriker in der Seele ſeines Helden und in deſſen äußerer Lage die Mutter ſuchen müſſe. Wenn man nicht läugnen kann, daß in den Dramen der erſten Periode nur wenige, ſich wiederholende, unbeſtimmt gezeichnete, ſubjektive Charaktere vorgeführt werden, ſo verhält es ſich auf einmal ganz anders, ſobald Schiller das Feld der Geſchichte betritt. Hier enthüllt er uns eine große Mannigfaltigkeit ſcharf geſchiedener, wenigſtens begriffsmäßig beſtimmter, objektiv gehaltener Perſonen und geiſtiger Zuſtände. In der Geſchichte fühlte er ſeine Einbildungskraft beſchränkt und gebunden; er ſah ſich aus ſeiner eigenen Betrachtungs- und Gefühlsweiſe hinausgetrieben und gezwungen, ſich jetzt auch in der Fremde anzuſiedeln. Zum großen Heile für ſein poetiſches Talent, welchem durch die Geſchichte die Mannigfaltigkeit der Anſchauungen zu Theil ward, die Goethe unmittelbar aus dem Leben ſchöpfte. Die Menſchen, welche uns ſein geſchichtlicher Griffel zeichnet, ſind nicht mehr Ausgeburten einer lyriſchen Stimmung und eines ſittlichen Bedürfniſſes, und es fehlt ihnen zu leibhaftigen Geſtalten nur Zweierlei. Schiller hat ſeine Charaktere dadurch veredelt, daß er nur menſchlich bedeutſame Züge in ſeine Gemälde aufnimmt, und die zufälligen Eigenheiten meiſt wegläßt; und andererſeits verarbeitet er die Menſchen, welche er uns ſchildern will, betrachtend und erörternd allzu ſehr in allgemeine pſychologiſche und moraliſche Wahrheiten hinein. Hier iſt Schiller's Schranke; er ſtellt uns mehr Arten von Menſchen, als Individuen dar. Er iſt ein idealiſirender Portraitmaler. Seine menſchlichen Gemälde ſind mehr Bilder für den Gedanken, als für das Auge. Und hier iſt es noch beſonders charakteriſtiſch, daß dieſe Genrebilder immer mit Hinblick auf einander, alſo vergleichend oder unterſcheidend, dargeſtellt ſind. Durch die ganze Geſchichte des niederländiſchen Abfalls werden überall Egmont und Wilhelm von Oranien auf einander bezogen, und beide werden dann wieder in Gegenſatz zu Karl dem Fünften und Philipp dem Zweiten geſtellt; in der Geſchichte des dreißigjährigen Krieges aber beleuchten ſich Guſtav Adolph, Wallenſtein und Ferdinand der Zweite wechſelſeitig. Granvella wird mit Mazarin, Tilly mit Alba verglichen, und auf ähnliche Weiſe verhält es ſich beinahe mit allen andern Charakteren. Sind aber Vergleichen und Unterſcheiden Verſtandesthätigkeiten, ſo ſehen wir, daß Schiller auch hierdurch ſein vorherrſchendes intellektuelles Vermögen in Ausübung brachte. Wie er je zwei Begriffe tauſendmal hin- und herwirft und alle ihre Bezüge aufſpürt, ſo macht er ſich auch von zweien Charakteren den einen durch den andern deutlich.

---

[1] Schiller's Werke in Einem Bande, S. 715 f. (Oktavausgabe B. 10, S. 97.)

Wenn wir bisher Schiller's poſitive Vorzüge in der organiſchen Kunſtgeſtaltung ſeiner hiſtoriſchen Werke kennen lernten, ſo werden wir endlich im Folgenden vielleicht ſeine weiſe Enthaltſamkeit bewundern können.

Außer der pragmatiſchen gibt es nämlich noch eine teleologiſche (zweckdeutende) Behandlung der Geſchichte. Die menſchliche Vernunft kann nämlich, „was ſie als Urſache und Wirkung ineinander greifen ſieht, als Mittel und Abſicht (oder Zweck) verbinden.“ Wenn ſie die Erſcheinungen nach dieſen Begriffen ſtetig aneinander reiht und einem höchſten Zwecke oder Endzwecke unterwirft, ſo erhält ſie aus der Weltgeſchichte ein planmäßiges, dem regelloſen Zufall und der blinden Nothwendigkeit entgegenes Ganze, und redet dann von Naturzwecken oder von einem Gotteszwecke, je nachdem ſie der Natur, welche als vernünftig wirkend vorausgeſetzt wird, oder einer göttlichen Vorſehung die zweckmäßige Leitung der Menſchheit nach deren vergeblicher

Beſtimmung zuſchreibt. Aber dieſer ganzen Methode konnte Schiller ſeinen Beifall nicht ſchenken. Denn der Natur können wir keine Zwecke zuſchreiben, weil die Natur kein vernünftiges, perſönliches Weſen iſt; und von Gottes Zwecken kann nur Gott ſelbſt beſtimmt etwas wiſſen und reden. Der Endzweck des Menſchengeſchlechtes aber iſt uns ſchlechterdings verborgen, ſchon deßwegen, weil der Endzweck des Menſchengeſchlechtes dem Endzwecke des Univerſums untergeordnet iſt, man aber die Beſtimmung des Theils unmöglich erkennen kann, wenn man von der Beſtimmung des Ganzen nichts weiß. Wir aber erkennen von dem Univerſum ſelbſt nur Einen Punkt und dieſen nur auf eine ſubjektiv beſchränkte Weiſe, wie ſollten wir erſt von der Beſtimmung dieſes Univerſums etwas Haltbares angeben können? Iſt uns aber der Zweck der Welt verhüllt, ſo iſt uns auch der Zweck des Menſchengeſchlechts verborgen, zumal da wir auch von dieſem Menſchengeſchlecht nur ein ganz fragmentariſches Wiſſen haben. Die Begriffe, Mittel und Zweck gelten daher für uns nur innerhalb der Sphäre unſerer eigenen menſchlichen Thätigkeit.

Wir wiſſen es ſchon aus dem philoſophiſchen Geſpräch im Geiſterſeher [1], daß Schiller dieſe Begriffe in der Behandlung der hiſtoriſchen Thatſachen nicht gebrauchen konnte. Er erkennt dieſe ganze Zweckmäßigkeit und planmäßige Uebereinſtimmung, die wir in der Geſchichte zu finden glauben, nur als etwas in unſerer Vorſtellung Vorhandenes an, er ſieht in derſelben nur eine aus unſerer Vernunft in die äußere Ordnung der Dinge verpflanzte Harmonie. Das teleologiſche Princip, ſagt er daher, biete zwar dem Verſtande die höhere Befriedigung und unſerem Herzen die größere Glückſeligkeit an, aber es werde durch eben ſo viele Fakta widerlegt, als beſtätigt. Daher ſpricht er in ſeinen geſchichtlichen Werken nur ſelten, und nur zweifelnd und ohne theoretiſche Anſprüche von einer höhern Leitung der Dinge. „Wäre es irgend erlaubt," ſagt er einmal [2], „in menſchliche Dinge eine höhere Vorſicht zu flechten, ſo wäre es bei dieſer Geſchichte." An einer andern Stelle meint er, die Weltgeſchichte rolle der Zufall; und er ſtellt es dem Leſer frei, ob er bei gewiſſen Begebenheiten dieſes Zufalls erſtaunen oder einem höheren Verſtand ſeine Bewunderung zutragen will. Auch von des Schickſals unſichtbarer Hand iſt häufig die Rede. Wenn es von Guſtav Adolph heißt, daß er „ſeine Sache mit der Sache des Himmels gerne verwechſelt habe," ſo kann man es dem Schriftſteller nicht zur Laſt legen, er habe Menſchenabſichten für Gottesabſichten ausgegeben. Es geht in ſeiner hiſtoriſchen Welt alles natürlich und begreiflich zu, gerade ſo, wie auch ſeine dramatiſche Welt der erſten Periode dem religiöſen Geiſte ganz entzogen iſt [1]. Das Menſchenleben iſt auf der kurzen Strecke zwiſchen Geburt und Grab ſich ganz ſelbſt überlaſſen, und entwickelt ſich unter dem Spiele des Zufalls und dem Geſetze der äußern Nothwendigkeit durch ſeine eigene freie Willenskraft nach ſelbſtgeſetzten Zwecken. Was aber vom Individuum gilt, das gilt auch von der Gattung. Daher führt Schiller auch das Außerordentliche in der Geſchichte überall auf das Natürliche zurück, indem er alle wunderbare, unmittelbare göttliche Einwirkungen ablehnt [2]; doch läßt er häufig einzelne himmliſche Sonnenblicke in das irdiſche Leben brechen, und er enthält ſich der Anwendung des teleologiſchen Princips nur ungern und gleichſam durch die Wahrheit gezwungen, weil er deſſen Unbrauchbarkeit durch Vernunftgründe erkannt hat.

---

[1] Siehe Theil 2. S. 48.

[2] Schiller's Werke in G. B., S. 787. 1. u. (Octavausgabe B. 8, S. 9).

In einer ſpätern Abhandlung: „Ueber das Erhabene," [3] rechtfertigt er dieſes Verfahren weiter. Er verwirft hier das Streben des Verſtandes, Zweckmäßigkeit in die Anarchie der moraliſchen Welt bringen zu wollen, gänzlich. Denn in der Welt ſcheine der tolle Zufall mehr zu regieren, als ein weiſer Plan; und bei weitem in den mehrſten Fällen ſtünden Verdienſt und Glück mit einander in Widerſpruch. Wer es hingegen gutwillig aufgebe, dieſes geſetzloſe Chaos von Erſcheinungen unter eine Einheit der Erkenntniß bringen zu wollen, der gewinne von einer andern Seite reichlich, was er von dieſer verloren gebe. Denn gerade dieſer gänzliche Mangel einer Zweckverbindung unter dieſem Gedränge von Erſcheinungen, wodurch ſie für den Verſtand, der ſich an dieſe Verbindungsform halten müſſe, überſteigend und unbrauchbar würden, mache ſie zu einem deſto treffendern Sinnbild für die reine Vernunft, die in eben dieſer wilden Ungebundenheit der Natur ihre eigene Unabhängigkeit von Naturgeſetzen, ihre Freiheit dargeſtellt finde. Die Vernunft nämlich werde ſich bei Betrachtung der wilden, kühnen Unordnung in der großen Haushaltung der moraliſchen Welt neben ihrem ſinnlichen Unvermögen, dieſe Verwirrung durch Zweckbegriffe zu begreifen, zugleich ihres überirdiſchen Vermögens der Freiheit bewußt, und durch dieſe dargebotene Idee der Freiheit für allen Fehlſchlag der Erkenntniß entſchädigt. „Aus dieſem Geſichtspunkt betrachtet,“ fährt dann Schiller fort, „und nur aus dieſem iſt mir die Weltgeſchichte ein erhabenes Objekt. Die Welt, als hiſtoriſcher Gegenſtand, iſt im Grunde nichts anderes, als der Konflikt der Naturkräfte unter einander ſelbſt und mit der Freiheit des Menſchen, und den Erfolg dieſes Kampfes berichtet uns die Geſchichte. Nähert man ſich nur der Geſchichte mit großen Erwartungen von Licht und Erkenntniß, wie ſehr findet man ſich da getäuſcht! Alle wohlgemeinte Verſuche der Philoſophie, das, was die moraliſche Welt fordert, mit dem, was die wirkliche leiſtet, in Uebereinſtimmung zu bringen, werden durch die Ausſagen der Erfahrungen widerlegt, und ſo gefällig die Natur in ihrem organiſchen Reiche ſich nach den regulativen Grundſätzen richtet oder zu richten ſcheint, ſo unbändig reißt ſie im Reiche der Freiheit die Zügel ab, woran der Spekulationsgeiſt ſie gern gefangen nehmen möchte. Wie ganz anders, wenn man darauf reſignirt, ſie zu erklären, und dieſe ihre Unbegreiflichkeit ſelbſt zum Standpunkt der Beurtheilung macht. Eben der Umſtand, daß die Natur, im Großen angeſehen, aller Regeln, die wir durch unſern Verſtand ihr vorſchreiben, ſpottet; daß ſie auf ihrem eigenwilligen, freien Gange die Schöpfungen der Weisheit und des Zufalles mit gleicher Achtloſigkeit in den Staub tritt, daß ſie das Wichtige, wie das Geringe, das Edle, wie das Gemeine in Einen Untergang mit ſich fortreißt, daß ſie hier eine Ameiſenwelt erhält, dort ihr herrlichſtes Geſchöpf, den Menſchen, in ihre Rieſenarme faßt und zerſchmettert, daß ſie ihre mühſamſten Erwerbungen oft in einer leichtſinnigen Stunde verſchwendet, und an einem Werk der Thorheit oft Jahrhunderte lang baut — mit einem Worte, dieſer Abfall der Natur im Großen von den Erkenntnißregeln, denen ſie in ihren einzelnen Erſcheinungen ſich unterwirft, macht die abſolute Unmöglichkeit ſichtbar, durch Naturgeſetze die Natur ſelbſt zu erklären, und von ihrem Reiche gelten zu laſſen, was in ihrem Reiche gilt; und das Gemüth wird alſo unwiderſtehlich aus der Welt der Erſcheinungen heraus in die Ideenwelt, aus dem Bedingten in's Unbedingte getrieben."

---

[1] Siehe Theil 1, S. 315 f.

[2] Siehe Theil 2, S. 128 f.

[3] Schiller's Werke in E. Bd., S. 1268. (Octavausg. Bd. 12, S. 300 ff.)

Die Weltgeſchichte iſt darnach einem erhabenen Drama ähnlich, welches, indem es die Idee der triumphirenden Freiheit in uns wach macht, die Vorſtellung unſerer höhern Beſtimmung und einer intelligibeln Weltordnung in unſer Bewußtſein trägt, und unſer Gemüth hierdurch einer edeln Erhebung theilhaftig werden läßt. An die Stelle einer kleinlichen, nichtigen Zweckdeutelei tritt jetzt eine großartige, bedeutungsvolle äſthetiſche Auffaſſung der Geſchichte nach Vernunftideen; und wir ſehen Schiller zu der Behandlungsweiſe der Geſchichte, welche Tacitus ohne Rechtfertigung befolgte, mit Bewußtſein zurückkehren, nachdem er einen der modernen Zeit ſo natürlichen Irrthum von ſich abgeſtreift hat. Natürlich nämlich iſt der Verſuch, die Welt auch teleologiſch zu erklären, einer Zeit, welche in der kauſalen Erklärung der Dinge (in der Theorie der Natur und der pragmatiſchen Ergründung der Geſchichte) ſo unendliche Fortſchritte gemacht hat und zu einem gewiſſen (ſcheinbaren) Ganzen des Bewußtſeins aufgeſtiegen iſt. Weil der erklärende Verſtand hier die reichſte Ausbeute gewonnen hat, ſo geht er auch dort auf ähnliche Entdeckungen aus, und kann ſich hierbei nur durch eine ſpäte, höhere Befreiung zu Gunſten der Ideen unſerer Vernunft von ſeinem gänzlichen Unvermögen überzeugen. Von einem Begreifen, Erklären und Nachweiſen deſſen, was die Natur oder Gott mit den Dingen vorhabe und wolle, kann nun freilich nicht mehr die Rede ſein; aber wie ja auch unſere Sinnesanſchauungen nicht aus dieſem Begreifen, Erklären und Nachweiſen entſpringen, ſo können wir leicht an uns ſelbſt die Erfahrung machen, daß unſer religiöſer Glaube und die Belebung unſerer edelſten Seelenkräfte durch ihn dieſen Verſtandesoperationen vorausgehen, alſo aus ihnen nicht entſpringen, ſondern unabhängig von ihnen ſind.

Von dieſem freien, hohen äſthetiſchen Standpunkte betrachtete und behandelte Schiller die Geſchichte, und auch hier begegneten ſich wieder der Tragiker und Hiſtoriker. Bloß ſeine erhabene Geiſtesſtimmung flößte Schillern ſein tiefes, dauerndes Intereſſe für die Geſchichte ein. Wäre er ein mehr anmuthig geſtalteter Geiſt geweſen, ſo wäre er, wie Goethe, ihrer erhabenen Größe ausgewichen. Schiller aber fühlte ſich der Weltgeſchichte nahe verwandt, und machte ſo ihre einzige abſolute Unbegreiflichkeit zum Fundament gerade ſeiner tiefſten Auffaſſung derſelben.

Auf dem Grunde des bisher Erörterten wäre es nicht ſchwer, eine allgemeine Theorie der Geſchichtſchreibekunſt aufzuführen. Wir können ihre Arten neben einander ſtellen. Wenn ſich kein anderweitiges Intereſſe einmiſcht, ſo wird die Geſchichte entweder chronikmäßig oder pragmatiſch erzählt. Chronikmäßig nur nach der äußern Verbindung der Thatſachen in der Zeit; pragmatiſch auch nach ihrer innern Verknüpfung durch Urſache und Wirkung. Dieſe letztere Art iſt die reinſte Form, für welche wir Thukydides als Muſter anführen können. Der pragmatiſche Geſchichtſchreiber will uns über nichts anderes belehren und für nichts anderes intereſſiren, als eben über und für die Geſchichte, welche er darſtellt. Alles weitere überläßt er, wie billig, der Geſchichte ſelbſt, welche, wie ein gutes Gedicht, auch ohne weitere Nachhülfe belehrt, anregt und erfreut, jeden Leſer nach ſeinem beſondern Bedürfniſſe. Da aber dieſe Gattung nothwendig einen leitenden Grundgedanken haben muß, ſo wird ſich von dieſem aus eine überwiegende Perſönlichkeit des Geſchichtſchreibers leicht in ſeine Darſtellung drängen. Ein dem hiſtoriſchen Intereſſe heterogenes Intereſſe wird ſich in ſeinen Vortrag miſchen, bald mit, bald ohne Bewußtſein, bald anſpruchslos, wie bei Tacitus, bald mit der Intention, auch den Leſer für dieſes Intereſſe zu gewinnen. In allen dieſen Fällen wird die rein geſchichtliche Wahrheit leicht beeinträchtigt oder auch erdrückt werden, wenn nicht Wahrheitsliebe, Verſtand und Kultur des Geſchichtſchreibers dieſen Hang überwiegen. Die meiſten Völker und Menſchen nämlich ſchätzen das Geſchichtliche nur dann, wenn es ſich mit einem andern, nähern und ſtärkern Intereſſe vermiſcht, und es gehört ſchon eine hohe Ausbildung dazu, das Geſchichtliche rein auszuſcheiden und feſtzuhalten und ſeiner ſelbſt wegen zu achten. Iſt jenes Intereſſe religiöſer Art, ſo entſteht die mythiſche oder die teleologiſche Behandlung der Geſchichte, je nachdem das Religiöſe ſich entweder die Einbildungskraft oder den Verſtand zum Organ nimmt. Die Aſiaten, und zum Theil noch Herodot, ſchrieben die Geſchichte mythiſch, und diejenigen unter uns, welche in der Weltgeſchichte eine Erziehung des Menſchen durch Gott, oder gar eine Entwickelung des göttlichen Geiſtes ſelbſt (!) finden, ſchreiben ſie teleologiſch, und ſtehen mit jenen Kindern der Geſchichtserzählung auf gleichem Standpunkte, nur daß ſie begriffsmäßig das ſagen, was die Orientalen anſchaulich ausdrücken. Sie ſind alte Kinder. Für beide iſt das Geſchichtliche nur etwas Accidentelles. Wenn das religiöſe Intereſſe ſeinen allgemeinen Geſichtspunkt in die Geſchichte hineinträgt, ſo nimmt das ſittliche Intereſſe die Ideen, wornach es die Geſchichte behandelt, aus dem menſchlichen Treiben ſelbſt heraus. Dort wird daher die Geſchichte meiſtens entſtellt, hier häufig nur einſeitig behandelt. Waltet nun das ſittliche Intereſſe bis zu dem Grade vor, daß der Geſchichtſchreiber darauf ausgeht, auch Andere für ſeine Idee zu gewinnen, ſo entſteht die rhetoriſche oder reflektirende (didaktiſche) Darſtellung. Die rhetoriſche, wenn durch das Sittliche Phantaſie und Gefühl ergriffen und begeiſtert werden ſollen; die reflektirende, wenn es nur auf eine Belehrung über das Sittliche, gewöhnlich das Politiſche, abgeſehen iſt. Stehen endlich Einbildung und Verſtand gar nicht im Dienſte beſtimmter religiöſer oder moraliſch-politiſcher Ideen und Gefühle, ſo ſehen wir, wenn dieſe Vermögen überwiegend ſind, die poetiſche und die räſonnirende

Geſtalt der Geſchichte entſtehen. Einbildungskraft und Verſtand ſind hier ihrem freien Spiel und eigner Willkühr überlaſſen, und während jene nur zu ergötzen ſucht, ergeht ſich dieſer in den mannigfaltigſten Betrachtungen, welche aber in der Regel ſich doch gewiſſen Lieblingsideen anſchließen werden. Die poetiſche und räſonnirende Manier nehmen es leicht mit der Geſchichte und mit Grundſätzen, während die andern Arten doch wenigſtens durch ihren Ernſt achtenswerth ſind.

Wenn nun Schiller durch Kultur vor der religiöſen und durch ſeine eigene Natur vor der, eines tiefern Gehalts entbehrenden räſonnirenden Weiſe verwahrt war, ſo macht die harmoniſche Vereinigung der übrigen Arten das Weſen ſeines hiſtoriſchen Stils aus. Doch herrſchte anfänglich die poetiſch-rhetoriſche, ſpäter die reflektirend-pragmatiſche Behandlung vor. Hätte Schiller nach ſeiner zweiten dramatiſchen Laufbahn wieder zur Geſchichte zurückkehren können, ſo hätte ſich das poetiſche Element auf dem höchſten Gipfel des Erhabenen gezeigt, ohne alle Rhetorik. Die Verſchmelzung dieſer verſchiedenen Arten mäßigte jede einzelne, und verhütete es, daß ſein großer hiſtoriſcher Stil nicht in eine einſeitige Manier ausartete.

Bekanntlich theilte Schiller die Dichtung in eine naive und ſentimentaliſche ein. Man muß dieſen Unterſchied auch auf die Geſchichtſchreibung ausdehnen. Die chronikmäßige, mythiſche und pragmatiſche Art gehören zur naiven, alle übrige Arten dagegen zur ſentimentaliſchen Gattung, dieß Wort in dem von Schiller feſtgeſetzten, weiter unten zu erörternden guten Sinne genommen. Schiller's kunſtvoll zuſammengeſetzte Hiſtoriographie iſt eben ſo wohl ſentimentaliſch, als es ſeine Dichtung iſt. Der Grundcharakter beider iſt gleich. Nach dem bewährten Urtheile Goethe's iſt die ganze neuere Theorie über Dichtung von jener Unterſcheidung Schiller's ausgegangen. Aber auch die Theorie der Geſchichtſchreibung muß dieſen Grundunterſchied einer naiven (realen, antiken) und einer ſentimentaliſchen (idealen, modernen) Darſtellung zu Grunde legen, wenn die bisherige Verwirrung der Anſichten der Wiſſenſchaft Platz machen ſoll. Nur wer dieſe Gattungen ſtrenge ſondert, und ihre Arten und ihre Abarten genau kennt, kann zu einem vollgültigen Urtheil über die Kunſtform beſtimmter Geſchichtſchreiber gelangen, und iſt er ſelbſt Geſchichtſchreiber, ſo weiß er, welche Rechte ihm in der neuern Zeit zuſtehen und was ihm nothwendig verſagt iſt.

Nach allem Dargelegten müſſen wir unſerem Schiller einen hohen Rang als Geſchichtſchreiber einräumen. Ja ihm fehlte zu dem *erſten* deutſchen Hiſtoriographen wohl nur ein längeres Leben. Mit welchen Vortheilen und mit welcher Bildung ausgerüſtet, hätte er ſich von ſeiner zweiten dramatiſchen Laufbahn zu ihr zurückgewandt! Aber er war in einem Lebensalter, wo die größten alten Hiſtoriker erſt zu ſchreiben anfingen, ſchon nicht mehr unter den Lebendigen.

Vierzehntes Kapitel.

Häusliches und geſellſchaftliches Leben. Charakterzüge. Achtung und Auszeichnung in der Nähe und Ferne.

Hier nehmen wir von dem Hiſtoriker Schiller für immer Abſchied, wie er ſelbſt in den Jahren, denen ſich unſere Lebensbeſchreibung nähert, von der Geſchichte ſchied, nicht ahnend, daß ihm die Parze die Rückkehr zu derſelben abſchneiden werde.

Wir verließen oben am Ende des zehnten Kapitels unſern Freund an dem Tage ſeiner Verheirathung mit Charlotte von Lengefeld, und unſere Biographie hätte ihn nun durch die erſte Zeit ſeiner Ehe zu begleiten. Das erſte dieſer Jahre war das glücklichſte ſeines Lebens. Die Gegenwart an der Seite einer holden Gattin war genußreich, und man konnte einen vertrauensvollen Blick in die Zukunft werfen. „Jetzt erſt, ſchrieb der Neuvermählte an ſeinen Körner, genieße er die Natur und lebe ganz in ihr; mit fröhlichem Geiſte ſehe er um ſich her, und ſein Herz finde eine ſchöne Nahrung und Erholung. Sein Daſein ſei in eine harmoniſche Gleichheit gerückt; nicht leidenſchaftlich geſpannt, aber ruhig und hell gingen ihm ſeine Tage dahin. Seinem künftigen Schickſale ſehe er mit heiterm Muth entgegen. Wenige Jahre, und er werde im vollen Genuſſe ſeines Geiſtes ſein, ja er hoffe, er werde wieder zu ſeiner Jugend zurückkehren; ein inneres Dichterleben gebe ſie ihm zurück.“

Die Fortſetzung der Thalia und die Herausgabe der Memoiren gewährten ihm bei ſeiner, wenn auch geringen, Beſoldung eine hinreichende Einnahme, zumal da die erſten Jahre ſeiner Ehe ohne Kinder waren. Auch wurde ſchon im Jahre 1790 das erſte Drittheil der Geſchichte des dreißigjährigen Krieges ausgearbeitet, und deſſen ungeachtet blieb ihm noch Zeit zu einer Recenſion über Bürger's Gedichte für die Allgemeine Literaturzeitung übrig.

Der Mann, den wir in Weimar als Einſiedler kennen lernten, war zur heitern Geſelligkeit zurückgekehrt. Er führte eine geraume Zeit keine eigene Haushaltung, ſondern ſpeiſ'te mit ſeiner Frau in einer geiſtreichen, angenehmen Geſellſchaft von nähern Freunden, in dem Hauſe am Markte, in welchem er wohnte; die Eigenthümerin dieſes Hauſes, ein älteres Frauenzimmer, beſorgte für dieſen geſchloſſenen Zirkel den Tiſch. Der Privatdocent Niethhammer, nachher durch ſeine amtliche Wirkſamkeit eben ſo ausgezeichnet, als durch ſeine literariſche Bedeutung, Göritz, der Erzieher eines jungen Adeligen von Frankfurt, welchen er auf die Univerſität begleitete, nachher Dekan, beide Landsleute Schiller's, außerdem der Profeſſor Fiſchenich und von Stein, der Sohn ſeiner Freundin in Weimar, bildeten die tägliche Tiſchgeſellſchaft. Das frugale Mahl war durch Heiterkeit, Offenheit und bedeutende Geſpräche gewürzt. Mit Niethammer und Fiſchenich knüpfte er hier ein Band für das ganze Leben. Er ſprach nicht viel, aber was er ſagte, war bedeutend. Zwiſchen Ernſt und Scherz bewegte ſich ſein Geiſt hin und her, und der eine war durch den andern gemäßigt. Er war ganz Humanität. Bei ſeiner gleichförmigen Stimmung hörte man nur noch ſelten Worte von ihm, die an den frühern glühenden, brauſenden Schiller erinnerten, wenn ſolche Ausdrücke auch nicht ganz ausblieben. Als z. B. einer der Tiſchgenoſſen eine niederträchtige Handlung eines damals in Jena angeſehenen Mannes erzählte, rief er entrüſtet aus: „Es iſt zu verwundern, daß ſolche Menſchen nicht im Gefühl ihrer Nichtswürdigkeit augenblicklich verweſen.“ Wo Ehrloſigkeit in Frage kommt, kann nur ein verweichlichtes und mattes Herz milde und ſchonend ſein, und hier iſt der einzige Fall, wo Toleranz eine Schmach iſt für den, der ſie ausübt.

Mit den meiſten akademiſchen Lehrern ſtand Schiller in einem guten Vernehmen, mit mehrern in einem nähern Verhältniß. Seiner Gattin ſuchte er eine angenehme Geſelligkeit zu verſchaffen. Das Griesbach'ſche und das Paulus'ſche Haus gewährten eine erwünſchte Unterhaltung, deren Reiz die Frauen durch ihre muſikaliſchen Talente erhöhten. Schiller liebte die Muſik, durch welche ſeine poetiſche Stimmung genährt wurde, was ſeine Gattin bewog, ſich durch Unterrichtnehmen im Klavierſpielen noch weiter zu vervollkommnen. Wanderungen in die freundliche Umgegend und bisweilen eine Reiſe nach Rudolſtadt zur Mutter und Schweſter brachten größere Mannigfaltigkeit in das Leben. Auch an Ergötzlichkeiten und Spielen mancher Art nahm er Antheil, am Billard, am Tarok, ſelbſt am Kegelſchieben. Aber in alle ſolche Zerſtreuungen begleitete ihn ſein ernſter Sinn und jene Denkungsart, welcher es geläufig worden war, an das Alltägliche das Höhere, Ideelle anzuknüpfen. „Ich erinnere mich, erzählt ſein Jugendfreund Genz, welcher auf einer literariſchen Reiſe durch einen Theil Deutſchlands begriffen, ſich damals eine Zeit in Jena aufhielt, ihn bei einem ſolchen Zeitvertreibe vor der Stadt geſehen zu haben, wie er auf einmal, von dem Kegelſpiele ſich wegwendend, die Augen zum ſchönen Abendhimmel emporhob, und auf die Bemerkung eines der Mitſpielenden: „Ein herrlicher Abend!“ — die bedeutende Antwort gab: „Ach, man muß doch das Schöne in die Natur überall hineintragen!“[1] Er fand überall jenen hohen Sinn, der, wie er ſagt, oft auch im kindiſchen Spiele liegt.

Es iſt intereſſant, unſern Freund, deſſen Arbeiten und Leiſtungen wir ſo ſehr achten gelernt, auch in ſeinen Spielen und Erholungen zu beobachten. Wie er dort vielleicht uns fern ſtand, ſo tritt er hier wieder in unſern Kreis, und wir werden ihn um ſo bereitwilliger bewundern, je lieber wir ihn gewonnen haben. Es iſt uns daher ſehr willkommen, daß uns Schiller's Tiſchgenoſſe, Göritz, einige intereſſante Nachrichten aus dieſer Zeit aufbewahrt hat [1].

---

[1] Einiges über Schiller in der Zeitung für die elegante Welt. 1823. Nr. 4.

Göritz gab einſt der vertrauten Geſellſchaft in dem Hauſe, welches er mit ſeinem Eleven bewohnte, ein Abendeſſen. Sie hatten ein ſchönes Beſuchzimmer, und alles gerieth ſo gut, daß die Geſellſchaft ſehr heiter wurde. Die Anweſenden ſangen, und tranken alle Brüderſchaft mit einander. Sie redeten ſich den ganzen Abend Du an, Frau von Wolzogen, Frau von Stein, Schiller, Fiſchreich [2], der junge von Stein, Göritz und ſein Eleve. Am andern Morgen aber zeigte ſich bei den Freunden eine natürliche Verlegenheit, denn wie innig befreundet man auch unter einander war, ſo fühlten die Jüngern doch die Unſchicklichkeit, Damen dieſer Art und auch Schillern mit Du anzureden. Den andern Morgen machte ſich v. Stein bei Göritz etwas zu thun und vermied, in der zweiten Perſon zu reden. Göritz lächelte, und da er merkte, daß der junge Mann mit ihm gleich fühlte, ſprach er ſich gegen ihn aus, und ſie verabredeten, wenn ſie zu Tiſche kämen, die getrunkene Brüderſchaft zu ignoriren und in dem alten Ton zu reden. Man ſchien es ihnen Dank zu wiſſen, und ſie verloren hierdurch in der Meinung der intereſſanten Menſchen nichts.

Schiller's Einfachheit im Eſſen und Trinken, und ſeine Unbefangenheit hierin gingen oft ſehr weit. Einſt war der damalige Hauptmann unter der Garde, nachher Adjutant des Königs von Sachſen und General, Funk, zum Beſuch in Jena. Schiller ſprach ihn in einem Garten beim Kegelſpiel und ladete ihn zum Abendeſſen ein; Göritz und ſein Eleve wurden auch mitgenommen. Zu Haus angekommen, wurden ein paar alte, ungleiche Tiſche zuſammengeſtellt, ein Tiſchtuch darüber geworfen, und nun erſchien ein Stück Fleiſch mit ein wenig Salat, als die ganze Abendmahlzeit. Dabei waren alle ganz unbefangen, ungeachtet es ſogar an hinlänglichem Geſchirr und an Servietten fehlte.

---

[1] Morgenblatt vom Jahr 1837, Nr. 84 ff. Daß der ungenannte Verfaſſer dieſer Nachrichten wirklich der nachmalige Dekan Göritz iſt, deſſen die Frau v. Wolzogen und Genz erwähnen, geht daraus hervor, daß auch der Schreiber jener Nachrichten der Hofmeiſter „eines Frankfurter Eleven“ iſt, und ſich einen Würtemberger nennt.

[2] Vielleicht iſt dieſer „Fiſchreich“ mit „von Fiſchart“, deſſen Frau von Wolzogen erwähnt, Eine Perſon, oder es iſt der Profeſſor Fiſchenich gemeint.

Welche Freiheit in dieſem vertrauten Kreiſe herrſchte, davon kann Folgendes zum Beweiſe dienen. Einige anverwandte alte Fräulein waren nach Jena gekommen, um die Schiller'ſche Familie zu beſuchen, und ungeachtet ſie wohlhabend waren, hatten ſie ſich doch aus Oekonomie in dem halben Monde einquartiert, einem Bierhauſe, wo ſonſt nur Fuhrleute übernachteten. Schiller ſelbſt war nicht eingerichtet, ſie bei ſich aufzunehmen. Frau Schiller ſchämte ſich ihrer Anverwandten, ihr Mann machte ſich über ſie luſtig, und dachte ſogleich einen Plan aus. Einige Freunde von der Geſellſchaft ſollten ſich betrunken ſtellen, zu den Fräulein auf ihr Zimmer gehen, und ihnen ſpöttiſch zu erkennen geben, man halte ſie für feil, weil ſie in einer ſolchen Kneipe logirten. Schiller malte dieſe Idee ſehr lebhaft aus und vertheilte auch ſchon die Rollen. Da aber Göritz ſeinen Eleven zu dieſem Scherz nicht gerne hergeben wollte, und auch von Stein keine große Luſt bezeugte, ſo unterblieb der Plan, ſo leid es dem Erfinder deſſelben war. Auch ſeine Schwägerin Karoline hatte ſich an der Hoffnung, daß dieſer Spaß ausgeführt werden würde, ſehr ergötzt.

Man ſieht aus ſolchen Beiſpielen, daß Schiller die Unabhängigkeit von konventionellen Formen, wofür ſeine frühere Dichtung ſtritt, jetzt im Leben wirklich behauptete. „In der engen Verbindung eines kleinen Kreiſes guter und geiſtvoller Menſchen,“ ſagt daher ſeine Lebensbeſchreiberin[1], „wo jeder ſeine Originalität behauptet, und ſich vom Odem der Liebe getragen und verſtanden fühlt, liegt wohl immer der reinſte Lebensgenuß, und der daraus entſpringende Kontraſt mit der übrigen fremden Welt, wo alles an Berechnung, Rückſicht und Beſchränkung mahnt, erzeugt manche komiſche, wunderliche Situationen, die jenem Genuß eine eigene Würze geben.

---

[1] Leben Schiller's von Frau von Welzogen. Theil 2, S. 59.

Das Glück jedes menſchlichen Weſens war uns heilig, nichts als die Wahrheit galt; aber beläſtigt wollten wir ſo wenig als möglich durch fremde Exiſtenzen ſein, die nur Leerheit und Flachheit darboten, und vielleicht achteten wir zuweilen die nothwendigen Weltformen nicht genug, fehlten in der Art, ſie von uns abzuweiſen, und jugendlicher Scherz gerieth in Uebermuth."

Aber nur in ſolchen freien engern Kreiſen konnte es Schillern auf die Dauer wohl ſein, und wenn uns mehr Einzelnheiten aus denſelben aufbewahrt wären, würden gewiß Manche ihren Kopf ſchütteln, wie man ſich nach Belieben Alles erlaubte und ſich über Alles hinwegſetzte. Aber der wahre Genuß des geſelligen Lebens beginnt erſt da, wo wir uns durch die Formen der Geſellſchaft nicht mehr beſchränkt fühlen; und da die konventionellen Regeln nur ein Surrogat einer edeln Bildung ſind, ſo mag ein engerer Verein, in welchem dieſe ſelbſt herrſcht, jene Regeln verlachen. Wenn es für den rohen oder gemeinen Menſchen unerläßlich iſt, daß er ſich an äußere Formen hält, muß es dem edelgebildeten erlaubt ſein, ſich dem Scherze, der Luſtigkeit, dem Muthwillen in engeren Kreiſen ohne Zwang zu überlaſſen, da die eigene Seele ſelbſt in zügelloſer, ungemeſſener Luſt den richtigen Takt noch hält. Wie in dem Reiche der Liebe die Pflicht verſtummt, ſo kommt die fremde Ordnung der Geſellſchaft da nicht mehr in Frage, wo ſchon die freie Seele der edlen Sitte und dem ſchönen Anſtand folgt, indem ſie ihrem eigenen Ebenmaße getreu bleibt. Eine ſolche Unabhängigkeit iſt auch für eine freie poetiſche und philoſophiſche Entwickelung des Geiſtes unentbehrlich. Bei manchen Völkern und zu gewiſſen Zeiten drückt der Zwang der geſellſchaftlichen Formen die Geiſter nieder, und wie man im Studierzimmer leicht ein ſteifer Pedant der Gelehrſamkeit wird, ſo findet man in Hauptſtädten viele zierliche Pedanten der Geſellſchaft.

Wie wenig Hinderniſſe damals in Jena dieſem Freiheitstrieb in den Weg gelegt wurden, geht auch aus einer andern Notiz hervor, die uns Göritz über Schiller gibt. „Er konnte überhaupt," erzählt er, „jede Idee mit Lebhaftigkeit ergreifen und reizend darſtellen. So fiel er einſt darauf, wir ſollten uns eine Uniform machen laſſen, die wir immer tragen wollten. Er machte dieſen Vorſchlag dem Profeſſor Fiſchreich, dem Herrn von Stein und mir, und beſtimmte blauen Frack mit himmelblauem Futter, das um einige Linien über das Dunkelblaue hervorſah, und ſilberne Knöpfe. Lange trugen Schiller, Fiſchreich und ich dieſe Uniform, die eben nicht geſchmackvoll war, und ich brachte ſie noch mit in meine Heimath. Stein hatte ſich entſchuldigt, weil er Hofuniform tragen müſſe.“

Wenn uns dieſe Züge zeigen, wie Schiller das geſellige Leben nach Laune heiter und frei behandelte, ſo ſind uns einige andere Nachrichten höchſt werthvoll, die ihn uns von Seiten ſeines feſten Sinnes und ſeiner Unerſchrockenheit vorführen. Denn wie wir den Muth an keinem Manne vermiſſen wollen, ſo hat ein Dichter und Schriftſteller nur ſelten Gelegenheit, ihn an den Tag zu legen.

Studentenunruhen brachen aus, deren Veranlaſſung die galante Zudringlichkeit eines Studirenden war. Wer mit Extrapoſt durch Jena kam, hielt in der Vorſtadt am Wirthshauſe zum halben Mond und ließ ſich dahin die friſchen Pferde bringen. Ein Graf von Beuſt, welcher angekommen war, hatte mit dem Poſtmeiſter etwas zu reden, und ging daher ſelbſt in die Stadt, wohin ihm ſein Diener folgte. So ſaß alſo die junge, liebenswürdige Gräfin von Beuſt mit ihrer Kammerjungfer allein in dem ausgeſpannten Wagen vor dem halben Mond. Ein Student von der beſten Aufführung hatte ſich mit einigen Landsleuten in dem nämlichen Wirthshauſe luſtig geſchwatzt und getrunken, und kam eben mit ihnen aus dem Hauſe; doch war keiner berauſcht. Einer ſeiner Kameraden machte ihn auf die Gräfin aufmerkſam, und munterte ihn auf, ſie um einen Kuß zu bitten. Der junge Menſch ging alſo an den Wagen und trug dieſe Bitte vor. Die Gräfin antwortete ganz freundlich, daß es ihr eine Ehre ſein würde, daß ſie aber ihren Mann vorher fragen wolle. Da der Student zu bitten fortfuhr, zog die Gräfin das Glas am Wagen in die Höhe. Daran klopfte der Student mehrere Mal und bat mit der Mütze in der Hand, bis ſeine Freunde ihn von dem Gedanken abbrachten. Dieſe Geſchichte wurde dem damaligen Prorektor Ulrich angezeigt, dem man es allgemein zur Laſt legte, daß der arme Student, welcher ein ſächſiſches Stipendium genoß, nach einer weitläufigen Unterſuchung der Sache, ungeachtet der Graf von Beuſt über den Vorfall nur lachte und erklärte, er werde nie Klage einlegen, und troß einer Deputation von Studenten, die ſich bei dem Prorektor für ihn verwandte, mit der Relegation beſtraft wurde. Ein Feſt, welches zu feiern die Ungarn Erlaubniß erhalten hatten, gab Gelegenheit zum Ausbruch ſchrecklicher Unruhen. Ulrich wohnte in ſeinem Garten; dahin zog die exaltirte, zum Theil betrunkene Schaar der Studenten, warf alle Fenſter ein, erſtürmte das Haus, zerſchlug die Meubeln, erbrach die Schränke, riß und hieb die Bäume des Gartens um, und befeſtigte Röcke, Hemden und andere Kleidungsſtücke an langen Stangen, mit denen die Rotte unter lautem Geſchrei triumphirend zurückkehrte und durch die Stadt zog. Am andern Tage rückten eine halbe Kompagnie Huſaren und zwei Kompagnien Fußjäger als Exekutionstruppen in Jena ein, worauf die Studenten in Maſſe die Stadt verließen und nach Erfurt zogen. Doch bald änderten ſie ihren Sinn, baten um Amneſtie und um die Erlaubniß zurückkehren zu dürfen. Da ward denn im akademiſchen Senat darüber deliberirt, ob man den zurückkehrenden Studenten nicht entgegengehen und ſie abholen ſollte. Gegen dieſen Vorſchlag ſprach Schiller aufs beſtimmteſte, indem er ſagte: Man werde beſſer thun, wenn man durchaus nicht nachgebe, wenn man das Anſehen und die Würde des akademiſchen Senats ſtreng behaupte, und den Studenten nur unter der Bedingung einer beſcheidenen Aufführung Erlaubniß zur Rückkehr gebe. Und als ein Profeſſor zu Gunſten jener Meinung den Grund angab, daß aus einem Studenten noch alles *werden* könne, erwiederte er ſehr treffend: das ſei eben ein Beweis, daß die Studenten noch *nichts ſeien*. Doch der Eigennutz des einen und die Furchtſamkeit des andern Theils der Profeſſoren behielten das Uebergewicht. Döderlein, an der Spitze mehrerer Univerſitätslehrer ging den Studenten entgegen, und ſämmtliche Bürgerſchaft holte ſie zu Pferde und zu Fuße ein. Schiller aber tadelte laut das

Benehmen **Ulrich's** und ſprach ſich unverholen darüber aus, wie nöthig es ſei, das Prorektorat beſſer zu beſetzen.

Zeigt ſich hierin eine ehrenwerthe männliche Haltung, ſo beweiſ't eine andere Geſchichte Schiller's perſönliche Unerſchrockenheit. „Profeſſor Fiſchreich,“ erzählt Göritz, „Herr von Stein und ich ritten einſt mit Schiller ſpazieren. Letzterer ritt auf einem Fußpfade, und wir erreichten eine Geſellſchaft von Landleuten, die dieſes Weges nach Hauſe gingen. Es mochte ihnen unangenehm ſein, von uns aus dem Wege getrieben zu werden, oder mochte einer und der andere zu viel Bier getrunken haben, kurz, einer der Bauern fiel plötzlich Schillern, der etwas vorausgeritten war, in den Zügel. Wir kamen ſchnell herbei, Schiller wehrte ſich wie ein Löwe, es gelang ihm, den Zügel ſeines Pferdes loszumachen, und er ritt nun hinter dem Angreifer, auf den er mit der Peitſche losſchlug, einen Rain hinauf und verfolgte ihn lebhaft. Die andern Bauern ſahen ruhig zu, und ich fing an, den Angreifer zu examiren, aus welcher Machtvollkommenheit er Schillern in den Zügel gefallen ſei. Er gab aber keine Antwort, ſondern retirirte ſich ſchnell. Ich mußte mich nachher oft von Schiller darüber necken laſſen, daß ich, ſtatt zuzuſchlagen, immer zu dem Kerl geſagt hätte: „Wer iß er?“ Indeſſen war durch unſere Dazwiſchenkunft der Streit bald entſchieden geweſen und keine Gelegenheit mehr vorhanden, Muth zu zeigen. Schiller hatte ſeinen Hut, der ihm entfallen war, wieder erhalten, der Angriff war zurückgeſchlagen, die Uebermacht war auf unſerer Seite, um ſo mehr, als die übrigen Landleute keinen Theil an der Sache nahmen. Wäre der Kampf fortgeſetzt worden, ſo würden wir, ſobald ſich die Gegenparthei verſtärkt und Steine oder Erdſchollen gegen uns gebraucht hätte, nicht zu unſerm Vortheil aus der Sache gekommen ſein. Aber alle dieſe Vorſtellungen halfen nicht. Schiller empfing mich oft mit der Anrede: „Wer iß er?“ — Wir hatten nun Streit über den Muth, und ich beſtand auf meiner Behauptung, daß es ſtudentenhafte Renomiſterei geweſen wäre, wenn ich oder ein anderer aus der Geſellſchaft die Sache aufgenommen und weiter getrieben hätte. Auch Wilhelm von Humboldt miſchte ſich in den Streit und behauptete, daß der Muth durchaus nicht Sache der Uebung, ſondern ein Werk der Nerven ſei, alſo nichts Willkührliches, ſondern bloß Folge einer zufälligen Stimmung, die man ſich nicht geben könne. Schiller dagegen betrachtete ihn als Reſultat der innern moraliſchen Kraft, die geübt, durch Uebung geſtärkt und auch von phyſiſch Schwächlichen auf einen hohen Grad gebracht werden könne." Es war unſerm idealiſtiſchen Freunde natürlich, von allem wo möglich im Geiſte den Erklärungsgrund zu ſuchen. Und in dieſem Falle möchte das Recht auf ſeiner Seite ſein. Wenn die Philoſophie nichts als eine höhere Selbſtbeſinnung an der Hand des Sprachgebrauchs iſt, ſo kann uns dieſer ſchon über die vorliegende alte Frage eine Weiſung geben. Denn indem wir nie oder doch nur uneigentlich von einem tapfern, muthigen Thiere ſprechen, beſchränken wir dieſe Eigenſchaft auf das Gebiet des Menſchlichen, welches nicht in unſern körperlichen Anlagen zu ſuchen iſt.

Ungeachtet er der Würde und dem Anſehen des Profeſſorenſtandes nicht das Mindeſte vergab, ſtand er dennoch (und vielleicht um ſo mehr) bei der akademiſchen Jugend fortwährend in der größten Achtung. Bei dem oben erzählten Auflauf, wo es plötzlich auf der Straße erſcholl: Licht aus! was er, in ſeine Arbeiten vertieft, überhörte oder vielleicht auch mit Fleiß nicht beachtete, wurden ihm die Fenſter eingeworfen. Aber ſogleich den andern Morgen erſchien eine Deputation der Studirenden, welche ihn im Namen der Landsmannſchaften wegen dieſes Verſehens um Verzeihung bat. Seine Perſönlichkeit war ganz dazu geeignet, beſonders den Enthuſiasmus der beſſern Jünglinge zu entzünden, von denen ſich mehrere enge an ihn anſchloßen.

Ziehen wir nun den Kreis enger zuſammen und treten wir in den heiligen Zirkel ſeines häuslichen Lebens, ſo wiſſen wir aus ſeinen Briefen an Lotte, daß er hier die höchſte irdiſche Seligkeit zu finden gehofft hatte. „Ach, was für himmliſch ſüße Stunden uns bevorſtehen," ruft er in einem Briefe aus, „wenn wir zuſammen wohnen werden, theure Liebe! wenn meine Seele, durch eine gelungene Beſchäftigung aufflammend und bewegt, auch meiner Liebe Flammen der

Schöpfung zubringen und deine Liebe meinem Geiſte Feuer und Leben borgen wird!“ — Und an einem andern Orte ſagt er: „Ich kann gar nicht beſchreiben, meine Liebe, wie mich die Ausſicht freut, mich an deiner Seite mit einer dichteriſchen Arbeit zu beſchäftigen. Die höchſte Fülle des künſtleriſchen Genuſſes mit dem gegenwärtigen Genuſſe des Herzens zu verbinden, war immer das höchſte Ideal, das ich vom Leben hatte, und beide zu vereinigen, iſt bei mir auch das unfehlbarſte Mittel, jenen zu ſeiner höchſten Fülle zu bringen.“

Es iſt trefflich, daß Schiller, als ein thatkräftiger Menſch, auf dieſe Weiſe ſein Liebesglück immer in Verbindung mit ſeiner Thätigkeit bringt, ohne es doch, wie es Goethe zuweilen thut, für dieſe als ein bloßes Mittel zu gebrauchen. Daß aber ſolche Träume alle in Erfüllung gingen, iſt natürlich nicht anzunehmen. Wir glauben es ſeiner Schwägerin gerne, daß unter manchen Leiden und Sorgen dieſe Ehe durch dauernde Eintracht der Herzen, Harmonie des Geſchmackes und gleiche Stimmung für geſellige Freuden beglückt worden ſei. Empfänglichkeit, Frohſinn und Hingabe ſcheinen ihm ſeine Lotte beſonders werth gemacht zu haben. Ihr ſicherer Geſchmack und ihr feines Gefühl waren nicht ſelten ein beſtimmendes Urtheil für ihn[1], wie denn auch Goethe ſagt, er habe ſehr von dem Einfluſſe der Weiber abgehangen, oft zum Nachtheil ſeiner Produkte. Ein ſolches Weſen um ſich zu haben, welchem er ſeine Ideen mittheilen konnte, war für ihn Bedürfniß. Aber den ſpekulativſten unter allen Dichtern konnten Unterhaltungen mit einer Frau auf die Dauer nicht befriedigen. Er ſpricht ja im Briefwechſel mit Goethe ſelbſt der Frau von Wolzogen die äſthetiſche Kultur ab. Auch paßte ein Geiſt, wie der ſeinige, nicht in die engen Schranken des häuslichen Lebens, und er war gewiß, auch ſchon wegen ſeiner Kränklichkeit, ein unbequemer Ehemann. In Schiller's Briefwechſel mit Goethe ſteht ſeine Gattin ſehr im Hintergrund. Nach dem Gedichte: die Ideale, welches ſicher zu ſeinem Verfaſſer eine ſehr nahe Beziehung hat, harren nur die Freundſchaft und die Beſchäftigung bei dem Dichter aus, und von der Liebe heißt es:

---

[1] „Charlotte von Schiller“ in Schiller's ſämmtlichen Werken, Bd. 12. S. 508.

„Ach! allzu ſchnell nach kurzem Lenze
Entfloh die ſchöne Liebeszeit.“

Wir entlehnen noch einige Einzelnheiten über Schiller's häusliches Leben und ſeine Gattin von dem unpartheiiſchen Gries. „Eine leichtſinnige, nach ſinnlichen Freuden haſchende, Zerſtreuung liebende Gattin,“ erzählt er, „hätte für Schillern nicht gepaßt. Er ſchien mir oft ein zu ſtrenger, unbilliger Richter der Handlungen ſeiner Frau zu ſein. Sie tanzte nicht, war aber einmal mit einigen ihrer Freundinnen auf einem Balle im akademiſchen Hauſe in Jena. Es konnten Jahre vergehen, ehe ſie etwas der Art wiederholte. Gros und ich hatten uns Abends nach Tiſch mit Schiller in ſeinem Hauſe zum Spiel geſetzt, und ſpielten fort, bis ſie kam. Es war Morgens um drei Uhr. Ich vergeſſe die Kälte und den mißbilligenden Ton, mit dem er ſie empfing, in meinem Leben nicht. Sie hätte mit großem Rechte antworten können: „Und du, deſſen Geſundheit ſo ſehr geſchwächt iſt, ſpielſt die ganze Nacht fort und zerſtörſt ſie vollends?“ Sie nahm den Verweis über ihr ſpätes Nachhauſekommen ſehr ſanft auf, und als ihre freundlichen Entſchuldigungen nichts halfen, ſchwieg ſie ganz.“

„Am Weimar'ſchen Hofe war es zu damaliger Zeit Mode, ſo leiſe zu ſprechen, daß der Ungeübte den Redenden nicht verſtehen konnte. Dieß war denn auch unter dem Adel allgemeiner Ton, und man ſprach mit einander etwa ſo, wie man in einer größern Geſellſchaft ſeinem Nachbarn etwas ſagen würde, was kein Anderer hören ſollte. Lautes Reden gehörte deßwegen im Schiller'ſchen Hauſe zu den Zeichen einer ſchlechten Erziehung. Es fielen hierdurch oft lächerliche Auftritte vor. Der Profeſſor Ilgen, der ohnehin gewohnt war, ſehr laut zu reden, erzählte einſt der Frau Schiller die Geſchichte zweier Holzbauern, die ſich auf dem Markte zankten, ganz in dem Ton und mit der Stimme, welche bei ſolchen Gelegenheiten vorkommen. Frau Schiller wußte ſich ſeines Geſchreies wegen faſt nicht zu faſſen, und wir lachten über ſie und nicht über die intereſſante Geſchichte, die Niemand hören wollte. Ilgen nahm das für Beifall und gefiel ſich immer mehr in der Nachahmung der Bauernſtimmen, ſo daß es am

Ende auch uns unausſtehlich wurde. Als er fort war, ſagte ſie mit einem tiefen Seufzer: „Das iſt ein garſtiger Mann, der Profeſſor Ilgen!“ und erzählte mit allen Zeichen des Abſcheues vor einem ſolchen Geſchrei ihren Bekannten die Geſchichte.“

„Daß ſie von Adel war, zeigte Frau Schiller auch durch die Art, wie ſie ihre Kammerjungfer behandelte. Dieſe war hübſch und ſchien gutmüthig, auch waren ihre Sitten unanſtößig. Sie wurde aber immer mit einem gewiſſen ſpöttiſchen, herabwürdigenden Ton behandelt, der uns oft empörte; ſie konnte nichts recht machen, und wurde mit Bitterkeit zurecht gewieſen, auch wo keine Urſache dazu war. Ich habe, was meine Verhältniſſe mit dem Adel betrifft, nur Gutes und Erfreuliches erfahren, und kenne den Unterſchied zwiſchen Geldadel und dem erhebenden Gefühl eines ausgezeichneten Geſchlechts, zum Vorzug des letztern, aus vielen Erfahrungen. Aber überall, wo ich beobachten konnte, wurden die Kammerjungfern, beſonders wenn ſie hübſch und etwa Pfarrers- oder Amtmannstöchter waren, ſchnöde behandelt.“

So weit der Bericht eines, wie es nach allem ſcheint, zuverläßigen Augenzeugen.

Wer einmal feſten Fuß im Leben gewonnen hat, faßt ihn, wenigſtens in Deutſchland, auch erſt recht in der öffentlichen Meinung. Seit Schiller angeſtellt war, wurden auch ſeine Verdienſte immer williger und allgemeiner anerkannt. Wie er ſchon früher von dem Landgrafen von Heſſen-Darmſtadt zum Rath ernannt worden war, erhielt er im Jahre ſeiner Verheirathung dieſen Titel zum Ueberfluſſe auch noch vom Herzoge von Meiningen, dem Landesherrn ſeiner Gemahlin. Aber auch in das Ausland waren ſchon die freien Töne ſeiner Leier gedrungen. Aus den Zeitungen erfuhr er, daß ihm von dem Nationalkonvent das franzöſiſche Bürgerrecht ertheilt worden ſei. Weil aber auf der Adreſſe des Briefes an ihn ſein Name falſch geſchrieben und ſein Wohnort nicht angegeben war, ſo konnte das Diplom lange Zeit den Weg zu dem nicht finden, für den es ausgeſtellt war. Er erhielt es erſt im Jahr 1798 durch Kampe in Braunſchweig. Es war von Roland unterzeichnet. Auf den Wunſch ſeines Herzogs deponirte er die Schrift auf der fürſtlichen Bibliothek in Jena. Vorher aber ließ er eine Abſchrift von ihr nehmen, und es ſich atteſtiren, daß das Original dort niedergelegt ſei, für den Fall, daß einmal eines ſeiner Kinder ſich in Frankreich niederlaſſen und dieſes Bürgerrecht reklamiren wollte[1]. Und auch von der Akademie der Wiſſenſchaften zu Stockholm erhielt er im April 1797 ein Diplom zugeſchickt. Er ſprach bei dieſer Gelegenheit unverhohlen ſeine Freude gegen Goethe aus, „ſeine Wurzeln ausdehnen und ſeine Exiſtenz in Andere eingreifen zu ſehen.“ Goethe, welcher dem Bürgerdiplom, weil es von „der herrlichen franzöſiſchen Revolution“ ausging, nicht ſehr hold war, verſäumte es nicht, ihm zu dieſem Schwediſchen Ehrenzeichen zu gratuliren. „Dergleichen Erſcheinungen ſind als barometriſche Anzeichen der öffentlichen Meinung nicht zu verachten.“ In Frankreich und England beachtet man es gar nicht, was andere Völker von ihren großen Geiſtern urtheilen. Die Deutſchen aber wagen nur dann einen ihrer Landsleute laut einen großen Mann zu nennen, wenn das Ausland beiſtimmt, und eine nichtige Stimme von dorther gilt häufig mehr, als eine wahre aus der Heimath.

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, B. 4, S. 131, 143 u. 145.

Fünfzehntes Kapitel.

Metriſche Ueberſetzung aus Virgil's Aeneide. Poetiſche Plane. Schwanken und Mißtrauen. Idee des Wallenſtein.

Wenden wir uns nach dieſer Schilderung ſeines geſelligen Lebens zu Schiller's Thätigkeit zurück, ſo können wir die ſchon früher dargelegten hiſtoriſchen Werke als Zeugen ſeines Fleißes aufrufen. Aber er beſchränkte ſich nicht auf geſchichtliche Arbeiten. Denn als er ſich in der Weltgeſchichte orientirt hatte, trat das philoſophiſche Bedürfniß hervor, den Menſchengeiſt auch in der eigenen Bruſt wiſſenſchaftlich zu erfaſſen. Das war die zweite Aufgabe, welche zu löſen war, und auf welche die hiſtoriſchen Studien alle bezogen wurden. Aber auch die Poeſie, Schiller's innerſtes Lebenselement, konnte nicht ganz zurückbleiben. Wie ſie ſich in ſeine hiſtoriſchen und philoſophiſchen Darſtellungen verzweigte, ſie belebend durchdrang, ſo that ſie ſich in dieſer wiſſenſchaftlichen Periode auch abgeſondert in einzelnen Lehrgedichten, in Uebertragungen und in — poetiſchen Planen kund.

Von den Lehrgedichten, die wir meinen, den Göttern Griechenlands und den Künſtlern, iſt ſchon oben die Rede geweſen, und auch von den Uebertragungen wäre nur noch die metriſche Ueberſetzung des zweiten und vierten Buches der Aeneide des Virgil zu erwähnen. Mit dieſer Arbeit wurde die Neue Thalia eröffnet, welche der ältern Thalia dieſes Namens im Jahr 1792 nachfolgte, nachdem dieſe ſich beinahe durch fünf Jahre gezogen und mit dem zwölften Hefte, ſchon 1790, aufgehört hatte. Die Neue Thalia, welche man die philoſophiſche im Gegenſatz gegen die ältere nennen könnte, die meiſtens poetiſche Arbeiten enthält, ſollte jedes Jahr in zwei Bänden ſechs Hefte umfaſſen; ſie hörte aber ſchon mit dem zweiten Jahrgang auf. In der ſpätern Thalia iſt die genannte Ueberſetzung der beiden Bücher der Aeneide die einzige poetiſche Arbeit Schiller's geblieben.

Den Virgil hatte er ſchon in der Militärakademie in Stuttgart liebgewonnen. Da der Profeſſor Naſt den Zöglingen bisweilen die Bürger'ſche Ueberſetzung einzelner Homeriſchen Geſängen in Jamben vorlas, wurde er dadurch ſo begeiſtert, daß er ſich als ſechzehnjähriger Jüngling an der Aeneide verſuchte. Aber Bürger's jambiſche Proben der Ilias waren vielfach angefochten worden, und mochten nicht im Geſchmack des Präzeptors ſein. Daher verſuchte der junge Schiller nach dem Beiſpiel der Meſſiade eine Verdeutſchung der Aeneide in Hexametern. In dem Schwäbiſchen Magazin erſchien im Jahr 1780 vom zweiten Buche dieſes Epos ein Bruchſtück: „Der Sturm auf dem Tyrrhener Meere“ überſchrieben[1]. Im Original ſind es etwa hundert zwanzig Verſe, in der Ueberſetzung aber viel mehr. Denn wie hätte der gewaltige Geiſt ſich in das vorgefundene Maß der antiken Kürze einſchließen können? Der Herausgeber des Schwäbiſchen Magazins fügte in einer Anmerkung die Worte bei: „Probe von einem Jüngling, die nicht übel gerathen iſt. Kühn, viel, viel dichteriſches Feuer!“ Vor den ſtrengen Anforderungen der jetzigen Ueberſetzungskunſt können freilich dieſe Verſe nicht beſtehen. Die allzu großen Freiheiten, die ſich der Ueberſetzer genommen, die Menge trochäiſcher Füße, Fehler gegen die deutſche Proſodie verderben uns den Geſchmack an ihnen. Aber einzelne Hexameter ſind ihm trefflich gelungen, und der rohe Verſuch iſt uns deßwegen höchſt intereſſant, weil Schiller hier als Jüngling ſchon den Weg einſchlug, welchen er im Ueberſetzen ſein ganzes Leben verfolgte. Das kecke, feurige Genie des jungen Mannes verräth ſich, wie Conz ſagt, mitten unter den Feſſeln, die es ſucht, und gegen die es ſich mitten im Suchen wieder ungebärdig ſträubt, und ſo oft der Verfaſſer ſein Eigenthümliches Fremdem aufzuopfern ſtrebt, eben ſo oft ſprudelt er über ſein Vorbild hinweg. Eine gründliche Gewiſſenhaftigkeit und Originalität liegen mit einander im Kampfe, aber die Originalität drückt auch der Ausbeute des ſorgfältigen Fleißes ihren Stempel auf.

---

[1] Jetzt in Döring's Nachleſe S. 301. Vergleiche Einiges über Schiller von Genz in der Zeitung für die elegante Welt, 1823, Nr. 5.

Als er ſpäter Bürgern in Weimar kennen lernte; kam er wieder auf Virgil zurück, der damals daſſelbe Intereſſe für ihn unter den Lateinern hatte, welches ihm Euripides einflößte.[1] „Bürger und ich haben uns vorgenommen,“ ſchrieb er am 30. April 1789, „einen kleinen Wettkampf der Kunſt zu Gefallen mit einander einzugehen. Er ſoll darin beſtehen, daß wir beide das nämliche Stück aus Virgils Aeneide, jeder in einer andern Versart, überſetzen. Ich habe mir Stanzen gewählt.“ Für dieſes Versmaß und den Reim überhaupt hatte er, wahrſcheinlich durch den Umgang mit Wieland, eine große Vorliebe gefaßt; die antiken Sylbenmaße dagegen waren nicht nach ſeinem Geſchmack, und auch die Voß'ſche Hexametrik, ob er ihr gleich größtentheils ſeine Kenntniß des Homer verdankt, achtete er noch gering; denn ſie ſei ungefügig und ſchmeichle dem Ohr nicht genug.

Der Plan, einen Geſang der Aeneide zu überſetzen, ward durch andere Geſchäfte verſchoben. Erſt in Jena in der zweiten Hälfte des Jahres 1791 nach einem unten zu erzählenden Krankheitsanfalle, welcher ihm angeſtrengtere Arbeiten verbot, holte er jene Idee wieder hervor. Die Geſchichte hatte ihr größtes Intereſſe verloren, anſtrengendes Denken war ihm durch den Arzt unterſagt; ſo griff er denn nach einer Beſchäftigung, welche ihm zur Unterhaltung diente und ſeine erwachende Liebe zur Poeſie nährte, da er doch ſeinem ſpekulativen

---

[1] Siehe Theil 2, S. 104

Trieb nicht nachhängen durfte. Er entſchloß ſich, den Virgil in einer freiern, dem Ohre zuſagenden Weiſe rhythmiſch zu bearbeiten. So entſtanden die in Oktaven übertragenen zwei Bücher der Aeneide. Conz erzählt, wie Schiller, noch warm vor Freude über die gelungene Arbeit, ihm bei einem Beſuche von einem faſt noch naſſen Druckbogen eines Heftes der Thalia die erſten Proben ſeiner Verdeutſchung vorgeleſen habe[1]. Auch dem Profeſſor Reinhold las er eine Probe vor. „Schiller hat mich,“ erzählt er, „nicht ſowohl durch die Schönheit der Diktion, die man bei ihm gewohnt iſt, als der Verſifikation in einer Versart, die mir unter allen die ſchwerſte ſcheint, ſehr überraſcht. Das Kolorit iſt freilich lebhafter, glühender möcht' ich ſagen, als das Virgil'ſche; aber Virgil hat in meinen Augen nichts dadurch verloren, und wird vorzüglich bei Damen, für welche Schiller (und zwar zunächſt für ſeine Frau und Schwägerin) dieſe Arbeit unternommen hat, ſicherlich gewinnen[2].

So iſt dieſe Ueberſetzung aus Virgil, wie ſo manches andere Werk Schiller's, urſprünglich für Frauen beſtimmt. Darnach müſſen alſo des Verfaſſers Worte in der ſchon geſchriebenen Vorerinnerung gedeutet werden, „dieſe Ueberſetzung ſei nur für ſolche Leſer geſchrieben, welche der lateiniſchen Sprache nicht kundig ſeien.“

Jahre und Studien aller Art hatten Schiller's Geiſt ſo gereift, daß er hier eine in jeder Beziehung meiſterhafte Ueberſetzung liefern konnte. Er war des Stoffes, der Sprache und der rhythmiſchen Geſtaltung ſo vollkommen mächtig, daß er beinahe ein ganz neues Gedicht lieferte, und dabei doch mit einer ſeltenen Treue und Gewiſſenhaftigkeit ſich möglichſt am Original hielt. Ueberall iſt die ſorgfältigſte Wahl der Wörter und Ausdrücke und eine klaſſiſche Fügung der Sätze beobachtet, und der nicht ſelten veredelte Inhalt wird uns durch einen herrlichen Wohllaut in die Seele geſchmeichelt. Eine Sophokleiſche Klarheit läßt uns leicht und freudig über dieſe ſchönen Verſe hingleiten; wir fühlen uns in den ſichern Händen des großen Meiſters. Hätte er dieſe Ueberſetzung vollendet, ſie wäre bei den Deutſchen gewiß ſo einheimiſch geworden, als das Original bei den Römern war. Daß das Werk eine Ueberſetzung ſei, hätten nur die Gelehrten gewußt.

---

[1] Zeitung für die elegante Welt, 1823, Nr. 5, S. 36.

[2] Reinhold's Briefwechſel mit Baggeſen, Theil 1. S. 109

Die leſenswerthe Vorerinnerung rechtfertigt zuerſt die Wahl der Stanzen für dieſe freiere Bearbeitung, und macht dann auf die Schwierigkeiten derſelben aufmerkſam. Die magiſche Gewalt des Virgil'ſchen Verſes ſchien ihm in einer ſeltſamen Miſchung von Leichtigkeit und Kraft, Eleganz und Größe, Anmuth und Majeſtät zu liegen. Nun glaube er eine Versart für ſeine Uebertragung wählen zu müſſen, welche der Gelenkigkeit, dem Wohllaut und der Grazie am günſtigſten wäre, denn für die entgegengeſetzten Eigenſchaften der Kraft, Würde und Majeſtät ſorge ſchon der Inhalt des Gedichts und auch der Charakter unſerer übrigens „unbiegſamen, breiten und rauh klingenden Sprache." So ging alſo Schiller auch bei dieſer Arbeit denkend zu Werke! Er blieb nicht bei der äußern Form der Versart ſtehen, ſondern fragte nach deren innern Eigenſchaften, und er hielt ein ganz anderes Metrum, welches dieſe geiſtigen Vorzüge erfülle, für beſſer, als daſſelbe Versmaß, welches dieſe Vorzüge zurücklaſſe. Er wollte ſeinen Dichter im Geiſte und in der Wahrheit überſetzen.

So gab Schiller durch dieſe Arbeit ſeinem eigenen erhabenen, heroiſchen Geiſte die Richtung zum Leichten, Gelenkigen und Anmuthigen hin, im richtigen Gefühle deſſen, was ihm noch fehlte. Anerkannter Weiſe hatten daher dieſe Uebungen einen großen Einfluß auf ſeine poetiſche Ausbildung. Sie hielten außerdem nicht allein während dieſer unglücklichen analytiſchen Periode, wie ſie Goethe nennt, den poetiſchen Sinn in ihm wach, ſondern ſie vervollkommneten ihn auch in den Kunſtgriffen des Techniſchen. Während er durch ſeine äſthetiſchen Unterſuchungen denkend ſeine innere Ausbildung zum Dichter vollendete, eignete er ſich durch dieſe Studien alles in hohem Grade an, was die äußere Form vom Poeten fordert. Als ihn ſein Genius zum zweitenmal in die lyriſche und dramatiſche Laufbahn führte, ſtand er gerüſtet da.

Außer dieſen Ueberſetzungen wurden manche poetiſche Entwürfe gefaßt, welche die durch wiſſenſchaftliche Beſtrebungen zurückgedrängte Kraft verkündigten und die Vorläufer einer fruchtbaren Periode ſein ſollten. Auch Plane ſind uns in der Geiſtesgeſchichte eines Menſchen nicht unwichtig, ſie ſind die Geburtsſtätten der Thaten. Der Jüngling erfreut ſich an Hoffnungen, der Geiſt des Mannes wiegt ſich in Entwürfen. Jene gehen auf das, was der Menſch zu genießen, dieſe auf das, was er zu vollführen gedenkt.

Einige lyriſche Plane beſchäftigten ihn längere Zeit. Eine Hymne an das Licht, wahrſcheinlich ſymboliſcher Art, war in Ausſicht geſtellt, ſo wie eine Theodicee nach den Grundſätzen der Kant'ſchen Philoſophie, alſo ein didaktiſches Gedicht. Von dem letztern erwartete Schiller viel, indem er die Weltanſchauung des Königsberger Weiſen für weit poetiſcher und erhabener hielt, als die Leibnitz'ſche Philoſophie.

Länger verweilte er bei einigen epiſchen Ideen. Friedrich's des Großen Histoire de mon temps, die er noch in Weimar las, brachte ihn wahrſcheinlich auf den Gedanken, dieſen großen König zum Träger eines Epos zu machen. Er ſchreibt darüber an Körner: „Die Idee, ein epiſches Gedicht aus einer merkwürdigen Aktion Friedrich's des Zweiten zu machen, iſt gar nicht zu verwerfen; nur kommt ſie ſechs bis acht Jahre zu früh für mich. Alle Schwierigkeiten, die von der ſo nahen Modernität dieſes Sujets entſtehen, und die anſcheinende Unverträglichkeit des epiſchen Tons mit einem gleichzeitigen Gegenſtande würden mich ſo ſehr nicht ſchrecken. Ein epiſches Gedicht im achtzehnten Jahrhundert muß ein ganz anderes Ding ſein, als eins in der Kindheit der Welt. Und eben das iſt's, was mich an dieſer Idee ſo anzieht. Unſere Sitten, der feinſte Duft unſerer Philoſophien, unſere Verfaſſungen, Häuslichkeit, Künſte, kurz alles muß auf eine ungezwungene Weiſe darin niedergelegt werden und in einer ſchönen harmoniſchen Freiheit leben, ſo wie in der Iliade alle Zweige der griechiſchen Kultur u. ſ. w. anſchaulich leben. Ich bin auch noch nicht abgeneigt, mir eine Maſchinerie dazu zu erfinden, denn ich möchte auch alle Forderungen, die man an den epiſchen Dichter von Seiten der Form macht, haarſcharf erfüllen. Dieſe Maſchinerie aber, die bei einem ſo modernen Stoffe, in einem ſo proſaiſchen Zeitalter die größte Schwierigkeit zu haben ſcheint, kann das Intereſſe in einem hohen Grade erhöhen, wenn ſie eben dieſem modernen Geiſte angepaßt wird. Es rollen allerlei Ideen darüber in meinem Kopfe trübe durcheinander, aber es wird ſich noch etwas Helles daraus bilden. Aber welches Metrum ich dazu wählen würde, erräthſt Du wohl ſchwerlich. Kein anderes, als Ottave rime. Alle andere, das iambiſche ausgenommen, ſind mir in den Tod zuwider, und wie angenehm müßte der Ernſt, das Erhabene in ſo leichten Formen ſpielen! wie ſehr der epiſche Gehalt durch die weiche, ſanfte Form ſchöner Reime gewinnen[1]! Singen muß man es können, wie die griechiſchen Bauern (?) die Iliade, die Gondolieri in Venedig die Stanzen aus dem befreiten Jeruſalem. Auch über die Epoche aus Friedrich's Leben habe ich nachgedacht. Ich hätte gerne eine unglückliche Situation, welche ſeinen Geiſt unendlich poetiſcher entwickeln läßt. Die Haupthandlung müßte, wo möglich, ſehr einfach und wenig verwickelt ſein, daß das Ganze immer leicht zu überſehen bliebe, wenn auch die Epiſoden noch ſo reichhaltig wären. Ich würde immer ſein Jahrhundert darin anſchauen laſſen. Es gibt hier kein beſſeres Muſter, als die Iliade."

Etwa zwei Jahre ſpäter wurde Friedrich der Große, deſſen Perſönlichkeit unſern Dichter weniger anziehen mochte (wenigſtens findet ſich nirgends in ſeinen Werken und Briefen ein Ausdruck der Zuneigung), durch Guſtav Adolph verdrängt. Es war zur Zeit, als Schiller an ſeinem dreißigjährigen Krieg arbeitete. Da wollte er den König von Schweden zum Helden eines ähnlichen epiſchen Gedichtes machen, wie früher den König von Preußen. Er theilte auch dieſen Plan ſeinem Freunde mit: „Unter allen hiſtoriſchen Stoffen, wo ſich poetiſches Intereſſe mit nationalem und politiſchem noch am beſten gattet, ſteht Guſtav Adolph oben an. — Die Geſchichte der Menſchheit gehört als unentbehrliche

---

[1] Derſelbe Gedanke in der „Vorerinnerung" zu der Ueberſetzung aus Virgil. Schiller's Werke in 12 Bd. S. 29 f. o. (Oktavausg. B. 1, S. 142).

Epiſode in die Geſchichte der Reformation, und dieſe iſt mit dem dreißigjährigen Krieg unzertrennlich verbunden. Es kommt alſo bloß auf den ordnenden Geiſt des Dichters an, in einem Heldengedichte, das von der Schlacht bei Leipzig bis zur Schlacht bei Lützen geht, die ganze Geſchichte der Menſchheit ungezwungen und zwar mit weit mehr Intereſſe zu behandeln, als wenn dieß der Hauptſtoff geweſen wäre.“

Dieſe Plane ſind ſo großartig, daß ſie allein mehr werth zu ſein ſcheinen, als manches epiſche Gedicht ſelbſt. Beide haben viele Aehnlichkeit mit einander; es iſt eigentlich Eine Idee, nur in verſchiedener Anwendung. Der Held des Epos iſt unſerm philoſophiſchen, univerſalhiſtoriſchen Dichter bloß der Träger des Werks. Hauptzweck iſt ein Bild der modernen Kultur, ein Gemälde der Geſchichte der neuern Menſchheit. Wie wir ſchon früher bemerkten, daß er die Weltgeſchichte auf die Bühne führte, ſo gedachte er jetzt auch das Schickſal der Menſchheit in einem Epos niederzulegen. Was kann ſich an Erhabenheit dieſer Idee an die Seite ſtellen? Ein ſolches Epos, gut ausgeführt, wäre eine wahrhafte moderne Ilias geworden. Als ein großes Zeitgemälde, wäre es, wie dieſe, der ideelle Spiegel der Weisheit und Denkungsart eines ganzen Jahrhunderts geweſen. Nur hätte nicht eine unſerer Vorſtellung fremde „Maſchinerie“ in das Werk hineingekünſtelt werden dürfen.

Die Ausführung dieſer Plane unterblieb. Dramatiſche Entwürfe zogen ihn nämlich wieder von den epiſchen ab. „Ich traue mir doch im Drama am meiſten zu,“ ſchrieb er an Körner, „und ich weiß, worauf ſich dieſe Zuverſicht gründet. Bis jetzt haben mich die Plane, die mich ein blinder Zufall finden ließ, auf's Aeußerſte embaraſſirt, weil die Kompoſition zu weitläufig und kühn war. Laß mich einmal einen ſimpeln Plan behandeln und darüber brüten!“

Aber auch zu ſeinem dramatiſchen Talente verlor er häufig ſein Zutrauen. Alle ſeine frühern Stücke, etwa Don Karlos ausgenommen, konnten ihn, deſſen Kunſtanſichten und Geſchmack innerhalb einiger Jahre eine gänzliche Umwandlung erlitten, nicht mehr befriedigen. Er ſprach nicht gern von dieſen Arbeiten, ja es ſchien, als wünſche er ſie ungedruckt.

Es war eine für die Poeſie unglückliche Periode. Aus langem Schwanken blieb ihm zuletzt nur das Mißtrauen in ſich ſelbſt zurück; und er konnte der Poeſie überhaupt eben ſo wenig entſagen, als er den Muth hatte, irgend einen poetiſchen Plan auszuführen. Zuerſt ſtörten und hinderten ihn ſeine Amtsgeſchäfte und hiſtoriſchen Arbeiten am Dichten; dann löſchte, wie wir in der nächſtfolgenden Darſtellung ſehen werden, die überwiegende Reflexion die dichteriſche Begeiſterung aus. Als er ſich durch das Feld der Geſchichte hindurchgeſchlagen hatte, nahm ihn die Philoſophie ein, in welchem abſtrakten Boden die Blume der Dichtkunſt ebenfalls nicht gedeihen konnte. Die wiſſenſchaftliche Periode mußte ganz durchlaufen ſein, ehe er wieder bei der Poeſie anlangte, ehe er in ſich den Dichter und in dem Dichter ſich ſelbſt wiederfand. Wer ſich nie ſelbſt beobachtet, wird nie irre an ſich ſelbſt. Aber eine andere Urſache jenes Schwankens lag auch in der reichen Fülle ſeiner Talente, welche wir, ſo durchaus heterogen ihm auch manche Kenntniſſe und Beſchäftigungen waren, im Verlaufe unſerer Geiſtesgeſchichte ſich zu einem weiten Umfange haben entwickeln ſehen. Wer nur für Einen Gegenſtand Geſchick hat, verfolgt die einmal glücklich eingeſchlagene Richtung ſo lange, als ihn äußere Umſtände nicht ſtören. Nur der reichen Natur iſt eine Wahl geſtattet. Schiller konnte an einem beſtimmten Berufe zweifeln, weil er beinahe eben ſo ſehr zum Hiſtoriographen, als zum Dichter, und beinahe eben ſo ſehr zum Epiker, als zum Dramatiker befähigt war. In allen dieſen Feldern würde er ſeine erhabene Weltanſicht niedergelegt und ſeine großartige Behandlungsweiſe des Stoffes beinahe auf eine gleich treffliche Weiſe bewährt haben.

Der an ſich ſelbſt irre Gewordene wandte ſich dann um Rath an ſeine Freunde, denen er in dieſer Sache ein Urtheil zutraute. Auf eine ſolche Anfrage ſchrieb ihm der Koadjutor von Dalberg am 12. September 1790: „Ich wage es nicht zu beſtimmen, was Schiller's allumfaſſender, allbelebender Genius unternehmen ſoll. Nur ſei mir erlaubt der ſtille

Wunſch, daß Geiſter, mit Rieſenkräften ausgerüſtet, ſich ſelbſt fragen möchten: „„Wie kann ich der Menſchheit am nützlichſten werden?““ Durch dieſe ehrenvolle, aber ausweichende Antwort ließ ſich der Fragende nicht beruhigen, und Dalberg ſprach endlich, „ſchüchtern und ungern, weil ihm bei Schiller's Unternehmungen die Wahl wehe thue,“ ſeine Gedanken aus. Für den Geſchichtſchreiber, äußerte er ſich, gehöre eine geſchmackvolle Darſtellung; ein geiſtvoller Trieb der Darſtellung ſei ihm gefährlich, weil er ihn leicht in das Gebiet des Romans führe. Nur darin träfen der Hiſtoriograph und der Dichter mit allen Geiſteswerkmeiſtern zuſammen, daß jeder ſeinen eigenen Brennpunkt haben müſſe, durch den er ſeinem Werke Einheit gebe, und die Theile in ein Ganzes ſchmelze. Schiller vereinige eine hohe Darſtellungskraft und das ſchätzbare Ausdauern des Fleißes mit einander, doch ſei es wünſchenswerth, daß er in ganzer Fülle dasjenige leiſte, was nur er leiſten könne, und das ſei das Drama.

Mit dieſer Stimme vereinigte auch Wieland die ſeinige in ſeiner Vorrede zur Geſchichte des dreißigjährigen Krieges im Damenkalender für 1792, und Johannes von Müller äußerte ſich zu derſelben Zeit, wenn irgend einer, ſei Schiller berufen, Deutſchlands Shakſpeare zu werden. Solcher Männer ermunternde Worte mußten ſein Talent wieder zur Tragödie zurückführen, obgleich es noch einer langen Zeit, großer Anſtrengungen und mancher Stadien der Entwickelung bedurfte, ehe die wunderbare Kriſis eintrat, welche ihn wieder Dichter ſein ließ. Das Drama Don Karlos hatte ihn zu ſeiner Geſchichte des Abfalls der Niederlande geführt, jetzt brachte ihn auf entgegengeſetztem Wege das Leſen der Quellen des dreißigjährigen Kriegs auf die Idee, den Wallenſtein dramatiſch zu behandeln. Von dem Jahr 1790 an trug er ſich fortwährend mit dieſem Gedanken, und im Jahr 1792 wollte er Hand ans Werk legen. Er ſchrieb einige Scenen und zwar in Proſa, vielleicht weil ihm durch ſeine gleichzeitigen Arbeiten dieſe Darſtellungsweiſe am geläufigſten war, oder weil er durch ſie ſein neues Drama der Natur am meiſten anzunähern hoffte. Aber die Fortſetzung dieſes Anfangs verzog ſich noch manches Jahr. Uebrigens iſt aus dem epiſchen und dem dramatiſchen

Plan, welche Schiller an Guſtav Adolph und an Wallenſtein knüpfte, die ausführliche und liebevolle Darſtellung erklärbar, die dieſen Männern in ſeiner Geſchichte des dreißigjährigen Krieges zu Theil geworden iſt. Aller lebendige poetiſche Geiſt in derſelben konzentrirt ſich in der Charakteriſtik beider Helden.

Sechszehntes Kapitel.

Uebergang von der Geſchichte zur Philoſophie. Philoſophiſche Freunde. Reinhold. Vorträge über Aeſthetik. Krankheitsanfall. Studium Kant's. Brief an Fiſchenich.

Schiller's literariſche Thätigkeit für Geſchichte in Jena erſtreckte ſich vom Antritte ſeines Lehramtes 1789 bis zum Jahr 1792.

Wie ſehr die Geſchichte unſern Freund auch anzog, und ungeachtet er ihren hohen Werth noch in ſpätern Lebensjahren eifrig in Schutz nahm [1], konnte ſie doch nicht die Beſtimmung ſeines Lebens werden. Seine eigenthümlichſten Talente ragten über ſie hinaus. Schon im Jahr 1788 äußert er ſich, daß der Geſchichte die *innere* Wahrheit, die man auch die philoſophiſche oder die Kunſtwahrheit nennen könne, abgehe, welche in jeder poetiſchen Darſtellung herrſchen müſſe. Durch eine innere Uebereinſtimmung in den Charaktergemälden lehre uns der Dichter den Menſchen im Allgemeinen, lehre er uns die Gattung kennen, und nicht das ſich ſo leicht verlierende Individuum. Dieſe wichtigere Art der Wahrheit müſſe aber gerade der Geſchichtſchreiber oft der hiſtoriſchen Richtigkeit nachſetzen, oder ihr mit einer gewiſſen Unbehülflichkeit anpaſſen, was noch ſchlimmer ſei[1]. Die ſchöpferiſche Einbildungskraft, welche ihren Gefallen nur an ſelbſtſtändigen Gebilden hat, mußte ihn unvermeidlich verleiten, die Thatſachen auszuſchmücken und umzugeſtalten. „Die Geſchichte iſt überhaupt nur ein Magazin für meine Phantaſie,“ bekennt er offen, „und die Gegenſtände müſſen ſich gefallen laſſen, was ſie unter meinen Händen werden.“ Seinem ſittlich geſtimmten Geiſte gewährte die Geſchichte auch nur eine dürftige Nahrung. Gerne kehrte ſein idealiſirender Hang von dieſem endloſen Spiele der Leidenſchaften und der Zufälle zur Innigkeit der eigenen Gefühle und zur ſtillen Betrachtung zurück. Endlich konnte auch ſein philoſophiſcher, immer auf allgemeine Begriffe gerichteter Sinn auf das Individuelle, worin alles Hiſtoriſche einheimiſch iſt, nicht den gebührenden Werth legen. Kurz, ſeine Liebe zur Geſchichte war durch ſein poetiſches, ſittliches und philoſophiſches Intereſſe vermittelt. Zur nackten hiſtoriſchen Wahrheit um ihrer ſelbſt willen konnte er nicht herabſteigen. Die Geſchichte war ihm ein zwar nothwendiges, aber vorübergehendes Moment in ſeiner Selbſtbildung[2], und nachdem ſie ihn im Allgemeinen mit der Menſchenwelt hinreichend bekannt gemacht, und ihm ein erwünſchtes Material des Wiſſens zugeführt hatte, hörte er auf, aus innerem Triebe ſich mit ihr zu beſchäftigen. Nur die nachlaſſende Dichterkraft würde ihn im Alter wieder zu ihr zurückgeführt haben. In ſeinen rüſtigen Jahren war ſie ihm nie mehr, als ein bloßes Mittel, und in ſeinem Alter wäre ſie ihm ein Erſatz geworden. Alles, was ihn aus ſich ſelbſt riß und zerſtreute, alles, was ſeine immer mehr nach Innen ſich kehrende Natur in eine große Mannigfaltigkeit der äußern Dinge verflocht, war ſeinem Geiſte heterogen.

---

[1] Zelter im Briefwechſel mit Goethe, Theil 3, S. 127.

In dem Grade aber, als ſeine Neigung für die Geſchichte ſich verminderte, trat ſein philoſophiſches Intereſſe hervor. Der zweite Stern dieſes Zeitraumes ging auf, als ſich der erſte ſeinem Untergange zuneigte. Nachdem ſich Schiller erfahrungsmäßig über die äußere Menſchenwelt belehrt hatte, mußte er ſich denkend über den innern Menſchen aufklären, ſo weit es in ſeiner Richtung lag.

---

[1] Leben Schiller's von Frau von Wolzogen, Theil 1, S. [illegible] f.

[2] Ebend. Theil 2, S. 7.

Sein philoſophiſches Intereſſe erhielt durch den Enthuſiasmus für die Kant'ſche Philoſophie, welcher damals in Jena herrſchte, eine willkommene Nahrung. Keine Philoſophie hatte bisher einen ſolchen Beifall gefunden. Aus ganz Deutſchland verſammelten ſich hier denkende junge Männer, um ſich durch Reinhold in die neue Weisheit einführen zu laſſen. Der Baron von Herbert aus Klagenfurt in Kärnthen verließ Weib und Kinder, und eine große Fabrik, welche er dort beſaß, um in Jena Reinhold's Schüler zu werden. Er ward deſſen Haus- und Tiſchgenoſſe, und auch Schiller achtete ſeine Wahrheitsliebe und liebte ſeinen Umgang. Der Doctor Erhard von Nürnberg hielt ſich längere Zeit in Jena auf, ehe er nach Königsberg ging, um zu den Füßen Kant's ſelbſt deſſen Philoſophie zu ſtudiren. Ungeachtet dieſem ſeltſamen Mann alle Grazie fremd war, ſo zog er doch durch ſeinen ungewöhnlichen Scharfſinn und die Kräftigkeit ſeines Charakters die Aufmerkſamkeit Schiller's auf ſich. Reinhold nennt ihn einen Virtuoſen des Denkens, und ein Wunder der praktiſchen Vernunft. Es konnte nicht fehlen, daß bei dieſer allgemeinen wiſſenſchaftlichen Aufregung die verſchiedenartigſten Charaktere ſich hervorſtellten. Die Philoſophie war Vielen eine Lebensangelegenheit, und Jena, wo dieſes rege Leben zuerſt erwachte, wurde damals einige Zeit lang der Mittelpunkt der deutſchen Kultur. Wie in Frankreich vom Leben aus eine Gedankenumwälzung hervorging, welche ſich auf politiſche Verhältniſſe erſtreckte, ſo bewirkte der Königsberger Denker gleichzeitig eine ebenſo große Ideenrevolution in wiſſenſchaftlichen Anſichten.

In welchem günſtigen Verhältniß Schiller zu dieſer großen Zeiterſcheinung ſtand, muß durch unſere bisherige Darſtellung klar geworden ſein. Sein Geiſtesgang hatte ihn von ſelbſt unvermerkt dahin geführt, wo es ihm Bedürfniß war, ſich über ſeine theuerſten Intereſſen durch die Kant'ſche Lehre vollkommen zu verſtändigen. Je mehr ihn der Gang der politiſchen Weltbegebenheit, welche er Anfangs ſo freudig begrüßt hatte, abſtieß, deſto geneigter war er, ſich in die

Philoſophie zurückzuziehen, von welcher ihm, wie ihren begeiſterten Anhängern, mit denen er umging, alles andere Wünſchenswerthe auszugehen ſchien. Längſt hatte er Kant's Anſichten auf ſich wirken laſſen, und jetzt nahm er ihre Einflüſſe noch begieriger auf. Alle Männer ſeines nähern Umgangs waren Verehrer der Kant'ſchen Philoſophie oder doch von philoſophiſchem Intereſſe bewegt. „Wenn Schiller nicht für die neue Philoſophie iſt“, ſchreibt Baggeſen, „ſo ſind gewiß Keine für dieſelbe da!“ Doch verhinderten ihn einige Zeit lang ſeine Geſchäfte, ſie eigens zu ſtudiren. Von ſeinen Tiſchgenoſſen waren es vorzüglich Niethhammer und Fiſchenich, mit denen er ſich über die kritiſche Philoſophie unterhielt, und dieſe war bei dem lebhaften Intereſſe dieſer drei Männer ein nie verſiegender Quell der edelſten Unterhaltung. Aber außerdem hatte ſich in Jena auch ein Klub gebildet, welcher aus dem Mediciner Hufeland, dem Theologen Paulus, dem Botaniker Batſch, dem Chemiker Göttling, dem Kantianer Schmid und dem Philoſophen Reinhold nebſt Schillern beſtand[1]. Man kam alle Mittwoch abwechſelnd in dem Hauſe eines der Theilnehmer zuſammen.

Bei dem harten Erdenlooſe, welches unſerm Freunde zugetheilt war, lächelte ihm doch darin ſein Geſchick, daß es ihm immer ſolche Freunde zuführte, wie ſein Herz oder ſein Geiſt ſie gerade bedurfte. Doch iſt hierin wenigſtens eben ſo viel Verdienſt, als günſtige Fügung der äußern Umſtände. Seelenverwandte Menſchen, welche ſein Geiſt angelockt hatte, wußte ſein Herz feſt zu halten. Wenn Schiller's Briefwechſel mit Körner bekannt wäre, derſelbe würde nicht minder anziehend, als der mit Goethe ſein! So ſtiftete er jetzt auch mit Niethhammer und Fiſchenich eine Freundſchaft, welche durch das ganze Leben dauerte.

Kein bleibendes Verhältniß dagegen bildete ſich mit Reinhold, welcher ihn in der erſten Zeit ſeines Aufenthaltes in Jena mit der Kant'ſchen Philoſophie zuerſt näher bekannt gemacht hatte, ſo daß Schiller ihm damals beſonders nahe ſtand. Reinhold klagt genug darüber in ſeinen Briefen an

---

[1] Baggeſen's Briefwechſel mit Reinhold, Theil 1, S. 94.

Baggeſen. Schon im Anfang des Jahres 1791 ſagt er, Schiller ſei für ihn jetzt ſo gut als abweſend, nur noch von vorigen Zeiten her wiſſe er es, daß er ſein Freund ſei. Im Januar 1792 äußert er ſich, er, Reinhold, kenne Schillern beſſer, als er von ihm gekannt ſei, und ſeine Schriften müßten ihm, wenn er ſie anders leſe, wegen ihrer Trockenheit ungenießbar ſein. „Schiller läßt mich," ſchreibt er in einem folgenden Briefe, „ſo viel von ſeinen Gedanken und Empfindungen wiſſen, als jeden andern ſeiner Leſer," worauf Baggeſen antwortet [1]: „Daß Schiller Deine Liebe nicht zur Hälfte erwiedert, thut mir unausſprechlich weh. Am Ende iſt dieſes Leben doch mit allen ſeinen Kritiken der Vernunft, Briefen und Theorien darüber, mit allen ſeinen niederländiſchen Revolutionsgeſchichten und allen ſeinen Lehrgedichten: Die Künſtler betitelt, — mit allem was mir heilig und werth iſt, doch ein wahres Teufelleben, und ich halte die Hypotheſe derjenigen, die da meinen, wir ſeien ſchon in der Hölle, für weit weniger ungereimt als jene, die da behaupten, wir würden erſt nachher zur Hölle fahren. Das Einzige, was mich abhält, jene Hypotheſe ganz zu adoptiren, iſt das Einzige, was uns Menſchen ewig eine Hölle unmöglich machen wird — die Hoffnung." Die Hoffnung eines nähern Verhältniſſes mit Schiller ging aber auch ſpäter nicht in Erfüllung. „Ich weiß zwar wohl," ſchreibt Reinhold am 24. Januar 1792, „daß mir Schiller gut iſt, aber ich kann mich mit der Art und dem Maß der Mittheilung, womit ſich vielleicht ſeine eigentlichen Freunde begnügen, nicht befriedigen. Ich finde in ſeinem Umgange eben ſo viel Steifheit, Kälte, Trockenheit, als das Gegentheil von dieſem allem in ſeinen Schriften. Aber wie leicht vergeſſe ich das, was Schiller mir nicht iſt, über dem, was er der Welt, und folglich auch mir, wirklich wird." Excurſionen in der anmuthigen Gegend Jena's mit den Frauen wurden gemacht; aber ſie brachten keine Annäherung zu Stande. „Ich weiß nun," klagt Reinhold am 28. März 1792, „daß mich Schiller zwar nicht haßt, aber auch nicht lieben kann, zwar nicht verachtet, aber auch nicht ſchätzt. Seine Einſilbigkeit und Kälte hat mir zu wehe gethan, als daß ich mich derſelben länger freiwillig hätte ausſetzen können, und ich komme nun ſeit einigen Monaten nicht mehr zu ihm.“ Und ſo ſcheint das Verhältniß fortwährend, bis zu Reinhold's Anſtellung in Kiel im Jahr 1794, geblieben zu ſein. Noch am 8. März 1793 ſchreibt er an ſeinen Freund Baggeſen: „Schillern habe ich ſeit einem Vierteljahre nicht geſehen. Oſtern iſt's ein Jahr, ſeit ich in dieſem Hauſe wohne, und Schiller war dieſe ganze Zeit über nur ein Einziges Mal, und zwar bei Gelegenheit des Kränzchens, bei mir, von welchem wir beide Mitglieder ſind, und welches wöchentlich immer bei einem andern gehalten wird. Es iſt mir nicht gelungen, zum Genuſſe ſeiner Freundſchaft zu gelangen; den Beſitz hat er mir wohl öfters zugeſichert. Er lebt überhaupt ſehr iſolirt und ich mag mich ihm um ſo weniger aufdrängen, da es mir gerade an denjenigen Talenten fehlt, durch die ihm die Geſellſchaft eines Freundes aufheiternd werden könnte, an Witz und Phantaſie. Mir geht immer ein Stich in's Herz, wenn Du mir an ihn, oder Deine Sophie an ſeine Frau, Aufträge gebt, wobei Ihr vorausſetzt, daß uns dieſe Menſchen ſo gut ſind, wie Ihr es ſeid, und wie wir ſelbſt es herzlich wünſchten. — Schiller ſchreibt keine Zeile, die von mir ungenoſſen bliebe, und ich kein Buch, das er genießen könnte und irgend bedeutend finden dürfte.“

---

[1] Briefwechſel mit Reinhold, Theil 1, S. 158.

Dieſe Mittheilungen Reinhold's an ſeinen Freund Baggeſen machen es uns recht anſchaulich, welchen hohen Werth gerade die trefflichſten Menſchen ſchon damals auf Schiller's Freundſchaft legten. Man bewarb ſich um ſeine Liebe, man war ſtolz auf ſeinen nähern Umgang. Schiller aber erſchloß ſich nur den Menſchen, von welchen er ſich angeſprochen fühlte; allen übrigen, welche ſich um ſeine Freundſchaft bemühten, ſie mochten ſonſt auch achtungswerthe Männer ſein, kehrte er die kalte verſtändige Seite ſeines Weſens entgegen. Hatten nun ſelbſt ausgezeichnete Perſonen, wie Reinhold, eine ſolche Begegnung zu erfahren, ſo zeigte er ſich gegen Unbekannte und Fremde, welche ihn nicht beſonders intereſſirten, zumal in ſpäterer Zeit, ganz verſchloſſen, und Leute, die er geringſchätzte, behandelte er ſogar mit einer ſchneidenden Kälte.

Derſelbe nüchterne Verſtand, welcher oft ſein Dichten hemmte, trat in der Geſellſchaft von Individualitäten, die ihm nicht zuſagten, ganz überwiegend hervor und wehrte von den Schätzen ſeines Geiſtes und Herzens alle Unberufene ab. Die Liebenswürdigkeit ſelbſt in vertrautern Kreiſen, war er meiſt ein berechnender Weltmann in größerer Geſellſchaft.

Von Reinhold mochte ihn ohne Zweifel deſſen Mangel an äſthetiſcher Ausbildung entfernen; denn ein ſittlich äſthetiſches Intereſſe war es ja allein, was unſern Schiller drängte, ſeine Zuflucht zu der Philoſophie zu nehmen.

Bald fühlte er ſich gedrungen, die Ausbeute ſeiner philoſophiſchen Studien auch der akademiſchen Jugend mitzutheilen. Schon im Sommer 1790, alſo im dritten Semeſter ſeiner Anſtellung, hielt er wöchentlich einmal Vorleſungen über die Tragödie, denen er den Oedipus des Sophokles zu Grunde legte. Er ſchreibt darüber: „Ich finde viel Vergnügen an dieſer Arbeit. Ich entdecke viele Erfahrungen, welche die Ausübung der tragiſchen Kunſt mir verſchafft hat, von denen ich ſelbſt nicht wußte, daß ich ſie hatte. Zu dieſen ſuche ich den philoſophiſchen Grund, und ſo ordnen ſie ſich unvermerkt in ein lichtvolles, zuſammenhängendes Ganze, das mir viele Freude verſpricht. Ich habe doch ſo jede Woche eine aufgeheiterte Stunde an einem Orte, wo ſonſt nicht ſehr viel zu erwarten iſt.“

Man ſieht aus dieſem letzten Zuſatz, daß er ſchon ſehr frühe anfing, den Geſchmack an ſeinen geſchichtlichen Vorleſungen zu verlieren, von denen er, trotz des Beifalls und ungeachtet der mühſamen Präparationen auf dieſelben, in ſeinem Innern ſelten befriedigt ſein mochte. Er war eigentlich für eine erörternde, nicht für eine erzählende Mittheilung geſchaffen.

Aus dieſen Vorleſungen ſind die beiden Aufſätze: „Ueber den Grund des Vergnügens an tragiſchen Gegenſtänden,“ und „Ueber die tragiſche Kunſt,“ hervorgegangen. Sie ſind das erſte, was Schiller über philoſophiſche Aeſthetik, und zwar im Jahr 1792, drucken ließ. „Schiller's Abhandlung über die tragiſche Kunſt im erſten Heft ſeiner Neuen Thalia, wird Dir Freude machen," ſchreibt Reinhold an Baggeſen[1], Du wirſt mit Ueberraſchung gewahr werden, wie tief dieſer wunderbare Genius in den Geiſt der Kritik der Urtheilskraft und der praktiſchen Vernunft eingedrungen iſt, bevor er noch die Kritik der theoretiſchen Vernunft ſtudirt oder auch nur geleſen hat. Gewiß iſt es das Beſte, was über die vim tragicam in irgend einer Sprache geſchrieben iſt." Wir müſſen noch weiter gehend behaupten, daß beide Aufſätze auch vor dem Studium der beiden anderen Hauptwerke Kant's verfaßt ſind. Es webt in ihnen ein Kant'ſcher Geiſt, wie Schiller ihn aus dem Umgang mit denkenden Männern der neuen Schule in ſich aufnahm oder ihn aus Kant's kleinern Schriften ſchöpfte; aber ſie ſind noch frei von Kant's Formelſprache und greifen nicht in deſſen Theorie des Schönen ein. Weil Schiller eine große Wahlverwandtſchaft zur Denkweiſe des Königsberger Weiſen hatte, war er ſchnell mit ihr bekannt. Es brauchten ihm nur einzelne Ideen angeboten zu werden, die er in ſeinem Innern weiter verfolgen und ganz im Sinne Kant's ausbilden konnte. Und überhaupt iſt auch die tiefſte Philoſophie um ſo leichter verſtändlich, je mehr Wahrheit ſie enthält. Denn um ſo mehr findet ſie Anklang in uns ſelbſt, und der in uns wirkende Geiſt legt uns ein richtiges Syſtem nach der Wahrheit aus, die er in ſich ſelbſt trägt und von welcher jede angebotene Wahrheit immer nur ein Analogon ſein kann.

Wir werden beide Aufſätze, welche uns zu dieſer Bemerkung Gelegenheit gegeben haben, ſpäter im Zuſammenhang mit anderen näher betrachten. Hier erwähnen wir nur noch, daß Schiller in der Abhandlung über die tragiſche Kunſt da, wo er von der Gewalt des Menſchen über ſeine Affekte, und von dem Vergnügen des Mitleids ſpricht, zuerſt die Kant'ſche Weisheit rühmt. „Daher der hohe Werth einer Lebensphiloſophie," ſagt er[2], „welche in uns durch ſtete Hinweiſung auf allgemeine Geſetze das Gefühl für unſere Individualität entkräftet, im Zuſammenhang des großen Ganzen unſer kleines Selbſt uns verlieren lehrt, und uns dadurch in den Stand ſetzt, mit uns ſelbſt wie mit Fremdlingen umzugehen. Dieſe erhabene Geiſtesſtimmung iſt das Loos ſtarker und philoſophiſcher Gemüther, die durch fortgeſetzte Arbeit an ſich ſelbſt den eigennützigen Trieb zu unterjochen gelernt haben.“

---

[1] Briefwechſel, Theil 1, S. 151.

[2] Schiller's Werke in E. Bd., S. 1175. f. m. (Oktavausg. Bd. 11, S. 336).

Indem er in dieſen Worten die Kant'ſche Philoſophie preiſt, ſpricht er nicht zugleich von ſich ſelbſt? — Gewiß, der Gang des tiefſten Geiſtes trifft mit der wahren Weisheit immer zuſammen, und die gründliche Analyſe eines ausgezeichneten Menſchen, wie Schiller's, hat deßwegen einen hohen Werth, weil ſie uns zugleich die erhabenſte Philoſophie entwickelt.

Wegen dieſer Unterſuchungen über die Tragödie las er die Poetik des Ariſtoteles. Wie er gerne an ſeinen Beſchäftigungen Andere Theil nehmen ließ, überſetzte er ſeiner Frau und Schwägerin oft Stellen aus dieſer Schrift. Er fühlte ſich durch die liberalen Kunſtanſichten des griechiſchen Denkers beſtärkt und gehoben. „Mit Beſtimmtheit und Feſtigkeit, urtheilt er [*], dringe Ariſtoteles auf das Weſen, und fordere nicht mehr, als aus der Natur der Sache fließe; über alle äußere Dinge ſei er ſo lax, als man ſein könne. Er ſpreche aus einer ſehr reichen Erfahrung und Anſchauung heraus, und habe eine ungeheure Menge tragiſcher Vorſtellungen und glücklich gewählter Muſter vor Augen, was ſeine empiriſche Ausſprüche zu allgemeinen Geſetzen erhebe. Denn in dem Buche ſei durchaus nichts Spekulatives, keine Spur von irgend einer Theorie.“

Mitten in dieſer vielfachen Thätigkeit für Philoſophie und Geſchichte, und in dem glücklicheren Zuſtande, deſſen er ſich ſeit Kurzem erfreute, traf den trefflichen Mann ein harter Schlag. Die Natur hatte ihn mit keiner ſtarken Körperconſtitution ausgerüſtet, und in der Karlsſchule war ſeine Geſundheit keineswegs befeſtigt worden. Ob vielleicht einzelne Unregelmäßigkeiten im Lebenswandel das Uebel ſteigerten, kann aus Mangel an Nachrichten nicht beſtimmt angegeben werden. Sitzen, Anſtrengung, Nachtwachen und ſelbſt die Verſuche, die er bisweilen machte, ſich abzuhärten, ſchwächten ſeinen Körper noch mehr. Der Verkältung war er wegen ſeiner eingezogenen Lebensweiſe ſehr ausgeſetzt. Beſonders aber ſcheint ſein übermäßiges, und zum Theil genußleeres Arbeiten für Geſchichte in Weimar und Jena ſeine Geſundheit untergraben zu haben.

---

[*] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Theil 2. S. 73.

Im Anfange des Jahres 1791 war er mit ſeiner Frau und Schwägerin auf Beſuch bei dem Koadjutor Dalberg in Erfurt. Nach einem Konzert im Stadthauſe, welchem er beigewohnt, ward er beim Abendeſſen von einem heftigen Fieber angefallen. Erſt nach einigen Tagen war er ſo weit hergeſtellt, daß er wieder nach Jena zurückreiſen konnte. Kaum aber war er hier angelangt, ſo ergriff ihn eine heftige, lebensgefährliche Bruſtkrankheit.

Wieland bezeugt, es ſei nur allzugewiß, daß der angeſtrengte Eifer, womit Schiller in dieſem Winter an der Fortſetzung der Geſchichte des dreißigjährigen Krieges arbeitete, wobei im Aufſuchen, Durchleſen, Vergleichen und Prüfen aller Quellen, ſo wie im Bearbeiten der geſammelten und geordneten Materialien eine ununterbrochene Spannung aller Geiſteskräfte erforderlich geweſen ſei, ihm hauptſächlich dieſe Krankheit zugezogen habe[1].

Jetzt zeigte ſich die Liebe, die Verehrung recht, die er in Jena genoß. Viele ſeiner Zuhörer boten ſich wetteifernd zur Pflege und Nachtwache bei dem Kranken an. Der junge Hardenberg, ſpäter unter dem Namen Novalis als Dichter bekannt, trat damals zuerſt in ein vertrauliches Verhältniß zu ihm. Der Jüngling ſollte ſich für den höheren Staatsdienſt vorbereiten, aber ſpätere Begegniſſe zogen ihn ganz von einer Beſchäftigung und Laufbahn ab, welcher ſein poetiſcher und religiöſer Sinn widerſtrebte. Ein anderer Studirender, Guſtav von Adlerskron, von Liefland, machte ſich der Schiller'ſchen Familie, durch die Umſicht und Zartheit, womit er Schiller's

---

[1] Hiſtoriſcher Kalender für Damen für 1792. Vorrede von Wieland, Seite 5.

Wartung ſich angelegen ſein ließ, ſo werth, daß er ihr Hausfreund wurde. Er genas von der augenblicklichen Gefahr durch ſeinen trefflichen Arzt Starke, aber beängſtigende Bruſtkrämpfe blieben zurück. Sein körperlicher Zuſtand war für ſeine — ganze Lebenszeit zerrüttet. Er wurde nie mehr vollkommen geſund. Bisher war Schiller's Leben eine Unterdrückungs- und Armuthsgeſchichte, von jetzt an wird ſein Leben eine Krankheitsgeſchichte.

Die öffentlichen Vorleſungen mußten unterbleiben. Zu Privatvorträgen über Aeſthetik ſammelte er ſo viele Zuhörer, als ſein Zimmer faſſen konnte. An der Geſchichte ſeines dreißigjährigen Krieges für den Damenkalender des nächſten Jahres konnte er nicht weiter arbeiten. Vermuthlich ſtrengten ihn hiſtoriſche Studien am meiſten an, weil ſeine Neigung ſeinen Fleiß hier nicht unterſtützte. Die Ueberſetzung der Aeneide des Virgil beſchäftigte ihn in guten Stunden. Die Kraft ſeines Geiſtes erhielt ſich auf wunderbare Weiſe. Alle leidensfreie Tage waren heiter, alle heitere führten ihn zur Thätigkeit zurück. Die Gefahr, in welcher er ſchwebte, und die er wohl erkannte, ſuchte er den Seinigen zu verbergen.

Kaum war ihm wieder ein ernſteres Arbeiten geſtattet oder möglich, ſo wandte er ſich, und zwar jetzt zuerſt, Anfangs März 1791, zum Studium Kant's. Welches vollgültigere äußere Zeugniß kann einer Philoſophie gegeben werden, als wenn ein helldenkender Geiſt in den Tagen der körperlichen Leiden, am Rande des Grabes, ſich zu ihr wendet, und in ihr eine dauernde Erhebung und Beruhigung findet? Mit dieſem ſittlichen Intereſſe verſchlang ſich bei ihm noch ein äſthetiſches Bedürfniß. „Die Kritik,“ ſchreibt er an Körner, „muß mir jetzt den Schaden erſetzen, den ſie mir zugefügt hat. Und in der That hat ſie mir geſchadet; denn die Kühnheit, die lebendige Gluth, die ich hatte, ehe mir noch eine Regel bekannt war, vermiſſe ich ſchon ſeit mehreren Jahren. Ich ſehe mich jetzt erſchaffen und bilden, und ich beobachte das Spiel der Begeiſterung, und meine Einbildungskraft beträgt ſich mit minderer Freiheit, ſeitdem ſie ſich nicht mehr ohne Zeugen weiß. Bin ich aber erſt ſo weit, daß mir Kunſtmäßigkeit zur Natur wird, wie einem wohlgeſitteten

Menſchen die Erziehung, ſo erhält auch die Phantaſie ihre vorige Freiheit wieder zurück, und ſetzt ſich keine andere, als freiwillige Schranken.“ Er fühlte ſeinen poetiſchen Trieb durch die Reflexion gehemmt und in ſeinen Wirkungen gebrochen. Dem liebevollen Schaffen ſtand das zerſetzende Denken feindſelig im Wege, und verſcheuchte das poetiſche Bild, welches, wie Schiller ſagt, nur in einer glücklichen Stimmung des vorübergehenden träumenden Wahnwitzes geboren wird [1]. Dieſe Hinderniſſe konnten nicht anders als durch Kultur beſeitigt werden. Es ſtand zu erwarten, daß wenn dem reflektirenden Verſtande ſein volles Recht zu Theil geworden wäre, ſich das Gleichgewicht der inneren Kräfte wieder herſtellen werde. Beſonders ſeit der Bekanntſchaft mit den Griechen und ſeinem Umgange mit Wieland war es ihm deutlich geworden, daß ſein Ausdruck nicht natürlich, einfach, leicht und klar genug ſei. Er mußte den Grund dieſer Mängel in Verhältniſſen ſeiner intellektuellen Ausbildung ſuchen. Wenn er erſt mit ſeinen Ideen im Reinen war, floſſen ihm die Gedanken beim Dichten freier zu; wenn er ſich mit ſich ſelbſt verſtändigt hatte, war er zur Natur zurückgekehrt.

Philoſophiſche Durchbildung war die letzte Aufgabe, die er noch zu löſen hatte, ehe er wieder Dichter wurde.

Mit entſchiedenem Ernſte fing er das Studium der Kritik der Urtheilskraft an. Bei ſeiner wenigen Bekanntſchaft mit philoſophiſchen Syſtemen, äußert er ſich gegen Körner, würden ihm die Kritik der reinen Vernunft und ſelbſt einige Reinhold’ſche Schriften jetzt noch zu ſchwer ſein und zu viel Zeit wegnehmen. Weil er aber über Aeſthetik ſelbſt ſchon viel gedacht habe und empiriſch noch mehr darin bewandert ſei, ſo komme er in der Kritik der Urtheilskraft weit leichter fort; auch lerne er hierdurch gelegenheitlich viele Vorſtellungsarten der Vernunftkritik kennen.

Bald wurde er durch den neuen, lichtvollen und geiſtreichen Inhalt des unſterblichen Werkes ſo hingeriſſen, daß er den Entſchluß ausſprach, nicht eher abzulaſſen, bis er die Kant’ſche Philoſophie ergründet hätte, wenn ihn dieß auch drei Jahre koſten ſollte. Er dehnte in der Folge auch wirklich ſein Studium auf Kant's Kritik der praktiſchen Vernunft aus. Aber das theoretiſche Fundamentalwerk dieſes Denkers durchzuarbeiten, fehlte es ihm an Zeit und auch an Sinn. Als er ſich äſthetiſch und ſittlich orientirt hatte, kehrte er zur Darſtellung und Ausübung zurück.

---

[1] Schiller’s Leben von Frau von Wolzogen, Theil 2, S. 9.

Die Kant'ſchen Ideen ſuchte er ſich ſogleich ſelbſtſtändig anzueignen. Ihm konnte jedes philoſophiſche Buch nur ein Anlaß ſein, ſelbſt die Wahrheit aus ſich zu entwickeln. Ein bloßes Notiznehmen kam ihm geringfügig vor; ein bloßes Lernen war ihm eine geiſtige Marter. Das überwiegende Aufnehmen poſitiver Kenntniſſe hatte ihm ja eben die Geſchichte verleidet. Um das Geleſene ſogleich in ſein Eigenthum zu verwandeln, entwarf er ſich für den Winter von 1791 auf 1792 den Plan zu einem Kollegium über Aeſthetik, in welchem er ſeine neuen Ideen vortragen wollte. Ein ſo praktiſcher Geiſt, wie Schiller war [1], denkt bei allen ſeinen Studien immer ſogleich an die Anwendung, an das Lehren und Schreiben. „Auch iſt es nöthig," ſchreibt er, „daß ich auf alle Fälle ein Kollegium ganz durchdenke und erſchöpfe, damit ich in dieſem Sattel gerecht bin, und auch, um mit Leichtigkeit, ohne Kraft- und Zeitaufwand, etwas Lesbares für die Thalia zu jeder Zeit ſchreiben zu können."

Dieſe Abſicht ward auch verwirklicht. Die neue Thalia, zu welcher der Unermüdliche ſelbſt in dieſen Tagen der Krankheit die Idee entwarf, enthielt in dem Jahr 1793 die Erſtlinge ſeiner Kant'ſchen Studien. Die erſte Abhandlung war: Anmuth und Würde [2], auf welche noch zwei andere: Vom Erhabenen, und: Zerſtreute Betrachtungen über verſchiedene äſthetiſche Gegenſtände, folgten. Wir werden die drei Aufſätze am Ende dieſes Theiles im Zuſammenhang mit einander und mit den frühern erörtern und beurtheilen.

---

[1] Vergleiche Theil 1, S. 54, 185 und ſonſt.

[2] Frau von Wolzogen ſagt (Theil 2, S. 100), dieſe Abhandlung ſei in der erſten Ausgabe dem Koadjutor Dalberg mit den Worten des Dichters gewidmet geweſen: „Was du hier ſiehſt, edler Geiſt, haſt du gewirkt." In der Thalia (der erſten Ausgabe) findet ſich nichts von einer Dedikation. Frau von Wolzogen denkt vielleicht an die Stanzen, die Schiller ſeinem an Dalberg geſchickten Exemplar des Wilhelm Tell zur Begleitung mitgab (Schiller's Werke in G. Bd., S. 103, 2 a., Oktavausgabe B. 1, S. 513).

Aber er wollte ſeine jetzigen Studien noch zu einem andern Zwecke benutzen. Er verabredete im Frühjahre 1792 mit ſeinem Freunde Körner den Plan zu Briefen über den Werth des Schönen für die Ausbildung des Menſchen, aus welcher Idee zwei Jahre ſpäter die Briefe über die äſthetiſche Erziehung des Menſchengeſchlechtes hervorgingen [1]. Sie ſollten zwiſchen Schiller und Körner wirklich gewechſelt werden. Man verſtändigte ſich daher im voraus über das Ziel, in dem man endlich zuſammentreffen müßte, und ſprach auch ſchon davon, daß es wünſchenswerth ſei, wenn die Korreſpondirenden eine gleichmäßige Sprache führten. Es war alſo von vornen herein auf den Druck abgeſehen, und dieſe äſthetiſchen Briefe ſollten ein Gegenſtück der philoſophiſchen Briefe zwiſchen Raphael und Julius werden [2].

So machte Schiller jedes wiſſenſchaftliche Bemühen, ſo wie jedes literariſche Erzeugniß zu einem Werk des Lebens. Als er die Kant'ſche Philoſophie ſtudirte, dachte er ſich ſogleich ein Kollegium über ſie aus, entwarf Ideen zu Abhandlungen über ſeine Thalia, wollte einen äſthetiſchen Briefwechſel mit Körner eröffnen, unterhielt ſich mit ſeinen Freunden immer über philoſophiſche Gegenſtände, und da er ſeinen Hausgenoſſinnen ſogar aus dem trockenen Ariſtoteles überſetzte, ſollen wir nicht annehmen, daß er ihnen auch häufig aus Kant's Kritik der Urtheilskraft bedeutende Stellen vorlas? Aber eben weil er alles in's Leben hineinlegte, deßwegen iſt bei ihm alles ſo lebendig. Von Schule, Stubengelehrſamkeit, trockenem Fleiß finden wir keine Spur.

Wie er alles auf die Philoſophie bezog, beweiſ't ein erſt kürzlich zuerſt gedruckter Brief an ſeinen früheren Kollegen Fiſchenich, welcher damals als Profeſſor der Rechte nach Bonn gegangen war, wo er das neue Evangelium der Kantſchen Philoſophie namentlich in ſeinen Vorleſungen über Natur- und Staatsrecht zuerſt verbreitete; er ward ſpäter nach Berlin versetzt, und starb im Jahr 1831 als geheimer Oberjustizrath. Der Brief, welchen ich hier vollständig mittheile, ist am 11. Februar 1793 in Jena geschrieben[1].

---

[1] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen. Theil 2. S. 91 f.

[2] Siehe Theil 2. S. 37.

„Sie haben uns durch Ihren Brief aus einer großen Unruhe und Ungewißheit gerissen, liebster Freund, in die Ihr langes Stillschweigen uns versetzt hatte. Keinen von allen den Briefen, deren Sie erwähnen, haben wir erhalten. Ein Brief von Frankfurt war das einzige, was von Ihnen in unsere Hände kam. Ich konnte mich um so weniger entschließen, Ihnen auf's Gerathewohl zu schreiben, weil auch Göritz uns nichts von Ihnen zu sagen wußte, und es also mehr als wahrscheinlich war, daß die Briefe umher gingen. Mag es indessen sein! Es ist nur gut, daß ich endlich doch weiß, daß Sie leben, daß Sie thätig und zufrieden sind. Ihre glückliche Eröffnung der Vorlesungen und die gute Aufnahme der Kant'schen Philosophie bei Lehrern und Lernenden freut mich gar sehr. Bei der studirenden Jugend wundert es mich übrigens nicht sehr; denn diese Philosophie hat keine andere Gegner zu fürchten, als Vorurtheile, die in jungen Köpfen doch nicht zu besorgen sind. Offenbar spricht dieser Umstand sehr für die Wahrheit derselben."

„Ich kann mir denken, wie viel Freude es Ihnen machen muß, Ihre Ideen auszustreuen, und auch schnell aufkeimen und gedeihen zu sehen. Bei der Bestrebung, sie andern klar zu machen, werden Sie die schwersten Begriffe simplificiren, und eben dadurch auf neue Beweise und Ableitungen derselben geführt werden. Ich bin sehr begierig, Ihre Antrittsrede zu lesen; auch von dem Eindruck, den sie machte, möchte ich gern recht viel von Ihnen hören. Die völlige Neuheit Ihres Evangeliums in Bonn muß sehr begeisternd für Sie sein. Hier hört man auf allen Straßen Form und Stoff erschallen, man kann fast nichts Neues mehr auf dem Katheder sagen, als wenn man sich vornimmt, nicht Kantisch zu sein.

---

[1] Dieser Brief ist dem vorjährigen Jahrgange der „Rheinischen Provinzialblätter" entlehnt. In dem Nachlaß Fischenich's befand sich eine bedeutende Anzahl von Schiller'schen Briefen, die jetzt zerstreut sind. Zu welchem Dank würden mich ihre Besitzer oder die Inhaber anderer Schiller'scher Briefe durch deren Mittheilung verpflichten!

„So ſchwer dieſes unſer einem iſt, ſo habe ich es doch wirklich verſucht. Meine Vorleſungen über Aeſthetik haben mich ziemlich tief in dieſe verwickelte Materie hineingeführt, und mich genöthigt, mit Kant's Theorie ſo genau bekannt zu werden, als man es ſein muß, um nicht mehr bloß Nachbeter zu ſein. Wirklich bin ich auf dem Weg, ihn durch die That zu widerlegen, und ſeine Behauptung, daß kein objektives Prinzip des Geſchmackes möglich ſei, dadurch anzugreifen, daß ich ein ſolches aufſtelle. Ich bin, ſeitdem Sie weg ſind, der Philoſophie ſehr treu geblieben, ja weil alle andere Zerſtreuungen durch ſchriftſtelleriſche Arbeiten aufgehört haben, ſo habe ich mich der Theorie des Geſchmackes ausſchließend gewidmet. Ich habe Kant ſtudirt und die wichtigſten anderen Aeſthetiker noch dazu geleſen. Dieſes anhaltende Studium hat mich auf einige wichtige Reſultate geführt, von denen ich hoffe, daß ſie die Probe der Kritik aushalten werden. Anfangs wollte ich meine neuen Ideen über das Schöne in einem philoſophiſchen Geſpräch herausgeben, da aber indeſſen meine Plane ſich erweitert haben, ſo will ich mir mehr Zeit dazu nehmen, und meine Ideen völlig aufkeimen laſſen. Iſt etwas davon in Ordnung gebracht, ſo ſollen Sie es leſen und beurtheilen.“

„Schmidt, höre ich, wird auf Oſtern hier angeſtellt; Döderlein's Stelle iſt auch noch nicht beſetzt, ich weiß aber nicht, wer ſie bekommen ſoll. Für meinen Umgang habe ich an einem neuen Landsmann, M. Gros, der bei dem Prinzen von Wirtemberg Hofmeiſter geweſen iſt, eine ſehr gute Eroberung gemacht. Es iſt ein ſehr heller Kopf, der beſonders in der Kant'ſchen Philoſophie vortrefflich zu Hauſe iſt. Von den hieſigen Schwaben, Paulus ſelbſt mit eingeſchloſſen, kommt ihm an Sagacität keiner gleich. Von Reinhold hält er nicht viel, beſucht auch ſeine Kollegien nicht. Er ſtudirt Jurisprudenz und wird nächſten Sommer nach Göttingen gehen. Mit meiner Geſundheit iſt es noch immer das Alte, weder beſſer noch ſchlimmer. Indeſſen habe ich mir Glück zu wünſchen, daß meine Fieberperiode, wie es ſcheint, doch glücklich vorbeigegangen iſt. Thätigkeit ſöhnt mich mit der traurigen Exiſtenz aus, wozu mein kranker Körper mich verurtheilt.

An unſerem Zirkel hat ſich nicht viel verändert, außer daß Gros ihn vermehrt hat. Im Frühjahr ziehen wir in den Garten, wo dann auch die übrige Tiſchgeſellſchaft ganz aufgehoben wird. Ich werde dafür an meiner zweiten Schweſter, die ich kommen laſſe, eine Vermehrung der Geſellſchaft erhalten. Ich vermiſſe es oft mit Leidweſen, daß der Name Bonn nicht mehr in meinem Zimmer erſchallt.“

„Der Krieg und Ihre Nachbarſchaft macht mir bange für Ihre Ruhe, und noch mehr für Ihre Geſundheit. Könnten Sie doch, wenn es ſo bunt durch einander geht, ſich aus dem Gewühl losmachen und zu uns kommen; denn dieſes Kriegselend hebt alle Möglichkeit auf, daß wir Sie beſuchen.“

„Meine Frau wird Ihnen ſelbſt ſchreiben; auch Göriz hat verſprochen, etwas beizulegen. Meine Schwägerin, die jetzt hier iſt, empfiehlt ſich Ihrem Andenken. Laſſen Sie uns ja bald wieder einige Worte von ſich hören, und vergeſſen Sie nicht Ihren Sie ewig liebenden Freund Schiller.“

Siebenzehntes Kapitel.

Körperliches Leiden. Beſuch des Karlsbades. Baggeſen. Todesfeier zu Hellebeck. Jahrgehalt durch den Prinzen von Auguſtenburg und den Grafen von Schimmelmann. Reiſe nach der Heimath. Plan der Horen.

Wie Schiller als Jüngling in der Karlsſchule ſeine Lieblingsneigung nur ſpärlich im Kampfe mit dem harten Zwange befriedigt hatte, ſo konnte er jetzt jede frohe Stunde, jeden ſchönen Tag nur als eine Pauſe ſeiner Krankheit anſehen, und er war nie ſicher, daß ſchwere Bruſtkrämpfe ſeine Thätigkeit aufhoben. Die Menſchen ließen ihn in Ruhe, aber die Hand des Schickſals lag ſchwer auf ihm. Er glich dem ſchwediſchen Helden ſeines dreißigjährigen Krieges, welcher von der Sänfte aus Heere befehligte und glänzende Siege erfocht. Hatte ſich bisher ſeine Geiſteskraft im Kampf gegen den Druck von Menſchen und Verhältniſſen bewährt, ſo mußte ſie jetzt gegen einen inwohnenden Feind gerichtet ſein. Ein Uebel überlieferte ihn dem andern größern Uebel, und es ſollte dem Beſten der Menſchen nicht wohl werden auf Erden. Ein hoher Sinn, ein edles Streben, eine ungetrübte Heiterkeit bei einem immer wiederkehrenden, gefahrvollen und quälenden Leiden des Körpers – iſt zwar vielleicht kein Gegenſtand für die poetiſche Darſtellung, aber im Leben ein erhabener Anblick.

Bei einem Beſuche in Rudolſtadt im Juni des Jahres 1791 erlitt er einen harten Anfall, in welchem er ſich entſchieden dem Tode nahe glaubte. Mit männlicher Faſſung ſuchte er die Seinigen zu beruhigen. Aus Kant's Kritik der Urtheilskraft ließ er ſich durch ſeine Schwägerin bedeutende Stellen vorleſen, in denen er die Erhebung und Stärke der Seele feſthielt. Denn jedes Buch, jedes Wort des Geliebten tröſtet und erhebt uns ja nur dadurch, daß es uns an das erinnert, was wir in uns tragen, und nichts kann der Seele gegeben werden, was ſie nicht ſchon beſſer beſitzt. Die beiſſenden Worte vom Munde der Schweſter nahm er gelaſſen auf. „Dem allwaltenden Geiſte der Natur müſſen wir uns ergeben,“ ſagte er, „und wirken, ſo lange wir es vermögen.“ Als ihm die Sprache ſchwer zu werden anfing, griff er nach dem Schreibzeug und ſchrieb: „Sorget für eure Geſundheit; man kann ohne das nicht ſein [1].“

Wir beſitzen aus dieſer Zeit noch einen nach Rudolſtadt gerichteten Brief Wieland's an Frau Schiller [2]. „Ich müßte Sie, theuerſte Freundin,“ ſagt er unter anderm, „in mein Herz ſehen laſſen können, wenn ich Ihnen die Wärme und Innigkeit des Antheils, den ich an Ihrem Schiller nehme, ſollte zeigen können.“ Er meint dann, daß Ruhe des Geiſtes und gänzliche Enthaltung von aller auch nur mit einiger Anſtrengung verbundenen Beſchäftigung nothwendige Bedingungen zur Erhaltung eines vielen Tauſenden ſo theuern und wichtigen Lebens ſeien; und will, daß ſich Schiller wenigſtens für dieſes Jahr von der Fortſetzung des dreißigjährigen Krieges losmache.

Die Krämpfe ließen durch die Mittel des geſchickten Arztes nach. Sein Zuſtand beſſerte ſich, er glaubte wieder an ein längeres Leben, machte Plane und las viel in den ſchlafloſen Nächten. Beſonders richtete er damals zuerſt ſein Augenmerk auf einen Zweig der Literatur, welcher dem philoſophiſchen Betrachter der menſchlichen Natur die intereſſanteſten Aufſchlüſſe gibt — auf Reiſebeſchreibungen. Die Einheit des Menſchen und die Mannigfaltigkeit ſeiner Aeußerungen und Zuſtände zu beobachten, hatte für ihn einen unendlichen Reiz [1]. Nachdem er dieſem intereſſanten Problem in der Geſchichte nachgeſpürt hatte, verfolgte er es jetzt unter den verſchiedenen Himmelsſtrichen. Auch ſpäter kehrte er bisweilen zu Reiſebeſchreibungen, ſo wie zur Geſchichte zurück, von denen uns die erſteren den Menſchen vorzüglich unter dem mächtigen Einfluſſe der äußern Natur zeigen, während ihn die letztere vornehmlich im Kampfe mit der Ueberlieferung darſtellt.

---

[1] Leben Schiller's von Frau von Wolzogen, Theil 1, S. 83 f.

[2] Auswahl von Briefen berühmter Perſonen von Direktor Wyttenbach, im Programm des Gymnaſiums zu Trier vom Jahr 1829.

In dieſer Zeit fing, als Folge ſeiner Krankheit, bei ihm die Unordnung im Wachen und Schlafen an. Zur gehörigen Zeit ſich niederzulegen und frühe aufzuſtehen, war nie bei ihm Gewohnheit geworden. Jetzt aber mußte er, weil er häufig erſt gegen den Morgen, oft ſogar die ganze Nacht nicht einſchlafen konnte, die Ordnung der Natur umkehren, und einen guten Theil des Tages zum Schlafe nehmen. Vor zehn, eilf Uhr konnte er ſelten das Bett verlaſſen. So erzeugte ſich aus dem erſten Uebel ein zweites, welches beinahe eben ſo ſchrecklich war. Er fand, daß ihn oft eher bei einem leichten Geſchäft der Schlaf überfiel, als wenn er ihn erwartete, und ſpielte deßwegen gerne Karten.

Gegen Ende Juni ging er mit ſeiner Gattin nach Karlsbad, „um ſeine geſchwächten Verdauungswerkzeuge zu ſtärken,“ wie Reinhold an Baggeſen ſchreibt, indem er hinzuſetzt: „Jetzt iſt er ſo ſchwach, daß er nicht einmal eine Lektüre wie Peregrinus Proteus, den er ſich vorleſen laſſen wollte, aushalten kann. Wenn er die Beſchwerlichkeiten der Reiſe überſteht, ſo glaubt ſein Arzt, daß ihm geholfen werde [2].“ Er lebte in Karlsbad ſehr eingezogen. Fortwährend brütete er über der Idee ſeines Wallenſtein. Sich von poetiſchen Gebilden zu trennen, das wäre ja die Vernichtung ſeiner ſelbſt geweſen. Dieſes Dramas wegen war es ihm wichtig, durch die Bekanntſchaft mit einigen ausgezeichneten öſtreichiſchen Officieren der militäriſchen Welt wieder näher zu treten. Auch beſuchte er in Eger das Rathhaus, wo er das Bild

---

[1] Siehe Theil 2, S. 80 und S. 201 f.

[2] Briefwechſel zwiſchen Reinhold und Baggeſen, Theil 1, S. 56.

Wallenſtein's ſah, und ließ ſich das Haus zeigen, in welchem er ermordet worden war.

Das Bad wirkte ſo vortheilhaft auf ſein Befinden, daß er ſeinem Verleger Göſchen, welchen er unter vielen namhaften Perſonen hier traf, die Fortſetzung ſeines dreißigjährigen Krieges für den Damenkalender des nächſten Jahres (1792) verſprach — was er aber, wie wir wiſſen, nur zum Theil erfüllen konnte[1]. „Der Himmel belohne Sie," ſchrieb der treue Wieland auf dieſe Nachricht an Göſchen[2], „durch die glücklichſten Wirkungen, die Sie von dem Karlsbade nur immer wünſchen und erwarten können, für die Freude, die Sie meinem Herzen durch die Nachricht von den hoffnungsreichen Ausſichten zur Wiederherſtellung unſeres vortrefflichen Schiller gegeben haben. Mit der lebhafteſten Ungeduld ſehe ich die Beſtätigung dieſes Evangeliums für mich und alle, die, wie ich, den unſchätzbaren Werth unſeres Freundes zu fühlen und zu erkennen fähig ſind, entgegen."

Sein Leiden, die Gefahr, in welcher ſein Leben ſchwebte, diente recht dazu, die begeiſterte Liebe der Menſchen an den Tag zu heben. Nach ſeiner Zurückkunft in Jena im September ſollte er dieß ſelbſt erfahren.

Zu Schiller's enthuſiaſtiſchen Verehrern gehörte auch der Däne Jens Baggeſen. Auf ſeiner Rückreiſe von der Schweiz im Jahr 1790 mit ſeiner jüngſtangetrauten Frau hatte er ſich in Weimar und Jena einige Tage aufgehalten, mit Reinhold eine Freundſchaft auf's Leben geſchloſſen und auch Schiller kennen gelernt, deſſen Perſönlichkeit in ihm einen unvertilgbaren Eindruck zurückließ. In Kopenhagen angekommen, theilte er ſeine Begeiſterung für Schiller's Werke ſeinen hohen Gönnern, Wohlthätern und Freunden, dem Chriſtian Friedrich Herzog von Auguſtenburg und dem Miniſter Grafen Ernſt von Schimmelmann nebſt deren Gemahlinnen mit. Baggeſen war eine, alles Schöne und Gute im Leben vermittelnde Natur, und es war ihm Herzensbedürfniß die, welche er liebte und ſchätzte, einander nahe zu bringen; Auguſtenburg und

---

[1] Siehe Theil 2, S. 162 f.

[2] Wieland's Leben von Gruber, B. 4, S. 227.

Schimmelmann, zwei hochſtehende Männer, welche die politiſchen und philoſophiſchen Ideen, von denen jenes Jahrzehend durchdrungen war und welche ſich in dem Leben Baggeſen's verſchwiſterten, in ſich aufgenommen haben. „Wenn dieſer Prinz uns nicht gewiß iſt," ſchreibt Baggeſen an Reinhold, „ſo können alle jetzige und im nächſten Jahrhundert künftige Poſa's ſich mit allen ihren Planen nach dem Tollhauſe begeben, denn eine Seele wie die ſeinige wiederholt die Natur ſelten unter Millionen, und vielleicht nie unter Hunderten. Nein, es wäre Blaſphemie, ſich dieſem Gedanken zu überlaſſen! Sein Sie nur ruhig, mein Reinhold! er iſt, wird und bleibt der Unſrige. Seine Lage iſt hier ein wenig anders doch, als die des Don Karlos in Madrid. Er iſt aber unendlich mehr, als Karlos. Wann war aber der Weltbürger, der Freiheit und Gleichheit, Aufklärung und allgemeines Menſchenglück thätig liebt, an einem Hofe in einer bequemen Lage?" Die Frauen dieſer drei Männer theilten ihre Geſinnungen, und Schiller war einer der Schutzheiligen dieſes ſchönen Bundes. Baggeſen las dem Prinzen von Auguſtenburg, der anfangs ſehr gegen Schiller eingenommen war, dem Grafen von Schimmelmann, den Frauen Don Karlos und die ſpätern Schriften Schiller's vor. Alle waren entzückt.

Es war im Juni 1791, wo Baggeſen ſich wieder nach Herzensluſt in die Schiller'ſchen Schriften vertiefte, und ſo oft er etwas vorleſen ſollte, griff er nach Schiller. Man war ganz im Schiller'ſchen Ton und Andenken; eine kleine Reiſe nach Hellebeck war verabredet, Baggeſen hatte die Schiller'ſchen Werke dahin ſchon vorausgeſchickt, man freute ſich, an dieſem entzückenden Orte, fern von der Stadt, am donnerrollenden Weltmeer, die Ode: An die Freude, zu ſingen. Alles war bereit, und Baggeſen mit ſeiner Gattin war eben im Begriff nach Seeluſt zu fahren, wo er die Schimmelmann'ſche Familie abholen wollte, da erhielt er ein Billet von der Gräfin, die Reiſe müſſe unterbleiben — Schiller ſei geſtorben. Er war wie vom Blitze getroffen, er ſtürzte halb erſtarrt in die Arme ſeiner Sophie, die Mitgefühl für ſeine Verzweiflung hatte. Es ſchien ihm, als hätte die Menſchheit einen ihrer erſten Erzieher verloren. Er ſetzte ſich hin, an ſeinen Reinhold zu ſchreiben:

„Ich kann Ihnen nicht beſchreiben, theuerſter Reinhold! wie meine ganze Seele zittert, wie mein Herz blutet bei der ſchrecklichen Nachricht, die ich dieſen Augenblick erhalte — und, mein Gott! wie wird Ihnen zu Muthe ſein? Iſt's möglich? unſer Schiller iſt geſtorben? Ich kann es noch immer nicht glauben — ob ich es ſchon fühle. — Tröſten Sie mich über den Verluſt von Mirabeau und den noch empfindlichern von Schiller! — O was haben wir an dieſem ſeltenen Geiſte verloren! Er ſtieg herrlich den Dichterhimmel hinauf, was würde er in ſeinem Meridian geworden ſein! Welche ſchöne Hoffnungen ſind mir vereitelt worden. Ich hoffte ſehr viel von Schiller. Aber die Erde ſcheint noch nicht reif für reife Geiſter zu ſein — der Baum iſt noch nicht ſtark genug, um ſeine Früchte zu tragen. Wie hätte ich mich darauf gefreut, die neuern Revolutionen von Schiller gemalt zu ſehen. O, warum mußte dieſer Raphael vor ſeiner Transfiguration ſterben!“

„Ich wußte wohl, daß ich dieſen außerordentlichen Mann liebte — aber jetzt fühle ich erſt ganz, wie theuer er mir geweſen iſt, wie ſehr er mir die Erde durch ſeine Exiſtenz verſchönert hat, und wie groß der Theil des Intereſſes für dieß Leben, das er mir gab, geweſen iſt. — O, ſammeln Sie ſeine Postuma, und ſorgen Sie, daß nichts verloren geht. Jede Zeile von Schiller iſt intereſſant, und wenn er je was Schlechtes, was ich unmöglich glaube, geſchrieben hat, iſt auch dieſes intereſſant. Er war Deutſchlands Shakſpeare — oder vielmehr, er war Deutſchlands Schiller. O! commercia coeli! was ſind alle Bande der phyſiſchen Natur dagegen: Es ſtirbt uns ein Vater, ein Bruder — und unſer Herz wird zerriſſen — hier aber blutet das, was unſere Herzen überlebt. Daß der Schauſpieldichter in ihm geſtorben iſt, kann ich vielleicht vergeſſen lernen, aber daß Deutſchlands erſter — und vielleicht aller künftigen erſter — Geſchichtſchreiber nicht mehr iſt, das werd' ich nie — nie verbluten. Je genauer ich die Rieſenſchritte dieſes urkräftigen Genius in den Spuren ſeines kurzen aber majeſtätiſchen Vorübergehens auf unſerer Erde betrachte und meſſe, deſto herrlicher ſchwebt vor mir das Bild deſſen, was er hätte werden können, wenn noch reifere Menſchenkenntniß und Erfahrung, vortheilhaftere Umſtände, vollkommene Geiſtes- und Gemüthsruhe einſt in's Gleichgewicht mit ſeinen, vielleicht keines Zweiten Geiſteskraft nachſtehenden Fähigkeiten gekommen wären."

Es war ihm unmöglich, in dieſer Stimmung zu Hauſe zu bleiben. Er ſetzte ſich mit ſeiner Frau in den Wagen und fuhr im Sturm und Regen nach Seeluſt zum Grafen Schimmelmann. Hier fanden ſie Troſt in der Theilnahme. „Wir haben nach Hellebeck gehen wollen," ſagte der Graf, „um in aller Munterkeit Schiller's Ode an die Freude zu ſingen — jetzt wollen wir trotz dem ſchlechten Wetter hingehen, und ſie in aller Wehmuth von Ihnen vorleſen hören." Sogleich wurde angeſpannt, und man fuhr fort. Der Miniſter Schubert in Haag, nebſt ſeiner Gemahlin, die dieſem Kreiſe angehörten, machten die Fahrt mit.

Man kam in Hellebeck an, einem fünf und eine halbe Meile nördlich von Kopenhagen gelegenen Orte, am Ufer des Meeres, dem Kullen, einem der höchſten ſchwediſchen Felſen, gegenüber. „Es iſt der romantiſchſte, erhabenſte, naturgrößeſte Ort," bezeugt Baggeſen, „welchen man dieſſeit der Alpen finden kann." Hier waren ſechs ſich liebende, für das Gute begeiſterte Menſchen beiſammen in herzinnigem Vereine. Das Wetter hatte ſich aufgeklärt, und der heiterſte Himmel lachte bald auf ſie herab. Baggeſen fing an zu leſen: „Freude! ſchöner Götterfunken" — und Klarinetten, Hörner und Flöten fielen ein, denn ſo war es von Schimmelmann und Baggeſen ohne der Andern Wiſſen veranſtaltet worden. Alle wurden wie durch einen Zauber hingeriſſen, im Chor mitzuſingen. Als man fertig zu ſein glaubte, fuhr Baggeſen fort die Verſe zu leſen, die er ſelbſt hinzugedichtet hatte:

Unſer todter Freund ſoll leben!
Alle Freunde ſtimmet ein!
Und ſein Geiſt ſoll uns umſchweben
Hier in Hellas' Himmelhain.

Chor.

Jede Hand emporgehoben!
Schwört bei dieſem freien Wein:
Seinem Geiſte treu zu ſein
Bis zum Wiederſehn dort oben!

Aller Augen ſchwammen in Thränen. Jetzt erſchienen vier Knaben und eben ſo viele Mädchen, weiß als Hirten und Hirtinnen gekleidet, mit Blumenkränzen, und führten einen Reigentanz auf. — So blieb die Geſellſchaft drei Tage beiſammen in ernſtem, einzigem Genuſſe der Freundſchaft und der Meiſterwerke Schiller's. Die Lieblingsſcenen im Don Karlos, die Götter Griechenlands, Stücke aus dem Abfall der Niederlande und die Künſtler wurden geleſen, welches man als das reichhaltigſte Gedicht bewunderte, das je geſchrieben worden ſei. Der herbe Schmerz löſ'te ſich in eine ſanfte Rührung auf, und die durch Wehmuth geweihte Seele war für die Worte und Geſtalten des Beweinten am empfänglichſten.

So wurde bei Schiller's Leben ſein Tod gefeiert, auf eine edlere Weiſe, als die Exequien Karls des Fünften. Als nun der todt Geglaubte aus Karlsbad nach Jena zurückgekehrt war, war es Reinhold's erſtes Geſchäft, Schillern Baggeſen's Brief, aus welchem wir die vorſtehenden Nachrichten entlehnt haben [1], mitzutheilen — „und ich zweifle," fügt Reinhold bei, „ob irgend eine Arznei heilſamer auf ihn gewirkt habe." Den Abend war die kleine Klubbgeſellſchaft in Schiller's Hauſe. Seine Frau zog Reinhold bei Seite. „Wenn Sie Baggeſen ſchreiben," ſagte ſie, „ſo ſagen Sie ihm — ſagen Sie ihm — ſchreiben Sie ihm" — und ein Thränenfluß erſtickte ihre Stimme. „Ich kann Baggeſen nichts Rührenderes ſchreiben," erwiederte Reinhold, „als was ich jetzt ſehe und höre." Und ſo ward über dieſen Gegenſtand kein Wort mehr geſprochen.

Es ſtand übrigens mit ſeinem Geſundheitszuſtand ſo ſchlecht, daß er und ſein Arzt ſchon zufrieden waren, und es als ein gutes Zeichen anſahen, daß er durch das Bad nicht ſchlimmer geworden ſei, als er vorher war. Nach einem Aufenthalt von einigen Tagen in Jena ging er zum Beſuch nach Erfurt. Die Abende brachte er hier meiſt bei dem immer gleich theilnehmenden und freundſchaftlichen Dalberg zu. Die Krankheitsanfälle kehrten von Zeit zu Zeit wieder, ſie verloren aber bei dieſer Wiederholung ihre anfängliche Furchtbarkeit. Die Heiterkeit ſeines Geiſtes erhielt ſich unverkümmert, und er blieb für einen frohen Lebensgenuß nichts weniger als unempfänglich. Von Hypochondrie, welche überhaupt helle Köpfe und thatkräftige Charaktere auch bei großen Leiden ſelten heimzuſuchen pflegt, war keine Spur bei ihm zu finden.

---

[1] Briefwechſel, Theil 1, S. 48 ff.

Als Baggeſen die Nachricht von des unſterblichen und ungeſtorbenen Schiller's Auferſtehung, wie er ſich ausdrückt, erhielt, konnte er ſich dennoch nicht beruhigen, ſo lange er ihn nicht ganz hergeſtellt wußte. „Wenn das Gebet das wäre," ſchreibt er, „wofür es unſer wahnſinniger Engel, Lavater, ausgibt, alle Kranken in Karlsbad und in der ganzen Umgegend herum würden dann geſund geworden ſein, ſo viel Segen hätte ich vom Himmel auf dieſen Ort heruntergebeten." Als ihm aber Reinhold ſchrieb, Schiller könne ſich vielleicht ganz erholen, wenn er ſich eine Zeit lang aller eigentlichen Arbeit enthalten könnte, das erlaube ihm aber ſeine Lage nicht, denn wenn einer von ihnen beiden, von denen jeder ein fixes Gehalt von zweihundert Thalern habe, krank werde, ſo wüßten ſie nicht, ob ſie dieſe Summe in die Apotheke oder in die Küche ſchicken ſollten — da war dem trefflichen Baggeſen genug geſagt. Er las dem Prinzen von Auguſtenburg den Brief vor, in welchem Reinhold dieſes auseinander geſetzt hatte. Augenblicklich entſchloß ſich der Prinz, das Leben des theuerſten Mannes wenigſtens gegen äußere Noth und Sorgen ſicher zu ſtellen, und der Graf von Schimmelmann betheiligte ſich an der ſchönen Handlung. Sie boten ihm ein Jahrgehalt von tauſend Thalern auf drei Jahre an und fügten die Einladung bei, zu ihnen nach Dänemark zu kommen. Der Brief der beiden Männer, welcher den Antrag enthielt, ward mit einem Schreiben Baggeſen's an Schiller dem Reinhold geſchickt, und dieſer wurde gebeten, die

Depeſche zu übergeben und die Bitte nach Kräften bei Schiller zu unterſtützen.

Die Einladung machte einen ſolchen tiefen, erſchütternden Eindruck auf Schiller, daß ſein Geſundheitszuſtand ſich verſchlimmerte, und er ſich nur allmählig wieder erholen konnte; und die Art, wie ihm das Geſchenk dargebracht wurde, rührte ihn noch mehr, als das Anerbieten ſelbſt. Sogar der trockene Reinhold ſah die Handlung Friedrich Chriſtian's und Ernſt Schimmelmann's für ein um ſo größeres moraliſches Wunderwerk an, je mehr ſich dieſelbe in ihrem Briefe als das natürlichſte Reſultat ihrer gewöhnlichen Weiſe zu denken und zu handeln ankündigte. Das Schreiben iſt vom 27. November 1791 datirt[1]. Es darf in keiner Lebensbeſchreibung unſeres Dichters fehlen, daß der Name derer im rühmenden Angedenken der Menſchen bleibe, denen Deutſchland ſeinen vollendeten Schiller zu verdanken hat. Denn dieſen finden wir erſt in der dritten Periode ſeines Lebens.

„Zwei Freunde, durch Weltbürgerſinn mit einander verbunden, erlaſſen dieſes Schreiben an Sie, edler Mann! Beide ſind Ihnen unbekannt, aber beide verehren und lieben Sie. Beide bewundern den hohen Flug Ihres Genius, der verſchiedene Ihrer neuern Werke zu den erhabenſten unter allen menſchlichen Zwecken (?) ſtempeln konnte. Sie finden in dieſen Werken die Denkart, den Sinn, den Enthuſiasmus, welcher das Band ihrer Freundſchaft knüpfte, und gewöhnten ſich bei ihrer Leſung an die Idee, den Verfaſſer derſelben als Mitglied ihres freundſchaftlichen Bundes anzuſehen. Groß war alſo auch ihre Trauer bei der Nachricht von ſeinem Tode, und ihre Thränen floſſen nicht am ſparſamſten unter der großen Zahl von guten Menſchen, die ihn kennen und lieben."

„Dieſes lebhafte Intereſſe, welches Sie uns einflößen, edler und verehrter Mann, vertheidigt uns bei Ihnen gegen den Anſchein von unbeſcheidener Zudringlichkeit! Es entfernt jede Verkennung der Abſicht dieſes Schreibens; wir faßten es ab mit einer ehrerbietigen Schüchternheit, welche uns die Delikateſſe Ihrer Empfindungen einflößt. Wir würden dieſe ſogar fürchten, wenn wir nicht wüßten, daß auch in der Tugend edlen und gebildeten Seelen ein gewiſſes Maaß vorgeſchrieben iſt, welches ſie ohne Mißbilligung der Vernunft nicht überſchreiten darf.“

---

[1] Die Frau von Wolzogen gibt fälſchlich das Jahr 1792 an. Am 9. December 1791 kamen die Briefe von Kopenhagen bei Reinhold in Jena an.

„Ihre durch allzuhäufige Anſtrengung und Arbeit geſchwächte Geſundheit bedarf, ſo ſagt man uns, für einige Zeit eine große Ruhe, wenn ſie wieder hergeſtellt, und die Ihrem Leben drohende Gefahr abgewendet werden ſoll. Allein Ihre Verhältniſſe, Ihre Glücksumſtände verhindern Sie, ſich dieſer Ruhe zu überlaſſen. Wollen Sie uns wohl die Freude gönnen, Ihnen den Genuß derſelben zu erleichtern? Wir bieten Ihnen zu dem Ende auf drei Jahre ein Geſchenk von tauſend Thalern an. Nehmen Sie dieſes Anerbieten an, edler Mann! Der Anblick unſerer Titel bewege Sie nicht, es abzulehnen, wir wiſſen dieſe zu ſchätzen. Wir kennen keinen Stolz, als nur den, Menſchen zu ſein, Bürger in der großen Republik, deren Grenzen mehr als das Leben einzelner Generationen, mehr als die Grenzen des Weltalls umfaſſen. Sie haben nur Menſchen, Ihre Brüder, vor ſich, nicht eitle Große, die durch ſolchen Gebrauch ihrer Reichthümer nur einer etwas edlern Art von Stolz fröhnen. — Es wird von Ihnen abhängen, wo Sie dieſe Ruhe Ihres Geiſtes genießen wollen. Hier bei uns würde es Ihnen nicht an Befriedigung für die Bedürfniſſe Ihres Geiſtes fehlen, in einer Hauptſtadt, die der Sitz einer Regierung, zugleich eine große Handelſtadt iſt und ſehr ſchätzbare Bücherſammlungen enthält. Hochachtung und Freundſchaft würden von mehreren Seiten wetteifern, Ihnen den Aufenthalt in Dänemark angenehm zu machen, denn wir ſind nicht die einzigen, die Sie kennen und lieben. Und wenn Sie nach wiederhergeſtellter Geſundheit wünſchen ſollten, im Dienſte des Staates angeſtellt zu ſein, ſo würde es uns nicht ſchwer fallen, dieſen Wunſch zu befriedigen.“

„Doch wir ſind nicht ſo klein eigennützig, dieſe Veränderung zu einer Hauptbedingung zu machen. Wir überlaſſen dieſes Ihrer eigenen freien Wahl. Der Menſchheit wünſchen wir einen ihrer Lehrer zu erhalten, und dieſem Wunſche muß jede Betrachtung nachſtehen.“

So mußte zur Beſchämung der Großen und Reichen in der eigenen Heimath dem hart Bedrängten aus dem Lande eine unerwartete Hülfe kommen, wo auch der deutſche Klopſtock eine freie Exiſtenz zur Vollendung ſeines Meſſias gefunden hatte. Es mochten ſich aber in Deutſchland auch nicht viele in der Geſellſchaft ſo hoch geſtellte Männer finden, welche mit Schillern in ſeinem ſittlich-politiſchen Lebensprinzip ſo zuſammentrafen, wie der Prinz von Auguſtenburg und der Graf von Schimmelmann. Man ſieht es aus ihrem Schreiben, daß ſie die Grundidee des Don Karlos verſtanden hatten. In Schiller ſelbſt mochte durch die Bekanntſchaft mit einem ſo hochgeſinnten Fürſten der Traum eines frühern Wunſches wieder wach geworden ſein. „Rufen Sie ſich,“ ſchreibt er an einen Freund [1], „eine gewiſſe Unterredung zurück, die über einen Lieblingsgegenſtand unſeres Jahrzehends über Verbreitung reinerer, ſanfterer Humanität, über die möglichſte Freiheit der Individuen bei des Staats höchſter Blüthe, kurz über den vollendetſten Zuſtand der Menſchheit unter uns lebhaft wurde und unſere Phantaſie in einen der lieblichſten Träume entzückte, in denen das Herz ſo angenehm ſchwelgt. Wir ſchloſſen damals mit dem romanhaften Wunſche, daß es dem Zufall, der wohl größere Wunder ſchon gethan, in dem nächſten Julianiſchen Cyklus gefallen möchte, unſere Gedankenreihe, unſere Träume und Ueberzeugungen mit eben dieſer Lebendigkeit und mit eben ſo gutem Willen befruchtet, in dem erſtgebornen Sohne eines künftigen Beherrſchers von ..... oder von ..... auf dieſer oder der andern Hemiſphäre wieder zu erwecken.“ — Chriſtian Friedrich, Herzog von Holſtein-Auguſtenburg, ſtarb im kräftigſten Mannesalter. Sein, ſo wie Schimmelmann's Namen wird bleiben, denn ſie haben ihr Andenken in den Ruhm Schiller's gepflanzt.

Er nahm das Geſchenk mit einer Geſinnung an, die ihn eben ſo ehrt, als die Freunde die weltbürgerliche Denkart, mit welcher ſie es darreichten. Er mußte die Beantwortung der beiden Briefe auf einige Tage verſchieben, ſo angegriffen fühlte er ſich durch den Drang ſeiner Empfindungen. Die Antwort auf das Schreiben des Prinzen und Schimmelmann's iſt leider nur ihrem weſentlichen Inhalt nach bekannt, dagegen beſitzen wir zum Glücke Schiller's Brief an Baggeſen, welchen wir, theils weil er noch von keinem Biographen benutzt worden und ziemlich unbekannt iſt, theils auch ſeiner hohen Wichtigkeit wegen, hier vollſtändig mittheilen. Dieſes Schreiben iſt nicht nur ein nothwendiges Gegenſtück des obigen Dokumentes, ſondern gibt auch im Allgemeinen über den Geiſtesgang des Verfaſſers ſelbſt größere Aufſchlüſſe, als irgend ein anderer Brief, welcher bisher von ihm bekannt geworden iſt. Denn was er ſonſt ſo wenig als möglich thut, das einmal zu thun, fühlte er ſich hier aufgefordert: er ſpricht nämlich eigens von ſich ſelbſt[1].

---

[1] Briefe über Don Karlos (8. Brief) in Schiller's Werke in 1 Bd. S. 780, 2. m. (Octavausgabe B. 10, S. 380).

Jena den 16. December 1791.

„Wie werd' ich es anfangen, mein theurer und hochgeſchätzter Freund, Ihnen die Empfindungen zu beſchreiben, die ſeit dem Empfang jener Briefe in mir lebendig geworden ſind? So überraſcht und betäubt, als ich durch ihren Inhalt geworden bin und noch bin, erwarten Sie nicht viel Zuſammenhängendes von mir. Mein Herz allein kann jetzt noch reden, und auch dieſes wird von einem ſo kranken Kopf, als der meinige noch immer iſt, nur ſchlecht unterſtützt werden. Ein Herz, wie das Ihrige, kann ich für den liebevollen Antheil, den es an dem Schickſale meines Geiſtes nimmt, nicht ſchöner belohnen, als wenn ich das ſtolze Vergnügen, das Ihnen dieſe edle und einzige Handlungsart Ihrer vortrefflichen Freunde an ſich ſelbſt ſchon gewähren muß, durch die fröhliche Ueberzeugung von einem vollkommen erfüllten wohlwollenden Zweck zu der ſüßeſten Freude erhöhe.“

„Ja, mein Freund, ich nehme das Anerbieten des Prinzen von Auguſtenburg und des Grafen von Schimmelmann mit dankbarem Herzen an, nicht weil die ſchöne Art, womit es gethan wird, alle Nebenrückſichten bei mir überwindet, ſondern darum, weil eine Verbindlichkeit, die über jede mögliche Rückſicht erhaben iſt, es mir *gebietet*. *Dasjenige zu leiſten, was ich nach dem mir gefallenen Maß von Kräften leiſten und ſein kann, iſt mir die höchſte und unerläßlichſte aller Pflichten.* Aber meine bisherige äußere Lage machte mir dieß ſchlechterdings unmöglich, und nur eine ferne, noch unſichere Zukunft machte mir beſſere Hoffnungen. Der großmüthige Beiſtand Ihrer erhabenen Freunde ſetzt mich auf einmal in die Lage, ſo viel aus mir zu entwickeln, als in mir liegt, mich zu dem zu machen, was aus mir werden kann, — wo bliebe mir alſo noch eine Wahl übrig? Daß der vortreffliche Prinz, der ſich aus freien Stücken entſchließt, dasjenige bei mir zu verbeſſern, was mir das Schickſal zu wünſchen übrig gelaſſen hat, durch die edle Art, womit er dieſe Sache behandelt, zugleich alle Empfindlichkeiten ſchont, die mir meinen Entſchluß hätten ſchwer machen können, daß er mich dieſe wichtige Verbeſſerung meiner Umſtände durch keinen Kampf mit mir ſelbſt erkaufen läßt, erhöht meine Dankbarkeit unendlich, und läßt mich die Freude über die Erfüllung eines meiner feurigſten Wünſche mit der ſchönen Freude über das Herz ihres Urhebers vereinigt empfinden."

---

[1] Baggeſen's Briefwechſel mit Reinhold. Theil 1. S. 423 ff.

„Eine ſittlich-ſchöne Handlung aus der Klaſſe derjenigen, welche dieſen Brief veranlaßt, empfängt ihren Werth nicht erſt von ihrem Erfolge; auch wenn ſie ganz ihres Zweckes verfehlte, bleibt ſie, was ſie war[1]. Aber wenn dieſe Handlung eines großdenkenden Herzens zugleich das nothwendige Glied einer Kette von Schickſalen iſt, wenn ſie allein noch fehlte, um etwas Gutes möglich zu machen, wenn ſie, die ſchöne Geburt der Freiheit, als wäre ſie von der Vorſehung ſchon längſt zu dieſer Abſicht berechnet worden, ein verworrenes Schickſal entſcheidet, dann gehört ſie zu den ſchönſten Erſcheinungen, die ſich einem fühlenden Herzen darſtellen können. Wie ſehr dieſes *hier* der Fall ſei, werd' ich und muß ich Ihnen ſagen."

---

[1] Vergleiche Theil 2, S. 18 f.

„Von der Wiege meines Geiſtes an bis jetzt, da ich dieſes ſchreibe, habe ich mit dem Schickſal gekämpft, und ſeitdem ich Freiheit des Geiſtes zu ſchätzen weiß, war ich dazu verurtheilt, ſie zu entbehren. Ein raſcher Schritt vor zehn Jahren ſchnitt mir auf immer die Mittel ab, durch etwas anderes als ſchriftſtelleriſche Wirkſamkeit zu exiſtiren. Ich hatte mir dieſen Beruf gegeben, ehe ich ſeine Forderungen geprüft, ſeine Schwierigkeiten überſehen hatte. Die Nothwendigkeit, ihn zu treiben, überfiel mich, ehe ich ihm durch Kenntniſſe und Reife des Geiſtes gewachſen war. Daß ich dieſes fühlte, daß ich meinen Idealen von ſchriftſtelleriſchen Pflichten nicht diejenigen engen Grenzen ſetzte, in welche ich ſelbſt eingeſchloſſen war, erkenne ich für eine Gunſt des Himmels, der mir dadurch die Möglichkeit des höhern Fortſchritts offen hielt; aber in meinen Umſtänden vermehrte ſie nur mein Unglück. Unreif und tief unter dem Ideale, das in mir lebendig war, ſah ich jetzt alles, was ich zur Welt brachte; bei aller geahneten möglichen Vollkommenheit mußte ich mit der unzeitigen Frucht vor die Augen des Publikums eilen, der Lehre ſelbſt ſo bedürftig, mich wider meinen Willen zum Lehrer der Menſchen aufwerfen. Jedes unter ſo ungünſtigen Umſtänden nur leidlich gelungene Produkt ließ mich nur deſto empfindlicher fühlen, wie viele Keime das Schickſal in mir unterdrückte. Traurig machten mich die Meiſterſtücke anderer Schriftſteller, weil ich die Hoffnung aufgab, ihrer glücklichen Muße theilhaftig zu werden, an der allein die Werke des Genius reifen. Was hätte ich nicht um zwei oder drei ſtille Jahre gegeben, die ich frei von ſchriftſtelleriſcher Arbeit bloß allein dem Studiren, bloß der Ausbildung meiner Begriffe, der Zeitigung meiner Ideale hätte widmen können! Zugleich die ſtrengen Forderungen der Kunſt zu befriedigen und ſeinem ſchriftſtelleriſchen Fleiß auch nur die nothwendige Unterſtützung zu verſchaffen, iſt in unſerer deutſchen literariſchen Welt, wie ich endlich weiß, unvereinbar. Zehn Jahre habe ich mich angeſtrengt, beides zu vereinigen; aber es nur einigermaßen möglich zu machen, koſtete mir meine Geſundheit. Das Intereſſe an meiner Wirkſamkeit, einige ſchöne Blüthen des Lebens, die das Schickſal mir in den Weg ſtreute, verbargen mir dieſen Verluſt, bis ich zu Anfang dieſes Jahres — Sie wiſſen wie? — aus meinem Traume geweckt wurde. In einer Zeit, wo das Leben anfing, mir ſeinen ganzen Werth zu zeigen, wo ich nahe dabei war, zwiſchen Vernunft und Phantaſie in mir ein zartes und ewiges Band zu knüpfen, wo ich mich zu einem neuen Unternehmen im Gebiete der Kunſt gürtete, nahte ſich mir der Tod. Dieſe Gefahr ging zwar vorüber, aber ich erwachte nur zum andern Leben, um mit geſchwächten Kräften und verminderten Hoffnungen den Kampf mit dem Schickſal zu erneuen. So fanden mich die Briefe, die ich aus Dänemark erhielt.“

„Verzeihen Sie mir, theurer Freund, dieſe Ausführlichkeit über mich ſelbſt, ich will Sie dadurch nur in den Stand ſetzen, ſich ſelbſt den Eindruck zu denken, den der edelmüthige Antrag des Prinzen und des Grafen Schimmelmann auf mich gemacht hat. Ich ſehe mich dadurch auf einmal fähig gemacht, den Plan mit mir ſelbſt zu realiſiren, den ſich meine Phantaſie in ihren glücklichſten Stunden vorgezeichnet hat. Ich erhalte endlich die ſo lange und ſo heiß gewünſchte Freiheit des Geiſtes, die vollkommene freie Wahl meiner Wirkſamkeit. Ich gewinne Muße, und durch ſie werde ich meine verlorene Geſundheit vielleicht wieder gewinnen; wenn auch nicht, ſo wird künftig Trübſinn des Geiſtes meiner Krankheit nicht mehr neue Nahrung geben. Ich ſehe heiter in die Zukunft — und geſetzt, es zeigte ſich auch, daß meine Erwartungen von mir ſelbſt nur liebliche Täuſchungen waren, wodurch ſich mein gedrückter Stolz an dem Schickſal rächte, ſo ſoll es wenigſtens an meiner Beharrlichkeit nicht fehlen, die Hoffnungen zu rechtfertigen, die zwei vortreffliche Bürger unſeres Jahrhunderts auf mich gegründet haben. Da mein Loos mir nicht geſtattet, auf ihre Art wohlthätig zu wirken, ſo will ich es doch auf die einzige Art verſuchen, die mir verliehen iſt, und möchte der Keim, den ſie ausſtreuten, ſich mir zu einer ſchönen Blüthe für die Menſchheit entfalten!“

„Ich komme auf die zweite Hälfte Ihres Wunſches, theurer vortrefflicher Freund; warum kann ich dieſe nicht eben ſo ſchnell erfüllen, als die erſte? Unter der Unmöglichkeit, die Reiſe zu Ihnen, ſobald Sie wünſchen, auszuführen, kann gewiß Niemand mehr leiden, als ich ſelbſt. Urtheilen Sie aus dem Bedürfniß meines Herzens nach einer ſchönen veredelten Humanität [1], das hier ſo wenig befriedigt wird, mit welcher Ungeduld ich in den Kreis ſolcher Menſchen eilen würde, als mich in Kopenhagen erwarten, wenn es hier nur auf meinen Entſchluß ankäme. Aber außerdem, daß meine jetzige noch ſo ganz unentſchiedene Geſundheit mich nicht einmal entfernt den Zeitpunkt beſtimmen läßt, wo ich eine ſo wichtige Veränderung mit mir vornehmen könnte, und daß ich wahrſcheinlich kommenden Sommer den Gebrauch des Karlsbades werde wiederholen müſſen, ſo ſtehe ich noch mit dem Herzog von Weimar, an deſſen Willen es wenigſtens nicht liegt, daß ich nicht einer beſſeren Muße genieße, in Verhältniſſen, die mir auflegen, mich wenigſtens noch ein Jahr als ein thätiges Mitglied der Akademie zu beweiſen, ſo gewiß ich auch bin, daß ich nie ein nützliches ſein kann [2]. Alsdann wird es aber gewiß meinem Wunſche nicht entgegen ſein, die Univerſität auf einige Zeit zu verlaſſen. Bin ich erſt bei Ihnen, ſo wird der Genius, der alles Gute in Schutz nimmt, für das Weitere ſorgen."

„Bis dahin, theurer Freund, laſſen Sie uns ſo nahe ſein, als das Schickſal den Entfernten vergönnt. Mich mit Ihnen ſchriftlich zu unterhalten und meinen halb erſtorbenen Geiſt an Ihrem friſchen, feurigen Genius zu wärmen, wird ſtets ein Bedürfniß meines Herzens ſein. Nie, ſo lange ich bin, vergeſſe ich Ihnen den freundlichen, den wichtigen Dienſt, den Sie mir, wiewohl ohne Abſicht, bei meinem Wiedereintritt in's Leben geleiſtet haben. Kaum fing ich an, mich wieder etwas zu erholen, ſo erfuhr ich den Vorgang zu Hellebeck, und bald darauf zeigte mir Reinhold Ihre Briefe. Es waren nektariſche Blumen, die ein himmliſcher Genius dem kaum Erſtandenen vorhielt — o ich werde es Ihnen nie beſchreiben, was Sie mir waren — und jener Vorgang ſelbſt! Er war für den Abgeſchiedenen beſtimmt, und der Lebende wird ſich nie mehr erlauben, ihn zu berühren!“ *

---

[1] Vergl. Theil 2, S. 110 und Theil 1, S. 30.

[2] Vergl. Theil 2, S. 117 f., beſonders S. 120.

„Verzeihen Sie mir dieſen langen Brief, mein vortrefflicher Freund, der leider noch dazu faſt nur von mir ſelbſt handelt. Aber zur Eröffnung unſerer Korreſpondenz mag es hingehen, damit Sie mit einem Male mit mir bekannt werden und das Ich dann auf immer abgethan ſei! Verzeihen Sie auch, daß ich ganz ohne Präliminarien von allen Rechten der Freundſchaft gegen Sie Beſitz nehme, die ich erſt durch eine Reihe von Proben verdienen lernen ſollte. In einer Welt, wie diejenige iſt, aus der ich jene Briefe erhielt, gelten andere Geſetze als die Vorſchriften einer kleinlichen Prudenz, welche die wirkliche regieren. Ihrer theuern Sophie ſagen Sie von meiner Lotte und mir alles Herzliche, und daß ſie ſich bereit halten möge, eine Korreſpondenz gütig anzuhören, die ſich ihr nächſtens darſtellen wird. Wie zwei glänzende Erſcheinungen ſchwebten Sie beide ſchnell, doch unvergeßlich, an uns vorüber. Die Geſtalten ſind lange verſchwunden, aber noch immer folgt ihnen der Blick. Ewig der Ihrige Schiller.“

Was er aber in der erſten Freudigkeit gehofft hatte, konnte er ſpäter nicht unternehmen. Er durfte ſeiner geſchwächten Geſundheit eine ſo weite Reiſe in ein nördliches Klima oder gar den bleibenden Aufenthalt in jener Gegend nicht zumuthen; und mit den Jahren nahm das Mißtrauen zu, welches er in ſeinen Körperzuſtand ſetzte. Während er oft die Schwelle ſeines Zimmers nicht verlaſſen konnte, mußte er ſich zum alleinigen Erſatz mit Planen zu den weiteſten Reiſen begnügen. Inzwiſchen unterhielt ein fortgeſetzter Briefwechſel mit der Gräfin von Schimmelmann eine rege geiſtige Verbindung mit den geiſtesverwandten Freunden, und Schiller gab ſeinen Wohlthätern auch dadurch ſeine Liebe und Hochachtung zu erkennen, daß er die Briefe über die äſthetiſche Erziehung nicht nach dem erſten Plan an Körner ſchrieb, ſondern ſie an den Prinzen von Auguſtenburg richtete.

---

* Daß Baggeſen Schillern auch noch den andern reellen Dienſt leiſtete, ſcheint dieſer nicht gewußt und nie erfahren zu haben. Aber die Nachwelt weiß es und muß die Selbſtverläugnung achten, die dieſen Dienſt verbarg.

Schiller wurde, als er ſich von ſeiner Ueberraſchung erholt hatte, zuſehends heiterer und geſünder; doch da er ſich, um ſich abzuhärten, bei Gelegenheit einer Schlittenfahrt der Kälte allzuſehr ausſetzte, ſtellten ſich auch ſeine Krämpfe im Unterleib wieder ein. Die Penſion ſollte ein Geheimniß bleiben, aber ſeinem Herzog glaubte er die Entdeckung ſchuldig zu ſein, und das Geſchenk ſeinen Eltern, ſeinem Körner zu verbergen, das war ihm unmöglich. So wurde das Geheimniß bald bekannt und ſogar durch Zeitungen verbreitet, was ihm wegen ſeiner eben ſo beſcheidenen als großmüthigen Freunde ſehr unlieb war. Der Herzog von Weimar nahm übrigens an ſeinem Glücke vielen Antheil, und erlaubte ihm, nach Wunſch auf beliebige Zeit von der Univerſität abweſend zu ſein.

Anfangs Juni im Jahr 1792 reiſ'te er mit ſeiner Frau nach Dresden zu Körner. Hornemann, der Freund Baggeſen's, welcher nach Jena gegangen war, um unter Reinhold Philoſophie zu ſtudiren, begleitete ſie, denn er war im Begriff, wieder nach Dänemark zurückzukehren[1]. Philoſophiſche Geſpräche füllten jede freie Stunde aus. Aber der Genuß bei ſeinem Buſenfreunde Körner wurde durch Krankheitsanfälle getrübt.

Als er nach Jena zurückgekehrt war, erfreute ihn auf's Innigſte der Beſuch ſeiner Mutter, welche eben eine ſchwere Krankheit überſtanden hatte. Seit jener Zuſammenkunft in Bretten[2] vor acht Jahren, hatte der frömmſte Sohn die treuſte Mutter nicht wiedergeſehen. Seine jüngſte Schweſter Nannette war mit ihr gekommen, ein talentvolles, naives fünfzehnjähriges Mädchen, deren größte Freude es war, Stellen aus ihres Bruders Gedichten vorzutragen.

Wie gut Schiller ſeine geſicherte, ſorgenfreie Lage und Muße zu ſeiner Ausbildung benutzt haben wird, kann man ſchon aus dem Briefe an Baggeſen ſchließen. Die Kant'ſche Philoſophie war ſein eifrigſtes Studium. Aber auch ſchriftſtelleriſch war er nicht unthätig. Der erſte Theil ſeiner kleinern proſaiſchen Schriften kam dieſes Jahr heraus[1], die Neue Thalia wurde noch bis 1793 fortgeſetzt, und die Geſchichte des dreißigjährigen Krieges beendigt. Im Winter von 1792 auf 1793 las er auch, wie wir ſchon aus einem Briefe an Fiſchenich wiſſen, privatissime über Aeſthetik[2]. Frei von dem Druck äußerer Verhältniſſe ſiegte ſein kräftiger Geiſt über die Schwäche des Körpers, oder er vergaß ſie. „Von ſeinem nunmehrigen Mangel an Nahrungsſorgen und ſeinem Reitpferde," ſagt Reinhold, „hoffe ich nun ſicher auf allmählige gänzliche Herſtellung." Dieß ging freilich nie in Erfüllung.

---

[1] Baggeſen's Briefwechſel mit Reinhold. Theil 1. S. 172.

[2] Theil 1. S. 229

Der Beſuch ſeiner Mutter und Schweſter hatte den Wunſch in ihm rege gemacht, ſein geliebtes Schwabenland wieder zu ſehen. Die Bedürfniſſe des Herzens erwachen ſtärker in dem beſſern Menſchen, wenn er ſich von dem Bedürfniß der Noth erleichtert fühlt. Jetzt in einer leidlichen Lage und mit Ruhm gekrönt, konnte er ſich mit vollerem Herzen des Glückes erfreuen, Verwandte und Freunde wiederzuſehen. Seiner Frau aber ſtand außer der großen Freude, die Heimath und Freunde ihres Mannes kennen zu lernen, auch das Wiederſehen ihrer eigenen Schweſter in Schwaben bevor. Karoline von Beulwitz trennte in dieſer Zeit die eheliche Verbindung mit ihrem Gemahl, und um jetzt allein zu ſtehen und unabhängig handeln zu können, lebte ſie ſeit dem Frühjahr 1793 in Würtemberg, wo ſie das Kannſtatter Bad gebrauchte. Mehrentheils hielt ſie ſich in Gaisburg, auf dem Landgute der Frau von Senkenberg, auf, in ſtiller Einſamkeit und Zurückgezogenheit von den Ihrigen, welche ſie bei der Trennung von ihrem Gemahl in keine Unannehmlichkeiten verflechten wollte.

Die Reiſe ward im Auguſt 1793 angetreten, und ging über Heidelberg, wo Schiller mit tiefer Bewegung ſeine frühere Geliebte, Margaretha, geborne Schwan, wiederſah, nach der damaligen freien Reichsſtadt Heilbronn. In dieſer in der lachendſten, reichſten Gegend gelegenen Stadt verſammelten ſich ſeine Eltern, Schweſtern, Jugendfreunde um ihn, und labten ſeine Seele. Geiſtreiche Männer ſuchten den hochgefeierten Landsmann auf, bewarben ſich um ſeinen Umgang und verſchönerten ihm den Aufenthalt. Die vaterländiſche Luft, Jugenderinnerungen und die Liebe, deren er ſich erfreute, ſtimmten ihn ſehr milde. Mit dem berühmten Arzte Gmelin hielt er intereſſante Geſpräche über den thieriſchen Magnetismus, welche Zeiterſcheinung ihn ſehr anzog.

---

[1] Der „Vorbericht" hierzu in Döring's Nachleſe, S. 239.

[2] Baggeſen's Briefwechſel, Theil 1, S. 232.

Von Heilbronn aus wandte ſich Schiller an den Herzog Karl, deſſen Land er jetzt wieder zum erſtenmal ſeit ſeiner Flucht zu betreten im Begriffe ſtand. Er ſchrieb im Sinne eines dankbaren ehemaligen Zöglings, den widrige Verhältniſſe von ſeinem Vaterlande entfernt hätten. Er erhielt zwar keine Antwort, aber durch ſeine Freunde die Nachricht, der Herzog habe öffentlich geäußert: „Wenn Schiller in's Würtembergiſche komme, werde er von ihm ignorirt werden[1].“

Er ging daher nach Ludwigsburg, wo er ſeiner Familie auf der Solitude näher war, und wohin er ſich vorzüglich durch ſeinen treuſten Jugendfreund von Hoven[2], jetzt Hofmedicus, gezogen fühlte. Durch deſſen ärztliche Pflege hoffte er Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit zu erlangen, und in ſeinem geiſtreichen Umgange fand er die angenehmſte Unterhaltung.

Aber das Schönſte, was dem edlen Mann unter vaterländiſchem Himmel zu Theil ward, war das ſüße Glück der erſten Vaterfreude, welche ihm bisher allein zum vollen Genuß ſeines Herzens und ſeiner Menſchheit noch gefehlt hatte. Tröſtend und hülfreich ſtand ſeiner Gattin von Hoven in den ängſtlichen Tagen der Niederkunft zur Seite. Sie war ſchwer und dauerte lang. Schiller zweifelte bisweilen an einem glücklichen Ausgang. Ungeachtet er ſeine Beſorgniſſe verbergen wollte, blickte ſeine Angſt doch ſichtbar aus ſeinem Betragen hervor. Wie groß war aber nach endlich glücklich erfolgter Entbindung auch die Freude des Gatten über die Rettung der zärtlich geliebten Frau, wie groß das Entzücken des Vaters über ſeinen erſtgebornen Sohn! Es war ein erhebender

---

[1] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Theil 2, S. 101 f.

[2] Siehe Theil 1, S. 27 und 32.

Anblick, erzählt ſein Jugendfreund Conz, den hohen Mann in den einfach wahren Ausdrücken väterlicher Luſt und Liebe an ſeinem Erſtgebornen, ſeinem Goldſohn, ſeinem Herzenskarl, wie er ihn nannte, zu beobachten. Zufällig war ihm damals Quintilian in die Hände gefallen, oder hatte er ihn ſich abſichtlich zu verſchaffen gewußt. Er ſtudirte, durch das Vaterintereſſe geſpornt, hauptſächlich des trefflichen Römers Erziehungsgrundſätze. Und wie er Alles auf's Lebendigſte ergriff, ſo ſprach er mit Conz mehrmalen mit Begeiſterung davon, und verſicherte, er werde ſeinen Sohn nach den Maximen des Quintilian erziehen. Er hatte auch vor, des Römers Grundſätze der Erziehung zum Gegenſtand einer Abhandlung zu machen — ein Plan, welcher, wie ſo viele, durch andere Arbeiten verdrängt wurde.

Schiller's Jugendfreunde fanden, daß ſich Vieles an ihm zu ſeinem Vortheil geändert, und ſein Weſen ſich ſchön vollendet habe. Er mußte ihnen um ſo liebenswürdiger erſcheinen, weil ſich jetzt ſein ganzes Herz hervorkehrte, und alles Herbe und Scharfe ſeiner Natur ausgelöſcht war. Sein jugendliches Feuer, ſeine ſonſt oft ausgelaſſene Jovialität ſchien ihnen gemildert und gemäßigt; an die Stelle ſeiner vormaligen Nachläſſigkeit im Anzuge war eine anſtändige Eleganz getreten; ſeine gleichmäßige Stimmung ließ es kaum glauben, daß das derſelbe Mann ſei, welchen ſie vor zehn Jahren nur als einen aufbrauſenden, ſtürmiſchen Jüngling gekannt hatten; mehr als je drückte ſich ein milder Ernſt und eine freundliche Würde in ſeinem Benehmen und ſeinen Worten aus; ſeine hagere Geſtalt und ſein blaſſes kränkliches Anſehen vollendeten das Intereſſante ſeiner Erſcheinung. Die wunderbare Gabe der Unterhaltung über Gegenſtände, die ihm theuer waren, konnten ſeine Freunde nicht genug bewundern [1]. Aber dieſe konnten zu ihrem Bedauern ſeines geiſtreichen und herzlichen Umgangs nur ſelten ungeſtört genießen, denn häufig, faſt täglich wurde er durch Krankheitsanfälle heimgeſucht.

---

[1] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Thl. 2, S. 101; vergl. „Conz über Schiller" in der Zeitung für die elegante Welt, [illegible], Nr. 1.

Deſſenungeachtet ſtudirte er die Kant'ſche Philoſophie. Kant's Kritik der Urtheilskraft lag, wenn er auch das Bett hüten mußte und ſich ſogar, wie er ſich oft ſcherzend ausdrückte, von Arzneigläſern umlagert ſah, immer nicht unweit jenes Belagerungsgeſchützes, und lächelnd erzählte er einmal von Hoven bei einem Morgenbeſuche: ſein Bedienter, der bei ihm die Nacht über zu wachen gehabt, hätte, um ſich auf ſeinem Poſten munter zu erhalten, beinahe die ganze Kritik der Urtheilskraft in Einem Zuge durchgeleſen! An Wallenſtein, welcher ſeine Hauptbeſchäftigung war, arbeitete er in Ludwigsburg faſt täglich, meiſtens in der Nacht. „Denn eigentlich iſt es doch nur die Kunſt ſelbſt,“ ſchrieb er damals an Körner, „wo ich meine Kräfte fühle; in der Theorie muß ich mich immer mit Prinzipien plagen, da bin ich bloßer Dilettant.“ Aber der Uebergang zur Dichtung wurde ihm unendlich ſchwer. Er erklärte es öfters unverholen, ſeine zu lang fortgeſetzte Beſchäftigung mit abſtrakten Problemen der Philoſophie habe ſeinem Genius Abbruch gethan.

Wollte ihm die poetiſche Produktion nicht gelingen, ſo kehrte er zur wiſſenſchaftlichen Erörterung zurück. Er ſchrieb einen Theil der Briefe über äſthetiſche Bildung und ſandte ſie in dieſem erſten Entwurfe, welcher einfacher und anſprechender war, als die ſpätere Umarbeitung, an den Prinzen von Auguſtenburg ab [1]. Den Homer in Voſſens Ueberſetzung las er beinahe jeden Abend, und pries abwechſelnd das Gedicht und die Ueberſetzung.

Erwähnenswerth iſt die Bekanntſchaft mit Matthiſſon, wegen Schiller's geiſtreicher Recenſion ſeiner Gedichte. Die in dieſer Beurtheilung dargelegten Ideen über die Landſchaftspoeſie ſoll er zum Theil einem Geſpräche mit einem einſichtsvollen Stuttgarter Freunde verdanken, welcher ſelbſt Liebhaber der ausübenden Kunſt und namentlich der Landſchaftsmalerei war [2].

Bei einem längern Aufenthalt in Stuttgart modellirte ſein genialer Jugendfreund Dannecker jene berühmte Büſte, welche das Bild des Dichters in antiker Idealität den Nachkommen erhalten hat. Sie iſt ein ſo hohes Kunſtwerk, wie es nur der Liebe des Meiſters gelingen konnte. Schiller zählte die mit ſeinem Herzensfreunde verlebten Stunden unter die genuß- und lehrreichſten ſeines Aufenthalts in Stuttgart.

---

[1] „Einiges über Schiller“ in der Zeitung für die elegante Welt, 1823, Nr 6.

[2] Ebendaſelbſt S. 43.

Auch eine Reiſe nach Tübingen ward unternommen zu ſeinem Freunde und frühern Lehrer, dem Profeſſor Abel. Dieſer, ſo wie andere Freunde, wünſchten ihn in Schwaben zurückzuhalten. In der Folge erging auch, wie wir ſpäter erzählen werden, ein beſtimmter Antrag an ihn, in ſein Vaterland zurückzukehren.

Während Schiller's Aufenthalt in Schwaben ſtarb der Herzog Karl von Würtemberg. Bei dieſer Nachricht war er nur deſſen eingedenk, was ihm durch ſeinen frühern Wohlthäter Gutes geworden, und vergeſſen war, was er durch die Willkühr des Selbſtherrſchers gelitten hatte. Bei einem Spaziergange mit von Hoven ſprach er einſt von dem hingeſchiedenen Herzog rühmende Worte, indem er das fürſtliche Begräbniß mit Rührung betrachtete. Der Major Schiller erſuchte ſeinen Sohn, dem neuen Regenten Ludwig Eugen zu ſeinem Regierungsantritt in einem Gedichte Glück zu wünſchen. Schiller konnte hierzu nicht vermocht werden, ungeachtet man von dem neuen Herzog, welcher ſich der Landesverfaſſung gegen die Anmaßungen ſeines Bruders angenommen hatte, eine goldene Zeit hoffte. Er vermied auch den Schein, als freue er ſich über den Tod des Herzogs Karl, und ihm war es zuwider, ſeine Poeſie in den Dienſt des Vortheils oder eines andern untergeordneten Zweckes treten zu laſſen. Nur das hielt er ſeiner Darſtellung würdig, was auf idealem Grunde entſprungen war.

Am einflußreichſten auf ſeine äußern Lebensverhältniſſe wurde die Bekanntſchaft mit Cotta, welche er damals machte. Er rüſtete ſich zu einer neuen ſchriftſtelleriſchen Epoche. Der Plan zu den Horen wurde vorläufig beſprochen und auch eine politiſche Zeitung in Ausſicht genommen. Letztere ſollte ſich vor allen Zeitungen des Vaterlands auszeichnen und in jener ſich neugeſtaltenden, aufgeregten Zeit ein Organ zur Ausbildung des politiſchen Lebens und eine Lenkerin der öffentlichen Meinung in Deutſchland werden. Schiller ſelbſt wollte die Redaktion übernehmen; er trat aber bald von dem vortheilhaften Unternehmen zurück, weil er fühlte, daß es im Widerſpruch ſei mit der philoſophiſch-poetiſchen Richtung ſeines Geiſtes, welcher ſich gerade damals von allem Geſchichtlichen und Politiſchen ganz abgewandt hatte. Er erkannte, wie er ſelbſt ſchreibt, „das Schwierige und Riskante des Unternehmens unter ſeiner Direktion.“ Cotta führte daher in der Folge dieſen großen Plan ohne Mitwirkung ſeines Urhebers durch die Herausgabe der Allgemeinen Zeitung aus, welche jetzt noch den Ruhm hat, eines der beſten politiſchen Blätter zu ſein, die es gibt, und das vorzüglichſte in Deutſchland. Von Schiller ausgeführt wurde dagegen nach ſeiner Zurückkunft in Jena der zweite Plan einer poetiſchen Monatſchrift, jenes Weltjournals der Horen, wie er es nannte. Da ſein Jahrgehalt mit dem Jahr 1794 aufhörte, ſo gründete er ſeine äußere Exiſtenz auf dieſes Journal, deſſen epochemachende Erſcheinung uns in die dritte Lebensperiode Schiller's hinüberführt.

Doch ehe wir in dieſe neue Zeit eintreten, müſſen wir noch die äſthetiſchen Aufſätze darlegen, die in der zweiten Periode geſchrieben wurden. Wir werden dieß in chronologiſcher Folge thun, ausgenommen daß wir die drei Recenſionen, über die wir zu berichten haben, ſogleich im nächſten Kapitel zuſammenfaſſen. Durch die folgende Darſtellung werden Schiller's kritiſche und äſthetiſche Abhandlungen in ihr naturgemäßes Verhältniß treten und erſt recht verſtändlich werden. Der Leſer wird dieſen Leitfaden zu einem zuſammenhängenden und tiefern Studium dieſer Schriften, welches erſt nach einer ſolchen Anleitung ſtattfinden kann, vielleicht willkommen heißen.

Achtzehntes Kapitel.

Die Beurtheilungen von Goethe's Egmont und von Bürger's und Matthiſſon's Gedichten.

Die noch in Weimar geſchriebene Recenſion: Ueber Egmont, Trauerſpiel von Goethe, erſchien zuerſt 1788 in der Allgemeinen Literaturzeitung, kurz nachdem dieſes Drama zum erſtenmal gedruckt worden war. Eine Veranlaſſung zu der Beurtheilung fand Schiller in ſeinen damaligen Studien und Arbeiten. Er war mit ſeiner niederländiſchen Revolutionsgeſchichte beſchäftigt. Ohne dieſen äußern Beſtimmungsgrund hätte er vielleicht eher nach Goethe's Iphigenia gegriffen.

Seine Art brachte es mit ſich, daß es ihn als Recenſenten nicht befriedigte, ſich dem Gegenſtande ganz hinzugeben, ein Werk rein nach den Abſichten und der Denkweiſe ſeines Verfaſſers zu beurtheilen, und es in ſich gelten zu laſſen und anzuerkennen, wenn es jenen Abſichten angemeſſen war und dieſe eigenthümliche Denkweiſe kräftig ausſprach. Er geht weiter und unterwirft auch die Intention und Geſinnung des Dichters einer Kritik. Hierzu bedarf er einer Norm, eines idealen Prinzips. Dieſes ſtellt er an die Spitze, von dieſem geht er aus.

Darnach verändert ſich denn auch ſeine ganze Aufgabe. Er unterſucht, in wie fern das Kunſtwerk mit den allgemeinen Ideen übereinſtimmt, welche er als die einzig richtigen voranſtellt; er ſchreibt dem Verfaſſer die Zwecke, die Anſichten, die Bildung vor, die er haben ſoll. Stimmt dieſer hierin mit ſeinem ſtrengen Beurtheiler nicht überein, ſo kommt er nothwendig ſchlimm weg. Es kann dann nicht anders ſein, als daß ihm mehr oder weniger Unrecht geſchieht: er wird nach einem fremden Maßſtab beurtheilt. Es fragt ſich dann nicht, wie anſchaulich und wahr ein Dichter die Perſönlichkeit und Weltanſicht, die ihm einmal eigen waren, darſtellte; ſondern welchen Werth dieſe Perſönlichkeit und Weltanſicht überhaupt hatten, und ob es ſich der Mühe lohnte, dieſelben poetiſch zu geſtalten. Die ganze Beurtheilung wird hierdurch mehr philoſophiſch, pſychologiſch, moraliſch, als äſthetiſch.

In Beurtheilung des vorliegenden Stückes geht Schiller von der Abſtraktion aus, daß der tragiſche Dichter es bei ſeiner Darſtellung vorzugsweiſe entweder auf außerordentliche Handlungen und Situationen oder auf Leidenſchaften oder auf Charaktere abgeſehen habe, und ſtellt den Egmont mit Recht unter dieſe letzte Gattung. Goethe zeichnet hier nicht verſchlungene hervorſtechende Begebenheiten, und auch nicht Eine vorwaltende Leidenſchaft, ſondern er malt Menſchen, Stände, eine Zeit, ein Volk in ihrer ganzen Individualität mit einer meiſterhaften Beſtimmtheit[1]. Dieſe unübertreffliche ſinnliche Wahrheit des Dramas hat Schiller durchaus befriedigend nachgewieſen und lobend gewürdigt. „Ein Beiwort, ein Komma,“ ſagt er, „zeichnet einen Charakter.“ Aber zweierlei findet er zu tadeln: die opernmäßige Erſcheinung der perſonificirten Freiheit und Klärchens in Einer Geſtalt, und Goethe's ganze Auffaſſung des Egmont.

Gegen jene erſte Ausſtellung wird eine vorurtheilsfreie, geſunde Kritik Goethe nicht in Schutz nehmen mögen; und auch was den bedeutenderen zweiten Tadel betrifft, der eigentlich mit dem tiefſten Weſen Schiller's zuſammenhängt, hat unſer Kritiker von ſeinem Standpunkte aus ganz Recht. Er vermißt im Goethe'ſchen Egmont Größe des Charakters, und kann es nicht loben, daß das Trauerſpiel aus einem Gatten und Familienvater von neun Kindern einen unverheiratheten Liebhaber ganz gewöhnlichen Schlages gemacht habe, zumal da durch die zärtliche Sorge für ſeine Familie Egmont's Zuverſicht allein motivirt werde. Ohne dieſen ſtarken, menſchlichen Beweggrund erſcheine ſein Selbſtvertrauen doch nur als ein blinder, thörichter Leichtſinn.

---

[1] Zu weit iſt es aber gegangen, wenn es in Schiller's Werken in E. B., S. 1291 f. o. (Oktavausgabe B. 12, S. 429) heißt: „Hier iſt kein dramatiſcher Plan — eine bloße Aneinanderſtellung mehrerer einzelner Handlungen und Gemälde“ u. ſ. w.

Man kann dieß zugeben und dennoch Goethe's Stück in ſeiner Art vortrefflich finden. Nach Schiller's Idee wäre ein ganz anderes, und bei gleich muſterhafter Ausführung ſicherlich ein Drama höhern Stils entſtanden. Aber wer will es Goethe verargen, daß er ſich die Aufgabe niedriger ſtellte, da er ſie ſo herrlich löſ'te?

Schiller konnte ſich aber, wenigſtens im Jahr 1788, mit dem Goethe'ſchen Egmont unmöglich befreunden. Sein erhabener Sinn verlangte von jedem Helden einer Tragödie die Würde und den Ernſt, welche im Streben nach höheren Zielen leben, und er erlaubte dem Dichter nur dann von der geſchichtlichen Wahrheit abzugehen, wenn er idealiſirte. Eine ſo organiſirte und gebildete Seele mußten alle einzelne, untergeordnete Vollkommenheiten dieſes Dramas nur um ſo ſchmerzlicher an das erinnern, was ſie an dem Ganzen zu vermiſſen ſich für berechtigt hielt. Schiller und die Gleichgeſinnten haben aber nur für ſich Recht. Der ganze Tadel ſtammt aus eigenen, mitgebrachten Ideen, nicht aus dem lebensreichen, edelmenſchlichen dramatiſchen Gemälde ſelbſt, welches ein Geſetz nicht anzuerkennen braucht, unter dem es nicht geboren iſt.

Die berühmte Recenſion: Ueber Bürger's Gedichte, erſchien zuerſt in der vierzehnten und fünfzehnten Nummer der Allgemeinen Literaturzeitung von 1791, und iſt vor ſeinem oben erzählten Krankheitsanfalle im Jahre 1790 geſchrieben. Was Schiller dem Goethe'ſchen Egmont zum Hauptvorwurf machte, daß demſelben Idealität fehle, legte er mit mehr Nachdruck auch dieſer Beurtheilung zu Grunde. Das erſte

Geſchäft des Dichters, war ſeine Ueberzeugung, beſtehe darin, daß er ſeine eigene Individualität zur reinſten, herrlichſten Menſchheit hinaufläutere. Nur der vollkommene Geiſt vermöge das Vollkommene hervorzubringen; die harmoniſche Vollendung, welche dem Dichter fehle, müſſe auch allen ſeinen Werken abgehen, und dieſem urſprünglichen Mangel laſſe ſich durch keine nachfolgende Kunſt abhelfen. Dieſe hohe Forderung aber ſei in dem vorgerückten, gereiften modernen Zeitalter doppelt unabweisbar. Die Trefflichen unſerer Zeit werde nur der ſittlich geläuterte und vorurtheilsfreie Geiſt zu rühren im Stande ſein, nur der Dichter, welcher die ganze ſittliche und wiſſenſchaftliche Weisheit des Jahrhunderts umfaſſe und ſie in ſich zu einer idealen Geſtalt zu vereinigen und zu veredeln vermocht habe. Eben derſelbe werde aber auch noch dem großen Haufen gefallen, wenn er nur immer reinmenſchliche Stoffe wähle und ſie mit der höchſten Simplicität behandle. Nur ſo könne er populär ſein, ohne der Würde der Kunſt das Geringſte zu vergeben.

Nur eine ſolche hohe Stellung der Dichtkunſt ſchien unſerem Schiller ihrer ewigen Beſtimmung würdig und der Kultur ſeiner Zeit angemeſſen. Es ſind dieß dieſelben Ideen, die er ſchon in den Künſtlern ſo glänzend ausgeſprochen hatte.

Wenn er nun von dieſer Höhe auf die unmännliche, gedankenleere, leichtfertige lyriſche Poeſie des Tages herabſchaute, ſo konnte er ſich nicht darüber wundern, daß ſie auf die Zeit beinahe gar keine Wirkung äußerte. Er mochte ſie als eine Fremde anſehen, die etwa ein Jahrhundert zu ſpät angekommen war. Wie konnte eine ſolche Dichtkunſt die Geſellſchafterin der Gebildeten, die Vorläuferin des Philoſophen, Geſetzgebers und Sittenlehrers ſein! Wie konnte ſie die im Volksleben ſchlafenden Gefühle in das Licht des Bewußtſeins tragen, und im ſtillſchweigenden Einverſtändniß mit den Vortrefflichſten der Zeit die Bedürfniſſe, die Regungen, die Stimmung des Jahrhunderts in ihrem verſchönernden Spiegel ſammeln!

Vor einer ſolchen Kritik vermochte denn freilich auch die Muſe Bürger's nicht zu beſtehen. Schiller, welcher im April 1789 in Weimar Bürger's perſönliche Bekanntſchaft machte, hatte ihn im Leben ſo, wie in ſeinen Gedichten gefunden: bieder, populär, aber auch zuweilen platt[1]; „vom Platten aber iſt der Idealiſt ein geſchworner Feind“[2]. Unſer Kunſtrichter behauptet nun: Bürger's Produkten fehle deßwegen die letzte Hand, weil — ſie ihm ſelbſt fehle; er könne deßwegen ſeinen Gegenſtand nicht idealiſiren, weil das Ideal von Vollkommenheit ſich in ſeiner eigenen Seele nicht verwirklicht habe.

Dieſer ideenreichen Beurtheilung fügte ihr Verfaſſer eilf Jahre ſpäter, als er ſie in den vierten Band der Sammlung ſeiner kleinen proſaiſchen Schriften einrückte, die Anmerkung bei, daß er auch jetzt ſeine Meinung nicht ändern könne, aber ſie mit bündigeren Beweiſen unterſtützen würde, denn ſein Gefühl ſei richtiger geweſen, als ſein Räſonnement. In den allgemeinen Behauptungen ſcheint er beſonders in Folgendem gefehlt zu haben.

Den verfeinerten Kunſtſinn, heißt es[3], befriedigt nie die Materie, ſondern nur die Schönheit der Form, nie die Ingredienzien, nur die Feinheit der Miſchung. Wenn dieſes wahr iſt, wie kann der Verfaſſer auf den vorhergehenden Seiten von einer dem Dichter nothwendigen glücklichen Wahl des poetiſchen Stoffes reden, die ſich nur an das halten ſoll, was dem Menſchen als Menſchen eigen iſt? und wie kann er der Bürger'ſchen Muſe ihren ſinnlichen Charakter verwerfen? Die Schönheit der Form kann ſich ja auch am Speziellſten zeigen, und auch das Sinnliche läßt ſich „fein miſchen.“

Mit dieſem Widerſpruch der Anſichten hängt noch ein anderer Fehlgriff zuſammen. Schiller rechnet zur Idealiſirung des poetiſchen Stoffes auch das, daß das Individuelle und Lokale zum Allgemeinen erhoben werde. Namentlich ſoll der lyriſche Dichter keine Seltenheiten, keine ſtreng individuelle Charaktere und Situationen darſtellen; er darf eine gewiſſe Allgemeinheit in den Gemüthsbewegungen, die er ſchildert, nicht verlaſſen. Die ſpäteren Bürger'ſchen Gedichte werden getadelt, weil ſie großentheils Produkte einer ſolchen ganz eigenthümlichen Lage ſeien, deren Unideales, welches von ihr immer unzertrennlich ſei, den vollſtändigen und reinen Genuß ſehr ſtöre[1]. Schiller verwechſelt aber hier das Allgemeine mit dem ächt Menſchlichen und Bedeutſamen, und das Gemeine und Unvollkommene mit dem Individuellen und Lokalen. Alles ächt Menſchliche, alles Bedeutſame im Menſchenleben iſt nur dann wahrhaft poetiſch, wenn es ſich in die individuellſten Lagen hinein verzweigt. Die Lieder an Molly z. B. ſcheinen uns nicht mit Schiller unpoetiſch empfunden! Welch eine tief erſchütternde, verhängnißvolle Gemüthslage eines Dichters, an eine Gattin gebunden zu ſein, die ihm gleichgültig iſt, und ihre eigene Schweſter unausſprechlich zu lieben und von ihr eben ſo geliebt zu werden, mit der ſich zu verbinden, ihm konventionelle Geſetze nicht geſtatten! Gerade durch dieſes ganz beſtimmte Verhältniß werden uns alle Lieder, die dieſelbe offenbaren, intereſſanter, beziehungsreicher, wahrer und theurer.

---

[1] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Band 1, S. 399.

[2] Schiller's Werke in 1 Bd., S. 1258. 1. a. (Oktavausgabe Bd. 12, S. 374 u.).

[3] Schiller's Werke in 1 Bd., S. 1270. 2. m. (Oktavausgabe Bd. 12, S. 399 m.)

Dieſer Forderung gemäß will es Schiller dem lyriſchen Dichter auch nicht geſtatten, ſeine augenblicklichen, gegenwärtigen Gemüthsbewegungen darzuſtellen, ſondern er heißt ihn aus der mildernden Erinnerung dichten. Jene Geburten des Affekts ſeien bloße Gelegenheitsgedichte, denen die idealiſche Reinheit und Vollendung mangeln müßten. Auf dieſe Art würde Schiller nicht mehr geurtheilt haben, nachdem er mit Goethe's Genius vertraut war. Arbeitet ſich denn der Dichter nicht aus ſeinem leidenden Zuſtande empor, zeigt er ſich nicht in hohem Grade ſelbſtthätig, wenn er den gegenwärtigen Affekt des Schmerzes, der Liebe, der Schwermuth poetiſch geſtaltet? mäßigt, bemeiſtert er ihn nicht? Er ſteht dann ja nicht mehr unter der Herrſchaft der Leidenſchaft, ſondern er löst ſie mit ſchöner, voller Freiheit des Geiſtes in ein poetiſches Spiel auf. Und wird endlich ein Gedicht, welches

---

[1] Schiller's Werke in E. Bd., S. 1277. l. c. (Oktavausgabe B. 12. S. 410).

Goethe ſich aus lebendigen, nahen Seelenkräften aufgebaut hat, nicht einen höhern Grad von ergreifender, ſinnlicher Wahrheit enthalten, als ein anderes, das Schiller oder Leſſing aus der weiten Ferne ihrer Erinnerung herholen, und nur dadurch zu Stande bringen, daß ſie den Gegenſtand ihrer Begeiſterung von ihrer eigenen Individualität ſorgfältig loswickeln?[1] Jenes iſt immer ein friſcher, dieſes häufig ein welker Zweig; jenes ein veredeltes Natur-Erzeugniß, dieſes bisweilen ein bloßes Kunſtprodukt.

Aber Schiller bezeichnet durch ſolche Ausſtellungen den Charakter ſeiner eigenen lyriſchen Stücke der ſpätern Zeit. Seine Natur und Bildung brachten es mit ſich, daß er ſelbſt ganz ſo dichtete, wie er es von Bürger fordert. Die Beurtheilung iſt ein glänzendes Zeugniß, wie ernſtlich er es ſich angelegen ſein ließ, ſich wiſſenſchaftlich und ſittlich ſelbſt zu läutern, um ſeine neue poetiſche Laufbahn würdig anzutreten, und iſt in dieſer Hinſicht ein unſchätzbares Dokument. Sie wirkte bei ihrem Erſcheinen bezaubernd auf die Verehrer Schiller's. „Welche Recenſion,“ ſchreibt Baggeſen an Reinhold, „übertrifft die von Bürger's Gedichten in der Allgemeinen Literaturzeitung! Daß Schiller der Verfaſſer ſei, hat für mich keinen Zweifel. Lieber Reinhold, kann man nicht mit aller Philoſophie, ohne ihr im Geringſten nahe zu treten, und mit aller Religion, ohne verketzert zu werden, dieſen Rieſengeiſt unſeres ſeligen Decenniums, dieſe herrliche Morgenſonne der Geſchichte, dieſen ächt philoſophiſchen Dichter, dieſen unausſprechlich bezaubernden Schiller anbeten?“[2]

Seither iſt es hinreichend anerkannt, daß Schiller Bürgern einſeitig beurtheilte. In dem Streben nach eigener Selbſtveredlung leidenſchaftlich begriffen, konnte er einem dem ſeinigen ganz unähnlichen Verdienſt unmöglich Gerechtigkeit widerfahren laſſen. „Bürger's Talent,“ ſagt Goethe[3], „iſt ein entſchiedenes deutſches Talent, aber ohne Grund und ohne Geſchmack, ſo platt wie ſein Publikum. Schiller hielt ihm freilich den ideell geſchliffenen Spiegel ſchroff entgegen, und in dieſem Sinne kann man ſich Bürger's annehmen; indeſſen konnte Schiller dergleichen Gemeinheiten unmöglich neben ſich leiden, da er etwas anderes wollte, was er auch erreicht hat." — Bouterweck fällt folgendes treffende Urtheil: „Schiller wollte Bürger's poetiſches Verdienſt ganz unbefangen würdigen. Aber es mißlang ihm, weil er ſeine Idealpoeſie der Bürger'ſchen Naturpoeſie zum ſtetigen Muſter vorhielt. Er entdeckte auf dieſe Art die Schattenſeite der Bürger'ſchen Poeſie ſehr beſtimmt. Alle Fehler und Mängel können nicht ſtärker und richtiger bezeichnet werden, als in Schiller's Recenſion, die den armen Bürger ſo tief verwundete, wie kaum einer der harten Schläge des Schickſals, die um dieſe Zeit ihn trafen. Die ſchreiende Ungerechtigkeit dieſer Recenſion beruht auch nicht ſowohl auf dem Tadel, in welchem ſie wenigſtens immer zur Hälfte Recht hat, als auf der Kälte des einſeitigen Lobes im Gegenſatze mit der Wärme des Tadels. Das war es, was Bürger nicht verſchmerzen konnte." Aber Schiller's Geiſt mußte ſich manifeſtiren, und ſich in dem feſtſetzen, was er ſpäter ausübte. Dazu wählte er als Form dieſe Recenſion.

---

[1] Schiller's Werke in E. Bd., S. 1277. f. u. (Ausgabe B. 12 S. 311).

[2] Baggeſen's Briefwechſel mit Reinhold, Theil 1, S. 107.

[3] Briefwechſel mit Zelter, Theil 4, S. 40.

Zwiſchen der erſten und zweiten Lieferung von Schiller's philoſophiſchen Schriften in der Neuen Thalia und in den Horen ſteht die Recenſion der Gedichte Matthiſſon's mitten inne. Schiller hatte in Stuttgart den liebenswürdigen Dichter ſelbſt kennen lernen und ließ nun nach ſeiner Zurückkunft in Jena im September 1794 dieſe Beurtheilung in die Allgemeine Literaturzeitung einrücken. An der ſtrengern Formelſprache ſieht man es dieſem Aufſatze recht an, daß er nach dem Studium der Kant'ſchen Philoſophie verfaßt iſt, wie noch der vorhergehende vor dieſe Zeit fällt.

Wie früher bei Goethe's Egmont und Bürger's Gedichten, ſo geht er auch hier von einem allgemeinen Geſichtspunkte aus. „Bei der Anarchie," ſchreibt er an Goethe[1], „welche noch immer in der poetiſchen Kritik herrſcht, und bei dem gänzlichen Mangel objektiver Geſchmacksgeſetze befindet ſich der Kunſtrichter immer in großer Verlegenheit, wenn er ſeine

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe. Bd. 1. S. 36.

Behauptungen durch Gründe unterſtützen will, denn kein Geſetzbuch iſt da, worauf er ſich berufen kann. Will er ehrlich ſein, ſo muß er entweder gar ſchweigen, oder er muß (was man nicht immer gerne hat) zugleich der Geſetzgeber und der Richter ſein. Ich habe in jener Recenſion die letzte Parthei ergriffen.“

Die Beurtheilung hebt mit der Frage an: ob die Landſchaftsdichtung zur ſchönen Kunſt gehöre, eine wirkliche Grenzerweiterung der Poeſie ſei? — Die Alten kannten die poetiſche Darſtellung der unbelebten Natur nicht als eine eigene Dichtungsart, und auch das Beiſpiel der größten neuern Dichter und die Ausſprüche der bewährteſten Kritiker ſcheinen dieſer Acquiſition eben nicht ſehr günſtig zu ſein.

Schiller erklärt ſich für dieſe neue Gattung. Es kommt, behauptet er mit Kant, bei der ſchönen Kunſt niemals auf den Stoff, ſondern immer auf die Behandlung an. Sollte man Gegenſtände der unbeſeelten Natur nicht ebenfalls ſo behandeln können, wie es der Charakter der ſchönen Kunſt erheiſcht? — Der Charakter der ſchönen Kunſt, fährt er fort, iſt Nothwendigkeit und Allgemeinheit; Nothwendigkeit, indem ſich unſer Vorſtellungsſpiel an eine objektive Verknüpfung in den Erſcheinungen gründet, woraus eine durchgängige Geſetzmäßigkeit der Einbildungskraft entſteht; Allgemeinheit, indem nur der durch die Einbildungskraft unſer Herz ſicher rühren kann, welcher ſich an das hält, was wir mit unſerer ganzen Gattung gemeinſchaftlich haben. Hiernach muß ein jedes Dichterwerk in Bezug auf die Einbildungskraft objektive Wahrheit, und in Bezug auf unſer Empfindungsvermögen ſubjektive Allgemeinheit haben. Dadurch ſcheint nun zwar die materielle äußere Welt von der Kunſt ausgeſchloſſen, „denn unter dem Menſchen iſt das Reich der Nothwendigkeit geſchloſſen (?)“. Deſſenungeachtet zeigt ſich auch in dieſem Gebiet bei allem Willkührlichen und Zufälligen noch immer eine große Geſetzmäßigkeit und Nothwendigkeit, und was daran noch fehlt, bewirkt der Dichter dadurch, daß er die materielle Natur in den Bereich des Menſchlichen herüberſpielt. Dieß erreicht er, indem er mittelſt der ſichtbaren Naturphänomene, wie der Muſiker durch Töne, auf unſere Gemüthsbewegungen einwirkt, und indem er die landſchaftliche Natur auf ſymboliſche Weiſe zum Ausdruck der Vernunftideen macht. Dieſen dreifachen Vorzug, fügt dann Schiller hinzu, die anſchauliche Wahrheit, die muſikaliſche Schönheit und Ideenreichthum vereinigen die landſchaftlichen Gemälde Matthiſſons meiſtentheils. Und indem er nun dieſes Urtheil nachzuweiſen verſucht, bemerkt er, wahrſcheinlich in Erinnerung an Leſſing's Laokoon, daß dieſer Dichter es wohl verſtanden habe, die gleichzeitigen Anſchauungen des Raums in auf einander folgende Bilder der Zeit zu verwandeln.

Ich geſtehe, daß mir die Gründe dieſes allzu günſtigen Urtheils ſchwach vorkommen. Ueber die Anſicht, daß es bei der ſchönen Kunſt gar nicht auf den Stoff ankomme, und daß Nothwendigkeit und Allgemeinheit der Charakter derſelben ſeien, wird ſpäter in einer andern Verbindung geſprochen werden. Hier genüge es, auf folgende zwei Punkte aufmerkſam zu machen. Nimmermehr hört in der äußern Natur das Nothwendige auf, ſondern gerade umgekehrt iſt in derſelben Alles durch nothwendige Geſetze beſtimmt. Nur ſo weit das Menſchliche reicht, findet ſich Zufall und Willkühr. Nach der Schiller'ſchen Vorausſetzung müßte alſo die landſchaftliche Natur gerade der beſte Stoff für die Dichtkunſt ſein. Ferner kann der Landſchaftsdichter nicht unmittelbar durch Schilderung äußerer Naturſcenen einen der Muſik ähnlichen Eindruck auf unſere Gemüthsbewegungen machen; ſondern nur mittelbar, dadurch, daß er ſeine eigenen, durch die Natur in ihm erregten Gefühle darſtellt, kann er die unſern erregen; in ſo fern er dieß aber thut, iſt er kein Landſchaftsdichter mehr. Er behandelt dann die Landſchaft nur beiläufig. Allerdings haben Licht, Farben und Geſtalten etwas unſern Gemüthsbewegungen Analoges, aber nur, wenn wir ſie ſehen, erregen ſie unſere Empfindungen, ſo wie auch die unſern Gefühlen analogen Luftſchwingungen der Töne uns nur dann bewegen, wenn wir ſie hören. Wobei aber noch zu bemerken iſt, daß jene durch das Geſicht vermittelten Eindrücke bei weitem ruhiger ſind, als dieſe durch das Ohr aufgenommenen, ſo daß ſie kaum das Prädikat des Muſikaliſchen verdienen. Ganz abgeſtumpft wird aber die Wirkung der ſichtbaren Dinge auf unſer Herz, wenn wir ſie nicht unmittelbar ſehen, ſondern nur von ihnen hören. Ein reines (nicht ſubjektiv motivirtes) Landſchaftsgedicht wäre beinahe eben ſo unwirkſam, als es die Beſchreibung eines Muſikſtückes ſein würde. Die Wirkung wäre höchſtens durch unſere Vorſtellungen mühſam vermittelt, alſo gekünſtelt und niemals äſthetiſch.

Eine liebliche Muſik der Sprache und des Versbaues wird unſerem Matthiſſon Niemand abſprechen. Hierdurch ergötzt er unſer Ohr. Unſer Herz rühren ſeine Naturſchilderungen nur, wo ſie eine ſubjektive, lyriſche Färbung haben. Fehlt ihnen dieſe, ſo laſſen ſie uns bei aller Gewalt, die uns der Dichter oder die wir uns ſelbſt anthun wollen, kalt und theilnahmlos.

Gewiß war es Schiller's eigener tiefer Naturſinn und die ſittliche Grazie in Matthiſſon's Gedichten, was ihm dieſe ſo werth machte. Sein für Naturſchönheiten ſo geöffnetes Herz nahm auch die Naturpoeſie in Schutz, und der Dichter Matthiſſon ſetzte ſich bei ihm durch den Menſchen in Achtung. So floſſen ſeine allzu ſtrenge Beurtheilung Bürger's und ſeine allzu günſtige Kritik Matthiſſon's zum Theil aus Einer Quelle. Ungeachtet er ſo viel von der Form ſpricht, ſah er doch viel zu wenig auf die poetiſche Darſtellung, ſondern machte ſein Urtheil nur zu ſehr von ſittlichen Ideen abhängig. Oder klang noch die ſanfte Erinnerung an die vor Kurzem in ſeinem Vaterlande verlebten, ſchönen und glücklichen Tage in ſeiner Seele nach, daß er den Mann, welchen er im Kreiſe der Seinigen lieben gelernt hatte, ſo freundlich beurtheilte?

Neunzehntes Kapitel.

Die Aufſätze: Ueber den Grund des Vergnügens an tragiſchen Gegenſtänden, und: Ueber die tragiſche Kunſt. — Die Abhandlung: Ueber Anmuth und Würde.

Unſere Betrachtung geht jetzt vorerſt zu den beiden Abhandlungen über, von denen wir oben angaben, daß ſie *vor* dem genauern Studium der Kant'ſchen Theorie des Schönen und Erhabenen geſchrieben ſeien. Dann legen wir in dieſem Kapitel noch die erſte Blüthe der Beſchäftigung mit der kritiſchen Philoſophie dar.

In dem Aufſatze: *Ueber den Grund des Vergnügens an tragiſchen Gegenſtänden*, welcher zuerſt 1792 in dem erſten Stücke der Neuen Thalia herauskam, bietet uns ihr Verfaſſer die Erſtlinge ſeiner äſthetiſchen Spekulation an. Er vindicirte den ſchönen Künſten eine ſelbſtſtändige Bedeutung, und will ſie daher nicht (wie er ſelbſt bisher die Poeſie zum Theil behandelte) als bloße Dienerinnen der Moral angeſehen wiſſen. Ihr Zweck ſei das *freie* Vergnügen, d. h. dasjenige, wobei die angenehme Empfindung nicht aus blinder Naturnothwendigkeit, ſondern aus dem Spiele unſerer Vorſtellungen entſpringe. Dieſes freie Vergnügen beruht alſo auf moraliſchen Bedingungen, und kann auch nur durch moraliſche Mittel hervorgebracht werden. Ein freies Vergnügen empfinden wir aber über alles, was wir uns als übereinſtimmend, als zweckmäßig vorſtellen. Nun beſtimmt Schiller die Klaſſen unſerer zweckmäßigen Vorſtellungen, freilich auf eine wenig befriedigende Weiſe, und verweilt dann insbeſondere bei dem Rührenden und Erhabenen, welches letztere aus einer Zweckmäßigkeit entſpringe, der eine Zweckwidrigkeit zu Grunde liege. Die dem Erhabenen korreſpondirende Empfindung, die Rührung, vereinige daher Vergnügen und Schmerz, ſie ſei eine Luſt an dem Leiden. Keine Zweckmäßigkeit aber erfreue uns mehr, als die moraliſche, beſonders dann, wenn ſie im Kampfe mit einem Naturzweck oder einer niedrigern moraliſchen Zweckmäßigkeit die Oberhand behalte. In dieſem ſiegenden Widerſtreit ſtellt uns vorzugsweiſe die Tragödie die menſchliche Freiheit dar. In Koriolan ſiegt die Vaterlandsliebe über die Selbſtliebe, in Timoleon die republikaniſche Pflicht über die brüderliche Liebe. Was nun aber unſer tragiſches Vergnügen an den Handlungen eines Verbrechers betrifft, ſo entſpringt dieſes aus deſſen Reue und Selbſtverdammung, welche die glänzendſte Huldigung des ſittlichen Geſetzes iſt; oder die Klugheit und konſequente Kraft eines Böſewichts ergötzt ſchon an und für ſich, wofür auf ein früheres Urtheil Schiller's über Alba's kluge Vorſicht in der Recenſion vom Egmont hingewieſen werden kann [1]; oder wir nehmen endlich einen Antheil an einer erfinderiſchen Bosheit, weil ſie eine moraliſche Zweckmäßigkeit, welche dargeſtellt werden ſoll, nur um ſo leuchtender hervortreten läßt. Doch muß überall eine zweckmäßige Bosheit, wenn ſie gefallen ſoll, vor der moraliſchen Zweckmäßigkeit zu Schanden werden.

Dieſe letztern Gedanken ſind beſonders wahr und überzeugend durchgeführt, wobei es nur auffällt, daß ſich da, wo doch zunächſt von der Tragödie die Rede iſt, der Wollüſtling Lovelace und die tugendſame Clariſſa aus Richardſon's bekanntem Romane als Beiſpiele beigezogen und erörtert finden [2]. Ueberhaupt hat Schiller ſchon in dieſem erſten

---

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 1283 f. u. (Oktavausg. B. 12, S. 440 f.).

[2] Wir wiſſen, daß Schiller auf dieſes Buch ſehr viel hielt; vergl. Frau v. Wolzogen, Theil 1, S. 228.

Aufſatze ſeinen eigenen Genius würdig und kräftig ausgeſprochen, und Manches angedeutet, was er ſpäter, zum Theil in eigenen Abhandlungen, weiter auseinanderſetzte. Nur in den Prinzipien ſcheint ihm Einiges nicht gelungen zu ſein. Wenn er das geiſtige Vergnügen zum Endzweck der Künſte macht, ſo gibt er ſie gegen ſeinen eigenen Sinn doch nur in den Dienſt einer feinern Sinnlichkeit, denn jedes Vergnügen, jede angenehme Empfindung iſt ſinnlich. In dem Aufſatze tritt ein noch ſpäter beibehaltenes Streben hervor, die Künſte, die Dichtungsarten, z. B. die Arten der Tragödie, a priori nach philoſophiſchen Begriffen und Empfindungsweiſen zu rubriciren und zu ordnen. Aber die Begriffe, welche für die „Zweckmäßigkeit" „erſchöpfend" ſein ſollen, nämlich: gut, wahr, vollkommen, ſchön, rührend und erhaben, ſind hierzu ſchon deßwegen untauglich, weil ſie nicht aus einander, ſondern in einander liegen. Das Gute z. B. kann auch das Vollkommene ſein[1]. Und überdieß werden nur das Schöne und Erhabene äſthetiſch empfunden, und das Gute, Vollkommene und alles andere ſind nur in ſo fern Gegenſtände der Kunſt, als ſie in ſchöner oder erhabener Form vorgeführt werden. Endlich hat Schiller auch darin nicht wohl gethan, daß er dem Rührenden gleichen Rang mit dem Erhabenen einräumte. Wenn das Ziel der Kunſt das Vergnügen wäre, und die Rührung im Vergnügen am Leiden beſtände, ſo würde ein Schauſpiel, welches nur recht rührte, ein Meiſterwerk ſein, und die Kotzebue'ſchen Effektſtücke wären gerechtfertigt. Vielmehr iſt das Rührende nur eine zufällige, unweſentliche ſinnliche Unterlage und Einfaſſung des Erhabenen. Das Rührende und Erhabene ſtehen in umgekehrtem Verhältniſſe zu einander; das ächte Erhabene erhebt uns auch über die Rührung. An eine eigene ſchöne Kunſt des Rührenden aber kann gar nicht gedacht werden.

---

[1] Eine Stelle, worin Schiller doch ſelbſt überphiloſophiſch geworden zu ſein glauben mochte, ließ er ſpäter aus. In der Neuen Thalia ſteht nämlich (nach den Worten der Ausgabe in Einem B., S. 1170, 2, ganz unten: „des Rührenden und des Schönen verwechſelt") noch folgender Abſchnitt: „Unter der rührenden Gattung in der Dichtkunſt behaupten die Epopee und das Trauerſpiel den vorzüglichſten Rang. In der erſtern iſt das Rührende dem Erhabenen, in dem letztern das Erhabene dem Rührenden beigeſellt (?). Wollte man von dieſem Leitfaden weiter Gebrauch machen, ſo könnte man Dichtungsarten aufſtellen, die das Erhabene allein, andere die das Rührende allein behandeln (?). In noch andern würde ſich das Rührende mit dem Schönen vergnüglich gatten, und zu der zweiten Ordnung der Künſte den Uebergang bahnen. So könnte man vielleicht dieſen Faden auch durch dieſe, die ſchönen Künſte fortführen, und an dem höchſt Vollkommenen einen Rückweg zum Erhabenen finden, wodurch der Kreis der Künſte geſchloſſen würde."

Daß dieſe falſche Theorie einen außerordentlich großen Einfluß auf Schiller's nachherige poetiſche Praxis ausübte, wird ſpäter erhellen. In ſeinen meiſten dramatiſchen Stücken der dritten Periode überwiegt das Rührende das Erhabene, und zu einer *reinen* Darſtellung des Erhabenen hat Schiller ſich doch nur ſelten erhoben. Uebrigens hängt dieſe Ueberſchätzung des Rührenden mit einem ſentimentalen Gemüthszuge zuſammen, auf welchen wir ſchon früher aufmerkſam machten[1]. Die weichen Gefühlsſtimmungen des Herzens trugen in dieſer und der folgenden Abhandlung über das hohe Bewußtſein der Geiſtesſelbſtſtändigkeit den Preis davon.

Der bald nachher geſchriebene Aufſatz: *Ueber die tragiſche Kunſt*[2], geht von der bekannten Erfahrung aus, daß das Spiel der Affekte immer etwas Angenehmes für uns hat, wenn wir nur in einer freien, unbefangenen Geiſtesverfaſſung ſind. In dieſem Falle ergötzen uns ſogar, und zwar in hohem Grade, unangenehme, ſchmerzhafte Gemüthsbewegungen. Schiller findet, in Uebereinſtimmung mit der eben erörterten Unterſuchung, die Urſache dieſer Thatſache in der ſittlichen Natur des Menſchen. In dem Grade nämlich, als der Menſch ſein ſittliches Vermögen ausgebildet habe, ſei er im Stande, ſeine ſchmerzhaften Affekte, die aus ſeiner ſinnlichen Natur ſtammen, zu beherrſchen und in den gehörigen Schranken zu halten. Hiernach erklärt er dann das Vergnügen des Mitleids. Nämlich gerade durch den Angriff, welchen das Mitleid auf unſere Sinnlichkeit mache, werde die ſittliche Selbſtthätigkeit unſerer Vernunft aufgeregt, und alſo der Zuſtand in uns herbeigeführt, welcher für uns der zweckmäßigſte, und ſomit der befriedigendſte und erfreulichſte ſei. Die tragiſche Kunſt aber habe ſich dieſes Vergnügen des Mitleids insbeſondere zum Zweck geſezt.

---

[1] Siehe Theil 2, S. 109 und 111.

[2] Er ſtand zuerſt im zweiten Hefte der Neuen Thalia vom Jahre 1792.

Nach dieſer Grundlegung führt der Verfaſſer aus, wie das Vergnügen des ſympathetiſchen Leidens geſchwächt werde, wenn ſich die Perſon, welche wir ſonſt bemitleiden müßten, durch ein Uebermaß der Thorheit oder der Schlechtigkeit unſere Geringſchätzung oder unſern Abſcheu zuziehe. Ja er behauptet, daß das Mitleid auch geſtört werde, wenn das Unglück des Leidenden von der Bosheit eines Andern, und auch, wenn es von einem blinden Schickſale ausgehend gedacht werde. Er will daher auf eine höchſt merkwürdige Weiſe, in der neuern Tragödie das Schickſal der Alten durch die Vorſehung verdrängt wiſſen. Aber das Vergnügen des Mitleids, welches allein aus der Sittlichkeit fließe, werde auch vermindert, wenn die Leiden eines Unglücklichen zu groß ſeien, ſo daß der bloße theilnehmende Schmerz in uns die Oberhand habe[1].

Wodurch aber wird das Vergnügen des Mitleids am unfehlbarſten und am ſtärkſten geweckt? — Schiller antwortet, dadurch, daß uns fremdes Leiden vorgeſtellt und nicht allein erzählt werde, daß die ſympathetiſchen Eindrücke wahr, d. h. den allgemeinen und nothwendigen Bedingungen der menſchlichen Natur angemeſſen ſeien, daß die dargeſtellte Handlung vollſtändig charakteriſirt ſei und als ſolche aufgefaßt werde, und (was eigentlich ſchon hieraus folgt) daß ſie eine Dauer habe.

Und aus dieſen Elementen erbaut er ſich dann die Idee und den Begriff der tragiſchen Kunſt, nur daß er die Begriffe der dichteriſchen Nachahmung leidender Menſchen noch mit hinzunimmt. Der Zweck der Tragödie beſteht darin, unſer Mitleiden zu erwecken, uns zu rühren. Die Mittel, die der Dichter bei der Behandlung ſeines Gegenſtandes anwendet, um ihn rührend zu machen, machen die Form der Tragödie aus.

---

[1] Schiller hat nicht wohl gethan, hier wo er von den Umſtänden ſpricht, die das Mitleid im Allgemeinen einſchränken oder zerſtören, ſchon Beiſpiele aus tragiſchen Werken zu wählen. Dieſe Unterſuchung iſt rein pſychologiſch, und ihr Verfaſſer verſpricht ſie auch nach „der gewöhnlichen Erfahrung" anzuſtellen; die Anwendung auf das Trauerſpiel war ſpäter zu machen. Was bei dieſer Gelegenheit an dem König Lear getadelt wird, iſt unrichtig. Sein übergroßes Leiden läßt uns ſeinen Unverſtand gar nicht mehr in Anſchlag bringen; das tragiſche Mitleid bleibt alſo unbeeinträchtigt. Es wäre vielmehr gräßlich, einen Menſchen in dieſem Grade unglücklich zu ſehen, wenn wir ihn ganz und gar nicht ſchuldig wüßten.

Dieſer ganze Aufſatz iſt alſo eine Konſtruktion des Begriffes der wahren Tragödie aus ihren Elementen. Er kann in ſo fern als ein Ganzes angeſehen werden, ungeachtet Schiller in der Thalia eine (nicht erſchienene) Fortſetzung von demſelben verſpricht.

Schiller verſuchte hier die Theorie des Drama's mittelſt einiger Elemente der Ariſtoteliſchen Lehre weiter auszubilden. Von Ariſtoteles ſind z. B. die Gedanken entlehnt, daß die Tragödie Mitleid erregen ſolle, daß ſie eine Darſtellung gegenwärtiger Handlungen und keine Erzählung ſei, und daß ſie mittelmäßigen, oder, wie Schiller ſagt, gemiſchten Charakteren vor ganz böſen und ganz guten den Vorzug gebe [1].

Aber ſo viel Geiſtreiches und Vortreffliches dieſe Abhandlung auch im Einzelnen enthält, ſo vermag ſie dennoch nicht die Anſprüche der Wiſſenſchaft zu befriedigen. Der Hauptfehler der vorhergehenden Abhandlung kehrt hier, unter andern Mißgriffen, zurück.

Alle mitgetheilte Affekte nämlich, angenehme und traurige, ergötzen uns, weil ſie unſere Lebensgeiſter in Bewegung ſetzen und uns hierdurch unterhalten. Das Vergnügen des Mitleids iſt, wie jedes Vergnügen, ſinnlicher Art, und durchaus nicht aus der ſittlichen Natur des Menſchen abzuleiten. Auch ein höheres, feineres, geiſtiges Vergnügen kann hierdurch ſeine Gattung nicht überhüpfen [2]. Daher iſt die ganze Unterſuchung, durch welche Bedingungen das Vergnügen des Mitleids vorzüglich befördert und geſchwächt werde, unergiebig (denn dieſes Vergnügen inhärirt dem

---

[1] Ariſtoteles' Poetik, im 6. und 13. Kapitel, worüber man Leſſing's Hamburgiſche Dramaturgie, Theil 2, Stück 74 u. ff. vergleiche. Daß Schiller den Ariſtoteles damals ſtudirte, iſt ſchon oben Theil 2, S. 258 bemerkt.

[2] Schiller meint, ſeine Anſicht durch „eine bündige Theorie des Vergnügens, wenn wir ſie hätten," begründen zu können (Ausgabe in E. B. S. 1170. l. c., Oktavausg. B. 11, S. 511). Es iſt aber ſehr mißlich, ſich auf etwas zu berufen, was nicht da iſt.

Affekt des Mitleids und richtet ſich ganz nach dem Grade und der Beſchaffenheit desſelben), und Schiller ſelbſt geht auch von jener Frage zu der von ihr verſchiedenen hinüber: Wodurch wird das Mitleid ſelbſt am beſten erzeugt und am meiſten beſchränkt? Dieſes Hin- und Herſchwanken zwiſchen dem Vergnügen des Mitleids und dem Mitleid ſelbſt macht den größern Theil der Abhandlung unklar.

Dagegen iſt das Mitleid an ſich eine mit unſern ſittlichen Kräften zuſammenhängende, rein menſchliche Regung. Schiller hat das Menſchliche für etwas Sinnliches, wie das Sinnliche für etwas Menſchliches angeſehen.

Die Rührung aus Mitleid kann darnach nicht Zweck der Tragödie ſein, und Schiller hat nicht wohlgethan, hierin von Ariſtoteles abzugehn. Wenn die Tragödie das Vergnügen des Mitleids bezweckte, ſo liefe ſie auf eine feinere Sinnlichkeit hinaus; und wenn ſie nur Rührung bezweckte, ſo wäre es nicht viel beſſer um ſie beſtellt; denn es gibt eine rüſtige und ſentimentale, eine erbebende und gemeine, eine tiefe und eine flache Rührung, und ähnliche Unterſchiede gelten auch vom Mitleid. Nun iſt es klar, daß die Tragödie nicht jede Rührung des Mitleids zu erwecken ſucht, ſondern gewiß nur die rüſtige, erbebende, tiefe Rührung im Auge hat. Wodurch aber erhält der rührende Affekt des Mitleids gerade dieſe Eigenſchaften?

Wenn der Unglückliche, den wir leiden ſehen, vor unſern Augen zugleich hervorragende Eigenſchaften der Einſicht, der Kraft, der ſittlichen Güte entfaltet, ſo geſellen ſich unſerer ſchmerzlichen Theilnahme die Affekte der Achtung und Bewunderung bei. Dieſe regen unſere ſittliche Natur, die Selbſtthätigkeit unſerer Vernunft auf, ſich ihre überſinnlichen Ideen zum Bewußtſein zu bringen. Wir fühlen daher nicht ein niedriges, erſchlaffendes, ſondern ein erhabenes, ſtärkendes Mitleid, welches allein das würdige Ziel der tragiſchen Kunſt ſein kann.

Und hier iſt der Punkt, in welchem die Ariſtoteliſche Theorie mit der Lehre Kant's zuſammenfällt. Ariſtoteles ſagt, die Tragödie ſolle durch Mitleid und Furcht eine Reinigung dieſer und ähnlicher Gemüthsbewegungen bewirken. Wie bewirkt ſie dieſe Reinigung? Dadurch, daß ſie das Mitleid in die ſittlichen Affekte der Achtung und Bewunderung gleichſam verwandelt und auflöſ't. Das Mitleid iſt nur ein Mittel, die höchſten, herrlichſten Kräfte in uns wach zu machen und in ein lebendiges Spiel zu ſetzen; und es verſchwindet, wenn es dieſen Dienſt geleiſtet hat, in dieſer erhabenen Geiſtesſtimmung, wie die Wolke im reinen Aether. Dieß iſt, mit Kant zu reden, die höhere, ſittliche Zweckmäßigkeit, welche uns aber nicht zum Bewußtſein kommen könnte, wenn wir nicht in dem Gegenſtande unſeres Mitleides zugleich einen Gegenſtand unſerer Achtung oder Bewunderung erblickten. Nur was ein Symbol des Göttlichen iſt, kann das Göttliche in uns wach machen. Nur dadurch, daß die mitleidende Rührung auf einem hohen Menſchen, auf einer bedeutungsvollen Handlung haftet, kann ſie ſich Bahn brechen zur Tiefe unſeres Weſens. Für ſich allein iſt ſie ſtumpf, unthätig, entnervend, untragiſch.

Weil Schiller annahm, daß das Mitleid an und für ſich (auch ohne Achtung und Bewunderung) unſere ſittlichen Kräfte in Wirkſamkeit zu ſetzen vermöge, mußte ſeine ganze Erklärung, wie dieſer Proceß des höchſten tragiſchen Effekts von ſtatten gehe, unbefriedigend ausfallen. In der Angabe des Zweckes der Tragödie aber hat er offenbar ſeinen eigenen hohen Genius nicht würdig interpretirt; denn das Mitleid, welches Ariſtoteles zum bloßen Mittel machte, ſieht er als den Zweck an. Und auch darin hat er nicht das Rechte getroffen, daß er in ſeiner Angabe des Zweckes der Tragödie nur des Mitleides und nicht auch, mit Ariſtoteles, der Furcht erwähnt. Denn wie jenes, ſo reißt auch dieſe, welche uns da, wo wir Andere bejammern, für uns ſelbſt zu zittern zwingt, die Bollwerke unſerer ſinnlichen Natur nieder, und öffnet den Ideen einen freien Spielraum. Die tragiſche Rührung, bemerkten wir ſchon oben, ſoll auch tief, ſie ſoll ergreifend, erſchütternd, zerreißend ſein. Das wird ſie aber nur dann, wenn das Schickſal, welchem wir unſeres Gleichen erliegen ſehen, vor uns ſelbſt als eine furchtbare Macht hintritt. Nur dann ſteigen die Ideen in ihrer ganzen Erhabenheit in uns auf. Wir flüchten uns nur dann in die überirdiſche Welt, wenn wir uns in der irdiſchen ganz verwaiſ't fühlen.

Dieſer Lehre Kant's gemäß kann die ächte Tragödie die Furcht des Ariſtoteles nicht entbehren.

In dieſen beiden Aufſätzen wollte ſich Schiller über ſein dramatiſches Geſchäft verſtändigen, wodurch ſie ſich an ähnliche, weniger eindringende Verſuche der erſten Periode anſchließen [1]. In den folgenden Abhandlungen ſuchte er, ſich zum Allgemeinen erhebend, Aufſchluß über das Sittlichſchöne und Erhabene ſelbſt, bis ſeine Darſtellungen in der dritten Periode ſich zu mehr praktiſchen Gegenſtänden hinneigten, da er ſich ſelbſt wieder zur Ausübung anſchickte.

Nachdem er, nach leidlicher Wiedergeneſung von ſeiner ſchweren Krankheit im Jahr 1791, in Kant's Theorie des Schönen und Erhabenen eingedrungen war, gelang es ihm, eine Arbeit in die Thalia einrücken zu laſſen, welche an Umfang und Werth Alles übertraf, was er bisher über Aeſthetik geſchrieben hatte. Dieſe Abhandlung: Ueber Anmuth und Würde, erſchien zuerſt im zweiten Hefte der Neuen Thalia vom Jahre 1793.

Der menſchliche Körper, entwickelt Schiller, zeigt uns zwei Arten der Schönheit. Die eine entſpringt aus ſeiner ſinnlichen Natur, und heißt die fixe, die architektoniſche oder die Schönheit des Baus. Da aber die Geſtalt auch unter dem Einfluß der Perſon oder der Freiheit ſteht, ſo gibt es auch eine Schönheit des Spiels oder Ausdrucks, eine bewegliche Schönheit, die Anmuth, welche auf den willensthätigen, ſich dem Körper mittheilenden Bewegungen der Seele beruht.

Die anmuthige Bildung gehört zur ſprechenden, mimiſchen Bildung, ſie unterſcheidet ſich aber von dieſer dadurch, daß ſie auch zu ihres Eigenthümers Vortheil ſpricht, d. h. daß ſie eine moraliſche Empfindungsart und Fertigkeit ausdrückt.

Sie erfolgt nämlich, wenn freie Willensbewegungen und ſinnliche Affekte, wenn Pflicht und Neigungen, Vernunft und Sinnlichkeit in uns zuſammenſtimmen.

---

[1] Siehe Theil 1, S. 127 und 234 ff.

Dieſe Harmonie unſerer ſittlichen und ſinnlichen Kräfte bildet nämlich die ſchöne Seele; und deren unabſichtlicher Ausdruck in der Erſcheinung iſt die Anmuth oder Grazie.

Aber wenn dagegen die Geſetzgebung der Natur mit der Geſetzgebung der Vernunft in Widerſtreit gerathen, und der Menſch ſeine Neigung dem Pflichtgebote unterwirft, ſo handelt er moraliſch groß oder erhaben.

Der Ausdruck dieſer ſittlichen Geiſteskraft in der Erſcheinung iſt Würde. Dieſelbe liegt alſo in der ſichtbaren Beruhigung unſerer ſinnlichen Bewegungen mittelſt unſerer moraliſchen.

Dieß ſind etwa die Fundamentalgedanken dieſer Abhandlung, welcher ſchon Kant, der vollgültigſte Gewährsmann, das Zeugniß gibt, daß ſie mit Meiſterhand verfaßt ſei [1]. Um die Anmuth und Würde in ihren Geburtsſtätten aufzuſuchen, und ſie gleichſam vor unſern Augen entſtehen zu laſſen, entwickelt Schiller die wichtigſten Begriffe unſerer Natur, den Begriff der Schönheit, der Freiheit, Naturnothwendigkeit und vieler anderer, und enthüllt die Oekonomie unſerer ſittlichen Kräfte, die Geſetzgebung unſerer praktiſchen Vernunft. Indem er in der Anmuth und Würde die entfernteſten Spuren des Perſönlichen im Menſchen, der Pflicht und Freiheit, anerkennt, macht er, von jenen Endpunkten aus bis zum Ueberſinnlichen vordringend, einen langen Weg durch das ganze Gebiet des Geiſtes, und läßt auf dieſer großen Strecke auch das ſelten unberührt, was ihm auch nur zur Seite liegt. Die Abhandlung iſt daher mit eben dem Recht eine moraliſche, als eine äſthetiſche zu nennen; denn ihr Verfaſſer ſchöpft ja das Schöne, von welchem hier die Rede iſt, nur aus ſittlicher Quelle. Indem aber alles ſo ſorgfältig erörtert und ſo tief unterſucht iſt, und indem in dem Aufſatze bei aller Strenge der Forſchung, bei ſeinem ſyſtematiſchen Gange und ſeiner ſchönen Abrundung, dennoch ſo viele Ausbeugungen nach allen Seiten hin vorkommen; iſt derſelbe geſchmückt mit einem großen Reichthum der mannigfaltigſten Ideen, mit unvergleichlich ſchönen Ausführungen, mit ſcharfſinnigen Unterſcheidungen und mit einer Fülle feiner, mit dem zarteſten Gefühl aus dem Leben gegriffener Bemerkungen. Die vergleichende Charakteriſtik der Anmuth und Würde nebſt beider Abarten gegen das Ende der Darſtellung iſt unübertrefflich. Man muß das Ganze mehrere Mal leſen, und zwar mit dem Ernſt, mit welchem es Schiller geſchrieben hat, wenn man ſich ſeiner ganzen Ideenfülle bemächtigen will. Und je mehr man ſich mit dieſer Darſtellung vertraut macht, deſto mehr wird man ſich darüber wundern, in welchem Grade ihr Verfaſſer ſpekulativen Tiefſinn mit freiem Beobachtungsblick vereinigte, und mit welchem hohen Reiz er ſeine mühſamen, trockenen Unterſuchungen auszuſtatten wußte. Unter ſeinen Händen iſt die Schrift ſelbſt ein den Ideen, über welche ſie handelt, ganz ähnliches Gebilde geworden.

---

[1] Kant's Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft. S. 10.

Nach dieſer ſkizzenartigen Charakteriſtik iſt es unſere Pflicht, für die tiefer Eindringenden die Grundgedanken der Schrift näher zu beleuchten, und namentlich auf Einiges aufmerkſam zu machen, was in unſerer vorgeſchrittenen Zeit ſich als fehlgegriffen hervorſtellt. Doch läßt uns der Zweck und Umfang unſeres Werkes hier, wie überall, nur gemeinverſtändliche Winke geben.

Schon in den beiden vorhergehenden Abhandlungen zeigt ſich in der Denkweiſe Schiller's eine Grundabweichung von Kant, welche hier umfaſſender und ausdrücklich hervortritt. Dort hatte er nämlich, in Widerſpruch mit dieſem, den Zweck der Kunſt auf das Vergnügen, und den der Tragödie auf das Vergnügen an der Rührung oder am Mitleid zurückgeführt. In der Abhandlung: Ueber Anmuth und Würde, ſucht er den Urſprung des Schönen im Sinnlichen auf, und verweiſ't zweimal [1] auf eine zukünftige Analytik des Schönen, in welcher er dieſe Anſicht näher rechtfertigen werde.

Man ſieht aus dieſen Differenzen im Allgemeinen, daß unſerem ſeelenvollen Denker Kant's äſthetiſche Theorie zu kalt, trocken und todt vorkam, und daß er ſie durch die ſinnlichen und praktiſchen Kräfte unſerer Natur, durch Empfindung,

---

[1] Schiller's Werke in 1 Bd., S. 1145, 1. o. (Oktavausg. B. 11, S. 397 u.), und S. 1146, 2 m. (Oktavausg. B. 11, S. 405. o.).

Gefühl, Gemüth und die Affekte beleben zu müſſen glaubte. Dieſer Tadel wurzelte in dem humanen Lebensprinzip Schiller's, — damit ich mich ſeines eigenen Ausdruckes bediene, in der ſentimentaliſchen Art, wie er ſelbſt dichtete und ſich des Schönen und Großen in der Kunſt und Natur erfreute. Aber in einen noch entſchiedenern Gegenſatz ſtellte ihn ſeine ganze Auffaſſung der Dinge zu Kant's moraliſchem Rigorismus, welcher die beiden Prinzipien des Menſchen, Neigung und Pflicht, Sinnliches und Sittliches, als zwei unverſöhnliche Feinde einander gegenüberſtelle, und ſo das zerreiße, was die Natur verbunden habe, harmoniſch mit einander zu wirken, zur Darſtellung der vollendeten Menſchheit. Das Seelenvolle, das Innige, das rein Menſchliche, das Verſöhnende und Vermittelnde, alſo gerade den herrlichſten und reichſten Schatz ſeines eigenen Herzens und Geiſtes, vermißte Schiller in der Kant'ſchen Philoſophie. So trat er dann das erſte Mal, wo er ſie öffentlich namhaft machte, in der vorliegenden Abhandlung in dieſem Punkte als ihr Gegner auf [1].

Betrachten wir nun die einzelnen Zweige dieſer Grundverſchiedenheit, ſo iſt aus dem, was wir früher ſagten [2], klar, daß das Vergnügen der Zweck des Schönen und Erhabenen und der Kunſt nicht ſein könne. Die Kunſt und die Beſchäftigung mit ihr trägt, wie alles Edle, ihren Zweck unmittelbar in ſich ſelbſt, und findet ihn in einer harmoniſchen Belebung unſerer edelſten Kräfte.

Auch was die zweite Abweichung betrifft, kann Schiller das Recht unmöglich auf ſeiner Seite haben. Kant hat in ſeiner unſterblichen Kritik der Urtheilskraft unwiderleglich nachgewieſen, daß das Schöne keine Eigenſchaft der Dinge iſt, ſondern daß die Dinge nur die Bedingungen enthalten, welche erforderlich ſind, um die Einbildungskraft in ein ſolches Spiel zu ſetzen, daß ſie ſich mit dem Verſtande das Schöne ſelbſt erzeugen könne. Dagegen läßt Schiller, um die Anmuth von der architektoniſchen Schönheit charakteriſtiſch zu unterſcheiden, dieſe aus der Sinnenwelt entſpringen; er macht den Sinn zu ihrem „völlig kompetenten Richter;“ er erklärt die Schönheit für etwas „bloß Sinnliches,“ für einen „bloßen Effekt der Sinnenwelt“[1]. Dadurch aber würde das Schöne offenbar mit dem Angenehmen ganz zuſammenfallen, von dem es doch Kant für immer geſchieden hat. In das alſo entſprungene Schöne, fährt dann Schiller fort, legt die Vernunft ihre Ideen hinein, ſie behandelt das bloß Sinnliche wie etwas Ueberſinnliches, und wegen dieſes ſymboliſchen Gebrauches gefällt es unſerer Vernunft. Nein! ſchon vor dieſem Gebrauch gefällt das Schöne nicht der Vernunft, ſondern dem Geſchmack, und durch jene Entrückung in das Ueberſinnliche wird daſſelbe verfälſcht. Die Schönheit, behauptet Schiller, iſt als die Bürgerin zweier Welten anzuſehen, deren einer ſie durch Geburt, der andern durch Adoption angehört; ſie empfängt ihre Exiſtenz in der ſinnlichen Natur, und erlangt in der Vernunftwelt das Bürgerrecht[2]. Im Reich des Geiſtes gibt es aber keine ſolche willkührliche Standeserhöhungen, wie im bürgerlichen Leben, ſondern das Gemeine und Sinnliche iſt, auch unendlich geſteigert, dennoch immer daſſelbe, was es von Anfang an war.

---

[1] Schiller's Werke in E. Bd., S. 1152. 2. u. folg. (Oktavausg. B. 11, S. 132).

[2] Siehe oben S. 309 f.

Es bleibt uns endlich noch die dritte Abweichung von Kant zu betrachten übrig. Es war Schiller's innigſte Ueberzeugung, daß die Neigung der Sinnlichkeit mit der Pflicht der Vernunft übereinſtimmen könne, und den ſichtbaren Ausdruck dieſer freundlichen Eintracht nannte er eben Anmuth, Grazie. Aber Kant bemerkte ſpäter gegen dieſe Ableitung der Anmuth mit Recht[3], daß ſich die Anmuth dem Pflichtbegriffe eben wegen ſeiner Würde und Erhabenheit nicht beigeſellen laſſe. Und allerdings könnte dieſe Uebereinſtimmung unſerer Sinnlichkeit mit unſerer Vernunft nur der Erfolg einer vollkommenen Unterwerfung jener durch dieſe ſein. Wäre aber einer ſolchen Uebereinſtimmung nicht die höchſte

---

[1] Schiller's Werke in E. Bd., S. 1141. 1. m. (Oktavausgabe B. 11. S. 393 f.).

[2] Ebendaſ. S. 1141. 2. m. (Oktavausg. B. 11. S. 396).

[3] Kant's Religion innerhalb der Grenzen der Vernunft, S. 11.

Erhabenheit aufgedrückt? zeigte ſie nicht die größeſte Würde? Dieſe tritt eigentlich nicht (wie es Schiller annimmt) im Augenblick des Kämpfens mit der Sinnlichkeit und der Leidenſchaft, ſondern ſie tritt in ihrem vollen Glanze erſt dann hervor, wenn dieſe bereits bekämpft ſind. Sie liegt alſo nicht ſowohl in der Beherrſchung der unwillkührlichen Bewegungen, welche unſere Empfindungen und Affekte dem Körper mittheilen, ſondern gerade umgekehrt in der Abweſenheit dieſer Bewegungen, wenn wir ſie naturgemäß erwarten müſſen, und wenn wir zugleich überzeugt ſind, daß dieſe ſinnliche Ruhe und Affektloſigkeit die Wirkung der Selbſtbeherrſchung iſt. Würde zeigt ſich daher in einer gleichmäßigen Ruhe bei allem Wechſel der Schickſale, in der Furchtloſigkeit, der Geiſtesgegenwart, in der Standhaftigkeit gegen den lockenden Sinnenreiz, wenn es nur augenſcheinlich iſt, daß dieſe Eigenſchaften wenigſtens zum Theil das eigene Werk des Menſchen ſind, der ſie uns in ſeiner Erſcheinung an den Tag treten läßt. Ja auch ſelbſt dann, wenn ſie nur Temperamentstugenden ſind, haben ſie das Gepräge der Würde an ſich. In allen dieſen Fällen gehorcht die ſinnliche Natur der ſittlichen, und ſtimmt mit ihr überein. Die Anmuth kann aber hier nicht aufkommen, ſie würde vor der Würde verſchwinden, wenn ſie ſich zeigen wollte.

Aus dem überſinnlichen Princip in uns (aus der Freiheit, der Vernunft, oder mit welchen Namen es Schiller ſonſt noch bezeichnen mag) ſcheint alſo nur die Würde, nicht auch die Anmuth hervorzugehen. Schiller möchte alſo in ſeiner Ableitung der Grazie zu hoch gegriffen haben. Dieß ſcheint auch aus Folgendem hervorzugehen.

Wenn die Anmuth die Uebereinſtimmung der ſinnlichen Neigung mit der Pflicht in der äußern Erſcheinung wäre, ſo müßte ſie mit unſerer Selbſtveredlung in höherm Alter zunehmen; und wir müßten, je beſſer und älter wir würden, um ſo mehr an Würde einbüßen, wenn dieſe nur in der augenblicklichen Beherrſchung unſerer Triebe durch die moraliſche Kraft ſich zeigte. Denn je mehr Triebe wir in dauernde Uebereinſtimmung mit unſerer ſittlichen Natur gebracht hätten, um deſto mehr Zuwachs würde die Anmuth gewinnen, um deſto weniger Spielraum der Würde übrig bleiben. Am Ende unſerer Bildung würden wir aller Würde los und ledig ſein, und wären wir überſchwenglich anmuthig geworden. Die Erfahrung aber lehrt, daß gerade umgekehrt das frühere Lebensalter und eine niedrigere Kulturſtufe der Anmuth am meiſten theilhaftig ſind, und daß die Anmuth allmählig in die Würde, aber nicht umgekehrt dieſe in jene übergeht. Das Kind, der Jüngling haben Anmuth, der Mann und Greis Würde. Und ſelbſt bei Frauen, bei denen doch die Grazie eigentlich einheimiſch iſt, verliert ſich mit den Jahren der anmuthige Ausdruck in den edeln, welcher den würdevollen Ausdruck des Mannes nahe berührt.

Wir ſprachen oben von einer ſelbſterkämpften Harmonie der Geiſteskräfte, welche die Frucht der bezwungenen ſinnlichen Triebe ſei, und welche nur die höchſte Würde zu ihrer Begleiterin habe. Schiller läßt die Anmuth aber eigentlich aus einer andern, einer natürlichen, freien, urſprünglichen Uebereinſtimmung fließen, welche entſtehe, wenn der ſittliche Wille anfange, die Natur in Handlung zu ſetzen, und die (ſinnliche) Neigung ſeine Parthei ergreife und ihm nachfolge. Dieß iſt der Born der Schiller'ſchen Grazie. Hier begreift man aber nicht, wie der ſinnliche Trieb, roh und unbändig, wie er urſprünglich iſt, ein ſolches edle Intereſſe am Sittlichen zu nehmen im Stande ſei, daß er für dieſes ſogar „eine mitwirkende Parthei“ ſein könne. Man müßte denn annehmen, daß er jenes Intereſſe nur zeige, wenn daſſelbe mit ſeinem eigenen zuſammentreffe, wobei man ſich freilich auch auf ſein Mitwirken wenig verlaſſen könnte. Aber auch die Möglichkeit einer ſolchen Nachfolge zugegeben, wie wäre jener Anfang des ſittlichen Willens im Kindesalter möglich, welchem doch gerade die meiſte Anmuth zukommt? Wo findet man, ruft Schiller ſelbſt aus, ſeiner eigenen Theorie vergeſſend, mehr Anmuth, als bei den Kindern?[1] die doch ganz unter ſinnlicher Leitung ſtehen. Seine Theorie ſchließt gerade die Anmuthigſten von der Anmuth aus.

---

[1] Schiller's Werke in 1 Bd., S. 1157. 2. m. (Oktavausgabe B. 11, S. 454).

Und endlich widerſpricht Schiller dieſer Deduktion aus dem Idealen ſelbſt. Er ſagt, der Menſch müſſe alles mit Anmuth thun, was er innerhalb ſeiner Menſchheit verrichten kann, und alles mit Würde, was zu verrichten er über ſeine Menſchheit hinausgehen müſſe. Deßwegen hätte er aber auch ſelbſt die Anmuth im Menſchlichen ſuchen und ſich nicht in's Uebermenſchliche, in das Reich der Freiheit, verſteigen ſollen.

Wenn aber Schiller die Anmuth unrichtig abgeleitet hat, ſo möchte Kant dieſelbe gar nicht wiſſenſchaftlich ableiten können, denn er hat in ſeinem ganzen Moralſyſtem keine Stelle für ſie, weil daſſelbe mangelhaft iſt.

Kant's Moralphiloſophie läßt das ganze thätige Menſchenleben nur durch zwei entgegengeſetzte Prinzipien, durch Pflicht und Neigung, in Bewegung geſetzt werden, und ſchließt das ganze große dazwiſchenliegende Gebiet der rein menſchlichen Anforderungen aus. Das Sittengeſetz haben wir mit höhern Geiſtern, die ſinnlichen Triebe mit den Thieren gemein. Als ein beſonderes Eigenthum kommt uns nur das Vermögen und der Trieb zu, unſer Leben, natur- und zeitgemäß, edel zu geſtalten, harmoniſch zu entwickeln. Die Pflicht gebietet uns, die Sinne nöthigen uns, dieſer eigenthümlich menſchliche Trieb räth uns. Ueber und unter der Menſchheit hat der Menſch zu gehorchen, entweder einem göttlichen Gebot oder einem thieriſchen Bedürfniß; innerhalb ſeiner Menſchheit erfreut er ſich einer freien Wahl. Die Pflicht fordert unſere Achtung, die Sinne erſchleichen unſere Neigung, dieſe menſchlichen Anforderungen erwecken unſere reine Liebe. In dieſes Gebiet fällt die freie, humane Ausbildung unſerer geiſtigen und körperlichen Anlagen, nach der tauſendgeſtaltigen Verſchiedenheit, wie ſie ſich unter den Menſchen findet, und hierher gehören alle Tugenden der Theilnahme, des Wohlwollens, der Freundſchaft, der Liebe, welche im Kleinen und Großen das ſociale Leben in reicher Fülle auch da noch verherrlichen und veredeln, wo die ſtrenge Pflicht verſtummt. Kurz alles, was wir zart, milde, edel und ſchön nennen, ſieht man in dieſer mittlern Sphäre der Humanität in fröhlicher Eigenthümlichkeit emporſproſſen.

Wo allein die, höchſtens durch den klügen Eigennutz gemäßigte Sinnlichkeit waltet, iſt das Leben roh und gemein; wo die einſame Pflicht herrſcht, iſt daſſelbe bei allen einzelnen großartigen Geſtalten, welche in ihm hervorragen, hart und genußleer. Nur wenn auch dieſe humanen Anſprüche unſeres Weſens befriedigt werden, wird unſerer vollen Menſchheit nicht nur in ihren entgegengeſetzten Enden, ſondern in ihrer eigenthümlichen Mitte Genüge geleiſtet, und indem dieſe Humanität vermittelnd eintritt und hierdurch jede Art der Anforderungen an den Menſchen in ihre eigenthümliche Sphäre zurückweiſ't, bringt ſie durch dieſe Ausgleichung und Verſöhnung des Verſchiedenartigen eben jene freie Harmonie hervor, die das Vorrecht der Edelſten unſeres Geſchlechtes iſt.

Und in dieſer edlen Menſchlichkeit, welche bei einem eigenthümlichen Inhalt die Pflicht mit der Neigung vermittelt, haben wir die ſchöne Seele, die geiſtige Schönheit und die Anmuth zu ſuchen, während die höher geborne Erhabenheit des Charakters und die Würde uns einen Blick in die übernatürliche Welt der geiſtigen Freiheit thun laſſen. Die Anmuth iſt der Ausdruck von edlen Seeleneigenſchaften, welche innerhalb unſerer eigenthümlich menſchlichen Natur entſpringen; Würde der Ausdruck von großen Geſinnungen, welche wir nur einem übernatürlichen Urſprung zuſchreiben können. Schönheit ſelbſt iſt nichts anderes, als die anſchaulich vorgeſtellte Humanität (Seelenſchönheit) oder deren Ausdruck oder Symbol in der Erſcheinung (Anmuth und architektoniſche Schönheit).

Sinnliches hat alſo das Schöne ſeinem Weſen nach nichts an ſich, als daß es, wie auch das Erhabene, nur am Anſchaulichen, am ſinnlich Wahrgenommenen zur Erſcheinung kommt. Aber in der Natur entſpringt es ganz und gar, nämlich in der geiſtigen Natur, von der die Sinnlichkeit nur ein kleiner Beſtandtheil iſt. Sogar die Würde iſt, objektiv genommen, nur die Wirkung eines ſtarken Willens, der Selbſtbeherrſchung — alſo ebenfalls nur einer Naturkraft. Wir deuten uns den Effekt dieſer Kraft ſymboliſch auf das Uebernatürliche, wenn wir ihm eine Erhabenheit und Würde zuſprechen.

Hieraus iſt erſichtlich, daß Kant wegen ſeiner allein herrſchenden Pflichtenlehre die Anmuth, welche er ausdrücklich von der Pflicht zurückweiſ't, eigentlich gar nicht erklären kann. Iſt nun ſein Syſtem wegen dieſer Einſeitigkeit rigoriſtiſch, ſo iſt es auch kalt und todt, weil Kant nur den ſinnlichen Trieb kennt und das Moralgeſetz als kategoriſchen Imperativ ſo hinſtellt, als gäbe es für den menſchlichen Geiſt ganz und gar kein ſittliches Intereſſe. Wir werden aber von ſittlichen und von humanen Intereſſen eben ſo ſehr bewegt, als von ſinnlichen. Es gibt daher einen ſinnlichen, einen humanen und einen ſittlichen Trieb neben, oder, wenn man ſich ſo ausdrücken will, über einander; denn einen Werth hat für uns ſowohl die ſinnliche Aufregung unſeres Lebens als die naturgemäße edle Entfaltung deſſelben, als endlich auch das Leben ſelbſt in ſeiner abſoluten Perſönlichkeit, woraus ſich mit Nothwendigkeit jene drei Arten der Triebe ergeben. Iſt aber dieſes, ſo folgt eben ſo nothwendig, daß es außer den ſinnlichen auch ſittliche und humane Gefühle, Affekte, Leidenſchaften[*], Begehrungen und Beſtrebungen gibt, wie ſich dieß Jeder leicht durch Beiſpiele belegen kann.

Hierdurch verändert ſich aber die ganze wiſſenſchaftliche Stellung und Behandlung der Moral weſentlich. Pflicht und Tugend erſcheinen jetzt als das, was ſie ſind: als die innigſten Angelegenheiten unſerer praktiſchen Vernunft, und durch ihre Ausübung befriedigen wir den tiefſten Wunſch unſeres eigenen Herzens. Das Höchſte und Schönſte iſt in einen organiſchen Zuſammenhang mit den lebendigen Kräften unſeres Geiſtes gebracht; es iſt dem beſonnenſten Denker wieder erlaubt, von einem uneigennützigen Affekt, einem edlen, reinen, lautern, hohen Gefühl zu reden, denn die Wiſſenſchaft hat die ſinnlichen Regungen und Stimmungen des Gemüthes von den rein menſchlichen und ſittlichen geſchieden, und dieſen ihr urſprüngliches, lange vorenthaltenes Recht wieder gegeben; die lange verhöhnte Begeiſterung und Liebe ſind wieder zu Würde gekommen; und die Sittenlehre geht als ein lebendiges Gebilde aus unserer praktischen Vernunft hervor, deren verschiedenartige Ansprüche gleichmäßig befriedigend.

---

[*] Denn das Wort braucht in keinem unmoraliſchen Sinne genommen zu werden.

Einen solchen belebenden Geistesodem vermißte Schiller an der Kant'schen Moral, und ähnliche Anforderungen, wie die berührten, machte er an jede ihm genügende — ohne daß es ihm gelungen wäre, seinen richtigen Ansichten gemäß das Kant'sche System wissenschaftlich zu fördern; denn er ist theoretisch ganz in Kant's Ansicht befangen, welche die beiden Prinzipien, die Sinnlichkeit und Vernünftigkeit, einander feindlich entgegensetzt, und er muß, weil er keinen eigenen rein menschlichen Trieb kennt, dem sinnlichen Trieb ein zweites Amt übertragen, welches mit dessen eigenen Geschäften unvereinbar ist. [illegible] einem „uneigennützigen Affekt" zu reden, wenn man unter Affekt nur etwas Sinnliches versteht, ist ein offenbarer Widerspruch. Es den Sinnen zuzuschreiben, daß sie die Anmuth und Schönheit erzeugen, daß sie für das Sittliche eine mitwirkende Partei sein können, daß sie das edle Feuer der Gefühle bei Entsagungen her- eben, ist mit ihrem Begriff und Wesen nicht verträglich.

Aber nur die theoretische Begründung Schiller's ist unrichtig: in der Sache selbst hat er die Wahrheit, hat er die Stimme der Menschheit auf seiner Seite. Seine weiteren Ausführungen der Thatsache selbst sind getreu, tiefgehend und ergreifend; auch da, wo er nur andeutet, rühret er unser Herz. Kein deutscher Schriftsteller hat den Adel des Gefühls, die Reinheit der Liebe so verherrlicht, wie er, keiner gleich ihm alle schöne, edle Regungen des menschlichen Herzens an den Tag zu ziehen gewußt. Forschend und darstellend predigt er überall das Evangelium eines rein menschlichen, uneigennützigen Triebes in uns. Ueberall appellirt er an diese lautere, unmittelbare Stimme in unserm Busen. Und so verwirklicht er in der That an sich selbst, was er in der Beurtheilung Bürger's* von dem lyrischen Dichter fordert. Er ist der veredelnde Wortführer der Volksgefühle der Deutschen geworden: er hat nicht allein die großen Reſultate der Kant'ſchen Lebensweisheit der Volksvorſtellung zugänglich gemacht und dem Herzen bezaubernd dargeſtellt, ſondern er hat auch, dieſe Sittenlehre durch die Schätze ſeiner eignen herrlichen Natur bereichernd, eine ſchöne Menſchlichkeit zum Eigenthum der Denkweiſe und Ueberzeugung ſeiner Landsleute gemacht lange vorher, ehe dieſer neue Erwerb der Geſinnung eine Stelle in der Moral finden konnte. Ja, dem ganzen deutſchen Nationalcharakter iſt das Gepräge des Schiller'ſchen Genius aufgedrückt: ſo weit unter uns einige Bildung herrſcht, wird ein tiefes Gefühl, werden die reinen Stimmungen und lebendigen Regungen des Herzens für alles Schöne im Leben, in der Natur und Kunſt, wird jedes hieraus quellende freie höhere Streben hoch und heilig geachtet. Dieſe edle Humanität (welche von der ſtrengen Pflichterfüllung ganz verſchieden iſt) machte Schiller unter den Deutſchen noch mit mehr Erfolg einheimiſch, als ſelbſt Herder und Goethe, denn er ſchöpfte ſie tiefer und verkündigte ſie in der reinſten Form und mit prophetiſchem Ernſt. Hierdurch hat er ſich aber auch *ein noch nicht anerkanntes, unſterbliches Verdienſt* um die wiſſenſchaftliche Ausbildung der Anthropologie und Ethik erworben, wie ſie in der Kant'ſchen Schule ſpäter unternommen worden iſt. Die gewonnene ſittliche Kultur konnte die Wiſſenſchaft in ihr Syſtem aufnehmen.

---

* Schiller's Werke in E. Bd., S. 1725. 2. c. (Chemnitz Bd. 12, S. 342.)

Die Erwähnung Goethe's erinnert uns an einen Tadel deſſelben über den Aufſatz, deſſen Würdigung uns zu dieſer längeren Auseinanderſetzung führen mußte. Er ſagt*: In dieſem Aufſatze ſei die gute Mutter *Natur* mit harten Ausdrücken behandelt, die ihm denſelben ſo verhaßt gemacht hätten. Goethe erinnert ſich aber hier des Grundes ſeines Haſſes nicht mehr, oder man müßte annehmen, daß er den Aufſatz nur flüchtig geleſen hätte. Denn weit entfernt, daß die Sinnlichkeit und Natur in demſelben im Geringſten beeinträchtigt wäre, iſt ihr ſogar, wie wir nachgewieſen haben, mehr eingeräumt, als ihr gebührt und als ihr Kant in der Kritik der Urtheilskraft zugeſteht, durch welche doch Goethe

---

* Goethe's Nachgelaſſene Werke, Bd. 6, S. 34.

(auf der Seite vorher) ſo ſehr erfreut worden zu ſein verſichert. Es wird nicht nöthig ſein, zum Schutze dieſer vortrefflichen Abhandlung auf das Urtheil Kant's oder ~~Alexander's~~ [illegible] von Humboldt[1] zu verweiſen. Wer Goethe kennt, weiß ſehr gut, daß derſelbe wiſſenſchaftliche Bemühungen zwar trefflich zu ſchildern, aber deren Werth nicht immer ſo gut zu beurtheilen verſteht; denn ſein Urtheil iſt häufig, beſonders in philoſophiſchen Dingen, ſchief, und beinahe immer, wie auch in vorliegendem Falle, ſubjektiv motivirt.

Uns ſei es erlaubt, am Schluſſe dieſer Erörterung des oft erwähnten Aufſatzes noch eine Bemerkung beizufügen. Schiller nimmt am menſchlichen Körper nur eine architektoniſche Schönheit und die Anmuth an, welche der unwillkührliche Ausdruck rein menſchlicher Gemüthsbewegungen iſt. Gibt es aber nicht außerdem eine kunſtgemäße, alſo angebildete Schönheit in den körperlichen Bewegungen? Ganz gewiß gibt es eine ſolche, wenn wir auch von keiner kunſtgemäß erworbenen Würde mehr reden können. Eine Tänzerin tanzt ſchön, ohne deßwegen nothwendig anmuthig zu tanzen. So werden wir auch das gute (kunſtgerechte) Spiel des Schauſpielers ſchön nennen müſſen, wenn es auch nicht anmuthig iſt. Eben ſo kann ein Geſang ſehr ſchön ſein, ohne Anmuth. Schönheit des Tanzens, des Spielens auf der Bühne und des Geſangs ſind Arten der Kunſtſchönheit, welche alſo der Naturſchönheit (der architektoniſchen und der Anmuth) zur Seite ſteht.

Suchen wir endlich für dieſe Schrift die Quelle in dem innern Leben Schiller's nach, ſo ſehen wir unläugbar, daß ſich in dieſer Theorie der Würde ſein Freiheitsprincip, und in der Theorie der Anmuth ſein zweites Lebenselement, die Humanität ſeines Herzens[2] eine wiſſenſchaftliche Form ſuchte. Er erkannte aber nach dieſer vorläufigen Orientirung über ſich ſelbſt das Schwierige, ſich über ſein ganzes ſittliches Leben zugleich aufzuklären, deßwegen hielt er ſich in den nächſtfolgenden Aufſätzen allein an ſein Freiheitsprinzip, auf welches es mit Kant das Erhabene gründete, und kehrte erſt in den Briefen über äſthetiſche Menſchenerziehung zur wiſſenſchaftlichen Auffaſſung der Humanität zurück, aus welcher er die Theorie der Schönheit hervorgehen ließ. Das Element, welches ſich in ſeinem Leben am früheſten und ſtärkſten ausgebildet hatte, mußte er im Beſondern auch zuerſt wiſſenſchaftlich zu begreifen ſuchen, dann kam die Reihe an ſein anderes Lebenselement, welches ſich erſt in der zweiten Periode voll entfaltete. Wir legen daher im nächſten Kapitel die Aufſätze vor, in denen er ſich über das Erhabene und über ſein Freiheitsprinzip zu verſtändigen ſuchte.

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Wilhelm v. Humboldt, S. 22 und [illegible]

[2] Siehe Theil I. S. [illegible]

Zwanzigſtes Kapitel.

Die Aufſätze: Vom Erhabenen (Über das Pathetiſche) und: Zerſtreute Betrachtungen über verſchiedene äſthetiſche Gegenſtände. — Nachlaſſen des politiſchen Intereſſes. Allgemeiner Ueberblick.

Die folgenden beiden Abhandlungen ſind die letzten äſthetiſchen Schriften Schiller's, welche in ſeiner zweiten Lebensperiode erſchienen ſind.

Der Aufſatz: „**Ueber das Pathetiſche**,“ iſt in ſeiner gegenwärtigen Geſtalt nur das Fragment eines Fragments. In dem dritten und vierten Hefte der Neuen Thalia von 1793 erſchien nämlich eine längere, **unvollendet** gebliebene[1] Abhandlung: „**Vom Erhabenen**, zur weitern Ausführung einiger Kant'ſchen Ideen.“ Als ſpäter Schiller's kleinere proſaiſche Schriften zuſammengedruckt wurden, nahm er in dieſe Ausgabe aus jenem größern Ganzen nur den letzten Abſchnitt auf, welcher ſeiner Ueberſchrift gemäß vom Pathetiſcherhabenen handelt.

Beide Theile, der unterdrückte und der wieder aufgenommene, unterſcheiden ſich in ihrer Faſſung ſehr von einander, und ſind in der erſten Ausgabe[2] auch durch einen

---

[1] Im vierten Hefte, S. 73, ſtehen die eingeklammerten Worte: „Die Fortſetzung künftig.“

[2] Neue Thalia, Heft 3, S. [illegible]

Querſtrich von einander geſchieden, zur Andeutung, daß ihr Verfaſſer den Leſer von nun an in einer andern Weiſe weiter zu führen gedenke, als er bisher mit ihm gegangen war. Der erſte Theil iſt eine begriffgerechte Entwicklung und Klaſſifikation des Erhabenen, auf welchen allein die dem Titel beigefügten Worte, daß nur eine weitere Ausführung Kant'ſcher Ideen bezweckt werde, eine Anwendung finden können; im letzten Theile dagegen begegnet uns nicht eine vereinzelt wirkende Geiſteskraft, ſondern wieder der ganze Schiller.

Unſer Zweck brächte es mit ſich, jenen allgemeinen Theil ſelbſt dann einer nähern Betrachtung zu würdigen, wenn er auch nicht ein Meiſterſtück einer wiſſenſchaftlichen Begriffsentwickelung wäre, dergleichen wir von unſerm Denker kein zweites beſitzen. In klarer, ſtrenger Folgerichtigkeit bewegt ſich die Unterſuchung von Anfang bis zu Ende. Sie iſt ein glänzendes Beiſpiel, was ihr Verfaſſer vermochte, wenn er auch nur ſeinen ſpekulativen Verſtand wirkſam ſein ließ. Die ſpäter, wie wir zeigen werden, in einer ganz andern Abſicht geſchriebene Abhandlung „Ueber das Erhabene“[1] kann dieſe nicht erſetzen, ja ſie ſowohl als der Aufſatz „Ueber das Pathetiſche“ kann nur dann vollkommen verſtanden werden, wenn man die Reſultate dieſes Aufſatzes kennt[2]. Wir wollen ſeinen wiſſenſchaftlichen Gang kurz anzugeben ſuchen.

Erhaben, ſagt Schiller, iſt ein Gegenſtand, deſſen Anſchauung uns unſere Abhängigkeit als Sinnenweſen, und unſere Freiheit als Vernunftweſen zum Bewußtſein bringt. Je nachdem aber entweder unſere Faſſungskraft durch einen erhabenen Gegenſtand unterliegt, oder wir unſere Lebenskraft ſelbſt bedroht fühlen, gibt es ein theoretiſch (mathematiſch) Erhabenes, ein Erhabenes der Faſſung, und ein praktiſch (dynamiſch) Erhabenes, ein Erhabenes der Macht. Das theoretiſch Erhabene verſpricht Schiller ſpäter zu entwickeln[3].

---

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 1263 (Oktavausg. B. 12, S. 300).

[2] Auch ſind ſogar einzelne Ausdrücke, z. B. „das Kontemplativ Erhabene“ S. 1265 f. u. (Oktavausg. B. 11, S. 2[illegible]), unverſtändlich.

[3] Siehe Döring's Nachleſe S. 242, wo ſich der erſte Theil des Aufſatzes „Vom Erhabenen“ abgedruckt findet.

und beſchränkt ſeine Betrachtung auf das praktiſch Erhabene. Dieſes, fährt er fort, läßt uns die intelligible Ueberlegenheit unſeres Geiſtes ſtärker, lebendiger erkennen, als jene erſte Art. Denn das praktiſch Erhabene iſt uns immer furchtbar. Die Ueberlegenheit, welche uns durch das Erhabene zum Bewußtſein kommt, iſt aber keine natürliche Ueberlegenheit der Körperkraft oder des Verſtandes, ſondern lediglich eine ideale des Geiſtes¹. Dieſer Ueberlegenheit können wir aber nur dann inne werden, wenn unſer Gemüth im Beſitz ſeiner freien Urtheilsfähigkeit iſt, wenn wir alſo uns ſelbſt in Sicherheit wiſſen, und die Gefahr keine uns wirklich drohende, ſondern nur eine vorgeſtellte iſt.

Mit dieſer letztern Beſtimmung führt unſer Philoſoph einen Gedanken umfaſſender aus, den er ſchon in ſeinen erſten Verſuchen über die Tragödie angedeutet hatte². Das Gefühl der Sicherheit im Gemüthe wird auf einen doppelten Grund zurückgeführt: der Menſch ſei entweder phyſiſch vor gewiſſen Uebeln ſicher, oder er beſitze vor andern furchtbaren Gegenſtänden, vor dem Schickſal, vor Gott, vor dem Tod wenigſtens eine innere, moraliſche Sicherheit. Wir werden aber unten unſere Zweifel gegen dieſe Eintheilung und mehr noch gegen die daran gereihten Betrachtungen auszuſprechen ſuchen.

Nach dieſer Feſtſtellung des Begriffs theilt Schiller das praktiſch Erhabene richtig und eigenthümlich in zwei Klaſſen ein, je nachdem uns ſelbſt in der Anſchauung bloß ein furchtbarer Gegenſtand gegeben oder ein fremdes Leiden vorgeführt wird. In jenem Falle entſteht das kontemplativ Erhabene, in dieſem das pathetiſch Erhabene. Das kontemplativ Erhabene, welches mehr beſchaulicher, freiwilliger Natur und weniger lebhaft iſt, hat entweder einen realen Grund, wie z. B. die Zeit, die Nothwendigkeit ein ſolcher furchtbarer Gegenſtand iſt; oder die Phantaſie erſchafft ſich das Erhabene

---

¹ Welchen Gedanken Schiller auch ſpäter kurz wiederholt. S. 1263 f. u. (Ottavausg. B. 12, S. 284)

² Schiller's Werke in 1 B., S. 1171 f. u. (Ottavausg. B. 11, S. 356) und S. 1174 f. u. (Ottavausg. B. 11, S. 363)

aus gleichgültigen Dingen. Hierher gehört das Außerordentliche, das Einſame, das Geheime und Unbeſtimmte, die Finſterniß und Aehnliches, welches alles das Gefühl des Erhabenen leicht in uns zu erwecken vermag.

Das pathetiſch Erhabene, fährt der Verfaſſer fort, entſpringt aus der Vorſtellung fremden Leidens ohne deſſen wirkliche Gegenwart[1] und iſt durch das Mitleid vermittelt (weßwegen man dieſe Art des Erhabenen vielleicht beſſer das ſympathetiſch Erhabene nennen könnte). Das eigenthümliche Vergnügen des pathetiſch Erhabenen fließt aber aus dem Bewußtſein unſerer Vernunftbeſtimmung, der Idee der Pflicht. Die tragiſche Kunſt hat daher 1) die leidende Natur und 2) die moraliſche Selbſtſtändigkeit im Leiden darzuſtellen.

Und hiermit iſt Schiller zu dem letzten Theil ſeines Aufſatzes: Ueber das Pathetiſche[2] und auf einen von ihm angebauten, heimathlichen Boden gekommen, auf welchem er ſich leichter und freier bewegt und ſeine Seele voll auszuſprechen vermag. Die Bahn iſt geebnet, Wegweiſer und Meilenſteine ſind allenthalben aufgerichtet und der Leſer luſtwandelt in Begleitung des Schriftſtellers heiter dahin, welcher nicht mehr ſein ernſter Führer, ſondern nur noch ſein traulicher Geſellſchafter zu ſein ſcheint.

Das erſte Fundamentalgeſetz der Tragödie, wird ausgeführt, iſt die lebendigſte Darſtellung der leidenden Natur, denn Pathos muß da ſein, damit die Faſſung des Gemüthes ſich als Kraft der Seele kund gebe, und es nicht zweifelhaft bleibe, ob jene vielleicht bloße Unempfindlichkeit ſei. Und dieſe erſte Forderung macht der tiefdenkende Mann durch eine unvergleichlich ſchöne Gegenüberſtellung der franzöſiſchen Tragödie mit ihrer Kälte und Decenz, und der griechiſchen Kunſt mit ihrer wahren, aufrichtigen, tief ergreifenden Sprache der Natur anſchaulich. Das zweite Fundamentalgeſetz iſt Darſtellung des moraliſchen Widerſtandes gegen das Leiden. Wegen dieſes moraliſchen Gegengewichtes wird jede Darſtellung bloßer (ſinnlicher) Affekte, als gemein, verworfen; und hierauf wird gezeigt, wie das überſinnliche Princip im Menſchen, die Vernunftidee oder die Freiheit, ſinnlich dargeſtellt werden könne. Der Künſtler müſſe nämlich alle nur inſtinktartige Erſcheinungen des Menſchen, die der freie Wille nicht beſtimmen könne, leidend, dagegen alle andere willensthätige Aeußerungen ruhig und mit jenen kontraſtirend darſtellen. „Denn hierdurch werde offenbar auf eine überſinnliche Kraft im Menſchen hingewieſen. Dieß belegt der Verfaſſer durch Winkelmann's vortreffliche Beſchreibung der Bildſäule des Laokoon, und veranſchaulicht dann ſeine eigene (ganze) Theorie des praktiſch Erhabenen durch Virgil's bekannte Darſtellung des Todes Laokoon's und ſeiner Kinder *. Wie er nun früher neben das Erhabene der Faſſung ein Erhabenes der Macht ſtellte, in welchem der Menſch handelnd ſeine Selbſtſtändigkeit offenbare, ſo fügt er jetzt noch den Gedanken bei, daß der erhaben handelnde Menſch ſich wegen ſeiner Pflichterfüllung entweder ein Leiden freiwillig

---

[1] „Sinnlich angeſchaute gegenwärtige Leiden eines Andern ſchmerzen uns zu ſehr und laſſen keinen äſthetiſchen Genuß aufkommen." Einen rein äſthetiſchen gewiß nie, aber doch häufig einen ſittlich-äſthetiſchen Genuß, welcher dem Wohlgefallen an ſchönen Naturgegenſtänden ähnlich iſt. Dieſe Erhebung wird dann unfehlbar eintreten, wenn der Leidende eine überwiegende Seelengröße zeigt, vorausgeſetzt, daß unſer Blick und Ohr nicht [illegible] mit dem [illegible] verflochten iſt. Das pathetiſch Erhabene iſt daher ein pathetiſch Erhabenes der Kunſt und der Natur.

[2] Dieſer Aufſatz für ſich, wie wir ihn in Schillers Werken (S. [illegible] in der Ausgabe in 8. B., Octavausg. B. 11, S. [illegible]) leſen, hängt ziemlich abgebrochen an, wie nicht leicht ein anderer; als Theil betrachtet, kommt er dagegen mit den (unterdrückten) Verbindungsſtücken aufs Ganze und Volle gekommen.

---

* Die Nachweiſung der Richtigkeit ſeiner Theorie hebt mit den Worten an (Schiller's Werke in E. B., S. 1165, 1. Sp., Oktavausg. B. 11, S. 476): „Die erſte von den drei eben angeführten Bedingungen der Macht iſt hier gegeben." Der aufmerkſame Leſer fragt ſich: Welche drei eben angeführte Bedingungen? wo ſind ſie angeführt? Dieß wird er ſich aber nicht beantworten können, wenn er nur dieſen Aufſatz „Ueber das Pathetiſche" geleſen hat. Denn dieſe Bedingungen finden ſich — gar nicht in ihm, ſondern ſie ſtehen in dem, ſpäter weggelaſſenen, erſten Theil der ganzen Abhandlung. Sie ſind nämlich: 1) ein Gegenſtand der Macht als Macht, 2) eine Beziehung dieſer Macht auf unſer phyſiſches Widerſtehungsvermögen, und 3) eine Beziehung derſelben auf unſere moraliſche Perſon (Döring's Nachleſe S. 236). Jener erſte Theil muß alſo durchaus in die Geſammtausgabe der Schiller'ſchen Werke geſetzt werden, denn Schiller hat ihn durch eine Uebereilung weggelaſſen. Die ganze Belegung ſeiner Theorie des praktiſch Erhabenen durch den Virgil'ſchen Laokoon iſt unnütz, wenn man dieſe Theorie ſelbſt nicht kennt. Man kann ſie aber [illegible] nur in jenem unterdrückten erſten Theil finden.

zuziehe oder eine Pflichtverletzung moraliſch büße. Und hieran ſchließt ſich endlich noch eine ausgeführte Unterſcheidung der äſthetiſchen und der moraliſchen Schätzung. Die moraliſche Schätzung tritt ein, wenn das Sittengeſetz wirklich erfüllt wird, die äſthetiſche Beurtheilung verlangt nichts anders, als daß uns das bloße Vermögen, die Möglichkeit einer abſoluten Freiheit im Menſchen, die bloße Anlage zur Moralität vorſtellig gemacht werde. Das moraliſche Wohlgefallen gründet ſich auf eine Zweckmäßigkeit der Handlungen nach Pflichtgeboten, die äſthetiſche Luſt auf eine (von beſtimmten Begriffen) freie Zweckmäßigkeit im Spiele der Einbildungskraft. Daher 1) fühlen wir uns im moraliſchen Urtheil gedemüthigt und gebunden, im äſthetiſchen gehoben und befreit; 2) kommt es bei äſthetiſchen Schätzungen nie auf die reale Wirklichkeit an, und Begebenheiten ſind nicht dadurch poetiſch wahr, daß ſie ſich wirklich ereigneten, und daher 3) erſtreckt ſich das Aeſthetiſche weit über das Moraliſche, indem auch kräftige Aeußerungen der konſequenten Klugheit, der Bosheit uns das Vermögen der menſchlichen Selbſtbeſtimmung offenbaren, alſo äſthetiſch ſind, und an tugendhaften Handlungen iſt eigentlich nicht ihr reiner ſittlicher Werth, ſondern unmittelbar nur die Willenskraft erhaben, durch welche ſie ausgeführt werden.

Wenn aber dieſes wahr iſt, müſſen wir jetzt fortfahren (und wer möchte die Wahrheit hiervon bezweifeln?); warum ſpricht Schiller denn in ſeiner Aeſthetik erhabener Darſtellungen immer und überall von eben dieſem Moraliſchen, von eben dieſen Vernunftideen, von eben dieſen Sittengeſetzen, auf welche doch hierbei gar nichts ankommt? Warum überſpringt er ſo häufig dieſe Willenskraft, dieſe Selbſtbeſtimmung, oder läßt ſie wenigſtens überall zurücktreten, die doch allein die unmittelbare Quelle alles Erhabenen im Menſchenleben iſt? Bei einer Deduktion oder Begriffsentwickelung der erhabenen Gefühle in uns muß man freilich zum Uebernatürlichen aufſteigen; wenn aber bloß von der Darſtellung des Erhabenen die Rede iſt, wie in dieſem Aufſatze, iſt man allein an die (natürliche) Willenskraft des Menſchen gewieſen, von deren Wirkungen unſere Vernunft zum Behuf der Erhabenen einen übernatürlichen Gebrauch macht. Schiller konnte dieſen Gegenſtand deßwegen nicht befriedigend entwickeln, weil er die Willenskraft (oder Willkühr im guten Sinn des Worts) immer mit der Freiheit verwechſelt, als deren Verkündigerin und Handlangerin jene allein zu betrachten iſt. Die Wirkungen, die wir erhaben nennen, entſtehen in der Natur: wir deuten ſie uns nur übernatürlich. Wegen dieſes tranſcendenten Uebergreifens mußte er dann auch (mit ſich nicht übereinſtimmend) ſagen, die Affekte und Leidenſchaften ſeien niemals erhaben[1], als wenn die Willenskraft nicht erſt recht groß und gewaltig in Affekten und Leidenſchaften hervorbräche. Der Philoſoph mag ſich einen reinen Willen aus der menſchlichen Natur ausſcheiden: eine Kraft wird dieſer Wille erſt ſein, wenn er von Gefühlen durchdrungen, von Affekten und Leidenſchaften beſchafft iſt. Pathetiſch erhaben kann daher jeder willenskräftige Affekt ſein, welcher ſich im Kampfe mit irgend einem andern, mit der Natur oder andern Menſchen äußert[2]. Der ſinnliche Affekt der Rache der Medea im Kampfe mit dem menſchlichen Affekte der Mutterliebe iſt erhaben, wie Schiller ſelbſt bezeugt[3]; und eine gehaltene Reue iſt ſchon als Affekt etwas Erhabenes, auch abgeſehen davon, daß dieſelbe ein der Tugend nachbezahlter Tribut iſt[4]. Durch dieſe letzte Berückſichtigung wird dem äſthetiſchen Urtheil ein ſittliches Intereſſe beigemiſcht, wie es dem Seelenadel unſeres deutſchen Dichters ſo natürlich und beinahe nothwendig war. Aber ein Irrthum, deſſen ſchöne Quelle unſer Herz entzückt, ſoll unſern Kopf nicht beſtechen.

---

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 1162 f. u. und ſonſt. (Oktavausgabe B. 11, S. 475).

[2] Schiller will (Ebend. S. 1163 f., Oktavausg. B. 11, S. 479) das Erhabene allein in der Bekämpfung des Affektes finden, weil auch das Thier einem äußern Objekt, durch welches es Schmerz leide, Widerſtand leiſte. Aber der willenskräftige Widerſtand des Menſchen läßt ſich an Zügen erkennen, die dem thieriſchen nicht zukommen können. Die [illegible] Naturtriebes, der gegen äußere (höhere) [illegible] auftrotzt, und die bekannte [illegible] eines Soldaten [illegible] als erhaben dargeſtellt worden.

[3] Schiller's Werke in E. B., S. 1160 f. u. (Oktavausgabe B. 11, S. [illegible]).

[4] Schiller's Werke in E. B., S. 1166 (Oktavausg. B. 11, S. [illegible]) und S. 1172 f. u. (Oktavausgabe B. 11, S. [illegible]).

Mit dieſer unmittelbaren Anknüpfung der erhabenen Erſcheinungen an das Uebernatürliche ſcheint mir noch ein anderer Fehlgriff zuſammen zu hängen. Unſer Aeſthetiker ſagt[1], die Ueberlegenheit des menſchlichen Willens oder Verſtandes über die furchtbaren Elemente des Feuers oder des Waſſers, oder über wilde Thiere habe deßwegen nichts Erhabenes an ſich, weil auf dieſe Weiſe der Natur nur durch natürliche Mittel und nicht durch Anwendung unſerer intelligiblen Freiheit, alſo nur real und nicht ideal Widerſtand geleiſtet werde. Aber wir bekämpfen und beſiegen die Naturkräfte ja nicht als gleichartige Naturweſen, nicht ſinnlich und phyſiſch, wenn wir ſie uns durch Willenskraft und Verſtand unterwerfen, ſondern durch höhere, eigenthümlich menſchliche Anlagen, deren Uebergewicht über die Materie und Vervollkommnung in's Unendliche ſehr paſſend als ein Symbol des Uebernatürlichen, d. h. als ideal aufgefaßt werden kann. Wir wollen es der Güte des menſchlichen Herzens zutrauen, daß die Römer an den Kämpfen ihrer Gladiatoren, die Spanier an ihren Stiergefechten deßwegen ein ſolches Wohlgefallen fanden, weil ſich ihnen hierdurch die ideale Ueberlegenheit des Geiſtes auf eine roh tragiſche Weiſe ſymboliſch andeutete. Der wirkliche Kampf des Menſchen mit der rohen Naturkraft kann immer als erhaben aufgefaßt und dargeſtellt werden; die vollkommen unterjochte Natur iſt nur deßwegen nicht mehr erhaben, weil ſie aufgehört hat, furchtbar zu ſein.

Wenn aber jede ſtarke Aeußerung des Willens (und eine Anwendung des Willens auf unſere Vorſtellungen iſt auch der Verſtand) erhaben ſein kann — ſollte die moraliſche Sicherheit der Erhabenheit immer entbehren müſſen? Nach unſerer obigen Relation[2] ſagt Schiller, das Furchtbare könne uns nur dann gefallen, wenn wir uns ſicher wüßten, es gebe aber eine phyſiſche und moraliſche Sicherheit. Dieſe ſei durch das Bewußtſein unſerer Unſchuld oder durch Religionsideen, durch den Glauben an unſere Unſterblichkeit und an die Gottheit, vermittelt. Die moraliſche Sicherheit ſei ein bloßer Beruhigungsgrund für unſere Sinnlichkeit, und die Idee der Unſterblichkeit, wie ſie in allen poſitiven Religionen aufgeſtellt ſei, ſei ebenfalls nur ein Beruhigungsgrund für unſern Trieb nach Fortdauer, alſo nur für unſere Sinnlichkeit: beide alſo ſeien nicht erhaben. Denn bei Allem, was einen erhabenen Eindruck machen ſolle, müſſe die Sinnlichkeit ſchlechterdings abgewieſen worden ſein und jeder Beruhigungsgrund nur in der Vernunft liegen. Vor der allwiſſenden, allmächtigen und heiligen Gottheit könnten wir nur eine, auf das Bewußtſein unſerer Schuldloſigkeit (?) gegründete moraliſche Sicherheit haben. Die Idee der Gottheit ſelbſt ſei aber nur erhaben, in ſo fern wir uns als Vernunftweſen von ihr unabhängig fühlen, indem ſelbſt die Allmacht die Autonomie unſerer Vernunft nicht aufheben könne, und, wegen ihrer Einſtimmigkeit mit dem reinen Vernunftgeſetze, nicht aufheben werde. Die Gottheit iſt dynamiſch erhaben, nur wenn wir ſie uns als eine Macht vorſtellen, welche unſere Exiſtenz zwar aufheben, aber auf die Handlungen unſerer Vernunft keinen Einfluß äußern kann [1].

---

[1] Solger's Nachlaß S. 2[illegible] f.

[2] Schiller's Werke in E. B., S. [illegible] ([illegible] B. [illegible], S. [illegible]); Siehe Theil 2, S. 327.

Dieß iſt das nicht ſehr erfreuliche Reſultat der zu ſcharf und zu regelrecht durchgeführten Kant'ſchen Theorie des Erhabenen, welche, ſich einſeitig auf den Freiheitsbegriff beſchränkend, die höchſten Ideen unſerer Vernunft, Unſterblichkeit und Gottheit, ganz zur Seite liegen läßt. Ohne Zweifel iſt es der größte, vielleicht der einzige bedeutende Fehler dieſer Lehre, daß ſie das Erhabene und überhaupt das Aeſthetiſche nicht in das richtige Verhältniß zum Religiöſen zu ſetzen wußte. Schiller ließ ſich eigentlich nicht durch Kant irre leiten, dem Erhabenen keinen weitern und freiern Spielraum zuzugeſtehen, ſondern ihn beſchränkte ſeine eigene überwiegend ſittliche Natur [2]. Die religiöſen Ideen der

---

[1] Tieting's Nachlaß S. 209 ff.

[2] Vergl. Theil 1, S. 121.

Gottheit und Unſterblichkeit waren keine bewegende Kräfte in ſeiner Weltanſicht. Seine Religion war die Freiheit und alles Ideale, was dieſe zu Tage fördert. Er hätte ſich verläugnen und lügen müſſen, wenn er über ſie hätte hinausgehen wollen [1].

Aber Wahrhaftigkeit iſt noch keine Wahrheit. Nicht allein diejenige furchtbare Macht, welche mir die Freiheitsidee, ſondern auch diejenige iſt erhaben, welche mir die Idee der Unſterblichkeit oder der Gottheit zum Bewußtſein bringt. Alles Furchtbare, was mich in die intelligible, ideale Weltordnung entrückt, iſt dynamiſch erhaben. Unſere übernatürliche oder religiöſe Weltanſicht macht ein organiſch verbundenes Ganze aus. Die erweckte Idee der Gottheit, die Idee der Unſterblichkeit befreit uns, indem ſie uns in eine andre Ordnung der Dinge erhebt, und die belebte Idee der Freiheit vergegenwärtigt uns jene andere Ideen. Ja alles iſt erhaben, was auch nur ganz allgemein und unbeſtimmt uns das Ueberirdiſche lebhaft in's Bewußtſein ruft, denn das ahnende Vernunftgefühl macht im Falle der Anwendung gar keine ſolche begriffgerechte Unterſcheidungen, wie der ſich ſelbſt beſinnende Verſtand. Wer ſich unſterblich, wer ſich bei Gott fühlt, der iſt ſich wahrlich auch ſeiner Freiheit bewußt. Schiller will dem poſitiven Volksglauben an die Unſterblichkeit nichts Erhabenes zugeſtehen, weil vor ihm häufig der Tod ſeine Furchtbarkeit ganz verliere und jener Glaube egoiſtiſch auf unſere Fortdauer gehe. Aber ſo lange der Menſch Menſch iſt, wird ihm der Tod immer furchtbar bleiben; und beſchränkt denn nicht unſer Philoſoph ſelbſt ſeine Erhabenheit ſelbſtſüchtig auf die Erweckung der Idee ſeiner Freiheit? Von dieſem egoiſtiſchen Intereſſe an unſerer geiſtigen Fortdauer und an unſerer Freiheit kann uns nur die Idee Gottes heilen, in welcher wir uns nicht verlieren, aber uns ſelbſt vergeſſen. Wer daher bei Betrachtung furchtbarer Naturerſcheinungen von der Idee Gottes durchſchauert wird, der iſt ohne Zweifel eines erhabenen Eindrucks theilhaftig. Die von Schiller zergliederte Stelle der Aeneis ſcheint mir daher auch nicht durch den Tod des Laokoon, ſondern deßwegen erhaben, weil uns hierdurch ein göttliches Strafgericht vergegenwärtigt wird. Der römiſche Dichter will nicht durch den Widerſtand des Trojaners gegen die Seeungeheuer (welchen Widerſtandes ja kaum Erwähnung geſchieht), ſondern durch die veranſchaulichte Allmacht der Gottheit ein erhabenes Gefühl in uns erzeugen. Es ſcheint daher dieſes Beiſpiel ſelbſt, durch welches Schiller ſeine Theorie zu belegen ſuchte, dieſelbe über ihre engen Grenzen hinaus zu erweitern.

---

[1] Kant's Lehre von einem radikalen Hang des Menſchen zum Böſen konnte Schillern gar nicht gefallen, Schiller's Werke in 1 B., S. 1133. 2 (Octavausgabe B. 11, S. 185). Die an dieſer Stelle angeführte Schrift Kant's iſt ungenau citirt. Sie heißt: „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft.“

Ob aber durch einen furchtbaren Gegenſtand nur ein unbeſtimmter idealer Eindruck, oder eine beſtimmte Idee von jenen drei angeführten in uns erregt werden wird, hängt außer vom Gegenſtande ſelbſt, auch von unſerer Geiſtesrichtung und Kulturſtufe ab, auf welche Verhältniſſe eine praktiſche Aeſthetik ebenfalls Rückſicht zu nehmen hätte. Das Erhabene z. B., welches ein Erzeugniß unſeres Freiheitsgefühls iſt, kann ſich nur bei ſchon bedeutend ausgebildetem ſittlichem Bewußtſein vorfinden. Wenn ſich aber dieſes Freiheitsgefühl gegen die Allmacht ſelbſt auflehnt, ſo zerreißt daſſelbe unſer Herz, welches durch die Dichtkunſt doch verſöhnt werden ſollte. Schiller's zarter Sinn hat ſich auch ſolcher poetiſchen Darſtellungen enthalten.

Wir können daher nicht einſtimmen, daß die Religion zwiſchen den Forderungen der Vernunft und dem Anliegen der Sinnlichkeit eine Uebereinkunft zu ſtiften ſuche[1]. Im Gegentheil, ſie befreit uns von allem Sinnlichen, wenn auch der Aberglaube den Leib und deſſen Bedürfniſſe noch mit in die Geiſterwelt ſchleppen möchte. Und die ganze Bedeutung des Erhabenen liegt darin, daß es der Verkündiger des Religiöſen iſt, daß es uns immer in die Welt des religiöſen Glaubens zurückführt, daß es das religiöſe Gefühl durch tauſend vernehmbare Gegenſtände in Uebung ſetzt, daß es uns die überſinnliche Welt in der ſinnlichen wiederfinden lehrt.

---

[1] [illegible]'s Nachlese. S. [illegible]

Eine moraliſche Sicherheit, welche ſich im einzelnen Falle auf unſere Unſchuld (denn im Allgemeinen wird ſich kein Menſch auf ſeine Schuldloſigkeit berufen können) oder auf Religionsideen gründet, iſt unter beſtimmten Verhältniſſen allerdings erhaben, denn ſie hat ſich in eine Ideenwelt geflüchtet, bis zu welcher der Erdenjammer nicht hinauflangt. Ich möchte daher der oben erwähnten phyſiſchen, nicht dieſe moraliſche, ſondern vielmehr eine pſychologiſche Sicherheit an die Seite ſetzen. Die allgütige Natur hat nämlich dem Menſchen eine unerſchöpfliche Quelle des Leichtſinns eingepflanzt; der tägliche Verkehr mit Gefahren mancher Art ſtumpft durch die Gewohnheit unſern Sinn ab, und das geſunde Lebensgefühl und das Getreiben unſerer Tagesarbeit laſſen keine unnöthige Sorglichkeit in uns aufkommen. So täuſcht uns das Leben von einer Stunde in die andere hinüber, bis uns alle der Abgrund verſchlingt.

Indem wir uns nun dem Ende unſeres Berichtes über dieſen Aufſatz nähern, bemerken wir noch, daß derſelbe in dem beibehaltenen Theile „Ueber das pathetiſch Erhabene"[1] viele Berührungspunkte mit der erſten Abhandlung „Ueber den Grund des Vergnügens an tragiſchen Gegenſtänden" enthält. Die in dem zuerſt verfaßten Aufſatze angedeutete Unterſcheidung des Aeſthetiſchen vom Moraliſchen wird in dem ſpätern wiſſenſchaftlich begründet, das Erhabene der Reue, der Bosheit und der konſequenten Klugheit findet hier ſeine Stelle wieder[2], und übereinſtimmend mit früher Geſagtem, wird wiederholt verſichert, daß der Dichter keinen andern Zweck habe, als geiſtig zu vergnügen, zu ergötzen. Deſſenungeachtet ſtatuirt Schiller noch einen andern Zweck der ſchönen Kunſt in demſelben Aufſatze, nämlich: Darſtellung des Ueberſinnlichen, der moraliſchen Freiheit [1]. Aber ließe ſich aus dieſer Feſtſetzung ihres abſoluten Zieles der Zweck der Kunſt in Bezug auf den ſie genießenden Menſchen nicht bequemer, als durch jenen vagen Ausdruck des geiſtigen Vergnügens, angeben? Etwa: Zweck der Kunſt iſt die Erhebung der Gemüthskräfte des Menſchen zum Ueberſinnlichen (und die Belebung der rein menſchlichen Triebe — müßten wir nach unſerer Theorie noch hinzuſetzen, da jene erſte Angabe nur auf die erhabene Kunſt paßt, nicht auch auf die ſchöne).

---

[1] Der Aufſatz iſt in den ſämmtlichen Werken bloß: „Ueber das Pathetiſche" überſchrieben, und unrecht, weil Schiller in dem ganzen Aufſatz unter „Pathetiſch" nur das Leidende und Mitleidende verſteht, nicht „das Erhabene des Mitleidens," wie jenes einfache Wort der Ueberſchrift verſtanden werden muß.

[2] Vergl. Schiller's Werke in E. B., S. 1166, f. (Octavausg. B. 11, S. [illegible]) mit S. 1177 (Octavausg. B. 11, S. 522); S. 1169 u. f. (Octavausg. B. 11, S. 503) mit S. 1178, f. a. (Octavausg. B. 11, S. 527).

In der vorgehenden Unterſuchung: „Vom Erhabenen," war ein Gegenſtand, nämlich die Analyſe des theoretiſch (mathematiſch) Erhabenen, unerledigt geblieben, und daher (in der Neuen Thalia) auch eine Fortſetzung jenes Aufſatzes am Ende deſſelben verſprochen worden. Dieſes Verſprechen erfüllt nun Schiller in einer eigenen Unterſuchung, welcher er den beſcheidenen Titel: „Zerſtreute Betrachtungen über verſchiedene äſthetiſche Gegenſtände," gab, ohne daß dieſer Aufſatz in ſeiner wiſſenſchaftlichen Form unzuſammenhängender oder freier wäre, als die meiſten andern. Er hebt nämlich mit einer Vergleichung des Angenehmen, Guten und Schönen an, beleuchtet dann durch Beiſpiele und Begriffe die hiervon verſchiedene Luſt am Erhabenen in ſeinen beiden Geſtalten, und geht dann zu ſeinem eigentlichen Zwecke, zu einer Expoſition des Erhabenen der Faſſung (des theoretiſch Erhabenen) über. Hiernach könnte die Unterſuchung benannt werden, wenn das eigentliche Thema in ſeiner gegenwärtigen Geſtalt nicht zu kurz behandelt wäre: daſſelbe nimmt nämlich nicht mehr Raum ein, als die vorangeſchickten einleitenden Gedanken. In ſeiner gegenwärtigen Geſtalt; denn dieſe Abhandlung iſt nicht nur unvollendet geblieben [2], ſondern in unſerer jetzigen Ausgabe iſt ein ſehr großes Stück des eigentlichen Themas ausgemerzt [1]. Hierdurch iſt die Einleitung ſo lang geworden, als der Aufſatz ſelbſt iſt.

---

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 1161, 1. m. und 2. e. (Oktavausgabe B. 11, S. 470 und S. 471 a.).

[2] Am Ende deſſelben in der Neuen Thalia von 1793, im fünften Stück des zweiten Theiles, S. 150, ſtehen die Worte: „Die Fortſetzung folgt." Sie folgte aber nicht.

Was die einleitende Vergleichung der verſchiedenen Luſtgefühle am Angenehmen, Guten, Schönen und endlich am Erhabenen betrifft, ſo verbeſſerte Schiller hierdurch indirekt eine Stelle ſeines erſten äſthetiſchen Verſuches, wo er dieſelben noch, auf eine unſtatthafte Weiſe, durch drei andere Arten des Wohlgefallens, nämlich am Wahren, Vollkommenen und Rührenden, vermehrte [2]. Die Unterſcheidung ſelbſt iſt Kantiſch, doch trägt auch ſie, in Form und Inhalt, das ſcharf ausgeprägte Siegel ihres originellen Verfaſſers.

Im zunächſt Folgenden werden wir an die Wiege der beiden Gattungen des Erhabenen geführt. Wir werden mit der gemeinſamen unſterblichen Mutter und mit den ſterblichen Vätern beider Brüder bekannt gemacht, das Geheimniß ihrer Erzeugung und Geburt wird uns entſchleiert, und alsbald ſehen wir ſie als göttliche Jünglinge zum niedern Menſchengeſchlechte herabſteigen und ſich über daſſelbe in die ewige, hehe Herrſchaft theilen und ſchauen, wie die Sterblichen ihnen eine getrennte aber dennoch verſchlungene Verehrung mit heiligem Schauer in der Bruſt freudig zollen. Unſern trefflichen Schriftſteller können wir uns aber nicht enthalten, zu bewundern, daß er auf die ſchärfſten Unterſcheidungen des analytiſchen Verſtandes ſeelenvolle Gemälde der regeſten Einbildungskraft folgen zu laſſen und ſogar dieſe widerſtreitenden Erzeugniſſe der Talente in ein und dieſelbe Darſtellung zu verweben verſteht, beſonders aber, daß er das Alte, ſchon öfters Behandelte, immer auf neue Weiſe zu ſagen und immer mit neuen Ideen auszuſtatten vermag. Wer erkennt in dieſer Charakteriſtik des Erhabenen eine frühere oder eine ſpätere wieder?

Aber Schiller ſchrieb nie aus ſeinem Gedächtniſſe, ſondern ſeine Arbeiten entquellen immer eigenthümlich der zuſammengefaßteſten Selbſtthätigkeit und augenblicklichen Stimmung ſeines Genius. Weil er nicht in der wechſelvollen Breite der Erfahrung, ſondern in dem reinen Aether der ewig gleichen Ideenwelt lebte, finden wir in allen ſeinen Schriften denſelben Geiſt wieder, aber enthüllt hat ſich dieſer Geiſt in den verſchiedenſten Formen. So iſt das Schauſpiel an demſelben, uns umwölbenden, Himmel ſtets ein neues.

---

[1] Die ausgeſchiedene Stelle ſteht im genannten Stücke der Thalia von S. 147 bis S. 157. Da ſie Döring in ſeine „Nachleſe" aufzunehmen verſäumt, wollen wir ſie im Anhange ebenfalls abdrucken laſſen.

[2] Schiller's Werke in E. B., S. 1170. Z. m. (Octavausgabe B. 11. S. 344).

Zum Gegenſtande der Abhandlung, zum mathematiſch (oder theoretiſch) Erhabenen, übergehend, entwickelt unſer Kritiker faßlicher und ausführlicher, als es Kant in ſeiner Kritik der Urtheilskraft gethan hat, die vier verſchiedenen Arten der Größenſchätzung, wenn ein Gegenſtand entweder 1) bloß als ein Quantum groß iſt, oder 2) wenn derſelbe eine durch ein Maß beſtimmte, d. h. komparative Größe hat, oder wenn er 3) nach ſeinem (unbeſtimmten und ſubjektiven) Gattungsbegriff groß genannt wird, oder endlich 4) wenn wir ihm keine bloß relative, ſondern eine abſolute Größe beilegen. Letztere Größenſchätzung geſchieht nicht mehr logiſch durch den Verſtand, ſondern äſthetiſch durch die Einbildungskraft, und ein Gegenſtand, welcher die Idee des abſolut Großen in uns erweckt, heißt **erhaben**, könnte aber ſchicklicher **erhebend** genannt werden.

Hier folgt in der Neuen Thalia jene ſpäter ausgeſchloſſene längere Stelle, in welcher auf das Einleuchtendſte nachgewieſen iſt, wie die Einbildungskraft bei Gegenſtänden, die wir mathematiſch erhaben nennen, ſich vergeblich bemüht, das einzeln an ihnen Aufgefaßte in eine (von der Vernunft gebotene) totale Zuſammenfaſſung derſelben zu vereinigen, woraus eben das gemiſchte Gefühl unſerer Begrenztheit und Unbeſchränktheit entſteht. Der Begrenztheit unſerer (ſinnlichen) Einbildungskraft; der Unbeſchränktheit unſerer (überſinnlichen) Vernunft. Die Grundidee hiervon iſt Kantiſch; die Ausführung durchaus ſelbſtſtändig. Es iſt dieß ein köſtliches Stück einer ſtrengwiſſenſchaftlichen, beinahe mathematiſch evidenten Beweisführung, in welchem (wie im erſten, ebenfalls unterdrückten Theile, „Vom Erhabenen“) die Subjektivität ſeines Urhebers vor der Objektivität der Sache beinahe verſchwindet. Wegen dieſes Mangels individueller Züge iſt dieſer Abſchnitt ſpäter wohl ausgeſchieden werden; aber er allein verſchafft dem ganzen Aufſatze ſein wiſſenſchaftlich befriedigendes Verſtändniß.

Zuletzt endlich iſt noch die Rede von den äußern und innern nothwendigen Bedingungen des Erhabenen der Größe (oder des mathematiſch Erhabenen). Innerlich wird eine gewiſſe Stärke der Einbildungskraft und der Vernunft erfordert; äußerlich muß der erhabene Gegenſtand ein Ganzes ausmachen und das höchſte ſinnliche Größenmaß unſerer Einbildungskraft wirklich überragen. Hieran ſchließen ſich treffende Unterſcheidungen, wie nur Raumgrößen (nicht Zahlengrößen) erhaben ſind, und wie räumliche Höhen erhabener erſcheinen, als gleich große Längen, und räumliche Tiefen erhabener, als beide. Lauter ſcharfe, feine, geiſtreiche Bemerkungen. Gewiß, auch dieſe Parthie iſt vortrefflich, wie der ganze Aufſatz.

Betrachten wir nun dieſe Abhandlung im Zuſammenhang mit allen vorhergehenden.

Im erſten Aufſatze leitet Schiller das tragiſche Vergnügen aus dem Prinzip der Vernunft ab; im zweiten führt er eine wiſſenſchaftliche Geneſis des Begriffes der Tragödie aus; im dritten deducirt er die Anmuth und Würde aus der Harmonie und dem Widerſtreit der Sinnlichkeit mit der Vernunft; im vierten ſtellt er eine allgemeine Theorie des Erhabenen auf, aus welcher er dann in einem beſondern Abſchnitte die Fundamentalgeſetze der Kunſtdarſtellung des Erhabenen hervorgehen läßt, und jene Theorie vervollſtändigend, ſpricht er in dieſem fünften Aufſatze von dem mathematiſch Erhabenen.

Hierdurch iſt die Theorie des Erhabenen beinahe erſchöpft und auf den Zweck der tragiſchen Kunſt („das Vergnügen"), deren Begriff und deren Ausübung angewandt, ja es iſt ſogar der äußere Ausdruck des Erhabenen (ſo wie des geiſtig Schönen) nachgewieſen. Nach allem dieſem blieb von der ganzen Lehre des Erhabenen nichts Bedeutendes mehr übrig, als den Werth deſſelben für die Menſchenbildung darzuſtellen, was ſpäter auch in einer eigenen Charakteriſtik geſchah. In allen bisherigen wiſſenſchaftlichen Aufſätzen ging Schiller nur in „Anmuth und Würde" über die Sphäre des Erhabenen hinaus, indem er hier Anregungen und Erwartungen erweckte, die er erſt in Zukunft verfolgte und erfüllte. Ein Gedankenkreis iſt nun beinahe vollkommen ausgemeſſen. Schiller hat ſich und den Leſer über das orientirt, was ihm am nächſten lag, was ihn über alles andere intereſſirte. Er hat ſeinen dramatiſchen Genius in Harmonie gebracht mit ſeinem ſittlich-heroiſchen. Wie früher darſtellend, ſo hat er jetzt unterſuchend ſein Freiheitsprinzip manifeſtirt.

Bei dieſer Einheit ihres Endzweckes wird der tiefer Blickende in dieſen verſchiedenen Aufſätzen, ſo frei auch ihre Behandlung ſein mag, dennoch einen durchlaufenden Faden der Methode erkennen. Sie erheben ſich von beſondern Betrachtungen zur allgemeinen Theorie; ſie beginnen mit dem Aeußern und enden mit dem Innern. Und eben ſo wird ſich in ihnen, wenn wir ſie mit Aufmerkſamkeit nach der Folge ihrer Abfaſſung leſen, ein bedeutender Fortſchritt in den Einſichten und der Vorſtellung ihres Urhebers bemerken laſſen. In den erſten Aufſätzen iſt Manches verfehlt, Einiges vielleicht ungenießbar, was ſich aber im Fortgange allmählig ausmerzt, bis ſich zuletzt Anſichten und Form zu einer hohen Klarheit läutern.

Wie Schiller in den bisherigen Abhandlungen das Erhabene entwickelte, ſo erörterte er in den Briefen über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen das Weſen und die Bedeutung des Schönen, womit der Kreis ſeines Philoſophirens, welcher nicht über das Poetiſche und Sittliche hinausreichte, durchmeſſen war, ſo daß er wieder Dichter werden konnte. Wir werden aber dieſe Briefe, weil ſie in ihrer jetzigen Geſtalt öffentlich zuerſt in den Horen erſchienen, nebſt einigen Beilagen und den Uebergangsaufſätzen von der Philoſophie zur Poeſie erſt in dem nächſten Theil unſerer Schrift darlegen.

Doch ehe wir zu dieſer merkwürdigen Entwickelungsepoche übergehen, möge es uns zur Vervollſtändigung unſeres Gemäldes erlaubt ſein, noch einen Blick auf den Gang ſeiner politiſchen Ueberzeugungen zurück zu werfen. Schiller's Freiheitsideen blieben im Weſentlichen unverändert, wie er ſie früher in ſeinen Dramen und in dieſer Periode in ſeinen hiſtoriſchen Schriften ſo glänzend ausprägte. Aber allmählig, beſonders ſeit er der Geſchichte entſagt hatte, zog ſich ſeine Betrachtung von den politiſchen Gegenſtänden zurück, die er übrigens für die wichtigſten und eines denkenden Menſchen würdigſten hielt — „denn was,“ ruft er aus, „iſt dem Menſchen wichtiger, als die glücklichſte Verfaſſung der Geſellſchaft, in der alle unſere Kräfte zum Treiben gebracht werden ſollen?“ [1] Die Fundgruben, welche ihm die Philoſophie eröffneten, verſprachen ihm ſchönere Schätze, von denen er bald allein die Veredlung des Menſchen, ſo wie eine dauerhafte gute Geſtalt des öffentlichen Lebens hoffte. Nachdem er ſeinen Freiheitsſinn und in geringerem Grade auch das Humane ſeiner Natur dichtend ausgeſprochen, und die Anſprüche dieſer beiden Elemente in der Geſchichte nachgewieſen hatte, verfolgte er dieſelben philoſophirend, indem er einerſeits in der Aeſthetik aus dem Freiheitsprinzip die Grundideen der Erhabenheit und der Würde, und aus der Humanität die Schönheit und Anmuth hervorgehen ließ, andererſeits in der Moral aber das Freiheitsprinzip in der Form des Kant'ſchen Pflichtgebotes auffaßte und durch das Humanitätsprinzip die Kant'ſche Sittenlehre erweiterte. So wurde ihm dann das ſittlich Schöne der Centralpunkt, von dem ihm allein jede beſſere Form des politiſchen und kirchlichen Lebens auszugehen ſchien, zumal da er ſich in ſeinen Erwartungen von der franzöſiſchen Revolution [2] bald arg getäuſcht ſah. Als das Schickſal Ludwigs des Sechszehnten entſchieden werden ſollte, wollte er eine Denkſchrift für den König ſchreiben, von welcher er einigen Eindruck auf die „richtungsloſen Köpfe“ ſeiner Richter erwartete. „Außerdem,“ fügt er bei, „iſt gerade dieſer Stoff ſehr geſchickt dazu, eine ſolche Vertheidigung der guten Sache zuzulaſſen, die keinem Mißbrauch ausgeſetzt iſt. Der Schriftſteller, welcher für die Sache des Königs öffentlich ſtreitet, darf bei dieſer Gelegenheit ſchon einige wichtige Wahrheiten mehr ſagen, als ein anderer, und hat auch ſchon etwas mehr Kredit“ [3]. Aber ehe dieſer Gedanke zur Ausführung kam, war das Urtheil über den unglücklichen König gefällt, und Schiller zog ſich aus dem äußern Leben, wo ihm ſeine letzte Hoffnung verfallen war, ganz in die Welt des Geiſtes zurück. Die Kant'ſche Philoſophie gewährte vielen edeln Deutſchen, was viele edle Franzoſen in der Revolution ſuchten. In Stuttgart ſoll Schiller 1793 zu ſeinem Freunde von Hoven die merkwürdigen Worte geſprochen haben[1]: „Die eigentlichen Prinzipien, welche einer wahrhaft glücklichen bürgerlichen Verfaſſung zu Grund gelegt werden müſſen, ſind noch nicht ſo gemein unter den Menſchen; ſie ſind (indem er auf Kant's Kritik der praktiſchen Vernunft, die eben auf dem Tiſche lag, hinwies) noch nirgends, als hier. Die franzöſiſche Republik wird eben ſo ſchnell aufhören, als ſie entſtanden iſt; die republikaniſche Verfaſſung wird in einen Zuſtand der Anarchie übergehen, und früher oder ſpäter wird ein geiſtvoller, kräftiger Mann erſcheinen, er mag kommen woher er will, der ſich nicht nur zum Herrn von Frankreich, ſondern auch vielleicht von einem großen Theil von Europa machen wird.“

---

[1] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Theil 1. S. [illegible]

[2] Siehe Theil 2. S. 144.

[3] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Theil 2. S. [illegible]

So trug alles dazu bei, ſeinen Blick von der politiſchen Welt abzuwenden, ungeachtet ſein Herz fortwährend für alle große Erſcheinungen des öffentlichen Lebens ſchlug, wenn ſich ihm ſolche zeigten. Nachdem er in einem ſchönen Familien- und Freundeskreis zu einem ruhigen Ebenmaß und Genuß der Kräfte ſeines Geiſtes und Herzens gelangt war, überſah oder ertrug er die mißfälligen, barbariſchen Formen des Staates und der Kirche, gegen welche er früher angeſtürmt hatte, und er fügte ſich, indem er ſeinen himmliſchen Beruf erfüllte, mit gefaßter, wenn auch trauernder Seele in das Unabänderliche. Wie weit in's äußere Leben hineinſtrebend ſeine Kraft früher war, ſo tief ſenkte ſie ſich jetzt in's innere. Dieſen Zug nach Innen aus einer Welt, in welcher er ſich Zeitlebens als einen Fremdling fühlte, wurde durch ſeine Kränklichkeit vermehrt. Nachdem dem praktiſchen Rieſengeiſt die äußere Welt verkümmert oder abgeſchnitten war, ſuchte er im edeln Bunde mit wenigen Gleichſtrebenden in der innern denkend und dichtend ſeinem Thätigkeitstrieb zu genügen. Dieß iſt der Inhalt ſeines folgenden Lebens.

---

[1] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen. Theil 2. S. 100.

Wir haben bisher dargeſtellt, wie Schiller in ſeiner erſten Lebensperiode ſein poetiſches Talent dramatiſch und lyriſch ausprägte; ferner wie er zuerſt niederreißend, dann aufbauend ſeinem Freiheitsſinn Geltung zu verſchaffen ſuchte; dann wie das humane Element ſeines Herzens durch Liebe und Freundſchaft unter glücklichern äußern Verhältniſſen zur reinen Blüthe reifte; und endlich, wie ſein wiſſenſchaftlicher Trieb ſich durch Geſchichte im äußern Leben zu orientiren und ſich hierauf durch Philoſophie auch über ſich ſelbſt und ſein höchſtes Intereſſe, das Erhabene und ſittlich Schöne, zu verſtändigen ſuchte.

So hatte er alſo ſeine Grundanlagen [1] gleichmäßig entwickelt, das ihm von der Natur auferlegte Bildungsgeſchäft im Weſentlichen vollendet. Nach einigen weitern Vorbereitungen gelangte er bei der glücklichen Zeit an, wo er zum zweiten Mal Dichter ſein konnte. Seine innigſte Jugendneigung, ja ſeine Jugend ſelbſt kehrte ihm verſchönert zurück, und wie er früher die Gaben der Dichtkunſt bloß einem Naturdrang verdankt hatte, ſo empfing er ſie jetzt aus den Händen der edelſten Kultur. Wir werden dieſen Uebergang zur Poeſie im nächſten Theile betrachten. Es iſt, nach Wilhelm's von Humboldt Ausſpruch, vielleicht der ſeltenſte Wendepunkt, den je ein Menſch in ſeinem geiſtigen Leben erfahren hat [2].

[1] Siehe Theil 1. S. 50.

[2] Der Raum geſtattet nicht, die eben (Thl. 2. S. 23 und S. 338 u. 339) erwähnten Stücke (denen ich noch eine intereſſante kleine Anmerkung über Angelika Kaufmann aus der Neuen Thalia, Bd. 3, Heft 3. S. 374, beifügen möchte) hier abdrucken zu laſſen. Es muß genügen, dieſe bisher verſchollenen köſtlichen Erzeugniſſe des Schiller'ſchen Geiſtes ſeinen Verehrern empfohlen und die Nachleſe-Sammler auf ſie hingewieſen zu haben. In einer vollſtändigen Ausgabe der Werke Schiller's ſollten ſolche Darſtellungen nicht fehlen.

Schiller's

Leben, Geiſtesentwickelung und Werke

im Zuſammenhang.

Von

Dr. Karl Hoffmeiſter.

Dritter Theil.

Stuttgart 1839.
P. Balz'ſche Buchhandlung.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Inhaltsanzeige des dritten Theils.

Periode der gereiften Kunſtpoeſie.

Erſte Hälfte.

Seite

Erſtes Kapitel. Zurückkunft nach Jena. Freundſchaft mit Wilhelm von Humboldt. Talent des Geſpräches. Gründung der Zeitſchrift der Horen. Verbindung mit Goethe. Ruf nach Tübingen. Recenſionen in der Allgemeinen Literaturzeitung 3

Zweites Kapitel. Die Briefe über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen. Die Aufſätze: Ueber das Erhabene; Ueber die nothwendigen Grenzen beim Gebrauche ſchöner Formen; und: Ueber den moraliſchen Werth äſthetiſcher Sitten . 21

Drittes Kapitel. Ueberdruß an der Speculation. Fichte. Endliche Rückkehr zur Poeſie im Jahr 1795, und erſte Gedichte. Stiftung des Muſenalmanachs. Schiller's Begründung ſeiner eigenen Dichtweiſe neben der antiken 47

Viertes Kapitel. Die Schrift über naive und ſentimentaliſche Dichtung, die Correſpondenz mit Humboldt über dieſe Abhandlung, und die Skizze über den Gebrauch des Gemeinen und des Niedrigen in der Kunſt. — Nachträglich die Recenſion über den Gartenkalender von 1795, und die Vorrede zum erſten Theil der Rechtsfälle nach Pitaval . . 65

Fünftes Kapitel. Schiller als philoſophiſcher Schriftſteller und Proſaiker überhaupt 90

Sechstes Kapitel. Einfluß der philoſophiſchen Selbſtläuterung auf Schiller's Poeſie. Drei Abſtufungen ſeiner folgenden lyriſchen Dichtung. Philoſophiſcher Ideengehalt ſeiner meiſten Gedichte 124

Seite

Siebentes Kapitel. Große Produktivität und Thätigkeit. Die erſte Gattung der Ideenpoeſie und die hieher gehörigen Gedichte 134

Achtes Kapitel. Die zweite Gattung der Ideenpoeſie und die hieher gehörigen Gedichte. Didaktiſche Dichtung 156

Neuntes Kapitel. Tod des Vaters und der jüngſten Schweſter. Geburt des zweiten Sohnes. Die Veranlaſſung zu den Xenien und ihre ungeheure Wirkung 168

Zehntes Kapitel. Die allgemeinen Epigramme 179

Eilftes Kapitel. Die Xenien. Allgemeine Beurtheilung der Schiller'ſchen Epigramme 212

Zwölftes Kapitel. Schiller's Uebergang zu einer mittlern und zur reinen Gattung der Lyrik. Charakteriſtik dieſer Formen und der lyriſchen Poeſie der ganzen Periode 234

Dreizehntes Kapitel. Lyriſche Gedichte dieſer Zeit, zugleich als Beiſpiele der eben aufgeſtellten Theorie 253

Vierzehntes Kapitel. Lebensvorfälle im Jahr 1797. Die Malteſer und Wallenſtein. Entſcheidung für den letztern. Quelle der Balladen 273

Fünfzehntes Kapitel. Die Früchte des Balladenjahres 294

Sechzehntes Kapitel. Schiller's Ringen mit dem Stoffe des Wallenſtein 344

Siebenzehntes Kapitel. Fernere Beſchäftigung mit Wallenſtein im Jahr 1798. Anregung von Seiten Goethe's. Theilnahme an deſſen naturwiſſenſchaftlichen Studien. Kränklichkeit. Plan eines Schiff- und Seedramas. Eine Schrift von Humboldt und Schiller's damalige Stellung zur Philoſophie 350

Achtzehntes Kapitel. Goethe's Propyläen. Muſenalmanach für 1799. Die Piccolomini und Wallenſtein's Lager vollendet. Aufführung dieſes Vorſpiels in Weimar. Nähere Betrachtung deſſelben 361

19. cap. [illegible]

Schiller's
dritter Lebensabſchnitt,

oder

Periode der gereiften Kunſtpoeſie.

Von den Horen — 1794 — bis zu Schiller's Tod — 1805.

Erſte Hälfte.

Erſtes Kapitel.

Zurückkunft nach Jena. Freundſchaft mit Wilhelm von Humboldt. Talent des Geſprächs. Gründung der Zeitſchrift der Horen. Verbindung mit Goethe. Ruf nach Tübingen. Recenſionen in der Allgemeinen Literaturzeitung.

Schiller kehrte im Mai 1794 aus ſeinem Geburtslande mit ſeiner Familie nach Jena zurück. Sein Geiſt war erfriſcht und voller Entwürfe einer erneuten Thätigkeit, aber ſein Körper hinfällig und einem Schatten ähnlich[1]. Als ihm damals Goethe und deſſen Freund, Heinrich Meyer, im ſogenannten Paradieſe bei Jena, wo er ſpazieren ging, einſt begegneten, ſchien ihnen ſein Geſicht dem Bilde des Gekreuzigten zu gleichen, und Goethe äußerte nachher, er glaube, daß Schiller keine vierzehn Tage mehr leben werde[2].

Mit ſo ſchwächlichem Körper begann er die neue thatenreiche und ruhmvolle Laufbahn, und wir müſſen die Energie und den Schwung ſeiner Seele um ſo mehr bewundern, weil er bis zu ſeinem Tode beinahe täglich durch ſeine Kränklichkeit geſtört und gequält wurde. Eine langwierige Krankheit mit Geduld zu ertragen, will nicht viel bedeuten, denn der

---

[1] Böttiger's Literariſche Zuſtände und Zeitgenoſſen. (Leipzig. 1838.) B. 1, Seite 16.

[2] Eckermann's Geſpräche mit Goethe. B. 2, S. 335.

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52550-9
SCHILLER,F. FN. 13363/077

Menſch gewöhnt ſich auch an das Schmerzhafteſte; aber dadurch in ſeinem Streben nicht wankend und für ein hohes Ziel nicht muthlos und unthätig zu werden, das iſt bewundernswürdig, und wir machen gerne auf dieſen Charakterzug unſeres Schiller aufmerkſam, worin die in ſeinen Werken ausgeprägte Erhabenheit wieder erſcheint. Er theilte übrigens dieſe ſchwächliche Konſtitution mit manchen andern ausgezeichneten Schriftſtellern; und Goethe bemerkt ſehr richtig, das Außerordentliche, was ſolche Menſchen leiſten, ſetze eine ſehr zarte Organiſation voraus, damit ſie ſeltener Empfindungen fähig und die Stimme der Himmliſchen zu vernehmen im Stande ſeien. Nun werde eine ſolche Organiſation im Konflikt mit der Welt und den Elementen leicht geſtört und verletzt, und wer nicht, wie Voltaire, mit großer Senſibilität eine außerordentliche Zähheit verbinde, ſei leicht einer fortwährenden Kränklichkeit unterworfen. Daher ſei auch Schiller beſtändig krank geweſen, aber auch er habe eine gewiſſe Zähheit gehabt [1]. Wir wiſſen, daß ſeine angeſtrengten Arbeiten, denen er ſich oft wider Luſt und Liebe unterwerfen mußte, ſeine Geſundheit zertrümmerten. Auf dem mühevollen Weg, den er eingeſchlagen hatte, um die Selbſtſtändigkeit ſeines Geiſtes zu retten, unterlag ſein Körper.

Uebrigens nahmen ſeine Jenenſer Freunde mit Freuden den wohlthätigen Einfluß wahr, welchen ſein Aufenthalt in Schwaben und die glückliche Muße in dem herrlichen Lande auf ihn geäußert hatten. Alles Beſte von Sonſt fanden ſie erhöht wieder, aber außerdem eine gleichmäßige, aus ſeinem ganzen Innern entſprungene Ruhe, welche ſeine eigene Zufriedenheit erhöhte und einen unbeſchreiblich wohlthätigen Einfluß auf den Umgang mit ihm verbreitete. Seinem ſtrengen Ehrgefühl, ſeinem ernſten Wahrheitsſinn hatte ſich die liebenswürdigſte Milde verſchwiſtert [2].

Jena beſaß unterdeſſen für Schiller einen neuen großen Reiz. Wilhelm von Humboldt hatte ſich, eigens um mit ihm an Einem Orte zu leben, hier niedergelaſſen, und war wenige

---

[1] Eckermann's Geſpräche mit Goethe, B. 2, S. 159.

[2] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Wilhelm von Humboldt, S. 174.

Wochen vor ihm mit ſeiner Gattin daſelbſt angekommen [1]. Welch eine Quelle der Bildung, der Anregung, der Erheiterung, des Genuſſes, ſo ganz im Sinne Schiller's, dem jedes Gut erſt dann den höchſten Werth bekam, wenn er es aus den Händen der Freundſchaft empfing! Ein inniges, auf geiſtige Intereſſen und Seelenharmonie gegründetes Verhältniß zwiſchen beiden Familien knüpfte ſich feſt für das ganze Leben. Was ſo häufig die Freundſchaft zwiſchen zwei Familien nicht recht gedeihen läßt, daß entweder nur die Männer oder nur die Frauen zuſammen paſſen, fand zum Glück hier nicht ſtatt. In Frau von Humboldt fand Schiller's Gattin ihre Jugendfreundin wieder. „Die angenehmſte und intereſſanteſte Geſellſchaft für Frau Schiller," ſagt Göritz [2], „war die Frau von Humboldt: ein liebenswürdiges, idealiſches Bild ſchöner Weiblichkeit, die in allen ihren Handlungen, Bewegungen und Reden eine ungeſuchte Anmuth hatte, ohne daß ſie es wußte. Sie war nicht, was man nach Regeln ſchön nennen kann, aber ſie beſaß einen Reiz in ihrem Umgang, der, von allen Männern erkannt, bei der größten Unbefangenheit ihr die Achtung aller ſicherte." Humboldt und Schiller ſahen ſich in dieſer Zeit täglich zweimal, vorzüglich des Abends allein, und philoſophiſche und äſthetiſche Geſpräche, von denen wir uns jetzt aus dem Briefwechſel beider Männer einen Begriff machen können, wurden meiſtentheils bis tief in die Nacht fortgeſetzt. Es kamen hier Gegenſtände zur Frage, welche in das innerſte Leben Schiller's eingriffen, und dieſe häufig von der Poeſie des klaſſiſchen Alterthums ausgehenden Unterredungen halfen die äſthetiſch-philoſophiſche Kriſis beſchleunigen, in welcher er damals begriffen war. In der Schule Humboldt's wurde er erſt für den Umgang Goethe's reif.

Für das wiſſenſchaftliche Geſpräch ſchien Schiller überhaupt geboren zu ſein [3]. Wie Sokrates, ſuchte er nie abſichtlich nach einem bedeutenden Stoff der Unterredung, ſondern überließ es mehr dem Zufall, den Gegenſtand herbeizuführen;

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Wilhelm von Humboldt, S. 7.

[2] „Jena zur Zeit Schiller's," im Morgenblatt von 1837, Nr. 86, S. 342.

[3] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Humboldt, S. 13. Vergl. Th. 2. S. [illegible].

aber von jedem aus leitete er das Geſpräch zu einem allgemeinen Geſichtspunkte, und man ſah ſich nach einigen Zwiſchenreden in den Mittelpunkt einer den Geiſt anregenden Discuſſion geſetzt. Während **Herder** ſich nur in einer ſchönen, ununterbrochen dahinfließenden Rede über einen Gegenſtand auslaſſen konnte, welcher man ohne Frage und Einwendungen zuzuhören hatte, bis die Materie erſchöpft ſchien, war das Geſpräch Schiller's immer wechſelſeitig und die Selbſtthätigkeit erweckend. Er ließ den Mitredenden nie müßig zuhören und erdrückte ihn nicht durch die Ueberlegenheit ſeines Geiſtes, ſondern behandelte jedes Problem als eine gemeinſchaftlich zu löſende Aufgabe. Schiller ſprach nicht eigentlich ſchön und legte darauf auch wenig Gewicht; ihm galt es einzig um die Entwickelung der Wahrheit. Durch alle Abſchweifungen wußte er eine Unterredung immer zu ihrem Ziele hinzulenken, und ließ nicht ab, ehe er bei dieſem angelangt war. **Humboldt** vergleicht ſogar die geweihteſten Momente ſeiner Geſpräche mit ſeinen beſten Gedichten, denn es habe aus jenen derſelbe Ernſt, dieſelbe Würde, dieſelbe über einer Fülle von Kraft entſprungene Leichtigkeit, dieſelbe Anmuth und vor Allem dieſelbe Tendenz, dieß alles wie zu einer überirdiſchen Natur in Eins zu verbinden, hervorgeleuchtet [1].

Zwei Plane brachte Schiller aus ſeinem Heimathlande nach Jena mit, den Plan zur Herausgabe einer allgemeinen politiſchen Zeitung und die Idee einer äſthetiſch-wiſſenſchaftlichen Monatsſchrift. Jenen erſtern Gedanken aber gab er, wie wir ſchon früher bemerkten, nach reiflichem Nachdenken und zu Rathegeben mit Andern bald wieder auf [2]. Er trug Bedenken, ſich in ein ihm ganz neues und darum höchſt ſchwieriges Fach zu werfen, zu dem es ihm, nach ſeinem Urtheile [3], an Talent und Neigung fehlte. Im erſten Jahr, ſagt er, würde ſeine Anſtrengung unbeſchreiblich ſein, und er würde in dieſem einzigen Jahr den Reſt ſeiner Geſundheit vollends zu Grunde richten. Außerdem wollte er den Verleger Cotta nicht in einen nur zu leicht möglichen Verluſt verſetzen, indem durch einen einzigen hartnäckigen Anfall ſeiner Krankheit die ganze Unternehmung unvermeidlich ins Stocken gerathen wäre. Dagegen erſchien ihm die Herausgabe der Horen viel ehrenvoller, weniger gewagt, und eben ſo viel verſprechend. „Dieſe Unternehmung,“ ſchreibt er an Cotta, „paßt für mich, ich bin in dieſem Fache anerkannt, ich bin hinreichend mit Materialien verſehen (?), und kann ſelbſt bei einem geringen Grade von Geſundheit noch thätig ſein, weil ich es mit Neigung und innerm Berufe thun werde, und im ſchlimmſten Fall, wenn ich ſtürbe, wird ſie ohne mich fortgehen können, da eine Auswahl der beſten Schriftſteller dazu konkurrirt. — Was mich betrifft, ſo iſt dieß der einzige mögliche Weg, daß Sie den Verlag aller meiner künftigen Schriften erhalten; denn ſobald ich für ein Journal ſchreibe, heben ſich alle andere Verbindungen auf. Ließe ich aber meine Schriften drucken, ſo hätte Herr Göſchen immer das erſte Recht an meine neueſten Arbeiten, indem ich ſie ihm ſchon verſprochen habe.“

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Humboldt. S. 149

[2] Siehe Theil 2. S. 291.

[3] Schiller's Werke in E. B., S. 1304, in einem Briefe Schiller's an Cotta

Demnach ward das Nähere dieſes großartigen Unternehmens feſtgeſetzt. Cotta ſoll dem Herausgeber das ungewöhnliche Redaktionshonorar von tauſend fünfhundert Thalern beſtimmt haben, und außerdem wurde der gedruckte Bogen ſeinem Verfaſſer mit drei Louisd'or vergütet.

Schiller legte ſogleich Hand ans Werk. Durch eine gedruckte Privatanzeige [1] und beſondere Briefe ladete er die bedeutendſten Schriftſteller Deutſchlands zur Theilnahme ein, und erhielt eine bejahende Antwort von Goethe, Herder, Dalberg, Garve, Fr. H. Jacobi, Matthiſſon, Pfeffel, Gleim und Andern. In Jena ſelbſt ſchloſſen ſich außer Wilhelm von Humboldt auch noch Fichte, Woltmann, Hufeland und Schütz an ihn an. Der alte Kant freute ſich, wie er ſchreibt, die Bekanntſchaft und den literariſchen Verkehr mit einem ſo gelehrten und talentvollen Mann anzutreten, wie Schiller ſei. Für ſeine eigenen Beiträge zu den Horen bat er ſich aber „einen etwas langen Aufſchub, weil, da Staatsſachen und Religionsmaterien jetzt einer gewiſſen Handelsſperre unterworfen ſeien, es aber außer dieſen kaum noch, wenigſtens in dieſem Zeitpunkte, andere, die große Leſewelt intereſſirende Artikel gebe, man dieſen Wetterwechſel noch eine Zeit beobachten müſſe, um ſich klüglich in die Zeit zu ſchicken [1].“ Dagegen trat Engel der Geſellſchaft thätig bei [2], der lange Zeit ein Widerſacher Schiller's geweſen war, und, als Theaterdirektor in Berlin, deſſen Stücke nicht hatte aufführen laſſen.

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Th. 1, S. 2 f.

Die neue Monatsſchrift, ſagt Schiller in der Privatanzeige, ſolle ſich über alles verbreiten, was mit Geſchmack und philoſophiſchem Geiſte behandelt werden könne, und alſo ſowohl philoſophiſchen Unterſuchungen, als poetiſchen und hiſtoriſchen Darſtellungen offen ſtehen; was ſich aber auf Staatsreligion und politiſche Verfaſſung beziehe, ſolle ausgeſchloſſen bleiben.

In ähnlicher Weiſe äußerte er ſich in der an das Publikum gerichteten Ankündigung, die dem erſten Stücke der Horen beigegeben wurde [3]. Das nahe Geräuſch des Krieges beängſtigte damals das Vaterland, und der Kampf der politiſchen Meinungen theilte die Welt: die Horen ſollten die Leſer über dieß Intereſſe des Tages hinaus in einer allgemeinen und höhern Theilnahme an dem vereinigen, was *rein menſchlich* und über allen Einfluß der Zeiten erhaben iſt. Ihr Zweck ſei in äſthetiſchem Spiele, in ernſter Unterſuchung oder in geſchichtlichen Darſtellungen, zu dem Ideale veredelter Menſchheit einzelne Züge zu ſammeln, und an dem ſtillen Bau beſſerer Begriffe, reinerer Grundſätze und edlerer Sitten nach Vermögen geſchäftig zu ſein.

Wir ſehen aus dieſer Angabe, daß die neue Zeitſchrift ein ächtes Kind Schiller's werden mußte. Es war ganz in ſeinem Charakter, daß ſie „ein höheres und allgemeines Intereſſe an dem, was rein menſchlich und über allen Einfluß der Zeiten erhaben ſei,“ erwecken ſollte. Hatte er doch in der Ankündigung der Rheiniſchen Thalia [4] ſchon im Jahr 1784 geſagt, dieſelbe werde jedem Gegenſtande offen ſtehen, welcher den Menſchen im Allgemeinen intereſſire. So ſollten nun auch die Horen „ſich alle Beziehungen auf den jetzigen Weltlauf und die nächſten Erwartungen der Menſchheit verbieten, aber über die vergangene Welt die Geſchichte, und über die kommende die Philoſophie befragen.“ Das allgemein Menſchliche, dem er bisher als Dichter, als Denker und Geſchichtſchreiber gehuldigt hatte, leuchtete ihm auch jetzt. Die Freiheitsidee trat zurück — denn die Freiheit kann auf eine tüchtige Weiſe durch Wort, wie durch That nur an den beſonderſten Vorfällen der nächſten Gegenwart in Ausübung gebracht werden. Er machte es der Zeitſchrift zur ausſchließenden Aufgabe, „wahre Humanität zu befördern.“ Alle gründliche Verbeſſerung des geſellſchaftlichen Zuſtandes ſchien ihm „von dem ſtillen Bau beſſerer Begriffe, reinerer Grundſätze und edlerer Sitten“ abzuhangen. Indem die Horen nun hierfür wirken ſollten, konnte ihr Gründer von einem patriotiſchen Vergnügen ſprechen, welches ihn bei der endlichen Realiſirung dieſer Zeitſchrift erfülle, konnte er ſie ſchon im Voraus als ein großes deutſches Nationalwerk bezeichnen. Hätte er ſeinem Vaterlande auf eine edlere Weiſe dienen können? Wäre es ihm erlaubt geweſen oder unverkümmert geblieben, wenn er es auf eine andere Weiſe verſucht — wenn er ſeine Freiheitsideen zur Grundlage ſeines Werkes gelegt hätte?

---

[1] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, B. 2, S. 127.

[2] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, B. 1, S. 52.

[3] Jetzt wieder abgedruckt in Döring's Nachleſe, S. 270.

[4] Theil 1, S. 251 f.

Wie die Hinweiſung auf dieſen Inhalt, den die Zeitſchrift haben ſollte, Schiller's Geſinnung und damaligen Standpunkt charakteriſirt, ſo offenbart ſich auch ſeine Eigenthümlichkeit durch die Art, wie er ihre Form in der Ankündigung zum voraus beſtimmte. Die Scheidewand zwiſchen der ſchönen Welt und der gelehrten ſollte nach Kräften durchbrochen, gründliche Kenntniſſe ſollten in das geſellige Leben und Geſchmack in die Wiſſenſchaften eingeführt werden. „Man wird ſtreben die Schönheit zur Vermittlerin der Wahrheit zu machen, und durch die Wahrheit der Schönheit ein dauerndes Fundament und eine höhere Würde zu geben. So weit es thunlich iſt, wird man die Reſultate der Wiſſenſchaft von ihrer ſcholaſtiſchen Form zu befreien und in einer reizenden, wenigſtens einfachen Hülle dem Gemeinſinn verſtändlich zu machen ſuchen."

Wie treu blieb ſich Schiller! Die Forderung, daß ſich Geſchmack und Gelehrſamkeit, Schönheit und Wahrheit verſöhnen ſollen, welche er beim Beginn ſeiner literariſchen Laufbahn aufgeſtellt, ſprach er auch jezt, auf der hohen Stufe ſeiner Reiſe, auf das Beſtimmteſte aus [1]. Seine Größe beſtand darin, daß er wenige Ideen möglichſt weit nach allen Richtungen denkend und handelnd verfolgte. Hierdurch wurde ihm eine Welt von Gedanken zu Theil; denn jede wahre Idee umfaßt einen unendlichen Gehalt.

Noch in mancher andern Hinſicht könnten wir die merkwürdige Anzeige der Horen mit der Ankündigung der Rheiniſchen Thalia vergleichen. „Es iſt wohl noch unvergeſſen," ſagt ein Kritiker [2], „daß Schiller, außer andern ſehr herben Xenien auf den Kapellmeiſter Reichardt, auch eine auf deſſen längſt verhalltes Journal „Deutſchland" machte, die alſo lautete:

„Alles beginnet der Deutſche mit Feierlichkeit, und ſo zieht auch
Dieſem deutſchen Journal blaſend ein Spielmann voran."

Wer Luſt hat, mag dieſe Xenie ſelbſt auf Schiller's Ankündigung der Horen anwenden; denn in der That, feierlicher iſt noch kein Journal angekündigt worden, als dieſes" — wenn man die Rheiniſche Thalia ausnimmt, muß man hinzuſetzen. „Dieſe Ankündigung," fährt der genannte Kunſtkenner fort, „hat auch noch das Merkwürdige, daß ihr Inhalt mit ihrem Stil nicht zu harmoniren ſcheint. Jener iſt von flammender Begeiſterung eingegeben, dieſer iſt ſo künſtlich gefeilt, ſo glatt, ja ich möchte ſagen, ſo ſchlüpfrig, aalartig glatt, daß wir uns mit Betrübniß nach dem herrlich einfachen und lebenvollen Stil im Geiſterſeher zurückſehnen. Aber Schiller hatte ſo viel gewonnen, daß er auch wohl Einiges verlieren mußte." Welche Mühe ihm dieſe Ankündigung, zu deren Abfaſſung er mehrere Tage Zeit brauchte, machte, erhellt aus dem Briefwechſel mit Goethe. „Das

---

[1] Theil 1. S. 238; Theil 2. S. 131.

[2] Blätter für literariſche Unterhaltung von 1836, Nr. 296.

Avertiſſement," ſchreibt er, „habe ich heute zu meiner großen Erleichterung beendigt." Dagegen glüht in der Ankündigung der frühern Zeitſchrift auch im Ausdruck das Feuer der Jugend, und, während hier der Mann, welcher ſich über die nächſten Fragen der Zeit zu allgemein gültigen Ideen erhoben hat, auch mit ſeiner Perſon ganz zurücktritt, bindet dort der mit der Welt noch im Kampf begriffene Jüngling ſein ganzes Unternehmen an dieſe Perſönlichkeit.

Daß ſich zu dieſer Unternehmung der Horen, die alles übertreffen ſollten, was jemals in dieſer Gattung exiſtirt hatte, Schillern ſo viel hochgeachtete und berühmte Schriftſteller anſchloſſen, beweiſ't das Vertrauen, deſſen er genoß. Ohne Zweifel hatte er ſich zuerſt durch ſeine hiſtoriſchen Schriften eine allgemeine Anerkennung verſchafft. Aber nicht allein ſein Talent, ſondern auch ſeine hervorragende ſittliche Perſönlichkeit erwarben ihm eine wohlbegründete Achtung.

Durch dieſe Eigenſchaften ward ihm damals auch die Freundſchaft Goethe's zu Theil, unſtreitig die beſte Gabe, die ihm, beſonders in ſeiner damaligen Kriſis, zufallen konnte. Schon längſt hatte Goethe, wie er ſich ſelbſt ausdrückt, wenigſtens „den redlichen und ſeltenen Ernſt, der in allem erſchien, was Schiller geſchrieben und gethan hatte, immer zu ſchätzen gewußt." Aber Schiller's bisherige poetiſche Arbeiten hatten ihn eher abgeſtoßen als angezogen, ſeine Lebensanſicht war eine durchaus verſchiedene und auch ſeine hiſtoriſchen und philoſophiſchen Schriften konnten kein näheres Verhältniß herbeiführen, da Goethe ſich mit der Geſchichte wenig zu ſchaffen machte und der Spekulation ſehr fern ſtand. Aber jetzt ſollte die entſchiedene Richtung beider Männer auf Einen Zweck, die Dichtkunſt, eine wunderſame, in ihrer Art einzige Freundſchaft nur um ſo feſter knüpfen, je größer die Differenz ihrer ſonſtigen Geiſtesform und ganzen Kulturanlage, und je verſchiedenartiger die Wege waren, auf welchen ſie jenen Zweck zu erreichen ſtrebten [1]. Goethe ſagt, es habe bei ſeiner Bekanntſchaft mit Schiller etwas Dämoniſches obgewaltet. „Wir konnten früher, wir konnten ſpäter zuſammengeführt werden, aber daß wir es gerade in der Epoche wurden, wo ich die italieniſche Reiſe hinter mir hatte und Schiller der philoſophiſchen Spekulationen müde zu werden anfing, war von Bedeutung und für uns beide vom größten Erfolg“ [1].

---

[1] Goethe's Werke in Duodez. B. 49. S. 35.

Platon ſtellt darüber eine Unterſuchung an, ob die Freundſchaft auf der Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit der Charaktere beruhe. Wenn man dieſen einzigen Bund betrachtet, ſollte man glauben, die intereſſanteſte Freundſchaft entſtehe da, wo ſich eine vollkommene Einheit des Zweckes mit der größten Verſchiedenheit der Geiſter vereine. Was Schiller von der Liebe preiſt, daß ſie die auf immer auseinander fliehenden Geſchlechter ewig ſich ſuchen lehre:

„Ewig getrennt, ſind ſie doch ewig verbunden durch dich!“ —

das bewirkte bei Schiller und Goethe die Dichtkunſt.

Goethe ſelbſt erzählt uns das glückliche Ereigniß, welches ihn zuerſt Schillern näher brachte. Die Metamorphoſe der Pflanzen ſollte die Mißverhältniſſe endlich beſeitigen, durch welche ſie bisher von einander entfernt worden waren. Der Profeſſor Batſch in Jena hatte eine naturforſchende Geſellſchaft gegründet, deren Sitzungen Goethe gewöhnlich beiwohnte. Einſtmals traf er Schillern daſelbſt. Zufällig gingen ſie beide zugleich aus dem Haus, ein Geſpräch knüpfte ſich an, und Schiller, welcher an dem Vorgetragenen Antheil zu nehmen ſchien, bemerkte, ſeinem Unterredner ſehr willkommen, wie eine ſolche zerſtückte Art die Natur zu behandeln, den Laien, der ſich gern darauf einließe, keineswegs anmuthen könne. Goethe erwiederte darauf, daß ſie dem Eingeweihten ſelbſt vielleicht unheimlich bleibe, und daß es doch wohl eine andere Weiſe geben könne, die Natur nicht abgeſondert und vereinzelt vorzunehmen, ſondern ſie wirkend und lebendig, aus dem Ganzen in die Theile ſtrebend darzuſtellen. Schiller verbarg ſeine Zweifel hierüber nicht, und wollte nicht zugeben, daß das, wie Goethe behauptete, ſchon aus der Erfahrung hervorgehe.

Unterdeſſen war man an das Haus Schiller's gekommen, das lebhafte Geſpräch lockte Goethen hinein, und nun trug er ſeine bekannte Metamorphoſe der Pflanzen lebhaft vor, und ließ ſogar, mit manchen charakteriſtiſchen Federſtrichen, eine ſymboliſche Pflanze vor Schiller's Augen entſtehen. Dieſer vernahm und betrachtete das alles mit großer Theilnahme und entſchiedener Faſſungskraft. Aber als Goethe geendet hatte, ſchüttelte er den Kopf und ſagte: Das iſt keine Erfahrung, das iſt Idee. Goethe ſtutzte, aber obgleich einigermaßen verdrießlich, nahm er ſich doch zuſammen und verſetzte: „Das kann mir ſehr lieb ſein, daß ich Ideen habe, ohne es zu wiſſen, und ſie ſogar mit Augen ſehe." Schiller antwortete hierauf ruhig und bei der reinen Sache bleibend, als ein Mann, welcher ſeiner Anſicht vollkommen gewiß war. „Wie kann," warf er ein, „jemals Erfahrung gegeben werden, die einer Idee angemeſſen ſein ſollte? Denn darin beſteht eben das Eigenthümliche der letztern, daß ihr niemals eine Erfahrung kongruiren kann." Da aber Goethe hartnäckig dafür focht, daß er mit ſeiner Meinung auf realem, erfahrungsmäßigem Grund und Boden ſtehe, wurde erſt nach vielem Streiten Stillſtand gemacht. Goethe hielt ſich zwar nicht für überwunden, aber er hatte Schillern von einer Seite kennen lernen, welche ihn nothwendig mit Achtung erfüllen und ihn um ſo mehr treffen mußte, da ein dunkles Gefühl ihm ſagen mochte, daß Schiller Recht habe. Dieſer hatte ihn auf ein Gebiet geführt, auf welchem er Goethen ohne Widerrede überlegen war, und mochte vielleicht das Bedürfniß in ihm angeregt haben, ſich mit der Kant'ſchen Philoſophie gründlicher bekannt zu machen. „Der erſte Schritt war gethan," fügt Goethe bei, dem wir dieſe erſte Annäherung nacherzählten[1], „Schiller's Anziehungskraft war groß, er hielt alle feſt, die ſich ihm näherten."

---

[1] Eckermann's Geſpräche mit Goethe, B. 2, S. 90.

So half die Philoſophie, welche, wie Goethe ſagt, das Außerordentliche, was die Natur in ſein Weſen gelegt hatte, entwickelte, ihm den großen Freund erwerben. „Goethe," ſchreibt Böttiger[2], „erhält von ihm die kritiſche Philoſophie in Quinteſſenz vorgetragen. Er quetſcht gerne ſolche

---

[1] Goethe's Werke in zwei Bänden, B. 2, S. 537. 2 f.

[2] Böttiger's Literariſche Zuſtände und Zeitgenoſſen, Th. 1, S. 56.

Zitronen aus.“ Die Horen endlich knüpften das Band unzertrennlich, ſo wie auch Schiller's Gattin, welche Goethe von ihrer Kindheit auf zu ſchätzen und zu lieben gewohnt war, das Ihrige zu einem dauernden Verſtändniß beitrug.

Den berühmten Dichter für ſeine neue Zeitſchrift zu gewinnen, mußte ſein höchſter Wunſch, ſeine größeſte Sorge ſein. Er ladete ihn am dreizehnten Juni 1794 zum Beitritt ein, welcher für den glücklichen Erfolg deſſelben entſcheidend ſein werde. Goethe, in dem ſich der poetiſche Darſtellungstrieb wieder zu regen begann, fühlte das Bedürfniß, ſich anzuſchließen, und den Weg, den er ſeit langer Zeit beinahe allein gegangen war, in aufmunternder Geſellſchaft fortzuſetzen. Er ſah, daß ihm Schiller's ernſtes Streben und ſcharfes Urtheil von unendlichem Nutzen ſein könne, und erwiederte daher, er werde mit Freuden und von ganzem Herzen von der Geſellſchaft ſein. Ja er beſuchte Schillern ſelbſt in Jena, und da entſtand dann in der glücklichen Stunde eines Geſprächs über Kunſt und Kunſttheorie das innige geiſtige Zuſammentreffen beider Männer, durch welches das Zeitalter der Horen epochenmachend in dem Leben beider Dichter und in der Literatur unſeres Volkes geworden iſt. Der Bund beruhte von ſeinem erſten Beginne an auf einem unaufhaltſamen Fortſchreiten geiſtiger Ausbildung und poetiſcher Thätigkeit. „Es bedurfte,“ wie Goethe charakteriſtiſch ſich äußert, „für uns keiner ſogenannten beſondern Freundſchaft, denn wir hatten das herrlichſte Bindungsmittel in unſern gemeinſchaftlichen Beſtrebungen gefunden [1].“ Wenn beide Männer an einem Orte lebten, ſo ſahen ſie ſich jeden Tag; waren ſie von einander getrennt, ſo ſchrieben ſie ſich jede Woche. Ihr Briefwechſel iſt der treueſte, reinſte Spiegel ihres großen, neidloſen zuſammenſtrebenden Geiſtesbundes.

Sogleich wurde eine Korreſpondenz über gemiſchte Materien verabredet, die eine Quelle von Aufſätzen für die Horen werden ſollte. Auf dieſe Weiſe, meinte Goethe [2], erhielte der Fleiß eine beſtimmte Richtung, und ohne zu merken, daß man arbeite, bekäme man Materialien zuſammen. Dieſer wiſſenſchaftliche Briefwechſel wurde auch wirklich eröffnet [1].

---

[1] Eckermann a. a. O. Th. 1, S. 343.

[2] Leben Schiller's von Frau von Wolzogen, Th. 2, S. 119.

Zu dieſer Zeit, im Auguſt 1794, kam Schiller auch mit ſeinem Körner in Weißenfels zuſammen, der freilich in einem ganz andern Sinne ſein Freund war, als es Goethe je werden konnte. Nach ſeiner Nachhauſekunft erhielt er eine Einladung von dieſem, ihn auf vierzehn Tage, wo der Hof nach Eiſenach gehe und er ganz allein und unabhängig ſein werde, in Weimar zu beſuchen und in aller Bequemlichkeit bei ihm zu wohnen. Schiller, deſſen Frau mit ihrem Kinde auf drei Wochen nach Rudolſtadt gegangen war, um den Blattern auszuweichen, nahm dieſe Einladung mit Freuden an. Nur fand er für nöthig zu bemerken, Goethe möge in keinem einzigen Stücke ſeiner häuslichen Ordnung auf ihn rechnen, denn leider! nöthigten ihn ſeine Krämpfe, gewöhnlich den ganzen Morgen dem Schlaf zu widmen, weil ſie ihm des Nachts keine Ruhe ließen, und überhaupt werde es ihm nie ſo gut, auch den Tag über auf eine beſtimmte Stunde zählen zu dürfen. Goethe werde ihm alſo erlauben, ſich in ſeinem Hauſe als einen Fremden zu betrachten, auf den nicht geachtet werde. Die Ordnung, die es jedem andern Menſchen wohl mache, ſei ſein gefährlichſter Freund; denn er dürfe nur in einer beſtimmten Zeit etwas Beſtimmtes vornehmen müſſen, ſo ſei er ſicher, daß es ihm nicht möglich ſein werde. Er bitte daher bloß um die leidige Freiheit, bei Goethe krank ſein zu dürfen.

Solche Aeußerungen können wir freilich nicht ohne tiefes Mitgefühl leſen, und wir ſehen hier die pathologiſche Quelle der in ſeinen Schriften überall ausgeſprochenen Ueberzeugung, daß das Verdienſt und das Glück immer in Widerſpruch ſeien. Erhaben erſcheint es aber, daß er in dieſem Leiden nie an ſeinem Lebenszwecke irre wurde. „Nachdem ich jetzt,“ ſchrieb er in dieſen Tagen, „meine moraliſchen Kräfte recht zu kennen und zu gebrauchen angefangen, droht eine Krankheit meine phyſiſchen zu untergraben. Eine große und allgemeine Geiſtesrevolution werde ich ſchwerlich Zeit haben in mir zu vollenden; *aber ich werde thun, was ich kann*, und wenn endlich das Gebäude zuſammenfällt, ſo habe ich doch vielleicht das Erhaltungswerthe aus dem Brande geflüchtet.“

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Th. 1, S. 46 und 230.

Schiller ging alſo in der zweiten Hälfte des Septembers nach Weimar; Humboldt, beinahe ſein einziger, tagtäglicher Geſellſchafter, begleitete ihn. Die Freunde theilten einander ihre Arbeiten mit, Schiller z. B. Goethen ſeine Abhandlung vom Erhabenen und die Recenſion über Matthiſſon. Goethe zeigte dagegen das Wichtigſte aus ſeinen Sammlungen, und ſo knüpften ſich viele neue Bezüge zwiſchen ihnen an. Schiller erquickte ſich an der Totalanſchauung des außerordentlichen Mannes, und nahm ſo viele Eindrücke in ſich auf, als der Grad ſeiner Empfänglichkeit erlaubte. Aber auch der ſelbſtthätigſte Geiſt verhält ſich eine Zeit lang receptiv, wenn er eine ſo hervorragende Perſönlichkeit liebend auf ſich einwirken ſieht. „Ich ſehe mich wieder in Jena,“ ſchreibt er nach dieſen Tagen, vielleicht den lehrreichſten, die er bisher noch erlebt hatte, „aber mit meinem Sinn bin ich noch immer in Weimar.“

Welch einen unendlichen Einfluß Goethe auf Schiller ausübte, kann nur im Verfolg unſerer Darſtellung allmählig vor Augen geführt werden. Denn von dieſer Zeit an iſt fortwährend die Einwirkung Goethe's ein Hauptmoment bei allem ſeinem Streben und Dichten. Goethen allein verdankt Schiller, verdankt Deutſchland die Zeitigung ſeines poetiſchen Talents. Wie mußte es ſein Selbſtvertrauen, von dem er nie verlaſſen war, ſteigern, daß er nun ſo unvermuthet und plötzlich der nächſte Freund des ruhmgekrönten Dichters geworden war. Dieſe an der Zeit gereifte, frei erwachſene Freundſchaft wog ihm ſeine ganze Kränklichkeit, ſein herbes Schickſal auf. Er erkannte es, daß die verſchiedenen Bahnen, die beide bisher gewandelt waren, ſie nicht früher, als gerade jetzt, mit Nutzen zuſammenführen konnten. Schiller's Selbſtſtändigkeit wäre vor ſeiner philoſophiſchen Orientirung in Gefahr geweſen, und nur ſeine gereifte Denkkraft konnte für Goethe anziehend ſein. Jetzt aber ſtand zu erwarten, daß ſie die noch übrige Strecke des Weges mit ſo größerm Gewinn in Gemeinſchaft durchwandeln würden, „da die letzten Gefährten auf einer langen Reiſe ſich immer am meiſten zu ſagen haben.“ Auch auf ſeinen Geſundheitszuſtand wirkte dieſer freudige Muth günſtig zurück, und Goethe übte ſelbſt einen wohlthätigen Einfluß durch Aufheiterung und guten Rath, ſo daß er wieder mehr Vertrauen zu ſeiner Geſundheit gewann und ſich regelmäßiger dem Schlaf und der gewöhnlichen Ordnung des Tages überließ. Er ſchärft ihm in einem Briefe ausdrücklich die Befolgung ſeines diätetiſchen Rathes ein [1].

Während ihn dieſe neue Freundſchaft feſter, als früher, an ſeinen Wohnort knüpfte, erhielt er einen, durch ſeine Freunde ausgewirkten, Ruf nach Tübingen. Er ſchlug den Antrag ab. „Da ich doch einmal zum akademiſchen Lehrer unbrauchbar bin,“ ſchreibt er an Goethe [2], „ſo will ich lieber hier in Jena, wo ich gern bin und wo möglich leben und ſterben will, als irgend anderswo, müßig gehen. Ich habe es alſo ausgeſchlagen, und mache mir daraus kein Verdienſt; denn meine Neigung entſchied ſchon allein die ganze Sache, ſo daß ich gar nicht nöthig hatte, mich der Verbindlichkeiten zu erinnern, die ich unſerm guten Herzog ſchuldig bin und die ich ihm am liebſten von allen ſchuldig ſein mag. Für meine Exiſtenz glaube ich nichts beſorgen zu dürfen, ſo lange ich noch einigermaßen die Feder führen kann, und ſo laſſe ich den Himmel walten, der mich noch nie verlaſſen hat.“ An dieſem Entſchluß war wohl auch die große Anhänglichkeit ſeiner Gattin an ihre Familie und Freunde, und ihre Vorliebe für die weimariſchen Verhältniſſe und den feinern geſelligen Ton in Sachſen Schuld [3].

Aber der Antrag wurde im März mit dem Zuſatz wiederholt, daß Schiller eine völlige Freiheit haben ſolle, ganz nach ſeinem Sinn und nach Maßgabe ſeiner Geſundheit auf die Studirenden zu wirken. Ohne ſeinen frühern Entſchluß zu ändern, ſchrieb er, um ſich auf den Fall, daß zunehmende Kränklichkeit ihn an ſchriftſtelleriſchen Arbeiten hindern ſollte, ſicher zu ſtellen, noch an demſelben Tag, wo er den neuen Antrag erhalten hatte, an den geheimen Rath Voigt in Weimar, und bat ihn, ihm bei dem Herzog eine Verſicherung auszuwirken, daß ihm in dem äußerſten Falle ſein Gehalt verdoppelt werden ſolle. Er hoffe aber von dieſer Zuſicherung ſo ſpät als möglich oder gar nicht Gebrauch machen zu können.

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 1, S. 44.

[2] Am 18. Februar 1795.

[3] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Theil 2, S. 113.

Seine Bitte wurde ihm erfüllt, und nun lehnte er auch dieſen Ruf in einem noch erhaltenen Brief an ſeinen Freund, den Profeſſor Abel in Tübingen, vorzüglich ſeiner Geſundheitsumſtände wegen, ab. Er könne nicht verſprechen, beſtimmte akademiſche Funktionen zu leiſten; in Jena und Weimar erwarte man nicht dergleichen von ihm, und er täuſche hier alſo Niemanden. Auch habe ihm der weimariſche Hof ſo viele Beweiſe einer uneigennützigen Achtung gegeben, daß er es ſich nicht verzeihen könne, ihn ſogar ſeinem Geburtslande aufzuopfern. Unter tauſend Gulden würde er in Tübingen nicht wohl haben exiſtiren können, und für dieſes Geld könne er zu wenig leiſten. Beſſer ſei es alſo, man wende dieſe anſehnliche Summe an einen rüſtigen und verdienſtvollen Mann, und er bleibe in ſeinen Verhältniſſen [1].

Gewiß hätte er ſich in dieſer Angelegenheit nicht ehrenwerther benehmen, und auch nicht beſſer für ſein poetiſches Talent ſorgen können. Denn darum leiſten ja, beſonders in unſern Tagen, ſo Wenige etwas Tüchtiges, weil ſie nicht den Charakter haben, an Eine Neigung Alles zu ſetzen. In Vielgeſchäftigkeit oder in einem unentſchiedenen Schwanken zwiſchen dem Gebote aus der Geiſterwelt und kleinlicher Klugheit verlieren ſie ihr Leben.

So trefflich ſich auch hier der Charakter Schiller's bewährte, ſo wenig mögen wir ihn wegen des Mittels loben, durch welches er und Goethe die Horen beim großen Publikum in Aufnahme zu bringen ſuchten. Es wurde mit dem

---

[1] Dieſer Brief ſteht jetzt in Schiller's Werken in E. B., S. 1303.

Herausgeber der allgemeinen Literatur-Zeitung, dem Profeſſor Schütz, arrangirt, daß alle drei Monate — und vom erſten Stück des erſten Jahrganges ſchon in der erſten Woche des Januars — eine weitläufige Recenſion von der neuen Monatſchrift erſcheinen ſollte. Dieſe Recenſionen wurden von Cotta bezahlt und die Recenſenten waren Mitglieder der Geſellſchaft, welche die Horen herausgab. Anfangs hatte man es ſogar auf zwölf jährliche Beurtheilungen dieſer Art abgeſehen. „Um nun zugleich auch von Außen nichts zu unterlaſſen,“ ſchrieb Schiller noch vor der Herausgabe der Horen an Schütz, „was eine Schrift dieſer Art in lebhaften Umlauf bringen kann, ſo wünſchten wir, daß jedes Monatſtück, ſo bald es erſcheint, und ſo vortheilhaft, als mit einer ſtrengen Gerechtigkeit beſtehen kann, in der Allgemeinen Literatur-Zeitung angezeigt würde. Nun dürfte es aber, wegen Mannigfaltigkeit der Materien, die in den Horen zur Sprache kommen werden, nicht ſo leicht ſein, immer einen Recenſenten für die Literatur-Zeitung zu finden, welcher den Erwartungen unſerer Geſellſchaft entſpricht, beſonders da mehrere Mitarbeiter an derſelben, und vielleicht nicht die unwichtigern, bereits auch an den Horen arbeiten. Ich gebe Ihnen alſo zu bedenken, lieber Freund, ob es für uns beide nicht vortheilhaft ſein dürfte, wenn Sie die einzelnen Monatſtücke unſeres Journals durch Mitglieder unſerer Societät recenſiren ließen. Es verſtünde ſich von ſelbſt, daß der Recenſent eines Stückes an dieſem Stücke nicht mitgearbeitet haben dürfte, und daß überhaupt eine anſtändige Gerechtigkeit beobachtet würde[1].“ Aber als nun nur vierteljährlich für jeden Band eine eigene Recenſion geliefert ward, fiel dieſe Beſchränkung weg, die Beurtheilungen wurden unter Schütz, Humboldt, Fichte, Körner und andere vertheilt, und an Unpartheilichkeit war kaum zu denken. „Wir können alſo,“ äußert ſich Schiller gegen Goethe[2], „ſo weitläufig ſein, als wir wollen, und loben wollen wir uns nicht für die Langeweile, da man dem

---

[1] Chriſt. Gottf. Schütz. Darſtellung ſeines Lebens von Fr. K. J. Schütz. B. 2, S. 419.

[2] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 1, S. 80.

Publiknm doch alles vormachen muß.“ Nun bekam Schiller die Recenſionen der Horen im Manuſkript zu leſen, und freute ſich, wenn der Recenſent auf eine geſchickte Weiſe den Ruf der Unpartheilichkeit behauptete [1]. Ja er ließ ſich ſelbſt ſolche Beurtheilungen übertragen [2]. „Dieſe Recenſion,“ ruft er einmal aus, „wird alſo eine rechte Harlekins-Jacke werden.“ Welch eine ganz andere Denkweiſe ſetzt dieſer literariſche Unfug voraus, als die Geſinnung war, von der durchdrungen Schiller die Ankündigung ſeiner Rheiniſchen Thalia ſchrieb, wo er das Publikum ſein Studium, ſeinen Souverain, ſeinen Vertrauten, ſein Alles nannte, was er allein fürchte und verehre [3]!

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Th. 1, S. 105 f.

[2] Ebendaſelbſt, S. 282 und S. 283.

[3] Siehe Theil 1, S. 231.

Zweites Kapitel.

Die Briefe über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen. Die Aufſätze: Ueber das Erhabene; Ueber die nothwendigen Grenzen beim Gebrauche ſchöner Formen; und: Ueber den moraliſchen Werth äſthetiſcher Sitten.

Nachdem wir die Gründung der Horen im Vorhergehenden erzählt haben, wäre es nun an der Zeit, von Schiller's Aufſätzen für dieſe Monatſchrift zu reden und den Leſern ſeinen allmähligen Uebergang von der Philoſophie zur Poeſie verſtellig zu machen. Wir laſſen hierbei die ſchon früher erwähnten[1] hiſtoriſchen Arbeiten, welche ihm allein noch bisweilen durch das Bedürfniß, für ſeine Horen zu ſorgen, abgenöthigt werden konnten, unberückſichtigt, denn die Geſchichte lag hinter ihm.

Ganz anders verhielt es ſich mit der Philoſophie, welche durch Natur und Studium zum Weſen des Geiſtes unſeres Schiller gehörte. Jahre lang war er ausſchließlich philoſophiſch thätig geweſen, und es gab für ihn überhaupt keine Geiſtesthätigkeit, in welche ſich nicht philoſophiſches Denken mit einmiſchte.

---

[1] Siehe Theil 2, S. 133 f. und S. 193 f.

Auf philoſophiſchem Felde mußte, zum Theil wenigſtens, „die große und allgemeine Geiſtesrevolution“ vollbracht werden, welche dem ſtrebſamſten und thätigſten unter den Menſchen noch in ſeinem fünf und dreißigſten Jahre als Aufgabe vorſchwebte. Die erwachende Spekulation hatte es ihm unmöglich gemacht, ferner ein Dichter zu ſein; die vollkommen befriedigte Spekulation ſtand der Ausübung der Poeſie nicht mehr entgegen. Am Ende ſeines beſchwerlichen Weges befindet ſich der Denker wieder auf dem Gebiet, wo er Dichter ſein kann: auf dem Gebiet der Natur.

Schiller aber war damals noch feſt von ſpekulativem Intereſſe umfangen, weil ſein philoſophiſcher Weg von ihm, wenigſtens als Schriftſteller, noch nicht ganz zurückgelegt war. Aber nur darüber glaubte er ganz verſtändigt zu ſein, worüber er ſich ſchreibend aufgeklärt, und nur das war bei ihm ganz abgemacht, worüber er ſich vor dem Publikum ausgeſprochen hatte.

Wir haben nämlich früher nachgewieſen, daß alle in die Neue Thalia eingerückten äſthetiſchen Aufſätze gewiſſermaßen ein Ganzes ausmachten [1]. Sie enthalten eine beinahe vollſtändige Theorie des *Erhabenen*. Die nächſte Aufgabe war alſo, jener Theorie des Erhabenen eine Lehre des *Schönen* zur Seite zu ſtellen und den hohen Werth des Schönen für das Menſchenleben nachzuweiſen. Dieß geſchah in freier Form in den *Briefen über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen*. Aber auch der *Werth* des Erhabenen war in den frühern Abhandlungen noch nicht dargeſtellt worden. Schiller that dieß nachträglich in einer kleinen Abhandlung, welche: *Ueber das Erhabene*, überſchrieben iſt. Wenn aber auf dieſe Weiſe die hohe Bedeutung des Schönen in das Licht geſtellt worden war, ſo lag es nahe, auch über die nothwendigen *Grenzen* des Schönen zu reden, und hieraus entſtand der Aufſatz: *Ueber die nothwendigen Grenzen beim Gebrauche ſchöner Formen*, mit welchem ſich Schiller's eigentliche Metaphyſik des Schönen und Erhabenen und zugleich ſein Moralſyſtem vollſtändig abſchloß, indem er die

---

[1] Siehe Theil 2. S. 340 f.

Theorie des Erhabenen auf ſein Freiheitsprinzip und die des Schönen auf ſein Humanitätsprinzip gründete, welche beide der Inhalt ſeiner ſittlichen Welt waren. „Als er aber nun zur poetiſchen Darſtellung übergehen wollte, derenthalben alle dieſe Unterſuchungen eigentlich unternommen worden waren, fühlte er, daß er ſich noch über eben dieſe poetiſche Darſtellung ſelbſt theoretiſch orientiren müſſe, und aus dieſem Bedürfniß entſprang der Aufſatz: Ueber naive und ſentimentaliſche Dichtung, welchem ſpäter die Skizze: Gedanken über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunſt, als eine Ergänzung beigegeben wurde.

So bilden die äſthetiſchen Abhandlungen Schiller's einen wohlgeordneten, organiſch zuſammenhängenden und abgeſchloſſenen Cyklus, und durchlaufen im freieſten Gange die ganze Aeſthetik. Sie ſind nothwendige Früchte des Schillerſchen Geiſtes, in deſſen ſucceſſiver Entwickelung jede ihre Stelle und ihre Zeit hat.

Ueber die zweite Gruppe dieſer Schriften, die Uebergangsaufſätze von der Philoſophie zur Poeſie [1], behalten wir uns vor, ſpäter das Nähere zu berichten. Von den äſthetiſchen Briefen dagegen, von dem Aufſatze über die Grenzen des Schönen und von der Abhandlung über das Erhabene, welche ihrem Inhalte nach noch in die zweite Periode gehören, müſſen wir dem Zweck unſerer Schrift gemäß ſchon jetzt eine genauere Analyſe geben.

In Betreff der äſthetiſchen Briefe erinnern wir nur noch [2], daß ihre urſprüngliche Abfaſſung ſchon im Geburtslande des Dichters begonnen ward. Nach ſeiner Zurückkunft legte ihr Verfaſſer die letzte Hand an ſie. Schiller's mitphiloſophirender Freund, Wilhelm von Humboldt, mag auf die Ueberarbeitung und weitere Abfaſſung dieſer Schrift manchen fördernden Einfluß gehabt haben. Die Einwirkung Fichtens auf dieſelbe, mit welchem Schiller damals noch in freundſchaftlichem Verhältniſſe ſtand, konnte ihnen eben nicht zum Vortheil gereichen.

---

[1] Siehe Theil 2, S. 341

[2] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Th. 1, S. 40. Siehe oben Theil 2, S. 290

In „Anmuth und Würde“ hatte Schiller eine Analytik des Schönen zu liefern verſprochen [1]. Dann hatte er in ſeinen bisherigen äſthetiſchen Schriften den Einfluß des Schönen und der Kunſt auf den Menſchen noch nicht unterſucht.

Dieſe Briefe umfaſſen daher eine doppelte Aufgabe. Sie entwickeln den Begriff und Urſprung des Schönen, und weiſen deſſen Bedeutung für das menſchliche Leben nach. Durch das Letztere ſchließen ſie ſich aufs Engſte an das didaktiſche Gedicht, die Künſtler, an.

Sie erſchienen zuerſt in dem erſten, zweiten und ſechsten Stücke, alſo in der erſten Hälfte der Horen vom Jahre 1795, in drei Abtheilungen, welche wir einzeln betrachten wollen, weil dieſelben dem Inhalte und dem Geiſte nach in ſich gewiſſermaßen abgeſchloſſen und von einander ſehr verſchieden ſind.

Die erſte Abtheilung erſtreckt ſich bis an das Ende des neunten Briefes, und trägt in den Horen das Rouſſeau'ſche Wort an der Stirn: **Si c'est la raison, qui fait l'homme, c'est le sentiment, qui le conduit.** Dieſes ganze erſte Stück iſt eigentlich nur eine Einleitung. Der Verfaſſer ſagt, daß er ſich in freier Form an das ſelbſtſtändige Gefühl und Urtheil des Leſers wenden werde. Aber der Zeitgeiſt ſcheine Unterſuchungen über das Schöne und die Kunſt nicht günſtig zu ſein, denn der materielle Nutzen beherrſche die Welt, und das Intereſſe an der großen politiſchen Rechtsfrage der Zeit laſſe kein anderes aufkommen. Doch ſei die Materie ſeiner Abhandlung weit weniger dem Bedürfniſſe, als dem Geſchmacke des Zeitalters fremd [2]. Der bisherige Naturſtaat könne dem möglichen Vernunftſtaate nicht auf einmal weichen;

---

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 1145. 1. c. und 1146. 2. m. (Octavausgabe B. 11, S. 397 und S. 405.)

[2] „Mein Debut in den Horen iſt zum wenigſten keine captatio benevolentiae bei dem Publikum.“ Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 1, S. 50.

ſondern es müſſe von der Herrſchaft bloßer Kräfte zur Herrſchaft der Vernunftgeſetze ein Uebergang geſucht werden. Dieſer Uebergang beſtehe darin, daß die Triebe, Gefühle und demgemäß die Kraft des Charakters übereinſtimmend gemacht würden mit der Vernunft. Eine ſolche harmoniſche Kultur hätten die Griechen gezeigt; uns Neuern dagegen ſei an die Stelle dieſer Totalität der ächtmenſchlichen Bildung ein Antagonismus der geiſtigen Kräfte getreten. Der eigenthümliche moderne Kulturgang und die künſtliche Zerſplitterung der Arbeiten und Geſchäfte hätten unſere Anlagen unharmoniſch gebildet und in Widerſtreit gebracht, wobei die Gattung wohl gewonnen, aber das Individuum nothwendig verloren habe. Um aber dieſe Entgegenſetzung, dieſe Zerriſſenheit des innern Menſchen aufzuheben, gebe es nur Einen Weg. Man müſſe nämlich durch die Schönheit die lebendigen Triebe veredeln, durch die Kunſt unſer Empfindungsvermögen ausbilden.

Halten wir nun einen Augenblick unſere Aufmerkſamkeit bei Betrachtung dieſer erſten neun Briefe zurück, ſo möchten wir zweifeln können, ob in unſerer ganzen deutſchen Literatur Etwas mit ihnen verglichen werden könnte. So durchaus vortrefflich ſind ſie! „Das mir überſandte Manuſkript dieſer Briefe,“ ſchreibt Goethe an ihren Verfaſſer[1], „habe ich ſogleich mit großem Vergnügen geleſen; ich ſchlürfte es auf einen Zug hinunter. Wie uns ein köſtlicher, unſerer Natur analoger Trank willig hinunter ſchleicht und auf der Zunge ſchon durch gute Stimmung des Nervenſyſtems ſeine heilſame Wirkung zeigt, ſo waren mir dieſe Briefe angenehm und wohlthätig; und wie ſollte es anders ſein, da ich das, was ich für Recht ſeit langer Zeit erkannte, was ich theils lobte, theils zu loben wünſchte, auf eine ſo zuſammenhängende und edle Weiſe vorgetragen fand?“ Und in einem folgenden Schreiben bemerkt er bei Gelegenheit der Zurückſendung des Manuſkripts[2]: „Hatte ich das erſtemal ſie bloß als betrachtender Menſch geleſen und dabei viele, ich darf faſt ſagen, völlige Uebereinſtimmung mit meiner Denkweiſe gefunden, ſo las ich ſie das zweitemal im praktiſchen Sinne und beobachtete genau: ob ich etwas fände, das mich als handelnden Menſchen von meinem Wege ableiten könnte; aber auch da fand ich mich nur geſtärkt und gefördert.“ — Das herrlichſte Gleichgewicht der Gemüthskräfte prägt ſich in dieſen Briefen aus. Man ſieht es ihnen an, daß ſie in der freiſten, heiterſten Stimmung des Geiſtes — daß ſie in der geliebten Heimath und an einen hochgeehrten Freund geſchrieben, und ſpäter mit großer Sorgfalt überarbeitet ſind.

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 1, S. 53.

[2] Ebendaſelbſt, S. 61.

Nicht im Allgemeinen wird hier der Werth des Schönen und der Kunſt abgeſchätzt, ſondern die Unterſuchung faßt die Bedürfniſſe, die Mängel der Zeit, der ganzen modernen Menſchheit ins Auge und verwandelt ſich hierdurch in eine lebendige Charakteriſtik. Ein muſterhaftes Gemälde der Verwilderung der niedern, und der Erſchlaffung der civiliſirten Klaſſen der jetzigen Geſellſchaft, in Kontraſt geſtellt mit einer Zeichnung der helleniſchen Menſchheit, führt uns bis dahin, wo der Schriftſteller die moderne Zeit vor unſern Augen gleichſam entſtehen läßt, dieſe Zeit, in der nur die Gattung gewinnt, aber der Einzelne der Sklave und das Opfer der Gattung iſt! — Philoſoph und Hiſtoriker geben hier Hand in Hand; aber beide verſchwinden den Leſern wieder in dem Bilde des edelſten Menſchen, der vor ihre Seele tritt. In der That, wer dieſe tiefe, ergreifende Entwickelung der Geſtalt der jetzigen Menſchheit nicht bewundert, den möchte ich, er ſei wer er wolle, um ſeine geiſtige und ſittliche Bildung nicht beneiden!

Aber noch mehr erhalten hierdurch dieſe Briefe den Charakter des ächt Menſchlichen, daß Schiller, ganz im Intereſſe ſeines uns bekannten ächt humanen Lebensprinzipes, die Sache der Alles vereinenden menſchlichen Natur gegen die Anmaßungen des Alles trennenden Verſtandes in Schutz nimmt; daß er als Verfechter der Rechte der lebendigen Triebe, der Kräfte des Willens auftritt gegen die einſeitige Begriffsmäßigkeit der Vernunft; daß er „die Barbaren“ angreift, welche jegliches Gefühl läſtern und auszurotten bemüht ſind, und dadurch doch nichts erlangen, als „die

Sklaven ihres Sklaven zu ſein.“ Hierdurch iſt dieſe Abhandlung nur eine Erweiterung der in „Anmuth und Würde“ niedergelegten Anſicht. Was Schiller früher nur gegen Kant's Rigorismus geltend gemacht hatte, das verficht er hier gegen die einſeitige Tendenz des Jahrhunderts. Denn offenbar iſt, alle ſittliche Gebote aus Einem Pflichtbegriffe ableiten, und den Staat neu aus Vernunftideen konſtruiren zu wollen, ein und derſelbe Irrthum, deſſen Anwendung nur verſchieden iſt. Daß bei aller Veredlung des Lebens die vorhandenen Triebe, Gefühle und Willenskräfte den Ausſchlag geben und dieſe daher vor Allem geweckt und veredelt werden müſſen, darin hat Schiller gewiß recht geſehen. Ob aber hierzu die Schönheit und Kunſt ein zureichendes Mittel ſei, iſt die Frage.

Unſer Schriftſteller glaubt dieß, und er findet in dieſem erhabenen Endzweck und in der Immunität der Kunſt von aller Willkühr der Menſchen die hohe Würde des Künſtlers, welche er im neunten Briefe ſo erhaben geſchildert hat. Er ſagt [1], er habe hierzu das Porträt Goethe's genommen, was kein denkender Leſer verkennen werde. Und allerdings paſſen auch einige Züge ſpeziell auf Goethe, z. B. daß der Künſtler unter fernem griechiſchem Himmel zur Mündigkeit reifen ſolle, ungeachtet er den Stoff ſeiner Dichtungen aus der Gegenwart entlehne, und anderes mehr. Aber im Ganzen iſt, was uns hier aufgeſtellt wird, doch nur Goethe's Bild, wie Schiller es in dem idealiſirenden Spiegel ſeines eigenen erhabenen Geiſtes zurückſtrahlen ſah; oder, mit andern Worten: es iſt das Bild eines vollkommenen Künſtlers. Denn Goethe's darſtellendes Genie mit Schiller's hoher Idealität vermählt, iſt das Höchſte, was wir uns in der Kunſt vorzuſtellen im Stande ſind.

Die zweite Abtheilung dieſer äſthetiſchen Unterſuchungen in Briefform [2] erſchien kurz nach der erſten, im zweiten

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 1, S. 51.

[2] In dem erſten Stücke der Horen, S. 7, gleich am Anfange des Ganzen ſteht folgende Anmerkung: „Dieſe Briefe ſind wirklich geſchrieben; an wen? thut hier nichts zur Sache, und wird dem Leſer vielleicht zu ſeiner Zeit bekannt gemacht werden. Da man alles, was darin eine lokale Beziehung hatte, für nöthig fand zu unterdrücken, und doch nicht etwas anderes an die Stelle

Stücke der Horen 1795. Geſchrieben oder wenigſtens überarbeitet wurde ſie in den letzten Monaten des vorhergehenden Jahres. Sie erſtreckt ſich vom zehnten bis zum ſechzehnten Briefe, den letztern noch mit eingeſchloſſen.

Schiller ſtellt hier ſeine „Metaphyſik des Schönen“ auf, welche er in „Anmuth und Würde“ verſprochen hatte, und welche er, wie wir ſehen werden, auch noch in die dritte Abtheilung hinein verfolgt.

Das jetzige Geſchlecht, iſt die Gedankenbewegung des Verfaſſers, ſoll durch Kunſtſchönheit von der Rohheit und der Erſchlaffung abgeführt, und ſo eine zwiefache entgegengeſetzte Aufgabe durch Ein Mittel gelöſ't werden. Um die Möglichkeit hiervon nachzuweiſen, müſſen wir den reinen Begriff der Schönheit aus der ſinnlich vernünftigen Natur des Menſchen ableiten, und ſo die Schönheit als eine nothwendige Bedingung der Menſchheit aufzeigen.

Hier ſetzt nun Schiller der Perſon (der Vernunft, der Freiheit) des Menſchen, deſſen Zuſtand (Sinnlichkeit) entgegen. Demgemäß nimmt er einen (vernünftigen) Formtrieb und einen (ſinnlichen) Stofftrieb an, welche beide unſer Weſen nur unvollſtändig, einſeitig ausdrücken. Nur wer ſich zugleich als Materie (ſinnlich) und als Form (geiſtig) fühlt und erkennt, hat eine vollſtändige Anſchauung ſeiner Menſchheit und darin ein Symbol ſeiner ausgeführten Beſtimmung. Dieſes Geſchäft vollführt der Spieltrieb, welcher Werden mit abſolutem Sein, Veränderung mit Idealität, Glückſeligkeit mit Vollkommenheit vereinigt, und zugleich phyſiſch und moraliſch iſt. Der Menſch iſt nur da ganz Menſch, wo er ſpielt oder (mit Ariſtoteles zu reden) die Arbeit iſt der Muße wegen da. Indem nun der Gegenſtand des Stofftriebes Leben, der des Formtriebes Geſtalt iſt, iſt das Objekt des Spieltriebes nothwendig: lebende Geſtalt — ein Begriff, welcher weſentlich allen den Dingen

---

ſetzen möchte, ſo haben ſie von der ariſtoteliſchen Form faſt nichts, als die äußere Abtheilung beibehalten; eine Unſchicklichkeit, welche leicht zu vermeiden war, wenn man es mit ihrer Aechtheit weniger genau nehmen wollte.“

zukommt, welchen wir Schönheit zuſchreiben. Mit der Forderung der vollendeten Menſchheit iſt auch die Forderung der Schönheit gegeben. Die Schönheit in der Idee beſteht alſo in dem möglichſten Gleichgewicht des Stoffes und der Form, denn die Schönheit kann weder bloßes Leben, noch bloße Geſtalt ſein. In der Wirklichkeit aber iſt immer ein Schwanken zwiſchen dieſen beiden Prinzipien. Bei vorherrſchender Materie wird die Schönheit zur ſchmelzenden (auflöſenden, abſpannenden) Schönheit; bei vorherrſchender Form wird ſie zur energiſchen (anſpannenden) Schönheit. Der unter der ausſchließenden Herrſchaft der Sinnlichkeit oder der Begriffe ſtehende Menſch iſt angeſpannt und bedarf der ſchmelzenden Schönheit, welche das ſinnliche Leben beſänftigt und das geiſtige belebt. Den ſinnlich oder geiſtig abgeſpannten (das heißt wohl: den durch Sinnengenuß oder geiſtige Anſtrengung erſchöpften) Menſchen richtet die energiſche Schönheit wieder auf.

Dieſe ganze Theorie beruht auf der in „Anmuth und Würde" zuerſt ausgeſprochenen Anſicht, daß die Schönheit in einer Uebereinſtimmung des Sinnlichen mit dem Vernünftigen liege, welche Meinung wir ſchon früher unſtatthaft gefunden haben. Eben ſo wenig kann die eingeführte Terminologie wiſſenſchaftlich genügen. Schiller's Formtrieb iſt die Vernunft oder der Verſtand, ſein Stoff- oder Sachtrieb iſt der Sinn, und ſein Spieltrieb im Grunde nichts anderes, als die Einbildungskraft. Das Wort Trieb iſt hier zu weit, auch auf das Vorſtellungsvermögen, ausgedehnt; oder daſſelbe in ſeiner rechtmäßigen Sphäre genommen, iſt die Schönheit zu eng bloß auf die Intereſſen des Herzens beſchränkt[1]. Es zeigt ſich aber auch in dieſem Unternehmen die Bemühung, dem Lebendigen in unſerer Bruſt gegen den todten Begriff und das kahle Geſetz ſein Recht zu verſchaffen; und von einem ſittlichen Trieb und einem rein menſchlichen

---

[1] Schon im Aufſatze: „Vom Erhabenen" (Döring's Nachleſe S. 241) ſpricht Schiller von einem „Vorſtellungstrieb." — Zur Rechtfertigung dieſes Wortes in den im Texte angeführten Zuſammenſetzungen macht er in den Horen (Jahrgang 1795, 2tes Stück, S. 63) eine hier nachzuleſende, ſpäter unterdrückte längere Anmerkung.

Trieb (denn ſo möchten wir nach dem heutigen Standpunkte der Wiſſenſchaft und ganz im Geiſte Schiller's den „Spieltrieb" nennen) auch nur zu reden, war ein Fortſchritt in der Wiſſenſchaft. Für dieſen edlen Trieb tritt er auch hier als Sachwalter auf, und indem er aus dieſer Mitte unſeres Weſens die Schönheit entſpringen läßt, verſteht man den tiefern Sinn der Worte, die er an Goethe ſchreibt[1]: „Wie das Schöne ſelbſt aus dem ganzen Menſchen genommen iſt, ſo iſt dieſe meine Analyſis deſſelben aus meiner ganzen Menſchheit herausgenommen." Das Humane ſeiner Natur iſt hier vollſtändig ausgeſprochen.

Wenn nun aber als der Gegenſtand des Spieltriebes „die lebende Geſtalt" genannt wird, ſo ſcheint Schiller ſeine Theorie mit ſeiner, uns ſchon bekannten Anſicht, daß das Schöne nur in der Form (der Geſtalt) liege, nicht übereinſtimmend ausgebildet zu haben. Denn unter lebend wird dem ganzen Zuſammenhange nach doch nichts anderes, als das Materielle, das Stoffartige verſtanden. Wie kann er hierbei doch noch der Kant'ſchen Aeſthetik anhangen?

Die Wörter Anſpannung und Abſpannung dehnt Schiller in ſeiner Theorie weiter aus, als es der Sprachgebrauch geſtattet. Einen Menſchen, der dem Sinnengenuß ganz ergeben iſt, wird man keinen angeſpannten, und einen von ſinnlichem Genuß Erſchöpften wird man keinen abgeſpannten Menſchen nennen können. Wir beſchränken nämlich im gewöhnlichen Sprachgebrauch beide Ausdrücke auf die angeſtrengte und nachlaſſende menſchliche Thätigkeit. Unſer Aeſthetiker ſcheint aber, wie ſeine ganze Begründung des Schönen, ſo auch dieſe Stützen ſeiner Theorie — aus ſich ſelbſt geholt zu haben. In dem Bewußtſein eines Mannes, der ſelbſt immer ſo angeſtrengt arbeitete, wie Schiller, mußten die Begriffe: Anſpannung und Abſpannung, eine große Rolle ſpielen, weßwegen ſie auch ſchon in ſeinen frühern Aufſätzen nicht ſelten gebraucht werden. So will er in „Anmuth und Würde"[2] den abgeſpannten Menſchen durch

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 1, S. 99.

[2] Schiller's Werke in E. B., S. 1159. 2. u. (Oktavausg. B. 11, S. 461.)

Grazie belebt, und den angeſpannten durch dieſelbe beruhigt wiſſen, und nimmt demgemäß eine belebende und beruhigende Anmuth an, wie hier eine energiſche und ſchmelzende Schönheit. Ein Bedürfniß der Abſpannung fühle der angeſpannte, ein Bedürfniß der Anſpannung der abgeſpannte Menſch [1].

Die dieſem Gedanken nachgebildete Eintheilung der Schönheit möchte daher wegen des ſpielenden Gebrauchs dieſer Ausdrücke nicht paſſend ſein; ſie iſt aber auch nicht erſchöpfend, weil es auch einen mittlern Zuſtand, der Unterhaltung, Erholung, Ruhe gibt, der doch auch und zwar mit dem beſten Erfolg ſchön geſtaltet werden kann.

Unſer Schiller aber hätte im Verfolg ſeiner Unterſuchung eigentlich vier beſondere Fragen zu beantworten; nämlich wie die ſchmelzende Schönheit a) die Herrſchaft der Sinnlichkeit und b) der Begriffsanſtrengung, worunter der Menſch ſteht, von ihm abnimmt, und wie die energiſche Schönheit c) dem im Genuß Verweichlichten und d) den durch Arbeit Abgeſpannten wieder rüſtig macht.

Aber Schiller hat in der dritten Abtheilung der Briefe [2], welche in den Horen den Titel: „Von der ſchmelzenden Schönheit,“ führt, eigentlich nur die erſte Unterſuchung durchgeführt: Wie der Menſch von der Sinnlichkeit aus durch die Mittelſtufe der Schönheit zur ſittlichen Kultur gelange. Die Abhandlung iſt alſo ſchon in dieſer Beziehung ganz unvollſtändig und unbefriedigend. Schiller hatte ſich in Unterſuchungen eingelaſſen, welche er auf dem eingeſchlagenen Wege wenigſtens unmöglich beendigen konnte. Zwar täuſchte oder ermuthigte er ſich während ſeiner Arbeit durch die Meinung [3]: er entdecke mit jedem Schritte, den er vorwärts thue, wie feſt und ſicher der Grund ſei, auf welchem er baue; einen

---

[1] Vergleiche Schiller's Werke in E. Bd., S. 1269. 1. a. (Oktavausgabe B. 12, S. 466 f.).

[2] Sie fängt mit dem 17. Briefe an und geht bis ans Ende. Sie erſchien erſt im ſechsten Stücke der Thalia, alſo erſt vier Monate nach der zweiten Briefgruppe, welche im Februarſtück herauskam.

[3] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 1, S. 119.

Einwurf, der das Ganze umſtürzen könnte, habe er nun nicht mehr zu fürchten. Aber er klagt auch (im 52. und 58. Briefe an Goethe) über das Langwierige und Anſtrengende der Ausarbeitung gerade dieſes Stückes der Briefe. Schleppte er ſich doch Monate lang mit dieſer Abtheilung hin, ohne ſie fertig bekommen zu können, ſo daß er mittlerweile die Belagerung Antwerpens in die Horen einſchieben mußte! Und verzögerte und verleidete ihm auch der gerade damals in ihm erwachende Dichtertrieb [1] dieſes und jedes andere Raiſonnement, ſo lag der Hauptgrund ſeines Ueberdruſſes doch in dem Gefühle der Unſicherheit, der Unergiebigkeit, der Mangelhaftigkeit ſeiner allgemeinen Vorausſetzungen. Man fühlt es dem Verfaſſer an, daß er kein Herz mehr zu ſeinem Gegenſtand hat; es bemächtigt ſich unſer ein unheimliches Gefühl um ſo mehr, als uns Rhetorik ſtatt des ſichern, ruhigen Ganges der einfachen Wahrheit geboten wird. Und am Ende bricht der Verfaſſer, wie an ſeiner Sache verzweifelnd, ab, deſſen mit keinem Worte gedenkend, was alles noch rückſtändig iſt. Kein Wort von einer Fortſetzung; ſondern er bittet um unſere Nachſicht [2].

Wir wollen den Inhalt dieſes dritten Abſchnittes noch kürzlich angeben.

Schiller mochte es fühlen, auf welch eine unbeſtimmte, ſchwankende Grundlage er die Schönheit gebaut hatte, indem er ſie auf ſeinen Spieltrieb gründete. Daher ſoll jetzt „der Urſprung der Schönheit im menſchlichen Gemüthe“ (von neuem!) erforſcht werden [3], was völlig unnöthig wäre, wenn der verſprochene „reine Vernunftbegriff der Schönheit“ [4]

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 1. S. 98 f.

[2] In den Horen S. 124 endigt ſich nämlich das Ganze mit dieſen Worten in der Anmerkung: „Da es einem guten Staat an einer Konſtitution nicht fehlen darf, ſo kann man ſie auch von einem äſthetiſchen fordern. Noch kenne ich keine dergleichen, und ich darf alſo hoffen, daß ein erſter Verſuch derſelben, den ich dieſer Zeitſchrift beſtimmt habe, mit Nachſicht werde aufgenommen werden.“

[3] Schiller's Werke in E. Bd., S. 1206. 1. m (Oktavausgabe B. 12, Seite 86).

[4] Ebendaſelbſt S. 1197. 2. u. (Oktavausgabe B. 12, S. 48).

biſher wirklich aufgefunden worden wäre. Wir werden alſo abermals, ungern, zur Spekulation zurückgeführt. Dieſe Unterſuchung läuft noch bis an das Ende des zwei und zwanzigſten Briefes fort, dient aber nicht dazu, uns das Weſen der Schönheit deutlicher zu machen, ein ſo bewunderungswürdiger Scharfſinn auch aufgeboten wird. Die Geſchichte der Philoſophie lehrt es uns ja genugſam, daß von jeher gerade an das Unmögliche der größte Scharfſinn verſchwendet wurde, weil das philoſophirende Subjekt, bei gänzlich verſagendem Objekte, ein Uebriges thun und Alles aus ſich ſelbſt hergeben muß, um ſeinen Behauptungen Beifall zu verſchaffen.

Wie, fragt Schiller, kann die Schönheit ein Mittleres zwiſchen Empfinden und Denken, zwiſchen Materie und Form ſein, da beider Abſtand von einander unendlich iſt? Antwort: Weil beide Triebe entgegengeſetzt ſind, ſo verlieren beide ihre Nöthigung, und es entſteht eine freie Stimmung, worin Sinnlichkeit und Vernunft zugleich thätig ſind, welche die äſthetiſche heißt. Die äſthetiſche Stimmung gibt uns die Freiheit zurück, welche uns durch ein einſeitiges Empfinden und ausſchließendes Denken entzogen wird, denn die äſthetiſche Stimmung iſt von aller beſtimmenden Schranke frei, weil ſie die Unendlichkeit aller Realitäten in ſich einſchließt.

Endlich vom drei und zwanzigſten Briefe handelt der Verfaſſer ſpeziell von der ſchmelzenden Schönheit, welche den Menſchen von der ſinnlichen Stufe zur logiſch-moraliſchen hinüberführen ſoll. Die äſthetiſche Bildungsſtufe ſei daher die nothwendige Mittelſtufe zwiſchen den beiden eben genannten. Der Keim der Schönheit entwickele ſich unter glücklichen äußern Verhältniſſen zuerſt an Putz und Spiel: denn das Weſen des Schönen ſei der Schein. Der erweckte Spieltrieb mache dann ſogleich den Bildungstrieb rege, und es entſtehe eine Kunſt des Scheins. Dieſer äſthetiſche Schein müſſe aufrichtig und ſelbſtſtändig ſein; er repräſentire ſich am vollſtändigſten im ſchönen Umgange, und gebe dem Menſchen einen geſellſchaftlichen Charakter. Es bilde ſich ein eigener äſthetiſcher Staat, welcher ſich aber — nur in wenigen auserleſenen Zirkeln finde.

Wir wollen dieſen Aufſatz noch mit einigen Bemerkungen begleiten.

Was zuerſt die eben angeführte Meinung betrifft, daß in der Entwickelung des Einzelnen und unſeres Geſchlechts das Aeſthetiſche den Uebergang vom Sinnlichen zum Rationellen mache, ſo ſcheint dieſe Mittelſtufe zu beſchränkt und wiederum zu edel angegeben zu ſein. Zu beſchränkt: denn nicht nur die Einbildungskraft („der Spieltrieb“), ſondern der ganze gedächtnißmäßige (untere) Gedankenlauf leitet den Menſchen vom Sinnlichen zum Vernünftigen hinüber, nach Geſetzen, über welche uns die wiſſenſchaftliche Anthropologie belehrt. Zu edel: denn der Sinn für das Schöne und die ſchöne Kunſt ſetzt eine bedeutende intellektuelle Kultur ſchon voraus. Die Schönheit iſt nicht „unſere Wärterin im kindiſchen,“ ſondern ſie iſt unſere Freundin im männlichen Alter [1].

Richten wir ſodann unſer Auge auf die ganze Abhandlung, ſo ſehen wir in derſelben unſern Denker einen ſelbſtſtändigern Gang gehen, als in irgend einer frühern. Kant's ſittliche Grundſätze behält er (unter der oben namhaft gemachten Beſchränkung) bei, weil es die ſeiner eigenen Natur ſind; deſſen äſthetiſche Grundbegriffe aber treten hier ganz in den Hintergrund. Die Schuld aber, warum die zweimal (freilich nur in andern Formeln) verſuchte Theorie des Schönen beidemal mißlang, lag beſonders darin, daß er hier zuerſt Kant's einzig richtige analytiſche Methode mit der dogmatiſchen vertauſchte. An den Formeln: Perſon und Zuſtand, oder: Beſtimmbarkeit und Beſtimmung, läßt ſich die Idee der Schönheit, läßt ſich die äſthetiſche Geiſtesſtimmung unmöglich abſpinnen, wie ſich überhaupt aus bloßen Begriffen nie eine Philoſophie konſtruiren läßt. Ohne Zweifel ließ ſich Schiller durch ſeinen damaligen Freund Fichte zu dieſem Abfall von dem ächten philoſophiſchen Verfahren verleiten. Er brachte ſich aber hierdurch um die wiſſenſchaftliche Haltbarkeit ſeines ganzen Aufſatzes. Der vorurtheilsfreie, wahrheitsliebende Leſer wird nach einem gründlichen Studium deſſelben in folgendem Urtheile mit mir übereinſtimmen: Alles Treffliche in der Abhandlung hat ihr Verfaſſer nicht aus allgemeinen Begriffen abgeleitet, und alle ſeine Ableitungen aus dieſen ſind für die Theorie des Schönen untauglich oder unweſentlich.

---

[1] Erſteres behauptet Schiller, S. 1265. 2. m. (Oktavausgabe B. 12, S. 359).

Eine fernere allgemeine Bemerkung beſtünde darin, daß das Erhabene von dieſer Betrachtung ganz ausgeſchloſſen iſt. Es fehlt derſelben hierdurch die eine Seite. In einer äſthetiſchen Erziehung des Menſchen mußte doch nothwendig auch das Erhabene berückſichtigt und gewürdigt werden. Warum iſt aber mit keiner Silbe von demſelben die Rede? Höchſt wahrſcheinlich, weil das Erhabene Schiller's Theorie vom „Spieltrieb“ widerlegt hätte, welcher das Sinnliche mit dem Vernünftigen vereinigen ſoll; weil es ſeiner Anſicht der äſthetiſchen Stimmung widerſtritten hätte, in welcher Vernunft und Sinnlichkeit zugleich harmoniſch thätig ſeien. Aber gehört nicht auch das Erhabene dem „Spieltrieb“ an? Iſt nicht auch das Erhabene eine äſthetiſche Stimmung?

Handeln denn nun dieſe Briefe wirklich von der äſthetiſchen Erziehung des Menſchen? In der That verkündigt ihr Titel etwas ganz anderes, als ſie leiſten. Von der Erziehung kommt eigentlich erſt vom drei und zwanzigſten Briefe an Etwas vor, und das iſt ſo allgemein gehalten, daß man auch dieſen Theil eher etwa: Von der Bedeutung des Schönen für die Bildung des Menſchen, überſchreiben möchte. Denn in einer äſthetiſchen Erziehungslehre würde hauptſächlich auch die Art und Weiſe angegeben werden müſſen, wie der Menſch durch das Schöne zu bilden ſei.

Endlich müſſen wir es noch als den größten Mangel dieſer Darſtellungen nennen, daß Schiller das Religiöſe ganz unbeachtet läßt. Den innigen, nothwendigen Zuſammenhang des Aeſthetiſchen mit dem Religiöſen, und darnach die große, durchgreifende Bedeutſamkeit des Schönen und Erhabenen für das ganze Volksleben und für die Menſchheit, hat weder Schiller noch Goethe erkannt. Daher ſind ihre äſthetiſchen Anſichten, ſo ausgezeichnet ſie in ſonſtiger Beziehung ſein mögen, im Mittelpunkte ihres Weſens kalt und todt, und auf einen engen, unbedeutenden Spielraum beſchränkt. Wir kommen hier auf eine Ausſtellung zurück, die wir ſchon früher zu Schiller's Theorie des Erhabenen gemacht haben. Schiller endigt ſeine äſthetiſchen Briefe mit der Bemerkung: „daß der äſthetiſche Staat auf einige gebildete Zirkel beſchränkt ſei.“ Mit einer mehr unbefriedigenden, muthloſern Stimmung könnten wir nicht von ihm ſcheiden, als in welche uns dieſes herabgedrückte Ziel verſetzt. Freilich gehört das Schöne und Erhabene in unſerer barbariſchen Zeit nur einigen feinern Kreiſen an. Aber handelt es ſich denn darum, was in dieſem Augenblick gerade ſtatt findet — und was iſt ein Jahrhundert, ein Jahrtauſend mehr, als ein Augenblick? — und nicht vielmehr darum, was ſein ſoll? darum, was das Schöne nach ſeinem innern Weſen für eine Bedeutung habe in jeder Zeit? Wie unübereinſtimmend wäre es, einen ewig geltenden Vernunftbegriff — und eine nur lokale Werthſchätzung der Schönheit neben einander aufſtellen zu wollen! — Schiller zollt auch in dieſen Briefen den Griechen ſeine Bewunderung [1]; aber was am meiſten hervorzuheben war, daß das ganze öffentliche, kirchliche, häusliche Leben der Griechen von dem Geiſte des Schönen und Erhabenen geweiht war, und daß alles Schöne und Erhabene nur im Dienſte ihres religiöſen Glaubens ſtand, davon ſpricht er nicht. In dem religiös Aeſthetiſchen findet das Leben des Einzelnen und des Ganzen ſeinen Abſchluß, ſeine Vollendung. Das Schöne iſt nicht das Mittel, ſondern das Ende der Kultur, wie ja Schiller ſelbſt das Schöne in eine harmoniſche Uebereinſtimmung unſerer Kräfte ſetzt, und in dieſer Uebereinſtimmung die vollendete Menſchheit findet. Intellektuelle und moraliſche Bildung ſind nur die Grundlagen dieſer religiös-äſthetiſchen; und es iſt nicht, wie Schiller will, die Schönheit, durch welche man zur Freiheit wandert, ſondern die vernünftige Freiheit iſt es, durch welche man zur Schönheit gelangt. Das religiös-äſthetiſche Element in ſeiner ächten Geſtaltung iſt die Frucht unſerer geſammten Bildung, und zugleich der Preis des Lebens.

---

[1] Im ſechsten Briefe, S. 1191 (Oktavausgabe B. 12, S. 20 ff.).

Nur dieſe Anſicht befreit die Schönheit von der Dienerſchaft, unter welcher ſie der Buchſtabe der Schiller'ſchen Theorie — nicht der Geiſt ihres Urhebers — gefangen hält.

Zwar wird den Schranken ſeiner Natur und ſeines Jahrhunderts ſelten ein Menſch ganz entgehen; aber der Treffliche iſt immer beſſer, auch als ſein beſtes Werk, und der unwillkührlich überall hervorſprudelnde Geiſt überwogt einzelne Fehlgriffe des Verſtandes. Die Schrift eines ſolchen Geiſtes ſagt uns unendlich mehr, als uns der Schriftſteller eigentlich zu ſagen beabſichtigt. So fühlen wir uns auch durch dieſe Briefe allenthalben belehrt, angeregt, gefördert, erfreut, und ſelbſt das Irrthümliche erſcheint uns in ſo guter Geſellſchaft und unter einer ſolchen edlen Geſtalt noch achtbar. Bereichert, erweckt, geſtärkt, wie nach einer längern Reiſe, kehren wir nach der Lektüre eines ſolchen Buches zum heimathlichen Boden unſeres gewohnten Denkens und Lebens zurück.

Den ſpäter verfaßten kleinen Aufſatz „über das Erhabene," müſſen wir als eine Fortſetzung der äſthetiſchen Briefe betrachten. Er iſt erſt nach der Zeit der Erſcheinung der Horen, alſo nach dem Jahr 1797, und nicht, wie der Herausgeber der Schiller'ſchen Werke ſagt, einige Zeit nach dem Jahr 1793, etwa noch vor oder zu der Zeit der Horen geſchrieben. Denn wäre dieſe Schrift ſchon ſo frühe verfaßt geweſen, ſo hätte ſie der ſo häufig um Stoff verlegene Herausgeber der Horen zuverläſſig in ſeine Monatſchrift aufgenommen; ſie erſchien aber zum erſtenmal in der Sammlung der kleinern proſaiſchen Schriften Schiller's im Jahr 1801. Auch wird der, welcher mit der Entwickelungsgeſchichte des Schiller'ſchen Genius vertraut iſt, dieſe reine, edle Blüthe einem Momente der Entfaltung zuſchreiben, in welchem jener ſich von allem Zwang der Schulformeln befreit hatte. Der aufgeklärteſte Verſtand, das ſchönſte Herz und die Seele einer weiſen Muſe leben in Eintracht in der Abhandlung. Kein fremdartiger Beiſatz entſtellt ſie. Nur die eigenthümlichen Früchte des Selbſtdenkens oder die zum Eigenthum gewordenen Reſultate philoſophiſcher Studien werden hier angeboten. Keine Spur eines mühesamen Ringens nach philoſophiſcher Begriffsbeſtimmung und Begründung; die Anfänge der

Unterſuchung werden in dem unmittelbaren Bewußtſein des Menſchen aufgegriffen, aber nicht bis in die Tiefe der Spekulation verfolgt. Der gebildete Menſch allein ſpricht allein zum gebildeten Menſchen. Der Verfaſſer erfreut ſich hier ſeiner gethanen Arbeit, und läßt es uns nicht empfinden, daß er das ausgeſtellte Gold in tiefen Schachten ſelbſt gegraben, geläutert und zu einem reizenden Bilde gegoſſen hat.

Dieſe Schrift handelt eigentlich von der Bedeutung des Erhabenen für den Menſchen; ſie ſpricht davon, „wie weit uns das Erhabene in unſerer Kultur führe,“ oder davon: „daß die Fähigkeit, das Erhabene zu empfinden, eine der herrlichſten Anlagen in der Menſchennatur iſt, welche wegen ihres Einfluſſes auf den moraliſchen Menſchen die vollkommenſte Entwickelung verdient; und daß das Erhabene zu dem Schönen hinzukommen muß, um die äſthetiſche Erziehung zu einem vollſtändigen Ganzen zu machen“[1]. Hier wird alſo ein Hauptmangel der Briefe über die äſthetiſche Erziehung eingeholt, welchen wir ſchon oben[2] zu rügen Gelegenheit nahmen.

Liegt dieſe Abhandlung auf dieſe Art, nach ihrem eigentlichen Zwecke und nach dem Geiſte, in welchem ſie geſchrieben iſt, ganz in der Tendenz der äſthetiſchen Briefe, ſo ſchließt ſie ſich durch ihren allgemeinen Inhalt an die frühern fünf Aufſätze an, welche es mit dem Erhabenen oder erhabenen Gegenſtänden zu thun haben; ja ſie erweitert ſogar die dort aufgeſtellte Theorie durch einige höchſt bedeutende, doch gemeinfaßlich vorgetragene Gedanken. Aber auch wegen eines vollkommenen, gründlichen Verſtändniſſes wird der denkende Leſer nöthig haben, auf jene frühern zurückzublicken. Dort wird er gleichſam mit den Lauten bekannt gemacht, welche hier das organiſche Gewächs des Wortes bilden. Man verſteht des Wortes Sinn wohl ſchon durch den täglichen Gebrauch; Rede und Antwort über daſſelbe kann aber nur der geben, welcher deſſen Elemente erkannt hat.

---

[1] Schiller's Werke in Einem Band, S. 1267. 2. u. (Oktavausg. B. 12 Seite 388).

[2] Siehe Theil 3, S. 35.

Wir werden am beſten thun, den Inhalt der Schrift in ſeiner Fortbewegung mit den frühern Unterſuchungen zu vergleichen.

Im Anfang wird der Gedanke ausgeſprochen, daß der Geſchlechtscharakter des Menſchen der Wille ſei, welcher mit der Freiheit gleichgeſtellt wird[1]. Auch früher laſen wir, daß der bloße Wille den Menſchen über die Thierheit erhebe[2], daß diejenigen Erſcheinungen in dem Gebiete der Menſchheit lägen, welche ihre Geſetze von der Freiheit erhielten[3]. Seinen Willen macht der Menſch entweder durch ſeine Naturkräfte realiſtiſch geltend (welcher Gedanke ſich in dem frühern Aufſatze: Vom Erhabenen, ausgeführt findet[4]) oder, wenn ihm jenes unmöglich iſt, moraliſch und idealiſch, durch freie Unterwerfung unter die Naturnothwendigkeit. Zur Verwirklichung ſeiner moraliſchen Anlage ſtattete die Natur den Menſchen mit dem (äſthetiſchen) Gefühl des Erhabenen aus[5], welches ſofort mit dem Schönen treffend verglichen wird. Hierauf wird gezeigt, wie das Gefühl des Erhabenen ein aus unſerer doppelten Natur entſpringendes Wehſein und Frohſein vereinigt, mit welcher Anſicht wir ſchon von Schiller's erſtem äſthetiſchen Verſuche („Ueber den Grund des Vergnügens an tragiſchen Gegenſtänden") her längſt vertraut ſind. Eben ſo bekannt iſt uns die darauf folgende Eintheilung des Erhabenen, je nachdem wir es auf unſere Faſſungskraft oder Lebenskraft beziehen[6]. Und nun die herrliche

---

[1] Vergleiche Theil 2, S. 331.

[2] Schiller's Werke in E. B., S. 1155, 1. (Oktavausg. B. 11, S. 442).

[3] Ebendaſelbſt, S. 1161. 1. in der Anmerkung (Oktavausgabe, B. 11, S. 481). Anwendung dieſer Grundanſicht auf die Hiſtoriographie, Theil 2, S. 204.

[4] Döring's Nachleſe, S. 246.

[5] Ebendaſelbſt, S. 264, werden beide Fähigkeiten, jene moraliſche und dieſe äſthetiſche Anſicht unterſchieden. Aber ſtreng wiſſenſchaftlich genommen, hat die freie Unterwerfung unter die Naturnothwendigkeit im Bewußtſein der Unvertilgbarkeit meines Weſens nicht eine moraliſche, ſondern eine religiöſe Quelle. Das Moraliſche gehört noch zum Natürlichen, denn es wird innerhalb der Natur und durch die Naturkraft des Willens ausgeführt, wenn gleich unter der überſinnlichen Bedingung der Freiheit und nach einem überſinnlichen Geſetz der Vernunft.

[6] Siehe Theil 2, S. 326.

Würdigung des Erhabenen, in welchem ſich der phyſiſche und der moraliſche (der ideale) Menſch von einander trennen, durch welches uns die Natur ſelbſt zum Ueberſinnlichen (d. h. zum Religiöſen) erzieht, durch welches uns unſere höhere Beſtimmung zum Bewußtſein kommt. Denn durch das Schöne allein würde der Menſch ſeine Beſtimmung nie rein erfahren.

Dieſer letzte Gedanke wird auf der uns bekannten Grundlage bewieſen, daß das Schöne auf einer Harmonie der ſinnlichen Triebe mit dem Geſetz der Vernunft beruhe. Zu dem Ende ſchildert uns der Verfaſſer einen trefflichen Menſchen im Glücke, und dieſem gegenüber einen trefflichen Menſchen im Unglücke. Jener wird nur eine ſchöne Seele, dieſer einen erhabenen Charakter zeigen.

Die Keime des Schönen und Erhabenen, läuft dann der Faden fort, bedürfen der Kultur. Das Schöne entwickelt ſich zuerſt, wird aber langſamer und erſt dann reif, wenn der Menſch mittlerweile zu einem gewiſſen Grade der intellektuellen und ſittlichen Bildung gelangt iſt. Dieß konnte aber Schiller nur behaupten, weil er das Erhabene allzueng auf die perſönliche Würde beſchränkte[1]. Das Erhabene, welches ſich auf das Bewußtſein unſerer Freiheit gründet, entwickelt ſich allerdings ſpäter, als die erſten Blüthen des Schönen hervorbrechen; aber mit der Art des Erhabenen, durch welches die äußere Natur uns die Allmacht Gottes verkündet, beginnt das religiös-äſthetiſche Gefühl. Die orientaliſche Menſchheit faßte Jahrhunderte lang, im Vergeſſen der eigenen Geiſteswürde, das Ueberſinnliche nur in dieſer Form auf. Und ſelbſt wenn eine mehr gehobene Kultur und Civiliſation das Selbſtgefühl in der eigenen Bruſt erweckt hat, wird dieſes früher in großartiger Würde, als in reizender Anmuth hervortreten. Die Ilias mit ihren Heroenkämpfen gehört einem frühern Alter an, als die idylliſche Odyſſee; und der gewaltige Aeſchylus war der Vorläufer des maßhaltenden Sophokles.

---

[1] Siehe Theil 2, S. 333 f. und Theil 1, S. 121.

Jetzt ſchildert Schiller in treffenden, großen Zügen das Gewicht der beiden Geſtalten des Erhabenen für die Veredlung des Menſchen. Zuerſt das mathematiſch Erhabene: ein Symbol des Unendlichen in uns iſt das der Einbildungskraft Unfaßbare — aber auch das dem Verſtande Unbegreifbare, die Verwirrung in der äußern Natur und in dem Menſchenleben, in der Geſchichte. Dann das dynamiſch Erhabene, welches uns noch viel weiter führt, als die erſte Art; dieſes gewährt uns theils die Natur, theils iſt es ein Erzeugniß der Kunſt — das Pathetiſche.

Die Ausführung hiervon, ſo wie der ganze Aufſatz, gehört zu dem Klarſten, Trefflichſten, was Schiller geſchrieben hat. Jedes Wort iſt gewählt, jeder Satz hat einen wiſſenſchaftlichen Hintergrund, und doch fließt der Vortrag leicht und frei von Anfang bis zu Ende. Eine ganz neue Zugabe, welche der Lehre vom Erhabenen der Faſſung (vom dynamiſch Erhabenen) die Krone aufſetzt, iſt die tiefe, ergiebige Anſicht, daß auch die Verwirrung in der äußern Natur und die Widerſprüche in der Menſchenwelt eine Quelle des Erhabenen für uns ſeien. Wir haben dieſe Betrachtungsweiſe ſchon früher gewürdigt, wo wir Schiller als Hiſtoriker charakteriſirten [1]. Durch dieſelbe iſt die äſthetiſche Weltbetrachtung in ihren eigenthümlichen hohen Rang eingeſetzt. Es iſt die höchſte menſchliche Weisheit, die nothwendigen Grenzen der Erkenntniß wiſſenſchaftlich zu begreifen. Eine angebliche Philoſophie, welche ins Maßloſe ſchweift oder vom Abſoluten, vom Unbegrenzten ausgeht, iſt ein theoretiſcher Wahnſinn. „Der Menſch hat noch eine andere Beſtimmung, als die Erſcheinungen um ihn herum zu begreifen.“

Die zweite, demnächſt zu erörternde kleine Abhandlung: „Ueber die nothwendigen Grenzen beim Gebrauche ſchöner Formen,“ iſt ebenfalls ein Zweig der äſthetiſchen Briefe. In dieſen hatte ihr Verfaſſer geſagt [2]: daß er noch einmal insbeſondere Veranlaſſung nehmen werde (nachdem er die Rechte der äſthetiſchen Formen in das Licht geſtellt habe), auch von den nothwendigen Grenzen des Aeſthetiſchen zu reden. Dieſe Grenzen ſind ihrer Natur nach doppelter Art: ſie finden entweder im Theoretiſchen oder im Praktiſchen ſtatt. Und darnach zerfiel ihm dieſer ganze Vorwurf in zwei urſprünglich getrennte Aufſätze, welche ſpäter, nicht ſehr paſſend, in dieſen einen zuſammengeſchmolzen wurden. Der erſte war überſchrieben: Von den nothwendigen Grenzen des Schönen, beſonders im Vortrag philoſophiſcher Wahrheiten; der zweite: Von der Gefahr äſthetiſcher Sitten [*].

---

[1] Siehe Theil 2, S. 218 ff.

[2] Schiller's Werke in 1 B. S. 1217. 2. c. (Oktavausg. B. 12. S. 138).

Der Gedankengang in beiden Darſtellungen iſt ſehr leicht zu verfolgen. Beim Vortrage von wiſſenſchaftlichen Erkenntniſſen gebührt dem Geſchmack nur das Amt, das Gemüth in eine freie, für die Wahrheit günſtige Stimmung zu verſetzen. Der Geſchmack iſt immer nur auf die Form der Darſtellung beſchränkt, und darf auf deren Inhalt keinen Einfluß äußern. Aber bei der ſtrengwiſſenſchaftlichen Mittheilung der Wahrheit bleibt auch dieſe Verſchönerung der Form ausgeſchloſſen, weil hier auch die Form wiſſenſchaftlich ſein muß; eine geſchmackvolle Behandlung eignet ſich alſo nur für die gemeinverſtändliche Darlegung der Erkenntniſſe. Wenn nun aber eine dreifache „wiſſenſchaftliche“ Darſtellung ſtatuirt wird: eine ſtrengwiſſenſchaftliche (philoſophiſche), welche die Erkenntniſſe als nothwendig, eine populäre, welche ſie als wirklich, und eine ſchöne Schreibart, welche die Erkenntniſſe als möglich und wünſchenswerth (!) mittheile — ſo möchte dieſe Begründung der Schreibarten durch die Kant'ſchen Kategorien nicht ſtatthaft ſein. Der ſchöne Stil bewegt nämlich nur dadurch die Einbildung, daß auch er alles als etwas Wirkliches darſtellt. Nur durch dieſe Verwirklichung auch des Nichtwirklichen, des Unmöglichen bringt die

---

[*] Jener ſtand im neunten, dieſer im eilften Stücke der Horen von 1795. Dieſer beginnt mit den Worten in Schiller's Werke in E. B. S. 1227 u. (Oktavausgabe B. 12, S. 186): „Bisher (in den Horen ſteht: „In einem der vorigen Aufſätze“) iſt von den Nachtheilen geredet worden u. ſ. w.“ — Man vergleiche übrigens über den erſten Theil des Aufſatzes das Urtheil Humboldt's in deſſen Briefwechſel mit Schiller, S. 265.

Dichtkunſt den augenblicklichen Schein hervor, den Schiller für das Weſen des Schönen hält. Nur das Wirkliche oder das als wirklich Vorgeſtellte kann einen Schein haben.

Schiller findet dann den Unterſchied der ſtrengwiſſenſchaftlichen und der ſchönen Darſtellung in der Individualiſirung und der freiern Bewegung der letztern. Darin aber möchte er zu weit gehen, daß er behauptet, die Einbildungskraft erkenne in ihren Zuſammenſetzungen kein anderes Geſetz an, als „den Zufall der Raum- und Zeitverknüpfung," es liege in ihrem Intereſſe, ihre Gegenſtände „nach Willkühr" zu wechſeln, und ſie wolle „ungebunden und regellos von Anſchauung zu Anſchauung überſpringen." Schiller ſelbſt iſt an andern Stellen einer andern Anſicht[1]. Eine tiefer gehende Unterſuchung würde lehren, daß auch die Einbildungskraft nach einer innern Geſetzmäßigkeit verfahre, welche letztere jedoch von der des wiſſenſchaftlich thätigen Verſtandes gänzlich verſchieden iſt. Schiller räumt hier der Freiheit der Bewegung deßwegen ſo viel ein, um den freien Gang ſeiner eigenen Abhandlungen zu rechtfertigen.

Nach dieſer allgemeinen Grundlegung weiſ't der Verfaſſer dieſen drei Formen der Diction ihre beſondern Kreiſe an. Für den Jugendunterricht will er nur ſolche wiſſenſchaftliche Schriften gewählt wiſſen, deren Form ebenfalls wiſſenſchaftlich und nicht ſchön ſei — welcher gewichtige Rath auf unſern Gymnaſien (ich glaube: mit Recht!) den Ariſtoteles an die Stelle des Platon treten laſſen würde. Hierauf ſchildert und erhebt er in einer Charakteriſtik der äſthetiſch-wiſſenſchaftlichen Schreibart offenbar — ſeinen eigenen philoſophiſchen Stil. Das Ende dieſes ſtiliſtiſchen Theils des Aufſatzes führt den Gedanken durch, daß der Geſchmack in ſolchen Darſtellungen blos auf die Behandlung und niemals auf die Sache Einfluß haben dürfe, woran ſich noch einige verwandte allgemeinere Betrachtungen reihen, auf welche wir hier nicht weiter eingehen, weil wir ſpäter auf den ganzen Aufſatz zurückkommen werden.

---

[1] Schiller's Werke in 1 B., S. 1209. 2. a. (Oktavausgabe B. 12, S. 102) und ſonſt.

Der moraliſche Theil der Abhandlung („Von der Gefahr ſchöner Sitten“) bringt eine noch wichtigere Wahrheit in Erinnerung. In unſern Beiträgen zu dem Aufſatze „Anmuth und Würde“ machten wir die Bemerkung[1], daß die Schönheit urſprünglich das ganze Feld einnehme, über welches der rein menſchliche Trieb ſeine Gaben ausſtreue. Schön ſind daher alle dieſem Trieb eigenthümlich entquellende Vorzüge: als Liebe, Bildung, Ehrbegierde und andere, welche Schiller in der vorliegenden Abhandlung namhaft macht. Von einem Gemüthe, welches in der Ausübung dieſer Tugenden (der ſogenannten „unvollkommenen Pflichten“) lebt, wird mit Recht geſagt, daß es von dem Geiſte der Schönheit geleitet werde. Dieſe Seelenſchönheit aber kann dem höhern ſittlichen Triebe gefährlich werden. Sie kann das erhabene Gefühl unſerer perſönlichen Würde verdrängen und ſchwächen, daß der Menſch im Konflikt mit andern Anforderungen die heilige Stimme der Pflicht überhört, oder wenn er ſie auch hört, ihr nicht gehorcht, oder wenn er ihr auch unter Zuſtimmung ſeiner andern Triebe gehorcht, er ſich ihr doch eben deßwegen nicht, wie er es ſollte, aus reiner Achtung unterwirft. Dieſer Gedanke iſt's, der hier, für Kopf und Herz überzeugend, meiſterhaft ausgeführt wird. Der Verfaſſer geht auch hierbei wieder von ſeiner Vorausſetzung aus, daß das Schöne in einer Harmonie des Vernünftigen mit dem Sinnlichen liege.

Dieſer Aufſatz iſt alſo ein Gegenſtück der äſthetiſchen Briefe; er erörtert die Gefahren, wie dieſe den Werth des Schönen. Noch innerhalb der Briefe über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen liegt aber der Inhalt einer ſpätern Abhandlung, nämlich die Skizze: Ueber den moraliſchen Werth äſthetiſcher Sitten[2]. Der Grundgedanke — daß das Sittliche durch das Schönheitsgefühl oder den Geſchmack begünſtigt werde — iſt aus jener größern Schrift in dieſe kleine Darſtellung mit aufgenommen. Aber die Anwendung wird hier auf zwei äußere Verhältniſſe des Menſchen gemacht, wodurch der Geſchmack einen glücklichen Einfluß auf die ſittliche Kultur haben ſoll. Erſtlich breche derſelbe den rohen Affekt der ſinnlichen Begierde durch den guten Ton der Geſellſchaft, welcher ſelbſt nichts anderes ſei, als ein äſthetiſches Geſetz, und bringe Ordnung, Harmonie und Vollkommenheit in unſer Betragen — wodurch dem guten Willen ein freier Spielraum verſchafft und ein großer Vorſchub geleiſtet werde. Dann ſei er auch dadurch von großer Bedeutung für unſere Sittlichkeit, daß er der Legalität unſeres Betragens im höchſten Grade förderlich ſei. So könne denn der Geſchmack — wie auch die Religion — zu einem Surrogate der wahren Tugend dienen.

---

[1] Siehe Theil 2, S. 318 f.

[2] Zuerſt abgedruckt im dritten Stücke der Horen vom Jahrgange 1796. Vergleiche, was Dalberg bei Veranlaſſung dieſes Aufſatzes ſchreibt, bei Frau von Wolzogen, Theil 2, S. 142 f.

Ich zweifle aber, ob es wirklich der Geſchmack iſt, der das hier Angegebene alles leiſtet. Ich würde alles die Sittlichkeit Befördernde, wovon hier die Rede iſt — (von der angehängten Religion abgeſehen) — bloß auf das Konventionelle und Legale zurückführen, und den Geſchmack ganz außer Spiel laſſen. Das ſteht außer Zweifel, daß theils der gute Ton des geſelligen Lebens, die Schicklichkeit, der Anſtand, theils die bloße (äußere) Legalität unſeres Betragens mächtige Hebel unſerer (innern) ſittlich-guten Geſinnung ſind. Aber ſie ſind mächtig durch die kluge Rückſichtsnahme des Menſchen auf ſie und beſonders durch Nachahmung und Angewöhnung, und nicht durch den Geſchmack. Denn wie der Geſchmack förderlich auf unſer legales Betragen einwirken ſollte, iſt nicht abzuſehen. Der gute Ton aber und alles, was dahin gehört, iſt offenbar kein äſthetiſches Geſetz, ſondern eine eingeführte moraliſche Regel, gleichſam ein äußeres Symbol des Sittlichen. Alles Konventionelle bildet daher unmittelbar nicht unſere äſthetiſchen, ſondern unſere ſittlichen Anlagen (den Begriff „ſittlich" in weiterm Sinne genommen, ſo daß er auch das rein Menſchliche umfaßt). Die gebräuchlich gewordenen Sitten erwecken und beleben unſern moraliſchen Sinn.

Wenn ein Menſch eine ſchändliche, gewaltthätige, niederträchtige Handlung unterläßt, weil er einen Abſcheu vor dem

Schändlichen, Gewaltthätigen und Niederträchtigen hat — hat er ſich dann (wie Schiller will [1]) durch ſein äſthetiſches Gefühl, durch ſeinen Geſchmack, oder hat er ſich durch ſein ſittliches Gefühl leiten laſſen? Gewiß durch letzteres. Denn es iſt ja ein ſittlicher Abſcheu, der ihn beſeelt und „die Achtung vor der Gerechtigkeit" ſpricht ſich ja eben durch dieſen erhabenen Affekt auf das entſchiedenſte aus. Die Handlung eines ſolchen Menſchen iſt nicht „indifferent," ſondern durchaus ſittlich gut. Schiller aber gibt hier und oben beim Konventionellen dem ſittlichen Gefühl einen zu engen, und dem äſthetiſchen einen zu weiten Spielraum. Das Schöne gefällt nur in freier Betrachtung, abgeſehen von dem Betrachtenden; ſobald dieſer einen Gegenſtand in Bezug auf ſich ſelbſt auffaßt, ihn als ein Gut ſeiner geiſtigen oder phyſiſchen Bedürfniſſe beurtheilt, und ihn ſo in die praktiſchen Intereſſen ſeines Lebens verflicht, hört der Gegenſtand auf, ihm als etwas Schönes zu gefallen, ſondern er ſtellt ſich ihm als etwas Gutes, Nützliches oder Angenehmes dar. „Aeſthetiſche Geſetze für unſer Betragen" kann es nicht geben. Denn was ein Geſetz iſt, wird begriffsmäßig gedacht, alſo nicht frei angeſchaut; und was für uns rein äſthetiſch iſt, gilt nicht unmittelbar für unſer Betragen. Das Letzte geht ſchon aus der mit allen rein äſthetiſchen Anſchauungen verbundenen Unbefangenheit und dem hohen Gleichmuthe des Gemüthes hervor. Gebräuche und Geſetze legen ſich viel zu hart an unſer individuelles Subjekt an, als daß ſie zunächſt gerade unſern Geſchmack auszubilden im Stande wären.

---

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 1261. 2. u. (Oktavausgabe B. 12, S. 340).

Drittes Kapitel.

Ueberdruß an der Spekulation. Fichte. Endliche Rückkehr zur Poeſie im Jahr 1795, und erſte Gedichte. Stiftung des Muſenalmanachs. Schiller's Begründung ſeiner eigenen Dichtweiſe neben der antiken.

„Ich bin ſehr begierig zu ſehen,“ ſchreibt Wilhelm von Humboldt an Schiller[1], „wie Sie den Uebergang von der Metaphyſik zur Poeſie gemacht haben. Das wunderbare Phänomen, daß Ihrem Kopfe beide Richtungen in einem ſo eminenten Grade eigenthümlich ſind, iſt an ſich nicht leicht zu faſſen, und gibt bei genauer Unterſuchung gewiß nicht geringe Aufſchlüſſe über die innere Verwandtſchaft des dichteriſchen und des philoſophiſchen Genies. Da Sie jetzt in der doppelten Rolle vor dem Publikum aufgetreten ſind, ſo iſt es natürlich, daß man oft darüber urtheilen hört, welche Ihnen eigenthümlicher ſein möchte? und ſo wenig Werth auch meiſtentheils dieſe Urtheile haben, ſo zeigt doch das Zufällige und Schwankende in denſelben, daß in der Sache nichts liegt, was ein wahres Moment zur Entſcheidung an die Hand gibt. Beide ſo verſchiedene Richtungen entſpringen aus Einer Quelle in

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Wilhelm von Humboldt, S. 112.

Ihnen, und das Charakteriſtiſche Ihres Geiſtes iſt es gerade, daß er beide beſitzt, aber auch ſchlechterdings nicht Eine beſitzen könnte. Wo ich ſonſt etwas Aehnliches kenne, iſt es der Dichter, der philoſophirt, oder der Philoſoph, der dichtet. In Ihnen iſt es ſchlechterdings Eins; darum iſt aber freilich Ihre Poeſie und Ihre Philoſophie etwas Anderes, als was man gewöhnlich antrifft, und die letztere dürfte beſonders die einſeitigen Köpfe noch lange irren. Man könnte ſagen, daß in beiden mehr und eine höhere Wahrheit enthalten ſei, als wofür man gewöhnlich Sinn hat, in der Poeſie mehr Nothwendigkeit des Ideals, in der Philoſophie mehr Natur und Weſen, inſofern es der bloßen Form, dem Syſtem, entgegenſteht.“

Wir ſind zu dem Zeitpunkte gekommen, wo wir dieſen ſchwierigen und allmähligen Uebergang von der Spekulation zur Produktion vorſtellig zu machen haben. Oder vielmehr die Rückkehr von jener zu dieſer. Denn ohne ſich früher in der Poeſie vielfach verſucht und geübt zu haben, hätte ſich jetzt in ihm ſchwerlich der Dichter vom Philoſophen losgewickelt. Schiller's philoſophiſche Unterſuchungen ſelbſt erleichterten dieſen Rücktritt, weil ſie der Poeſie ſo nahe wie möglich lagen; denn ihr Inhalt war ja das Aeſthetiſche, ihre Form war von einem poetiſchen Element durchdrungen, und ihr Verfaſſer hatte ſich, wie er an Körner ſchreibt[1], nur der Ausübung wegen mit der Theorie geplagt. Dieſe Theorie konnte jetzt, nach Abfaſſung der äſthetiſchen Briefe (denn deren Beilagen kommen nicht in Frage), als beendigt erſcheinen; und ſo ſah er ſich von der Philoſophie wie entlaſſen, nachdem er das übernommene Geſchäft vollſtändig verrichtet hatte. Zwar ganz genügend war die Aufgabe nicht gelöſ't worden; denn die in den äſthetiſchen Briefen aufgeſtellte Theorie des Schönen konnte ihn ſelbſt unmöglich befriedigen. Aber ſelbſt dieſes ungenügende Reſultat am Ende der Laufbahn mußte den Uebertritt auf das angrenzende Gebiet der Dichtkunſt beſchleunigen.

In dem Briefwechſel zwiſchen ihm und Goethe finden wir ſeinen Ueberdruß am Theoretiſiren und ſeine Sehnſucht nach der Dichtkunſt ſtark genug ausgedrückt. „Ich gebe ſchon an ſich," ſagt er [1], „der Darſtellung vor der Unterſuchung den Vorzug." Er lechzte ordentlich, wie er ſich ausdrückt [2], nach einer individuellen Darſtellung. „Ich habe mich lange nicht ſo proſaiſch gefühlt," ſagt er an einer andern Stelle [3], „als in dieſen Tagen, und es iſt hohe Zeit, daß ich für eine Weile die philoſophiſche Bude ſchließe. Das Herz ſchmachtet nach einem betaſtlichen Gegenſtande."

---

[1] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Theil 2. S. 97.

Dieſes neuerwachte Verlangen nach der Poeſie, nach der Heimath ſeines Geiſtes, wurde durch den Verkehr mit Goethe unendlich verſtärkt, während auf die andere, die philoſophiſche Wagſchale, kein neues Gewicht mehr gelegt wurde. Humboldt, mit dem er „das geſellſchaftliche Denken" beinahe täglich geübt und genoſſen hatte, war gegen den Anfang des Juli 1795 mit den Seinigen auf einige Zeit in Familienangelegenheiten nach ſeinem Gute Tegel, bei Berlin, abgereiſ't. Die Krankheit ſeiner Mutter und Gemahlin verzögerte aber ſeine Rückkehr bis zum Ende des Jahres 1796.

Die Verbindung mit Fichte, welcher damals an Reinhold's Stelle nach Jena berufen ward, war nur kurz und nie enge. Es ſei mir erlaubt, hierüber etwas ausführlicher zu ſprechen. Schiller's Geiſtesleben wird ſich uns dadurch ſchärfer charakteriſiren, daß wir ſein Verhältniß zu den berühmteſten ſeiner Zeitgenoſſen allmählig genau zu beſtimmen ſuchen.

Fichte hatte Schillern in Tübingen kennen lernen, als er von der Schweiz nach Jena reiſ'te, um hier die ihm zu Theil gewordene Stelle eines akademiſchen Lehrers anzutreten. Als Schiller aus ſeiner Heimath eben dahin zurückgekehrt war, ſchloß ſich Fichte ihm als Mitarbeiter der Horen an, und wir haben ſchon früher erwähnt, daß er damals auch einigen Einfluß auf die Methode ſeines Philoſophirens ausübte. Fichte ſchätzte ſein Talent ausnehmend hoch, und erwartete von ihm ſehr viel für die Philoſophie[1]. Bald aber ſtellten ſich zwiſchen beiden Männern Differenzen hervor. Schiller war viel zu beſonnen, als daß er Fichte's ganz unhaltbarem, wenn auch ſcharfſinnig und konſequent durchgeführtem Idealismus den mindeſten Beifall hätte ſchenken können. „Die Welt iſt ihm ein Ball," ſchreibt er an Goethe, „den das Ich geworfen hat und den es bei der Reflexion wieder fängt! Sonach hätte er ſeine Gottheit wirklich deklarirt, wie wir neulich von ihm erwarteten!" Er unterließ es auch nicht, die neue Philoſophie zu geißeln. Denn daß die ſatyriſchen Gedichte **der Metaphyſiker** und **die Weltweiſen**[2], dieſes wenigſtens im Anfang, auf Fichte zielen, iſt wohl kaum zu bezweifeln. Hier heißt es:

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 1, S. 60.

[2] Ebendaſelbſt, S. 94.

[3] Ebendaſelbſt, S. 274.

„Der Satz, durch welchen alles Ding
Beſtand und Form empfangen,
Der Kloben, woran Zeus den Ring,
Die Welt, die ſonſt in Scherben ging,
Vorſichtig aufgehangen,
Den nenn' ich einen großen Geiſt,
Der mir ergründet, wie er heißt,
Wenn Ich nicht drauf ihm helfe —
Er heißt: Zehn iſt nicht zwölfe.

Der Schnee macht kalt, das Feuer brennt,
Der Menſch geht auf zwei Füßen,
Die Sonne ſcheint am Firmament,
Das kann, wer auch nicht Logik kennt,
Durch ſeine Sinne wiſſen.
Doch wer Metaphyſik ſtudirt,
Der weiß, daß, wer verbrennt, nicht friert,
Weiß, daß das Naſſe feuchtet,
Und daß das Helle leuchtet."

Offenbar wird durch dieſe Verſe das „Ich = Ich" und das Beſtreben perſiflirt, aus ſolchen Formeln die Welt zu konſtruiren. Ganz ausdrücklich liegt aber die Satyre in dem Xenion:

„Ich bin Ich, und ſetze mich ſelbſt, und ſetz' ich mich ſelber
Als nicht geſetzt, nun gut! hab' ich ein Nicht-Ich geſetzt."

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Humboldt, S. 108.

[2] Schiller's Werke in E. B., S. 100. 2. (Oktavausgabe B. 1, S. 491.)

Auch Fichte's moraliſcher Rigorismus, welcher ſich in ſeinen Schriften ohne Zweifel erhabener ausnimmt, als er im Leben damals bequem zu ertragen war, und ſeine rückſichtsloſe, oft gewaltſame Weiſe, die menſchlichen Dinge zu behandeln, konnten unſerm umſichtigen Schiller, den die ſtrenge Schule der Reſignation weltklug gemacht hatte, nicht zuſagen. Er wollte des Sonntags Morgen, ehe öffentlicher Gottesdienſt beendigt war, Vorleſungen halten; dann beabſichtigte er die drei Studenten-Orden in Jena aufzulöſen, und als dieſer Plan an der Unſchlüſſigkeit des Senats ſcheiterte, überwarf er ſich mit dieſem in dem Grade, daß er gar nicht mehr unter der akademiſchen Gerichtsbarkeit ſtehen wollte, bis endlich Schiller, auf Veranlaſſung Goethe's, durch die Vermittlung Niethammer's den Transcendental-Philoſophen, der die akademiſche Freiheit ſo wenig zu ſchätzen wußte, wieder beſchwichtigte [1]. Aber einer der drei Orden war jetzt aufs Aeußerſte gegen ihn erbittert, und ein Studentenhaufen überzeugte ihn, wie ſich Goethe ausdrückt, dadurch auf die unangenehmſte Weiſe von dem Daſein eines Nicht-Ichs, daß er ihm die Fenſter einwarf, ſo daß er für gut fand, die Univerſität für einige Zeit zu verlaſſen und in Oßmanſtädt, einem Dorfe bei Weimar, in gänzlicher Zurückgezogenheit zu leben. Als er nach Jena zurückgekehrt war, erkältete ein Vorfall das laue Verhältniß beider Männer noch mehr. Schiller machte an einem für die Horen beſtimmten Aufſatze: Ueber Geiſt und Buchſtaben in der Philoſophie, manche Ausſtellungen und gab Fichten ſogar Verworrenheit der Begriffe über ſeinen Gegenſtand Schuld [2]. Von dieſer Zeit an ſcheint beinahe kein Verkehr mehr zwiſchen beiden Männern ſtattgefunden zu haben, bis ſich Fichte im Auguſt 1798 wieder näherte. „Ich bin dieſer Tage," erzählt Schiller [3], „von einem Beſuche überraſcht worden, deſſen ich mich nicht verſehen hatte. Fichte war bei mir und bezeugte ſich äußerſt verbindlich. Da er den Anfang gemacht hat, ſo kann ich nun freilich den Spröden nicht ſpielen, und ich werde ſuchen, dieß Verhältniß, welches ſchwerlich weder fruchtbar noch anmuthig ſein kann, da unſere Naturen nicht zuſammenpaſſen, wenigſtens heiter und gefällig zu erhalten.“ In dieſem Vorſatze beſtärkte ihn Goethe: „Nutzen Sie das Verhältniß zu Fichte für ſich ſo viel, als möglich, und laſſen Sie es auch ihm heilſam ſein. An eine engere Verbindung mit ihm iſt nicht zu denken, aber es iſt intereſſant, ihn in der Nähe zu haben.“ Nicht lange nachher ward Fichte bekanntlich durch die churfürſtlich-ſächſiſche Regierung des Atheismus beſchuldigt. Als er gegen dieſe Anklage ſeine Appellation an das Publikum ſchrieb, übernahm es Schiller, im Sinne der milden weimarſchen Regierung, welche dieſe ganze Angelegenheit, um Fichte ſchonen zu können, möglichſt unbedeutend zu behandeln ſuchte, den heftigen Mann zu beruhigen. Er ſchrieb, als ihm Fichte ſeine Selbſtvertheidigung zuſchickte, folgenden intereſſanten Brief an ihn[1]:

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 1, S. 117 und 120.

[2] Ebendaſelbſt, S. 174.

[3] Ebendaſelbſt, Theil 4, S. 281.

„Jena, den 26. Jänner 1799.

„Meinen beſten Dank für Ihre Schrift, verehrteſter Freund! Es iſt gar keine Frage, daß Sie ſich darin von der Beſchuldigung des Atheismus vor jedem verſtändigen Menſchen völlig gereinigt haben, und auch den unverſtändigen Unphiloſophen wird vermuthlich der Mund dadurch geſtopft ſein. Nur wäre zu wünſchen geweſen, daß der Eingang ruhiger abgefaßt wäre, ja daß Sie dem ganzen Vorgange die Wichtigkeit und Konſequenz für Ihre perſönliche Sicherheit nicht eingeräumt hätten. Denn ſo wie die hieſige Regierung denkt, war nicht das Geringſte zu befahren. Ich habe in dieſen Tagen Gelegenheit gehabt, mit jedem, der in dieſer Sache eine Stimme hat, darüber zu ſprechen, und auch mit dem Herzoge ſelbſt habe ich es mehrere Male gethan. Dieſer erklärte rund heraus, daß man Ihrer Freiheit im *Schreiben* keinen Eintrag thun werde und könne, wenn man auch gewiſſe Dinge nicht von dem Katheder geſagt wünſche. Doch iſt das Letztere nur ſeine Privatmeinung, und ſeine Räthe würden auch nicht einmal dieſe Einſchränkung machen. Bei ſolchen Geſinnungen mußte es nicht den beſten Eindruck auf dieſe Letztern machen, daß Sie ſo viel Verfolgung befahren.

---

[1] Fichte's Leben von ſeinem Sohn. Theil 2. S. 325 f.

Auch macht man Ihnen zum Vorwurf, daß Sie den Schritt ganz für ſich gethan haben, nachdem die Sache doch einmal in Weimar anhängig gemacht worden. Nur mit der weimar'ſchen Regierung hatten Sie es zu thun, und der Appell an das Publikum konnte nicht ſtattfinden, als höchſtens in Betreff des Verkaufs Ihres Journals, nicht aber in Rückſicht auf die Beſchwerde, welche Churſachſen gegen Sie zu Weimar erhoben, und wovon Sie die Folgen ruhig abwarten könnten.

Was meine beſondere Meinung betrifft, ſo hätte ich allerdings gewünſcht, daß Sie Ihr Glaubensbekenntniß über die Religion in einer beſondern Schrift ruhig und ohne die geringſte Empfindlichkeit gegen das ſächſiſche Konſiſtorium abgelegt hätten. Dagegen hätte ich, wenn ja etwas gegen die Konfiſkation Ihres Journals geſagt werden mußte, freimüthig und mit Gründen bewieſen, daß das Verbot Ihrer Schrift, ſelbſt wenn ſie wirklich atheiſtiſch wäre, noch immer unſtatthaft bliebe; denn eine aufgeklärte und gerechte Regierung kann keine theoretiſche Meinung, welche in einem gelehrten Werke für Gelehrte dargelegt wird, verbieten. Hierin würden Ihnen alle, auch die Philoſophen von der Gegenparthei, beigetreten ſein, und der ganze Streit wäre auf ein allgemeines Feld, für welches jeder denkende Menſch ſich wehren muß, geſpielt worden.

Mündlich das Weitere! Leben Sie wohl, mein verehrter Freund! Ganz der Ihrige

Schiller."

Wir haben dieſen merkwürdigen Brief, welcher ſeinem Verfaſſer alle Ehre macht, indem er einerſeits ſeine mäßige und richtige Beurtheilung der Dinge, andererſeits ſeine entſchiedene Mißbilligung der Geiſtesbeſchränkung in der Wiſſenſchaft an den Tag legt, dem Leſer nicht vorenthalten wollen. Fichte aber ließ ſich in ſeiner leidenſchaftlichen Unfügſamkeit keines Beſſern belehren. Da er auf das Gerücht, er werde einen Verweis bekommen, weil er ſich unvorſichtig ausgedrückt habe, die Erklärung abgab, er werde einen ſolchen gleich einer Entlaſſung anſehen, ſo mußte ihm dieſe gegeben werden.

Durch dieſen Ungeſtüm ſcheint er es mit Schiller ganz verdorben zu haben. Denn als er nun in ſeiner beängſtigenden Lage, wo ſein Aufenthalt in Jena nicht länger mehr rathſam war, ſich um ein Aſyl an den Fürſten von Rudolſtadt wandte, ſchrieb Schiller, welcher freilich die Verhältniſſe in Rudolſtadt genau kannte, die theilnahmloſen, harten Worte an Goethe [*]: „Ich hörte dieſer Tage, daß Fichte dem Rudolſtädter Fürſten das Anſinnen gethan, ihm in Rudolſtadt in einem herrſchaftlichen Hauſe Wohnung zu geben, daß es ihm aber höflich refüſirt worden. Es iſt doch unbegreiflich, wie bei dieſem Freunde eine Unklugheit auf die andere folgt und wie inkorrigibel er in ſeinen Schiefheiten iſt. Dem Fürſten von Rudolſtadt, der ſich den Teufel um ihn bekümmert, zuzumuthen, daß er ihm durch Einräumung eines Quartiers öffentliche Protektion geben und umſonſt und um nichts ſich bei allen anders denkenden Höfen kompromittiren ſoll! Und was für eine armſelige Erleichterung verſchaffte ihm wohl ein freies Logis dort, wo er durchaus nicht an ſeinem Orte wäre.“ Es iſt bekannt, daß Fichte einen Aufenthalt und endlich auch eine Anſtellung in Berlin fand.

Es konnte zwiſchen Schiller und Fichte kein nahes und dauerndes Verhältniß ſtattfinden: ſie waren ganz verſchiedene Naturen. Zwar theilten ſich beide in dieſelbe freie, kosmopolitiſche Denkweiſe, und in beider Weltanſicht war und blieb das Sittliche der Centralpunkt. Aber während Schiller die ganze humane Seite der menſchlichen Natur voll und herrlich entwickelt hatte, herrſchte in Fichte beinahe ausſchließlich das heroiſche Gefühl des Pflichtgebotes und der Freiheit, und er ließ ſich fortwährend von einem ähnlichen ſittlichen Ungeſtüm einſeitig leiten, wie der jugendliche Schiller in der Karlsſchule. Dann fand ſich bei Fichte wenig äſthetiſche Kultur, welche Schiller mit Recht für die Krone nicht nur der ſittlichen, ſondern jeder Menſchenbildung anſah; und er verſtand es nie „des Schwärmers Ernſt mit des Weltmanns Blick“ zu vereinigen. Auch noch in Berlin verwickelte er ſich in verdrießliche Händel, und machte ſeinen Kollegen durch ſeine paradoxen Grillen und Verkehrtheiten das Leben ſauer. Er handelte oft ganz taktlos, und hatte, wie Solger ſagt [1], durchaus für nichts einen Maßſtab. — Das Epigramm: An einen Weltverbeſſerer, welches mit den Verſen beginnt:

---

[*] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe. Theil I.

„Alles opfert' ich hin, ſprichſt du, der Menſchheit zu helfen.
Eitel war der Erfolg, Haß und Verfolgung der Lohn.“

zielt nach einer Aeußerung Wilhelm's von Humboldt wahrſcheinlich auf Fichte's oft unzeitige Reformationsverſuche.

Doch wir kehren von dieſer längern und vorgreifenden Abſchweifung wieder zu unſerm Vorſatz zurück, und ſchildern, wie Schiller im Sommer 1795 den Uebergang zur Poeſie machte.

Zu dieſer Zeit lebte er mit Philoſophen beinahe ganz außer Verkehr. „Keine Metaphyſik kam mehr über ſeine Schwelle.“ Um ſo ungetheilter und freier konnte er ſich den ſanften und reinen Einwirkungen Goethe's hingeben. Durch die vierzehntägige Konferenz in Weimar, durch häufige Beſuche, die Goethe bei dem einſamen, kranken Freunde in Jena machte, durch Geſpräche, Briefe, Mittheilungen und durch das Studium ſeiner alten und neuen Werke lebte ſich Schiller in die Goethe'ſche Denk- und Dichtweiſe ein, verſchaffte er ſich ſchnell ein richtiges Bild dieſes von ihm gänzlich verſchiedenen Geiſtes, welcher ihm mit allen ſeinen denkenden Kräften auf die Imagination, als deren gemeinſchaftliche Repräſentantin, gleichſam kompromittirt zu haben ſchien[1]. Goethe ſchickte ihm für den Muſenalmanach (von dem wir ſogleich nachher ſprechen werden) Epigramme, für die Horen Epiſteln, Elegien und in einzelnen Abſchnitten die Erzählungen der Ausgewanderten, lauter Erzeugniſſe der vollendeten Kunſt, und er theilte ihm endlich von ſeinem gerade damals erſcheinenden Wilhelm Meiſter die erſten Bücher mit, in einzelnen Bogen, wie ſie eben die Preſſe verließen, die ſpätern im Manuſkript, und bat ſich ſein Urtheil, ſeinen Rath und ſeine Ermunterung zur Vollendung des Werkes aus. Es läßt ſich ſchwer ſagen, mit welchem ſteigenden Genuß, mit welcher Herzensluſt und ungetheilten Empfindung Schiller die einzelnen Sendungen dieſes Romanes las, deſſen Erſcheinung noch erlebt zu haben er ſich glücklich pries; wie er in das Einzelne eindrang und ſich endlich des Ganzen bemächtigte. Die Reihe von Beurtheilungen im Briefwechſel mit Goethe, über welche wir ſpäter reden werden, wenn wir über Schiller als Kritiker berichten, geben von ſeinem eindringenden Studium den beſten Begriff. Ein ſolches Werk mußte ihm die Metaphyſik nur noch mehr verleiden. „Ich kann Ihnen nicht ausdrücken,“ ſchreibt er[2], „wie peinlich mir das Gefühl oft iſt, von einem Produkt dieſer Art in das philoſophiſche Weſen hineinzuſehen. Dort iſt alles ſo heiter, ſo lebendig, ſo harmoniſch aufgelöſ't und ſo menſchlich wahr, hier alles ſo ſtrenge, ſo rigid und abſtrakt und ſo höchſt unnatürlich, weil alle Natur nur Syntheſis und alle Philoſophie Antitheſis iſt. Zwar darf ich mir das Zeugniß geben, in meinen Spekulationen der Natur ſo treu geblieben zu ſein, als ſich mit dem Begriff der Analyſis verträgt, ja vielleicht bin ich ihr treuer geblieben, als unſere Kantianer für erlaubt und für möglich hielten. Aber dennoch fühlte ich nicht weniger lebhaft den unendlichen Abſtand zwiſchen dem Leben und dem Raiſonnement — und kann mich nicht enthalten in einem ſolchen melancholiſchen Augenblick für einen Mangel in meiner Natur auszulegen, was ich in einer heitern Stunde bloß für eine natürliche Eigenſchaft der Sache anſehen muß. So viel iſt indeß gewiß: der Dichter allein iſt der einzige wahre Menſch, und der beſte Philoſoph iſt nur eine Karrikatur gegen ihn.“ Daher wurde ihm auch die Fortſetzung ſeiner äſthetiſchen Briefe, für die er längſt kein Herz mehr hatte, unendlich ſchwer. Ueber einem gewiſſen Problem brütete er fünf Wochen lang, bis daſſelbe endlich, wie er ſagt, durch den milden Sonnenblick in einigen freundlichen Tagen gelöſ't wurde [1].

---

[1] Solger's nachgelaſſene Schriften und Briefwechſel. Bd. 1. S. 228. — Fichte iſt eine ſo durchaus tüchtige Perſönlichkeit, daß genug Achtungswerthes übrig bleibt, wenn man ſie auch rückſichtslos in ihrer ganzen Wahrheit darſtellt. Die Lebensbeſchreibung des jüngern Fichte von ſeinem Vater gibt nur ein ſchwankendes Bild, denn ſie verwiſcht das Charakteriſtiſche ins Allgemeine und Schwache; die mitgetheilten Briefe und Aufſätze widerlegen häufig die Tendenz des Biographen. Das Verhältniß Fichte's zu Schiller, Th. 1, S. 318, iſt ſchief beurtheilt. Schiller nannte ihn 1794, in den Horen, öffentlich mit Lob ſeinen Freund. Was beweiſ't das für die Zukunft?

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 1, S. 76.

[2] Ebendaſelbſt, S. 98.

Endlich nach Vollendung dieſer Arbeit verſuchte er ſich Anfangs Juni 1795 wieder im Dichten. Er baute ſich die Brücke ſo gut es ſich thun ließ, und machte den Anfang mit einer gereimten Epiſtel, Poeſie des Lebens überſchrieben, welche an die Materie, die er in ſeinen äſthetiſchen Briefen eben verlaſſen hatte, angrenzte [2]. Es war ſeit den Künſtlern, alſo ſeit ſieben Jahren, vermuthlich wieder ſein erſter lyriſch-didaktiſcher Verſuch. Noch andere kleinere Gedichte wurden begonnen, aber ſie rückten langſam voran, da er oft ganze Wochen lang durch ſeine Krämpfe zu jeder Arbeit durchaus untüchtig war [3]; doch auch bei dieſem körperlichen Uebelbefinden verloren ſich Luſt und Laune nicht, ſo daß ſich die Sammlung der neuen Gedichte innerhalb weniger Monate noch in dieſem Jahre erfreulich vermehrte [4]. Er ließ viele in die vier letzten Stücke der Horen des Jahrganges 1795 einrücken; weßwegen Herder ſagte, daß mit dem neunten Stücke der Horen, mit welchem die Dichtkunſt das Uebergewicht über die Philoſophie gewinne, eine andere Hore anfange; die übrigen gebrauchte er zu ſeinem Beitrage für den Muſenalmanach des Jahres 1796.

Denn eine ſolche außerordentliche Thätigkeit entwickelte Schiller, daß er zugleich mit den Horen noch einen Muſenalmanach herauszugeben unternahm. „Es ſollte,“ wie Goethe erzählt [5], „eine poetiſche Sammlung ſein, die jener meiſt proſaiſchen in den Horen vortheilhaft zur Seite ſtehen könnte. Auch hier war ihm das Zutrauen ſeiner Landsleute günſtig. Die guten ſtrebſamen Köpfe neigten ſich zu ihm.“ Schon im

---

[1] Vergleiche Theil 3, S. 32.

[2] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 1, S. 180.

[3] Ebendaſelbſt, S. 184.

[4] Ebendaſelbſt, S. 195.

[5] Goethe's Tag- und Jahreshefte, S. 64 f.

September 1794 hatte Schiller dieſen Plan gefaßt[1], wahrſcheinlich in Folge des Todes von Bürger am 8. Juni dieſes Jahres. Der neue Almanach ſollte den Bürger'ſchen vertreten, deſſen Fortſetzung nicht zu erwarten ſtand, welcher aber dennoch durch die Freunde des Verſtorbenen fortgeführt ward. „Mir iſt dieſe Entrepriſe," ſchreibt Schiller am 20. October an Goethe, „dem Geſchäfte nach, eine ſehr unbedeutende Vermehrung der Laſt, aber für meine ökonomiſchen Zwecke deſto glücklicher, weil ich ſie auch bei einer ſchwachen Geſundheit fortführen und dadurch meine Unabhängigkeit ſichern kann."

Der erſte Jahrgang dieſes alle ſeine Vorgänger und Altersgenoſſen weit überragenden, mit Beiträgen von Goethe, Herder, Haug, Koſegarten, A. W. Schlegel, Woltmann, Conz, Hölderlin, Sophie Mereau und Andern trefflich ausgeſtatteten Muſenalmanachs erſchien im Verlag des Buchhändlers Michaelis von Neuſtrelitz und wurde zu Berlin unter der Obhut des Wilhelm von Humboldt gedruckt. In dem Maße, als bei Schiller die Poeſie die Ueberhand gewann, wandte er ſeinen Fleiß und ſeine Neigung allmählig mehr und mehr, endlich ganz, dieſer poetiſchen Sammlung zu, und entzog ſie in eben dem Grade nach und nach den Horen. So leiſtete er hierin nur für den Jahrgang 1795 etwas Tüchtiges und Bedeutendes. Das Jahr 1796 beſchenkte er aus eigenen Mitteln nur mit dem Beſchluß der Abhandlung über naive und ſentimentaliſche Dichter, und mit der Skizze über den moraliſchen Nutzen äſthetiſcher Sitten[2]. In den Jahrgang 1797, wo die Horen „ihr weibliches Zeitalter hatten"[3], und wirklich etwas kümmerlich ſich gänzlich ſchloſſen, ſtreute er nur bruchſtückweiſe, als Nothbehelf, ſein Leben des Marſchalls von Vieilleville (welches ſich aber mit Benvenuto Cellini nicht meſſen konnte) und gleichſam Anſtands halber, zwei kleinere Gedichte ein. Beſonders ließ das ſeit längerer Zeit in das Leben Schiller's neu und mit Allgewalt eingetretene Drama die Horen eines langſamen Todes ſterben.

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Humboldt, S. 107.

[2] Siehe Theil 3, S. 44.

[3] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 3, S. 368.

Doch wir kehren wieder zu Schiller's geiſtigem Wendepunkt in dem merkwürdigſten Jahre ſeines Lebens (1795) zurück. Denn wichtiger, als dieſe Notizen über die Fachwerke, in die er die Früchte ſeines Geiſtes niederlegte, ſind uns dieſe Früchte ſelbſt und der Entwickelungsprozeß ſeines Geiſtes, der ſie empor trieb.

Der erſte Ausflug ins Gebiet der Dichtkunſt nach einer ſo langen Pauſe war glücklich gethan, und es entſtanden in wunderbarer Schnelligkeit, wie wir ſchon bemerkt haben, eine Menge kleinerer Stücke, meiſtens epigrammatiſcher Art und auch einige größere Gedichte, das Ideal und das Leben, Natur und Schule, der Spaziergang, die Ideale, die Macht des Geſanges, die Würde der Frauen, denen Humboldt, Dalberg, Herder und ſelbſt Goethe ihren Beifall ſchenkten, und mit denen Schiller ſelbſt nicht wenig zufrieden war. Es war, als ſollte ſein Genius das in langer Zeit Verſäumte in kurzer Friſt wieder nachholen; als habe dieſer nur deßwegen ſo lange geruht, um ſich nun um ſo machtvoller zu erheben. „Ihre Gedichte,“ ſchrieb ihm Goethe[1], „haben beſondere Vorzüge, und ich möchte ſagen, ſie ſind nun, wie ich ſie vormals von Ihnen hoffte. Dieſe ſonderbare Miſchung von Anſchauen und Abſtraktion, die in Ihrer Natur iſt, zeigt ſich nun im vollkommenen Gleichgewicht, und alle übrige poetiſche Tugenden treten in ſchöner Ordnung auf. Mit Vergnügen werde ich ſie gedruckt wieder finden, ſie ſelbſt wiederholt genießen und den Genuß mit Andern theilen.“

Aber das Dichten ſetzte ihm hart zu, wie er an mehreren Stellen klagt. „Mit meiner Geſundheit geht es noch nicht beſſer. Ich fürchte, ich muß die lebhaften Bewegungen büßen, in die mein Poetiſiren mich verſetzte. Zum Philoſophiren iſt ſchon der halbe Menſch genug, und die andere Hälfte kann ausruhen: aber die Muſen ſaugen einen aus.“ — Und in einem ſpätern Briefe ſagt er in ähnlichem Sinne: „Aber freilich ſpannt dieſe Thätigkeit ſehr an, denn wenn der Philoſoph ſeine Einbildungskraft und der Dichter ſein Abſtraktionsvermögen ruhen laſſen darf, ſo muß ich, bei dieſer Art von Produktionen, dieſe beiden Kräfte immer in Spannung erhalten, und nur durch eine ewige Bewegung in mir kann ich dieſe zwei heterogene Elemente in einer Art von Solution erhalten."

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 1, S. 227.

Daher ſtellte ſich dann zu dieſer Zeit oft Verzagtheit und Mißtrauen in ſein eigenes Dichtertalent ein [1]. „Es gibt gegen eine Stunde des Muthes und des Vertrauens," klagt er am 16. Oktober 1795, „immer zehn, wo ich kleinmüthig bin und nicht weiß, was ich von mir denken ſoll." — Man hat dieſen Mangel an Zuverſicht des kräftigſten Geiſtes aus phyſiſchem Uebelbefinden, aus körperlicher Verſtimmung herleiten wollen. Allerdings litt er gerade in dieſem Jahre durch häufige und hartnäckige Anfälle ſeines „malum domesticum," ſeiner Krämpfe, und er führte in ſeiner gänzlichen häuslichen Zurückgezogenheit ein der Dichtkunſt nicht günſtiges Leben. Wie ſehnte er ſich nach ſolchen kleinen Veränderungen, die Leib und Seele ſtärken, wie ſie in dieſem Sommer Goethe in Karlsbad und Ilmenau genoß! In der abſoluten Einſamkeit, in welcher er leben mußte, war nicht einmal Goethe's Hin- und Hergehen ein voller Erſatz, weil auf die tägliche Stimmung nur das heilſam wirkt, was auch wenigſtens täglich wiederkehren kann [2]. Aber Schiller's Geiſt war von ſeinem Leiden unberührt, wie ſeine Briefe zeigen, in denen ſich keine Spur von Mißmuth, von übler Laune findet, und er ſelbſt iſt in einer eben angeführten Stelle ſo weit entfernt, den Grund ſeiner gehemmten poetiſchen Thätigkeiten im Körper zu ſuchen, daß er umgekehrt meint, ſein Körper müſſe die lebhaften Bewegungen büßen, in welche ihn das Dichten verſetze.

Das Reflektiren auf ſich ſelbſt hat vieles Gute in ſeinem Gefolge, nur häufig das Selbſtvertrauen nicht, ſo daß in der Regel die Kühnſten diejenigen zu ſein pflegen, welche ihre eigenen Kräfte am wenigſten durch die Selbſtbeobachtung ausgemeſſen haben. Schiller's Zweifeln und Schwanken aber hatte nur einen allzu guten geiſtigen Grund: es beruhte auf dem deutlichen Bewußtſein des Uebergewichts ſeiner Abſtraktionskraft vor ſeinem Anſchauungsvermögen. Und dieſes Bewußtſein mußte ihm noch verſtärkt werden, als er die Leichtigkeit inne wurde, mit welcher, gleichſam bewußtlos, ſich Goethe's Genie ſchöpferiſch äußerte, und als er durch deſſen Umgang und den Genuß ſeiner Werke den ſchönen Geiſt der Poeſie reiner und klarer, als früher, vernahm. Er mußte nicht allein an ſeiner Produktionskraft, ſondern auch an ſeinen poetiſchen Produkten irre werden. Jene nun konnte ſich nur durch die That bewähren und nur durch Uebung ſtärken. Er ſelbſt konnte über ſie nichts entſcheiden, ſondern nur ſeine Freunde um Rath fragen, was er auch redlich that.

---

[1] Vergleiche Theil 2, S. 247.

[2] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Humboldt, S. 220.

Aber noch mehr fand er ſich beunruhigt, wenn er über den Werth ſeiner poetiſchen Produkte ſelbſt und über die Zuläſſigkeit ſeiner ganzen Dichtungsweiſe nachdachte. In Goethe ſchien ſich ihm die griechiſche Dichtung zu vergegenwärtigen, für welche er eine begeiſterte Liebe hegte. Aber ſo zu dichten, wie die Griechen, wie Goethe, war ihm unmöglich. Er fühlte zwiſchen ſeiner und dieſer alten Dichtung einen unendlichen Abſtand. War nun ſeine Poeſie wirklich auch eine ächte? oder nahm ſie nur eine untergeordnete Stelle ein? Lohnte es ſich aber dann der Mühe, ſich länger mit Dichtkunſt zu befaſſen? — Betrachtete er dagegen einige ſeiner einzelnen lyriſchen Stücke und hörte er auf das Urtheil ſeiner kunſtſinnigen Freunde, ſo konnte er an ſeinem wahren Dichtertalente kaum zweifeln. Ja wenn er erwog, daß er ſich in dem entſcheidenden Alter vom vierzehnten bis zum vier und zwanzigſten Lebensjahre, wo die Gemüthsform vielleicht für das ganze Leben beſtimmt werde, ausſchließlich nur aus modernen Quellen genährt, die griechiſche Literatur, ſo weit ſie über das neue Teſtament ſich erſtreckt, völlig verabſäumt, und ſelbſt aus der lateiniſchen ſehr ſparſam geſchöpft habe; wenn er dann den Einfluß ſeiner, Jahre lang getriebenen Spekulation, ſeiner hiſtoriſchen Studien auf ſeine Gedankenökonomie, ſeine Krankheit, Lebensweiſe und ſelbſt ſein Alter in Betracht zog, und dabei bedachte, daß er troß aller dieſer ungünſtigen Umſtände nichts deſtoweniger nicht nur der poetiſchen Vorſtellungsweiſe, ſondern ſelbſt der reinen griechiſchen Form näher gekommen ſei: ſo ſchien es ihm, daß er ſogar eine größere innere Verwandtſchaft zu den Griechen haben müſſe, als viele Andere. Denn erſt in ſpätern Lebensjahren mit ihnen bekannt geworden und ohne einen unmittelbaren Zugang zu ihnen, habe er ſie doch noch immer in ſeinen Kreis ziehen und mit ſeinen Fühlhörnern erfaſſen können. „Geben Sie mir,“ ſchreibt er an Humboldt [1], „nichts als Muße und ſo viel Geſundheit, als ich bisher nur gehabt, ſo ſollen Sie ſicherlich Produkte von mir ſehen, die nicht ungriechiſcher ſein ſollen, als die Produkte derer, welche den Homer an der Quelle ſtudirten.“

Deſſenungeachtet konnte er ſich hierbei nicht ganz beruhigen. Denn der Abſtand ſeiner Poeſie und Dichtungsweiſe von der antiken war nichts deſto weniger vorhanden, wenn er auch nur aus äußern Verhältniſſen hervorgegangen war, und nur eine gänzliche Umänderung ſeiner jetzigen Geiſtesform hätte jenen Abſtand ausgleichen können. Aber wie? iſt denn die alte Dichtung die ausſchließlich und einzig ächte Form jeder Dichtung? War es nicht möglich ſeiner Dichtweiſe neben der griechiſchen ihre rechtmäßige Stelle zu verſchaffen? Er wurde in dieſem Gedanken durch die Bemerkung beſtärkt, daß nicht nur er, ſondern alle moderne Dichter mehr oder weniger von den Griechen abwichen. „Es iſt etwas in allen modernen Dichtern,“ ſchreibt er [2], „was ſie, als moderne, mit einander gemein haben, was ganz und gar nicht griechiſcher Art iſt und wodurch ſie große Dinge ausrichten. Es iſt eine Realität und keine Schranke, und die Neuern haben ſie vor den Griechen voraus. Mit dieſer modernen Realität verbinden einige, wie z. B. Goethe, eine größere oder kleinere Portion griechiſchen Geiſtes, die aber (wo ſie nicht ganz und gar, wie bei Voß, auf homeriſchen Stamm gepfropft iſt) dem griechiſchen immer nicht beikommt. Ich habe zugleich bemerkt, daß dieſe Annäherung an den griechiſchen Geiſt, die doch nie Erreichung wird, immer etwas von jener modernen Realität annimmt, gerade herausgeſagt, daß ein Produkt immer ärmer an Geiſt iſt, ſo mehr es Natur iſt. Und nun fragt ſich, ſollte der moderne Dichter nicht Recht haben, lieber auf ſeinem, ihm ausſchließend eigenen Gebiet, ſich einheimiſch und vollkommen zu machen, als in einem fremden, wo ihm die Welt, ſeine Sprache und ſeine Kultur ſelbſt ewig widerſteht, ſich von den Griechen übertreffen zu laſſen? Sollten mit Einem Worte neuere Dichter nicht beſſer thun, das Ideal, als die Wirklichkeit zu bearbeiten?“

---

[1] Schiller's Briefwechſel mit Humboldt, S. 259 f.

[2] Ebendaſelbſt, S. 261 f.

Aus dieſen Gedanken erwuchs ihm allmählig die berühmte Abhandlung: Ueber die naive und ſentimentaliſche Dichtung, ohne daß er im Anfange ſelbſt den ganzen Umfang ſeiner Ideenbewegung überblickt zu haben ſcheint. Denn er wollte anfangs (ſchon am 28. Oktober 1794 hatte er den Plan gefaßt) nur einen kleinen Aufſatz über das Naive ſchreiben, welcher ſich ihm allmählig zu der Frage erweiterte: „In wie fern kann ich bei meiner Entfernung von dem (naiven) Geiſte der griechiſchen Poeſie noch Dichter ſein, und zwar beſſerer Dichter, als der Grad jener Entfernung zu erlauben ſcheint?[1]“ So wurde er alſo zur Rechtfertigung der „ſentimentaliſchen“ (modernen) Dichtung getrieben. Er wandte ſich aber von der poetiſchen Produktion um ſo lieber noch einmal zur proſaiſchen Darſtellung zurück, weil ihm die oben erwähnte erſchöpfende Anſtrengung beim Produziren einen Wechſel in der Arbeit wünſchenswerth machte.

Daß wir den Urſprung dieſes in der Aeſthetik epochemachenden Aufſatzes über die antike und moderne Dichtung, welchen wir im nächſten Kapitel erörtern werden, richtig angegeben haben, möge uns eine Aeußerung Goethe's bezeugen[2]. „Der Begriff von klaſſiſcher und romantiſcher Poeſie, der jetzt über die ganze Welt geht und ſo viel Streit und Spaltungen verurſacht, iſt urſprünglich von mir und Schiller ausgegangen. Ich hatte in der Poeſie die Maxime des objektiven Verfahrens und wollte nur dieſes gelten laſſen. Schiller aber, der ganz ſubjektiv wirkte, hielt ſeine Art für die rechte, und, um ſich gegen mich zu wehren, ſchrieb er den Aufſatz über naive und ſentimentaliſche Dichtung. Er bewies mir, daß ich ſelbſt, wider meinen Willen, romantiſch ſei, und meine Iphigenia, durch das Vorwalten der Empfindung, keineswegs ſo klaſſiſch und im antiken Sinne ſei, als man vielleicht glauben möchte. Die Schlegel ergriffen die Idee und trieben ſie weiter, ſo daß ſie ſich denn jetzt über die ganze Welt ausgedehnt hat und nun jedermann von Klaſſicismus und Romantismus redet, woran vor fünfzig Jahren niemand dachte.“ Und auf ähnliche Weiſe urtheilt Goethe in einem Aufſatze, welcher „Einwirkung der neuern Philoſophie“ überſchrieben iſt [1]. „Weil ich von meiner Seite hartnäckig und eigenſinnig die Vorzüge der griechiſchen Dichtungsart, der darauf gegründeten und herkömmlichen Poeſie nicht allein hervorhob, ſondern ſogar ausſchließlich dieſe Weiſe für die einzig rechte und wünſchenswerthe gelten ließ: ſo ward Schiller zu ſchärferem Nachdenken genöthigt, und eben dieſem Konflikt verdanken wir die Aufſätze über naive und ſentimentale Poeſie. Beide Dichtungsweiſen ſollten ſich bequemen, einander gegenüberſtehend ſich wechſelsweiſe gleichen Rang zu vergönnen. Er legte hierdurch den erſten Grund zur ganzen neuen Aeſthetik; denn helleniſch und romantiſch und was ſonſt noch für Synonymen mochten aufgefunden werden, laſſen ſich alle dorthin zurückführen, wo vom Uebergewicht reeller oder ideeller Behandlung zuerſt die Rede war.“

---

[1] Schiller's Briefwechſel mit Humboldt, S. [illegible].

[2] Eckermann's Geſpräche mit Goethe, Th. 2, S. [illegible] (2te Auflage).

---

[1] Goethe's Werke, Bd. 50, S. 54 f.

Viertes Kapitel.

Die Schrift über naive und ſentimentaliſche Dichtung, die Korreſpondenz mit Humboldt über dieſe Abhandlung, und die Skizze über den Gebrauch des Gemeinen und des Niedrigen in der Kunſt. — Nachträglich die Rezenſion über den Gartenkalender von 1795, und die Vorrede zum erſten Theile der Rechtsfälle nach Pitaval.

Bei der neuen Geiſtesrichtung, in welche Schiller bereits eingetreten war, und bei dem praktiſchen Zwecke, welcher ihm vorſchwebte, mußte er ſich in der Schrift über naive und ſentimentaliſche Dichtung mehr ins Weite ausbreiten, als in die Tiefe der Spekulation hinabſteigen. Es mußte ihm mehr um die Anwendung, um die Beurtheilung fremder poetiſcher Erzeugniſſe und um die Rechtfertigung ſeiner eigenen Dichtungsweiſe, als um die Ergründung des Weſens und Zweckes der Dichtkunſt zu thun ſein. So brachte er zur Abfaſſung eines lebevollen Gemäldes alle Bildung der Philoſophie mit, ohne den Leſer durch deren abſtrakte Formeln abzuſchrecken, wie er es zum Theil durch ſeine bisherigen Horenaufſätze gethan hatte[1]. Kein größerer Schiller'ſcher Aufſatz iſt ſo frei von der Kant'ſchen Schule, als dieſer; in keinem erſcheint uns der eigenthümliche Geiſt, die Seele ſeines Urhebers ſo geläutert, als hier.

---

[1] Schiller's Briefwechſel mit Humboldt, S. 117, 127 und 160.

Vom Zwecke der Poeſie wird in dieſer Schrift nur beiläufig geſprochen; wir wollen aber mit dieſem Zwecke oder Weſen der Dichtkunſt beginnen, weil die ganze Abhandlung dennoch von demſelben abhängt. Hierbei geht Schiller von der Deutung zweier Grundſätze aus, welche zwar an ſich völlig richtig ſeien, aber ſich einander aufzuheben ſchienen, weil ſie gewöhnlich nicht richtig verſtanden würden. Der erſte Grundſatz iſt, „daß uns die Dichtkunſt zur Erholung und zum Vergnügen diene;“ welcher Grundſatz dahin erklärt wird, daß die menſchliche Erholung in der Wiederherſtellung unſerer gewaltſam getrennten und vereinzelten Kräfte zu einem harmoniſchen Naturganzen beſtehe, und daß das zu erzielende Vergnügen auf der zurückgegebenen Fähigkeit beruhe, über alle unſere Kräfte mit gleicher Freiheit diſponiren zu können. Der zweite Grundſatz iſt der, „daß die Dichtkunſt zur moraliſchen Veredlung des Menſchen diene,“ welcher aber häufig eben ſo einſeitig auf die bloße moraliſche Natur des Menſchen bezogen werde, wie man ſich gemeinhin unter Erholung nur ein, mit gänzlicher Unthätigkeit verbundenes Spiel unſerer ſinnlichen Kräfte vorſtelle. Die Dichtkunſt, fährt dann Schiller fort, kann und darf aber die nothwendigen Bedingungen des Sinnlichen eben ſo wenig überſteigen, als unter der Würde der menſchlichen Natur zurückbleiben. Daher fällt dieſer zweite Grundſatz mit dem erſten zuſammen, wenn ſowohl der eine, als der andere richtig verſtanden wird.

So ſehen wir Schillern ſeine frühſten Ueberzeugungen über das Vergnügen und die ſittliche Bedeutung der Kunſt, wie er ſie zuerſt in den Aufſätzen über den Grund des Vergnügens an tragiſchen Gegenſtänden, und über die tragiſche Kunſt ausgeſprochen hatte, beibehalten; wir ſehen ihn aber dieſelben in gereinigter Geſtalt auf die Grundanſicht zurückführen, welche uns ſchon von der Abhandlung über Anmuth und Würde und von den Briefen über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen her wohlbekannt iſt. Die Schönheit, wiederholt er auch hier, iſt das Produkt der Zuſammenſtimmung zwiſchen dem Geiſt und den Sinnen[*], und in dieſer Harmonie muß ſowohl das Vergnügen, als die moraliſche Veredlung, welche uns die Dichtkunſt gewährt, enthalten ſein.

---

[*] Schiller's Werke in E. B., S. 1254. 2. a. (Oktavausg. B. 12, S. 306)

Aus dieſer Grundanſicht fließt dem Denker ein allgemeinerer Ausdruck für den Zweck und das Weſen der Dichtkunſt: „die Aufgabe der Poeſie iſt keine andere, als der Menſchheit (deren eigenthümliche Beſchaffenheit nach Schiller ja eben jene Vereinigung der ſinnlichen und geiſtigen Kräfte erfordert) ihren möglichſt vollſtändigen Ausdruck zu geben[1].“ Dieſe Formel iſt zwar viel zu unbeſtimmt und zu ſchwankend, als daß ſie zur Beſtimmung des Begriffes oder des Zweckes der Dichtkunſt von einem wiſſenſchaftlichen Gebrauche ſein könnte; man ſieht aber leicht ein, wie ſie aufs Genauſte mit der Hauptanſicht unſeres Philoſophen vom Weſen des Schönen ſowohl, als der Menſchheit zuſammenhängt.

Der menſchlichen Natur ihren vollſtändigen Ausdruck zu geben, bewegt ſich der Gedanke zu dem eigentlichen Problem dieſer Abhandlung weiter fort, iſt die Aufgabe jedes Dichters, aber dieſelbe wird auf doppelte Weiſe gelöſt. Entweder iſt jene ungetheilte Einheit, jenes vollendete Ganze der Menſchheit durch eine Gunſt der Natur urſprünglich ſchon in dem Dichter vorhanden; oder der Dichter ſucht jene durch die Kultur in ihm aufgehobene Harmonie zwiſchen Sinn und Vernunft auf moraliſchem Wege wieder herzuſtellen. Die aus dem Ganzen der menſchlichen Natur entſpringende Dichtung nennt Schiller die naive, die antike, die Naturdichtung; die durch eine moraliſche Idee vermittelte, heißt er die ſentimentaliſche, die moderne, die Idealdichtung.

Die Feſtſtellung dieſer Unterſcheidung und die Charakteriſirung beider Dichtungsweiſen iſt der Zweck und Hauptinhalt der ganzen Schrift.

Zur Begründung dieſes Unterſchiedes zieht der Verfaſſer ſeine ganze Anſicht über die Natur im Gegenſatz zur Kultur herbei, wie dieſe Anſicht allmählig aus der Grunddifferenz, in welcher er und ſeine ideale Welt von Anfang an zu dem wirklichen äußern Leben ſtand, durch Empfindung und Nachdenken klar in ſeinem Bewußtſein ſich ausgebildet hatte [1]. Er unterſcheidet aber die wahre, reine, ächt menſchliche Natur, wie ſie ſich bei den Griechen zeigt (und welche eben in einem ſchönen Gleichgewicht der vernünftigen und ſinnlichen Kräfte beſteht) und die rohe, oder, wie er ſie auch nennt, die wirkliche, die bloße Natur [2] von einander. Indem er nun jenen (helleniſchen) Naturzuſtand gleichſam als etwas Primitives annimmt, behauptet er, daß uns die Kultur von der Einfalt, Unſchuld und Nothwendigkeit der Natur abgeführt habe, und daß ſie uns zu eben derſelben mit Bewußtſein am Ende wieder zurückführen müſſe. Zuerſt ſei der Menſch eins geweſen, die Kunſt habe ihn getrennt und entzweit, durch das Ideal kehre er zur Einheit zurück.

---

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 1238. 1. c. (Oktavausg. B. 12, S. 233).

Ueberall aber, wo die Natur mit der Kunſt im Kontraſte ſtehe und ſie beſchäme, habe die Natur den Charakter des Naiven. Das Naive zeige ſich daher, theils wider Wiſſen und Willen der Perſon, theils mit völligem Bewußtſein derſelben, in großen und vielen Gebieten, bei Kindern, bei genialen Männern, bei großen Menſchen jeglicher Gattung, in Worten, in der Schreibart, in Bewegungen, in Handlungen, im Umgange; ja wir fänden ſogar ein Analogon dieſer naiven Denkart in der äußern Natur, zu deren ſtill ſchaffendem Leben, ruhigem Walten, innerer Nothwendigkeit, ewiger Einheit wir uns mit ſchmerzlichem Verlangen aus den Drangſalen der Kultur, wie vom fernen Auslande in die Heimath unſerer Kindheit, zurückſehnten. Nachdem Schiller das Naive in allen dieſen Sphären treffend geſchildert, und beſonders durch die Charakteriſirung dieſes moraliſchen Intereſſes an der äußern Natur, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, den feinen, zarten Fühlſinn ſeines Herzens auf eine bezaubernde Weiſe entwickelt, und nachdem er endlich nachgewieſen hat, warum nur die Neuern, und nicht die alten Griechen, dieſe innige Theilnahme an der Natur nehmen, geht er zu ſeinem Hauptgegenſtand über. Die ächt menſchliche, naive Natur kann nämlich auch in dem Dichter vorhanden und wirkſam ſein, und hierdurch entſtehet die naive Dichtung. Lebt dagegen der Dichter in einem ſich kultivirenden Zeitalter, und hat er ſchon an ſich ſelbſt den zerſtörenden Einfluß willkührlicher oder künſtlicher Formen erfahren oder doch mit ihm zu kämpfen gehabt, ſo kann er ſeine ſchöne Natur nur ſuchen; die vollendete Menſchheit iſt nicht mehr in ihm, ſondern ſchwebt ihm nur als eine Idee vor, welche er dichtend zu verwirklichen ſucht. So entſteht die ſentimentaliſche Dichtung.

---

[1] Vergleiche den fünften und ſechsten Brief über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen.

[2] Schiller's Werke in 1 Bd., S. 1251. 1. u. (Oktavausgabe B. 12, S. 292). S. 1191. 2. (Oktavausgabe B. 12, S. 19).

Der naive Dichter rührt uns durch Natur, durch ſinnliche Wahrheit, durch lebendige Gegenwart; der ſentimentaliſche entzückt uns durch Ideen. Das Subjekt des naiven Dichters geht gänzlich in ſeinem Objekte unter; der ſentimentaliſche läßt ſeine eigene Perſon mit ihren Empfindungen und Betrachtungen häufig in den darzuſtellenden Gegenſtand einfließen.

Der naive Dichter ahmt das Wirkliche nach, der ſentimentaliſche ſtellt uns Ideale dar. Hierdurch allein, alſo durch den verſchiedenen Geiſt und Stil, nicht durch den Abſtand der Zeiten, unterſcheiden ſich alte und moderne Dichter von einander.

Der naive Dichter iſt mächtig durch die Kunſt der Begrenzung, der ſentimentaliſche durch die Kunſt des Unendlichen. Jener beſitzt eine Ueberlegenheit in den Formen, und in dem, was ſinnlich darſtellbar, was körperlich iſt; dieſer hat einen Vorzug in dem, was man den Geiſt eines Werkes nennt, und in der Idealität. Jener folgt der einfachen Natur und der Empfindung, indem er als ungetheilte Einheit wirkt; er iſt ganz abhängig von der Erfahrung. Der ſentimentaliſche Dichter, in welchem die Einheit durch Abſtraktion aufgehoben iſt, reflektirt über den Eindruck, den die Gegenſtände auf ihn machen, und nur auf jene Reflexion iſt die Rührung gegründet, in die er ſelbſt verſetzt wird und uns verſetzt.

Die naive Dichtung, fährt der Verfaſſer fort, hat ihrem innern Weſen nach keine Arten unter ſich, weil der Dichter zu ſeinem Gegenſtande nur ein einziges Verhältniß haben kann, und ihr Eindruck immer fröhlich, immer rein, immer ruhig iſt. Die ſentimentaliſche Dichtung dagegen beruht auf einer Unterſcheidung des Wirklichen und Idealen, weßhalb das durch ſie erregte Gefühl immer gemiſcht und anſpannend iſt. Wegen dieſer Mehrheit der Principien und des Vorherrſchens einer oder der andern dieſer Empfindungen findet folgende Unterabtheilung ſtatt:

I. Naive Dichtung (Naturdichtung).
II. Sentimentaliſche Dichtung (Idealdichtung):
  1) ſatyriſch — wenn ſie ſich mit Abneigung mehr an dem Wirklichen hält;
    a) ernſthaft und mit Affekt ausgeführt — die ſtrafende Satyre; oder
    b) komiſch und mit Heiterkeit ausgeführt — die ſcherzhafte Satyre.
  2) elegiſch — wenn ſie ſich mit Wohlgefallen mehr an Ideale hält; entweder
    a) ſind die Natur und das Ideal ein Gegenſtand der Trauer: die Elegie in engerer Bedeutung; oder
    b) Natur und Ideal ſind ein Gegenſtand der Freude: Idylle in weiterer Bedeutung.

Satyre, Elegie und Idylle ſind demnach die Hauptgeſtalten der ſentimentaliſchen Dichtung, die aber, weil ſie von der äußern Form ganz abſehen, mit den gewöhnlichen, unter dieſen Benennungen bekannten Gedichtarten nichts, als die Empfindungsweiſe gemein haben.

Von der ſtrafenden Satyre verlangt der Aeſthetiker, daß ſie in's Erhabene übergehe, von der ſcherzhaften, daß ſie mit Schönheit behandelt werde, von beiden aber fordert er, daß die ſich in ihnen kund gebende Abneigung gegen das Wirkliche aus dem gegenüberſtehenden Ideal und nicht aus einem materiellen Intereſſe, nicht aus einem unbefriedigten oder gereizten ſinnlichen Bedürfniſſe entſpringe. Eben dieſelbe ideale Anforderung macht Schiller's hohe Seele an die Elegie, „die, erhaben über alles, was die Wirklichkeit aufſtellt, nur das Recht hat, über das Unendliche zu trauern.“ Der Inhalt der poetiſchen Klage muß immer ein innerer, idealiſcher Gegenſtand ſein oder in einen ſolchen umgeſchaffen werden, — in welcher

Reduktion des Beſchränkten auf ein Unendliches eigentlich die poetiſche Behandlung beſteht. Daher iſt die Elegie voll Kraft, Geiſt und Adel und die weinerliche Weichmüthigkeit und ſchmelzende Schwermuth iſt von ihr ausgeſchloſſen. Von der Idylle endlich bemerkt er, daß ihr bisher vor dem Anfange der Kultur, im einfachen Hirtenſtande, in dem kindlichen Alter der Menſchheit ihre Stelle angewieſen worden ſei; da ſie aber überall den Menſchen nur in einem Zuſtande des Friedens mit ſich ſelbſt und der Außenwelt darzuſtellen habe, welchem Zuſtand alle Kultur entgegenſtrebe, ſo fordert er außer jener naiven Hirtenidylle eine ſentimentaliſche Idylle, welche uns die Ideale darſtelle, die der Preis und das Ziel der Kultur ſeien. Der Begriff dieſer Idylle ſei die zur höchſten ſittlichen Würde hinaufgeläuterte menſchliche Natur, ſei das auf das wirkliche Leben angewandte Ideal der Schönheit; und ihr herrſchender Eindruck wäre die aus der Vollendung, aus dem Gleichgewicht und der Fülle aller Kräfte fließende Ruhe, welche von dem Gefühle eines unendlichen Vermögens begleitet ſein würde.

Die naive und ſentimentaliſche Dichtung können entarten, daher folgt auf dieſe Auseinanderſetzung ein Nachtrag über die Platitude und Ueberſpannung, die beiden Klippen jener Dichtungsweiſen. Hier hatte der Verfaſſer, wie er an Goethe ſchreibt, Luſt, eine kleine Haſenjagd in der Tages-Literatur anzuſtellen. Er unterſcheidet die überſpannte Darſtellung von dem überſpannten Gegenſtande, welchen er von der Dichtung nicht ausgeſchloſſen wiſſen will; und bemerkt, daß die erſte Abart das gemeine Vergnügen, die zweite ein einſeitiges Ideal der moraliſchen Veredlung als Zweck der Dichtkunſt anſehe. Zieht man aber ſowohl von dem naiven als dem ſentimentaliſchen Charakter alles Poetiſche ab, ſo bleibt dort der Realiſt, hier der Idealiſt übrig, von welcher Grundverſchiedenheit der menſchlichen Geiſtesform in einem in der Kultur begriffenen Jahrhundert zum Schluſſe des ganzen Aufſatzes eine höchſt durchdachte, tiefeindringende philoſophiſche Charakteriſtik gegeben wird.

Ueberblicken wir nun die ganze Schrift, von deren reichem Inhalte wir nur die Hauptgedanken andeuten konnten, ſo iſt leicht erſichtlich, daß dieſelbe nur aus mehrern, loſe zuſammengefügten Aufſätzen beſteht. Die Abhandlung wuchs dem Verfaſſer unter der Feder zu dieſer Ausdehnung an, die er anfangs gar nicht beabſichtigt hatte; ein Nachtrag entſprang aus dem andern. Urſprünglich war es ihm nur um das Naive, aber um das Naive in ſeinem ganzen Umfange zu thun, weßwegen dieſer erſte Theil auch ſo ſehr weit ausholt und nur durch einen ſcheinbar unverhältnißmäßig langen Umweg zu den naiven Dichtern gelangt. Leſen wir aber im eilften Stücke der Horen vom Jahre 1795 die Ueberſchrift: „Ueber das Naive“, ſo ändert ſich unſer Urtheil über die Oekonomie dieſes Theiles, und wir ſehen, daß der Philoſoph ſogleich ohne Einleitung mit dem, als ſeinem eigentlichen Thema, beginnt, was wir nach dem ſpätern einſchränkenden Titel („Ueber naive Dichtung“) zu urtheilen nur für eine, dem Hauptzwecke nicht angemeſſene Breite halten müſſen. Der erſte Abſchnitt[1] endigt in den Horen mit dem Satze: „Im nächſten Stücke einige Worte über die ſentimentaliſchen Dichter.“ Dieſe einigen Worte aber erweiterten ſich zu einer Abhandlung, welche die frühere an Umfang noch übertraf[2]. War doch der Denker jetzt erſt zu dem Gebiete gekommen, wo er für das eigene Haus, den eigenen Herd zu ſprechen hatte! Denn die ſentimentaliſche, d. h. ſeine Dichtungsweiſe, in ihr Recht einzuſetzen, war ja der eigentliche, ihrem Verfaſſer urſprünglich wohl ſelbſt verborgene Beweggrund zu dieſer ganzen Schrift. Wie hätte er über dieſes ſein eigentliches Ich mit flüchtigen Worten hinwegeilen können? Und auch über die Auswüchſe der naiven und ſentimentaliſchen Dichtung mußte jetzt noch von dem Schriftſteller geſprochen werden, in deſſen Natur es lag, nichts unerſchöpft zurückzulaſſen, zumal da ſich hier eine Gelegenheit zeigte, auch manchen unberufenen Dichtern der Zeit ihren Platz anzuweiſen; und aus jenem gründlichen Sinn entſprang endlich auch noch als zweiter Nachtrag die bedeutungsvolle Schlußerörterung über realiſtiſche und idealiſtiſche Charaktere[1].

---

[1] Er geht bis zu den Worten — „und ſein Anſehn gegen ihre Regeln zu behaupten“. Schiller's Werke in E. B., S. 1237. 2. m. (Oktavausg. B. 12, S. 230).

[2] Sie erſtreckt ſich bis Ebendaſ. S. 1250. 1. m. (Oktavausgabe B. 12, S. 286)

Dieß iſt die allmählige Entſtehung und Zuſammenſetzung der Schrift. Wie wir ſie jetzt vor uns haben, iſt ſie einem Pallaſte ähnlich, mit zwei Flügelgebäuden.

Keine ſeiner Abhandlungen, obgleich ſie alle Zweige ſeiner eigenthümlichſten Geſinnung und Denkweiſe ſind, hat Schiller ſo ganz, wie dieſe ſeine letzte, aus ſeinem innern und äußern Leben genommen und auf daſſelbe bezogen. Goethe iſt der zunächſt ihm vorſchwebende naive, er ſelbſt iſt der ſentimentaliſche Dichter; Goethe iſt der realiſtiſche, er ſelbſt iſt der idealiſtiſche Charakter[2]. Und da galt es denn, gegen das poetiſche Uebergewicht ſeines Freundes ſeinen eigenen zu vertheidigen, und — neben der eigenen ſittlichen Hoheit den moraliſchen Indiferentismus des Freundes zu Ehren zu bringen. Zu dieſem letzteren Zwecke ſucht der Mann weiten Geſichtes und großen Herzens mit einer gewiſſen Aengſtlichkeit, ja mit Mißtrauen und Unbilligkeit gegen ſeine eigene ideale Seelenſtimmung alles auf, was zu Gunſten einer edlern realiſtiſchen Betrachtung und Behandlung des Lebens geſagt werden kann; und um ſeine eigene poetiſche Exiſtenz zu retten, ſtellt er eine neue Theorie der Dichtkunſt auf.

---

[1] Dieſer dritte Abſchnitt beginnt in Schiller's Werken S. 1250. 1. m. (Oktavausgabe B. 12, S. 286) mit den Worten: „Ueber das Verhältniß beider Dichtungsarten" u. ſ. w. und ſteht im 12. Stücke der Horen vom Jahrgange 1795 mit dem Titel: „Beſchluß der Abhandlung über naive und ſentimentaliſche Dichter, mit einigen Bemerkungen, einen charakteriſtiſchen Unterſchied unter den Menſchen betreffend".

[2] Die Beziehung des Aufſatzes auf Goethe ſpricht ſich im Aufſatze ſelbſt und auch im Briefwechſel aus. Goethe gibt einer Theorie, die ihn ſo gut behandelt habe, ſeinen Beifall, geſteht aber, daß er ſich anfangs ſelbſt gegen Schiller's Meinung über die ſentimentaliſchen Dichter in einem polemiſchen Zuſtande befunden (125. Brief). Das was in der Schrift über die Naturalität und ihre Rechte beiläufig geſagt iſt, S. 1246 und folg. (Oktavausg. B. 12, S. 269 ff.) bezieht ſich auf die Goethe'ſchen Elegien (122. Brief am Ende). Zur Verfertigung des Aufſatzes forderte Schiller einen an Goethe zu Eröffnung einer äſthetiſchen Korreſpondenz geſchriebenen Brief (den 4. der Sammlung) zurück, aus dem er jetzt etwas zu machen denke (114. Brief). Goethe'n war es übrigens auch bei dieſer Abhandlung nur um das Praktiſche zu thun: „Das was ich von Ihren Ideen kenne, hat mir in dieſer letzten Zeit manchen Vortheil gebracht" (124. Brief). Nach dem realiſtiſchen Grundſatze: Wozu iſt die Sache gut? (Schiller's Werke S. 1253. 1. c. (Oktavausgabe B. 12, S. 323).

In jedem aufmerkſamen Leſer wird die Schrift unauslöſchliche Spuren zurücklaſſen, und wie durch ſie der Unterſchied zwiſchen antiker und moderner Dichtkunſt zuerſt begründet worden iſt, ſo möchte dieſer auch ſpäter nicht umfaſſender, ſcharfſinniger und tiefer erörtert worden ſein. Deſſenungeachtet bietet die Art und Weiſe, wie dieſe Grunddifferenz ermittelt und feſtgeſtellt iſt, manche wiſſenſchaftliche Blößen dar, die wir nicht überſehen dürfen, weil ſie zum Theil in die innerſte Denkweiſe Schiller's eingreifen.

Vorerſt ſcheinen die Ausdrücke naiv und ſentimentaliſch nicht paſſend gewählt. Die naive Dichtung wäre die mit der Kunſt kontraſtirende und dieſelbe beſchämende Dichtung, wodurch ihr wohl mehr eingeräumt wäre, als es Schiller's Abſicht ſein konnte. Die ſentimentaliſche Dichtung dagegen ſcheint, wenigſtens nach Yorick's sentimental journey zu urtheilen, nur eine Art der modernen, nämlich diejenige zu ſein, welche das Uebermaß der Empfindung durch die Einwirkungen der Reflexion wieder auflöſ't und ins Gleichgewicht bringt.

Doch es iſt vielleicht erlaubt, für neue Ideen alte Ausdrücke abweichend zu gebrauchen. Aber hat Schiller den Begriff, das Weſen der antiken Dichtkunſt durchweg richtig beſtimmt? — Iſt denn der naive Dichter nur Natur? Iſt er noch gar nicht in den Stand der Kunſt getreten? Iſt er von aller Kultur ausgeſchloſſen? Iſt jene ſinnliche Harmonie der Kräfte, die ſein Charakter ſein ſoll, gar noch nicht geſtört? und iſt ſie nur ſinnlich? Waltet nicht auch ſchon ein moraliſcher Trieb in dem naiven Dichter? Iſt die naive Dichtung nur eine Gunſt der Natur, an welcher die Reflexion gar keinen Antheil hat? Iſt wirklich in der Empfindung das ganze Werk des naiven Genies abſolvirt? Liegt wirklich hier nicht allein ſeine Stärke, ſondern auch ſeine Grenze?

Gewiß ſind alle dieſe Fragen in einer unſerm Schiller entgegengeſetzten Weiſe zu beantworten. Die ächte naive Dichtkunſt des frühſten Alterthums, die des Homer, ſetzt ſchon eine hohe Kultur voraus, nur eine ganz andere, als die unſrige iſt — und die Aſiaten entbehren dieſer vollkommenen Dichtung aus keinem andern Grunde, als weil ſie dieſer edlen intellektuellen Kultur nicht theilhaftig waren. Das Gleichmaß im Geiſtesleben der Griechen iſt die Blüthe eben dieſer Bildung, und eine reine, harmoniſche menſchliche Natur, wie ſie Schiller in dem naiven Dichter als wirklich vorausſetzt, kann ohne einen hohen Grad von Ausbildung gar nicht angenommen werden. Denn Schiller fordert ja für dieſelbe eine ſchöne Zuſammenſtimmung zwiſchen Empfindung und Denken, zwiſchen Empfänglichkeit und Selbſtthätigkeit, zwiſchen den Sinnen und der Vernunft; die Denkkraft, Selbſtthätigkeit und Vernunft aber werden doch allein durch Bildung geweckt und zur Reife gebracht, wenn man auch zugeben könnte, daß Gefühle und Empfindungen ſich ohne Kultur edel zu entwickeln im Stande wären. Die Zurückführung beider Dichtungsarten auf Natur und Kultur in ihrem ſchroffen Gegenſatz von einander möchte daher nicht zuzugeben ſein.

Es kommt dazu, daß die Schiller'ſche Lehre dem Alterthum ſeine meiſten Dichtwerke entreißt und zu modernen Gebilden macht. Weil er nämlich ſeine naive Dichtkunſt für den reinen Abdruck der harmoniſchen Einheit der Menſchennatur hält, muß er den Eindruck dieſer ungetheilten Dichtkunſt auf unſere Empfindung ebenfalls als ganz gleichmäßig beurtheilen. Einen ſolchen durchgängig gleichmäßigen, ungemiſchten, ganz aus einem Elemente beſtehenden Effekt, wie ihn Schiller angibt[1], macht aber offenbar faſt nur das homeriſche Epos und manches lyriſche Stück auf uns; die Tragödie, Komödie und die ſatyriſche Dichtung ſetzen eine zwiſchen dem Wirklichen und dem Idealen (dem ſein Sollenden) getheilte Vorſtellung und daher eine widerſtreitende Empfindung in der Seele des Dichters voraus und bringen eine entſprechende Empfindung in dem Leſer hervor. Schiller durfte ſich nur ſeiner eigenen Theorie vom Erhabenen erinnern, in welchem ſich ja ein Wehſein und ein Frohſein mit einander vereinigen, um von der Annahme zurückzukommen, daß der Eindruck der naiven Dichtung ganz aus Einem Element des Gefühls beſtehe, ſo daß wir nichts darin zu unterſcheiden vermöchten. Das Erhabene iſt bei dieſer äſthetiſchen Beſtimmung gar nicht berückſichtigt worden, denn dieſes widerſpricht der Vorausſetzung einer ganz reinen, gleichmäßigen Gemüthsverfaſſung der alten Dichter ganz. Ja die elegiſchen, tragiſchen und komiſchen Elemente, die dem alten Epos eingeſtreut ſind, beweiſen, daß nicht einmal des alten epiſchen Dichters Seele von der Wirklichkeit ganz erfüllt wurde, ſondern daß ſich ideale Triebe in ihm regten, daß er eine Sehnſucht nach etwas Höherm, Beſſerm in ſich nährte.

---

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 1239. f. m. (Oktavausg. B. 12, S. 237) und S. 1250. f. m. (Oktavausgabe B. 12, S. 257).

Damit hängt denn zuſammen, daß auch der alte Dichter nicht allein „eine möglichſt vollſtändige Nachahmung des Wirklichen“ darſtellen wollte, daß ſein Werk nicht mit der Empfindung abſolvirt, daß ſeine Poeſie nicht ganz auf die Erfahrung beſchränkt war. Achilleus und Odyſſeus ſind Ideale der Heroenzeit; und Sophokles idealiſirte eben ſowohl, als die plaſtiſchen Künſtler ſeiner Zeit. Man muß vielmehr behaupten, die ganze antike Dichtkunſt iſt ideal, nur ſind ihre Ideale meiſt nicht mehr die Ideale unſeres Geſchlechtes, unſerer Zeit.

Durch das Geſagte ſchon fällt die ganze Unterſcheidungsweiſe dieſer beiden Gattungen. Da aber Schiller alles das, was er über die naive Dichtung vorträgt, eigentlich nur wegen der Beſtimmungen über die ſentimentaliſche geſagt hat, ſo muß ſich unſere andeutende Beurtheilung jetzt auch zu dieſer wenden. Und hier haben wir einen großen Grundirrthum hervorzuheben, welcher auf Schiller's eigener Dichtungsweiſe beruht und aus ſeiner ganzen wiſſenſchaftlichen, äſthetiſchen und ſittlichen Perſönlichkeit entſprang, ein Irrthum, welcher ſo hervorragend und einflußreich iſt, daß alles, was mit Recht nicht nur an dieſer äſthetiſchen Theorie, ſondern, was bei weitem wichtiger iſt, auch an Schiller's eigenen Dichtungen getadelt werden kann, mit ihm zuſammenhängt, und daß alles nicht mit ihm Zuſammenhängende, was vielleicht ſonſt verfehlt ſein möchte, neben ihm kaum in Betracht komme.

Faßt man Alles zuſammen, was Schiller zur Charakteriſirung der ſentimentaliſchen Dichtung ſagt, ſo muß man behaupten, daß er deren Weſen in die Idee, in die Idealität ſetzte, was man gelten laſſen könnte, wenn er nur nicht das Individuelle dem Idealen entgegenſtellte. Denn jedes Kunſterzeugniß muß einen individuellen Charakter haben, und ein ſprachliches Produkt des Geiſtes, welchem alle Individualität fehlt, iſt gar kein Gedicht. „Die naiven Dichter, heißt es[1], rühren uns durch Natur, durch ſinnliche Wahrheit, durch lebendige Gegenwart; die ſentimentaliſchen rühren uns durch Ideen.“ Aber die ächte Poeſie führt uns auch ihre höchſten Ideale in konkreter, lebendiger Geſtalt vor die Seele. In jener Stelle iſt offenbar Form und Inhalt mit einander verwechſelt. Dem Inhalte nach mag die alte Dichtkunſt mehr real, die neue mehr ideal ſein, die Darſtellung iſt hier wie dort ſinnlich wahr und lebendig gegenwärtig. Denn, um es kurz zu ſagen, das Ideal ſelbſt iſt eine ſinnlich dargeſtellte Idee, die Dichtkunſt hat es aber nie mit abſtrakten Ideen, ſondern immer mit (konkreten) Idealen zu thun. Unſer Denker vindicirt dem alten Dichter die Kunſt der Begrenzung, und dem neuen die Kunſt des Unendlichen, und unterſcheidet demgemäß eine abſolute Darſtellung, d. h. eine ſolche, welche ihren Gegenſtand mit allen ſeinen Grenzen darſtellt, von einer Darſtellung des Abſoluten[2]. Dagegen iſt aber zu erinnern, daß der moderne Dichter das Unendliche oder Abſolute nur dadurch darſtellt, daß er es ebenfalls nach allen Seiten begrenzt. Die Form iſt in dieſer Beziehung ganz gleich, nur der Gegenſtand iſt verſchieden. An einer andern Stelle wird die Verwandlung des Realen in das Abſolute eine poetiſche Operation genannt; gewiß mit Unrecht. Denn ſchon ein ſittlich geſtimmtes Gemüth, ein erhabener Geiſt, welcher vielleicht nichts weniger, als poetiſch iſt, beſitzt die Fähigkeit, dieſe Metamorphoſe hervorzubringen. Wenn der Dichter ſich zur Idee erhoben hat, ſingt ſein eigenthümliches, ſein poetiſches Geſchäft, die Darſtellung dieſer Idee erſt an. Nimmermehr beſteht daher in der Reduktion des Beſchränkten auf ein Unendliches die eigentliche poetiſche Behandlung [1], ſondern ſie beſteht, gerade umgekehrt, in der Begrenzung deſſelben, in der Reduktion des Unendlichen auf ein Bild, eine Anſchauung. Dieſe Anſchauung darf aber nicht auf das Aeußerliche, das Körperliche beſchränkt werden, denn mit dieſem hat es die Dichtkunſt, beſonders die alte, welche nie Naturſchilderung iſt, gar nicht zu thun. Sondern unter der ſinnlichen, anſchaulichen Darſtellung der Poeſie iſt nur ein Vorführen des geiſtigen Menſchenlebens, des eigentlichen und einzigen Objektes aller Dichtkunſt, vor den innern Sinn zu verſtehen. Mit Unrecht ſchreibt daher Schiller dieſer Anſchauung eine körperliche Natur zu, und ſetzt ihr die geiſtige Anſchauung entgegen, welche dem modernen Dichter eigenthümlich ſei [2]. Die Anſicht aber, als ob ein Gedicht „den Begriff, den es bearbeite, rein und vollſtändig entweder bis zur Individualität herab oder bis zur Idee hinaufzuführen habe“ — iſt ganz falſch. Die Idee wird gar nicht anders vorgeſtellt, denn entweder als Begriff durch den Verſtand oder als Anſchauung durch die Einbildungskraft, alſo durch den Philoſophen oder durch den Künſtler. Darin zeigt ſich die Kraft des poetiſchen Genius, daß derſelbe uns auch das Ueberſinnliche in ſinnlicher Geſtalt vorzuführen im Stande iſt. Das Feld der poetiſchen Idealität liegt daher nicht, wie Schiller es vorausſetzt, außerhalb, ſondern es liegt innerhalb der Individualität, und wer uns als Dichter durch Ideen und hohe Geiſtigkeit gefallen will, muß uns (der Form nach) zugleich durch Natur, Individualität und lebendige Sinnlichkeit rühren. In allen dieſen und ähnlichen Stellen, die wir hier beſtreiten, vergleicht Schiller irrthümlich immer den poetiſchen Gehalt der neuern mit der poetiſchen Form der alten Dichter. Wenn aber die antike Dichtkunſt gar keine Ideen zum Inhalt hätte, wäre ſie eben ſo leer, als die moderne Dichtkunſt formlos ſein würde, wenn ihr die anſchauliche

---

[1] Schiller's Werke in Einem Bd., S. 1238, 1. Sp. (Octavausg. B. 18, S. 237).

[2] Ebendaſelbſt S. 1249. 1. c. (Octavausg. B. 18, S. 237).

---

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 1242. 2. e. (Oktavausg. B. 12, S. 257).

[2] Ebendaſ. S. 1243. 1. a. (Oktavausg. B. 12, S. 256 f.).

Geſtaltung abginge, indem kein Geiſteswerk durch eine begriffsmäßige Behandlung zu einem Kunſtwerk wird. Daher ſind auch die vielen Dichter, die Schiller zu Zeugen ſeiner Theorie aufruft, von Klopſtock bis zu Denis hinab durch alle Mittelſtufen hindurch, keine glaubwürdigen Gewährsmänner, weil denſelben allen mehr oder weniger das fehlt, was eigentlich den Dichter erſt ausmacht, nämlich die Darſtellung. Alle dieſe ſentimentaliſchen Dichter möchten den Richterſpruch der ſtrengen Kritik nicht aushalten. Schiller ſcheint dieſes ſelbſt gefühlt zu haben; wie hätte er ſonſt dem Ausſpruche, daß Haller, Kleiſt und Klopſtock ungeachtet ihres Mangels an lebendiger Geſtalt dennoch im Einzelnen uns durch naive Schönheit zu rühren wüßten, die Bemerkung beifügen können: ohne das würden ſie überhaupt keine Dichter ſein[1]. Alſo ohne die naive Schönheit, d. h. die Individualiſirung des poetiſchen Stoffes, gibt es keinen Dichter!

Unſer Aeſthetiker ſagt[2]: zwiſchen der Individualität und der Idealität müſſe man ein- für allemal eine Wahl treffen; denn beiden Forderungen zugleich Genüge leiſten zu wollen, ſei, ſo lange man nicht am Ziele der Vollkommenheit ſtehe, der ſicherſte Weg, beide zu verfehlen. Eine ſolche Vereinigung findet ſich aber unläugbar bei Goethe und Shakeſpeare. Von jenem behauptet Schiller ſelbſt[3], daß er im Werther, im Fauſt, in dem Taſſo und ſelbſt im Wilhelm Meiſter einen ſentimentaliſchen Stoff naiv behandelt habe. Shakeſpeare aber wird von ihm den naiven Dichtern beigezählt; gewiß auf eine einſeitige Weiſe! Denn Shakeſpeare ſowohl, als Goethe ſind der Form nach naive, dem Inhalte nach großentheils ſentimentaliſche Dichter. Zwar mag ihr idealer Gehalt nicht immer mit unſern Ideen übereinſtimmen und nicht der höchſte und reinſte ſein; aber auch in der Ideenwelt gibt es verſchiedene Gebiete und viele Abſtufungen.

Wenn daher Schiller von einer ſentimentaliſchen Behandlung ſpricht, ſo müſſen wir dieſe Weiſe als eigene Kunſtform verwerfen. Der Mangel der ächt poetiſchen Form läßt ſich nicht durch Geiſt, Ideenfälle, Gemüthstiefe und Seelenadel, welche Vorzüge alle dem Inhalt zukommen, nachholen; und die objektive Lebendigkeit, welche aus einem ganz individuell gezeichneten Gegenſtande hervorgeht, kann nicht durch die ſubjektive Lebendigkeit des Gefühls, welches der Dichter aus den Kräften ſeiner ſittlichen Natur in ſein Werk fließen läßt, vertreten werden. Durch alle poetiſche und proſaiſche Darſtellungen Schiller's geht ſtärker oder ſchwächer ein ſolcher ſittlich-rhetoriſcher Zug, welcher zwar lebhaft unſer Herz ergreift, aber unſerer Einbildung keine feſte Geſtalten vorführt.

---

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 1243, 1. m. (Octavausgabe B. 12, S. 265).

[2] Ebendaſelbſt S. 1249. 2. o. (Octavausg. B. 12, S. 294).

[3] Ebendaſelbſt S. 1245 (Octavausg. B. 12, S. 285 f.)

Bezeichnend für die Schiller'ſche Grundunterſcheidung iſt die von ihm angegebene Art und Weiſe, wie der eine und wie der andere Dichter bei der Ausübung ſeiner Kunſt verfahre. Der ſentimentaliſche Dichter reflektire über den Eindruck, den die Gegenſtände auf ihn machen, und nur auf dieſe Reflexion ſei die Rührung gegründet, in die er ſelbſt verſetzt werde und uns verſetze; er beziehe den Gegenſtand auf eine Idee und nur auf dieſer Beziehung beruhe ſeine dichteriſche Kraft. Der naive Dichter dagegen folge bloß (?) der einfachen Natur und unwillkührlicher Empfindung und beſchränke ſich bloß (?) auf Nachahmung der Wirklichkeit [1]. Die ſentimentaliſche Dichtung ſei die Geburt der Abgezogenheit und Stille, die naive das Kind des Lebens. — Aber geſetzt, es wäre vollkommen richtig, daß das naive Genie ganz von der Erfahrung abhängig ſei, das ſentimentaliſche dagegen dieſelbe nicht kenne, ſo ſieht man leicht ein, wie ein aus der bloßen Reflexion entſprungenes, nur aus dem Innern hervorgenommenes Gedicht nothwendig mehr ein allgemeiner Umriß, ein regelrechtes Schema, als eine lebendige, individuelle Geſtalt, als ein in allen ſeinen Theilen für die Einbildungskraft beſtimmtes und begrenztes Bild ſein könne. Und es iſt auch erſichtlich, daß eine ſolche unbeſtimmte Zeichnung bei aller Fülle und Herrlichkeit des Inhalts und bei der trefflichſten logiſchen und ſprachlichen Geſtaltung doch nie einen vollkommen harmoniſchen, ſondern einen immer „etwas ernſten und anſpannenden“ Eindruck hervorbringt, wie ſie mehr einen „lebendigen Trieb anregt, die Harmonie in uns zu erzeugen“ — das heißt, wie ſie (ſo ſetzen wir erklärend hinzu) mehr ſittlich, als äſthetiſch wirkt! Denn für eine wahrhaft äſthetiſche Stimmung können wir einzig und allein die halten, welche Schiller bloß der naiven Dichtung zuſchreibt. „Bei dem Genuſſe derſelben“, ſagt er ſehr ſchön, „fühlen wir alle Kräfte unſerer Menſchheit thätig, wir bedürfen nichts, wir ſind ein Ganzes in uns ſelbſt; ohne etwas in unſerm Gefühle zu unterſcheiden, freuen wir uns zugleich unſerer geiſtigen Thätigkeit und unſeres ſinnlichen Lebens.“ Dieß gilt aber von jeder ächten Dichtung! Bei aller Verſchiedenartigkeit des Gefühls (welche wir ſchon oben gegen Schiller in Schutz genommen haben) iſt der Geſammteindruck jeder wahren Dichtung immer beruhigend, immer heiter und rein, immer vollkommen befriedigend. Ein Gedicht, welches uns, wie es die ſentimentaliſche Dichtung überhaupt thun ſoll, für das wirkliche Leben immer einigermaßen verſtimmt, ſcheint keine rein äſthetiſche, ſondern eine vorherrſchend ſittliche Wirkung auf uns zu machen.

---

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 1239. l. u. (Oktavausgabe B. 12, S. 238).

Wir haben alſo Gründe genug, um die Schiller'ſchen Unterſcheidungsmerkmale größtentheils nicht gelten zu laſſen: die Unterſcheidung ſelbſt bleibt unangefochten. Nach unſern vielen Ausſtellungen aber können wir uns nicht enthalten, noch einmal auf das Lob des ſo ſtrenge beurtheilten Aufſatzes zurückzukommen. Hat doch der nur ein Recht zu loben, welcher triftig zu tadeln verſteht, ſo wie nur das des Tadels werth iſt, was gelobt werden kann. Die Schrift iſt die Frucht einer tiefen, wahren Anſchauung, und für die gerügten Fehlgriffe werden wir durch die Richtigkeit der Hauptſache und durch eine Fülle feiner Bemerkungen und trefflicher Anſichten reichlich entſchädigt. Ich kenne Niemanden, welcher den Unterſchied der alten und neuen Dichtkunſt ſo tief verfolgt, und den Geiſt beider ſo lebendig erfaßt hätte. Die Anſchauung und das Gefühl, die dem ganzen Aufſatz zu Grunde liegen, ſind ewig wahr, und man kann dem Verfaſſer meiſtens nur Mängel des Ausſpruches der Wahrheit nachweiſen, und ſelbſt dieſe Mängel erſcheinen wieder als nothwendig, wenn man ihren

Zuſammenhang mit Schiller's Syſtem und Perſönlichkeit erkannt hat. Wenn uns die Tiefe und Fülle ſeiner Anſchauungen entzücken, ſo müſſen wir die Folgerichtigkeit ſeiner gründlichen Forſchungen ſelbſt da noch achten, wo er die Offenbarungen ſeines Genius nicht ganz richtig auslegt. Wenn, wie in der vorliegenden Unterſuchung, die Grundüberzeugung richtig und lebendig iſt, ſo bricht die Wahrheit überall durch. Um alles Andere zu übergehen, erinnern wir nur noch an die kurzen Charakteriſtiken einzelner Dichter, beſonders des Homer, des Shakeſpeare, Klopſtock, Rouſſeau, Voltaire und anderer. In ſolchen Zeichnungen beſonders offenbaren ſich Schiller's großartige Anſichten, ſeine tiefen Blicke, ſein zarter Sinn und ſein helles Urtheil auf eine leuchtende Weiſe *.

---

* Daß Schiller übrigens die Unterſuchung in ihrem Hauptpunkte nicht für geſchloſſen anſah, erklärte er auch durch folgende höchſt merkwürdige Anmerkung in dem 12. Stücke der Horen vom Jahre 1795, S. 7. u. f., welche ſpäter unterdrückt wurde: „Individualität mit einem Worte iſt der Charakter der Alten, und Idealität die Stärke der Modernen. Es iſt alſo natürlich, daß in allem, was zur unmittelbaren ſinnlichen Anſchauung gelangen und als Individuum wirken muß, der erſte über den zweiten den Sieg davon tragen wird. Eben ſo natürlich iſt es auf der andern Seite, daß da, wo es auf geiſtige Anſchauungen ankommt und die Sinnenwelt überſchritten werden ſoll und darf, der erſte nothwendig durch die Materie leiden, und eben, weil er ſich ſtreng an dieſe bindet, hinter dem andern, der ſich davon freiſpricht, wird zurückbleiben müſſen."

„Nun entſteht natürlicher Weiſe die Frage (die wichtigſte, die überhaupt in einer Philoſophie der Kunſt kann aufgeworfen werden), ob und in wie fern in demſelben Kunſtwerke Individualität und Idealität zu vereinigen ſei — ob ſich alſo (welches auf eins hinausläuft) eine Koalition des alten Dichtercharakters mit dem modernen gedenken laſſe, welche, wenn ſie wirklich ſtattfände, als der höchſte Gipfel aller Kunſt zu betrachten ſein würde. Sachverſtändige behaupten, daß dieſes in Rückſicht auf bildende Kunſt, von den Antiken gewiſſermaßen geleiſtet ſei, indem hier wirklich das Individuum ideal ſei und das Ideal in einem Individuum erſcheine. So viel iſt indeſſen gewiß, daß in der Poeſie dieſer Gipfel noch keineswegs erreicht iſt; denn hier fehlt noch ſehr viel daran, daß das vollkommenſte Werk der Form nach es auch dem Inhalte nach ſei, daß es nicht bloß ein wahres und ſchönes Ganze, ſondern auch das möglichſt reichſte Ganze ſei. Es ſei dieſes aber nun erreichbar und erreicht oder nicht, ſo iſt es wenigſtens die Aufgabe auch in der Dichtkunſt, das Ideale zu individualiſiren und das Individuelle zu idealiſiren. Der moderne Dichter muß ſich dieſe Aufgabe machen, wenn er ſich überall nur ein höchſtes und letztes Ziel ſeines Strebens gedenken ſoll. Denn

Schiller's und Humboldt's Briefwechſel gibt uns über die Schrift, welche wir nun dargelegt und beurtheilt haben, einige weitere Nachrichten und Erörterungen, welche wir hier noch zuſammenſtellen wollen, um unſer Gemälde zu ergänzen und zu vollenden.

Die frühern Aufſätze unſeres Kunſtphiloſophen, namentlich ſeine äſthetiſchen Briefe, hatten wegen ihrer ſtreng wiſſenſchaftlichen Form nicht den erwünſchten Eingang gefunden. Auch zum Theil deßwegen entſchloß er ſich, dieſe Schrift mit mehr Gefälligkeit und Ausführlichkeit zu behandeln. Den zweiten Theil des Aufſatzes über die ſentimentaliſchen Dichter nennt Schiller hier[1] den Pendant zu dem Aufſatze über das Naive. Den Beſchluß dieſes zweiten Theiles aber auszuarbeiten, fing, wie er ſich beklagt, ihm an, zu entleiden[2]. „Ich verliere“, ſagt er hierbei, „immer gegen das Ende die Geduld, wenn ich unterbrochen und von einer äußern Nothwendigkeit geſcheucht (wie hier für die Horen) habe arbeiten müſſen.“ Eine Bemerkung, die wir ſchon früher in Bezug auf den letzten Theil der äſthetiſchen Briefe zu machen hatten. — An einer andern Stelle gereut es ihn nicht, wie er verſichert, auch in den erſten Aufſatz über das Naive mehr Beiſpiele eingeſtreut zu haben; er habe damals die Länge und Ausführlichkeit des zweiten Theiles noch nicht abgeſehen. Dieſe Arbeit, ſagt er dann[3], iſt mir viel näher liegend, als manche andere; ſie ſcheint mir in einem höhern Grade mein zu ſein, ſowohl des Gedankens wegen, als wegen ihrer Anwendung auf mich ſelbſt. Endlich deutet er auch an[4], daß das,

da er einerſeits durch das Ideenvermögen über die Wirklichkeit hinausgetrieben, andererſeits aber durch den Darſtellungstrieb beſtändig wieder zu derſelben zurückgenöthigt wird, ſo geräth er in Zwieſpalt mit ſich ſelbſt, der nicht anders, als dadurch, daß er eine Darſtellbarkeit des Ideals regulativ annimmt, beizulegen iſt.“ — Man braucht aus dieſen Worten nur wenige Folgerungen zu ziehen, um alles das, was wir eben gegen die angebliche ſentimentaliſche Behandlung und für die Nothwendigkeit einer individuellen Geſtaltung des poetiſchen Stoffes geſagt haben, beſtätigt zu finden.

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Humboldt, S. 291.
[2] Ebendaſelbſt S. 300.
[3] Ebendaſelbſt S. 374.
[4] Ebendaſelbſt S. 411.

was er gegen das Ende ſeines Aufſatzes über den Realismus und Idealismus vorträgt, ebenfalls in Beziehung auf ihn ſelbſt ſtehe. „Da ich ein Idealiſt bin, ſo mußte ich mich ſehr objektiv machen, um ein entſcheidendes Urtheil in dieſer Sache zu haben; aber ich bin überzeugt, daß mir in dieſem Punkte keine Menſchlichkeit begegnet iſt. Goethe, ein ganz verhärteter Realiſt, hat mir folgen können, und mich auch gefaßt." Und an einer andern Stelle [1] erklärt er, er habe durch dieſen letzten Theil der Abhandlung auch auf Andere wirken und gewiſſen Leuten zeigen wollen, daß er ſich, wenn es darauf ankomme, auch aus ſeiner eigenen Species heraus in einen höhern Standpunkt verſetzen könne. „Es lag mir daran", ſagt er, „dieſen Leuten zu zeigen, daß, wenn ihre Art mir auch unterſagt, ſie doch nicht fremd für mich iſt, und daß ich einen nothwendigen und unwillkührlichen Effekt meiner Natur, durch die Reflexion, die ich darüber angeſtellt, gewiſſermaßen in meine Wahl verwandelt habe. Und zwar iſt dieſes ein Vortheil, den nur der Idealiſt hat, denn der Realiſt kann gegen den Idealiſten niemals gerecht ſein, weil er ihn niemals begreifen kann." — Schiller iſt auch in ſeinem Urtheil über den Realiſten ſo billig, daß er beinahe ungerecht gegen ſich ſelber wird. Unter den „gewiſſen Leuten" iſt Goethe gemeint.

Alle dieſe Aeußerungen beſtätigen unſere oben gegebene Charakteriſtik der Abhandlung, und wir würden ſie kaum referirt haben, wenn ſie uns nicht auf eine Vertheidigung führten, welche Schiller für einen der wichtigſten Punkte der Abhandlung übernahm. Humboldt nämlich macht bei aller Anerkennung des Werthes des Aufſatzes dennoch Einen Einwurf; er behauptet nämlich gegen die Schiller'ſche Theorie, daß die naiven Dichter ſchon immer (dem Inhalte nach) in ziemlich hohem Grade ſentimentaliſch, und daß die ſentimentaliſchen immer in gewiſſem Sinne (der Form nach) auch naiv ſeien. Auch Homer z. B. ſtelle ein Unendliches, ein Ideales dar; und der ſentimentaliſche Dichter ſei in ſo fern naiv, als er ſeine Idee individualiſiren müſſe.

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Humboldt. S. 412.

Es iſt dieß dieſelbe Einwendung, die auch wir oben vorbrachten: Beide Dichtungen ſind hiernach objektiv betrachtet nicht der Art, ſondern nur dem Grade und der Zeit nach unterſchieden. Die eine iſt die frühere, die andere die ſpätere; die eine iſt eine untere Stufe, die andere der Gipfel.

Und was wendet Schiller dagegen ein? Er meint, ſein Freund lege den Gattungsbegriff der Poeſie, der allerdings Individualität und Idealität vereinigt fordere, zu ſehr ſchon in die Arten. Er (Schiller) dagegen habe gerade den Artcharakter ſtrenge unterſcheiden wollen; die naive Poeſie habe einen begrenztern Gehalt, die ſentimentaliſche eine weniger vollkommene Form; eine ſentimentaliſche aber, die ſich auch in der Form vollendet habe, ſei nicht mehr eine ſentimentaliſche, ſondern eine idealiſche Dichtung. Freilich ſeien ſchon die alten Bildſäulen ideal, aber ſinnlich ideal, was er ſehr von dem abſoluten Ideal unterſcheide, wornach der ſentimentaliſche Dichter ſtrebe; auch ſeien die plaſtiſchen Ideale mehr formal, als material, die ſentimentaliſche Dichtung dagegen ſei dem Gehalt nach ideal, unendlich. Daher könne die bildende Kunſt nicht zum Einwand gegen die Behauptung gebraucht werden, daß die alte Kunſt dem Inhalte nach nicht ideal ſei.

Aber Schiller vertheidigt hier eine unhaltbare Sache mit unzulänglichen Waffen. Wenn die alte Poeſie nur weniger Gehalt, die neue nur eine weniger vollendete Form hat, ſo iſt hiermit ſchon das Bekenntniß abgelegt, daß beide Dichtungen nicht als zwei einander ausſchließende Arten neben einander ſtehen, ſondern daß zwiſchen beiden nur eine Gradverſchiedenheit ſtattfindet. Wo nur von einem Mehr und Weniger die Rede iſt, da iſt gar keine ſtrenge Unterſcheidung möglich. Dieſes hat auch der Verfaſſer wohl gefühlt, als er die Abhandlung ſelbſt ſchrieb, denn deßwegen nennt er in derſelben die alte und neue Poeſie nie Dichtungsarten, ſondern nur Dichtungen, d. h. verſchiedene Weiſen der Dichtung. So wenig als der antiken Poeſie kann daher den Werken der plaſtiſchen Kunſt der Alten eine hohe Idealität des Gehalts abgeſprochen werden. Was wäre auch ein bloß ſinnliches Ideal? eine bloſe ideale Form ohne allen entſprechenden Gehalt? Könnte Schiller nach ſeiner eigenen Theorie einen ſolchen Gegenſtand wirklich ſchön oder erhaben nennen? Eine bloß ſinnliche Form hätte nur den Schein der Schönheit. Wie nur das ſchön iſt, was erſcheint (eine Form hat), ſo kann nur die Idee, die Seele, der Geiſt, das Unendliche oder ein Analogon hiervon die Erſcheinung ſchön und erhaben machen. Hat alſo jede wahre Dichtung einen idealen Gehalt, ſo bleibt nur die Frage übrig: Wie groß und wie beſchaffen iſt dieſer Ideengehalt ſowohl bei der alten, als bei der neuen Dichtkunſt? —

Die Behauptung aber, daß wenn die neuere Poeſie auch der Form nach vollendet wäre, wie ſie es dem Inhalte nach iſt, ſie nicht mehr den Namen der ſentimentaliſchen, ſondern der idealiſchen Dichtkunſt führen würde, beruht auf einer Spitzfindigkeit. Denn durchaus vollendet iſt kein Werk des Dichtergenies [1]; eine idealiſche Dichtung iſt eine bloße regulative Norm für das poetiſche Genie, aber nichts Wirkliches. Wenn wir von einem vollendeten Kunſtwerk ſprechen, ſo brauchen wir dieſen Ausdruck nicht in ſeiner ganzen Strenge. Aber dieſe relative Vollendung eines Gedichts beruht nach Schiller's eigener, oft wiederholter Lehre nicht im Gehalt, ſondern in der Form. Wie konnte er ſich ſo untreu werden, von einer Dichtkunſt zu reden, die bloß durch die Tiefe und die Fülle ihres Gehalts, bei allen Mängeln ihrer Form, der Trefflichkeit der alten Poeſie das Gegengewicht halten ſollte?

Nach ſeiner eigenen Theorie konnte, ſtrenge genommen, bei Produkten einer ſolchen Dichtung, von Schönheit gar nicht die Rede mehr ſein.

Von dieſer künſtleriſchen Form ſpricht Schiller an ſo vielen Orten, daß es ſich wohl der Mühe lohnt, zu fragen, was darunter zu verſtehen ſei. „Der letzte Grund“, ſagt er [2], „auf den ſich alle Regeln für eine beſtimmte Dichtungsart beziehen, heißt der Zweck dieſer Dichtungsart; die Verbindung der Mittel, wodurch eine Dichtungsart ihren Zweck erreicht, heißt ihre Form.“ — Dieſe Erklärung iſt aber theils zu unbeſtimmt, theils bezieht ſie ſich nur auf die Dichtungsarten, nicht auf die Dichtkunſt überhaupt; wir müſſen daher weiter fragen: Durch welche Mittel erreicht denn nun aber nicht eine beſondere Dichtungsart, ſondern die Poeſie überhaupt ihren Zweck? Wie behandelt das Genie ſeinen Stoff, um zu ſeinem Ziel zu gelangen? —

---

[1] Dieß ſagt auch Humboldt a. a. O. S. 390, und Schiller ſelbſt meinte (17[illegible]), ein Produkt aus dem Reiche des Schönen könne kein ganz vollendetes Ganze ſein. S. Theil 2, S. 116.

[2] In der Abhandlung über die tragiſche Kunſt, S. 1180. 2 (Octavausgabe B. 11, S. 567).

Nennen wir den Zweck der Kunſt im Allgemeinen Belebung unſerer geiſtigen Thätigkeiten durch unſer Anſchauungsvermögen, ſo zerſpaltet ſich dieſer Zweck ſelbſt in zwei Unterarten, der Weg zu dieſem Ziele bleibt aber immer einer und derſelbe. Die bloß unterhaltende Kunſt nämlich beſchränkt ſich auf die Anregung unſeres inneren Gedanken- und Affektenſpieles und das hiermit nothwendig verbundene Vergnügen; die ernſtere, höhere Kunſt erweckt vorzugsweiſe unſere idealen und ſittlichen Geiſteskräfte, und ſucht uns ſpielend und auf eine heitere Weiſe zu veredeln, zu reinigen und zu erheben. In beiden Fällen aber wird das höhere oder niedrigere Ziel durch das Anſchauungsvermögen erreicht, welches letztere entweder Sinnlichkeit oder Einbildungskraft iſt, je nachdem es ſich auf äußere, gegenwärtige, oder auf abweſende und innere Gegenſtände bezieht. Die plaſtiſchen Künſte und die Muſik wirken durch die äußern Sinne, die Dichtkunſt wirkt durch die Einbildungskraft. Alle Werke der ſchönen Kunſt aber müſſen eine anſchauliche Geſtalt haben.

Bei den Werken der plaſtiſchen Kunſt iſt die Anſchaulichkeit ſchon durch den Stoff geboten und auch die Muſik iſt von ſelbſt ſinnlich; bei der Poeſie dagegen iſt die Anſchaulichkeit erſt die Wirkung des Genies, denn das Material der Dichtkunſt, die Sprache, beſitzt die hier geforderte Anſchaulichkeit keineswegs ſchon durch ſich ſelbſt, und es iſt auch ſchwieriger, der Einbildungskraft, als den äuſſeren Sinnen ein anſchauliches Bild vorzuführen. Was ſich daher bei allen andern Künſten von ſelbſt ergibt, iſt bei der Dichtkunſt einzig das Werk des bildenden Genius. Der Dichter ſoll ein Bild menſchlicher Handlungen, Leidenſchaften, Charaktere und Schickſale durch die Sprache darſtellen. Dieß iſt ſein alleiniges Geſchäft; denn alle Naturdichtung, welche Schiller in der Matthiſon'ſchen Recenſion ſo hoch ſtellt, iſt dem Poeten nur dann geſtattet, wenn er die äußere Natur zum Subſtrat ſeiner innern Empfindungen zu machen verſteht, um welche letztere es ihm eigentlich bei allen ſolchen landſchaftlichen Gemälden zu thun ſein muß [1].

Welches iſt nun die der Poeſie eigenthümliche Form? Es iſt keine andere, als die anſchauliche Darſtellung des Menſchlichen durch die Sprache. Nur was ein anſchauliches Bild für die Einbildungskraft iſt, kann ein Gedicht genannt werden. Dieß iſt die eigenthümliche und weſentliche Geſtalt jedes poetiſchen Kunſtproduktes, und heißt deßwegen die äſthetiſche Form. Von dieſer iſt die logiſche Form oder die Verſtandesform, welche manche Kritiker allein kennen, gänzlich zu unterſcheiden. Da nämlich die logiſchen Geſetze ganz allgemein ſind, ſo iſt ihnen mehr oder weniger auch jedes Kunſtprodukt unterworfen. Mehr oder weniger: denn die logiſche Form wird von der äſthetiſchen nothwendiger Weiſe vielfach beſchränkt und motivirt werden, ſo daß manches Gedicht, welches von logiſcher Seite ſehr mangelhaft und oft fehlerhaft iſt, doch durch ſeine äſthetiſche Form höchſt bedeutſam ſein kann. Das Aeſthetiſche und Logiſche ſind ſich nämlich entgegengeſetzt, wie das Intuitive und Discurſive, oder wie Anſchauen und Denken; und wenn daher die logiſche Form die äſthetiſche beeinträchtigen würde oder wenn die Gattung eines Gedichts oder die Beſchaffenheit einer Stelle es erfordert, daß die Einbildungskraft überwiege oder allein herrſche, ſo müſſen die Anſprüche der Verſtandesform herabgeſetzt oder aufgegeben werden. Wo dieſes unnöthiger Weiſe, aus bloßer Laune des Dichters geſchieht, wird das Gedicht nur fehlerhaft; wo aber die anſchauliche Form mangelt, kann von gar keinem Kunſtwerk mehr die Rede ſein. Durch die logiſche Form wird ein poetiſches Kunſtwerk regelmäßig, zuſammenhängend, wohlgeordnet, in einander greifend, gut angelegt, einheitlich; durch die äſthetiſche Form iſt es lebendig, mannigfaltig, reich, ſinnlich, leicht, frei, anmuthig — kurz, ſchön und erhaben. Die logiſche Form läßt ſich leicht in beſtimmten Begriffen angeben, die äſthetiſche Form eines Werkes wird leichter aufgefaßt und gefühlt, als ausdrücklich nachgewieſen. Daher muß ſich die Kritik häufig mit Andeutungen begnügen und die ächte Beurtheilung eines Kunſtwerkes iſt ein zweites Kunſtwerk. Sie zieht nämlich ein größeres Gemälde in ein kürzeres zuſammen und erhebt höchſtens ein individuelles Bild zu einem mehr allgemeinen, wogegen die rohe Kritik von nichts, als von dem Inhalte und der logiſchen Form eines Kunſtwerkes zu reden weiß. Der einſeitige Geſchmack ſchätzt an einem Kunſtwerk allein oder vorzüglich ſeine Verſtandesform; das wahrhaft gebildete Urtheil richtet zuoberſt immer nach der äſthetiſchen Geſtaltung.

---

[1] Siehe Theil 2, S. 301 f.

Wir haben eben das Einheitliche und Zuſammenhängende eines Kunſtwerkes der logiſchen Form zugeſchrieben; denn die durchgängige Verknüpfung des gleichartigen Mannigfaltigen zu einer Einheit iſt unſtreitig ein Werk des ordnenden, auswählenden Verſtandes, nicht des darſtellenden Genies. Es iſt aber wohl zu beachten, daß ein jedes Gedicht ſchon durch ſeine äſthetiſche Form ein Ganzes, eine Einheit nicht für den Verſtand, ſondern für die Einbildungskraft iſt, ſo daß die äſthetiſche Geſtaltung die oft verabſäumte logiſche Form aus ſich ſelbſt zu erſetzen im Stande iſt. Eine nur anſchauliche Einheit tritt hierdurch an die Stelle einer Einheit des Begriffs. Dieſen wichtigen Unterſchied erkennen in der Anwendung auch Schiller und von Humboldt an. Jener ſagt nämlich von den dramatiſchen Poeſien Klopſtock's[1]: „Für den Verſtand iſt alles trefflich beſtimmt und begrenzt (ich will nur an ſeinen Judas, ſeinen Pilatus, ſeinen Philo, ſeinen Salomo, im Trauerſpiel dieſes Namens, erinnern), aber es iſt viel zu formlos für die Einbildungskraft." Schiller unterſcheidet alſo offenbar die wohlüberdachte Anordnung des Verſtandes von der intuitiven Einheit, welche frei und von ſelbſt aus der Kraft des darſtellenden Genies hervorgeht und ſchon mit jedem äſthetiſchen Bilde gegeben iſt. Noch beſtimmter unterſcheidet von Humboldt dieſe Einheit der Phantaſie, die er den Griechen, von der Einheit des Gedankens, welche er den

---

[1] Schiller's Werke in 1 Bd., S. 1244 2. c. (Oktavausg. B. 12, S. 261).

Neuern zuſchreibt [1]: „Bei den Griechen war es Einheit des Bildes und der Natur, bei uns des Gedankens. Sie rechneten zum Ganzen, was die Natur gewöhnlich an einander reiht, was die Phantaſie auf einmal bequem umfaßt. Wir ſcheiden ab, was mit dem Hauptbegriff nicht ſtreng zuſammenhängt.“ Die Anwendung dieſes Unterſchieds iſt wohl nicht durchzuführen, denn die griechiſchen Meiſterwerke vereinigen beiderlei Einheiten mit einander in ſich; die Unterſcheidung ſelbſt aber iſt die unſrige.

Um unſere Darſtellung zu erſchöpfen, fügen wir der zwiefachen Form, von der wir bisher redeten, noch eine dritte bei. Da ſich nämlich die Dichtkunſt nicht unmittelbar, ſondern durch das Medium des Ohres an die Einbildungskraft wendet, die Töne aber, die das Ohr vernimmt, mit dem zu erweckenden Spiele unſerer Affekten und Vorſtellungen in ſehr naher Verbindung ſtehen, ſo muß der Dichter auch den Sprachſtoff ſeinem Zwecke gemäß geſtalten, wie er dem durch die Sprache darzuſtellenden Gegenſtand eine Form gibt. Wir nennen jene äußere Geſtaltung des Sprachſtoffes überhaupt die phonetiſche Form einer Dichtung, und ſtellen dieſer die innere Form des Gegenſtandes ſelbſt an die Seite, welche wir in die äſthetiſche und logiſche Form getheilt haben. Die phonetiſche Form iſt einleitend und vorbereitend, die logiſche iſt abrundend und vollendend, die äſthetiſche allein iſt entſcheidend.

Wollten wir nach dieſen Beſtimmungen ein Urtheil über die Form der Dichtung verſchiedener Völker oder einzelner Schriftſteller verſuchen, ſo könnten wir uns im Allgemeinen deutlich und beſtimmt genug erklären. Bei den Griechen finden wir eine ſich in jeglicher Beziehung der Vollendung nähernde Form: ihre Meiſterwerke vereinigen einen wundervollen Rhythmus der Sprache, klare Ruhe und maßhaltende Beſonnenheit des Verſtandes und ſinnliche Kraft der Darſtellung mit einander. Bei den Römern überwiegt die kunſtvolle Verſtandesform die ächtpoetiſche Geſtaltung, und die altfranzöſiſche Schule iſt ganz Regel. In Shakeſpeare's Wunderwelt vergißt man es gerne, daß ſie nicht nach

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Humboldt, S. 289.

Verſtandesbegriffen erſchaffen iſt; Goethe aber ſteht in jeder Beziehung den Griechen ſo nahe, als ein moderner Dichter ihnen ſtehen kann.

Schon der einzige Goethe, welcher beide Vorzüge, die Schiller zu Unterſcheidungsmerkmalen beider Gattungen macht, mit einander in ſich vereinigt, hätte Schiller davon abbringen müſſen, den ſentimentaliſchen Dichtern die vollendete äſthetiſche Form abzuſprechen. Es kommt aber noch dazu, daß die Meiſter der modernen Poeſie das geiſtige Menſchenleben weit individueller ausgeprägt darſtellen, als ſelbſt die alten Griechen, daß alſo gerade in der poetiſchen Form die Werke unſerer größten Dichter einen entſchiedenen Vorzug vor denen des Alterthums haben. Die neuere Charakteriſtik der verborgenſten geiſtigen Zuſtände und Thätigkeiten, dieſe Manifeſtation der ganzen Seelenwelt, wiegt ſchon durch ihre ganz individuelle, ſeelenvolle, lebendige Form, auch von ihrem reichern und tiefern Gehalt ganz abgeſehen, die ſich mehr an den Aeußerungen des Menſchenlebens und in allgemeinen Umriſſen der Darſtellung haltende antike Dichtung auf, und gegen dieſen Vorzug wird man die verſtändige Haltung und die ruhige, klare Beſonnenheit, die man dieſer letztern in höherm Grade zuſchreiben möchte, nicht in Betracht ziehen. Das was ſchon der richtig disciplinirte Verſtand ausrichten kann, gilt nichts oder wenig gegen das Werk des mit einer tiefern Weltanſicht verbundenen poetiſchen Genies. —

Wenn wir oben die äſthetiſche Schrift über naive und ſentimentaliſche Dichtung die letzte von Schiller geſchriebene genannt haben, ſo betrachteten wir die Gedanken über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunſt (die zuerſt im Jahre 1802 in dem vierten Theile der Sammlung kleiner proſaiſcher Schriften des Verfaſſers erſchienen) nur als eine Beilage jener größern Abhandlung. Auch hier hat es der Dichter mit der poetiſchen Darſtellung zu thun und führt weiter aus, was er dort nur angedeutet hatte.

Das Naive, hatte er in jener Theorie der Poeſie gelehrt, könne ſich zum Gemeinen, das Sentimentaliſche zum Ueberſpannten verirren; und dem hatte er beigefügt, daß nur eine überſpannte Darſtellung, nicht aber die Darſtellung überſpannter menſchlicher Zuſtände und Aeußerungen, denen immer Wahrheit und Natur zu Grunde liege, in der Poeſie zu verwerfen ſei.

Hieran knüpfen ſich dieſe Bemerkungen über den poetiſchen Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen. Denn es iſt billig auch von dieſem Gegenſtande zu ſprechen, der in der genannten Unterſuchung ſeine Erledigung nicht gefunden hatte [1], da doch deſſen Korrelat, das Ueberſpannte, hinlänglich erörtert worden war.

Gemein heißt Schiller alles, was nicht zum Geiſte ſpricht und kein anderes, als ein ſinnliches Intereſſe hat; es iſt dem Edeln entgegengeſetzt. Das Niedrige zeigt dagegen auch etwas Poſitives, nämlich Rohheit des Gefühls, ſchlechte Sitten und verächtliche Geſinnungen an; das Niedrige ſteht alſo dem Edeln und Anſtändigen zugleich entgegen [2]. Nun erörtert Schiller das Gemeine und Niedrige ſowohl des Stoffes, als der Behandlung, er weiß aber an dieſe alte Unterſcheidung neue Bemerkungen, Ausführungen und treffende Belege zu knüpfen, ſo daß auch dieſe äſthetiſche Skizze ihr Intereſſantes hat. Die gemeine und niedrige Behandlung wird natürlich eben ſo gut, wie in der Abhandlung über die naive und ſentimentaliſche Dichtung die überſpannte Behandlung, verworfen, und es bleiben der Kunſt nur die gemeinen und niedrigen Stoffe. Dieſe ſind in der Kunſt erlaubt, wenn Lachen erregt werden ſoll, wobei man ſich nur zu hüten hat, keinen Unwillen oder Ekel hervorzubringen und die Wahrheit nicht zu beleidigen. Letzteres darf nur in der Farce geſchehen, wo der von aller Treue der Schilderung diſpenſirte

---

[1] Nur über Eine Art des Gemeinen und Niedrigen, über die naive und über die abſichtliche Darſtellung der geſchlechtlichen Naturverhältniſſe, verbreitet ſich Schiller in dieſem Syſteme der Dichtkunſt S. 1216 (Oktavausg. B. 12, S. 269), aber in einer andern Verbindung. Man vergleiche aber das hier Geſagte mit dem kleinen Aufſatze, den wir im Texte darlegen.

[2] Auf ähnliche Weiſe ſtellt Schiller in der Abhandlung über das Pathetiſche S. 1162 2. (Oktavausg. B. 11, S. 478) und in den Briefen über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen S. 1213. 1. Anmerkung (Oktavausg. B. 12. S. 117) dieſe Begriffe feſt.

Dichter gleichſam ein Privilegium hat, uns zu belügen. Aber auch im Ernſthaften und Tragiſchen darf das Niedrige gebraucht werden, wenn es in das Furchtbare übergeht, wenn z. B. der Dieb zugleich ein Mörder wird. Es wird ein Niedriges der Geſinnung und ein Niedriges der Handlung und des Zuſtandes von einander unterſchieden und feſtgeſetzt, daß nur die erſtere Gattung der Kunſt unwürdig ſein könne; doch wird hierbei nachgewieſen, daß bisweilen dem Dichter erlaubt ſei, was dem plaſtiſchen Künſtler nicht geſtattet wäre.

Ohne dieſen durch ihre Klarheit und lichtvolle Darſtellung ſich empfehlenden Ideen etwas beizufügen, bemerken wir nur noch, daß auch in dieſem kleinen Aufſatze der Verfaſſer auf den vielbeſprochenen Unterſchied zwiſchen der äſthetiſchen und moraliſchen Schätzung zurückkommt. Das äſthetiſche Urtheil, welches von der Phantaſie abhänge, werde nicht allein durch den Gegenſtand, ſondern zugleich durch viele Nebenvorſtellungen beſtimmt, während ſich das von allem Zufälligen abſtrahirende moraliſche Urtheil rein an die Sache halte. Zweitens werde bei der äſthetiſchen Beurtheilung auf die Kraft, bei der moraliſchen Schätzung auf die Geſetzmäßigkeit geſehen[1]. Drittens endlich werde das äſthetiſche auch durch die Folgen einer Handlung motivirt, von denen das moraliſche natürlich ganz abſehe. Dieſer dritte Punkt iſt aber eigentlich unter dem erſten Artikel enthalten; denn die Folgen bieten ſich uns als Nebenvorſtellungen der Handlung dar, von welcher, als ihrem Grunde, die äſthetiſche Betrachtung ausgeht.

Um aber keinen der proſaiſchen Aufſätze, die in Schiller's Werke aufgenommen ſind, zurückzulaſſen, wollen wir hier noch als Anhang mit einigen Worten des Berichtes über den Gartenkalender vom Jahr 1795 und der Vorrede zum erſten Theile der merkwürdigen Rechtsfälle nach Pitaval gedenken. Es ſind zwei Aufſätze, die ganz außerhalb der Reihe ſeiner andern liegen, aber dennoch ſie in manchen Punkten berühren.

---

[1] Dieſen Unterſchied hatte Schiller ſchon vor zehn Jahren in ſeiner erſten äſthetiſchen Abhandlung: Ueber den Grund des Vergnügens an tragiſchen Gegenſtänden, geltend gemacht, S. 1173. (Oktavausgabe B. 11, S. 326).

Die Empfehlung des bei Cotta erſchienenen Gartenkalenders [1] iſt der Allgemeinen Literaturzeitung vom Jahr 1795 entlehnt. Dieſe Anzeige iſt deßwegen merkwürdig, weil Schiller hier ſich über einen materiellen Gegenſtand ausſprach, was er ſpäter nur noch einmal in dem Aufſatze: An den Herausgeber der Propyläen, in Bezug auf die Malerei wiederholte. Aber in beiden Darſtellungen entwickelte er an materiellem Stoffe nur eigenthümliche mitgebrachte Ideen. Wie wir ſchon in ſeiner erſten Jugendarbeit über den Zuſammenhang der thieriſchen Natur des Menſchen das Beſtreben geſehen haben, das Körperliche an das Geiſtige zu binden, ſo ſuchte er jetzt auch dieſen fernliegenden Gegenſtand durch geiſtige Begriffe zu umſpannen und ihn zu ſich heranzuziehen.

In der Abhandlung: Zerſtreute Betrachtungen über verſchiedene äſthetiſche Gegenſtände, ſpricht Schiller da, wo er die Bemerkung macht, daß die Kunſt gleich weit von mathematiſcher Regelmäßigkeit und von phantaſtiſcher Ungebundenheit entfernt ſei, beiſpielsweiſe auch von der ſchönen Gartenkunſt. Der ehemalige franzöſiſche Geſchmack in Gärten, ſagt er [2], ſei beinahe allgemein dem engliſchen gewichen, aber ohne dadurch dem wahren Geſchmack merklich näher zu kommen. „Denn der Charakter der Natur iſt eben ſo wenig bloße Mannigfaltigkeit, als Einförmigkeit. Ihr geſetzter, ruhiger Geiſt verträgt ſich eben ſo wenig mit dieſen ſchnellen und leichtſinnigen Uebergängen, mit welchen man ſie in dem neuen Gartengeſchmack von einer Dekoration zur andern hinüber hüpfen läßt. Sie legt, indem ſie ſich verwandelt, ihre harmoniſche Einheit nicht ab; in beſcheidener Einfalt verbirgt ſie ihre Fülle, und auch in der üppigſten Freiheit ſehen wir ſie das Geſetz der Stätigkeit ehren.“ Und dieſen Gedanken fügt er in einer Anmerkung noch folgende Worte bei: „Die Gartenkunſt und die dramatiſche Dichtkunſt haben in neuern Zeiten daſſelbe Schickſal, und zwar bei denſelben Nationen gehabt. Dieſelbe Tyrannei der Regel in den franzöſiſchen Gärten und in den franzöſiſchen Tragödien; dieſelbe bunte und wilde

---

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 1278. (Oktavausg. B. 12, S. 417).

[2] Schiller's Werke in E. B., S. 1186, 2. (Oktavausg. B. 11, S. 389).

Regelloſigkeit in den Parks der Engländer und in ihrem Shakeſpeare; und ſo wie der deutſche Geſchmack von jeher das Geſetz von den Ausländern empfangen, ſo mußte er auch in dieſem Stücke zwiſchen jenen beiden Extremen hin- und herſchwanken.“

Von dieſen im Jahr 1793 geſchriebenen Worten iſt die Nachricht über den Gartenkalender, von welchem wir ſprechen, nur eine weitere Ausführung, und wenn dieſer Bericht nicht auf Veranlaſſung des befreundeten Verlegers entſtanden iſt, ſo kann man annehmen, daß der Herausgeber des Kalenders durch jene beiläufig ausgeſprochene Anſicht Schiller's bewogen wurde, ſich mit der Bitte an ihn zu wenden, das in ſeinem Sinn geſchriebene Buch dem Publikum zu empfehlen. Die bisherigen Formen der äſthetiſchen Gartenkunſt, die architektoniſche Form der franzöſiſchen Kunſtgärten und die poetiſche Form der engliſchen Gartenanlagen, werden nebeneinander geſtellt, das Einſeitige und das Wahre wird aufgezeigt, was dieſe extremen Weiſen enthalten, und endlich wird mit dem geiſtreichen Herausgeber dieſes Kalenders auf den guten Mittelweg hingewieſen, welcher zwiſchen der Steifigkeit des franzöſiſchen Gartengeſchmacks und der geſetzloſen Freiheit des ſogenannten engliſchen glücklich hindurchführe. Die beiden Abwege, die Grenzen, die Mittel und der Zweck der ſchönen Gartenkunſt werden im Allgemeinen genannt und feſtgeſetzt. Die höchſten und wichtigſten Ideen über dieſen Kunſtgegenſtand ſind hierdurch theils beſtimmt ausgeſprochen, theils für die weitere Ausführung angedeutet. Höchſt geiſtreich und eigenthümlich iſt noch die beigefügte Charakteriſirung des Eindrucks, welchen die großen Gartenanlagen zu Hohenheim auf den machen, der ſich ihnen auf dem Wege von Stuttgart aus nähere und durch das neu erbaute fürſtliche Schloß zu ihnen geführt werde. In den Fruchtfeldern, Weinbergen und wirthſchaftlichen Gärten zu den Seiten der Landſtraße zeige ſich dem von Stuttgart ausgehenden Beobachter der erſte phyſiſche Anfang der Gartenkunſt ohne alle Verzierung; dann empfange ihn die franzöſiſche Gartenkunſt mit ſtolzer Gravität unter den langen und ſchroffen Pappelwänden, welche die freie Landſchaft mit Hohenheim in Verbindung ſetzen; durchwandere er nun die prächtigen Gemächer des herzoglichen Schloſſes, ſo bemächtige ſich ſeiner eine faſt peinliche Spannung, und das Bedürfniß nach ländlicher Simplicität werde bis zum höchſten Grad getrieben, bis der Reiſende endlich, wenn er in die Gartenanlagen getreten ſei, wo ſich ihm die zerfallenden Trümmer einer römiſchen Stadt darſtellen, zwiſchen welchen friedliche Koloniſten ihre ländlichen Hütten errichtet haben, ſich von dem gewaltſamen Eindruck der Pracht auf ſein Gemüth wohlthätig erleichtert fühle und er mit geheimer Freude die Natur über die Kunſt triumphiren ſehe. Dieſe Natur in dem Park aber ſei nicht mehr die einfache, von welcher der Wanderer ausgegangen, ſondern eine mit Geiſt beſeelte und durch Kunſt erhöhte Natur, welche den überfeinerten Menſchen beſſer, als die urſprüngliche, zur Empfindung zurückführe, weil ſie ſeinem Zuſtand näher liege[1].

So ſehen wir unſern, Natur und Kunſt immer nach ihren ewigen, großen Beziehungen zu dem Menſchen betrachtenden Denker auch auf dieſem Spaziergange von Stuttgart nach Hohenheim, wie in dem gleichzeitig geſchriebenen Gedichte: Der Spaziergang[2], durch die verſchiedenen Kulturſtände der menſchlichen Geſellſchaft, durch die ländliche Simplicität, die ſtädtiſche Regelmäßigkeit, die fürſtliche Pracht und den Verfall der menſchlichen Herrlichkeit hindurchwandern, bis er auch hier endlich in den Armen, an dem Herzen der Natur ſich wiederfindet. Jenes berühmte Gedicht führt bei aller ſonſtigen Verſchiedenheit doch nur die Grundideen weiter aus, die in dieſer Charakteriſtik ſchon niedergelegt ſind. Wenn es zum Beiſpiel heißt: „Nun aber empfängt den Wanderer die franzöſiſche Gartenkunſt mit ſtolzer Gravität unter den langen und ſchroffen Pappelwänden, welche die freie Landſchaft mit Hohenheim in Verbindung ſetzen, und durch ihre kunſtmäßige Geſtalt ſchon Erwartung erregen“ — ſo rufen uns dieſe Worte von ſelbſt die glänzenden Verſe ins Gedächtniß:

---

[1] Viel proſaiſcher, aber ohne Zweifel wahrer hat Goethe dieſe Anlagen betrachtet. B. 43, S. 95 ff.

[2] Schiller's Werke in E. B., S. 76 f. (Oktavausg. B. 1. S. 383 ff.).

„Aber wer raubt mir auf einmal den lieblichen Anblick? Ein fremder
Geiſt verbreitet ſich ſchnell über die fremdere Flur!
Spröde ſondert ſich ab, was kaum noch liebend ſich miſchte,
Und das Gleiche nur iſt's, was an das Gleiche ſich reiht.
Stände ſeh' ich gebildet, der Pappeln ſtolze Geſchlechter
Zieh'n in geordnetem Pomp vornehm und prächtig daher,
Regel wird alles und alles wird Wahl und alles Bedeutung."

Wenn auf dieſe Weiſe der ſcheinbar unbedeutende Aufſatz über den Gartenkalender ſich in andere Werke Schiller's verzweigt und in ſeiner eigenthümlichen Denkweiſe wurzelt, ſo reiht ſich die ſchon im Jahr 1792 verfaßte *Vorrede zu dem erſten Theile der merkwürdigen Rechtsfälle nach Pitaval*, welcher wir noch mit einem Worte gedenken wollen, an die Grundidee im *Verbrecher aus verlorner Ehre*[1] an, daß in der ganzen Geſchichte des Menſchen kein Kapitel unterrichtender ſei für Herz und Geiſt, als die Annalen ſeiner Verirrungen. Durch dieſen Gedanken, welcher mit Geiſt und Kenntniß weiter ausgeführt wird, empfiehlt er dem Leſer die Sammlung dieſer Kriminalfälle, ohne dabei das Unterhaltende einer ſolchen Lektüre unberückſichtigt zu laſſen. Wie es aber ſeinem ordnenden Geiſte Bedürfniß war, alles zu klaſſificiren, ſo weiſ't er auch dieſem Buch in der Vorrede ſeine Stelle an. Er ordnet dergleichen Schriften hinſichtlich ihres literariſchen Werthes mitten zwiſchen die dem Wahren, Schönen und Guten dienenden Werke und die gewöhnlichen Unterhaltungsbücher, gegen welche letztere er ſich kurz, aber ſtark erklärt. Ein geſchworner Feind alles Gemeinen, verſäumte er es nicht leicht, immer ſeine Geſinnung auszuſprechen, wo ihm das Gemeine in den Weg trat.

---

[1] Siehe Theil 2. S. 13 f.

Fünftes Kapitel.

Schiller als philoſophiſcher Schriftſteller und Proſaiker überhaupt.

Wir haben uns jetzt unſeres Vorſatzes vollſtändig entledigt, ſämmtliche Abhandlungen Schiller's in ihrer organiſchen Verknüpfung darzulegen, und dadurch, daß wir dieſelben aus ſeiner Seele konſtruirten, zugleich dem Geiſtesgang ihres Urhebers nachzugehen und ſeine Weltanſicht auseinanderzubreiten.

Indem es nun überflüſſig ſein möchte, die ſich aus unſern Erörterungen von ſelbſt klar hervorſtellenden Hauptpunkte ſeiner Philoſophie hier überſichtlich zuſammenzufaſſen, ſo müſſen wir doch, ehe wir ihn weiter auf ſeiner Lebensbahn begleiten, einige allgemeine Bemerkungen über ſein Philoſophiren neben einander reihen, wodurch wir uns den Weg zu einer tiefern Charakteriſtik der Schiller'ſchen Proſa bahnen werden. Hiermit ſchließen wir billig alles ab, was wir über ſeine philoſophiſchen und hiſtoriſchen Schriften zu ſagen haben, ſo daß wir es in Zukunft, was ſeine literariſche Thätigkeit betrifft, nur noch mit Schiller dem *Dichter* zu thun haben werden.

Fichte urtheilte von unſerm Denker: das Einzige, was ihm noch mangle, ſei *Einheit*; dieſe Einheit ſei zwar in ſeinem Gefühl, aber noch nicht in ſeinem Syſtem; komme er dahin, und dies hange allein von ihm ab, ſo ſei von keinem andern Kopfe ſo viel — es ſei ſchlechterdings eine neue Epoche zu erwarten [1]. Er beſchränkte jedoch ſein ſpekulatives Intereſſe auf einen Theil der Philoſophie, auf das moraliſch Aeſthetiſche, und behandelte auch dieſes in keinem Lehrgebäude. Er philoſophirte, um im vollen Sinne des Wortes Menſch und Dichter werden zu können. Die Ideen des ſittlich Guten und des Schönen waren ſo hervorbringend, daß er nur in deren Gebiet forſchte, was wahr ſei. Eine von dieſer Kalokagathie getrennte Wahrheit hatte für ihn gar kein oder nur ein vorübergehendes Intereſſe. „Schiller war gar nicht fähig", ſagt ein Kritiker nicht ganz mit Unrecht, „ein rein wiſſenſchaftliches Intereſſe für einen Gegenſtand zu faſſen." Jener nüchterne Sinn, welcher bei Forſchungen nur die Wahrheit ſucht und gegen alles Andere gleichgültig iſt, gewann bei ihm nie die Oberhand. So ungewöhnlich ſeine intellektuellen Talente waren, ſo war doch all ſein Denken durch menſchliche und poetiſche Theilnahme vermittelt. Durch Goethe veranlaßt beſchäftigte er ſich ſpäter bisweilen mit den Naturwiſſenſchaften, aber nur ſeinem Freunde zu Gefallen und in Erholungsſtunden. Seine Naturanſchauung war nicht wiſſenſchaftlich, ſondern weſentlich ſittlich-äſthetiſch, wie ſeine Anſicht der Geſchichte und des Lebens.

Stellte er aber auch kein Syſtem auf, ſo geht doch wirklich durch alle ſeine Anſichten eine wundervolle Konſequenz. Es iſt die Konſequenz, welche in der Einheit jeder Menſchenſeele liegt, aber in dem vielbegabten Geiſte allein hell und voll hervortritt, und von welcher unmittelbaren und inwohnenden durchgängigen Verbindung jede Folgerichtigkeit eines Syſtems nur ein immer unvollkommener Abdruck ſein kann. Weil Schiller philoſophirend immer nur ſein edel organiſirtes Geiſtesleben interpretirte, weil er nur ſeine großartige Weltanſchauung erläuterte, und ſich immer nur durch ſein reines Gefühl und ſeine innern Erfahrungen führen ließ, ſo konnte er, wenn er nur bei dieſer unmittelbaren Wahrheit des Bewußtſeins blieb, beinahe nie in der Sache, ſondern höchſtens nur in der

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Humboldt, S. 109.

Begründung der Sache irren, und nur wenn ſein Scharfſinn weiter von dieſem unmittelbaren Thatbeſtand der Quelle jeglicher Wahrheit abſchweifte, kann er uns oft nicht mehr genügen. Die größte Anſtrengung, einen einſeitigen Gedanken folgerecht durchzuführen, kann uns dann für den zurückgelaſſenen wahren Gehalt nicht entſchädigen. „Je näher die Deutſchen ſich gewiſſen philoſophiſchen Schulen hingeben“, ſagt Goethe bei Eckermann[1], „deſto ſchlechter ſchreiben ſie. Diejenigen Deutſchen aber, die als Geſchäfts- und Lebemenſchen bloß auf's Praktiſche gehen, ſchreiben am beſten. So iſt Schiller's Stil am prächtigſten und wirkſamſten, ſobald er nicht philoſophirt.“

Wir haben überall darauf hingewieſen, in welchem organiſchen Verband ſeine philoſophiſchen Abhandlungen zu ſeinem innerſten Leben ſtehen. Alle ſeine Aufſätze über das Erhabene und die Tragödie gründen ſich auf ſein Freiheitsprinzip; die Theorie des Schönen ſuchte er aus ſeinem zweiten Lebenselement, der Humanität, zu ſchöpfen; und ſeine ganze Dichtungsweiſe führte er auf die Idealität zurück, ganz ſo, wie dieſe ſich eigenthümlich in ihm geſtaltet hatte. Wenn ihm auch die Kenntniß fremder Syſteme abging, konnte es ihm an Ideen doch nicht mangeln, er hatte ja eine ganze Welt auszubeuten! Nicht zu läugnen iſt aber, daß er nach dem Vorgange Kant's die Theorie des Erhabenen bei weitem wiſſenſchaftlich genügender ausbildete, als die Lehre des Schönen, wo er als Kant's Gegner auftrat, und der Dichtkunſt überhaupt, wo er gar keinen Führer mehr hatte. Beſonders zeigte ſich der Mangel einer ſtrengen philoſophiſchen Ausbildung da, wo er gegen Kant den rein menſchlichen Trieb in Schutz nimmt, indem er hier für ſein gutes Recht doch nur ſchwache Waffen führt. Deſſenungeachtet muß Schiller mit Kant als der Vater der ganzen neuern Aeſthetik angeſehen werden. „Ueber die Grundlagen aller Kunſt, ſo wie über dieſe Kunſt ſelbſt“, ſagt Humboldt, „enthalten ſeine Abhandlungen alles Weſentliche auf eine Weiſe, über die es niemals möglich ſein wird, hinauszugehen. In dieſem ganzen Gebiet dürfte ſchwerlich eine

---

[1] Geſpräche mit Goethe, Th. 1., S. 144 f.

Frage vorkommen, deren richtige Beantwortung ſich nicht würde bis zu den in dieſen Abhandlungen aufgeſtellten Prinzipien hinaufführen laſſen. Niemals vorher ſind dieſe Materien ſo rein, ſo vollſtändig und lichtvoll abgehandelt worden“ — und wenn wir jetzt, könnten wir hinzuſetzen, vielleicht manche Fehler in ſeinen Anſichten nachzuweiſen vermögen, ſo iſt es Schiller, welcher uns auf dieſen Standpunkt erhoben hat.

Indem er von Thatſachen ſeines geiſtigen Lebens ausgeht, iſt die Methode ſeines Philoſophirens kritiſch und anthropologiſch. Aus dem Menſchengeiſte, nicht aus dem Gegenſtande will er die Wahrheit entwickeln, wie das Xenium ſagt:

Analytiker.

„Iſt denn die Wahrheit ein Zwiebel, von dem man die Häute nur abſchält?
Was ihr hinein nicht gelegt, ziehet ihr nimmer heraus.“

Die eigene Empfindung, äußert er ſich[1], müſſe die Thatſachen hergeben, auf die der Philoſoph baue; die weiſe Natur habe den moraliſchen Inſtinkt dem Menſchen zum Vormund geſetzt, bis die helle Einſicht ihn mündig mache. Wenn demzufolge die Verſtandeskultur etwas bloß Nachfolgendes iſt, ſo heißt es an einer andern Stelle, daß der Wille einen nähern Zuſammenhang mit den **Empfindungen** habe, als mit der Erkenntniß[2]. Daher der Ausſpruch[3]: „Unentflichbar, unverfälſchbar, unbegreiflich ſtellen die Begriffe von Wahrheit und Recht ſchon im Alter der Sinnlichkeit ſich dar, und ohne daß man zu ſagen wüßte, woher und wie es entſtand, bemerkt man das Ewige in der Zeit und das Nothwendige im Gefolge des Zufalls. So entſpringen Empfindung und Selbſtbewußtſein, völlig ohne Zuthun des Subjekts, und beider Urſprung liegt eben ſowohl jenſeit unſeres Willens, als er jenſeit unſeres Erkenntnißkreiſes liegt“. Auf dieſe über alle Reflexion und künſtliche Kultur erhabene, **unmittelbare** Quelle des Wahren, Guten und Schönen in uns kommt Schiller allenthalben zurück, an dieſe reine Menſchheit in uns appellirt er überall.

---

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 1188. 1. m. (Oktavausg. B. 12, S. 3).
[2] Ebendaſ. S. 1153. 2. m. (Oktavausg. B. 11, S. 436).
[3] Ebendaſ. S. 1208. 2. e. (Oktavausg. B. 12, S. 97).

Von daher fließt ſeiner Pylloſophie ihr lebendigſter Geiſt und ihr reichſter Gehalt zu. Er beſtimmt das Verhältniß der Wahrheit zur Wiſſenſchaft durch folgende, für unſere Zeit beſonders merkwürdige Worte: „Ehe der Menſch anfängt zu philoſophiren, iſt er der Wahrheit näher, als der Philoſoph, der ſeine Unterſuchung noch nicht beendigt hat[1]. Man kann deßwegen ohne alle weitere Prüfung ein Philoſophem für irrig erklären, wenn daſſelbe, dem Reſultat nach, die gemeine Empfindung gegen ſich hat; mit demſelben Recht aber kann man es für verdächtig halten, wenn es der Form und Methode nach die gemeine Empfindung auf ſeiner Seite hat. Mit dem Letztern mag ſich ein jeder Schriftſteller tröſten, der eine philoſophiſche Deduktion nicht, wie manche Leſer zu erwarten ſcheinen, wie eine Unterhaltung am Kaminfeuer vortragen kann. Mit dem Erſtern mag man Jeden zum Stillſchweigen bringen, der auf Koſten des Menſchenverſtandes neue Syſteme gründen will“[2].

Bei dieſer überaus klaren Einſicht hatte Schiller aber doch den Menſchengeiſt zu wenig wiſſenſchaftlich ſtudirt, als daß es ihm gelungen wäre, ſeine Forſchungen immer anthropologiſch zu begründen und der einzig richtigen Methode, von den unmittelbaren Thatſachen des Bewußtſeins ſich zu allgemeinen Geſetzen zu erheben, immer treu zu bleiben. Daher ſpricht er denn aus einem richtigen Gefühl von „ſittlichen Trieben“[3], von „Affekten“, welche die Vernunft ihrer werth achtet und die das Herz mit Freudigkeit bekennt[4], und muß wegen ſeiner unzulänglichen Pſychologie dennoch auch dieſe Triebe und Affekte, wie alle übrige, zur ſinnlichen Natur des Menſchen rechnen[5]. Und ſo war ſein luxuriirender Scharfſinn nicht wiſſenſchaftlich genug verwahrt, daß er ſich nicht bisweilen, bei ſchwindendem Boden des Thatſächlichen, in unfruchtbare Abſtraktionen verſtieg, und ſich nicht aus allgemeinen Begriffen, wie Form und Inhalt, Nothwendigkeit und Zufall und andern, bedeutungsvolle Wahrheiten abzuleiten quälte. Hier rächte es ſich für einige Zeit an ihm, daß er bloß die Blüthe der Philoſophie ſeines Meiſters abgepflückt hatte. Aber wie viele denn von denen, die ſie ganz durchdrungen zu haben meinten und ſich ſelbſt Meiſter zu ſein rühmten, haben ſo viel von Kant gelernt, als er, dem die Philoſophie nie Endzweck ſein konnte?

---

[1] Wann aber, könnte man fragen, hat der Philoſoph ſeine Unterſuchung geendigt?

[2] Schiller's Werke in E. B., S. 1207. 1. Anmerk. (Octavausg. B. 12, S. 90).

[3] Ebendaſ. S. 1275. 1. u. (Octavausg. B. 12 S. 403).

[4] Ebendaſ. S. 1153. 2. o. (Octavausg. B. 11. S. 435).

[5] Siehe Theil 2, S. 321.

Daraus daß Schiller ſich der Philoſophie nicht in ihrem ganzen Umfange bemächtigt hatte, folgt die Eigenthümlichkeit, daß er das Spezielle gern an das Allgemeinſte, das Untergeordnete an das Höchſte anknüpft und ſo oft die Mittelglieder überſpringt. Es fällt ihm ſchwer, eine Unterſuchung ſtrenge innerhalb der Sphäre ihrer Gattung zu halten; er geht beinahe in jeder Abhandlung bis zu den Grundſätzen ſeiner Philoſophie zurück, und will in jedem Aufſatze, wo möglich, ſeine ganze Weltanſicht ausſprechen. Hätte er mit feſtem Blicke das ganze Gebiet der Philoſophie überſchaut, ſo hätte er leichter für jedes Problem ſeine eigenthümliche Stelle aufgefunden, und das unruhige und unbefriedigte Streben, in jeden kleinen Theil das große Ganze zu ziehen, wäre jener weiſen Mäßigung und knappen Beſchränkung gewichen, woran man immer den vollendeten Meiſter erkennt. Doch fließt dieſe Eigenheit, im Denken und Schreiben zu weit auszuholen, auch von ſeiner idealen Natur her, welche gerne alles bis zum Allgemeinſten, Nothwendigen, Unbedingten emportrieb. Unbefriedigt durchſchritt er immer das ganze Reich des philoſophiſchen Wiſſens, und ſtand nur an den nothwendigen Grenzen der menſchlichen Vernunft ſtille. Aber in dieſen Abgrund hinunterzutaumeln, wäre ſeiner hohen Beſonnenheit und ſeinem großen Talente eben ſo unmöglich geweſen, als nicht bis zu dieſem Abgrunde vorzudringen. Nie läßt er ſeine Spekulation ſich in angebliche Unterſuchungen über das Abſolute verflüchtigen, ſondern von dem weiten Gang bis an die Grenzen des menſchlichen Wiſſens kehrt er alsbald zu ſeinem vorliegenden Problem zurück, ſo daß die Gründlichkeit ſeiner

Arbeit durch jene oft übermäßige Erweiterung doch keine Einbuße erleidet. Mit Sorgfalt läßt er ſich ausführlich in das Beſondere ein, er erſchöpft alles und läßt nichts zur Hälfte unterſucht zurück. Er hat ein eigenes Talent, auch dem Unbedeutenden Würde und Größe zu ertheilen, in Vollmacht jenes Satzes, daß die Dinge das haben, was der Menſch ihnen gibt.

Einen nicht minder bedeutenden Einfluß auf ſeine philoſophiſchen Abhandlungen, hatte der Umſtand, daß er über Manches mit ſich ſelbſt nicht im Klaren war, als er ſich zum Schreiben niederſetzte. Der geordnetſte Kopf arbeitete daher gewöhnlich — nach keiner Diſpoſition, ja ohne anfängliche Ueberſicht ſeines abzuhandelnden Themas. Dieß iſt z. B. in den äſthetiſchen Briefen oder in der Schrift über naive und ſentimentaliſche Dichtung recht auffallend. In der letzten Abhandlung heißt es, nachdem der Verfaſſer über die ſatyriſche Dichtung geſprochen hat, unter der Aufſchrift *Idylle*: „Es bleiben mir noch einige Worte über dieſe dritte Species ſentimentaliſcher Dichtung zu ſagen übrig“[1], ſo daß man meint, der Aufſatz ſolle ſchnell zu Ende gehen. Aber er erſtreckt ſich noch über viele Seiten. Ja, im fünften Bande der Horen[2] wird die Unterſuchung von neuem aufgenommen und noch ein langer Anhang beigefügt, mit welchem füglich die ganze Schrift hätte *beginnen* ſollen. Denn der Unterſchied der realen und idealen Dichtung iſt ja begründet in dem Unterſchied realer und idealer Denkweiſe, von welcher jener Nachtrag handelt.

Der Schriftſteller, welcher klar den Weg, auf dem, und das Ziel, nach dem er geht, vor ſich hat, wandelt mit Behaglichkeit, oft mit Sorgloſigkeit, weil er keinen Irrgang, keine Fehltritte zu thun, ſich zuverſichtlich zutraut. Schiller dagegen, welcher auch hierin mit Goethe einen Gegenſatz bildet, ſchreitet mit ſtets wacher Umſicht und Achtſamkeit vorwärts, wie ein Reiſender auf einem neuen, noch unbetretenen und unſichern Weg, und weil er nicht ſelten auf ungeebnete

---

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 1247. (Oktavausg. B. 12, S. 275).

[2] Ebendaſ. S. 1256. f. e. (Oktavausg. B. 12, S. 314).

Pfade geräth und auf viele Hinderniſſe ſtößt, ſo hat er meiſt eine mühevolle Reiſe und iſt bisweilen ermüdet, ehe er das Ziel erreicht hat. Die Stimmung, in welcher er ſchrieb, theilt er aber auch dem Leſer mit, und fordert von ihm eine ähnliche Anſtrengung, um verſtanden zu werden. Der Leſer darf keinen abſchweifenden, keinen Zwiſchengedanken Raum geben.

Dieſer Mangel an einem feſten Plan hat aber auch eine gute Seite. Er geſtattet häufige Epiſoden, wodurch die Aufſätze durch treffende Bemerkungen, durch intereſſante Ausführungen des Themas in fremde Gebiete hinein bereichert werden, und er erlaubt auch beſtändige Rückblicke zu dem Prinzip, ſo daß ſich mit jener üppigern Ausbreitung der Gedanken nach allen Seiten hin durchweg Tiefe verbindet. Dagegen wird eine planmäßig ausgeführte Arbeit, eben weil ſie ſich auf ein beſtimmtes Thema beſchränkt, leicht mager und arm, und iſt nur in ihrem Fundament, nicht mehr in der Entwickelung deſſelben tiefſinnig zu nennen. Ueberdies war nur ein ſolcher freier, kühner Gang einem Schriftſteller möglich, deſſen Darſtellungen aus einer beinahe gleichmäßig zuſammenwirkenden Thätigkeit aller Seelenkräfte ihres Urhebers hervorging [1].

Wie Schiller alles mit wachem Bewußtſein that, ſo legt er ſich in der Abhandlung über die nothwendigen Gränzen beim Gebrauch ſchöner Formen [2] Rechenſchaft über ſeinen philoſophiſchen Stil ab. Nachdem er hier von dem wiſſenſchaftlichen und populären Ausdruck geſprochen, charakteriſirt und vertheidigt er unter dem Namen der ſchönen Diktion ſeinen eigenen. Dieſe, deren Weſen in der Sinnlichkeit des Ausdrucks und in der Freiheit der Bewegung liege, verknüpfe das Intereſſe der Einbildung mit dem widerſtreitenden Intereſſe des Verſtandes, indem ſie die ſinnlichen und geiſtigen Kräfte des Menſchen ins Gleichgewicht bringe. Ein Produkt dieſer Art ſpreche als reine Einheit zu dem harmonirenden Ganzen des Menſchen, als Natur zur Natur; der darſtellende Schriftſteller ſorge zwar durch die ſtrengſte Beſtimmtheit für den Verſtand, ſei aber damit nicht zufrieden, ſondern ſei durch ſeine Natur genöthigt, das durch Abſtraktion Getrennte wieder zu verbinden und durch die vereinigte Aufforderung der ſinnlichen und geiſtigen Kräfte immer den ganzen Menſchen in Anſpruch zu nehmen, weßwegen er es nothwendig ſowohl mit den Leſern verderbe, welche nur anſchauen und empfinden — denn er lege ihnen die ſaure Arbeit des Denkens auf — als mit denjenigen, welche nur denken; denn er fordere von ihnen, was für ſie ſchlechterdings unmöglich ſei, lebendig zu bilden. So blieben denn, weil es unendlich ſelten ſei, Leſer anzutreffen, welche darſtellend denken können, viele hinter einem ſolchen Schriftſteller zurück, welcher aber allein dem Ideal, das er in ſich trage, entgegengehe, unbekümmert, wer ihm etwa folge oder wer zurückbleibe. Er ſei aber nicht dafür gemacht im eigentlichſten Sinne des Wortes, zu lehren, denn er könne ſich nicht nach der Bedürftigkeit richten, ſondern ſetze bei ſeinen Leſern ſchon eine gewiſſe Integrität und Bildung voraus; dafür beſchränke ſich ſeine Wirkung auch nicht darauf, bloß todte Begriffe mitzutheilen, ſondern er ergreife mit lebendiger Energie das Lebendige und bemächtige ſich des ganzen Menſchen, ſeines Verſtandes, ſeines Gefühls, ſeines Willens zugleich. Es ſei nichts wichtiger für das praktiſche Leben, als die Erkenntniſſe der Wiſſenſchaft wieder in lebendige Anſchauungen umzuwandeln, weil auch die demonſtrirteſten Wahrheiten für ſich das Gefühl und den Willen kraftlos ließen und es für die Reſultate des Denkens keinen andern Weg zu dem Willen und in das Leben gebe, als durch die ſelbſtthätige Bildungskraft.

---

[1] Vergleiche Theil 1, S. 64.

[2] Schiller's Werke in 1 B., S. 1223 f. (Oktavausg. B. 12, S. 163 f.). Vergl. Theil 3, S. 88.

Dieſe Worte, wie die ganze erſte Hälfte[1] dieſer höchſt wichtigen Abhandlung, beziehen ſich ſo ganz und gar auf Schiller ſelbſt, daß man ihr ſogar eine leidenſchaftliche Hitze gegen Nicolai und andere unberufene Tadler nachweiſen kann[2], welche er mit dem Prädikat „gemeine Beurtheiler“ bezeichnet. Es iſt zugleich eine Schutzſchrift und Charakteriſtik ſeines philoſophiſchen Stils, welche aber, unter den aus der Verſchiedenheit des Gehalts hervorgehenden Modifikationen, auf ſeine ganze Proſa ausgedehnt werden muß.

---

[1] Siehe Theil 3, S. 92.

[2] In der Heftigkeit der Rede hat er ſich in der Periode: „Wenn aber der Schriftſteller . . . . . näher gekommen iſt," (Schiller's Werke in 1 B., S. 1227, 2. Sp., Oktavausg. B. 12, S. 175) ein Anakoluth zu Schulden kommen laſſen, beinahe das einzige, das ſich in ſeinen Schriften findet. Weiter unten auf derſelben Seite (Oktavausg. B. 12, S. 176) ſtehen die Worte: „Weil aber beide nur ſo unvollkommene Repräſentanten gemeiner und ächter Menſchheit ſind",

Sondern wir nämlich die in dieſer Selbſtbeurtheilung richtig angegebenen Hauptmomente in ihre Arten, ſo ergibt ſich, daß Schiller zugleich den ſtrengſten rationellen Anforderungen zu genügen, die Einbildungskraft äſthetiſch zu beleben und durch Erweckung des Gefühls zu ſittlichen Geſinnungen und Handlungen zu begeiſtern ſucht. Während Goethe alles Gewicht auf die anſchauliche Geſtaltung legt, iſt die Schiller'ſche Diktion aus einem zuſammenwirkenden intellektuellen, äſthetiſchen und rhetoriſchen Element gebildet und findet in dieſer Vereinigung eben ihre Totalität. Ein wiſſenſchaftliches Denken, ein poetiſches Schaffen und ein Trieb, auf den Leſer auch ſittlich zu wirken, ſind, nur in verſchiedener Weiſe, die organiſirenden Kräfte ſowohl ſeiner Proſa, als ſeiner Poeſie. Wir beſitzen nur zwei, ſpäter nicht wieder aufgenommene Bruchſtücke, bei deren Abfaſſung Schiller ſeinen ſpekulativen Scharfſinn allein walten ließ [1].

Die Eigenthümlichkeit, auch die wärmſten Gefühle und lebendigſten Phantaſien, ehe er ſie ausdrückte, durch ſein waches Bewußtſein in Beſitz zu nehmen, und alles, was er darſtellte, von ſeinem Denken ausgehen zu laſſen, beſtimmt den logiſchen Charakter ſeiner Schriften. Seine proſaiſchen Werke werden von einem hohen intellektuellen Vermögen getragen, deſſen verſchiedenartige Einflüſſe ſich überall hervorſtellen. Hierher gehören der ſcharf durchdachte Plan im Fiesko und in Kabale und Liebe (wenn es erlaubt iſt, die proſaiſch geſchriebenen Dramen in dieſe Betrachtung zu ziehen, welche ſich über Schiller's Proſa im Allgemeinen verbreiten ſoll); die feinberechnete Erfindung im Geiſterſeher; das Beſtreben, ſeine

---

wofür es ohne Zweifel heißen muß: edler und ächter Menſchheit. Es iſt entweder ein Druckfehler, oder es glitt, da „gemeiner“ ſchon in den Horen ſteht, dem gereizten Affekt des Verfaſſers unverſehens der gegentheilige Begriff in die Feder.

[1] Siehe Theil 7, S. 29 und S. 338 f.

Beurtheilungen[1] und ſogar kleinere, unbedeutende Erzählungen, wie die Belagerung von Antwerpen und den Verbrecher aus verlorner Ehre unter die Einheit eines allgemeinen Gedankens zu ſtellen; jener Hang in ſeinen geſchichtlichen Darſtellungen, die Charakterſchilderungen ins Allgemeine zu verarbeiten, das Verſchiedenartige und Auseinanderliegende in ein Ganzes zuſammenzuziehen oder in genialen Ueberblicken frei zu behandeln, überall allgemeine Reflexionen einzuſtreuen und die Thatſachen philoſophiſch zu begründen — kurz alle Eigenſchaften ſeiner Hiſtoriographie, die aus jenem rationaliſtiſchen Grundſatze hervorgehen, daß der Geſchichtſchreiber den hiſtoriſchen Stoff aus ſich heraus wieder zur Geſchichte konſtruiren müſſe[2]. Denn nur die Vernunft ſei im Stande, in die Dinge Einheit und Zuſammenhang zu bringen, indem Auge, Ohr, Gedächtniß nur kleine Bruchſtücke aufnehme, welche Materialien die Vernunft erſt zu einem Weltganzen verbinde. Wenn ſich aber ſeine überragende Rationalität in ſeinen hiſtoriſchen Darſtellungen zeigt, ſo tritt ſie noch weit entſchiedener in allen ihren Geſtalten in ſeinen philoſophiſchen Schriften hervor, wo ſie ſich nicht allein die Form, ſondern auch den Inhalt erſchafft. Hierdurch iſt Schiller verwahrt, je zu einer gemeinen Popularität hinabzuſinken. Seine Schriften gewähren nie eine leichte, oberflächliche Unterhaltungslektüre, ſondern legen dem Leſer die ernſte Arbeit auf, ſich den Gedanken ſelbſtthätig zu erzeugen, und führen uns auch bei einem freien Gang einem nothwendigen Reſultate zu. Ja, er will der Sache und der wiſſenſchaftlichen Form ſo wenig vergeben, daß ſeine Darſtellung zuweilen ſchwerfaßlich, gekünſtelt und geſchraubt wird, von welchen Fehlern nur ſeine vor der Bekanntſchaft mit der Kant'ſchen Philoſophie und die nach ſeinem Rückgang zur Dichtkunſt geſchriebenen proſaiſchen Schriften ganz frei ſind. In den unter Kant'ſchem Einfluſſe entſtandenen Abhandlungen zeigt ſich in der That ein Uebermaß von Selbſtthätigkeit, und die vorherrſchende Reflexion entfernt den Ausdruck oft nur allzuſehr vom Natürlichen und Gefälligen.

---

[1] Siehe Theil 2, S. 292 f., S. 294 f. und S. 299 f.

[2] Ebendaſelbſt S. 301.

Wie aber in den Werken vor dieſer analytiſchen Periode, z. B., in der Rede über die Schaubühne als moraliſche Anſtalt, in dem Verbrecher aus verlorner Ehre, im Geiſterſeher, in den philoſophiſchen Briefen und in den Briefen über Don Karlos, in der Geſchichte des niederländiſchen Abfalls, in den meiſten kleinern hiſtoriſchen Schriften, wie auch noch, in geringerm Grade, im dreiſigjährigen Krieg, ſeine Darſtellungen ausnehmend lebendig, ergreifend, einfach und anmuthig ſind, ſo tragen die ſeit der Schrift über naive und ſentimentaliſche Dichtung verfaßten Aufſätze, beſonders der über das Erhabene, das Gepräge der reinſten, klarſten und edelſten Kunſtform, die ſelbſt wieder Natur geworden iſt. Alles Geſuchte und Unverſtändliche ſeines Stils gehört daher jener mittlern Zeit an, wo er ſich die Kant'ſche Philoſophie anzueignen rang; und nur bisweilen wird er auch deßwegen ungenießbar, weil ein langhingezogener Gegenſtand ihn endlich mit Ueberdruß und Widerwillen erfüllte, wie in der Erzählung der Unruhen in Frankreich gegen das Ende [1]. Denn ihm gelang nur, was er mit Liebe ſchrieb.

Die beſonnene, abgemeſſene, rationelle Behandlung des Stoffs, welche in den philoſophiſchen Schriften ihren Gipfel erreicht, tritt aber überhaupt vorzüglich in der begriffsmäßigen Beſtimmtheit und ſcharfen Unterſcheidung an den Tag. Goethe's Beſtimmtheit des Ausdrucks beruht auf äſthetiſcher Klarheit; ſie iſt anſchaulich, wie denn alles Anſchauliche, Individuelle durchgängig beſtimmt iſt. Schiller's Beſtimmtheit gründet ſich vornehmlich auf die Operationen des Erklärens, Eintheilens, Beweiſens und auf die genaueſte ſprachliche Bezeichnung dieſer Formen. Goethe ſchreibt beſtimmt für den innern Sinn, Schiller für den Verſtand. Schiller ſteht außerordentlich feſt in ſeinen rationellen Beſtimmungen, weil ihm aber dieſe für ſich nicht genügen, ſucht er zu ihnen noch die äſthetiſche Klarheit und Lebendigkeit hinzu. Aber es will ihm ſelten gelingen, die volle Anſchaulichkeit zu finden, denn der Begriff iſt von der Anſchauung unendlich entfernt. Dagegen ſchwankt aber auch Goethe, wenn er ſich über ſeinen ſichern Grund und Boden erheben will.

---

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 1109. f. f. (Oktavausg. B. 11, S. 230).

Nicht leicht bei einem andern Philoſophen iſt der beſondere Verſtandesprozeß des *Unterſcheidens* ſo hervorſtechend, als bei Schiller, deſſen ganzes Denken, Dichten und Darſtellen er beſtimmt. „Alles beſtimmte Denken," behauptete er ſelbſt, „beruht auf dem urſprünglichen Akt des Entgegenſetzens." Er nennt daher den Verſtand ſchlechtweg das Unterſcheidungsvermögen[1], weil er aus dem lebendigen Ganzen einer Anſchauung vorerſt Merkmale losreißen und unterſcheiden müſſe, ehe er ſie wieder zu einem Begriffsganzen verbinden könne. Bei dieſem Wiedervereinigungsgeſchäft vornehmlich betheiligt Schiller ſeine Einbildungskraft, bei jenem urſprünglichen Sondern und Unterſcheiden dagegen iſt ſein Verſtand allein thätig, weßwegen ihm auch die Natur und poetiſche Darſtellung als eine Syntheſis, die Spekulation als eine Analyſis und Antitheſis erſcheint[2]. Unterſuchen wir nun das Eigenthümliche der Schiller'ſchen Verſtandeskraft, ſo finden wir, daß dieſe vorzüglich in einem ausgezeichneten Diſtinktionsvermögen, im Scharfſinn lag. Wo es nur möglich iſt, hebt er je zwei fruchtbare Begriffe hervor, die er in jeglicher Weiſe mit einander vergleicht und einander entgegenſetzt, und deren Weſen er zu ergründen ſucht, indem er alle ihre möglichen Wechſelbeziehungen aufſpürt. Es könnte ein ganzes Syſtem ſolcher Gegenſätze aufgezählt werden, denn Schiller's Gedankengang bildete ſich, ohne Zweifel auch durch den Widerſtreit der Außenwelt mit ſeinem Innern, weſentlich dualiſtiſch oder antithetiſch aus, und erſt in der dritten Periode möchten ſich durch die Verſöhnung mit dem Leben dieſe innern, auch durch die Kant'ſche Philoſophie verſtärkten, Gegenſätze allmählig ausgleichen. Solche Gegenſätze ſind unter andern Freiheit und Nothwendigkeit, Freiheit und Despotismus, Ideal und Wirklichkeit, Natur und Kultur, Vernunft (Pflicht) und Sinnlichkeit, Schönheit und Erhabenheit, Anmuth und Würde, Form und Gehalt.

Dieſe antithetiſche Art zu denken und zu empfinden hat auf Schiller's ganzen ſchriftſtelleriſchen Charakter einen großen und weſentlichen Einfluß. Es iſt vorab klar, daß aus dieſem innern Gegenſatz alles Erhabene ſeiner Natur und ſein ganzer Beruf eines Tragikers emporſtieg, denn nur wo zwei Welten im Widerſtreit zuſammentreffen, entſteht das Erhabene. Und auch das Elegiſche, ja ſelbſt das Komiſche ſeines Weſens[1] gründete ſich auf einen ſolchen Zwieſpalt der Weltbetrachtung. Aber wir wollen hier jenen Gegenſatz in Schiller's Geiſt nur in ſeinen proſaiſchen Schriften nachweiſen. Da leuchtet vor allem ein, daß die meiſten ſeiner äſthetiſchen Abhandlungen nicht über Einen Gegenſtand, Eine Idee, ſondern über je zwei Ideen handeln. So haben wir es ſchon mehrmals bemerkt, daß alle Aufſätze über das Erhabene auf die Gegenbegriffe von Freiheit und Nothwendigkeit gegründet ſind; die Abhandlungen über Anmuth und Würde, und über naive und ſentimentaliſche Dichtung enthalten die Gegenſätze, über welche ſie ſich verbreiten, ſchon in ihren Ueberſchriften. War es aber nicht möglich, eine ganze Schrift unter einen ſolchen Gegenſatz zu ſtellen, ſo finden ſich wenigſtens viele einzelne Parthien antithetiſch behandelt, gewöhnlich ſo, daß der Phantaſie die weitere Ausführung und die Wiedervereinigung deſſen übertragen wird, was der Verſtand getrennt hat. Hieraus entſtehen denn jene kontraſtirenden Charakterſchilderungen[2], und die unvergleichlich ſchönen Parallelgemälde, in denen Schiller ein einziger Meiſter iſt. Man vergegenwärtige ſich nur die Charakteriſtik des Real- und Idealmenſchen[3], des philoſophiſchen Kopfes und des Brodgelehrten[4], der griechiſchen und der franzöſiſchen Tragödie[5], die Parallelen der Verwilderung und Erſchlaffung[6], des rohen Wilden und des entnervten Weichlings[7], oder des Gehorchens und Herrſchens, der Liebe und Herrſchſucht im Fiesko[8]. Dieſe dualiſtiſche Denkweiſe zeigt ſich aber endlich auch in der Gliederung der Sätze, indem Schiller von der Figur der Antitheſe, namentlich in ſeinen unter Kant'ſchen Auſpicien geſchriebenen Schriften, einen häufigern und ausgedehntern Gebrauch macht, als vielleicht irgend ein anderer deutſcher Schriftſteller. Man kann dieſe Redefigur in allen ihren Geſtalten recht eigentlich bei ihm ſtudiren! Sie begegnet uns beinahe auf jeder Seite. „Man müßte ſehr ungenügſam ſein", heißt es einmal, „wenn man in äſthetiſchen Dingen nicht eben ſo geneigt wäre, die That für den Willen, als in moraliſchen den Willen für die That anzunehmen [1]. Ein merkwürdiges Beiſpiel iſt [2]: „Das Schöne hat eben das mit dem Guten gemein, worin es von dem Angenehmen abweicht, und geht eben da von dem Guten ab, wo es ſich dem Angenehmen nähert". In der entgegenſtellenden Erörterung von Perſon und Zuſtand in den äſthetiſchen Briefen [3] kommt der Satz vor: „Bei aller Beharrung wechſelt der Zuſtand, und bei allem Wechſel des Zuſtandes beharret die Perſon". Nicht ſelten ermüdet uns dieſe antithetiſche Manier, welche da in ihrem Uebermaß eintrat, wo Schillern die unmittelbare Anſchauung und das überzeugende Gefühl der Sache abging; und es läßt ſich nicht läugnen, daß bisweilen einem glänzenden Gegenſatz die Wahrheit aufgeopfert iſt. In dem Ausſpruche: „Alle erzählende Formen der Dichtkunſt machen das Gegenwärtige zum Vergangenen; alle dramatiſche machen das Vergangene gegenwärtig" [4] iſt der erſte Theil nicht wahr.

---

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 1223. 1. u. (Oktavausg. B. 12, S. 175).

[2] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Th. 1, S. 98.

---

[1] Siehe Theil 2, S. 95 und Theil 1. S. 180.
[2] Siehe Theil 2, S. 216.
[3] Schiller's Werke in E. B., S. 1256 f. (Oktavausg. B. 12, S. 312 f.)
[4] Ebendaſelbſt S. 1031. 1. (Oktavausg. B. 10, S. 418 f.)
[5] Ebendaſelbſt S. 1161 (Oktavausg. B. 11, S. 472 f.)
[6] Ebendaſelbſt S. 1191 (Oktavausg. B. 12, S. 17 f.)
[7] Ebendaſ. S. 1186 (Oktavausg. B. 11, S. 578 f.)
[8] Ebendaſ. S. 166. 1. und 176. 2. Vergl. Theil 2. S. 183.

Hätte Schiller für eine Kaſte geſchrieben, ſo würde er es bei dieſem wiſſenſchaftlichen Gedankenausdruck haben bewenden laſſen, aber wie er ſich als Geſchichtſchreiber, als Philoſoph und Dichter auf allgemein menſchlichen Standpunkte ſtellte, ſo ſuchte er ſeinen Darſtellungen durch die Einbildungskraft auch eine allgemein menſchliche Form zu geben. Der ſtrenge Zuſammenhang ſollte den Schein einer freiern Bewegung, und, was die Hauptſache iſt, das Allgemeine müßte durch möglichſte Individualiſirung anſchaulich und lebendig werden. Dieß iſt die äſthetiſche Umhüllung des Gedankens, welche man mit dem Namen der poetiſchen Proſa bezeichnet hat.

---

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 1280. 2. e. (Oktavausg. B. 12, S. 426).

[2] Ebendaſ. S. 1182. 1. e. (Oktavausg. B. 11, S. 368)

[3] Ebendaſ. S. 1196. 1. e. (Oktavausg. 12, S. 50).

[4] Ebendaſ. S. 1176. 2. m. (Oktavausg. B. 11, S. 556).

Wodurch aber brachte er dieſen inhaltsvollen Ausdruck des abſtrakt Gedachten zu Stande? Durch den umfaſſendſten Gebrauch der ſogenannten rhetoriſchen Figuren. Wenn man die Goethe'ſche Darſtellung mit Schiller's Stil vergleicht, ſo ſieht man, daß ſich Goethe der uneigentlichen Ausdrücke, der Vergleichungen, mythologiſcher Anſpielungen weit weniger bedient. Auf dem anſchaulichen Boden, auf welchem er ſteht, wird von ſelbſt jeder Satz, den er ausſpricht, zum Bild, und jede Periode iſt ein Gemälde. Schiller dagegen hat das Allgemeine zum Beſondern, das Ideale zum Realen, das Innere zum Aeußern zu machen, und hierzu bedarf es ungewöhnlicher Hülfsmittel. Wie z. B. macht Schiller den Gedanken anſchaulich, daß uns das Erhabene allein über die ſinnliche Welt hinwegführe, in welcher uns das Schöne durch ſeine verführeriſchen Reize immer gefangen halten möchte? „Die Schönheit unter der Geſtalt der Göttin Kalypſo“, ſagt er, „hat den tapfern Sohn des Ulyſſes bezaubert, und durch die Macht ihrer Reizungen hält ſie ihn lange Zeit auf ihrer Inſel gefangen. Lange glaubt er einer unſterblichen Gottheit zu huldigen, da er doch nur in den Armen der Wolluſt liegt; aber ein erhabener Eindruck ergreift ihn plötzlich unter Mentor's-Geſtalt, er erinnert ſich ſeiner beſſern Beſtimmung, wirft ſich in die Wellen und iſt frei [1].“ Auf eine eben ſo glänzende Weiſe macht er es durch einen Blick auf die Iliade klar, wie in der politiſchen Welt nicht die bloße Vernunft, ſondern die von der Vernunft geleitete Kraft das Beſſere herbeiführen müſſe [2], und die Abhandlung, Anmuth und Würde, beginnt die Unterſuchung mit einer Entwickelung des Begriffs der Anmuth aus einem griechiſchen Mythus. Unter den übrigen Hülfsmitteln, durch welche Schiller ſeinen Anſichten einen möglichſt ſinnlichen Ausdruck zu geben ſuchte, gehört beſonders auch die Zerlegung eines Begriffs in ſeine untergeordnete Theile. Indem ſich die Einbildungskraft dieſer beſondern Vorſtellungen bemächtigt, malt ſie eine jede zu einem eigenen Bilde aus, welche ſich unter dem Ganzen eines Grundgedankens vereinigen. Dergleichen Ideenmalereien finden ſich beſonders viele in ſeinen philoſophiſchen Werken, und ihnen entſprechen die allgemeinen Schilderungen in ſeinen hiſtoriſchen Schriften [1].

---

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 1266 Z. o. (Oktavausg. B. 12, S. 357).

[2] Ebendaſ. S. 1194. Z. m. (Oktavausg. B. 12, S. 33).

Man hat ſich aber dieſe poetiſche Geſtaltung des begriffsmäßig Erkannten nicht als erkünſtelt und durchweg abſichtlich vorzuſtellen. Schiller's Denken ſelbſt geht weſentlich von ſeinem Gefühle, ſeinem Anſchauungsvermögen und den Gebilden ſeiner Phantaſie aus, und jener Ausſpruch, auf den er an ſo vielen Orten wieder zurückkommt, „daß ſich die philoſophirende Vernunft weniger Entdeckungen rühmen könne, die der Sinn nicht ſchon dunkel geahnet und die Poeſie nicht geoffenbaret hätte [2], war der Lebensathem ſeiner Spekulation. Er ſtimmte mit Kant's Grundſatz theoretiſch und praktiſch ganz überein, daß nichts im Begriff ſei, was nicht zuvor ſchon in der Anſchauung geweſen wäre. Durch ſein Denkvermögen ergoß ſich alſo ſchon urſprünglich aus dieſer unmittelbaren Quelle ein friſcher Strom des reinſten Lebens, und Bilden und Denken waren bei ihm unzertrennlich. Daher kam es denn, daß ſeinem Denken ſchon urſprünglich bisweilen Abbruch geſchah, indem er z. B., wie ſchon oben bemerkt wurde, in ſeinen wiſſenſchaftlichen Darſtellungen keiner ſtrengen Diſpoſition folgte, oder indem er ſeine Vernunft bisweilen verleiten ließ, irgend einem Einfall, einer Phantaſie allzuſehr nachzuhangen. Hatte er nun aber die Offenbarungen ſeiner herrlichen Natur in ſtrengwiſſenſchaftliche Formen gefaßt, ſo war es ihm, eben wegen jenes innern Zuſammenhangs ſeiner Anſchauungen mit ſeinem Denken, nicht ſchwer, dieſe Ideen wieder in lebendige poetiſche Gebilde umzuſetzen und hierdurch das urſprüngliche Verbundenſein derſelben in ſeinem Gemüthe wieder herzuſtellen. Freilich war dieſe Zurückführung der abſtrakten Ideen zur inhaltsreichen Anſchauung mit Bewußtſein verbunden; aber ſie war unſerm Schiller natürlich, ja nothwendig.

---

[1] Siehe Theil 2, S. 128 und 186.

[2] Schiller's Werke in E. B., S. 1143, 1 (in 12bänd. Ausg. B. 11, S. 360).

Durch die innere Vereinigung ſeiner Einbildungskraft mit ſeinem Denkvermögen erhielt auch ſeine Phantaſie und hierdurch das poetiſche Element ſeines Stils ihren eigenthümlichen Charakter. Schiller's von allgemeinen Vorſtellungen ausgehende Einbildungskraft kann ſelten zu dem herabſteigen, was im ſtrengen Wortſinne individuell iſt und noch ſeltener bei dieſem lange verweilen. Das Ideenvermögen reißt ſie immer ſchnell wieder ins Große und Weite, und ſo gewinnt ſie an Umfang, was ſie an Inhalt verliert. Die Unruhe des Denkens treibt ſie von Gedanken zu Gedanken, und Goethe konnte daher mit Recht ſagen, Schiller's Talent ſei deſultoriſch geweſen [1]. Indem aber nun eben ſo ſehr ſeine ſittliche Natur, wie ſeine ſpekulative, einwirkte, nahm ſeine Einbildung und ſein Stil zugleich ein kühnes, ſtolzes, erhabenes Gepräge an. Schiller griff mit ſo hoher, freier, muthiger Seele in die Sprache, wie in die Weltverhältniſſe hinein. Er war überall zum Herrſcher geboren.

Wie nun Spekulation und Poeſie, ſo arbeitete endlich auch ſein ſittliches Lebenselement an ſeinem ſprachlichen Ausdruck. Man fühlt es und ſieht es einem Schriftſteller ſogleich an, ob ſein Herz von dem ergriffen war, was er ſchrieb, oder nicht. Dieſes ſubjektive Intereſſe, dieſen hohen Ernſt, womit Schiller ſeinen jedesmaligen Gegenſtand umfaßte, hat er auf eine bezaubernde Weiſe in ſeinen Werken offenbart. Auch in ſeinen proſaiſchen Schriften ſtrömt überall die ideale Denkweiſe des Schriftſtellers auf den Leſer über. Durch eine ſchöne Sympathie ſind wir genöthigt, uns für das zu intereſſiren, wofür wir den verehrten Schriftſteller ſo ganz eingenommen ſehen.

Es gibt eine doppelte Lebendigkeit der Darſtellung, eine objektive, welche aus der Individualiſirung hervorgeht, und eine ſubjektive oder „ſentimentaliſche“, welche der Autor aus der Innigkeit ſeiner Gefühle und Affekte in ſein Werk hinüberzuſpielen verſteht [2]. Lebendig iſt alles Individuelle, lebendig iſt aber auch alles Seelenvolle. Was nun nach unſerer obigen Erörterung Schiller an jener erſten Lebendigkeit zurücklaſſen mußte, das ſuchte er durch dieſe zweite Art der Belebung des Ausdrucks nachzuholen. Alles Warme, Feurige, Glühende, alles Innige, Rührende, Ergreifende, Erſchütternde in Schiller's Darſtellungen fließt größtentheils aus dieſer Quelle. Beſonders war in ſeiner erſten und noch in der erſten Hälfte ſeiner zweiten Lebensperiode ſein jedesmaliger Stoff ganz in ſeinem Herzen, ja Schiller war dieſer Stoff ſelbſt. Deßwegen laſſen ſeine Worte ſolch einen unendlichen, nicht gerade äſthetiſchen, ſondern ſittlich menſchlichen Eindruck zurück. In den Räubern, in den philoſophiſchen Briefen, ſo wie in allen mit dieſen letzteren gleichzeitigen Gedichten, in der Geſchichte des niederländiſchen Abfalls, in mehrern kleinen hiſtoriſchen Schriften, in vielen Parthien der philoſophiſchen Abhandlungen athmet ſo viel Wärme, Tiefe und Wahrheit des Gefühls, daß ſie immer Jeden ergreifen werden, in welchem der Sinn für das Menſchliche noch nicht ganz erſtorben iſt. Aber auch diejenigen Schriften Schiller's, in welchen die objektive Darſtellung oder die rationelle Behandlung vorherrſcht, nehmen uns durch einen hohen ſittlichen Ernſt und eine redliche Wahrheitsliebe für ſich ein. Niemals behandelt er eine Arbeit als ein leichtes, gleichgültiges Spiel, ſondern in jeden Gegenſtand legt er das Gewicht ſeiner Perſönlichkeit, oft zum Nachtheil einer gefälligen und anmuthigen Form. Schiller konnte das nicht anders, und man hat ihm Unrecht gethan, wenn man ihm dies ſo auslegte, als thue er ſich Gewalt an, um tief zu ſcheinen [1].

---

[1] Eckermann's Geſpräche mit Goethe, Theil 1, S. 196.

[2] Siehe Theil 3, S. 80.

Doch bei dieſer ſittlichen Erwärmung und Belebung läßt er es nicht bewenden. Nicht allein unbewußt dringen ſeine Gemüthskräfte, dringt der affektvolle Zuſtand, in welchem er ſchrieb, in ſeine Rede ein und füllt gleichſam alle Lücken ſeiner objektiven Darſtellung, ſondern er legt es auch abſichtlich darauf an, in dem Leſer den ſeinigen ähnliche Gemüthsbewegungen hervorzubringen und ſie zu edeln Geſinnungen und Handlungen zu begeiſtern. Hierdurch wird ſein Stil rhetoriſch.

---

[1] Böttiger's literariſche Zuſtände und Zeitgenoſſen, B. 1, S. 168.

Es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß das Rhetoriſche der Darſtellung aus einem überwiegenden praktiſchen Intereſſe hervorgeht, weßwegen es ſich auch ausſchließlich bei praktiſchen Völkern und ſittlich bewegten Menſchen findet. Beinahe die ganze Literatur der Römer und Franzoſen, und ſelbſt ein Theil der engliſchen Literatur iſt rhetoriſch; Byron und auch theilweiſe Schiller ſind rhetoriſch. Denn wir wiſſen es, daß Schiller ein urſprünglich ganz auf ſittliche Intereſſen gegründeter Menſch war[1]. Wie konnte ein Marquis Poſa[2] anders dichten, philoſophiren nnd Geſchichte ſchreiben, als ſittlich bewegt und in der Abſicht, auf andere in ſeiner erhabenen Weiſe auch ſittlich zu wirken? Aus dem letztern Beſtreben ging der rhetoriſche Charakter ſeiner Schreibart hervor.

Aber nicht immer und bei allen Völkern wird ein ſtarker praktiſcher Trieb die Rhetorik hervorrufen, ſondern nur da, wo die Wirklichkeit mit den Ideen, von denen die Schriftſteller bewegt werden, in einem grellen Widerſpruch ſtehen. In der griechiſchen Literatur iſt, ſo lange die Freiheit der Griechen beſtand, im Ganzen noch keine Rhetorik — ſelbſt ihre Redner haben keinen rhetoriſchen Charakter, und die Griechen waren doch die thatkräftigſten Menſchen, die es je gegeben hat. Aber zwiſchen den Anſichten und Wünſchen der Beſten und dem wirklichen Leben fand noch kein unverſöhnlicher Gegenſatz ſtatt, beide ruhten auf einem gemeinſchaftlichen Boden, der Einzelne konnte ſeinem praktiſchen, ſeinem politiſchen Intereſſe durch freies Eingreifen in die Lebensverhältniſſe in Wort und That Luft machen, und die ſittliche Wahrheit brauchte noch nicht auf das Theater zu flüchten, ſich noch nicht mit dem Schleier der Poeſie zu umhüllen[3] oder durch den Mund der Kalliope zu ſprechen, um ſich Gehör zu verſchaffen oder um nicht verfolgt und unterdrückt zu werden. Wer ſich im Leben ausgeſprochen oder ausgehandelt hatte, der konnte ein reiner Geſchichtſchreiber, Dichter und Denker ſein. Er hatte ſich am rechten Orte all' ſeines Gährungsſtoffes entledigt, oder er konnte ſich deſſen doch entledigen. Natürliche und freie Lebensverhältniſſe ließen auch jede Gattung der Literatur natürlich und frei emportreiben. Ganz anders iſt es dagegen, wenn dem ſittlich und politiſch bewegten Schriftſteller das Eingreifen in das Leben nach ſeinen Ideen unmöglich und das ganz freie Wort über alles Oeffentliche unterſagt iſt. Iſt er in dieſem Fall nicht von Hoffnungsloſigkeit, wie Tacitus, erfüllt, ſo wird ſich ſeine Schreibweiſe nothwendig rhetoriſch geſtalten. Indem er nicht mehr unmittelbar auf geradem Wege wirken kann, ſucht er mittelbar, durch Umwege das Gefühl, die Geſinnung und Handlungsweiſe ſeiner Leſer für ſeine Anſichten zu beſtimmen. Goethe äußert einmal, der Lord Byron ſcheine in ſeinen Gedichten Parlamentsreden zu halten, — und man könnte andere Engländer nennen, deren Poeſie dadurch etwas erleichtert iſt, daß ſie wirklich Parlamentsredner waren.

---

[1] Siehe Theil 1, S. 54 und ſonſt.

[2] Ebendaſelbſt S. 253.

[3] „Die Gerichtsbarkeit der Bühne fängt an, wo das Gebiet der weltlichen Geſetze ſich endigt. Wenn die Gerechtigkeit für Gold verblindet, und im Solde der Laſter ſchwelgt, wenn die Frevel der Mächtigen ihrer Ohnmacht ſpotten und Menſchenfurcht den Arm der Obrigkeit bindet, übernimmt die Schaubühne Schwerdt und Wage und reißt die Laſter vor einen ſchrecklichen Richterſtuhl." Schiller's Werke in E. B., S. 712. 1. u. f. (Oktavausg. B. 10, S. 79 f.). Eine merkwürdige Klaſſe von Menſchen hat Urſache, dankbarer als alle übrigen gegen die Bühne zu ſein. Hier nur hören die Großen der Welt, was ſie

Die vom Leben losgeriſſene und zurückgedrängte Thatkraft bringt die Rhetorik in die Literatur. Daher iſt die überhandnehmende Rhetorik immer das Barometer von ſich verſchlechternden Zeiten, in denen ſich der Geiſt nur auf eine unnatürliche Weiſe Luft machen kann. Im Verlauf der Zeit

---

nie oder ſelten hören — Wahrheit: was ſie nie oder ſelten ſehen, ſehen ſie hier — von Menſchen", S. 714. l. c. (Oktavausg. B. 10, S. 86).

*) Schiller: „Von ihrer Zeit verſtoßen, flüchte
Die ernſte Wahrheit zum Gedichte,
Und finde Schutz in der Kamönen Chor.
In ihres Glanzes höchſter Fülle,
Furchtbarer in des Reizes Hülle,
Erſtehe ſie in dem Geſange
Und räche ſich mit Siegesklange
An des Verfolgers feigem Ohr."

S. 28. l. c. (Oktavausg. B. 1, S. 130). Vergleiche Theil 2, S. 29 f. und Theil 1, S. 298.

aber wird der rhetoriſche Stil Manier, indem er auch von Solchen nachgeahmt wird, in denen keine Spur vom ſittlichen Intereſſe mehr lebt. So artet die rhetoriſche Schreibart endlich in die deklamatoriſche aus, welche nur die leere Form geerbt hat. In dieſes Aeußerſte der Verirrung verfallen Zeitalter, in denen zugleich der Ernſt der Geſinnung und die Kraft der reinen Darſtellung erloſchen iſt.

Das Gefährliche und Verderbliche der rhetoriſchen Art beſteht darin, daß ſie den Leſer nicht für den Gegenſtand, ſondern durch dieſen für eine Idee zu gewinnen ſucht[1]. Der Leſer fühlt nicht mehr die Sache frei und rein auf ſich wirken, ſondern ſieht den Schriftſteller einen Angriff auf ſeinen Willen machen und zieht ſich mißtrauiſch in ſich ſelbſt zurück. Der rhetoriſche Schriftſteller wirkt häufig um ſo weniger, je mehr er wirken will. Er iſt dem Schauſpieler zu vergleichen, welcher immer das Publikum im Auge hat. Durch dieſen ſteten Hinblick auf den, für welchen er ſchreibt, verliert er aber die Sache, über welche er ſchreibt, mehr oder weniger aus den Augen. Auch iſt es merkwürdig, daß der oratoriſche Ausdruck und die wahre Empfindung gewöhnlich in umgekehrtem Verhältniſſe ſtehen. Dieſe Sprachweiſe, welche immer bewußt und abſichtlich und daher meiſt geſchmückt und künſtlich iſt, läßt den einfachen Naturlaut des Gefühls nicht recht aufkommen. So verirrt ſich das Rhetoriſche häufig vom ächten geſunden Geſchmack. Wenn z. B. Schiller, um den Dichter Matthiſſon zu ermuntern, ſich endlich von der Landſchaftsdichtung zur Malerei des Menſchenlebens zu erheben, ſich des Bildes bedient: „So ſchön es iſt, wenn der Beſieger des Python den furchtbaren Bogen mit der Leyer vertauſcht, ſo einen großen Anblick gibt es, wenn ein Achill im Kreiſe theſſaliſcher Jungfrauen ſich zum Helden erhebt“ — ſo finden wir dieſe Worte, als Ausgang einer Recenſion, doch beinahe pomphaft.

Daß durch Schiller's Werke eine rhetoriſche Ader geht, muß aus vielen Stellen unſerer Schrift hervorgehen, und wir möchten jetzt das erklärende Wort zu dieſer Thatſache gegeben haben. Was dieſem großen ſittlich politiſchen Charakter im Leben auszuführen oder wovon ihm unmittelbar frei zu reden verweigert war, das ſprach er, ſo gut es ſich thun ließ, als Geſchichtſchreiber, Philoſoph und Dichter aus. Was er nicht leben konnte, dichtete er. Daher iſt er in ſeinen frühſten Werken da, wo der redneriſche Prunk nicht, wie in den Räubern und in den philoſophiſchen Briefen, der Lebendigkeit der Empfindung wich, am meiſten rhetoriſch, wie er es ſelbſt von ſich ausſagt[1]. So z. B. in den meiſten ſeiner frühern Jugendgedichte, in dem Fiesko, in Kabale und Liebe und beſonders in Don Karlos, wo auf eine wundervolle Weiſe der üppigſte Blüthenſchmuck des reichſten Gefühls ſich gleichſam in das Oratoriſche umgeſetzt hat. In der ſpätern Zeit dagegen überwand die wiſſenſchaftliche Kultur und ſein poetiſcher Genius ſein überwiegendes praktiſches Lebenselement, ſo daß von ſeiner dritten Lebensperiode an das Oratoriſche aus ſeinen Schriften meiſt verſchwindet. Mit dem Nachlaſſen des politiſchen Intereſſes war der Rhetorik die Wurzel durchſchnitten.

---

[1] Vergleiche Theil 2, S. 130 und S. [illegible].

Schiller's Werke in E. B., S. 1280, 2, a. (Octavausg. B. 12, S. 400).

Nachdem wir nun über die wiſſenſchaftliche und rhetoriſch-poetiſche — alſo über die innere — Geſtalt der Schiller'ſchen Proſa geſprochen, bliebe uns nur noch übrig, von deren äußerer oder ſprachlicher Form[2] ein Wort zu ſagen.

Es iſt ſchon längſt anerkannt, daß Schiller und Goethe unſere Sprache eigentlich erſt zu dem gemacht haben, was ſie jetzt iſt. Wie Schiller die deutſche Proſa der Barbarei trockener Gelehrſamkeit und andererſeits dem Spiel einer ſeichten Unterhaltung entriſſen und ſie mitten in die reinſten menſchlichen Intereſſen geſtellt hat, ſo hat er ihr auch in ihren Sprachformen ſeinen unſterblichen Geiſt aufgedrückt.

Von Schiller's Sprache gilt, was er ſelbſt von Coligny ſagt[3]: „Er ſprach rein, edel, ſtark, originell“ — und man kann noch hinzuſetzen: beſtimmt, klar, bilderreich, und durch all dieß höchſt anziehend. Er befriedigt zugleich Verſtand, Vernunft Phantaſie, Gefühl und Ohr.

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 3, S. 288.

[2] Siehe Theil 3, S. 90.

[3] Schiller's Werke in E. B., S. 1103. (Oktavausg. B. 11, S. 205)

Wenn man ihn recht genießen will, muß man ihn laut leſen.

In Bezug auf die Länge und Kürze der Sätze hat er das richtige Maß getroffen und eine ſchöne Mannigfaltigkeit beobachtet. Allzuverſchlungene Perioden ſind bloß für den Verſtand, nicht für die Anſchauung, und ſie widerſtreiten auch dem phonetiſch zerfallenen Organismus der modernen Sprachen; andererſeits verlangt eine fortgeſchrittene Kultur Nebenſätze und Satzgefüge, denn der Leſer, welcher an ſchnelles Auffaſſen gewöhnt iſt und einen weitern Geſichtskreis hat, will die Gedanken in längern Zügen ſchlürfen und iſt wenig erquickt, wenn man ſie ihm nur tropfenweiſe in einzelnen Hauptſätzen zu koſten gibt. Dabei iſt nirgends eine Spur von verrenkten Perioden, von fehlerhafter Wort- und Satzfügung. Ueberhaupt iſt der Ausdruck überall feſt, ſicher und angemeſſen, und nicht leicht hat ein anderer Schriftſteller ſo kraftvoll, kühn und erhaben geſchrieben, ohne je ſchwülſtig zu ſein. Nur einfacher hätte er häufig in ſeinen philoſophiſchen Schriften ſein können, in denen ein ſich nicht genugthuendes Ringen nach Klarheit oft dieſe Klarheit ſelbſt trübt.

Der Rhythmus ſeiner Sprache iſt vortrefflich. Ueberall ſehen wir die Bewegungen ſeiner Seele unter dem Wellenſchlag ſeiner Rede. Ueberall iſt die ſorgfältigſte Rückſicht auf den Wohlklaut genommen. Schiller's Stil iſt ganz und gar durchgearbeitet, ſo wie ſeine Gedanken; und alle Vorzüge, die hieraus hervorgehen, eine ſorgfältige Wahl der Wörter, eine abgerundete und ebenmäßige Bildung der Sätze und Perioden, finden ſich bei ihm in hohem Grade. Nie überläßt er ſich ſeiner Sprache, immer wacht er über ſeinem Ausdruck und beherrſcht ihn. Um die Wiederkehr deſſelben Wortes zu verhüten, erlaubt er ſich im Nothfall lieber eine kleine Unregelmäßigkeit. So heißt es z. B.[1]: „Denn wo wäre derjenige, der, bei einer nicht ganz verwahrloſ'ten moraliſchen Anlage, von (ſtatt bei) dem hartnäckigen und doch vergeblichen Kampf des Mithridat, von (ſtatt bei) dem Untergang der Städte Syrakus und Karthago, bei ſolchen Scenen verweilen kann" u. ſ. w.

---

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 1287. L. m. (Oktavausg. B. 11, S. 367)

Schiller's Sprache iſt höchſt rein, und nur in einigen Formen und Fügungen hat ſich die jetzige Ausdrucksweiſe von der ſeinigen entfernt. Wir wollen die vorzüglichſten dieſer Abweichungen hier anführen. Welches ſteht bisweilen für was, wie[1]: „Nicht zwar, als ob der Realismus mit der Sittlichkeit je in Streit gerathen könnte, welches ſich widerſpricht“. „Auf was Art“[2]. Die paſſiven Formen: „gehorcht zu ſein, gefolgt zu ſein“ kommen ziemlich häufig vor. Gewöhnlich iſt auch die Konſtruktion: Ich maße mich einer Sache an[3]. Einmal[4]: „damit er es überhoben ſei“. Häufig iſt die Form gerochen ſtatt gerächt, obgleich auch letztere ſich gebraucht findet. Ferner: „Die Achtung für die menſchliche Natur“, was häufig vorkommt. Ferner: das Ungeſtüm dieſer Leute[5], obgleich dieß Subſtantiv ſonſt auch männlichen Geſchlechtes iſt. „Sich bei etwas verweilen“[6], iſt gewöhnlich. Ferner: „Eine Verſicherung, die von dem katholiſchen Reichstheile widerſprochen wurde“[7]. „Er mußte die erſte (die Natur) mit Kleinmuth vorübergehen“[8]. Gedeihte ſtatt gedieh[9]. Eine gut ſchlafende Nacht findet ſich nach ſächſiſchem Sprachgebrauch in dem Briefwechſel mit Goethe und „ein vorhabender Spaziergang“ ſoll[10] im Geiſterſeher ſtehen. Häufig iſt auch ein negativer Nebenſatz nach den Verben hindern oder verbieten, z. B.: Dieſe barbariſche Behandlungsweiſe hinderte aber nicht, daß ſie ſich nicht immer ſtärker ausbreiteten[11], und: „Er verbot ihm, es nicht im Conſeil vorzutragen[12].

---

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 1257. 2. m. (Oktavausg. B. 12. S. 371).

[2] Ebendaſ. S. 1288. 1. o. (Oktavausg. B. 12, S. 452).

[3] Ebendaſ. S. 1229. 2. m. (Oktavausg. B. 11, S. 394).

[4] Ebendaſ. S. 1213. 2. o. (Oktavausg. B. 12. S. 119).

[5] Ebendaſ. S. 1077. 1. m. (Oktavausg. B. 11. S. [illegible]).

[6] Ebendaſ. S. 1058. 2. u. (Oktavausg. B. 11. S. 4).

[7] Ebendaſ. S. 903. 1. m. (Oktavausg. B. 9, S. 19).

[8] Ebendaſ. S. 1265. 2. u. (Oktavausg. B. 12, S. 354).

[9] Ebendaſ. S. 794. 1. o. (Oktavausg. B. 8, S. 45).

[10] Th. Mundt, Kunſt der deutſchen Proſa, S. 134.

[11] Schiller's Werke in E. B., S. 1041. 1. o. (Oktavausg. B. 10, S. 471).

[12] Ebendaſ. S. 1130. 1. m. (Oktavausg. B. 11, S. 327).

Univ. Bibl.

Dieß letzte Beiſpiel erinnert uns auch an den häufigen Gebrauch ausländiſcher Wörter in ſeinen hiſtoriſchen und philoſophiſchen Schriften, wie Succurs, Mediateur, Attake u. ſ. w. Im Wallenſtein und Wilhelm Tell ſucht er hierdurch der Dichtung ein alterthümliches und lokales Gepräge zu geben.

Schiller hat ſich in der erzählenden und hiſtoriſchen Darſtellung, in der Briefform, in der philoſophiſchen Abhandlung und in der Rede verſucht. Aber alle dieſe Formen haben beinahe Einen Charakter, und es fehlt ſeinem gehaltreichen und vollendeten proſaiſchen Stil offenbar an Mannigfaltigkeit und Extenſität. Er konnte beinahe immer nur auf Eine Weiſe ſchreiben; ſeinem ernſten, immer in Ideen lebenden Geiſte ging die Biegſamkeit ab. Seine Proſa gehört durchweg der höhern, ja höchſten Gattung an. Sie hat etwas dem Erhabenen Analoges; ſie iſt oft feierlich und prächtig. Daher iſt Schiller am ſchwächſten im Briefſtil, obgleich die Briefe über Don Karlos durch eine gewiſſe nachläſſige Natürlichkeit der epiſtolariſchen Form noch am nächſten treten. Aber ſeine Briefe über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen ſind Abhandlungen – und alle ſeine Abhandlungen könnten theilweiſe wieder als Reden gelten. Das Allgemeine und Ideale des Schiller'ſchen Stils zeigt ſich ſeiner Form nach eben dadurch, daß er keiner beſondern Gattung angehört. Man könnte es bedauern, daß Schiller, wie er es einmal vorhatte [1], nicht auch die Geſprächsform ausbildete, da er in der mündlichen wiſſenſchaftlichen Unterhaltung ſo ſehr ausgezeichnet war. Aber nach einem ſchon früher erwähnten philoſophiſchen Dialog im Geiſterſeher zu urtheilen [2], hätte er ſeine Methode ganz verlaſſen müſſen, wenn er in der Geſprächsform als ſolcher etwas hätte leiſten wollen.

---

[1] Theil, 2. S. 265

[2] Theil 2, S. 29 und S. 45.

Sechstes Kapitel.

Einfluß der philoſophiſchen Selbſtläuterung auf Schiller's Poeſie. Drei Abſtufungen ſeiner folgenden lyriſchen Dichtung. Philoſophiſcher Ideengehalt ſeiner meiſten Gedichte

Mit dem Aufſatze über naive und ſentimentaliſche Dichtung legte Schiller ſeinen philoſophiſchen Griffel nieder, und die Leſer unſerer Schrift mögen ſich erleichtert fühlen, daß ſie die philoſophiſchen Aufſätze hinter ſich haben, ſo wie Schiller ſelbſt die freiere Sonnenbahn der Dichtkunſt mit freudigem Muthe betrat. Die eben erwähnte Abhandlung war das Boot, in welchem er endlich auf dem langerſehnten Eilande landete. Doch konnte er die Spekulation auch jetzt noch nicht beſeitigen. Wie von ihr eigentlich ſeine ganze neuere Poeſie ausging und wie er immer mit denkendem Bewußtſein dichtete, ſo liebte er es auch, ſich über ſeine eigenen und fremden Leiſtungen auszuſprechen. Daher bildete ſich nach und nach eine Reihe von Kunſtanſichten und kritiſchen Urtheilen, welche ſeine äſthetiſche Spekulation mit ſeiner poetiſchen Praxis auf eine gar ſchöne Weiſe vermitteln und verbinden. Wir werden die wichtigſten dieſer Reflexionen und Urtheile ſpäter im Zuſammenhang darlegen.

Man hat es oft geſagt, daß Schiller's philoſophiſche Richtung ſeiner Poeſie geſchadet habe, und Goethe ſelbſt iſt dieſer Anſicht. „Es iſt betrübend“, ſpricht er bei Eckermann, „wie ein ſo außerordentlich begabter Menſch ſich mit philoſophiſchen Denkweiſen herumquälte, die ihm nichts helfen konnten. Humboldt hat mir Briefe mitgebracht [1], die Schiller in der unſeligen Zeit jener Spekulationen an ihn geſchrieben. Man ſieht daraus, wie er ſich damals mit der Intention plagte, die ſentimentale Poeſie von der naiven ganz frei zu machen. Aber nun konnte er für jene Dichtart keinen Boden finden, und dieß brachte ihn in unſägliche Verwirrung. Als ob die ſentimentale Poeſie ohne einen naiven Grund, aus dem ſie gleichſam emporwächſ't, nur irgend beſtehen könnte."

Auch Schiller ſelbſt ſchlug in ſpäterer Zeit den poſitiven Gewinn ſeiner Spekulationen ſehr gering an. Er betrachtete die philoſophiſche Höhe als unbequem und unfruchtbar für den Künſtler, weil von ihr kein Weg zu dem Gegenſtande herabführe. Wir aber können unmöglich die Reihe ſeiner äſthetiſchen Abhandlungen nach dem zufälligen Nutzen abſchätzen, welche der Dichter für die Ausübung ſeiner Kunſt von ihnen hoffte. Sie tragen in ſich einen hohen Werth; Erkenntniß und Wahrheit ſind ſich ſelbſt genug. Aber Schiller mußte auch den philoſophiſchen Entwickelungsprozeß vollenden, welcher ſich in ihm aus ſeiner eigenthümlichen Naturanlage entſponnen hatte. Er mußte ſich müde philoſophirt haben, ehe er wieder dichten konnte. Längſt war er mit ſich ſelbſt zerfallen, und erſt, nachdem er auf ſittlichem und wiſſenſchaftlichem Wege ſeine Natur wieder hergeſtellt hatte, konnte er wieder und zwar zu einer reifern Dichtkunſt zurückkehren. Die Philoſophie hatte ihn beruhigt, ohne ihn ganz zu befriedigen: ſo ſuchte er ſich jetzt durch die Dichtkunſt zu vollenden. Wenn die Wahrheit ihrem Jünger alle ihre Verheißungen erfüllte, würde er ſich nicht gedrängt fühlen, ſeine Menſchheit durch das Handeln und die Schönheit zu ergänzen.

In dieſem Sinne ſcheint ſelbſt Goethe den ernſten wiſſenſchaftlichen Studien unſeres Freundes Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. „Schiller iſt ein geborner Dichter", ſagt er. „Doch unſere Zeit iſt ſo ſchlecht, daß dem Dichter im umgebenden menſchlichen Leben keine brauchbare Natur mehr begegnet; um ſich nun aufzuerbauen, griff Schiller zu zwei großen Dingen: zur Philoſophie und Geſchichte“. Hatte doch Goethe aus gleicher Abſicht ſich an die bildende Kunſt und an die Naturbetrachtung gehalten. Und den günſtigen Einfluß dieſer Gemüthsläuterung durch die Wiſſenſchaft werden wir durch die Thatſache beſtätigt finden, wenn wir die Gedichte vor der hiſtoriſch-philoſophiſchen Periode mit den ſpätern vergleichen wollen.

---

[1] Es ſind die, deren Inhalt wir im vierten Kapitel mitgetheilt haben.

Die frühern Gedichte, beſonders von Don Karlos an[1] bis zu den Künſtlern, mußten alle durch die Uebermacht einer unreifen Reflexion mehr oder weniger gekünſtelt, ſpitzfindig, ſchwerfällig und dunkel ausfallen; ſie leiden alle an Mißgriffen des Verſtandes. Dagegen ſind die ſpätern poetiſchen Erzeugniſſe natürlicher, einfacher, klarer und anmuthiger. Schiller ſelbſt erkannte den Gewinn dieſer unerſetzlichen philoſophiſchen Ausbildung ſehr wohl, ſo wenig Früchte er auch von ſeiner äſthetiſchen Theorie für die Ausübung ſeiner Kunſt entlehnen konnte. Er mochte das Ergebniß ſeiner Studien für das poetiſche Schaffen immerhin als ſehr geringfügig anſchlagen; die Form, welche jene Studien ſeinem Geiſte gegeben hatten, war entſcheidend. „Vordem“, ſagt er[2], „legte ich das ganze Gewicht in die Wahrheit des Einzelnen, jetzt wird alles auf die Totalität berechnet, und ich werde mich bemühen, denſelben Reichthum im Einzelnen mit eben ſo vielem Aufwand von Kunſt zu verſtecken, als ich ſonſt Fleiß angewandt, ihn zu zeigen und das Einzelne recht vordringen zu laſſen“. Er fand nun auch, daß ſeine Poeſien an Leichtigkeit gewonnen hatten, die man früher an ihnen vermißte. „So viel“, ſchreibt er in dieſem Sinne an Goethe, „habe ich nun aus gewiſſer Erfahrung, daß nur ſtrenge Beſtimmtheit der Gedanken zu einer Leichtigkeit verhilft. Sonſt glaubte ich das Gegentheil und fürchtete Härte und Steifigkeit. Ich bin jetzt in der That froh, daß ich mir es nicht habe verdrießen laſſen, einen ſauern Weg einzuſchlagen, den ich oft für die poetiſirende Einbildung verderblich hielt“. Denſelben Gedanken ſpricht er zu derſelben Zeit gegen Humboldt aus:[*] „Es iſt gewiß, daß die Beſtimmtheit der Begriffe dem Geſchäfte der Einbildungskraft unendlich vortheilhaft iſt. Hätte ich den ſauern Weg durch meine Aeſthetik nicht geendigt, ſo würde dieſes Gedicht (das Ideal und das Leben) nimmermehr zu der Klarheit und Leichtigkeit in einer ſo difficilen Materie gelangt ſein, die es wirklich hat [illegible]

---

[1] Siehe Theil 1, S. 311.

[2] Schiller's Briefwechſel mit Humboldt, S. 429.

Unerſetzlich waren ihm daher ſeine philoſophiſchen Studien, denn er konnte auf keinem andern Wege zur Wahrheit und Natur zurückkehren. Andere Dichter bilden ſich durch Erfahrung und eine weite Weltanſchauung, aber Schiller war durch Schickſal, Verhältniſſe, Krankheit und Geiſtesrichtung der äußern Welt entfremdet. Andere Dichter arbeiten ſich durch fortgeſetzte Uebung aus ihrer Unvollkommenheit heraus; unſern Schiller, welchem durch ſeine äußere Lage und ſein innerer Zuſtand eine lange Zeit das Dichten ganz unterſagt war, konnten nur ſeine ernſten hiſtoriſchen und philoſophiſchen Studien über dieſe Zwiſchenſtufe hinwegtragen, und er iſt bei ſeinem Wiedererſcheinen auf dem Felde der Dichtkunſt beinahe ein anderer Menſch.

Dieſe ſtillen, einſamen, viele Jahre hindurch fortgeſetzten Arbeiten beſtimmten aber nicht allein die Art und Weiſe, wie er ſeinen poetiſchen Stoff behandelte, ſondern ſie lieferten längere Zeit hindurch größtentheils auch dieſen Stoff ſelbſt. Durch ſeine Spekulation hatte er ſich eine eigne ſittlich-äſthetiſche Welt auferbaut, die gleichſam ſein ideal geſtalteter Geiſt ſelbſt war, in welcher er um ſo mehr ausſchließlich lebte und webte, als ſein armes äußeres Leben ſeinem hohen Ideenflug ſehr geringfügig vorkommen mußte. Als er nun wieder zu dichten anfing, woher konnte er die Stoffe ſeiner Poeſie anders nehmen, als aus eben dieſer Ideenwelt?

In der That vereinigten ſich ſeine Lage, ſeine ideale Natur und ſeine Theorie mit einander, um wenigſtens die erſten Poeſien nach ſeiner philoſophiſchen Periode beinahe ganz in den Gedankenkreis einzuſchließen, welcher ſich durch ſeine geſchichtlichen und philoſophiſchen Forſchungen in ihm ausgebildet hatte. Wenn Schiller als Dichter auf ſeine äußern Verhältniſſe verwieſen geweſen wäre, wie Goethe ſeine meiſten Gedichte aus äußern Anläſſen des Lebens ſchöpfte, ſo wäre ſeine Muſe bald verſtummt. Zwar fehlte es auch dem engen und einförmigen Leben unſeres Kranken und Einſiedlers nicht an intereſſanten Vorfällen, welche poetiſch hätten geſtaltet werden können, und wir erinnern nur an jene Todesfeier in Hellebeck. Durch wie viele Gedichte und Anſpielungen hätte nicht ohne Zweifel Goethe dieſe edle, dieſe einzige Huldigung verherrlicht, wenn ſie ihm widerfahren wäre! Was that aber Schiller? „Jener Vorgang“, ſchreibt er[1], „war für den Abgeſchiedenen beſtimmt, und der Lebende wird ſich nie mehr erlauben, ihn zu berühren“. Hier beeinträchtigte der Menſch den Dichter, aber jener gewinnt vielfältig wieder, was dieſer einbüßt. Wen ſollte dieſes Schweigen nicht mehr rühren und erheben, als die herrlichſten Geſänge? — Nahm er aber auch wirklich einzelne Privatzuſtände in ſeine Dichtung auf, ſo entblößte er dieſelben von allem Individuellen, und hob ſie häufig dadurch noch mehr in das Allgemeine, daß er ſie zum Subſtrat einer Idee machte. Eine ſolche Idealiſirkunſt hatte er ſchon in ſeiner Recenſion über Bürger von dem Dichter gefordert und in ſeiner Abhandlung über naive und ſentimentaliſche Dichtung als eine nothwendige Forderung aufgeſtellt[2]. Er verlangte von jedem Gedicht einen ſentimentalen Gehalt, Idealität, Tiefe, Geiſt, Innerlichkeit, gleichſam noch über die ſchöne Form hinaus, und dieſe ſuchte er vorzüglich in einer gewiſſen Allgemeinheit und Nothwendigkeit, welche dann durch Gefühl und ſittlichen Affekt belebt werden mußten. „Der Dichter“, behauptet er[3], „kann nur in ſo fern unſere Empfindungen beſtimmen, als er ſie der Gattung in uns, nicht unſerm ſpezifiſch verſchiedenen Selbſt, abfordert. Um aber ſicher zu ſein, daß er ſich auch wirklich an die reine Gattung in den Individuen wende, muß er ſelbſt zuvor das Individuum in ſich ausgelöſcht und zur Gattung geſteigert haben. In einem Gedichte darf daher nichts wirkliche (hiſtoriſche) Natur ſein, denn alle Wirklichkeit iſt mehr oder weniger Beſchränkung der allgemeinen Naturwahrheit. Jeder individuelle Menſch iſt gerade um ſo viel weniger Menſch, als er individuell iſt; jede Empfindungsweiſe iſt gerade um ſo viel weniger nothwendig und rein menſchlich, als ſie einem beſtimmten Subjekt eigenthümlich iſt. Nur in Wegwerfung des Zufälligen und in dem reinen Ausdruck des Nothwendigen liegt der große Stil". In dieſer Anſicht, zu welcher ihn ſein Idealiſirtrieb führte, befeſtigte er ſich durch ſeine Theorie der ſentimentaliſchen Dichtung noch mehr, und das war ohne allen Zweifel der größte Nachtheil, welchen die Spekulation ſeiner Dichtung brachte, daß dieſe in Form und Inhalt auf metaphyſiſchen Boden verrückt wurde. Wie wenn der Einbildungskraft etwas anderes gefallen und auf die Empfindung etwas anderes wirken könnte, als das Anſchauliche, ſinnlich Wahrnehmbare, und dieſes nicht immer individuell wäre!

---

[1] Siehe Theil 2, S. 283 f.

[2] Ebendaſelbſt, S. 297 und Theil 3, S. 69 ff.

[3] Schiller's Werke in E. B., S. 1283, 1. (Oktavausg. B. 12. S. 448 f.)

Seinen damaligen poetiſchen Standpunkt bezeichnen beſonders auch ſeine Urtheile über ſeine eigenen Gedichte. In den Briefen an Humboldt gibt er denjenigen vor den übrigen den Vorzug, welche ſich durch idealen Gehalt und eine gewiſſe Allgemeinheit der Form auszeichnen. Das Ideal und das Leben trägt bei ihm den Preis davon, und darnach iſt ihm der Genius das liebſte von allen ſeinen gleichzeitigen Gedichten. Von den Idealen dagegen, welche wegen ihrer unmittelbaren Natur und Friſche Goethen am meiſten gefielen, urtheilt er ſogar, dieſes Stück ſei zu ſubjektiv, zu individuell wahr, um als eigentliche Poeſie beurtheilt werden zu können. Alſo aus demſelben Grunde, warum Goethen den Idealen einen höhern Werth einräumte, als allen andern zu dieſer Zeit verfertigten Gedichten, wollte Schiller dieſes Stück gar nicht einmal als eigentliches Gedicht beurtheilt wiſſen. An dieſer ganzen Gattung auf der Reflexion beruhender, durch das Denken vermittelter, allgemein gehaltener Darſtellungen konnte Goethe nie ein wahres Wohlgefallen finden. „Sie haben ſich", ſchreibt er in ſpäterer Zeit an ſeinen Freund, „den Spaß gemacht, die Ausſprüche der Vernunft mit dichteriſchem Mund vorzutragen — was zu erlauben, aber nicht zu loben war"[1].

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 5, S. 334.

In dieſem Gebiet aber mußte Schiller die meiſten lyriſchen Stücke unmittelbar nach ſeiner Rückkehr von der Spekulation zur Poeſie liefern. Sie ſowohl, als der Schiller'ſche Bildungsgang, den ſie vorausſetzen, finden in der Literaturgeſchichte beinahe nichts Aehnliches, ſo daß Humboldt in dieſer Hinſicht Recht hat, zu ſagen, Schiller habe die lyriſche Dichtkunſt erweitert. Man kann ſie metaphyſiſche Gedichte, Reflexionslieder, Idealgeſänge nennen, ſo wie das Jahr 1795, in deſſen zweiter Hälfte die meiſten derſelben entſtanden, füglich das Jahr der Ideendichtung heißen kann.

Von dieſer Dichtung ſtieg er im Verlauf ſeiner fortſchreitenden Entwickelung zu einer gemiſchten oder mittlern Klaſſe herab, wo ſich die Idee mit dem Wirklichen und Konkreten in Verbindung zu ſetzen ſuchte, bis er endlich bei der reinen, objektiven Dichtung anlangte.

Wir werden unſern Dichter ſpäter auf dieſem intereſſanten Gang, den er von ſeiner philoſophiſchen Höhe einſchlug, verfolgen und begleiten, bis zu dem Zeitpunkte hin, wo ihn das Drama wieder in Beſitz nahm und die lyriſche Dichtkunſt nur noch von Zeit zu Zeit einen einzelnen Sprößling trieb.

Doch brachte es ſeine Geiſtesorganiſation mit ſich, daß der Gedichte, die zur reinen, objektiven Gattung gehören, verhältnißmäßig nur wenige ſind. Die meiſten haben einen beſondern Ideengehalt, und ſind durch Schiller's bisherigen Bildungsgang nicht allein der Form nach beſtimmt, ſondern auch ihrem Weſen nach aus demſelben hervorgegangen. Es ſind Manifeſtationen ſeiner philoſophiſch begründeten Weltanſicht, Kinder der Spekulation und des Denkens.

Da wir nun die Reſultate dieſes Denkens bisher kennen lernten, ſo werden wir die Gedichte der dritten Periode möglichſt mit den Reſultaten der Spekulation in Verbindung zu ſetzen und in dem Dichter den Philoſophen aufzuſuchen haben. Durch eine ſolche vergleichende Charakteriſtik wird uns der innere Zuſammenhang zwiſchen Schiller's Denken und Dichten recht deutlich vor Augen treten, werden wir gewahr werden, wie er ſeine Weltanſchauung verfolgte und erweiterte und wie er das poetiſch ausprägte, was er denkend aus der Tiefe ſeines Geiſtes ans Licht des Bewußtſeins gezogen hatte. Auch wird hierdurch das, was die Muſe nur einzeln ausſprach, ſich an Verwandtes anſchließen und ſich zu einem größern Ganzen zuſammenfügen, und wir werden Schiller's philoſophiſche Aufſätze und Gedichte ſich friedlich einer höhern Einheit unterordnen ſehen.

Der Einfluß der philoſophiſchen Forſchungen Schiller's auf ſeine Poeſien iſt aber dem Grad nach verſchieden. In manchen Gedichten wird geradezu ein früher proſaiſch ausgedrückter Gedanke beinahe mit denſelben Worten, nur in poetiſchem Gewande, wiederholt. So in den Epigrammen: die Führer des Lebens[1], der Zeitpunkt[2], politiſche Lehre[3], Kolumbus[4] und wenigen andern Darſtellungen. Eine zweite Gruppe von lyriſchen Stücken behandelt früher auseinandergeſetzte Gedanken in abweichender, freier, eigenthümlich poetiſcher Weiſe. Nur der Grundgedanke erſcheint hier wieder, aber in durchaus veränderter Geſtalt, zuſammengedrängt oder erweitert, von unpoetiſchen Ingredienzien gereinigt und in den reinen Aether des Schönen emporgetragen. Die dritte Partbie endlich ſchließt ſich an kurz und beiläufig gegebene philoſophiſche Andeutungen in den von uns erörterten Aufſätzen an, und ergänzt und erweitert dieſe. Hierzu gehören beſonders viele Gedichte von ſittlichem Inhalt, deſſen Erörterung unſerm Schriftſteller in ſeinen äſthetiſchen Aufſätzen nicht im Wege lag. Dieſe ſittlichen und rein menſchlichen Gegenſtände ſind dagegen in ſeinen Gedichten an Anzahl gerade überwiegend. Nur wenige Poeſien bleiben übrig, deren Grundideen ſich nicht auf die uns bekannten proſaiſchen Darſtellungen beziehen. Aber wer war mehr in beſtändig fortſchreitender Entwickelung begriffen, als Schiller? Darüber hat man ſich nicht zu wundern, daß in ſeinen Gedichten manche früher noch nicht proſaiſch ausgedrückte Gedanken vorkommen, ſondern vielmehr darüber, daß er als Dichter ſeinem philoſophiſchen Gedankengang ſo getreu und ſo nah blieb, und daß die weiteſte Welt auch des ideenreichſten Menſchen auf ſo wenige, einfache Grundanſichten zurückläuft.

---

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 91. 1. (Oktavausg. B. 1, S. 449) verglichen mit S. 1264. 1. (Oktavausg. B. 12, S. 351).

[2] Ebendaſelbſt S. 97. 1. (Oktavausg. B. 1, S. 479) verglichen mit S. 927. 1. (Oktavausg. B. 2, S. 126).

[3] Ebendaſelbſt S. 93 (Oktavausg. B. 1, S. 462) verglichen mit S. 1264. 1. (Oktavausg. B. 12, S. 350).

[4] Ebendaſelbſt S. 84. 1. (Oktavausg. B. 1, S. 418) verglichen mit S. 769 (Oktavausg. B. 10, S. 340).

Zuletzt ſei uns noch erlaubt, ein Wort von den Gedichten im voraus zu ſagen, in denen ſich gar kein beſonderer Ideengehalt ausſpricht. Hierher gehört eine mäßige Menge von Stücken, welche bloß erzählend, beſchreibend, darſtellend ſind, wie die deutſche Treue, der Abend, die Nadoweſſiſche Todtenklage. Dann iſt der Grundgedanke mancher Gedichte dem Verfaſſer nicht beſonders angehörig, ſondern ein Gemeinplatz, wie bei den Balladen, deren überwiegender Geſchichtsſtoff mit einem eigenthümlichen Ideenſtoff des Dichters nicht gut verträglich iſt. Denn wenn ein idealer Gehalt mit dem hiſtoriſchen Stoffe verbunden wird, ſo wendet ſich der Leſer von der Begebenheit ab zur innern Welt, und die lyriſche Stimmung beeinträchtigt oder vernichtet dann die nach außen gekehrte, ruhige epiſche Betrachtung. Es entſteht diejenige ſubjektive Ballade, welche man füglich Romanze nennt[1]. Daher kann der Hauptgedanke einer eigentlichen Ballade nur ein allgemeiner und bekannter ſein, der uns nicht von der Geſchichte ablockt. Wenn ſich das ganze Gewicht nach Außen neigen ſoll, darf das Innere, welches der Dichter aus ſeiner Seele in ſein Werk verwebt, keinen charakteriſtiſchen Zauber haben. Ruhen daher auch die Schiller'ſchen Balladen meiſtens auf Grundideen, ſo ſind dieß doch allgemein bekannte Wahrheiten, in welche der Dichter nur ſparſam die Charakterzüge ſeiner Denk- und Empfindungsweiſe verwebt, wogegen er ſeine Romanzen mit den Kleinodien ſeiner Denkweiſe reichlicher ausgeſchmückt hat. Endlich machte Schiller auch, wie wir ſehen werden, ſeine Anſichten und Beſtrebungen gegen Andersdenkende geltend, zum Theil ſich ſelbſt gegen ſie vertheidigend, meiſt aber ſeine Gegner angreifend und bloßſtellend. In dieſem letztern Falle tritt nicht unmittelbar die Anſicht

---

[1] Nach Götzinger.

Schiller's, ſondern zunächſt nur die Thorheit und das Ungeſchick ſeiner gezüchtigten Feinde an den Tag. Daher deuten uns die meiſten perſönlichen Epigramme, die ſogenannten Xenien, die eigenthümlichen Ideen Schiller's nur unbeſtimmt und verdeckt an. Dieſe momentanen Einfälle ſind mehr von Außen als von Innen hergenommen; es ſind abgenöthigte Erklärungen, in den Mund gelegte Worte — Waffen, die ihm ſeine Feinde ſelbſt in die Hände gaben, um ſie zu züchtigen. Die andern Sinngedichte, welche friedlicher und allgemeiner Natur ſind, greifen dagegen tiefer in die eigenthümliche Ideenbewegung Schiller's ein. Wir werden ſie ſpäter zu einem Ganzen verknüpfen, und in ihnen ſeine Lebensanſicht ziemlich vollſtändig ausgeſprochen finden.

Siebentes Kapitel.

Große Produktivität und Thätigkeit. Die erſte Gattung der Ideenpoeſie un die hierher gehörigen Gedichte.

So lange ward Schiller von dem ſchönen Glück ſeiner Jugend der Poeſie, fern gehalten, und mehrere Male war er ſcho aus ihrer Nähe von der Spekulation zurückgeſchlagen worden bis er endlich wieder bei ihr anlangte. Jetzt aber ernährt er die junge poetiſche Pflanze, wie wir ſchon wiſſen, von dem Ertrag ſeiner langjährigen philoſophiſchen Studien, und e entſtand die Zeit der metaphyſiſchen Dichtung. Es war i der zweiten Hälfte des Jahres 1795.

Er hatte ſich in ſeinen äſthetiſchen Abhandlungen ei Magazin von Ideen angelegt, die der nun endlich entfeſſelt Genius, nicht ohne Mühe, um ſo eher in Poeſie umſetzen konnte da ſie zugleich Schiller's lebendigſte Gefühle und ſein innerſte Leben ſelbſt waren. Hieraus erklärt ſich ſeine außerordentli große Produktivität ſogleich nach ſeiner Rückkehr zur Poeſi „Ich habe“, bekennt er ſelbſt, „meine poetiſche Fruchtbarkei in dieſem Jahre doch zum Theil der langen Pauſe zuzuſchrei ben, die ich in poetiſchen Arbeiten machte und die mich Kräft ſammeln ließ. Im nächſten Jahr wird es langſamer gehen“ Da die Gedankenwelt ärmer iſt, als das Leben und di unmittelbare Empfindung, und ſich nur die wenigſten metaphyſiſchen Stoffe poetiſch behandeln laſſen, ſo konnte dieſe Quelle nicht lange für ganze Gedichte ergiebig ſein.

In dem Sommer 1795 entſtanden vierzig kleinere und größere Gedichte. Während er ſo fleißig für die Horen und den Almanach arbeitete, für erſtere auch durch Abfaſſung des Aufſatzes über ſentimentaliſche Dichtung, dehnte er trotz ſeiner Kränklichkeit, der vielen läſtigen Redaktionsgeſchäfte und der Korreſpondenz mit ſeinen Mitarbeitern ſeine bewunderungswürdige Thätigkeit noch weiter aus. Keine bedeutende Erſcheinung in der Tagesliteratur blieb von ihm unbeachtet, in den ſchlafloſen Nächten las er Romane und andere poetiſche Werke, wie er denn in der eben genannten Abhandlung ſeine Kenntniß der Dichter und ihrer Werke genugſam an den Tag legte. Er faßte nun auch den Plan, lateiniſche Dichter, beſonders den Juvenal, Perſius und Plautus zu leſen, um ſeinem Geiſte die rechte Dispoſition zum poetiſchen Bilden zu geben. Hierzu wollte er ſich, wie er ſagt, mit der ruhigen Vernunft und ſchönen Natur der Alten umringen und in eigentlichem Sinne unter denſelben leben. Er bat ſich von Humboldt franzöſiſche oder deutſche Ueberſetzungen von dieſen Dichtern aus, da ihm ſein Latein für das Verſtändniß der Sprache des gewöhnlichen Lebens nicht zuzureichen ſchien [1]. „Seit einiger Zeit leſe ich wieder mehr in den alten Lateinern“, ſchreibt er am Ende des Decembers 1795 an Goethe, „und der Terenz iſt mir zuerſt in die Hände gefallen. Ich überſetze meiner Frau die Adelphi aus dem Stegreif, und das große Intereſſe, das wir daran genommen, läßt mich eine gute Wirkung erwarten“. Ja, er faßte den ernſtlichen Entſchluß, der ihm ſchon lange im Sinne lag, das Griechiſche zu lernen. Ein neuer Beweis, wie Humboldt ſagt, wie gründlich er alles anfaßte, womit er ſich beſchäftigte. Er fragte dieſen ſeinen Freund um Rath, und wünſchte auch ein Buch genannt zu wiſſen, in welchem auf die Methode bei dieſem Studium und auf das Eigenthümliche dieſer Sprache hingewieſen würde. Humboldt bedauerte nur die anfangs wenigſtens verlorne Zeit, die er auf dieſe Beſchäftigung würde verwenden müſſen. Das methodiſche Lehrbuch konnte er ihm nicht angeben; es würde ihm auch nicht nur nichts geholfen, ſondern ihn ſogar von ſeinem Zwecke abgeführt haben. Alles faßte Schiller rationell, verſtandesmäßig an. Durch den Begriff wollte er das Eigenthümliche ſogar einer Sprache kennen lernen. Der Plan blieb übrigens unausgeführt, tauchte aber ſpäter wieder bisweilen in Schiller auf. Im Jahr 1800 hatte er große Luſt, ſich in Nebenſtunden mit dem Griechiſchen zu beſchäftigen, um nur ſo weit zu kommen, daß er in die griechiſche Metra ſich eine Einſicht erwerben könne, und wollte hierzu ein griechiſches Lexikon und eine brauchbare Grammatik genannt wiſſen[1]. Goethe ſchickte ihm die verlangten Bücher mit dem Bemerken, daß er ſich wenig daran erbauen werde; das Stoffartige jeder Sprache, ſo wie die Verſtandesformen ſtünden ſo weit von der Produktion ab, daß man gleich, ſobald man nur hinblicke, einen ſo großen Umweg vor ſich ſähe, daß man gerne zufrieden ſei, wenn man ſich wieder herausfinden könne. Es müſſe Jemand, wie Humboldt, den Weg gemacht haben, um dem Dichter etwa das zum Gebrauch Nöthige zu überliefern. Der Erfolg zeigte, daß Goethe richtig geurtheilt hatte.

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Humboldt, S. 334.

Man hat es Schillern oft vorgeworfen, daß er des Griechiſchen unkundig war; aber auch Goethe wußte nicht viel mehr und ſelbſt Herder verſtand wenig Griechiſch. Und ſicher iſt es, daß die meiſten, die des Griechiſchen kundig ſind, den Geiſt der Hellenen nicht ſo erfaßt haben, als Schiller; ja Humboldt meint ſogar, er würde vielleicht weniger ſein und richtig über die Griechen gedacht haben, wenn er ſelbſt griechiſch zu leſen gewohnt geweſen wäre. Auf jeden Fall iſt es bewundernswürdig, wie er aus Homer den naiven Geiſt ſo rein und wahr herausgriff, den die Voſſiſche Ueberſetzung doch ſehr zu verhüllen ſcheint.

Das Leben unſeres meiſt kranken, einſiedleriſchen Freundes iſt ſeine Thätigkeit. Indem wir dieſe näher charakteriſiren, ſchildern wir jenes.

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, B. 5, S. 322.

Als er wieder poetiſch thätig zu ſein anfing, ſtand er noch ganz auf philoſophiſchem Boden. Wie mußte er hier verfahren, um aus ſeinen Ideen und Begriffen poetiſche Geſtalten hervorzurufen? Welche Wege boten ſich ihm an, um das allgemein Gedachte möglichſt zu individualiſiren? Denn alle Poeſie lebt im Individuellen, und wenn Schiller dieſen Grundſatz auch theoretiſch verkannte, ſo mußte ſein beſſerer Genius ihn doch mehr oder weniger praktiſch befolgen.

Vor allem ſuchte Schiller das Ideale durch das Reale dadurch zu beleben, daß er jenes entweder dieſem entgegenſetzte oder das Ideale durch die Merkmale, welche es mit dem Realen gemein hat, ſchilderte. Die Veranſchaulichung geſchah durch den Kontraſt oder durch die Aehnlichkeit. In beiden Fällen wird das Ideale als dem Realen koordinirt gedacht und auf dieſer Nebenordnung ruht die erſte Gattung der Ideenpoeſie.

Die Anzahl der Gedichte, welche ganz auf dem Gegenſatz auferbaut ſind, iſt nicht groß, ſo tief das Antithetiſche auch in der Denk- und Gefühlsweiſe Schiller's gegründet iſt, und ſo häufig er auch dieſe Figur in kleineren Kreiſen gebraucht[1]. Wer uns nämlich vom Idealen nur ſagt, was es nicht iſt, der gibt daſſelbe doch dem Verſtande mehr zu errathen, als er es vor das Auge der Phantaſie ſtellt. Will er daher ſeine Ideen uns näher rücken, ſo muß er ihnen das Entſprechende aus der wirklichen Welt zuſtrömen laſſen, ſo muß er alſo Bilder, Gleichniſſe, Mythen und andere Figuren der Aehnlichkeit herbeiziehen. Das Gerippe der Antitheſe wird auf dieſe Weiſe von mannigfachem Laubwerk nnd Blüthenſchmuck umrankt, deſſen Stütze zu ſein es gleichwohl nicht aufhört.

Ganz auf der Figur der Antitheſe ruht das lyriſche Lehrgedicht: Ideal und Leben. Es beginnt mit dem Gedanken, mit welchem die Reſignation ſchloß[2], daß dem Menſchen zwiſchen Sinnenglück und Seelenfrieden (der aus der Tugend entſpringenden Selbſtzufriedenheit) nur die bange Wahl bleibe, während ſich im Leben der Götter beides vereinige. Aber iſt es nicht auch dem Menſchen vergönnt, zu einer ſolchen vollkommenen Glückſeligkeit zu gelangen? Wer dieß will, muß ſich über den materiellen Genuß erheben, und nicht in die Welt der Sittlichkeit, ſondern in das Reich der Schönheit flüchten, welche allein die verſchiedenartigen Anſprüche unſerer menſchlichen Natur harmoniſch befriedigt — aber zugleich, als das Erzeugniß unſerer eigenen Selbſtthätigkeit, keine reale Weſenheit hat. Daher wird denn die Schönheit als das Reich der Geſtalten (Formen) und des Scheins dargeſtellt:

---

[1] Siehe Theil 3, S. 110.

[2] Siehe Theil 1, S. 281.

„An dem Scheine mag der Blick ſich weiden“,

und das ganze Gedicht war urſprünglich: das Reich der Schatten überſchrieben. Nur in dieſem Gebiete finden wir die vollendete Menſchheit, welche ja ebenfalls in einer freien Zuſammenſtimmung der ſinnlichen und geiſtigen Kräfte des Menſchen beſteht. Daher die Verſe:

„Jugendlich, von allen Erdenmalen
Frei, in der Vollendung Strahlen
Schwebet hier der Menſchheit Götterbild“.

Im realen Leben iſt ein beſtändiges Ringen entweder nach einem vorgehaltenen, nie ganz erreichbaren Ziel oder ein Kämpfen mit dem Schickſal; nur im Reiche der idealen Schönheit erſcheint uns das erſehnte Ziel und die Befriedigung. Im Leben herrſchen Naturkräfte, Muth, Kühnheit und Stärke; wer ſich zu dem Ideal ſchöner Menſchlichkeit erhoben hat, für den gibt es keinen Widerſtreit mehr, denn

„Aufgelöſ't in zarter Wechſelliebe,
In der Anmuth freien Bund vereint,
Ruhen hier die ausgeſöhnten Triebe,
Und verſchwunden iſt der Feind“.

In der Wirklichkeit, ſo lange der Künſtler noch mit dem Stoff ringt, iſt Fleiß und Anſtrengung nöthig; iſt er dagegen bis zur Schönheit vorgedrungen, ſo erhebt ſich ſein Kunſtwerk in reiner, leichter Geſtalt. Im Leben ſchwindet an der Größe des Sittengeſetzes jede That, jede Geſinnung des Tugendhaften in Nichts hin; wer dagegen, der Schönheit theilhaftig, das Sittengeſetz aus Neigung erfüllt, für den hat es keine Furchtbarkeit mehr. Wenn uns endlich im Leben oft großes Weh umfängt oder wir mit andern Unglücklichen ſchwer leiden, ſo ſchweigt aller Jammer in den heitern Regionen der rein äſthetiſchen Formen. Auf dieſe Weiſe bewegt ſich das merkwürdige Gedicht in lauter Gegenſätzen, von denen immer ein Paar in je zwei zuſammengehörenden Strophen vom ſechsten Abſchnitt an regelmäßig dargeſtellt werden. Das wirkliche Leben iſt die Leiter, und deſſen Unruhe, Kämpfe, Arbeit, Geſetzeszwang und Jammer ſind die Sproſſen, auf denen der Dichter in den Himmel des Schönen aufſteigt, und jeder Sproſſe, welche er erſteigt, verdankt er eine neue Anſicht deſſelben. Da er ſich jedoch mit allen dieſen Entgegenſtellungen nicht genug thut, ſo veranſchaulicht er in den zwei letzten Strophen die Hauptideen in dem großartigen Gleichniß der Apotheoſe des Herakles. Das Gedicht hat gleichſam den pathologiſchen Charakter ſeines Inhalts, denn ſein Verfaſſer entwindet ſich ſelbſt mit ſchmerzhafter Anſtrengung ſeiner wiſſenſchaftlichen Begriffswelt, um ſich in das Reich des Schönen zu flüchten.

Das Ideal und das Leben iſt die Blumenkrone der Briefe über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen. Die äſthetiſche Welt des Scheins und Spiels, der reinen Formen, wie ſie beſonders gegen das Ende dieſer Briefe entwickelt wird, erſcheint hier ſichtbar vor unſern Augen, ſo weit ſie es werden kann. „Der Menſch iſt nur da ganz Menſch, wo er ſpielt“[1], iſt das Thema des wunderbaren, einzigen Gedichtes, in welchem jede Zeile, jedes Beiwort einen metaphyſiſchen Hintergrund hat. Dieſelbe äſthetiſche Weltanſchauung, welche der Dichter in den Göttern Griechenlands ſeiner ſehnſuchtsvollen Seele in den Mythen der Alten vorführt, erſchafft ſich hier ſelbſtſtändig aus eigenen Mitteln. Ein neuer Vernunftmythus tritt an die Stelle der untergegangenen Volksmythen.

---

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 1201. I. (Octavausg. B. 12, S. 78).

Schiller fühlte es einige Monate nach der Abfaſſung ſelbſt, daß dieſem Gedichte die Anſchaulichkeit fehlt [1]. Daher wollte er, an den Schluß deſſelben anknüpfend, eine Idylle in ſeinem Sinne des Wortes nachfolgen laſſen, deren Inhalt die Vermählung des Herakles mit der Hebe wäre. Es ſollte ein Gegenſtück zu ſeiner „Elegie“ (dem Spaziergange) ſein, nicht belehrend, ſondern darſtellend und auf einen Fall bezogen, für welchen das Ideal und das Leben gleichſam nur Regeln enthalte. Kurz, er dachte das Reich der Schönheit objektiv zu individualiſiren. „Alle ſeine poetiſchen Kräfte“, ſchreibt er, „ſpannten ſich noch zu dieſer Energie an“. „Denken Sie ſich den Genuß“, ruft er aus, „in einer poetiſchen Darſtellung alles Wirkliche ausgelöſcht, lauter Licht, lauter Freiheit, lauter Vermögen – keinen Schatten, keine Schranken, nichts von allem dem mehr zu ſehen. Mir ſchwindelt ordentlich, wenn ich an dieſe Aufgabe — wenn ich an die Möglichkeit ihrer Auflöſung denke. Eine Scene im Olymp darzuſtellen, welcher höchſte aller Genüſſe! Ich verzweifle nicht ganz daran, wenn mein Gemüth nur erſt ganz frei von allem Unrath der Wirklichkeit, ganz rein gewaſchen iſt; ich nehme dann meine ganze Kraft und den ganzen äſthetiſchen Theil meiner Natur noch auf einmal zuſammen, wenn er auch bei dieſer Gelegenheit rein ſollte aufgebraucht werden“. Schiller ſcheint bei aller ſeiner Begeiſterung an dieſem unausführbaren Plan doch ſelbſt gezweifelt zu haben. Aus allgemeinen Ideen läßt ſich noch weniger ein Gedicht ſchaffen, als aus bloßen Begriffen eine Philoſophie entwickeln. Jene Meinung konnte vorübergehend auch nur unſerem Schiller in den Sinn kommen; ſie bezeichnet aber mehr, als alles andere, ſeinen damaligen Standpunkt.

Zu derſelben Zeit, wo ſich in Deutſchland eine transcendente Philoſophie zu bilden anfing, verſuchte ſich Schiller vorübergehend an einer ſich verſteigenden Dichtung, indem auch er in ſeiner Weiſe dem Zeitgeiſt einen kleinen Tribut brachte.

So blieb dann das erſte dieſer metaphyſiſchen Stücke (denn die unbedeutende Epiſtel Poeſie des Lebens kommnicht in Betracht und ward auch erſt ſpäter gedruckt) auch das äußerſte der ganzen Gattung. Höher vermochte ſich ſeine Muſe nicht zu erheben. Er konnte ſein Talent nicht beſſer darthun, als daß er einem ſolchen abſtrakten Gegenſtand ſo viel Leben und Anſchaulichkeit ertheilte; was aber dennoch nur einer ſolchen Rieſenkraft gelang, wie ſie vor allen andern Dichtern ihm eigen war.

---

[1] Schiller's und Humboldt's Briefwechſel, S. 347 f.

Auf das beſtimmteſte tritt, ſogar im Wechſel des Rhythmus, die kontraſtirende Behandlung in Würde der Frauen hervor, wovon das eben erörterte Gedicht gleichſam als Vorbild gedient zu haben ſcheint. Denn dieſelben Gegenſätze kehren, nur in den engern Sphären des weiblichen und männlichen Lebens, hier wieder. Da Schiller die vollendete Menſchheit, aus welcher ihm die Idee der Schönheit emporwuchs, in der weiblichen Natur fand, ſo konnte er das Frauenleben ſelbſt unter den Grundgedanken des vorigen Gedichtes bringen und demſelben das Leben des Mannes, als des Repräſentanten der Wirklichkeit, entgegenſtellen. Dieſen Sinn haben die Worte:

„Sicher in ihren bewahrenden Händen
Ruht, was die Männer mit Leichtſinn verſchwenden,
Ruhet der Menſchheit geheiligtes Pfand“.

Alles was innerhalb dieſer mit ſich ſelbſt einſtimmigen Menſchheit und der ſchönen Natur liegt, iſt das Eigenthum der Frauen. Beſonders ſind die letzten, nachher ausgelaſſenen Strophen des Gedichts ganz aus Schiller's ſittlicher Weltanſicht herausgenommen. In den Zügen des Mannes aber, in der ins Unbegrenzte ſchweifenden Kraft, in der Ueberworfenheit mit der Welt, in dem Streben, dieſe zu beherrſchen, in dem Mangel an Empfänglichkeit, in dem innern Kampf der Begierden, in dem Trachten, alle Sinnlichkeit in ſich zu vernichten und das reine Sittengeſetz in ſeiner Perſon darzuſtellen, erkennt man frühern Charakterzüge des Dichters ſelbſt.

„Aus der Unſchuld Schooß geriſſen,
Klimmt zum Ideal der Mann
Durch ein ewig ſtreitend Wiſſen,
Wo ſein Herz nicht ruhen kann,

Schwankt mit ungewiſſem Schritte,
Zwiſchen Glück und Recht getheilt,
Und verliert die ſchöne Mitte,
Wo die Menſchheit fröhlich weilt".

Den großen Gegenſatz zwiſchen Natur und Kultur, der ſchon durch *Würde der Frauen* geht, ſtellt auch der *Genius* dar, wo die Triebe, die Gefühle und Kräfte des Herzens und der Inſtinkt des Sittlichen in Kontraſt geſtellt werden mit dem vollſtändigen Bewußtſein, mit der Regel und Wiſſenſchaft, wie ſchon die urſprüngliche Ueberſchrift: *Natur und Schule*, zu erkennen gab. Die hier angedeuteten Ideen liegen der erſten Abtheilung der *naiven und ſentimentaliſchen Dichtung* zu Grunde[1], welcher Aufſatz daher als ein Kommentar dieſes Gedichtes angeſehen werden kann. Nur die Anwendung iſt verſchieden – dort geht ſie auf das Sittliche, hier auf das Aeſthetiſche. Das Sittengeſetz ſpricht ſich auf eine doppelte Weiſe aus, entweder untrüglich durch das unmittelbare Gefühl, bei einem naiven Menſchen und in einer naiven Zeit, oder begriffsmäßig durch den oft irrenden Verſtand im Alter der Kultur. Aber nur die vollendete Bildung läßt uns bei der einmal verlornen Natur wieder anlangen. „Der Menſch ſollte (nach ſeiner Beſtimmung) den eingebüßten Stand der Unſchuld wieder aufſuchen lernen durch ſeine *Vernunft*, und als ein freier vernünftiger Geiſt dahin zurückkommen, wovon er als *Pflanze* und als eine Kreatur des Inſtinkts ausgegangen war; aus einem Paradies der Unwiſſenheit und Knechtſchaft ſollte er ſich, wäre es auch nach ſpäten Jahrtauſenden, zu einem Paradies der Erkenntniß und der Freiheit hinaufarbeiten, einem ſolchen nämlich, wo er dem moraliſchen Geſetz in ſeiner Bruſt ebenſo unwandelbar gehorchen würde, als er anfangs dem Inſtinkte gedient hatte, als die Pflanze und das Thier dieſem noch dienen"[2].

Durch eine Reihe von Gedichten erhebt Schiller im Gegenſatz zu der beſchränkten menſchlichen Einſicht die edeln Regungen des Herzens, als deren Evangeliſten wir ihn ſchon in ſeinen äſthetiſchen Unterſuchungen kennen gelernt haben. Die Welterfahrung, die Verſtandesberechnung, das begriffsmäßige Vernunfterkennen, iſt ſeine Lehre, müſſen ſich vor den reinen Trieben und Gefühlen beugen, welche jenem mittelbaren Erkennen zu Grunde liegen und ihm ſeinen edelſten Inhalt liefern, und in deren ebenmäßiger Ausbildung alle Schönheit, Liebe und alles ächt Menſchliche enthalten iſt. Welch ein naher, reicher Stoff für einen Dichter, der ſelbſt immer mit dem Herzen arbeitete! Und ſo verherrlicht er auch in dieſem unſterblichen Geſang, in dem Genius, die urſprünglichen, tiefverborgenen, wahrhaftigen und harmoniſch wirkenden Kräfte unſeres Weſens, für welche die nachfolgende wiederholende Wiſſenſchaft und die begriffsmäßige Selbſtbeſinnung nur ein ſchlechter Erſatz iſt.

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Humboldt, S. 189.

[2] Schiller's Werke in E. B., S. 1035 (Oktavausg. B. 10, S. 445).

In die Reihe dieſer auf dem Kontraſt ruhenden Gedichte gehören noch die Elegien, die Geſchlechter und die Sänger der Vorzeit. Jenes Gedicht ſtellt in einer allgemein gehaltenen Schilderung die von Natur aus feindlichen Charaktere des Jünglings und der Jungfrau einander gegenüber. Aber die Natur weiß ihr Werk zu beſchützen, und mit rührender, ſüßer Anmuth wird es uns vor die Augen gemalt und in das Herz geſungen, durch welche Mittel die mächtige aus dem wildeſten Streite der Harmonie goldenen Frieden hervorruft:

„Göttliche Liebe, du biſt's, die der Menſchheit Blumen vereinigt.
Ewig getrennt, ſind ſie doch ewig verbunden durch dich“.

Ein Amt, welches in einer der äſthetiſchen Abhandlungen[1] der Schönheit ertheilt wird. Aber die Schönheit iſt ja die Pflegerin der Liebe[2]. Die Sänger der Vorwelt endlich gehören den lebensvollen und warmen Erzeugniſſen an, welche der Gegenſatz der antiken und modernen Kunſt emportrieb und die daher im Gebiet der Abhandlung über naive und ſentimentaliſche Dichtung liegen. Hier wünſcht er unſerer Zeit klagend die äſthetiſche Weltanſchauung zurück, die ein

---

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 1220. 2. a. (Oktavausg. B. 12, S. 152).
[2] Ebendaſelbſt S. 1159 1. a. (Oktavausg. B. 11, S. 260).

Eigenthum des Alterthums war, hier ſehnt er ſich nach dem mitdichtenden Jahrhundert des Homer und nach dem mitfühlenden des Perikles. So ergänzt und erweitert dieſe Elegie die Briefe über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen, an denen wir früher tadelten, daß ſie den „Staat des ſchönen Scheins“ auf einige wenige ausgeleſene Zirkel beſchränken. Wie der alte Dichter ganz der Außenwelt hingegeben iſt, während der neuere Idealdichter vereinzelt und mühſam aus ſeinem Herzen ſchöpft, hat er ſich ſelbſt charakteriſirend ſchön ausgeſprochen[1].

Die zweite Art der Veranſchaulichung beſteht darin, daß der Dichter ſeine Ideen durch das denſelben Aehnliche, welches ihm die reale Welt darbietet oder welches er zu dieſem Zwecke ſelbſt bildet, individuell zu machen ſucht. Als ſolche äſthetiſche Hülfsmittel der Geſtaltung ganzer Gedichte gebraucht Schiller vorzüglich Gleichniſſe, die Mythologie, die Geſchichte und eine ſymboliſche Natur- und Weltbetrachtung, oder er läßt ſeine Darſtellung auch ganz ſymboliſch werden.

Goethe vergleicht gerne einen geiſtigen Zuſtand, ein inneres Erlebniß mit Erſcheinungen der materiellen Welt; Schiller ſucht häufiger ein ſinnliches Subſtrat für eine Idee, und da das Ueberirdiſche unerſchöpflich iſt und nichts Entſprechendes in der Körperwelt findet, ſo läßt er öfters mehrere Bilder und Gleichniſſe auf einander folgen, ja er ſtellt bisweilen eine Idee durch ein ganzes Gedicht in einer Reihe von Gleichniſſen dar. Hier tritt nicht ſelten der Fall ein, daß uns ſeine glühende Phantaſie raſch und jählings von einem Bilde zu einem zweiten und dritten ganz ungleichartigen hinüberreißt, ſo daß wir in einer gewaltſamen Aufregung gehalten, und die Einheit der Anſchauung und ein ruhiger, gleichmäßiger Eindruck geſtört werden. In der Macht des Geſanges ſind alle Ideen an eben ſo viele Gleichniſſe geknüpft. Zuerſt wird der geheimnißvolle Urſprung der Poeſie durch den Bergſtrom verſinnlicht, von dem der Wanderer nicht weiß, woher er rauſcht; ihre Gewalt auf das menſchliche Herz wird dann mit den Parzen verglichen, in deren Hand wir ſind, und mit dem Hermes, welcher die Todten in die Unterwelt bringt und auch wieder heraufführt; ferner iſt ihre Macht, uns in die ideale Welt zu erheben, dem erhabenen Eindruck eines ungeheuern Schickſals ähnlich, von dem wir uns plötzlich erfaßt fühlen; und endlich wird ihr Verdienſt, uns von den kalten Regeln des konventionellen Lebens (der Kultur) weg wieder zur Natur zu führen mit der Rückkehr eines verlornen Kindes zu ſeiner Mutter zuſammengeſtellt. Mit dem letzten Gedanken tritt dieſe Ode in einen Kreis, in welchem ſich damals beſonders der Denker vorzüglich bewegte. Auch hier ſpielen Ideen, deren Wiege wir in den äſthetiſchen Schriften Schiller's nachweiſen können. „Die Schönheit iſt die Bürgerin zweier Welten“[1] — „der Zweck der Kunſt iſt es, Vergnügen auszuſpenden und Glückliche zu machen“[2] — „ſie führt den angeſpannten Menſchen zur Natur zurück“[3] — und verwandte Grundanſichten vergegenwärtigen ſich uns leicht.

---

[1] Siehe Theil 3. S. 69., S. 80 und ſonſt

Auf ähnliche Weiſe, wie in der Macht des Geſanges, iſt der in den ſchönen Diſtichen, welche Würden überſchrieben ſind, niedergelegte Gedanke, gleichſam ganz Gleichniß. Wie die Säule des Lichts des Baches Welle vergoldet, beleuchtet der irdiſchen Würde Glanz den Menſchen:

„Nicht er ſelbſt, nur der Ort, den er durchwandelte, glänzt“.

Wenn in einem ſolchen durchgeführten Bilde die Idee ganz verſchwiegen und nur zu errathen gegeben iſt, entſteht bekanntlich die Allegorie. Wir beſitzen aber von Schiller nur Eine eigentliche Allegorie, nämlich das Mädchen aus der Fremde, welche uns in einer leichtern Form, als das obige Gedicht, die Wirkſamkeit der Poeſie vorſtellt. Warum Schiller nicht mehrere dieſer Gattung ſchrieb? Weil die Allegorie das Seitenſtück der naiven Dichtung iſt, in welche der Poet ſeine Ideen nicht treten läßt. Eine ſolche Enthaltſamkeit iſt aber von dem ſentimentalen Dichter nicht zu erwarten; er kann ſich nicht damit begnügen, ſein Inneres nur errathen zu laſſen. Merkwürdig iſt es übrigens, daß uns Schiller in der Macht des Geſanges ſowohl, als in dem Mädchen aus der Fremde die Poeſie, ganz ſeinem Charakter gemäß, als etwas Erhabenes zeichnet.

---

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 1144. 2. m. (Oktavausg. B. 11, S. 398). Siehe Theil 2, S. 315.

[2] Ebendaſelbſt S. 1169. 2. m. (Oktavausg. B. 11, S. 510). Siehe Theil 2, S. 303 f.

[3] Siehe Theil 3, S. 29.

Kein Dichter vielleicht bedient ſich zur Darſtellung ſeiner Ideen ſo häufig der Mythologie und Geſchichte, als Schiller [1]. Ihm gab nicht die reale Welt und die Erfahrung, ſondern ſein einſames Gefühl und Denken ſeine Gedichte in den Mund, und ſo war er leicht veranlaßt, ſie an ſeine Lektüre, Studien und Bücher anzuknüpfen. Wem fallen hierbei nicht aus früherer Zeit die Götter Griechenlands und das ſpäter verfaßte Eleuſiſche Feſt ein, welche von Mythologie ſtrotzen?

In der Elegie das Glück enthüllen ſich uns ebenfalls beinahe alle Gedanken durch die Sprache der Mythologie und Geſchichte. Zeus, Hephäſtos, Phöbos, Hermes, Poſeidon, Achilles, Cäſar, Venus, Minerva, Charis, Themis tragen das Gedicht, welches durch dieſe Geſtalten gleichſam ins Epiſche hineingezogen iſt. Uebrigens iſt die Form des Stückes für ſeinen Inhalt wenigſtens neu: es iſt ein Hymnus in einem elegiſchen Versmaße [2]. Die Grundidee des Ganzen iſt: „Alles Höchſte, es kommt frei von den Göttern herab. Wo kein Wunder geſchieht, iſt kein Beglückter zu ſehen“. Freude, Anmuth, Schönheit, Liebe, Ruhm, Talent werden dem entgegengeſetzt, was der ernſte Wille nur mühevoll, langſam und kärglich erringt. Auf ähnliche Weiſe wird auch in der Elegie Nänie der Schlußgedanke:

„Auch ein Klaglied zu ſein im Mund der Geliebten iſt herrlich,
Denn das Gemeine geht klanglos zum Orkus hinab“,

durch die griechiſche Mythologie verſinnlicht. Eben ſo bringen uns die Epigramme Odyſſeus und Kolumbus hohe Wahrheiten durch eine mythiſche Erzählung und ein hiſtoriſches Ereigniß in Erinnerung. Das Glück, nach welchem wir Jahrelang jagten, iſt oft da, wenn wir es am wenigſten glauben; ganz unvermuthet gewährt es uns ein günſtiger Zufall und wir ſind ſeiner ſo wenig Herr, daß uns oft ſogar das Organ fehlt, es zu erkennen. Das ſagt uns **Odyſſeus**. Dagegen ſpricht das Epigramm **Kolumbus** das erhabene Zutrauen zu des eigenen Geiſtes Wahrheit auf eine herrliche Weiſe aus. Die Vernunft iſt nicht allein die Quelle von allem, was unſer Leben veredelt, verſchönert und beglückt, welche Idee in andern Gedichten entwickelt wird, ſondern ſie iſt auch nach der richtigen Lehre Kant's ſogar die Geſetzgeberin der Natur. Daher die Zeilen:

---

[1] Siehe Theil 3, S. 113.

[2] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 4, S. 241.

„Mit dem Genius ſteht die Natur in ewigem Bunde;
Was der eine verſpricht, leiſtet die andre gewiß“.

Denn der Genius iſt nur der wahrhaftige Dolmetſcher des ewigen Geſetzbuches des vernünftigen Menſchengeiſtes.

Wie Schiller nur eine reine Liebe der Geſchlechter beſingt, ſo verlangt er auch in ſeinen Gedichten, wie in ſeinen Abhandlungen [1], eine lautere Liebe zur Kunſt und Wiſſenſchaft — wie er ſie ſelbſt im Herzen trug. Eine ſolche verkünden die gewichtigen Worte, die **Archimedes zu dem Schüler** ſpricht. Ja, göttlich iſt die Wiſſenſchaft, —

„Aber das war ſie, mein Sohn, noch eh' dem Staat ſie gedient“.

Zwei verwandte Geiſter, Platon und Schiller, welcher letztere mit dem erſtern leider ſehr wenig bekannt war — wenigſtens geſchieht bei Schiller des Platon nirgends auch nur Erwähnung — treffen hier, wie in ſo vielen Anſichten, ganz mit einander zuſammen. Nicht einmal des Staates wegen iſt die Wiſſenſchaft da, geſchweige denn um unſer ſelbſt willen, wie jenes Epigramm ſagt: „Einem iſt ſie die hohe, himmliſche Göttin“ u. ſ. w. Sie trägt einen über jede, auch die edelſte und größte Anwendung erhabenen Werth in ſich ſelbſt.

Die ſymboliſche Anſicht der Dinge endlich iſt für unſern Sänger eins der mächtigſten äſthetiſchen Hülfsmittel. Alles, die allgemeine Beſchaffenheit der Dinge, die Natur, die Geſchichte und Mythologie, die alltäglichen Freuden, Genüſſe und Wünſche des Menſchen faßt er als Sinnbilder ſeiner Ideen auf. Eine Weltbetrachtung, zu welcher er eben ſo ſehr durch ſeine Natur neigte, als er in ihr durch die Kant'ſche Philoſophie, welche die ganze Erſcheinungswelt ſich um den Menſchen bewegen läßt, beſtärkt wurde. „Nie habe ich es noch ſo ſehr empfunden“, ſchreibt er ſchon 1789 [1], „wie frei unſere Seele mit der ganzen Schöpfung ſchaltet — wie wenig ſie doch für ſich ſelbſt zu geben im Stande iſt, und Alles, Alles von der Seele empfängt. Nur durch das, was wir ihr leihen, reizt und entzückt uns die Natur; die Anmuth, in die ſie ſich kleidet, iſt nur der Wiſderſchein der innern Anmuth in der Seele ihres Beſchauers, und großmüthig küſſen wir den Spiegel, der uns mit unſerm eigenen Bilde überraſcht. Wer würde auch ſonſt das ewige Einerlei ihrer Erſcheinungen ertragen, die ewige Nachahmung ihrer ſelbſt! Nur durch den Menſchen wird ſie mannigfaltig, nur darum, weil wir uns erneuen, wird ſie neu. Bewundernswerth iſt mir doch immer die erhabene Einfachheit und dann wieder die reiche Fülle der Natur. Ein einziger und immer derſelbe Feuerball hängt über uns und er wird millionenfach verſchieden geſehen von Millionen Geſchöpfen, und von demſelben Geſchöpf wieder tauſendfach anders. Er darf ruhen, weil der menſchliche Geiſt ſich ſtatt ſeiner bewegt, — und ſo liegt alles in todter Ruhe um uns herum und nichts lebt, als unſere Seele“.

---

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 1029 (Oktavausg. B. 10, S. 417).

Wenn uns dieſe die Außenwelt herabſtellende Anſicht die Schlußworte in dem Gedichte an die Freunde in die Erinnerung rufen:

„Alles wiederholt ſich nur im Leben,
Ewig jung iſt nur die Phantaſie.
Was ſich nie und nirgends hat begeben,
Das allein veraltet nie!“

ſo ſehen wir in den Künſtlern, wie der Menſch den Sphären ſeine Harmonie leiht und die Natur ſich nach ihm ſelbſt verändert. Die Einer jungen Freundin ins Stammbuch überſchriebenen Verſe leben in derſelben Idee. So ſehr Schiller den Matthiſon rühmt, und einen ſo feinen Naturſinn er beſitzt, ſo wenig liegt die Landſchaftsdichtung in dem

---

[1] Leben Schiller's von Frau v. Wolzogen, Theil 2, S. 24.

Charakter ſeiner Idealpoeſie. Reine Naturſchilderungen finden ſich nur ſtellenweiſe in wenigen Gedichten. Ein tieferes Intereſſe gewann er der Natur allein dadurch ab, daß er ihre Erſcheinungen als Symbole ſeiner Ideen behandelte oder ſie dem Geiſte entgegenſetzte. Nach dieſer Grundunterſcheidung iſt gegen das Ende des Spazierganges das gleichförmige Beharren, die Identität der Natur herrlich in Kontraſt gegen das wechſelreiche menſchliche Leben geſtellt:

„Ewig wechſelt der Wille den Zweck und die Regel, in ewig
Wiederholter Geſtalt wälzen die Thaten ſich um.
Aber jugendlich immer, in immer veränderter Schöne
Ehrſt du, fromme Natur, züchtig das alte Geſetz“.

Schiller ſelbſt erläutert dieſe und die folgenden Verſe in dem eben angeführten Brief: „Und wie wohlthätig iſt uns doch wieder dieſe Identität, dieſes gleichförmige Beharren der Natur! Wenn uns Leidenſchaft, innerer und äußerer Tumult lang genug hin und her geworfen, wenn wir uns ſelbſt verloren haben, ſo finden wir ſie immer als die nämliche wieder und uns in ihr. Auf unſerer Flucht durch das Leben legen wir jede genoſſene Luſt, jede Geſtalt unſeres wandelbaren Weſens in ihre treue Hand nieder, und wohlbehalten gibt ſie uns die anvertrauten Güter zurück, wenn wir kommen und ſie wieder fordern“.

Dieſe innige ſymboliſche Auffaſſung der Dinge gab denn auch manchen Gedichten ihre ganze Geſtalt. Vor allen gehören der Tanz und aus dem folgenden Jahre die Klage der Ceres hierher. In jener Elegie ſtellt der Dichter, ganz ſo, wie es Platon in ſeinem Timäos thut, die ewige Ordnung des Weltalls als ein Ziel dar, welches wir ſelbſt in unſern Thaten und Geſinnungen zu wiederholen haben, und zeichnet dieſe Harmonie der Welt in dem Bilde der rhythmiſchen Bewegungen des Tanzes vor unſer ſinnliches Auge. Hier vereinigt ſich der Dichter mit dem Denker und Menſchen ſo ſichtbar, daß man einem jeden gleichſam ſeinen Antheil ausſcheiden kann. In den wechſelnden Erſcheinungen hält der Denker das gleiche, ſtetige Geſetz feſt; als Dichter trägt er die Weltordnung in das flüchtig bewegliche Spiel des

Augenblicks, und als Menſch bezieht er die in ein kleines Bild zuſammengezogene Idee des Univerſums auf unſere Veredlung:

„Das du im Spiele doch ehrſt, fliehſt du im Handeln, das Maß."

Der rein poetiſche Beſtandtheil, die Schilderung des Tanzes, iſt trefflich gelungen, und ungeachtet ſie mit der folgenden erhabenen und inhaltsvollen Idee ganz kontraſtirt, ſo hat der Künſtler dieſen Gegenſatz doch dadurch weniger bemerklich gemacht, daß er das leichte Bild zu ſeiner ernſten Bedeutung durch einige gewichtige Verſe gleichſam hinüberhebt. Man denke nur an die Worte: „Stürzt der zierliche Bau dieſer beweglichen Welt", und „Ewig zerſtört, es erzeugt ſich ewig die drehende Schöpfung". Dieſe Ausdrücke knüpfen die Erſcheinung an die Idee, und vermitteln beide Beſtandtheile des Gedichts zu einem wohlorganiſirten Ganzen.

Auch die Klage der Ceres beginnt, wie der Tanz, mit einer kurzen objektiven, der Göttin in den Mund gelegten Schilderung des Frühlings. Und wie in jenem Gedichte zugleich das Weltall und der Tanz, ſo werden in der Klage der Ceres der bekannte Mythus der ihrer Tochter beraubten Mutter und die Pflanzen ſymboliſch aufgefaßt und, zu einer wundervollen poetiſchen Figur in einander verſchlungen, zu Trägern der Sehnſucht des Menſchen nach dem Ewigen und ſeiner Verbindung mit der Geiſterwelt gemacht. Die Klagen und das Suchen der Göttin nach ihrer Tochter Perſephone deuten uns das ungeſtillte Verlangen unſerer Seele nach der in Dunkel gehüllten ewigen Wahrheit an, von der wir im irdiſchen Leben durch eine gleiche unerbittliche Nothwendigkeit getrennt ſind, wie dem Auge der Mutter das nächtliche Gefild verſchloſſen blieb, in welchem ihr die geraubte Tochter wohnte. Doch, ſollte der Menſch von dem ewig Wahren ganz abgeſchnitten ſein? Nein! er iſt es ſo wenig, daß vielmehr aus dieſer idealen Welt, nur auf eine geheimnißvolle Weiſe, alles Gute und Schöne hervorgeht, was ihn im Leben erfreut — wie die buntbemalten Pflanzen, welche in dem heitern Reich der Farben glänzen, ihr Leben aus dem dunkeln Schooß der Erde ziehen. Ceres iſt hier nicht allein als Göttin des Getraides, ſondern überhaupt als Schöpferin der Pflanzen und namentlich auch der Blumen aufgefaßt. Wie dieſe Sproſſen der Erde der trauernden Mutter aus dem Schattenreich, welches ſchon ſogleich unter der Erdoberfläche beginnt, Kunde von der verlornen Tochter geben, ſo ſollen ſie uns ein Sinnbild der auch ins irdiſche Leben reifenden ewigen Wahrheit ſein. Ja, jede reale Frucht dieſer Wahrheit muß der Menſch wieder auf idealen Boden verpflanzen, wenn aus ihr ſich von neuem ein edles Gewächs entfalten ſoll, gleichwie die Göttin das goldene Samenkorn, damit es ihr ein theurer Bote aus der Unterwelt werde, in die dunkle Erde verſenkt. So vereinigt ſich der Sinn des Ganzen in dem Grundgedanken: die ewige Wahrheit, nach welcher der Menſch vergebens ſtrebt, erſcheint ihm als Schönheit. Die ſinnbildliche Betrachtung der Natur in dieſem Gedichte iſt nicht rhetoriſch auf den Leſer bezogen, ſondern poetiſch in die tief ergreifenden Klagen der Göttin hineingewebt. Hier iſt keine allegoriſche Deutelei einer überlieferten Mythe, ſondern wir ſehen die Ceres ſelbſt das Samenkorn und die Pflanzen zur Sprache ihrer Liebe und ihres Schmerzes machen; und wir legen die Idee des Ewigen in dieſe Kinder der Erde nicht willkührlich hinein, ſondern wir ſehen ſie ſelbſt aus jener Idee hervorgehen und würdige Sinnbilder des Schönen werden, indem ſie ſich als die herrlichſten Gebilde dem Auge darſtellen. Da aller Nachdruck auf dem Gedanken liegt, daß die Schönheit uns die verborgene ewige Wahrheit vertreten ſoll, ſo wird der Reiz der Pflanzen und Blumen in der letzten Strophe mit Enthuſiasmus geſchildert.

Auch die dreifache Form der Zeit und die dreifache Ausdehnung des Raums hat Schiller's didaktiſche Muſe in den Sprüchen des Konfucius zur Folie ſeiner ſittlichen Rathſchläge gemacht. Der zweite Spruch iſt ganz ſinnbildlich, denn der erſte handelt eigentlich nur von einer weiſen Benutzung der Zeit überhaupt. Das dreifache Maß des Raumes iſt uns zum Bilde eines raſtloſen vorwärts Strebens, der Entfaltung zu einer weiten, reichen Weltkenntniß und eines Verſenkens zur Tiefe der philoſophiſchen Wahrheit gegeben. Wenn in dem Gedichte Breite und Tiefe eine ſich zerſplitternde Ausdehnung ohne Ernſt und Ausdauer getadelt wird, ſo ſehen wir hier die breite Welterfahrung eines Goethe, deren Fülle den Menſchen ſich ſelbſt klar zu werden zwingt, neben dem Schiller'ſchen Tiefſinn, welcher das Weſen der Dinge aus ihren Quellen ſchöpft, in ihrem Werthe anerkannt. Aber die aus der Welterfahrung entſpringende Wahrheit, welche uns zur hellen Einſicht führt, müſſen wir oft mit dem Herzen zahlen, wie es in Licht und Wärme gelehrt wird:

„Das Herz, in kalter, ſtolzer Ruh,
Schließt endlich ſich der Liebe zu“;

und hier fordert der Dichter, daß wir „mit Schwärmers Ernſt des Weltmanns Blick“ vereinen. Dieſe drei Lehrgedichte, welche in Schiller's Werken neben einander ſtehen, gehören daher auch ihrem Inhalte nach zuſammen. Jener Spruch des Konfucius lobt die Weltkenntniß, wenn ſie mit ernſter Ausdauer verbunden iſt; Breite und Tiefe verwirft eine den Menſchen verflachende Ausbreitung in das Weltweſen; und Licht und Wärme verlangt, daß ſich der Lebenserfahrung die Gemüthsinnigkeit, daß ſich dem Realen das Ideale beigeſelle. In dem letztern Gedichte iſt das Wort Wahrheit in den Verſen:

„Sie geben, ach! nicht immer Gluth,
Der Wahrheit helle Strahlen,“

von der Weltkenntniß zu verſtehen, während in dem Spruche des Konfucius die Zeile:

„Und im Abgrund wohnt die Wahrheit.“

nur von der philoſophiſchen, der idealen Wahrheit ſpricht. Nur dieſe wohnt in der Tiefe, während allein die erfahrungsmäßige Wahrheit das Feuer in dem Herzen des beſſern Menſchen auslöſchen kann.

Selbſt Erſcheinungen unſeres Seelenlebens ſind dem Dichter Symbole des Idealen. Die Hoffnung iſt ihm in dem Gedichte gleichen Namens ein Zeichen, daß wir zu etwas Beſſerem geboren ſind. Woher kommt es, daß die Hoffnung den Menſchen durch ſein ganzes Leben begleitet, und daß ſie ihm auch durch die bitterſten Erfahrungen nicht geraubt werden kann? Denn immer von neuem hofft der Menſch, und wenn er endlich an Einer Sache verzweifelt, trägt er ſeine Hoffnung auf einen andern Gegenſtand hinüber. Offenbar iſt ſie alſo nicht etwas aus einzelnen Wahrnehmungen, aus beſtimmten äußern Lagen Hervorgehendes, denn dann käme ſie nur beſondern Menſchen, nur gewiſſen Lebensaltern zu, und ließe ſich durch die Erfahrung auch endlich widerlegen. Vielmehr hat auch die dem realen Leben zugekehrte Hoffnung, von welcher in dem Gedichte allein die Rede iſt, eine nothwendige, allgemeine und innere Quelle in der Menſchenbruſt — ſie ruht auf höherm Grund und Boden. Welcher ideale Beſtandtheil bleibt aber übrig, wenn wir ſie von allen ihren irdiſchen Zuſätzen reinigen? Dadurch, daß wir immer und überall von Allem das Beſſere erwarten, drückt ſich ja offenbar, auf eine unmittelbare und unwillkührliche Weiſe die Ueberzeugung unſeres Geiſtes aus, daß wir ſelbſt zu etwas Beſſerm geboren ſind, daß unſere Beſtimmung eine hohe iſt —

„Und was die innere Stimme ſpricht,
Das täuſcht die hoffende Seele nicht“;

denn das Schöne, das Wahre

„Es iſt nicht draußen, da ſucht es der Thor;
Es iſt in dir, du bringſt es ewig hervor“.

In dem Gedichte, aus welchem dieſe zwei Verſe genommen ſind, in den drei Worten des Wahns, ſchildert uns Schiller drei Formen dieſer Hoffnung, welche zwar „leer“, aber dennoch „bedeutungsſchwer“ ſind, weil ihnen die eben nachgewieſene ideale Bedeutung, oft verdeckt, zu Grunde liegt. Wie er alſo hier die aufs Aeußere und das Irdiſche gerichtete Hoffnung als einen Wahn darſtellt, ſo ſucht er in dem obigen Gedicht die dieſem Irrthum zu Grunde liegende Wahrheit auf.

Und wie ſich unter den Händen Schiller's Alles veredelte, ſo weiß ſeine Dichtung auch an das Alltägliche das Höhere zu knüpfen, nach den Worten:

„Wiſſet, ein erhabener Sinn
Legt das Große in das Leben,
Und er ſucht es nicht darin“.

So findet er denn ſelbſt in der Verfertigung des Punſches bedeutungsreiche Beziehungen auf das menſchliche Leben und die Welt. Die Citrone, der Zucker, das Waſſer und die geiſtige Subſtanz, aus denen der Punſch bereitet wird, erinnern ihn an die vier Elemente der Welt, und werden auf das Menſchenleben gedeutet. Wie der Citronenſaft durch den Zucker beſänftigt wird, ſo ſoll dem Leben ein milderndes Element beigemiſcht werden, denn

„Herb iſt des Lebens
Innerſter Kern“.

Wir mäßigen das harte Erdenſchickſal durch die Gelaſſenheit, mit der wir es ertragen; wir lindern die ſtrenge troſtloſe Einſicht in den Weltlauf durch den höhern Glauben, daß die Argliſt und die Gewalt den freien Menſchengeiſt nicht dämpfen können. Hat nun auch der Dichter für „des Waſſers ſprudelnden Schwall“ nichts Analoges in dem Seelenleben gefunden, ſo vergleicht er die ſpirituelle Flüſſigkeit dem Geiſte, von dem mit Recht gerühmt wird:

„Leben dem Leben
Gibt er allein“.

In einem zweiten kräftigen Punſchliede, im Norden zu ſingen, welches wie das vorhergehende erſt im Jahr 1803 gedichtet iſt, werden die Kunſterzeugniſſe mit den Naturprodukten und der Norden mit dem Süden in Kontraſt geſtellt. Beim Lobe deſſen, was die große Mutter Natur erzeugt, darf das nicht überſehen werden, was der Menſch aus dem Alten Neues bildet:

„Auch die Kunſt iſt Himmelsgabe,
Borgt ſie gleich von ird'ſcher Glut.“

und endlich wird das Ganze zu der Lehre zuſammengefaßt:

„Drum ein Sinnbild iſt ein Zeichen
Sei uns dieſer Feuerſaft,
Was der Menſch ſich kann erreichen
Mit dem Willen und der Kraft“.

So weiß Schiller aus einem köſtlichen Getränk noch köſtlichere Gedichte zu ſchaffen. Alles, was er mit ſeinen geweihten Händen berührt, verwandelt ſich in das Geiſtige und Ideale.

Achtes Kapitel.

Die zweite Gattung der Ideenpoeſie und die hierher gehörigen Gedichte.
Didaktiſche Dichtung.

Die bisher genannten Dichtangsweiſen gründen ſich darauf, daß die ideale und reale Welt als nebengeordnet gedacht und ſo mit einander verglichen oder unterſchieden werden. Man kann das Ideale aber auch als ein Allgemeines und das Reale als ein Beſonderes auffaſſen, ſo daß ſie im Verhältniß der Ueber- und Unterordnung ſtehen. Hierauf beruht die zweite Gattung der Ideenpoeſie, welche ſich auf die Subordination der Vorſtellungen gründet.

Ueberhaupt macht Schiller auch als Dichter von dieſem Hülfsmittel, uns ſeine Ideen durch ihre untergeordnete Theile zu vergegenwärtigen, einen ſehr häufigen Gebrauch. Von dem Ganzen eines Gedankens ausgehend verfolgt er dieſen gern durch alle ſeine Glieder, wie man es bei einem andern Dichter nicht findet, der immer das Totale der Anſchauung vor Augen hat. Während ein ſolcher nur auf ein Einzelweſen ſeine Blicke gerichtet hält, bewegt ſich Schiller in einer weitern Sphäre, von welcher er zu den Gegenſtänden erſt herabſteigt. In dieſer Weiſe iſt die Poeſie des Lebens behandelt. Der Freund, welcher hier redend eingeführt wird, will, wie Schiller ſelbſt früher, die nackte Wahrheit ſchauen, in deren Beſitz er nach ſeiner Meinung mit mehr Bereitwilligkeit dem Pflichtgebote und mit mehr Reſignation der Nothwendigkeit ſich unterwerfen werde. Er blickt deßwegen mit Verachtung auf alles hin, was nur ſcheint, d. h. auf die Schönheit. Darauf nun antwortet der Dichter, daß bei einem ſolchen einſeitigen Streben nach Wahrheit das Leben alles verliere, wodurch es wünſchenswerth und reizvoll ſei. Wer die Welt bloß begriffsmäßig auffaßt, dem erſcheint ſie, „was ſie iſt, ein Grab". Dieſe Idee nun führt er ganz durch die Figur der Diſtribution aus, indem er das Wünſchenswerthe, welches durch das rigoriſtiſche ſich allem andern abſchließende Streben nach Wahrheit zerſtört werde, in ſeine einzelnen Theile auflöſ't und durch dieſe verſinnlicht.

Wir müſſen aber noch weiter gehen und die beſondern Dichtungsarten namhaft machen, welche ſich auf die Subordination der Vorſtellungen gründen. Hier findet nämlich der Unterſchied ſtatt, daß entweder das Allgemeine durch ſein Beſonderes dargeſtellt wird, oder auch wohl umgekehrt das Beſondere durch ein Zuſammenfaſſen ſeiner allgemeinen Merkmale. Wird eine allgemeine Idee durch einen erdichteten Fall verſinnlicht, ſo entſteht die Fabel oder die Parabel, je nachdem jener Fall ganz beſtimmt und individuell, oder unbeſtimmt iſt [1]. Soll dagegen ein Beſonderes durch ſein Allgemeines dargeſtellt werden, ſo iſt es nöthig, eine gewiſſe Menge ſeiner Merkmale, welche eben ſein Allgemeines ausmachen, zu einem Bilde des Gegenſtandes zu vereinigen. Denn nur eine Anzahl von Merkmalen werden im Stande ſein, uns eine Idee oder einen Gegenſtand einigermaßen vorzuführen, oder wenigſtens unbeſtimmt anzudeuten. Wird eine Vorſtellung durch ihre Merkmale geſchildert, ohne daß man die Vorſtellung ſelbſt nennt, ſo entſteht die Räthſeldichtung.

---

[1] Das Einzelne nämlich iſt theils das beſtimmt Einzelne, das Individuelle, dieſer Menſch, dieſes Haus da; theils das unbeſtimmt Einzelne, welches man vielleicht auch das Konkrete nennen könnte, ein Menſch, ein Haus. Auf dem letztern beruht die Parabel. Leſſing führt die Fabel auf den Begriff des Wirklichen zurück, welches er in dem Individuellen findet, und die Parabel auf das Mögliche, welches er auf das unbeſtimmte Einzelne beſchränkt. Aber möglich kann auch das Individuelle ſein; z. B., ob Zoroaſter lebte, und auch ein allgemeiner Satz kann für mich bloß möglich ſein, ehe ich ſeine Nothwendigkeit einſehe, z. B. der Menſch iſt von Natur aus böſe. Ferner muß das unbeſtimmt Einzelne nicht immer als möglich, ſondern es kann auch als wirklich gedacht und ausgedrückt werden. Die Begriffe des Möglichen und Wirklichen ſind alſo für die Theorie der Fabel und Parabel unbrauchbar.

Unter den Fabeln und Parabeln wäre zuerſt das verſchleierte Bild zu Sais zu nennen, wodurch uns die Schranken veranſchaulicht werden ſollen, die unſerer Wißbegierde durch das Sittengebot geſetzt ſind. Wenn nämlich unſer Wiſſenstrieb mit einem ſittlichen Geſetz in Konflikt kommt, ſoll dieſes ſiegen, wäre die Erkenntniß auch noch ſo reizend und lockend. Die ſogenannten unvollkommenen Pflichten müſſen ſich vor der göttlichen Majeſtät des Sittengeſetzes beugen [1]. Suchen wir dagegen auf dem Weg der Schuld zur Wahrheit zu gelangen, ſo gleichen wir jenem Jünglinge, welcher von unmäßiger Wißbegierde getrieben, und, durch den Doppelſinn des Orakels verführt, ſelbſt ein göttliches Gebot verletzte, um die Wahrheit zu ſchauen. Er ſollte ihrer nicht froh werden, denn:

„Auf ewig
War ſeines Lebens Heiterkeit dahin;
Ihn riß ein tiefer Gram zum frühen Grabe“

Dann gehören noch in dieſen Kreis: Pegaſus im Joche und die Theilung der Erde. Beide Stücke verbildlichen uns das Mißverhältniß, in welchem der Dichter zur Wirklichkeit ſteht. Er gleicht hierin dem Tugendhaften, welchem ja auch, wie es in den Worten des Wahns heißt, die Erde nicht gehört. Denn beide leben für die Ideenwelt, der eine in Wort, Bild und Ton, der andere in Geſinnung und That. Dieſe Gedichte ſtehen zu dem Leben ihres Verfaſſers in einer ſo nahen Beziehung, daß ſie als Selbſtbekenntniſſe betrachtet werden können, welche nur in das Allgemeine hinübergeſpielt ſind. „Ohne eigene Erfahrung“, ſagt Streicher [2], „hätte Schiller in ſpäterer Zeit ſeinen poetiſchen Lebenslauf in der herrlichen Dichtung, Pegaſus im Joche, unmöglich ſo getreu darſtellen, ſo natürlich zeichnen können, daß derjenige, der mit ſeinen Verhältniſſen vertraut iſt, ſich alles auf den Verfaſſer ſelbſt recht gut deuten kann“. Hier wird der poetiſche Genius gezwungen, ein gemeines Geſchäft des Lebens zu verrichten, wie Schiller ſelbſt in ſeiner Jugend die Arzneikunſt ausüben ſollte.

---

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 1229. 1. (Oktavausg. B. 12, S. 194). Siehe Theil 3, S. 44.

[2] Schiller's Flucht von Stuttgart, S. 126.

„Das edle Thier wird eingeſpannt;
Doch fühlt es kaum die ungewohnte Bürde,
So rennt es fort mit wilder Flugbegierde,
Und wirft, von edlem Grimm entbrannt,
Den Karren um, an eines Abgrunds Rand“.

Jetzt verſucht man es auf eine andere Weiſe, und gibt dem Unbändigen eine proſaiſche Natur zum hemmenden Geſellen bei: Schiller wird Profeſſor in Jena. Aber auch jetzt hält er ſich nicht dem abgemeſſenen Schritte und in dem alten Gleiſe, er bringt vielmehr den ganzen Geſchäftsgang in eine raſche Bewegung und bald in Verwirrung. Es bleibt alſo nichts übrig, als den unfügſamen Hippogryphen durch magre Koſt und Arbeit zu zwingen, wodurch er bald zum Schatten abgezehrt, und dem niedrigſten Dienſte hingegeben von Gram gebeugt darniederſinkt — wie ja auch Schiller den Druck der Armuth und den Zwang der Arbeit hart genug empfunden hatte. Endlich aber

„kommt flink und wohlgemuth
Ein luſtiger Geſell die Straße hergezogen.“

welcher das edle Thier auch in ſeiner Erniedrigung erkennt, wie etwa Goethe's Auge den Werth unſeres Dichters richtig zu würdigen wußte; und unter des „Meiſters ſicherer Hand“ erhebt ſich der niedergedrückte Genius leicht, ſchnell und königlich zu ſeiner Ideenwelt empor. Ein Glück, deſſen ſich Schiller jetzt zu erfreuen hatte! Ueber die andere Fabel, die Theilung der Erde, braucht nicht viel geſagt zu werden. Dieſes Stück verſinnlicht den Gedanken, daß der Poet an irdiſchen Gütern zu kurz gekommen ſei, dagegen durch hohe geiſtige Genüſſe entſchädigt werde mit objektiver Wahrheit. Wie uns oben das Schickſal des Genius in der Geſellſchaft überhaupt vorgeführt wurde, ſo ſoll uns dieſe Fabel im Beſondern die Armuth des Dichters und ſeinen himmliſchen Erſatz für die

Verkürzung an irdiſcher Habe vergegenwärtigen. Die Theilung der Erde fand ſogleich, als ſie das erſtemal (1796) erſchien, ſehr großen Beifall, und wurde damals von vielen Leſern Goethen zugeſchrieben.

Die Räthſeldichtung übte Schiller erſt im Jahr 1802 in Gemeinſchaft mit Goethe, aber man ſieht leicht, daß dieſelbe ein integrirender Theil der Ideenpoeſie iſt. Einige ſchon entſtandene Epigramme gehören dieſer Art an, z. B. folgendes:

Die Führer des Lebens.

Zweierlei Genien ſind's, die dich durchs Leben geleiten.
Wohl dir, wenn ſie vereint helfend zur Seite dir ſteh'n!
Mit erheiterndem Spiel verkürzt dir der Eine die Reiſe,
Leichter an ſeinem Arm werden dir Schickſal und Pflicht.
Unter Scherz und Geſpräch begleitet er bis an die Kluft dich,
Wo an der Ewigkeit Meer ſchaudernd der Sterbliche ſteht.
Hier empfängt dich entſchloſſen und ernſt und ſchweigend der Andre,
Trägt mit gigantiſchem Arm über die Tiefe dich hin.
Nimmer widme dich Einem allein! Vertraue dem erſtern
Deine Würde nicht an, nimmer dem andern dein Glück!

Dieſe Diſtichen ſind aber nur durch die veränderte Ueberſchrift zu einem Räthſel geworden; denn in den Horen waren ſie urſprünglich Schön und Erhaben überſchrieben.

Unter der „Kluft, wo an der Ewigkeit Meer ſchaudernd der Sterbliche ſteht“ iſt nicht der Tod allein zu verſtehen — denn das Erhabene iſt nicht an das Ende des Lebens hinausgeſtoßen, — ſondern vielmehr, wie Schiller ſelbſt ſagt [1], jeder Moment, wo wir als reine Geiſter erkennen oder handeln und alles Körperliche ablegen müſſen. Dann bricht immer das Ewige in das irdiſche Leben herein — „und der Genius des Erhabenen tritt heran zu uns, ernſt und ſchweigend, und mit ſtarkem Arm trägt er uns über die ſchwindlige Tiefe“.

Ueber die ſpätern Räthſel, welche wir in dem folgenden Theil unſerer Schrift näher betrachten werden, äußert Goethe [2], daß ſie den ſchönen Fehler hätten, entzückte Anſchauungen des

---

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 1261. 1. m. (Oktavausg. B. 12, S. 351).
[2] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 6, S. 85.

Gegenſtandes zu ſein, ſo *daß man auf ſie beinahe eine neue Dichtungsart gründen könnte*; ſein eigenes Räthſel[1] ſei zwar kahl, aber nicht zu errathen. In einigen der Schiller'ſchen Räthſel iſt der Gegenſtand geradezu durch eine poetiſche Darſtellung von deſſen Merkmalen zu errathen gegeben; andere dagegen ſchildern den Gegenſtand auf eine allegoriſche Weiſe. Der Regenbogen wird als eine Brücke, der Sternenhimmel als eine Heerde, das Himmelsgewölbe als ein Haus, Tag und Nacht als zwei Eimer, der Bliz als eine Schlange — alſo dieſe ganze Reihe von Räthſeln wird auf eine allegoriſche Weiſe geſchildert, während die andern durch ihre *eigenen* Merkmale und durch Vergleichungen anſchaulich gemacht werden. Jene allegoriſchen Räthſel mag Schiller Parabeln nennen; wenigſtens weiß ich mir die Ueberſchrift: *Parabeln und Räthſel*[2] nicht anders zu erklären.

Auf die bisher erſchöpfend nachgewieſenen poetiſchen Hülfsmittel gründet ſich ſeine meiſterhafte Kunſt, das Todte zu beleben, das Abſtrakte zu verſinnlichen. Nie hat ein Dichter ſo entlegene Ideen zu behandeln geſucht, und keiner war noch im Stande, das Gedankenreich ſo ſehr der Anſchauung anzunähern, als er. Nirgends hat Schiller ſein Dichtertalent glänzender beurkundet, als gerade auf dieſem wenig ergiebigen Boden. Vielleicht könnte man die ganze Aufgabe einer metaphyſiſchen Dichtung für verfehlt halten, obgleich ſie in ſeinem Entwickelungsgange nothwendig war — aber wer hat eine verfehlte Aufgabe je ſo vortrefflich gelöſt?

Wo Schiller die nachgewieſenen Mittel der Verſinnlichung nicht anwendet, da nimmt ſeine Ideenpoeſie einen mehr verſtändigen Charakter an. Daher ſtellen wir der bisher behandelten poetiſchen Form noch eine zweite Gattung, in welcher das *Didaktiſche* überwiegend iſt, zur Seite. Jene ganze Art iſt eine Strecke, welche er der lyriſchen Poeſie größtentheils erſt beifügte, mit dieſer betritt er ein längſt bebautes Feld.

---

[1] Vermuthlich das Räthſel auf den Schalttag, in Göthe's Werken, B. 2. S. 303.

[2] Schiller's Werke in 1 B., S. 74 (Oktavausg. B. 1, S. 372).

In dieſen Kreis gehören Licht und Wärme und Breite und Tiefe, deren Inhalt ſchon oben angedeutet worden iſt. Beide ſind gleichſam Theile des Dichters ſelbſt, ſo ſehr ſind ſie aus ſeinem eigenen Leben gegriffen. Nur das, was Tiefe hatte, zog ihn an; und indem er die ideale und reale Welt ſcharf unterſchied und ihre beiderſeitigen Rechte wiſſenſchaftlich erkannte, war es ihm vergönnt, einen klaren Blick in die Weltdinge mit idealem Streben zu vereinigen. Ohne jene Unterſcheidung und Einſicht wird in Zeiten einer vorgerückten Kultur der Mann nur allzuleicht entweder der Schwärmerei oder der Gemeinheit anheimfallen. Nach der Eigenthümlichkeit Schiller's, die Idee, welche er in einem Gedichte nicht ganz anſchaulich ausgeführt hat, am Schluſſe deſſelben noch durch ein glänzendes Gleichniß zu beleuchten, endigt ſich Breite und Tiefe mit der Strophe:

„Der Stamm erhebt ſich in die Luft
Mit üppig prangenden Zweigen;
Die Blätter glänzen und hauchen Duft,
Doch können ſie Früchte nicht zeugen;
Der Kern allein im ſchmalen Raum
Verbirgt den Stolz des Waldes, den Baum".

Auf eine trefflichere Weiſe hätte uns der Inhalt des Stückes, daß im kleinſten Punkt die größte Kraft liege, nicht vorgeführt werden können. So auch endigt der Abſchied vom Leſer und manches andere Gedicht mit einem Gleichniß, welches uns das, was wir vorher nur dachten, nun zuletzt noch ſehen läßt.

Ganz didaktiſch ſind dann die Zwillingsgedichte, die Worte des Glaubens und die Worte des Wahns. Die Reſultate einer tiefſinnigen Philoſophie werden hier dem Kinderſinn faßlich gemacht. Die Worte des Wahns ſind abwehrend, verneinend und führen nur ganz zuletzt zum poſitiven Gehalt des andern Gedichtes hinüber. Unſer Freund hatte damals längſt die Hoffnung aufgegeben, daß das Rechte und Gute je in dem bürgerlichen Leben die Oberhand gewinnen werde, und er wollte das böſe Princip vorerſt in dem idealen Reich der innern Geſinnung vernichtet wiſſen, wie

Herkules den lybiſchen Rieſen Antäus nur dadurch bändigen konnte, daß er ihn von der Erde, die ihm immer neue Kräfte gab, emporhob und ihn ſchwebend in der Luft erwürgte; längſt aber war er deſſen gewiß, daß das Glück immer im Mißverhältniß mit der Tugend ſtehe, und endlich hatten ihn eigenes Nachdenken und der Philoſoph in Königsberg belehrt, daß das Begriffsvermögen durchaus nicht fähig ſei, ſich der abſoluten Wahrheit zu bemächtigen. Dieſe iſt daher nicht ein Gegenſtand unſeres Wiſſens, ſondern unſeres Glaubens, und die Grundideen dieſes Glaubens ſind Freiheit, Tugend und Gottheit. Die Freiheit gehört zum nothwendigen Weſen des Menſchen, wie ſehr ſie auch von dem Pöbel und von wahnſinnigen Demagogen mißbraucht werden mag, und nicht der Menſch, welcher immer in Freiheit lebte, ſondern das Volk, welches ſich von ſeiner Sklaverei losriß, iſt furchtbar. In der Tugendübung wird der Menſch ſelbſt da durch ſein ſittliches Gefühl noch richtig geführt, wo der ſcharfſinnigſte Verſtand fehlgreift und rathlos läßt. Endlich beharrt im ewigen Wechſel der Dinge ein unveränderlicher Geiſt, welcher zugleich der heilige Wille, und nicht durch die Formen, unter denen wir Menſchen das wahre Weſen der Dinge aufzufaſſen gezwungen ſind, nicht durch Raum und Zeit, beſchränkt iſt. Dieſe kommen dem abſolut Seienden gar nicht zu, daher Gott „hoch über der Zeit und dem Raume webt“.

Die Lehrgedichte Licht und Wärme und Breite und Tiefe behandeln den gefährlichen Konflikt zwiſchen dem Kopf und dem Herzen, und den Widerſtreit des Extenſiven und Intenſiven. Sie haben es alſo mit Gegenſätzen zu thun. Aber ein ſolcher Freund iſt Schiller von Entgegenſetzungen, daß wenn es nicht möglich war, einen Gegenſatz in Ein Gedicht zu bringen, er doch wo möglich gerne je zwei Gedichte als Gegenbilder mit einander verband. Oft nach Jahren ließ er ein Stück dem andern nachfolgen, damit es nicht ohne Geſellſchaft bliebe. Er handelte hier auf Antrieb einer tief in ſeiner Natur begründeten Eigenthümlichkeit[1]. So ſchickte er den Worten des Glaubens die Worte des Wahns nach; fügte dem erſten Spruche des Konfucius noch einen zweiten bei, und gab der Antike an den nordiſchen Wanderer nach fünf Jahren die Antiken in Paris zum Seitengedicht.

---

[1] Siehe Theil 3. S. 110

Die letztern Stücke gehören ebenfalls der didaktiſchen Art an. Die Antike an den nordiſchen Wanderer drückt den Gegenſatz unſerer Weltbetrachtung gegen die alte Kunſt aus, die Antiken in Paris ſtellen im Allgemeinen den ſcheinbaren äußern Beſitz des Schönen in Kontraſt zum wahren innern. Von den alten Kunſtſchätzen in Italien trennt uns nicht allein der Raum, ſondern mehr noch die Kultur unſeres Jahrhunderts. Wir betrachten ſie mit verdüſtertem Sinne, und nur etwa einem Heinrich Meyer, wie (ob mit Recht oder Unrecht, bleibe dahin geſtellt!) in einem Epigramme gerühmt wird, redete vertraulich der verwandte helleniſche Geiſt. Das zweite Gedicht ſpricht im Beſondern Schiller's Entrüſtung über die Wegſchleppung der Kunſtſchätze aus Italien nach Paris durch die Franzoſen aus. Unſer Dichter ſchreibt darüber an ſeinen Freund Goethe: „Böttiger, höre ich, wollte über den Vandalism der Franzoſen, bei Gelegenheit der ſo ſchlecht transportirten Kunſtſchätze einen Aufſatz ſchreiben. Ich wünſchte, er thäte es, und ſammelte alle dahin einſchlagenden Züge von Rohheit und Leichtſinnigkeit. Ermuntern Sie ihn doch, und verſchaffen mir alsdann den Aufſatz für die Horen“. Aber Böttiger's Abhandlung traf, wie Goethe ſagt, erſt nach dem ſeligen Hintritt der drei geliebten Nymphen ein [1]. Nur das Ende dieſes Gedichtes iſt didaktiſch:

„Der allein beſitzt die Muſen,
Der ſie trägt im warmen Buſen;
Dem Vandalen ſind ſie Stein“.

Unter Vandalen verſteht er überhaupt ſolche, welche durch eine ausſchließliche Begriffsbildung die Gefühls- und Gemüthskräfte, ohne welche keine tiefe und volle Auffaſſung von Kunſtwerken möglich iſt, eingebüßt haben [2] —. In Schiller war, als er von Jahre lang betriebenen wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen zuerſt wieder zur Poeſie zurücktrat, die Reflexion noch vorherrſchend, und ſein poetiſcher Genius rang damals mit dem philoſophiſchen, um ſich von der Begriffswelt zu befreien. Dieſes Bemühen iſt auf eine höchſt merkwürdige Weiſe in einer Reihe didaktiſcher und ſatyriſcher Gedichte ausgedrückt, welche groſzentheils ſchon einen epigrammatiſchen Charakter haben und ſo den Uebergang vom Jahre der Ideendichtung 1795 zum Epigrammen- oder Xenienjahr 1796 machen. Ungeachtet ſeine Theorie, wie wir wiſſen, ſein ſpekulatives Vermögen in den gehörigen Schranken hielt, ſo beherrſchte dieſes doch praktiſch, weil er es ſo lange geübt hatte, damals noch alle übrige Thätigkeiten ſeines Geiſtes, und es bedurfte eines Rieſenkampfes, um ſeine bildende Kraft von dieſen Feſſeln frei zu machen. Daher wehrt er ſich in vielen Lehrgedichten mit allen ihm zu Gebote ſtehenden Waffen gegen dieſen Feind, von dem er ſich umſtrickt fühlt und erhebt der Kultur gegenüber (deren Gipfel allerdings die Spekulation iſt) die Natur, das Leben, die Empfindung.

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 4, S. 47 und 72.

[2] Vergleiche Theil 3, S. 26.

Schon mehrere der bisher erörterten Gedichte, z. B. der Genius, gingen aus dieſer Gemüthslage und dieſem Beſtreben hervor; wir beſchränken uns aber, unter dem angegebenen Geſichtspunkte die zu betrachten, welche wir bisher noch nicht erklärt haben. Auf ähnliche Weiſe, wie in dem Genius, giebt er Einem jungen Freunde, der ſich der Weltweisheit widmete, zu bedenken, daß der von ſeinen Gefühlen geleitete Menſch ſicherer gehe, als wer ſich philoſophiſchem Nachdenken anvertraue, und daß der Uebertritt aus dem Frieden des Anſchauens der Dinge in die Spekulation den Menſchen in eine Bewegung hineinreiße, deren Ende nicht abzuſehen ſei. Die Weisheit leitet den Menſchen oft irre, wenn er des Führers im eigenen Buſen, das heißt des (unmittelbaren) ſittlichen Gefühls nicht ſicher iſt, aber

„Sicher im Dämmerſchein wandelt die Kindheit dahin“.

Im philoſophiſchen Egoiſten wird gegen die unempfindliche Selbſtgenügſamkeit eines aus rigoriſtiſchen Grundſätzen ſich ſelbſt Verhärtenden der Menſchen vereinende, uneigennützige Trieb der Liebe in Schutz genommen. Willſt du, ruft der Dichter dem ſich Vereinzelnden zu,

„Willſt du, Armer, ſtehen allein und allein durch dich ſelber,
Wenn durch der Kräfte Tauſch ſelbſt das Unendliche ſteht?"

Menſchliches Wiſſen ſtellt das Unvermögen unſeres Geiſtes dar, die äußere Natur in ihrer Größe und Herrlichkeit objektiv zu begreifen. Von dem Metaphyſiker vermutheten wir ſchon früher, daß er gegen Fichte's „fruchtloſe Spitzfindigkeiten" gerichtet ſei, wie Kant ſein theoretiſches Lehrgebäude nannte. Im Allgemeinen weiſ't es auf das Eitle einer Philoſophie hin, welche ſich über alle Erfahrung erhebt. Ueber die Satyre: die Weltweiſen, äußert ſich Schiller ſelbſt gegen Goethe: „Bei dieſem Stück habe ich mich über den Satz des Widerſpruchs luſtig gemacht; die Philoſophie erſcheint immer lächerlich, wenn ſie aus eigenem Mittel, ohne ihre Abhängigkeit von der Erfahrung zu geſtehen, das Wiſſen erweitern und der Welt Geſetze geben will"[1]. Das Gedicht hat eine neue Beziehung in unſern Tagen gewonnen, wo man den alten Wahn, die Philoſophie aus allgemeinen Begriffen und Sätzen zu konſtruiren, wieder von neuem aufgewärmt hat. Nach den beiden erſten Strophen werden die Gedanken ausgeführt, daß Genie und Herz ſich auch ſchon unabhängig von der Philoſophie zurecht finden, daß die Kräfte, die im Leben entſcheiden, ſich wenig nach Moralſyſtemen richten und die Bedürfniſſe der menſchlichen Natur die Geſellſchaft längſt gegründet hatten, ehe Herr Puffendorf und Feder ſagten, daß man's thun ſolle. Es iſt ein mit dem beſten Humor geſchriebenes, prachtvolles Stück.

In dieſen Gedichten zieht alſo die Spekulation allenthalben den Kürzern. Das Wiſſenſchaftliche wird zurückgeſchoben, damit das Poetiſche Raum gewinne. Es iſt nothwendig, daß das Ankämpfen gegen das Begriffsmäßige bei unſerm nach Innen gekehrten Dichter auch ein Gegenſtand ſeines gleichzeitigen Producirens werden mußte. Wie ſich Goethe von unangenehmen Eindrücken durch die Dichtkunſt zu befreien ſuchte, ſo rief Schiller die Poeſie für ſeinen Genius gegen die Spekulation zu Hülfe, und befeſtigte ſich dichtend in dem Vermögen, aus welchem die neue große Geſtalt ſeines Lebens emporſtieg. Er ringt darnach, ſich von dem einſeitigen begriffsmäßigen Standpunkt der Spekulation loszureißen, um den harmoniſchen Gebrauch ſeiner Kräfte wieder zu gewinnen.

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 1. S. 234.

Die didaktiſche Dichtkunſt, welcher die eben erörterten Stücke angehören, zerſplitterte ſich endlich ganz in die epigrammatiſche. Schon im Jahr 1795 entſtanden etwa achtzehn Epigramme; wir wollen aber dieſe in das folgende Jahr hinübernehmen, in welchem die epigrammatiſche Poeſie durchaus die vorherrſchende wurde. Eben ſo verſparen wir uns einige andere Gedichte, welche die Vorläufer einer neuen Gattung ſind, für die künftige Betrachtung. Wie das organiſche Leben, ſo iſt auch die geiſtige Entfaltung an eine durchgängige nothwendige Geſetzmäßigkeit gebunden, welche unſere Unterſuchung an einem beſondern edeln Menſchenexemplar zu entwickeln ſucht. Aber wie ſchon in den Organismen, ſo finden noch mehr in der geiſtigen Welt darin manche Unregelmäßigkeiten ſtatt, daß einzelne Erſcheinungen der Zeit, in welche ihr eigentlicher Entwickelungsprozeß fällt, vorausgehen, andere Erſcheinungen dieſem Zeitpunkt nachfolgen. Ein neuer Gewinn iſt nicht nothwendig mit dem Verluſt des alten Beſitzes verbunden. Es kommt immer nur auf den vorherrſchenden Charakter einer Periode an, indem jede auch manches Verſchiedenartige in ſich aufnehmen kann. Wir haben daher bisher die Gattung, welche Schiller zuerſt ausbilden mußte, rein für ſich darzuſtellen geſucht.

Neuntes Kapitel.

Tod des Vaters und der jüngſten Schweſter. Geburt des zweiten Sohnes
Die Veranlaſſung zu den Xenien und ihre ungeheure Wirkung.

Im Frühjahr 1796 überzogen die Franzoſen unter Jourdan und Moreau Süddeutſchland. Das allgemeine Unglück, unter dem das Vaterland ſeufzte, traf auch in beſonderer Geſtalt die Schiller'ſche Familie auf der Solitude. Ein epidemiſches Fieber, welches in dem öſtreichiſchen Lazareth wüthete, ergriff die jüngſte Tochter Nannette, und raffte ſie in der Blüthe der Jugend hinweg. Es war ein Mädchen von vielem Talent, die, von leidenſchaftlicher Liebe erfüllt, ihres Bruders Trauerſpiele auf der Bühne darzuſtellen, ihren Sinn auf eine theatraliſche Laufbahn gerichtet hatte. Sie erheiterte noch ihre letzten Lebensmomente mit der freundlichen Hoffnung, daß ihr ſehnlichſter Wunſch in Erfüllung gehen werde. Aber auch der Vater und die ältere Tochter, Louiſe, erkrankten an demſelben Fieber; die gebeugte Mutter ſtand allein da. Schiller's Angſt und Sorge war groß bei der Nachricht dieſer ſchrecklichen Lage der Seinen. Wäre er nur ſo geſund geweſen, wie bei ſeiner Reiſe vor drei Jahren — er hätte ſich durch nichts abhalten laſſen, zu ihnen zu eilen. Aber er war über ein Jahr beinahe nicht aus dem Hauſe gekommen, und ſo ſchwächlich, daß er fürchtete, entweder die Reiſe nicht auszuhalten oder bei ſeinen Eltern ſelbſt ſogleich zu erkranken. Das alte

Uebel, ſchlafloſe Nächte und Krämpfe, ließ ſeine Geſundheit nicht aufkommen. Er bewog daher ſeine älteſte Schweſter, die Räthin Reinwald in Meiningen, nach der Solitude zu reiſen, um die Ihrigen zu unterſtützen und zu tröſten. Die hierüber an Reinwald und ſeine Gattin geſchriebenen Briefe, welche uns Frau von Wolzogen in Schiller's Biographie aufbewahrt hat, zeigen ihn uns als den zärtlichſten Bruder und als den frömmſten Sohn. Keine Spur von dem reflektirenden Dichter, von dem ſcharfſinnigen Denker; man ſieht nur den Menſchen, von dem man meinen ſollte, er habe von jeher nur das Feld der Liebe und Dankbarkeit angebaut. Damit die Schweſter und Mutter nicht aus ängſtlicher Sparſamkeit irgend eine heilſame Maßregel zur Wiederherſtellung der Kranken verſäumen möchten, erklärte er ſich mit Freuden bereit, alle Koſten zu tragen, und hieß die Frau Reinwald, ſich das Geld von Cotta auszahlen laſſen; auch die Reiſekoſten wollte er ihr gerne vergüten. Sie unternahm die Reiſe, unterſtützte die Mutter, ſchützte das Haus bei einem Ueberfalle der Franzoſen ſo gut, als möglich, und kehrte erſt im Herbſte wieder zu ihrem Gatten zurück, nachdem ſie ihres Vaters bis zu ſeinem letzten Athemzuge treu und beſonnen gepflegt hatte. Denn auch dieſer, welcher längſt an einem bedenklichen körperlichen Uebel litt, wurde im September eine Beute der Seuche. Schiller war tief ergriffen, und fühlte ſich ſeiner Schweſter Reinwald in inniger Dankbarkeit und Achtung aufs neue verbunden. Nur das vermehrte ſeinen Schmerz, daß er ſelbſt den Geſchiedenen nicht den letzten Tribut ſeiner kindlichen, ſeiner brüderlichen Geſinnung hatte zollen, daß er ſeiner lieben, ſeiner guten Mutter nicht hatte beiſtehen können. „Ich darf nicht daran denken!“ ruft er aus. „Was hat unſere gute Mutter nicht an unſern Großeltern gethan, und wie ſehr hat ſie ein Gleiches von uns verdient“. Wohl dem Menſchen, der für ſolche ferne, kleine Dinge ein Gedächtniß hat, in dem die Härte des Schickſals und die Strenge der Arbeit dieſes weiche Gefühl noch nicht erſtickt haben!

Die zweite Schweſter wurde den Ihrigen erhalten, und für die Witwe ward in Leonberg eine Einrichtung getroffen. Noch vor Kurzem hatte eine geſchickte Künſtlerin, Frau

Simanowiz, geborne Reichenbach, von Ludwigsburg, ihm durch Ueberſendung des wohlgerathenen Bildniſſes ſeiner Mutter eine große Freude gemacht. Ein geborner Würtemberger, Roos, welcher ſie im Winter von 1797 auf 1798 in Leonberg kennen lernte, entwirft folgende Zeichnung von ihr: „Sie war eine noch angenehme, ſechszig bis fünf und ſechszigjährige Frau, deren mageres und faltenreiches Geſicht dennoch Heiterkeit und Freundlichkeit ausſprach. Ihre wenigen Haupthaare waren ergraut und ihre Körperhaltung bei kleiner (?) Statur war etwas vorwärts gebückt; ihre Rede hingegen floß leicht und munter, und hatte noch einen angenehmen Ton, ſo wie ihr Benehmen Anmuth und Uebung im geſellſchaftlichen Leben zeigte. Sie war auf Beſuch im Schloſſe daſelbſt, bei Freunden, von denen ich ihr vorgeſtellt wurde. Als ſie hörte, wer ich ſei, und daß mein Aufenthalt in Leonberg Vorbereitung zum Studium der Medicin und Chirurgie und zum Dienſte als Feldarzt zum Zwecke habe, ſagte ſie: „Ich habe Ihre Eltern gut gekannt“, erzählte Einiges, was die Angabe beſtätigte, und fuhr fort: „Zu der Wahl Ihres künftigen Berufes wünſche ich Ihnen Glück, und Ihrer Frau Mutter beſſere Früchte, als es der Fall mit meinem Sohn für mich war, denn eben dieſe Wahl iſt es, die meinen Fritz von mir trennte“. Thränen näßten ihre ohnehin gerötheten Augen und ſie ging zu Erzählungen von ihrem Sohne über“[1].

Die ſchmerzlichen Tage der Krankheit und des Todes ſeines Vaters und ſeiner Schweſter Nannette wurden durch Körner erleichtert, welcher Schillern im Mai auf acht Tage in Jena beſuchte[2]. Auch war in dieſen Monaten der Verkehr mit Goethe beſonders häufig und zuſammenhängend. Dieſer war im Jahr 1796 vier Wochen, im Februar und März, in Jena. Der Freund ſeines Herzens und der Freund ſeines Geiſtes kamen, um ihn zu beruhigen und zu zerſtreuen. Gegen Ende des Jahres aber, Anfangs November, kehrte der langerſehnte Humboldt mit ſeiner Familie endlich von Berlin nach Jena zurück und blieb daſelbſt bis in den April des folgenden Jahres, zur größten Erquickung Schiller's. Auch Alexander von Humboldt geſellte ſich auf einige Zeit zu ihnen.

---

[1] Schiller's Album, S. 185.

[2] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Humboldt. S. 414.

Wie aber im menſchlichen Leben Entgegengeſetztes leicht und ſeltſam in einander ſpielt, ſo wurde unſerm Freunde in demſelben Jahre, wo er Vater und Schweſter verlor, ein zweiter Sohn geboren, und in dieſer Zeit war es auch, wo ſich ſeine Schwägerin Karoline mit Schiller's Jugendfreund, Wilhelm von Wolzogen, vermählte[1]. Dieſer war bei einem Aufenthalte des Herzogs Karl in Paris vom Studium der Architektur zur diplomatiſchen Laufbahn übergetreten, und während der Zeit der Hinrichtung des Königs, wo er als Legationsrath das Hotel des abweſenden würtembergiſchen Geſandten bewohnte, den Gräueln der Revolution durch Muth und Gewandtheit glücklich entgangen. Nach ſeiner Rückkehr wurde er dem Herzog von Weimar bekannt, der ihn als Kammerherr anſtellte. Als das franzöſiſche Heer Schwaben überſchwemmte und nach Franken vordrang, lebte das junge Ehepaar in dem einſamen Bauerbach, und ſich auch hier nicht mehr für ſicher haltend, begaben ſich die Neuvermählten nach Rudolſtadt und ſpäter nach Jena. Die Jugendträume eines innigen Zuſammenlebens waren erfüllt und die Zukunft lachte die ſo enge verbundenen Menſchen freundlich an. Es fehlte unſerm Schiller zum ſchönſten Glücke nur noch Geſundheit, freilich die Bedingung jedes Glückes. Ueber die ganz beſonders leichte Entbindung ſeiner Frau am eilften Juli 1796 war er ſehr erfreut. „Meine Wünſche ſind in jeder Hinſicht erfüllt“, ſchreibt er, „denn es iſt ein Junge, friſch und ſtark, wie das Anſehen es gibt. Jetzt alſo kann ich meine kleine Familie zu zählen anfangen, und der Schritt von eins zu zwei iſt viel größer, als ich dachte“. Goethe hob den kleinen Ernſt zur Taufe. Die Mutter konnte das Kind nicht ſelbſt ſtillen, es litt viel an Säure und Krämpfen und machte den Eltern Bekümmerniß. „Man ſollte nicht denken“, bemerkt er hierbei, „daß man bei ſo viel Sorgen von Innen und von Außen einen leidlichen Humor hätte oder gar Verſe machen könnte. Aber die Verſe ſind vielleicht auch darnach“.

---

[1] Siehe Theil 2. S. 153 f.

Von allen dieſen Privatverhältniſſen ſchweigt die Muſe unſeres lyriſchen Dichters. Seine eigenen Zuſtände erſchienen ihm viel zu geringfügig, als daß er es der Mühe werth gehalten hätte, ſie poetiſch zu geſtalten — wie wenn nicht beinahe jeder Zuſtand eines edeln und gebildeten Menſchen einen idealen Keim in ſich faßte. Er ſuchte ſeine meiſten Stoffe in der Gedankenwelt, und erhielt ſie hier nur ſchlechter und ärmer aus der zweiten Hand. Denn der Gedanke, der Begriff ſchöpft ſeinen Inhalt immer aus der Empfindung, dem Gefühl, der Anſchauung, und er muß immer wieder zu dieſem unmittelbaren Thatbeſtand zurückkehren, wenn er nicht leer und nichtig ſein ſoll.

Deſſenungeachtet ſchloß ſich in dieſem Jahre ſeine Dichtkunſt enge an ſein Leben an — aber nicht an das, was ihn in ſeinen Privatverhältniſſen betrübte oder erfreute, ſondern an ſeine literariſche Thätigkeit und deren geringe Erfolge im Publikum. Das Gebiet der ſich im Allgemeinen haltenden Ideenpoeſie war durchlaufen. Er mußte ſich wieder in Verbindung mit dem Leben ſetzen, ſich eines realen Gehaltes bemächtigen. Da traf er mit dem Treiben der Tagesliteratur feindlich zuſammen, und nahm aus ihr Stoff zu einer neuen polemiſchen Dichtung.

Ich erinnere daran, daß die Aufnahme des erſten Jahrganges der Horen den Erwartungen ihres Herausgebers keineswegs entſprach.

Freilich waren dieſe Hoffnungen übertrieben geweſen, und ſtanden vielleicht mehr im Verhältniß zum aufgebotenen großen Kraftaufwand, als zur durchgängigen Güte der Zeitſchrift und zur wirklichen Kultur des Publikums. Der Anfang zwar ſchien alles zu verſprechen: es wurden ſo viele Beſtellungen gemacht, daß Cotta auf einen recht großen Abſatz rechnete; was im Munde eines Verlegers, nach Schiller's Wort, eine glaubwürdige Verſicherung iſt. Einer gleich großen Anzahl Abonnenten konnte ſich keine andere Zeitſchrift rühmen. Aber dem Herausgeber kamen eine Menge ſchiefer Urtheile zu Ohren[1]. In ſeinen äſthetiſchen Briefen fand man noch eine ſchlimmere Undeutlichkeit, als bei Kant; wenn auch das Einzelne ziemlich beifällig erſchien, ſo wußte man doch mit dem Ganzen nicht fertig zu werden. Ein erfahrner Buchhändler äußerte, die Horen müßten ſchon mit dem erſten Jahrgange aufhören, weil, die Schuld liege, an wem ſie wolle, alle Welt mit ihnen unzufrieden ſei. Von allen Seiten her ließen ſich abgeneigte, feindliche Stimmen hören, und wer auch mit der Zeitſchrift zufrieden war, der ſtieß ſich an der Lob poſaunenden Allgemeinen Literaturzeitung, der man es anſah, daß ſie ſich verkauft hatte. Kurz, die Horen hatten die Epoche machende Wirkung, die man beabſichtigte, ganz verfehlt; die Verheißungen, die ihr Herausgeber in der Anzeige ausgeſprochen hatte, waren nicht in Erfüllung gegangen.

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Humboldt, S. 112.

Schiller verlor das Zutrauen zur ganzen Unternehmung, und ſah ein, daß ſeine Erwartung nicht auf eine gehörige Würdigung des Publikums gegründet war, und daß man Unrecht gethan hatte, Materien, wie die äſthetiſchen Briefe, und in ſolcher Form in den Horen abzuhandeln. Er war bitter enttäuſcht, gereizt, entrüſtet. Ueberhaupt war er, wie Göritz verſichert, „ſehr empfindlich gegen alle Widerſprüche, beſonders wiſſenſchaftliche und ſo öffentliche, als Nikolai ſie ſich erlaubt hatte“. „Es läßt ſich wohl noch davon reden“, ruft er aus, nachdem er mehrere Angriffe aufgezählt hat[1], „ob man überall auf dieſe Platituden nur antworten ſoll. Ich möchte noch lieber etwas ausdenken, wie man ſeine Gleichgültigkeit dagegen recht anſchaulich zu erkennen geben kann. Nicolain ſollten wir aber doch von nun an in Text und Noten, und wo Gelegenheit ſich zeigt, mit einer recht inſignen Geringſchätzung behandeln“. Hierauf erwiedert Goethe, man ſollte ſich umſehen, und ſammeln, was gegen die Horen im Einzelnen und Allgemeinen geſagt ſei, und am Schluß des Jahres Gericht darüber halten. Dieß führte ihn auf den weitern Gedanken, auf alle Zeitſchriften, die ſich ungebührlich gegen die Horen betragen hätten, Epigramme zu machen, in der Art der Xenien des Martial, und eine ſolche Sammlung in den Muſenalmanach des nächſten Jahres zu bringen. Er ſchickte ſogleich einige ſolcher Xenien zur Probe. Goethe hatte ſchon dem Almanach von 1796 eine Sammlung von Epigrammen beigefügt, durch welche auch Schiller veranlaßt worden war, ſich in der ihm ſo ſehr zuſagenden Dichtart zu verſuchen. Er ergriff daher den Plan, der ihm Gelegenheit gab, ſich ſeiner gereizten Empfindung auf eine glänzende Weiſe zu entledigen, mit voller Seele. „Der Gedanke mit den Xenien“, antwortet er [1], „iſt prächtig und muß ausgeführt werden. Ich denke, wenn wir das Hundert voll machen wollen, werden wir auch über einzelne Werke herfallen müſſen, und welcher reichliche Stoff findet ſich da! Sobald wir uns nur ſelbſt nicht ganz ſchonen, können wir Heiliges und Profanes angreifen. Welchen Stoff bietet uns nicht die Stollberg'ſche Sippſchaft, Racknitz, Ramdohr, die metaphyſiſche Welt mit ihren Ichs und Nicht-Ichs, Freund Nicolai, unſer geſchworner Feind, die Leipziger Geſchmacksherberge (die Neue Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften), Thümmel, Göſchen als ſein Stallmeiſter und dgl. dar!“ Goethe kam nach Jena, es wurden mündliche Verabredungen getroffen, und der Plan erweiterte ſich immer mehr. Alles, was beide Schriftſteller in ihrem weiten Wirkungskreiſe gegen ihre Zeitgenoſſen auf dem Herzen hatten, wollten ſie bei dieſer Gelegenheit ſcharf und entſchieden ausſprechen; über alles Abgelebte und Veraltete, über alles Engherzige und Gemeine wollten ſie zu Gericht ſitzen. Nur das Kriminelle ſollte vermieden und bei aller Bitterkeit überhaupt das Gebiet des frohen Humors ſo wenig, als möglich, verlaſſen werden. Denn die Muſen ſeien keine Scharfrichter! In die ſpottenden, ſatyriſchen Sinngedichte ſollten auch wenige lobende, anerkennende verflochten und außerdem allgemeine, nicht auf beſtimmte Perſonen und Vorfälle gerichtete gemiſcht werden. Die Sammlung müſſe auf tauſend Stück ſteigen oder doch wenigſtens nicht unter ſechshundert bleiben; die aufzunehmenden Epigramme ſollten, wenn eine hinreichende Anzahl fertig wäre, ausgewählt, und, um einerlei Ton zu erhalten, überarbeitet, endlich geordnet und zu einem großen Ganzen verbunden werden. Die Freunde ſchickten ſich daher wöchentlich ihre Arbeiten zur Kenntnißnahme, Verbeſſerung und Ausmerzung zu, und machten ſich auf neue Gegenſtände und Perſonen aufmerkſam, ſo daß es nie an Gedanken und am Stoffe fehlte. Schiller hatte durch ſeine langjährige Redaktion eine weite Kenntniß in der damaligen literariſchen Welt erlangt, und wie man ſonſt von der Liebe ſagt, daß ſie gute Augen hat, ſo zeigte ſich hier der Haß eben ſo hellſehend, als geſchäftig. Er überbot Goethen noch an Maſſe der Xenien, die er lieferte, und an Planen, um Mannigfaltigkeit in das Ganze zu bringen. Die Tödtung der Freier und die Nekromantie in der Odyſſee ſchienen ihm für dieſen Zweck eine herrliche Quelle von Parodien zu ſein; ja er dachte ſogar an eine Komödie von Epigrammen.

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 1, S. 230.

---

[1] Am 29. December 1795.

Aber der Plan, einen ſolchen großen ſatyriſchen Zeitſpiegel aufzuſtellen, kam in ſeiner ganzen Ausdehnung nicht zu Stande, ſo leid es namentlich Goethen that, auf dieſe ſchöne, eigenthümliche und einzige Idee, die ſich bei ihm, wie er ſagte, ſchon feſtgeſetzt hatte, Verzicht leiſten zu müſſen. Schiller überzeugte ſich bei ſeiner mühſamen Redaktion, daß zu einem Ganzen noch unüberſehbar viel fehle, und daß man auch in zwei Monaten nicht alle Lücken würde füllen können. Aber das Werk noch ein Jahr lang liegen zu laſſen, erlaubte weder das Bedürfniß des Almanachs noch die vielen Anſpielungen auf das Neueſte der Literatur. Endlich fand Schiller eine Auskunft, um Goethe's Wünſche zugleich mit der Konvenienz des Almanachs zu befriedigen. Er trennte die allgemeinen von den perſönlichen Epigrammen, und brachte jene unter dem Namen Tabulae votivae im Almanach unter, dieſe dagegen ſtellte er als ein eigenes Ganze ans Ende. Zugleich wurde von den Xeniendichtern der förmliche Beſchluß gefaßt, ihr Eigenthumsrecht an den einzelnen Epigrammen niemals auseinander zu ſetzen, ſondern es in Ewigkeit auf ſich beruhen zu laſſen. Wenn ſie ihre Gedichte ſammelten, ſollte jeder die Xenien ganz abdrucken laſſen. Goethe hat aber nachher nur eines, das Verbindungsmittel, Schiller nur neunzig derſelben in ſeine Gedichtſammlung aufgenommen.

Den Verlag des neuen Muſenalmanachs für 1797 übernahm Cotta, er wurde aber in Jena bei Göpferdt gedruckt.

Buchbinder in Weimar und in Jena wurden mit dem Einbinden der zweitauſend Exemplare beſchäftigt. Der arme Schiller hatte die ganze Laſt der Beſorgung auf ſich. Es gab manche Irrungen, Verſäumniſſe, Verſpätungen, ſo daß die Mühſeligkeit kein Ende nehmen wollte. „Ich kann Ihnen nicht beſchreiben, mit wie vielen kleinen fatalen Details mich die Beſorgung des Almanachs in dieſen Tagen plagt, und die zu ſpäte Sendung der Melodien macht mir ſchon allein drei und ſechzig neue Pakete nothwendig“. Die Korreſpondenz über dieſen leidigen Gegenſtand zwiſchen den beiden Freunden wollte nicht aufhören. Die Unannehmlichkeiten des Geſchäftes verdoppelten und häuften ſich. „Uebergeben Sie ja“, räth Goethe, „wenn es zu einer zweiten Auflage kommen ſollte, das Ganze irgend Jemanden zur Beſorgung. Man verdirbt ſich durch dergleichen mechaniſche Bemühungen, auf die man nicht eingerichtet iſt, und die man nicht mit der gehörigen Präciſion treibt, den ganzen Spaß, und hat erſt am Ende, wo alles zuſammentreffen ſoll, den Verdruß, weil es an allen Enden fehlt“. Wenn er auch die Paketirung und Emballage der auswärts zu ſchickenden Lieferungen einem Jenaer Buchhändler übergab, ſo nahm ihm dieß nur einen Theil der Arbeit, denn die Beſtimmung deſſen, was in jedes Paket kommen ſollte, bei der vierfachen Verſchiedenheit der Exemplare, das Ueberſchreiben der Speditionszettel u. ſ. w. blieb ihm noch immer, ſo wie noch eine Menge Kleinigkeiten. „Nun hoffe ich bald zu hören“, antwortete Goethe auf dieſe Nachricht, „daß Sie von der Sorge und Qual, die Ihnen der Almanach gemacht hat, befreit ſind; wenn man nur auch recht fähig wäre, der lieben Ruhe zu genießen, denn man lädt ſich, wie die entbundenen Weiber, doch bald wieder eine neue Laſt auf“. Endlich gingen zwei große Lieferungen, vier Centner ſchwer, nach Leipzig und eine dritte an Cotta ab. Doch ſchon in Monatsfriſt wurde eine neue Auflage nöthig, die Schiller dennoch wieder in Jena drucken ließ, nur in fünfhundert Exemplaren. Ein fähiger Menſch iſt zur Noth jedem Geſchäft gewachſen, denn er weiß jedes an irgend eine Anlage ſeines Geiſtes anzuknüpfen, und dieſe im Dienſte deſſelben auszubilden.

Die Xenien brachten ſofort die größte Bewegung und Erſchütterung in der deutſchen Literatur hervor, und waren von einer unberechenbaren Wirkung. „Ich erinnere mich jener Zeit noch ſehr genau“, ſagt Franz Horn [1], „und darf der völligen Wahrheit gemäß erzählen, daß vom November 1796 bis etwa Oſtern 1797 das Intereſſe für die Xenien auf eine Weiſe herrſchte, die alles andere Literariſche überwältigte und verſchlang“. Des Verwunderns und Rathens bei zweifelhaften Xenien war kein Ende; jedermann war bei dem neuen Phänomen frappirt, und nahm ſich zuſammen, um mit anſcheinender Liberalität und mit mehr oder weniger erzwungenem Behagen darüber zu ſprechen. Aber die Deutſchen bewegen ſich in einer ſpießbürgerlich engen Moral und ſind gegen allen lauten Tadel die empfindlichſten Menſchen, ſo gern ſie ſich auch öffentlich loben laſſen. Daher war an eine freiere Würdigung nur bei einem Humboldt, einem Fr. Aug. Wolf und wenigen andern zu denken; auch die meiſten unter den Wohlwollenden konnten es nur zur Toleranz bringen; die Jugend und die Schadenfreude allein jauchzten Beifall zu. Goethe meinte, man müſſe die allgemeine Aufmerkſamkeit, die die Xenien erweckt hätten, für das Reſultat nehmen. Die Menge der Erwiederungen in Journalen oder eigenen Broſchüren, von Genannten und Ungenannten, in jeglicher Form und Art, war beinahe unzählig. Claudius, Nicolai, Campe, Manſo, Gleim und andere namhafte Schriftſteller zogen, jeder mit den ihm eigenthümlichen Waffen, gegen das Duumvirat zu Felde. Manche Angriffe waren ſo plump und grob, daß Schiller meinte, bloß in Deutſchland ſei es möglich, daß böſer Wille und Rohheit darauf rechnen dürften, durch eine ſolche Behandlung geachteter Namen nicht alle Leſer zu verſcherzen; man ſollte doch da, wo keine Scham ſei, auf eine Furcht rechnen können, die dieſe Sünder im Zügel hielte. Der civiliſirte Wieland, der ſich für ſeine Perſon nicht zu beſchweren hatte, meinte in einem Briefe an Göſchen, beide Dichter hätten ſich durch eine Farce und einen Muthwillen, der in ihren Jahren kaum verzeihlich ſei, eine ſo pöbelhafte

---

[1] Dichtercharaktere, S. 57.

Behandlung ſelbſt zugezogen; ſie hätten es vorausſehen ſollen, daß man beſchmutzt wird, wenn man ſich zum Spaß mit Gaſſenjungen herumſchlägt; und auch öffentlich im Deutſchen Merkur ſprach er entſchieden und auf ironiſche Weiſe ſeine Mißbilligung aus. Aber ſo viel über die Xenien geſcholten wurde, ſo begierig wurden ſie geleſen; alles was ſonſt noch Gutes und Ernſthaftes in dem Almanach ſtand, kam kaum in Betracht. Die Xenien verkauften den Almanach: der Abſatz war ungeheuer.

Die Männer, welche dieſe Feuerkerzen in ruhige Behauſungen geſchleudert hatten, freuten ſich des allgemeinen Brandes, und hielten es ihrer Würde nicht für angemeſſen, ſich gegen die vielen Angriffe zu vertheidigen. Goethe meinte, es ſei eine nicht genug gekannte und geübte Politik, daß jeder, der auf einigen Nachruhm Anſpruch mache, ſeine Zeitgenoſſen zwingen ſolle, alles, was ſie gegen ihn in petto haben, von ſich zu geben; und als Schiller in Folge einer inſolenten Schmähung des Kapellmeiſters Reichardt losbrechen wollte, wußte er ihn zu begütigen, daß er ſich die Sache aus dem Sinne ſchlug.

Zehntes Kapitel.

Die allgemeinen Epigramme.

Von dem ſich auf beſtimmte Perſonen beziehenden Epigramme unterſcheiden Schiller und Goethe in ihrem Briefwechſel ein anderes, welches ſie das poetiſche, das philoſophiſche, das würdige, das zarte, das ernſthafte nennen und noch mit andern Ausdrücken bezeichnen. Wir wollen es das allgemeine Epigramm heißen. Die perſönlichen Sinngedichte, beſonders wenn dieſelben ſatyriſch und tadelnd ſind, nannten ſie nach Martial Xenien, Gaſtgeſchenke.

Die Epigramme Schiller's fallen in das Jahr 1795 und 1796. Weder vorher noch nachher hat er irgend ein Epigramm geſchrieben.

Auf dieſe Dichtung, zu welcher er ſchon von Natur hinneigte, wurde er durch die Venetianiſchen Epigramme geführt, die Goethe in den Muſenalmanach einrücken ließ. Alle Poeſien dieſer Art von 1795 und auch noch viele vom folgenden Jahr gehören der allgemeinen Gattung an. Er ging nämlich von der ſich im allgemeinen haltenden Ideenpoeſie aus. In dem Epigramme fand er für viele ſeiner Gedanken eine erwünſchte neue Form; denn manche eigneten ſich wegen ihres abſtrakten Inhaltes beſſer für eine knappe Zuſpitzung, als für eine reichere Entfaltung. Spielend konnte er ſich jetzt der Ueberfülle ſeiner Ideen entäußern.

Die meiſten allgemeinen Epigramme vom Jahr 1796 ſtellte Schiller, wie wir ſchon früher erzählten, unter dem Namen Votivtafeln zuſammen, obgleich ſich auch an andern Stellen in dem Muſenalmanach für das Jahr 1797 viele zerſtreut finden. Bekanntlich waren tabulae votivae bei den Römern Tafeln, welche die dankbare Frömmigkeit in die Tempel der Götter aufhing, und auf welchen die Rettungen aus Krankheit, Schiffbruch oder irgend einer andern Gefahr gemeldet waren. Es ſind alſo Epigramme, welche eine höhere Beziehung haben, wie ſchon die Aufſchrift beſagte:

> „Was der Gott mich gelehrt, was mir durch's Leben geholfen,
> Häng' ich dankbar und fromm hier im Heiligthum auf."

Kurz es ſind die goldnen Sprüche Schiller's, in welchen ſeine ganze Weltbetrachtung in kurzen Sätzen beſtimmt und kernig im Allgemeinen niedergelegt iſt, während die Xenien, meiſt polemiſch, ſich auf beſondere Zuſtände und Perſonen beziehen.

Auch Goethe hatte, wie zu den Xenien, ſo auch zu den tabulae votivae im Muſenalmanach für 1797 eine, wenn auch kleinere, Beiſteuer gegeben, weßwegen die ganze Sammlung „G. und S." unterzeichnet iſt. Von dieſen nahm Goethe ſpäter zehn Epigramme heraus, fügte andere bei, und führte ſie unter der Ueberſchrift Herbſt als eine der vier Jahreszeiten auf[1]. Ich würde dieſes kaum erwähnen, wenn es nicht intereſſant zu bemerken wäre, daß Goethe drei dieſer allgemeinen Gedichte, welche ſich auch bei Schiller finden, als die ſeinigen aufgenommen hat, nämlich die, welche bei Schiller Pflicht für Jeden („Immer ſtrebe zum Ganzen" u. ſ. w.), Aufgabe („Keiner ſei gleich dem Andern") und die ſchwere Verbindung („Warum will ſich Geſchmack und Genie ſo ſelten vereinen?") überſchrieben ſind. Das erſte Epigramm, welches uns befiehlt, immer ſelbſt ein Ganzes zu ſein, oder uns wenigſtens einem Ganzen als dienendes Glied anzuſchließen, gehört wahrſcheinlich Schillern an. Denn derſelbe Gedanke begegnet uns nicht allein auch in dem Diſtichon:

---

[1] Goethe's Werke im B. 1 S. 218 f.

Unſterblichkeit, ſondern „das Leben in der Gattung und das Auflöſen ſeiner ſelbſt im großen Ganzen„ iſt überhaupt eine Lieblingsidee unſeres Dichters [1]. Von dem zweiten und dritten bleibt das Eigenthumsrecht unentſchieden. Selbſt auf ein urſprüngliches Xenion, das Verbindungsmittel, machen beide Dichter Anſpruch [2].

In unſerer jetzigen Ausgabe der Schiller'ſchen Werke ſind die Epigramme ohne Plan und Ordnung durcheinander geworfen und ſogar zwiſchen größern Gedichten eingeflickt, ſo daß ſie, wenn man ſie lieſt, nur einen verworrenen, verwiſchten Eindruck in der Seele zurücklaſſen. Sie bedürften bei einer neuen Ausgabe durchaus einer einfacheren, naturgemäßen Anordnung. Unter den Votivtafeln ſtehen jetzt nämlich manche Epigramme, welche gar keinen allgemeinen Gehalt haben und urſprünglich zum Theil nicht zu denſelben gehörten. Die Diſtichen z. B., welche durch „An" mit einem oder mehrern Sternchen eingeführt ſind, oder die jetzige Generation, der Aufpaſſer zur Ueberſchrift haben — welche höhere, bleibende Wahrheit enthalten ſie? Sie ſind temporell, perſönlich und gehören unter die Xenien. Dagegen begegnen uns wieder eine ganze Maſſe anderer Epigramme, welche ſo gewichtig und bedeutſam ſind, daß ſie allerdings zu den goldnen Sprüchen Schiller's gezählt werden müſſen. Dazu kommt noch, daß er nach ſeiner Weiſe, bei einer ſpätern Reviſion immer alles Individuelle und Lokale auszuſcheiden, manche urſprüngliche Xenien zu allgemeinen Epigrammen gemacht hat, indem er ſie in eine andere Verbindung ſtellte, die Ueberſchriften umſchrieb oder eine ſonſtige Veränderung vornahm. Wer z. B. merkt es, daß die ſchwere Verbindung eigentlich auf Lavater geht? Dadurch aber hat er dieſen Diſtichen nicht allein das Pikante, ſondern auch das Charakteriſtiſche genommen und ſie bisweilen nur unverſtändlich gemacht. Wer kann z. B. den Sinn der Buchhändler-Anzeige errathen:

„Nichts iſt der Menſchheit ſo wichtig, als ihre Beſtimmung zu kennen;
Um zwölf Groſchen kourant wird ſie bei mir jetzt verkauft".

---

[1] Leben Schiller's von Frau von Wolzogen, Theil 1, S. 344.

[2] Goethe's Werke a. a. O., S. 219. 1.

Es iſt daher nöthig, alle dieſe Gedichte in gewiſſe naturgemäße Fächer zu bringen. Zuerſt würden die größern didaktiſchen Stücke abzuſondern ſein, wie ich es im achten Kapitel gethan habe, hierauf wären alle Diſtichen, die einen allgemeinen Gehalt haben, unter dem Namen Votivtafeln gehörig neben einander zu ſtellen, und endlich müßten die Xenien zu Einem Ganzen verbunden werden, alle Doppelverſe aber, die früher Xenien waren und ſpäter verallgemeinert wurden, in ihre erſte Geſtalt zurückkehren.

Dieſe Gedanken ſollen mich bei der folgenden Darſtellung leiten, deren ſorgfältigere Ausführung dann gerechtfertigt ſein möchte, wenn Schiller wirklich, wie ich überzeugt bin, der erſte epigrammatiſche Dichter des deutſchen Volkes iſt. Ich werde hierbei auch manche unterdrückte Sinngedichte aus dem Muſenalmanach von 1797 mittheilen, welche geeignet ſind, die Geiſtesrichtung Schiller's heller zu beleuchten. Da wir über ihn in dieſer Zeit beinahe keine Nachrichten von Andern haben, ſo bleibt uns nichts übrig, als das getreulich zu benutzen, was er Geſchriebenes hinterließ.

Von den allgemeinen Epigrammen möchte ich zuerſt derer erwähnen, welche ſich ihrem Inhalte nach an die früher[1] erläuterten didaktiſchen Gedichte anreihen. Dort erklärte er ſich nämlich gegen alles Vermittelte und Abgeleitete im Geiſtesleben zu Gunſten des Unmittelbaren und Urſprünglichen. An jenem iſt nur dem wiſſenſchaftlichen Kopfe etwas gelegen an dieſem, dem Menſchen und dem Dichter alles. In gleichem Sinne hat der unſterbliche Dichter köſtliche Denkſprüche geſchaffen, die von unſern Kindern und Enkeln auswendig gelernt werden ſollten, damit aus einem Zeitalter, in dem die Scholaſtik und der Materialismus mit noch andern Gewalten ſich verbunden haben, uns zum blöden Dumpfſinn herabzudrücken, das Gefühl einer edlern Menſchheit gerettet bleibe und auf die Nachkommen übertragen werden könne.

Das eigene Ideal lehrt, daß die Religioſität nicht im Begriff, ſondern im Herzen wohne:

„Soll er dein Eigenthum ſein, fühle den Gott, den du denkſt“.

---

[1] Siehe Theil 3. S. 161.

Der Begriff iſt ein Sprößling der allen Menſchen gleichen Geiſtesform, daher zählen Alle, welche ſich nicht durch ihr liebendes Herz, ſondern durch den „traurigen Begriff“ regieren laſſen, nur für Einen, wie es im Epigramm Mannigfaltigkeit heißt. Alle reiche Fülle der Dinge zieht der Begriff in eine leere Einheit zuſammen; aber wo das Herz und die Schönheit herrſchen, da „rauſcht es von Leben und Luſt“, denn beide weilen ja immer nur im Einzelnen, im Mannigfaltigen. Ferner haben wir den Begriff und ſeine Quelle, die Vernunft, mit allen gemein, ja Kant hat gezeigt, daß die Geſetze des Weltganzen — in uns ſelbſt liegen. Was folgt daraus? Daß wir ſchon durch die Natur mit dem Ganzen Eins ſind, denn wir tragen das Weltganze in unſerer urſprünglichen Geiſtesform. Wodurch iſt aber Jeder er ſelbſt? Durch ſein Herz; und wir bilden dieß unſer eigenſtes Selbſt ſchön aus, wenn wir es übereinſtimmend mit dem Ganzen machen. Dieß alles lehrt uns die ſchöne Individualität, deſſen Schlußworte jedem Leſer im Gedächtniſſe ſind:

„Stimme des Ganzen iſt deine Vernunft, dein Herz biſt du ſelber;
Wohl dir, wenn die Vernunft immer im Herzen dir wohnt.“

Warum der Dichter folgende zwei Epigramme [1] ſpäter weggelaſſen haben mag? Sie ſcheinen mir ſeiner ſehr würdig zu ſein:

Der Vorzug.

Ueber das Herz zu ſiegen iſt groß, ich verehre den Tapfern.
Aber wer durch ſein Herz ſieget, er gilt mir doch mehr.

Der Erzieher.

Bürger erzieht ihr der ſittlichen Welt, wir wollen euch loben,
Streicht ihr ſie nur nicht zugleich aus der empfindenden aus.

Das Thema der Briefe über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen! Ohne Herzensbildung war ihm das Moraliſche wie das Wiſſenſchaftliche zuwider, und die Pflegerin des Herzens iſt die Schönheit. Selbſt das Religiöſe muß in Wort, Bild und Ton äſthetiſch auf uns wirken, wenn es uns ergreifen ſoll. Wo fände das Religiöſe eine edlere Hülle, in der es erſchiene? wo das Schöne einen würdigern Gehalt? Nur die Barbarei hat beide getrennt, aber dadurch auch das eine leer und das andere unwirkſam gemacht.

---

[1] Muſenalmanach für das Jahr 1797, S. 169.

Das Verhältniß des Begriffs zum Herzen erinnert uns an das der Wahrheit zur Schönheit. Der Begriff iſt ja die Form, durch welche wir uns die Wahrheit zum allgemeinen Bewußtſein bringen, und die Schönheit iſt, wie geſagt, die edelſte Erzieherin des Herzens. Hier werden wir zuerſt in dem Epigramme *Mittheilung* daran erinnert, daß die Wahrheit nur im Inhalt, die Schönheit nur in der Form liegt. Dann möchten wir aber mit dem Dichter hadern, daß er *Licht und Farbe* aus ſeiner urſprünglichen Verbindung geriſſen hat. Dem Menſchen eignet nicht die abſolute Wahrheit — aber durch die Zauberklänge des Schönen ergreift das ewige Weſen der Dinge unſer fühlendes Herz [1]. Dieß ſagt uns ſymboliſch jenes Epigramm, wie man aus den zwei folgenden des Muſenalmanachs ſieht, die ich ihm beifüge. Das Licht iſt die Wahrheit, und das heitere Reich der Farben, wie man ſchon aus der *Klage der Ceres* weiß, ein Sinnbild der Schönheit.

Licht und Farbe.

Wohne du ewiglich Eines dort bei dem ewiglich Einen,
Farbe, du wechſelnde, komm' freundlich zum Menſchen herab.

Wahrheit.

Eine nur iſt ſie für alle, doch ſiehet ſie jeder verſchieden,
Daß es Eines doch bleibt, macht das Verſchiedene wahr.

Schönheit.

Schönheit iſt ewig nur Eine, doch mannigfach wechſelt das Schöne;
Daß es wechſelt, das macht eben das Eine nur ſchön.

So wehrt er die Scholaſtik von ſich ab, welche die Rechte des Menſchengefühls nicht faſſen kann, dagegen das Uebermenſchliche ſelbſt begriffen haben will! Ebenſo feind iſt er der Myſtik. Beide vergöttern ja ſelbſtgeſchaffene oder überlieferte Abſtraktionen, in welchen die Scholaſtik durch den

---

[1] Siehe Theil 2, S. 88.

Verſtand, die Myſtik durch das Gefühl das wahre Weſen der Dinge erfaßt zu haben wähnt. Auf keine Weiſe kann der Menſch über ſeine Gattung hinausſteigen. Dieß rufen uns die Diſtichen an die Proſelytenmacher mit Beziehung auf den bekannten Ausſpruch des Archimedes ins Gedächtniß:

„Einen Augenblick nur vergönnt mir, außer mir ſelber
Mich zu begeben, und ſchnell will ich der Eurige ſein“.

Kommt doch für den Einzelnen zu der allgemeinen Schranke der Gattung meiſtens noch eine ganz beſondere Schranke des Individuums mit hinzu! Wer könnte ſich von ſeiner Perſon, ſeinem Bildungszuſtand ganz losreißen? Selbſt der dem Menſchen zugänglichen Wahrheit bemächtigt ſich der Einzelne nur auf eine ſubjektive Weiſe. Dieß und vielleicht mehr noch ſagt uns das Subjekt im Muſenalmanach:

„Wichtig wohl iſt die Kunſt und ſchwer, ſich ſelbſt zu bewahren;
Aber ſchwieriger iſt dieſe: ſich ſelbſt zu entfliehn“.

Eben weil das keiner vermag, ſieht die Eine Wahrheit jeder verſchieden. Den Abſtand des Philoſophen von dem Schwärmer malt uns ſehr derb das Epigramm:

„Jener ſteht auf der Erde, doch ſchauet das Auge zum Himmel;
Dieſer, die Augen im Koth, recket die Beine hinauf;“

und die Schwärmer werden näher charakteriſirt:

Das irdiſche Bündel.

Himmelan flögen ſie gern, doch hat auch der Körper ſein Gutes,
Und man packt es geſchickt hinten dem Seraph noch auf.

Der wahre Grund.

Was ſie im Himmel wohl ſuchen, das, Freunde, will ich euch ſagen:
Vor der Hand ſuchen ſie nur Schutz vor der hölliſchen Glut.

So ſind alſo die Pietiſten ſelbſt da, wo ſie recht handeln, Sklaven der Furcht; dagegen erwählt ſich der Dichter die Luſt am Guten zur Triebfeder:

„Freude, führe du mich immer an roſigem Band“.

„Was läge mir an meiner Geburt“, ruft er an einer andern Stelle aus [1], „wenn ich nicht zur Freude geſchaffen wäre?“ Auch ſonſt wird die Furcht als ein niedrigeres Motiv bezeichnet, von dem ſich der Menſch zur Freude erhebe [2]. Endlich wendet er ſich noch mit der Bemerkung „an die Myſtiker“, daß ſie nicht nöthig hätten, frömmelnd an erſonnene Geheimniſſe zu glauben, denn das wahre Geheimniß umgebe ſie ſtets, liege jedem immer vor Augen, werde aber von keinem Myſtiker als ſolches anerkannt. Wie unendlich Vieles in der innerlichen, geiſtigen, ſo wie in der körperlichen Natur iſt dem Menſchen zu begreifen unmöglich! Wir werden ſeiner inne, wir fühlen es, aber kein Wort, kein Begriff vermag es zu faſſen. Wie Goethe ſagt:

„Und drängt nicht alles
Nach Haupt und Herzen dir,
Und webt in ewigem Geheimniß
Unſichtbar ſichtbar neben dir?“

Zu dieſen pſychologiſchen, theoretiſchen Sinngedichten gehören eine Anzahl, welche von Pſeudophiloſophen und von verkehrten Methoden der Wiſſenſchaft handeln. Im falſchen Studiertrieb wird das Eulengeſchlecht abgewieſen, das ſich zu dem Lichte der Wahrheit drängt. Die Philoſophien ſo wie mein Glaube belehren uns, daß allen philoſophiſchen Syſtemen Eine Philoſophie, und allen beſondern Glaubensformen Eine wahre Religion zu Grunde liege.

„Welche Religion ich bekenne? Keine von allen,
Die du mir nennſt! „Und warum keine?“ Aus Religion“.

Ein Wahlſpruch, welcher, wie Tieck im Vorwort zur fünften Auflage von Novalis' Schriften meint, überhaupt wohl der Glaube eines jeden freien Mannes ſein dürfte. Wenigſtens ſpricht Leſſing's Fabel von den drei Ringen daſſelbe aus. Aber eine noch größere Sklaverei iſt es, wenn ſogar Philoſophen die temporelle Erſcheinung der Wahrheit in einem Syſtem der ewigen Wahrheit im Menſchengeiſt vorziehen, oder wenn ſie, im Widerſpruch mit Schiller, ſagen, daß in allen Philoſophien zuſammengenommen die wahre Philoſophie enthalten ſei. Ueber die ſchlechten Wahrheitsjäger ſpottet er in den Forſchern und ſchildert dann ihr unglückliches Bemühen im Almanach weiter durch folgende Diſtichen:

---

[1] Leben Schiller's von Frau von Wolzogen, Theil 2. S. 42.

[2] Schiller's Werke in E. B., S. 1031. 1. u. (Oktavausg. B. 10 S. 424)

Die Verſuche.

Dich[1] zu greifen, ziehen ſie aus mit Netzen und Stangen;
Aber mit leiſem Tritt ſchreiteſt du mitten hindurch.

Die Quellen.

Treffliche Künſte dankt man der Noth, und dankt man dem Zufall.
Nur zur Wiſſenſchaft hat keines von beiden geführt.

Empiriker.

Daß ihr den ſicherſten Pfad gewählt, wer möchte das läugnen?
Aber ihr tappet nur blind auf dem gebahnteſten Pfad.

Theoretiker.

Ihr verfahrt nach Geſetzen, auch würdet ihr's ſicherlich treffen,
Wäre der Oberſatz nur, wäre der Unterſatz wahr!

Letzte Zuflucht.

Vornehm ſchaut ihr im Glück auf den blinden Empiriker nieder;
Aber ſeid ihr in Noth, iſt er der delphiſche Gott.

Die Syſteme.

Prächtig habt ihr gebaut. Du lieber Himmel! Wie treibt man,
Nun er ſo königlich erſt wohnet, den Irrthum heraus?

Welche Methode des Philoſophirens bleibt alſo übrig, da auch die, welche die Wahrheit aus dem äußern Objekt entwickeln will, nichtig iſt [2]? Keine andere, als die kritiſch anthropologiſche.

Dieſer metaphyſiſchen Abtheilung muß ich ein Epigramm religiöſen Inhalts beifügen, nämlich: Unſterblichkeit. Daß unſer Idealiſt dem Glauben an eine perſönliche Fortdauer nicht gewogen war, weil ihm derſelbe nur eine Stimme des Eigennutzes und der Sinnlichkeit zu ſein ſchien, wiſſen wir ſchon ¹. Daher fordert er auf, „im Ganzen zu leben", d. h. unſer Individuum zur Gattung zu ſteigern, denn das Ganze bleibe, auch wenn wir längſt dahin ſeien. Er ſubſtituirt alſo dem gewöhnlichen Unſterblichkeitsglauben eine rein ethiſche Idee. So rühmt er es an der Kant'ſchen Lebensphiloſophie, daß ſie durch ſtete Hinweiſung auf allgemeine Geſetze das Gefühl für unſere Individualität entkräfte, und im Zuſammenhang des großen Ganzen unſer kleines Selbſt uns verlieren lehre ². Hieran reiht ſich, wie ſchon oben erwähnt, das Sinngedicht: **Pflicht für Jeden.** Es räth uns: Entweder mache aus dir ein ſchönes, vollendetes Ganze durch harmoniſche Bildung aller deiner Kräfte; oder wenn du dieſes nicht vermagſt, „wie es denn unter Tauſenden, die darnach ſtreben, kaum Einem glückt," ſo ſchließe als dienendes Glied an irgend eine Gemeinſchaft von Menſchen dich an, welche in Verbindung ein Ganzes zu erreichen trachten. Dann genügt es, einen Theil deiner Anlagen zu entwickeln — du ſelbſt biſt aber freilich nur ein kleines Bruchſtück deiner Gattung, welches nur durch ſeine äußere Beziehung einen Werth hat. Der trefflichſte Kommentar dieſer Gnome iſt der ſechste Brief über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen.

---

[1] Nämlich: Wahrheit.

[2] Siehe Theil 3, S. 101.

Steigen wir nun von dieſen abſtrakten Höhen herab und gruppiren die Sinngedichte äſthetiſchen Inhalts! Hier finden wir, daß der Dichter faſt ſein ganzes poetiſches Geſchäft in Diſtichen gebracht hat. Die Verſe **an die Muſe** preiſen vorab den Werth der Dichtkunſt mit einem polemiſchen Seitenblick, wie überhaupt viele dieſer Epigramme ſchon auf die Xenien hindeuten. Dieſem Stücke ſchließt ſich ein anderes aus dem Muſenalmanach an:

Das Göttliche.

Wäre ſie unverwelklich, die Schönheit, ihr könnte nichts gleichen;
Nichts, wo die göttliche blüht, weiß ich der göttlichen gleich.
Ein Unendliches ahnet, ein Höchſtes erſchafft die Vernunft ſich,
In der ſchönen Geſtalt lebt es dem Herzen, dem Blick.

In einem andern Epigramm wird in der dichtenden Kunſt die wahre **Quelle einer ſteten Verjüngung** gefunden.

---

[1] Siehe Theil 2. S. 333.

[2] Schiller's Werke in E. B., S. 1174. f. m. (Oktavausg. B. 11. S. 336)

Unſer Freund hatte dieß an ſich ſelbſt auf's lebendigſte erfahren. In den äſthetiſchen Briefen wird für die Schönheit der Name einer zweiten Schöpferin des Menſchen wiſſenſchaftlich in Anſpruch genommen [1]. Ueberall und vielgeſtaltig kehrt der Gedanke wieder, „daß ein durch die Schönheit veredeltes Gemüth in ſich ſelbſt eine innere unverſiegbare Fülle des Lebens trage, und daß der erhaben geſtimmte Geiſt mit dem reinen Dämon in unſerm Buſen verkehre“. Zu dem innern Werth der Poeſie kommt, daß ſie, wie es in der *Gunſt der Muſen* heißt, ihre Lieblinge in Mnemoſynens Schooß trägt, während mit dem Philiſter ſein Ruhm ſtirbt. Eins der wenigen Gedichte, in denen des Nachruhms, über welchen weit hinaus Schiller's Streben in ſeinen männlichen Jahren ging, gedacht wird [2]. Auf das Hervorbringen des Kunſtwerkes beziehen ſich dann die herrlichen Diſtichen: der *Genius* und *Genialität*. Der Verſtand kann das in der Natur unmittelbar Gegebene nur in allgemeinen Formeln wiederholen; will die Vernunft über die Natur hinausgehen, ſo baut ſie ins Leere —

„Du nur, Genius, mehrſt in der Natur die Natur.“

Oder wie es an einer andern Stelle heißt: „Nur dem Genie iſt es gegeben, die Natur zu *erweitern*, ohne über ſie hinauszugehen“ [3]; und die Produkte dieſes Genius ſind ſo klar und dennoch auch ſo unendlich tief, wie der Aether, offen dem Auge und doch dem Verſtande ihrem innerſten Weſen nach ewig verborgen. Hieran ſchließen ſich einige ſpäter unterdrückte Sinngedichte:

Verſtand.

Bilden wohl kann der Verſtand, doch der todte kann nicht beſeelen,
Aus dem Lebendigen quillt alles Lebendige nur.

Phantaſie.

Schaffen wohl kann ſie den Stoff, doch die wilde kann nicht geſtalten,
Aus dem Harmoniſchen quillt alles Harmoniſche nur.

---

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 1210. 2. (Oktavausg. B. 12, S. 106).

[2] Vergl. Theil 1, S. 113.

[3] Schiller's Werke in E. B., S. 1233. 2. und (Oktavausg. B. 12, S. 213).

Bildungskraft.

Daß dein Leben Geſtalt, dein Gedanke Leben gewinne,
Laß die belebende Kraft ſtets auch die bildende ſein.

Der Nachahmer und der Genius.

Gutes aus Gutem, das kann jedweder Verſtändige bilden,
Aber der Genius ruft Gutes aus Schlechtem hervor.
An Gebildetem nur darfſt du, Nachahmer, dich üben,
Selbſt das Gebildete iſt Stoff nur dem bildenden Geiſt.

Witz und Verſtand.

Der iſt zu furchtſam, jener zu kühn; nur dem Genius ward es,
In der Nüchternheit kühn, fromm in der Freiheit zu ſein.

Solche ganz in Vergeſſenheit verſunkene Diſtichen wieder an's Tageslicht zu ziehen, möchte nicht ganz unverdienſtlich ſein. Sie beweiſen wenigſtens ihres Urhebers unerſchöpflichen Reichthum an Ideen!

Wie in den eben angeführten Stücken, wird in mehreren die poetiſche Bildungskraft in Gegenſatz zu andern Geiſtesvermögen geſtellt. *Der gelehrte Arbeiter*, früher der *Philiſter* betitelt, ſpricht der bloßen Gelehrſamkeit nur die mühſelige Zucht des Baumes zu, deſſen Früchte allein der Geſchmack genieße. Ein von Schiller ſchon in der Jugend gehegter Gedanke[1]! Doch gilt ihm der *Philiſter* noch mehr, als der *Schöngeiſt*:

„Jener mag gelten, er dient doch als fleißiger Knecht noch der Wahrheit;
Aber dieſer beſtiehlt Wahrheit und Schönheit zugleich."

und der *Schöngeiſt* wird vom *ſchönen Geiſt* ſogleich ſehr treffend unterſchieden:

„Nur das Leichtere trägt auf leichten Schultern der Schöngeiſt;
Aber der ſchöne Geiſt trägt das Gewichtige leicht."

Die Unterſcheidung iſt ſo ſcharf und richtig, daß die Synonymik dieſe Verſe zu Grunde legen könnte. Uebrigens iſt es merkwürdig, daß das zuſammengeſetzte Wort nicht ſelten die ſchlimme Bedeutung annimmt, wie ſich auch *leichter Sinn* und Leichtſinn, hoher Muth und Hochmuth von einander unterſcheiden. Die ſchwere Verbindung belehrt uns, warum ſich Geſchmack und Genie ſo ſelten vereinigen, und lehnt ſich an eine Reihe von Epigrammen an, die mancherlei Kunſtideen enthalten. Das Naturgeſetz erinnert an die Worte: „Unbekannt mit den Regeln, den Krücken der Schwachheit und den Zuchtmeiſtern der Verkehrtheit, bloß von der Natur und dem Inſtinkte, ſeinem ſchützenden Engel, geleitet, geht das Genie ruhig und ſicher durch alle Schlingen des falſchen Geſchmackes[1]“. An einer andern Stelle wird die Regel die Tröſterin aller Schwachen genannt[2], welche ihre Zöglinge nur zuſtutzen, aber die Menſchheit nicht in ihnen wecken könne[3]. Zwiſchen den bekannten Epigrammen Korrektheit, Wahl und Dilettant ſtehen in dem Almanach noch andere, von denen ich zwei mittheile.

---

[1] Siehe Theil 1, S. 235. Vergl. Theil 2, S. 213 und Theil 3, S. 9 und 10.

Lehre an den Kunſtjünger.

Daß du der Fehler ſchlimmſten, die Mittelmäßigkeit, meideſt,
Jüngling, ſo meide doch keinen der andern zu früh!

Delikateſſe im Tadel.

Was heißt zärtlicher Tadel? Der deine Schwäche verſchonet?
Nein, der deinen Begriff von dem Vollkommenen ſtärkt.

Ein Grundſatz, welchen Schiller beſonders bei ſeiner Beurtheilung Bürger's bis zum Uebermaß angewandt hatte. In dieſe Sphäre gehört endlich noch: die drei Alter der Natur. Sollte es nicht ſtatt „Natur“ vielmehr „Poeſie“ heißen? Zuerſt finden wir die naive helleniſche Dichtung, welche aus der Mythe („der Fabel“) emporwuchs; es folgte das Alter des einſeitigen franzöſiſchen Geſchmacks („der Schule“), welcher ſie entſeelte; aber die vollendete philoſophiſche Bildung („die Vernunft“) gibt ihr das urſprüngliche Leben wieder erhöht zurück: die Zeit der ſentimentaliſchen Dichtung. Uebrigens mußte der Gegenſatz zwiſchen dem regelrechten franzöſiſchen Geſchmack und dem freithätigen Genie der

T. 4. S.
p. 87.

---

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 1239 (Oktavausg. B. 12, S. 213).
[2] Ebendaſ. S. 1198 2. e. (Oktavausg. B. 11, S. 388).
[3] Ebendaſ. S. 1119 2. m. (Oktavausg. B. 11, S. 417).

engliſch-deutſchen Poeſie unſern denkenden Dichter um ſo mehr beſchäftigen, weil er ſich ſelbſt durch ſeine eigene Naturanlage in denſelben verwickelt fand.

Der Vergleichung der Dichtkunſt mit andern Künſten ſcheint Schiller ſein Nachdenken nicht beſonders gewidmet zu haben; er ſtand ihnen zu fern. Bloß die Tonkunſt preiſ't er in einem gleichnamigen Epigramm. Von der deutſchen Dichtung rühmt er in dem Liede die deutſche Muſe, übereinſtimmend mit Klopſtock, daß ſie nicht (wie in Rom und Paris) an dem Strahl der Fürſtengunſt erblüht ſei, ſondern aus eigener Kraft ihren Werth ſich ſelbſt geſchaffen habe. Und

„Aus eig'ner Fülle muß ſie ſich entfalten;
Sie borget nicht an welſcher Majeſtät."

Frei quillt ſie dem Deutſchen aus den Tiefen des Herzens, und ſpottet der Regeln Zwang.

Auch auf den äußern Ausdruck beziehen ſich einige Epigramme. In Sprache wird es ſehr ſchön beklagt, daß der Geiſt dem Geiſte nicht unmittelbar erſcheinen könne. Nur aus körperlichen Zeichen rathen und ſchließen wir auf geiſtiges Leben in Andern. So iſt, wie es in den Diſtichen an den Dichter heißt, die Sprache, welche die Seelen verbindet, zugleich das, was ſie trennt. Vortrefflich iſt auch das Stück der Meiſter, über deſſen Inhalt ſchon früher Dalberg an Schiller geſchrieben hatte, indem er ſich auf den Ausſpruch Voltaire's berief: le secret d'ennuyer est de tout dire[1]. Ich füge noch die todten Sprachen bei, welches Stück im Muſenalmanach neben dem wohlbekannten deutſchen Genius ſteht:

„Todte Sprachen nennt ihr die Sprache des Flaccus und Pindar?
Und von beiden nur kommt, was in der unſrigen lebt."

Und ſo prägte er auch Gedanken über das Metriſche epigrammatiſch aus, wie die treffenden Diſtichen der epiſche Hexameter, das Diſtichon und die achtzeilige Stanze beweiſen, denen er noch einige andere ſchildernde Doppelverſe unter dem gemeinſchaftlichen Namen Kleinigkeiten beifügte.

---

[1] Schiller's Leben von Frau v. Wolzogen, Theil 2, S. 143.

Wahrhaftig allerliebſte, klaſſiſche Kleinigkeiten, die durch ihre vollendete Form und ihren beziehungsreichen Sinn dennoch wieder Größe haben.

Dann berichten einige Diſtichen über die Wirkſamkeit der Poeſie und die Aufnahme von Kunſterzeugniſſen im Publikum. In dieſen Kreis gehören die **Kunſtſchwätzer**: „Gutes in Künſten verlangt ihr?“ u. ſ. w. Im Muſenalmanach ſtehen unter den Votivtafeln noch einige andere, von denen es jedoch ungewiß bleibt, ob ſie alle Schillern angehören:

Der berufene Richter.

Wer iſt zum Richter beſtellt? Nur der Beſſere? Nein, wem das Gute
Ueber das Beſte noch gilt, der iſt zum Richter beſtellt.

Unter dem „Guten“ iſt hier das abſolut Gute, das Ideal zu verſtehen.

Die Unberufenen.

Tadeln iſt leicht, erſchaffen ſo ſchwer; ihr Tadler des Schwachen,
Habt ihr das Treffliche denn auch zu belohnen ein Herz?

Die Belohnung.

Was belohnet den Meiſter? Der zart antwortende Nachklang,
Und der reine Reflex aus der begegnenden Bruſt.

Das gewöhnliche Schickſal.

Haſt du an liebender Bruſt das Kind der Empfindung gepfleget,
Einen Wechſelbalg nur gibt dir der Leſer zurück.

Der Weg zum Ruhme.

Glücklich nenn' ich den Autor, der in der Höhe den Beifall
Findet, der Deutſche muß nieder ſich bücken dazu.

In andern Epigrammen wird die äſthetiſche Beurtheilung von der moraliſchen geſchieden.

Bedeutung.

„Was bedeutet das Werk?“ ſo fragt ihr den Bildner des Schönen.
Frager, ihr habt nur die Magd, niemals die Göttin geſehen.

An die Moraliſten.

Lehret! das ziemt euch wohl, auch wir verehren die Sitte,
Aber die Muſe läßt ſich nicht gebieten von euch.
Nicht von dem Architekt erwart' ich melodiſche Weiſen,
Und, Moraliſt, von dir nicht zu dem Epos den Plan.
Vielfach ſind die Kräfte des Menſchen; o daß ſich doch jede
Selbſt beherrſche, ſich ſelbſt bilde zum Herrlichſten aus.

Dieſe beiden Epigramme haben wahrſcheinlich Goethen zum Urheber, und das letztere könnte auf Hermann und Dorothea bezogen werden. Dagegen prägte Schiller in andern Stücken ſeine und Kant's Lehre vom Erhabenen charakteriſtiſch genug aus. Am Ende der Abhandlung über die nothwendigen Grenzen beim Gebrauche ſchöner Formen leſen wir die Worte: „Der ununterbrochen glückliche Menſch ſieht die Pflicht nie von Angeſicht, weil ſeine geſetzmäßigen und geordneten Neigungen das Gebot der Vernunft immer anticipiren, und keine Verſuchung zum Bruch des Geſetzes das Geſetz bei ihm in Erinnerung bringt. Einzig durch den Schönheitsſinn, den Statthalter der Vernunft in der Sinnenwelt, regiert, wird er zu Grabe gehen, ohne die Würde ſeiner Beſtimmung zu erfahren. Der Unglückliche dagegen, wenn er zugleich ein Tugendhafter iſt, genießt den erhabenen Vorzug, mit der göttlichen Majeſtät des Geſetzes unmittelbar zu verkehren, und da ſeiner Tugend keine Neigung hilft, die Freiheit des Dämons noch als Menſch zu beweiſen“. Der unglückliche Tugendhafte alſo ſtellt uns das Göttliche dar. Dieß ſagt uns die Theophanie:

„Zeigt ſich der Glückliche mir, ich vergeſſe die Götter des Himmels;
Aber ſie ſteh'n vor mir, wenn ich den Leidenden ſeh'“.

Die Peterskirche, an die Aſtronomen und aſtronomiſche Schriften finden in Schiller's Aufſätzen über das Erhabene ihre Aufhellung[1]. Man denke nur an Stellen, wie folgende: „Weil den Gegenſtänden eigentlich nichts Erhabenes zukommt, wäre es ſchicklicher, ſie erhebend zu nennen“[2]. „Der Gegenſtand, welcher mich ſelbſt zu einer unendlichen Größe macht, heißt erhaben. Das Erhabene der Größe iſt alſo keine objektive Eigenſchaft des Gegenſtandes, dem es beigelegt wird; es iſt bloß die Wirkung unſeres eigenen Subjekts auf Veranlaſſung jenes Gegenſtandes“[1]. So tragen wir alſo in unſern Urtheilen über die Peterskirche und über den Sternenhimmel das Prädikat des Erhabenen aus uns ſelbſt in dieſe äußern Gegenſtände hinüber. Mit den Aſtronomen ſcheint er überhaupt nicht zufrieden geweſen zu ſein, wie man ſchon aus einem in ſeiner Jugend hingeworfenen Worte entnehmen könnte[2]. Dafür ſpricht auch das Epigramm:

---

[1] Siehe Theil 2, Kapitel 20.

[2] Schiller's Werke in E. B., S. 1183. 2. u. (Oktavausg. B. 11, S. 576)

Die Vielwiſſer.

Aſtronomen ſeid ihr und kennet viele Geſtirne:
Aber der Horizont decket manch Sternbild euch zu.

Bei euerm niedrigen Standpunkt, will er wohl ſagen, ſucht ihr in dem Sternenhimmel, was in euch ſelbſt liegt. Euer Geſichtskreis beſchränkt ſich auf einen Theil der materiellen Welt; alles Geiſtige iſt euch verborgen.

Wir gehen weiter in eine reichere Landſchaft, und betrachten die epigrammatiſchen Sproſſen, welche in dem Boden des Sittlichen und Menſchlichen wurzeln. Laſſen wir uns in dieſes große Gebiet durch eine Schilderung der Lebensalter und der Geſchlechter einführen!

Da ſehen wir denn, wie Schiller ernſt ſinnend vor dem Kinde in der Wiege ſteht — wir wollen annehmen, es ſei ſein jüngſt geborner Sohn Ernſt geweſen — und wie er ihm in überwältigendem Gefühl: „Glücklicher Säugling!“ und die folgenden Worte zuruft. Der Anblick des Kindes bringt ihm lebendig den ungeheuern Abſtand ſeines eigenen Daſeins von der naiven Natur ins Bewußtſein. Nun tritt er vor ſeinen älteſten, zweijährigen Sohn Karl, vor den Knaben, der ſpielt in der Mutter Schooß, wie auf einer heiligen Inſel, wo ihn der trübe Gram, ihn die Sorge nicht findet. Und auch jetzt umfängt ihn das elegiſche Gefühl der Drangſale der Kultur, der Mühen des männlichen Lebens mit deſſen Pflichten, Zwecken und Arbeit.

---

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 1185. 2. a. (Oktavausg. B. 11, S. 585).
[2] Siehe Theil 2. S. 6.

Dieſe Epigramme hat Schiller ſelbſt in ſeinen äſthetiſchen Briefen meiſterhaft erläutert [1]: „Beſonders ſtark und am allgemeinſten äußert ſich die Empfindſamkeit für Natur bei Veranlaſſung ſolcher Gegenſtände, welche in einer engern Verbindung mit uns ſtehen, und uns den Rückblick auf uns ſelbſt und die Unnatur in uns näher legen, wie z. B. bei Kindern und kindlichen Völkern. In dem Kinde iſt die Anlage und Beſtimmung, in uns die Erfüllung dargeſtellt, welche immer unendlich weit hinter jener zurückbleibt. Das Kind iſt uns daher eine Vergegenwärtigung des Ideals, nicht zwar des erfüllten, aber des aufgegebenen. Dem Menſchen von Sittlichkeit und Empfindung wird ein Kind ein heiliger Gegenſtand ſein“ u. ſ w. Schiller's Bewußtſein umſpannte die äußerſten Enden der Menſchheit und in ſeinem Herzen nährte er eine ewige Sehnſucht von dem gekünſtelten Zuſtand zu dem urſprünglichen hin. Aber bald, in dem Epigramm der Vater, ſöhnt er ſich wieder mit ſeinem Schickſale aus, weil er ſich als Vater durch die Natur an das All geknüpft fühlt. Wer möchte auch, wie der philoſophiſche Egoiſt, ſich ſelbſtgenügſam dem ſchönen Ring entziehen, —

„Der Geſchöpf an Geſchöpf reiht in vertraulichem Bund?“

Der Knabe wird Jüngling, und dieſem ruft das Epigramm Jugend zu:

„Einer Charis erfreuet ſich jeder im Leben; doch flüchtig.
Hält nicht die himmliſche ſie, eilet die irdiſche fort“.

Wenn der Jüngling ins Unendliche ſtrebt, beſchränkt der weiſeſte Mann, wie es im menſchlichen Wirken heißt, ſeine Thätigkeit auf den engſten Kreis. „Dadurch allein“, erklärt ſich Schiller [2], „daß wir die ganze Energie unſeres Geiſtes in Einem Brennpunkt verſammeln, und unſer ganzes Weſen in eine einzige Kraft zuſammenziehen, ſetzen wir dieſer einzelnen Kraft gleichſam Flügel an, und führen ſie künſtlicher

---

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 1230. 2. u. f. (Oktavausg. B. 12, S. 200 ff.).

[2] Ebendaſ. S. 1193. 2. c (Oktavausg. B. 12. S. 28)

Weiſe über die Schranken hinaus, welche die Natur ihr geſetzt zu haben ſcheint“. Doch während des Wirkens und Kämpfens bleichet ſich dem einen die Locke, wie dem andern. Dieß iſt das gemeinſchaftliche Schickſal. Muß ſchon der Mann klagen:

„Wie wenig, ach! hat ſich entfaltet,
Dieß Wenige, wie klein und karg!“

o ſtehen gegen das Ende des Lebens Erwartung und Erfüllung in einem noch größern Mißverhältniß:

„Still, auf gerettetem Boot treibt in den Hafen der Greis“.

Und der Naturkreis ſchließt ſich auch hier, und „es kehret zum Kinde der Greis kindiſch und kindlich zurück“. Der Tod iſt da — von dem der Epigrammendichter ſagt, er ſei ſo äſthetiſch doch nicht, als der Genius mit der umgekehrten Fackel lieblich ausſehe.

So iſt die Bahn des männlichen Daſeins durchlaufen. Aber auch das weibliche Leben wird in Diſtichen gezeichnet. Schiller's Verherrlichung des Weibes iſt nicht etwas Erkünſteltes noch ein Tribut der Sinnlichkeit. Ihm war es vergönnt, die weibliche Natur rein, voll und wahr zu erfaſſen. Er glaubte ja an lautere, heilige Gefühle, an eine uneigennützige Liebe. Wie hoch er die unmittelbare Natur ſtellte, zu welcher uns alle Wiſſenſchaft auf einem künſtlichen Wege wieder zurückführen ſolle, ſo innig und warm konnte er das Leben der Frauen preiſen. Die ſittliche Frage: worin das eigentlich Menſchliche liege? und die äſthetiſche: was das Weſentliche der Schönheit ſei? mußten ihn gleichmäßig auf das Weib verweiſen. Denn hier fand er die freie Harmonie der ſinnlichen und ſittlichen Natur, welche Uebereinſtimmung zugleich ſeine Moral und Aeſthetik für das Höchſte hielten. Die ſchöne Seele und die Anmuth, ſo wie die volle Menſchheit traten ihm hier vor Augen, und darein eben legte er die Würde der Frauen in dem gleichnamigen Gedichte. Während der Mann ſeine Würde nur im Kampfe ſpärlich erringen und behaupten kann, haben die Frauen die ihrige unverkümmert ſchon aus den Händen der Natur erhalten. Die

Frauenwürde iſt Seelenſchönheit und Anmuth. Dieß ſagt auch das Epigramm Macht des Weibes. Das Weib entzückt unmittelbar, abſichtslos durch den ruhigen Zauber ſeiner Gegenwart. Schon in der Abhandlung über Anmuth und Würde wird dem weiblichen Geſchlechte dieſe Grazie vorzugsweiſe zugeſchrieben, denn die Schönheit des Baues finde ſich vielleicht mehr bei dem männlichen [1]. Dieſe Anmuth iſt daher „die weibliche Schönheit“. Vom Manne dagegen erwartet er „des Geſetzes Würde“, die Würde, welche der Ausdruck einer erhabenen Geſinnung iſt; und er ſchließt von dem ſchönen Geſchlechte auch „die Macht der Thaten und des Geiſtes“ aus. „Denn ſelten wird ſich der weibliche Charakter zu der höchſten Idee ſittlicher Reinheit erheben, und es ſelten weiter als zu affektionirten Handlungen bringen“. Gegen die Gelehrſamkeit der Weiber hatte ſich Schiller ſchon früher in der Epiſtel eines Ehemannes an einen andern, in der berühmten Frau, mit Laune ausgeſprochen. Ein mit kräftigen Zügen, und friſchem, lebendigem Kolorit gezeichnetes Bild, gegen welches das angeführte Epigramm nur eine ſchwache Andeutung iſt! In einem Aufſatze [2] wird nachgewieſen, wie das Weib ſeiner Natur und ſchönen Beſtimmung nach mit dem Manne nie die Wiſſenſchaft, aber durch das Medium einer geſchmackvollen Darſtellung derſelben mit ihm die Wahrheit theilen könne. Daher beſtrebte ſich Schiller, auch abſtrakte Wahrheiten durch einen ſchönen Stil in das Reich der Einbildungskraft und Empfindung hinüber zu ziehen, „wo das Weib zugleich Muſter und Richterin iſt“. In der wiſſenſchaftlichen Form und in den Gründen ſei keine Vereinigung möglich, aber die Schönheit vereinige die Geſchlechter in den Reſultaten und in der Materie der Wahrheit. Doch beſitzt das Weib, muß man hinzufügen, noch ein anderes Medium, der Wahrheit inne zu werden, als dieſes künſtliche und geliehene, nämlich ein urſprünglich inwohnendes Organ für dieſelbe. Dieß iſt der allen gemeinſame, unmittelbare Wahrheitsſinn, durch welchen das Weib das Rechte meiſt ſeiner und ſicherer erfaßt, als der Mann durch die wiſſenſchaftliche Reflexion.

---

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 1151. l. u. (Oktavausg. B. 11, S. 438)

[2] Ebendaſ. S. 1226. l. u. f. (Oktavausg. B. 12, S. 179)

Anmuth alſo iſt der Ausdruck einer ſchönen Seele, und eine ſchöne Seele iſt vorzugsweiſe die Tugend des Weibes. Während der Mann im Kampfe mit den Menſchen und dem Schickſale mehrerer Vorzüge bedarf, genügt dem Weibe dieſe einzige innere, den ganzen Menſchen umfaſſende Tugend. Daher vermögen Frauen nie des Mannes einzelne Thaten zu richten, aber ihr Urtheil iſt triftig, wenn es auf den ganzen Mann ſelbſt geht. Die äußere Zweckmäßigkeit einzelner Handlungen beurtheilt der Verſtand, über die Harmonie des Ganzen entſcheidet ein harmoniſch geſtimmtes Gemüth. Dieß iſt das Forum des Weibes. Der Gründe ihres Ausſpruches wird ſich, wie das Epigramm weibliches Urtheil lehrt, die Frau nicht bewußt, und weil ſie durch ihr Gefühl entſcheidet, ſpricht ſich ihr Urtheil ſtets durch Liebe oder Abneigung aus. Gefühle verſchwiſtern ſich mit Herzensregungen, und in der Neigung iſt das Urtheil enthalten. Aus dieſem allem ergibt ſich dem Dichter das weibliche Ideal, welches er an die Amanda in Wielands Oberon knüpft [1]. Die freie innere Harmonie, indem die Sittlichkeit immer auf der Seite der Neigung iſt, die glückliche Vollendung des Ganzen, welcher ſich alles Einzelne dienend unterordnet, und der klare, ſtillſiegende Ausdruck dieſer Seelenſchönheit, welcher, wie die ſchönſte Erſcheinung ſagt, die Freude verklärt und ſich ſelbſt in der Wolke des Grames nur herrlicher malt — dieß iſt das Höchſte, worin „dem weiblichſten Weib immer der männlichſte Mann weicht“. In allen dieſen Epigrammen wird die weibliche Natur mit der männlichen immer in Kontraſt geſtellt.

Treten wir jetzt, nachdem wir uns an dieſer epigrammatiſchen Gallerie in dem Vorhofe geweidet haben, in das Heiligthum des Sittlichen und der Humanität ſelbſt ein, ſo ſehen wir zuerſt allgemeine Geſetze der Weisheit neben einander geordnet, und erſt weiter im Hintergrund ſind mehr ins Beſondere gehende Lehren und Sprüche in getrennten Räumen auf Tafeln in Gruppen zuſammengeſtellt.

---

[1] Von ihr ſpricht er auch S. 1171. 2. (Oktavausg. B. 11, S. 580).

Die erſte Votivtafel ſondert Weisheit und Klugheit von einander. Wer die erhabenſten Höhen der Weisheit erſliegen will, muß ſich der Gefahr ausſetzen, von der Klugheit verlacht zu werden. Das zurückfliehende Ufer, welches die kurzſichtige allein ſieht, veranſchaulicht die Idee auf eine herrliche Weiſe. Das Stück erinnert an Kolumbus — „Steure, muthiger Segler!“ — welcher ja auch die Bürgſchaft des jenſeitigen Ufers nur in ſich ſelbſt trug. Dieß iſt gleichſam die Ueberſchrift zu Schiller's eigenem Leben.

„Du mußt glauben, du mußt wagen,
Denn die Götter leihn kein Unterpfand“,

ruft er ſich ſelbſt zu. Ein ideales Vertrauen erfüllte ihn, und nie nahm er mit der klugen Berechnung eine kleinliche Rückſprache. Eine andere Tafel nennt uns die zwei Tugendwege, von denen der eine ſich dem Menſchen eröffnet, wenn ſich ihm der andere ſchließt. Der Glückliche kann ſein Leben handelnd ſchön ausbilden, der Leidende kann ihm duldend eine erhabene Geſtalt geben[1]; „das Erhabene verſchafft uns einen Ausgang aus der ſinnlichen Welt, worin uns das Schöne gern immer gefangen halten möchte“[2]. So erheben wir uns, betrachtend oder handelnd, auf idealem Wege zur Freiheit, zu welcher uns nur noch der Tod entführt. Denn das irdiſche Leben iſt der Naturnothwendigkeit unterworfen. Dieß iſt das Thema der idealiſchen Freiheit. Ein fernerer bedeutungsvoller Denkſpruch iſt das Höchſte:

„Siehſt du das Höchſte, das Größte? Die Pflanze kann es dich lehren.
Was ſie willenlos iſt, ſei du es wollend — das iſt's“.

Zu dieſem Ausſpruche habe ich ſchon oben im ſiebenten Kapitel[3] den Schlüſſel geliefert. „Bei dem Thiere und der Pflanze“, heißt es in Anmuth und Würde[4], „gibt die Natur nicht bloß die Beſtimmung an, ſondern führt ſie auch allein aus. Dem Menſchen aber gibt ſie bloß die Beſtimmung, und überläßt ihm ſelbſt die Erfüllung derſelben. Dieß allein macht ihn zum Menſchen. Wie die Natur mit der Pflanze durch eine phyſiſche Nothwendigkeit ihre Beſtimmung erreicht, ſo ſoll die ſeinige der Menſch ſelbſt durch ſeine moraliſche Freiheit zu erreichen ſuchen". Wie ſolche Naturgegenſtände, wie die Pflanze, als Darſtellungen unſerer höchſten Vollendung im Ideale aufgefaßt werden können, hat der Meiſter im Anfange ſeiner Schrift über naive und ſentimentaliſche Dichtung nachgewieſen. Eine verwandte Lebensregel enthält die Aufgabe: „Es ſei Jeder vollendet in ſich!" Dadurch behauptet Jeder ſeine Eigenthümlichkeit gegen Andere und iſt doch zugleich dem Höchſten gleich, welches immer vollendet iſt und ſich nur durch ſeine Vollendung von allem andern unterſcheidet. Die größte Idealität, ausgeprägt durch eine ganz charakteriſtiſche Perſönlichkeit, iſt die Aufgabe für den Tugendfreund wie für den Künſtler. Wie erreichen wir dieſe perſönliche Vollendung? Wir haben, jeder in ſeiner Weiſe, die ſubjektiven Eigenſchaften auszubilden, ohne die keine Tugend möglich iſt — die Kraft, Lebendigkeit des Geiſtes und Beſonnenheit. Darin beſteht unſere Größe. Dann ſollen wir uns mit reinem Herzen dem Sittengeſetze unterwerfen. Das macht unſere Güte aus. Es gibt nur zwei Tugenden, eine objektive, abſolute und eine ſubjektive, relative: Güte und Größe. „O wären ſie immer vereinigt!" fügt der Dichter hinzu. Eins dieſer nothwendigen Hülfsmittel zur Tugend, die Kraft, wird in Zeus zu Herakles mit Recht noch beſonders hervorgehoben:

---

[1] Siehe Theil 3, S. 40.
[2] Schiller's Werke in E. B., S. 1265. 1. u.
[3] Siehe Theil 3, S. 142.
[4] Schiller's Werke in E. B., S. 1148 2. u. (Oktavausg. B. 11, S. 414).

„Deine Götterkraft war's, die dir den Nektar errang".

Von der ſittlichen Güte, der menſchlichen Reinheit ſondert er auf's beſtimmteſte alles Gemeine, wie z. B. in Liebe und Begierde.

„Denn nur das reiche Gemüth liebt, nur das arme begehrt".

In der Abhandlung über Anmuth und Würde erklärt er ſich weiter[1]: „Von der Liebe kann man ſagen, ſie neigt ſich zu ihrem Gegenſtand; von der Begierde, ſie ſtürzt auf den übrigen. Bei der Liebe iſt das Objekt ſinnlich[1], und das Subjekt die moraliſche Natur. Bei der Begierde ſind Objekt und Subjekt ſinnlich. Die Liebe allein iſt eine freie Empfindung; denn ihre reine Quelle ſtrömt hervor aus dem Sitz der Freiheit: aus unſerer göttlichen Natur". In der relativen Tugend, der Größe, liegt mein Können, in der abſoluten, der Güte, mein Sollen. Und da heißt es in Freund und Feind, daß mir dieſe beiden zu nützen vermögen.

---

[1] Schiller's Werke in 1 B., S. 1159. l. o. (Octavausg. B. 11, S. 400).

„Zeigt mir der Freund, was ich kann, lehrt mich der Feind, was ich ſoll".

Das was ich kann, weiß ich auch, wenn ich mich ſelbſt kenne. Zu dieſer ſchweren Selbſtkenntniß, ſo wie zur Menſchenkenntniß gibt Schiller den Schlüſſel:

„Willſt du dich ſelbſt erkennen, ſo ſieh', wie die Andern es treiben;
Willſt du die Andern verſtehn, blick' in dein eigenes Herz".

Worauf gründet ſich dieſe Regel? Auf die gleiche Grundbeſchaffenheit und den ähnlichen Entwickelungsgang des Geiſtes in allen Menſchen. Was helfen aber Sittengeſetze und geiſtige Kräfte ohne konſequente Durchführung? Die Ausdauer iſt das Unwandelbare im menſchlichen Leben. Indem wir durch ein beharrliches Streben nach Einem Ziele die Vergangenheit in die Gegenwart ihrem Inhalt nach immer mit herübernehmen, legen wir der Zeit ewige Feſſeln an. Die Zeit „ſucht das Beſtändige. Sei getreu!"

Wandeln wir weiter und betrachten wir die Votivtafeln von einem mehr motivirten Inhalt!

Zuerſt fallen uns die Sinngedichte ins Auge, welche ſich auf das Verhältniß der äußern Handlungen zu der innern Geſinnung beziehen. „Bei einer ſchönen Seele", ſagt er, und wir erinnern uns hierbei deſſen, was wir eben über das Weib anmerkten, „ſind die einzelnen Handlungen eigentlich nicht ſittlich, ſondern der ganze Charakter iſt es. Die ſchöne Seele hat kein anderes Verdienſt, als daß ſie iſt"[2]. Hierauf ruhen die Sprüche Unterſchied der Stände und das Werthe und Würdige. Gemeine Naturen können nur geſetzmäßig handeln, edele ſind ſelbſt ſittlich gut und menſchlich ſchön. Dieſe achten und lieben wir, jene bezahlen wir ab. Die einen haben etwas, die andern ſind etwas. Dahinter ſoll ſich aber die Scheinheiligkeit nicht verſtecken, die da ſpricht:

---

[1] Vielmehr: rein menſchlich.

[2] Schiller's Werke in E. B., S. 1153. 2 u. (Oktavausg. B. 11, S. 41[illegible])

„Gott nur ſiehet das Herz.“ — — „Drum eben, weil Gott nur das Herz ſieht,
Sorge, daß wir doch auch was Erträgliches ſehen“.

So antwortet das Xenion Inneres und Aeußeres. „Die Trefflichkeit eines Menſchen“, ſagt Schiller, „beruht ganz und gar nicht auf der größern Summe einzelner rigoriſtiſch-moraliſcher Handlungen, ſondern auf der größern Kongruenz der ganzen Naturanlage mit dem moraliſchen Geſetze — und es gereicht einem Volke oder Zeitalter eben nicht ſo ſehr zur Empfehlung, wenn man in demſelben ſo oft von Moralität und einzelnen moraliſchen Thaten hört; vielmehr darf man hoffen, daß am Ende der Kultur, wenn ein ſolches ſich überhaupt nur gedenken läßt, wenig mehr davon die Rede ſein werde“[1]. Nur mit andern Worten drückt denſelben Sinn aus: meine Antipathie.

„„Wie? du haſſeſt die Tugend?““ — „Ich wollte, wir übten ſie alle,
Und ſo ſpräche, will's Gott, ferner kein Menſch mehr von ihr“.

Jetzt aber durchlaufen wir eine Reihe epigrammatiſcher Bilder, die uns das Verhältniß des Guten und Schönen, oder, was bei Schiller beinahe daſſelbe iſt, des Sittlichen und Humanen vergegenwärtigen. Zuerſt zieht der moraliſche und ſchöne Charakter unſern Blick auf ſich:

„Repräſentant iſt jener der ganzen Geiſtergemeine,
Aber das ſchöne Gemüth zählt ſchon allein für ſich ſelbſt“.

Der moraliſche Menſch ſtellt uns nur das allgemeine Sittengeſetz dar; die Seele, welche ſich durch Aufnahme des Guten in ihre Gefühle und Neigungen ſelbſt veredelt hat, gilt uns durch ſich ſelbſt. Hieran ſchließt ſich die moraliſche Kraft. Wer die Humanität[2] in ſich nicht hervorzubilden vermag, dem bleibt doch immer übrig, im Widerſtreit mit ſeinen Trieben, als Geiſt vernünftig (d. h. nach dem Geſetze der praktiſchen Vernunft) zu wollen. „Schon der *bloße* Wille erhebt den Menſchen über die Thierheit, der moraliſche erhebt ihn zur Gottheit“[1]. Eine Anzahl Epigramme vertheidigen Schiller's uns genugſam bekannte Lehre der Seelenſchönheit gegen Kant's moraliſchen Rigorismus oder beſtimmen ſie näher. So die Xenien *Gewiſſensſcrupel* und *Entſcheidung*, welche letztere räth, daß man ſeine Freunde — zu verachten ſuchen ſolle, um ihnen alsdann mit Abſcheu zu dienen, wie die Pflicht es gebiete. Kant wies ja die Neigung von der Pflicht völlig zurück[2]! Ich theile aus dem Muſenalmanach noch folgende polemiſche Sinngedichte mit, welche keiner Erläuterung bedürfen.

---

[1] Schiller's Werke in 1 B., S. 1262. 1. m. (Oktavausg. B. 12. S. 342).

[2] Siehe Theil 2, S. 318 ff.

Moraliſche Schwätzer.

Wie ſie mit ihrer reinen Moral uns, die ſchmutzigen, quälen!
Freilich, der groben Natur dürfen ſie gar nichts vertrauen!
Bis in die Geiſterwelt müſſen ſie fliehen, dem Thier zu entlaufen,
Menſchlich können ſie ſelbſt auch nicht das Menſchlichſte thun.
Hätten ſie kein Gewiſſen, und ſpräche die Pflicht nicht ſo heilig,
Wahrlich, ſie plünderten ſelbſt in der Umarmung die Braut.

Der Strengling und Frömmling.

Jener fordert durchaus, daß dir das Gute mißfalle,
Dieſer will gar, daß du liebſt, was dir von Herzen mißfällt
Muß ich wählen, ſo ſei's in Gottes Namen die Tugend,
Denn ich kann einmal nicht lieben, was abgeſchmackt iſt

Theophagen.

Dieſen iſt alles Genuß. Sie eſſen Ideen und bringen
In das Himmelreich ſelbſt Meſſer und Gabel hinauf

Moral der Pflicht und der Liebe.

Jede, wohin ſie gehört! Erhabene Seelen nur kleidet
Jene, die andere ſteht ſchönen Gemüthern nur an.
Aber Widriger's kenn' ich auch nichts, als wenn ſich durch Bande
Zarter geiſtiger Lieb, Grobes mit Grobem vermählt,
Und verächtlicher nichts, als die Moral der Dämonen
In dem Munde des Volks, dem noch die Menſchlichkeit fehlt.

---

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 1155. 1. c. (Oktavausg. B. 11, S. 442)
[2] Ebendaſ. S. 1152. 2. 1. (Oktavausg. B. 11. S. 431)

Wie konnte Schiller ſein Humanitätsprinzip ſchärfer bezeichnen und kräftiger in Schutz nehmen?

Der Mann tritt handelnd ins Leben und es ſind einige Denkworte, welche dieſe Wirkſamkeit näher charakteriſiren. Die verſchiedene Beſtimmung ſagt uns aber ſogleich, daß ſich zwar Millionen beſchäftigen, die Gattung zu erhalten, die Menſchheit ſich aber nur durch Wenige fortpflanze. Die erſtern werden mit den tauſend Keimen verglichen, die, ohne Früchte zu tragen, zum Element zurückkehren —

„Aber entfaltet ſich auch nur einer, einer allein ſtreut
Eine lebendige Welt ewiger Bildungen aus“.

Fortgepflanzt wird die Menſchheit durch das Gute und das Schöne. Wer Gutes wirkt, nährt dadurch der „Menſchheit göttliche Pflanze“, daß er dem heiligen Sittengeſetz die Oberhand zu verſchaffen ſucht; wer Schönes bildet, ſtreut Keime jener göttlichen Pflanze aus, weil ſich aus dem Schönen das Gute entwickelt, weil der Weg zur Sittlichkeit durch die ſchöne Menſchlichkeit geht[1]. Dieß iſt der Inhalt der zweierlei Wirkungsarten. Daher iſt das Belebende das Schöne. Nur an „des Lebens Gipfel“ entzündet ſich neues Leben in der organiſchen, wie in der empfindenden Welt. Des Lebens Gipfel iſt dort die Blume — hier die Seelenſchönheit, in welcher allein die volle Menſchheit enthalten iſt. Der Dichter wirkt eindringlicher, als der Moralprediger und der Philoſoph. Wie du aber auch thätig ſein magſt, ſo ſoll dein Wille himmelwärts zum Ideale ſtreben, und deine That ſoll abwärts in unaufhaltſamer Richtung mitten durch das Leben dringen. Dieß iſt ſymboliſch durch den Zenith und Nadir ausgedrückt. Daß wir aber ja nicht auf ſchnelle Erfolge unſeres Wirkens rechnen, räth uns der Säemann. Ich möchte dieſe Diſtichen mit einer Pflanze vergleichen, deren Blume und Blätter lieblich auf der Oberfläche des Waſſers ruhen, deren Stengel aber aus unſichtbarem Abgrunde das Leben zieht. Das Gleichniß lehrt uns, was wir immer am ſpäteſten und ſchwerſten lernen — Reſignation. „Der reine moraliſche Trieb iſt auf's

---

[1] Siehe Theil 3, S. 23 ff.

Unbedingte gerichtet; für ihn gibt es keine Zeit, und die Zukunft wird ihm zur Gegenwart, ſobald ſie ſich aus der Gegenwart nothwendig entwickeln muß“[1]. „Es iſt ein Kennzeichen guter und ſchöner, aber jederzeit ſchwacher Seelen, immer ungeduldig auf Exiſtenz ihrer moraliſchen Ideale zu dringen, und von den Hinderniſſen derſelben ſchmerzlich berührt zu werden“[2].

Wer durch Wort oder That wirken will im Leben, trifft mit Andern zuſammen, mit allerlei Menſchen ſehr verſchiedenen Schlags. Wer möchte ſie alle nennen! Aber des Aufpaſſers erwähnt Schiller, des Aufpaſſers, der auf ſeine Fehler merkt, wie ſein Gewiſſen, den er aber auch immer geliebt hat, wie — ſein Gewiſſen. Dann weiſ't er einen Zudringlichen (An *) von ſich weg, welcher nicht, was er hat, mittheilen, ſondern ohne ſelbſt etwas zu ſein, ſich ſelbſt geben will: „Damit verſchone mich, Freund!“ Ein dritter (An **) will Wahres lehren — aber der Dichter will nicht die Sache durch ihn, ſondern ihn durch die Sache kennen lernen. Aber wen nimmt er ſich zum Freunde?

„Dich erwähl' ich zum Lehrer, zum Freund. Dein lebendiges Bilden
Lehret mich, dein lehrendes Wort rühret lebendig mein Herz“.

Wie iſt das Letztere möglich? Dadurch, daß dieſer Freund ſo anſchaulich und ſeelenvoll lehrt, wie Schiller ſchreibt[3]. Und dieſes Freundes wird auch in Uebereinſtimmung gedacht. Dieſer ſucht die Wahrheit außen im Leben, Schiller innen

„In dem Herzen, und ſo findet ſie Jeder gewiß.
Iſt das Auge geſund, ſo begegnet es außen dem Schöpfer;
Iſt es das Herz, dann ſpiegelt es innen die Welt“.

Wer ſieht nicht, daß Schiller bei beiden Epigrammen Goethen vor Augen hatte? daß er Goethe's Eigenthümlichkeit charakteriſiren und ihn als den Mann ſeiner Wahl bezeichnen wollte? —

Eine kleine Anzahl kulturhiſtoriſcher Epigramme ſpare ich für eine andere Stelle auf, und ſo blieben nur noch die politiſchen übrig. Die meiſten frühern zeigen uns die Welt in idealem, poetiſchem Lichte, dieſe führen uns wieder aus dem Tempel, den wir bisher durchwandelt, in das ganz reale Leben zurück. Welche ſchwerere Realität gäbe es auch, als die Politik? Wie Platon, legte auch Schiller lange die höchſten und liebſten Träume und Hoffnungen ſeiner Ethik in eine vernunftgemäße Geſtaltung des öffentlichen Lebens. Wir haben aber ſchon früher bemerkt, wie ſich ſeine Ideale von dem Politiſchen loslöſ'ten und in das Innere zurückzogen. Seiner ſittlich und menſchlich äſthetiſchen Welt trat die gemeine, erfahrungsmäßige gegenüber. „Der Idealiſt", ſagt er ſelbſt, „denkt von der Menſchheit ſo groß, daß er darüber in Gefahr kommt, die Menſchen zu verachten". Das Spiel des Lebens führt uns in dieß wirkliche Leben ein. Hier herrſchen einzig und allein die Naturgeſetze — wie auch in der Geſchichte [*].

---

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 1196. 1. (Oktavausg. B. 12. S. 40)
[2] Ebendaſ. S. 1264. 1. c. (Oktavausg. B. 12. S. 35)
[3] Ebendaſ. S. 1225. 2. (Oktavausg. B. 12. S. 175).

„Ein jeglicher verſucht ſein Glück,
Doch ſchmal nur iſt die Bahn zum Rennen;
Der Wagen rollt, die Achſen brennen,
Der Held dringt voran, der Schwächling bleibt zurück,
Der Stolze fällt im lächerlichen Falle,
Der Kluge überholt ſie Alle".

Es iſt dieſelbe nüchterne reale Anſicht, wie ſie auch in den Weltweiſen vorkommt und überhaupt, ſeit Schiller in die männlichen Jahre getreten war, die Eine Seite ſeiner Weltbetrachtung ausmachte:

„Im Leben gilt der Stärke Recht,
Dem Schwachen trotzt der Kühne,
Wer nicht gebieten kann, iſt Knecht,
Sonſt geht es ganz erträglich ſchlecht
Auf dieſer Erdenbühne".

Aehnliche Worte rief uns ja ſchon das Ideal und das Leben zu! Glück, Kühnheit, Stärke, Muth und andere natürliche Kräfte ſind es, die allein entſcheiden, ohne welche der thätige Mann, der rohe, harte Repräſentant der Wirklichkeit, nichts ausführen kann. Dieſer Welt darf man nicht zu nahe kommen —

---

[*] Siehe Theil 2, S. 211.

„Ihr müßt ſie bei der Liebe Kerzen,
Und nur bei Amors Fackel ſeh'n“.

Der „äſthetiſche Schein“, den der Menſch aus ſeiner idealen Natur über die Dinge gießt, kann ihm dieſe allein genießbar machen! Und nur eines iſt es, was uns mit dieſem planloſen Spiel des Lebens einigermaßen verſöhnen kann:

„Die Frauen ſeht ihr an den Schranken ſtehn,
Mit holdem Blick, mit ſchönen Händen
Den Dank dem Sieger auszuſpenden“.

In ihren züchtigen Buſen hat ſich alles geflüchtet, was edel und ſittlich iſt, und nur noch der Sänger gehört nicht jenem gemeinen Mannesleben an, wie es in Würde der Frauen charakteriſirt wird, ſondern ihn und die Frauen ſoll ein „ewiges zartes Band umflechten“. Sie beide allein bewahren die ſchöne Menſchlichkeit.

Gehen wir tiefer in dieſes wirkliche Leben ein. Die Majeſtas populi meint, daß die Majeſtät der Menſchennatur nur bei einzelnen Wenigen wohne, die Uebrigen alle ſeien blinde Nieten. Früher hatte er öfters ganz ohne Ironie von einer Majeſtät des Volks geſprochen. So kommt noch im dreißigjährigen Krieg der Ausdruck vor: „jetzt, da die Nation ihre Majeſtät zurückgenommen hatte“[1]. Denſelben Sinn hat das Ehrwürdige, welches nicht das Ganze (das ganze Volk), ſondern nur Einzelne geachtet wiſſen will, denn das Ganze (die ganze volle Menſchheit) ſei immer nur in Einzelnen zu erblicken. Der Spruch an die Geſetzgeber ſagt, daß wenn ſie auch vorausſetzen wollten, daß der Menſch im Allgemeinen das Rechte wolle, ſie doch nicht in einem beſtimmten Fall darauf rechnen dürften. In den Diſtichen an einen Weltverbeſſerer[2] ſcheidet Schiller nach ſeiner Weiſe[3] die Menſchheit, von der man nie groß genug denken könne, von den wirklichen Menſchen. Dem Einzelnen, der uns im Leben begegnet, will er dann eine hülfreiche Hand gereicht haben —

---

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 922. l. c. (Oktavausg. B. 9, S. 102).
[2] Siehe Theil 3, S. 55.
[3] Siehe Theil 1, S. 285 f.

„Nur für Regen und Thau und für's Wohl der Menſchengeſchlechter
Laß du den Himmel, Freund, ſorgen, wie geſtern, ſo heut".

Man glaubt Göthen zu hören! In dem Munde Schiller's können dieſe Worte nur ſpeziell von den kosmopolitiſchen Einwirkungsverſuchen eines Unberufenen verſtanden werden. Die politiſche Lehre will, daß man dafür ſorge, daß alles, was man thue, recht ſei, und daß man das Beſtehende vervollkommne. Das genüge aber dem falſchen Eifer nicht, welcher alles zu verwirklichen ſuche, was an ſich vollkommen und gut ſei. Schiller erklärt dieſe wichtige politiſche Maxime ſelbſt[1]: „Es iſt etwas ganz anderes, ob wir ein Verlangen nach ſchönen und guten Gegenſtänden fühlen, oder ob wir bloß verlangen, daß die vorhandenen Gegenſtände ſchön und gut ſeien. Das Letzte kann mit der höchſten Freiheit des Gemüthes beſtehen, aber das Erſte nicht. Daß das Vorhandene ſchön und gut ſei, können wir fordern, daß das Schöne und Gute vorhanden ſei, bloß wünſchen. Diejenige Stimmung des Gemüthes, welche gleichgültig iſt, ob das Schöne und Gute und Vollkommene exiſtire, aber mit rigoriſtiſcher Strenge verlangt, daß das Exiſtirende gut und ſchön und vollkommen ſei, heißt vorzugsweiſe groß und erhaben, weil ſie alle Realitäten des ſchönen Charakters enthält, ohne ſeine Schranken zu theilen". Die beſte Staatsverfaſſung nennt er diejenige, welche Jedem gut zu denken erleichtert, „doch nie, daß er ſo denke, bedarf". Iſt unter dem gut denken die anhängliche Geſinnung oder die Intelligenz der Staatsbürger zu verſtehen? Weder der einen noch der andern wird eine Staatsform entbehren können, ſonſt iſt auch die beſte unwirkſam und ephemer. Xenophon mußte in ſeiner Cyropädie die Perſer zu einer Heerde willenloſer Sklaven machen, um denſelben Gedanken auf den Thron zu heben. Der beſte Staat ſoll, wie die beſte Frau, daran erkannt werden, daß man von beiden nicht ſpricht. Vorausgeſetzt, muß man hinzudenken, daß man von jenem eben ſo frei, wie von dieſer ſprechen darf. Aber ſelbſt dann könnte das Epigramm Korrektheit noch auf den Staat angewendet werden. Ueberhaupt gehören Vergleichungen des Politiſchen mit dem Häuslichen, um mit Schiller zu reden, nur entweder vor den Anfang oder an das Ende der Kultur, in den patriarchaliſchen Zuſtand der Unſchuld oder in das ächt menſchliche Zeitalter der Freiheit. Schiller aber weiſ't in jenem Xenion wohl nur die politiſche Kannengießerei ab, wie ihm ja auch das Schwatzen über die Tugend verhaßt iſt. Hier mögen endlich noch zwei Epigramme aus dem Almanach ihre Stelle finden [1].

---

[1] Schiller's Werke in 1 B., S. 1264. l. c. (Oktavausg. B. 12, S. 350).

Würde des Menſchen.

Nichts mehr davon, ich bitt' euch. Zu eſſen gebt ihm, zu wohnen,
Habt ihr die Blöße bedeckt, gibt ſich die Würde von ſelbſt.

Deutſchland und ſeine Fürſten.

Große Monarchen erzeugteſt du, und biſt ihrer würdig.
Den Gebietenden macht nur der Gehorchende groß.
Aber verſuch' es, o Deutſchland, und mach' es deinen Beherrſchern
Schwerer, als Könige groß, leichter, nur Menſchen zu ſein".

Es könnten endlich noch einige Gelegenheitsepigramme genannt werden, die ſchon zu den Xenien hinüberlangen. Der Homeruskopf iſt eine gar ſchöne Phantaſie. Zwiſchen Sängern und Liebenden iſt ja ein ewiges Band! Einem Freunde ins Album wurzelt ſeinem Inhalt nach in den Epigrammen der Genius und in der Quelle der Verjüngung. Das Epigramm: in das Folio-Stammbuch eines Kunſtfreundes iſt ſatyriſcher Art. Das Geſchenk, welches Gedicht für Rheinweinflaſchen dankt, die ein Geiſtlicher überſchickte, iſt vermuthlich an Dalberg gerichtet. „Die Muſe ſchickt dich" konnte er deßwegen von „dem dreimal geſegneten Trank" ſagen, weil Dalberg ſelbſt Dichter und Kenner der Kunſt war.

Dieß ſind die Votivtafeln Schiller's! Er hat ſeine Weltanſchauung als Philoſoph, Hiſtoriker, Dramatiker und Lyriker, er hat ſie aber auch epigrammatiſch in einzelnen körnigen, kräftigen Gnomen ausgeſprochen. Welche andere Epigrammenſammlung könnte an Umfang des Inhalts, an Tiefe der

---

[1] Muſenalmanach für 1797, S. 33 und für 1796, S. 53. Beide ſind „Schiller" unterzeichnet.

Ideen, an ſeiner Beobachtung mit dieſer verglichen werden! In leichtem Spiele berührt ſie alles Höchſte und Theuerſte im Menſchenleben. Der Deutſche ergreift in dieſen Sprüchwörtern den Geiſt, der ihm dunkel in der Sprache und im eigenen Bewußtſein lebt. Trefflich könnten ſie Vorträgen über wiſſenſchaftliche, ſittliche und äſthetiſche Gegenſtände, z. B. Schulreden, zu Grunde gelegt werden. Sie ſind reine Früchte des philoſophiſchen Denkens und ruhen ſomit auf gleichem Fundament mit Schiller's Ideenpoeſie. Dieſe löſ'te ſich in viele einzelne Gedanken und Einfälle auf und wurde epigrammatiſch. Phantaſie und Herz blieben zurück und eine Dichtung des Verſtandes trat hervor. Um ſich zu ſtärken und weiter auszubilden, verließ dann dieſes allgemeine Epigramm ſeinen abſtrakten Boden und zog aus dem realen Leben ſolide Beſtandtheile an ſich. Es entſtand die Xeniendichtung.

Eilftes Kapitel.

Die Xenien. Allgemeine Beurtheilung der Schiller'ſchen Epigramme.

Wenn uns die allgemeinen Epigramme Schiller's Denkweiſe vor Augen führen, ſo machen uns die Xenien mit ſeiner Anſicht und ſeinen Urtheilen über die Zeitgenoſſen und Tagesliteratur bekannt. Den wenigſten Leſern möchten dieſe kritiſchen Epigramme vor Augen gekommen ſein [1]. Es liegt uns ſchon deßwegen der Verſuch nahe, von ihnen wenigſtens ein ungefähres Bild zu geben und die ganze Sammlung durch Mittheilung einzelner Stücke einigermaßen zu veranſchaulichen. Im vorigen Kapitel verſenkten wir uns in Schiller's geiſtiges Leben, jetzt machen wir einen weiten Spaziergang an der Hand des Schriftſtellers, indem wir ſtets unſere Blicke von den äußern Gegenſtänden, die er beurtheilt, auf ihn ſelbſt zurückwenden.

Was die Xenien wollen, ſagen ſie ſelbſt in einigen Diſtichen:

Gewiſſen Leſern.

Viele Bücher genießt ihr, die ungeſalzen; verzeihet,
Daß dieß Büchelchen uns überzuſalzen beliebt.

---

[1] Eine mit den nöthigen hiſtoriſchen Erläuterungen verſehene, ſehr ſorgfältige Ausgabe erſchien bekanntlich 1833 in Danzig.

und an einer andern Stelle fragt Martial:

„Xenien nennet ihr euch? Ihr gebt euch für Küchenpräſente?
Iſſt man denn, mit Vergunſt, ſpaniſchen Pfeffer bei euch?“

Xenien.

Nicht doch! aber es ſchwächten die vielen wäſſrigen Speiſen
So den Magen, daß jetzt Pfeffer und Wermuth nur hilft.

Die Xenien haben den weiteſten Spielraum. Sie erheben ſich zum Himmel, indem ſie durch den literariſchen Zodiakus ſtreifen:

„Jetzo, ihr Diſtichen, nehmt euch zuſammen, es thut ſich der Thierkreis
Grauend euch auf; mir nach, Kinder! wir müſſen hindurch“.

Später werden die deutſchen Gauen durchwandert und die einzelnen Flüſſe mit Xenien beſchenkt. Endlich ſteigen dieſelben ſogar in die Unterwelt hinab —

Xenien.

Muſe, wo führeſt du uns hin? Was? gar zu den Manen hinunter?
Haſt du vergeſſen, daß wir nur Menſchlichen ſind?

Muſe.

Deſto beſſer! Geflügelt wie ihr, dünnleibig und luftig,
Seele mehr, als Gebein, wiſcht ihr als Schatten hindurch.

Und wie ſie ihre Feinde überall hin verfolgen, ſo laſſen ſie keinen Zuſtand, keine Erſcheinung der Zeit unberührt, denn das Literariſche verzweigt ſich ja in alle Verhältniſſe, und wer ſich irgend wie auf eine tadelnswürdige Weiſe bemerkbar gemacht hatte, konnte der Geißelhiebe gewärtig ſein.

„Den Philiſter verdrieße, den Schwärmer necke, den Heuchler
Quäle der fröhliche Vers, der nur das Gute verehrt“.

Beſonders mußten die Zeitſchriften ein ſtrenges Strafgericht über ſich ergehen laſſen, und von allen damaligen Literaturblättern, Monatſchriften, Taſchenbüchern kamen außer den Horen vielleicht nur die Allgemeine Literaturzeitung und der Merkur ohne Rüge davon. Etwa ſechszehn ſolcher periodiſcher Blätter wurden der bitterſten Cenſur unterworfen.

Von der Bibliothek ſchöner Wiſſenſchaften, „der Leipziger Geſchmacksherberge", welche Weiße und Dyk herausgaben, hieß es:

„Jahre lang ſchöpfen wir ſchon in das Sieb und brüten den Stein aus;
Aber der Stein wird nicht warm, aber das Sieb wird nicht voll".

Das Stück iſt jetzt verallgemeinert und Danaiden betitelt. Der von dem gothaiſchen Hofrathe Zacharias Becker, dem Verfaſſer des bekannten Noth- und Hülfsbüchleins[1], herausgegebene „Reichsanzeiger" wird durch folgende Zeilen geprieſen:

„Edles Organ, durch welches das deutſche Reich mit ſich ſelbſt ſpricht,
Geiſtreich, wie es hinein ſchallet, ſo ſchallt es heraus!"

Die Zeitſchrift Urania, von Ewald in Detmold, nachherigem Miniſterialrathe in Karlsruhe, herausgegeben, ward durch ihren Namen gerechtfertigt.

Urania.

„Deinen heiligen Namen kann nichts entehren, und wenn ihn
Auf ſein Sudelgefäß Ewald, der frömmelnde, ſchreibt".

Der Pfarrer Schmidt bei Berlin gab „den Kalender der Muſen und Grazien" heraus, und ward mit folgendem Xenion beſchenkt:

„Muſen und Grazien! oft habt ihr euch ſchrecklich verirret;
Doch dem Pfarrer noch nie ſelbſt die Perücke gebracht"

Die Allgemeine deutſche Bibliothek von Nikolai bekam das Motto:

„Zehnmal geleſ'ne Gedanken auf zehnmal bedrucktem Papiere,
Auf zerriebenem Blei ſtumpfer und bleierner Witz".

Und über das Archiv der Zeit und ihres Geſchmackes verlautete das ominöſe Wort:

„Auf dem Umſchlag ſieht man die Charitinnen, doch leider
Kehrt uns Aglaja den Theil, den ich nicht nennen darf, zu".

---

[1] Schiller hatte ihn bei ſeinem Aufenthalt in Rudolſtadt 1788 in dem Lengenfeld'ſchen Hauſe kennen lernen. Becker faßte, wie Frau von Wolzogen ſagt, eine herzliche Zuneigung für Schiller, die er nach deſſen Tode der trauernden Familie durch die thätigſte Theilnahme bewies.

Noch bitterer ſind die Xenien auf Perſonen, und unter dieſen werden namentlich Nikolai, Reichardt und Manſo durch die Erde, den Himmel und die Unterwelt verfolgt, und auf alle erdenkliche Weiſe geneckt, verhöhnt und gequält. Der Buchhändler und Schriftſteller Nikolai von Berlin gilt ſeither für den Repräſentanten alles Seichten und Flachen, und wird als ſolcher von Manchen beſpöttelt, die ſich bei weitem nicht mit ihm meſſen können. Nikolai hatte ſchon vor Jahren in einer eigenen Schrift Goethe's Werther perſiflirt, hatte in ſeiner Allgemeinen deutſchen Bibliothek manche Ausfälle auf Goethe und Schiller gethan, und namentlich in ſeiner weitſchweifigen Reiſebeſchreibung durch Deutſchland und die Schweiz die Horen und die Anwendung der Kant'ſchen Philoſophie angegriffen. Welch eine günſtige Gelegenheit zur Rache gaben jetzt die Xenien. Dieſe regneten in Strömen auf ihn herab, zu mehreren Dutzenden. Sein Reiſewerk war bis zum eilften Bande angewachſen. Da traf ihn das Xenion:

„Nikolai reiſet noch immer, noch lange wird er reiſen.
Aber ins Land der Vernunft findet er nimmer den Weg“.

Wir fügen noch zwei andere Xenien bei:

Der Quellenforſcher.

Nikolai entdeckt die Quellen der Donau! Welch Wunder!
Sieht er gewöhnlich doch ſich nach der Quelle nicht um!

Derſelbe.

Nichts kann er leiden, was groß iſt und mächtig; drum, herrliche Donau,
Späht dir der Häſcher ſo lange nach, bis er ſeicht dich ertappt.

Im Muſenalmanach iſt er auch noch beſonders durch eine Fabel gezüchtigt.

Der Fuchs und der Kranich.

An Fr. Nicolai.

Den philoſophiſchen Verſtand lud einſt der gemeine zu Tiſche,
Schüſſeln, ſehr breit und flach, ſetzt er dem hungrigen vor.
Hungrig verließ die Tafel der Gaſt, nur dürftige Bißlein
Faßte der Schnabel, der Wirth ſchluckte die Speiſen allein.

Den gemeinen Verſtand lud nun der abſtrakte zu Weine,
Einen enghalſigten Krug ſetzt' er dem durſtigen vor.
„Trink' nun, Vetter!" So ſprach und mächtig ſchlürfte der Langhals,
Aber vergebens am Rande ſchnuppert das thieriſche Maul[*].

Schiller konnte nicht müde werden, dieſen verhaßteſten Feind in allen Formen, an allen Orten, mit allen Waffen bis auf den Tod zu verfolgen. Dem ehemaligen Kapellmeiſter Reichardt von Berlin zürnte Goethe wegen ſeiner demokratiſchen Geſinnung, und weil dieſer „ſoi-diſant Freund" es ſich herausgenommen hatte, ihn einmal zu tadeln. „Hat er ſich emancipirt, ſo ſoll er dagegen mit Karnevals-Gyps-Drageen auf ſeinen Büffelrock begrüßt werden, daß man ihn für einen Perückenmacher halten ſoll". Unſerm Schiller war die ganze Exiſtenz dieſes Menſchen zuwider. „Ich habe heute die Bekanntſchaft des Reichardt aus Berlin *ausſtehen* müſſen", ſchrieb er ſchon 1789 in Weimar. Es gibt fatale Menſchen, an die nur zu denken, uns ſchon martern kann, auch wenn wir mit ihnen nicht in Berührung kommen. Daher ruft der Dichter auf der Reiſe durch den Thierkreis den Xenien zu:

Zeichen des Scorpions.

Aber nun kommt ein böſes Inſekt aus Giebichenſtein her,
Schmeichelnd naht es; ihr habt, flieht ihr nicht eilig, den Stich.

Anderswo wird ſeiner Muſik vorgeworfen, daß ſie fürs *Denken* ſei. „So lang man ſie hört, bleibt man eiskalt". Goethe geißelt ſeinen Democratismus, den er in ſeinen beiden Zeitſchriften „Deutſchland" und „Frankreich" zu verbreiten ſuchte:

An mehr als Einen.

Erſt habt ihr die Großen beſchmauſ't, nun wollt ihr ſie ſtürzen;
Hat man Schmarotzer doch nie dankbar dem Wirthe geſehen.

Zuletzt fertigen ihn folgende zwei Xenien Schiller's ab:

Das züchtige Herz.

Gern erlaſſen wir dir die moraliſche Delicateſſe,
Wenn du die zehn Gebote nur ſo nothdürftig befolgſt.

---

[*] Muſenalmanach für das Jahr 1797. 3. Auflage, S. 142.

Abſcheu.

Heuchler, ferne von mir! Beſonders du widriger Heuchler,
Der du mit Grobheit glaubſt Falſchheit zu decken und Liſt.

Hätte der verdienſtvolle Gymnaſialdirektor Manſo zu Breslau nicht durch abſprechende Kritiken unſere Dichter beleidigt, er hätte beſſer für ſeine Ruhe und ſeinen Ruhm geſorgt. Er überſetzte Taſſo's erobertes Jeruſalem, und erhielt hierfür dieſe Gabe:

Taſſo's Jeruſalem von Manſo.

Ein aſphaltiſcher Sumpf bezeichnet hier noch die Stätte,
Wo Jeruſalem ſtand, das uns Torquato beſang.

Er ſchrieb ein Gedicht in drei Geſängen, „die Kunſt zu lieben,“ und mußte es alsbald entgelten:

Die Kunſt zu lieben.

Auch zum Lieben bedarfſt du der Kunſt? Unglücklicher Manſo,
Daß die Natur auch nichts, gar nichts für dich noch gethan.

Der Schulmeiſter zu Breslau.

In langweiligen Verſen und abgeſchmackten Gedanken
Lehrt ein Präceptor uns hier, wie man gefällt und verführet.

Amor als Schulkollege.

Was das Entſetzlichſte ſei von allen entſetzlichen Dingen?
Ein Pedant, den es juckt, locker und loſe zu ſein.

Der zweite Ovid.

Armer Naſo, hätteſt du doch wie Manſo geſchrieben,
Nimmer, du guter Geſell, hätteſt du Tomi geſehen.

Jetzt war auch die Zeit gekommen, den Grafen Friedrich Leopold von Stolberg für ſeine Verunglimpfung der „Götter Griechenlands“[1] zu beſtrafen, zumal da er und ſein Bruder ſich durch ihre Frömmelei den Xeniendichtern überhaupt längſt verhaßt gemacht hatten. In ſeiner „Reiſe nach Italien“ hatte er ſich mit chriſtlich-myſtiſcher Sentimentalität über alte

---

[1] Siehe Theil 2. S. 140

Kunſtwerke ausgelaſſen, und ſogar in der Vorrede einer Ueberſetzung des **Platon** auf Chriſtus eine Lobrede gehalten. Dieſe ganze Richtung, die bekanntlich mit dem Katholicismus endigte, durfte nicht ungeahnet bleiben!

Dialogen aus dem Griechiſchen.

Zur Erbauung andächtiger Seelen hat Friedrich Stolberg,
Graf und Poet und Chriſt, dieſe Geſpräche verdeutſcht.

Der Erſatz.

Als du die griechiſchen Götter geſchmäht, da warf dich Apollo
Von dem Parnaſſe; dafür gehſt du ins Himmelreich ein.

Höchſter Zweck der Kunſt.

Schade fürs ſchöne Talent des herrlichen Künſtlers! O hätt' er
Aus dem Marmorblock doch ein Krucifix uns gemacht.

Im Thierkreis treffen die Xenien die Stolberge als die Zwillinge, und in der Unterwelt werden ſie mit den Dioskuren verglichen.

Zeichen der Zwillinge.

Kommt ihr den Zwillingen nahe, ſo ſprecht nur: Gelobet ſei Jeſus
Chriſtus! „In Ewigkeit!“ gibt man zum Gruß euch zurück.

Dioskuren.

Einen wenigſtens hofft' ich von euch hier unten zu finden;
Aber beide ſeid ihr ſterblich, drum lebt ihr zugleich.

Wie hätte aber in dieſer frommen Geſellſchaft Lavater vergeſſen werden können?

Der Prophet.

Schade, daß die Natur nur Einen Menſchen aus dir ſchuf,
Denn zum würdigen Mann war und zum Schelmen der Stoff.

Das Amalgama.

Alles miſcht die Natur ſo einzig und innig, doch hat ſie
Edel- und Schalksſinn hier, ach! nur zu innig vermiſcht.

Für die meiſten übrigen Dichter und Schriftſteller iſt in den **Xenien** Lob mit Tadel vereinigt, aber der Tadel überwiegt doch bei weitem. Schlichtegroll, der bekannte Herausgeber des „Nekrologs merkwürdiger verſtorbener Deutſchen", wird das krächzende nekrologiſche Thier genannt, welches ſich nur auf Kadaver ſetze. Ramler kommt ebenfalls ſchlimm weg. Der Xeniendichter begegnet ihm in der Unterwelt:

Unvermuthete Zuſammenkunft.

Sage, Freund, wie find' ich denn dich in des Todes Behauſung,
Ließ ich doch friſch und geſund dich in Berlin noch zurück!

Der Leichnam.

Ach! das iſt nur mein Leib, der in Almanachen noch umgeht,
Aber es ſchiffte ſchon längſt über den Lethe der Geiſt.

Witzig iſt das Xenion auf den literar-hiſtoriſchen Schriftſteller, Leonhard Meiſter, von deſſen vielen Büchern „die Charakteriſtik deutſcher Dichter" das bekannteſte geworden iſt:

„Deinen Namen leſ' ich auf zwanzig Schriften, und dennoch
Iſt es dein Namen nur, Freund, den man in allen vermißt".

Vortrefflich iſt das Wort auf Moſes Mendelſohn. Der Dichter begegnet ihm in der Unterwelt und hier entſpinnt ſich folgendes Zwiegeſpräch.

„Ja, du ſiehſt mich unſterblich! „„Das haſt du uns ja in dem Phädon
Längſt bewieſen"". — Mein Freund, freue dich, daß du es ſiehſt".

Eine beſondere Bitterkeit mußte der Profeſſor und kaiſerlich ruſſiſche Staatsrath von Jakob in Halle erfahren, welcher die Kantiſche Philoſophie für das große Publikum bearbeitete, und „die Annalen der Philoſophie" herausgab.

Jakob.

Steil wohl iſt er, der Weg zur Wahrheit, und ſchlüpfrig zu ſteigen,
Aber wir legen ihn doch nicht gern auf Eſeln zurück.

Annalen der Philoſophie.

Woche für Woche zieht der Bettelkarren durch Deutſchland,
Den auf ſchmutzigem Bock Jakob, der Kutſcher, regiert.

Von Jean Paul heißt es, daß er der Bewunderung werth wäre, wenn er ſeinen Reichthum zu Rath zu halten wüßte.

Klopſtock iſt nur in einem Xenion berührt, wegen ſeiner Vorliebe für die franzöſiſche Revolution, und eben ſo Herder wegen ſeiner Verehrung des „Verſtorbenen und Vermoderten in der Literatur“. Dem Vater Wieland, „der zierlichen Jungfrau von Weimar“, wird zum Geburtstag gewünſcht:

„Möge dein Lebensfaden ſich ziehen, wie in der Proſa
Dein Periode, bei dem leider! die Lacheſis ſchläft.“

Hochverehrt wird Leſſing:

Achilles.

Ehemals im Leben ehrten wir dich, wie einen der Götter;
Nun du todt biſt, ſo herrſcht über die Geiſter dein Geiſt.

und von Voß, dem wackern „Eutiniſchen Leuen“, wird in Bezug auf ſeine Louiſe gerühmt:

„Wahrlich, es füllt mir Wonne das Herz, dem Geſange zu horchen,
Tönt ein Sänger, wie der, Töne des Alterthums nach.“

Auch der unvergeßliche Garve iſt nicht vergeſſen:

„Hör' ich über Geduld dich, edler Leidender, reden,
O wie wird mir das Volk frömmelnder Schwätzer verhaßt!“

Ueber die beiden Schlegel kommen unter andern folgende bedenkliche Worte vor. Leſſing erkundigt ſich in der Unterwelt:

Frage.

Du, verkündige mir von meinen jungen Neveus,
Ob in der Literatur beide noch walten, und wie?

Antwort.

Freilich walten ſie noch und bedrängen dort die Trojaner,
Schreien manchmal auch wohl laut in das Blaue hinein.

Schiller machte ſich nachher im Briefwechſel mit Goethe darüber luſtig, daß Schlegel die jungen Neveus nicht herausbekommen konnte. Aber nicht allein die Kritiker, auch das Treiben der Grammatiker war ein Gegenſtand des Spottes. Campe wurde unter andern mit dieſem Geſchenk beehrt:

Der Puriſt.

Sinnreich biſt du, die Sprache von fremden Wörtern zu ſäubern,
Nun ſo ſage doch, Freund, wie man Pedant uns verdeutſcht.

Und für den ſonderbaren Wolke, welcher ſeinen Fleiß auf die Vereinfachung der deutſchen Orthographie verwendete, wurde im Namen der Akademie der nützlichen Wiſſenſchaften die Preisfrage aufgeſtellt:

„Wie auf dem ü künftig der theure Schnörkel zu ſparen?
Auf die Antwort ſind dreißig Dukaten geſetzt“.

Auch die homeriſche Frage, die Friedr. Aug. Wolf damals an die Tagesordnung brachte, daß die Iliade und die Odyſſee aus Geſängen verſchiedener Dichter zuſammengeſetzt ſeien, beſchäftigte die Satyriker. Es mag nur ein Epigramm angeführt werden:

Der Wolfiſche Homer.

Sieben Städte zankten ſich drum, ihn geboren zu haben,
Nun da der Wolf ihn zerriß, nehme ſich jede ihr Stück.

Schiller hatte ſich ſchon früher dieſer berühmten Hypotheſe in dem Epigramm Ilias abgeneigt erklärt, und indem er ſie auf einen philoſophiſch-univerſalhiſtoriſchen Geſichtspunkt zurückführte, ſie gleichſam als untergeordnet und geringfügig dargeſtellt. Was liegt im Grunde daran, ob die Ilias Einen Verfaſſer oder mehrere hat! Das Weſen des Gedichts wird dadurch nicht verändert; denn die verſchiedenen Sänger gelten in dem letztern Falle doch nur für einen Einzigen.

„Immer zerreißet den Kranz des Homer, und zählet die Väter
Des vollendeten ewigen Werks!
Hat es doch Eine Mutter nur, und die Züge der Mutter,
Deine unſterblichen Züge, Natur“.

Die politiſchen Xenien ſind in ariſtokratiſchem Sinn und meiſt, wie es ſcheint, von Goethe verfaßt. Sie ſind von geringerm Belang. Die auf Cramer aber zeichnen ſich durch ihre Schärfe vortheilhaft aus. Karl Friedrich Cramer nämlich, der Sohn des berühmten Kanzlers, Johann Andreas

Cramer, hatte als enthuſiaſtiſcher Bewunderer der franzöſiſchen Revolution ſeine Profeſſur in Kiel niedergelegt und war nach Paris gezogen, wo er eine Buchhandlung und Druckerei eröffnete. In einem der folgenden Xenien wird er mit dem Baron von Cloots aus Cleve verglichen, welcher ſich unter dem Namen Anacharſis Cloots unter den franzöſiſchen Revolutionsmännern hervorgethan, aber endlich unter der Guillotine geendigt hatte.

Der Hauſirer.

Ja, das fehlte noch zur Entwicklung der Sache,
  Daß als Krämer ſich nun Kramer nach Frankreich begibt.

Deutſchlands Revanche an Frankreich.

Manchen Lakay verkauftet ihr uns als Mann von Bedeutung.
  Gut! Wir ſpediren euch hier Kramer als Mann von Verdienſt.

Anacharſis der zweite.

Anacharſis dem erſten nahmt ihr den Kopf weg; der zweite
  Wandert nun ohne Kopf kläglich, Pariſer, zu euch.

Dieſe Auszüge mögen hinreichen, um einen Begriff von dem ganzen originellen Werke zu geben. Wie unklug war es von Schiller, beim Beginn ſeiner zweiten poetiſchen Laufbahn mit der ganzen Schriftſtellerwelt zu brechen! Aber glücklich iſt derjenige, welcher ſich einer kleinlichen Klugheit entſchlagen darf.

Ehe ich zu einer Beurtheilung der Schiller'ſchen Epigrammatik überhaupt übergehe, mache ich noch die Stücke namhaft, welche ſich aus den Xenien jetzt in ſeine Werke aufgenommen finden, und füge Einiges zu ihrer Erläuterung bei.

Der Zeitpunkt iſt eins von den Xenien, welche eine allgemeine Beziehung haben, wie das Stück, welches urſprünglich darauf folgte:

Goldenes Zeitalter.

Ob die Menſchen im Ganzen ſich beſſern? Ich glaub' es, denn einzeln
  Such' man, wie man auch will, ſieht man doch gar nichts davon.

Verwandt iſt die jetzige Generation, für welches urſprünglich nicht in der Xenienſammlung ſtehende Stück ich biſher keine Stelle finden konnte.“ Es wird iſt ihm für die damalige Zeit eine Behauptung aufgeſtellt, welche man vielleicht mit noch mehr Recht für die unſrige geltend machen könnte:

„War es immer, wie jetzt? Ich kann das Geſchlecht nicht begreifen.
Nur das Alter iſt jung, ach! und die Jugend iſt alt“.

Lebte Schiller in unſeren Tagen, wie würde er die Zeit preiſen, welche er tadelt! Die Flüſſe ſind aus ſechszehn Diſtichen zuſammengezogen. Sie waren urſprünglich durch folgende zwei eingeführt:

Das deutſche Reich.

Deutſchland? Aber wo liegt es? Ich weiß das Land nicht zu finden;
Wo das gelehrte beginnt, hört das politiſche auf.

Deutſcher Nationalcharakter.

Zur Nation euch zu machen, ihr hoffet es, Deutſche, vergebens;
Bildet, ihr könnt es, dafür freier zu Menſchen euch aus.

Bei Donau in Oeſtreich ſtand noch das Xenion

Donau in Baiern.

Bacchus der luſtige führt mich, und Komus der fette durch reiche
Triften, aber beſchämt bleibet die Charis zurück.

Das Herbe dieſer Kritik der deutſchen Länder iſt zuletzt durch die Zeilen einigermaßen gemildert:

An den Leſer.

Lies uns nach Laune, nach Luſt, in trüben, in fröhlichen Stunden,
Wie uns der gute Geiſt, wie uns der böſe gezeugt.

Die Buchhändleranzeige bezog ſich auf Joh. Joach. Spalding's Schrift über die Beſtimmung des Menſchen. Die Wiſſenſchaft iſt eines von jenen allgemeinen Epigrammen, welche in die beſondern eingeſtreut ſind, um den Blick über das Individuelle ins Weite zu erheben. Kurz vorher gehen folgende zwei Diſtichen, von denen das erſte tief aus Schiller herausgenommen iſt:

Wiſſenſchaftliches Genie.

Wird der Poet nur geboren? Der Philoſoph wird's nicht minder,
Alle Wahrheit zuletzt wird nur gebildet, geſchaut [*].

Die bornirten Köpfe.

Etwas nützet ihr doch; die Vernunft vergißt des Verſtandes
Schranken ſo gern, und die ſtellet ihr redlich uns dar.

Kant und ſeine Ausleger verſpottet des großen Denkers zahlreiche Erklärer, z. B. den Profeſſor von Jakob. *Naturforſcher und Transcendental-Philoſophen* bezieht ſich wahrſcheinlich auf Schelling, welcher damals zuerſt als Privatdocent in Jena die Naturphiloſophie aufbrachte. Es folgte noch das Diſtichon:

An die voreiligen Verbindungsſtifter.

Jeder wandle für ſich und wiſſe nichts von dem andern;
Wandeln nur beide gerad', finden ſich beide gewiß.

Die Prophezeihung iſt nicht eingetroffen. Durch Analogienſpiele der Phantaſie erhaſcht man das Weſen der Natur eben ſo wenig, als durch heutige Begriffskombinationen der ſogenannten Vernunft. Die Sache war damals noch zu neu. Beide Diſtichen ſcheinen übrigens mehr Goethen anzugehören, welcher wegen ſeiner ſymboliſirenden Naturbetrachtung zu Schelling ſehr hinneigte. G. G. (d. h. *gelehrte Geſellſchaften*) zeigt, wie frei und heiter unſer Profeſſor über ſeinen Stand urtheilte, welcher ihn eben ſo wenig beſchränkte, als eine überlieferte Meinung. *Die gefährliche Nachfolge*, daß man ſich bedenken ſolle, die tiefere, kühnere Wahrheit laut zu ſagen, weil man ſie uns ſogleich auf den Kopf ſtelle, iſt wieder ein herrlicher Griff, gehört aber eigentlich unter die Votivtafeln. Auf dieſes Xenion folgten die *Sonntagskinder*, aus zwei Epigrammen beſtehend, von denen das erſte: *Geſchwindſchreiber*, hieß. Was Schiller noch ſonſt gegen die Behandlung der Wiſſenſchaft auf dem Herzen hat, das hat er zum Theil in der Satyre *die Philoſophen* zuſammengefaßt, welche aus neunzehn Xenien beſteht und eigentlich ein

---

[*] Siehe Theil 3, S. 99 f., S. 114 und 105 f.

Geſpräch in der Unterwelt war. Des Cartes, Spinoza, Berkeley, Leibnitz, Kant, Fichte, Reinhold, Hume, Puffendorf werden nacheinander mit ihren Lehrmeinungen aufgeführt und zuletzt wird noch beſonders der Kant'ſche Rigorismus verſpottet.

Drei Xenien haben Lavatern zum Gegenſtand. Der erhabene Stoff ging auf deſſen „Jeſus Meſſias, oder die Evangelien und Apoſtelgeſchichte in Geſängen“. Der moraliſche Dichter perſiflirt vornehmlich Lavater's: „Pontius Pilatus, oder der Menſch in allen Geſtalten, oder Höhe und Tiefe der Menſchheit, oder die Bibel im Kleinen und der Menſch im Großen, oder ein Univerſal Ecce Homo oder Alles in Einem“. Auch das Verbindungsmittel geht auf den eiteln Propheten, welcher überhaupt in den Xenien eine ſo bedeutende Rolle ſpielt. Der Kunſtgriff iſt wohl auf Joh. Timotheus Hermes zu beziehen, deſſen Buch: „Für Töchter edler Abkunft, eine Geſchichte“, in dem vorhergehenden Xenion durchgenommen wird:

Für Töchter edler Abkunft.

Töchtern edler Abkunft iſt dieß Werk zu empfehlen,
Um zu Töchtern der Luſt ſchnell ſie befördert zu ſehn.

Griechheit, aus drei Xenien kombinirt, galt urſprünglich vornehmlich den Schlegeln und Manſo. Es folgte noch ein viertes Stück:

„Daß der Deutſche doch alles zu einem Aeußerſten treibet,
Für Natur und Vernunft ſelbſt, für die nüchterne, ſchwärmt“.

Dieß wird aber ein Nationalfehler der Deutſchen bleiben, bis wir eine praktiſche Nation ſein werden. Handelnd läutert, mäßigt, belebt und verſtändigt ſich ein Volk. Das rechte Handeln ruft die Spekulation von den weiteſten Abſchweifungen immer wieder zum rechten Denken zurück. Wo der Menſch nicht handelt, iſt der brütenden Myſtik und der leeren, vornehmen Scholaſtik Thür und Thor geöffnet. Der Einfluß des Lebens auf die Wiſſenſchaft iſt überall unendlich größer, als die Rückwirkung der Wiſſenſchaft auf das Leben. Wir aber ſtehen zur Zeit noch auf dem Standpunkt, daß wir das Praktiſche ſchlechthin als das Gemeine anſehen, während dasſelbe doch der vollſte Ausdruck und letzte Beziehungspunkt des menſchlichen Weſens iſt.

Das deutſche Luſtſpiel hat auch im Muſenalmanach keine ſpeziellere Beziehung, gilt aber für jetzt noch eben ſo ſehr, als für damals. Jeremiade, aus zehn Xenien zuſammengeſetzt, war urſprünglich Jeremiaden aus dem Reichsanzeiger (welchen, wie ſchon früher bemerkt, der gothaiſche Hofrath Becker herausgab) überſchrieben. Statt des wiederholten erſten Diſtichons las man urſprünglich die Verſe:

Deutliche Proſa.

Alte Proſa, komm wieder, die alles ſo ehrlich herausſagt,
Was ſie denkt und gedacht, auch was der Leſer ſich denkt.

Die Homeriden (früher „die Rhapſoden") ſind wie die „Philoſophen" eine Scene in der Unterwelt. Sie gehen auf die ſchon eben erwähnte Wolf'ſche Hypotheſe, welcher Heyne von Göttingen nicht beiſtimmte. Im Muſenalmanach folgen noch zwei fernere Diſtichen nach:

Einer aus dem Chor (fängt an zu recitiren).

„Wahrlich, nichts Luſtigeres weiß ich, als wenn die Tiſche recht voll ſind
Von Gebackenem und Fleiſch, und wenn der Schenke nicht ſäumt".

Vorſchlag zur Güte.

Theilt euch, wie Brüder! Es ſind der Würſte gerade zwei Dutzend,
Und wer Rhapſodie ſang, nehme noch Eine von mir.

Schiller hätte, dünkt mich, weit gewichtigere Stücke in ſeine Werke aufnehmen können, als es gerade die Homeriden ſind. Der Dichter trifft endlich in der Unterwelt auch Shakſpeare, „den gewaltigen Herkules". Wegen Tireſias, d. h. wegen Leſſing, ſagt er dem Schatten, habe er hinabgemußt, um den Seher zu fragen, „wo er den guten Geſchmack fände, der nicht mehr zu ſehn" — und nun berichtet er über den Zuſtand der Tragödie in Deutſchland. Das iſt alles in der Parodie, Shakſpeare's Schatten, zuſammengeſetzt, welche aus drei und zwanzig Xenien beſteht. Auf eine meiſterhafte Art hat er in dieſer ernſten, ſtrafenden Satyre die erhabene

Geſinnung ausgeſprochen, mit welcher er ſich anſchickte, ſeinen Wallenſtein zu dichten.

Wenn die erſte Veranlaſſung zu den Xenien auch ganz äußerlich war, ſo gingen ſie doch aus Schiller's höchſten Beſtrebungen hervor. Der Haß ſtand im Dienſte einer Idee. Luther verbrannte die päpſtliche Bannbulle und Schiller ſchrieb die Xenien. Beide riſſen ſich unwiderruflich von ihrer Zeit los und ſteuerten einem Ufer entgegen, welches ſie nur im Geiſte ſchauten. Dem gemeinen oder befangenen Urtheil erſcheint ein ſolches Beginnen als Uebermuth und Wahnſinn; der tiefere, freie Blick erkennt darin ein erhabenes Vertrauen und die reinſte Kraft.

Früher ſahen wir Schillern zuerſt eine politiſche, dann eine Polemik gegen religiöſe Dogmen und Einrichtungen üben. Welche andere blieb ihm jetzt noch übrig, als die literariſche Polemik? Deren Inhalt ſind die Xenien. Bei ſeinem Wiedererſcheinen auf dem Schauplatz der Poeſie fühlte er das Bedürfniß, es auf das nachdrücklichſte zu ſagen, was er nicht wolle, damit man an ſeine nachfolgenden poſitiven Leiſtungen nicht den alten Maßſtab lege.

Alles Unrecht kann bei ſolchem revolutionären Niederreißen nicht vermieden werden. Bei der allgemeinen Flucht aus den angemaßten Beſitzthümern muß mancher auch ein Gütchen im Stiche laſſen, das wirklich von Rechtswegen ſein war. Aber die Folgezeit ſetzt die Beeinträchtigten wieder in ihr Eigenthum ein. Sie weiß den objektiven Gehalt der gefällten Richterſprüche von ihrem ſubjektiven Beiſatze rein abzulöſen.

Ein Menſch, der nicht von ſittlichen Ideen heftig bewegt iſt, läßt andere gewähren, indem er es ſeinen Leiſtungen zutraut, daß ſie ſich ſchon von ſelbſt mit der Zeit Eingang verſchaffen werden. Der ſittliche Ernſt dagegen iſt ungeduldig, die Erfolge zu ſehen; er will das Schlechte vertilgen, um dem Guten Spielraum zu verſchaffen. Aus dieſer ſittlichen Leidenſchaft gingen eigentlich die Xenien hervor. Wenn der Idealiſt mit der Wirklichkeit zuſammentrifft, wird er ſich entweder in elegiſcher Stimmung aus ihr hinausflüchten, oder er wird ſie in herber Strenge in ihrer Nichtigkeit hinſtellen. In den

Xenien wandte ſich Schiller noch einmal zur Polemik zurück, worauf ſeine lyriſche Dichtung für immer einen kräftigen elegiſchen Charakter annahm.

Um die Verwandtſchaft der allgemeinen Epigramme und der Xenien kennen zu lernen, gehen wir von der Leſſing'ſchen Theorie aus.

„Das Epigramm iſt ein Gedicht, in welchem nach Art der eigentlichen Aufſchrift unſere Aufmerkſamkeit und Neugierde auf irgend einen einzelnen Gegenſtand erregt und mehr oder weniger hingehalten werden, um ſie auf einmal zu befriedigen. Daſſelbe hat alſo zwei Theile: die Erwartung und den Aufſchluß. Die Erwartung wird immer durch einen einzelnen Fall, Gegenſtand oder Menſchen erregt; der Aufſchluß geſchieht durch einen allgemeinen Gedanken. Das Epigramm hebt alſo mit der Anſchauung an und ſchließt mit einer Verſtandesoperation, oft mit einem Witz, einem Scherz, einer Zweideutigkeit. Nur eine ſolche Verſtandesthätigkeit vermag ihm ſeine Spitze zu geben".

Dieſe Theorie paßt aber nur auf Schiller's Xenien, im Durchſchnitte nicht auf ſeine andern Sinngedichte. Den letztern fehlt der einzelne Gegenſtand, der anſchauliche Theil, den Leſſing die Erwartung nennt. Sie ſind ihrem Weſen nach der metaphyſiſchen Dichtung angehörig. Kommt auch manches Anſchauliche darin vor, ſo dient es nur als Hülfsmittel und macht keinen beſondern, ſelbſtſtändigen Beſtandtheil aus, wie dieß bei den Xenien der Fall iſt. Dieſe erheben ſich nämlich wirklich in der Regel von einem einzelnen Gegenſtand aus zu dem Allgemeinen.

In den allgemeinen Epigrammen verflüchtigte ſich der poetiſche Geiſt ſo ſehr als möglich; indem ſie aber ſich einer realen Exiſtenz bemeiſterten, nahmen ſie eine konkrete äſthetiſche Form an. So ward Schiller in ſeiner ſtetigen Entfaltung von dem Allgemeinen, welches ihm unter ſeinen Händen allmählig zu verſchwinden drohte, zum Anſchaulichen, von der metaphyſiſchen Ideenpoeſie zu einer mittlern Gattung hingeführt, in welcher das Ideale und Reale ſich das Gleichgewicht hielten. Er ſtand von nun an wenigſtens mit Einem Fuße im Konkreten, in welchem die ächte Poeſie einheimiſch iſt.

Aber Schiller bedurfte einer ſo dringenden Veranlaſſung und eines ſolchen Mitarbeiters, wie er beide fand, um endlich ſein Dichten an ſeine eigene Wirkſamkeit, an die reale Gegenwart anzuknüpfen. Gewaltſam mußte er in die Welt gezogen werden, die nun ſeine ſittliche und kritiſche Geißel empfinden ſollte. Sogleich zeigte ſich jetzt durch die Ausdehnung, welche er dem Unternehmen gab, ſein immer zum Großen und Ganzen ſtrebender Geiſt. Seine Dichtung erfuhr eine wohlthätige Umbiegung. Wie er bisher zum Allgemeinen das Beſondere ſuchte, ſo ging er bei der Xeniendichtung vom Individuellen zum Idealen über. Und wenn er früher durch Gefühl und Empfindung ſeine Gedichte allzuſehr ſentimental gefärbt hatte; ſo wurde ihm hier eine Enthaltſamkeit aller tiefern Herzensergießungen auferlegt, welche ihn bald zu einer klaren, mehr objektiven poetiſchen Darſtellung führen ſollte. So war die Xeniendichtung der Uebergang zu einer höhern Stufe und eine treffliche, kräftigende Uebungsſchule.

Weil dieſe Dichtung mit dem Talent Schiller's ſo zuſammenfiel und gerade den rechten Moment traf, leiſtete er in ihr Vorzügliches. „Bei Erwähnung der Xenien“, erzählt Eckermann[1], „rühmte Goethe beſonders die von Schiller, die er ſcharf und ſchlagend nannte, dagegen ſeine eigenen unſchuldig und geringe. Den Thierkreis, ſagte er, welcher von Schiller iſt, leſe ich ſtets mit Bewunderung“. Goethen fehlte das logiſch Beſtimmte, welches Schiller ſeiner rationellen Verſtandesbildung verdankte. Er konnte ſeinen Epigrammen häufig keinen befriedigenden „Aufſchluß“ geben. Sie ſind ganz Anſchauung ohne allgemeinen Gedanken. Das vier und fünfzigſte venetianiſche Epigramm z. B. heißt:

> „Tolle Zeiten hab' ich erlebt, und hab' nicht ermangelt,
> Selbſt auch thöricht zu ſein, wie es die Zeit mir gebot“.

Man kann dieſen individuellen Einfall ſchwerlich ein Sinngedicht nennen. Daher konnte Schiller auch eine Anzahl ſolcher Goethe'ſchen Epigramme unter dem Namen „die Eisbahn“ zu einem elegiſchen Gedicht vereinigen[2], welches die Sphäre der Intuitiven nicht ſehr verläßt. Wenn aber Goethe vom Allgemeinen ausgehend (was eigentlich ſeiner Natur zuwider war) Sinngedichte verfertigen wollte, ſo fehlte ihm das Geſchick, ſie zu beleben: er hatte ſich in der Ideendichtung nie geübt. In Bezug auf ſolche allgemeinen Epigramme ſpricht er daher, daß ſie ganz proſaiſch ſeien, „was, da ihnen keine Anſchauung zu Grunde liege, bei ſeiner Art wohl nicht anders ſein könnte“ *. Welches Urtheil fällt er dagegen von Schiller's allgemeinen Epigrammen! „Ihre Diſtichen ſind außerordentlich ſchön und ſie werden gewiß einen trefflichen Effekt machen. Wenn es möglich iſt, daß die Deutſchen begreifen, daß man ein guter tüchtiger Kerl ſein kann, ohne gerade ein Philiſter oder Matz zu ſein, ſo müſſen Ihre Sprüche das gute Werk vollbringen, indem die großen Verhältniſſe der menſchlichen Natur mit ſo viel Adel, Freiheit und Kühnheit dargeſtellt ſind“. An den unbezweifelt von Goethe herrührenden Stücken, z. B. an denen auf Newton, iſt es erſichtlich, daß Goethe in dieſer ganzen Gattung ſehr nachſtand, und weil er ſeine eigenen Xenien wirklich für unbedeutend erkannte, hat er ſie ſpäter auch nicht in ſeine Gedichtſammlung aufgenommen. Schiller's Epigramme dagegen gehören zu dem Vorzüglichſten, was er gedichtet hat, und ſind ohne Zweifel die beſten, die wir in unſerer Literatur beſitzen.

---

[1] Geſpräche mit Goethe. Theil 1, S. 193.

[2] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe. Theil 2, S. 157.

Die Hauptvorzüge der Schiller'ſchen Epigramme möchten ſich auf des Dichters Ideengehalt und auf ſeine deutliche Verſtandeserkenntniß gründen. Durch jene Eigenſchaft ſind ſie alle gehaltvoll, tief, oft erhaben, und geben beinahe immer auf ein ernſtes, würdiges Ziel, ſelbſt wenn ſie ſatyriſch und perſiflirend ſind. Durch den andern Vorzug haben ſie im Ausdruck die größte logiſche Beſtimmtheit und alle die Tugenden, welche mit dieſer verbunden zu ſein pflegen, oder durch welche ſich die logiſche Beſtimmtheit ausſpricht. Hieraus muß man es ſich auch erklären, daß die allgemeinen Epigramme Schiller's in entgegengeſetzter Weiſe von vielen Goethe'ſchen fehlerhaft ſind, nämlich dadurch, daß ihnen keine Anſchauung zu Grunde liegt, daß ihnen der erſte Theil, „die Erwartung“, fehlt. Das Epigramm wird oft innerhalb des Verſtandesgebietes

---

* Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe. Theil 2. S. 18.

ſowohl begonnen, als vollendet. Iſt es auch des unbeſtimmt Einzelnen theilhaftig, ſo fehlt ihm doch meiſt das beſtimmt Einzelne — das Individuelle [1]. Der Hauptvorzug der Schiller'ſchen Epigramme beruht aber auf der Verſtandesoperation der Entgegenſetzung. Wenn man ſie der Reihe nach prüfend durchlieſ't, wird man in den meiſten einen Gegenſatz, gewöhnlich zwiſchen dem erſten und zweiten Theil finden. Wo dieſer Gegenſatz fehlt, ſind ſie meiſtens von untergeordnetem Werth; und beinahe alles Scharfe und Schlagende entſpringt aus eben dieſer Entgegenſtellung. Weil durch das ganze Geiſtesleben Schiller's der Gegenſatz ging, welcher ſich in ſeinem eminenten Unterſcheidungsvermögen denkend ausprägte [2], deßwegen war er zum Epigrammendichter geboren und erzogen. Die Gegenſätze in ſeinen Sinngedichten ſind nicht allein durch ſeinen Scharfſinn gebildet, ſonſt wären ſie leicht leer und ſpielend, ſondern weil Schiller's ganzes Weſen nach dem Gegenſatz angelegt war, deßwegen konnte er mit ſeinem ganzen Weſen bei der epigrammatiſchen Dichtung gegenwärtig ſein. Die antithetiſche Form, in welcher ſich dieſe Verſtandespoeſie ihrem Weſen nach immer bewegt, war ihm gewiſſermaßen nothwendig, und aus ſeiner urſprünglichen Naturanlage floß ihr alles Ernſte, Wahre und von Grund aus Gediegene zu. Er hatte gut, immer von neuem auf die bedeutungsvollſte Weiſe in Gegenſätzen zu ſpielen — ſeine ganze Weltbetrachtung wogte ja im Gegenſatze. Er würde auch dieſe Gattung vielleicht nie mehr verlaſſen haben, wenn ſie ſein Ideenvermögen mehr befriedigt und ſeinen Genius in ſeinen zu engen Kreis gebannt hätte. War doch die ganze lyriſche Dichtung nicht im Stande, einen Schiller feſtzuhalten. An dem Epigrammenſpiel, ſo viel Ernſt und Würde er hineinlegte, war ſeine Neigung bald ganz und für immer erſchöpft.

Der Umſtand, daß nach der Verabredung mit Goethe jedes Xenion nur aus Einem Diſtichon beſtehen ſollte, trug ebenfalls dazu bei, manchen dieſer Gedichte eine von der Leſſing'ſchen

---

[1] Siehe Theil 1, S. 137.

[2] Ebendaſelbſt S. 110.

Theorie abweichende Geſtalt zu geben. Erſtlich dienen manche Epigramme zu bloßen Einleitungen, Ergänzungen, Uebergängen, und haben für ſich gar keine ſelbſtſtändige Bedeutung. Dann gehören häufig zwei, drei und mehrere aufeinanderfolgende Xenien zuſammen, und bilden ein einziges, ſo daß Schiller und Goethe die durchgängige äußere Gleichförmigkeit aller einzelnen Stücke nur zum Schaden der Sache und nur ſcheinbar erreicht haben. Wenn man von ſolchen Xenien die Ueberſchriften wegwirft, ſie zuſammenzieht und ihnen Eine allgemeine Ueberſchrift gibt, ſo hat man das eigentliche Xenion. So hat Schiller z. B. in der Jeremiade mehrere im Muſenalmanach urſprünglich getrennte Diſtichen zuſammengezogen — aber gerade hierdurch doch nicht mehr als ein Afterepigramm erhalten, denn es fehlt ihm die Spitze, es iſt bloß Beſchreibung. Endlich ſind auch dadurch viele dieſer Xenien über die rechtmäßige Grenze hinausgetrieben worden, daß Schiller, um eine Abwechslung hervorzubringen, auch Dialogen in Xenien ſchrieb. Doch vielleicht dürfen dieſe Produkte überhaupt nicht ganz nach der Leſſing'ſchen Theorie beurtheilt werden, denn ſo originell ſind dieſelben in jeder Hinſicht, daß ſie keinen fremden Maßſtab zu ertragen, ſondern die Theorie ſelbſt zu erweitern ſcheinen. So macht es Leſſing zum Geſetz, daß das Epigramm auch ohne ſeine Ueberſchrift verſtändlich ſein ſolle. Unſere Xeniendichter beachten auch dieſe Beſchränkung nicht.

Was die Unterſcheidung der Schiller'ſchen von den Goethe'ſchen Xenien betrifft, ſo äußert ſich hierüber Goethe ſelbſt bei Eckermann folgender Maßen: „Freunde, wie Schiller und ich, Jahre lang verbunden, mit gleichen Intereſſen, in täglicher Berührung und gegenſeitigem Austauſch, lebten ſich in einander ſo ſehr ein, daß überhaupt bei einzelnen Gedanken gar nicht die Rede und Frage ſein konnte, ob ſie dem einen gehörten oder dem andern. Wir haben viele Diſtichen gemeinſchaftlich gemacht, oft hatte ich den Gedanken und Schiller machte die Verſe, oft war das Umgekehrte der Fall, und oft machte Schiller den einen Vers und ich den andern. Wie kann nun da von Mein und Dein die Rede ſein! Man mußte wirklich ſelbſt noch tief in der Philiſterei ſtecken, wenn man auf die Entſcheidung ſolcher Zweifel nur die mindeſte

Wichtigkeit legen wollte“. Deſſenungeachtet möchte nach den Nachrichten, die wir jetzt über die Xenien beſitzen, und nach den oben angegebenen allgemeinen Geſichtspunkten das Chorizontengeſchäft nicht mehr ſehr ſchwierig ſein.

Die Xenien ſtehen mit der Kritik in einem engen Verhältniß. Sie ſind ſelbſt ein großes kritiſches Auto-da-fé über die Tagesliteratur. Wie alſo durch die Ideendichtung und die allgemeinen Epigramme die äſthetiſchen Aufſätze Schiller's überhaupt fortgeſetzt werden, ſo reihen ſich die Xenien namentlich an die vielen kritiſchen Urtheile in der Abhandlung über naive und ſentimentaliſche Dichtung an. Aber damals ſchrieb Schiller auch eine Reihe trefflicher Beurtheilungen über den zu dieſer Zeit erſcheinenden Wilhelm Meiſter, in welche er eben ſo viel Liebe und Bewunderung legte, als in die Xenien Haß und Bitterkeit.

Zwölftes Kapitel.

Schiller's Uebergang zu einer mittlern und zur reinen Gattung der Lyrik. Charakteriſtik dieſer Formen und der lyriſchen Poeſie der ganzen Periode.

„Es iſt ein großer Unterſchied, ob der Dichter zum Allgemeinen das Beſondere ſucht oder im Beſondern das Allgemeine ſchaut. Aus jener Art entſteht die Allegorie, wo das Beſondere als Beiſpiel, als Exempel des Allgemeinen gilt. Die letzte iſt aber eigentlich die Natur der Poeſie; ſie ſpricht ein Beſonderes aus, ohne ans Allgemeine zu denken und darauf hinzuweiſen. Wer nun dieſes Beſondere lebendig faßt, erhält zugleich das Allgemeine mit, ohne es gewahr zu werden oder erſt ſpät“.

So urtheilt Goethe mit Bezug auf Schiller[1]. Das, was er hier Allegorie nennt, haben wir oben als Ideendichtung und allgemeines Epigramm näher bezeichnet.

Schiller's Theorie nahm, wie wir wiſſen, bisher dieſe allgemeine Dichtung in Schutz. Das Bedeutende, das ächt Menſchliche, das Ideale ſuchte er in dem Allgemeinen, und das Individuelle verwarf er als etwas Zufälliges und Geringfügiges. Darin beſtand ſein Hauptirrthum. „In einem Gedicht, ſagte er (noch im Jahr 1794[1]), muß Alles wahre Natur ſein, denn die Einbildungskraft gehorcht keinem andern Geſetze und erträgt keinen andern Zwang, als den die Natur ihr vorſchreibt; in einem Gedichte darf aber nichts wirkliche (hiſtoriſche) Natur ſein, denn alle Wirklichkeit iſt mehr oder weniger Beſchränkung jener *allgemeinen* Naturwahrheit“. Er verlangte vom Dichter, daß derſelbe durch reine Scheidung deſſen, was im Menſchen bloß menſchlich iſt, den verlornen Zuſtand der Natur wieder herſtelle[2]. Von einer eigenthümlichen Lage, meinte er, ſei das Unideale unzertrennlich, und er behauptete, der Dichter dürfe eine gewiſſe Allgemeinheit in den Gemüthsbewegungen, die er ſchildere, nicht verlaſſen[3]. Alles, was nicht reine Menſchheit iſt, war ſein Spruch, iſt zufällig an dem Menſchen — und was ging den philoſophiſchen Dichter das Zufällige an?

---

[1] Goethe's Werke, Ausgabe letzter Hand, B. 49, S. 96.

Als er mit dieſer Theorie im Jahr 1795 zur Poeſie zurückkehrte, iſt es zu wundern, daß dieſe einen univerſellen, metaphyſiſchen Charakter annahm? Humboldt beſtärkte ihn in ſolchen Anſichten. Von der *Macht des Geſanges* z. B. urtheilt derſelbe, dieſes Gedicht wirke um ſo ſtärker, weil hier ſchlechterdings nicht, wie in den *Idealen* und der *Reſignation* eine Empfindung des Individuums, ſondern der reine Dichtergeiſt vorwalte[4]. In dieſem Fall würde die Ode gewiß *ſchwächer* wirken, weil das Beſondere naturgemäß lebendiger ergreift, als das Allgemeine. Was am meiſten Merkmale enthält, macht den mächtigſten Eindruck: ein individueller Dichtergeiſt hat aber mehr Merkmale, als der allgemeine.

Durch die Xenien riß ſich Schiller von dieſer abſtrakten Dichtung zuerſt auf eine entſchiedene Weiſe los. Er gelangte aber hierdurch noch nicht unmittelbar zu der andern Gattung, welche, wie Goethe in der angeführten Stelle ſagt, das Allgemeine ganz im Beſondern ſchauen läßt. Zwiſchen beiden liegt nämlich noch eine dritte Weiſe, in welcher Anſchauung und Reflexion, Schilderung und Betrachtung als zwei ſelbſtſtändige, noch getrennte Beſtandtheile mit einander vereinigt ſind. Nach den Begriffen des Allgemeinen und Konkreten hat die Poeſie drei Hauptarten. Die Ideendichtung (welche Goethe Allegorie nennt) ſtellt das Allgemeine mittelſt des Konkreten dar; die mittlere Dichtung verbindet Allgemeines und Konkretes als verſchiedene Beſtandtheile mit einander; die reine Poeſie ergreift das Allgemeine ganz im Konkreten. Im erſten Fall denkt der Dichter, im dritten ſchaut er an, im mittlern halten ſich Denken und Anſchauen in ſeiner Seele das Gleichgewicht.

---

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 1295. l. u. (Oktavausg. B. 11, S. 666).

[2] Ebendaſelbſt S. 1275 l. u. (Oktavausg. B. 12, S. 402).

[3] Ebendaſelbſt S. 1277. l. o. (Oktavausg. B. 12, S. 410).

[4] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Humboldt, S. 206.

Das Epigramm hat aber wegen ſeiner Kürze und weil es ganz im Verſtandesmäßigen, im Didaktiſchen oder Polemiſchen, befangen iſt, im Reiche der Poeſie wenig Bedeutung. Es war für Schiller nur eine Vorübung. Nach dem Muſter der Xenienpoeſie konnte er die allgemeine Betrachtung auch ohne epigrammatiſche Zuſpitzung in freier Weiſe mit einer Empfindung, einer Wahrnehmung, einem individuellen Zuſtand zu einem größern poetiſchen Ganzen ausarbeiten, oder er konnte ſeine Ideen an die geſchichtliche und mythiſche Ueberlieferung anknüpfen. So entſtanden lyriſche und epiſche Stücke von ſubjektivem Gepräge. Als Schiller ſich mittelſt der Xeniendichtung von ſeiner Ideenpoeſie loswand, als der Poet ſich reiner vom Philoſophen ablöſ'te, um zum Unmittelbaren überzugehen, nahm er noch bedeutende ideelle Beſtandtheile mit herüber. Wie hätte er ſich ſogleich von ſeiner Gedankenwelt ganz befreien können? Aus dieſem Zuſammentreffen ideeller und realer Beſtandtheile, welche ſich noch gegen einander hielten und nicht verſchmelzen wollten, entſtand dann die eigenthümliche Dichtweiſe, von welcher ich hier rede.

Sein Uebergang von der abſtrakten Ideendichtung zu dieſer lebensvollern Gattung war ein großer, aber natürlicher und gleichſam abgenöthigter Fortſchritt. Die Ausübung hatte die ſich ſelbſt mißverſtehende Theorie[1] hinter ſich gelaſſen.

---

[1] Siehe Theil 3, S. 79

Von da ſcheint es aber nur eine kurze Strecke zur reinen, objektiven Dichtung zu ſein.

Dieſe letztere iſt die Poeſie, von welcher Goethe ſagt, daß ſie ein Beſonderes ausſpreche, ohne ans Allgemeine zu denken und darauf hinzuweiſen; wer dieſes Beſondere lebendig faſſe, erhalte zugleich das Allgemeine mit, ohne es gewahr zu werden oder erſt ſpät. Das Allgemeine iſt hier nämlich ſelbſt zum Individuellen geworden und ſtellt ſich uns gar nicht anders dar, denn als ſolches. Wie an einem Erzeugniß der Natur oder einer Erſcheinung des wirklichen Lebens, wird an einem ſolchen Stücke das Allgemeine nur durch Reflexion bemerkt und durch Abſtraktion von demſelben losgetrennt. Dieſes iſt die naive Form der Poeſie, welche Goethe mit Recht allein als ächte Poeſie gelten laſſen wollte, ihr Inhalt mag nun naiv oder ſentimental ſein. Wenn in ein ſolches ganz anſchaulich geſtaltetes Gedicht auch manche allgemeine Gedanken, Raiſonnements und Bemerkungen eingeflochten ſind und daſſelbe durch die Gefühle und ſittlichen Affekte des Dichters noch beſonders erwärmt iſt; ſo gehört doch das alles nicht als weſentliche Beſtandtheile zum Stücke ſelbſt und kommt daher nicht in Frage, wenn über deſſen Werth geurtheilt werden ſoll, wogegen die Bedeutung der beiden andern Dichtweiſen entweder ganz auf allgemeinen Ideen ruht oder doch nicht ohne Rückſicht auf dieſe beſtimmt werden kann. Bei dieſer reinen Darſtellung verſchwindet die Hauptidee ganz in die Form.

Ein ungebildeter Geſchmack und eine unreife Aeſthetik und Philoſophie werden Mühe haben, ja es wird ihnen vielleicht unmöglich ſein, gerade dieſe urſprüngliche Geſtalt als die ächte gelten zu laſſen. Selbſt das Lob über anerkannte Kunſtwerke deckt häufig genug nur den niedrigen Standpunkt derer auf, welche es ausgeſprochen. Was ſittlich anregt, ſetzen ſie über das, was ein freies äſthetiſches Wohlgefallen hervorbringt. Sie halten ſich an den Inhalt, und ſehen die Form, welche doch gerade das Weſentliche, ja man kann mit Recht ſagen das Innerliche, bei einem Kunſtwerke iſt, als etwas Zufälliges und Aeußerliches an. Das Stück, welches ſich am beſten in Begriffe bringen und worüber ſich am meiſten reden läßt, iſt ihnen das liebſte. Hierbei wird die reine Dichtung als ideenlos," leer, kalt, flach zur Seite geſchoben und den beiden andern Dichtweiſen, beſonders der vom Allgemeinen ausgehenden, der alleinige Preis zuerkannt. Dieſe laſſen doch eine tüchtige Gefühlsaufregung und einen maſſiven Denkſtoff im Leſer zurück — aber wo wäre der keuſche Sinn, der an einem anſpruchsloſen äſthetiſchen Bild, welches zunächſt nur in ſich gelten will, eine reine, innige Freude fände? Was bedeutet den Meiſten das, was ſie nicht auf ſich ſelbſt, auf ihre ſubjektiven Bedürfniſſe denkend und fühlend beziehen können? Wenn ſie ſich ſelbſt in dem Kunſtwerke wiederfinden, wenn es nicht allein zu ihnen, ſondern auch von ihnen redet, dann heißen ſie es willkommen.

Indem der naive Dichter ganz in der Anſchauung lebt, bekümmert er ſich nicht um die allgemeine Idee, aus welcher die poetiſche Schöpfung geheimnißvoll hervortritt. Er verfährt im Moment des Schaffens bewußtlos. Aber die Grundidee vermag auch der Leſer häufig nicht anzugeben. Man kann die Einheit ſolcher Gedichte oft nur anſchauen und fühlen, ſie entzieht ſich dem Begriffe und Berichte, ſie iſt der Erklärung und dem Schluſſe unzugänglich. Dergleichen Gedichte, die reinſten Blüthen des Genius, haben ihre Bedeutung ganz durch ihre äſthetiſche Geſtalt, in welche ſich ihre logiſche Form [*] und ihr Gehalt gleichſam aufgelöſ't haben. Eben weil ſie unendlich viel bedeuten, überſteigen ſie jeden beſtimmten Begriff. Sie gleichen darin ganz den Naturgegenſtänden, deren Schönheit und Erhabenheit uns ja auch unbeſchreiblich erfreut und rührt, ohne daß wir aus ihnen beſtimmte Ideen zu entwickeln im Stande wären. Alles, was wir über ſie ſagen, enträthſelt den Eindruck nicht, die ſie auf uns machen. Gerade dieſe naive, individuelle Dichtung und keineswegs die mehr oder weniger zum Allgemeinen aufſteigende, ſtellt uns irgend eine Idee am inhaltvollſten und in ihrer ganzen Fülle dar. Was ganz Anſchauung iſt, enthält einen ſolchen Reichthum von Beſtimmungen, daß ſein Gehalt durch den Verſtand nicht erſchöpft werden kann. Das Allgemeine hat kein ſelbſtſtändiges Daſein — es exiſtirt nur in unſerm Vorſtellungsvermögen.

---

[*] Siehe Theil 3, S. 88.

Nur das Einzelne iſt wirklich vorhanden. Will uns daher die Poeſie Repräſentanten des wirklich Exiſtirenden vorführen, ſo muß ſie uns durchgängig ſinnlich beſtimmte, d. h. individuelle Geſtalten liefern. Sonſt gibt ſie uns unſere Gedanken, unſere Begriffe von den Dingen, nicht dieſe ſelbſt.

Ein aus der Anſchauung emporgeſtiegenes äſthetiſches Gebilde wird daher unſerm Denken einen oft unerſchöpflichen Stoff darbieten und viele Mühe machen. Es wird ihm ſchwer beizukommen ſein, wie irgend einer Naturerſcheinung. Dagegen ſtellt uns die ſich im Allgemeinen haltende Dichtweiſe beinahe nur die Aufgabe, dem Dichter *nachzudenken*, welcher uns deutlich *vordachte*. Die Erklärung hat hier ein ziemlich leichtes Spiel. Bei einem naiven Kunſtwerk dagegen muß ſie immer ſehr viel zurücklaſſen. Die Auslegung muß häufig die Hoffnung aufgeben, die alles überflügelnde äſthetiſche Idee, gleichſam die Seele des Gedichts, in eine beſtimmte Begriffsform einzuzwängen; ſie kann das, was eine unendliche Fülle hat, nicht auf das Maß eines *Grundgedankens* zurückführen. Deſſen ungeachtet vermag dann die wiſſenſchaftliche Betrachtung noch immer das *Grundmotiv* feſtzuſetzen, durch welches ſich der Dichter begeiſtern und leiten ließ. Ich ſage das Grundmotiv, weil ihn bei den einzelnen Theilen ſeines Werkes auch beſondere Motive im Darſtellen führen müſſen, durch welche alle jenes Grundmotiv hindurchgeht, indem es ſie beherrſcht. Das beſtimmte Ziel, welches der Dichter vor Augen hatte, der einzelne Gegenſtand, den er darzuſtellen beabſichtigte, das beſondere Gefühl, welches ihn begeiſterte, kurz das konkrete Moment, welches ihn bei ſeinem Schaffen antrieb, und in welchem ſich der Eindruck ſeines Kunſtwerkes auf uns koncentrirt, dieß macht das Grundmotiv eines ſprachlichen Gebildes aus.

Ich ordne alſo das Grundmotiv der Grundidee zur Seite. Jenes iſt etwas Beſonderes und Einzelnes, dieſe etwas Allgemeines. Jenes findet bei der naiven, dieſe bei der ſentimentalen Form ſtatt, von welcher die Ideenpoeſie und die mittlere Weiſe Arten ſind. Der naive Dichter verfährt nie nach einer Grundidee, aber dieſe mag ſich auch bisweilen dem ſentimentalen Dichter entziehen, ſo daß ihm dann, wie dem andern ein ſeinem Gegenſtande inwohnendes Motiv vorſchweben muß. Man kann daher den Ausdruck Grundmotiv in Bezug auf den erzeugenden Künſtler allenfalls auch ganz allgemein gebrauchen; der beurtheilende Leſer aber wird dieſe Begriffe einander nebenzuordnen und hierdurch beiderlei poetiſche Gewächſe ihrem Urſprung nach von einander zu unterſcheiden haben. Die Erkenntniß des einen oder der andern iſt für jedes Erzeugniß der ſchönen Kunſt überhaupt der Lichtpunkt, von welchem aus ſich Klarheit über das Ganze verbreitet. Ob eine poetiſche Darſtellung richtig ausgeführt und von welcher Art und Beſchaffenheit der entſprechende Eindruck iſt, den ſie auf uns macht, können wir uns allein von dieſem Standpunkt aus deutlich bewußt werden.

Wenn wir die beiden erſten Formen, welche der Schiller'ſche Genius durchlief, durch die Ausdrücke des Reflektirten, Mittelbaren, Sentimentalen und Subjektiven bezeichnen, ſo heißt die letzte Gattung die individuelle, unmittelbare, naive, reine, objektive oder plaſtiſche Darſtellung, oder ſie wird nach dem Vorgange Goethe's auch kurzweg die Darſtellung genannt. Sie iſt unmittelbar, weil ſie ohne Dazwiſchentreten des wiederholenden verallgemeinernden Begriffs aus der Anſchauung erwachſen iſt, und ſich auch geradezu an das Anſchauungsvermögen und äſthetiſche Gefühl des Leſers wendet. Wir ſchauen, genießen und beſitzen ein ſolches Erzeugniß, ehe wir es eigentlich verſtehen. Wenn wir es begreifen wollen, muß der Verſtand ſich nachher zur Anſchauung herablaſſen. Aus gleichem Grunde nennen wir dieſe Darſtellung rein. Sie iſt nämlich rein von einer unrechtmäßigen Betheiligung des Begriffs, durch welchen ſie allgemein, mittelbar und reflektirt wird, und von einer Einmiſchung des ſittlichen Intereſſes, durch welches ſie der Dichter in ſentimentaler Färbung in ſich ſelbſt verſtrickt oder in rhetoriſcher Haltung abſichtlich auf den Leſer einwirken läßt [1]. Durch den überwiegenden Einfluß der verallgemeinernden Reflexion und des ſittlichen Intereſſes wird die Darſtellung überhaupt mehr oder weniger ſubjektiv. Die naive Darſtellung beginnt und vollendet ſich ganz im Konkreten und blickt weder durch Rhetorik auf den Leſer hin, noch erinnert ſie durch Sentimentalität an den Verfaſſer. Sie iſt ganz in ſich und will nichts anderes, als ſein. Aus demſelben Grunde iſt dieſe Darſtellung auch objektiv oder, nach einem aus der bildenden Kunſt entlehnten Ausdrucke, plaſtiſch.

---

[1] Vergl. Theil 2, S. 207, S. 130 und Theil 3, S. 115 ff.

Die Wörter ſubjektiv und objektiv ſind in dieſer Verbindung bloß von der Form zu verſtehen. Der Stoff mag genommen ſein, woher er will, aus der äußern Erfahrung, geſchichtlichen Ueberlieferung oder dem innern Leben des Dichters — dieſer verſchiedene Urſprung des Gegenſtandes macht die poetiſche Darſtellung ſelbſt weder ſubjektiv noch objektiv. Es kommt allein auf die Geſtaltung des Stoffes an, und da kann ein aus der eigenen Bruſt geſchöpfter Gegenſtand objektiv, d. h. ohne Einflüſſe der Reflexion und des ſittlichen Intereſſes ganz anſchaulich geſtaltet ſein, und ein aus der Außenwelt hergenommener Inhalt ganz ins Subjektive hineingezogen werden. Hiervon iſt der ſubjektive und objektive Dichtſtoff durchaus verſchieden und kommt bei der äſthetiſchen Beurtheilung nur in untergeordneter Weiſe in Frage. Für das tiefere Verſtändniß einer Dichtung iſt es allerdings nothwendig, zu wiſſen, woher ihr Stoff ihrem Verfaſſer zugefloſſen ſei, aber die Entſcheidung über ihren poetiſchen Werth hängt hauptſächlich von ihrer äſthetiſchen Form ab, welche eben in der naiven, individuellen Geſtaltung liegt [3]. In einer Geſchichtserzählung nennen wir das, was mit der hiſtoriſchen Wahrheit übereinſtimmt, objektiv, und das von dieſer Abweichende, ſubjektiv. Das eine und das andere dem bloßen Inhalte nach. Nun könnte ein Dichter in einer Ballade oder in einem Drama uns durchaus nur hiſtoriſche Wahrheit anbieten, ohne deßhalb im mindeſten eine objektive poetiſche Darſtellung zu liefern; und ein anderer dagegen könnte großentheils oder ganz von der Hiſtorie abgehen, ohne ſeiner Dichtung als ſolcher etwas zu vergeben, ja zum Vortheil dieſer. Die treueſte Wiedererzählung einer Geſchichte iſt noch keine poetiſche Form und ein ſubjektiv ganz umgeändertes Faktum kann Gegenſtand eines vollendeten Kunſtwerkes ſein. Wenn auch das Abgehen von dem Geſchichtlichen beſonders in unſerem kritiſchen Zeitalter manches Bedenkliche hat, ſo iſt doch ein Verſtoß gegen die Hiſtorie noch kein Fehler gegen die Aeſthetik, und die geſchichtliche Wahrheit iſt von der poetiſchen gänzlich verſchieden.

---

[3] Siehe Theil 3. S. 67 f.

Die ſubjektive und die objektive Darſtellung ſind alſo im Allgemeinen von der ſubjektiven und objektiven Beſchaffenheit und Quelle ihres Stoffes ganz unabhängig. Ein Gedicht, deſſen Inhalt und Charaktere aus dem eigenen unmittelbaren Leben ſeines Verfaſſers geſchöpft ſind, kann eben ſo viel Werth haben, als ein Stück, deſſen Stoff die äußere Erfahrung zuführte — aber immer hat die objektive Darſtellung einen unbedingten Vorzug vor der ſubjektiven. Und genauer betrachtet, iſt eigentlich jeder Stoff der Poeſie ſubjektiv, indem die andern Menſchen, von denen ich ihn entlehnen kann, ja auch nur Subjekte meiner Gattung ſind. Die Dichtkunſt iſt auf das erfahrungsmäßige Menſchenleben angewieſen, welches jeder in ſich eben ſo wohl und noch unmittelbarer wahrnimmt, als außer ſich. Die äußere Erfahrung hat für uns nur durch die innere, Sinn und Wichtigkeit. „Der Dichter“, ſagt Schiller ſehr wahr, „behorcht die Menſchheit in ſeiner eigenen Bruſt, um ihr unendlich wechſelndes Spiel auf der weiten Bühne der Welt zu verſtehen“[1]. Er anticipirt die Erfahrung aus ſich ſelbſt, und alles Aeußere knüpft er an irgend eine Erſcheinung ſeines innern Lebens. Er vervollſtändigt jede fremde Andeutung aus eigenem Schatze. Darin aber iſt das individuelle Menſchenleben, welches der Künſtler in ſich ſelbſt wahrnimmt, von dem ihm äußerlich gegebenen Stoffe bedeutend unterſchieden, daß jenes ungleich ſchwerer objektiv aufzufaſſen und darzuſtellen iſt, als dieſer — namentlich einer ſolchen Natur, wie unſer Schiller war, welchem die äußere Wahrnehmung und Ueberlieferung zu Hülfe kommen mußten, wenn er ein von der Reflexion und von eigenen ſittlichen Intereſſen freies Gebilde organiſiren wollte.

Schiller näherte ſich dieſer reinen Form, ohne ſie vollkommen zu erreichen, und hierin, alſo gerade im Weſen der Dichtung, behauptet Goethe einen entſchiedenen Vorzug, welcher allein ſchon, wenn man beide Männer nur als Dichter vergleicht, bei weitem alles aufwiegt, was Schiller ſonſt vor Goethe voraus hat. Dabei tritt aber ein wichtiger Unterſchied ein. Sonſt iſt gewöhnlich die Darſtellung deßwegen zu loſe gewoben, weil es ihren Urhebern an Bildungskraft oder an Kultur fehlt. Die Schiller'ſche Schreibart iſt nicht wegen eines Mangels zu wenig reell beſtimmt und objektiv lebendig [1], ſondern wegen eines Ueberfluſſes auseinandergehender Kräfte und Intereſſen. Seine Bruſt umſchloß wahrlich mehr, als Eine Welt! Der Denker, der Menſch und der Dichter ſtritten ſich um ſeinen Stil wie um ſeine Perſon, und da keiner den andern verdrängen konnte, ließen ſie ſich endlich alle verſöhnt neben einander nieder und brachten durch in einander greifendes Zuſammenwirken das zu Stande, was ſonſt, aber in anderer Weiſe, ſchon die einzelne Kraft für ſich ausführt. An der Thätigkeit des poetiſchen Talents betheiligten ſich auch ſeine übrigen Kräfte. Seine Darſtellung gibt uns nicht immer die volle Sache, aber ſie enthält meiſtens den ganzen Schiller.

---

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 1227. 2 m. (Oktavausg. B. 12, S. 191.)

Nach dem Xenienjahr, zur Zeit der Abfaſſung des Wallenſtein, warf er ſich auch in der Lyrik, ſeiner bisherigen Manier überdrüſſig, mit Leidenſchaft auf die konkrete Form, doch ſpäter machte ſeine gewaltige Natur gegen die Goethe'ſchen Einflüſſe ihre Rechte wieder geltend und er kehrte in dem letzten Luſtrum ſeines Lebens in den meiſten lyriſchen Erzeugniſſen zur ſentimentalen, ſubjektiven Behandlung zurück. Er überſchritt die Gattung, welche ich oben die mittlere genannt habe, nur in einzelnen Darſtellungen. Das, was Goethe in ſo außerordentlichem Grade beſaß, der Sinn für das *Mannigfaltige*, wurde bei ihm durch ſeinen immer auf das Geſetz, auf die Einheit, auf das Weſen der Dinge gerichteten Geiſt beſchränkt, und da uns dieſes nur mittelbar durch die Reflexion zum Bewußtſein kommt, ſo erhielt ſeine Dichtung ſelbſt ein überwiegend reflektirtes, mittelbares Gepräge. Oder wie Humboldt dieß ausdrückt: „Sein Dichtergenie war auf das engſte an das Denken in allen ſeinen Höhen und Tiefen geknüpft; es tritt ganz eigentlich auf dem Grunde einer Intellektualität hervor, die alles ergründend ſpalten und alles verknüpfend zu einem Ganzen vereinen möchte“.

---

[1] Siehe Theil I. S. 109 und 115 f.

Aeußere Stoffe konnte Schiller am leichteſten von einem ſubjektiven Beiſatze frei halten, daher finden wir objektiv geſtaltete Naturſchilderungen, Balladen und Dramen bei ihm, und viele hiſtoriſche Perſonen und Zuſtände ſind wahr und mit feſter Hand gezeichnet. Doch ſtreift eine ſentimentale, reflektirte Farbe, wie ein leichter Nebel, auch über viele dieſer Gebilde hin. Dagegen ſind die meiſten aus der innern Welt geſchöpften Gedichte mehr oder weniger gedacht und allgemein gehalten. Hier war es ihm beinahe unmöglich, den innern Zuſtand, getrennt von der Betrachtung dieſes Zuſtandes und ohne Beziehung auf ſein Ideenvermögen, in individueller Wahrheit darzuſtellen.

Hieraus entſpringen einige der Vorzüge und alle Mängel der Schiller'ſchen Lyrik überhaupt. In Betreff ihrer Verſtandesform [*] in hohem Grade vollendet, läßt nur ihre äſthetiſche Geſtalt einiges zu wünſchen übrig. Es zeigt ſich in ihr die größte Beſtimmtheit, aber es iſt doch mehr die Beſtimmtheit des deutlichen Denkens, als die der individuellen Anſchauung. Alle Gedichte ſind bewundernswürdig durch ihre Einheit, den Zuſammenhang ihrer Theile, die ſtrenge Ausſcheidung alles Fremdartigen, und beſitzen in ſo fern allerdings den Anſtrich einer — wie Humboldt ſich ausdrückt — „Nothwendigkeit athmenden (!) Form“. Denn die Forderung der Nothwendigkeit iſt eigentlich eine Verſtandesforderung. Aber den logiſch ſo vollkommen geſtalteten Gedichten fehlen häufig die Eigenſchaften, durch welche ſie eine leicht faßliche Geſtalt für die Phantaſie werden. Mag der Verſtand die Form dieſer Gedichte auch als nothwendig beurtheilen, ſo treten ſie doch nicht als etwas Wirkliches nahe genug an die Einbildungskraft. Die Kunſt hat ſie der Natur nicht genug angenähert. Auch ſeine plaſtiſchen Gemälde haben Lücken für die Phantaſie, oder man fühlt ihnen die Anſtrengung an, mit welcher ſie zuſammengeſetzt ſind. Zur Darſtellung des durchgängig individuell Beſtimmten hat ſich Schiller's Welt umſpannender Charakter beinahe nie heruntergelaſſen.

---

[*] Siehe Theil 3, S. 58.

In dieſem Falle hätte er ja auch vieles aufnehmen müſſen, was der Verſtand als zufällig und außerweſentlich beurtheilt.

Das produktive und reflektirende Vermögen betheiligten ſich beinahe gleichmäßig bei ſeinem Dichten. Aus dieſem innern Widerſtreit zwiſchen Verſtand und Einbildung, zwiſchen Begriff und Anſchauung möchte ich einen Theil der Kraft und Macht ableiten, mit welcher uns ſeine Poeſie ergreift. Wir ſehen in ihr einen Helden, der ſich durch hartnäckige Feinde zu ſeinem Ziele hindurchringt, ohne daß er es ganz erreicht. Wir ringen mit ihm — und möchten in unſerer ſittlichen Aufgeregtheit dieſem hohen Streben mehr Werth beilegen, als dem ruhigen Beſitz und freundlichen äſthetiſchen Genuß. In Schiller's Darſtellung ſtrömte die durch entgegengeſetzte Kräfte geſteigerte Energie der ganzen ſtrebenden Seele. Er mußte, wenigſtens längere Zeit, jedes Gedicht einem innern Widerſacher abgewinnen. Seine Phantaſie bevölkerte Länder, die noch kein Poet betreten hatte. Nur durch Steigerung der Produktionskraft konnte die Reflexion überboten werden.

Erwägen wir noch die Einflüſſe ſeiner ſittlichen Natur! Wie ſeine Theorie das Schöne und die Poeſie aus einem harmoniſchen Zuſammenwirken aller menſchlichen Vermögen hervorgehen ließ, ſo dichtete er ſelbſt mit allen ſeinen menſchlichen Kräften.

Sein ſittliches Prinzip trug dem Allgemeinen, auf welches ſein Geiſt immer gerichtet war, erſt den rechten Gehalt zu Das Abſolute und Nothwendige, welches er ſuchte, ſteigerte ſich ihm hierdurch zu dem Idealen, welches immer ſittlicher Art iſt. Er ſelbſt wurde durch dieſes überwiegende ethiſche Intereſſe zum Idealdichter, oder, damit ich mich ſeines eigenen Ausdruckes bediene, zum ſentimentaliſchen Dichter. Er beflügelte ſeinen Genius durch den Heroismus und die Humanität ſeiner Seele. Die ſittlichen Ideen waren ihm aber nicht allein ein Gegenſtand ſeiner ſpekulirenden Vernunft, ſondern zugleich die lebendigſte Angelegenheit ſeines Herzens. Deßwegen dichtete er auch immer zugleich mit dem Herzen, und erſetzte das, was ſeinen Gedichten an plaſtiſcher Anſchaulichkeit abging, möglichſt durch die Gewalt der Gefühle, die er in ſie ausgoß. Seine poetiſchen Erzeugniſſe haben nicht immer die Lebendigkeit, welche aus einer ganz individuellen Zeichnung des Gegenſtandes hervorgeht, aber ſie ſind durch das warme Gemüth ihres Urhebers beſeelt. Das oft dünne, durchſichtige Gewebe der objektiven Darſtellung wird dicht durch die goldenen Fäden, die der Sänger aus ſeiner eigenen Seele ſpinnend in daſſelbe einträgt. Wie ſeine Gedichte aus einem ſittlich geſtimmten und geweihten Gemüthe entſprangen, ſo üben ſie auf jedes unverdorbene Gefühl einen wunderbaren Zauber aus. Viele, die meiſten derſelben ſind ſchwer verſtändlich und müßten daher wenige Leſer haben, wenn nicht eine andere geheime Macht aus ihnen wirkte. Durch das in ſie hineingelegte beſte Herz ſind ſie ſo anziehend und ergreifend. Dem geoffenbarten Gefühl des Dichters begegnet hochentzückt das mächtig erweckte Gefühl des Leſers. Wahrlich! nicht allein der Kopf, auch das Herz ſchon verſteht, und es wäre ſchlimm um die begeiſterte Liebe beſtellt, wenn ſie den langſamen Begriff abwarten müßte! Von „des deutſchen Barden Hochgeſang“ ſagt Schiller:

„Und aus Herzens Tiefen quellend,
Spottet er der Regeln Zwang“.

Den Franzoſen, welche die Kunſtſchätze wegſchleppten, ruft er zu:

„Der allein beſitzt die Muſen,
Der ſie trägt im warmen Buſen!
Dem Vandalen ſind ſie Stein“;

und im Abſchied vom Leſer ſagt er in Bezug auf ſeine Muſe:

„Nur wenn ein Herz, empfänglich für das Schöne,
Im Buſen ſchlägt, iſt werth, daß er ſie kröne“.

Wegen dieſes Gewichtes, welches er auf das Herz legt, iſt er ja auch der Dichter der Frauen — iſt er der Dichter der Deutſchen! Die Worte, die er in dem Liede Mädchen von Orleans über ſein gleichnamiges Drama ſagt:

„Dich ſchuf das Herz, du wirſt unſterblich ſein“.

konnte er beinahe über jedes ſeiner Erzeugniſſe ausſprechen. Die Wärme, das Feuer des Herzens ſchien ihm von einer wahrhaft dichteriſchen Anlage unzertrennlich; das Herz war ihm die Stimme des Höchſten im Menſchen. Das Herz werde, ſagt er[1], nur durch die Ideen der Vernunft gerührt. In ſeinem eigenen Herzen allein treffe der Dichter ſein Ideal an[2]; und dieſer wolle die Einbildungskraft nur deßwegen in ein beſtimmtes Spiel ſetzen, um beſtimmt auf das Herz zu wirken[3]. Nur wenn der Dichter Geiſt mit Herz verbindet, will Schiller es ihm erlauben, auch die nackte ſinnliche Natur darzuſtellen[4]. Solche und ähnliche Anſichten, durch welche er die Humanität, von der er ſelbſt durchdrungen war, ausſprach, vertheidigte und verherrlichte[5], erwärmten ihn bei der Ausübung. Der edelſte Menſch empfiehlt bei uns den Künſtler, und die freudige Liebe bahnt der Verehrung den Weg.

Schiller ſpricht in ſeiner Dichtung, beſonders der lyriſchen, beinahe nie eine vorübergehende Laune, ſondern immer ſeine volle Ueberzeugung aus. Immer iſt es ihm Ernſt mit der Sache. Den Erzeugniſſen, die gelegentlich in ihm hervorgerufen wurden, ſieht man ihre Veranlaſſung nicht mehr an. Die Erklärung muß ſolche Gedichte auf ihre beſtimmten Anläſſe zurückführen, und die Kritik wird ſich hüten, an das, was ein Ausſpruch des vollen Menſchen iſt, allein den äſthetiſchen Maßſtab zu legen[6].

Aus der Belebung ſeiner Gedichte durch die Gefühle des Herzens leite ich es großentheils ab, daß jene nicht eigentlich didaktiſch ſind. Großentheils, denn auch ſeine Theorie ſchützte ihn vor dieſem Abwege, indem er jede beſtimmte Tendenz auf Belehrung oder Beſſerung unter der Würde der Dichtkunſt hielt[7]. Will man viele derſelben wegen ihres Ideengehalts und ihrer Mittelbarkeit didaktiſch nennen, ſo ſind ſie es wenigſtens in einer höhern, von dem gewöhnlichen Begriffe ganz verſchiedenen Bedeutung des Wortes. Das Element der Empfindung iſt zu übermächtig, als daß ſie mit andern Lehrgedichten zuſammengeſtellt werden könnten. Sie wenden ſich mehr an unſer Herz, als an unſern Verſtand. Ueberall iſt eine ſittliche Richtung, beſchränkte moraliſche Nutzanwendungen finden ſich nirgends. Am meiſten iſt die ideelle Dichtung belehrend, und die allgemeinen Epigramme müſſen allerdings didaktiſch genannt werden. Zu bemerken iſt auch, daß Schiller gewöhnlich ſolche Stoffe wählte, die eine pathetiſche Behandlung begünſtigten. Näher lag es ſeiner ſentimentalen Dichtweiſe in das Rhetoriſche zu verfallen, wenn er ſich nicht durch ſeine wiſſenſchaftliche Selbſtverſtändigung ziemlich über dieſe Manier ſeiner erſten Periode erhoben hätte. Einen gewiſſen rhetoriſchen Anflug haben indeſſen ſeine meiſten Gedichte dennoch. Schiller will immer das Höchſte im Menſchen ergreifen, während Goethe jedes poetiſche Erzeugniß, wie ein Naturprodukt, in ſeiner eigenthümlichen Weiſe wirken läßt und ſich um dieſe Wirkſamkeit nicht weiter bekümmert; Schiller hat immer den Leſer im Auge und der Leſer ſieht ihn im Gedichte, während Goethe, ſelbſt wenn er eigene Zuſtände darſtellt, ganz in der Sache verſchwindet und ſich und den Leſer vergißt. Man ſieht den rhetoriſchen Zug auch an den vielen Anreden an den Leſer, die beinahe in allen ſeinen Gedichten vorkommen. Er denkt ſich immer dem Publikum gegenüber; dieſes lieſ't ihn nicht, ſondern iſt ſein Zuhörer. Hiermit zuſammenhängend ſagt Goethe von ſeinem Freunde: „Er ſah ſeinen Gegenſtand gleichſam nur von außen an; eine ſtille Entwickelung aus dem Innern war ſeine Sache nicht. Sein Talent war mehr deſultoriſch. Deßwegen war er auch nie entſchieden und konnte nie fertig werden“. Die Unentſchiedenheit aber kam wohl von ſeiner verwaltenden Reflexion her, welche ſein poetiſches Talent auch deſultoriſch machte, indem ſie mitten zwiſchen die anſchauliche Bildung häufig hineingriff, ſo daß das Total unterbrochen und zerſtückelt wurde.

---

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 1253. 2. (Oktavausg. B. 12, S. 303).

[2] Ebendaſ. S. 1255. 2. (Oktavausg. B. 12, S. 312).

[3] Ebendaſ. S. 1285. 1 e. (Oktavausg. B. 12, S. 447. f.)

[4] Ebendaſ. S. 1247. 1. (Oktavausg. B. 12, S. 273.)

[5] Siehe Theil 2, S. 101.

[6] Siehe Theil 1, S. 86.

[7] Schiller's Werke in E. B., S. 1211. 2. u. (Oktavausg. B. 11, S. 111).

Von der Würde der Dichtkunſt hatte, wie wir wiſſen, nicht leicht Jemand einen erhabenern Begriff, war nicht leicht Jemand tiefer durchdrungen. Man erinnere ſich nur an den neunten Brief über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen.

und unter ſo vielen Gedichten an die **Künſtler** und die **Macht des Geſanges**.

Um ſich dieſem hohen Ideale zu nähern, um der begeiſternde Sänger ſeines Jahrhunderts werden zu können, ſchien es ihm vor allem nothwendig, ſich ſelbſt wiſſenſchaftlich und ſittlich zu läutern, und nicht eher, als er dieſes große Werk vollbracht, kehrte er zum Dichten zurück. Sein Individuum, wie er ſagt, in ſich auszulöſchen und ſich zur Gattung zu ſteigern, ſeine Empfindungen, von allem Zufälligen gereinigt, zu allgemeinen und reinmenſchlichen Gefühlen zu läutern, den idealiſchen Menſchen in ſich[1] zu entwickeln und zu verwirklichen, dieß war die Aufgabe, die er dem neuern Dichter ſtellte, die er an der Hand der Lebensphiloſophie zu löſen ſuchte, „welche durch ſtete Hinweiſung auf allgemeine Geſetze das Gefühl für unſere Individualität entkräftet, im Zuſammenhang des großen Ganzen unſer kleines Ich uns verlieren lehrt und uns dadurch in den Stand ſetzt, mit uns ſelbſt, wie mit Fremdlingen umzugehen“[2]. Schon in der Recenſion Bürger's hatte er es, mit unverkennbarer Beziehung auf ſich ſelbſt, als das wichtigſte Geſchäft des (ſentimentaliſchen) Dichters genannt, ſeine Individualität ſo ſehr als möglich zu veredeln und zur reinſten Menſchheit hinaufzuläutern, ehe er es unternehme, die Trefflichſten ſeiner Zeit zu rühren. Alle Weisheit und Bildung des vorgeſchrittenen Jahrhunderts müſſe der in ſich aufgenommen haben und in ſich zum Ideale verklären können, welcher durch ſeine Dichtkunſt einen veredelnden Einfluß auf daſſelbe zu gewinnen hoffen dürfe. Er müſſe der verfeinerte Wortführer der Volksgefühle ſein und denſelben einen reinern und geiſtreichern Text unterlegen; er müſſe als Vorläufer der hellen Erkenntniß die gewagteſten Vernunftwahrheiten in reizender Hülle ihre leiſe Macht an den Herzen beweiſen laſſen, ehe ſie zur Ueberzeugung des Kopfes würden; er müſſe aus dem Jahrhundert ſelbſt Muſter für das Jahrhundert erſchaffen[3]. Der Künſtler, ſagt er dann an einer andern Stelle, ſei nur der Sohn, aber nicht der Zögling oder gar der Günſtling ſeiner Zeit; nur den Stoff ſeiner Schöpfungen nehme er von der Gegenwart, die Form entlehne er von einer edlern Zeit und von der abſoluten, unwandelbaren Einheit ſeines Weſens. Hier, aus dem innern Aether ſeiner dämoniſchen Natur, rinne die Schönheit herab, unangeſteckt von dem Verderbniß der Geſchlechter und Zeiten, welche tief unter ihr in trüben Strudeln ſich wälzen[1].

---

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 1190. l. m. (Oktavausg. B. 12, S. 17).
[2] Ebendaſelbſt S. 1175. l. m. (Oktavausg. B. 11, S. 536).
[3] Ebendaſelbſt S. 1274 r. o. (Oktavausg. B. 12, S. 398).

Aus dieſem erhabenen, univerſellen Standpunkte iſt die Reinheit, der Ernſt, die Tiefe, die Großartigkeit, der Ideenreichthum ſeiner Poeſie begreifbar. Nur von dem reifen und vollkommenen Geiſte könne im Aeſthetiſchen, wie im Sittlichen das Reife und Vollkommene ausfließen, und kein noch ſo großes Talent vermöge dem einzelnen Kunſtwerke zu verleihen, was ſeinem Schöpfer gebreche — das war ſeine feſte Ueberzeugung. Als Haupterforderniß des Dichters ſah er den Charakter an, gegen welchen ſelbſt das Talent ihm nur die Bedeutung eines Mittels zu haben ſchien, und originell ſind ſeine Werke mehr noch durch ſeinen Charakter, als durch ſein poetiſches und philoſophiſches Talent. Daher ſagt er auch (1797) in Bezug auf Goethe: „Wenn es einmal einer unter Tauſenden, die darnach ſtreben, dahin gebracht hat, ein ſchönes vollendetes Ganzes aus ſich zu machen, der kann meines Erachtens nichts Beſſeres thun, als dafür jede mögliche Art des Ausdrucks zu ſuchen; denn wie weit er auch noch kommt, er kann doch nichts Höheres geben". Wer hätte nach dieſer Selbſtvollendung je mit einem heiligern Ernſt geſtrebt?

Welch ein gründliches Studium der Dichter anwenden müſſe, um zur Vollendung zu gelangen, hat Schiller in dem Aufſatze über die nothwendigen Grenzen beim Gebrauche ſchöner Formen mit offenbarem Rückblick auf ſich ſelbſt, trefflich geſchildert. „Wer etwas Großes leiſten will, muß tief eindringen, ſcharf unterſcheiden, vielſeitig verbinden und ſtandhaft beharren. Selbſt der Künſtler und Dichter, obgleich beide nur für das Wohlgefallen bei der Betrachtung arbeiten, können nur durch ein anſtrengendes und nichts weniger als reizendes Studium dahin gelangen, daß ihre Werke uns ſpielend ergötzen“[1].

---

[1] Schiller's Werke in E. B. S. 1190 [illegible] B. 12. S. [illegible] Siehe Theil 3. S. 27.

Wir haben ihn den mühſamen Pfad, welchen er uns in dieſen und den folgenden Worten beſchreibt, ſelbſt wandeln ſehen. Er beging bei ſeinem wiſſenſchaftlich-ſittlichen Vervollkommnungsgeſchäft für ſeine künſtleriſche Laufbahn nur den Fehler, daß er die Mannigfaltigkeit der Dinge aus den Augen verlor und ſelbſt gering ſchätzte. Indem er als Denker und Menſch unabläſſig nach dem Allgemeinen und Nothwendigen trachtete, büßte er die Achtung vor dem Individuellen und Anſchaulichen ein, welches für die äſthetiſche Kultur gerade das Weſentliche iſt. So iſt es denn klar, daß die wiſſenſchaftliche, die ſittliche und die künſtleriſche Bildung ihre beſondern Rechte gegen einander behaupten und daß jede eine eigenthümliche Pflege verlangt, wie ſehr ſie auch in einander greifen mögen. Mit der Bekanntſchaft Goethe's beginnt Schiller's praktiſch äſthetiſche Läuterung. Aber ſeine Geiſtesform war durch Naturanlage, Charakter, Spekulation, Alter und Gewöhnung ſchon zu ſehr beſtimmt, als daß er ſich der objektiven Darſtellung vollkommen hätte bemächtigen können, ungeachtet er den Hauptirrthum ſeiner Theorie, als gebe es neben der naiven eine eigene ſentimentaliſche Form, welche ſich um die Individualiſirung nicht zu bekümmern habe[2], bald erkannt oder gefühlt zu haben ſcheint.

Vergleichen wir dieſe allgemeinen Angaben mit dem fünften Kapitel dieſes Theiles unſerer Schrift, wo wir Schillern als Proſaiker charakteriſirten, ſo ſehen wir, daß dieſelben Grundkräfte ſeine lyriſche Poeſie und ſeine Proſa geſtalteten[3]. Wie hätte es anders ſein können, da die intellektuelle, poetiſche und ſittliche Kraft, welche die eigenthümliche Organiſation ſeines Stils emportrieben, zugleich die Grundelemente ſeines geiſtigen Lebens ſelbſt waren? Nicht allein im Inhalt, ſondern auch in der Form des Ausdrucks finden wir das wieder, was in der Seele iſt. Daher hat ſowohl ſeine Poeſie, als auch ſeine Geſchichtſchreibekunſt einen ſentimentaliſchen Charakter und ſteht im Gegenſatz mit dem naiven Stil der alten Zeit [1]. Ja auch ſeinen poetiſch belebten und ſittlich erwärmten philoſophiſchen Vortrag wird man unbedenklich in gleichem Sinn ſentimentaliſch nennen, wenn man ihn z. B. der rein wiſſenſchaftlichen Sprache des Ariſtoteles entgegenhält. Es iſt eine durchgängige Gleichartigkeit in der Schreibart Schiller's. Alles, was wir mit jenem Ausdruck bezeichnen, fließt aus dem eigenthümlichen Zuſammenwirken ſeines dreifachen Lebensprinzipes. Aber die ſentimentaliſche Behandlung konnte dem geſchichtlichen und philoſophiſchen Stil, ſo wie der epiſchen und dramatiſchen Poeſie, nicht ſo gefährlich werden, als der lyriſchen Dichtung.

---

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 1227 (Oktavausg. B. 12, S. 184).

[2] Siehe Theil 3, S. 76 ff.

[3] Ebendaſelbſt S. 107 ff.

---

[1] Siehe Theil 2. S. 223.

Dreizehntes Kapitel.

Lyriſche Gedichte dieſer Zeit, zugleich als Beiſpiele der eben aufgeſtellten Theorie.

Die im vorigen Kapitel dargelegte allgemeine Charakteriſtik der Schiller'ſchen Lyrik wird ihr Licht auf die bisher erläuterten Stücke zurückwerfen und andererſeits ſoll ſie uns auf unſerer Reiſe durch das fernere Leben des Dichters für die noch zu erklärenden Produkte ein Leitſtern ſein. Alle Gedichte, welche unmittelbar aus ſeinem Denken hervorgingen und dieſes nur poetiſch weiter fortſpannen, bis es endlich in den Epigrammen in einzelne Sentenzen auseinanderfiel, habe ich im Frühern zuſammengefaßt und ſeiner ſpekulativen Periode möglichſt ſo nahe gerückt, als ſie ihr wirklich liegen. Die Erzeugniſſe der mittlern und objektiven Gattung, zu denen Schiller jetzt überging, können, weil ſie häufig in einander überſpielen, nicht mehr ſtrenge geſondert, und weil ſie weit aus einander geſtreut ſind, nicht alle zuſammengereiht werden. Ich werde daher jedesmal in der Zeit ihrer Entſtehung von ihnen reden; nur einige Verſetzungen ſeien mir erlaubt, um das dem Inhalt nach Zuſammengehörige nicht allzuſehr zu trennen. Dies iſt die Methode des Botanikers, welcher die Pflanzen an Ort und Stelle aufſucht, wo ſie emporwachſen, was ohne Zweifel die vollſte Anſchauung, ſo wie die natürlichſte und erfreulichſte Erkenntniß verſchafft.

Von dieſen Erzeugniſſen, in denen die Anſchauung vorwaltet oder allein herrſcht, ſind einige lyriſcher Art, andere, deren Stoff das Geſchichtliche oder Mythiſche iſt, gehören der epiſchen Dichtung an. In dieſen letztern Kreis wird uns das nächſte Jahr einführen. Jetzt betrachten wir ſogleich die lyriſchen Gebilde des ſo außerordentlich fruchtbaren Jahres 1796, in welchem unſere Biographie noch weilt, zu denen wir alle verwandte Sprößlinge der nächſtliegenden Zeit mit herübernehmen.

Hinſichtlich des Gedichtes, der Abend nach einem Gemälde, kann man das Urtheil unterſchreiben, welches Humboldt fällt. „Es herrſcht in ihm ein ſehr einfacher und reiner Ton, das Bild malt ſich ſehr gut vor dem Auge des Leſers, und das Ganze entläßt ihn, wie man ſonſt nur von Stücken der Griechen und Römer ſcheidet“. Den Moment, welchen der Maler allein darſtellen kann, hat der Dichter in eine Reihe von Begebenheiten auseinander treten laſſen. Phöbus ſenkt den Wagen, die Meergöttin Tethys — denn ſo und nicht Thetis hätte Schiller ſchreiben ſollen, da nur von der erſtern, nicht von dieſer, der Mutter des Achilles, erzählt wird, daß ſie den Phöbus empfange[*] — Tethys, welche hier als die Geliebte des Gottes erſcheint, winkt ihm lieblich lächelnd, er ſpringt vom Wagen herab in ihre Arme, Kupido ergreift den Zaum, die Roſſe halten und löſchen ihren Durſt, die Nacht zieht am Himmel allmählig herauf. Die Worte: „ihr folgt die ſüße Liebe“, ſcheinen nicht mehr zu dem Gemälde, ſondern zum Folgenden, zur Anwendung zu gehören.

---

[*] Auserwählte Stücke deutſcher Dichter von H. Viehoff (Emmerich 1838) B. 2, S. 241. Die gediegenen Arbeiten des feinſinnigen Viehoff, ſo wie des gründlichen, verdienſtvollen Götzinger ſind, wie es ſich von ſelbſt verſteht, von mir möglichſt benutzt, oder wenigſtens berückſichtigt worden. Herr Götzinger wird häufig meinen Dank und überall meine Achtung zwiſchen den Zeilen leſen.

Sie richten ſich an den Leſer. Denn im Gemälde iſt die Liebe ja ſchon gegenwärtig durch den Kupido dargeſtellt und folgt nicht erſt der Nacht nach. Die Schlußverſe geben dem Ganzen eine gute und leichte Abrundung. Das wohlgelungene Stück iſt auch ſeiner äußern Form wegen merkwürdig. Mit Ausnahme der in Hexametern und Pentametern geſchriebenen Gedichten iſt es das einzige, deſſen Metrum Schiller den antiken Versmaßen nachgebildet hat. Humboldt hatte ihn früher einmal dazu aufgefordert.

Weit mehr Subjektives iſt in der Elegie Pompeji und Herkulanum und dennoch iſt ſie weit objektiver geſtaltet. Sie gewährt ein ſolideres Bild. Das, was der Dichter aus ſich in ſeine materielle Schilderung einfließen läßt, iſt nicht Reflexion, Begriff, beſchränkende ſittliche Theilnahme, ſondern es iſt unmittelbares inneres Erlebniß, ein lebendiger Zuſtand des Gemüths. Das Aeußere und das Innere durchdringen ſich zu Einer Thatſache, welche eben uns dargeſtellt wird. Die Herrlichkeit der alten Welt wird durch den Eindruck verſinnlicht, den die Betrachtung der untergegangenen Städte auf den Dichter macht, und der Eindruck wird an die Gegenſtände geknüpft, die ſich dem Auge darbieten. Alles iſt Anſchauung, Phantaſiegebilde, oder Empfindung; nirgends im ganzen Gedichte ein allgemeiner Gedanke, eine abgeſonderte Idee. Die Leichtigkeit der Auffaſſung wird noch durch die natürliche, geſchickte Anordnung befördert. Nachdem der Dichter einen Blick auf das Ganze der wiedererſtandenen Stadt gethan, erblickt er den Portikus, das Theater, den Triumphbogen, das Forum, tritt dann in ein Haus, wo ihm die innern Einrichtungen, Gemälde, Geräthſchaften und ſonſtige Einzelnheiten bis zu dem Schmuckkäſtchen herab ins Auge fallen; dann ſieht er im Muſeum Bücherrollen, Griffel und wächſerne Tafeln; und endlich ſtellen ſich die Penaten und wahrſcheinlich in einem Tempel, deſſen aber nicht ausdrücklich erwähnt wird, auch die übrigen Götter vor Augen und ihre Altäre ſtehen noch zum Opfer da. Wahrlich eine große Mannigfaltigkeit von Gegenſtänden, welche die erregte Phantaſie mit Bewohnern jeder Art bevölkert, und durch welche ſich ein einziges entzücktes Gefühl, daß die alte Welt wieder erſtanden ſei, hindurchzieht. Wir ſind mit der Gedankenökonomie Schiller's vertraut genug, um das Grundmotiv dieſes Gedichtes angeben und hierdurch deſſen Stellung genau bezeichnen zu können. In den Göttern Griechenlands hatte er ſeine Sehnſucht nach der Hellenenwelt rührend und erſchütternd ausgegoſſen; in milderer Klage hatte er in den Sängern der Vorzeit den entſchwundenen Volksſinn für Schönheit und Kunſt zurückgewünſcht. Hier, in Pompeji und Herkulanum, bewillkommnet er freudig das Geſchlecht und die Zeit als neuerſtanden, deren Verluſt er früher beweinte. Das iſt die Bedeutung des Gedichtes. Und darum iſt das Entzücken ganz rein durchgehalten von Anfang bis zu Ende, und die Illuſion der Phantaſie nicht am Schluß des Gedichtes der Wirklichkeit zur Beute gegeben. Die Kompoſition wäre durch einen elegiſchen Ausgang abgeſchwächt worden; die Macht dieſes Phantaſiebildes beſteht eben darin, daß ſie uns das wirkliche Leben ganz vergeſſen und gerade den Schein zu etwas Wirklichem macht. Die Götter, welche früher der Dichter herbeirief, ſind mit der alten Zeit wiedergekehrt, ſind gegenwärtig — wir werden zum Opfer aufgefordert:

„Die Altäre, ſie ſtehen noch da, o kommt, o zündet,
Lang ſchon entbehrte der Gott, zündet die Opfer ihm an"

Uebrigens treffen wir hier auf eine Eigenthümlichkeit, welche wir auch noch ſpäter zu bemerken Gelegenheit haben werden. Goethe ſtellt ſelten andere Gegenſtände dar, als die er mit eigenen Augen geſehen hat; Schiller weiß ſich durch Studien und ſeine lebhafte Phantaſie ein ſo wahres Bild von den Dingen zu ſchaffen, daß niemand die unmittelbare Anſicht vermiſſen wird. Es iſt der Triumph der Produktionskraft, wenn ſie die Sinneswahrnehmung erſetzen kann. Ein Verehrer richtet aus Pompeji ſelbſt ein Gedicht an Schiller, welches mit den Worten ſchließt:

„Und was dem Pilger ſelbſt im Lande ſchweiget,
Du haſt es unſerm trunknen Aug' gezeiget"*

---

* Schiller's Album, S. 41.

Wie in dieſem Gedicht die Freude über einen „ſelbſtſtändigen (d. h. der Realität ſich entſchlagenden) Schein“[1] herrſcht, ſo lebt in den Idealen eine ſich in ruhige Faſſung auflöſende Wehmuth über die Wirklichkeit. Was in den Idealen beklagt wird, iſt von dem Ideal, zu welchem ſich der Dichter in Ideal und Leben empor arbeitet, gänzlich verſchieden. In der letztern Ode erhebt er ſich aus der Erſcheinungswelt zu der ihr entgegengeſetzten Ideenwelt, die ein nothwendiges Erzeugniß unſerer Vernunft und daher von objektiver Gültigkeit iſt. Die Aufgabe unſeres Klagliedes dagegen iſt dem Gegenſtand nach niedriger, und mehr ſubjektiv und individuell. Es ſind hier nur die Ideale der Jugend und eines beſtimmten Individuums gemeint, nämlich Schiller's ſelbſt, wie ſie bis zu ſeiner wiſſenſchaftlichen Läuterung in ihm lebendig waren. Die erſte Strophe betrauert es, daß des Lebens goldne Zeit verſchwunden — mit derſelben ſind aber zugleich ihre Ideale zerronnen:

„Erloſchen ſind die heitern Sterne,
Die meiner Jugend Pfad erhellt“.

Und dieſe Jugendideale, ſind ſie vielleicht Geburten des forſchenden Verſtandes? Im Gegentheil, ſie ſind Gefühle, Kräfte des Gemüthes und Willens, Drang der Seele, Entwürfe, Phantaſien und Wünſche. Die Ideale ſind es, die „einſt das trunk'ne Herz geſchwellt“; ſie ſind „Weſen, die der Traum gebar“; wie Pygmalion ſeine Marmorſäule belebte, heißt es dann nach Schiller's tiefſter Auffaſſung der äußern Welt[2], ſo — um mit den Worten der erſten Ausgabe fortzufahren —

„So ſchlangen meiner Liebe Knoten
Sich um die Säule der Natur,
Bis durch das ſtarre Herz der todten
Der Strahl des Lebens zuckend fuhr,
Bis warm von ſympathet'ſchem Triebe
Sie freundlich mit dem Freund empfand,
Mir wiedergab den Kuß der Liebe,
Und meines Herzens Klang verſtand“;

---

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 1218. 1. m. (Oktavausg. B. 12, S. 140).
[2] Siehe Theil 3, S. 148 f. und ſonſt.

in mächtigem Streben erweiterte ſich die Bruſt zu einer Welt, welche in jeder Geſtalt ins Leben treten wollte; der glückliche, ſich ſelbſt vertrauende Jüngling glühte von Entwürfen, denen nichts zu hoch, nichts zu fern war und die Zukunft umgaukelte ihn mit den Bildern der Liebe, des Glückes, des Ruhmes und der Wahrheit. Die Fülle und Wärme des jugendlichen Lebens, aus welcher nicht allein die zuletzt genannten Phantaſien emporſtiegen, ſondern mit der auch ein gewaltiger Bildungsdrang verbunden war, ſie iſt es eigentlich, deren Verluſt der Dichter beklagt und am ausführlichſten darſtellt. Was er ſonſt auch gewonnen haben mochte, die begeiſterte Kühnheit, die lebendige Gluth, von welcher er ſich früher durchdrungen fühlte, vermißte er jetzt um ſo ſchmerzlicher, da er am wenigſten ohne jene Kräfte wieder Dichter werden konnte. Was raubte ihm aber dieſen idealiſirenden Trieb des Herzens? Vor allem waren es ſeine kritiſchen, philoſophiſchen Studien, welche ihn aus dieſem Reich des unbewußten Bildens und unmittelbaren Fühlens vertrieben. Daher heißt es nicht allein: „Des Wiſſens Durſt blieb ungeſtillt“, ſondern in der urſprünglichen Ausgabe leſen wir auch die Worte:

„Des Ruhmes Dunſtgeſtalt berührte
Die Weisheit, da verſchwand der Trug“,

und an einer andern Stelle:

„Er iſt dahin, der ſchöne Glaube
An Weſen, die mein Traum gebar,
Der feindlichen Vernunft zum Raube,
Was einſt ſo ſchön, ſo herrlich war“.

So reiht die charakteriſtiſche Art der Klage dieſes Gedicht jenen Erzeugniſſen an, in denen er die Philoſophie von ſich abweiſ't, welche ihm von nun an hinderlich war[1]. Was iſt es aber, wodurch er ſich beruhigt? Die Beſchäftigung iſt ihm geblieben, und die Freundſchaft, welche zur Beſchäftigung antreibt, „die gern ſich mit ihr gattet“. Von der letzten Strophe, aus welcher dieſe Worte genommen ſind, urtheilt Humboldt mit Recht, daß ſie auf eine überaus eigenthümliche Weiſe Schiller's unermüdlich fortſchreitende Geiſtesthätigkeit bezeichne, ſo wie überhaupt das ganze Gedicht einen ſehr nahen Bezug auf ihn habe[1]. Die Verſe ſagen, außer der Freundſchaft ſtehe ihm tröſtend zur Seite die

---

[1] Siehe Theil 3, S. 164 ff.

„Beſchäftigung, die nie ermattet,
Die langſam ſchafft, doch nie zerſtört,
Die zu dem Bau der Ewigkeiten
Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,
Doch von der großen Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre ſtreicht“.

„In dem Kopfe des Jünglings“, erklärt ſich Schiller an einer andern Stelle[2], „arbeiten dunkle Ideen, wie eine werdende Welt, und er beeilt ſich, das auszugießen, was in ihm lebendig iſt. Hat er aber auch Gefallen an ſeinen Geburten, ſo will ihm des Kenners Urtheil das Zeugniß der warmen Selbſtliebe nicht beſtätigen. Mit ungefälliger Kritik zerſtört dieſer das Gaukelwerk der ſchwärmenden Bildungskraft und leuchtet ihm in den tiefen Schacht der Wiſſenſchaft und Erfahrung hinab, wo, jedem Ungeweihten verborgen, der Quell aller wahren Schönheit entſpringt. Schlummert nun ächte Geniuskraft in dem Jüngling, ſo wird er zwar anfangs ſtutzen, aber der Muth des wahren Talents wird ihn bald zu Verſuchen ermuntern“. Kurz die Periode der *Kunſtdichtung* beginnt, in welcher er mit Geringſchätzung, wie Schiller, auf ſeine Jugendarbeiten zurückblickt. „Er unterwirft nun die üppige Phantaſie der Disciplin des Geſchmackes und läßt den nüchternen Verſtand die Ufer ausmeſſen, zwiſchen welchen der Strom der Begeiſterung brauſen ſoll. Ihm iſt es wohlbekannt, daß nur aus dem unſcheinbar Kleinen das Große erwächſ't und *Sandkorn für Sandkorn trägt er das Wundergebäude zuſammen*, das uns in einem einzigen Eindruck jetzt ſchwindelnd faßt“. So bringt dieſe von der

---

[1] Schiller's und Humboldt's Briefwechſel, S. 172 und 174.

[2] Schiller's Werke in E. B., S. 1227. 2. (Oktavausg. B. 12, S, 184 f.).

Freundſchaft unterſtützte, unabläßige Arbeit des ächten Kunſtgenies allmählig „Bauten der Ewigkeiten“ zu Stand, und indem ſie das ganze Leben an bleibende Werke ſezt, trägt ſie dem kommenden Geſchlecht einen Theil der großen Schuld ab, welcher dem vergangenen nicht mehr entrichtet werden kann[1]. Und dieſe Ausſicht iſt wahrlich bei aller Entſagung ein hinreichender Erſaz für den trüben Bildungsdrang der jugendlichen Naturpoeſie, von dem Schiller doch ſelbſt ſagen muß:

„Wie wenig, ach! hat ſich entfaltet,
Dieß wenige, wie klein und karg“!

Ein Kritiker tadelt es, daß Schiller „die unerbittliche Flucht der Ideale ſo tief betrauere und dennoch aufrufe, in des Herzens heilig ſtille Räume zu fliehen, wo ja doch eben die Ideale zu Hauſe ſeien“[2]. Gewiß nicht eben dieſelben! Die Ideale, in welche der ſittlich und wiſſenſchaftlich geläuterte Mann ſich aus dem Weltweſen zurückzieht, ſind ganz verſchieden von denen, welche den leidenſchaftlich träumenden Jüngling ins Leben reißen. Aber dennoch verlangt uns ewig nach jenem dämmernden Bewußtſein der vollſten Gefühle, das Licht der Freiheit erſezt uns nie, was uns die dunkle Naturkraft freiwillig gewährte und verhieß, und wir fühlen uns arm und vereinzelt, ſeitdem wir denken und ſtreben!

So intereſſant dieſes Gedicht dem Biographen durch ſeinen Inhalt, eben ſo merkwürdig iſt es dem Kunſtrichter durch ſeine Behandlung. Die eigenſten, unmittelbarſten Empfindungen des Verfaſſers drängten ſich in dieſe ſein ganzes Leben umſpannende Elegie zuſammen, aber ihre Geburt fällt in das Jahr 1795, alſo in die Zeit der allgemeinen und mittelbaren Ideendichtung[3]. So kamen Inhalt und Form mit einander in Widerſtreit, und weder Humboldt noch Schiller wußten dieſes Gedicht, in welchem ſich ein konkreter Gehalt ſo charakteriſtiſch hervorſtellt, mit ihrer Verallgemeinerungstheorie zu vereinigen, in welcher ſie die reine Form ſuchten. Humboldt äußert ſich, auch die ſtrengſte Kritik müſſe geſtehen, daß es ein ſehr ſchönes Gedicht ſei, und eben dieß ſage ihm auch ſein Gefühl; es ſcheine ihm aber die Wirkung weniger auf ſeinen dichteriſchen Vorzügen als auf dem Intereſſe zu beruhen, welches eine ſo menſchliche und das Gefühl ſo ſtark ergreifende Stimmung nothwendig mit ſich führe; er zweifle, ob das Rührende des Stücks nicht auf eine zu überwiegende Weiſe aus dem Stoff und weniger aus der Form entſpringe. Er ſchließt mit den Worten: „Ueber keines Ihrer Gedichte iſt mir das Urtheil ſo ſchwer geworden, und doch, wie ich ſelbſt fühle, ſo mißrathen. Ich ſtehe in Streit mit mir ſelbſt“. Hätte der Dichter alle Züge ausgelöſcht, die auf ihn ſelbſt hindeuten, hätte er ſeine Empfindung ganz zu einer allgemeinen ſteigern können — dann hätte das Stück wohl in den Augen Humboldt's die reine Form gehabt, und hätte gar nicht mehr durch ſeinen Inhalt gewirkt. Die individuelle Wahrheit ſtand ſeinem Syſtem ſtörend im Weg, und doch ſprach aus dieſer ein lebendiges Gefühl, welches einen unmittelbaren, nicht wegzuläugnenden Eindruck machte. Schiller ſelbſt vertheidigt ſeine Produktion unter anderm in folgenden Worten: „Ueberhaupt iſt dieſes Gedicht mehr als ein Naturlaut (wie Herder es nennen würde) und als eine Stimme des Schmerzes, der kunſtlos und vergleichungsweiſe auch formlos iſt, zu betrachten. Es iſt zu ſubjektiv (individuell) wahr, um als eigentliche Poeſie beurtheilt werden zu können, denn das Individuum befriedigt dabei ein Bedürfniß, es erleichtert ſich von einer Laſt, anſtatt daß es in Geſängen von anderer Art vom innern Ueberfluß getrieben dem Schöpfungsdrange nachgibt. Die Empfindung, aus der es entſprang, theilt es auch mit, und auf mehr macht es, ſeinem Geſchlecht nach, nicht Anſpruch“. Schiller war alſo mit dieſem Produkt einmal aus ſeiner Begriffsdichtung, wie er ſie ſchon von Bürger forderte[1], herausgetreten. Er war wenigſtens von individuellen Stimmungen und Zuſtänden ausgegangen, wenn er auch ſein Werk nicht innerhalb des Gebietes des Anſchaulichen vollendete, und eben deßwegen iſt das Gedicht zu loben, weßwegen ſeine Theorie es tadeln muß, welche ſein unfügſamer Genius hier offenbar überflügelt hat. Doch das beſſere Gefühl läßt ſich nicht wegläugnen, und ſo fügt Schiller ſogleich bei näherer Beſinnung die mit ſeinem Syſtem ſchlechterdings nicht zu reimenden Worten bei: „Ob ich gleich mit Ihnen einig bin, dieſem Gedichte mehr eine materielle, als formelle Kraft zuzugeſtehen, ſo iſt doch etwas darin, was es dichteriſcher macht, als alle übrigen“[1]. Worte, welche deßwegen unendlich merkwürdig ſind, weil wir aus ihnen ſehen, wie ſehr es unſerm Schiller außer allem andern auch durch ſeine Theorie erſchwert wurde, zur reinen Darſtellung zu gelangen. Dagegen gab Goethe den Idealen vor allen gleichzeitigen Erzeugniſſen, dem Genius, der Macht des Geſanges und dem Tanz, den Vorzug. Humboldt meint, aus dem Grunde, weil niemand ſich des Beſitzes des Gutes, deſſen Verluſt Schiller beklage, ſo rühmen könne, als er![2] Wie wenn Goethe nicht immer ſtrenge nach dem objektiven Kunſtwerth geurtheilt hätte, ſelbſt dann, wenn er auch nur den ſubjektiven Eindruck wiedergab. Dieſer war immer rein äſthetiſch.

---

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 1035. 1. c. (Oktavausg. B. 10, S. 140)
[2] Kannengießer's Vorträge über Goethe's lyriſche Gedichte, S. 127
[3] Siehe Theil 3, S. 137 ff.

---

[1] Siehe Theil 2. S. 297.

Wenn wir eben der Selbſtkritik Schiller's nur in der Beurtheilung eines Faktums nicht beiſtimmen konnten, ſo müſſen wir endlich in dem fraglichen Gedichte einen anderen Punkt läugnen, der er als Thatſache annimmt. Die Ideale ſind keineswegs ein kunſtloſer, und vergleichungsweiſe auch formloſer Naturlaut. Im Gegentheil, ſie ſind allzuſehr in das Reflektirte und Begriffsmäßige gezogen, und hierdurch gekünſtelt geworden. Wie viel einfacher, natürlicher und anſprechender iſt z. B. der Ausdruck in den ähnlichen ſpätern Erzeugniſſen, in der Sehnſucht und in dem Pilgrim! Mit Recht hat man an der erſten Hälfte des Gedichtes, beſonders in ſeiner urſprünglichen Geſtalt, die Ueberladung an Gleichniſſen und das Springen von einem Bilde ins andere getadelt — Eigenſchaften, die unläugbar eine Folge der allgemeinen Haltung des Gedichtes ſind. Die individuellen Bezüge ſind verdeckt, und die Bekenntniſſe eines Individuums ſind zu Bekenntniſſen des Menſchen überhaupt gemacht. Selbſt die Wehmuth, welche ſich in der Elegie ausdrückt, iſt ganz verallgemeinert, ſie haftet an keinem beſtimmten Fall, iſt durch keinen ganz beſondern Gemüthszuſtand, keine eigene Zeit motivirt. Die Schmerzgefühle ſind nur gegen den Willen des Dichters konkret, ſie ſchwanken zum Theil auf allgemeinen Vorſtellungen oder brechen ſich nur mit Gewalt eine freiere Bahn. Der Troſt in den Schlußſtrophen aber und hierdurch der Eindruck des Ganzen iſt unbefriedigend, weil der tiefe Gehalt dieſer Verſe, welchen wir oben nachwieſen, mehr unbeſtimmt angedeutet, als in lebendiger Wahrheit durchgeführt iſt.

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Humboldt, S. 171 ff. und S. 186 ff.

[2] Ebendaſ. S. 204.

So repräſentirt uns dieſes Gedicht auf eine glänzende Weiſe die poetiſche Darſtellung, welche wir oben als die mittlere bezeichnet haben, und unſere ausführlichere Analyſe möge auch hierin eine Entſchuldigung finden.

In den Idealen lebt ein wehmüthiges, in der Dithyrambe, oder dem Beſuch, wie das Lied urſprünglich hieß, ein frohes Gefühl. In Schiller war, ſeit er ſich von der rüſtigen Polemik abgewandt hatte, neben dem erhabenen tragiſchen Pathos eine ſanfte elegiſche Empfindung vorherrſchend[1]. Dieſer Grundzug ſpricht ſich daher in ſeinen meiſten lyriſchen Stücken der dritten Periode aus; nur die eigentlichen didaktiſchen Erzeugniſſe und die allgemeinen Epigramme gehören nicht hieher, und in den Xenien kehrte die kecke Polemik in verjüngtem Maßſtab noch einmal zurück. Das tiefe, ernſte Gefühl verſchwiſterte ſich am liebſten mit ſeinem philoſophiſchen Denken und ſittlichen Streben. Daher ſind auch in die meiſten Gedichte, in welchem ſich eine elegiſche Stimmung ausdrückt, ideelle Beſtandtheile aufgenommen. Dagegen konnte die ſeltene, vereinzelte Freude auch ohne einen fremdartigen Gedankenſtoff als reines, unmittelbares Gefühl dargeſtellt werden. Kurz, die elegiſchen Gedichte ſind ſubjektiv, die fröhlichen objektiv gehalten. In der Dithyrambe, wie in Pompeji und Herkulanum, drückt ſich lebendig und beſtimmt eine freudige Empfindung des Augenblicks aus. Sie gründet ſich ihrem äußern Gegenſtande nach in beiden Gedichten auf eine

---

[1] Siehe Theil 2, S. 95.

Viſion; das eine Mal glaubt der Poet ein untergegangenes Geſchlecht wieder aufleben zu ſehen, das andere Mal bewillkommnet er die himmliſchen Götter. Er erhebt ſich nicht, wie er es früher in einer eigenen Idylle zu thun vor hatte[1], in den Olymp, ſondern die Himmliſchen ſelbſt ſteigen zu dem Glücklichen herab, ſie alle treten zu ihm ein, erfüllen die irdiſche Halle. Aber womit kann der Erdegeborne ſie bewirthen? Er bittet die Unſterblichen um ihr göttliches Leben, denn

„Die Freude, ſie wohnt nur
In Jupiters Saale!“

Und Jupiter beſiehlt der Hebe, ihm die Schale des unſterblich machenden Nektars zu reichen, und ſeine Augen mit himmliſchem Thau zu benetzen, damit ſich der Sänger dünken möge, einer der Ueberirdiſchen zu ſein. Das ſchöne Bild iſt alſo eine Weihe, eine Apotheoſe des Dichters, und die Worte, welche Zeus zu Herakles ſagt:

„Nicht aus meinem Nektar haſt du die Gottheit getrunken,
Deine Götterkraft war's, die dir den Nektar errang“,

gelten auch hier. Dieß iſt die Wahrheit der Göttererſcheinung: nur den Göttlichen erſcheinen die Götter. Wie nach einem Epigramme die Quelle der Jugend, ſo rinnt auch „die himmliſche Quelle“ — „wirklich und immer in der dichtenden Kunſt“.

Amor, „der lächelnde Knabe“, welcher in der Dithyrambe ebenfalls beim Dichter zum Beſuch iſt, möge uns zu einigen neuen Geſtalten hinüberführen, welche alle uns die Liebe verherrlichen. Aber Amor iſt bei Schiller nicht der lächelnde Knabe mehr, ſondern, im Sinne der Hellenen, ein ernſter, gedankenvoller Jüngling.

Die Geſänge, die wir hier zu betrachten haben, führen uns, charakteriſtiſch genug, erſonnene Situationen zu, während ſpätere Gedichte der gemiſchten und reinen Gattung ſich gern an wirkliche Anläſſe ſchließen. Beſtimmte erdichtete Situationen bilden eine Mittelſtufe zwiſchen dem Abſtrakten und Wirklichen, welchem letztern ſich der Dichter alſo allmählig näherte. Ich weiß wenigſtens die Lieder, an Emma, die Erwartung, die Begegnung und das Geheimniß ihrem Inhalte nach mit dem Leben des Dichters in keinen nähern Bezug zu ſetzen. Sie ſcheinen Nachahmungen Goethe'ſcher Erzeugniſſe zu ſein.

---

[1] Siehe Theil 2, S. 149.

In den Verſen an Emma „Weit in nebelgrauer Ferne“ härmt ſich ein Leidender ob der Geliebten, welche ihrer frühern Neigung nicht mehr eingedenk, den Schmerz des treuſten Freundes unbeachtet läßt. Wäre ſie geſtorben, dann beſäße ſie doch ſein Kummer und ſie lebte ſeinem Herzen! In der letzten Strophe fügt ſich eine allgemeine Idee bei. Kann denn der Liebe ſüßes Verlangen vergänglich ſein? gehört ſie in das Gebiet der Dinge, von denen man ſagen kann, daß ſie dahin ſind und vergangen?

„Ihrer Flammen Himmelsglut,
Stirbt ſie wie ein irdiſch Gut?“

Vergleichen wir unſer Stück mit den Strafworten an Minna aus der erſten Periode, ſo ſehen wir es recht, daß ein durch Kultur veredeltes und gemäßigtes Gefühl in ihm athmet; die Empfindung in dem Jugendgedicht dagegen iſt momentan und daher eindringlicher.

Die Erwartung „Hör' ich das Pförtchen nicht gehen?“ gehört gewiß zu den vollendetſten Gedichten, die wir von dem Meiſter beſitzen. Im daktyliſchen Maße findet die frohe, raſche Erwartung des Harrenden, daß jetzt, jetzt die Geliebte nahe, einen Ausdruk; in Trochäen ſinkt der Hoffende immer wieder von ſeinem geträumten Glück herab und löſ't ſich ſeine Täuſchung auf; und in der Stanze „der zärtlich ſchmachtenden, die dreimal ſchamhaft fliehet und dreimal verlangend zurückkehrt“, iſt dann die innigſte, weichſte Sehnſucht des in Liebe ſchmelzenden Herzens ausgegoſſen. Dieſe Geſtalt des Gedichts wiederholt ſich regelmäßig bis zum letzten Vers der letzten Stanze. Die ſüßen, inbrünſtigen Liebesträume haben dem Bewußtſein des Verlangenden endlich die Außenwelt weggeſpült: er entſchlummert: „Und in das Leben tritt der hohle Traum“. „Und leiſe“, fährt der Dichter fort —

„Und leiſ', wie aus himmliſchen Höhen
Die Stunde des Glückes erſcheint,
So war ſie genaht, ungeſehen,
Und weckte mit Küſſen den Freund“.

Dieſe Worte enthalten den ideellen Beſtandtheil des Ganzen. Das Glück iſt unſern Bitten unzugänglich; „die Freude ruft nur ein Gott auf ſterbliche Wangen“[1]. Das, wornach wir Jahre lang trachteten, wird uns, wie das Epigramm Odyſſeus lehrt, im Schlummer zu Theil. Jede Stanze hat ihren eigenthümlichen Gehalt, und doch iſt jede nur ein leiſer Hauch, ein durchſichtiger Flor des verſchmachtenden Herzens. So geiſtig iſt die herrliche Rede gewoben, daß ſie beinahe ſelbſt Seele iſt, und von allen unendlichen Sprachzeichen ſind dem Sänger die zarteſten und edelſten zugefloſſen, um dieſer Pſyche Geſtalt zu geben. Wie hier der Sehnſuchtsvolle die Geliebte, erwartet übrigens in der Braut von Meſſina Beatrice ihren Don Manuel[2]. Wäre die Erwartung ſpäter geſchrieben, ſo könnte ſie als ein Nachſtück dieſes Monologs angeſehen werden[3]. Der Liebende harrt in einer Laube, Beatrice in einem Garten, und in beiden Scenen neigt ſich die Sonne ihrem Ziele. Der Liebende glaubt das Pförtchen gehen, den Riegel klirren zu hören und muß ſich antworten:

„Nein, es war des Windes Wehen,
Der durch dieſe Pappeln ſchwirrt“.

Und ſo auch ruft ſogleich im Anfang die getäuſchte Königstochter ſich zu:

„Er iſt es nicht — es war der Winde Spiel,
Die durch der Pinie Wipfel ſauſend ſtreichen“

Beide laſſen ſich durch ihren Wunſch wiederholt irre führen — Auge und Ohr der Liebenden ſind ja im Herzen. Die Nacht bricht herein, welche die üppige Gluth des einen herbeifleht, vor der die rathloſe Furcht der andern zurückbebt. Zwei ſo verwandte Lagen müſſen wohl auch, bewußt oder unbewußt, in der Seele ihres Urhebers in einander gegriffen haben!

---

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 89. 1. (Oktavausg. B. 1. S. 436).
[2] Ebendaſ. S. 510 (Oktavausg. B. 5, S. 445).
[3] Und ſind die Erwartung und an Emma nicht vielleicht ſpätern Urſprungs? Sie finden ſich weder in dem Muſenalmanach noch in den Horen

In den nicht minder trefflichen Stanzen die Begegnung rührt und gewinnt der arme, beſcheidene, heilige Sänger das Herz der hochgebornen, reichen, herrlichen Jungfrau. Hier iſt der Triumph der Liebe des Genius über das „rohe Glück“. Wie der Glaube Berge verſetzen kann, ſo ſtürzen an der ewigen Liebe alle hergebrachte, erfundene Weltverhältniſſe ein, und wie der Glaube ſeinen Gott hat, ſo gewiß findet die treue Liebe ihren Gegenſtand — die Gegenliebe. Das etwas vornehm gefaßte Geſtändniß der Fürſtin erhebt ſich und das ganze Gedicht zuletzt zu einer allgemeinen Idee:

„Nur Liebe darf der Liebe Blume brechen:
Der ſchönſte Schatz gehört dem Herzen an,
Das ihn erwiedern und empfinden kann“.

Ich will, ſagt ſie, meine Liebe („den ſchönſten Schatz“) nur dem Herzen ſchenken, welches ſie auch zu empfinden und zu erwiedern fähig iſt, und was das Schickſal dem Edeln vorenthielt, will ich ihm gewähren.

Es drückt ſich in dieſen Worten der Erhörung eine gewiſſe Ueberlegenheit aus, und der Mann, es iſt nicht zu läugnen, ſteht hier vor dem Weibe zurück. Uebrigens iſt der Liebende in allen dieſen Geſängen Eine Perſon, und die Empfindung bleibt ſich ziemlich gleich. Auch dieſelbe Gefeierte erſcheint in den beiden letzten Gedichten wieder, obgleich wohl jedesmal eine Andere gemeint iſt. In der Erwartung heißt ſie die anmuthſtrahlende, in der Begegnung iſt ſie die herrlichſte im Kranze ihrer Weiber und wie eine Sonne anzuſchauen. Auf feine Nüancirung der Charaktere und geiſtiger Zuſtände hat ſich Schiller nicht eingelaſſen; um einen ſchönen Herzenseindruck iſt es ihm mehr zu thun, als um ein volles Bild. Die Liebe iſt hier in höhere Kreiſe der Geſellſchaft gelegt, in welche die dramatiſchen Arbeiten den Gedankengang des Dichters damals eingeführt hatten.

Aus der Welt der Tragödie iſt auch das Geheimniß „Sie konnte mir kein Wörtchen ſagen“ genommen. Es iſt das Verhältniß des Max zur Thekla im Wallenſtein. Die Liebenden müſſen ihr Geheimniß vor den Lauſchern verbergen, und die Freundin beſcheidet den Geliebten durch einen Blick zu einer geheimen Zuſammenkunft unter einer ſchön belaubten Buche. Hier wiegt ſich das Herz des Wartenden in Betrachtungen über das Glück, die unſerm Dichter ſo ſehr geläufig ſind. Der Gedanke, daß der Menſch durch ſeine ſaure Arbeit dem harten Himmel nur karge Looſe abzugewinnen vermöge, daß das Glück aber ſonder Mühe aus dem Schooße der Götter herabfalle, iſt rührend ſchön ausgeführt. Wir kennen dieſes demüthige, religiöſe Lebensgefühl der Uebermacht des Schickſals über den Menſchen ſchon aus der Hymne an das Glück[1]. Ach! mit welcher innern Bewegung hören wir einem Manne zu, deſſen Geiſteskraft und Willensenergie wir in hohem Grade bewundern lernten, wenn er von der Unzulänglichkeit unſeres Vermögens ſpricht! Nur der darf von den Schranken des Menſchlichen reden, welcher denkend, fühlend und ſtrebend die Sphäre des Menſchlichen ausfüllt! Die Demuth kleidet den Helden allein, und das Lob der Demuth wollen wir nur aus dem Munde des Starken vernehmen!

Mit dieſer Ueberzeugung, daß das Glück eine freie Gabe des Himmels ſei, hängt dann das Gefühl zuſammen, daß wir das Glück der Liebe geheim halten müſſen vor den Menſchen:

„Die Welt wird nie das Glück erlauben,
Als Beute wird es nur gehaſcht.“

Eben ſo ſpricht Thekla zu Max (Piccolomini Akt 3, Scene 5):

„Wir haben uns gefunden, halten uns
Umſchlungen, feſt und ewig. Glaube mir!
Das iſt um vieles mehr, als ſie gewollt.
Drum laß' es uns wie einen heil'gen Raub
In unſers Herzens Innerſtem bewahren.
Aus Himmelshöhen fiel es uns herab,
Und nur dem Himmel wollen wir's verdanken“.

---

[1] Siehe Theil 3. S. 149.

Dieſelbe Anſicht theilt Max (Wallenſtein's Tod, Akt 3, Scene 18):

„Wozu es noch verbergen? das Geheimniß
Iſt für die Glücklichen! Das Unglück braucht,
Das hoffnungsloſe, keinen Schleier mehr,
Frei unter tauſend Sonnen kann es wandeln“.

Don Manuel in der Braut von Meſſina[1] führt dieß weiter aus;

„Geflügelt iſt das Glück und ſchwer zu binden;
Nur in verſchloſſ'ner Lade wird's bewahrt.
Das Schweigen iſt zum Hüter ihm geſetzt,
Und raſch verfliegt es, wenn Geſchwätzigkeit
Vorwitzig wagt, die Decke zu erheben“.

So ſehen wir das neue Sonnenbild des Schiller'ſchen Dramas zum voraus im ätheriſchen Dunſtkreis ſeiner Lyrik emporſteigen.

Man wird das Poetiſche dieſer Gedichte recht inne werden, wenn man ſie mit Macht des Weibes, Tugend des Weibes, ja auch mit Würde der Frauen vergleicht, welche Stücke ganz in reflektirtem, ideellem Boden wurzeln. Hier iſt gar kein beſtimmter, beſonderer Anlaß; es ſind allgemeine Gedanken, die ſo gut es gehen mochte, verſinnlicht ſind. Die Macht des Weibes iſt, von der metriſchen Form abgeſehen, beinahe Proſa. Dagegen bedarf es bei den eben erörterten Erzeugniſſen der künſtlichen Veranſchauungsmittel gar nicht. Die Anſchauung iſt ſchon von vorn herein vorhanden. Iſt der Fall auch erdichtet, immerhin! Sie geben doch von einem beſtimmten Fall aus und gewähren daher ein begränzteres Bild.

Dieſen Liedern der Liebe füge ich endlich noch ein Gelegenheitsgedicht von demſelben Jahr bei, das Hochzeitlied für Demoiſelle Slevoigt. Es kann als Gegenſtück jenes Epithalamiums angeſehen werden, welches er als Jüngling in Bauerbach dichtete[2]. Er hat ſich zwar kürzer zuſammengefaßt und ſeinen Gegenſtand ſchicklicher und zarter behandelt. Aber wenn er in unſerm Gedichte von „des Kranzes ernſter

---

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 507. 2. o. (Oktavausg. B. 5, S. 432).

[2] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen Theil 1, S. 133. Siehe Theil 1, S. 197.

Zier“ und von „Hymens ernſter Feſſel“ redet, ſo richtete er ſchon an die Braut in Bauerbach die Worte:

„Darf ſich in deinen Jubeltagen
Auch ernſte Weisheit zu dir wagen?“

Dieſen Ernſt, der im Jüngling ſo gut, wie im Manne lebte, beſtätigt er ſogleich in der letzten Strophe. Was hält den hochzeitlichen Kranz immer grün und unzerriſſen?

„Es iſt des Herzens reine Güte,
Der Anmuth unverwelkte Blüthe,
    Die mit der holden Scham ſich paart,
Die gleich dem heitern Sonnenbilde
In alle Herzen Wonne lacht;
Es iſt der ſanfte Blick der Milde,
Und Würde, die ſich ſelbſt bewacht.

Er hält der Jungfrau am Tag ihrer Vermählung ſein Ideal weiblicher Tugend vor — wodurch in das Gedicht, welches nicht nur aus der Seele der mütterlichen, ſondern auch im Namen von fünf ſchweſterlichen Freundinnen, der Angabe nach, verfertigt iſt, freilich etwas Unpaſſendes kam. Die Anmuth, „die mit der holden Scham ſich paart“, iſt ein häufig wiederkehrender Gedanke. In den Geſchlechtern ſtellt er die weibliche Natur überhaupt, im Gegenſatz der männlichen, unter den Begriff der Scham:

„Und von der holden Scham trennet ſich feurig die Kraft“.

In dem Epigramm: der Gürtel, wird die Scham als „der Reize Geheimniß“ bezeichnet. Schön ſind auch die Verſe in einem eben erklärten Liede:

„Da ſah ich in den engelgleichen Zügen
Die Liebe ringen mit der holden Scham“[1].

Und ſo möge am Ende dieſes Kapitels und des Jahrs 1796 des Abſchiedes an den Leſer, „Die Muſe ſchweigt“, noch Erwähnung geſchehen, womit urſprünglich die verſchiedenen Gedichte des Muſenalmanachs für daſſelbe Jahr ſchloſſen.

---

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 47. 1. m. (Oktavausg. B. 12. S. 342)

Humboldt ſchrieb hierüber: „In Ihren Stanzen herrſcht eine unnachahmliche Anmuth und Zartheit, und das Gleichniß in der dritten gibt einen überaus poetiſchen Schluß“ ¹. Götzinger hält dieſes Gedicht für eines der ſchönſten in unſerer ganzen Literatur. Die Erſcheinungsweiſe der Muſe vor dem Leſer, um ihr Urtheil zu empfangen, drückt die Geſinnung Schiller's und den ganzen Geiſt ſeiner Poeſie aus. Das Dichtergenie iſt, um mit ſeinen eigenen Worten zu reden, ſchamhaft, weil dieſes die Natur immer iſt, es iſt beſcheiden, ja blöde, weil das Genie immer ſich ſelbſt ein Geheimniß bleibt, und es erzieht in der ſchamhaften Stille des Gemüthes die ſiegende Wahrheit. Aber der Genius iſt nicht furchtſam, denn er ſelbſt iſt hocherhaben über dem beurtheilenden Geſchmack einer verdorbenen Zeit. „Lebe mit deinem Jahrhundert, aber ſei nicht ſein Geſchöpf; leiſte deinen Zeitgenoſſen, aber was ſie bedürfen, nicht was ſie loben“. Von wem alſo will er ſeine Gedichte gewürdigt wiſſen? Von dem allein, welcher ihren innern Gehalt zu erkennen im Stande iſt, und ein human gebildetes Herz mit zur Beurtheilung hinzubringt. Dieß iſt der Inhalt der erſten Strophe. Die Haupttendenz der ganzen Schiller'ſchen Poeſie aber iſt Menſchenveredlung. „Wo du deine Zeitgenoſſen findeſt, umgib ſie mit edeln, mit großen, mit geiſtreichen Formen, ſchließe ſie ringsum mit den Symbolen des Vortrefflichen ein, bis der Schein die Wirklichkeit und die Kunſt die Natur überwindet ²“. Haben die Poeſien dieſe veredelnde Wirkung hervorgebracht, dann haben ſie ihren Zweck erreicht, dann mögen ſie ſelbſt untergehen. Denn an und für ſich wollen ſie nichts bedeuten; ihr Endzweck liegt außer ihnen, in ihrer Wirkſamkeit auf den Menſchen. Dieß hat Schiller ſelbſt noch ſtärker durch die Worte ausgedrückt:

„In ferner Nachwelt wollen ſie nicht ſchweben,
Sie tönen, ſie verhallen in der Zeit“.

Aber das Abſchiedslied bezog ſich ja urſprünglich nur auf eine kleine Anzahl Schiller'ſcher Gedichte, welche mit denen

---

[1] Vergleiche Theil 1, S. 182.

[2] Schiller's Werke in E. B., S. 1233, 2. f. und S. 1195, 2. f. (Oktavausgabe B. 12, S. 214 und S. 41. f.).

anderer Verfaſſer untermiſcht waren. Und ſie leben auch wahrhaft, und nicht allein dem Namen nach, ſogar in der fernen Nachwelt fort, wenn ſie fortwirken. Nicht nur für den Menſchen, ſondern auch für die Werke des Menſchen iſt da die wahre Unſterblichkeit, wo die That lebt und weiter eilt, wenn ſie ſelbſt auch hinter ihr zurückbleiben[1]. „Gib der Welt, auf die du wirkſt“, ruft Schiller dem Freund der Wahrheit und der Schönheit zu, „gib ihr die Richtung zum Guten! Dieſe Richtung haſt du ihr gegeben, wenn du bildend das Nothwendige und Ewige in einen Gegenſtand ihrer Triebe verwandelſt“. Dieſes iſt Schiller's unſterbliches Werk, zu welchem ihm ſeine übrigen Werke nur als zeitliche Mittel erſchienen. Dieſe ebenbürtige Betrachtungsweiſe iſt der Schlüſſel zu den zwei letzten Strophen unſeres Gedichtes.

---

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 1035. 1. m. (Oktavausg. B. 10, S. 412)

Vierzehntes Kapitel.

Lebensvorfälle im Jahr 1797. Die Maltheſer und Wallenſtein. Entſcheidung für den letztern. Quelle der Balladen.

Im Jahr 1797 finden wir unſern Freund in ſeiner alten Einſamkeit. Goethe war Anfangs Januar auf vierzehn Tage nach Leipzig gereiſ't, und führte ihn nach ſeiner Zurückkunft durch Beſchreibungen wieder in die Welt ein, welcher er ſich ſo entfremdet fühlte, daß er ihr nicht mehr anzugehören glaubte, da er ſeiner Kränklichkeit wegen, außer der Humboldt'ſchen Familie, mit Niemanden Umgang hatte. Das war ein Labſal, von welchem nur der ſich einen Begriff machen kann, welcher, geſelligen und hingebenden Herzens, wie Schiller, eine lange Zeit auf ſich und ſein einförmiges Geſchäft beſchränkt war!

Eine unwiderſtehliche Luſt nach dem Land- und Gartenleben, erzählt Goethe, hatte damals die Menſchen ergriffen. Wieland hatte ſich in Oßmanſtädt angeſiedelt; Goethe beabſichtigte ein Freigut in der Nachbarſchaft, bei Roßla an der

Ilm. anzukaufen. Schiller ging ſchon lange damit um, ſeinen bisherigen Wohnort ganz zu verlaſſen. Wenn die Humboldt'ſche Familie, wie nächſtens zu erwarten ſtand, abgereiſ't war, hatte Jena für ihn und ſeine Frau allen Reiz verloren. Wir kennen ſeine unauslöſchliche Liebe für die Natur; die Sehnſucht nach ihrem ſtillen Genuß und reinen Glück erwachte von neuem in ihm. Die Natur wollte er als eine Geſellſchafterin mit ſich verbinden, welche nie von ihm wiche und ihn doch ſtets allein ließe. Jena aber mit Weimar zu vertauſchen, war ſchon längſt ſeine Abſicht. Da dachte er nun ſich in der Nähe dieſer Stadt ein Gartenhaus aufzuſuchen, welches Sommers und Winters bewohnt werden könnte, und hierdurch beide Wünſche auf einmal zu befriedigen.

Goethe's Gartenhaus ſtand leer. Schiller fragte ihn, ob er ihm daſſelbe nicht förmlich vermiethen könne, zumal da ſeine Erkundigungen nach einem andern erfolglos geweſen ſeien. Aber Goethe antwortete, das Gartenhaus wäre nicht geräumig genug, dazu habe er die Waſchküche und den Holzſtall wegbrechen laſſen. Auch ſpäter that Schiller noch einmal eine ähnliche Fehlbitte. Er erſuchte ihn, ſeinem nach Weimar ziehenden Schwager und deſſen Familie, bis das von dieſem gemiethete Haus frei werde, jenes Gartenhaus auf einige Wochen bis nach Oſtern zu überlaſſen. Damals waren Waſchküche und Holzſtall vermuthlich wieder hergeſtellt, aber es handelte ſich jetzt um die Friſt der Benutzung. Goethe erklärte, er wolle das Gartenhaus bis Oſtern, aber freilich nur bis dahin und im äußerſten Nothfall gerne(?) hergeben — empfahl aber zugleich ein anderes Logis.

Für die abſchlägige Antwort erhielt Schiller den guten Rath, das Schmidt'ſche Gartenhaus in Jena anzukaufen, und zugleich bot Goethe ſein Gutachten zu Dienſten an, wenn in demſelben etwas zu bauen wäre. Wirklich kaufte er den Garten mit dem Hauſe für etwa tauſend zweihundert Thaler. Nun konnte er kaum mehr das Frühjahr erwarten, ſo groß wurde ſeine Sehnſucht, Luſt und Lebensart zu verändern. Er meinte, es in ſeinen „verwünſchten vier Wänden" nicht länger aushalten zu können. Die Arbeit, die er unter Händen hatte, wollte ihm nicht mehr von ſtatten gehen.

Ueber das Landgut des Horaz ſind Schriften geſchrieben worden. So ſei es erlaubt, auch einige Worte über den Schiller'ſchen Garten zu ſagen. Er lag unfern vom Weſſelhöft'ſchen Hauſe, vom Jenaer Marktplatze aus ſüdweſtlich bei der Stadt, zwiſchen dem Engelgatter- und Neuthore, an einer Schlucht, durch welche ſich ein Theil des Leutrabaches um die Stadt zieht. Jetzt heißt er wegen des daſelbſt eingerichteten Obſervatoriums der Garten der Sternwarte. Die Stelle iſt ſehr anmuthig, geſund und ruhig. Auf dem gegenüber gelegenen Berge zogen ſich Felder bis zur äußerſten Spitze empor. Das Wohnhaus lag vorn in der Mitte des Gartens, und hatte im obern Stock eine weite, ſchöne Ausſicht. An der obern Ecke nach der Leutra zu, ließ er ſich ſpäter noch ein kleines Häuschen bauen mit einem einzigen hochgelegenen Zimmer, wo er während der Sommermonate oft bis tief in die Nacht hinein arbeitete. „Ich liebe es ſehr“, pflegte er zu ſagen, „wenn die Hauswirthſchaft ordentlich geht; aber ich mag das Knarren der Räder nicht hören“. Dieß Häuschen ſteht jetzt nicht mehr, doch befindet ſich nicht weit von dem Orte, wo es ſtand, in einer in der Mauer angebrachten Niſche, eine Urne zum Andenken des Dichters[1].

Goethe kam im Februar wieder auf einige Zeit nach Jena, und benutzte den Hausarreſt, den ihm ein ſtarker Katarrh auflegte, um Hermann und Dorothea dem Ende nahe zu führen. Er meinte, wenn der Schatz nur einmal gehoben ſei, ſo finde ſich alsdann das Poliren von ſelbſt. Schiller und Humboldt nahmen an der Kunſtvollendung des Werkes ein großes thätiges Intereſſe. Humboldt verließ endlich gegen Ende April Jena, um eine große zweijährige Reiſe anzutreten: es war ſein Plan, nie einen feſten Wohnort zu haben, ſondern zwiſchen einem ſolchen und dem eigentlichen Reiſen die Mitte zu halten. „Das iſt wieder ein Verhältniß“, klagte der Zurückblickende, „das als beſchloſſen zu betrachten iſt und nicht mehr wiederkehren kann. Denn zwei Jahre, ſo ungleich verlebt, werden gar viel an uns und alſo auch zwiſchen uns verändern“. Wie wahr hatte er geurtheilt! Während für Schiller eine tiefe und klare Kunſtbildung eigentlich erſt jetzt begann, beharrte Humboldt zeitlebens bei den unvollkommenen Grundanſichten, in denen er bisher mit ihm durch Geſpräche und Briefwechſel einmal übereingekommen war. Er hat den Standpunkt von 1795, welcher für Schiller nur eine Stufe war, im Weſentlichen nie verlaſſen. Von dieſer Zeit an, wo Humboldt ſich meiſtens im Auslande aufhielt, wurde auch der Briefwechſel ſeltener, und ein gleichmäßiges Fortſchreiten beider Männer im Aeſthetiſchen durch Gedankenaustauſch hörte auf.

---

[1] Döring's Leben Schiller's, S. 184.

Am zweiten Mai 1797 hielt er den Einzug in ſein Gartenhaus. Ein gefährliches Blatternfieber ſeines kleinen Ernſt hatte die Wohnungsveränderung ſo lange verſchoben. „Ich begrüße Sie“, ſchreibt er an Goethe, „aus meinem Garten, in den ich heute eingezogen bin. Eine ſchöne Landſchaft umgibt mich, die Sonne geht freundlich unter und die Nachtigallen ſchlagen. Alles um mich herum erheitert mich, und mein erſter Abend auf dem eigenen Grund und Boden iſt von der fröhlichſten Vorbedeutung.“

Er erhielt damals einen Beſuch von dem Fürſten von Rudolſtadt. Die Art, wie er in einem Briefe hiervon ſpricht, zeigt am beſten, wie erhaben er über die Eitelkeit war, welche bisweilen auch große Männer gar klein macht. „Ich bin durch den Beſuch des Rudolſtädter Fürſten am Beantworten Ihrer beiden lieben Briefe geſtört worden, und wie ich von dieſem befreit bin, erhalte ich eine andere Viſite.“ Mancher hätte eine ſolche Ehrenbezeugung eines Fürſten in ganz andern Ausdrücken angekündigt! Wie ſeine Dichtung das Individuum zum reinen Menſchen zu ſteigern ſuchte, ſo galt ihm in irgend einer Perſon auch nur der Menſch.

Bis in den Auguſt dieſes Jahres verſchlimmerte ſich ſeine Geſundheit wenigſtens nicht. Das nahm er ſchon für ein gutes Zeichen. Er meinte im Uebelbefinden eine ordentliche Fertigkeit erlangt zu haben. Schlafloſe Nächte kamen noch häufig vor, und er erwähnt es als etwas Großes, daß er einmal auf einem langen Umweg von Jena zu Fuß nach ſeinem Garten gegangen ſei, und daß er in demſelben bei Wind und Wetter manche Stunde mit Spazierengehen zubringe und ſich dabei doch wohl befinde. Er durfte es ſich im Juli zutrauen, Goethen auf acht Tage in Weimar zu beſuchen, welcher in dem vorhergehenden Monat wieder einige Zeit in Jena geweſen war, um in der beliebten Einſamkeit auf dem Schloß Hermann und Dorothea zu vollenden und ſich durch kleinere Gedichte und Arbeiten zu erheitern. Das Verhältniß zwiſchen den gleichſtrebenden Zunftgenoſſen wurde immer bedeutſamer und fruchtbarer. Schiller erfreute ſich nicht nur des friſchen Genuſſes der vollendetſten Erzeugniſſe des Goethe'ſchen Genius, ſondern auch der erweckenden Stimmung, in welcher ſich der Meiſter befand, ſo oft er dichtete oder ein Stück vollendet hatte. Jenes Epos hielt Schiller für den Gipfel der Goethe'ſchen und unſerer ganzen neuern Kunſt. „Ich habe es entſtehen ſehen,“ ſchreibt er an Heinrich Meyer, „und mich faſt eben ſo ſehr über die Art der Entſtehung, als über das Werk verwundert. Während wir andern mühſelig ſammeln und prüfen müſſen, um etwas Leidliches langſam hervorzubringen, darf Goethe nur leiſe an dem Baume ſchütteln, um ſich die ſchönſten Früchte, reif und ſchwer, zufallen zu laſſen. Es iſt unglaublich, mit welcher Leichtigkeit er jetzt die Früchte eines wohlangewandten Lebens und einer anhaltenden Bildung an ſich ſelber einärndtet, wie bedeutend und ſicher jetzt alle ſeine Schritte ſind, wie ihn die Klarheit über ſich ſelbſt und über die Gegenſtände vor jedem eitlen Herumtappen bewahrt.“ Er hielt dieſes Gedicht für noch vorzüglicher, als den Wilhelm Meiſter. Er konnte nicht müde werden, daſſelbe immer wieder zu leſen; und er las es ſtets mit dem erſten ungeſchwächten Eindruck und mit neuer Bewegung. „Ihr Hermann,“ ſchreibt er an den Verfaſſer, „führt mich, und zwar bloß durch ſeine reine poetiſche Form, in eine göttliche Dichterwelt, da mich der Meiſter aus einer wirklichen nicht ganz heraus läßt.“

Goethe war gegen ſeine Gewohnheit, während er an Hermann und Dorothea arbeitete, mittheilend, und Schiller geſtand, daß er in der Welt nichts wiſſe, wobei er mehr gelernt hätte, als durch jene Kommunikationen, durch die er recht in's Innere der Kunſt hineingeführt worden ſei. Einen wahren poetiſchen Heiland hatte unſerm Freunde der gütige Himmel zur Seite geſtellt und lebenslänglich verbunden!

Bald darauf reiſ'te Goethe nach der Schweiz ab, dem von Italien zurückkehrenden Freunde Heinrich Meyer entgegen. Wie lieb war es dem Jenenſer Einſiedler, daß der andere wegen der Kriegsunruhen die Reiſe nicht weiter, nach Italien, fortſetzen konnte, daß er vor dem Winter ſchon wieder nach Weimar zurückkehren wollte. „Je mehr Verhältniſſen ich jetzt abgeſtorben bin, einen deſto größern Einfluß haben die wenigen auf meinen Zuſtand, und den entſcheidendſten hat Ihre Gegenwart. Die letzten vier Wochen haben wieder vieles in mir bauen und gründen helfen. Sie gewöhnen mir immer mehr die Tendenz ab (die in allem Praktiſchen und beſonders Poetiſchen eine Unart iſt) vom Allgemeinen zum Individuellen zu gehen und führen mich umgekehrt von einzelnen Fällen zu großen Geſetzen fort. Der Punkt iſt immer klein und eng, von dem Sie auszugehen pflegen, aber er führt mich in's Weite und macht mir dadurch in meiner Natur wohl, anſtatt daß ich auf dem andern Weg, dem ich, mir ſelbſt überlaſſen, ſo gern folge, immer vom Weiten in's Enge komme, und das unangenehme Gefühl habe, mich am Ende ärmer zu ſehen, als am Anfang.“ Man kann die Verſchiedenheit beider Naturen nicht ſchärfer bezeichnen. Jetzt endlich befreite ihn ſeine Theorie von der ſich im Allgemeinen haltenden ideellen Dichtung, und er wandte ſich wenigſtens einige Zeit lang möglichſt zur individuellen Beſtimmtheit.

Goethe hatte ſeine Reiſe noch nicht lange angetreten und nahm ſeinen Weg wohlgemuthet über Frankfurt und Stuttgart, da fühlte Schiller durch die drückende Hitze des Tages und die faſt ununterbrochenen Gewitter des Nachts ſeine Nerven wieder ſo heftig angegriffen, daß er ſtarkes Fieber bekam und in eine ernſtliche Krankheit zu fallen fürchtete. Ein Katarrhalfieber und ein heftiger Huſten hinderten ihn am Arbeiten, ſogar am Briefſchreiben. Er hatte ſich lange nicht ſo ſchlecht befunden. Die wenigen leidlichen Augenblicke, die ihm blieben, nahm der Almanach in Anſpruch.

„Solch eine Beſchäftigung,“ bemerkt er hiebei, „hat durch ihren ununterbrochenen und unerbittlichen gleichen Rhythmus etwas Wohlthätiges, da ſie die Willkür aufhebt und ſich ſtrenge, wie die Tageszeit, meldet. Man nimmt ſich zuſammen, weil es ſein muß, und bei beſtimmten Forderungen, die man ſich macht, geſchieht die Sache auch nicht ſchlechter.“ Doch bald fühlte er ſich wieder erleichtert. In der übrigen leidensfreien Zeit dieſes Jahrs war unſer Freund ſehr thätig. Die Redaktion der Horen, deren geringerer Abſatz jetzt eine Verminderung des Honorars nöthig machte, beſchäftigte ihn fortwährend, die des Almanach's viele Monate. Auch in dieſem Jahre gingen Abhandlungen und Gedichte von allen Weltgegenden bei ihm ein, liefen Briefe nach allen Seiten hin von ihm aus. Nachdem der Cellini abgedruckt war, bearbeitete er einen Auszug der Denkwürdigkeiten des Vieilleville für die Monatſchrift, von welcher Biographie wir ſchon früher Rechenſchaft abſtatteten[1]. Doch dieſe verſchiedenartigen und mehr äußerlichen Geſchäfte waren nur Nebenſache. Seine Seele weilte bei Wallenſtein, neben welchem die Balladen für den Almanach her liefen.

Es iſt ſchon früher erzählt worden, wie ſich im Jahr 1790 an die Geſchichte des dreißigjährigen Krieges der Plan des Dramas Wallenſtein anſchloß, wie aber deſſen Ausführung durch Krankheit und philoſophiſche Studien von Jahr zu Jahr verſchoben wurde, ungeachtet Schiller ſchon 1792 Hand ans Werk legte, und wie er endlich während ſeines Aufenthalts in Schwaben, in heitern Stunden, einige Scenen in Proſa zu entwerfen ſuchte[2].

Nach ſeiner Rückkehr in Jena drängten die Arbeiten für die Horen und den Almanach den Wallenſtein in den Hintergrund. Hätte die Monatſchrift den beabſichtigten Erfolg gehabt und behalten, ſo wäre vielleicht der Dramatiker in Schiller erſtickt worden. Er mußte an jenem ganzen Unternehmen verzweifeln, um ſich zu einem andern größern zu rüſten. Nun trat aber, vorübergehend, ein neuer dramatiſcher Plan an die Stelle des alten.

---

[1] Siehe Theil 2, S. 193.

[2] Siehe Theil 3, S. 218, S. 269 und S. 289.

Durch Vertot's Geſchichte der Maltheſer[1] war er mit dieſem Orden näher bekannt geworden, und derſelbe ſchien ſich ihm vortrefflich zu einer dramatiſchen Bearbeitung zu eignen. „Es liegt etwas ſehr Anziehendes für mich in ſolchen Stoffen,“ ſchreibt er, „welche ſich von ſelbſt iſoliren und eine Welt für ſich ausmachen. Nicht nur, daß dieſer Orden eigentlich ein Individuum ganz sui generis iſt, ſo iſt er es im Moment der dramatiſchen Handlung noch mehr. Alle Kommunikation mit der übrigen Welt iſt durch die Blokade abgeſchnitten, er iſt bloß auf ſich ſelbſt, auf die Sorge für ſeine Exiſtenz koncentrirt, und nur die Eigenſchaften, die ihn zu dem Orden machen, der er iſt, können in dieſem Moment ſeine Erhaltung bewirken. Dieſes Stück wird eben ſo einfach behandelt werden müſſen, als der Wallenſtein komplicirt iſt, und ich freue mich zum voraus in dem einfachen Stoff alles zu finden, was ich brauche, und alles zu brauchen, was ich Bedeutendes finde. Ich kann ihn ganz in der griechiſchen Form und nach des Ariſtoteles Schema, mit Chören und ohne Akteneintheilung, ausführen und werde es auch thun[2].“ — Ein ſolches einfaches Sujet, wie er es ſuchte, meinte er an den Maltheſern gefunden zu haben, und den 28. Oktober 1794 ſchrieb er an Goethe, er denke wohl Ende des Winters mit dem Stücke fertig zu ſein, wenn ſich ſeine Geſundheit halte.

Aber dieſe ſchwankte beſtändig und noch mehr ſchoben dringende Arbeiten, unerbittliche Redaktionsgeſchäfte dieſen ſchönen Plan zur Seite. Ein innerer Grund kam hinzu. Damals, in dem Moment, wo er von der Philoſophie zur Poeſie zurücktreten wollte, ſtand ſein Geiſt noch ganz und gar nicht in dem gehörigen Verhältniß zum Drama überhaupt. Das Schauſpiel, er mochte es ſo lyriſch halten, als er wollte, war immer ein ungeeignetes Organ für die Ideenmaſſe, die ſich in ihm abgelagert hatte. Er mußte erſt durch die ideelle, didaktiſche, epigrammatiſche Lyrik und die Xeniendichtung hindurchgegangen ſein, ehe er, von ſeiner philoſophiſchen Bürde

---

[1] Siehe Theil 2, S. 176 f.

[2] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 3, S. 353. — Vergleiche Theil 2, S. 248.

Kultur, ohne ihre Früchte zu ärndten, und in rührenden Tönen ſtrömte, wie oben nachgewieſen wurde, dieſe ganz eigenthümliche Grundſtimmung, welche damals in ihm lebte, in ſeine Lieder aus.

Durch das Gelingen ſeiner erſten poetiſchen Verſuche und den Beifall, den ſie bei bewährten Richtern fanden, aufgemuntert, faßte er endlich den Entſchluß, ſich dauernd der Dichtkunſt zu widmen. Er verhandelte über dieſe Lebensfrage weitläufig mit Humboldt im Oktober 1795. Poeſie werde auf jeden Fall ſein Geſchäft ſein, die Frage ſei bloß, ob dramatiſch oder epiſch im weitern Sinne des Worts? Einerſeits treibe ihn nämlich ein recht ungeduldiges Verlangen, ſogleich an ſeine Maltheſer zu gehen; in dieſem Sujet traue er ſich bisweilen noch am meiſten zu; denn es ſei mit Chören verbunden, ſo daß es ſich auch ſchon eher an ſeine jetzige lyriſche Stimmung anſchließe, es enthalte eine einfache heroiſche Handlung und eben ſolche Charaktere, die zugleich lauter männliche ſeien, und ſei dabei Darſtellung einer erhabenen Idee, wie er ſie liebe. Andererſeits möchte er gerne einem lang gehegten Wunſche nachgeben und ſich zugleich in einer neuen Gattung verſuchen, in einer romantiſchen Erzählung in Verſen, wozu er ſchon den rohen Stoff habe. In ſo vielen Fächern und Formen habe er gedichtet, daß die Frage entſtehe, ob er den Kreis nicht vollenden ſolle. Auch ſei das Publikum, wie es ihm vorkomme, auf dieſe Mannigfaltigkeit bei ihm aufmerkſam geworden, und ſie ſei eine Ingredienz der Vorſtellung, unter welcher er den meiſten Leſern erſcheine. Auf dieſem Wege ſcheine alſo der Kranz zu liegen, welcher für ihn zu erringen ſei. Doch fürchte er, dieſem Plane, der am Ende doch nur eine Grille ſei, einen großen Zeitaufwand widmen zu müſſen. Was ſolle er thun? Er bat ſeinen Freund Humboldt, ſtrenge über ihn nachzudenken.

Humboldt ſetzte in einem etwas ſchwerfälligen Stil auseinander, Schiller's Beſtimmung ſei offenbar die Tragödie. Denn die Tragödie ſei die lebendige Darſtellung des Menſchen in einem einzelnen Kampf mit dem Schickſal, und ihre Löſung nur durch das Erhabene möglich. Doch werde er ſich auf die einfache und heroiſche Gattung zu beſchränken haben, da Charakter-Tragödien [1], wie die Stücke Goethe's, für ihn große Schwierigkeiten haben würden, weil er ſeine Charaktere mehr aus dem Ideal und aus ſich ſelbſt als unmittelbar aus der Natur ſchöpfe. Humboldt gab daher für den Moment den Maltheſern den Vorzug, obgleich Wallenſtein an ſich bei weitem größer und tragiſcher ſei. Mit dem Drama müſſe jezt wieder begonnen werden, mit der ſchwerern Aufgabe nach der langen Friſt. Epiſcher Dichtungen könne Schiller für die Folgezeit ſchon gewiß ſein. Uebrigens ſei Schillern auch das Epiſche, beſonders in den weiten Grenzen, die er ihm gebe, und in der Gattung, die er ſich ſelbſt ſeit den Göttern Griechenlands und den neuern Gedichten geſchaffen habe, vollkommen eigen, und vereinige mit allem Reichthum objektiver Schilderungen den höchſten lyriſchen Schwung, ſo daß daſſelbe durch dieſen doppelten Eindruck auf die Phantaſie und Empfindung den Geiſt zu tiefen und überraſchenden Wahrheiten führe.

Indeſſen ließen ihn, wie er ausdrücklich ſagt [2], ſeine Arbeiten für die Horen damals nicht an das Trauerſpiel kommen, weil ihn ſeine meiſten Mitarbeiter ſchlecht unterſtützten. Da war die Noth groß ſogleich vom Anfang an, ſo daß Goethe Recht hat zu ſagen: „Was kann heiterer ſein, daß es beinahe komiſch wird, als die Briefe [3] mit der pompöſen Ankündigung der Horen anfangen zu ſehen, und bald darauf Redaktion und Theilnehmer ängſtlich um Manuſkript verlegen. Das iſt luſtig anzuſchauen, und doch wäre damals der Trieb und Drang nicht geweſen, alles den Augenblick aufs Papier zu bringen, ſo ſähe in der deutſchen Literatur alles anders aus. Schiller mußte ſich manifeſtiren“ [4]. Nachdem aber für den Augenblick die Horen befriedigt waren, machte, wie wir wiſſen, der Almanach für 1797 ſeine unabweisbaren Anforderungen.

---

[1] Siehe Theil 2. S. 293.

[2] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Humboldt S. 291.

[3] Zwiſchen Goethe und Schiller.

[4] Briefwechſel zwiſchen Goethe und Schulz im Rheiniſchen Muſeum für Philologie. Jahrgang 4. Heft 3

Endlich war für den Xenien-Almanach geſorgt, und jetzt erſt trieb der Sprößling der freien, ächten Dichtung. Goethe ermunterte und begeiſterte zu neuem poſitivem Schaffen. „Alle unſere Oppoſitionsmänner, die ſich auf's Negiren legen, und gern dem, was iſt, etwas abrupfen möchten," ſo ſchrieb er, „ſind wie jene Bewegungsläugner zu behandeln; man muß nur unabläſſig vor ihren Augen gelaſſen auf- und abgehen." Und an einem andern Orte erklärt er den Sinn dieſes bedeutſamen Wortes: „Nach dem tollen Wageſtück mit den Xenien müſſen wir uns bloß großer und würdiger Kunſtwerke befleißigen und unſere proteiſche Natur, zur Beſchämung aller Gegner, in die Geſtalten des Edlen und Guten umwandeln."

Das war Schillern aus der Seele geſprochen! Er bedurfte eines neuen lebendigen Intereſſes und fühlte eine unendliche Luſt zu friſcher Thätigkeit, trotz der ungünſtigſten Umſtände. Denn die Erfahrungen, welche er ſeit der Herausgabe der Horen über das Publikum gemacht hatte, waren nichts weniger als ermuthigend. Der Glaube an ſeine Zeitgenoſſen war ihm eingeſunken. „Mir wird der ſtarke Gegenſatz meiner Natur gegen die Zeit und gegen die Maſſe das Publikum nie zum Freunde machen können. Es iſt nur gut, daß dieß ſo gar nothwendig auch nicht iſt, um mich in Thätigkeit zu ſetzen und zu erhalten." Lob und Tadel ſeiner Zeitgenoſſen konnten kein Maßſtab ſeines Thuns ſein. Die Aufgabe, die er dem Künſtler überhaupt ſtellte, galt vornehmlich ihm ſelbſt: „Das Ideal präge der Künſtler aus in Täuſchung und Wahrheit, präge es in die Spiele ſeiner Einbildungskraft und in den Ernſt ſeiner Thaten, präge es aus in allen ſinnlichen und geiſtigen Formen und werfe es ſchweigend in die unendliche Zeit[1]".

Im März 1796 entſchied er ſich — nicht für die Malthеſer, ſondern für den Wallenſtein[2]. „Ich bin jetzt wirklich und in allem Ernſt bei meinem Wallenſtein," benachrichtigt er ſeinen Freund, „und habe die letzten fünf Tage dazu angewendet, die Ideen zu revidiren, die ich in verſchiedenen Perioden über den Wallenſtein niederſchrieb. Groß war freilich der Fund nicht, aber auch nicht ganz unwichtig, und ich finde doch, daß ſchon dieſes, was ich bereits darüber gedacht habe, die Keime zu einem höhern und ächtern dramatiſchen Intereſſe enthält, als ich je einem Stücke habe geben können.“

---

[1] Schiller's Werke in G. B., S. 1195, 2. a.

[2] Briefwechſel mit Humboldt, S. 429, und Briefwechſel mit Goethe, Theil 3, S. 33.

Warum räumte er aber dieſer Tragödie doch endlich den Vorzug vor den Maltheſern ein? warum mußte die junge, friſche Idee, für welche wir ihn noch im Jahr 1795 glühen ſahen, ſchon in Jahresfriſt einem, wie es ſcheint, veralteten und abgeſchwächten Plane weichen?

Dieſes Phänomen beſtätigt auf eine leuchtende Weiſe unſere Darſtellung von dem Gange des Schiller'ſchen Geiſtes. Hätte er ſich im Jahr der ideellen Poeſie 1795 überhaupt ſchon für das Drama beſtimmen können, ſo wäre ſeine Wahl ſicher bei den Maltheſern ſtehen geblieben. Aber im Jahr 1796 nach der Xenienzeit hatte er ſich ja aus ſeiner bisherigen Dichtweiſe ganz herausgearbeitet. So lag damals nur der realiſtiſche Wallenſtein in ſeiner Geiſtesrichtung, nicht die Maltheſer, die eine lyriſch ideelle Behandlung erforderten. Er war an dem Gebiete angekommen, auf welchem Goethe ſtand, und befliß ſich gerade jetzt, aus ſeinem bisherigen Stil in den entgegengeſetzten überſchlagend, eine Zeit lang einer objektiven Darſtellung, ſo weit ihm dieſelbe möglich war, bis ihm erſt ſpäter ein unwiderſtehlicher Naturdrang wieder die Bewegung zum Ideellen hin gab. In dem damaligen Entwickelungsmoment mußte der Preis dem Wallenſtein zukommen. „Der Wallenſtein und was ich künftig von Bedeutung hervorbringen mag,“ ſchrieb er gleichzeitig an Goethe, „ſoll das ganze Syſtem desjenigen, was bei unſerm Kommercio in meine Natur hat übergehen können, in Konkreto zeigen und enthalten.“ Noch triftiger läßt es ſich aus ſeinen Worten an Humboldt beweiſen, daß die Weiſe wie Wallenſtein eben aus dem Entwickelungsgang ſeines Verfaſſers abgeleitet wurde, die einzig richtige iſt. „Daß Sie mich auf dieſem neuen und mir nach allen vorhergehenden Erfahrungen fremden Wege mit einiger Beſorgniß werden wandeln ſehen, will ich wohl glauben. Aber fürchten Sie nicht zu viel. Es iſt erſtaunlich, wie viel Realiſtiſches ſchon die zunehmenden Jahre mit ſich bringen, wie viel der anhaltende Umgang mit Goethe und das Studium der Alten, die ich erſt nach dem Don Karlos habe kennen lernen, in mir entwickelt haben. Daß ich auf dem Wege, den ich nun einſchlage, in Goethe's Gebiet gerathe, und mich mit ihm werde meſſen müſſen, iſt freilich wahr; auch iſt es ausgemacht, daß ich hierin neben ihm verlieren werde. Weil mir aber doch auch etwas übrig bleibt, was mein iſt, und er nicht erreichen kann, ſo wird ſein Vorzug mir und meinem Produkt keinen Schaden thun, und ich hoffe, daß die Rechnung ſich ziemlich heben ſoll. Man wird uns, wie ich in meinen muthvollſten Augenblicken mir verſpreche, verſchieden ſpecificiren, aber unſere Arten einander nicht unterordnen, ſondern einem höhern Gattungsbegriffe ſubordiniren."

„Vordem," äußert er ſich weiter in Bezug auf ſein neues Stück, „legte ich das Gewicht in die Mehrheit des Einzelnen; jetzt wird alles auf die Totalität berechnet, und ich werde mich bemühen, denſelben Reichthum im Einzelnen mit eben ſo vielem Aufwand von Kunſt zu verſtecken, als ich ſonſt angewandt, ihn zu zeigen, und das Einzelne recht vordringen zu laſſen. Wenn ich es auch anders wollte, ſo erlaubte es mir die Natur der Sache nicht; denn Wallenſtein iſt ein Charakter, der — als ächt realiſtiſch — nur im Ganzen, aber nie im Einzelnen intereſſiren kann. Ich habe bei dieſer Gelegenheit einige äußerſt treffende Beſtätigungen meiner Ideen über den Realism und Idealism bekommen, die mich zugleich in dieſer dichteriſchen Kompoſition glücklich leiten werden. Was ich in meinem letzten Aufſatz[1] über den Realism geſagt, iſt vom Wallenſtein im höchſten Grade wahr. Er hat nichts Edles, er erſcheint in keinem einzelnen Lebensakt groß, er hat wenig Würde und dergleichen; ich hoffe aber nichtsdeſtoweniger auf rein realiſtiſchem Wege einen dramatiſch großen Charakter in ihm aufzuſtellen, der ein ächtes Lebensprinzip in ſich hat. Vordem habe ich, wie im Poſa und Karlos, die fehlende Wahrheit durch ſchöne Idealität zu erſetzen geſucht, hier im Wallenſtein will ich es probiren, und durch die bloße Wahrheit für die fehlende Idealität (die ſentimentaliſche nämlich) entſchädigen. Die Aufgabe wird dadurch ſchwerer und folglich auch intereſſanter, daß der eigentliche Realism den Erfolg nöthig hat, den der idealiſche Charakter entbehren kann. Unglücklicher Weiſe aber hat Wallenſtein den Erfolg gegen ſich, und nun erfordert es Geſchicklichkeit, ihn auf der gehörigen Höhe zu erhalten. Seine Unternehmung iſt moraliſch ſchlecht und ſie verunglückt phyſiſch. Er iſt im Einzelnen nie groß, und im Ganzen kommt er um ſeinen Zweck. Er berechnet Alles auf die Wirkung und dieſe mißlingt. Er kann ſich nicht, wie der Idealiſt, in ſich ſelbſt einhüllen[1], und ſich über die Materie erheben, ſondern er will die Materie ſich unterwerfen und erreicht es nicht[2].“

---

[1] Ueber naive und ſentimentaliſche Dichtung. S. 1256 ff. (Oktavausg. B. 12. S. 314 ff.).

Es iſt klar, daß ein ſolcher realiſtiſcher Charakter auch eine ſich dem Goethe'ſchen Stil annähernde realiſtiſche Behandlung zur Folge hatte. Nur ein ideeller Stoff konnte unſern Schiller zu einer ſentimentalen Darſtellung verführen. So geſchah es denn durch einen eigenthümlichen Entwickelungsgang, daß die am meiſten ſubjektive Tragödie, der Don Karlos, eine beinahe ganz objektive, freilich nach einer langen Zwiſchenzeit, zur Nachfolgerin hatte. Die Maltheſer aber waren hierdurch nur hinausgeſchoben, nicht aufgegeben. Bei veränderter Geiſtesverfaſſung trat, wie wir ſpäter ſehen werden, dieſer dramatiſche Plan wieder an den Tag.

Einen gleichen Charakter mit dem Wallenſtein nahmen aber auch ſeine kleineren Gedichte an, die er damals vom Mai 1797 an — denn früher beſchäftigte er ſich ausſchließlich mit dem Drama — für den Muſenalmanach des Jahres 1798 ausarbeitete. Höchſt merkwürdig iſt die ſtrenge Konſequenz in dem Geiſtesleben Schiller's. Schon längſt[3] hatte er die Idee gefaßt, ein Epos zu ſchreiben, und noch vor Kurzem ſtritt ſich dieſe Idee mit dramatiſchen Planen. Was aber in der Tiefe des Geiſtes entſprungen und in uns ſich beſtimmt ausgebildet hat und einheimiſch geworden iſt, das geht nicht ſpurlos vorüber. Jetzt vollführte er dieſen Lieblingsplan neben ſeinen dramatiſchen Arbeiten, nur in beſchränkterer Weiſe. Er dichtete nämlich, in einem poetiſchen Wettſtreit mit Goethe, Balladen. So ſchloſſen ſich nun ſeine große dramatiſche Produktion ſowohl, als ſeine kleinern poetiſchen Darſtellungen gleichmäßig an die Ueberlieferung an. Er war des innern Stoffes, den er bisher ſo vielgeſtaltig ausgeprägt hatte, endlich müde; und indem ſich der Philoſoph von dem Dichter zurückzog, ſtellte ſich ſogleich der Hiſtoriker bei dieſem ein und reichte ihm ſeine Schätze zur Bearbeitung dar. Wie aber ſchon ſeine hiſtoriſche Darſtellung durch ihre beſtimmtere Charakteriſtik ausgezeichnet iſt[1], ſo konnte er auf geſchichtlichem Felde am leichteſten aus ſich ſelbſt heraustreten und die reinſten poetiſchen Blüthen brechen.

---

[1] Von Poſa heißt es am Ende der Briefe über Don Karlos: „Er hüllte ſich in die Größe ſeiner That.“

[2] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Humboldt, S. 429 ff.

[3] Siehe Theil 2. S. 244.

Es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß zuerſt Schiller, und nicht Goethe, auf den Plan verfiel, Balladen zu dichten. Er bittet ſich am zweiten Mai von Goethe den Text zum Don Juan aus, um eine Ballade daraus zu machen[2]. Das iſt im Briefwechſel das erſte Wort zu dieſer Idee, aus welcher die trefflichſten Gedichte in unſerer Literatur hervorgingen. Goethe fand jenen Gedanken ſehr glücklich, denn die allgemein bekannte Fabel, durch eine Behandlung, wie ſie Schillern zu Gebote ſtehe, in ein neues Licht geſtellt, werde einen guten Effekt machen. Unterdeſſen blieb der Gedanke in Bezug auf Don Juan unausgeführt. Goethe aber dichtete, während ſeines zweiten Beſuches in Jena, neben Hermann und Dorothea, außer andern kleinern Stücken, die Braut von Korinth. Schiller nannte dieſe Ballade ſo muſterhaft ſchön und rund und vollendet, daß er recht dabei gefühlt habe, wie auch ein kleines Ganzes, eine einfache Idee, durch die vollkommene Darſtellung den Genuß des Höchſten gewähren könne; es ſei ordentlich recht ſentimentaliſch ſchön. In heiterer Weiſe fügte er dieſem Lob den Wunſch bei, daß die ſchöne Muſe, die bei

---

[1] Siehe Theil 2, S. 215 f.

[2] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 3, S. 93.

Tage und wachend Goethe begleite, ſich gefallen laſſen möge, ihm Nachts, in der nämlichen, aber körperlichen Schönheit ſich zuzugeſellen.

So aufgemuntert und innerlich getrieben, dichtete Schiller ſieben, im nächſten Kapitel mit einigen andern Erzeugniſſen derſelben Art näher zu betrachtende Balladen.

Mit dieſen und einigen lyriſchen Stücken, z. B. dem Reiterliede aus dem Wallenſtein, und köſtlichen Früchten der Goethe'ſchen Muſe, ſo wie mit manchem werthvollen Liede anderer Dichter ausgerüſtet, ging der neue Almanach für 1798 in die Welt. Im Allgemeinen wurde vom Publikum zwar nichts ſo ſehr gewünſcht, als wieder eine Ladung Xenien, und man mochte, wie ihre Verfaſſer ſich ausdrücken, betrübt ſein, die Bekanntſchaft mit dieſen Böſewichtern, auf die man ſo ſehr geſcholten hatte, nicht erneuern zu können; denn wer auch ſelbſt getroffen war, freute ſich doch im Stillen, daß des Nachbars Haus brannte. Aber Zelter hatte zum voraus eine beſſere Meinung von dem Dichterpaar: er wettete, daß dieſer Almanach keine Xenien enthalten würde, und gewann ſechs Flaſchen Champagner, — für welche feſte, gute Ueberzeugung ſie ihm eben ſo viele Bouteillen ſchuldig zu ſein verſicherten. Der Almanach machte aber auch ohne die Xenien eine allgemeine Senſation. Die ſtarke Auflage von zweitauſend zweihundert Exemplaren war bald vergriffen, und es ſchien eine zweite nöthig zu werden. Einen glänzendern Triumph konnten die Herausgeber über ihre Neider, die das Glück des vorigjährigen Almanachs bloß den Spießruthen der Xenien zuſchrieben, nicht davon tragen, und Schiller's Vertrauen zum deutſchen Publikum erhöhte ſich, weil ſie deſſen Intereſſe, auch ohne Vermittelung irgend eines gemeinen Affekts, durch die Gewalt der Poeſie zu feſſeln gewußt hatten.

Unterdeſſen verließ Schiller, als der Winter anbrach, ſein einſames Gartenhaus und bezog das alte Logis im Griesbach'ſchen Hauſe wieder. Der Plan, dieſen Winter ſchon in Weimar zuzubringen, kam nicht zur Ausführung. Bei ſeiner geſchwächten Geſundheit hielt er den Umzug im Januar oder Februar, in welchen Monaten er ſchon zweimal von einer Lungenentzündung heimgeſucht worden war, für zu gefährlich, da ihm die leichteſte Erkältung dieſes Uebel wieder zuziehen konnte. An ein Ausgehen in Weimar war während des Winters ohnedies nicht zu denken.

Kaum hatte er aber Anfangs Oktober den Almanach hinter ſich, ſo wandte er ſich wieder zum Wallenſtein, denn die Horen, in dieſem ihrem „weiblichen Zeitalter", wurden ſchlecht bedacht. Am 26. Januar 1798 benachrichtigte er ſeinen Freund, daß er das Todesurtheil der drei Göttinnen Eunomia, Dike und Irene förmlich unterſchrieben habe. Cotta habe für den Jahrgang 1797 nur eben ſeine Koſten wieder herausbekommen, und er ſelbſt ſehe keine entfernte Möglichkeit, die Monatſchrift fortzuſetzen, weil es ganz und gar an zuverläſſigen Mitarbeitern fehle; auch habe er bei der Redaktion ohne eigentlichen Geldgewinn nur ewige Sorgen und kleinliche Geſchäfte gehabt. Die Erſcheinung des zwölften Stückes vom letzten Jahrgange (1797) verzögerte ſich deßwegen auch bis zum März des folgenden Jahres. Damit das Blatt mit einem gewiſſen Eklat aufhöre, hatte Schiller den Einfall, in dieſes zwölfte Stück „einen tollen politiſch-religiöſen Aufſatz" einzurücken, wenn er nur einen ſolchen bekommen könnte, welcher ein Verbot der Horen veranlaſſen ſollte. Aber etwas der Art war nicht im Geſchmacke des Miniſters Goethe. Er antwortete ihm nicht einmal darauf.

Fünfzehntes Kapitel.

Die Früchte des Balladenjahres.

Die ideelle Poeſie, das allgemeine und perſönliche Epigramm, und eine eigenthümliche Dichtung, welche oben die mittlere genannt wurde, waren die Stufen, auf welchen Schiller von ſeinen metaphyſiſchen Höhen ſich zur reinen Darſtellung herabließ. Die mittlere Gattung prägte er bisher nur in einigen Produkten aus, indem ſich alles vereinigte, ihn ſchnell zur objektiven Form hinüberzuziehen. Aber auch in dieſer Art konnte er erſt jetzt das Höchſte leiſten, wo ſein poetiſches Bilden ſich an die Ueberlieferung hielt. So nehmen die Hauptentwickelungsmomente der Schiller'ſchen Poeſie eben ſo viele auf einander folgende Jahre ein: das Jahr der ideellen Dichtung 1795, das der Epigrammen 1796, und das Balladenjahr, wie er das Jahr 1797 ſelbſt nennt.

Als einen vereinzelten Vorgänger dieſer Poeſie haben wir die deutſche Treue zu nennen, ſeit „Eberhard dem Greiner von Würtemberg“[1] wohl das erſte Gedicht dieſer Art. Aber wie unendlich ſteht an Lebendigkeit und Friſche das polirte Stück von 1795 hinter dem derben Kriegslied von 1782 zurück! Es iſt eine bloß referirende Erzählung, kein ſinnliches Bild. Die bekannte Begebenheit, wie der von Ludwig von Baiern aus ſeiner Haft entlaſſene Friedrich von Oeſtreich ſeinem Worte gemäß ſich wieder im Gefängniſſe ſtellt und ſich, durch dieſe Ehrenthat zum innigſten Freunde macht, iſt ihn ſeltſam genug, im elegiſchen Versmaße vorgetragen. Schiller hatte für dieſes Metrum eine ſolche Vorliebe gefaßt, daß nur wenige Gedichte der beiden erſten Jahre nach ſeiner Rückkehr zur Poeſie in einem andern geſchrieben ſind, und daß er ſich in ihm wohl auch, wie hier, an einem unpaſſenden Gegenſtande verſuchte. In dem Stoffe liegt aber unendlich mehr, als er aus ihm gemacht hat und in den wenigen Diſtichen machen konnte. Wie ſehr wäre z. B. die That Friedrich's durch den Umſtand hervorgehoben worden, daß der auf Ludwig ergrimmte Papſt, Johann XXII., ihm die Rückkehr ſogar unter Androhung des Kirchenbannes unterſagt hatte! Wie jetzt die Begebenheit eingekleidet iſt, hat ſie ganz eine epigrammatiſche Ausprägung, und die Worte am Ende:

---

[1] Siehe Theil I. S. 110.

„„Wahrlich! Er iſt's! Es iſt wirklich ſo. Man hat mir's geſchrieben.““
Rief der Pontifex aus, als er die Kunde vernahm.“

ſind gleichſam die Pointe dieſes hiſtoriſchen Sinngedichts. Für eine lebendige epiſche Darſtellung war Schiller in den Jahren der ideellen und epigrammatiſchen Poeſie durchaus nicht in der gehörigen Gemüthsverfaſſung. Wie aber häufig in dem Mißlungenen das Vollkommnere zum voraus angedeutet iſt, ſo ſcheint mir in dieſer Erzählung derſelbe Geſichtspunkt, wie in der Bürgſchaft, genommen zu ſein. Hier hält der Feind dem Feinde, in der ſpätern Ballade der Freund dem Freunde ſein Wort, indem Friedrich von Oeſtreich ſowohl, als Möros, ſein Verſprechen höher anſchlägt, als die phyſiſche Wohlfahrt. Die Stellung des Papſtes zur That Friedrich's iſt der des Tyrannen zur Selbſtaufopferung des Möros ganz ähnlich. Der Tyrann läßt die Freunde vor den Thron führen, „blicket ſie lange verwundert an,“ und bekennt es ihnen endlich, daß ihr Beiſpiel ihn zwinge, an Liebe und Treue zu glauben. So betheuert es auch der Pontifex ſich oder andern, welche ſich über die Begebenheit wundern und ſie bezweifeln, daß das Ereigniß wirklich vorgefallen ſei. Er ſucht denen, an welche die Worte gerichtet ſind, ihren Unglauben an menſchliche Tugend auszureden, durch die Thatſache ſelbſt an ſeinem Syſtem irre gemacht. Denn dieſen Sinn hat doch die wiederholte Verſicherung:

„Wahrlich! So iſt's! Es iſt wirklich ſo. Man hat mir's geſchrieben.“

Er kann es nicht bezweifeln und kann es ſich doch eben ſo wenig reimen. Er iſt im Zuſtand des Verwunderns, wie der Tyrann, doch hat dieſer vor dem Pontifex die, wenn auch nur momentane menſchliche Rührung voraus. Ohne Zweifel würde der Gehalt, welcher in der deutſchen Treue liegt, zu einer, der Bürgſchaft ähnlichen und ſehr großartigen epiſchen Kompoſition ausgebildet werden können.

Von dieſer epigrammatiſch gehaltenen Erzählung iſt eine ſehr groſie Kluft zu den eigentlichen Balladen, welche aber durch dramatiſche Studien und Vorarbeiten ausgefüllt iſt. Schiller's Hauptbeſchäftigung mußte auf die kleinern gleichzeitigen Gedichte jedesmal entſcheidend zurückwirken. So lernten wir eine Anzahl lyriſcher Stücke kennen, die ganz im Kreiſe der Räuber liegen, in dem Kampf fanden wir die Anſichten über die Ehe wieder, welche im Don Karlos dargeſtellt ſind, und in dem Geheimniß begegneten wir der Liebe des Max und der Thekla[1]. Nun ſehen wir an das groſie Drama des Wallenſtein ſich eine Reihe kleinerer Dramen anſchlieſien — die Balladen.

Den Stoff zu denſelben hat Schiller immer aus der Geſchichte oder Mythe genommen. Da nun häufig Ein Gegenſtand oft ſehr verſchiedenartig überliefert und behandelt iſt, ſo hat es für den Literarhiſtoriker ein großes Intereſſe, dieſe abweichenden Sagen, Geſchichten und Bearbeitungen einer Begebenheit zu erforſchen und mit einander zu vergleichen, damit die Entwickelung und Umgeſtaltung derſelben bei verſchiedenen Völkern, Zeiten und Dichtern lebendig erkannt werde. Wir ſcheint aber dieſes Verfahren, ſo höchſt verdienſtlich es in anderer Hinſicht ſein mag, von einem beſtimmten Gedichte die Aufmerkſamkeit eher abzuleiten, als zur wahren Einſicht und zum Genuſſe deſſelben etwas beizutragen. Goethe macht über Herder, welcher in Bezug auf den Taucher gegen Schiller äußerte, daß er hier nur die Geſchichte eines Nikolaus Peſce veredelnd umgearbeitet habe, dieſe Bemerkung: „Wenn unſer alter Freund bei einer ſolchen Bearbeitung ſich noch der Chronik erinnern kann, die das Geſchichtchen erklärt, wie ſoll man's dem übrigen Publiko verdenken, wenn es ſich bei Romanen erkundigt: ob denn das alles ſein wahr ſei?[1]“ An wie viele Chroniken aber erinnert der gelehrte Erklärer nicht erſt, welcher alle Quellen und frühere Bearbeitungen des poetiſchen Stoffes aufführt auch wenn der Dichter dieſelben nicht kannte? Begräbt eine ſolche Methode das Aeſthetiſche nicht durch das Literariſche? Den Erklärer als ſolchen geht der Stoff in allen ſeinen übrigen Geſtalten nichts an, ſondern nur in der Einen Form, in welcher ihn der Dichter vorfand, und aus welcher er ihn nahm. Nur in dieſer Beſchränkung auf das Weſentliche werden wir die Schiller'ſchen Balladen im Folgenden erörtern.

---

[1] Siehe Theil 1, S. 106, S. 282 und Theil 3, S. 268.

Die erſte Ballade iſt der Taucher, welche in der erſten Hälfte des Juni zu derſelben Zeit entſtand, wo Goethe mit dem „Gott und der Bajadere“ wetteiferte. „Es iſt nicht übel,“ ſchrieb Goethe, „da ich meine Paare in das Feuer und aus dem Feuer bringe, daß Ihr Held ſich das entgegengeſetzte Element ausſucht.“ Wir ſehen aus ihrem Briefwechſel, daß Schiller ſorgfältige Studien für dieſe Dichtung machte und über einen halben Monat an ihr arbeitete. Die erſte Ballade mochte ihm verhältnißmäßig ſo ſchwer werden, als das erſte Drama. Im Briefwechſel iſt von zwei geliehenen „Fiſchbüchern“ die Rede, welche Goethe zurückfordert. So können wir vermuthen, woher der Dichter ſeine genaue Kenntniß der Fiſche hat, des ſtachlichten Rochen, des Klippenfiſches, des ungeſtalten Hammers, des entſetzlichen Hai's und der andern „Larven“ des Meers. Aber nicht nur dieſe

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 3, S. 196.

Ungethüme mußten in Kenntniß genommen, ſondern es mußte auch das ungeheure Phänomen des Strudels der Charybde ſtudirt werden. Und hier zeigte ſich wieder Schiller's wunderbare Kunſt, das Geleſene gleichſam in die Natur ſelbſt wieder zurückzuſetzen. Iſt es nicht, als ob der Dichter jene Naturerſcheinung von Jugend auf geſehen hätte, als ob er mit dem Taucher in den Abgrund geſtiegen wäre? So ſteht das Element des Meeres vor unſern Augen:

> „Und es wallet und ſiedet und brauſet und ziſcht,
> Wie wenn Waſſer mit Feuer ſich mengt,
> Bis zum Himmel ſpritzet der dampfende Giſcht,
> Und Fluth auf Fluth ſich ohne Ende drängt,
> Und will ſich nimmer erſchöpfen und leeren,
> Als wollte das Meer noch ein Meer gebären.“

Welch ein wahres Gemälde! „Bald hätte ich vergeſſen,“ ſchrieb Goethe aus der Schweiz an Schiller, „Ihnen zu ſagen, daß der Vers: es wallet und ſiedet und brauſet und ziſcht ꝛc. ſich bei dem Rheinfall trefflich legitimirt hat; es war mir ſehr merkwürdig, wie er die Hauptmomente der ungeheuern Erſcheinung in ſich begreift. Ich habe auf der Stelle das Phänomen in ſeinen Theilen und in ſeinem Ganzen, wie es ſich darſtellt, zu faſſen geſucht, und die Betrachtungen, die man dabei macht, ſo wie die Ideen, die es erregt, abgeſondert bemerkt. Sie werden dereinſt ſehen, wie ſich jene wenigen dichteriſchen Zeilen gleichſam wie ein Faden durch dieſes Labyrinth durchſchlingen[1].“ Schiller antwortete hierauf: „Es freut mich nicht wenig, daß nach Ihrer Beobachtung des Strudels meine Schilderung mit dem Phänomen übereinſtimmt. Ich habe dieſe Natur nirgends, als bei einer Mühle ſtudiren können, aber weil ich Homer's Beſchreibung von der Charybde[2] genau ſtudirte, ſo hat mich dieſes vielleicht bei der Natur erhalten.“ Welch ein glänzendes Zeugniß für die Wahrheit der Dichtung, daß ſie ein Goethe ſogar zum Leitſtern ſeiner Naturbeobachtung gebrauchen konnte!

---

[1] Die Darſtellung des Rheinfalls, in Goethe's Werke B. 43, S. 152 ff. „Das Meer gebiert das Meer. Wenn man ſich die Quellen des Oceans dichten wollte, ſo müßte man ſie ſo vorſtellen.“

[2] Homer's Odyſſee, Buch 12, Vers 234 ff.

Der Ballade liegt die Geſchichte eines berühmten ſicilianiſchen Tauchers zu Grunde, welcher wegen ſeiner großen Geſchicklichkeit im Schwimmen den Namen Peſcecola d. h. **Nikolaus der Fiſch**, führte. Athanaſius Kircher erzählt in ſeinem Buche über die unterirdiſche Welt[1] die Geſchichte mit manchen Zügen, die wir in unſerm Gedichte wieder erkennen, das Meiſte aber hat Schiller für ſeinen poetiſchen Zweck umgeändert. Peſcecola lebte zur Zeit eines Königes Friedrich von Sicilien[2]. Von Jugend auf an's Meer gewöhnt und im Schwimmen Jedem überlegen, beſchäftigte er ſich nur mit Aufſuchen von Auſtern und Korallen, aus deren Verkauf er ſeinen Lebensunterhalt zog. Oft verweilte er vier bis fünf Tage auf dem Meere, indem er ſich von rohen Fiſchen nährte, und er ſoll mehr als einmal nach den lipariſchen Inſeln geſchwommen ſein. Als der König Friedrich einſt nach Meſſina kam, ließ er den Taucher, von dem er ſo viel Unerhörtes vernommen, vor ſich erſcheinen, und ergriff dieſe Gelegenheit, um das Innere der Charybde durch ihn erforſchen zu laſſen. Eine goldne Schale, die er mit dem Verſprechen, ſie ſolle ihm gehören, wenn er ſie wieder heraufbringe, in's Meer warf, ſpornte ihn an, ſich in den Strudel zu ſtürzen. Nach drei Viertelſtunden wurde er durch die heftige Strömung wieder emporgetrieben. „Er hielt die hineingeworfene Schale im Triumph in die Höhe.“ Nachdem er ſich durch Speiſe und Trank in dem Pallaſte erquickt hatte, wurde er wieder vor den König geführt, und machte nun von dem Abgrunde eine, von Kircher mitgetheilte Beſchreibung, welche unläugbar mit dem Schiller'ſchen Gemälde die größte Aehnlichkeit hat. Auch hier bleibt die Schale an einem Felſen hängen, und das unten liegende Meer iſt ſo tief, daß ſich dem Auge nur eine faſt kimmeriſche (bei Schiller purpurne) Finſterniß darbietet. In den nahen Felſengrotten aber wimmeln Haifiſche, Polypen und andere Fiſche von ungeheurer Größe. Nikolaus ließ ſich durch einen mit Gold gefüllten Beutel und eine in den Strudel geworfene Schale abermals verführen, ſich hineinzuſtürzen, aber er erſchien nicht wieder. Bei dieſer Aehnlichkeit iſt es auffallend, daß Schiller, wie man aus einem Briefe an Goethe ſieht [1], den Pescecola, und alſo auch Kircher's Erzählung nicht kannte. Er ſchöpfte daher, wie Götzinger vermuthet, aus irgend einer nach Kircher bearbeiteten Novelle, in welcher er den Stoff ſeiner Ballade wohl ſchon veredelt vorfand.

---

[1] Siehe Götzinger's deutſche Dichter, Theil 1, S. 102 ff.

[2] Schmidt (Taſchenbuch deutſcher Romanzen S. 164) und nach ihm Götzinger (deutſche Dichter Th. 1, S. 164) ſehen dieſen König Friedrich von Sicilien für den König Friedrich von Neapel an, welcher von Ludwig XII. von Frankreich und Ferdinand dem Katholiſchen von Spanien im Jahr 1501 ſeines Reiches beraubt wurde, und Götzinger macht überdieß dieſen ſchmählich hintergangenen König zu einem Friedrich den Zweiten. Aber jener Friedrich, von dem Schmidt und Götzinger reden, war nur König von Neapel und der erſte und letzte ſeines Namens. Der König Friedrich von Sicilien, unter welchem unſer Taucher lebte, muß alſo entweder der erſte ſicilianiſche König aus dem aragoniſchen Hauſe, der Bruder des Königes von Aragonien Jakob's II., nämlich Friedrich I. (von 1295 bis 1336 regierend) oder es muß deſſen Enkel Friedrich II. (ſtarb 1377) geweſen ſein. Wie konnte auch Alexander ab Alexandro, von 1461 bis 1523 lebend, ſagen: „Zur Zeit unſerer Väter ſoll zu Katana ein Mann Kolan, genannt der Fiſch, gelebt haben," wenn dieſer Taucher zur Regierungszeit Friedrichs von Neapel, von 1496 bis 1501, lebte, alſo ſein Zeitgenoſſe war?

Nach der urſprünglichen Erzählung iſt der Taucher ein roher, halb thieriſcher Menſch, eine Art von Amphibium, den nur gemeine Habſucht treibt; bei Schiller ein ſanfter und kühner, ein herrlicher Jüngling [2], den die edeln und ſtarken Triebfedern, Ehre und Liebe, begeiſtern. Galt es doch ſchon beim erſten Wagniß nicht den goldnen Becher, wie man aus den Worten des Königs vermuthen möchte:

„Wer mir den Becher kann wieder zeigen,
Er mag ihn behalten, er ſei ſein eigen.“

Wie könnte ſonſt der König denſelben Becher nachher wieder in den Strudel hinabſchleudern? Dieſer Lohn des ritterlichen Siegers iſt nur das Zeichen des ächten Preiſes, der Ehre. Mit ihr kann ſich zur Wiederholung der kühnen That nur die Liebe verbinden. Ehre und Liebe überwinden alle Schreckniſſe der Natur, um den Jüngling in's Verderben zu reißen.

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 3, S. 196.

[2] Eben ſo „mild und muthig“ — ein ſo „herrlicher Junge“, wie ihn die Leichenphantaſie beklagt; ſiehe Theil 1, S. 115.

Er hört die Jungfrau mit ſchmeichelndem Munde für ihn flehen, er ſieht ſie für ihn erröthen, erbleichen und hinſinken: der Preis ſeiner Kühnheit ſteht vor ihm. „Da ergreifts ihm die Seele mit Himmelsgewalt“ ꝛc. Dieſen Motiven tritt eine höhere Idee in den Weg, welche aber von ihnen überwunden wird. Sie iſt dem Helden der Ballade wohlbekannt, er ſpricht ſie ſelbſt aus:

„Lang lebe der König! Es freue ſich,
Wer da athmet im roſigen Licht!
Da unten aber iſt's fürchterlich,
Und der Menſch verſuche die Götter nicht
Und begehre nimmer und nimmer zu ſchauen,
Was ſie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen.“

Dieſes ſeines beſſern Gefühls, wie eines rettenden Engels, iſt er uneingedenk: und das bringt ihm den Untergang. Es iſt eine religiöſe Scheu, welche dem Menſchen das Uebermäßige als etwas Gottloſes bezeichnet. Ein Uebertreten aus unſerer Sphäre iſt ein Eingriff in göttliche Rechte, heißt die Gottheit auf die Probe ſtellen und ſich ihrer Rache ausſetzen. Dieſer Idee iſt das ganze Gedicht zugerichtet; und ſie wird auch durch den Verfaſſer ſelbſt warnend angedeutet:

„Was die heulende Tiefe da unten verhehle,
Das erzählt keine lebende glückliche Seele.“

Daß der Menſch ſich überhaupt auf den ihm von der Gottheit gezogenen Kreis zu beſchränken habe, dieſes Gebot wird ſpeziell dadurch ausgedrückt, daß er ſich mit der gemeinſchaftlichen Erde begnügen ſolle, auf deren Oberfläche er angewieſen iſt. So tritt auch in dem ſpätern Alpenjäger der das gequälte Thier ſchützende Geiſt dem verwegenen Jüngling entgegen, und weiſ't ihn von der grauſamen Verfolgung in ſeine Schranken zurück:

„Raum für alle hat die Erde!
Was verfolgſt du meine Heerde?“

Unſere Ballade iſt gleichſam ein kleines Drama in zwei Akten, und das Meerphänomen des Verſchlingens und Ausſpeiens der Gewäſſer iſt mit der menſchlichen Handlung in

Eins verwebt. Als die Charybde die Fluth zum erſtenmal einſchlürft, wirft der König den Becher in das Meer; dann, wo der Jüngling an den Felſenhang vorſchreitet, gibt ſie eben brüllend die Waſſer wieder von ſich, und in dem Augenblick, wo der gähnende Spalt zum zweitenmal hinunterklaft, befiehlt der Jüngling Gott ſeine Seele. Hiermit ſchließt ſich der erſte Akt, und während es nun ſtille wird über dem Waſſerſchlund, tritt an geeignetem Orte der Dichter ſelbſt in die Handlung ein und ſteigert die Angſt der Erwartung, indem er ſie hinhält. Unterdeſſen wird, wie wir nachher erfahren, der Jüngling abwärts geriſſen, bis eine aus einem Felſen dringende Fluth ihn im Kreiſe wirbelt, ſo daß er ſich nur durch das Ergreifen eines Felſenriffes rettet. In der Gefahr, von einem Polypen erfaßt zu werden, läßt er ſich los, und der gerade jetzt zum andern Mal nach oben treibende Strudel reißt ihn zum Tageslicht hinauf. Die ſich wiederholende Erſcheinung bringt füglich auch die Verſe zurück, durch welche ſie ſchon das erſte Mal geſchildert wurde: „Und es wallet und ſiedet ꝛc.“ Die Wiederkunft des Jünglings iſt uns dann eben ſo anſchaulich, als rührend vorgemalt, und nach all dem Wilden und Furchtbaren, worauf bisher unſer Blick ruhte, thun uns die vorausdeutenden Verſe beſonders wohl:

„Und der König der lieblichen Tochter winkt,
Die füllt ihn mit funkelndem Wein bis zum Rande.“

Der Knappe konnte aber dem Könige nur das erzählen, was er an dem Felſen hangend im finſtern Abgrund geſehen hatte, deßwegen ſoll er noch Kunde bringen von des „Meeres tief unterſtem Grunde.“ Jetzt ſteigert ſich alles! Das weiche Gefühl der Königstochter löſet ihr die Zunge und ſie bittet um Erbarmen; der ſtarre Vater verſpricht die Flehende ſelbſt als Preis der That; dem Jüngling ergreift's die Seele mit Himmelsgewalt. Aber die letzte Strophe führt uns zur Demuth zurück, indem ſie uns die Grundidee des Ganzen vorhält, ohne ſie ausdrücklich zu wiederholen.

Die Ballade ſtellt uns den Kampf des Menſchen mit einer furchtbaren Naturkraft vor Augen, und trägt daher den Charakter des Erhabenen. In kühnen, ſtarken, mächtigen

Tönen rauſcht die Geſchichte an uns vorüber, zwiſchen welchen jedoch auch viele einfache, naive Stimmen, die das Gedicht dem Volkston annähern, hindurchklingen. Wie ſchmucklos ſind ſogleich die erſten Strophen, bis ſich allmählig mit dem Gegenſtand Sprache, Rhythmus, Satzgefüge und alles Andere hebt! Beſonders wirkſam iſt es, daß überall das Menſchliche gegen die fühlloſen Naturweſen in Kontraſt geſtellt iſt: „Unter Larven die einzige fühlende Bruſt“ ꝛc. Und ich müßte mich ſehr irren, wenn unſerm Dichter bei der Kompoſition dieſes Kunſtwerks nicht ſeine frühern Studien über das Erhabene gute Dienſte geleiſtet hätten. In dem Aufſatze vom Erhabenen[1], weiſ't er nach, wie die Einſamkeit, das Geheime, die Finſterniß und das Unbeſtimmte furchtbare Gegenſtände ſeien, und ſich daher eigneten, das Erhabene in uns zu erwecken. „Auch das Unbeſtimmte,“ ſagt er dann, „iſt ein Ingredienz des Schrecklichen und aus keinem andern Grunde, als weil es der Einbildungskraft Freiheit gibt, das Bild nach ihrem eigenen Gefallen auszumalen. Das Beſtimmte hingegen führt zu deutlicher Erkenntniß, und entzieht den Gegenſtand dem willkürlichen Spiel der Phantaſie, indem es ihn dem Verſtande unterwirft. Homer's Darſtellung der Unterwelt wird eben dadurch, daß ſie gleichſam in einem Nebel ſchwimmt, deſto furchtbarer, und die Geiſtergeſtalten im Oſſian ſind nichts, als luftige Wolkengebilde, denen die Phantaſie nach Willkür den Umriß gibt.“ Kann man ſich aber eine furchtbarere Verlaſſenheit, eine ſchauerlichere Nacht denken, als die Meeresſchlünde, in denen unſer Taucher ſchwebte, die wirklichen Schreckniſſe, die wüthenden Doppelſtröme, die ragenden Felsſpitzen, die gräulichen Ungeſtalten nicht einmal mit gerechnet? Von dem Unbeſtimmten aber hat der Dichter, um den erhabenen Eindruck zu ſteigern, noch einen beſondern Gebrauch gemacht. Er bezeichnet nämlich an mehrern Stellen die wirkende Urſache gar nicht durch ein beſtimmtes Subjekt, ſondern bloß durch es, und läßt hierdurch der ſchreckhaft angeregten Phantaſie einen unendlichen Spielraum. Beſonders verdienen die Verſe bemerkt zu werden:

---

[1] Döring's Nachleſe, S. 258 ff. Siehe Theil 2, S. 321.

„Und ſchaudernd dacht' ich's; da kroch's heran,
Regte hundert Gelenke zugleich,
Will ſchnappen nach mir,"

von welchen Zeilen Götzinger ſagt: „Das unbeſtimmte furchtbare Es hat immer eine Art Entſetzen bei mir hervorgebracht." Der Dichter meint hier den fabelhaften ungeheuern Polypen (Blakfiſch) der Alten, von dem Peſcecola bei Kircher dem König erzählt: „Ich habe einen geſehen, ſein bloßer Rumpf war größer, als ein Menſch, ſeine Fangarme wohl zehn Fuß lang, und hätten dieſe mich gefaßt, die bloße Umſchlingung würde mich getödtet haben." Aber dieſe und jede andere Beſchreibung, iſt ſie ſo entſetzlich, als die Schiller'ſche Darſtellung, die den Gegenſtand ſelbſt in Nacht ſtellt und ihn nur durch ſeine Wirkungen andeutet? Auch das Es in dem Verſe: „Da ergreift's ihm die Seele mit Himmelsgewalt" iſt bedeutungsvoller und beziehungsreicher durch die unbekannte Urſache; und ſelbſt das Bekannte bekommt einen ſchauerlichen Anſtrich, wenn es durch die Worte verdeckt und zum Räthſelhaften gemacht iſt. Man fühlt dies deutlich bei dem Verſe in der letzten Strophe:

„Da bückt ſich's hinunter mit liebendem Blick,"

welcher nur von der Königstochter reden kann.

Wäre mir an der Ballade ein Tadel erlaubt, ſo würde er den Charakter des Königs betreffen. Dieſer erſcheint noch roher und grauſamer, als die Ungeſtalten, zu denen er den Jüngling zweimal hinabtreibt. Wenn der Dichter des Königs Wunſch, die Abgründe des Meeres kennen zu lernen, als eine heftige Wißbegierde ſtärker hervorgehoben und beſtimmter motivirt hätte, würde er dieſen Charakter unſerer Gattung menſchlich näher gerückt haben.

Ein anderes unverwerfliches Beiſpiel, wie ſich Schiller in das objektive Genre hineinarbeitete, liefert der Handſchuh, welcher bald nachher, in der Mitte Juni 1797, entſtand. Der Dichter fand die Anekdote in St. Foix's hiſtoriſchen Verſuchen über Paris, wo es im erſten Bande unter der Ueberſchrift: Rue des lions, près Saint-Paul, alſo heißt: „Dieſe Straße erhielt ihren Namen von dem Gebäude und den Höfen, wo die großen und kleinen Löwen des Königs eingeſperrt waren. Eines Tags, als Franz I. ſich damit beſchäftigte, einen Kampf ſeiner Löwen zu ſehen, ließ eine Dame ihren Handſchuh fallen und ſagte zu de Lorges: Wollt ihr, ich ſoll glauben, daß ihr mich ſo ſehr liebet, als ihr mir alle Tage ſchwört, ſo hebt mir den Handſchuh auf. De Lorges ſteigt hinab, hebt den Handſchuh aus der Mitte dieſer ſchrecklichen Thiere auf, ſteigt wieder zurück, wirft ihn der Dame in's Geſicht (au nez) und wollte ſie nachher nie wieder ſehen, ungeachtet vieler Anträge und Neckereien von ihrer Seite.“ Von einem andern Schriftſteller, Brantome, welcher dieſelbe Begebenheit erzählt, wird dem Ritter de Lorges das Lob eines wackern Mannes ertheilt, der in ſeiner Jugend einer der muthigſten und bekannteſten Hauptleute bei dem Fußvolke geweſen ſei.

Aus dieſen dürftigen Nachrichten holte Schiller ſein plaſtiſches Bild. Es iſt eine geſchloſſene dramatiſche Scene. Die Schilderung der Thiere iſt ganz Eigenthum des Dichters. Im Manuſkript ſtand urſprünglich der Vers: „Und leckt ſich die Zunge.“ Da aber Goethe ſchrieb, man habe, als er die Ballade vorgeleſen, den Zweifel erregt, ob man ſagen könne, „ein Thier lecke ſich die Zunge,“ ſo änderte er: „Und recket die Zunge.“ Ein Beiſpiel, mit welcher gewiſſenhaften Sorgfalt der Dichter alles ſo richtig und gut machte, als es ihm möglich war.

Die erſte Ausgabe wich am Ende des Gedichtes von deſſen Quelle ab. Es hieß:

„Und der Ritter, ſich tief verbeugend, ſpricht:
Den Dank, Dame, begehr' ich nicht.“

„Die kleine Abänderung im Handſchuh am Ende,“ ſchrieb er an Böttiger, „glaubte ich der Höflichkeit ſchuldig zu ſein, obgleich das Faktum der Grobheit mir von einem ſehr eleganten franzöſiſchen Schriftſteller St. Foix überliefert wurde, und ich anfangs geglaubt hatte, ein deutſcher Poet dürfe darin ſo weit gehen, als ein franzöſiſcher bel esprit.“ Nachher aber änderte er dieſe Zeilen doch im Sinne der überkommenen Nachricht.

„Und er wirft ihr den Handſchuh in's Geſicht:
„„Den Dank, Dame, begehr' ich nicht.““

Warum kehrte er wohl zur Ueberlieferung zurück? Jene tiefe Verbeugung des Ritters in Verbindung mit ſeinen nachfolgenden Worten kann doch nichts anderes, als eine kalte Verhöhnung ausdrücken. Dieſe Ruhe der gleichgültigen Verachtung paßt nicht in ſeine momentane Lage, unmittelbar nach beſtandenem Wagniß. Die Kaltblütigkeit iſt mit der Gefahr dahin, und in dem Selbſtgefühl des gerechten Zorns beſchimpft er die Unmenſchliche, die ihn in den Kampf, nicht mit Menſchen, ſondern mit Beſtien gejagt.

Schiller nennt den Handſchuh ein kleines Nachſtück zum Taucher, welchem Ausſpruch Goethe ſeinen vollen Beifall gibt. Es mache zu dem Taucher wirklich ein artiges Nach- und Seitenſtück, ſagt dieſer, und erhöhe durch ſein eigenes Verdienſt das Verdienſt jener Dichtung um ſo mehr[1]. In beiden Geſchichten gibt ſich der Held einer überlegenen Naturkraft hin, aber der Taucher kämpft gegen ſie und unterliegt ihr, dem Ritter droht ſie nur in der Nähe. Daher hat bloß das erſte Stück einen tragiſchen Charakter, und nur das letzte liegt innerhalb der gemeinen Faſſung, welche dem Erhabenen nie gewachſen iſt. Den Taucher treiben Liebe und Ehre — und unſern de Lorges? Goethe ſagt, hier ſei die reine That, ohne Zweck, oder vielmehr im umgekehrten Zweck (gegen die vorige Ballade), was ſo ſonderbar wohlgefalle[2]. Er verſchmäht nämlich den Preis, um deſſentwillen der andere handelt. Mit dem erſten Schritt, den er nach dem Löwengarten thut, iſt er für immer aller Liebe ledig. Aber iſt ſeine Kühnheit deßwegen ſchon ganz zwecklos? Hat nicht Kunigunde ſeine Ehre verletzt, indem ſie ſpottender Weiſe etwas von ihm verlangt, was ſie ſeinem Muthe nicht zutraut? Dieß Mißtrauen, daß er zu feige ſei, „das Theuerſte an das Höchſte zu ſetzen," war ehrenkränkend für den Ritter. Er befreit ſich mit Einem Schlag zugleich von dieſem Verdacht und reißt ſich entſchieden von ſeiner Liebe zu einer Unwürdigen los. Dieß iſt die Triebfeder ſeiner That und das Grundmotiv der ganzen Dichtung.

---

[1] Schiller's und Goethe's Briefwechſel, Th. 3, S. 123 und 129.

[2] Ebendaſelbſt S. 126

Eine allgemeine Idee läßt ſich bei dieſem Stücke gar nicht angeben. Forderte er einen ſolchen höhern Grundgedanken vielleicht von jeder Ballade, und nannte er vielleicht deßwegen den Handſchuh nur eine Erzählung, weil ihr derſelbe fehlt? Eine ſolche Idee gibt einer Dichtung allerdings mehr Inhalt und Würde, und hebt ſie in ein höheres Gebiet. Vielleicht auch verlangte er von der Ballade regelmäßig wiederkehrende Strophen und ſprach dieſes Mangels wegen dem Handſchuh den Namen einer Ballade ab. Der Held der Fabel iſt beſonders unbeſtimmt gehalten; außer daß er muthig iſt, auf Ehre hält und liebt, fällt kein Licht auf dieſe Figur. Wenn er den Handſchuh ſich tief verbeugend überreichte, war er gewiß ſchon bei Jahren; wenn er ihn ſeiner Kunigunde in's Geſicht warf, ohne Zweifel jünger.

Am 23. Juni kündigte Schiller ſeinem Freunde ſchon wieder eine neue Ballade an, mit dem Zuſatz: „Es iſt jetzt eine ergiebige Zeit zur Darſtellung von Ideen,“ womit ſchon zum voraus ihr Charakter angedeutet war. Es iſt der Ring des Polykrates, als deſſen Gegenſtück Goethe die Kraniche des Ibykus liefern wollte[1].

Höchſt merkwürdig iſt, daß es noch zwei ähnliche Sagen gibt, in denen der Ring einen nahen Glückswechſel anzeigt, nämlich eine morgenländiſche vom Vezir Caverſcha in „Tauſend und Eine Nacht“ und eine holländiſche von der Jungfrau in Stavoren, die ſich in Grimms deutſchen Sagen erzählt findet. Unſere Geſchichte leſen wir bei Herodot[2]. Polykrates, des Aeakes Sohn, warf ſich von 540 bis 523 vor Chriſtus zum Tyrannen der Inſel Samos auf. Einen ſeiner Brüder ließ er tödten, den andern, Syloſon, vertrieb er. Nun machte er einen Bund der Gaſtfreundſchaft mit Amaſis, dem Könige von Aegypten, und in kurzer Zeit nahm ſeine Macht zu und ward berühmt durch Jonien und das übrige Hellas. Er herrſchte zur See, bezwang Inſeln und Städte des

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 3, S. 141.

[2] Die Geſchichten des Herodot, Buch 3, Kap. 39 bis 44 und Kap. 125.

Feſtlandes, beſiegte alle ſeine Feinde, und jede Unternehmung ſchlug ihm wohl aus und ſeines Glückes ward immer mehr. Das ängſtigte den König Amaſis, und er ſchrieb an Polykrates: „Es iſt zwar ſüß zu vernehmen, daß es einem lieben Gaſtfreunde wohl ergehet, mir aber gefällt dein großes Glück gar nicht, da ich weiß, wie die Gottheit ſo voller Neid iſt. Und mir iſt es lieber, wenn mir und auch denen, ſo mir am Herzen liegen, das eine wohlgelinget, das andere aber fehl ſchläget, und daß es mir in meinem Leben bald ſo, bald ſo ergehet, denn daß mir alles glücke. Noch hab' ich von keinem gehört, der nicht zuletzt ein klägliches Ende genommen, wenn ihm alles wohl gelang. Du aber gehorche mir und thue wider dein Glück alſo: Sinne nach, was wohl unter allen deinen Gütern am meiſten werth iſt und deſſen Verluſt dir am meiſten die Seele betrübe, das wirf von dir, alſo daß nie ein Menſch es wieder zu ſehen bekommt.“ Polykrates nahm ſich dieſen Rath zu Herzen. Er trug aber einen koſtbaren Siegelring, in Gold gefaßt, von Smaragden-Stein, ein Werk des Theodoros von Samos. Da ließ er einen Fünfzigruderer bemannen, ſtach in die hohe See, und warf das Kleinod vor den Augen der ganzen Schiffsmannſchaft in das Meer. Am fünften oder ſechsten Tag darnach bringt ein Fiſcher einen großen, ſchönen Fiſch zum Geſchenk. Als die Diener den Fiſch zurichteten, fanden ſie den Siegelring in ſeinem Bauche und trugen ihn voller Freude zum Polykrates. Der Tyrann ſchrieb alles an den König von Aegypten. Als Amaſis den Brief geleſen, ward er inne, „daß es unmöglich ſei für einen Menſchen, einen andern Menſchen zu retten von dem, was ihm bevorſteht, und daß Polykrates kein gutes Ende nehmen würde, da ihm alles ſo wohl ging, der da ſelbſt wiedergefunden, was er weggeworfen.“ Er ſagte ihm alſo durch einen Herold die Gaſtfreundſchaft auf. Mit Polykrates aber nahm es ein ſchmähliches Ende; von Orötes, dem Unterkönig von Sardes, in die Schlinge gelockt, ſtarb er eines Todes, den Herodot nicht einmal erzählen will, und ward an's Kreuz geſchlagen.

Dieſe Begebenheit, die der Altvater der Geſchichte kindlich und umſtändlich erzählt, läßt unſer Meiſter vor unſern

Augen geſchehen. Seine Kunſt verwandelt das Vergangene in das Gegenwärtige und faßt das weit auseinander Liegende in einen Ort und in eine Zeit zuſammen. In dem Taucher iſt der Schauplatz das Geſtade bei Meſſina mit dem Anblick des Strudels, in dem Handſchuhe ein hoher Balkon vor dem Löwengarten, in dem Ring des Polykrates ein Standpunkt auf den Giebeln (den Zinnen) des königlichen Pallaſtes mit einer weiten Ausſicht über das Meer und die Inſel, und nur von der drittletzten Strophe an iſt die Begebenheit nothgedrungen in ein anderes Lokal und eine ſpätere Zeit verlegt. Aber doch in eine möglichſt nahe Zeit, denn ſchon „bei des nächſten Morgen Lichte" überreicht der Fiſcher ſein Geſchenk. Auf des Daches Zinnen ſtehen beide Könige, und durch die Anſchauung will der bethörte Polykrates dem weiſen Amaſis das Geſtändniß entreißen, daß er vollkommen glücklich ſei. Und ſiehe! die göttliche Fügung vereinigte ſich mit dem Herrſcher, um den König zu überzeugen, denn vor ſeinen eigenen Augen begründet und vollendet ſich das Glück des Polykrates. Ein nicht näher bezeichneter mächtiger Samier, unter welchem vielleicht der vertriebene Bruder Syloſon gemeint iſt, konnte an der Spitze anderer Flüchtlinge die Herrſchaft des Tyrannen ſtürzen und die Freiheit wieder herſtellen. Da überbringt ein von Milet geſandter Bote das bluttriefende Haupt des überwundenen Feindes. Aber die ausgeſandte Kauffahrteiflotte kann durch Stürme zerſchellen und ſo der Wohlſtand zu Grunde gehen, welcher ſeine Herrſchaft ſtützt. Da läuft die Flotte, mit fremden Schätzen reich beladen, in den Hafen ein. Aber ein äußerer Feind — „der Kreter waffenkund'ge Schaaren," naht ſchon und droht Gefahr. Da verkündet es ein Freudegeſchrei von dem Ufer her, daß der Feind beſiegt und die zerſtreute Flotte nachher vollends durch den Sturm zertrümmert worden ſei[1].

Jetzt endlich muß Amaſis an das Glück ſeines Wirthes glauben — aber eben dieſe Ueberzeugung macht ihn für

---

[1] So die Worte verſtanden, liegt kein Widerſpruch darin, daß die Samier: „Sieg!" rufen, und nachher ſagen: „Die Kreter hat der Sturm zerſtreut." Die Beſiegung und Zerſtreuung kann ja nacheinander, ja miteinander ſtattfinden. Die Beſiegung iſt nicht weiter ausgeführt.

Polykrates zittern, denn er ſieht ſeinen unvermeidlichen Sturz voraus. Wie iſt dieß möglich? Wie kann das vollendete Glück das völlige Verzweifeln an allem Glück zur Folge haben?

Bei den Hellenen hatte ſich ein allgemeines Menſchengefühl auf eigenthümliche Weiſe zu einer feſten Weltbetrachtung ausgebildet [1]. Sie glaubten, daß ſich in dem Leben eines jeden Menſchen Glück und Unglück das Gleichgewicht halten müſſen, und daß, wie in allem andern, ſo auch in ſeinen Anſprüchen an das Glück, der Menſch ein Maß zu halten habe. Der größten Macht ſei ein entſprechendes Leid beigeſellt, und wenn das Leben durchweg glücklich ſei, ſo folge ein ſchreckliches Ende, ſo wie umgekehrt ein jammererfülltes Daſein mit einem beneidenswerthen Tod ſchließe. Denn alles gleiche ſich aus im menſchlichen Leben. Wer die ganze Fülle des Glückes in ſich vereinigen wolle, ja wer ſich nur für vollkommen glücklich halte, der trete übermüthig aus der dem Menſchen beſtimmten Schranke und ziehe ſich den Neid und die Rache der Götter zu, die ſelbſt bedürftig und vielfach beſchränkt ſeien. Welche Anmaßung, nach Höherm zu trachten, als die Götter ſelbſt beſitzen!

Dieſes, jeden Uebermuth mäßigende, demüthige Lebensgefühl hat Schiller aus der Weltanſchauung des Herodot heraus zart und wahr dargeſtellt. Es iſt ſchon eine Ueberhebung, daß ſich Polykrates für vollkommen glücklich hält: „Geſtehe, daß ich glücklich bin,“ — wie Herodot von Kröſus ſagt, daß ihn die Rache der Götter getroffen habe, weil er ſich für den glücklichſten aller Menſchen gehalten. Amaſis will an dieß ſein Glück nicht glauben — denn dann wäre es ja gerade am ſchlimmſten mit ihm beſtellt. Jede neue Beſtätigung des Glückes ſteigert aus Beſorgniß für ſeinen Freund ſeine Angſt. Wenn der Bote ein wohlbekanntes Haupt vorweiſ't, ſo geſchieht dieß „zu der beiden Schrecken.“ Zu dieſem phyſiſchen Schrecken kommt ſogleich ein religiöſer des Amaſis: „Der König tritt zurück mit Grauen,“ nämlich mit Grauen vor dieſem Glückszeichen. Als die Handelsſchiffe anlangen „erſtaunt der königliche Gaſt,“ und bei der Nachricht von der Beſiegung der Kreter, bemächtigt ſich ſeiner „Entſetzen.“ Jetzt, wo er nicht mehr zweifeln kann, hat ſeine Angſt den höchſten Grad erreicht, und er nennt als den Grund ſeiner Furcht die eben mitgetheilte ſittlich-religiöſe Ueberzeugung und gibt ſeinem Freunde den Rath, durch ein freiwilliges großes Opfer das nothwendig nachfolgende Unglück zu mäßigen. Polykrates aber theilt mit Amaſis ſchon vorher denſelben Glauben, weßwegen ihn bei deſſen Worten ſogleich „die Furcht bewegt.“ Wollte man es nun auffallend finden, daß Polykrates einen Ring für ſein werthvollſtes und liebſtes Kleinod gehalten, ſo kommt uns die Meinung der Gelehrten zu ſtatten, daß es ein koſtbarer Siegelring mit einem geſchnittenen Stein geweſen, welcher für den kunſtliebenden Polykrates von ſo größerem Werthe ſein mußte, da die Steinſchneidekunſt damals erſt im Entſtehen war. Nennt doch Herodot den Verfertiger dieſes Ringes mit Namen, und Plinius in ſeiner Naturgeſchichte bemerkt, ſo ſehr habe ſich das Anſehen der Gemmen erhoben, daß Polykrates durch freiwilligen Verluſt eines einzigen Edelſteins eine hinreichende Buße für ſein übermäßiges Glück zu erlegen geglaubt hätte. Von dieſem Ring alſo ſagt er:

---

[1] Sittlich-religiöſe Lebensanſicht des Herodotos von K. Hoffmeiſter (Eſſen 1832) S. 21 ff.

„Ihn will ich den Erinnen weihen,
Ob ſie mein Glück mir dann verzeihen.“

Die Erinnyen nämlich ſind hier als Vollſtreckerinnen der Götterrache für das übermenſchliche Glück vorgeſtellt. Als der Ring in dem Magen eines Fiſches wieder gefunden wird, reiſ't Amaſis ſchnell von ſeinem Gaſtfreunde ab, als von einem Menſchen, dem nicht mehr zu rathen, noch zu helfen iſt. Er fühlt „Grauſen“ nicht allein wegen des nahen Verderbens, welches auch ihn mit dahinreißen kann, ſondern auch weil Polykrates nun offenbar dem Neide der Gottheit verfallen iſt. Es iſt überall das ſchauerliche Gefühl einer geheimnißvollen, nah und furchtbar drohenden Göttermacht, welches in der ganzen Ballade die Seele des Königs bei dem

Anblicke des Glückes in ſteigendem Grade mit Erſtaunen, Grauen und Entſetzen erfüllt.

Schiller konnte dieſe helleniſche Anſicht ſo treu darſtellen, weil ſie eigentlich, bis auf den Götterneid, *ſein* Gefühl, *ſeine* Lehre war. Das tiefe, ſtete Bewußtſein der Abhängigkeit von einer höhern Macht, deren wir gerade dann am wenigſten verſichert ſind, wenn wir in ihrem vollſten Beſitz zu ſein wähnen, iſt der *religiöſe* Geiſt, welcher durch Schiller's ſittlich-poetiſche Welt weht. Es iſt eine tief bedeutende Anſicht, welche, wie auch die chriſtliche Vorſtellung von der Erbſünde, ſelbſt da noch eine Schuld des Menſchen findet, wo der Begriff keine mehr anerkennen kann. Das Uebermaß an Macht, Reichthum, Glück ſchlägt in Dünkel, Anmaßung und Ueberhebung aus; das ächt Menſchliche gedeiht nur in enger Beſchränkung. Polykrates Lage gleicht übrigens der des Wallenſtein kurz vor ſeinem Tode. Am Rande des Verderbens ſpricht dieſer (Wallenſtein's Tod, Akt 3, Scene 4): „Wer nennt das Glück noch falſch? Mir war es treu ꝛc." Der alte Gordon vertritt hier, wie Amaſis, den frommen Volksglauben:

„Nicht Hoffnung möcht ich ſchöpfen aus dem langen Glück,
Dem Unglück iſt die Hoffnung zugeſendet,
Furcht ſoll das Haupt des Glücklichen umſchweben:
Denn ewig wanket des Geſchickes Wage."

Das ſtellt der ſchickſalskundige Held nicht in Abrede:

„Wohl weiß ich, daß die ird'ſchen Dinge wechſeln,
Die böſen Götter fordern ihren Zoll,
Das wußten ſchon die alten Heidenvölker,
Drum wählten ſie ſich ſelbſt freiwilliges Unheil,
Die eiferſücht'ge Gottheit zu verſöhnen,
Und Menſchenopfer bluteten dem Typhon."

Aber ihm fiel ja der liebſte Freund durch eigene Schuld; er hatte ſich ſelbſt den größten Schmerz bereitet. Daher iſt Wallenſtein ruhig: „der Neid des Schickſals iſt geſättigt."

In dieſer Grundidee gehen die *Charaktere* des Polykrates und Amaſis gleichſam auf; ſie ſind nur ihre Träger. Wir erfahren von ihnen ſonſt gar nichts, nicht einmal ihre

Namen! Bei dieſem überwiegenden Ideengehalt würde das Stück eine (ſubjektiv gehaltene) Romanze[1] ſein, wenn die meiſterhafte dramatiſche Behandlung der Begebenheit ſie nicht plaſtiſch machte. Hierin liegt ihr Poetiſches.

Ein Erklärer vermißt es, daß der Dichter nicht auch den Tod des Polykrates in einer zweiten Ballade dargeſtellt habe. Goethe dagegen lobt gerade deßwegen den Schluß, „weil er die Erfüllung in Suspenſo laſſe[2].“ Das allein wird nicht erzählt, was die angſterfüllte Phantaſie des Leſers, auch wenn er die Geſchichte nicht kennt, mit Sicherheit vorausſieht, und die Furcht ſteigert ſich durch die Finſterniß. Das tragiſche Ende des Wallenſtein verlegt Schiller hinter die Scene, das des Polykrates ſtellt er in die Schreckniſſe der dunkeln Nacht des Schickſals.

In dem Stil dieſer Balladen ward dann Anfangs Juli ein Grablied gedichtet, nämlich die nadoweſſiſche Todtenklage. Die Natur jenes Völkerſtammes ſollte in dieſem und einigen nachfolgenden Liedern, die leider ausblieben, durch mehrere Zuſtände hindurchgeführt werden. Der Stoff iſt aus Thomas Carver's Reiſe durch Nordamerika genommen[3]. Dieſes Lied iſt die alleinige Frucht der beliebten Lektüre von Reiſebeſchreibungen. Wie Schiller überhaupt ſeltſamer Weiſe öfters das am beſten machte, was am weiteſten von ſeinem Empfindungszuſtande entfernt war, ſo gelang ihm dieſe Todtenklage vortrefflich. „Das Todtenlied, das hier zurückkommt,“ ſchreibt Goethe, „hat einen ächten realiſtiſch-humoriſtiſchen Charakter, der wilden Naturen, in ſolchen Fällen, ſo wohl anſteht. Es iſt ein großes Verdienſt der Poeſie, uns auch in dieſe Stimmungen zu verſetzen, ſo wie es verdienſtlich iſt, den Kreis der poetiſchen Gegenſtände immer zu erweitern[4].“ Auch noch länger nachher äußerte ſich Goethe äußerſt günſtig. „Sie ſehen,“ ſagte er zu Eckermann, „wie Schiller ein großer Künſtler war, und wie er auch das Objektive zu faſſen wußte, wenn es ihm als Ueberlieferung vor Augen kam. Gewiß die nadoweſſiſche Todtenklage gehört zu ſeinen allerbeſten Gedichten, und ich wollte nur, daß er ein Dutzend in dieſer Art gemacht hätte. Aber können Sie denken, daß ſeine nächſten Freunde ihn dieſes Gedichtes wegen tadelten, indem ſie meinten, es trage nicht genug von ſeiner Idealität[1]?" Unter dieſen Freunden iſt Wilhelm von Humboldt gemeint. „An dem nadoweſſiſchen Liede," ſchreibt Schiller am 23. Juli 1797 an Goethe, „findet Humboldt ein Grauen und was er dagegen vorbringt, iſt bloß von der Rohheit des Stoffes hergenommen." Fand doch Humboldt, um ein anderes ſeiner Urtheile, vom Jahr 1795, anzuführen, ſogar in Leben und Ideal „die höchſte poetiſche Individualität und die völlige ſinnliche Klarheit[2], welches Lob Schillern nach ſeinem damaligen Standpunkt als ein großer Tadel gelten mußte. Eine pſychologiſche Unmöglichkeit und einen Widerſpruch aber möchte Humboldt's Behauptung von 1830 enthalten, „daß Schiller's Dichtung darum, daß ſie an den Gedanken gebunden war, nicht weniger frei aus der Anſchauung und dem Gefühle hervorgeſtrömt ſei." Den kenntnißreichen Wilhelm von Humboldt brachte eine unreife Spekulation zum Theil um die Vortheile ſeiner ausgezeichneten klaſſiſchen Bildung.

---

[1] Siehe Theil 3, S. 132.

[2] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Thl 3, S. 186.

[3] Ebendaſelbſt S. 147.

[4] Wer denkt hierbei nicht an unſern herrlichen Freiligrath?

Wir wenden uns von dieſem ächt poetiſchen Bilde zu der nächſten großen Produktion, den Kranichen des Ibykus. „Ich wünſche, daß mir die Kraniche bald nachfliegen mögen!" ſchrieb Goethe, auch im Begriff nach „des Südens Wärme" — der Schweiz und Italien — zu ziehen, ſehr artig nach Jena hinüber. Es war in der Mitte Juli 1797. Aber die Durchſicht fremder Gedichte, die Ausgabe der Agnes von Lilien und andere Arbeiten ließen Schillern längere Zeit an dieſe Idee nicht einmal denken, und als er für ſie Muße gewann, fand er mehr Schwierigkeiten, als er anfangs erwartet hatte. Erſt am 16. Auguſt konnte er die Ballade an ſeinen Freund nach Frankfurt nachſchicken, aber die letzte Feile hatte er ihr noch nicht geben können. Dieſer machte hier eine beinahe einzige Ausnahme. Während er ſich ſonſt nur im Allgemeinen und andeutend über die im Manuſkript mitgetheilten Gedichte Schiller's ausſprach, that er hier, da er ſelbſt eine Anlage zu einer Ballade über denſelben Gegenſtand entworfen hatte[1], einige ausführliche Verbeſſerungsvorſchläge. Darnach nahm der Künſtler einige weſentliche Veränderungen vor. In dieſer neuen Geſtalt erhielt endlich Böttiger die Ballade, ob er vielleicht in ihr einen Verſtoß gegen das griechiſche Alterthum fände. Erſt als ihm alles in dieſer Hinſicht ſehr befriedigend dargeſtellt ſchien, wurde das Stück als vollendet betrachtet.

---

[1] Eckermann's Geſpräche mit Goethe, Thl. 2. S. 89 (2te Auflage).

[2] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Humboldt. S. 147 f.

Zu dieſem großen Kunſtwerk fand Schiller bei den alten Schriftſtellern nur dürftige Notizen. Nach Suidas wurde Ibykus, der Sohn des Phytius, aus Rhegium, in einer Wüſte von Räubern angegriffen, und ſagte, daß die gerade über ihm hinfliegenden Kraniche ſeine Rächer ſeyn würden. Einer ſeiner Mörder rief, als er in der Stadt Kraniche ſah: „Siehe da, die Rächer des Ibykus!“ Da dieß Jemand hörte, forſchte man dem Geſagten nach, und die Räuber geſtanden ihre That ein. Zufolge eines Epigramms des Antipater Sidonius in der griechiſchen Anthologie wird Ibykus an einſamem Meeresgeſtade ermordet, und der Mord „in des Siſyphus Land“ d. h. in Korinth entdeckt. Plutarch endlich in ſeiner Abhandlung über die Geſchwätzigkeit bemerkt: „Da die Mörder des Ibykus im Theater ſaßen und Kraniche herzukamen, ſo äußerten ſie einander lachend zu: „Das ſind die Kraniche des Ibykus!“ Die daneben Sitzenden hörten es, und da ſchon lange vorher Ibykus verſchwunden war und geſucht wurde, ſo wurden ſie aufmerkſam auf die Worte und meldeten ſie der Obrigkeit. So überführt, wurden jene hingerichtet, nicht von den Kranichen beſtraft, ſondern von ihrer eigenen Schwatzhaftigkeit, als wie von einer Erinnys oder Strafgöttin überwältigt, den Mord heraus zu ſagen.

Durch dieſe beſtimmtere Nachricht ſeines frühern Lieblingsſchriftſtellers wurde Schiller wahrſcheinlich zuerſt mit ſeinem Stoffe bekannt. Denn ſchon lange vorher, ehe er ſich ihm zu einer Ballade geſtaltete, ſchwebte ihm dieſer Gegenſtand vor[1]. Er legte ihm aber nicht das gemeine Motiv der Gleichwägigkeit unter, ſondern in eigenthümlicher Geſinnung eine höhere Idee. Ein anderer Dichter hätte wohl die Kraniche als Werkzeuge aufgefaßt, durch welche die Vorſehung die Mörder offenbar machte. Die Ballade verkündigte uns dann das planmäßige Eingreifen der Gottheit in's Menſchenleben zum Behuf der vergeltenden Gerechtigkeit. Eine ſolche religiöſe Beziehung, wie wir eine ähnliche in dem Ring des Polykrates anerkennen mußten, finden wir in unſerer Dichtung durchaus nicht. Sie iſt ganz in den Bezirk des Natürlichen eingeſchloſſen. „Meine Ausführung,“ ſagt der Dichter ſelbſt, „ſoll nicht in's Wunderbare gehen; der bloße natürliche Zufall muß die Kataſtrophe erklären; er führt den Kranichzug über dem Theater hin ꝛc.“ Dieſer ſonderbare Zufall aber hat etwas Ahnungsvolles, wodurch das religiöſe Gefühl unmittelbar erregt wird. Doch brauchen die Kraniche, welche über das Theater hinfliegen, nicht dieſelben zu ſein, die Ibykus zu Rächern ſeines Mordes anruft, und ihr zufälliges Wiedererſcheinen iſt es nicht allein und hauptſächlich, was die Frevler verräth und verdirbt. Der Dichter hat nämlich jenes vorgefundene Naturphänomen mit einem neuen, eigenthümlichen innern Motiv, dem Chor der Erinnyen, in Verbindung gebracht. Der Eindruck, den der furchtbare Chor auf die Zuſchauer macht, führt vornehmlich die Entdeckung herbei. Daher iſt auch das Erſcheinen der Rachegöttinnen mit einer ſo großen Ausführlichkeit geſchildert, und der Meiſter hat alle Flammen ſeiner Seele und alle Farbenpracht ſeines Pinſels in dieſe Mitte getragen und in ihr alle Theile der Dichtung unter einer Idee vereinigt, die ſelbſt in der Mitte ſeines Weſens lag. Hier iſt uns die überwältigende Wirkung auf das menſchliche Gemüth dargeſtellt, welche in der Macht des Geſanges der Dichtkunſt nur im Allgemeinen zugeſchrieben wird. Die unwiderſtehliche, alles Erlogene und Angekünſtelte von unſerm innern Menſchen abſtreifende Gewalt der unergründlichen Dichtkunſt, ſeiner erhabenen Dichtkunſt, ſehen wir hier in einem einzelnen Falle. Wenn Schiller frägt:

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 3, S. 222 und S. 144. „Es war die Idee, worauf ich eigentlich meine Ausführung bauen wollte.“

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Humboldt, S. 20.

> „Verbündet mit den furchtbarn Weſen,
> Die ſtill des Lebens Faden drehn,
> Wer kann des Sängers Zauber löſen,
> Wer ſeinen Tönen widerſtehn!“

und wenn er ſagt:

> „Und jede Larve fällt,
> Und vor der Wahrheit mächt'gem Siege
> Verſchwindet jedes Werk der Lüge,“

ſo liefert er von dieſer Wirkung ein Beiſpiel am Chorgeſang der Eumeniden, und der Zufall kommt derſelben nur zu Hülfe. Der durch den Reigentanz und die ſceniſche Darſtellung noch verſtärkte Geſang verſinnlicht den Zuſchauern im Theater die furchtbare Macht der vergeltenden Gerechtigkeit, welche dem Verbrecher auf eine geheimnißvolle Weiſe ſein Schickſal bereitet, und welche der Menſch ohne die Veranſchaulichung der Kunſt nur in ſeinem Innern vernimmt[1]. Aber die Mörder? Hier iſt Schiller ſein eigner Erklärer. „Der Geſang hat den Mörder, welcher beide durch ſeinen Ausruf verräth, nicht eigentlich gerührt und zerknirſcht, das iſt meine Meinung nicht, aber er hat ihn an ſeine That und alſo auch an das, was dabei vorgekommen, erinnert; ſein Gemüth iſt davon frappirt, die Erſcheinung der Kraniche muß alſo in dieſem Augenblick ihn überraſchen, er iſt ein roher, dummer Kerl, über den der momentane Eindruck alle Gewalt hat; der laute Ausruf iſt unter dieſen Umſtänden natürlich[2].“ Daß es keine betäubende Herzensangſt iſt, was ihm das unbedachtſame Wort entreißt, ſieht man aus dem ſchnippiſchen Ton deſſelben: „Sieh da! Sieh da ꝛc.“ In einer andern Gemüthsverfaſſung würden die Hörer von dieſer Stimme vielleicht nicht betroffen worden ſein; jetzt aber, in dem Augenblick der höchſten innern Erſchütterung, bei dem erhöhten Glauben an die Macht der

---

[1] So erkläre ich die 19. Strophe: „Und zwiſchen Trug und Wahrheit ꝛc.“

[2] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Thl. 3. S. 253.

Gottheiten, mußte ihnen der theure Name des jüngſt Erſchlagenen als eine Schickſalsſtimme erſcheinen, durch die ſich der Sprechende ſelbſt verrieth. Der Chor vermittelt daher als ein nothwendiges Glied die unbeſonnene Exclamation, und die eigentliche Entdeckung. Dieſe leztere iſt alſo nur eine fernere Wirkung des Chorgeſanges, welcher ja auch ſelbſt jenen Schrei mit veranlaßte. So iſt denn das zur Wahrheit geworden, was der Dichter ſchon vor acht Jahren, in ſeinen Künſtlern, in einer Stelle, wo er von der Macht der Dichtkunſt ſpricht, in dieſen Verſen rühmte:

„Vom Eumenidenchor geſchrecket,
Zieht ſich der Mord, auch nie entdecket,
Das Loos des Todes aus dem Lied;“

und er hat dieſe lang in ihm ſchlummernde Idee in der Ballade auf eine herrliche Weiſe dargeſtellt.

Da Schillern alles auf dieſen ſeinen Hauptgedanken ankam, und er in ſeinem erſten Entwurf das ganze Gedicht in dieſen mittlern Theil zuſammen drängte, ſo war die Expoſition anfangs kahl und das Ende allzu abgebrochen. Goethe erwarb ſich durch ſeine Vorſchläge das Verdienſt, daß das ganze mehr Gleichmäßigkeit und Rundung erhielt. Nach der erſten Anlage flogen nur einige Kraniche über den Ibykus hin, als er ermordet wurde, und außerdem wurde ihrer nur noch am Ende des Stückes erwähnt. Goethe aber wollte aus dieſen Zugvögeln ein langes und breites Phänomen gemacht wiſſen, welches ſich mit dem langen; verſtrickenden Faden der Eumeniden gut verbinden ſollte. Nun begriff der Verfaſſer, wie er ſeine Dichtung dadurch nur um ſo wahrer und eindringlicher machen könne, wenn er dieſe Naturerſcheinung in ſie aufnehme. Dankbar und erfreut antwortete er dem Freund: „So iſt mir bei dieſer Gelegenheit wieder recht fühlbar, was eine lebendige Erkenntniß auch beim Erfinden ſo viel thut. Mir ſind die Kraniche nur aus wenigen Gleichniſſen, zu denen ſie Gelegenheit gaben, bekannt, und dieſer Mangel einer lebendigen Anſchauung machte mich hier den ſchönen Gebrauch überſehen, der ſich von dieſem Naturphänomen machen läßt. Ich werde ſuchen, dieſen Kranichen, die doch einmal die

Schickſalshelden ſind, eine größere Breite und Wichtigkeit zu geben." Nach Goethes Winken begleiten Schaaren dieſer Vögel den Ibykus auf ſeiner Seefahrt, etwa von Brunduſium in den Korinthiſchen Meerbuſen. Andere Abtheilungen des großen wandernden Heeres begrüßt er auf ſeinem Fußweg, vom Hafen Lecheum her ſüdwärts nach der Hauptſtadt zu, indem er ſich, den Reiſenden, mit den ziehenden, ſich, den Gaſt, mit den Gäſten rührend vergleicht. Jetzt füllt dieſe Naturerſcheinung unſere Phantaſie an; der ſterbende Ibykus wendet ſich an die Kraniche, als an „befreundete Schaaren", und wenn ihr dunkler Zug nachher über dem Theater wieder erſcheint, ſo haben wir ihr „grauliches Geſchwader" noch wohl in der Einbildung. Den Sänger ſelbſt hat uns Schiller durch einige glückliche Striche anſchaulicher geſchildert, als einen andern ſeiner bisherigen Balladenhelden, und ihn uns lieb gemacht, ſo daß wir ihn wegen ſeines grauſamen Schickſals innig bemitleiden. Wir theilen die Klagen des Gaſtfreundes und dringen mit dem jammernden Volk auf Beſtrafung des ſchwarzen Thäters. Ein Hauptaugenmerk des Dichters war aber, von vorn herein eine Stetigkeit in die Erzählung zu bringen. Bei Plutarch geben die Zunächſtſitzenden, die den Ausruf hören, die Sache erſt dann beim Prytanen an, als Ibykus ſchon lange Zeit verſchwunden war und geſucht wurde. Schiller hat alles in den kleinſten Zeitraum zuſammengefaßt, die Theile der Handlung ſind feſt verknüpft, die Uebergänge unmerklich. Wir horchen den zweifelnden Muthmaßungen der nach dem Mörder forſchenden, bekümmerten Menſchen, und ſind mit ihnen in das Theater eingetreten, ehe wir es gewahr wurden. Nun ſteigt die ruhig fortſchreitende epiſche Erzählung zum Dramatiſchen auf. Das griechiſche Theater ſelbſt mit dem freien Himmel über ihm, mit den zahlloſen Zuſchauern auf den Sitzen und dem Chor, der jetzt eben in der Orcheſtra erſcheint, wird zur Scene der Handlung. Und mit ihrem Gegenſtande, mit dem ungeheuern Schauplatz, wächſ't nun auch die Diktion zu einer feierlichen Pracht und verherrlicht ſich endlich in der Schilderung und in der Geiſterſtimme der Furien zu einer furchtbaren, grauſigen Majeſtät. Die meiſten Züge dieſes

Geſanges ſind aus einem Chor der Eumeniden des Aeſchylus genommen, aber ſo kunſtvoll in die moderne Dichtungsform eingewoben, daß das Entlehnte zugleich neu erſcheint und doch nichts von ſeiner urſprünglichen Größe und Kraft eingebüßt hat. Wenn nun aber unſerm Dichter mit Recht vorgeworfen wird, er habe gegen die Einrichtung des alten Theaters geſündigt, daß er den Chor, der doch bekanntlich immer in der Orcheſtra anweſend blieb, aus dem Hintergrund hervortreten und wieder in ihn verſchwinden ließ, ſo ſcheint er hierin mit Fleiß und nicht aus Unkenntniß abgewichen zu ſein. Böttiger, dem er die Ballade ſchickte, wird ihn doch wohl über die Einrichtung des griechiſchen Theaters belehrt haben. Aus einem Briefe an Böttiger aber ſehen wir, daß er nur ſolche Verſtöße angegeben haben wollte, die man auch einem Dichter nicht verzeihen könne[1]. Er brachte hierdurch den Chor unſerer Vorſtellung von auf- und abtretenden Perſonen näher, wodurch er ihn ſeinen Leſern anſchaulicher und verſtändlicher machte, und er gewann durch das Verſchwinden des Chors einen leeren und ſtillen Zeitpunkt, in welchem allein der laute Schrei des Mörders von allen Anweſenden gehört werden konnte. Denn wäre, wie es Goethe vorſchlug, die gaffende Bemerkung des Mörders nur dem Kreiſe der Nachbarn vernehmlich geweſen, ſo hätten zwiſchen ihm und den nächſten Zuſchauern Händel entſtehen müſſen, und hierdurch wäre erſt das Volk aufmerkſam geworden. Dieſen Wunſch Goethe's aber erklärte Schiller unmöglich ganz erfüllen zu können, ungeachtet er noch zwei neue, den Eindruck des Chors und der Exklamation ſchildernde Strophen[2] beifügte. Laſſe er die Bewegung, entgegnete er mit Recht, nur unter den nächſten Zuſchauern entſtehen und ſich erſt allmählig mit ihrer Veranlaſſung dem Ganzen mittheilen, ſo bürde er ſich ein unintereſſantes Detail auf, welches die Maſſe ſchwäche und die Aufmerkſamkeit vertheile. Sobald nur der Weg zur Auffindung des Mörders geöffnet ſei (und das leiſte der Ausruf, nebſt dem darauf folgenden verlegenen Schrecken) ſo ſei die Ballade aus; das andere ſei nichts mehr für den Poeten. Wer möchte hierin unſerm Schiller nicht recht geben? Er fügt noch folgende Worte bei: „Da ich den Mörder oben ſitzend annehme, wo das gemeine Volk ſeinen Platz hat, ſo kann er erſtlich die Kraniche früher ſehen, ehe ſie über der Mitte des Theaters ſchweben. Dadurch gewinne ich, daß der Ausruf der wirklichen Erſcheinung der Kraniche vorhergehen kann, worauf hier viel ankommt, und daß alſo die wirkliche Erſcheinung derſelben bedeutender wird. Ich gewinne zweitens, daß er, da er oben ruft, beſſer gehört werden kann; denn nun iſt es gar nicht unwahrſcheinlich, daß ihn das ganze Haus ſchreien hört, wenn gleich nicht alle ſeine Worte verſtehen.“ Hierzu aber mußte der Vorhang gleichſam gefallen ſein und eine augenblickliche Todtenſtille im Theater herrſchen. Die Furien idealiſirte er endlich, wie ſpäter die Hexen des Makbeth, wenigſtens darin, daß er dieſen Ungeheuern, welche im alten Chor ausſpähend und haſchend dahinſtürmen, einen „langſam abgemeſſenen Schritt“ andichtet.

---

[1] K. Aug. Böttiger, eine biographiſche Skizze, von deſſen Sohne (Leipzig 1837) S. 126.

[2] Nämlich die 19. (»Und zwiſchen Trug und Wahrheit ſchwebet«) und die 22. Strophe („Und lauter immer wird die Frage«).

Wenn wir dieſe Produktion als ein geniales Werk bewundern, werden wir nach dem bisher Erzählten auch den Fleiß und die Beſonnenheit zu achten haben, welche für ihre Vollendung aufgeboten wurden. Nach dieſer Anerkennung aber ſoll es nicht verhehlt werden, daß man über die Anlage des Stücks doch auch ein anderes, weniger günſtiges Urtheil durchzuführen vermöchte. Früher, könnte man ſagen, wollte Schiller die Eumeniden zur Grundlage des Ganzen machen, daher ließ er die Kraniche ganz zurücktreten. Durch Goethe's Einfluß ſind dieſe aber die „Schickſalshelden“ geworden, wie ſie Schiller ſelbſt nennt. Sie führen doch eigentlich die Entſcheidung herbei, weßwegen die Ballade auch nach ihnen benannt iſt. Die Eumeniden ſind nur etwas Hinzukommendes und ſollten daher nicht ſo ausführlich dargeſtellt ſein. Aber dieſe Parthie war einmal gedichtet und blieb daher ſtehen, als wäre ſie der Mittelpunkt des Ganzen. Die Ballade vereinigt zwei Prinzipien, ein Schiller'ſches und ein Goethe'ſches, und wie man aus dem Briefwechſel deutlich ſieht, wollten dieſen Stoff auch beide Dichter bearbeiten, bis Goethe denſelben, nicht, wie er ſpäter ſagt[1], förmlich abtrat, ſondern endlich aufgab, nachdem er ihn anfangs bei ſeinen zerſtreuenden Vorbereitungen zur Reiſe nur zurückgelegt hatte. Denn er konnte in der Darſtellung des Chors nicht mit Schiller wetteifern, „und da dieſe Wendung einmal erfunden iſt", meinte er, „ſo kann die ganze Fabel nicht ohne dieſelbe beſtehen, und ich würde, wenn ich an meine Bearbeitung noch denken mochte, dieſen Chor gleichfalls aufnehmen müſſen"[2]. Eine ſolche Gewalt übten beide Männer gegenſeitig auf einander aus.

Der Ritter Toggenburg wurde gleichzeitig mit den Kranichen des Ibykus oder ſchon vorher gedichtet. In dem Briefwechſel mit Goethe geſchieht der Romanze nicht Erwähnung. Man hat die Geſchichte dieſes Gedichtes auf die heilige Ida bezogen, welche durch ihren Gemahl, den Grafen Heinrich von Toggenburg in der Schweiz, von der hohen Burgmauer herabgeſtürzt ward, weil er argwöhnte, ſie ſtehe mit einem ſeiner Dienſtmannen in einem ſtrafbaren Verhältniſſe, die aber, auf eine wunderbare Weiſe gerettet, lange einſiedleriſch im Walde lebte, bis ſie endlich wieder aufgefunden und als unſchuldig anerkannt wurde. Jetzt wollte ſie ſich aber mit ihrem Gemahl nicht mehr vereinigen, ſondern ging zuletzt in das nahe gelegene Kloſter zu Fiſchingen, und ward nach ihrem Tode von den Biſchöfen zu Konſtanz und ſpäter auch von einem Papſte für eine Heilige erklärt[3].

---

[1] Goethe's Werke in Duodez, Bd. 31, S. 187.

[2] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 3, S. 217. Die Richtigkeit des im Text Geſagten erhellt auch aus S. 180.

[3] Schmidt's Taſchenbuch deutſcher Romanzen S. 214. Auch mein verehrter Freund, Dr. K. Simrock, deutet in ſeinen Rheinſagen unſere Romanze auf jene ſchweizeriſche Legende und ſchickt ihr in ſeinem Gedichte „Ida von Toggenburg" gleichſam eine erklärende Einleitung voraus. Nachdem die Einſiedlerin im Walde entdeckt iſt, ſtürzt der Graf zu ihren Füßen hin und fleht:

„Heil'ge du,
Unwerth bin ich zu berühren
Deines Kleides Saum.
Dir zu richten muß gebühren
Nur ich hoffe kaum.

Aber Götzinger bemerkt, daß hierdurch dem Gedicht eine ganz falſche Beziehung untergelegt ſei, wozu nur der Name Toggenburg verführt haben könne. Der Gemahl der heiligen Ida ſei weder in das gelobte Land gezogen, noch habe er ſeine letzten Tage als Einſiedler verlebt; ruhig ſei er auf ſeiner Burg geblieben. In der That, die Worte der Romanze ſelbſt ſcheinen dieſer Auslegung zu widerſtreiten. Wie kann die ſchmachvoll mißhandelte Ida dem Heinrich von Toggenburg doch noch „treue Schweſterliebe" — nur „keine andere Liebe" widmen? Gewiß umgekehrt: entweder dieſe andere wieder, oder gar keine mehr. Wie hätte der Pilger „an ihres Schloſſes Pforte" anklopfen können, da die heilige Ida gar nicht mehr zur menſchlichen Herrlichkeit zurückgekehrt war? Dann ſagt uns kein Wort in der Romanze, daß der Ritter Reue empfunden und keines deutet eine erlittene Kränkung an. Wie reimt es ſich mit dieſer Annahme, daß Toggenburg Jahre lang faſt „harrend ohne Schmerz und Klage?" Der Schmerz der Liebe kann ausſterben, aber auch der Schmerz der Reue? Kurz, es iſt hier die Sehnſucht eines reinen, und nicht die Qual eines belaſteten Herzens dargeſtellt. Das unbenannte Fräulein weiſ't den Bewerber ab, weil ihr ruhiger, engelmilder (d. h. frommer) Sinn keiner irdiſchen Neigung zugekehrt iſt, und um dieſem zu genügen, geht ſie in ein Kloſter.

Der oben genannte Erklärer[1] ſagt, daß Schiller eine tyroliſche Sage (bekanntlich ſpielt auch eine ähnliche am Rhein, auf Nonnenwörth und Rolandseck) vor Augen gehabt habe. „Ich erinnere mich nicht mehr," ſind ſeine Worte, „ob

---

Kannſt du dennoch mir vergeben,
(Selig iſt verzeihn)
Als dein Diener will ich leben,
Will dein Knecht nur ſein.
Ja ich leſ' in deinen Augen,
Daß du mild verzeihſt.
Aber ſoll mir Gnade taugen,
Sprich, ob du mich liebſt."

Hierauf antwortet die Gattin denn: „Ritter, treue Schweſterliebe" ꝛc.

[1] Götzinger's deutſche Dichter. Theil 1, S. 202.

ich ſie einſt geleſen oder nur habe erzählen hören. Möchten tyroliſche Forſcher Auskunft darüber geben! Die Scene ſpielt bei dem Kloſter Wolkenviegt, wohin das Fräulein, welches ſich dem Heiland frühe angelobt hatte, während der Abweſenheit des Ritters ging. Wolkenviegt aber liegt in der Nähe von Wolkenſtein, und mit dem Ritter von Wolkenſtein, ſeinem Verwandten, war Toggenburg in's heilige Land gezogen. Wenn Schiller dieſen ſeine Mannen „im Lande Schweiz" beſchicken läßt, ſo iſt dies ein hiſtoriſcher Verſtoß; denn die Grafſchaft Toggenburg kam erſt an die Eidgenoſſenſchaft, als der letzte Graf, Friedrich, in ſeinem Teſtament ſie derſelben vermacht hatte, und in der Zeit, worein die Sage fällt, im zwölften Jahrhundert, gab es noch kein Schweizerland."

Schiller ſcheint ſeines bisherigen plaſtiſchen und grandioſen Balladenſtils müde geweſen zu ſein, oder zur Abwechſelung ſtellte er ein neues Genre auf. Hier nimmt er zuerſt die Liebesſehnſucht in eine Ballade auf, und es waltet keine Grundidee, ſondern nur ein Grundgefühl vor. Die frühern Balladen beſchäftigen die Anſchauung mehr, dieſe Romanze ſpricht ganz zum Herzen. Nicht nur die Charaktere, ſondern auch die Begebenheit iſt ſehr wenig motivirt; manches kann man nur errathen. Doch iſt die, einer irdiſchen Neigung abgewandte Jungfrau beſſer durchgeführt, als der Ritter, von deſſen Heftigkeit und Heldenmuth man es nicht begreift, wie dieſe Eigenſchaften in eine bewegungsloſe Empfindſamkeit erſtarren konnten. Aber iſt es der Elegie nicht überhaupt eigen, daß ſie allein die einſame, in ſich befangene Empfindung hervorſtellt und alles andere nur ſchwach und flüchtig zeichnet? Einen ſolchen elegiſchen Ton aber hat unſere Romanze, wie die bisherigen einen tragiſchen, und wenn dieſe letztern Dramen zu vergleichen ſind oder ſich doch dramatiſch abſchließen, ſo endigt ſich dieſes Stück durch das Stillleben des Einſiedlers gleichſam in einer Idylle. Da hier keine erhabene Idee und kein Kampf des Menſchen mit der Natur und dem Schickſal, ja nicht einmal eine Handlung, ſondern ein Gemüthszuſtand vorgeführt wird, ſo kann von Gedrängtheit, Energie und

Pracht der Darſtellung nicht die Rede ſein. In ſchlichter, natürlicher Sprache hat der Dichter rein, wahr und rührend das ſentimentale Gefühl einer Liebe niedergelegt, die, obgleich verſchmäht, ſich doch bis zum Tode getreu bleibt. Es wird dem Leſer vielleicht nicht unlieb ſein, noch das Urtheil eines bekannten Kunſtrichters[*] zu leſen: „Das reinſte, klarſte, bis in das Innerſte vollendetſte aller Schiller'ſchen Gedichte wurde von allen Kritikern überſehen. Ich meine die Ballade: der Ritter Toggenburg, ein Gedicht, das keiner beſondern Bildungsſtufe, ſondern der Poeſie ſelbſt angehört, von deren reinem, warmem Hauche er bis in das Tiefſte durchdrungen iſt. Es iſt ein Kunſtwerk, das, ſo lange die Heiligkeit der Liebe und der ewige Schmerz unerwiederter Neigung als wahr wird anerkannt werden, bleiben wird, unveraltet und zu allen Zeiten anerkannt."

Die letzte und längſte Ballade des Jahres 1797 kündigte Schiller am 22. September ſeinem Freunde mit den Worten an: „Der Zufall führte mir noch ein recht artiges Thema zu einer Ballade zu, die auch größtentheils fertig iſt und den Almanach, wie ich glaube, nicht unwürdig beſchließt. Sie beſteht aus vierundzwanzig achtzeiligen Strophen, und iſt überſchrieben: der Gang nach dem Eiſenhammer, woraus Sie ſehen, daß ich auch das Feuerelement mir vindicire, nachdem ich Waſſer und Luft bereiſ't habe." Die Fabel, welche dieſem Gedichte zu Grunde liegt, findet ſich in verſchiedenen Geſtalten. Am nächſten kommt der Schiller'ſchen Bearbeitung eine deutſche Erzählung, deren Held am Hof eines Königs dienet und bei ihm in Verdacht kommt, mit ſeiner Gemahlin im Einverſtändniß zu leben. An ihm bewährt ſich das Sprüchwort, „daß Kirchengehen nicht ſäume." Denn er geht in die am Wege nach dem Kalkofen ſtehende Kirche, und mittlerweile wird ſein Verläumder, der ſich aus ungeduldiger Schadenfreude bei den Kalkbrennern nach ſeinem Tode erkundigen wollte, von dieſen ſelbſt in den Ofen geworfen. Schiller hat aber ſeinen Stoff wahrſcheinlich aus einer franzöſiſchen Quelle geſchöpft, da er den Schauplatz ſeiner Geſchichte, Zabern im Elſaß[1], Saverne nennt.

---

[*] Franz Horn's Geſchichte und Kritik der deutſchen Poeſie und Beredſamkeit. S. 223.

Wenn der Ritter Toggenburg nur durch die einfache Sprache und Anlage im Volkston liegt, während die bis zum Tod getreue Liebe für eine ſich Verweigernde die gemeine Empfindung doch überſteigt, ſo gehört dieſe Dichtung ganz der Volksvorſtellung an. Die Frömmigkeit und Pflichttreue des Fridolin, zwei gemeinverſtändliche Begriffe, ſind die Achſen des Stückes; die ſprüchwörtlichen Redensarten: „Dem lieben Gotte weich' nicht aus, find'ſt du ihn auf dem Weg,“ und: „Das iſt kein Aufenthalt, das fördert himmelan,“ ſind recht aus dem religiöſen Volksſinn herausgegriffen; und die ganze Ballade lehnt ſich an das Sprüchwort an: Wer Andern eine Grube gräbt, fällt ſelbſt hinein. Da auch hier kein Ringen mit der Außenwelt, ſondern nur eine Begebenheit dargeſtellt wird, und das tragiſche Pathos fehlt, ſo fließt die Erzählung ruhig, eben und in wunderbar einfacher Rede dahin. Es herrſcht eine ſich gemächlich und in's Weite ausbreitende Entfaltung in ihr. Wenn der Ring des Polykrates und die Kraniche des Jbykus eine Kenntniß des Alterthums und der Taucher eine höhere Bildung zum Verſtändniß vorausſetzen, ſo findet das Volk im Gang nach dem Eiſenhammer ſeine Tugenden und ſeinen religiöſen Glauben auf eine edle Weiſe ausgeſprochen. Die Ballade legt ſich aber auch dadurch näher, als etwa die durchaus objektiven Bilder, der Handſchuh und die nadoweſſiſche Todtenklage, an unſer Herz, weil die Unſchuld des Fridolin ſo gar rührend und rein durchgeführt iſt. Er iſt durchaus arglos, er ahnet nicht das ihm bereitete Verderben, und verſteht nicht einmal den Sinn der Worte, welche die Knechte am Eiſenhammer ſprechen. Der Graf konnte ihn daher mit Recht in der letzten Strophe ein Kind nennen, mit dem Gott ſei und ſeine Schaaren. Eine höhere Hand leitet ihn unverſehrt am Abgrund hin, aber auf eine ganz natürliche Weiſe. Eben dadurch, daß kein Wunder geſchieht, iſt die Darſtellung nur um ſo eindringlicher. Mit Fridolin ſteht ſein Verläumder in Kontraſt, beide ſind aber nicht nach Schiller's früherer Manier abſichtlich in Gegenſatz geſtellt. Daher iſt das Verbrechen dieſes zweiten Franz Moor, der ſeinen Feind ebenfalls durch eine untergeſchobene Handſchrift ſtürzen will, nur ſo weit hervorgehoben, als es nothwendig iſt. Daß er den Anſchlag des Grafen kennt, iſt nur angedeutet:

---

[1] Die beiden andern Zabern (Bergzabern und Rheinzabern) liegen in Rheinbaiern. — Das Ausführliche bei Götzinger, Thl. 1, S. 233 ff.

„Drauf Robert zum Geſellen ſpricht
Mit falſchem Heuchelſchein:
„Friſch auf, Geſell, und ſäume nicht,
Der Herr begehret dein;““

ſein Untergang iſt aber nur zu errathen gegeben, wie auch die Beſtrafung des Polykrates für ſeinen Uebermuth und das Ende der Mörder des Ibykus. Die Schilderung ſolcher Mordſcenen widerſtrebte dem Zartgefühl des ideell geſtimmten Sängers — „das iſt nichts für den Dichter,“ ſagt er ſelbſt — und in allen dieſen Fällen wäre hierdurch auch die Einheit der darzuſtellenden Handlung überſchritten worden. Und wiegen die Worte: „Und grinzend zerren ſie den Mund“ ꝛc. nicht ein gräßliches Gemälde auf, deſſen Durchführung ſie der Phantaſie überlaſſen?

Unſere Ballade führt uns nicht ſogleich mitten in die Handlung ein, wie der Taucher, der Ring des Polykrates, der Handſchuh, der Ritter Toggenburg, ſondern ſie holt einfach erzählend weiter aus, indem ſie uns in den drei erſten Strophen mit der Hauptperſon und ſeiner Lage erſt näher bekannt macht. Eine Form, welche wir bei keinem andern Gedicht dieſer Gattung wiederfinden. Denn in den Kranichen des Ibykus wird es doch nur beiläufig geſagt, daß er der Götterfreund war u. ſ. w., und die Ballade beginnt ebenfalls mit der Handlung. Nach der Einleitung ſpielt zuerſt Robert von der vierten Strophe an die Hauptrolle; dann übernimmt ſie der Graf, „Da ritt in ſeines Zornes Wuth“ ꝛc., und endlich von der ſechszehnten Strophe an („Und jener ſpricht: „Es ſoll geſchehen“) bis zu Ende iſt Fridolin die Hauptfigur. In den frühern Balladen, mit Ausnahme des Ritters Toggenburg, nimmt die Geſchichte wenig Zeit ein: ſelbſt Ibykus wird an demſelben Tage getödtet, ſein Leichnam aufgefunden und ſeine Mörder beſtraft.

Die Handlung dieſes Gedichtes muß ſich wenigſtens durch zwei Tage erſtrecken, aber der Zeitablauf iſt unmerklich gemacht. Nur in Einem Punkte iſt die Zeitdauer gleichſam dargeſtellt. Statt es kurz und proſaiſch zu ſagen: Es verfloß, während Fridolin in der Kirche war, eine geraume Zeit; ſtellt uns der Dichter ſehr kunſtvoll dieſe geraume Zeit ſelbſt gleichſam vor Augen durch die vielerlei kirchlichen Verrichtungen, die er den Edelknecht als Sakriſtan verrichten läßt. Dieſe weitläufige Schilderung der Meſſe iſt eine Scene, welche die Handlung vor unſern Augen ſcheinbar aufhält, damit ſie hinter den Kouliſſen durch Robert weiter ſpiele und ihrem Ziele zueile. Die Meſſe iſt hier ein ſolches, mitten in die Handlung gelegtes kleineres Ganze, wie der Eumenidenchor in den Kranichen des Ibykus, und beide dienen der Handlung, jene hemmend, dieſer antreibend.

Die leidenſchaftliche Luſt, welche Schiller damals für die Darſtellung äußerer Erſcheinungen gefaßt hatte, erſieht man auch aus der vortrefflichen Schilderung des Eiſenwerks: „der Funke ſprüht, die Bälge blaſen“ ꝛc. Dieſes lebendige Gemälde iſt ein Gegenſtück von der Beſchreibung des Strudels im Taucher: „Und es wallet und ſiedet und brauſet und ziſcht“ ꝛc. Als Goethe die letztere Darſtellung durch die Natur ſelbſt beſtätigt fand, ſchrieb ihm Schiller zurück: „Vielleicht führt Ihre Reiſe Sie auch an meinem Eiſenhammer vorbei; und Sie können mir ſagen, ob ich dieſes kleinere Phänomen richtig dargeſtellt habe“.

Nach dieſem vielfachen Lobe darf ein bedeutender Fehler unſeres Gedichts nicht unerwähnt bleiben[1]. Die Gräfin trägt ihrem Diener auf, für ſie, welche ihres kranken Sohnes warten müſſe, die Meſſe zu hören:

„Und froh der vielwillkomm'nen Pflicht,
Macht er im Flug ſich auf“.

Aber als er jetzt zu der Kirche gelangt, da läßt er ſich nicht durch den Auftrag ſeiner Gebieterin, ſondern durch ein Sprüchwort bewegen, in das Gotteshaus zu treten:

---

[1] Ich folge hierin (wie zum Theil auch in der Beurtheilung der Bürgſchaft) einer ſchriftlichen Mittheilung meines unvergeßlichen Freundes Rißler in Crefeld.

„... Dem lieben Gotte weich nicht aus,
Find'ſt du ihn auf dem Weg'“.
Er ſpricht's und tritt in's Gotteshaus“

In der Kirche ſelbſt aber iſt er des eigentlichen Zweckes, warum er hinein gehen ſollte, gar nicht mehr eingedenk; wenigſtens wird es erſt nachher nur beiläufig geſagt, daß er für die Gräfin gebetet habe, was zum Theil wohl unter Wegs nach der Eiſenhütte geſchehen ſein möchte. So wäre die Rettung des Unſchuldigen ein Mal durch die treue Befolgung jenes frommen Spruches und das andere Mal durch die Anhänglichkeit an ſeine Gebieterin bewirkt. Es iſt nicht zu läugnen, daß durch dieſen Widerſpruch der Motive der Eindruck der Dichtung auf den Leſer getrübt wird. Während Schiller das eine Motiv, auf Veranlaſſung der Frömmigkeit in die Kirche zu gehen, in ſeiner Quelle vorfand, wollte er vermuthlich durch Aufnahme des andern die Gräfin dadurch, daß ſie den Auftrag ertheilt, mehr hervortreten laſſen und zugleich den Dienſteifer Fridolin's in ein helles Licht ſtellen. Wie er aber beide Antriebe, in die Kirche zu gehen, nach einander aufführt, hängen ſie nicht zuſammen, ſondern ſchließen ſich aus.

Endlich nehmen wir die Balladen des folgenden Jahres noch mit in dieſes Kapitel herüber.

Den Stoff zur *Bürgſchaft* verdankt der Dichter, wie er ſelbſt ſagt[1], dem Fabelbuche des Hyginus, welcher Nachricht er beifügt: „Ich bin neugierig, ob ich alle Hauptmotive, die in dem Stoffe liegen, glücklich herausgefunden habe. Denken Sie nach, ob Ihnen noch eins beifällt; es iſt dieß einer von den Fällen, wo man mit einer großen Deutlichkeit verfahren und gleichſam nach Prinzipien handeln kann“. Bei Hygin heißen die Freunde Möros und Selinuntios, und ſeine Erzählung kommt dem Inhalt unſeres Gedichtes ziemlich nahe, ausgenommen, daß bei ihm nur der angeſchwollene Strom den Möros zurückhält; die übrigen Hinderniſſe hat Schiller ſelbſt erfunden. Bei andern Schriftſtellern ſind die Namen beider Männer Damon und Phintias (welchen letztern der

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 4, S. 295.

Anekdotenſammler Valerius Maximus in Pythias verwandelte) und Damon ſtellte ſich nach den beſten Nachrichten für den andern als Bürgen nicht aus perſönlicher Freundſchaft, ſondern weil es ihm die Ordenspflicht alſo gebot. Denn ſie waren Pythagoräer, denen es oblag, in jedem Fall der Noth für einander zu ſtehen. Eben ſo war Phintias durch die ſtrengen Geſetze des Ordens verpflichtet, ſein gegebenes Wort zu löſen. Mit Jamblichus und Diodor von Sicilien iſt anzunehmen, daß die Begebenheit unter dem jüngern Dionys vorfiel, Schiller ſcheint ſie mit Hygin unter den ältern Dionys zu verlegen, welcher von 406 bis 368 vor Chriſtus in Syrakus tyranniſirte.

Die Ballade umfaßt drei Tage. Am erſten will Möros den Tyrannen ermorden, und der Freund ſtellt ſich für ihn, der zweite Tag iſt nur angedeutet, und den dritten nimmt die Rückreiſe ein. Die Zeiten dieſes Tages ſind durch die den Reiſenden begleitende Sonne genau geſchieden. „Ehe das dritte Morgenroth ſcheint“ eilt er heim; „im Mittag ſteht die Sonne“ als er bei dem übergetretenen Strom anlangt; am Nachmittag, als „die Sonne glühenden Brand verſendet“, ſinken ermattet ſeine Kniee; der herankommende Abend wird durch die Worte verſinnlicht:

„Und die Sonne blickt durch der Zweige Grün,
Und malt auf den glänzenden Matten
Der Bäume gigantiſche Schatten“;

als von fern die Zinnen von Syrakus in des „Abendroths Strahlen“ ſchimmern, kommt ihm Philoſtratus entgegen, und als endlich „die Sonne untergeht“, ſteht er am Thor der Stadt. Dieſe genaue Zeitſchilderung verbindet die verſchiedenartigen Hinderniſſe, die Möros zu beſtehen hat, mit einander und gibt jedem ſeinen Rahmen.

Die zurückhaltenden Motive ſind der angeſchwollene Strom, die Räuber, der erſchöpfende Durſt, die zwei Wanderer und der entgegenkommende Philoſtratus. Vorzüglich ſchön und glücklich ſind die Räuber erfunden. Gegen das nächſtfolgende Motiv des Durſtes aber wandte ſchon Goethe ein: „Es möchte phyſiologiſch nicht ganz zu billigen ſein, daß einer der ſich an einem regnichten Tag aus dem Strome gerettet, vor Durſt umkommen will, da er noch ganz naſſe Kleider haben mag. Aber auch das Wahre abgerechnet und ohne an die Reſorption der Haut zu denken, kommt der Phantaſie und der Gemüthsſtimmung der Durſt hier nicht ganz recht“. Und es iſt, könnte man mit einem Erklärer beifügen, ein Hinderniß, welches Möros gar nicht, wie die übrigen, durch eigene Kraft beſiegen, ſondern welches nur durch den Zufall gehoben werden kann. Es kommt noch dazu, daß man das plötzliche Hervorſprudeln des Quells aus dem Felſen nach der ganzen Darſtellung, wenn auch gewiß gegen die Meinung als eine Erhörung des Gebetes des Dichters des Möros anſehen könnte, wodurch die Erzählung in das Wunderbare hinüberſpielte und ſomit die Glaubwürdigkeit alles Uebrigen geſchwächt würde. Der erſte Tadler dieſes Motivs aber, Goethe, wußte zum Erſatz deſſelben kein anderes ſchicklicheres zu nennen, und ſo ließ Schiller es ſtehen. Konnte aber nicht, muß man fragen [1], ſtatt des Durſtes Möros auch durch die Bitten ſeiner Schweſter, deren Glück er gegründet, und durch die übrigen Anverwandten zurückgehalten werden, wie einſt Regulus durch ſeine Mitbürger? Das letzte hemmende Motiv, der entgegenkommende Philoſtratus, des Hauſes redlicher Hüter“, hat noch den beſondern Zweck, uns in einer Strophe mit dem bekannt zu machen, was ſich während der Abweſenheit des Möros mit ſeinem Freund in Syrakus zugetragen, ſo daß durch dieſe Relation der Hauptheld von Anfang bis zu Ende immer auf der Scene bleibt. Aber ohne Zweifel mußte das Entgegenkommen des Hüters als ein abſichtliches beſſer motivirt werden. Denn er wandelt doch wohl nicht zufällig hier ſpazieren, gerade in der Stunde, wo der Freund ſeines abweſenden Herrn hingerichtet wird, ſondern er geht dieſem mit Fleiß entgegen, um ihn von der Rückkehr abzuhalten. Dieß muß man aber errathen, beſonders da die Worte: „der erkennt entſetzt den Gebieter“ vorauszuſetzen ſcheinen, Philoſtratus habe ihn nicht erwartet.

Der Hausverwalter entſetzt ſich aus Beſorgniß für ſeinen Gebieter:

---

[1] Götzinger, deutſch. Dichter, Theil 1. S. 244.

„Zurück! du retteſt den Freund nicht mehr,
So rette das eigene Leben!“

Dieſe Befürchtung theilt auch Möros: „Er ſchlachte der Opfer zweie“; aber ſie ſcheint in der That ungegründet. Er hat, wenn er nach der Hinrichtung des Freundes ſich ſtellt, nichts mehr zu befürchten. Der Tyrann würde ſeinem eigenen Zweck entgegenhandeln, wenn er dem Möros das Verſprechen nicht hielte, ihm, wenn Selinuntios ſterbe, die Strafe zu erlaſſen. Er wollte ja an dieſem Beiſpiel den praktiſchen Beweis liefern, daß die Treue ein leerer Wahn ſei. Er mußte alſo, weil Möros ihm durch ſeine verſpätete Ankunft Recht zu geben ſchien, triumphiren, und den ſteten Beweisführer ſeiner Menſchenverachtung am Leben erhalten. Und endlich müſſen wir es geſtehen, daß wir auch mit Götzinger an den Schlußworten der Ballade:

„So nehmet auch mich zum Genoſſen an,
Ich ſei, gewährt mir die Bitte,
In eurem Bunde der dritte!“

einen Anſtoß nehmen. Der Tyrann konnte wohl den augenblicklichen Wunſch hegen, in einen ſolchen treuen Freundſchaftsbund aufgenommen zu werden, die ernſtliche Bitte aber, daß dieſes wirklich geſchehen möge, konnte er ſo ſchroff und ſtark nicht gegen zwei Männer ausſprechen, von denen ihn der eine hatte ermorden und er ſelbſt den andern hatte wollen hinrichten laſſen. Dionys vergißt bei dieſer Bitte ganz ſeine Lage, und fällt auch aus ſeinem Charakter. Er konnte den treuen Freunden gegenüber nur ſein eigenes Elend und die Unmöglichkeit lebendig fühlen, wieder zur Tugend zurückzukehren. Auch wären dieſe Worte in dem Munde des immer noch empfänglichen, durch Platon angeregten jüngern Dionyſius wahrſcheinlicher, als wenn ſie der ältere Dionyſius, dieſer bluttriefende Unmenſch, ausſpricht. Aber auch von dieſer hiſtoriſchen Wahrſcheinlichkeit abgeſehen, hätte Schiller in der angedeuteten Weiſe die Herrlichkeit der That durch den Eindruck, den ſie auf den Tyrann machte, beſtimmt zeichnen können, ohne daß es nöthig geweſen wäre, die poetiſche Wahrſcheinlichkeit zugleich zu verletzen. Nehmen wir auch an, der Tyrann habe die Bitte nur in einer augenblicklichen Aufwallung ausgeſtoßen, denn er fühlt ja eine menſchliche Rührung und ſtimmt jetzt in jenen Spruch aus den Worten des Glaubens ein: „Und die Tugend, ſie iſt kein leerer Schall“ — ſo mußte dieſe Bitte ſelbſt, den Freunden, an die ſie gerichtet war, doch beinahe lächerlich — und dem Leſer muß ſie eben daher widerſprechend vorkommen. Schiller hätte den Tyrannen von irgend einer Seite würdig darſtellen ſollen, der dritte des Bundes zu ſein, wozu ihn ſeine momentane Rührung und Bewunderung noch nicht befähigt. Dann wäre die Bitte aus ſeinem Charakter und ſeiner Lage heraus verſtändlich geweſen.

Als die Hauptperſon der Ballade nannten wir oben den Möros, deſſen Seelengröße ſchon durch das kühne Unternehmen, ſeine Vaterſtadt zu befreien, angedeutet, und durch die Beharrlichkeit, womit er die ſich ihm entgegenſtellenden Hinderniſſe überwindet, um dem Freunde ſein Wort zu löſen, auf das glänzendſte dargeſtellt wird. Die Ballade iſt wohl deßwegen ſo beliebt und beſonders auch bei der Jugend ſo einheimiſch, weil ſie bei ihrem raſchen Gang und ihrer plaſtiſchen Lebendigkeit die Macht des Gemüthes im Dienſte einer einfachen, gemeinverſtändlichen Idee ſo rührend und herrlich offenbart. Denn dieſe ideale Macht hat nicht allein den Erhaltungstrieb ganz ausgelöſcht, ſondern triumphirt auch über alle äußere Hemmungen der Natur und zuletzt noch über den kalten Hohn und Unglauben des Tyrannen. Der Himmel beſiegt hier nicht allein das Irdiſche, ſondern auch die Hölle. Das Reale iſt in der Ballade trefflich mit dem Idealen verbunden. Die Einleitung ſcheint mir durch ihre abgeriſſene, kühne Kürze bewunderungswürdig und gleichſam den wortkargen und thatenreichen Charakter des Möros in ſich aufgenommen zu haben. Lakonismus charakteriſirt eben ſo ſehr thatkräftige Menſchen und Völker, als erhaben geſtimmte Schriftſteller, deren große Denkungsart die kleine Ausführung verſchmäht. Da aber, wo in der Ballade der eigentliche Gegenſtand anfängt behandelt zu werden, von hier an bis an's Ende des Stückes iſt, weil das Ganze nicht in Eine Scene vereinigt werden konnte, eine Reihe bunter, kleinerer

Gemälde an einander gereiht, die alle in die verſchiedenen Tageszeiten niedergelegt ſind. Es iſt ein wanderndes und ſich immer verwandelndes Bild!

Welches aber iſt die Hauptidee, die uns auf dieſem realen Grunde dargeſtellt wird, welches iſt der Leitſtern, der den Möros durch alle Hinderniſſe bis zu ſeinem Ziele führt? Offenbar Freundestreue[*]. Denn es liegt am Tage, daß Schiller den Möros von mehr als dem Verlangen getrieben werden läßt, ſeiner Ordenspflicht gemäß das gegebene Wort zu löſen. Er hat das Moment, daß beide Freunde Pythagoräer waren, ganz aus ſeiner Darſtellung ausgeſchloſſen, und ſcheint es überhaupt nicht einmal gewußt zu haben, daß einige Schriftſteller in der That nur die erfüllte Ordenspflicht der Treue bemerkenswerth finden. Bei ihm ſind Möros und Selinuntios durch Herzensneigung vereinigte Freunde, ihr Bund iſt auf ihre Perſonen begrenzt. Nicht die Treue überhaupt, ſondern die Treue eines Freundes gegen den andern iſt das Prinzip der Ballade. Aber wie? ſchwächt und verdunkelt nicht von dieſen beiden Ideen der Treue und Freundſchaft eine die andere? Sein gegebenes Wort mußte Möros halten, auch wenn der andere ſein Freund nicht war, und ſeine Pflichterfüllung verliert an Erhabenheit, wenn ihn die Freundſchaft bei derſelben unterſtützt. Dagegen kann auch die Freundſchaft in der That des Möros nicht in ihrem wahren, hellen Lichte glänzen, wie etwa in dem Wettſtreit des Oreſtes und Pylades. Da von dieſen einer der Diana geopfert werden ſollte, wollte jeder freiwillig für den andern ſterben. Möros aber handelt nicht mehr frei, er iſt ja an ſein gegebenes Wort gebunden und er leiſtet dem Freunde nicht mehr, als er auch dem Feinde zu leiſten ſchuldig wäre. Aber nicht allein die Freundſchaft und Treue beeinträchtigen ſich in der Erzählung gegenſeitig, ſondern dieſe Vereinigung ſchadet auch dem Eindruck der Dichtung. Die Ballade ſchwankt, ſtrenge genommen, zwiſchen beiden Prinzipien, wie der Gang nach dem Eiſenhammer zwiſchen der Frömmigkeit und der Dienſtpflicht und die Kraniche des Ibykus zwiſchen dieſen

---

[*] Viehoff's ausgewählte Stücke, Bd. 2, S. 188 f.

Zugvögeln und dem Chor der Erinnyen. An einigen Stellen tritt die Treue, das ſtrenge Worthalten, an andern die perſönliche Zuneigung, zum Theil ausſchließlich hervor. Der Tyrann z. B. will nicht die innige Herzensneigung, ſondern die ſtoiſche Tugend des Worthaltens auf die Probe ſtellen, daher ſagt er: „Und die Treue, ſie iſt doch kein leerer Wahn.“ In andern Stellen dagegen fällt die That unter die Kategorie der perſönlichen Freundſchaft, wie z. B. wenn es heißt: „Und der Freund mir, der liebende, ſterbe,“ ſo wie auch die Verſe:

„In den Armen liegen ſich beide,
Und weinen vor Schmerzen und Freude.“

uns eine innige Freundſchaft darſtellen. Wo aber beide Motive mit einander vereinigt ſind, ſieht man recht, wie eines den Eindruck des andern ſchwächt, z. B. in den Zeilen:

„Deß rühme der blut'ge Tyrann ſich nicht,
Daß der Freund dem Freunde gebrochen die Pflicht,
Er ſchlachte der Opfer zweie,
Und glaube an Liebe und Treue.“

Soll denn das der menſchenverachtende Tyrann allein lernen, daß der Freund nur dem Freunde das Wort hält? daß nur innerhalb des engen Bezirkes der Freundſchaft die Pflicht nicht gebrochen wird? Gewiß, wenn er durch dieſes Opfer die Macht der Liebe kennen lernt, wird er von der Allgemeinheit der Treue unter den Menſchen überhaupt noch nicht überzeugt ſein — und er wird ſich nicht vor der Tugend beugen, weil er ſie noch nicht in ihrer vollen Majeſtät geſehen hat.

Wegen der gerügten Mängel (das läſtige Und, womit fünf und vierzig Verſe anfangen, gar nicht einmal in Anſchlag gebracht) möchten wir das Urtheil, „daß die Bürgſchaft zu unſern vollendetſten Balladen gehöre,“ nicht unterſchreiben. Aber allerdings ſpricht ſich in des Möros Bürgerſtolz und Pflichtgefühl und andererſeits in ſeiner zärtlichen Freundſchaft zugleich die heroiſche und die humane Natur unſeres Dichters — alſo der ganze Schiller aus.

In derſelben Zeit, in welcher die Bürgſchaft entſtand, Ende Auguſt und in den erſten Tagen des folgenden Monats

1798, ward der Kampf mit dem Drachen gedichtet. Schiller nahm dieſen Stoff, ſo wie den Plan zu den Maltheſern, aus Niethammers Ueberſetzung von Vertot's Geſchichte des Johanniterordens, zu welcher er eine Vorrede geſchrieben hatte.[1] Die Geſchichte, in deren Darſtellung der Dichter beinahe ganz ſeiner Quelle folgte, fällt unter den Helion von Villeneuve, der von 1323 bis 1346 Großmeiſter des Ordens war. Die ungeheure Schlange oder das Krokodil, welches großes Elend auf der Inſel verurſachte und ſelbſt Menſchen verſchlang, lag in einer großen Felſenhöhle neben einem Sumpfe am Fuße des Berges St. Stephan, zwei Meilen von Rhodus. Der von dem Dichter geprieſene Ritter hieß Dieudonné (Deodat) von Gozon, nach einem Familienſchloſſe in der Provenze. Nach Vertot brachten die Ritter den Beſieger des Ungethüms in den Pallaſt des Großmeiſters, welcher ihn aber auf der Stelle ins Gefängniß abführen ließ, und in der hierauf zuſammenberufenen Rathsverſammlung auf den Tod des Siegers antrug. Doch begnügte ſich die Verſammlung damit, ihm das Ordenskleid zu nehmen. Als durch dieſe Strafe der Ordenszucht genüge gethan war, ſchenkte ihm der Großmeiſter ſeine Gnade wieder; er gab ihm auf dringendes Bitten der erſten Komthure ſein Kleid zurück und überhäufte ihn mit Wohlthaten. Endlich erhob er ihn ſogar zum Komthur — was unſer Dichter durch die Schlußworte andeutet:

„Nimm dieſes Kreuz! Es iſt der Lohn
Der Demuth, die ſich ſelbſt bezwungen“ —

und machte ihn zu ſeinem Statthalter auf der Inſel. Das Haupt der Schlange befeſtigte man als Denkmal von Gozon's Siege auf einem Thore der Stadt. Als Helion von Villeneuve ſtarb, ward er Großmeiſter und ſtarb als ſolcher im Jahr 1353. Auf ſein Grabmal ſetzte man die Worte: Draconis Exstinctor.

Schiller ſchreibt, er habe ſich bei der Kompoſition dieſer Ballade die Unterhaltung verſchafft, mit einer gewiſſen plaſtiſchen Beſonnenheit zu verfahren, welche der Anblick der Kupferwerke, die Goethe bei ihm zurückließ, in ihm entwickelt habe [1]. Dieſe Worte ſind auf die Erlegung des Drachens zu beziehen, auf die längſte und prächtigſte Parthie, welche in ihrer Art der Beſchreibung der Meerestiefe im Taucher und dem Eumenidenchor in den Kranichen des Ibykus zu vergleichen iſt. Die Erzählung des Ritters, wie er die Schlange getödtet, iſt keine hiſtoriſche Relation, ſondern eine Verſinnlichung der Begebenheit; er macht uns gleichſam zu Augenzeugen, ja zu Theilnehmern ſeines Abenteuers. Das Drachenbild, welches er den Künſtler in ſeiner Heimath zuſammenfügen läßt, um ſein Roß und Doggenpaar an den Kampf mit dem Ungethüm zu gewöhnen, entſteht vor unſern Augen, und der Kampf mit der Schlange iſt mit meiſterhafter Anſchaulichkeit und Lebendigkeit gezeichnet. Der hiſtoriſchen Maſſe, welche dem Dichter durch Vertot überliefert ward, hat die Poeſie ein zweites erhöhtes und unſterbliches Leben zurückgegeben. Dieſe ganze Erzählung des Dieudonné vor den Rittern des Spitals und dem nachgeſtrömten Volk in dem Kloſter iſt mit den Worten des Großmeiſters zu Einer Scene verſchmolzen. Was nach Vertot an verſchiedenen Orten und zu verſchiedenen Zeiten geſchah, hat der Dramatiker an Einen Platz und in Eine Handlung zuſammengefaßt. Das zerſtreut und weit auseinander Liegende iſt in ein großes Gemälde vereinigt. Der Dichter wendet hier denſelben Kunſtgriff an, den er im Taucher und in dem ſpätern Grafen von Habsburg gebraucht, wo ſich ebenfalls durch eingeſchobene Erzählung die dramatiſirte Handlung erweitert. Ein neuer Vorhang wird aufgezogen, und ein zweites bedeutungsvolles Schauſpiel vereinigt ſich mit dem Vordergrund zu Einer Scene; und das neue Gemälde, welches der Berichterſtatter vor uns aufſtellt, iſt für die darzuſtellende Haupthandlung ein dienendes Glied. Auch den epiſchen Stil, uns ſogleich mitten in die Sache zu verſetzen, finden wir bei unſerer Ballade wieder, aber bei keiner andern wird unſere Erwartung ſchon durch die erſten Verſe in gleichem Grade geſpannt, und nur noch der Anfang des Tauchers kann mit der impoſanten Einleitung unſeres Stücks verglichen werden:

---

[1] Siehe Theil 2, S. 176. f.

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 4. S. 267

„Was rennt das Volk, was wälzt ſich dort
Die langen Gaſſen brauſend fort?
Stürzt Rhodus unter Feuers Flammen?“

So ſpannend der Anfang, eben ſo prägnant und bedeutungsvoll abrundend iſt der Schluß der Ballade, wie wir ein ähnliches raſches Ende auch im Taucher, im Ring des Polykrates, in den Kranichen des Ibykus und andern Stücken finden. Da hier der Menſch wieder im Kampf mit einer überlegenen Naturkraft erſcheint, wie im Taucher*, ſo hat die Darſtellung einen pathetiſch tragiſchen Charakter, und die Sprache iſt majeſtätiſch und prachtvoll. Die gedrängte, Lücken laſſende Kürze, auf welche wir in der Bürgſchaft aufmerkſam machten, findet ſich hier nur ſtellenweiſe, z. B. in den Verſen:

„Da flößte mir der Geiſt es ein;
Laut rief ich aus: Ich hab's gefunden.
Und trat zu dir und ſprach das Wort:
»Mich zieht es nach der Heimath fort.«
Du, Herr, willfahrteſt meinen Bitten,
Und glücklich war das Meer durchſchnitten.“

Im Allgemeinen herrſcht eine epiſche Ausführlichkeit vor, ſelbſt in der Einleitung.

Die wohlüberlegte Heldenthat des Jünglings aber ſoll uns eine Vernunftidee vor das Bewußtſein führen, vor welcher ſich jene beugen muß. Der Zweck der Ballade iſt es keineswegs, uns die Tödtung der Schlange zu ſchildern, weßwegen der Dichter dieſe That, dadurch daß er ſie, wenn auch weitläufig, nur erzählt werden läßt, in den Hintergrund ſtellt und zu einem bloßen Mittel herabſetzt. Denn ehe wir den Kampf und Sieg ſelbſt näher kennen lernen, wiſſen wir ſchon, daß der Ritter nicht hat kämpfen ſollen, und um dieſes Verbot ſchürzt ſich der Knoten der ganzen Ballade. Der Gegenſatz zwiſchen dem Ritter und dem Großmeiſter tritt

---

[*] „Und Gott empfehl' ich meine Seele“ ſagt Dieudonné. „Der Jüngling ſich Gott empfiehlt“ heißt es im Taucher.

ſogleich als die Hauptſache hervor und umfaßt die Grundidee des Ganzen. „Es ſollte mir lieb ſein, äußert ſich Schiller über dieſe Ballade[1], wenn ich den chriſtlich-mönchiſch-ritterlichen Geiſt der Handlung richtig getroffen, und die disparaten Momente derſelben in einem harmonirenden Ganzen vereinigt hätte. Die Erzählung des Ritters iſt zwar etwas lang ausgefallen, doch das Detail war nöthig, und trennen ließ ſie ſich nicht wohl." — Welches iſt aber dieſer „chriſtlich-mönchiſch-ritterliche Geiſt," den die Handlung darſtellen ſoll? Schiller ſelbſt hat ihn in einer andern Stelle näher bezeichnet: „Ein feuriger Rittergeiſt verbindet ſich in dem Johanniterorden mit zwangvollen Ordensregeln, Kriegszucht mit Mönchsdisciplin, die ſtrenge Selbſtverläugnung, welche das Chriſtenthum fordert, mit kühnem Soldatentrotz, um gegen den äußern Feind der Religion einen undurchdringlichen Phalanx zu bilden, und mit gleichem Heroismus ihren mächtigen Gegnern von Innen, dem Stolz und der Ueppigkeit, einen ewigen Krieg zu ſchwören"[2]. So gehen zwei Ideen durch unſer Gedicht, die ritterliche des Heldenmuthes, welche der Beſieger des Drachen darſtellt, und die chriſtlich-mönchiſche der an einen geiſtlichen Orden geknüpften Selbſtverläugnung, welche Idee der Großmeiſter vertritt. Doch macht ſich der Heldenmuth des Jünglings hier nicht, der einen Beſtimmung des Ordens gemäß, gegen Feinde des chriſtlichen Glaubens geltend. Daher entſchuldigt er vor dem Meiſter dieſe ſcheinbare Verirrung ſeines Muthes mit einem Blick auf die Heroen des „blinden Heidenthums":

„Iſt nur der Sarazen es werth,
Daß ihn bekämpft des Chriſten Schwerdt?
Bekriegt er nur die falſchen Götter?
Geſandt iſt er der Welt zum Retter!" u. ſ. w.

Aber ſogleich fügt er einen zweiten, ſpeziellen, Rechtfertigungsgrund ſeiner That bei, durch welchen er ſich in Gegenſatz zu den fünf Ordensbrüdern ſtellt, die „des kühnen Muthes Opfer worden":

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 4, S. 294.

[2] Schiller's Werke in E. B., S. 1140. (Oktavausg. Bd. 11, S. 375.)

„Doch ſeinen Muth muß Weisheit leiten,
Und Liſt muß mit der Stärke ſtreiten“.

Dieſe Worte führen ihn dann ungezwungen zur Erzählung der umſichtigen Anſtalten über, die er traf, um nicht das Schickſal ſeiner Vorgänger zu haben. Weil er das Ungeheuer durch Liſt und kluggewandten Sinn zu beſiegen verſuchte, meinte er gleichſam über das Verbot des Meiſters erhaben zu ſein, welches nur für ſolche unbedachtſame Kämpfer gelte, wie die frühern Ritter waren. Daher ſpricht er getroſt: „Ich hab' erfüllt die Ritterpflicht“, muß aber doch erröthen, als der Meiſter fragt, welches die erſte Pflicht des für Chriſtus fechtenden Ritters ſei. Sein Sophisma kann ſein richtiges Gefühl, daß er die chriſtlich-demüthige Selbſtverläugnung, auf welche der Orden gegründet war, verletzt habe, nicht übertäuben. Dem ſich ſelbſt und der eigenen Klugheit vertrauenden und Gehör gebenden Heldenmuth gegenüber hebt nun, als der Jüngling ſeine That erzählt hat, in den drei letzten Strophen, der Großmeiſter das „chriſtlich-mönchiſche Prinzip“, die Grundidee der ganzen Dichtung, auf eine vortreffliche Weiſe hervor. Es gibt nichts herrlicheres, als das Bild:

„Ein Feind kommſt du zurück dem Orden,
Und einen ſchlimmern Wurm gebar
Dein Herz, als dieſer Drache war,“

da die Vergleichung eben ſo unerwartet kommt, als ſie nahe liegt, und ſich auf eine Geſtalt bezieht, die noch unſere ganze Seele erfüllt. Dieſes Grundprinzip, welchem der bloße Muth, dieſe „Mameluckentugend“, weichen ſoll, ſtellt Helion de Villeneuve ſo allgemein und rein dar, als es ſein Standpunkt immer erlaubt. Der Ungehorſam untergräbt nach ſeinen Worten nicht nur die Ordensdisciplin, ſondern „der widerſpenſtige Geiſt“ ſtellt ſich ihm unter einen höhern Geſichtspunkt. Er iſt's, welcher überhaupt „der Ordnung heilig Band zerreißt“ und „der die Welt zerſtöret.“ Der Gehorſam iſt nicht als eine äußere, enge, aufgezwungene Rechtspflicht aufgefaßt — ein ſolcher könnte ſich bei dem Mamelucken eben ſo gut finden, als der bloße Muth — ſondern er iſt die innerliche und allgemeine religiöſe Tugend des Chriſten. Er richtig ſagt: „Ideal iſt die Darſtellung einer Idee in einem iſt die Geſinnung, durch welche der Chriſt ſeine Willkühr bändigt und ſich des eigenen Ruhmes entſchlägt, um Chriſti Dienſt allein zu leben, um nach ſeinem Beiſpiel in ſich ſelbſt verläugnender Niedrigkeit die Pflichten der Krankenpflege, der Mildthätigkeit zu üben, wie wir ſie die Johanniter vollbringen ſehen.[1] Dieſen ſich mit Selbſtaufopferung Chriſto unterwerfende Gehorſam nennt die Ballade auch „Demuth, die ſich ſelbſt bezwinget“. Da nun der Jüngling dem Befehle des Meiſters, den Ordensſchmuck abzulegen, bereitwillig und ehrerbietig gehorcht, ſo beweiſ't er hierdurch die Denkweiſe, deren Mangel eigentlich durch die Ausſchließung aus dem Orden beſtraft werden ſollte. Wegen dieſer noch vorhandenen Geſinnung wird ihm eine einzelne That, durch welche ſie verletzt wurde, verziehen. So trieb Schiller die Geſchichte, ganz von ſeiner Quelle abweichend, in das Innere des Menſchen hinein.

Sein großartiger Sinn hat die ganze Scene zu einer öffentlichen gemacht. Wie die Erlegung der Schlange, ſo iſt auch das Gericht über ihren Beſieger Volksſache. Aber die Tugend, welcher alles in der Ballade zugekehrt iſt, wird dadurch auch gewichtiger, daß ihr der Preis ertheilt wird, ungeachtet auf der andern Wagſchale nicht allein die Befreiung von einer ſchrecklichen Landplage ſteht, ſondern auch die Beifall jauchzende Menge und die um Gnade flehenden Brüder. Die Ballade hat durch ihren ideellen Gehalt einige Aehnlichkeit mit dem verſchleierten Bild zu Sais. In ihr nämlich iſt die Tapferkeit, in dem Bild zu Sais die Wißbegierde in Gegenſatz zu einem höhern Gebot geſtellt, und wie der Taucher, ſo lehrt uns auch der Kampf mit dem Drachen Bezwingung unſeres Muthes im Angeſicht einer göttlichen Macht. Die Charakteriſtik iſt wieder der ſchwächſte Theil der Dichtung. Der Ritter und der Großmeiſter gehen in die Ideen auf, die ſie vertreten. Schiller hat ſorgfältig alle individuelle Züge vermieden, und doch mußte er damals ſchon die Abhandlung Humboldt's geleſen haben, worin dieſer

---

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 84. 1. (Octavausg. B. 1, S. 416.)

Individuum.“[1] Man könnte endlich fragen, warum er dieſe Ballade allein von allen andern Romanze genannt habe. Ich glaube, weil ſie die Weltanſchauung des Chriſtenthums in dem Sinne ausſpricht, wie ſich dieſelbe im Mittelalter ausgebildet hatte. Deßwegen heißt auch die Jungfrau von Orleans eine „romantiſche Tragödie.“[2]

Wenn der realiſtiſche Wallenſtein, mit welchem Schiller damals vorzüglich beſchäftigt war, auf die plaſtiſche Geſtaltung aller dieſer Balladen entſchieden vortheilhaft einwirkte, ſo iſt das letzte kleine Gedicht, von dem wir noch einige Worte zu ſagen haben, eigens für jenes Drama verfertigt. Ich meine des Mädchens Klage, außer dem Ritter Toggenburg die einzige Romanze dieſer Zeit, welche von Liebe durchdrungen iſt, und eben ſo rührend einfach und wunderbar ergreifend, wie jenes Gedicht. Des Mädchens Klage läßt den friſchen Schmerz verſchwundener Liebe zu unſerer Seele dringen. Das Gefühl iſt ſubjektiv, aber es iſt, wenn auch in leichter, zarter Zeichnung, objektiv geſtaltet. Ein eigens motivirter Charakter des Mädchens ſpricht ſich aber nicht aus, und der Grundgedanke hebt ſich ſichtbar aus dem Gedicht hervor. Das Mägdlein, welches ihren Geliebten verloren hat, ſitzt mit bethräntem Auge auf dem Raſen des Ufers — oder, wie es im Wallenſtein heißt, ſie „wandelt an Ufers Grün“ — und erleichtert ſich durch Klagen; wie der Dichter ſagt: „Und ſie ſeufzt hinaus in die finſt're Nacht“. Die Welt iſt leer für ſie, es bleibt ihr nichts mehr zu wünſchen übrig, mit ihrer Liebe iſt ihr Leben dem Gehalte nach beſchloſſen: „Ich habe gelebet und geliebet“. Sie wendet ſich betend himmelwärts: „Du Heilige, rufe dein Kind zurück“. Die Heilige antwortet in der dritten Strophe, die Thräne der Jungfrau fließe vergebens, und ihre Klage wecke die Todten nicht auf, aber ſie möge das nennen, was nach entſchwundener Liebesluſt das Herz tröſte und heile; das ſolle ihr gewährt ſein. Hierauf antwortet die Schmerzerfüllte, wenn auch die Thränen und Klagen vergeblich ſeien und den Todten nicht wieder aufweckten, ſo wolle ſie dennoch nicht aufhören, zu weinen, zu klagen. Denn

---

[1] Ueber Hermann und Dorothea. S. 28. Vergleiche Theil 3.

[2] Doch iſt zu bemerken, daß in dem Muſenalmanach für 1799 auch die Bürgſchaft durch den Namen Romanze bezeichnet iſt, wofür ich keinen Grund anzugeben weiß.

„Das ſüßeſte Glück für die trauernde Bruſt,
Nach der ſchönen Liebe verſchwundenen Luſt,
Sind der Liebe Schmerzen und Klagen“.

Das iſt dieſelbe Wahrheit, welche Goethe durch die Worte ausſpricht:

„Trocknet nicht, trocknet nicht,
Thränen der ewigen Liebe!
Ach nur dem halb getrockneten Auge,
Wie öde, wie todt die Welt ihm erſcheint!“

Und aus dieſer pſychologiſchen Wahrheit, die freilich nur der, welcher ſie erfahren hat, als ſolche anerkennen wird, ziehen auch Schiller's Zeilen An Emma ihren tiefen Sinn. Der Liebende wünſchte lieber, Emma wäre todt, denn treulos, wie ſie es war:

„Dich beſäße doch mein Kummer,
Meinem Herzen lebteſt du“.

Der Ort endlich, in welchem die Ballade ſpielt, iſt ſinnig ausgewählt und paßt ganz zu ihrem trüben Inhalt. Der brauſende Eichwald, die ziehenden Wolken, die ſich mit Macht brechenden Wellen, die finſtere Nacht erfüllen uns ſchon zum voraus mit dunklen Bildern und Ahnungen, welche durch die nachfolgenden Klagen nur näher beſtimmt werden. Das Ganze iſt eine Nacht- und Todtenſcene. Die zwei erſten Strophen ſingt Thekla im dritten Akt der Piccolomini zur Guitarre, wie wir dieß in der Erörterung des Wallenſtein finden werden, zu welchem ewig blühenden Werk uns die Romanze füglich hinüberführt.

Sechszehntes Kapitel.

Schiller's Ringen mit dem Stoffe des Wallenſtein.

Wir betreten ein neues Reich und wandeln unter einem andern Himmel. Die lyriſche und epiſche Dichtkunſt treibt von nun an nur noch vereinzelte, ſeltne Sproſſen. Die Sonne des Dramas erhebt ſich am Horizont und erleuchtet die übrige Lebenszeit des Dichters. Er leiſtete und vollendete als Mann, was er als Jüngling verſprochen und begonnen hatte.

Je mehr Schiller ſeine Ideen über die Oekonomie des Wallenſtein[1] berichtigte, deſto ungeheurer erſchien ihm die zu beherrſchende Maſſe, ſo daß er betheuerte, ohne einen gewiſſen kühnen Glauben an ſich ſelbſt würde er ſchwerlich fortfahren können. Den widerſpenſtigſten Stoff meinte er unter Händen zu haben, dem er nur durch ein heroiſches Ausharren etwas abzugewinnen vermöge. Er ſehnte ſich nur erſt ſo weit zu kommen, daß er der Qualifikation des Wallenſtein zu einer Tragödie vollkommen gewiß würde! Zu dieſem aus dem Stoffe fließenden Zweifel kam noch ein aus ſich ſelbſt geſchöpftes Bedenken. Der Gegenſtand, von dem er ein objektives Gemälde bilden ſollte, lag ſeiner eigenen Empfindungsweiſe fern, und er fühlte ſich ſo unendlich unheimiſch auf dieſem neuen Feld der reinen Darſtellung. Die lyriſchen Stücke dieſes Stils und die Balladen gingen dieſer Dichtung nicht voraus, ſondern fallen mit ihr in dieſelbe Zeit zuſammen. Gewaltſam mußte er ſich über ſich ſelbſt hinaus erweitern. Daher klagt er: „In der That verliere ich darüber eine unſägliche Kraft und Zeit, daß ich die Schranken meiner zufälligen Lage überwinde und mir eigene Werkzeuge bereite, um einen ſo fremden Gegenſtand, als mir die lebendige und beſonders die politiſche Welt iſt, zu ergreifen“.[1] Durch die Kraft ſeines Geiſtes ſchien endlich das letztere Hinderniß zu ſchwinden, und der ſentimentale Dichter läuterte ſich zum naiven. „In Rückſicht auf den Geiſt“, ſchreibt er einige Zeit nachher, „in welchem ich arbeite, werden Sie wahrſcheinlich mit mir zufrieden ſein. Es will mir ganz gut gelingen, meinen Stoff außer mir zu halten und nur den Gegenſtand zu geben. Beinahe möchte ich ſagen, das Sujet intereſſirt mich gar nicht, und ich habe nie eine ſolche Kälte für einen Gegenſtand mit einer ſolchen Wärme für die Arbeit in mir vereinigt. Den Hauptcharakter, ſo wie die meiſten Nebencharaktere, traktire ich wirklich bis jetzt mit der reinen Liebe des Künſtlers, bloß für den nächſten nach dem Hauptcharakter, den jungen Piccolomini, bin ich durch meine eigene Zuneigung intereſſirt, wobei das Ganze eher gewinnen als verlieren wird“. Schiller ſtand Goethen in dieſer Zeit ſo nah, als möglich. Der Freund in Weimar hoffte auch, „daß ſich nun Wallenſtein ſelbſt zu produziren anfange“.

---

[1] Siehe Theil 1, S. 284 ff.

Der Dichter wollte ſich vor der Arbeit, des zähen Stoffes durch einen vollſtändigen Plan bemächtigen. Aber dieß war nicht in ſeiner Natur, wie wir von ſeinen philoſophiſchen Aufſätzen her wiſſen.[2] Sein Ideenreichthum erſchwerte ihm die Ueberſicht über denſelben, und da er immer ſo tief hinunterſtieg, eröffneten ſich ihm gewöhnlich Gänge, die er anfänglich ſelbſt nicht geahnet hatte. Darnach that er ſich denn auch dießmal nach dem erſten ſichern Blick über das

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 2, S. 262.

[2] Siehe Theil 3, S. 104 f.

Ganze keine Gewalt an, und ſo wurden, ohne daß er es eigentlich zur Abſicht hatte, viele Scenen im erſten Akt ſogleich ausgeführt.[1]

Mittlerweile rückte die Arbeit ſeit dem Oktober 1796, wo er ſie wieder von neuem aufgenommen hatte, durch Kränklichkeit, Abhaltungen und die Schwierigkeit der Sache verzögert, langſam fort. Der traurige Winter war ohnedieß ſein Freund nicht, und er meinte, wenn nur einmal ein Sonnenblick käme, würde es mit der Arbeit ſchon beſſer gehen. Goethen aber wollte er nicht eher etwas zeigen, als bis er über alles mit ſich ſelbſt im Reinen wäre; denn mit ſich einig könne er nur durch ſich ſelbſt werden, und der radikale Unterſchied ihrer Naturen, in Rückſicht auf die Art, laſſe überhaupt keine andere recht wohlthätige Mittheilung zu, als wenn das Ganze ſich dem Ganzen gegenüber ſtelle; er müſſe alſo ſeinen Wallenſtein ganz wenigſtens in der Seele haben.[2] Während er nun ſo weiter dichtete, ſeine dramatiſchen Pflichten gründlich erwog, zu ſeinem Zwecke des Ariſtoteles Poetik ſtudirte, einige Stücke von Sophokles und Shakſpeare las, und über viele intereſſante Materien mit Goethe konferirte, rückte das Frühjahr 1797 heran, und er nahm ſein angefangenes Stück mit in ſein Gartenhaus. Er kam nun doch wieder darauf zurück, ſich ein tabellariſches Scenarium des ganzen Wallenſtein zu entwerfen, um ſich, wie er ſagt, die Ueberſicht der Momente und des Zuſammenhangs auch durch die Augen mechaniſch zu erleichtern. So wendete er ſeinen Gegenſtand hin und her und ſuchte ihm auf allen Wegen beizukommen! Aber durch die Maſſe des Stoffes wurde das Drama eben ſo ſehr ausgedehnt, als durch die Gründlichkeit der Bearbeitung. Da rieth ihm Goethe, dem er gegen Ende Mai, wohl zum erſten Mal, den Anfang ſeines Werks vorlegte, das Ganze in eine Reihe von Stücken aus einandertreten zu laſſen, weil der Aufwand des „Prologs“ für ein einziges Drama zu groß ſei. „Da Sie einmal durch einen ſonderbaren Zuſammenfluß von Umſtänden dieſe Epoche hiſtoriſch und dichteriſch bearbeitet haben, ſo liegt Ihnen individuell in der Hand, wonach man ſich im Allgemeinen ſo weit umſieht: ein eigner Cyklus, in den Sie, wenn Sie Luſt haben, auch Privatgegenſtände hineinwerfen und ſich für Ihre ganze dichteriſche Laufbahn alle Expoſition erſparen können."

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 2, S. 299.

[2] Ebendaſelbſt Theil 3, S. 13.

Jetzt aber machte wieder die Sorge für den Almanach des Jahres 1798 und für die Horen eine große Diverſion, und das Drama konnte erſt im Oktober 1797 wieder aufgenommen werden.

Indem er nun die fertig gewordenen Scenen wieder anſah, meinte er im Ganzen wohl mit ſich zufrieden ſein zu können. „Ich ſehe zwar noch eine ungeheure Arbeit vor mir, aber ſo viel weiß ich, daß es keine faux frais ſein werden; denn das Ganze iſt poetiſch organiſirt, und ich darf wohl ſagen, der Stoff iſt in eine reine tragiſche Fabel verwandelt. Der Moment der Handlung iſt ſo prägnant, daß alles, was zur Vollſtändigkeit derſelben gehört, natürlich ja in gewiſſem Sinne nothwendig darin liegt, daraus hervorgeht.* Es bleibt nichts Blindes darin, nach allen Seiten iſt es geöffnet. Zugleich gelang es mir, die Handlung gleich von Anfang an in eine ſolche Präcipitation und Neigung zu bringen, daß ſie in ſtetiger und beſchleunigter Bewegung zu ihrem Ende eilt. Da der Hauptcharakter eigentlich retardirend iſt, ſo thun die Umſtände eigentlich alles zur Kriſe und dieß wird, wie ich denke, den tragiſchen Eindruck ſehr erhöhen". Nur an etwas ſtieß er ſich noch. Er meinte in den fertigen Scenen eine gewiſſe Trockenheit zu finden, die er ſich aber ganz wohl erklären und auch wegräumen zu können [illegible]. Sie ſei nämlich aus einer gewiſſen Furcht entſtanden, in ſeine ehemalige rhetoriſche Manier zu fallen, und aus einem ängſtlichen Beſtreben, dem Objekte recht nahe zu bleiben. Nur ſei aber das Objekt ſchon an ſich ſelbſt etwas trocken und bedürfe mehr, als irgend eines, der praktiſchen Liberalität; es ſei daher hier nöthiger, als anderswo, wenn beide Abwege, das Proſaiſche und das Rhetoriſche, gleich ſorgfältig vermieden werden ſollten, eine recht reine poetiſche Stimmung zu erwarten.[1] In dieſem Konflikt mit der Wirklichkeit (um die er ſich bisher nie ſehr bekümmert) hatte er zum Behuf ſeines Wallenſtein ſchon früher geäußert: Es geſchähe den Poeten und Künſtlern ſchon dadurch ein großer Dienſt, wenn man nur erſt ins Klare gebracht hätte, was die Kunſt von der Wirklichkeit wegnehmen oder fallen laſſen müſſe. Schon in der Behandlung der Geſchichte habe ihm der unbeſtimmte Begriff über dieſen Punkt viel zu ſchaffen gemacht.[2]

---

* Der Ausdruck, daß alles in ſeiner Fabel liege, was natürlich, ja in gewiſſem Sinne nothwendig dazu gehöre — zeigt wie Schiller in ſeinem äſthetiſchen Urtheile ſeit 179[illegible] fortgeſchritten war, wo er immer gerade von einer Vollſtändigkeit der Form geredet hatte. Das Vollſtändige iſt als ſolches nie ſchön, und die ſchöne Form iſt als ſolche nie nothwendig. Aber als gleichſam nothwendig kann das Schöne gar nicht aufgefaßt werden.

Inzwiſchen mußte das unbeendigte Werk bei Beginn des Winters aus dem Gartenhaus auch wieder mit in die Stadt ziehen. Mit Weimar wollte er Jena jetzt noch nicht vertauſchen; denn alles komme darauf an, daß er im Wallenſtein nur erſt recht feſt ſitze, alsdann ſchade ihm keine Veränderung der Exiſtenz, die ihn ſonſt, bei ſeiner Unterwerfung unter die Gewohnheit, ſo leicht zerſtreue. Alſo ſo weit war er nach ſo langer Zeit noch zurück, daß er im Wallenſtein noch nicht einmal feſt ſaß! Jetzt mußte er doch wieder zwiſchen „den verwünſchten vier Wänden,“ weiter arbeiten, aus denen er ſich ſo eifrig fortgeſehnt hatte; aber es ging ſehr langſam, indem ihm die Maſſe ungeſtaltbaren Stoffes gar viel zu thun machte.

Bisher war der Wallenſtein in Proſa geſchrieben; im November 1797 verwandelte der Dichter, wir wiſſen nicht zu ſagen, aus welcher Veranlaſſung, die proſaiſche Sprache in die poetiſch rhythmiſche. Denn wir können es nicht glauben, daß er dieſe Veränderung der Frau von Wolzogen zu Gefallen getroffen habe, welche 1793 in Schwaben einmal äußerte, ſie würde das Gedicht lieber, wie den Don Karlos, in Jamben geſchrieben ſehen.[3] Noch im Dezember ſchreibt er an Goethe: „Ich bin nach reiſer Ueberlegung bei der lieben Proſa geblieben, die dieſem Stoffe auch mehr zuſagt.“ Als er jetzt aber, etwa ein Jahr nach dieſen Worten, jene Metamorphoſe vornahm, überzeugte er ſich augenſcheinlicher, als je, wie genau in der Poeſie Stoff und Form, ſelbſt die äußere, zuſammenhängen. Er befand ſich, wie er erzählt, unter einer ganz andern Gerichtsbarkeit, als vorher, ſelbſt viele Motive, die in der proſaiſchen Ausführung recht gut am Platz zu ſtehen ſchienen, konnte er jetzt nicht mehr brauchen. Sie ſeien bloß für den gewöhnlichen Hausverſtand gut geweſen, deſſen Organ die Proſa zu ſein ſcheine; aber der Vers fordere ſchlechterdings Beziehungen auf die Einbildungskraft und ſo habe er in mehreren ſeiner Motive poetiſcher werden müſſen. Man ſolle überhaupt alles, was ſich über das Gemeine erheben muß, wenigſtens anfänglich in Verſen entwerfen, denn das Platte komme nirgends ſo ans Licht, als wenn es in gebundener Sprache ausgeſprochen werde. Der Rhythmus leiſte bei einer dramatiſchen Produktion noch dieß Große und Bedeutende, daß er, indem er alle Charaktere und alle Situationen nach Einem Geſetz behandele und ſie, trotz ihres innern Unterſchiedes, in Einer Form ausführe, dadurch den Dichter und ſeinen Leſer nöthige, von allem noch ſo charakteriſtiſch Verſchiedenen etwas Allgemeines, rein Menſchliches zu verlangen. Alles ſolle ſich in den Geſchlechtsbegriff des Poetiſchen vereinen, und dieſem Geſetz diene der Rhythmus ſowohl zum Repräſentanten, als zum Werkzeug, da er alles unter ſeinem Geſetz begreife. Er bilde auf dieſe Weiſe die Atmoſphäre für die poetiſche Schöpfung; das Gröbere bleibe zurück, nur das Geiſtige könne von dieſem dünnen Element getragen werden.

---

[1] Schiller's und Goethe's Briefwechſel Theil 3, S. [illegible] f.

[2] Ebendaſelbſt S. [illegible] f.

[3] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen. Theil 2. S. 105.

Bei dieſer Gelegenheit machte er noch eine andere geiſtvolle Bemerkung. Es ſcheine, daß ein Theil des poetiſchen Intereſſes in dem Widerſtreit zwiſchen dem Inhalt und der Darſtellung liege. Sei der Inhalt ſehr poetiſch bedeutend, ſo könne eine magere Darſtellung und eine bis zum Gemeinen gehende Einfalt des Ausdrucks ihm recht wohl anſtehen, da im Gegentheil ein unpoetiſcher gemeiner Inhalt, wie er in einem größern Ganzen oft nöthig werde, (auch den belebten und reichen Ausdruck poetiſche Würde erhalte. Es iſt dieß eigentlich derſelbe Gedanke, weßwegen er für den großen und majeſtätiſchen Inhalt der Aeneide des Virgil in der Ueberſetzung eine leichte und anmuthige Form verlangt hatte, welche wohl der lateiniſche, aber nicht der deutſche Hexameter gewähre.[*]

So knüpfte Schiller hier, wie überall, das Körperliche an das Geiſtige, und wie er die materiellen Dinge gern ſymboliſch auffaßte, ſo ſuchte er ſie auch als Mittel für das Höchſte zu behandeln. Es iſt jedem Menſchen natürlich, alles von ſeiner Heimath aus zu betrachten. Goethe aber antwortete hierauf, er ſei nicht nur derſelben Meinung, ſondern gehe noch weiter. „Alles Poetiſche ſollte rhythmiſch behandelt werden! Das iſt meine Ueberzeugung, und daß man nach und nach eine poetiſche Proſa einführen konnte, zeigt nur, daß man den Unterſchied zwiſchen Proſa und Poeſie gänzlich aus den Augen verlor. Es iſt nicht beſſer, als wenn ſich jemand in ſeinem Park einen trockenen See beſtellte, und der Gartenkünſtler dieſe Aufgabe dadurch aufzulöſen ſuchte, daß er einen Sumpf anlegte. Dieſe Mittelgeſchlechter ſind nur für den Liebhaber und Pfuſcher, ſo wie die Sümpfe für Amphibien. Indeſſen iſt das Uebel in Deutſchland ſo groß geworden, daß es kein Menſch mehr ſieht, ja, daß ſie vielmehr, wie jenes kröpfige Volk, den geſunden Hals für eine Strafe Gottes halten. Alle dramatiſche Arbeiten (und vielleicht Luſtſpiel und Farce überhaupt) ſollten rhythmiſch ſein, und man würde alsdann eher ſehen, wer was machen kann. Jetzt aber bleibt dem Theaterdichter weiter nichts übrig, als ſich zu akkommodiren, und in dieſem Sinne könnte man Ihnen nicht verargen, wenn ſie Ihren Wallenſtein in Proſa ſchreiben wollten; ſehen Sie ihn aber als ein ſelbſtſtändiges Werk an, ſo muß er nothwendig rhythmiſch werden“. „Auf alle Fälle“, fügt er dann hinzu, „ſind wir genöthigt unſer Jahrhundert zu vergeſſen, wenn wir nach unſerer Ueberzeugung arbeiten wollen; denn ſo eine Saalbaderei in Principien, wie ſie im Allgemeinen jetzt gelten, iſt wohl noch nicht auf der Welt geweſen, und was die neuere Philoſophie Gutes leiſten wird, iſt noch erſt abzuwarten“. Warum aber hatte Goethe dieſe ſeine entſchiedene Meinung ſeinem Freunde nicht ſchon vor einem Jahre zugerufen? Denn der angehängte Entſchuldigungsgrund iſt doch gar zu unhaltbar. Wo hätte ein Schiller ſich je akkommodiren wollen! Aber Goethe ergriff in ſolchen Dingen nie die Initiative und er förderte ſeinen Zunftgenoſſen mehr durch ſeine und ſeiner Werke ſtetige, ſtille Einwirkung, als durch Rath und Belehrung. Schiller drang viel tiefer in Goethe's Geiſt und Werke ein, als dieſer ſich um die ſeines Freundes bekümmerte, und wenn Schiller im Poetiſchen ſchwankte, mußte er ſich ſelbſt helfen und konnte das Rechte von Goethe meiſtens nur abnehmen und errathen.

---

[*] Siehe Theil 2. S. 283

„Die erſte Scene zwiſchen Max und Thekla,“ ſagt Humboldt, „früher ausgearbeitet, als die ihr vorhergehenden, widerſtrebte dem proſaiſchen Ausdruck; ſie war die erſte in Verſen.“ Dieß iſt aber unrichtig; denn dieſe Liebesſcene wurde ſchon im Februar 1797 entworfen[1] und erſt im Dezember deſſelben Jahres, etwa einen Monat nach der Zeit, wo er die rhythmiſche Verwandlung begonnen hatte, in Verſe umgeſetzt.[2] Er begann wohl die metriſche Uebertragung von vornen. Sein pathetiſches Intereſſe an ſolchen Scenen und überhaupt am ganzen Stück griff übrigens ſeinen kränklichen, empfindlichen Körper ſo an, daß auch dieſe Arbeit nur langſam gefördert wurde.[3] „Gewöhnlich muß ich,“ ſchreibt er am 8. Dezember 1797, „einen Tag der glücklichen Stimmung mit fünf oder ſechs Tagen des Drucks und des Leidens büßen. Glücklicher Weiſe, ſetzt er hinzu, alterirt meine Kränklichkeit nicht meine Stimmung, aber ſie macht, daß ein lebhafter Antheil mich ſchneller erſchöpft und in Unordnung bringt“. Der korreſpondirende Freund warf bei Veranlaſſung dieſer Nachricht eine ſehr bedeutende Frage auf: „Sollte es wohl auch einer von den Vorzügen der Alten geweſen ſein, daß das höchſte Pathetiſche auch nur äſthetiſches Spiel bei ihnen geweſen wäre, da bei uns die Naturwahrheit mitwirken muß, ein tragiſches Werk hervorzubringen?“ Hätte Schiller dieſem Wink, ſeinen tiefen Herzensantheil in ein bloßes äſthetiſches Spiel aufzulöſen, Folge leiſten können, dann wäre ſeine körperliche Organiſation freilich beim Produciren nicht mehr erſchöpft worden, dann wäre er aber auch nicht mehr Schiller geweſen. Unterdeſſen trieben ihn jetzt die Jamben noch mehr ins Breite, ſo daß der erſte Akt größer wurde, als die drei Akte der Goethe'ſchen Iphigenie zuſammengenommen. Die Expoſition des Ganzen, die in demſelben gegeben ward, äußerte er ſich, verlange Extenſität, auch ſcheine ihn ein gewiſſer epiſcher Geiſt, welcher vielleicht aus der Macht der unmittelbaren Einwirkungen Goethe's zu erklären ſein möge, angewandelt zu haben, der aber dem Dramatiſchen nicht ſchaden könne, weil er das einzige Mittel ſei, dieſem proſaiſchen Stoff eine poetiſche Natur zu geben[1]. Goethe fand es ſehr natürlich, daß der Rhythmus in's Breite locke, denn jede poetiſche Stimmung möge es ſich und andern gern bequem und behaglich machen. Er konnte hiebei nur wiederholen, den Gegenſtand in einen Cyklus von Stucken abzutheilen.

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Thl. 3, S. 352.

[2] Ebendaſelbſt S. 360.

[3] Ebendaſelbſt Theil 2, S. 279, und Theil 3, S. 352.

In ſolchem Fleiße neigte ſich ihm das Jahr 1797 zu Ende. Kleinere Arbeiten, Lektüre und Theoretiſiren über die Kunſt, beſonders über das Epos und Drama, beſchäftigten und erheiterten ſeine freien Stunden. Im letzten Monat des Jahres bekam er einen ſolchen „böſer Anfall von Cholera“, daß ſeine Frau einmal die wöchentliche Korreſpondenz führte, und er das Dichten einige Zeit ganz aufgeben mußte. Dann, als er ſich allmählig erholte, ſetzte ihm die ſchlimme Witterung ſo ſehr zu, daß es ihm ſchwer fiel, ſein Gemüth elaſtiſch zu erhalten. Keine dieſer immer wiederkehrenden Störungen und Leiden konnte ihm eine Klage oder ein Wort des Unwillens entlocken. Eine ruhige Faſſung, eine feſte Ergebung in die Naturnothwendigkeit verließ ihn nie. Er ſchien nur gegen das empfindlich zu ſein, was ihm Widriges von den Menſchen, nicht gegen das, was ihm Hartes vom Schickſal kam.

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 3, S. 343.

Siebenzehntes Kapitel.

Erneute Beſchäftigung mit Wallenſtein im Jahr 1798. Anregung von Seiten Goethe's. Theilnahme an deſſen naturwiſſenſchaftlichen Studien. Kränklichkeit. Plan eines Schiff- und Seedramas. Eine Schrift von Humboldt und Schiller's damalige Stellung zur Philoſophie.

„Möchte auch mir die Freude in dieſem Jahre beſchert ſein, das Beſte aus meiner Natur in einem Werke zu ſublimiren, wie Sie mit der Ihrigen es im vorigen gethan“. Mit dieſem Wunſche begann Schiller das neue Jahr 1798, und Goethe ſchrieb ihm ermunternd zurück: „Ich freue mich ſehr darauf, etwas von Ihrem Wallenſtein zu ſehen, weil mir auch dadurch eine neue Theilnahme an Ihrem Weſen möglich wird. Ich wünſche nichts mehr, als daß Sie ihn dieß Jahr vollbringen mögen“.

In den nächſten Tagen ſchon konnte er eine Nachricht vom fernern Fortgange des Werkes geben und ſeine Zufriedenheit mit ſich ſelbſt ausdrücken. „Jetzt da ich meine Arbeit, von einer fremden Hand reinlich geſchrieben, vor mir habe und ſie mir fremder iſt, macht ſie mir wirklich Freude. Ich finde augenſcheinlich, daß ich über mich ſelbſt hinausgegangen bin, welches die Frucht unſeres Umganges iſt, denn nur der vielmalige, kontinuirliche Verkehr mit einer ſo objektiv mir entgegenſtehenden Natur, mein lebhaftes Hinſtreben darnach und die vereinigte Bemühung, ſie anzuſchauen und zu denken, konnte mich fähig machen, meine ſubjektiven Gränzen ſo weit aus einander zu rücken. Ich finde, daß mich die Klarheit und die Beſonnenheit, welche die Frucht einer ſpätern Epoche iſt, nichts von der Wärme einer frühern gekoſtet hat. Doch es ſchickte ſich beſſer, daß ich das aus Ihrem Munde hörte, als daß Sie es von mir erfahren. Ich werde es mir geſagt ſein laſſen, keine andere, als hiſtoriſche Stoffe zu wählen; frei erfundene würden meine Klippe ſein. Es iſt eine ganz andere Operation, das Realiſtiſche zu idealiſiren, als das Ideale zu realiſiren, und letzteres iſt der eigentliche Fall bei freien Fiktionen. Es ſteht in meinem Vermögen, eine gegebene beſtimmte und beſchränkte Materie zu beleben, zu erwärmen und gleichſam aufquellen zu machen, während daß die objektive Beſtimmtheit eines ſolchen Stoffes meine Phantaſie zügelt und meiner Willkühr widerſtrebt“.

An der Gültigkeit dieſes Zeugniſſes über das Gelungene des fertigen Theiles der Arbeit mochte dann Goethe nicht zweifeln, und auch er rühmte dem entgegengekommenen Freunde, was er ihm verdanke: „Das günſtige Zuſammentreffen unſerer beiden Naturen hat uns ſchon manchen Vortheil verſchafft, und ich hoffe, dieſes Verhältniß wird immer gleich fortwirken. Wenn ich Ihnen zum Repräſentanten mancher Objekte diente, ſo haben Sie mich von der allzuſtrengen Beobachtung der äußern Dinge und ihrer Verhältniſſe auf mich ſelbſt zurückgeführt. Sie haben mich die Vielſeitigkeit des innern Menſchen mit mehr Billigkeit anzuſchauen gelehrt, Sie haben mir eine zweite Jugend verſchafft und mich wieder zum Dichter gemacht, welches zu ſein ich ſo gut als aufgehört hatte.“ In ähnlicher Weiſe äußerte ſich Goethe über den unſchätzbaren Freund noch ſechs und dreißig Jahre nachher: er habe an der Welt ſchon müde zu werden begonnen, als er Schiller kennen gelernt, und ſich an deſſen jugendlichem Streben wieder aufgefriſcht habe.[1]

---

[1] Eckermann's Geſpräche mit Goethe, Bd. 1, S. 219.

Bei Betrachtung dieſes einmüthigen Zuſammenwirkens möchte man fragen, wie es möglich ſei, daß ſo viele, die für die Wahrheit und Schönheit leben, von Eiferſucht und Neid gegen einander bewegt werden. In der materiellen Welt muß natürlich ein beſtändiges Reißen und Drängen unter den Menſchen ſein; denn was Einer beſitzt, iſt allen andern vorenthalten, und die nachfolgenden, ſich mehrenden Geſchlechter wollen auch einen Platz gewinnen auf dem ſchon vertheilten Raume der gemeinſamen Erde. In dem Reiche der Wahrheit und Schönheit dagegen iſt der Erwerb eines jeden zugleich ein Gewinn für alle, und das Land erweitert ſich mit jedem neuen Anbau und bietet dem nachfolgenden Anſiedler immer freiere, reichere Strecken dar. Wie iſt es möglich, daß auch beſſere Männer da ihren kleinen Eigennutz üben, wo ſie ſich allein von ihm reinigen könnten? Wie das Waſſer den Schmutz von dem Körper wegſpült, ſo ſollte man meinen, müßte ein ideales Element die Seele von allem Unlautern ſchnell rein waſchen.

Es iſt nicht hoch genug anzuſchlagen, daß die zwei größten Dichter unſerer Nation durch ihr Leben das Muſter der ſchönſten thätigen Gemeinſchaft aufgeſtellt haben. Sie haben es recht gezeigt, wie in einem ſolchen Bunde einer immer zum Vortheil des andern arbeitet, und wie das Geben gleichſam die Quelle des Empfangens iſt. „Ich wünſche“, treibt Goethe von neuem an, „in gar vielen Rückſichten, daß Ihr Wallenſtein bald fertig werden möge. Laſſen Sie uns, ſowohl während der Arbeit, als auch hinterdrein, die dramatiſchen Forderungen nochmals recht durcharbeiten! Sind Sie künftig in Abſicht des Plans und der Anlage genau und vorausbeſtimmend, ſo müßte es nicht gut ſein, wenn Sie bei Ihren geübten Talenten und dem innern Reichthum, nicht alle Jahre ein paar Stücke ſchreiben wollten. Denn das ſcheint mir offenbar beim dramatiſchen Dichter nothwendig, daß er oft auftrete, die Wirkung, die er gemacht hat, immer wieder erneuere, und wenn er das Talent hat, darauf fortbaue“. Keine Gelegenheit zur Aufmunterung, zu einem Werke der Theilnahme, zu einem Glückwunſche wurde verſäumt. „D der glückliche Schiller! Wie mancher möchte Schiller's Armuth

Krankheit, einſames und kurzes Leben gerne hinnehmen, wenn ihm zugleich eine ähnliche, ihm entſprechende Anregung zu Theil würde, ein Himmelslicht für ſeine innigſte Neigung, ohne welches überall alles in Nacht liegt und in Kälte ſtarrt! „Jedem, der Mittwochs und Sonnabends früh in mein Zimmer kommt“, verſichert Goethe, „wird auf die Finger geſehen, ob er nicht einen Brief von Ihnen bringe. — Ich kann nicht ausdrücken, wie ſehr ich hoffe, die Reſultate Ihrer Arbeiten zu ſehen, und mich mit Ihnen über ſo vieles zu unterhalten.“

Damit einige Mannigfaltigkeit in ſein inneres Leben käme, wurde ſeine Theilnahme für Goethe's optiſche Forſchungen in Anſpruch genommen. Da es ihm Bedürfniß war, ſich über alles denkend und theoretiſch Rechenſchaft zu geben, ſo mochte er in die naturwiſſenſchaftlichen Unterſuchungen ſeines Freundes gern eingehen. Schon früher theilte er ihm eine intereſſante Farbenbetrachtung mit, welche er von ſeinem Fenſter aus mit einem gelben Glaſe gemacht hatte.[1] Jetzt gewährte ihm gerade eine ſolche reine Sachbeſchäftigung eine erwünſchte Erholung von ſeiner anſtrengenden poetiſchen Arbeit. Goethe theilte ihm einen Aufſatz mit, welcher ſich jetzt unter dem Titel: Der Verſuch, als Vermittler von Objekt und Subjekt, im zehnten Bande ſeiner nachgelaſſenen Werke befindet. Dieſe Abhandlung hatte vielleicht deßwegen ſeinen ganz beſondern Beifall, weil deren Grundgedanke ihn an einen von ihm ſelbſt aufgeſtellten Ausſpruch erinnern mochte,[2] daß man keine allgemeine Sätze durch Beiſpiele beweiſen ſolle. Jener Grundgedanke aber, daß ein iſolirter Verſuch in den Naturwiſſenſchaften nicht hinreichend ſei, um einen allgemeinen Satz zu begründen, ſondern daß es hierzu einer zuſammenhängenden Reihe verſchiedenartiger Verſuche bedürfe, ſcheint weder ſehr bedeutend, noch ſtrenge richtig zu ſein, ſo anziehend der Aufſatz auch geſchrieben iſt. Man ſieht überhaupt nicht gut ein, wie Schiller Goethe's naturwiſſenſchaftlichen Schriften einen unbedingten Beifall ſchenken konnte, da denſelben gerade die ſtrenge begriffsmäßige Beſtimmtheit fehlt, wodurch ſeine eigenen, äſthetiſchen Abhandlungen ſich in ſo hohem Grade auszeichnen, und die er als nothwendige Beſchaffenheit jedes wiſſenſchaftlichen Stils fordern mußte.[1] Aber die Ausdauer und der Ernſt, den Goethe auf dieſe Unterſuchungen verwandte, ließen ihn deren mangelhafte Abfaſſung um ſo eher überſehen, als er, mit dem eigentlichen Standpunkt der Wiſſenſchaft unbekannt, von dieſen Unterſuchungen ſelbſt einen ungemeinen Erfolg erwarten konnte.[2] Daher ſpricht er gern von Goethe's „Entdeckungen" dem „Newton'ſchen Falſum" gegenüber. Auf ſeinen Rath verzichtete Goethe jetzt auf alle äußere Theilnahme und Mitwirkung, wornach er ſich ja bisher vergebens umgeſehen habe, und wollte, außer Schillern und Meyern, mit niemanden mehr über die Sache konferiren. Weil dieſe allein mit Vertrauen beehrt wurden, mußten ſie ſich der Unterſuchungen um ſo lebhafter annehmen!

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 3, S. 14. ff.

[2] Schiller's Werke in Einem B., S. 1222. 2. in der Anmerkung. (Oktavausgabe B. 12, S. 163.)

Schiller leiſtete übrigens ſeinem Freunde hierin den Vortheil, welchen er ihm auch im Poetiſchen gewährte. Wie er ihm im Poetiſchen, nach Goethe's eigenen Worten, als ein wahrer Prophet, ſeine eigenen Träume erzählte und auslegte,[3] ſo brachte er im Naturwiſſenſchaftlichen zu Goethe's unendlich feſter Anſchauung der äußern Dinge ſein höheres, philoſophiſches Bewußtſein hinzu. Er nützte ihm durch methodiſche und theoretiſche Winke. So ſetzte er eine weitläufige Inſtruktion auf, wie Goethe die optiſchen Erſcheinungen nach den **Kategorien** (von denen die Kantianer damals Heil für alle Wiſſenſchaften hofften und häufig einen wenig überlegten Gebrauch machten) durchnehmen und beſtimmen könne.[4] Denn dieſes Geſchäft ſei zugleich eine treffliche Rekapitulation, und werde ihm die Dienſte eines Freundes von entgegengeſetzter Natur leiſten.[5] Goethe folgte hierin, „um ſeinem

---

[1] Siehe Theil 3, S. 109.

[2] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 4, S. 46 und 364.

[3] Ebendaſelbſt Theil 3, S. 83 und 129.

[4] Ebendaſelbſt Theil 4. S. 33 bis S. 40.

[5] Ebendaſelbſt S. 110. Der 427. Brief, aus dem dieſe Worte genommen ſind, iſt, wie man aus ſeinem Inhalte ſieht, offenbar vor dem 425. Brief geſchrieben.

Freunde entgegen zu kommen und ihn noch mehr für die Sache zu intereſſiren.“ Das mußte den andern ſehr freuen, denn er hielt die Einſicht in die Operation des Geiſtes, gleichſam die Philoſophie des Geſchäftes, für einen faſt größern Gewinn, als die Einſicht in den Gegenſtand, weil eine deutliche Kenntniß der Geiſteswerkzeuge und der Methode den Menſchen ſchon gewiſſermaßen zum Herrn über alle Gegenſtände mache; und er gedachte gerade über dieſes Allgemeine in Behandlung der Empirie ſich recht viel mit Goethe zu unterhalten, wenn er nach Jena käme. Aber wie mußte er über die rhapſodiſtiſche und tumultuariſche Weiſe erſtaunen, wie Goethe nach den Kategorien ſubſumirt hatte! „Ich zweifle ſehr, daß Sie mich auf *dieſem* Wege ſich näher bringen werden“, antwortete er, machte nun ſeine gegründeten Ausſtellungen und ſchlug zu guter Letzt eine andere einfachere Eintheilung für die Farbenbetrachtung vor. Denn er mochte ſehen, daß Goethen eine ſolche philoſophiſche Behandlung eigentlich unmöglich war. Doch auch im Einzelnen leiſtete Schiller Beiſtand. Er war es, wie Goethe im ein und dreißigſten Bande ſeiner Werke[1] erzählt, welcher ihm den lange aufhaltenden Zweifel, worauf denn eigentlich das wunderliche Schwanken beruhe, daß gewiſſe Menſchen die Farben verwechſeln, dahin entſchied, daß ihnen die Erkenntniß des Blauen fehle. Am Ende ſeiner Farbenlehre[2] gedenkt Goethe rühmend des lebhaften, fördernden Antheils ſeines Freundes an ſeinen chromatiſchen Beſchäftigungen. „Durch die große Natürlichkeit ſeines Genies“, ſagt er, „ergriff Schiller nicht nur ſchnell die Hauptpunkte, worauf es ankam, ſondern, wenn ich manchmal auf meinem beſchaulichen Wege zögerte, nöthigte er mich durch ſeine reflektirende Kraft, vorwärts zu eilen, und riß mich gleichſam an das Ziel, wohin ich ſtrebte.“

Auf ſeine ſo wohlthätige Weiſe zog ihn dann wieder ſeine Kränklichkeit von ſeinem Geſchäft ab. Sein äußeres Leben iſt leider! die Geſchichte ſeiner Krankheit. Schon im Januar bekam er eine Verſchleimung des Halſes, der ſich

---

[1] Seite 81.

[2] Goethe's nachgelaſſene Werke, Bd. 14, S. 309.

Fieber beigeſellte, weil ihn jenes Uebel gerade in einem erhöhten Zuſtand der Reizbarkeit überkam, in welchen er durch ſeine Arbeit verſetzt worden war. Dieſes neue Leiden war um ſo läſtiger, da es ihm den Kopf einnahm, was ſonſt ſeine Krämpfe nicht thaten; als ihn aber das Leiden verlaſſen hatte, wollte ſich die Luſt und Laune zur Arbeit nicht einſtellen. „Und was das Schlimmſte iſt, ſo habe ich mich ſo gewöhnt, daß ich, wenn ich nicht ganz bei meiner Arbeit bin, gar nicht dabei ſein kann.“ Er mußte ſich allem, was er that, ſelbſt dem Briefſchreiben, mit voller Seele hingeben. Sonſt war er aber von der Stimmung bei weitem nicht ſo abhängig, als Goethe, welcher mehr eine dunkle Naturkraft in ſich walten ließ, während Schiller durch eine bewußte Willenskraft ſich ſelbſt beſtimmte. Als endlich Neigung und Luſt wieder zurückgekehrt waren, brachte ihm die naſſe Witterung im Februar auch wieder Katarrh, Schnupfen, Krämpfe, ſo daß er, um ſein Gemüth friſch zu erhalten, an ſein poetiſches Werk nicht einmal denken durfte. Bis gegen Ende Februar war ihm der Kopf eingenommen. „Jetzt um acht Uhr Abends werde ich zum Mittagseſſen gerufen“, ſchreibt er einmal; und ein andermal: „Heute Mittag, als ich vom Bette aufſtand.“ Erſt im März wagte er ſich einmal in die freie Luft; aber nachdem er vierzehn Tage erträglich wohl geweſen, ergriff ihn das Uebel von neuem und machte ihn unfähig zu geiſtiger Anſtrengung. Er überſchlug die Zeit ſeines Uebelbefindens im Durchſchnitt und fand, daß er nur ein Drittheil des Jahrs thätig ſein könne. „Nur zehn Wochen ununterbrochene Geſundheit, ſagte er, und mein Wallenſtein ſoll fertig ſein[1]!“ Immer von neuem nahm er es ſich vor, einmal auf einen Tag nach Weimar zu fahren, um die aufgeſtellten Kunſtſchätze des alten Meyer zu ſehen; aber Goethe kam in der zweiten Hälfte des März nach Jena, ohne daß er die kurze Fahrt gemacht hatte. Iffland beſuchte Weimar, wo er vom 24. April an ſechs Vorſtellungen gab, aber Schiller konnte den alten Kunſtgenoſſen nicht ſpielen ſehen. Nach einer abermaligen vierzehntägigen

---

[1] Böttiger's Nachlaß, Theil 2, S. 206 f.

Krankheit im April band ihn ſein fortdauernder Huſten ans Haus, es fehlte ihm gänzlich an Stimmung für irgend einen Geiſtesgenuß, und er ſagt wieder, er müſſe ſich hüten, ſich an äſthetiſche Dinge auch nur zu erinnern. Er mußte ſich von dem hohen Genuſſe und der reichen Belehrung, die Iffland gewähre, und von den muſikaliſchen Feſten, die Goethe in ſeinem Hauſe veranſtaltete, erzählen laſſen, und fand nur darin einigen Troſt, daß er ſich ſetzt nicht zerſtreuen dürfe. In den erſten Tagen des Mais bezog er wieder ſein ländliches Eigenthum. Goethe rettete ſich von Zeit zu Zeit aus dem Geräuſche der Geſellſchaft und den zerſtreuenden Geſchäften in die Einſamkeit des alten Schloſſes zu Jena und zu den weiſen Abendunterhaltungen des unſchätzbaren Freundes. Schiller machte ſeinem einförmigen Leben eine kleine Zerſtreuung; er ließ ſich damals in ſeinem Garten jenes hohe Häuschen bauen, über welches wir an einer andern Stelle berichtet haben. Doch machte ihm der Bau mehr Unruhe und Laſt, als er vermuthet hatte.

In den langen trüben Tagen und Wochen, welche der thätigſte der Menſchen Krankheitshalber verlieren mußte, labte er ſich an Homer und las Reiſebeſchreibungen, zu denen er immer gerne zurückkehrte. Sie erſetzten ihm die unmittelbare Anſchauung der Welt und des Lebens, und knüpften ſich zugleich an ſeine kulturhiſtoriſchen Ideen an. So machte er bei Gelegenheit der Reiſe Niebuhr's und Volney's nach Syrien und Aegypten die Bemerkung, daß es den Bewohnern dieſer Länder und überhaupt allen Nichteuropäern auf der Erde nicht ſowohl an moraliſcher als an äſthetiſcher Bildung gänzlich fehle; das Reale, ſo wie das Ideale zeige ſich bei ihnen, aber beides fließe nicht zu einer menſchlich ſchönen Form zuſammen. Aber er war auch weit davon entfernt, zu glauben, daß die äſthetiſche Kultur in Deutſchland ſehr verbreitet ſei. Die Deutſchen, ſagt er, hätten nur für's Allgemeine, für's Verſtändige und für's Moraliſche Sinn, ſie wollten Empfindungen, und je platter dieſe ſeien, deſto allgemeiner willkommen ſeien ſie[1], aus welchem Grunde Goethe ihnen ſogar den

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 4, S. 2 und 63.

Humor abſpricht, der doch noch lange nicht poetiſch ſei. Uebrigens zeigt ſich aus allen dieſen Ausſprüchen, daß ſich Schiller's äſthetiſches Urtheil vollkommen emancipirt hatte.

Bei dieſer Lektüre von Reiſebeſchreibungen ſtellte er noch eine andere treffliche Idee auf, daß nämlich ein Weltentdecker oder Weltumſegler, wie Cook oder Le Vaillant auf ſeinen afrikaniſchen Zügen, ſich gut zum Helden eines modernen Epos eignen würde. Goethe antwortete: er würde ſich an einen ſolchen Stoff nie wagen, weil ihm die unmittelbare Anſchauung deſſelben fehle[1]; überdieß ſeien für ein ſolches Epos in der Odyſſee die intereſſanteſten Motive ſchon weggenommen. Die Rührung eines weiblichen Gemüthes durch die Ankunft eines Fremden, als das ſchönſte Motiv, ſei nach der Nauſikaa gar nicht mehr zu unternehmen.

Goethe hatte ſich freilich daran gewöhnt, nur das darzuſtellen, was in ſeine Anſchauung getreten war, aber Schiller's unermüdlich rege Phantaſie verſtand es ja nicht nur das Abſtrakte zu verſinnlichen, ſondern auch das, was er mittelbar empfangen hatte, wieder in das Unmittelbare zu reſtituiren. Ungeachtet er Jahre lang ſein Zimmer nicht verließ und nur einen Punkt der Erde geſehen hatte, würde es ihm ohne Zweifel dennoch gelungen ſein, uns fremde Welttheile und die Zuſtände ihrer Bewohner in lebensfriſchen Gemälden vor die Augen zu führen. Er ließ ſich daher durch Goethe nicht davon abbringen, ſeinem ſchönen Plan noch weiter nachzuhangen. Konnte vielleicht eine Reiſebeſchreibung nicht auch den Stoff zu einem Drama hergeben? „Wenn ich mir eben dieſen Stoff als zu einem Drama beſtimmt denke,“ äußert er ſich, „ſo erkenne ich auf einmal die große Differenz beider Dichtungsarten. Da inkommodirt mich die ſinnliche Breite eben ſo ſehr, als ſie mich im Epiſchen anzog. Das Phyſiſche erſcheint nun bloß als ein Mittel, um das Moraliſche herbeizuführen; es wird läſtig durch ſeine Bedeutung und den Anſpruch, den es macht, und kurz, der ganze reiche Stoff dient nun bloß zu einem Veranlaſſungsmittel zu gewiſſen Situationen, die den innern Menſchen ins Spiel ſetzen“. Aber dennoch verfolgte er die Idee eines ſolchen Dramas, wie aus einer noch ungedruckten Schiller'ſchen Reliquie erhellt, von welcher mir eine genaue Abſchrift vorliegt.[1] Es ſind unausgebildete, unzuſammenhängende, ſchwer zu reimende Ideen zu einem oder, wie es ſcheint, zu mehrern Entwürfen eines Schauſpiels, welches auf der Inſel Bourbon oder auf einer ähnlichen wenig beſuchten Inſel ſpielen ſollte. Die Grundidee gibt Schiller ſelbſt in folgenden Worten an: „Die Aufgabe iſt ein Drama, worin alle intereſſanten Motive der Seereiſen, außereuropäiſchen Zuſtände und Sitten, der damit verknüpften Schickſale und Zuſtände geſchickt verknüpft werden. Aufzufinden iſt alſo ein Punctum saliens, aus dem alle ſich entwickeln, um welches ſich alle natürlich verknüpfen laſſen, ein Punkt alſo, wo ſich Europa, Indien, Handel und Seefahrten, Schiff und Land, Wildheit und Kultur, Kunſt und Natur u. ſ. w. darſtellen läßt. Auch die Schiffsdisciplin und Schiffsregierung, der Charakter des Seemanns, des Kaufmanns, des Abentheurers, des Pflanzers, des Indianers, des Kreolen müſſen beſtimmt und lebhaft erſcheinen.“ Dieſer Reichthum, den das Stück umfaſſen ſollte, geht auch aus folgenden an den Rand der Handſchrift geſchriebenen Worten hervor: „Landen und Abſegeln. Sturm. Seetreffen. Meuterei auf den Schiffen. Schiffsjuſtiz. Bewegung zweier Schiffe. Scheitern des Schiffs. Ausgeſetzte Mannſchaft. Proviant. Waſſereinnehmen. Handel. Seecharten. Kompaß. Längenuhr. Wilde Thiere, wilde Menſchen. — Fremde Nationen erſcheinen im Stück: Chineſen, Eingeborne, Mohren. — Die Korallen; die Seevögel; das Seegras.“ Ich theile noch folgende fragmentariſche Ideen mit. „Ein Wegſegeln und Dableiben muß zugleich vorkommen. Beides hat etwas Trauriges, aber das Freudige iſt überwiegend. Unter den Dableibenden iſt ein Europäer, der ſich mit Freuden und Hoffnung anſiedelt; oder einer, dem Europa fremd war und der hier ſein Vaterland findet. Er hat die Schreckniſſe der europäiſchen

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, S. 96 ff.

---

[1] Ich verdanke dieſelbe der Güte meines verehrten Freundes, des Herrn Oberpoſtdirektors Schiller in Koblenz, welcher das Original von dem Herrn Appellationsgerichtsrath Ernſt von Schiller erhielt.

Sitten haſſen gelernt und weil er alles in Europa verloren, was ihm theuer war, ſo umfaßt er mit Hoffnung das neue Vaterland. — Darf die Revolution mit eingewebt werden? Das Schiff muß ein lebhaftes Intereſſe erregen, es iſt das einzige Inſtrument des Zuſammenhangs, es iſt ein Symbol der europäiſchen Verbreitung der ganzen Schiffahrt und Weltumſeglung. England ſtrickt ein Netz von Entdeckungsfahrten um den Globus, womit es alle Meere umfängt.“

Der Plan der Fabel ſcheint dem Verfaſſer ſelbſt noch keineswegs klar geweſen zu ſein; wenigſtens kann er aus den rhapſodiſchen Andeutungen des Manuſkripts nicht genügend zuſammengeſetzt werden. Man ſieht aber, wie dieſer Entwurf einem Dichter beſonders ſchwer fallen mußte, welcher ſeinen Arbeiten einen ſolchen tiefen Reichthum deutlich gedachter Ideen zu Grunde legte, worauf es ihm vornehmlich und zunächſt ankam, ſo daß die Fabel des Stücks ihm nur eine Verkörperung derſelben war. Er hatte hierdurch eine doppelte Arbeit, eine ideelle und eine poetiſche. Daher ſchrieb er auch am 21. März 1796 an Humboldt, mit dem Plan ſei überhaupt die eigentliche poetiſche Arbeit vollendet — wie er jetzt, im Jahr 1798, nicht mehr geurtheilt haben würde. Denn nach dem Plan fängt die eigentliche poetiſche Arbeit, die Darſtellung, erſt an. Uebrigens wäre aus dieſem Seedrama ein kosmographiſches Schauſpiel geworden, wie Don Karlos ein kosmopolitiſches iſt, oder ein großes kulturhiſtoriſches Bühnengemälde, wie wir im folgenden Theile unſeres Werkes mehrere lyriſche Stücke kennen lernen werden. Wir erinnern uns bei dieſem dramatiſchen Plan auch einiger epiſcher Entwürfe ſeiner zweiten Lebensperiode, in denen er Friedrich den Großen und Guſtav Adolph zu den Centralſonnen ſeines univerſalgeſchichtlichen Ideenſyſtems machen wollte.[1] Es iſt erfreulich und belehrend, derſelben Grundanſicht unter verſchiedenen Formen zu begegnen, und unſerer Geiſtesgeſchichte iſt eine bleibende innere Richtung noch merkwürdiger, als die einzelne äußere That.

Im Verlaufe dieſes Sommers erweckte eine Schrift des Freundes Humboldt eine große Theilnahme, und veranlaßte einen regen Ideenverkehr mit Goethe. Humboldt ſchickte ſein Werk: Ueber Goethe's Hermann und Dorothea, von Paris, wohin er ſich mit ſeiner Familie begeben hatte, in Manuſkript an Schiller, damit dieſer es revidiren und dann zum Druck befördern möchte. Schiller wünſchte dem Freunde in Weimar Glück, und hoffte, daß dieſes laute und gründliche Zeugniß den Sieg der Goethe'ſchen Muſe über jeden Widerſtand, auch auf dem Wege des Raiſonnements entſcheiden und beſchleunigen werde. Goethe kam nach Jena, und ſie laſen die Schrift mit einander. Schiller's Schreiben über dieſelbe an Humboldt[1] iſt auch deßwegen höchſt wichtig, weil es uns ſeines Verfaſſers damalige Stellung zu philoſophiſchen Unterſuchungen überhaupt angibt. Schiller erkennt es an, daß noch kein dichteriſches Werk zugleich ſo liberal und ſo gründlich, ſo vielſeitig und ſo beſtimmt, ſo kritiſch und ſo äſthetiſch beurtheilt worden ſei, und ſchätzt den freien und hohen Standpunkt, den Humboldt genommen habe, um dem geheimnißvollen Gegenſtande mit Begriffen beizukommen. „Aber eben dieſer philoſophiſchen Höhe wegen iſt er vielleicht dem ausübenden Künſtler nicht bequem, und auch nicht ſo fruchtbar, denn von da herab führt eigentlich kein Weg zum Gegenſtande. Ich betrachte auch deßwegen Ihre Arbeit mehr als eine Eroberung für die Philoſophie, als für die Kunſt, und will damit keinen Tadel verbunden haben. Es iſt ja überhaupt die Frage, ob die Kunſtphiloſophie dem Künſtler etwas zu ſagen hat. Der Künſtler braucht mehr empiriſche und ſpezielle Formeln, die eben deßwegen für den Philoſophen zu eng und zu unrein ſind; dagegen dasjenige, was für dieſen den gehörigen Gehalt hat und ſich zum allgemeinen Geſetze qualificirt, für den Künſtler bei der Ausübung immer hohl und leer erſcheinen wird.“ Schiller bekennt dann, daß er ſich jetzt die Wiſſenſchaft und Kunſt in einer größern Entgegenſetzung und Entfernung denke, als er vor einigen Jahren gethan habe. Seine Thätigkeit habe ſich jetzt der Ausübung zugewendet, er erfahre täglich, wie wenig der Poet durch allgemeine reine Begriffe bei der Ausübung gefördert werde, und wäre in dieſer Stimmung zuweilen unphiloſophiſch genug, alles, was er ſelbſt und andere von der Elementar-äſthetik wiſſen, für einen einzigen empiriſchen Vortheil, für einen Kunſtgriff des Handwerks hinzugeben. Sogar auf das Beurtheilen dehne er ſeinen Unglauben an die Unzulänglichkeit der Theorie aus, und möchte behaupten, daß es kein Gefäß gebe, die Werke der Einbildungskraft zu faſſen, als eben dieſe Einbildungskraft ſelbſt. In allen weſentlichen Punkten ſei zwiſchen dem, was Humboldt ſage, und was er und Goethe dieſen Winter über Epopöe und Tragödie aufgeſtellt hätten, eine merkwürdige Uebereinſtimmung, nur ſeien Humboldt's Formeln metaphyſiſcher gefaßt, die übrigen mehr für den Hausbedarf; Humboldt's Analyſe ſei vielleicht zu ſcharf und die aufgeſtellte Charakteriſtik zu ſtreng und unbeweglich. Was er an der ganzen Abhandlung überhaupt tadeln möchte, ſei, daß Humboldt einen zu ſpekulativen Weg gegangen ſei, um ein individuelles Dichterwerk zu zergliedern: der dogmatiſche Theil der Schrift ſei, philoſophiſch genommen, vollkommen befriedigend, und eben ſo untadelhaft ſei der anwendende Theil für ſich, aber es fehle ein mittlerer Theil, welcher jene allgemeinen Grundſätze der Metaphyſik der Dichtkunſt auf beſondere reducire, und die Anwendung des Allgemeinſten auf das Individuelle vermittle. Der Leſer fühle daher oft einen Hiatus und es dünke ihm, als ob die Beiſpiele zu den Begriffen nicht paßten.

---

[1] Siehe Theil 2, S. 244 f.

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Humboldt, S. 431 f.

Dieſen einzigen bedeutenden Fehler des Werkes aber ſchrieb Schiller ſeinem eigenen Einfluß auf Humboldt zu. „Wirklich hat uns beide unſer gemeinſchaftliches Streben nach Elementar-Begriffen in äſthetiſchen Dingen dahin geführt, daß wir die Metaphyſik der Kunſt zu unmittelbar auf die Gegenſtände anwenden, und ſie als ein praktiſches Werkzeug, wozu ſie doch nicht genug geſchickt iſt, handhaben. Mir iſt dieß vis à vis von Bürger und Matthiſſon, beſonders aber in den Horenaufſätzen, öfters begegnet. Unſere ſolideſten Ideen haben dadurch an Mittheilbarkeit und Ausbreitung verloren.“ Zuletzt fügt er noch bei, daß jetzt, wo ſein Trauerſpiel ihn ganz in der Knechtſchaft halte, das Philoſophiren bei ihm lange ſuspendirt worden ſei, weil er unmöglich zweierlei Geſchäfte zugleich mit ganzer Beſonnenheit betreiben könne. Kurz, die Humboldt'ſche Art zu philoſophiren paßte nicht mehr zu ſeinem gegenwärtigen Geiſteszuſtand: ſie war ihm, wie er an Goethe ſchreibt, etwas fremd und widerſtrebend geworden.

Dieſer Gegenſatz gegen Humboldt und ſeine eigene frühere philoſophiſche Manier gründete ſich aber nicht allein darauf, daß jetzt das ausübende Intereſſe über das theoretiſche ganz die Oberhand hatte, ſondern er war auch ſeit 1795 in ſeinem philoſophiſchen Urtheil bedeutend fortgeſchritten, ungeachtet er an den meiſten philoſophiſchen Grundgedanken, welche er in ſeiner zweiten und im Anfang ſeiner dritten Bildungsperiode gewonnen hatte, zeitlebens feſthielt. Wenn er jetzt noch ſeine philoſophiſchen Abhandlungen zu ſchreiben gehabt hätte, würde er das Verhältniß der Theorie zur Ausübung und zu den Thatſachen viel beſonnener beurtheilt, und der Theorie weit weniger eingeräumt haben; würde er ſich nicht mehr bei den beſondern Unterſuchungen über das Schöne und Erhabene, viele Mittelgattungen überhüpfend, in das Allgemeinſte und Höchſte verſtiegen, ſondern er würde ſich, nach der einleitenden Orientirung, mehr innerhalb der Sphäre der Sache gehalten haben, und endlich hätte er ſeine Darſtellung ſelbſt gewiß minder mit philoſophiſchen Kunſtausdrucken und Formeln beſchwert.[1] Dieſe Fehler nicht zu begehen, iſt aber das ſichere Kennzeichen der durchgeführten philoſophiſchen Bildung eines Schriftſtellers. Nur der reife Geiſt kann das Verhältniß des Geſetzes zum Fall richtig beurtheilen, vermag eine Unterſuchung in ihrem Rahmen zu betrachten und ſich ſelbſt zu begrenzen, und iſt im Stande die tiefſte Wahrheit in einer einfachen, klaren Sprache ohne Weitſchweifigkeit vorzutragen.

---

[1] Siehe Theil 3, S. 103 und 108.

Achtzehntes Kapitel.

Goethe's Propyläen. **Muſenalmanach** für 1799. Die Piccolomini und Wallenſtein's Lager vollendet. Aufführung dieſes Vorſpiels in Weimar. Nähere Betrachtung deſſelben.

Goethe konnte ſeit ſeiner Rückkehr von der Schweiz nicht mehr zu einer erfreulichen Thätigkeit kommen. Er ſchwankte von einem poetiſchen Plan zum andern; Fauſt, Tell, die Achilleis beſchäftigten ihn nur vorübergehend, und er blieb zuletzt beim Theoretiſiren ſtehen. Das Epos und Drama, die Naturwiſſenſchaften und die plaſtiſche Kunſt nahmen der Reihe nach abwechſelnd ſein Nachdenken und ſeine Feder in Anſpruch. Endlich entſchloß er ſich, mit ſeinem Freunde, dem Maler Heinrich Meyer, eine periodiſche Zeitſchrift herauszugeben, in welcher beide ihre Ideen und Erfahrungen über Kunſt niederlegen und ihre ſchon geſchriebenen Aufſätze einrücken laſſen wollten. Die Propyläen erſchienen in der Cotta'ſchen Buchhandlung, nachdem die Horen eingegangen waren. Das war denn für Schiller wieder ein neuer Gegenſtand des Intereſſes, des Rathes, er revidirte manche der ungedruckten Aufſätze im Manuſkript und erfreute ſich an den gedruckten. Er nahm ſich der wiederholten Einladung Goethe's gemäß auch vor, wenn er mit ſeinem Wallenſtein fertig wäre, irgend einen Aufſatz z. B. über die unäſthetiſchen Forderungen des Moraliſchen und Vernunftmäßigen in der

Kunſt, zu ſchreiben. Er ſuchte ſich der bildenden Kunſt und den Naturwiſſenſchaften um ſo mehr zu nähern, da er ſich von dem Studium der Philoſophie und Geſchichte losgeſagt hatte, und der Dichter ein poſitives Objekt zu bedürfen ſcheint, an dem er ſich erfriſche und ſtärke. Für Schiller ſchienen ſolche Beſchäftigungen mit dem äußerlich, ſichtbar Gegebenen um ſo heilſamer, da ſein ideal-philoſophiſcher Hang doch immer dahin wirkte, ſeine Dichtung vom Gegenſtändlichen abzuziehen und in's Allgemeine überſchweifen zu laſſen. Was konnte ihn mehr am Individuellen und Konkreten halten, als die bildende Kunſt und die äußere Natur? In dieſem Gefühl und nach dem Beiſpiel Goethe's ſcheint er wirklich einmal die Abſicht gehabt zu haben, ſich in ſeinen Mußeſtunden mit Naturwiſſenſchaften ernſtlich zu beſchäftigen. Er ließ ſich von Goethe Fiſcher's phyſikaliſches Wörterbuch geben, und wollte über Elektricität und Galvanismus Verſuche anſtellen. Es waren vorübergehende Beſchäftigungen, die wenig zurückließen, gute Vorſätze, die nicht ausgeführt wurden, jenem Plane ähnlich, im Alter noch Griechiſch zu lernen. Es fiel Schillern eben ſo ſchwer, ſeine Natur in fremde Gebiete [*] auszudehnen, als Andern, die ihrige auf ein eigenes zuſammenzuziehen.

Für den Augenblick aber konnte er um ſo weniger etwas für die Propyläen liefern, als er wieder mit dem Almanach für 1799 zu thun hatte. Glücklicherweiſe ſtatteten dieſen Goethe, Matthiſſon, Gries, A. W. Schlegel und andere ſo reichlich aus, daß Schiller's Antheil nicht ſo groß, als in den frühern Jahren, zu ſein brauchte. Die lyriſche Stimmung wollte nicht recht in ihm rege werden, von welcher er bemerkte, daß ſie am wenigſten unter allen poetiſchen dem Willen gehorche, weil ſie gleichſam unkörperlich ſei und nur im Gemüthe ſich gründe. Hatte ſich ſeine Natur nicht umgekehrt, daß er, ſonſt ganz lyriſch und ſentimental geſtimmt, jetzt das lyriſche Element nicht finden konnte? Das Glück, die Bürgſchaft, der Kampf mit dem Drachen und des Mädchens Klage, von welchen Stücken wir ſchon früher geſprochen haben, wurden damals gedichtet; und aus ſeinen Papieren ſuchte er die Poeſie des Lebens hervor, das erſte Stück, welches er nach der Abfaſſung der äſthetiſchen Briefe 1795 begonnen, aber damals nicht ganz beendigt hatte[1]. In zweitauſend Exemplaren, mit einem ſymboliſchen Titelkupfer und anaglyphiſchen Zierrathen auf dem Deckel ausgeſtattet, welche Meyer und Goethe angelegentlichſt beſorgt hatten, wanderte der Almanach für 1799 in die Welt.

---

[*] Siehe Theil 2. S. [illegible]

Durch dieſe Abhaltungen wurde die Vollendung des Wallenſtein von einer Friſt zur andern verſchoben. Zum Glück erfreute ſich Schiller in dem Sommer 1798 einer ziemlich, oder wie er ſagt, recht guten Geſundheit. Die Entwöhnung von der Luft aber bewirkte, daß er ſich leicht Erkältungen zuzog, und als der Herbſt herannahte, ſtellten ſich leider auch wieder ſchlafloſe Nächte ein, von denen er den ganzen Sommer über frei geweſen war. Es waren erſt etwa drei Akte geſchrieben, als von den Schaubühnen in Hamburg, Berlin, und anderer Orte Nachfragen einliefen, die den Verfaſſer recht ängſtigten. Wäre ich nur erſt fertig! rief er. Durch Ausdauer wurde unterdeſſen eine Schwierigkeit nach der andern überwunden. Er glaubte das Schwerſte hinter ſich zu haben, als er im April die drei erſten Akte Goethen vorleſen konnte, der keinen Widerſpruch mit dem Gegenſtand und der Kunſtgattung, welcher das Werk angehörte, zu rügen fand. „Die Anlage Ihres Werkes“, ſchrieb Goethe, „iſt von der Art, daß Sie, wenn das Ganze beiſammen iſt, die ideale Behandlung mit einem ſo ganz irdiſch beſchränkten Gegenſtande in eine bewunderungswürdige Uebereinſtimmung bringen werden“. Schröder ſollte im Herbſt nach Weimar kommen und hatte ſich bereit erklärt, den Wallenſtein ſelbſt zu ſpielen. Doch war ſein Kommen noch ungewiß, und um Wallenſtein ſpielen zu können, mußte ihm die Rolle ſchon in der Mitte des Julius eingehändigt werden. Bis dahin aber war das Stück unmöglich fertig zu bringen. Dazu kam, daß ſelbſt bei Schröder's Anweſenheit einige

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Thl. 4, S. 298. Siehe Theil 3, Seite 57, 141 und 157.

Hauptrollen mißglücken mußten, denn die Weimar'ſchen Schauſpieler waren nach Goethe's Urtheil ſo mittelmäßig, daß er ſie, mit Iffland verglichen, bloße Referenten des Textes nannte. Aus dieſen Gründen entſchloß ſich Schiller Anfangs Mai, das Drama ohne beſtimmte Theaterrückſichten auszuarbeiten, welchen Vorſatz auch Goethe billigte.

Für ſeinen Garten, wohin er ſich, wie wir wiſſen, zu dieſer Zeit wieder begab, hatte er ſich die Liebesſcenen zurückgelegt, welche einer beſonders heitern und einer lyriſchen Stimmung bedurften, wie ſie ihm das Frühjahr zu geben pflegte. Im Auguſt war das Werk ſo weit gediehen, daß Goethen auch die zwei letzten Akte der Piccolomini vorgeleſen werden konnten. Die Ausdehnung des Gegenſtandes hatte nämlich Schillern vermocht, dem Rathe des Freundes gemäß, das Werk in zwei Stücke zu trennen. Die Piccolomini umfaßten nach der erſten Bearbeitung noch die zwei erſten Akte von Wallenſtein's Tod, und endigten alſo mit der Scene, in welcher Octavio ſich von ſeinem Sohne trennt. Dieſe jetzigen ſieben Akte waren in fünf getheilt, ſo, daß der erſte länger war, als die zwei letzten zuſammengenommen; und die übrigen drei Aufzüge von Wallenſtein's Tod waren ausführlicher dargeſtellt und ebenfalls in fünf Akte eingetheilt. Der Beifall Goethe's war ihm, wie er ſchreibt, bei der Arbeit die ſüßeſte Hoffnung, und als er dieſe Zufriedenheit wirklich einärndtete, die beſte Freude: denn beim Publikum werde das wenige Vergnügen durch ſo viele Mißtöne verkümmert.[*] Doch prophezeihte der Freund auch, daß das Werk, wenn es fertig ſei, ſehr hoch ſtehen werde, und Schiller ſchöpfte ſelbſt Hoffnung für eine gute Aufnahme, als er in einer Zeitſchrift las, daß man in Hamburg ſich über die Wiederholung der Iffland'ſchen und Kotzebue'ſchen Stücke beklage und ſie müde ſei, was er auch von andern Städten ſchließen zu dürfen für erlaubt hielt. Unwahrſcheinlich ſei es nicht, daß das Publikum ſich ſelbſt nicht mehr ſehen möge; es fühle ſich in gar zu ſchlechter Geſellſchaft. Der Ueberdruß an den verzerrten Ritterſchauſpielen habe jene Familienſtücke an den Tag gebracht, aber dieſer Alltagsgeſichter müſſe man endlich ebenfalls müde werden.

---

[*] Vergleiche Theil 2, S. 193.

So kam alſo dem Dichter die Rückſicht auf die Wirkung ſeines Stückes erſt in den Sinn, als dieſes ſchon beinahe fertig war, und es wurde keineswegs gedichtet, um eine ſolche Wirkung hervorzubringen. Der Genius folgt allein ſeinem innern Drange und iſt fern davon, die Erfolge zu berechnen und ſich durch dieſelben beſtimmen zu laſſen, welche nur die Gunſt des Zufalls zu gewähren vermag. Dann aber geſchieht das Epochemachende, wenn das Werk des Genius zugleich das tiefgefühlte Bedürfniß der Zeit iſt. Der iſt der Prophet, welcher ſeinem Zeitalter aus dem Herzen ſpricht, während er ſeinen Blick nur in das eigene Herz geſenkt hat.

Um den neuen Schloßbau in Weimar zu fördern, war der Baumeiſter Thouret von Stuttgart berufen worden, der nun auch einen Plan machte, wie das alte Theaterlokal beſſer benutzt und eingerichtet werden könnte. So geſchah es denn, daß zu derſelben Zeit, wo ſich Schiller in Jena ein Gartenhäuschen bauen ließ, Goethe in Weimar auf die neue Theater-Einrichtung viele Mühe und Zeit verwandte und den Bau mit beaufſichtigen half. Als die Einrichtung bald vollendet war, lag der Gedanke nahe, das neue Theater durch ein Stück des Wallenſtein'ſchen Werkes einzuweihen. Schiller kam im September auf acht Tage nach Weimar, und als er nun alles, was er bisher fertig gebracht hatte, verlas, forderten ihn Goethe und Meyer dringend auf, von ſeinem frühern Plan abzugehen und das Stück für das Theater gerecht zu machen. „Ich wünſche“, ſchreibt Goethe, „daß Sie bei Ihrer Arbeit fühlen mögen, welchen guten Eindruck auf uns Sie zurückgelaſſen. Ein Monument einer ſo beſondern Geiſtesthätigkeit, als Ihr Wallenſtein iſt, muß jeden in thätige Stimmung verſetzen, wer derſelben nur einigermaßen fähig iſt. Nehmen Sie Ihr ganzes Weſen zuſammen, um das Werk nur erſt auf unſer Theater zu ſchieben: Sie empfangen es von dorther gewiß geſchmeidiger und bildſamer, als aus dem Manuſkript, das ihnen ſchon zu lange vor den Augen fixirt ſteht. Sie ſind ſchon ſo weit, daß nach meiner Einſicht ein ſolcher Verſuch nur Nutzen bringen kann.“

Schiller ging gern auf dieſen Plan ein und entſchloß ſich, das Vorſpiel, Wallenſtein's Lager, zu jenem Zwecke vorerſt zu vollenden. Er hatte dieſes Expoſitionsſtück ſchon im Mai 1797 wenigſtens zum Theil geſchrieben.[1] Jetzt kam es darauf an, ihm die ſelbſtſtändige Exiſtenz eines eigenen kleinen Ganzen zu verſchaffen, welches für ſich eingeführt werden könnte. Es mußte ihm daher, als einem eigenen Charakter- und Sittengemälde, mehr Vollſtändigkeit und Reichthum gegeben, es mußten noch einige neue Figuren hineingeſetzt und einige der ſchon vorhandenen ausführlicher entwickelt werden. In dieſer Rückſicht wurde es umgearbeitet, und der Dichter war zufrieden mit dem Erfolg. „Ich denke in der Geſtalt, die das Stück jetzt bekommt, ſoll es als ein lebhaftes Gemälde eines hiſtoriſchen Moments und einer gewiſſen ſoldatiſchen Exiſtenz ganz gut auf ſich ſelber ſtehen können.“ So ſchob er nun noch ſeinen Kapuziner ein, der den Kroaten predigt, „denn gerade dieſer Charakterzug der Zeit und des Platzes habe noch gefehlt.“ Goethe ſchickte zu dem Ende einen Band der Schriften des Paters Abraham a Sankta Clara, daß dieſer ihn zur Kapuzinerpredigt begeiſtern möge. Bei der kurz angeraumten Friſt — denn die Vorſtellung ſollte in einigen Tagen ſchon ſtatt finden — und unter mancherlei Zerſtreuungen konnte das würdige Vorbild in vielen Stellen bloß überſetzt, in andern nur kopirt werden. Doch ſollte das nur für den nächſten Gebrauch ſein, und er wollte nachher aus dieſem „Prachtſtück“ noch das Mögliche zu machen verſuchen. „Denn dieſer Pater Abraham,“ ſchreibt er, „iſt ein prächtiges Original, vor dem man Reſpekt bekommen muß, und es iſt eine intereſſante und keineswegs leichte Aufgabe, es ihm in der Tollheit und in der Geſchmeidigkeit nach oder gar zuvor zuthun.“

Goethe hatte das Vorſpiel ſchon in Händen, die Schauſpieler lernten ihre Rollen und übten ſie ein, aber Schiller konnte nicht müde werden, zu verändern, zu verbeſſern, ſo daß der Freund, der alles ordnete und die Proben leitete, ſeine liebe Noth hatte. Botenfrauen, Expreſſe gingen zwiſchen Jena und Weimar hin und her, und auch das Geringfügige wurde mit diplomatiſcher Genauigkeit verhandelt. Goethe machte Schiller's Angelegenheit zu der ſeinigen, und ließ ſich keine Mühe verdrießen, um das Werk zur möglichſten poetiſchen und theatraliſchen Vollendung zu führen. Doch hat er an dem Gedicht, einige Stellen abgerechnet, keinen poſitiven Antheil: im Grunde iſt alles Schiller's eigene Arbeit, wie Goethe auch ſpäter verſicherte.[1] Eine große Einwirkung kann aber nicht abgeläugnet werden. Denn da Schiller ihm nicht nur den Plan im Ganzen und im Einzelnen mittheilte und mit ihm durchſprach, ſondern auch die Ausführung, ſo wie ſie täglich heranwuchs, kommunicirte und ſeine Bemerkungen hörte und nutzte, ſo arbeitete er Wallenſtein's Lager mehr, als irgend ein anderes Werk in Goethe's Sinn aus. Schiller's Geiſt fiel nach allmähliger Annäherung in dieſem Gedichte mit Goethe in Eins zuſammen.

---

[1] Ebendaſelbſt Theil 3, S. 116, und Theil 4, S. 8. Das Vorſpiel heißt hier und ſonſt häufig „Prolog“.

Von einzelnen Stellen, welche von ihm herrührten, erinnerte ſich Goethe ſpäter kaum einer andern, als der zwei Verſe, welche der Bauer ganz im Anfang ſpricht:

„Ein Hauptmann, den ein anderer erſtach,
Ließ mir ein paar glückliche Würfel nach."

Denn da er gern motivirt wiſſen wollte, wie der Bauer zu den falſchen Würfeln gekommen, ſo habe er dieſe Verſe eigenhändig in das Manuſkript hineingeſchrieben. Schiller habe daran nicht gedacht, ſondern in ſeiner kühnen Art dem Bauer geradezu die Würfel gegeben, ohne viel zu fragen, wie er dazu gekommen. Ein Anfangslied dichtete Goethe, wie man aus dem Briefwechſel ſieht,[2] welches Schiller um einige Verſe vermehrte; es blieb aber im ſpätern Texte ganz weg. Auch einen Stelzfuß, als Gegenſtück vom Rekruten, wollte Schiller noch einführen; dieſer Invalide ſollte ein Zeitungsblatt bringen, und ſo ſollte man unmittelbar aus der Zeitung

---

[1] Geſpräche mit Goethe von Eckermann, Theil 2, S. 346.

[2] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 4, S. 310, 334 und 335.

Regensburg's Einnahme und die neuſten, paſſendſten Ereigniſſe erfahren. Dieſe Abänderung konnte aber Goethe nicht mehr aufnehmen. „Arbeiten Sie an Ihrem Werke fort“, ſchrieb er, „ob ich Ihnen gleich nicht verſprechen kann, ſchon das nächſte Mal die Veränderungen vorzunehmen. Alles iſt jetzt ſchon ſo auf den Reim und den Sylbenfall eingerichtet, ſo auf die Stichwörter eingehetzt, daß ich nichts zu ändern wage, weil unmittelbar Stockungen zu befürchten ſind. Bei der Schwierigkeit, eine ſo neue und fremde Aufgabe mit Ehren zu beſtehen, klammert ſich jeder ſo feſt an ſeine Rolle, wie ein Schiffbrüchiger an's Brett, ſo daß man ihn unglücklich machen würde, wenn man es ihm wacklig machen wollte.“ Das that denn Schillern leid, daß die kleinen Veränderungen nicht gleich der erſten Vorſtellung zu Gute kommen konnten, denn das Motiv mit der Zeitung ſchien ihm zu einer vollkommenen Expoſition des Moments und der Kriegsgeſchichte ſehr paſſend zu ſein. Auch dieſe beabſichtigte Umänderung iſt in unſere jetzige Ausgabe nicht aufgenommen. Einiger andern unausgeführten Vorſchläge wollen wir gar nicht erwähnen, da wir auch die bisherigen nur deßwegen angeführt haben, um zu zeigen, wie ſchwer Schiller fertig werden konnte, weil er immer alles beſſer machen wollte.

Mittlerweile wurde auch noch der Prolog gedichtet, mit welchem die Schaubühne in Weimar wieder eröffnet werden, und welcher die Wallenſtein'ſchen Stücke und das Lager insbeſondere einführen ſollte. Der Plan dazu ſcheint gemeinſchaftlich gemacht worden zu ſein, und jeder der Dichter ſollte vermuthlich ſein Kontingent dazu geben. Doch arbeitete ihn Schiller allein aus, zur großen Zufriedenheit Goethe's. „Ich habe eine große Freude daran“, ſchrieb dieſer mit ungewöhnlichem Affekt, „und danke Ihnen tauſendmal!“ Aber auch hier hatte Schiller nachträgliche Verbeſſerungen zu ſchicken, und dieſer Prolog wurde wieder ein Gegenſtand des literariſchen Briefwechſels. Goethe hatte noch eine Stelle zu ändern, welche ſich auf ſeine Schauſpieler und auf Iffland bezog, und der Prolog wurde dem Almanach von 1799 angehängt und zugleich nach Stuttgart geſchickt, um in das Morgenblatt eingerückt zu werden. Das Publikum ſollte über das aufgehende

Geſtirn von allen Seiten her in möglichſt ſchnelle Kenntniß geſetzt, die ungeduldige Erwartung ſollte noch geſteigert werden. Für den Vortrag auf der Bühne veranſtaltete Goethe endlich eine beſondere Ausgabe, in welcher er einiges wegließ und anderes beſſer hervorhob, um ihn dem Publikum verſtändlicher zu machen.

Am 12. Oktober fand endlich die Hauptaufführung ſtatt. Schiller kam mit den Seinigen den Tag vorher Morgens in Weimar an, um Abends mit Goethe der Hauptprobe beizuwohnen. Er war hoch erfreut und gerührt. Die wirkliche Vorſtellung befriedigte jede Erwartung. Die neue eigenthümliche Dichtung, und das neue ſchöne Lokal ſtimmten zuſammen, um die Einbildungskraft der Zuſchauer in eine höhere Stimmung zu verſetzen: ſie ſahen und fühlten ſich an der Schwelle einer neuen Aera der Kunſt Thalias und der dramatiſchen Dichtung, wie ſie der Prolog rühmt und verſpricht. Der Schauſpieler Vohs trug dieſen in dem Koſtüme vor, mit welchem er ſpäter als Max Piccolomini auftrat, die Schauſpieler recitirten die Reime ſo gut, als wenn ſie nie etwas anderes gethan hätten; beſonders erndtete Genaſt als Kapuziner und Leißring als erſter Jäger viel Lob ein. Schiller's Freude war um ſo ſchöner, weil ſich im Hinblick auf ſeine noch übrigen Wallenſtein'ſchen Stücke die reichſte Hoffnung mit ihr verknüpfte. Goethe war im voraus des guten Erfolges der Aufführung ſo gewiß, daß er eine Vorrecenſion der Vorſtellung und des Effektes, den das Stück gemacht habe, ſchematiſirte. „Da ich mich einmal auf das Element der Unverſchämtheit eingelaſſen habe“, ſagte er, „ſo wollen wir ſehen, wer es mit uns aufnimmt.“

Wir verlaſſen Wallenſtein's Lager nicht, ehe wir einen Blick in das Innere dieſer Schöpfung gethan haben. Zuvor aber müſſen wir einige Worte über den Prolog ſagen.

Der Prolog geht natürlich von dem neu eingerichteten Theater aus, welches durch den Wallenſtein eingeweiht werden ſollte. Aber die Schauſpieler, welche ſich hier hervorgethan, und die Dichter, die ſich vor dem Publikum ausgebildet, ſind die nämlichen noch, und es iſt derſelbe Schauplatz, auf welchem noch jüngſt Iffland durch ſeinen Schöpfergenius entzückte. Von ſelbſt reiht ſich hieran der Wunſch, daß dieſes Raumes neue Würde die Würdigſten herbeiziehen möge, damit dem großen Muſter nachgeeifert werde, das jener Mime aufgeſtellt. Wo möchte das Talent ſich auch lieber prüfen und von neuem bewähren, als hier vor einem auserleſenen Kreis, welcher

> „Mit leisbeweglichem Gefühl den Geiſt
> In ſeiner flüchtigſten Erſcheinung haſcht.“

Denn des Mimen Kunſt iſt auf den Augenblick beſchränkt, während das Gebilde des Meißels, der Geſang des Dichters nach Jahrtauſenden noch leben. Die berühmte Ausführung dieſes Satzes beſtätigt es wieder von neuem, daß Schiller in der poetiſchen Darſtellung allgemeiner Ideen ſeines Gleichen nicht hat. Die neue Aera aber, welche heute für die Schauſpielkunſt auf dieſer Bühne beginnt, ermuthigt auch den Dichter, den Zuhörer „aus des Bürgerlebens engem Kreis auf einen höhern Schauplatz zu verſetzen“ — einen Schauplatz, welcher der großen Zeit würdig iſt, in welcher um der Menſchheit große Gegenſtände, um Herrſchaft und um Freiheit gerungen wird, und in welcher die alte feſte Form zerfällt, die vor hundert fünfzig Jahren, im weſtphäliſchen Frieden, Europen nach dreißig Kriegsjahren den Frieden gab. So iſt denn der Meiſter der Uebergänge bei der trüben Zeit angekommen, welche er der Phantaſie ſeiner Zuhörer noch einmal vorüberführen will. Seine Dichtung ſtellt uns in die Mitte dieſes Krieges, von dem ſchon ſechszehn Jahre verfloſſen ſind; und weiſ't auf den verwegenen Charakter hin, welcher ſich auf dieſem finſtern Zeitgrund malet. Doch der dramatiſche Wallenſtein iſt nicht der hiſtoriſche; dieß hebt der Dichter ſogleich beſtimmt hervor:

> „Doch Euren Augen ſoll ihn jetzt die Kunſt,
> Auch Eurem Herzen menſchlich näher bringen;
> Denn jedes Aeußerſte führt ſie, die Alles
> Begränzt und bindet, zur Natur zurück;
> Sie ſieht den Menſchen in des Lebens Drang
> Und wälzt die größ're Hälfte ſeiner Schuld
> Den unglückſeligen Geſtirnen zu.“

Indeſſen will der Dichter heute nur ſein Schattenbild — ſein Lager, vorführen, denn er denkt den großen Gegenſtand in einer Reihe von Gemälden aufzurollen. Aber heute fordert die Muſe ihr altes deutſches Recht zurück, „des Reimes Spiel,“ was der Hörer nicht tadeln wolle!

So iſt nichts vergeſſen, aber auch nichts zu viel. Die Verbindung der disparaten Gegenſtände, des neuen Theaters, der Schauſpieler, des Publikums, der Mimik, bis zu dem Reime hin, iſt unübertrefflich. Ich rechnete früher, wie es geſchehen muß, dieſe planmäßige Anlage zur Verſtandesform[1], aber wie der vielgeübte Verſtand ſelbſt wieder Natur wird, zeigt ſich hier augenſcheinlich. Alles fügt und hält ſich zu einer in ſich vollendeten Organiſation zuſammen. Sprache und Vers könnten nicht edler ſein. Hätten die nachfolgenden Dramen auch keine Bedeutung, ſo wären ſie ſchon dieſes Prologs wegen unſterblich. Der Gang der Dichtung iſt geſetzt, ruhig und ernſt, aber auch frei und heiter; ſie trägt den gewichtigen Ideengehalt leicht dahin, bis ſie im letzten Abſatz, wo ſie des Reimes Spiel rechtfertigt, ſelbſt Spiel zu werden ſcheint. Der Prolog bereitet die Stimmung vor, in welche das nachfolgende Lager verſetzt, und der letzte Abſchnitt vertheidigt insbeſondere das, was das Publikum unmittelbar darauf hört. Man merkt es alſo den letzten Verſen und Sentenzen nicht an, daß ſie nur die Anwendung einer tief durchdachten Theorie ſind. Oder ſpricht der Gedanke, „daß man es der Muſe danken ſolle, wenn ſie die Täuſchung, die ſie ſchafft, aufrichtig ſelbſt zerſtöre, und ihren Schein der Wahrheit nicht betrüglich unterſchiebe“, — ſpricht dieſe Entgegenſetzung des heitern Reiches der Kunſt und der ernſten Lebenswahrheit nicht Schiller's Aeſthetik aus? Er legt ja das Weſen des Schönen in das Spiel und den Schein, „aber nur ſo weit er aufrichtig iſt („die Täuſchung, die ſie ſchafft, ſelbſt zerſtört“) und nur in ſo weit er ſelbſtſtändig iſt („ſich der Wahrheit nicht betrüglich unterſchiebt“), iſt der Schein äſthetiſch[2]“. So finden wir auch hier wieder im anmuthigen Dichter den tiefſinnigen Philoſophen, und wenn wir jenem in die Seele ſchauen wollen, müſſen wir mit dem letztern genau bekannt ſein.

---

[1] Siehe Theil 3, S. 88 ff.

[2] Schiller's Werke in G. B., S. 1218, 1. m. (Oktavausgabe Bd. 12, S. 140.) Siehe Theil 3, S. 73 und S. 139.

Daß Schiller in dieſem Vorſpiele den Reim auf die Bühne brachte, erklärt ſich außer dem objektiven Grunde, den er hier ſelbſt angibt, auch aus dem Gebrauch deſſelben ſeit einer Reihe von Jahren in den meiſten, und ſeit 1797, in allen ſeinen Gedichten, von welcher Gewohnheit er nicht plötzlich abgehen konnte. Vermuthlich hatte auf dieſe äußere Form auch Goethe's Fauſt Einfluß. Wallenſtein's Lager macht den Uebergang zu den reimloſen, regelrechten Jamben, welche Schiller in allen ſpätern dramatiſchen Stücken beibehielt.

Vergleichen wir nun den Prolog, welchen wir eben ſo hoch rühmten, mit dem Stück, welches er zunächſt einzuführen beſtimmt war, ſo erſcheint er doch nur, wie die Theorie zur That. Der Verfaſſer von Wallenſtein's Lager ſagt[1], das ganze Verdienſt dieſer Dichtung könne bloß Lebhaftigkeit ſein; und gerade weil ſie nur dieſes Verdienſt hat, iſt ſie ſo vortrefflich. Der Dichter wollte einmal mit ſeinem Werke gar nichts anderes, als das Werk ſelbſt, darum erreichte er in dieſer Gattung das Höchſte. Das Stück iſt an keinen äußern Zweck, an kein ſonſtiges Intereſſe ſeines Urhebers gebunden; ſo weht uns denn aus ihm zur rechten Erquickung der freie Geiſt der Poeſie an. Die Lebendigkeit des Gemäldes geht aus der individuellen, objektiven Geſtaltung hervor, und iſt daher ächt poetiſch[2]. Das Gedicht iſt bloß an die Anſchauung, an das innere Auge gerichtet, deßwegen gefällt es rein äſthetiſch und verfehlt dennoch den Eindruck auf unſer Herz nicht, wie man denn überhaupt ſagen könnte: hätte Schiller nicht häufig auch zum Herzen reden wollen, und wäre er nicht oft von einem theoretiſchen Gedanken ausgegangen, es wäre ihm Vieles beſſer gelungen. Hier haben wir ein lebenvolles Bild, welches nur die anſchaulichen

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 4, S. 309.

[2] Siehe Theil 3, S. 115 f. und Kapitel 12.

Grenzen der Geſtalt, aber nicht die gedachten Grenzen des Begriffs hat. Schiller forderte für ein gutes Gedicht die Verbindung von Ernſt und Spiel. Aber der Ernſt war bei ihm ſchon ein freiwilliger und nothwendiger Effekt ſeiner Natur. Wenn er daher bloß poetiſch ſpielen wollte, entſtanden häufig ſeine reinſten Gebilde. So ſollte Wallenſtein's Lager, wie etwa auch der Geiſterſeher, nur ein lebendiges Gemälde werden, und eben wegen dieſer Begrenzung wurde das Gedicht ſo vortrefflich. Ideengehalt, Tiefe, Plan legten ſich dem poetiſchen Spiele gleichſam von ſelbſt unter, ohne es zu ſtören.

Schiller ſagt von Shakſpeare, „er habe in ſeinem Julius Cäſar das gemeine Volk mit einer ungemeinen Großheit behandelt; der Stoff habe ihn bei der Darſtellung des Volkscharakters gezwungen, mehr ein poetiſches Abſtraktum vor Augen zu haben; mit einem kühnen Griff nehme Shakſpeare aus der bedeutungsloſen Menge und Maſſe ein paar Figuren oder vielmehr ein paar Stimmen heraus und laſſe ſie für das ganze Volk gelten, und das gelten ſie wirklich, ſo glücklich habe er ſie gewählt“[1]. Man kann daſſelbe mit vollem Rechte von den Figuren in Wallenſtein's Lager behaupten, ja der Dichter iſt offenbar in der Wahl und Zeichnung ſeiner Perſonen, bewußt oder unbewußt, von dieſer Bemerkung über den engliſchen Dramatiker ausgegangen. Der Kroate, welcher ſich in ſeiner Dummheit übertölpeln läßt und „das Sprüchel des Pfäffleins“ gläubig anhört, repräſentirt den niedrigſten Haufen des Heers, der wie das blöde Vieh zur Schlachtbank geführt wird. Von einem ſolchen Volke iſt dann Iſolani, der rohſte und leichtſinnigſte aller Generale Wallenſtein's, der würdige Anführer. Der erſte Jäger, „der lange Peter aus Itzehoe“, und ſein Kamerad — „des Friedländers wilde Jagd“ — vertreten die große Maſſe der Abentheurer und Glücksritter im Wallenſtein'ſchen Heere, und vergegenwärtigen alſo im Allgemeinen das wilde, wüſte, unſtäte Kriegshandwerk der damaligen Zeit. Der Jäger hat nach einander den Schweden, den Liguiſten, den

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 3, S. 57.

Sachſen gedient, ehe er es mit Wallenſtein verſuchte. Seine Moral iſt:

„Flott will ich und müßig gehen,
Alle Tage was Neues ſehen,
Mich dem Augenblick friſch vertrauen,
Nicht zurück, auch nicht vorwärts ſchauen.“

Dabei ohne Furcht vor Gefahr, pochend auf Soldatenehre, bereit, alles ſchonungslos zu zertreten, dem Feldherrn mit Begeiſterung zugethan — ſo iſt der Geiſt des Heeres. Daher iſt dieſer Stimmführer des Allgemeinen auch der Hauptſänger im Reiterliede am Ende des Stücks. Der Arkebuſier, welcher dem betrügeriſchen Bauern das Wort ſpricht, weil er doch „auch ein Menſch ſei, ſo zu ſagen,“ der den Gehorſam gegen den Kaiſer ſchon gefährdet glaubt und die Marketenderin nach ſeiner Zeche fragt, als die andern auch nur eine gemeinſchaftliche Abrede wegen einer Bittſchrift treffen wollen, und von dem der Jäger ſagt: „Das denkt, wie ein Seifenſieder“ — dieſer Arkebuſier gehört ja dem Tiefenbach'ſchen Regiment an, von welchem Octavio bezeugt: „Dieß Regiment iſt treu,“ und er ſpielt ganz die Rolle ſeines ſchwerfälligen und einfältigen, aber ehrlichen „deutſchen Herrn.“ Gerade ſo, wie von dieſem Deutſchen der erſte Küraſſier ſpricht: „Schad' um die Leut'! Sie ſind ſonſt wack're Brüder,“ urtheilt Iſolani (Wallenſtein's Tod, Akt 2, Scene 5) von ihren Anführern: „Es ſind nicht eben ſchlechte Männer.“ Den Gegenſatz zu ihm bildet der Trompeter, und iſt durch ſeine unbedingte Hingabe an Wallenſtein die Stimme der Terzky'ſchen Regimenter:

„Aber wir halten ihn aufrecht, wir.“

Sein Landsmann, der breitſtilige Pedant, welcher den feinen Griff und den rechten Ton „von des Feldherrn Perſon gelernt hat, der „urkundlich“ deſſen Worte herzuſagen weiß, der gravitätiſch einen Rekruten einweiht:

„Sieht Er! das hat Er wohl erwogen!
Einen neuen Menſchen hat Er angezogen:“

Dieſes „Befehlbuch,“ welches weiter als alle Andere ſieht — der unvergleichliche Wachtmeiſter, iſt offenbar eine Karrikatur von Wallenſtein ſelbſt. Es iſt eine ſo individuell gezeichnete Geſtalt, wie ſich nicht manche mehr findet in ſämmtlichen Werken Schiller's. Er ahmt ſeinem General nach, wie Don Quixote der alten Ritterzeit. Dann charakteriſirt der Dragoner durch einen einzigen Vers: „Der Irländer folgt des Glückes Stern,“ nicht allein ſich ſelbſt, ſondern auch die Unzuverläſſigkeit des Buttler'ſchen Regiments. Der erſte Küraſſier endlich iſt aus dem Pappenheim'ſchen Regiment, welches der jüngere Piccolomini befehligt, und hiermit iſt alles geſagt. Er ſtellt die noble, edle Seite des damaligen Kriegslebens dar. Der Geiſt des Max ſpricht aus ihm. Ungeachtet er ſeine Eltern nicht nennen kann, iſt er ein Adeliger unter den Gemeinen. Gleich ſein erſtes Auftreten mit den Worten: „Friede! Was gibt's mit dem Bauer da?“ und wie er den Scharfſchützen ſchilt, daß er ſich ſo wegwerfen und blamiren konnte, mit einem Bauer ſein Glück zu probiren, kündigt ſein geiſtiges Uebergewicht und ſtolzes Ehrgefühl an, und dieſen Charakter führt er auf eine herrliche Weiſe durch.

So ſind die Figuren des Stücks die Stimmführer ihrer Regimenter und die Abbilder ihrer Führer. Aber auch ihre Nationen charakteriſiren ſich in einigen Soldaten. Der zweite Scharfſchütz ſagt von ſich: „Der Tyroler dienet nur dem Landesherrn.“ Der ebenfalls treue zweite Arkebuſier iſt aus der Schweiz; der leichtſinnige erſte Scharfſchütz, der den Kroaten prellt, und dagegen ſich im Spiele vom Bauern betrügen läßt, iſt ein Lothringer:

„Der Lothringer geht mit der großen Fluth,
Wo der leichte Sinn iſt und luſtiger Muth.“

Die Bezüge liegen vor, aber ſie ſind nicht begriffsmäßig ausgeprägt. Von einer Abſichtlichkeit iſt nirgends eine Spur.

Wie verſchieden aber die Soldaten ſich auch charakteriſiren, ſo vereinigen ſich doch alle in der vollſten Anhänglichkeit an Wallenſtein und in dem förmlichen Beſchluß, ihn nicht zu verlaſſen, welcher nur in dem ſtumpfen Blödſinn der Kroaten und der ängſtlichen Treue der ehrlichen Deutſchen eine Grenze findet. Dieſer Beſchluß, eine Bittſchrift zur Unterſchrift in Umlauf zu bringen und einzureichen, daß die Regimenter nicht getrennt würden, iſt auch die Handlung, in welcher ſich die bunten Geſpräche, Vorfälle, Scenen und die mancherlei Perſonen des Stücks vereinigen. Eine ſolche Willensäußerung kann in der Sphäre, in welcher ſich das Gemälde hält, füglich als die That ſelbſt gelten, und man möchte überhaupt in einem Drama, in welchem die Anſichten und Geſinnungen, das Trachten und Streben der Menſchen ſo lebendig vor die Augen gemalt ſind, die Handlung nicht vermiſſen. Denn dieſe hat ja doch eigentlich keinen andern Zweck, als den, welchen der Dichter hier auch ohne Handlung, im engſten und äußern Sinn des Wortes, ſo vortrefflich erreichte. Mit dieſer ernſten Angelegenheit ſammelt ſich das Zerſtreute zur Einheit, ſteigert ſich die Darſtellung zum Wichtigen und Großen. Schiller's Natur trug alles zum Hohen empor, wie wir es ſchon früher geſehen haben, daß ſeine lyriſche und epiſche Poeſie, einen vorherrſchend erhabenen Charakter hat. So entwickelt in dem letzten Auftritt der erſte Küraſſier, der Wallone, eine ſo hohe Denkweiſe, wie ſie mit dem gemeinen Kriegshandwerk nur immer verträglich iſt. Wallenſtein's Lager iſt ein abgeſchloſſenes Bild, und daher möchte ihm, obgleich es noch einen höhern Zweck außer ſich hat, der Name einer ſelbſtſtändigen Dichtung nicht verweigert werden können.

Wie der dem Schreibepult entlaufene Jäger ſeinen Dienſt wechſelte, ſo erfahren wir es auch von dem erſten Küraſſier, daß er in der ganzen Welt ſein Glück verſucht; und von der Marketenderin hören wir mit Vergnügen, wie ſie „der rauhe Kriegsbeſen gefegt und geſchüttelt von Ort zu Ort.“ Die Guſtel aus Blaſewitz iſt eine heitere Reminiscenz Schiller's an ſeinen anmuthigen Aufenthalt an dem Elbufer zu Loſchwitz.[1] Unter dieſem Namen war nämlich die hübſche Gaſtwirthstochter des, ſeiner Wohnung gerade über, auf dem jenſeitigen Ufer recht einladend gelegenen Dörfchens Blaſewitz in der Gegend bekannt. Es heirathete das artige Mädchen ſpäterhin ein angeſehener und ſehr geachteter Mann in Dresden, wo ſie noch jetzt, als hochbejahrte Wittwe lebt.[2]

[1] Siehe Theil 1, S. 279.

[2] Friedrich Laun's Memoiren, Theil 1, S. 96.

Man ſieht es, daß Schiller, wenn auch ſcherzhafter Weiſe, nun die Gewohnheit Goethe's nachahmte, Perſonen aus ſeiner Bekanntſchaft in die Dichtung zu bringen, — mußte ſich doch ſogar Goethe ſelbſt abkonterfeien laſſen! Es iſt auch nicht zu bezweifeln, daß dem Dichter zur Schilderung dieſes Soldatenlebens ſein Aufenthalt in der Karlsſchule zu Hülfe kam.

Das Lager macht gleichſam eine iſolirte Welt aus, wie ſie Schiller in dem Johanniterorden auf Malta gefunden zu haben glaubte. Damit aber auch die Bezüge nach außen anſchaulich würden, iſt ein ruinirter Bauer eingeführt, der ſich nun aufs Betrügen legt; dann erſcheint ein Bürgersſohn als Rekrut, den der jammernde Vater vergebens bei ihm zu bleiben bittet, und endlich der Kapuziner. Sie ſind Repräſentanten des Bauern-, Bürger- und geiſtlichen Standes. Die Strafrede des Paters kann zum Theil als eine Art Moſaik aus den Schriften Abrahams a Sancta Clara angeſehen werden[1]. Außer den unerſchöpflichen Wortſpielen gehört zu den hervorſtechenden Eigenthümlichkeiten der Predigten dieſes genialen Auguſtiners, die überraſchende Anwendung der bibliſchen Geſchichte und einzelner Bibelſtellen auf Dinge, wo nur die Schnellkraft des ſeltenſten Witzes eine Zuſammenſtellung möglich machen konnte. Dazu hat bei ihm die lateiniſche Ueberſetzung, die Vulgata, daſſelbe Anſehen, welches bei uns die deutſche Ueberſetzung Luther's beſitzt. Daher miſcht er allenthalben lateiniſche Stellen in ſeine Predigten ein, wodurch er den Vortheil hat, die deutſche Umſchreibung dem jedesmaligen Zuſammenhang ſeiner Rede anzupaſſen. Aus dieſem Material und nach dieſem Geſichtspunkt iſt Schiller's unvergleichliche Kapuzinerpredigt verfertigt; doch liegt in des Paters Abraham Schriften noch Stoff für hundert ähnliche Gedichte, aber wir beſitzen noch kein zweites dieſer Gattung. Nur der Genius ruft aus reichem, aber ungeſtaltem Stoffe ein Kunſtwerk hervor!

Ueberall im Stücke ſind Nachrichten und Winke gegeben, welche uns mit Wallenſtein und den hauptſächlichſten andern

---

[1] Dr. W. B. Schmitt hat in ſeinem [illegible] [illegible] Romanzen, S. 31 ff. die Parallelſtellen nachgewieſen.

Anführern, mit dem Zuſtand des Heeres, den Verhältniſſen der Zeit vorläufig bekannt machen. Aber nichts iſt geſucht und herbeigezogen; das Gedicht entwickelt ſich, wie eine Naturbegebenheit, von ſelbſt; jede Perſon ſcheint nur um ihrer ſelbſt willen da zu ſein, jedes Wort nur in ſich zu gelten, und doch iſt jedes Einzelne nur ein Beitrag für das Ganze, und alles zeigt gleichſam ſymboliſch auf einen größern Hintergrund hin. Die Darſtellung ſetzt eine außerordentliche Anſchauung und die ſicherſte Kenntniß der Zeit voraus, und gewährt ſie uns. Da im Stücke eine Steigerung ſtattfindet vom Gemeinen und Unbedeutenden bis zur höchſten Auffaſſung des Kriegerlebens, die ſich dramatiſch in den Worten des herrlichen Wallonen und lyriſch in dem Reiterliede entfaltet, ſo ſcheidet der Zuhörer wirklich mit einer erweiterten Anſicht und gehobenen Stimmung. Aber ungeachtet das Gedicht in das Ideale ausläuft, bleibt doch die Behandlung durchweg real. Von Sentimentalität hat die Dichtung durchaus keine Spur. Alles iſt kräftig, heiter, leicht, originell. Ueberall herrſcht eine erſtaunliche Friſche und Geſundheit, ein unübertrefflicher Humor, und der alterthümliche Volkston macht die Darſtellung noch anſchaulicher. Denn der Volkston hat ſelbſt da etwas Lebhaftes und Handgreifliches, wo er ſich nicht in einem ſinnlichen Ausdrucke kund gibt, und das Alterthümliche belebt durch den Kontraſt. Das Drama ſchließt ſich hinſichtlich ſeiner objektiven Geſtaltung an die beſten Balladen an, ja es hat vielleicht am meiſten plaſtiſche Form von allem, was Schiller geſchrieben hat. Man kann nicht müde werden, das Gedicht immer von neuem zu leſen und zu genießen. Es ſteht in makelloſer Schöne vor uns, wie ein vollkommenes Naturprodukt, und übertrifft in ſeiner Art die beiden nachfolgenden Stücke. Die Kritik ſieht ihr Unvermögen nicht beſſer ein, als einem ſolchen Meiſterwerk gegenüber.

Das Grundmotiv des Ganzen iſt Schwärmerei für Wallenſtein. Sein Geiſt beſeelt die Perſonen und das Stück ſelbſt, und die Verehrung des Feldherrn läßt die Beſchlußnahme hervortreten, in welcher man ſich zuletzt vereinigt.

Endlich ſei es mir erlaubt, noch mit einigen Worten des Reiterliedes zu gedenken, welches ſchon im Muſenalmanach für 1798 erſchien. Ein Mittel, welches Schiller ſonſt ſo häufig gebraucht[1], die Figur des Kontraſtes, wendet er auch hier an, aber ſo ungezwungen, daß ſie nicht ſtört. Dieß gilt eigentlich ſchon vom Schauſpiel. Der Wallone und der Wachtmeiſter verhalten ſich zu einander, wie Natur und Schule in dem Gedichte, der Genius[2]. Dann ſtellt er die freie Soldatenwelt überall in Gegenſatz zu dem peinlichen Spießbürgerthum. Der Wallone ſchildert die Soldateſka mit Beziehung auf das Hofleben und die Gewerbe und Genüſſe des Friedens, von denen er ſich losſagt:

„Frei will ich leben und alſo ſterben,
Niemand berauben und Niemand beerben,
Und auf das Gehudel unter mir
Leicht wegſchauen von meinem Thier“.

Dieſer Geiſt der Freiheit, welcher in konkreter Faſſung durch das ganze Stück weht, ſpricht ſich in dem Schlußgeſang lyriſch aus, welchen man, eben ſo wohl, als das Räuberlied in dem Drama, ein Freiheitslied nennen könnte. Die Freiheit iſt überall durch den Kontraſt geſchildert. Schon in der erſten Strophe, welche der zweite Küraſſier ſingt, tritt der Gegenſatz hervor, z. B. in den Worten: „Im Felde, da iſt der Mann noch was werth, da wird das Herz noch gewogen“, nämlich wie es im Frieden nicht geſchieht. Der Dragoner ſtellt hierauf in der zweiten Strophe das eine Glied des Gegenſatzes näher für ſich dar: „Aus der Welt die Freiheit verſchwunden iſt“; ꝛc. und der erſte Jäger erhebt dann dem gegenüber das Soldatenglück: „Des Lebens Aengſten, er wirft ſie weg“ — was gleichſam eine Anwendung der Worte im Ideal und Leben iſt: „Werft die Angſt des Irdiſchen von euch“! ꝛc. In der vierten Strophe legt der Dichter in dieſelbe Vergleichung einen andern Lieblingsgedanken, daß der Menſch, hier der Soldat, ſich ſein ſchönſtes Glück nicht mit Mühe erarbeite, ſondern: „Von dem Himmel fällt ihm ſein luſtig Loos[3]“. Erſt die fünfte und ſechste

---

[1] Siehe Theil 3, S. 137.

[2] Ebendaſelbſt S. 142 f.

[3] Ebendaſelbſt S. 146.

Strophe ſchildern das Soldatenleben mehr an und für ſich, ohne Beziehung, in dem Sinne, in welchem im ſechsten Auftritt des Schauſpiels die Jäger von ihm ſprechen. Aber dieſe beiden Strophen ſtreifen wieder an die Schiller'ſche Idee, daß der Menſch nur den Augenblick *ſein* nennen könne[1]. So ſind es die uns bekannten ſittlichen Ideen von Freiheit und Lebensglück, welche hier eine objektive Geſtaltung und ſomit ein wahrhaftes poetiſches Leben gefunden haben. Der Soldatenſtand iſt es, der ſich hier ausſpricht und uns feſſelt, und doch lehrt uns eine tiefere Kenntniß auch in dieſem fremden Gewande noch die Weltanſchauung des Dichters finden. Sein univerſell gebildeter Geiſt begegnete allen Regungen der Seele in den verſchiedenſten Lagen der Menſchen.

---

[1] Siehe Theil 2. S. 45.

Neunzehntes Kapitel.

Umarbeitung der Piccolomini für das Theater. Vollendung von Wallenſtein's Tod. Darſtellung dieſer Schauſpiele.

Der Beifall, den der dramatiſche Dichter erndtet, iſt der höchſte, welcher dem Künſtler des Worts überhaupt zu Theil werden kann. Jeder andere Dichter wird nur von Leſern bewundert, nicht von Zuhörern empfunden. Eine Rede dagegen wird nur einmal gehört und kann ſpäter nur noch geleſen werden. Das Drama allein lebt fortdauernd in einer doppelten Geſtalt für Leſer und Zuhörer, und eine zweite und dritte Kunſt, die Mimik und Malerei, kommen dienend herzu, es zu verherrlichen, ſo daß der Zuhörer zugleich Zuſchauer wird. Wer könnte auf einen reichern Ruhm rechnen, als der große Dramatiker?

Mit dieſem genoſſenen und geahneten Lohn im Buſen kehrte Schiller von der Vorſtellung des Lagers Wallenſtein's nach ſeinem ſtillen Muſenſitze im einſamen Garten zurück. Goethe begleitete ihn. Die Ausarbeitung der Piccolomini für das Theater war nun ſein erſter Gedanke, ſein heißeſter Wunſch.

Wohl hatte er ſchon früher auf das Theater, und namentlich auch auf das Perſonal der Weimar'ſchen Bühne Rückſicht genommen [1]. Aber wir wiſſen, wie ſchnell ihn die idealen Anforderungen des Stückes über die kleinlichen Einſchränkungen der Bretter hinaustrieben. Er hatte ſich vorgenommen, das Drama ſpäter für die Bühne einzurichten, was er für eine bloße, leichte Verſtandesſache anſah[1]. Aber ſchon bei der theatergerechten Bearbeitung des Vorſpiels, entwickelten ſich in Schiller allerlei Ideen, die er den folgenden Stücken noch zu ſtatten kommen laſſen wollte[2]. Es konnte nicht anders ſein, als daß eine Umformung Eines Theiles auch auf die folgenden Einfluß haben mußte. Als er ſich aber nun, in der zweiten Hälfte des Oktobers, ſogleich an dieſes Werk machte — wie ſehr fand er ſich da in ſeiner Erwartung getäuſcht! „Die Umſetzung meines Textes“, ſchrieb er jetzt, „in eine angemeſſene, deutliche und mundrechte Theaterſprache iſt eine ſehr aufhaltende Arbeit, wobei das Schlimmſte noch iſt, daß man über der lebhaften und nothwendigen Vorſtellung der Wirklichkeit, des Perſonals und aller übrigen Bedingungen allen poetiſchen Sinn abſtumpft. Gott helfe mir über dieſes Geſchäft hinweg! Uebrigens konnte es nicht fehlen, daß dieſer deutliche Theaterzweck, auf den ich jetzt losarbeite, mich nicht auch zu einigen neuen weſentlichen Zuſätzen und Veränderungen veranlaßt hätte, welche dem Ganzen zuträglich ſind“. — Kaum merklich rückte das verdrießliche Geſchäft weiter. Nachdem er endlich mit der eigentlichen dramatiſchen Handlung fertig zu ſein meinte, begab er ſich noch einmal an den der Liebe gewidmeten Theil, um die letzte Hand an dieſe edle Epiſode zu legen, „welche ſich, ihrer frei menſchlichen Natur nach, von dem geſchäftigen Weſen der übrigen Staatsaktion völlig trenne, ja ſich demſelben, dem Geiſte nach, entgegenſetze, und die er den „poetiſch wichtigſten“ Theil des Wallenſtein nannte. Jetzt erſt, nachdem er der Handlung ſelbſt die ihm mögliche Geſtalt gegeben, könne er ſich dieſelbe aus dem Sinne ſchlagen, und eine ganz verſchiedene Stimmung in ſich aufkommen laſſen. Er habe ſich nun aller Motive, die im ganzen Umkreis des Stückes für dieſe Epiſode und in ihr ſelbſt lägen, zu bemächtigen, um ſo, wenn es auch langſam gehe, die rechte Stimmung in ſich reifen zu laſſen. Was er am meiſten zu fürchten habe, ſei, daß das überwiegende menſchliche Intereſſe für Max und Thekla an der ſchon feſtſtehenden ausgeführten Handlung leicht etwas verrücken möchte; denn ihrer Natur nach gebühre ihr die Herrſchaft, und je mehr ihm die Ausführung derſelben gelingen ſollte, deſto mehr möchte die übrige Handlung dabei in's Gedränge kommen“.

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 3, S. 362 u. 364.

---

[1] Im Auguſt 1798. Briefwechſel Theil 4, S. [illegible].

[2] Ebendaſelbſt Band 4, S. 330.

Zugleich ſchickte er den übrigen Theil an Goethe, damit er ihm ganz aus den Augen käme und er um ſo ungeſtörter den Liebesſcenen nachhängen könne. Er war völlig ausgearbeitet, mit Ausnahme der geheimen magiſchen Geſchichte zwiſchen Octavio und Wallenſtein (jetzt in Wallenſtein's Tod, Akt 2, Scene 1) und „der Präſentation Queſtenbergs vor die Generale“ welche nachher (in den Piccolomini, Akt 1, Scene 7) ſchicklich ganz wegblieb. Alſo das ganze Stück Piccolomini, welches damals die zwei erſten Aufzüge von Wallenſtein's Tod noch mitumfaßte, war bis auf den dritten Akt vollendet, in welchen eben jene Liebesgeſchichte eingerückt werden ſollte. Goethe fand den erſten Akt faſt durchaus theatraliſch zweckmäßig, die Familienſcenen ſehr glücklich und von der Art, die ihn rühre, in der Audienzſcene wünſchte er einige hiſtoriſche Punkte deutlicher ausgeſprochen, was er früher auch ſchon im Prolog verlangt hatte, denn es ſei unglaublich, was man deutlich zu ſein Urſache habe. Ueber die beiden letzten Akte fügte er kein Urtheil bei und dieſe erfuhren, nach Beendigung der Liebesepiſode im dritten Aufzug, eine wahrſcheinlich durch Goethe veranlaßte und auch von dieſer Epiſode herrührende abermalige, dritte Umänderung. So wenig genügte ſich Schiller!

Es beunruhigte ihn nämlich ein eigenes Bedenken. Es kam darauf an, den Abfall des Wallenſtein einzuleiten und einen muthvollen Glauben an das Glück ſeiner Unternehmung in dem Helden zu erwecken. Nach dem erſten Entwurfe ſollte dieß dadurch geſchehen, daß die Konſtellation glücklich befunden wurde, und das Speculum astrologicum ſollte in dem aſtrologiſchen Zimmer vor den Augen des Zuſchauers gemacht werden. Dieſes Mittel fand aber jetzt Schiller ohne dramatiſches Intereſſe, trocken, leer und wegen der archaiſchen Ausdrücke unverſtändlich. Er erdachte daher ein anderes Motiv, welches mit den Chronodiſtichen und den Teufelsverſen in eine Gattung gehört, indem das günſtige Orakel aus fünf verſchlungenen oder im Kreiſe geſtellten Buchſtaben geholt werden ſollte. Doch wußte er nicht ſicher, ob dieſe „neue Fratze“ einen tragiſchen Gehalt habe, und nicht bloß als lächerlich auffalle. Er fragte Goethen um Rath. Dieſer fand die neue Scene gut behandelt, aber es ſchien ihm mit Schillern zwiſchen dem abgeſchmackten Motiv und der ernſten Würde der Tragödie ein nicht aufzuhebender Bruch übrig zu bleiben. Er konnte ſich nicht entſcheiden, ob das aſtrologiſche Zimmer oder dieſer fünffache Buchſtabe den Vorzug verdiene, und bat ſich Bedenkzeit aus. Nach vielfältiger Ueberlegung erklärte er ſich endlich für jenes frühere aſtrologiſche Motiv. Denn das zweite Mittel mit den Lettern, könne aus ſeiner abgeſchmackten und pedantiſchen Verwandtſchaft nicht losgemacht werden, und dieſes Buchſtabenweſen laſſe ſich auch auf dem Theater nicht anſchaulich machen. Das aſtrologiſche Motiv dagegen empfehle ſich durch einen tiefern Grund: der aſtrologiſche Aberglaube rühre aus dem dunkeln Gefühl eines ungeheuern Weltganzen. Die Erfahrung ſpreche dafür, daß die nächſten Geſtirne einen entſchiedenen Einfluß auf Witterung, Vegetation und anderes haben, man brauche nur ſtufenweiſe immer aufwärts zu ſteigen, und es laſſe ſich nicht ſagen, wo dieſe Wirkung aufhöre. Es liege daher der menſchlichen Natur nahe und ſei ganz leidlich und läßlich, dieſe Einwirkung auch auf das Sittliche, auf Glück und Unglück auszudehnen.

Mit den Worten: „Es iſt eine rechte Gottesgabe um einen weiſen und ſorgfältigen Freund“ — bewillkommnete Schiller dieſe höchſt bedeutungsvolle Anſicht. Ein böſer Genius habe über ihm gewaltet, daß er das aſtrologiſche Motiv im Wallenſtein nie recht ernſthaft habe anfaſſen wollen, da doch eigentlich ſeine Natur die Sache lieber von der ernſthaften, als leichten Seite nehme. Jetzt wolle er aber noch etwas Bedeutendes für dieſe Materie thun.

So entſtand denn die erſte Scene des erſten Aktes von Wallenſtein's Tod nach der jetzigen Eintheilung, und auch noch andere bedeutende Stellen wurden eingeſchoben, wodurch er den Glauben an die Sterne gleichſam in das Total der Menſchennatur hineinzuarbeiten ſich bemühte. Die Unterhaltung der Gräfin, der Thekla und des Max über dieſen Gegenſtand, im vierten Auftritt des dritten Aktes der Piccolomini, ſcheint damals erſt gedichtet worden zu ſein; namentlich liegt den Verſen des Max:

„O nimmer will ich ſeinen Glauben ſchelten
An der Geſtirne, an der Geiſter Macht“,

und den folgenden, die Goethe'ſche Anſicht zu Grunde. Ganz und gar aber ſprechen die Worte, welche Wallenſtein in den Piccolomini (Akt 2, Scene 6) an Illo richtet, den Gedanken Goethe's aus:

„Die himmliſchen Geſtirne machen nicht
Bloß Tag und Nacht, Frühling und Sommer — nicht
Dem Sämann bloß bezeichnen ſie die Zeiten
Der Ausſaat und der Ernte. Auch des Menſchen Thun
Iſt eine Ausſaat von Verhängniſſen“ ꝛc.

Schiller war nun auf dem Standpunkt, dieſen Aberglauben, der ihm anfangs zuwider geweſen war, mit Neigung ſymboliſch nach ſeinen Ideen zu behandeln. Goethe und Schiller hatten hier einmal die Rollen gewechſelt, und jener antwortete dem dankbaren Freunde ſehr treffend: „Es freuet mich, daß ich Ihnen etwas habe wieder erſtatten können von der Art, in der ich Ihnen ſo manches ſchuldig geworden bin“.

Leider fiel die Vollendung des Werks in die ſchlimmen Tage des Winters. Schiller konnte gewöhnlich nur eine Nacht über die andere ſchlafen, bekam einen Kopf betäubenden Schnupfen und würde ohne ſeine geübte Willenskraft das Werk haben ganz zur Seite legen müſſen. Schon der traurige Anblick des Himmels und der Erde drückte ihm die Seele nieder. Die Reviſion der letzten Akte für den Theaterzweck fand er erſtaunlich penibel und zeitraubend.

Unterdeſſen waren mit den Theaterdirektionen zu Hamburg, Frankfurt und Berlin Unterhandlungen angeknüpft und ihnen das Drama für einen beſtimmten Preis angeboten worden. Denn allerdings war dieſer pekuniäre Vortheil, auf den Schiller in ſeiner Lage ſehen mußte, auch eine Rückſicht, warum er ſein Werk für die Bühne umarbeitete. Jetzt aber drängte Iffland, damals Theaterdirektor in Berlin, und gab ſeinen Verluſt, wenn er das verſprochene Stück, auf welches er ſich verlaſſen habe, nicht zur beſtimmten Friſt in den Händen hätte, auf viertauſend Thaler an. Schiller nahm ſeine ganze Willenskraft zuſammen, eine recht glückliche Stimmung und eine wohl ausgeſchlafene Nacht unterſtützten ihn eines Tages, er ſtellte drei Kopiſten zugleich an, und brachte am 24. Dezember die Piccolomini wirklich zu Stande, daß er ſie an demſelben Tage noch an Iffland abſchicken konnte. Mit erleichtertem Herzen ſetzte er ſich ſogleich hin, um Goethe'n Nachricht über „dieſes neueſte Ereigniß in ſeinem Hauſe“ zu geben. „So iſt aber auch ſchwerlich ein heiliger Abend auf dreißig Meilen in der Runde vollbracht worden“, ſetzte er hinzu, „ſo gehetzt nämlich und ſo qualvoll über der Angſt, nicht fertig zu werden“. Goethe ſchrieb: „Viel Glück zu der abgenöthigten Vollendung der Arbeit! denn ich will Ihnen gar nicht läugnen, daß mir in der letzten Zeit alle Hoffnung zu vergehen anfing. Bei der Art, wie Sie dieſe Jahre her den Wallenſtein behandelt haben, ließ ſich gar keine innere Urſache mehr denken, wodurch er fertig werden konnte, ſo wenig, als das Wachs gerinnen kann, ſo lange es an dem Feuer ſteht. Sie werden ſelbſt erſt finden, wenn Sie dieſe Sache hinter ſich haben, was für Sie gewonnen iſt. Ich ſehe es als etwas Unendliches an“.

Nun drängte aber auch Goethe und forderte für die feſtgeſetzte Vorſtellung die Rollen, denn er müſſe endlich auch, wie Iffland, den Direktor ſpielen, auf den ſich zuletzt alle Schwierigkeiten der Ausführung häuften. Als nun aber Schiller zum erſten Mal das Ganze nach der bereits verkürzten Theaterausgabe hintereinander vorlas, und mit dem dritten Akt ſchon die dritte Stunde zu Ende ging, da erſchrack er ſo, daß er ſich abermals hinſetzte und wieder etwa vierhundert Verſe auswarf; und dennoch ſpielte das Schauſpiel noch vier Stunden lang. An Iffland wurden dieſe neuſten Verkürzungen nachgeſchickt, ohne daß er ſie für die erſte Vorſtellung noch benutzt hätte.

Am vierten Januar 1799 fuhr Schiller mit ſeiner Familie nach Weimar, um die Vorbereitungen zur Aufführung des Dramas ſelbſt treffen zu helfen. Es war hohe Zeit, da es zum Geburtstage der Herzogin am 30. Januar ſchon gegeben werden ſollte; ein Aderlaß, welchen Schiller ſeit ſeinen hitzigen Bruſtfiebern in den Jahren 1791 und 1792 zu dieſer Zeit immer zu gebrauchen pflegte, hatte ihn noch einige Tage zurückgehalten. Er fand in dem Schloß ein niedliches und bequemes Logis bereitet, welches ihm Goethe einrichten und mit allen Bedürfniſſen hatte verſehen laſſen. Da die Schauſpieler nicht an ein rhythmiſches Deklamiren reimloſer Verſe gewöhnt waren, ſo ergaben ſich bei den Proben viele Schwierigkeiten. Für die Koſtüme und Dekorationen ſorgten Goethe und Meyer. In freien Stunden arbeitete er ſogleich an dem dritten Stück; weil die Handlung beſtimmt ſei und in ihr lebhafte Affekte herrſchten, hoffte er einen raſchern Fortgang. Schlafloſigkeit und Kränklichkeit verhinderten ihn, manchen Proben beizuwohnen, in welchen Fällen dann Goethe ſeine Stelle verſah. Deſſen Bemühungen waren erſtaunlich. Endlich war der große, lange vorbereitete Tag angebrochen. Fremde aus der Nachbarſchaft, beſonders von Jena, ſtrömten ſchon frühe am Tag in Weimar zuſammen, das Theater war gedrängt voll. Schröder von Hamburg war vergebens eingeladen worden, die Rolle des Wallenſtein zu übernehmen; er hatte anfangs ſich ſelbſt angeboten, nachher aber den Antrag abgelehnt. Wie ſehr hatte es der Dichter gewünſcht, daß Schröder ſein Schauſpiel verherrliche! „Wenn ich überhaupt“, hatte er früher einmal geſchrieben,[1] „mit einigem Intereſſe daran denken ſoll, für das Theater zu ſchreiben, ſo kann es nur dadurch ſein, daß ich für Schrödern zu arbeiten gedenke. Denn mit ihm, fürchte ich, ſtirbt alle Schauſpielkunſt in Deutſchland und noch weiter aus. Es iſt mir alſo ſchon darum nicht gleichgültig, daß mein Stück noch vor dem Thorſchluß der ganzen Kunſt erſcheint.“ Indeß faßte Graff den Charakter des Wallenſtein gut auf. Bohs ſpielte den Max, und Mlle. Jagemann Wallenſtein's „ſtarkes Mädchen“ muſterhaft. Die Rolle der Herzogin hatten die beiden Freunde einer ganz jungen Schauſpielerin gegeben, die nachher, als Madame Wolf, eine Zierde der Weimar'ſchen, ſpäter der königlichen Bühne zu Berlin wurde. Manche Schauſpieler ließen mehr oder weniger zu wünſchen übrig, und man tadelte beſonders auch die Länge des Stückes, ſo wie ſich die meiſten überhaupt nicht in dieſes neue, großartige Genre finden konnten und ihm weder zu Lob noch Tadel recht gewachſen waren. Während die große europäiſche Staatsumwälzung in Frankreich ihren Siegeslauf längſt in das eigene Vaterland ſtrömen ließ, blieben die guten Deutſchen in Anſichten und Geſchmack noch immer beim Engen, Idylliſchen und Häuslichen ſtehen, und mochten von den Brettern herab nicht an das große Drama der Welt, ſondern nur an ihre eigene unbezweifelte Anhänglichkeit an Weib und Kind, an Haus und Hof erinnert ſein. Nur gewaltſam ließen ſie ſich allmählig durch den Genius und die Noth ein wenig weiter bringen.

---

[1] Literariſche Zuſtände und Zeitgenoſſen aus K. Aug. Böttiger's Nachlaß. Theil 2. S. 200.

Die zweite Vorſtellung, am zweiten Februar, glückte indeſſen ſchon viel beſſer, als die erſte, und fand allgemeinern Beifall. Auch in Leipzig wurden beide Stücke jetzt ſchon auf die Bühne gebracht. Der gefeierte Dichter ward zur herzoglichen Tafel geladen, und kehrte etwa in der Mitte Februar mit ſeiner Familie und Goethe, der ihn begleitete, nach Jena zurück. Dieſer arbeitete hier, den Berlinern zuvoreilend, wieder eine Beurtheilung der Aufführung und des Stückes ſelbſt für ein öffentliches Blatt aus. Als Schiller endlich nach zwei Monaten wieder allein war, fühlte er ſeinen Zuſtand durch das theatraliſche Weſen, den öftern Umgang mit der Welt und endlich durch das anhaltende Zuſammenſein mit dem Freunde um vieles verändert, und er meinte, wenn er nur erſt der Wallenſtein'ſchen Maſſe völlig los wäre, werde er ein ganz neuer Menſch ſein.

Zu dieſer Zeit vernahm er zu ſeinem größten Erſtaunen, daß Wallenſtein's Lager ſich in Kopenhagen befinde, wo es im Hauſe des Grafen Schimmelmann vorgeleſen worden und an ſeinem Geburtstage ſogar von guten Freunden aufgeführt worden ſei: ein Vorfall, welcher ihm ſchon wegen ſeiner Verpflichtungen gegen die Theaterdirektionen, denen er das Stück verkauft hatte, höchſt unangenehm ſein mußte. Er vermuthete ſogleich, daß ein gewiſſer Herr „Ubique“ auch hier ſeine Hände im Spiel habe, von deſſen Indiskretion alles zu erwarten ſei. Und die Unterſuchung, welche Goethe anſtellen ließ, zeigte dieſe Vermuthung als gegründet. Der dienſtfertige, „allgegenwärtige“ Freund hatte das Manuſkript von dem Regiſſeur geliehen, es in Einer Nacht abſchreiben laſſen, und die Abſchrift den Freunden in Kopenhagen geſchickt.[1] Goethe ſchrieb: „Die ganze Exiſtenz des Ubique gründet ſich auf Mäkelei und Sie werden wohl thun, ihn von ſich zu halten. Wer Pech knetet, klebt ſeine eigenen Hände zuſammen. Es paralyſirt nichts mehr, als irgend ein Verhältniß zu ſolchen Schuften, die ſich unterſtehen können, den Octavio einen Buben zu nennen“. Unter dieſem Ubique ſoll B....g.r gemeint ſein. Uebrigens konnte dieſe unberufene und unerlaubte Gefälligkeit gegen Schiller's eigene Freunde und frühere Wohlthäter doch keine „Veruntreuung“ genannt werden.

Am ſiebenten März (1799) konnte der Tragiker endlich die zwei erſten Akte (nach der jetzigen Eintheilung den dritten und einen Theil des vierten Aufzuges) von Wallenſtein's Tod ſchicken. Goethe fand ſie vortrefflich, von einer ganz entſchiedenen Wirkung. „Wenn ſich der Zuſchauer“, iſt ſein Urtheil, „bei den Piccolomini aus einem gewiſſen künſtlichen und hie und da willkürlich ſcheinenden Gewebe nicht gleich herausfinden, mit ſich und andern nicht völlig eins werden kann, ſo gehen dieſe neue Akte nun ſchon gleichſam als naturnothwendig vor ſich hin. Die Welt iſt gegeben, in der das alles geſchieht, die Geſetze ſind aufgeſtellt, nach denen man urtheilt, der Strom des Intereſſes, der Leidenſchaft findet ſein Bette ſchon gegraben, in dem er hinabrollen kann. Wenn man den Piccolomini beſchaut und Antheil nimmt, ſo wird man hier unwiderſtehlich fortgeriſſen“. Von Meyer berichtete er den andern Tag daſſelbe Urtheil: auch er habe im Leſen keine Pauſe machen können; des theatraliſchen Effektes könne man gewiß ſein.

---

[1] Döring's Leben Schiller's S. 180.

Man hat den richtigen Gedanken ausgeſprochen, daß es am ſchicklichſten geweſen wäre, Wallenſtein's Tod mit Wallenſtein's Ankunft in Eger zu beginnen. Dann hätte Schiller aber die jetzigen beiden letzten Akte in fünf ausdehnen müſſen, er ſchätzte ſich aber ſchon glücklich, es ſo einrichten zu können, daß er aus dem ganzen noch übrigen Stoff (alſo vom dritten Aufzug an) fünf Akte gewann. Er gab den Anſtalten zu Wallenſtein's Ermordung eine größere Breite und theatraliſche Bedeutſamkeit, und glaubte den Buttler höher zu ſtellen, daß er ihn den Mord durch die verworfenen Hauptleute Deverour und Macdonald vollbringen ließ, durch deren redendes und handelndes Eintreten die Anſtalten zu der Mordſcene furchtbarer würden. Die Arbeit rückte in beſchleunigter Bewegung vorwärts; Schiller's Geſundheit, die ſeit ſeiner Rückkehr von Weimar ſich gut gehalten hatte, und Goethe's Beifall kamen ihr trefflich zu ſtatten.

Endlich den 17. März 1799 konnte er auch die letzten Akte an Goethe abſchicken; bis auf die ganz genaue Ausführung in einzelnen Theilen war alles vollendet! „Wenn Sie davon urtheilen, daß es nun wirklich eine Tragödie iſt, daß die Hauptforderungen der Erfindung erfüllt, die Hauptfragen des Verſtandes und der Tragödie befriedigt, die Schickſale aufgelöſt und die Einheit der Hauptempfindung erhalten ſei, ſo will ich höchlich zufrieden ſein.“ Goethe kam nach einigen Tagen ſelbſt, um ſeinen Freund noch einige Wochen mit ſich nach Weimar zurückzunehmen. Am 20. April wurde hier Wallenſtein's Tod zum erſtenmal aufgeführt. In demſelben Sommer wohnten der König von Preußen und ſeine Gemahlin einer wiederholten Vorſtellung der Tragödie in Weimar bei: Schiller wurde der Königin Luiſe vorgeſtellt, und erzählte nachher, wie geiſt- und gefühlvoll ſie in den Sinn ſeiner Dichtungen eingegangen ſei.[1] Gedruckt erſchien das Werk erſt im folgenden Jahr bei Cotta. Der Abſatz war der großartigen Aufregung entſprechend, welche durch daſſelbe hervorgebracht wurde. Von vierthalb tauſend Exemplaren waren bald alle vergriffen, ungeachtet das Exemplar zwei Reichsthaler koſtete; im Jahr 1801 erſchien die zweite und 1802 die dritte Auflage, trotz verſchiedener Nachdrücke, von denen unter andern eine in Wien ein kaiſerliches Privilegium erhalten hatte [1]. Eine ſolche fortdauernde Wirkſamkeit war des Jahre langen Fleißes des Genius werth. Ein edler kriegeriſcher Geiſt ergoß ſich, von dem herrlichen Werke ausgehend, durch die begeiſterte Jugend, und in dem reinmenſchlich gehaltenen Bilde des heimathlichen Lebens lernte der Deutſche endlich die längſt verſchwundene Liebe zum Vaterlande wieder ahnen.

---

[1] Schiller's Leben von Frau v. Wolzogen. Theil 2. S. 182.

---

[1] Bei dieſer Gelegenheit ſchrieb Schiller (Briefw. Theil 5. S. 333): „So kommt uns von dorther nie etwas Gutes, aber ſie ſtören und hindern deſto mehr“.

Supplement

zu

Schiller's Werken.

Vierter Theil.

Stuttgart 1840.
F. Balz'ſche Buchhandlung.

Schiller's

Leben, Geiſtesentwickelung und Werke

im Zuſammenhang.

Von

Dr. Karl Hoffmeiſter.

Vierter Theil.

Stuttgart 1840.
P. Balz'ſche Buchhandlung

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Inhaltsanzeige des vierten Theils.

Periode der gereiften Kunſtpoeſie.

Zweite Hälfte.

Seite

Erſtes Kapitel. Ueber die Piccolomini und Wallenſtein's Tod . . 3

Zweites Kapitel. Kulturhiſtoriſche und univerſelle Gedichte . . 74

Drittes Kapitel. Entſcheidung für Maria Stuart. Lebensbezüge. Der letzte Muſenalmanach. Geburt einer Tochter und Krankheit der Frau. Schema der Malteſer. Ueberzug nach Weimar. Zwei Briefe Schiller's an ſeine Mutter. 113

Viertes Kapitel. Ueberſicht der Kunſtanſichten Schiller's, welche in ſeinem Briefwechſel mit Goethe enthalten ſind . . . 133

Fünftes Kapitel. Kunſturtheile über Wilhelm Meiſter, Hermann und Dorothea, Iphigenie und Fauſt, und kritiſches Talent im Allgemeinen. Schiller als Briefſteller und Redakteur 160

Sechstes Kapitel. Orientirung des Leſers. Lebensbezüge in Weimar und Verhältniſſe zu Zeitgenoſſen. Geſundheitszuſtand. Einige kleinere Gedichte. Vollendung der Maria Stuart 196

Siebentes Kapitel. Maria Stuart 248

Achtes Kapitel. Verdienſte um das Theater. Weitausſehender theatraliſcher Plan. Bearbeitung von Shakſpeare's Macbeth und Grundſätze derſelben 290

Neuntes Kapitel. Perſönliches Verhältniß zu Goethe im Allgemeinen. Dichten und Aufführen der Jungfrau von Orleans. Schiller's Tiſchgeſpräche. Lebensvorfälle bis zum Jahr 1802 308

Zehntes Kapitel. Jungfrau von Orleans 332

Vierten Theils

erſte Abtheilung.

Schiller's
dritter Lebensabſchnitt,

oder

Periode der gereiften Kunſtpoeſie.

Von den Horen — 1795 — bis zu Schiller's Tod — 1805.

Zweite Hälfte.

Erſtes Kapitel.

Ueber die Piccolomini und Wallenſtein's Tod.

Die Abfaſſungsgeſchichte der Wallenſtein'ſchen Schauſpiele mußte in dem vorigen Theil nicht allein deßwegen ausführlich erzählt werden, weil ſie ſich über ſo manches Lebensjahr Schiller's erſtreckt, ſondern vorzüglich, weil ſie die innere Geſchichte ſeiner Rückkehr zum Drama überhaupt iſt. Jede Epoche machende That verdient eine weitere Darſtellung, während alle nachfolgende, in ihrer Richtung liegende Begebenheiten ſchon kürzer abgehandelt werden können. Ehe wir aber zu einem neuen Gegenſtande übergehen, müſſen wir das Gedicht, welches wir bisher werden ſahen, als ein gewordenes betrachten, damit ſich die Einſicht in dieſe Schöpfung möglichſt vollende.

Man hat das Drama hinſichtlich ſeiner äußern Form mit einer antiken Trilogie verglichen. Aber wir wiſſen ſchon, daß der Dichter die Alten hierin nicht nachahmen wollte, ſondern daß ihn die Maſſe des ſich anhäufenden Stoffes und das Bedürfniß, ſich verſtändlich zu machen, zwangen, ſein Werk endlich in drei Stücke zu theilen. Hierzu kam noch

Schiller's Trieb, alles zu erſchöpfen und der Hang, ſeine Perſonen Betrachtungen anſtellen zu laſſen, was ſeine Arbeit in die Breite trieb.

Von den drei Abtheilungen ſind alſo die beiden erſten nur einleitend. Doch kann das Vorſpiel eher, denn die Piccolomini, als ein ſelbſtſtändiges ſceniſches Bild angeſehen werden. Die Handlung der beiden folgenden Stücke iſt auch ohne Wallenſtein's Lager vollkommen verſtändlich. Erſt mit den Piccolomini tritt der höhere Kothurn ein; in Wallenſtein's Lager werden wir in einer niedrigen Geſellſchaft feſtgehalten. Daher iſt dieſes Vorſpiel von den beiden Stücken der tragiſchen Handlung in der Sprache, im Versmaß, in der Haltung, gänzlich verſchieden, und erfreut ſich in dieſer Entfernung eines eigenthümlichen innern Lebens. Es bedarf der folgenden Stücke gar nicht, um vollkommen zu genügen. Mit den andern zuſammengedacht, verliert es ſeine ſelbſtſtändige Bedeutung, und ſinkt zum veranſchaulichten Motiv und zur dargeſtellten Erklärung der Haupthandlung herab. Dagegen machen die Piccolomini und Wallenſtein's Tod den Perſonen, der Handlung und dem Geiſte nach nur Ein Drama aus. Die Trennung in zwei Stücke iſt nur abgezwungen, weßwegen die jetzige Abgrenzung beider Schauſpiele auch von der frühern verſchieden iſt, wie wir ſchon oben bemerkten. Wallenſtein's Tod, welcher ſich jetzt mit der Unterredung im aſtrologiſchen Thurm eröffnet, begann erſt mit der Familienſcene im Anfang des dritten Aktes. Dieſer dritte und der vierte Aufzug waren damals in vier Akte ausgedehnt,[1] und die ſieben vorhergehenden nach der jetzigen Eintheilung waren in fünf für das andere Drama zuſammengezogen. Aber nach beiden Eintheilungen liegt zwiſchen dem erſtern und folgenden Stücke kein gedehnter Zeitraum, dieſelbe Handlung läuft ununterbrochen fort, und der Einſchnitt kann bloß durch das Theaterbedürfniß entſchuldigt werden. Die frühere Abtheilung war aber für die Piccolomini doch günſtiger, als die ſpätere. Das Schauſpiel ſchloß ſich mit der Abreiſe des Oktavio aus dem Lager und mit dem Abſchiede von ſeinem Sohne bedeutſamer, als jetzt, wo Max von ſeinem Vater geht, um aus Wallenſtein's eigenem Munde deſſen Schuld oder Unſchuld zu hören. Was aber die Hauptſache iſt, das Verhältniß des Oktavio und Max zu einander und beider zu Wallenſtein und zu ſeiner Empörung war damals vollkommen befriedigend und klar in den Piccolomini zuſammengefaßt, während man jetzt in dem erſten Stücke noch nicht ſieht, für wen ſich Max in dem Widerſtreit, in welchem er ſich befindet, entſcheiden werde. Dazu kommt noch, daß nach jener urſprünglichen Eintheilung alle Motive, welche den Wallenſtein zur Empörung trieben, und ſein hieraus entſpringender Entſchluß, Dinge, die nicht getrennt werden können, im erſten Schauſpiel vereinigt waren, ſo daß dann für die eigentliche Tragödie nur die Darſtellung des Schickſals ſeiner That übrig blieb. Durch alles das, was nach der neuern Anordnung den Piccolomini entzogen wurde, iſt dieſes Schauſpiel ſo unſelbſtſtändig und mager an Handlung geworden, daß es ſich nicht auf dem Theater hat halten können, während Wallenſtein's Tod noch immer geſpielt und mit Liebe von der Bühne aufgenommen wird.

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 5, S. 34.

Gewiß hat Schiller, das kann man ihm zutrauen, das Unpaſſende dieſer ſpätern Trennung erkannt, und er ſah ſich alſo nur durch die überwiegenden poetiſchen Nachtheile, welche mit der erſten Bearbeitung verbunden waren, bewogen, eine Veränderung zu treffen, wodurch die Phyſiognomie beider Stücke eine ganz andere wurde. Ohne Zweifel ſtörte das Raiſonnement, durch welches wohl allein der dritte und vierte Akt von Wallenſtein's Tod damals in doppelt ſo viele ausgebreitet waren, das tragiſche Intereſſe und ließ die Handlung ſich allzu langſam nach ihrer Kataſtrophe hinbewegen und auf ihrem langen Wege ſich gleichſam verdünnen. Eine raſchere tragiſche Entwickelung ſchien durch eine Herübernahme von zwei Akten aus dem zweiten Schauſpiel in das dritte nicht zu theuer erkauft; dieſes gewann wenigſtens beinahe in dem Grade, als jenes verlor. Der Meiſter wollte lieber das erſte, als das letzte Stück unvollkommen haben, wenn es doch der unfügſame Stoff einmal nicht geſtattete, beide zur künſtleriſchen Vollendung zu bringen.

Wie höchſt intereſſant wäre es, wenn wir noch beide Bearbeitungen des Wallenſtein beſäßen, ſo wie wir jetzt ſogar drei Ausgaben des Göz von Berlichingen mit einander vergleichen können![1] Sollte ſich das Manuſkript der erſten Bearbeitung nicht noch in dem Theaterrepertorium zu Weimar, Leipzig oder Berlin vorfinden? Es verdiente im höchſten Grade bekannt gemacht zu werden. Beſonders intereſſant wäre es, zu ſehen, auf welche Weiſe Schiller die drei erſten Akte der Piccolomini jetzt zu fünf erweitert hat; denn ſonſt iſt in ſeinen Gedichten die urſprüngliche Geſtalt immer die weitere, und die ſpätere die zuſammengezogene. Hier hätten wir einmal den umgekehrten Fall.

Sind nun gleich die Piccolomini in ihrer jetzigen Form kein auf ſich ruhendes, abgeſchloſſenes Drama, ſo herrſcht doch in allen drei Stücken eine veränderte, ſich ſteigernde Stimmung. Heiterkeit, Laune und Scherz in Wallenſtein's Lager; ruhige, gemäßigte Umſicht, muthiges Unternehmen, der zarte Friede der beglückten, hoffenden Liebe, obgleich auf ſchwarzem Grunde, im zweiten Stücke; endlich Furcht und Schrecken und herzzerreißende Schauer, wenigſtens vom dritten Aufzuge an, in Wallenſtein's Tod. Das erſte Stück hüpft leicht geſchürzt dahin; das zweite dehnt ſich ruhig und langſam in eine breite Fläche aus; das dritte hat einen reißenden, jähen Sturz in engem Bette.

Ein weites Feld und einen zögernden Charakter[2] gewinnen nämlich die Piccolomini dadurch, daß das Stück die nächſte Vergangenheit der Handlung und der handelnden Perſonen heranzieht. Wallenſtein's Tod dagegen läuft an dem Faden des Augenblickes hin. Das Schauſpiel der Piccolomini hat gleichſam ein doppeltes Geſicht, theils in die Vergangenheit, theils in die Zukunft. Das letzte Stück eilt ſo raſch ſeinem Ende zu, daß es nicht rückwärts blicken kann.

Die ganze Handlung des dreifachen Dramas ſpielt nur vor und in Pilſen und in Eger, und iſt auf einige Tage beſchränkt. Das Lager fällt in denſelben Tag, mit welchem das Schauſpiel der Piccolomini beginnt. Denn Max kann es dem Küraſſier erſt dann ſagen, daß der General achttauſend Mann nach den Niederlanden abgeben ſoll (Wallenſtein's Lager, Scene 1), wenn er von ſeiner Reiſe aus Kärnthen mit des Feldherrn Gemahlin und Tochter im Lager angekommen iſt; dieß geſchieht aber erſt in den erſten Akten der Piccolomini. Auch treten im Lager ſchon die Dragoner des Buttler auf, dieſer kommt [illegible] mit ſeinem Regiment eben vor Eröffnung des Schauſpiels an. Wegen dieſer Gleichzeitigkeit beider Stücke gelangt auch die ſchon in Wallenſtein's Lager beſchloſſene Bittſchrift der Regimenter, ſie nicht mit dem Kardinal-Infanten nach den Niederlanden ziehen zu laſſen, erſt in Wallenſtein's Tod (Akt 1, Scene 3) an den Oberfeldherrn. Die Piccolomini ſpielen nun dieſen ganzen Tag und die darauf folgende Nacht hindurch. Das Bankett, welches Terzky den Generalen gibt, fällt in die erſte, die Unterredung zwiſchen Oktavio und ſeinem Sohne in die zweite Hälfte derſelben. Der Tag iſt ſchon angebrochen, als Max am Schluſſe des Schauſpiels von ſeinem Vater geht. Als dem Oktavio die Ankunft eines Eilboten angemeldet wird, ruft er in der vorletzten Scene aus: „So früh' am Tag! Wer iſt's?“ und Max ſagt, er werde heute noch den Wallenſtein auffordern, ſeinen Leumund vor der Welt zu retten.

---

[1] Zwei Stellen der erſten Bearbeitung ſtehen in Schiller's Album S. 91.

[2] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 3. S. 343.

Mit dieſem Heute — dem zweiten Tag — beginnt Wallenſtein's Tod. Der Herzog hatte nämlich in derſelben Nacht, in welcher das Bankett gegeben und jenes Geſpräch gehalten wurde, mit Seni aſtrologiſche Beobachtungen angeſtellt[1], und mit den Worten: „Der Tag bricht an, — — es iſt nicht gut mehr operiren,“ eröffnet ſich das dritte Stück. Es liegt alſo zwiſchen dieſem und dem zweiten Schauſpiel gar keine Zeit. In dieſen zweiten Tag fallen die erſten beiden

---

[1] Terzky ſagt in den Piccolomini:

»Ja, wißt Ihr,
Daß er ſich in der Nacht, die jetzo kommt,
Im aſtrologiſchen Thurme mit dem Doktor
Einſchließen wird und mit ihm obſerviren?«

Akte; mit dem dritten Aufzuge hebt der dritte Tag an[1]. Es iſt Morgen, wie man aus Wallenſtein's Worten ſchließen kann: „Es iſt noch ſtill im Lager." Dieſen Tag kam der Reitende wieder zurück, den Wallenſtein Tags vorher nach Prag geſchickt hatte. Gegen Abend folgt die Abreiſe nach Eger, wie uns die letzte Scene des dritten Aufzuges lehrt. Am vierten Tag Abends langt Wallenſtein in Eger an und in der darauf folgenden Nacht, in der Faſtnacht, findet er ſeinen Tod. Denn Terzky ſagt (Wallenſtein's Tod, Akt 4, Scene 7): „Wir wollen eine luſt'ge Faſtnacht halten." Das große reiche Drama nimmt alſo nicht mehr als vier Tage und zwei Nächte ein.

Wenn wir in unſerer Geſchichte der Schiller'ſchen Dichtung bei dieſem einzigen Werke anlangen, weht eine ungewohnte Luft uns an und belebt uns mit lebendiger Friſche, ein unbekanntes Menſchengeſchlecht iſt um uns herum geſchäftig, von neuen Gegenſtänden ſind wir umgeben, und weite Ausſichten bieten ſich uns dar.

Schiller hatte ſich ſo viele Jahre hindurch mit dieſem Einen Gegenſtand beſchäftigt, daß uns dieſe neue Erſcheinung hieraus ſchon begreiflicher wird. Studium, Anſtrengung, philoſophiſcher Scharfſinn und Gemüth vereinigten ſich in ihm, um dem großen Gegenſtand alle ſeine Seiten abzugewinnen und in deſſen Seele hinunterzuſteigen. Noch entſcheidender aber, als dieſe lange Beſchäftigung mit der Arbeit wirkten auf die neue Geſtaltung des Schauſpiels zwei andere Urſachen ein. Schiller ward durch die genaue Kenntniß ſeines Stoffes und, wie wir wiſſen, durch die ſtill wirkende Kraft Goethe's bewogen, für ſeine Arbeit einen möglichſt hiſtoriſch-objektiven Standpunkt zu nehmen; und er wählte die Schickſalsidee zum ideellen Prinzip ſeiner neuen Schöpfung.

Ueber den hiſtoriſch-objektiven Standpunkt haben wir früher den Verfaſſer ſelbſt bekennen hören, daß er in dieſer Arbeit über ſich ſelbſt hinausgegangen ſei, denn er arbeite an dem Werke mit keinem andern, als dem rein künſtleriſchen Intereſſe. In allen frühern Schauſpielen ſpricht der Dichter nur ſubjektiv mit überwiegender ſittlicher Neigung ſich ſelbſt, hier ſpricht er objektiv die Zeit aus, in welcher die Handlung ſtatt findet. Jene ſind von ſittlich-politiſchen Ideen ganz beherrſcht und haben daher einen ſentimentalen und rhetoriſchen Charakter, denn Schiller beſaß das Vermögen nicht, ſeine Ideen in individuelle Perſonen umzuſetzen und ins Objektive hinauszuſtellen. Hingegen vergeſſen wir, wie Tieck mit Recht ſagt, bei dem beſten und größten Theile des Gedichtes den Dichter ganz. Wallenſtein ſchließt ſich alſo großentheils an die Dichtung an, die wir als die rein poetiſche Gattung oben charakteriſirten,[1] und iſt, wie wir ſchon wiſſen, als die Frucht von eben demſelben äſthetiſchen Läuterungsprozeß zu betrachten, welcher auch ſeine reinſten lyriſchen und epiſchen Stücke geſtaltete. Aber Schiller konnte ſich in dieſer großen Schöpfung eben ſo wenig, als in den meiſten ſeiner kleinern Gedichte, des ſentimentalen Elements ganz entſchlagen, und ſo entſtand die dem übrigen Stücke beinahe widerſtreitende Liebesepiſode des Max und der Thekla.

---

[1] Thekla ſagt von Max: „Ich hab' ihn heut und geſtern nicht geſehen."

Doch ehe wir dieſen Theil näher betrachten, müſſen wir in die innere Oekonomie der Tragödie überhaupt eine tiefere Einſicht dadurch zu erhalten ſuchen, daß wir ſehen, wie das Schickſal in ihr wirkt und alles organiſirt. Haben wir dieſes gewürdigt und anerkannt, ſo wird es uns erlaubt ſein, zu zeigen, wie gegen dieſe ideelle Grundlage des Stückes ſich eine andere Hauptidee geltend machte und an welchen Verhältniſſen die folgerechte Durchführung des Schickſals nothwendig ſcheitern mußte. Dann handeln wir erſt von der genannten Epiſode, und zuletzt werden wir noch über einzelne Charaktere zu ſprechen haben.

Ich habe in dem erſten Theil dieſes Werkes den charakteriſchen Unterſchied der antiken und modernen Tragödie dahin beſtimmt, daß ich nachwies, wie jene den Menſchen in den Kampf mit dem Schickſal, dieſe in Streit mit den gewohnheitsmäßigen Formen der Geſellſchaft ſtellt, und ich habe den Beweis geliefert, daß Schiller's Dramen der erſten Periode in dieſer letzten Klaſſe ein natürliches und abgeſchloſſenes Syſtem bilden.[1] Den Wallenſtein hat Schiller auf das Schickſal gegründet und darnach würde, ſo ſcheint es, dieſes Drama eine antike Tragödie ſein.

---

[1] Siehe Theil 1, S. 237 ff.

Wie in Schiller's frühern Schauſpielen kaum das Wort Schickſal vorkommt,[2] ſo ſchließt auch ſeine Hiſtoriographie dieſen Begriff aus, indem ſie die Weltgeſchichte als das reine Reſultat der Naturkräfte mit der Freiheit des Menſchen darſtellt.[3] Das Schickſal iſt aber die religiös aufgefaßte und vorgeſtellte Naturnothwendigkeit, und wir wiſſen, daß die eigentlich religiöſe Denkweiſe in Schiller's Weltanſchauung durch die Macht des Sittlichen zurückgedrängt war. So iſt auch in ſeinen philoſophiſchen Abhandlungen von dem Schickſal kaum die Rede, ſo nahe er auch bei der Analyſe der Begriffe: Freiheit, Erhabenheit und Würde, an dieſer Vorſtellung vorbeiſtreifte. Er erörterte dem Kant'ſchen Standpunkt gemäß den Freiheitsbegriff ganz ſeinem ſittlichen, nicht ſeinem religiöſen Gehalte nach, und ſtellte ihm daher, als dem Idealen in uns, nur das Sinnliche, Wirkliche, Naturnothwendige entgegen, wie die äußere Erfahrung uns über daſſelbe belehrt. Nur in Einer Stelle, in dem Aufſatze über die tragiſche Kunſt,[4] ſpricht er eigens über das Schickſal, aber zugleich auch gegen deſſen Wiedereinführung in das neuere Drama, „weil eine blinde Unterwürfigkeit unter das Schickſal immer demüthigend und kränkend für freie, ſich ſelbſt beſtimmende Weſen ſei.“ „Dieß iſt es,“ fährt er fort, „was uns auch in den vortrefflichſten Stücken der griechiſchen Bühne etwas zu wünſchen übrig läßt, weil in allen dieſen Stücken zuletzt an die Nothwendigkeit appellirt wird, und für unſere, Vernunft fordernde Vernunft immer ein unaufgelöſ'ter Knoten zurückbleibt. Aber auf der höchſten und letzten Stufe, welche der moraliſch gebildete Menſch erklimmt und zu welcher die rührende Kunſt[1] ſich erheben kann, löſt ſich auch dieſer, und jeder Schatten von Unluſt verſchwindet mit ihm. Dieß geſchieht, wenn ſelbſt dieſe Unluſt mit dem Schickſal wegfällt, und ſich in die Ahnung oder lieber in ein deutliches Bewußtſein einer *teleologiſchen Verknüpfung der Dinge, einer erhabenen Ordnung, eines gütigen Willens* verliert. Zu dieſer reinen Höhe tragiſcher Rührung hat ſich die griechiſche Kunſt nie erhoben, weil weder die Volksreligion noch ſelbſt die Philoſophie der Griechen ihnen ſo weit voranleuchteten. Der neuern Kunſt, welche den Vortheil genießt, von einer geläuterten Philoſophie einen reinern Stoff zu empfangen, iſt es aufbehalten, auch dieſe höchſte Forderung zu erfüllen und ſo die ganze moraliſche Würde der Kunſt zu entfalten."

---

[1] Siehe Theil 1. S. 312 ff.

[2] Ebendaſelbſt S. 317.

[3] Ebendaſelbſt S. 319.

[4] Schiller's Werke in 1 B. S. 1157. 1. (Octavausg. Bd. 11. S. 341.)

So entſchieden verwarf Schiller noch im Jahr 1792 die Schickſalsidee, auf welche er jetzt ſeinen Wallenſtein baute. Das teleologiſche Prinzip der Vorſehung würde aber in der Tragödie eine ſchlechte Rolle geſpielt haben. Konnte er doch dieſe ganze Idee in der Betrachtung des Lebens und der Geſchichte nicht unbedingt gelten laſſen[2] — aber nur wie der Tragiker das Leben und die Welt anſchaut, kann er ſie poetiſch darſtellen. Er erwähnt auch ſpäter der Weltregierung zu dieſem dramatiſchen Gebrauch nicht mehr. Noch in der Hymne auf das *Glück* ſpricht er den ungriechiſchen Gedanken aus, er nenne den Mann groß, welcher

„Durch der Tugend Gewalt ſelber die Parze bezwingt."

Erſt im Balladenjahr, 1797, begegnen wir plötzlich Dichtungen, in denen die antike Idee des Schickſals lebt, welches den Menſchen überall da erfaßt, wo er aus dem ihm gezeichneten Gleiſe heraustritt. Der Taucher und der Ring des Polykrates theilen ſich mit dem gleichzeitig verfaßten Wallenſtein in denſelben Grundgedanken.

Wie kam Schiller zu dieſer Idee, die urſprünglich ſeinem Denken und Fühlen ſo fremdartig war? Offenbar wurde ſie ihm durch ſein Studium der Griechen zugeführt und durch Humboldt noch mehr in ihm ausgebildet. Sie ſchloß ſich aber an den tiefgefühlten Gegenſatz an zwiſchen dem, was der Menſch durch eigene Kraft vermag, und was ihm durch das Glück zu Theil wird, welcher Konflikt zwiſchen menſchlicher Selbſtthätigkeit und Glück in ſo vielen ſeiner Gedichte lebt. In Humboldt's Briefen an Schiller wird es an mehreren Stellen vorausgeſetzt, daß die ächte Tragödie den Menſchen im Kampfe mit dem Schickſale darzuſtellen habe. Freilich liegt für den, welcher den hiſtoriſchen Hergang der Sache nicht kennt, die Vermuthung nahe, der Dichter ſei durch den aſtrologiſchen Aberglauben ſeines Helden zu dieſem Prinzip geleitet worden. Aber wir haben ſchon erzählt, wie er erſt nach einem glücklichen Einfall Goethe's dieſen Glauben im Jahr 1798 ernſthaft und würdig zu behandeln anfing, während er es ſchon 1796 an ſeiner Arbeit tadelt, „das eigentliche Schickſal thue noch zu wenig, der Fehler des Helden noch zu viel zu deſſen Unglück.“[1] Dieſe Schickſalsidee fand alſo in der Aſtrologie durch einen glücklichen Zufall einen hiſtoriſchen Schutz, eine zeitgemäße Begründung, aber ſie ging für den Dichter keineswegs aus ihr hervor. Er konnte durch den aſtrologiſchen Glauben ſeine mitgebrachte Theorie faktiſch motiviren und lebendig in die Handlung verweben. Hätte ihm Wallenſtein's Sterndeutung die Schickſalsidee an die Hand gegeben, ſo würde er gewiß dieſe Idee auf die Meinung des Helden beſchränkt und nicht ihre Rechtfertigung eigens allenthalben im Stück verſucht, ſo würde er nicht ſeine ganze Tragödie auf ihr aufgeführt haben.

---

[1] Siehe Theil 7, S. 30.

[2] Ebendaſelbſt S. 217 ff.

Es trat jetzt alſo eine neue Idee in Schiller's Dichtung ein, die umfaſſend genug ſchien, ein ganzes Gebäude zu tragen und deſſen Aufbau zu beſtimmen, die tief genug war, ſeinem eindringenden Geiſte eine Fülle von neuen Gedankenkombinationen zu liefern. So wußte er auch bei dieſer objektiven Dichtung ſein philoſophiſches Talent zu betheiligen. Ohne eine klar gedachte, ideelle Einheit blieb auch dieſes Werk nicht; der mannigfaltigſte, reichſte reale Stoff wäre ihm ohne einen ſolchen ideellen Gehalt auf die Länge der Zeit trocken und unintereſſant erſchienen.

---

[1] Schiller's und Goethe's Briefwechſel, Theil 2. S. 272.

Wie behandelte er nun ſeinen Stoff nach dieſer Grundidee? Wie geſtaltete ſich ihm ſein großes Werk nach dieſem Prinzip?

Der Held der Tragödie war lange Zeit in ſeinem Plan, ſich gegen ſeinen Kaiſer zu empören, unſchlüſſig, bis er ſich endlich zu dem entſcheidenden Schritte gleichſam gezwungen ſah. „Wie?“ ruft er in dem Drange der Verhältniſſe aus:

„Wie? ſollt' ich's nun im Ernſt erfüllen müſſen,
Weil ich zu frei geſcherzt mit dem Gedanken?
Verflucht, wer mit dem Teufel ſpielt!“

In eben dieſer Weiſe ſpricht er ſich in dem Monolog (Wallenſtein's Tod, Akt 1, Scene 4) aus:

„Beim großen Gott des Himmels! Es war nicht
Mein Ernſt, beſchloſſ'ne Sache war es nie.
In dem Gedanken bloß gefiel ich mir;
Die Freiheit reizte mich und das Vermögen.
War's Unrecht, an dem Gaukelbilde mich
Der königlichen Hoffnung zu ergötzen?“

Daher kann ſich auch z. B. Terzky „manchmal gar nicht in ihn finden,“ ſo ſchwankend waren ſeine Worte und ſein Benehmen. Der dunkle Plan, über dem ſein gekränkter Ehrgeiz Jahre lang brütete, verwirrte ihn ſelbſt, daß er zu keinem beſtimmten und feſten Entſchluſſe gelangen konnte. Weil er mit ſich ſelbſt nicht eins war, konnte ihn auch ſeine nächſte Umgebung nicht begreifen. Als Terzky ihm bemerkt, daß alles, was er bisher mit dem Feind verhandelt habe, auch hätte geſchehen können, wenn er ihn nur hätte zum Beſten haben wollen — da antwortete er dem Grafen:

„Und woher weißt du, daß ich ihn nicht wirklich
Zum Beſten habe? Daß ich nicht euch alle
Zum Beſten habe? Kennſt du mich ſo gut?
Ich wüßte nicht, daß ich mein Innerſtes
Dir aufgethan.“

Wenn daher Octavio in jener langen Unterredung mit ſeinem Sohne (Piccol. Akt 5, Scene 1) verſichert, Wallenſtein habe ihm ſelbſt mit kaltem Blute vertraut,

„Daß er zum Schweden wolle übergehn,
Und an der Spitze des verbundnen Heers
Den Kaiſer zwingen wolle —“

ſo ſagt er zu viel, denn beſchloſſene Sache war es damals noch nicht, doch nicht mehr, als er vorausſetzen und vorausſehen konnte. Nur ſo viel iſt gewiß, daß der Fürſt ſeit jener Kränkung, die er auf dem Reichstage zu Regensburg erfahren, auf Rache am Hauſe Oeſtreich und am Kaiſer ſinnt, und daß das Glück, welches ihn zu einer ſo ſchwindligen Höhe raſch wieder emporgetragen, ſeinen Ehrgeiz zu verbrecheriſchen Gedanken ſteigerte.

Dieſe Leidenſchaft des Ehrgeizes bemächtigt ſich ſeiner dergeſtalt, daß alle ſeine Gedanken von ihr ausgehen und zu ihr zurückkehren. Nur ein gigantiſches Traumbild vermochte dieſe tiefe Seele zu erſchöpfen. Als er, zum erſten Mal nach acht Jahren, ſeine Tochter wiederſieht, iſt es nicht ſeine Vaterliebe, welche durch die holde Erſcheinung in ihm rege gemacht wird, es iſt nur die tiefgewurzelte Ehrſucht, an welche ihn ihr Anblick erinnert (Piccolomini, Akt 2, Scene 3).

„Ja! Schön iſt mir die Hoffnung aufgegangen.
Ich nehme ſie zum Pfande größern Glücks,“

ſind die Worte, mit denen er Thekla bewillkommt, und dieſe hat ganz Recht, daß ſie ihn zu beſchäftigt findet, „als daß er Zeit und Muße könnte haben, an ihr Glück zu denken.“ Kann ſie ein Herz zu ihm faſſen, der ſie nur als ein langgeſpartes Kleinod, als die „höchſte, letzte Münze ſeines Schatzes“ (Wallenſteins Tod, Akt 3, Scene 4) für ſeine egoiſtiſchen Zwecke betrachtet?

Die überlegene Kraft trieb den Helden an, ſich ſo zu geben, wie er war. Er hielt es nie der Mühe werth, „die kühn umgreifende Gemüthsart zu verbergen.“ Er lieh, wie er im Monologe ſagt, dem Unmuth Stimme, er gab der Laune Raum, der Leidenſchaft, und ging nie darauf aus, den ſchlimmen Schein zu meiden. Deßwegen that er auch, um vollkommen Meiſter ſeines Planes zu ſein, Schritte, die ihn nothwendig als Verräther erſcheinen laſſen mußten, ehe er es wirklich war. Ohne zur Empörung entſchloſſen zu ſein, aber um ſeinem Ehrgeize den Weg zu einem beliebigen Entſchluß zu bahnen, knüpfte er Jahre lang fortgeſetzte Unterhandlungen mit dem Feinde an, und ließ endlich, als das Unternehmen reif zu ſein ſchien, ſeine Generale und Heeresabtheilungen vor Pilſen zuſammenkommen, und auch ſeine Gemahlin und Tochter aus Kärnthen holen, um ſie der Macht des Kaiſers zu entziehen.

Bis hieher ſehen wir den Helden aus freiem Antriebe handeln und auf der Scheidelinie des Verzeihlichen und Strafbaren mit dem Ueberfluß ſeiner Macht ein verwegenes Spiel treiben. Jetzt aber tritt das Verhängniß handelnd ein, welches ihm aus ſeinen eignen Werken eine Mauer aufbaut, die ihm die Umkehr unmöglich macht. Er erhält Nachricht, daß man in Wien ſeine Abſetzung beſchloſſen und den jungen König von Ungarn zu ſeinem Nachfolger beſtimmt habe; und ein kaiſerlicher Abgeordneter, welcher im Lager erſcheint, verlangt, um ihn vorläufig zu ſchwächen und ſeine verdächtigen Plane zu vereiteln, daß Wallenſtein von ſeinem Heere acht Regimenter dem ſpaniſchen Kardinal-Infanten für deſſen Zug nach den Niederlanden abtrete und mit dem übrigen Heere ſogleich gegen Regensburg aufbreche, angeblich um den Rheingrafen aus dieſer Stadt zu vertreiben. Die bevorſtehende ſchimpfliche Abſetzung wollte ſich der ruhmgekrönte Gegner des Guſtav Adolph nicht zum zweiten Male gefallen laſſen; das widerſtritt der Naturnothwendigkeit in ſeinem Buſen:

„Ich kann jetzt noch nicht ſagen, was ich thun will.
Nachgeben aber werd' ich nicht. Ich nicht!
Abſetzen ſollen ſie mich auch nicht.“

Die Rieſenentwürfe in den Müßiggang des Privatlebens zu begraben, ſchien ihm eine Zerſtörung ſeines Weſens: „Wenn ich nicht wirke mehr, bin ich vernichtet.“ Eher will er alles wagen und unternehmen, als daß er, der ſo groß begonnen, ſo klein aufhöre.

Die Motive, die ihn zum Abfall treiben, häufen ſich. Die Regimenter reichen eine Bittſchrift ein, daß Wallenſtein ſie nicht in die Niederlande verleihen möge (Wallenſtein's Tod, Akt 1, Scene 3); Soldaten und Officiere ſind ihm mit Leib und Seele ergeben; letztere verpflichten ſich ſchriftlich, durch einen Betrug des Illo, ſich dem Wallenſtein unbedingt zu weihen; ſie wollen ihn ſeine Feldherrnwürde nicht niederlegen laſſen (Piccolomini, Akt 2, Scene 6) und ſind mit ihm einverſtanden, daß die Armee jetzt, in der üblen Jahreszeit, nicht Böhmen räumen und dem Feind entgegenziehen könne. In allem dieſem ſollen wir nach der Abſicht des Dichters die Wirkſamkeit der verhängnißvollen Macht erkennen, welcher der Menſch anheimfällt, wenn er auch nur in ſeinen Gedanken und Wünſchen das rechte Maß überſchreitet — denn nicht Handlungen oder Worten, ſondern dem innern Getriebe der Seele ließ der modern philoſophirende Dichter das antike Schickſal als Nemeſis folgen. Der Bruch mit dem Hofe war unvermeidlich, ja er war ſchon geſchehen, als der Held immer noch zauderte, den Entſchluß zu faſſen, der ſchon nicht mehr in ſeiner Wahl ſtand. Denn noch hatten ihm ſeine Sterne des Schickſals Wille nicht verkündigt, die rechte Stunde noch nicht genannt, in welcher er froh vertrauend die Ausſaat ſeiner That der dunkeln Zukunft übergeben könnte. Aber als alles Irdiſche ſich ſcheinbar zu ſeinen Gunſten zuſammengefunden und gefügt hatte, täuſchte ihn das Schickſal auch durch den glücklichen Aſpekt der Sterne, den er mit ſeinem Doktor Seni im aſtrologiſchen Thurme beobachtete. Hierbei ruft er, wie erleichtert und ermuthigt, aus (Wallenſtein's Tod, Akt 1, Scene 1):

„Nicht Zeit iſt's mehr zu brüten und zu ſinnen,
Denn Jupiter, der glänzende, regiert,
Und zieht das dunkel zubereitete Werk
Gewaltig in das Reich des Lichts — Jetzt muß
Gehandelt werden, ſchleunig, eh' die Glücks-
Geſtalt mir wieder wegflieht über'm Haupt.“

Und um dieſem Vertrauen auf das Sternorakel einen phyſiſchen Nachdruck zu geben, muß in demſelben Augenblick die Nachricht anlangen, daß der alte Unterhändler Seſina, welcher um jede geheime Verhandlung mit den Schweden und Sachſen wußte, mit allen handſchriftlichen Dokumenten des Terzky, von den Kaiſerlichen aufgefangen und ſchon nach Wien abgeführt worden ſei. Nicht herzuſtellen war mehr das Vertrauen; Wallenſtein mußte ein Verräther ſein und bleiben, er mochte machen, was er wollte! — Ja, damit ihm der Uebertritt noch mehr erleichtert würde, langt gerade jetzt der ſchwediſche Oberſt Wrangel im Lager an mit ausgedehnter Vollmacht, alles abzuſchließen; denn vereinige man ſich auch dießmal nicht, ſo wolle der Kanzler die Unterhandlung, die nun ſchon ins zweite Jahr hinſchleiche, auf immer für abgebrochen halten.

Das Verhängniß konnte den Helden nicht mit ſtärkern und dichtern Netzen umſtricken; und wenn Eckermann Goethen ſagen läßt, daß Schiller nicht für das viele Motiviren geweſen ſei, ſo gilt dieß nicht für den vorliegenden Fall. Wallenſtein wird, wie Tieck im erſten Bande ſeiner dramaturgiſchen Blätter ganz richtig bemerkt, eher durch zu viele Motive, als durch zu wenige zur Empörung gedrängt.

Er übergibt ſich ſeinem Verhängniß. Von nun an iſt alles in das Schickſal hineingearbeitet, ihm alles zugeſpielt. Schiller hat dadurch erreicht, was er im Prologe ſagt: er hat die größere Hälfte der Schuld ſeines Helden den unglückſeligen Geſtirnen zugewälzt. Aber der Dichter iſt offenbar in den entgegengeſetzten Fehler von dem gerathen, den er vermeiden wollte: das Schickſal thut zu viel, der Held zu wenig. Wie dieſer bisher des Schickſals Verheißung nur abgewartet hat, ſo unterwirft er ſich ihm jetzt mit beinahe leidendem Gehorſam. Von einem Kampfe gegen daſſelbe, oder gar von einem Triumph der Freiheit über das Schickſal, findet ſich keine Spur. So zeigt es ſich im Verfolg des Dramas.

Sogleich nach gefaßter Entſchließung will er die Boten, will er den Wrangel zu ſich gebracht haben, um jenen ſeine Befehle nach Eger und Prag zu geben, um mit dieſem den

Vertrag feſtzuſetzen, und er ſagt (Wallenſtein's Tod, Akt 1, Scene 1): „Schickt nach dem Oktavio!“ — Es gibt nicht leicht eine andere ſo tief bedeutungsvolle Stelle, als dieſen einfachen Satz: „Schickt nach dem Oktavio!“ nach dem verhängnißvollen Schritt. Der falſche Freund, den ihm das lauernde Geſchick ſeit dem Morgen vor der Lützener Schlacht durch ein doppeltes berückendes Traumbild an ſein redlich, unerſchütterlich vertrauendes Herz gelegt hatte, dieſer muß es ſein, welchen er im erſten Momente, wo er den dunkeln Schickſalsmächten verfallen iſt, zu Hülfe ruft. Rührend iſt Wallenſtein's Verblendung im Geſpräch mit Terzky und Illo (Wallenſtein's Tod, Akt 2, Scene 3) dargeſtellt, trefflich iſt ſie durch die berühmte Erzählung ſeines Traumes motivirt, ſehr kunſtverſtändig läßt ihn der Meiſter jetzt, wo Oktavio erſt in die Haupthandlung vom Helden verflochten wird, ſein ganzes Vertrauen enthüllen und begründen, an einer Stelle, welche mit den unmittelbar folgenden Scenen (Wallenſtein's Tod, Akt 2, Scene 4 und folg.) einen ſo ſchneidenden Kontraſt macht.

In der Unterredung mit Max (Akt 2, Scene 2) macht Wallenſtein als Beweggrund ſeines Verrathes nichts anderes geltend, als die Nothwehr, die aufgezwungene Selbſtvertheidigung; ſein ſittliches Urtheil iſt ſo wenig befangen, daß er ſeinen Schritt, von dem er ausdrücklich ſagt, „daß ihn ſein Bewußtſein tadle,“ zu bereuen ſcheint, und nachdem Max fort iſt, den Terzky fragt, wo Wrangel ſei. Doch dieſer iſt ſchon abgereiſ't, und Terzky fügt, mit offenbarer Hindeutung auf ein dunkeles dämoniſches Walten, die Worte bei (Akt 2, Scene 3):

> „Es war als ob die Erd' ihn eingeſchluckt.
> Ich hatt' ihn noch zu ſprechen, — doch weg war er,
> Und Niemand wußte mir von ihm zu ſagen.
> Ich glaub, es iſt der Schwarze ſelbſt geweſen;
> Ein Menſch kann nicht auf einmal ſo verſchwinden.“

Worte, deren letzter Theil, von ſeinem myſtiſchen Sinn entblößt, ſehr ſchlecht auf den ehrlichen Wrangel paßt. Wenn wir den Wallenſtein ſo wankelmüthig ſehen, müſſen wir ihn um ſo mehr achten und lieben, als es einleuchtet, daß die alleinige Quelle dieſes Wankelmuthes nur ſein redliches Herz iſt. Er verliert aber von äſthetiſcher Seite, was er von moraliſcher gewinnt.

Unterdeſſen meinte die allzuſcharfſichtige Gräfin im Sinne ihres Schwagers zu handeln, gab aber dem obwaltenden Verderben nur einen größern Spielraum, indem ſie eine Neigung zwiſchen Max und Thekla beförderte, damit dieſe ihren Geliebten und durch ihn deſſen Vater an der Sache Wallenſtein's feſthielte. Aber an dem Herzen der Liebenden ſcheitert dieſer klug ausgeſonnene Plan, und Octavio hat im pflichtmäßigen Dienſte ſeines Kaiſers insgeheim ſchon beinahe ſämmtliche Befehlshaber für die gute Sache gewonnen und, allen ihm wohlbekannten Veranſtaltungen Wallenſtein's vorgebeugt. Er reiſ't von ihm, um, ſeiner Macht entzogen, nun offenbar gegen ihn zu handeln, und läßt dem Fürſten in Buttler einen ſchlimmern Dämon zurück, als er ſelbſt ihm je geweſen war.

Mit dem dritten Aufzuge fängt eigentlich die Schickſalshandlung erſt an. Der Held will einmal von Geſchäften ruhen, und im lieben Kreis der Seinen eine heitere Stunde verleben. Wie David jenem altteſtamentlichen Könige, ſoll ihm ſeine Tochter durch Zither und Geſang den böſen Dämon vertreiben, „der um ſein Haupt die ſchwarzen Flügel ſchlägt.“ Aber es iſt der Tochter, die eben über ſeinen Abfall vom Kaiſer belehrt worden war, unerträglich, ihn nur zu ſehen, es iſt ihr unmöglich, vor ihm zu ſingen. — Jetzt nimmt, Schlag auf Schlag, eine ſchlimme Nachricht die ſchlimmere auf; jede Aufklärung vermehrt das Uebel; alles iſt Erwartung, Angſt, Unfall. Iſolani, die andern Generale mit ihren Regimentern ſind verſchwunden, die Tiefenbacher wollen nicht gehorchen — Octavio Piccolomini hat ſeinen Freund verrathen! Den Helden wirft mehr der Schmerz über den Betrug, als über den Verluſt einen Augenblick zu Boden; aber ſchnell erhebt er ſich wieder im Bewußtſein ſeiner beſſern Natur, im geretteten Glauben an ſeine Sterne (Akt 3, Scene 9):

„Die Sterne lügen nicht, das aber iſt
Geſchehen wider Sternenlauf und Schickſal“ ꝛc.

Und in dieſem Augenblicke naht ſich ihm — Buttler, wie er meint, ſein treu gebliebener Freund:

„Komm' an mein Herz, du alter Kriegsgefährte!
So wohl thut nicht der Sonne Blick im Lenz,
Als Freundes Angeſicht in ſolcher Stunde.“

Ihm, „dem Redlichen,“ äußerte er ſich noch eben (Akt 2, Scene 4), habe er ein ſtilles Unrecht abzubitten, denn ein lügenhaftes Gefühl, deſſen er nicht Herr ſei, überſchleiche in deſſen Nähe ſchaudernd ihm die Sinne, und hemme der Liebe freudige Bewegung. Jetzt klagt er dem „Treuen“ ſeinen großen, menſchlichen Schmerz, und verbirgt ſein Geſicht an ſeiner Bruſt, und als Buttler ſagt, er ſolle den Falſchen vergeſſen, erwiedert der Unglückſelige:

„Wohl, wohl geſprochen. Fahre hin! Ich bin
Noch immer reich an Freunden; bin ich nicht?
Das Schickſal liebt mich noch, denn eben jetzt,
Da es des Heuchlers Tücke mir entlarvt,
Hat es ein treues Herz mir zugeſendet.“

Schwerlich iſt noch von irgend einem andern Dichter die verhängnißvolle Verblendung des Menſchen und ſeine Kurzſichtigkeit ſo rührend und erſchütternd dargeſtellt.

Und dieſer Todesengel, auf deſſen „treue Schulter“ er ſich ſtützt, verkündet ihm nun, wie der Lärm im Lager entſtanden, daß Prag verloren, daß er ſelbſt mit Terzky und Illo geächtet ſei.

Es verdient bemerkt zu werden, daß dieſer Zuſammenſturz ſeiner Größe unmittelbar darnach folgt, wo Wallenſtein noch davon geſprochen hatte, daß er ſeine Tochter nicht niedriger loszuſchlagen denke, als um ein Königsſcepter, und daß die Nemeſis die ahnungsvolle Antwort ſeiner Gemahlin: O mein Gemahl! Sie bauen immer, bauen bis in die Wolken u. ſ. w. (Akt 3, Scene 4), ſogleich in Erfüllung bringt. Der Fürſt erträgt übrigens dieſe Schläge mit ruhiger Faſſung und gelaſſenem Muthe. Aber es iſt ein irdiſcher Muth, welcher ſich auf ſeine vermögende Geiſteskraft, auf die noch treu gebliebenen Regimenter und auf die Hülfe von den Schweden ſtützt — und nicht der ideale Muth, welcher dem tragiſchen Helden im Kampfe mit dem Schickſal erwächſt. Dieſes glaubt ja Wallenſtein auf ſeiner Seite zu haben.

In der folgenden Scene im großen Saal, in welcher er den abgeordneten Küraſſiren ſeine großartige Tendenz zu erkennen gibt, daß er die Schweden nur zu benutzen gedenke, um ſich endlich zwiſchen ihnen und den Deutſchen, zwiſchen den Lutheriſchen und Katholiſchen zum Schiedsrichter aufzuwerfen und Europa mit dem lang erſehnten Frieden zu beglücken, da tritt Buttler mit ſeinem erheuchelten Eifer und der Nachricht dazwiſchen, daß Terzky's Regimenter die kaiſerlichen Adler abreißen und Wallenſtein's Zeichen aufpflanzen, und der Fürſt ruft, als nun auch die Pappenheimer ſich von ihm gewandt haben, ahnend aus (Akt 3, Scene 16):

„Buttler! Buttler!
Ihr ſeid mein böſer Dämon; warum mußtet Ihr's
In ihrem Beiſein melden! — Alles war
Auf gutem Weg — Sie waren halb gewonnen" ꝛc.

Doch ein neuer Glücksſtern zeigt ſich noch ſeinem „wahrſagenden Herzen": Max iſt noch hier.

„Er hat mich nicht verrathen, hat es nicht
Vermocht — Ich habe nie daran gezweifelt."

Aber Max iſt nur gekommen, um ſeiner Thekla das letzte, ewige Lebewohl zu ſagen. Weder ernſte Drohung noch bevorſtehende Gefahr kann ſeinen Muth erſchüttern; und des Herzogs rührende Bitten, die wohl noch kein menſchlich empfängliches Auge ohne eine Thräne las: „Max, bleibe bei mir! — — Es kann nicht ſein, ich mag's und will's nicht glauben, daß mich der Max verlaſſen kann" ꝛc., können wohl ſein Herz zerreißen, aber ihn nicht von Pflicht und Ehre abrufen, und als er zwiſchen ihr und den Regungen der frommen Freundestreue zu wanken beginnt, beſtärkt ihn Thekla ſelbſt in ſeiner frühern Wahl. Der Zug ihres Herzens iſt auch hier des Schickſals Stimme. Doch ſchnell, in grauſendem Zuſammenklang, zeigt ſich auch die äußere Nothwendigkeit, den Liebling mit ſeinen Pappenheimern ziehen zu laſſen. Mit ſeiner natürlichen Unerſchrockenheit ſteht der

Heldenmüthige auch jetzt noch aufrecht im allgemeinen Schiffbruch, und ſchnell gefaßt, entweicht er dem Geſchick noch an demſelben Abend nach Eger.

Doch in dieſem vermeintlichen Rettungsort iſt ihm ſein Verderben ſchon im voraus bereitet. An den Kommandanten der Feſtung hatte er Buttlern, deſſen Freund und Landsmann, ſchreiben laſſen, ihn in dieſelbe aufzunehmen. Gordon öffnet ſie unbedenklich, — weil ihm ein kaiſerlicher Brief befiehlt, nach Buttler's Ordre blindlings ſich zu fügen. „Bis hierher, Friedland, und nicht weiter!“ ſpricht, nachdem Wallenſtein mit den Treugebliebenen in Eger angekommen iſt, durch Buttler's Mund die Schickſalsgöttin. Dieſer will Ehr' und Leben verpfändet haben, ihn hier gefangen zu nehmen, und bewegt den greiſen Kommandanten, ihm hierin Beiſtand zu leiſten. Die Kunde kommt an, daß die Schweden den Max mit ſeiner Heldenſchaar beſiegt und getödtet haben, daß ſie nur noch fünf Meilen entfernt ſtehen, daß ſie Morgen, zwölftauſend Mann ſtark, ihren Einzug halten werden. Terzky und Illo jubeln in blinder, übermüthiger Siegestrunkenheit, während ſie ſchon vom Mordnetz umſtrickt ſind. Wenn in Buttler auch etwas für Wallenſtein ſpräche — jetzt, wo die Schweden ſo eilend nahen, muß er ihn tödten, damit der Herzog nicht entkomme. Thekla vernimmt unterdeſſen den verhängnißvollen Tod ihres Max und eine blinde Gewalt treibt ſie an, ihm zu folgen:

„Fortſtoßend treibt mich eine dunkle Macht
Von dannen — Was iſt das für ein Gefühl!
Es füllen ſich mir alle Räume dieſes Hauſes
Mit bleichen, hohlen Geiſterbildern an.“

Selbſt ihre Hofdame wagt nicht mehr zu bleiben. Wallenſtein's Seele iſt von der tiefen Trauer um den Liebling ſeines Herzens bewegt, aber keine innere Ahnungsſtimme, verſichert er, prophezeihe ihm etwas Schlimmes. In ruhiger Sicherheit überraſcht ihn das Verderben, welches nichts aufzuhalten vermag, denn des Schickſals Schluß kann nichts vereiteln. Daß beim Auskleiden die goldne Kette, des Kaiſers erſte Gunſt, entzwei ſprang, hätte ihn warnen mögen. Des alten

Gordon Mahnung, den Tag vor dem Abend nicht zu loben, weiß er zu beſeitigen; des Schickſals Neid ſei auf das geliebte, reine Haupt des Hingeſchiedenen abgeleitet. Vergebens wahrſagt ihm ſein Aſtrolog aus grauſenhaftem Planetenſtand, daß ihm Unglück von falſchen Freunden drohe; vergebens werfen ſich ihm Seni und Gordon zu Füßen und flehen ihn, ſich nicht mit den Schweden zu verbinden, vergebens ſein Kämmerling. Buttler mit ſeinen Mordknechten tritt auf, und hört nicht Gordon's Flehen, dem Fürſten nur noch eine Stunde zu gönnen. Schwediſche Trompeten, die man zu hören glaubt, beſchleunigen die Unthat, — aber es war ein Irrthum, die Kaiſerlichen ſind's, die eingedrungen, von Oktavio ſelbſt geführt. Sie kommen aber einen einzigen Augenblick zu ſpät, die Gräfin nimmt Gift, Thekla iſt verſchwunden, die Herzogin ringt mit dem Tod, und Oktavio kann ſich ſeines Fürſtenſtandes nicht erfreuen, denn er hat keinen Erben mehr.

„Des Schickſals eiſerne Gewalt, fürchterlich den Mann umſtrickend, der ſie zuerſt gereizt, auf die zurückfallend, welche ihr dienten, und zermalmend alles, was ſich ihnen näherte, iſt das Thema des Wallenſtein!“[1] Das Verhängniß trägt einen vollſtändigen Triumph davon. Die Schickſalsidee wuchert in alle Theile des Dramas hinein, und organiſirt das ganze Kunſtwerk.

Nachdem wir den Aufbau der Tragödie auf der Schickſalsidee nachgewieſen haben, wenden wir uns zur Beurtheilung. Hier werden wir zuerſt einleitend einzelne Bemerkungen über das Fatum in dem Schauſpiel an einander reihen; dann unſern Zweifel dagegen erheben, ob überhaupt das Schickſal mit Recht zur Baſis eines ſolchen realiſtiſchen Sujet wie Wallenſtein gemacht worden ſei; und endlich haben wir, dieſen Gegenſtand abſchließend, den Beweis zu führen, daß im Wallenſtein außer dem Schickſal noch ein zweites Prinzip waltet. Dieſe Analyſe wird uns ein wiſſenſchaftliches Verſtändniß der großen Schöpfung verſchaffen.

---

[1] Ueber Schiller's Wallenſtein, von Süvern, S. 155.

An der Art, wie Schiller das alles erdrückende Schickſal motivirt hat, laſſen ſich einige gegründete Ausſtellungen machen. Das aſtrologiſche Orakel im erſten Aufzuge täuſcht den Helden, um ihn zu ſtürzen, wenigſtens wird es nirgends angedeutet, daß dieſer ſich ſelbſt in der Auffaſſung des Orakels geirrt oder daß er falſch ausgelegt habe, — wie dieß der fromme Glaube der Griechen immer annahm. Warum läßt nun aber daſſelbe Orakel dem Herzog durch Seni Unglück von falſchen Freunden verkündigen (Akt 5, Scene 5)? Durch dieſe Warnung wirkte ſich ja das Schickſal ſelbſt entgegen. Denn das wird man doch nicht ſagen wollen, daß dieſe feindſelige Macht den Unglücklichen nur geneckt habe, indem ſie ihm einen Wink gegeben, welchen zu befolgen es damals ſchon zu ſpät oder der Herzog allzu verblendet geweſen ſei? Das wäre in unſerer unfrommen Anſicht von dieſer höhern Macht doch zu weit gegangen!

Ferner ahnet Wallenſtein gar nicht, was ihm bevorſteht. Er lebt in einer ungeheuern Verblendung bis zum Moment ſeines Todes, und wie ſehr auch das ganze Stück vom Schickſal gleichſam angefüllt iſt, ſo vermag er ihm gegenüber doch keine Größe des Handelns zu zeigen, weil er nicht mit ihm kämpft, ſondern mit ihm gut zu ſtehen meint. Der erhabene Gegenſtand des Schickſals wird, um in der Schiller'ſchen Theorie[1] zu reden, nicht auf die Lebenskraft, ſondern auf die Faſſungskraft des Helden bezogen, und dieſe Faſſungskraft unterliegt dem Verſuch, ſich von dem Schickſal einen richtigen Begriff zu bilden, ohne daß der Held dieſes Unvermögen ahnet. Es iſt alſo nur das „theoretiſch Erhabene," „das Erhabene der Faſſung," welches der Tragödie durch das Schickſal mitgetheilt wird. Das Schauſpiel vergegenwärtigt uns von dieſer Seite das Unvermögen des Menſchen, das Ueberirdiſche, das Ewige (denn als ſolches iſt das Schickſal vorgeſtellt) zu begreifen. Wallenſtein wähnt mit unerſchütterlicher Feſtigkeit, durch ſeine Aſtrologie der tiefſten Schickſalskunde theilhaftig zu ſein und in Oktavio ein untrügliches Pfand ſeines Glückes zu beſitzen, — und iſt, wie Illo ſagt, mit ſehenden Augen blind. Ein vor Buttler warnendes richtiges Gefühl legt er für eine Stimme aus, die der Lügengeiſt betrüglich nachgebildet habe (Akt 3, Scene 4), die vorbedeutenden Träume ſeiner Schwägerin erklärt er für Einbildungen, und ſeine auf die „tiefſte Wiſſenſchaft“ (Akt 2, Scene 2) gebaute Sicherheit wächſt, je mehr er ſich ſeinem Verderben naht. Kann die Kurzſichtigkeit des Menſchen rührender und erſchütternder vor Augen geſtellt werden? So berührt das Drama in dieſem Punkte das, von den Philoſophiſchen Briefen an durch ſo viele Gedichte und Aufſätze ſich hindurchziehende wiſſenſchaftliche Intereſſe, die Anmaßungen der menſchlichen Vernunft in ihre Schranken zurückzuweiſen und als verderblich darzuſtellen.

---

[1] Schiller's Werke in 1 B., S. 1264 2. c. (Oktavausg. B. 12, S. 343) Vergleiche Theil 2, S. 326 f.

Wallenſtein, ſagte ich oben, ahnet in ſeiner verhängnißvollen Verblendung ſein Schickſal nicht. Aber es darf nicht überſehen werden, daß dieſes Vertrauen auf ſeine Glücksſterne nicht rein durchgeführt worden iſt. Wie kann er kurz vor ſeinem Ende, ſelbſt bei Erwähnung der Ermordung Heinrichs des Vierten durch Ravaillac, ſo unerſchütterlich ruhig ſein, er, welcher unmittelbar nach beſchloſſenem Abfall die Worte ſprach (Akt 1, gegen das Ende):

„Und ich erwart' es, daß der Rache Stahl
Auch ſchon für meine Bruſt geſchliffen iſt“ u.

Dieſe Vorahnung, wenn ſie auch aus einem augenblicklichen Gefühl ſeines Unrechts hervorgeht, ſtimmt nicht mit ſeiner ſonſtigen Sicherheit zuſammen. Eben ſo fallen die Verſe auf, mit welchen der Fürſt die Diener des Schickſals, die Sterne, gegen den Verrath des Octavio in Schutz nimmt (Akt 3, Scene 9):

„Die Sterne lügen nicht, das aber iſt
Geſchehen wider Sternenlauf und Schickſal.“

Wenn das Schickſal unvermeidlich iſt, ſo kann nichts wider das Schickſal geſchehen. Der Ausdruck iſt der Homer'ſchen Dichtung entlehnt; aber bei Homer iſt das Verhängniß nicht nothwendig beſtimmend und unvermeidlich, wie in Schiller's Wallenſtein (Akt 5, Scene 3). Und ſo möge hier noch als eine Einzelnheit angeführt werden, daß Wallenſtein einmal ſeiner Theorie untreu ſpricht, indem er auf die Nachricht der Gefangennehmung des Seſina ausruft (Akt 1. Scene 2): „Es iſt ein böſer Zufall!“, ſpäter aber (Akt 2. Scene 3) dem Illo beweiſ't, daß es keinen Zufall gebe.

Wichtiger iſt uns die Bemerkung, daß alle Hauptperſonen vom Schickſal ein zu klares Bewußtſein haben und allzuviel über daſſelbe ſprechen. Was ſie ſagen iſt häufig kein Angſtruf in ihrem Bedrängniß, kein unmittelbarer Erguß ihrer beſondern Stimmung, kein eigenthümliches Gewäche einer individuellen Lage, ſondern das Reſultat einer überſchauenden Reflexion, ein Schatz aus dem Ideenmagazin des Dichters. Durch dieſe theoretiſche Bearbeitung hat aber das Stück in der That mehr verloren, als gewonnen. Gerade durch das Raiſonnement iſt das Schickſal zu etwas Aeußerlichem, Fremdem geworden. Die vielen Reflexionen erheben das Fatum zu einer für ſich beſtehenden Allgemeinheit und reißen es dadurch gewaltſam von der Handlung weg, welche, wie ſchon Ariſtoteles ſagt, immer etwas ganz Beſonderes iſt. Das Schickſal iſt zu einer eignen abſtrakten Figur geworden, welche hinter der Scene ihr Weſen treibt und von hier aus geheimnißvoll die Handlung beſtimmt. Es hat ein ſelbſtſtändiges, abgeſondertes Daſein. Eigentlich kommen, zeit- und charaktergemäß nur dem Helden mit ſeinem Doktor ſolche allgemeine Betrachtungen zu, denn er hat ſich die Ergrübelung der Schickſalsgeheimniſſe zum eigenen Geſchäfte gemacht und dieſe ſeine Theorie, auf welche er baut, iſt wahrhaft tragiſch, weil ſie ſein eigener Fallſtrick wird. Aber auch alle andere Hauptperſonen nehmen, bejahend oder läugnend, an dieſer Schickſalstheorie Antheil, ſo daß ſich aus dem Werke leicht eine ziemlich vollſtändige Lehre des Fatums ziehen ließe. Am meiſten auffallend iſt es, daß Thekla, die eben erſt als ein junges Mädchen aus dem Kloſter kommt, mit dieſer antiken Idee ſo vertraut iſt; und von den berühmten Verſen (Piccolomini, Akt 3, am Ende): „Es geht ein finſterer Geiſt durch unſer Haus“ ꝛc. bemerkt Tieck ſehr treffend, ſie gehörten zu denen, wo der Dichter die Perſon faſt ganz vergeſſe und ſie klängen ganz, wie das Gedicht eines tie empfindenden Zuſchauers auf das Gedicht ſelbſt. Ueber die rechtmäßige antike Grenze aber hat unſer moderner Dichter ſein Schickſal hinausgetrieben, indem er es auch in der innern, geiſtigen Welt ſchalten läßt. Wallenſtein ſagt (Akt 1, am Ende):

> „Recht ſtets behält das Schickſal; denn das Herz
> In uns iſt ſein gebiet'riſcher Vollſtrecker.“

Dieſem Gedanken ſtimmt Thekla bei (Piccolomini, Akt 3, Scene 8):

> „Der Zug des Herzens iſt des Schickſals Stimme.“

Die Herzenstriebe ſelbſt ſind durch das Schickſal beſtimmt. Wenn Wallenſtein hauptſächlich durch einen äußern, ſo wird ſeine Tochter durch einen innern Schickſalsdrang ins Verderben geriſſen, weßwegen ſie ſich auch (Piccolomini, Akt 3, Scene 9) erklärt, daß das Verhängniß ſie durch Marens himmliſche Geſtalt verderbe:

> „Ein holder Zauber muß die Seele blenden,
> Es lockt mich durch die himmliſche Geſtalt,
> Ich ſeh' ſie nah' und ſeh' ſie näher ſchweben;
> Es zieht mich fort mit göttlicher Gewalt,
> Dem Abgrund zu, ich kann nicht widerſtreben.“ –

So wird hier und auch ſonſt das Handeln des Schickſals durch die Worte der Perſonen gleichſam begründet. Darin z. B., daß Terzky und Illo beim fröhlichen Feſtſchmauß umkommen, verfährt das Schickſal nach der Theorie:

> „Blindwüthend ſchleudert ſelbſt der Gott der Freude
> Den Pechkranz in das brennende Gebäude.“

Durch dieſen ausgedehnten Gebrauch des allwaltenden Schickſals, durch die Aſtrologie und die ſich überall ausſprechenden Wahrzeichen und Ahnungen iſt im Drama eine poetiſch ſymboliſche Auffaſſung der Welt und des Lebens ausgeſprochen, welche man ein Analogon der religiöſen Denkweiſe nennen könnte; und wir ſehen hier das Drama in eine andere Eigenthümlichkeit unſeres Dichters einſchlagen.[1]

---

[1] Siehe Theil 3, S. 147 ff.

In dieſe ſymboliſche Betrachtung theilen ſich der Herzog, Max, Thekla und ſelbſt Buttler, und die Gräfin Terzky iſt dadurch veredelt worden, daß ſie ſich im letzten Geſpräch mit ihrem Schwager auch zu dieſem höhern Glauben bekehrt zeigt. Nur Illo und Terzky wurzeln ganz und gar in der entgegengeſetzten, in der verſtandesmäßigen und gemeinen Anſicht der Dinge.

„In deiner Bruſt ſind deines Schickſals Sterne: —
Vertrauen zu dir ſelbſt, Entſchloſſenheit
Iſt deine Venus."

ſpricht Illo zum Wallenſtein (Piccolomini, Akt 2, Scene 6), worauf dieſer Illo's Denkweiſe auf eine ganz vortreffliche Weiſe im Gegenſatz zu ſeiner eigenen charakteriſirt. Aber Illo beharrt bei ſeinem Unglauben:

„Und ſteht's
Nur erſt hier unten glücklich, gebet Acht,
So werden auch die rechten Sterne ſcheinen."

Eben ſo klar und nur dem Begreiflichen zugewandt iſt die Gräfin bis zum fünften Aufzug. Aber ihre ehrſüchtige Klugheit rettet ſie ſo wenig, als ihren Schwager ſeine Theoſophie. Ein Abgrund nimmt alle auf. Mit den Verblendeten und Strafbaren werden auch ganz Unſchuldige, Max und Thekla, von demſelben grauſenhaften Verhängniß erdrückt. Die Kinder büßen mit den Vätern die Schuld der Väter. Die Erhebung des ſeines einzigen Sohnes beraubten, greiſen Octavio in den Fürſtenſtand iſt ein arger Hohn des Schickſals.

Nach dieſen Bemerkungen werden wir unſern Zweifel, ob dieſes alles umſchließende und zernichtende Schickſal ſich zu dieſem dramatiſchen Gegenſtand überhaupt eigne, näher ausſprechen können.

Das Schickſal ſoll in der Tragödie das Sterbliche im Menſchen nur deßwegen angreifen und zerſtören, um das Göttliche in ihm ſichtbar hervortreten zu laſſen. Im Wallenſtein aber bereitet das Schickſal nur eine allgemeine Niederlage, welche uns einen troſtloſen entmuthigenden Anblick darbietet. Wir werden nur gerührt und erſchüttert, aber nicht wieder erhoben und beruhigt. Wozu die außerordentliche Maſchinerie, wenn nichts als eine gewöhnliche Wirkung erreicht wird? Freilich hat die Tragödie durch dieſe, über alles Menſchliche triumphirende Allmacht des Verhängniſſes das Gepräge des religiös Erhabenen;[1] aber die jedem Schickſal überlegene, wenn auch ſinnlich zuſammenbrechende Charaktergröße leuchtet uns aus der grauſenden Verwüſtung nicht verſöhnend entgegen, und ſo ſcheint das tragiſche Fatum ſeinen Endzweck nicht erreicht zu haben. Und dieß war unmöglich. Wallenſtein erkennt die Unfälle, die ihn treffen, gar nicht als vom Schickſal über ihn verhängt — was ſelbſt dem Leſer ſchwer fällt anzunehmen; noch am Rande des Verderbens nennt er die Hoffnung ſeine Göttin, und indem er für einen verwerflichen Zweck gegen ganz natürliche Unfälle zu kämpfen meint, ſehen wir ihn ſich nur mit ſinnlichen Waffen und auf irdiſchem Boden vertheidigen. Obgleich uns ſeine unſelige Verblendung an das Ueberirdiſche erinnert, ſo läßt uns ſein Charakter, ſo trefflich er iſt, doch beinahe überall in der Sphäre des Realen, oder die herrlichſten Züge deſſelben, z. B. ſeine wirklich ideale Bekämpfung des Schmerzes über Octavio's Verrath, hängen mit der Schickſalsidee nicht zuſammen. Das letzte Auftreten der Gräfin iſt wirklich erhebender und größer, als der Held ſelbſt vor unſern Augen ſich zu zeigen Gelegenheit hat.

Dieſes Unbefriedigende und Niederſchlagende des Werks hat Süvern in ſeiner Schrift über Schiller's Wallenſtein durch einen Vergleich mit der attiſchen Tragödie lichtvoll und ausführlich dargethan, und Tieck iſt ihm in dem, was jener über den ſchwachen Ausgang des großen Werkes ſagt, beigetreten.[2] Goethe bemerkt in Bezug auf dieſe Schwäche und andere Mängel, er finde Urſache, dieſelben als pathologiſche zu betrachten. „Hätte nicht Schiller an einer langſam tödtenden Krankheit gelitten, ſo ſähe dieſes Alles anders aus.“ Ihre beiderſeitige Korreſpondenz, hofft der Dichtergreis, werde den wahrhaft Denkenden zu den würdigſten Betrachtungen veranlaſſen und unſere Aeſthetik immer inniger mit Phyſiologie, Pathologie und Phyſik vereinigen, um die Bedingungen zu erkennen, welchen einzelne Menſchen ſowohl, als ganze Nationen unterworfen ſeien.[1] Dieſen Briefwechſel haben wir im vorigen Theil in Bezug auf Wallenſtein dem Leſer vollſtändig dargelegt; es möchte aber zu bezweifeln ſein, ob ſich mittelſt deſſelben die fragliche Thatſache ganz aus körperlichen Gründen erklären laſſe. Warum iſt denn Wallenſtein's Lager an keiner einzigen Stelle ſiech, welches doch zu einer Zeit verfaßt wurde, wo Schiller viel mehr kränkelte, als in dem Jahre der Vollendung des dritten Stückes? Auch haben wir es ſchon früher[2] bemerkt, daß Schiller's Geiſtesanſtrengung wohl ſeinen Körper erſchöpfte, aber ſein Geiſt von den Einflüſſen des Körpers unabhängiger war, als vielleicht die Seele irgend eines andern Dichters. Es liegt näher, den Grund dieſer Erſcheinung in dem Stoffe der Dichtung und in dem innern Dichter zu ſuchen. Wir wiſſen, wie Schiller dem Goethe'ſchen Stil nachfolgend zu dem realiſtiſchen Wallenſtein geführt wurde, wie er aber auch gleichzeitig auf Veranlaſſung der Griechen und Humboldt's ſich die Schickſalsidee zu eigen machte. So kam es ganz natürlich und es war ihm nothwendig, ein Sujet und ein Prinzip zu verbinden, welche einander durchaus widerſtreitend ſind; und indem er ſich der neuen anziehenden Grundidee mit der gewöhnlichen Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes bemächtigte, trug er ihr Alles zu, und der Held verlor in dem Grade, als das Schickſal gewann. Hierzu trat noch, daß die heroiſche Stimmung ſeiner Seele, welche in ſeiner Jugend ſo koloſſale Geſtalten getrieben hatte, längſt durch das humane Lebenselement gemildert worden und ihm zum Theil gewichen war. Die humanen Gefühlsſtimmungen neigten ihrer Natur nach mehr zum Rührenden, als zum Erhabenen hin. Wir haben ſchon früher [1] an Schiller's Theorie getadelt, daß er dem Rührenden zu viel einräumte, und ſo finden wir auf eine überraſchende Weiſe, durch welche uns die ſtrenge Konſequenz in Schiller's geiſtigem Leben von Neuem beſtätigt wird, denſelben Fehler, welchen wir in ſeiner Lehre rügten, hier in der Ausübung und Anwendung wieder. Alle Erhabenheit im Drama hat das Schickſal an ſich gezogen, und der Held iſt gleichſam nur deſſen Folie.

---

[1] Siehe Theil 2, S. 334 f.

[2] Was Schiller (Briefwechſel mit Goethe Theil 5, S. 285 ff.) in einem Briefe an Süvern dieſem erwiedert, trifft deſſen Einwendungen nicht im Geringſten, ſo daß man annehmen muß, dem Briefſteller ſei der Inhalt der Süvern'ſchen Schrift nicht mehr gegenwärtig geweſen. Schiller ſchreibt, um ſich zu vertheidigen, der modernen Tragödie überhaupt gerade das, was Süvern an ſeinem Wallenſtein vermißt, als nothwendiges Erforderniß zu!

---

[1] Goethe's Werke, Bd. 45, S. 155 f.

[2] Siehe Theil 3, S. 60

Nach dem, was wir bisher dargelegt haben, iſt das Schickſal, ſo bedeutungsvolle, reiche und tiefe Bezüge und Ideen ihm der Dichter auch abgewann, doch nur in das Drama hinein gekünſtelt und paßt nicht recht zum Hauptcharakter. Dringen wir aber auf dem Wege unſerer genetiſchen Erklärung noch tiefer ein, ſo ſehen wir in der That die Handlung zugleich von einem zweiten Prinzip ausgehen und abhangen, und das Schickſal erſcheint uns für die Anlage des Ganzen überflüſſig und für deſſen klare Auffaſſung ſogar ſtörend. Dieſes iſt der dritte und auch der wichtigſte Punkt, über welchen ich in dem Gebiete des Verhängniſſes zu ſprechen habe; aber ich muß einige Fäden aus Schiller's früherem Geiſtesleben aufgreifen.

Schiller ſagt in Bezug auf ſeinen Don Karlos: [2] „Während der Zeit, daß ich dieſe Tragödie ausarbeitete, welches mancher Unterbrechungen wegen eine ziemlich lange Zeit war, hat ſich — in mir ſelbſt Vieles verändert. An den verſchiedenen Schickſalen, die während dieſer Zeit über meine Art, zu denken und zu empfinden, ergangen ſind, mußte nothwendig auch dieſes Werk Theil nehmen. Was mich zu Anfange vorzüglich in demſelben gefeſſelt hatte, that dieſe Wirkung in der Folge ſchon ſchwächer und am Ende nur kaum noch. Neue Ideen, die indeß bei mir aufkamen, verdrängten die frühern. Der Hauptfehler war, ich hatte mich zu lange mit dem Stücke getragen; ein dramatiſches Werk aber kann und ſoll nur die Blüthe eines einzigen Sommers ſein.“

---

[1] Siehe Theil 2, S. 306.

[2] Schiller's Werke in E. B., S. 772, 2. (Oktavausgabe Bd. 10, S. 354.)

Dieſe Gedanken finden auch ihre volle Anwendung auf den Wallenſtein, ungeachtet der Verfaſſer ſich hier nicht, wie in Don Carlos, durch Bekanntmachung einzelner Scenen Feſſeln für die folgenden anlegte. Seit 1790 hegte und pflegte er dieſe dramatiſche Idee und ſpäteſtens ſeit 1792 ſchrieb er, immer wieder zu ihr zurückkehrend, wenigſtens einzelne Auftritte. Nothwendig nahm alſo auch Wallenſtein Theil an Schiller's raſtlos fortſchreitender Bildung, aber die erſte Konception mußte beſtimmend oder doch höchſt einflußreich auf die ſpätere Vollendung ſein. Hängt doch für ein ſchriftſtelleriſches Werk von der friſchen Uranlage beinahe eben ſo viel ab, als für unſere ganze Lebenszeit von den erſten Kinderjahren.

Die Schickſalsidee wurde erſt ſeit dem Jahre 1795 in Schiller's Seele einheimiſch. Wie nun? wäre der Wallenſtein vor dieſer Zeit beendigt worden, mit welcher feindlichen Macht hätte dann der Dichter ſeinen Helden in Kampf geſtellt? Nothwendiger Weiſe mit den eingeführten Formen der geſellſchaftlichen Ordnung, denn es blieb ihm überhaupt keine andere Wahl übrig,[1] und hätte er auch zu wählen gehabt, er hätte damals noch keine andere Wahl treffen können. Ich habe nachgewieſen, daß Schiller's hiſtoriſche Schriften unter derſelben Grundidee ſtehen, welche ſeine Jugenddramen belebt.[2] Wäre alſo in dieſer Zeit (1792), wo Schiller das antike Schickſal ſogar unter der Würde der neuern Tragödie hielt,[3] unſer Drama vollendet worden, ſo hätte es ſich ganz auf dem Prinzip aufgerichtet, welches damals noch in Schiller's Seele vorherrſchte. Wallenſtein im Drama, einer der Haupthelden des dreißigjährigen Kriegs, wäre mit dieſem Kriege unter denſelben kosmopolitiſchen Geſichtspunkt geſtellt worden.[4] Erſt ſeit 1793 zogen ſich allmählig ſeine Freiheitsideen ganz ins Sittliche zurück[5] und nahmen ſeine politiſchen Anſichten endlich die Umbiegung, welche am Ende unſerer Schrift ausführlich vor Augen geſtellt werden ſoll. Und jetzt war es, wo ihm die Schickſalsidee willkommen kam, durch welche er ſein Drama von der Reihe der frühern losriß und auf ein neues Beet verpflanzte.

---

[1] Siehe Theil 1, S. 312 ff.

[2] Siehe Theil 2, S. 204 ff.

[3] Siehe Theil 4, S. 11.

[4] Siehe Theil 2, S. 187.

[5] Ebendaſelbſt, S. 342.

Aber es war nur ein künſtliches und gewaltſames Verpflanzen, denn gekeimt und ſeine Grundgeſtalt getrieben hatte das Drama doch einmal auf gleichem Boden mit den vier erſten Schauſpielen, und dieſer urſprüngliche Typus konnte durch das Schickſal nicht mehr verborgen werden, ſo wie es ſich mit ihm auch nicht vereinigen wollte.

Gehen wir von dieſem Standpunkte aus, ſo ſehen wir die Tragödie, indem ſie dem geſetzmäßigen Bildungsgang Schiller's während ſo vieler Jahre folgte, innerlich werden, und indem ſie die neuen Ueberzeugungen und Anſichten ihres Schöpfers aufnahm, ſehen wir ſie ihre jetzige Geſtalt gewinnen.

Das vorliegende Grundmotiv des Werkes war alſo einfach, der geſchichtlichen Ueberlieferung gemäß, Auflehnung eines durch geiſtige Kraft und äußere Stellung übermächtigen Mannes gegen die geſellſchaftliche Ordnung und ſein hierdurch herbeigeführter Untergang. Wallenſtein wurzelte, ſo wie Don Karlos,[1] ganz im Natürlichen und in menſchlichen Verhältniſſen, und das Stück konnte ſich ohne Einfluß des mythiſchen Schickſals ganz als moderne Tragödie vollenden. Zwei gewaltige Motive fand der Dichter geſchichtlich vor, Ehrgeiz und Rachſucht. Dabei aber konnte er nicht ſtehen bleiben. Nachdem einmal mit dem Don Karlos die begründend politiſche Gedankenbewegung[2] eingeſchlagen war, konnte nicht mehr auf den bloß negirenden Standpunkt des Fiesko hinab geſtiegen werden. Unſere Tragödie ſetzt in ihrer erſten Anlage das Drama Don Karlos fort — in dem Helden Wallenſtein hat der jugendliche, phantaſtiſche Marquis Poſa gleichſam eine männliche und hiſtoriſche Figur gefunden. Er vereinigt eine von Rachſucht gegeißelte Ehrbegierde mit kosmopolitiſchen, philanthropiſchen Ideen, und ſollte urſprünglich als der unglückliche Begründer einer neuen Ordnung der

---

[1] Siehe Theil I. S. 317.

[2] Ebendaſelbſt. S. 248.

Dinge und nicht als ein Verbrecher dargeſtellt werden, welchen der Rache Strahl für ſeine Unthat trifft (Akt 1, am Ende).

Dieſe Betrachtungsweiſe wird uns die intereſſanteſten und tiefſten Blicke in unſer dramatiſches Werk gewähren.

Der Gegenſatz zwiſchen dem Vernünftigen und hiſtoriſch Gegebenen, das Fundament aller Jugenddramen und geſchichtlichen Schriften Schiller's, durchdringt auch den Wallenſtein, nur iſt dieſer Gegenſatz hier philoſophiſcher behandelt und liberaler beurtheilt. Sogleich im Anfang der Piccolomini (Akt 1, Scene 4) antwortet Max dem Queſtenberg, welcher ſich beklagt, daß Wallenſtein ſo handle, als wäre er mit ſeiner Würde ſchon geboren:

„Iſt er's denn nicht? Mit jeder Kraft dazu
Iſt er's, und mit der Kraft noch obendrein,
Buchſtäblich zu vollſtrecken die Natur,
Dem Herrſchtalent den Herrſchplatz zu erobern.

Es iſt daſſelbe Wort, welches nach dem Bericht des Wrangel (Akt 1, Scene 5) der ſchwediſche König zu ſagen pflegte: „Und ſtets der Herrſchverſtändigſte ſollte Herrſcher ſein und König.“ — Im Verfolg jenes Geſprächs ſpricht aber Max den welthiſtoriſchen Gegenſatz noch viel beſtimmter aus:

„Es braucht
Der Feldherr jedes Große der Natur,
So gönne man ihm auch in ihren großen
Verhältniſſen zu leben. Das Orakel
In ſeinem Innern, das Lebendige —
Nicht todte Bücher, alte Ordnungen,
Nicht modrige Papiere ſoll er fragen.“

In der alles umgeſtaltenden Zeit des dreißigjährigen Kriegs konnte Buttler nach Erwähnung des Bernhard von Weimar und Anderer mit Recht ſprechen:

„Wer unter dieſen reicht an unſern Friedland?
Nichts iſt zu hoch, wornach der Starke nicht
Befugniß hat, die Leiter anzulegen.“

Worte, welche offenbar, wie ſo manche des Stückes, mit Hinblick auf die Zeitverhältniſſe des Dichters geſagt ſind. Auch die Gräfin beruft ſich (Akt 1, Scene 7), um den ſchwankenden Helden zum Abfall zu beſtimmen, auf dieſe „ſtarken Hände der Natur, des Rieſengeiſtes, der nichts von Verträgen weiß und nur ſich gehorcht.“ Und Wallenſtein ſelbſt ſchildert den Feind, gegen welchen er zu kämpfen hat, ſehr beſtimmt (Akt 1, Scene 4):

„Nicht was lebendig, kraftvoll ſich verkündigt,
Iſt das gefährlich Furchtbare. Das ganz
Gemeine iſt's, das ewig Geſtrige,
Was immer war und immer wiederkehrt,
Und morgen gilt, weil's heute hat gegolten!
Denn aus Gemeinem iſt der Menſch gemacht,
Und die Gewohnheit nennt er ſeine Amme.
Weh' dem, der an dem würdig alten Hausrath
Ihm rührt, das theure Erbſtück ſeiner Ahnen ꝛc.“

So wird alſo das Vernünftige als das Angeborne, als die Natur dem Vertragsmäßigen, dem „verjährt geheiligten Beſitz,“ der „in der Gewohnheit feſtgegründet ruht,“ entgegengeſetzt, und gegen die letztere Potenz, wie er es ja ſelbſt ſagt, kämpft Friedland.

Wie er aber nicht gegen das Schickſal kämpft, ſo bedurfte es deſſen auch gar nicht, um ihn zu ſeiner That anzutreiben. Die neue Ordnung der Dinge, die er ſtiften wollte, war für ſeinen Ehrgeiz und ſeine Rachſucht ein hinreichender Beweggrund. Wallenſtein will den Krieg endigen, ihm iſt es um das große Ganze, nicht um die egoiſtiſchen Zwecke des Kaiſers zu thun. Daher ſagt Max (Piccolomini, Akt 1, Scene 4), der Wiener Hof mache dem Fürſten das Leben ſauer, erſchwere ihm alle Schritte

„Warum? Weil an Europa's großem Beſten
Ihm mehr liegt, als an ein paar Hufen Landes,
Die Oeſtreich mehr hat oder weniger ꝛc.“

Man glaube nicht, dieſes ſei eine unreife Idee des jugendlichen Max; Wallenſtein ſagt es ſelbſt (Piccolomini, Akt 2, Scene 7):

„Vom Kaiſer freilich hab' ich dieſen Stab,
Doch führ' ich jetzt ihn als des Reiches Feldherr.
Zur Wohlfahrt Aller, zu des Ganzen Heil.
Und nicht mehr zur Vergrößerung des Einen.“

Es gereut ihn, früher als ein treuer Fürſtenknecht der Völker Fluch auf ſich geladen zu haben, was er eben ſo wenig ſein will, als Marquis Poſa „Fürſtendiener.“ Dieſe ſeine Poſa-Tendenz ſpricht der Held auch gegen die an ihn abgeſchickten Küraſſiere aus (Wallenſtein's Tod, Akt 3, Scene 15):

„Mir iſt's allein ums Ganze. Seht! ich hab'
Ein Herz, der Jammer dieſes deutſchen Volks erbarmt mich ꝛc.“

Und wenn man einwenden wollte, daß dieß, was er hier öffentlich äußert, ſeine innerſte Meinung nicht ſei, ſo höre man ihn zu Terzky reden (Piccolomini, Akt 2, Scene 5):

„Mich ſoll das Reich als ſeinen Schirmer ehren;
Reichsfürſtlich mich erweiſend, will ich würdig
Mich bei des Reiches Fürſten niederſetzen.“

Er wollte die Kriegsfackel, die, von Oeſtreich angefacht, nun ſchon fünfzehn Jahre gewüthet, löſchen und über Deutſchland eine ſchöne Zukunft heraufführen. Wie Ferdinand der Zweite in Schiller's Geſchichte des dreißigjährigen Krieges allenthalben als der Unterdrücker „der deutſchen Freiheit“ erſcheint,[1] ſo ſollte Wallenſtein im Drama als ihr Retter und Begründer dargeſtellt werden. Dieſer politiſchen Hauptrichtung des Drama's ſchloß ſich natürlich auch der religiöſe Freiheitskampf der Zeit an — wie ja auch Marquis Poſa religiöſe Duldung fordert auf der Grundlage der politiſchen Freiheit, für die er eigentlich zunächſt glüht. Der Gegenſatz des Abgeſtorbenen und neu ſich Geſtaltenden ſtellt ſich als der Unterſchied des Katholicismus und Proteſtantismus dar. Daher ſagt Wallenſtein zu Wrangel (Akt 1, Scene 5):

„Ihr Lutheriſchen fechtet
Für eure Bibel; euch iſt's um die Sach'.
Mit eurem Herzen folgt ihr eurer Fahne.
Wer zu dem Feinde läuft von euch, der hat
Mit zweien Herrn zugleich den Bund gebrochen.
Von all' dem iſt die Rede nicht bei uns.“

---

[1] Siehe Theil 2, S. 188.

Wallenſtein ſelbſt iſt aber, wie alle Lieblingshelden Schiller's, über die religiöſen Glaubensmeinungen der Zeit erhaben — „Alles iſt Parthei," ſagt er, „und nirgends kein Richter;" — aber er neigt durch ſeine politiſchen Ideen zum Proteſtantismus hin. Im Geſpräch mit dem Bürgermeiſter von Eger ſpricht er ſeine Geſinnung aus (Akt 4, Scene 3):

Seid ohne Furcht! Ich haſſe
Die Jeſuiten — läg's an mir, ſie wären längſt
Aus Reiches Grenzen — Meßbuch oder Bibel!
Mir iſt's all' eins — ich hab's der Welt bewieſen.
Die ſpan'ſche Doppelherrſchaft neiget ſich
Zu ihrem Ende, eine neue Ordnung
Der Dinge führt ſich ein.«

Daher ſagt auch Buttler (Akt 5, Scene 1):

»Auch die Bürger
Erklären ſich für ihn; ich weiß nicht, welch
Ein Schwindelgeiſt die ganze Stadt ergriffen.
Sie ſehn im Herzog einen Friedensfürſten,
Und einen Stifter neuer goldner Zeit.«

Wallenſtein iſt alſo ein anderer Poſa — er iſt es nach der erſten Anlage des Drama's, von welcher dieſe Züge in die jetzige Bearbeitung herübergenommen ſind.

Wenn dieſer großartige Zweck ihn beſtimmte, was bedürfte es neben dem Ehrgeiz und der Rachſucht noch des Schickſals, um ſein Unternehmen zu motiviren? Hätte der Held ohne das Schickſal auch moraliſch verloren, worauf nicht viel ankommt, äſthetiſch hätte er gewonnen, wenn er ſich ſelbſtſtändig und freiwillig beſtimmt hätte. — Im Verlauf der dramatiſchen Handlung aber folgt doch eigentlich alles dem Naturgang — die Menſchen, die Umſtände, der Zufall thun alles, und der Dichter ſucht uns vergeblich zu überreden, daß außerdem noch die Hand des geheimnißvollen Schickſals geſchäftig ſei. Auch Buttler läßt ſich keineswegs durch das Schickſal führen.

In der That tritt auch aus der ganzen Tragödie dieſes zweite, das politiſche Prinzip ſo ſtark hervor, daß ein Studium derſelben erforderlich iſt, um zu erkennen, der Dichter habe ſie unter die Grundidee des Schickſals ſtellen wollen.

Wenn uns dieſe Idee nicht immer wieder eingeſchärft würde, hielten wir ſie für eine aſtrologiſche Grille Wallenſtein's.

Warum hat nun Schiller dieſen erſten Grundtypus in die Form des Fatums gegoſſen? Weßwegen ſank ihm das moderne tragiſche Prinzip ſo ſehr an Anſehen, daß er, Humboldten folgend, das antike Schickſal in ſeine Dichtung aufnahm? Was verleidete ihm ſeinen ſchon eingeſchlagenen Weg, daß er in eine unbetretene Straße ausbog?

Nichts anderes veränderte ſeinen dramatiſchen Standpunkt, als ſeine veränderte ſittlich politiſche Ueberzeugung. In der Lebensrichtung, in welche Schiller's Jugenddramen und hiſtoriſche Schriften geſchrieben ſind, wurde die Idee des Wallenſtein zuerſt ausgebildet. Nun traten einige Jahre ein, in welchen an das angefangene Stück kaum mehr gedacht werden konnte. Als es der Dichter im Jahr 1796 wieder aufgriff, ſtand er auf einem andern politiſchen Boden. Er nahm das Werk alſo zu ſich herüber und vollendete es im Sinne ſeiner jetzigen Anſichten.

Nach dem urſprünglichen Plan nämlich nahm Schiller noch Parthei für ſeinen Helden, ſo wie er in Don Karlos auf der Seite Poſa's und ſeines königlichen Freundes ſtand. Nun aber, im Intereſſe der geſetzmäßigen Ordnung der Geſellſchaft und in der Ueberzeugung, daß man kein Ideal politiſcher Glückſeligkeit durch ein Unrecht realiſiren dürfe,[1] konnte er die Unternehmung ſeines Helden, auch in der kosmopolitiſchen Geſtalt, in welche er ſie gebracht hatte, nicht mehr loben, ja er mußte ſie verdammen.

So miſchte ſich auch hier, wie beinahe überall, Schiller's ſittliches Gefühl und Urtheil ein. Er vollendete die Dichtung innerhalb ſeiner jetzigen ſittlichen Weltbetrachtung, ohne daß er jedoch die frühere kosmopolitiſche Geſtalt, die wir eben für ſich hervorſtellten, ganz aufgab. Es kam nun darauf an, einerſeits Wallenſtein's verwerfliche That ſo zu motiviren, daß ſie nicht verabſcheuenswürdig erſchien, andererſeits aber ihr auch nicht zu viel einzuräumen, damit ſie den Leſer nicht für ſich einnehme, und das geſetzmäßig Beſtehende möglichſt in Schutz zu nehmen.

---

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 1229, 1. u. (Oktavausg. Bd. 12. S. 191.)

Den großen Dienſt, ſeinen Helden moraliſch beſſer zu machen, leiſtete dem Dichter das Schickſal. Deßwegen ſagt er, ſich ſelbſt erläuternd, im Prolog von ſeiner Dichtung:

„Sie ſieht den Menſchen in des Lebens Drang,
Und wälzt die größ're Hälfte ſeiner Schuld
Den unglückſeligen Geſtirnen zu.“

Was hat eigentlich, könnte man einwenden, der Dichter ſeinen Helden von ſeiner Schuld zu erleichtern? Auch der Schuldbeladene, wenn er mit Kraft nach einem hohen Ziele ſtrebt, iſt ein Gegenſtand der Kunſt. Aber Schiller's Poeſie iſt einmal von ſittlichen Intereſſen und Rückſichten bewegt und eingenommen.

Außer durch das Schickſal entſchuldigt ihn der Dichter auch noch durch ein ſittliches Motiv. Als der Held von den ſich raſch folgenden Angriffen des Schickſals erſchöpft und dem ungleichen Kampf nicht mehr gewachſen iſt, tritt die Gräfin Terzky am Ende des erſten Aktes auf, welche ihm auf einen Augenblick ſein glückliches Gefühl übertäubt und ſo den von allen Seiten erleichterten Entſchluß raſch entſcheidet. Die Gräfin wirft ihrem Schwager[1] Feigheit vor; ſie malt ihm das Schreckbild eines müßigen, nichtigen Privatlebens auf ſeinen Schlöſſern aus; ſie ſpricht ihm von dem allgemeinen Naturrecht der Nothwehr; ſie ſucht ihn durch Grundſätze der ſogenannten höhern Politik zu gewinnen. Alles vergebens! Als ihm die Schickſalsſchweſter[2] aber endlich vorſtellt, daß der Kaiſer bisher durch Wallenſtein im Reiche Thaten ausgeführt habe, die nach der geſetzmäßigen Ordnung nie geſchehen durften —

„Erſiehe denn, daß zwiſchen dir und ihm
Die Rede nicht ſein kann von Pflicht und Recht,
Nur von der Macht und der Gelegenheit“ —

da ergibt er ſich ſeinem Schickſal. Er ſelbſt ſagt ſpäter in demſelben Sinn:

---

[1] Sie iſt die Schweſter der Herzogin, nicht die Schweſter Wallenſtein's.

[2] Wie ſchön, wenn ſie Schiller in dieſer Scene als eine Dienerin des Schickſals gezeichnet hätte! Sie handelt wenigſtens ganz in deſſen Sinn.

„Nicht meiner Treu' vertraute ſich der Kaiſer;
Krieg war ſchon zwiſchen mir und ihm, als er
Den Feldherrnſtab in meine Hände legte" ꝛc.

Wallenſtein's ſittliches Bedenken aber charakteriſirt mehr, als alles Andere, den Standpunkt des Dichters. In dem frühern Schauſpiel treibt Marquis Poſa mit dem König, der ſich ſeiner Treue anvertraut hat, ein unredliches Spiel, er entwirft ſogar einen Plan, daß ſein Freund mit dem ihm übergebenen königlichen Heere die Niederländer unterſtütze und den eigenen Vater bekriege. Und weder Poſa, noch Don Karlos, noch die Königin äußern im Geringſten über ihr Beginnen ſittliche Zweifel. Die Freiheitsidee hat allein das Wort, alle ihr widerſtreitenden Tugenden ſind nicht ſtimmfähig. Wie ganz anders iſt dieß in unſerer Tragödie! In dieſer Dichtung hat Schiller einen neuen Chor von Tugenden eingeführt, welchen er mit den Freiheitsideen in eine ſelbſtſtändige Wechſelwirkung ſetzte, ſo daß der unbefangenen ſittlichen Betrachtung hier ein weiter Spielraum geboten iſt. Ja, dieſes ganze Syſtem von Tugenden, die ſich an das geſetzlich Beſtehende halten, iſt hier ganz beſonders verherrlicht. Es iſt, als wollte der Dichter wieder einbringen, was er früher verſäumte, als wollte er ſich gegen die Meinung ausdrücklich verwahren, daß er in die revolutionären Ideen ſeiner Zeit einſtimme, als wollte er den Eindruck, den ſeine Poeſien der erſten Periode hervorbrachten, paralyſiren. Er legt an manchen Stellen ein um ſo größeres Gewicht auf dieſe konſervativen Tugenden, da er ſie gegen ſeine eigene frühſte Anlage des Stückes zu vertheidigen hat. Wallenſtein ſagt, daß ſein Bewußtſein den harten Schritt tadle, den er thue (Akt 1, Scene 5), und es ſcheint ihn nach der Unterredung mit Max zu gereuen, daß er ihn gethan. Er ſelbſt iſt der Lobredner der Tugend, die er verletzt:

„Die Treue, ſag' ich euch,
Iſt jedem Menſchen, wie der nächſte Blutsfreund;
Als ihren Rächer fühlt er ſich geboren" ꝛc.

Er ſelbſt nennt ſein Unternehmen, welches Max mit dem Ausdruck Verrath bezeichnet, ein Verbrechen (Akt 1, Scene 4 am Ende). „Kehre zurück zu deiner Pflicht!" ruft ihm Max zu; Wrangel nennt die Empörung einen Treubruch, eine Flucht und Felonie, die ohne Beiſpiel ſei in der Welt Geſchichten; und ſelbſt die Perſonen, welche zu dem Abfall antreiben, ſchützen ſich gegen ihr tadelndes Gefühl nur durch gemeine Grundſätze. „Ich bin fertig,“ ruft Illo aus, „ſpricht man von Treue mir und Gewiſſen.“ „Nur vom Nutzen wird die Welt regiert,“ meint Terzky; und die Grundſätze ſeiner Gemahlin ſtimmen damit überein: „Aller Ausgang iſt ein Gottesurtheil“ und „Es gibt kein anderes Unrecht, als den Widerſpruch.“ In dem Don Karlos dagegen fehlt dieſer ganze Tugendkranz der Treue, Pflicht, Dienſtehre, Eideserfüllung, ſogar dem Vorſtellungskreiſe der Perſonen.

Auch im Allgemeinen wird überall den Rechtspflichten und den Gebräuchen im Gegenſatz gewaltſamer Umgeſtaltungen Lob ertheilt. Auf eine geniale, unvergleichlich ſchöne Weiſe ſtellt Octavio (Piccolomini, Akt 1, Scene 4) die alten Einrichtungen als Schutzwehren der bürgerlichen Freiheit dar:

„Mein Sohn! Laß uns die alten, engen Ordnungen
Gering nicht achten! Köſtlich unſchätzbare
Gewichte ſind's, die der bedrängte Menſch
An ſeiner Dränger raſchen Willen band;
Denn immer war die Willkür fürchterlich.“ ꝛc.

Eben ſo herrlich iſt Gordon's Ausſpruch (Akt 1, Scene 2), daß der Menſch dem Uebermuth anheimfalle, wenn er ſich nicht dem poſitiven Geſetze unterwerfe:

„Denn um ſich greift der Menſch, nicht darf man ihn
Der eignen Mäßigung vertrauen. Ihn hält
In Schranken nur das deutliche Geſetz
Und der Gebräuche tiefgetretne Spur.“

Und ganz in demſelben Sinne ſagt ſogleich darauf Buttler zu Gordon:

„Laßt euch das enggebundene Vermögen
Nicht Leid thun. Wo viel Freiheit, iſt viel Irrthum;
Doch ſicher iſt der ſchmale Weg der Pflicht.“

Die Vorliebe für das Beſtehende trennt den Wallenſtein ganz von Don Karlos. Um dem Beſtehenden nicht zu nahe zu treten, hat der Dichter endlich Wallenſtein's That gar nicht ſo vielfältig gerechtfertigt, als er es hätte thun können. Sie würde dann aufgehört haben, deutlich als ein Verbrechen zu erſcheinen! Hätte Schiller ſeinen Helden wirklich als Wiederherſteller der Reichsfreiheit, als Beſchützer des Proteſtantismus und als Friedensfürſten darſtellen wollen, ſo wäre ein dem Don Karlos ähnliches entzückendes politiſches Heroengemälde entſtanden. Das ſollte aber in der letzten Umarbeitung vermieden werden. Wallenſtein's That durfte nie aufhören, uns als ein Verbrechen zu erſcheinen, und wird nur als ſolches entſchuldigt. Er lebt, ſpricht und handelt in dem Gefühle, daß ſeine Sache ſchlecht ſei. Hielte er an ſeinem kosmopolitiſchen Prinzip feſt, wie entſchloſſener und erhabener ſtünde er da, ſtatt daß er jetzt beinahe nur durch die Faſſung groß erſcheint, mit welcher er die Schläge des Schickſals erträgt. Wie ganz anders würde er ſich dem Max gegenüber (Akt 2, Scene 2) vertheidigen können! Er konnte ſein Vernunftrecht gegen das hiſtoriſche Recht geltend machen — ja er konnte das von dem Kaiſer mißhandelte hiſtoriſche Recht ſelbſt als einen Bundesgenoſſen ſeiner Abſichten, ſeines Unternehmens aufrufen. Böhmen war ja urſprünglich ein Wahlreich und erfreute ſich der Religionsfreiheit (Piccolomini, Akt 4, Scene 5) — was wollte der dramatiſche Wallenſtein anders, als die greuliche Tyrannei (Akt 1, Scene 5) durch den rechtlichen Zuſtand verdrängen und dann die böhmiſche Krone als einen Lohn der Nationaldankbarkeit hinnehmen? Ferdinand trat die deutſche Reichsfreiheit mit Füßen — wie nun, wenn Wallenſtein ihr Retter werden wollte (Piccolomini, Akt 2, Scene 7)? Der Held ſtellt ſich ſelbſt herunter, wenn er ſich einmal mit Karl von Bourbon und das andere Mal mit Cäſar vergleicht (Akt 1, Scene 6, und Akt 2, Scene 2), denn jener war nur von Rachſucht, dieſer nur von Ehrgeiz getrieben, Wallenſtein aber von kosmopolitiſchen Ideen. Wie viel näher lag es, ſich mit Moritz von Sachſen zuſammenzuſtellen, der ja Kaiſer Karl den Fünften auch mit des Kaiſers Heere, und in ihm ſogar ſeinen Freund bekriegte! Bei dieſer Stellung begreift man kaum, wie es dem Helden in den Sinn kommen konnte, zu ſagen (Akt 1, Scene 7):

„Eh' mich die Welt mit jenen Elenden
Verwechſelt, die der Tag erſchafft und ſtürzt,
Eh' ſpreche Welt und Nachwelt meinen Namen
Mit Abſcheu aus, und Friedland ſei die Loſung
Für jede fluchenswerthe That.“

Und ich geſtehe, daß mir auch ſeine Lobrede auf die Treue (Akt 1, Scene 6) ſehr gezwungen vorkommt und ohne Anwendung auf ihn ſelbſt. Wie kann er ſich, wenn er von dem Kaiſer abfällt, „den gemeinen Feind der Menſchlichkeit“ nennen, vor dem ſich Jeder wahre? — So ſind alſo überall die das Leben erhaltenden Tugenden in den Vordergrund geſtellt und die das Leben neu geſtaltenden Beweggründe, die in des Helden Seele ruhen, wagen ſich nur beiläufig hervor. Und dennoch ſcheint der Treue hie und da wieder ein zu enger Spielraum gegeben zu ſein. Man erſtaunt, wie Max noch Max ſein und doch zu dem Abgeordneten ſeines Kaiſers entrüſtet ſprechen konnte:

„Und hier gelob' ich's an, verſpritzen will ich
Für ihn, für dieſen Wallenſtein, mein Blut.“

Wie? und wenn ſpäter Max zum Herzog ſagt (Akt 2, Scene 2):

„Sei's denn! Behaupte dich in deinem Poſten
Gewaltſam, widerſetze dich dem Kaiſer,
Wenn's ſein muß, treib's zur offenen Empörung!
Nur — zum Verräther werde nicht;“

ſo fragt man mit Recht, ob nicht auch dieſe Empörung, die Max ſogar theilen will, gegen Eid und Gewiſſen ſtreite, und wo denn die ſcharfe Grenze zwiſchen beiden Pflichtverletzungen ſei? Auch die Pappenheimer wollen nachher den Feldherrn „in ſeinem guten Rechte ſchützen gegen Jeden,“ nur wollen ſie nicht treuloſer Weiſe zum Feinde hinübergeführt ſein.

So ſehen wir alſo in unſerm Drama ein doppeltes Prinzip, die Schickſalsidee und den Kosmopolitismus, und auch eine zwiefache politiſche Grundanſicht möglichſt mit einander vereinigt. Das Werk gleicht einem Gebäude, welches nach vielen Jahren nach einem andern Grundplan fortgeſetzt und vollendet wurde, als es urſprünglich angelegt war, ſo daß von dem ſchon Aufgeführten auch Manches wieder eingeriſſen werden mußte. Manche Bauſteine, die hierdurch ausfielen, konnten dann von dem verſtändigen Baumeiſter von Neuem benutzt werden.[1]

„Wie der Scheidekünſtler,“ ſagt Schiller,[2] „findet auch der Philoſoph nur durch die Auflöſung die Verbindung.“ Sollte aber dieſe genaue Zergliederung uns den Genuß des ewigen Werkes verkümmern? Gewiß nicht! Unſere Einſicht in den Weltlauf und in das Menſchentreiben mag häufig unſere friſche Freude welk machen, und unſer Herz mag ſich in dem Verhältniß zuſammenziehen, als unſere Erfahrung ſich erweitert. So zerſtört auch der Botaniker die Pflanze, deren Bau er erforſcht, und er greift dann mit erhöhter Bewunderung nach einem neuen Exemplar, um Auge und Herz zu weiden. Eine Kunſtſchöpfung aber geht uns aus einer jeden wiſſenſchaftlichen Unterſuchung in erhöhter Schönheit hervor. Erſt wenn wir ſie gründlich verſtanden haben, ſind wir der Totalanſchauung gewachſen, vermögen wir den Glanz der Wundererſcheinung zu ertragen, und erſt dann werden wir von einer Fülle einzelner Schönheiten entzückt, welche wir früher ganz überſahen.

Nach dieſer Unterſuchung der Grundtriebe und Grundgeſtalt unſerer Dichtung wäre jetzt von dem zweiten Hauptgegenſtand dieſes Aufſatzes, von der Liebesepiſode des Max und der Thekla zu ſprechen.

Zwei Ideen, von denen ſich in Schiller's frühern Werken kaum eine Spur findet, das Schickſal und die Tugenden der Treue, ſind im Wallenſtein zu einem ganzen Reich poetiſcher Anſichten und Geſtalten ausgebildet. Dagegen ſpielt, was ihn früher vorzugsweiſe bewegte, das Freiheitsprinzip, hier eine nur untergeordnete Rolle. Zum Erſatz aber, wie wenn er ſein Werk mit der weichen Seite ſeiner Seele um ſo feſter hätte verbinden wollen, als er ihre heroiſche Seite wenig hervorkehrte, hat er den ganzen ruhigen und tiefen

---

[1] Mein Freund K. Rißler in Crefeld trifft mit mir, von einem andern Standpunkt ausgehend, in derſelben Grundanſicht zuſammen, und ich wüßte nichts, was mich ſo erfreute, als die Uebereinſtimmung mit einem ſo beſonnenen, ſcharfen und gründlichen Denker.

[2] Schiller's Werke in E. B., S. 1188, f. m. (Oktavausgabe B. 12, S. 3).

Ideenſtrom der Humanität ſeines Herzens in dieſe Epiſode hineingeleitet, und in ihr einen Kreis von Ueberzeugungen und Anſchauungen zum vollſten, ſchönſten Ausdruck gebracht, welche ſich in frühern Schriften nur beiläufig und einzeln finden.

Die Liebe von Max und Thekla iſt gewiſſermaßen ein in ſich geſchloſſenes Ganze, welches durch ſein ruhiges Beſtehen in ſich und ſeine Freiheit von allen äußern Zwecken einen Gegenſatz gegen die übrige Handlung macht, die ein unruhiges, planvolles Streben nach einem Zwecke iſt.[1] „Die ganze Verwerflichkeit jener düſter verworrenen Plane,“ ſagt Tieck, ſpiegle ſich in dieſer reinen Liebe und wahren Natur. Max und Thekla ſtellen in ihrem reinen Kreis die edle, ſchöne Menſchlichkeit ſelbſt dar, wie ſie ein Beſtandtheil des innern Weſens unſeres Dichters war. Was uns an den Liebenden entzückt — es iſt Schiller's eigene Denkweiſe, Geſinnung und Natur.

Ich habe von den Kinderjahren Schiller's an[2] die goldnen Fäden dieſes rein menſchlichen Triebes, dieſer ſich immer edler und reicher entwickelnden Gefühls- und Gemüthswelt durch ſeine Lebensſchickſale und ſeine mannichfaltigen Schriften verfolgt, und wir ſind jetzt an der Stelle angelangt, wo alles dieß zuſammengreift und ſich zu einem ätheriſchen Bilde läutert. Wie Schiller in dem Don Karlos ſein Freiheitsprinzip ausbeutete und in glänzenden Geſtalten und erhabenen Bildern aus einander warf, ſo hat er in dem nächſtfolgenden Drama, im Wallenſtein, alle Schätze ſeines Herzens in eine eigene Epiſode zuſammengeſtellt, indem ſich nun auch ſein zweites, ſein humanes Lebenselement Genüge thun mußte.

Wie herrlich ſchildert Max ſogleich bei ſeinem erſten Auftreten die ſich ſelbſt genießende edle Menſchlichkeit im Gegenſatz mit dem nichtigen Waffendienſt, welchem die Seele mangle, welcher dem lechzenden Herzen nichts gebe! wie herrlich den Frieden, in welchem allein das ſchöne Leben liege, im Gegenſatz mit dem wüſten militäriſchen Handwerk! In gleichem Sinne ſetzt Thekla das Gemüth dem Spiel des äußern Lebens entgegen; wenn ſie dieſes durchmuſtert habe, ſagt ſie, kehre ſie froher zu ihrem ſchönern Eigenthum zurück, zu ihrem ſichern Schatz im Herzen (Piccolomini, Akt 3, Scene 4). Max hat bei dem Bankett ſeine Unterſchrift verweigert – und er hat es ohne Argwohn gethan, durch ein unbewußtes Gefühl geleitet, ſo daß ſein Vater zu ihm ſagt:

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 2. S. 300.

[2] Siehe Theil 1, S. 11. Theil 1, S. 26, 50, 293. Theil 2, S. 110, 123, 143 f., 207, 226, 314 ff. Theil 3. S. 101 f., 142 f., 164 f., 183, 245 ff. und an vielen andern Stellen.

»Dank's deinem Engel, Piccolomini!
Unwiſſend zog er dich zurück vom Abgrund.“

An dieſem wahrhaftigen innern Orakel ſcheitert die berechnete Verſchlagenheit des Octavio: Max geht ſelbſt zu Wallenſtein, um ſich Licht über deſſen Schuld zu verſchaffen. Durch einen geraden Schritt will er der Staatskunſt mühevolles Gewebe durchreißen! Die feinſte Kunſt zerſplittert an der einfachen Natur. Und in dem Spiegel dieſes Herzens ſtellt ſich Wallenſtein voll als das dar, was er iſt. Wer ſonſt vermöchte zugleich ſeinen großartigen Charakter und ſeine Verirrung ſo rein aufzufaſſen, als Max? Bezeichnend ſind auch die Worte, welche Wallenſtein zu ihm ſpricht:

»Sanft wiegte dich bis heute dein Geſchick;
Du konnteſt ſpielend deine Pflichten üben,
Jedwedem ſchönen Trieb Genüge thun,
Mit ungetheiltem Herzen immer handeln.«

Wer erkennt hierin nicht Schiller's Pflichterfüllung aus freier Neigung, aus ſchönem Triebe, wie er ſie gegen Kant vertheidigte? Das „eigene Urtheil“, „das eigene Licht“, kommt dem jungen Piccolomini ohne reflektirtes Nachdenken, ohne theoretiſche Orientirung immer aus dieſer klaren Herzensquelle. Dieſer unmittelbaren Manifeſtation des Rechten wird aber der Vorzug vor den Ausſprüchen des Verſtandes gegeben. Daher ſagt Max zu ſeinem Vater: „Dein Urtheil kann ſich irren, nicht mein Herz“, und Octavio vertraute ſeinen Sohn dieſer „Unſchuld ſeines Herzens“ ruhig an (Piccolomini, Akt 5, Scene 1), nach dem Spruch im Genius:

»O dann gehe du hin in deiner köſtlichen Unſchuld.«

Als ihm aber Octavio, als Vater und in des Kaiſers Namen, befiehlt, mit ihm aus dem Lager zu fliehen, ſpricht er:

> „Gebiete mir, was menſchlich iſt. Ich bleibe.
> Kein Kaiſer hat dem Herzen vorzuſchreiben,
> Verſchwende deine Worte nicht vergebens!
> Dem Herzen folg' ich, denn ich darf ihm trauen.“

So wenig, als der Vater ihm des Herzens Stimme übertäuben konnte, vermag es nachher der Herzog ſelbſt. Jener kann ſeine ſchön menſchliche Empfindung, dieſer ſein erhabenes Pflichtgefühl nicht beſiegen. „Du zwingſt mich,“ ſagt Max zu Friedland, „eine Wahl zu treffen zwiſchen dir und meinem Herzen.“ Denn ſein Herz offenbart ihm nicht allein, was edel und ſchön iſt, ſondern auch, was ſeine Pflicht von ihm fordert.

In dieſen Gegenſatz des ſchön Menſchlichen und der erhabenen Pflicht ſieht ſich der Jüngling zuletzt noch verſetzt. Er iſt zur Thekla geeilt (Akt 3, Scene 18), „um von ihrem Herzen freigeſprochen zu werden“; aber er findet ſie mitten im Kreiſe der Ihrigen, deren geſunkene Größe er wieder erheben kann, wenn er auf der Seite des verehrten Feldherrn bleibt. Dieſen Widerſtreit — den einzigen, den es für einen Max geben konnte — hat der Dichter äußerſt ergreifend dargeſtellt.

> „O wohl, wohl haſt du geredet, Vater;
> Zu viel vertraut' ich auf das eig'ne Herz;
> Ich ſtehe wankend, weiß nicht, was ich ſoll.“

Er bedenkt ſich nicht, der Thekla die Entſcheidung zu überlaſſen, „es auf dieſes Herz, das unfehlbare, heilig reine zu legen“; und als die Gräfin ihrer Nichte mit Bedeutung zuruft: „Bedenkt!“ entgegnet er: „Bedenke nichts, ſag', wie du's fühlſt!“ Thekla aber antwortet:

> „Wie könnte das
> Das Rechte ſein, was dieſes zarte Herz
> Nicht gleich zuerſt ergriffen und gefunden?
> Geh' und erfülle deine Pflicht!“

Max dagegen ſpricht in dieſem ſittlichen Konflikt der Menſchlichkeit das Wort, welche ja die eigenthümliche Enthüllung des Herzens iſt:

„O auch die ſchönen, freien Regungen
Der Gaſtlichkeit, der frommen Freundestreue
Sind eine heilige Religion dem Herzen;
Schwer rächen ſie die Schauder der Natur
An dem Barbaren, der ſie gräßlich ſchändet“

Unter welchem Barbaren hier, wie früher [1], nicht ein Wilder, ſondern derjenige zu verſtehen iſt, welcher durch verkünſtelte Bildung die unmittelbare Stimme der Natur in ſich erſtickt, welcher ſich von jeder heiligen Feſſel der Natur befreit hat. Denn das urſprünglich und untrüglich Menſchliche fand unſer Denker in dem Gefühl und Herzen, dieſer geheimnißvollen Quelle alles Wahren, Guten und Schönen. Weßwegen es in der Hoffnung heißt, was die innere Stimme des Herzens ſpreche, das täuſche die hoffende Seele nicht, und in Thekla, der Geiſterſtimme, wer es glaube, dem ſei das Heilige nahe, denn jedem ſchönen gläubigen Gefühl liege eine Wahrheit zu Grunde, und weßhalb in den Worten des Wahnes vom Schönen und Wahren verſichert wird:

„Es iſt in dir, du bringſt es ewig hervor“

Und eben, weil Max das Herz mit ſeiner Religion der Menſchlichkeit nicht retten kann, deßwegen muß er ſelbſt untergehen. Sein Weſen liegt ja in den edelſten Trieben ſeines Gemüthes. Dieſer Verluſt iſt ſein eigener Tod.

Die Blüthen dieſes Herzens entfalten ſich in dem Kreiſe des Max und der Thekla beſonders reichlich in der Liebe. Denn die Liebe iſt ja von „der Seelenſchönheit unzertrennlich“ und „die ſchöne Seele kennt kein ſüßeres Glück, als in der Sinnenwelt ihren unſterblichen Freund zu umarmen“ [2]. In Max und Thekla hat Schiller ſein eigenes Liebesideal ausgeſprochen, wie er es dichtend, denkend, fühlend, lebend in ſich ausgebildet hatte. Dieſe Liebe iſolirt ſich von der Welt, ſie verläßt ſich nicht auf Menſchen, ſondern nur auf das

---

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 1190. 2. (Oktavausgabe Bd. 12, S. 15). Vergleiche Theil 3, S. 164.

[2] Schiller's Werke in E. B., S. 1159. 1. c. und 2. c (Oktavausgabe Bd. 11, S. 462).

Herz der Liebenden; ſie ſchwebt am Abgrunde des Verderbens und iſt ſchnell vorüberſchwindend, wie alles Schöne auf der Erde; aus Himmelshöhen fällt ſie herab, wie in dem Gedichte „die Erwartung“[1], und wird, wie ein heiliger Raub, in des Herzens Innerſtem bewahrt, gerade ſo, wie in „dem Geheimniß;“ nur wenn ſie ohne Hoffnung iſt, wagt ſie ſich der Welt, „die nie das Glück erlaubt“, zu zeigen — denn „das Unglück braucht keinen Schleier mehr, das Geheimniß iſt für die Glücklichen“[2]. Der Thekla geht das menſchlich Schöne nur in der Liebe auf, das Leben ſelbſt iſt nur eine Form, dem dieſe Liebe erſt ihren Gehalt gibt (Akt 4, Scene 12). Daher beſchränkt das Gedicht „Wo ich ſei und wo mich hingewendet“ das Leben auf die Liebe; das Daſein ſelbſt iſt ſeinem rein menſchlichen Gehalte, ſeinem Werthe nach zugleich mit der Liebe „beſchloſſen und geendet“. Wo die ſchöne Seele nicht mehr lieben kann, hört ihr Leben auf.

Aber nicht allein die Liebe, ſondern überhaupt die poetiſch ſymboliſche Betrachtung der Welt, von welcher wir ſchon oben ſprachen, geht aus dem Herzen hervor. Eine höhere Wahrheit des Gefühls, welche das Erzeugniß unſerer Vernunft iſt, ſtellt ſich der begreiflichen Erkenntniß entgegen und bildet ſich, in die Auffaſſung der Erfahrungswelt eindringend und dieſe in ſich aufnehmend, zu der religiös-äſthetiſchen und ſymboliſchen Weltanſchauung, welche Schiller, ſcheinbar nur aus ſeiner eigenen, in der That aber aus der allgemeinen Menſchennatur ſchöpfte, und denkend und dichtend darſtellte. Auf dieſes ideale Prinzip unſerer Vernunft, von welchem aber nur die Gefühle des Herzens die ewig verſtändliche Kunde geben, führt Max (Piccolomini, Akt 3, Scene 4) Wallenſtein's Aſtrologie zurück:

„Nicht bloß der Stolz des Menſchen füllt den Raum
Mit Geiſtern, mit geheimnißvollen Kräften;
Auch für ein liebend Herz iſt die gemeine
Natur zu eng, und tiefere Bedeutung
Liegt in dem Märchen meiner Kinderjahre,
Als in der Wahrheit, die das Leben lehrt“ ꝛc.

---

[1] Siehe Theil 3, S. 266.

[2] Ebendaſelbſt S. 268 ff.

Ueberall in der Sinnenwelt findet das Herz, das Gefühl, der Glaube Sinnbilder für die ewige Wahrheit der Vernunft, — wie ihrem Max noch die Geiſterſtimme der Thekla beiſtimmt:

„Wort gehalten wird in jenen Räumen
Jedem ſchönen gläubigen Gefühl.
Wage du zu irren und zu träumen,
Hoher Sinn liegt oft im kind'ſchen Spiele“.

So adelt überhaupt der Dichter den Traum, den Irrthum, das Spiel, den Schein[*], indem er zeigt, wie das gläubige Gefühl ſich hieran das Ewige zum nahen, lebendigen Bewußtſein, zur unmittelbaren Anſchauung bringt, und er meint, daß wir dann den höchſten menſchlichen Standpunkt einnehmen, wenn wir durch dieſe Weltauffaſſung das Göttliche in uns, was ſonſt immer unbegreiflich bleibt, klar zu machen ſuchen. — Dieſen ideal-äſthetiſchen Standpunkt ſchreibt Wallenſtein ausdrücklich ſeinem Liebling in folgenden Worten zu (Akt 5, Scene 3):

„Er machte mir das Wirkliche zum Traum,
Um die gemeine Deutlichkeit der Dinge
Den goldnen Duft der Morgenröthe webend —
Im Feuer ſeines liebenden Gefühls
Erhoben ſich, mir ſelber zum Erſtaunen,
Des Lebens flach alltägliche Geſtalten“.

Welcher Dichter hätte den Unterſchied des Realen und Idealen, und die Verſchmelzung beider im äſthetiſchen Gefühl wahrer, tiefer und zarter aufgegriffen und herrlicher ausgeſprochen, als unſer Schiller?

In dem bisher Nachgewieſenen läge alſo der Gehalt unſerer Epiſode. Es iſt hier die vollendete Menſchlichkeit dargeſtellt, wie dieſe, erhaben über die Vermittelungen der Wiſſenſchaft, in den reinen Gefühlen, lautern Trieben, ſchönen Neigungen, edlen Kräften des Herzens ſich himmliſch entfaltet. Wie das Prinzip der Tragödie das Schickſal iſt, ſo iſt das Herz die Grundidee dieſes kleinern Gedichtes im Gedichte.

---

[*] Schiller's Werke in E. B., S. 1217. 2. u. f. (Oktavausgabe Bd. 12. S. 135 f.)

Zwiſchen dieſen Polen ſchwebt und bewegt ſich die ganze Handlung. Freilich erſtreckt ſich das Schickſal, wie wir ſchon früher bemerkten, auch über dieſes innere Gebiet, und wie es den Helden durch ſeine eigenen böſen Gedanken fängt, ſo blendet es Max und Thekla durch den göttlichen unwiderſtehlichen Zauber der Liebe. Doch wird in den Abſchiedsworten der Thekla (Akt 3, Scene 21) auch das Uebergewicht des Herzens über das Schickſal anerkannt:

> „Wie du dir ſelbſt getreu biſt, biſt du's [illegible]
> Uns trennt das Schickſal, unſre Herzen bleiben einig“.

Und bei der allgemeinen Verwüſtung des Schickſals finden wir nur einigen Troſt in dieſer ſo unvergleichlich enthüllten Schönheit des menſchlichen Herzens. Wenn auch die Menſchennatur vom Schickſal ſcheinbar erdrückt wird, müſſen wir ihr dennoch einen unvertilgbaren Werth zugeſtehen. Was ſo herrlich iſt, kann nicht vergänglich ſein!

Gewiß, ihrem Gehalte nach gehört dieſe Epiſode zu dem Herrlichſten, was je ein in die Seelenſchönheit Eingeweihter veröffentlicht hat. Wie ein anderer Tantalus hat Schiller die Geheimniſſe der ſeligen Götter den Menſchen verrathen. Ein gewiſſer Kreis von Lieblings- und Lebensüberzeugungen tritt hier reiner und zuſammenhängender, als früher, hervor. Dieſe unglückliche Liebe hat ſchon tauſend Herzen glücklich gemacht. Immer von neuem beleben ſich Max und Thekla zum Liebes- und Herzensideal für jedes nachwachſende Geſchlecht.

Aber vom dramaturgiſchen Standpunkte aus werden wir über dieſe Epiſode weder an und für ſich, noch in ihrem Verhältniß zum Ganzen ein günſtiges Urtheil fällen können. „Das überwiegend menſchliche Intereſſe“, welches Schiller an ihr nahm[1], ließ die freie objektive Geſtaltung nicht aufkommen. Nicht nur die Liebesgeſchichte und beide Charaktere, ſondern auch ihre Zeichnung iſt ideell, ſentimental. Hätte der Dichter dieſen Theil mehr in die Haupthandlung verflochten und ihn mit dem Geiſt der Zeit in größere Uebereinſtimmung gebracht, ſo hätte derſelbe zwar das allgemein menſchliche Intereſſe zum Theil eingebüßt; aber alles wäre wahrer und poetiſcher geworden. Jetzt aber ſind dieſe Scenen und Geſtalten ein Gemälde ohne Schatten. Die Episode iſt mehr lyriſch, als dramatiſch, weßwegen ſie Süvern mit dem antiken Chor vergleicht. Wie entzückend der ſittliche Adel in dieſem Gemälde auch ſein mag, ſo hat Schiller doch ſeine Lieblingsanſichten zu markirt und gleichſam zu theoretiſch vorgetragen. Wenn die Herrlichkeit des Herzens in ſeiner ſchönen, naiven Unmittelbarkeit gezeichnet werden ſollte, ſo kam alles darauf an, daſſelbe als in beſtimmter Wirkſamkeit darzuſtellen. Max und Thekla ſprechen von dieſem Herzen offenbar allzu häufig, und vernichten die Unmittelbarkeit der Gefühle, auf die ſie ſich immer berufen, durch das reflektirte Bewußtſein, welches ſie von ihnen haben. Sie verkündigen und preiſen ſelbſt die Tugenden und Seelenſtimmungen, von denen ſie erfüllt ſind.

---

[1] Siehe Theil 3. S. 396.

Der junge Piccolomini, für den Schiller „allein durch ſeine eigene Zuneigung intereſſirt war"[1], erſcheint wie eine Wundergeſtalt in einer fremden Welt. Man könnte fragen, woher er ſeine ideal menſchliche Bildung habe? Er iſt doch, wie er ſelbſt ſagt (Piccolomini, Akt 1, Scene 4), in des Lagers lärmendem Gewühl aufgewachſen, „das ihm die Jugend ſtahl[2], das Herz ihm öde ließ und unerquickt den Geiſt, den keine Bildung noch geſchmückt". Wie kann ſich in der Nähe, unter der Pflege des klugberechnenden Vaters ein ſo ganz entgegengeſetzter Charakter im Sohn hervorthun, beſonders da der Sohn den Vater hochachtete, ſich alſo ſeinen Einflüſſen nicht verſchloß? Offenbar wollte der Dichter dieſe ſchöne Menſchlichkeit durch Wallenſtein ſelbſt motiviren, denn der dramatiſche Wallenſtein kennt und ſchätzt ja ſelbſt, wie man an ſo vielen Stellen ſieht, die untrüglichen Stimmen des Herzens. Max allein wird von Friedland geliebt, er allein iſt das Kind im Hauſe — Wallenſtein hat ihn gehalten und getragen von Kindesbeinen an (Akt 3, Scene 18). Daher ſagt auch Max zu ſeinem väterlichen Führer:

---

[1] Siehe Theil 3, S. 342.

[2] Max äußert ſich hier beinahe ſo ſtark, wie Don Karlos über ſeine „knechtiſche Erziehung", Schiller's Werke in E. B., S. 250. 2. r. (Oktavausgabe Bd. 3, S. 153).

»Dir folgt' ich unbedingt. Auf dich nur braucht' ich
Zu ſehn und war des rechten Pfads gewiß«.

Die Gräfin Terzky aber ſpricht dieſe erziehende Einwirkung ihres Schwagers auf Max in den Worten aus:

»Du liebſt und preiſeſt Tugenden an ihm,
Die du in ihm gepflanzt, in ihm entfaltet«.

Wallenſtein ſelbſt hat Marens idealiſche Natur angeregt und groß gezogen, wie er ja alles um ihn herum zu wecken und zu ſtärken und neu zu beleben weiß (Piccolomini, Akt 1, Scene 4). Doch kann man ſich des Karlos Seelenentfaltung viel eher aus ſeinem Freunde Poſa erklären, als des jungen Piccolomini reine Idealität durch die ſchöne reale Natur des Wallenſtein. Auch hat der ſpaniſche Königsſohn über ſich ſelbſt bei weitem kein ſo waches Bewußtſein. Wallenſtein hat ſeinem Max doch keinen Unterricht in der Seelenſchönheit ertheilt!

Wenn man die ganz allgemein gehaltenen Vorzüge des Herzens von dem jungen Grafen wegdenkt, bleibt uns wenig mehr von ihm übrig, als Iſolani's Erwähnung ſeiner Tapferkeit (Piccolomini, Akt 1, Scene 1), denn ſein ſelbſtgeſuchter Tod erſcheint uns doch nur als die verhängnißvolle Verzweiflung ſeines Herzens. Dieſe Tapferkeit hat er vor der Thekla voraus —

„In deiner Seele lebt
Ein hoher Muth, die Liebe gibt ihn mir«,

ſagt ſie zu Max — Thekla aber iſt klüger als ihr Geliebter, der wirklich ein wenig gar kurzſichtig erſcheint. Im Uebrigen verſchwimmen beide Charaktere in einander, mit dem Unterſchied, daß Max, weil er mehr in die Handlung hineinſpricht, ſich doch mehr hervorthut. Homer läßt ſeine Jünglinge ſich nur in der Schlacht auszeichnen, und in der Berathung zurück treten. Schiller hat ſeinem ſechs und zwanzigjährigen Helden offenbar geſchadet, daß er ihn bei den

Ueberlegungen und Entſchließungen der handelnden Perſonen betheiligt. Zur Gräfin ſagt er (Piccolomini, Akt 3, Scene 3), es gehe um ihn etwas vor, wenn es fertig ſei, komme es auch wohl bis zu ihm, und die geſcheidte Frau ſpricht zu ihm, wie zu einem lenkſamen Kinde; und auch beim Gaſtmal benimmt er ſich unachtſam und träumeriſch. Wie kann ein im praktiſchen Leben ſo unbedeutender junger Menſch in der Audienzſcene (Piccolomini, Akt 2, Scene 7) das Wort nehmen:

> „Hör' mich, mein Feldherr! Hört mich, Oberſten!
> Laß dich beſchwören, Fürſt! Beſchließe nichts“ ꝛc.

Ein guter Paladin vor Damen mag er ſein — aber in dieſer Männerverſammlung ſollte er keine Stimme haben, und man begreift es ſchwer, wie die planvollen, praktiſchen Männer ſeiner Umgebung das Geringſte auf ihn halten können. Sie ſehen ihn mit den Augen Schiller's, nicht mit ihren eigenen!

Dagegen möchte ich dieſen Charakter gegen einen Vorwurf eines innern Widerſpruchs vertheidigen. Max nehme, tadelt Tieck[*], im erſten Geſpräche mit Octavio und Queſtenberg (Piccolomini, Akt 1, Scene 4), die Parthei Wallenſtein's, rechtfertige dieſen und werde unwillig, ja unartig gegen den gemeſſenen Queſtenberg — und dennoch breche er ſogleich nachher in ein begeiſtertes Lob des Friedens und deſſen Segnungen aus. Hier iſt kein Widerſpruch zu vereinigen, denn es iſt keiner vorhanden. Des Jünglings friſche Liebe mußte ihm — wie er ſich nachher (Akt 3, Scene 3) auch ganz beſtimmt gegen die Gräfin ausſpricht — wenigſtens augenblicklich ſein ganzes Soldatenleben verleiden, und in ihm die Sehnſucht nach dem Frieden erwecken, welcher ihm ſeine Liebe zu beglücken verſprach. Wie Schiller ſelbſt einſt aus der Militärſchule in Stuttgart ſich wegſehnte, freilich aus einem andern Gemüthsdrang, ſo ſein Max jetzt aus dem ihm heterogenen Elemente. Er rühmt aber in der obigen Stelle (Akt 1, Scene 4) an Wallenſtein nicht ſeine Kriegsthaten, ſein Feldherrngeſchick und Aehnliches, ſondern die originelle, tüchtig menſchliche Naturkraft, welche in Wallenſtein realiſtiſch, in Max idealiſtiſch wirkſam iſt. Dieß iſt der Anziehungspunkt, und die lobenden Worte:

---

[*] Dramaturgiſche Blätter, Bd. 1, S. 74.

> „Und eine Luſt iſt's, wie er alles weckt
> Und ſtärkt und neu belebt um ſich herum“ ꝛc.

haben, wie ich ſchon oben andeutete, einen viel tiefern oder allgemeinern Sinn, als was gleich nachher Queſtenberg und ſpäter Buttler (Akt 4, Scene 8) geltend machen, daß der Feldherr ſeine Menſchen wohl kenne und gut zu gebrauchen wiſſe. Der Jüngling preiſ't den Wallenſtein nicht als Feldherrn, ſondern als Menſchen. Auch dem ritterlichſten modernen Helden darf, wenn er liebt, das rohe Kriegshandwerk augenblicklich zuwider und der ſüße Friede erſehnt ſein, und die unbedingte Anhänglichkeit an den Feldherrn, wenn er als Menſch und zugleich als Friedensfürſt (Piccolomini, Akt 1, Scene 1, und Akt 3, Scene 4) hochgehalten wird, iſt mit dem Wunſche nach eben dieſem Frieden ſehr verträglich. Daß ſich aber Max ſo lyriſch über die Friedensſegnungen ergießt, wird man dulden müſſen, wenn man überhaupt einem ſo ideal geſtalteten Charakter in der Tragödie Zutritt geſtattet. Uebrigens iſt des Jünglings wiederholt ausgeſprochene ſentimentale Sehnſucht nach ſtiller Zurückgezogenheit, nach einſamem Genuß des Herzens ganz Schilleriſch[*]; und die ſchöne Stelle: „O ſchöner Tag, wenn endlich der Soldat in's Leben heimkehrt“ ꝛc., hatte urſprünglich ohne Zweifel eine temporelle Beziehung auf die Sehnſucht der Deutſchen nach dem Frieden. Eine ähnliche, lokale Beziehung hat, wie ſchon Süvern nachwies, „der junge Weimariſche Held“ in dem Munde des Queſtenberg (Piccolomini, Akt 2, Scene 7) und das dieſem Fürſten, dem Herzog Bernhard von Weimar, beim Gaſtmal gebrachte Lebehoch. Finden wir doch ähnliche temporelle und lokale Anſpielungen auch in der antiken Tragödie, und das Lob der Helden durch den Feind iſt ächt Homeriſch.

Die Art und Weiſe aber, wie Maxens Untergang herbeigeführt iſt, vermag mich wenigſtens nicht zu befriedigen.

---

[*] Siehe Theil 2, S. 73.

Der junge Mann ſcheint mir eher durch eine unbegreifliche Thorheit ſeines Vaters, als durch das Schickſal umzukommen. Wie konnte ein Octavio, als er aus dem Lager zu dem kaiſerlichen Heere entwich, ſeinen eigenen einzigen Sohn zurücklaſſen? ihn dem gerechten Zorn des ſchmählich getäuſchten Wallenſtein, der Wuth eines Illo, der Verzweiflung ſeines eigenen Herzens, und allen möglichen Zufällen preisgeben? Das konnte ein Octavio nicht, und die Worte: „Du folgſt mir doch bald nach?“ oder: „Max! Folg' mir lieber gleich, das iſt doch beſſer,“ können nicht aus ſeinem Munde gekommen ſein; denn der Verſteckteſte iſt auch immer der Argwöhniſchſte und Vorſichtigſte. Er hatte ein Kommando Soldaten im Hinterhof aufgeſtellt, um Iſolani und Buttler zu verhaften, wenn er ſie nicht durch Worte gewinnen könnte (Akt 2, Scene 4) — warum gebrauchte er daſſelbe nicht gegen ſeinen ungehorſamen Sohn? Deſſen Zurückbleiben iſt im Gedichte nur dadurch motivirt, daß Octavio gemeint habe, ihn ſeinem eigenen Herzen anvertrauen zu können. Dieß iſt aber eigentlich gar kein Motiv, denn das Herz ſchützt nicht vor Gefahr, woran der Vater zuerſt denken mußte; und überhaupt iſt das ſo ſehr hervorgehobene Vertrauen Octavio's auf das Herz ſeines Sohnes und die Anerkennung der Rechte dieſes Herzens, Octavio's Charakter ganz widerſprechend. Für ihn gibt es nur Klugheit und verſtändige Pflichttreue. Wenn er den feinern Herzensregungen irgend einen Werth beilegte, wäre es ihm unmöglich geweſen, ſie gegen Wallenſtein ſo anhaltend zu verläugnen und ſie ſo arg mit der größten Ruhe zu verletzen. Ja, nur dieſe Mangelhaftigkeit ſeiner Natur kann den ſonſt ehrenwerthen Mann mit uns verſöhnen. Wie wahr iſt in dieſer Hinſicht Max geſchildert, welcher ſeine Pflichterfüllung mit allen Qualen ſeines ſchönen Herzens bezahlt! Nie hat ein Seelenmaler ein herrlicheres Gemälde vor dem menſchlichen Auge aufgerollt, als jene, auch durch raſchen Wechſel ſich häufender anderweitiger Vorfälle belebte, künſtleriſch vollendete Scenen im dritten Akt, in welchen Max von ſeiner Geliebten, von dem Vater ſeiner Jugend, von allem, was ihm theuer iſt, ſich losreißt, um in den Tod zu gehen, weil er ſeiner ſchönen Menſchlichkeit nicht zugleich mit der Pflichterfüllung genügen kann. Aber dieſe ganze Situation ſcheint durch eine Saumſeligkeit des Vaters bewirkt, die dieſer nicht begehen konnte, ohne ſich ſelbſt aufzuheben.

Noch unbeſtimmter, als Max, iſt Thekla gezeichnet. Sie iſt in der That ein Muſikſtück, eine Herzenshymne, die Stimme eines unſichtbaren Engels. Schiller hat nicht leicht eine zweite Figur auf die Bühne gebracht, welche ſo weſenlos wäre, als gerade dieſe reinſte, himmliſche Seele — weßwegen wir ſie auch auf dem Theater, beinahe mit gleichem Rechte, bald als das ſchwächlichſte Weib, bald als Wallenſtein's „ſtarkes Mädchen“ dargeſtellt ſehen. In den drei Scenen, wo ſie allein iſt, ſingt und ſagt ſie eigentlich immer daſſelbe. Im dritten Aufzuge der Piccolomini, wo ſie nach dem Weggehen des Max und der Gräfin die zwei erſten Strophen der ſchon oben[1] angeführten Romanze vorträgt, drückt ſie ganz plötzlich ihre ſchlimmen Ahnungen und den Gedanken aus, daß das Leben ſelbſt auf die Liebe beſchränkt ſei und ſie nicht überdaure. Hierdurch will der Dichter offenbar auf ihre nur angedeutete Selbſttödtung vorbereiten, ſo wie er dieſe ſpäter in Thekla, eine Geiſterſtimme, durch eben denſelben Gedanken entſchuldigt. Denn die Worte in dieſem letzten Gedichte:

„Hab' ich nicht beſchloſſen und geendet,
Hab' ich nicht geliebet und gelebt?
Willſt du nach den Nachtigallen fragen,
Die mit ſeelenvoller Melodie
Dich entzückten in des Lenzes Tagen?
Nur ſo lang ſie liebten, waren ſie,“

weiſen offenbar auf jene Romanze zurück:

„Ich habe genoſſen das irdiſche Glück,
Ich habe gelebt und geliebet.“

Es iſt, als wenn der Dichter ſagte: Was wundert ihr euch und fragt, wie es mit der Thekla ausgegangen? und wie könnt ihr ſagen, ihr Leben habe keinen Abſchluß und kein

---

[1] Siehe Theil 2, S. 339 f.

Ende? Hat ſie es euch nicht ſelbſt in der Romanze geſagt, daß ihr Leben nur ihr Lieben ſei? Würde ihr nicht eine fremdartige Realität anhängen, wenn ſie über ihre Liebe hinaus noch leben könnte? wäre ſie dann die Thekla noch? Deßwegen ſingt ſie auch nur die zwei erſten Strophen der Romanze, und nicht auch die beiden letzten, welche jenen in der Gedichtſammlung noch beigefügt ſind [1], um dem Ganzen durch einen verſöhnenden Gedanken einen befriedigenden Abſchluß zu geben. Nach dieſen letzten Strophen bleiben nach „der ſüßen Liebe verſchwundener Luſt“ doch „der Liebe Schmerzen und Klagen“ als Troſt zurück. Im Sinne der Thekla iſt aber das Leben nach entriſſenem Liebesglück gar nichts mehr.

Im zweiten Monolog, am Ende des dritten Aktes, ſagt ſie dann ſelbſt, „ihre böſe Ahnung ſei ihr zur Gewißheit geworden“, und ſtellt die Idee auf, daß das Schickſal ſie durch die Liebe in den Abgrund ziehe, wodurch dieſe freilich wieder zurückgeſetzt iſt. Wenn die Liebe nur ein Blendwerk des Schickſals iſt (wie dem Wallenſtein ſeine Aſtrologie zum Fallſtrick wird), wie kann ſie noch der Gehalt des Lebens ſein? Aber der Dichter wollte ihre Flucht noch durch einen andern Grund, als jenen idealiſchen, motiviren: das Verhängniß ſelbſt ſollte ſie forttreiben und die Schuld ihres Ausgangs tragen helfen. Daher weiſſagt ihr ſogleich, als ſie hier eintrat, ein banges Vorgefühl Unglück, daher ſpricht ſie ſogleich, als ſie von der Empörung ihres Vaters weiß: „O laſſen Sie uns fliehen, liebe Mutter“ ꝛc. (Akt 3, Scene 3); daher ruft ſie ihrem Max zu (Akt 3, Scene 21): „Fort! Eile! Eile deine gute Sache von unſrer unglückſeligen zu trennen,“ und ſo wird ſie endlich durch eine grauenvolle Erſcheinung des Schickſals ſelbſt (Akt 4, Scene 11) fortgedrängt: „Fortſtoßend treibt mich eine dunkle Macht von dannen“ ꝛc., und ſie ſpricht im letzten Selbſtgeſpräch noch einmal von den beiden Momenten, die ſich um ihr Daſein ſtreiten, von der Liebe und dem Schickſal.

Die Schattenerſcheinung der Thekla iſt aber durch dieſes undramatiſche Ende nur noch unbeſtimmter geworden. Sie endet eigentlich nicht, ſondern ſie verliert ſich. Ihr Tod, welcher ſich uns darſtellen ſollte, entzieht ſich in ein ungewiſſes Dunkel. Wohl ſagt Thekla beſtimmt genug, daß ſie auf der Gruft ihres Geliebten ſterben wolle — aber wird dieſer Entſchluß der Verzweiflung ſie nicht gereuen? wird die Liebe zu ihrer Mutter ſie das Aeußerſte wirklich thun laſſen? wird die Fliehende nicht vielleicht unterwegs aufgegriffen und wider Willen zurückgebracht werden? Das apologetiſche Gedicht, Thekla, eine Geiſterſtimme, beſtätigt es zwar, daß ſie „den Verlornen gefunden“ habe, aber hierdurch iſt dem gerügten Fehler im Drama ſelbſt nicht abgeholfen. Jenes erhabene Wort: „Uns trennt das Schickſal, unſere Herzen bleiben einig“, wird durch Thekla's Tod nicht bewahrheitet. Ihre Liebe ſiegt nicht, ſondern unterliegt. Als ſie von der Gräfin den Abfall ihres Vaters erfährt, iſt ihr erſtes Wort: „O meine Mutter!“ (Akt 3, Scene 1). Wenn dieſer Ausruf nicht bloße Affektation iſt, wie kann ſie die ſo innig geliebte Mutter hülflos und troſtlos zurücklaſſen, um dem Manne ins Grab nachzueilen, mit dem ſie, lebend oder todt, ſo lange verbunden iſt, als ſie ihn liebt? — Sonderbar erſcheint es auch, daß ſie dieſer winſelnden Mutter ſo zugethan iſt, während ſie von ihrem hohen, edeln Vater nichts verſteht. So ſtehen hier wieder ganz gleiche Charaktere, Max und Thekla zu Einem Menſchen in ganz verſchiedenem Verhältniß, wie Philipp im Trauerſpiel von den beiden Freunden den einen haßt und den andern liebt [1].

---

[1] Schiller's Werke in 12. B., S. 50. f. (Oktavausgabe Bd. 1, S. 240.)

So möchte die durch ihren rein menſchlichen Gehalt Alles-überſtrahlende Epiſode ihrer Kunſtform nach gerade der ſchwächſte Theil der Tragödie ſein. Sie ſcheint beinahe nach der Theorie gebildet, daß das Schöne Schein und das Reich der Ideale ein Reich der Schatten ſei [2].

Die Betrachtung des Max und der Thekla hat uns unvermerkt ſchon zu dem dritten Hauptſtück unſerer Abhandlung hinübergeführt, zu den Charakteren der Tragödie. Zu dieſen ſchwebenden Figuren möchte ich nur noch die

---

[1] Siehe Theil 1. S. 302 oben.

[2] Siehe Theil 3. S. 33 und 138

Herzogin rechnen, alle andern können dann ſtehende heißen, und gehören der objektiven Gattung an. Denn die Herzogin iſt eine Geſtalt ohne irgend einen feſten Umriß. Sie iſt nichts, als eine kränkelnde Empfindung. Ihren Gemahl begreift ſie nur ſo weit, als ſie durch ihn leiden muß. Die feinen Diſtinktionen, womit ſie ihren Empfang am kaiſerlichen Hof beurtheilt (Piccolomini, Akt 2, Scene 2), ſcheinen über ſie hinauszugehen. Mit Fug hat der Dichter ſie zuletzt nicht mehr auftreten laſſen; wir verlangen nicht darnach, ſie noch mehr jammern zu hören.

Dagegen iſt die Gräfin Terzky ein intriguantes, ehrgeiziges, ja hochherziges Weib, eine Dame des achtzehnten Jahrhunderts. Ihrem religiöſen Zeitalter gehört ſie nicht an. Sie lacht über Wallenſtein's aſtrologiſchen Thurm, und als Max ihr erzählen will, er ſei in der Kirche geweſen, muß er ihren „Spott" befürchten (Piccolomini, Akt 3, Scene 3). Längſt in politiſchen Händeln bewandert — ſie will ja Böhmen ſchon an einen König, an Ferdinand V. von der Pfalz, verſchenkt haben — entſcheidet ſie des Herzogs Entſchluß zu Empörung, zeigt ſich muthig im Unglück und endigt groß. Nur in Einem Punkt iſt ſie leider nicht konſequent durchgeführt. Wie das Schickſal ſich überall durch Träume un Ahnungen zu erkennen gibt, ſo muß auch die Gräfin, ſobal die Familie nach Eger gekommen iſt, von einem ſchwere weiſſagenden Herzen bewegt werden. Sie will nicht in dieſen Mauern zurückbleiben, die wie ein Todtenkeller ſie anhauchen (Akt 4, Scene 9), und ſie erzählt ihrem Schwage in der letzten Unterredung (Akt 5, Scene 3) ihre trüben Beängſtigungen, ihre ſchrecklichen Träume. Hierdurch hat de Dichter freilich eine unvergleichlich ſchöne, vordeutende Scen gewonnen, aber die hellſehende, bloß dem Natürlichen un Begreiflichen zugewandte Thereſe — welche das im Politiſche iſt, was die Thereſe in Wilhelm Meiſter im Hausweſen — ſcheint hierdurch aus ihrem Charakter geſtoßen. So muß Schiller alſo auch dieſe Frau, wie die ihr ähnliche Eliſabet im Don Karlos[1] am Ende noch ſentimental werden laſſe und auch hier verleitete ihn wohl ſeine kontraſtirende Behandlungsweiſe, dem nichts ahnenden Wallenſtein die durch Vorgefühle beängſtigte Gräfin entgegenzuſtellen.

---

[1] Siehe Theil 1, S. 302.

Wie dieſes männliche Weib, ſo gehören auch alle Männer der Tragödie, außer Max, der objektiven Darſtellung an. Sie ſind nicht, wie die meiſten Figuren der erſten Periode, aus ſittlichem Intereſſe gewoben und in des Dichters Subjektivität feſtgehalten und befangen, ſondern mehr oder weniger auf ſich ſelbſt ruhend, erfreuen ſich einer eigenen Exiſtenz. Es iſt in unſerer Entwickelungsgeſchichte nachgewieſen worden, wie Schiller zuerſt durch ſeine Beſchäftigung mit der Geſchichte auf eine buntere Mannigfaltigkeit der Charaktere hingewieſen und zu einer mehr unterſchiedenen und feſtern Darſtellung derſelben gleichſam gezwungen wurde[1]. So konnte er denn, nachdem er ſich durch die metaphyſiſche Poeſie vorgeübt und wieder zum Dichter gemacht hatte, ſehr ſchnell, den Einwirkungen Goethe's folgend, zur objektiven Darſtellung übergehen. Nun that er einen glücklichen Griff, daß er ſich ſowohl in ſeinen Balladen, als in ſeinem erſten Drama an dem Hiſtoriſchen hielt, wodurch er ſeine poetiſche Thätigkeit außerhalb der Sphäre ſeiner ſittlichen Gemüthsbewegungen übte und ſtärkte, und er würde in ſeinem Wallenſtein ein wahrhaftes objektiv-hiſtoriſches Drama geliefert haben, wenn er ſein großes Werk doch nicht wieder philoſophiſch durch das Schickſal und ſittlich durch das ſentimentale Beiwerk des Max und der Thekla in ſeine ſubjektive Weltanſchauung gezogen und hierdurch Unverträgliches mit einander verbunden hätte. Daher muß man Goethe beiſtimmen, welcher ſagt, daß in dieſem hiſtoriſchen Drama doch noch zu viel „Philoſophie“ ſei[2].

Sind nun aber auch die dramatiſchen Charaktere im Wallenſtein im Ganzen dem Reflektirten und ſittlich Rhetoriſchen entriſſen, ſo leiden ſie doch häufig an zweierlei Mängeln. Sie ſind zu allgemein gehalten und oft nicht ſtrenge durchgeführt. Die allgemeine Haltung ſeiner Zeichnungen von Perſonen folgte, natürlich, aus ſeiner philoſophiſchen Richtung. Schiller verſchaffte ſich von ſeinen Menſchen mehr eine allgemeine Idee, als eine individuelle Anſchauung, ſie nahmen allzu leicht die Geſtalt allgemeiner, bleibender Gedanken an. Daher ſind ſeine Figuren häufig mehr Gattungen, als einzelne Menſchen. Was ihnen aber am meiſten ſchadet, iſt, daß ſie häufig Manches ſagen und thun, wodurch ſie nicht nur aus ihrem Individuum, ſondern auch aus ihrer Gattung herausfallen, wie ich dieſes eben an der Gräfin Terzky nachgewieſen habe. Bisweilen müſſen ſich die Perſonen in den künſtlich angelegten Plan eines Stückes nothgedrungen fügen und in einer Scene eine Rolle übernehmen, die nicht für ſie paßt; bisweilen wird die Wahrheit der Charakteriſtik einer glänzenden Situation aufgeopfert; bisweilen zerſchellt ein Charakter an einer Lieblingsidee des Dichters, wie z. B. Octavio an der Abſicht, ihn doch noch als ehrlichen Mann erſcheinen zu laſſen; am meiſten aber fehlt wohl deßwegen die beſtimmte Durchführung, weil Schiller ſeine Menſchen mehr *dachte*, als *anſchaute*. Das Denkvermögen kann leicht fehl greifen, die Anſchauung irrt nie.

---

[1] Siehe Theil 2, S. 215 f.

[2] Eckermann's Geſpräche mit Goethe, Bd. 1, S. 381.

Dadurch alſo, daß Schiller's dramatiſche Menſchen mehr oder weniger noch allgemein gehalten ſind und bisweilen auch mit ſich ſelbſt nicht ganz übereinſtimmen, nähern ſie ſich den Figuren der erſten Periode; dadurch aber, daß ſie objektiv geſtaltet ſind, unterſcheiden ſie ſich von ihnen. Ein anderer Vorzug beſteht darin, daß uns Schiller früher beinahe nur extreme Menſchen zu ſchildern wußte, bei denen das Gute oder das Böſe unverbunden und unvermittelt da ſtand. In dem Wallenſtein dagegen ſind die Fehler der Menſchen durch gute Eigenſchaften gemildert, und ihre Tugenden ſelbſt ſind menſchlicher und natürlicher gehalten. Hier ſpiegelt ſich das wirkliche Menſchenleben ab, in den frühern Dramen nur eine Abſtraction deſſelben. Selbſt in die beiden idealen Geſtalten hat der weiſe Künſtler ein ſchönes Ebenmaß, — hat der edle Menſch die ſchöne Harmonie ſeines Herzens gelegt.

Nach dieſen allgemeinen Bemerkungen wäre alſo noch über die objektiven Männercharaktere zu reden.

Vortrefflich und nach Shakſpeare'ſcher Art durch einige Meiſterſtriche iſt der deutſche Tiefenbach gezeichnet; ebenfalls gut der rohe, verſchuldete Kroate Iſolani, welcher andere durch Er anredet. Dagegen Terzky ſchwach, daß ich zweifle, ob ihn ſich Schiller auch nur als Gattung beſtimmt gedacht habe. Sein immerwährender Begleiter, der ſchlechte Illo, hat mehr innern Beſtand, aber ſeine Worte (Akt 3, Scene 7), die Gräfin ſolle jetzt den Wallenſtein überreden —

»Denn ich bin fertig,
Spricht man von Treue mir und von Gewiſſen«,

hätten ihm nicht in den Mund gelegt werden ſollen. So können wir wohl von ihm denken, von ſich ſelbſt ſpricht aber vor andern auch der Verworfenſte nicht in dieſer Weiſe, er müßte denn zugleich der dummſte ſein. Guſtav Wrangel iſt wieder mehr Gattung, als Individuum; er ſtellt den geſunden, ehrenfeſten Charakter der ſchwediſchen Armee ſymboliſch dar. Es iſt ſchon oft die Bemerkung gemacht, daß Schiller die Charaktere am beſten zeichne, welche ſeinem eigenen Charakter am fernſten ſtünden; er konnte hierbei die Unbefangenheit und Gleichgültigkeit, welche dem Dichter ſo unentbehrlich ſind, am beſten behaupten, während ihm ſonſt ſein bewegter herzlicher Antheil die Hand unſicher machte. In dieſe Klaſſe aber gehört nicht Queſtenberg; Schiller durfte nur die nüchterne, kalte, beſonnene Seite ſeiner eigenen Natur hervorkehren, und er hatte die Grundlage zu dieſer Geſtalt.

Buttler's wiederholten Verſicherungen, daß ihn das Schickſal zu Wallenſtein's Mörder mache, können wir unmöglich unſern Glauben ſchenken. Wir können ſeine Worte nicht vergeſſen, in die gegen Octavio ſeine rachſüchtige Wuth ausbricht (Akt 2, Scene 6): „O! er ſoll nicht leben! — Ihr überlaſſet ihn ſeinem guten Engel nicht!“ Wer ein ſo deutliches Bewußtſein vom Willen des Schickſals hat, wie Buttler, hat dieſen hierdurch in ſeinen eigenen Willen und das Schickſal in einen Akt der Freiheit verwandelt. Buttler ſelbſt widerſpricht dieſer ſeiner Berufung auf das Schickſal, indem er ſagt:

„Den Menſchen macht ſein Wille groß und klein,
Und weil ich meinem treu bin, muß er ſterben.“

Ein Mann, welcher nach verübtem Frevel ungebeugt ſagen konnte: „Ich wußte immer, was ich that,“ darf nicht an die dunkel wirkenden Schickſalsmächte appelliren. Auch führt Buttler, dieſer Berufung mißtrauend, noch ein anderes Motiv ſeiner That an: er ſei Bürge für den Ausgang geworden, und mit dem eigenen Haupte hafte er für das des Herzogs. Wem hat er denn dieſes Wort gegeben, welches er nun ſogar durch den Mord des Herzogs löſen zu müſſen ſich für verbunden ausgibt? Doch dem Octavio nicht, der es in der letzten Scene betheuert, daß er an der ungeheuern That nicht Schuld ſei. Wir ſehen hierbei auch zu beſtimmt die Abſicht des Dichters, uns den Sieg und die Nähe der Schweden als Wirkung einer höhern Nothwendigkeit vorzuführen. Bei dem Zuſammentreffen dieſer Umſtände lagen in Buttler ſelbſt hinreichende Beweggründe, ſo zu handeln, wie er wirklich gehandelt hat.

Was den Charakter des Octavio betrifft, ſo haben wir denſelben ſchon oben nicht ganz übereinſtimmend mit ſich ſelbſt gefunden [1]. Man ſieht deutlich des Dichters Abſicht, das Gehäſſige des Verhältniſſes, in welches ſich dieſer Mann aus Dienſteifer zu ſeinem Freunde geſtellt hatte, möglichſt zu mildern, damit dieſe ganze Tugendgattung der Pflichttreue und des Gehorſams nicht durch den verdunkelt würde, der ſie hauptſächlich vertritt. Dieß iſt aber nicht ganz gelungen. Octavio entſchuldigt ſein Benehmen gegen Wallenſtein doch nur durch ein erbärmliches Sophisma (Piccolomini, Akt 1, Scene 3):

„Befiehlt mir gleich die Klugheit und die Pflicht,
Daß ich mein wahres Herz vor ihm verberge,
Ein falſches hab' ich niemals ihm geheuchelt“

Wer einem Freunde ſein wahres Herz verbirgt, iſt eben ſo ſchlecht, als wer ihm ein falſches erheuchelt. Dieſe ſcharfe Unterſcheidung läßt ſich im täglichen Verkehr gar nicht durchführen und immer inne halten: eins folgt aus dem andern. Und dann gab Schiller dem Octavio, um ihn möglichſt achtbar zu machen, eine ganz unnatürliche Stelle im Trauerſpiel. Um ihn nicht wirklich als Heuchler aufzuführen, und um die Vorwürfe, welche ihm ſein Sohn macht, nicht durch die That zu beſtätigen, bringt er ihn mit Wallenſtein nur ein einziges Mal zuſammen (Akt 2, Scene 1) und läßt ihn kein einziges Wort zu ihm ſprechen! Hatte aber Wallenſtein zu Octavio ein grenzenloſes Vertrauen, zog er ihn wirklich, wie er ſagt, dem Terzky und Illo ſichtbarlich vor — warum ſehen wir denn nicht den Octavio in ſeiner Umgebung und ſteter Geſellſchaft ſtatt jener? warum iſt er nicht, ſtatt dieſes Illo, ſein „Vertrauter"? oder vielmehr, warum iſt er das in der That nicht, was er in den Reden des Wallenſtein iſt? — Ihn ſchickt der Fürſt nach Frauenberg, um Gallas und Altringer's Regimenter zu übernehmen, und in Bezug auf dieſe abgefallenen Generale ſelbſt befiehlt er: „Nimm beide feſt und ſchick' ſie mir hierher." Gleich nachher aber ſagt er, er habe dieſe Rolle für ihn ausgeſucht, denn

---

[1] Siehe Theil 1, S. 19.

> „Du retteſt gern, ſo lang du kannſt, den Schein;
> Extreme Schritte ſind nicht deine Sache."

Wie iſt aber das zu reimen? Was gab es denn Auffallenderes und Gewaltſameres, als die Gefangennehmung dieſer beiden Generale?

Die Auffaſſung von Wallenſtein's Charakter ſcheint durch das Bild des hiſtoriſchen Wallenſtein, wie z. B. Schiller ſelbſt daſſelbe in ſeiner Geſchichte des dreißigjährigen Krieges entworfen hat, erſchwert werden zu ſein. Der dramatiſche Wallenſtein iſt aber ein ganz anderer, als der hiſtoriſche, obgleich beide manche Züge mit einander gemein haben.

Der Wallenſtein im Drama iſt offenbar nach dem allgemeinen Charakterbilde des Realiſten am Ende der Abhandlung: Ueber naive und ſentimentaliſche Dichtung[1], ausgeführt, und wie in der Zeichnung dieſes Realiſten[2], ſo ließ ſich

---

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 1256 fgg. (Oktavausg. B. 12, S. 316). Siehe auch Theil 3, S. 386 f., wo Schiller ſelbſt Wallenſtein's Charakter auf den „Realiſten" in jener Abhandlung zurückführt.

[2] Siehe Theil 3, S. 73, S. 84 und ſonſt.

Schiller auch in der Bildung des dramatiſchen Wallenſtein durch die Anſchauung der Perſönlichkeit Goethe's leiten.

Daß Wallenſtein ein Realiſt iſt, ſagt er ſelbſt (Akt 2, Scene 2) — denn was Schiller's Menſchen ſind, das müſſen ſie auch ſagen —!

„Mich ſchuf aus gröberm Stoffe die Natur,
Und zu der Erde zieht mich die Begierde“ ꝛc.

Sein ganzes Streben, alle ſeine Plane haben eine reale Tendenz. Daß er aber, im würdigen Sinne und in der ganzen Fülle des Begriffs, der Realiſt iſt, welcher in der angeführten Abhandlung ſkizzirt wird, läßt ſich öfters mit den nämlichen Ausdrücken dieſer Abhandlung nachweiſen. Der Realiſt beſitzt dieſer zufolge einen nüchternen Beobachtungsgeiſt — daher kennt Wallenſtein ſeine Menſchen ſo gut und weiß ſie ſo wohl zu gebrauchen (Piccolomini, Akt 1, Scene 4, und Wallenſtein's Tod, Akt 4, Scene 8):

„Ein großer Rechenkünſtler war der Fürſt
Von jeher; Alles wußt' er zu berechnen;
Die Menſchen wußt' er, gleich des Brettſpiels Steinen,
Nach ſeinem Zweck zu ſetzen und zu ſchieben.“

In ſeinem Handeln aber zeigt der Realiſt eine reſignirte Unterwerfung unter die Nothwendigkeit (nicht aber unter die blinde Nöthigung) der Natur, eine Ergebung alſo in das, was ſein muß; mit Freiheit des Geiſtes umfaßt und befolgt er das Geſetz der Natur, wie ſich der Idealiſt (— und dieſer iſt in unſerm Drama Max —) durch das Geſetz der Vernunft beſtimmen läßt. Nach dieſem Gedanken ſehen wir den Herzog ſich freiwillig dem Schickſal ergeben, und dieſe Freiheit des Geiſtes überall behaupten in Wort und That. Die Antriebe des Realiſten, heißt es dann in jenem Aufſatze weiter, ſind im rigoriſtiſchen Sinne zwar weder frei genug, weil ſie nicht aus dem bloßen Willen entſpringen, noch moraliſch genug, weil ſie nicht auf das bloße Geſetz gerichtet ſind; aber als Reſultate der ſelbſtſtändigen, allgemeinen Naturnothwendigkeit, ſind ſie auch eben ſo wenig blinde und materialiſtiſche Antriebe. So iſt auch Wallenſtein weder ganz ſittlich rein, noch ganz verwerflich. Ferner kann der Realiſt bei allen Vorzügen doch auf abſolute Größe und Würde in einem beſondern Falle keine Anſprüche machen; einen Charakter von Hohheit und Größe ſucht man in ſeinen einzelnen Handlungen vergebens, oder, wie es an einer andern Stelle heißt, er büßt die Mängel ſeiner Lebensmaximen mit ſeiner perſönlichen Würde, aber er erfährt nichts von dieſem Opfer. Ganz und gar ſo iſt es mit Wallenſtein, welcher kein eigentlich erhabener Charakter iſt, noch ſein ſollte. Des Realiſten Moralität, heißt es weiter, liegt in keiner einzelnen That, ſondern in der Summe ſeines ganzen Lebens, während der Idealiſt (Schiller oder Max) den Charakter der Selbſtſtändigkeit und Vollendung gleich in jede einzelne Handlung legt. Wer ſieht hierin nicht wieder unſern Helden, den nur die Summe alles deſſen, was er ſpricht, handelt und duldet, zu dem macht, was er uns iſt? Keine große einzelne That vollbringt er! Daher ſchreibt jene Abhandlung dem Realiſten eine durchgängige Ruhe und Gleichförmigkeit zu, und will, daß man ihn nach dem ganzen Zuſammenhange ſeines Lebens richte. Iſt dieß nicht wieder ein Hauptmerkmal unſeres Helden? Wann verliert er ſeine klare, beinahe heitere, ſtets gleichmäßige Faſſung? Nicht, wie ein Geächteter, ſagt Gordon (Akt 4, Scene 4) ſei er in die Stadt eingezogen —

„Ruhig, wie in Tagen guter Ordnung,
Nahm er des Amtes Rechenſchaft mir ab“

und ſo ſehen wir ihn allenthalben. Weiter heißt es, der Realiſt frage immer: wozu eine Sache gut ſei? und wiſſe nicht viel von dem, was ſeinen Zweck und Werth in ſich habe, — „denn was bekümmern ihn Güter, von denen er keine Ahnung und an die er keinen Glauben hat? Genug für ihn, er iſt im Beſitz, die Erde iſt ſein und es iſt Licht in ſeinem Verſtande und Zufriedenheit wohnt in ſeiner Bruſt.“ Paſſen dieſe Züge nicht wieder ganz auf unſern Helden, welcher ſeine Wurzeln nur recht tief und weit in die Erde treiben und ausbreiten, und nicht, wie etwa ein Fauſt, durch ſeine ſchwarzen Künſte, den Wiſſensdurſt ſtillen, ſondern einen äußern Lebensplan realiſiren will? Endlich wird behauptet, der wahre Realiſt beweiſe ſich als Menſchenfreund, ohne eben einen ſehr hohen Begriff von den Menſchen und der Menſchheit zu haben; er ſei in Beurtheilung anderer billiger, als der Idealiſt, da er alle Dinge mehr in ſeiner Begrenzung beurtheile; das Gemeine, ja ſelbſt das Niedrige im Denken und Handeln könne er verzeihen, nur das Willkürliche und Excentriſche nicht. Daher läßt Wallenſtein, können wir fortfahren, alle die Leute in ſeiner Umgebung jeden in ſeiner Weiſe gewähren, wie es Goethe nennt, —

„Liebt oder haßt einander, wie ihr wollt;
Ich laſſe jedem ſeinen Sinn und Neigung,
Weiß doch, was mir ein Jeder von euch gilt.“

Er beurtheilt die Menſchen auf das humanſte, ja beinahe in rührend ſchöner Weiſe den Illo, als er deſſen Verrath erfahren: „Fahr hin! ich hab' auf Dank ja nicht gerechnet!“ ꝛc. Er geſtattet dagegen auch Niemanden einen Einfluß auf ſein Thun und Laſſen, außer der Gräfin, welche aber ſeine eigene Idee trifft. Am hartnäckigſten und wunderlichſten aber iſt er gerade in demjenigen, worin er Unrecht hat. Gegen ſeinen aſtrologiſchen Glauben oder gar gegen Octavio läßt er ſich ſo wenig ſagen, — als Goethe gegen ſeine Farbenlehre. Sein Irrthum iſt der alleinige Punkt, wo er empfindlich iſt. Man erinnere ſich, wie er den ungläubigen Illo abfertigt (Piccolomini, Akt 2, Scene 6): „Du red'ſt, wie du's verſtehſt. Wie oft und vielmals erklärt' ich dir's ꝛc.“ Aber er verliert auch hierbei ſeinen liebenswürdigen Gleichmuth nicht: „Mäßige dich, Illo!“ — „Seltſame Menſchen ſeid ihr!“ — ſind die Worte, welche Illo's und Terzky's Verdacht gegen Octavio in ihm hervorruft. Mit dieſem Gewähren laſſen iſt eine höchſt geſunde, klare, ſichere Einſicht in alle weltliche Dinge verknüpft; und die ſchlichte Natürlichkeit des Charakters erſtreckt ſich ſogar auf die Sprache. Wie wunderbar einfach, ungeſucht und natürlich ſpricht Wallenſtein! Wo hätte der Dichter des Don Karlos im Ausdrucke die Natur ſelbſt gefunden, wenn er nicht in Goethe's Perſönlichkeit und Werken lebendige Muſter vor ſich gehabt hätte?

Schiller veredelte ſeinen Goethe'ſchen Realiſten, ſo ſehr er konnte. Wallenſtein iſt, gegen die Geſchichte, offen und gerade in Wort und That, und hintergeht vor ſeinem Abfall wiſſentlich niemanden, als die Schweden. Sein gekränkter Ehrgeiz iſt durch edle Motive gemildert[1]; und wir hören den guten Gordon gerne noch kurz vor ſeiner Ermordung ſeine Tugenden aufzählen (Akt 4, Scene 8):

„An ſeine Größe denkt, an ſeine Milde,
An ſeines Herzens liebenswerthe Züge,
An alle Edelthaten ſeines Lebens ꝛc.“

Aber der Dichter gibt dieſer ſo reichen ſelbſtſtändigen und harmoniſchen Natur ſeines Helden dadurch ſogar einen idealen Anſtrich, daß er ihn in die Geheimniſſe des Himmels und Schickſals dringen läßt und einen idealen Jüngling zu ſeinem Liebling macht. Um ſo mehr konnte er zu Illo — welcher die Karrikatur ſeines wahren Realismus repräſentirt[2] — ſagen (Piccolomini, Akt 2, Scene 6):

„Nur in der Erde magſt du finſter wühlen,
Das Irdiſche, Gemeine magſt du ſehen ꝛc.“

Denn ſein Standpunkt war ein ganz verſchiedener, ob es gleich auch ihn zur Erde zog, wie er einem Max gegenüber bekennen muß. Aber auch an Wallenſtein bewährte ſich in dieſer Beziehung ein Satz der angeführten Abhandlung, daß ſich der Realiſt unausbleiblich in einen verderblichen Irrthum ſtürzen müſſe, wenn er ſich mit ſeinem Wiſſen aus dem Erfahrungsmäßigen ins Unbedingte erheben wolle. Wallenſtein's geſunde Vernunft ſchwankte nur in Einem Gebiete, welches eigentlich jenſeits der Grenze ſeines Charakters lag. Sein zweiter, praktiſch idealer Zug war ſeine Liebe zu Max. Liebte doch Goethe auch Schillern, und vielleicht mehr, als er von ihm wieder geliebt ward! Aber die Freundſchaft zwiſchen Goethe und Schiller, welche einen gemeinſchaftlichen Zweck hatte, konnte nicht auf das Verhältniß beider dramatiſchen Perſonen übertragen werden — und hier, glaube ich, vergriff ſich der Dichter oder ließ doch den Wallenſtein ſich ſelbſt täuſchen. Max nahm ihm gegenüber eine viel zu unſelbſtſtändige Stellung ein, war zu ſehr Kind in allen realen Dingen, als daß er Wallenſtein's Freund heißen könnte, wie ihn ſogar Illo nennt. Die ſchönen Worte, in welche er kurz vor ſeiner Ermordung ſeine weichgeſtimmte Seele ergießt, und die ſich mit den Zeilen endigen:

---

[1] Siehe Theil 4, S. 39.

[2] Ueber naive und ſentimentaliſche Dichtung in Schiller's Werke in E. B., S. 1259, 2. c. (Oktavausgabe Bd. 12, S. 320).

„Was ich mit ferner auch erſtreben mag,
Das Schöne iſt doch weg, das kommt nicht wieder.
Denn über alles Glück geht doch der Freund,
Der's fühlend erſt erſchafft, der's theilend mehrt —"

konnte Goethe nach dem Tode Schiller's ausrufen, aber dem Verhältniſſe des Wallenſtein und Max ſcheinen ſie nicht ganz angemeſſen. Jener verlor ja ſeinen Liebling ſchon, als Max ſich von ihm losſagte, wie die Gräfin richtig bemerkt — und ſo lange er ihn beſizt, was iſt er ihm denn? was kann er für ſeine Zwecke bedeuten? Oder nimmt Wallenſtein je ein perſönliches Intereſſe an ſeinem Individuum, und nicht vielmehr immer nur ein allgemeines an der ſchönen Menſchheit in ihm? In der That, erſt nach Marens Tode erfahren wir es, vielleicht der Schickſalstheorie zu lieb, daß er auch ſein Freund geweſen, durch deſſen Tod jezt das Schickſal verſöhnt ſei. Wallenſtein's Liebling, das Kind im Hauſe mochte Max ſein — obgleich der Fürſt ihn nicht zum Schwiegerſohn haben will — ſein Freund war er nie. Wie Schiller in den Briefen über Don Karlos dieſen Begriff zu eng faßt [1], ſo nimmt er ihn hier zu weit.

In dieſes humane, edle Lebensbild des wahren Realiſten, wie er daſſelbe in Goethe's Perſönlichkeit auffaßte und in dem angeführten Aufſaze theoretiſch behandelt hatte, trug nun der Dichter aus der Geſchichte oder vielmehr aus ſeiner eigenen Bearbeitung des dreißigjährigen Krieges die Züge auf, welche ihm mit demſelben übereinſtimmend ſchienen. Einiges aus der Geſchichte Geſchöpfte iſt aber ſtehen geblieben, was ſich nicht recht zu paſſen ſcheint. So klagt Max (Akt 3, Scene 18):

---

[1] Siehe Theil 1, S. 206 f.

„Gleichgültig
Trittſt du das Glück der Deinen in den Staub;
Der Gott, dem du dienſt, iſt kein Gott der Gnade;
Wie das gemüthlos blinde Element,
Das furchtbare, mit dem kein Bund zu ſchließen,
Folgſt du des Herzens wildem Trieb allein.“

Worte, welche eher von dem hiſtoriſchen, als dem dramatiſchen Wallenſtein wahr ſind. Denn von dieſem ſind Kälte und Herzloſigkeit fern; ſein Buſen umfaßt alle menſchliche Regungen wahr und rein, nur ſind ſie ſeiner weit ausgreifenden Gemüthsart untergeordnet. In ähnlicher Weiſe ſpricht Thekla „von dem furchtbar ungeheuern Daſein“ ihres Vaters, und die zerknickte Herzogin jammert (Akt 3, Scene 1):

„O der unbeugſam ungezähmte Mann!
Was hab' ich nicht getragen und gelitten
In dieſer Ehe unglückvollem Bund!
Denn gleich, wie an ein feurig Rad gefeſſelt,
Das raſtlos eilend, ewig, heftig treibt,
Bracht' ich ein angſtvoll Leben mit ihm zu,
Und ſtets an eines Abgrunds jähem Rande
Sturzdrohend, ſchwindelnd riß er mich dahin.“

Auch dieſe Schilderung gilt mehr von dem, was wir von dem hiſtoriſchen Wallenſtein wiſſen, als von dem, was wir von dem dramatiſchen ſehen. Dieſer erſcheint uns, ſelbſt in ſeinen Verirrungen, durchaus als ein edler, ja als ein liebenswürdiger Menſch. Da wir aber von jenen heterogenen Momenten nur ſprechen hören, und nichts von ihnen anſchauen, ſo beeinträchtigen ſie den Charakter Wallenſtein's nicht ſehr, und ich trage kein Bedenken, denſelben für den gelungenſten und am meiſten individuell geſtalteten zu erklären, welchen Schiller gezeichnet hat. Ganz ſicher unterſtützte ihn in dieſer Individualiſirung auch der theoretiſche Satz der oben angeführten Abhandlung, „daß der Realiſt ſich nur durch die größt-mögliche Summe von Einzelnheiten vollenden könne“ — während ihn bei der Darſtellung der idealen Figuren die Meinung irre leitete, daß dieſe nur im Allgemeinen gehalten werden müßten. In dieſem Charakter iſt beinahe alles harmoniſch, und eben die große Maſſe dieſes Harmonirenden macht ihn konkret, anſchaulich und wahrhaft lebendig. Auch erfreut es, in ihm bei einem reichen Schatz des tiefſten Gefühls, keine Spur von Sentimentalität zu finden. Das Aeußere dieſes impoſanten Charakters endlich iſt hinlänglich angedeutet. Thekla ſagt, ihr Vater habe nicht gealtert, blühend ſtehe er jetzt vor ihren Augen. Ueber das braune Scheiteljahr des fünfzigjährigen Mannes ſind die Jahre machtlos hingegangen — und er durfte eigentlich nicht zu den Küraſſieren ſprechen: „Seht nach dieſem greiſen Haupte.“ Seine Geſtalt iſt, wie Max ſagt, gaſtlich und hoheitblickend, ſeine Züge rein und edel. Kurz, der Dichter dachte ſich das Aeußere ſeines Helden ungefähr ſo, wie Goethe im Jahr 1797 ausgeſehen haben mochte. Sein Charakter iſt ſo genau gezeichnet, daß wir uns unwillkürlich ein beſtimmtes Aeußere hinzudächten, auch wenn uns Schiller nicht unterſtützte. Kennen wir in der Dichtkunſt ganz beſtimmt das Innere eines Menſchen, ſo kennen wir auch ſeine leibliche Erſcheinung. Denn hier gewiß „iſt es der Geiſt, der ſich den Körper baut“ (Akt 3, Scene 13).

Hiermit beſchließe ich meine Abhandlung über das Werk, nachdem ich deſſen Grundidee und Hauptanlage, Liebesepiſode und Charaktere beſprochen habe. „Es iſt,“ ſagte Goethe im Jahr 1808, „mit dieſem Stücke, wie mit einem ausgelegenen Weine: Je älter ſie werden, deſto mehr Geſchmack gewinnt man an ihnen. Ich nehme mir die Freiheit, Schiller für einen Dichter und ſogar für einen großen zu halten, wiewohl die neueſten Imperatoren und Diktatoren geſagt haben, er ſei keiner [1].“ Und bei Eckermann äußert er ſich: „Dieſes Drama iſt ſo groß, daß in ſeiner Art zum zweiten Mal nicht etwas Aehnliches entſtanden iſt.“ Jedem Alter, jeder Bildungsſtufe beut es eigenthümliche Schätze und Genüſſe dar, und die eindringendſte Kritik wird für jeden Mangel, den ſie aufſindet, durch größere, neue Schönheiten entſchädigt. Wie dieſes Werk ſich weithin über die mittlern Dichtungsjahre im Leben Schiller's ausbreitet, ſo vereinigt es zu einem ſchönen Kunſtganzen aus einandergehende

---

[1] Goethe aus perſönlichem Umgange von Falk. S. 98 (2. Auflage)

Richtungen, Anſichten, Zuſtände ihres Schöpfers. Hier ſehen wir die heroiſchen Tugenden der Freiheit und die legitimen Tugenden des beſtehenden Rechts neben einander; hier behauptet bei den weltgeſtaltenden ſittlichen Mächten die zarte Menſchlichkeit und Herzensſchönheit ihr eigenthümliches Recht; hier haben ſich das Prinzip der alten und das Prinzip der neuen Tragödie zuſammengefunden; hier durchdringen ſich Geſchichte und Philoſophie, und alles, was den Dichter je beſchäftigte, alles was ihm lieb und theuer iſt, findet einen Ausdruck oder eine Andeutung. Alle verſchiedenartige Intereſſen und Momente aber durchdringt und umſchlingt der poetiſche Geiſt, welcher, wie nicht leicht ſonſt wo, ſittlich geweiht, kräftig, eigenthümlich, triumphirend hervortritt. Der lang gebundene dramatiſche Genius, welcher ſich erſt hier zu einem erneuten höhern Leben wieder in Freiheit ſetzte, hat eine ſolche friſche Lebenskräftigkeit, eine ſolche Wahrheit der Anſchauungen und Gefühle und reiche Fülle eigenthümlicher Ideen in dieſes Werk aufgenommen und in ihm eingebürgert, daß deſſen Kunſtwerth durch den Zauber dieſes Gehalts noch um vieles vermehrt wird.

Zweites Kapitel.

Kulturhiſtoriſche und [illegible] Gedichte.

In dem Jahre 1799, in welchem das letzte Wallenſtein'ſche Stück beendigt wurde, entſtand auch das Lied von der Glocke. Wir nehmen, ehe wir zu den fernern Lebensumſtänden Schiller's übergehen, dieſe große Kompoſition mit mehrern andern Gedichten derſelben Gattung zuſammen, und ſtellen dieſen ganzen Cyklus köſtlicher Erzeugniſſe unſerer Erörterung des Wallenſtein an die Seite.

Die zwei Hauptgedichte, welche wir in Schiller's philoſophiſch-hiſtoriſcher Periode kennen lernten, die Götter Griechenlands und die Künſtler, haben beide einen kultur-hiſtoriſchen Charakter [1], und bezeichnen ſehr ſcharf den Bildungsweg, auf dem ſie keimten. Denn der Kulturhiſtoriker iſt der Philoſoph auf dem Felde der Geſchichte. So natürlich und nothwendig war ihm dieſe Richtung, daß er ſpäter, als er ſich mit dem Plan beſchäftigte, Friedrich den Zweiten oder Guſtav Adolph epiſch darzuſtellen, ſich nicht auf dieſe Helden beſchränken, ſondern die ganze Zeit, ja die Weltgeſchichte ſelbſt nach ihren Hauptentwickelungsmomenten in ſein Epos verflechten wollte [2].

---

[1] Siehe Theil 2, S. 92

[2] Siehe Theil 2, S. 244 f.

Als Schiller nun ganz zur Poeſie zurückgekehrt war, wie wäre es ihm möglich geweſen, dieſe Richtung hinter ſich zu laſſen? Wie die Philoſophie der Mittelpunkt ſeines denkenden Bewußtſeins blieb, ſo war ihm dieſe philoſophiſche Seite der Geſchichte, auch nachdem ſie ſelbſt aufgehört hatte, ſein Studium zu ſein, Zeitlebens Bedürfniß, um ſo mehr, da ſie ſeine abſtrakten Ideen gleichſam ſubſtanzirte. Seine Dichtung hatte ſchon durch ſich ſelbſt einen gewaltigen Zug ins Große und Weite, nun aber wurde dieſer Naturdrang durch ein vieljähriges Studium der Geſchichte unterſtützt. Viele ſeiner Gedichte ſpielen durch einzelne großartige Andeutungen in dieſe univerſelle Betrachtung des hiſtoriſch gegebenen Menſchenlebens ein, andern liegt eine ſolche Anſicht ihrem Geiſte nach zu Grunde, wie z. B. Wallenſtein auf eine univerſellhiſtoriſche Anſchauung der Zeit, der Kampf mit dem Drachen auf eine kulturgeſchichtliche Auffaſſung des Johanniterordens ſich gründet. In andern Gedichten endlich iſt die Hauptidee und der Inhalt ſelbſt univerſell, und dieſe Gattung faſſen wir hier zu einer gemeinſchaftlichen Betrachtung zuſammen und weiſen ihr füglich das Jahr, in welchem ſie mit dem Liede von der Glocke den höchſten Gipfel erreichte, als ihre chronologiſche Stelle an.

Es ſind hier einige Epigramme nachzuholen, die wir früher abſichtlich zurückgelaſſen haben[1]. Die univerſalhiſtoriſche Würdigung der Malteſerritter, welche in der Vorrede zur Geſchichte dieſes Ordens von Vertot ausführlich dargelegt iſt[2], und in der Ballade, der Kampf mit dem Drachen, hervortritt, hat der Dichter zum Gegenſtand eines Epigramms, die Johanniter, gemacht. Dieſe Diſtichen ſind beinahe wörtlich aus jener Vorrede genommen: „Wenn nach vollbrachten Wundern der Tapferkeit, ermattet vom Gefecht mit den Ungläubigen, erſchöpft von den Arbeiten eines blutigen Tages, dieſe Heldenſchaar heimkehrt, und, anſtatt ſich die ſiegreiche Stirn mit dem verdienten Lorbeer zu krönen, ihre ritterlichen Verrichtungen ohne Murren mit dem niedrigen

---

[1] Siehe Theil 1. S. 200.

[2] Schiller's Werke in 1 B., S. 1139. u. f. (Oktavausg. Bd. 11, S. 371).

Dienſte eines Wärters vertauſcht; wenn dieſe Löwen im Gefechte hier am Krankenbette eine Geduld, eine Selbſtverläugnung, eine Barmherzigkeit üben, die ſelbſt das glänzendſte Heldenverdienſt verdunkelt; wenn eben die Hand, welche wenige Stunden zuvor das furchtbare Schwerdt für die Chriſtenheit führte und den zagenden Pilger durch die Säbel der Feinde geleitete, einem ekelhaften Kranken um Gottes Willen die Speiſe reicht, und ſich keinem der verächtlichen Dienſte entzieht, die unſere verzärtelten Sinne empören: wer, der die Ritter des Spitals zu Jeruſalem in dieſer Geſtalt erblickt, bei dieſen Geſchäften überraſcht, kann ſich einer innigen Rührung erwehren?“ In dem Epigramm ſind dieſe Worte nur metriſch ausgedrückt, aber die letzten Zeilen wenden den Grundgedanken ſehr richtig auf das Chriſtenthum überhaupt an:

„Religion des Kreuzes, nur du verknüpfeſt, in Einem
Kranze, der Demuth und Macht doppelte Palme zugleich!“

Hier haben wir die beiden Tugenden, welche im Kampf mit dem Drachen in Widerſtreit ſind[1]! — Ferner iſt eine ſolche kulturhiſtoriſche Anſchauung der Kern des Epigramms, der Kaufmann, worin der Werth des Handels für die Geſittung ſehr treffend bezeichnet wird[2]. So enthält auch das Thor einen kulturhiſtoriſchen Doppelgedanken:

„Schmeichelnd locke das Thor den Wilden herein zum Geſetze!
Froh in die freie Natur führ' es den Bürger hinaus!“

Den erſten Vers drückt Schiller im Eleuſiſchen Feſte mit den Worten aus:

„Und die neuen Bürger ziehen,
Von der Götter ſel'gem Chor
Eingeführt, mit Harmonien
In das gaſtlich offene Thor“.

Und in dem Lied von der Glocke wird es der „heiligen Ordnung“ zugeſchrieben, daß ſie es iſt,

„Die herein von den Gefilden
Rief den ungeſell'gen Wilden.“

---

[1] Siehe Theil 3, S. 336.

[2] Es iſt eine Apologie des Handels, wie die im erſten Buche des Wilhelm Meiſter, von welcher Schiller ſagt: „ſie iſt herrlich und in einem großen Sinn.“ Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 1, S. 85.

Aber den civiliſirten Menſchen ſoll das Thor wieder in die Natur zurückführen, weßwegen es auch im Spaziergang heißt:

»O, ſo öffnet euch, Mauern, und gebt den Gefangenen ledig;
Zu der verlaſſenen Flur' kehr er gerettet zurück.«

In den Verſen Karthago wird die Bedeutung dieſer Stadt für die Menſchenbildung im Gegenſatz zu Tyrus und Rom einem allgemein geſchichtlichen Urtheil unterworfen, — wie etwa in der Abhandlung, die Sendung Moſes, der univerſalgeſchichtliche Werth der Hebräer, nur in anderer Weiſe, abgemeſſen wird [1].

Das vorletzte dieſer Epigramme hat uns auf drei größere Kunſtwerke hingewieſen, die wir mit einem vierten zu betrachten haben.

Das erſte iſt der Spaziergang, oder die Elegie, wie die urſprüngliche Ueberſchrift in den Horen war. Dieſes Gedicht entſtand ſchon 1795 im Auguſt und September und gehört ſeiner Form nach zu der Gattung, in welcher ſich Anſchauung und Reflexion das Gleichgewicht halten [2]. Ueber den Werth der frühern Stücke, mit welchen Schiller ſeine neue Laufbahn eröffnet hatte, waren die Stimmen der Kenner getheilt. Goethe gab den Idealen, Körner dem Genius, Herder dem Tanz, Humboldt der Macht des Geſangs und ſpäter, ſo wie Schiller ſelbſt, dem Ideal und dem Leben den Vorzug. Als aber der Spaziergang gedichtet war, ſtimmten alle überein, daß dieſes ſein vortrefflichſtes Stück ſei. Herder ſchrieb: „Die Elegie iſt eine Welt von Scenen, ein fortgehendes, geordnetes Gemälde aller Situationen der Welt und Menſchheit. Wenn ſie gedruckt iſt, ſoll ſie mir eine Landcharte ſein, die ich an die Wand ſchlage.“ Humboldt nannte das Gedicht die herrliche Organiſation einer eignen Welt, und äußerte ſich: „Ich geſtehe offenherzig, daß unter allen Ihren Gedichten, ohne Ausnahme, dieſes mich am meiſten anzieht, und mein Inneres am lebendigſten und höchſten bewegt.“ Schiller ſelbſt aber ſchrieb dem Freund am 29. November 1795: „Ich will Ihnen nicht läugnen, daß ich mir auf dieſes Stück auch am meiſten zu gut thue, und vorzüglich in Rückſicht auf einige Erfahrungen, die ich unterdeſſen darüber machte. Mich däucht, das ſicherſte empiriſche Kriterium von der wahren poetiſchen Güte eines Produkts beſtehe darin, daß es die Stimmung, in welcher es gefällt, nicht erſt abwartet, ſondern hervorbringt, alſo in jeder Gemüthslage gefällt. Und das iſt mir noch mit keinem meiner Gedichte begegnet, außer mit dieſem. Ich muß oft den Gedanken an das Reich der Schatten [*], die Götter Griechenlands, die Würde der Frauen u. ſ. f. fliehen, auf die Elegie beſinne ich mich immer mit Vergnügen, und mit keinem müßigen, ſondern wirklich ſchöpferiſchen, denn ſie bewegt meine Seele zum Hervorbringen und Bilden. Der gleichförmige und ziemlich allgemein gute Eindruck dieſes Gedichts auf die ungleichſten Gemüther iſt ein zweiter Beweis. Perſonen ſogar, deren Phantaſie in den Bildern, die darin vorzüglich herrſchen, keine Uebung hat, wie z. B. meine Schwiegermutter, ſind auf eine ganz überraſchende Weiſe davon bewegt worden. Herder, Goethe, Meyer, die Kalb, hier in Jena Hederich, den Sie auch kennen, ſind alle ganz ungewöhnlich davon ergriffen worden. Rechne ich Sie und Körner und Ihre Frau dazu, ſo bringe ich eine beinahe vollſtändige Repräſentation des Publikums heraus. Ich glaube deßwegen, daß wenn es in dieſem Stücke an einem allgemeinen Beifall fehlt, bloß zufällige, ſelbſt in den Perſonen, die es unberührt läßt, zufällige Urſachen daran Schuld ſind. Mein eigenes Dichtertalent hat ſich, wie Sie gewiß gefunden haben werden, in dieſem Gedichte erweitert: noch in keinem iſt der Gedanke ſelbſt ſo poetiſch geweſen und geblieben; in keinem hat das Gemüth ſo ſehr als Eine Kraft gewirkt."

---

[1] Siehe Theil 2, S. 162.
[2] Siehe Theil 3, S. 236.

Wer möchte dieſen Urtheilen nicht beiſtimmen? Wer erfreute ſich nicht, in dieſen Ausſprüchen ſein eigenes Gefühl wiederzufinden? Ohne Zweifel nimmt dieſe Elegie unter den Produkten der reinern Dichtweiſe den erſten Rang ein, und iſt wohl bis zum Balladenjahr (1797) unter Schillers größern poetiſchen Werken das vollendetſte.

---

[*] Welches Gedicht er noch am 9. Auguſt deſſelben Jahrs ſo unendlich hoch geſtellt hatte. Siehe Theil 3, S. 129.

Wenn es in einem obigen Epigramme vom Thore heißt: „Froh in die freie Natur führ' es den Bürger hinaus!" ſo ſehen wir im Spaziergang eine beſtimmte Perſon das wirklich thun, was dort im Allgemeinen gerathen wird. Der Dichter, welcher „endlich des Zimmers Gefängniß und dem engen Geſpräch[1] entflohen iſt, rettet ſich freudig" in die Natur. Durch dieſe Worte iſt die Stimmung angedeutet, die ihn hinaustreibt. „Ein größerer Maßſtab der Schätzung," erläutert Schiller ſich ſelbſt an einer andern Stelle[2], „wird dem Menſchen von der ſimpeln Majeſtät der Natur vorgehalten; und von ihren Geſtalten umgeben, erträgt er das Kleine in ſeiner Denkart nicht mehr. Wer weiß, wie mancher Lichtgedanke oder Heldenentſchluß, den kein Studirkerker und kein Geſellſchaftsſaal zur Welt gebracht haben möchte, nicht ſchon dieſer muthige Streit des Gemüthes mit dem großen Naturgeiſt auf einem Spaziergange gebar." Nur im Kontraſt mit dieſer Naturwidrigkeit unſerer eigenen Zuſtände und Sitten flößt uns Neuern die phyſiſche Welt ein ſolches unendliches Intereſſe ein, wie es den alten Griechen fremd war[3] und aus dem Spaziergang uns anweht. In der Harmonie, Einfachheit, Integrität, in dem ruhigen, ſtillen und friedlichen Walten, kurz in der Vollkommenheit der Natur treten Güter vor uns hin, die wir ſelbſt eingebüßt haben, und wir ſuchen uns in ihr wieder herzuſtellen. Die Natur, als Gegenſtand unſerer ſittlichen Trauer und rein menſchlichen Sehnſucht dargeſtellt, gibt aber die Elegie; und dieſen Namen ertheilte Schiller urſprünglich ſeinem Gedichte, indem es gleichſam ein Beiſpiel ſeiner Theorie[4] ſein und die Gattung vertreten ſollte. So wollte er ja auch eine Idylle ſchreiben, in welcher er ſein philoſophiſches Ideal dieſer Dichtung zu verwirklichen dachte[5].

Begleiten wir nun unſern Dichter auf ſeinem Spaziergang.

---

[1] „Auf dem gebundenen Geſpräch folge das muntre Spiel." Goethe's zweite römiſche Elegie.

[2] Schiller's Werke in 1 B., S. 1206, 1. a. (Oktavausgabe B. 12, S. 360).

[3] Ebendaſelbſt S. 1235, 2. (Oktavausgabe B. 12, S. 222).

[4] Ebendaſelbſt S. 1241, 2. a. (Oktavausgabe B. 12, S. 250).

[5] Siehe Theil 3, S. 140.

Nachdem er die heiß erſehnte Natur in den erſten Verſen mit Inbrunſt begrüßt hat, gibt er ſich anfangs ganz ihren heilenden Einflüſſen hin. Er verliert ſich in ſie, und wird erquickt durch dieſe „ſtille Göttererſcheinungen,“ die ſich beim Fortſchreiten wechſelnd ſeinem Blicke darſtellen. Die Natur iſt durchaus wirkend aufgefaßt. Der Lüfte balſamiſcher Strom durchrinnt den Luſtwandlenden, das energiſche Licht labt ſeinen dürſtenden Blick, die Wieſe empfängt, der Sonne Pfeil trifft ihn ꝛc. Deſſenungeachtet iſt dieſe überall thätige Natur allenthalben in ihrer eigenthümlichen Sphäre gelaſſen und nirgends perſonificirt. Denn hierdurch wäre ſie, nach helleniſcher Betrachtungsweiſe [1], in den Kreis des Menſchlichen gezogen, und der Wanderer fände nicht mehr bei ihr, was er einzig ſucht.

So beginnt die Elegie mit einer ganz objectiven Naturmalerei, welche die Phantaſie des Leſers mit den reizendſten, mannigfaltigſten Bildern erfüllt. Aber durch die Beziehung auf den Spazierengehenden erhält alles Einheit. Nur lebloſe Naturgegenſtände und friedliche Geſchöpfe zeigen ſich in der idylliſchen Landſchaft. Ungezwungen und ſtetig reiht ſich eine Scene an die andere. Der Wanderer tritt in einen dichten Wald ein, der die Seele zur ernſten Betrachtung vorbereitet. Kaum ſieht er ſich dem Glanz des Tages zurückgegeben, da eröffnet ſich eine eben ſo weite und romantiſche Ausſicht vor ihm, als die frühere begrenzt und lieblich war. Vorhin wurde das Gemüth durch das Schöne ſanft berührt, jetzt wird es durch das Erhabene gewaltig ergriffen:

„Unter mir ſeh' ich endlos den Aether und über mir endlos,
Blicke mit Schwindeln hinauf, blicke mit Schaudern hinab ꝛc.“

Nun geht aber die Landſchaftsſchilderei in eine Zeichnung der Werke des Menſchen über, mit welchen der Spazierengehende die Gegend geſchmückt ſieht, und hieran reiht ſich von ſelbſt eine Darſtellung des Landlebens. So iſt alſo der Dichter von den beiden Zuſtänden der Natur, dem ſchönen und erhabenen, welche die ſparſam erhellte Nacht des Waldes zugleich trennt und verbindet, und von den Spuren des Menſchen zu dem Menſchen ſelbſt gelangt. Und nachdem er der Heerden Geläut, des Hirten Geſang, die Dörfer am Strom, an den Gebüſchen, auf den Bergesrücken, und des Ackermanns von ſeinen Feldern „umruhtes“ Dach ſo bedeutſam und rührend gezeichnet hat, wie es wahrlich! nur der von den ſittlichen Uebeln der Kultur belaſtete Menſch zu thun im Stande iſt — da ergießt ſich, wie er früher die vernunftloſe Natur bewillkommte, ſeine Seele in die Worte:

---

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 1233 2. (Octavausgabe Bd. 12, S. 229).

„Glückliches Volk der Gefilde! noch nicht zur Freiheit erwachet,
Theilſt du mit deiner Flur fröhlich das enge Geſetz.“

Denn hier iſt es die Natur in der Menſchenwelt, was ihn rührt — die Kultur beginnt aber mit der ſittlichen Freiheit. „Wir waren Natur,“ ſagt Schiller, „und unſere Kultur ſoll uns auf dem Wege der Vernunft und Freiheit zur Natur zurückführen“[1]. Er preiſ't alſo das Landvolk ganz in demſelben Gefühl glücklich, in welches verſunken wir ihn früher ſeinen poetiſchen Segen über das Kind in der Wiege und den ſpielenden Knaben ausſprechen hörten[2]. Indem er nun dieſer Betrachtung nachhängt, geht er auf ſeinem Wege weiter fort, und, als er plötzlich aufblickt, ſieht er eine veränderte Landſchaft vor ſich: „Aber wer raubt mir auf einmal den lieblichen Anblick?“ ꝛc. Eben war der Menſch noch verſchmolzen mit der Natur — jetzt macht er, von ihr geſchieden, ſelbſtſtändig ſein eigenthümliches Daſein geltend. Er trennt, wählt, ordnet und gibt jeglichem eine Bedeutung, indem er es einem Zwecke unterwirft. Dieſes iſt der „fremde Geiſt, welcher ſich ſchnell über die fremdere Flur verbreitet:“

„Stände ſeh' ich gebildet, der Pappeln ſtolze Geſchlechter
Ziehn in geordnetem Pomp vornehm und prächtig daher.
Unbemerkt entziehet dem Blick die einzelne Staude,
Leiht nur dem Ganzen, empfängt nur von dem Ganzen den Reiz[3].
Regel wird alles und alles wird Wahl und alles Bedeutung;
Dieſes Dienergefolg meldet den Herrſcher mir an.
Prangend verkündigen ihn von fern die beleuchteten Kuppeln,
Aus dem felſichten Kern hebt ſich die thürmende Stadt.“

---

[1] Schiller's Werke in 1 B., S. 1230. 2. a. (Octavausg. B. 12, S. 198).
[2] Siehe Theil 3, S. 195 f.
[3] Dieſer und der vorhergehende Vers ſtehen nur in den Horen

Die Regel, Wahl und Bedeutung, will der Dichter ſagen, die ſich in der ſtandesmäßigen Abſonderung der Pappeln und Stauden ausſpricht, verkündigen mir, daß ſich der Menſch zum Herrſcher der Natur gemacht hat: dieſe geregelten Stände der Bäume, gleichſam ſein Dienergefolge, melden ihn mir als Herrn der Natur an. Aber noch deutlicher zeigt ſich der Menſch als ihr Herrſcher durch die fernher ſtrahlenden Kuppeln und die Stadt überhaupt, welche aus Felsſteinen („felſigem Kern") an einem Orte aufgebaut iſt, wo ehemals eine Wildniß war [1]. Dieß führt den Dichter zu einer ausführlichen Schilderung des Stadtlebens hinüber. Er erhebt und verliert ſich ganz in das, was er nur im Geiſte ſchaut. So ſieht unſer Kulturſohn die Landſchaft nicht nur im Lichte ſeiner Gefühle, ſondern er kehrt gar bald wieder in die Gedankenwelt zurück. Mit wenigen Zügen war der einfache Naturzuſtand geſchildert; in die reichſte Fülle von Begebenheiten und Gegenſtänden legt ſich das weite civiliſirte Leben auseinander. Zuerſt wird es mit einigen kühnen kräftigen Strichen im Allgemeinen gezeichnet, im Kontraſt mit dem Landleben: „Näher gerückt iſt der Menſch an den Menſchen" ꝛc.; dann beleben ſich in der Phantaſie des Dichters die Uranfänge der Stadt, wo die Götter mit ihren verſchiedenartigen Geſchenken ſich hernieder ließen und ihre Wohnungen einnahmen, woraus wir auch ſehen, daß Schiller in dieſem Kulturgemälde, wie in den Göttern Griechenlands und in dem eleuſiſchen Feſte, das griechiſche Leben vor Augen hatte. Denn nur die Helenen vermählten „die Simplicität der Natur mit allen Reizen der Kunſt und aller Würde der Wiſſenſchaft [2]", nur ſie alſo beſaßen jene Humanität, welche das erregte Herz des Dichters freudig begrüßt:

> „Heilige Steine! Aus euch ergoſſen ſich Pflanzer der Menſchheit [3]."

Die Staaten erhaltenden Tugenden werden dann vorgeführt: die zu Gericht ſitzende Gerechtigkeit und der Heldenmuth, welcher den Frieden erringt. Im Frieden aber gedeihen die Gewerbe — Holz- und Steinarbeiten, die Schmiedekunſt, die Weberei, welche alle in eigenſter Geſtalt vor unſern Augen vorübergehen — es blühet der Handel, deſſen reges Leben und ſich häufende Schätze wieder ein beſonderes Gemälde füllen — im Reichthum aber endlich „wachſen die Künſte der Luſt,“ d. h. überhaupt die ſchönen Künſte, deren Zweck ja iſt, „Vergnügen auszuſpenden, Glückliche zu machen“[1]. Schiller nennt ſie die göttlichen Kinder, welche den Genius zum Vater, die Fortuna zur Mutter und die Freiheit zur Amme haben. Als ihre Repräſentanten führt er uns die Bildhauerkunſt und die Architektur auf — die Poeſie vielleicht deßwegen nicht, weil ihre Werke nicht eben ſo leicht in ein kurzes ſinnliches Bild zu faſſen waren. Der Kunſt endlich folgen die Wiſſenſchaften, welche das bleibende Geſetz in dem beweglichen Zufall aufſuchen; namentlich ſind es die Mathematik und einzelne Zweige der Naturwiſſenſchaften, die ſich uns vor Augen ſtellen. Hiermit tritt die Schilderung mit Recht in die neuere Zeit, in welcher vor der durch die Schrift verallgemeinerten Wiſſenſchaft die „Nebel des Wahns zerrinnen“ und die „Gebilde der Nacht weichen.“ Mit einem Blick auf die Revolution geht Schiller in den Worten:

---

[1] „In die Wildniß hinaus ſind des Waldes Faunen verſtoßen."

[2] Schiller's Werke in E. B., S. 1191. 2. m. (Oktavausg. Bd. 12, S. 29).

[3] Das Wort Menſchheit für Menſchlichkeit ſteht in derſelben Verbindung in dem Epigramm „die verſchiedene Beſtimmung": „Aber durch wenige nur pflanzet die Menſchheit ſich fort."

»Seine Feſſeln zerbricht der Menſch, der Beglückte! Zerriß' er
Mit den Feſſeln der Furcht nur nicht den Zügel der Scham.«

zu einem andern Abſchnitt, zur Ausartung der Kultur, über. Zuerſt iſt der Menſch mit der Natur eins; dann macht er, ohne ſich von ihr loszureißen, ſeinen eignen Geiſt dadurch geltend, daß er ihre Produkte zu ſeinen Bedürfniſſen benutzt, ihre Stoffe äſthetiſch umbildet und ihre Geſetze wiſſenſchaftlich erforſcht. Nun will er ſich aber endlich auch als moraliſche Perſon über die Natur erheben, er will an die Stelle „des Staates der Noth und der Natur“ den Staat der Vernunft und Freiheit treten laſſen:[2]

»Freiheit ruft die Vernunft, Freiheit die wilde Begierde,
Von der heil'gen Natur ringen ſie lüſtern ſich los.«

---

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 1160, 2. (Oktavausg. B. 11, S. 310).

[2] Ebendaſelbſt S. 1160. (Oktavausg. B. 12, S. 8 f.)

Der gefährliche Verſuch mißlingt, weil, wie Schiller in dem dritten Briefe über äſthetiſche Erziehung des Menſchen nachgewieſen hat, die Sittlichkeit noch nicht ſtark genug iſt, daß er ſich ihrer alleinigen Führung anvertrauen könnte, und ſeine menſchliche Natur noch nicht veredelt genug, daß er auf dieſer neuen Laufbahn von ihr unterſtützt würde. Daher fordert ihn nicht allein die Vernunft, ſondern auch die Begierde auf, lüſtern den verbotenen Apfel der Freiheit zu brechen[*]. Indem er ſich ſo der Natur entgegenſetzt und auch von der rein ſittlichen Vernunft preis gegeben, alſo, wie es in den Horen heißt, zugleich „von der Gefühle Geleit und der Erkenntniß Licht" verlaſſen iſt, ſchweift er nothwendig in jede Unmenſchlichkeit und Entartung aus, welche uns Schiller's Meiſterhand mit, von der franzöſiſchen Staatsumwälzung genommenen Farben ſchildert. Wie er früher den konventionellen Formen der Geſellſchaft, dem „ewig Geſtrigen der gemeinen Gewohnheit", den Spiegel der Vernunft und der Freiheit entgegenhielt, ſo ſtellt er jetzt alle, im Namen dieſer verübten Greuel als Abweichungen von der menſchlichen Natur dar. Was man aber als Gutes in einem ſolchen Gemeinweſen rühmt, iſt nur Schein:

„Leben wähnſt du noch immer zu ſehen, dich täuſchen die Züge,
Hohl iſt die Schaale, der Geiſt iſt aus dem Leichnam geflohn".

Aber dieſe „kernloſe Hülſe des Staates" kann nicht ewig beſtehen, die Natur erwacht, die Noth und die Zeit rühren an das „hohle Gebäu" und die von ihres Verbrechens Wuth und ihrem Elend getriebene Menſchheit vernichtet die leere Staatsform und kehrt zur Natur zurück — „ſie ſucht die verlorne Natur in der Aſche der Stadt". Jetzt bricht des Dichters, bisher mit Mühe zurückgehaltene tiefſte Empfindung gewaltſam hervor:

„O ſo öffnet euch Mauern, und gebt den Gefangenen ledig,
Zu der verlaſſenen Flur kehr' er gerettet zurück!

---

[*] In den Horen heißen die obigen Verſe:

„Freiheit heiſcht die Vernunft, nach Freiheit rufen die Sinne,
Beiden iſt der Natur züchtiger Gürtel zu eng".

Weit von dem Menſchen fliehe der Menſch! dem Sohn der Veränd'rung
Darf der Veränderung Sohn nimmer und nimmer ſich nahn,
Nimmer der Freie den Freien zum bildenden Führer ſich nehmen,
Nur was in ruhiger Form ſicher und ewig beſteht“.

Dieſe zwei letzten Strophen, die nur in den Horen ſtehen, erklären des Dichters Anſicht von ſelbſt. Es iſt derſelbe Gedanke, den wir ſchon in dem Epigramm, das Höchſte, kennen lernten:[1] Die Unabänderlichkeit und Nothwendigkeit, welche wir phyſiſch in der Pflanze wirkſam ſehen, ſoll der Menſch durch ſeine moraliſche Freiheit zu erreichen ſuchen. Schiller will alſo nicht, wie Rouſſeau, den Menſchen in einen wilden Naturzuſtand zurückverſetzen — denn „jene Natur liegt hinter dir, ſie muß ewig hinter dir liegen; verlaſſen von der Leiter, die dich trug, bleibt dir keine andere Wahl mehr, als mit freiem Bewußtſein und Willen das Geſetz zu ergreifen oder rettungslos in eine bodenloſe Tiefe zu ſinken“[2]. Sondern er ſpricht, obgleich er ſich hier nicht beſtimmter ausdrückt, von jener Natur, welche er als den Gegenſtand der modernen Idylle aufſtellt — nämlich von derjenigen, zu welcher wir auf dem Weg der Vernunft und der Freiheit wieder gelangen ſollen. Dieſe Natur iſt das Ziel, zu welchem uns alle Weitläufigkeiten und Umwege der Kultur führen müſſen.

Nachdem ſich der Wanderer in dieſe Phantaſiegebilde ganz verloren hat, erwacht er auf einmal mit den Worten: „Aber wo bin ich?“ ꝛc. wie aus einem Traume, und ſieht ſich in einer furchtbaren, ſchauerlich wilden Einſamkeit, die ſeinem letzten Geſichte der zerſtörten Menſchheit ganz ähnlich iſt. Ringsum iſt nur Verwüſtung, wie in jenem Revolutionsſtaate. Die Naturſcene folgt aber hier der entſprechenden inneren Anſchauung, während die frühern Naturbilder immer ſolchen Betrachtungen vorangingen — denn unvermerkt, wie der Wandelnde in die Wildniß, gerieth ja auch die Menſchheit in die Verwilderung, welche durch jene gleichſam ſymboliſch dargeſtellt wird. Aber ſich ſchnell wieder beſinnend, und das Unähnliche hervorhebend, ſagt er: „Bin ich wirklich allein?“ — Er iſt ja wieder in den Armen, an dem Herzen der Natur, deren Zerſtörung er eben in jenem Phantaſiebilde beklagte. Und ſo liegt es in der Sache, daß ſich am Schluſſe der Elegie dieſe ewige Unveränderlichkeit der Natur mit dem ewigen Wechſel der menſchlichen Zuſtände noch in Kontraſt ſtellt. Ich habe früher gezeigt, wie Schiller dieſe tiefe Naturauffaſſung zuerſt im Jahr 1789 in einem Briefe an ſeine Lotte ausſprach[1]. Sie blieb Zeitlebens ſein Eigenthum.

---

[1] Siehe Theil 3, S. 200 f.

[2] Schiller's Werke in E. B., S. 1735, f. w. (Oktavausg. Bd. 12, S. 220).

Indem das Gedicht auf dieſe Weiſe mit einem ſeelenvollen Lob der Natur endigt, kehrt es zu ſeinem Anfang zurück, und die durch die Ausartung der Civiliſation hervorgerufene Gefühlserregung dient nur dazu, die Huldigung um ſo wärmer und inniger zu machen. Die ganze Entwickelungsgeſchichte der Menſchheit bis zu deren Verirrung und Rückkehr zur Wahrheit iſt in ein klares Bild gebracht; alle mögliche Verhältniſſe des Menſchen zur Natur ſind dargeſtellt. Man muß aber, um das Gedicht recht zu faſſen, die doppelte Bedeutung der „Natur“ feſthalten, zumal da der Dichter beide wie mit Fleiß, um den Eindruck großartiger und poetiſcher zu machen, in einander übergehen läßt. Von der materiellen nämlich iſt die Natur innerhalb der Menſchheit zu unterſcheiden. Dieſe letztere beſteht, im Gegenſatz gegen die bewußte Selbſtbeſtimmung und die künſtlichen Vermittelungen des Denkens und der Wiſſenſchaft, in dem unmittelbaren Fond des geiſtigen Lebens, wie es ſich unwillkürlich in Gefühlen, Trieben, Neigungen, Kräften ausſpricht. Als den Verfechter dieſer menſchlichen Natur haben wir unſern Schiller ſchon ſo häufig kennen gelernt; und ſie findet er in den Verzerrungen des Kulturlebens, welche er zuletzt ſchildert, geſchändet, ſie ſoll der Menſch mit Bewußtſein in veredelter Geſtalt wieder herſtellen. Die äußere Natur kann nichts ſein, als eine Ernährerin und ein ſymboliſches Ideal dieſer innern [*]. Die verſchiedenen Theile des Gedichtes gehen ſo freiwillig in einander über, die liebevolle Naturanſchauung und die tiefſinnige Forſchung ſind ſo ſehr gegen einander ausgeglichen, alles iſt ſo feſt verbunden, daß es ſchwer hält, den durch das Ganze laufenden Faden zu verfolgen. Welches Gedicht verlohnte es ſich aber auch öfters und ſorgfältiger zu leſen, als dieſes, deſſen Trefflichkeit bei ſo früher Entſtehungszeit man ſich nur daraus erklären kann, daß Schiller hier, Jahre lang genährte, eigenthümliche Lieblingsgefühle und Ideen ausſprach. Die Elegie liegt ſo recht im Mittelpunkt ſeines Lebens. Es kam dem Dichter aber auch eine Art ſymboliſcher Behandlung zu ſtatten. Der Luſtwandelnde nämlich iſt ja ſelbſt ein Menſch, der im Gefühl der Kulturleiden die Natur aufſucht, und ihren Rath beherzigt. Er ſtellt in ſeiner Perſon die ganze Gattung dar — und nur die äußerſte Verirrung iſt bei ihm ein Traum. Was er ſieht, ſind nur Spuren von dem, was er nachher im Geiſte betrachtet, und er ſelbſt verirrt ſich, wie die Menſchheit, in die Wildniß. Man könnte ſagen, das langſame Emporſteigen bis zum höchſten Gipfel eines Berges und die allmählige Entwickelung des Menſchen bis zur Krone ſeiner Vollendung — zur angedeuteten Rückkehr aus den Verirrungen der Bildung zur Natur — laufen einander parallel. Hier aber vermiſſe ich an dieſer ſinnlichen Folie des Gedichts einen Abſchluß. Der Spaziergang iſt nicht beendigt. Das Gedicht läßt uns beim Wanderer in der Einöde, ungeachtet er doch eben ſo wohl, als die Menſchheit, zum Ausgangspunkt zurückkehren muß. Nach einer Aeußerung des Verfaſſers[1] ſcheint dieſer bei ſeinen ſceniſchen Schilderungen eine wirkliche Landſchaft vor Augen gehabt zu haben; und ich habe ſchon früher nachgewieſen, daß die Darſtellung eines Spazierganges von Stuttgart nach Hohenheim mit dem unſrigen in den Ideen und der Anlage große Aehnlichkeit hat[2].

---

[1] Siehe Theil 3. S. 148 und 149.

---

[*] Hierbei ſei mir erlaubt, auf ein Epigramm zurückzukommen, welches ich früher (Theil 3, S. 131) falſch deutete.

„Die drei Alter der Natur.

Leben gab ihr die Fabel, die Schule hat ſie entſeelet,
Schaffendes Leben auf's Neu gibt die Vernunft ihr zurück".

In dem erſten Vers ſtellt der Dichter die lebendige mythiſche Naturanſicht der alten Griechen der begriffsmäßigen, mathematiſchen Naturbetrachtung der modernen Zeit gegenüber, gerade ſo, wie er in den Göttern Griechenlands ſang:

„Wo jetzt nur, wie unſre Weiſen ſagen,
Seelenlos ein Feuerball ſich dreht,
Lenkte damals ſeinen gold'nen Wagen
Helios in ſtiller Majeſtät," ꝛc.

Mit dem Pentameter: „Schaffendes Leben auf's Neu gibt die Vernunft ihr zurück", weiſ't er auf ſeine eigene, uns bekannte ſymboliſch-äſthetiſche Weltauffaſſung hin (Theil 3, S. 147 f. und Theil 4, S. 49 f.), wie er ſie am Leitfaden der Kant'ſchen Philoſophie ausgebildet hatte, einer Philoſophie, von welcher er behauptete, daß ſie in ihrem Kerne mehr Poeſie enthalte, als irgend eine andere. Das Sinngedicht zeigt uns alſo die verſchiedenen Auffaſſungsweiſen der Natur, wie der Spaziergang alle Lebensverhältniſſe des Menſchen zu derſelben (entweder iſt der Menſch inſtinktmäßig eins mit der Natur, oder er beherrſcht ſie, ohne ſich ihr entgegenzuſetzen, oder er verläugnet ſie ganz, oder er verbindet ſich wieder auf ewig mit ihr als der fertige Sohn der Vernunft). — Ich verdanke dieſes richtige Verſtändniß, ſo wie noch andere werthvolle Bemerkungen über Schiller, meinem verehrten Amtsgenoſſen, dem Herrn Oberlehrer Dr. Steiner.

Welche ſtrenge Sorgfalt Schiller auf das Einzelne, den Ausdruck, den Wohllaut, den Versbau wandte, ſieht man aus ſeiner Korreſpondenz mit Humboldt[3], und wenn man unſere jetzige Ausgabe mit der urſprünglichen in den Horen vergleicht. Am beſten aber überzeugt man ſich von der „Kälte und ausdauernden Geduld“, welche das kleinſte Detail übereinſtimmend mit dem Ganzen machte, aus dem Werke ſelbſt. Während bei andern Künſtlern das Einzelne in das Ganze verſchwindet und nur das Ganze ſchön und bedeutend iſt, hat in dieſem Gedichte auch das Einzelne einen ſelbſtſtändigen Werth und eine eigene Vollendung, ſo daß es ſich der Mühe lohnt, jeden Vers, jedes Bild und Beiwort zum beſondern Studium zu machen. Bald feſſeln uns die gewählten Epitheta, deren nie eines müßig, ſondern jedes am rechten

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Humboldt, S. [illegible].

[2] Siehe Theil 3, S. 95 f.

[3] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Humboldt, S. [illegible]

Ort ſteht und das Eigenthümliche der Sache ſinnlich bezeichnet, wie „das energiſche Licht“, des Schmetterlings „zweifelnder Flügel“, dann verweilen wir bei den neuen, kühnen Metaphern, „die Landſchaft entflieht in des Waldes Geheimniß“, „die Ferne verſchlingt den Heerzug“, der Adler „knüpft an das Gewölke die Welt“; bald bewundern wir den ſcharfen Gebrauch der Wörter für kontraſtirende Anſchauungen, wie die „Feſſeln der Furcht“ und „die Zügel der Scham“; oder wir ſind entzückt durch die Tiefe der Einſicht, den Adel der Geſinnung, die Wahrheit des Gefühls, welche in einzelne Worte zuſammengedrängt ſind: „theilſt fröhlich mit deiner Flur das enge Geſetz“, „da gebieret das Glück dem Talente die göttlichen Kinder“, „es umwälzt raſcher ſich in ihm die Welt“; überall aber ergötzt ſich das Ohr an dem ſchönen Fluß der herrlichen Verſe, welche nicht ſelten ſchon durch ihre Form uns die Sache malen. Man mag aber ſo vielerlei loben, als man will, ſo kommt man doch immer wieder auf die Hauptſache, auf die erſtaunliche ſinnliche Lebendigkeit zurück, in welche der Plan und die Grundidee der Elegie gleichſam aufgehen und umgeſetzt ſind. Denn weder der eine noch die andere tritt begriffsmäßig hervor, der Leſer fühlt aber beide klar in ihren Wirkungen und kann ſich leicht das zum deutlichen Bewußtſein bringen, wovon ihm die Seele voll iſt.

Das nächſte Kulturgedicht, eine Produktion des Jahres 1798, iſt das eleuſiſche Feſt. „Es war lange“, verſichert Humboldt, „ein Lieblingsgedanke Schiller's, die erſte Geſittung Attika's durch fremde Einwanderungen epiſch zu behandeln. Das eleuſiſche Feſt iſt an die Stelle dieſes unausgeführt gebliebenen Plans getreten“[1]. Dieſes Vorhaben fällt wohl in die zweite Hälfte des Jahrs 1795, wo er im Sinne hatte, das Dramatiſche ganz aufzugeben und ſich ernſtlich zu epiſchen Darſtellungen zu wenden, oder in welcher Zeit, wie er in einer andern Stelle ſagt, er „eine romantiſche Erzählung in Verſen“ dichten wollte, zu der er den rohen Stoff ſchon habe[2]. Humboldt ſchrieb ihm damals: „Das Gebiet des Epiſchen iſt in den weiten Grenzen, die Sie ihm geben, ſo groß, daß es eine zahlreiche Menge von Formen einſchließt, und das Lyriſche, wie das Didaktiſche, in ſich aufnimmt. Vorzüglich nach Ihren neuern Gedichten, von den Göttern Griechenlands an, läßt ſich eine Gattung zeigen, die Sie allein ſich geſtempelt haben, und die mit allem Reichthum epiſcher Schilderungen den höchſten lyriſchen Schwung vereinigt, und durch dieſen gedoppelten Eindruck auf die Phantaſie und die Empfindung den Geiſt zu tiefen und überraſchenden Wahrheiten führt. Dieſe Gattung und mithin das Epiſche iſt Ihnen vollkommen eigen, ſie paßt Ihnen genauer an, als irgend eine andere; aber ich würde Ihnen Unrecht zu thun glauben, wenn ich Sie darauf beſchränken wollte, wie ſchön und fruchtbar an großen Wirkungen auf das Gemüth des Leſers ſie auch iſt und einen wie großen Umfang ſie auch ſelbſt noch in ſich erlaubt[1]“. Humboldt rieth zur dramatiſchen Poeſie und indem Schiller auf dieſe mehr und mehr ſeine beſte Kraft zuſammenzog, blieben von jenen größern epiſchen Planen, welche in eine weit frühere Lebenszeit hinaufreichen[2], nur die Balladen und dieſe Kulturgedichte als Früchte zurück.

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Humboldt, S. 38.

[2] Ebendaſelbſt S. 162 und 228.

Die Eleuſinen wurden bekanntlich in Eleuſis, in und um den Tempel der Demeter, unter dem Vorſitz des zweiten Archonten von Athen, welcher Baſileus hieß, gefeiert, und dieſes Feſt hatte hauptſächlich, indem es die Göttin als Thesmophoros, die Geſetzgebende, verherrlichte, den Einfluß des Ackerbaues auf die Civiliſation des Menſchengeſchlechts zum Gegenſtand. Von dieſem Standpunkt faßt hier Schiller die Feier allein auf, während ſich die Klage der Ceres an die myſtiſche Lehre der eleuſiniſchen Geheimniſſe anſchließt und dieſelbe nach neuerer und eigener Denkweiſe auslegt[3]. Beide, auch ihrem Versmaße nach zuſammengehörige, Gedichte erſchöpfen daher gleichſam den Mythus der Demeter. Indem ſie die beiden Grundideen deſſelben, die Bildung des

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Humboldt, S. 244.

[2] Siehe Theil 2, S. 244 ff.

[3] Siehe Theil 3, S. 150 f.

Menſchen zur Humanität und den geheimnißvollen Zuſammenhang des Irdiſchen mit dem Ewigen darſtellen, ſind ſie Gegenſtücke.

Hier liefert der Sänger alſo eine Hymne für die Eleuſinien. Das verſammelte feſtfeiernde Volk eröffnet den Geſang mit der erſten Strophe, ein engerer Chor oder ein Einzelner ſchildert dann den frühſten rohen Zuſtand des Menſchen und deſſen Uebergang zur Humanität durch den Ackerbau; in der vierzehnten Strophe: „Und gerührt zu der Herrſcherin Füßen“ ꝛc. fällt das Volk wieder ein; hierauf ſtellt der Chor die Ausbildung des ganzen geſelligen Lebens auf der gewonnenen Grundlage dar, und am Schluß kehrt die Anfangsſtrophe bis auf einige Abänderungen zurück. Das Gedicht iſt darnach ganz regelmäßig gebaut. Die beiden Hälften, die dem Sinne nach ſtrenge geſchieden, in trochäiſchem Maße geſchrieben und aus je zwölf Strophen zuſammengeſetzt ſind, werden durch ein im trochäiſch-daktyliſchen Metrum verfaßtes Mittelglied getrennt und das Ganze iſt durch zwei beinahe gleiche Strophen von eben dieſem Versmaße eingeſchloſſen.

Der erſte Abſchnitt geht von der Annahme eines ganz rohen Zuſtandes des Menſchen aus, wie ein ſolcher auch in den Künſtlern und in den Briefen über die äſthetiſche Erziehung [1] vorausgeſetzt wird.

„Scheu in des Gebirges Triſten
Barg der Troglodyte ſich;
Der Nomade ließ die Triſten
Wüſte liegen, wo er ſtrich, ꝛc.“

Doch deutet der Dichter dieſes thierähnliche Daſein als eine Ausartung an. Die Ceres jammert „des Menſchen Fall“, und ruft aus: „Find' ich ſo den Menſchen wieder? ꝛc.“ Auch in dem Spaziergange begegnet uns dieſe Anſicht, wo vom Geſetz gerühmt wird, daß es die Menſchheit erhalte, „ſeit aus der ehernen Welt fliehend die Liebe verſchwand.“ Eben ſo läßt er in den vier Weltaltern den Menſchen von einer Saturniſchen Zeit ausgehen. Doch hören wir hierin nur die poetiſche Ueberlieferung und Fiktion; ſeine Philoſophie ſetzte die früheſte Geſtalt unſeres Geſchlechts als einen Naturzuſtand voraus. Auch in dem Aufſatz: Etwas über die erſte Menſchengeſellſchaft [1], iſt ihm der erſte Menſch ein harmloſes, von ſeinem Inſtinkt geleitetes Geſchöpf — aber er folgt hier, wie er ausdrücklich ſagt, der Moſaiſchen Urkunde.

---

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 1213. 2 f. (Oktavausg. Bd. 12, S. 120).

Die ihre Tochter ſuchende Göttin erbarmt ſich des elenden Menſchen, und ſie nur von allen Seligen kann ſich ſeiner erbarmen. Nur in ihrem Buſen gatten ſich mit göttlichem Lebensgefühl die Empfindungen des Schmerzes und des Mitleids. Sie iſt hierdurch dem Menſchen näher gerückt und kann ſeine Erretterin werden. Sie ſucht das eigene Weh in dem Glück zu vergeſſen, welches ſie andern bereitet. So ſtellt ſie ſich ſelbſt den übrigen Göttern entgegen:

„In des Himmels ſel'gen Höhen
Rühret ſie nicht fremder Schmerz;
Doch der Menſchheit Angſt und Wehen
Fühlet **mein** gequältes Herz.“

Auch in dem Spaziergang ſteigt ſie vor allen Seligen mit des Pfluges Geſchenk vom Himmel herab. Das Folgende, wie die Göttin ſich den Wilden darſtellt, das Korn in die gefurchte Erde ſenkt, wie ſich der Boden weithin mit grünen Halmen ſchmückt und ſie mit der erſten Garbe dem Zeus ein Opfer bringt, iſt überaus genial und lieblich geſchildert.

Mit dem zweiten Abſchnitt iſt in dem Menſchen das erſte Gefühl der Menſchlichkeit erwacht, und von dieſem Punkt geht ſeine Kultur aus. Jetzt hat ihn der Dichter bis zu der Entwickelungsperiode geführt, welche er erſt im Spaziergange ausführlich ſchildert. Wenn er in dieſer Elegie mit den Worten beginnt: „Nieder ſteigen vom Himmel die ſeligen Götter ꝛc.“, ſo hebt er auch hier an:

„Und von ihren Thronen ſteigen
Alle Himmliſchen herab.“

und dieſer ganze zweite Theil enthält eigentlich nur eine zweite Darſtellung, wie aus dem geſellſchaftlichen Verein jede menſchliche Bildung emporblühe. Doch ſehen wir das Städteleben, welches dort ſchon beſteht und ſeine Früchte bringt, hier erſt werden. Dieſes Gemälde des zweiten Abſchnittes unſerer Hymne umfaßt alſo ſeinem Inhalt nach nur die wenigen Verſe in dem Spaziergang, welche mit den eben angegebenen Worten anfangen und ſich mit der Strophe endigen:

---

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 1035 f. (Oktavausg. Bd. 10, S. 445).

»Mutter Cybele ſpannt an des Wagens Deichſel die Löwen,
In das gaſtliche Thor zieht ſie als Bürgerin ein.«

Mit demſelben Gedanken ſchließt ſich auch unſere Darſtellung:

„Und die neuen Bürger ziehen,
Von der Götter ſel'gem Chor
Eingeführt, mit Harmonieen
In das gaſtlich offne Thor.“

Den Bau des gebildeten Lebens führen die ſymboliſch behandelten Götter auf. Mit dem Ackerbau entſteht das Eigenthumsrecht, welches hier durch Themis repräſentirt wird; unter den techniſchen Künſten ſteht die Schmiedekunſt, ein Geſchenk des Vulkans, oben an. Jetzt aber will die Göttin der Staatsweisheit, Minerva, die Stadt gründen, und ſammelt die ihrem Zweck dienenden Götter um ſich her. Sie ſelbſt beſtimmt dem Staatsgebiet ſeine Grenzen, die Nymphen der Artemis fällen die Bäume und der Flußgott wälzt ſie auf ſeinen Wellen herbei, die Horen glätten und fügen ſie; Poſeidon und Hermes thürmen die Mauern, wie der erſtere einſt in Troia; durch das Saitenſpiel des Apollo und den Geſang der Muſen verbinden ſich freiwillig die Steine; die Cybele aber baut die Thore. Die neue Stadt ſteht vollendet und Juno, als Stifterin der Ehen, führt die Paare zuſammen und Venus und die übrigen Götter beglücken die Vermählten — die neuen Bürger ziehen in das gaſtlich offene Thor. Und jetzt tritt die Hauptgeſtalt des Ganzen, Ceres, noch einmal hervor und wie ſie am Ende des erſten Abſchnittes dem Zeus geopfert hatte, ſo betet ſie jetzt als Prieſterin an ſeinem Altare vor dem Volke, und ſpricht den Grundgedanken des Gedichtes aus:

»Freiheit liebt das Thier der Wüſte,
Frei im Aether herrſcht der Gott,
Ihrer Bruſt gewalt'ge Lüſte
Zähmet das Naturgebot;

Doch der Menſch in ihrer Mitte
Soll ſich an den Menſchen reih'n,
Und allein durch ſeine Sitte
Kann er frei und mächtig ſein."

Das Thier in der Wüſte nämlich liebt die Freiheit, aber es iſt nur „ungebunden, ohne frei zu ſein[1]"; der Gott in dem Aether iſt wirklich frei, weil in ihm kein Widerſtreit des Sinnlichen und Sittlichen iſt. Beider gewalt'ge Neigungen und Triebe werden durch das Naturgeſetz gezähmt; das Thier nämlich durch den Inſtinkt, welcher es in die „engen Schranken der Gegenwart einſchließt", während die erwachende, ſich ſelbſt noch mißverſtehende Vernunft des Menſchen deſſen materielle Bedürfniſſe und Forderungen" ins Endloſe ausdehnt[2]". Wie kann aber auch der Gott dem Naturgeſetz gehorchen? Weil es für ihn kein Sollen gibt (er anticipirt jedes Sollen durch ſein Wollen und Vollbringen), ſo gibt es für ihn auch kein Sittengebot, denn das Sittengebot iſt nothwendiger Weiſe durch das Sollen bedingt. Der Gott im Aether iſt alſo über das Sittengebot erhaben, dieſes gilt nur für den Menſchen, weßwegen auch in einem ganz richtigen Gefühl die alten Griechen ihre Götter nicht an menſchliche Pflichten gebunden ſein laſſen. Sind nun die Götter dem Sittengeſetz nicht unterworfen, ſo gehorchen ſie dem Geſetz ihrer eigenen Natur, einem göttlichen Naturgeſetz, ſo wie die Thiere dem thieriſchen. Der Menſch aber, welcher zwiſchen Gott und Thier ſteht, kann nur dadurch frei werden, daß er ſeine phyſiſchen Anlagen in Uebereinſtimmung mit dem Sittengeſetz bringt. Dieſe ſittliche Bildung iſt ein Produkt des geſelligen Lebens, ſie iſt an die Sitten der Geſellſchaft gebunden, woher das Sittliche auch ſeinen Namen hat. Eben ſo kann der Menſch auch nur in dieſer ſittlich geſicherten Verbindung mit Andern „mächtig ſein," wie es im Spaziergang von den eiſernden Kräften heißt: „Großes wirket ihr Streit, Größeres wirket ihr Bund."

---

[1] Schiller's Werke in E. B. S. 1213. 2 m. (Oktavausg. B. 12, S. 120)
[2] Ebendaſelbſt S. 1214. 1. a und 2. c (Oktavausg. B. 12, S. 123 f.)

Schiller nannte das Gedicht in der erſten Ausgabe im Muſenalmanach für das Jahr 1799 Bürgerlied, weil es die Entſtehung des civiliſirten Lebens enthält und von Bürgern geſungen wird; und er wollte hierdurch vielleicht ſeine Hymne, welche die wahre Freiheit in der, durch den geſellſchaftlichen Verein begründeten Sittlichkeit findet, den franzöſiſchen Freiheitsliedern, die auch in Deutſchland großen Anklang fanden, entgegenſetzen.

Dieſer religiöſe Volksgeſang, welcher eine dreifache Entwickelungsſtufe des Menſchengeſchlechts, den Jäger- und Nomadenſtand, den Ackerbau und das Stadtleben annimmt, ergänzt gleichſam durch die erſte Stufe den Spaziergang. Der Spaziergang dagegen ſetzt das eleuſiſche Feſt dadurch gewiſſermaßen fort, daß er auch den Verfall des ſtädtiſchen Lebens darſtellt und die Rückkehr des Menſchen zur Natur andeutet.

Dagegen iſt das Gedicht, die vier Weltalter, welches wir, obgleich es erſt 1802 gedichtet iſt, hierher ziehen müſſen, ein kulturhiſtoriſches Bild des Entwickelungsganges der europäiſchen Menſchheit[1], welches nur durch ſein goldenes Zeitalter ſich an den Spaziergang und das eleuſiſche Feſt reiht, in welchen der allererſte Zuſtand des Menſchen ebenfalls als ein friedlicher und unſchuldiger bezeichnet wird. Die Hauptperioden der Geſchichte ſelbſt ſind hier mit philoſophiſchem Geiſte behandelt.

Die vier Weltalter werden den zum Mahle verſammelten Gäſten von einem Sänger vorgetragen, wie in dem Grafen von Habsburg ein Sänger auftritt. In dieſer Ballade ſagt der Kaiſer:

„Wohl glänzet das Feſt, wohl pranget das Mahl,
Mein königlich Herz zu entzücken,“

und auf ganz ähnliche Weiſe beginnt unſer Kulturgedicht:

„Wohl perlet im Glaſe der purpurne Wein,
Wohl glänzen die Augen der Gäſte“ ꝛc.

---

[1] Das aſiatiſche Geſchlecht wird auch hier ignorirt, wie in den Künſtlern, ſiehe Theil 2, S. 93.

Die vier erſten Strophen bilden die Einleitung. Zuerſt wird die edle Luſt der Poeſie und des Geſangs in Gegenſatz zu dem ſinnlichen Genuß geſtellt, und dann im Allgemeinen die Poeſie ihrem Inhalt nach geſchildert, von welcher uns der Dichter auf der Stelle ein Beiſpiel gibt. Der Sänger, heißt es, nimmt in dem reinen Spiegel ſeines Gemüthes die ewige Welt auf — er ſieht das Vergangene und das Zukünftige — er (und nur er[1]) ahnet den göttlichen Weltplan und den geheimnißvollen Urſprung der Dinge — „er breitet es luſtig und glänzend aus, das zuſammengefaltene Leben,“ und weiß auch, wie in der Dithyrambe[2], die kleine Hütte in einen Himmel voll Götter umzuſchaffen — und er trägt ein Bild des Weltalls in den Geſang („in des Augenblicks flüchtig verrauchenden Schall“)[3]. Was ſagen dieſe, durch ihre Homeriſchen Ausdrücke und Bilder unvergleichlich ſchönen Worte im Munde Schiller's anders, als der Dichter ſchöpfe ſeine Gebilde aus einem univerſalhiſtoriſchen Bewußtſein, und wie er einen gemeinen und engen Gegenſtand zum Edeln zu erheben und zum Idealen zu erweitern vermöge, ſo ziehe er die Weltgeſchichte und das ganze Menſchenleben in ein überſchauliches poetiſches Gemälde zuſammen? In ähnlicher Weiſe heißt es in den Künſtlern:

„Was die Natur auf ihrem großen Gange
In weiten Fernen aus einander zieht,
Wird auf dem Schauplatz, im Geſange,
Der Ordnung leicht gefaßtes Glied.“

wo unter „Natur“ nur die Natur im menſchlichen Leben und in der Geſchichte verſtanden ſein kann, welche allein durch die Poeſie dargeſtellt wird. Das Saturniſche, das heroiſche Alter, die Zeit der griechiſchen Kunſtblüthe[4] und das Mittelalter werden mit treffenden Zügen an uns, dem

---

[1] Siehe Theil 2, S. 219 f.

[2] Siehe Theil 3, S. 263 f.

[3] Er wird auch im Prolog zum Wallenſtein des Mimen Kunſt als »des Augenblicks geſchwind verrauſchende Schöpfung« bezeichnet.

[4] Von ihr gilt der Vers in den Geſchlechtern: »Nur die geſättigte Kraft kehret zur Anmuth zurück;« daher die Worte: »Und der Kraft entblüht die Milde.«

„fünften Menſchenalter“ vorübergeführt. Beſonders tief iſt die veränderte Richtung, in welche das Chriſtenthum die Menſchheit lenkte, durch den Vers bezeichnet: „Und der Menſch griff denkend in ſeine Bruſt.“ Das dritte Zeitalter, die Blüthe des Hellenenthums, hat Schiller übrigens in den Göttern Griechenlands eigens behandelt. So greifen alle dieſe kulturhiſtoriſchen Gedichte in einander.

In dem Spaziergang ſpricht ſich eine betrachtend wehmüthige Stimmung, in dem eleuſiſchen Feſte eine begeiſterte Freude aus; in den vier Weltaltern werden die verſchiedenen Geſtalten der Menſchheit rein und unpartheiiſch dargeſtellt und jede nach ihrem eigenthümlichen Gehalt und Werth gewürdigt. Es tritt da eben ſo wenig eine ausſchließliche Zuneigung, als überhaupt eine beſondere Empfindung des Dichters hervor. Aus der heitern und freien Darſtellung hört man allenfalls nur in der Strophe, welche „das Alter der göttlichen Phantaſie“ ſchildert, von den Göttern Griechenlands her eine leiſe Klage anklingen[1]: „Es iſt verſchwunden, es kehret nie!“

Durch das letzte Gedicht dieſer Gattung, das Lied von der Glocke, ſind wir in das Jahr 1799 verſetzt, mit welchem wir im nächſten Kapitel die biographiſche Darſtellung wieder aufnehmen werden.

„Lange hatte Schiller,“ erzählt Frau von Wolzogen[2], „dieſes Gedicht in ſich getragen und mit uns oft davon geſprochen als einer Dichtung, von welcher er beſondere Wirkung erwarte. Schon bei ſeinem Aufenthalte in Rudolſtadt ging er oft nach einer Glockengießerei vor der Stadt ſpazieren, um von dieſem Geſchäft eine Anſchauung zu gewinnen.“ So geht dieſes äſthetiſche Gebilde bis zum Jahr 1788 zurück. „Die ſchöne Zeit der jungen Liebe“ in „dem ſtillen Thal“ der Saale bei Rudolſtadt, kehrte Schillern zur Schilderung wieder. Im Jahr 1797 faßte er dieſen Stoff ernſtlich an. „Ich bin jetzt an mein Glockengießerlied gegangen und ſtudire ſeit geſtern (ſechsten Juli) in Krünitzens Encyklopädie, wo ich ſehr viel profitire. Dieſes Gedicht liegt mir ſehr am Herzen, es wird mir aber mehrere Wochen koſten, weil ich ſo vielerlei verſchiedene Stimmungen dazu brauche und eine große Maſſe zu verarbeiten iſt“[1]. Aber Stimmung und Zeit wollten ſich nicht finden, und am dreißigſten Auguſt klagt er, daß die Glocke noch lange nicht gegoſſen ſei. Eine ſolche umfangreiche lyriſche Produktion wäre im Balladenjahr auch eine allzu große Abnormität geweſen. Das nächſte Jahr, meinte er dann, habe ſchon ziemlich den Anſchein, das Lieder-Jahr zu werden, zu welcher Klaſſe auch die Glocke gehöre. „Indem ich dieſen Gegenſtand noch ein Jahr mit mir herumtrage und warm halte, muß das Gedicht, welches wirklich keine kleine Aufgabe iſt, erſt ſeine wahre Reife erhalten“[2]. Goethe, welcher für alles eine Hoffnung in Bereitſchaft hatte, antwortete ſehr artig, die Glocke müſſe nur um ſo beſſer klingen, als das Erz länger im Fluß erhalten und von allen Schlacken gereinigt ſei. Aber im Jahr 1798 verhinderte wieder der Wallenſtein, dieſes gewichtige Werk an den Tag zu heben, und ſo blieb deſſen Vollendung dem Jahre 1799 vorbehalten. Er reiſ'te dieſes Jahr nach Rudolſtadt, und vielleicht half die Anweſenheit an dem Orte, wo dieſe Idee zuerſt gefaßt worden war, und die erneute Anſchauung der dortigen Glockengießerei den Vorſatz und die Stimmung ſteigern und erhöhen, welche zur Ausführung nöthig waren. Auch Goethe munterte ihn am 14. Auguſt 1799 auf, das Gedicht als Beitrag für den nächſten Muſenalmanach zu liefern.

---

[1] H. Viehoff's deutſche Dichter, B. 2. S. 232.

[2] Schiller's Leben, Theil 2. S. 181 f.

Langſam alſo, wie der Wallenſtein, reifte auch die Glocke in dem Geiſte Schiller's zur Vollendung.

Aus Krünitz'ens eben angeführter Encyklopädie hat Schiller die vorgeſetzte Inſchrift genommen, Vivos voco etc. Dieſer Spruch findet ſich z. B. auf der großen Glocke im Münſter zu Schaffhauſen, wie auch andern großen Kirchenglocken aus alter Zeit ähnliche Wahlſprüche eingegraben ſind[3]. Die Worte **Fulgura** frango gehen auf den frommen Glauben unſerer Väter, daß das Glockenläuten den Blitz abhalte.

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 3. S. 161.

[2] Ebendaſelbſt S. 271.

[3] Götzinger's deutſche Dichter, Theil 2, S. 254.

Durch das ganze Gedicht ſind die Arbeitsſprüche des Meiſters, die ſich auf die Verrichtungen des Glockenguſſes beziehen, von den Betrachtungen zu unterſcheiden, welche er an dieſe Verrichtungen knüpft.

Die Form der Glocke — ſie beſteht aus dem Kern oder der innern, und dem Mantel oder der äußern Form, zwiſchen dem ein hohler Raum gelaſſen iſt, in welchen das Metall fließen muß, um zur Glocke zu werden — iſt in einer tiefen Grube, der ſogenannten Dammgrube errichtet, ſo daß der Guß beginnen kann. Dieß ſagt uns in kräftiger, kerniger Sprache der erſte Arbeitsſpruch, deſſen männlich gereimte Verſe hier, wie auch weiter unten, gar ſchön die Beſtimmtheit des feſten Befehls oder abgerundeten Gedankens ausdrücken: „Von der Stirne heiß rinnen muß der Schweiß“ ꝛc.[1]. Hieran ſchließt ſich die allgemeine Betrachtung:

„Zum Werke, das wir ernſt bereiten,
Geziemt ſich wohl ein ernſtes Wort,“

welche nur den Zweck hat, die vielfachen Reflexionen, die dem Meiſter in den Mund gelegt ſind, einzuleiten und zu rechtfertigen. Der Ausdruck in dieſer Stelle iſt, wie Viehoff richtig bemerkt, von einer gewiſſen alterthümlichen Einfachheit und Naivität.

Um den zweiten Befehl an die Geſellen zu verſtehen, muß man wiſſen, daß neben der Grube, in welcher die Form ſteht, ſich der Gießofen befindet, welcher die Geſtalt eines Backofens hat und das zu ſchmelzende Metall enthält. Hinter dieſem Ofen iſt der ſogenannte Schornſtein, in welchem das Feuer brennt. Man verſchließt die Oeffnung dieſes Schornſteins, ſo daß die Flamme, die keinen Ausgang nach außen hat, durch ein Loch, welches der Schwalch heißt, in den Ofen hineinſchlagen muß:

„Daß die eingepreßte Flamme
Schlage zu dem Schwalch hinein.“

So ſchmilzt in dem Ofen die Glockenſpeiſe, welche hier nur aus Kupfer und Zinn beſteht. Weil das Zinn in kurzer

---

[1] Viehoff's ausgewählte Stücke deutſcher Dichter, Theil 1, S. 66.

Zeit flüſſig wird, ſo wirft man es in den Ofen, wenn das Kupfer bereits geſchmolzen iſt:

„Kocht des Kupfers Brei!
Schnell das Zinn herbei" ꝛc.

Damit dieſe Glockenſpeiſe „in der rechten Weiſe fließe" iſt es nöthig, das rechte Verhältniß der Metalle zu treffen. Nachdem der Meiſter dieſes zu thun befohlen hat, ſetzt er die erſte Betrachtung weiter fort, indem er die Beſtimmung der Glocke im Allgemeinen angibt. Die Einleitung hat alſo zwei Theile: ſie gibt das Motiv der folgenden Betrachtungen und nennt die Beſtimmung der Glocke im Allgemeinen. Sie ſpricht den Gedanken aus, daß es ſich für den Menſchen gezieme, bei jeder Handlung und Arbeit immer deren Bedeutung und Zweck vor Augen zu haben, und wendet denſelben auf die Glocke an, welche bei jedem wichtigen Ereigniſſe des Lebens ertöne.

Der Meiſter richtet den dritten Spruch an die Arbeiter. Sobald nämlich das Metall durchgängig im Fluß iſt, zeigt es einen weißen Schaum, „Weiße Blaſen ſeh' ich ſpringen," und jetzt wird eine beſtimmte Quantität Pottaſche („Aſchenſalz," weil es durch das Auslaugen der Pflanzenaſche gewonnen wird) hinzugeworfen — „denn das fördert ſchnell den Guß." Auch muß die Miſchung während des Schmelzens wenigſtens zweimal abgeſchäumt werden:

„Daß vom reinlichen Metalle
Rein und hell die Glocke ſchalle."

Dieſe Worte führen den Meiſter zum erſten Lebensbilde hinüber:

„Denn mit der Freude Feierklange
Begrüßt ſie das geliebte Kind" ꝛc.

Die Glocke ſoll rein und hell ſchallen, — denn ſie ſoll das Kind, wenn es zur Taufe in die Kirche getragen wird, freudig begrüßen. Zugleich beziehen ſich aber dieſe letzteren Verſe auf die vorhergehende allgemeine Betrachtung: Jedes Menſchenereigniß ſchlägt an die metallene Krone, — denn die Glocke begrüßt zuerſt das geliebte Kind ꝛc. Dieſe erſte Schilderung eilt über die Kindheit ſchnell zu einem ausgeführten

Bilde der erſten Liebe hinüber, zur Stifterin des Familienbundes, welchen uns das folgende Gemälde vorführt.

Die Worte:

„O! daß ſie ewig grünen bliebe,
Die ſchöne Zeit der jungen Liebe,“

deuten ſchon auf die nächſte Lebensperiode hin.

Nach dieſer Schilderung der Liebe wendet ſich der Meiſter mit den Worten: „Wie ſchon die Pfeifen bräunen“ ꝛc. wieder an ſein Geſchäft. Aus zweierlei Zeichen nämlich vermuthet er, daß die Miſchung „zum Guſſe zeitig“ iſt, (was gewöhnlich eintritt, wenn die Metalle etwa zwölf Stunden im Ofen gelegen haben.) Er ſieht nämlich, daß die ſechs am Schornſtein ſich befindenden Zuglöcher oder Windpfeifen, die man öffnen oder verſchließen kann, gelb werden, — er ſieht „ſich die Pfeifen bräunen“; und er taucht einen Stab in das Metall und findet ihn beim Herausziehen wie mit einer feinen Glaſur überzogen — er ſieht ihn „überglaſ't erſcheinen.“ Er fordert daher die Geſellen auf, das Gemiſch zu prüfen:

„Ob das Spröd' mit dem Weichen
Sich vereint zum guten Zeichen.“

Unter dem Spröden iſt das Kupfer und unter dem Weichen das Zinn zu verſtehen, welches lezte ja in kurzer Zeit flüſſig wird und keine ſo zähe Subſtanz iſt, als das Kupfer. Wenn ſich beides vereinigt hat, iſt es ein „gutes Zeichen,“ daß die Glocke wohl gerathen werde. Von dieſen beiden Verſen wird nun der Meiſter durch eine Vergleichung zum nächſten Lebensbilde hinübergeleitet. Denn jene Miſchung der verſchiedenartigen Metalle iſt ihm das Symbol des Bundes der männlichen Kraft mit der weiblichen Milde; aber fortgeführt wird dieſe Betrachtung doch nur durch den Gedanken an „die hellen Kirchenglocken,“ welche die Verlobten zur Trauung („zu des Feſtes Glanz“) in die Kirche einladen. Und wie dieſes Gemälde der Eheverbindung und des glücklichen häuslichen Lebens aus der frühern Schilderung der ſchönen Liebeszeit natürlich entſpringt, ſo bereitet ſich durch die bethörte Sicherheit des Hausvaters und durch die Worte:

„Doch mit des Geſchickes Mächten
Iſt kein ſicherer Bund zu flechten,
Und das Unglück ſchreitet ſchnell,“

das folgende ſchon vor.

Die den Geſellen anbefohlene Prüfung der Miſchung beſteht darin, daß man etwas von der Maſſe in einen ausgehöhlten warmen Stein ſchöpft, und es nach dem Erkalten zerbricht. Hat nun der Bruch weder zu groſe noch zu kleine Zacken — iſt er „ſchön gezackt,“ ſo „kann der Guß beginnen.“ Das Zapfenloch wird geöffnet und das Metall fließt in eine Rinne, in welcher es durch den Henkelbogen in die Glockenform geleitet wird. Weil die feuerbraunen Wogen des Metalls durch ihr Uebertreten das Haus, in welchem die Glocke gegoſſen wird, anzünden können, ſpricht der Meiſter: „Gott bewahr' das Haus!“ Hierdurch hängt dieſer fünfte Arbeitsſpruch mit der folgenden Schilderung der Feuersbrunſt zuſammen, welche den glücklichen Wohlſtand der Familie zerſtört. Aber auch dieſes Gemälde knüpft ſich an die Beſtimmung der Glocke: „Hört ihr's wimmern hoch vom Thurme?“ ꝛc.

Endlich iſt die irdene Form gefüllt. Wird nun auch die Glocke ſchön und vollendet aus der Erde hervorgehen? Von dieſer beſorgten Frage blickt der Meiſter auf den köſtlichern Inhalt hin, den wir, ebenfalls hoffend, in der Erde Schooß verbergen, auf unſere geſtorbenen Lieben; und die Gattin, die er früher in ihrem häuslichen Fleiße geſchildert, bietet ſich ſeinem Auge dar — ſie begleiten die Trauerſchläge der Glocke auf ihrem letzten Weg. Das Unglück der Familie, welches mit der Feuersbrunſt begann, vollendet ſich mit dem Tode der Gattin:

„Ach! des Hauſes zarte Bande
Sind gelöſ't auf immerdar.“

Die Mutter der Kinder iſt die Seele des Hauſes; mit ihrem Tode iſt dieſes eine „verwaiſ'te Stätte.“

Hier iſt der wichtigſte Abſchnitt im ganzen Gedichte. Der Meiſter läßt ſeine Geſellen ruhen, bis ſich die Glocke verkühlt hat. Dieſes Ausruhen von der Arbeit führt ihn auf die Vorſtellung des Feierabends der Geſellen, und er ſchildert dieſen in der nächſten Betrachtung im Allgemeinen. Menſchen und Thiere kehren nach den Häuſern und Ställen zurück; es wird Nacht — aber die Dunkelheit ſchrecket den ſichern Bürger nicht, über dem das Auge des Geſetzes wacht. So hat ſich der Dichter den Weg zu einer Betrachtung des Segens der geſetzlichen Ordnung und der geregelten Thätigkeit im Staate gebahnt, und am Ende derſelben zeigt die Erwähnung des Krieges ſchon auf ein neues Lebensmoment hin, welches aber auch wieder an einen vorausgeſchickten Arbeitsſpruch geknüpft iſt. Der Meiſter will nämlich die äußere Lehmform, den „Mantel,“ zerſchlagen haben, damit die Glocke ſich zeige. Dieſe Verrichtung gibt ſich von ſelbſt zu einem Symbol der Staatsumwälzung her, die uns nun im Kontraſt mit der frühern friedlichen Ordnung und Thätigkeit vorgeführt wird. Endlich ſchält ſich die metallene Krone blank und eben aus der Hülſe, und die Glocke ſteht klar vor unſerer Phantaſie. Nun verſammelt der Gießer die Arbeiter um das gelungene Werk, und wie es in alter Zeit Sitte war, neu gegoſſene Glocken zu taufen und ihnen einen Namen, einen Schutzpatron und mehrere Taufpathen zu geben, ſo weiht er auch ſeine Glocke taufend ein, und mit Rückſicht auf die vorausgeſchickte Schilderung des Bürgerkrieges, ganz im Sinne jener Apoſtrophe, mit welcher ſich das Gemälde des geſetzlichen Zuſtandes ſchließt: „Holder Friede, ſüße Eintracht, weilet, weilet freundlich über dieſer Stadt!“ ertheilt er ihr den Namen Concordia. Es iſt eine Benennung, welche zugleich ihre religiöſe Beſtimmung ausſpricht:

„Zur Eintracht, zum herzinnigen Vereine
Sammle ſie die liebende Gemeine.“

Dieſe Worte geben Veranlaſſung, den religiöſen Zweck der Glocke ſelbſt näher zu bezeichnen; ſie ſoll nur ernſten und ewigen Dingen geweiht ſein und ihr im Ohr vorgehender Klang ſoll lehren, daß „nichts beſteht, daß alles Irdiſche verhallt.“ Das Hervorheben des religiöſen Elements am Schluſſe iſt gleichſam die himmliſche Weihe der verſchiedenen Lebensbetrachtungen, ſo wie eben die Glocke ſelbſt durch die Taufe geweiht wurde. Denn nachdem alle Kreiſe des menſchlichen

Lebens durchlaufen ſind, hat der Dichter ſeinen Standpunkt über dem ganzen menſchlichen Weſen im ewig Bleibenden genommen. Eine frühere ausführliche Schilderung des religiöſen Vereines, wie ſie der Leſer wohl wünſchen, ja fordern möchte, weil in der kirchlichen Feier der nächſte Zweck der Glocke liegt, würde dieſe bedeutungsvolle Stelle gewiß geſchwächt haben. Es durfte bisher nur von „des Lebens wechſelvollem Spiel“ die Rede ſein, welchem jezt das religiöſe Element übergeordnet wird. Das Bild des Hauſes und des Staates wird bis zu ihrer Auflöſung fortgeführt und nun erſt erhebt ſich das Himmliſche über beiden zerfallenen Formen des menſchlichen Daſeins. Auch deßwegen konnte die kirchliche Gemeinſchaft nicht wohl ausführlicher geſchildert werden, weil dann Schiller nothwendiger Weiſe den Gottesdienſt entweder der proteſtantiſchen oder der katholiſchen Kirche hätte darſtellen müſſen, wodurch ſein Gedicht den Charakter des allgemein Menſchlichen eingebüßt hätte. Freilich lag auch dieſer kirchliche Kreis außerhalb ſeines Intereſſes und ſeiner Dichtung. Die Glocke wird endlich mit Strängen aus der Gruft emporgehoben; und der Dichter ſchließt mit dem Vers: „Friede ſei ihr erſt Geläute,“ welcher ohne Zweifel eine temporelle Beziehung auf die allgemeine Sehnſucht der Deutſchen nach Beendigung der vieljährigen Kriege mit Frankreich hatte. Es wiederholt ſich der Wunſch, daß nie des rauhen Krieges Horden das ſtille Thal durchtoben mögen, in welchem der Dichter lebte.

So zerfällt das ganze Kunſtwerk in eine einleitende Betrachtung, in ein Gemälde des häuslichen und ein Gegenbild des öffentlichen Lebens, und ſchließlich in eine Skizzirung der religiöſen Beſtimmung der Glocke. Von den eilf Arbeitsſprüchen gehören der Einleitung zwei und der Schlußbetrachtung eben ſo viele an [1], auf das Haus und den Staat kommen je drei ſolcher Anreden, und der eilfte Meiſterſpruch: „In die Erd' iſt's aufgenommen“ ꝛc. liegt vermittelnd zwiſchen den beiden Hauptabſchnittten des ganzen Gedichtes.

---

[1] Die Anrede „Herein! herein! Geſellen alle“ ꝛc., wo der Meiſter die Glocke tauft, muß ebenfalls hierher gezogen werden.

Wir ſehen alſo auch hier die ſtrengſte Regelmäßigkeit — und wenn Schlegel in dem Wendtſchen Muſenalmanach für 1832 ein planloſes Umherſchweifen rügt [1], ſo könnte ſich Schiller's Muſe dieſen Tadel, falls er mehr als ein bloßer Witz ſein ſoll, für das größte Lob anrechnen. Wenn etwas anderes auszuſetzen wäre, ſo hätte ſich die Tadelſucht des geübten Kritikers nicht auf dieſes Feld der logiſchen Form [2] geflüchtet, wo Schiller ohne Widerrede wahrhaft groß iſt. Die kunſtverſtändige Geſtaltung liegt aber beſonders auch in der Weiſe, wie die verſchiedenen Theile des Gedichtes zu Einem Ganzen verbunden ſind. Jedes der einzelnen Bilder in den beiden großen Kreiſen des menſchlichen Daſeins knüpft ſich nicht allein an die vorausgehende Verrichtung des Guſſes, ſondern ſchließt ſich auch an die frühere Schilderung an, und ſtellt zugleich nur ein ſolches Ereigniß des Lebens dar, welches durch die Glocke gefeiert oder verkündigt wird, ſo daß jedes dieſer Lebensbilder dreifach bezogen iſt. Und wie die beiden vielumfaſſenden Sphären enge theils mit der einführenden, theils mit der abſchließenden allgemeinen Betrachtung zuſammenhangen, ſo ſind ſie mit einander ſelbſt auf das kunſtreichſte verknüpft. Denn da, wo ſich mit dem Tode der Gattin die zarten Bande des Hauſes auf immerdar löſen, führt den Dichter der Gedanke der Todesruhe zur Idee der Ruhe von der Arbeit und zur Schilderung des Feierabends hinüber, welche ungezwungen die Betrachtung des öffentlichen Lebens einleitet, und dieſe vermittelnde Zeichnung des Feierabends iſt um ſo paſſender, da ſie mit dem Ausruhen der Geſellen von ihrer Arbeit zuſammenfällt. Jedes Glied des Gedichtes, deſſen Anfang und Ende abgerechnet, nimmt eine materielle Schilderung und zugleich ein Lebensgemälde auf, und bereitet auch wieder ein ſolches doppelte

---

[1] A propos de cloches.

Wenn jemand ſchwätzt die Kreuz und Quere,
Was ihm in Sinn kommt ungefähr,
Sagt man in Frankreich wohl zum Spotte:
Il bavarde à propos de bottes;
Bei uns wird nun das Sprichwort ſein:
Dem fällt bei Glocken vieles ein ꝛc.

[2] Siehe Theil 3, S. 88 f.

Element vor, ſo daß das unmittelbar vor Augen geſtellte Geſchäft und die in der Ferne der Phantaſie vorgehaltenen Lebensereigniſſe ſich zu einem Ganzen vereinigen, und es iſt die Vorſtellung des Gebrauchs der Glocke, welche die Verſchmelzung dieſer verſchiedenartigen Beſtandtheile möglich macht. So hat das Gedicht eigentlich zwei Motive: das Läuten der Glocke iſt das Motiv der Betrachtungen, und ihr Guß das Motiv der Meiſterſprüche. Aber jene Schilderungen bilden nur den Hintergrund und gleichſam die Fortſetzung dieſer vor unſere Augen geſtellten, wechſelnden Thätigkeit, dieſer ſceniſch ſich entwickelnden Handlung. Wenn das Feuer der Phantaſie und die Wärme des Herzens, womit jene menſchlichen Zuſtände geſchildert ſind, dem Glockenlied ein lyriſches Gepräge geben, ſo hat es dadurch, daß alles, was der Meiſter ſagt, aus dem, was wir ihn thun ſehen, hergenommen iſt, auch eine dramatiſche Anſchaulichkeit. Die lyriſch beſeelten Lebensbilder entſpringen gleichſam aus ſichtbar dargeſtellten Vorgängen; ſie erſcheinen als zur Handlung gehörige Reden einer dramatiſchen Perſon. Wie ſich uns früher die meiſten Balladen als kleine Dramen darſtellten, ſo iſt auch dieſes univerſelle Gedicht ein ſceniſches Gemälde, aber das, was uns hier unmittelbar vorgeführt wird, iſt nur eine ſymboliſche Handlung, welche die Beſtimmung hat, das Entfernte, Zerſtreute und Geiſtige durch eine unmittelbare, räumliche und augenfällige engbegrenzte Gegenwart zu veranſchaulichen. Der dramatiſche Vordergrund iſt nicht, wie bei den Balladen, Beſtandtheil der Idee des Ganzen, ſondern nur ein Mittel für ſie.

Wir haben früher ſchon mehrere Gedichte kennen gelernt, in die Schiller auf eine charakteriſtiſche Weiſe, mehrfache Principien, Symbole, Richtungen zuſammendrängte. So ſtellt die Klage der Ceres das Verhältniß des Realen zum Idealen zugleich durch das irrende Suchen der Göttin nach ihrer Tochter und durch die Pflanzen dar, welche ihr von derſelben Kunde bringen[1]. Im Tanze wird uns die ſittliche Harmonie zugleich durch die Ordnung des Weltalls und den

---

[1] Siehe Theil 3, S. 150 f.

Rhythmus des Tanzes verſinnlicht; und im Spaziergange tritt die Menſchenentwickelung in ihrem Verhältniſſe zur Natur als die geiſtige, und der Luſtwandelnde als die äußere Einheit des Gedichtes hervor, und das Schickſal der Menſchheit knüpft ſich uns ſymboliſch an eine Perſon. In der Glocke aber iſt gleichſam ein Ueberſchuß von Mitteln dieſer kunſtvollen Organiſation: eine dreifache Beziehung jedes Gliedes, ein doppeltes (aber einſtimmiges) Grundmotiv und eine dramatiſch ſymboliſche Behandlung des Ganzen.

Vergleichen wir die vier kulturhiſtoriſchen Gedichte mit einander, ſo iſt es einmal ein Spaziergang, dann ein Sängerchor vor der Gemeine, ferner ein Sänger beim Gaſtmahl und endlich ein Glockenguß, welche die verſchiedenen Zuſtände und Entwickelungsperioden der Menſchheit ſinnlich begrenzen. Die frühern Stücke führen uns das geſchichtlich Gewordene vor, und haben daher einen ruhigern Ausdruck, während das Lied von der Glocke wirklich gegenwärtige, den Dichter nahe berührende Lebenszuſtände, mit aller Lebendigkeit der Gefühle verſchmolzen, in wechſelndem Sylbenmaße darſtellt. Wie das Gedicht alle weſentlichen Verhältniſſe des Menſchenlebens durchläuft, ſo geht es zugleich, nach dem Ausdrucke Humboldt's, die Tonleiter „aller menſchlichen Empfindungen durch. Es iſt eine lyriſche Univerſaldichtung.

Wir betrachten endlich noch die verſchiedenen Lebensbilder ihrem Inhalte nach.

Von den übrigen Kulturgedichten ſind die perſönlichen und häuslichen Momente, welche hier die Hälfte des Ganzen bilden, ausgeſchloſſen. Die im Fluge geſchilderte Kindheit und die ſeelenvoll ausgemalte Jugendliebe verzweigen ſich in uns längſt bekannte Vorſtellungen. Die Verſe:

„Der Mutterliebe zarte Sorgen
Bewachen ſeinen goldnen Morgen,"

vergegenwärtigen uns das Epigramm, der ſpielende Knabe: „Spiele, Kind, in der Mutter Schoß![*] ꝛc." Dem Gemälde der Jugendliebe aber liegt offenbar der Gegenſatz und die

---

[*] Siehe Theil 2. S. 193.

Wiedervereinigung der Geſchlechter zu Grunde, wie ſie uns Schiller in der gleichnamigen Elegie geſchildert hat[1]. In beiden Gedichten „trennet ſich von der holden Scham feurig die Kraft,“ „ſtürmt der Jüngling wild ins Leben hinaus,“ führt ihn die Liebe mit der Jungfrau zuſammen. Nur die Bilder ſind verſchieden, und die tiefe Empfindung geht in der Glocke in Wehmuth über. Die Situation, wo der Jüngling „fremd ins Vaterhaus heimkehrt“ und die Jungfrau „mit züchtigen, verſchämten Wangen“ vor ihm ſteht, erinnert uns an Maxens Schilderung des vom Kriege heimgekehrten Sohnes (Piccolomini, Akt 1, Scene 4):

> „Ein Fremdling tritt er in ſein Eigenthum, — —
> Und ſchamhaft tritt als Jungfrau ihm entgegen,
> Die er einſt an der Amme Bruſt verließ.“

In dem folgenden Bilde der Verheirathung und des ehelichen Lebens ertönt die ſchon in den Idealen anklingende Klage über die Flüchtigkeit der Liebe wieder[2]:

> „Ach! des Lebens ſchönſte Feier
> Endigt auch den Lebens-Mai.“

Die vier Verſe: „Die Leidenſchaft flieht“ ꝛc. machen dann den Uebergang von der Verheirathung zum häuslichen Leben, welches in dem Wirken und Erwerben des Vaters und in dem Walten und Bewahren der Mutter kontraſtirend geſchildert iſt, gerade wie in Würde der Frauen das männliche und weibliche Leben einander entgegengeſtellt ſind. Der Gegenſatz in beiden Gedichten beruht auf denſelben Grundideen, iſt aber verſchieden ausgeführt. Zuletzt ſehen wir den Vater froh von des Hauſes Giebel ſein Glück überzählen und hören ihn ſich mit ſtolzem Munde rühmen, vor des Geſchickes Mächten ſicher zu ſtehen — eine Situation, die wir ſchon aus dem Ring des Polykrates kennen. Dieſe Ueberhebung wird auch beſtraft, wie an dem Beherrſcher von Samos; das Verderben folgt der Sicherheit auf dem Fuße nach, wie in

---

[1] Siehe Theil 3, S. 145.

[2] Vergleiche Theil 3, S. 23.

Wallenſteins Tod[1]: „Und das Unglück ſchreitet ſchnell.“ In der erſten Scene dieſes Unglückes haben wir wieder die prachtvolle Darſtellung eines Naturphänomens; die Feuersbrunſt wird uns ſchon durch die freien, ganz dem Gegenſtand hingegebenen und die Sache metriſch malenden Verſe und durch den Klang der Sylben meiſterhaft verſinnlicht. Dieſem furchtbaren Bilde tritt dann in ſanft rührender Melodie in dem Tod der Gattin die zweite Unglücksſcene gegenüber.

Der Frau gehört das Haus, dem Manne der Staat an. Während ſich mit jener das Haus auflöſt, wird dieſer überlebend bleiben, daß der Staat geſchildert werden könne; denn der Mann repräſentirt hier ſein ganzes Geſchlecht.

Mit dieſer Schilderung erſt greift unſere Dichtung ihrem Inhalt nach in den Spaziergang, deſſen Doppelbild des friedlich geordneten und revolutionären bürgerlichen Lebens ſie im Weſentlichen aufnimmt. Nur iſt hier lyriſch geſagt, was im Spaziergang epiſch dargeſtellt iſt, und die Betrachtung iſt enger und weilt mehr auf der Oberfläche. Die Apoſtrophe an die „heilige Ordnung“ ſchließt ſich auch an das eleuſiſche Feſt an, wo, philoſophiſch richtiger, dieſelbe Wirkung dem Ackerbau zugeſchrieben wird. Das Gemälde der Anarchie iſt durch eine viel beſtimmtere Beziehung auf die franzöſiſche Revolution, als im Spaziergang, und zugleich ſymboliſch durch das Zerſchlagen des „Mantels,“ welchen das glühende Erz nicht zerſprengen darf, unvergleichlich treffend und überzeugend ausgeführt.

Das der Glocke am meiſten verwandte Gedicht, der Spaziergang, hat mehr Tiefe, Ideenreichthum und Urſprünglichkeit; dagegen iſt das Lied von der Glocke durch Aufnahme des Familienlebens umfangreicher; an Stoff, Empfindung und Ausdruck mannigfaltiger, viel kunſtvoller organiſirt und noch mehr poetiſch belebt. An bewunderungswürdiger Ausführung des Details ſtehen ſich beide Werke gleich. Wie ich nachgewieſen habe, hatte Schiller alle Ideen in der Glocke ſchon früher bearbeitet, und ſo konnte er ſich freier und leichter bewegen und alle ſeine Geiſteskraft auf die Kunſtform verwenden. Nur Ein Bild iſt neu, ja bei Schiller einzig in ſeiner Art, nämlich die unvergleichliche naive Zeichnung der Frau in ihrem häuslichen Walten.

---

[1] Vergleiche Theil 3. S. 309.

Der univerſelle Charakter der Glocke zeigt ſich auch darin, daß die Perſonen nur allgemein gehalten, ja nicht einmal konſequent durchgeführt ſind. Es lag Schillern hier nichts an Individuen; er will nur Zuſtände ſchildern. Das mag ihm in dieſer poetiſchen Gattung erlaubt ſein; aber geſagt muß es doch werden. So fällt der anfangs ruhig reflektirende Meiſter durch ſeine Anſchauungen und Ergüſſe ganz aus ſich ſelbſt. Die naive Hausfrau aber, von der wir eben ſprachen, wie betrübt es uns, daß ſie als Mädchen — denn es ſoll doch wohl dieſelbe Perſon ſein — nur die abſtrakte Jungfrau der Schiller'ſchen Lyrik iſt [1]: „ein herrliches Gebilde aus Himmelshöhen mit verſchämten Wangen“. Ferner wird hier nur Ein Kind zur Taufe in die Kirche getragen, aber hierzu paſſen die Worte nicht recht: „Vom Mädchen reißt ſich ſtolz der Knabe,“ mit der folgenden Ausführung. Woher kommt plötzlich das zweite Kind? Man ſieht, Schiller hat ſich durch die Reminiscenz in ſeinem Gedichte, die Geſchlechter: „Und von der holden Scham trennt ſich feurig die Kraft,“ welcher Vers aber hier aufs beſte motivirt iſt, beherrſchen laſſen. Der Jüngling iſt wieder der allgemeine ſtürmiſche und ſentimentale Schiller-Jüngling. Warum muß er aber nochmals als Mann „hinaus ins feindliche Leben,“ da er ja ſchon als Jüngling wild ins Leben hinausſtürmte, und eben von ſeiner weiten Wanderſchaft ins Vaterhaus zurückkehrte? Dieſe Wiederholung gefällt um ſo weniger, da man nicht einſieht, wie der wohlhabende Gutsbeſitzer, der ſich uns doch hier, wenn auch ſchwankend, darſtellt, in ſolchen Konflikt mit dem „feindlichen Leben“ kommen kann. Aber Schiller konnte ſich von ſeiner kontraſtirenden Manier nicht losmachen, und ſo büßte er an Wahrheit ein, was er an Effekt gewann. Er dichtete hier durchaus nach jener Theorie in der Würde der Frauen: „Feindlich iſt des Mannes Streben“ ꝛc. Dieſe nebelige Charakteriſtik iſt die ſchwache Seite des unſterblichen Werkes.

---

[1] Siehe Theil 3, S. 267 und ſend.

In der Geſammtentwickelung der lyriſchen und epiſchen Kunſtpoeſie Schiller's nimmt die kulturhiſtoriſche und univerſelle Dichtung, deren Muſterbilder der Spaziergang und die Glocke ſind, die letzte Stelle ein. Wir werden in Zukunft nur noch einzelne Exemplare der bisherigen Gattungen kennen lernen. Die Dichtweiſen, die ſich aus dem Seelenprozeß Schiller's allmählig abgliederten, ſind die ideelle Poeſie, die Epigrammen, eine mehr oder weniger objective Gattung der Lyrik, die Balladen, und endlich die Kulturgedichte, welche letztern die Vortheile aller andern Arten vereinigen. Denn, um des Epigrammenſpiels weiter nicht zu erwähnen, mußte Schiller's plaſtiſchem Talente die Ideenpoeſie bald zu kahl und unfruchtbar, die Balladendichtung aber ſeinem philoſophiſchen Geiſte zu eng erſcheinen, während ſein Einſiedlerleben der reinen lyriſchen Muſe nur wenige Stoffe lieferte. Wenn aber an die Stelle des partikulären Balladenſtoffes ein univerſalhiſtoriſcher oder allgemein menſchlicher Gegenſtand trat, ſo beſaß er hierin ja eine eben ſo umfaſſende, als inhaltsreiche Maſſe, welche mit Einem Schlage ſeine Vernunft und ſeine Phantaſie erfüllte. Das weite reale Menſchenleben ſelbſt ſowohl der Vergangenheit als Gegenwart, wie er es zu einer philoſophiſchen Weltbetrachtung denkend und fühlend verarbeitet hatte, ward das Feld ſeiner Dichtung. Wie er früher die Poeſie in die Metaphyſik verfolgte, ſo ſetzte er ihr jetzt den Entwickelungsgang und die Schickſale der Menſchheit zum Ziel vor. Er betrat ein neues eigenthümliches und fruchtbares Gebiet. Dieſe Richtung war ihm um ſo nothwendiger, da bei ihm alles über das Individuelle hinaus zum Ganzen und Großen ſtrebte.

Seine Dichtung überhaupt iſt vorzugsweiſe eine Univerſalpoeſie, ſo wie Andere Perſonen-, Familien- oder Volksdichter ſind. Wie er in ſeine Dramen den Gehalt der Weltgeſchichte legte [1], ſo ſtrebte auch ſeine lyriſche und epiſche Poeſie, die ganze Menſchheit zu umfaſſen. Und wie wir früher in ihm ein vorzügliches Talent zur Univerſalgeſchichte anerkannten [2], ſo war er zu dieſer Univerſaldichtung, deren Schöpfer er iſt, wie geboren, und durch ſeine Lage und ſeine Studien auf ſie hingewieſen. In dieſer Gattung ſchlugen alle eigenthümliche Anlagen ſeines Geiſtes zuſammen, begegneten ſich der Hiſtoriker, der Philoſoph und der Poet, und offenbart ſich der allgemeine Charakter ſeines Dichtens von der vortheilhafteſten Seite.

---

[1] Siehe Theil 1, S. 316.
[2] Siehe Theil 2, S. 157 und 158.

Drittes Kapitel.

Entſcheidung für Maria Stuart. Lebensbezüge. Der letzte Muſenalmanach. Geburt einer Tochter und Krankheit der Frau. Schema der Malteſer. Uebergang nach Weimar.

Schiller hatte endlich die Wallenſtein'ſche Maſſe überwunden. Seine Geiſtesrichtung war durch dieſes Werk für die noch übrigen Jahre ſeines Lebens beſtimmt. Die Poeſie hatte ein entſchiedenes Uebergewicht über Philoſophie und Geſchichte gewonnen, welche ſeinem dramatiſchen Genie dienen mußten.

Jedes gelungene Werk ſpornte ſeinen Geiſt zu neuer Thätigkeit. Daher ſchreibt er ſchon am neunzehnten März 1799, zwei Tage nach der völligen Beendigung von Wallenſtein's Tod, an Goethe: „Ich habe mich ſchon lange vor dem Augenblick gefürchtet, den ich ſo ſehr wünſchte, meines Werkes los zu ſein, und in der That befinde ich mich bei meiner jetzigen Freiheit ſchlimmer, als der bisherigen Sklaverei. Die Maſſe, die mich bisher anzog und feſt hielt, iſt nun auf einmal weg und mir dünkt, als wenn ich beſtimmungslos im luftleeren Raume hinge. Zugleich iſt mir, als wenn es abſolut unmöglich wäre, daß ich wieder etwas hervorbringen könnte; ich werde nicht eher ruhig ſein, bis ich meine Gedanken wieder auf einen beſtimmten Stoff mit Hoffnung und Neigung gerichtet ſehe. Habe ich wieder eine

Beſtimmung, ſo werde ich dieſe Unruhe los ſein, die mich jetzt auch von kleinern Unternehmungen abzieht." Abwechſelnd eine längere Pauſe in der produzirenden Thätigkeit zu machen und ſich ganz auf das Studiren, Leſen, Empfangen zu beſchränken, wie es z. B. Leſſing that, war ihm unmöglich. Nur wenn er ſelbſtthätig war, lebte er. Er entſchied ſich für einen alten, dramatiſchen Plan, für Maria Stuart[1].

Sobald er von Weimar, wo er die Piccolomini und Wallenſtein's Tod zum erſten Mal aufführen ſah, nach Jena zurückgekehrt war, fing er ſogleich den andern Tag, am 26. April 1799, die Geſchichte der Maria Stuart ſorgfältig zu ſtudiren an, und ſetzte dieſes Studium auch in ſeinem Gartenhaus fort, in welches er am 10. Mai wieder einzog[2].

Ehe er das Schema für das ganze Stück entworfen hatte und über alle Punkte mit ſich einig war, begann er mit Luſt und Freude, wie er ſchreibt, am 4. Juni die Arbeit.

Der Verkehr mit Goethe war wieder lebhaft, die Freunde beſuchten ſich in Weimar und in Jena abwechſelnd. Goethe'n beſchäftigten damals, außer ſeinem Epos, Achilleis, noch immer die periodiſche Zeitſchrift der Propyläen, durch deren Theilnahme in Schiller der Sinn für die bildende Kunſt mehr ausgebildet wurde. Im Jahr 1797 bekennt er von ſich ſelbſt, daß er ein Geſpräch über bildende Kunſt aus eigenen Mitteln nicht lange unterhalten, wohl aber ihm mit Nutzen zuhören könne.

In das zweite Stück des zweiten Bandes der Propyläen ließ damals ihr Herausgeber die allerliebſte Kunſtnovelle: Der Sammler und die Seinigen, einrücken, von welcher Schiller trefflich urtheilte: ſie müſſe als das heiter und kunſtlos ausgegoſſene Reſultat eines langen Erfahrens und Reflektirens auf jeden irgend empfänglichen Menſchen wunderſam wirken und ihr Gehalt ſei nicht zu überſehen, eben weil ſo vieles Wichtige nur zart, nur im Vorbeigehen angedeutet ſei[3]. Dieſe bedeutſame Schrift war die Frucht gemeinſchaftlicher

---

[1] Leben Schiller's von Frau von Wolzogen. Theil 2, S. 97.

[2] Meine Angaben ſind aus Schiller's täglichem Notizenbuch genommen, welches ich der von Schiller'ſchen Familie verdanke.

[3] Briefwechſel Theil 5, S. 82.

Ideen, welche die Freunde im Geſpräche über den abgehandelten Gegenſtand austauſchten und entwickelten. „Wie viel Antheil Sie an dem Inhalt und der Geſtalt des Sammler's haben," ſchreibt Goethe ſeinem Freunde [1], „wiſſen Sie ſelbſt. Wir ſelbſt haben dabei viel gewonnen, wir haben uns unterrichtet, wir haben uns amüſirt" ꝛc. Es erſcheinen nicht allein, wie Frau von Wolzogen bemerkt, Schiller's Anſichten in den Ausſprüchen des Philoſophen, welcher in dem Aufſatze auftritt, ſondern es läßt ſich auch leicht nachweiſen, wie eigentlich das Ganze auf Schiller'ſchen Grundideen ruht. Die wahre Kunſt, war Schiller's Grundſatz, vereinige Ernſt und Spiel, woraus folgte, daß es zweierlei entgegengeſetzte Einſeitigkeiten geben müſſe, je nachdem man in der Kunſt entweder nur Ernſt oder nur Spiel ſuche. Bei jener Verbindung allein zeigt ſich der Stil, in der einen oder andern Vereinzelung liegt die bloße Manier. Darnach theilten nun die Freunde ſämmtliche Künſtler und Kunſtliebhaber in drei Klaſſen ein, in eine Klaſſe des Vollkommenen und in zwei einander entgegengeſetzte Klaſſen des Unvollkommenen, und ordneten jeder der beiden letztern je drei ſich entſprechende Arten unter, nämlich die Nachahmer, Charakteriſtiker und Kleinkünſtler den manierirten Künſtlern des Ernſtes; die Imaginanten, Undulisten und Skizziſten den manierirten Künſtlern des Spiels. Man muß Goethe's lebensvolle Darſtellung [2] geleſen haben, um in dieſer Nomenklatur Inhalt und Bedeutung zu finden.

Seit ſeiner Rückkehr von der Schweizerreiſe konnte Goethe lange Zeit hindurch ungeachtet aller Vorſätze und Anfänge nicht mehr zum Produciren kommen; er kehrte immer wieder zum Theoretiſiren zurück, in der Poeſie, in der bildenden Kunſt und in den Naturwiſſenſchaften. Und wir tragen kein Bedenken, dieſes theoretiſche Uebergewicht, in welches ſich Goethe ſo ſchlecht ſchicken konnte und welches er zufälligen äußern Hinderniſſen und einem Mangel an poetiſcher Stimmung zuſchrieb, auf die tiefgreifende Einwirkung des Schiller'ſchen Geiſtes zurückzuführen. Schiller und Goethe tauſchten ihre Naturen gegen einander aus: wie jener durch Goethe für immer zur Poeſie zurückgeführt wurde, wandte ſich dieſer durch Schiller auf einige Zeit lang zur Reflexion. An den Sammler ſollte ſich eine verwandte Darſtellung über den nützlichen und ſchädlichen Einfluß des Dilletantismus auf alle Künſte anſchließen. Das Schema hierzu ward von jedem der beiden Kunſtfreunde beſonders ausgearbeitet. Goethe's Entwurf[1] iſt ausgeführter, reicher an Thatſachen und treffenden Bemerkungen, wogegen ſich Schiller's kurze tabellariſche Ueberſicht, welche mir handſchriftlich vorliegt, durch begriffsmäßige Beſtimmtheit entſchieden auszeichnet. So trat auch in dieſer Kleinigkeit die Differenz beider Naturen hervor, und wenn man beide Arbeiten mit einander vergleicht, ſo findet man ſehr wahr, was Goethe bei dieſer Gelegenheit ſagt: „Ueberhaupt wurden ſolche methodiſche Entwürfe durch Schiller's philoſophiſchen Ordnungsgeiſt, zu welchem ich mich ſymboliſirend hinneigte, zur angenehmſten Unterhaltung[2]“.

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 5, S. 93 fg.

[2] Goethe's Werke in zwei Bänden, Bd. 2, S. 572 f.

Solche theoretiſche Unterhaltungen ſtärkten Schillern und erfriſchten ihn bei ſeiner Hauptarbeit. Er las in Erholungsſtunden mancherlei, was ihm Neigung und Zufall in die Hände gaben: Stücke von Corneille, an denen er ſehr viel zu tadeln fand; eine Lebensbeſchreibung des Chriſtian Thomaſius, welcher Mann ihn ſehr intereſſirte; Leſſing's Dramaturgie, die ihn höchlich erfreute; auch labte er ſich wieder am Aeſchylus. Manche kleinere geſellſchaftliche Genüſſe brachten Abwechslung in das einförmige Leben. Mit Schelling und Niethammer wurde noch immer wöchentlich ein Abend bei einer l'Hombre-Parthie zugebracht — „zur Schande der Philoſophie ſei es geſagt,“ fügt er ſelbſt hinzu. „Denn es iſt wahrlich ſchlimm, daß man nichts Geſcheidteres mit einander zu thun hat.“ Er erhielt zu dieſer Zeit einen Beſuch von ſeiner Schweſter Reinwald von Meiningen mit deren Gatten; und auch ſeine ehemalige Freundin von Mannheim her, die Frau von la Roche, die ſich damals bei dem Anbeter ihrer Jugend, Wieland, in Oßmannſtädt aufhielt, —

---

[1] Goethe's Werke in Duodez, Bd. 44, S. 264 f.

[2] Ebendaſelbſt, Bd. 31, S. 85.

drohte ihn, heimzuſuchen. „Mir iſt bei dieſer Nähe der betagten Freundin,“ ſchreibt Schiller, „ſchlecht zu Muthe, da ich für alles, was drückt und einengt, gerade jetzt ſehr empfindlich bin.“ Zum Glück ſchickte ſie, weil ſie die ſogenannte Schnecke auf der Straße von Weimar nach Jena fürchtete, nur ihre beiden Enkelinnen, und Schiller mußte ſich mit einer Charakteriſtik ſeines Freundes begnügen: „Frau von la Roche gehört zu den nivellirenden Naturen, ſie hebt das Gemeine herauf und zieht das Vorzügliche herunter, und richtet das Ganze alsdann mit ihrer Sauce zu einem beliebigen Genuß an; übrigens möchte man ſagen, daß ihre Unterhaltung intereſſante Stellen hat.“

Fehlte es dem Leben Schiller's an Anregungen von außen, ſo gab ihm der Weimar'ſche Freund immer Kunde von der Welt, mit welcher er jetzt auch einen neuen Bund durch ſeinen Wallenſtein geſchloſſen hatte. Er fühlte ſich den Menſchen näher gerückt, da er ſie von ſeinem Einfluſſe und Beifall erfüllt ſah.

Am 17. Mai war Wallenſtein's Lager zum erſten Mal in Berlin gegeben worden. Der König und die Königin waren bei der Aufführung nicht zugegen; ſie wollten das Stück bei einem Beſuche in Weimar zuerſt auf der Weimar'ſchen Bühne darſtellen ſehen. Goethe leitete die Proben und traf, wie man ſich denken kann, die ſorgfältigſten Vorbereitungen zu einer würdigen Darſtellung. Der gefeierte Dichter kam in den Tagen der königlichen Gegenwart ſelbſt nach Weimar, Anfangs Juli, und erfreute ſich der wiederholten Anerkennung von einer der gebildetſten und edelſten Frauen des Vaterlandes. Auch in Lauchſtedt wurden bald darauf die Wallenſtein'ſchen Stücke gegeben: die pecuniären Bedingungen, die der Eigenthümer hierbei machte — denn damals war Wallenſtein noch keinem Verleger verkauft — wurden ihm erfüllt. „Dieſe Vortheile,“ verſichert er, „kommen mir bei meiner kleinen Haushaltung ſo erwünſcht, wie der Regen, welcher ſeit vorgeſtern unſer Thal erfreut und erfriſcht hat“. Er ſtattete bald darauf Goethen ſeinen beſten Dank ab für den Geldſtrom, den er in ſeine Beſitzungen geleitet habe. „Der Geiſt des alten Feldherrn führt ſich nun als ein würdiges Geſpenſt auf: er hilft Schätze heben“. Bald nachher brachte ihm ſein dramatiſches Werk auch ein ſchönes Geſchenk von Silberarbeit von Seiten der regierenden Herzogin in's Haus. „Die Poeten“, bemerkt er hierbei, „ſollten nur durch Geſchenke belohnt, nicht beſoldet werden; es iſt eine Verwandtſchaft zwiſchen den glücklichen Gedanken und den Gaben des Glücks: beide fallen vom Himmel“.

Unterdeſſen rückte das dramatiſche Geſchäft langſam, aber gründlich vorwärts. Um ſich die engliſchen Zuſtände und Geſchichte recht zu veranſchaulichen, wurden vorerſt hiſtoriſche Schriften geleſen. Am vierten Juni ward mit der Ausarbeitung der Maria der Anfang gemacht; am fünf und zwanzigſten Juli war der erſte, am fünf und zwanzigſten Auguſt der zweite Akt vollendet *. Er hatte die Zuſammenkunft der Königinnen im dritten Akt gedichtet, als er am dritten September eine Pauſe eintreten ließ, um eine kleine Reiſe zu ſeiner Schwiegermutter nach Rudolſtadt zu machen. Er that es auch, um ſich wieder in eine lyriſche Stimmung zu Gunſten des Almanachs für 1800 zu verſetzen. Mit dem Muſenalmanach machte es ſich der Herausgeber dieſes Jahr bequemer, als ſonſt. Die liebenswürdige Dichterin, Fräulein von Imhof, lieferte ein epiſches Gedicht in ſechs Geſängen, die Schweſtern von Lesbos, welches mit einigen Beiträgen von Matthiſſon, Koſegarten, Gries und Andern, dem Bedürfniß größtentheils genügte. Goethe machte es ſich zum beſondern Geſchäft, jenes zarte Frauenereigniß, deſſen Verfaſſerin ihn früher als ein höchſt ſchönes Kind, jetzt als ein vorzügliches Talent anzog, ſeinen eigenthümlichen Kunſtforderungen möglichſt anzunähern. Er ließ ſich die ſorgfältigſte Reviſion und häufige Konferenzen mit der Verfaſſerin nicht verdrießen; und Meyer entwarf Zeichnungen zu dem Gedicht, welche aber der Kupferſtecher in der punktirenden Manier ziemlich mittelmäßig nachbildete. Schiller hatte verſprochen, wenigſtens irgend etwas beizuſteuern, und er glaubte um ſo mehr Wort halten zu müſſen, um es zu verhüten, daß Cotta nicht auch an dem Almanach, wie damals an den Propyläen,

---

* Dieſe Angaben ſind aus Schiller's Tagebuch genommen.

einen Verluſt erlitte. Von den Schweſtern zu Leſbos war eine Wirkung in's Große nicht zu erwarten. Er kam auf den Gedanken einer neuen Art Xenien für Freunde und würdige Zeitgenoſſen. Der Wechſel des Jahrhunderts ſchien ihm keine unſchickliche Veranlaſſung zu ſein, allen denen, mit denen man gewandelt und ſich gefördert habe und auch allen perſönlich Unbekannten, deren Einfluß man auf eine nützliche Art empfunden, ein Denkmal zu ſetzen. „Freilich," fügt er bei, „vestigia terrent. Das Tadeln iſt immer ein dankbarerer Stoff, als das Loben, das wiedergefundene Paradies iſt nicht ſo gut gerathen, als das verlorene, und Dante's Himmel iſt auch langweiliger als ſeine Hölle. Außerdem iſt der Termin gar zu kurz für einen ſo lobenswerthen Vorſatz." Endlich kehrte er zu dem lang gehegten Plan des Liedes von der Glocke zurück.

Bekanntlich wurde dieſes Meiſterwerk, deſſen Inhalt und Kunſtwerth eben entwickelt wurden, in Weimar ſpäter theatraliſch dargeſtellt, und Goethe knüpfte an daſſelbe in ſeinem Epilog die tief empfundenen Töne ſeiner großen, erhabenen Trauer um den frühgeſchiedenen Freund. „Schiller's Glocke," erzählt er, „mit allem Apparat des Gießens und der fertigen Darſtellung, die wir als Didascalia ſchon längſt verſucht hatten, ward 1806 gegeben, und ſo, daß die ſämmtliche Schauſpielergeſellſchaft mitwirkte, indem der eigentliche dramatiſche Kunſt- und Handwerkstheil dem Meiſter und den Geſellen anheimfiel, das übrige Lyriſche aber an die männlichen und weiblichen Glieder, von den älteſten bis zu den jüngſten, vertheilt und jedem charakteriſtiſch zugeeignet ward. Hierdurch ließ ſich dem Meiſter und ſeinen Geſellen, herandringenden Neugierigen und Theilnehmenden eine Art von Individualität verleihen. Auch der mechaniſche Theil des Stücks that eine gute Wirkung. Die ernſte Werkſtatt, der glühende Ofen, die Rinne, worin der feurige Bach herabrollt, das Verſchwinden deſſelben in die Form, das Aufdecken von dieſer, das Hervorziehen der Glocke, welche ſogleich mit Kränzen, die durch alle Hände laufen, geſchmückt erſcheint, das alles zuſammen gibt dem Auge eine angenehme Unterhaltung." — Zehn Jahre nach des Dichters Tod ward ſein Andenken zugleich mit dem

Gedächtniß Iffland's, deſſen Geburtstag nicht weit von dem Todestag Schiller's fällt, dadurch dramatiſch erneut und gefeiert, daß zuerſt die beiden letzten Akte von Iffland's Hageſtolzen und ein ſich anſchließendes, den Verfaſſer verherrlichendes Nachſpiel dargeſtellt, dann aber Schiller's Lied von der Glocke nach der genannten Einrichtung vorgeführt wurde. Hierauf trat eine Muſe unter der hochſchwebenden Glocke hervor, und ſprach Goethe's Epilog[1]. Indem wir den Leſer wegen des Nähern dieſer Feier des Todten auf Goethe[2] ſelbſt verweiſen, kehren wir zu dem Lebenden zurück.

Der Muſenalmanach für 1800 war der letzte, welchen Schiller herausgab, und nur in Betracht des Liedes von der Glocke (dem Schiller noch die Erwartung und den Spruch des Confucius vom Raume beifügte) kann man ſagen, daß dieſer Almanach kein ſo dünnes Ende nahm, als die Horen. Von Goethe enthält er gar nichts. Wir können aber dem ungünſtigen Urtheil, welches Goethe bei Eckermann über die Herausgabe der Horen und der Muſenalmanache fällt, er und Schiller hätten an dieſen periodiſchen Schriften nur ihre Zeit verſchwendet, ſie hätten ſich dabei von der Welt mißbrauchen laſſen und das Unternehmen ſei für ſie ſelbſt ganz ohne Folge geweſen — wir können dieſem Urtheil unmöglich beitreten. Wenn Goethe an einer andern Stelle deſſelben Buches mit Zufriedenheit davon ſpricht, wie ſie ſich zur Thätigkeit gehetzt und getrieben hätten — welcher äußere Anlaß war denn vorhanden zu dieſem fördernden Hetzen und Treiben, als eben dieſe Zeitſchriften? Gewiß ſind ſie die Nöthigung geweſen zu manchem trefflichen Aufſatze, zu manchem unſterblichen Gedichte, wodurch die Welt ſo viel gewann, als die Verfaſſer ſelbſt. Richtiger ſpricht Goethe hierüber an einem andern Orte[3]: „Hätte es nicht an Manuſkript zu den Horen und Muſenalmanachen gefehlt, ich hätte die Unterhaltungen der Ausgewanderten nicht geſchrieben, den Cellini nicht überſetzt, ich hätte die ſämmtlichen Balladen und Lieder, wie ſie die Muſenalmanache geben, nicht verfaßt, die Elegien wären, wenigſtens damals, nicht gedruckt worden, die Xenien hätten nicht geſummt und im Allgemeinen, wie im Beſondern wäre gar manches anders geblieben.“ Was hier Goethe von ſich ſagt, gilt in viel höherm Grade von Schiller, welchem ſeine beſten äſthetiſchen Aufſätze und ſchönſten kleineren Gedichte von dieſen Zeitſchriften abgezwungen wurden. Außerdem waren die Horen und Almanache unſtreitig das äußere Band zwiſchen Schiller und Goethe, nicht nur die Einleitung ihrer Bekanntſchaft, ſondern auch der Grund und Boden, auf welchen ſie ihre Freundſchaft unterhielten. Daß aber dem jüngern, ſtets raſtlos fortſchreitenden Manne der größere Gewinn zufiel, kann nicht in Abrede geſtellt werden.

---

[1] Goethe's Werke in Duodez, Theil 13, S. 169.

[2] Ebendaſelbſt, Theil 45, S. 77.

[3] In einem Briefe an Chriſtian Fr. Schulz. S. Rheiniſches Muſeum für Philologie, Jahrgang 4, Heft 3.

Am dreizehnten September kehrte Schiller wieder von Rudolſtadt nach einem Aufenthalt von acht Tagen nach Jena zurück, und nachdem die Familie am fünften September vom Gartenhaus wieder in die Stadt gezogen war, ward unſerm Freunde am eilften Oktober, Nachts um halb eilf Uhr, ſein drittes Kind geboren. Die Schwiegermutter (ſie ward allgemein chère mère genannt) ſtellte alsbald ſich ein, und die kleine Karoline Henriette Louiſe ward am fünfzehnten Oktober Vormittags getauft. Pathen waren die chère mère, die von Gleichen'ſchen Ehegatten und Goethe. Die Wöchnerin befand ſich in der erſten Zeit nach Umſtänden wohl; Goethe ſchickte der „liebwerthen Frau“ mit ſeinem ſchönſten Glückwunſch ein Glas Eau de Cologne zur Erquickung. Mit der Kleinen hatte es auch einen guten Fortgang, und ſie verſprach eine fromme, ruhige Bürgerin des Hauſes zu werden. Aber die Wöchnerin verſchlimmerte ſich, ihre Zufälle gingen in ein förmliches Nervenfieber über, ſie phantaſirte, der Schlaf verließ ſie. Am dreiundzwanzigſten Oktober ſchrieb Schiller in ſein Tagebuch: „An dieſem Tage iſt Lolo ſehr krank geworden.“ Er ſchwebte in großer Beſorgniß, denn das Schlimmſte konnte eintreten, obgleich der treffliche Arzt Starke noch Troſt einſprach. Ihre Phantaſien gingen ihm durch's Herz und unterhielten eine ewige Unruhe. Die Kranke wollte niemand um ſich leiden, als ihn und ihre Mutter, welche durch ihren ruhigen und beſonnenen Beiſtand in dieſen leidensvollen Tagen dem Gatten eine große Stütze war. Auch die Freundin Griesbach war mit ihrer Hülfe nahe. Schiller's Geſundheit jedoch hielt ſich, obgleich der Bekümmerte abwechſelnd ſechs Nächte ganz durchwachte. Das Fieber legte ſich nach dem ein und zwanzigſten Tag, aber die Beſinnung ſtellte ſich noch nicht ein; es zeigte ſich eine große Schwäche des Kopfes und oft völlige Geiſtesverwirrung. Kalte Umſchläge wurden um den Kopf gelegt, ſo daß die Kranke doch wieder auf Augenblicke die Ihrigen erkannte. Dieſer Zuſtand erhielt ſich geraume Zeit. Der Schlaf ſtellte ſich nachher wieder ein, aber die Frau ſprach mehrere Tage lang keine Sylbe, ſchien ihren Mann und ihre Mutter kaum zu erkennen, und nahm beinahe nichts zu ſich. Eine hartnäckige Stumpfheit, Gleichgültigkeit und Abweſenheit des Geiſtes war es, was Schillern am meiſten ängſtigte. Als er endlich wegen ihres Lebens nicht mehr in Sorgen zu ſein brauchte, als die Beſinnung allmählig wiederkehrte, ging er mit ſeiner Schwiegermutter einen halben Tag nach Weimar; der immerwährende quälende Anblick und die Nachtwachen hatten den beſorgten Gatten niedergedrückt, er bedurfte einer Veränderung und Erholung. Die Kranke wurde in dieſer Zeit der zuverläſſigen Pflege der Frau Griesbach überlaſſen. Seinen älteſten Sohn Karl nahm er mit, und ließ ihn bei Goethe zurück. Dieſer kam nachher ſelbſt nach Jena, um durch ſeine Gegenwart des Freundes Gedanken abzuleiten und aufzurichten. Erſt am ein und zwanzigſten November konnte Schiller in ſein Notizenbuch ſchreiben: „An dieſem Tag iſt Lolo um vieles beſſer geweſen und hat einen Brief geſchrieben.“ Beinahe ſechs Wochen dauerte es, bis ſie wieder zur Geneſung aus der ſchmerzvollen und beängſtigenden Krankheit zurückkehrte.

In dieſer Zeit war an geiſtige Beſchäftigung nicht zu denken, und Schiller hatte früher im ahnenden Vorgefühl geſagt, er müſſe jetzt noch in ruhigen Tagen ſein Drama möglichſt fördern, denn er wiſſe nicht, was ihm das häusliche Evenement Störendes bringen könne; doch fand er in den erſten Tagen nach der Niederkunft ſeiner Frau einige Mußeſtunden, um eine kleinere Arbeit auszuführen. Der Herzog von Weimar, deſſen Gewogenheit und Theilnahme er ſich

Univ. Bibl.
München

fortwährend zu erfreuen hatte, wünſchte den Plan zu ſeiner Maltheſer-Tragödie zu ſehen. Wir wiſſen, wodurch Schiller auf die Idee zu dieſem Schauſpiel geführt wurde, und was ihn bewog, daſſelbe einſtweilen zurückzulegen [1]. Denn aufgegeben hatte er dieſen Plan keineswegs. Seine Maltheſer beſchäftigten ihn häufig, wenn er von ſeinen poetiſchen Arbeiten ausruhte.

Um doch etwas zu thun, arbeitete Schiller jetzt das Schema dieſer Tragödie für ſeinen huldvollen Herzog in's Reine. „Es wird mit dieſem Stoff recht gut gehen,“ urtheilte er [2], „das punctum saliens iſt gefunden, das Ganze ordnet ſich gut zu einer einfachen, großen und rührenden Handlung. An dem Stoff wird es nicht liegen, wenn keine gute Tragödie, und ſo wie Sie wünſchen, daraus wird.“ Schiller's Leben war zu kurz für alle ſeine Plane — nur der Entwurf findet ſich in der Sammlung ſeiner Werke; ſeine Willensmeinung hat er teſtamentariſch hinterlaſſen.

Es iſt ſehr zu bedauern, daß dieſer Plan nicht ausgeführt worden iſt. So viel man aus der Idee urtheilen kann, würde uns Schiller eine Aeſchyleiſche Tragödie geliefert haben, welche an Erhabenheit beinahe alle ſeine andern Tragödien übertroffen hätte. Die Scenen, in denen ſich der Großmeiſter und St. Prieſt dem Tode weihen und auch die übrigen Ordensglieder mit ihrem Heldenſinn erfüllen, St. Prieſt's Leichnam auf die Bühne gebracht wird und der Vater die hohe Beſtimmung ſeines verklärten Sohnes preiſ't — enthalten den erhabenſten Heroismus, und mußten zur Darſtellung deſſen drängen, wodurch der Menſch jedem Geſchick überlegen iſt. Das Schickſal wird hier, beſſer als durch Redensarten, durch die furchtbare Türkenmacht im Hintergrund repräſentirt, welche die Inſel umgürtet hat und die kleine Schaar der Ritter zu erdrücken droht, und die um ſo ſchrecklicher erſcheint, da wir ſie nicht unmittelbar vor uns ſpielen ſehen, ſondern von ihren Verwüſtungen nur aus dem Munde derer hören, welchen dieſe ebenfalls bevorſtehen. Das Grandioſe der Beſtürmung des

---

[1] Siehe Band 3, S. 290, 292 und 293 f.

[2] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 3, S. [illegible]

Forts St. Elmo, welche eigentlich der Stoff der Tragödie iſt, wird durch die Befürchtungen und Entſchlüſſe der nicht unmittelbar theilnehmenden Ritter geſteigert. Es iſt eine doppelte Handlung, eine *auf* und eine *zweite* hinter der Scene, die mit einander in Wechſelwirkung ſtehen. Dabei iſt der Plan ganz einfach und natürlich, wodurch ſich der Entwurf dieſes Stücks zu ſeinem Vortheil von der Braut von Meſſina unterſcheidet, deren Kompoſition an ſehr ſchwachen Fäden hängt. Dem Chore iſt in den Maltheſern eine freiere, ſelbſtſtändigere Stellung angewieſen, als in dieſem Schauſpiel: er vertritt den reinen, guten Geiſt des Ordens. Kurz, in dem Schema liegen nur Keime des Gedeihlichen. Durch einen hocherhabenen Charakter würde ſich dieſes Drama ausgezeichnet haben.

Gegen Ende Novembers 1799 genas Schiller's Gattin von ihrer ſchweren Krankheit, und ſchon am dritten December deſſelben Jahres hielt die Schiller'ſche Familie ihren Ueberzug von Jena nach Weimar.

Mit dem Gedanken, Jena gegen Weimar zu vertauſchen, hatte ſich unſer Freund ſeit Jahren getragen. Schon im Herbſt 1795 ſpricht Humboldt in einem Briefe an ihn davon, daß der Aufenthalt in einer größern Stadt ihm mehr Stoff von außen zuführen, und ihm eine freiere, mannigfaltigere Exiſtenz gewähren würde, denn er lebe doch meiſtentheils in einer wahren Einſamkeit. Humboldt räth ihm daher, ſeinen früher einmal lebhaft ergriffenen Plan wieder hervorzuſuchen — nämlich nach Weimar zu ziehen. Bis dahin ging noch manches Jahr hin. Es wurde ihm 1798 die Würde eines Profeſſors ordinarius durch ſeinen Herzog zu Theil, von welcher er nur wünſchte, daß ſie ihn möchte wärmer halten; denn etwas Reelles war nicht damit verknüpft. Daß er aber jetzt einen Schwager und eine Schwägerin in Weimar hatte, war ein neuer Reiz, der beſonders für ſeine Frau ſehr anlockend ſein mußte. Goethe rieth ihm, er ſolle ſich nach einem Quartier für den *Winter* in Weimar umſehen; wenn ihm auch das Schauſpiel nichts gewähre, ſo ſei es doch immer ein großer Genuß, alle acht Tage eine artige Oper zu hören; übrigens werde es ihm bei dem bekannten Weimar'ſchen Iſolationsſyſtem an der Einſamkeit zu Hauſe nicht fehlen, und es würde auch von Vortheil für ihn ſein, die äußern Einwirkungen nicht ganz auszuſchließen. Aber ein ſolches Winterquartier ſtand, weil die Wohnungen überhaupt ſehr ſelten und theuer waren, doppelt ſchwer zu miethen. Als Wallenſtein vollendet war, erwachte die alte Idee mit neuer Stärke, und ſelbſt der allgemeine Beifall ſchwellte und erweiterte ſeine Wünſche. Gerade im Sommer 1799 war Goethe durch Geſchäfte und Störungen gehindert, daß er eine lange Zeit gar nicht nach Jena kommen konnte, und es wandelte den einſamen Dichter oft eine große Sehnſucht nach Gedankentauſch mit einem gleichgeſtimmten Geiſte an. „Es wird meiner Exiſtenz einen ganz andern Schwung geben, wenn wir wieder zuſammen ſind," ſchreibt er; „denn Sie wiſſen mich immer nach außen zu treiben; wenn ich allein bin, verſinke ich in mich ſelbſt." Was ſollte er auch noch in Jena weilen, wo ihn kein Geſchäft band, wo man mit den Philoſophen ſelbſt nur Karten ſpielen konnte?

Bei der Ausarbeitung ſeiner Maria Stuart fühlte er das Bedürfniß theatraliſcher Anſchauungen beſonders lebhaft. „Ich werde mich ſchlechterdings entſchließen müſſen, die Wintermonate in Weimar zuzubringen. Die ökonomiſchen Mittel zur Realiſirung dieſer Sache ſollen mich zunächſt beſchäftigen." Goethe verſprach, das Seinige dazu beizutragen, um dieſes löbliche Vorhaben zu erleichtern. Die größten Schwierigkeiten machte die Wohnung. Auf einen Vorſchlag Goethe's, daß er ſelbſt, von ſeiner Familie getrennt, in einem Quartier im herzoglichen Schloß wohnen möchte, wollte er nicht eingehen. Er werde es immer vorziehen, antwortete er, wenn es ſich machen laſſe, mit ſeiner Familie zuſammen zu wohnen. Es traf ſich endlich, daß er das Logis miethen konnte, in welchem bisher ſeine alte Freundin, Frau von Kalb, gewohnt hatte. Er zahlte jährlich hundertzweiundzwanzig Thaler; denn daran war nicht zu denken, die Wohnung nur für den Winter zu miethen. Der Kontrakt mußte ſogar auf mehrere Jahre geſchloſſen werden.

„Sobald Sie wegen Ihres Quartiers einig ſind," ſchrieb Goethe, „wollen wir für Holz ſorgen, ein Artikel, an den man in Zeiten denken muß." Es war Schillern ſchon vor fünf Jahren eine Zulage verſprochen worden, und ſein Herzog war ihm immer huldreich geweſen; Schiller wandte ſich jetzt an ihn in einem noch erhaltenen Brief[1]. Das einfache, wahrhaftige Schreiben drückt ganz den ehrenfeſten Character eines Biedermannes aus, der ſich ſeinem gütigen Fürſten mit vollem Vertrauen nahen darf. Wie hätte ſein rechter Sinn auch die rechte Sprache verfehlen können? Schiller's Bitte war übrigens auch dadurch motivirt, daß der Herzog ihm in dem verfloſſenen Frühjahr den Wunſch zu erkennen gegeben hatte, daß er öfters nach Weimar kommen und länger da bleiben möchte; auch hoffte er durch ſeine Gegenwart dem Theater Nutzen verſchaffen zu können, wozu er ſich gegen Goethe von ganzem Herzen erbot. Dieſem war, nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe, das Kunſtſtück nie gelungen, mit ſeinem Anordnen und Befehlen ein äſthetiſches Anregen und Beleben zu verbinden[2]. „Der Herzog beſtimmte ihm," erzählt Goethe bei Eckermann, „damals einen Gehalt von jährlich tauſend Thalern, und erbot ſich, ihm das Doppelte zu geben, im Fall er durch Krankheit verhindert ſein ſollte, zu arbeiten. Schiller lehnte dieſes letzte Anerbieten ab und machte nie davon Gebrauch. Ich habe das Talent, ſagte er, und muß mir ſelber helfen können. Nun aber bei ſeiner vergrößerten Familie in den letzten Jahren, mußte er der Exiſtenz wegen jährlich zwei Stücke ſchreiben, und um dieſes zu vollbringen, trieb er ſich, auch an ſolchen Tagen und Wochen zu arbeiten, in denen er nicht wohl war; ſein Talent ſollte ihm zu jeder Stunde gehorchen und zu Gebote ſtehen"[3].

Sind auch dieſe Angaben nicht ganz richtig, ſo war doch jedenfalls für das Holz in ſeinem Quartier vorerſt geſorgt, und er konnte ſeine Ueberſiedelung bewerkſtelligen. Auch für ſeine eben geneſene Gattin war es ein dringendes Bedürfniß, den ſchmerzlichen Erinnerungen ihrer Krankheit zu entfliehen, um in der neuen Umgebung die gewohnte Heiterkeit wieder zu gewinnen. Was Schiller ſelbſt erwartete, darüber drückt er ſich gegen Goethe ſo aus: „Zwar verberge ich mir nicht, daß ſich von dem Einfluß der dortigen Societät eben nicht viel Erſprießliches erwarten läßt, aber der Umgang mit Ihnen, einige Berührungen mit Meyern, das Theater und eine gewiſſe Lebenswirklichkeit, welche die übrige Menſchenmenge mir vor Augen bringen muß, werden gut auf mich und auf meine Beſchäftigung wirken.“

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 5, S. 178 f.

[2] Ebendaſelbſt Theil 3, S. 335.

[3] Eckermann's Geſpräche mit Goethe, Theil 1, S. 308.

Wir beſchließen unſern Bericht über die kleinen Lebensverhältniſſe des großen Dichters nicht, ohne zwei Briefe an ſeine Mutter aus dieſer Zeit mitgetheilt zu haben[1]. Bei den vielfältigen Arbeiten und Beſtrebungen und der großen Maſſe von Werken dieſer Jahre iſt es beſonders erfreuend und rührend, bei Schillern in dem Kreiſe ſeiner Liebe zu weilen. Der erſte Brief iſt geſchrieben, als er die Nachricht vom Tode ſeines Vater erhalten hatte, ſchon im September 1796[2]; aus dem zweiten ſehen wir, daß ihm bei ſeinem Weggehen von Jena nicht tauſend, ſondern — vierhundert Thaler jährlichen Gehalts zugeſichert waren.

[illegible]

Liebſte Mutter!

„Herzlich betrübt ergreiſe ich die Feder, mit Ihnen und den lieben Schweſtern den ſchweren Verluſt zu beweinen, den wir zuſammen erlitten haben. Zwar gehofft habe ich ſchon eine Zeitlang nichts mehr; aber wenn das Unvermeidliche eingetreten iſt; ſo iſt es immer ein erſchütternder Schlag. Daran zu denken, daß etwas, das uns ſo theuer war, und woran wir mit den Empfindungen der frühen Kindheit gehangen und auch im ſpätern Alter mit Liebe geheftet waren, daß ſo etwas aus der Welt iſt, daß wir mit allem unſerm Beſtreben es nicht mehr zurückbringen können, daran zu denken iſt immer etwas Schreckliches. Und wenn man erſt, wie Sie, theuerſte, liebſte Mutter, Freude und Schmerz mit dem verlorenen Freund und Gatten ſo lange, ſo viele Jahre getheilt hat, ſo iſt die Trennung um ſo ſchmerzlicher. Auch wenn ich nicht einmal daran denke, was der gute verewigte Vater mir und uns allen geweſen iſt, ſo kann ich mir nicht ohne wehmüthige Rührung den Beſchluß eines ſo bedeutenden und thatenvollen Lebens denken, das ihm Gott ſo lange und mit ſolcher Geſundheit friſtete, und das er ſo redlich und ehrenvoll verwaltete. Ja wahrlich, es iſt nichts Geringes, auf einem ſo langen und mühevollen Laufe ſo treu auszuhalten, und ſo wie er noch im dreiundſiebenzigſten Jahre mit einem ſo kindlichen, reinen Sinn von der Welt zu ſcheiden. Möchte ich, wenn es mich gleich alle ſeine Schmerzen koſtete, ſo unſchuldig von meinem Leben ſcheiden, als Er von dem ſeinigen! Das Leben iſt eine ſo ſchwere Prüfung, und die Vortheile, die mir die Vorſehung in mancher Vergleichung mit ihm vergönnt haben mag, ſind mit ſo vielen Gefahren für das Herz und für den wahren Frieden verknüpft. Ich will Sie und die lieben Schweſtern nicht tröſten, Ihr fühlt alle mit mir, wie viel wir verloren haben, aber Ihr fühlt auch, daß der Tod allein dieſes lange Leiden endigen konnte. Unſerm theuren Vater iſt wohl, und wir alle müſſen und werden ihm folgen. Nie wird ſein Bild aus unſerem Herzen erlöſchen, und der Schmerz um ihn ſoll uns nur noch enger unter einander vereinigen.“

---

[1] Siehe die bei Schweizerbart in Stuttgart 1840 erſchienenen Nachträge zu Schiller's Werken, Band 2, S. 400 f.

[2] Siehe Theil 3, S. 168 f.

„Vor fünf und ſechs Jahren hat es nicht geſchienen, daß Ihr, meine Lieben, nach einem ſolchen Verluſte noch einen Freund an einem Bruder finden, daß ich den lieben Vater überleben würde. Gott hat es anders gefügt, und er gönnt mir noch die Freude, Euch etwas ſein zu können. Wie bereit ich dazu bin, darf ich Euch wohl nicht mehr verſichern. Wir kennen einander alle auf dieſem Punkt und ſind des lieben Vaters nicht unwürdige Kinder.“

„Sie, theure Mutter, müſſen ſich Ihr Schickſal jetzt ganz ſelbſt wählen, und in Ihrer Wahl ſoll keine Sorge Sie leiten. Fragen Sie ſich ſelbſt, wo Sie am Liebſten leben, hier bei mir, oder bei Chriſtophinen[1], oder im Vaterland mit der

---

[1] Frau Hofräthin Reinwald in Meiningen.

Louiſe[1]. Wohin Ihre Wahl fällt, da wollen wir Mittel dazu ſchaffen. Vor der Hand müſſen Sie ja doch, der Umſtände wegen, im Vaterlande leben, und da läßt ſich unterdeſſen alles arrangiren.“

„In Leonberg, glaube ich, würden Sie die Wintermonate noch am leichteſten zubringen, und mit dem Frühjahr kämen Sie mit der Louiſe nach Meiningen, wo ich aber ausdrücklich rathen würde, eine eigene Wirthſchaft zu treiben. Doch davon das nächſte Mal mehr. Ich würde darauf beſtehen, daß Sie hieher zu mir zögen, wenn ich nicht fürchtete, daß es Ihnen bei mir viel zu fremd und zu unruhig ſein würde. Sind Sie aber nur erſt in Meiningen, ſo wollen wir Mittel genug finden, uns zu ſehen und Ihnen die lieben Enkel zu bringen.“

„An Reinwald habe ich wieder geſchrieben und ihm vorgeſtellt, daß Chriſtophine ſich jetzt nicht ſogleich auf den Rückweg machen kann. Ohnehin kann ja jetzt noch Niemand durch jene Gegend reiſen. Iſt alles Unangenehme der Geſchäfte vorbei und ſind Sie, liebſte Mutter, etwas beruhigt, ſo kann ſie dem Wunſche ihres Mannes nachgeben.“

„Ein großer Troſt wäre mir's, Sie, liebſte Mutter, wenigſtens in den erſten drei, vier Wochen nach der Trennung von Chriſtophinen bei Bekannten zu wiſſen, weil die Geſellſchaft unſerer Louiſe Sie doch immer an die vorigen Zeiten zu ſehr erinnern wird.“

„Sollte aber keine Penſion von dem Herzog gegeben werden und der Verkauf der Sachen Sie nicht zu lange aufhalten, ſo könnten Sie vielleicht mit den Schweſtern gleich nach Meiningen reiſen, und würden ſich dort in der neuen Welt um ſo eher beruhigen.“

„Alles, was Sie zu einem gemächlichen Leben brauchen, muß Ihnen werden, beſte Mutter, und es iſt nun hinfort meine Sache, daß keine Sorge Sie mehr drückt. Nach ſo viel ſchwerem Leiden muß der Abend Ihres Lebens heiter oder doch ruhig ſein, und ich hoffe, Sie ſollen im Schooße Ihrer Kinder und Enkel noch manchen frohen Tag genießen.“

---

[1] Später an Franckh verheirathet, der zuerſt Pfarrer in Kleverſulzbach, dann in Möckmühl war; vergl. Theil 1, S. 5.

„Alles, was unſer theurer Vater an Briefſchaften und Manuſcripten hinterlaſſen, kann mir durch Chriſtophinen mitgebracht werden. Ich will ſuchen, ſeinen letzten Wunſch zu erfüllen, der auch für Sie, liebſte Mutter, Nutzen bringen ſoll."

„Herzlich umarmen wir Sie und die lieben Schweſtern. Meine Lotte würde ſelbſt geſchrieben haben; aber wir haben heute das Haus voll Gäſte und in dieſer Zerſtreuung war' unmöglich. Sie hat mit mir den verewigten Vater, den ſi immer recht herzlich geliebt, beweint, und ihr tiefer Anthei an dieſem Verluſt hat ſie mir noch lieber und theurer gemacht. Auch meine Schwiegermutter und Wolzogens, di gerade hier ſind, ſind ſehr davon gerührt worden und laſſe tauſendmal grüßen. Ihr ewig dankbarer Sohn

F. Sch."

„Meiner guten Louiſe wünſche ich zu ihren guten Ausſichten und dem braven jungen Mann Glück, der ihr ſein Hand anbietet und durch ſein edles Betragen an dem Krankenlager unſeres Vaters ſeine rechtſchaffene Geſinnung a den Tag gelegt hat. Vielmals ſoll ſie mich ihm, als meine künftigen Schwager, empfehlen, und ihn im voraus meine Freundſchaft und herzlichen Ergebenheit verſichern."

Jena, den 8. October 99.

„Mit großer Freude, liebſte Mutter, haben wir die gute Ausſichten, die ſich unſerer lieben Louiſe endlich geöffn haben, vernommen, und wünſchen ihr herzlich dazu Glück. Da ſie Gelegenheit gehabt hat, den Mann, mit dem ſie ſi entſchließt, ihr Leben künftig zuzubringen, genau kennen z lernen, ſo wird ſie in dieſen Stand keine anderen Erwartungen mitbringen, als die auch erfüllt werden können; ſ wird ſich in ſeine Gemüthsart zu ſchicken und alles, was a dieſem Stand anhängig iſt, zu ertragen wiſſen. Ein eigene Heerd und die hausfrauliche Würde werden ihr viel Freud machen, wie ich nicht zweifle, und auch das wird ihr kei geringes Vergnügen ſein, daß ſie ihre gute liebe Mutter i eigenen wohlbeſtellten Hauſe bewirthen und pflegen kann.

„Ihnen, liebſte Mutter, muß es zu großem Troſt gereichen, alle Ihre Kinder jetzt verſorgt zu ſehen und in eine jungen Geſchlecht wieder aufzuleben. Meine zwei Kleinen ſind Gottlob bisher immer geſund geblieben, und dem neuen Ankömmling, der nicht über drei Wochen mehr ausbleiben kann, ſehen wir mit froher Hoffnung entgegen. Wir haben eine gute Amme ausfindig gemacht; ohne eine ſolche hätten wir das Kind nicht mehr aufzuziehen gewagt, denn der kleine Ernſt hat zwei ganze Jahre gebraucht, um ſich von ſeiner Schwächlichkeit zu erholen, und hat uns mehrmal durch gefährliche Zufälle in Schrecken geſetzt.“

„Wir werden nach überſtandenen Wochen meiner Frau nach Weimar ziehen und den Winter dort zubringen. Ich habe Geſchäfte dort, und der Herzog will mich dort haben; er hat mir deßwegen auf eine ſehr ſchmeichelhafte Weiſe meine Beſoldung verdoppelt, ſo daß ich jetzt vierhundert Thaler von ihm habe, jährlichen Gehalt. Es iſt freilich noch ein kleiner Theil deſſen, was unſere Wirthſchaft jährlich braucht; indeſſen iſt es doch eine große Erleichterung, und das Uebrige kann ich durch meinen Fleiß, der mir wohl bezahlt wird, recht gut verdienen. Wir ſtehen uns jetzt doch, mit dem, was uns meine Schwiegermutter jährlich gibt, auf etwas über tauſend Gulden Reichsgeld; dies nehme ich ein, ohne etwas dafür zu thun, und tauſend vierhundert Gulden, die ich noch außerdem brauche, habe ich noch alle Jahre durch meine Bücher verdient. Weil das Holz in Weimar theurer iſt als hier, ſo ſind mir noch vier Meß Holz für dieſen Winter unentgeldlich angewieſen worden, und ich habe noch allerlei kleine Vortheile zu hoffen, denn ich ſtehe ſehr gut beim Herzog und der Herzogin.“

„Das Präſent in Silber[1], von dem ich dieſen Sommer ſchrieb, iſt auch angekommen und ſehr prächtig. Es wird auf fünfundzwanzig Louisd'ors geſchätzt. Weil wir künftig nur den Sommer in Jena zubringen und im Garten wohnen, ſo habe ich nun kein Quartier mehr in der Stadt und dafür eines in Weimar, welches ſehr geräumig und hübſch iſt. Binnen einem Jahr hoffe ich mich doppelt meublirt zu haben, daß ich des Herumziehens mit meinen Sachen nicht bedarf.“

---

[1] Siehe Theil I. S. 118.

„Lottchen und Karl grüßen Sie herzlich, liebſte Mutter. Ich hoffe im nächſten Brief das Nähere zu erfahren, wann Louiſe Hochzeit macht. Tauſendmal umarme ich Sie, ewig mit der herzlichſten Liebe Ihr dankbarer Sohn

Schiller.“

„Herr Profeſſor Abel ſchrieb mir kürzlich und erzählte mir, daß er Sie in Leonberg geſprochen. Grüßen Sie ihn aufs beſte von mir.“

Viertes Kapitel.

Ueberſicht der Kunſtanſichten Schiller's, welche in ſeinem Briefwechſel mit Goethe enthalten ſind.

Die Korreſpondenz zwiſchen Schiller und Goethe wird, ſeit die Freunde in Einem Orte wohnten, ſeltener und verliert merklich an Intereſſe und Gehalt. Sie verſparten ſich wichtige Gegenſtände für das Geſpräch auf; denn ſie waren nur noch ſelten und auf kurze Zeit von einander getrennt. Hier möchte daher der Ort ſein, Schiller's Kunſtanſichten und kritiſche Urtheile aus dieſem Briefwechſel, an welchen die vier erſten Bände ſo reich ſind, überſichtlich zuſammenzureihen.

Dieſe Darſtellung wird uns den Fortgang der äſthetiſchen Gedankenentwickelung Schiller's bezeichnen, und ſchließt ſich organiſch an die früher ſkizzirten philoſophiſchen Aufſätze an. Ueberſchlagen wir ſeinen theoretiſchen Geiſtesgang im Großen, ſo ſehen wir, wie er von der Spekulation über das Erhabene und Schöne ausging, dann deſſen Werth für das wirkliche Menſchenleben nachwies, hierauf die möglichen Dichtungsweiſen unterſuchte, bis er zuletzt mit beiläufigen, aus der Praxis geſchöpften Anſichten und mit Urtheilen über beſtimmte, ihn intereſſirende Kunſtwerke endigte. Hier iſt alſo ein gegliedertes Abſteigen vom Allgemeinen zum Beſondern und Einzelnen, eine ſtufenmäßige Annäherung an das Praktiſche von den höchſten Prinzipien.

Es galt Schillern ſeit ſeiner ernſtlichen Rückkehr zur Poeſie allein um die Darſtellung, und hierauf bezog er nun ſein Denken. Er machte nur noch gelegentliche Streifzüge in das Feld der Metaphyſik. Aber da er die ſittlich äſthetiſche Welt zu einer ziemlichen Vollendung in ſeinem denkenden Bewußtſein ausgebildet hatte, ſo genoß er den Vortheil, ſich alles Vorkommende tiefer, klarer und beſtimmter deuten zu können. Es finden ſich auch überall Bezüge zwiſchen ſeinem Syſtem und dieſen beſondern Anſichten und Urtheilen.

Wie wir ſchon früher bemerkten[1], ſchlug er jetzt den Werth der Spekulation für die poetiſche Ausbildung ſehr gering an. Er widerrieth Goethen, wie dieſer bei Eckermann verſichert, das Studium der Kant'ſchen Philoſophie. Kant könne ihm nichts geben; in Goethe's richtiger Intuition liege alles vollſtändig, was die Analyſis nur mühſam ſuche, und er brauche nichts von der Philoſophie zu borgen, ſondern dieſe könne nur von ihm lernen. Er that den Ausſpruch, daß am Ende doch die Hauptſache auf dem Zeugniſſe der Empfindung beruhe, und alſo einer ſubjektiven Sanktion bedürfe, die nur die Beiſtimmung unbefangener Gemüther gewähren könne[2]. Er verlangte zur richtigen Beurtheilung eines Kunſtwerkes außer dem Verſtand auch die Einbildungskraft[3] und „das, was man Gemüth nennt[4]".

Goethe dichtete mehr nach einem gewiſſen Inſtinkt, als nach Begriffen. Auch Schiller ging von einem bewußtloſen Anfang aus, nur verdeutlichte er ſich ſeine Phantaſien und Gefühle und geſtaltete ſie vernunftgemäß idealiſch, ehe er ſie darſtellte. Reflexion und Produktion durchſchlangen ſich. „In Ihnen," ſchreibt er an Goethe[5], „trennen ſich dieſe beiden Geſchäfte und das eben macht, daß beide als Geſchäft ſo rein ausgeführt werden. Sie ſind wirklich, ſo lange Sie arbeiten, im Dunkeln und das Licht iſt bloß in Ihnen; und wenn Sie anfangen zu reflektiren, ſo tritt das innere Licht von Ihnen heraus und beſtrahlt die Gegenſtände Ihnen und andern. Bei mir vermiſchen ſich beide Wirkungsarten, und nicht ſehr zum Vortheil der Sache". An einer andern Stelle führt er ſeine Meinung weiter aus: „Der Dichter fängt nur mit dem Bewußtloſen an, ja er hat ſich glücklich zu ſchätzen, wenn er durch das klarſte Bewußtſein ſeiner Operationen nur ſo weit kommt, um die erſte dunkle Totalidee ſeines Werkes in der vollendeten Arbeit ungeſchwächt wieder zu finden. Ohne eine ſolche dunkle, aber mächtige Totalidee, die allem Techniſchen vorhergeht, kann kein poetiſches Werk entſtehen, und die Poeſie, däucht mir, beſteht eben darin, jenes Bewußtloſe ausſprechen und mittheilen zu können, d. h. es ins Objekt überzutragen. Der Nichtpoet kann ſo gut, als der Dichter, von einer poetiſchen Idee gerührt ſein, aber er kann ſie in kein Objekt legen, er kann ſie nicht mit einem Anſpruch auf Nothwendigkeit darſtellen. Eben ſo kann der Nichtpoet ſo gut, als der Dichter ein Produkt mit Bewußtſein und mit Nothwendigkeit hervorbringen; aber ein ſolches Werk fängt nicht mit dem Bewußtloſen an und endigt nicht in demſelben. Es bleibt nur ein Werk der Beſonnenheit. Das Bewußtloſe mit dem Beſonnenen macht den poetiſchen Künſtler aus". Wenn Schiller daher dem Schelling die Behauptung nicht zugeben konnte, daß die Kunſt vom Bewußtſein ausgehe, ſo war er mit der entgegengeſetzten Meinung, welche die Schlegel zu Wortführern hatte, noch unzufriedener. Daher, ſchreibt er an Goethe bei Gelegenheit der Ueberſendung eines Journals: „Sie werden erſtaunen, darin zu leſen, daß das wahre Hervorbringen in Künſten ganz bewußtlos ſein ſoll, und daß man es beſonders Ihrem Genius zum großen Vorzug anrechnet, ganz ohne Bewußtſein zu handeln. Sie haben alſo ſehr Unrecht, ſich, wie bisher, raſtlos dahin zu bemühen, mit der größtmöglichen Beſonnenheit zu arbeiten und ſich Ihren Prozeß klar zu machen. Der Naturalism iſt das wahre Zeichen der Meiſterſchaft, und ſo hat Sophokles gearbeitet[1].

---

[1] Siehe Theil 3, S. 361.

[2] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 1, S. 57.

[3] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Humboldt, S. 438 ff.

[4] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 3, S. 373.

[5] Ebendaſelbſt Theil 4, S. 1 f.

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 5, S. 284.

Es iſt aber nicht zu bezweifeln, daß Goethe dieſem bewußtloſen Prozeß mehr einräumte, als Schiller. Goethe ſelbſt ſpricht ſich hierüber beſtimmt genug aus: „Ich glaube, daß alles, was das Genie als Genie thut, unbewußt geſchehe. Der Menſch von Genie kann auch verſtändig handeln, nach gepflogener Ueberlegung, aus Ueberlegung; das geſchieht aber alles nur ſo nebenher. Kein Werk des Genies kann durch Reflexion und ihre nächſten Folgen verbeſſert, von ſeinen Fehlern befreit werden; aber das Genie kann ſich durch Reflexion und That nach und nach dergeſtalt hinaufheben, daß es endlich muſterhafte Werke hervorbringt“[1]. So wenig hält Goethe auf die Theorie, daß er ſagt, es gebe am Ende keinen andern Weg, ſich äſthetiſch auszubilden, als theilnehmende Betrachtung und Uebung[2]. Dann aber war Schiller's Beſonnenheit beim Dichten vorzüglich ein Reflektiren auf ſeinen Gemüthszuſtand und ein Steigern ſeiner Gefühle zu allgemeinen Ideen; Goethe's Beſonnenheit dagegen war nicht auf die eigenen Geiſtesthätigkeiten zurückgebogen, ſondern ging gleichſam in die ruhige und feſte Anſchauung des Gegenſtandes auf. Wenn er reflektirte, ſo geſchah es, wie Schiller oben bemerkt, nicht zur Zeit des Dichtens, und ſeine Reflexionen ſelbſt wurzelten immer in der Anſchauung. Goethe idealiſirte daher nicht den Inhalt ſeiner Dichtungen, ſondern nur deſſen Form; Schiller's verallgemeinernde Reflexion erhob auch den poetiſchen Stoff auf ideellen Boden.

Einer der Hauptpunkte, auf den ſich Schiller's jetzige praktiſche Urtheile bezogen, war die *Selbſtſtändigkeit der Poeſie und ſchönen Kunſt* überhaupt. Schon früher, namentlich in der Abhandlung über das Pathetiſche[3], hatte er auf das beſtimmteſte die Unabhängigkeit des Poetiſchen vom Moraliſchen nachgewieſen[4]. Aber ſeine Theorie mußte das erſtere vom leztern immer von neuem befreien, weil ſein mächtiges ſittliches Intereſſe ſeine Dichtung immer wieder an ſich riß und ſie einem fremden Dienſt unterordnen wollte. Jedes Kunſtwerk ſollte nur ſeiner eigenen Schönheitsregel und keiner andern Forderung unterworfen ſein; aber gerade auf dieſem Wege werde es mittelbar alle übrige Forderungen am beſten befriedigen. Die poetiſche Stimmung ſei ein ſelbſtſtändiges Ganze, in welchem alle Unterſchiede und Mängel verſchwänden, und die Poeſie dürfe es eben ſo wenig auf die Veredlung, wie auf die bloße Erholung abgeſehen haben [1]. Die rein äſthetiſche Wirkung eines Kunſtwerkes gebe ſich durch eine, mit Kraft und Rüſtigkeit verbundene, hohe Gleichmüthigkeit und Freiheit des Geiſtes kund. So lagen ihm das Moraliſche und das Aeſthetiſche in zwei verſchiedenen, wenn auch angrenzenden Gebieten. Er ſagte, daß ſich das Moraliſche nur auf unſern Willen, das Aeſthetiſche auf das Ganze unſerer verſchiedenen Kräfte beziehe [2], und fand auch den Unterſchied beider darin, daß das Aeſthetiſche in einer Mannigfaltigkeit von Exemplaren, das Moraliſche hingegen nur in einem einzigen realiſirt werden könne [3]. Schiller wollte daher nie lehren und beſſern, ſondern bezweckte die allgemeine veredelnde Wirkung auf den geſammten Menſchen, welche er die äſthetiſche Erziehung nannte. Daher tadelt er es an Friedrich Heinrich Jacobi, daß dieſer an Wilhelm Meiſter moraliſche Forderungen anlege; und fügt hinzu: Sobald mir einer merken läßt, daß ihm in poetiſchen Darſtellungen irgend etwas näher anliegt, als die innere Nothwendigkeit und Wahrheit, ſo gebe ich ihn auf [4]. Eben ſo rügt er es an Diderot's äſthetiſchen Ausſprüchen, daß derſelbe noch viel zu ſehr auf fremde und moraliſche Zwecke ſehe, und dieſe nicht genug in dem Zuſtande und Charakter der Perſonen und in der Darſtellung ſelbſt ſuche; immer müſſe ihm das ſchöne Kunſtwerk zu etwas anderm dienen, er ſuche den Effekt der ſchönen Künſte in einem beſtimmten Reſultat für den Verſtand oder für die moraliſche Empfindung[1]. Diderot habe bei all ſeinem hohen Genie, tiefen Gefühl und klaren Verſtand doch nicht einſehen können, daß die Kultur durch Kunſt ihren eigenen Gang gehen müſſe, und daß ſie keiner andern ſubordinirt ſein könne, ungeachtet ſie ſich an alle übrige ſo bequem anſchließe[2]. Auch an den Deutſchen hat Schiller dieß zu tadeln. Eine Recenſion, die er über Hermann und Dorothea geleſen, habe es ihm wieder aufs neue beſtätigt, „daß die Deutſchen nur für's Allgemeine, für's Verſtändige und für's Moraliſche, und nicht für das Poetiſche Sinn haben“[3]. Die wenigſten Menſchen, bemerkt er, können in der Kunſt die nackte Natur ohne Störung genießen[4]. Dieſe Trennung des Aeſthetiſchen vom Moraliſchen war denn auch eine Haupturſache, warum er in ſeine Dichtungen die Vaterlandsliebe nicht als ein förderndes Moment einfließen ließ. Er meinte, die Poeſie ſolle nicht auf den Staatsbürger in dem Menſchen, ſondern auf den Menſchen in dem Staatsbürger zielen; denn ihr Wirkungskreis ſei das Total der menſchlichen Natur und ſie führe kein beſonderes Geſchäft aus, wie z. B. das ſei, Nationalgefühle zu entzünden[5]. Schiller war, wie in ſeiner Hiſtoriographie, ſo auch in ſeiner Dichtkunſt ein Kosmopolit. Doch lag ihm die Rückſicht auf Zeitgenoſſen und Vaterland bei weitem nicht ſo fern, als Goethen. Er rechnet es Hermann und Dorothea als ein Verdienſt an, daß das himmliſche Gemälde den Deutſchen in ſeiner Neigung und ſeinen Bedürfniſſen berühre; und meint, der Dichter müſſe den Forderungen ſeines Zeitalters entgegen kommen, denn es ſei eben ſo unmöglich als undankbar für ihn, wenn er ſeinen vaterländiſchen Boden ganz verlaſſen, und ſich ſeiner Zeit wirklich entgegenſetzen wollte[6].

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 5, S. 258.

[2] Ebendaſelbſt, Theil 3, S. 146.

[3] Schiller's Werke in E. B., S. 1168, 2. u. (Oktavausgabe B. 11, S. 505 f.).

[4] Siehe Theil 2, S. 326.

---

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 1255. (Oktavausg. Bd. 12, S. 312).

[2] Ebendaſelbſt S. 1211. f. o. (Oktavausgabe B. 12, S. 108). Ebendaſelbſt S. 1209. Anmerk. (Oktavausg. B. 12, S. 101 f.).

[3] Schiller's und Humboldt's Briefwechſel, S. 414.

[4] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 1, S. 124

Wie es ſich Schiller angelegen ſein ließ, die Poeſie von der Gerichtsbarkeit des Moraliſchen und Politiſchen zu befreien, ſo machte er ihre Rechte auch gegen die bloße Natur geltend. In der Abhandlung über das Erhabene entwickelt er ſeine ganze Anſicht hierüber[1]: Die Kunſt habe alle Vortheile der Natur, ohne ihre Feſſeln mit ihr zu theilen, denn ſie behandle dasjenige als Hauptzweck und als ein eigenes Ganzes, was die Natur — wenn ſie es nicht gar abſichtslos hinwerfe — bei Verfolgung eines ihr näher liegenden Zwecks bloß im Vorbeigehen mitnehme; die Kunſt ſei völlig frei, weil ſie von ihrem Gegenſtande alle Schranken abſondere und laſſe auch das Gemüth des Betrachters frei, weil ſie von der Natur nur den Schein nachahme. So ſei der Menſch hier, wie auch in andern Fällen von der zweiten Hand beſſer bedient, als von der erſten. Daher meinte er auch, man müſſe durch Verdrängung der gemeinen Naturnachahmung, namentlich im Drama, der Kunſt Luft und Licht verſchaffen, und er hoffte von der Oper, daß ſich aus ihr, wie aus den Chören des alten Bacchusfeſtes das Trauerſpiel in eine edlere Geſtalt loswickeln könnte[2]. Er und Goethe ſprachen viel davon, wie Natur und Kunſt nothwendig auseinandergehalten werden müßten[3]. Goethe hat in ſeiner Kunſtnovelle, „Der Sammler und die Seinigen", beſonders dieſen Punkt klar hervorgehoben, und derſelbe Gegenſtand ſollte in dem Aufſatz über Dilettantismus zur Sprache kommen. Doch nahm er dieſe Entfernung der Kunſt von der Natur auch nicht zu weit an. Der Künſtler, ſagte er[4], müſſe ſich über das Wirkliche erheben, aber doch innerhalb des Sinnlichen ſtehen bleiben, ſonſt werde ſeine Darſtellung phantaſtiſch. Ueberhaupt ſei die Reduction empiriſcher Formen auf äſthetiſche die ſchwierige Operation, auf welche es hierbei ankomme.

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 3. S. 185.

[2] Ebendaſelbſt S. 196.

[3] Ebendaſelbſt Theil 4. S. 2.

[4] Ebendaſelbſt Theil 3. S. 270.

[5] Schiller's Werke in E. B., S. 1168. 2. (Oktavausgabe Bd. 11, S. 50).

[6] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 4. S. 12.

Wenn die Freunde auf die nachgewieſene Weiſe die Kunſt ſelbſtſtändig zu machen ſich beſtrebten, ſo unterhielten ſie ſich bisweilen auch über die Wirkung der Poeſie auf den Menſchen. Von einem ſo großartigen Einfluſſe, wie er ſich in den äſthetiſchen Briefen auseinander geſetzt findet, war natürlich nicht mehr die Rede. Wo Goethe mitſprechen ſollte, mußte es ſich um das Nahe, Ausführbare handeln, und wenn man Schiller's Briefe an Goethe mit denen an Humboldt vergleicht, ſo ſieht man es deutlich, daß ſich der Briefwechſel nach ſeinem Korreſpondenten gar vielfach richtete. Man müſſe, ſagte Schiller, es den Leuten, wie ſie einmal ſeien, durch die Poeſie nicht wohl, ſondern recht übel machen; man müſſe ſie inkommodiren, ihnen die Behaglichkeit verderben, ſie in Unruhe und Erſtaunen ſetzen. Dadurch allein lernten ſie an die Exiſtenz einer Poeſie glauben, und bekämen Reſpekt vor dem Poeten. Etwas aber ſei doch in allen Menſchen, was für den Poeten ſpreche, und dieſes unbekannte Etwas müſſe auch der ungläubigſte Realiſt für den Samen des Idealismus erkennen, welcher es allein verhindere, daß das gewöhnliche Leben mit ſeiner gemeinen Empirie nicht alle Empfänglichkeit für das Poetiſche zerſtöre. Hierdurch werde wenigſtens ein Ausgang aus der Empirie geöffnet, obgleich die ſchöne und freie äſthetiſche Stimmung dadurch lange noch nicht gegeben ſei"[1]. Obgleich nun Schiller, beſonders als Dramatiker, immer das Publikum vor Augen hatte, ſo wollte er doch immer nur auf ächt poetiſchem Wege, und niemals durch äußere Mittel, wie ſie auch dem gemeinen Talente und einer bloßen Geſchicklichkeit zu Gebote ſtehen, auf daſſelbe wirken[2]. Aber Goethe bekümmerte ſich eigentlich wenig um die Wirkung ſeiner Poeſien, und dichtete deßwegen nur um ſo ungeſtörter und freier. Er hatte ja, wie er ſagte, einen abſoluten Unglauben an die Menſchen; und meinte einmal, man müßte ein Gedicht machen können, welches alle Welt lobte, und auf das man ſelbſt nicht ſonderlich viel hielte. Daher konnte er denn auch auf das Sentimentale, welches der Freund bisweilen in Anregung brachte, nicht recht eingehn. Dieſer äußerte ſich (im Jahr 1797) dahin, nichts außer dem Poetiſchen reinige das Gemüth ſo ſehr von dem Leeren und Gemeinen, als die ſentimentale Empfindungsweiſe, welche auch in geringfügige Gegenſtände Reichthum, Tiefe und Ideengehalt dadurch lege, daß ſie dieſelben gleichſam ſymboliſch auffaſſe. Das Sentimentale ſei zwar noch nicht poetiſch, aber doch menſchlich und das Menſchliche ſei immer der Anfang des Poetiſchen, das nur der Gipfel davon ſei [1]. Goethe hatte von dieſer ſentimentalen Stimmung im Leben auch Anwandlungen, aber er trennte ſie ganz und gar von der poetiſchen, und ſagt einmal, er habe ſeit langer Zeit gar keine Spur einer andern, außer der poetiſchen Stimmung in ſeinem Weſen empfunden. Goethe betrachtete alſo die Welt meiſt (und dichtend immer) rein äſthetiſch; Schiller's Gefühl faßte ſie immer mit der intereſſirten Theilnahme des Sittlichen auf, und wickelte von dieſer erſt die poetiſche Stimmung los. Dieſe Sonderung gelang ihm aber ſelbſt dann nicht immer, als er von ſeiner ſentimentalen Behandlung, wie er ſie früher forderte [2], ſo ziemlich abgekommen war. Wenigſtens ſagt er im Jahre 1798: „Die, der naiven entgegengeſetzte ſentimentale Stimmung ſei dem Menſchen nicht natürlich, ſie ſei eine Unart“ [3]. Ich finde nicht, daß er dieſe ſeine Meinung nachher widerrufen hätte.

---

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 1268 1. (Oktavausg. B. 12, S. 369).
[2] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 3, S. 396 und 397.
[3] Ebendaſelbſt Theil 5, S. 50.
[4] Ebendaſelbſt Theil 3, S. 2 Band 2. f.

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 3. S. 210.

[2] Ebendaſelbſt Theil 6. S. 146.

An ſolche Unterhaltungen über das Sentimentale und Naive knüpften ſich manche geiſtreiche Bemerkungen über das Moderne und Antike und über die neuere und alte Zeit an. Immer von neuem kehrte Schiller zu den alten Griechen zurück, deren Geiſt und Eigenthümlichkeit er längſt ſo wahr aufgefaßt hatte. Die Tragiker und beſonders Homer waren fortwährend die nie verſiegende Quelle des Genuſſes, der Stärkung, der Belehrung! „In dieſen Tagen,“ ſchreibt er am 27. April 1798, „leſe ich den Homer mit ganz neuem Vergnügen. Man ſchwimmt ordentlich in einem poetiſchen Meere, aus dieſer Stimmung fällt man auch in keinem einzigen Punkte und alles iſt ideal bei der himmliſchſten Wahrheit;“ und am 19. März 1799 ſchreibt er ſeinem Freund in

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 3, S. 285 f.

[2] Siehe Theil 3, S. 77.

[3] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 4, S. 230.

Bezug auf deſſen **Achilleis**, woran Goethe damals arbeitete: „Wie beneide ich Sie und Ihre jetzige Thätigkeit! Sie ſtehen auf dem reinſten und höchſten poetiſchen Boden, in der ſchönſten Welt beſtimmter Geſtalten, wo alles gemacht iſt und alles wieder zu machen iſt. Sie wohnen gleichſam im Hauſe der Poeſie, wo Sie von Göttern bedient werden. Ich habe in dieſen Tagen wieder den Homer vorgehabt und den Beſuch der Thetis beim Vulkan mit unendlichem Vergnügen geleſen. In der anmuthigen Schilderung eines Hausbeſuches, wie man ihn alle Tage erfahren kann, in der Beſchreibung eines handwerksmäßigen Geſchäfts iſt ein Unendliches in Stoff und Form enthalten und das Naive hat den ganzen Gehalt des Göttlichen.“ Mit welcher Theilnahme ſtimmte Goethe bei: „Ihr Brief trifft mich wieder bei der Ilias. Das Studium derſelben hat mich immer in dem Kreiſe von Entzückung, Hoffnung, Einſicht und Verzweiflung durchgejagt.“ Auf die Wolf'ſche Hypotheſe ging Goethe bald ein, bald verwarf er ſie, je nachdem die eine oder die andere Vorſtellungsart ſeinen jedesmaligen Produktionen günſtig war. Es ſchien ihm begreiflich, wie man aus dem ungeheuern Vorrathe der rhapſodiſchen Genieprodukte, die früher exiſtirten, mit ſubordinirtem Talent, ja mit bloßem Verſtand, die beiden Kunſtwerke, die uns noch übrig ſind, habe zuſammenſtellen können[1]. Bald meinte er wieder, man müſſe alle Chorizonten mit dem Fluche des Biſchofs Ernulphus verfluchen, und wie die Franzoſen auf Tod und Leben die Einheit und Untheilbarkeit des poetiſchen Werkes in einem feinen Herzen feſthalten und vertheidigen. Das aus dieſen entgegengeſetzten Anſichten hervorgehende Endreſultat war dann, über dieſen Gegenſtand ſei alle Gewißheit auf ewig verloren, und es lebe überhaupt kein Menſch mehr und werde nicht wieder geboren werden, der es zu beurtheilen im Stande ſei; er wenigſtens finde ſich jeden Augenblick einmal wieder auf einem ſubjectiven Urtheil, ſo ſei es andern vor uns gegangen und werde andern nach uns ſo gehen.[2] Vielleicht das beſcheidenſte Urtheil! Denn es ſcheint eine Thorheit, zu Gunſten einer ungewiſſen

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe. Theil 4. S. 181

[2] Ebendaſelbſt und S. 207

Meinung den äſthetiſchen Werth beider Gedichte, der nur in ihrem Ganzen liegt, zu zerſtören und ihren bildenden Einfluß, namentlich beim Schulunterricht, zu verkümmern. Schiller, deſſen Kunſturtheil immer nur durch ein wohlgeordnetes, harmoniſch organiſirtes Ganze befriedigt werden konnte, war den Chorizonten immer auf das entſchiedenſte abgeneigt. „Es muß einem, wenn man ſich in einige Gedichte hineingeleſen hat, der Gedanke an eine rhapſodiſche Aneinanderreihung und an einen verſchiedenen Urſprung nothwendig barbariſch vorkommen: denn die herrliche Kontinuität und Reciprocität des Ganzen und ſeiner Theile iſt eine ſeiner wirkſamſten Schönheiten“[1]. Man kennt ſein ſinnvolles Epigramm: „Immer zerreißet den Kranz des Homer[2]“ ꝛc.

Von nichtdeutſchen modernen Dichtern kamen beſonders häufig Shakſpeare und die franzöſiſchen Tragiker zur Sprache. Jener blieb der fortwährende Gegenſtand der Bewunderung; dieſe ſtießen eigentlich Schiller's poetiſchen Sinn und Gemüth ab, aber ſein Verſtand wußte ihnen endlich doch ihre Stelle in der äſthetiſchen Kulturgeſchichte anzuweiſen. In der Abhandlung über den Grund des Vergnügens an tragiſchen Gegenſtänden[3] äußerte er ſich dahin, daß der feine Geſchmack der Franzoſen in dem, was das Herz rühre und erhaben ſei, nur das Verſtändige ſuche, und nur dieſes empfinde und prüfe: es ſei dieß der Einfluß der Kultur und des Alters, welchen glücklich zu beſiegen der höchſte Charakterruhm eines gebildeten Mannes wäre. In dem Aufſatze über tragiſche Kunſt meint er, die Franzoſen hätten es beinahe zur Regel erhoben, den im Schauſpiel ſprechenden Perſonen Betrachtungen in den Mund zu legen, die nur ein kalter Zuſchauer anſtellen könne“[4]. „In dem Trauerſpiel der ehemaligen Franzoſen“, fährt er dann in dem Aufſatz über das Pathetiſche fort, „kommt uns höchſt ſelten oder nie die leidende Natur zu Geſicht, ſondern meiſtens nur der deklamatoriſche Poet oder auch der auf Stelzen gehende Komödiant;

---

[1] Briefwechſel Band 4. S. 120.
[2] Siehe Theil 3, S. 271.
[3] Schiller's Werke in 1 B., S. 1174, 1 u. 2 (Oktavausg. B. 11, S. 330).
[4] Ebendaſelbſt S. 1176 (Oktavausg. B. 11, S. 360).

und den franzöſiſchen Tragikern macht es ihre angebetete Decenz vollends ganz unmöglich, die Menſchheit in ihrer Wahrheit zu zeichnen. Die Könige, Prinzeſſinnen und Helden eines Corneille und Voltaire ziehen weit eher ihre Menſchheit aus, als ſie ihre Würde und ihren Rang ablegen. Sie gleichen den Königen und Kaiſern in den alten Bilderbüchern, die ſich ſammt der Krone zu Bette legen[1]". Wenn nun Schiller, welcher die Regel die Tröſterin aller Schwachen nannte, und die Immunität der Kunſt von allen willkürlichen Konventionen proklamirte, die Wahrheit der Natur und Poeſie gegen die Franzoſen in Schutz nahm; ſo konnte er auf der andern Seite doch auch mit Shakſpeare nicht ganz zufrieden ſein. Seine eigenen organiſch angelegten Dramen ſind von denen des Engländers ſehr verſchieden, und er vergleicht einmal deſſen Styl mit der bunten und wilden Regelloſigkeit der Gärten ſeiner Landsleute[2]. „Der Charakter der Natur", ſagt er, „iſt eben ſo wenig bloße Mannigfaltigkeit, als Einförmigkeit". Was ihm im Allgemeinen dieſe wilde Regelloſigkeit im Drama noch mehr zuwider machte, war der ſich ihr zugeſellende rohe Naturalismus und willkürlich phantaſtiſche Dilettantismus, welcher auf Anlaß gewiſſer Schriftſteller am Ende des vorigen Jahrhunderts in unſere Literatur einbrach.

Ueberhaupt befand ſich Schiller gegen ſeine Zeit auch in anderer Beziehung in einem vollkommenen Gegenſatz, und er meinte wohl, der Krieg gegen ſie ſei das Alleinige, was man nicht zu bereuen habe. Die neuere Zeit nennt er eine politiſch-rhetoriſche Welt, welcher der reine poetiſche Sinn ganz abgehe, und er vergleicht ſie mit der engliſchen Revolutionsepoche. „Solche Zeiten ſind recht dazu gemacht, Poeſie und Kunſt zu verderben, weil ſie den Geiſt aufregen und entzünden, ohne ihm einen Gegenſtand zu geben. Er empfängt dann ſeine Objekte von innen, und die Mißgeburten der allegoriſchen, [illegible] ſpitzfindigen und myſtiſchen Darſtellung entſtehen"[3]. Dieſe Worte enthalten Schiller's eigenes Schickſal in ſeiner erſten Lebensperiode. Hierher gehören denn die häufigen Klagen beider Freunde, daß die neuere Zeit den Dichter ſo wenig fördere. „Die ſpecifiſchen Beſtimmungen“, urtheilt Goethe,[1] „ſollten dem poetiſchen Genie, wenn ich nicht irre, von außen kommen und die Gelegenheit das Talent determiniren. Warum machen wir ſo ſelten ein Epigramm im griechiſchen Sinn? Weil wir ſo wenig Dinge ſehen, die ein's verdienen. Warum gelingt uns das Epiſche ſo ſelten? Weil wir keine Zuhörer haben u. ſ. w“. „Der Mangel einer äſthetiſchen Nahrung und Einwirkung von außen und die Oppoſition der empiriſchen Welt gegen den idealiſchen Hang“, ſagt Schiller beiſtimmend,[2] „richten manches gute Talent zu Grunde“. Wir wiſſen, daß er dieſen Gegenſtand auch in dem Gedichte, die Sänger der Vorwelt, trefflich behandelt hat.

---

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 1161. 2. (Octavausg. B. 11, S. 427)

[2] Ebendaſelbſt S. 1166. Anmerkung. (Octavausg. B. 11, S. 389)

[3] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe. Th. 5. S. 134.

Von den bisher zuſammengeſtellten Reflexionen iſt aber kaum eine Gruppe ſo wichtig, als die Anſichten beider Freunde über die *eigentliche Ausübung der Dichtkunſt* überhaupt und namentlich der *epiſchen und dramatiſchen*. Wir ſprechen vorerſt vom Allgemeinen, wobei beſonders die Begriffe, Inhalt und Form, in Frage kommen.

Den *Inhalt* theilen wir füglich in *Stoff* und *Gehalt*, je nachdem er ein äußerlich gegebener, oder ein geiſtiger, aus Ideen oder Gefühlen hergeholter Inhalt iſt. Es ſagt Schiller ſelbſt, richtig unterſcheidend, von einem Werke: „Es iſt reich an Stoff, doch äußerſt arm an Gehalt“; aber er fügt von ſeinem idealen Standpunkt ausgehend einſeitig hinzu: „Nun glaube ich aber, daß das, was ich Gehalt nenne, allein der Form fähig ſein kann; was ich Stoff nenne, ſcheint mir ſchwer oder niemals damit verträglich zu ſein“[3]. Goethe z. B. hat in ſeinem Römiſchen Karneval bloßem äußern Stoff die herrlichſte Geſtaltung gegeben. Tacitus dagegen erfüllte ſeinen dürftigen Geſchichtsſtoff mit dem reichen Gehalt ſeines Innern, und gab dieſem Amalgam eine plaſtiſche Form; ein ganz objektiver Schriftſteller hätte jene äußere Maſſe für ſich darſtellen können.

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 3, S. 202.

[2] Ebendaſelbſt Theil 2, S. 212.

[3] Ebendaſelbſt S. 22.

Ueber das Verhältniß des Inhalts zu der Form war Schiller mit ſich lange Zeit nicht einig, und offenbar diente bei ihm die bekannte Kant'ſche Formel, daß das Schöne nur in der Form, niemals im Inhalt liege, nur dazu, ſeine Unklarheit zu unterhalten. Wir haben in den Beurtheilungen der Recenſionen über Bürger's und Matthiſon's Gedichte auf Widerſprüche aufmerkſam gemacht, die aus dieſer Unklarheit hervorgingen[1]. Mit Unrecht hat Schiller die Darſtellung der Landſchaft in das Feld der Dichtkunſt ziehen wollen. Die Landſchaft als ſolche gehört der Malerei an. Auf die Menſchenmalerei, meint Goethe, komme doch am Ende in der Dichtkunſt alles an[2], oder wie er in ſeinem Leben ſagt: Die Hauptſache ſei Darſtellung der Sitten, Charaktere, Leidenſchaften, kurz des innern Menſchen, auf den die Dichtkunſt vorzüglich angewieſen ſei[3]. Alles Aeußere dient ihr nur als Mittel und Boden zur anſchaulichen Entwickelung dieſes innerlich Menſchlichen. Ja Goethe ſchließt mit Recht manche Seiten dieſes Menſchlichen aus, z. B. „die metaphyſiſchen Ausſprüche der Vernunft“, und ſagt, das Feld noch näher begrenzend: Die Poeſie iſt doch eigentlich auf die Darſtellung des empiriſchen pathologiſchen Zuſtandes des Menſchen gegründet[4].

Wie nun die Poeſie überhaupt ein beſtimmt abgegrenztes Reichsgebiet, ſo haben auch alle beſondere Dichtungsgattungen ihre beſondern Felder, durch welche das Eigenthümliche derſelben beſtimmt wird. Daher iſt die Wahl des Gegenſtandes auch immer eine Hauptſorge unſerer Dichter. „Der ganze Cardo rei in der Kunſt“, ſchreibt Schiller[5], „liegt darin, eine poetiſche Fabel zu erfinden. Der Neuere ſchlägt ſich mühſelig und ängſtlich mit Zufälligkeiten herum, und über dem Beſtreben der Wirklichkeit recht nahe zu kommen, beladet er ſich mit dem Leeren und Unbedeutenden, und läuft darüber Gefahr, die tiefliegende Wahrheit zu verlieren, worin alles Poetiſche beſteht". Goethe antwortet hierauf beiſtimmend: „Auf dem Glück der Fabel beruht freilich alles, man iſt wegen des Hauptaufwandes ſicher, die meiſten Leſer und Zuſchauer nehmen denn doch nichts weiter mit davon, und dem Dichter bleibt doch das ganze Verdienſt einer lebendigen Ausführung, die deſto ſtetiger ſein kann, je beſſer die Fabel iſt. Wir wollen auch deßhalb künftig ſorgfältiger als bisher, das, was zu unternehmen iſt, prüfen". Und auf ſeiner Schweizerreiſe von Stuttgart aus ſchreibt ebenderſelbe: „Dannecker leidet daran, woran wir Modernen alle leiden: an der Wahl des Gegenſtandes. Dieſe Materie, die wir ſo oft beſprochen haben, erſcheint mir immer in ihrer höhern Wichtigkeit. Wann werden wir armen Künſtler dieſer letzten Zeiten uns zu dieſem Hauptbegriff erheben können"!* Deßwegen wohl nannten die Freunde das jetzige Zeitalter ſo ſchlecht, weil es nur das Konventionelle, das Verzeichnete, das Mechaniſche zeigt, aber das Wahre, Reine, Bedeutende der menſchlichen Natur verhüllt, ſchwächt und zerſtört. Nur in Hermann und Dorothea, ſagte Goethe, habe ihm die moderne Zeit einmal einen tauglichen Stoff geliefert. „Es wäre ſchon viel für die Kunſt gethan", meinte er, „wenn man den Begriff der Gegenſtände, die ſich ſelbſt darbieten, und anderer, die der Darſtellung widerſtreben, recht anſchaulich und allgemein machen könnte". Er arbeitete daher mit Meyer ein Schema über die zuläſſigen Gegenſtände der bildenden Kunſt aus. So entſprang der belehrende Aufſatz: Von den Gegenſtänden der bildenden Kunſt, in dem erſten Bande der Propyläen, wo dieſe Gegenſtände in vortheilhafte, gleichgültige und widerſtrebende eingetheilt werden. Wohl verdiente dieſer höchſt wichtige Punkt auch in Bezug auf die Poeſie wiſſenſchaftlich und ausführlich behandelt zu werden. In dem Briefwechſel aber findet ſich von Schiller hierüber nur Eine Aeußerung. Er meint, um jene erſte Klaſſe zu vermitteln, müſſe man von dem Begriffe der abſoluten Beſtimmtheit des Gegenſtandes ausgehen, denn ein unbeſtimmter Gegenſtand bringe Unbeſtimmtheit und Willkürlichkeit in die Darſtellung ſelbſt, beſonders ſcheine ſich das, was man einen prägnanten Moment nenne, zu einer durchgängig beſtimmten Darſtellung zu eignen. Wenn der Poet nur recht viel Sachen und Beſtimmungen in einen Gegenſtand lege, erzeuge er nothwendig einen höchſt beſtimmten und nachhaltigen Eindruck. Dazu komme noch, daß die Beſtimmung des Gegenſtandes jedesmal durch die Mittel geſchehen müſſe, welche einer Kunſtgattung eigen ſeien, und daß ſie innerhalb einer jeden Kunſtſpezies abſolvirt werden müßten. Freilich aber ſei die Anwendung dieſes Satzes ſchwer und mehr Sache des ahnenden Gefühls als des deutlichen Bewußtſeins“[1].

---

[1] Siehe Theil 2, S. 296 und 300 f.

[2] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 3, S. 181.

[3] Goethe's Werke in Duodez, B. 25, S. 60.

[4] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 3, S. 331.

[5] Ebendaſelbſt S. 30 f.

---

* Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 3, S. 232.

Die glückliche Wahl des Stoffes hängt aber offenbar auch von der Eigenthümlichkeit des Künſtlers ſelbſt ab. So eigneten ſich für Schiller, wie er im Jahr 1798, als er am Wallenſtein arbeitete, ſelbſt bekennt[2], offenbar hiſtoriſche Stoffe am beſten, welche die Macht ſeines Innern zügelten. Wäre er nur dieſem Bekenntniß immer treu geblieben!

Eben ſo wurde auch über die Form von den Kunſtgenoſſen manches Wichtige feſtgeſetzt. „Eine reine Form hilft dem Dichter und trägt ihn“, ſagte Goethe, „während eine unreine überall hindert und zerrt“[3]. „Eine ganz einfache Idee“, meinte der andere, „könne durch die vollkommene Darſtellung den Genuß des Höchſten geben“[4], wodurch ausgedrückt iſt, was der Dichter durch die bloße Behandlung auch aus gleichgültigen (d. h. nichts Bedeutendes enthaltenden) Stoffen ſchaffen kann. Schiller macht in Bezug auf dieſes Verhältniß zwiſchen Inhalt und Form die richtige Bemerkung: „Wenn der Inhalt ſehr poetiſch bedeutend ſei, ſo könne eine magere Darſtellung und eine bis zum Gemeinen gehende Einfalt des Ausdrucks ihm recht wohl anſtehen, da im Gegentheil ein unpoetiſcher, gemeiner Inhalt durch den belebten und reichen Ausdruck poetiſche Dignität erhalten müſſe [1]. Es wurden auch beſondere Geſetze der Behandlung des Stoffes, namentlich das Geſetz der Einheit und der Entfaltung genannt; aber zur allgemeinen Theorie in dieſer Materie ſcheinen beide Kunſtkritiker nicht gelangt zu ſein. Man muß es nämlich feſthalten, daß an der künſtleriſchen Geſtaltung des Gegenſtandes, theils der Verſtand, theils das Anſchauungsvermögen Antheil nimmt, daß alſo alle formelle Eigenſchaften des Inhalts, theils aus jener verſtändigen, theils aus dieſer veranſchaulichenden Behandlung mit Nothwendigkeit fließen. Der ganze Kreis jener erſtern Eigenſchaften heißt die Verſtandesform, und dieſe letztern Beſchaffenheiten machen die äſthetiſche Form eines Kunſtwerkes aus, indem das eigentliche Aeſthetiſche weſentlich an das Anſchauliche geknüpft iſt [2]. Die Verſtandesform kann in mannigfacher Weiſe verletzt ſein, z. B. es können in einem Gedichte manche Verſtöße gegen Zeitrechnung, gegen Sitten und Denkweiſe eines Volkes, manche Unbegreiflichkeiten und Unwahrſcheinlichkeiten, manches Ueberflüſſige und andere Mängel vorkommen, welche der Verſtand rügen möchte, und das Kunſtwerk kann deſſen ungeachtet vortrefflich ſein, wenn es auch nie ganz vollkommen und fehlerfrei iſt, ſo lange nicht alle Forderungen der geſammten Kunſtform befriedigt ſind. Aber ohne Anſchaulichkeit und ohne die Eigenſchaften, welche aus dieſer Anſchaulichkeit herfließen, alſo z. B. ohne objektive Lebendigkeit, intuitive Beſtimmtheit, ſinnliche Einheit, eine vor Augen liegende, klare Entfaltung (welche Eigenſchaften von der ſubjektiv-rhetoriſchen Lebendigkeit, von der logiſchen Beſtimmtheit, von der Verſtandeseinheit, von der verſtändig angelegten Kompoſition, wie wir ſchon früher bemerkten, gänzlich verſchieden ſind) verdient ein poetiſches Werk kaum noch dieſen Namen: es iſt nur der Plan zu einem Gedichte, aber ſelbſt kein Gedicht mehr.

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe Theil 1, S. 265 f.

[2] Ebendaſelbſt Theil 4, S. 5.

[3] Ebendaſelbſt Theil 3, S. 720.

[4] Ebendaſelbſt S. 117.

Die beſonnene Ausübung der ächten poetiſchen Kritik, ja der Triumph der Dichtkunſt über die Barbarei hängt größtentheils von dieſer Unterſcheidung ab. Was hilft die Einſicht, daß das Weſen des Schönen in der Form liege, wenn man das Weſentliche der künſtleriſchen Geſtaltung in der Verſtandesform ſucht?

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Göthe, Theil 3, S. [illegible]

[2] Siehe Theil 2, S. [illegible]

Schiller ſelbſt macht eine höchſt richtige Bemerkung, aus deren Wahrheit die Nothwendigkeit einer anſchaulichen poetiſchen Geſtaltung folgt. Er ſagt: Die Sprache habe eine der Individualität entgegengeſetzte Tendenz zum Allgemeinen.[1] Wäre die Sprache ſchon durch ſich ſelbſt individuell, ſo bedürfte es der konkreten Geſtaltung von Seiten des Dichters nicht. Was in allen andern Künſten ſchon durch ihre Gegenſtände gegeben iſt, das Anſchauliche, muß der Dichter durch die Macht ſeiner genialen Einbildungskraft hervorbringen. Die hauptſächlichen und weſentlichen, wenn auch nicht alle Tugenden eines Gedichtes fließen aus dieſer kunſtgemäßen Verſinnlichung her.

Schiller's größter Fehler in der Theorie und in der Ausübung liegt, wie wir ſchon früher nachwieſen,[2] darin, daß er das Ausſchlaggebende des Anſchaulichen in der Poeſie nicht genug anerkannte, und auch ſpäter, als er ſeine Anſichten wenigſtens theilweiſe berichtigt hatte, die vorherrſchend verſtändige Behandlung nicht los werden konnte. Goethe hätte hierin durch Rath und That ſeinem Freunde den weſentlichſten Dienſt von allen erzeigen können; aber es iſt höchſt auffallend, daß gerade über dieſe wichtigſte Materie unter den Dichtern beinahe gar keine Betrachtungen angeſtellt zu ſein ſcheinen. Vielleicht fürchtete Goethe mit ſeiner Belehrung an der Natur Schiller's zu ſcheitern und dieſen am Ende nur an ſeinem eigenen Talente irre zu machen, oder Goethe ſelbſt dachte über das am wenigſten nach, was er, wie aus einer innern Naturnothwendigkeit, mit ſicherer Geläufigkeit und genialer Meiſterſchaft übte. Schiller ſagt zwar richtig, daß der Dichter ſich innerhalb des Sinnlichen halten müſſe; er ſagt richtig, daß das echt Individuelle immer wahr ſei, weil das poetiſch Individuelle zur Phantaſie ſpreche, und ſich daher als eine zweite Wirklichkeit darſtelle. Aber er behauptet auch, daß die poetiſche Darſtellung abſolut wahr ſei,[1] daß der ſentimentale Dichter nur Gattungen darſtelle,[2] ja daß auch die Charaktere des griechiſchen Trauerſpiels nur mehr oder weniger idealiſche Masken und keine eigentliche Individuen ſeien,[3] und daß ſelbſt Shakſpeare bei der Darſtellung des Volkscharakters mehr ein poetiſches Abſtraktum als Individuen vor Augen habe,[4] daß die Poeſie das Allgemeine der Vernunft ausſpreche, und überall ſtrebte ſeine eigene Poeſie nach dieſem Allgemeinen und Nothwendigen oder ging häufig von ebendemſelben aus. Das Abſolute aber, das Allgemeine und Nothwendige, das Abſtrakte und die Gattung ſind Begriffe und Formeln, die nur der Verſtand ſich zum Bewußtſein bringt, nach denen nur der Verſtand zu urtheilen vermag. Wer alſo die Poeſie in dieſe Begriffe zieht, der ſpielt ſie in das Gebiet des Verſtandes und macht ſie von deſſen Funktionen abhängig; er entreißt ſie ihrem heimathlichen Boden, der Anſchauung. Für die Beurtheilung ſind dieſe Formeln unzulänglich, weil mittelſt ihrer der Verſtand ſich Kunſtwerke, wie Naturprodukte, eigentlich doch nur nach ſich ſelbſt erklärt, aber ſie nicht in ihrer lebensvollen individuellen Beſtimmtheit ergreift; und für den ausübenden Dichter ſind ſie unfruchtbar, weil aus ihnen nie ein konkretes Gebilde hervorgehen kann, und gefährlich, weil ſie ihn von der Anſchauung weg in die Begriffwelt ſtellen. Es gibt in der ächten Poeſie, wie wir früher nachgewieſen haben, keine abſolute und allgemeine Form; von einer nothwendigen Form kann man nur in bildlicher Weiſe ſprechen; Gattungen kann ſich der Verſtand aus der Natur, wie aus der Kunſt, abſtrahiren, aber weder in der einen noch andern exiſtiren Gattungen, ſondern nur Individuen, wie bei Homer und den griechiſchen Tragikern, bei Shakſpeare und Goethe, ja großentheils bei Schiller ſelbſt die Perſonen mehr oder weniger individuell gezeichnet ſind; und endlich haben wir ebenfalls ſchon früher bemerkt,[1] daß es ein großer Unterſchied iſt zwiſchen allgemeinen und rein, bedeutend menſchlichen Gegenſtänden, mit welchen letztern es die Poeſie allein zu thun hat. Das Edle, Tiefe, Große der menſchlichen Natur entſpringt aus ganz beſondern Kräften und äußert ſich immer auf eine ganz beſondere Weiſe, in individuellen Zuſtänden. Weil dieſes rein Menſchliche ſich in zahlreichen Exemplaren vorfindet, deßwegen iſt es noch kein Allgemeines, kein Abſtraktum, ſondern der Verſtand macht es erſt dazu; dieſer kann aber nie der Geſetzgeber der Poeſie ſein.

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe Theil 4, S. [illegible] Vergleiche Theil 3, S. [illegible]

[2] Siehe Theil [illegible], S. [illegible] und [illegible] f.

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe Theil 3, S. 371.

[2] Ebendaſelbſt Theil 3, S. 34.

[3] Ebendaſelbſt Theil 4, S. 28.

[4] Ebendaſelbſt Theil 5, S. 52.

Nur wenn man den Begriff des Schönen in eine anſchauliche Form ſetzt, trifft das, was Schiller fürchtet, nicht ein, daß der Begriff des Schönen hierdurch beinahe ausgehöhlt und in einen leeren Schall verwandelt werde.[2] Nach dieſer nothwendigen Annahme fällt die poetiſche Schönheit durchaus mit der poetiſchen Wahrheit zuſammen. Dieſe letztere aber iſt dadurch von dem Wahrſcheinlichen ganz getrennt, daß das Wahrſcheinliche immer nur aus einem Urtheil des Verſtandes hervorgeht; oder, mit andern Worten, daß man einem Gedichte nur dann Wahrſcheinlichkeit zuſchreibt, wenn es mit den allgemeinen Regeln des Verſtandes übereinſtimmt, während die poetiſche Wahrheit eines Gedichtes in der freien, innern Uebereinſtimmung der Theile deſſelben mit einander und mit dem Ganzen liegt. Die Wahrheit eines Kunſtwerkes ſieht und empfindet man, ſeine Wahrſcheinlichkeit denkt man nach einem exoteriſchen Begriff. Die poetiſche Wahrheit gewährt ein vollkommenes äſthetiſches Genüge, die Wahrſcheinlichkeit für ſich macht noch kein Kunſtwerk ſchön, ja daſſelbe vermag häufig ſchön, und braucht nicht wahrſcheinlich zu ſein. Die innere poetiſche Wahrheit läßt die ängſtliche Frage nach der Wahrſcheinlichkeit oder wirklichen Wahrheit gar nicht aufkommen.

Zuletzt haben wir noch über die Betrachtungen zu berichten, welche die Freunde über das Epos und Drama aufſtellten, als der eine nach Vollendung von Hermann und Dorothea ein neues epiſches Gedicht vorbereitete, der andere an ſeinem Wallenſtein dichtete. Schiller bezeichnet ſelbſt die von ihnen hierüber aufgeſtellte Theorie, ſo wie den Geiſt dieſes ganzen Cyklus von äſthetiſchen Unterſuchungen ſehr treffend, indem er an Humboldt ſchreibt, daß das, was ſie über die epiſche und dramatiſche Dichtung feſtgeſetzt hätten, mehr nach dem Hausbedarf eingerichtet, als metaphyſiſch begründet ſei.[1] Es wäre daher ungerecht, wenn man an das, was nur einen praktiſchen Zweck hat, einen ſtreng wiſſenſchaftlichen Maßſtab legen wollte. Wenn wir früher hörten, wie Schiller als Philoſoph über das Drama dachte, ſo vernehmen wir hier, wie er als Dichter ſich über daſſelbe äußerte.

---

[1] Siehe Theil 2, S. 296 f.

[2] Briefwechsel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 3, S. 185.

Zum voraus aber iſt zu bemerken, daß das Epos mehr gegen die Tragödie, als gegen das Drama überhaupt gehalten wird, indem die Komödie ſo ziemlich außer dem Intereſſe Schiller's lag.

Beide, das Epos und die Tragödie, wurde feſtgeſetzt, ſind abſolut plaſtiſch, obgleich die Tragödie wegen ihrer größern Innerlichkeit näher an das Lyriſche grenzt;[2] beide behandeln bedeutende rein menſchliche Gegenſtände, und ſtellen mehr die ſelbſtthätige Perſönlichkeit, als das eigentliche Moraliſche des Menſchen dar.[3] Beide ſtehen unter dem Geſetze der Einheit und Entfaltung (Entwickelung). Sagen, das epiſche Gedicht ſolle keine Einheit haben, heißt Goethen eben ſo viel, als fordern, es ſolle aufhören, ein Gedicht zu ſein; wenn die Ilias und Odyſſee wegen ihres allmähligen Entſtehens zu keiner vollſtändigen und vollkommenen Einheit hätten gebracht werden können (ſie ſeien aber vielleicht weit vollkommener organiſirt, als man denke), ſo ſeien ſie hierin kein Geſetz, wie ein Epos in dieſer Hinſicht ſein könne und ſolle.[4]

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Humboldt, S. 440.

[2] Ebendaſelbſt S. 141.

[3] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 3, S. 37.

[4] Ebendaſelbſt S. 49.

Eine Entfaltung iſt nicht ohne Anwendung von Motiven möglich. Die Motive ſind in zwei Klaſſen einzutheilen, in ſolche, die innerhalb und in ſolche, die außerhalb des Stückes liegen. Die innere Motive führen entweder die Handlung weiter fort, oder ſie drängen ſie zurück, oder halten ſie auf, wornach es vorwärtsſchreitende, rückwärtsſchreitende und retardirende Motive gibt. Die äußern liegen entweder vor dem Beginn der dargeſtellten Handlung, oder nach dem Schluſſe derſelben, oder, ſetzen wir hinzu, neben der Handlung; ſie ſind vorzeitig, nachzeitig oder gleichzeitig. Die ganze letztere Klaſſe und die retardirenden Motive haben beide Dichtgattungen mit einander gemein.

Wodurch unterſcheiden ſich aber das Epos und Drama (die Tragödie) von einander?

Darin, ſagt Goethe, beruht ihr großer weſentlicher Unterſchied, daß der Epiker die Begebenheit als vollkommen vergangen vorträgt, und der Dramatiker ſie als vollkommen gegenwärtig darſtellt. Und ſo urtheilt denn auch Schiller, daß ſich beide Gattungen eigentlich durch nichts, als die gegenwärtige und vergangene Zeit unterſcheiden; und, ſagt Goethe beiſtimmend hinzu, daß man die Natur des Dramas aus dem ungeduldig ſchauenden und hörenden Publikum des Mimen und das Weſen des Epos aus dem ruhig horchenden Auditorium, welchem der Rhapſode ſein Gedicht vortrage, herleiten könne.

Dieſer letztere Zuſatz mag als Hülfsmittel, ſich den fraglichen Unterſchied anſchaulich zu machen und für den arbeitenden Dichter von Bedeutung ſein; an und für ſich iſt er nichtig. Denn ſowohl der Mime, als der Rhapſode macht ſich ſein Publikum, und nicht umgekehrt. Man kann die nothwendige Beſchaffenheit eines Dinges nicht aus deſſen Wirkungen herleiten, beſonders wenn wir dieſe Wirkungen ſelbſt, wie hier beim Rhapſoden, nicht ganz vor Augen haben, ſondern nur errathen müſſen. Aber das Prinzip ſelbſt ſcheint mir unzulänglich. Schiller ſagt, Goethe's Iphigenia und Taſſo ſeien nicht tragiſch genug, und Goethe ſelbſt meint, es ſeien ſchon manche ſchlechte Tragödien dadurch entſtanden, daß man epiſche Sujets auf die Bühne gebracht habe[1]. Wie wären ſolche Urtheile möglich, wenn das Charakteriſtiſche der Tragödie allein in der veränderten Zeit und nicht auch im Stoffe läge? — Das ächt Tragiſche eines Gegenſtandes ſcheint nämlich nichts anderes als das pathetiſch Erhabene zu ſein. Dieſes ſoll den Menſchen rühren, erſchüttern und erheben, welche zuſammengeſetzte Wirkung vollſtändig nur durch die Vergegenwärtigung des Gegenſtandes, alſo im Drama erreicht wird. Umgekehrt wird das Tragiſche eines Stoffes dadurch geſchwächt, daß dieſer als etwas Vergangenes behandelt wird. Einen tragiſchen Stoff, wie das Lebensende des Achilles, epiſch zu behandeln, das konnte ſich ein Goethe aus dem angeführten Grunde und deßwegen wohl verſetzen, weil ein pathologiſcher Gegenſtand in der modernen Zeit auf keinen Effekt rechnen kann[2]. Man denke an Eugen Aram von Bulwer. — Offenbar geht das Goethe-Schiller'ſche Unterſcheidungsprincip bloß auf die Behandlung, um welche es beiden Männern damals auch hauptſächlich zu thun war, aber nicht auf den Gegenſtand, welcher nach ſeiner innern Natur bald epiſch, bald dramatiſch behandelt ſein will.

Wir führen jetzt nach Goethe und Schiller die beſonderen Differenzen an, durch welche das Epos und das Drama auseinander treten. Denn beide Dichtarten, ſagt Goethe, müßten von allem Zufälligen abgeſondert und auf das beſtimmteſte unterſchieden werden, weil jede nur innerhalb ihrer eigenen reinen und nothwendigen Bedingungen gedeihen könne; zumal da die moderne Zeit die Genres ſo ſehr zu vermiſchen geneigt ſei, und ſich namentlich auch in der Poeſie alles zum Dramatiſchen, zur Darſtellung des vollkommen Gegenwärtigen hindränge. Aber eben ſo nöthig ſei es, fügt Schiller hinzu, in jede Gattung alles aufzunehmen und in ſie einzuſchließen, was ihr angehört[3].

Bei Aufzählung der beſondern Unterſcheidungsmerkmale brauchen wir keine allzuſtrenge Ordnung zu beobachten und auch nicht ängſtlich beſorgt zu ſein, ob nicht vielleicht ein oder das andere Merkmal ſchon in einem vorigen liege. Denn wir machen nur die Denkweiſe Schiller's und Goethe's anſchaulich und führen nicht ſelbſt ein Lehrgebäude auf.

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 3, S. 91 und 291.
[2] Ebendaſelbſt S. 291.
[3] Ebendaſelbſt S. 229, 248 und 294.

1. Die Tragödie ſtellt vorzüglich perſönlich beſchränktes Leiden, das Epos perſönlich beſchränkte Thätigkeit dar. Daß dieſer Unterſchied allein aus dem Stoff entſpringt, braucht kaum geſagt zu werden.

2. Weil uns das Entfernte weniger und das Gegenwärtige ſchon ſtärker berührt; deßwegen iſt im Epos Freiheit, Klarheit, Gleichgültigkeit, in der Tragödie Erwartung, Ungeduld, pathologiſches Intereſſe. Der Rhapſode trägt mit ruhiger, weiſer Beſonnenheit vor; der Mime nöthigt den Zuſchauer, ihm leidenſchaftlich zu folgen.

3. Weil die Vergangenheit, kann man weiter anknüpfen, ſich ins Weite dehnt, die Gegenwart aber nur ein Moment iſt, ſtellt das Epos den nach außen wirkenden, die Tragödie den nach innen geführten Menſchen dar.

4. Schiller drückte ſich noch anders aus: Die dramatiſche Handlung bewegt ſich vor mir; um die epiſche bewege ich mich ſelbſt und ſie ſcheint gleichſam ſtille zu ſtehen[1]. Alſo Bewegung im Drama, Ruhe im Epos; der Augenblick der Gegenwart läuft davon, die Vergangenheit ſteht ſtill.

5. Von den ſechs angeführten Motiven iſt daher das vorwärtsſchreitende Motiv vorzüglich tragiſch; das rückwärtsſchreitende vorzüglich epiſch. Dort drängt Alles nach dem Ausgang hin, hier macht die Handlung oft einen Rückſchritt.

6. Der Epiker bedarf zu ſeinem Werke keiner Expoſition, er fängt mitten in der Sache an. Aber das iſt auch der beſte dramatiſche Stoff, wo die Expoſition zugleich Entwickelung oder Fortgang der Handlung iſt[2].

7. Die Tragödie behandelt nur einzelne außerordentliche Augenblicke der Menſchheit, der Epiker dagegen das beharrliche, ruhig fortſchreitende Ganze derſelben, weßwegen das

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe. Theil [illegible] S. [illegible]

[2] Ebendaſelbſt S. [illegible]

Epos auch in jeder Gemüthslage anſpricht. Die Stoffe des Dramas erregen mehr den Affekt, ſei es der Neugierde oder Theilnahme, während uns die epiſchen Stoffe meiſtens in einer ruhigen gleichgültigen Stimmung laſſen[1]. Doch deutete es der große Meiſter der Darſtellung an, daß ſtark pathetiſche Stoffe durch eine freie Behandlung müßten im Gleichgewicht gehalten werden, wie bei den Griechen das höchſte Pathetiſche auch nur ein äſthetiſches Spiel geweſen ſei[2]. Eine Vorſchrift, welche Schiller nicht befolgen konnte, denn bei ihm mußte jedes bedeutende Werk aus der Naturwahrheit ſeiner Empfindung hervorgehn. „Ohne eine gewiſſe Innigkeit," ſpricht er, „vermag ich nichts, und dieſe hält mich gewöhnlich bei meinem Gegenſtand feſter, als billig iſt".

8. Einen Hauptcharakter des epiſchen Gedichtes macht die Selbſtſtändigkeit ſeiner Theile aus. Der Zweck des Epikers liegt ſchon in jedem Punkt ſeiner Bewegung; darum eilen wir nicht ungeduldig zu einem Ziele, ſondern verweilen mit Liebe bei jedem Schritte. Der Tragiker belebt nicht gleichmäßig die vereinigte Thätigkeit aller unſerer Kräfte, ſondern er raubt uns unſere Gemüthsfreiheit, indem er unſere Thätigkeit nach Einer Seite hinrichtet. Des Epikers Zweck liegt alſo im Ganzen, der Zweck des Tragikers liegt im Ende ſeines Werkes[3].

9. An das epiſche Gedicht macht vielleicht mehr, als an andere Dichtarten der Verſtand ſeine Forderungen, wie z. B. die Odyſſee dieſen Verſtandesforderungen (vielleicht durch die Bemühungen alter Grammatiker und Kritiker) vollkommen genügt[4]. Iſt dieſes wahr, ſo hätte Schiller aber auch nicht an Wilhelm Meiſter tadeln ſollen, daß ſeine Form ganz (?) im Gebiete des Verſtandes liege, und daher ſchlechterdings nicht poetiſch ſei[5]. Offenbar muß ſich der Roman noch näher an den Verſtandesforderungen und am wirklichen Leben halten, als das antike Epos. Dagegen darf

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 3, S. 277.

[2] Ebendaſelbſt S. 114.

[3] Ebendaſelbſt S. 11.

[4] Ebendaſelbſt S. 78.

[5] Ebendaſelbſt S. 318.

ſich das Drama über das bloß Verſtändige und Wirkliche höher erheben.

10. Endlich iſt nach Schiller die Tragödie zu einem beſtimmten, das epiſche Gedicht zu einem allgemeinen und freien Gebrauch da [1]. Oder mit andern Worten: Der Dramatiker ſtelle die Handlung als Zweck an ſich dar, der Epiker als Mittel zu einem abſoluten äſthetiſchen Zwecke [2]. Der allgemeine und freie Gebrauch oder der abſolut äſthetiſche Zweck, von dem hier geredet wird, beſteht in der harmoniſchen Belebung aller unſerer Gemüthskräfte, in der Erweckung einer freien und reinen poetiſchen Stimmung — welchen nur diejenige Tragödie erreicht, in welcher der tragiſche Stoff durch eine leichte Behandlung balancirt wird. Dazu kam noch ein anderer Grund, warum Schiller wenigſtens ſeinen eigenen Tragödien dieſe lautere poetiſche Wirkung im Allgemeinen nicht zuſchreiben konnte. Er ſagt ſelbſt, der tragiſche Poet könne ſich von einer gewiſſen Berechnung auf den Zuſchauer nicht dispenſiren, er habe einen Zweck vor Augen und dürfe den äußern Eindruck ſeines Stückes nicht vergeſſen [3]. Wegen dieſer Erforderniſſe ſei das Drama nicht rein poetiſch. Dieſe Anſicht findet ſich ſchon in den Briefen über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen [4]. „Die Tragödie," heißt es hier, „ſei, weil ſie unter der Dienſtbarkeit eines beſondern Zweckes (des Pathetiſchen) ſtehe, keine ganz freie Kunſt, jedoch ſei ein tragiſches Werk um ſo vollkommner, je mehr daſſelbe auch im höchſten Sturme die Gemüthsfreiheit ſchone; denn nichts ſtreite mit dem Begriff der Schönheit mehr, als dem Gemüth eine beſtimmte Tendenz zu geben."

In dieſen Ausſprüchen begegnet uns wieder die Schiller'ſche Dichtweiſe. Seine Dramen haben allenthalben äußere Beziehungen zum Publikum, und indem ſich überall anzuſtrebende Zwecke zeigten, konnte ſich ſeine energiſche Selbſtthätigkeit nach allen Seiten ausdehnen. Geſtattet alſo das Drama mehr als das Epos äußere Zwecke, ſo gilt auch in dieſer Hinſicht Goethe's Ausſpruch von unſerm Dichter: „Schiller's Talent war für das Theater geſchaffen“.

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Band 3, S. 291.

[2] Ebendaſelbſt S. 78.

[3] Ebendaſelbſt S. 281.

[4] [illegible]

Hiermit ſchließt ſich der Kreis der äſthetiſchen Betrachtungen, Reflexionen und Bemerkungen, die im Briefwechſel zerſtreut liegen. Humboldt wundert ſich[1], daß Schiller nie die Sprache zum Gegenſtand ſeiner Forſchung gemacht habe. Aber grammatiſche Unterſuchungen lagen, eben ſo wie rein metaphyſiſche, ſeiner ſittlich-äſthetiſchen Lebensader zu fern. Doch hat er auch in das Weſen der Sprache einzelne tiefe Blicke gethan, wozu wir jenes inhaltſchwere, die Einſicht manches Sprachforſchers von Profeſſion beſchämende Wort rechnen, daß die (ausgebildete) Sprache eine der Individualität entgegengeſetzte Tendenz habe, ſo daß, fügt er hinzu, der Verſtand gar nicht einſehe, wie die Mittheilung des Beſondern und Beſonderſten durch ein ſo allgemeines Medium — welche Mittheilung im wirklichen Leben doch in jeder Minute geſchehe — überhaupt möglich ſei. „Ueberhaupt iſt mir das Verhältniß der allgemeinen Begriffe und der auf dieſen erbauten Sprache zu den Sachen und Fällen und Intuitionen ein Abgrund, in den ich nicht ohne Schwindeln ſchauen kann“. — Auch unter ſeinen Epigrammen befinden ſich ſolche, welche über die Sprache ſchöne und wahre Gedanken ausdrücken. Die Genien, welche unſere Sprache zu dem gemacht haben, was ſie iſt, bekümmerten ſich um ihre Regeln nicht; und die ihre Regeln kennen, verſtehen ſie meiſtens nicht zu handhaben. Wir verlieren oft die Sache durch den Begriff der Sache; und das freie Vermögen hört auf, ſobald wir angefangen haben, daſſelbe zu zergliedern. „Der Schulverſtand ſchlägt, hart und ſteif, ſeine Worte, wie ſeine Begriffe an das Kreuz der Grammatik und Logik; das Genie gibt ſeinem Ausdruck mit einem einzigen glücklichen Pinſelſtrich einen ewig beſtimmten, feſten und dennoch ganz freien Umriß“[2].

---

[1] Vorrede zu dem Briefwechſel zwiſchen Schiller und Humboldt, S. 78.

[2] Schiller's Werke in 1 B., S. 1236. 1. (Taſchenausg. B. 12. S. 71).

Fünftes Kapitel.

Kunſturtheile über Wilhelm Meiſter, Hermann und Dorothea, Iphigenie und Fauſt, und kritiſches Talent im Allgemeinen. Schiller als Schriftſteller und Redakteur.

Dem hervorbringenden Talent unſers Dichters war durch Natur und Uebung unzertrennlich ein ausgezeichnetes beurtheilendes Vermögen verbunden. Jene tiefſinnige Reflexion, welche ſich ſelbſt in ſein poetiſches Schaffen, oft ſtörend, einmiſchte, zeigte ſich in ihrem vollen Glanze im Urtheil über eigene oder fremde Erzeugniſſe. Die Kritik, ein beſonderer Zweig ſeiner philoſophiſchen Anlage, war ihm, wie dieſe, einheimiſch und nothwendig, und ſo ſehen wir ihn denn auch ſie von ſeiner frühſten Jugend an ſein ganzes Leben hindurch ausüben. Er ſchreibt eine Selbſtbeurtheilung ſeiner Räuber, er läßt Briefe über Don Karlos drucken; ſelbſt in der Periode ſeines Lebens, wo er der Dichtkunſt entſagt, bleibt er der Kritik treu, er beurtheilt den Egmont, Bürger's und Matthiſſon's Gedichte, und als er ſich aus ſeiner Spekulation wieder zur Poeſie durchgearbeitet hat, legt er in ſeinem Aufſatz über naive und ſentimentaliſche Dichtung eine Reihe trefflicher Urtheile über die ausgezeichnetſten Dichter aller Zeiten und Völker nieder, und wirft ſich endlich in den

Xenien zum Richter über die Mißgeburten der Tagesliteratur auf.

Als eine Fortſetzung dieſer Reihe von Kunſturtheilen in ſo verſchiedener Form müſſen die köſtlichen kritiſchen Ausſprüche angeſehen werden, welche uns der Briefwechſel zwiſchen ihm und Goethe aufbewahrt hat. Dieſe ausführlichen Recenſionen, kürzern und fragmentariſchen Gedanken oder einzelnen Winke über Werke von Goethe und andere können als Anwendungen ſeiner philoſophiſchen Aeſthetik und der praktiſchen Kunſtanſichten gelten, in denen er mit Goethe übereinkam. So belebte und erfüllte ſich alles, was er im Gedanken feſthielt, und man verſtändigte ſich über das Allgemeine durch Beiſpiele.

Wir laſſen im Folgenden Schillern durch einige ſeiner ausführlichſten Kritiken ſich ſelbſt ſchildern, und ſtellen dann ſein ausgebildetes kritiſches Talent im Allgemeinen dar.

Unter ſeinen Kritiken iſt die in den Briefen an Goethe zerſtreut gegebene Beurtheilung über Goethe's Wilhelm Meiſter berühmt geworden, und ſie gehört überhaupt der Form und dem Gehalte nach zu dem Beſten, was aus Schiller's Feder gefloſſen iſt. Wir wollen dieſe Recenſion als ein Ganzes darſtellen, und an die ſonſtigen Anſichten und Beſtrebungen ihres Urhebers anknüpfen.

Wie ſehr hätte Schiller gewünſcht, daß dieſer Roman in den Horen nach und nach erſchiene; aber das Werk war ſchon an einen Verleger gegeben und die erſten Bogen gedruckt, als die Einladung zur Theilnahme an jener Zeitſchrift zu Goethe gelangte. Wie labte er ſich nun an den einzelnen Büchern, die ihm Goethe zuſchickte! „Mit wahrer Herzensluſt“, ſchreibt er am neunten September 1794, „habe ich das erſte Buch Wilhelm Meiſter's durchleſen und verſchlungen, und ich verdanke demſelben einen Genuß, wie ich ihn lange nicht und nie, als durch Sie, gehabt habe. Ich finde auch nichts darin, was nicht in der ſchönſten Harmonie mit dem Ganzen ſtünde“. Mit wenigem, fügte er hinzu, ſei ſo viel ausgerichtet; in allen Schilderungen herrſche eine lebendige und bis zum Greifen treffende Natur, und die kühnen poetiſchen Stellen, die aus der ſtillen Fluth des Ganzen wie einzelne Blitze hervorſchlügen, erfüllten das Gemüth. – Sein Genuß vermehrte ſich mit jedem folgenden Buch. „Ich kann das Gefühl", urtheilt er über das zweite Buch, „welches mich beim Leſen dieſer Schrift und zwar im zunehmenden Grade, je weiter ich darin komme, durchdringt und beſitzt, nicht beſſer, als durch eine ſüße und innige Behaglichkeit, durch ein Gefühl geiſtiger und leiblicher Geſundheit ausdrücken, und ich wollte dafür bürgen, daß es daſſelbe bei allen Leſern im Ganzen ſein muß. Ich erkläre mir dieſes Wohlſein aus der durchgängig darin herrſchenden ruhigen Klarheit, Glätte und Durchſichtigkeit, die auch nicht das Geringſte zurückläßt, was das Gemüth unbefriedigt und unruhig läßt, und die Bewegung deſſelben nicht weiter treibt, als nöthig iſt, um ein fröhliches Leben in dem Menſchen anzufachen und zu erhalten". Von dem dritten Buche an bekam Schiller den Roman im Manuſkript zu leſen, und Goethe benutzte dankbar ſeine Bemerkungen, und fühlte ſich durch die Begeiſterung des Freundes zur fernern Arbeit belebt. Die Entwickelung des Hamlet im vierten Buche fand er trefflich, nur wünſchte er bloß in Rückſicht auf die Verkettung des Ganzen und der Mannigfaltigkeit wegen, die ſonſt in einem ſo hohen Grade behauptet werden ſei, daß dieſe Materie nicht ſo unmittelbar hinter einander vorgetragen, ſondern, wenn es anginge, durch einige bedeutende Zwiſchenumſtände unterbrochen würde. Bei der erſten Zuſammenkunft mit Serlo komme ſie zu ſchnell wieder auf's Tapet und nachher im Zimmer Aureliens gleich wieder. Wenn Goethe dieſen Wink ſeines Freundes nicht mehr benutzen konnte, ſo ließ er einen andern ſeinem Werke zu Gute kommen. Es ſchien Schillern, daß Wilhelm Meiſter ein ſolches Geldgeſchenk, wie es ihm die Gräfin durch die Hände des Barons zukommen läßt, nach ſeinem zarten Verhältniſſe zu dieſer Dame nicht annehmen, und daß es ihm die Gräfin, zumal durch eine fremde Hand, gar nicht anbieten durfte. Der Leſer ſtutze hierbei und werde verlegen, wie er das Zartgefühl des Helden retten ſolle. Schiller glaube, daß dieſe Delikateſſe dadurch geſchont werden möchte, wenn ihm dieſes Geſchenk als Remboursement für gehabte

Unkoſten gegeben und unter dieſem Titel von ihm angenommen würde[1]. Man ſieht, daß Goethe im erſten Kapitel des vierten Buches ſeine Darſtellung nach dieſer Idee umgeändert hat; wenn er aber dieſes Geldgeſchäft ganz überging, würde man nichts vermiſſen. Daß am Ende der Lehrjahre Meiſter als Wohlthäter Mignon's durch ihren Oheim, den Markeſe, mit Geſchenken, die aus Juwelen, geſchnittenen Steinen und geſtickten Stoffen beſtehen, belohnt wird, und daß ihm auch die zurückgefallene Erbſchaft ſeines Pflegekindes zufallen ſoll, damit „ihm das nicht vorenthalten bleibe, was er verdient habe“, will noch weniger gefallen. Denn dieſes Anerbieten widerſpricht der ſittlichen Reinheit, zu welcher ſich die ganze Handlung erhoben hat, und die berechnende Thereſe, welche ihrem Freunde zu „dieſen höchſten und ſchönſten Zinſen ſeines uneigennützigen Wohlthuns“ Glück wünſcht, kann uns ein unangenehmes Gefühl ſchwerlich ausreden.

Ueber das fünfte Buch, welches bekanntlich Wilhelm's Uebertritt auf das Theater, die Aufführung des Hamlet, die Feuersbrunſt, das Verſchwinden der Philine, Wilhelm's Beſuch bei dem Landgeiſtlichen und Aureliens Tod enthält, war Schiller ganz entzückt. „Dieſes Buch“, ruft er aus, „habe ich mit einer ordentlichen Trunkenheit und mit einer einzigen ungetheilten Empfindung geleſen. Selbſt im Meiſter iſt nichts, was mich ſo Schlag auf Schlag ergriffen und in ſeinem Wirbel unfreiwillig mit fortgenommen hätte. Erſt am Ende kam ich zu einer ruhigen Beſinnung. Wenn ich bedenke, durch wie einfache Mittel Sie ein ſo hinreißendes Intereſſe zu bewirken wußten, ſo muß ich mich noch mehr verwundern. Auch was das Einzelne betrifft, ſo fand ich darin treffliche Stellen“ ꝛc. „Ich möchte mit dem nicht gut Freund ſein“, ruft er aus, „der dieſes Werk Ihres Geiſtes nicht zu ſchätzen wüßte“. Nur dieß Einzige hatte er zu tadeln, daß demjenigen Theile, der das Schauſpielweſen ausſchließlich angehe, mehr Raum gegeben ſei, als ſich mit der freien und weiten Idee des Ganzen zu vertragen ſcheine. „Es ſcheint zuweilen, als ſchrieben Sie für den Schauſpieler, da Sie doch nur von dem Schauſpieler ſchreiben wollen. Die Sorgfalt, welche Sie gewiſſen kleinen Details in dieſer Gattung widmen, und die Aufmerkſamkeit auf einzelne kleine Kunſtvortheile, die zwar dem Schauſpieler und dem Direktor, aber nicht dem Publikum wichtig ſind, bringen den falſchen Schein eines beſondern Zweckes in die Darſtellung, und wer einen ſolchen Zweck auch nicht vermuthet, der möchte Ihnen gar Schuld geben, daß eine Privatvorliebe für dieſe Gegenſtände in Ihnen zu mächtig geworden ſei". Goethe antwortete, daß er „dieſe Erinnerungen wegen des theoretiſch-praktiſchen Gewäſches" benutzen und bei einigen Stellen die Scheere wirken laſſen werde, obgleich er das erſte Manuſkript faſt ſchon um ein Drittel verkürzt habe. Eine Schrift, welche einem beſondern Zwecke diente, konnte Schiller gar nicht für ein ächtes poetiſches Werk halten; in dem Wilhelm Meiſter kommt aber auch jetzt noch in den erſten fünf Büchern ſo vieles über die mimiſche Kunſt vor, daß Goethe's urſprünglicher Plan, in dieſem Roman das Schauſpielerweſen eigens zu behandeln, nicht zu verkennen iſt[1]. — Nicht ſo zufrieden ſcheint unſer Kunſtkritiker mit dem ſechsten Buch, „den Bekenntniſſen einer ſchönen Seele", geweſen zu ſein. Wenigſtens dämpfte der ihm widerſtrebende Inhalt die Freude über die Ausführung, und auch an dieſer hatte er manches zu tadeln. Der Gegenſtand, meinte er, könnte von keiner glücklichern Seite gefaßt ſein; der ſtille Verkehr der Stiftsdame mit dem Heiligen in ſich ſei gut eröffnet, der Gang, den ſie nehme, mit der Natur äußerſt übereinſtimmend, ihr Uebergang von der Religion überhaupt zu der chriſtlichen durch die Erfahrung der Sünde, ſei meiſterhaft gedacht. Nur ſeien die leitenden Ideen des Ganzen zu leiſe angedeutet, manchem Leſer werde es auch vorkommen, als wenn die Geſchichte ſtill ſtehe. „Ihr Beſtreben durch Vermeidung der trivialen Terminologie der Andacht Ihren Gegenſtand zu purificiren und gleichſam wieder ehrlich zu machen", fügt er hinzu, „iſt mir nicht entgangen; aber einige Stellen habe ich doch angeſtrichen, an denen, wie ich fürchte, ein chriſtliches Gemüth eine zu leichtſinnige Behandlung tadeln möchte". — Ausdrücke dieſer Art ſind aber doch noch ſtehen geblieben, und allenthalben ſieht man Goethe's Geſinnung durch, „daß das Ganze auf den edelſten Täuſchungen und auf der zarteſten Verwechſelung des Subjektiven und Objektiven beruhe"¹. Da Nataliens Tante ihre Geſchichte ſelbſt erzählt, ſo hätte ſie Goethe vielleicht mehr Wärme und Innigkeit für ihr Lebensintereſſe ausdrücken laſſen müſſen. In Betreff des Gegenſtandes vermißte Schiller, daß über das Eigenthümliche chriſtlicher Religion und chriſtlicher Religionsſchwärmerei noch zu wenig geſagt, daß dasjenige, was dieſe Religion einer ſchönen Seele ſein oder vielmehr was eine ſchöne Seele aus ihr machen könne, noch nicht genug angedeutet ſei. Nach ſeiner Anſicht konnte er dieſer Stiftsdame, welche nur das Geiſtige in ſich ausgebildet und das Sinnliche mit dem Geiſtigen nicht in Uebereinſtimmung gebracht hatte, unmöglich das Lob einer ſchönen Seele ertheilen². Ganz in dem Sinne Schiller's ordnet ſie Goethe überall ihrer Nichte unter, und läßt den Lothario am Ende des achten Buches folgende Worte ſprechen: „Meine Schweſter Natalie iſt hievon ein lebhaftes Beiſpiel. Unerreichbar wird immer die Handlungsweiſe bleiben, welche die Natur dieſer ſchönen Seele vorgeſchrieben hat. Ja, ſie verdient dieſen Ehrennamen vor vielen andern, mehr, wenn ich ſagen darf, als unſere edle Tante ſelbſt, die zu der Zeit, als unſer guter Arzt jenes Manuſkript ſo rubricirte, die ſchönſte Natur war, die wir in unſerm Kreiſe kannten. Indeß hat Natalie ſich entwickelt und die Menſchheit freut ſich einer ſolchen Erſcheinung".

---

[1] Schiller's Briefwechſel mit Goethe, Theil 1, S. 113 f.

---

[1] Vergleiche Ueber den Goethe'ſchen Briefwechſel von Gervinus, S. 71.

Als er endlich das letzte Buch zugeſchickt erhielt, ſah er, wie trefflich ſich daſſelbe an das ſechste Buch anſchließe und wie viel durch die Anticipation des letztern gewonnen ſei: man kenne die Familie ſchon lange, ehe ſie eigentlich komme, man glaube in eine ganz anfangloſe Bekanntſchaft zu blicken; es ſei eine Art von optiſchem Kunſtgriff, der eine treffliche

---

¹ Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 1, S. 130.

² Siehe Theil 2. S. 312.

Wirkung mache. Der ſo weiſe aufgeſparte Friedrich, der durch ſeine Turbulenz am Ende die reife Frucht vom Baume ſchüttele, und zuſammenwehe, was zuſammengehöre, erſchien ihm bei der Kataſtrophe gerade ſo, wie einer, der uns aus einem bänglichen Traum durch Lachen aufweckt. Von der Gemäldeſammlung des Großvaters, ſagte er, ſei ein vortrefflicher Gebrauch gemacht; ſie ſei ordentlich eine mitſpielende Perſon und rücke ſelbſt an das Lebendige. So meinte er auch von dem Saale der Vergangenheit, er vermiſche auf eine herrliche Weiſe die äſthetiſche Welt mit der lebendigen und wirklichen. „Wie iſt es Ihnen gelungen“, ſchreibt er, „den großen, ſo weit aus einander geworfenen Kreis und Schauplatz von Perſonen und Begebenheiten wieder ſo eng zuſammen zu rücken! Es ſteht da, wie ein ſchönes Planetenſyſtem; alles gehört zuſammen, und nur die italieniſchen Figuren knüpfen, wie Kometen-Geſtalten, und ſchauerlich, wie dieſe, das Syſtem an ein entferntes und größeres an. Alle untergeordnete Geſtalten treten völlig aus dem Syſtem heraus und löſen ſich als fremdartige Weſen davon ab, nachdem ſie ihren poetiſchen Zweck erfüllt haben“. Nur von der Mariane meinte er, daß ſie faſt dem Roman zum Opfer geworden ſei, da ſie der Natur nach noch zu retten war. „Um ſie werden daher immer noch bittere Thränen fließen, wenn man ſich bei den andern Nebenperſonen gern von dem Individuum ab zur Idee des Ganzen wendet“. Den italieniſchen Markeſe Cipriani hatte Goethe in der erſten Ausarbeitung des Manuſkripts nur aus Veranlaſſung ſeiner Kunſtliebhaberei in die adlige Familie eingeführt. Schiller wollte die Erſcheinung dieſes Mannes beſſer motivirt haben, damit ſeine Dazwiſchenkunft nicht als Nothdurft erſcheine, ſondern aus der Organiſation des Ganzen hervorgehe. „Wäre nicht aus dieſem Markeſe eine alte Bekanntſchaft des Lothario oder des Oheims zu machen und ſeine Herreiſe ſelbſt mehr ins Ganze zu verflechten“? Ein Wink, welchen Goethe aufs beſte benutzte *. So ſchien den ſchwer zu Befriedigenden auch die Erſcheinung der Gräfin mit ihrem Gemahl im achten

---

* Goethe's Werke in [illegible], Band [illegible], S. 140, 219 und 247

Buche[1] nicht gehörig motivirt; ſie komme zu der Entwickelung, ſagte er, aber nicht aus derſelben. Dagegen nannte er die wiederholt und nachdrücklich eingeſchärfte[2] Unart des kleinen Felix, aus der Flaſche zu trinken, welche einen ſo wichtigen Erfolg herbeiführt, eine der glücklichſten Ideen des Plans. „Es gibt mehrere dieſer Art im Roman, die insgeſammt ſehr ſchön erfunden ſind. Sie knüpfen auf eine ſo ſimple und naturgemäße Art das Gleichgültige an das Bedeutende, und verſchmelzen die Nothwendigkeit mit dem Zufall“. Auch auf einen chronologiſchen Verſtoß machte Schiller aufmerkſam, nach welchem Mignon, als ſie ſtirbt, ein und zwanzig und Felix zu derſelben Zeit zehn oder eilf Jahre alt ſein müßte; Goethe tilgte aber dieſen Fehler ſorgſam durch Abänderung der betreffenden Stelle[3].

Von ſolchen einzelnen Bemerkungen erhob er ſich bald zur Betrachtung der Charaktere und ſuchte ſich der Idee und Organiſation des Ganzen zu bemächtigen. Er ließ ſich zu dieſem Zwecke das Koncept von dem noch ungedruckten ſiebenten Buche noch einmal ſchicken und durchlas nun alle acht Bücher des Romans, obgleich nur flüchtig, in zwei Tagen. Er verſprach, daß in dem ganzen Monat Juli 1796 die Unterhaltung über den Roman nie verſiegen ſolle, und er nahm ſich vor, die nächſten vier Monate ganz „einer wahrhaft äſthetiſchen Schätzung des ganzen Kunſtwerkes“ zu widmen — von welcher unterbliebenen ausführlichen Charakteriſtik die unvergleichlichen Urtheile, welche wir hier zu einem Ganzen verbinden, die Bauſteine ſind. Er zählte es zu dem ſchönſten Glück ſeines Daſeins, daß er die Vollendung dieſes Produkts erlebt habe, daß ſie noch in die Periode ſeiner ſtrebenden Kräfte falle, daß er aus dieſer reinen Quelle noch ſchöpfen könne. Alles, was in ihm Realität ſei, wollte er zum reinſten Spiegel des Geiſtes ausbilden, welcher in der Hülle dieſer Schrift lebe, und er ſagte, er habe es noch nie ſo lebhaft, als bei dieſer Gelegenheit, erfahren, daß es dem Vortrefflichen gegenüber keine Freiheit gebe, als die Liebe!

---

[1] Goethe's Werke in [illegible], Bd. 20, S. 168.

[2] Ebendaſelbſt Bd. 19, S. 127; Bd. 20, S. 160 und 294.

[3] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 2, S. 56. vergleiche Goethe's Werke, Bd. 20, S. 135.

Auch ſeine Bemerkungen über die Charaktere bezogen ſich vorzüglich auf das achte Buch des Romans, welches mit den beiden vorhergehenden Goethe damals ganz neu geſchaffen zu haben ſcheint, während die andern Bücher ſchon früher entſtanden waren und zu dieſer Zeit nur umgearbeitet wurden. Die „Charaktere der Stiftsdame,"[1] Nataliens und Thereſens fand er bewundernswürdig ſchön und wahr nüancirt. In der erſten ſah er eine Heilige, in der letzten eine vollkommene Irdiſche, in Natalien, weil ſie das Heilige mit dem Menſchlichen vereinige, eine wahrhaft menſchliche Natur und zugleich eine ſchöne Seele. — Und er fand es trefflich, daß ſie die Liebe, als einen Affekt, als etwas Ausſchließliches und Beſonderes, gar nicht kenne[2], weil ſie ihr permanenter Charakter ſei. Auch lobte er den Uebergang von dem Geſpräch mit Wilhelm über die Liebe und über ihre Unbekanntſchaft mit dieſer Leidenſchaft zu dem Saal der Vergangenheit. „Gerade die Gemüthsſtimmung, in welche man durch dieſen Saal verſetzt wird, erhebt über alle Leidenſchaft, die Ruhe der Schönheit bemächtigt ſich der Seele und dieſe gibt den beſten Aufſchluß über Nataliens liebefreie und doch ſo liebevolle Natur." Dagegen komme die gute Gräfin bei der poetiſchen Wirthſchaftsrechnung ſchlecht weg, aber es ſei in dieſem Charakter, der bloß in der Gewalt der äußern Umſtände bleibe und für den es daher keine Entwickelung gebe, die ihm ſeine Ruhe und ſein Wohlbefinden garantiren könne, nur das Naturgeſetz ausgeſprochen.

Beſonders weilte Schiller bei Mignon und dem Harfner. Beim Aufſchlagen des Manuſkripts fiel ſein Blick zuerſt auf das Lied der Mignon im achten Buch[3], welches ihn ſo tief bewegte, daß er den Eindruck nicht mehr auslöſchen konnte. „Aus der Maſſe der Eindrücke, die ich empfangen, ragt mir in dieſem Augenblick Mignon's Bild am ſtärkſten hervor!" Nur glaubte er, daß für dieſe ſo ſtark intereſſirte Empfindung noch mehr geſchehen müſſe, als ihr gegeben worden ſei. Der Leſer verlange, daß ihm etwas von der gewaltigen und tiefen Rührung, welche Mignon's Tod in ihm ſelbſt zurücklaſſe, in ihren Freunden begegne, aber er fühle ſich getäuſcht, ja beinahe verletzt. „Es fällt auf," ſagt Schiller, „wenn unmittelbar nach dem angreifenden Auftritt ihres Todes der Arzt eine Spekulation auf ihren Leichnam macht, und dieſes lebendige Weſen, die Perſon, ſo ſchnell vergeſſen kann, um ſie nur als das Werkzeug eines artiſtiſchen Verſuches zu betrachten; eben ſo fällt es auf, daß Wilhelm, der doch die Urſache ihres Todes iſt, und es auch weiß, in dieſem Augenblick für jene Inſtrumententaſche Augen hat, und in Erinnerung vergangener Scenen ſich verlieren kann[1], da die Gegenwart ihn doch ganz beſitzen ſollte." Goethe ſcheint dieſe „ſentimentaliſche Forderung," wie ſie Schiller nach ſeiner Theorie nennt, wenig berückſichtigt zu haben, und Schiller wünſchte endlich nur, daß der Uebergang zu einem neuen Intereſſe mit einem neuen Kapitel bezeichnet worden wäre[2]. Uebrigens fand er dieſes reine und ſchöne Weſen zu dem poetiſchen Leichenbegängniß trefflich geeignet; weil ſich in ihm nichts, als die Menſchheit darſtelle, könne es zur reinſten Wehmuth und zu einer wahren menſchlichen Trauer bewegen. „Was bei jedem andern Individuum unſtatthaft, ja empörend ſein würde, wird hier edel und erhaben."

---

[1] Nach der Thereſe Theil 2, S. 181 f.

[2] Goethe's Werke im Duodez, Bd. 20, S. 193.

[3] „So laßt mich ſcheinen bis ich werde" ꝛc.

Vorzüglich ſchön ſchien es ihm gedacht, daß Goethe das praktiſch Ungeheure, das furchtbar Pathetiſche in Mignon's und des Harfenſpielers Schickſal von dem theoretiſch Ungeheuern, von den Mißgeburten des Verſtandes[3] — daß er „die ungeheuern Schickſale beider von frommen Fratzen" ableite, ſo daß der reinen und geſunden Natur nichts aufgebürdet werde. „Nur im Schooß des dummen Aberglaubens werden dieſe monſtröſen Schickſale ausgeheckt, die Mignon und den Harfenſpieler verfolgen.“ Daß es aber nicht eigentlich ausgeſprochen ſei, daß der Harfenſpieler Mignon's Vater iſt, thue nur deſto mehr Effekt. Man mache dieſe Bemerkung nun ſelbſt, erinnere ſich, wie nahe ſich dieſe zwei geheimnißvollen Naturen lebten und blicke in eine unergründliche Tiefe des Schickſals hinab. Er trug ſpäter noch einen andern Gedanken nach. Immer ſei es doch das Pathetiſche, was die Seele zuerſt in Anſpruch nehme; erſt ſpäterhin reinige ſich das Gefühl zum Genuß des ruhigen Schönen. Mignon werde wahrſcheinlich bei jedem erſten und auch zweiten Leſen die tiefſte Furche zurücklaſſen; „aber ich glaube doch, daß es Ihnen gelungen ſein wird, wornach Sie ſtrebten — dieſe pathetiſche Rührung in eine ſchöne aufzulöſen.“

---

[1] Goethe's Werke in Duodez, Bd. 20, S. 206 und 207.

[2] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 2, S. 227.

[3] Dieſes praktiſch Ungeheure entſpricht dem praktiſch (dynamiſch) Erhabenen, und das theoretiſch Ungeheure dem theoretiſch (mathematiſch) Erhabenen; ſiehe Theil 2, S. 226.

In den Oheim, bemerkte Schiller mit Recht, habe Goethe am meiſten von ſeiner eigenen Natur hineingelegt. Man erinnere ſich nur ſeiner ſonderbaren Vorliebe für gewiſſe Naturkörper, ſeines ausgebildeten Kunſtſinnes, ſeiner Anſichten über Welt und Menſchen im ſechsten Buche![1] Jarno, ſagte er, bleibe ſich bis ans Ende gleich, und daß er Lydie zu ſeiner Frau wähle, ſetze ſeinem Charakter die Krone auf. Während Menſchen, wie Wilhelm und Lothario, nur glücklich ſeien in Verbindung mit harmoniſirenden Weſen, könne es ein Menſch, wie Jarno nur mit einem kontraſtirenden werden. Denn dieſer müſſe immer etwas zu thun, zu denken und zu unterſcheiden haben. Von Lothario äußert er, daß ſich derſelbe von allen Hauptcharakteren am wenigſten herausſtelle, und er ſucht dieß, aus ſeiner Theorie, durch deſſen Annäherung an das Ideal zu rechtfertigen. Ein ſolcher Charakter könne in einer einzelnen Handlung oder Rede, alſo überhaupt in dem Medium, durch welches die Sprache wirke, gar nicht erſcheinen. Aber kann ihn uns, muß man fragen, nicht eine Maſſe mannigfaltiger Handlungen anſchaulich zeichnen? Schiller ſprach durch jene Rechtfertigung ſtillſchweigend der allgemeinen Zeichnung ſeinen eigenen ideellen Figuren das Wort.

Als er endlich das Ganze überſchaute, konnte er nicht aufhören, ſeine Freude über den Charakter des Helden ſelbſt ausdrücken. Er hätte nicht glücklicher gewählt werden können, wenn ſich ſo etwas wählen läßt. Nur an einem ſolchen Charakter konnte das Problem aufgeworfen und gelöſt werden, und kein anderer hätte ſich ſo gut zu einem Träger der Begebenheiten geeignet. Sein Hang zum Reflektiren halte den Leſer im raſcheſten Laufe der Handlung ſtill und nöthige ihn, immer vorwärts und rückwärts zu ſehen. „Er ſammelt, ſo zu ſagen," den Geiſt, den Sinn, den innern Gehalt von allem ein, was um ihn herum vorgeht, verwandelt jedes dunkle Gefühl in einen Begriff und Gedanken, ſpricht jedes Einzelne in einer allgemeinern Formel aus, legt uns von allem die Bedeutung näher, und indem er dadurch ſeinen eigenen Charakter erfüllt, erfüllt er zugleich auf's vollkommenſte den Zweck des Ganzen." „Weil ihm die Welt, in die er tritt, neu iſt, wird er von ihr lebhafter frappirt, und beſchäftigt, ſie ſich zu aſſimiliren, führt er uns in ihr Inneres ein und zeigt uns," was in ihr Reales für den Menſchen enthalten iſt. Alle äußere Erſcheinungen prüft er an dem reinen und moraliſchen Bild der Menſchheit, welches in ihm wohnt, und beſtimmt zugleich ſeine ſchwankenden Ideen durch die Erfahrung. So hilft dieſer Charakter wunderbar in allen vorkommenden Fällen und Verhältniſſen, das rein Menſchliche aufzufinden und herauszuleſen. Sein Gemüth iſt ein treuer, aber doch kein bloß paſſiver Spiegel der Welt.[1] Wilhelms Verirrung zu Thereſen iſt trefflich gedacht, motivirt, behandelt und noch trefflicher benutzt. Ueberaus treffend ſchildert ihn ſeine Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt, wenn er Thereſen ſeine Liebesgeſchichte aufſetzt. Weil ſein Werth in ſeinem Gemüth und Streben, nicht in ſeinem Handeln und Wirken liegt, muß ihm ſein Leben, ſobald er einem andern davon Rechenſchaft geben will, ſo gehaltleer vorkommen, während Charaktere, wie Thereſe, ihren Werth immer in baarer Münze aufzählen können. Daß dieſes hellſehende Weib eine ihr ſelbſt ſo fremde Vorſtellungs- und Empfindungsweiſe anerkennt, iſt ein ſchöner Beweis für die objektive Realität derſelben, ſo wie ſie ſelbſt durch ihren Sinn und ihre Neigung zu jener höhern Natur in ihrer Sphäre achtenswerth wird.“ Das Benehmen Wilhelm's in jener komplicirten Lage, wo er Thereſen weder länger lieben noch ihr entſagen kann, bis ſich allmählig das Mißverhältniß leiſe löſ't und ſich die neue Verbindung mit Natalien ſanft knüpft, fand er nach reifer Erwägung mit der höchſten Delikateſſe behandelt, ohne daß im geringſten gegen die Wahrheit der Empfindung verſtoßen wäre.

---

[1] Goethe's Werke in Duodez, B. [illegible], S. [illegible]

---

[1] Goethe ſelbſt legt im Meiſter (Werke Bd. 19, S. 180 f.) indirekt über den Charakter des Helden und des ganzen Romans Rechenſchaft ab. „Der Romanheld muß leidend, wenigſtens nicht im hohen Grade wirkend ſein 2c."

Indem ſich nun Schiller zu einem ſolchen wahren und reinen Ausleger der Tugenden des Werkes machte, konnten ſeinem Tiefblick endlich auch deſſen Fehler nicht entgehen. Da freut es ihn nun, daß Wilhelm im achten Buche[1] ſich jenen impoſanten Autoritäten, dem Jarno und dem Abbé, gegenüber zu fühlen anfange. Aber berechtigt uns, wirft er ein, „dieſer einzelne Beweis von erhöhtem Selbſtgefühl zu der Annahme, daß er, bei ſeinem ehrlichen Mißtrauen gegen ſich ſelbſt und ſeinen Stand, in dieſem Kreis eine vollkommene Freiheit behaupten wird? Werden ihn Lothario's vornehmes Weſen und Nataliens doppelte Würde des Herzens und des Standes nicht in einer gewiſſen Inferiorität erhalten? Wird er den Bürger ganz vergeſſen können und muß er das nicht, wenn ſich ſein Schickſal vollkommen ſchön entwickeln ſoll?“

Da dieſem Mißſtand nicht abzuhelfen war, ſo wünſchte Schiller, daß Wilhelm wenigſtens nach ſeinem Aeußern einer ſolchen vornehmen Geſellſchaft ganz anzugehören ſcheine. Es freute ihn deswegen das, was Wernern über ſeine äußerliche Erſcheinung in den Mund gelegt iſt;[2] und er meinte, auch der Graf könnte im achten Buch dazu benutzt werden, Wilhelmen zu völliger Ehre zu bringen. „Wie wenn der Graf, der Ceremonienmeiſter des Romans, ihn durch ſein achtungsvolles Betragen und durch eine gewiſſe Art der Behandlung, die ich Ihnen nicht näher zu bezeichnen brauche, auf einmal aus ſeinem Stande heraus in einen höhern ſtellte, und ihm dadurch auf gewiſſe Art den noch fehlenden Adel ertheilte? Gewiß, wenn ſelbſt der Graf ihn diſtinguirte, ſo wäre das Werk gethan.“ Goethe benutzte dieſen Wink, und der Graf verwechſelt jetzt bei ſeiner Ankunft auf Nataliens Schloß unſern Meiſter mit einem Lord, den er im Gefolge des Prinzen in ſeinem Haus geſehen habe.[1] Ueberhaupt hielt Schiller ſeine Meinung über Bürgerthum und Adel bei dieſer Gelegenheit nicht zurück. Die gute Societät, ſchreibt er, werde in den frühern Büchern des Romans gewiß daran den größten Anſtoß nehmen, daß Wilhelm ſich ſo gern bei dem Schauſpieler-Volk aufhalte, er aber gedenke in ſeiner Beurtheilung hierüber die Köpfe zurecht zu ſtellen. Er fand es denn auch überaus ſchön, daß Goethe, bei aller gebührenden Achtung für gewiſſe äußere poſitive Formen, ſo bald es auf etwas rein Menſchliches ankomme, Geburt und Stand in ihre völlige Nullität zurückweiſe und zwar, wie billig, ohne auch nur ein Wort darüber zu verlieren. „Aber was ich für eine offenbare Schönheit halte, werden Sie ſchwerlich allgemein gebilligt ſehen. Manchem wird es wunderbar vorkommen, daß ein Roman, der ſo gar nichts „Sansculottiſches“ hat, vielmehr an manchen Stellen der Ariſtokratie das Wort zu reden ſcheint, mit drei Heirathen endigt, die alle drei Mißheirathen ſind.“ Nur wünſchte er, daß der falſchen Beurtheilung dieſer Entwickelung durch einige Worte aus Lothario's Munde begegnet würde, welcher als der ariſtokratiſche Charakter bei Leſern aus ſeiner Klaſſe am meiſten Glauben finde und bei dem die Mesalliance auch am meiſten auffalle. Das ſei auch eine gute Gelegenheit für Lothario, ſeinen vollendeten Charakter zu zeigen. Goethe hat dieſen Rath nicht befolgt, vielleicht um gewiſſen Vorurtheilen nicht zu nahe zu treten.

---

[1] Goethe's Werke in Duodez Bd. 20, S. 209.

[2] Ebendaſelbſt Bd. 20, S. 132 f.

Die religiöſe Verirrungsgeſchichte, die Schiller im Geiſterſeher gezeichnet hatte, und der Bildungsgang des Julius, den wir aus den Philoſophiſchen Briefen kennen lernten, gingen weſentlich von philoſophiſchen Intereſſen aus. Wie mußte es ihn wundern, daß Goethe in Wilhelm Meiſter einen Menſchen habe erziehen können, ohne auf Bedürfniſſe zu ſtoßen, denen nur die Philoſophie begegnen kann! „Ich geſtehe,“ ſchreibt er, „es iſt etwas ſtark, in unſerm ſpekulativiſchen Zeitalter einen Roman von dieſem Inhalt und von dieſem weiten Umfang zu ſchreiben, worin „das Einzige, was noth iſt,“ ſo leiſe abgeführt wird — einen ſo ſentimentaliſchen Charakter, wie Wilhelm doch immer bleibt, ſeine Lehrjahre ohne Hülfe jener würdigen Führerin vollenden zu laſſen!“ Schiller ſchreibt dieſe Beſeitigung der Metaphyſik nur der äſthetiſchen Richtung zu, welche Goethe im ganzen Roman genommen. Innerhalb der äſthetiſchen Geiſtesſtimmung rege ſich kein Bedürfniß nach jenen Troſtgründen, die aus der Spekulation geſchöpft werden müſſen; ſie habe Selbſtſtändigkeit, Unendlichkeit in ſich, nur wenn ſich das Sinnliche und Moraliſche im Menſchen feindlich entgegen ſtreben, müſſe bei der reinen Vernunft Hülfe geſucht werden. Die geſunde und ſchöne Natur brauche keine Moral, ja ſie brauche keine Gottheit und keine Unſterblichkeit, um ſich zu ſtützen und zu halten. Dieſe drei Punkte, um welche ſich alle Spekulation drehe, könnten einem äſthetiſch ausgebildeten Gemüth nie zu ernſtlichen Angelegenheiten und Bedürfniſſen werden, ſondern dienten ihm nur zu einem poetiſchen Spiel.[1] Aber unſer Freund beſitze ja jene äſthetiſche Freiheit noch nicht vollkommen, welche ihn ganz ſicher ſtellte, nie in Verlegenheiten zu gerathen, gewiſſer Hülfsmittel der Spekulation nicht zu bedürfen.[1] Er ſei eine ſentimentaliſche Natur, der es an einem gewiſſen philoſophiſchen Gange nicht fehle; käme er einmal alſo ins Spekulative hinein, ſo möchte es bei dieſem Mangel eines philoſophiſchen Fundaments bedenklich um ihn ſtehen. Denn nur die Philoſophie könne das Philoſophiren unſchädlich machen und vor Myſticismus verwahren. So habe ein gewiſſer äſthetiſcher Mangel der Stiftsdame die Spekulation zum Bedürfniß gemacht, und ſie habe ſich in die Herrnhuterei verirrt, weil ihr die

---

[1] Goethe's Werke in Sedez, Bd. 20, S. 290 f.

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe Theil 2. S. 130 f. Derſelbe Gedanke iſt ſchon im Leben und Ideal und in den äſthetiſchen Briefen ausgeſprochen.

Philoſophie nicht zu Hülfe gekommen ſei; als Mann hätte ſie vielleicht alle Irrgänge der Metaphyſik durchwandert. Da nun Goethe's Zögling die äſthetiſche Reife nicht beſitze, daß er dem Bedürfniſſe einer philoſophiſchen Bildung ganz entrückt wäre, da er nicht Realiſt genug ſei, um nie nöthig zu haben ſich an der reinen Vernunft zu halten, ſollte im Roman für die Bedürfniſſe ſeiner idealen Natur nicht mehr geſorgt ſein? Schiller ſchlug dem Freunde deßwegen vor, manche philoſophiſche Materien in ſeinem Werke nicht zu umgehen, ſondern in ſeiner Weiſe zu löſen. Das war aber von Goethe etwas verlangt, was er nicht leiſten konnte, und er unterließ es.

Wir erinnern uns, daß Schiller ſelbſt, im Geiſterſeher und in den Philoſophiſchen Briefen die eigentliche Entwickelung des Prinzen und des Julius erſt dann eintreten läßt, wenn ſie ſelbſtſtändig geworden ſind[1]. Und nun mußte er den Wilhelm Meiſter noch am Ende ſeiner Lehrjahre in einem ſolchen Zuſtande der Unmündigkeit ſehen, in welchem ſeine eigenen Helden nur dann ſind, ehe bei ihnen die Bildung überhaupt beginnt!! Ja auch, wenn er ſich Meiſters Zukunft vergegenwärtigte, ſah er ihn eine abhängige Rolle ſpielen! Dieſe Unſelbſtſtändigkeit widerſtrebte dem Charakter und Sinn Schiller's eben ſo ſehr, als jener Mangel an Philoſophie. Aber der Beurtheiler ſah auch hier von ſeinem eigenſten Weſen ab, und ſuchte Wilhelm's Charakter in ſeinem objektiven Daſein aufzufaſſen und zu würdigen. Er beſtimmte das Ziel, bei welchem Meiſter endlich anlange, und hiermit die Einheit des Romans dahin: „er trete von einem leeren und unbeſtimmten Ideal in ein beſtimmtes thätiges Leben, aber ohne die idealiſirende Kraft dabei einzubüßen.“ Die zwei entgegengeſetzten Abwege von dieſem glücklichen Zuſtand ſeien in dem Roman dargeſtellt, und zwar in allen möglichen Nüancen und Stufen. Dieſe beiden Irrwege nennt er an einer andern Stelle die Phantaſterei und die Philiſterhaftigkeit, welche letzte Wilhelm's Freund Werner nach ſeiner traurigen Verwandlung im achten Buche[2] leibhaft darſtelle. Von jener unglücklichen Expedition an, wo Wilhelm ein Schauſpiel aufführen wollte, ohne an den Inhalt gedacht zu haben, bis auf den Augenblick, wo er — Thereſen zu ſeiner Gattin wähle, habe er den ganzen Kreis der Menſchheit einſeitig durchlaufen; zuletzt aber ſtehe er in einer ſchönen menſchlichen Mitte da. „Daß er nun weiter unter der ſchönen und heitern Führung der Natur durch Felix von dem Idealiſchen zum Reellen, von einem regen Streben zum Handeln und zur Erkenntniß des Wirklichen übergeht, ohne doch dasjenige dabei einzubüßen, was in jenem erſten ſtrebenden Zuſtand Reales war, daß er Beſtimmtheit erlangt, ohne die ſchöne Beſtimmbarkeit zu verlieren, daß er ſich begrenzen lernt, aber in dieſer Begrenzung ſelbſt, durch die Form, wieder den Durchgang zur Unendlichkeit findet[1] — dieſes nenne ich die Kriſis ſeines Lebens, das Ende ſeiner Lehrjahre, und dazu ſcheinen ſich mir alle Anſtalten in dem Werke auf das vollkommenſte zu vereinigen. Das ſchöne Naturverhältniß zu ſeinem Kinde und die Verbindung mit Nataliens edler Weiblichkeit garantiren dieſen Zuſtand der geiſtigen Geſundheit, und wir ſehen ihn, wir ſcheiden von ihm auf einem Wege, der zu einer endloſen Vollkommenheit führt.“ Goethe nun, fährt der Kritiker fort, habe den Begriff der Lehrjahre theils nicht deutlich genug ausgeſprochen, theils in eine zu enge Grenze eingeſchloſſen. Wie könne Wilhelm bloß dadurch, daß ſich das Vaterherz bei ihm erkläre, losgeſprochen werden[2]? Schiller wünſche daher, daß die Beziehung aller einzelnen Glieder des Romans auf jenen philoſophiſchen Begriff klarer gemacht würde; zumal für das deutſche Publikum ſei dieß nöthig, welches immer einen beſtimmten Ideengehalt aus einem Dichtwerke behalten wolle und oft nicht mehr behalte.

---

[1] Siehe Theil 2, S. 27 und 39 f.

[2] Goethe's Werke in Duodez, Bd. 20, S. 132.

Auch dieſen gerechten Wunſch zu erfüllen, war Goethen unmöglich. Ein Alles beherrſchender Grundgedanke fehlte ihm in der That bei dieſem Roman, er ließ ſich nur durch den Geſichtspunkt führen, den der Abbé als Maxime angenommen hatte, daß der Erzieher nicht vor Irrthum zu bewahren ſondern den Irrenden zu leiten habe, ja ihn ſeinen Irrthum aus vollen Bechern ausſchlürfen laſſen müſſe. Denn wenn der Menſch ſeinen Irrthum ganz erſchöpfe, lerne er ihn und ſich ſelbſt kennen, und finde endlich den rechten, das heißt, den Weg, welcher ſeiner Natur gemäß ſei.[1] Dieſe Anſicht des Abbé, nach welcher Wilhelm von jenen Mächten des Thurms geleitet wird, erklären den Titel: Lehrjahre; nach der gewöhnlichen Sprachweiſe ſind es Irrjahre. Am Schluſſe jener „Lehrjahre" „kann ſeine eigene Bildung erſt anfangen."[2] Wegen dieſes Mangels an einem durchgeführten Grundgedanken fehlt in dem Leben Meiſter's auch aller ſtetige Entwickelungsgang. „Man ſucht einen Mittelpunkt," charakteriſirt Goethe ſelbſt ſeinen Roman, „und das iſt ſchwer und nicht einmal gut. Ich ſollte meinen, ein reiches mannigfaltiges Leben, das an unſern Augen vorübergeht, wäre auch an ſich etwas, ohne ausgeſprochene Tendenz, die doch bloß für den Begriff iſt."[3]

---

[1] „Der Menſch iſt nicht eher glücklich, als bis ſein unbedingtes Streben ſich ſelbſt ſeine Begrenzung beſtimmt“, Goethe's Werke Bd. 20. S. 218.

[2] Goethe's Werke Bd. 20. S. 128 und 137.

Der Roman, bemerkte Schiller weiter, nähert ſich in mehrern Stücken und unter andern auch darin der Epopöe, daß er Maſchinen hat, welche in gewiſſem Sinn die Götter oder das regierende Schickſal vertreten. Ein verborgen wirkender höherer Verſtand, die Mächte des Thurms, begleitet und führt ihn von ferne, ohne die Natur in ihrem freien Gange zu ſtören, zu einem Ziele, von dem er ſelbſt keine Ahnung hat.[4] So leiſe und locker auch dieſer Einfluß iſt, ſo iſt er doch wirklich da. Das Ganze erhält hierdurch eine ſchöne Zweckmäßigkeit, ohne daß der Held einen Zweck hat. An dieſer planmäßigen geheimen Führung Wilhelm's durch Jarno und den Abbé lobte es Schiller's erſtaunlich feines Kunſtgefühl, daß alle Schwere und Strenge vermieden worden wäre, und die Motive zu ihr eher aus einer Grille, als aus moraliſchen Quellen hergenommen ſeien. Der Begriff einer

saur

---

[1] Goethe's Werke Bd. 20, S. 123, S. 167 und S. 177.

[2] Ebendaſelbſt Bd. 20, S. 131.

[3] Eckermann's Geſpräche mit Goethe Theil 1, S. 194 (zweite Auflage).

[4] Bei Eckermann Theil 1, S. 194, ſagt Goethe, daß ſich im Roman die Leitung des Menſchen durch eine höhere Hand ausſpreche — was aber nur von höhern Menſchenhänden verſtanden ſein kann.

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52550-8
SCHILLER,F. FN. 13364/078

Maſchinerie werde dadurch wieder aufgehoben, indem doch die Wirkung bleibe; alles bleibe, was die Form betrifft, in den Gränzen der Natur, und nur das Reſultat ſei mehr, als die bloße, ſich ſelbſt überlaſſene Natur hätte leiſten können.

Deſſen ungeachtet war Schiller, wie man aus einigen Ausdrücken ſieht, dieſer Maſchinerie (welche eigentlich den Zweck hat, das innere pſychologiſche Entwickelungsgeſetz zu vertreten) abhold. „Wenn je eine poetiſche Erzählung," ſpricht er, „des Wunderbaren und Ueberraſchenden entbehren konnte, ſo iſt es Ihr Roman; und gar leicht kann einem ſolchen Werke ſchaden, was ihm nicht nützt. Es kann geſchehen, daß die Aufmerkſamkeit mehr auf das Zufällige geheftet wird, und daß das Intereſſe des Leſers ſich konſumirt, Räthſel aufzulöſen, da es auf den innern Geiſt koncentrirt bleiben ſollte." Unter dieſem „Wunderbaren und Ueberraſchenden" ſind gewiß nur die geheimnißvollen Veranſtaltungen der Mächte des Thurms zu verſtehen. So hatte er auch ſchon früher an Goethe's Egmont das Wunder der Erſcheinung der Freiheit in Klärchens Geſtalt getadelt, wodurch die ſinnliche Wahrheit des Stückes muthwillig zerſtört werde.[1] Noch beſtimmter ſpricht er ſich über unſern Roman in einem ſpätern Briefe vom Jahre 1797 aus: „Es iſt offenbar zu viel von der Tragödie im Meiſter; ich meine das Ahnungsvolle, das Unbegreifliche, das ſubjektiv Wunderbare, welches zwar mit der poetiſchen Tiefe und Dunkelheit, aber nicht mit der Klarheit ſich verträgt, die im Roman herrſchen muß und in dieſem auch ſo vorzüglich herrſcht. Es inkommodirt, auf dieſe Grundloſigkeit zu gerathen, da man überall feſten Boden unter ſich zu fühlen glaubt, und weil ſonſt alles ſo ſchön ſich vor dem Verſtand entwirret, auf ſolche Räthſel zu gerathen. Kurz, mir däucht, Sie hätten ſich hier eines Mittels bedient, zu dem der Geiſt des Werkes Sie nicht befugte." Dieſe Ausſtellungen ſind nicht, wie es Goethe bei Eckermann zu thun ſcheint, auf die pathetiſche Wirkung zu beziehen, welche durch das Schickſal Mignon's und des Harfenſpielers hervorgebracht wird, denn eben jene Wirkung wünſchte Schiller ja länger feſtgehalten, als es Goethe thut, ſondern der Tadel trifft vorzüglich eben jene geheimnißvolle Maſchinerie, welche das Schickſal vorſtellt. Eine ſolche Maſchinerie hielt er längſt[1] für das Epos, und damals, wo er ſich mit dem Wallenſtein beſchäftigte, auch für das Drama unentbehrlich, von dem Roman aber ſchloß er ſie aus. Deßwegen ſagte er auch, Goethe habe einen mehr theatraliſchen Zweck und mehr theatraliſche Mittel, als bei einem Roman billig ſei, verfolgt.

---

[1] Siehe Theil 2, S. 293.

Indeſſen trug dieſe Maſchinerie einmal den ganzen Roman, und da ſie nicht mehr zu beſeitigen war, ſo wünſchte Schiller nur, daß das Bedeutende derſelben und ihre nothwendige Beziehung auf das innere Weſen dem Leſer näher gelegt würden, als es urſprünglich im Manuſcript der Fall war. Denn viele Leſer würden in jenem geheimen Einfluß bloß ein theatraliſches Spiel und einen Kunſtgriff zu finden glauben, um die Verwickelung zu vermehren und Ueberraſchungen zu erregen. Ueberhaupt ſcheine bei dem großen und tiefen Ernſte, der bei allem Einzelnen herrſche und durch den es ſo mächtig wirkte, die Einbildungskraft zu frei mit dem Ganzen zu ſpielen; die freie Grazie der Bewegung ſei etwas weiter getrieben, als ſich mit dem poetiſchen Ernſte vertrage; über dem gerechten Abſcheu vor allem Schwerfälligen, Methodiſchen und Steifen habe ſich Goethe dem andern Extrem genähert; eine erſtaunliche und unerhörte Mannigfaltigkeit ſei im Werke, im eigentlichſten Sinne, verſteckt, aber die Einheit entziehe ſich dem Blicke des Leſers. Kurz, Schiller wollte beſonders jene theatraliſchen Anſtalten, die nur als ein frivoles Spiel der Imagination erſcheinen könnten, durch eine deutlicher ausgeſprochene Beziehung auf den höchſten Ernſt des Gedichtes auch vor der Vernunft legitimirt wiſſen.

Durch dieſe Bemerkung fühlte ſich Goethe angetrieben, ſeinem Werke die eigentliche Vollendung zu geben. Der gerügte Fehler, ſagte er, komme aus ſeiner innerſten Natur, aus einem gewiſſen realiſtiſchen Tic, durch den er ſeine Exiſtenz, ſeine Handlungen, ſeine Schriften den Menſchen aus den Augen zu rücken behaglich finde. Es ſei keine Frage, daß die ſcheinbaren, von ihm ausgeſprochenen Reſultate viel beſchränkter ſeien, als der Inhalt des Werks, und er komme ſich vor, wie einer, der, nachdem er viele und große Zahlen über einander geſtellt, endlich muthwillig ſelbſt Additionsfehler mache, um die letzte Summe, Gott weiß, aus was für einer Grille, zu verringern. Der Dichter verarbeitete nun, nach fernern Angaben Schiller's, jene Wirkſamkeit der Mächte des Thurms mehr in das Total der Geſchichte hinein, um ſie von dem Verdacht eines kalten Romanbedürfniſſes zu retten. So läßt er jetzt bei einer paſſenden Gelegenheit Jarno dem Wilhelm Meiſter von jenem Thurme erzählen [1]; an mehrern Stellen wird, nach Schiller's Wunſch, darauf hingedeutet, wie Wilhelm ein beſonderer Gegenſtand der pädagogiſchen Plane des Abbé geworden ſei [2]; auch wurde die zweite Hälfte des Lehrbriefes, welche praktiſche Lebensmaximen enthält, während die erſte über die Kunſt handelt, im achten Buch eingeſchalten, und der Titel des ganzen Werks gerechtfertigt [3] — wobei es nur auffällt, daß Wilhelm ſeinen Lehrbrief erſt dann erhält, als ſeine Lehrjahre vorbei ſind.

---

[1] Siehe Theil 2. S. 244 f.

Andere ſpecielle Fragen konnten freilich nicht mehr beantwortet werden, z. B. warum der Abbé oder ſein Helfershelfer den Geiſt des alten Hamlet ſpiele? warum man Wilhelmen durch den Schleier mit dem Zettelchen: „Flieh', Jüngling, flieh'," von dem Theater treibe, während man ihm doch von der andern Seite zur Aufführung ſeines Lieblingsſtückes und zu ſeinem Debut behülflich ſei? ob der Abbé und ſeine Freunde vor der Erſcheinung Werner's im Schloſſe ſchon gewußt, daß ſie es bei dem Gutskauf mit einem ſo genauen Freund und Verwandten Wilhelm's zu thun hatten, und weßwegen, wenn ſie es wußten, ſie Wilhelmen daraus ein Geheimniß machten? Und überhaupt vermißte Schiller auch nach der Umarbeitung „eine deutlichere Pronunciation der Hauptideen." Hier blieb eine Grunddifferenz beider Männer. Schiller drang auf das Vernünftige, Ernſte und Begriffsmäßige; Goethe ſuchte vornehmlich durch ein anmuthiges Spiel die Einbildungskraft vollkommen zu befriedigen. Er ſchickte endlich das umgearbeitete achte Buch, ohne es Schillern noch einmal gezeigt zu haben, zum Druck ab, denn „es liege in der Verſchiedenheit ihrer Naturen, daß das Werk ſeine Forderungen niemals befriedigen könne.“

---

[1] Goethe's Werke in Duodez, Band 20, S. 209 ff.

[2] Ebendaſelbſt Band 20, S. 167 und 214.

[3] Ebendaſelbſt S. 212.

Ungeachtet aber nicht alles Schillern gemäß ſein konnte, ſo hörte er nicht auf, das Werk zu leſen, ſich aus ihm zu ergänzen und an ihm zu erquicken, und Wilhelm Meiſter war und blieb die äſthetiſche Bibel der Familie. „Es fließt mir darin eine Quelle,“ ſchreibt er, „wo ich für jede Kraft der Seele und für diejenige beſonders, welche die vereinigte Wirkung von allen iſt, Nahrung ſchöpfen kann.“ Das Merkwürdigſte an dem Total-Eindruck ſchien ihm dieß zu ſein, daß Ernſt und Schmerz durchaus wie ein Schattenbild verſinken und der leichte Humor vollkommen darüber Herr werde. „Wie es auch ſei, ſo viel iſt gewiß, daß der Ernſt in dem Roman nur Spiel und das Spiel in demſelben der wahre und eigentliche Ernſt iſt, daß der Schmerz der Schein und die Ruhe die einzige Realität iſt.“

An einer andern Stelle ſagt er, daß der Roman einen vollen Effekt des Schönen, nur des Schönen hervorbringe, und fährt fort: „Ich verſtehe Sie nun ganz, wenn Sie ſagten, daß es eigentlich das Schöne, das Wahre ſei, was Sie, oft bis zu Thränen, rühren könne. Ruhig und tief, klar und doch unbegreiflich, wie die Natur, ſo wirkt das Werk und ſo ſteht es da, und alles, auch das kleinſte Nebenwerk, zeigt die ſchöne Klarheit, Gleichheit des Gemüthes, aus welchem alles gefloſſen iſt.“ In dieſem Sinne fügte er einer Beurtheilung des Romans von Körner am Ende die bekräftigende Verſe bei:

„Klar iſt der Aether und doch von unermeßlicher Tiefe,
Offen dem Aug', dem Verſtand bleibt er doch ewig geheim“[1].

Das vollſtändige Verſtändniß dieſes Werkes, ſagte er ſchon früher, werde eine wichtige Kriſis ſeines Lebens ſein, und unſtreitig trug daſſelbe ſehr viel zu ſeiner äſthetiſchen Läuterung bei. Daher möge es uns zu Gute gehalten werden, daß wir erſchöpfend darlegten, wie er dieſe große Erſcheinung betrachtete und ausbilden half, was er lobte und ſich aneignete und was ihm fremd bleiben mußte. Goethe ſagt bei Eckermann, Schiller habe den Wilhelm Meiſter bald ſo, bald anders haben wollen. Unſere Darſtellung iſt hoffentlich die beſte Widerlegung dieſes Ausſpruches.

---

[1] Horen vom Jahr 1796, Stück 16, S. 118. Das obige Diſtichen iſt der Schluß von dem Epigramm Genialität: Schiller's Werke in E. B., S. 94 2 m (Oktavausgabe Band 1, S. 465)

Schiller's Charakteriſtik des Wilhelm Meiſter iſt ein glänzendes Beiſpiel, wie tief und frei und wie mit allen Kräften der menſchlichen Seele er in der Periode der Reife in poetiſche Kunſtwerke eindrang. „Selten,“ ſagt ein achtenswerther Literarhiſtoriker, „haben wohl dichteriſche Werke ſo ſcharfe und aufmerkſame Leſer und ſo liebevolle und warme Kritiker gefunden, als die Lehrjahre in Schiller, und es iſt in der That erſtaunlich, wie eindringend ſein äſthetiſches Urtheil iſt“[1]. Welch' ein unſchätzbarer Gewinn wäre es für das Verſtändniß der Goethe'ſchen Dichtungen, wenn der unvergleichliche Mann ſich auch über andere ſeiner Hauptwerke ſo umſtändlich ausgelaſſen hätte! Aber leider ſind ſonſt im Briefwechſel nur noch einzelne Ausſprüche aufbewahrt. Als Goethe bald nach der Beendigung der Lehrjahre, Hermann und Dorothea ſchuf, und dem entzückten Freunde die einzelnen Bücher, friſch, wie ſie eben fertig geworden waren, mittheilte[2], da meinte er, es habe ſich vor Goethen ein neues ſchöneres Leben aufgethan. „Jetzt, däucht mir, kehren Sie ausgebildet und reif zu Ihrer Jugend zurück und werden die Frucht mit der Blüthe verbinden. Dieſe zweite Jugend iſt die Jugend der Götter und unſterblich, wie dieſe.“ Dieſe neue Dichtung nannte er „ſchlechterdings vollkommen in ihrer Gattung, pathetiſch mächtig und doch reizend im höchſten Grade, kurz ſchön, was man ſagen kann.“ Er ſtellte ſie wegen ihrer reinen poetiſchen Form weit über den Meiſter. Denn die Form des Meiſter, wie überhaupt jede Romanform — ſo urtheilte er jetzt — liege ganz im Gebiete des Verſtandes, ſtehe unter allen ſeinen Forderungen und nehme auch an allen ſeinen Grenzen Theil. Weil ſich aber ein ächt poetiſcher Geiſt dieſer Form bedient und in ihr die poetiſchſten Zuſtände ausgedrückt habe, ſo entſtehe ein ſonderbares Schwanken zwiſchen einer proſaiſchen und poetiſchen Stimmung; es fehle dem Roman an einer gewiſſen poetiſchen Kühnheit, weil er es ſeiner Gattung nach dem Verſtande immer recht machen wolle, und es fehle ihm wieder an einer eigentlichen Nüchternheit (wofür er doch gewiſſermaßen die Forderung rege mache), weil er aus einem poetiſchen Geiſte gefloſſen ſei. Es gehe ihm nichts, gar nichts von Goethe's Geiſt ab, er ergreiſe das Herz mit allen Kräften der Dichtkunſt und gewähre einen immer ſich erneuernden Genuß, dennoch aber laſſe er uns aus der wirklichen Welt nicht ganz heraus[1]. Dieſes weniger günſtige Urtheil iſt nur ſeiner Begeiſterung für Hermann und Dorothea zuzuſchreiben. Gerade vor einem Jahr, am neunzehnten Oktober 1796, hatte er noch über den Roman geſagt: „Was innerhalb der Form liegt, macht ein ſo ſchönes Ganze und nach außen berührt er das Unendliche, die Kunſt und das Leben. In der That, man kann von dieſem Roman ſagen: er iſt nirgends beſchränkt, als durch die rein äſthetiſche Form und wo die Form aufhört, da hängt er mit der Unendlichkeit zuſammen. Ich möchte ihn einer ſchönen Inſel vergleichen, die zwiſchen zwei Meeren liegt." Hatte Schiller aber nicht ganz Recht, den Roman der reinen Form jener Idylle gegenüber ein unvollkommenes Gedicht zu nennen? Denn in dieſe Gattung mochte Schiller wohl dieſes köſtliche Erzeugniß ſetzen. Als ihm Goethe ſchrieb, daß ſich das Gedicht gegen ſein Ende ganz zu ſeinem idylliſchen Urſprung hinneige, antwortete er: „Es konnte gar nicht fehlen, daß Ihr Gedicht idylliſch endigte, ſobald man dieſes Wort in ſeinem höchſten Gehalte nimmt. Die ganze Handlung war ſo unmittelbar an die einfache ländliche Natur angebaut, und die enge Beſchränkung konnte, wie ich mir's denke, nur durch die Idylle ganz poetiſch werden"[2]. Er weiſſagte, daß das Gedicht durch die ſchönſten Eigenſchaften eines poetiſchen Werkes, nämlich durch ſein Ganzes, durch die reine Klarheit ſeiner Form und durch den völlig erſchöpfenden Kreis menſchlicher Gefühle ſchlechterdings über alle Subjektivitäten ſeiner Leſer ſiegen werde. An einer andern Stelle findet er dann in Hermann und Dorothea eine gewiſſe Hinneigung zur Tragödie, wenn man dem Stücke den reinen ſtrengen Begriff der Epopöe gegenüberſtelle. Das Herz ſei inniger und ernſtlicher beſchäftigt, es ſei mehr pathologiſches Intereſſe, als poetiſche Gleichgültigkeit darin. So ſei auch die Enge des Schauplatzes, die Sparſamkeit der Figuren, der kurze Ablauf der Handlung der Tragödie zugehörig. Dieſe Annäherung an die Tragödie aber ſchien ihm, weil ſie nicht, wie in Wilhelm Meiſter, durch wunderbare theatraliſche Anſtalten bewirkt werde, durchaus kein Fehler zu ſein. Umgekehrt glaubte er, daß Goethe's Iphigenie (vom Taſſo wollte er gar nicht reden) in das epiſche Feld ſchlage, wenn man ihr den ſtrengen Begriff der Tragödie entgegenhalte. Für eine Tragödie ſei in der Iphigenie ein zu ruhiger Gang, ein zu langer Aufenthalt, die Kataſtrophe nicht einmal zu rechnen, welche der Tragödie widerſtreite. Die Wirkung dieſes Stückes ſei mehr generiſch poetiſch, wie überhaupt das epiſche Gedicht zu einem allgemeinen und freien, die Tragödie dagegen zu einem beſtimmten Gebrauche da ſei [1]. Goethe's Taſſo ſcheint ihm widerſtrebt zu haben; dagegen äußerte er einmal über die Iphigenia, daß dieſes das einzige deutſche dramatiſche Produkt ſei, welches er beneide, weil er fühle, daß er kein ähnliches machen könne [2].

---

[1] Ueber den Goethe'ſchen Briefwechſel von Gervinus. Leipzig 1836, S. 70

[2] Siehe Theil 2, S. 277.

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 3. S. 310 f.

[2] Ebendaſelbſt S. [illegible]

Da Goethe zu dieſer Zeit ſeinen Fauſt wieder aufnahm, ſo bat er ihn, die Anforderungen, die er an das Ganze zu machen habe, in einer ſchlafloſen Nacht durchzudenken und ihm vorzulegen. Das Balladenſtudium, ſagte Goethe, habe ihn wieder auf dieſen Dunſt- und Nebelweg gebracht, und da die verſchiedenen Theile dieſes Gedichts in Abſicht auf Stimmung verſchieden behandelt werden könnten, wenn ſie ſich nur dem Geiſt und Ton des Ganzen ſubordinirten, übrigens die ganze Arbeit auch ſubjektiv ſei, ſo könne er in einzelnen verlornen Momenten daran arbeiten. Schiller fand es nicht leicht, ihm ſeine Erwartungen und Wünſche mitzutheilen, aber er wolle ſich einbilden, als ob er die Fragmente des Fauſt zufällig fände und ſie ſelbſt auszuführen hätte. „So viel bemerke ich hier nur," ſchreibt er, „daß dieſes Stück bei aller ſeiner dichteriſchen Individualität die Forderung an eine ſymboliſche Bedeutſamkeit nicht ganz von ſich weiſen kann, wie auch wahrſcheinlich Ihre eigne Idee iſt. Die Duplicität der menſchlichen Natur und das verunglückte Streben, das Göttliche und das Phyſiſche im Menſchen zu vereinigen, verliert man nicht aus den Augen; und weil die Fabel in's Formloſe und Grelle geht und gehen muß, ſo will man nicht bei dem Gegenſtande ſtille ſtehen, ſondern von ihm zu Ideen geleitet werden. Kurz, die Anforderungen an den Fauſt ſind zugleich philoſophiſch und poetiſch, und Sie mögen ſich wenden, wie Sie wollen, ſo wird Ihnen die Natur des Gegenſtandes eine philoſophiſche Behandlung auflegen und die Einbildungskraft wird ſich zum Dienſt einer Vernunftidee bequemen müſſen." So zeichnete er dem dunklen Naturdrang des Freundes den Weg vor. Noch mehr, als im Wilhelm Meiſter verlangte er, daß die tiefen und ſchweren philoſophiſchen Räthſel in der Menſchenbruſt erſchloſſen würden. Aber ungeachtet Goethe meinte, daß ſie in ihrer Anſicht über dieſes Werk nicht variiren könnten, ſo waren ihm doch die Schleußen der Spekulation verſchloſſen, welche Schiller in daſſelbe geöffnet haben wollte. Daher ſchrieb er auch ſogleich, daß er es ſich bei dieſer barbariſchen Kompoſition bequemer mache und die höchſten Forderungen mehr zu berühren, als zu erfüllen denke. „So werden wohl Verſtand und Vernunft, wie zwei Klopffechter, ſich grimmig herumſchlagen, um Abends zuſammen freundſchaftlich auszuruhen. Ich werde ſorgen, daß die Theile anmuthig und unterhaltend ſind, und etwas denken laſſen; bei dem Ganzen, das immer ein Fragment bleiben wird, mag mir die neue Theorie des epiſchen Gedichts zu ſtatten kommen." — Wenn ein philoſophiſcher Aufſchluß ſtatt fand, wie konnte das Ganze noch Fragment bleiben? — Schiller gab zur Antwort: „Den Fauſt habe ich nun wieder geleſen und mir ſchwindelt vor der Auflöſung. Dieß iſt indeß ſehr natürlich, denn die Sache beruht auf einer Anſchauung und ſo lange man ſie nicht hat, muß ein ſo reicher Stoff den Verſtand in Verlegenheit ſetzen. Was mich daran ängſtigt iſt, daß mir der Fauſt ſeiner Anlage nach auch eine Totalität der Materie nach zu erfordern ſcheint, wenn am Ende die Idee ausgeführt erſcheinen ſoll, und für eine ſo hochaufquellende Maſſe finde ich keinen poetiſchen Reif, der ſie zuſammenhält. Nun, Sie werden ſich ſchon zu helfen wiſſen! Zum Beiſpiel: es gehörte ſich, meines Bedünkens, daß der Fauſt in das handelnde Leben geführt wird, und welches Stück Sie auch aus dieſer Maſſe erwählen, ſo ſcheint es mir immer durch ſeine Natur eine zu große Umſtändlichkeit und Breite zu erfordern. In Rückſicht auf die Behandlung finde ich die große Schwierigkeit, zwiſchen dem Spaß und dem Ernſt glücklich durchzukommen. Verſtand und Vernunft ſcheinen mir in dieſem Stoff auf Tod und Leben mit einander zu ringen. Bei der jetzigen fragmentariſchen Geſtalt des Fauſt fühlt man dieſes ſehr, aber man verweiſ't die Erwartung auf das entwickelte Ganze. Der Teufel behält durch ſeinen Realism vor dem Verſtand und der Fauſt vor dem Herzen Recht. Zuweilen aber ſcheinen ſie ihre Rollen zu tauſchen und der Teufel nimmt die Vernunft gegen den Fauſt in Schutz. Eine Schwierigkeit finde ich darin, daß der Teufel durch ſeinen Charakter, der realiſtiſch iſt, ſeine Exiſtenz, die idealiſtiſch iſt, aufhebt. Die Vernunft nur kann ihn ſo, wie er da iſt, gelten laſſen und begreifen. Ich bin überhaupt ſehr erwartend, wie die Volksfabel ſich dem philoſophiſchen Ganzen anſchmiegen wird."

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe. Theil 3. S. 391.

[2] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen. Theil 2. S. 106.

Wenn man die Stellen nachlieſ't, in welchen in dem Briefwechſel über „Fauſt verhandelt wird, ſo muß man ſich wundern, daß Goethe und zum Theil auch Schiller von dieſem Werke, in welchem der Enthuſiasmus der Jugend und die Metaphyſik des Alters das erſte Gedicht der Welt anſtaunen und anpreiſen, mit ſo viel Nüchternheit, ja mit Geringſchätzung reden. Goethe nennt das Gedicht eine Symbol-, Ideen- und Nebelwelt, in die er ſeinen Rückzug genommen, einen Dunſt- und Nebelweg, den er eingeſchlagen, eine barbariſche Kompoſition; die Baukunſt, ſagt er einmal, habe dieſe „Luftphantome" wieder verſcheucht. „Es käme nur auf einen ruhigen Monat an, ſo ſollte das Werk zur männiglichen Verwunderung und Entſetzen, wie eine große Schwammfamilie, aus der Erde wachſen. Sollte aus meiner Reiſe nichts werden, ſo habe ich auf dieſe Poſſen mein einziges Vertrauen geſetzt.“ Schiller hält es, wie wir eben hörten, für die Hauptſchwierigkeit, wie man zwiſchen „dem Spaß und dem Ernſt glücklich hindurchkomme;“ und als Goethe erzählt, er habe ſeine Helena jetzt wirklich auftreten laſſen, nun ziehe ihn aber das Schöne in der Lage ſeiner Heldin ſo ſehr an, daß es ihn betrübe, wenn er es zunächſt in eine Fratze verwandeln ſolle, da ſchreibt ihm Schiller: „Laſſen Sie ſich ja nicht durch den Gedanken ſtören, wenn die ſchönen Geſtalten und Situationen kommen, daß es Schade ſei, ſie zu verbarbariſiren. Der Fall könnte Ihnen im zweiten Theil des Fauſt noch öfters vorkommen, und es möchte einmal für allemal gut ſein, Ihr poetiſches Gewiſſen darüber zum Schweigen zu bringen. Das Barbariſche der Behandlung, das Ihnen durch den Geiſt des Ganzen auferlegt wird, kann den höhern Gehalt nicht aufheben, nur es anders ſpecifiziren und für andere Seelenvermögen zubereiten. — Eben das Höhere und Vornehmere in den Motiven wird dem Werke einen eigenen Reiz geben, und Helena iſt in dieſem Stück ein Symbol für alle die ſchönen Geſtalten, die ſich hinein verirren werden. Es iſt ein ſehr bedeutender Vortheil, von dem Reinen mit Bewußtſein in’s Unreine zu gehen, anſtatt einen Aufſchwung von dem Unreinen zum Reinen zu ſuchen, wie bei uns übrigen Barbaren der Fall iſt. Sie müſſen alſo in Ihrem Fauſt Ihr Fauſtrecht behaupten.“[1].

Man kann aus dieſen Urtheilen mit Sicherheit ſchließen, wie beide Männer über ein maßloſes Lob des Fauſt gelächelt haben würden. Goethe ſpricht nun freilich in dieſen vertrauten Briefen auch von ſeinen meiſten andern Arbeiten, beſonders ſo lange er ſie noch unter Händen hatte, mit Ironie und Kälte, und ich kenne kein untrüglicheres Merkmal des vollendeten Meiſters, welcher das Vollkommene wie etwas Natürliches und Gemeines anſieht, als dieſe unbeſtechliche Nüchternheit der Selbſtſchätzung. Dann leiſtete ihm dieſe realiſtiſche Gleichgültigkeit den unerſetzlichen Vortheil, daß ſich von ſubjektiven Stoffen, wie der Fauſt, alles ſittliche, pathologiſche Intereſſe ablöſte, wodurch ſie erſt der ächten poetiſchen Darſtellung gerecht wurden. Wie mit Abſicht verhärtete er ſich gegen den Gehalt ſeines Süjets, um eine deſto reinere Empfänglichkeit für ihre Form in ſich hervorzubringen und zu erhalten. So trieb er dieſe Empfindungsträume im Fauſt, die ſo innig mit ihm verwachſen waren, durch Ironie in's Objektive hinaus. Dieß alles aber erklärt die angeführten Ausſprüche beider Dichter noch nicht genug. — Goethe ſtand damals wirklich auf dem Gipfel ſeiner klaſſiſchen Periode, er hatte in einer Reihe von Werken die reinſten, edelſten Muſter aufgeſtellt, und hatte ſich mit Schiller auch theoretiſch in dem befeſtigt, was er ausübte. Dem rein poetiſchen Stile und dem Muſterbild des Klaſſiſchen gegenüber, welches ſich beide Freunde entworfen hatten und dem ſie ausſchließlich anhingen, nannten ſie die Form, in welcher Fauſt begonnen worden war und vollendet werden mußte, barbariſch. Es fehlte dem Werke ja, wenn es immer Fragment bleiben mußte, wenn der Stoff, wie Schiller ſagt, „unbegränzbar" war, an befriedigendem Abſchluß, die vielen mannigfaltigen Perſonen und Zuſtände, die erfordert wurden, ſtörten die Kontinuität und hoben die Einheit auf — und zu welcher Gattung ihrer Theorie ſollte der Fauſt denn gezählt werden? Da behauptete nun Schiller, daß dem zweiten Theil durch den Gehalt erſetzt werden müſſe, was ihm an klaſſiſcher Form nothwendiger Weiſe, wie auch dem erſten, abgehe; Goethe aber, der einzig und allein an die Form die ſtrengſten Anforderungen mitbrachte, ſtand damals zu dieſer Jugenddichtung als ſolcher beinahe in gar keiner Beziehung mehr. Beide Männer, beſonders Goethe, beurtheilten das Werk einſeitig nach der bloßen Verſtandesform[1], wie umgekehrt die meiſten neuern Erklärer ſich nur deſſen Inhalt zu enträthſeln bemühen. Gewiß kann man, was ſie als die barbariſche Behandlung verwerfen, als die romantiſche in Schutz nehmen. Früher, im Jahre 1794, hatte ſich Schiller über das Gedicht alſo geäußert: „Ich geſtehe Ihnen, daß mir dieſe Fragmente der Torſo des Herkules ſind. Es herrſcht in dieſen Scenen eine Kraft und eine Fülle des Genies, die den erſten Meiſter unverkennbar zeigt, und ich möchte dieſe große und kühne Natur, die darin athmet, ſo weit als möglich verfolgen.“ Er brauchte auch jetzt, wo er ſich ſo enge und rigoriſtiſche Geſetze aufgelegt hatte, dieſes Urtheil nicht zurücknehmen, aber er würde es ſchwerlich mehr ohne Zuſatz ausgeſprochen haben.

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe Theil 5, S. 306 f.

---

[1] Siehe Theil 8, S. 89 ff.

Wie viele andere treffliche kritiſche Urtheile und Andeutungen könnten noch ausgehoben werden! Aber es genügt, Schiller's Verhältniß zu einigen Meiſterwerken ſeiner Zeit bezeichnet zu haben, und wir können jetzt ſein kritiſches Talent, welches ebenfalls ſeine Perioden hat, im Allgemeinen charakteriſiren.

In ſeiner Recenſion der Räuber finden wir nur einzelne geniale, kecke Griffe, das Ganze und die Verbindung der Theile kommen nicht in Frage, es iſt von dem Ideengehalt und viel von den Charakteren die Rede, nicht von ihrer Darſtellung. In der Phaſe ſeiner philoſophiſchen Bildung ging er in ſeinen kritiſchen Argumentationen von einer Idee aus, welche er an dem Gegenſtand erprobte, indem er ihn zwang, ſich nach der Idee zu richten[1]. Er ſchätzte fremde Kunſtwerke nach einem äußern Maßſtabe, nach ſeiner eigenen Ideenpoeſie, nach ſittlichen Anſichten, nach dem „höchſten Maßſtab der Kunſt[2],“ kurz nach mitgebrachten allgemeinen Begriffen. Schiller war damals nicht im Stande, Anderer, dem ſeinigen unähnliches Verdienſt, vorurtheilsfrei anzuerkennen, geſchweige denn mit Wärme zu umfangen, was beſonders auffallend in der einſeitigen Beurtheilung Bürger's ſich hervorſtellte. Dagegen nöthigte ihn doch Goethe's Genius, im Egmont von dieſer ſtarren Manier etwas nachzulaſſen und mehr in die Eigenthümlichkeit des Gedichts einzugehen. Auch darin war ein Fortſchritt, daß er jetzt die Kunſtwerke vor Allem einheitlich aufzufaſſen bemüht war, und, nach Kant, das Schöne in der Form ſuchte, mit welcher als nothwendig erkannten Wahrheit aber die heiligen Intereſſen des Sittlichen, von denen ſeine Natur in der Tiefe bewegt wurde, in Widerſpruch ſtanden. Von dieſer ſubjektiven Kritik ging er zu einer mehr objektiven über, als er ſich der Spekulation entledigte, um wieder Dichter und Menſch im reinen und vollen Sinne des Wortes ſein zu können, — denn der Philoſoph iſt bloß ein Fragment vom Menſchen. In ſeiner Theorie der naiven und ſentimentaliſchen Dichtung ſind die kritiſchen Urtheile, wenn auch noch nicht ganz rein von den Anmaßungen der ſpekulativen Aeſthetik, doch bei weitem freier und reifer. Sie ſind ſchon nach einem weitern Schema entworfen, indem nun Schiller alle Gedichte unter einen doppelten Geſichtspunkt brachte. Die Koryphäen der griechiſchen, römiſchen, deutſchen, engliſchen, franzöſiſchen Literatur ſind von dieſer Theorie aus meiſt richtig, immer geiſtreich gewürdigt und in ein neues Licht geſtellt. Wenige Züge über Homer, Shakſpeare, Klopſtock, Voltaire, Rouſſeau geben das Weſentliche beſtimmt an, und dieſe literariſchen Umriſſe können Schiller's beſten hiſtoriſchen Charakterbildern zur Seite geſtellt werden.

---

[1] Siehe Theil 2, S. 292 f.

[2] Schiller's Werke in E. B., S. 1282. Anmerkung. (Oktavausgabe Bd. 12, S. 297.)

Dieſe theoretiſchen Individualſchilderungen führten den Meiſter endlich ganz zur objektiven Kunſtkritik im Briefwechſel mit Goethe. Auf dieſem Standpunkte der vollendeten Reiſe war ſein Blick zwar noch, wie früher, auf das Ganze eines Produkts gerichtet, und er unterließ es nie, ſowohl dieſes, als jedes ſeiner einzelnen Theile mit dem Ideale zu vergleichen[1]. Aeſthetiſche Urtheile, ſagte er, umfaßten immer das Ganze, und bei ihnen müſſe alſo die Empfindung entſcheiden[2]. Dann behielt er auch das noch von ſeinem frühern Lebensabſchnitte bei, daß er das Schöne in der Form und in einer gewiſſen Angemeſſenheit der Form und des Inhalts ſuchte. Aber er ging jetzt nach empfangener Kunſtweihe in ſeinen Richterſprüchen nicht mehr von den allgemeinſten Elementarbegriffen der Aeſthetik aus, wie ehemals, ſondern ſeine reichgegliederte Kenntniß gewährte ihm eine Maſſe von Anſchauungen und inhaltsvollern Vorſtellungen, durch die ſeine kritiſchen Ausſprüche beſtimmt wurden, und ſelbſt dieſe näher liegenden Begriffe wandte er beſonnener und nicht mehr rigoriſtiſch an. Die Ideale ſeiner äſthetiſchen Metaphyſik ſchwebten ihm in der Ferne noch vor, aber banden ihn nicht mehr; von den feſſelnden Lehrſätzen der Speculation war ihm als Gewinn ein ſpekulativer Geiſt zurückgeblieben. Die Theorie ſchien ihm nicht allein zum Hervorbringen, ſondern auch zum Beurtheilen unzulänglich. „Ich möchte behaupten,“ äußerte er ſich, „daß es kein Gefäß gibt, die Werke der Einbildungskraft zu meſſen, als eben dieſe Einbildungskraft ſelbſt“[1]. Als ihm daher eine Recenſion ſeiner Jungfrau von Orleans zugeſchickt wurde, äußerte er ſich am 20. October 1802 gegen Schütz, daß ihr Verfaſſer, Apel, zwar ein fähiger Kopf ſei, aber ſie wäre doch nur ein Verſuch, die Schelling'ſche Kunſtmetaphyſik auf die Tragödie anzuwenden. „Aber dieſer,“ fährt er fort, „mußte mißlingen, weil ein poetiſches Werk, inſofern es ein in ſich organiſirtes Ganze iſt, aus ſich ſelbſt heraus und nicht aus allgemeinen und eben darum hohlen Formeln beurtheilt werden muß, denn von dieſen iſt nie ein Uebergang zum Faktum. So will ich die ganze leſende Welt auffordern, mir zu ſagen, ob dieſe Recenſion auch nur die geringſte Anſchauung meines Trauerſpiels enthält und ob ihr Verfaſſer auch nur in Einem Stücke in die innere Oekonomie deſſelben eingedrungen iſt. Aber Sie werden mir auch zugeſtehen, daß unſere neueſte Philoſophie überhaupt, ſelbſt wenn ihre Principien als wahr angenommen würden, in der Anwendung hinkt, und daß alle Verſuche ihrer Stifter ſelbſt, damit in's Praktiſche überzugehen, unglücklich ausgefallen ſind, ſie mögen nun in der Aeſthetik oder in dem Naturrecht oder in der Politik angeſtellt worden ſein. Hieraus wird mir eben immer klarer, daß der Major in einem Syllogismus weit leichter iſt, als der Minor, weil gerade die jüngſten und unreifſten Köpfe viel ſchneller in jenen eingehen, als mit dieſem umzugehen wiſſen, was gerade der Boden aller Kritik iſt.“ Dieſe erſtaunliche Reife des Urtheils leuchtet auch aus einem Briefe an Goethe über dieſelbe Apel'ſche Recenſion hervor[2]. „Unſere jungen Philoſophen,“ beſchließt er hier ſeine Ausſprüche, „wollen von Ideen zur Wirklichkeit übergehen. So iſt es denn nicht anders möglich, als daß das Allgemeingeſagte hohl und leer, und das Beſondere platt und unbedeutend ausfällt.“ Schwerlich möchte das Eigenthümliche der ſich als ſpekulativ anpreiſenden Afterphiloſophie und Scheinkritik richtiger, ſchärfer und kürzer ſich bezeichnen laſſen. Dagegen iſt Schiller über die Goethe'ſchen Recenſionen, welche er damals in die Jena'ſche allgemeine Literaturzeitung einrücken ließ, entzückt. „Gerade dieſes ſchöpferiſche Konſtruiren der Werke und der Köpfe,“ ſagt er, „und dieſes Hinweiſen auf die Wirkungspunkte fehlt in allen Kritiken und iſt doch das Einzige was zu etwas führen kann. Die Recenſionen ſind zugleich in einem behaglichen und heitern Ton geſchrieben, der ſich auf die angenehmſte Art mittheilt“ [1].

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Humboldt, S. [illegible].

[2] Schiller's Werke in [illegible] B., S. 1255. 1. m. (Oktavausg. B. 12, S. 310).

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Humboldt, S. 430.

[2] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 6, S. 76 f.

So befolgte jetzt unſer Kritiker eine Methode, welcher ſeiner frühern [2] gerade entgegengeſetzt war. Er beurtheilte ein Kunſtwerk nicht mehr äußerlich und ſubjektiv nach allgemeinen Begriffen, ſondern aus ihm ſelbſt heraus. Darnach ſagte er: er wolle an dem Meiſter eine neue Art von Kritik nach einer genetiſchen Methode verſuchen [3]. Und wenn er früher, wie er ſich über ſeine Beurtheilung Matthiſſon's ausdrückt, der Richter und Geſetzgeber zugleich war, ſo achtete er jetzt das Eigenthümliche ſo ſehr, daß ihm jedes gute Gedicht ein ganzes neues poetiſches Geſchlecht in ſich zu faſſen ſchien [4]. Von dem Kunſtwerk aber ging er immer zu deſſen Schöpfer ſelbſt, indem er „es in den zarten Faſern, wodurch es mit dem mütterlichen Boden verwachſen war, in den Kräften, durch die es ſich bildete, und in der Art ſeines Entſtehens zu belauſchen“ ſuchte, was Süvern die Vollendung des Verſtehens nennt [5]. Er wünſchte deßwegen die Chronologie der Goethe'ſchen Werke zu wiſſen, und forderte ihn auf, die Geſchichte des Meiſter und ſeiner frühern Werke aufzuſchreiben, denn ohne das könne man ſie nicht ganz kennen lernen.[1] Eine Aufforderung, welche, beiläufig geſagt, Goethen ſpäter veranlaßt haben mochte, „Dichtung und Wahrheit aus meinem Leben“ zu ſchreiben.

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 6, S. 306.

[2] Siehe Theil 2, S. 292 f.

[3] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 1, S. 235.

[4] Ebendaſelbſt Theil 3, S. 270.

[5] Ein Ausſpruch, dem auch Goethe an vielen Orten beiſtimmt, z. B. in Meiſter's Lehrjahren. Goethe's Werke, Band 19, S. 343.

Auf dieſen Grundſätzen beruht Schiller's vortreffliche Kritik in der Periode ſeiner vollendeten Reife. Wenn er ſich in dieſer Zeit der Kritik eigens gewidmet hätte, würde er einer der erſten Kunſtrichter aller Zeiten geworden ſein. Aber er hatte jetzt, wie er in dem obigen Brief an Schütz beifügt, den Glauben an die Möglichkeit einer allgemein gültigen Kunſttheorie aufgegeben, für welche durch die neuſte Kunſtphiloſophie Schelling's nichts gewonnen worden ſei, und er fürchtete hierdurch zu ſehr von der Produktion abzukommen. So lehnte er denn die Aufforderungen, in Literaturzeitungen als Recenſent zu glänzen, von ſich ab. Er vereinigte zu einem großen Kritiker alle Erforderniſſe in einem wirklich eminenten Grade, und hatte eine wahrhafte, göttliche Divinationsgabe, durch die er den flüchtigen Geiſt von Kunſtwerken ergriff und tief in die Seele ihrer Verfaſſer blickte. „Ich freue mich über Ihre Klarheit und Gerechtigkeit,“ ſchreibt ihm Goethe, als er den Elpenor trefflich charakteriſirt hatte, ohne zu wiſſen, daß es ein Goethe'ſches Werk ſei,[2] „wie ſo oft ſchon, alſo auch in dieſem Falle. Sie beſchreiben recht eigentlich den Zuſtand, in dem ich mich befinden mochte, als ich vor ſechszehn Jahren dieſe beiden Akte ſchrieb, und die Urſache, warum das Produkt mir zuwider war, läßt ſich nun auch denken.“

Den kritiſchen Fragmenten im Briefwechſel kommt aber gewiß auch das zu ſtatten, daß ſie in der freiern Epiſtolarform geſchrieben ſind, in welcher der Tiefdenker leichter und heiterer einherſchreiten konnte. Vorzüglich aber ſind ſie deßwegen ſo köſtlich, weil ſie an Goethe gerichtet ſind und meiſtens über deſſen Werke handeln. So haben wir denn in dieſen unvergleichlichen Beurtheilungen die Tiefe und Schärfe des Schiller'ſchen Geiſtes wundervoll zu einem neuen Leben verklärt, durch die ruhige Kraft der Goethe'ſchen Anmuth.

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe. Band 3. S. 9.

[2] Ebendaſelbſt Theil 4. S. 221, 223 und 226.

Man kann aber ſagen, daß dieſes überhaupt der allgemeine Charakter der Briefe Schiller's an Goethe iſt. „Seine Briefe," ſagt Goethe bei Eckermann, „ſind das ſchönſte Andenken, das ich von ihm beſitze, und ſie gehören mit zu dem Vortrefflichſten, was er geſchrieben. Seinen letzten Brief bewahre ich als ein Heiligthum unter meinen Schätzen." Wir haben früher[1] Schiller's für den Druck beſtimmte Epiſteln als ſolche nicht loben können; es ſind Abhandlungen, er mag ſie nun nennen, wie er will. Seine wirklich an Perſonen abgeſandten Briefe ſind vielleicht die ſchönſten, die wir in der deutſchen Literatur beſitzen.

Auch ſeine Briefe ſchrieb Schiller mit der ihm zur Natur gewordenen Gründlichkeit und Sammlung. „Bei unſerer Korreſpondenz," ſagt er ſelbſt, „pflege ich ſo gerne mit ganzer Seele gegenwärtig zu ſein."[2] Daher iſt der Ausdruck immer angemeſſen, edel und oft gewählt, und es drängt ſich ſo viel Gehalt des Gefühls und des Gedankens zuſammen, als möglich. Seine Briefe an Lotte enthüllen uns die Herrlichkeit ſeines Herzens; ſie ſind eine Hymne der Liebe und Freundſchaft. Die Epiſteln an Humboldt haben dagegen einen ſtrengen unterſuchenden Charakter, und ſind bei ihrem Ideengewicht oft zugleich ſo ſchwerfällig, daß ſie ziemlich in Abhandlungen übergeben. Es ſpricht ſich in ihnen häufig eine gewiſſe Superiorität aus; Schiller ſagt ſeine Meinung entſchiedener, als gegen Goethe, iſt aber auch viel herzlicher und inniger. In der Korreſpondenz mit Goethe iſt er ſchonender, eingehender, nachgiebiger, ohne ſich jedoch irgendwo das Mindeſte zu vergeben. Schiller war für Humboldt, was Goethe für Schiller. In dieſen Briefen ſtellt ſich Schiller mehr von realiſtiſcher Seite dar, wie er es thun mußte, und läßt in der Ausführung, Folgerichtigkeit und Begriffsbeſtimmtheit ſo vieles nach, als nöthig war, Goethe's ſtiliſtiſche Tugenden in ſeine Schreibart aufzunehmen. Es herrſcht in dieſem ſchriftlichen Gedankenwechſel am meiſten Laune und guter Humor. Die Briefe, welche Schiller ſchrieb, ſind bei weitem ſorgfältiger, eingehender und bedeutender, als die Goethe diktirte, vielleicht eben zum Theil deswegen, weil er ſie nur diktirte. Denn ein diktirter Brief iſt, wie ein unverſiegelt abgeſchickter. Man mag dieſe Schiller'ſchen Briefe ſo oft leſen, als man will, man wird ſie nie ohne Genuß und Gewinn aus den Händen legen, und um ſo mehr in ihnen finden, je genauer man ſie ſchon kennt.

---

[1] Siehe Theil 3. S. 123

[2] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Humboldt, S. [illegible]

Da wir nun unſern Freund nach dieſem köſtlichen Briefwechſel als Kritiker geſchildert haben, ſo wären hier am füglichſten über ihn auch als Redakteur einige Worte zu ſagen. Goethe ſagt:[1] „Er ſchickte ſich trefflich zu einem Redakteur; den innern Werth eines Gedichtes überſah er gleich; und wenn der Verfaſſer ſich zu weitläuftig ausgethan hatte, oder nicht endigen konnte, wußte er das Ueberflüſſige ſchnell abzuſondern. Ich ſah ihn wohl ein Gedicht auf ein Drittheil Strophen reduciren, wodurch es wirklich brauchbar ward, ja bedeutend.“ Dieſem Ausſpruche ſtimmt die Verfaſſerin der Agnes von Lilien, Frau von Wolzogen, bei. „Beim Durchſehen fremder Arbeiten,“ ſagt ſie, „wie ich es an meinen eigenen kleinen literariſchen Produkten und bei bedeutenderen erfahren, ſetzte er nie etwas hinzu, aber er ſtrich aus; und das Ganze bekam eine neue Geſtalt in Deutlichkeit und Präciſion nach den Regeln des guten Stils.“[2] Eben ſo verfuhr er mit ſeinen eigenen Werken; er hatte beinahe nie eine Stelle zu ergänzen, zu vervollſtändigen, ſelten etwas zu verändern, ſondern er zog, wenn er einer Schrift die letzte Feile geben wollte, oder bei neuen Auflagen meiſt nur, durch Ausſtoßen alles Entbehrlichen, die Darſtellung zuſammen. So ſtrebte er darnach, ſeinen Stil leichter, gefälliger und klaſſiſch zu machen. Auch war er, zum Theil auf den Einfluß der Weiber, damals darauf bedacht, ſeine Werke von allem Anſtößigen zu reinigen.

---

[1] Goethe's Werke in Duodez. Band 31. S. 68.

[2] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Theil 2, S. 200 f.

Sechstes Kapitel.

Orientirung des Leſers. Lebensbezüge in Weimar und Verhältniſſe zu Zeitgenoſſen. Geſundheitszuſtand. Einige kleinere Gedichte. Vollendung der Maria Stuart.

Wenn bei irgend einer Veranlaſſung, werfen wir, in vorgerücktem Alter, bei dem Wechſel unſeres Wohnortes auf unſer zurückgelegtes Leben einen prüfenden Blick. Während die unbekannte Zukunft, welcher wir entgegengehen, in ſchwankenden Bildern und unbegränzten Umriſſen ahnungsreich vor uns ſchwebt, freuen wir uns, mit der geſchloſſenen Vergangenheit eine beſtimmte Abrechnung halten zu können. Wir bewegen uns zwiſchen Erwarten und Erinnern getheilt hin und her, aber indem die dunkle Zukunft uns doch mehr abſtößt, als anzieht, wendet ſich unſere Seele endlich weilend zu dem zurückgelegten Leben hin, welches ſie nun als ein Ganzes überſchauen und deſſen Schickſale und Bildungswege ſie genau verfolgen kann, und ſie klammert ſich an die Güter, welche die Vergangenheit in unſerm Geiſte niederlegte, feſt an, als an einen ſichern Beſitz bei ungewiſſer Fahrt.

Von ſolchen Betrachtungen mochte auch Schiller's Seele bewegt werden, als er im December 1799 ſeine Wohnung von Jena nach Weimar verlegte. Denn war auch die Veränderung nicht ſo bedeutend, ſo mußten doch manche Verhältniſſe gelöſ't, und andere feſter oder neu geknüpft werden, und das Leben in einer Reſidenz erforderte Rückſichten, die man in der zwangloſeſten Univerſitätsſtadt nicht hatte zu nehmen brauchen. Der künftige Wohnort gab vieles Neue und das Alte, was man beibehalten konnte, mußte meiſt in veränderter Form erſcheinen. Damals ſchrieb Schiller, ſein verfloſſenes Leben überdenkend, in ſein, noch erhaltenes Notizenbuch, wie viele Zeit er in Gmünd und Lorch, in Ludwigsburg, auf der Pflanzſchule und in Stuttgart, in Mannheim und Bauerbach, in Leipzig und Dresden, und endlich bei ſeinem frühern Aufenthalt in Weimar und zuletzt in Jena zugebracht hatte — nicht vorausſehend, daß ihm, dem vierzigjährigen Manne, nur noch wenige Jahre beſchieden ſeien, ob er gleich nie ein hohes Alter erwartete. Bei ſolchen Ueberlegungen ſeiner Schickſale konnte Schiller, dem ſeine Bildungsgeſchichte vor allem merkwürdig war, ſich nicht erwehren, ſein beſonderes Nachdenken dem Gange zu widmen, den ſein inneres Leben von Anfang eingeſchlagen und bisher genommen hatte; und wir glauben ganz in ſeinem Sinne zu handeln, wenn wir bei dieſem Abſchnitte unſerer Biographie einen Augenblick ſtille ſtehen, und die bisher dargelegten Reſultate ſeiner Geiſtesgeſchichte in eine allgemeine Ueberſicht zuſammenfaſſen. Welches war der reine Gewinn ſeines Lebens zu der Zeit, als er nach Weimar zog, und auf welchen Wegen war er zu demſelben gelangt? Wie weit hatte er die Aufgabe, die ihm durch Naturanlage und Schickſal gefallen war, ſelbſtthätig gelöſ't, und welchen Standpunkt in ſeiner fortſchreitenden Geiſtesentwickelung nahm er damals ein?

Wenn wir dieſe Fragen aufwerfen, wiederholen wir nur, was den ſich ſtets ſelbſt beobachtenden Geiſt, den wir erforſchen, aufs lebendigſte beſchäftigte. Zugleich ſcheint es wünſchenswerth, einen Ruhepunkt zu machen, und unſere Hauptaufgabe zu vergegenwärtigen und zu ſehen, wie weit wir ſelbſt in deren Löſung vorgerückt ſind, damit es erhelle, daß in unſerer naturhiſtoriſchen Darſtellung derſelbe nothwendige und ſtetige Gang eingehalten ſei, der ſich organiſch durch das Geiſtesleben Schiller's erſtreckt. In der That möchte eine ſolche Orientirung um ſo nothwendiger ſein, weil ſeit der dritten Periode die Perſönlichkeit Schiller's in eine ſolche außerordentliche Thätigkeit und in eine ſo große Menge von mannigfaltigen Werken, die wir ſchildern mußten, auseinander getreten iſt, daß der Leſer leicht Gefahr läuft, das Subjekt über der Maſſe von Objekten, in die es ſich zerlegte, das Weſen über den Details ſeiner Erſcheinungen, die es gleichſam begraben, aus den Augen zu verlieren, und ſo allmählig zu vergeſſen, um was es ſich eigentlich handelt. Wenn wir aber von Neuem auf die Grundideen hingewieſen haben werden, die alles Einzelne gliedern und das Ganze geſtalten, ſo wird es leichter ſein, alle Werke und Beſtrebungen Schiller's in den richtigen Zuſammenhang mit dem Allgemeinſten und Höchſten zu ſetzen, und wir werden dann ſicherer und bequemer die noch übrige Strecke unſerer Biographie vollenden können.'

Als Mittelpunkt meines Werkes bezeichnete ich in der Vorrede die geſammte Perſönlichkeit Schiller's, und es ſollte gezeigt werden, wie dieſes Geiſtesleben aus ſeinen weſentlichen Elementen, nach ſeiner urſprünglichen Grundbeſchaffenheit, unter der hemmenden oder begünſtigenden Macht beſtimmter äußerer Einflüſſe, mit Nothwendigkeit ſich entwickelte und ſo innerlich ſeine Beſtimmung erreichte, indem es zugleich äußerlich durch mannigfache Unternehmungen, Plane und vollendete Werke an den Tag trat. Mit der wiſſenſchaftlichen Naturgeſchichte dieſes bedeutſamen geiſtigen Lebens mußte daher eine Erzählung der äußern Schickſale, (das, was man gewöhnlich Biographie nennt) und eine Charakteriſtick aller ſeiner Werke in Verbindung treten, und dieſe verſchiedenartigen Elemente ſollten zu Einem Ganzen innig und feſt vereinigt werden, ſo daß der Leſer den ſtrengen organiſchen Zuſammenhang und die wahrhafte Einheit des Originals in dieſer Darſtellung ſchauen und begreifen möchte. Das konnte nur dadurch geſchehen, daß die äußeren Ereigniſſe in ihren Wirkungen auf das innere Leben nachgewieſen, und die Werke Schiller's aus ſeiner Seele konſtruirt wurden. Wie die Pflanze hat auch das Menſchenleben ſeine Witterung, Sonnenſchein und Erdreich, treibt ſeine Blätter, Blüthen und Früchte, und weder der Botaniker, noch der Anthropolog kann bei ſeiner Unterſuchung die erregenden Anläſſe oder die eigenen Erzeugniſſe ſeines Objekts außer Acht laſſen. Dieſen nothwendigen Zuſammenhang des veranlaſſenden Aeußern und des bewirkten Aeußern glauben wir bisher überall nachgewieſen zu haben, indem wir das erſtere möglichſt bis in Schiller's Seele verfolgten, das letztere überall aus ſeiner Seele ſchöpften. Es iſt uns hierdurch eine tiefere Interpretationskunſt entſtanden, nach dem Wallenſtein'ſchen Spruch:

> Hab' ich des Menſchen Kern erſt unterſucht,
> So weiß ich auch ſein Wollen und ſein Handeln.

Indem wir den Entwickelungsgang Schiller's darſtellten, war es nothwendig, von einigen urſprünglichen Grundtrieben auszugehen, die thatſächlich in ſeinem Seelenleben vorliegen. Wir konnten uns leicht überzeugen, daß ſein geiſtiges Leben in eine philoſophiſche Denkkraft und ein poetiſches Talent auseinandertrat, während ſein ſittliches Leben in dem doppelten Elemente des Heroismus und der Humanität Geſtalt und Inhalt bekam. Keines von dieſen Momenten durfte unbeachtet bleiben, weil jedes alle andere beſtimmt und von allen andern beſtimmt wird — ſo daß wir z. B. Schiller's dichteriſche Bildungskraft nicht begreifen können, wenn wir ſein intellektuelles Vermögen nicht mit berückſichtigen, welches jenen ſeine Form gab, und wenn wir ſeinen Seelenheroismus und die Humanität ſeines Gemüthes unbeachtet laſſen, welche ſeiner Poeſie den ewigen Gehalt zutrugen und die himmliſche Weihe ertheilten.

In der frühſten Jugend Schiller's ſahen wir zuerſt dieſe humane Seite ſeiner ſittlichen Natur durch Religioſität und kindliche Anhänglichkeit ſich kund geben, bis bei erſtarkendem Selbſtgefühl, unter einem langen harten Erziehungsdrucke, in der unbehaglichen Nähe eines eigenmächtigen Fürſten, durch die Zauberſtimmen Plutarch's und Rouſſeau's und die erſten fernen Anzeichen einer neuen Weltepoche jenes ſtarke und ſtolze Freiheitsgefühl in ihm wach und groß erzogen wurde, welches ſich in dem gigantiſchen Geiſte bald zu einer entſchiedenen und reinen republikaniſchen Weltanſicht verallgemeinerte. Was aber ſeine geiſtigen Talente betrifft, ſo ſahen wir bei einem ſtrengen Unterricht und einer großen Eingezogenheit ſein eminentes Denkvermögen ſich früher bis zu einer gewiſſen Reife entfalten, als ſich ſelbſt ſein poetiſcher Genius zu entbinden vermochte, der nur allmählig durch fleißige Lectüre von Dichterwerken Form und Gehalt gewann und ſich allein in unbedeutenden Nachahmungen und Gelegenheitsgedichten ausſprach, bis Schiller den angeſchwollenen Freiheitsſtrom ſeines Buſens in ſeine Räuber ergießen mußte. So entſtand denn jene Trias von Jugenddramen, in denen der Dichter, in verſchiedenen beſtimmt geſchiedenen Sphären, den Unmuth ſeiner Kato-Seele polemiſch und negativ ausſprach, bis ſeine republikaniſche Weltanſicht ſich endlich ſo weit gegliedert und bereichert hatte, daß er ſie in ſeinem Don Karlos poſitiv zu einem glänzenden Gemälde ausbreiten konnte. Die Stoffe, welche er in dieſer Periode zu lyriſchen Produkten aus den Stimmungen ſeines Gemüthes ſchöpfte, tragen, weil die Humanität ſeines Herzens noch nicht zu einiger ſelbſtſtändigen Ausbildung gediehen war, beinahe alle den Stempel des Gewaltigen und Heroiſchen an ſich, in deſſen Richtung einſeitig der Freiheitsſtolz Schiller's ganzes Leben damals geriſſen hatte. Aber bald holte er das Verſäumte nach. Als er durch die kühne That ſeiner Flucht und das Weltbürgerdrama des Don Karlos ſeinem Freiheitsprincip genug gethan und es gleichſam abſolvirt hatte, bildeten ſich im Verlauf der Jahre, bei ruhigerer Betrachtung der Dinge und erweiterter Kenntniß der Welt, durch den Umgang mit trefflichen Männern und edeln Frauen in Mannheim, Bauerbach, Leipzig, Dresden und während ſeines erſtern Aufenthalts in Weimar die humanen Kräfte ſeiner Natur harmoniſcher und vielſeitiger aus. Doch erſt in Rudolſtadt, in der Lengefeld'ſchen Familie zur Zeit ſeiner innigen Befreundung mit den Griechen, hob eine edle Liebe alle Schätze ſeines reichbegabten, tiefen Gemüthes an den Tag, läuterten ſich ſeine Gefühle zu der idealen Reinheit und Schöne, die uns in allem anſpricht, was er von dieſer Zeit an geſchrieben hat.[1] Dieſe Gemüthsveredlung trug denn auch dazu bei, ſeinen weltbürgerlichen Stolz zu mäßigen demſelben eine innigere Richtung zu geben und ihm in ſeinen Aeußerungen alles Anſtößige zu nehmen. So wirkte jetzt das humane Princip bildend auf das der Freiheit zurück.

---

[1] Siehe das ſechste und ſiebente Kapitel des zweiten Theils

Nachdem Schiller im Don Karlos ſein politiſches Glaubensbekenntniß abgelegt, und in kleinern Gedichten und im Geiſterſeher die Polemik ſeines freien Vernunftglaubens auch gegen poſitive Kirchenſatzungen und Religionsdogmen gerichtet hatte,[1] ſo war ſein erſtes poetiſches Geſchäft, welches ganz in ſittlichen Intereſſen wurzelte, beendigt, und das ſeit ſeinem Austritt aus der Karlsſchule zurückgeſchobene intellektuelle Bedürfniß war nun nicht mehr zu beſeitigen, ja daſſelbe kam höchſt willkommen, da es die jetzt eintretende lange Lücke der Poeſie ausfüllte. Sein auf das Geiſtige concentrirte[2] Erkenntnißintereſſe mußte den Menſchengeiſt im Großen in deſſen Schickſalen und Entwickelungen kennen zu lernen, und es mußte ihn in ſeiner Einheit und Weſenheit zu erforſchen ſuchen. — Er mußte Geſchichte und Philoſophie ſtudiren. Er begann, methodiſch vom Aeußern zum Innern fortſchreitend, zugleich aber auch deßwegen mit der Geſchichte, weil er ſich durch dieſe Wiſſenſchaft eine bürgerliche Exiſtenz gründen wollte. So eröffnete ſich ſeine zweite Lebensperiode, in welcher wir ihn zuerſt eine Reihe hiſtoriſcher Schriften verfaſſen, und ihn dann, beſonders in dem Triennium, das ihm ſeine Wohlthäter in Dänemark zur Erholung und zum Selbſtſtudium verſchafften, ſich mit entſchiedener Neigung zu dem Anfang und Ende ſeines Denkens, zur Philoſophie, hinwenden ſahen. Hier wurde nun in meiner Schrift der Zuſammenhang ſeines Philoſophirens mit ſeiner ganzen Geiſtesrichtung nachgewieſen und begreiflich gemacht, wie ſeine nur das Aeſthetiſche bearbeitende Philoſophie die Lehre des Erhabenen auf das Freiheitsprincip und die des Schönen auf das Humanitätsprincip gründete, vorzüglich aber wurde der innere, organiſche Zuſammenhang aller ſeiner philoſophiſchen Abhandlungen vor Augen geſtellt[3] und gezeigt, wie

---

[1] Siehe Theil 1, S. 281 ff., Th. 2. S. 81 ff., S. 19 ff.

[2] Siehe Theil 2, S. 3 f.

[3] Siehe Theil 2, S. 292 bis S. 341 (beſonders S. 340 f.); und Th. 3, S. 21 bis S. 46, und S. 65 bis S. 93 (beſonders S. 22 f.).

Schiller ſich ſelbſt durch einige Aufſätze, die ich deßwegen Uebergangsabhandlungen genannt habe, den Rückweg zur Dichtkunſt bahnte,[1] nachdem er in dem freiſten Gang die ganze Aeſthetik durchmeſſen und dieſe Aufgabe auf ſeinem Standpunkte vollkommen gelöſ't hatte.

Hier entwickelt ſich naturgemäß, und unter den gegebenen Bedingungen mit Nothwendigkeit, in dem Leben Schiller's eine neue Epoche: es beginnt die *Periode der gereiften Kunſtpoeſie*, in welche er mit wachem Bewußtſein vom ſpekulativen Standpunkte aus eintrat, und die er nur in höherm Alter bei verſiegender Dichterkraft mit einem zweiten hiſtoriſchen Zeitraum vertauſcht haben würde. Nun lag uns alles daran, und es iſt von einem hohen Intereſſe für jeden Denkenden, zu ſehen, in welcher nothwendigen Verbindung dieſe Kunſtdichtung und deren Sprößlinge, dem Inhalt und der Form nach, mit Schiller's *Philoſophie* ſtehen, von welcher er ſich, weil durch vieljährige Beſchäftigung mit ihr ſein Geiſt durchaus eine philoſophiſche Form angenommen hatte, unmöglich plötzlich losreißen, ſondern auch bei dem ungeheuerſten geiſtigen Kampfe mit der Spekulation nur allmählig zur ächten Poeſie übergehen konnte. Und hier haben wir im dritten Theil unſeres Werkes[2] geſehen, wie er, gleichſam unbewußt verſchiedene Gattungen der *lyriſch-didaktiſchen Poeſie* durchlaufen mußte, ehe er wieder Dramatiker werden konnte, und wir haben den in ſeiner Art einzigen, ſtufenmäßig abſteigenden Entwickelungsgang dieſer eigenthümlichen Kunſtlyrik gründlich kennen gelernt, welche vom Abſtrakten ausging, ſich dann zu einer *mittlern Dichtung* niederließ, in welcher das Abſtrakte und Konkrete noch unverbunden neben einander ſtehen, bis ſie endlich in dem *Individuellen* die wahre poetiſche Form fand.[3] Nach dieſem anthropologiſch nothwendigen Proceß konnten wir, ohne von der chronologiſchen Folge bedeutend abzugehen, die Phaſen der Schiller'ſchen Poeſie an dem denkenden Leſer vorüberführen, und einem jeden Erzeugniſſe ſeine Geburtsſtätte anweiſen und es aus derſelben begreiflich machen. Wir lernten zuerſt die metaphyſiſche Ideendichtung in ihren Gattungen und Arten vollſtändig kennen;[1] wir ſahen dann dieſe ideelle Poeſie zur eigentlich didaktiſchen übergehen,[2] und dieſe letztere in das allgemeine Epigramm zerfallen;[3] das allgemeine Epigramm aber zog einen realen Stoff an ſich und wurde zum perſönlichen Sinngedicht, zur Xeniendichtung.[4] Die ſich an der Wirklichkeit haftenden Xenien führten den Dichter naturgemäß zu jener mittleren Gattung hinüber,[5] bei welcher er aber, nachdem er einmal im Realen feſten Fuß gefaßt, unmöglich lange verharren konnte; er ſah ſich vielmehr durch die Sache ſelbſt und den mächtigen Einfluß Goethe's von dieſer Stufe ſchnell zu der reinen, objektiven Dichtung fortgedrängt. Wenn nun die erſte Klaſſe nach dem Princip des Allgemeinen und Beſondern vollſtändig gegliedert werden konnte, ſo war es zweckmäßig, dieſe beiden letzten Gebiete, die häufig in einander übergreifen, nach vorausgeſchickter allgemeiner Charakteriſirung derſelben,[6] nicht mehr geſondert darzuſtellen; zumal da deren Produkte durch das ganze noch übrige Leben Schiller's bunt zerſtreut ſind, und die Gliederung konnte nicht mehr, wie früher, nach der Form der Poeſie, ſondern mußte nach deren Inhalt geſchehen. So ſahen wir denn vom dreizehnten Kapitel des dritten Theils an, in der Sphäre beider Klaſſen nach einem innern Bildungstrieb eigentlich lyriſche Poeſien, Balladen,[7] kulturhiſtoriſche und univerſelle Gedichte[8] ſich geſetzmäßig und meiſt auch chronologiſch folgen, mit welchen letztern ſich der Kreis dieſer ganzen lyriſchen und epiſchen Kunſtpoeſie abſchließt.[9] Von nun (1800) an beſchäftigte ſich

---

[1] Siehe Theil 3, S. 23 und S. 61 ff. (Dieſe Uebergangsaufſätze ſind im 4. Kapitel des 3. Theils charakteriſirt).

[2] Theil 3, S. 280 f.

[3] Theil 3, S. 127 ff. und die folgenden Kapitel.

---

[1] Siehe Theil 3, S. 137 bis S. 161

[2] Ebendaſelbſt S. 161 ff.

[3] Ebendaſelbſt S. 187 ff.

[4] Ebendaſelbſt S. 211 ff.

[5] Ebendaſelbſt S. 236.

[6] Kapitel 12 des 3. Bandes.

[7] Siehe Theil 3, S. 287 ff. und das fünfzehnte Kapitel.

[8] Siehe das 2. Kapitel des 4. Theils.

[9] Siehe Theil 4, S. 111

Schiller nur noch beiläufig und gelegentlich mit dieſer ganzen Dichtung, die einzelnen Produkte gehen nicht mehr aus einem innerlich fortſchreitenden Entwickelungsgeſetz hervor, ſondern hängen, oft dem Inhalt oder wenigſtens doch der Form nach, meiſtentheils von ſeinen gleichzeitigen dramatiſchen Arbeiten ab, und alle kleinere Gedichte, die wir, dem chronologiſchen Faden folgend, noch zu charakteriſiren haben werden, gehören zu den bisher aufgeſtellten Gattungen und Arten. Wir werden in dieſem Gebiete zwar noch köſtliche Produkte alten Schlags aufzuzeigen, aber nicht mehr, wie im dramatiſchen, von den frühern ganz verſchiedene Erzeugniſſe aus neu ſich öffnenden Quellen abzuleiten haben.

Wie dieſer dramatiſche Bildungstrieb ſchon frühe (im Jahr 1792) ſich regte und immer mächtiger wurde, ſich aber erſt, nachdem Schiller durch die ideelle und epigrammatiſche Dichtung ſich Bahn zu einer freiern Poeſie gebrochen hatte, geltend machen konnte, wie der Dichter aber dann, nach langem Schwanken und Zagen, dem Wallenſtein den Vorzug vor den Maltheſern geben mußte, dieſes iſt im dritten Band unſeres Werkes dargethan worden.[1] Dann ward in einer ausführlichen Verfaſſungsgeſchichte des Wallenſtein das Ringen Schiller's mit dieſem Sujet dargeſtellt, an dem ſich der Hiſtoriker und Philoſoph wieder zum Dramatiker umſchuf, und gezeigt, wie er ſich mit Bewußtſein befliß, dieſes neue Stück unter die Grundidee des antiken Schickſals zu ſtellen, wie er aber aus der frühern Anlage des Schauſpiels und durch ſeinen bisherigen Geiſtesgang unvermerkt gleichſam gezwungen wurde, außerdem das Princip der neuern Tragödie mit in ſein Werk herüberzunehmen.[2] So erkannten wir den charakteriſtiſchen Unterſchied des Wallenſtein von Schiller's Jugenddramen und zugleich den Zuſammenhang mit ihnen. Durch ein ſolches außerordentliches Werk aber legitimirte der Dichter in kunſtgerechter Machtvollkommenheit ſeine Berufung als Dramatiker, die ihm bisher nur durch Naturanlage und Schickſal ertheilt worden war, und beſtimmte ſeine poetiſche Richtung für ſeine ganze Lebenszeit. Sogleich nach Beendigung des Wallenſtein ſahen wir ihn zu einem neuen Sujet, zu Maria Stuart greifen.[1] Wir werden es von nun an hauptſächlich mit ſeinem dramatiſchen Gang zu thun haben.

---

[1] Siehe Theil 3, S. 279 bis S. 287.

[2] Siehe Theil 4, S. 31 f.

Aber als er zur Dichtkunſt zurückgekehrt war, konnte und wollte er ſich des Gewinnſtes ſeiner zweiten Lebensperiode nicht ſofort entſchlagen, nicht der Geſchichte, die ihm für immer lieb bleiben mußte, und noch weniger der Philoſophie, welche die Form ſeiner Seele ſelbſt war. Da machte er von der Geſchichte einen poetiſchen Gebrauch, [illegible] ſie, wie ich nachgewieſen habe,[2] ſeinen epiſchen, kulturhiſtoriſchen und dramatiſchen Darſtellungen zu Grunde legte. Und da er nie aufhörte über Poeſie und Kunſt, über das Sittliche und Schöne zu philoſophiren, und über Kunſtwerke nachzudenken, entſtanden im dritten Zeitraume eine Reihe praktiſch gehaltener Kunſtreflexionen und kritiſcher Urtheile über einzelne Gedichte, die ich in dem vierten und fünften Kapitel dieſes letzten Theiles zu zwei groſſen Gruppen zuſammengefügt und in ihrem innern Verband mit ſeinen frühern äſthetiſchen Schriften und ſeinen Grundanſichten nachgewieſen habe.

So ſehen wir in dem ganzen bisherigen Leben Schiller's überall ſtätigen Zuſammenhang, Einheit und Abſchluß, und vielleicht möchte auch der Ungläubige von der Ueberzeugung nicht mehr fern ſein, daß in der Entfaltung des Menſchengeiſtes ebenſowohl organiſche Bildung iſt, als in jedem andern Naturprodukt. Nur Eines habe ich bisher von der dritten Periode an abſichtlich zurückgelaſſen. Während ich nämlich in den zwei erſten Theilen ſchrittweiſe ſowohl der intellektuellen und poetiſchen, als auch ſittlichen Entwickelung nachfolgte, habe ich von dem dritten Lebensabſchnitt an nur den Gang ſeines philoſophiſchen Geiſtes und vorzüglich ſeines poetiſchen Genius bezeichnet und deren zahlreiche Produkte charakteriſirt; auf eine beſondere Geſchichte ſeines Freiheitsſinnes, ſeiner Gemüthsentfaltung, ſeines Charakters, ſeiner religiöſen, moraliſchen, politiſchen Ueberzeugungen — kurz auf eine eigene Charakteriſtik ſeiner ſittlichen Natur in dieſer Periode habe ich mich bisher nicht eingelaſſen. Und dieſes nicht etwa deßwegen, weil von hieran der zu überwältigende Stoff wirklich beinahe ungeheuer war, ſo daß es nicht zweckmäßig ſchien, eine neue Rückſicht in die Darſtellung aufzunehmen; ſondern vielmehr weil der fünf und dreißigjährige Schiller mit einer im Großen vollendeten Reife ſeiner ſittlichen Natur in dieſe dritte Periode eintrat. Hier iſt alſo kein Werden mehr, ſondern nur noch ein Sein, welches er vorzüglich durch ſeine Werke zugleich ausſprach und ſtärkte; und meine Schrift kann hierüber ſachgemäß keine fortſchreitende Entwickelung gewähren, ſondern nur eine geſchloſſene Darſtellung geben, die ich mir füglich bis zum Ende meines Werkes aufgeſpart habe. Doch habe ich, indem ich vom dritten Theile an nur von dem Denker und Dichter ſprach, überall, beſonders bei Erörterung der einzelnen Werke, auf die ſittlichen Kräfte und humanen Regungen in Schiller's Buſen ausdrücklich hingewieſen, und das Poetiſche nur in ſeiner ſittlichen Beſeeltheit vor die Augen geführt, ſo daß der ſinnige Leſer das Subject des Dichters bei der Beſchauung ſeiner Werke eben ſo wenig aus den Augen verloren haben möchte, als das fromme Gemüth bei Betrachtung der Natur ſeinen Schöpfer vergißt. Dieſe ſittliche Perſönlichkeit aber wird von jetzt an, wo alles Theoretiſche hinter uns liegt, der dichteriſche Gang ungleich einfacher iſt und nicht mehr unendlich viele kleine Produkte aufzuzählen, ſondern meiſt nur noch wenige größere, bedeutſame Werke zu charakteriſiren ſind, immer heller hervortreten, bis zuletzt jede Hülle ſinken und die tauſend, vorher ausgeworfenen Fäden ſich zu Einem Geſammtgemälde der Weltanſicht und ſittlich humanen Natur Schiller's in der Periode ihrer Reife verbinden werden.

---

[1] Siehe Theil 4. S. 113 ff.

[2] Siehe Theil 3. S. 291. Theil 4. S. 73, S. 113 und ſonſt.

Welchen Grad der Vollkommenheit hatte demnach Schiller erſtiegen, als er ſich in Weimar niederließ? Die Geſchichte trug ſeinem denkenden Geiſte und ſeiner Herzenspoeſie alle ihre Schätze zu und erſetzte dem ſeltenen Mann die weiteſte unmittelbare Erfahrung. Seine Philoſophie war das Reſultat ſeiner eignen Natur, die Geſtalt der Menſchheit in ſeinem Buſen, nicht allein Begriff und Geſetz, ſondern auch Gefühl, Anſchauung und Leben, und während alles, was innerlich in ihm vorging oder was er ausübte, von philoſophiſchem Geiſte durchdrungen war, hatte er längſt alle philoſophiſche Formeln von ſich abgeſtreift, und die Schranken der Reflexion durch die Philoſophie überwunden. Durch die verſchiedenen untergeordneten Weiſen der Darſtellung hatte er ſich glücklich zur reinen, objektiven Form durchgeſchlagen, ſo weit dieſe überhaupt ſeiner Natur möglich war, und Dramatiker war er jetzt nicht mehr allein durch eines Naturdrangs und des Schickſals Macht, ſondern auch durch kunſtbewußte Selbſtbeſtimmung. Seine ſittlichen Anlagen endlich hatte er ſchon, bevor er ſich gürtete, zum zweitenmal Dichter zu werden, wunderbar geläutert und veredelt[1] und von den Künſtlern an iſt jede Zeile, die er gedichtet, Zeuge, daß er ſich jenes harmoniſche Gleichgewicht der heroiſchen und humanen Kräfte, jene innige Befreundung des Erkennens und Fühlens, des Wollens und Vollbringens, kurz jene vollendete Wohlgeſtalt des Lebens errungen hatte, welche wir nur in den Erſten unſeres Geſchlechts bewundern. Von Schiller ſelbſt gilt, was er an Heinrich Meyer über Goethe ſchreibt:[2] „Sie werden mir aber auch darin beipflichten, daß Goethe auf dem Gipfel, wo er jetzt ſteht, mehr darauf denken muß, die ſchöne Form, die er ſich gegeben hat, zur Darſtellung zu bringen, als nach neuem Stoffe auszugehen. Wenn es einmal einer unter Tauſenden, die darnach ſtreben, dahin gebracht hat, ein ſchönes vollendetes Ganzes aus ſich zu machen, der kann meines Erachtens nichts Beſſeres thun, als dafür jede mögliche Art des Ausdrucks ſuchen; denn wie weit er auch noch kommt, er kann doch nichts Höheres geben.“

Seit dem vierten December 1799 war er Bewohner Weimar's. Die innigſte Liebe und Verehrung folgte ihm und ſeiner Frau von Jena nach. „Unmöglich“, ſchrieb die Frau Griesbach ſchon den andern Tag, „kann ich bis Sonnabend warten, bis ich erfahre, wie Sie ſich alle befinden, wie Ihnen nach der großen Arbeit und Unruhe die Reiſe bekommen iſt? wie die Veränderung auf die Frau Hofräthin gewirkt hat? und wie es den kleinen Schätzchen auf der

---

[1] Vergl. z. B. Theil 3, S. 249 f.

[2] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 3, S. 171.

Reiſe ging? Ich bitte Sie, lieber, theurer Freund, mir dieſe Fragen durch irgend Jemand beantworten zu laſſen. Von Ihnen ſelbſt erwarte ich es nicht, da ich wohl weiß, daß Sie beide alle Ihre Zeit für Ihre Weimar'ſchen Freunde und für die Einrichtung Ihres Hauſes brauchen. Ich war ſo gewohnt, mit Ihnen zu leben, daß mir jedesmal die Thränen in die Augen kommen, wenn eins von uns fragt: Wie mag es jetzt bei Schiller's gehen? Daß ich Sie alle nicht ſehe, darüber bin ich ruhig — denn Sie leben in meinem Herzen, und ich weiß, daß auch Sie und die Ihrigen uns nicht vergeſſen. Nur das ängſtigt mich, daß ich nicht weiß, wie Sie ſich alle befinden." Die Freundin hatte der Frau Schiller, da die Familie in Griesbach's Hauſe wohnte, bei ihrer ſchweren Krankheit, von der ſie ſo eben erſtanden war, den treueſten Beiſtand geleiſtet.

In Weimar wurden Schiller's äußere Lebensverhältniſſe bald anmuthiger, mannigfaltiger und fördernder, als ſie in Jena hatten ſein können. „Die Nähe des Theaters", ſagt Frau Karoline von Wolzogen, „und ſeine Einwirkung auf daſſelbe erhielten ihn in einer ihm zuſagenden äußeren Thätigkeit."

Erweiterte ſich ſeine Wirkſamkeit durch ſeinen Verband mit dem Theater, ſo kann man ſagen, daß ſich in Weimar auch ſein Familienkreis ausdehnte durch die Wiedervereinigung mit Schwager und Schwägerin, die hier lebten. Es war hier nicht, was freilich auch ſchon ſeinen großen Werth hat, ein bloßes Zuſammenrücken zweier Haushaltungen zu Dienſt und Gegendienſt und zu gewöhnlicher verwandtſchaftlicher Geſelligkeit. In Karoline von Wolzogen fand Schiller ja ſeine geiſtesverwandte Freundin von Rudolſtadt her, und in ſeinem Schwager einen alten Akademiefreund wieder. Wilhelm von Wolzogen erheiterte und belebte die ernſte Thätigkeit und das zurückgezogene Leben des Dichters durch ſeine vielſeitige Weltanſicht. Schiller, erzählt ſeine Biographin,[*] nahm Theil an dem Geſchäftskreiſe des Landes, an den Reiſen und politiſchen Verhandlungen, die Wolzogen übertragen waren.

---

[*] Schiller's Leben von Karoline von Wolzogen. Theil 2. S. 193.

Dieſer dagegen flüchtete ſich gerne aus dem Unmuthe, den verdrießliche Dienſtgeſchäfte erzeugen, zu dem einſamen Weiſen — und in den originellſten Einfällen machte ſich die innere Freiheit Luft. Schiller freute ſich der Wirkung ſeiner Poeſie auf eine ſo klare Vorſtellungskraft und ein durch das Leben erprobtes Gemüth, und er pflegte zu ſagen: „Wenn es bei dem durchdringt, ſo iſt es gewiß tüchtig.“ So hatten wir wirklich, beſchließt Karoline von Wolzogen, in innerer Geiſtes- und Herzensfülle ein Paradies der Unſchuldswelt um uns hergezaubert, in dem allein der lebendige Schöpfungsquell lauter rinnt. Nichts Feindſeliges war um uns her, keine kleinliche Kritik drängte ſich in unſern Kreis: in vertrauter Freundſchaft lebten wir geborgen vor läſtigem Andrang, bei vernünftiger Einrichtung ſicher, und ſahen unſere Kinder um uns aufblühen.

Schiller's Weltanſicht erweiterte und individualiſirte ſich durch mannigfachere Beziehungen zu Menſchen und Ständen immer mehr. Herzog Karl Auguſt war auf einen Dichter ſtolz, welchen ſchon vor Jahren zuerſt öffentlich anerkannt* und die Zeit her mit ſeiner Huld immer begleitet zu haben, er ſich rühmen konnte, auf einen Dichter für den ſich jetzt die Stimme der Nation entſchieden hatte. In welchem nahen freundſchaftlichen Verhältniſſe Schiller mit dem Herzoge ſtand, ſieht man aus des letzteren Briefen an den Dichter, welche neulich im Weimarsalbum zur vierten Säcularfeier der Buchdruckerkunſt, mitgetheilt worden ſind. Als Schiller den Entſchluß gefaßt hatte, ſeinen Wohnort nach Weimar zu verlegen, ſchrieb ihm ſein gütiger Fürſt am 11. November 1799: „Der von Ihnen gefaßte Vorſatz, dieſen Winter, und vielleicht auch die folgenden hier zuzubringen, iſt mir ſo angenehm und erwünſcht, daß ich gerne beitrage, Ihnen den hieſigen Aufenthalt zu erleichtern; zwei hundert Thaler gebe ich Ihnen von Michaelis dieſes Jahres an Zulage. Ihre Gegenwart wird unſern geſellſchaftlichen Verhältniſſen von großem Nutzen ſein, und Ihre Arbeiten können vielleicht Ihnen erleichtert werden, wenn Sie den hieſigen Theaterliebhabern etwas Zutrauen ſchenken, und ſie durch die Mittheilung der noch im Werden ſeienden Stücke beehren wollen. Was auf die Geſellſchaft wirken ſoll, bildet ſich gewiß auch beſſer, indem man mit mehrern Menſchen umgeht, als wenn man ſich iſolirt. Mir beſonders iſt die Hoffnung ſehr ſchätzbar, Sie oft zu ſehen, und Ihnen mündlich die Hochachtung und Freundſchaft wiederholt verſichern zu können, die ich für Sie hege ꝛc." Er zog ihn nicht ſelten in den Kreis ſeines Umgangs, wo der Dichter der vollen Freiheit des Geiſtes genoß, die er am wenigſten von allen Menſchen entbehren konnte. Frau von Wolzogen erzählt: „Wenn ſich der Herzog mit ſeinem eigenthümlichen, dem Genius mannigmal widerſtreitenden Geſchmack der Dichtungswelt näherte, war die Berührung nur leiſe und lös'te ſich gewöhnlich in heitern Scherz auf. In ſolchen Geſprächen, wo Realismus und Idealismus ſich kreuzten, war er ſehr geiſtvoll und witzig. Als Weltmann ſprach er oft über poetiſche Anſichten ab; aber in der That ſtörte er durchaus nicht die Freiheit, in welcher allein der Genius ſchaffend ſich regen kann, und unter ſeinem Schutze tanzten die Muſen in ihrem eignen Rhythmus ungeſtört dahin."

---

* Siehe Theil 1, S. 263 ff.

Die edle, hochſinnige Gemahlin des Herzogs hegte, wie Frau von Wolzogen ſagt, eine innige Anneigung zu Schiller's Werken, und ihr Verhältniß zu ihm war wahrhaft freundſchaftlich. Schiller mußte ihr manche ſeiner Gedichte ſchon vor dem Druck mittheilen. Selbſt mehrere ſeiner äſthetiſchen Abhandlungen, z. B. über Anmuth und Würde, hatte ſie mit Vergnügen geleſen. Als er ſich mit dem Plan trug, nach Weimar zu ziehen, beſtärkte ſie ihn in dieſem Vorſatz durch folgende Zeilen, welche ſie am ein und zwanzigſten October 1799 an ihn ſchrieb. „Die gewiſſe Hoffnung, Sie, Herr Hofrath, bald auf immer hier zu ſehen, macht mir viel Freude, und wird durch die angenehme Ausſicht eines nähern Umgangs mit Ihnen, wozu Sie mir Hoffnung geben, noch erhöht. Es freut den Herzog, daß Sie in Zukunft ihm den Plan zu Ihren Theaterſtücken mittheilen wollen und ich zweifle nicht, daß die Malthejer ihm noch gefallen werden,[1] da das Ganze ſo viel Schönes und Eigenes haben wird. Was mich anbetrifft, ſo würde ich es ungemein bedauern, wenn Sie das ſchöne Unternehmen aufgeben wollten. Ich bin über die gütige Art, womit Sie das kleine Geſchenk, welches Ihre Frau Gemahlin von mir erhalten,[1] aufnehmen, ungemein gerührt, und wünſche, daß es Sie bisweilen an Diejenige erinnern möge, die Ihnen beiden mit vieler Freundſchaft und Theilnahme zugethan iſt: Luiſe von Weimar.“ — Unter mehreren anmuthigen jugendlichen Geſtalten des Hofs fühlte ſich Schiller beſonders durch die Liebenswürdigkeit ihrer herrlichen Tochter, der Prinzeſſin Karoline, erfreut, welche im Jahr 1816 als Erbgroßherzogin von Mecklenburg in der Blüthe ihrer Jahre ſtarb.

---

[1] Siehe Theil 4. S. 177 f.

Es iſt aber natürlich, daß ſich unſer Dichter, dem es zuwider war, ſich Zwang aufzulegen, ob er gleich die Umgangsformen mit Großen von der Karlsſchule her ſehr gut kannte, und ſogar mit einer ängſtlichen Genauigkeit beobachtete, am wohlſten in dem Kreis fühlte, welchen die Herzogin Mutter, Amalie um ſich gebildet hatte.[2] Hier erinnerte nichts an Standesunterſchiede, die ihn in der Konverſation zurückhaltend machten. Die Fürſtin ſelbſt hatte den Muth, ſich über die eingeführte Convenienz und das, was man in gewiſſen Kreiſen der höhern Geſellſchaft für ſchicklich hält, hinwegzuſetzen, und der gebildete Geiſt konnte hier in eigenthümlicher Hülle frei, friſch und heiter erſcheinen.

Mit Wieland, dem gefeierten Geſellſchafter und warmen Verehrer der Herzogin, blieb Schiller immer befreundet. Freilich ſtand er jetzt, wo er ſich zur Vollendung ſeiner Poeſie erhoben hatte und er eines ſolchen Ruhmes und des Beifalls der Beſten genoß, Wielanden ganz anders gegenüber, als vor elf Jahren während ſeines erſten Aufenthalts in Weimar. Die Differenz beider Naturen war durch Schiller's nicht ganz billigende Aeußerung über die Wieland'ſche Poeſie[3] und bei Gelegenheit der Xenien, gegen welche Wieland eine mittelmäßige „Oration“ in ſeinem deutſchen Merkur gehalten hatte, klar hervorgetreten. Schiller ſoll ſpäter geſagt haben:[1] „Wieland wird wirklich alt. Vor ſeinem Tode ſollte er eine ſtrenge Reviſion ſeiner Werke unternehmen. Er macht es beinahe ſo, wie Gleim. Dieſer konnte ſeine Leier auch nicht eher an den Palmbaum hängen, bis der Tod ſie an die Cypreſſe hing." Auch ſoll er es ausgeſchlagen haben, die Recenſion der neuen Auflage der Werke Wieland's zu übernehmen, denn er wiſſe nicht was er außer den Verdienſten des Verlegers an ihnen loben ſolle.[2] Aber den Menſchen mußte er immer in ihm achten und lieben, und ſo blieben beide Männer durch ein offenes, redliches Vertrauen mit einander befreundet, um ſo mehr als Wieland immer bereitwillig anerkannt und ſich dem höhern Geiſte untergeordnet zu haben ſcheint.

---

[1] Siehe Theil 4, S. 118 und 131.

[2] Siehe Theil 2, S. 58 f.

[3] Schiller's Werke, Oktavausgabe Band 12, S. 273.

Von Herdern dagegen entfernte ſich Schiller, wie Goethe, mit den Jahren. Grade die Horen, welche, da Herder in der erſten Zeit ein fleißiger Mitarbeiter war, ein Bindungsmittel hätten ſein können, dienten dazu, beide Männer auseinander zu rücken. Von der ideenreichen Abhandlung über naive und ſentimentaliſche Dichtung ſagte Herder zwar alles Gute, aber mit manchen Urtheilen über Schriftſteller konnte er nicht übereinſtimmen. „Was die Subſumtion der einzelnen Dichter unter die Regel betrifft," ſchrieb er an Schiller, „freilich, da hätte ich für manchen, z. B. Leſſing in ſeinem Nathan, meinen lieben Kleiſt, Klopſtock und ſelbſt Asmus ein Wort einzulegen. Der letzte iſt gewiß in ſo vielen, vielen Stücken, ein wahr-naiver Dichter, und zwar aus der erſten Hand, wie Lafontaine, — ſeine Manier dabei unvertheidigt. Die Zuſammenſtellung ſeiner mit dem ſchmutzigen Blumauer hat mir, ich läugne es nicht, wehe gethan. — Gegen eine gewiſſe andere Manier ſind Sie weit milder geweſen, und haben ſie (verzeihen Sie mir!) ſelbſt etwas ſophiſtiſch vertheidigt. Der römiſche Properz gehört nicht in die Klaſſe, in die Sie ihn zu ſtellen ſcheinen; Knebel's wirklich treffliche und in Properzens Geiſt gemachte Ueberſetzung wird es zeigen.“[1] Herder ſchließt dann mit den Worten: „Da die Abhandlung noch nicht gedruckt iſt,[2] darf ich bitten, daß Sie mich aus der Zahl der Dichter weglaſſen? Ich gehöre wirklich mit meinen Armſeligkeiten nicht hinein; und es iſt deſſen Probe genug, daß Sie durch Citation der zerſtreuten Blätter, wie durch ein Eingangsbillet, mir dahin den Weg erſt verſchaffen mußten. Bei Balde bin ich bloß Ueberſetzer, nicht Dichter. — Alſo auch um der Horen ſelbſt willen, bitte ich, laſſen Sie meinen Namen weg. Ich bin kein Dichter.“

---

[1] Schiller oder Scenen und Charakterzüge aus ſeinem ſpätern Leben (Stendal 1856) S. 104 f.

[2] Literariſche Zuſtände und Zeitgenoſſen aus K. A. Böttiger's Nachlaß Band 1, S. 148 f.

Eine gereizte Stimmung iſt in dieſen Zeilen nicht zu verkennen. Wirklich thut jetzt dieſer Aufſatz, der eine kurze Charakteriſtik aller, nur einigermaßen bedeutenden deutſchen Dichter enthält, nur Herder's mit keiner Silbe Erwähnung. Auch wurden Herdern die Horen durch Wolf's bekannten heftigen Ausfall gegen ſeinen Aufſatz: Homer, ein Günſtling der Zeit,[3] verleidet, worin er ihn eines abſichtlichen Plünderns verdächtigte.[4] Schiller hatte anfangs vor, auf das Aeußere dieſes Angriffes und ſeine Beziehung zu den Horen als Redakteur einige Worte zu erwiedern,[5] und Herder theilte ihm die (in ſeinem Nachlaſſe aufbewahrte) Darlegung der Momente mit, welche bei jener Replik vornehmlich in Betracht kommen möchten. Er ſchrieb ſie aber „mit dem verdrießlichſten Ekel“ nieder, daher es ihm auch nicht möglich geweſen ſei, „über die Anzüglichkeiten des groben Flegels und Bengels ein Wort zu ſagen.“ Am zwanzigſten Januar 1796 ſchrieb er mißmuthig an Schiller: „Ich werde den Horen auf einige Zeit entſagen müſſen; ich fürchte faſt ſchon, daß ich Ihnen mehr Böſes, als Gutes gebracht. Mein Name iſt vielen Ihrer Recenſenten ſehr widrig.“ Länger blieb er dem Muſenalmanach treu, den er mit den trefflichſten Gedichten ausſtattete; aber als die Xenien erſchienen, ließ er es die Monatsſchrift entgelten und ſagte, man müßte jetzt die Horen mit einem u ſchreiben.

---

[1] Schiller nennt Goethe den deutſchen Properz und vertheidigt ſeine nackte Darſtellung der ſinnlichen Natur, ſ. Werke, Oktavausgabe B. 12, S. 274.

[2] Herder hatte die Abhandlung im Manuſcript geleſen.

[3] Horen 1795, Stück 9.

[4] Fried. Aug. Wolf's Leben von Körte, Theil 1, S. 293 f.

[5] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Humboldt, S. 263

Herder konnte in ſeiner amtlichen Stellung ſeinem Genius nicht freien Lauf laſſen. Das Beſte, ſagte er, was ich ſchreibe, iſt was ich ausſtreiche. Er verbitterte ſich das letzte Decennium ſeines Lebens dadurch, daß er ſeine großen Zeitgenoſſen nicht anerkennen wollte, ſo daß Goethe ſagte: Ich möchte nicht in ſeiner Haut ſtecken. Er that ſich Gewalt an, und überredete Andere, daß er von dem nichts wiſſe, was er doch tagtäglich ſehen und hören mußte, und kam in Widerſpruch mit ſich ſelbſt, indem er ſich gegen fremde Ueberlegenheit ſträubte. Am 20. März 1801 ſchrieb Schiller an Goethe: „Die Adraſtea iſt ein bitterböſes Werk, das mir wenig Freude macht. Herder verfällt wirklich zuſehends, und man möchte bisweilen im Ernſt fragen, ob einer, der ſich jetzt ſo unendlich trivial, ſchwach und hohl zeigt, wirklich jemals außerordentlich geweſen ſein kann. Es ſind Anſichten in dem Buch, die man im Anzeiger zu finden gewohnt iſt; und dieſes erbärmliche Hervorklauben der frühern und abgelebten Literatur, um nur die Gegenwart zu ignoriren oder hämiſche Vergleichungen anzuſtellen.“[1] An einer andern Stelle ruft er aus: „Herder verehrt alles Verſtorbene und Vermoderte, und ignorirt das Lebendige.“

In der That, man braucht ſich nur den ſtreng gehaltenen und feſtumſchloſſenen Stil Schillers und zugleich die nachläſſig leichte und oft zerfließende Schreibart Herders zu vergegenwärtigen, um den großen Abſtand beider Naturen gleichſam im Bild zu ſchauen. Schiller beherrſchte und erſchöpfte Alles durch ſeinen tiefen Verſtand, Herder umfaßte und ſammelte Alles durch ſeine, glückliche Phantaſie. Am ſtärkſten aber kam dieſer Gegenſatz bei Gelegenheit der Kantiſchen Philoſophie zur Sprache. Schon am 28. October 1794 ſchreibt Schiller: „Herder kann mir, wie es ſcheint, meinen Kantiſchen Glauben nicht verzeihen.“ Als Herder endlich ſogar gegen den Königsberger Philoſophen die Feder meinte ergreifen zu müſſen und einige Sendſchreiben erließ, da äußerte ſich Schiller im ſtärkſten Ton:[2] „Die Schrift hat mich angeekelt, ich kann's nicht läugnen, ſie zeigt einen gegen lautere Ueberzeugung verſtockten Sinn, eine inkorrigible Gemüthsverhärtung, Blindheit wenigſtens, wenn keine vorſätzliche Verblendung" u. ſ. w. Er rügt beſonders, daß Herder den Punkt des Streites, den die neueſten Philoſophen in die beſtimmteſten und eigentlichſten Formeln gebracht hätten, durch eine Allegorie wieder in Halbdunkel hülle, und daß er die Analyſis und Unterſcheidung, worauf alles Forſchen beruhe (wie auch der Chemiker die Syntheſen der Natur künſtlicherweiſe aufhebe),[1] in der Philoſophie ſo ganz verkenne. „Die [illegible] ſolcher Herren," ſetzt er hinzu, „den Menſchen immer in ſeiner Totalität zu behaupten, das Phyſiſche zu vergeiſtigen und das Geiſtige zu vermenſchlichen, iſt, fürchte ich, nur eine klägliche Bemühung, ihr armes Selbſt in ſeiner behaglichen Dürftigkeit durchzubringen." Als daher Herder endlich ſeine bekannte Metakritik geſchrieben hatte, meinte Schiller, man könne bei dieſer Komödie, die bunt und lärmend genug zu werden ſcheine, als ruhiger Zuſchauer ſeinen Platz nehmen, — und das Buch könne nicht allgemein genug bekannt werden.[2]

---

[1] Hierauf bezieht ſich das 50. Xenion: An gewiſſe Kollegen, im 2. Bande der Supplemente.

[2] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 4, S. [illegible] f.

Bei einer ſolchen Disharmonie der Charaktere und Denkweiſen konnte kein inniges Verhältniß ſtattfinden. Schiller hielt aus guten Gründen die Fundamente der Kantiſchen Philoſophie über allen Wechſel erhaben. „So alt das Menſchengeſchlecht iſt," ſpricht er, „und ſo lange es eine Vernunft gibt, hat man ſie ſtillſchweigend anerkannt und im Ganzen darnach gehandelt."[3] Schon als Zögling der Karlsſchule in jener mediciniſchen Abhandlung, in welcher er die Grundcharaktere ſeiner Philoſophie zog,[4] war er mit Kant darin zuſammen getroffen, daß er den Menſchen zum Mittelpunkte ſeiner Spekulation machte. Wie in der Jugend das Studium der Medicin ſeinen ungezügelten Idealiſirtrieb zur Betrachtung des Menſchen zurückzwang, ſo hielt ihn ſpäter ſein Beruf und Geſchäft, die Poeſie, fortwährend innerhalb der Sphäre des Menſchlichen. Auch bewahrte ihn ſeine eminente Denkkraft, welche durch eine ſtrenge Erziehung, in der Schule der Leiden und am Lichte einer redlichen Wahrheitsliebe, ſchnell zur Beſonnenheit reifte, eben ſo wohl vor dem Ueberſchlagen der Vernunft ins Abſolute, als vor einer ſeichten Popularphiloſophie. So mit der Methode und dem Geiſte der kritiſchen Philoſophie von Haus aus befreundet, trug er in ſeinem Freiheitselemente denſelben großen Inhalt, aus dem Kant einerſeits ſeine ganze Moral, andererſeits ſeine Lehre des Erhabenen hervorgehen ließ. Ihm war alſo die Kantiſche Philoſophie, als er ſie kennen lernte, nur eine wiſſenſchaftliche Auffaſſung ſeiner eigenen Weltanſchauung, und aufhören, ein Kantianer zu ſein, wäre nichts anderes, als ein Aufgeben ſeiner ſelbſt, geweſen. Weil aber die Methode und die Grundideen der kritiſchen Philoſophie ihm einheimiſch waren, konnte dieſelbe ihm nie Feſſeln anlegen und dem freien Geiſte eine Schranke werden. Nur in den erſten Aufſätzen, welche Schiller unter dem Einfluß der Kantiſchen Philoſophie ausarbeitete, bemerkten wir eine gewiſſe Schwerfälligkeit und ein oft ängſtliches Feſthalten an der Formelſprache, wovon er ſich aber bald frei machte und nur einmal, in einer Stelle ſeiner äſthetiſchen Briefe[1] haben wir ihn die ächte kritiſche Forſchung mit der ſogenannten ſpekulativen Methode vertauſchen ſehen. Schiller gibt ſelbſt ausdrücklich ſein Mißfallen am Kant'ſchen Stil zu erkennen. „Der Geiſt des alten Herrn," ſagt er, „hat etwas wahrhaft Jugendliches, das man beinahe äſthetiſch nennen möchte; aber er hat eine gräuliche Form, die man einen philoſophiſchen Kanzleiſtil heißen könnte." Aber nicht nur in der Form wich Schiller von Kant ganz ab, ſondern auch darin machte er alsbald die Selbſtſtändigkeit ſeiner eigenen Seele geltend, daß er, für ſeinen humanen Trieb einen Ausſpruch ſuchend, in der Moral neben das Pflichtgebot die freie menſchliche Neigung ſtellte, und dieſe ſowohl, als die Schönheit, aus einer Uebereinſtimmung der Vernunft mit der Sinnlichkeit ableitete (worin er ſchon ſeit ſeiner mediciniſchen Jugendabhandlung den vollen

---

[1] Vergleiche Theil 3, S. 110

[2] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 5, S. 63 f.

[3] Ebendaſelbſt Theil 1, S. 58, vergleiche Schiller's Werke in Einem Band S. 1188. 1

[4] Siehe Schiller's Werke, Oktavausgabe Band 10, S. 3 f.

---

[1] Siehe Theil 3. S. 34.

Menſchen fand) — während Kant ſowohl das Sittliche, als das Schöne von dem Sinnlichen ganz trennte. So zeigten ſich ſogleich bei der innigſten Verwandtſchaft weſentliche Differenzen, wozu kommt, daß er auch die Ideen, worin er mit Kant vollkommen harmonirte, genauer gliederte, auf unbetretene Gebiete hinüberführte, und oft zu Ausgangspunkten ganz neuer Unterſuchungen nahm. Ich mache hier wiederholt [1] noch darauf aufmerkſam, daß Schiller auch in der Lehre von einem radikalen Hang des Menſchen zum Böſen mit Kant im Gegenſatz ſtand, indem er die tiefere Bedeutung dieſer Anſicht nicht erfaßt zu haben ſcheint. In dieſer Beziehung äußert er: „Daß dieſer heitere und jovialiſche Geiſt ſeine Flügel nicht ganz vom Lebensſchmutz hat losmachen können, ja ſelbſt gewiſſe düſtere Jugendeindrücke u. ſ. w. verwunden hat, iſt zu verwundern und zu beklagen. Es iſt noch etwas in ihm, was einen wie bei Luthern, an einen Mönch erinnert, der ſich zwar ſein Kloſter geöffnet hat, aber die Spuren deſſelben nicht ganz vertilgen kann. [2]

Aus Schiller's Seelenverwandtſchaft mit Kant iſt ſein Widerwille gegen Herder's Metakritik und deſſen ganze Art zu philoſophiren leicht erklärlich. Hieraus ergibt ſich auch ſeine Gleichgültigkeit gegen die Syſteme, welche Fichte und Schelling nach Kant aufſtellten. Mit Schelling, ſo lange dieſer in Jena lebte, ſtand er in freundſchaftlichem Verhältniß, und einige an Schiller gerichtete Briefe ſprechen Dankbarkeit und Vertrauen aus ſeiner Philoſophie aber konnte der kritiſche Denker ſo wenig beipflichten, als es ihm unmöglich war, ſich in zurückgelegte Bahnen zu verſetzen. Auf dieſem ſchnell verlaſſenen Standpunkt war ja die „Theoſophie des Julius“ in den philoſophiſchen Briefen entſtanden, durch welche Schiller die Grundideen der Schelling'ſchen Lehre voraus nahm, und deren Unhaltbarkeit er im letzten Brief des Raphael an Julius hinlänglich nachgewieſen hatte. [3] Man erkennt ſeine Geſinnung auch aus einigen direkten Aeußerungen.

---

[1] Siehe Theil 2, S. 334 Anmerkung.

[2] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 4, S. 290.

[3] Siehe Theil 2, S. 43 (Schillers Werke, Oktavausgabe Band 10, S. 344 f.)

So tadelt er es bei Gelegenheit eines wiſſenſchaftlichen Streits mit Schelling, daß dieſe Herrn Idealiſten ihrer Ideen wegen allzuwenig Notiz von der Erfahrung nehmen,[1] und noch im Jahr 1805 ſchreibt er an Humboldt: „Die ſpekulative Philoſophie, wenn ſie mich ja gehabt hat,[2] hat mich durch ihre hohlen Formeln verſcheucht und ich habe auf dieſem kahlen Geſilde keine lebendige Quelle und keine Nahrung für mich gefunden. Aber die tiefen Grundideen der (kritiſchen) Idealphiloſophie bleiben mir ein ewiger Schatz, und ſchon allein um ihrentwillen muß man ſich glücklich preiſen in dieſer Zeit gelebt zu haben.“[3]

Wie frei Schiller neben dem Königsberger Weiſen ſtand, beweiſ't auch ſeine fortwährende Anhänglichkeit an Garve, den er als rigoriſtiſcher Kantianer gewiß längſt nicht mehr beachtet hätte. Schiller hatte ihn eingeladen, ein Mitarbeiter der Horen zu werden, hatte ihm, ungeachtet er Krankheits halber nichts liefern konnte, Exemplare der Monatſchrift geſchickt, ſtand mit ihm in Briefwechſel — und wie er „den edlen Leidenden“ in den Xenien feierte, weiß Jedermann.[4] Aus einem (ungedruckten) Briefe Garve's vom 17. October 1794 erfahren wir, daß Schiller damals vor hatte, über den Umgang zu ſchreiben. Garve ſagt: „Ich freue mich ſehr auf dieſe Abhandlung. Eine ſcharfſinnige Theorie mit ſeinen Beobachtungen und einer glücklichen oft poetiſchen Darſtellung, pflegt in Ihren philoſophiſchen Aufſätzen verbunden zu ſein. Aber erlauben Sie mir eine Anmerkung. Bei einer Materie, die ganz für's größere Publikum gemacht iſt, wünſchte ich, daß Sie ſich derjenigen Ausdrücke, wenn ſie nicht ganz unentbehrlich ſind, enthielten, die nur den ſchulgerechten Philoſophen bekannt ſind. Selbſt der Titel: Von dem äſthetiſchen Umgange, iſt gewiß einer Menge Menſchen dunkel, denen doch Ihre Abhandlung ſehr wichtig und ſehr lehrreich ſein kann. Und ich weiß auch nicht, ob dieſes Beiwort, welches in neuern

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 6, S. 34.

[2] Vorübergehend, als er ſeine Metaphyſik des Schönen in den äſthetiſchen Briefen aufſtellte, S. Theil 3, S. 28 und S. 34 f.

[3] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Humboldt S. 490.

[4] Siehe Theil 3, S. 220.

Zeilen den ſchönen Künſten gewidmet werden iſt, ganz ſchicklich auf den Umgang angewandt werden kann, da dieſer doch im eigentlichen Verſtande kein Kunſtwerk, ſondern nur eine natürliche Handlung iſt, die der Menſch nach und nach, wie alles, was um und an ihm iſt, vervollkommnet hat.“ — Man ſieht, daß dieſer Aufſatz ſich an die Briefe über äſthetiſche Erziehung des Menſchen anſchließen ſollte, wo Schiller am Ende, von einem „Staat des ſchönen Scheins“ ſpricht, „der ſich aber nur in wenigen auserleſenen Zirkeln findet.“ In einer ſpäter unterdrückten Anmerkung in den Horen hatte der Verfaſſer auf dieſe Abhandlung hingedeutet.[1] Garve's letzter Brief vom 28. October 1797, welcher, wenn auch nicht einen hohen Standpunkt ſeines Geſchmackes, doch eine innige Hochachtung ausſpricht, möge hier eine Stelle finden: „Ich komme von der Lektüre der Worte des Glaubens, und in der Fülle meiner Empfindung muß ich Ihnen für den hohen Geiſtesgenuß danken, welchen Sie mir verſchafft haben. Es iſt eines der vortrefflichſten poetiſchen Stücke, welche in unſerer Sprache erſchienen und je in irgend einer Sprache gedichtet worden ſind. Alles kommt zuſammen, dieſes Gedicht vortrefflich zu machen: höchſte Klarheit der Begriffe, Adel der Geſinnungen, eine erhabene Einfalt des Ausdrucks und eine innigſte Rührung des Herzens, welche ſich auch dem Herzen des Leſers mittheilt. Dieſes einzige Stück würde mir von den Talenten und dem Charakter des Mannes, welchen ich noch gar nicht kannte, die höchſte Idee erwecken, und mich mit dem Feinde, welcher mich am ärgſten beleidigt hätte, ausſöhnen. — Goethe's Braut von Korinth entzückt die poetiſchen Jünglinge; aber Sie werden es einem jetzt beinahe ſechzigjährigen und blinden Manne, der zuweilen unerträgliche Schmerzen leidet, verzeihen, wenn er an einer wollüſtigen Liebesſcene keinen großen Antheil nimmt. Ich erwarte mit Verlangen zwei Worte von Ihrer Hand. Schieben Sie es ja nicht lange auf!“ Dagegen, äußerte er, habe er in den äſthetiſchen Briefen und in einigen Aufſätzen von Humboldt in den Horen mehr Schwierigkeit und einen höhern Grad von Abſtraktion gefunden, als er geglaubt, daß die Natur des Gegenſtands erforderte, und die Abſicht einer populären Schrift erlaubte, und im Reiche der Schatten ſei ihm manches gänzlich unverſtändlich geblieben.

---

[1] Die Anmerkung habe ich Theil 3, S. 32 aufgenommen.

Noch weniger, als mit Herder, entſtand mit Jean Paul Richter ein Verhältniß, der ſich damals in Weimar niedergelaſſen hatte und bis zum Frühjahr 1800 hier lebte. Als Jüngling hätte ſich Schiller mit einem ſo hochbegeiſterten, rein fühlenden, reich ausgeſtatteten Geiſte ohne Zweifel innig befreundet — jetzt aber ſtieß ihn die Regelloſigkeit ſeiner Werke ab. Wie hätte der diſciplinirteſte unter den Dichtern, der die Schönheit ganz in der vollendeten Form ſuchte, an den Produkten der ſittlich trunkenen, genialen Ungebundenheit auch des herrlichſten Menſchen Gefallen finden können? Er hätte das Reſultat ſeiner äſthetiſchen Studien und ſo vieler Verhandlungen mit Goethe aufgeben, und ſich ſelbſt vernichten müſſen! Uebrigens wußte er ſein Gutes zu ſchätzen. Goethe hatte ihm 1795 den Heſperus zugeſchickt. Schiller antwortete: „Das iſt ein prächtiger Patron, dieſer Heſperus, den Sie mir neulich ſchickten. Er gehört ganz zu dem Tragelaphen-Geſchlecht, iſt aber dabei gar nicht ohne Imagination und Laune, und hat manchmal einen recht tollen Einfall, ſo daß er eine luſtige Lektüre für die langen Nächte iſt. Er gefällt mir noch beſſer, als die Lebensläufe.[1] Im folgenden Jahr beſuchte Richter, nach einem längern Aufenthalt in Weimar, unſern Freund. Er berichtet ſelbſt über dieſen Beſuch: „Ich trat geſtern vor den felſigten Schiller, an dem, wie an einer Klippe, alle Fremde zurückſpringen. Er erwartete mich aber, nach einem Brief von Goethe. Seine Geſtalt iſt verworren, hartkräftig, voll Edelſteine, voll ſcharfer, ſchneidender Kräfte — aber ohne Liebe. Er ſpricht beinahe ſo vortrefflich, als er ſchreibt. Er war ungewöhnlich gefällig, und ſetzte mich durch ſeinen Antrag auf der Stelle zu einem Kollaborator der Horen um, und wollte mir einen Naturaliſationsakt in Jena einreden.“[2] Und welchen Eindruck machte er ſelbſt dagegen bei dieſem erſten Zuſammentreffen auf den Andern.

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 1, S. 161.

[2] Jean Paul's Biographie von Spazier, Band 4, S. 75 f.

„Ich habe,“ äußert ſich Schiller am 28. Juni 1796 gegen Goethe, „ihn ziemlich gefunden, wie ich ihn erwartete: fremd, wie einer, der aus dem Mond gefallen iſt, voll guten Willens und herzlich geneigt, die Dinge außer ſich zu ſehen, nur nicht mit dem Organ, womit man ſieht. Doch ſprach ich ihn nur einmal und kann alſo noch wenig von ihm ſagen.“ Es war das Jahr des Xenienalmanachs, worin Jean Paul um ſo eher bedacht wurde, da er ſich in Bezug auf Goethe in einem Briefe an Knebel die „arrogante“ Äußerung erlaubt hatte, daß man in ſo ſtürmiſchen Zeiten eher eines Tyrtäus als eines Properz bedürfe.“[1] Hiermit war die Trennung öffentlich ausgeſprochen, der Krieg erklärt. Als er im Herbſte 1798 in Weimar ſeine Wohnung aufſchlug, ſchloß er ſich ganz an den verlaſſenen und vereinzelt ſtehenden Herder an, welcher in ſeinem bittern Unmuth Jean Paul's reichen, überſtrömenden Dichtergeiſt, ſein für Tugend ſchlagendes Herz weit über die gemüthloſen, nur formgerechten Produkte jener Andern ſtellte: „denn er bringe wieder neues friſches Leben, Wahrheit, Tugend, Wirklichkeit in die verlebte und mißbrauchte Dichtkunſt.“ Iſt es zu verwundern, daß auch Richter für einen ſolchen warmen Verehrer Partei nahm? Es dünkte ihm ſchön, ſich für den geliebten Mann aufzuopfern. Als er endlich Herder's Metakritik in der Handſchrift verbeſſerte und mit Anmerkungen verſah, was in dem kleinſtädtiſchen Weimar nicht verborgen blieb, hatte er es mit Schiller ganz und für immer verdorben, und ſeiner geſchieht von dieſer Zeit an in den Briefen nirgends mehr Erwähnung.

Indem ich hier von Mißverhältniſſen ſpreche, wie ſie in dem ſelbſtſtändigen Entgegentreten der bedeutendſten Menſchen am leichteſten ſich bilden können, ſei mir erlaubt, noch über die eigene Stellung Schiller's zu den beiden Schlegel zu berichten, ehe ich zu ſeinem engſten Lebenskreiſe in Weimar zurückkehre. Als er die Horen und den Muſenalmanach herauszugeben begann, trat er mit den beiden talentvollen, vielfach gebildeten und aufſtrebenden Brüdern, beſonders mit dem jüngern, in ein freundſchaftliches literariſches Verhältniß.

---

[1] Vergleiche Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 2, S. 190 f.

Auguſt Wilhelm Schlegel iſt in Schiller's Ankündigung der Horen unter den Mitarbeitern genannt, und ſtattete dieſes Journal, ſo wie die erſten vier Muſenalmanache mit ſchätzbaren Beiträgen aus. Er übernahm es, über die Poeſien der Horen für die allgemeine Literaturzeitung Recenſionen zu liefern. Schlegel's noch vorhandene Briefe aus dieſer Zeit ſprechen eine ungeheuchelte Verehrung aus. Ich entlehne aus einem Briefe vom 4. Juni 1795 aus Amſterdam, wo ſich Schlegel damals aufhielt, folgende Stellen; „Was Sie und einige Andre ſeit einigen Jahren im Fache der Theorie und Beurtheilung des Schönen gethan, hat Epoche gemacht und die Forderungen an den Kunſtrichter ſo erhöht, daß ein deutſcher Schriftſteller ſich nicht ohne viel zu wagen in dieſe Laufbahn drängen kann. Stände nur auch die Bildung der Leſer im Ganzen und unſer Reichthum an Meiſterwerken mit der Tiefe der über ſie angeſtellten philoſophiſchen Unterſuchungen im Verhältniſſe! Manche Bewunderer des Dichters und Geſchichtſchreibers Schiller's fangen an auf den Kunſtrichter eiferſüchtig zu werden. Ich für mein Theil folge gern jeder Wendung eines Geiſtes, der in allen ſeinen Schöpfungen nur nach verſchiedenen Perioden der Wirkſamkeit gleich unverkennbar lebt. Ich ergreife dieſe Gelegenheit, Ihnen für das Viele, was mir Ihre Werke an Genuß und Belehrung gewährten, den wärmſten und gefühlteſten Dank zu ſagen. — Irrte ich, als ich in der Beurtheilung der Gedichte Matthiſſons Ihre Hand zu erkennen glaubte? Es hat mir Leid gethan, daß Ihre Recenſion über Bürger keine freie Unterſuchung über Volkspoeſie„ Lyrik, ihre Beziehung auf das jetzige Zeitalter und andere Gegenſtände, die ſie auf eine ſo anziehende Weiſe berührte, zu Wege gebracht hat, weil Bürger's Antwort die Luſt für ihn, oder wenigſtens gegen Ihre Lehre zu ſprechen, nothwendig dämpfen mußte. Das Gewicht Ihres Anſehens hat vielleicht manchen Leſern dieſen Dichter verleidet, deren eigenes Gefühl ſo weit entfernt war, ihn zu verwerfen, daß es vielmehr aus ihm noch vieles zu ſeiner Veredlung gewinnen konnte.“ Als Schlegeln das neunte Stück der Horen des Jahrgangs 1795 vom Herausgeber zugeſchickt worden war, äußerte er ſich in einem Briefe von Braunſchweig aus, wohin er ſich mittlerweile begeben hatte: „Empfangen Sie meinen wärmſten Dank für den ganz neuen und ſeltenen Genuß, den mir Ihre Gedichte (denn von wem wäre das Reich der Schatten und Natur und Schule ſonſt?) gewährt haben. So oft ich vorzüglich jenes ſeit vorgeſtern las, ſo kehrt doch jedes Mal der Eindruck von etwas Einzigem, und, wenn es nicht vorhanden wäre, Unglaublichem bei mir zurück. Ich weiß nichts damit zu vergleichen, als die Götter Griechenlands. Auch hier finde ich die unnachahmliche Anmuth der Bilder wieder, die ich in Ihnen liebte, und der Gedanke hat ſich das Element noch vollkommner unterworfen. Gewiß, keiner Ihrer Bewunderer kann ſich lebhafter über Ihre Rückkehr zur Poeſie freuen, als ich; und Sie beſchämen mich durch die Erwähnung meines Urtheils.“ In einer Nachſchrift ſind dem Briefe die Worte beigefügt: „In Goethe's Elegien herrſcht römiſcher Geiſt: man glaubt italieniſche Luft zu athmen, wenn man ſie lieſ't. Jede neue Form, in welcher Goethe auftritt, iſt ein neuer Beweis ſeiner Selbſtſtändigkeit, aber die ſichere Kühnheit des Mannes, an den Natur und Schule gerichtet werden könnte, möchte als Beiſpiel ſehr gefährlich werden.“

Solche feine und treffende Urtheile, die zum Theil, wie der Ausſpruch über das Reich der Schatten mit Schiller's eigenen Anſichten ganz übereinſtimmten,[1] mußten ihm den trefflichen jungen Mann ſehr werth machen, und es iſt keine Frage, daß Schiller durch ſein Beiſpiel, ſo wie durch Theilnahme, Anregung und Lehre auf Schlegel's Bildung und literariſche Laufbahn den entſchiedenſten Einfluß hatte. „Ich kann Ihnen nicht genug ſagen, mein gütiger und verehrungswürdiger Freund,“ ſchreibt er am 9. November 1795, „welch eine wohlthätige Aufmunterung jeder Ihrer Briefe für mich iſt. Sie erwecken mir immer die angenehmſte Hoffnung des Gelingens, und verſcheuchen das Mißtrauen in meine eigenen Kräfte, was mich ſonſt ziemlich oft heimſucht. Nichts konnte bei der Art von Thätigkeit, der ich mich ſelbſt widme, ein günſtigerer Umſtand, eine ſchönere Vorbedeutung ſein, als gleich beim Eintritt in meine Laufbahn mit Ihnen in Verbindung zu kommen.“ Als Schiller's Abhandlung über naive und ſentimentaliſche Dichtung in den Horen erſchienen war, welche für die Kritik und Poeſie der beiden Schlegel und ihrer Anhänger geſetzgebend wurde,[1] ſprach ſich Auguſt Wilhelm Schlegel in einem Briefe vom 19. Januar 1796 von Braunſchweig folgendermaßen aus: „Mit dem lebhafteſten Intereſſe, das nicht frei von Neubegier war, bin ich Ihrer Entwickelung der Begriffe vom Naiven und Sentimentalen gefolgt. Dieſe Anſichten ſind ſo neu, als reichhaltig an wichtigen Reſultaten. Aber Sie haben vielleicht mehr Anſichten auf einmal gehegt, als das Publikum oder wenigſtens die Schriftſteller werden ertragen können. Ueber Klopſtock's Muſe iſt gewiß noch nie etwas ſo Treffendes und tief Eingreifendes geſagt worden. Auch Rouſſeau iſt wunderwürdig ſchön charakteriſirt. Den Dante zählen Sie mit Recht in einer gewiſſen Hinſicht unter die ſatyriſchen Dichter, alſo unter eine Klaſſe der ſentimentaliſchen. Doch glaube ich, in ſo fern er ſich ſelbſt ſchildert, muß er, wenn irgend einer von den Neuern, für einen naiven Dichter gelten. Er ſcheint ſich eben ſo wenig der Seltſamkeit als der Größe ſeines Charakters bewußt zu ſein. Uebrigens könnte er auch als Beiſpiel für Ihre Behauptung angeführt werden, daß ſtreng wiſſenſchaftliche Ausbildung dem dichteriſchen Geiſte nicht nachtheilig ſei; denn er hatte die höchſte, die in ſeinem Zeitalter zu erreichen möglich war, ohne daß ſeine Originalität darunter gelitten hätte. Ich verkenne gewiß weder den Werth der Eroberungen, die Sie auf dem Felde der Wiſſenſchaft ſo glücklich für die Poeſie gemacht haben, noch die vollkommene Reiſe des Gedankengehalts in Ihren neueſten Gedichten; aber ich möchte Sie doch bitten, gegen den Sänger der Götter Griechenlands nicht ungerecht in Ihrem Urtheile zu ſein. Ja ſelbſt in Ihren früheſten Liedern fand ich Anlage zu tiefem Sinn mit einem Reiz gepaart, den die rauhe Hülle und der herbe Ungeſtüm der Jugend nicht ganz vernichten konnte. — Den Almanach habe ich ſeit etwa acht Tagen in die Hände bekommen, und er enthält ſo viel Schönes, daß ich ſie mir alle zu Feſttagen damit machen konnte, aber es noch nicht ruhig genug genoß, um im Einzelnen darüber reden zu können. Die unbeſchreibliche Anmuth der letzten Stanzen[1] iſt mir am gegenwärtigſten. Wenn wir doch ein längeres Gedicht von Ihnen in dieſem ſchönſten aller modernen Sylbenmaße bekämen."

---

[1] Siehe Theil 1, S. 262.

---

[1] Siehe Theil 3, S. 64

Schiller fragte zuvorkommend bei Schlegel an, ob er nicht etwa Jena zu ſeinem Aufenthalte wählen könnte, welche Einladung lange gehegten Wünſchen begegnete. Denn für ſchriftſtelleriſche Thätigkeit und für eine gelehrte Laufbahn überhaupt laſſe ſich jetzt kein günſtigerer Ort finden, als Jena, und ſchon Schiller's perſönlicher Umgang allein, auf den er nach ſo vielen ſchriftlichen Beweiſen der Freundſchaft rechnen dürfe, werde für ihn ein unſchätzbarer Gewinn ſein. „Wie ſehr ich mich auf eine Wallfahrt in dieſen Theil von Sachſen freue, der ſchon ſeit beträchtlicher Zeit und ſeit Kurzem mehr, als jemals zuvor, ein Mittelpunkt deutſcher Bildung iſt, kann ich Ihnen nicht ſagen. Ihr Beifall iſt mir bei meinen Unternehmungen die günſtigſte Vorbedeutung." Schiller meinte, er würde durch Vorleſungen im Fache der alten Literatur in Jena ſein Glück machen, und wir ſehen Auguſt Wilhelm Schlegel ſeit 1796 mehrere Jahre in Jena ſich aufhalten.

Von dieſer Zeit an traten manche Mißhelligkeiten ein, die Verſchiedenheiten im Charakter und in der Geiſtesrichtung beider Männer ſtellten ſich ſchärfer hervor, und ein Mißverhältniß, welches bald zwiſchen Schiller und dem jüngern Bruder, Friedrich Schlegel, entſtand, trennte ſie noch mehr. Auch Friedrich Schlegel ſcheint anfangs unſerm Schiller ſehr zugethan geweſen zu ſein. In noch vorhandenen Briefen bringt er ihm für die Belehrungen, die er aus ſeinen äſthetiſchen Abhandlungen erhalten, den wärmſten Dank, und ſagt, die Philoſophie der Kunſt ſei durch Schiller in wenigen Monaten um viele Jahre älter geworden, er habe um die Wiederherſtellung der Kunſt einen zweifachen Lorbeer verdient. Aber Schiller war ihm bald entſchieden abgeneigt, namentlich ſeitdem er ſich ungünſtig über den Muſenalmanach von 1796 äußerte, wofür Schiller ſeine Gallomanie im nächſten Almanach in einer Reihe von Xenien geißelte. Des ältern Bruders iſt mit dem jüngern nur an einer Stelle gedacht, wo es heißt, daß die „jungen Nepoten“ manchmal wohl auch blind in das Blaue hineinſchießen.[1] Friedrich Schlegel rächte ſich durch eine bittere Recenſion der Horen und da Schiller ſeinen Bruder, wie es ſcheint, im Verdacht hatte, jene Beurtheilung mitverfaßt oder doch vor ihrer Veröffentlichung um ſie gewußt zu haben, ſo kündigte er dem Auguſt Wilhelm jedes fernere Verhältniß auf. Das Nähere dieſes Zerwürfniſſes iſt nicht bekannt, aber es hat ſich noch ein Brief erhalten, worin Auguſt Wilhelm Schlegel und deſſen Gattin ihre Unſchuld an dem Schritte des Bruders verſichern, und ihr tiefes Bedauern ausdrücken, daß Auguſt Wilhelm Schlegel in Gefahr ſtehe, ein Glück einzubüßen, welches ihm ſo nahe am Herzen liege. „Im höchſten Grade betroffen über Ihre unerwartete Erklärung“, ſchreibt Schlegel, „die einem Verhältniſſe ein Ende machen ſoll, welches ich zu den glücklichſten Umſtänden meines hieſigen Lebens rechnete, eile ich nur wenigſtens einige Zeilen zu meiner Rechtfertigung hinzuwerfen, in der Hoffnung, daß Sie mir Gelegenheit geben werden, Ihnen jeden Zweifel über die Geradheit meines Betragens, der Ihnen beigebracht ſein könnte, zu benehmen.“ Der Brief endigt: „Wenn Sie je einige Freundſchaft für mich gehegt haben, ſo verſagen Sie mir die Bitte nicht, Ihnen ſo bald wie möglich meine gänzliche Unſchuld an dieſem unglücklichen Mißverhältniſſe mündlich darzulegen, und laſſen Sie mich eine Ihnen bequeme Zeit wiſſen. Soll es mich aber durchaus Ihres Zutrauens und Ihres Umgangs berauben, ſo werde ich doch nie aufhören, mit der wärmſten Verehrung und Anhänglichkeit zu ſein Ihr ergebenſter“ ꝛc.

---

[1] Abſchied vom Leſer.

Eine mündliche Verſtändigung ſcheint wieder ein leidliches Verhältniß hergeſtellt zu haben, denn Auguſt Wilhelm blieb ein rüſtiger Mitarbeiter der Horen und des Muſenalmanachs, und es findet ſich noch aus ſpäterer Zeit vom Jahre 1801 ein von Berlin aus geſchriebener Brief vor, worin Schlegel bittet, Schiller möchte der Madame Unzelmann in ſeinem neuen Drama, dem Mädchen von Orleans, welches unſere Bühne bereichere und zu ihrer allmähligen Umbildung mitwirken müſſe, für die bevorſtehende Darſtellung die Hauptrolle zuwenden.

---

[1] Siehe Schiller's Supplemente (bei Cotta) Bd 3. S. 190 f.

In dem Briefwechſel mit Goethe ſpricht ſich ſeit jenem Bruch mit Friedrich Schlegel eine gewiſſe Abneigung gegen beide Brüder aus, welche zunahm, je mehr ſie von der ſtrengen klaſſiſchen Form zu Gunſten der romantiſchen Dichtung abwichen. Denn ſie bildeten die Grundunterſcheidung der naiven und ſentimentaliſchen Dichtung ganz anders aus, als ſie ihr Urheber im Sinn hatte. Er macht ſich darüber luſtig, daß die Schlegel die Agnes von Lilien für ein Produkt von Goethe hielten, und ſagt, daß er ſich noch nicht habe entſchließen können, den großen Kritikern dieſe ſelige Illuſion zu zerſtören. Friedrich Schlegel recenſirte dieſen Roman, welcher bekanntlich die Frau Karoline von Wolzogen zur Verfaſſerin hat, ſehr ſtrenge, wie er ſagte; als er aber hörte, das Werk ſei nicht von Goethe, ſo bedauerte er es, das Buch ſo hart mitgenommen zu haben. Dieſe „anmaßliche Aeußerung" ſchien Schillern doch zu arg, und er ſchrieb an Goethe: „Der Laffe meinte alſo, er müſſe dafür ſorgen, daß Ihr Geſchmack ſich nicht verſchlimmere. Und dieſe Unverſchämtheit kann er mit einer ſolchen Unwiſſenheit und Oberflächlichkeit paaren, daß er die Agnes wirklich für Ihr Werk hielt."[1] Er entfernte ſich in ſeiner Geſinnung von dem Brüderpaar mehr und mehr, während Goethe immer milder, oder ſoll ich ſagen billiger? urtheilte. Er ſpricht ihnen in einem Briefe vom 22. December 1797 ſogar die volle Kompetenz zur Kritik ab, weil beiden das Gemüth fehle, ob ſie ſich gleich die Terminologie davon anmaßten. „Was ſagen Sie zu dem neuen Schlegel'ſchen Athenäum und beſonders zu den Fragmenten?“ ſchreibt er am 23. Juli 1798 an Goethe. „Mir macht dieſe naſeweiſe, entſcheidende, ſchneidende und einſeitige Manier phyſiſch wehe.“ Und als Goethe ſich über dieſe Fragmente, welche die Tagesliteratur nach Art der Xenien züchtigten, anerkennend, ja lobend äußerte, vertheidigte Schiller ſeine entgegengeſetzte Meinung: „Einen gewiſſen Ernſt und ein tieferes Eindringen in die Sachen kann ich den beiden Schlegel, und dem jüngern insbeſondere, nicht abſprechen. Aber dieſe Tugend iſt mit ſo vielen egoiſtiſchen und widerwärtigen Ingredienzien vermiſcht, daß ſie ſehr viel von ihrem Werth und Nutzen verliert. Auch geſtehe ich, daß ich in den äſthetiſchen Urtheilen dieſer beiden eine ſolche Dürre, Trockenheit und ſachloſe Wortſtrenge finde, daß ich oft zweifelhaft bin, ob ſie wirklich auch zuweilen einen Gegenſtand darunter denken. Die eigenen poetiſchen Arbeiten des ältern beſtätigen mir meinen Verdacht, denn es iſt mir abſolut unbegreiflich, wie daſſelbe Individuum, das Ihren Genius wirklich faßt und Ihren Hermann z. B. wirklich fühlt, die ganz antipodiſche Natur ſeiner eigenen Werke, dieſe Dürre und herzloſe Kälte, auch nur ertragen, ich will nicht ſagen, ſchön finden kann.“ Vielleicht war es auch ihre, immer ausſchließender werdende Vergötterung Goethe's und jener Satz (den er ganz auf ſich deuten konnte und welcher den Stab über ſeine Dichtweiſe brach), daß das wahre Hervorbringen in Künſten ganz bewußtlos ſei,[1] was Schillern erbitterte. Es kam das leichte, bisweilen aber doch auch etwas oberflächliche Talent und der große Umfang des hiſtoriſchen und ſprachlichen Wiſſens beider Brüder dazu, welches aber mit weniger ſcharf zerſetzendem und tief eindringendem Urtheile, ja bei Friedrich Schlegel mit einer gewiſſen verworrenen Trübheit des Geiſtes verbunden war, — was alles zuſammen ihr Weſen dem ſeinigen heterogen machte. Solche Differenzen konnten eine entſchiedene Antipathie hervorrufen, da ſie ſich noch tiefer in die Charaktere hinabſenkten. Während die Schlegel Schiller's moraliſchen Enthuſiasmus und die ſittlich-philoſophiſche Höhe ſeiner Muſe als Bornirtheit belächeln konnten, mochten ihm manche Momente ihres freiern oder ungebundenen Lebens als Libertinage und Frivolität zuwider ſein. Aber es erleidet keinen Zweifel, daß der ältere Bruder einen Theil der Abneigung tragen mußte, welcher eigentlich nur dem jüngern galt. Ueber die bekannte Lucinde des letztern, expectorirt ſich Schiller folgender Maßen. „Ich habe mir vor einigen Stunden durch Schlegel's Lucinde den Kopf ſo taumelig gemacht, daß es mir noch nachgeht. Sie müſſen dieſes Produkt Wunders halber doch anſehen. Es charakteriſirt ſeinen Mann, ſo wie alles Darſtellende, beſſer, als alles, was er ſonſt von ſich gegeben, nur daß es ihn mehr ins Fratzenhafte malt. Auch hier iſt das ewig Formloſe und Fragmentariſche, und eine höchſt ſeltſame Paarung des Nebuliſtiſchen mit dem Charakteriſtiſchen, die Sie nie für möglich gehalten hätten. Da er fühlt, wie ſchlecht er im Poetiſchen fortkommt, ſo hat er ſich ein Ideal ſeiner ſelbſt aus der Liebe und dem Witze zuſammengeſetzt. Er bildet ſich ein, eine unendliche Liebesfähigkeit mit einem entſetzlichen Witze zu vereinigen, und nachdem er ſich ſo konſtituirt hat, erlaubt er ſich alles, und die Frechheit erklärt er ſelbſt für ſeine Göttin. Das Werk iſt übrigens nicht ganz durchzuleſen, weil einem das hohle Geſchwätz gar zu übel macht. Nach den Rodomontaden von Griechheit und nach der Zeit, die Schlegel auf das Studium derſelben verwandt, hätte man gehofft, doch ein wenig an die Naivität und Simplicität der Alten erinnert zu werden. Aber dieſe Schrift iſt der Gipfel moderner Unform und Unnatur; man glaubt, ein Gemengſel aus Woldemar, aus Sternbald und aus einem frechen franzöſiſchen Roman zu leſen.“[1]

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Th. 3, S. 109. — An das Wort Unwiſſenheit, welches in dieſer Stelle doch nur ein Nichtwiſſen aus Mangel an Urtheil, aus Unverſtand heißen kann, hat ſich Auguſt Wilhelm Schlegel gehalten, um im Wendt'ſchen Muſenalmanach ein Xenion zu machen.

An Schiller.

Unwiſſend darfſt du Friedrich Schlegel ſchelten?
Wie? meinſt du ſelber für gelehrt zu gelten?
Du warſt verblendet, daß es Gott erbarme!
Der Bettler Irus ſchilt den Kröſus arm.

Wie wenig Schiller auf bloße Gelehrſamkeit hielt, iſt dem Leſer bekannt. Solche „literariſche Scherze" ſind nicht gar fein.

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Th. 5. S. 284; vergleiche Th. 4. S. 135.

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Th. 5, S. 114 f.

So kam er denn endlich bis zu dem Ausſpruch, daß Kotzebue ihm lieber ſei, als dieſe Kritiker, weil der doch etwas hervorbringe.[1] Und das heißt doch mehr geſagt, als ſich verantworten läßt! Schiller ſcheint ſyſtematiſch darauf ausgegangen zu ſein, Goethen zu ſeiner Meinung über die Schlegel herüberzuziehen, — und was ihm im Leben nicht ganz geglückt iſt, das erreichte er noch nach ſeinem Tode, indem Goethe im Briefwechſel mit Zelter[2] auf Anlaß der bekannten gegen Schiller und ihn ſelbſt gerichteten „literariſchen Scherze“ heftig (nach ſo vielen Jahren!) gegen die Brüder losbricht. Er ſagt dabei, er habe in der Zeit, über welcher wir berichten, in ihrem Kreiſe wenigſtens immer ſociale Verhältniſſe zu vermitteln geſucht.

Nach ſolchen Zerwürfniſſen iſt es doppelt angenehm, über freundliche Beziehungen zu ſprechen, welche von Jena aus fortbeſtanden, oder ſich in Weimar enger knüpften.

Unter den Frauengeſtalten zog ihn beſonders Amalia von Imhof, die Verfaſſerin der Schweſtern zu Lesbos, an, welche auch Goethe auszeichnete. „An Amaliens von Imhof ſchönem aufblühenden Talente,“ ſagt Frau von Wolzogen, „wie an ihrem anmuthigen, lebendigen Umgange, hatte Schiller große Freude, und er ſuchte ihr, wo er konnte, förderlich zu ſein.“ Auch mit Frau von Stein und Charlotte von Kalb, mit welcher er ſchon von Mannheim her befreundet war,[3] lebte er jetzt wieder an Einem Orte zuſammen.

Charlotte von Kalb war eine von den Frauen, welche für Schiller's Bildung von entſchiedenem Gewicht waren, und wenn ſie ihm auch jetzt nicht mehr ſo viel ſein konnte, als in Mannheim, ſo ſtand er ihr doch fortwährend nahe, wie aus ihren vielen Briefen an ihn hervorgeht. Geiſtreich, ideenvoll, vielſeitig gebildet, in ihrer kühnen Seelenſtärke beinahe ihrem Geſchlechte entwachſen und durch kein Herkommen beſchränkt, zugleich voll glühender Empfindung und von nüchternem, ſcharfem Blick ins Leben — ſo war dieſes Weib, wohl eine der merkwürdigſten Frauen Deutſchlands, die mit den, in neueſter Zeit in der Literatur berühmt gewordenen, alle außerordentliche Eigenſchaften gemein hat, ohne bei ſoliderer Kultur des Verſtandes ihre krankhafte Ueberſpannung zu theilen. Man kennt dieſe Frau durch die begeiſterte Schwärmerei, mit der ſie ſich eine Zeit lang an Jean Paul anſchloß, den ſie ſogar heirathen und ſich von ihrem Mann ſcheiden laſſen wollte, und durch ihre hinreißenden Briefe an den geiſtesverwandten, ſittlich zärtlichern Dichter.[1] Auch in den Briefen an Schiller zeigt ſie ſich als ein großherziges, denkendes, ſeltenes Weib, welches ſich für Philoſophie eben ſo ſehr, als für Dichtkunſt intereſſirte. Ihre Schilderungen der geſellſchaftlichen Zuſtände ſind fein und ſchlagend, wir treffen überall auf wahre Bemerkungen und häufig auf „ewige Geiſtesworte, mit warmem Herzblut geſchrieben,“ treu malt ſich in ihren Worten ihr Seelenleben und ihre tiefen Leiden erſchüttern unſer Herz. Sie ſpricht ſich häufig über Schiller's Werke aus, und ſo ſandte ſie ihm nach einer Aufführung von Wallenſtein's Tod folgende Zeilen, in denen ſie trotz ihrer Bewunderung dem Dichter ein Ziel ſteckt, welches weit über dieſes Drama hinaus geht. „Geſtern war ich vielleicht der ſechste Theil des Publikums — durch Aufmerkſamkeit, Antheil, inniges Lauſchen, durch das lebhafteſte Auffaſſen, und die Verwandlung meines Geiſtes in die mich ergreifende, belebende Idee. Sie ſprechen Gedanken aus, die das Letzte ſind in der Wirkung und das zu begreifende Ziel der Menſchheit. So werden lange die feinſten, beſten Weſen, wenn ſie gleicher Stimmungen ſich erinnern oder ihre Empfindungen im Geiſte begreifen wollen, Ihre Gedanken in dem Schmuck Ihrer Rede wiederholen. Der Monolog[2] kann nicht oft genug gehört werden. Er reißt den Aufmerkſamen hin in das Eigenthum Ihrer Seele. Anders iſt alles mit uns! — Wallenſtein, wie er durch einige Winke in Ihrem Schauſpiel mir erſcheint, oder,[3] wie ein anderes Kunſtwerk von Ihnen einmal erſcheinen muß! — iſt über das Schickſal erhaben, das traurige, das glückliche. Alles kann ihm nur Spiel ſein, und ſo Verluſt und Gewinnſt. Ihn will, ihn braucht das Leben nicht mehr. In dieſer Verwirrung — alles, alles drängt ſich, um dieſen Geiſt zu löſen und zu befreien. Die Freiheit, das Wehen der Geiſteswelt iſt uns nahe. Die Kunſt ſelbſt hat keine Regel mehr, und ihr höchſtes Verdienſt liegt in der Möglichkeit, daß ein ewiger Geiſt der Welt erſcheine."

---

[1] Eckermann's Geſpräche mit Goethe, Th. 1, S. 309.

[2] Theil 6, S. 318 f.

[3] Siehe Theil 1, S. 260

---

[1] Jean Paul's Biographie von Spazier, Bd. 3, S. 226 und Bd. 4, S. 37 ff.

[2] Im 4. Auftritt des 5. Aufzugs.

[3] Dieſes oder iſt im Briefe dreimal unterſtrichen.

Das Leben dieſer Freundin Schiller's verdiente in hohem Grade charakteriſirt und eine Auswahl ihrer Briefe bekannt gemacht zu werden. Schiller nahm an ihren perſönlichen Verhältniſſen einen herzlichen Antheil, durch Wort und That. Sie „gab ſeiner Wahl das Zutrauen und die Hoffnung ihrer Seele" — und er bemühte ſich um Hauslehrer für ihre Kinder. Nach dem Tod ihres Gemahls ſcheint ſie durch den Krieg und den Verluſt eines bedeutenden Proceſſes in eine bedrängte Lage gekommen zu ſein, wo ſich denn Schiller ebenfalls als hülfreicher Freund bewährte. Um ihre Exiſtenz zu ſichern, kam ſie auf den Gedanken, in Mainz ein weibliches Erziehungsinſtitut zu errichten, und theilte ihrem Freunde den Plan dazu mit. Aus dem Briefe, den ſie damals, im Auguſt 1800, hierüber von Heidelberg an ihn ſchrieb, entlehne ich einige Stellen. „Soll allgemeine Kultur, Entwickelung phyſiſcher und moraliſcher Kräfte erreicht werden, ſo kann es die Geſellſchaft weit leichter bei dem weiblichen Geſchlecht erreichen, als bei dem männlichen. Allen häuslichen Geſchäften kann eine Frau vorſtehen, und ſie auch ausüben, und hiermit ſelbſt ſind ſo viele getrennte Fähigkeiten, Perſönlichkeiten, Stände und Berufsgeſchäfte vereinigt. Es iſt wohl wahr, das Weib kann und ſoll nicht abſtrahiren, ſie bedarf der Wiſſenſchaft zum Leben, nicht des Lebens für die Wiſſenſchaft. Aber ſie bedarf einer umfaſſenden Erkenntniß." — „Ich mag die Schriften für Frauenzimmer nicht, auch ſind ſie meiſtens ſchlecht, noch weniger Romane. Gar vieles in unſern Romanen wird nach fünfzig bis hundert Jahren nicht können verſtanden werden. Die ſonderbaren Martern, die man ſich zugemuthet hat, werden vielleicht nicht mehr ſein — gewiß nicht, weil die Verhältniſſe milder werden, und die Tücke und Willkühr nicht mehr ſo ſehr durch Recht und Geſetz beſchützt werden. Solche auflöſende Romane — in dreifachem Sinn, auflöſend für wirkliche Kraft des Geiſtes und Gemüths, aber auch auflöſend für den Leidenden und Verſtockten — kann unſer Volk, Zeit, und beide Geſchlechter, beſonders das männliche, noch nicht entbehren. Hätte der rohe Mann, der ſo nicht ſo leicht Menſchenrechte kennt, nicht noch Romane, wo von uns die Rede iſt — er wüßte gar nichts von uns, als daß wir Thiere ſind. Nein, nein, bis jetzt müſſen die Frauen auch die aller ſonderlichſten Romane in Schutz nehmen. Welch eine Abſchweifung! Aber vom Roman iſt ein leichter Uebergang zur Phantaſie. Dieſe Dreifaltigkeit des Sinns, der Bildungsfähigkeit und der Empfindung, wie rein, wie leicht, wie immer emporſtrebend muß ſie erhalten werden! Ohne Phantaſie iſt ein Weib einfältig, mit einer verdorbenen unglückſelig. Das Weib wird ganz verkehrt behandelt. Nach meiner Erfahrung wird es, wo es erzogen werden ſoll, ſo behandelt. In der Kindheit muß es denken; als Jungfrau muß ſie ſpielend gefallen, nur als Weib ſoll ſie arbeiten. Sie, der die Erhaltung der Schöpfung anvertraut iſt, des Vermögens der Geſundheit, der Heiterkeit des Geiſtes und des Gemüthes, wird in den niedern Ständen mißhandelt, in den höhern aufs verächtlichſte betrachtet und verhöhnt. — Verzeihen Sie, daß ich Sie hiermit ennuyire. Ich gebe dieſem Räſonnement nicht einmal die Bedeutung eines Traums."

Man ſieht ſchon hieraus Charlottens ernſte Lebensanſicht, die aus allen ihren Briefen ſpricht. So ſchrieb ſie Schillern 1793 nach ſeiner Heimath aus Jena: „Sie bewohnen jetzo Schwaben, in einer intereſſanten Epoche, wo ſo manches Intereſſe rege ſein — ſo viele Hoffnung blühen und abſterben wird.[1] Viele glauben hier, es könne auch auf Sie von Einfluß ſein! — Man ſieht jetzt keinen fröhlichen Menſchen mehr. Das Unglück unſerer Tage gießt Allen Schwermuth in die Seele! Meine Nerven leiden. Der Name Menſch erſchrickt mich, und ich fliehe gern den Anblick dieſer gequälten oder quälenden Geſtalten! Verzeihen Sie dieſe Aeußerung. Ich möchte wohl lieber Ihnen etwas Annehmliches ſagen, aber Sie erkennen meine Vorſtellung und können mir vielleicht eine erheiternde Ausſicht zeigen. Ach nein! Es iſt wirklich zu egoiſtiſch gewünſcht. O wer ruft nicht jetzt mit Hamlet: O daß ich ſehe, was ich ſehe, und höre, was ich höre!“ So von Gram erfüllt iſt das hochgeſinnte Weib durch die damaligen Mordſcenen in Frankreich. In einem Briefe aus Weimar vom Jahr 1795 ſchildert ſie ihr Mißbehagen an der dortigen Societät: „Ich habe nicht geſchrieben, weil ich immer kommen wollte. Kälte, Kränklichkeit und auch oft Geſchäfte und Leiden verhinderten es aber. Ich rede hier nicht von denen Leiden, gegen die ich mich paſſiv, ſondern gegen die ich mich aktiv verhalten ſoll und muß. Darum darf ich auch die Geſellſchaft nicht ſuchen, um mich über mich oder meine Vorſätze weder zu zerſtreuen noch zu verwirren. Warum aber überhaupt mir die Geſellſchaft wenig iſt, habe ich heute in einem Briefe an Hölderlin[1] detaillirt. Die Geſellſchaft hat ſich hier im Ganzen verſchlimmert — es iſt kein Ton, keine Haltung, und ſelbſt bei einigen kein Schein des Guten mehr. Unter den Beſſern vermehren ſich die Mißverſtändniſſe immer mehr und daher die Trennungen. So iſt z. B. Goethe nirgends mehr, wenigſtens für mich, zu ſehn und zu hören. Ich läugne nicht, daß, wenn er billig iſt und gut, ich manchmal wünſchte, um ihn zu ſein, und das iſt weder Schwäche noch Eitelkeit von mir. Aber mein Gemüth mag nicht hinab — es will hinauf! Jetzt ſah ich ihn — — ich will's Ihnen lieber erzählen. Auch leidet meine Bruſt ſehr und das Reden greift mich außerordentlich an; wo ich alſo nur ſchlaffe, verworrene Dinge zu beantworten hätte, das vermeide ich lieber.“

---

[1] Anſpielung auf die Thronveränderung in Würtemberg durch den Tod des Herzogs Karl.

Daß die Weimar'ſche Geſellſchaft wirklich nicht viel beſſer war, deutet auch Frau von Wolzogen mehrmals an. Das Hofleben regte Bedürfniſſe an, die weder es ſelbſt noch die kleine Stadt befriedigen konnte. Als Goethe und Meyer mit der Aldobrandiniſchen Hochzeit ſogar im Reiſewagen von

---

[1] Er war, durch Schiller's Empfehlung, Hauslehrer bei ihr geweſen

Italien zurückkehrten, ſchrieb Böttiger an Schiller: „Da wird, denn hoffentlich wieder ein neuer Mittelpunkt freundlicher Zuſammenkunft für uns arme, iſolirte Weimaraner ſein;“ und der geheime Rath von Voigt äußert ſich einmal: „Wer nicht mit ſich ſelbſt leben und aus ſich ſelbſt was nehmen kann, findet hier wenig Unterhaltung. Denn die fatale Politik ermüdet und trennt die Societät.“ Ein Grund mehr für Schiller, möglichſt zurückgezogen zu leben.

Voigt ſelbſt war einer von den ausgezeichneten Männern Weimar's, mit denen Schiller fortwährend in nahem Verhältniß blieb. Dieſer treffliche Mann nahm auch an den trockenſten Berufsarbeiten ein reges Intereſſe, wenn er einigen Nutzen und Dienſt für ſeine Mitbürger aus ihnen hoffen konnte. Er erleichterte ſich die Laſt des Aktenweſens und hielt ſich bei dem Mechanismus der Geſchäfte den Geiſt elaſtiſch durch das freie Spiel der Dichtkunſt. So ſchickte er einmal Schillern ein Gedicht zu, indem er ſchrieb: „Ich genoß eine Stunde voll Rührung im Park, als ich dieſe Worte aufzeichnete, und bin immer froh, wenn das Kanzleiweſen nicht alle Herzlichkeit aufgetrocknet hat.“ Als Voigt beim Herzog die Zuſicherung erwirkt hatte, daß Schiller's Gehalt im Nothfalle verdoppelt werden ſolle,[*] benachrichtigte der geheime Rath den Profeſſor hievon mit den Worten: „Es iſt mir eine beſondere Freude, durch meine geringen Dienſte zur Erfüllung Ihrer Wünſche beigetragen zu haben, in der eigennützigen Ueberzeugung, daß Sie nunmehr Ihren Freunden und unſerer literariſchen Republik in Jena ferner angehören werden und daß Sie mich Ihrer Seits ferner des Namens Ihres Freundes würdig halten, den ich mir ſo gern gebe.“ Als ihm Schiller die Geburt ſeines Sohnes Ernſt anzeigte, und ihn mit Goethe zum Pathen bat, ſchrieb der liebenswürdige Mann: „Zunächſt bei dem herzlichen Glückwunſche, den ich Ihnen zum zweiten Sohne abſtatte, ſtehet mein eigenes werthes Ich, welches Ihnen einen fröhlichen Tag verdankt. In der That gab Ihre gütige Nachricht gleich heute früh meinem Tagewerk eine ſo fröhliche Richtung, daß die Menſchen, die ich ſeitdem ſprach, nicht mißvergnügt von mir gegangen ſein werden — denn hiernach berechne ich immer meine froheren Tage.“ Und als ihm ſeine erſte Tochter geboren war, ſchrieb Voigt: „Mein Glückwunſch zur neuen Vaterſchaft iſt Ihnen längſt entgegen gegangen. Ihr Hausweſen wird doch nun erſt vollſtändig, ſeitdem eine junge Muſe leibhaftig bei Ihnen eingekehrt iſt. Sie ſollen und werden noch viele Freude erleben, und das wird, wenn Sie erlauben, die meinige ſein.“ Schiller ſandte ihm ein Exemplar ſeines Almanachs für 1798. Voigt dankte: „Sie beſtreuen ein ödes Feld mit Blumen und verſchönern mir es, wenn ich heim komme von meiner Arbeit. Empfehlen Sie uns Ihrer Frau Gemahlin. Es iſt ein ſüßer Wahn, wenn man glaubt, daß geliebte Perſonen unſer gedenken.“ Ein ſo freundſchaftlich eingeleitetes Verhältniß knüpfte ſich noch feſter, als die Schiller'ſche Familie ſich nun in Weimar niedergelaſſen, und der edle, durch ſeine amtliche Stellung und Verbindung mit dem Hof höchſt einflußreiche Mann leiſtete Schillern und ſeinem Schwager Wolzogen weſentliche Freundſchaftsdienſte.

---

[*] Siehe Theil 3 S. 18

Demſelben Kreis der Geſellſchaft gehörte auch Friedrich von Einſiedel an, welcher als geheimer Rath und Oberhofmeiſter in Weimar lebte, und ſich unter andern poetiſchen Schriften beſonders durch ſeine Bearbeitung der Brüder des Terenz für das Theater bekannt gemacht hat. Thätiger Eifer für Poeſie und Schauſpielkunſt, die er auch theoretiſch zu ergründen ſuchte, hielten ihn in Verbindung mit Schiller, und Frau von Wolzogen ſchildert ihn als einen heitern, kenntnißreichen Mann von kindlich naivem Sinn, gutmüthigem Humor und vollkommener Sicherheit im Umgange. Er ſchickte dem Dichter einmal eine Zeichnung des Wallenſtein, nach einem Gemälde von van Dyke, das er von Wien mitgebracht, mit den Worten: „Wenn Sie Ihrem Helden einen Platz in Ihrem Zimmer einräumen wollen, ſo freut es mich — er iſt, in der Zeichnung, ganz ſtill und zahm, und wohl im Hauſe zu dulden.“[1] Ob Schiller dagegen mit einem andern Literaten, dem frühern Erzieher des Prinzen Konſtantin,

---

[1] Eine Skizze ſeines Lebens und ſeiner Perſönlichkeit findet man in Weimar's Album S. 168 f.

Major von Knebel, häufigen Umgang hatte, möchte ich bezweifeln. Uebrigens erſchienen die von Knebel überſetzten Elegien des Properz, die ihn zuerſt bekannt gemacht haben, urſprünglich zerſtreut in den Horen.

Eine eigene Stellung hatte Schiller zu dem Oberkonſiſtorialrath und Gymnaſialdirektor Böttiger. Er mochte ihn eigentlich nicht, und zürnte ihm einmal höchlich wegen der unbeſonnenen Verwendung eines Manuſkripts, aber er konnte den gelehrten, mit Allem bekannten Mann auch nicht entbehren und ſeine ſich unterordnende und anſchmiegende Dienſtfertigkeit war nicht leicht abzuweiſen. Man lernt das Verhältniß aus der Art kennen, wie ſich Böttiger in ſeinen Briefen an Schiller gibt: „Endlich kann ich Ihnen, verehrungswürdiger Freund, dem Auftrage des Herrn geheimen Rathes Goethe gemäß, Dorothea, die ſchnellvermählte und längſterwartete, zuſchicken. Das Exemplar von Seide iſt der Frau Hofräthin beſtimmt, der ich hochachtungsvoll die Hand küſſe und wohl die Frage vorlegen möchte, welche von den neun Muſen, die hier erſcheinen, ihr die liebſte ſei?“ ꝛc. Seit Schiller in Weimar lebte, ſtellte er ſich Böttigern offenbar ferner und deſſen Briefe aus dieſer Zeit erheben ſich ſelten über den „gehorſamen Diener“ und die „gefühlteſte Verehrung.“ Böttiger erbittet ſich oft nur eine mündliche Antwort an den Boten oder will eine ganz kurze oder gar keine, damit er ihn ja nicht mit Briefſchreiben beläſtige, und bei den größten Gefälligkeiten, die er ihm erzeigt, „beobachtet er nur ſeine Schuldigkeit.“ Schiller holte ſich öfters, z. B. als er ſeinen Ibykus dichtete, als er den Plan entwarf, den Warbeck zu dramatiſiren, über hiſtoriſche Dinge Rath bei ihm, und mochte ſich auch wohl ſeiner höchſt feinen Kunſturtheile erfreuen. Freilich übereilte er ſich auch bisweilen in ſeinen Ausſprüchen, wie z. B. als er den Oktavio Piccolomini in einer Recenſion einen Buben nannte (was er, als es ihm Schiller verwies, reuig zurücknahm), und der gelehrte Mann ſprach oft andern mehr nach, als daß er ſelbſt dachte.

Wie Goethe Schillern von Böttiger, der ihm zuwider war und hauptſächlich durch ihn in Weimar nicht aufkommen konnte, abzog, ſo befreundete er ihn mit dem Maler, Profeſſor Heinrich Meyer, auf welchen jener bekanntlich außerordentlich viel hielt, und dieſer ſchlichte Mann bildete auch einen ſtarken Gegenſatz gegen den ſich nach allen Seiten verneigenden Böttiger. Meyer ſcheint ſich ihm durch einen anſpruchsloſen, ehrlichen und ernſten Sinn achtbar gemacht und empfohlen zu haben. Er war ihm, wie in noch höherm Grade Goethen, dadurch von unſchätzbarem Vortheil, daß er ihn in Verbindung mit der bildenden Kunſt und ihren Erzeugniſſen ſetzte und ihm Gelegenheit gab, ſeine Natur nach dieſer Seite hin auszudehnen. Er war häufig als der dritte mit ihm und Goethen zuſammen. Von eigentlicher idealer Bildung und höherer intellektueller Kultur ſcheint nicht viel in Meyer geweſen zu ſein, was mit Schiller hätte korreſpondiren können. Der Künſtler war von der größten Dankbarkeit durchdrungen, daß Schiller ihm früher ſeine unorthographiſch geſchriebenen und ſchlecht ſtiliſirten Aufſätze verbeſſerte und für die Horen brauchbar machte. Aus Mangel an Uebung, wie er ſagt, wurde ihm das Schreiben ſehr ſchwer, und er trieb die Schriftſtellerei nur auf Antrieb und unter Beihülfe ſeiner Freunde. Seine an Schiller gerichteten Briefe ſind ohne alles Originelle, faſt ordinär.

So trat Schiller in Weimar in einen bunten Kreis von Perſönlichkeiten und Beziehungen ein, ohne, wie geſagt, die Bande, die er in Jena geknüpft, zu löſen. Er beſaß ja dort (bis in den Sommer 1802) auch noch ſein Gartenhaus, welches er im Sommer zu bewohnen dachte! Aber, wie zu ſeinem Geſchäft, ſo kehrte er von allen Menſchen, die bewundernd, verehrend, liebend, oder auch oft neugierig und zudringlich, ſeinen Umgang, ſeine Geſpräche, ſeinen Anblick ſuchten, zu Goethe zurück. Goethe's gewaltige Perſönlichkeit und unbeſtechliches Kunſturtheil wegen ihm alles andere auf, ſo wie Goethe ſelbſt den beglückenden Genuß ſeines Genius am leichteſten bei Schiller fand und ſich in ſeiner Unterhaltung am willigſten die ſtrenge Seele lös'te. Nur das Erzeugniß hielt er für tüchtig, welches die Probe vor dem kernfeſten Verſtande und der gediegenſten Natur beſtanden hatte. An der Rührung empfindſamer Seelen und dem wohlfeilen Beifall der Menge war ihm wenig gelegen. Die Journalkritik berührte ihn kaum mehr, ſeit er des überwältigenden Eindrucks ſeiner Dichtung auf die Beſten der Zeitgenoſſen gewiß war. Manche Journale, wie z. B. das von Merkel, wurden von den Freunden nie eines Blickes gewürdigt.

Seine Geſundheit war noch immer wenig befeſtigt. Was Garve einmal an ihn ſchrieb, findet nur eine allzu traurige Anwendung auf beide: „Es waltet, wie mir manchmal geſchienen hat, ein unglückliches Schickſal über der Literatur Deutſchlands, weil eine lange Kränklichkeit oder ein früher Tod das Loos ſo vieler derer iſt, die im Stande wären, ihr Ehre zu machen.“ In dem erſten Winter, welchen er in Weimar zubrachte (von 1799 auf 1800) ließ er ſich häufig in einer Sänfte austragen, um ſich der Kälte weniger auszuſetzen. Gegen das Frühjahr ſcheint er dieſe Vorſichtsmaßregel unterlaſſen zu haben. Da verfiel er aber in ein ſchweres Katarrhalfieber, welches ſeine Arbeiten auf einige Zeit gänzlich unterbrach und ihm ſelbſt ſogar lebensgefährlich ſchien. Er ſchrieb in ein Notizenbuch: „Anno 1800 war ich ſehr krank.“[1] Welcher Leſer möchte nicht Zeltern beiſtimmen: „O wie viel Schmerz und Freude macht mir der liebe Schiller, wenn der unter ſo vielen eigenen und fremden Leiden die trefflichſten Werke zur Welt ſetzt. Man muß ihn zehnfach verehren. Was ſoll denn ich prahlen, als wenn mir kein Finger wehe thäte, da ſie mir alle wehe thun.“[2] Gewiß, ſein beſtändiges Leiden erregt unſer Bedauern eben ſo ſehr, als die Geduld, mit welcher er ſie ertrug, unſere Bewunderung — und als ſeine beſcheidenen Anſprüche an Lebensglück unſere Rührung. „Leider,“ ſchreibt er gegen Ende März, „habe ich die ſchöne Luft nur vom Fenſter aus genoſſen, aber auch ſo mich ſehr daran gelabt.“ Er wagte ſich dann wieder zum Hauſe hinaus aber „die gewaltſame Wirkung der Luft erſchreckte ihn,“ und das Treppenſteigen griff ihn ſehr an.

Schiller's Hauptarbeit bis in die Mitte des Jahrs 1800 war mit einer kurzen Unterbrechung, während welcher er den Macbeth dem deutſchen Theater gerecht machte, Maria

---

[1] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Theil 2, S. 201.

[2] Briefwechſel mit Goethe, B. 6, S. 20.

Stuart. Von dieſen Werken ſoll in den nächſten Kapiteln geſprochen werden. Hier betrachten wir nur noch einige kleinere Gedichte, welche dieſes Jahr hervortrieb: An Goethe, als er den Mahomet des Voltaire auf die Bühne brachte; die deutſche Muſe und die Antiken zu Paris.

Schiller und Goethe ſuchten damals mehr, als je, das Theater emporzubringen. „Wir beriethen uns“, erzählt der letztere,[1] „über den Gedanken, die deutſchen Stücke, die ſich erhalten ließen, theils unverändert im Druck zu ſammeln, theils aber verändert und ins Enge gezogen der neuern Zeit und ihrem Geſchmack näher zu bringen. Eben daſſelbe ſollte mit ausländiſchen Stücken geſchehen, eigene Arbeit jedoch durch eine ſolche Umbildung nicht verdrängt werden. Hier iſt die Abſicht unverkennbar, den deutſchen Theatern den Grund zu einem ſoliden Repertorium zu legen, und der Eifer dieß zu leiſten, ſpricht für die Ueberzeugung, wie nothwendig und wichtig, wie folgereich ein ſolches Unternehmen ſei. Wir waren ſchon gewohnt, gemeinſchaftlich zu handeln, und wie wir dabei verfuhren, iſt bereits im Morgenblatt ausführlich vorgetragen. In das gegenwärtige Jahr (1800) fällt die Redaktion von Macbeth und die Ueberſetzung von Mahomet.“

Goethe las dieſe Bearbeitung der Voltaire'ſchen Tragödie am 17. December 1799 dem Herzog und der Herzogin vor, wozu er auch ſeinen Freund einlud, und dieſer verfertigte jene Verſe an Goethe als eine Schutzſchrift dieſes Unternehmens. „Heute denke ich mich zu Hauſe zu halten,“ ſchreibt er am 8. Januar 1800, „und einen Verſuch zu machen, ob ich meine Stanzen fertig bringen kann, damit wir das Publikum mit geladener Flinte bei der Aufführung des Mahomet erwarten können.“

Um dieſen Prolog, welcher dem öffentlichen Urtheil über Goethe's Mahomet vorgreifend die Richtung geben oder wenigſtens das Publikum auf den rechten Standpunkt ſtellen ſollte, recht zu verſtehen, müſſen wir an Schiller's Anſicht über den Werth der dramatiſchen Kunſt der Franzoſen erinnern.

---

[1] Goethe's Werke, Ausgabe letzter Hand, B. 31, S. 83 f.

Schon in den Räubern beſpöttelt Schiller unter dem Namen des Karl Moor die franzöſiſche Tragödie, indem er z. B. ſeinen Helden in Bezug auf die großen Griechen und Römer ſprechen läßt: „Koſtbarer Erſatz eures verpraßten Blutes — wenn's glücklich geht, von einem franzöſiſchen Tragödienſchreiber auf Stelzen geſchraubt und mit Drahtfäden gezogen zu werden.“ Dieſer Anſicht blieb Schiller der Hauptſache nach treu: das kalt Verſtändige, das weitſchweifig Deklamatoriſche und die angebetete Decenz der franzöſiſchen Tragödie waren ihm zuwider.[1] Aber während er es für den Charakterruhm des gebildeten Mannes anſah, dieſe Klippe, welcher uns Alter und Kultur nothwendig entgegen führen, glücklich zu vermeiden, hielt er ſich ſeit ſeiner Rückkehr zum Drama auch von der entgegengeſetzten Manier der Engländer, von einer bunten und wilden Regelloſigkeit, ferne, indem er den ächten dramatiſchen Stil in der Verbindung der Einheit und Mannigfaltigkeit ſuchte. Ja ich habe nachgewieſen, daß er in ſeiner dritten Periode praktiſch und theoretiſch der logiſchen Form und dem klaſſiſch Regelmäßigen, durch ſeine Natur und Bildung dazu geführt und durch Goethe darin beſtärkt, wirklich zu viel einräumte.[2] So näherte er ſich, wie auch Goethe in ſeiner klaſſiſchen Periode, den Franzoſen wieder, die er in der Jugend einſeitig ganz verworfen hatte, ja er verſöhnte ſich von dieſer Seite, während er in jeder andern Beziehung ewig von ihnen fern ſtand, um ſo mehr mit ihnen, da durch die neu aufgekommene romantiſche Schule wieder jene rohe Regelloſigkeit in die Literatur einzubrechen drohte, die er und Goethe mit der vollendeten Dichtkunſt für unverträglich hielten. Sein Urtheil über einige Stücke des Corneille in einem Briefe vom 31. Mai 1799 iſt zu bezeichnend, als daß wir es nicht aufnehmen ſollten: „Ich habe in dieſen Tagen Corneille's Rodogüne, Pompée und Polyeucte geleſen und bin über die wirklich enorme Fehlerhaftigkeit dieſer Werke, die ich ſeit zwanzig Jahren rühmen hörte, in Erſtaunen gerathen. Handlung, dramatiſche Organiſation, Charaktere, Sitten, Sprache, alles, ſelbſt die Verſe, bieten die höchſten Blößen an, und die Barbarei einer ſich erſt bildenden Kunſt reicht lange nicht hin, ſie zu entſchuldigen. Denn der falſche Geſchmack, den man ſo oft auch in den geiſtreichſten Werken findet, wenn ſie in einer rohen Zeit entſtanden, dieſer iſt es nicht allein, nicht einmal vorzugsweiſe, was daran widerwärtig iſt. Es iſt die Armuth der Erfindung, die Magerkeit und Trockenheit in Behandlung der Charaktere, die Kälte in den Leidenſchaften, die Lahmheit und Steifigkeit im Gang der Handlung und der Mangel an Intereſſe faſt durchaus. Die Weibercharaktere ſind klägliche Fratzen, und ich habe noch nichts als das eigentlich Heroiſche glücklich behandelt gefunden; doch iſt auch dieſes an ſich nicht ſehr reichhaltige Ingredienz einförmig behandelt. Racine iſt ohne allen Vergleich dem Vortrefflichen viel näher, obgleich er alle Unarten der franzöſiſchen Manier an ſich trägt und im Ganzen etwas ſchwach iſt. Nun bin ich in der That auf Voltaire's Tragödie ſehr begierig, denn aus den Kritiken, die der letztere über Corneille gemacht, zu ſchließen, iſt er über die Fehler deſſelben ſehr klar geweſen."

---

[1] Siehe Theil 4, S. 143.

[2] Siehe Theil 4, S. 148 f., S. 188 und ſonſt.

Wenn man alſo die franzöſiſche Tragödie für die deutſche Bühne ausarbeiten wollte, ſo mußte man ſich, ſcheint es, an Voltaire halten. Goethe wählte deſſen Mahomet.

„Ich habe nun auch den Anfang gemacht," ſchreibt Schiller am 15. Oktober 1799 an Goethe, „den Mahomet zu durchgehen und einiges dabei anzumerken, was ich auf den Freitag ſchicken will. So viel iſt gewiß, wenn mit einem franzöſiſchen und beſonders Voltaire'ſchen Stück der Verſuch gemacht werden ſollte, ſo iſt Mahomet am beſten dazu gewählt worden. Durch ſeinen Stoff iſt das Stück ſchon vor der Gleichgültigkeit bewahrt und die Behandlung hat weit weniger von der franzöſiſchen Manier, als die übrigen Stücke, die mir einfallen. Sie ſelbſt haben ſchon viel dafür gethan und werden, ohne große Mühe, noch einiges Bedeutende thun können. Ich zweifle daher nicht, der Erfolg wird der Mühe des Experiments werth ſein. Deſſenungeachtet würde ich Bedenken tragen, ähnliche Verſuche mit andern franzöſiſchen Stücken vorzunehmen, denn es gibt ſchwerlich noch ein zweites, das dazu tüchtig iſt. Wenn man in der Ueberſetzung die Manier zerſtört, ſo bleibt zu wenig poetiſch Menſchliches übrig, und behält man die Manier bei und ſucht die Vorzüge derſelben auch in der Ueberſetzung geltend zu machen, ſo wird man das Publikum verſcheuchen.“ Nachdem es hierauf Schiller auf eine vortreffliche Weiſe ausgeführt hat, wie der ganze innere Geiſt dieſer Stücke auf dem zweiſchenklichten Weſen des Alexandriners und auf der Natur des Reims, aus zwei Alexandrinern ein Kouplet zu machen, ſich gründe, ſo ſchließt er mit folgenden Worten: „Da nun in der Ueberſetzung mit Aufhebung des Alexandriniſchen Reims die ganze Baſis weggenommen iſt, worauf dieſe Stücke erbaut wurden; ſo können nur Trümmer übrig bleiben. Man begreift die Wirkung nicht, da die Urſache weggefallen iſt. Ich fürchte alſo, wir werden in dieſer Quelle wenig Neues für unſere deutſche Bühne ſchöpfen können, wenn es nicht etwa die bloßen Stoffe ſind.“

Zu ſeiner Bearbeitung des Mahomet lieferte jetzt Schiller Goethen die ſchätzbarſten Ideen[1], und als die Arbeit fertig war, rechtfertigte er ihren Zweck gegen leicht möglichen Mißverſtand und gegen Uebelwollende in dem trefflichen Gedicht, welches uns zu dieſem weiter ausholenden Berichte Anlaß gegeben hat.

Durchleſen wir das Gedicht, ſo hören wir zuerſt das Publikum ſich verwundernd fragen, wie Goethe, welcher ſchon als Jüngling durch ſeinen Götz von Berlichingen das deutſche Drama von dem falſchen Regelzwang der Franzoſen befreite, jetzt auf der Mittagshöhe ſeiner Meiſterſchaft die fremde, veraltete Kunſt wieder auf die vaterländiſche Bühne zurückbringe? Dieſer Meinung ſtimmt in der zweiten und in den beiden folgenden Strophen der Dichter darin bei, daß der deutſche Genius, den beſſern Muſtern der Griechen und der Britten folgend, ſich eine eigenthümliche einheimiſche Kunſt geſchaffen habe. An dem Hofe eines Deſpoten, wie Ludwig's XIV., könne die Kunſt das Edle nicht geſtalten, denn ſie gedeihe nur in der Freiheit; und unter dem Druck jener willkührlichen Formen könne und dürfe ſie „die Menſchheit in ihrer Wahrheit nicht zeichnen.“[2] Denn das Edle der Kunſt —

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 5, S. 192 ff.

[2] Schiller's Werke in 1 Bd., S. 1161. 2. m. (Oktavausg. Bd. 11, S. 472.)

„Nur mit der Wahrheit wird es ſich vermählen.“

Das iſt alſo Goethe's Abſicht nicht, fährt der Dichter fort, Unmögliches anſtrebend, „uns zurückzuführen zu den Tagen charakterloſer Minderjährigkeit“ ꝛc., und es iſt in dieſer berühmten Stanze ein höherer Schwung und ein, den Gegenſtand überragender allgemeiner Inhalt, der uns an die Worte im Don Karlos (Akt 3, Scene 10), welche Marquis Poſa zu Philipp ſagt, auffallend erinnert:

> „Sie wollen
> Allein in ganz Europa — ſich dem Rade
> Des Weltverhängniſſes, das unaufhaltſam
> In vollem Laufe rollt, entgegen werfen?
> Mit Menſchenarm in ſeine Speichen fallen?
> Sie werden nicht!“ ꝛc.

Die fünfte Stanze („Erweitert jetzt“ ꝛc.) ſchildert dann mit einigen Meiſterzügen die neuere deutſche Tragödie im Gegenſatz gegen die altfranzöſiſche. Die Bühne hat ſich (wie es auch im Prolog zum Wallenſtein und in den Diſtichen „Shakſpeare's Schatten“ gefordert wird) „über des Bürgerlebens engen Kreis“ zu einer Welt erweitert; ſie hat ſich von dem deklamatoriſchen Wortgepränge der Franzoſen [1] gereinigt; ſie hat die „angebetete Decenz“ derſelben verbannt, ſo daß der Held in ſeiner vollen Menſchheit erſcheinen kann und im Ausdruck der Leidenſchaft durch keine willkührliche Anſtandsgeſetze gebunden iſt. Der Dichter ſetzt hinzu:

„Und in der Wahrheit findet man das Schöne.“

welcher Vers in jenen Ausſpruch eingreift: „Möchte es doch einmal einer wagen, den Begriff und ſelbſt das Wort Schönheit, an welches ſo viele falſche Begriffe unzertrennlich geknüpft ſind, aus dem Umlauf zu bringen und, wie billig, die Wahrheit in ihrem vollſtändigſten Sinn an ſeine Stelle zu ſetzen,“ [2] und mit beſonderm Nachdruck hält Schiller in dem Gedichte den Franzoſen überall nicht die Schönheit, ſondern die Wahrheit zur Beſchämung entgegen.

---

[1] Siehe Theil 4, S. 143 f.

[2] Briefwechſel mit Goethe, Theil 3, S. 160.

Dagegen ſchildert er von der ſechsten Stanze an, einlenkend, was zu Gunſten der franzöſiſchen Tragiker geſagt werden kann. Zuerſt ſoll nicht die bloße rohe, ſondern es ſoll die idealiſirte Natur auf der Bühne erſcheinen — wie er denn meinte, man müſſe durch Verdrängung der gemeinen Naturnachahmung vom Theater der Kunſt Luſt und Licht verſchaffen.[1] Jedes Wort, was hier über den Schein im Gegenſatz der Wirklichkeit und des Sinnenwahns, über die Kunſt im Gegenſatz der Natur, über die Aufrichtigkeit der wahren tragiſchen Muſe, durch eine bloße Fabel zu gefallen, geſagt iſt, findet ſeine beſtimmte Erklärung in früher Erörtertem,[2] und das herrliche Bild von den Schatten im acherontiſchen Kahn bezieht ſich auf Ideal und Leben („das Reich der Schatten").[3] Man kann bei den beiden Stanzen auch an das Diſtichon aus Shakſpeare's Schatten erinnern:

> „O die Natur, die zeigt auf unſern Bühnen ſich wieder,
> Splitternackend, daß man jegliche Rippe ihr zählt."

Das Zweite iſt, daß keine phantaſtiſche, verwirrende Regelloſigkeit, ſondern eine kunſtvolle Behandlung in dem Schauſpiele herrſche, durch welche die Gattungen (das niedrig Komiſche von dem hoch Tragiſchen) geſchieden werden. In beiden Vorzügen, in der Idealiſirung der rohen Natur und in der Feſthaltung einer ſtrengen Kunſtform, welche auch die proſaiſche Darſtellung ausſchließt,[4] ſollen uns die Franzoſen Führer zum Beſſern werden. In der letzten Strophe, wo ſchließlich ihre Vorzüge und Mängel gegen einander abgewogen werden, liegt der Hauptinhalt des Ganzen.

Dieſer Prolog zu Mahomet iſt ein Seitenſtück des Prologs zu Wallenſtein. Der Ausdruck in beiden Gedichten iſt gleich gewählt und rein, die Anlage auf ähnliche Weiſe kunſtvoll und der Gehalt in beiden bedeutend: aber der Gegenſtand in dem Wallenſtein'ſchen Prolog iſt anziehender und poetiſcher. In der dritten Periode iſt unſer Zueignungsgedicht das vorzüglichſte Lehrgedicht über Poeſie, wie in der zweiten Periode die Künſtler das einzige. Aber die Aufgabe in den Künſtlern iſt allgemeiner, das Intereſſe in dieſen Stanzen iſt partikulär, mehr formel, und trockener, ſo ſehr es der Dichter auch zu beſeelen wußte.

---

[1] Siehe Theil 4, S. 139.

[2] Siehe Theil 3, S. 33. S. 374, Theil 4, S. 139.

[3] Siehe Theil 3, S. 138 f.

[4] Siehe Theil 3, S. 316 ff.

Schiller verfaßte in demſelben Jahr noch zwei kleine Gedichte von didaktiſchem Charakter, die ebenfalls die Franzoſen berühren. Die deutſche Muſe, „Kein Auguſtiſch Alter blühte“ ꝛc. iſt ganz aus dem vorigen Gedicht, beſonders aus der zweiten und dritten Stanze, geſchöpft. Die Verſe

»Selbſt in der Künſte Heiligthum zu ſteigen,
Hat ſich der deutſche Genius erkühnt.«

ſind hier nicht mit Bezug auf das Ausland geſagt, ſondern auf die deutſchen Fürſten und Großen angewandt, welche die vaterländiſche Dichtung nicht pflegten. Unbeſchützt, ja unbeachtet blühte ſie eigenthümlich und um ſo kräftiger und ſeelenvoller empor, da der verlaſſene Deutſche nur in ſeinem Herzen den begeiſternden Antrieb finden konnte und die größte Selbſtthätigkeit aufbieten mußte. Dieſe innige Seelen- und Herzensfülle der deutſchen Poeſie[1] ſpottet denn auch der Regeln Zwang — oder, wie es im Prolog heißt: „des falſchen Anſtands prunkenden Geberden.“ Keine willkührliche Hofconvenienz iſt für ſie Geſetz. Dieß iſt der alleinige polemiſche Zug dieſer Verſe, welche die Trefflichkeit der deutſchen Poeſie hervorſtellen, während der Prolog den Vorzügen der franzöſiſchen Tragödie Gerechtigkeit widerfahren läßt. Es iſt als ob der Dichter einen für die Franzoſen allzu günſtigen Eindruck des Prologs habe ſchwächen wollen. Jede Vorliebe wehrt er endlich auch in den, in demſelben Jahre verfaßten Strophen: die Antiken zu Paris, ab. Wir haben dieſes Gedicht, in welchem er die warme Begeiſterung des Herzens für den wahren Genuß von Kunſtwerken eben ſo fordert, wie in den beiden vorhergehenden Stücken zur Hervorbringung, ſchon früher erklärt.[2] Alle dieſe didaktiſchen Gedichte, wie auch die hierher gehörigen: das Mädchen von Orleans und Wilhelm Tell, die wir ſpäter zu nennen haben, beziehen ſich auf einen beſtimmten

---

[1] Siehe Theil 3, S. 246.

[2] Siehe Theil 3, S. 164.

Fall, ſind durch eine Gelegenheit entſtanden, während die Künſtler und alle Produkte der Ideendichtung ganz aus allgemeinen Gedanken herausgearbeitet ſind. Nachdem ſich Schiller einmal durch die Xenien dem wirklichen Leben angeſchloſſen hatte und ſo zu einer konkretern Poeſie geführt worden war,[1] hielt er ſich fortwährend in dieſer Bahn, ohne je wieder zu jener erſten Klaſſe[2] zurück zu kehren.

---

[1] Siehe Theil 3, S. 211 und S. 235.

[2] Siehe Theil 3, S. 130 und 134 ff.

Siebentes Kapitel.

Maria Stuart.

Maria Stuart ward, wie früher erzählt worden iſt, nach den erforderlichen Vorſtudien, am 4. Juni 1799 begonnen, und das ſchöne Wetter erweckte in dem kleinen Gartenzimmer bei Jena eine recht gute Stimmung für die Arbeit, die ſich auf feſtem Boden zwar langſam, aber ſicher aufbaute. Schiller hatte ſein Werk kaum angefangen, als ſchon, und zwar binnen acht Tagen zwei Anträge von Buchhändlern und Ueberſetzern aus England an ihn ergingen, das Stück im Manuſkript dahin zu ſchicken. In der Nacht zwiſchen dem vier und fünf und zwanzigſten Juli ward der erſte Akt vollendet und am folgenden Tag ſogleich der zweite angefangen. Am ſechs und zwanzigſten Auguſt war der zweite fertig und am nächſten Tag ward ſogleich zum dritten Akt fortgeſchritten. Am ſechszehnten September wurden die beiden erſten Akte Goethen vorgeleſen. Nachdem der Dichter nun nach der, durch den Almanach verurſachten Pauſe vom dritten bis dreißigſten September, wieder zu ſeinem Drama zurückgekehrt war, wurde er bald darauf durch die Niederkunft und Krankheit ſeiner Frau und durch ſeinen Umzug nach Weimar in ſeiner Arbeit unterbrochen. Es mochten damals die drei erſten Akte ausgearbeitet ſein. In Weimar machte dann die Ueberſetzung des Macbeth eine neue Diverſion, bis Anfangs April 1800, und bald fiel er in jenes lebensgefährliche Katharralfieber, von welchem ſchon in dem vorhergehenden Kapitel geſprochen worden iſt. Nach überſtandener Krankheit wandte er ſich mit neuem Eifer zur Vollendung ſeiner Tragödie zurück. Als die vier erſten Akte geſchrieben waren, lud er im Mai eine kleine Geſellſchaft zu ſich ein, worunter die Demoiſelle Jagemann war. Nach dem Nachteſſen las er die fertigen Scenen vor, und dieſe ausgezeichnete Schauſpielerin verſtand ſich dazu, die Rolle der Eliſabeth zu übernehmen, deren Darſtellung die meiſte Kunſt zu erfordern ſchien.[1] Endlich begab ſich Schiller, um den letzten Akt ungeſtört ausarbeiten zu können, nach dem herzoglichen Schloß Ettersburg, welches auf einer, rings vom Walde umgebenen Anhöhe liegt. Er pflegte, wenn er durch Beſuch unterbrochen wurde, öfters im Scherz zu ſagen, er wünſchte, daß ein Potentat ihm Gefährliches zutraute und ihn einige Zeit auf eine Bergfeſte mit ſchöner Ausſicht einſperrte, ihm aber nichts abgehen und ihn auch auf den Wällen herumſpazieren ließe. Da ſollten Werke ſo recht aus Einem Guß entſtehen! Und ſo rieth er auch Goethen einmal, ſich in den dichten Thüringer Wald oder auf eine andere Wartburg zurückzuziehen. In jenem Aſyl zu Ettersburg vollendete der glückliche Freund der einſamen Natur ſein Werk, als die Proben der erſten Aufzüge längſt begonnen hatten und der Tag der Darſtellung nicht mehr fern war. Maria Stuart wurde am vierzehnten Juni 1800, unmittelbar vor der Abreiſe der Geſellſchaft nach Lauchſtädt gegeben und ſpielte in dieſer erſten Aufführung vier Stunden. Madame Vohs ſtellte die Maria dar; ſie ließ aber in die Leiden des ſchönen Weibes die Würde der gekränkten Königin untergehen. Demoiſelle Jagemann feierte als Eliſabeth über ſie einen entſchiedenen Triumph.

Mit welchem Beifall das Drama aufgenommen wurde, mag man aus nachfolgender Stelle eines Briefes des Schauſpielers Heinrich Becker an Schiller aus Lauchſtädt erſehen, wo es zuerſt am 3. Juli 1800 auf der Scene erſchien. „Das Stück hat ſo gefallen, daß ich mich einer ſolchen Senſation nicht erinnern kann. Das einſtimmige Urtheil von allen Zuhörern war, es ſei das ſchönſte Schauſpiel, welches Deutſchlands Bühne je dargeſtellt habe. Der Profeſſor Niemeyer und die meiſten übrigen Profeſſoren von Halle waren gegenwärtig. Den Kaſſierer hat man gar nicht zur Kaſſe kommen laſſen. Nachmittag um halb drei Uhr hatte man ſchon alle Billets aus ſeiner Wohnung abgeholt. Die Wuth der Menſchen zu dem kleinen Haus war ſo groß, daß wir die Muſici aus dem Orcheſter auf die Bühne placirten, und dieſes mit Zuſchauern vollpropften. Sie boten einander ſelbſt für ein Billet, welches acht Groſchen koſtet, drei Thaler. Dennoch mußten über zweihundert Menſchen zurückbleiben. Um ſie nicht der langen Hitze auszuſetzen, ließen wir ſchon halb fünf Uhr anfangen.“

---

[1] Zeitung für die elegante Welt. März 1823. Nro. 49. Vergl. Weimar's Album 1840 S. 149 ff.

Dagegen wird uns verſichert, daß die Tragödie bei dem Weimariſchen Publikum, welches mehr dem kunſtrichterlichen Verſtande, als einem unbefangenen Gefühle folgte, zuerſt mit getheiltem Beifall aufgenommen worden ſei. Man habe ungern idealiſche Geſtalten, wie Max und Thekla im Wallenſtein, vermißt; an der Zankſcene zwiſchen den beiden Königinnen, noch mehr aber an der Abendmahlſcene habe Mancher Anſtoß genommen. Bei der zweiten Aufführung in Weimar, im nächſten Herbſte, wurde alles Störende beſeitigt und überhaupt gar Manches geändert und abgekürzt.[1]

Dieſe Tragödie ſtreckt ihre Wurzeln durch eine Reihe von Jahren aus, bis zur Jugend Schiller's. In derſelben Zeit und an demſelben Orte, wo ihn die erſten Phantaſien des Liedes von der Glocke umſchwebten, in dem einſamen Bauerbach, im Jahr 1783, nahm er ſich zuerſt vor, das unglückliche Schickſal der ſchottiſchen Königin dramatiſch zu bearbeiten.[2] Mehr, als eine Lebensperiode hindurch, lag die Idee verborgen in der Seele des Dichters, bis ſie ſich endlich in demſelben Jahr entfaltete, wo auch das Gebilde der Glocke an den Tag trat. Als Schiller nach Beendigung des Wallenſtein, im Mißbehagen über die ungewohnte Muße, raſch ſich nach einem neuen Werke umſah, boten ſich ihm zwei alte Plane an, die Maltheſer und Maria Stuart.

---

[1] Weimar's Album, S. 155.

[2] Leben Schiller's von Frau von Wolzogen, Theil 1, S. 90.

Ohne Zweifel würde er die, noch vor Kurzem wieder aufgenommenen Maltheſer vorgezogen haben, wenn er hier nicht wieder nur auf Militäriſches und Kriegeriſches geſtoßen wäre. Sein Herz ſehnte ſich aber nach einem rein menſchlichen Gegenſtande, in welchem er die zarten Empfindungen der Humanität voll ausſprechen konnte, wie im Wallenſtein das Hochgefühl der Freiheit vorwaltet. Wie konnte er bei einer ſolchen Gemüthsverfaſſung an einem Stücke Gefallen finden, in welchem kein einziges Weib ſpielt? Dieß beſtimmte ihn für Maria Stuart. Hören wir, wie er ſich ſelbſt in einem Briefe an Goethe vom 19. März 1799 äußert! „Ich habe mich ſchon lange vor dem Augenblick gefürchtet, den ich ſo ſehr wünſchte, meines Wallenſtein los zu ſein; und in der That befinde ich mich bei meiner jetzigen Freiheit ſchlimmer, als der bisherigen Sklaverei. Die Maſſe, die mich bisher anzog und feſthielt, iſt nun auf einmal weg, und mir dünkt, als wenn ich beſtimmungslos im luftleeren Raume hinge. Zugleich iſt mir, als wenn es abſolut unmöglich wäre, daß ich wieder etwas hervorbringen könnte; ich werde nicht eher ruhig ſein, bis ich meine Gedanken wieder auf einen beſtimmten Stoff mit Hoffnung und Neigung gerichtet ſehe. Habe ich wieder eine Beſtimmung, ſo werde ich dieſe Unruhe los ſein, die mich jetzt auch von kleinern Unternehmungen abzieht. Ich werde Ihnen, wenn Sie hier ſind, einige tragiſche Stoffe von freier Erfindung vorlegen, um nicht in der erſten Inſtanz, in dem Gegenſtande, einen Mißgriff zu thun. Neigung und Bedürfniß ziehen mich zu einem frei phantaſirten, nicht hiſtoriſchen, und zu einem bloß leidenſchaftlichen und menſchlichen Stoff, denn Soldaten, Helden und Herrſcher habe ich vor jetzt herzlich ſatt.“

Mit welch' anderer Stimmung ging Schiller an Maria Stuart, als an Wallenſtein, zu welchem ihn gerade das Reale und ſtreng Hiſtoriſche hinzog, das er niemals mehr verlaſſen wollte.[1] Uebrigens hielt ihn Goethe oder eine beſſere

---

[1] Siehe Theil 3. S. 285 f.

Ueberlegung dießmal noch von einem ſelbſterfundenen, „frei phantaſirten“ Gegenſtande zurück; aber ſein neues Stück von dem Boden der Freiheit und der Geſchichte auf den Grund des Herzens und der Leidenſchaft zu verpflanzen, daran konnte ihn nichts hindern.

Aus dieſem Geſichtspunkte muß der Charakter der Königin Maria aufgefaßt werden, deren Perſon und Schickſale beinahe den ganzen Inhalt des Trauerſpiels erſchöpfen. Es wird uns ein höchſt liebenswürdiges Weib vorgeführt, welches die Verirrungen ihres Herzens durch Leiden und Tod abbüßt. Dieſem Hauptzwecke muß jedes andere hiſtoriſche Verhältniß weichen oder dienen. Der Geſchichte nach iſt Maria Stuart die Mutter des Königes Jakob von Schottland, zu deſſen Gunſten ihre Feinde ſie gezwungen hatten, vor ihrer Flucht aus Schottland, im Jahr 1567, der königlichen Würde zu entſagen. Dieſes Sohnes, der im Todesjahre der Maria, 1587, zwanzig Jahr alt war, wird in der Tragödie nur einmal (Akt 1, Scene 7) beiläufig erwähnt. Wie das Schickſal ſie ſchon vor zehn Jahren durch den Tod des Bothwell von einem verbrecheriſchen Ehebündniß befreit hatte, ſo befreit ſie der Dichter auch von dem mütterlichen Verhältniß, um ſie rein als das bezaubernde Weib ſchildern zu können. Die Schillerſche Maria iſt nicht als Mutter gemalt, und kann es nicht ſein — ſie wäre um den tiefſten Schmerz, aber auch um einen großen Troſt reicher, und die Welt ihrer Gedanken und Empfindungen wäre weſentlich verändert. Aber auch als Königin hat ſie uns der Dichter eigentlich nicht zeichnen wollen — ja er hat ſie, als bloßes Weib, in Gegenſatz zu einer Königin überhaupt geſtellt, welches die Eliſabeth iſt. Berührt ſie das Schickſal ihres Volkes? Entwirft ſie irgend einen Plan für das Wohl ihres Reiches? Von ihren letzten Segenswünſchen iſt ihr Vaterland ebenſowohl, als ihr Sohn ausgeſchloſſen. Ihr königlicher Stand iſt ihr nur eine Vertheidigungswaffe gegen die Eliſabeth, und ihrer königlichen Würde gedenkt ſie nur, um ſich an derſelben gleichſam ſymboliſch ihre hohe Weiblichkeit auszuſprechen, wie z. B. in der Stelle (Akt 5, Scene 6):

„Den Menſchen adelt,
Den tiefgeſunkenen, das letzte Schickſal;
Die Krone fühl' ich wieder auf dem Haupt,
Den würd'gen Stolz in meiner edlen Seele.“

Das bloß und ganz Menſchliche, welches uns der Dichter in Maria darſtellen will, findet in der königlichen Hoheit einen Anhalt und eine Kräftigung.

Die Maria der Geſchichte ſchmachtete neunzehn Jahre im Gefängniß, ehe ſie fünf und vierzig Jahre alt, „früh gealtert, mit ergrauten Haaren, aller Schönheit entblößt, kaum fähig, wenige Schritte zu gehen, von ihrem Krankenlager aufgerufen und gezwungen wurde, zum Blutgerüſte zu ſteigen.“[1] Die Maria der Tragödie klagt zwar auch über „ihr langes Kerkerelend,“ deſſen Dauer jedoch auf ſieben bis acht Jahre heruntergeſetzt iſt;[2] aber ſie ſtrahlt noch im vollſten Glanze der Jugend. Nicht nur Leiceſter liebt ſie, auch Mortimer iſt für ſie entzündet. Eliſabeth bezeugt, ſie habe aller Männer Gunſt erworben,

„Weil ſie ſich nur befliß, ein Weib zu ſein;
Und um ſie buhlt die Jugend und das Alter;“

und Mortimer ſagt, in ihren Anblick verſunken, zu Maria (Akt 1, Scene 6):

„Wohl hat ſie Recht, die Euch ſo tief verbirgt!
Aufſtehen würde Englands ganze Jugend,
Kein Schwert in ſeiner Scheide müßig bleiben,
Und die Empörung mit gigant'ſchem Haupt
Durch dieſe Friedensinſel ſchreiten, ſähe
Der Britte ſeine Königin!“

Trefflich ſind Leiceſter's Liebe und dieſes Mortimer Gluth auch deßwegen erfunden, weil ſich in ihnen, ſo wie in Eliſabeth's Eiferſucht, die göttliche Schönheit der Maria beſſer darſtellt, als die längſte Schilderung ſie uns zeichnen könnte.

---

[1] Die Königinnen Eliſabeth und Maria Stuart von Raumer (Leipzig 1836), S. 581.

[2] Man kann das daraus ſchließen, daß Leiceſter (Akt 2, Scene 8) ſagt, ihm ſei die Maria vor zehn Jahren, ehe ſie den Darnley heirathete, zugedacht geweſen. Dieſen heirathete ſie aber zwei Jahre vor ihrer Flucht nach England. Schiller muß ſich alſo die 1542 geborne Maria, indem er ihre Gefangenſchaft um 13 oder 12 Jahre verkürzte, 32 oder 33 Jahre alt gedacht haben.

Die Triumphe ihrer Schönheit erſtreckten ſich noch weiter. Auch Parry, Babington, und „die Unzähligen, die ihren Tod in gleichem Wagſtück fanden,“ hatten nach Schiller zunächſt nur aus Schwärmerei für die ſchönſte und unglücklichſte aller Frauen eine Staatsumwälzung verſucht. „Ihre Reize, neben die kein anderes Weib ſich wagen darf zu ſtellen, hat ungeſtraft kein Mann erblickt.“ Wie eine Ate des ewigen Kriegs, ſagt Burleigh, habe ſie mit der Liebesfackel das Reich entzündet. Das Politiſche geht durchweg vom Perſönlichen aus. Dabei ſind aber die politiſch religiöſen Motive den perſönlichen ſo nahe gerückt, als ſie ſtehen können, ohne die letztern zu verdunkeln. Uebrigens war Maria zu keiner Zeit ſo ſchön, und Eliſabeth nicht von einem ſo unvortheilhaften Aeußern, wie im Drama. Maria, ſagt Raumer,[1] war neun Jahr jünger, eine reizende, bewegliche Brünette, von minder bedeutenden, jedoch lieblichen Zügen;[2] Eliſabeth größer, hochblond, weiß, und durch die aller Orten hervorleuchtende Ueberlegenheit ihres Geiſtes für gewöhnliche Männer ſchwerlich ſo anziehend, als die ſchottiſche Königin.“

So hat Schiller in der Maria die volle weibliche Anmuth darſtellen wollen, in welcher die freie Zuſammenſtimmung von Geiſt und Sinnlichkeit, von Vernunft und Neigung zur Erſcheinung kommt.[3] Dieſe Leib und Seele durchſchlingende, von der größten architektoniſchen Schönheit[4] getragene Anmuth der Maria, wird durch Leiden erhöht:

„Sahest du nie die Schönheit im Augenblicke des Leidens,
Niemals haſt du die Schönheit geſehn.“

Schiller ſelbſt ſagt: „Ich will meine Maria immer als ein phyſiſches Weſen halten.“. Das Körperliche, das Sinnliche macht einen nothwendigen Beſtandtheil dieſer vollendeten Anmuth aus, in welcher nicht einſeitig das Himmliſche der menſchlichen Natur, wie in der ätheriſchen Thekla, ſondern die ganze Menſchheit an den Tag tritt. Die Stuart iſt im umfaſſenden Sinn des Wortes Menſch, Weib.

---

[1] Geſchichte Europa's, Band 2. S. 461 f.

[2] „Alter und Gefangenſchaft änderten nämlich ihr Aeußeres. Sie war, nach dem Bericht eines Augenzeugen, zur Zeit der Hinrichtung groß und ſtark, hatte runde Schultern, ein feiſtes und breites Geſicht, ein Unterkinn, braune Augen und falſche Haare.“

[3] Siehe die Abhandlung über Anmuth und Würde in Schiller's Werken in Einem Bande S. 1134 f. (Oktavausgabe Band 12, S. 4[illegible]).

[4] Ueber dieſen Begriff ebendaſelbſt, S. 1143 f. f. (Oktavausg. Bd. 11, S. 399).

Sie iſt es auch durch ihre Fehler und Vergehungen. Eine ganz reine Heldin kam Schillern, nach der Theorie des Ariſtoteles, untragiſch vor. So finden wir denn in dieſem Drama nur Menſchen, in denen ſchöne und ſchlimme Eigenſchaften miſchen, und der Dichter bedurfte, um ſeinem Herzensbedürfniſſe zu genügen, hier nicht mehr, wie im Wallenſtein, beſonderer idealer Geſtalten, weil er ſein Ideal einer edeln Weiblichkeit mit den ſinnlichen Empfindungen der Maria verſchmolz, und in die Liebesgluth und den Religionsfanatismus des Mortimer etwas Höheres legte. Haß und Rachegedanken leben in Maria's Buſen, und ihr eitel hoffendes Herz iſt bis zu ihrem Gang nach dem Schaffot von irdiſcher Liebe erfüllt. Litte und ſtürbe Maria ganz unſchuldig, ſo wäre unſere tiefſte Empfindung empört und die alles erdrückende Laſt des Mitleids ließe kein freies äſthetiſches Wohlgefallen aufkommen; litte und ſtürbe ſie ganz ſchuldig, ſo wäre unſere Theilnahme an ihrem Schickſale ſehr geſchwächt und unſer Mitgefühl auf das kleinſte Maß herabgeſetzt. Der Dichter wählte, ſehr weiſe, wie mir dünkt, einen mittlern Zuſtand, indem er Schuld und Unſchuld mit einander verknüpfte und ſo das Mitleid von der einen Seite ſchärfte, von der andern mäßigte. An dem Verbrechen, deſſentwegen ſie allein ſterben muß, an der Verſchwörung des Babington, hat die Schiller'ſche Maria durchaus keinen Antheil; ſie büßt aber durch ihre Kerkerleiden und durch den ungerechten Urtheilſpruch die Vergebungen ihrer zarten Jugend, die Einwilligung in die Ermordung ihres Gemahls Darnley und die Verheirathung mit ihrem Mörder. Kennedy ſpricht zu ihr (Akt 1, Scene 4):

„Seit dieſer That, die Euer Leben ſchwärzt,
Habt Ihr nichts Laſterhaftes mehr begangen.
Was Ihr auch zu bereuen habt, in England
Seid Ihr nicht ſchuldig" ꝛc.

Und ſo verſichert auch Maria ſelbſt in der Beichte dem Mervil (Akt 5, Scene 7), daß ſie nie durch Vorſatz oder That das Leben ihrer Feindin angetaſtet —

> „Gott würdigt mich, durch dieſen unverdienten Tod
> Die frühe ſchwere Blutſchuld abzubüßen.“

Durch dieſe Buße erwirbt ſich die Duldende unſere Achtung und verwandelt gleichſam ihre nothwendigen Leiden in Wirkungen ihres freien Willens. Schiller ſagt: „Reue, Selbſtverdammung, ſelbſt in ihrem höchſten Grade, in der Verzweiflung, ſind moraliſch erhaben, weil ſie nimmermehr empfunden werden könnten, wenn nicht tief in der Bruſt des Verbrechers ein unbeſtechliches Gefühl für Recht und Unrecht wachte, und ſeine Anſprüche ſelbſt gegen das feurigſte Intereſſe der Selbſtliebe geltend machte.“[1] In Betreff ihres „unverdienten Todes“ iſt der Dichter freilich von der Geſchichte, wenn auch vielleicht nicht von den Quellen, denen er folgte, ganz abgewichen. Denn nach den gründlichen und umfaſſenden Forſchungen Raumer's kann es nicht mehr in Zweifel geſtellt werden, daß Maria mit den Planen der Verſchworenen im Einverſtändniß war, welchen ſie, um nur einer Thatſache zu erwähnen, ſogar tauſend fünfhundert Pfund zur Unterſtützung anwies.[2]

Schiller ſagte ſelbſt, es habe ihm der Sache angemeſſen geſchienen, gleich zu Anfang der Tragödie (Akt 1, Scene 4) die Schuld, welche auf Maria laſte, kund zu geben; im Verfolg verringere ſich dann immer ihr Vergehen, und zuletzt ſtehe ſie faſt makellos da, ſtatt daß es eine unziemliche Wirkung thun würde, wenn erſt nach und nach ihr Vergehen an den Tag käme.[3] Er hat ihre Doppelſchuld auch dadurch vermindert, daß er ſie nur in Einen längſtverſchwundenen Moment legte, in welchem ſie, durch den Wahnſinn blinder Liebesglut ergriffen, „von den Zaubertränken des ſchrecklichen Verführers verwirrt, unter dem Einfluß böſer Geiſter“, das Entſetzliche verübte, während ihr früheres und ſpäteres Leben nichts Verwerfliches zeigt. „Einen Menſchen aus den Lebendigen vertilgen," ſagt er irgendwo, „weil er etwas Böſes begangen hat, heißt eben ſo viel, als einen Baum umhauen, weil Eine ſeiner Früchte faul iſt."[1] Wie viel thörichter iſt es, ihn wegen dieſer Einen Laſterthat auch moraliſch zu verurtheilen! In Kabale und Liebe war der junge Schiller kühn genug, die Beiſchläferin eines Fürſten als ein achtenswerthes, hohes Weib zu zeichnen. Hier geht er noch weiter und ſchildert uns eine frühere ſchöne Sünderin als eine liebenswürdige, edle Frau, welche ſich durch die fromme Ergebung, womit ſie ihre Leiden erträgt und dem Tode entgegengeht, zu ihrer urſprünglichen Unſchuld läutert. Melvil ſpricht ſie (Akt 5, Scene 7) mit den Worten von ihren Sünden frei:

---

[1] Schiller's Werke in Einem Bd., S. 1172, l. u. (Octavausg. B. 11, S. 522.)

[2] Die Königinnen Eliſabeth und Maria Stuart von Raumer, S. 264 und ſonſt; Geſchichte Europa's von Raumer, Band 2, S. 555 f.

[3] Zeitung für die elegante Welt 1823, Nro. 40.

„So gehe hin, und ſterbend büße ſie!
Sink' ein ergebnes Opfer am Altare;
Blut kann verſöhnen, was das Blut verbrach.
Du fehlteſt nur aus weiblichem Gebrechen
Dem ſel'gen Geiſte folgen nicht die Schwächen
Der Sterblichkeit in die Verklärung nach."

Der männliche Charakter erhebt ſich mit heroiſcher Stärke über das Schickſal, das weibliche Gemüth erträgt das Unvermeidliche mit frommer Ergebung. So Maria. Religiöſe Gefühle und die Glaubensmeinungen und Gebräuche der katholiſchen Kirche leiſten ihr einigermaßen, was Schiller ſonſt von dem hohen Bewußtſein der Freiheit ausgehen läßt. Es war für ihn eine ganz neue Aufgabe, einen religiöſen Charakter zu zeichnen.

Sehr bedeutungsvoll erſcheint Maria ſogleich das erſte Mal mit einem Krucifix in der Hand, und in der letzten Scene iſt ſie mit allen religiöſen Symbolen, wie eine Gott-Geweihte, ausgeſchmückt. Der Dichter eröffnet ſein Drama am Jahrestag ihrer Blutſchuld, den ſie immer „mit Buß' und Faſten feiert" (Akt 1, Scene 4). Als ſie „alles Zeitliche berichtigt hat", tritt in der Unterredung mit Melvil (Akt 5, Scene 7) das Bedürfniß unabweisbar in ihr hervor, ſich mit dem Heiligen zu verſöhnen, ſich das Himmliſche in einem ſichtbaren Leibe zuzueignen. Sie beichtet vor ihrem ehemaligen Haushofmeiſter, in dem ſie einen geweihten Prieſter wiederfindet, wird von ihm ihrer Sünden entbunden und empfängt aus ſeinen Händen das Abendmahl in beiderlei Geſtalten.

---

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 1033, I. u. (Oktavausg. B. 10, S. 328).

Dieſe in Deutſchland unerhörte Verpflanzung kirchlicher Gebräuche auf das Theater erregte gleich im Anfang Anſtoß, und iſt ſeither verſchieden beurtheilt worden. Goethe ſuchte, „den kühnen Gedanken, eine Kommunion auf's Theater zu bringen,“ welcher ſchon vor der erſten Aufführung des Stücks ruchbar geworden war, zu hintertreiben.[1] Aber Schiller traf erſt bei der zweiten Darſtellung im Herbſt 1800 eine Abänderung.[2] Er ließ ſich überhaupt von dem, was er einmal als recht anerkannt hatte, ſchwer abbringen, und wie konnte er, welcher das Theater für eine moraliſche Anſtalt hielt, er, deſſen heilige Poeſie alle höchſte Intereſſen des Menſchen umfaßte, die Kirche da vom Schauſpiele trennen, wo ſie ihm rein menſchliche und lebendige Motive zu enthalten ſchien? Oder ſollte von allen ewigen Gütern nur die Religion von der Kunſt ausgeſchloſſen ſein, auch dann, wenn die Religion im Großen nur durch die Kunſt ergreifend, und wahrhaft heilſam auf die Menſchen wirkt? Man ſagt, daß der Dichter Herdern gefragt habe: Sagen Sie, ſollte dieſe Scene wohl das religiöſe Gefühl beleidigen können? — „Erwecken können?“ ſo ſollten Sie gefragt haben, erwiederte Herder, und ich würde mit Ja antworten. Man hat die Beichte und das Abendmahl auf der Bühne Handlungen genannt, die hier durchaus ungehörig ſeien. — Aber ſoll denn der Dichter von der Konvention oder von der Natur der Sache das Geſetz ſeiner Dichtung empfangen? und ſoll er ewig auseinander halten, was ewig zuſammen gehört?

Die Gebräuche und Vorſtellungen der katholiſchen Kirche boten ſich aber wegen ihrer ſinnlichen Geſtaltung unſerem Schiller, wie dem Chalderon, hier von ſelbſt, wie ein zubereiteter Stoff, zu einem äſthetiſchen Gebrauche an. Es ſind ja eben die ſinnlichen Formen ihrer Kirche, „die irdiſchen Pfänder ihres Glaubens“, an welche ſich Maria hält, ſo daß ſie ſich ganz ihrem Charakter gemäß zu ihrer Verklärung erhebt. Ein der Welt und der ſinnlichen Natur hingegebenes Gemüth kann nicht, wie etwa „die ſchöne Seele“ in Wilhelm Meiſter, durch in ſich verſunkene Herzensandacht, ſondern nur durch äußere Symbole und Bilder auf äſthetiſchem Weg zum Himmliſchen emporſteigen. Das Religiöſe iſt aber hier durch die edle ſinnliche Einkleidung nicht allein im Allgemeinen poetiſch, ſondern dadurch, daß es Schiller in Funktionen erſcheinen läßt, auch wahrhaft dramatiſch geworden. Die Beichte hat außerdem die Abſicht, die Unſchuld der Maria an dem ihr zur Laſt gelegten Verbrechen ganz außer Zweifel zu ſtellen, worauf auch der Wahnſinn ihres Sekretärs Kurl und die Verwünſchungen von deſſen Frau (Akt 5, Scene 13 und Scene 2) hinzielen — eine Darſtellung, in welcher der Dichter bekanntlich ebenfalls von der Geſchichte abwich. Denn der Haupturheber der Anklage aus den von ihm für ächt erklärten Briefen der Maria an Babington, der Schreiber Nau, lebte noch unter der Regierung ihres Sohnes Jakob frei und ungeſtört, woraus hervorgeht, daß man ſein Zeugniß nicht für unwahr und jene Briefe nicht für verfälſcht hielt. Kurl aber behauptete noch auf ſeinem Todtenbette, er ſei nicht treulos gegen Maria geweſen.[1]

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 5, S. 277.

[2] Zeitung für die elegante Welt, März 1823, Nro. 49.

Wir lernten früher zwei Schriften kennen, in denen Schiller die beiden Hauptformen des jetzigen Chriſtenthums angriff. Im Geiſterſeher rächt er die zu Boden getretene Vernunft und Wahrheit an dem Katholicismus, in den Göttern Griechenlands vertheidigt er die Rechte der Schönheit gegen die ſtarren Dogmen und den unerquicklichen Kultus der Proteſtanten. Was ihm in dieſem Kreis allein noch übrig blieb, thut er in unſerm Trauerſpiel. Er ſtellt die katholiſche Religion, in einem ideellen Spiegel, von ihrer mächtigen äſthetiſchen und ſymboliſchen Seite dar. Derſelbe unbefriedigte Drang nach ſinngefälliger Form, dem er in den Göttern Griechenlands eine ſo glühende Sprache lieh, ſpricht ſich in Mortimer's ergreifender Schilderung des katholiſchen Gottesdienſtes im Gegenſatz gegen den proteſtantiſchen aus (Akt 1, Scene 6).[1] Schiller iſt ſo weit davon entfernt, das Intereſſe der katholiſchen Kirche zu vertreten, daß er vielmehr für ſeine rein poetiſchen Zwecke ziemlich willkührlich mit ihr verfährt. Die Worte (Akt 1, Scene 4):

---

[1] Raumer's Geſchichte Europa's, Band 2, S. [illegible]. Vergleiche die Königinnen Eliſabeth und Maria Stuart, S. 445 f.

> „Des Gatten racheforderndes Geſpenſt
> Schickt keines Meſſedieners Glocke, kein
> Hochwürdiges in Prieſters Hand zur Gruft."

kommen nicht aus einem ſtreng katholiſchen Herzen, und noch weniger, was Maria zu Melvil ſagt (Akt 5, Scene 7):

> „Was weiht den Prieſter ein zum Dienſt des Herrn?
> Das reine Herz, der unbefleckte Wandel."

So iſt eine gleichſam poetiſche Religioſität, wie ſie durch kirchliche Symbole und Inſtitute genährt wird, der Grundton in der Seele der Maria und die edelſte Frucht ihrer langen Leiden und tiefen Reue. Eine andere Eigenthümlichkeit gibt Schiller ſelbſt an. „Meine Maria" ſagt er, „wird keine weiche Stimmung erregen, und das Pathetiſche muß mehr eine allgemeine tiefe Rührung, als ein perſönliches und individuelles Mitgefühl ſein. Sie empfindet und erregt keine Zärtlichkeit, ihr Schickſal iſt nur, heftige Paſſionen zu erfahren und zu entzünden. Bloß die Amme fühlt Zärtlichkeit für ſie."[2]

Dem leichtſinnigen, menſchlich fehlenden, aber auch menſchlich bereuenden, hochherzigen, anmuthigen und ſchönen Weibe ſtellte der Dichter in Eliſabeth die egoiſtiſch berechnende Königin entgegen. Klugheit, Glück und guten Ruf hat dieſe vor jener voraus, in allem andern ſteht ſie ihr nach. Beide ſind allenthalben kontraſtirend geſchildert, und der Dichter hat ſich durch die folgenden Worte in Macht des Weibes führen laſſen:

> „Aber durch Anmuth allein herrſchet und herrſche das Weib.
> Manche zwar haben geherrſcht durch des Geiſtes Macht und der Thaten;
> Aber dann haben ſie dich, höchſte der Krone, entbehrt;
> Wahre Königin iſt nur des Weibes weibliche Schönheit:
> Wo ſie ſich zeige, ſie herrſcht, herrſchet bloß, weil ſie ſich zeigt."

---

[1] Friedr. Cramer: über das Weſen und die Behandlung der deutſchen Literaturgeſchichte und über Maria Stuart insbeſondere, S. 24 (im Gymnaſialprogramm).

[2] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Th. 5, S. 77.

Ich will die Charakterzüge der Eliſabeth hier ſogleich zuſammenfaſſen, wie ich umgekehrt die Merkmale, aus denen der Charakter der Maria gebildet iſt, im Vorhergehenden weit auseinander ſtreute. Was Maria bei ihrem erſten Anblick ſagt (Akt 3, Scene 4):

> »O Gott, aus dieſen Zügen ſpricht kein Herz.«

beſtätigt ſich durch ihr ganzes Benehmen. Die reine Weiblichkeit genügt ihr nicht, ſie ſetzt ihren Stolz darein, regiert zu haben, wie ein Mann, wie ein König (Akt 2, Scene 2), während Maria „ſich nur befliß, ein Weib zu ſein" (Akt 2, Scene 9). Aber indem ſie ihre weiblichen Neigungen ihren ſtrengen Regentenpflichten vorzieht, wird ſie zur Unnatur. Doch erheuchelt ſie die Eigenſchaften des Herzens, welche ihr fehlen. Sie weiß, nachdem ſie ein Bittſchreiben der Maria an ſie geleſen, ſich ſehr gerührt über das allgemeine Menſchenloos zu zeigen (Akt 2, Scene 4), und wiederholt doch ſogleich nachher dem Mortimer jenen blutigen Auftrag gegen ihre verhaßte Nebenbuhlerin, welchen ſie ſchon früher durch Burleigh umſonſt ſeinem Oheim gegeben hatte. Iſt Maria nur erſt hingerichtet, ſagt ſie an einer andern Stelle, dann ſolle es an Thränen ihr nicht fehlen, die Gefallene zu beweinen (Akt 5, Scene 12). Schiller nennt ſie daher in einem Briefe an Goethe ſeine „königliche Heuchlerin." Ihr Grundſatz iſt:

> »Was man ſcheint,
> Hat Jedermann zum Richter; was man iſt, hat keinen.«

Sie verſpricht dem Mortimer für die Ausführung ihres Blutbefehls bedeutend einen koſtbaren Preis, aber ſie verſteht es, wie wenigſtens ihre Gegnerin ſagt (Akt 3, Scene 4), gleißend die wilde Glut verſtohlener Lüſte mit einem Ehrenmantel zu decken.

Die Rolle des Duldens iſt der Maria, die des Handelns der Eliſabeth zugetheilt. Wie im Wallenſtein viele Motive mit einander verbunden ſind, welche den Helden zur Empörung antreiben, ſo trifft auch Vieles zuſammen, was die Königin beſtimmt, das Todesurtheil über Maria zu beſtätigen.

Zwar das Gericht der Zwei und Vierzig, welches mit vierzig Stimmen gegen zwei den Tod über ſie ausſprach, und die Beſtätigung dieſes Richterſpruches durch das Parlament werden ſchon durch das, was Maria über die Willkühr und Unſelbſtſtändigkeit dieſer Richter ſagt (Akt 1, Scene 7), entkräftigt, aber noch mehr durch die Worte Schrewsbury's und der Eliſabeth ſelbſt. Denn Talbot[*] verwirft beides, indem er zu ſeiner Königin ſagt (Akt 2, Scene 3):

„Nicht Stimmenmehrheit iſt des Rechtes Probe;
Du ſelbſt mußt richten, du allein. Du kannſt dich
Auf dieſes unſtät ſchwanke Rohr nicht lehnen.“

Ja, er behauptet, die Gerechtigkeit werde nach jener That ſie nicht mehr umgeben, ſondern Tyrannei ſchaudernd vor ihr herziehen (Akt 4, Scene 9); und Eliſabeth ſelbſt nennt die Hinrichtung „eine unvermeidliche Gewaltthat“ (Akt 4, Scene 10). Auch die Staatsgründe, welche die Vollſtreckung des Richterſpruches erheiſchen, ſind bei weitem nicht gehörig ausgeführt und hervorgeſtellt, wie denn der dramatiſche Burleigh überhaupt der großen Sache, die er vertheidigt (die Thronerhebung Maria's zog ja nothwendig den Umſturz der bürgerlichen und religiöſen Freiheit England's, ja vielleicht Europa's nach ſich), nicht gewachſen iſt, und ſeine Rathſchläge dadurch an Gewicht verlieren, daß er ſich nicht als einen ruhigen Staatsmann, ſondern, man weiß nicht warum? als einen leidenſchaftlichen perſönlichen Feind der Maria zeigt. So treten die objektiven Gründe zurück, und die ſubjektiven entſcheiden und ſind vom Dichter vermehrt worden. Eliſabeth wird von Maria bei jener erdichteten Unterredung auf's empfindlichſte beleidigt und gedemüthigt, und ſie iſt um ſo erbitterter, da ſie ſich von ihrem untreuen Günſtling ihrer Nebenbuhlerin preis gegeben glaubt, um vor ſeinen Augen verſpottet zu werden (Akt 4, Scene 5).

„O ſie bezahle mir's mit ihrem Blute!“

ruft ſie aus. Drei Mordverſuche ſind ſchon früher gegen ſie unternommen worden, einen vierten des fanatiſchen Sauvage, welcher in die dramatiſche Handlung verflochten iſt, bewegt die Königin endlich, die Vollmacht zur Hinrichtung ausfertigen zu laſſen (Akt 4, Scene 1). Und als Leiceſter nachher die Schuld von ſich abwälzt, ſieht ſie ſich doch wieder von Mortimer verrathen, dem ſie ſo viel anvertraut, und kann dennoch auch ihren Günſtling nicht ganz frei ſprechen. Sie ſchiebt von allem dem die Schuld auf Maria:

---

[*] In der 3. und 4. Scene des 2. Aktes heißt er durch ein Verſehen auch in den Ueberſchriften der Jamben Talbot, während ſonſt überall der Name Schrewsbury ſteht. Dieſe Ungleichheit ſollte bei einer neuen Ausgabe getilgt werden

»O die [illegible], die
Mir all das Weh bereitet«

Selbſt Leiceſter dringt jetzt auf eine ungeſäumte Vollſtreckung des Urtheils, und das Volk umlagert den Pallaſt der Königin und fordert heftig dringend den Kopf der Stuart! Doch wozu bedarf es aller dieſer Motive? Die Eliſabeth gab ja längſt dem Paulet und nachher dem Mortimer die Weiſung, ſie von einer verhaßten Feindin zu befreien. — Wie Wallenſtein in einem Monolog ſich zur Empörung entſchließt, ſo unterſchreibt auch die Königin das Todesurtheil nach einem Selbſtgeſpräch (Akt 4, Scene 10), in welchem uns der innere entſcheidende Beweggrund ihrer Handlung enthüllt wird. Sie muß die Rechtsanſprüche der Maria, die ſie zittern machen, als begründet anerkennen, weil ſie ſelbſt nicht aus einer rechtmäßigen Ehe entſproſſen ſei, und will durch die Vertilgung der Stuart die Zweifel an ihre fürſtliche Geburt vertilgen. Endlich übergibt ſie das Dokument dem redlichen, aber ſchwachen Daviſon (einem zweiten Gordon im Wallenſtein) mit zweideutigen Worten, um den Vorwurf und den Haß des vollſtreckten Urtheils von ſich abzuwenden und das Lob der Gerechtigkeit und Milde zu behaupten.

So verkleinert der Dichter den Charakter der engliſchen Königin, indem er ſie ihrem weltgeſchichtlichen Standpunkte entrückt, und ſie, welche doch allein die Rolle einer Regentin ſpielt, wie ein ganz gewöhnliches Weib handeln läßt. Wie hätte die Eliſabeth der Geſchichte je Urſache gehabt, ihr gutes Recht auf den Thron und ihre eheliche Geburt zu bezweifeln! Das Todesurtheil aber unterzeichnete die hiſtoriſche Königin um ihr beſorgtes und aufgeregtes Volk zu beruhigen, es ſollte aber von der Vollmacht nur für den Fall eines Aufruhrs oder einer Landung fremder Kriegsmacht Gebrauch gemacht werden, und ſie wurde dem Staatsſekretär Daviſon von Eliſabeth mit dem ausdrücklichen Befehl überreicht, ſie bis auf weitere Weiſung nicht aus den Händen zu geben, ſondern aufzubewahren. Eigenmächtig überſchritten ihre Diener ihre Befugniß.[1] „Wenn die geſchichtliche Eliſabeth auch von einer gewiſſen Gereiztheit nicht frei war — und wie hätte ſie das ſein können in dem Zeitalter des Alba und der Pariſer Bluthochzeit, und bei den vielen hochverrätheriſchen Komplotten im eignen Lande? — ſo konnte ſie ſich doch wahrlich der Gewaltthätigkeit nicht beſchuldigen, wenn ſie einem von ſieben und vierzig Lords und Räthen einſtimmig gefällten und von dem Ober- und Unterhaus einſtimmig beſtätigten Urtheilsſpruche endlich ihre Zuſtimmung gab.“[2]

Ueberhaupt hat Schiller ſo viel Hiſtoriſches verrückt und übergangen und ſo Vieles hinzugedichtet, daß dieſe Tragödie von der Geſchichte beinahe eben ſo abweicht, als Don Karlos. Nach den neueſten Unterſuchungen wurde dem Paulet, durch Daviſon, allerdings die Zumuthung gemacht, die Eliſabeth heimlich von einer rechtmäßig verurtheilten und gefährlichen Feindin zu befreien, aber es bleibt ungewiß, ob Daviſon von ſeiner Königin einen förmlichen Auftrag erhielt, dieß an Paulet zu ſchreiben.[3] Die Unterhandlungen wegen einer Vermählung der Eliſabeth mit dem Herzog Franz von Alençon, dem Bruder Heinrich's III. von Frankreich, fallen in das Jahr 1586; der Dichter verlegt ſie in das Todesjahr Maria's, obgleich Franz (übrigens ein durch Ausſchweifungen zerrütteter und entſtellter Menſch) damals nicht mehr lebte. Den Leiceſter hatte die Eliſabeth der Maria, als dieſe ſich zum zweitenmal verheirathen wollte, als Gemahl vorgeſchlagen, ließ aber die Sache bald wieder fallen; ein ſpäteres Verhältniß mit der gefangenen Maria fand nie ſtatt. Auch ſein Entweichen nach Frankreich, ſo wie die Perſon des Mortimer, das Attentat des Sauvage, die Zuſammenkunft der Königinnen und beinahe alle Umſtände im fünften Akte ſind frei erfunden. Eben ſo war Maria, ganz anders, als es das Drama darſtellt, nur von wenigen Begleitern umgeben, und in ihrem hülfloſen Zuſtand mit ſo wenig Geld verſehen, daß ſie die Reiſekoſten nicht aus eigenen Mitteln beſtreiten konnte, in England angekommen. Auf andere Abweichungen iſt ſchon oben hingewieſen worden, und doch könnten ſie noch um Vieles vermehrt werden.

---

[1] Raumer's Geſchichte Europa's, Band 2, S. 572.

[2] Ebendaſelbſt, S. 562.

[3] Die Königinnen Eliſabeth und Maria Stuart von Raumer, S. 511 bis 520; vergleiche Raumer's Geſchichte Europa's, Band 2, S. 570 ff.

So viel Thatſächliches opferte Schiller auf, um das Trauerſpiel in ſeinem Sinne zu Stande zu bringen. Er mußte der Geſchichte Gewalt anthun, um ein Weltdrama in ein leidenſchaftliches Perſonenſtück zu verwandeln. Daher ſind auch alle Die gegen unſere Tragödie eingenommen, welche mit den geſchichtlichen Verhältniſſen bekannt ſind. „Ich will nicht rügen,“ ſagt Raumer, „daß Schiller Maria in zu glänzendes Licht geſtellt hat; wohl aber, daß er Eliſabeth, Burghley und Leiceſter zu gering behandelte. Es iſt irrig, zu meinen, jene ſinke, wenn dieſe ſteigen; vielmehr hebt ſich durch größere Rückſicht auf die wahre Geſchichte auch die Tragödie in eine reinere, edlere Region und mit größerer Würdigkeit treten alsdann die Parteien und Perſonen einander gegenüber.“ Hierdurch wäre freilich eine Tragödie ganz anderer Gattung entſtanden, und Raumer ſtellt dem Schiller’ſchen Werke die Idee eines großen hiſtoriſchen Drama’s gegenüber. ‚Das ganze Daſein mancher Perſonen der Weltgeſchichte, iſt ſein Gedankengang,‘[1] ſei ſo unheilbringend und bilde gegen die beſtimmteſten Beſtrebungen einer Zeit einen ſolchen Gegenſatz, daß ihre Stellung eine ſchiefe, ja eine unmögliche genannt werden könne. So das Leben der Maria, welche überdieß einem unglückſeligen Geſchlecht angehöre. „Denn die Schickſale Maria’s bildeten nur Eine Scene in dem endloſen furchtbaren Trauerſpiele der Stuart. Ihr Ahnherr im ſechsten Gliede aufwärts, König Robert III., hatte einen Neffen, Alexander Stuart, welcher ſchon ein Vorbild der Geſchichte Darnley’s, Bothwell’s und Maria’s aufſtellte: Alexander ermordete den Bruder der Königin von Schottland, Malcolm Drummond, und heirathete deſſen Witwe Iſabella mit ihrer Zuſtimmung.

---

[1] Die Königinnen Eliſabeth und Maria Stuart, S. 452 f.

Der Bruder des Königs Robert warf deſſen Sohn, ſeinen Neffen Rothſay, in's Gefängniß und ließ ihn hungern, bis er ſich das Fleiſch von den Gliedern nagte und ſtarb. Sobald Rothſay's Bruder, Jakob I., Maria's Ururältervater, den Thron beſtiegen hatte, ließ er alle Söhne des grauſamen Oheims enthaupten, bald aber ward er, wiederum zum Theil von eigenen Verwandten, überfallen, und mit ſechszehn Wunden getödtet, und Jakob's Wittwe übte eine ſchreckliche Blutrache an den Mördern ihres Gemahls. Maria's Urältervater ließ zwei ſeiner Vettern enthaupten, ermordete den dritten mit eigener Hand und kam ſelbſt gewaltſam ums Leben. Sein Sohn, Jakob III., Maria's Aeltervater, gerieth zuerſt mit ſeinem Bruder und dann mit ſeinem eigenen Sohne in blutige Fehde, ward von dieſem geſchlagen und auf der Flucht meuchlings ermordet. Maria's Großvater, Jakob IV., riß die Herrſchaft rechtwidrig an ſich, und wurde in einer Schlacht erſchlagen; und Maria's Vater endlich verfiel aus Schmerz über Ungehorſam des Adels und getäuſchte Plane in Wahnſinn, und ſtarb acht Tage nach der Geburt ſeiner Tochter — von deren Nachkommen, Jakob I., Karl I., Karl II. und Jakob II., es ſchwer zu ſagen iſt, ob ſie unglücklicher waren, oder unwürdiger! Einem ſolchen blutigen, unſeligen Geſchlechte gehörte die Maria an, deren wahre Geſchichte ſelbſt die tiefſinnigſte, ergreifendſte Tragödie iſt. Die erſte Hälfte derſelben ſpielt in Schottland. Hier iſt Maria die ſchöne, junge, kühne, dichteriſch begeiſterte, unſchuldige Frau. Der Glanz des Katholicismus, die Strenge der Puritaner, die Liebesgluth haltungsloſer Leidenſchaft, Knox, Chaſtellart, Riccio, Darnlay, Murray, Bothwell: welche ſcharf gezeichnete, eigenthümliche Geſtalten, welche Gegenſätze und Steigerungen, bis zu dem Sturz vom Throne, der Maria's Leben in Wahrheit ſo beſchließt, daß nur noch eine lange, leere Zeit bleibt, bis ſich das Frühere in raſchem Wechſel gewiſſermaßen wiederholt.“

„Liegt in dieſen hiſtoriſchen Momenten die Anlage zu einem ächten modernen Drama, ſo ließe ſich die endliche Kataſtrophe dieſer Geſchichte zu einer gewiſſen Schickſalstragödie geſtalten, wie Schiller ſie im Wallenſtein ſuchte. Die jugendlich ſchöne Königin, jetzt gefangen, früh gealtert, mit ergrauten

Haaren, aller Schönheit entblößt, kaum fähig wenige Schritte zu gehen, und dennoch von ihrem ſchmerzhaften Krankenlager und zwar — wider den Willen der Eliſabeth aufgerufen und gezwungen, das Blutgerüſt zu beſteigen![1] Darin liegt das Tiefſte und Ergreifendſte dieſer Geſchichte: daß Maria trotz aller Buße dem Richterſchwerte nicht entgeht; daß Eliſabeth unbemerkt und von Tag zu Tag immer mehr außer Stand kommt, das Mißverhältniß zu ihrer Nebenbuhlerin milde zu löſen; daß, während ſie wähnt, noch alles in ihrer Hand zu haben, das Loos ihren Händen entſchlüpft, der Schlag ohne ihr Wiſſen fällt, und ſie ſelbſt den Flecken nicht verwiſchen kann, die Nachwelt nicht verwiſchen will, der hierdurch auf ihre ſonſt ſo glanzreiche Regierung fällt.“

Ein Kunſtwerk aber darf nicht nach einem äußern Maßſtab, ſondern muß in ſich und aus ſich ſelbſt beurtheilt werden. Zeigt unſere bisherige Erörterung, worin unſer Drama der Geſchichte nachſteht, ſo können wir leicht auch die Gründe angeben, warum diejenigen an dem Trauerſpiel ein ſo großes Wohlgefallen finden, welche keine geſchichtliche Erinnerungen mitbringen. „Maria Stuart,“ ſagt Frau von Stael, „ſcheint mir von allen deutſchen Tragödien die pathetiſchſte und am beſten angelegt zu ſein.“

Wie Maria gegen Eliſabeth, ſo ſind auch Leiceſter gegen Mortimer, und Burleigh gegen Schrewsbury und Paulet in Kontraſt geſtellt. Leiceſter iſt ein vollendeter Höfling, in welchem mehrere Züge des Alba im Don Karlos wiederkehren. Der Vortheil führt ihn, und alle Künſte und Mittel ſtehen ihm zu Gebote, ſeine ehrgeizigen Zwecke zu erlangen, nur zuletzt macht die menſchliche Natur ihr beſſeres Recht gegen ihn geltend. Wenn er ſittlich höher geſtellt wäre, würde es mehr außer Zweifel ſein, daß Maria ihn liebe, und nicht nur den Befreier in ihm ſuche. Mit einer ähnlichen Verachtung, wie ſie Don Karlos dem Alba entgegenträgt, ſieht Mortimer auf dieſen Leiceſter herab. „Wie kleine Schritte,“ ruft er aus, „geht ein ſo großer Lord an dieſem Hof!“ Er bemitleidet ihn, er beſpöttelt ihn, auch nicht im Tode mag er ſeinen Bund (Akt 4, Scene 4)! Mortimer's

---

[1] Die Königinnen Eliſabeth und Maria Stuart von Raumer, S. 161.

Charakter ruht ganz auf zwei Elementen, auf Religionsfanatismus und ſinnlicher Liebesgluth, und offenbar hat Schiller in ihm ſeinen tiefgrübelnden nordiſchen Prinzen in dem Roman, der Geiſterſeher, mit einigen Modifikationen auf das Theater gebracht. Beide treten in Italien aus Ueberdruß an einem dürren, kalten Glauben und Gottesdienſt zum Katholicismus über, beide ſind das Werkzeug einer verbrecheriſchen Partei, beide laſſen ſich erſt, als die Geſchlechtsliebe ihre religiöſe Schwärmerei noch mehr entzündet hat, zum Verbrechen führen.[1] Jenes „himmelſchöne Angeſicht“ der Griechin, welches den Prinzen beim erſten Anblick in der Kirche[2] für immer feſſelte, wird hier ganz durch das Bildniß der Maria in der Wohnung des Biſchofs von Roſſe in Rheims vertreten, welches den Mortimer ſo gewaltig ergriff (Akt 1, Scene 6). Alles Liebesfeuer einer brütenden Seele, welches in dem nordiſchen Prinzen gährt, hat Schiller hier in Mortimer dramatiſch behandelt. Er hat aus ſeinem eigenen Weſen alle ſinnlichgeiſtige Leidenſchaft von den Lauraliedern her, nur in gehaltener Form, in dieſem Gemälde ausgeſprochen, und beide Frauen, die ſo unwiderſtehlich reizen, die Griechin und Maria, rücken ebenfalls ſo nahe zuſammen, daß ſie nur Eine Perſon in verſchiedener Lage zu ſein ſcheinen. Es beweiſ't aber mehr, als alles, den Fortſchritt Schiller's in ſeiner äſthetiſchen Bildung, daß es ihm möglich war, eine ihm widerſtrebende Religionsform in dieſem Drama mit einer augenſcheinlichen poetiſchen Vorliebe zu ſchildern, wenn er dieß auch nur durch eine Illuſion erreichte, indem er bei Darſtellung des katholiſchen Kultus eigentlich den antik heidniſchen im Sinne hatte oder wenigſtens als leitende Idee gebrauchte. Mortimer iſt der tiefſte und mächtigſte Charakter des Stücks. Während daher (wie ganz anders, als im Wallenſtein!) in unſerer Tragödie von Metaphyſik beinahe keine Spur vorkommt, hören wir nur aus ſeinem Munde einige philoſophiſche Sätze: „Das Leben iſt nur ein Moment, der Tod iſt auch nur einer.“ — „Iſt das Leben doch des Lebens Gut!“ ſagt er im Rauſch der Liebe zu Maria (Akt 3, Scene 6); aber dem Verrath des Leiceſter ſtellt er das Wort entgegen: „Das Leben iſt das einz'ge Gut des Schlechten." Er ſpottet der feilen Sklaven der Tyrannei, die ſich ſeiner bemächtigen wollen, und ſich ſelbſt ermordend bekennt er ſich zu dem Schiller'ſchen Grundſatz: „Ich bin frei!" (Akt 4, Scene 4). Ueber den Charakter des Burleigh endlich und ſeiner beiden Gegengeſtalten Schrewsbury und Paulet braucht nur weniges geſagt zu werden. Daß der erſtere auf die Vollſtreckung des Todesurtheils dringt, würde ihn nur in dem Fall, daß er aus objektiven Staatsgründen handelte, als einen achtenswerthen Mann darſtellen. Aber überall blickt eine kleinliche Leidenſchaftlichkeit durch, die eines Staatsmannes eben ſo unwürdig, als dem Leſer durchaus unerklärlich iſt. Er hat gar keinen Grund, die unglückliche Gefangene perſönlich zu haſſen. Schrewsbury iſt der ehrliche Graf von Lerma im Don Karlos, und Paulet's harte Rechtlichkeit erſcheint im letzten Akt durch den Tod ſeines Neffen erweicht. Man muß kontraſtirende Charaktere von einer kontraſtirenden Darſtellung derſelben unterſcheiden. Nur die erſtere haben wir in unſerm Drama; jene ſind nicht nach der abſichtlich in Kontraſt ſetzenden Manier der Jugenddramen behandelt. Es iſt bei weitem mehr Poeſie und weniger Rhetorik in der Maria Stuart, als im Don Karlos.

---

[1] Siehe Theil 2, S. 25 f.

[2] Schiller's Werke in Einem B., S. 753 f. (Oktavausg. Bd. 10, S. 269.)

Das Drama umfaßt einen Tag und einen Morgen. Die vier erſten Auftritte füllen dieſen Tag aus. Die Lords reiſen Abends von London nach Fotheringhay, und den andern Morgen wird das Todesurtheil vollzogen. Maria ſagt, im dritten Akt (Scene 8), ſie bitte der Eliſabeth ihre Heftigkeit von geſtern reuevoll ab. Es iſt ein Monat, ſeit ſie vor den zwei und vierzig Kommiſſarien verhört wurde (Akt 1, Scene 2), und es ſind zehn Tage ſeit der Landung des Mortimer (Akt 1, Scene 6).

Alle Metaphyſik, bemerkte ich oben, hat der Dichter über Bord geworfen, und die Weltgeſchichte hat er in den Hintergrund geſtellt. „Ich ſehe eine Möglichkeit, ſagt Schiller, „den ganzen Gerichtsgang zugleich mit allem Politiſchen zur Seite zu bringen, und die Tragödie mit der Verurtheilung anzufangen."[1]

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 5, S. 43.

Die erſten Scenen im Anfang des Stückes bilden eine trefflich einleitende Darſtellung der frühern Verhältniſſe und jetzigen Lage der Königin, einen mit großer Kunſt dem Drama einverleibten Prolog. Erſt mit dem Auftreten Mortimer's in der fünften Scene beginnt die eigentliche Handlung. Die Vertheilung iſt dann ſo einfach, daß man jedem Akte ſeine Ueberſchrift geben könnte. Der erſte Akt ſtellt die Maria im Beſondern dar, der zweite die Eliſabeth, der dritte die Zuſammenkunft beider Frauen, der vierte die Entſcheidung über Maria's Schickſal und der fünfte Maria's Tod. Frau von Stael nennt den letztern Aufzug mit Recht une situation decidée. Im zweiten und vierten Akt erſcheint die Maria nicht, und die Eliſabeth nicht im erſten und fünften, außer in dem letztern ganz zu Ende. Nur der Aufzug, wo die Königinnen ſich zum erſten und letzten Mal begegnen, iſt ihnen gemeinſchaftlich gewidmet. Sowohl Liebe als Haß der Nebenperſonen geben von beiden Königinnen, ſo lange ſie nicht auf der Bühne ſind, ein entſtelltes Bild, bis wir ſie ſelbſt reden und handeln ſehen. Der erſte und zweite, und der vierte und fünfte Akt bilden Gegenſätze, in den dritten Akt iſt durch das Gegenübertreten der Königinnen der Gegenſatz ſelbſt aufgenommen.

Der Dichter ſtellt uns nur die Kataſtrophe des Schickſals der Maria dar. Wenn man nun erwägt, welch ein armer, ſtillſtehender Gegenſtand dieß iſt, muß man über Schiller's Kunſt erſtaunen, welches große dramatiſche Intereſſe er ihm mitzutheilen und wie viele Handlung, welche raſche Bewegung er in ihn zu bringen wußte. Sogleich als Schiller die Tragödie zu bearbeiten begann, ſchrieb er an Goethe: „Ich fange ſchon jetzt an, bei der Ausführung, mich von der eigentlichen tragiſchen Qualität meines Stoffes immer mehr zu überzeugen, und dazu gehört beſonders, daß man die Kataſtrophe gleich in der erſten Scene ſieht, und indem die Handlung des Stückes ſich davon wegzubewegen ſcheint, ihr immer näher und näher geführt wird."[*] Gerade das, was ihre Rettung zu bewirken ſcheint, die Ankunft des Mortimer, die

---

[*] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 5, S. 77.

Liebe des Leiceſter, die Zuſammenkunft mit Eliſabeth, die letzte Verſchwörung, führt ihren Untergang herbei. Alle Mittel wirken in entgegengeſetzter Weiſe, aber durch ſie hat der Dichter mannigfaltige Anſichten, widerſtreitende Beſtrebungen, Kampf und Leben, eine bunte Reihe überraſchender, ſpannender, rührender, ſich ſteigernder Situationen in ſeinen einfachen Gegenſtand zu tragen gewußt. Eigentlich iſt das Schickſal der Maria ſchon im erſten Akt entſchieden — denn nachdem Eliſabeth dem Burleigh einmal den Mordanſchlag an Paulet gegeben hat, kann ihre Nebenbuhlerin nicht mehr am Leben bleiben — deſſen ungeachtet verſteht der Dichter das Affektenſpiel von Furcht und Hoffnung, von Mitleid und Entrüſtung rege zu erhalten und mit jeder Scene zu ſteigen. Der ganze dritte Akt, die Herzensergießungen der Maria im Park, in welchem ſie ſich frei und glücklich träumt, die Begegnung beider Königinnen, die Schiller eine „moraliſch unmögliche Situation“ nennt, der Liebeswahnſinn des Mortimer, das unerwartete Eintreten des Paulet mit den Worten:

> „Verſchließt die Pforten! Zieht die Brücken auf!“

und die folgende Scene bilden eine Kette erſchütternder, beängſtigender Auftritte. Und eben ſo erwecken im vierten Akt Leiceſter's entdecktes Geheimniß, Mortimer's Tod, des Günſtlings zweideutige Rechtfertigung vor Eliſabeth, die Debatten der Räthe der Königin, der Volksauflauf bis zum Monolog der königlichen Heuchlerin, welche die Eingekerkerte ihrer weiblichen Leidenſchaftlichkeit zum Opfer bringt, ein ſich ſtets erneuerndes Intereſſe. Der fünfte Akt endlich kann bei einem empfänglichen Gemüthe wohl nicht ohne Thränen geleſen oder dargeſtellt geſehen werden. Schiller hat den hoffnungsloſen Schmerz auch hier nicht rhetoriſch behandelt oder in ermüdende Empfindungen ausgedehnt, ſondern ihm durch eine Menge Züge, Vorfälle und Perſonen eine unverwelkliche poetiſche Friſche verſchafft. Der Abſchied von Leiceſter aber und die Verzweiflung des Zurückbleibenden iſt eben ſo originell erfunden, als in der Wirkung tief erſchütternd, und iſt die Krone des Ganzen. Schade, daß der Dichter, um die verletzte Gerechtigkeit zu rächen, in den letzten Scenen von dieſer Höhe herabſtieg, und ſo ſeinem Drama, wie dem Wallenſtein, einen matten Ausgang gab. Erſcheint auch Burleigh durch ſeine Verabſchiedung und Eliſabeth dadurch, daß ſie am Ende von allen verlaſſen iſt, als beſtraft, ſo wird doch durch die zuletzt anbefohlene Einkerkerung des Daviſon eine neue Ungerechtigkeit begangen. Es werden alſo doch nicht alle moraliſche Diſſonanzen gelöſ't, und die äſthetiſche Macht des Drama's wird zum Theil zum Opfer gebracht. Merkwürdig aber iſt es, daß Schiller überall die Eliſabeth nicht nur moraliſch, ſondern auch äſthetiſch beeinträchtigt. Er hat ſie nämlich auch bei weitem nicht ſo gut dargeſtellt, als ſeine Maria, wie ihm überhaupt meiſt die Schilderung der Perſonen am beſten gelingt, bei denen ſein Herz iſt.

Aus dem Geſagten folgt unmittelbar, daß das Trauerſpiel meiſterhaft organiſirt iſt. Der Plan iſt einfach, der Gang gerade. Die einzelnen Theile fügen ſich nicht nur ungezwungen, ſondern auch anſchaulich an einander. Zum Theil kam dieß auch daher, daß Schiller dieſes Stück ſogleich für das Theater ausarbeitete,[1] denn die Rückſicht auf das Theater leiſtete ihm denſelben Dienſt, den er ſonſt von einem hiſtoriſchen Stoffe erwartete: ſie beſchränkte ihn. Die zwei letzten Akte wünſchte er daher auch unter dem Einfluſſe theatraliſcher Anſchauungen auszuarbeiten.[2] Alles iſt einfacher, klarer, mehr künſtleriſch behandelt und für die Phantaſie zugerichtet, als in frühern Dramen, und der Antheil des Verſtandes iſt mehr verdeckt und überarbeitet. Der Verfaſſer ſagt, er habe ſeinen Stoff nach der Euripideiſchen Methode behandelt, welche in der vollſtändigſten Darſtellung des Zuſtandes beſtehe.[3] Dieſe durchgeführte Schilderung hat ſeinem Werke offenbar die Dichtheit und das Kernhafte gegeben, welches die objektive Darſtellung begründet, die er in dieſer Tragödie nicht verließ, ungeachtet er von der Geſchichte ſo ſehr abwich.[4] Nur iſt die Zeichnung hier den Hauptperſonen und dem Grundmotiv des Ganzen gemäß zarter, feiner, inniger, gefühlvoller. Es ſollten ja die Zuſtände eines leidenden Weibes vorgeführt werden. Beiläufig ſei hier noch angemerkt, daß der lyriſche Bilder- und Empfindungsflug der Maria im vierten Akt ſich durch die ihr im erſten Aufzug zuertheilte Laute und überhaupt durch ihre Religion erklärt, die ganz poetiſch in ihr wirkt. Nach der Geſchichte ſoll ſie auch Dichterin geweſen ſein.

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 5, S. 137.

[2] Ebendaſelbſt, S. 169.

[3] Ebendaſelbſt, S. 43.

[4] Vergleiche Theil 3, S. 241.

Ungeachtet die Darſtellung ſo lichtvoll iſt, enthält das Trauerſpiel doch einiges, was den harmoniſchen Eindruck ſtört. Maria's Abſchiedsworte an Leiceſter ſind erſchütternd. Aber ſtimmen ſie zu einem Gemüthe, welches „ſeinen Haß und ſeine Liebe Gott geopfert hat?“ Es liegt eine feine Rache in jenen Worten. Maria konnte den Treuloſen nicht entſcheidender vernichten! Wäre es nicht ſchonender von ihr geweſen, ſeine Schuld im Verborgenen oder Ungewiſſen zu laſſen? Sie macht es ihm durch dieſe Veröffentlichung ſeines Einverſtändniſſes mit ihr unmöglich, länger am Hofe zu bleiben, ſie zwingt ihn, England zu verlaſſen! Doch vielleicht wollte der Dichter die Maria auf ihrem letzten Gang noch menſchlich empfinden laſſen, ſo daß die vorhergehenden religiöſen Ceremonien, welche den Menſchen wohl augenblicklich beruhigen, aber nicht ſittlich umändern, auf ihren eigentlichen Werth zurückgeſetzt wären. So würde dieſe ſittliche Schwäche als ein naturwahrer Charakterzug erſcheinen. Aber unvereinbar iſt die Bewerbung des franzöſiſchen Prinzen um Eliſabeth und die Theilnahme des franzöſiſchen Geſandten Aubeſpine an der Verſchwörung gegen Eliſabeth zu derſelben Zeit. Jene Bewerbung ſcheint doch ernſthaft gemeint geweſen zu ſein, und der Geſandte kann nur im Auftrage ſeines Staates ſich mit den Empörern eingelaſſen haben.[1] Wie kann Burleigh als Staatsmann dieſe Verbindung mit dem franzöſiſchen Hofe preiſen und zugleich Frankreich als das feindſeligſte Land bezeichnen, von wo nur eine unverſöhnliche Religionswuth beſtändig Mörder ausſende (Akt 2, Scene 3)? — Wie ſoll man es ſich ferner nach den Geſinnungen, die Daviſon in der Unterredung mit der Königin zu erkennen gibt (Akt 4,

---

[1] Oder ſollte Aubeſpine als ein zweiter Mortimer ohne Genehmigung ſeines Hofes handeln? Siehe Theil 2, S. 10.

Scene 11), erklären, daß er ſich durch Burleigh den Blutbefehl entreißen läßt (Akt 4, Scene 12), und von dem Augenblick an, wo dieſes geſchieht, bis zum folgenden Tage nichts thut, um die Vollziehung deſſelben ohne ausdrückliche Genehmigung der Königin zu vereiteln? Wenn Daviſon ſpäter, als ihn Eliſabeth rufen läßt und das Urtheil, das ſie ſeiner Hand anvertraute, von ihm zurückverlangt, „im höchſten Erſtaunen“ fragt: „Das Urtheil?“ (Akt 5, Scene 14); ſo ſollte man meinen, er habe dieſe Vollmacht in der feſten Ueberzeugung, Recht zu thun, freiwillig den Kommiſſarien übergeben. — Endlich ſcheint die Art, wie Mortimer in die Geſchichte verflochten iſt, die Bedeutſamkeit und den Effekt ſeiner Intrigue ſelbſt zu beeinträchtigen. Leiceſter weiß von Mortimer's Glaubensveränderung in Rheims; ſie iſt es, die ſein Vertrauen zu ihm erweckt (Akt 2, Scene 8). Aber Burleigh, die Seele der geheimen Polizei, der beſtändig Jagd auf Staatsverbrechen macht (Akt 4, Scene 3), weiß nichts von dieſer Abſchwörung ſeines Glaubens! Das iſt unwahrſcheinlich. Dann ſchenkt Eliſabeth dem Mortimer ſogleich ihr gränzenloſes Zutrauen, ſie will,

> „Daß man ihm die Perſon der Lady Stuart
> Uneingeſchränkt vertraue“ —

ſie verläßt ſich auf ſeine Redlichkeit. Nach dieſem Befehl der Königin erwartet man etwas ganz anderes, und findet ſich im Verlauf der Tragödie ſonderbar getäuſcht. Amias Paulet iſt hierdurch ſo gut, als beſeitigt, und die Befreiung der Maria hat keine Schwierigkeit mehr. Deſſen ungeachtet ſagt Mortimer ſogleich in der folgenden Scene, jener Vollmacht ganz uneingedenk:

> „Gewaltſam aufthun will ich ihren Kerker;
> Ich hab' Gefährten, alles iſt bereit —“

und zu Maria ſpricht er (Akt 3, Scene 6):

> „Dieß Schloß erſteigen wir in dieſer Nacht;
> Der Schlüſſel bin ich mächtig. Wir ermorden
> Die Hüter ꝛc.“

Deſſen bedurfte es gar nicht, und wir wundern uns, daß Paulet nach jenem Befehl, eben ſo wie vorher, alleiniger

Wächter der Königin iſt. Aber auch davon abgeſehen, wie konnte denn Okelly nach mißlungenem Mordverſuch, hereinſtürzend ausrufen (Akt 3, Scene 8):

> „Flieht, Mortimer! Flieht! Alles iſt verloren!“

und Mortimer hierauf auf der Stelle alles verloren geben? Er konnte auch jetzt die Königin noch immer retten. Auch ſpäter weiß weder Eliſabeth noch Burleigh, der Scherge der geheimen Polizei, das Geringſte von Mortimers Verrath, und erſt Leiceſter muß beide darüber belehren (Akt 4, Scene 6). Er ſagt zu Burleigh:

> „Trotz Eurer Späherkunſt wär Maria Stuart
> Noch heute frei, wenn ich es nicht verhindert.“

Gewiß, frei war ſie, wenn Mortimer nur gewollt hätte. Er trug alle Mittel in Händen und gebrauchte keins! — Schon beim erſten Leſen fühlt man es, daß hier etwas mangelt, man iſt nicht ganz befriedigt, wenn man auch den Grund nicht anzugeben weiß. Eine Dichtung kann unmöglich ſich mit dem ganzen Gewicht der poetiſchen Wahrheit in uns ſenken, wenn ſie nicht einmal ganz wahrſcheinlich iſt, wenn wir, wie hier, Menſchen im Widerſpruch mit ſich ſelbſt handeln ſehen. Die Kritik hat nichts anderes zu thun, als jenes dunkle Gefühl zum deutlichen Bewußtſein zu erheben, und ſo urtheilt ſie wahr, wenn ſie dem fein gebildeten Lehrer aus dem Herzen redet.

Bisher habe ich in dieſer Erörterung zuerſt einiges Einleitende und Aeußerliche vorgetragen; hierauf verſuchte ich eine Charakteriſtik der beiden Königinnen und der Nebenperſonen; dann wurde der große Abſtand der Tragödie der Bühne von der Tragödie der Geſchichte beſtimmter hervorgehoben, und der letzte Theil beſchäftigte ſich mit der Organiſation des Kunſtwerkes. Jetzt werden wir uns endlich noch über das Grundmotiv des Ganzen verſtändigen und die Stellung der Maria Stuart zu früheren Stücken genauer angeben können.

Die mit Umſicht und Unbefangenheit behandelte Freiheitsidee ließ den Dichter des Wallenſtein in großen weltgeſchichtlichen Verhältniſſen weilen; der überwiegende Antheil des

Herzens und eine ganz abweichende Tendenz zog die Maria Stuart mehr ins Perſönliche und Subjektive. Hier finden wir keine ſolche getreue, gründliche Zeichnung des Zeitgeiſtes, kein ächtes Bild des engliſchen Hofs, keine ſolche wahre Züge des brittiſchen Volkslebens, keine ſolche ſcharfe hiſtoriſche Charakteriſtik der Menſchen. Auf alle dieſe Dinge kam es dem Dichter bei ſeinem neuen Schauſpiele weniger an, in welchem Perſonen im Vordergrund ſtehen, das Intereſſe an Individuen das vorherrſchende und eine ausführliche, ſeelenvolle Darſtellung der Affekte und Leidenſchaften die Hauptſache bleiben ſollte. Der Dichter ſelbſt ſagt, er habe einen poetiſchen Kampf mit dem hiſtoriſchen Stoff zu beſtehen gehabt, und Mühe gefunden, der Phantaſie eine Freiheit über die Geſchichte zu verſchaffen, indem er zugleich von allem, was dieſe Brauchbares habe, Beſitz genommen.[1] Wie Schiller in Don Karlos die Geſchichte zum Behuf ſeiner Freiheitsideen veränderte, ſo ſchob er hier die Weltverhältniſſe zurück um alle Theilnahme der Königin zuzuwenden, deren Leiden, Buße und ſittlich-religiöſe Erhebung er uns darſtellt.

Wenn ein neuerer, freilich unfähiger und oberflächlicher Kommentator[2] meint, in dem Kampf der beiden Königinnen beſtritten ſich die beiden entgegengeſetzten Principien der modernen Zeit, welche Schiller in ihrer ſubjektiven Empfindung und Leidenſchaft habe darſtellen wollen, in ihnen individualiſire ſich die Entzweiung der Welt, und die Eliſabeth ſei die Repräſentantin des neuen proteſtantiſchen Glaubens und Maria die Vertreterin des alten katholiſchen Glaubens — ſo überſteigt das alles, was über unſere Tragödie Verkehrtes geſagt werden kann. Von einem Kampfe zwiſchen zwei Königinnen, von denen die eine auf dem Throne prangt und die andere in Feſſeln ſchmachtet, kann gar nicht die Rede ſein, und die Gefangene iſt von allen kriegeriſchen Gedanken ſo weit entfernt, daß ſie ihren frühern Anſprüchen auf Thron und Erbfolge ausdrücklich entſagt (Akt 3, Scene 4):

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 5, S. 116

[2] H. F. W. Hinrichs, »Schiller's Dichtungen nach ihren hiſtoriſchen Beziehungen und nach ihrem inneren Zuſammenhange«, Th. 2, Abth. 2, S. 137, S. 181 ꝛc. Wenn der Titel hieße: weder nach ihren hiſtoriſchen Beziehungen noch nach ihrem inneren Zuſammenhange, wäre er in ſo weit richtig.

„Regiert in Frieden!
Jedem Anſpruch auf dieß Reich entſag' ich“ ꝛc.

Maria's Wünſche gehen nicht über ihre Perſon hinaus, ja ſie will ihre Freiheit nur „dem freien Willen der Eliſabeth“ verdanken, und weiſ't Mortimer's Plan, ſie durch Gewalt und Mord zu erretten mit Angſt und Abſcheu von ſich (Akt 1, Scene 6 und Akt 3, Scene 6). Wie ſollte ſie die Verfechterin ihrer Religionspartei ſein? Noch weniger aber iſt die phariſäiſche Eliſabeth der Tragödie die Vertreterin der proteſtantiſchen Religion, denn ſie hat gar keine, obgleich ſie ſie überall heuchelt, und Schiller hätte den Proteſtantismus nicht boshafter verhöhnen und tiefer in den Koth ziehen können, denn wenn er als deſſen Repräſentantin uns dieſe Frau vorgemalt hätte. Bei weitem richtiger, wenn auch nicht erſchöpfend dagegen iſt die Anſicht, der Dichter habe in ſeiner Maria und Eliſabeth den Gegenſatz des Glaubens und Unglaubens darſtellen wollen, wobei man jedoch, den freien poetiſchen Gebrauch, den er von der katholiſchen Religion machte, verkennend, in die Lächerlichkeit verfiel, Schillern des Kryptokatholicismus zu beſchuldigen.

Man würde irre gehen, wenn man den ebenen geraden Weg der Jugenddramen, wie ich ihn im erſten Theil dieſer Schrift nachgewieſen habe, auch in der Abfolge dieſer Tragödien der dritten Periode wieder aufſuchen wollte. Was dort aus einem unbewußten Trieb hervorging, mußte nach einem einfachen Geſetze ablaufen; aber die beſonnene Kunſt, mit welcher Schiller im dritten Zeitraum dichtete, verfolgt im Anfang verſchlungenere Wege, bis ſie endlich nach manchen Abbiegungen die ſchönſte Bahn findet, auf welcher ſie, gleichſam als eine zweite erhöhte Natur, unverrückt fortwandelt. Die Grundmotive zu der erſten Serie der Tragödien bot allein die dunkel ſchaffende Natur in der Bruſt des Dichters dar; jetzt aber ſchwebt er mit wacher Selbſtbeſtimmung über der Hauptidee und der ganzen Behandlung. Wie ſollten beide Proceſſe, jener einfache und dieſer zuſammengeſetzte, unter Ein Geſetz fallen? Wie wir in Schiller's lyriſcher Dichtweiſe der dritten Periode einen komplicirten Bildungsgang kennen gelernt haben, ſo breitete er in den erſten Tragödien dieſer Zeit ſeinen Genius über ein möglichſt weites Feld aus, um mit vielfacher Bereicherung ſich ſpäter auf die reinſte und ihm angemeſſenſte Species unter allen zu beſchränken. In der Lyrik ſehen wir ein geſetzmäßiges Herabſteigen vom Abſtrakten zum Konkreten, in der Tragödie, in welcher Schiller mit dem Wallenſtein ſchon mit dem ganz Beſtimmten begann, finden wir, daß ſein alles erſchöpfender Geiſt die nebeneinander liegenden Arten zu umfaſſen und ſich in ihnen allen zu verſuchen trachtete, ehe er ſich für eine einzige entſchied. Schiller ſagt das ſelbſt, indem er an Goethe ſchreibt, er ſehe wohl ein, daß er ſich durch keine allgemeine Begriffe feſſeln laſſen dürfe, ſondern für den neuen Stoff auch eine neue Form finden und ſich den Gattungsbegriff immer beweglich erhalten müſſe. Die Tragödien der dritten Periode liegen nicht in Einer Richtung, wie die der erſten, ſie ſind nicht Modifikationen Einer Grundidee und derſelben Methode, ſondern jede iſt ein neuer Anfangspunkt einer für ſich beſtehenden unendlichen Reihe und es umfaßt nicht allein Schiller's Lyrik, wie gezeigt worden iſt, ſondern auch ſeine Tragik, wie bewieſen werden wird, verſchiedenartige Formen und Geſtalten. Humboldt ſpricht dieſes, nur unbeſtimmter, aus, indem er ſagt, die auf Wallenſtein folgenden Stücke ſeien nicht Wiederholungen eines zur Manier gewordenen Talents, ſondern Geburten eines immer jugendlichen, immer neuen Ringens mit richtiger eingeſehenen, höher aufgefaßten Anforderungen der Kunſt.[1] Die Schauſpiele von den Räubern an bis zum Don Karlos ſind, was ihr Grundmotiv betrifft, nur Erzeugniſſe Eines machtvollen, inſtinktartigen ſittlichen Dranges, der zuerſt in mehrern Stücken niederreißend auftrat, bis er, in der Theaterbearbeitung des Fiesko den Uebergang findend[2], ſich in Don Karlos begründend und aufbauend ausſprach. Als aber Schiller auf einem ſo hohen Standpunkte geiſtiger, ſittlicher und äſthetiſcher Reiſe zum Drama zurückkehrte, war er nicht mehr an Einen Zug ſeiner Natur gebunden, ſondern ihm war es jetzt Bedürfniß, ſeine ganze vielgeſtaltete Weltanſchauung zu offenbaren, und es freute ihn, dem Rufe ſeines Genius auf aus einander gehende Wege aufmerkſam zu folgen, und mit jedem Werke eine neue dramatiſche Studie zu beginnen und auszuführen. Nur durch dieſe weite Ausdehnung konnte er ſich aller verſchiedenartigen dramatiſchen Kräfte und Stoffe verſichern, die in der eignen Bruſt und in der Kultur des Jahrhunderts lagen, und, vor jeder Manier verwahrt, ſich zum höchſten Stil erheben, nachdem er ſich in allen Formen verſucht hatte. Nur in dieſer vielſeitigen Beweglichkeit genügte und erſchöpfte ſich ſein weltumſpannender Genius, und da dieſe verſchiedenartigen Verſuche, wie er ſie ſelbſt nannte, die wir als Meiſterwerke bewundern, auf einer ſichern gemeinſchaftlichen Grundlage angeſtellt wurden und unter einander in innerlich gegliedertem Zuſammenhang ſtanden, Schiller aber das, was er durch eine jede frühere Arbeit gewonnen hatte, der nächſtfolgenden zutrug, ſo konnte er mit Recht hoffen, ſich auf eigenthümliche Weiſe dem Vollendeten zu nähern. In Schiller's Tragödien ſpiegelt ſich die neuere Welt. Der mannichfaltigen Bildungsſtoffe, Intereſſen und Richtungen, von denen dieſe Zeit wunderbar erfüllt, bewegt und durchkreuzt iſt, und welche ſich am vielſeitigſten gerade in Deutſchland zuſammengefunden und hervorgebildet haben, bemächtigte ſich dieſer Repräſentant der modernen Dichtung, und prägte ſie, zugleich die Univerſalität des eignen Geiſtes beurkundend, zu mannichfachen dramatiſchen Formen aus. Wie er ſich in der Jugend von dem politiſchen Zeitinſtinkte unbewußt nach Einem Ziele fortreiben ließ, ſo ſuchte er jetzt, im vollkommenen Beſitz ſeiner ſelbſt, mit Selbſtbeſtimmung das weit aus einander Liegende ſich anzueignen und zu geſtalten.

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Humboldt, S. 79 f.

[2] Siehe Supplemente zu Schiller's Werken (Gotha 1840) B. 1, S. 235 ff

Schiller's Jugenddramen gingen alle von ſeinen Freiheitsideen aus, denen ſich die ſtarren Geſellſchaftsformen verhängnißvoll entgegenſtellten. Im Wallenſtein verſuchte er, das antike Schickſal zur Grundlage des Ganzen zu machen, wurde aber durch die Natur des Stoffes und die frühere Anlage des Stücks gezwungen, als zweites Princip die beſtehende Welteinrichtung, gegen die Wallenſtein kämpft, eingreifen zu laſſen.[1] Auf keiner dieſer Hauptideen ruht nun unſere Tragödie, aber beide ſind in den Hintergrund geſtellt, und verkündigen ſich aus der Ferne, jedoch mit dem Unterſchied, daß eigentlich die großen weltgeſchichtlichen Formen den Horizont begrenzen und erfüllen, und die Schickſalsideen nur als ſeltene ſymboliſche Figuren vorüberwandeln. So hat der Dichter hier weder das eine noch das andere Princip aus den Händen gelaſſen, aber er hat keines als leitende Idee gebraucht. Maria Stuart iſt das Exemplar eines neuen Genre, ſo wie auch die folgenden Stücke uns neue dramatiſche Gattungen repräſentiren. Dieſe Tragödie iſt ein pathetiſches Charakter- und Situationsſtück auf ungeheurem Grunde, an welches kein anderes Schiller'ſches Drama als Maßſtab angelegt werden kann, ſondern welches das Geſetz der richtigen Schätzung nur in ſich trägt und ein Muſter für ſeine Gattung iſt.

Es handelt ſich hier nicht darum, eine neue Ordnung zu bauen, wie im Don Karlos, eine neue Dynaſtie zu gründen, wie im Wallenſtein. Maria wollte früher England mit Schottland vereinigen (Akt 1, Scene 7):

»Ja, ich geſteh's, daß ich die Hoffnung nährte,
Zwei edle Nationen unterm Schatten
Des Oelbaums frei und fröhlich zu vereinen.«

Aber im Drama will ſie es nicht mehr. Und auch die Erhaltung beſtehender Staats- und Religionsformen iſt in der Schiller'ſchen Darſtellung nicht die Hauptſache. Eliſabeth wird in ihrer Handlungsweiſe nicht durch ein politiſches, ſondern nur durch ein perſönliches Intereſſe geführt. Sie iſt für ihre Sicherheit beſorgt, welcher allein ſie ihre Gegnerin aufopfert (Akt 2, Scene 5):

»Bis dieſen Tag zwar ſchützte mich die Allmacht,
Doch ewig wankt die Kron' auf meinem Haupt,
So lang' ſie lebt« ꝛc.

---

[1] Siehe Bd. 4, S. 34 f.

Eine politiſche Nothwendigkeit führt im Drama die Entſcheidung nicht herbei, ſondern weibliche Privatleidenſchaften: „Ein Baſtard bin ich dir? — Unglückliche!“ ꝛc. (Akt 4, Scene 10). An die Erhaltung ihrer politiſchen Schöpfung appellirt Eliſabeth im Ernſte nirgends, und von der Religion iſt ſie ſo wenig, als die Gräfin Terzky im Wallenſtein, auch nur berührt.

Die ſchottiſche Königin ſelbſt iſt der Gipfel der Tragödie. *Sie* iſt der höchſte Impuls der handelnden Perſonen. Um dieſe Sonne bewegt ſich in entgegengeſetzten Bahnen, in Zuneigung oder Abneigung, alles Andere; und nur einige Nebenperſonen blicken weiter, zum Allgemeinen und Ganzen hinauf. Das Grundmotiv iſt mit der Heldin des Stücks eins, und es gibt in der Tragödie nichts Höheres und ſoll nichts Höheres geben, als ihre Perſon. Hätte der Dichter, wie etwa in Don Karlos, die Hauptabſicht gehabt, allgemeine Ideen durchzuführen, ſo hätte er das Geſammtintereſſe welches er in ſeiner Maria vereinigen und perſönlich halten wollte, getheilt und geſchwächt. Ja er fürchtete, ſcheint es, den tiefen und dauernden Antheil, den er für den Charakter, die Leiden und das Schickſal dieſer Frau gewinnen wollte, auch dadurch zu beeinträchtigen, wenn er die Eliſabeth von großen welthiſtoriſchen Ideen begeiſtert und geführt ſein ließ. Aber er glaubte die *Einheit* des Intereſſes, welches gleichmäßig durch eine ganze Dichtung geführt werden muß, aufzuheben, wenn er dem perſönlichen ein gleich ſtarkes ideales Intereſſe beifügte. Deßwegen legte er alles Ideale, Mächtige, Welthiſtoriſche nach hinten, und machte es zur Nebenſache, um ſeine neue, intereſſante Aufgabe *rein* löſen zu können.

In den Jugenddramen werden uns durch die meiſten Hauptperſonen nur Ideen des Dichters ſymboliſirt, im Wallenſtein iſt ein unruhiges Handeln nach objektiven Zwecken: in unſerer Tragödie dagegen gilt es nicht um Ideen, ſondern nur um Perſonen, und Maria Stuart iſt ſelbſt Zweck. Ihre Wünſche und Plane gehen nicht über ſie ſelbſt hinaus, und nur gegen *ſie* und für *ſich* handelt Eliſabeth. Wie nahe und bedeutſam die großen Zeit- und Kulturverhältniſſe auch bisweilen herantreten, ſo haben die Hauptperſonen es doch nur mit ihren eignen Angelegenheiten zu thun. Die Tragödie iſt dem klaren Waſſer eines Fluſſes zu vergleichen, der ſich durch einen tiefen, dunklen See gießt, ohne ſeine eigenthümliche Farbe einzubüßen. Geſchichtlich treten Katholicismus und Proteſtantismus, die leidenſchaftliche Gemüthsart des Mittelalters und die geregelte Geſittung der neuern Zeit, entgegengeſetzte Anſprüche zweier Dynaſtien und endlich feindliche Richtungen ganzer Völker in dem Leben der unglücklichen Maria zuſammen, und ſie fällt in dem ungeheuern Konflikt ſolcher ungeheuern Syſteme. Aber ſo weit und großartig hat unſer Schiller dieſes Mal ſeine Aufgabe nicht faſſen können, ſonſt wäre er aus dem Genre getreten, in welchem er dichtete. Es galt nicht darum, die Weltprincipien in den Perſonen zu charakteriſiren, ſondern die Perſonen auf dem Grunde der Weltprincipien. Das Schauſpiel berührt zwar allenthalben ungeheure Gegenſätze, aber es iſt nicht nach ihnen angelegt, und weltgeſchichtliche Ideen werden uns wohl in Erinnerung gebracht, aber nicht eigens dargeſtellt. Es handelt ſich nur um die Errettung oder den Untergang einer einzigen Perſon, aber der Standpunkt iſt ſo hoch genommen, daß der Leſer die Ausſicht hat in eine unendliche Ferne.

So hat ſich Schiller eine höchſt intereſſante eigenthümliche Aufgabe geſtellt und im Ganzen vortrefflich gelöſ't. „Weil das Werk", ſchreibt er an Goethe [1], „auch hiſtoriſch betrachtet, ein reichhaltiger Stoff iſt, ſo habe ich ihn in hiſtoriſcher Hinſicht auch etwas reicher behandelt und Motive aufgenommen, die den nachdenkenden und inſtruirten Leſer freuen können." Allenthalben knüpfen hiſtoriſche Beziehungen den Moment der Handlung an das große Ganze und die Vergangenheit, und Maria ſelbſt iſt in der engliſchen Gerichtsordnung, Staatseinrichtung und Geſchichte wohlbewandert. Es verdient aber beſonders ſtudirt zu werden, wie Schiller die impoſanten weltgeſchichtlichen Verhältniſſe behandelte, um ſie als vermittelnde, dauernde Glieder mit der Handlung zu verbinden, ohne doch das zarte Gemälde des weiblichen Herzens in ſie aufgeben zu laſſen. In dieſer Rückſicht tritt es allenthalben hervor, wie Maria, die im Drama ſelbſt nur ihr Leben und ihre Freiheit will, in früherer Zeit die Anſprüche ihres Hauſes, die Intereſſen ihrer Religion, die Rechte ihres Volkes im Kampfe mit ihrer Gegnerin vertheidigte, und wenn auch Eliſabeth ſich nur durch individuelle Empfindungen und Privatrückſichten beſtimmen läßt, ſo dringt die Stimme des Volkes, „das den Pallaſt umlagert“, bis in ihr Frauengemach, ſie erkennt dadurch, daß ſie ſich allenthalben mit einem guten Schein umgeben zu müſſen glaubt, die Macht der öffentlichen Meinung an, und ihre Furcht ſelbſt, welcher ſie die Maria zum Opfer bringt, hat ganz England, Europa zum Gegenſtand (Akt 4, Scene 10):

---

[1] Briefwechſel Th. 5, S. 167

»Der Zweifel meiner fürſtlichen Geburt,
Er iſt getilgt, ſo bald ich dich vertilge.
Sobald dem Britten keine Wahl mehr bleibt,
Bin ich im ächten Ehebett geboren!«

So liegt hinter dem kleinen Moment der Handlung im Drama eine ungeheure Vergangenheit, und über die perſönlichen weiblichen Antriebe ragt eine Welt empor. Allenthalben ſcheint es durch, daß die Welt geſpalten iſt, daß die Völker ſich haſſen, daß widerſtreitende Bildungsmomente gährend die Zeit erfüllen, und daß ſich in unſerm pathetiſchen Perſonenſtück nur im einzelnen Falle wiederholt, was Alle beherrſcht. So ſagt Maria mit Bezug auf die Engländer und Schottländer (Akt 1, Scene 7):

»Nicht ihres Völkerhaſſes Opfer glaub' ich
Zu werden; ihre lange Eiferſucht,
Der alten Zwietracht unglückſel'ge Glut
Hofft' ich auf ew'ge Tage zu erſticken.«

Beſonders aber ſind mit großem Kunſtverſtande die weltgeſchichtlichen Momente dadurch zugleich ins Drama gelegt und doch von der Haupthandlung fern gehalten, daß ſie durch Nebenperſonen vertreten werden. So weiſt Burleigh auf das hin, was durch die Lage der Umſtände geboten iſt, und ſpricht von der Pflicht der Königin gegen ihre Unterthanen, gegen ihre Religion, indem er z. B. der Königin ſagt (Akt 4, Scene 9):

„Hier iſt nicht Zeit zu weiblichem Erbarmen,
Des Volkes Wohlfahrt iſt die höchſte Pflicht“;

und es iſt, wie ſchon oben bemerkt, nur Schade, daß er ſich zu ſehr von Privatleidenſchaft befangen zeigt, und als Staatsmann zu wenig gründlich und überzeugend ſpricht, als daß man ihm einen freien weitüberſchauenden Standpunkt zutrauen könnte. Dagegen iſt Mortimer offenbar und beſtimmt die Stimme und das Werkzeug der einen Partei ſeiner Zeit. Er will nicht die bloße Rettung der Stuart, ſondern Wiederherſtellung des Katholicismus, Umſturz der Verfaſſung, Entthronung der Eliſabeth, wozu er den charakterloſen Leiceſter ausdrücklich auffordert (Akt 2, Scene 8).

Wie auf dieſe Weiſe das Welthiſtoriſche in unſer Drama einſpielt, ohne das Perſönliche zu verdrängen, ſo iſt auch das Verhängnißvolle in den Hintergrund gelegt. Es iſt hier kein ſelbſtſtändiges Fatum, welches obwaltet und obſiegt, ſondern etwas Schickſalmäßiges in der Handlung ſelbſt, etwa wie in den Räubern, was in den Worten der Perſonen oder durch die Motivirung der Sache hie und da auftaucht, die Seele mit Schauer erfüllt, und dann wieder in den Abgrund verſchwindet. So nennt Burleigh (Akt 2, Scene 3) die Königin ſelbſt die Ate des ewigen Krieges, die mit der Liebe Fackel das Reich entzünde, und Eliſabeth heißt ſie in derſelben Vorſtellungsweiſe „ein ewig drohendes Geſpenſt“, und charakteriſirt ſie als ihre Schickſalsgöttin (Akt 4, Scene 10):

„Sie iſt die Furie meines Lebens, mir
Ein Plagegeiſt, vom Schickſal angeheftet.
Wo ich mir eine Freude, eine Hoffnung
Gepflanzt, da liegt die Höllenſchlange mir
Im Wege“ ꝛc.

Mit noch größerm Rechte könnte die ſchottiſche Königin der Eliſabeth den Namen einer Ate geben, wenn für eine ganz in die natürliche Begreifbarkeit der Dinge geſtellten Perſon dieſe Bezeichnung nicht unangemeſſen wäre. Dagegen ſind böſe Mächte geſchäftig, die dem Verhängniß Verfallene zu verderben. Der unglückſelige Bothwell, meint Kennedy (Akt 1, Scene 4), habe ihr Gemüth durch Zaubertränke, durch Höllenkünſte verwirrend erhitzt, und ſie ſchildert den Einfluß feindſeliger Dämonen im Allgemeinen mit den Worten:

»Ich wiederhol' es, es gibt böſe Geiſter,
Die in des Menſchen unverwahrter Bruſt
Sich augenblicklich ihren Wohnplatz nehmen« ꝛc.

Solcher Einwirkung will auch Maria die Feindſchaft der Eliſabeth zuſchreiben, und die Leiden, die ihr daher gekommen. Sie ſpricht zu ihr (Akt 3, Scene 4):

»Seht, ich will Alles eine Schickung nennen;
Ihr ſeid nicht ſchuldig, ich bin auch nicht ſchuldig.
Ein böſer Geiſt ſtieg aus dem Abgrund auf,
Den Haß in unſern Herzen zu entzünden,
Der unſre zarte Jugend ſchon entzweit« ꝛc.

Am meiſten iſt aber das Verhängnißvolle dadurch hervorgehoben, daß Freude, Glück und Schönheit, und alle andern reizvollen Güter des Lebens ihr zum Fallſtrick geworden ſind, und daß namentlich alles, was für ihre Rettung unternommen wird, nur ihre Leiden vergrößert und zuletzt ihren Untergang herbeiführt. Als der Neffe des Kerkermeiſters ſich zu ihrem Erretter aufwirft, „liegt ein böſes Ahnen [illegible] ihr Herz“ und ſie heißt ihn ſchnell aus dem Reich fliehen —

»Maria Stuart
Hat noch kein Glücklicher beſchützt.«

Dieſe Ahnung erfüllt ſich beſonders erſchütternd auch in der Scene am Ende des dritten Aufzuges, wo ſie ſich der gewaltſamen Beſtürzung dieſes Mortimer kaum erwehren kann:

»Furchtbares Schickſal! Grimmig ſchleuderſt du
Von einem Schreckniß mich dem andern zu.
Bin ich geboren, nur die Wuth zu wecken!
Verſchwört ſich Haß und Liebe, mich zu ſchrecken?«

Mit der chriſtlichen Religion ſind die Schickſalsmächte unvereinbar, daher treten ſie im fünften Akt, wo das Religiöſe vorherrſcht, ganz zurück.

Dieſes iſt die eigenthümliche Geſtalt unſerer Tragödie.

Alle frühern Schauſpiele gehen von Schillers Freiheitstrieb aus, dieſes iſt offenbar an die ſanftern, feinern Regungen ſeines Gemüthes geknüpft. Die ſchöne Menſchlichkeit, welche Schiller in jener Epiſode im Wallenſtein nur ideal behandelt hatte, arbeitete er jetzt zu einem feſtſtehenden Charakter und zum Hauptinhalt eines ganzen Drama's aus. Alle bisherige Dramen Schillers haben mehr oder weniger einen thätigen Charakter; die Helden verfolgen bedeutende Zwecke. Maria's Größe liegt nicht in dem, was ſie thut, ſondern in dem, was ſie iſt[1] — in ihrer Ergebung und ruhigen Hoheit.

Der Wallenſtein iſt, Max und Thekla abgerechnet, durchaus von realem Inhalt und realer Behandlung; Maria Stuart dagegen iſt in der „ſentimentaliſchen" Weiſe aufgefaßt und ausgeführt. Er machte hier, wie es Goethe meiſtens thut, Perſonen und perſönliche Beziehungen zum Hauptzweck ſeiner Darſtellung. Wallenſtein verhält ſich zu Maria Stuart, wie Wilhelm Meiſter zu Hermann und Dorothea. Dort iſt eine Welt von Menſchen, Intereſſen und Anſichten, hier ein kleineres Bild auf einem bedeutenden Grunde, den aber Schiller ſeinem Charakter und der Natur ſeines Stoffes nach mit ſeinem dramatiſchen Sujet inniger verbinden mußte, während ihn Goethe ſeiner Idylle ſehr fern ſtellte. Ich zweifle nicht, daß Schiller dieſes Gedicht, welches zu leſen und zu bewundern er nicht müde wurde, auf die Behandlung ſeines Gegenſtandes mit Bewußtſein einwirken ließ. So liegt der Hauptvorzug unſres Schauſpiels in einer meiſterhaften Zeichnung des Zuſtandes der Maria, welcher ſich uns in einer kunſtmäßig angelegten Reihe von pathetiſchen Situationen darlegt. Das Drama durchläuft in den Gemüthszuſtänden der Maria das ganze Syſtem der menſchlichen Empfindungen und Affekte bis zur religiöſen Erhebung, und ſtellt das menſchliche Herz in dem weiteſten Umfang ſeiner Regungen ſo wahr, innig und zart dar, daß in dieſer Hinſicht mit unſerm Stücke kein früheres verglichen werden kann. In den beiden erſten Akten, wo ſich die Handlung erſt vorbereitet, werden uns die innern, ſo wie die äußern Zuſtände und das Verhältniß der Königinnen zu einander mehr in ihrer Ruhe dargeſtellt; aber vom dritten

---

[1] „Eine Tugend genüget dem Weib; ſie iſt da ꝛc.

Aufzug an bis zum Ende, beinahe in allen Scenen, welch eine Bewegung, welch ein Reichthum, welch ein Wechſel, welch ein Widerſtreit der Gefühle und Leidenſchaften! Außerdem hat der Meiſter dieſe Elemente des Pathos ſo weiſe vermiſcht und vertheilt, ſo überraſchend und ſo ſehr nach dem tragiſchen Effekt geſtellt, und ſie gleich von vornen herein ſo zweckmäßig an die ſtrenge theatraliſche Form gebunden, daß eine gute Aufführung immer der größten Rührung und Erſchütterung gewiß ſein kann. Die Tragödie wird jedes feingebildete Publikum immer in ähnlicher Weiſe ergreifen, wie Kabale und Liebe ein unkultivirtes.

Der Leſer vergißt durch das Affektenſpiel, welches in ihm erregt wird, ſehr gerne die Fehler mancher Scenen oder beachtet ſie nicht. So z. B. nennt Schiller ſelbſt die Zankſcene zwiſchen Eliſabeth und Maria im vierten Auftritte des dritten Aktes eine moraliſche Unmöglichkeit, welche vielleicht über die Grenzen der Kunſt hinausgehe. Eliſabeth konnte bei dieſer Zuſammenkunft von ihrem Standpunkte aus keinen andern Zweck haben, als der Welt ihre Milde und Güte gegen ihre Nebenbuhlerin auf eine glänzende Weiſe darzuthun. Auf den Schein der Barmherzigkeit mußte ihr Benehmen berechnet ſein. Wie ſie ſich nun wirklich zeigt, handelt ſie ſich ſo entgegen, daß ſie ſich gleichſam ſelbſt aufhebt. Sie thut hierdurch etwas pſychologiſch und moraliſch Unmögliches. Daß ſie ſich an der Erniedrigung ihrer Feindin weidet und die Hülfloſe, ſchmählich Mißhandelte verhöhnt, mag man ihrem Charakter zutrauen, daß ſie aber, welche alles ſchlau auf den guten Schein berechnet, mit kalter Beſonnenheit das Entgegengeſetzte von dem thut, weßwegen ſie allein gekommen ſein kann, nämlich „die öffentliche Meinung durch eine That der Großmuth zu gewinnen,“ mögen wir nicht glauben. Hätte der Dichter aber die Eliſabeth der Gefangenen ſchonend und liebevoll begegnen laſſen, ſo hätte dieſe Unterredung ihr Ziel, die gänzliche Entzweiung beider Königinnen, nicht erreicht, ſondern hätte das entgegengeſetzte Reſultat gehabt. Aber zu jenem Ziel mußte Schiller das Geſpräch hinführen, weil es ein Hauptmotiv zu dem entſcheidenden Entſchluß der Eliſabeth ſein ſollte — er mußte ſie alſo etwas Unmögliches thun laſſen. Dieſe unnatürliche Lage der Eliſabeth entſchwindet uns, weil wir nur für die Maria Augen und nur für den vollen, hohen Erguß ihrer ſchönen Seele Gehör haben. Der Dichter beraubt uns hier augenblicklich unſeres Urtheils durch die überwältigende Macht, die er auf unſer Herz ausübt.

Durch dieſe detaillirte, genaue und reine Schilderung der Gemüthswelt iſt es ihm auch gelungen, in der Perſon der Maria einen der beſten weiblichen Charaktere auf das Theater zu bringen, die er überhaupt gezeichnet hat. Während die frühern Schiller'ſchen Frauen beinahe alle über ſich und ihre Lage reflektiren und in allgemeine Betrachtungen aufgehen, iſt bei Maria Stuart Alles unmittelbare weibliche Natur in der reinſten Klarheit. Ihre Grundſätze leben in ihren Gefühlen, ſie iſt ſich ihrer ſelbſt ſicher und gewiß, ohne allgemeines Bewußtſein, ihre Urtheile entfernen ſich nie vom beſtimmten Falle, vom individuellen Zuſtande — ſo wie überhaupt aus der ganzen Tragödie alles Räſonnement, alle Reflexion ausgeſchieden iſt. Außerdem hat Schiller dieſem Charakter dadurch eine natürliche Weſenheit gegeben, daß er ihn aus einem Gemiſch verſchiedenartiger Eigenſchaften bildete. Schuld und Unſchuld, Demuth und Stolz, Verſtand und Reizbarkeit, Kraft und Hingabe, die höchſte weibliche Anmuth und weibliche Schwächen und Leichtſinn ſind mit andern Eigenſchaften zu einem wahren Bilde verbunden. Zuletzt gewinnt das Edle in ihr durch den Gebrauch ſinnlicher Symbole ganz die Obergewalt, und ſie geht mit männlicher Faſſung, ja mit Heldenmuth dem Tod entgegen, ſo daß der letzte Akt wirklich zu einem rührend feierlichen, hochtragiſchen Pathos aufſteigt. Nichts deſto weniger iſt alles, bis zu jenen unbedachten Abſchiedsworten, die ſie zu Leiceſter ſpricht, in den Gränzen der weiblichen Natur gehalten. In unſerer Tragödie und im Wallenſtein ſterben die Helden, dem Auge des Zuſchauers entrückt, hinter der Scene, aber die Kataſtrophe in Maria Stuart iſt ungleich furchtbarer und erſchütternder. Nur die letzten Scenen nach dem Selbſtgeſpräch des Leiceſter ſind nicht im Intereſſe einer lebendigen Gemüthsenthüllung, ſondern nach einer abſtrakten Gerechtigkeitsidee gedichtet, obgleich auch ſie bedeutend ſind.

Das verdient noch beſonders bemerkt zu werden, daß in keinem der bisher gedichteten Dramen Schiller alle ſubjektiv-ſittliche Abſichten, alle eigene Ideen und Lieblingsgefühle ſo ganz ausſchloß, als in dieſem. Er hat ſeine ſubjektive Stimmung dadurch gleichſam aufgehoben, daß er ſeine Vorliebe für Geiſtesfreiheit und Proteſtantismus in die Nähe eines widerwärtigen Charakters brachte, und daß er ſeine Abneigung gegen die katholiſche Kirche an das bezauberndſte Weib band. Nachdem ſich ihm Eliſabeth einmal im Gegenſatz der Maria und nach dem Plan des Ganzen als königliche Heuchlerin feſtgeſtellt hatte, konnte er an beiden Hauptperſonen und an der ganzen Arbeit nur einen rein äſthetiſchen Antheil nehmen. Der Charakter der Maria iſt zwar zuverläſſig nach ſeinem Ideal der weiblichen Anmuth[1] entworfen, aber auch der Zwang der Geſchichte und Schiller's Annäherung an den Goethe'ſchen Stil wieſen des Dichters innigen Herzensantheil in ſeine Schranken, und ſelbſt jenes Ideal, welches eine freie Uebereinſtimmung der Sinnlichkeit mit dem Geiſtigen forderte, war dieſes Mal einer ſich im Natürlichen haltenden Behandlung günſtig.

Was endlich die ſtiliſtiſche Form betrifft, ſo ſind Ausdruck und Verſe wunderbar rein, klar und ſchön. Auch dieſe Tragödie bereichert Grammatik und Wörterbuch. Der Ausdruck iſt gehobener und vornehmer als im Wallenſtein, ohne daß er deßwegen an ſeinem natürlichen Wuchſe Schaden erlitten hätte. Im Wallenſtein hat der Realismus des Helden und ſeiner Umgebung und die realiſtiſche Baſis des Ganzen auch die Sprache realiſtiſch gemacht. In der Maria Stuart befinden wir uns, wie im Don Karlos, an einem königlichen Hofe und wir hören im Kreiſe edler Frauen eine fein gebildete Geſellſchaft.

---

[1] Siehe Theil 3. S. 141 und S. 197 ff.

Achtes Kapitel.

Verdienſte um das Theater. Weitausſehender theatraliſcher Plan.
Bearbeitung von Shakſpeare's Macbeth und Grundſätze derſelben.

Schiller war nun wieder, wie in ſeiner Jugend zu Mannheim, an einem Theater, und in einem ſchönern, einflußreichern Verhältniß zu demſelben, als er es ſich je hätte träumen laſſen. So ſehr günſtig hatten ſein Genius und ſein beharrlicher Wille ſich die äußern Verhältniſſe geſtaltet; und er konnte auch in dieſer Beziehung mit einigem Rechte ſagen, daß der Idealiſt ſich die Dinge forme und nicht von ihnen geformt werde.[1] Schiller und Goethe theilten ſich in die Direktion des Theaters, und indem ſie ihre Wirkſamkeit gegenſeitig in freundlicher Uebereinſtimmung ergänzten, wirkten ſie mit beſchränkten Mitteln Außerordentliches, und fingen an in dem deutſchen Athen eine dramatiſche Schule zu gründen, die aber nach dem frühen Tode Schiller's nur allzu bald wieder zerfallen ſollte. Wir müſſen auf dieſe Jahre, wo beide Freunde der Weimar'ſchen Bühne vorſtanden und weithin wirkten, als auf die Blüthenzeit der deutſchen Schauſpielkunſt zurückſchauen, und können es nicht genug beklagen, daß ſolche herrliche Bemühungen und vielverſprechende Anfänge uns jetzt, unter vielem Schlechten, Frivolen und Geringfügigen nur zerſtreute, zufällige Spuren einer würdigen und ächten Mimik hinterlaſſen haben. Eine deutſche Dichtkunſt konnten uns Goethe und Schiller ſchaffen; ein deutſches Theater, welches wohl durch die Kraft Einzelner begründet, aber ſich ohne eine zweckmäßige Fürſorge und Einrichtung des Staates und Volkes nicht erhalten und ausbilden kann, fehlt uns jetzt mehr, als früher. Und doch wäre die Errichtung einer eigenthümlichen deutſchen Schaubühne eine Bildungsſchule für die Nation, und keine unmögliche Sache. Noch jetzt opfern ſich manche achtenswerthe Männer dieſer Idee auf; aber, ohne Unterſtützung ſtirbt ihr Werk mit ihnen oder ſie geben es nothgedrungen bald wieder auf; etwas Durchgreifendes wirken ſie nicht, etwas Dauerndes hinterlaſſen ſie nicht.

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Humboldt, S. 485

Schillers Anſichten über den Werth des Theaters waren immer noch ſo erhaben, wie er ſie im Jahr 1784 in der Abhandlung über die Schaubühne als moraliſche Anſtalt zuerſt mit ſo glänzender Beredſamkeit ausgeſprochen hatte. „Das Theater,“ ſagte er, „und die Kanzel ſind die einzigen Plätze für uns, wo die Macht der Rede waltet.“ So ſtellte er das Theater neben die Kirche, und indem er jenes, wie dieſe, als eine Menſchen veredelnde Anſtalt betrachtete, durfte er konſequenter Weiſe die Kommunion auf das Theater bringen. Eine edle Geſtaltung aller menſchlichen Verhältniſſe ſchien ihm weſentlich an das Theater geknüpft: daſſelbe war nach ſeiner Anſicht das mächtige Organ, durch welches das Schöne und Erhabene, alſo die Krone des Menſchlichen, in das Volk ſtrömte. Die Realiſirung ſeiner ganzen religiös-äſthetiſchen Weltanſicht im Volke hing ihm um ſo mehr vorzugsweiſe von der Bühne ab, da er der Kirche, wie wir ſpäter zeigen werden, nur eine beſchränktere Wirkſamkeit einräumen konnte. Daher hatte es für ihn denn auch einen großen Reiz, ſich bisweilen mit der Idee eines ſolchen größern Theaters zu beſchäftigen, welches dieſem erhabenen Zwecke einzig und allein gewidmet wäre, und er wünſchte ſich über ein ſolches die Direktion führen zu können. Wie aber alles ihm nur dazu dienen mußte, in ihm Ideen zu erwecken; ſo entwickelte beſonders das Theater, auf welches ſich jetzt ſeine beſte Thätigkeit bezog, eine Menge von Anſichten in ihm, welche den Umgang mit Goethe immer friſch und neu erhielten. So z. B. kam er auf den Gedanken, ein eigenes Haus für die Tragödie zu bauen, damit nicht auf einer und derſelben Bühne Stücke jeder Gattung nach einander gegeben würden, wodurch beim Publikum eine Konfuſion des Eindrucks und Urtheils entſtehen müſſe. Dann ſollte, um den abſchwächenden, ſittlich ſentimentaliſirenden Einfluß der Frauen auf das Schauſpiel zu vermindern, wöchentlich ein Stück bloß für Männer gegeben werden, wie denn auch Goethe meint, unſere jungen Mädchen gehörten gar nicht in das Theater, ſondern das Theater ſei bloß für Männer und die Frauen, die mit menſchlichen Dingen bekannt ſeien.[1] Der Plan Schiller's ſetzte aber eine ſehr große Reſidenz voraus und war in den kleinen Weimar'ſchen Verhältniſſen nicht zu verwirklichen.

Beſonders aber beabſichtigte Schiller ſchon vor ſeinem Aufenthalt in Weimar einheimiſche und ausländiſche Stücke für das deutſche Theater zu bearbeiten, damit man nach und nach ein gutes Repertorium von ſpielbaren Schauſpielen bekäme. Noch in Jena, als er die Shakſpeare'ſchen Stücke, welche ſich auf den Krieg der zwei Roſen beziehen, las, ſprach er den Gedanken aus, dieſe Suite von acht Schauſpielen ſeie es wahrhaftig werth, mit aller Beſonnenheit, deren man fähig ſei, für die deutſche Bühne behandelt zu werden. Eine Epoche könnte man dadurch einleiten.[2] Dieſer Plan blieb aber unausgeführt. Eben ſo ein ſpäterer Vorſatz, nämlich eine Sammlung deutſcher Schauſpiele zu veranſtalten, und zwar ſo, daß des Jahres zehn Stücke herauskämen und jedem eine Kritik beigegeben würde. Auch dieſes Vorhaben unterblieb, ungeachtet ein Verleger für zehn Stücke mit deren Beurtheilung hundert Karolin Honorar geben wollte.[3] „Wir können ſehr leicht zu dieſem Verdienſte kommen“, ſchrieb er hiebei, „wenn wir das kritiſche Geſchäft geſprächsweiſe unter uns abthun; in zehn bis fünfzehn Abenden iſt es abgethan und für Jeden ſind dreihundert Thaler verdient.“

---

[1] Eckermann a. a. O. Th. 1, S. 140 und S. 212.

[2] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Th. 3, S. 340.

[3] Ebendaſelbſt, Th. 5, S. 93.

Als er ſich nun in Weimar niedergelaſſen hatte, erwachte ſein Intereſſe für das Theater von neuem, und ſeine Thätigkeit für daſſelbe entwickelte ſich auf die erſprießlichſte Weiſe. Er bezog ja für die Theilnahme an der Regie des Theaters ſeinen Gehalt, und die Wirkſamkeit ſeiner dramatiſchen Dichtung war an das Theater gebunden. Daher ging ſeine eifrigſte Sorge von nun an auf die Erhebung der Bühne. Frühere Plane wurden jetzt wieder aufgegriffen, erweitert und mit neuen vermehrt. Die Gründung eines eigenthümlichen deutſchen Drama's ſchien auch ein eigenes deutſches Theater zu erfordern, durch welches jenes ſich erſt ausbilden und befeſtigen konnte.

Da geſteht nun Goethe ſelbſt, daß Schiller in den neunziger Jahren in ihm das damals erloſchene Intereſſe für das Theater wieder erweckt habe.[1] Er war im Begriffe, ſich ganz der epiſchen Poeſie zuzuwenden, als ihn der Verkehr mit Schiller und deſſen Beiſpiel, ſo wie die Theilnahme an ſeinen Stücken von neuem mit dem Theater befreundete. Er hatte ſich an dieſem Gegenſtande bisher gleichſam müde geſehen, geübt und gearbeitet: jetzt kam Schiller mit neuen höhern Anſichten mit der friſchen Stärke ſeines Geiſtes und Herzens dazwiſchen, und regenerirte jene erſtorbene Liebe. Was bisher im Dienſte des nächſten Bedürfniſſes mehr empiriſch und praktiſch getrieben worden war, wurde jetzt vielſeitig durchſprochen und in Betrachtung gezogen, unter höhere Geſichtspunkte und weitere Ausſichten geſtellt, und die Liebe zur Sache kehrte bald wieder in reinerer Geſtalt durch die Ideen zurück, die ſich an dieſem Gegenſtande entwickelten. Es iſt ja eigentlich nie der Gegenſtand, was wir lieben, ſondern die durch den Gegenſtand in uns erregte Thätigkeit. Dieſe wurde jetzt, durch den Einfluß Schiller's, bei Goethe ganz theoretiſcher Art. Wie beide bisher, ſo lange Schiller noch in Jena lebte, ſich über die Dichtkunſt im Allgemeinen zu verſtändigen geſucht hatten,[2] ſo klärten ſie ſich jetzt über das Theatraliſche auf, und wenn uns dieſe mündlichen Discuſſionen noch erhalten wären, würden wir ſie ohne Zweifel dem, was ſie über das Drama und Epos durch Briefe unter einander feſtſetzten, an die Seite ſtellen können. Aber es haben ſich in dem Goethe'ſchen Nachlaſſe Aufſätze erhalten, von denen es außer Zweifel ſteht, daß ſie aus dieſen Jahre lang fortgeſetzten Verhandlungen hervorgingen oder doch auf ſie zurückblicken. So findet ſich eine Abhandlung Goethe's, welche den Titel hat: Regeln für Schauſpieler,[1] worin er Einiges von dem zuſammenſtellte und begründete, was ihm eine lange Anſchauung und Leitung des Theaters über die Kunſt des Schauſpielers klar gemacht hatte. Vielleicht ließ ſich der Verfaſſer durch Schiller's ſyſtematiſch ordnenden Geiſt zu dieſer 1803 geſchriebenen Abhandlung anregen, ohne daß dieſer an deren Inhalt ſonſt einen weitern Antheil gehabt zu haben ſcheint. Dagegen begegnen uns in dem fünften Bande der nachgelaſſenen Werke Goethe's in den Abhandlungen: Ueber das Weimar'ſche Theater, Ueber das deutſche Theater, Ueber Shakſpeare und in andern manche Schiller'ſche Ideen, oder Goethe gibt uns über Schiller's Bemühungen und Verdienſte um das Theater intereſſante Aufſchlüſſe.

---

[1] Eckermann a. a. O. Th. 1, S. 253.

[2] Siehe Th. 4, S. 151 f.

Schiller war ſchon ſeit der Aufführung ſeines Wallenſtein mit den Schauſpielern in ein freundliches Verhältniß getreten Goethe leitete damals die Proben auf das eifrigſte, und ließ manche Stellen acht bis zehn Mal wiederholen, ſo daß auch nach ſeinem Urtheil mehrere Scenen meiſterhaft geſpielt wurden. Schiller war über die gelungene Darſtellung ſo erfreut, daß er am 3. Februar 1799 an den Schauſpieler Graff ſchrieb: „Sie haben mir geſtern durch Ihr gehaltenes Spiel und Ihre treffliche Recitation ſowohl des Monologs als auch der übrigen ſchweren Stellen eine recht große Freude gemacht. Kein Wort iſt auf die Erde gefallen, und das ganze Publikum ging befriedigt von der Scene. Empfangen Sie dafür meinen innigen Dank. Sie haben einen großen Triumph erlangt, und dürfen nicht zweifeln, daß Ihrem großen Verdienſt um dieſe Rolle auch öffentlich vor dem Publikum Gerechtigkeit erzeigt werden wird. Nicht ſo leicht ſoll es einem andern werden, Ihnen den Wallenſtein nachzuſpielen, und nach dem

---

[1] Goethe's Werke, Band 14, S. 297

Beweis, den Sie geſtern von Ihrer Herrſchaft über ſich ſelbſt abgelegt, werden Sie bei künftigen Vorſtellungen Ihre Kunſt gewiß noch vollkommener entwickeln.“ Seit er nun in Weimar lebte, trat ihm Goethe einen Theil ſeiner Theaterdirektion, deren er längſt überdrüſſig war, ab, ſo wie er auch ſeinen Freund, den Maler Meyer, für Dekorationen und Koſtüme zu Rathe zu ziehen pflegte. Es wurde Goethen ſchwer, eine anregende Belebung mit ſeinem Befehlen und Anordnen zu verbinden, und er war es zufrieden, daß er ſeine Wirkſamkeit hauptſächlich einer kunſtmäßigen äußern Darſtellung zuwenden konnte. Schiller dagegen ſuchte vornehmlich dahin zu wirken, daß die Schauſpieler ihre Rollen richtig auffaßten und ſich in deren Geiſt durch Verſtändniß und Gefühl recht einlebten. Die Leſeproben wurden meiſtens in ſeinem oder Goethe's Hauſe gehalten, und es wurde auf dieſelben die allergrößte Sorgfalt verwandt. Denn alle Deklamation und Mimik ſchien Goethen auf der Recitation zu ruhen, und da dieſe beim Vorleſen ganz allein zu beachten und zu üben iſt, ſo ſetzte man feſt, daß Vorleſungen die Schule des Wahren und Natürlichen bleiben müſſen.[1] Beſonders bemühten ſie ſich auch unabläſſig, eigentlich ſchon ſeit der erſten Aufführung des Wallenſtein, die damals ſehr vernachläſſigte, ja von den vaterländiſchen Bühnen faſt verbannte rhythmiſche Deklamation wieder in Aufnahme zu bringen. Der rohe Naturalismus ſollte auch aus der Sprache und den Körperbewegungen des Schauſpielers, wie aus der Dichtkunſt verdrängt werden, weßwegen es auch einer der vornehmſten Grundſätze blieb, daß der Schauſpieler ſeine Individualität müſſe verläugnen und unkenntlich machen lernen.[2] Häufig leitete Schiller auch allein die Leſeproben, beſonders wenn ſeine eigenen Stücke aufgeführt wurden, und vertheilte die Rollen. Darin aber ergänzte er Goethen beſonders, daß er ermunternd und anregend auf die Schauſpieler einwirkte, was ihm um ſo leichter und beſſer gelang, weil ſie in ihm den gütigſten Menſchen und einen theilnehmenden Freund verehrten. Wie es ſchon aus dem obigen Briefe an Graff hervorgeht, war es ihm ein wahres Herzensbedürfniß, den Schauſpielern, welche durch ihr vorzügliches Spiel ſeine Stücke verherrlichten, ſeine Freude an den Tag zu legen und ſie durch ſein Lob weiter zu bringen. Welch ein Antrieb für das ganze Leben, von dem hochgefeierten Genius eine ſo herzliche Anerkennung einzuärnten! Er bat ſie auch wohl zu Tiſch, und benahm ſich gegen ſie auf das freundſchaftlichſte. Als ſein Wallenſtein geſpielt wurde, brachte er ihnen erfreut ſelbſt einige Flaſchen Champagner unter ſeinem Mantel auf die Bühne. Auch Goethen wußte er wohl, wenn ſie ihre Sachen gut gemacht hatten, ein freundliches, an ſie gerichtetes Wort zu entlocken, wie man aus dem Briefwechſel ſieht. So entſtand denn ein freies, wahrhaft förderndes Verhältniß. Er wirkte gedeihlich in einer Sphäre, wo ſich der bloße kalte Befehl des Vorgeſetzten immer ohnmächtig erweiſ't. Nur ſelten mußte er bei den Verkehrtheiten einiger reizbaren Subjekte Goethen mit einem Machtwort eintreten laſſen — aber er pflegte auch ein ſolches abzuhalten und vermittelnd einzutreten. In Schiller's Nachlaß befindet ſich ein Brief vom Schauſpieler Friedrich Haide, worin dieſer ſich bitter beklagt, der Herr Geheimerath habe ihm, der krank unter der Hand des Arztes darniederliege und kein Glied zu rühren vermöge, befehlen laſſen, nicht krank zu ſein, ſondern Morgen zu ſpielen, oder er würde ihn durch Wache aufs Theater ſchleppen laſſen: er müſſe ſich trotz dem Verbote ſeines Arztes dieſem Gebote fügen, aber bei ſeiner gänzlichen Kraftloſigkeit ſehe er Morgen einem fürchterlichen Zuſtand auf der Bühne entgegen. „Von Ihrem Edelmuthe, von Ihrer Vernunft", ſchließt das Schreiben, „erflehe ich, wenn es Ihnen möglich, Schutz und Rath, und iſt es mein Schickſal, der unglücklichen Rolle des Bajard mein Leben oder die Hoffnung der Geneſung opfern zu müſſen, ſo iſt doch der Einzige nicht ununterrichtet geblieben, den ich als den Größeſten und Beſten verehre."

---

[1] Goethe's Werke in Duodez, Bd. 45, S. 182.

[2] Ebendaſelbſt, S. 5 und 6.

Schiller's Erwartungen von ſeinem Wirken für das Theater ſcheinen auf die Dauer nicht alle befriedigt worden zu ſein, und daß ihm bisweilen die Geduld ausging, konnte nicht ausbleiben. „Ich will mit dem Schauſpielervolke nichts mehr zu thun haben“, ſchreibt er einmal (1801) an Goethe,[1] „denn durch Vernunft und Gefälligkeit iſt nichts auszurichten, es gibt nur ein einziges Verhältniß zu ihnen, den kurzen Imperativ, den ich nicht auszuüben habe!“ Seine Jungfrau von Orleans wollte er anfangs nicht auf die Bühne bringen, „denn“, ſagte er, „es ſchreckt mich auch die ſchreckliche Empirie des Einlernens, des Behelfens und der Zeitverluſt der Proben davon zurück, den Verluſt der guten Stimmung nicht einmal gerechnet.“

Seinem Dichterberufe näher lagen Bearbeitungen deutſcher oder ausländiſcher Stücke für die Bühne, mit dergleichen er ſich in verſchiedenen Perioden ſeines Lebens getragen hatte. Jede ſolche Bearbeitung mußte für ſeine eigene poetiſche Praxis von irgend einem poſitiven Gewinn ſein, und war mit dem Zufälligen und Störenden einer perſönlichen Einwirkung auf die Schauſpieler nicht behaftet. Goethe war ihm hierin vorausgegangen; im Jahr 1799 hatte er, wie wir wiſſen, Mahomet für die Aufführung überſetzt, im Jahr 1800 bearbeitete er Tankred. Der Plan „eine gewiſſe Anzahl vorhandener Stücke auf dem Theater zu fixiren und dadurch endlich einmal ein Repertorium aufzuſtellen, das man der Nachwelt überliefern könnte,“ war zu ſchön, als daß Schiller nicht hätte auf ihn eingehen ſollen.

Was nun Schiller's eigene Stücke betraf, ſo mußten ſeine drei frühſten Tragödien, deren Vorſtellung von der Jugend und der Menge noch immer heftig verlangt wurde, zwar auch manche Veränderung erleiden, und er ging mit ſich ſelbſt und mit Goethe zu Rath, ob dieſe Stücke nicht einem mehr geläuterten Geſchmacke angenähert werden könnten. Man fand aber dieß doch unausführbar, weil das Mißfällige in denſelben zu innig mit deren Form und Gehalt verwachſen war, als daß es durch eine nur theilweiſe Umänderung hätte ausgeſchieden werden können. Auch an ſeinem Wallenſtein ließ er nicht ab, Veränderungen zu treffen, „damit die Hauptmomente im Engern wirken möchten.“ Der Don Karlos aber war ſchon früher für die Bühne verkürzt worden.

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Th. 6, S. 44.

Im März 1802 arbeitete er das Drama abermals für das Theater um. „Mit dem Don Karlos", ſchreibt er damals, „bin ich auf ziemlich gutem Wege und ich hoffe in acht oder zehn Tagen damit zu Stande zu ſein. Es iſt ein ſicherer theatraliſcher Fond in dem Stück, und es enthält vieles, was ihm die Gunſt verſchaffen kann. Es war freilich nicht möglich, es zu einem befriedigenden Ganzen zu machen, ſchon darum, weil es zu breit zugeſchnitten iſt; aber ich begnügte mich, das Einzelne nur nothdürftig zuſammen zu reihen und ſo das Ganze bloß zum Träger des Einzelnen zu machen. Und wenn vom Publikum die Rede iſt, ſo iſt das Ganze doch das, was zuletzt in Betrachtung kommt." Wie Schiller bei der erſten Abfaſſung dieſer Tragödie unbegränzt zu Werke gegangen war, ſo beſaß er, als die große Maſſe auf den engen theatraliſchen Zweck reducirt werden ſollte, den Muth, ſtrenge, ja unbarmherzig alles wegzuſtreichen, was ihm nicht zur Haupthandlung zu gehören ſchien, ohne daß es ihm doch gelungen wäre, dieſes oder ein anderes ſeiner Stücke bei der Aufführung in den Raum von drei Stunden einzuſchließen.

Hiebei aber blieb Schiller nicht ſtehen. „Er hatte nicht lange," erzählt Goethe,[1] „in ſo reifen Jahren, einer Reihe von theatraliſchen Vorſtellungen beigewohnt, als ſein thätiger, die Umſtände erwägender Geiſt, ins Ganze arbeitend, den Gedanken faßte, daß man dasjenige, was man an eigenen Werken gethan, wohl auch an fremden thun könne; und ſo entwarf er einen Plan, wie dem deutſchen Theater, indem die lebenden Autoren für den Augenblick fortarbeiteten, auch dasjenige zu erhalten wäre, was früher geleiſtet worden. Der einnehmende Stoff, der anerkannte Gehalt ſolcher Werke ſollte einer Form angenähert werden, die theils der Bühne überhaupt, theils dem Sinn und Geiſt der Gegenwart gemäß wäre. Aus dieſen Betrachtungen entſtand in ihm der Vorſatz, Ausruheſtunden, die ihm von eignen Arbeiten übrig blieben, in Geſellſchaft übereindenkender Freunde planmäßig anzuwenden, daß vorhandene bedeutende Stücke bearbeitet, und ein Deutſches Theater herausgegeben würde, ſowohl für den Leſer, welcher bekannte Stücke von einer neuen Seite ſollte kennen lernen, als auch für die zahlreichen Bühnen Deutſchlands, die dadurch in den Stand geſetzt würden, den oft leichten Erzeugniſſen des Tages einen feſten, alterthümlichen Grund ohne große Anſtrengung unterlegen zu können.“

---

[1] Goethe's Werke in Duodez, Bd. 45, S. 20 fg.

Der ganze Plan war für Schiller's kurzes Leben zu weit, aber mit Shakſpeare's Macbeth wurde der Anfang gemacht und ſchon im Januar 1800 Hand ans Werk gelegt. Er arbeitete anfangs nach den Ueberſetzungen von Eſchenburg und Wieland, lieh ſich aber ſpäter das engliſche Original, und meinte, er hätte wirklich beſſer gethan, ſich gleich anfangs daran zu halten, ſo wenig er auch das Engliſche verſtehe, weil der Geiſt des Gedankens viel unmittelbarer wirke, und er oft unnöthige Mühe gehabt habe, durch das ſchwerfällige Medium ſeiner beiden Vorgänger bis zu dem wahren Sinn hindurchzudringen.[1] Goethe half ihm bei der Arbeit und ſie konnte am vierzehnten Mai 1800 zum erſten Mal vorgeſtellt werden.

Die Anſicht mancher Dramaturgen, daß Shakſpeare's Stücke entweder vollſtändig und unverändert oder gar nicht auf die deutſche Bühne gebracht werden müßten, theilten unſere Theaterdirektoren keineswegs. Die Shakſpeare'ſchen Stücke ſind für eine Breterſcene geſchrieben, welche keine Dekorationen, keine Perſpektive und keine vervollkommnete Maſchinerie hatte; die Wände waren mit gewirkten Teppichen behangen, welche mehrere Eingänge frei ließen; im Hintergrunde erhob ſich zu ſehr verſchiedenartigen Zwecken eine zweite, über die erſte erhabene Bühne, gleichſam eine Art von Altan. Auf dieſem kindiſch einfachen und armen Gerüſte trugen die Schauſpieler, beinahe ganz in der gewöhnlichen Tracht der Zeit, ihren Zuſchauern bei hellem Tage (denn das Parterre war unbedeckt) die intereſſanten, tiefen Shakſpeare'ſchen Mährchen vor. Die Eine Scenerie wechſelte in einem Aufzuge nie und kehrte in jedem Aufzuge zurück; eine Veränderung des Schauplatzes wurde dadurch angedeutet, daß das Theater einige Zeit leer ſtehen blieb, und daß dann der

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 5. S. 251.

Schauſpieler zu einer andern Thüre hereinkam. Der Zuſchauer mußte ſich alſo außer der Fabel, die er vortragen hörte, alles hinzudenken, er mußte ſich alle Sinnentäuſchung ſelbſt erzeugen, und der Dichter war in der Kompoſition ſeiner Fabel nur durch die Phantaſie ſeiner Zuhörer, d. h. er war durch nichts beſchränkt. Hieraus erhellt leicht, daß jeder Verſuch, Shakſpeare'ſche Stücke unverändert auf unſere Bühne zu bringen, nothwendig ſcheitern muß, nicht allein an unſerer vollkommnern Theatereinrichtung, ſondern noch mehr an unſerer veränderten Denkweiſe über dieſen Gegenſtand, welche ſich nach jener gebildet hat. Dieſe Denkart läßt ſich noch weniger gewaltſam umwandeln, als jene Theatereinrichtung zu ihren erſten unvollkommenen Anfängen wieder zurückgeführt werden kann. Goethe ſagt, er habe ſich und die Schauſpieler mit jenem Verſuche Monate lang gequält, und zuletzt doch nur eine Vorſtellung erreicht, welche unterhielt und in Verwunderung ſetzte, aber ſich wegen der gleichſam nur Einmal zu erfüllenden Bedingung auf dem Repertorium nicht erhalten konnte. Die Forderung, dem Zuſchauer alles das, was er ſich damals hinzudenken mußte oder was ihm höchſtens nur ſymboliſch angedeutet war, möglichſt durch ein wirkliches äußeres Bild zu veranſchaulichen, gibt dem ganzen jetzigen Drama eine engere, ſtetigere, beſtimmtere, begriffsmäßigere Form. Ich ſage, dem Drama überhaupt, und nicht allein dem eigentlichen Theaterſtück, weil auch jenes im Grunde doch von dieſem beſtimmt wird, und, nur in etwas freierer Weiſe, immer deſſen Geſetze befolgt. Es iſt erſtaunlich, wie viel für die Geſtaltung des Schauſpiels von dieſem einzigen Veranſchaulichungsſyſtem abhängt! Zuerſt iſt eine ſo häufige Ortsveränderung, wie bei Shakſpeare, jetzt bei uns läſtig und häufig unthunlich und unmöglich, weil die Dekorationen nicht ausreichen; wenn aber die Phantaſie nur ſelten mehr von einem Orte zum andern geführt wird, ſo begibt ſie ſich endlich dieſes Vorzugs, mit dem Raum frei zu ſpielen, und läßt ſich herabgeſtimmt die Regel auflegen, nur an Einem Orte zu weilen. Eben ſo wird der Dichter, welcher an die vollkommene Befriedigung der äußern Sinne gebunden iſt, ſeine dramatiſche Handlung auch nicht in einen zu langen Zeitraum ausdehnen, denn man kann an Einem Abende wohl ein langes Menſchenleben vorüberführen, wenn der Schauplatz bloß etwas Symboliſches, aber nicht, wenn derſelbe ein Bild des Wirklichen iſt. Dieſes äußere Bild begrenzt die Phantaſie, und führt ſie zum Nahen, zum Natürlichen hin. So wird durch unſere verſinnlichende Vorſtellung das Drama allerwege aus dem Gebiet des frei Phantaſtiſchen möglichſt ins Gegenwärtige und Verſtändige herübergezogen und gleichſam in der äußern Welt eingebürgert, woher es denn auch kommt, daß unſer inneres Drama ſich nur an der weſentlichen Handlung hält und in ſeiner koncentrirtern Begrenzung für die luxuriirende Auswüchſe der Einbildung keinen Raum mehr hat. Unſere äußern Anſchauungen beſchränken die innern, und was den äußern Sinnen und ſomit dem Verſtande (der ſich immer am thätigſten in deren Felde zeigt) am nächſten gerückt iſt, das iſt dem Spiel unſerer Einbildungskraft am meiſten entzogen. Die dramatiſchen Gebilde können der optiſchen Wirklichkeitswelt auf den Bretern nur dadurch gemäß ſein, daß ſie ſich beſchränken und möglichſt natürlich und begriffsmäßig werden. Es iſt damit nicht geſagt, daß die verbeſſerte Scenerie, Maſchinerie und Garderobe unſeres Theaters die Urſache unſeres regelmäßigern Schauſpiels iſt (die gemeinſchaftliche Urſache von beidem liegt vielmehr in unſerer vorgeſchrittenen Verſtandeskultur); aber die Shakſpeare'ſchen Stücke ſind in ihrer urſprünglichen Geſtalt mit unſerer heutigen Bühneneinrichtung unverträglich.

Wollten Schiller und Goethe dieſe Schauſpiele dennoch auf die Bühne bringen, ſo mußten ſie dieſelben nach unſerm Theater- und Geſinnungsbedürfniß, wie Schröder ihnen hierin ſchon vorgegangen war, zuſammenziehen und modificiren. Dieſes Bedürfniß unſerer Denkweiſe brachte, außer den angegebenen Geſichtspunkten, noch eine andere Forderung mit ſich, nämlich die reine Sonderung der Gattungen nach ihren komiſchen oder tragiſchen Elementen. Denn unläugbar hat Goethe Recht, wenn er ſagt: „Der jetzige Zuſchauer iſt immer verdrießlich, wenn Luſtiges und Trauriges, ohne Mittelglieder, auf einander folgt; denn in jener Mittelgattung von Dramen, wo wir gewöhnt worden ſind, das Heitere neben dem Triſten zu ſehen, iſt beides alsdann nicht auch auf ſeinen höchſten Gipfel geführt, ſondern zeigt ſich mehr als eine Art von Amalgam.“[1] In Shakſpeare's rein innerlicher Phantaſiewelt waren ſolche Uebergänge von Ernſt und Scherz einheimiſch und durch ſich ſelbſt gerechtfertigt; aber unſerm Gefühle widerſtreiten ſie. Der Verſtand, welcher in die dramatiſchen Dichtungen eingedrungen iſt, zeigt ſich auch dadurch wirkſam, daß er die Gattungen ſondert und auseinanderhält, und unſere mehr disciplinirte Phantaſie verweilt gerne ausſchließlich entweder bei dem Komiſchen oder bei dem Tragiſchen und will ſich durch die entgegengeſetzte Empfindung in der Anſchauung nicht gerne ſtören laſſen. Wir Deutſche beſonders ziehen die Poeſie nahe an das wirkliche Leben heran, und beurtheilen und genießen ſie in geſetzter, ernſthafter Weiſe, gleich als wenn ſie uns ſelbſt anginge, während der große Engländer, wie ein übermenſchlicher Heros, gleichermaßen mit Ernſt wie mit Scherz nur ein freies und leichtes Spiel treibt.

Der Verſuch aber, das Fremde dem Einheimiſchen anzuähnlichen, iſt in der Literatur ein großes Verdienſt. Nehmen doch Pflanzen, Thiere, Menſchen von dem neuen Himmelsſtrich, unter den man ſie brachte, beſondere Eigenſchaften an, warum ſollten ſich Geiſtesprodukte in der neuen Zeit, in dem neuen Volke, mit dem ſie ſich organiſch verbinden ſollen, ähnliche Einflüſſe nicht gefallen laſſen? — Zwar mag es nicht ohne Gewinn ſein, wenn eine Nation ſich vorübergehend auch an dem ganz Fremden verſucht, und ſo iſt es immer fördernd, in Deutſchland Shakſpeare'ſche Stücke und griechiſche Dramen in ihrer urſprünglichen Geſtalt aufzuführen. Wenn aber das heterogene Fremde obſiegte, ſo wäre es unſerer einheimiſchen Ausbildung hinderlich und würde ſtörend in unſern eigenen Kulturgang eingreifen. Sollen daher Geiſteswerke des Auslandes oder der Vorzeit in ein Volk wahrhaft eingebürgert werden, und ſoll dieſes von denſelben wirklichen Gewinn haben und keinen Schaden leiden, ſo müſſen eminente Geiſter, welche ſelbſt auf der Höhe der Bildung ſtehen, die eingebrachten Produkte der Weltanſicht ihrer Nation zurechtmachen und anpaſſen. Sonſt werden, wie Goethe ſagt, die Lichter des poetiſchen Himmels uns zu Irrlichtern. Machte doch Shakſpeare ſelbſt Römer, Griechen und andere Ausländer, die er uns vorführt, wenn man es ehrlich geſtehen will, zu Engländern. So mag er denn auch ſelbſt, um der deutſchen Nation zuzuſagen, es ſich gefallen laſſen, ein deutſches Kleid anzuziehen.

---

[1] Goethe's Werke in Duodez, Bd. 45, S. 14

In dieſem patriotiſchen, die Geiſtesbildung fördernden Sinne verfuhren Schiller und Goethe bei der Redaktion ausländiſcher Stücke für das deutſche Theater. Goethe war ſeit ſeiner Iphigenie von dem Ungebundenen zu einer engern und einfachern Form zurückgekehrt; im Wilhelm Meiſter hatte er den Hamlet ſogar einer allzu ſtrengen Norm des Verſtandes unterworfen, welche nur dann zu billigen war, wenn es ſich um die Einrichtung des Stückes für das deutſche Theater handelte. Schiller und Goethe machten an ihre eigenen Werke rigoriſtiſche Anforderungen; ſie glaubten dieſelben jetzt auch auf die fremden Schauſpiele ausdehnen zu müſſen, welche ſie für ihr Theater redigirten. Bloß das menſchlich Bedeutende, das Wirkſame ſolcher Dramen ſollte in einer unſerm jetzigen Theater und unſerer Kultur angemeſſenen Form auf der Bühne erſcheinen. Die Stücke, welche man bearbeitete, ſollten dem idealen Begriffe möglichſt entſprechend, und der neuen dramatiſchen Kunſt, welche Schiller gleichzeitig ſtiftete, ſo ſehr angenähert werden, als es ihre eigenthümliche Natur nur immer geſtattete. Wie durch eigene Kunſtwerke wollte man durch die Bearbeitung fremder die deutſche Geiſtesbildung weiter führen.

Nach dieſen Geſichtspunkten bearbeitete Schiller den Macbeth, wie Goethe auch Romeo und Julie. Wer Schiller's Geiſt kennt, kann bei der Lektüre des engliſchen Originals mit ziemlicher Sicherheit die Modificationen zum voraus errathen, die er wirklich in ſeiner Uebertragung vornahm. Der Wechſel des Schauplatzes mußte in der deutſchen Bearbeitung vermindert werden; die fünf und zwanzig Ortsveränderungen im Original hat Schiller auf fünfzehn reducirt, wodurch alles in größere Maſſen zuſammengezogen worden iſt. Einige Scenen, z. B. die Ermordung von Macduff's Gattin und Sohn, ſind ganz ausgefallen und durch bloße Erzählung erſetzt. Um die rein tragiſche Gattung zu gewinnen, mußten ebenfalls manche Veränderungen vorgenommen werden. Die in die Jamben eingeſtreute Proſa wurde ins Metriſche umgeſetzt, weil jener Wechſel unſern, Uebereinſtimmung ſuchenden und bei allem Kunſtgenuß mitſprechenden Verſtand beleidigt. Alle gemeine, triviale Ausdrücke wurden, als der Würde des Kothurns unangemeſſen, möglichſt unterdrückt. Wenn z. B. Macbeth nach der wörtlichen Ueberſetzung im dritten Aufzuge zu dem Mörder ſpricht:

„Ja, im Verzeichniß lauft ihr mit als Männer,
Wie Jagd- und Windhund, Blendling, Wachtelhund,
Spitz, Pudel, Schäferhund und Halbwolf, Alle
Der Name Hund benennt“ u. ſ. w. —

ſo ſagt der Schiller'ſche Macbeth nur:

„Ja, ja, ihr lauft ſo auf der Liſte mit,
Wie Dachs und Windſpiel alle, Hunde heißen.“

Was zu Shakſpeare's Zeit vielleicht in der Anſchauung aller Zuhörer war, würde den jetzigen nur als naturhiſtoriſcher Prunk erſcheinen müſſen. Aus demſelben Grunde fiel auch das poſſenhafte und unfläthige Geſpräch des Pförtners mit ſich ſelbſt und mit Macduff unmittelbar nach der ungeheuern That weg. Der deutſche Ueberſetzer fügt dieſer zweiten Scene des zweiten Auftritts die Anmerkung bei: „Nach dem Ungeheuern der vorigen Scenen ein Ruhepunkt, eine Mäßigung, wie Shakſpeare gern dergleichen anbringt, um zu neuen großen Eindrücken das Gemüth wieder fähig zu machen. Eine Art Komödie, eine wirklich komiſche Wirkung ſoll gewiß nicht eintreten.“[1] Schiller läßt, ſtatt jenes Selbſtgeſpräches, ſeinen frommen Pförtner ein Dankgebet ſingen, welches vielleicht die Dienerſchaft nicht ſo gut charakteriſiren mag, aber jedenfalls unſerm Gefühl eine viel angemeſſenere Sammlung gewährt. Gewiß hängt alle Wirkung des Dichters mit

---

[1] L. Tieck's Ueberſetzung. Bd. 9, S. 408.

Nothwendigkeit von der Weltanſchauung derer ab, auf welche er wirkte: in unſern Herzen wollen ſich Furcht und Mitleid, wenn wir uns nicht Gewalt anthun oder unſer Weſen durch Kultur verallgemeinert haben, nicht mehr recht durch Scherze und Späſſe lindern und beruhigen laſſen.

Dieſes Bemühen, das romantiſche Schauſpiel zu einer reinen Tragödie zu idealiſiren, nöthigte Schiller auch, die Shakſpear'ſchen Hexen zu veredeln. Bekanntlich brachte der engliſche Dichter mit denſelben einen, beſonders unter Jakob I. ſich verbreitenden und durch Hexenprozeſſe beſtärkten Volksglauben auf die Bühne und benutzte ihn, nur in mehr eindringlicher und weſenhafter Weiſe, etwa ſo, wie Schiller die Aſtrologie in ſeinem Wallenſtein. Sie berücken den untadeligen Helden, welcher unwiſſend in ihre Kreiſe tritt, durch ihre Zauberworte zu wahnſinnigem Ehrgeize und reißen ihn von Einem blutigen Verbrechen zum andern bis zu ſeinem Untergange fort. Dieſe ſchadenfrohen Weſen handeln aber nicht ganz unabhängig und eigenmächtig, denn ſie ſind einer Königin, Hekate, unterworfen, und laſſen im Hintergrunde ihrer zerſtörenden Wirkſamkeit das Verhängniß ſehen, mit deſſen Garn ſie willfährig den Menſchen umſtricken. Nun hat aber Shakſpeare nach der Zeitvorſtellung ſeine Hexen als pöbelhafte, häßliche, eingeſchrumpfte Weiber dargeſtellt, Schiller dagegen ſich die ſeinigen mit rieſenhaften, ſchrecklichen Leibern gedacht und ſie alſo den Eumeniden angenähert, wie er auch ihre hölliſchen Geſinnungen an eine höhere Denkart und edlere Sprache band. Es iſt mir immer merkwürdig geweſen, wie dieſelben Männer, welche für Shakſpeare ganz Begeiſterung ſind, eine ſolche Metamorphoſe, welche ganz im Geiſte Shakſpeare's iſt, tadeln und verwerfen konnten. Shakſpeare verbindet in freiem Spiele der Phantaſie nicht nur das Heterogenſte mit einander, z. B. die Hexen und die Hekate; ſondern er geſtaltet ſich auch alles fremdher Entlehnte nach den engliſchen Volksvorſtellungen und nach ſeinen Zwecken um. Und Daſſelbe ſollte dem deutſchen Dichter nicht auch erlaubt ſein? Es war ihm ſogar geboten, denn garſtige Weiber konnte er in ſeiner reinen Tragödie nicht gebrauchen. Er behielt das Weſen bei, und ließ ganz temporelle, zufällige Aeußerlichkeiten fallen. Er erhob das gemein Lokale zu dem Weltbekannten.

Nach dieſen Sätzen möchte das ungünſtige Urtheil Schlegel's in ſeinem Werke über dramatiſche Kunſt zu berichtigen ſein: „Zwar die Hexen ſind keine göttliche Eumeniden und ſollen es nicht ſein: ſie ſind unedle und gemeine Werkzeuge der Hölle. Ein deutſcher Dichter hat es alſo ſehr übel verſtanden, da er ſie in warnende und ſogar moraliſirende Zwitterweſen von Parzen, Furien und Zauberinnen umgeſtaltet und mit tragiſcher Würde bekleidet hat. Lege doch Niemand Hand an Shakſpeare's Werke, um etwas Weſentliches daran zu ändern: es beſtraft ſich immer ſelbſt. Das Böſe iſt von Grund aus häßlich und es iſt widerſinnig, es auf irgend eine Art veredeln zu wollen.“ Der letzte Ausſpruch ſtrebt geradeswegs nach den Mißgeburten Aſiens hin, und die Griechen hätten durch ihre Eumeniden ſich einer großen Widerſinnigkeit ſchuldig gemacht.

Schiller ſuchte, ſeinem allgemeinen Zwecke gemäß, ſeinen Macbeth der von ihm eingeführten Theaterſprache ſo nahe zu bringen als möglich. Daher weicht ſeine Bearbeitung von dem Original an den meiſten Stellen ſehr ab; aber ſie fällt in Sprache und Rhythmus angenehm in unſer Ohr und gleicht einem bekannten inländiſchen Gewächs. Wie ſonſt, ſo beſtand Schiller's Redaktion auch hier mehr darin, daß er manches ausließ und zuſammenzog, als daß er etwas hinzuſetzte oder erweiterte. Nur der größern Deutlichkeit wegen hat er Letzteres bisweilen gethan. Verfolgt man die Vergleichung ins Einzelne, ſo ſieht man nicht ohne Verwunderung, wie viel allgemeiner und philoſophiſcher die deutſche und Schiller'ſche Sprache, als die Shakſpeare'ſche iſt, und dieſe allgemeinere Haltung wird dadurch noch erhöht, daß Schiller zum Theil durch ſeine Theorie[1] verleitet, zum Theil durch ſeinen Theaterzweck genöthigt, manche wirklich bedeutſame konkrete und lebendige Lokalbezüge übergeht und übergehen muß, ohne dieſelben durch ähnliche zu erſetzen. Hierdurch iſt dieſe Bearbeitung ungeachtet aller ihrer Vorzüge an vielen Stellen doch etwas leer und matt in Vergleich mit dem Original, und weil das Weſen des Poetiſchen in dem Individuellen und in den Vorzügen liegt, welche aus einer individuellen Geſtaltung hervorgehen[1]; ſo gebührt dem engliſchen Werke vor dem deutſchen, jenes als bloßes Drama und nicht als Bühnenſtück betrachtet, ein entſchiedener poetiſcher Vorrang. Alles was Schiller ſeiner Umarbeitung zukommen ließ, kann ſie nicht für dieſes Eine entſchädigen, wodurch er ſie in Nachtheil ſtellte. Wäre es ihm gelungen, dieſen Mangel auszufüllen, ſo hätte er das äußere Decorum der Hexen immerhin noch mehr verletzen mögen.

---

[1] Siehe Theil 3 S. 242. ff. und Theil 1, S. 150 f.

---

[1] Siehe Theil 3, S. 87 ff.

Neuntes Kapitel.

Perſönliches Verhältniß zu Goethe im Allgemeinen. Dichten und Aufführen der Jungfrau von Orleans. Schiller's Tiſchgeſpräche.
Lebensvorfälle bis zum Jahre 1802.

In dem vorigen Kapitel haben wir die beiden Dichter, deren literariſchen Bund wir bisher vorzugsweiſe im Verlauf der Geſchichte darzulegen hatten, auch für einen beſtimmten äußern Zweck, für das Theater, in ſchönem Einverſtändniß zuſammen wirken ſehen. So wurde ihr freundſchaftlicher Verein, ſeitdem ſie an Einem Orte mit einander lebten, ſogleich beziehungsreicher und inhaltsvoller, und wir können jetzt, nachdem wir ſie ſo manches Jahr Hand in Hand wandeln ſahen, einen Augenblick ſtille halten, um ihr einziges Bündniß im Allgemeinen zu zeichnen.

Von einer vollſtändigen Darſtellung des innern Verhältniſſes beider Dichternaturen kann zwar hier nicht die Rede ſein. Sie iſt erſt dann möglich, wenn auch Goethe in ſeiner Totalität charakteriſirt ſein wird, wie wir es hier von Schiller verſuchen. Bevor wir die Eigenthümlichkeit ſowohl des Idealiſten, als des Realiſten für ſich eingeſehen haben, iſt es ein eitles Bemühen, ihre beiderſeitige Beziehung wiſſenſchaftlich beſtimmen zu wollen, eben ſo wie es nichtig wäre, über das Verhältniß zwiſchen Körper und Geiſt im Allgemeinen zu reden, ehe wir das Weſen des einen und des andern für ſich vollkommen erkannt haben, oder wie es Niemanden einfällt, das Verhältniß zweier Größen feſtzuſetzen, von denen auch nur die eine unbekannt iſt. Goethe iſt aber vor einer vollſtändigen Entwickelung ſeiner ganzen künſtleriſchen, wiſſenſchaftlichen und ſittlichen Perſönlichkeit in deren progreſſivem Fortgange für unſere höhere Einſicht allerdings noch eine unbekannte Größe. Iſt einmal die Natur beider Koryphäen zur durchgängigen wiſſenſchaftlichen Anſchauung gebracht, dann weiß es Jeder, wie ſie ſich zu einander verhalten, auch ehe man es eigens entwickelt; und vorher fruchtet es nichts, daß man ihr Verhältniß enthüllt, auch wenn man dazu im Stande wäre.

Mein Zweck kann alſo nicht dieſes höchſte Ziel ſein, welches erſt am Ende zweier Wege, aber nicht in der Mitte, geſchweige denn, wie Manche wähnen, im Anfange, des einen liegt. Ich liefere zur Beantwortung jener Frage, in welcher die müßige, die Sache überhüpfende Neugier ſich ſo ſehr gefällt und die Charlatanerie ſcheinbarer Wiſſenſchaft ſich zufrieden ergebt, nur einiges vorläufige Material, indem ich im Detail meiner Biographie auseinander liegende Züge zuſammenfaſſe und mit neuen zu einem allgemeinen Umriß verbinde. Ich habe es meiſt nur mit ſogenannten perſönlichen Beziehungen zu thun, die zwar nicht allein äußere, aber auch nicht bloß innerliche ſind. Bei dem Einfluß, den beide Männer auf einander hatten, kann man den einen nur aus dem andern begreifen, und die Natur jedes tritt durch den Kontraſt ſchärfer hervor. Mich geht aber das ganze Verhältniß nur in ſo weit an, als es unſern Schiller in das Licht zu ſtellen dient.

Man könnte ſagen, die Natur habe einen vollkommenen, einen Univerſalmenſchen ſchaffen wollen, da ſie aber dieſes nicht vermocht, habe ſie in Goethe und Schiller die beiden Hälften jenes Ideals gebildet und ſie im Leben ſo enge mit einander verbunden, daß jeder mit dem andern und durch den andern wirken mußte. Erſt als Schiller fünf und dreißig und Goethe fünf und vierzig Jahre alt war, wurden ſie zuſammengeführt, zu einer Zeit, als der unermüdlich ſtrebende Schiller zum zweitenmal Dichter werden, und der kunſtvollendete Goethe ſich an Schiller's Begeiſterung von neuem erwärmen und, von dem ſpekulativen Zeitgeiſt angeregt, ſich durch deſſen philoſophiſches Bewußtſein über ſeine Kunſt wiſſenſchaftlich orientiren wollte. „Daß Schiller,“ äußert er ſich ſelbſt[1], „ſo viel jünger war und im friſcheſten Streben begriffen, da ich an der Welt müde zu werden begann, war für mich von der größeſten Wichtigkeit,“ und an ihn ſelbſt ſchreibt er:[2] „Für uns beide, glaub' ich, war es ein Vortheil, daß wir ſpäter und gebildeter zuſammentrafen,“ ein Wort, welchem Schiller vollkommen beiſtimmte.[3] Der Werth, ja die Möglichkeit des ganzen Verhältniſſes lag darin, daß jeder dem andern Güter zubrachte, die ihm vermöge ſeiner Natur und Stellung nothwendig abgingen und daß ſich ſo jeder durch den andern über deſſen Sphäre erweiterte. Realismus und Idealismus, eine liebende Anſchauung und ein ſcharfer Abſtraktionshang, eine freiwillig ſpendende Stimmung und eine außerordentliche Willenskraft, ein im Dunkeln wirkendes Genie und eine wache Beſonnenheit, ein plaſtiſcher Gleichmuth und eine rege menſchliche Theilnahme, die freie Ruhe des objektiven Sinnes und die ernſte Innigkeit der Subjektivität, ein weiter Weltblick und ein enges Einſiedlerleben, das heitere Wohlbehagen des Ueberfluſſes und die Seelentiefe des Unglücks und der Leiden, das alles war es, was bei gleichem Lebenszweck beide Männer zum Austauſch brachten, wodurch einer dem andern, da beide die ſelbſtſtändigſten Naturen waren, um ſo unentbehrlicher werden mußte, je näher ſie ſich kennen lernten. „Ein ſolches auf wechſelſeitige Perfektibilität gebautes Verhältniß,“ ſchreibt Schiller[4], „muß immer friſch und lebendig bleiben, und gerade deſto mehr an Mannigfaltigkeit gewinnen, je harmoniſcher es wird und je mehr die Entgegenſetzung ſich verliert, welche bei ſo vielen andern allein die Einförmigkeit verhindert. Ich darf hoffen, daß wir uns nach und nach in Allem verſehen werden, wovon ſich Rechenſchaft geben läßt, und in demjenigen, was ſeiner Natur nach nicht begriffen werden kann, werden wir uns durch die Empfindung nahe bleiben.“

---

[1] Eckermanns Geſpräche mit Goethe, Theil 1, S. 219.

[2] Briefwechſel mit Schiller, Theil 3, S. 279.

[3] Ebendaſelbſt. Theil 1, S. 25.

[4] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 3, S. 166 f.

Goethe äußert ſich[1]: „Mein Verhältniß zu Schiller gründete ſich auf die entſchiedene Richtung beider auf Einen Zweck, unſere gemeinſame Thätigkeit auf die Verſchiedenheit der Mittel, wodurch wir jenen zu erreichen ſtrebten.“ Dieſe Verſchiedenheit des Dichtens, indem Schiller mehr vom Allgemeinen, Goethe dagegen vom Beſondern ausging, wurzelte in der bezeichneten Grunddifferenz ihrer Charaktere.

Nicht abſichtliche Veranſtaltung, ſondern zufällige Fügung hatte die Freundſchaft eingeleitet, und ſie ſetzte ſich als eine Naturnothwendigkeit von ſelbſt fort. Daher ſagt Goethe, es habe bei ihrer Bekanntſchaft etwas Dämoniſches vorgewaltet.[2] Sie war in dem Bedürfniß ihrer Charaktere feſt begründet, und konnte nur mit ihrem Streben nach Vollkommenheit erlahmen. „Bleiben ſie feſt im Bunde des Ernſtes und der Liebe,“ ruft Goethe Schillern am 31. Oktober 1798, zu, „alles Uebrige iſt ein leeres und trauriges Weſen.“ Nach einer längern Abweſenheit äußerte er:[3] „Wir haben gewiß alle Urſache uns unſeres Verhältniſſes zu freuen, da wir uns nach einer ſo langen Entfernung nur näher fühlen und die Oppoſition unſerer Naturen eine Wechſelwirkung deſto wünſchenswerther macht, von der wir auch für die Zukunft das Beſte hoffen können.“ Er freute ſich, daß ihre anonym erſchienenen Arbeiten öfters mit einander verwechſelt wurden, und meinte, ſie könnten eine ſchöne Breite einnehmen, wenn ſie mit Einer Hand zuſammenhielten und mit der andern ſo weit ausreichten, als die Natur ihnen erlaubt habe.[4] Wenn ſeine Natur die Wirkung habe, meint er zu einer andern Zeit, die Natur Schiller's ins Begränzte zu ziehen, ſo habe er durch Schiller den Vortheil, daß er auch manchmal über ſeine Gränzen hinaus gezogen werde, wenigſtens, daß er nicht ſo lange ſich auf einem ſo engen Fleck herumtreibe.[1] Und an einer andern Stelle ſpricht er, man müſſe ſuchen, im Theoretiſchen und Praktiſchen, und beſonders in ihrem Falle im Wiſſenſchaftlichen und Dichteriſchen immer mehr mit ſich ſelbſt Eins zu werden und zu bleiben; übrigens möge alles gehen, wie es könne. Hierauf fährt er fort: „Laſſen Sie uns, ſo lange wir beiſammen bleiben, auch unſere Zweiheit immer mehr in Einklang bringen, damit ſelbſt eine längere Entfernung unſerm Verhältniß nichts anhaben könne.[2] Zeugniſſe genug, wie hoch Goethe dieſe Freundſchaft anſchlug, was von Seiten Schiller's gar nicht bewieſen zu werden braucht!

---

[1] Goethe's Werke in Duodez, B. 49, S. 90.

[2] Eckermann's Geſpräche mit Goethe, Theil 2, S. [illegible].

[3] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 4, S. 156.

[4] Ebendaſ. Theil 1, S. 288. f.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ein ſolches in ſo vorgerücktem Alter zwiſchen ganz verſchiedenartigen Männern geknüpftes Verhältniß eine geringere Temperatur hatte, als eine Jugendfreundſchaft oder vielmehr von ganz anderer Art ſein mußte. Alle perſönliche Theilnahme war eigentlich durch den Zweck vermittelt, dem dieſe Freundſchaft einzig und allein diente, wobei es jedoch kaum zu bezweifeln iſt, daß Goethe Schillern, nachdem er ihn einmal erfaßt hatte, mehr liebte, als ihn Schiller wieder zu lieben vermochte. Dem Manne des edelſten Herzens und reinſten Strebens konnte eine innige Zuneigung von Niemand, der ihn kannte, verſagt werden; in Goethe dagegen, auf den die Welt und der Hof längſt ungünſtig gewirkt hatten, trat der Menſch nur ſo weit hervor, als der Dichter es zuließ. Er ſagt ſelbſt, er fühle recht gut, daß ſeine Natur nur nach Sammlung und Stimmung ſtrebe, und an allem keinen Genuß habe, was dieſe hindere.[3] In Schiller's Briefen ſpricht ſich zwar ſeiner Natur nach ein viel wärmerer Antheil aus, aber dieſer geht doch immer nur auf Goethe's Dichten und literariſche Entwürfe und Werke. Ich hebe eine Stelle aus einem Brief an Goethe vom 5. März 1799 aus: „Es hat mich dieſen Winter oft geſchmerzt, Sie nicht ſo heiter und muthvoll zu finden, als ſonſt, und eben darum hätte ich mir ſelbſt etwas mehr Geiſtesfreiheit gewünſcht, um Ihnen mehr ſein zu können. Die Natur hat ſie einmal beſtimmt hervorzubringen; jeder andere Zuſtand, wenn er eine Zeitlang anhält, ſtreitet mit Ihrem Weſen. Eine ſo lange Pauſe, als Sie dasmal in der Poeſie gemacht haben, darf nicht mehr vorkommen, und Sie müſſen darin ein Machtwort ausſprechen und ernſtlich wollen.“ Zu ſolchen unumwundenen Erörterungen kam es übrigens höchſt ſelten. Wie wenig rein Perſönliches in dem Verhältniß war, ſieht man z. B. aus der trocknen Art, wie Schiller den Tod ſeines Vaters und ſeiner jüngſten Schweſter berichtet, worauf Goethe nur mit einem: „Es thut mir ſehr Leid,“ und einer allgemeinen Reflexion antwortet.[1] Goethe ſelbſt charakteriſirte nachher dieſe Verbindung, als der Tod Schiller's ſie längſt gelöſ't hatte, ſehr richtig, indem er, im Gegenſatz gegen die Zuneigung Jacobi's ſagt, es ſei eigentlich gar keine Freundſchaft geweſen. „Jacobi's Verhältniß zu mir,“ ſind ſeine Worte, „war eigener Art. Er hatte mich perſönlich lieb, ohne an meinen Beſtrebungen Theil zu nehmen oder ſie wohl gar zu billigen. Es bedurfte daher der Freundſchaft, um uns an einander zu halten. Dagegen war mein Verhältniß mit Schiller ſo einzig, weil wir das herrlichſte Bindungsmittel in unſern gemeinſamen Beſtrebungen fanden und es für uns keiner ſogenannten beſondern Freundſchaft weiter bedurfte.“[2]

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 5, S. 128.

[2] Ebendaſelbſt, S. 111.

[3] Ebendaſelbſt, S. 194.

Goethe nennt mit Recht die Briefſammlung, welche uns dieſes einzige Zuſammenwirken vorführt, ein Geſchenk für die Welt. „Die Korreſpondenz mit Schiller,“ ſchreibt er an Zelter,[3] „wird eine große Gabe ſein, die den Deutſchen, ja ich darf wohl ſagen, den Menſchen geboten wird. Zwei Freunde der Art, die ſich immer wechſelſeitig ſteigern, indem ſie ſich augenblicklich expektoriren. Mir iſt es bei der Redaktion wunderlich zu Muthe, denn ich erfahre, was ich einmal war. Doch iſt eigentlich das Lehrreichſte der Zuſtand, in welchem zwei Menſchen, die ihre Zwecke gleichſam par force hetzen, durch innere Ueberthätigkeit, durch äußere Anregung und Störung ihre Zeit zerſplittern; ſo daß doch im Grunde nichts der Kräfte, der Anlagen, der Abſichten völlig Werthes herauskommt. Höchſt erbaulich wird es ſein; denn jeder tüchtige Kerl wird ſich ſelbſt daran zu tröſten haben.“

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 2, S. 188 u. 192.

[2] Eckermann's Geſpräche mit Goethe, Theil 1, S. 343.

[3] Briefwechſel mit Zelter, Theil 3, S. 455 f.

Ungeachtet der Einfluß wechſelſeitig iſt, ſo wirkte doch Goethe ungleich mehr auf Schiller, obgleich dieſer allem, was Goethe unternimmt und hervorgebracht hat, einen bei weitem größern Antheil zuwendet, in alles, was von Goethe kommt, tiefer und gründlicher eingeht. Ganz natürlich! Der jüngere Schiller wollte in eine neue Bahn eintreten, der vollendete Goethe ſich nur in dem beſtärken und aufklären, was er beſaß. Schiller's inniges Eindringen in Goethe's Dichtweiſe und Werke brachte ihm ſelbſt mehr Gewinn, als dem Freunde. Es kam Schiller's Mittheilungstrieb und Goethe's Abgeſchloſſenheit dazu, was den Ertrag des Vereines für beide ganz ungleich machte. Ich will Goethe ſelbſt reden laſſen:[1] „Es war nicht Schiller's Sache, mit einer gewiſſen Bewußtloſigkeit und gleichſam inſtinktmäßig zu verfahren, vielmehr mußte er über jedes, was er that, reflektiren; woher es auch kam, daß er über ſeine poetiſchen Vorſätze nicht unterlaſſen konnte, ſehr viel hin und her zu reden, ſo daß er alle ſeine ſpätern Stücke Scene für Scene mit mir durchgeſprochen hat. Dagegen war es ganz gegen meine Natur, über das, was ich von poetiſchen Plänen vorhatte, mit irgend Jemanden zu reden, ſelbſt nicht mit Schiller. Ich trug alles ſtill mit mir herum und Niemand erfuhr in der Regel etwas, als bis es vollendet war. Als ich Schillern meinen Hermann und Dorothea fertig vorlegte, war er verwundert, denn ich hatte ihm vorher mit keiner Sylbe geſagt, daß ich dergleichen vorhatte.“ Was Goethe empfing, war im Allgemeinen Erfriſchung, und Befriedigung des theoretiſchen Triebs, der ihn damals beunruhigte, im Einzelnen eine Menge vortrefflicher Anſichten und Rathſchläge, durch die Schiller Hervorgebrachtes verbeſſerte und ſogar der Erfindung des Meiſters vorauseilte. „Ich hätte nur immer zu thun,“ verſichert Goethe, „daß ich feſt ſtand, und meine Sachen von ſeinen Einflüſſen frei hielt und ſchützte.“[1] Auch geſteht er, daß Schiller ſeine Liebe zur Bühne und zum Drama wieder erweckt habe, und daß er ihm ſeine Achilleis und viele ſeiner Balladen verdanke.[2] Daß der Verkehr mit Schiller es war, was ihn einige Zeit lang ganz vom Dichteriſchen abzog und dem Theoretiſchen zuwandte, ſcheint ihm ſelbſt nicht zum Bewußtſein gekommen zu ſein.

---

[1] Eckermann's Geſpräche mit Goethe. Theil 1. S. 89

Dagegen war Goethe's Einfluß auf Schiller wirklich ungeheuer, ſo wenig jener ſich auch hingab, ſo ſelten er auf des Freundes Intereſſen und Arbeiten näher einging, und ſo wahr es ſein mag, was Böttiger erzählt:[3] „Goethe kann es Niemand, der als Schriftſteller ihn um Rath fragt, ſagen, wie er es anfangen müſſe, eine Sache zu beſſern.“ Er wirkte unabſichtlich durch die Gegenwart ſeiner Perſönlichkeit und die Macht ſeiner Werke, und Schiller, welcher ſich in ſeinem Studierzimmer eine reife Menſchenkenntniß und ein lebendiges Bild von Ländern erwerben konnte, beſaß das eigene Talent, ſich jedes Wort Goethe's zu einer ausführlichen Mittheilung zu erweitern.

Doch war Goethe's Einwirkung im Anfang ihrer Bekanntſchaft am ſtärkſten. Rückſichtlich ſeiner lyriſchen Erzeugniſſe ging zwar Schiller ſeinen eigenen, früher nachgewieſenen Gang und nur eine mäßige Anzahl dieſer Gedichte erinnert beſtimmt an Goethe's Styl, aber ſeine erſten Balladen und beſonders ſein Wallenſtein ſind ſo viel, als möglich, in Goethe's Geiſt und Art gedichtet,[4] ſo daß der feinſinnige Wieland damals behauptete, im Wallenſtein müſſe Manches durchaus von Goethe's Hand ſein. Dieſer Einfluß beſchränkte ſich aber nicht auf die Darſtellung, ſondern half allmählig auch ſeine ganze Lebensanſicht, beſonders ſeine politiſchen

[1] Eckermann's Geſpräche mit Goethe, Theil 2, S. [illegible]

[2] Ebendaſelbſt Theil 1, S. 253 und Theil 2, S. 196.

[3] Literariſche Zuſtände und Zeitgenoſſen, aus K. A. Böttiger's Nachlaſſe Bd. 1, S. 58.

[4] Siehe Theil 1, S. 295 ff.

Ueberzeugungen modificiren. Er ließ manches Eigenthümliche zurück, lieh ihm keine Sprache mehr oder gab ihm einen andern Ausdruck. Schiller iſt daher in ſeiner dritten Periode zwar ungleich vollendeter und umfaſſender, aber origineller und einheitlicher erſcheint er in der erſten. Es iſt in der Regel, daß der Menſch an dem Letztern ſo viel einbüßt, als er am Erſtern gewinnt, obgleich ein ſo ſelbſtſtändiger Mann, wie Schiller, ſeine Originalität auch in allen Nachbildungen und Studien feſthält.

Dieſe Unabhängigkeit behauptete er auch darin gegen Goethe, daß er ſich nichts vergab. Es ſcheint, daß bei der antipodiſchen Entgegenſetzung beider Naturen und der großen Reizbarkeit Schiller's das Verhältniß nicht ſo lange ungeſtört fortbeſtanden hätte, wenn Goethe weniger zurückhaltend und nachgiebig geweſen wäre. Er bezeugt ſelbſt, daß er ihm niemals widerſprochen habe, ſondern ihn ſogar in ſeinen eigenen Angelegenheiten, z. B. in der Einrichtung des Egmont und der Iphigenie für das Theater, gewähren ließ.[1] Schiller ſtand ihm als ein durchaus Ebenbürtiger zur Seite, und hatte in ſeiner unerſchöpflichen Kombinationsgabe, ſeinem eindringenden Scharfſinn und ſeiner überwiegenden rationellen Bildung Hülfsmittel genug, bei Meinungsverſchiedenheiten ſeine Anſichten durchzufechten. Goethe trat, wenn es ſein mußte, wie z. B. bei dem Abendmahl in der Maria Stuart, doch nur milde und leiſe auf. Daß er aber Miniſter war, kam bei allen Menſchen weniger, als bei Schiller, in Frage. Goethe nahm manches ſtillſchweigend hin, was ſich der andere gewiß nicht hätte gefallen laſſen. Er ſchrieb ihm einmal in Betreff einer Anmerkung über ihn ſelbſt und Wieland in dem Aufſatz über naive und ſentimentaliſche Dichter: „Da das Ganze ſo weit und breit iſt, ſo ſcheint es mir bei näherer Ueberlegung zu enge und zu ſpitz auszulaufen, und da dieſe Spitze gerade zwiſchen mir und einem alten Freunde hineinfällt, ſo macht's mir wirklich ein wenig bange.“[2] Hierauf antwortete Schiller, über den Ausdruck breit pikirt, daß der eigentliche Schluß erſt im erſten Stücke des neuen Jahrs erfolge — „Sie und Wieland fallen alſo in die Breite, und ich denke, wenn der Aufſatz ordentlich geendigt ſein wird, ſoll der Totaleindruck und das Sachintereſſe jeder Privatbeziehung vorbeugen.“ Schiller enthielt ſich nicht, wenn es ſein mußte, unverholen einen Tadel auszuſprechen, z. B. über die Art, wie der Freund die Kategorientafel auf naturwiſſenſchaftliche Gegenſtände anwandte.[1] Goethe iſt immer milde und vermittelnd in ſeinem Urtheile über Menſchen und Dinge. Schiller ſtellt oft ſcharf und herb ſeine entgegengeſetzte Anſicht auf, wie z. B. über Iffland und deſſen Vorhaben, den Pygmalion von Benda zu ſpielen,[2] über das Athenäum der Schlegel,[3] und wo Goethe im Streit mit einem Dritten ihm im Irrthum zu ſein ſcheint, gibt er dem Andern unverholen Recht.[4]

---

[1] Briefwechſel mit Zelter, Theil 4, S. 23.

[2] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 1, S. 268 f. Es iſt die lange Anmerkung in Schiller's Werken in E. B. S. 1847. 2. (Oktavausg. B. 12 S. 275) gemeint.

Aus dem Vorgetragenen geht hervor, daß dieſer Bund, welcher allen Affekt ausſchloß und perſönlichen Antheil nur mittelbar aufnahm, mehr ein Werk der Natur, als der Menſchen war. Dieſe zeigte ſich auch hier durch Anziehen und Abſtoßen organiſch wirkſam, und was ſie gegründet hatte, ſollte auch nur durch ſie zerſtört werden. Wir werden dieſe Kunſtfreundſchaft noch durch die übrigen Lebensjahre Schiller's fortbeſtehen ſehen.

Als Schiller die Maria Stuart beendigt hatte, wandte er ſich nach kurzer Friſt wieder zu einem neuen Gegenſtand. Es war die Jungfrau von Orleans, welche er ſchon am erſten Juli 1800 begann, nachdem er im Dichten eine Pauſe von nicht ganz einem Monate gemacht hatte. Er ſtudirte für dieſes Sujet vorzüglich die Sammlung von acht und zwanzig Handſchriften über den Verdammungs- und

---

[1] Siehe Theil 3. S. 355.

[2] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 4, S. 106 f.

[3] Ebendaſ. S. 252 u. S. 254 f., S. 260 u. S. 268.

[4] Ebendaſ. S. 250. Nach obiger Darſtellung läßt ſich die Wahrheit des Schlegel'ſchen Epigramm's ermeſſen:

„Viel kratzfüßelnde Bücklinge macht dem gewaltigen Goethe
Schiller; dem ſchwächlichen nickt Goethe's olympiſches Haupt.“

Reviſionsproceß der Johanna, welche Del Averdy, Ehrenmitglied der Pariſer Akademie der Inſchriften und ſchönen Wiſſenſchaften, in dem dritten Band der Notices et Extraits des Manuscripts de la Bibliotheque du Roi, zu Paris im Jahr 1790 herausgegeben hatte. Ob Schiller durch dieſe kritiſch bearbeitete, und mit hiſtoriſchen Erläuterungen verſehene Zuſammenſtellung, der Hauptquelle dieſer Geſchichte, zu ſeiner dramatiſchen Idee erſt geführt wurde, oder ob er dieſelbe zur Lektüre dieſes Werkes mitbrachte, iſt unbekannt.

Die Anordnung des neuen Stückes koſtete ihm viele Mühe und Zeit. „Ich beneide Sie darum", ſchrieb er am 26. Juli an Goethe, welcher damals, um den Tankred für die Bühne zu bearbeiten, in ſeine Jenenſer Einſamkeit gegangen war, „daß Sie doch etwas wirklich entſtehen ſehen. In dieſem Fall bin ich noch nicht, weil ich über das Schema meiner Tragödie noch immer nicht in Ordnung bin, und noch große Schwierigkeiten aus dem Weg zu räumen habe. Ob man gleich bei jedem neu zu producirenden Werk durch eine ſolche Epoche hindurch muß, ſo gibt es doch ſtets das peinliche Gefühl, als ob nichts geſchähe, weil am Abend nichts kann aufgezeigt werden. Was mich bei meinem neuen Stücke beſonders inkommodirt, iſt, daß es ſich nicht ſo, wie ich wünſche, in wenig große Maſſen ordnen will, und daß ich es in Abſicht auf Zeit und Ort in zu viele Theile zerſtückeln muß, welches, wenn auch die Handlung ſelbſt die gehörige Stetigkeit hat, immer der Tragödie widerſtrebend iſt." Doch hoffte er am Ende Juli, Goethen, wenn er zurückkomme, das fertige Schema vorlegen zu können.

„Mein Stück führt mich in die Zeiten der Troubadours," berichtete er weiter, „und ich muß, um in den rechten Ton zu kommen, auch mit den Minneſängern mich bekannter machen. Es iſt an dem Plan dieſer Tragödie noch gewaltig viel zu thun, aber ich habe große Freude daran, und hoffe, wenn ich bei dem Schema länger verweile, in der Ausführung alsdann deſto freier fortſchreiten zu können." Auf der Weimaraner Bibliothek, fügte er hinzu, müſſe er ſich zu ſeinem Zwecke eine ganze Literatur zuſammen ſuchen.

Im Auguſt miethete er ſich in Oberweimar ein; von ſeiner Familie getrennt, wollte er hier in der Einſamkeit ruhig arbeiten, wie er es früher in Ettersburg gethan hatte. Aber zuerſt ermattete die anhaltende Hitze Geiſt und Körper, dann ward er durch das Uebelbefinden ſeiner Frau wieder nach der Stadt zurückgerufen, und endlich ſtörte ihn ein verdrießlicher Tumult. „Der tollſte Zufall von der Welt muß mich hier einer — Hochzeit, die vielleicht auf ſechs Meilen die einzige in der Gegend iſt, gegenüber logiren, gerade da ich aus der Stadt geflüchtet bin, um dem Geräuſch zu entgehen. Ich habe die ganze Nacht nicht geſchlafen und ſelbſt der Vormittag wurde mir verdorben, weil man unter Geſchrei und Späſſen die Ausſteuer der Braut auspackte. So verſchwört ſich alles gegen meinen Fleiß, und ich werde noch einige Zeit brauchen, fürchte ich, um im Gange zu ſein.“

Erſt nach langen Vorbereitungen im September, als er wieder nach Weimar zurückgekehrt war, ſchreibt er, „daß er nun förmlich beim Anfange angefangen habe!“ Langſam, aber gründlich rückte die Arbeit voran. „Bei der Armuth an Anſchauungen und Erfahrungen von außen, die ich habe, koſtet es mir jederzeit eine eigene Methode und viel Zeitaufwand, den Stoff zu beleben. Dieſer Stoff iſt keiner von den leichten und liegt mir nicht nahe.“ Unausgeſetzt blieb er an ſeinem Geſchäft, ohne ſich Zerſtreuungen zu erlauben. Kaum daß er Goethen in Jena auf einen Tag beſuchte. So kam er denn ſo weit, daß er am 11. Februar des Jahres 1801 dem Freunde die erſten drei Akte vorleſen konnte, denn er brauchte nach ſeiner Verſicherung eines gewiſſen Sporns, um mit friſcher Thätigkeit bis zum Ziel zu gelangen. Im März flüchtete er ſich mit ſeinem unvollendeten Werke in ſeinen einſamen Garten bei Jena, aber ungeachtet des ſchönen Wetters wollte er doch mit dem Erfolg ſeiner Arbeit nicht ganz zufrieden ſein. „Was mein eigenes Thun betrifft“, ſchreibt er, „ſo kann ich noch nicht viel Gutes davon ſagen. Die Schwierigkeiten meines jetzigen Penſums ſpannen mir den Kopf noch zu ſehr an; dazu kommt die Furcht, nicht zur rechten Zeit fertig zu werden; ich hetze und ängſtige mich und es will nicht recht damit fort. Wenn ich dieſe pathologiſchen Einflüſſe nicht bald überwinde, ſo fürchte ich, muthlos zu werden.“ Doch geſchah täglich etwas, ſo daß er hoffen konnte, bis Oſtern, bis zu welcher Zeit er nur noch über ſeinen Garten disponiren konnte, die rohe Anlage des Stückes vollends hinzuwerfen, daß ihm in Weimar nur noch die Rundung und Polirung übrig bliebe.

Wenn man dieſe unſägliche Mühe und lange Zeit berückſichtigt, welche unſerm Schiller und damals auch Goethen, der zu dieſer Zeit langſam an ſeinem Fauſt fortarbeitete, das Dichten koſtete, ſo kann man ſich des Urtheils nicht erwehren, daß die Reflexion und Theorie ihre Produktionskraft ſehr geſchwächt hatten, ſo wie ſie ihren Produkten ſelbſt im Weſentlichen vielleicht mehr ſchadeten, als nützten. Wenn Schiller es mit Dingen nicht ſo erſtaunlich genau genommen hätte, worauf in der Poeſie wirklich nicht ſo ſehr viel ankommt, wenn er nicht von vornen herein und bei jedem Schritt, den er that, alles berückſichtigt und berechnet hätte; ſollte es ihm bei der hohen Reife ſeiner Ausbildung und ſeiner mannigfachen Uebung nicht ein Leichtes geworden ſein, in einem Monat oder in zwei mit Behaglichkeit eine Tragödie zu Stande zu bringen? So aber machte er ſich ein Spiel der Einbildungskraft zu einem mühſamen und oft ſauern Geſchäft. Er hätte ſich eine gewiſſe Leichtfertigkeit zum Grundſatze machen können, da er ſchon durch ſeine ernſte Natur und gründliche Bildung alles beinahe zu ſchwer nahm. Dann wäre ſeine Dichtung auch oft gefälliger geworden. Er erſchwerte ſich ſein dramatiſches Dichten aber auch dadurch, daß er keine Folge von Dramen dichtete. Wallenſtein, Maria Stuart, die Jungfrau von Orleans, Wilhelm Tell, Demetrius ſpielen alle an verſchiedenen Orten und in andern Zeiten! Jedes von dieſen Stücken erforderte beſondere Vorſtudien.

Während ſich nun die Arbeit auf ſolche Weiſe verlängerte, trat auch wieder eine ſchlimmere Jahreszeit ein, und der Einſiedler (denn Weib und Kind hatte er in Weimar zurückgelaſſen) wurde durch den unaufhörlichen Wind beläſtigt, welchem er auch bei verſchloſſenen Zimmern nicht ausweichen konnte und der ihn am Ausgehen hinderte, indem er ihm die Bruſt angriff. Zuletzt meinte er, er habe doch ſo viel zu Wege gebracht, als er in eben ſo vieler Zeit zu Weimar würde ausgerichtet haben. „Ich habe alſo zwar nichts in der Lotterie gewonnen, habe aber doch im Ganzen meinen Einſatz wieder." Am erſten April kehrte er wieder dahin zurück; der vierte Akt war die Ausbeute, die er mitbrachte. Am ſechszehnten April endlich war das Werk vollendet, an welchem er alſo nicht ganz neun Monate gearbeitet hatte. „Es iſt ſo brav, gut und ſchön", ſchrieb Goethe in ſeiner allgemeinen, kurz abfertigenden Art, „daß ich ihm nichts zu vergleichen weiß." Auch dem Herzog theilte er auf Verlangen das Manuſkript mit, und das Werk machte auch auf ihn unerwarteter Weiſe eine große Wirkung; er meinte aber, es könne nicht geſpielt werden. Dieſer Meinung war Schiller anfangs auch, und weil er das Stück für ein bedeutendes Honorar an Unger in Berlin verkauft hatte, welcher es als Kalender zur Herbſtmeſſe ausgeben wollte, nahm er ſich vor, es nicht auf die Bühne zu bringen. Es ſchreckte ihn überdieß, wie er ſich ausdrückt, auch die ſchreckliche Empirie des Einlernens, des Behelfens und der Zuſammenfluß der Proben davon zurück, den Verluſt der Stimmung nicht einmal mitgerechnet. Goethe aber, welcher das Weimar'ſche Theater durch dieſes vorzügliche Stück zu bereichern wünſchte, antwortete hierauf ſehr freundlich: „Einer Vorſtellung Ihrer Jungfrau möchte ich nicht ganz entſagen. Sie hat zwar große Schwierigkeiten, doch haben wir ſchon große genug überwunden; aber freilich wird durch theatraliſche Erfahrungen Glauben, Liebe und Hoffnung nicht vermehrt. Daß Sie perſönlich etwas Beſſeres thun können, als ſich einer ſolchen Didaskalia unterziehen, bin ich ſelbſt überzeugt. Es käme darauf an, ob ich bei meiner jetzigen Halbthätigkeit dazu nicht am beſten taugte. Doch davon wird ſich reden laſſen, wenn wir wieder zuſammen kommen." [1]

Durch ſolche ermunternde Stimmen ließ ſich Schiller gerne vermögen, ſeine Johanna, während ſie bei Unger in Berlin als niedlicher Kalender auf das Jahr 1802, ohne Angabe der Auftritte, gedruckt wurde, auch für die Bühne einzurichten. Von den Theaterdirektionen von Berlin, Leipzig, München, Hamburg trafen Briefe ein, in welchen das Stück verlangt wurde. Johanna wurde in dieſem Jahre noch in Leipzig gegeben, bei welcher Vorſtellung, wie wir unten erzählen werden, Schiller ſelbſt gegenwärtig war; am Neujahrstage 1802 kam zur Einweihung des neuerbauten Schauſpielhauſes die Tragödie in Berlin und noch in demſelben Jahre in Weimar auf die Bühne. Auguſt Wilhelm Schlegel, welcher ſich damals in Berlin aufhielt, hatte in einem Brief ſeine verehrte Freundin, Madame Unzelmann, empfohlen, welche durch ihr meiſterhaftes Spiel als Maria Stuart ſogar den ſcharf richtenden Bernhardi mit Bewunderung erfüllt hatte, daß Schiller ihr die Hauptrolle ſeines neuen Stückes zuwenden möge, da nur ſie dieſelbe würdig zu geben im Stande ſei. Sie trage die Verſe mit einer Sauberkeit und Zierlichkeit vor, verſicherte Schlegel, als wäre ſie von jeher daran gewöhnt geweſen, und habe dabei die Achtung vor dem Dichter, nie ein Wort verloren gehen zu laſſen. Die Kleinheit ihrer Figur werde bei dieſem weiblichen Heldencharakter kein Hinderniß ſein, man vergeſſe ſie ganz über der Kühnheit und Energie der Bewegungen, die ſie bei ihrem zarten Bau in gewaltſamen Situationen zeige. Die Darſtellung übertraf an Pracht und Glanz jede Erwartung. Iffland ließ es ſich angelegen ſein, die Meiſterwerke ſeines Jugendfreundes durch eine angemeſſene Aufführung zu verherrlichen. Er ſchrieb damals an Schiller: „Wie viel iſt das deutſche Theater Ihnen ſchuldig, und wie dringend müſſen alle Verehrer der Kunſt Sie bitten, daß Sie nicht ermüden, der verlaſſenen Stätte ſich anzunehmen. Wallenſtein! Maria Stuart! Damit ward die große Bühne eröffnet. Alles lebte in mir, da ich ſie las, und da ich ſie wiedergab. Vor Erſcheinung dieſer Koloſſen war ich bemüht, das große Trauerſpiel in gereimter Sprache wieder einzuführen. Publikum und Künſtler bedurften Erhebung. Die Jungfrau von Orleans hat die ſchöne Stimmung vollendet.“ Goethe legt das Zeugniß ab:[1] „Es war der

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Th. 6, S. 47.

---

[1] Goethe's Werke in Duodez. B. 31. S. 120.

Thätigkeit Iffland's vorbehalten, bei den reichen Mitteln, die ihm zu Gebote ſtanden, durch eine glänzende Darſtellung dieſes Meiſterſtücks ſich für alle Zeiten in den Theater-Annalen einen bleibenden Ruhm zu erwerben.“ Schiller ſelbſt glaubte, daß durch dieſen außerordentlichen Aufwand in Koſtüme und Scenerie beſonders beim Krönungszuge der Zuſchauer vom Gehalt des Stückes abgezogen und für denſelben unempfindlich gemacht werde. „Wenn Schiller ſeine Jungfrau von Orleans jetzt ſehen will,“ ſchreibt Zelter an Goethe,[1] ſo muß er nach Berlin kommen. Die Pracht und der Aufwand unſerer Darſtellung dieſes Stücks iſt mehr, als kaiſerlich; der vierte Akt deſſelben iſt hier mit mehr denn achthundert Perſonen beſetzt und, Muſik und alles andre mit inbegriffen, von ſo eklatanter Wirkung, daß das Auditorium jedesmal in Extaſe davon geräth. Die Kathedrale mit der ganzen Dekoration, welche in einem langen Säulengange beſteht, durch den der Zug in die Kirche geht, iſt im Gothiſchen Styl. Daß das italieniſche große Hoftheater dadurch in die größte Verlegenheit geräth, indem es nun gar nichts mehr übrig behält, das Auge an ſich zu bringen, können Sie ſich vorſtellen, und die Italiener ſchimpfen nicht wenig über dieſen Unfug.“

Aus den Monaten Februar, März und April dieſes Jahres 1801, in welchem die Jungfrau von Orleans vollendet wurde, iſt jene Schiller'ſche Geſprächsleſe, welche uns ſeine Schwägerin, Frau Karoline von Wolzogen, in der Biographie aufbewahrt hat.[2] Es hielt ſich damals in dem Hauſe Schiller's die zwanzigjährige Tochter des Bruders ſeiner Schwiegermutter auf, Chriſtine von Wurmb, die in der Folge die Gattin des Gymnaſialdirektors Abeken in Osnabrück wurde. Ohne hübſch zu ſein, zeichnete ſie ſich durch eine herrliche Stimme aus, welche mehr auszubilden der nächſte Zweck ihres Beſuches war, wie denn auch kurz vor ihrer Ankunft ein beſſeres, neues Klavier war angeſchafft worden. Dabei beſaß ſie ein gutes Urtheil und ein ernſtes Intereſſe für edle Bildung, weßwegen ſich Schiller beſonders lebhaft für ſie intereſſirte. Das ſinnige Mädchen bemerkte ſich damals in ihrem Tagebuche die inhaltvollen Ausſprüche, womit der unvergleichliche Mann auch die alltägliche Unterhaltung zu bereichern wußte, und machte in ſpäterer Zeit der Familie mit einer Abſchrift dieſer köſtlichen Gedächtnißblätter ein ſchönes, willkommenes Geſchenk. Zwar äußert ſich über dieſe Tiſchgeſpräche Zelter ganz wegwerfend:[1] „Die Gedankenleſe am Ende des Buchs aus Schiller's perſönlicher Unterhaltung, durch Relation des Fräuleins von Wurmb, hätte wohl wegbleiben können. So heißt es, Schiller habe geſagt: „„Man dürfe Kindern nicht zu früh einen Begriff von Gott beibringen, die Forderung müſſe vielmehr von innen herausgehen.““ — Was die Kinder betrifft, die verſtehen ſchon, wer ihnen nur nicht ſagen will, was man ſelber nicht weiß. Dagegen kommt es ganz anders heraus, wenn Schiller ſelber ſagt: „„Er wäre zuweilen unphiloſophiſch genug, alles was er von der Elementar-Aeſthetik wiſſe, für einen empiriſchen Vortheil, für einen Handwerksgriff hinzugeben.““

---

[1] Briefwechſel, Theil 1, S. 84 f.

[2] Schiller's Leben, Theil 2, S. 204 bis S. 221.

Ich meine, daß Schiller beide Ausſprüche ganz gut mit einander habe thun können: die Theorie habe für die poetiſche Praxis keinen Werth, und man ſolle dem religiöſen Gefühl durch eine dogmatiſche Religionslehre nicht vorauseilen; ja daß beide Sätze ſich gar nichts angehen, geſchweige daß ſie ſich widerſprächen. „Einen Begriff von Gott beibringen zu wollen“[2] ſagte Schiller, denn man wird ihnen nicht einmal den Begriff beibringen können, den man ſich von Gott ſelbſt gebildet hat. So hielt ſich Zelter an eine falſch verſtandene Einzelheit, ſtatt den Sinn des Ganzen zu würdigen. Goethe verſtand das beſſer, und Zelter hatte zum Unglück vergeſſen, was ihm ſein Herr und Meiſter ſelbſt ſchon früher geſchrieben hatte, ſonſt wäre er gewiß anderer Anſicht geweſen. Goethe ſpricht davon, daß jene Bildniſſe aus der bibliſchen Geſchichte, in denen uns doch nur die gemeine, nichtsſagende Natur von frömmelnden Künſtlern dargeſtellt wird, zu verwerfen ſeien, und führt dann fort:[1]

---

[1] Briefwechſel mit Goethe, B. 6, S. 220.

[2] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Theil 2. S. 213.

„Was geben ſie mich an! Haben wir doch unſern Moſes und unſre Propheten. Ich will nicht zu ſagen unterlaſſen, was mir gerade einfällt. Schillern war eben dieſe Chriſtustendenz eingeboren, er berührte nichts Gemeines, ohne es zu veredlen. Seine innere Beſchäftigung ging dahin. Es ſind noch Manuſkriptblätter da, aufgezeichnet von einem Frauenzimmer, die eine Zeit lang in ſeiner Familie lebte. Dieſe hat einfach und treulich notirt, was er zu ihr ſprach, als er mit ihr aus dem Theater ging, als ſie ihm Thee machte und ſonſt; alles Unterhaltung im höhern Sinne, woran mich ſein Glaube rührt: dergleichen könne von einem jungen Frauenzimmer aufgenommen und genutzt werden. Und doch iſt es aufgenommen worden und hat genutzt, gerade wie im Evangelium: Es ging ein Sämann aus zu ſäen“ ꝛc.[1]

Der Direktor Abeken hatte nämlich dieſes Manuſkript auch Goethen zu ſeinem Geburtstage durch Eckermann im Einſchluß überreichen laſſen, und als ihn Eckermann bei Tiſch fragte, was das Paket von Abeken enthalte, ſprach ſich Goethe in folgenden Worten aus, welche ich, obgleich ſie anfänglich das eben Erzählte nur wiederholen, nicht weglaſſen könnte, ohne dieſe Biographie einer ſchönen Zierde zu berauben.[2]

„Es iſt eine merkwürdige Sendung“, ſagte Goethe, „die mir viele Freude gemacht hat. Ein liebenswürdiges Frauenzimmer, bei der Schiller den Thee getrunken, hat die Artigkeit gehabt, ſeine Aeußerungen niederzuſchreiben. Sie hat alles ſehr hübſch aufgefaßt und treu wiedergegeben, und das lieſet ſich nun nach ſo langer Zeit gar gut, indem man dadurch unmittelbar in einen Zuſtand verſetzt wird, der mit tauſend andern bedeutenden vorübergegangen iſt, in dieſem

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Goethe und Zelter, B. 6, S. [illegible]

[2] Das Folgende, was Goethe ſagt, daß [illegible] Schiller beim Theetiſch einem jungen Frauenzimmer gegenüber ſich [illegible] zur bildlichen Darſtellung eigne, obgleich noch beſſer, als die Samariterin vor Chriſtus, gehört nicht mehr hieher.

[3] Eckermann's Geſpräche mit Goethe, Theil 2, S. 11 f.

Fall aber glücklicherweiſe in ſeiner Lebendigkeit auf dem Papiere gefeſſelt worden. Schiller erzählt hier, wie immer, im abſoluten Beſitz ſeiner erhabenen Natur; er iſt ſo groß am Theetiſch, wie er es im Staatsrath geweſen ſein würde. Nichts genirt ihn, nichts engt ihn ein, nichts zieht den Flug ſeiner Gedanken herab; was in ihm von großen Anſichten lebt, geht immer frei heraus ohne Rückſicht und ohne Bedenken. Das war ein rechter Menſch, und ſo ſollte man auch ſein! Wir Andern dagegen fühlen uns immer bedingt; die Perſonen, die Gegenſtände, die uns umgeben, haben auf uns ihren Einfluß; der Theelöffel genirt uns, wenn er von Gold iſt, da er von Silber ſein ſollte, und ſo, durch tauſend Rückſichten paralyſirt, kommen wir nicht dazu, was etwa Großes in unſerer Natur ſein möchte, frei auszuſprechen. Wir ſind Sklaven der Gegenſtände, und erſcheinen geringe oder bedeutend, je nachdem uns dieſe zuſammenziehen oder zu freier Ausdehnung Raum geben.“

Und ſo könnte man ſagen, bringt das im Glauben Unternommene immer neue Früchte, daß jene Geſpräche, welche gewiß Jeder mit hohem Genuß bei Frau von Wolzogen nachleſen wird, Goethen zu dieſer vortrefflichen Charakteriſtik veranlaßten. Wie ich überall auf den durchgängigen Unterſchied beider Männer aufmerkſam mache, ſo bemerke ich, daß auch hierin der nach außen gewandte Realiſt dem in ſich gekehrten Idealiſten entgegenſtand. Böttiger bezeugt, Goethe habe nicht den Muth, gewiſſen äußern Eindrücken zu widerſtehen. Viele Menſchen fliehe er ſchon darum, weil ſie Tabak rauchten, und ein neben ſeinem Hauſe wohnender Leineweber, den er vergeblich zu verbannen geſucht, habe ihn durch ſein Pochen und Anſchlagen an den Weberſtuhl oft nach ſeinem Gartenhauſe vor der Stadt oder nach Jena getrieben.[1] Wie Schiller weniger abhängig von ſeiner Stimmung war, ſo war er es auch weniger von der Außenwelt.

Schon im Jahr 1800 beabſichtigte Schiller einen kleinen Ausflug nach Lauchſtädt zu machen, wo er mit ſeinem

---

[1] Böttiger's Literariſche Zuſtände und Zeitgenoſſen aus ſeinem Nachlaß. B. 1, S. 57 f.

Körner zuſammenzutreffen gedachte. Dieſer jedoch ward unerwartet verhindert zu reiſen, was Schillern aber ſehr erwünſcht kam, indem ſich bei der drückenden Hitze im Juli wieder Krämpfe und Schlafloſigkeit einſtellten. Als nun Goethe im Sommer 1801 in Pyrmont war, faßte Schiller den Entſchluß, an die Oſtſee zu reiſen, um in Dobberan das Seebad zu verſuchen. „Viel Vergnügen,“ ſchreibt er, „erwarte ich mir zwar nicht von dieſer Reiſe, ja in Berlin fürchte ich peinliche Tage, aber ich muß neue Gegenſtände ſehen, ich muß einen entſcheidenden Verſuch für meine Geſundheit machen; ich wünſche einige gute Theatervorſtellungen, wenigſtens einige vorzügliche Talente zu ſehen. Meine Erwartungen ſind ſo, daß ſie eher übertroffen, als getäuſcht werden können.“ [1]

Warum dieſe Reiſe, welche nicht ganz einen Monat dauern ſollte, unterblieb, wiſſen wir nicht beſtimmt anzugeben. Sie zog ſich auf eine kleinere zu Körner nach Dresden zuſammen. In ſeinem Notizenbuch finden ſich die Stadien des Weges genau verzeichnet. Er verließ Weimar mit ſeiner Familie und Frau Karoline von Wolzogen, deren Gemahl damals in Rußland abweſend war, am ſechsten Auguſt 1801, kam dieſen Tag bis nach Naumburg, den andern Tag erreichte er Leipzig, übernachtete am achten Auguſt in Oſchatz, und langte am nächſten in Dresden an, von wo die Reiſenden ſich nach dem Körner'ſchen Weinberg in Loſchwitz begaben, wo ihnen der Freund ſein Wohnhaus eingeräumt hatte. Den kleinen Gartenſaal, in dem er ſeinen Don Karlos vollendet hatte, ſah er mit Vergnügen wieder, und er verlebte hier zum letzten Mal glückliche, genußreiche Tage. Alte Freunde und neue Bekannte, die ſchöne Natur und die Kunſt, freundliche Jugenderinnerungen und friſche poetiſche Ideen und Plane wechſelten mit einander ab, ihm dieſen Aufenthalt bei Dresden zu verſchönern und ihn zu erheitern und zu beleben. Bis zum erſten September verweilte er in ländlicher Zurückgezogenheit, und zog dann nach Dresden. Er logirte ſich in die zweite Etage eines in der

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 6. S. 53 f.

Pirnaiſchen Straße nahe bei der Poſt gelegenen Hauſes ein, wo ihn aber das beſtändige Geraſſel der Wagen, welches unaufhörlich ertönte und ſeine Wohnung erſchütterte, bisweilen in hohem Grade ungeduldig machte.[1] Den Abend und müßige Tagesſtunden brachte er in der Körner'ſchen Familie zu, wo ſich die Hausfreunde einzufinden pflegten, unter denen Graf Geßler, der früher preußiſcher Geſandter in Dresden war, die Unterhaltung mit Schiller immer am meiſten in Anſpruch nahm.

Da gerade zu dieſer Zeit der früher abgebrannte Flügel des Weimar'ſchen Schloßes wieder aufgebaut war, hatte der Herzog beſchloſſen, für den großen Saal vier Bilder aus dem Leben Bernhards von Weimar malen zu laſſen. Nun gedachte Schiller, dieſen Helden durch ein Trauerſpiel zu verewigen, und daher ging die Meinung des Herzogs dahin, daß dieſe Bilder zugleich Scenen aus dem Trauerſpiele darſtellen ſollten. Zwei derſelben waren Schiller's Landsmann, dem Maler Hartmann in Dresden, vorläufig übertragen, und es war natürlich, daß der Künſtler die Anweſenheit Schiller's benutzte, um ſich hierüber mit ihm zu beſprechen und zu berathen. Bei dieſer Gelegenheit äußerte nun Schiller, daß er allerdings beabſichtige, dieſen Gegenſtand für die Bühne zu bearbeiten; doch habe die Aufgabe ganz beſondere Schwierigkeiten, da die Geſchichte des Herzogs nicht unmittelbar den Stoff zu einem Drama darbiete, ſondern dieſer erſt geſchaffen werden müſſe. Er habe zwar anfangs die Idee gehabt, die Zeit nach der Uebergabe Breiſach's für ſeine Darſtellung zu wählen, und alles was auf diplomatiſchem Wege zwiſchen dem Herzoge und dem franzöſiſchen Hofe vorgefallen und verhandelt worden wäre — die Zwiſtigkeiten wegen der Beſitznahme Breiſach's, das abgelehnte Anerbieten Richelieu's, dem Herzog ſeine Nichte zur Gemahlin zu geben, die vergebliche Bewerbung deſſelben um die Hand der Princeſſin Rohan, beſonders aber den Unwillen und die Eiferſucht Richelieu's über die Feſtigkeit, Breiſach für ſich zu behalten und nicht zur Hälfte durch franzöſiſche Truppen beſetzen zu laſſen, ſo daß der ſtolze und hinterliſtige Kardinal dem Herzog endlich insgeheim Gift beibringen ließ — alles dieſes habe er im dritten und vierten Akt auf die Bühne bringen und dieſe Aufzüge nach Paris verlegen wollen, denn er habe beabſichtigt, die Sache ſo zu behandeln, als hätte Bernhard von Weimar die von ihm abgelehnte Einladung, ſich nach Paris zu begeben, wirklich angenommen. Schiller glaubte, hierdurch müßte das Stück an wahrem dramatiſchem Gehalt, an Mannichfaltigkeit der Situationen und zugleich an Intereſſe gewinnen, ſo wie es durch eine größere Verſchiedenheit von Charakteren mehr Farbe und Kolorit erhalten würde, und er war außerdem der Meinung, daß dieſe in Paris ſpielenden Akte den vorzüglichſten Stoff zu einer maleriſchen Darſtellung darbieten würden. Allein eine ſolche Entfernung von der Geſchichte ſei ihm doch zu bedenklich erſchienen, und er habe daher den Plan vor der Hand in der Hoffnung aufgegeben, daß ihm vielleicht noch eine glücklichere, der Geſchichte angemeſſnere Idee beikommen werde.

---

[1] Dieſe und die folgenden Nachrichten ſind aus einem Schreiben des Malers Ferd. Hartmann, welches mir Herr Hofrath von Reinbeck mitzutheilen die Güte hatte.

So unterblieb dieſes Projekt ganz, wie ſo viele andere, und es erinnert uns an den Vorſatz Goethe's, Bernhard's von Weimar Biograph zu werden, was er aber ebenfalls aufgab, denn des Herzogs Größe beſtehe weit weniger in Thaten, als in großen Entwürfen, in Viſionen eines Reichs, das ihm ſein Heldenmuth habe erwerben ſollen.[1]

Schiller beſuchte während ſeines Aufenthalts bei und in Dresden die Kunſt- und wiſſenſchaftliche Sammlungen, beſonders die Gallerie, ſo wie die Ateliers der vorzüglichſten Künſtler. Bekannte und Unbekannte drängten ſich bei dieſen Beſuchen an ihn, um ſeine geiſtreichen Aeußerungen zu hören und bewunderten ſeine Ideenfülle, manchen Kennern dagegen ſchienen ſeine Urtheile allzuſehr in den Principien der Weimar'ſchen Kunſtfreunde befangen zu ſein. Beſonders intereſſirten und erfreuten ihn die plaſtiſchen Werke im Saal der Mengſiſchen Abgüſſe. Unter Andern beobachtete er den Torſo des ſogenannten Galbers im Antikenſaale, die vollkommenſte Arbeit in Marmor, die er noch geſehen hatte, mit großem Antheil. Er war jetzt durch die häufigen Kunſtgeſpräche mit Goethe und Meyer und durch die Lektüre ihrer Abhandlungen in den Propyläen ſchon mehr vorbereitet und geſchickt, als früher, ſich bildlicher Kunſtwerke zu bemächtigen. Anſchauungen legten ſich beſtimmend und erweiternd ſeinem mitgebrachten Urtheil unter und bereicherten ihn mit neuen Gefühlen und Ideen. Ungeachtet er ſich ſelbſt noch im Jahr 1803 das Intereſſe und den Sinn für die bildende Kunſt abſprach,[1] hatte er in ihr jedenfalls mehr Ausbildung, als in der Muſik. Die Kunſtanſchauung liegt auch der äſthetiſchen Naturbetrachtung ſehr nahe, welche bei ihm ſtets eine Lieblingserholung und wahre Herzensangelegenheit blieb, ſo ſelten er ſie auch genoß.

---

[1] K. A. Böttiger's Literariſche Zuſtände u. ſ. w. B. 1, S. 85.

Mit einer gewiſſen wehmüthigen Stimmung verließ Schiller mit den Seinigen am fünfzehnten September Dresden, als habe er eine Ahnung, daß er dieſen Ort nicht wiederſehen werde. Die Körner'ſche Familie begleitete die Zurückreiſenden, über Hubertsburg und Hohenſtädt, wo in den beiden nächſtfolgenden Nächten verweilt wurde, nach Leipzig. Und hier war es, wo er am ſiebenzehnten September zum erſten Mal einer, in den Hauptrollen ſehr gelungenen Aufführung ſeiner Johanna beiwohnte, und zugleich in dem Enthuſiasmus des Publikums der mächtigen Wirkung ſeines Genius inne wurde. Als der Vorhang nach dem erſten Aufzug gefallen war, brach die Begeiſterung der Zuſchauer in den allgemeinen Ruf: Es lebe Friedrich Schiller! aus, und Pauken und Trompeten begleiteten den ſich wiederholenden Glückwunſch. Als das Stück beendigt war, ſtrömte alles eiligſt aus dem Schauſpielhaus, um den heraustretenden Dichter in der Nähe zu ſchauen, zu begrüßen, ihm zu danken. Wie nun Schiller erſchien, traten die Verſammelten aus einander, und ließen den Hochgefeierten in ehrfurchtsvoller Stille, mit entblößten Häuptern, durch ihre lange Reihe hindurchſchreiten. Hie und da ſah man einen Vater, eine Mutter ihre Kinder emporheben, und hörte ſie ihnen die Worte zuflüſtern: Der iſt es! Dieſer freie Ausdruck der innerſten Verehrung, der reinſten Volksgunſt wurde ihm noch durch die Theilnahme ſeiner mitbeglückten Familie, ſeiner mitempfindenden Freunde erhöhet und verklärt. So hatte ihn ſein erhabener Glaube nicht getäuſcht, da er ſich in ſeiner Jugend, als armer, heimathloſer Flüchtling, an das Herz des deutſchen Volkes warf und von ſeinem Fürſten an die Menſchheit appellirte.

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Humboldt, S. 449

Schon den folgenden Tag reiſ'te Schiller von Leipzig ab, übernachtete in Weißenfels und traf am zwanzigſten September wieder in Weimar ein, wo Madame Unzelmann von Berlin angekommen war, um ihn durch ihre meiſterhafte Gaſtrolle der Maria Stuart zu erfreuen.

Zehntes Kapitel.

Jungfrau von Orleans.

In dem vorigen Kapitel durchliefen wir die äußern Umſtände, unter denen die Jungfrau von Orleans gedichtet wurde. Wir werden jetzt dieſe Tragödie auf ihrem heimathlichen Boden, in der Seele des Dichters, erwachſen ſehen, und aus ihren Elementen muß ſie ſich unſerm Urtheile in Gehalt und Form ſo zuſammenfügen, wie ſie als Kunſtwerk Sinn und Herz erfreut.

Ich knüpfe dieſe innere Bildungsgeſchichte am füglichſten an die Idee des Schickſals an.

Wir haben früher die Schickſalsidee als die religiös aufgefaßte Nothwendigkeit in der Natur der Dinge begriffen, und haben hieraus der antiken Tragödie, die auf dieſem Principe ruht, einen weſentlich religiöſen Charakter zufließen ſehen.[1] Daß Schiller ſelbſt das Schickſal als eine überirdiſche Macht ſich dachte, ſieht man ganz deutlich aus ſeinem Wallenſtein, welches Drama er durch dieſe Idee in eine höhere Ordnung der Dinge zu ſtellen ſuchte. Man erkennt ſeine Anſicht aber auch ſchon ganz beſtimmt aus der Ode, die Macht des Geſanges, wo er die Dichtkunſt, welche den Menſchen dem Irdiſchen entreiße, mit dem Schickſal vergleicht, und dieſes als etwas Göttliches charakteriſirt:

---

[1] Siehe Theil 1, S. 312 f.

„Wie wenn auf einmal in die Kreiſe
Der Freude, mit Gigantenſchritt,
Geheimnißvoll nach Geiſterweiſe
Ein ungeheures Schickſal tritt —
Da beugt ſich jede Erdengröße
Dem Fremdling aus der andern Welt,
Des Jubels nichtiges Getöſe
Verſtummt, und jede Larve fällt,
Und vor der Wahrheit mächt'gem Siege
Verſchwindet jedes Werk der Lüge. —
So rafft von jeder eiteln Bürde,
Wenn des Geſanges Ruf erſchallt,
Der Menſch ſich auf zur Geiſterwürde,
Und tritt in heilige Gewalt;
Den hohen Göttern iſt er eigen ꝛc.“

Während Schiller in allen Jugenddramen ſich auf dem Grund der Freiheit im Kreiſe des Sittlichen, Politiſchen, Leidenſchaftlichen, kurz innerhalb der weltgeſchichtlichen Formen des natürlich Menſchlichen gehalten hatte, betrat er mit ſeinem Wallenſtein zuerſt einen religiöſen Standpunkt, indem er die ganze Handlung ſogar mehr durch eine geheimnißvolle himmliſche Macht bewegt werden ließ, als durch den Helden ſelbſt. Es war natürlich, daß er dieſen neuen tragiſchen Styl, den er mit ſo ernſter Anſtrengung und gründlichen Studium ſich errungen, und den er ſo glänzend bewährt hatte, nicht ſogleich wieder aufgab, ſondern ſich in der eingeſchlagenen Laufbahn, bis er ſie durchmeſſen, fortbewegte. Wie er nun die Schickſalsvorſtellungen in ſeine Maria Stuart einſpielen ließ, iſt ſchon früher nachgewieſen worden. Er gab aber dem religiöſen Element, in welches ihn die antike Schickſalsidee eingeführt hatte, in der Maria Stuart auch dadurch Ausdruck, daß er den religiöſen Glauben und eine fromme Geſinnung innerhalb der Formen der katholiſchen Kirche zum Hauptbeſtandtheil des Charakters der ſchottiſchen Königin machte, und ſie durch die heiligen Gebräuche dieſer Kirche entſündigt werden ließ. In der Jungfrau von Orleans ging er noch weiter und machte die überirdiſche Welt nach der Auffaſſung des Mittelalters zur Triebfeder der dramatiſchen Handlung, wie im Wallenſtein das antike Schickſal. Er ließ, wie ein Kritiker ſagt, das Schickſal als göttlichen Willen nach der Denkweiſe der mittlern Zeit mit aller Macht des griechiſchen Pathos eintreten. In der Maria iſt das Ueberirdiſche als Glaube in das menſchliche Gemüth gelegt, und wirkt pſychologiſch als Ueberzeugung, und ſelbſt in den Verſöhnungshandlungen im fünften Akte nur durch den Glauben: die ganze Tragödie beginnt und vollendet ihren Weg innerhalb der Sphäre des Natürlichen. Das Ueberirdiſche ſelbſt ſtellt ſich uns nur als menſchliche Seelenerſcheinung dar. In der Johanna greift das Ueberirdiſche in die dieſſeitige Welt beſtimmend ein, und wirkt in wunderbarer Weiſe als eigene ſelbſtſtändige und entſcheidende Macht.

Iſt aber die Maria im Geiſte des Katholicismus der modernen Zeit, die Johanna im Geiſte des Mittelalters gedichtet, ſo ſind hiermit die zwei Hauptformen, welche der katholiſche Glaube überhaupt im Allgemeinen geſchichtlich durchlief, dramatiſch behandelt. Denn wenn auch die Einrichtungen der katholiſchen Kirche im Ganzen unverändert geblieben ſind, ſo haben ſich doch die Religionsideen ihrer Angehörigen mehr oder weniger aus der Wunderwelt und dem Reiche des Unmöglichen in die unangefochtene Stätte des Gemüthes zurückgezogen, und trotz der gleichen Formen hat die katholiſche Weltauffaſſung der neuern Kultur und den Rückwirkungen des Proteſtantismus nicht widerſtehen können. Mit ächt poetiſchem Geiſte und freier proteſtantiſcher Geſinnung verherrlichte Schiller zuerſt den Katholicismus der neuern und dann den der mittlern Zeit. Indem er den tiefen und wahren Gehalt beider Vorſtellungen künſtleriſch geſtaltete, machte er denſelben zur Verklärung des erſten dramatiſchen Gemäldes und zum Träger des zweiten.

Erinnern wir uns, durch welche Verhältniſſe Schiller zur Schickſalsidee geführt wurde,[1] ſo liegt es klar am Tage, wie er vom antik Religiöſen im Wallenſtein zum modern

---

[1] Siehe Theil 4. S. 11 ff.

Religiöſen des katholiſchen Glaubens in der Maria Stuart und zum romantiſch Religiöſen in der Jungfrau von Orleans übergeben konnte. Es iſt hier Eine Grundbewegung und ein inniger Zuſammenhang, und dennoch macht jedes dieſer Dramen ein eigenes Genre aus. Im Wallenſtein herrſcht die überirdiſche Macht als antikes Schickſal; in Maria Stuart lebt ſie in dem Glauben der ſchottiſchen Königin und durch ihn; in der Johanna von Orleans bringt ſie als Gottheit wunderkräftig den Glauben an ſich ſelbſt hervor und handelt durch das prophetiſche Heldenmädchen. Im erſten und letzten Stück ſind Kräfte in Bewegung geſetzt, welche den Naturzuſammenhang überſteigen; das erſte Stück iſt gewiſſermaßen eine Schickſalstragödie, das letzte eine Wundertragödie. In der Maria ſteigt alles Religiöſe nur aus den Tiefen der menſchlichen Seele hervor, iſt durch den Glauben vermittelt. Nur in der Ferne erklingen einige bedeutungsvolle Stimmen des Verhängniſſes.

Wenn wir haben früher zwei Grundgeſtalten der Tragödie, eine antike und eine moderne, welche man auch die religiös-mythiſche und die hiſtoriſche nennen könnte, feſtſtellten, je nachdem der Held im Kampf mit dem ewigen Schickſal oder mit den feſten Formen der bürgerlichen Ordnung untergeht,[1] wie beſtimmen wir nach dieſem Princip den Charakter der drei Stücke, von denen wir ſprechen?

Von ſelbſt verſteht es ſich, daß die Maria Stuart im Weſentlichen ein modernes Drama iſt, obgleich das partikular Perſönliche allzuſehr überwiegt, und es ſich nicht genug hervorſtellt, daß die Königin im Konflikt mit den größten Völker- und Weltverhältniſſen ihren Untergang findet. Das religiöſe Element iſt in die natürlichen Aeußerungen ihres Gemüthslebens eingeſchloſſen.

Indem aber Schiller das antike Schickſal in dem neuern Drama wieder herſtellen wollte, brachte er es im Wallenſtein und in der Jungfrau von Orleans noch nicht weiter, als zu einer Verbindung des antiken mit dem modernen Princip. Im Wallenſtein nämlich behält er, wie ich nachgewieſen habe,[1] wahrſcheinlich zum Theil unabſichtlich und durch die Tendenz des Ganzen gezwungen, aus der frühern Anlage die neuere dramatiſche Grundidee eines Kampfes mit beſtehenden Weltformen neben dem alten Princip bei. In der Johanna dagegen iſt die Schickſalsmacht zu einem wunderthätigen Eingreifen des göttlichen Willens umgebildet, und die Jungfrau fällt nicht, wie die alten Helden, im Streit mit dieſem chriſtlichen Schickſal der Vorſehung, ſondern „Gottes dunkler Schickung" fromm ergeben, verfolgt ſie einen großen politiſchen Zweck, für welchen ſie ſiegend untergeht. Die Tragödie hat in ſo fern einen antiken Gehalt, als in ihr das geheimnißvolle wunderbare Walten einer überirdiſchen Macht in menſchlichen Dingen veranſchaulicht wird, und der göttliche Wille, wenn auch nur vorübergehend, in eine höchſt tragiſche Kolliſion mit den tiefſten menſchlichen Empfindungen der heiligen Jungfrau tritt. Aber ihre Thaten ſelbſt gehen auf einen großen volksthümlichen Gegenſtand, auf die Befreiung Frankreichs und die Thronerhebung des rechtmäßigen Herrſchers. Der Kampf für dieſen erhabenen Zweck iſt der Hauptinhalt der Tragödie, und dieſe gehört in ſo weit offenbar der modernen Gattung an.

---

[1] Siehe Theil 1, S. 312 ff.

Wenn in dieſer Beziehung beide Dramen innig verwandt ſind, ſo treten ſie wieder in einer andern Rückſicht auseinander. In der Jungfrau von Orleans iſt alles raſcher Entſchluß und kühn begeiſterte That, obgleich der Wille der Heldin nicht ſelbſt die tiefſte Quelle ihres Thuns iſt, ja ſie ſpäter ihren menſchlichſten Trieb bezwingen muß, um ihre Miſſion zu erfüllen. Bei Wallenſtein dagegen finden wir überall ein reflektirendes Zaudern und eine lähmende Unſchlüſſigkeit, bis er ſich endlich durch das umſtrickende Schickſal zum Handeln gezwungen ſieht. Hierdurch hat Wallenſtein eine größere Aehnlichkeit mit Maria Stuart, welche gar nicht zu handeln, ſondern nur zu leiden und zu dulden vermag, und dieſe letzte Tragödie bildet gegen unſer Trauerſpiel den ſtärkſten Gegenſatz. In jenem Stücke ſchmachtet eine Unglückliche im Gefängniſſe, in dieſem ſehen wir die Führerin eines großen Völkerkrieges.

---

[1] Siehe Theil 4, S. 31 ff.

„Bis jetzt noch iſt alles nur ein mächtiges Streben der Kräfte in unſerer Poeſie,“ ſagt ein Kritiker, „und ſo wird gewiſſermaßen jedes genialiſche Werk ſich ſelbſt ſeine eigene Gattung.“ Dieſes allgemeine Urtheil gilt ganz eigentlich von Schiller's unnachläßlichem Suchen nach dem Beſten und von dieſen Dramen. Alle drei ſind vom Standpunkte ihres Urhebers aus nichts, als verſchiedenartige Verſuche des idealiſirenden Dichters, für den tragiſchen Kothurn der neuern Zeit die reinſte Form und den edelſten Gehalt zu gewinnen. Sein Zweck bei allen dieſen Kunſtwerken war, „dem Drama durch Verdrängung der gemeinen Naturnachahmung Luft und Licht zu verſchaffen.“[1] Es konnte ihm jetzt nicht mehr wie ehemals darum zu thun ſein, durch ſententiöſe Stellen Eindruck zu machen und durch glänzende Partien zu beſtechen, oder durch das Feuer, womit ſeine Helden ſeine eigenen ſittlich politiſchen Ueberzeugungen vortrugen, hinzureißen. Sein Augenmerk war überhaupt nicht mehr vorzugsweiſe auf den Inhalt gerichtet. Nachdem er ſeit ſeinem Don Karlos in der rhythmiſchen Sprache einen ſchönern Leib für ſeinen Dialog gefunden hatte, war er unaufhörlich bemüht, auch durch andere Hülfsmittel die Großheit der griechiſchen Tragödie auf unſere Bühne zurückzuführen und das Ideale ſymboliſch zu geſtalten. Denn ſowohl das Walten des antiken Schickſals, als die Frömmigkeit des gottergebenen Gemüths und die Entſündigung durch Beichte und Abendmahl, als endlich die Wunder der göttlichen Weltregierung ſind eigentlich in dieſem Kunſtgebrauch nur Andeutungen ewiger Ideen, Symbole unſerer idealen Betrachtung der Dinge. Es ſind nur verſchiedene Einheiten, aus denen er ſeine Schöpfungen entfaltete, aber er ſchlug dieſe mehrfachen Wege aus dem einen und demſelben Beſtreben ein, um ſeinen Stücken in allen ihren Theilen eine ideal poetiſche Geſtalt zu geben. Dieſem Triebe genügte er in jedem folgenden Drama in höherm Grade, und die Jungfrau von Orleans iſt ohne Frage am meiſten von der proſaiſchen Wirklichkeit entfernt. Während der Dichter im Wallenſtein, wo er ſich auf Goethes ſtillen Einfluß eines genauen Studiums der Natur befließ, dieſer Richtung nur in der idealiſchen Liebesepiſode und in der Einführung der Schickſalsidee einen Ausdruck geben konnte, in der Maria Stuart aber nichts dargeſtellt werden konnte, als die religiöſe Verſöhnung eines liebenswürdigen, ſeine frühern Vergehungen büßenden Weibes, iſt in unſerer Tragödie ein gotterfüllter Charakter die Hauptperſon.

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 3, S. 306.

Wenn man alſo einwenden wollte, daß die Wunder die Täuſchung aufheben, ſo würde Schiller antworten, daß er gerade dieſes bezweckt habe. Schlegel bemerkt richtig, das Wunderbare habe den Vorzug zugleich geglaubt und nicht geglaubt zu werden, geglaubt in ſo fern es ſich auf den Zuſammenhang mit andern Meinungen ſtütze, nicht geglaubt, indem man ſich doch niemals durch eine ſo unmittelbare Theilnahme hinein verſetze, als in dasjenige, was die Farbe des alltäglichen und benachbarten Lebens an ſich trage. Das Wunderbare leiſtet ihm hier in hohem Grade das, was er im Prolog zu Wallenſtein's Lager ſchon vom — Reime rühmt.[1] Die Täuſchung, welche die Muſe ſchafft, wird durch das Wunderbare in einen „aufrichtigen Schein“ verwandelt; und indem daſſelbe ſogar das tiefſte Pathos in leichterm Spiele bewegt und uns ſo gegen den bloßen Stoff gleichgültiger macht, bringt es die ächt poetiſche Stimmung hervor. Wir fühlen uns zugleich mächtig ergriffen und erſchüttert, aber unſerer Freiheit ſind wir nicht beraubt, denn wir wiſſen es, daß der Gegenſtand unſerer Rührung nur ein Spiel iſt.

Hieran ſchließt ſich die Frage, warum Schiller ſein Werk eine romantiſche Tragödie nannte, was er aber nicht in der erſten Ausgabe des Taſchenkalenders für 1802, ſondern erſt ſpäter that, als er es mit ſehr wenigen Abänderungen[2] in ſein „Theater“ aufnahm. Er wollte hierdurch den richtigen Geſichtspunkt der Beurtheilung angeben, und willkührliche, nicht aus dem Gedicht ſelbſt genommene Anſprüche abwehren. Das Drama hieß er nicht deßwegen romantiſch, weil es uns überhaupt in eine Wunderwelt verſetzt, denn das Wunderbare erſtreckt ſich auch durch die epiſche und dramatiſche Dichtung des Alterthums. Und auch von dem Modernen dachte ſich der Dichter ohne Zweifel das Romantiſche ſeinem Gehalte nach ganz geſchieden, indem, wie wir aus den Göttern Griechenlands wiſſen, die moderne Zeit vom Wunderbaren eben ſo entblößt iſt, als die moderne Poeſie, in welcher ſich dieſe Zeit ſpiegelt. Nur in der Mitte zwiſchen dem Antiken und Modernen liegt das Romantiſche. Das wunderbare Eingreifen der überſinnlichen Welt muß nach der katholiſchen Denkweiſe des Mittelalters dargeſtellt werden, wenn die Dichtung den Namen des Romantiſchen tragen ſoll! Nur in der katholiſchen Religion der mittlern Zeit iſt das Wunderbare die Quelle des Romantiſchen, wie, nach einer frühern Bemerkung,[1] aus demſelben Grunde der Kampf mit dem Drachen eine Romanze genannt wurde. Es könnte aber auch gefragt werden, warum die Jungfrau von Orleans allein eine Tragödie, und nicht, wie alle anderen Stücke derſelben Gattung ein Trauerſpiel heiße. Es iſt nicht zu bezweifeln, daß Schiller durch dieſen griechiſchen Namen das antike Element in ſeinem Drama ſchon zum voraus andeuten wollte, in welchem der chriſtliche Gotteswille in der Weiſe des alten Fatums ſchaltet. Eine gewiſſe Verbindung des Antiken mit der chriſtlichen Weltanſchauung des Mittelalters iſt alſo ſchon auf dem Titel ausgeſprochen.

---

[1] Vergleiche Theil 3, S. 391.

[2] Nachleſe zu Schillers Werke (bei Cotta 1840) B. 3. S. 287 f.

Wenn Schiller in ſeinem Geiſterſeher, im Sinne der Verſtandesaufklärung des achtzehnten Jahrhunderts die Wunder als Werke des Wahnes und des Betruges behandelte, ſo gibt er ihnen in dieſer Tragödie im Geiſte des Glaubens der mittlern Zeit für Religion und Poeſie ihre Rechte wieder zurück. Das Geiſterreich und die natürliche Welt, Himmel, Hölle und Erde, Dämoniſches und Menſchliches, ſtehen hier in einer ſichtbaren Verbindung, übernatürliche Weſen greifen unmittelbar in das Leben ein, und dieſe Doppelwelt welche ſich überall begegnet und durchdringt, iſt ſogar, wie wir unten ſehen werden, in den Charakter der Johanna ſelbſt gelegt. Aus heiligen Mythen ſchöpften die griechiſchen Dichter ihre tragiſchen Stoffe, auf chriſtlichem Wunderglauben errichtete der neue Poet ſein ideales Gebäude.

---

[1] Siehe Th. 3, S. 339.

Die Art, wie die beiden Welten des Wunders und der Natur in einander verſchmolzen ſind, beweiſ't den großen Kunſtverſtand des Dichters. Wenn er einerſeits durch eine kraftvolle Darſtellung der Wunder die gemeinen Geſetze der Phyſik gleichſam aufhebt, und über die wirkliche Erſcheinungswelt hinaus der ahnenden Seele den Blick in ein Doppelreich eröffnet, wo gute und böſe Weſen geheimnißvoll weben und ſchalten; ſo weiß er dem Wunderbaren ſelbſt dadurch Glauben zu verſchaffen, daß er es überall nur auf einem gehörig zubereiteten Boden emporſprießen läßt, daß er es möglichſt wie ein reales Naturprodukt behandelt, daß er die Uebergänge des Natürlichen und Uebernatürlichen verwiſcht und daß er den Kauſalnexus, den er in dem Inhalt ſeiner Geſchichte bisweilen überhüpft, in der Form ſeiner Darſtellung mit deſto ſtrengerer Stätigkeit durchführt. Er hat hierdurch das Fabelhafte vor der Ausartung in das Phantaſtiſche bewahrt.

Im Magazin für Literatur des Auslandes äußert ſich, wenn ich nicht irre Marnier, die Johanna eigne ſich nur zu einer epiſchen, nicht zu einer dramatiſchen Heldin. „Als poetiſche Geſtalt, als poetiſcher Charakter,“ behauptet der Kritiker, „ſteht Johanna d'Arc zu ſehr in der Sphäre des Wunderbaren und hat nicht Realität, wir möchten ſagen, nicht Leibhaftigkeit genug, für eine wahrhaft dramatiſche Handlung. Eine Heldin, die augenſcheinlich von höhern Mächten geleitet wird, die nicht aus ſich, ſondern aus göttlicher Eingebung ſpricht und handelt, kann unvergleichlich ſchön und erhaben ſein, aber nimmermehr als Hauptperſon eines Drama's daſſelbe füllen und tragen. Der Gegenſtand des Drama's iſt menſchliche Leidenſchaft und menſchliches Geſchick; die Jungfrau aber geht wie ein Engel über die Bühne, in gotterfüllter Extaſe, hinausgehoben über gewöhnliches menſchliches Empfinden. Mit einem Wort, ſie ſteht ganz außer Verhältniß zu allen dramatiſchen Umgebungen; ſie iſt die Kraft Gottes, ſichtbar auf die Bühne hingeſtellt, und neben ihr ſchwinden Freund und Feind, Könige und Kriegshelden, Karl, Dünois und Talbot, zu machtloſen Figuren herunter. Aus dieſen Gründen gehört Johanna eigentlich in ein Epos; das Excentriſche, Wunderbare, das Weitausgreifen der Phantaſie und Schwärmerei, das Walten übermächtiger Weſen, eignet ſich ganz für das epiſche Gedicht, es hat Raum und Mittel ſolchen Stoff zu verarbeiten.“

Ohne den letztern Ausſpruch zu bezweifeln, wird ſich im Folgenden auf's klarſte hervorſtellen, daß Schiller's Genius aus dem Wundermädchen wirklich eine leibhaftige tragiſche Geſtalt zu ſchaffen verſtand.

Eigentlich ſind der Marquis Poſa, die Königin Eliſabeth, Max und Thekla größere Wunder, als das Wundermädchen von Orleans. Denn bei jenen Perſonen liegt das Wunderbare in ihrer innern Natur und erſcheint als etwas Ungereimtes, bei dieſer Geſtalt liegt es in dem Verhältniß zum Unſichtbaren, welches ſeinem Weſen nach unbegreiflich iſt. Wie kamen jene Menſchen in ihrer Zeit zu ihrer idealen Weltauffaſſung? Wie bildete ſich bei ihrer Umgebung die kühne Größe des Charakters, die himmliſche Reinheit der Geſinnung? Darüber ſagt der Dichter kein Wort oder deutet nur Unzulängliches an.[1] Dagegen iſt der Charakter und das ganze Unternehmen der Johanna auf das beſte und vollſtändigſte motivirt, und während beinahe alle frühere idealiſche Figuren des Dichters durchaus ſubjektiv und lyriſch gehalten ſind, gelang es ihm auf eine überraſchende Weiſe, dieſem, der Wirklichkeit beinahe ganz entriſſenen Weſen eine feſte Selbſtſtändigkeit zu geben. Johanna iſt in ihrer Art eben ſo gut oder noch beſſer gezeichnet, als die Königin Maria Stuart.

Der Vater der Jungfrau iſt ein biederer, liebevoll geſinnter, und nicht unedler Mann,[2] welcher ſeine Tochter Louiſon ihrem armen Bewerber nicht verweigert:

---

[1] Siehe Theil 4, S. 52.

[2] In einem untergeſchobenen Briefe Schiller's wird der Vater Thibaut

„Claude Marie, Ihr ſchweigt,
Und meine Louiſon ſchlägt die Augen nieder?
Werd' ich zwei Herzen trennen, die ſich fanden,
Weil Ihr nicht Schätze mir zu bieten habt?"

Aber als ein ungebildeter Menſch iſt er von den gewöhnlichen düſtern Religionsvorſtellungen der Zeit beherrſcht und als eine tiefgrübelnde melancholiſche Natur ſetzt er bei Andern, ſelbſt bei ſeiner jüngſten Tochter immer das Schlimmſte voraus. Sein Glaube an böſe Geiſter mußte ſich in der edel organiſirten Seele der Johanna zu einem hohen Offenbarungsglauben ausbilden — wie, wenn es erlaubt iſt, die Dichtung aus der Geſchichte zu erklären, in Schiller ſelbſt ſich die Bizarrerie ſeines Vaters zur Originalität läuterte. [1] Die Schwärmerei der Zeit, die Myſtik der katholiſchen Kirche, die Einſamkeit und die einfache Beſchäftigung des Hirtenlebens nährten die Knoſpe, bis ſie ſich bei der wachſenden Noth Frankreichs zur Blüthe öffnete. Wohl mag der Dichter dadurch, daß er die Johanna, welche der Geſchichte zu Folge ſich in Dom Remy vorzüglich mit häuslichen Arbeiten

---

eine gemeine Natur und ein ſchwarzgalliger Menſch genannt, ſiehe Schiller's auserleſene Briefe von H. Döring, Seite 372. Dieſer Brief iſt zuerſt in der Minerva für das Jahr 1812, Seite 52, von Böttiger mitgetheilt, welcher bevorwortet, er ſei ſo glücklich geweſen, handſchriftliche Geſtändniſſe des Dichters zu erhalten, die aus zwei Briefen an einen Freund genommen ſeien, der ihm in der Unterhaltung einige ſeiner Zweifel vorgetragen hatte. Nun hat aber Böttiger's Sohn, von jenem angeblichen Briefe gewiß nichts wiſſend, in „Böttiger's literariſchen Zuſtänden und Zeitgenoſſen," Theil 1, Seite 125, aus ſeines Vaters Nachlaß: „Bemerkungen über die Jungfrau von Orleans aus Schillers Munde, den 26. November 1801" mitgetheilt, welche beinahe wörtlich mit jenem Briefe übereinſtimmen. Es iſt es denn nicht zu bezweifeln, daß Böttiger aus dieſen zu Papier gebrachten Geſprächen mit Schiller, in viel ſpäterer Zeit jenes angebliche Fragment aus Schiller's eigener Feder, um ſeinen Bildererklärungen in der Minerva noch ein beſonderes Anſehen zu verſchaffen, ſelbſt fabricirte. Dieſen Aeußerungen iſt alſo überhaupt kein unbedingtes, am Worte haftendes Zutrauen zu ſchenken, und Schiller bezog, wie H. Viehoff in einem mir mitgetheilten ſchätzenswerthen Manuſkript über unſere Tragödie richtig bemerkt, die gemeine Natur nur auf Thibaut's Auffaſſung der dämoniſchen Gemüthsart ſeiner Tochter.

[1] Siehe Theil 1. S. 7

beſchäftigte, als Schäferin darſtellte, hierbei auch beabſichtigt haben, ſeinem Drama eine romantiſche Farbe zu geben, weßwegen er auch im Prolog die drei Bewerber als Schäfer, und nicht als Landleute aufführt. Hauptſächlich aber verſicherte er ſich hierdurch des Vortheils, die Empfindungs- und Denkweiſe Johanna's pſychologiſch zu begründen.[1] Sie ſelbſt beruft ſich ja darauf, daß Gott einſt den frommen Knaben Iſai's, den Hirten, ſich als Streiter auserſehen, und daß er ſtets ſich den Hirten gnädig bewieſen. Mit Nachdruck und wiederholt wird auf einen uralten Zauberbaum (den Schiller aus einer Buche in eine Eiche verwandelt hat) aufmerkſam gemacht, damit man ſehe, daß die Sagen, welche an dieſen Baum ſich knüpften, ein Hauptmoment in der prophetiſchen Erziehungsgeſchichte der empfänglichen Johanna waren. Ihr Vater ſagt im Prolog:

„Denn nicht geheuer iſt's hier; ein böſes Weſen
Hat ſeinen Wohnſitz unter dieſem Baum
Schon ſeit der alten grauen Heidenzeit.
Die Aelteſten im Dorf erzählen ſich
Von dieſem Baume ſchauerhafte Mähren“ ꝛc.

Wo aber der niedrigere, nur der religiöſen Angſt zugängliche Sinn allein das Böſe wittert, da empfängt die beſſere Natur die reinſten Einflüſſe. Johanna nennt in ihrer Erzählung vor dem König (Akt 1, Scene 10) denſelben Baum eine heilige Eiche —

„Durch vieler Wunder Segenskraft berühmt;
Und in der Eiche Schatten ſaß ich gern,
Die Heerde weidend, denn mich zog das Herz.“ ꝛc.

Doch der Eiche gegenüber ſteht auch

„Ein uralt Muttergottesbild, zu dem
Der frommen Pilgerfahrten viel geſchahn.“

Dom Remy iſt alſo ein Wallfahrtsort, wo ſich Johanna's Seele ſchon von Kindheit an mit religiöſen Vorſtellungen und Ahnungen füllen mußte.

---

[1] Dieſe Bemerkung iſt aus dem oben angeführten Manuſkript H. Wiebeſſ's, welches an ſchlagenden Anſichten reich iſt.

In das abgelegene Dorf, welches bisher noch vor den Kriegsgreueln verſchont geblieben, bringt die Kunde von dem Siegesglücke der Engländer, welche Frankreich den fremd gebornen Herrn aufzwingen wollen, „der das Volk nicht liebt." — Der König von Frankreich nämlich, erklärte ſich Schiller ſelbſt in der angeführten Unterredung mit Böttiger, war damals der Schutzgott des Bürgers und Landmanns gegen die ſtolze Gewalt der Vaſallen und des Adels. Darum ſchon mußte er der Schäferin Johanna in einem milden, heilbringenden Lichte erſcheinen, und darin glaubte der weiſe Dichter einen Zug der weiblichen Natur durchgeführt zu haben, daß Johanna, welche das Königreich als Abſtraktum gar nicht faſſen konnte, ſich immer nur den guten, liebenswürdigen König bei allen ihren Anſtrengungen als letzten Zweck dachte. Der Prophet Poſa konnte nur für ein Weltreich glühen, die Prophetin Johanna, wenn ſie nicht die Schranken eines Weibes, wenigſtens ihrer Zeit, überſchritt, vermochte nur die Wiederherſtellung früherer Zuſtände zu beabſichtigen und ihre Berufung nicht an die Idee des Staates, ſondern in kindlich patriarchaliſcher Weiſe nur an eine verehrte Perſon zu knüpfen. Man ſieht, daß es hierdurch dem Dichter von vornen herein geboten war, den König Karl VII. als einen volksfreundlichen und liebenswürdigen Menſchen zu ſchildern, und daß eine gewiſſe Verherrlichung des Königthums, die allen bisherigen Stücken Schiller's fremd iſt, ſich nothwendig an den Hauptcharakter der Tragödie knüpfte. Wir erkennen es deutlich an der Weiſe, wie das Mädchen ihre Königsliebe ausſpricht, daß ſie dieſelbe aus dem Umgang mit den Landleuten ihres Dorfes eingeſogen hat. Am Ende des dritten Auftrittes des Prologes iſt es der König —

„Der den heil'gen Pflug beſchützt,
Der die Trift beſchützt und fruchtbar macht die Erde,
Der die Leibeignen in die Freiheit führt,
Der die Städte freudig ſtellt um ſeinen Thron —
Der dem Schwachen beiſteht und den Böſen ſchreckt." ꝛc.

Kurz, Johanna liebt und verehrt den König nur aus den

Gründen, weßwegen er dem Bauern- und Bürgerſtande theuer iſt, und bleibt in den Vorſtellungen ihres Standes. Hierbei iſt jedoch nicht zu läugnen, daß in der eben angeführten Stelle Johanna in Schiller'ſcher Weiſe idealiſirt und in ihrem Lobe von einer beſtimmten Perſon wirklich zu dem König in Abſtrakto übergeht,[1] beſonders wenn ſie vom Könige rühmt, daß er den Neid nicht kenne, weil er der Größte ſei, daß er ein Engel der Erbarmung ſei auf der feindſel'gen Erde.

In inbrünſtigem Gebet fleht das Landmädchen die Mutter Gottes an, den populären König zu erhalten (Akt 1, Scene 10). Aber wie? hat dieſe denn nicht, als unbefleckte Magd, den Herrn geboren, und iſt ſie nicht ſelbſt zum Himmelsglanze erhöht worden? Die katholiſche Kirche erweckt und erhält die Ueberzeugung, daß die reine Jungfräulichkeit jedes Herrliche auf Erden vollbringe. In dieſer andachtsvollen, erhöhten Stimmung erſcheint ihr unter der Wundereiche, wo ihr ſchon ſo oft der Traum ein verlornes Lamm gezeigt hatte, die Heilige — wie Johanna ſelbſt, als Schäferin gekleidet, nur noch mit Fahne und Schwert, die ſie ihr anbietet, und in Himmelsglanz aufſteigend, wodurch ſich der Jungfrau ihr eigener Lohn vor Augen ſtellt, wenn ſie gehorcht. In ſeiner Quelle fand Schiller, daß ihr die Heiligen Michael und Gabriel erſchienen ſeien; und er ging wohl deßwegen von den geſchichtlichen Nachrichten ab, weil dieſe Heiligen zu partikuläre, unbekannte Weſen ſind, und die Erweckung der franzöſiſchen Jungfrau durch die bibliſche beſſer und poetiſcher motivirt iſt. So beſchränkt er auch die zahlreichen Erſcheinungen, welche die hiſtoriſche Jeanne d'Arc gehabt hatte, auf die heilige Dreizahl. Beiläufig ſei hier noch bemerkt, daß ſie in der Abſchiedsrede am Ende des Prologes, im Widerſpruch mit ihren ſpätern Ausſagen, die Berufung von Gott ſelbſt erhalten haben will, welcher aus den Zweigen des Druidenbaumes zu ihr geſprochen, etwa wie Zeus ſeinen Willen durch das Rauſchen der Blätter der dodonäiſchen Eichen kund gab.

---

[1] Viehoff am angeführten Orte.

So iſt dem Göttlichen der Weg auf's beſte gebahnt, ehe es in dem Leben der Jungfrau wirkſam wird. Dieſes Göttliche aber will der Dichter als ſolches aufgefaßt und nicht menſchlich erklärt wiſſen. Deßwegen nahm er manche Wunder auf, welche durchaus aller natürlichen Auslegung widerſtreben, wie z. B. ſogleich im Vorſpiel die drei Träume, in welchen Thibaut ſeine Tochter auf dem königlichen Thron zu Rheims ſitzen ſah — ein Traumgeſicht, das ſich um ſo mehr als reines Wunder gibt, weil Thibaut ſelbſt es ſich ſymboliſch deuten muß, um an ſeine Erfüllung glauben zu können. Die Gotterfüllte iſt jetzt ihres höhern Berufs gewiß, den ſie aber ſtill verſchloſſen im Herzen bewahrt, bis die Stunde der Entſcheidung ſchlägt. In dem Helme, welcher auf eine ſeltſam abentheuerliche Weiſe von einer Zigeunerin („Bohemerweib“) dem Landmann Bertrand aufgedrungen wird, empfängt ſie das verſprochene, längſt erwartete ſichtbare Zeichen ihrer Sendung. Mit den Worten: „Mein iſt der Helm, und mir gehört er zu“ ꝛc. reißt ſie ihn an ſich. Sie hört von der Belagerung der Stadt Orleans, um die ſich der Krieg zuſammen zieht. Da ſetzt ſie den Helm auf, fühlt ſich von Götterkraft berührt, von Muth und Glauben durchflammt. Sie vernimmt, daß der Ritter Baudricour dem König mit ſechszehn Fähnlein zu Hülfe ziehe, und der Geiſt gibt ihr es ein, daß ſie Orleans zu befreien habe. Dieſe Eingebung hat ſie erſt jetzt, während ihr die Offenbarung, daß ſie den König in Rheims krönen müſſe, ſchon früher geworden war. Wenn ſie bisher, in ſich verſenkt, auf nichts achtete, was um ſie vorging, eröffnet ſich jetzt ihre tiefe Seele zu dem reichſten Strome prophetiſcher Vorausſicht, und die religiöſe Begeiſterung, von der ſie ganz voll iſt, thut ſich in hinreißender Beredtſamkeit kund. Ein unwiderſtehlicher Geiſt treibt ſie von der Heimath fort, reißt ſie ins Kriegsgewühl hinein.

Dieſes Alles ſtellt der Dichter in dem Prologe dar, welcher mit dem Wallenſteiniſchen Vorſpiel darin übereinſtimmt, daß er ſich in einer niedrigeren Geſellſchaft und Situation hält, aber ſich von demſelben hauptſächlich dadurch unterſcheidet, daß er nicht allein Expoſition iſt, ſondern zugleich die Handlung eröffnet. Daher kann er füglich als erſter Akt der ganzen Tragödie betrachtet werden, deren religiöſer Charakter ſchon durch die Wundereiche und das Heiligenbild ſogleich ſymboliſch vor Augen geſtellt wird.

Schon in dem Prolog ſtellt ſich Johanna als eine höhere Natur dar, wie ſie ſich ſpäter bewährt. Was ihr der Vater vorwirft, daß ſie vor Tagesanbruch und um Mitternacht ihr Lager verlaſſe und zu ganzen Stunden unter dem Druidenbaum ſinnend ſitze, wird im Allgemeinen durch ihre ſpätere Erzählung vor dem König beſtätigt. Um der innern Prophetenſtimme Gehör zu geben, um die himmliſchen Geſichte zu ſchauen, ſonderte ſie ſich von den Hirtenmädchen des Thales ab, fühlte ſie ſich in dem eignen Vaterhauſe wie eine Fremde, ungeachtet ſie den ältern Schweſtern freudig dient und in ſtillem Gehorſam die ſchwerſten Pflichten übt. Es tritt jetzt noch keine Spur von liebender Anhänglichkeit aus ihr hervor, und ihr Freier Raimond verehrt ſie mehr, als er ſie liebt, ſie ſcheint ihm etwas Höheres zu bedeuten und aus andern Zeiten zu ſtammen. So ſehr hält das Dämoniſche die rein menſchlichen Triebe und Gefühle in ihr gebunden, und ſie ſteht im Widerſpruch mit ihrer Jugend, mit ihrer weiblichen Natur! Ihr Vater ſagt von ihr:

»Das Herz gefällt mir nicht, das ſtreng und kalt
Sich zuſchließt in den Jahren des Gefühls.«

Sie ſpricht im Prolog weder zu ihren Schweſtern noch zu ihrem Vater ein einziges Wort, und würde gegen ſanftere Stimmungen ganz verſchloſſen erſcheinen, wenn der Dichter dieſer Kälte gegen Menſchen nicht eine rührende Empfänglichkeit für die Natur beigemiſcht hätte. Den Bergen, den geliebten Triften und andern Naturgegenſtänden ihres Wohnorts, ſo wie ihren Lämmern ruft die ſcheidende Hirtin ein Lebewohl zu, während ſie die Ihrigen ohne Bedauern, ja ohne derſelben in dem Abſchiedsmonolog auch nur einmal zu erwähnen, zurückläßt.

Durch das hartnäckige, geheimnißvolle Schweigen, welches Johanna im Prolog beobachtet, bezeichnet ſie der

Dichter im ſtärkſten Gegenſatz mit ihrer Umgebung von vornen herein als das außerordentliche Weſen. Noch mehr ſchärft er aber die Aufmerkſamkeit für dieſen Charakter durch das zweifelhafte Licht, in welches er ſie anfangs ſtellt. Hier muß ſogleich bemerkt werden, daß das Geiſterreich, welches wunderbar in die natürliche Welt eingreift, ganz im Sinne des Mittelalters ſelbſt in ſich getheilt und getrennt iſt, indem die Menſchen theils durch gute Mächte des Himmels geführt, theils durch tückiſche Weſen der Hölle berückt werden. Unter welchem Einfluſſe ſteht nun die räthſelhafte, jeder Neigung unzugängliche Jungfrau? Schon wenn wir den Vater, ihr Thun und Treiben voller Beſorgniß ſchildern, wenn wir ihn die Worte ſagen hören:

»Bleib' nicht allein und grabe keine Wurzeln
Um Mitternacht, bereite keine Tränke ꝛc.«

wird uns bange. Denn wie kommt Thibaut auf dieſe ganz beſondere Anklagepunkte, wenn ſie durchaus ungegründet ſind? Wie kann der eigne liebevolle Vater dieſe beſtimmten Dinge, wenn er ihrer nicht ganz gewiß iſt, ſo zuverſichtlich vor Andern behaupten? Die Angeklagte kann, im Bewußtſein ihrer Schuld zu ſchweigen ſcheinen, und die myſtiſche Zaubereiche ſelbſt, unter welcher ſie unbeweglich ſteht, macht uns bedenklich. Eben denſelben unheimlichen Eindruck verurſacht endlich das vom Dichter gewählte Zeichen, wodurch es der Jungfrau kund wird, daß die Stunde gefahrvoller Thaten und der Verherrlichung für ſie geſchlagen. Der Helm iſt dem Bertrand in Vaucouleur von einer Zigeunerin aufgenöthigt worden. Sollte ſich nun der Himmel einer Perſon aus der Menſchenklaſſe bedienen, woraus nach dem Volksglauben nicht ſelten die Tücke der Hölle ſich ihre Werkzeuge wählt? — Doch alle Zweifel verſchwinden, zur großen Erleichterung des Leſers, vor den hochbegeiſterten Worten der Jungfrau, und ſie tritt am Ende des Vorſpiels aus dem zweideutigen Dunkel in ihrer eigenthümlichen Geſtalt hervor, wie die Sonne aus dichtem Gewölke.[1]

---

[1] Nach Viehoff a. a. O.

Ihr Aeußeres läßt der Dichter nicht auf einmal, ſondern nach einem weiſen Kunſtverfahren erſt allmählig vollſtändig erſcheinen. Sogar der abgeneigte Vater muß geſtehen, daß Gott —

> „Mit reicher Schönheit ihren Leib geſchmückt,
> Mit hohen Wundergaben ſie geſegnet
> Vor allen Hirtenmädchen dieſes Thals.“

Dann erzählt Raimond als Beiſpiel ihrer Kühnheit und ihrer Körperſtärke, daß ſie dem grimmig wilden Tigerwolf ein Lamm abgerungen habe, welches er im blutigen Rachen ſchon davon trug. Deſſenohngeachtet ſchildert ſie ſich ſpäter ſelbſt als eine zarte Jungfrau, deren unkriegeriſchen Arm Gott mit Kraft rüſte, und in deren zitternder Hand ſich das Schwert ſelbſt regiere, als wäre es ein lebendiger Geiſt. Ihr Blick iſt ernſt, aber die Begeiſterung macht ihr Auge blitzen und ihre Wangen von einem glühenden Feuer ſprühen. Der Ritter Raoul zeichnet ſie im neunten Auftritte des erſten Aktes näher:

> „Und aus der Tiefe des Gehölzes plötzlich
> Trat eine Jungfrau, mit behelmtem Haupt
> Wie eine Kriegesgöttin, ſchön zugleich
> Und ſchrecklich anzuſehn; um ihren Nacken
> In dunkeln Ringen fiel das Haar; ein Glanz
> Vom Himmel ſchien die Hohe zu umleuchten.“

Wobei ich bemerke, daß in der erſten Ausgabe: in gelben Ringen, ſtand. Im fünften Aufzuge nennt ſich Johanna in der Kenntniß der Natur bewandert und mit ſcharfen Sinnen begabt. Sie ſagt:

> „Ich kenne alle Kräuter, alle Wurzeln;
> Von meinen Schafen lern' ich das Geſunde
> Vom Gift'gen unterſcheiden — Ich verſtehe
> Den Lauf der Sterne und der Wolken Zug.
> Und die verborg'nen Quellen hör' ich rauſchen.“

So auch in einer ſpätern Stelle, im eilften Auftritt:

> „Das wilde Huhn kann ich im Fluge zählen,
> Den Falk erkenn' ich in den höchſten Lüften.“

Gewiß Eigenſchaften, die ihr bei ihrer Kriegerlaufbahn ſehr zu ſtatten kamen.

Ungeachtet Johanna durch ihren begeiſterten Aufbruch am Schluß des Prologs die Erwartungen auf's höchſte ſpannt, ſo werden dieſe, wenn wir die Jungfrau nun im Hoflager des Königs zu Chinon wieder erſcheinen ſehen, doch übertreffen, da der Moment, in welchem, und die Art und Weiſe, wie ſie in die Handlung eintritt, ſo höchſt entſcheidend und großartig ſind. Der Konnetable von Frankreich hat dem unkriegeriſchen König den Dienſt aufgeſagt, Karl's Kaſſe iſt erſchöpft und ſeine Kroneinkünfte und Zölle ſind auf drei Jahre verpfändet, Orleans iſt nach dem Tode des heldenmüthigen Saintrailles auf dem Punkte, ſich zu übergeben, die beſten Truppen des Heeres, die ſchottiſchen Hülfsvölker, drohen abzuziehen, wenn ſie den rückſtändigen Sold nicht erhalten, ein Beſchluß des Parlaments hat den König und ſeine Nachkommen des Thrones verluſtig erklärt, der junge Heinrich VI. von England iſt in St. Denis unter dem Zujauchzen des Volks gekrönt, der Herzog Philipp von Burgund und des Königs eigne Mutter haben ſich zu deſſen Untergang verſchworen, und der König ſelbſt endlich iſt durch das, was er vom Schickſal und von den Landsleuten und nächſten Verwandten erlitten hat, ſo entmuthigt, daß er über die Loire zurückweichen will und ſeine treuſten Freunde ſich von ihm losſagen. Da erſcheint plötzlich, als alle irdiſche Hülfe verſchwindet, die himmliſche Rettung in der Johanna. Wie durch die Morgenröthe ſich der Tag ankündigt, ſo malt ſich ſchon zum voraus in Raoul's Erzählung des wunderbaren Siegs an der Yonne (Akt 1, Scene 9), die Gottgeſandte. Bekanntlich hatte die hiſtoriſche Johanna mit vielen Hinderniſſen zu kämpfen und mußte manche Prüfungen beſtehen, ehe ſie bei dem Dauphin vorgelaſſen wurde. Ueber alle dieſe Vorkehrungen hinweg reißt uns der Dichter raſch und kühn in die bedeutſamſte Situation ſelbſt hinein. Sie kommt nicht, um Hülfe zu verſprechen: ſie hat bereits geholfen, als ſie unter die Krieger und Höflinge tritt, die den Dauphin umgeben. Der Feind iſt geſchlagen! Jetzt erfüllt ſich das alte Wort der Nonne in Clermont, die geweiſſagt hatte, ein Weib werde den König zum Sieger über ſeine Feinde machen. Denn überall iſt ein göttliches Walten im Hintergrunde, welches alle Fäden in Händen hat. Wie vor ihrer Ankunft durch die That, ſo bewahrheitet ſich die Prophetin ſogleich bei ihrem erſten Auftreten durch das Wort. Sie erkennt den nie geſehenen König unter ſeinen Hofleuten, und offenbart ihm den Inhalt ſeiner geheimſten Gebete. Der Erzbiſchoff, welcher die Ankunft der Seherin angekündigt hatte, ertheilt ihr, alle religiöſe Scrupel[1] hebend, durch die Worte:

> „Vor ſolcher göttlichen Beglaubigung
> Muß jeder Zweifel ird'ſcher Klugheit ſchweigen,
> Die That bewähret es, daß ſie Wahrheit ſpricht,
> Nur Gott allein kann ſolche Wunder wirken,“

gleichſam die Weihe der Kirche. So iſt es die eigenthümliche Funktion dieſes Geiſtlichen in der Tragödie, den religiöſen Standpunkt zu ſymboliſiren, von dem wir das Ganze aufzufaſſen haben.[2] Folgt doch Johanna auch in dem Krönungszuge (Akt 4, Scene 6) unmittelbar nach dieſem Repräſentanten der Kirche, welcher auch, als Johanna's Vater ſie der Zauberei angeklagt hat, entſcheidend in die Handlung eingreift (Akt 4, Scene 11 am Ende). Der Jungfrau ganzes Geſchäft iſt ein heiliges und geht von religiöſen und kirchlichen Zeitvorſtellungen aus.

Schnell iſt ihr Alles ergeben, das Volk hinter der Scene hat ſie als gottgeſandte Retterin begrüßt, der König iſt von ihrer göttlichen Sendung überzeugt, zwei Befehlshaber erbitten ſie ſich zur Oberanführerin des Heeres, die anweſenden Ritter geben durch Waffengeklirr ihren Beifall zu erkennen. Ein jetzt auftretender Herold vom Grafen Salisbury bietet vor der Beſtürmung Orleans einen gütlichen Vergleich an. Sie weiſ't ihn ab, offenbart ihm den Tod des Feldherrn und eilt mit den Kriegern fort, um die belagerte Stadt zu retten. Im gehobenſten, erwartungsvollſten Moment fällt der Vorhang.

---

[1] Der Dauphin fragt den Erzbiſchoff: „Und darf ich, Biſchoff, darf ich Wunder glauben?“ — was mir eine, dem abergläubiſchen Zeitalter unangemeſſene Frage zu ſein ſcheint. Er hätte vielmehr fragen ſollen: „Und darf ich, Biſchoff dieſes Wunder glauben?“

[2] Nach H. Viehoff, a. a. O.

Man könnte in dieſer Botſchaft des Salisbury, welcher einen Vergleich anbietet, einen Widerſpruch mit der Nachricht der Rathsherren finden (Akt 1, Scene 3 f.), wornach der Befehlshaber der Stadt mit dem Feind vertragen hat, die Stadt zu übergeben, wenn bis auf den zwölften Tag kein Entſatzungsheer erſcheinen werde. Dieſe zwölf Tage der Vertragszeit ſind noch nicht um, und dennoch will der engliſche Feldherr die Stadt ſtürmen, wenn ſie ihm nicht gütlich übergeben werde. Es könnte daher ſcheinen, als ſei die erſte Geſandtſchaft nur eins der Motive, um die äußerſte Noth des Königs zu ſchildern, und die zweite nur ein Nothbehelf, um die Handlung dramatiſch fortzuführen und den erſten Akt theatraliſch zu beſchließen. Aber ſpäter, ſchon in der erſten Scene des zweiten Aktes, löſ't ſich der ſcheinbare Widerſpruch befriedigend auf: Orleans hatte mit dem Herzog von Burgund vertragen, ſich zu übergeben, aber die Engländer kehrten ſich nicht an die Uebereinkunft. Daher ſagt der Herzog zu den engliſchen Führern von der Stadt Orleans:

„Es war bereit, ſich mir zu übergeben,
Ihr, Euer Neid allein hat es verhindert.“

Wir finden im ganzen Stück nur zwei Männer, die im Widerſpruch mit dem Glauben ihrer Zeit, in Johanna die Wunderthäterin nicht anerkennen, unter den Franzoſen den hochherzigen Dünois, unter den Engländern den löwenmuthigen Talbot. Wenn irgend Jemand, iſt der Held veranlaßt, der eignen Kraft des Menſchen Alles zuzuſchreiben und übernatürliche Einflüſſe zu verwerfen, und ſo kann denn der tapfere Baſtard auf die Wunder der Johanna unmöglich gläubig eingeben, und Talbot's Heldenkraft ſchweift, durch das Unglück geſtachelt, ſo weit über, daß er ſogar die Unſterblichkeit läugnet. Aber der Engländer iſt in dem Drama gezwungen, durch ſeine Wiedererſcheinung nach dem Tode ſeinen Unglauben durch die That zu widerlegen, und der Graf

Dünois fühlt ſich durch die Herrlichkeit der Jungfrau ſelbſt überwunden:

> „Nicht ihren Wundern, ihrem Auge glaub' ich,
> Der reinen Unſchuld ihres Angeſichts.“

Als ſie bei jenen heftigen Donnerſchlägen am Ende des vierten Aktes, deren Zeugniß ſie durch ihr ſonderbares Benehmen zu bekräftigen ſcheint, von Allen verlaſſen wird, harrt bis zuletzt allein Graf Dünois bei ihr aus:

> „Du biſt mein Weib — Ich hab' an dich geglaubt
> Beim erſten Blick, und alſo denk' ich noch.
> Dir glaub' ich mehr, als dieſen Zeichen allen,
> Als dieſem Donner ſelbſt, der droben ſpricht.“

Er, den die Gottheit nicht unmittelbar ergreift, fühlt ſich um ſo mächtiger von der Jungfrau bezaubert, deren hohe Seele von der Gottheit durchdrungen und geheiligt iſt.

Im Anfange des zweiten Aktes ſehen wir überraſchender Weiſe das ſchon vollbracht, was die Jungfrau am Schluſſe des erſten verſprochen hat. Orleans iſt entſetzt, die Engländer ſind geſchlagen. Sie ſammeln ſich in einem Lager, um den Kampf mit dem morgenden Tag zu erneuen. Aber ehe ſie ſich durch den Schlummer erquickt haben, iſt der Wall erſtiegen, Johanna im Lager und die Ueberfallenen ſuchen in rathloſer Flucht ihre Rettung. Das engliſche Lager geht in Flammen auf, Johanna tödtet den Walliſer Montgomery und verſöhnt den ihr entgegentretenden Herzog von Burgund mit ſeinem König.

Man hat die Epiſode mit Montgommery doppelt getadelt, weil ſie für ein Drama einen zu epiſchen Charakter habe, und weil der Dichter ſeine Heldin mit ihren eignen Händen, vor unſern Augen, Blut vergießen läßt. Auf den erſten Vorwurf kommen wir ſpäter zurück, in der letzten Handlung iſt der Dichter zum Nachtheil Johanna's, ſagte man, von der Geſchichte abgewichen. Die hiſtoriſche Johanna erklärte vor ihren Richtern: „Wenn ich meine Standarte beſtändig ſelbſt trug, ſo hatte ich keinen andern Zweck, als daß ich kein Menſchenblut vergießen wollte; und gewiß, im Treffen habe ich nie einen Menſchen getödtet." Wie konnte das fromme Gemüth der Jungfrau im Drama bis zu jener Unmenſchlichkeit und Mordluſt entarten? Oder ſollte es der ächte Geiſt der Offenbarung, die wahre Mutter Gottes der katholiſchen Kirche ſein, welche den jungfräulichen Fuß der Johanna durch Ströme von Blut und über Hügel von Leichen führte? Gar kein Blut mußte die Gottgeſandte vergießen, bloß durch ihre Gegenwart, durch die Begeiſterung, die von ihrem Anblicke ausgeht, durch den Heldengeiſt, mit dem ſie die geweihte Fahne in dem blutigſten Gewühle der Schlacht unüberwindlich voran trägt, mußte ſie ihrem Heere ſiegen helfen.[1]

Freilich ſoll dieſes Drama kein Beleg für die chriſtkatholiſche Offenbarungstheorie, ſo wenig als eine Darſtellung der Geſchichte ſein. Wir können uns die Johanna der Bühne nicht anders denken, als kämpfend: das müßige Zuſchauen würde ihren Heldencharakter aufheben. Auf dem Theater muß der Held das Schwert ſelbſt führen. Johanna's Vaterlandsliebe iſt, wie oben nachgewieſen wurde, durchaus perſönlich, aus demſelben Grunde iſt es auch ihr Haß gegen die Engländer: ſie verfolgt jeden einzelnen Feind und ihre religiös patriotiſche Begeiſterung ſelbſt ſteigert dieſen Nationalhaß bis zu dem Grade, daß ſie ſich berufen wähnt, ſchonungslos jeden Engländer zu tödten, der ihr in die Hände fällt. Stellt ſich hierdurch nicht das allgemeine Schickſal der Menſchheit überhaupt dar, daß die höchſte religiöſe und politiſche Begeiſterung, wenn die Stimme der Menſchlichkeit nicht gehört wird, in blutigen Fanatismus ausartet? Auch das Dämoniſche, wenn es ſich nicht mit dem Menſchlichen verſöhnt hat, führt nicht allein den Mann, ſondern auch die zarte, weiche Jungfrau zum Gräßlichen. Wohl ſteht die tragiſche Heldin nun nicht mehr ſo rein da, als die hiſtoriſche; ſelbſt die Heilige ſollte nicht fleckenlos ſein. Das iſt aber die innere, ſich immer mehr entwickelnde Grundidee in dieſem dramatiſchen Epos, um die ſich das Ganze dreht, daß Johanna auf ihrer Propheten- und Heldenlaufbahn ſogleich in einem ungeheuern Gegenſatz mit ſich ſelbſt tritt. Nachdem ſie einmal den engen Kreis ihrer Beſtimmung überſchritten hat, muß ſie ihre weibliche, ihre menſchliche Natur verläugnen, um ihren göttlichen Beruf zu erfüllen. Ihre Begeiſterung artet in blutigen Eifer aus, und um ſich ſelbſt zu begreifen und zu rechtfertigen, muß ſie ihre Göttin barbariſch machen:

---

[1] Schiller's dramatiſcher Genius von J. Fr. Schink. Seite 91.

> „Erhabne Jungfrau, du wirkſt Mächtiges in mir,
> Du rüſteſt den unkriegeriſchen Arm mit Kraft,
> Dieß Herz mit Unerbittlichkeit bewaffneſt du.
> In Mitleid ſchmilzt die Seele und die Hand erbebt ꝛc.“

Was das Kant'ſche Pflichtgebot **für ſich** iſt, das zeigt uns hier, in einem Beyſpiel, pſychologiſch und weltgeſchichtlich ewig wahr, Johanna.

Wenn ſie aber hier, einem weiblichen Achilles ähnlich, wider ihre eigene Natur einem fremden mißverſtandenen Gottestrieb folgt, nach ihrer Rede zu Montgommery:

> „Ich muß hier, ich muß — mich treibt die Götterſtimme, nicht
> Eignes Gelüſten — euch zu bitterm Harm, mir nicht
> Zur Freude, ein Geſpenſt des Schreckens würgend gehn,
> Den Tod verbreiten und ſein Opfer ſein zuletzt —“

ſo iſt ſie in den nächſten Scenen ganz ſie ſelbſt, und der Dichter ſcheint abſichtlich das, was ſie wider Willen in höherm Auftrage thun zu müſſen glaubt, und das, worin ſie zugleich ihrem eignen Herzen Gehör gibt, kontraſtirend in zwei folgenden Scenen, neben einander geſtellt zu haben. Hier tritt ſie als ein Friedensengel zwiſchen die Streitenden, an ihrer ſchönen Menſchlichkeit ſchmilzt Burgund's Zorn, vor der Macht ihrer Ueberzeugung beugt ſich ſein herriſcher Sinn, und mit ſanft einſchmeichelnder Ueberredung zieht ſie ihn vollends hinüber auf ihre reine Seite. Es iſt das **Kindliche** ihres Weſens, was obſiegt, wie der Herzog ſagt:

> „Ihre Rede iſt, wie eines **Kindes**.“

und wie ſie ſelbſt an einem andern Orte andeutet:

„Der Länder und der Könige Geſchick
Liegt ſonnenhell vor meinem Kindesblick.“

In ſo vielen Gedichten, wie z. B. im Genius[1], ſtellt Schiller dem ausgebildeten, reflektirenden Geiſte mit ſeinen weithergeholten Vermittlungen die ſchlichte Natur gegenüber, welche das Wahre und Gute durch Herz und Gefühl unmittelbar rein und voll erfaßt. Eine ſolche Kinderſeele, in welcher allein ſich die Gottheit offenbart, iſt Johanna. Sie iſt ein großer politiſcher Charakter, aber in ſo fern ſie ohne Bewußtſein handelt, bleibt ſie ganz Weib, Hirtin, Kind. Sie läßt ſich unbewußt nur durch des Geiſtes Stimme führen, der ihr gebietet. Wie ganz auf Johanna paßt, was Schiller am Ende des eben angeführten Gedichts vom Genius ſagt:

„Einfach gehſt du und ſtill durch die eroberte Welt.“

Wie aber alle Momente der dramatiſchen Handlung auf's vortrefflichſte motivirt ſind, ſo iſt dieſe Verſöhnung des Herzogs mit ſeinem König ſchon längſt aufs glücklichſte eingeleitet, und Johanna ſchüttelt nur die reife Frucht vom Baume. Längſt hatte Karl ſichere Kunde eingezogen, daß zwiſchen den ſtolzen Lords von England und ſeinem Vetter von Burgund nicht alles mehr ſo ſtehe, wie ſonſt, weßwegen er La Hire an ihn abgeſandt (Akt 1, Scene 4), und nach dem Unglück bei Orleans ſtieg das Zerwürfniß bis zu dem Grade, daß der Herzog im Begriff ſtand, ſich von den Engländern zu trennen. Mit Mühe hielt ihn Iſabeau noch in dem Bunde feſt, bei welchem es ihm jedoch nicht mehr wohl ſein konnte. Denn Iſabeau ſagt ſelbſt:

„Und dieſer Herzog,
Der ſich den Guten ſchelten läßt, verkauft
Sein Vaterland, das Erbreich ſeiner Ahnen,
Dem Reichsfeind und dem fremden Herrn. Gleichwohl
Iſt Euch das dritte Wort Gerechtigkeit.“

---

[1] Siehe Theil III, Seite 142 f. vergl. Seite 165 f.

Das war der Kaufpreis des Friedens, den, wie Lionel ſagt, die Furie geſtiftet hatte! Damit aber alles Mährchenhafte wegfiele, hat der weiſe Dichter auch in den Charakter des Herzogs von Burgund Momente gelegt, welche jenen raſchen Uebertritt zu ſeinem rechtmäßigen König vorbereiten und erleichtern. Schon in den erſten Scenen des vierten Akts erſcheint dieſer Philipp „der Gute" als ein nachgiebiger, leicht beſtimmbarer und etwas wankelmüthiger Mann. Nur ein Solcher konnte im geheimen, tiefen Gefühl ſeines Unrechts der Jungfrau Gehör geben. So iſt hier alles menſchlich und poetiſch wahr, und das Wunder der Bekehrung iſt, indem es an Bedeutſamkeit nichts verliert, aber an Glaubwürdigkeit gewinnt, hierdurch auf ſeinen idealen Gehalt reducirt.

Mit der Verführung einer Furie beginnt der vierte Akt mit der Verſöhnung eines Engels endigt er. In dieſen letzten Scenen fühlen wir uns von der prophetiſchen Heldin, deren majeſtätiſche Hoheit uns bisher in ehrfurchtsvoller Ferne hielt, durch bezaubernde Anmuth angezogen, und die liebevolle, ſchöne Seite ihres Charakters nach und neben der furchtbar erhabenen legt der Dichter in dem nächſten Aufzug ſogleich weiter aus einander. Johanna, als Friedensgöttin, das Haupt durch einen Kranz geſchmückt, vollendet und befeſtigt die Eintracht, die ſie geſtiftet, dadurch, daß ſie den Herzog von Burgund bewegt, dem Du Chatel zu verzeihen, der ſeinen Vater Johann den Standhaften auf der Brücke bei Montereau 1419 ermordet hatte. Denn obgleich ſie dem Dauphin und dem Herzog nur ihrer Völker Schickſale prophezeihen kann, und die Sorel mit den Worten abweiſt:

„Mir zeigt der Geiſt nur große Weltgeſchicke,"

ſo knüpft ſich die Verſöhnung nothwendig an Individuen, und dem Verſöhnenden wird als Lohn freudige Liebe und Neigung zu Theil. In dieſer Stimmung bieten ihr zwei ruhmgekrönte Helden, Dünois und La Hire, ihre Hand an: aber weder der edlen Ritter Wahl, noch die Erhöhung in den Adelſtand vermag ſie zu irren:

„Denn nicht verließ ich meine Schäfertrift,
Um weltlich eitle Hoheit zu erjagen,
Noch mir den Brautkranz in das Haar zu flechten:“

und als der König mit ſanften Reden ihrem gotterfüllten Buſen, der Liebe ſüße Sehnſucht einflößen will, da erhebt ſie ſich in ihrer ganzen erhabenen Größe:

„Dauphin! Biſt du der göttlichen Erſcheinung
Schon müde, daß du ihr Gefäß zerſtören,
Die reine Jungfrau, die dir Gott geſendet,
Herab willſt ziehn in den gemeinen Staub? ꝛc.“

Aber ſelbſt die Heftigkeit, mit der ſie die irdiſche Neigung zu einem Manne wegwirft, beweiſ't, daß ſie dieſen Gefühlen, zu denen ihre ganze Umgebung, ſelbſt der Erzbiſchoff, ſie auffordern, nicht unzugänglich iſt. Sie wehrt ſich mit dem ganzen Pathos ihrer erhabenen Sendung gegen unbeſtimmte Empfindungen, die ihr um ſo gefährlicher ſind, da ſie ihren Beruf nur vollführt, weil ſie muß. Sie folgt ja mit widerſtrebendem Herzen ihrem „Schickſal.“ Als Montgommery ſie früher bei der Milde ihres zärtlichen Geſchlechtes anflehte, wollte ſie nicht bei demſelben beſchworen, nicht Weib genannt ſein (Akt 2. Scene 7);

„Gleich wie die körperloſen Geiſter, die nicht frei'n
Auf ird'ſche Weiſe, ſchließ' ich mich an kein Geſchlecht
Der Menſchen an, und dieſer Panzer deckt kein Herz.“

So iſt ſie jetzt wohl in einer andern Gemüthsverfaſſung, die ſie beunruhigt, der ſie entfliehen will. Denn ſie ſagt zum König:

„Befehl, daß man die Kriegstrommete blaſe!
Mich preßt und ängſtigt dieſe Waffenſtille!“

und als ein Ritter die Kunde bringt, der Feind ſei über die Marne gegangen, ruft ſie erleichtert:

„Schlacht und Kampf!
Jetzt iſt die Seele ihrer Bande frei!“

So hat der Dichter die Scene, die da kommen ſoll, aufs beſte begründet und für den Zuſchauer vorbereitet, und Johanna ſtürzt eben demſelben Schickſal entgegen, dem ſie aus den weichen Armen des Friedens entfliehen will. Es iſt, als wenn die Prophetin das Bevorſtehende ahnete:

> „Weh mir, wenn ich das Rachſchwert meines Gottes
> In Händen führte, und im eiteln Herzen
> Die Neigung trüge zu dem ird'ſchen Mann!
> Mir wäre beſſer, ich wär' nie geboren!“

Wir ſind (Akt 3, Scene 6 und folgende) zum zweitenmal auf's Schlachtfeld verſetzt. Schon iſt Talbot tödtlich verwundet, die Schanze erſtürmt, der Tag gehört den Franzoſen. Johanna aber wird (im neunten Auftritt) durch einen Geiſt, den ſchwarzen Ritter, in eine öde Gegend vom Schlachtfeld weggelockt. — In Goethe's Egmont tadelte Schiller die Erſcheinung der Freiheit in Klärchens Geſtalt, weil ſie uns aus der ſinnlichen Wahrheit jenes Schauſpiels plötzlich in eine Opernwelt verſetze.[1] Aber in das Wunderreich ſeiner romantiſchen Tragödie konnte er mit allem Fug ſelbſt einen Geiſt einführen. Man hätte an dieſer Erſcheinung eben ſo wenig Anſtoß nehmen ſollen, als an den Geſpenſtern und Geiſtern in Shakſpeare's phantaſtiſcher Welt. Das Eindringen des Himmels und der Hölle in die irdiſchen Dinge dramatiſch zu geſtalten iſt ja die Aufgabe Schiller's. Aber wer iſt dieſe geheimnißvolle Figur und was iſt ihr Zweck? Der Dichter hat es nur leiſe angedeutet, wen wir uns unter dem ſchwarzen Ritter — welcher ſeinen Namen vielleicht dem ſchwarzen Prinzen, Eduards III. großem Sohne, verdankt, der ſich an Tapferkeit wohl mit einem Talbot meſſen konnte, — zu denken haben. Er wollte den erhabenen Eindruck, welcher durch alles Unbeſtimmte und Geheimnißvolle erhöht wird[2], nicht durch eine zu klare Zeichnung ſchwächen. Talbot, welcher kurz zuvor als Atheiſt geſtorben war, irrt nach dem Kirchenglauben der Zeit, als ein verdammter Dämon auf der Erde umher und erſcheint in der

---

[1] Siehe Th. 2. S. 293.

[2] Siehe Th. 3. S. 328

Geſtalt des ſchwarzen Ritters der Jungfrau als Geiſt, um jenes Wort faktiſch zu widerlegen, daß von dem Menſchen nichts übrig bleibe, als eine Handvoll leichten Staubs. Das Schemen iſt, wie die Schatten bei Homer, dem Lebenden ähnlich, daher ſpricht die Jungfrau:

> »Hätt' ich
> Den kriegeriſchen Talbot in der Schlacht
> Nicht fallen ſehn, ſo ſagt' ich, du wärſt Talbot.«

Der Geiſt führt ſie trüglich durch verſtellte Flucht vom Schlachtfeld weg, und entreißt hierdurch viele Britten der Todesgefahr. Aber es iſt noch ein zweiter Zweck, welchen der böſe, feindliche Dämon verfolgt. Er heißt die Heldin mitten in ihrem Laufe ſtille ſtehn, am Ziele ihrer Fahrt umkehren — nicht in Rheims einziehen. Aber er warnt ſie nicht, um ſie zu retten — ſo wenig als jene Hexen, Macbeth's Seele durch ihre Warnung vor dem Verbrechen bewahren wollen. Er bedient ſich vielmehr der Wahrheit, die er an ſich ſelbſt erfahren hat, daß das Glück die Treue haſſe und keinem diene bis an's Ende, um die Jungfrau an ſich ſelbſt irre zu machen. Sie erkennt dieſe Abſicht:

> „Wer biſt du, doppelzüngig falſches Weſen,
> Das mich erſchrecken und verwirren will?
> Was maßeſt du dir an, mir falſch Orakel
> Betrüglich zu verkündigen!«

und in der tiefſten Bruſt ſagt's ihr der Geiſt, daß das Unglück ihr zur Seite ſtehe. Ein namhafter Schriftſteller [1] ſchreibt über die erſte Aufführung der Johanna, durch die er das Stück erſt kennen lernte: „So wie das ſchwarze Ungethüm daher trat, ſtand die Einleitung des Stücks, beſonders die Zaubereiche, zugleich vor mir, und eine unbeſchreibliche Angſt für Johanna ergriff mich. Sie wird über ſich ſelbſt irre werden, dachte ich; es müſſen Zweifel ſie erſchüttern, ob der Geiſt, der ſie treibt, von Gott oder aus dem Abgrund geſandt ſei. Ich ſah ihre urplötzlich entſtandene

---

[1] Böttiger in der Minerva für das Jahr 1812. S. 38.

Liebe gegen Lionel — es iſt ſo, dachte ich ꝛc. Das bezweckte aber der Dichter nicht, an der Güte ihrer Sache wollte er ſie nicht irre werden laſſen, aber an ihrer Perſon. Blind war die Gottgetriebene in den Männerkampf gezogen — aber ſchnell, in den höhern Kreiſen des Lebens, fiel die wohlthätige Binde von den Augen der viel und innig Geliebten, an der Frühlingswärme des freudigen Gelingens ſchmolz das ſtrenge Herz und ſie fühlte und erkannte ſich als Weib! Das aber war die Bedingung ihrer Miſſion, daß ihr Buſen rein ſei von irdiſcher Neigung!

Jenes verwirrende Phantom verſinnlicht gleichſam ihren innern Zwieſpalt; es gibt nur der ſchlimmen Ahnung ihres Herzens Sprache, und iſt ein Vorbild des Unglücks, welches der eigene Prophetengeiſt ihr ſelbſt weiſſagt. Die ganze Scene ſoll nichts, als den Zuſchauer mit ahnender Angſt erfüllen: ſie ſoll den nahen Fall Johanna's vorbereiten und einführen. Nach dieſer Anlage mußte Talbot, welcher geſchichtlich erſt 1453, zwei und zwanzig Jahre nachdem Johanna den Scheiterhaufen beſtiegen, im Treffen bei Caſtillon zugleich mit ſeinem Sohne ſtirbt, ſchon vor ihrem Einzuge in Rheims in der Schlacht bei Patay 1429 ſeinen Tod finden.

Man kann nicht läugnen, daß dieſer Geiſterſpuck durch zarte Faden mit dem Ganzen verbunden iſt und etwas verloren da zu ſtehen ſcheint. Wenn das Räthſel nicht ſogleich in der folgenden zehnten Scene Aufſchluß erhielte, wäre es gewiß auch in einem romantiſchen Trauerſpiel fehlerhaft. „Tödte, was ſterblich iſt!“ hatte der verſchwindende Ritter zu ihr geſprochen. Wie ſie nun aber Lionel, der allein von den Führern des engliſchen Heeres noch lebt, ins Antlitz ſchaut, iſt ſie unfähig, auch das Sterbliche zu tödten. Sie verletzt ihr Gelübde, bei unveränderter Aufgabe iſt ſie ſelbſt eine Verwandelte.

Dieſe Stelle, zu welcher von der Scene mit Montgomery an alles hindrängt, iſt eigentlich der Punkt, mit dem die wahre Tragödie innerlich erſt beginnt. Alles Frühere hatte darin, daß die Gottgeſandte in ungetrübter Begeiſterung ihrem hohen Ziele, mit Niederwerfung aller Hinderniſſe, triumphirend entgegen eilte, den vorherrſchenden Charakter eines erhabenen Epos: kein äußeres Hemmniß iſt der Unwiderſtehlichen ſchreckhaft und ſchmerzlich, und wir betrachten ihre Siegeslaufbahn eher mit jeder andern Empfindung, als mit Mitleid und Furcht. Nur leiſe und allmählig ſehen wir aus dem eignen Herzen der Jungfrau ihrem Gottesbefehl einen mächtigen Feind erwachſen, und in unſrer Scene tritt auf einmal das Göttliche mit dem Menſchlichen, das Heroiſche mit dem Weiblichen, die Pflicht mit der Liebe in einen furchtbar tragiſchen Gegenſatz; zwei Welten ſtoßen feindlich auf einander. Das fühlende Weib kann nicht erfüllen, was die Kriegerin Gottes verſprach.

Der Dichter hätte einfach ſeine Heldin gleichſam im Triumphzuge zu ihrem Ziele führen und ſie ihr Werk in der Schlacht, oder nach der Geſchichte auf dem Scheiterhaufen mit ihrem Tod verſiegeln laſſen können. Dann hätte er aber ein Epos in dramatiſcher Form geſchrieben, deſſen Ausgang allein tragiſch geweſen wäre. Die Aufgabe mußte tiefer gefaßt werden, ſo wie dem philoſophiſchen, ideenreichen Dichter auch ſchon in frühern Stücken ein einfacher Kampf ſeiner Helden mit den Weltformen oder dem Schickſal nicht genügte. Der Räuber Moor will ſich an der Welt rächen, im Widerſtreit mit ſeinem beſſern Gefühl, mit ſeiner Kindes- und Herzensliebe; Fiesko in der ſpätern Bearbeitung gibt der Vaterſtadt Genua die Freiheit wieder, im Konflikt mit ſeinem Ehrgeiz, oder ſtirbt in der erſten Geſtalt des Schauſpiels als ein Opfer ſeiner Ruhmſucht, die im Kampf liegt mit Pflicht und Gewiſſen; Ferdinand in Kabale und Liebe führt Krieg mit den Standesvorurtheilen, im Widerſtreit mit Liebe und Eiferſucht; das Drama Don Karlos ſtellt den enthuſiaſtiſchen Entwurf zweier Freunde, den beſten Staat zu gründen, in Verbindung mit der Leidenſchaft dar *); Wallenſtein folgt dem Schickſal, mit widerſtrebendem Herzen, gegen ſeine beſſere Ueberzeugung; und ſelbſt in der Maria Stuart iſt ein Widerſtreit zwiſchen weltlichem und religiöſem Sinn — denn bei aller frommen Reue und Unterwerfung

---

*) Siehe Schiller's Werke in Einem Bande, S. 781. f. in Oktavausgabe Band 10, Seite 302. Siehe Theil 1. S. 296 f.

unter Gottes Fügung geht ſie in ihrem Liebeshandel mit Leiceſter noch den alten Weg weiblicher Schwachheit. Und ſo iſt denn auch in den Charakter der Johanna ein ſolcher Gegenſatz mit ſo größerm Recht aufgenommen, da ein Kampf der mit göttlicher Kraft ausgerüſteten Jungfrau gegen jede äußere Macht gar kein tragiſches Intereſſe darbieten konnte.

In der Abhandlung über das **Pathetiſche** nennt Schiller[1] die Darſtellung des Ueberſinnlichen und der moraliſchen Freiheit den letzten Zweck der tragiſchen Kunſt. Dieſes freie Prinzip aber könne der Menſch nur im Widerſtand gegen die Affekte kenntlich machen; der Widerſtand aber könne nur nach der Größe des Angriffs geſchätzt werden. Damit daher das Vernunftweſen im Menſchen ſeine ganze Unabhängigkeit von der Natur offenbaren könne, müſſe der Menſch als Sinnenweſen tief und heftig leiden. In einem Sturme, der die ganze ſinnliche Natur aufrege, ſeine Gemüthsfreiheit zu behalten, dazu gehöre ein Vermögen des Widerſtandes, das über alle Naturmacht unendlich erhaben ſei. Wenn aber kein Affekt vorhanden wäre oder derſelbe nur leicht und flüchtig die Oberfläche der Seele beſtreiche, ſo ſei man nicht überzeugt worden, ob die Faſſung des Gemüthes keine Wirkung der Unempfindlichkeit ſei.

Dieſe Worte gelten von allen angeführten Dramen Schiller's, am ſtrengſten und klarſten aber von der Jungfrau von Orleans, welcher der Dichter in „der lebendigſten Darſtellung die ganze volle Ladung des Leidens gibt, und ſie als empfindendes Weſen bei uns legitimirt, damit wir ihr als einem Vernunftweſen huldigen und an ihre Seelenſtärke glauben“ — und damit ihre äußere Berufung durch Gott ſich als eine innere Berufung durch freie Wahl darthue. Dieſe Selbſtrechtfertigung tritt zwar erſt im dritten Akt ein, aber ſie wirft zugleich ihr Licht auf das frühere Benehmen der Johanna zurück, welches wir jetzt erſt recht begreifen. Die Gottgeleitete wird uns zur Göttlichen, wenn ſie zum zweitenmal das **erringt**, was ihr zuerſt nur gegeben ſchien. Früher ſtand in der anſpruchsloſen Geſtalt einer Hirtin

[1] Schiller's Werke in Einem B., S. 1181. 1. (Oktavausg. B. 11, S. 370 f.

und mit den lieblichen Zügen der Unſchuld ein fremdes, geheimnißvolles Weſen vor den Augen, welches von uns nicht gefaßt werden konnte, und wir wurden auch durch das Wundervolle von einer gewiſſen ſchauerlichen Empfindung erfüllt. Der Eindruck war, um nach Schiller's Theorie zu ſprechen, der des mathematiſch Erhabenen, welcher im dritten Akt in das pathetiſch Erhabene übergeht. Auch die Jungfrau paart das Heldenſtarke und lieblich Sanfte mit einander — wie Karl Moor.

Der Gegenſatz, in den ſie ſich geſtellt fühlt, iſt kein beliebiger, kein gemachter, ſondern in der menſchlichen Natur tief gegründet. Wir haben ihn durch unſre ganze Biographie in Schiller ſelbſt unter dem Namen des Heroismus der Freiheit und der Humanität des Herzens, kennen gelernt, und er ſtellte ſich uns in Wallenſtein durch den Kampf der Pflicht und Liebe, in den ſich Max mitten hinein geworfen ſieht, trefflich dar.[1] Wie ſich nun ſchon Maria Stuart an jene Epiſode anſchließt,[2] ſo ſetzt ſich dieſe auch bis hierher fort, und jener Konflikt zwiſchen Pflicht und Liebe, welchen Schiller im Wallenſtein nur epiſodiſch behandelte, iſt der Mittelpunkt unſerer ganzen Tragödie.

Der menſchlichſte, weiblichſte Trieb erwacht und macht ſich gerade in dem Augenblick geltend, wo Johanna im Begriff iſt, auf vermeintliches göttliches Pflichtgebot, das Unweiblichſte, Unmenſchlichſte zu thun — den überwundenen Feind zu erſchlagen. Vortrefflich ſcheint mir der Dichter die beiden äußerſten Enden hier an einander geknüpft zu haben. Es muß gerade der blutige Wahn ihrer Sendung ſein, der ihr Herz zur Verzweiflung bringt und zum Widerſtand aufruft. Da wo das Schrecklichſte im Namen Gottes vollbracht werden ſoll, macht die menſchliche Natur, plötzlich mit Allgewalt erwachend, ihre ſiegenden ewigen Rechte geltend, und ihr Herz bricht für den, welchen ſie morden ſollte, in erſter glühender Liebe hervor. Nur wenn Johanna auf der äußerſten Grenze des einen Gebietes ſtand, konnte ſie plötzlich auf das andere hinüber geſetzt werden. Dem aufgezwungenen

---

[1] Vergleiche Theil IV, S. 47, und Wallenſtein's Tod, Akt 3, S. 18.

[2] Siehe Theil IV, S. 286.

Mord zum liebenden Mitleid iſt nur Ein Schritt. Durch Grauſamkeit vernichtete ſich der göttliche Trieb ſelbſt, und weckte den menſchlichen aus ſeinem Schlummer auf. Nur im ſtärkſten Gegenſatz mit ſich ſelbſt überraſcht Johannen das Weib. So iſt dieſer ſchnelle Wechſel der Empfindungen, dieſes plötzliche Umſchlagen des Charakters, durch den tiefergreifenden Eindruck welchen Lionel auf ſie macht, mit großem pſychologiſchem Tiefblick erfunden, wobei man noch erwägen wird, daß dieſe Seelenveränderung ſchon innerlich vorbereitet war. Daß dem Zufall viel eingeräumt und überhaupt alles auf die Spitze geſtellt iſt, kann nichts deſto weniger zugeſtanden werden. „Die ganze Kataſtrophe, Johanna's Schickſal hängt einzig und allein von der mehr oder minder befeſtigten Schnalle eines Helms ab.“

Durch dieſe Wendung hat der Dichter auch die Liebe eingeführt, die in allen ſeinen Stücken mindeſtens epiſodiſch ſpielt, und am wenigſten in einem romantiſchen Drama fehlen durfte. Johanna, wie ſie im vierten Akt auftritt, gehört nun unſerer Gattung, gehört ihrem Geſchlecht an. Ihr Panzer deckt jetzt ein fühlendes Herz. Wir leiden mit der Leidenden.

Der innere Widerſtreit hat ſogleich einen Gegenſatz Johanna's mit der Außenwelt zur Folge — und beide hat uns der Dichter in dem rhetoriſch-lyriſchen Monolog ſo herrlich gemalt. Jetzt, in Rheims am Ziele ihrer Wünſche iſt nur ſie nicht glücklich. Mitten unter einem huldigenden Volke fühlt ſie ſich in einer menſchenreichen Oede. Sie liebt den feindlichen Führer, welchen ſie haſſen ſoll. Auf der Mittagshöhe ihres Glückes ſehnt ſie ſich nach ihrem niedern Stand, aus dem ſtolzen Fürſtenſaal in die väterliche Hütte ihres Dorfes zurück. Zwiſchen den Schaudern des Gewiſſens und den jungen Gefühlen der Liebe und zwiſchen beinahe läſternden Anklagen der hohen Himmelskönigin ſchwankt die Unglücklich-Beglückte hin und her, und zwei Welten ſtreiten ſich um ihren Beſitz. Der Kontraſt wird in der zweiten Scene in anderer Weiſe fortgeſponnen. Vor der von Gott Abgefallenen wirft ſich die Sorel zu Füßen nieder, und ſie hält die Jungfrau, deren unbewachtes Herz gerade jetzt von der heftigſten Leidenſchaft bewegt wird, für unempfindlich und kalt. In der Sorel ruhigem, nur von Einem Gefühle beherrſchten, ſeinem Glücke ganz hingegebenen Gemüthe ſpiegelt ſich Johanna's Seelenzerriſſenheit. An ihrem Beiſpiel beſtätigt ſich Schiller's ewige Lehre, daß, wer glauben könne, entbehren müſſe, daß zwiſchen Sinnenglück und Seelenfrieden dem Menſchen nur die bange Wahl bleibe. In dieſem Gefühl antwortet ſie auch (Aufzug 3, Akt 4) dem Dünois, welcher meint, daß ihr wegen ihrer Frömmigkeit und Heiligkeit gewiß das ſchönſte Glück der Erde blühe:

„Das Glück
Wohnt droben in dem Schooß des ew'gen Vaters."

Von dem Liebesglück der Sorel, welches ſie in ſeinem ganzen Umfang zu faſſen im Stande iſt, blickt ſie mit Entſetzen in den eignen Buſen zurück, und mit Beben zu ihrer Fahne hinauf, die ſie vor dem Könige tragen ſoll. Sie kann ihren Abſcheu vor ſich ſelbſt nicht zurückhalten:

„Gebrochen hab' ich meinen Bund, entweiht,
Geläſtert hab' ich Deinen heil'gen Namen."

Die Reinheit und das Zartgefühl der hohen Seele ſteigern ihre Schuld. Der zweideutige Du Chatel, der am wenigſten fähig iſt, „dieſes dunkel tiefe Weſen" zu begreifen, argwohnt ſchon das Schlimmſte. In den nächſten Scenen trifft ſie mit ihren Schweſtern zuſammen, die von ihren Männern und Bertrand begleitet, auch zu dem Krönungsfeſt gekommen ſind. Die glückliche, heitere, eitle Margot ſteht vor ihr, als ſie, wie von Geiſtern gejagt, aus der Kirche ſtürzt, und die gefühlvolle, ſinnige, ernſtere, beſorgtere Louiſon, welche den armen Mann Claude Marie geheirathet hat, liegt an ihrem Herzen. Die Liebe zu Lionel hat ihre Seele jetzt auch der Schweſterliebe erſchloſſen — denn in dem Prolog ſehen wir ſie ſtreng und lieblos, und Louiſon ſagt kurz vorher:

„Wer ſind wir, daß wir uns
Zu ihrem Glanze rühmend eitel drängen?
Sie war uns fremd, da ſie noch unſer war."

Aber ſeit ſie liebt, iſt Johanna eine andere geworden, mit der innigſten Herzlichkeit ſchmiegt ſie ſich an die traute Schweſterbruſt, an welcher ſie ſich augenblicklich in ihrer Jugend Paradies zurück getäuſcht und einzig glücklich fühlt, ſo daß Margot von ihr ſagte:

»Die Schweſter iſt nicht ſtolz; ſie iſt ſo ſanft,
Und ſpricht ſo freundlich, als ſie nie gethan,
Da ſie noch in dem Dorf mit uns gelebt.«

Sie will mit ihren Schweſtern entfliehen, als der König mit ſeinem Gefolge auftritt, und der ſich erneuende Gegenſatz zwiſchen dem, wie ſie ſich fühlt, und was man von ihr hält, ſeine höchſte Spitze erreicht und ſich erſchöpft. Es erſcheint ihr Vater, welcher, von Raimond begleitet, ſeinen Töchtern, ohne daß dieſe es wußten, nach Rheims nachgezogen war, und nun in ſeiner phantaſtiſchen Schwermuth öffentlich, um ihre Seele zu retten, ſein Kind der Zauberei beſchuldigt. Die Fragen, welche von Thibaut, von der Sorel, dem Erzbiſchoff und Dünois an ſie geſtellt werden, ſind freilich etwas ſpitzfündig erfunden und alle ſo allgemein gehalten, daß Johanna ſie nicht ſchlechthin verneinen kann. Ob ſie zu den Heiligen und Reinen gehöre? Ob ſie ſich ſchuldig oder unſchuldig fühle? Ob der Feind in ihrem Herzen ſei? — Alle dieſe Fragen können ſowohl auf ihre Teufelskunſt, deren man ſie beſchuldigt, als auf ihren wirklichen Zuſtand bezogen werden. Es kommt dazu, daß ſie, wie ſie ſich nachher gegen Raimond erklärte, den gräßlichen Verdacht, beſonders weil er vom Vater kam und ihn der Himmel durch den Donner gleichſam beſtätigte, für eine Schickung Gottes und eine aufgelegte Buße hält. Man hat dieſes bewegungsloſe Verſtummen einen der größeſten Züge des Stücks und ein erhabenes Stillſchweigen genannt; und mit Recht. Denn Johanna nimmt freiwillig, weil der Himmel es will, die Laſt des ſchwärzeſten Verbrechens auf ſich, um eine kleine Schuld zu büßen. So ſteht ſie demüthig in blinder Unterwerfung und widerlegt die gräßliche Beſchuldigung ihres Vaters und des Himmels durch kein Wort, keinen Blick, keine Bewegung der Hand. Zuerſt ſpricht Du Chatel ſeinen Verdacht aus, dann verliert der wankelmüthige Herzog von Burgund ſeinen Glauben, der ſchwache König hat gar keine Meinung, aber bis zu allerletzt hält, ſelbſt als der Donner gegen ſie gezeugt, Dünois bei ihr aus, trotz des zweideutigſten Benehmens der Jungfrau, bis er endlich von einem Platz abgerufen wird, wo er Ehren halber nicht mehr bleiben darf. Raimond nähert ſich der ganz Verlaſſenen und ſie eilt an ſeiner Hand in die Verbannung, in den Ardennerwald. Raimond, ihr Liebhaber vom Schäferſtande her, iſt der einzige Mann, deſſen ehrfurchtsvolle Neigung ihr heiliges Gemüth nicht verletzt, dem ſie ſich anvertrauen kann. Der gute Jüngling ſteht zu ihr in einem ähnlichen untergeordneten Verhältniß, wie Brackenburg zu Clärchen in Goethe's Egmont.

Sie kommt nach dreitägigem Irren bei einem wüthenden Sturm in dem Ardennerwald zu Köhlerhütten — wie der fliehende Götz zu den Zigeunern. In dieſer Zeit hat ſie ſich von wilden Wurzeln genährt, und als ſie ſich durch einen Trunk zu laben im Begriff iſt, reißt ihr der aus der Stadt zurückgekommene Köhlerbube, der ſie als die Hexe von Orleans erkennt, den Becher vom Munde, und der Köhler mit ſeinem Weibe bekreuzigen ſich und entfliehen. Jetzt erſt löſ't die hartgeprüfte Büßerin, welche den Raimond, das einzige Weſen, welches ihr treu geblieben war, von ihrer Unſchuld überzeugt gehalten hatte, ihr Stillſchweigen. Sie erklärt ihrem erſtaunten Begleiter, daß ſie keineswegs mit dem Teufel im Bunde ſtehe, jedoch ohne ihre wirkliche Schuld zu nennen. Die Schuld einer Heiligen würde ein Raimond auch kaum verſtanden haben. Dieſe Buße iſt die dritte und letzte Phaſe ihrer Seelenentwicklung, und ihr Bild iſt uns jetzt in vollem Glanze ganz entgegengekehrt, während wir in der erſten nur das Dämoniſche, und in der zweiten das Göttliche mit dem Menſchlichen in Streit erblickten. Anfangs die unerfahrene, jetzt die geprüfte Tugend, welche nach Schiller's eigenem Ausſpruch allein die kanoniſirende Palme erhält. Anfangs ein heiliges Streben in einem ſtreng und kalt verſchloſſenen Herzen, jetzt das Pflichtgefühl in einem Buſen, den Liebe und Theilnahme weihten, den Leid und Freude menſchlich bewegten. Wie in dem Prolog, iſt auch jetzt ihr tiefer Sinn in ſich verloren, und ſie ſieht hier wie dort das Unſterbliche mit Augen, ſo daß dieſes zweite Schweigen auf jenes erſte bezogen, und aus ihm pſychiſch erklärt werden muß. Die Heldin hat den Kreis der menſchlichen Natur erfüllt und durchlaufen, indem ſie mit dem Heroiſchen allein begann, ſich durch menſchliche Triebe bewegt fühlte, und endlich beide Elemente verſöhnend zu einem Ganzen verband. Aus den Leiden der Verkennung, des Mangels, der Flucht geht ihre Seele neugeboren hervor, und der Orkan hat die Natur gereinigt und ſie ſelbſt:

> „In mir iſt Friede! — Komme, was da will,
> Ich bin mir keiner Schwachheit mehr bewußt.“

Man muß nun mit Recht fragen, wie ſie ſich trotz dieſer Verkündigung vor dem Wiederſehen Lionel's fürchten kann? Denn gleich nachher läßt ſie ſich, in ihr Schickſal ergeben, von der Iſabeau und ihren Soldaten gefangen nehmen. — Wie konnte ſie ſich auch ohne Waffen zur Wehr ſetzen, und für wen ſollte es die Verſtoßene, die ja ihr Werk, die Krönung des Königs in Rheims, vollendet hatte? — Aber als Iſabeau befiehlt, ſie zu Lionel zu bringen, da will ſie eher ermordet, als zu ihm geſandt ſein, und ruft mit leidenſchaftlichem Ungeſtüm:

> „Engländer! Duldet nicht, daß ich lebendig
> Aus eurer Hand entkomme! Rächet euch! ꝛc.“

Warum aber? — Wir antworten: Nicht aus Furcht, ſie möchte in ihre frühere Sünde zurückfallen, ſondern aus heftigem Abſcheu vor dem Anlaß ihres Bruchs mit dem Himmel will ſie Lionel nicht wiederſehen.[1] Wenigſtens iſt ſie nachher, als ſie ihm übergeben wird (Scene 9), für alle ſeine Anträge taub. Sie ſieht in ihm nur noch den Feind ihres Volkes und ihren eigenen, und alles zeigt, daß ihre Liebe in der religiös patriotiſchen Begeiſterung untergegangen iſt. Nur in ihren Wirkungen iſt dieſe Liebe zurückgeblieben und trägt reichliche, ſchöne Früchte. Johanna iſt ſeit der

---

[1] L. F. Huber's Abhandlung über Marie Stuart und die Jungfrau von Orleans, im Taſchenbuch für Damen auf das Jahr 1803. Seite 224.

Weihe des Gefühls und Leidens viel milder und liebenswürdiger geworden, und die eigenthümlichen Kräfte ihres Gemüthes haben ſich zugleich erhöht und geſtärkt. Ihren Feinden überliefert und in ſchweren Banden, während ihr Volk geſchlagen wird, kann ſie ſich nicht mehr für eine vom Himmel Begnadigte halten, ſo daß auch die einſeitigſte Verſtandesaufklärung mit der Johanna, wie ſie im fünften Akte daſteht, zufrieden ſein wird. Sie iſt in ihrem Unglück allein, von der Himmelskönigin verlaſſen, und ſo muß ſie durch ſich ſelbſt den Charakteranſpruch auf ihre Prophetenrolle bewähren. Der Himmel hat ſie in eine Laufbahn geführt, durch die ſie ſich jetzt ſelbſtſtändig hindurch kämpfen muß.[1] Die Wunder — denn ſelbſt die Kettenzerreißung kann nur als eine außerordentliche Handlung angeſehen werden — und der Wunderglaube hören auf, und alles Große endigt in der Charaktergröße der Heldin. Die reinſte, vollſte Seelenentfaltung iſt ihr am erreichten Ziele zu Theil geworden, und ſo iſt ſie reif und würdig, in ein beſſeres Leben aufgenommen zu werden, in ein höheres Daſein empor zu ſteigen. Ihre Verklärung ſteht offenbar im Gegenſatz zu dem Tode des Talbot.

Ueberblicken wir den Charakter im Allgemeinen, ſo kann es uns nicht entgehen, wie Schiller es veranſtaltete, um neben den Wunderwirkungen der Gottheit die Selbſtſtändigkeit der Heldin zu behaupten. Einerſeits nämlich tritt der Seelenadel Johanna's überall ſo glänzend hervor, daß wir ihn als die Urſache der göttlichen Berufung erkennen, und in derſelben nichts als eine Sanktion jenes Seelenadels ſehen. Andererſeits wird das, was die Himmelskönigin, mit dem, was ihre Dienerin erſtrebt, als Eins dargeſtellt, und nachdem Johanna ſich von der Gottheit entfernt hat, kehrt ſie durch Reue, Selbſtverläugnung und Leiden, denen ſie ſich freiwillig unterzieht, zum göttlichen Willen zurück, und ſteht nun im fünften Akt als durch ſich ſelbſt gereinigte, beſtätigte und gerechtfertigte Prophetin und Kriegerin Gottes vor uns. Mit jedem Schritt tritt ihre perſönliche Selbſtſtändigkeit mehr hervor und nimmt im Verfolg die göttliche Einwirkung beinahe ganz in ihr Inneres auf. Endlich ergibt ſich aus der ganzen Tragödie noch eine andere Wahrheit. Das Göttliche und Menſchliche, das Ueberirdiſche und Natürliche ſind in Eine Totalanſchauung verwoben. Der Glaube an übernatürliche Einwirkung und dieſe ſelbſt, die Fügungen des Zufalls und der Gottheit, der Scharfblick des gottbegeiſterten Herzens und wirkliche Inſpiration ſind ſo fein gemiſcht, daß man meiſt nicht unterſcheiden kann, was der Menſch und die Umſtände thun, und was unmittelbar die Mächte des Himmels vollbringen. Da wir aber die ſich vor uns herrlich entwickelnde Heldin handeln ſehen, von dem Göttlichen aber nur hören, ſo ſind wir geneigt, jener, die unſern ganzen Antheil an ſich reißt, möglichſt viel zuzuſchreiben, und was der Himmel durch und für ſie thut, erhöht und verklärt uns die Jungfrau, aber raubt ihr nichts. Die moraliſche Schäzung ſondert allerdings ſtreng und ſcharf das, was der Menſch ſelbſt will und vollbringt, von dem, was eine höhere Hand, Naturanlage oder Umſtände durch ihn oder an ihm machen; aber die äſthetiſche Betrachtung faßt ohne ſolche Diſtinktion, frei, groß und kühn, ein mit ſich harmonirendes Ganzes als ſolches auf, und es findet ſeine Anwendung auf Johanna, was der Dichter ſagt:[1]

---

[1] Siehe Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Bd. 6, S. 39.

> »War er weniger herrlich, Achilles, weil ihm Hephäſtos
> Selbſt geſchmiedet den Schild und das verderbliche Schwert,
> Weil um den ſterblichen Mann der große Olymp ſich beweget?
> Das verherrlichet ihn, daß ihn die Götter geliebt ꝛc.«

Der Hauptcharakter nimmt, wie in dem vorhergehenden Stück, beinahe das ganze Feld der Tragödie ein. Von den Nebenfiguren iſt bisher beiläufig ſchon geſprochen worden, und es braucht nur Einiges noch nachgetragen zu werden. Wie es aber in jedem Kunſtwerk eine Oekonomie der Anlage gibt, ſo gibt es auch in jedem eine Oekonomie der Charaktere, die in Bezug auf den Hauptcharakter gewählt und ausgeführt werden müſſen, ſo daß alle zuſammen ein abgeſchloſſenes Perſonenſyſtem darſtellen. Da iſt nun Johanna ein, durch die Handlung ſich entwickelnder Charakter, die andern Menſchen alle ſind ſtehende Figuren. In den frühern Dramen ſind die Charaktere begriffsmäßig ſchroff und ſchneidend einander entgegengeſezt, nach den Rubriken des Guten und

---

[1] Ausgabe in einem Band, Seite 58. 2. u. (Oktavausg. B. 1, S. 135.)

Böſen mit Liebe oder Abneigung durchgeführt, und ſelbſt im Wallenſtein fanden wir noch unverträgliche Charaktere, philoſophiſch ideale und hiſtoriſch reale, neben einander. In der Maria Stuart und in unſerm Stück hat der Dichter dieſe Manier ganz verlaſſen. So ſteht mit der herrlichen Jungfrau die Agnes Sorel, welcher ſich in der enggebundenen Sphäre ihres Geſchlechts alle weibliche Blüthen reichlich entfaltet haben, in einem freundlichen Kontraſt. Johanna iſt die höhere, umfaſſendere Natur, bei welcher das nur als ein Moment erſcheint, worin die Agnes einzig lebt, die aber die ſanfte, liebebeglückte Freundin ganz verſteht, und was ſie fühlt, mächtig ausſpricht (Akt 4, Scene 2.). Wenn Sorel dann das Geſtändniß thut, daß ihr ſchwaches Herz bei der allgemeinen Siegesfreude doch nur mit dem Einen Geliebten beſchäftigt ſei, ſo ſpricht auch ſie Johanna's Schickſal aus. Denn auch dieſe bezieht, nach weiblicher Weiſe an die Perſon und an das Bild der Sache gefeſſelt, alle ihre Ideen auf den König, auf die Himmelskönigin, auf poſitive Kirchenſatzungen ihrer Zeit. Der Charakter Karls VII. iſt, wie ſchon früher angedeutet, durch die Neigung beider Frauen beſtimmt: er muß beſſer ſein, als ſein Original in der Geſchichte. Doch iſt er ſeiner ſchweren Aufgabe nicht gewachſen und eignet ſich zu nichts weniger, als zum König, wenn gleich ſein erſtes Königswort: Gnade! iſt. Durchweg liebenswürdig, nicht ohne perſönlichen Muth, dem Freunde und der Geliebten treu, iſt er zu gutmüthig ſchwach und friedliebend, um den Krieg ſtandhaft zu führen, und ſucht „die rauh barbar'ſche Wirklichkeit“ durch ſüße Liebesträume zu vergeſſen, die der Dichter romantiſch genug ausſchmückt. Dann bewegen ſich drei, ſehr gut unterſchiedene, wenn auch nicht individuell ausgemalte Liebhaber und Anbeter um die Sonne der Tragödie: der muthige, ungeſtüme Dünois, der tapfere und beſcheidene La Hire und der ſchöne, edle Held Lionel. Alle verehren Johanna als eine Inſpirirte oder ſind durch ihre hohe Perſönlichkeit bezaubert. Ihr eigener Vater, anfangs auch der Herzog von Burgund und Du Chatel halten ſie nach der Volksmeinung der Feinde für eine Zauberin, und nur der unbeugſame, felſenfeſte Talbot und die unnatürliche Iſabeau ſtehen vereinzelt, und verwerfen jeden höhern Einfluß des Himmels oder der Hölle. Iſabeau ſagt zu den engliſchen Soldaten (Akt 5, Scene 5):

„Sie eine Zauberin? Ihr ganzer Zauber
Iſt euer Wahn und euer feiges Herz.“

Iſabeau iſt der alleinige extreme Charakter des Stücks; ſie gleicht der dramatiſchen Eliſabeth, wenn ſie auch den Schein des Guten nicht mehr achtet, und es iſt, als habe der Dichter es ſchildern wollen, wie das Weib entartet, welcher die Scham gebricht. Es iſt ſonſt nicht abzuſehen, warum er ihren Uebertritt zu den Engländern gar nicht motivirt hat, wozu ihm die Geſchichte die Thatſachen hätte liefern können. Iſabelle, Tochter Herzog's Stephan III. von Baiern, war in den bürgerlichen Unruhen auf die burgundiſche Partei zu treten, genöthigt worden, und da der Herzog von Burgund ſich nach der Ermordung ſeines Vaters, Johann des Standhaften, an England anſchloß, weil der Dauphin jeden Vergleich zurückwies, ſo kam der Vertrag zu Troyes 1420 mit Heinrich V. von England zu Stande, daß dieſer Karl's und Iſabelle's Tochter heirathen, und die Krone Frankreich's an den Sprößling dieſer Ehe kommen ſollte. Es war alſo ihr Enkel, Heinrich VI. von England, den Iſabelle in St. Denis krönen ließ.

Aber wahrſcheinlich ſollte die Franzoſen eine Heilige, die Engländer eine Dienerin der Hölle führen. Wenigſtens müßte bei der Aufführung der Charakter dieſer Frau, die auch nicht einen einzigen liebenswürdigen Zug hat, durch das anmuthigſte, gefälligſte Spiel gemildert, aber nicht, wie wir es häufig auf Bühnen ſehen, durch ein widriges Aeußere noch geſteigert werden.

Das Romantiſche aber iſt nicht allein in dem Kern und in den Charakteren der Tragödie, ſondern iſt auch in ihrer ganzen Form ausgedrückt.

Die Gattung geſtattete einen freiern Gang der Handlung, daher finden wir hier einen häufigern Wechſel des Orts, als in den beiden frühern Dramen. Der Prolog eröffnet ſich in Dom Remy; von hier werden wir in des Königs Hoflager zu Chinon verſetzt, wo der ganze erſte Akt weilt. Im zweiten befinden wir uns zuerſt in einer von Felſen begränzten Gegend vor Orleans, dann öffnet ſich der

Proſpekt, daß wir das engliſche Lager in Flammen ſehen. Im dritten Aufzug hat Karl VII. ſein Hoflager ſchon an der Marne aufgeſchlagen; dann verwandelt ſich mit dem ſechsten Auftritt der Schauplatz in eine, mit Bäumen bekränzte freie Gegend, und bald werden wir auf eine andere Seite des Schlachtfeldes geführt, wo Johanna mit dem ſchwarzen Ritter und Lionel zuſammen trifft. Im vierten Aufzug ſind wir bei der Jungfrau in einem feſtlich geſchmückten Saale in Rheims, und gleich darauf ſehen wir den Krönungszug vor der Kathedralkirche. Der letzte Aufzug verſetzt uns in einen wilden Wald, hierauf in das franzöſiſche Lager, dann auf den Wartthurm der Engländer, die Johanna gefangen halten, und endlich auf das Schlachtfeld, wo ſie ſtirbt. Das Stuck hat dreizehn Ortsveränderungen. Eben ſo dehnt ſich die Zeit, die im Wallenſtein und in der Maria Stuart ſo eng zuſammen gezogen iſt, hier weiter aus. Der Prolog und der erſte Auftritt ſind durch eine geraume Zeit getrennt, indem die Reiſe von Dom Remy nach Chinon und eine Schlacht dazwiſchen fallen. Eben ſo iſt zwiſchen dem erſten und zweiten Aufzug ein Zeitraum vergangen, der durch den Weg nach Orleans und die Entſetzung dieſer Stadt weggenommen wird. So muß man ſich auch eine Zeit verſtrichen denken zwiſchen dem Ende des zweiten und dem Anfang des dritten Akts, damit der König Zeit gewinne, nach Chalons an der Marne vorzurücken, und zwiſchen dem dritten und vierten, daß er nach Rheims marſchiren und hier einziehen könne. Von dem Krönungstag aber bis zum fünften Aufzug, wo Johanna im Walde bei der Köhlerfamilie wieder erſcheint, ſind es drei Tage. Raimond ſagt zur Jungfrau:

»Drei Tage ſchon ſeid ihr
Herum geirrt, der Menſchen Auge fliehend,« ꝛc.

Auch zwiſchen der ſechsten und ſiebenten Scene des letzten Auftritts muß man einige Zeit in Gedanken einſchieben, da in der ſiebenten Scene die Franzoſen, nach Dünois Worten, weil ſie die Führerin verbannt haben, von den Engländern ſchon bedrängt worden, während letztere im fünften und ſechsten Auftritt dieſe Verbannung erſt erfahren, und es muß für den Weg Raimond's aus den Ardennen nach dem franzöſiſchen Lager, ſo wie für die Transportirung Johanna's nach dem Wartthurm eine gute Zeit in Anſpruch genommen werden. Als aber die Franzoſen die Gefangennehmung erfahren haben, greifen ſie die Engländer ſogleich an. Wenigſtens ſagt Dünois:

„Frei muß ſie ſein, noch eh' der Tag ſich endet.“

Es gehört zum Charakter der romantiſchen Tragödie, daß ſie frei von einem Ort zum andern wandert, und nur innerhalb der einzelnen Akte iſt die Einheit der Zeit möglichſt beibehalten. Welch eine Verſchiedenheit gegen die zwei vorhergehenden Dramen!

Aber auf dieſem weiten Spielraum hält ſich die Tragödie dennoch in Schranken, und weiß ſich durch ſich ſelbſt zu zügeln. Die Handlung iſt in gewiſſe Stationen gegliedert, und man kann in Wahrheit ſagen, daß der Schluß jedes Akts eine Epoche derſelben iſt. Die Abreiſe der Jungfrau von ihrem Vaterdorf, der Aufbruch nach Orleans, die Verſöhnung des Burgund mit ſeinem König nach der Beſiegung der Feinde, der Abfall der Jungfrau, ihre Verbannung und ihr Tod, ſind die leuchtenden Hauptmomente und zugleich die Ziele der einzelnen Akte. Ungeachtet alles zu dem Ende hindrängt, ſo iſt nach dem epiſchen Styl[1] dennoch jeder Aufzug ein ſelbſtſtändiges Ganzes, und jeder in theatraliſcher Hinſicht außerordentlich befriedigend abgeſchloſſen. Das Pathos ſteigert ſich in der Sphäre jedes Aktes am Schluſſe auf's höchſte, jeder überragt den vorhergehenden und das Ganze endigt ſich majeſtätiſch, wie die Apotheoſe des Herakles.[2] Das Erhabenſte der Menſchheit wird hier nicht mehr lyriſch, wie in der Wallenſtein-Epiſode, ſondern wahrhaft dramatiſch und an beſtimmte Zeit und Religionsvorſtellungen gebunden vor Augen geſtellt, und der Dichter bedurfte keiner beſondern idealen Perſonen mehr, weil er das Wundermädchen ſelbſt ideal zu geſtalten verſtand, ohne ſie der Sphäre ihres Geſchlechtes und der Geſchichte zu entrücken.

Gewiß iſt unſere Tragödie, hinſichtlich der Charakterauffaſſung der Hauptperſonen, für die dritte Periode das, was

---

[1] Siehe Band 4, S. 157.

[2] Vergl. Schiller's Werke in einem Bande S. 74. 2. (Oktavausg. B. 1, Seite 371.)

Don Karlos für die erſte. Die ewige Welt, welche in Schiller's erhabenem Freiheitsgefühle lebte, und die ſchönen humanen Triebe, die ſein Herz erwärmten, hat er in beiden Stücken gleichermaßen eigens verkündigt, indem er in dem frühern, die Rolle vertheilend, den Poſa zum Wortführer des erhabenen, und ſeinen Freund zum Vertreter des ſchönen Elements machte, in dem letzten aber beide Prinzipien in der Heldin ſelbſt als Gottesgebot und Menſchenliebe vereinigte. Die Jungfrau iſt ein weiblicher Heldenprophet, wie Marquis Poſa ein männlicher. Dieſe Aehnlichkeit beider Charaktere wird aber durch die entgegengeſetzte Behandlung derſelben verdeckt. In Don Karlos haben die Figuren kein anderes Geſchäft, als uns ihren Charakter rhetoriſch lyriſch und didaktiſch vorzuerzählen; in unſerm Drama ſehen wir die Hauptperſon unter temporären und lokalen Bedingungen zu einer feſten und objektiven Form ſich ſelbſt entwickeln.

Was die Durchführung der Anlage betrifft, ſo trägt die Tragödie über alle frühere den Preis davon, und kann in dieſer, wie in jeder andern Hinſicht nicht genug bewundert werden. Schiller ſelbſt, hielt ſie nicht mit Unrecht für das vorzüglichſte ſeiner Stücke.[1] Die Handlung enthält keinen einzigen innern Widerſpruch, ja keinen Mangel, deren wir in frühern Dramen ſo manche zu rügen hatten. Nirgends eine Lücke, alles gehörig motivirt; und der Dichter ſcheint es ſich zur beſondern Pflicht gemacht zu haben, die Glaubwürdigkeit, die dem Stück wegen ſeiner Wunder abgeht, ihm durch eine höchſt natürliche, klare und folgerechte Entfaltung zurückzugeben. Alles iſt voraus überdacht, eingeleitet, und die Scenen verſchiedener Akte werfen Licht auf einander. Alles Einzelne ſteht in Verbindung zum Ganzen und auch das Geringfügige hat der Dichter bedeutend zu machen gewußt, z. B. jenes Schmuckkäſtchen der Sorel (Akt 1, Scene 4), welches zum zweitenmal erſcheint (Akt 4, Scene 3), und ſo zugleich das Pfand der ſich hingebenden Liebe und der Verſöhnung wird. Indem die Tragödie zugleich auf das Weſentliche der Sache eng zuſammen gezogen iſt, und doch Raum und Zeit in die Weite gegeben ſind, hat ſie zugleich einen einfach erhabenen und einen freien, kühnen Gang, ganz ihrem Inhalt entſprechend.

---

[1] Siehe Böttiger in der Minerva für das Jahr 1815. XL.

Die Scene mit Montgommery, die man der Tragödie zum Fehler angerechnet hat, darf nicht in dem Sinn Epiſode genannt werden, wie z. B. die Liebesgeſchichte des Max und der Thekla. Bekanntlich hat Schiller dieſe Scene im Geiſte der Homeriſchen Dichtung gebildet. Ihm ſchwebten Stellen der Iliade vor, wie jene,[1] wo ſich der Sohn des Priamus, Lykaon, vor Achilles niederwirft, und ihn um ſein Leben fleht, dieſer aber ſeinen eigenen Tod als Motiv einer Unerbittlichkeit anführt:

„Schaueſt du nicht, wie ich ſelber ſo ſchön und groß an Geſtalt bin?
Denn dem edelſten Vater gebar mich die göttliche Mutter!
Doch wird mir nicht minder der Tod und das harte Verhängniß
Nah'n, entweder am Morgen, am Mittag, oder am Abend.“

Oder er dachte an den Tod des Antenoriden Iphidamas,[2] der durch Agamemnon's Hand fällt bedauernswürdig von ſeiner jungen Gattin getrennt, ehe er der Liebe Glück genoſſen, oder an Adraſtos,[3] welcher dem Menelaos die Knie umſchlingt, und großes Löſegeld verſpricht, wenn er ihn retten wollte:

„Fahe mich, Atreus' Sohn, und nimm vollgültige Löſung.
Viel Kleinode verwahrt der begüterte Vater im Hauſe,
Erz und Goldes genug und ſchön geſchmiedetes Eiſen.
Hievon reicht mein Vater dir gern unermeßliche Löſung,
Wenn er mich noch lebend erforſcht bei den Schiffen Achaia's.“

Wenn nun das Wort, daß Johanna verpflichtet ſei, alle Engländer in der Schlacht zu tödten, keine leere, unglaubliche Verſicherung ſein ſoll, ſo müſſen wir ſie daſſelbe erfüllen ſehen; und das ſehen wir hier. Zugleich malt ſich in der Unmännlichkeit des jungen Walliſers die verſteinernde Furcht des ganzen Heeres, und es muß wiederholt werden, daß dieſes Gemälde, wo die Kriegerin dem fremden Gebote gehorchend mit ſich ſelbſt in Widerſpruch handelt, der gleich folgenden Verſöhnungsſcene kontraſtirend entgegen ſteht, wo Johanna ihrem eigenſten Herzen freudig Gehör geben und ihr innerſtes Weſen entfalten darf. So iſt dieſe Scene in das Triebwerk des Ganzen trefflich eingefügt, und man kann nur die breite Ausführlichkeit an ihr tadeln, die mehr epiſch, als dramatiſch iſt. So ſagt Hegel,[1] die Gründe, welche der Walliſer, um ſie zu bewegen, weitläufig ausführe: ſeine Wehrloſigkeit, der Reichthum des Vaters, der ihn mit Golde auslöſen werde, die Milde des Geſchlechts, zu welchem Johanna gehöre u. ſ. w., eigneten ſich ſchon an und für ſich, weil ſie objektive Verhältniſſe beträfen, mehr für das Epos, und die ruhige Expoſition derſelben ſei epiſcher Art. „In der gleichen Weiſe,“ fährt er fort, „motivirt der Dichter den Umſtand, daß Johanna ihn anhören muß, äußerlich durch die Wehrloſigkeit des Bittenden, während ſie ihn doch dramatiſch genommen gleich beim erſten Anblick ohne Zögern tödten müßte, da ſie als unrührbare Feindin aller Engländer auftritt, und dieſen verderbenbringenden Haß mit großer Rhetorik ausſpricht und dadurch rechtfertigt, daß ſie dem Geiſterreiche durch den furchtbar bindenden Vertrag verpflichtet ſei,

---

[1] Ilias 21, 34 ff.
[2] Ilias 11, 221 ff.
[3] Ilias 6, 37 ff.

„Mit dem Schwert zu tödten alles Lebende, das ihr
Der Schlachten Gott verhängnißvoll entgegenſchickt.“

Käme es ihr nur darauf an, daß Montgommery nicht unbewaffnet ſterben ſolle, ſo hätte er, da ſie ihn ſo lange ſchon angehört hat, das beſte Mittel am Leben zu bleiben in ſeinen Händen: er brauchte nur nicht wieder zu den Waffen zu greifen.“

Dieſes Faktum läßt ſich nicht in Abrede ſtellen, es erſcheint aber tadellos, wenn wir es in ſeinem tiefern Zuſammenhang betrachten. Während das alte Drama zwiſchen dem Epiſchen und Lyriſchen die ſtrenge ſchöne Mitte hält, iſt das moderne durch ſich ſelbſt berechtigt, ſich ins Epiſche auszubreiten, weil es dieſer breitern Ausführung des Aeußerlichen durch tiefere lyriſche Seelenenthüllung wieder das Gleichgewicht hält. Indem das moderne Drama einen größern Reichthum der Gemüthswelt aufnimmt, muß es nothwendig auch weiter in die äußere Welt einſchlagen und ſich feſtwurzeln, um auf ſeinem Fleck zu bleiben, und nicht allzuſehr in die Innerlichkeit und ſomit aus ſeiner Gattung herausgezogen zu werden.

---

[1] Aeſthetik 3, S. 395.

Schiller's Johanna hat nun wirklich, wie manche hiſtoriſche Stücke Shakſpeare's, nicht allein in der Scene, wo der weibliche Achilles den Montgommery erlegt, ſondern vielmehr von dem Prologe an bis zu dieſer Scene einen epiſchen Charakter, und das dramatiſche Pathos macht ſich erſt von der unmittelbar folgenden Verſöhnungsſcene an in immer ſteigendem Grade geltend. Wir ſehen ein harmloſes Hirtenmädchen auf göttlichen Befehl ihre Heimath verlaſſen, und durch eine Reihe von Wundern theils wohl mit Antheil, theils aber auch mit Abneigung den höhern Befehl vollbringen. Nur einzelne Andeutungen laſſen uns in den Himmel ihrer Seele und in den Reichthum ihres Herzens ſchauen; im Ganzen iſt ſie ein verſchloſſenes Weſen, uns beinahe ein eben ſo großes Geheimniß, als ſich ſelbſt. Erſt als ſie den Herzog von Burgund verſöhnt, erſt als ſie die Bewerbung von Dünois und La Hire abweiſ't, als ſie von Liebe zu Lionel ergriffen wird, treten die dämoniſchen Mächte, die bisher durch die Götter ſymboliſch vertreten waren, und die ſchön menſchlichen Triebe aus ihrem Buſen — tritt ſie ſelbſt ganz aus ſich hervor, und wird durch dieſe Selbſtſtändigkeit, innerlich wahrhaft zum Mittelpunkt des Ganzen. Hiemit hebt erſt die wahre dramatiſche Handlung an, während alles Vorhergehende äußere Vorfälle, meiſtens Kriegsbegebenheiten waren, welche ſelbſt im dramatiſchen Dialog ihren vorherrſchend epiſchen Charakter nicht verläugnen.

Dieſes epiſche Element tritt nun in der Scene, worin der Walliſer ſeinen Tod findet, in ſeiner Spitze hervor, und deßwegen hat ſie der Dichter auch ſchon durch die metriſche Form unterſchieden und ausgezeichnet. Dieſe drei Auftritte ſind nämlich in jambiſchen Trimetern geſchrieben, welche Schillern wegen der Cäſur nach der fünften Silbe viele Mühe machten, ihm bald aber auch ſo ſchön und volltönend erſchienen, daß es ihm ſchwer fiel, nachher wieder zu den Fünffüßlern zurück zu kehren. Wir finden in einem Briefe an Goethe, daß er Hermann's Metrik gebrauchte, um ſich die Theorie dieſes Versmaßes klar zu machen. Einige Verſe haben die Cäſur nach jeder Dipodie, z. B.:

„Der Schlachten Gott verhängnißvoll entgegen ſchickt;“

und manche haben einen anapäſtiſchen Anfang, wie:

„Denn dem Geiſterreich, dem ſtrengen, unverletzlichen“ ꝛc.

In wenigen Verſen iſt eine Silbe oder zwei zu wenig:

„Doch tödtlich iſt's, der Jungfrau zu begegnen,“

und andere ſind ſiebenfüßig:

„Du biſt des Todes! Eine britt'ſche Mutter zeugte dich!“

Man ſieht, daß es dem Dichter ſchwer wurde, dieſes Metrum, wodurch er dem Gemälde zugleich ein alterthümliches Gepräge geben wollte, rein durchzuführen. Aber die meiſten Verſe haben die Cäſur dem Sinn und den Worten gemäß nach der fünften Silbe, und nirgends iſt der fehlerhafte Einſchnitt des Alexandriners in der Mitte der zweiten Dipodie zu finden und die rhythmiſchen Reihen der Silben und Worte ſind faſt durchgehends mit ihrem Inhalt in der vollkommenſten Uebereinſtimmung. Kleine Unebenheiten kommen nicht in Betracht bei dem wohlklingenden prachtvollen Fluß des Ganzen.

Auch durch Stanzen, die der neuern epiſchen Poeſie angehören, und durch lyriſche Versmaße, ſo wie durch den häufigen Gebrauch des Reims hat der Dichter das weite Terrain ſeiner Tragödie behauptet, und ſie zugleich über die gemeine Naturwahrheit hinaus ins freie Reich des äſthetiſchen Scheins zu ſpielen geſucht, und es iſt in dieſem Stücke die höchſte Freiheit im Rhythmus, Metrum und Reim, und die meiſte Wechſelbeſtimmung dieſer Formen und des Inhalts. Die Jamben ſelbſt ſind fließender und reiner als in Schiller's frühern Dramen, beſonders ſind die rhythmiſchen Einſchnitte in den meiſten Verſen ſehr ſchön beobachtet. Der erſte Monolog Johanna's am Ende des Vorſpiels iſt in Ottaverimen vorgetragen, und dieſe gereimten Strophen ſind, wie ein Kritiker bemerkt, durch das gereimte Metrum am Ende der Rede des Thibaut äußerſt ſchön mit den vorhergehenden reimloſen iambiſchen Rhythmen vermittelt. Einen ähnlichen Wechſel finden wir im zweiten größern Monolog Johanna's, am Anfang des vierten Aufzugs, wo die epiſchen Schilderungen in Ottaverimen, die elegiſchen Gefühls- und Gedankenergüſſe in lyriſchen Strophen von kürzern, meiſt trochäiſchen Zeilen ausgedrückt ſind. Höchſt vortrefflich iſt hier, wie auch an ſonſtigen Stellen, der Gebrauch, den der Dichter von der Muſik gemacht hat. Die Melodie hinter der Scene, ſtimmt nicht allein mit den Gefühlen zuſammen, in welche der Heroismus der Jungfrau hinſchmilzt, ſondern gibt denſelben auch Nahrung, ſo daß wir ihren Verdruß verſtehen, wenn ſie zu Sorel ſpricht:

> „O möchte ſiebenfaches Erz
> Vor euren Feſten, vor mir ſelbſt mich ſchützen!“

Dieſer Monolog iſt durch die Muſik gewiſſermaßen ein „elegiſches Melodrama.“ Als Johanna und der König mit den Seinigen (Akt 3, Scene 5) in die Schlacht ziehen, drücken die erſchallenden Trompeten den Muth des franzöſiſchen Heeres aus, und wir hören das „wilde Kriegsgetümmel,“ ehe wir es ſehen.

Die Sprache endlich hat hier bei aller klaren, einfachen Natürlichkeit, dem Inhalt entſprechend, eine ſolche Kraft, Hoheit und Bilderpracht, daß kein früheres Drama mit dieſem verglichen werden kann, und daſſelbe in dieſer Hinſicht den graden Gegenſatz von Wallenſtein bildet. Frankreich z. B. heißt bald das Paradies der Länder, das Gott liebt, wie den Apfel ſeines Auges, bald iſt es ein Schild, auf dem Talbot liegt, wie der Held, und das er nicht laſſen will, bald iſt es ein Kahn, an Englands Meerſchiff angebunden, und ſo ſtellt ſich der gehobenen Seele alles unter bildlichem Ausdrucke dar. Ganz im Geiſte der Zeit ſind auch die häufigen bibliſchen Anſpielungen und Vorſtellungen. Der alte Thibaut vergleicht die Iſabeau mit der ſtolzen Jeſabel. Der König Karl, den Johanna übrigens gefliſſentlich immer Dauphin nennt, ja von dem ſie ausdrücklich bemerkt, daß er vor ſeiner Krönung noch nicht König ſei, ſagt in Bezug auf Frankreich:

> „Soll ich, gleich jener unnatürlichen Mutter,
> Mein Kind zertheilen laſſen mit dem Schwerte?“

Auch die Worte des Erzbiſchoffs (Akt III, Scene 3):

> „Mein Meiſter rufe, wann er will; dieß Herz
> Iſt freudenſatt und ich kann fröhlich ſcheiden,
> Da meine Augen dieſen Tag geſehn!“

ſind bibliſch, und die in Ketten betende Johanna vergegenwärtigt ſich Gottes Allmacht durch die Erinnerung an Simſon (Akt 5, Scene 10), der blind war und gefeſſelt, „und ſeiner ſtolzen Feinde bittern Spott erduldete.“

Zuletzt noch ein Wort über das Verhältniß dieſer Dichtung zur Geſchichte. Wilhelm Schlegel ſagt, Shakſpeare's, wiewohl aus ſeinem nationalen Geſichtspunkte parteiiſche Darſtellung ſei dennoch weit hiſtoriſcher und gründlicher — und doch macht Shakſpeare bekanntlich die Pücelle in ſeinem Heinrich VI. zu einer Zauberin und leichtfertigen Dirne. Solger äußert ſich:[1] „Schiller's Jungfrau von Orleans rührt eben aus der Neigung zu einem ganz undramatiſchen und unpraktiſchen Idealiſiren der Geſchichte. Seine Abſicht war hier das ſogenannte Romantiſche, wie es ihm in den unbeſtimmten Bildern, welche die neu aufgewachte Neigung dazu ſkizzirt hatte, dunkel vorſchweben mochte. Dieſes Stück ſchwebt daher größtentheils in der Luft, beſonders ſchadet ihm die ganz willkürliche Annahme des Wunders, die ohne Zweifel Niemand durch die Kraft der Darſtellung überzeugt. Aber eben dieſes Spiel mit dem halb Wahren und halb Unwahren reizt die Menge, weshalb das Stück viel Glück machte, und doch muß es ſich leider heut zu Tage auch durch den, bis zum Unſinn ausgeputzten Krönungszug in der allgemeinen Gunſt erhalten.“ Beide Männer gehören derſelben Kunſtſchule an, und ſie beurtheilen die Schiller'ſche Schöpfung nach dem fertigen, mitgebrachten fremden Begriffe des hiſtoriſchen Drama's, nicht objektiv aus ſich ſelbſt heraus. Es iſt ein eitles Geſchäft, eine neue Erſcheinung nach alten Regeln zu meſſen, die von einem verſchiedenartigen Genre abſtrahirt ſind. — Beſonders iſt es getadelt worden, daß der Dichter ſeine Heldin nicht auf dem Scheiterhaufen verbrannt werden läßt, und Schlegel ſagt:[2] „Ich weiß nicht, ob der aufgewandte Farbenzauber, der denn doch nicht ſo glänzend iſt, als man ſich's denken könnte, das darüber eingebüßte ſtrengere Pathos vergütet. Die Geſchichte der Jungfrau von Orleans iſt auf's genaueſte beurkundet, ihre höhere Sendung wurde von ihr ſelbſt und großentheils von ihren Zeitgenoſſen geglaubt, und brachte die außerordentlichſten Wirkungen hervor. Das Wunder konnte der Dichter dahin geſtellt ſein laſſen, wenn ihn der Zweifelgeiſt ſeiner Zeitgenoſſen davon ablenkte, es für wahr zu geben; und das wahre ſchmachvolle Märtyrerthum der Verrathnen und Verlaſſnen würde uns tiefer erſchüttert haben, als das roſenfarb erheiterte, welches Schiller im Widerſpruch mit der Geſchichte ihr andichtet.“ Aber von allem andern abgeſehen, hätte der Dichter, wenn er hierin der Geſchichte treu geblieben wäre, die Liebe Johanna's zu Lionel und hiemit den tiefen Seelenkonflikt ausſchließen müſſen, durch welchen er erſt auch den göttlichen Befehl und die Wunderwelt in das innere Leben der Jungfrau einführte und ſie ſelbſt, die bisher nur die Trägerin ihrer Thaten war, zu deren wirklichen Urheberin macht. Alles das wäre mehr äußerlich und ganz undramatiſch geblieben, und aus einer handelnden Johanna wäre eine duldende geworden, ſo daß ſich hierin nur das Sujet der Maria Stuart wiederholt hätte. Wenn wir ihre Geſchichte in den Urkunden und Erläuterungen von Del Avendy leſen, ſo iſt es nicht zu verkennen, daß ſich dieſe Begebenheiten und dieſer Charakter in ihrer hiſtoriſchen Wirklichkeit durchaus nicht für das Drama eigneten. Schiller ſchreibt an Goethe, er habe das Hiſtoriſche zum Theil überwinden müſſen, aber es in ſeinem möglichſten Umfange benutzt. Der Dichter hat in ganz beſtimmte Zeit- und Volksverhältniſſe und in beſtimmte Religionsvorſtellungen, ohne den Geiſt des Mittelalters zu verletzen, den ewigen Gehalt der Menſchheit getragen, wie er ſich ihm in dem Mikrokosmus ſeiner Seele verkündigte.

---

[1] Nachgelaſſene Schriften und Briefe, 2. Bd. S. 621.

[2] Dramatiſche Vorleſungen S. 411 f.

In dem Gedicht, das *Mädchen von Orleans*, hat er uns den Geiſt ausgeſprochen, in welchem er ſein Drama ſchuf. Dieſes Gedicht hatte in dem Taſchenbuch für Damen auf das Jahr 1802, wo es zuerſt erſchien, die Ueberſchrift: *Voltaire's Pucelle und die Jungfrau von Orleans*. Der urſprüngliche Titel zeigt uns ſeinen Inhalt beſtimmt an, denn es wird in ihm durchweg die Jungfrau von Orleans der famoſen Pücelle des Voltaire entgegengeſetzt, ſo daß die Verſe zu den antithetiſch behandelten Stücken gehören, von denen ich früher gehandelt habe.[1]

---

[1] Siehe Band III, S. 137 – 144.

In dieſer Weiſe ſpricht Schiller ſich auch in einem Briefe an Wieland aus: „Sie haben, mein herzlich verehrter Freund, mir zu Anfang dieſes Jahrs mit Ihrem Sokrates und ſeiner Freundin Lais ein ſo angenehmes Geſchenk gemacht, daß ich herzlich wünſche, es auf meine Art, d. h. ſo gut als ich's habe, wieder wett machen zu können. Anſtatt einer Hetäre ſende ich Ihnen hier eine Jungfrau, und möchte dieſe nur keine ſchlechtere Figur unter den Jungfrauen ſpielen, als Ihre Lais unter den Freundinnen. Beide haben übrigens dieß mit einander gemein, daß ſie zwei übelberüchtigte und liebenswürdige Damen wieder zu Ehren zu bringen ſuchen; und Sie werden mir zugeben, daß Voltaire ſein Möglichſtes gethan, einem dramatiſchen Nachfolger das Spiel ſchwer zu machen. Hat er ſeine Pucelle zu tief in den Schmutz herab gezogen, ſo hab' ich die meinige vielleicht zu hoch geſtellt. Aber hier war nicht anders zu helfen, wenn das Brandmal, das er ſeiner Schönen aufdrückte, ſollte ausgelöſcht werden.“ Schiller läßt hier ſeine und die geſchichtliche Johanna in einander übergehen. Wenn es in der erſten Strophe heißt:

»Im tiefſten Staube wälzte dich der Spott«

und in der zweiten:

„Doch, wie du ſelbſt, aus kindlichem Geſchlechte,
Selbſt eine fromme Schäferin, wie du,
Reicht dir die Dichtkunſt ihre Götterrechte“ ꝛc.

ſo kann nur die hiſtoriſche Johanna gemeint ſein; dagegen iſt in dem Verſe: „Dich ſchuf das Herz!“ ꝛc. von der Schiller'ſchen die Rede. In den Zeilen der dritten Strophe dagegen:

„Doch fürchte nicht! Es gibt noch ſchöne Herzen,
Die für das Hohe, Herrliche erglühn,“

faßt er beide zuſammen, indem er die durch die Poeſie verklärte und verewigte Johanna anredet. Mit Recht hat man geſagt, Schiller habe ſich um die Jungfrau verdienter gemacht, als der Papſt Kalixtus III., welcher im Jahre 1456 ihren Prozeß revidiren und ſie für unſchuldig erklären ließ. Der deutſche Sänger hat ſie heilig geſprochen. In einem erhöhten unverwelklichen Daſein wandelt ſie, wie der Heldenjüngling der Iliade, durch die ſich ablöſenden Geſchlechter, wie es ihr verheißen iſt:

»Dich ſchuf das Herz, du wirſt unſterblich leben!«

Schiller's

Leben, Geiſtesentwickelung und Werke

im Zuſammenhang.

Von

Dr. Karl Hoffmeiſter.

Fünfter Theil.

Stuttgart 1842.
P. Balz'ſche Buchhandlung.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Inhaltsanzeige des fünften Theils.

Periode der gereiften Kunſtpoeſie.

Schluß der zweiten Hälfte.

Seite

Erſtes Kapitel. Vielfache Thätigkeit: Herausgabe der kleinern proſaiſchen Schriften; Gedichtſammlung; neue Gedichte; Redaktion von Schauſpielen für das Theater; Theilnahme an den Propyläen 3

Zweites Kapitel. Das Jahr 1802: Turandot, Räthſel und Gedichte; beabſichtigtes Schillerfeſt in Weimar, Verleihung des Adels; Wohnungsankauf; Tod der Mutter; Plan des Warbeck und die Braut von Meſſina 21

Drittes Kapitel. Die Braut von Meſſina 63

Viertes Kapitel. Ueberſetzung zweier Luſtſpiele von Picard. Wahl und Ausarbeitung des Wilhelm Tell. Ausflug nach Lauchſtädt. Iffland, Johannes Müller, Gentz und Frau von Staël. Vollendung des Wilhelm Tell und Aufführung in Weimar und Berlin 123

Fünftes Kapitel. Wilhelm Tell 148

Sechstes Kapitel. Die Romanzen des zweiten Luſtrums. Ueber die äußere Form von Schiller's Gedichten 225

Siebentes Kapitel. Lebensverhältniſſe im Jahr 1804. Reiſe und Ruf nach Berlin. Oekonomiſche Verhältniſſe. Lebensgewöhnungen. Religion und Kunſt. Entbindung und Krankheit der Gattin. Ankunft der Großfürſtin in Weimar 260

Achtes Kapitel. Letzte Arbeiten; Huldigung der Künste; Ueberſetzung der Phädra; Recenſion von Voſſen's Othello; die Pariſer Polizei; die Kinder des Hauſes; Demetrius. Ueber Schiller's Dramen im Allgemeinen 276
Neuntes Kapitel. Letzte Lebenstage und Tod; Charlotte von Schiller, Goethe, Weltantheil und Nachkommen nebſt Epilog des Biographen 313
Zehntes Kapitel. Schiller's ausgebildete Weltauffaſſung 352
Einleitendes 352
Allgemeines 355
Politiſches 359
Religiöſes und Chriſtliches 380
Schiller's Weltſtellung 427
Sittliche Grundgeſtalt und verwandte Charakterzüge 435
Schluß 445

Schiller's
dritter Lebensabſchnitt,

oder

Periode der gereiften Kunſtpoeſie.

Von den Horen — 1795 — bis zu Schiller's Tod — 1805.

Schluß der zweiten Hälfte.

Erſtes Kapitel.

Vielfache Thätigkeit: Herausgabe der kleinern proſaiſchen Schriften; Gedichtſammlung; neue Gedichte; Redaktion von Schauſpielen für das Theater; Theilnahme an den Propyläen und Preisaufgaben.

Schon im Jahr 1792 hatte Schiller, um, wie er im Vorbericht ſagt, dem Nachdrucke zuvorzukommen, den erſten Band ſeiner kleinern proſaiſchen Schriften herausgegeben [1], zu welchen in den Jahren 1800, 1801 und 1802 noch drei folgende Theile hinzukamen. „Bei den mehrſten der hier abgedruckten Aufſätze,“ äußert ſich Schiller in jenem Vorberichte des erſten Bandes, [2] „möchte, wie ich gar wohl einſehe, eine ſtrengere Feile nicht überflüſſig geweſen ſein; und es war auch anfangs meine Abſicht, Ton und Inhalt meiner gegenwärtigen Vorſtellungsweiſe gemäßer zu machen; aber ein veränderter Geſchmack iſt nicht immer ein beſſerer und vielleicht hätte die zweite Hand ihnen gerade dasjenige genommen, wodurch ſie bei ihrer erſten Erſcheinung Beifall gefunden haben. Sie tragen alſo auch noch jetzt das jugendliche Gepräge ihrer erſten zufälligen Entſtehung und bitten dieſer Urſache wegen um die Nachſicht des Leſers. Nicht immer iſt es der innere Gehalt einer Schrift, der den Leſer feſſelt: zuweilen gewinnt ſie ihn bloß durch charakteriſtiſche Züge, in denen ſich die Individualität ihres Urhebers offenbart, eine Eigenſchaft, die oft gerade die vollendetſten Werke eines Autors verläugnen. Für Leſer alſo, welche dieſe intereſſiren kann, die, wenn ſie in dem Buche auch nicht mehr finden ſollten, als den Verfaſſer ſelbſt, mit dieſem kleinen Gewinn ſich begnügen, ſind dieſe Rhapſodien beſtimmt, und eine flüchtige, für ernſthafte Zwecke nicht ganz verlorene Unterhaltung iſt alles, was ich ihnen davon verſprechen kann." Beſcheidener konnte ihr Verfaſſer über dieſe Aufſätze, in denen doch ſeine ganze Weltanſchauung niedergelegt iſt, ſich nicht ausſprechen, und es ſcheint beinahe, als habe er ihren Werth durch die größte Anſpruchloſigkeit noch heben wollen. Es iſt intereſſant, ihn bei dieſer Gelegenheit einen Blick auf ſeine philoſophiſche Periode und deren Produkte werfen zu ſehen. „Der Gang unſeres Geiſtes," ſchreibt er am 16. November 1801 an Friedrich Rochlitz in Leipzig, „wird ſo oft durch zufällige Verkettungen beſtimmt. Die metaphyſiſch-kritiſche Zeitepoche, welche beſonders in Jena herrſchte, ergriff auch mich. Es regte ſich das Bedürfniß nach den letzten Principien der Kunſt, und ſo entſtanden jene Verſuche, denen ich keinen höhern Werth geben darf und will, als daß ſie eine Stufe meines Nachdenkens und Forſchens bezeichnen, und eine vielleicht nothwendige Entladung der metaphyſiſchen Materie, die, wie das Blatterngift, in uns allen ſteckt und heraus muß."

---

[1] Kleinere proſaiſche Schriften von Schiller. Aus mehrern Zeitſchriften vom Verfaſſer ſelbſt geſammelt und verbeſſert. 1. Th. Leipz. 1792, bei Siegf. Lebr. Cruſius, 2r Th. Leipz. 1800; 3r Th. Leipz. 1801: 4r Th. Leipz. 1802.

[2] Siehe Supplemente zu Schiller's Werken (bei Cotta) B. 4, S. 443.

Schiller's Redaktion beſchränkte ſich beinahe nur darauf, daß er manches ausſtrich, und das waren denn, wie wir ſchon wiſſen,[1] meiſtens ſolche Stellen, in welchen philoſophiſche Ideen in einer allzu ſtrengen oder trockenen Schulform ſich durchgeführt fanden. Er wollte hierdurch ſeinen Aufſätzen nicht allein einen größern Kreis von Leſern gewinnen, ſondern dieſe Ausmerzung des ſtreng Theoretiſchen bezeichnet auch ſeinen eigenen Geiſtesſtand. Auf ſeinem jetzigen Wege mußte ihm gerade das in ſeinen frühern Schriften als das Intereſſanteſte erſcheinen, worin ſich ſein eigener Entwickelungsgang charakteriſtiſch offenbarte, worin ihm individuelle Züge ſeines Geiſtes und Herzens begegneten. Das ganz allgemein Gehaltene und ſchulmäßig Vorgetragene hat für den Dichter und Menſchen, was Schiller aus dem Denker wieder geworden war, wenig Anziehendes. In der Ankündigung der Rheiniſchen Thalia hatte er im Jahr 1784 geſchrieben:[1] „Eh' ich ſchließe, noch dieſes Einzige. Unterzeichnung auf dieſe Schrift wird nur erſt dann einen Werth für mich haben, wenn ich ſie perſönlichem Mitgefühl danken darf. Den Schriftſteller überhüpfe die Nachwelt, der nicht mehr werth war, als ſeine Werke.“ Ganz in demſelben Sinne, nur mit vieler Zurückhaltung und Mäßigung, läßt er auch in der eben mitgetheilten Vorerinnerung von 1792 das Individuelle, das Perſönliche in den Vordergrund treten. Sich ſelbſt wollte er in dieſen Aufſätzen dem Leſer geben, die in der That, wie wir uns überzeugt haben, auch ganz aus ihm ſelbſt hervorgegangen waren. Der dieſer Sammlung neu hinzugefügten Aufſätze ſind nur zwei: *Ueber das Erhabene*, und *Gedanken über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunſt*. Die letzte Abhandlung, ſo gut ſie geſchrieben iſt, macht ihrem Gegenſtande nach wenig Anſprüche; die erſte findet vielleicht in keiner Literatur ihres Gleichen. Beide ſind ſchon früher beurtheilt.[2]

---

[1] Siehe Th. 2. S. 23. S. 338 u. 339

Eine andere Arbeit war die Herausgabe der kleinern Gedichte. Schon auf Michaelis 1799 hatte Schiller eine vermehrte Sammlung ſeiner Gedichte angekündigt, und fühlte ſich jetzt zur Erfüllung dieſes Verſprechens um ſo mehr veranlaßt, weil in Jena und Weimar von einem Unberufenen, vom Jahr 1800 an, in vier Bänden eine ziemlich vollſtändige Sammlung ſeiner Gedichte erſchien, welche ungeachtet ihres fehlerhaften Druckes und ſchmutzigen Aeußern (als Titelkupfer zeigte ſich z. B. ein garſtiges Bruſtbild Schiller's) dennoch viele Käufer fand. Schiller beſorgte dieſe erſte Geſammtausgabe mit der größten Sorgfalt, indem er die aufzunehmenden Gedichte bedachtſam auswählte, gründlich verbeſſerte und zum Theil umgeſtaltete, ſauber abſchreiben ließ und durch einige neue vermehrte. Man kann ſich von dieſem ſchwierigen Redaktionsgeſchäft und von Schiller's Reife einen Begriff machen, wenn man in die drei erſten Bände der Supplemente zu Schiller's Werken [1] einen prüfenden Blick thun will. Beinahe an jedes Gedicht wurde die verbeſſernde Hand gelegt, manche Produktionen erfuhren ſo viele und ſo durchgreifende Veränderungen, daß ſie als ganz neu gelten können, und es iſt beſonders intereſſant zu ſehen, wie der Dichter ſich bemühte, die Verſuche einer ungebildeten Jugend ſeinen ſtrengen Forderungen anzunähern.

---

[1] Siehe Supplemente zu Schiller's Werken (bei Cotta) B. 4. S. 101.

[2] Siehe Theil 3, S. 77 f. und S. 91 f.

Der erſte Theil dieſer erſten Leipziger Ausgabe, welcher im Jahr 1800 herauskam, enthält die werthvollſten Gedichte, mit einigen Ausnahmen alle aus der dritten Periode, die Früchte des Fleißes zu Jena. Nur ein in Weimar gedichtetes Stück, nämlich das Lehrgedicht „An Goethe“ iſt aus der ſpätern Zeit beigefügt. Der zweite, zuerſt 1803 erſchienene Theil begreift eine Auswahl von Gedichten aus der erſten Periode, manche noch rückſtändige von Jena und die bis dahin in Weimar verfaßten. Hier ſtehen die neuern, beſten Gedichte entweder im Anfang oder am Ende, die ältern aber reihte der Verfaſſer in die Mitte ein, wie die Alten wohl das ſchwächere, ſchlechtere Kriegsvolk in das Centrum aufpflanzten. Und da dieſer Band dem erſten an Umfang doch noch nicht gleich war, ſo hängte er zu aller letzt noch die überſetzten Scenen aus den Phönizierinnen an, die aber ebenfalls, wie auch das zweite und vierte Buch der Aeneide, bedeutende Verbeſſerungen erfuhren.[2] Da auf dieſe Weiſe der zweite Theil Gedichte von ſehr verſchiedenartigem Werth enthält, führte ihn der Verfaſſer mit einer Vorerinnerung ein. „Die wilden Produkte eines jugendlichen Dilettantiſm,“ ſagt er unter anderm [3] „die unſichern Verſuche einer anfangenden Kunſt und eines mit ſich ſelbſt noch nicht einigen Geſchmacks finden ſich hier mit ſolchen zuſammengeſtellt, die das Werk einer reifern Einſicht ſind. Aber bei einer Sammlung von Gedichten, welche ſich größtentheils ſchon in den Händen des Publikums befinden, konnte der poetiſche Werth nicht allein in Betracht kommen. Sie ſind ſchon ein verjährtes Eigenthum des Leſers, der ſich oft auch das Unvollkommene nicht gern entreißen läßt, weil es ihm durch irgend eine Beziehung oder Erinnerung lieb geworden iſt; und ſelbſt das Fehlerhafte bezeichnet wenigſtens eine Stufe in der Geiſtesbildung des Dichters. Der Verfaſſer dieſer Gedichte hat ſich, ſo wie alle ſeine übrigen Kunſtgenoſſen, vor den Augen der Nation und mit derſelben gebildet; er wüßte auch keinen, der ſchon vollendet aufgetreten wäre. Er trägt alſo kein Bedenken, ſich dem Publikum auf einmal in der Geſtalt darzuſtellen, in welcher er nach und nach vor demſelben ſchon erſchienen iſt. Er freut ſich, daß ihm das Vergangene vorüber iſt, und in ſo fern er ſie überwunden hat, mag er auch ſeine Schwächen nicht bereuen."

---

[1] Im J. G. Cotta'ſchen Verlag 1840.

[2] Siehe Supplemente zu Schiller's Werken, B. 2. S. 285 f.

[3] Ebendaſelbſt, B. 4. S. 448 f.

Ein ſolcher Fortſchritt iſt freilich bei jedem Schriftſteller zu bemerken, aber bei Schiller möchte dieſe Vervollkommnung und die Werthverſchiedenheit ſeiner frühſten und ſpätern Gedichte größer ſein, als bei irgend einem andern Schriftſteller. Zum Theil deßwegen, weil Schiller ſchon in einem ſehr zarten Lebensalter als Dichter auftrat, aber auch wegen eines tiefern Grundes. Offenbar wird allen von Grund aus ideal geſtimmten Gemüthern ihre Bildung unendlich ſchwer. Sie haben einen unerſchöpflichen innern Reichthum zu verarbeiten, und, was das Entſcheidende iſt, ſie ſind lange Zeit der Erfahrung und der natürlichen Welt abgewandt, an welcher und durch welche ſich allein Bildung gewinnen läßt. Ihr Bildungsgeſchäft beſteht darin, daß ſie ihr Inneres mit dem Aeußern, ihre Ideen mit dem Realen um ſie her in Verbindung ſetzen und in einem höhern Bewußtſein verſöhnend zuſammenfaſſen, und das iſt ein um ſo längerer Weg, je größer der urſprüngliche Zwieſpalt iſt. So ſahen wir auch die Laufbahn Schiller's ſich durch drei große Stadien bewegen: in dem erſten vertraute er ſich einſeitig ſeinen Ideen und ſittlichen Gefühlen an, in dem zweiten erblickten wir ihn im Kampfe mit der Außenwelt und ſich ſelbſt, und erſt im dritten Stadium hat er ſich auf eigenthümliche Weiſe zurecht gefunden und beruhigt. Weil dieſer dreifache Standpunkt aber ſo ganz verſchiedenartig iſt, weichen alle Geiſtesäußerungen des Idealiſten ganz und gar von einander ab, je nachdem er auf der einen oder der andern Entwickelungsſtufe ſteht. Allen ideal geſtimmten Gemüthern, ſagte ich oben, wird ihre Bildung unendlich ſchwer. Ich hätte hinzuſetzen können, auch alle Völker, in denen eine tiefe ideale Richtung vorherrſcht, entwickeln ſich ſchwerer und langſamer, als ſolche, deren heiterer Sinn vorzugsweiſe der Erfahrungswelt hingegeben iſt. Dieſes iſt denn auch, von allen äußern hiſtoriſchen und geographiſchen Bedingungen abgeſehen, der innere Grund, warum die Deutſchen erſt ſpät, nachdem die übrigen gleichſtehende Völker längſt das Reich ihrer Bildung durchmeſſen hatten, zu einer eigenthümlichen Kultur gelangten, und Schiller iſt auch in dieſer Beziehung der Repräſentant ſeines Volks.

Hieraus ergibt ſich aber auch die Schwierigkeit, in der dritten Periode die Produkte der erſten zu verbeſſern. Wird allein die Form veredelt, ſo wird dieſe von ihrem Inhalt abgeriſſen, werden Form und Inhalt umgeändert, ſo entſteht eigentlich ein neues Gedicht, welches ſich aber zu ſeinem Nachtheil noch unter der Idee eines überſchrittenen Standpunktes hält. Beſtehen endlich einzelne Veränderungen nicht allein in bloßen Weglaſſungen, ſo werden ſie meiſtens als etwas ganz Fremdartiges eintreten, indem ſie nicht im Stande ſind, einer wilden und rohen Produktion einen durchweg edeln Charakter zu geben. Bei dem tiefen Intereſſe, welches wir über ſeine Werke hinaus, an Schiller ſelbſt nehmen, möchten uns daher ſeine Jugendgedichte, wie wir ſie jetzt im erſten Theil der Supplemente zuſammengeſtellt finden, anziehender und wichtiger erſcheinen, als wie ſie in der verkürzten oder umgegoſſenen Geſtalt in ſeine Werke aufgenommen ſind. Aber der Fleiß, welcher ſofort alles zu veredeln ſucht, was die Idee nicht befriedigt, iſt anzuerkennen, auch wenn er vielleicht Unmögliches unternommen und Unzulängliches geleiſtet hätte.

Bei der Auswahl und Verbeſſerung ſeiner Gedichte mochten manche lyriſche Klänge in ihm erwachen, und ſchon das Geſchäft ſelbſt befreundete ihn wieder mit der lyriſchen Dichtung. So entſtanden bereits in dem Jahr 1800 einige ſich auf den Gegenſatz der franzöſiſchen und deutſchen Kunſt und Poeſie beziehende Gedichte, die wir ſchon oben am Ende des ſechsten Kapitels im vorhergegangenen Theil unſerer Schrift näher betrachtet haben. Als ſich nun mit 1800 das alte Jahrhundert ſchloß, entwarf er mit Goethe, mit Leo von Seckendorf und Andern einen Plan, um das neue würdig zu empfangen. Durch eine Reihe von Feſtlichkeiten, für welche Seckendorf ſchon einen förmlichen Entwurf gemacht hatte, ſollte Weimar bei dieſer Gelegenheit das Anſehen einer großen Stadt erhalten. Die Idee eines allgemeinen Feſtes ſollte realiſirt werden, zu welchem alle Künſte ihre Beiträge zu geben hätten. So gedachte man z. B. Iffland oder Fleck mit ſeiner Frau für dieſe vierzehntägigen Feierlichkeiten nach Weimar zu ziehen. Die Vorſchläge hierüber zirkulirten ſchon, die Idee fand auch in andern Orten, beſonders bei der akademiſchen Jugend in Jena, Anklang, und man ſtand im Begriff, den Herzog um Erlaubniß anzugehen. Aber die Zeit war allzu ernſt und die Stimmung der Deutſchen niedergedrückt; die zerriſſene und zerfallene geſellſchaftliche Welt konnte ſich in der freien Idee eines ſolchen Feſtes nicht vereinigen, dem dazu alle nationale Baſis fehlte. Nur glückliche Menſchen und Völker feiern Feſte, in denen ſie ſich vollbrachter Thaten erfreuen oder für neue ſich ſammeln. So ließen ſich denn auch für den großartigen Plan damals die gehörigen Mittel nicht herbeibringen, und ich hätte der ganzen Sache kaum erwähnt, wenn Schiller nicht das Intereſſe, welches er an dem Sekularwechſel nahm, in dem Gedicht, der Antritt des neuen Jahrhunderts, ausgedrückt hätte.

Es iſt dieſes ein elegiſches Gedicht, in welchem der oft wiederholte Gedanke, daß alles Hohe und Edle nicht außer uns, ſondern nur in uns wohne, in rührender Klage an die größten Zeitereigniſſe angeknüpft iſt. Dieſe Idee iſt der Chriſtusglaube Schiller's, das religiöſe Grundgefühl ſeines Lebens. Wir erinnern nur an die drei Worte des Glaubens und die Worte des Wahns, welche Gedichte gemeinſchaftlich uns die Lehre predigen: Das Schöne, das Wahre

„Es iſt nicht draußen, da ſucht es der Thor;
Es iſt in dir, du bringſt es ewig hervor.“

Eine Ueberzeugung, welche noch vor kurzem den Sänger ſo weit führte, daß er in der neu gedichteten Schlußſtrophe der Götter Griechenlands behauptete, was ſchön ſei, müſſe ſich dem realen Leben ſchnell entreißen, denn nur in der idealen Welt der Phantaſie lebe das Schöne ewig jung —

„Was unſterblich im Geſang ſoll leben,
Muß im Leben untergehn.“ [1]

Doch an einen neuen Zeitabſchnitt knüpft der Menſch ſonſt ſo gerne ſeine Hoffnungen, ſeine Wünſche; aber ach! auch der Antritt des neuen Jahrhunderts beſtätigt nur von neuem die uralte, ewige Wahrheit:

„In des Herzens heilig ſtille Räume
Mußt du fliehen aus des Lebens Drang!
Freiheit iſt nur in dem Reich der Träume,
Und das Schöne blüht nur im Geſang.“

Die reale Seite, der gegenwärtige Zuſtand der Welt, iſt in univerſalhiſtoriſchem Sinn mit einigen großen Zügen andeutend charakteriſirt, und dieſe Zeichnung geht erſt vom Ende der ſechsten Strophe an:

„Alle Inſeln ſpürt er, alle fernen
Küſten, — nur das Paradies nicht auf,“

in eine beſtimmtere Trauer über, welche ſich am Schluß durch die eben angegebene allgemeine Wahrheit beruhigt. Das Gedicht ruht wohl auf einem Ideengegenſatz, [2] macht aber zu ſeinem Vortheil nicht den Eindruck eines begriffsmäßig angelegten Contraſtes. Schiller hatte, wenn ich mich eines freilich trivial gewordenen Ausdrucks bedienen darf, den Gegenſatz in der

---

[1] Siehe Theil 2, S. 88 f.

[2] Es gehört alſo unter die, Theil 3, S. 137 ff. angezeigten Gedichte.

Form überwunden. Wenn es heißt, daß ſich das neue Jahrhundert „mit Mord öffne," ſo iſt hierdurch wohl die Ermordung des Kaiſers Paul am 24. März 1801 angedeutet. „Wo öffnet ſich dem Frieden ein Zufluchtsort?" konnte der Dichter noch nach dem Friedensſchluß zu Lüneville am neunten Februar 1801 fragen, weil England demſelben nicht beigetreten war. Das Gedicht ſpricht auch nur von dem Krieg zwiſchen dem Britten und dem Franzoſen, von denen jener zur See den Dreizack, wie Neptun, dieſer, wie Jupiter, zu Land den Blitz ſchwingt. Der Lüneviller Friede war es eben, welcher durch Abreißung des ganzen linken Rheinufers von Deutſchland „das Band der Länder hob" und machte, daß die „alten Formen" z. B. durch Säkulariſationen „einſtürzten." Wenn es endlich heißt, daß nicht das Weltmeer, der Nilgott und der alte Rhein des Krieges Toben hemme, ſo denkt der Dichter an die Expedition Bonaparte's nach Aegypten und Syrien in den Jahren 1798 und 1799, und an den Einfall Moreau's in Deutſchland im Jahr 1800. Natürlich vermißt er in dieſer Weltgährung die Güter am ſchmerzlichſten, von denen, wie wir wiſſen, er am lebendigſten bewegt war, nämlich Freiheit und Humanität — oder, wie er ſelbſt ſich ausdrückt, „der Freiheit ewig grünen Garten" und „der Menſchheit (Menſchlichkeit)[1] ſchöne Jugend." Uebrigens hat das Gedicht, wie die meiſten Schiller'ſchen, gar nichts perſönlich Individuelles. Der Freund, dem es gewidmet iſt, kann Jeder ſein.

Von den übrigen drei Gedichten dieſes Jahrs (1801) habe ich über das eine, das Mädchen von Orleans, ſchon früher geſprochen, und die andern, die Sehnſucht und Hero und Leander, lege ich mir für das ſechste Kapitel zurück, wo von allen Romanzen des zweiten Luſtrums der dritten Periode im Zuſammenhange die Rede ſein wird.

Für das Theater fuhr Schiller in Verbindung mit Goethe fort, in der eben[2] bezeichneten Weiſe thätig zu ſein. Nachdem die Freunde am 24. Oktober 1801 die Brüder von

---

[1] Siehe Theil 4. S. 87

[2] Ebendaſelbſt, Theil 4. S. 87

Terenz, von Einſiedel bearbeitet, in Masken auf das Theater gebracht hatten, wurde am 28. November Nathan der Weiſe von Leſſing nach Schiller's Redaktion vorgeſtellt, und nach dieſer Bearbeitung erſcheint das Stück noch jezt auf der Bühne zu Weimar. Auch Emilie Galotti und Minna Barnhelm wurden in das Repertorium aufgenommen, ungeachtet Schillern jenes erſte Stück eigentlich zuwider war: die Schauſpieler und das Publikum ſollten durch die verſchiedenartigſten Stücke geübt, gebildet und erfreut werden. Ueberhaupt war Schiller's Verhältniß zu Leſſing's Werken ganz eigener Art: er ſchäzte ihn als Kunſtrichter in hohem Grade, aber er fühlte ſich von ihm als Dichter mehr abgeſtoßen, als angezogen. „Es iſt doch gar keine Frage,“ urtheilt er in erſterer Beziehung, „daß Leſſing unter allen Deutſchen ſeiner Zeit über das, was die Kunſt betrifft, am klarſten geweſen, am ſchärfſten und zugleich am liberalſten darüber gedacht und das Weſentliche, worauf es ankommt, am unverrückteſten in's Auge gefaßt hat.“ In ähnlichem Sinn war Leſſing auch ſchon in den Xenien gefeiert worden.[1] Aber es ging ihm der ideale Schwung und der poetiſche Genius ab, welche in Schiller mit einer ähnlichen kritiſchen Meiſterſchaft in ſeltner, wunderbarer Weiſe vereinigt waren. Auch Klopſtock's **Hermansſchlacht** beabſichtigte er im Jahr 1803 für das Theater einzurichten. Aber dieſes Stück konnte Schiller's ideellen Anforderungen eben ſo wenig, als ſeinem ſtrengen Kunſturtheile genügen, und es wurde bald zur Seite gelegt. „Die Hermansſchlacht,“ ſchreibt Schiller,[2] „habe ich geleſen, und mich zu meiner großen Betrübniß überzeugt, daß ſie für unſern Zweck völlig unbrauchbar iſt. Es iſt ein kaltes, herzloſes, ja fratzenhaftes Produkt, ohne Anſchauung für den Sinn, ohne Leben und Wahrheit, und die paar rührenden Situationen, die ſie enthält, ſind mit einer Gefühlloſigkeit und Kälte behandelt, daß man indignirt wird.“

Schon früher, bei Gelegenheit der Anweſenheit Iffland's in Weimar, im Jahr 1796, hatte Schiller den Egmont für das Theater abgekürzt und eingerichtet. Goethe, welcher uns die Scenenfolge dieſer Bearbeitung zu einer Vergleichung mit dem gedruckten Stücke mittheilt,[1] äußert ſich hierbei, Schiller ſei bei dieſer Redaktion grauſam, aber mit einer ſolchen Konſequenz verfahren, daß man nicht gewagt habe, von ſeiner Arbeit abzugehen, aus Furcht, es möchten ſich ſchlimmere Mißverhältniſſe in die gegenwärtige Form einſchleichen. So z. B. tritt die Regentin, Margarethe von Parma, in dieſem neubearbeiteten Stücke gar nicht auf. Goethe äußerte ſich noch nach vielen Jahren nicht günſtig über dieſe Veränderung. Der Held des Stückes, ſagte er unter anderm, gewinne an Bedeutung durch den Glanz, den die Neigung der Fürſtin auf ihn werfe, ſo wie auch Klärchen gehoben erſcheine, wenn wir ſehen, daß ſie, ſelbſt über Fürſtinnen ſiegend, Egmont's ganze Liebe allein beſitze. Aber Schiller habe in ſeiner Natur etwas Gewaltſames gehabt: er ſei oft zu ſehr nach einer vorgefaßten Idee, ohne hinlängliche Achtung vor dem zu behandelnden Gegenſtande zu Werke gegangen.[2] Auf ähnliche Weiſe ſagte er ein anderes Mal, Schillern habe noch von ſeinen Räubern her ein gewiſſer Sinn für das Grauſame angeklebt, der ſelbſt in ſeiner ſchönſten Zeit ihn nicht ganz habe verlaſſen wollen. „So erinnere ich mich noch recht wohl, daß er im Egmont in der Gefängnißſcene, wo dieſem das Urtheil vorgeleſen wird, den Alba in einer Maske und in einem Mantel gehüllt im Hintergrund erſcheinen ließ, um ſich an dem Effekt zu weiden, den das Todesurtheil auf Egmont haben würde. Hiedurch ſollte ſich Alba als unerſättlich in Rache und Schadenfreude darſtellen. Ich proteſtirte jedoch und die Figur blieb weg. Es war ein wunderlicher großer Menſch!“[3] Eben ſo nahmen der Verfaſſer und die Stimme des Publikums Klärchens Erſcheinung im fünften Akte in Schutz, welche, wie wir wiſſen,[4] gar nicht im Sinne Schillers war.

---

[1] Siehe Theil 3, S. 220.

[2] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 6, S. 194.

---

[1] Goethe's Werke in Duodez, B. 45, S. 23 f.

[2] Geſpräche mit Goethe von Eckermann, Theil 2, S. 73.

[3] Ebendaſelbſt. Theil 1, S. 197 f.

[4] Siehe Theil 2, S. 293.

In ſpäterer Zeit wurde auf Goethe's Erſuchen auch Hand an die Iphigenie gelegt. Dieſes „humane“ Schauſpiel ſchien an und für ſich nicht zu lang für die Aufführung, und das, was den Gang der Handlung verzögerte, lag weniger in einzelnen Stellen, als in der allzu reflektirenden Haltung des Ganzen. Daher durfte und konnte wenig weggeſtrichen werden. „Da in der Handlung ſelbſt zu viel moraliſche Kaſuiſtik liege,“ äußerte ſich Schiller,[1] „ſo werde es gut gethan ſein, die ſittlichen Sprüche ſelbſt und dergleichen Wechſelreden etwas einzuſchränken. Das Hiſtoriſche und Mythiſche müſſe unangetaſtet bleiben, weil es zur Phantaſie ſpreche, und ein unentbehrliches Gegengewicht des Moraliſchen ſei. Das Bedenklichſte ſei, daß es für das Drama ohne Furien keinen Oreſtes gebe, Goethe aber die Urſache der Verzweiflung deſſelben ganz in ſein Gemüth gelegt und dadurch den Augen der Zuſchauer entrückt habe.“ Dann wollte er auch in den zweiten und dritten Akt, in welchem Thoas mit ſeinen Tauriern gar nicht auftritt, dieſe eingemiſcht wiſſen, damit man ſehe, in welcher Gefahr Oreſtes und Pylades ſchweben und auch die äußere Handlung, welche jetzt durch dieſe beiden Akte gleichſam unterbrochen ſei, ſtätig bleibe, und das Erſcheinen des Arkas im vierten Akte vorbereitet werde. Uebrigens habe ihn die Iphigenie, da er ſie jetzt wieder geleſen, auch durch ihren Inhalt tief gerührt: Seele ſei der eigentliche Vorzug des Stückes, in welchem das, was eigentliche Handlung heiße, hinter den Kouliſſen vorgehe, und das Sittliche, was ſich im Herzen begebe, die Geſinnung, zur Handlung gemacht und gleichſam vor die Augen gebracht werde. — Der Brief, aus dem wir dieſe Ausſprüche gezogen haben, gehört gewiß zu dem Tiefſten, was bis auf den heutigen Tag über Goethe's Iphigenie geſagt worden iſt. In Bezug auf die Aufführung äußerte er: „Die Erzählung von den Thyeſtiſchen Gräueln und nachher der Monolog des Oreſt, wo er dieſelben Perſonen wieder friedlich im Elyſium beiſammen ſieht, müſſen als zwei ſich aufeinander beziehende Stücke und als eine aufgelöſ'te Diſſonanz vorzüglich herausgehoben werden." [1] Das Schauſpiel wurde am 15. Mai 1802 dargeſtellt. Goethe, der damals in Jena verweilte, und unſern Schiller alles hatte machen und vorbereiten laſſen, kam wie ein anderer Jenenſer auch am beſtimmten Abend am Schauſpielhauſe vorgefahren, um, wie er ſagt, an Schiller's Seite einen der wunderbarſten Effekte zu erwarten, die er in ſeinem Leben gehabt habe: die unmittelbare Gegenwart eines für ihn mehr als vergangenen Zuſtandes.

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 6, S. 91.

Außer den genannten Goethe'ſchen Stücken wurden durch Schiller's Bemühung auch noch die Stella, die Launen des Verliebten, und die Mitſchuldigen auf die Bühne gebracht. Die Stella ließ er, da das Stück ſchon an ſich ſelbſt einen regelmäßigen, ruhigen Gang hat, in allen Theilen fortbeſtehen und verkürzte nur hier und da den Dialog, beſonders wo er aus dem Dramatiſchen ins Idylliſche und Elegiſche überzugehen ſchien. An dem Götz von Berlichingen wirkte Schiller, obgleich er dieſe neue Bearbeitung nicht ſelbſt übernehmen wollte, wenigſtens treulich mit; er wußte durch ſeine kühnen Entſchließungen dem Verfaſſer manche Abkürzungen zu erleichtern, und war mit Rath und That vom erſtern Anfang der Arbeit bis zur Vorſtellung einwirkend. [2]

Außer dieſer mannigfachen Thätigkeit müſſen wir endlich auch noch Schiller's Theilnahme an den Propyläen gedenken. Schon längſt hatte er wiederholt eine thätige Mitwirkung verſprochen, [3] war aber durch ſeine poetiſchen Arbeiten verhindert worden, ſein Verſprechen zu erfüllen. Die Herausgeber dieſer, der bildenden Kunſt gewidmeten Zeitſchrift wollten die Künſtler auch praktiſch fördern, und ſetzten daher ſeit 1799 einen Preis für die beſte Zeichnung eines jährlich von ihnen gewählten Gegenſtandes aus. Die ſämmtlichen Konkurrenzſtücke wurden durch eine Ausſtellung vor die Augen des Publikums gebracht; auch diejenigen Künſtler, welchen der Preis zuerkannt wurde, erhielten gleichwohl ihre Arbeit zurück, und das nächſte Propyläenheft hatte ein motivirtes Urtheil namentlich auch über die beiden Zeichnungen zu ertheilen, welche den Preis davon getragen hatten. Für das erſte Jahr war die Darſtellung der Scene aus dem dritten Buch der Iliade, wie Aphrodite die Helene zum Paris führt, als Prämie aufgegeben; für das Jahr 1800 wurde die Darſtellung des Abſchiedes des Hektor von der Andromache oder die Ermordung des Rheſus und ſeiner Geſellen durch Odyſſeus und Diomedes, und Erbeutung der ſchönen Pferde gefordert. Dieſe zweite Ausſtellung fand, ſchon unter vermehrter Theilnahme, im Auguſt dieſes Jahres ſtatt; viele wackere Künſtler hatte die Aufgabe und der Preis von dreißig Dukaten zur Einſchickung von Zeichnungen angelockt. Neun und zwanzig traten als Bewerber auf. Da wünſchte nun Goethe, daß Schiller gemeinſchaftlich mit Meyer etwas für die Anzeige der ausgeſtellten Stücke ausarbeiten möchte, was in das nächſte Heft der Propyläen eingerückt werden könnte, damit ihm die Laſt einigermaßen erleichtert würde. Aber Schiller war eigentlich nicht für das kollegialiſche Arbeiten an einer Schrift gemacht, ſeine Ideen waren zu eigenthümlich, ſein Gedankengang zu ſelbſtſtändig, mit dem Maler Meyer hatte er aber allzuwenig Gemeinſchaftliches. Daher machte er ſich auch nur zu einem Briefe an Goethe über dieſe ausgeſtellten Kunſtſtücke anheiſchig, welchen er für ſich allein und auf ſeine Weiſe darüber aufſetzen wollte. „Ich komme ganz aus meinem Vortheil,“ ſchreibt er,[*] „wenn ich meine Ideen über dieſe Werke mit Meyer's und Ihren zuſammen zu ſchmelzen ſuche. Auch iſt dasjenige, was ich durch dieſe Abſonderung meiner Anſicht von der Ihrigen erreiche, nicht ohne Nutzen für das Publikum der Propyläen oder vielmehr für unſere Abſicht mit demſelben.“ So ſchrieb denn Goethe von dem Cyklus dieſer Aufſätze, welche ſich auf die Preisaufgabe von 1800 bezogen, den einleitenden

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Th. 6, S. 120.

[2] Goethe's Werke in Duodez. B. 45, S. 31.

[3] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Th. 4, S. 136 u. S. 139.

---

[*] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 5. S. 308.

Aufſatz. Meyer ließ dann eine Beurtheilung der eingegangenen Stücke folgen, Schiller trat hierauf mit ſeiner Epiſtel an den Herausgeber der Propyläen auf, und Goethe ſchloß dieſen ganzen Kreis mit der Ankündigung zweier neuen Preisaufgaben, nämlich mit einer plaſtiſchen und einer neuen, dramatiſchen, ſo wie mit einer „flüchtigen Ueberſicht über die Kunſt in Deutſchland,“ worin fragmentariſche Bemerkungen enthalten waren, zu denen eben dieſe von ganz Deutſchland eingegangenen Kunſtſtücke eine günſtige Gelegenheit darboten.[1] Dieſe letzten hiſtoriſchen Reſultate der eingeſchickten Preisſtücke machten Schillern eine beſondere Freude. Sie ſchienen ihm die verſchiedenen Gegenden Deutſchlands artiſtiſch zu charakteriſiren und einen fruchtbaren Blick über die jetzige Kunſtſtatiſtik zu verſchaffen. Manche Städte und Gegenden, namentlich Niederſachſen, Berlin, Dresden und Wien ſind darin hart mitgenommen, und ihre eigenthümlichen Mängel und Abwege ſtrenge gerügt. Schiller's eigener Aufſatz (er wurde im September 1800 geſchrieben), welcher jetzt auch in ſeine Werke aufgenommen iſt, kann nur aus dieſer ſeiner urſprünglichen Stellung in den Propyläen heraus und in ſeiner Beziehung zu den andern ihn umgebenden Aufſätzen verſtanden werden. Uns iſt dieſe Epiſtel deßwegen beſonders merkwürdig, weil ſie das einzige Wert iſt, welches uns Schiller über bildende Kunſt hinterlaſſen hat. Eigentlich ſollte ſie etwas ganz anderes werden, als was ſie jetzt wirklich iſt. Schiller wollte „ſeine Empfindungen ausgießen“ über die meiſterhafte Zeichnung des Profeſſors Stahl von Kaſſel, welcher, in der Darſtellung des Abſchiedes des Hektor von der Andromache den Preis davon getragen hatte. Dieſe Arbeit wäre ganz ſpeziell und ſubjektiver Art geworden, und hätte ſich ihm auch durch ihren ſentimentalen Charakter empfohlen, wie dieſe ganze Kunſtaufgabe wahrſcheinlich von Schiller herrührte, welcher ſchon als Jüngling in ſeinen Räubern ſich Hektor's Abſchied zum Gegenſtande eines Gedichtes gemacht hatte. Es wäre nicht unintereſſant, dieſes poetiſche Bild mit dem zuſammenzuhalten, was er über die plaſtiſche Zeichnung deſſelben Sujets in jener Abhandlung ſagt.

---

[1] Siehe das 2. Stück des 3. Bandes der Propyläen S. 97 bis zu Ende.

Wahrſcheinlich ließ ſich Schiller durch Goethe's Wunſch vermögen, ſeinen Aufſatz vergleichend und beurtheilend über die Konkurrenzſtücke beider Preisaufgaben auszudehnen, ſo daß dann bei Stahl's Darſtellung zuletzt nur kurz abgebrochen wurde. Goethe bezeichnet das Verhältniß dieſes Aufſatzes zur Meyer'ſchen Beurtheilung der einzelnen Stücke recht artig. Nachdem er ihm über ſeine Arbeit das ſchuldige Lob geſpendet hat, woran es die Freunde überhaupt gegeneinander nicht fehlen ließen, ſagt er: „Es fiel mir dabei ein, daß jede Partei in Venedig zwei Advokaten von verſchiedenem Charakter beim Plädiren der Proceſſe aufſtellt, einen der den Vortrag macht und einen andern, der konkludirt.“ Schiller zieht aus der Meyeriſchen Recenſion allgemeine Reſultate; er charakteriſirt den Abſchied des Hektor als ein Empfindungsgemälde, die Ermordung des Rheſus als ein Phantaſiebild, und bezeichnet von dieſem pſychologiſchen, menſchlichen Standpunkt aus die eigenthümlichen Vortheile und Gefahren beider Aufgaben. Indem er ſich nun näher auf eine Betrachtung der vorzüglichſten Zeichnungen einläßt, ſpricht er beinahe ausſchließlich von der Erfindung, alſo nicht eigentlich von den Bildern ſelbſt, ſondern nur von den bloßen Gedanken der Bilder, von der Art, wie die einzelnen Künſtler die Aufgabe gefaßt haben und in wie fern dieſe Auffaſſung zu loben oder zu tadeln ſei. Was er beiläufig von den Zeichnungen ſelbſt ſagt, betrifft wieder nicht deren künſtleriſche Ausführung, ſondern die Wirkung dieſer Gemälde auf das Gemüth des Betrachtenden. So hält er ſich durchweg in der Sphäre des Geiſtigen, des allgemein Menſchlichen, oder wenn man will, des Poetiſchen und Philoſophiſchen. Alles andere lag, wie er ſelbſt ſagt, außer ſeiner Kompetenz und Wiſſenſchaft. In der That, wenn man dieſe Abhandlung mit den meiſterhaften Kunſturtheilen Goethe's oder Meyer's zuſammenhält, ſo ſinkt ſie uns gar ſehr an Werth. Erwägen wir ferner, daß viele Gedanken aus Meyer's Recenſion entlehnt ſind („die

Proprietät der Sache,“ ſchreibt er an Goethe, „worauf es hier eigentlich ankommt, iſt von mir nicht zu erwarten“), ſo können wir uns des Urtheils kaum enthalten, daß Schiller aus der langen Kommunikation mit den beiden Kunſtkennern im Grunde doch wenig reellen Gewinn geſchöpft hatte. Er konnte ſich nicht, unabhängig von ſeinen philoſophiſchen Ideen, in die Sache ſelbſt verſetzen: dieſe hielten ihn wie ein Netz umſpannt. Er entwickelte nicht ſeine Anſichten aus den Dingen, ſondern er entwickelte eigentlich ſich ſelbſt an den Dingen. Ihm ſchien die materielle Welt nicht ihrer ſelbſt wegen da zu ſein, ſondern nur um ſeine ideelle zu erwecken. Das Einzelne, was er ſah, knüpfte er immer an das Höchſte und an das Nämliche an; daher trug es ihm auch nur allgemeine und einerlei Früchte. Hätte Schiller ſpeziellere pſychologiſche Kenntniſſe gehabt, ſo würden dieſe ihm gewiß als Uebergang und Mittel einer individuellern Auffaſſung und Beurtheilung auch der Außenwelt gedient haben.

Uebrigens ſcheint die epiſtolariſche Form, in welcher Schiller ſeine Betrachtungen niederlegte, nicht paſſend gewählt zu ſein. Dem Herausgeber der Propyläen wird in dieſem Briefe über die Zeichnungen ſelbſt zu viel vorgeſagt, wovon der Leſer denken muß, daß es ganz unnöthig ſei, weil es der Herausgeber der Propyläen ſelbſt wiſſe. Beſſer wäre es geweſen, wenn der Brief als an einen Dritten geſchrieben fingirt worden wäre.

Die Propyläen hörten ſchon mit dem Jahre 1800, aus Mangel an Abſatz, auf; aber die Preisertheilungen, durch welche ſich Goethe um die Kunſt in unſerm Vaterlande unſtreitig ſehr verdient machte, liefen noch manches Jahr fort. In dem letzten Stücke der Propyläen ſtellte man (in einer wahrſcheinlich von Schiller ſelbſt geſchriebenen Ankündigung) eine dramatiſche Aufgabe auf: das beſte Intriguenſtück ſollte eine Prämie von dreißig Dukaten erhalten. Aber es lief kein Luſtſpiel dieſer Art ein, welches man hätte krönen dürfen.[1] Ja, auch damit begnügten ſich die Freunde noch nicht; ſie dachten daran, auch eine wiſſenſchaftliche Preisaufgabe vorzulegen. Goethe ſprach dieſelbe in folgenden Worten aus: „Es wird verlangt eine gedrängte, lichtvolle Darſtellung des Beſtehenden im Menſchen, mit Entwickelung der Phänomene der Kultur aus demſelben, man betrachte ſie nun als ein Ganzes der Gegenwart oder der Succeſſion oder als beides zugleich.“

---

[1] Goethe's Werke B. 31. S. 131. Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 6, S. 55.

Zweites Kapitel.

Das Jahr 1802: Turandot, Räthſel und Gedichte; beabſichtigtes Schillerfeſt in Weimar, Verleihung des Adels; Wohnungsankauf; Tod der Mutter; Plan des Warbeck und die Braut von Meſſina.

Sogleich mit dem Beginn des neuen Jahres müſſen wir unſern Blick wieder auf das Weimar'ſche Theater richten. Daſſelbe wurde zu einer immer höhern Vollkommenheit erhoben. An den verſchiedenartigſten Stücken übten ſich die Schauſpieler, erweiterte ſich der Geſchmack der Zuſchauer. Wenn man ſich durch die Aufführung der Brüder des Terenz dem antiken Luſtſpiel genähert hatte, ſo verſuchte man jetzt eine Annäherung an das griechiſche Trauerſpiel und brachte Schlegel's Jon auf die Bühne. Man glaubte dadurch das Publikum am meiſten zu ehren, daß man ihm Stücke vorführte, welche eine höhere Bildung vorausſetzten und nur denkend genoſſen werden konnten. Die Vielſeitigkeit und das Verläugnen der Individualität, das man dem Schauſpieler zur Pflicht machte, nahm man auch bei den Zuſchauern in Anſpruch, welche ebenfalls ihre partikulären Bedürfniſſe und Anſichten den mannigfachen Geſtalten auf dem Theater aufopfern ſollten, wo es Noth

thäte. Denn die Kunſt ſoll den Menſchen über ihn ſelbſt hinaus erweitern und erhöhen, und er kann es ihr nicht imme
zumuthen, daß ſie ſich ihm anpaſſe und zurecht lege. Di
Theaterdirektoren hatten das Total der Menſchennatur vo
Augen, und alle gebildete Völker und Zeiten mußten ihr
Schätze dem deutſchen Theater, welches ſie in Weimar gründen wollten, beiſteuern. Eine ſolche Vielſeitigkeit liegt ſche
in der Natur des Deutſchen, und wenn es zur Eigenthümlich
keit des Theaters anderer Völker gehört, alles Fremdartig
auszuſchließen, um bei dem Eigenen verharren zu können, ſ
ſollte es eine der Eigenthümlichkeiten der deutſchen Bühne wer
den, ſich immer im rein Menſchlichen zu halten und jede
Bedeutende des Auslandes auch in einer etwas fremden Form
verſtehen und genießen zu können. Aus dem Streben na
einer ſolchen Erweiterung und Vielſeitigkeit war auch je
oben erwähnte Preisaufgabe für das beſte Intriguen-Stü
hervorgegangen. Das komiſche Intereſſe, urtheilten die Freund
ſei bisher zu einſeitig aus der Empfindung und aus ſittliche
Rührungen geſchöpft worden; daher wollten ſie den deutſche
Sinn nach einer andern Seite hinrichten, und gaben ein Luſ
ſpiel auf, welches nur eine geiſtreiche Heiterkeit und Freihe
des Gemüthes beabſichtigte, die lediglich nur durch eine abſ
lute moraliſche Gleichgültigkeit zu erreichen ſei. So ha
man ja auch engliſche und franzöſiſche Stücke eingerichtet, v
denen man ganz entgegengeſetzten Gewinn und ſich ergänzen
Vortheile für Zuſchauer und Schauſpieler erwartete und wi
lich erlangte. Zugleich ließen es ſich aber Schiller und Goet
angelegen ſein, damit auch das Verſchiedenartigſte durch e
gemeinſames Band mit einander vereinigt wäre und ſich
Einer Geſinnung, ohne dieſe zu zerreißen, heimathlich zuſa
menfinden könnte, durch alle dieſe erworbenen Stücke Ein
Geiſt und Einen Stil zu führen, welchen ihnen ihre re
Kunſtkritik als den edelſten und wahren offenbart hatte.
mußte Einheit in das Verſchiedenartige und Mannigfalt
kommen.

Nun brachte Schiller auch Turandot von Gozzi
die Bühne, welches Stück er ſchon in den letzten Mona
des Jahrs 1801 metriſch zu bearbeiten begonnen hatte. Se

Luſtſpiele zu ſchreiben, war ſeiner Gemüthsverfaſſung und Gewöhnung fremd, ſo wenig man ihm auch ein bedeutendes komiſches Talent abſprechen kann.[1] „Zwar glaube ich mich,“ ſchreibt er, „derjenigen Komödie, wo es mehr auf eine komiſche Zuſammenfügung der Begebenheiten, als auf komiſche Charaktere und auf Humor ankommt, gewachſen: aber meine Natur iſt doch zu ernſt geſtimmt, und was keine Tiefe hat, kann mich nicht lange anziehen.“ Was er nicht ſelbſt erſchaffen konnte, davon wollte er ſich die Vortheile nachbildend aneignen, und ſo entſtanden einige Ueberſetzungen von Luſtſpielen, deren erſte die Turandot iſt. Schiller fühlte ſich getrieben, alle Gebiete des Drama's ſchaffend oder nachbildend zu durchlaufen, um ſich endlich auf das geeignetſte zurückzuziehen und zu beſchränken.

Bisher hatte man meiſt Stücke auf die Bühne gebracht, welche die ſtreng geſonderte Gattung rein darſtellten, ſo daß ſie auf den Zuſchauer einen fröhlichen oder einen ernſten, immer aber einen einfachen Eindruck machten. Daher hatte der Dichter die komiſchen Elemente im Wallenſtein in einem beſondern Vorſpiel zu einem Ganzen vereinigt. Jetzt griffen die Direktoren des Theaters, indem ſie ſich von den Engländern und Franzoſen auch einmal zu den Italienern wandten, zu dem Dichter, welcher Ernſt und Scherz in einander überſpielen und beide Beſtandtheile durch ihren Gegenſatz und eine phantaſtiſche, abenteuerliche Mährchen- und Feenwelt ausgleichen läßt und gleichſam aufhebt. Dem Zuſchauer ſollte die Ueberzeugung beigebracht werden, daß, wie Goethe ſagt, „das ganze theatraliſche Weſen nur ein Spiel ſei, über das er erhoben ſtehen müſſe, ohne deßhalb weniger Genuß daran zu finden.“[2] Was Schiller ſchon durch das Wunderbare in ſeiner Jungfrau von Orleans bezweckt hatte,[3] eben das ſuchte er jetzt, auf anderm Wege, durch „das tragikomiſche Mährchen“ der Turandot zu erreichen. Es war nur ein anderes Mittel, die **Aufrichtigkeit** der poetiſchen Illuſion an den Tag zu legen! Das Theater ſollte nicht mehr bloß eine ſittliche Bildungsanſtalt ſein, wie Schiller es in Mannheim gewollt, ſondern vornehmlich eine Schule der äſthetiſchen Kultur, welche neben der moraliſchen Schätzung und dem logiſchen Begriff ihre eigenthümliche Sphäre und Würde behauptet. Die Freunde mutheten daher dem deutſchen Publikum ein Stück zu, welchem man, weil es willkührlich und phantaſtiſch iſt und die ſittliche Rührung immer mit luſtigen Späſſen ſpielt, ſchlechterdings nicht durch die groben und vulgären Inſtrumente des logiſchen Begriffs und der moraliſchen Schätzung beikommen kann. So nimmt alſo die Turandot in dem Syſtem der Schiller'ſchen Beſtrebungen ihre beſtimmte gute Stelle ein.

---

[1] Siehe Th. 1, S. [illegible] f.

[2] Goethe's Werke in Duodez, Bd. 45, S. 16.

[3] Siehe Theil 1, S. [illegible]

„Hier“, ſagt Goethe in Charakteriſirung dieſes Stücks, „iſt das Abentheuerliche verſchlungener menſchlicher Schickſale der Grund, auf dem die Handlung vorgeht. Umgeſtürzte Reiche, vertriebene Könige, irrende Prinzen, Sclavinnen, ſonſt Princeſſinnen, führt eine erzählende Expoſition vor unſerm Geiſt vorüber, und die auch hier am Orte, im phantaſtiſchen Peking, auf einen kühn verliebten Fremden wartende Gefahr wird uns vor Augen geſtellt. Was wir aber ſodann erblicken, iſt ein in Frieden herrſchender, behaglicher, obgleich trauriger Kaiſer, eine Princeſſin, eiferſüchtig auf ihre weibliche Freiheit, und übrigens ein durch Masken erheitertes Serail, Räthſel vertreten hier die Stelle der Scylla und Charybdis, denen ſich ein gutmüthiger Prinz auf's neue ausſetzt, nachdem er ihnen ſchon glücklich entkommen war. Nun ſoll der Name des Unbekannten entdeckt werden, man verſucht Gewalt, und hier gibt es eine Reihe von pathetiſchen, theatraliſch auffallenden Scenen; man verſucht die Liſt und nun wird die Macht der Ueberredung ſtufenweiſe aufgeboten. Zwiſchen alle dieſe Zuſtände iſt das Heitere, das Luſtige, das Neckiſche ausgeſäet und eine ſo bunte Behandlung mit völliger Einheit bis zu Ende durchgeführt.“ [*]

Bei näherer Betrachtung aber ſcheint die Wirkung des Stückes doch vorherrſchend ernſt und pathetiſch zu ſein. Freilich iſt der chineſiſche Kaiſer bei ſeiner langſamen Grandezza und ſeinen ſalbungsreichen, weitſchweifigen Klagen im Grunde ſelbſt eine luſtige Perſon, und ſeine Leiden ſowohl, als ſein

[*] Goethe's Werke in Duodez, Bd. 35, S. 14 f.

ganzes Verhältniß zu ſeiner Tochter ſind lächerlich. Ja der Männerhaß der Princeſſin und ihre Liebhaberei, ſich durch ihre Räthſel berühmt zu machen und ihren Freiern die Köpfe abſchlagen zu laſſen, hat, als eine ganz abnorme Bizarrerie, ſelbſt etwas Komiſches, und es iſt ſehr gut motivirt und gibt ein angenehmes Schauſpiel, wie die Natur mehr und mehr ihre Rechte gegen ſie geltend macht, bis wir das außermenſchliche Weſen am Ende ganz in den Kreis unſerer Gattung geſetzt ſehen. Vorher haben wir keinen Maßſtab, einen ſolchen Charakter zu beurtheilen, und ihr grillenhafter Widerſpruch gegen die Natur gewährt uns nur eine ergötzliche Unterhaltung ohne allen ſittlichen Affekt. Schiller hat daher nicht wohl daran gethan, daß er, von Gozzi abgehend, den Männerhaß durch einen rationellen Grund motivirte. „Ich ſehe“, iſt ihr Räſonnement,

„Ich ſehe durch ganz Aſien das Weib
Erniedrigt und zum Sklavenjoch verdammt,
Und rächen will ich mein beleidigtes Geſchlecht
An dieſem ſtolzen Männervolke, dem
Kein anderer Vorzug vor dem zärtern Weibe,
Als rohe Stärke ward“ ꝛc.

Solche ernſte Gründe (Akt 2, Scene 4), wie manches andere würdige Wort, welches der deutſche Dichter die Princeſſin ſagen läßt, entrücken ihren Abſcheu dem Phantaſtiſchen und Willkührlichen, in welchem Elemente er allein Reiz für uns hat. Dieſer Abſcheu kann nur deswegen ſo ausſchweifend und grauſam ſein, weil er gar *keine* Gründe hat.

Man hat das Komiſche unter anderm auch in jenen, mit Bedacht gewählten lahmen Alexandrinern gefunden, in welchen das *Geſetz* abgefaßt iſt:[1]

„Es kann ſich jeder Prinz um Turandot bewerben,
Doch erſt drei Räthſel legt die Königin ihm vor.
Löſ't er ſie nicht, muß er vom Beile ſterben,
Und ſchaugetragen wird ſein Haupt auf Pekin's Thor.“

---

[1] Ueber Gozzi's dramatiſche Poeſie inſonderheit über deſſen Turandot und die Schiller'ſche Bearbeitung dieſes Schauſpiels, von Franz Horn, Penig 1803, S. 61.

Doch, wie geſagt, der Hauptinhalt iſt pathetiſch, und das Düſtere und Unerfreuliche wird im Großen, außer den Doktoren, nur durch Pantalon, Tartaglia, Truffaldin und Brigella erheitert und ausgeglichen. Bekanntlich waren dieſe Figuren in den Luſtſpielen des Chiari, Goldoni und ihres überlegenen Gegners Gozzi, ſtehende Masken in beſtimmtem Koſtüme, welche als Spaßmacher jeder in ſeinem Charakter das Publikum beluſtigten. Dieſes Amt ſehen wir ſie denn auch in unſerm Schauſpiel verwalten, und da Gozzi die Reden dieſer Harlekins nicht ausführte, indem er die Ausführung derſelben den Improviſatoren der vortrefflichen Truppe Sachi in Venedig, für welche er ſchrieb, überließ, ſo ſind dieſe Scenen von Schiller ganz neu nach bloßen Andeutungen gedichtet. So iſt z. B. die erſte Scene des zweiten Akts (welche wie die erſte Scene im zweiten Akt der Piccolomini beginnt: „Greift an! Macht, daß ein Ende wird!“ ꝛc.) ganz Schiller's Werk. Man muß den großen Fleiß rühmen, den er auf dieſe komiſchen Scenen verwandte, und die leichte, ſpielende Weiſe, wie in ihnen die Jamben behandelt ſind, ſo daß man, wie es recht iſt, beinahe Proſa zu hören glaubt.

Das Ernſte des Schauſpiels zeigt ſich ſogleich Anfangs durch die Prinzenköpfe auf den eiſernen Stangen über den Thoren, wenn auch dieſe Köpfe nur „als eine Zierrath“ ſymmetriſch aufgepflanzt ſind, durch den Nachrichter, der im Hintergrund einen neuen Kopf aufſpießt, durch das Auftreten des Königs Timur in dürftiger Kleidung, durch die Scene am Anfang des vierten Akts, wo den Gefangenen ihr Geheimniß mit Gewalt abgenöthigt werden ſoll, und nicht nur durch ſolche Einzelnheiten, ſondern die ganze Situation des Helden iſt durchweg höchſt tragiſch bis zur letzten Scene. Der erſte Akt iſt der Prolog, im zweiten wird die Handlung ſchnell und kräftig zum Gipfel hinauf geführt, aber jetzt erſt, wenn die Räthſel gelöſ't ſind, verſchlingt ſich die dramatiſche Handlung ſelbſt zu einem Räthſel, in welchem wir den biedern Prinzen mit ſeiner treuen Liebe verwickelt ſehen. Hier iſt in der That zu viel Schweres für ein leichtes Mährchen, und die luſtigen Perſonen haben Mühe, das Mitleid, die Furcht und Rührung hinwegzuſcherzen. Wir werden jeden Augenblick pathetiſch berührt, und das Gemüth fühlt ſich zuweilen verletzt und mißſtimmt durch die oft derben und gemeinen Späſſe der vier Masken, über die man ganz ärgerlich wird, weil ſie als Nebenfiguren nur das tragiſche Spiel ſtören. Aber unter Schiller's Händen hat ſich auch das Schauſpiel ernſter, tiefer und edler geſtaltet, als er es von Gozzi empfing. Er blieb hierin ſeinem Charakter getreu, daß er alles mehr in das Bedeutſame hineinarbeitete, als eine heitere, moraliſch indifferente Laune vorwalten ließ. Es genüge, ein einziges Beiſpiel anzuführen. Wie ſchließt Gozzi ſein Schauſpiel? — Er läßt die Princeſſin zum Parterre hintreten, und ſagen, man möge ihre Uebelthaten vergeſſen, ſie ſei ja doch auch in ſich gegangen, und zum Zeichen, daß man mit dieſer Beſſerung zufrieden ſei, möge man ein wenig in die Hände klatſchen. Und Schiller? In dem deutſchen Drama wirft der Prinz (Kalaf) in das Blatt, „welches das Ende ſeines Unglücks enthält," einen Blick, und ſteht eine Zeitlang in ſprachloſer Rührung, bis er ausruft:

> „Götter des Himmels! Mein Entzücken iſt
> Droben bei euch — die Lippe iſt verſiegelt."

Hierauf eine ſtumme, bewegte, rührende Gruppe, und der Vorhang fällt.

Ich müßte mich ſehr irren, oder Schiller hat den Aufſatz: Gedanken über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunſt,[1] auf Anlaß der Turandot geſchrieben. Unter anderm ſagt er hier,[2] daß der Dichter Unwille errege, wenn er das Niedrige da anbringe, wo wir es ſchlechterdings nicht verzeihen können, bei Menſchen nämlich, von denen wir berechtigt ſeien, feinere Sitten zu fordern (wie in unſerm Drama von dem *Miniſter* Tartaglia, von dem *Kanzler* Pantalon ꝛc.) „Ganz anders aber iſt es in der *Farce* oder Poſſe, wo zwiſchen dem Dichter und dem Zuſchauer ein ſtillſchweigender Kontrakt iſt, daß man keine Wahrheit zu erwarten habe. In der Farce diſpenſiren wir den Dichter von aller *Treue der Schilderung*, und er erhält gleichſam ein Privilegium, uns zu belügen. Denn hier gründet ſich das Komiſche gerade auf ſeinen Kontraſt mit der Wahrheit; es kann aber unmöglich zugleich wahr ſein und mit der Wahrheit kontraſtiren.“

---

[1] Siehe Theil 3, S. 91 ff.

[2] Schiller's Werke in E. B., S. 1209. f. (Oktavausg. B. 12, S. 274 f.)

Das Stück wurde in Weimar am 30. Januar 1802 zum erſten Mal dargeſtellt. Aber das Publikum fand ſich nach der Jungfrau von Orleans bei dieſem gemiſchten Genre ſehr getäuſcht, und hatte bei der Aufführung Langeweile. Die zweite Repräſentation, verſichert Goethe, ſei beſſer, als die erſte gelungen, ohne daß es geglückt ſei, alle Schwierigkeiten zu beſeitigen. Der begriffsmäßig trockene und ſittlich ernſte Sinn der Deutſchen hatte für ein ſolches geiſtreiches Spiel kein Organ, und die Masken waren ihm fremdartig und ungenießbar. Viele wurden ganz irre an Schiller. Er erhielt z. B. einen anonymen Brief, worin ſtand: „Nie würde ich geglaubt haben, daß ein ſo triviales Produkt einem Schiller ſeine Exiſtenz zu verdanken hätte! Ich bin ein großer Verehrer der Kunſt und als ſolcher frage ich Euer Wohlgeboren, was die Vorſtellung von dergleichen Stücken, die uns die Zeiten der Kaſperle nebſt Konzerten ins Gedächtniß zurückrufen, wohl für eine Tendenz haben könne? Finden Sie für Ihre ſchöpferiſche Phantaſie nicht in der Geſchichte unendlichen Stoff zu zweckmäßigern Stücken, daß Sie ſich herablaſſen müſſen, den Schlegelianern zu Gefallen, Mährchen aufzutiſchen, und ſo das Publikum, das kaum zu denken anfängt, wieder zu verbilden? — Im Namen eines großen Theils des Publikums, im Namen der geſunden Vernunft bitte ich Ew. Wohlgeboren ergebenſt, es bei dem erſten Verſuch dieſer Art — denn mehr, als ein Verſuch, ſollte es doch wohl nicht ſein? — bewenden zu laſſen, und uns Stücke zu liefern, die Ihrer und des Zeitalters würdig ſind.“ ꝛc. Ziemlich übereinſtimmend und nicht verächtlich war das Urtheil Iffland's. Turandot, ſchrieb er am 16. April an den Verfaſſer, ſei ausgeſtattet mit Schiller's bezauberndem Genius; es ſei Pflicht geweſen, das Schauſpiel ganz mit der vorgeſchriebenen Pracht zu geben. Dieß ſei mit aller Sorgfalt und mit einem Aufwand von tauſend fünfhundert Thalern geſchehen. Die junge Welt ſei für das Schauſpiel eingenommen, das reifere Alter ſei nicht dafür, die Menge habe die Neuheit der Koſtüme gern geſehen — das Ganze habe mehr befremdet, als intereſſirt. Er müſſe geſtehen, daß er Gozzi's Werke und was in dieſer Gattung geſchrieben ſei, den Theaterdirektionen für nicht vortheilhaft und der Schauſpielkunſt für ſchädlich halte. „Ich kann nicht für die Einführung der italieniſchen Masken ſein. Die deutſchen Schauſpieler können ſie nicht geben. Nur die volubile italieniſche Sprache, das Leben und Sein der Italiener, der Jargon ihrer Schauſpieler, der dafür eine anerkannte gleichſam komiſche Melodie hat, nur das Maskenreich, welches dort im ganzen Lande zu Hauſe iſt, kann den Masken ein lebendiges und pikantes Intereſſe verſchaffen. — Ich liebe die Kunſt, ich habe ſie aus Leidenſchaft gewählt, ich beobachte und betreibe ihren Fortgang mit Aufmerkſamkeit, Sorgfalt und Wärme. Wir ſind mit dem deutſchen Theater in keinem Betracht ſo weit vorwärts, daß wir etwas einführen könnten, was in den Händen von Schauſpielern oder Schriftſtellern ohne Genie, nothwendig wieder zurückführen müßte. — Können Sie mir verargen, daß mir Schiller werther iſt, als Gozzi? Iſt nicht die Bitte natürlich, daß wir Schiller ſelbſt empfinden mögen, nicht den, welchem er ſich leiht? Warum ſollte der Genius, welcher den treuen, wahren, lebendigen Muſikus Miller,[1] welcher Wallenſtein's Lager ſchuf, uns ein Luſtſpiel, ein deutſches Luſtſpiel verweigern? — Ihre Werke tragen außer dem Genius des großen Mannes ſo viele herzliche Empfindung, und ſprechen deshalb zu allen Menſchen. Nicht ſo iſt es mit mancher Arbeit des Verdienſtes, wo bloß Kenntniſſe, Gelehrſamkeit und Spielereien des Verſtandes die Menſchen afficiren, ohne ſie jemals zu ergreifen."

Schiller ſuchte das Nationelle der Komödie möglichſt ins allgemein Menſchliche hinüberzuſpielen, und ſo band er ſich auch nicht an die von Gozzi gegebenen, für das italieniſche Theater berechneten Räthſel. Wie unerquicklich wäre auch für deutſche Zuſchauer ein Räthſel geweſen, deſſen Löſungswort (wie im Original) der „adriatiſche Löwe" war. Er erdachte alſo andere, ja er ließ, um dem Schauſpiel noch einen beſondern Reiz zu geben, bei jeder folgenden Vorſtellung die eben ſo erfindungsreiche, als grauſame Princeſſin immer mit neuen Aufgaben gerüſtet erſcheinen. So entſtand denn jene Räthſeldichtung, welche ich früher als ein eigenes poetiſches Genre im Allgemeinen charakteriſirt habe.[1] Da jedesmal drei Räthſel aufgegeben wurden, ſo kann man vermuthen, daß Turandot zu Schiller's Lebzeiten noch fünf Mal geſpielt ward. Denn er hat uns vierzehn Räthſel hinterlaſſen, und Goethe dichtete eins zu demſelben Zwecke.[2]

---

[1] Vergleiche Theil 1, S. 193.

Von ſeinen vierzehn Räthſeln hat Schiller nur dreizehn in den 1803 erſchienenen zweiten Band ſeiner Gedichtſammlung aufgenommen. Das hier fehlende:

„Der Baum, auf dem die Kinder
Der Sterblichen verblühen“ ꝛc.

leſen wir nur in der Turandot (Akt 2, Scene 4). Schiller mag es deswegen ſtillſchweigend verworfen haben, weil das, was hier von dem Baume geſagt wird:

„Er kehrt auf einer Seite
Die Blätter zu dem Licht,
Doch kohlſchwarz iſt die zweite,
Und ſieht die Sonne nicht,“

nicht von dem Jahr, ſondern nur von Tag und Nacht gelten kann. Daher gibt Kalaf auch die Auflöſung, der Baum ſei „das Jahr mit ſeinen Tagen und Nächten.“ Das Bild bezieht ſich alſo auf mehrfache, verſchiedenartige Dinge, und es würde nur treffend ſein, wenn die ganze eine Hälfte des Jahres Tag, und die andere Nacht wäre.

In der erſten Allegorie, welche in der Gedichtſammlung ſteht, „Von Perlen baut ſich eine Brücke“ ꝛc. wird der Regenbogen unter dem Bilde einer Brücke zu rathen gegeben. Dieſelbe Vergleichung, die hier ſo anmuthig ausgemalt iſt, begegnet uns auch im Spaziergange:

Leicht, wie der Iris Sprung durch die Luft, wie der Pfeil von der Senne,
Hüpfet der Brücke Joch über den brauſenden Strom.

und in dem Gedichte, die Gunſt des Augenblicks:

Wie im hellen Sonnenblicke
Sich ein Farbenteppich webt,
Wie auf ihrer bunten Brücke
Iris durch den Himmel ſchwebt.

---

[1] Siehe Theil 3, S. 160 f.

[2] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 6, S. 86.

Das zweite Räthſel ſcheint durch ſeinen letzten Vers: „Ihm iſt ein Augenblick genug,“ ſich als das Auge wie abſichtlich ſelbſt zu verrathen. Da im ſechsten Stück ebenfalls das Auge gemeint iſt, ſo iſt der Gedanke Götzinger's nicht uneben, der Dichter habe die Zuhörer um ſo angenehmer überraſchen wollen, welche, nachdem ſie das zweite Räthſel gehört, auf eine andere Löſung ſannen.

[illegible]

„Auf einer großen Weide gehen
Viel tauſend Schafe ſilberweiß,“

beginnt die folgende Parabel, welche eine unermeßlich große Himmelserſcheinung ganz im Sinne der Kinder und des Volkes durch ein gewöhnliches, niedliches Bild veranſchaulicht. Wie hier, wird auch am Ende des Spazierganges von der Natur geprieſen, daß ſie immer jugendlich ſei und nie altere.

Das nächſte allegoriſche Räthſel hat eine gleich würdige Bedeutung und einen ähnlichen Gegenſtand. Es iſt die Erde mit dem darüber ſich erhebenden Himmelsgewölbe, wie beides an einem ſonnenhellen Tage dem Auge erſcheint. Hier und dort iſt das große Welträthſel ſinnbildlich dargeſtellt, welches der Betrachtung und dem Gefühl nie durch die Wiſſenſchaft, ſondern immer nur durch die Kunſt erſchloſſen wird.

„Zwei Eimer ſieht man ab und auf
In einem Brunnen ſteigen“ ꝛc.

bedeutet Tag und Nacht. Weniger paſſend iſt die Löſung durch „Vergangenheit und Gegenwart“ oder „Jugend und Alter.“

Das ſechste Räthſel: „Kennſt du das Bild auf zartem Grunde“ ꝛc. iſt das zweite in der Turandot, und wir brauchen dort die Löſung des Prinzen Kalaf nicht zu hören und nicht die Zettel der Doktoren des großen Kaiſers Altoum zu erbrechen, um ihm auf den klaren Grund zu ſchauen. Es iſt eine „entzückte Anſchauung,“ und des Gegenſtands würdig, den es preiſ't. Der zweite Vers der erſten Strophe:

„Es gibt ſich ſelber Licht und Glanz“

erläutert ſich durch Goethe's Worte zur Farbenlehre:[1]

---

[1] Vergl. Viehoff's Erläuterungen von Schillers Gedichten, Th. 2, S. 184.

„Wär' nicht das Auge ſonnenhaft,
Wie könnten wir das Licht erblicken?“

Das Räthſel: „Ein Gebäude ſteht da von uralten Zeiten“ ꝛc. iſt das einzige, welches auf einen einzelnen hiſtoriſchen Kunſtgegenſtand geht, und man ſieht leicht, wie die Fabel der Turandot den Dichter auf die chineſiſche Mauer führen konnte. Zur Erklärung mag noch angeführt werden, daß dieſe Mauer, welche eigentlich aus zwei einander parallelen und mit einem Erdwalle verbundenen Mauern beſteht, im Durchſchnitt dreißig Fuß hoch und zehn Fuß breit iſt, eine Länge von fünfhundert Meilen hat, durch Thürme verſtärkt iſt, und über Bergeshöhen und durch Thäler bis ans öſtliche Meer geht. Schon vor zweitauſend Jahren wurde ſie gegen die Einfälle der mongoliſchen Nomaden erbaut.

In der achten Parabel werden uns in der ſinnlichſten, lebendigſten Darſtellung die elektriſchen Eigenſchaften des Blitzes unter dem Bilde einer Schlange geſchildert. Die letzte Strophe muß heißen:

„Und dieſes Ungeheuer
Hat zweimal nie gedreht“ ꝛc.

Die „ſechs Geſchwiſter,“ welche lange Zeit verhüllt blieben, ungeachtet mancher ſein Talent aufbot, ihre nähere Bekanntſchaft zu machen, ſind endlich durch den Dichter ſelbſt entſchleiert worden. Ein Freund deſſelben theilte[*] folgende Auflöſung mit, welche Kalaf in dem Schauſpiel zu ſprechen hatte, in der Vorſtellung, in welcher dieſes Räthſel aufgegeben wurde:

„Die ſechs Geſchwiſter, die freundlichen Weſen,
Die mit des Vaters feuriger Gewalt
Der Mutter ſanften Sinn vermählen,
Die alle Welt mit Luſt beſeelen,
Die gern der Freude dienen und der Pracht,
Und ſich nicht zeigen in dem Haus der Klagen —
Die Farben ſind's, des Lichtes Kinder und der Nacht.“

---

[*] Im Anzeiger der Deutſchen, Nro. 74 vom Jahr 1808. Siehe A. G. Lange's Vermiſchte Schriften und Reden, herausg. von K. G. Jacob, Leipz. 1832, S. 216. Vergleiche Supplemente zu Schiller's Werken (bei Cotta) B. 3, S. 364.

Newton nahm bekanntlich im prismatiſchen Bilde ſieben Hauptfarben an, und ſo zeigt auch der Regenbogen die bekannten ſieben Farben. Jene Theorie und dieſe allgemeine Erfahrung erſchwerten die Enträthſelung dieſes Bildniſſes der ſechs Geſchwiſter um ſo mehr, als Schiller in den Philoſophiſchen Briefen[1] ſelbſt ſagt, daß ſich im prismatiſchen Glaſe ein weißer Lichtſtrahl in ſieben dunklere Strahlen ſpalte, und am Ende der Künſtler[2] ſpricht:

„Wie ſich in ſieben milden Strahlen
Der weiße Schimmer lieblich bricht,
Wie ſieben Regenbogenſtrahlen
Zerrinnen in das weiße Licht“ ꝛc.

Aber wir wiſſen es,[3] welchen lebhaften, ja thätigen Antheil Schiller an Goethe's optiſchen Unterſuchungen nahm, und daß er von deren Richtigkeit feſt überzeugt war. So nimmt er denn nach der Goethe'ſchen Farbenlehre in dieſer Parabel ſechs Farben, welche er ſich nicht aus der Brechung der Lichtſtrahlen, wie Newton, ſondern mit Goethe aus der Miſchung der Finſterniß und des Lichtes entſtanden denkt. Die ſechs Farben ſind daher die Kinder der **Nacht** und des **Lichts**:

„Die Mutter ewig ernſt und düſter,
Der Vater fröhlich immerdar.“

Wenn Schiller daher ſpäter in der **Huldigung der Künſte**[4] wieder auf ſieben Farben hindeutet, ſo ſpricht er nur vom Regenbogen, von „der Iris ſchönem Farbenbild,“ mit welchem er die ſieben Künſte vergleicht.

Die zehnte Frage:

„Wie heißt das Ding, das Wen'ge ſchätzen,
Doch ziert's des größten Kaiſers Hand?“ ꝛc.

beantwortet im Schauſpiele der Prinz, nachdem er ſich vom Anblicke der entſchleierten ſchönen Turandot geſammelt hat.

---

[1] Schiller's Werke in Einem Bd., S. 709 2. a. (Oktavausgabe Bd. 10, S. 336 f.)

[2] Ebendaſelbſt, S. 26 1. m. (Oktavausg. B. 1, S. 131).

[3] Siehe Th. 3, S. 354. vergl. Goethe's Werke, Bd. 54, S. 309.

[4] Schiller's Werke in Einem Band, S. 669. 2. u. (Oktavausg. Bd. 1, S. 187).

Hier haben wir zwar auch ein Kunſtprodukt, aber das Alterthum, die Allgemeinheit und der ehrwürdige Gebrauch des Pflugs ſtellt denſelben einem großen Naturerzeugniß gleich. Die Segnungen des Pflugs fanden ſchon in dem eleuſiſchen Feſte eine reiche und glänzende Ausführung.

Die eilfte Aufgabe: „Ich wohn' in einem ſteinernen Haus" ꝛc. bedeutet den Funken, der, vom Feuerſtahl („der eiſernen Waffe") aus dem Steine („dem ſteinernen Haus") gelockt, anfangs ſo ſchwach iſt, daß ihn der Athem, oder ein Waſſertropfen auslöſchen kann, doch bald, durch die Luft („die mächtige Schweſter") angefacht, zu jener furchtbaren Feuersbrunſt anwächst, wie ſie im Lied von der Glocke geſchildert iſt.[1]

Das vorletzte Räthſel ſcheint der Dichter durch eine Spitzfindigkeit erlangt zu haben. Strenge genommen muß in den vier erſten Verſen der Schatten der Sonnenuhr, und in den fünf letzten die Sonne ſelbſt gedacht werden. Hier fehlt die Einheit der Sache. Um dieſe zu erhalten, muthet uns der Dichter zu, uns die Sonne gleichſam in ihrem Lauf um den Zeiger der Sonnenuhr und durch das Himmelsfeld vorzuſtellen.[2]

Keiner Auflöſung möchte das letzte Stück bedürfen, es iſt aufrichtig genug, ſich ſelbſt zu enthüllen. In den frühern Räthſeln wird die Sache entweder unmittelbar durch ihre Merkmale oder mittelbar durch Ein durchgeführtes Bild geſchildert. Dieſes Räthſel verbindet gleichſam beide Behandlungsweiſen. Das Schiff, welches uns zu rathen aufgegeben wird, iſt ein Vogel, ein Fiſch, ein Elephant, eine Spinne, und dieſe Bilder deuten nur die verſchiedenen Beziehungen des Gegenſtandes an. Zuletzt werden noch einige indirekte Kennzeichen beigefügt.

Iſt nun Schiller's Vorgang in dieſem Genre gewiſſermaßen geſetzgebend, ſo läßt ſich aus vorliegenden Beiſpielen das ſchöne Räthſel der Phantaſie dem gemeinen des bloßen Witzes gegenüber überhaupt charakteriſiren. Während der

---

[1] Viehoff's Erläuterungen, Th. 2, S. 190.

[2] Die Auflöſung Schiller's ſ. in den Supplementen Th. 3, S. 365.

Gegenſtand des gewöhnlichen Räthſels gleichgültig, ja oft unwürdig und verächtlich iſt, muß er beim poetiſchen Räthſel immer allgemein bedeutend, beziehungsreich, groß und allbekannt ſein. Selbſt die chineſiſche Mauer iſt, wenn auch ein ſingulärer, doch ein impoſanter Gegenſtand. Sollen Kunſtobjekte gewählt werden, ſo müſſen ſie ſich wenigſtens durch ihre Wichtigkeit auszeichnen; denn nur ſolche Gegenſtände ſind einer poetiſchen Behandlung fähig. Auch hat Schiller bloß nach ſichtbaren Dingen gegriffen, und es liegt allen dieſen Räthſeln eine großartige, tiefſinnige Weltanſchauung zu Grunde. Iſt nun bei den Verſtandesräthſeln die Einkleidung möglichſt geheimnißvoll und das Verworrene und Verſchrobene hier recht an ſeinem Ort, ſo wird beim poetiſchen Räthſel der Verſtand zwar ebenfalls gereizt, aber daſſelbe iſt auch ſchon ohne ſeine Auflöſung ein liebliches Bild, welches noch unenthüllt Ohr, Einbildung und Gefühl anmuthig unterhält. Ja das Phantaſie-Räthſel macht einen um ſo reinern äſthetiſchen Eindruck, je mehr es auf die kleine Ehre einer unentwirrbaren Verwickelung verzichtet, je unbefangener es ſein Geheimniß ſelbſt zu verrathen ſcheint. Denn ſein Zweck liegt gar nicht darin, wie bei jenen kahlen und trockenen Spielen des Witzes, den Verſtand möglichſt zu verwirren und zu quälen, ſondern uns den Gegenſtand ſelbſt, wenn wir ihn errathen haben, durch ſeine geiſt- und phantaſiereiche anonyme Darſtellung intereſſanter, lieber, achtbarer, bewundernswürdiger zu machen. In allen Schiller'ſchen Räthſeln iſt ein würdiger Ernſt und ein herzliches Intereſſe an der Sache gleichſam die Seele dieſer ſchöngeſtalteten Weſen.

Schon im vorigen Winter hatten ſich gleichgeſinnte Menſchen an Schiller und Goethe angeſchloſſen, welche wöchentlich in Goethe's Haus auf dem Plane am Frauenthor zu einem Piknik zuſammenzukommen pflegten und ſo einen der geiſtreichſten Zirkel in der kleinen Reſidenz bildeten. Außer Schiller, Goethe und Meyer zählte dieſer Abendzirkel meiſt nur weibliche Mitglieder. Die Hofmarſchallin von Einſiedel, Frau von Schiller, Frau von Wolzogen, Amalie von Imhof gereichten ihm zur beſondern Zierde. Aus dieſer Zuſammenſetzung läßt ſich entnehmen, daß in dem feinen geſelligen

Verein die zarte Anmuth weiblicher Sitten eben ſo ſehr herrſchte, als die Vorzüge des Geiſtes. Wie ſich nun die Poeſie in alles erheiternd und veredelnd einmiſchte, ſo entſtanden durch dieſe Geſellſchaft mehrere ſchätzbare Lieder, welche Körner und Zelter in Muſik ſetzten. Goethe dichtete unter andern ſein Stiftungslied: „Was gebſt du, ſchöne Nachbarin," welches ſchwer, ja unmöglich zu verſtehen iſt, weil es ſich auf die individuellſten Zuſtände der vierzehn theilnehmenden Perſonen bezieht. Als der Erbprinz von Weimar nach Paris reiſen wollte, wurde ihm in dieſem geſchloſſenen Kreiſe befreundeter Menſchen ein Lebewohl geſagt. Goethe kam von Jena herüber, und brachte in die Mitte dieſes Zirkels ſein Tiſchlied: „Mich ergreift, ich weiß nicht wie," deſſen dritte Strophe auf jene Abreiſe zu deuten iſt. Auch Schiller blieb nicht zurück: er dichtete zu dem feierlichen Abend des 22. Februars 1802 ſein Lied: „An den Erbprinzen von Weimar." Herzlichkeit, vaterländiſche und ſittliche Geſinnung drücken ſich auf eine rührende Weiſe in dieſen Strophen aus.[1] Nur blieb Schiller auch in ſeinen geſelligen Liedern ſeinem von Goethe ganz abweichenden Charakter treu. Er faßte auch die Freude ernſt auf und genoß ſie denkend, und enthielt ſich durchaus ſolcher ganz zufälligen Beziehungen auf die ſpeziellſten Verhältniſſe, wodurch uns manche Gedichte Goethe's räthſelhaft und oft ungenießbar werden. Schiller hatte immer die Leſer im Auge, welche eine Beſtätigung von dem, was er ſagte, in ſeinem eigenen Herzen finden ſollten, während Goethe den Leſer bisweilen gefliſſentlich zu myſtificiren ſcheint. Wenigſtens verlangt das Verſtändniß mancher Goethe'ſchen Gedichte, daß man mit den zufälligſten, kleinſten Vorfällen ſeines Lebens bekannt ſei. Wenn daher Schiller ſeine Dichtung häufig zu ſehr ins Allgemeine treibt, ſo machte Goethe das Gewebe ſeiner Lieder auch durch ſolche Fäden dicht und ſolid, für welche nicht einmal ſeine Zeitgenoſſen und Landsleute eine Analogie in ihrem Leben oder Bewußtſein finden konnten. Eine ſolche Aufnahme unbekannter Eigenheiten und geheimer Vorfälle in ein Gedicht ſcheint ein Fehler im Individualiſiren zu ſein, denn was dunkel iſt, kann eine Sache nicht individuell machen, und was abſolut unverſtändlich iſt, ärgert den Leſer. Jedes Gedicht ſollte den Schlüſſel wenigſtens ſeines allgemeinen Verſtändniſſes in ſich ſelbſt tragen; es iſt immer ein Mangel, wenn ein Kunſtprodukt nur durch einen Kommentar des Dichters genoſſen werden kann. Was Schiller's geſellige Lieder betrifft, ſo war er, wie ſich alles unter ſeinen Händen veredelte, mit Bewußtſein befliſſen, eine höhere Gattung derſelben aufzubringen.[1] Er warf den Ernſt der Weisheit, ein weltumfaſſendes Gemüth in die Schale der geſellſchaftlichen Unterhaltung, und ernſt, wie dieſe, waren auch ſeine Geſellſchaftslieder, nach jenem Grundſatze, man müſſe, wenn man auf die Menſchen wirken wolle, zuerſt die bildende Hand ſpielend an den Müßiggang und an die Vergnügungen der Menſchen legen. Von den für dieſen Zweck verfaßten Liedern haben wir uns über das kulturhiſtoriſche Gedicht, die vier Weltalter und die beiden ſymboliſchen Punſchlieder ſchon früher verbreitet,[2] und es bleibt uns nur noch über die Gunſt des Augenblickes und das Lied An die Freunde zu ſprechen übrig. Rückſichtlich der vier Weltalter will ich nur noch beiläufig bemerken, daß die letzte Strophe:

---

[1] Die Varianten dieſes Gedichts ſiehe in den Supplementen B. 3, S. 275

„D'rum ſoll auch ein ewiges zartes Band
Die Frauen, die Sänger umflechten“ ꝛc.

zunächſt als eine Huldigung der edeln Frauen des Abendzirkels betrachtet werden muß, für welchen das Gedicht beſtimmt war.

Das erſte Lied fängt, gleichſam an frühere Verhältniſſe anknüpfend und ſie fortſetzend, mit Und an: „Und ſo finden wir uns wieder.“ ꝛc. Wenn aber auch Speiſe und Trank zum ſinnlichen Genuß bereit ſtehen, ſo kann doch nur ein himmliſcher Funken die Seele entzünden, denn ohne ihn

„Iſt der Geiſt nicht feuertrunken,
Und das Herz bleibt unergötzt.“

---

[1] Siehe Theil 2, S. 275.

[2] Ebendaſ. Theil 3, S. 154 f. und Th. 4, S. 93 ff.

Zur Begeiſterung und Freude, will der Dichter ſagen, bedarf es einer dämoniſchen Erregung, und dieſe preiſ't er als die Gunſt des Augenblicks. Dieſer Augenblick ſchafft erſt die Freude, zu welcher alle äußere Güter nur Anläſſe ſind, und nur von dieſem Glücke wird geſagt:

„Aus den Wolken muß es fallen,
Aus der Götter Schooß, das Glück."

Wir kennen dieſes Ueberzeugungsgefühl ſchon aus dem Geheimniß und dem Glück.[1] Auch hier heißt es:

„Alles Höchſte, es kommt frei von den Göttern herab."

Dieſe glücklichen Lebensmomente werden im Folgenden weiter ausgeführt. Alles Göttliche auf Erden iſt von jeher nur ein Lichtgedanke, d. h. eine ſchnelle Eingebung des Genius, wie die unendliche Natur ſelbſt durch den Gedanken des Schöpfers ward: „Es werde Licht!" Am Ende der Hymne auf das Glück wird dieſelbe Idee ſo ausgedrückt:

„Wie die erſte Minerva, ſo tritt, mit der Aegis gerüſtet,
Aus des Donnerers Haupt jeder Gedanke des Lichts."

Daher heißt der Augenblick der mächtigſte von allen Herrſchern: denn er gibt die geniale Eingebung, den entſcheidenden Entſchluß. Und ſo ſchnell, wie eine Idee entſteht, will auch das Kunſtwerk empfunden ſein, zu deſſen Realiſirung ſich freilich langſam „der Stein zum Steine fügen" muß. „Wenn," wie es in Ideal und Leben heißt:[2]

„Mit dem Stoff ſich zu vermählen,
Thatenvoll der Genius entbrennt,
Da, da ſpanne ſich des Fleißes Nerve,
Und beharrlich ringend unterwerfe
Der Gedanke ſich das Element," u.

Wie der Genuß eines Kunſtwerkes, iſt überhaupt jede ſchöne Gabe momentan. Dieſer Gedanke wird in den beiden letzten Strophen bildlich bezeichnet. Weil in dem Liede ſo verſchiedenartige Ideen zuſammengefaßt und ohne Ausführlichkeit loſe aneinander gereiht ſind, hält es ſchwer, dem Hauptgedanken zu folgen, und es erregen auch einige Bilder Bedenken. Deſſen ungeachtet iſt das Gedicht die edle Frucht der eigenſten Anſicht und Empfindung.

---

[1] Siehe Theil 3, S. 146 und 268.

[2] Schiller's Werke in Einem B. S. 74, 1. c. (Octavausgabe B. 1. S. 268)

Wie der Dichter in den vier Weltaltern der geiſtvollen Geſellſchaft, für welche er ſang, einen Blick durch die ganze Menſchengeſchichte eröffnet, ſo ſtellt er ihr in dem Lied An die Freunde die Weimar'ſchen Verhältniſſe in das Licht der idealen Weltauffaſſung. Leben wir auch, ſagt er, in keiner ſo ſchönen Zeit, wie das hochbegünſtigte Volk der Griechen, ſo leben wir wenigſtens, und nur „der Lebende hat Recht" — kann ein Recht haben, die Güter zu beſitzen, die kein Eigenthum ſind, und andere für ſich in Anſpruch zu nehmen. Gibt es auch glücklichere Zonen, als unſern Wohnort, ſo hat uns die Natur doch nicht alles entzogen (ſie reicht uns für Lorbeer und Myrthe wenigſtens „der Rebe muntres Laub" dar), und ihre Mängel erſetzt uns die Kunſt — was Schiller auch ſchon im „Punſchlied, im Norden zu ſingen", hervorhob.[1] Wohl zeigt ſich in der Welthandelsſtadt an der Themſe eine regere Lebensbewegung und ein größeres Geräuſch, aber das Höhere (das Sonnenbild) erſcheint nicht da, wo wilde Leidenſchaften die niedrigen Begierden aufregen, ſondern nur in der gleichmäßigen Ruhe eines ſtillen Lebens. In derſelben Beziehung hatte Schiller ſchon als ſiebenzehnjähriger Jüngling geſagt:[2] „Die Sonne ſpiegelt ſich nicht in der ſtürmiſchen See, aber aus der ruhigen, ſpiegelhellen Fluth ſtrahlt ſie ihr Antlitz wieder." Auch der Niedrigſte wohnt an der Peterskirche (Engelspforte") in dem ewig einz'gen Rom prächtiger, als wir in unſrem Norden, aber Rom iſt gleichſam nur ein Grab der vergangenen Herrlichkeit, und nur die Gegenwart („die grüne Stunde") vermag das Lebendige hervorzubringen. An einer andern Stelle ſagt Schiller von Rom zur Zeit des Auguſtus: „Selbſt das herrliche Rom mit allen ſeinen Glückſeligkeiten iſt, wenn nicht die Einbildungskraft es erſt veredelt, bloß eine endliche Größe"[1] — Von dieſem idealen Standpunkt aus urtheilt er in der letzten Strophe über das wirkliche Leben überhaupt. Wir haben in unſern kleinen Weimar'ſchen Verhältniſſen wenigſtens den Erſatz, daß das Große aller Zeiten, von der Einbildungskraft veredelt („ſinnvoll ſtill"), auf dem Theater an uns vorübergeht. Und überhaupt gibt es in der realen Welt nichts Neues, ſondern nur Wiederholungen des Alten. Nur die Schöpfungen der Phantaſie ſind ewig jung, nur das Ideale („was ſich nie und nirgends hat begeben") veraltet nie. Dieſe Ideen ſind im Gedicht in doppelten Kontraſt geſtellt. In jeder Strophe werden theils die Weimar'ſchen Verhältniſſe mit beſſern Zuſtänden verglichen, theils werden dieſe ſelbſt wieder durch das Ideale gemeſſen, ſo daß ſie als Nichtiges oder Unbedeutendes erſcheinen. Der letzte Gegenſatz iſt auch immer in der äußern Form ſcharf und regelmäßig durchgeführt. Weil dieſes Gedicht auf beſondern, gegebenen Verhältniſſen ruht, kann es nicht zu der abſtrakten Ideendichtung[2] gerechnet werden. Uebrigens ſind die Hauptideen dieſer Poeſie ſo wenig, als der vorhergehenden, neu; ſie geben mindeſtens bis zu den Briefen über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen zurück.

---

[1] Siehe Theil 3, S. 154.

[2] Siehe Supplemente zu Schiller's Werke, B. 4, S. 29.

Die Sehnſucht nach ſchönern Zeiten und glücklichern Zonen, welche ſich hier abgemeſſen und beruhigt darſtellt, ſtrömt der Dichter in der, in demſelben Jahre geſchriebenen, merkwürdigen elegiſchen Epiſtel „An Freund Kaaz in Subjaco" in freier, wortreicher Fülle aus.[3] Man kann ſie nicht ohne Rührung leſen. In vertraulicher Unterhaltung offenbart der Dichter, ſich ſelbſt erleichternd, die tiefe Sehnſucht, die durch alle ſeine Gedichte weht und die ihn zeitlebens beherrſchte. Es iſt eine unmittelbare Friſche und Lebendigkeit in den Verſen, wie wir ſie in den für den Druck geſchriebenen Werken kaum finden, und ſelbſt die kleinen

---

[1] Schiller's Werke in Einem B. S. 1242. 2 c. (Oktavausgabe, B. [illegible], S. 282).

[2] Siehe Theil 3. S. 177 ff.

[3] Siehe die bei J. G. Cotta erſchienenen Supplemente zu Schiller's Werken B. 3, S. 356 f.

Unebenheiten und Nachläſſigkeiten im Ausdruck erhöhen den eigenthümlichen Reiz dieſer geheimen Geſtändniſſe. Er nennt ſich einen Menſchen, „welches ſein neidiſch Geſchick hält von Arkadien fern"; und ruft aus: „Ach, es ſchmachtet das Herz bloß nach entflohener Zeit!" Vielleicht war dieſes Schreiben an Kaaz, den Schiller wahrſcheinlich in Dresden hatte kennen lernen, durch eine Einladung veranlaßt, ihn in Rom zu beſuchen. Auch ſein Stuttgarter Akademie-Freund, der noch jetzt lebende ehrwürdige Veteran unter den deutſchen Künſtlern in Rom, der Maler Reinhart, hatte ihn, wie mir Reinhart ſelbſt erzählte, aufgefordert, ſeinen Aufenthalt in Rom zu nehmen. Schiller lehnte den Vorſchlag mit dem Bemerken ab, daß es ihm unmöglich wäre, dieſe Reiſe ohne ſeine Familie zu machen, aber ſeine Familie mitzunehmen, erlaubten ihm ſeine Verhältniſſe nicht. Hätte er es gekonnt, hätte er bei Zeiten den Norden mit dem Süden auf einige Jahre vertauſcht, ſo würde er höchſt wahrſcheinlich ſeine Geſundheit wieder gewonnen haben und ſein köſtliches Leben wäre der Menſchheit noch auf eine lange Reihe von Jahren erhalten worden. Und welche Welt hätte ihm ein längerer Aufenthalt in Italien, in Rom erſchloſſen!

Das Kränzchen, für welches die oben erörterten Lieder gedichtet wurden, erhielt noch dieſes Jahr einen Stoß, welcher es beinahe ganz erſchüttert hätte. Es trennten ſich nämlich mehrere Mitglieder von demſelben in Folge eines Vorfalls, welcher mancherlei Zerwürfniſſe in der Weimar'ſchen Societät zur Folge hatte, und leicht eine Erkältung zwiſchen Goethe und Schiller ſelbſt hätte veranlaſſen können.

Es konnte nicht anders ſein, als daß damals die Bewunderung und Liebe des Publikums vorzüglich Schillern zugewandt waren. Sein Genius bewahrheitete das Wort: „Ewig jung iſt nur die Phantaſie," und entfaltete ſich nie verſiegend zu den herrlichſten Meiſterwerken, während Goethe damals beinahe alle Produktivität verloren zu haben und am poetiſchen Himmel ein untergehender Stern zu ſein ſchien. Da drängten ſich denn von allen Ländern Menſchen an den Gefeierten, ſo daß er, um nicht ſein Leben an die Bewunderung zu verlieren, ſich ſchwer zugänglich machen mußte. Auch in Weimar, wo man die Erzeugniſſe der Schiller'ſchen Muſe am friſcheſten genoß und ſich durch die liebenswürdige Perſönlichkeit des Dichters noch überdieß begeiſtert fühlte, war eine Anzahl von Verehrern, bei denen es nur einer Veranlaſſung bedurfte, um ihre Liebe und ihren Dank öffentlich an den Tag treten zu laſſen. Als Chorführer dieſer Schillerfreunde warf ſich Kotzebue auf, deſſen Begeiſterung durch ſein Mißverhältniß mit Goethe noch einen beſondern Nachdruck und Nebenzweck erhielt, und welcher durch ſein angenehm einſchmeichelndes und charakterlos zudringliches Weſen, ſo wie durch ſeine geſellſchaftlichen und ſonſtigen Talente ſich damals in der Weimar'ſchen Societät eine gewiſſe Bedeutung erworben hatte.

Erſt vor kurzem, nach der Ermordung des Kaiſers Paul, hatte ſich Kotzebue von Liefland wieder nach ſeiner Geburtsſtadt Weimar begeben. Schiller ſchätzte die außerordentliche Volubilität dieſes populären, oberflächlichen Talents, und ſein großes Geſchick fürs Techniſche von Theaterſtücken. Als Kotzebue im Jahr 1798 ſich den Wallenſtein für die Bühne von Wien, wo er damals als Hoftheaterdichter angeſtellt war, ausbat, nannte ihn Schiller in ſeiner zuſagenden Antwort ſogar „einen dramatiſchen Meiſter und Kollegen auf dieſer Bahn“, und „legte mit Vergnügen die aufrichtige Hochachtung, die er ſeinen Verdienſten ſchuldig ſei, an den Tag.“ Aber er war weit davon entfernt, ſich von einem Menſchen angeſprochen zu fühlen, welchem beinahe alle Eigenſchaften, Ernſt, Philoſophie, Gehalt, Würde, abgingen, welche ſein eigenes Weſen ausmachten. Von einer Schrift gegen Kotzebue ſagte Schiller damals (1802), er ſei darin ganz niederträchtig, aber nach Würden und Verdienſt behandelt worden.[1] Wegen der Mißhandlung, die er im Jahr 1800 in Rußland erfahren, wo man ihn, ohne daß er wußte, warum, plötzlich verhaftete und nach Sibirien ſchickte, legte man ihm bei ſeiner Ankunft in Weimar Theilnahme an den Tag. Schiller aber ſagte: „Er iſt doch nur wie ein Windball, auf dem nie ein Eindruck zurückbleibt.“ Doch der Charakterzwieſpalt ſtellte ſich bei einer gewiſſen Pietät Kotzebue's gegen Schiller nicht hervor — einer Pietät, welche ihm ſonſt fremd war und die er namentlich gegen Goethe keineswegs empfand. Kotzebue fühlte ſich beleidigt, daß Goethe ſeine eigenen Stücke oft verſtümmelt auf die Bühne brachte, wie z. B. die Kleinſtädter, ohne deßhalb mit ihm, dem Verfaſſer, der doch an demſelben Orte lebte und erforderliche Veränderungen am beſten vornehmen zu können glaubte, Rückſprache zu nehmen. In einem noch vorhandenen Brief beruhigt ihn Schiller über die Abkürzungen der Kleinſtädter: „Nach ſorgfältigem Durchleſen des Stücks finde ich nichts Willkührliches in Goethe's Verfahrungsart. Er hat keine andere Stellen weggeſtrichen, als ſolche, die den Parteigeiſt reizen können, den er vom Theater verbannen will; und das Stück hat dadurch von ſeinem theatraliſchen Werth nichts verloren, weil jene Stellen weder zur Handlung noch zur Charakteriſirung nothwendig ſind.“

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 6, S. 150.

Dieſe Abkürzungen ſeiner Schauſpiele mochte Kotzebue um ſo übler nehmen, da die Stücke der verhaßten Schlegel, Jon und Alarkos, unverkümmert und mit der größten Sorgfalt aufgeführt wurden. Kotzebue und ſeine Anhänger wagten hier um ſo kühner mit ihrer Anſicht hervorzutreten, da man auch Schillern auf ihrer Seite wußte, deſſen Meinung über die Schlegel und deren Produkte kein Geheimniß geblieben war. An dem Abend, an welchem Jon gegeben wurde, drückte die Gegenpartei unverholen ihr Mißfallen aus. In den Zwiſchenakten flüſterte man, ziemlich vernehmbar, von allerlei Tadelnswürdigem, „wozu denn“, wie Goethe in ſeinen Tages- und Jahresheften geſteht, „die freilich etwas bedenkliche Stellung der Mutter erwünſchten Anlaß gab.“ Ein, von Böttiger geſchriebener, eben ſo wohl gegen den Autor, als gegen die Intendanz gerichteter ſatyriſcher Aufſatz ward in das bei Bertuch herauskommende Journal für Luxus und Mode eingerückt, aber — der ſchon gedruckte Bogen durfte nicht ausgegeben werden.[1] So wenig geneigt war der Miniſter der freien Preſſe, daß er nicht einmal über einen literariſchen und theatraliſchen Gegenſtand eine freie Diskuſſion geſtattete, wenn dieſe es ſich anmaßte, ihm zu widerſprechen. „Der Aufſatz wurde,“ wie Goethe ſagt, ernſt und kräftig zurückgewieſen, „denn es war noch nicht Grundſatz, daß in demſelben Staat, in derſelben Stadt es irgend einem Glied erlaubt ſei, das zu zerſtören, was andere kurz vorher aufgebaut." Wie wenn Goethe's Bauten ſo ſchlecht begründet geweſen wären, daß eine ſolche Abhandlung ſie hätte umſtürzen können. Es wäre wohl angemeſſener geweſen, dem abweichenden Urtheil das freie Wort zu gönnen, als ſich in Geſchmacksſachen ein Monopol erzwingen zu wollen, und Goethe handelte mit ſich ſelbſt im Widerſpruch, wenn er dem äſthetiſchen Urtheil, welches durch die Aufführung der verſchiedenartigſten Stücke aus allen Zeiten, Ländern und Gattungen erſt frei werden ſollte, durch dieſes Machtwort wieder Feſſeln anlegte. Dieſer Verſuch mußte das Mißvergnügen ſteigern; man konnte ſich unter einem Scepter, der auch dem äſthetiſchen Gefühl und Kunſtgeſchmack ſeine Regeln vorſchrieb, nicht behaglich fühlen.

---

[1] Der handſchriftliche Entwurf dieſes Aufſatzes findet ſich jetzt abgedruckt in Böttiger's literariſchen Zuſtänden und Zeitgenoſſen, B. 1, S. 87.

Doch Kotzebue fand nicht nur ſeine Stücke ohne ſeine Zuſtimmung verkürzt, ſeine Gegner bevorzugt und ſeine Anſichten unterdrückt, ſondern ſich gleichzeitig durch Zurückſetzung ſeiner Perſon aufs empfindlichſte beleidigt. Er wünſchte in jenen Abendzirkel aufgenommen zu werden, und ein Hoffräulein, welches ſich für ihn intereſſirte, wußte auch andere Mitglieder der Geſellſchaft zu gewinnen. Goethe aber, welcher das heraufziehende Ungewitter ſchon von Ferne beſchwören wollte, drang durch, daß in den Statuten der Geſellſchaft ein neuer Zuſatz beliebt wurde, daß es ohne vorhergegangene allgemeine Zuſtimmung der übrigen Mitglieder nicht erlaubt ſein ſolle, einen Fremden oder Einheimiſchen in die Geſellſchaft mitzubringen. Kotzebue ſah ein, daß dieſes neue Geſetz gegen Niemanden anders, als gegen ihn, gegeben ſei, und er fühlte ſich von dieſer Geſellſchaft ausgeſchloſſen zu ſein, um ſo mehr verletzt, da bald ein Bonmot Goethe's zu ſeinen Ohren kam, welches den eiteln Mann aufs höchſte reizte. Bekanntlich beſteht zu Japan neben dem weltlichen Hof des Kaiſers auch ein geiſtlicher des Dalai Lama oder des Patriarchen, der im Stillen oft noch größern Einfluß, als jener, ausübt. Nun ſagte Goethe ſcherzend: „Es helfe dem Kotzebue zu nichts, an dem weltlichen Hof zu Japan aufgenommen zu ſein, wenn er ſich nicht auch zugleich bei dem geiſtlichen Hofe daſelbſt einen Zutritt zu verſchaffen wiſſe.“ Allerdings konnte Goethe damit nichts anderes meinen, als jenen Abendzirkel, in welchem er und Schiller den Vorſitz führten.

Aus Groll faßte er den Plan, jenen Zirkel zu ſprengen, und er gedachte hiezu den allgemeinen Enthuſiasmus für Schiller zu benutzen, indem er dieſen als Oberhaupt der deutſchen Poeſie förmlich krönen wollte. Die zunehmende Unzufriedenheit der ihm geneigten Damen jenes Kränzchens diente ſeiner Abſicht. Als die Bittgeſuche dieſes weiblichen Theils der Geſellſchaft für die Aufnahme Kotzebue's, die bald im Ernſt, bald im Scherz wiederholt wurden, noch immer nicht aufhörten, wurde Goethe verdrießlich, und äußerte, entweder müſſe man dem aufgeſtellten Geſetze treu bleiben, oder man ſolle lieber die ganze Geſellſchaft aufgeben, was vielleicht um ſo räthlicher ſei, da eine zu lang fortgeſetzte Treue der Ritter für die Damen allerdings etwas Beſchwerliches, wo nicht gar Langweiliges mit ſich führe.

So lagen die Verhältniſſe günſtig für einen entſcheidenden Streich, den durchzuführen Kotzebue die Hauptrolle übernommen hatte. Und in der That konnte das Geſchäft in keine geſchicktere und geübtere Hände kommen. Es galt, den beſcheidenen Schiller durch einen öffentlichen Akt auszuzeichnen, und den Lorbeerkranz von Goethe's alternder Stirne auf ſein jüngeres vielgeliebtes Haupt zu legen. Die Verherrlichung der Dichter ſollte am fünften März in dem neuen Weimar'ſchen Stadthauſe vor ſich gehen. Der Direktor der Zeichenakademie, Krauſe, leitete die künſtleriſche Anordnung des Ganzen. Man dachte ſich zu dem Ende eine große Exhibition von mancherlei auf ihn und ſeine Werke bezüglichen Darſtellungen aus. Scenen aus den Haupttragödien Schiller's ſollten vorangehen, und im Koſtume der handelnden Perſonen geſprochen, dem Ganzen nicht nur zur Einleitung dienen, ſondern die Gemüther auch auf die Haupthandlung vorbereiten.

Die liebenswürdige Gräfin von Einſiedel, welche Goethe in jenen geiſtreichen Abendunterhaltungen ritterlich zu ſeiner Dame eigens erkoren hatte, übernahm freiwillig die Rolle der Jungfrau von Orleans; Fräulein von Imhoff konnte ſich dem Antrag die ſchottiſche Königin darzuſtellen, nicht entziehen, die Dichterin Sophie Mereau, eine Freundin Schiller's, wollte gewiſſe Theile der Glocke vortragen, und in anderer Art beſchäftigten ſich die übrigen Theilnehmenden. Kotzebue ſelbſt wollte zweimal erſcheinen, zuerſt als Vater Thibaut in der Jungfrau, und ſodann als der Meiſter in der Glocke. In der letzten Rolle lag es ihm inſonderheit ob, die aus Pappe verfertigte Form der Glocke mit ſeinem Hammer mächtig entzweizuſchlagen. Wenn die Form zerſprang, ſollte auf überraſchende Weiſe die Büſte Schiller's zum Vorſchein kommen, und in demſelben Augenblick der anweſende Dichter ſelbſt von zarten Händen gekrönt werden.

Nach allen dieſen ſo glücklich getroffenen Anſtalten, ſagt Falk, dem wir die breite Erzählung dieſes Vorhabens verdanken[1], konnte niemand an dem glänzendſten Erfolge zweifeln. In den erſten Häuſern herrſchte die regeſte Thätigkeit: man war mit dem Koſtüme, mit dem Einlernen der Rollen auf's eifrigſte beſchäftigt. Der gefällige Wieland hatte zugeſagt, ſich beim Feſte einzufinden. Von der liebenswürdigen Prinzeſſin Karoline, nachheriger Erbprinzeſſin von Meklenburg, hatte man ſich ebenfalls das Wort zu verſchaffen gewußt. Auch Schiller wurde auf das verbindlichſte angegangen, ſagte jedoch einige Tage zuvor in Goethe's Hauſe: Ich werde mich wohl krank ſchreiben. Goethe erwiederte damals kein Wort. Schiller war in einer mißlichen Lage und es war ihm nicht wohl bei der Sache. Er ſah das Verfängliche der Rolle, welche man ihn ſpielen laſſen wollte, wohl ein; und von der andern Seite nahm er auch Anſtand, ſich dieſer Huldigung zu entziehen. Zu viele ihm werthe Menſchen beeiferten ſich, ihm hiedurch eine Freude zu machen, und es gab unter denſelben viele beſſere Männer, als der, welcher zufällig an der Spitze ſtand. Die ganze Weimar'ſche Societät war in Aufregung. Aller Augen ſollten von dem unpopulären Goethe auf Schiller gelenkt werden. Wenn das in Erfüllung ging, ſo mußte Schiller's Verhältniß zu ſeinem Freunde gewiß leiden oder doch erſchüttert werden. Es fehlte nicht an beſonnenen

---

[1] Goethe, aus näherm perſönlichen Umgange dargeſtellt, Aufl. 2., S. 173. ff.

Freunden, die zu ihrem größten Leidweſen eine Spannung zwiſchen beiden ausgezeichneten Geiſtern weiſſagten.

Die Vorbereitungen zum Feſte waren ſo weit gediehen, daß man zu einer brieflichen Verhandlung mit den Vorſtehern der Bibliothek über Schiller's von Dannecker gearbeitete Büſte ſchritt [1], welche daſelbſt aufbewahrt ſtand und die man auserkoren hatte, aus der zerſchlagenen Glocke hervorzutreten. Hier aber ergab es ſich, daß man einen Rechnungsfehler begangen hatte. Man hielt Goethen, wie er ſelbſt ſagt, „doch für allzu gutmüthig, daß man ihn ſelbſt zur Mitwirkung aufforderte.“ Die Büſte wurde abgeſchlagen, weil man noch nie eine Gypsbüſte von einem Feſte unbeſchädigt zurückerhalten habe. Zudem, ſchrieb Meyer an Krauſe, entſtehe, was den guten Geſchmack anbelange, noch die Frage, ob ſich Schiller durch Darſtellung ſeiner Glocke in Pappe ſo geehrt fühle, als man zu erwarten ſcheine. So heftig nun dieſer Schlag die Gemüther traf, ſo erwartete ſie doch ein noch ſchlimmerer. Als man ſich nämlich den Tag vor der Aufführung an den Bürgermeiſter Schulze wandte und ihn höflichſt um die Schlüſſel zum Saale des neuen Stadthauſes erſuchte, ertheilte dieſer im Namen des Magiſtrats die Antwort: das Aufſchlagen des dramatiſchen Gerüſtes im neuen Saale des Stadthauſes ſei ſchlechterdings nicht zuläſſig, dieſer ſei erſt ganz friſch eingerichtet und dekorirt, man könne ihn daher zu einem ſolchen tumultuariſchen Beginnen nicht einräumen. Alle Gegenvorſtellungen, Bitten, ſogar Anerbietungen des Schadenerſatzes wären erfolglos. Der Bürgermeiſter blieb unbeweglich, und als er bald nach dieſer pflichtgemäßen Amtserfüllung den Titel eines Weimar'ſchen Rathes erhielt, ſagte Frau von Wolzogen witzig mit Anſpielung auf das Schlußwort von Wallenſtein's Tod: „Billig hätte man unter ſein Diplom Rath Piccolomini ſchreiben ſollen.“

So war alſo einer eigenmächtigen Regung zu Liebe und Haß gründlich begegnet, und der Vater Thibaut, obgleich ein großer Meiſter in der Intrigue, hatte dieſes Mal noch einen größern gefunden. Vielleicht aber ſtünde Goethe höher da, wenn er über Privatgefühle erhaben, dieſen Huldigungsakt gebilligt und ſogar befördert hätte, und das wäre auch am klügſten geweſen, denn die Verehrung wäre von dem Freunde verjüngt zu ihm ſelbſt zurückgekehrt, wenn die Größe des Menſchen die Anſprüche des Dichters und die Macht des Miniſters überragt hätte. Schiller konnte ſcherzhaft ſchreiben: „Der fünfte März iſt mir glücklicher vorübergegangen, als dem Cäſar der fünfzehnte.“ Der Vorfall aber brachte eine große Störung zunächſt in der höhern Societät hervor und die Zuckungen und Erſchütterungen erſtreckten ſich von hieraus ſchnell durch alle Stufen der Geſellſchaft in der kleinen Reſidenz. Schiller war ſeinen Verehrern geſtiegen, man erſetzte ihm die Ehre, die man ihm hatte öffentlich erweiſen wollen, jetzt innerlich durch die Geſinnung; Goethe aber war nicht beliebter geworden. Beide ſtrebten in gewohnter Weiſe mit einander weiter, gleich als ob nichts vorgefallen wäre. [1]

---

[1] Es iſt hier ein Gypsabdruck der kleinern Büſte zu verſtehen, denn die berühmte koloſſale verfertigte Dannecker erſt nach Schiller's Tode, ſ. unten im 9. Kapitel gegen Ende.

Im September deſſelben Jahrs 1802 war es, wo Schiller in den Adelſtand erhoben wurde, und man könnte dieſe Standeserhöhung mit der beabſichtigten Feſtlichkeit in Verbindung bringen. Einflußreiche Verehrer konnten auf wohlgeneigte Perſonen des Hofes einwirken, daß ihm die beabſichtigte Anerkennung auf eine ganz andere Art erſetzt wurde, und ſelbſt die, welche eine öffentliche Gemüths- und Volkshuldigung von ihm abwehrten, mochten jetzt auf ein legitimes Anerkenntniß dringen. Der laute Enthuſiasmus und die allgemeine Bewegung in Weimar mußten auch für den Herzog ein Anlaß werden, dem Dichter ſeine Hochſchätzung glänzend an den Tag zu legen; denn der Herzog war es, der ihm den Adelsbrief vom kaiſerlichen Hofe in Wien auswirkte. Es lag hierbei auch noch der beſondere Wunſch zu Grunde, daß Schiller und ſeine Gattin bei jeder Gelegenheit am Hof erſcheinen könnten. Und dieſer Umſtand war auch wohl der größte Vortheil, den ihm dieſe Gunſt des Herzogs brachte. In ſeinem nahen Verhältniſſe mit dem herzoglichen Haus und [illegible] eine adelige Familie geheirathet hatte und mit vielen Adeligen in Beziehung lebte, mußte es ihn oder wenigſtens ſeine Frau bisweilen unangenehm berühren, daß ſie nicht hofgerecht und ebenbürtig erſchienen. Auch Goethe und Herder hatten durch ihren Fürſten den Adelsbrief erhalten; Wieland, dem er ebenfalls angetragen war, hatte ihn nicht angenommen. Schiller konnte oder wollte wegen ſeiner äußern Lage die ihm zugedachte Ehre nicht abweiſen, obgleich ſie, von einer andern Seite, wenigſtens eben ſo viel Bedenkliches hatte, als jene poetiſche Krönung im neuen Stadthaus. Der Herzog beauftragte den Geheimerath von Voigt, bei dem Wiener Hof um die Standeserhöhung Schiller's einzukommen, und dieſer machte in ſeinem Geſuch geltend, daß Schiller's hiſtoriſche Schriften in der gelehrten Welt mit Beifall aufgenommen worden ſeien, und daß beſonders ſeine Gedichte dem Geiſte der deutſchen Sprache und des deutſchen Patriotismus einen neuen Schwung gegeben, ſo daß er um das deutſche Vaterland und deſſen Ruhm ſich allerdings Verdienſte erworben habe. Schiller, dem dieſe Perſonalien vor ihrer Abſendung von Voigt mitgetheilt wurden, erwiederte am 18. Juli 1802: „Auf's ſchönſte danke ich Ihnen, verehrteſter Freund! für das brillante diplomatiſche Teſtimonium, das Sie mir ertheilen. Es iſt freilich keine kleine Aufgabe, aus meinem Lebenslauf etwas herauszubringen, was ſich zu einem Verdienſt um Kaiſer und Reich qualificirte, und Sie haben es vortrefflich gemacht, ſich zuletzt an dem Aſt der deutſchen Sprache feſtzuhalten.“[1]

---

[1] Falk (Goethe, aus näherm perſönlichen Umgang S. 193 ff.) theilt uns ein mit Laune geſchriebenes ſatyriſches Gedicht mit, welches eine Dame zur Verfaſſerin hat und worin jener ganze Vorfall in's Komiſche und Heitere gezogen wird.

Wie er ſelbſt aber über dieſe Würde urtheilte und empfand, darüber iſt uns zum Glück eine Stelle aufbewahrt, welche alles ſagt. „Sie werden wohl“, ſchreibt er an Wilhelm von Humboldt, „gelacht haben, da Sie von unſerer Standeserhöhung hörten; es war ein Einfall von unſerm Herzog, und da er geſchehen iſt, ſo kann ich es mir um der Lolo und der Kinder willen auch gefallen laſſen.“[2]

So war alſo der Dichter des Poſa, der Bürger der franzöſiſchen Republik ein deutſcher Edelmann geworden! Wenn aber der Friſchadelige unter ſeinen neuen Standesgenoſſen als Emporkömmling gewöhnlich verachtet, gehaßt oder doch höchſtens nur geduldet iſt, und wenn eine Kluft zwiſchen ihm und ſeinen frühern Freunden und eine ſchiefe Stellung entſteht, indem die alten Bande ſich löſen und die neuen nur loſe ſich knüpfen — wie hätte etwas der Art bei Schiller ſtattfinden können? Daß Schiller adelig geworden war, konnte ſein Verhältniß zur Welt ſo wenig ändern, als etwas in ihm ſelbſt. Wie er in den Geiſtern und Herzen der Menſchen lebte, mußte dieſe leere äußere Würde entweder ganz unbeachtet bleiben oder den Eindruck des Lächerlichen machen. Er, der in allen Ständen, Religionen und Völkern nichts, als den Menſchen gelten ließ, und der ſchon als Jüngling alle konventionelle Schranken durchbrochen hatte, um unſterblich „im Ganzen zu leben" — dieſer republikaniſche Bürger der Welt und der Zeitgenoſſe aller künftigen Geſchlechter mit dem Kennzeichen Einer kleinen Klaſſe beehrt, als ein ihr Angehöriger! Dieſe Senſation hat Einer, der ſelbſt von Stand iſt, in trefflichem Humor ausgeſprochen[1]:

---

[1] Weimar's Album, S. 340.

[2] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Humboldt, S. 450.

„Er und ſein Schickſal

Deutſcher Barde, frei und groß!
Seltſam fiel dein Lebensloos;
Ward'ſt gefeiert und geprieſen,
Ward'ſt verketzert und verwieſen;
Angeſtaunt in deinem Streben,
Und der Armuth preisgegeben;
Dumm gelobt und dumm getadelt,
Und zuletzt auch noch geadelt! —
Ach, vergib dem Vaterland,
Meiſter, ſeinen Unverſtand!"

Die freundliche Aufnahme, welche Schiller von allen Seiten erfuhr, führten den Wunſch herbei, ſich durch Ankauf eines Hauſes in Weimar ganz einheimiſch zu machen, wo er ſich ſo behaglich fühlte, daß er die Stadt nicht wieder zu verlaſſen dachte. Seit mehrern Jahren hielt ſich ein Engländer, Melliſh mit ſeiner Familie abwechſelnd in Weimar und in Dornburg bei Jena auf. Mit dieſer Familie pflegen Schiller und ſeine Frau längſt einen freundſchaftlichen Umgang, denn Melliſh war ein gebildeter Mann und widmete der Literatur eine vorzügliche Theilnahme, wie er denn die Maria Stuart ins Engliſche überſetzt hatte. Nun war er im Falle, ſein Haus in Weimar veräußern zu wollen, welches auf der mit Baumreihen bepflanzten Eſplanade lag. Schiller, um dieſer Sorge ein für allemal überhoben zu ſein, brachte das Haus käuflich an ſich. Es war obſchon klein, doch für ſeinen Hausſtand geräumig genug, neu, bequem und freundlich gegen die Sonne und das Grüne gerichtet: was konnte er mehr wünſchen! Das Haus koſtete 7200 Gulden. „So hoch ſind hier die Häuſer im Preis“, ſchreibt Schiller an ſeine Schweſter, „und nach dieſem Preiſe reguliren ſich faſt alle andere Lebensbedürfniſſe.“ Er bezog die obere Etage allein. Seine Zimmer hatten die Morgen- und Mittagsſonne. Ein karmoiſinſeidner Verhang war vor dem Fenſter angebracht, wo ſein Arbeitsſtuhl ſtand. Der röthliche Schein, pflegte er zu ſagen, belebe ſeine produktive Stimmung. Bei dieſer neuen Einrichtung mußte ihm doppelt daran gelegen ſein, ſein kleines Beſitzthum in Jena, welches ihm ſchon längſt läſtig geweſen war, wieder los zu werden. Er verkaufte alſo durch Griesbach's Vermittelung Garten und Gartenhaus, erhielt aber nur den Ankaufspreis von 1150 Thalern, ſo daß das auf Verbeſſerungen verwandte Geld verloren war.

---

[1] Gotth. Auguſt von Maltitz im Schiller's Album, S. 140.

Aber dieſe ganze Habilitirung in Weimar ſollte ihm vorerſt nur Unruhe und Noth machen. Die Beſchäftigung mit natürlichen Dingen und namentlich mit ökonomiſchen Angelegenheiten verdarben ihm die freie produktive Stimmung und die gute Laune. Hatte er ſich lange genug mit den Mitteln beſchäftigt, ſich den neuen Beſitz zu verſchaffen, ſo wuchſen ihm nun neue Sorge zu, wie er ihn ſeinen Bedürfniſſen anpaſſen ſollte. Als die Unannehmlichkeiten des Umzugs überſtanden waren, da fing der ſinnbetäubende Lärm erſt an, „denn oben und unten ward gehämmert, und der Fußboden zitterte, ganz buchſtäblich genommen, unter Schiller's Füßen.“ Erſt im Auguſt wurde das Haus von Arbeitsleuten leer. Aber es kam noch ein beſonderes Ereigniß dazu, welches ihm die erſte Zeit ſeiner Wohnungsveränderung trübte und ihn mit Schmerz erfüllte. Er erhielt die Nachricht von dem ſchweren Krankenlager und bald von dem Tode ſeiner Mutter. Ihre Tochter

Luiſe, verheirathete Frankh, hatte die Erkrankte in Stuttgart abgeholt, um ſie im Pfarrhauſe zu Cleverſulzbach ſelbſt pflegen zu können. Hier blieb ſie, ungeachtet Schiller ſeinen Akademiefreund, den Arzt von Hoven ermächtigt hatte, ſie nach Ludwigsburg zu bringen, indem er ſich erbot, alles zu ihrer Verpflegung Nöthige mit Vergnügen zu beſtreiten. „Deine ſo große Liebe und Sorgfalt für mich", ſchrieb ſie in ihrem letzten Brief an Schiller, „wird Gott mit tauſendfachem Segen belohnen. — Ach ſo gibt es keinen Sohn in der Welt mehr!" Sie litt Monate lang die heftigſten Schmerzen. Mit Thränen dankte ſie Gott, daß er ihr ſolche gute Kinder gegeben. Zwei Tage vor ihrem Hinſcheiden ließ ſie ſich das Medaillonbild ihres Sohnes geben, und drückte es an ihr Herz. Sie ſprach oft von ihm mit der innigſten Rührung und mit dem frömmſten Dankgefühl. „In ihrem Glauben an Gott und ihren Erlöſer" ſo ſchreibt ihre Tochter, die ſie mit unbeſchreiblicher Sorgfalt pflegte — „verharrte ſie mit innigem Verlangen und mit einer Freudigkeit zu ſterben, die über alles geht. O es iſt lehrreich, am Sterbebette eines Chriſten zu ſtehen! Wie manchen Troſt kann man da auffangen, wo alle Lebensauftritte geprüft und erwogen werden! Ich ſprach hiervon oft Stunden lang mit ihr." Bei der Mauer des Friedhofes im einſamen Dörfchen, welches nicht weit von Weinsberg's Weibertreue liegt, iſt der Hügel, unter welchem die Mutter des Dichters ruht. Der Platz war ſo gewählt, daß ihn die fromme Tochter von der Pfarre aus ſehen konnte. Ein Pflaumenbaum breitet jetzt ſeine ſchützenden Aeſte über dieſen Hügel aus und der gegenwärtige Pfarrer des Orts, Eduard Mörike, ein jüngerer ſchwäbiſcher Dichter, ließ ein altes ſteinernes Kreuz, das vor Zeiten auf dem Grab einer Predigerfrau ſtand, auf die heilige Stätte ſetzen, mit der alles ſagenden Inſchrift: „Schiller's Mutter." Auf den Sohn machten die traurigen Nachrichten aus Schwaben den tiefſten Eindruck. Was ihm aus der Ferne zu thun möglich war, davon verſäumte er nichts. Er überzeugte ſich, daß die Mutter nirgends ſo gut aufgehoben ſei, als bei der ſorgenden Schweſter, und damit die außerordentlichen Ausgaben mit Gemächlichkeit beſtritten werden könnten, hatte er die Mutter mit den nöthigen Mitteln verſorgt. Er verlangte ausführlichen Bericht über ihren Zuſtand, über die letzten Stunden ihres Lebens. „Es tröſtet und beruhigt mich, mich mit ihr zu beſchäftigen, und mir das Bild der theuern Mutter lebendig zu erhalten.“ Er wünſche ſtatt alles andern von ihren Effekten wo möglich etwas, das ihm ein bleibendes Andenken an die Verewigte ſein könnte, und war dem Schwager ſehr verpflichtet, daß er ihm aus dem Nachlaß ihren Ring beſtimmte. „Es iſt das Wertheſte, was für mich hätte ausgewählt werden können“, ſchrieb er, „und es ſoll mir ein heiliges Vermächtniß ſein.“ Und wie die fromme Todestrauer um unſere Geliebten uns immer zu dem Göttlichen treibt und das Unſterbliche in uns hervorhebt, ſo ſchrieb Schiller an ſeine Schweſter: „O, liebe Schweſter, ſo ſind uns nun beide liebende Eltern entſchlafen, und dieſes älteſte Band, das uns ans Leben feſſelte, iſt zerriſſen. — O laß uns, da wir nun allein noch übrig ſind, uns deſto näher aneinander ſchließen! Vergiß nie, daß Du einen liebenden Bruder haſt; ich erinnere mich lebhaft an die Tage unſerer Jugend, wo wir uns noch alles waren! Das Leben hat unſere Schickſale getrennt, aber die Anhänglichkeit, das Vertrauen muß unveränderlich bleiben.“ Schiller's Mutter war an demſelben Tag, am 29. April, geſtorben, an welchem er ſein neues Haus bezog! „Ich bin nicht wenig erſchrocken“, ſchreibt er, „als ich dieſes aus dem Brief des lieben Schwagers erſah, und es iſt immer eine ſonderbar traurige Verkettung des Schickſals.“

Die Mutter wurde am erſten Mai beerdigt und nach drei Jahren folgte er ihr im Anfang deſſelben Monats. Die zarte, innige Seite ſeines Weſens trat, mit einer gewiſſen wehmüthigen Vorahnung verknüpft, ganz hervor. In allem, was er in dieſer Zeit dichtete, lebt eine durch Trauer verklärte Seele, und auch in den geringfügigſten Dingen begegnet man dem liebenswürdigſten Menſchen. „Als ich“, erzählt ein Bekannter des Dichters [1], „drei Jahre vor Schiller's Tod auf der Rückkehr aus Frankreich gegen Abend in Weimar angekommen war, wandelte ich nach ſeiner Wohnung, um ihn wieder zu ſehen. Da fand ich ihn, ſeine Tochter Karoline auf den Armen, das Köpfchen an des Vaters Geſicht gelehnt, die Aermchen um deſſen Hals geſchlungen, in dem dämmernden Zimmer gleichſam tanzend herumſchreiten. Dergeſtalt kam Schiller auf mich zu, auf das freundlichſte mich begrüßend, und machte „Halt!“ Nun, Karoline, ſprach der glückliche Vater, aus deſſen Augen himmliſche Freude ſtrahlte, gib doch dem Herrn eine Hand! Er iſt ein guter Mann! — Das Kind ſah mich mit ſeinen großen blauen Augen von der Seite forſchend an und reichte mir langſam ſeine Hand, ohne übrigens ſeine Lage zu verändern. Nie wird dieſes Lebensbild aus meiner Seele ſchwinden.“ Wer die kleine Karoline ſehe, verſicherte damals Schiller, habe Freude an ihr, und an ihrem Geburtstag, am eilften Oktober dieſes Jahres, wo ſie drei Jahre alt wurde, ſchrieb er: „Die Kleine blüht, wie die Geſundheit, und macht uns unbeſchreibliche Freude.“

---

[1] Der Profeſſor Schnorr von Carolsfeld, im Schiller's Album, S. 207.

Von den kleinen alltäglichen Leiden und Freuden des Familienlebens, in welchen gleichwohl der Mann zum Menſchen reift und der Menſch von ſeiner ſchönſten Seite erſcheint, kehren wir wieder zu Schiller’s Schaffen und Geſtalten zurück — von ſeinem Herzen zu ſeinem Genius.

Noch als Schiller an Maria Stuart dichtete, hatte er einen neuen dramatiſchen Stoff gefunden. „Ich bin dieſe Tage auf die Spur einer neuen möglichen Tragödie gerathen,“ ſchrieb er am 20. Auguſt 1799 an Goethe[1], „die zwar erſt noch ganz zu erfinden iſt, aber, wie mir dünkt, aus dieſem Stoff erfunden werden kann. Unter der Regierung Heinrichs VII. von England ſtand ein Betrüger, Warbeck, auf, der ſich für einen der Prinzen Eduards V. ausgab, welche Richard III. im Tower hatte ermorden laſſen. Er wußte ſcheinbare Gründe anzuführen, wie er gerettet worden, fand eine Partei, die ihn anerkannte und auf den Thron ſetzen wollte. Eine Prinzeſſin deſſelben Hauſes York, aus dem Eduard abſtammte und welche Heinrich dem Siebenten Händel erregen wollte[2], wußte und unterſtützte den Betrug, ſie war es vorzüglich, welche den [illegible] auf die Bühne geſtellt hatte. Nachdem er als Fürſt an ihrem Hof in Burgund gelebt und ſeine Rolle eine Zeitlang geſpielt hatte, manquirte die Unternehmung, er wurde überwunden, entlarvt und hingerichtet. Nun iſt zwar von der Geſchichte ſelbſt ſo gut, als gar nichts zu gebrauchen, aber die Situation im Ganzen iſt ſehr fruchtbar, und die beiden Figuren, des Betrügers und der Herzogin von York, können zur Grundlage einer tragiſchen Handlung dienen, welche mit völliger Freiheit erfunden werden müßte. Ueberhaupt glaube ich, daß man wohl thun würde, immer nur die allgemeine Situation, die Zeit und die Perſonen aus der Geſchichte zu nehmen, und alles übrige poetiſch frei zu erfinden, wodurch eine mittlere Gattung von Stoffen entſtünde, welche die Vortheile des hiſtoriſchen Drama's mit dem erdichteten vereinigte. Was die Behandlung des erwähnten Stoffs betrifft, ſo müßte man, däucht mir, das Gegentheil von dem thun, was der Komödiendichter daraus machen würde. Dieſer würde durch den Kontraſt des Betrügers mit ſeiner großen Rolle und ſeine Inkompetenz zu derſelben das Lächerliche hervorbringen. In der Tragödie müßte er als zu ſeiner Rolle geboren erſcheinen, und er müßte ſie ſich ſo ſehr zu eigen machen, daß mit denen, die ihn zu ihrem Werkzeug gebrauchen und als ihr Geſchöpf behandeln wollten, intereſſante Kämpfe entſtünden. Es müßte ganz ſo ausſehen, daß der Betrug ihm nur den Platz angewieſen, zu dem die Natur ſelbſt ihn beſtimmt hatte. Die Kataſtrophe müßte durch ſeine Anhänger und Beſchützer, nicht durch ſeine Feinde, und durch Liebeshändel, durch Eiferſucht und dergleichen herbeigeführt werden. Wenn Sie dieſem Stoff im Ganzen etwas Gutes abſehen und ihn zur Grundlage einer tragiſchen Fabel brauchbar glauben, ſo ſoll er mich bisweilen beſchäftigen, denn wenn ich in der Mitte eines Stücks bin, ſo muß ich in gewiſſen Stunden an ein neues denken können.“ Goethe antwortete[1]: „Der neue tragiſche Gegenſtand, den Sie angeben, hat auf den erſten Anblick viel Gutes, und ich will weiter darüber nachdenken. Es iſt gar keine Frage, daß wenn die Geſchichte das ſimple Faktum, den nackten Gegenſtand hergibt und der Dichter Stoff und Behandlung, ſo iſt man beſſer und bequemer daran, als wenn man ſich des Ausführlichern und Umſtändlichern der Geſchichte bedienen ſoll; denn da wird man immer genöthigt, das Beſondere des Zuſtandes mit aufzunehmen, man entfernt ſich vom rein Menſchlichen und die Poeſie kommt in's Gedränge."

---

[1] Der Brief iſt bisher noch nicht gedruckt und mir durch Herrn Geheimerath Kanzler von Müller in Weimar mitgetheilt worden.

[2] Herzogin Margaretha von Burgund, Wittwe Karls des Kühnen und Schweſter Eduards IV.

---

[1] Briefwechſel Th. 5, S. 183.

Warbeck wurde durch die Jungfrau von Orleans überwogen, und wir hören von jenem Plane nichts mehr, als nach Beendigung dieſes Trauerſpiels. Am 28. Juni 1801 berichtet Schiller: „Das Schauſpiel (Warbeck) fängt an ſich zu organiſiren, und in acht Tagen denke ich an die Ausführung zu geben. Der Plan iſt einfach, die Handlung raſch, und ich darf nicht beſorgen, ins Breite getrieben zu werden." Demnach nahm er, wie ſein Notizenbuch vermeldet, den Plan zu dieſem Stück am vierten Juli ernſthaft vor, und kehrte von mancherlei Abhaltungen am dreißigſten September deſſelben Jahrs abermals zu ihm zurück.

In Schiller's Nachlaß finden ſich der vollſtändige Plan und einige fragmentariſche Scenen des Warbeck.[1] Aus dieſen intereſſanten Studien ſehen wir, daß ſich die ganze Handlung in Brüſſel begeben ſollte, innerhalb weniger Tage. Der bekannte Lambert Simnel (welcher damals ſchon vor einem Decennium von Heinrich VII. gefangen und zu einem Küchenjungen gemacht worden war) findet ſich hier als vorgeblicher Eduard von Clarence in Brüſſel ein, will ſein Recht durch ein Gottesurtheil erhärten, wird im gerichtlichen Zweikampf mit Warbeck beſiegt und ſtirbt, nachdem er ſeinen Betrug eingeſtanden. Auch den wirklichen Eduard von Clarence, den letzten Plantagenet (von dem uns die Geſchichte meldet, daß er fortwährend bis zu ſeiner Enthauptung 1499 im Tower gefangen ſaß) läßt der Dichter hier Hülfe ſuchend mitten unter den falſchen Prätendenten auftreten. Gegen dieſen wird vom Botſchafter des Königs Heinrichs VII. von England ein Mordanſchlag eingeleitet, aber Warbeck wird ſein Erretter. Warbeck erfährt von einem Grafen, welcher von England kommt, und den er bisher für ſeinen Vater gehalten hatte, daß er ein natürlicher Sohn Eduards IV., ein geborner York, ſei. „Da löſ't ſich ihm das Räthſel ſeiner dunklen Gefühle, das Knäuel ſeines Schickſals entwirrt ſich auf einmal.“ Er wirft die Laſt ſeiner bisherigen qualvollen Rolle von ſich und verbindet ſich mit Eduard Plantagenet, um gemeinſchaftlich ihre Rechte an den engliſchen Thron geltend zu machen. Die Prinzeſſin von Bretagne, eine Verwandte der Margaretha, darf jetzt die Seinige werden, und das Stück endigt ſich zur allgemeinen Zufriedenheit und unter den beſten Ausſichten der Anhänger der weißen Roſe. Der Geſchichte zufolge war Perkin Warbeck bekanntlich der Sohn eines getauften Juden, fand bei dem Könige von Schottland, Jacob IV., eine günſtige Aufnahme, erhielt von dieſem eine ſchöne Verwandte zur Gemahlin, bis er endlich nach mehrern mißlungenen Unternehmungen auf England bei der Stadt Exeter gefangen, eingekerkert und ſpäter erhängt wurde.

---

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 895 ff. (Oktavausg. B. 7, S. 377).

Das Schauſpiel wäre, wie ſelbſt das kahle Schema hinlänglich zeigt, außerordentlich reich an ergreifenden Situationen geworden und hätte einen guten Zuſammenhang und trefflichen Abſchluß gehabt. Auf eine Unwahrſcheinlichkeit wäre der Leſer, wenn es hinlänglich motivirt geweſen wäre, wie Warbeck überhaupt eine ſolche Betrügerrolle zu übernehmen verleitet wurde, ſchwerlich geſtoßen; nur das ſieht man nicht ein, was den Verlobten der Princeſſin Adelaide von Bretagne, den Prinzen von Gothland, bewegen konnte, ſich an der beabſichtigten Ermordung des Herzogs Eduard Plantagenet zu betheiligen. Das Anziehendſte des Stücks aber liegt offenbar darin, daß Warbeck eine beſſere Rolle ſpielt, als er ſelbſt weiß und, daß aus dem geheimnißvollen, tiefen Gefühl ſeiner guten Sache ihm eine Würde, ein Muth und ein Edelſinn zufließen, welche ihn weit über einen bloßen Betrüger hinaus heben. Das wäre der bedeutſame, originelle Grundgedanke des Ganzen geworden. Hier würde das Stück ſeine Wurzeln in das dunkle Reich des Verhängniſſes getrieben haben. Aber das Schickſal wäre hier nicht als etwas Verderbliches, ſondern als ein dunkler gewaltiger Drang in der eigenen Bruſt dargeſtellt worden, welchem der Menſch ahnend, halbverſtehend auch dann folgt, wenn er nicht das Rechte wählt. In dieſem Fall fehlt er nur darin, daß er die Beſtimmung, die in ihm wohnt, bloß einſeitig aufgreift und falſch auslegt. Warbeck wußte, daß er ein Betrüger war — und dennoch konnte er ſich nimmermehr für einen Betrüger halten; ſein deutliches Verſtandesbewußtſein ſprach anders, als ſein tiefſtes Gefühl, bis dieſes endlich im Grunde Recht behielt, bis es ihm endlich offenbar wurde, daß er ſeither nicht eigentlich andere, ſondern nur ſich ſelbſt getäuſcht hatte. In dieſen Zwieſpalt ſtellte der Dichter ſeinen Helden mitten hinein; und wenn er ſeine Arbeit vollendet hätte, würde er gewiß eine Reihe eigenthümlicher Töne aus der Tiefe der menſchlichen Natur hervorgelockt haben.

Warum dieſes Schauſpiel ein bloßer Plan blieb, können wir nur vermuthen. Die Dresdner Reiſe kam dazwiſchen, und endlich wurde es durch eine neue Idee, die Braut von Meſſina, verdrängt. Daß Schiller ſchon während ſeines Aufenthalts in Dresden ſich mit der letztern Tragödie beſchäftigte, möchten wir der Frau von Wolzogen nicht gerne glauben.[1] Denn er ſelbſt kündigt die feindlichen Brüder erſt am 10. März 1802 an: „Ein mächtigeres Intereſſe, als der Warbeck, hat mich ſchon ſeit ſechs Wochen beſchäftigt und mit einer Kraft und Innigkeit angezogen, wie es mir lange nicht begegnet iſt. Noch iſt zwar bloß der Moment der Hoffnung und der dunklen Ahnung, aber er iſt fruchtbar und viel verſprechend, und ich weiß, daß ich mich auf dem rechten Wege befinde.“ Hätte er ſich ſchon im vorigen Herbſt mit dieſem Drama ernſtlich getragen, ſo hätte er ſich nicht in dieſer Weiſe äußern können. Es iſt anzunehmen, daß gerade die Dresdener Reiſe und ſein dortiger Verkehr mit den liebſten Freunden ihn von dem Pſeudo-Richard abziehen halfen. Hier wurde ſein Gemüth beſonders ſanft und lyriſch geſtimmt, und als er nun wieder nach Hauſe zurückgekehrt war, konnte er dem neuen Stücke noch weniger Geſchmack abgewinnen, als früher. Denn Warbeck lag überhaupt nicht in der dramatiſchen Richtung, in welcher Schiller begriffen war, und dieſes war der Hauptgrund, warum er dieſen Plan einſtweilen noch zurücklegte, bis ſpäter ein ähnliches Sujet, der Demetrius, an ſeine Stelle trat. Der Warbeck wäre doch eigentlich ganz in einem andern dramatiſchen Genre gelegen; das Problem wäre der Konflikt mit gegebenen geſellſchaftlichen Formen geweſen, und nur die pſychologiſchen Räthſel und Seelenzerwürfniſſe des Helden hätten an etwas Verhängnißvolles erinnert. Nun hatte Schiller ſeit dem Wallenſtein darnach geſtrebt, das Fatum in die neuere Tragödie einzuführen, was wir ihn in drei verſchiedenen Geſtalten verſuchen ſahen. Ehe er dieſes ganze Gebiet verließ, um ſich zur reinen modernen, zur objektiv hiſtoriſchen Gattung zurückzuwenden, war es ihm gleichſam geboten, auch noch ein reines antikes Stück zu ſchreiben. Dieſen dramatiſchen Kreis mußte er geſchloſſen und ausgefüllt haben, ehe er in einen andern treten konnte. Nicht nur über dem Helden des alten Dichters, ſondern auch über dem Dichter ſelbſt waltet das Schickſal, und ſein Genius iſt allein in der Nothwendigkeit frei. Nur mit einem ganz antiken Stück beſtieg Schiller die höchſte Stufe dieſes ganzen Wegs, nachdem er bisher in verſchiedenen Geſtalten nur eine Verbindung des Antiken mit dem Modernen unternommen hatte.*

---

[1] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Th. 2. S. 224.

Aber warum griff er jetzt nicht zu den Maltheſern? Den frommen Sohn hatten die ſchmerzlichen Nachrichten, die er ſeit Anfang des Jahrs über ſeine geliebte Mutter erhielt, innig, ſanft, weich geſtimmt. Wie konnte er bei dieſem Seelenzuſtand die Maltheſer brauchen, in denen ſich früher nur der, jedes zärtlichen Gefühls entbehrende Heroismus ſeiner Seele einen Ausdruck ſuchte? Er bedurfte vielmehr eines Stoffes, in dem er die ganze momentane Lage ſeiner Seele entfalten konnte, und in dem, wie in den beiden vorhergehenden Dramen Frauen die Hauptperſonen waren, ſo daß der Männer-Trilogie des Wallenſtein drei Frauen-Dramen nachfolgten. Er erfand ſich daher einen neuen Stoff nach den Bedürfniſſen ſeines Herzens, welche gerade damals, als ſeine Mutter rettungslos darniederlag, eine größere Herrſchaft über ihn hatten, als ſeit langer Zeit.

Zu dem oben genannten Verhängniß des Dichters gehörte es auch, daß er ſeit ſeiner Dresdner Reiſe lange nicht zur-

---

* Siehe Theil 4. S. 333 ff.

gewohnten ſtrengen Beſchäftigung zurückkehren konnte. Währen
Goethe mit der größten Leichtigkeit aus Zerſtreuungen und Ge
nüſſen zur poetiſchen Thätigkeit einlenkte, hielt es Schillern au
ßerordentlich ſchwer, ſich nach der kleinſten Abhaltung wiede
zur Arbeit zu ſammeln. So klagt er noch am Ende Jun
1802, daß es ihm ſeit jener Abweſenheit noch nicht hab
glücken wollen, ſich zu fixiren und über einen Geiſt der Zer
ſtreuung Herr zu werden, welcher ſich ſeiner bemächtigt habe
Natürlich mußte die Außenwelt auf den Einſiedleriſchen, wen
er ſich ihr einmal hingegeben hatte, einen tiefern und ſtören
dern Eindruck ausüben, als auf den Weltmann. Wer ſi
gegen das Leben ſicher ſtellen will, muß ſich entweder gan
aus ihm zurückziehen, oder ſich gegen ſeine Einflüſſe dur
lange Gewohnheit abſtumpfen. Daher ließ er ſich von Goeth
welcher damals abweſend war, den Schlüſſel zu ſeinem Ga
ten und Gartenhaus übermachen, um hier ſeine Tragöd
auszuarbeiten. Doch bald kam wieder ein Katarrhfiebe
welches auch ſeine ganze Familie ergriff, und ſie alle in de
ſchlechteſten Zuſtand verſetzte. Von nun an ging es ab
mit der neuen Tragödie vorwärts, ſo daß ſie in kürzer
Zeit, als vielleicht irgend ein anderes Stück, vollendet wurd

Am letzten Abend des Jahres 1802 hatte er, wie Fr
von Wolzogen erzählt, das Vergnügen, die Braut v
Meſſina im Kreiſe der Seinigen vorleſen zu können; au
ſeine Schwiegermutter war zugegen. Er verſprach, in Z
kunft jeden Sylveſterabend mit einer neuen Tragödie
feiern.

„Ich habe noch bei keiner Arbeit ſo viel gelernt,“ ſchre
er, „als bei dieſer.“ Wie er aber jedes Werk immer
zur möglichſten Vollendung hinauftrieb, und nicht eher ſe
bildende Hand zurückzog, bis er ſich möglichſt genug geth
ſo widmete er dem Drama noch die erſten fünf Wochen
Jahres 1803. Auch waren, nach ſeiner ſprungweiſen
zu dichten, noch manche Lücken im ganzen Stücke auszufülle
„ein,“ wie wir gerne glauben mögen, „mißliches und n
erfreuliches Geſchäft.“ Bei dieſer Ueberarbeitung thaten
noch verſchiedene bedeutende Motive hervor, und ſo kon
er denn die Tragödie in dieſer verbeſſerten Form am vier

Februar 1803 in einer gemiſchten Geſellſchaft dem Herzog von Meiningen vorleſen, deſſen Geburtstag hierdurch zugleich gefeiert wurde. „Dieſe Vorleſung,“ ſchreibt er, „von der ich mir nur eine ſehr mäßige Erwartung machte, weil ich mir mein Publikum nicht dazu auswählen konnte, iſt mir durch eine recht ſchöne Theilnahme belohnt worden, und die heterogenen Beſtandtheile meines Publikums fanden ſich wirklich in einem gemeinſamen Zuſtande vereinigt. Die Furcht und der Schrecken erwieſen ſich in ihrer ganzen Kraft, auch die ſanftere Rührung gab ſich durch ſchöne Aeußerungen kund; der Chor erfreute allgemein durch ſeine naiven Motive und begeiſterte durch ſeinen lyriſchen Schwung, ſo daß ich, bei gehöriger Anordnung, mir auf den Brettern eine bedeutende Wirkung von dem Chor verſprechen kann.“ Auch dem Herzog von Weimar theilte er nun das Manuſkript mit, und ſchickte Exemplare an die Theater zu Berlin, Hamburg und Leipzig. In Weimar kam die Braut von Meſſina ſchon am 19. März 1803 auf die Bühne. Goethe gab die Rolle der Fürſtin Iſabella der Madame Wolff, welche durch dieſelbe zuerſt ihr großes Talent für die Tragödie beurkundete. Schiller verwandte beſonders darauf viele Mühe, daß ſogleich im Anfang beim Erſcheinen beider Chöre ein kriegeriſcher, taktmäßiger Tritt zum Marſch, den das Orcheſter ſpielte, eine Art von Kriegstanz im Geiſte der Alten, dargeſtellt, und daß dieſes Verfahren durch das ganze Stück balletmäßig beobachtet wurde. Er war durch die Vorſtellung ſehr befriedigt, und als in der letzten Scene der todte Prinz hergetragen wurde, ſagte er zu ſeiner Umgebung: „Dieß iſt nun doch wirklich ein Trauerſpiel.“ Als das Stück zu Ende war, mußte der Dichter eine ſonderbare Beifallsbezeugung erfahren. Ein junger Doktor der Philoſophie rief ihm vom Balkon ein lautes Lebehoch zu. Schiller aber gab ſein Mißfallen durch vernehmliches Ziſchen deutlich genug zu erkennen, und das Publikum ſtimmte mit ein. Der junge Gelehrte erhielt auch auf Anlaß des Hofes wegen dieſer unſchicklich angebrachten Beifallsbezeugung[1] von der Polizei einen Verweis; er ſuchte ſich ſpäter im Literaturblatt des Morgenblatt's,[1] mit Nennung ſeines Namens dadurch zu entſchuldigen, daß er verſicherte, er habe dieſes Vivat auf Erſuchen der im Schauſpiel zahlreich anweſenden Jenenſer Studenten gebracht.

---

[1] Goethe nennt ſie im Briefwechſel (Th. 6, S. 165) eine verwünſchte Akklamation.

Iffland zeigte den Empfang des Werks mit den Worten an: „Die Braut von Meſſina iſt eine erhabene Dichtung, die mein ganzes Weſen erſchüttert hat. Es iſt nicht für die Menge geſchaffen, was Ihr Geiſt hat von ſich ausgeben laſſen, und wie ich dieſen Geiſt empfinde, ſoll die Vorſtellung zu Tage legen, unbekümmert, welche Gegenwirkung die Menge darbieten mag.“ Ueber dieſe Vorſtellung ſelbſt berichtete er am 18. Juni 1803: „Am 14. und 16. ward die Braut von Meſſina mit Würde, Pracht und Beſtimmtheit gegeben. Gegenfüßler? Etliche! — Totaleffekt? Der höchſte, tiefſte, ehrwürdigſte. Die Chöre wurden meiſterhaft geſprochen und ſenkten, wie ein Wetter, ſich über das Land. Gott ſegne und erhalte Sie und Ihre ewig blühende Jugendfülle!“ Dieſem Urtheile ſtimmt auch Zelter bei: „Wenn ich bedenke,“ ſchreibt er an Goethe, „daß unſere Truppen Jahr aus Jahr ein, tagtäglich ſich mit den ſogenannten Hausmannsſtücken, mit dem Studium des ordinären, leicht faßlichen, familiären Weſens tummeln müſſen und eine Menge des gemeinſten Stadt- und Lokalweſens, das faſt nur auf die Wochentage paßt, im Munde führen ſollen; ſo geſtehe ich meine Verwunderung, wie ſie ſich ſo geſchickt anzuſtellen verſtehen, und Schiller ſelber würde nicht mit den einzelnen Theilen unzufrieden ſein.“

Da zu derſelben Zeit der Goethe'ſche Genius nach langem Feiern plötzlich, Alle überraſchend, mit ſeiner natürlichen Tochter hervortrat, und dieſes Stück auf die Bühne brachte, ſo herrſchte im Publikum, die lebhafteſte Begeiſterung für das Theater und der größte Enthuſiasmus für di Männer, welche ſich um daſſelbe verdient zu machen, nich ermüdeten.

---

[1] Dezemberheft 1822 Nr. 104. Vergl. Döring's Leben Schiller's, S. 21

Drittes Kapitel.

Die Braut von Meſſina.

Als Schiller im Jahr 1798 an ſeinem Wallenſtein dichtete, hörten wir ihn[1] ſich dahin äußern, er werde es ſich geſagt ſein laſſen, keine andere als hiſtoriſche Stoffe zu wählen; frei erfundene würden ſeine Klippe ſein.

Dieſen Grundſatz hatte er im Jahr 1802, wo er einen ganz frei erſonnenen Stoff zum Grunde der Braut von Meſſina legte, durchaus verlaſſen, und ſchon ein flüchtiger Blick lehrt, daß dieſes Trauerſpiel und Wallenſtein auf entgegengeſetzten Enden liegen. Doch führt ein ſicherer, allmählig anſteigender Weg durch die zwei in der Mitte liegenden Stücke von dem einen Drama bis zu dem andern: alle vier Tragödien ſind von Einem Entwickelungsgang umſchloſſen, welchen der Dichter mit Wallenſtein betreten und mit der Braut von Meſſina ganz zurückgelegt hatte. Die neue Tendenz, welche ſich zuerſt im Wallenſtein zeigte, aber ſowohl in dieſem Schauſpiel, als in der Maria Stuart und in der Jungfrau ſich nur unter gewiſſen Beſchränkungen, in jedem Stücke verſchieden, geltend machen konnte, iſt in der

---

[1] Siehe Theil 3, S. 351

Tragödie, welche jetzt unſerer nähern Betrachtung vorliegt, zur Selbſtſtändigkeit gelangt.

Die Jugenddramen ſind alle mitten in die natürlichen Kräfte und Affekte der Menſchenbruſt und des irdiſchen Lebens geſtellt, aus welchem unerſchöpflichen Gebiet allein der Dichter uns ſeine gigantiſchen Geſtalten und gewaltſamen Zeichnungen vorführt. Die Menſchen ſtehen auf ſich ſelbſt, und haben von ihres Gleichen, nicht von dem Schickſal, zu leiden, ſtatt deſſen nur der Zufall durch das leidenſchaftlich bewegte Leben ſpielt. Als Schiller ſeine zweite dramatiſche Laufbahn betrat, fühlte er auf Anlaß der Griechen und einer veränderten Lebensanſicht das Bedürfniß, einen höhern, überſinnlichen Gehalt in ſeine Werke zu ziehen, in die natürliche Welt eine ideale Ordnung der Dinge zu tragen, das irdiſche Spiel des menſchlichen Daſeins durch überirdiſche Mächte zu bereichern, zu vertiefen, zu befeſtigen und hierdurch der pathetiſchen Menſchenwelt, welche der Dramatiker darſtellt, eine ahnungsvolle Ausſicht ins Unendliche zu geben. Das Ewige ſollte der ideale Boden der Handlung, der bedeutſame Hintergrund der dramatiſchen Figuren werden. Das Schauſpiel erhob ſich alſo über das Moraliſche, in welchem die Schiller'ſche Denkweiſe es in ſeiner erſten Periode durchaus befangen hielt, zu religiöſen Intereſſen, die aber doch ſo frei und rein menſchlich gehalten werden mußten, daß ſie das Aeſthetiſche nicht beeinträchtigten.

Durch Einführung dieſes idealen Elements ſollte aber die Tragödie nicht allein an Gehalt bereichert, ſondern vorzüglich in ihrer geſammten Kunſtform veredelt und über die gemeine Wirklichkeit und knechtiſche Naturnachahmung erhoben werden. Hierauf war ſeit Wallenſtein Schiller's Augenmerk und Streben vornehmlich gerichtet, und die verſchiedenartigen Stucke, welche er von da an dichtete, laſſen ſich alle aus dieſer höchſten Tendenz ableiten. Sie ſind nur verſchiedene Verſuche, dieſem idealen Kunſtdrang die entſprechendſte poetiſche Geſtalt zu geben. Wenn es ihm in ſeine erſten Periode hauptſächlich um ſittlich-politiſche Gedanke oder um Charakteridealiſirung ſeiner Helden zu thun wa ſo wandte ſich jetzt ſein Idealiſirtrieb von dieſem Stoffe de

Schickſal. Von dem Wunderbaren rühmt Schiller ausdrücklich ſelbſt, daß es gegen den Stoff gleichgültiger, und, weil es, wie die Muſik in der Oper, ſelbſt das Pathos in ein freieres Spiel ſetze, für den ächten poetiſchen Eindruck und den idealen Gehalt empfänglicher mache.[1] Von dem Chore aber urtheilt Humboldt ganz im Sinne des Dichters: „Er iſt die letzte Höhe, auf der man die Tragödie dem proſaiſchen Leben entreißt, und vollendet die reine Symbolik des Kunſtwerks[2].“

Wenn man die verſchiedenen Mittel und Weiſen erwägt, wie Schiller in dieſen vier Tragödien uns das Ewige zur Anſchauung brachte, muß man ſeine unermüdliche Erfindungsgabe wahrhaft bewundern. Dabei liegt am Tage, daß mit jedem folgenden Stücke dieſe Symbolik ſich erweitert und bereichert und die ideale Behandlung ſich ſteigert, bis ſie in der Braut von Meſſina die höchſte Stufe erſteigt. Vom Wallenſtein an wurde Schiller, weil er jedesmal den Zweck des Symboliſirens auf eine wirkſamere, zweckmäßigere Weiſe zu erfüllen ſuchte, in der Kunſtform immer idealer, bis er im Chor der Braut das umfaſſendſte und ſtärkſte Organ fand, jene Symbolik im Großen rein durchzuführen und die ganze Tragödie in eine ätheriſche Region emporzuheben. Die Schickſalsidee iſt der Faden, welcher dünner oder ſtärker durch alle Stücke läuft, außerdem hat jedes ſeine beſondern „ſymboliſchen Behelfe,“ das folgende deren mehr, als das vorhergehende, bis endlich die Braut von Meſſina ganz in eine ſymboliſche Behandlung aufgenommen wurde.

Wie daher Schiller durch die vier Dramen der erſten Periode einen gewiſſen ſittlich-politiſchen Gehalt ausmaß, ſo durchlief er jetzt in den vier erſten Tragödien der dritten Periode ein gewiſſes Gebiet von Kunſtformen, und wenn er früher endlich bei einem kosmopolitiſchen Drama anlangte, ſo ſchloß er jetzt mit einem antiken.

Daß er auch ein ſolches dichtete, war natürlich und unter den vorhandenen Bedingungen nothwendig. Der Keim davon lag ſchon im Wallenſtein, und die beiden folgenden

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe. Theil 3. S. 398

[2] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Humboldt, S. 465.

Dramen nährten und entfalteten dieſen Keim. Schon mit dem Wallenſtein übernahm er die Verpflichtung einer Tragödie im antiken Stil, die er jetzt erfüllte. Er mußte ſich in allen Formen verſucht haben, ehe er ſich bleibend für Eine entſchied. So leitete ihn bei jedem poetiſchen Unternehmen über die Sache hinaus noch eine philoſophiſche Rückſicht. Es war dem denkenden, ſich mit wachem Bewußtſein ſelbſt führenden und erziehenden Künſtler nicht allein um das Produkt, ſondern es war ihm noch weit mehr um die Einſicht in die Operation des Producirens, um die Kenntniß des Umfangs ſeines Genies, „gleichſam um die Philoſophie ſeines Geſchäftes“ zu thun. „Ich habe es nicht vergeſſen,“ ſchreibt er an Humboldt,[1] „daß Sie mich den modernſten aller neuen Dichter genannt, und mich alſo im größten Gegenſatz mit allem, was antik heißt, gedacht haben. Es ſollte mich alſo doppelt freuen, wenn ich Ihnen das Geſtändniß abzwingen könnte, daß ich auch dieſen fremden Geiſt mir zu eigen habe machen können.“ Es hatte für ihn einen unbeſchreiblichen Reiz und das tiefſte Intereſſe, durch jedes neue Stück die Biegſamkeit ſeines Geiſtes zu erproben; und ſeit er die Philoſophie nicht mehr theoretiſch ausbildete, waren es noch ſolche Selbſtprüfungen, durch welche er ſie praktiſch ausübte und auf ſich ſelbſt anwandte. Hatte er doch vor ſeiner Rückkehr zur dramatiſchen Dichtung während ſeiner lyriſchen Periode aus demſelben Trieb nach Univerſalität den Plan zu einer romantiſchen Erzählung in Verſen gefaßt, wie aus einem merkwürdigen Briefe an Humboldt vom 5. Oktober 1795 hervorgeht.[2] Sogar die realiſtiſche Behandlung im Wallenſtein und manche kleinere, im Goethe'ſchen Stile verfaßte Gedichte entſprangen aus demſelben Trieb, ſein Weſen in ein fremdes Gebiet hinein zu erweitern.[3]

Daß dieſe Anſicht über den Urſprung der Braut von Meſſina richtig iſt, bezeugt, aus dem Munde des Dichters, Böttiger im Schiller's Album:[4]

---

[1] Briefwechſel, S. 419.

[2] Siehe Theil 3, S. 282.

[3] Siehe Theil 3, S. 285 f., und S. 341 f.

[4] S. 31. Vergleiche Theil 4, S. 279.

und ebendaſſelbe beſtätigt auch Solger:[1] „Schiller's Braut von Meſſina iſt, wie er ſelbſt in einer Geſellſchaft in Weimar geſagt hat, ein Verſuch, einen romantiſchen Stoff antik zu behandeln und beſonders uns wieder eine Idee von dem alten Chore zu geben.“ Nur muß man ſtatt „romantiſchen Stoff“ wohl „reinmenſchlichen Stoff“, ſetzen, womit Solger's Hauptanklage gegen unſer Stück fällt. Denn die Liebe, was doch wohl hauptſächlich das Romantiſche ſein ſoll, hat der Dichter durchaus reinmenſchlich aufgefaßt und behandelt. Daher wirft Humboldt in einem Briefe an Schiller, weit entfernt in der Braut von Meſſina ein romantiſches Sujet zu finden, nachdem er dieſes Stück beurtheilt hat, die Frage auf, ob nicht auch das Romantiſche einer Ausführung in ächt antiker Kunſtform fähig wäre, und darin nicht für uns das Höchſte beſtehen ſollte? und er räth dem Dichter, mit ſeinen neuen Anforderungen wieder einen durch ſeinen Umfang mühſam zu bewältigenden Stoff, welcher etwa ſo groß ſei, wie die Jungfrau, zu behandeln.[2] Doch kann ein ſolches Kunſtwerk nicht an und für ſich, ſondern nur in Bezug auf ſeinen Urheber und eigentlich nur von dieſem ein Verſuch genannt werden, und man hätte ſehr Unrecht, wenn man mit Solger dergleichen Verſuche Akte der Willkühr heißen wollte. Vielmehr werden wir unſer Trauerſpiel als die langſam und naturgemäß gereifte Frucht des von griechiſchem Geiſte genährten, ſich eigenthümlich beſtimmenden Genius zu betrachten haben. Und ſind in dieſem Sinne nicht die meiſten Kunſtwerke der modernen Zeit Verſuche?[3]

Für die drei vorhergehenden Stücke hatte der Dichter ein reiches und zum Theil ſprödes hiſtoriſches Material zu überwältigen, und er war deßwegen gleich beim Anfang dieſer Arbeit froh, ein Ganzes vor ſich zu haben, welches leichter zu überſehen und leichter zu regieren ſei. Auch ſei es eine dankbarere und erfreulichere Aufgabe, einen einfachen Stoff reich und gehaltvoll zu machen, als einen zu reichen und zu breiten Gegenſtand einzuſchränken.[1] Er war der argen Qual des Hiſtoriſchen müde und freute ſich, ein Sujet für ſeine reifen Kunſtforderungen erdacht zu haben, wie ehemals in den Räubern einen Gegenſtand für ſeinen Seelendrang.

---

[1] Solger's Briefwechſel, Bd. 1, S. 106.

[2] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Humboldt, S. 474 und S. 477.

[3] „Ich will nicht läugnen“, ſchreibt Schiller über ſein Drama, „daß mir ohne eine größere Bekanntſchaft, die ich indeſſen mit dem Aeſchylus gemacht, die Verſetzung in die alte Zeit ſchwerer würde angekommen ſein.“

So ſehr einfach iſt aber die **Fabel des Gedichtes** nicht, obgleich auf wenige Perſonen beſchränkt.

Ein fremdes nordiſches Geſchlecht, welches vor Alters von Weſten her zur See nach Meſſina gekommen und hier gaſtlich aufgenommen worden war, hatte ſich zum Herrn über die bis dahin freien Einwohner gemacht. Schiller dachte an die normanniſche Herrſchaft in Sicilien, und er nahm an, daß ſich der tragiſche Brudermord ungefähr zur Zeit, als die ſogenannten Großgrafen unter Roger II. den Königstitel erhielten, im Jahr 1130, und etwas ſpäter zugetragen habe.[2] Der jüngſtverſtorbene Beherrſcher dieſes eingedrungenen Stammes hatte dem eigenen Vater deſſen Braut gewaltſam entriſſen und zu ſeiner Gemahlin gemacht. Der Beraubte ſchleuderte grauenvolle Flüche auf das Haupt ſeines Sohnes und deſſen Nachkommenſchaft. Die Erfüllung des Fluches verkündigte ſich durch die Träume der Verehlichten. Der Fürſt ſah im Traum zwei Lorbeerbäume aus ſeinem hochzeitlichen Bette wachſen und zwiſchen beiden ſich eine Lilie erheben, welche zur Flamme ward, die der Bäume Gezweig und das Gebälk ergreifend, ſchnell das ganze Haus verzehrte. Von dieſem ſeltſamen Geſichte erſchreckt, befrug er einen ſtern- und vogelkundigen arabiſchen Magier, welcher erklärte, wenn ſeine Gemahlin von einer Tochter entbunden werden würde, werde dieſe ihm ſeine beiden Söhne tödten und ſeinen ganzen Stamm vertilgen. Die Gemahlin hatte, als ſie ſich ſchwanger fühlte, ebenfalls einen Traum. Ein himmelſchönes Kind ſpielte im Graſe, ein Löwe kam aus dem Walde und ließ die friſch erjagte Beute aus dem blutigen Rachen ſchmeichelnd in den Schooß des Kindes fallen, und ein Adler ſchwang ſich aus den Lüften und legte ein zitterndes Reh ebenfalls in den Schooß des Kindes. Löwe und Adler legten ſich hierauf fromm gepaart zu des Mädchens Füßen nieder. Ein Mönch, bei welchem die Fürſtin Rath und Troſt zu finden pflegte, deutete ihr das Geſicht: ſie werde einer Tochter geneſen, die ihr der Söhne ſtreitende Gemüther in heißer Liebesgluth vereinen werde. Als die Tochter geboren war, gab der Vater den Befehl, ſie ins Meer zu werfen. Die Mutter dagegen, im Vertrauen auf die ſcheinbar gute Verheißung des Mönches, rettete das geliebte Kind durch den verſchwiegenen Dienſt ihres treuen Dieners Diego, und ließ ſie als das gottverheißene Werkzeug des Friedens zwiſchen ihren Söhnen Don Manuel und Don Ceſar, mit denen ſeit den zarten Knabenjahren ein unglückſeliger Bruderhaß aufgewachſen war, in einem Kloſter der heiligen Cäcilia, welches hinter einem Waldgebirge des Aetna verſteckt lag, heimlich erziehen. Der Diener machte von Zeit zu Zeit den Boten zwiſchen Tochter und Mutter, und nur einmal ſah dieſe, der mächtigen Stimme der Natur folgend, in frühern Tagen ihre Tochter, die ſich im Schauſpiel ihrer „göttlichen Geſtalt" erinnert.[1]

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Th. 6, S. 158.

[2] Böttiger's Erläuterungen der Kupfer zur Braut von Meſſina, in dem Taſchenbuch der Minerva für das Jahr 1814.

Auch nachdem der Fürſt geſtorben iſt, läßt ſie ihre Tochter noch in der ſichern Freiſtatt verborgen, weil, wie ſie ſagt, der Bruderzwiſt auf dem Grab des kaum entſeelten Vaters von neuem wüthend ſich entflammte und der Verſöhnung nicht Raum noch Stätte gab.[2] Erſt drei Monate nachher, als ſie nach der drohenden Aufforderung der Aelteſten Meſſina's durch ihr mütterliches Flehen ihre Söhne zu einer Zuſammenkunft in dem väterlichen Schloß zu Meſſina und zur Verſöhnung bewogen hatte, ſchickt ſie den bewährten Diener ins Kloſter, um ſie zurückzuführen. Aber ſchon fünf Monate vor dieſer Zeit, als der Vater noch regierte, hatte Don Manuel Beatricen kennen lernen und war ſeitdem durch die innigſte Liebe mit ihr verbunden. Sie war ſich hinſichtlich ihrer Abſtammung ein Geheimniß, und Don Manuel hatte ihr ſeine Geburt verhehlt und ſich für einen armen Ritter ausgegeben. Unterdeſſen ließ der Bote ſeit einigen Monaten — ſeit dem Tod des Fürſten — geheimnißvolle Winke fallen, daß der Tag, wo ſie zu den Ihrigen zurückkehren würde, nicht mehr ferne ſei, und ſprach es endlich deutlich aus, daß mit der nächſten Morgenſonne ſich ihr Schickſal entſcheidend löſen werde. Dieſer Aenderung, die ihm Unglück zu drohen ſcheint, will Don Manuel zuvorkommen. Er entführt die Geliebte in der Nacht, welche dieſem Tag der Entſcheidung und der Zuſammenkunft mit dem Bruder vorherging, aus ihrem Kloſter, und bringt ſie nach Meſſina, in einen einſamen Garten, unfern vom Kloſter der Barmherzigen, um ſie von da als Fürſtin in die Hofburg ſeiner Väter einzuführen. Er trennt ſich nur von ihr, um zur Verſöhnung mit dem Bruder zu eilen. Aber auch dieſer war kurz vorher gegen ſeine ungekannte Schweſter in heftigſter Liebe entbrannt, ſeit er ſie bei der Leichenfeier des Vaters in der Schloßkirche[1] ſah, bei welchem Feſte ſie, durch einen verhängnißvollen Herzensdrang getrieben, unter dem Beiſtande des alten Dieners zugegen geweſen war. Damals rief den Don Ceſar der Meſſe Hochamt zum Gebet und als er ſich von den Knien erhoben hatte, war ſie ſeinen Augen entſchwunden. Aber am Tage unſerer Tragödie, in der Stunde der Zuſammenkunft mit dem Bruder, bringt ein ausgeſandter Späher Botſchaft, daß er die Verlorne gefunden: er hatte ſie eben in der Kirche der Barmherzigen entdeckt, wohin, als man zur Hora rief, aus ihrem nahen Garten zur Andacht zu gehen ſie ſich nicht hatte enthalten können. Don Ceſar eilt, nachdem er ſich mit ſeinem Bruder verſöhnt, ſogleich nach dem Garten, entdeckt ſich ihr als Fürſten von Meſſina und erklärt ſie raſch vor dem Chor, den er zum Zeugen nimmt, für ſeine Braut. Jetzt kehrt der ausgeſandte Diener zu der Fürſtin mit der Schreckensbotſchaft zurück, daß die Tochter in der vergangenen Nacht aus ihrem Kloſter verſchwunden und vermuthlich von Korſaren geraubt worden ſei. Iſabella ruft ihre Söhne auf, die Schweſter, von deren Daſein und Raub ſie in derſelben Stunde Nachricht erhalten, auszuforſchen, zurückzubringen und zu rächen. Don Manuel, welcher aus einigen Aeußerungen der Mutter und des Boten Verdacht geſchöpft hat, die vermißte Schweſter könnte vielleicht ſeine Geliebte ſein, eilt, um ſich Licht und Gewißheit zu verſchaffen, zu ihr in den Garten. Er hört eben zu ſeinem Entſetzen von ihr, daß ſie bei dem Todtenfeſt des verſtorbenen Fürſten geweſen und der Gegenſtand der Liebe ſeines Bruders ſei. Da kommt Don Ceſar, um ſeine Braut dem fremden Schutz des Chors zu entziehen. Er findet Beatricen in den Armen des Bruders, und erſticht ihn aus blinder Eiferſucht, indem er ſich von ihm betrogen und verrathen wähnt. Beatrice wird auf Don Ceſar's Befehl der Mutter geſandt, welche in ihr die Tochter erkennt. Aber auch der Leichnahm Don Manuel's wird gebracht, und als bald nachher Don Ceſar auftritt, klärt ſich alles auf, und der Mörder tödtet ſich ſelbſt, um ſeine Schuld zu büßen und den Fluch des Hauſes zu löſen. Hiermit endigt die Tragödie, welche Einen Tag lang bis in die Nacht hinein dauert [1], während der Schauplatz zweimal die geräumige Säulenhalle des fürſtlichen Schloſſes und zweimal ein Garten mit der Ausſicht auf's Meer iſt.

---

[1] Schiller's Werke in Einem Bd., S. 518, 2. m. (Oktavausg. Bd. 5, S. 483).

[2] Ebendaſelbſt, S. 518, 2. m. (Oktavausg. B. 5, S. 460).

---

[1] Die Kirche, in welcher die Todtenfeier ſtattfand, muß dieſelbe ſein, zu welcher die große Flügelthüre der Säulenhalle im Schauſpiel führt, denn man ſieht am Schluſſe deſſelben durch die geöffnete Flügelthüre den Sarg des Bruders auf dem Katafalk, welcher noch von jener Feſtlichkeit her aufgerichtet ſteht.

Schlegel bemerkt, daß dieſe ganze Fabel aus zwei Hauptbeſtandtheilen zuſammengeſetzt ſei, aus dem Bilde des Eteokles und Polynices, die ungeachtet der Vermittlung ihrer Mutter um den Alleinbeſitz des Throns ſtreiten, und aus den zwei durch Liebeseiferſucht zum Brudermord getriebenen Brüdern in den Zwillingen von Klinger und im Julius von Tarent von Leiſewitz.[2] Wohl haben alle vier Stücke den

---

[1] Ceſar ſagt S. 526. 2. (Octavausg. Bd. 5, S. 518) zum Chor:

„An's Werk denn eilet ungeſäumt! Noch dieſe Nacht
Vollende ſich das mitternächtliche Geſchäft.“

[2] Vorleſungen über dramatiſche Dichtung, Th. 3, S. 413.

Bruderhaß miteinander gemein, und in allen iſt der jüngere Bruder der ſtürmiſche und gewaltſame; die drei neuern ſtimmen auch darin zuſammen, daß die Brüder ſich in der Liebe zu Einem Gegenſtand begegnen. Aber von dieſer ganz allgemeinen Aehnlichkeit des Stoffes abgeſehen, die eben ſo wohl eine zufällige, als eine nachgeahmte ſein könnte, iſt Schiller's Stück ſo neu und eigenthümlich in der Anlage, Charakterzeichnung, in der ganzen poetiſchen Faſſung und Ausführung, daß man es mit jenen Schauſpielen gar nicht vergleichen kann, oder wenn man es mit ihnen zuſammenſtellt, nur den ungeheuern Abſtand deutlich inne wird. Zumal das verſtändig nüchterne Stück von Leiſewitz und das formlos rohe von Klinger, welche andere Gemeinſchaft haben ſie mit dem gehalt- und ſeelenvollen Kunſterzeugniß Schiller's, als jenen allgemeinſten Grundzug des Stoffes? An ein Rivaliſiren mit Euripides, an ein Streben, ihn zu überbieten, ꝛc. iſt nicht zu denken. Mit deſſen Phönicierinnen und mit Leiſewitzens Julius von Tarent war übrigens Schiller wohl bekannt, er hatte einen Theil des erſten Stückes ins Deutſche überſetzt und das letzte war in ſeiner Jugend ſein Lieblingswerk geweſen.[1] Auch Klinger's Schriften hatte er geleſen. „Sage dem General Klinger,“ ſchrieb er am 4. September 1803 an ſeinen Schwager in Petersburg, „wie ſehr ich ihn ſchätze. Er gehört zu denen, welche vor fünf und zwanzig Jahren zuerſt und mit Kraft auf meinen Geiſt gewirkt haben. Dieſe Eindrücke der Jugend ſind unauslöſchlich.“

Einen größern Einfluß, wenigſtens auf die Kompoſition der Fabel, möchte ich dem König Oedipus von Sophokles zuſchreiben. Hören wir Schiller's eignes Zeugniß:[2] „Ich habe mich dieſer Tage viel damit beſchäftigt, einen Stoff aufzufinden, welcher von der Art das Oedipus rex wäre und dem Dichter die nämlichen Vortheile verſchaffte. Dieſe Vortheile ſind unermeßlich, wenn ich auch nur des einzigen erwähne, daß man die zuſammengeſetzteſte Handlung, welche der tragiſchen Form ganz widerſtrebt, dabei zum Grunde legen kann, indem dieſe Handlung ja ſchon geſchehen iſt, und mithin jen-

[1] Siehe Theil 1, S. 29. und Theil 2, S. 106 f.

[2] Briefwechſel mit Goethe, Th. 3. S. 289. f.

ſeits der Tragödie fällt. Dazu kommt, daß das Geſchehene als unabänderlich, ſeiner Natur nach viel fürchterlicher iſt, und die Furcht, daß etwas geſchehen ſein möchte, das Gemüth ganz anders afficirt, als die Furcht, daß etwas geſchehen möchte. Der Oedipus iſt gleichſam nur eine tragiſche Analyſis. Alles iſt ſchon da, und es wird nur herausgewickelt. Das kann in der kleinſten Handlung und in einem ſehr kleinen Zeitmoment geſchehen, wenn die Begebenheiten auch noch ſo komplicirt und von Umſtänden abhängig waren. Wie begünſtigt das nicht den Poeten! Aber ich fürchte, der Oedipus iſt ſeine eigne Gattung und es gibt keine zweite Spezies davon; am allerwenigſten würde man aus weniger fabelhaften Zeiten ein Gegenſtück dazu auffinden können. Das Orakel hat einen Antheil an der Tragödie, der ſchlechterdings durch nichts anderes zu erſetzen iſt, und wollte man das Weſentliche der Fabel ſelbſt, bei veränderten Perſonen und Zeiten, beibehalten, ſo würde lächerlich werden, was jetzt furchtbar iſt."[*]

Nach dieſem Muſter, ſo weit es auf einen anderweitigen Stoff anwendbar war, iſt die Braut von Meſſina erſonnen und gebildet. Den bei weitem größten Theil der Begebenheit, den Fluch des Ahnherrn, den doppelten Traum der Eltern und deſſen doppelte Auslegung durch den Araber und den Mönch, den Tod des Vaters, die Verbergung der Tochter durch die Mutter und ihr Zuſammentreffen mit den Brüdern, hat der Dichter in die Vergangenheit vor die Tragödie gelegt und ſich nur die ganz einfache Kataſtrophe des Ganzen zur Darſtellung aufbehalten. Dann hat das Orakel, hier die Auslegungen der Träume, deren Widerſprüche ſich zuletzt in Einer Wahrheit begegnen, einen gleich großen Antheil an der Handlung, als an dem König Oedipus des Sophokles, weßwegen dieſes Orakel auch zweimal, im zweiten und letzten Akte des Stückes, [illegible] erwähnt wird, denn durch es iſt alles vermittelt, von ihm hängt alles ab. Und endlich iſt, wie bei Sophokles, die ganze Tragödie gleichſam nichts, als das verhängnißvolle Hervorbrechen eines verſchlungenen Geheimniſſes, an welchem, dem dunkel ſchaltenden Schickſal wider ihren Willen dienend, alle Perſonen der Handlung, jede nach ihrer Stellung und Sinnesweiſe, Theil nehmen.

---

[*] Auch in ſpäterer Zeit kam Schiller auf die Tragödie zurück, und beabſichtigte bei Gelegenheit einer neuen engliſchen Tragödie von Walpole, the mytherious Mother, ſich über das Geſetz und die Forderungen der ganzen Gattung auszuſprechen (Briefwechſel Th. 4, S. 142). Frau von Wolzogen (Schiller's Leben, Th. 2, S. 237) erzählt, daß er einmal geäußert habe, man müſſe eine dem Hauſe des Atreus und des Laius ähnliche Familie erfinden, durch die ſich eine Verkettung von Unglück fortziehe.

Die Perſonen und das Fatum gleichen ſich darin vollkommen, daß beide im Verborgenen wirken, dieſes, um Verderben zu bereiten, jene, um ſich Rettung oder Heil zu verſchaffen. Nach dem Befehl des Vaters ſoll Beatrice (welche ihren Namen gleichſam durch eine Ironie des Schickſals trägt) heimlich getödtet werden, durch die Mutter wird ſie, ſogar noch nach deſſen Tode, ſich ſelbſt ein Räthſel im Verborgenen gehalten. Don Manuel muß Beatricen ſeine Abkunft und, als ihn ſeine Mutter nach ihr fragt, wenigſtens für den Augenblick die ganze Sachlage verbergen; als Grund jenes Geheimhaltens kann er nur anführen, daß es ſüß ſei, das Geliebte mit ungehoffter Größe zu beglücken. Beatrice muß vor aller Welt fünf Monate lang ihren Umgang mit einem fremden Ritter, und vor dieſem wenigſtens das geheim halten, daß ſie wider ſeinen Willen dem Leichenbegängniß des Fürſten beiwohnte, in welches Geheimniß ſich der Diego mit ihr theilt. Sogar der geradeſte Charakter, Don Ceſar, iſt nicht frei von dieſer Heimlichkeit, die er an ſeiner Mutter verflucht und von der er ſagt, daß ſie all dieß Gräßliche verſchuldet; er kann ſich nicht entſchließen, dem Bruder, mit welchem er ſich doch eben verſöhnt hat, das Geheimniß ſeiner Liebe zu entdecken. Jede Perſon hat vor der andern etwas zu verbergen, das Geheimhalten umſpinnt alle Momente der Handlung. Das Glück der Liebe, iſt Schiller's Lehre, wird durch das Geheimniß erhöht.[1] Aber hier hat Don Manuel's Weiſe, das Glück in „verſchloſſener Lade zu bewahren, und ihm das Schweigen zum Hüter zu ſetzen,“

---

[1] Wie Schiller ſelbſt ſein Trauerſpiel in Akte theilte, ſehe man in der [illegible] 1840 erſchienenen Nachleſe zu Schiller's Werken, B. 3, S. 280 f.

[2] Siehe Theil 3, S. 268 f.

noch eine verhängnißreiche Tiefe. Der dunkel geheimnißvolle Gang des nahenden Schickſals kündigt ſich ſchon in dem verdeckten Betragen dieſer Menſchen an. Ein ähnlicher Character, wie in dieſer ganzen, begegnete uns ſchon in der halben Schickſalstragödie des Wallenſtein. Von dieſem Helden gilt ebenfalls das, was Iſabella von ihrem Gatten ſagt und auf Don Manuel anwendet:

„Der liebte
Von jeher ſich verbergen in ſich ſelbſt
Zu ſpinnen und den Rathſchluß zu bewahren
Im unzugangbar feſt verſchloſſenen Gemüth.“

Die eben erwähnte Macht des Schickſals werden wir näher zu betrachten haben, da durch daſſelbe die ganze Organiſation der Tragödie und zum Theil die Charakteriſtik der Perſonen bedingt iſt.

Die antike Schickſalsidee, mit welcher ſich Schiller ſchon ſo lange trug und welche er in ſo vielen Geſtalten vermittelnd darſtellte, kam, wie ſchon oben bemerkt, erſt in der Braut von Meſſina zur vollen Reiſe, und der Dichter ſelbſt, ſcheint es, hatte ſich dieſer Idee für immer entledigt, nachdem er ihr einmal ihren vollſtändigſten Ausdruck gegeben hatte. Die Sphäre der mit Hinblick auf das Alterthum gedichteten Dramen war durchlaufen.

Man hat unſere Tragödie das Gegenbild der Jungfrau von Orleans genannt, denn in dieſer walte das Bewußtſein der Freiheit und der ſittlich-religiöſen Begeiſterung, in der Braut von Meſſina das Gefühl unſerer Abhängigkeit vom Schickſal vor. Hier geht die Reihe der Trauerſcenen, die uns vorgeführt werden, von einem unnatürlichen Haß zweier Brüder, und dieſer von einem gräßlichen Fluch des Stammvaters der Familie aus:

„Es iſt kein Zufall und blindes Loos
Daß die Brüder ſich wüthend ſelbſt zerſtören,
Denn verflucht ward der Mutterſchooß,
Sie ſollte den Haß und den Streit gebären.“

Der Fluch ſelbſt war durch einen Frevel hervorgerufen, und der Dichter ſtellt den Fall des Hauſes als eine Strafe für eine begangene Miſſethat dar, er verwandelt das blinde Schickſal in eine rächende Nemeſis. Das iſt das Hochtragiſche im Laufe der Dinge, daß durch eines Einzigen Schuld ganze Geſchlechter verderben. Es iſt dieß die altteſtamentliche Anſicht eines ſtarken und eifrigen Gottes, der die Sünden der Väter heimſucht an den Kindern bis in's dritte und vierte Glied. Böttiger erzählt nach Schiller's mündlichen Aeußerungen:[1] „Es gab eine leitende Idee, welche dem Dichter bei dieſer Schickſalsfabel vorſchwebte, und die er, der tiefe hiſtoriſche Forſcher der großen Menſchenfabel überhaupt, in den Begebenheiten ganzer Völker und einzelner Familien ſo oft beſtätigt gefunden hatte. Es iſt die Beobachtung, daß ein Volk, ein Geſchlecht phyſiſch und moraliſch immer mehr ausarte, aber in dieſer Ausartung auch ſchon den unvermeidlichen Fluch ſeiner Vorfahren trage, und endlich, wenn das Maß ganz voll ſei, ohne Rettung untergehe. Es ſei hier eine wunderbare Wechſelwirkung; denn ſo wie es geſchehe, daß ſelbſt ausgeartete Kinder noch des Segens ihrer frommen und gerechten Vorfahren theilhaftig würden, ſo könnten Schuld und Ruchloſigkeit der Väter auch noch ein verderbendes Erbtheil für eine dem Anſcheine nach ſchuldloſere Nachkommenſchaft werden. Man müſſe hier nur das Animaliſche, welches in der Fortpflanzung, in der Raçe liege und bei dem Menſchen Stammcharakter heiße, von dem unterſcheiden, was die frühe Angewöhnung, Erziehung, Beiſpiele dem Stämmchen noch überdieß einimpfen. Beides wirke gemeinſchaftlich. Vieles liege gewiß ſchon im Blute. So wie es Familiengeſichter und Familienkrankheiten gebe, ſo auch forterbende moraliſche Gebrechen und bei der zunehmenden phyſiſchen Schwäche auch ein moraliſches Unvermögen. Der Sohn ſinke dann immer unter den Vater, die Tochter werde noch ſchlimmer als die Mutter, denn beide gingen in ſchon ausgetretenen Fußſtapfen. Und dieſe fortſündigende Schuld müſſe endlich das Schickſal ermüden.“ ꝛc.

Um die Schwere dieſes Verhängniſſes, welchem das neue Atridenhaus erliegt, zu verringern, ſind die Perſonen, die es erfahren, mehr oder weniger als ſtrafbar dargeſtellt. Die Brüder unterhalten durch ihre eigenen Vergehungen das Verderben, dem ſie durch die Flüche ihres Ahnherrn geweiht ſind. Die Anfänge ihres Haſſes verlieren ſich zwar in das Dunkel der Kinderjahre, und während Euripides die Feindſchaft des Eteokles und Polynices von der unerſättlichen Herrſchſucht des erſten und der dadurch entflammten Rachſucht des zweiten ableitet, läßt Schiller weiſe den Haß Don Ceſar's und Don Manuel's aus dem Unbeſtimmten und Geheimen hervortauchen, weil im Unbeſtimmten und Geheimen das Verhängnißvolle liegt. Sie haſſen ſich, ehe ſie es wollen und ſich ihrer Abneigung deutlich bewußt ſind, und ihre Feindſchaft hat die längſte Zeit kein feſtes Ziel. So iſt auch eine Ausſöhnung möglich, welche nicht einmal vorübergehend ſtattfinden könnte, wenn beide nach der Herrſchaft trachteten. Deſſen ungeachtet iſt nicht allein der jüngere Bruder, ſondern auch der ältere ſchuldig. Don Manuel verſündigte ſich durch die Entführung der Beatrice, wovon der Chor ſagt:

---

[1] Taſchenbuch Minerva für das Jahr 1814. S. 8 f.

»Aber ſehr mißfällt mir dieß Geheime,
Dieſer Ehe ſegenloſer Bund,
Dieſe lichtſcheu krummen Liebespfade,
Dieſes Kloſterraubs verwegne That.«[1]

Auch Beatrice iſt nicht rein, und die Vorwürfe, die ſie ſich im Monologe macht, daß ſie dem kühnen Entführer aus dem ſchirmenden Kloſter gefolgt, daß ſie den Schleier jungfräulicher Zucht zerriſſen, daß ſie wider den Willen des Geliebten ſich in fremde Menſchenſchaaren gewagt, ſind ſo wohl begründet, daß es unbegreiflich iſt, wie man in ihnen eine leere Selbſtanklage und ein bloßes Spiel des Dichters hat erblicken können.[2] Man ſieht auch aus andern Stellen, z. B. wenn Don Manuel ſagt, daß er mit der nächſten Morgenſonne der Liebe goldne Frucht nicht mehr rauben werde, wie das Verhältniß war, welches man wohl mit dem des Harfenſpielers zu ſeiner Schweſter im Wilhelm

---

[1] Schiller's Werke in E. B. S. 510. 1. c. (Oktavausg. B. 5. S. 443.)

[2] Böttiger in der Minerva für 1814, S. 43.

Meiſter vergleichen kann. Nur Iſabella iſt, nach der bürgerlichen Moral, unſchuldig. Sie ſpricht:[1]

„Den Rachegeiſtern überlaſſ' ich
Dieß Haus — Ein Frevel führte mich herein,
Ein Frevel treibt mich aus — Mit Widerwillen
Hab' ich's betreten, und mit Furcht bewohnt,
Und in Verzweiflung räum' ich's — Alles dieß
Erleid' ich ſchuldlos.“

Doch wie es eine tragiſche Größe gibt, gibt es nicht auch eine tragiſche Schuld? Und gehört nicht hierzu der Verſuch, durch unnatürliche Verſtellung und kleinliche Liſt das Verhängniß zu umgehen? So gibt Iſabelle dem Chor Anlaß zu den Worten:

„Und wer ſich vermißt, es klüglich zu wenden,
Der muß es ſelber erbauend vollenden.“

Sie kann vor dem tragiſchen Gerichtshof nicht beſtehen: das Unwürdige hätte ſie von ihrem Gemahl nicht ertragen ſollen.

Es iſt ein erſchütternder Zug in den Mythen der Alten, daß dem Unglücklichen ſein Schickſal vorgedeutet wird, ohne daß er ihm zu entfliehen vermag. Er wird im Kampfe mit ihm nur ſeiner eigenen Kurzſichtigkeit und Ohnmacht inne, und kann es nur durch freie Unterwerfung verſöhnen. In dieſem Sinne hat der Scharfſinn Schiller's jene ſich ſcheinbar widerſprechenden Träume und Orakel erfunden, welche, richtig verſtanden, zuſammenfallen und durch eben die Mittel in Erfüllung gehen, welche dem Schickſal vorbeugen ſollen. Aber der Dichter hat, wie im Wallenſtein[2], die überirdiſche Macht auch in menſchliche Motive verwebt, und überhaupt das Dämoniſche ſo weit, als möglich, ausgedehnt. Die Liebe iſt durchaus Schickſalswerk, weßwegen Ramberg in den bildlichen Darſtellungen zu unſerer Tragödie den Amor durch die Erinnye auf den Altar gehoben werden läßt. Eine fliehende Hindin wird dem Ritter durch das Schickſal in den Weg geworfen, damit er in ihrer Verfolgung dem Unvermeidlichen entgegengeführt werde.[1] Schon die Art wie Don Manuel das Entſtehen ſeiner Liebe ſchildert,[2] beweiſ't, daß dieſe etwas Verhängnißvolles iſt:

---

[1] Schiller's Werke in E. B. S. 528. 2. c. (Oktavausg. B. 5. S. 513).
[2] Siehe Theil 4. S. 27.

„Tief in die Seele drückt ſie mir den Blick,
Und umgewandelt ſchnell iſt mir das Herz.“

Noch deutlicher bezeugt dieſe dämoniſche Einwirkung Beatrice im Monologe: nicht frei habe ſie ihr Schickſal gewählt, es habe ſie gefunden; der Gott dringe zu verſchloſſenen Thoren ein, dem Dämon ſei ſein Opfer unverloren. Eben ſo wenig weiß Don Ceſar Rechenſchaft zu geben, wie es geſchah, daß ihn der Lenker ſeines Lebens in einem feſtlich ernſten Augenblick mit der Liebe Strahl berührt. Als ſeine Mutter ihn fragt, was ſeine Wahl gelenkt, ſagt er:

„Wahl, meine Mutter?
Iſt's Wahl, wenn des Geſtirnes Macht den Menſchen
Ereilt in der verhängnißvollen Stunde?“

Iſabella ſelbſt ſieht in der Liebe ihrer Söhne „die unregierſam ſtärkere Götterhand, die ihres Hauſes Schickſal dunkel ſpinne.“ Und es iſt nicht zu läugnen, daß Schiller in dieſer Tragödie der Liebe durchweg etwas ſo Tiefes und Hinreißendes durch dieſe Verarbeitung in das Verhängnißvolle einflößte, wie es ſich ſonſt nirgends bei ihm findet, während er zugleich der ſich verirrenden Geſchlechtsliebe durch die dunkel geahnete Blutsverwandtſchaft und das geheime Geſchwiſter-Gefühl eine furchtbar rührende und unendlich anziehende Wahrheit unterlegte. Wie herrlich, wenn Don Manuel zu dem Bruder, welcher der Mutter theure Züge in ihm findet, ſagt:

„Und eine Aehnlichkeit entdeckt ſich mir
In dir, die mich noch wunderbarer rührte“;

oder wenn die Jungfrau die Worte ſpricht, welche einen tiefern Grund haben, als ſie ſelber weiß:

---

[1] Ueber dieſe alte, oft gebrauchte Maſchinerie ſiehe Böttiger in der Minerva, S. 38. f.

[2] Schiller's Werke in E. Bd., S. 507. l. u. f. (Oktavausgabe Bd. 5 S. 434)

„Nur ein Gott hat mich bewahret,
Da der Jüngling mir, der fremde,
Nahte, mit dem Flammenauge,
Und mit Blicken, die mich ſchreckten,
Mir das Innerſte durchzuckten,
In das tiefſte Herz mir ſchaute —
Noch durchſchauert kaltes Grauen
Da ich's denke, mir die Bruſt!
Nimmer, nimmer kann ich ſchauen
In die Augen des Geliebten,
Dieſer ſtillen Schuld bewußt.“

Die Liebe ſchlägt hier ihre Wurzeln zugleich in die ewige Natur und in das ewige Schickſal. So kommt ihr eine Allmacht zu, deren Darſtellung unſerm Schiller unvergleichlich gelungen iſt. Man leſe die hieher gehörigen Stellen nach, und man wird das Ueberwältigende der Liebe ſchwerlich ſonſt ſo herrlich offenbart finden.

Wie das Schickſal die Liebe verderblich auf dem heiligen Herde der Natur entzündet, ſo ſtimmt eben dieſe Liebe die Brüder zur Ausſöhnung, ſo daß der Orakelſpruch, daß Iſabella's Tochter ihr der Söhne ſtreitende Gemüther in heißer Liebesglut vereinen werde, auch in dem Sinne, wie ſie ihn verſteht, von augenblicklicher Wahrheit iſt. Des jüngern Bruders „wilden Sinn“ hat das neue Gefühl verwandelt, welches einzig in ihm lebt, ſo kam er verſöhnlich geſtimmt zur Zuſammenkunft. Don Manuel aber ſagt ſelbſt:

„Ich — habe keinen Haß mehr mitgebracht,
Kaum weiß ich noch, warum wir blutig ſtritten.
Denn über allen ird'ſchen Dingen hoch
Schwebt mir auf Freudenfittigen die Seele“ ꝛc.

und er rühmt deßwegen von der Liebe, daß ſie das Feindlichſtreitende vermählen könne.

Wie in die Liebe, iſt das Verhängnißvolle auch in andere menſchliche Antriebe gemiſcht. Beatrice iſt von kaltem Entſetzen ergriffen, als ſie aus dem ſichern Garten in die nahe Kloſterkirche geht:

„Denn mich trieb's[1] mit mächt'gem Drang,
Aus der Seele tiefſten Tiefen,
Nimmer konnt' ich widerſtehn.“

Und ſchon früher hat ſie der Leichenfeier des Fürſten wider den Willen des Don Manuel beigewohnt. Denn

„Ich weiß es nicht, welch böſen Sternes Macht
Mich trieb mit unbezwinglichem Gelüſten.“

Der Diener, welcher ſie hierin nach ihrem Wunſche unterſtützte, entſchuldigt ſich vor Iſabella:

„Ich hielt es für des Himmels eignes Werk,
Der mit verborgen ahnungsvollem Zuge
Die Tochter hintrieb zu des Vaters Grab.“

Eben ſo beziehungsreich und in die Nacht der Dinge eingreifend iſt das geheimnißvolle Grauen, welches die Beatrice ſtets erfaßt, wenn ſie den Namen des gegen ſich raſenden Fürſtengeſchlechtes nennen hört. Die Dienerinnen des Schickſals ſind die Erinnyen,

„Der Themis Töchter, die nie vergeſſen,
Die untrüglichen, die mit Gerechtigkeit meſſen.“

Dieſe unterirdiſchen Blut- und Fluchgöttinnen treten, als die ältern Ritter die Leiche des ermordeten Don Manuel herbeigebracht haben und die bethörte Iſabella gottesläſternde Worte ausſpricht, hörbar in das dem Verderben geweihte Haus ein, gleichſam um an dem Mörder die Strafe zu vollziehen. Der erſte Chor ſteht in heftiger Bewegung nach der Thüre und ſpricht:[2]

„Eherner Füße
Rauſchen vernehm' ich,
Hölliſcher Schlangen
Ziſchendes Tönen.
Ich erkenne der Furien Tritt.“

---

[1] Hier ſtoßen wir wieder auf jenes bedeutungsvolle es, wovon ſchon früher die Rede war, Theil 3, S. 300 f.

[2] Schiller's Werke in E. B., S. 524. 2. c. (Oktavausg. B. 5, S. 509).

Darnach läßt Ramberg auf dem Bilde, welches uns den Selbſtmord des Don Ceſar darſtellt, die ſtrafende Rachegöttinnen als beſänftigte Eumeniden, die furchtbare Tiſiphone (Bluträcherin) mit verlöſchender Fackel und zum Himmel gehobener Hand an ihrer Spitze, auf einer in Licht aufgelöſten Wolke einherſchweben, und auf einem andern Bilde ſie dem fürſtlichen Hauſe, in welches ſie der Dichter einführte, auch wieder entſchwinden, wie am Ende der Eumeniden des Aeſchylus die ehrwürdigen Rachegöttinnen, nachdem Oreſtes entſündigt und des Blutbannes gerichtlich entbunden iſt, aus dem Tempel in ihre unterirdiſchen Wohnſitze zurückkehren. Und der Dichter hätte allerdings, wie Böttiger bemerkt, durch eine ähnliche Schlußſcene ſeiner Tragödie eine ächt poetiſche Auflöſung geben können. Er zog es aber vor, ſie ganz nach ſeiner Weiſe mit einer allgemeinen Wahrheit zu endigen. Der Vers: „Das Leben iſt der Güter höchſtes nicht," erhebt uns, der Selbſttödtung des Don Ceſar beiſtimmend, auf einen höhern Standpunkt; und die Schlußzeile: „Der Uebel größtes aber iſt die Schuld," bezieht ſich nicht allein auf Don Ceſar, ſondern auf alle Perſonen des Stücks.[1] So ſind dieſe Schlußverſe die Summe des Ganzen.

Wenn man demnach von einigen Stellen, von denen unten geredet werden ſoll, abſieht, kann man durchaus nicht ſagen, daß dem Schickſal die pſychologiſche Wahrheit aufgeopfert ſei. Die überirdiſchen Impulſe ſind mit den menſchlichen Motiven in Zuſammenwirkung gebracht, und die letztern verlaufen ſich durch die erſtern ins Unergründliche. Aber der Thätigkeit der Perſonen iſt ſchon durch die Natur der Fabel ein geringer Spielraum gegeben. Das Schickſal beſchließt alles, vollführt alles ſelbſt durch die Gegenanſtalten, die man macht, und ſteht überall im Hintergrund.

[1] In der Maria Stuart iſt Mortimer anfangs anderer Meinung. Er ſpricht in ſeiner Liebeswuth zur Maria (Akt 3, Scene 6):

„Iſt Leben doch des Lebens höchſtes Gut,"

aber er ſtirbt im entgegengeſetzten Glauben (Akt 4, Scene 4):

„Das Leben iſt das einz'ge Gut des Schlechten."

Hier hätten wir alſo, wenn irgendwo, „das große, gigantiſche Schickſal, welches den Menſchen zermalmt," aber dürfen wir, ſo fragt man mit Recht, auch hinzuſetzen, „welches den Menſchen erhebt?" Was hat der Dichter gethan, um das Troſtloſe und Niederſchlagende dieſer Fabel zu mildern? Wodurch facht er das Vertrauen zur ewigen Geiſtesſelbſtſtändigkeit, welche über jedes Schickſal triumphirt, in uns an? Er hat es uns ſelbſt, in der Abhandlung über den Grund des Vergnügens an tragiſchen Gegenſtänden[1] geſagt, nach welchem Geſichtspunkte er dichtete. „Reue und Verzweiflung über ein begangenes Verbrechen zeigen uns die Macht des Sittengeſetzes nur ſpäter, nicht ſchwächer, es ſind Gemälde der erhabenſten Sittlichkeit, nur in einem gewaltſamen Zuſtand entworfen."

Ein ſolches Gemälde bezweckte der Dichter durch die furchtbare Selbſtverdammung und freiwillige Aufopferung des Don Ceſar am Schluſſe der Tragödie aufzuſtellen. In der freiwilligen Abbüßung ſeiner Schuld durch den Tod ſollte ſich uns die Heiligkeit des Sittengeſetzes und zugleich eine Geiſteskraft leuchtend offenbaren, an welcher das Schickſal ſcheitert: „Der freie Tod nur bricht die Kette des Geſchicks." Alles Frühere ſollte uns die Macht des Schickſals und die Nichtigkeit des menſchlichen Weſens zeigen, der Opfertod des Don Ceſar dagegen aus dieſer Niederlage die Herrlichkeit des Menſchen emporſteigen laſſen. Nicht zwar als einen moraliſch großen Charakter, aber als einen äſthetiſch großen Gegenſtand,[2] der durch ſeinen Tod die ewige Gerechtigkeit verſöhne, wollte der Dichter den Don Ceſar darſtellen, und in dieſer idealen Verklärung allen Erdenjammer verſchwinden laſſen. Daher ſagt Ceſar im Hinblick auf ſeinen Bruder[3]

> „Doch ich, der Mörder, ſollte glücklich ſein,
> Und deine heil'ge Unſchuld ungerächet
> Im tiefen Grabe liegen? — Das verhüte
> Der allgerechte Lenker unſrer Tage,
> Daß ſolche Theilung ſei in ſeiner Welt."

---

[1] Schiller's Werke in E. B. S. 1172. 2. m. (Oktavausg. B. 7, S. 523).

[2] Ueber dieſe Schiller'ſche Unterſcheidung ſiehe Schiller's Werke in E. B., S. 1166. 1. u. (Oktavausg. B. 11, S. 474).

[3] Ebendaſelbſt S. 528. 2. u. (Oktavausg. B. 5, S. 527).

Dem Entſchluß Don Ceſar's, ſich zu tödten, ſtellt zuerſt der Chor[1] und dann die Mutter eine Reihe bittender Gegengründe gegenüber, die ſehr kunſtvoll geordnet und vertheilt ſind, und zuletzt neigt ſich ſogar Beatrice flehend an ſeine Bruſt, für ſeine Mutter zu leben und ſeine Schweſter zu tröſten. Es iſt ausgemacht, daß die unſichtbare Kraft in uns nur durch den Widerſtand gemeſſen werden kann, welchen ſie einer äußerlichen Gewalt und ſinnlichen Antrieben leiſtet, und ich ſehe daher nicht, wie man von dieſer Stelle ſagen konnte, der Dichter habe hier, wie auch ſonſt oft bei gewaltſamen, faſt quälenden Momenten mit ſeiner ungeheuern Kraft zu viel Verſchwendung getrieben und auf Unkoſten des Zuſchauers ſich im Ueberfluß ſeiner Mittel gefallen, denn der arme Don Ceſar werde von ſeinem erſten Entſchluß an, zu ſterben, bis wo er ihn wirklich ausführt, qualvoll gepeinigt und zugleich würden auch die Zuſchauer auf die Folter geſpannt.[2] Die Seelenſtärke Don Ceſar's tritt, wie geſagt, einzig und allein durch den Widerſtand, welchen er den dringendſten Lockungen zum Leben entgegenſtellt, recht hervor und zugleich hat der Dichter dieſe tragiſche Discuſſion, welche ich durchaus nicht zu gedehnt finden kann, ſehr weiſe benutzt, um des Helden erhabene Denkweiſe und die Beweggründe ſeines Handelns anſchaulich zu machen, welche ſeine That allein adeln können. Das Erhabene und Rührende iſt der feſte, freie Schritt, womit er zum Tode geht, die große Geſinnung und die ſiegenden Grundſätze, die er ſogleich bethätigt, im Konflikt gegen die natürlichen, menſchlichen Regungen, die gegen ſeinen Entſchluß ſich geltend machen — erhaben und rührend, ſage ich, iſt dieſer ganze trefflich geſchilderte Todesweg, und nicht eigentlich die kahle Selbſttödtung an und für ſich. Nicht dieſe, ſondern der Entſchluß zu ihr iſt ſeine Apotheoſe, durch welche ſeine Sprache, ſein ganzes Weſen einen höhern Aufſchwung nimmt. Endlich hat der Dichter in dieſen Scenen auch das Verſöhnende und Tröſtliche, welches im Gefolge von Ceſar's Opfertod iſt, ſchon vor dieſem möglichſt vor Augen geſtellt. Denn die alte Fabel der feindlichen Brüder ſollte hier freundlicher als bei Euripides, gelöſ't werden, wo noch die Flamme ihres Scheiterhauſens

---

[1] Es iſt der erſte Chor, der Chor der Alten, welcher für dieſe ernſtere Schluß-Verhandlungen und Betrachtungen bei Don Ceſar zurückbleibt, nachdem der Chor der jüngern Ritter den Leichnam des Don Manuel weggetragen hat.

[2] Böttiger in der Minerva für 1814, S. 36 f.

„Sich zweigeſpalten von einander theilte,
Ein ſchaudernd Bild, wie ſie geſtorben und gelebt.“

Dagegen werden, nachdem die Manen des Ermordeten gerächt ſind, Don Manuel und Don Ceſar „verſöhnt auf ewig, in dem Haus des Todes friedlich zuſammen ruhen,“ ſo daß die Wahrſagung, daß die Tochter der Söhne Herzen in heißer Liebe vereinigen werde, ſich auch in dieſer Beziehung erfüllt. Der Mutter, wenn ſie ſich zu ihrem gemeinſchaftlichen Grabe flüchtet, wollen die Brüder — ſo verheiſ't es ihr, von dem großen Gefühl ſeines Entſchluſſes voll, Don Ceſar — als Götter, wie des Himmels Zwillinge dem Schiffer leuchten, mit Troſt nahe ſein und ihre Seele ſtärken.

Deſſen ungeachtet ſtimmen das Urtheil der Kritik und die Empfindung des unbefangenen Leſers darin überein, daß es dem Dichter nicht recht gelungen ſei, uns mit einem frohen Bewußtſein unſerer Freiheit zu entlaſſen. Die Tragödie erreicht ihr Ziel nicht. Es iſt mehr Niederſchlagendes, als Erhebendes in ihr. Die Grauſamkeit und der Hohn des Schickſals haben ſich unſeres Bewußtſeins ſo ſehr bemächtigt, daß die verſöhnende Stimme am Schluß überhört wird oder keinen Eindruck mehr macht. Die Verſöhnungsſtimme iſt zu ſchwach und vielleicht auch nicht rein und klar genug.

Da Schiller einmal eine vollkommene Schickſalstragödie dichten wollte, ſo warf ſich, ſcheint es, ſeine ganze Geiſteskraft auf dieſen Einen Punkt, ſo daß er die Wirkſamkeit des Fatums zu groß und drückend machte. Die menſchliche Thätigkeit beſchränkt ſich auf die Selbſtaufopferung des Don Ceſar und iſt auch nicht ſo rein aufgegriffen und ſo beſtimmt durchgeführt, daß ſie einen tiefen Eindruck des Erhabenen machen könnte.

Zwar möchte ich es mit Frau von Stael eher für eine Schönheit, als für einen Fehler anſehen, daß in die

Beweggründe Ceſar's, ſich ſelbſt zu tödten, auch Neid und Eiferſucht aufgenommen ſind. Die Mutter hat den Don Manuel ihren beſſern Sohn genannt. Ceſar will daher ſterben, damit ſie ihre Söhne nicht mehr unterſcheide, damit ihre Thränen einem, wie dem andern gelten. Eben ſo macht ihn die Beſorgniß, Beatrice möchte den Abgeſchiedenen mehr lieben, als ihn, den Lebenden, eiferſüchtig. Um den Bruder ſolle ſie mit ihm trauern, nur um den Geliebten dürfe ſie nicht weinen; dieſen Vorzug, den ſie dem Todten gebe, ertrage er nicht. Und als ſie ſich erklärt, ſelbſt das vom Schickſal geforderte Opfer ſein zu wollen, iſt ſeine Seele tief verwundet:

„Wir mögen leben, Mutter, oder ſterben,
Wenn ſie nur dem Geliebten ſich vereinigt."

Auch nachdem er in Beatrice ſeine Schweſter erkannt hat, umfaßt er ſie noch mit der zärtlichen Leidenſchaft eines Liebhabers, und in dem Entſchluß, ſeinen erſchlagenen Bruder an ſich zu rächen, wird er durch eben die mißgünſtigen Gefühle beſtärkt, die er immer gegen ihn gehegt hatte. Darin liegt eine erſtaunliche Wahrheit und Tiefe, obgleich, man kann es nicht läugnen, durch die Beimiſchung ſolcher Motive ſeine Aufopferung an Erhabenheit einbüßt.

Aber wie? Die Schweſter hat durch die Theilnahme, die ſie auch für ihn an den Tag legt, ſeinen Entſchluß beinahe wankend gemacht — in dieſem Augenblick läßt ſich ein Chorgeſang hören, die Flügelthüre im Hintergrund wird geöffnet, er ſieht den Sarg des Bruders und erſticht ſich. „Dieſer unwürdige Theaterſtreich," ſagt Solger, „entſtellt das ganze Stück." Was kann man dagegen einwenden? Ein zufälliges Ereigniß führt die Entſcheidung herbei, und da dieſes Ereigniß ganz gut das Werk des Schickſals ſein kann, ſo iſt Ceſar's Selbſttödtung keine freie That mehr.

Es iſt außerdem in den Beweggründen dieſer Handlung eine innere Unangemeſſenheit, durch welche ihre tragiſche Wirkſamkeit abgeſtumpft wird. Ceſar macht ſich wegen der grauſamen Ermordung ſeines Bruders nicht den geringſten Vorwurf, bis er erfährt, daß Beatrice ſeine Schweſter iſt. Dann erſt ſpricht er

„Iſt ſie wahrhaftig ſeine, meine Schweſter,
So bin ich ſchuldig einer Gräuelthat,
Die keine Reu' und Büßung kann verſöhnen.“

Es iſt alſo nicht die innere Schändlichkeit der Handlung, ſondern nur der Verluſt ihres Preiſes, was ihn zur Verzweiflung treibt. Könnte Beatrice die Seinige werden, ſo würde er die Frucht ſeiner Miſſethat zu genießen trachten. Nur weil er ſich vom Erfolg gleichſam verhöhnt ſieht, büßt er den Brudermord ab. Seine letzten Worte:

„Ich halte
In meinen Armen, was das ird'ſche Leben
Zu einem Loos der Götter machen kann,“

ſcheinen mir eine große Prahlerei zu ſein. Vielmehr hat er ſich die fernere Exiſtenz zwiſchen Schweſter und Mutter unmöglich gemacht und es iſt nichts Großes, daß er vom Schauplatz abtritt. Die ganze Situation und die That ſelbſt ſtehen in Wahrheit tief unter den hohen Worten und Grundſätzen, mit denen er ſie ausſchmückt. Auch ſtellt ſelbſt die ſchlecht motivirte Verübung des Brudermordes deſſen Beſtrafung in Schatten; wir haben zu einem Menſchen, der ſo in den Tag hinein ein Verbrechen begeht, kein Zutrauen, daß er es beſonnen und würdig büßen kann. Jener ungereimte Leichtſinn, welcher das Verbrechen haltungslos macht, nimmt ſogar der Selbſtbeſtrafung von ſeiner Würde.

Nachdem wir nun die Rolle, welche das Fatum ſpielt, erörtert haben, geben wir zu einer Betrachtung der Rollen über, welche den Perſonen zugetheilt ſind.

Von allen Perſonen iſt die Fürſtin in die vielſeitigſte Wechſelwirkung mit dem Schickſal geſetzt und in ihrem Benehmen hat der Dichter die Schickſalstheorie gleichſam weiter ausgeführt. Als die Söhne der Mutter ihre Liebe entdeckt haben, ſpricht die bethörte, wie Niobe:

„Die Mutter zeige ſich, die glückliche,
Von allen Weibern, die geboren haben,
Die ſich mit mir an Herrlichkeit vergleicht!“

Dann erblicken wir ſie im Geſpräche mit dem greiſen Diener[1], zwar ernſten Sinnes, aber doch noch guten Muthes und voller Hoffnung, nachdem ſchon das Gräßliche entſchieden iſt — wie Wallenſtein ſich ahnungslos vor ſeiner nahen Ermordung mit ſeiner Umgebung unterhält. Sie preiſ't ſich glücklich, daß ihr guter Engel ein ſchwarz drohendes Unglück vorübergeführt habe, welches bereits eingetroffen iſt. In einer furchtbar rührenden Scene ſchmäht und läſtert hierauf die verzweiflungsvolle Mutter eben die Himmelsmächte, die ſich bereits ohne ihr Wiſſen ſo ſchrecklich bewährt und erfüllt haben — eine Orakelläſterung, welche in dem hartbeſtraften Unglauben der Jokaſte in Oedipus dem König von Sophokles ihr vollkommenſtes Gegenbild findet.

Beim Anblick ihres ermordeten ältern Sohns verflucht ſie dann den jüngern — und ſich ſelbſt, ohne es zu wiſſen. Als ſie endlich über das Gräßliche ganz belehrt iſt, und für nichts mehr zu zittern hat, bietet ſie den Göttern Trotz, erkennt aber ihre Wahrhaftigkeit an —

»Doch bei Ehren bleiben
Die Orakel und gerettet ſind die Götter.«

Sie iſt noch mehr, als Wallenſtein, durchaus auf die reale Weltbetrachtung gebaut, aber in dieſer Beſchränkung, wie jener, eine höchſt noble Geſtalt. Thätig, entſchloſſen, klug ſelbſt gegen die Stimme ihres Herzens, fehlt ſie nur darin, daß ſie die Macht des Schickſals durch irdiſche Mittel beſiegen will. Sie iſt eben ſo ſehr eine Ehrfurcht gebietende Fürſtin, als eine zärtliche Mutter, welche einen Sohn ganz wie den andern liebt, und von jedem gleich hoch geachtet wird. Man hat mit Recht eingewandt, daß dieſe gleiche Vertheilung der Mutterliebe zwiſchen beiden Söhnen außer den Grenzen der Wahrſcheinlichkeit liege, und eine gewiſſe natürliche mütterliche Vorgunſt den Haß der Brüder trefflich motivirt hätte. Aber wenn die Brüder ſich nicht in der gleichen Liebe zur Mutter begegneten, würde ſie dieſelben zu einer Zuſammenkunft, ja auch nur dazu vermocht haben, der Leichenfeier des Vaters in unbekannter Kleidung beizuwohnen?[1] Gewiß, eine Annäherung erforderte die Fabel, und eine Annäherung wurde durch die gleiche Liebe der Mutter und zur Mutter einzig bewirkt.

---

[1] Schiller's Werke in 1. B. S. 520. 2. f. (Oktavausg. B. 5, S. 491 f.)

Die häusliche Lage der Iſabella hat viele Aehnlichkeit mit derjenigen der Herzogin in Wallenſtein. Die Worte dieſer:[2]

> „O der unbeugſam ungezähmte Mann!
> Was hab' ich nicht getragen und gelitten
> In dieſer Ehe unglücksvollem Bund!“ ꝛc.

drücken auch das Verhältniß der Iſabella zu ihrem verſtorbenen Gatten aus.[3] Keine Gelegenheit hat der Dichter verſäumt, um die Fürſtin zu verherrlichen. Ceſar ſpricht von den Thränen, die ihr ſchönes Auge weine, Beatrice im Geſpräch mit Manuel ſchildert ihre göttliche Geſtalt und ruft ſpäter aus: „O ſchönes Engelsantlitz meiner Mutter;“ der Chor erlebt das Schönſte, —

> „Denn ich ſehe die Blume der Tochter,
> Ehe die Blume der Mutter verblüht;“

er verehrt der „Herrſcherin fürſtlichen Sinn, welche über der Menſchen Thun und Treiben mit ruhiger Klarheit hinblicke“ — wie ihr auch Diego einen „zarten Sinn und ruhigen Verſtand“ zuſchreibt — ja er preiſ't die Mutter als unvergleichliches Ideal:

> „Nicht auf der Erden
> Iſt ihr Bild und ihr Gleichniß zu ſehn“ ꝛc.[4]

Das Bruderpaar iſt, um ihren Haß leiſe zu motiviren, in Kontraſt geſtellt, jedoch ſo, daß beide beinahe gleich großdenkend, heftig fühlend und gegen einander erzürnt ſind. Die ſtarke Hand des Vaters hat ihren wilden Trieb gehemmt, nicht gebeſſert, und geſchäftige Diener haben die Flamme geſchürt. Don Ceſar iſt raſcher, hochfahrender, thatkräftiger, wilder und offener, Don Manuel gerechter, beſcheidener, gelaſſener und ſehr verſchloſſen, welche letzte Eigenſchaft von der Mutter vom Charakter des Vaters abgeleitet wird.[1] Der Charakter Ceſar's iſt bei weitem mit mehr Vorliebe und beſtimmter ausgemalt, und findet beſonders in den Schlußſcenen Gelegenheit, handelnd deutlich und glänzend hervorzutreten, während Don Manuel ſich nur leidend und empfangend zeigt. Doch hat man in jenem Charakter mit Recht einen Widerſpruch gerügt. Don Ceſar, welcher, als die Schweſter entwichen iſt, ſo verſtändig nach den nähern Umſtänden ihrer Flucht forſcht, wie konnte er ſogar unverſtändig ſein, der nur einmal geſehenen Beatrice, ohne Bewerbung um ihre Gunſt, ohne ein Wort aus ihrem Munde vernommen zu haben, ſogleich zu erklären, daß ſie ſeine Gattin ſein ſolle? Wie konnte er, der glühende Jüngling, ihr ſchauderndes Verſtummen ſich zu ſeinen Gunſten auslegend, bloß aus zarter Rückſicht für die ſittſam erſchrockene, ohne ein Wort der Zuſtimmung abzuwarten, nach dieſem unritterlichen Machtſpruch ſogleich wieder ohne Noth fortſtürmen? Und wie konnte er von dieſem Augenblick an Beatrice als ſeine rechtmäßige Braut anſehen und ihren frühern Liebhaber als einen Räuber ſeines Eigenthums beſtrafen, ohne gegen die Braut ſelbſt, die er in deſſen Armen traf, ein Wort des Vorwurfs oder des Mißtrauens laut werden zu laſſen? Die Anlage der Fabel und der Charakter des Don Ceſar geben auseinander, und da durch dieſen die Fabel ausgeführt werden ſoll, muß er ſich auch gewaltſam behandeln laſſen. Wir ſehen den offenſten Charakter einem zum Theil künſtlichen und ſpitzfindigen Plane des Dichters dienen.[2]

---

[1] Schiller's Werke in E. B. S. 514. 2. e. (Oktavausg. B. 5, S. 464).

[2] Ebendaſ. S. 383. 2. m. (Oktavausg. B. 4. S. 275).

[3] Die entſprechenden Stellen ſtehen S. 525. 2. o. und S. 521. 1. m. (Oktavausgabe B. 5, S. 513, und B. 5, S. 493).

[4] Ebendaſ. S. 503. 2. (Oktavausgabe B. 5. S. 514).

Beatrice endlich iſt offenbar die, nur etwas ſinnlicher und konkreter gehaltene Thekla im Wallenſtein. Beide ſind im Kloſter erzogen und ſchließen ſich an den erſten Mann an, der ſich ihnen nähert. Die Worte im Monolog:

---

[1] Schiller's Werke in E. B. S. 514 f. m. (Oktavausg. B. 5, S. 463).

[2] Man erinnert ſich hierbei an Ferdinand in Kabale und Liebe (Th. 1, S. 191).

> „Da ſtand er plötzlich an des Kloſters Pforte,
> Schön, wie ein Gott, und männlich, wie ein Held.
> O mein Empfinden nennen keine Worte!“ ꝛc.

dieſe Worte ſagt im Weſentlichen auch Thekla von ihrem Max:[1]

> „Du ſtandeſt an dem Eingang in die Welt,
> Die ich betrat mit klöſterlichem Zagen;
> Sie war von tauſend Sonnen aufgehellt.“ ꝛc.

Die Liebe beider iſt Wirkung des Schickſals, und wenn Beatrice am Ende der Tragödie von der Mutter, die ihre Bitten vergeblich erſchöpft hat, aufgefordert wird, ihren Bruder anzuflehen, ſich ihr nicht zu entziehen, ſo iſt dieſes eine ganz ähnliche Situation, wie diejenige, wo Thekla nach dem Willen der Gräfin den Max bei Wallenſtein zurückhalten ſoll.[2] Auch Beatrice handelt gegen den Sinn ihrer Mutter, indem ſie, dem Grundſatz des Bruders beiſtimmend, ſagt, der geliebte Todte fordere ein Opfer, nur wolle ſie dieſes Opfer ſein. Ueberhaupt hat die Braut von Meſſina mit den Piccolomini und Wallenſtein's Tod beſonders hinſichtlich des Schickſals die größte Verwandtſchaft, und wenn man die vier Tragödien nach dem Maße, als das Verhängnißvolle in ihnen zunimmt, ordnen wollte, ſo müßte man, von der chronologiſchen Folge abgehend, die nicht immer mit der geiſtigen Geneſis zuſammenfällt,[3] die Maria Stuart zuerſt nennen, dann die Jungfrau von Orleans anreihen, hierauf den Wallenſtein einführen und mit der Braut von Meſſina abſchließen. Nur in Bezug auf die Behandlung liegen dieſe beiden Stücke, wie ich ſchon im Anfang dieſes Kapitels bemerkte, am meiſten auseinander. Die Braut von Meſſina iſt mit einem „ſo mächtigen Intereſſe, und einer ſolchen Kraft und Innigkeit“ geſchrieben, wie es Schiller lange nicht gefühlt hatte; dagegen „intereſſirte ihn das Sujet in ſeinem Wallenſtein beinahe gar nicht, und er hatte nie eine ſolche Kälte für den Gegenſtand mit einer ſolchen Wärme für die Behandlung in ſich vereinigt, bloß für Max und Thekla war er durch ſeine eigene Zuneigung intereſſirt.[1] Daher iſt der Wallenſtein realiſtiſch objektiv, die Braut von Meſſina idealiſtiſch lyriſch behandelt, jener möglichſt geſchichtlich, dieſe ganz fabelhaft. Als Schiller den Wallenſtein dichtete, verläugnete er, wie nachgewieſen worden iſt, ſeine Natur und Art am meiſten; dieſe machten ſich aber durch eine innere Geiſtesreaktion ſpäter in den zwei folgenden Stücken mehr und mehr wieder geltend, bis ſie in der Braut vollkommen hervorbrachen. Wenn man behauptete, daß die ganze Braut mit dem Herzensantheil und in dem Geiſte gedichtet ſei, wie die Liebesepiſode im Wallenſtein für ſich, würde man die Wahrheit nicht verfehlen.

---

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 405. 1. (Oktavausg. B. 4. S. 375).

[2] Ebendaſ. S. 394. 2. f. (Oktavausg. B. 4. S. 328).

[3] Siehe Theil 2. S. 167.

Noch an eine Figur möge hier, bei Betrachtung der Charaktere, erinnert werden, nämlich an den verſtorbenen Fürſten, welcher an vielen Stellen, wie das Fatum, mit ſchauerlichem Geiſtergeſichte in die Handlung hereinblickt. Er war ein finſterer Despot, welcher die Braut dem eigenen Vater raubte, wie Philipp von Spanien im Schauſpiel ſeinem Sohne. Mit wenigen zerſtreuten Strichen iſt er beſtimmt gezeichnet, aber zugleich in ſo milder, ſchonender Weiſe, daß die Pietät der Ueberlebenden, in deren Reden der gewaltſame, eiſerne, unzugangbar feſt verſchloſſene Menſch allein zur Erſcheinung kommt, nicht im geringſten verletzt iſt. Vergleicht man dieſe edle Darſtellungsweiſe mit der Manier im Don Karlos, ſo muß man über Schiller's Fortſchritte erſtaunen.

Im Allgemeinen iſt bemerkt worden, daß die Charakterzeichnung in keinem Schiller'ſchen Stücke ſo wenig durchgeführt ſei, als in dieſer Tragödie. „Die auftretenden Perſonen,“ ſagt ein Recenſent, „gleichen Gemälden von ſchöner Bildung ohne Phyſiognomie: Iſabella iſt die idealiſirte Mütterlichkeit, Beatrice die idealiſirte Jungfräulichkeit (?), und auf den Don Manuel und Don Ceſar paßt Zug für Zug die Schilderung, welche Horaz von den Jünglingen im Allgemeinen macht.“ Das iſt im Ganzen richtig, obgleich eine detaillirte Charakterſchilderung Schiller's Sache und Stärke überhaupt nicht iſt. Aber hier liegt der Grund in der dramatiſchen Gattung, mit welcher ihm eine tiefer gehende Charakteriſtik unvereinbar ſchien, und er verfuhr mit Bewußtſein. „Es iſt mir aufgefallen,“ ſchreibt er am 4. April 1797 an Goethe, „daß die Charaktere des griechiſchen Trauerſpiels mehr oder weniger idealiſche Masken und keine eigentliche Individuen ſind, wie ich ſie in Shakſpeare und auch in Ihren Stücken finde. So iſt z. B. Ulyſſes im Ajax und im Philoktet offenbar nur das Ideal der liſtigen, über ihre Mittel nie verlegenen, engherzigen Klugheit; ſo iſt Kreon im Oedipus und in der Antigone bloß die kalte Königswürde. Man kommt mit ſolchen Charakteren in der Tragödie offenbar viel beſſer aus, ſie exponiren ſich geſchwinder, und ihre Züge ſind permanenter und feſter. Die Wahrheit leidet dadurch nichts, weil ſie bloßen logiſchen Weſen eben ſo entgegengeſetzt ſind, als bloßen Individuen.“ Und Goethe antwortet hierauf vortrefflich: „Sie haben ganz recht, daß in den Geſtalten der alten Dichtkunſt, wie in der Bildhauerkunſt, ein Abſtraktum erſcheint, das ſeine Höhe nur durch das, was man Stil nennt, erreichen kann.“ Solche dramatiſche Skizzen wollte er jetzt, wo er eine antike Tragödie dichtete, verſuchen. Vielleicht ließ er ſich hierzu auch durch die Autorität des Ariſtoteles beſtimmen. Dieſer ſagt in ſeiner Poetik: „Ohne Handlung (Verknüpfung von Begebenheiten) kann keine Tragödie ſein, wohl aber ohne Charaktere; die Tragödien der meiſten Neuern ſind charakterlos, ja es gibt Dichter, die es überhaupt ſind, wie auch unter den Malern Zeuxis ſich zu Polygnotos verhält, denn Polygnotos iſt ein guter Charaktermaler, des Zeuxis Malerei hat keinen Charakter.“ In der Vorerinnerung zur Braut von Meſſina deutet Schiller ſelbſt darauf hin, daß ſeine tragiſchen Perſonen bloß „feſte Umriſſe,“ keine Individuen, ſondern Repräſentanten ihrer Gattung ſeien, welche das Tiefe der Menſchheit ausſprechen. Er verſchmähte daher alle feinere Charakternüancen. Humboldt, welcher ſo tief in den Buſen des Dichters ſchaute, hat dieſe Intention vollkommen erkannt und ihren Werth richtig zu ſchätzen gewußt.[1] Er ſchreibt an den Freund: „Es iſt unendlich bewundernswürdig, und ich habe es eigens ſtudirt, mit wie wenig Zügen Sie beide Brüder ſo feſt charakteriſirt haben, daß jeder nur auf ſeine Weiſe die Zuſchauer afficiren kann, eben ſo die Mutter und Beatrice. Es iſt das der höchſte Gipfel der Kunſt und die höchſte Weisheit des Künſtlers, nicht über die Forderungen ſeines Zweckes hinauszugehen; und wer, wie Sie, auch gezeigt hat, daß er zugleich in der ganz entgegengeſetzten Gattung Meiſter iſt, in dem, ſieht man, iſt das, was er dießmal unterläßt, nicht Schranke. Es iſt vielmehr nur Mangel an ächtem und großem Kunſtſinn, der Charakterſchilderung einen viel wichtigeren Antheil an der tragiſchen Wirkung beizumeſſen, als ihr, eigentlich genommen, gebührt.“

---

[1] So äußert ſich, wie wir wiſſen, Schiller ſelbſt gegen Goethe am 10. März [illegible] und am 28 November 1796.

Man könnte fragen, warum eine tiefer gehende Charakterſchilderung mit der antiken Tragödie nicht gut verträglich oder ihr wenigſtens entbehrlich iſt. „Der Inhalt der Fabel“, gibt ein Kritiker zur Antwort, „iſt ein unvermeidliches Schickſal, welches die Leidenden trifft, nicht ſo fern ſie ſolche und ſolche Menſchen, ſondern ſo fern ſie Menſchen ſind. Eine ſcharfe Charakterzeichnung würde dieſe Anſicht verwirren, und die Einheit des Ganzen zerſtörend und zweifelhaft machen, ob man in den auftretenden Perſonen die Menſchheit oder Individuen leiden ſähe. Die höchſte äſthetiſche Kraft und ethiſche Würde läßt ſich wohl nur von der Tragödie erwarten, deren Held unter dem Drucke von Verhältniſſen leidet, in denen wir alle ſtehen, und Widerſtand leiſtet durch eine Kraft, die wir alle mit ihm gemein haben, denn der hieraus entſtehende Wechſel von Theilnahme und Bewunderung nähert ſich der ganz unintereſſirten, reinkünſtleriſchen Stimmung am meiſten.“ Aber durch eine reiche individuelle Gliederung verliert der Held nicht ſeinen allgemein gültigen Werth, und das Gemälde iſt gewiß äſthetiſch wirkſamer und wahrer, wenn es individuell geſtaltet, als wenn es eine bloße Skizze iſt. Die antike Tragödie entbehrt vielmehr den modernen Reichthum der Charakteriſtik, wegen der reichen Lyrik des Chors, die unſerer Tragödie abgeht. Der Chor hebt alles irdiſche Thun und Leiden in eine höhere Ordnung der Dinge, die Erde in den Himmel. Hierdurch bekommt die alte Tragödie eine Würde und Weihe und einen Gehalt, daß ſie eines ſonſtigen Reichthums beinahe nicht mehr empfänglich iſt. Eine feinere Charakternüancirung wäre Ueberladung. Dagegen die neuere Tragödie, die jenes Hülfsmittel des Chors nicht kennt, welchen Erſatz hat ſie? Wodurch kann ſie Gewicht, Fülle, Tiefe erhalten? Man hat zwar bemerkt, daß Shakſpeare und nach ihm Goethe darin ein Surrogat für den Chor gefunden hätten, daß ſie Leute aus dem Volke bald einzeln, bald in Maſſe in die Handlung mengen, welche auf den Gang der letztern eben ſo wenig, als der Chor, einen mitwirkenden Einfluß übten, aber die Lage der Dinge, die Geſinnungen der Perſonen, ja bisweilen ſelbſt die künſtleriſchen Abſichten des Dichters trefflich erläuterten. Wallenſtein's Lager iſt ganz aus dieſer Intention hervorgegangen, indem hier der Dichter, weil er ſein Drama nicht durch ſo viele außerweſentliche Perſonen beſchweren wollte, dieſelben in ein beſonderes Vorſpiel zuſammentreten ließ, wie ſein ſtreng ſondernder Geſchmack ſich auch in den folgenden Stücken ſolcher, in das Ganze nicht eingreifender Figuren möglichſt enthielt. Aber man kann dieſe Auskunft keineswegs ein nur einigermaßen ausreichendes Surrogat für den griechiſchen Chor nennen, deſſen idealen Zweck es gar nicht berührt. Denn wie können einige Nebenperſonen aus dem gemeinen Volke die Menſchheit vertreten, und allem Größten und Höchſten, wozu der Dichter die Handlung emporhebt, eine Stimme leihen? — Dem Geiſte der ganzen Geſchichte unangemeſſen ſind in der Tragödie auch idealiſche Perſonen, die etwas Chorähnliches haben, wie ſie Schiller in Max und Thekla auftreten ließ. Noch weniger zuläſſig ſind Sentenzen und Räſonnements, die den handelnden Perſonen in den Mund gelegt werden, durch welche ſich die Poeſie in die Rhetorik verirrt.

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Humboldt, S. 476.

Der allein würdige Erſatz für den antiken Chor iſt in der neuern Tragödie die Shakſpeare'ſche Seelenmalerei, und wo das eine waltet, iſt keine Stätte für das andere. Das nicht mitwirkende gemeine Volk kann dem Dichter wenn er es einmengt, nur ein Mittel ſein, um den Zuſchauer geſchichtlich zu orientiren, den Charakter der Hauptperſonen in ein helleres Licht zu ſtellen, die Handlung zu motiviren; der Chor und die Seelenmalerei ſind gleichmäßig der höchſte Zweck und die Krone des Ganzen. Jenes kann bloß den Stoff herbeiſchleppen, dieſe entwickeln den reichſten Gehalt. Die neuere Tragödie kann nicht mehr an ein Volk, welches die Menſchheit zu vertreten vermöchte, nicht mehr an eine Götterverſammlung appelliren. Das Chriſtenthum und die neuere Kultur haben die äußere Welt verarmen laſſen, aber ſie haben eine innere Welt erſchloſſen, aus denen die himmliſchen Mächte hervortreten, welche ein glücklicheres Geſchlecht äußerlich ſchaute. Das Seelenleben war im Alterthum noch wenig gegliedert und trat nur in allgemeinen Zügen und Maſſen einfach hervor, ſo daß der Dichter die Stimme der Gottheit, und eine höhere Weltregierung in ſein Gemälde führte, um in dieſem die Ausſicht ins Unendliche zu eröffnen. Jetzt kann uns der Dichter in die Abgründe der eigenen Bruſt blicken laſſen. Das Seelenleben der neuern Menſchheit iſt ſo fein gemiſcht, ſo tief, ſo reich, daß er die größte Mannigfaltigkeit von Geſtalten aus demſelben heraufbeſchwören kann. Auch lyriſche Ergüſſe, dergleichen Schiller in der Maria Stuart und Jungfrau von Orleans chorähnlich einführte, dürfen im Drama nur Zweige dieſer Seelenmalerei ſein.

Der Hauptunterſchied der antiken und modernen Tragödie zeigt ſich wieder in dieſem ihrem entgegengeſetzten Gange. Die moderne Tragödie ſtellt den Menſchen mehr handelnd dar,[1] und da die Handlungen, des Menſchen Eigenthum ſind und aus ſeinen Affekten und Leidenſchaften hervorgehen, ſo iſt ſie, wenn ſie nicht flach ſein will, zu einer Charakteriſtik des Menſchen ſelbſt genöthigt. Die alte Tragödie dagegen, welche den Menſchen mehr in ſeinem Verhalten gegen das Schickſal, in ſeinem Leiden und Dulden auffaßt, iſt natürlich veranlaßt, von dieſer Abhängigkeit des Menſchen, die ſie veranſchaulichen will, zu allgemeinen Betrachtungen über das Menſchenloos, das Schickſal, die Macht der Götter überzugehen, welche den Hauptinhalt der Chorgeſänge ausmachen. Die

---

[1] Siehe Theil 1. S. 315.

Seelenmalerei verarbeitet die Handlungen und Leidenſchaften in das Innere, Sittliche, tief Menſchliche hinein, der Chor führt uns immer an die Grenzen der Menſchheit und knüpft alles an das Ueberirdiſche. Wo daher die Menſchen handelnd hervortreten und das Getriebe der menſchlichen Leidenſchaft tiefer nüancirt iſt, wie in den letzten Scenen der Braut von Meſſina, verſtummt die Stimme des Chors.

Jede Tragödie ſtellt das Leiden handelnder Menſchen dar. Wird nun das Leiden, der Konflikt des Menſchen mit ſeiner Situation, mehr emporgehoben, ſo wird die Darſtellung in ihrem erhabenen Stil zu einer Schickſalstragödie; wird dagegen der Nachdruck auf das Handeln gelegt, ſo ſenkt ſich das Gedicht, wenn es ihm um einen reichen Gehalt zu thun iſt, in das innerſte Getriebe der menſchlichen Leidenſchaften und wird zum Charaktergemälde. Jenes antike Genre hat mehr Weite und Höhe, dieſes moderne mehr Innerlichkeit und Tiefe. Bei dem letztern iſt das Princip bei aller unendlichen Fülle dennoch nur einfach die menſchliche Freiheit, und die Darſtellung kann ſich äußerlich nur zu einem univerſellen Zeit- und Kulturgemälde ausdehnen; das Princip der antiken Gattung iſt ein doppeltes, die menſchliche Freiheit und eine höhere Weltordnung in der Form des Schickſals und der Götter. Dieſes zweite Princip ſtellt der Chor ſinnlich dar, und zieht nach einer natürlichen Verwandtſchaft zugleich den rein ſittlichen, tief bewegenden, innerlich menſchlichen Gehalt aus dem Seelenleben der handelnden Perſonen zu ſich herüber, ſo daß dieſe in dem Grade verlieren, als der Chor gewinnt.

Wenn demnach die Tragödie ſo organiſirt iſt, daß die Ereigniſſe ſich allmählig ganz oder doch größtentheils aus der freien Thätigkeit der Perſonen entwickeln, ſo daß dieſe Thätigkeit die Urſache der Kataſtrophe vollſtändig enthält, muß ſich der Dichter in dem Kreis des Menſchlichen halten und kann den Chor nicht brauchen. Die Handlung entfaltet ſich hier unter natürlichen, äußern Einflüſſen und nothwendigen Geſetzen aus begreiflichen Kräften und der Chor hätte bei dem ſich ſelbſt löſenden Räthſel nichts zu ergänzen, nichts zu erklären. Er würde eine müßige, läſtige Rolle ſpielen und den Geſichtspunkt, der hier nur einfach ſein kann, verwirren.

Dieſes iſt in der modernen Tragödie der Fall, wo der Held mit ſeines Gleichen und menſchlichen Einrichtungen kämpft, und in Verfolgung eines erhabenen Zweckes untergeht.* Wenn aber die Thätigkeit eines Menſchen nicht die Urſache, ſondern nur die Veranlaſſung einer Reihe von Begebenheiten iſt, die ihre Grundurſache außerhalb, im Schickſale, haben; ſo müſſen wir uns über den Kreis der menſchlichen Handlungen und Triebe erheben, um das Ganze zu überſchauen und recht zu würdigen. Zu dieſem neuen Princip, welches zugleich der höhere Standpunkt der Betrachtung iſt, erhebt uns in der antiken Tragödie der Chor. Dieſer iſt nur da ein nothwendiger Beſtandtheil der Tragödie, wenn ſie den Menſchen als in der Gewalt übermächtiger Mächte befindlich darſtellt.

Der Chor greift alſo auf's tiefſte in das Weſen der antiken Tragödie ein, die mit ihm ſteht und fällt. Er iſt das Organ der göttlichen Weltregierung, und offenbart uns am deutlichſten den religiöſen Charakter der alten Tragödie. Es iſt zur richtigen Würdigung deſſelben durchaus nicht gleichgültig zu wiſſen, daß er in den religiöſen Bacchusfeſten ſeine Entſtehung hatte, und lange die Hauptſache ausmachte, bis ſpäter eine oder mehrere Perſonen zwiſchen die Chorgeſänge traten, aus deren Erzählungen und Reden endlich die dramatiſchen Figuren erwuchſen. Denn von dieſem Urſprung her blieb er fortwährend der Bewahrer des religiöſen Elements in der alten Tragödie, und er bildet den höchſten Beziehungspunkt und die feſte Grundlage des Dramas, wie die ewige Weltordnung ſelbſt allen irdiſchen Erſcheinungen und wandelnden menſchlichen Geſtalten zu Grunde liegt. Hierin allein liegt ſeine vollgültige Bedeutung. Alle andere Beſtimmungen über den Chor laſſen ſich entweder auf dieſe Grundbedeutung zurückführen, oder ſie ſind außerweſentlich und bisweilen auch unrichtig. Wenn man ſagt, der Chor ſei der Sprecher der ganzen Menſchheit, der idealiſirte Zuſchauer, der perſonificirte Gedanke über die dargeſtellte Handlung, das parteiloſe Organ der Vernunft und Rechtlichkeit, ſo vereinigen ſich dieſe theils bildlichen, theils unbeſtimmten, theils zu engen

---

* Siehe Theil 1.

Ausdrücke alle in jenem Hauptbegriff. Wenn man erklärt, der Chor vergegenwärtige das Volk oder den nationalen Gemeingeiſt, ſo meint man doch nur die Beſten des Volks oder wieder das allgemeinmenſchliche Bewußtſein, wie dieſes ſich im nationalen Gemeingeiſt ausſpricht. Was aber vor den Augen des Volks geſchieht, das iſt auch öffentlich, und in ſo fern mag der ſonſt leere Ausdruck, der Chor ſei der Repräſentant der Oeffentlichkeit, geſtattet ſein. Unrichtig iſt die Erklärung Hegel's,[1] welcher die Nothwendigkeit des Chors für den Standpunkt der griechiſchen Tragödie tiefer faſſen will, und über die gewöhnliche Anſicht hinausgehend, ſagt, „der Chor ſei die wirkliche Subſtanz des ſittlichen heroiſchen Lebens und Handelns ſelbſt, den einzelnen Heroen gegenüber das Volk als das fruchtbare Erdreich, aus welchem die Individuen, wie die Blumen und hervorragenden Bäume aus ihrem eigenen heimiſchen Boden, emporwachſen, und durch die Exiſtenz deſſelben bedingt ſind." Dieſe Meinung raubt dem antiken Chor ſeine ideale Würde und Höhe, und ſtellt ſich neben die ſchon oben referirte Anſicht, daß der Chor in dem modernen Drama durch Nebenperſonen aus dem Pöbel vollkommen erſetzt werden könne. Der Chor iſt ein Repräſentant des Volkes nicht in ſo fern die Heroen aus dieſem beſtimmten Volk ihrer Zeit hervorgegangen ſind, ſondern in ſo fern dieſes, von allen lokalen und temporellen Beziehungen befreit, als der reine Inhaber des ſittlichen Bewußtſeins und als ein Glied der Menſchheit ſelbſt gedacht wird. Jenes Volk, woraus die tragiſchen Heroen hervorgingen, alſo die hiſtoriſche Grundlage ihrer Exiſtenz, ſteht viel zu weit unter den hervorragenden Heroen, als daß es zugleich das „höhere, von falſchen Konflikten abmahnende, den Ausgang bedenkende Bewußtſein" für den Chor abgeben könnte.

Wenden wir uns nach dieſen allgemeinen Bemerkungen zu Schiller's Aufſatz „Ueber den Gebrauch des Chors," welchen er ſeinem Gedichte vorausſchickte, ſo müſſen wir Humboldten beiſtimmen, daß bis jetzt noch niemand ſeine Idee ſo rein aufgefaßt habe, als Schiller. Denn was ſpäter, zum Theil mit anmaßlichen Seitenblicken, aufgeſtellt wurde, wiederholt doch nur entweder in denſelben oder in etwas veränderten Ausdrücken, wenn es richtig iſt, das von Schiller Vorgetragene, und ſeiner Abhandlung fehlt zu einem vollkommenen Abſchluß der Sache nichts, als die oben gegebene Zurückführung und Beſchränkung des Chors auf das Princip der antiken Tragödie, und eine ausführliche hiſtoriſche Erörterung des Urſprungs, der Ausbildung und des Verfalls des Chors, welche aber ganz außer ſeinem Zwecke lag.

---

[1] Aeſthetik B. 3, S. 347 f.

Jedem ſeiner Dramen der letzten Periode, mit Ausnahme der Maria Stuart, hat Schiller ein verſtändigendes oder abwehrendes Wort zur Begleitung gegeben, dem Wallenſtein die Verſe, Thekla, eine Geiſterſtimme, dem Mädchen von Orleans das gleichnamige Gedicht, dem Wilhelm Tell die Stanzen an den Churfürſten Erzkanzler, und der Braut von Meſſina dieſe Vorerinnerung. „Da ich eben daran bin,“ ſchrieb er den 21. Mai 1803 an Goethe, „ein Wort über den tragiſchen Chor zu ſagen, welches an der Spitze meiner Braut von Meſſina ſtehen ſoll, ſo drückt das ganze Theater mit ſammt dem ganzen Zeitalter auf mich ein, und ich weiß kaum, wie ich es abfertigen ſoll. Uebrigens intereſſirt mich dieſe Arbeit, ich will ſuchen, etwas Ordentliches zu ſagen, und der Sache, die uns gemeinſam wichtig iſt, dadurch zu dienen.“ Dieſer durch tiefe Klarheit des Gehalts und hohe Reinheit der Form ausgezeichnete Aufſatz iſt würdig, dem edelſten proſaiſchen Erzeugniſſe, welches wir überhaupt dem Schiller'ſchen Genius verdanken, der Abhandlung über das Erhabene,[1] an die Seite geſtellt zu werden, und iſt uns als ſein letztes proſaiſches Vermächtniß noch beſonders ehrwürdig. In dem Erhabenen und Tragiſchen hatte er die Heimath ſeiner Seele und die Werkſtätte ſeiner Thätigkeit gefunden, und ſo ſpricht denn in beiden Aufſätzen der vielgeübte Meiſter mit der reifſten Beſonnenheit des Tiefſinns und der Erfahrung von dem, was ihm am heiligſten und geläufigſten iſt. Zugleich iſt es bemerkenswerth, daß in dieſem ſpäten Aufſatze unter einigen Modifikationen die Hauptgedanken wieder erſcheinen, welche er ſich in ſeiner analytiſchen Periode entworfen und in ſeinen philoſophiſch-äſthetiſchen Schriften niedergelegt hatte.

---

[1] Siehe Theil 3, S. 41 und S. 37.

Schiller motivirt ſeinen Vorbericht richtig dadurch, daß er ſagt, der Chor vermöge ſich durch ſich ſelbſt vor unſerer Bühne nicht zu rechtfertigen, weil ihm noch die nothwendige ſinnlich mächtige Begleitung der Muſik und des Tanzes fehle. Aber der Dichter dürfe ſich durch dieſen zufälligen Mangel nicht beſchränken laſſen, nach dem Höchſten zu ſtreben. Weil ſich alſo der Chor nicht durch die That vollkommen rechtfertigen könne, müſſe er durch die Idee gerechtfertigt werden. Durch einige einleitende Gedanken gelangt Schiller zu den Sätzen: die Kunſt ſei weder bloßes Spiel noch bloßer Ernſt; ſondern ſie ſei zugleich ganz ideell und doch im tiefſten Sinne reell oder wahr — ja ſie ſei das Letztere nur dadurch, daß ſie die Wirklichkeit ganz verlaſſe und rein ideell ſei. Nämlich das Wirkliche, welches uns zur Erſcheinung komme, ſei ganz etwas anderes als das Reale, welches niemals in die Sinne falle und die unter der Decke der Erſcheinungen liegende Natur, der Geiſt des Alls — alſo nur eine Idee unſerer Seele. Wenn alſo die Kunſt dieſes Reale darſtelle, ſei ſie wahrer, als alle Wirklichkeit, realer, als alle Erfahrung.

Es erhellt hieraus, daß Schiller damals auf dem höchſten Gipfel einer idealen Behandlung ſtand, indem er das Reale doch eigentlich in ein Ideales umwandelt, ſo daß nur dieſes objektive Wahrheit hat. Die von aller Erfahrung geläuterte Natur, was iſt ſie anders, als eine Idee?

Von dieſem abſoluten Idealiſmus macht er dann die vollſte Anwendung auf die Tragödie, indem er den gemeinen Begriff des Natürlichen als jede Poeſie und Kunſt vernichtend, und den Begriff der Illuſion als einen armſeligen Gauklerbetrug gänzlich von ihr ausſchließt. Schon alles Aeußere bei einer dramatiſchen Vorſtellung ſei nur ein Symbol des Wirklichen: der Tag auf dem Theater ſei nur ein künſtlicher, die Architektur nur eine ſymboliſche, die metriſche Sprache ſelbſt ideal, der Ort ein bloßer idealer Raum, die Zeit bloß die ſtätige Folge der Handlung. „Die Einführung des Chors wäre der letzte, entſcheidende Schritt — und wenn derſelbe auch nur dazu diente, dem Naturaliſmus in der Kunſt offen und ehrlich den Krieg zu erklären, ſo ſollte er uns eine lebendige Mauer ſein, die die Tragödie um ſich herumzieht, um ſich von der wirklichen Welt wie abzuſchließen, und ſich ihren idealen Boden, ihre poetiſche Freiheit zu bewahren.“

Hierdurch iſt es ſo deutlich als möglich ausgeſprochen, warum Schiller den Chor wieder auf die Bühne brachte.[1] Der Chor war für ihn der Gipfel des Wegs nach einer reinen Symbolik der tragiſchen Dichtung, auf welchen wir ihn ſeit dem Wallenſtein haben wandeln ſehen. Deßwegen ſagt er auch ſogleich, der Chor, welcher in dem Alterthum natürlich aus der poetiſchen Geſtalt des wirklichen Lebens hervorgegangen, werde dem neuern Dichter ein Kunſtorgan: er helfe die Poeſie hervorbringen d. h. ein tragiſches Werk dem Weſen nach poetiſch geſtalten. Und hier iſt der Ort, wo wir unſere obige Beſtimmung, was der Chor an nnd für ſich, ſeinem innern Weſen nach ſei, die Erklärung nachzuſchicken haben, was er für den hervorbringenden Künſtler ſei. In dieſer Hinſicht iſt er die verkörperte und in die Darſtellung aufgenommene reinmenſchliche Theilnahme des Dichters überhaupt, und wie Humboldt ſagt, ein ſinnlich lebendiges Organ, den Stoff zu intellecktualiſiren, für den neuern Dichter insbeſondere.

---

[1] Herr Hinrichs in ſeinem Buche: »Schiller's Dichtungen« referirt zuerſt (Th. 3, S. 254) dieſen Beweggrund Schiller's, den Naturalism in der Poeſie zu bekämpfen, und äußert ſich, derſelbe wäre wohl anders zu erreichen (oder wie er ſich ausdrückt zu beſeitigen) geweſen. Dann führt er auf der nächſten Seite, Schiller's eben noch angeführte eigene Ausſage vergeſſend, fort: »Unterſuchen wir deßhalb den Grund, wodurch der Dichter beſtimmt und bewogen ſein mag, die vorliegende Tragödie gerade ſo abzufaſſen«, und korrigirt nun Schiller's Zeugniß dahin, dieſer ſei durch die Oeffentlichkeit, welche er von den frühern Stücken her feſtgehalten (!), auf den Chor gekommen, welcher aus der Oeffentlichkeit des Lebens erwachſen ſei. Alſo nicht durch das Streben, ſeinem Kunſtwerk die möglichſt ideale Form zu geben, ſondern durch eine willkührliche Phantaſie wurde er geleitet, und der beſonnenſte aller Dichter wußte ſelbſt nicht, warum er ſo handelte. Schon in der Maria Stuart, verſichert Herr Hinrichs, iſt alles öffentlich, denn die Oeffentlichkeit tritt mit dem — (geheimen) „Staatsrath“ der Eliſabeth auf (S. 163), und dieſe Königin iſt ja — die Offenheit ſelbſt. Derſelbe Herr Hinrichs meint auch, die Sprache in der Braut von Meſſina ſei nicht höher geſtimmt, als in den andern Stücken, und man werde die Fabel, wenn man alles bedenke, nicht ſo übel gedichtet finden, und die griechiſche Götterlehre paſſiren laſſen. — Es iſt weder in dem, was Herr Hinrichs über Schiller ſagt, noch in dem, wie er es ſagt, irgendwo etwas Schiller'ſches zu finden. Die Dichtungen des philoſophiſchſten Künſtlers meint Herr Hinrichs kommentiren zu können, ohne irgendwo auf die philoſophiſchen Schriften deſſelben Rückſicht zu nehmen. Götzinger und Viehoff, obgleich ſie hauptſächlich nur für die Jugend ſchrieben, haben hierin viel philoſophiſcher gehandelt, als der Philoſoph von Profeſſion.

Dieſen Hauptzweck, den ihm der Chor erfülle, gliedert dann Schiller in ſeine beſondere Arten. Der Chor vollendet die reine Symbolik des Kunſtwerks, weil er die gemeine moderne Welt mit ihren unpoetiſchen Konventionen zur Wahrheit und Einfachheit der menſchlichen Natur zurückführt; weil durch ihn die Ideen der Vernunft, die für ſich eben ſo, wie das bloß Sinnliche in einem Dichterwerk nur Stoff und rohes Element ſind, ſich mit der vollen Kraft der Phantaſie, mit einer kühnen lyriſchen Freiheit und mit der ganzen ſinnlichen Macht des Rhythmus und der Muſik darſtellen; weil er alſo das tragiſche Gedicht reinigt, indem er die Reflexion von der Handlung abſondert; weil die lyriſche Sprache des Chors verhältnißmäßig die ganze Sprache des Gedichts erhebt und die ſinnliche Gewalt des Ausdrucks überhaupt verſtärkt; und weil er endlich die erforderliche ſchöne, hohe Ruhe in das Kunſtwerk bringt, welche einerſeits dem Gemüth des Zuſchauers auch in der heftigſten Paſſion ſeine Freiheit erhält und die überwältigende Gewalt der Eindrücke mildert, und in welcher andererſeits auch die handelnden Perſonen einen Anhalt finden, deren Beſonnenheit und Würde durch die Dazwiſchenkunſt des Chors motivirt wird. Dieſe Ideen ſind mit der ganzen Pracht der Rede und dem Schmuck der Bilder und Gleichniſſe vorgetragen, welcher einzig ihm zu Gebote ſtand, aber zugleich mit der ſtrengſten Wortangemeſſenheit aufs deutlichſte aus der Sache ſelbſt entwickelt. So hat er in Würdigung des Chors wenig zu ſagen übrig gelaſſen, und er hat es, wie geſagt, nur darin verfehlt, daß er deſſen Werth unbedingt auch auf die neuere Tragödie ausdehnte, welche durch ihr Princip mit der alten in einem innern Gegenſatze ſteht, und deßwegen den Gebrauch des Chors ausſchließt.

Auf welche Weiſe hat nun Schiller in ſeine Tragödie den Chor eingeführt, und wie iſt ihm der Gebrauch deſſelben gelungen? —

Nicht wenn Schiller in Nebendingen, die ſich einmal nicht wieder herſtellen oder abändern laſſen, wie z. B. daß ſein Chor auf der Bühne ſteht, und oft zur Hälfte, bisweilen auch ganz abtritt, während er bei den Alten in dem Raume unſeres heutigen Parterre ſtand und dieſen Platz während der Handlung in der Regel niemals verließ, von der alten Einrichtung abging, ſondern wenn er das Weſen des Chors verletzte, iſt er tadelnswerth. Aber Schiller kam mit der Einführung deſſelben ſo ſehr ins Gedränge, daß er in der That ſein Weſen verletzte. Schon Ariſtoteles bemerkt, daß der Chor ein zwar menſchlich theilnehmender, aber nicht eingreifender Zeuge der Handlung ſein müſſe, und dieſe unintereſſirte, freie Stellung behauptet der Chor auch mit Nothwendigkeit in allen alten Tragödien. Wenn ihn perſönliche Neigung beſtimme, bemerkt Frau Stael richtig, machte er ſich nothwendig lächerlich: man begriffe nämlich nicht, wie mehrere Perſonen zu gleicher Zeit daſſelbe ſagen könnten, wenn ihre Ausſprüche nicht für leidenſchaftloſe Offenbarung ewiger Wahrheit gehalten würden. Ein Chor, welcher Partei nimmt, vernichtet wirklich ſich ſelbſt. Schiller hat ſeinen Chor in Halbchöre, in die ältern und jüngern Ritter, getheilt, von denen die erſtern dem ältern Don Manuel und die letztern dem jüngern Don Ceſar anhangen, und die daher in einem ähnlichen feindlichen Verhältniß gegen einander ſtehen, wie die Brüder ſelbſt. Hier iſt nun nicht die Theilung des Chors an und für ſich zu tadeln, wenn immerhin auch die Halbchöre der Alten nur die Bedeutung hatten, die rhythmiſchen Worte und Bewegungen des Chors regelmäßig zu ordnen. Humboldt ſagt hierüber ſehr richtig: „Den Chor, nicht auf die unbedeutende Art, wie es die Alten hier und da thun, ſondern auf eine für die ganze Oekonomie des Stücks richtige und geltende, in zwei Hälften zu theilen, halte ich für vortrefflich. Wie unſere Poeſie überhaupt weniger ſinnlich iſt, wie wir minder auf Muſik und Tanz zählen können, ſeit Muſik und Tanz nicht mehr bloß der Dichtkunſt dienen, und das Publikum ſie nicht mehr in dieſer Dienſtbarkeit liebt; ſo muß man eine andere Mannigfaltigkeit, ein anderes Leben für die Phantaſie ſuchen, welches die ſinnliche Darſtellung des Chors mehr heraushebe. Niemand kann läugnen, daß gerade, wie Sie ihn behandelt haben, der Chor eine ungeheure Wirkung thut, er verdoppelt das Leben und die Poeſie Ihres Stückes, weil er an die handelnden Perſonen handelnde Maſſen anknüpft.“ Darin aber vergriff ſich Schiller, daß er den Chor zugleich aus untergeordneten, dienenden und aus Partei nehmenden, mitwirkenden Perſonen beſtehen ließ. Da er auf ſeiner niedrigen Stellung ſeinem eigenen Ehrgeize folgt und an den Zwieſpalt der feindlich geſinnten Brüder gebunden iſt, wie kann ſein Urtheil das unparteiiſche des Schickſals und der Weltregierung ſein? Die Stellung der Perſonen des Chors ſoll nicht einflußreich, aber ſie muß ſittlich erhaben und politiſch ſelbſtſtändig ſein, und wenn ſeine Glieder auch in Kontraſt treten können, ſo dürfen ſie doch nie in eigentlichem feindſeligen Zwieſpalt einander gegenüberſtehen. Gleich im Anfang ſagt der zweite Chor:

> Zürnend ergrimmt mir das Herz im Buſen;
> Zu dem Kampf iſt die Fauſt geballt,
> Denn ich ſehe das Haupt der Meduſen,
> Meines Feindes verhaßte Geſtalt.
> Kaum gebiet' ich dem kochenden Blute.

„In dieſer Scene,“ ſagt ein Recenſent, „erſcheint uns der Chor als ein Haufe roher, feiger, heimtückiſcher, zum Herrſchen und Dienen gleich unfähiger Geſellen, aus deren Munde die Reſultate des Lebens und die Lehren der Weisheit zu vernehmen, für die handelnden Perſonen eben nicht ſehr erbaulich mag geweſen ſein.“

Schiller fühlte dieſen Widerſpruch der Perſon ſeines Chors mit deſſen Funktion, und begegnete einem zu erwartenden Vorwurf in der Vorerinnerung. „Er habe den Chor zwar in zwei Theile getheilt, und im Streit mit ſich ſelbſt dargeſtellt,“ ſagt er, „aber dieß ſei nur dann der Fall, wo er als wirkliche Perſon und als blinde Menge mithandle; als Chor und als ideale Perſon ſei er immer Eins mit ſich ſelbſt.“ Aber er macht durch dieſe ſpitzfindige Vertheidigung an den Zuſchauer die unerfüllbare Forderung, ſich den Chor zugleich als Chor und nicht als Chor zu denken. Der Chor verliert hierdurch alle unmittelbare Einheit und Wahrheit der Anſchauung und alle ſtätige Macht des Eindrucks. Er hört auf, den beſtimmten Charakter einer Perſon zu haben, und wir verlieren allen Glauben an ſeine Wahrhaftigkeit, weil wir ihn im Gegenſatz zu dem, was er ſagt, handeln ſehen. Er iſt eigentlich eine Unmöglichkeit, die wir durch eine armſelige Gedankenkombination wirklich machen ſollen. In den letzten Scenen gehen der Charakter und die Grundſätze Ceſar's weit über den Chor hinaus, der ſeinem Vorhaben nur ordinäre Anſichten gegenüberſtellt. Daher ſchreibt Humboldt dem Dichter eben ſo richtig, als ſchonend: „Als wahrer Chor ſpricht ſich Ihr Chor mehr durch ſeine Geſänge, als durch ſeine Geſtalt und ſein Daſein aus, und daher finde ich von dieſer Seite die Symbolik nicht rein und nicht vollkommen.“

Aber was verleitete ihn, dem Chor eine ſolche ſich ſelbſt vernichtende Kunſtgeſtalt zu geben? Man könnte ſagen, es lag ſchon in Schiller's auf die That drängendem Charakter, den Chor nicht allein betrachtend, ſondern auch handelnd einzuführen. Doch war dieß nur ein ſubjektiver Gemüthszug, welcher erſt durch einen in der Sache ſelbſt liegenden Grund in ſeiner Richtung beſtimmt werden mußte. Dieſen objektiven Grund hat ebenfalls Humboldt vortrefflich erkannt. „Hier tritt freilich eine ungeheure Schwierigkeit ein, „ſagt er.“ Bei uns Neuern ſoll alles motivirt ſein, und wie motivirt man den Chor, ohne ſeinem reinen Begriff zu ſchaden? Wenn das, woran ich mich bei dem Ihrigen ſtoße, Grund hat, ſo liegt es, dünkt mich eben in dieſer Schwierigkeit. Denn ſonſt haben Sie mit großer und bewunderungswürdiger Kunſt dieſe, meinem Begriff nach, fehlerhafte Anlage gut zu machen geſucht. Allein, und hier wäre mir Ihr Urtheil wichtig, muß denn die Strenge des Motivirens auch in dieſem Stück beobachtet werden? Daß die Handlung ſelbſt mit vollkommener Nothwendigkeit auseinander herfließe, hat ſeinen natürlichen Grund. Allein der Chor iſt wie der Himmel in einer Landſchaft. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß er da ſei, denn jede Handlung geht durch das Gerücht mehr oder minder ſchneller oder langſamer in's Volk aus, und proſaiſch ausgedrückt, iſt der Chor nur immer das urtheilende Volk, es ſind die Achiver, die immer leiden, wenn die Könige raſen. Auch hier noch mehr Strenge zu fordern, ſcheint mir moderne Unart, die wieder aus dem leidigen Begriff der Illuſion herſtammt.“

Aus dieſen Worten löſet ſich das ganze Räthſel. Dem griechiſchen Zuſchauer verſtand ſich der Chor von ſelbſt, das Theater war nach ihm eingerichtet, und die Tragödie würde ohne denſelben keine Tragödie mehr geweſen ſein. Auf welche Weiſe aber ſollte der Dichter dieſe neue, ungeſehene und auffallende Erſcheinung vor dem deutſchen Zuſchauer rechtfertigen? wie ſollte er ſie ihm zuläſſig und erträglich darſtellen? Er konnte es nicht anders, als dadurch, daß er den Chor als dienendes Glied in die Begebenheit verflocht, und ihn zu einem Gehülfen der handelnden Perſonen machte. Nun gehörte er zum Ganzen, und der Widerſpruch, in den er durch dieſe Stellung mit ſeinem idealen Amt gerieth, konnte durch die Macht einer glänzenden Darſtellung verwiſcht werden. Verwiſcht, aber nicht aufgehoben! Denn der Schiller'ſche Chor hat einen Anſtrich von jener charakterloſen Figur eines Vertrauten in der franzöſiſchen Tragödie, deren Schiller in ſeiner Vorerinnerung erwähnt, und damit, ſetzt Humboldt hinzu, iſt augenblicklich alles verloren!

Die Chorgeſänge, die wir jetzt näher betrachten können, ſind unter die beiden Halbchöre vertheilt, und außer refrainartigen Wiederholungen ſprechen nur an drei Stellen beide Theile oder deren Wortführer zuſammen. Der Chor war für den Dichter ein Organ, in welchen er ſeine lyriſch-betrachtende Ader lenkte. Es iſt bemerkbar, daß von der Maria Stuart an, ſeit welcher Zeit er nur noch wenige beſondere lyriſche Darſtellungen lieferte, ſeine Dramen ſelbſt überhaupt einen mehr lyriſchen Charakter haben und mehr beſondere lyriſche Stellen enthalten, da ſie nun des Dichters lyriſches Lebenselement aufnehmen mußten, welches noch zur Zeit des Wallenſtein in einer Menge kleinerer Gedichte ſich ausſprach. Daher konnte Wallenſtein, von der Liebesepiſode abgeſehen, bei weitem objektiver und in weiterer Entfernung vom Dichter ſich halten, als die ſpätern Dramen; die Braut von Meſſina hingegen hat durch die Befugniß des Chors von allen ſeinen Stücken am meiſten Lyrik. Eine große Maſſe von Ideen und Gefühlen, die ſich in ihm angehäuft hatte, fand hier in einem größern Kunſtganzen einen Platz und Leib. Durch dieſe mit der größten Sorgfalt ausgearbeiteten und mit erhabener Pracht vorgetragenen, das ganze Leben überblickenden, Himmelan ſteigenden, alles in eine Seele verwandelnden Hymnen und Betrachtungen theilt der Dichter ſeinem Werk einen Adel und eine Größe mit, welche das Herz des Leſers mehr rührt und hebt und ſeine Phantaſie ſtärker ergreift, als die Handlung ſelbſt. Die Art und Weiſe, wie Schiller den Chor ſprechen läßt, iſt eigentlich ganz der hohe Standpunkt, von dem er ſelbſt menſchliches Leben und Schickſal und die Welt anſchaute; der betrachtende Chor iſt Schiller. Schon wo er fragend, rathend, hoffend, fürchtend, traurend in den Spezialitäten der Handlung weilt, drängen ſich alle ſeine Worte möglichſt zum Allgemeinen und Höhern; wo er ſich aber ganz in dieſe Region erhebt, iſt eine Ideenfülle, eine Kraft, Friſche und Kühnheit der Darſtellung und eine Kunſt des Ausdrucks und Versmaßes aufgeboten, daß dieſe Strophen zu dem Schönſten gehören, was Schiller gedichtet hat, und des gründlichſten Studiums würdig ſind.[1] Sie machen die Tragödie zu einer heiligen Dichtung. Die reinſten Herzensträume der ſchönſten Jugendzeit Schiller's ſcheinen in dieſer Tragödie zu einem neuen ätheriſchen Leben erwacht zu ſein. Die Seeleninnigkeit der hier geſchilderten Liebe erinnert ganz beſtimmt an des Dichters Herzenszuſtände in Rudolſtadt. Die Worte Don Manuel's z. B.:[2]

---

[1] Zelter wollte die lyriſchen Theile des Chors in Muſik ſetzen, wurde aber durch die Schwierigkeit der Sache von dieſem Vorhaben abgeſchreckt (ſ. Briefwechſel zwiſchen Goethe und Zelter Th. 1, S. 64). Ein wackerer Künſtler in Petersburg, Neukomm, führte ſpäter dieſe Idee wirklich aus (Böttiger in dem Taſchenbuch Minerva für das Jahr 1814, S. 36.)

[2] Schiller's Werke in E. B. S. 507 f. m. (Oktavausg. B. 5, S. 432).

„Das Morgen wird dem ſchönen Heute gleichen,
Nicht Blitzen gleich, die ſchnell vorüber fließen
Und plötzlich von der Nacht verſchlungen ſind,
Mein Glück wird ſein, gleichwie des Baches Fließen“ ꝛc.

hatte Schiller dem Inhalte nach am 12. September 1789 ſchon an ſeine Braut geſchrieben.[1] Die Verſe Don Ceſar's:

„Die Seelen ſchienen ohne Worteslaut,
Sich, ohne Mittel, geiſtig zu berühren,“

hatte er gegen Charlotte von Lengefeld ſchon als die Sehnſucht ausgeſprochen, ohne das vermittelnde Wort verſtanden zu werden;[2] und wenn der Chor die herrliche Strophe ſpricht:

„Wohl dem, ſelig muß ich ihn preiſen,
Der in der Stille der ländlichen Flur,
Fern von des Lebens verworrenen Kreiſen,
Kindlich liegt an der Bruſt der Natur!
Denn das Herz wird mir ſchwer in der Fürſten Paläſten ꝛc. —

wie unendlich tief iſt dieß aus ſeiner eigenen Natur gegriffen! Wir kennen ja jenen Grundzug ſeines Weſens von der Jugend her, in ländlicher Zurückgezogenheit und ſchöner Natur frei ſich ſelbſt zu leben.

Alle dieſe Chorgeſänge entwachſen natürlich und ungezwungen ihren jedesmaligen realen Veranlaſſungen, wie die edelſten Gewächſe ihrem heimathlichen Boden. Doch ſind die ſpätern Strophen enger und vielfacher mit der Handlung verflochten, als die des erſten Aktes, wo das Verhängnißvolle noch nicht hervorgetreten und dem Chor ſein überirdiſcher Standpunkt der Ergüſſe und Reflexionen alſo noch nicht gegeben iſt. Anfangs knüpft er nur gelegentliche Betrachtungen an, ſpäter treten Handlung und Chor ganz nahe zuſammen und dieſer beleuchtet gleichſam nur mit ſeinem himmliſchen Lichte, was auf Erden geſchieht, und endlich wächſ't die Handlung durch innere Gewalt ſo mächtig an, daß ſie leider! den Chor überfluthet und dieſer ſeine bisherige Würde nicht mehr behauptet.[1] Die Reihe der erſtern Betrachtungen iſt beinahe durchweg kontraſtirend behandelt. Das von Norden eingedrungene Fürſtengeſchlecht in Meſſina gibt ſich zu einer trefflichen Entgegenſtellung der nordiſchen Herrſchermacht gegen die glückliche Schwäche des Südens her. Aber mit jener hat die Natur den ſchnellen Sturz, mit dieſer die Dauer verbunden. Denn „die Natur, ſie iſt ewig gerecht" und, ſetzt die Fürſtin an einer andern Stelle hinzu: „Nur die Natur iſt redlich!"[2]

---

[1] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Th. 2. S. 30 f.

[2] Ebendaſ. S. 18, vergl. Supplemente zu Schiller's Werken (Cotta 1840) B. 2. S. 253.

Das entzückende Gemälde der Mutterwürde iſt dann an die Fürſtin Iſabella geknüpft, und läuft in eine erhabene Preiſung der Fürſtengröße aus im Gegenſatz gegen das dunkel verworrene Daſein der übrigen Geſchlechter. Dieſes Loblied, deſſen Inhalt auch den Begrüßungsworten zu Grunde liegt, die der Chor ſpäter an die zur Braut erkorne Beatrice richtet, iſt um ſo rührender, weil das Schickſal das Nichtige aller Menſchenherrlichkeit gerade an dieſem Fürſtenhaus ſo erſchütternd hervorſtellt. Dann wird bei dem Bunde, den die Brüder ſchließen, in einem reizenden Bilde der Friede gemalt, und ihm gegenüber mit hohen ethiſchen Gedanken, die uns des Dichters Seelenheroismus vergegenwärtigen und an Wallenſtein's Lager erinnern, der Krieg geprieſen:

> „Denn der Menſch verkümmert im Frieden;
> Müßige Ruh' iſt das Grab des Muths.
> Das Geſetz iſt der Freund des Schwachen,
> Alles will es nur eben machen,
> Möchte gern die Welt verflachen." ꝛc.

Im Frieden ſtehen Amor's Tempel offen — und ſo werden

---

[1] Dieß ſah Zelter, als er die Chorgeſänge komponiren wollte, richtig ein: „Gegen das Ende," ſagt er, „zieht ſich das Gedicht, nach meinem Gefühl, aus einander ſtatt ſich zu komprimiren, und deßwegen würde ich vorſchlagen, ſtatt deſſen, was im Manuſkript der vierte Akt iſt, eine Art von Epilog ſtattfinden zu laſſen, worin der Chorus in ſeiner ganzen ungebundenen Hoheit als Hauptperſon erſchiene, und ſich in den höchſten Regionen, die der Muſikmeiſter erreichen kann, gleichſam zu Hauſe befände. (Briefwechſ. mit Goethe Th. 1, S. 78)

[2] Siehe Theil 3, S. 174.

Schönheit und Liebe in goldenen Sprüchen in Gegenſatz gegen den Ernſt der männlichen Jahre geſtellt, und unter den friedlichen Beſchäftigungen verſinnlichen ſich die Jagd, das Gleichniß der Schlachten, und das Seeleben, wo mit Gedankenſchnelle des Geſchickes Looſe wechſeln, vor unſern Augen. Aber auch auf der feſtgegründeten Erde wanket das Glück — und ſo äußert der Chor ſeine beſorgten Ahnungen über das Fürſtenhaus, in denen das nahende Schickſal ſich uns ſchon zum voraus verkündigt.

Die Chorbetrachtungen haben ſich hierdurch zur tragiſchen Weltanſicht erhoben, die ſie nicht mehr verlaſſen. Sie werden aber dann erſt wieder fortgeſetzt, wenn ſich die tragiſche Handlung bis zur Ermordung des Don Manuel entwickelt hat. Nachdem erfüllt iſt, was der Chor in ahnender Furcht geſehen, erhebt er ſich von der Klage um den Jüngling zu weicher Trauer über die Hinfälligkeit menſchlicher Entwürfe, und von einem an den Mörder gerichteten Weheruf zu furchtbarer Mahnung an die göttliche Beſtrafung der Miſſethat und an den ewigen Zuſammenhang auch der flüchtigſten That mit der höhern Weltordnung. Wenn der Chor nun den Leichnahm zur Mutter bringt, verkündigt er das Entſetzliche durch ein unvergleichliches Gemälde des vom Jammer begleiteten, durch die Straßen der Städte ſchreitenden Unglücks, welches dem ruhigen Lauf der Dinge folgend oder gegen das Naturgeſetz einbrechend, keinen Lebendigen verſchone. Wenn dann der Chor der läſternden Mutter Einhalt thut:

„Du läugneſt der Sonne leuchtendes Licht
Mit blinden Augen! Die Götter leben,
Erkenne ſie, die dich furchtbar umgeben!“

und wenn er die ſchützenden Hausgötter entweichen und die Furien leibhaftig einſchreiten ſieht, ſo hat dieſe Stelle an erſchütternder und ſittlicher Hoheit ihres Gleichen nicht, und außer der allgemeinen Schlußſentenz bleibt ihm im Folgenden nur noch die Seligſprechung deſſen übrig, der ſich aus dem verworrenen Lebensgewühle hinaus gerettet hat in die Zelle des Kloſters, an die Bruſt der ländlichen Natur, in die reine

Luft der Berge. Das alles ſind Stimmen der Götter an die Menſchen, Worte, vor denen ſich jede Erdengröße beugt und die das Ewige dem Menſchen als ſein einziges Eigenthum zuſprechen. Die zuletzt angedeuteten Verſe:

> „Auf den Bergen iſt Freiheit! Der Hauch der Grüfte
> Steigt nicht hinauf in die reinen Lüfte,“

zeigt ſchon auf den Tell hin, ſo wie viele Ideen auf den Wallenſtein zurückblicken. Wenn die Gottheit ſelber die Menſchen belehren wollte, — ſie müßte deren Seelenform umwandeln, um es anders thun zu können.

So viel mag über dieſen Schatz der Chorgeſänge geſagt ſein, durch deren genaue Einprägung ſich jedes deutſche Gemüth bereichern ſollte. Nur im Allgemeinen bemerke ich noch, daß Schiller durch dieſes dramatiſche Werk der Kritik einen mächtigen, weit und lang wirkenden Impuls gab, die Berechtigungen der antiken und modernen Dichtung genauer zu unterſuchen und in das Weſen der Poeſie tiefer einzudringen.[*]

Auf dem Grund des bisher Vorgetragenen können wir endlich, was uns allein noch übrig bleibt, die Organiſation des Kunſtwerkes, ſo weit nicht ſchon bisher von ihr die Rede war, entwickeln, wobei wir noch einige Einzelnheiten nachtragen werden, von denen zu ſprechen wir bisher keine Gelegenheit hatten.

Wenn Schiller ein Sujet freier Erfindung zu behandeln hatte, mußte es ihm ſchwer fallen, den idealen Schatten in einer feſten realen Form zu faſſen; und die Erfindung der Fabel ſelbſt, weil ſie bei ihm nicht aus der vollen innern Anſchauung, dieſem Ebenbild der Natur, frei ſich entwickelte, ſondern durch den zerlegenden Scharfſinn zu Stande kam, mußte hier und wieder allzukünſtlich und ſpitzfindig ausfallen. So hängt denn auch in dieſem Stücke, noch mehr, als in dem frei erfundenen Trauerſpiel der erſten Periode, in Kabale und Liebe, ſehr vieles an einem Häärchen, und manches ſtößt uns auf, was ſich mit einander nicht reimen läßt oder gegen die Natur iſt. Sehr weiſe für ſeinen Plan hat Schiller die Herrſchſucht gar nicht als Motiv in den Haß der Brüder aufgenommen; denn wenn beide herrſchen wollten, konnten ſie nie Friede machen. Aber bei ſo feindſelig geſtimmten Gemüthern, mußte nicht einer dem andern die Herrſchaft neiden und ſchon deßwegen jeder nach der Herrſchaft ſtreben? Mußte alſo das Trachten nach der Herrſchaft, wenn der Vater todt war, ſie nicht ewig trennen? Oder wird zwar die kleinſte Veranlaſſung die Brüder zum Haß geſpornt, aber der größte Grund des Zwieſpalts auf ſie nicht gewirkt haben? Wie konnte alſo Schiller die Frage, wer Herr ſein ſolle, wenn er der Natur getreu war, ganz umgehen?

---

[*] Ich erinnere nur an die Verhandlungen über den griechiſchen Chor zwiſchen Goethe und Schiller (Th. 1, S. 59, 64, 68 ff.), an Falk's Aufſatz über die verſchiedene Art, wie Goethe und Schiller das Schickſal behandeln, in der Urania für das J. 1812, und an Mörlin's Briefe über die Nachbildung der griechiſchen Tragödie in der Braut von Meſſina.

Die Gründe, warum Iſabella die Tochter, welche nach ihrer Auslegung des Orakels Don Manuel und Don Ceſar ausſöhnen ſoll, auch nach dem Tode des Gemahls noch verborgen hält, ſind nicht überzeugend. „Wie konnt' ich ſie, des Friedens theures Pfand, an eures Haſſes Wuth unzeitig wagen?“ ſagt ſie. Vielmehr, nachdem die Söhne eingewilligt hatten, zuſammen zu kommen, mußte die verſtändige Frau die Friedensſtifterin mitten zwiſchen ſie ſtellen, und ſie konnte durch ihre lange Verſöhnungsrede das nicht ſelbſt ausführen wollen, was das Amt ihrer Tochter war. Dadurch handelte ſie ja der Hoffnung, die ſie auf ihre Tochter ſetzte, gerade entgegen, und Don Manuel hat, als er ſich ohne die Schweſter mit Don Ceſar ausgeſöhnt hat, ſehr Recht zu ſagen: „Nicht mehr der Schweſter braucht's, der Liebe Band zu flechten!“ Ferner ſpricht Don Manuel von dem alten Diener Diego, der von Zeit zu Zeit als Bote der Mutter zu Beatricen kam, ſo, als habe er ihn ſelbſt geſehen und geſprochen. Der Chor nämlich fragt ihn, ob er von dieſem Alten nichts erforſcht habe. Don Manuel antwortet ſo, daß man vorausſetzen muß, daß er ihn von Angeſicht kenne:

„Nie wagt' ich's, einer Neugier nachzugeben,
Die mein verſchwieg'nes Glück gefährden konnte.“

Man muß ſich alſo wundern, daß Diego und Don Manuel, als ſie ſpäter vor Iſabella zuſammen kommen, ſich ſo gegen einander benehmen, als hätten ſie ſich im Kloſtergarten der heiligen Cäcilia nie erblickt. Jene Kenntniß und dieſe Unbekanntſchaft laſſen ſich wenigſtens nur mühſam vereinigen — wie überhaupt die ganze Tragödie nach unwahrſcheinlichen und ſonderbaren Zufälligkeiten angelegt iſt. Endlich haben wir ſchon im Wallenſtein und in der Jungfrau von Orleans das Schweigen des Octavio und der Johanna zum Theil tadeln müſſen. Aber der ausgedehnte Gebrauch, welchen der Dichter hier vom Schweigen macht, verletzt doch alle pſychologiſche Wahrheit. Als Beatrice im Garten von dem nur einmal geſehenen Don Ceſar flugs für ſeine Braut erklärt wird, ſo iſt ihr gänzliches Verſtummen weder durch das geheime Grauen der Jungfrau vor dem Fürſtenhaus, noch durch die blutverwandte Stimme der Natur, die ſich in ihrem Herzen für Don Ceſar regt, noch durch den Schrecken über die gewaltſame Behandlung hinlänglich zu rechtfertigen. Noch gefährlicher auf der Spitze ſteht jenes zweite Schweigen der Iſabella gegen Don Manuel in dem entſcheidenden Augenblick, wo dieſer fragt:

»Nur eines noch, o Mutter, laß mich wiſſen!«

jene aber im Affekt ihn forttreibt und ſo die Löſung verhindert, indem ſie ihm das nicht ſagt, was ſie einige Augenblicke darauf dem zurückkehrenden Don Ceſar offenbart. „Man wird ſich“, bemerkt Böttiger, „dabei des Verdachtes nie erwehren können, daß der Dichter dieſes Schweigen zur Ausführung ſeines Planes nothwendig brauchte, ſo daß dieß allerdings eine Schwäche des Stückes iſt. Schiller ſelbſt indeſſen, als man ihm dieß bemerklich zu machen ſuchte, wunderte ſich, wie man ſeine Intention ſo wenig habe faſſen können, da ja eben in dieſem Verſchließen des Mundes in ſo kritiſchen Augenblicken, wo ein rettendes Wort das eherne Netz des Schickſals hätte zerreißen können, die unabwendbare Gewalt, ja das Dämoniſche des Verderben brütenden Verhängniſſes ſich recht deutlich offenbare, und alle Zuſchauer mit geheimem Grauen durchſchauere.“ Nur geht hier die Wirkſamkeit des Schickſals und die pſychologiſche

Wahrheit nicht Hand in Hand, und wir ſehen nur einen Kunſtgriff des Dichters, wo wir die letztere aufgehoben finden. Die umſichtige und verſtändige Iſabella konnte ſelbſt im Affekt den Sohn nicht fortſchicken, ohne ihm die wiederholt geforderte nöthige Auskunft zu geben.

Von dieſen Mängeln und Fehlern abgeſehen, iſt das Schauſpiel vortrefflich angelegt. Die Entfaltung und der Fortſchritt der Handlung iſt meiſterhaft, was ſogar Solger anerkennt. „Ich habe bewundert," ſchreibt Humboldt an den Verfaſſer, „wie unbegreiflich gut es Ihnen gelungen iſt, einem Stoff, für den nichts im Gemüth des Leſers vorbereitet liegt, der nicht einmal auf einem ſchon die Seele füllenden Grunde erſcheint, der ferner an ſich ſogar künſtlich iſt, und bei minder guter Behandlung hätte ſpielend ausſehen können, vor der Einbildungskraft volle Geltung zu verſchaffen. Alles in dieſem Werk beſteht nur durch die dichteriſche Form und bedarf nichts außer ihr." In die engſte Begebenheit iſt der reichſte Ideengehalt aufgenommen. Zugleich hat die Form der Tragödie eine ſolche Strenge, daß ſich in der Hinſicht kein Schiller'ſches Stück mit dieſem meſſen kann. Keine Perſon könnte entbehrt werden, jedes Moment der Handlung iſt für das Ganze nothwendig. Nirgends iſt etwas Ueberflüſſiges, wie überhaupt ſolche frei erfundene Stoffe dieſen Vorzug haben, daß ſie leichter auf ihr reinſtes Maß reducirt und in demſelben feſtgehalten werden können, während es oft unmöglich iſt, hiſtoriſche Stoffe von allen zufälligen Beſtandtheilen zu reinigen und einer klaſſiſchen Kunſtform ganz angemeſſen zu machen. Die moderne Akteneintheilung trennt ein Stück gleichſam in verſchiedene kleinere Stücke. Hier aber geht alles in Einem ununterbrochenen großen Zuge fort. Alles Vorhergehende greift organiſch in das nächſt Folgende ein, jede Scene iſt zugleich bedingend und bedingt. Die ganze Handlung wird aber immer reißender, und majeſtätiſcher; und alles folgt Schlag auf Schlag, und würde oft ſich vernichtend in einander ſtürzen, wenn der Chor nicht betrachtend dazwiſchen träte.

Der langen, zum Theil ermüdender Reden ſind offenbar zu viele. Manche Scenen haben gar keinen Dialog. Der

Prolog, welchen Iſabella, wie bei Euripides Jokaſte ſpricht, kann ſich an Lebendigkeit mit der Expoſition der vorhergehenden Stücke nicht vergleichen. Einige Aehnlichkeit bei beiden Dichtern hat auch die Scene, in welcher Iſabella und Jokaſte ihre Söhne ausſöhnen wollen. Doch ſind bei dem alten Dichter die feindlichen Brüder, wie wenn ſie in gerichtlicher Form ihre Sache führten, beredte Ankläger und Vertheidiger, während ſie bei dem neuern, zur Erde blickend, ohne einander anzuſehen, ein hartnäckiges Schweigen beobachten, ſo daß die Verzweiflung der Mutter um ſo erſchütternder iſt, nachdem ſie der Worte Köcher ausgeleert und der Bitten Kraft erſchöpft hat. Als ſehr kunſtgerecht behandelt und von erſchütterndem Effekt hat man die Scene bezeichnet, in welcher Beatrice ihre Mutter wieder erkennt. Der Ausruf der aus ihrer Ohnmacht erwachenden Tochter:

»Wo bin ich? dieſe Züge ſollt' ich kennen!«

und das zermalmende Wort der nichts ahnenden Mutter:

»Ich bin's ja ſelbſt, erkenne deine Mutter!«

ſind unvergleichlich herbeigeführt. Die beredte Schilderung der Geſchenke, welche Don Manuel auf dem Bazar (dem arabiſchen Marktplatz, auf welchem alle Koſtbarkeiten des orientaliſchen Luxus ausgeſtellt ſind) von dem Chor für ſeine Braut gekauft wiſſen will, hat man an und für ſich meiſterhaft, aber mehr dem epiſchen, als dramatiſchen Style angehörig und für die tragiſche Würde zu geringfügig und kleinlich genannt. Nur Menſchen von gemeiner Denkungsart und geringer Bildung, welche ſich gerne über ſolche Gegenſtände weit und breit ausſprechen, dürften ſolche ausführliche Herzählungen in den Mund gelegt werden. Wenn daher der Kellermeiſter im vierten Aufzuge der Piccolomini die Figuren auf dem Pokal ausführlich erkläre, ſo ſei dieſes eine Weitſchweifigkeit, welche dem Charakter der ſprechenden Perſon ganz angemeſſen ſei und von dieſer Seite auch im Drama keinen Tadel verdiene. Doch findet, wie mir ſcheint, dieſe Schilderung in der Gemüthslage des Don Manuel ihre vollkommene Rechtfertigung. Er beſchreibt die Geſchenke ſo ausführlich, weil ſie die Geliebte ſchmücken ſollen. Sie bekommen durch dieſen Zweck eine höhere Wichtigkeit, und zugleich machen ſie ſpäter mit dem ſchrecklichen Ausgang einen erſchütternden Kontraſt. In Bezug auf die letzten Scenen endlich ſchrieb Schiller an Goethe:[1] „Es kommt dieſer letzten Handlung ſehr zu ſtatten, daß ich das Begräbniß des Bruders von dem Selbſtmord des andern ganz getrennt habe, daß dieſer jenen Aktus vorher rein beendigt, als ein Geſchäft, dem er vollkommen abwartet, und erſt nach Beendigung deſſelben, über dem Grabe des Bruders, geſchieht die letzte Handlung, nämlich die Verſuche des Chors, der Mutter und der Schweſter, den Don Ceſar zu erhalten, und ihr vereitelter Erfolg. So wird alle Verwirrung und vorzüglich alle bedenkliche Vermiſchung der theatraliſchen Ceremonie mit dem Ernſt der Handlung vermieden."

In der ganzen Tragödie iſt kein matter Zug, kein ſchwaches Bild, nichts Unbedeutendes. Die außer dem Drama ſtehenden Perſonen ſind ſo beſtimmt ausgeführt, daß ſie die Phantaſie füllen; ſo auch das Bild des einſiedleriſchen Mönchs, auf den der Dichter ſpäter noch einmal zurückkommt, indem er ihn ſo bedeutungsvoll in die Handlung eingreifen läßt.[2] Die außen liegenden Momente ſind höchſt kunſtvoll an der ſchicklichſten Stelle in die Handlung gefügt. Der Hintergrund enthüllt ſich gleichſam ſyſtematiſch. Gleich anfangs hören wir, daß der alte Fürſt geſtorben, daß die eingewanderte Fürſtenfamilie die Herrſchaft gewaltſam an ſich geriſſen hat; ſpäter werden wir gelegentlich über den Fluch des Ahnherrn, die Zwietracht der Brüder, das doppelte Traumgeſicht und Orakel, und endlich über Beatricens Verbergung belehrt, welche in der zweiten Scene nur angedeutet war. Jetzt zieht ſich das Geſammtintereſſe auf Beatrice zuſammen, wie es bisher zwiſchen den feindlichen Brüdern getheilt war — woher es auch kommen mag, daß dieſe Tragödie allein von allen Dramen Schiller's eine doppelte Ueberſchrift hat. Alle drei Geſchwiſter ſind ihr Inhalt. Nun alſo zuerſt erſcheint die Schweſter Braut auf der Bühne, und ſie tritt ſchrittweiſe, ſich ſelbſt zum ſteigenden Entſetzen, aus dem Geheimniß hervor. Es iſt ein eigener ſtufenmäßiger Schmerzensgang, den ſie bis zu dem Ausruf: „Weh, weh mir! O entſetzenvolles Licht!“ zu wandeln hat; und auch der Zuſchauer gelangt jetzt erſt zur unumſtößlichen Gewißheit. Abſichtlich ſind alle frühern Kennzeichen ſo unbeſtimmt gehalten, daß ſie das Schreckliche nur ahnen laſſen. Don Manuel ſelbſt mußte über Beatricens Abkunft nur halb belehrt ſterben. Aber als zuerſt die ohnmächtige Tochter, dann der todte Sohn hergetragen werden, verwickelt ſich Iſabella ſchnell in ein neues doppeltes Mißverſtändniß, welches der Dichter zur tragiſchſten Situation benutzt, bis Ceſar in Einem Moment ſeine Mutter völlig enttäuſcht und zugleich über das ihm Verborgene belehrt wird. Auf beſonderen Wegen werden die verſchiedenen Perſonen zur Aufklärung geführt. Bei näherer Betrachtung wird man die kunſtvolle Art, womit der weiſe Dichter dieſe tragiſche Nacht aufdeckt, beſonders wenn man dieſe verſchlungene Analyſe des Geheimniſſes mit der geraden und einfachen Enthüllung im Sophokleiſchen Oedipus vergleicht, nur bewundern können.

---

[1] Briefwechſel Theil 6, S. 168 f.

[2] Schiller's Werke in E. B. S. 521 (Octavausg. B. 5, S. 494).

Endlich hat man dem Dichter ein großes Verbrechen daraus gemacht, daß er in ſeinem Schauſpiel die Mythologien, Religionsvorſtellungen und Gebräuche verſchiedener Zeiten und Völker vermiſchte. Hier muß im Allgemeinen bemerkt werden, daß der ideal philoſophiſche Drang, verſchiedene Zeiten und Völker in Ein großes Ganze für die Einbildungskraft zuſammenzuziehen, ſich von der Zeit an in Schiller's Dramen und Balladen zeigt, wo er ſich der großen Hülfsmittel und Kräfte der griechiſchen Poeſie zu verſichern ſuchte. Es war natürlich, daß er mit dem griechiſchen Schickſal auch der griechiſchen Götterlehre und Denkweiſe Eingang in ſeine Dichtung verſchaffte. So finden wir denn im Wallenſtein, und noch mehr in der Maria Stuart und der Jungfrau von Orleans an vielen Stellen, mitten unter chriſtlichem Weſen, die antiken Vorſtellungen vom Glückswechſel, und neben dem chriſtlichen Gott oder katholiſchen Heiligen die alten Götter genannt und einzelne Gottheiten, z. B. Ate, die Furien, beſonders namhaft gemacht; und wir erſtaunen nicht wenig, wie die ächtgläubige Maria Stuart und die kirchliche Johanna allen Ernſtes auch Götter anrufen können. Schiller's Perſonen haben durchweg etwas Heidniſches an ſich, oder edler ausgedrückt, ſie bewegen ſich ſo frei und ſelbſtſtändig in der chriſtlichen Dogmatik und Ausdrucksweiſe, daß ſie einen unbefangenen Sinn für das Wahre und Bedeutende der antiken Weltanſchauung haben und daher mitunter im Geiſte und mit den Worten der Alten ſprechen. Dieſe Verknüpfung des Antiken mit dem chriſtlich Modernen erhielt, wie das griechiſche Schickſal, in der Braut von Meſſina die vollſtändigſte bewußte Ausprägung. Ja Schiller wob ſogar den mohamedaniſchen Glauben ein, ganz in derſelben Denkweiſe, in welcher Leſſing ſeine Fabel von den drei Ringen erfand. Schon längſt hatte er es geſagt, daß allen Philoſophien die Philoſophie und allen Religionen die Religion zu Grunde liege.[1] Dieſe Eine allgemein menſchliche war Schiller's Philoſophie und Religion, ſo daß er in jeder beſondern einen wahren Gehalt und manches Unweſentliche und Zufällige in deſſen Erſcheinungsweiſe erkannte. Er hat ſeine Meinung dadurch ſymboliſch angedeutet, daß er die Weiſſagungen des chriſtlichen Mönchs und des mohamedaniſchen Sterndeuters gleichermaßen wahr ſein läßt. Sollte nun der Poet immer hinter dem Philoſophen zurückbleiben? Mußte jener nicht, wenn er ſich zu einem möglichſt idealen Gebilde erhob, ſo dichten, wie dieſer dachte? Am Ende der Vorerinnerung ſagt es uns Schiller ſelbſt: „Unter der Hülle aller Religionen liegt die Religion ſelbſt, die Idee eines Göttlichen, und es muß dem Dichter erlaubt ſein, dieſes auszuſprechen, in welcher Form er es jedesmal am bequemſten und am treffendſten findet.“ Wie der plaſtiſche Künſtler für ſeine vollkommene Geſtalt einzelne Glieder wirklicher Körper nachzeichnet, ſo entlehnte Schiller aus dem ganzen Reich der Ueberlieferung Züge für ſein geiſtiges Bild. Nach ſeiner Anſicht, die das Ideale nur im Allgemeinen und Univerſellen ſuchte, durfte ſich ſeine ideale Dichtung nicht in untergeordneten und partikulären Kreiſen halten, ſondern mußte auf den Sonnenhügeln aller Geſchlechter und Völker hinſchreiten. Dieſe Verbindung des aus einander Liegenden führte denn auch ohne Zweifel die Meinung herbei, der Dichter habe hier einen romantiſchen Stoff in eine antike Form gießen wollen. Er hat vielmehr, um einem rein menſchlichen Inhalt die möglichſt ideale Form zu geben, theils von dem antiken Chor und Schickſal einen ziemlich freien Gebrauch gemacht, theils in den Sitten, Einrichtungen, Geſchichten und Vorſtellungen aller Völker der Menſchheit würdige Symbole für das geſucht, was er darſtellen wollte. Sogar für die zu ſchmückende Braut entwarf er, nach Böttiger's treffendem Ausdruck, eine ideale Phantaſiekleidung aus verſchiedenen Völkertrachten.“ Für die ideale Poeſie gibt es eben ſo ſehr, wie für die plaſtiſche Kunſt nur ein einzig wahres Koſtüm. Aber indem der Dichter, um dieſe Freiheit zu rechtfertigen, ſich in der Vorerinnerung auch darauf berief, daß der Schauplatz der Handlung Meſſina ſei, wo die drei Religionen, die er zuſammengefaßt, theils lebendig, theils in Denkmälern fortwirkten und zu den Sinnen ſprächen, ſtellte er ſein eigenes Verfahren in Schatten. Dieſes letztere iſt entweder durch die ideale Darſtellung nothwendig bedingt, oder nicht zu entſchuldigen, und Schiller hätte den Schauplatz folgerecht gar nicht nach Meſſina ſetzen müſſen, ſondern nach — Utopien. Seine Dichtung iſt nur dadurch wahr, daß ſie „ſich nirgends hat begeben.“

---

[1] Vergl. Theil 3, S. 186

Das Verſtändniß und der Genuß der Tragödie erfordert eine höhere Kultur und einen weiten Geſichtskreis. Der Tadel Carlyle's, daß die Begebenheiten durch die Betrachtungen des Chors zu weit ausgeſponnen ſeien und daß das Intereſſe ſtocke, ſchwanke und zuletzt ſeine volle Wirkung verfehle;¹ und der Tadel der Frau von Stael, die Ereigniſſe ſeien fürchterlich und doch ſei das Grauen, welches ſie einflößten, ruhig, der Chor unterbreche und erkälte das Intereſſe, legen kein Zeugniß gegen den Dichter, welcher eine ähnliche Wirkung ja beabſichtigte, ſondern nur gegen die Urtheilenden ab. Sie ſchlagen den materiellen Reiz der Begebenheit höher an, als die ideale Kunſtgeſtaltung. So mag es denn richtig ſein, daß dieſes erhabene „Märchen

---

[1] Schiller's Leben S. 256.

aus der Fremde“ nicht ins Volk gedrungen iſt — und ſie wird noch lange nicht ins Volk dringen. Begreift doch die Kritik kaum die höhern Geſetze, die ihr der Genius diktirt hat. So lange das Theater kein Tempel iſt, wird man auch bei der feinſten franzöſiſchen Geſchmacksbildung, für ſolche Stücke keinen Sinn haben und nur Solche, welche die Kenntniß der Griechen emporgehoben hat, werden zu ahnen vermögen, was ſie uns ſein könnten. Wann wird aber das Theater bei uns ein Tempel ſein? Wann werden Mythen und Symbole bei uns frei werden und in den Dienſt der Dichtung, und wann wird dieſe im Bunde mit allen andern Künſten in den Dienſt unſerer höchſten, heiligſten Ueberzeugungen treten? Wann werden wir uns von ſcholaſtiſcher Spekulation und ſpitzfindiger Dogmatik des Ueberſinnlichen abkehren und uns der Dichtkunſt mit dem Lebensgefühl zuwenden, daß ſie allein uns die Räthſel des Ewigen zu löſen vermag, wie ſie ſinnlich gebundenen Weſen gelöſ't werden können? Wann werden wir einſehen, daß das Wort ſelbſt des Propheten eine erhabene Dichtung, und jede erhabene Dichtung das Wort eines Propheten iſt?

Univ. Bibl.
München

Viertes Kapitel.

Ueberſetzung zweier Luſtſpiele von Picard. Wahl und Ausarbeitung des Wilhelm Tell. Ausflug nach Lauchſtädt. Iffland, Johannes Müller, Genz und Frau von Staël. Vollendung des Wilhelm Tell und Aufführung in Weimar und Berlin.

Als Schiller ſeine Braut von Meſſina, welche gewiß eine ungewöhnlich große Anſtrengung erforderte, vollendet hatte, ruhte er in dem Jahr 1803 einige Zeit von eigner Produktion, und nur etliche Romanzen folgten noch jenem Gedichte nach, die wir ſpäter betrachten werden. Eine ähnliche kleine Pauſe hatte er nach Abfaſſung ſeiner Johanna gemacht, wo er ſich, wie wir wiſſen, an der Turandot ergötzte. Gleichermaßen wandte er auch in der jetzigen Muße, während welcher ſich ſein Geiſt zum Wilhelm Tell ſammelte, ſeine Sorgfalt dem Theater zu. Immer war er bemüht, daſſelbe auch durch fremde Stücke in die Höhe zu bringen; und das Ueberſetzen eines Schauſpiels für die Bühne war ihm Erholung. So bearbeitete er, wie es ſcheint, auf Veranlaſſung des Herzogs in dem Frühjahr 1803 zwei franzöſiſche Luſtſpiele[1], welche beim Publikum damals großen Beifall fanden. „Mein kleines Luſtſpiel,“ ſchreibt Schiller von einem dieſer Stücke, „hat das Publikum ſehr beluſtigt und macht ſich auch wirklich recht hübſch. Es iſt mit vieler guten Laune geſpielt worden, ob es gleich nicht zum beſten einſtudirt war, und unſere Schauſpieler, wie Sie wiſſen, gern ſudeln.

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe. Theil 6, S. 194.

wenn ſie nicht durch den Vers im Reſpekt erhalten werden. Da Plan und Gedanke nicht mein gehörten und die Worte extemporirt wurden, ſo habe ich mich um die Vorſtellung ſelbſt keines Verdienſtes zu rühmen.“

Das erſte dieſer Stücke des geiſtreichen und fruchtbarſten franzöſiſchen Theaterdichters — Picard ſchrieb über ſiebzig Schauſpiele — heißt im Original: **Mediocre et rampant, ou le moyen de parvenir**, und wurde im Jahr 1797 zuerſt vorgeſtellt. Schiller hieß es: der Paraſit oder die Kunſt, ſein Glück zu machen. Wie den Titel hat der Ueberſetzer auch die Namen der Perſonen zum Theil verändert. Der Miniſter heißt im Franzöſiſchen Ariſte, ſeine Mutter Dorlis, ſeine Tochter Laura, der Schiller'ſche Selicour führt dort den Namen Dorival. Das Schauſpiel iſt im Original in Alexandrinern geſchrieben, und ſchreitet ſchon dadurch gemeſſener, ernſter einher, als in dem bequemen, nachläſſigen proſaiſchen Gewande der deutſchen Bearbeitung. Viele des Reims wegen gebrauchte Wendungen und Worte ſind weggelaſſen, und noch viel Mehreres erweitert und ſo verändert, daß es deutſchen Schauſpielern mundgerecht und unſerer Sinnesweiſe angemeſſen iſt. Durch manche komiſche Ausdrücke z. B. „ein Bein unterſchlagen, Krummbuckel machen, Katzenſchwanz ſtreichen, ſeine Eier in fremde Neſter legen, aus dem Sattel heben,“ hat Schiller das Stück dem gemeinen Leben angenähert und mehr Humor und Laune in das Luſtſpiel gebracht. So iſt es denn gekommen, daß wir hier gar keine Wortüberſetzung, ſondern nur eine Uebertragung des Sinnes und der Situationen vor uns haben. Nach dem Leitfaden des Originals läßt der deutſche Dichter ſeine Perſonen ſprechen, was ihnen jedesmal angemeſſen zu ſein ſcheint. Man kann nicht leicht freier mit dem Urtext ſchalten, als er es gethan hat. Das Stück endigt ſich bei Picard mit den Verſen:

> „Imitez votre père, et sa main est à vous
> Sur l'intrigant ainsi l'honnête homme l'emporte
> Qu'il en arrive, hélas, rarement de la sorte!
> Qui mérite une place est loin de l'obtenir,
> Et le sot, en rampant, est sûr de parvenir.“

Schiller läßt ſeinen Narbonne dafür ſo ſprechen: „Bilden Sie ſich nach Ihrem Vater und mit Freuden werde ich Sie zum Sohn annehmen — (Halb zu den Mitſpielenden, halb zu den Zuſchauern). Dießmal hat das Verdienſt den Sieg behalten. — Nicht immer iſt es ſo. Das Geſpinnſt der Lüge umſtrickt den Beſten, der Redliche kann nicht durchdringen, die kriechende Mittelmäßigkeit kommt weiter, als das geflügelte Talent, der Schein regiert die Welt, und die Gerechtigkeit iſt nur auf der Bühne." Die eingeflochtene Romanze „An der Quelle ſaß der Knabe" ꝛc. iſt ganz Schiller's Werk; ſie hat mit der franzöſiſchen Romanze nur die Stimmung gemeinſchaftlich.

Das zweite Picard'ſche Stück, **der Neffe als Onkel**, ſcheint erſt ſpäter auf die Bühne gekommen zu ſein. Es heißt in Bezug auf ein Stück von Regnard von ähnlichem Titel im Franzöſiſchen: Encore des Ménechmes, und wurde zuerſt im Jahr 1791 in Paris vorgeſtellt. Es iſt im Original in Proſa geſchrieben, und bei weitem wörtlicher überſetzt, als das vorhergehende Stück, ohne daß Schiller aus ſeinem freien, großſinnigen Ueberſetzungsſtil getreten wäre, und ſeinen nächſten Zweck aus den Augen verloren hätte.

Das neue Thema, welchem er ſich unter deſſen zugewandt hatte und an welches er in dem Sommer dieſes Jahrs 1803 Hand anlegte, war **Wilhelm Tell**. Der Dichter verdankte die Idee Goethen.

Als Goethe im Jahr 1797 zum dritten Male mit dem aus Italien zurückkehrenden Meyer die kleinen Kantone in der Schweiz beſuchte, erweckte die Gegenwart der klaſſiſchen Oertlichkeit den Plan zu einem Epos. „Ich bin feſt überzeugt," ſchreibt er an Schiller, „daß die Fabel von **Tell** ſich werde epiſch behandeln laſſen, und es würde dabei, wenn es mir, wie ich vorhabe, gelingt, der ſonderbare Fall eintreten, daß das Mährchen durch die Poeſie erſt zu ſeiner vollkommenen Wahrheit gelangte, anſtatt daß man ſonſt, um etwas zu leiſten, die Geſchichte zur Fabel machen muß. Das beſchränkte, höchſt bedeutende Lokal, worauf die Begebenheit ſpielt, habe ich mir wieder recht genau vergegenwärtigt, ſo wie ich die Charaktere, Sitten und Gebräuche der Menſchen in dieſen Gegenden, ſo gut es in der kurzen Zeit möglich, beobachtet habe." Hierauf gab Schiller folgende Antwort, welche offenbar auf ſeine eigene ſpätere Behandlung des Gegenſtands Licht wirft — denn der erſte Blick auf die Sache war entſcheidend. Er ſchreibt am 30. Oktober 1797: „Die Idee von dem Wilhelm Tell iſt ſehr glücklich, und genau überlegt könnten Sie, nach dem Meiſter und nach dem Hermann, nur einen ſolchen, völlig lokal-charakteriſtiſchen Stoff, mit der gehörigen Originalität Ihres Geiſtes und der Friſchheit der Stimmung behandeln. Das Intereſſe, welches aus einer ſtreng umſchriebenen, charakteriſtiſchen Lokalität und einer gewiſſen hiſtoriſchen Gebundenheit entſpringt, iſt vielleicht das Einzige, was Sie ſich durch jene beiden vorhergegangenen Werke nicht weggenommen haben. Dieſe zwei Werke ſind auch dem Stoff nach äſthetiſch frei, und ſo gebunden auch in beiden das Lokal ausſieht und iſt, ſo iſt es doch ein rein poetiſcher Boden und repräſentirt eine ganze Welt. Bei dem Tell wird ein ganz anderer Fall ſein; aus der bedeutenden Enge des gegebenen Stoffes wird da alles geiſtreiche Leben hervorgehen. Es wird darin liegen, daß man durch die Macht des Poeten recht ſehr beſchränkt und in dieſer Beſchränkung innig und intenſiv gerührt und beſchäftigt wird. Zugleich eröffnet ſich aus dieſem ſchönen Stoffe wieder ein Blick in eine gewiſſe Weite des Menſchengeſchlechts, wie zwiſchen hohen Bergen eine Durchſicht in freie Fernen ſich aufthut.“

Der in die Heimath mitgebrachte Plan wurde aber durch heterogene Beſchäftigungen hinausgeſchoben, durch die Fortſetzung der Ilias, die fragmentariſch gebliebene Achilleis, verdrängt, und endlich, ungeachtet die erſten Geſänge des Epos längſt näher motivirt waren, ganz aufgegeben, nach Goethe's Angabe deßwegen, weil es ihm bedenklich ſchien in Hexametern zu dichten, indem die deutſche Proſodie, in ſo fern ſie die alten Silbenmaße nachbildete, anſtatt ſich zu regeln, immer problematiſcher wurde und die anerkannten Meiſter ſolcher Künſte und Künſtlichkeiten bis zur Feindſchaft in Widerſtreit lagen. Da bemächtigte ſich Schiller dieſer Idee. „Ich hatte mit Schiller,“ erzählt Goethe in ſeinen Tages- und Jahresheften, „dieſe Angelegenheit oft beſprochen und ihn mit meiner lebhaften Schilderung jener Felswände und gedrängten Zuſtände oft genug unterhalten, dergeſtalt, daß ſich bei ihm dieſes Thema nach ſeiner Weiſe zurechtſtellen und formen mußte. Auch er machte mich mit ſeinen Anſichten bekannt, und ich entbehrte nichts an einem Stoff, der bei mir den Reiz der Neuheit und des unmittelbaren Anſchauens verloren hatte, und überließ ihm daher denſelben gerne und förmlich, wie ich ihm ſchon früher mit den Kranichen des Ibykus und manchem andern Thema gethan hatte; da ſich denn aus jener obigen Darſtellung, verglichen mit dem Schiller'ſchen Drama, deutlich ergibt, daß ihm alles vollkommen angehört, und daß er mir nichts, als die Anregung und eine lebendigere Anſchauung ſchuldig ſein mag, als ihm die einfache Legende hätte gewähren können."

Die Idee ſeines Heldengedichts, auf die ſich Goethe in der mitgetheilten Stelle beruft, charakteriſirt er aber in folgender Weiſe: „Von meinen Abſichten melde nur mit Wenigem, daß ich in dem Tell eine Art von Demos darzuſtellen vorhatte und ihn deßhalb als einen koloſſal kräftigen Laſtträger bildete, die rohen Thierfelle und ſonſtige Waaren durch's Gebirg herüber und hinüber zu tragen ſein Lebenlang beſchäftigt, und, ohne ſich weiter um Herrſchaft noch Knechtſchaft zu bekümmern, ſein Gewerbe treibend und die unmittelbarſten perſönlichen Uebel abzuwehren fähig und entſchloſſen. In dieſem Sinn war er den reichern und höhern Landsleuten bekannt, und harmlos übrigens auch unter den fremden Bedrängern. Dieſe ſeine Stellung erleichterte mir eine allgemeine in Handlung geſetzte Expoſition, wodurch der eigentliche Zuſtand des Augenblicks anſchaulich wird. Mein Landvogt war einer von den behaglichen Tyrannen, welche herz- und rückſichtslos auf ihre Zwecke hindringen, übrigens aber ſich gern bequem finden, deßhalb auch leben und leben laſſen, dabei auch humoriſtiſch gelegentlich dieß und jenes verüben, was entweder gleichgültig wirken oder auch wohl Nutzen und Schaden zur Folge haben kann. Man ſieht aus beiden Schilderungen, daß die Anlage meines Gedichtes von beiden Seiten etwas Läßliches hatte und einen gemeſſenen Gang erlaubte, welcher dem epiſchen Gedicht ſo wohl anſteht. Die älteren Schweizer und deren treue Repräſentanten, an Beſitzung, Ehre, Leib und Anſehn verletzt, ſollten das ſittlich Leidenſchaftliche zur innern Gährung, Bewegung und endlichem Ausbruch treiben, indeß jene beiden Figuren perſönlich gegen einander zu ſtehen und unmittelbar auf einander zu wirken hatten.“

Für Schiller war dieſer Gegenſtand ein trefflicher Fund. Er paßte ganz in ſeine dramatiſche Entwickelung, und der Moment hätte den Genius nicht beſſer bedienen können.

War Schiller nach Vollendung ſeiner Braut von Meſſina nicht in einer ähnlichen Lage, wie Goethe, nachdem er ſeinen Meiſter und Hermann gedichtet hatte, und enthielt Wilhelm Tell, wenn er ihn zum Drama bildete, nicht alle die Vortheile auch für Schiller, die ihm dieſes Sujet als epiſcher Stoff für Goethe zu haben ſchien? Die Braut von Meſſina hatte noch mehr, als Hermann und Dorothea, „einen rein poetiſchen Boden und repräſentirte eine ganze Welt.“ Nun bot ſich ihm, nachdem er von dem Gang in die weiten Höhen ermüdet war, in Wilhelm Tell jener engbegrenzte Stoff dar, deſſen Bedeutſamkeit er in dem oben mitgetheilten Briefauszuge ſo trefflich charakteriſirt. Mußte er dieſes Thema nicht willkommen heißen? Hier hatte er, was er ſchon an dem Plane ſeiner Maltheſertragödie rühmt,* einen ſich von ſelbſt iſolirenden Stoff, der eine Welt für ſich ausmachte.

Warum aber griff er auch jetzt nicht zu dieſer alten Idee der Maltheſer zurück?

Kaum hatte er ſeine Braut von Meſſina beendigt, als er an Goethe ſchrieb: „Ich habe meine alten Papiere über die Maltheſer vorgenommen, und es ſteigt eine große Luſt in mir auf, mich gleich an dieſes Thema zu machen. Das Eiſen iſt jetzt warm und läßt ſich ſchmieden.“ Die Maltheſer wären in der That das geworden, was man mit Unrecht in der Braut von Meſſina gefunden hat: ein romantiſcher Gegenſtand in einer antiken Form. Aber das iſt auch die letzte Wiedererwähnung des alten Plans, der ſich bereits verjährt, und welchen Schiller in ſeiner Kunſtentwickelung überſchritten hatte. Die Maltheſer wären ein Rückſchritt geweſen. Er hatte dem Trachten, dem Drama die am meiſten kunſtgemäße Geſtalt zu geben, mit der Braut von Meſſina das vollgültigſte Recht verſchafft ohne durch dieſes Stück die allgemeine Anerkennung gefunden zu haben, deren ein ungeheurer Kraftaufwand würdig zu ſein ſchien. Er hatte jenen idealen Formtrieb, welcher ihn vom Wallenſtein an einzig führte, gleichſam ausgelebt. Zugleich hatte er in den drei vorhergegangenen Frauen-Tragödien einen gewiſſen humanen Gehalt ſeines Gemüths erſchöpft. So kam es denn, daß er zugleich für immer von dem Streben, die antiken Hülfsmittel auf das neue Drama anzuwenden abließ, und ſich jetzt einem Freiheitsſtoffe zukehrte. Denn ſeit er ſich vorzüglich um die Form bemühte, wichen ſeine heroiſchen Lebensüberzeugungen der Menſchenwürde und Freiheit, aus denen die Dramen der erſten Periode einzig entſprungen waren, zurück. Jetzt aber, nachdem das ganze Gewicht ſeiner Seele nicht mehr allein auf der Kunſtform ruhte, trat die Bedeutung des Inhalts wieder mehr hervor, und wenn er in der letzten Trias weiblicher Dramen beſonders ſein humanes Lebenselement enthüllt hatte, ſo griff er nun nach einem Stoff, welcher ſeinen Seelenheroismus näher berührte und innig bewegte. So wählte er den Wilhelm Tell, welcher zugleich mit dem Don Karlos und dem Wallenſtein verwandt, und von beiden Stücken verſchieden iſt. Denn im Wilhelm Tell verkündigen ſich uns die Ideen der Freiheit und der Menſchenrechte nicht, wie im Don Karlos, in natürlich lyriſchem Tone aus der Bruſt des Dichters, ſondern in kunſtmäßiger Faſſung aus dem Munde der Ueberlieferung ſelbſt, die ſo treu und gründlich veranſchaulicht iſt, als im Wallenſtein. Auch hatte er, wie ich nachgewieſen habe, vom Wallenſtein an durch die Schickſalsidee die Tragödie in das Gebiet des Religiöſen erhoben. Mit dem Wilhelm Tell ſtand er, wie in der erſten Periode, wieder auf ſittlich-politiſchem Boden, doch ohne ſubjektive Befangenheit ſondern mit einem freien, großen Blick in die Welt und menſchliche Verhältniſſe, die er jetzt objektiv zu faſſen und darzuſtellen verſtand. Er band alſo wieder an den Don Karlos an, aber in verändertem Geiſte und mit ächtem Kunſtſinn.

---

* Siehe Theil 3, S. 180

Schiller hatte ſich, wie er ſelbſt ſagt,[1] endlich überzeugt, daß es mit den griechiſchen Dingen eine mißliche Sache auf unſerm Theater ſei. Was ihm die Kunſtverſtändigen, z. B. der Direktor des Berliner Theaters Iffland, dringend an's Herz legten, mußte daher um ſo mehr Wirkung machen. Er hatte vor, den Oedipus für die Bühne zu bearbeiten. Iffland ſchrieb ihm, der Oedipus ſei nur für die Auserwählten, Tell für Alle. „Um das Letztere iſt es mir zu thun. Nicht bloß als Kaufmann, auch aus andern Gründen. Jon, Regulus, Koriolan werden geachtet. Eugenie wird von einer kleinen Zahl angebetet — das Luſtſpiel ſinkt — die Oper, wenn ſie nicht das Zauberreich darſtellt, oder das innere Verdienſt des Waſſerträgers hat, greift nicht. Das Letztere iſt ſelten, das Erſtere koſtet, wenn nicht mehr, doch ſo viel, als es trägt. Die Versſtücke, welche nicht für das große Volk ſind, nehmen im Einlernen mehr, als die doppelte Zeit, die ein anderes Stück fordert; die Schauſpieler, wenn ſie mit Kraft etwas wirken ſollen, müſſen vorher und nachher geſchont werden. Hier aber muß alle Tage geſpielt werden. Der Ertrag von hundert zwanzig tauſend Thalern muß aufgebracht werden und dazu gibt der Hof nur fünftauſend vierhundert Thaler. Nicht alſo, was ich fühle, darf ich wollen, ſondern es iſt mein Weg, als Kaufmann zu verfahren und doch nicht dadurch den feinen Sinn merklich zu verletzen. Da wir bei der Braut von Meſſina nicht verloren haben, da dieſes Werk ſtets auf dem Repertoir bleiben wird, darf ich um ſo unbefangener von meiner Lage mit Ihnen reden. — Ich kann für ein Werk, welches auf das große Volk wirkt, das Honorar verdoppeln, ich kann noch weiter gehen. Wenn der Zufall Ihren Genius an ein Werk von der innern und äußern Wirkung des Mädchens von Orleans führte, ſo würde die Kaſſ für den dreimonatlichen Alleinbeſitz gern achtzig Friedrichsd'or geben. Sehen Sie da eine ehrliche, offene Auseinanderſetzung, wie ich Ihren Vortheil mit dem unſrigen vereinen möchte, und ich bin gewiß, Sie verkennen mich nicht, noch nehmen Sie die ſchlichte Wirklichkeit übel auf, da man doch ein für allemal in ſolchen Dingen unverſtändlich bleibt, wenn man Deutlichkeit meiden will. Es iſt mit den griechiſchen Stücken eine eigne Sache. Die hohe Einfalt taucht die leeren Köpfe vollends unter und deren iſt Legio. Die Stürme der Leidenſchaften in andern Stücken reißen ſie mit fort, machen ſie zu handelnden Theilen und erheben ſie gegen Willen und Wiſſen. Die Stücke aus der römiſchen Geſchichte ſchrecken wegen der Auſterität der Sitten.

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 6, S. 263.

des Starrſinns in den Charakteren [illegible] ganz zurück, und ich werde blaß, wenn ich Plebejer, Senatoren und Centurionen auf den erſten Bogen angekündigt finde. Sollte nicht die deutſche Geſchichte aus der Zeit der Reformation ein hiſtoriſches Schauſpiel liefern? der Vorgang mit dem Kurfürſten von Sachſen vor und nach der Mühlberger Schlacht? Karl der Fünfte, der wilde Heſſe, Kardinal Granvella, die Gemahlin und die Kinder des Kurfürſten? In neuern Zeiten iſt der große Kurfürſt von Brandenburg ein dramatiſcher Gegenſtand.“ — Ein andermal ſchrieb Iffland; „Ja, wenn Sie Heinrich den Löwen uns geben wollten! Das wäre trefflich! Sie ſehen, ich bin höchſt begehrlich! — Wäre Guſtavh Adolph mit ſeinem romantiſch religiöſen Weſen nicht dramatiſch?“ — Schiller ſcheint in der Antwort über dieſe Zumuthungen empfindlich ſich beſchwert zu haben, als wolle man ihm Feſſeln anlegen. Iffland erwiederte am 30. April 1803: „Gott behüte mich, ein Werk von Ihnen zu verlangen, wozu der Geiſt Sie nicht geführt hätte, der in Ihnen wohnt! — Nur denke ich, ehe man den Stoff erwählt, während der Geiſt über der Tiefe ſchwebt, ſei eine unmerkliche Richtung, wo er ſich niederlaſſe, noch möglich. Dann wäre das Intereſſe, welches für die Sinne eine gewiſſe äußere Herrlichkeit, wie Jeanne d'Arc, darbeut, eher zu wählen, als ein anderes, welches abſtrakte Kenntniß und einen feinen Geiſt fordert. Das Leidenſchaftliche, das Romantiſche und Phantaſiereiche ergreift alle Theile, erhebt die Gefühle der Beſſern und beſchäftigt die Sinne des Haufens.“

Gründe genug von allen Seiten, daß Schiller ſich mit dem vollen geiſtigen Gewinn, den er durch ſeine helleniſirenden Dramen geärntet hatte, dem hiſtoriſchen Schauſpiel zuwandte. Ganz in dem Sinne, wie wir Iffland eben reden hörten, ſchreibt der Meiſter ſelbſt am 2. April 1805 an Humboldt. Ich theile die Stelle zugleich als einen rührenden Beweis mit, wie er ſich zeitlebens mit dem alten Freunde verbunden fühlte: „Ich wünſchte auch von Ihnen ſelbſt zu hören, wie Sie mit meinem Tell zufrieden ſind. Es iſt ein erlaubter Wunſch, denn bei allem, was ich mache, denke ich, wie es Ihnen gefallen könnte. Der Rathgeber und Richter, der Sie mir oft in der Wirklichkeit waren, ſind Sie mir in Gedanken auch noch jetzt, und wenn ich mich, um aus meinem Subjekt herauszukommen, mir ſelbſt gegenüber zu ſtellen verſuche, ſo geſchieht es gerne in Ihrer Perſon und aus Ihrer Seele. Noch hoffe ich in meinem poetiſchen Streben keinen Rückſchritt gethan zu haben, einen Seitenſchritt vielleicht, indem es mir begegnet ſein kann, den materiellen Forderungen der Welt und der Zeit etwas eingeräumt zu haben. Die Werke des dramatiſchen Dichters werden ſchneller, als alle andern, von dem Zeitſtrom ergriffen; er kommt, ſelbſt wider Willen, mit der großen Maſſe in eine vielſeitige Berührung, bei der man nicht immer rein bleibt. Anfangs gefällt es, den Herrſcher zu machen über die Gemüther, aber welchem Herrſcher begegnet es nicht, daß er auch wieder der Diener ſeiner Diener wird, um ſeine Herrſchaft zu behaupten; und ſo kann es leicht geſchehen ſein, daß ich, indem ich die deutſchen Bühnen mit dem Geräuſch meiner Stücke erfüllte, auch von den deutſchen Bühnen etwas angenommen habe.“ —

Wann Schiller ſein neues Stück zu dichten anfing, läßt ſich wohl nicht mehr ganz genau ermitteln, da ſich ſein Notizenbuch vom Jahr 1803 nicht erhalten hat, wenigſtens nicht in meinen Händen iſt. Die erſte Nachricht, die er Goethen in dem Briefwechſel gibt, iſt vom 9. Auguſt, wo er kurz ſagt, daß er noch immer auf dem alten Fleck ſtehe und ſich um den Waldſtätter-See herumbewege. Am 18. Auguſt in einem Briefe an Humboldt bemerkt er, daß dieſer Stoff ſehr widerſtrebend ſei und ihn große Mühe koſte; da derſelbe aber ſonſt großen Reiz habe und ſich durch ſeine Volksmäßigkeit ſo ſehr zum Theater empfehle, ſo laſſe er ſich die Arbeit nicht verdrießen, ihn endlich noch zu überwältigen.

Von äußern Begegniſſen in dieſer Zeit läßt ſich wenig erzählen. Je fruchtbarer Schiller's Thätigkeit und je reicher ſein inneres Leben wurde, deſto ärmer blieb ſein äußeres. Vielleicht hört ihn der Leſer am liebſten ſich ſelbſt über ſein Familienleben ausſprechen. Am 7. Januar 1803 ſchrieb er an ſeine Schweſter Luiſe, Frau Pfarrerin Frankh, in Kleverſulzbach: „Die guten Nachrichten von deinem und des guten Pathchens Befinden, haben uns auf das innigſte erfreut, liebſte Schweſter. Möge alles noch ſeinen guten Fortgang haben, und die nächſten Nachrichten recht erfreulich lauten. Auch wir befinden uns in dieſem gelinden Winter ganz erträglich, die Kinder und das Kleine beſonders am allerbeſten. Ich wollte, daß du die kleinen Närrchen ſehen könnteſt, ſie würden dir viele Freude machen. Aber du ſelbſt wirſt dieſe Freude jetzt an deinem eignen Kinde reichlich empfinden, und eine ganz neue Exiſtenz in den mütterlichen Sorgen und Beſchäftigungen kennen lernen. Wer weiß, ob wir dich dieſes Jahr nicht in deiner Kinderſtube einmal überraſchen, denn es könnte kommen, daß ich mit meiner Frau eine Reiſe nach jenen Gegenden machte, die uns dir auf einige Tagereiſen näher brächte, und dann würden wir dem Wunſch ſchwer widerſtehen können, dich mit deinem lieben Mann zu beſuchen. Schenke uns der Himmel nur bis dahin Geſundheit, ſo kann ſich vieles ſchicken und fügen.“

Der Wunſch, die Heimath wieder zu ſehen, ging nicht in Erfüllung; die Parze durchſchnitt den Plan nur allzubald. Dafür kam in dem Sommer dieſes Jahres eine kleine Reiſe nach Lauchſtädt zu Stande, welche Schiller, der ſo ſchwer vom Platz kommen konnte, ſchon längſt hatte machen wollen.

Die Weimar'ſchen Schauſpieler pflegten hier während der Kurzeit Vorſtellungen zu geben; ſie kamen beſonders in dieſen Jahren mit vortrefflichen Stücken, alten und neuen, verſehen, nach dem Badeort; und was dem Ganzen einen friſchen Schwung gab, war das neue geſchmackvolle und geräumige Schauſpielhaus, welches vor Kurzem an die Stelle der alten bretternen Wände getreten war. Die Bemühungen und der Aufwand wurden durch einen großen Zulauf auch aus der Umgegend, beſonders aus Halle und Leipzig, und durch einen rauſchenden Beifall belohnt. Schiller äußert ſich in Briefen an ſeine Gattin und an Goethe[1] ſehr zufrieden über den Ausflug, welcher etwa vierzehn Tage dauerte. Die Anſicht eines neuen Publikums gab ihm neue Blicke in das theatraliſche Weſen, und er meinte, er werde künftig viel beſtimmter und zweckmäßiger für das Theater ſchreiben, ohne der Poeſie das Geringſte zu vergeben. Er fühlte ſich in dem bewegten geſelligen Verkehr heiter geſtimmt und gewann auch ein größeres Vertrauen zu seiner Gesundheit, so daß er zu einem Manöver, welches preußische und sächsische Offiziere zu ihrem Vergnügen veranstalteten, auf den Weg nach Merseburg hinausritt. Er speis'te in dem großen Kursaal in Gesellschaft von etwa hundert Badegästen, die sich hier zusammenfanden. Vom Mittag bis zum Abend brachte er gewöhnlich unter den Menschen zu, die sich in den Anlagen und in dem kleinen Pavillon herumtrieben. Auf diese Weise wurde freilich beinahe nichts gethan, was dem immer Thätigen ganz ungewohnt und auf die Dauer unerträglich vorkam; er bedauerte den Verlust der schönen Zeit. Doch meinte er nicht, daß diese Tage ganz für ihn verloren seien; er schlug es auch schon für etwas an, daß die Sehnsucht zur Arbeit in ihm wuchs und er in der besten Stimmung war. Auch machte er manche interessante Bekanntschaften. In den ersten Tagen seiner Anwesenheit war der Herzog Eugen von Würtemberg in Lauchstädt, welcher sich sehr angenehm und behaglich benahm, und mit dem Schiller häufig zusammen war. Auch freute es ihn, einige Professoren von Halle kennen zu lernen und mit einigen jungen Berlinern führte er unterhaltende Gespräche. Auf die Einladung Niemeyer's machte er eine Fahrt nach Halle, wo man ihn sehr ehrte, er sich aber außer der Franklin'schen Stiftung doch nicht viel umsah, weil er sich etwas angegriffen fühlte und die Bewegung scheute. Er bedauerte es sehr, die Bekanntschaft Wolf's nicht machen zu können, welcher damals im Pyrmonter Bade war.

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe. Th. 6. S. 100 u. S. 196.

Schiller erlebte in Lauchstädt, am 11. Juni 1803, den eigenen Zufall, daß während seine Braut von Messina gegeben wurde, ein schweres Gewitter ausbrach, wobei die Donnerschläge und besonders der Regen in dem dünn und leicht erbauten Schauspielhause so heftig schallten, daß man eine Stunde lang fast kein Wort der Schauspieler verstand, und die Handlung nur aus der Pantomime errathen mußte. Dennoch wurde das Stück bis zu Ende gespielt, ungeachtet viele Zuschauer, besonders Frauenzimmer, aus dem gedrängt gefüllten Hause flohen und eine große Störung herrschte. Lustig und fürchterlich zugleich, erzählt Schiller, war der Effekt, als bei den gewaltsamen Verwünschungen des Himmels, welche die Isabelle im letzten Akt ausſpricht, der Donner einfiel, und gerade bei den Worten des Chors:

„Wenn die Wolken gethürmt den Himmel ſchwärzen,
Wenn dumpftoſend der Donner hallt,
Da, da fühlen ſich alle Herzen
In des furchtbaren Schickſals Gewalt.“

fiel der wirkliche Donner mit fürchterlichem Knallen ein, ſo daß das ganze Haus erzitterte und der Schauſpieler Graff aus dem Stegreif eine Geſte dabei machte, die das ganze Publikum ergriff. „Den Eindruck,“ ſo fährt Graff ſelbſt den Vorfall zu erzählen fort, „den dieſe Stelle und die kräftige Mitwirkung meiner Mitſpielenden bis zum Schluß und am Schluſſe des Stückes ſelbſt erregte, kann ich nicht beſchreiben; es war eine beinahe fürchterliche Stille in dem vollen Hauſe, man hörte keinen Athem und ſah nur todtbleiche Geſichter. Nach der Vorſtellung kam unſer Schiller noch auf die Bühne und begrüßte jeden Schauſpieler auf's freundlichſte. Auch auf mich ging er zu und ſprach in einem liebreichen, etwas näſelnden Tone die Worte: „„Dießmal kam Ihnen der Donner recht zu Paſſe; ſchwerlich wird die Stelle jemals wieder mit dem Ausdruck geſprochen werden.““ Unvergeßlich bleibt mir noch nach dreißig Jahren dieſer kleine Auftritt“ [1].

Auch hier konnte der gefeierte Dichter die Liebe und Verehrung inne werden, mit welcher beſonders die deutſche Jugend an ihm hing. Nach dem Ball in ſpäter Nacht wurde ihm von den Studenten aus Halle und Leipzig eine Muſik gebracht und auch des andern Morgens, ehe er noch ganz ausgeſchlafen hatte, wurde er mit Muſik und Geſang begrüßt. Schon längſt hatten die Studierenden von Halle und Leipzig ungeduldig gewünſcht und gehofft, daß der ruhmgekrönte Dichter, daß ihr vergötterter Liebling einmal bald nach Lauchſtädt kommen möchte; und jetzt wollten ſie auch nichts unterlaſſen, um ihre Begeiſterung auszuſprechen. Und in der That mußte ihm dieſe enthuſiaſtiſche Liebe der Jugend vor allem erfriſchend und belebend ſein, ſo weit er auch davon entfernt war, ſie zum Kriterium der Trefflichkeit ſeiner Werke zu machen. Auch nach Weimar ſtrömten häufig, wenn ſeine Stücke aufgeführt wurden, von Jena Schaaren von Studenten herüber und brachten ihren jubelnden Beifall und die Kraft des lebendigſten Antheils in das bedingte, laue Lob des kunſtliebenden, aber kritiſirenden und alternden Weimar'ſchen Publikums. Welchen Werth kann dagegen ein genau abgewogenes und ſorgſam umſchriebenes Lob, das nicht kalt und nicht warm iſt, für den haben, der gelobt wird? Nur ein volles, ungetheiltes, überfließendes Herz konnte den Dichter von der Macht ſeiner Poeſie überzeugen.

---

[1] Schiller's Album, S. 81 f.

Nachdem er nach Weimar zurückgekommen, warf er ſich mit aller Kraft auf ſeinen Tell. Weil er, nach ſeinem Ausdrucke, Wochen und Monate verſchwendet; ſo wollte er jetzt Tage und Stunden zu Rath halten. So ſehr er an den Seinigen hing, ſo flüchtete er ſich doch dieſes bedeutenden Zweckes wegen bald wieder in die Einſamkeit nach Jena, wo er in Goethe's Zimmern wohnte. Wenn es mit der Arbeit nicht fort wollte, hoffte er häufig von einer Ortsveränderung ein beſſeres Gelingen, zu welcher er ſich denn ſchnell entſchloß. Nebenbei bemühte er ſich damals mit Goethe, Shakeſpeare's Julius Cäſar und Kaufmann von Venedig auf die Bühne zu bringen. Die Beſchäftigung mit Julius Cäſar ſetzte ihn ſelbſt in die regeſte Stimmung — hob, wie er ſich ausdrückt, ſein eigenes Schifflein: das Stück, ſagte er, ſei ihm für ſeinen Tell von unſchätzbarem Werth.

Der bedenkliche Zuſtand, in welchem damals die Univerſität Jena ſchwebte, ging auch ihm nahe zu Herzen. Die vorzüglichſten Lehrer, wie Loder, Paulus, Hufeland, Schelling, folgten Berufungen nach andern Akademien, der alte Griesbach lag hoffnungslos krank. Schütz machte Anſtalten, die berühmte Allgemeine Literaturzeitung mit ſich nach Halle zu verpflanzen. Da bedurfte es nun der umſichtigen Sorgfalt der Behörde, die entſtandenen Lücken, ſo gut es ging, wieder auszufüllen. Das wichtige Inſtitut der Literaturzeitung aber ſuchte man in kühnem Selbſtvertrauen dadurch an Ort und Stelle feſtzuhalten, daß man neben der Hall'ſchen eine zweite Jena'ſche Literaturzeitung gründete. Goethe ließ, um ſie zu heben, ſelbſtverfaßte Recenſionen in ſie einrücken, und verhandelte in ihr auch die Angelegenheiten über die Kunſtausſtellung in Weimar, welche noch immer ihren guten Fortgang hatte. Schiller hatte gleich nach dem Eingang der Propyläen zuerſt dieſen Vorſchlag gethan, die Allgemeine Literaturzeitung zum Kanal zu machen, um Kunſtideen ins Publikum zu bringen.[1] Goethe führte auch hier, wie ſo oft, das aus, was Schiller ihm angegeben hatte; und ſo beſtätigte es ſich, daß der Ideenreiche auch das Zweckmäßige zu rathen verſteht.

Die ausgezeichnetſten Männer wurden eingeladen, dem neuen Inſtitut beizutreten. So ſchrieb z. B. Schiller umſtändlich an Fichte, und Goethe wandte ſich an Zelter und an Johannes Müller. Dieſer erklärte ſich, in einem Briefe vom 21. Sept. 1803 von Wien, mit Stolz und Begeiſterung zur Theilnahme bereit, und da Goethe im Auftrage Schiller's zugleich über einige Punkte der Geſchichte Tell's um Auskunft gebeten hatte, ſprach ſich der Geſchichtſchreiber in dem genannten Briefe auf folgende Weiſe aus: „Ich freue mich unendlich auf die Bearbeitung Tell's. Empfehlen Sie mich Ihrem großen Freunde, welchen ich ſehr verehre. In der öſtreichiſchen Reimchronik, einem übrigens ſchätzbaren Werk, wird von dieſen Dingen, welche vor den darauf erfolgten Kriegen unbedeutend ſchienen, nichts erwähnt; nur ſieht man, daß Beringer von Landenberg am Wiener Hofe kurz zuvor einen tollen Streich verübte, der ganz begreiflich macht, wie der mächtige Marſchall, ſein Oheim oder Vater, für gut hielt, ihn wie ins Elend nach der Schweiz zu ſchicken, und Unterwalden ihm beiläufig preis zu geben.[2] Als Geſchichtsforſcher ſtehe ich für Tell's Leben und Theilnahme an denſelben Geſchichten;[3] doch nicht für den Apfel, der aus einer ältern Stammſage ihnen angeheftet worden ſein mag. Ich bin unausſprechlich begierig, wie Herr Hofrath von Schiller den Charakter Albrechts gefaßt habe. Wohl gewiß nicht wie eines tollen Tyrannen; er hatte Herrſchereigenſchaften, aber des Vaters freie Seele und populärer Sinn fehlte; trocken, kalt, habſüchtig war er; ein vortreffliches Weib ſeine Eliſabeth, von der Reimchronik nicht wahr und ſchön geſchildert. Wie viel von Habsburg dem Hauſe, dem Land und Hof, und von dem wunderbaren alten Hirtenſtamm in dem alten Gebirg, läßt ſich unvergleichlich maleriſch herausheben! Es ergreift mich ſelbſt, indem ich's mir denke. Machen Sie doch ja, daß ich dieſes Werk zu ſeiner Zeit bekomme. Nicht um es zu recenſiren; das wäre Schade, ich habe die Dramaturgie nicht genug ſtudirt, um die Vollkommenheiten dieſer Art gehörig zu würdigen. Aber über den hiſtoriſchen Werth ſchreibe ich Ihnen oder dem Verfaſſer was, wenn es der Mühe werth iſt, irgend wo eingerückt werden kann. Sie ſehen, daß ich noch ſo warm fühle, wie da ich jene Jugendbriefe ſchrieb: es kommt aber viel darauf an, zu wem ich rede, der Gedanke an Sie elektriſirt ſehr."

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, B. 1, S. 57.

[2] Vergl. Müller's Schweizergeſchichte, B. 1, Kap. 18. Anmerk. 189. b.

[3] Ebendaſelbſt, Anmerk. 224.

So drängte und beſtärkte auch der größte deutſche Geſchichtſchreiber unſern Dichter, ſein Werk gründlich und treu hiſtoriſch zu halten. Wie nun Johannes Müller der erhaltenen Aufforderung gemäß der neuen Literaturzeitung freudig beitrat, ſo verſprachen andere Männer einer Einladung zuvorkommend ihre Mitwirkung, als ſie vernommen, daß Goethe und Schiller ſich an die Spitze des Unternehmens geſtellt hätten. So ſchrieb Gentz am 21. Sept. 1803 ebenfalls von Wien aus an Schiller: „Wenn es wahr iſt, hochverehrter Freund, daß die Literaturzeitung künftig unter Ihren und Goethe's Auſpicien fortgeſetzt wird, ſo kann ich Sie nicht ſchnell genug bitten, mich unter die Zahl Ihrer Mitarbeiter einzuſchreiben, an der alten nahm ich ſeit vielen Jahren keinen Theil mehr; aber von ſolchen Händen verjüngt — wen ſollte ſie nicht zur Thätigkeit einladen? Iſt das Gerücht unwahr, ſo betrachten Sie wenigſtens mein Anerbieten, als einen Beweis meines aufrichtigen Verlangens, nach allem zu greifen, was mich mit Ihnen verbinden kann. Ihr hoher Geiſt, nicht bloß der, der aus Ihren Werken weht, auch der, welchen Ihre mir ewig unvergeßlichen Geſpräche entfalteten, umſchwebt mich oft in Stunden des Nachdenkens und des ruhigen Genuſſes. Von Ihnen nicht ganz vergeſſen zu ſein, iſt einer der größten Wünſche meines Lebens. Sie früher oder ſpäter wieder einmal zu ſehen und zu hören, iſt einer der ſchönſten Träume der Zukunft für mich. Nehmen Sie mit Wohlwollen die Ver ſicherung einer unbegränzten, auf Bewunderung und Liebe gleich feſt gegründeten Ergebenheit an, von Ihrem treuen Diener und Freunde Gentz.“

Es iſt höchſt erfreulich zu berichten und vielleicht auch nicht ganz unintereſſant zu leſen, wie zwei ſo divergirende Geiſter, wie Johannes Müller und Gentz, ſich in der enthuſiaſtiſchen Hochachtung Schiller's begegneten.

Der König von Schweden, der ſpäter entthronte Guſtav IV., kam damals auf einer Reiſe durch Weimar und gab Schillern als Zeichen der Zufriedenheit mit ſeiner Geſchichte des dreißigjährigen Kriegs, worin der ſchwediſchen Nation ſo rühmlich gedacht ſei, einen Brillantring zum Geſchenke. „Wir Poeten ſind ſelten ſo glücklich,“ ſagt er bei dieſer Gelegenheit, „daß die Könige uns leſen, und noch ſeltener geſchieht's, daß ſich ihre Diamanten zu uns verirren — aber unſer Reich iſt auch nicht von dieſer Welt.“

Im December 1803 näherte ſich auch die Frau von Stael, welche auf ihrer Reiſe durch Deutſchland es beſonders auch auf Weimar abgeſehen hatte. „Wenn ſie nur deutſch verſteht,“ ſchreibt er an Goethe, „ſo zweifle ich nicht, daß wir über ſie Meiſter werden, aber unſere Religion in franzöſiſchen Phraſen ihr vorzutragen und gegen ihre franzöſiſche Volubilität aufzukommen, iſt eine zu harte Aufgabe.“ Sie kam, verſtand aber kein deutſch, doch war Benjamin Conſtant ihr Begleiter, welcher nöthigenfalls den Vermittler machen konnte. Schiller unterwarf ſich dem Zwang der ihm wenig geläufigen franzöſiſchen Sprache, meinte aber doch, daß er ſich noch ganz leidlich mit ihr verſtändigen könne.

Beiden Dichtern kam die geiſtreiche Franzöſin ſehr ungelegen. Goethe war in Jena mit der Abfaſſung von Aufſätzen für die Literaturzeitung, welche auf dem Wohnplatz der ausgewanderten aufſteigen ſollte, beſchäftigt, und erklärte ſich anfangs auf das entſchiedendſte, gar nicht nach Weimar zu gehn. „In dieſem Wetter zu fahren, zu kommen, bei Hof und in der Societät zu erſcheinen, iſt rein unmöglich.“ Nur ein Brief des Herzogs konnte ihn bewegen, die „unerträgliche Laſt“ ihrer intereſſanten Bekanntſchaft in Weimar zu übernehmen. Aber zum Unglücke oder zum Glücke kam er mit einem ſtarken Katarrh an, welcher ohne eben gefährlich zu ſein, ihn einige Tage im Bette und Wochen lang im Hauſe hielt. Daher konnte er denn „dieſe merkwürdige, ſo ſehr verehrte Frau“ erſt nur durch Billette, dann durch Zwiegeſpräche, ſpäter in den kleinſten Cirkeln genießen. Gewiß, wenn dieſer Katarrh, der ihm eine moraliſche Unmöglichkeit in eine phyſiſche verwandeln half, doch einmal kommen ſollte, ſo kam er jetzt eben zur günſtigſten Zeit! — Schiller lebte damals in der glücklichſten Geburtsperiode des Wilhelm Tell — und nun ſollte er ſich dem Geſellſchaftsſtrudel preis geben! Der raſche und anſtrengende Wechſel von produktiver Thätigkeit und einer ganz heterogenen Societäts-Zerſtreuung ermüdete, erſchöpfte ihn, brachte ihn endlich auſſer Faſſung. Die geiſtreiche Frau bewirkte eine allgemeine Bewegung in der ſtockenden, einförmigen höhern Geſellſchaft; und indem ſie mit der größten Lebhaftigkeit und einem wahren Ideenhunger darauf ausging, ſich das Leben und die Bildung der Deutſchen klar zu machen, ſuchte ſie doch gleichermaßen ſich ebenfalls hervorzuſtellen, ja ſogar auf andere in ihrem Sinne einzuwirken. Daher hatte denn ihre Nähe etwas Unbequemes und Beläſtigendes, zumal da ihr aufgeregtes, leidenſchaftliches Weſen mit dem ruhig betrachtenden deutſchen Sinn in geradem Widerſpruch ſtand. „Man muß ſich bei dieſer ungewöhnlichen Fertigkeit ihrer Zunge,“ ſagt Schiller, „ganz in ein Gehörorgan verwandeln, um ihr folgen zu können.“ Was war auch für ein Gewinn für die Heroen unſerer Literatur bei ihr zu holen, nachdem ſie ſich ihr Weſen einmal deutlich gemacht hatten! Schiller ließ ihrer Klarheit, Entſchiedenheit und geiſtreichen Lebhaftigkeit volle Gerechtigkeit widerfahren. Sie ſei, ſchreibt er an ſeine Schweſter Reinwald,[1] in der That ein Phänomen in ihrem Geſchlecht; ſie habe alle Feinheiten, welche der Umgang der groſſen Welt gebe, und dabei einen ſeltenen Ernſt des Geiſtes, wie man ſonſt nur in der Einſamkeit ihn erwerbe. Aber auch in ihren Mängeln war ſie ihm die Repräſentantin der franzöſiſchen Geiſtesbildung. „Vor den Franzoſen,“ war längſt ſein Urtheil, „haben wir die Philoſophie und die Poeſie voraus.“

---

[1] (S. Schwab's Leben Schiller's, S. 728.)

Und ſo ſagte er auch von Frau von Stael, daß ſie eine horrible Scheu vor der Idealphiloſophie habe, obgleich ihr Naturell und ihr Gefühl beſſer ſeien, als ihre Metaphyſik, und ihr ſchöner Verſtand ſich zu einem genialiſchen Vermögen erhebe. „Für das, was wir Poeſie nennen,“ fährt er dann fort,“ iſt kein Sinn in ihr; ſie kann ſich von ſolchen Werken nur das Leidenſchaftliche,Redneriſche und Allgemeine zueignen, aber ſie wird nichts Falſches ſchätzen, nur das Rechte nicht immer erkennen.“ Ein Tadel, den der Dichter freilich auch ſchon von ſeinen Landsleuten ausgeſprochen hatte.[1] Und welche Bildung wäre unter den neuern Menſchen auch ſeltener, als die ächt poetiſche!

In einer kleinen Geſellſchaft, bei welcher Schiller zugegen war, deklamirte ſie einige Scenen der Phädra, und bekannte mit naiver Offenheit ihre Betrübniß, als ihr nur ein ſehr mäßiger Beifall zu Theil wurde. Wahrſcheinlich war aber dieſer Vortrag Veranlaſſung, daß Schiller bald nachher die Phädra für das Theater bearbeitete. Unter den nachgelaſſenen Papieren Schiller's findet ſich ein Einladungsbillet der Frau von Stael zum Abendbrot. Es möge der Seltſamkeit wegen hier aufgenommen werden: „Goethe s'est engagé à venir vendredi chez moi à sept heures pour y souper, si vous vouliez honorer de votre présence ce souper toute à fait intime. Ne me refusez pas, vous qui êtes aussi simple dans vos manières qu'illustre par votre génie. Il n'y aura que Goethe, vous, Benjamin Constant et moi. Vous viendrez sans toilette, n'est ce pas? et vous rendrez heureux tous, moi, l'empirique, l'absolu.“ Bei einer ſolchen Gelegenheit war's, wo Schiller ſchrieb:[2] „Leider muß ich den morgenden Tag durch meine Arbeit heute zu anticipiren ſuchen, da ich bei Madame de Stael zu Mittag eſſen ſoll.“

Aber der Aufenthalt der berühmten Franzöſin verzögerte ſich in das nächſte Jahr hinein. Sie ſchien es darauf angelegt zu haben, die Repräſentanten der deutſchen Kultur ganz auszuſaugen. Schiller wurde jetzt auch unwohl. Er bekam ein Uebel, welches ihn beſonders am Gehen verhinderte, ſo daß er die Diners und Concerte der Madame de Stael verſäumen mußte. Wenn er wohl war, war er leicht getröſtet, nichts von ihr zu hören: er hoffte ſie dann mit Herrn Benjamin Conſtant beſchäftigt. Als er in Erfahrung gebracht hatte, daß ſie noch drei Wochen bleiben wollte, ſchreibt er: „Trotz aller Ungeduld der Franzoſen wird ſie, fürchte ich, doch an ihrem eigenen Leib die Erfahrung machen, daß wir Deutſchen in Weimar auch ein veränderliches Volk ſind, und daß man wiſſen muß, zur rechten Zeit zu gehen.“ Mit jedem Beſuch wurde ſie ihm läſtiger: „Es iſt das Alte mit ihr,“ ſchreibt er; „man würde ſich an das Faß der Danaiden erinnern, wenn einem nicht der Oknos mit ſeinem Eſel dabei einfiele.“ Je näher er dem Ziel ſeiner Arbeit rückte, deſto mehr meinte er ſich vor allem hüten zu müſſen, was ihm die nöthige letzte Stimmung rauben oder verkümmern könnte — beſonders aber vor allen franzöſiſchen Freunden. Als die Freundin endlich abgereiſ't war, ſchreibt er: „Es iſt mir nicht anders zu Muthe, als wenn ich eine große Krankheit ausgeſtanden hätte.“ Als ſie durch Weimar ſpäter wieder zurückreiſ'te, war Schiller nicht mehr unter den Lebenden. Sie weinte heiße Thränen an ſeinem Grabe. Maria Stuart nannte ſie ſein beſtes Schauſpiel.

---

[1] Siehe Theil 4, S. 138.

[2] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Th. 6, S. 263.

Mittlerweile wurde an Tell nach Kräften fleißig fortgearbeitet. Nachdem Schiller nach Weimar zurückgekehrt war, ſchrieb er am 30. November an Goethe: „In meiner jetzigen Ein- und Abgeſchloſſenheit erfahre ich nur an dem immer kürzern Tagesbogen, daß ſich die Zeit bewegt. Durch den Mangel an aller Zerſtreuung und durch ein vorſätzliches Beharren erhalte ich ſo viel, daß meine Arbeit wenigſtens nicht ſtill ſteht, obgleich meine ganze Phyſik unter dem Druck dieſer Jahrszeit leidet.“ Am 14. December meldet er: „Meine Geſchäfte gehen ihren Gang fort, und es fängt doch endlich an, etwas zu werden. Aber da man mich von Berlin aus drängt und treibt und mich alſo ewig an den Drachen erinnert, der das Werk, ſo wie es warm aus der Feder kommt, freſſen und verſchlingen wird, ſo macht mir das auch keinen guten Muth.“ Weiter berichtet er am 21. December, ſeine Arbeit habe in dieſer Woche freilich nicht viel gewonnen, aber doch auch nicht ganz geſtockt; es ſei recht Schade, daß die intereſſante Erſcheinung der Frau von Stael zu einer ſo ungeſchickten Zeit komme. Das Fertige wurde Goethen mitgetheilt, und Schiller ſchreibt erfreut in der erſten Hälfte des Jahres 1804: „Daß Sie mit meinem Eingang in den Tell zufrieden ſind, gereicht mir zu meinem großen Troſt, deſſen ich unter der gegenwärtigen Stickluft beſonders bedürftig war. Auf den Montag will ich Ihnen das Rütli ſenden, welches jezt in's Reine geſchrieben wird; es läßt ſich als ein Ganzes für ſich leſen.“ Einige Tage ſpäter fragt er bei Goethe an, ob er ſich geſtimmt und aufgelegt fühle, von etwas Poetiſchem Notiz zu nehmen. „In dieſem Falle wollte ich Ihnen den großen erſten Akt des Tell zuſchicken, welchen ich an Iffland abzuſenden gedrungen werde, und nicht ohne Ihr Urtheil aus den Händen geben möchte. Unter allen den widerſtreitenden Zuſtänden, die ſich in dieſem Monat häufen, geht doch die Arbeit vorwärts, und ich habe Hoffnung, mit Ende des kommenden Monats ganz fertig zu werden.“ — „Das iſt denn freilich kein erſter Akt, ſondern ein ganzes Stück und zwar ein fürtreffliches,“ gab Goethe zur Antwort, „wozu ich von Herzen Glück wünſche und bald mehr zu ſehen hoffe. Meinem erſten Anblick nach iſt alles ſo recht, und darauf kommt es denn doch wohl bei Arbeiten, die auf gewiſſe Effekte berechnet ſind, hauptſächlich an. Zwei Stellen nur habe ich eingebogen, bei der einen wünſchte ich, wo mein Strich läuft, noch einen Vers, weil die Wendung gar zu ſchnell iſt. Bei der andern bemerke ich ſo viel: Der Schweizer fühlt nicht das Heimweh, weil er an einem andern Orte den Kuhreigen hört, denn der wird, ſo viel ich weiß, ſonſt nirgends geblaſen; ſondern eben weil er ihn nicht hört, weil ſeinem Ohr ein Jugendbedürfniß mangelt. Doch will ich dieß nicht für ganz gewiß geben.[1] Leben Sie recht wohl und fahren Sie fort, uns durch Ihre ſchöne Thätigkeit wieder ein neues Lebensintereſſe zu verſchaffen.“ Eben ſo zufrieden äußerte ſich der Freund über das „Rütli:“ „Hier kommt auch das Rütli zurück, alles Lobes und Preiſes werth. Der Gedanke, gleich eine Landesgemeinde zu konſtituiren, iſt vortrefflich, ſowohl der Würde wegen, als der Breite, die es gewährt. Ich verlange ſehr das Uebrige zu ſehen. Alles Gute zur Vollendung!“ Hiermit war alſo der zweite Akt beendigt. In ſtrenger Abgeſchiedenheit lag der Meiſter der Vollendung des Folgenden ob, und am 18. Februar 1804 konnte er in ſeinen Kalender ſchreiben: „den Tell geendigt.“ Er ſchickte am folgenden Tage das Werk an Goethe, für das er unter gegenwärtigen Umſtänden nichts weiter zu thun wiſſe. Goethe antwortete nach ſeiner lakoniſchen trockenen Manier nur in zwei Zeilen: „Das Werk iſt vortrefflich gerathen, und hat mir einen ſchönen Abend verſchafft.“

---

[1] Schiller ließ jedoch die Stelle unverändert. Attinghauſen ſagt, Akt 2, Scene 1, zu Rudenz, die Melodie des Kuhreihens werde ihn mit Schmerzensſehnſucht ergreifen,

»Wenn ſie dir anklingt auf der fremden Erde.«

Da Schiller und Goethe in Einem Orte lebten, ſo haben wir dieſe dürftigen Nachrichten über die Abfaſſung des Stücks wohl nur der eingezogenen Lebensweiſe Schiller's zu verdanken. Wie belehrend wäre es, wenn uns die vielfachen Beſprechungen des Gegenſtands noch erhalten wären. Denn auf keine Dichtung, außer auf die Ballade Ibykus und, ohne es zu wollen, auf den Wallenſtein, hatte Goethe einen ſolchen beſtimmenden Einfluß, als auf dieſes Schauſpiel.

Nun wurde, da der Verfaſſer ſein Drama noch vor Oſtern auf der Bühne zu ſehen wünſchte, ſogleich die Aufführung beſprochen, welche ſich der Kunſtgenoſſe ſehr angelegen ſein ließ. Schiller theilte nach ſeiner Ueberzeugung die Rollen aus, und die Proben wurden gemeinſchaftlich mit vieler Sorgfalt geleitet. „Auch ſuchten wir,“ erzählt Goethe weiter, „in Koſtüm und Dekoration nur mäßig, wiewohl ſchicklich und charakteriſtiſch zu verfahren, wobei, wie immer, mit unſern ökonomiſchen Kräften die Ueberzeugung zuſammentraf, daß man mit allem Aeußern mäßig verfahren, hingegen das Innere, Geiſtige ſo hoch als möglich ſteigern müſſe. Ueberwiegt jenes, ſo erdrückt der einer jeden Sinnlichkeit am Ende doch nicht genug thuende Stoff alles höher Geformte, deſſentwegen das Schauſpiel eigentlich nur zuläſſig iſt.“ Am 17. März war die erſte Vorſtellung, welcher Schiller nach Böttiger's Verſicherung ſeiner Kränklichkeit wegen nicht beiwohnen konnte. Am 19. März folgte die zweite. Die aufgebotene Mühe und Sorgfalt war durch das Glück, welches das Werk durchaus machte, vollkommen gerechtfertigt und reichlich belohnt. Die Frau von Stael war ſo lange in Weimar geblieben, daß ſie eine dieſer erſten meiſterhaften Darſtellungen noch ſehen konnte, welcher zufälliger Weiſe auch Johannes Müller beiwohnte. Auf ſeiner Durchreiſe nach Berlin, wo er bald darauf als Mitglied der Akademie und königlicher Hiſtoriograph eine Anſtellung bekam, hielt er ſich einige Wochen in Weimar auf. Da geſchah's, als die bekannte Stelle vorgetragen wurde, durch welche der Dichter den Geſchichtſchreiber der ſchweizer'ſchen Eidgenoſſenſchaft ehrte (Akt 5, Scene 1):

„Es iſt gewiß, bei Bruck fiel König Albrecht
Durch Mörders Hand — ein glaubenwerther Mann,
Johannes Müller, bracht' es von Schaffhauſen —"

daß die Augen aller Zuhörer ſich auf Müller wandten, welcher neben Wieland in der fürſtlichen Loge ſaß. Wieland fragte nachher die Frau von Stael, welche ſich über die Langſamkeit der Deutſchen im Ergreifen anſpielender Stellen im Schauſpiel einige bittere Bemerkungen erlaubt hatte, ob ſie nicht geſehen hätte, was heute im Theater vorgegangen ſei, und er nannte dieſen Auftritt eine Scene aus einem alten griechiſchen oder römiſchen Theater.[1]

Iffland in Berlin erhielt, ſeinem dringenden Wunſche gemäß, das Stück, wie ehemals den Wallenſtein, partienweiſe, wie die einzelnen Akte fertig waren. Welchen Eindruck das Werk auf den alten Kunſtkenner machte, möge man aus der enthuſiaſtiſchen Antwort auf die erſte Sendung erſehen. Sie iſt unter dem 4. Februar 1804 geſchrieben. „Ich habe geleſen, verſchlungen, mein Knie gebogen, und mein Herz, meine Thränen, mein jagendes Blut hat Ihrem Geiſte, Ihrem Herzen mit Entzücken gehuldigt! — O bald, bald, bald mehr! — Weber, der ſelten Genialität und hohes

---

[1] Böttiger im Taſchenbuch Minerva für das Jahr 1815, S. [illegible] f.

Gefühl hat, hat ſchon die Muſik begonnen. Nur bald mehr! Blätter, Zettel — was Sie geben können! Ich reiche Hand und Herz Ihrem Genius entgegen. Welch ein Werk! Welche Fülle, Kraft, Blüthe und Allgewalt! Gott erhalte Sie. Amen." — Aber die folgenden Sendungen blieben noch länger aus, als die erſte auf ſich hatte warten laſſen. „Vergebens" ſchrieb der Harrende drängend und ſelbſt gedrängt, „warte ich in meiner Arche auf die Taube, die das Oelblatt bringt. Sie haben mir Hoffnung gegeben. Heute ſende ich nur dieſes Stoßgebet ab. Kommen Sie der Langeweile zuvor, die in einem langen Klagebriefe Ihrer wartet. Geben Sie mir einige Nachricht — Ausſicht — Prophezeihung — Hoffnung!" Als endlich das Stück ganz in ſeinen Händen war, fand er in einigen Stellen politiſche Bedenklichkeiten,[1] und da er, wie er ſich ausdrückt, über dieſe verfänglichen Stellen nicht nachfragen konnte, indem ihm alles überlaſſen ſei, ſo ſchickte er mit ſeinen Aufträgen ſeinen Freund, den Sekretär des Theaters, Pauli, ohne daß man den eigentlichen Zweck ſeiner Reiſe kannte, nach Weimar. „Meine Fragen und Wünſche," ſchrieb Iffland in einem Brief vom 7. April 1804 ohne Unterſchrift, den er ihm mitgab, „ſo wie, wenn Sie die letztern zu erfüllen für recht achten ſollten, dürfen dort und hier nicht bekannt werden. Ich glaube, man machte damit für Sie, mich und die Tendenz des Tell ein Aufheben ohne Noth. Das Uebrige, was ſich nicht ſchreiben läßt, durch Herrn Pauli mündlich. Laſſen Sie mich noch zum Ueberfluß hinzuſetzen, was Ihre Menſchenkunde dem Manne auf den erſten Blick anſehen wird, daß Herr Pauli ein durchaus ehrlicher und feſter Mann iſt. Ich habe ihn beauftragt über mehrere Gegenſtände, die ſich nicht oder nur ſchwierig ſchreiben laſſen, ausführlich mit Ihnen zu reden. Schenken Sie ihm Ihr Vertrauen ohne Rückhalt, ſo wie er von mir zu Ihnen ohne allen Rückhalt reden wird." Den nähern Inhalt und das Reſultat dieſer Konfeenz wüßte ich nicht anzugeben. Vielleicht daß Schiller Einiges änderte und ausſtrich, und was für den ſchnell vorübergehenden Gebrauch des Schauſpielers anſtößig gefunden wurde, wird er auch wohl für den Druck nicht haben ſtehen laſſen. Das Schauſpiel wurde in Berlin erſt ſpät, im Juli 1801, aber mit ſolchem Beifall gegeben, daß es in acht Tagen dreimal wiederholt werden mußte.[1]

---

[1] Auch Zelter ſpricht (Briefwechſel mit Goethe Th. 1, S. 112) davon, mit dem Bemerken, man ſage, Iffland habe das Stück zuvörderſt dem Kabinet zur Anſicht geliefert.

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Goethe und Zelter, Th. , S. 115.

Fünftes Kapitel.

Wilhelm Tell.

In der erſten Periode lernten wir Schiller als Naturpoeten, in der zweiten als Hiſtoriker und Philoſophen kennen, in der dritten ſehen wir ihn als Kunſtdichter. Mit dem Charakter ſeiner Poeſie mußte ſich der Charakter unſerer Kritik verändern. In Darſtellung der poetiſchen Erzeugniſſe, die mit unbewußter Naturgewalt ſich von der dämmernden Geiſteswelt des Jünglings ablöſ'ten, hatte ich ein eben ſo leichtes, als erfreuliches und lohnendes Geſchäft. Als es ihm aber endlich gelungen war, das Sonnenlicht der Vernunft über das Meer ſeines innern Lebens auszugießen, ſich denkend ſelbſt zu beſitzen und ſeinen kühnen Genius nach den höchſten Kunſtgeſetzen zu beſtimmen, — von dieſer Zeit an hatte ich die ungleich ſchwerere, verwickeltere Aufgabe, den wunderbaren Geiſtesprozeß begreiflich zu machen, welcher aus dem Konflikt der Vernunft mit dem Genius hervorging, und aus dieſem Geiſtesproceß die Kunſtwerke der dritten Periode zu erklären. Unſere Betrachtung mußte dem denkend ſchaffenden, oft idealiſirend nachbildenden, ſich in allen Gattungen und Formen verſuchenden, aber immer originellen

Meiſter auf vielfach verſchlungenen Kunſtpfaden, auf eigenthümlichen Ausbiegungen, auf entfernten Abwegen ſorgſam nachfolgen, und den Zuſammenhang und die Vermittelungen auch des Verſchiedenartigſten nachweiſen, damit es klar würde, daß auch in dieſer eigenthümlich ſich ſelbſt beſtimmenden Kunſtbildung, wie in jener der Natur überlaſſenen frühern, überall organiſches Ineinandergreifen ſei, und nirgends Willkühr und Zufall. Aber auch dadurch wurde unſere Aufgabe zuſammengeſetzter, daß ſich in der erſten Periode die Entwickelung lediglich an Gliederungen und Modifikationen des Gehalts fortſpann, in der dritten Periode aber dem ſcharf denkenden Künſtler ſich Form und Inhalt trennten, und das Hauptintereſſe ſich auf die ideale Form warf, während der Inhalt doch auch nicht aufhörte, ſeine Rechte geltend zu machen. Das kritiſche Geſchäft wurde endlich noch dadurch erſchwert, daß zwar Schiller's ganze Jugendpoeſie lediglich aus ſubjektiven ſittlichen Trieben und Stimmungen erblühte, ſo daß die Geſchichte dieſer Dichtung nur als eine Fortſetzung der Geſchichte ſeiner heroiſchen und humanen Seelenkräfte begriffen werden konnte. In der dritten Periode dagegen hat der Dichter dieſe Sphäre der Subjektivität überſchritten, und wie es ihm nicht mehr um den bloßen Gehalt, ſondern hauptſächlich um die edelſte Form zu thun iſt, ſo ſtellt er ſeine Dichtungen auch nicht mehr unter die Geſichtspunkte, die ihm ſelbſt werth und heilig ſind, ſondern von ſeinen eigenen Anſichten und Gefühlen abſehend, hebt er ſeine Poeſie weit über bloße Perſönlichkeit hinaus, indem er einen aus den Dingen herausgegriffenen, gegenſtändlichen Inhalt möglichſt angemeſſen darzuſtellen bemüht iſt. So hat denn die Kritik dieſes Zeitraums das Objekt, welches vorgeführt werden ſoll, in Betrachtung zu ziehen, und darf dabei doch auch das Subjekt des Dichters nicht aus den Augen verlieren. Denn in dem Sinne objektiv iſt keine Dichtung in der Welt und kann keine ſein, daß ſie in ihrem tiefſten Grunde doch nicht wieder nach Form und Inhalt durch die ſubjektive Weltanſchauung des Dichters bedingt wäre, und beſonders ließ Schiller, wie ich namentlich am Wallenſtein und an den folgenden Dramen bewieſen habe, auch in objektiv gehaltene Gemälde mehr und lieber, als vielleicht ein anderer großer Dichter, ſeine eigene Herzens- und Gedankenwelt einfließen. Er hatte zeitlebens eine mächtige Subjektivität, welche ſich aber handelnd immer vor dem Sittengebot, denkend vor der Wahrheit, und in den reifen männlichen Jahren endlich auch vor der Schönheit beugte. Nicht nur der Form nach veredelte ſich alles Empfangene in ſeinen reinen Händen, ſondern ſein Auge war ſo organiſirt, daß er gleichſam nur die Seele der Dinge ſah.

Wie aber nach Schiller's eigener tiefer Lehre jede Kunſt, wenn ſie den Gipfel ihrer Vollendung erreicht hat, wieder Natur wird, aber eine unendlich edlere Natur, als die urſprünglich gegebene war, ſo lernten wir bisher eine Menge wahrer und herrlicher Dichtungen kennen, von denen wir ſagen mußten, daß in ihnen die Kunſt in eine erhöhte Natur übergegangen ſei und ſich uns das Ideale ſelbſt als Reales darſtelle. Ja dieſe ganze Kunſtperiode macht ſich mit jedem Schritt mehr und mehr von künſtlichen Verwickelungen los und wird ebener und gerader, und geht unverkennbar dem reinſten und klarſten Stile der einfachen, ruhigen Natur entgegen. Dieſes Höchſte würde Schiller in einem größern Grade erreicht haben, als irgend ein neuerer Dichter, wenn ſein Körper nicht eben dann unter den ungeheuern Anſtrengungen des Geiſtes zuſammengebrochen wäre, als er ſeinem Ziele nahe war.

Daß Schiller's Kunſt im Begriff ſtand, mit der ſchönſten Natur zuſammenzufallen, kann uns Wilhelm Tell beweiſen. Ein ſo ganz verſchiedenartiges Werk nach der Braut von Meſſina zu beurtheilen, iſt eben ſo anziehend, als es für Schiller ohne Zweifel erhebend war, daſſelbe zu dichten. Denn er ſelbſt betrachtete den Tell nur als eine Erholung von den Anſtrengungen, welche ihm die Braut von Meſſina gekoſtet hatte.

Die Beurtheilung iſt jetzt durch zwei gründliche Erläuterungen von Joachim Meyer und Wilhelm Ernſt Weber erleichtert. Das von ihnen mit ſorgfältigem Fleiße Ermittelte werde ich in meiner Weiſe dankbar benutzen *.

---

* Schiller's Wilhelm Tell, auf ſeine Quellen zurückgeführt und ſachlich und ſprachlich erläutert von Joachim Meyer, K. Profeſſor. Programm

Bekanntlich hat man den Apfelſchuß, ja ſelbſt die Exiſtenz des Tell ſchon ſeit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhun-

---

der Studienanſtalt in Nürnberg für das Jahr 1839—40. Klaſſiſche Dichtungen der Deutſchen, erläutert von Dr. **Wilhelm Ernſt Weber**. Erſtes Bändchen: Goethe's Iphigenia und Schiller's Tell. Bremen 1839. Die erſtere Schrift beſonders ſcheint mir durch beſonnene Gründlichkeit ausgezeichnet. Man lernt den Werth ſolcher Arbeiten erſt recht ſchätzen, wenn man ſich durch „Schiller's Dichtungen“ von **Hinrichs** hat durchſchlagen müſſen. In der ganzen Schillerliteratur, ſo weit ſie mir bekannt iſt, iſt dieß das ſchlechteſte und unbrauchbarſte Buch. Es iſt aus zwei Ingredienzien zuſammengeſetzt, aus Ausſprüchen Anderer über Schiller und aus Traditionen der Hegel'ſchen Schule. Die Stellen aus den bekannten Schriftſtellern, aus Goethe, Humboldt, Schlegel ꝛc. ꝛc. ſind in wüſter Unordnung, ohne Kritik, ohne leitende Idee, ohne ein Reſultat aus ihnen zu ziehen und ohne eine Ahnung der Genauigkeit abgeſchrieben, welche bei ſolchen Auszügen unerläßlich iſt, ſo daß dieſe Stellen, der bei weitem größte Theil der Hinrichs'ſchen Schrift, als zufällige, verlorne Einzelnheiten unverbunden neben einander ſtehen und man durch ſie weder Schiller noch die Anſichten der Schriftſteller über ihn kennen lernt. Alles wimmelt hier von Unrichtigkeiten und falſchen oder ſchiefen Beziehungen. Was Hinrichs aber ſcheinbar aus eigenem Fond beigibt, beſteht aus hohlen Formeln und dialektiſchen Schulwendungen, welche ganz äußerlich und gewaltſam an Schiller's Dichtungen geknüpft ſind. Ich habe in dem drei Bände dicken Buche nicht Einen bedeutenden haltbaren Gedanken von Hinrichs über Schiller gefunden, und ſelbſt ſeine fortlaufenden Inhaltsbegriffe ſind nicht mehr, wie ſonſt oft, für den Denkenden belehrend, weil ſie durchaus nicht aus der Kenntniß und dem Studium Schiller's, ſondern aus etwas ganz anderm — aus der Hegel'ſchen Philoſophie, entſprungen. Keinem mir bekannten Schriftſteller fehlt ſo ſehr das Vermögen, mit reinem Sinn in das Objektive einzudringen, als Herrn Hinrichs, und keiner renommirt ſo ſehr mit objektivem wiſſenſchaftlichen Begreifen, mit Geiſt und Tiefe, als Herr Hinrichs. Bei dieſer Impotenz und bei totalem Mangel an ſittlichem und wiſſenſchaftlichem Ernſte verklingt jede kaum angeſchlagene Unterſuchung ſchnell wieder. Und Niemand, der ſich mit Kunſtkritik abgab, hat es noch in dem Grade verkannt, worauf es hiebei eigentlich ankommt, denn von der Kunſtform der Schiller'ſchen Dichtungen ſpricht Hinrichs nirgends ein Wort. Indem er von formloſem Stoff, von dem rohen Element redet, aus dem eben ſo wohl philoſophiſche Abhandlungen ꝛc., als Gedichte hervorgehen können, meint er Dichtungen zu erläutern, deren eigenthümliches Weſen lediglich in ihrer organiſchen Kunſtbildung liegt. Doch auch gründliche Erläuterungen des bloßen Inhalts von Gedichten werden, in ihrer untergeordneten, bloß dienenden Stellung, höchſt ſchätzenswerth ſein. Aber die Kategorien, welche Herr Hinrichs in den Schiller'ſchen Gedichten vorausſetzt und wornach er ſie auseinander reiht, ſind in der That nicht in ihnen und Schiller hat nie an ſie gedacht, und von den Ideen, die wirklich vorhanden derts in Zweifel gezogen oder geläugnet, indem man dieſe Geſchichte als eine Nachbildung einer ganz ähnlichen däniſchen Erzählung aus dem zehnten Jahrhunderte anſah, in welcher ein gewiſſer Palna Toko von dem Könige Harald Blauzahn in derſelben Weiſe, wie Tell von Geßler mißhandelt, und der Tyrann nachher, wie Geßler, beſtraft wird. Andere haben beide Sagen aus einer gemeinſchaftlichen ältern Quelle hergeleitet, indem ſchon in der Wilkinaſage vom König Nidung und dem Schützen Eigil die weſentlichen Züge, der Apfelſchuß von dem Haupte des Sohnes und das Beiſtecken der mehreren Pfeile, erwähnt wird [1]. Wir aber ſehen von dieſer Streitfrage, als für unſer Schauſpiel durchaus gleichgültig, gänzlich ab, und beſchränken uns, einem ſchon früher ausgeſprochenen Grundſatze gemäß [2], auf Betrachtung der Quellen, aus welchen

---

ſind und den Dichter bewegten, nimmt er keine Notiz. Wenn ein ſolches liederliche Machwerk von gewiſſen Leuten ſeiner Partei herausgeſtrichen wird, ſo iſt das ganz in der Ordnung. Wenn aber auch der ehrliche Guſtav Schwab in ſeinem Leben Schiller's einen ſolchen Skribenten, dem jedes Organ fehlt, den Geiſt Schiller's zu erfaſſen und würdig darzulegen, irgendwo einen „Kritiker und Denker“ nennt, und ihn in der Vorrede ſogar zur ihm ſelbſt unverdienten Ehre eines Biographen Schiller's erhebt, ſo heißt das doch auf Koſten der Gerechtigkeit die ſchwäbiſche Gutmüthigkeit zu weit treiben. Ich kann es nicht verhehlen, daß mir Schwab's freundliches und reichliches Lob meiner Bemühungen an Werth ſinkt, wenn er mich in eine ſolche Geſellſchaft miſcht. Auch würde er vielleicht ſeiner Lebensbeſchreibung keinen ſo gar ſchwachen Ausgang gegeben haben, wenn er, mit ſich ſelbſt übereinſtimmend, von dem dritten Buche Herrn Hinrichs eben ſo fern gehalten hätte, als von dem wohlgelungenen erſten. — Mir mögen es die Manen Schiller's verzeihen, daß ich in einem ihnen geweihten Werke einen Menſchen namhaft gemacht habe, der den bekannten, einſt von Platen ertheilten Titel wie früher an Goethe's Fauſt, ſo nun auch an Schiller ſich verdient hat. Es geſchah, um ſeiner nie mehr zu erwähnen. Einmal mußte ich es offen ausſprechen, daß ich den wiſſenſchaftlich ſittlichen Unwillen über Hinrichs ſeichte und charakterloſe Ueberſetzung des Schiller'ſchen Geiſtes unter die [illegible] Formen Hegel's mit Andern theile. Bei einer etwaigen folgenden Auflage wird dieſe ganze Anmerkung wegfallen, die bloß Einem Zeitmomente dient, wie das ganze Produkt, dem ſie gilt.

[1] Siehe Weber a. a. O. S. 304 ff., beſonders aber L. Ideler, die Sage von dem Schuß des Tell. Berlin 1836; und Häuſſer, die Sage vom Tell, aufs neue kritiſch unterſucht. Heidelberg 1840.

[2] Siehe Theil 1, S. 294.

Schiller den Stoff ſeiner Dichtung ſchöpfte. Die poetiſche Wahrheit hängt gar nicht davon ab, ob die Begebenheit, die ein Gedicht darſtellt, hiſtoriſch begründet oder ſagenhaft iſt, ſo wie die ſittlich-religiöſe Wahrheit gewiſſer Erzählungen nicht dadurch ſteht oder fällt, daß ſie hiſtoriſche Thatſachen oder Mythen ſind. Oft wird das Mythiſche, weil es als ein freies Gewächs des ahnenden Gemüths ſchon ſeiner Natur nach poetiſcher iſt, als die ſtarre, enge, mit vielen Zufälligkeiten beſchwerte Wirklichkeit, ſich noch leichter künſtleriſch geſtalten laſſen, als das ſtreng Geſchichtliche.

Schiller machte für ſein Gedicht die gründlichſten Studien. „Egon Ebert,“ ſagt Goethe bei Eckermann, [1] „hätte ſich ſollen an die Ueberlieferung der Chronik halten, da hätte aus ſeinem Gedicht etwas werden können. Wenn ich bedenke, wie Schiller die Ueberlieferung ſtudirte, was er ſich für Mühe mit der Schweiz gab, als er ſeinen Tell ſchrieb, und wie Shakſpeare die Chroniken benutzte und ganze Stellen daraus wörtlich in ſeine Stücke aufgenommen hat, ſo könnte man einem jetzigen jungen Dichter auch wohl dergleichen zumuthen. In meinem Clavigo habe ich aus den Memoiren des Beaumarchais ganze Stellen.“ Zu einer andern Zeit äußerte er ſich [2]: „In Schiller lag dieſes Naturbetrachten nicht. Was in ſeinem Tell von Schweizerlokalität iſt, habe ich ihm alles erzählt; aber er war ein ſo bewundernswürdiger Geiſt, daß er ſelbſt nach ſolchen Erzählungen etwas machen konnte, was Realität hatte.“ Aber es iſt nicht zu glauben, daß er ſich bei Goethe's Erzählungen über die Schweiz beruhigt habe. In ſeinem handſchriftlichen Nachlaß finden ſich ſogar Excerpte, die er ſich für ſein Werk machte. Einen dieſer Auszüge theile ich als Beiſpiel mit.

„Schweizer wohnen auf den höchſten Gipfeln der Europäerwelt. Berge ſtehen auf Bergen. Auf dieſen wieder neue Felſenjoche. Von ihnen ſtrömen viele Flüſſe in alle vier Straßen der Welt [3]. Bergkräuter (die untern) ſproſſen am Anfang Mai's hervor, und dahin wird zuerſt das Vieh getrieben. —

---

[1] Geſpräche mit Goethe, Theil 2, S. 129.

[2] Ebendaſelbſt, Theil 1, S. 305.

[3] Darnach im Bergliede: „Sie ſtürzen nach allen vier Straßen der Welt.“

Die mittlern Theile der Berge haben kurze Kräuter; dieſe die kräftigſten. Ende Juni fahren die Senner auf dieſe hohen Alpen, dort die Sennenhütten; um St. Bartholomä ziehen ſie ab. — Es gibt Berge (Gletſcherberge), die bloß aus Eis beſtehen, Firnen. Sie glänzen, wie Glas. Sie erhalten ihre iſolirte Kegelfigur durch das Schmelzen im Sommer. — Alle vier Jahreszeiten erſcheinen oft nebeneinander: Eis, Blumen, Früchte. — Wolken erzeugen ſich in den Klüften der Berge. Sie hängen ſich an die Berge an; daraus die Witterungsprognoſtika [1]. — Anblick von oben, wenn man über den Wolken ſteht. Die Gegend ſcheint wie ein großer See vor einem zu liegen. Inſeln ragen daraus hervor. Oeffnen ſich die Wolken irgendwo, ſo kann man in's Menſchen bewohnte Thal, auf Häuſer und Kirchen hinabſehen. Waſſerfälle überall auf den Bergen [2]. Staubregen und Regenbogen, oder Regenkreiſe. Wer ſie nicht ſieht, ſteht immer im Rand des Zirkels, der ſeine Füße umſchlingt. — Gräten oder hohe Bergſpitzen. Gratthier. Gemſen werden geſellſchaftlich. Ihre Zuflucht unter Felſenſprüngen. — Lämmergeier. Haſelhuhn. Bergfuchs. Wolf. Bär. Murmelthier."

Da iſt es nun dem fleißig forſchenden Joachim Meyer gelungen, mit Beſtimmtheit ſechs Schriftſteller namhaft zu machen, welche Schiller bei Ausarbeitung ſeines Tell benutzte [3].

---

[1] Akt 1, Scene 1:

„Der Mythenſtein zieht ſeine Haube an,
Und kalt her bläſt es aus dem Wetterloch.“

[2] Darnach im Alpenjägerlied:

„Und unter den Füßen ein nebliges Meer,
Erkennt er die Städte der Menſchen nicht mehr.
Durch den Riß nur der Wolken
Erblickt er die Welt,
Tief unter den Waſſern
Das grünende Feld.“

[3] Nämlich den berühmten Tſchudi, Etterlin's Chronik in der Ausgabe von Spreng 1752, Stumpf's Allgemeine Eidgenoſſenſchaft-Chronik, Zürich 1548, in Folio, J. v. Müller's Geſchichten Schweizeriſcher Eidgenoſſenſchaft; Scheuchzer's Naturgeſchichte des Schweizerlandes, 2. Ausgabe, beſorgt von J. G. Sulzer, Zürich 1746; und Ebel's Schilderung der Gebirgsvölker der Schweiz, 1798 bis 1802. Auch G. Schwab zeigt das

Darunter war aber, wie Meyer nachgewieſen hat, die Hauptquelle der ausgezeichnete Chroniſt Tſchudi, den Schiller ſelbſt als Gewährsmann für die Ballade, den Grafen von Habsburg, anführt. Als daher bei den erſten Vorſtellungen des Tell in Weimar einmal die Bemerkung über das wunderbare Ergreifen der Schweizer Sitte, Natur und Sprache in dieſem Drama in Johannes Müller's Gegenwart gemacht wurde, äußerte dieſer ſelbſt, daß wer nur an ſich mit göttlichen Gaben ausgerüſtet und dann in Luther's Bibelüberſetzung die patriarchaliſche Geſchichte und die Bücher Samuel's fleißig ſtudirt, übrigens aber, in Beziehung auf die Schweiz, des herrlichen und in ſeiner Art nie erreichten Tſchudi eidgenöſſiſche Geſchichte in der Kraftſprache des ſechszehnten Jahrhunderts rein in ſich aufgenommen habe, wohl ohne weitere Offenbarung dieß ſo treffen könne. Der gerade in dieſen Kreis tretende Dichter ſtimmte, als er in die Verhandlung gezogen war, Müller's Meinung unbedingt bei, und rühmte die unberechenbaren Vortheile, welche ihm das Studium der Bibelüberſetzung Luther's auf der Karlsſchule in Stuttgart nicht nur für die Sprache, ſondern auch für Charakterzeichnung ſolcher Menſchen, die mit den alten Hebräern ungefähr auf gleicher Stufe ſtünden, gerade jetzt dargeboten habe [1].

Alle Scenen der Handlung ſind auf ein enges Terrain, auf den klaſſiſchen Boden der drei alten Schweizerkantone, verſammelt, und um den Vierwaldſtätterſee, als ihren gemeinſchaftlichen Mittelpunkt, herumgelegt. An deſſen Ufern oder nicht weit davon liegen in nicht beträchtlicher Entfernung von einander, in Schwyz, Uri und Unterwalden, die Orte des Dramas, und ſind durch ihn, wie die Waldſtätte ſelbſt, zu einer Einheit verbunden, wie ſie in einem romantiſchen Drama nur gefordert werden kann. Die Scenen ſind nirgends bloße Auftritte, weßwegen ſie auch, wie nur noch in den Räubern und in Kabale

---

letzte Buch »einen im voraus geſchriebenen Kommentar zum Tell.« Böttiger in der Minerva S. XXXV nennt noch J. Graſſer's ſchweizeriſch Heldenbuch, Baſel 1624, worin Schillern, wie er ſelbſt einmal bemerkte, beſonders auch die alten Kupferſtiche ſehr gefallen hätten. Auch Meiners Reiſen ſoll er nach Böttiger zu ſeinem Zwecke geleſen haben.

[1] Böttiger in der Minerva für 1818, S. XXXV.

und Liebe, Scenen genannt werden. Wenn mitten in einer Scene neue Perſonen auftreten, ſo ändert ſie ſich nicht; ſie verwandelt ſich vielmehr immer nur mit dem Schauplatz. In dem ganzen Stück kehrt ein ſchon da geweſener Schauplatz nie mehr zurück, obgleich mehrere ſolcher Schauplätze ſich nähern oder auf einander beziehen [1]. Dieſe Ortsverwandlungen ſind unter die einzelnen Akte ganz ſymmetriſch vertheilt. Jeder Aufzug nämlich hat drei Scenen, nur der erſte hat eine Scene mehr als drei, wofür aber der zweite auch eine Scene weniger. In dem größten Reichthum iſt die ſtrengſte Regelmäßigkeit durchgeführt.

Von allen vollendeten Schiller'ſchen Stücken kann in Bezug auf mannigfaltigen Ortswechſel und erhabene Pracht der Scenerie nur noch Johanna mit dieſem verglichen werden. Nicht nur das alte Schweizervolk in einem entſcheidenden Geſchichtsmoment wollte uns Schiller vorführen, ſondern er hat es auch darauf abgeſehen, uns die Natur des Schweizerlandes vor das Auge zu ſtellen. Der Schilderung der materiellen Naturgegenſtände, mit welcher der natürliche Menſch innigſt verknüpft und gleichſam Eins iſt, widmet er hier mehr Sorgfalt, als in einem andern dramatiſchen Werke, und will dieſe Natur auch ſceniſch in ihrer ganzen Mannigfaltigkeit und Herrlichkeit möglichſt vergegenwärtigt wiſſen. Das Schweizerland und die ganze Oertlichkeit ſind mit einer ſolchen Wahrheit, Treue und Lebendigkeit im Großen und Kleinen vor uns hingemalt, daß jeder Leſer des Wilhelm Tell, wenn er es auch anders weiß, ſich dennoch nicht von dem Glauben losmachen kann, der Dichter müſſe dieſes Land und das Lokal mit eigenen Augen geſehen haben, und daß, wie Guſtav Schwab ſagt, Jeder, welcher dieſes Stück früher, als er in der Schweiz war, geleſen hat, wenn er nun dieſe Gegenden ſieht, ſchon einmal im verklärten Traume ſie geſchaut zu haben meint. Gewiß ſonſt nirgends hat Schiller jenes geniale Talent, aus Studium und Büchern die Natur ſelbſt ſo wunderbar treu und doch verſchönert wieder herzuſtellen, in dem Grade bewährt, als im Wilhelm Tell. Den außerordentlichen ſceniſchen Anforderungen dieſes Stückes kann aber auch nur auf einer großen Bühne entſprochen werden, auf kleinern Theatern muß manches bis zur Lächerlichkeit ärmlich und winzig erſcheinen.

---

[1] Akt 2, Scene 1 und Akt 4, Scene 2 iſt der Edelhof des Freiherrn von Attinghauſen, aber das eine Mal ein gothiſcher Saal und das andere Mal ein Krankenzimmer. Akt 1, Scene 3 und Akt 5, Scene 1 iſt derſelbe öffentliche Platz bei Altdorf, aber mit verändertem Proſpekt. Akt 3, Scene 1 und die letzte Scene des fünften Aktes ſind auch verſchieden, zuerſt der Hof von Tell's Hauſe und dann der ganze Thalgrund von Tell's Wohnung.

Daß ein einfaches, idylliſches Menſchenleben ſich an eine gigantiſche, ungeheure Natur anlehnt, gleichſam ein Kind froh zum unendlichen Sternenhimmel emporblickt, hat einen unausſprechlichen poetiſchen Reiz, und der Dichter hat dieſen Vortheil ſeines Gegenſtandes unvergleichlich benutzt: ein harmloſes, reines Volk im Bunde, im Kampfe mit koloſſalen Maſſen und Kräften. Auch geht die Stimmung durch das ganze Gedicht, welch ein Glück es ſei, auf den freien Bergen zu weilen, hoch über dem Qualm der Städte, wo die Menſchen ſchwerathmend wohnen, und wie viel beſſer, die Gletſcherberge im Rücken zu haben, als böſe Nachbarn, und beſſer, in des Sturms Gewalt zu ſein, als in der Gewalt der Menſchen. Das Terrain der Handlung erſcheint uns als ein Aſyl der freien urſprünglichen Menſchheit. Was ſind die Vortheile eurer Civiliſation, ſo predigt uns das Gedicht, gegen die Genüſſe der Natur, und was ſind alle Schrecken der Natur gegen die Qualen der Civiliſation? Die letztern ſind uns durch die einbrechende Tyrannei auf's deutlichſte verſinnlicht.

Da die Vorzüge unſeres Schauſpiels beſonders in einer ſorgfältigen Ausführung des Einzelnen liegen, ſo wird es am angemeſſenſten ſein, das Stück nach ſeinen Akten und Scenen zu durchlaufen. Die Analyſe wird aber an geeigneten Stellen ſich häufig über das Specielle erheben, um das Ganze deſto leichter in eine allgemeine Endbetrachtung zuſammen faſſen zu können.

In dem Streben, das Schauſpiel poetiſcher zu machen, hat Schiller in alle Dramen der dritten Periode lyriſche Partien eingewoben, während der ſittlich-politiſche Ernſt der Jugendtragödien nur in den Räubern durch eingeſtreute Geſänge erheitert iſt. Wilhelm Tell eröffnet ſich mit drei Liedern, welche uns das alte Schweizerweſen nach ſeinen eigenthümlichen Momenten als Fiſcherei, Hirtenleben und Alpenjagd ſymboliſiren, und uns ſogleich in die idylliſche Stimmung des Schauſpiels verſetzen. Der hier ſingende Hirt wird ſpäter Kuoni und der Alpenjäger Werni genannt. Aber wegen jener allgemein ſymboliſchen Bedeutung haben dieſe Figuren nur die Gattungs-Namen Hirt und Alpenjäger ſchlechthin, und bekommen ihre Eigennamen erſt ſpäter, wo ſie als individuelle Perſonen auftreten. Statt des Fiſcherknaben jedoch hören wir ſpäter den Fiſcher Ruodi ſprechen. Alle drei Lieder ſind lieblich und im naiven Ton der ganzen Dichtung gehalten. Am einfachſten und ganz in Volksausdrücken iſt das Hirtenlied, erhaben ſchwebt der Geſang des Alpenjägers und die meiſte Seele haben die ſüßen Töne des Fiſcherknaben. Bei dem letzten Gedicht ſcheint dem Dichter Goethe's Ballade, der Fiſcher [1], vorgeſchwebt zu haben. Goethe's Fiſcher wird mit der Angel am Waſſer ſitzend durch den lockenden Ruf des Waſſerweibes, Schiller's Knabe am grünen Geſtade ſchlafend durch ſüße Engelſtimmen in die Tiefe gezaubert. Jener verſinkt, als das Waſſer ihm den nackten Fuß netzte, dieſer, als es ihm um die Bruſt ſpülte, und in dieſem Moment hat der erſtere ein ſehnſuchtsvolles Verlangen, der letztere erwacht in ſeliger Luſt. Man könnte das Schiller'ſche Lied für den Volkston zu zartgefühlt nennen, aber ſein Inhalt iſt aus einer Sage genommen. Scheuchzer erzählt nämlich in ſeiner Naturgeſchichte [2], daß ſich im Samſer-Gebiet, auf Aroſen Alp, ein ganz kleiner, aber unergründlicher See befinde, welcher die Eigenſchaft haben ſolle, Menſchen, die bei ihm ſchlafen, an ſich zu ziehen, wie denn eine Frau, die ziemlich weit von dem See eingeſchlafen, von demſelben angezogen und verſchlungen worden ſei; andere eingeſchlafene Perſonen ſeien, da ſie erwachten, ſchon mit ihren Füßen in dem Waſſer geweſen. Eben ſo hat das Lied des Alpenjägers den ausführlichen Bericht eines Augenzeugen über dergleichen Naturerſcheinungen auf den Schweizeralpen zur Grundlage, welcher Beſchreibung Schiller getreulich und oft wörtlich folgt [3]. Man könnte fragen, warum, wie es bei den beiden andern der Fall iſt, der anfangs ſingende Fiſcherknabe nicht nachher auch ſpricht oder der nachher ſprechende Fiſcher nicht anfangs auch ſingt. Aber im Munde des alten Fiſchers wäre das Knabenliedchen in der That zu ſpielend, und im Munde des Knaben das Geſpräch zu ernſthaft. Daher iſt der Alte noch in der Hütte, während der Junge ſein Lied trillert, und dieſer muß, da ſich unterdeſſen ein Gewitter zuſammengezogen hat, die Naue (Laſt- oder Frachtſchiff) einziehen, während der Vater ſich unterhält.

---

[1] Goethe's Werke in Sedez, B. 1, S. 185.

[2] J. Meyer a. a. O. S. 21.

[3] J. Meyer a. a. O. S. 22.

In dieſem Geſpräch der drei Männer iſt, wie der treffliche Meyer nachwies, jeder Zug lokal und charakteriſtiſch, jeder Ausdruck ſchweizeriſch, jede Bemerkung wahr, und alles aus authentiſchen Zeugniſſen beinahe wörtlich hergenommen. Das iſt kein Gedicht, das iſt die Sache ſelbſt, poetiſch verklärt. Dieſe erſte Scene iſt in Uri, am weſtlichen Geſtade des Waldſtätterſees, da wo es Schwyz gegenüber ſich nordöſtlich ſpitz in den See hineinerſtreckt — der Dichter ſelbſt hat den Schauplatz genau beſchrieben. Da erſcheint nun etwa um die Mittagsſtunde von dem angrenzenden Kanton Unterwalden, von ſeinem Wohnort Alzellen her, flüchtig vor den verfolgenden Reitern des Landvogts von Unterwalden, Baumgarten, weil er an dem Morgen deſſelben Tags den Burgvogt von Roßberg Wolfenſchießen erſchlagen. Die Begebenheit iſt nach Tſchudi, aus welchem die Redensarten: „einem ein Bad rüſten, das Bad ſegnen,“ wörtlich genommen ſind. Der Landmann verlangt vergebens nach Schwyz übergeſetzt zu werden (Tſchudi ſagt nur, er ſei augenblicklich nach Uri geflüchtet, wo er ſich verborgen gehalten). Da iſt es nun ein vortrefflicher Zug, daß Tell ſogleich mit den Worten auftritt: „Wer iſt der Mann, der hier um Hülfe fleht?“ — und dem Unbekannten die Hülfe gewährt, die ſelbſt der erfahrene Fiſcher zu leiſten verzweifelt. Der Held autoriſirt ſich ſogleich vor uns, wie Johanna von Orleans vor dem Dauphin — durch das, was er thut. Die zu ſpät kommenden Landenberg'ſchen Reiter malen dann durch ihr Wüthen vor unſern Augen gleichſam das Bild der Tyrannei weiter aus.

Von dem Inhalt der zweiten Scene zu Steinen in Schwyz, dem Geſpräche zwiſchen Werner Stauffacher und ſeiner „weiſen, ſinnreichen Frau,“ ſagte Schiller ſelbſt, daß er ihn faſt wörtlich aus Tſchudi genommen habe [1], und ſo findet es ſich auch der Hauptſache nach. Namentlich hören wir in dem, was Gertrud fragt, und in den nächſtfolgenden Wechſelreden der Eheleute die treuherzige Sprache der Chronik. Aber von den Worten an: „Frau, welchen Sturm gefährlicher Gedanken weckſt du mir in der ſtillen Bruſt“? ꝛc. bis an's Ende der Scene iſt alles eigenthümlich Schilleriſch. Der Charakter der Gertrud ſteigt hier zum Erhabenen auf, da aber der Geiſt der Chronik den Dichter zwang, ſeine Idealität zum Tone der ſchlichten Natürlichkeit herabzuſtimmen, ſo erſcheint in ihr die Großheit der Geſinnung im Bunde mit möglichſter Simplicität, ohne alles Ueberſchwängliche und Sentimentale. Ihr iſt die hohe Freiheit nicht Bedürfniß, ſondern Beſitz und Natur. Als eine Schweizer-Portia [2] fordert ſie von dem Gatten ihre Hälfte ſeines verſchloſſenen Grames, und beflügelt dieſen zu Entſchluß und That. Ihr Rath iſt der Urſprung des Bundes, aber ſie bleibt nach wie vor die ſorgſame Hausfrau. Es iſt gar keine Frage, daß dem Dichter die ähnliche Unterredung zwiſchen Brutus und Portia in Shakſpeare's Cäſar vorſchwebte, den er gerade damals las. Wenn wir aber Gertrud's Worte hören:

„Ertragen muß man, was der Himmel ſendet,
Unbilliges erträgt kein edles Herz;“

oder:

„Die letzte Wahl ſteht auch dem Schwächſten offen;
Ein Sprung von dieſer Brücke macht mich frei;“

ſo werden wir es recht inne, daß ein Poet nur dichten kann, was er ſelbſt iſt. Dieſe Großheit der Geſinnung hat Schiller dadurch motivirt, daß er Gertruden zur Tochter des edlen Konrad ab Iberg, Landamanns zu Schwyz 1311, macht, von dem Johannes Müller im zweiten Buche rühmend ſpricht.

---

[1] Böttiger in der Minerva, Taſchenbuch für 1815, S. XXXV.

[2] Schon Schink in Schiller's dramatiſchem Genius, S. 113, hat darauf aufmerkſam gemacht.

Der Geſchichte zufolge hieß ſie Margaretha Herlobig. Der Rath der hochverſtändigen Frau aber erhält bei dem Hausvater durch die eben vorhergegangene Unterredung mit dem Luzerner Pfeifer, deren Ende wir am Anfang der Scene erfahren, ſein beſonderes Gewicht: er wird im rechten Moment ertheilt. Zugleich perſonificirt dieſe fingirte Figur des Pfeifer[*] die Volksgeſinnung der den Oeſtreichern bereits unterworfenen Länder in der Schweiz. Stauffacher iſt im Begriff, nach Uri hinüberzufahren, als Tell mit dem Flüchtlinge auftritt, und nachdem dieſer in Sicherheit gebracht iſt, machen ſich beide Freunde gemeinſam auf den Weg.

In dieſer dritten Scene ſehen wir Zwing Uri ſich erheben, von welcher Tſchudi ausdrücklich erzählt, daß ſie auf einer kleinen Anhöhe, Solaturn genannt, bei Altdorf erbaut worden ſei. Der Zweck der Burg wird uns durch die gewaltſame, rohe Weiſe, wie ſie errichtet wird, noch verhaßter, und der Fluch, der auf ihr ruht, ſtellt ſich uns, wie Weber ſagt, in dem Sturze des Schieferdeckers gleichſam ſymboliſch dar. Auch wird der Hut gebracht, und vom Ausrufer ſeine befohlene Verehrung verkündigt. Zugleich aber verſinnlicht ſich uns herrlich die Ohnmacht der Hülfsmittel der Tyrannei, indem die Zwingburg wiederholt in Kontraſt mit den ewigen Bergen, dem von Gott ſelbſt gegründeten Haus der Freiheit, geſtellt iſt. Unterdeſſen kommen Stauffacher und Tell, nach einer freilich im Poetenflug zurückgelegten Fahrt, von Steinen auf dieſem Platz bei Altdorf an. Wie Tell und Baumgarten die erſte Scene mit der zweiten verknüpfen, ſo wird durch jene Freunde dieſe letztere mit der dritten, und nachher durch Stauffacher die dritte mit der vierten verbunden, und ſo durch den ganzen Akt jede Scene in die folgende durch die gleichen abgehenden und wieder auftretenden Perſonen übertragen. Die Handlung wandert ſo von einem Schauplatz auf den andern: und da die Zwiſchenzeit und Ortsentfernung durch die Phantaſie des Zuſchauers bequem wie von ſelbſt ausgefüllt werden, ſo vereinigen ſich die Zeiten und Oerter zu Einer Zeit und Einem Ort, und wir gewinnen durch dieſes dramatiſche Verfahren die reale Einheit der Zeit und des Orts für das romantiſche Schauſpiel auf eine ideale Weiſe wieder. Wie ſich aber Tell in der erſten Scene handelnd gezeigt, ſo entfaltet er hier im raſchen Wechſelgeſpräch mit Stauffacher die dieſem entgegengeſetzte eigenthümliche Geſinnung, welche ihm Schiller, mit Fleiß von ſeiner Chronik abweichend, leiht. Dem einzelnen Bedrängten ſteht er bei, nach dem Grundſatz *:

---

[*] Nach W. E. Weber a. a. O., S. 319 wollte Schiller an den General Ludwig Pfyffer erinnern, welcher 1802 als Mitglied des Großen Raths ſeiner Vaterſtadt Luzern ſtarb, und ſich beſonders durch ſeine in Relief gearbeiteten Abbildungen des Schweizerlandes berühmt machte.

> — — „Dem Menſchen, der dir im engen Leben begegnet,
> Reich' ihm, wenn er ſie mag, freundlich die helfende Hand."

und von den Seinigen wehrt er die Unbild ab, aber für's Wohl des Ganzen läßt er „den Himmel ſorgen, wie geſtern, ſo heut."

In der vierten Scene endlich ſind wir in der Wohnung des Walther Fürſt, welche der Dichter nicht mit Johannes Müller im Orte Attinghauſen annimmt, ſondern nach dem Hauptflecken Altdorf verlegt. Hier erfahren wir denn zuerſt durch Arnold von Melchthal die Wegnahme der Ochſen und ſeine Selbſtrache an dem Boten, und bald darauf auch durch Stauffacher die Blendung des Vaters, alles nach Tſchudi oder Müller. Nur das hat Schiller, die Grauſamkeit des Landvogts von Unterwalden vermehrend, beigefügt, daß dieſer dem alten Heinrich von Melchthal alles geraubt und nichts gelaſſen habe, als den Stab, um nackt und blind von Thür zu Thür zu wandern. Nach Tſchudi wurden ihm nur die Ochſen genommen, und er mußte zu der Blendung dem Diener noch große Koſten für die Lähmung des Fingers bezahlen. Da iſt es nun herrlich, daß Schiller den Stauffacher die Nachricht von der Blendung des Vaters bringen und den Sohn ſie im Verborgenen hören läßt, während nach der Chronik der junge Melchthal, der jene Trauerpoſt ſchon früher erfahren hat, von Walther Fürſt, als ihn Stauffacher beſucht, erſt in das Haus gerufen wird. Hierdurch iſt nicht nur die ergreifendſte Situation herbeigeführt, ſondern auch die bei dem friſchen Gewaltſtreich durch die gerecht dringende Beredſamkeit des Jünglings

---

* Schiller's Werke in E. B., S. 93. 2. m. (Chavanne, B. 1, S. 461.)

augenblicklich geſchloſſene Verbrüderung unvergleichlich gut motivirt.

Während ſo mit jeder Scene das Scheuſal der Tyrannei anwächſ't, verkundigt ſich auch in jeder der Freiheitsſinn der Unterdrückten immer mächtiger, bis ſich in der letzten die drei Ehrenmänner die Hände zum Bunde reichen. So hatte Schiller ſchon in ſeinem Fiesko (Akt 2, Scene 18) fünf Männer zuſammentreten laſſen, welche ihre Verbindung durch eine Umarmung beſchwören. Doch iſt dieſe letztere eine ganz überflüſſige theatraliſche Poſſe, welche hinter der Wahrheit und Simplicität unſerer Scene ſo weit zurückbleibt, als der Charakter des Bourgognino hinter Arnold von Melchthal. Ein Greis, ein Mann mittlern Alters und ein Jüngling ſchließen den Bund. Wie angemeſſen und geziemend aber des jungen Melchthal Benehmen unter den bejahrten Männern geſchildert iſt, erkennt man erſt recht deutlich, wenn man es mit Marens, auch eines Jünglings, vorgreifender Altklugheit im Wallenſtein'ſchen Kriegsrathe vergleicht *). In dieſer letzten Scene erreicht das ſich ſteigernde Intereſſe wirklich ſeinen höchſten Gipfel, und man hat bei dem Lobe, welches man dem Meiſter auch deswegen ertheilte, daß er hier einmal ſeinem Hange zum Sententiöſen (er hatte ihn in der Braut von Meſſina vollkommen erſchöpft) nicht nachgegeben habe, nur eine getadelt. Die vier Verſe, die Melchthal ausruft: „O eine edle Himmelsgabe iſt das Licht des Auges" hat man an und für ſich herrlich, aber weder der beſondern Lage noch dem ganzen Bildungsſtande des Landmannes angemeſſen gefunden. Melchthal, meint man, hätte bei der entſetzlichen Nachricht entweder verſtummen oder in abgebrochenen Ausrufungen jammern oder zur wilden Rache hinſtürmen müſſen. — Aber in keinem dieſer Fälle taugte er für den Dichter. Die gemeine Natürlichkeit, wo der Schmerz das menſchliche Bewußtſein lähmt und den Mund ſchließt oder nur lallen läßt, kann das Drama nicht brauchen, ſondern es führt nur Menſchen vor, die auch das Ungeheure zu faſſen und zu tragen im Stande ſind. Ein gewaltiger Effekt aber, deſſen der Menſch mächtig iſt, macht,

---

*) Schiller's Werke in E. B., S. 351, 2. (Oktavausg. B. 4, S. 125.). Vergl. Theil 4, S. 56.

wie man im gewöhnlichen Leben beobachten kann, indem der außerordentliche Gemüthszuſtand ihn augenblicklich über ihn ſelbſt emporhebt, auch den Ungebildeten beredt und ſeinen Ausdruck poetiſch, und gibt ihm ſolche kurze Sentenzen und allgemeine Ausſprüche in den Mund, wie hier über das Licht. Wenn dergleichen „deklamatoriſche Tiraden„ ſind, ſo hat, um vom Sophokles gar nicht zu reden, ſchon Homer ſeine Perſonen genug Tiraden ausſprechen laſſen. Das Drama namentlich ſtellt die Menſchheit nur in den wichtigſten Momenten dar, wo auch der Einfachſte eine gewiſſe vorübergehende Würde und Größe hat. Arnold von Melchthal aber iſt durch ſeinen Charakter der Edle unter den Genoſſen.

Akt gegen Akt im Ganzen gehalten, wird ſich keiner mit dieſem erſten meſſen können. Er umfaßt Einen Tag. Der zweite Aufzug verſetzt uns zuerſt früh Morgens auf den Edelhof des Freiherrn von Attinghauſen, oberhalb Altdorf auf dem linken Ufer der Reuß, und dann, ohne eine wünſchenswerthe Vermittelungsſcene, in der völligen Nacht, auf das Rütli an der Grenze von Uri und Unterwalden am Vierwaldſtätterſee. Zwiſchen dieſem zweiten und dem Ende des erſten Aufzugs muß man ſich eine Zeit verſtrichen denken, während welcher das Triumvirat die Theilnehmenden wirbt. In dieſer „kurzen Friſt“ durchſchleicht Arnold von Melchthal alle Krümmen des Gebirges im Kanton Unterwalden ob dem Wald, von welchen Gegenden und deren Bewohnern er eine ſo majeſtätiſche Charakteriſtik gibt,[1] und beſucht die Burg Sarnen in Pilgertracht. Dieſe Scene auf dem Rütli und mit ihr der zweite Akt endigt, indem die aufgehende Sonne die Eisgebirge röthet.

Der Adel, mit einziger Ausnahme des Burgvogts Wolfenſchießen, erzählt Tſchudi, war mit den Landleuten von einſtimmiger Geſinnung; Schiller nimmt aber auch ein Hinneigen eines Theils deſſelben zu Oeſterreich an, und perſonificirt jenes Verhältniß, der Urkunde folgend, durch den Freiherrn Werner von Attinghauſen, dieſes durch die fingirte Figur ſeines Neffen Rudenz. Der letztere hat mit

---

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 149 2. (Oktavausg. B. 6. S. 55)

Stauffacher's Schweſterſohn, dem Edelknechte von Rudenz, der mit auf dem Rütli ſchwur, nur den Namen gemeinſchaftlich; und Schiller weicht auch darin von der Geſchichte ab, daß er den Freiherrn zu dem Letzten ſeines Geſchlechtes macht, denn der letzte Attinghauſen wurde erſt 1377 mit Schild und Helm begraben.

Nachdem wir im vorhergehenden Akt die einträchtige Geſinnung des Volks kennen gelernt, thun wir hier einen Blick in die getheilte Stimmung des Adels. Die Scene des Freiherrn mit den Knechten verſinnlicht uns die väterliche Stellung des alten Schweizeradels durch eine patriarchaliſche Sitte. Damit wir aber auf dieſem neuen Schauplatz nicht unter lauter fremde Menſchen verſetzt ſeien, finden wir hier wenigſtens den Hirten Kuoni wieder, der gleich im Anfang ſeines „gnädigen Herrn, des Attinghäuſers“ erwähnte. Der Greis ſucht durch Gründe und väterliche Ueberredung den verblendeten Jüngling für die Sache des Vaterlands zu gewinnen und dieſer vertheidigt ſeinen Abfall vom Lande. Viele Aehnlichkeit hiermit hat jenes Geſpräch in den Piccolomini (Akt 5, Scene 1), wo Octavio den Max von der Partei des Wallenſtein abziehen will, und auch annimmt, daß dem Herzen ſeines Sohnes das Netz bereitet ſei. Auch wird in beiden Fällen dieſe richtig eingeſehene Abſicht der Gegenpartei durch die Jungfrauen vereitelt, durch die man „die Unſchuld“ der Jünglinge anlocken will. Thekla will ihren Geliebten nicht auf die unreine Seite ihres Vaters ziehen, und Bertha drängt den ihrigen auf die Seite, welche er zu verlaſſen im Begriff ſteht, zurück, und geht ſelbſt mit ihm zu ihr über. In den Gegenreden zwiſchen Attinghauſen und Rudenz ſtellt ſich das alt ſchweizeriſche und das öſterreichiſche Weſen wie von ſelbſt in einen herrlichen Kontraſt, und es iſt an der Scene vielleicht nur auszuſetzen, daß der Greis ſeinen Neffen nicht wegen eines beſondern, dringenden Grundes kommen läßt und ſich ſeine Ermahnungen nicht an einen beſtimmten Anlaß knüpfen.

Die zweite Scene verſammelt dann in ſeinen drei und dreißig Repräſentanten eigentlich das ganze Landvolk der drei alten Cantone auf dem Rütli, wo wieder alles ſo wahr iſt, daß wir ganz in der Schweiz und in jener Zeit leben und weben. Röſſelmann ſagt:

„Wir ſtehen hier ſtatt einer Landsgemeine,
Und können gelten für ein ganzes Volk.“

Hier läßt ſich nun gleichſam für jeden Vers, jeden Ausdruck der Gewährsmann anführen. Die ganze Lokalität bis auf den Mondregenbogen, die genaueſte Beobachtung der Gebräuche und Formeln bei einer Landsgemeinde, alle eingeflochtene Züge über Verfaſſung und alte Geſchichte, die in dem Oſtfrieſenlied aufbewahrte Volksſage von der Einwanderung der Schweizer aus Schweden und Oſtfriesland, und alles andere gründet ſich auf hiſtoriſche Zeugniſſe.[1] Nur in Bezug auf die hier, wie im ganzen Stücke gebrauchte einfache und herzliche alterthümliche und landgebräuchliche Sprache, die den verzärtelten, geglätteten Sohn der Geſellſchaft eben ſo erquickt und erfriſcht, als der Anblick der ländlichen Natur und ihn vielleicht mit einem ähnlichen Heimweh erfüllt, wie den Schweizer der Kuhreihen, ſei es mir erlaubt, an den Wallenſtein zu erinnern. Denn immer ſchweift der Blick von einem Punkt dieſes Doppelgeſtirns zum andern hinüber. Auch im Wallenſtein finden wir viele ſolche Ausdrücke und Wendungen der Zeit, in welcher das Stück ſpielt, die ihm ſehr wohl anſtehen. Man gehe z. B. die Unterredung des Feldherrn mit Wrangel (Akt 1, Scene 5) durch, und man wird finden, wie viel man dem antiken Charakter des Schweden rauben würde, wenn man alle ſeine alten, fremden Wörter und Formen in neumodiſche überſetzen wollte.

Da wir hier auf dem Rütli alle Verbündeten beiſammen haben, ſo wird es am Orte ſein, ihre Perſonen in Umriſſen feſtzuhalten. Hier möge vorerſt das Zeugniß eines Schweizers gehört werden, welcher ſonſt manches ſtrenge tadelt:[2] „Das Schwerſte, Größeſte, am unnachahmlichſten

---

[1] Mit wunderbarer Präciſion ſind alle dieſe Dinge von J. Meyer a. a. O. S. 20 ff. erläutert.

[2] S. den Aufſatz: Wilhelm Tell von Schiller, beurtheilt von einem Nachkommen Tell's, in der Monatsſchrift Iſis. Zürich 1805. St. 1, S. 211-220, in zwei Briefen.

Gelungene ſind die Charaktere in dieſem Schauſpiel. Von allen, welche Schiller jemals erfand, ſind die im Tell die wahrſten. Man kann von ihnen nicht ſagen, ſie ſeien erfunden, nein ſie ſind treu und rein, mit ſicherer Hand unmittelbar aus der Natur geſchöpft. Man würde ſchwören, Schiller habe ſeines Lebens größten Theil in Schwyz oder in Uri gelebt, unter dem einfachen, anmaßungsloſen und doch kraftvollen Hirtengeſchlechte. So ſind dieſe wenig gekannten Aelpler in der Stunde der Noth und der politiſchen Stürme: ſo denken, ſo handeln ſie, nur heute zu Tage vielleicht ein wenig kirchlicher, ich will nicht ſagen religiöſer. Tell und ſein Weib (?), Stauffacher, Walther Fürſt, Röſſelmann, der Freiherr von Attinghauſen ſind die vollendetſten. Selbſt die aus der ſchwachen Nüancirung entſpringende Einförmigkeit ihrer Charaktere iſt treue Abſpieglung der Wirklichkeit. Man begreift es kaum, wie ein Mann, der die Schweiz nie geſehen hatte, vermöge ſeines Genius ſich die Denkart jedes einzelnen dieſer Menſchen individualiſiren konnte, wie er ihre Sprache lernte und die Bilder theils aus dem häuslichen Leben, theils aus der politiſchen Verfaſſung entlehnte, deren ſie ſich bedienen." — Alle Charaktere dieſer Landleute ſind auf die Natur gebaut, im Gegenſatz zur verfeinerten Civiliſation. Auf dieſer breiten Grundlage ſind alle ſchön ausgeführt. In keinem iſt eine Spur von Gefühligkeit, keiner wird durch philoſophiſche Anſichten beſtimmt, keiner ſpricht einen ſophiſtiſchen Satz. Der Drang des Lebens und das reale Bedürfniß trägt und treibt alle, und ſie ſind geſund, einfach, mit ſich ſelbſt einſtimmig, unmittelbar, wie die Naturgegenſtände in ihrer Umgebung. Die drei Häupter repräſentiren nicht allein die drei Kantone, ſondern auch die drei Lebensalter und die hierdurch bedingten Charakterſtufen. Nicht der Noth, aber der ſichern Gefahr begegnend, wird Stauffacher der Stifter des Bundes, er iſt der Schweizer-Caſſius, ein begüterter, gaſtfreier Mann, der ſich auf ſeine Reichsunmittelbarkeit viel einbildet und auf dem Rütli das Hauptwort führt. Eben ſo hochgeehrt unter den Landleuten iſt Walther Fürſt, aber als Greis vorſichtiger und weniger hervortretend. Arnold von

Melchthal iſt der allein mit der Handlung ſich entwickelnde Charakter, während alle andern fertig und bleibend ſind, wie eine gediegene, vollendete Naturform. Aber wie herrlich iſt Arnold's Fortſchreiten motivirt! An ſeinem ungeheuern Schickſal und der großen Aufgabe, die ihm die Zeit aufnöthigt, reift der freiſinnige und begabte Jüngling ſchnell zum Mann. Wie beſcheiden er im erſten Akte ſpricht, in ſo ſicherer Selbſtſtändigkeit ſteht er auf dem Rütli da, wie ein ganz anderer Menſch. Denn mittlerweile hat er, wie man aus ſeinem Bericht entnehmen kann, ſo viel für die allgemeine Sache gewagt und gethan, daß er ganz anders ſein und ſich fühlen muß. Stauffacher ſelbſt gibt ihm das Zeugniß:

> »Großes habt Ihr in kurzer Friſt geleiſtet.«

Was die beiden andern durch Reichthum, Alter und Erfahrung beſitzen, hat der beraubte Flüchtling ſich ſelbſt errungen, und das erhebt ihn noch über ſie. Er allein hat, nicht durch Wahl, ſondern durch Schickſal, etwas Heroiſches in ſeinem Charakter, und der Junker Rudenz ſelbſt erkennt ſpäter dieſen Adel an:

> »Jetzt ſtürzte mir der Freiherr an das Herz,
> Und ſchweigend ward ein Bündniß jetzt beſchworen.«

Da Melchthal der einzige nahmhaft gemachte Jüngling in der Verſammlung iſt, ſo iſt *ihm*, von der Geſchichte abweichend, das Erſteigen der Roßburg zugeſchrieben. Die Verbindung ſoll nicht, wie im Fiesko, größtentheils das Werk von jungen Leuten, ſondern von betagten Hausvätern ſein, die zum Theil der Landesgemeinde ſchon vorgeſtanden oder ſich in andern öffentlichen Geſchäften bewährt, deren Alter, Geſchlecht und Charakter das vollkommenſte Zutrauen zur Sache erwecken. So iſt Itel Reding aus einer ſchon damals berühmten und um das Gemeinwohl verdienten Familie genommen; durch des hochbejahrten Rudolph Reding Rath wurde 1315 der Sieg bei Morgarten erkämpft, und deſſen Urenkel Itel war im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts Landamann zu Schwyz. Konrad Hunn, dem die

Botſchaft an den Kaiſer Albrecht im Gedicht überwieſen iſt, hatte ſich bereits unter deſſen Vater im Krieg und in Geſchäften hervorgethan, und von den Schweizern das Gut Jeſſinen, das viele hundert Gulden werth war, für zehn Pfund erhalten. Seinen Struth von Winkelried nahm der Dichter aus jenem Heldengeſchlechte von Stanz, welches den höchſten Ruhm durch den Opfertod des Arnold von Winkelried in der Schlacht bei Sempach 1386 erlangte. Das hiſtoriſche Vorbild des Klaus von der Flüe iſt jener hochverehrte Einſiedler, der im Jahr 1481 die Einigung der Tagſatzung in Stanz bewirkte, als ſie, wegen der in den Siegen über Karl den Kühnen gemachten Beute in Zwieſpalt, zu wildem Bürgerkriege aus einander zu ſtürmen im Begriff ſtand. Für die Namen Röſſelmann und Petermann laſſen ſich zwar in der Geſchichte keine Vorbilder finden, aber ſie ſind ächt ſchweizeriſch, und „der fromme Diener Gottes“ gibt, wie der Erzbiſchof in der Johanna, dem Unternehmen die religiöſe Weihe, und repräſentirt die Einſtimmung der Geiſtlichkeit des Landes. Daß gerade von ihm der Gedanke ausgeht, der Rütli-Verſammlung die Form einer Landsgemeinde zu geben, daß er den Landleuten zu bedenken gibt, ob ſie ſich nicht lieber den Oeſtreichern unterwerfen wollen, daß er ſie am Schluſſe zum Eide auffordert, daß er ſpäter dem Tyrannen Geßler in's Gewiſſen redet, und alles andere, was er thut und ſpricht iſt dem Inhalt und der Weiſe nach ganz in ſeinem Amte und Charakter. Den Meier von Sarnen, welcher mit Itel Reding einen Rechtshandel hat, hat Schiller dem Namen nach aus Tſchudi genommen, und es iſt vortrefflich, daß dieſer Prozeßführende es iſt, der durch heftigen Widerſpruch gegen die Männer von Uri und Schwyz die Eintracht auf dem Rütli augenblicklich ſtört. So iſt es auch herrlich erdacht, daß gerade der dankbare Baumgarten den Tell unter den Leuten von Uri vermißt:

„Doch nicht den Tell erblick' ich in der Menge.“

Der Name Tell's mußte auf dem Rütli genannt werden, und es geſchieht von dem, der es gleichſam nicht unterlaſſen kann! Es war unmöglich, ſo viele ſchlichte Menſchen alle genau zu individualiſiren, aber der Dichter ſcheint in der That das Höchſte, was möglich war, erreicht zu haben. Beinahe jede Perſon hat etwas Beſonderes, Charakteriſtiſches, oder iſt an eine bedeutende geſchichtliche Erinnerung geknüpft. Es ſind aber aus jedem Kanton ſieben ſprechende Perſonen namhaft gemacht; Uri allein hat wegen des fehlenden Tell nur ſechs.

Dieſe impoſante, wenn auch nicht gerade ſehr dramatiſche Scene auf dem Rütli iſt beinahe ganz Werk des Genius; nur dürftige trockene Nachrichten der Chronik, welchen der Verfaſſer aber beinahe ganz treu blieb, liegen zu Grunde. Die Verhandlungen folgen einem ſtreng durchgeführten Plan, welcher aber ſo ächt poetiſch behandelt iſt, daß er ſich gleichſam von ſelbſt macht — wie der Reichstag zu Krakau im Demetrius. Die Nothwendigkeit löſ't ſich in Freiheit auf. Zuerſt wird die Form der Tagſatzung beſtimmt und ſogleich ausgeführt, dann als Zweck der Zuſammenkunft die Erneuung des alten Bundes genannt, deſſen Urſprung und Fortbeſtand bis auf dieſe Zeit und deſſen Verhältniß zu Kaiſer und Reich erzählt und feſtgeſetzt wird. Dieſer Zuſtand ſoll fortbeſtehen, daher das erſte Landesgeſetz, daß man ſich den Oeſtreichern nicht unterwerfen wolle. Von den zwei Wegen aber, die zum Ziele führen, iſt der gütliche erſchöpft; es bleibt alſo nur Selbſthülfe. Doch ſollen (und zwar nach Tſchudi) alle andere Obliegenheiten unangetaſtet ſein, und es ſoll, wo möglich, kein Blut vergoſſen werden. Nun handelt es ſich um die Mittel, und hier erhebt ſich ein Streit zwiſchen Schwytz und Uri einerſeits und Unterwalden andrerſeits, bis man ſich vereinigt, am Feſt des Herrn die Burgen Sarnen und Roßberg in Unterwalden durch Liſt einzunehmen. Nur in Bezug auf den Geßler, der Landvogt von Uri und Schwytz war, und mit welchem Stauffacher mit Recht einen harten Stand fürchtet, wird aus dem nichtigen Grunde:

> „Die Zeit bringt Rath. Erwartet's in Geduld!
> Man muß dem Augenblick auch was vertrauen."—

zu unſerer Verwunderung nichts beſchloſſen. Es wird eigentlich nur für Unterwalden vorgeſorgt, und indem man nicht auch den gleichzeitigen Sturz des mächtigſten Landvogts feſtſetzte, eine durchaus unzulängliche Maßregel genommen. Baumgarten nennt zwar, als Geßler erwähnt wird, wie zufällig und in anderer Beziehung, und daher ſehr ominös den Namen Tell. Aber da man auf dem Rütli nicht vorausſehen konnte, was eintraf; ſo muß auch in Bezug auf Geßler damals etwas beſchloſſen worden ſein. Und wenn auch Tſchudi, nur das erzählend, was Erfolg hatte, hiervon ſchweigt, ſo mußte der Dramatiker, um den geſunden Sinn der wackern Landleute nicht bloß zu ſtellen, dieſem Mangel der Geſchichtserzählung durch eine plauſible Erfindung zu Hülfe kommen. So muß der urtheilen, welcher die Phyſiologie des Schauſpiels nicht tiefer erkannt hat. Schiller nämlich ließ abſichtlich die Lücke der Geſchichtserzählung als eine Lücke der Berathung ſtehen, um in dieſelbe die impoſante Figur Tell's ſelbſtſtändig einzuführen. Wie der unkultivirte Menſch in der Berathung immer ſchwach iſt, ſo mußten auch die Landleute Unzulängliches, Unwirkſames beſchließen, damit Tell nicht voreilig ausführte, was auch die Verbündeten ohne ihn ſpäter wohl erreicht hätten, und damit er allein verrichte, worüber der ganze Bund rathlos wäre. Erſt dieſe Rathloſigkeit macht den Tell zum unerſetzlichen Helden.

Ihm ſind alſo, mit Ausnahme zweier Scenen, die es mit den Perſonen des Schweizer-Adels zu thun haben, der dritte und vierte Akt ausſchließlich gewidmet. Dieſe hängen mit einander ſtätig zuſammen und umfaſſen die Begebenheiten Eines Tages, und wir dürfen es mit der chronologiſchen Wahrſcheinlichkeit, da eine ſolche Fülle von Ereigniſſen in Einen Novembertag zuſammengedrängt iſt, nicht ängſtlich genau nehmen. Die erſte Scene dieſes Doppelakts beginnt ſogar erſt nach Tiſch; denn wir hören hier, daß Tell von ſeinem Wohnort Bürglen ſogleich nach Altdorf geht. Nun liegt Bürglen von dieſem Flecken nur eine Viertelſtunde entfernt, und ein Wächter des Huts ſagt vor Tell's Ankunft:

Sie müſſen über dieſen Platz, wenn ſie
Vom Rathhaus kommen, um die Mittagsſtunde,
Da meint' ich ſchon 'nen guten Fang zu thun.“

Uebrigens liegt zwiſchen dieſer erſten Scene vor Tell's Haus in Bürglen und der Rütliſcene wieder einige Mittelzeit, wie man aus den Worten der Hedwig ſieht. „Auf dem Rütli ward getagt, ich weiß, und du biſt auch im Bunde.“[1]

Die erſte Scene des dritten Akts führt uns in Tell's häusliches Leben. Nur ſeine Gattin Hedwig und ſeine Söhne Walther und Wilhelm ſind hiſtoriſch: alles übrige iſt des Dichters naturgetreue Erfindung. Wir ſehen hier den, welcher im Sturm den Baumgarten über den See geſchafft, im Kreis der Seinen ſich ein Thor für ſein Haus zimmern. Dem ſtarken Manne hat der Dichter, wie dem Wallenſtein, ein ſchwächliches Weib zur Seite geſtellt, und dieſe Parallele wiederholt ſich in verjüngtem Maßſtab in den Kindern, von welchen der eine ſchon in dem wunderlieblichen Knabenliede den Tellſinn ausſpricht, der andere bei der Mutter zu Hauſe bleibt. Ob es nicht mehr im Geiſte der Zeit und des Volks geweſen wäre, dem Helden eine Hausfrau, wie die Eliſabeth des Götz von Berlichingen, beizugeſellen, könnte gefragt werden. Hedwig iſt ganz Mutter- und Gattenliebe, und dieſe erſcheint nicht in geſunder rein ländlicher, ſondern in etwas kränkelnder ſentimentaler Form. Doch iſt durch dieſe Gefühligkeit ihre ſchlimme Vorahnung begründet, als Tell mit der Armbruſt und in Begleitung des Knaben nach Altdorf gehen will, und es liegt am Tage, daß der Dichter hierdurch das Gemüth des Leſers auf das Kommende vorbereiten und ſpannen wollte. Doch macht ſie, indem ſie ihre Furcht ausſpricht, einige für eine Landfrau wirklich zu feine Bemerkungen, dergleichen wir auch ſchon bei der Herzogin Wallenſtein zu rügen hatten.[2] Als ihr Mann die ſich ängſtigende fragt, wie ſie ſich ſo ohne Urſache quälen könne, antwortet ſie:

„Weil's keine Urſach' hat — Tell, bleibe hier!“

Ich kenne aber im ganzen Drama außerdem auch nur noch Eine Stelle, welche über den Bildungsſtand der betreffenden Perſon hinausgeht. Als nämlich in der dritten Scene Tell ſeinem Walther von dem „großen ebnen Land“ erzählt, welches wohl herrlich, aber ſo ſehr geknechtet ſei, erwiedert dieſer, ſonſt vortrefflich:

---

[1] Wilh. E. Weber a. a. O. S. 296 f.

[2] Siehe Theil 4, S. 60

„Vater, es wird mir eng im weiten Land,
Da wohn' ich lieber unter den Lawinen,“

was an das Programm, das Kind in der Wiege, erinnert.[1] Wie Schiller ſonſt allen Spekulationsſinn überwunden hatte, ſieht man am deutlichſten, wenn man Tell's hohe Einfalt mit dem Don Karlos in der Thalia vergleicht.

Die Erzählung Tell's, wie er mit der Armbruſt dem Landvogt Geßler auf einſamem Felſenſteig in dem Schächenthal begegnet ſei, iſt erfunden, um zum voraus Geßler's Haß und Furcht und hiermit ſein Verfahren in der übernächſten Scene zu erklären. Zu dieſer iſt unſere Scene nur eine Einleitung. Bei ländlichem Frieden kündigt ſich in dem Vorgefühl der Hedwig und in dieſem Ereigniß ſchon der Sturm des Unglucks an.

Zunächſt aber folgt auf die Idylle des häuslichen Lebens die Idylle des Herzens (Akt 2, Scene 2). Rudenz erklärt der Bertha auf der Jagd ſeine Liebe, und Bertha gewinnt den Bethörten für die Sache des Vaterlands. Sonſt geht alles im Schauſpiel ſo natürlich zu, um ſo mehr befremdet es, daß Bertha eine eingeſchloſſene, wilde Waldgegend nöthig hat, um ihrem Freunde ihre politiſchen Geſinnungen pathetiſch zu eröffnen — gerade wie Bertina den Bourgognino in eine furchtbare Wildniß führt, um ihm zu entdecken, was er ihm in jedem einſamen Zimmer ſagen konnte.[2] Mußte Bertha ihre Geſinnung nicht längſt merken laſſen, und konnte Rudenz ſeine Geliebte ſo ganz verkennen? Bertha iſt, wie ihr Freund, eine erdichtete Perſon. Denn auch dieſes Drama ſollte nicht ohne die romantiſche Liebe bleiben, ungeachtet dieſe und ihre Träger ein zwar mit dem Ganzen verbundenes, aber immer fremdartiges Element ſind. Dieſe höhere Sprache des innigen Gefühls iſt ein Ton aus einer andern Welt, welcher die

---

[1] Schiller's Werke in E. B. S. 92. 1 m. (Charakt. B. 1, S. 483).

[2] Fiesko, Akt 3, Scene 1.

Einheit der Empfindung ſtört, die das Kunſtwerk hervorbringen ſoll. Bertha, Rudenz und einigermaßen ſelbſt Attinghauſen gehören nicht etwa der höhern Geſellſchaft jener Zeit, ſondern nur dem Herzen des Dichters an, es ſind ſubjektive Geſtalten, und mit dem Schweizervolk nur durch abſtrakte Ideen, nicht durch Fleiſch und Blut verbunden. Man ſieht es, daß hier den Künſtler die hiſtoriſchen Quellen und Vorbilder verließen, und ſo ſind die Perſonen ſelbſt Schilleriſch geworden, und nicht allein ihre Behandlung. Schiller konnte ſich nicht enthalten, auch in dieſem objektiven Gemälde ſeinen ſchönen Herzensempfindungen gleichſam zum Erſatz eine eigene Stätte zu bereiten. Es lag dem begeiſterten, ſinnigen Freund der ländlichen Natur nahe, in das ſchöne Land der Freiheit auch die ſelige Inſel der idylliſchen Liebe zu legen und ſo einen warmen Herzenstraum jüngerer Jahre poetiſch zu erfüllen. An dergleichen ätheriſchen Darſtellungen zärtlicher Verhältniſſe kann eine abſprechende Kritik eben ſo leicht ihre Bravour beweiſen, als es leicht iſt, gerade ſie zu parodiren; aber dieſe Verwerfungsmanier würde unſerer Poeſie gerade ihre himmliſchen Blüthen rauben und es ſcheint nicht ſachgemäß, im Urtheil um ſo maſſiver zu werden, je feiner ſein Gegenſtand iſt. An und für ſich iſt dieſes Beiwerk, deſſen lyriſcher Charakter ſich in unſerer Scene ſchon durch die gereimten Verſe, die Rudenz im Anfang ſpricht, ankündigt und ſich auch weiterhin durch den Reim ausdrückt, des unvergleichlichen Dichters nicht unwürdig. Eine einzige ſchwache und unentſchiedene Natur unter ſo vielen Starken und Entſchiedenen, meine ich, kann man ſich wohl gefallen laſſen. Aber des Rudenz Wankelmuth iſt auch durch die Rolle geboten, die er zu ſpielen hat. Er ſoll ja die bethörte, zu den Oeſtreichern hinneigende Jugend des Schweizeradels vertreten. Was er in der frühern Scene zu ſeinem Oheim ſagt, daß er unter dem königlichen Heere kriegeriſchen Ruhm erwerben wolle, ſoll ihm keineswegs nur als Deckmantel ſeiner Liebe dienen. Vielmehr verbindet ſich ihm eine edle Ruhmbegierde mit dem edlen Affekt der Liebe ganz natürlich, und er täuſcht ſich nur ſelbſt, indem er in jener ſeinen Beruf ſucht. Erſt Bertha klärt ihn über ihn ſelbſt und ſeine Stellung auf, aus welcher der von Natur empfängliche und gute, aber bisher unbeſtimmte Jüngling ſchnell die volle Kraft des Charakters zieht. Denn mit entſchiedenem Freimuth ſehen wir ihn ſogleich dem Geßler entgegentreten, ſehen ihn ſpäter mit feſter Seele, wenn auch mit gebrochenem Herzen der Liebe, die Verbündeten zur beſchleunigten Einnahme der Feſtungen drängen und führen, und hören endlich wie er „das Sarner Schloß mit männlich kühner Wagethat gewann,“ und mit Melchthal die Geliebte aus den Flammen trug. So erfüllt er uns mit einem ſich ſteigernden Gefühl des Vertrauens und der Achtung. Daß aber ein ſolcher ſich erſt findender und werdender Charakter auf der Wage des Charakterwerthes gegen die von vorn herein beſtimmte Gediegenheit der Bertha zu ſehr in die Höhe geſchnellt werde,[1] iſt nichts deſto weniger wahr, aber auch nothwendig. Das Weib trägt hier den Sieg über den Mann davon, wie in noch weit höherm Grade in Goethe's Gedicht, Dorothea über Hermann. Daß aber des Rudenz Patriotismus durch eine perſönliche Neigung vermittelt iſt, iſt eben ſo ſehr eine äſthetiſche Wahrheit, als daß ſelbſt Bertha's Liebe für das Schweizervolk zugleich durch andere Gründe motivirt wird. Sie fürchtet nämlich, ihre in den Waldſtätten gelegenen Güter an Oeſtreich zu verlieren, und — wovon auch in Don Karlos mehrmal die Rede iſt — an einen Günſtling des Hofes verkuppelt zu werden. Hierzu kommt endlich, daß ſie den Rudenz, welchen ſie liebt, nur beſitzen kann, wenn ſie ſich von Oeſtreich losreißt. Perſönliche Gründe genug, es um ſo mehr mit dem Volk zu halten, „das ſo beſcheiden iſt und doch voll Kraft.“ Abſichtlich wird angenommen, daß die Jungfrau von dem habsburg'ſchen Gut Bruneck im Eigen, jetzigen Kanton Aargau, von welcher Burg auch Geßler her war, abſtamme, ſo daß ſie als eine öſtreichiſche Unterthanin und Verwandte Geßler's gedacht wird. Ihre Theilnahme für die Schweizer iſt darnach eine, freilich menſchlich vermittelte günſtige Stimme von der feindlichen Seite her. Dieſe Zuſtimmung des gebildeten Standes beglaubigt die

---

[1] Weber a. a. O. S. 349. — Richtig und würdig iſt Rudenz von Schink geſchildert in „Schiller's Genius“ S. 110 f.

Rechtheit der Sache der Schweizer. Ihr Naturzuſtand hält auch die Probe an dem fremden Maßſtab der Kultur aus. Endlich muß bemerkt werden, daß die hier dargeſtellte Liebesſituation, wo der Bund nur unter der Bedingung der gleichen Vaterlandsliebe verſprochen und über dem befreiten Vaterland vollzogen wird, nur noch in dem Verhältniß der frühern Bertha zu Bourgognino im Fiesko ein Analogon hat.

In der zweiten Scene, welche uns zu dieſer Charaktererörterung veranlaßte, wird die im Anfang des zweiten Aktes begonnene Entgegenſetzung des öſtreichiſchen und ſchweizeriſchen Weſens weiter ausgeführt. Dem Geburtsland wird die fremde falſche Welt, „dem verſchloſſenen ſeligen Thal" werden „des Lebens Weiten," dem Land der Unſchuld, der Freiheit und der Treue wird das Reich der Falſchheit, Bosheit und Grauſamkeit gegenübergenannt und ſo das Gemälde der reinen Natur durch die Bilder der Kulturübel umſtellt und eingeſchloſſen. In den Worten Bertha's:

„Wo wär' die ſel'ge Inſel aufzufinden,
Wenn ſie nicht hier iſt in der Unſchuld Land?"

erklärt Joachim Meyer den Ausdruck: ſelige Inſel, mit Verweiſung auf einige Stellen von Homer und Virgil, für eins mit Elyſium. Er bemerkt dabei, daß ſich an unſerer Stelle und in der zweiten Scene des fünften Aufzuges in der Rede des Parricida: „Wohin die Rachegeiſter (Furien) ſie geführt" die einzigen mythologiſchen Anſpielungen fänden, indem der Dichter ſich ſonſt mit ſehr richtigem Takte aller mythologiſchen Namen enthalten habe. Das iſt richtig, und manche Leſer wiſſen es Schillern gewiß Dank, daß er ſie auch mit den Göttern völlig verſchont. Uebrigens hat er noch an zwei Stellen griechiſche Sprache und Sitte in ſein Werk einſchlagen laſſen. Der Vers der Gertrud:

„Des edeln Ibergs Tochter rühm' ich mich,"

iſt dem Homer nachgebildet, und eben ſo iſt der Dichter mit der Betheurung des Parricida (Akt 5, Scene 2):

„Bei dieſem Feuer, das hier gaſtlich lodert,
Bei Eurer Kinder theurem Haupt, das ich
Umfaſſe" —

aus dem Mittelalter in die antike Zeit getreten. Es möge nur geſagt, aber nicht getadelt ſein!

Mit der dritten Scene kehren wir zum Inhalt der Chronik zurück, und der ganze Akt ſteigt mit ihr wieder zu ſeinem höchſten Gipfel auf, wo er abbrechen muß. Die Scene, in welcher der Meiſterſchuß geſchieht, iſt, man mag auch einiges vermiſſen oder anders wünſchen, auch die Meiſterſcene des Schauſpiels, und einer der ergreifendſten und gelungenſten Auftritte, den das Theater aufzuweiſen hat. Zuerſt ſehen und hören wir die Wächter des Huts, Frießhardt und Leuthold, ſich unterhalten; der Name des erſten, ſo wie Rudolph's des Harras, iſt aus Müller's Erzählung der Schlacht bei Sempach entlehnt[1], der erfundene Name des zweiten bezeichnet ſeinen Charakter, und die Leutſeligkeit dieſes ſteht dem barſchen Dienſteifer des andern ſchön zur Seite. Die Reverenz vor dem aufgeſteckten Hute geſtattet eine komiſche Auffaſſung — ſchon als er im erſten Akt auf einer Stange hergetragen und der Reſpekt von dem Ausrufer befohlen wurde, lachte das Volk laut auf — und dieſe gibt ſich in dem Humor der Wächter und dem Spotte der ſich ſicher fühlenden Weiber kund, welchen der Dichter, wie Goethe rühmend bemerkt[2], um ſie ſchon hierdurch charakteriſtiſch zu machen, Namen gab. Das Drama erheitert ſich hier zu augenblicklichem Scherz, um ſogleich zu deſto furchtbarerm Ernſte zurückzukehren. Sonſt findet ſich im Stück nirgends eine Spur von Spaß, und zwar deßwegen, weil Humor und Satyre der treuen Darſtellung eines ungeſchminkten Naturlebens und ſomit der Seele des Schauſpiels geradezu widerſprochen hätten. Zur ländlichen Idylle, ſei ſie nun epiſch oder dramatiſch, wird ſich die wahre Komik nie verirren, ſondern ſie weilt nur in den Wirren der Kultur, wo ſich die Kräfte getheilt und einander entgegengeſetzt haben. — Dann ſehen wir den Tell und ſeinen Sohn im unbeſorgten Geſpräch auf der Bühne erſcheinen, und der Dichter weiß uns auch jetzt den geweckten Knaben lieb zu machen, der den Zauber des ſogleich folgenden Gemäldes durch kindliche Zuverſicht und holde Naivität ſo bedeutend erhöht. Jenes „große ebne Land", welches der Vater anfangs ſo reizend malt, aber bald ſo ganz unter dem Drucke geiſtlicher und königlicher Gewalt („unter dem Biſchof und dem König") ſtehend zeigt, daß es dem freiheitliebenden Knaben unheimlich wird, iſt wieder eines jener Bilder, durch welche in poetiſcher Weiſe der Schauplatz der Handlung zu „einer ſeligen Inſel" iſolirt wird,

---

[1] J. Müller a. a. O., S. 20.

[2] Goethe's Werke in Duodez B. 45, S. 39.

„Wo der Freiheit ewig grüner Garten,
Wo der Menſchheit ſchöne Jugend blüht." *)

Nicht weil es der ſinnlichen Bedürftigkeit am reichlichſten dient, ſondern weil es die moraliſche Würde und die Unſchuld des Herzens bewahrt, ſoll uns dieſes Arkadien entzücken. Da aber jenem ſymboliſch gebrauchten ungenannten Lande eine beſtimmte Vorſtellung zu Grunde liegen muß, ſo fragt es ſich, an welches Tell denn eigentlich bei ſeiner Beſchreibung denke. Ich meinerſeits glaube, es ſei unter dieſem großen ebnen Lande nicht Frankreich oder Deutſchland, ſondern die Lombardei gemeint. Zu dieſer gelangt man, wenn man von den Schweizer Gebirgen („von unſern Höhen") hinab längs des Teſſin und anderer Flüſſe, die in den Lago maggiore gehen, („den Strömen nach"), immer tiefer ſteigt. Hier galten noch immer, wenn auch vielfach beſtritten, die von den Hohenſtaufen auferlegten Regalien, deren Tell einige anführt. Das ferne Frankreich, für welches auch das Prädikat „ebnes Land" nicht paßt, lag zu weit außer dem Geſichtskreis des Landmannes, während ihn auf das nahegelegene Italien von den ſüdlichen Gletſchern, die er eben ſeinem Sohne gezeigt hatte, die natürlichſte Ideenaſſociation hinüberführte. Von den deutſchen Stammgenoſſen aber würde der Dichter ſeinen Helden nicht haben ſagen laſſen: „dort darf der Nachbar nicht dem Nachbar trauen", was ganz nur auf die Italiener paßt. So auch ſind die Züge: „das Land iſt ſchön und gütig, wie der Himmel", und „wie ein Garten iſt das Land zu ſchauen", nur für Italien eine Wahrheit.

Als nun in dieſe Ruhe plötzlich der Sturm einbricht, indem die Wächter Tell ergreifen wollen, da ſind auf einmal die Eidgenoſſen wie zuſammengeweht. Nicht nur Walther Fürſt,

*) Schiller's Werke in E. B., S. 104, 2 m. (Oktavausg. B. 1, S. 17.)

Röſſelmann und Petermann, ſondern auch, zu unſerm Verwundern, Stauffacher und Melchthal erſcheinen ſogleich auf der Bühne. Wie kommt, könnte man fragen, Stauffacher von Schwyz nach Uri? Was hat er, welcher auf dem Rütli noch gerathen, „daß jeder ſtill zu Hauſe ſeinem Geſchäfte obliegen ſolle,“ hier zu thun? Und wenn wir erwägen, daß ſich die Tyrannen die Hände reichten (Akt 1, Scene 4), und daß ſie die gerechte Rache jedes freien Mannes, der ſchwer gereizt war, fürchten mußten (Akt 4, Scene 1); ſo ſcheint es unbegreiflich, wie der in ſeinem Vater ſchrecklich mißhandelte Melchthal unter den Augen des argwöhniſchen Landvogts ſo frei umhergehen konnte. So ſorgfältig und vielfach Schiller die Haupthandlung motivirt, ſo unbeſorgt überläßt ſein großartiger Stil, welcher nie die gemeine Wirklichkeit ängſtlich und buchſtäblich abſchreibt, dergleichen Nebendinge meiſtens der Erklärung des Leſers. Eine Bemerkung, welche wir im Anfange des vierten Aktes von neuem bewahrheitet finden werden.

Dagegen iſt das Auftreten des Geßler in jedem Betracht vortrefflich herbeigeführt, ſowohl daß von allen Vögten und Werkzeugen der Tyrannei überhaupt nur er erſcheint, in welchem ſich die auf dem Lande laſtende Herrſchergewalt koncentrirt, als daß er erſt jetzt aus ſeinem Dunkel perſönlich hervortritt, nachdem er ſich bisher nur durch die furchtbaren Wirkungen ſeiner Eigenmacht verkündigt[1], als endlich, daß er von der Jagd mitten unter ſeinen Edlen und bewaffneten Knechten zur bewegten Scene und zum Volksauflauf friſch herzukommt. Das Verdienſt dieſer Erfindung und Darſtellung wird man erſt recht erkennen, wenn man ſie mit der oft erwähnten Chronik zuſammenhält, wornach Geßler den Tell den andern Tag rufen läßt, dann auch deſſen Kinder beſchickt u. ſ. w. Und damit neben der vortrefflichen Einleitung dieſer Scene auch ihrer meiſterhaften mimiſchen Anordnung gedacht werde, mache ich ſogleich darauf aufmerkſam, mit welcher feinen Ueberlegung und welchem richtigen Takt uns der vielgeübte Künſtler zugleich zu Zeugen des Apfelſchuſſes macht und uns doch bei dem gräßlichen Anblick des Pfeilabſchießens keinen Augenblick ruhig verweilen läßt. Denn während wir an der kühnen Sprache des von ſeiner Verirrung zurückgekommenen Rudenz gegen den Landvogt mit bewegter Bewunderung gefeſſelt hängen, iſt der Schuß bereits geſchehen. Durch ein zweites höheres Gefühl iſt die lange lähmende Angſt betäubt, bis der getroffene Apfel ſie wegnimmt. Daß aber der Knabe, für den alle zittern, unbefangen auf den Vater traut, iſt eben ſo rührend, als, wie Weber ſagt, ſein Sträuben, ſich binden zu laſſen, ein wohlgetroffener Zug ſchon in der Wiege eingeſogenen Freiheitsſinnes iſt.

---

[1] Weber a. a. O., S. 356.

Beiläufig bemerke ich hier, daß Geßler in dieſem Auftritte und ſpäter noch einmal mit ſeinem Stallmeiſter in der Hohlgaſſe zu Pferd erſcheint, und das iſt ſeit den Räubern, wo (Akt 2, Scene 3) Karl Moor zu Pferd kommt, das erſtemal, daß Schiller vierfüßige Schauſpieler auf die Bühne bringt [1].

Goethe ſagt bei Eckermann von Schiller [2]: „Und wie er überall kühn zu Werke ging, ſo war er auch nicht für vieles Motiviren. Ich weiß, was ich mit ihm beim Tell für Noth hatte, wo er geradezu den Geßler einen Apfel vom Baum brechen und vom Kopf des Knaben ſchießen laſſen wollte. Dieß war nun ganz gegen meine Natur, und ich überredete ihn, dieſe Grauſamkeit doch wenigſtens dadurch zu motiviren, daß er Tell's Knaben mit der Geſchicklichkeit ſeines Vaters gegen den Landvogt groß thun laſſe, indem er ſagt, daß er wohl auf hundert Schritte einen Apfel vom Baum ſchieße. Schiller wollte anfänglich nicht daran, aber er gab doch endlich meinen Vorſtellungen und Bitten nach und machte es ſo, wie ich ihm gerathen.“ Wir hätten alſo die beiden Verſe Walther's:

„Und das muß wahr ſein, Herr, 'nen Apfel ſchießt
Der Vater dir vom Baum auf hundert Schritte“

Goethen zu verdanken, wie andere zwei Verſe in Wallenſtein's Lager [3], und Schiller wollte ſich ganz an Tſchudi halten, dem er hier auch ſonſt überall beinahe wörtlich folgt.

---

[1] Böttiger in dem Taſchenbuch Minerva für 1815, S. LXIX.

[2] Geſpräche mit Goethe, Th. 1, S. 197.

[3] Siehe Theil 3, S. 370.

und der es ebenfalls nicht weiter motivirt, wie Geßler auf den Gedanken des Apfelſchuſſes kam. Dieſe eingeſchobenen Verſe ſind eine Antwort auf die Frage Geßler's:

„Du biſt ein Meiſter auf der Armbruſt, Tell,
Man ſagt, du nehmſt es auf mit jedem Schützen?"

Und da hat man zwiſchen beiden Verspaaren eine Inkonvenienz gefunden. Denn wenn die Großthuerei des Knaben den Landvogt erſt auf ſeinen Einfall bringe, den Tell mit dem Apfelſchuß auf die Probe zu ſtellen, ſei ſeine vorhergehende Frage unſtatthaft, weil ſie ſchon zu ſpeciell auf dieſe Probe hinweiſe; ſtehe aber der Gedanke des Apfelſchuſſes ſchon im voraus im Kopfe Geßler's feſt, ſo könnte die nachfolgende Hinweiſung des Knaben ſie nicht erweckt haben und erklären, und ſei alſo überflüſſig und ſtörend [1]. Doch wird ſich der Dichter durch eine nähere Betrachtung der fraglichen Stelle vollkommen rechtfertigen laſſen. Tell entſchuldigt ſich im Schillerſchen Drama nach Tſchudi, aus Unbedacht gefehlt zu haben: „Wär' ich beſonnen („witzig" bei Tſchudi), ſo hieß ich nicht der Tell." Es heißt nämlich Täll oder Telle dem Buchſtaben nach ein Einfältiger, von talen, einfältig oder kindiſch ſein; und es ſcheint, daß dieß kein eigener oder ererbter, ſondern ein angenommener Name war, den vielleicht Wilhelm's ſämmtliche Bundesgenoſſen ſich in ähnlicher Abſicht beilegten, wie die niederländiſchen Verſchwornen den Spottnamen Geuſen. Nun will Geßler den Tell, als er ſich auf ſeine bekannte Einfältigkeit beruft, in ähnlicher Weiſe prüfen, wie in der Mythologie Palamedes den Ulyſſes, als er ſich, um den Zug nach Troja nicht mitmachen zu müſſen, wahnſinnig ſtellte. Ulyſſes hatte einen Stier und einen Eſel vor den Pflug geſpannt und ſtreute Salz in die Furchen; Palamedes aber legte ihm ſeinen kleinen Sohn Telemachus vor den Pflug und nun bog der Vater weislich aus, da ein Wahnſinniger über das Kind weg gepflügt haben würde [2]. Aber der Schiller'ſche Geßler will den Tell gerade mit der Armbruſt, vor welcher er noch neulich im Schächenthal gezittert hat (Akt 3, Scene 1), irgend eine, er weiß anfangs ſelbſt noch nicht, welche Probe machen laſſen, damit er erfahre, ob er von ſeiner Hand nichts zu fürchten habe. Denn da er ihn als Uebertreter ſeines Gebotes antrifft, tritt ihm natürlich ſogleich jener beſchämende Auftritt im Schächenthal, wo der berühmte Schütze mit ſeiner Armbruſt ihn zittern machte, vor die Seele, und von dieſem Bilde voll fragt er ſehr natürlich: „Du biſt ein Meiſter auf der Armbruſt, Tell ꝛc. Geßler will ihn von der Seite prüfen, auf welcher er ihm perſönlich furchtbar iſt. Erſt der junge Walther bringt ihn dann durch das dem Vater geſpendete Lob auf die ſpecielle Art der Probe mit der Armbruſt, deren vorläufige allgemeine Erwähnung im Munde Geßler's durch jenes bedenkliche Zuſammentreffen im Schächenthal hinreichend motivirt iſt. Daß dem Landvogt der bewaffnete Tell ein Dorn im Auge war, ſagt er nachher ſelbſt:

---

[1] Rieder a. a. O., S. 357 f.

[2] Meyer a. a. O., S. 39 und Rieder a. a. O., S. 357.

„Gefährlich iſt's, ein Mordgewehr zu tragen,
Und auf den Schützen ſpringt der Pfeil zurück.
Dieß ſtolze Recht, das ſich der Bauer nimmt,
Beleidigt den höchſten Herrn des Landes.“

Wie hätte er bei dieſer Seelenverfaſſung nicht ſogleich anfangs der Armbruſt gedenken ſollen? So hängt alles ſtreng und ſtätig zuſammen.

Hätte nun Tell den Apfel von dem Kopfe ſeines Sohnes zu ſchießen ſich nicht geweigert, ſo würde er ſich in der Probe wirklich als ein Einfältiger gezeigt, und wohl vor derſelben als unverdächtig fortgeſchickt worden ſein. Aber der Widerſpruch des erſchütterten Vaters bezeichnete dieſen keineswegs als einen Blödſinnigen, weßwegen Geßler ſpricht:

„Ei, Tell, du biſt ja plötzlich ſo beſonnen!
Man ſagte mir, daß du ein Träumer ſeiſt,
Und dich entfernſt von andrer Menſchen Weiſe.“

Und dieſer, von allen Anweſenden wiederholte, entſchiedene und an Widerſetzlichkeit grenzende Widerſpruch beſtimmt den Wüthrich, auf ſeinem wiederholt und öffentlich gegebenem Befehl zu beharren, nicht der beabſichtigten Probe wegen, denn Geßler weiß jetzt, was er an ihm hat, ſondern um ſich an dem Verhaßten, der ihn hatte zittern ſehen, zu rächen und das halsſtarrige Volk an blinden Gehorſam zu gewöhnen. So iſt alles klar, und ich weiß mir nur die Worte, die Geßler nachher ſpricht: „Er hat geſchoſſen? Wie? Der Raſende!“ nicht genügend zu erklären. — Tell aber mußte gehorchen, wenn er ſich und ſeinen Sohn nicht lieber einem gewiſſen Tod preis geben, als beider Leben dem unſichern Glück des Pfeils anvertrauen wollte. Aber konnte der dramatiſche Tell ſchießen? „Es iſt allerdings ein zu ſentimentaler, bei weitem mehr aus des Dichters Subjektivität, als aus der Natur der Situation hervorgehender Mittelweg, daß Schiller den Tell die ganze Gräßlichkeit ſeiner Aufgabe durchfühlen und dennoch den Schuß wagen läßt. Der Mann, der ſo fleht und jammert, ihm das Ungeheure zu erlaſſen, durfte nicht ſchießen; er mußte entweder ohne Weiteres ſich in alles ergeben oder ſeine Waffe ſogleich gegen den Landvogt kehren. Der Tell, der wirklich, wenn die Sage wahr iſt, ſchoß, that es ohne Zweifel im vorausgefühlten Triumphe ſeiner überlegenen Kunſt, in einem gewiſſen Bramarbasleichtſinn, als rauher, wilder Gebirgsſchütz, der damals noch jung und wagetoll war, und vor nichts zurückbebte, ungefähr in der Stimmung, die auch den Dänen Toko leitete. Schiller's Tell iſt ein zu bedächtiger, zu weicher Vater, er iſt zu ſehr Vater, um dieſes Stück zu wagen; der Toko, der Tell der Sage, waren zu ſehr Schützen, um es nicht zu wagen.“ So ſagt Weber [1].

Ich erwidere: Auch nach Tſchudi will Tell anfangs lieber ſterben, als gegen ſein liebes Kind ſchießen, und iſt nach ebendemſelben auch in höherm Alter, als es Müller annimmt, demzufolge er im Jahr 1307 ein Jüngling war, weil er erſt nach 47 Jahren bei einer Waſſersnoth, welche im Jahr 1354 Bürglen betraf, als er ein Kind aus dem Schächenbach retten wollte, ertrunken ſein ſoll. Es braucht gar nicht erſt bewieſen zu werden, daß der Tell der Bühne kein Jüngling ſein und ſich nicht als Jüngling geriren konnte. Das aber iſt ſicher, daß der Dichter aus eigner Seele ſeinen Helden mit einer ſolchen Fülle des tiefſten, innigſten Vatergefühls ausſtattete, wie es der hiſtoriſche Tell ſchwerlich beſaß. Da aber dieſe unendliche Empfindung in dem einfachſten, nächſten Naturverhältniß wurzelt und auch durch die entſetzliche Lage, in welcher ſich Tell befand, motivirt iſt, ſo erſcheint ſie durchaus zuläſſig, wenn ſie die That Tell's nicht unmöglich macht. Wie kann er als Naturſohn den ungeheuern Affekt, von welchem er ganz erfüllt iſt, ſogleich bemeiſtern, und die zur Ausführung nöthige Ruhe gewinnen? Dieß ſetzt, ſollte man ſagen, eine durch intellektuelle Ausbildung bedingte Selbſtbeherrſchung voraus, die nicht in Tell iſt. Doch auch dieſer Einwurf findet ſich im Gedicht glücklich gehoben. Tell beſtimmt ſich mit ſeinem: „Es muß!" nicht durch eine ſittliche Idee zur That, das wäre für ihn unmöglich, und auch nicht einmal, wie bei Tſchudi, durch Gottvertrauen, ſondern, wie wir nachher im Monolog von ihm ſelbſt hören, durch den Vorſatz, den Unmenſchen zu tödten, ſogleich, wenn er den Knaben traf, und ſpäter, wenn der Schuß glücklich war:

---

[1] Weber a. a. O., S. 341.

„Damals gelobt' ich mir in meinem Innern,
Mit furchtbarm Eidſchwur, den nur Gott gehört,
Daß meines nächſten Schuſſes erſtes Ziel
Dein Herz ſein ſollte."

Der ungeheure Vaterſchmerz macht alſo einem Vorſatz der natürlichen Rache Raum, und durch dieſen wird der Landmann augenblicklich Herr ſeiner ſelbſt. Nachdem er aber einen Theil ſeines Vorſatzes dem Landvogt ſelbſt verrathen, war es nothwendig, daß dieſer, der ſchon früher vor ſeinen Pfeilen bebte, ſich ſeiner Perſon verſicherte. So motivirt jenes Begegnen im einſamen Schächenthal dieſe ganze Scene. Um aber den Verdacht einer perſönlichen Furcht von ſich abzuwenden und die Gefangennehmung Tell's zu einer Demüthigung des ganzen Volks ausdrücklich zu ſtempeln, ſagt Geßler, beinahe wörtlich nach den Grundſätzen Alba's[1]:

„Rebellen ſeid ihr alle gegen Kaiſer's
Gericht, und nährt verwegene Empörung
Ich kenn' euch alle — ich durchſchau' euch ganz —
Den nehm' ich jetzt heraus aus eurer Mitte."

---

[1] Siehe Geſchichte des Abfalls der Niederlande in Schiller's Werken in 1 B., S. 877. 2. (Oktavausg. B. 8, S. 130.).

Damit auch der aufgepflanzte Hut vor dem Zuſchauer ſeine lächerliche Seite verliere, erklärt eben derſelbe Geßler ſpäter (Akt 4, Scene 3): er habe den Hut nicht des Scherzes wegen aufgeſteckt, oder um die Herzen des Volks zu prüfen, dieſe kenne er längſt; er habe ihn aufgeſteckt, daß ſie den Nacken ihm beugen lernten, den ſie aufwärts trügen. So iſt in dieſer dramatiſirten Geſchichte alles auf das beſte begründet, und auch die ſtrengſte Kritik wird nirgends eine Lücke finden. Von Tell's „Submiſſion" gegen ſeinen Herrn, die man ihm übel genommen, will ich ſpäter reden.

Die erſte Scene des vierten Aufzugs verſetzt uns an das öſtliche Ufer des Vierwaldſtätterſee's, an eine von der jetzigen Tellplatte, wo die Kapelle ſteht, nördlich gelegene Anfahrt, in der Nähe des Dorfes Siſſigen. Hierher, in die Nachbarſchaft einer Fiſcherhütte, rettet ſich vor dem Sturm der von Flüelen, dem Hafen Altdorf's, abgefahrene Kunz von Gerſau, der wahrſcheinlich nach ſeiner Heimath Gerſau, im Schwyzerlande, zurückkehren will, und nimmt, da er nicht weiter kann, Herberge in dem genannten Dorfe Siſſigen. Es iſt eine nicht hiſtoriſche Hülfsperſon, welche nur die Nachricht von der Einſchiffung des gefangenen Tell und von dem bevorſtehenden Tod des Attinghauſen dem Fiſcher und ſeinem Knaben zu melden und hiermit die zwei Axen zu nennen hat, um die ſich der vierte Akt dreht. An die überbrachte Nachricht ſchließt ſich der Fortgang der Handlung ſtätig an. Ein Läuten zeigt an, daß ſich ein Fahrzeug in Noth befindet, und bald erkennt der Fiſcherknabe in dem links von Flüelen herkommenden Schiff das Herrenſchiff von Uri, und wir werden gleichſam zu Zuſchauern deſſen gemacht, was hinter den Brettern vorgeht. Nun Tell ſelbſt auf der Bühne! Sein ſtummes Erſcheinen, wie er zur Erde niederſtürzt, um ſich des rettenden Mutterbodens mit ſeinen Händen zu verſichern, und wie er dann dankerfüllt und ſprachlos ſeine Arme zum Himmel ausbreitet, iſt eben ſo ergreifend, als die nachfolgende, treu nach Tſchudi gegebene Erzählung ſeiner Rettung ſpannend und ſeiner Gemüthslage durchaus angemeſſen. Denn wenn auch in Tell's Charakter liegt, was er zu Stauffacher ſagt (Akt 1, Scene 3):

„Das ſchwere Herz wird nicht durch Worte leicht;"

ſo iſt es doch eben ſo wahr, wenn der wunderbar Entronnene die erſte Gelegenheit ergreift, um ſein tief bewegtes Herz durch Worte zu erleichtern, als es ſeiner Denkweiſe entſpricht, erſt nach eröffnetem Geheimniß ſich nach der Perſon deſſen zu erkundigen, dem er ſich anvertraute. Uebrigens iſt durch die urkundlichen Worte, die Tell den Knechten zuruft, daß wenn ſie vor der Felſenplatte wären, ſie das Aergſte überſtanden hätten, was auch wirklich der Erfolg beſtätigte, Börne's Bemerkung beſeitigt, daß Tell den Landvogt und die unſchuldige Schiffsmannſchaft gegen das in ihn geſetzte Vertrauen, verrätheriſch im Stiche laſſe[*]. Sein verhängnißvoller Entſchluß, den er dem Fiſcher leiſe andeutet, erfüllt uns endlich, wenn er die Bühne verläßt, mit der theilnehmendſten Erwartung. Dort, wo ſein Herz von der gerührteſten Empfindung überquell, hatte ſein Mund Sprache, hier, wo es ſich um's Handeln gilt, iſt ſeine Rede lakoniſch.

Aber ſchon der gründliche Recenſent in der Iſis hat auf einen Ortswiderſpruch aufmerkſam gemacht, den Schiller hier begangen habe. Den Fiſcher mit dem Fiſcherknaben Jenni (Johann) und ſeiner Hütte finden wir in der erſten Scene des erſten Akts, wie daſelbſt nachgewieſen wurde, auf dem weſtlichen Ufer des Vierwaldſtätterſees, und hier auf dem öſtlichen. Da nun doch die Fiſcherhütte unterdeß nicht von jenem Ufer auf dieſes um den See herumgewandert ſein kann, ſo nahm man an, daß ſich in des Dichters Phantaſie die beiden Ufer ſelbſt verwirrt, oder er in dieſem Akt bereits vergeſſen hätte, daß der Fiſcher am entgegengeſetzten Geſtade wohne. Aber eine ſolche Konfuſſion und Vergeßlichkeit dem beſonnenſten aller Dichter zuzuſchreiben, geht uns ſchwer an, und iſt demjenigen geradezu unmöglich, der es einmal in ſeinem handſchriftlichen Nachlaß mit eigenen Augen geſehen hat, welche Studien, Ueberlegungen, Schematen Schiller für ſeine Dramen machte und ſich entwarf. Da hat denn Meyer den Dichter dadurch zu retten geſucht, daß er annimmt, dieſer Fiſcher im vierten Akt und jener Fiſcher Ruodi im erſten ſeien verſchiedene Perſonen, und der erſtere werde dann (aus Verſehen?) im Perſonenverzeichniß eben ſo wenig beſonders aufgeführt, als der Hirt und der Alpenjäger. Doch ich habe nachgewieſen, daß der ſingende Hirt und der Alpenjäger im Anfang des Stücks mit dem nachher genannten Ruoni und Werni einerlei Perſonen ſind; unſer Fiſcher des vierten Akts aber hat eben ſo wohl, als der des erſten Aufzuges, einen Fiſcherknaben Jenni und hat eben ſo gut auf dem Rigi mitgeſchworen, als der Fiſcher Ruodi. Daher iſt nicht zu bezweifeln, daß beide Fiſcher identiſch ſind, und daß der Dichter es nur verſah in den Ueberſchriften Ruodi ſtatt Fiſcher zu ſchreiben. Wir haben ihn in ſolchen Ueberſchriften ſchon früher bisweilen nicht ganz konſequent gefunden, wie z. B. in der Maria Stuart, wo Talbot auch bisweilen als Schrewsbury erſcheint, wie wenn es verſchiedene Menſchen wären[1]. Wie löſen wir nun den angeſchuldigten Widerſpruch? Der Dichter, deſſen kühnem Stile es zu kleinlich iſt, dergleichen Nebenumſtände näher zu beſtimmen, hat dem Leſer dreierlei Wege offen gelaſſen, ſich aus ſeinen Bedenklichkeiten herauszufinden. Im erſten Akt am Ende der erſten Scene haben die Reiter des Landvogts die Fiſcherhütte am weſtlichen Ufer niedergeriſſen und abgebrannt; Ruodi iſt alſo unterdeſſen mit den Seinen auf das entgegengeſetzte Ufer herübergezogen und hat ſich hier eine neue Fiſcherhütte aufgeſchlagen. Oder blieb die Drohung der Reiter unerfüllt, ſo beſitzt er, wie das bei vielen Fiſchern der Fall iſt, am jenſeitigen Ufer noch eine zweite Hütte des bequemern Fiſchfangs wegen. Oder endlich, wenn der Knabe (Akt 4, Scene 1) ſagt: „Es hagelt ſchwer; kommt in die Hütte, Vater," muß denn gerade die dem Ruodi gehörende Hütte, kann nicht die erſte beſte Hütte gemeint ſein, welche die am Ufer mit Fiſchfang Beſchäftigten gerade vor ſich ſehen? Daß Ruodi auch gegenüber am öſtlichen Ufer, noch in ſeinem Kanton Uri, fiſchte, das wird man doch nicht auffallend finden.

---

[*] Weber a. a. O., S. 437.

Daß der Fiſcher bei den Beſchäftigungen ſeines Handwerks von einem Gewitter überraſcht wird, und während es auf dem See furchtbar ſtürmt, am ſichern Ufer, in der Nähe eines Zufluchtsortes, unter freiem Himmel (denn daß es regnet oder hagelt, wird nirgends geſagt) ſich mit Andern unterhält, darin liegt nicht die geringſte Unwahrſcheinlichkeit. Aber

[1] Siehe Thl. 4. S. [illegible] Anmerk.

„Ruodi ſtrömt ſeinen Schmerz, als Kunz von Gerſau weggegangen iſt, in die Worte aus: „Raſet, ihr Winde! Flammt herab, ihr Blitze! ꝛc. und ſchon Schink hat dieſe an ſich prachtvolle Rede als dem Bildungsſtande eines einfachen Mannes unangemeſſen bezeichnet, und indem er ſie mit den Verzweiflungstönen des von ſeinen Töchtern in die ſtürmiſche, kalte Nacht hinausgeſtoßenen Lear (Akt 3, Scene 2): „Blaſet ihr Winde, ſprenget eure Wangen!“ ꝛc. zuſammenſtellte, machte er auf den himmelweiten Unterſchied in der Situation des Königs von unſerm Fiſcher aufmerkſam. Allerdings mag jene ſo ſehr ähnliche Stelle bei Shakſpeare der unſern zum Vorbild gedient haben, und dieſe Ausdrücke erſcheinen im Munde eines gewöhnlichen Menſchen beinahe überſchwänglich; aber eine gerechte Würdigung wird in ihnen keineswegs nur „emphatiſche Deklamationen, ein leeres Pathos und Tiraden“ finden. Schiller wollte offenbar durch dieſe pathetiſchen Worte des Fiſchers den ungeheuren Schmerz ſchildern, welchen die Mißhandlung und Gefangennehmung Tell’s im Volke verurſachte, einen Schmerz alſo, der ſich unmöglich in gemäßigten Worten kund geben kann. Daß ſich gegen die widernatürliche Unmenſchlichkeit der Tyrannei das Volk empört fühlte, das ſagt uns der Dichter durch die Schmerzensausbrüche des Fiſchers. „Aber er, ein Mann vom Handwerk, ſollte, als er das Schiff in Noth erblickt, wahrhaftig nicht am Ufer deklamiren: „Gott helf’ den armen Leuten!“ ſondern vielmehr ſelbſt verſuchen, ihnen auf irgend eine Weiſe beizuſpringen.“ Nein! er durfte nicht beiſpringen, ſonſt wäre er nicht mehr jener Ruodi im Anfang des Schauſpiels, welcher den Baumgarten im Sturm ebenfalls nicht retten wollte. Hier und dort zeigt er ſich nicht durch Handeln, ſondern nur durch ſeine Reden, und ſpäter (Akt 5, Scene 1) führt er noch einmal das große Wort, wo nichts mehr zu thun iſt, als die verlaſſenen Tyrannenſchlöſſer niederzureißen. Da ſtellt er ſich an die Spitze des Volks und führt es zu dem leichten Werke:

„Kommt alle, kommt, legt Hand an, Männer und Weiber!
Brecht das Gerüſte! Sprengt die Bogen! Reißt
Die Mauern ein! Kein Stein bleib’ auf dem andern.“

Das alles ſtimmt vortrefflich mit einander zu einer feſten Konſtituirung dieſes Charakters zuſammen. Da es in jedem Volke eine ſolche zuſchauende, zum Handeln träge, wortreiche Maſſe gibt, ſo hat uns Schiller dieſe durch den vielſprechenden Ruodi repräſentirt, und ihm die müßigen, reſultatloſen wenn auch gegründeten Klagen derſelben in den Mund gelegt. Ruodi iſt daher den Koryphäen der Handlung entgegengeſetzt, der Wortmenſch den Thatmenſchen, in den beiden erſten Scenen, wo er auftritt, dem Tell ſelbſt, und in der letzten dem Walther Fürſt. Als dieſer die von ihm erregte Volksbewegung aufhalten will, ſetzt ſich der Fiſcher, ganz in ſeinem Charakter, über das Anſehen eines ſolchen Mannes keck hinweg, als hätte er den Schweizern die Freiheit erſtritten.

Zwiſchen die erſte und letzte Scene, welche eine fortlaufende Handlung darſtellen, iſt die rührende Scene auf dem Edelhof zu Attinghauſen gelegt. Die drei Häupter des Bundes mit Baumgarten ſind um den ſterbenden Greis beſchäftigt, Hedwig kommt und findet hier ihren geretteten Walther wieder, bei deſſen Anblick ſie kaum des Schuſſes vergeſſen kann, und beklagt ihren gefangenen Mann. Der aus dem Schlummer erwachte Attinghauſen vernimmt die Nachricht vom Bunde der Landleute, verheißt eine neue Zeit des Bürgerthums und prophezeit den Schweizern, wenn ſie einig bleiben, ſterbend eine Zukunft wachſender Größe und Herrlichkeit. Rudenz, nach welchem er ſich erkundigt, erſcheint nach ſeinem Hinſcheiden, macht gemeinſame Sache mit den Eidgenoſſen, und vermag ſie, wegen ſeiner heimlich geraubten Bertha bekümmert, ſich mit ihm zu vereinigen, um noch vor dem Chriſtfeſte die Burgen zu erobern und der Tyrannei ein Ende zu machen. Eine große Mannigfaltigkeit von Dingen! — Da über das Verhältniß des jungen Walther zu Attinghauſen gar nichts geſagt iſt — dieſer ſcheint ihn nicht einmal zu kennen — ſo gleicht es einer leeren Ceremonie, daß wir ihn vor dem Sterbenden knien ſehen. Später aber gewinnt „dieſes Haupt, wo der Apfel lag, und aus welchem die neue beſſere Freiheit grünen wird," eine ſchöne ſinnbildliche Beziehung. Hedwig's empfindſames Wehklagen über die Härte ihres Gatten, der nach dem Sohn geſchoſſen, welcher jetzt doch wohlerhalten in ihren Armen liegt, mag effektvoll ſein, für eine Landfrau natürlich iſt es nicht und auch nur gewaltſam herbeigeführt. Damit ſie ſich über „das rohe Herz der Männer“ auslaſſen könne, darf ſie es gar nicht wiſſen, daß der Knabe auch ſterben mußte, wenn der Vater nicht ſchoß, und muß ſie meinen, der Sohn ſei gebunden geweſen: und die zuhörenden Männer belehren ſie nicht eines Beſſern, um ihrem Jammern nicht ein ſchnelles Ende zu machen! Sie kann ſich bei ihrem engen Hausgefühl nur darüber beſchweren, daß Tell den Baumgarten gerettet, der denn auch nur deßwegen da iſt, um dieſe Klage anzuhören. Die frühere Klage erzwingt der Dichter durch eine doppelte Unwahrſcheinlichkeit: Hedwig mußte wiſſen, ehe ſie kam, wie die Sache ſtand, und wenn ſie es nicht wußte, mußten die Wiſſenden, um ſie zu beruhigen, es ihr ſogleich ſagen. Dagegen iſt alles, was wir nachher von dem alten Freiherrn vernehmen, ſehr bezeichnend und bedeutend. Der Dichter läßt, offenbar mit Anſpielung auf die welthiſtoriſchen Umgeſtaltungen der jetzigen Menſchheit, den Greis bei der Nachricht des Bundes der Landleute ſeinem Vaterlande die kommende Zeit verkünden, wo das Herrliche der Menſchheit ſich nicht mehr durch den Adel, ſondern durch das Bürgerthum erhalten werde. Und wie bei den alten Tragikern die ſterbenden Helden prophezeien, ſo weiſſagt auch der hellſehende Attinghauſen die Siege, welche der erſtarkte und erweiterte Bürgerbund der Schweizer über die Fürſten und Edlen davon tragen werde. Die Schlachten von Morgarten, von Laupen, von Sempach, von Näfels vergegenwärtigen ſich uns und der Dichter zieht auch hierdurch, wie oben durch die Namen aus ſpäterer Zeit, ſo viele Zukunft in ſein Gemälde, als möglich, um es mit der größten hiſtoriſchen Fülle und Mannigfaltigkeit auszuſtatten. Der edle Freiherr ſelbſt, welcher gerade zu der Zeit, wo „dieſe neue beſſere Freiheit“ errungen und gegründet wird, als der Letzte ſeines Stammes zu Grabe ſteigt, wird hierdurch offenbar zu einer ſymboliſchen Figur: er ſtellt den Geiſt des abſcheidenden Ritterthums dar.[1] Daß dieſer Prophet der

---

[1] Weber a. a. O. S. 345

Volksfreiheit und des Bürgerthums ein ſo volksliebender, bürgerlich geſinnter Mann iſt, ſtimmt ſehr ſchön zuſammen. Sein Erbe Rudenz aber beſtätigt ſogleich durch den Bund, den er mit dem Landmann ſtiftet, durch die Hülfe, die er von ihm erfleht, und durch die Freundſchaft, die er ſpäter mit dem heftigen Vertreter der Volkspartei, mit Melchthal, ſchließt, die Weiſſagung des Oheims, daß der Adel von ſeinen alten Burgen herabſteigen und dem Volke ſeinen Bürgereid ſchwören werde. Sein Thun und ſeine Perſon erhalten hierdurch ebenfalls eine ſinnbildliche Bedeutung.

Und ſo möge uns denn die durchgreifende Bemerkung zu der folgenden Scene hinüberführen, welche die Kataſtrophe enthält, daß von der Rütli-Scene an die Eidgenoſſen in dem Grade zurückweichen, als Tell's Perſönlichkeit mächtig hervortritt. Anfangs wird Tell in ſeiner abgeſonderten Tüchtigkeit mit wenigen unauslöſchlichen Zügen in unſere Seele gedrückt, aber bald gewinnt es den Anſchein, als ob die Einſicht und Eintracht anderer Männer das Vaterland retten würde, und andere Geſtalten reißen eine Zeit lang unſer Intereſſe an ſich. Doch die Berathung auf dem Rütli verliert dadurch unſer Zutrauen, daß ſie die Hauptſache dem Zufall überläßt, und jede Scene ſchwächt nun das Bild der Eidgenoſſen und malt die tief begründete Geſtalt Tell's kühner aus, der nun bleibend unſere ganze Seele erfüllt, ſo daß alles Uebrige nur Folie und Einfaſſung wird, und der für ſich mangelhafte und unthätige Bund den einzigen Tell nur höher emporträgt. Schon Hedwig meint (Akt 3, Scene 1), die Eidgenoſſen würden ihn da hinſtellen, wo die meiſte Gefahr ſei. Daß ſich dann Geßler aus der Mitte der Rebellen gerade dieſes Biedermannes verſichert, beweiſ't daß er ihn für den gefährlichſten hält. Als Tell gefangen iſt, ruft ſogar Stauffacher, der einſichtigſte unter den Eidgenoſſen, aus:

> »O nun iſt alles, alles hin! Mit Euch
> Sind wir gefeſſelt alle und gebunden!«

Und wie die Häupter des Bundes, iſt auch der Bund ſelbſt und die große Maſſe, deren Wortführer der Fiſcher Ruodi iſt, troſt- und rathlos:

„Der Tell gefangen und der Freiherr todt!
Erheb' die freche Stirne, Tyrannei,
Wirf alle Scham hinweg!“ u.

Die Rütli-Beſchlüſſe ſind gleichſam nur im ſtillen Hinblick auf Tell gefaßt worden, ohne Tell iſt das ganze Volk gelähmt. Zwar verſpricht Stauffacher (Akt 4, Scene 2), ſeinen Kerker aufzuthun, aber Hedwig antwortet ihm im Geiſte der ganzen Dichtung:

„Was könnt Ihr ſchaffen ohne ihn? — So lang
Der Tell noch frei war, ja, da war noch Hoffnung,
Da hatte noch die Unſchuld einen Freund,
Da hatte einen Helfer der Verfolgte,
Euch alle rettete der Tell — Ihr alle
Zuſammen könnt nicht ſeine Feſſeln löſen!“

Wenn dann das Triumvirat den Sterbenden mit einigem Selbſtgefühl durch die Nachricht dieſes Bundes tröſtet, ſo zeigt es ſich ſogleich, daß er alle Selbſtſtändigkeit verloren hat, indem er nun ſeine Hülfsmittel dem Rudenz zufließen läßt, und dieſer, nicht der Bund für ſich erobert die Feſtungen. Die Hauptſache aber thut Tell, und ſo zeigt ſich das Bündniß im Rath mangelhaft, und bei der Ausführung bloß dienend. Daß nun die Eidgenoſſen ſo herabgedrückt ſind, lag nothwendig in der Intenſion des Schauſpiels, welches dem Tell den Lorbeer darreichen wollte, den der Bund nicht brechen konnte. Wir müſſen es alſo nicht tadeln, ſondern loben, daß von den Eidgenoſſen mehr geredet, als gehandelt wird, und werden weit davon entfernt ſein, „eine jener lebendigen, Shakſpear'ſchen Scenen“ zu vermiſſen, „wo das Volk ſelber thätig gezeigt wäre.“ Dieß würde das Schauſpiel ſelbſt vernichten, in welchem alles an die Perſönlichkeit Tell's geknüpft iſt. Vielmehr müſſen wir die große Kunſt des Meiſters bewundern, daß er einestheils alle Eidgenoſſen zuſammen dem Einen Tell unterordnete, anderntheils aber doch den Bund als eine höchſt impoſante Erſcheinung und deſſen Mitglieder als ebenbürtige Landsleute des Haupthelden darzuſtellen verſtand. Erſt als Tell nach Küßnacht zu eilt, um den Geßler zu tödten, ſchließt er ſich auch durch das Wort denjenigen an, welchen er ſich bisher nur in ſtiller Geſinnung verbunden fühlte. Er läßt denen, die auf dem Rütli geſchworen haben, ſagen:

> »Sie ſollen wacker ſein und gutes Muths;
> Der Tell iſt frei und ſeines Armes mächtig.«

Das aber müſſen wir allerdings vermiſſen, daß, als Rudenz die Verbundenen wegen ſeiner verſchwundenen Bertha auffordert, die Feſtungen mit ihm vor der anberaumten Zeit zu erobern, die Freunde ihm nicht unter der ausdrücklichen Erklärung beipflichten, dieß wegen der möglichſt ſchnellen Befreiung Tell's thun zu wollen.

Die letzte Scene iſt in der hohlen Gaſſe bei Küßnacht. Tell iſt hierher auf dem kürzern Wege, den ihn des Fiſchers Sohn Jenni über Lowerz führte, dem Geßler zuvorgekommen, der bei Brunnen landete und über Schwytz ſeiner Burg bei Küßnacht zueilte. Geßler iſt in die hohle Gaſſe hinein mit Rudolph dem Harras ſeinen Knechten vorgeritten, und wird durch einen Hochzeitzug, den wir ſchon früher über die Bühne gehen ſahen und der jetzt von dem nahen, am Zuger See gelegenen Immenſee mit der abgeholten Braut zurückkehrt und auf einem Seitenweg in dem Moment in die Hohlgaſſe tritt, als jene beiden ſchon in ihr ſind und die Knechte noch außer ihr, von dieſem ſeinem Gefolge abgeſchnitten. Der Dichter macht ſich durch dieſe Abſonderung des Geßlers das Bittgeſuch der Armgart möglich (durch die Knechte wäre ſie ſogleich zur Seite gedrängt worden), und kann nun auch zum fürchterlichſten Kontraſt den Hochzeitzug mit dem ſterbenden Tyrannen zuſammen führen. Der Bräutigam iſt zwar Kloſtermeyer (Kloſterrentmeiſter) zu Mörliſchachen, da aber dieſer Ort ganz nahe bei dem Flecken Kußnacht am Vierwaldſtätterſee liegt, ſo kann die Hochzeit ganz gut, wie der Flurſchütz Stüſſi erzählt, in Küßnacht ſelbſt gefeiert werden.

In allen Dramen Schiller's bereiten ſich die Perſonen, wenn ſich die Gelegenheit gibt, zu entſcheidenden Handlungen durch Monologe vor: Franz Moor, als er den Plan ausſinnt, ſeinem Vater das Leben zu verkürzen; Fiesko, als er ſich entſchließt, ſich zum Monarchen von Genua zu machen; König Philipp, als er ſich beſtimmt, den Marquis Poſa in das Geheimniß ſeines Kummers zu ziehen; Wallenſtein, als er mit ſich zu Rathe geht, ob er vom Kaiſer abfallen wolle; die Königin Eliſabeth, als ſie den Entſchluß faßt, ihre Nebenbuhlerin zu vertilgen; die Jungfrau von Orleans, als ſie ihr Vaterhaus zu verlaſſen im Begriff ſteht. Und es müſſen dieſe Monologe, aus denen eine That folgt, von jenen lyriſchen Selbſtgeſprächen, welche uns nur den leidenden Seelenzuſtand der dramatiſchen Perſonen hervorkehren ganz unterſchieden werden, zu welcher letztern Gattung z. B. die Klagen des Majors Ferdinand gehören, als er die erdichtete Untreue ſeiner Luiſe erfahren hat, Karl Moor's Betrachtung über die Qual des Lebens, der Jungfrau von Orleans lautes Denken und Empfinden vor dem Krönungszug, und Beatricens Selbſtrede im Garten. Zu jener erſtern heroiſchen Gattung gehört auch Tell's Monolog. Aber Tell entſchließt ſich nicht, ſondern rechtfertigt nur ſeinen feſten Vorſatz: daher hat der Monolog einen ruhigen, ſittlich betrachtenden Gang. Es lag dem Dichter alles daran, von der That den Schein einer leidenſchaftlichen Aufregung und Uebereilung zu entfernen. Was in der mächtigſten Gemüthsbewegung ergriffen war, ſoll die Probe des beſonnenen Urtheils aushalten. Deßwegen hebt es ſich im Monolog hervor, daß die durch Tell vollſtreckte Beſtrafung Geßler's ein Gottesurtheil iſt („Es lebt ein Gott zu ſtrafen und zu rächen,") daß er ſich hierzu durch einen furchtbaren Eidſchwur verpflichtet, daß er nur Kind und Weib vor der Wuth des Tyrannen beſchützen will. Denn er hat Grund zu fürchten, daß Geßler ſeine Entweichung eben ſo grauſam an ſeiner Familie rächen werde, als Landenberg die Flucht Melchthal's an deſſen Vater. Die Gründe, warum Tell ihn tödten will, fließen alſo aus der Religion, aus dem ewigen Naturtrieb, aus der Nothwendigkeit ſeiner Lage, und er ſetzt in die Rechtlichkeit ſeiner Handlung keinen Augenblick einen Zweifel. Nichts deſto weniger ſchaudert er vor dem Werke zurück, und ſo ſtellt ſich natürlich ſeinem Vorhaben die harmloſe Vergangenheit ſeines Lebens gegenüber, aus welcher ihn der

Landvogt gewaltſam zum Ungeheuern hervorgezogen. Seine Gedanken ſchweifen hin und her, aber von verſchiedenen Seiten führt ihn alles wieder auf den jetzigen Augenblick zurück. Doch muß ihn ſein Vorſatz zu ſehr feſſeln, als daß er ſich ſo weitläufig, wie er es wirklich thut, in ſeine Vergangenheit verlieren kann. Von einer gereizten Privatrache iſt nirgends eine Spur, überall zeigt ſich die ehrenwertheſte Geſinnung. Daß er Pfeil und Bogenſehne anredet, ſcheint, ganz im Geiſte der Homer'ſchen Dichtung, welche doch für die Darſtellung der naiven Menſchheit Muſter iſt, für den Alpenjäger äußerſt charakteriſtiſch zu ſein, welcher die nothwendige und theure Waffe, die er immer in Händen hat, mit ſeinem Innern in eine freundliche Beziehung ſetzt und durch ſeine Phantaſie belebt. Dagegen eignet ſich die Vergleichung ſeines Vorhabens mit dem Geſchäfte anderer Menſchen, die ſich hier raſch und fremd an einander vorüber treiben, mehr für einen müßigen Beſchauer, und die abgemeſſene kontraſtirende Durchführung laſſen uns den Tell ganz vergeſſen und nur an den Dichter denken. Wir verwundern uns auch, wie der ſonſt ſo Wortkarge ſo breit und umſtändlich ſprechen, und der ſonſt nie Reflektirende, die That, zu welcher er ſich berufen fühlt, und die Rechtlichkeit derſelben, von der ſeine Seele voll iſt, ſo ſcharf und ſorgfältig durch die Reflexion zerlegen kann. Die Abſicht des Dichters, uns mit den Beweggründen ſeines Helden bekannt zu machen, und ihn hierdurch und durch die gefaßte Ruhe, mit welcher er auf ſie hinblickt, vor uns zu legitimiren, tritt zu deutlich hervor. Die Dichtung ſpielt durch dieſes an ſich herrliche Selbſtgeſpräch ſchon in die Moral hinüber, wo ſie am Ende des Stückes leider ganz weilt. Daß Tell, nachdem er den Schuß gethan, ſich dem ſterbenden Geßler als den Thäter nennt: „Du kennſt den Schützen, ſuche keinen andern!“ ꝛc. beweiſ't beſſer, als der Monolog, ſeine reine, hohe Ueberzeugung. Aber er konnte ſich nur mit Hinblick auf die im Hintergrund ſtehenden Eidgenoſſen einer ſolchen unklugen Offenheit ſchuldig machen.

Das Folgende iſt in Anlage und Ausführung ſo vortrefflich und ſo effektvoll, daß es ſich ſelbſt lobt und erklärt.

„Der Effekt, den das alles zu machen fähig iſt,“ ſagt ein Kunſtverſtändiger, „gehört zu dem Höchſten, was ſich durch theatraliſche Gruppirung leiſten läßt.“ Schiller hat nur zwei Tyrannen, die Macht in Händen haben, dargeſtellt, den König Philipp und den Landvogt Geßler. Wie unvergleichlich aber dieſer ſich ſelbſt voll beſitzende, ſcharf lauernde, nur in der Sache rückſichtsloſe, aber in der Form anſtändige Wüthrich gezeichnet iſt, wird man am beſten inne, wenn man ihn mit der zerfließenden Sentimentalität des ſpaniſchen Wortdeſpoten vergleicht.[1] Alle ſeine tyranniſche Veranſtaltungen und Handlungen ſind auf's beſte motivirt, ſtehen unter einander in genauem Zuſammenhang und gehen von Einem Grundſatz aus. Nur durch den Ungeſtüm und Freimuth der flehenden Armgart läßt er ſich, da er verhindert iſt, weiter zu reiten und ſich wirklich in einer peinlichen Lage befindet, zu einer zornigen Aufwallung reizen:

„Den kecken Geiſt der Freiheit will ich beugen.
Ein neu Geſetz will ich in dieſen Landen
Verkündigen — Ich will“ —

Aber den Willen der Eigenmacht durchſchneidet der Pfeil der Freiheit. So fällt er, als das Vorbild eines reſpektablen Tyrannen, in einem prägnanten Moment, und damit er uns in einem mildern Lichte erſcheine, hat ihm der Dichter in ſeinem Stallmeiſter, Rudolph dem Harras, einen gutmüthigen, wohlgeſinnten und leutſeligen Kriegsgefährten zur Seite geſtellt, deſſen Warnungen er wenigſtens anhören muß. Dagegen iſt der Flurſchütz Stüſſi eine Stimme aus dem niedrigen Volke (der wortreiche, verdringliche Fiſcher Ruodi iſt als Mitglied des Bundes ſchon höher geſtellt und nimmt ſich was heraus); geſellig, geſprächig, gerad und derb. Von den beiden vordeutenden Ereigniſſen, die er erzählt, iſt der Bergfall des Glärniſch im Kanton Glarus gut erfunden, die Tödtung des Ritterpferdes durch einen Schwarm von Horniſſen iſt beinahe wörtlich aus Tſchudi genommen. Weber[2] hat bewieſen, daß Stüſſi der Aufgabe einer komiſchen Figur, eines Luſtigmachers nur unvollkommen entſpreche.

---

[1] Siehe Theil 1, S. 301.

[2] Klaſſiſche Dichtungen der Deutſchen, B. 1, S. 352 f.

Er entſpricht ihr gar nicht! Denn Stüſſi hat keine komiſche Faſer an ſich, und der trockene, grobe Spott über den Leichnam des Landvogts, als die barmherzigen Brüder kommen:

„Das Opfer liegt — die Raben ſteigen nieder,“

iſt ein charakteriſtiſcher Ausdruck der Erbitterung ohne alle Ironie. Aber eben ſo weit, als Stüſſi vom Spaßmacher, war Schiller von der Abſicht entfernt, in ihm einen ſolchen darſtellen zu wollen. Die barmherzigen Brüder ſind, wie Weber richtig bemerkt, gewiſſermaßen im Sinne des griechiſchen Chors, am Ende des Aktes mit einem Geſange eingeführt, um die durch den Mordauftritt heftig erſchütterte Seele des Zuſchauers zu beſänftigen und durch den Eindruck eines religiöſen Anklangs zu verſöhnen, was theils durch den Geiſt der mäßigenden Harmonie der tragiſchen Kompoſition für ſich geboten, hier aber auch deßwegen nothwendig iſt, damit auf die Freudenſcenen des folgenden Akts ein leiſer Uebergang ermittelt werde. Der erſt im Jahr 1540 von dem Spanier Jean de Dieu geſtiftete Orden der barmherzigen Brüder bedient ſich ſchwarzer Kleidung und hat unter andern mildthätigen Werken auch die fromme Verpflichtung, die Leichname der Hingerichteten und der auf offener Straße Ermordeten aufzunehmen und zu beſtatten. Böttiger erzählt, daß dieſe Erſcheinung der barmherzigen Brüder bei der erſten Aufführung in Weimar mißfallen, und daß der Hof wünſchte, ſie möchte bei erneuten Vorſtellungen ganz wegbleiben. Schiller aber habe dieß dem plumpen Ungeſchick der die Brüder machenden Statiſten und der ſchlechten Kompoſition des Leichengeſanges zugeſchrieben. Böttiger läßt dieſes den Dichter in einem Briefe ſelbſt ſagen, und er will das mitgetheilte Brieffragment aus dem Original abzuſchreiben Gelegenheit gehabt haben.[1] Aber wir ſind mit den Lebensbeziehungen, der Handlungs- und Denkweiſe und dem Stile Schiller's zu genau bekannt, als daß wir dieſen Brief „an eine fein fühlende und kenntnißreiche Zuſchauerin, die ihm über ſein Stück einige Bemerkungen zugeſchrieben,“ für ächt halten ſollten. Da wir zumal ſchon bei der Jungfrau von Orleans einen ähnlichen, notoriſch untergeſchobenen Brief kennen lernten,[1] müſſen wir auch dieſen für ein Fabrikat Böttiger's aus aufgegriffenen mündlichen Aeußerungen Schiller's anſehen. Daß es hier heißt: „Stüſſi hat die Rolle des Clown (der luſtigen Perſon) in den altengliſchen Trauerſpielen. Wer erinnert ſich nicht wenigſtens an die bekannte Kirchhofs-Scene im Hamlet?“ dieß beweiſ't nichts über das, was der Dichter mit dieſer Rolle beabſichtigte, ſondern nur, daß der gelehrte Böttiger ſie falſch bezog, und daß das Schreiben nicht von Schiller ſein kann, der keine ſolche Unſtatthaftigkeit ausſprechen konnte.

---

[1] Böttiger in dem Taſchenbuch Minerva, für 1815 S. LXX ff.

Da der vierte Akt die Kataſtrophe der Haupthandlung, die an Tell geknüpft iſt, enthält, ſo löſ't ſich das bisher ſteigernde geſpannte Intereſſe, beinahe befriedigt, in eine frohe Theilnahme auf, und wir geben uns mit den Schweizern dem friſchen Genuſſe der glücklich errungenen Freiheit und der Verherrlichung des Helden hin. Frau von Staël ſagt, man unterdrücke dieſen letzten Aufzug, den ſie einen acte accessoire nennt, auf den deutſchen Bühnen und der Vorhang falle im Augenblick, wo der Pfeil das Herz des Geßler durchbohre. Aber dieſer Bericht iſt nicht wahrer, als ihr Urtheil, daß der fünfte Akt nur eine Art Anhang oder Explikation ſei, die man nicht mehr anhören könne, wenn die Hauptkataſtrophe vorüber wäre, eben ſo wenig, als der Zuſchauer den Anblick der Eliſabeth aushalte, nachdem er Zeuge der letzten Augenblicke der Maria geweſen ſei. Der fünfte Akt iſt wenigſtens mehr, als eine Zugabe zu dem Ganzen, wenn er auch nur als eine ſolche wirkt, indem, nach Bouterweck's Ausdruck, Tell's perſönliche Angelegenheit das Intereſſe ſo überwiegend an ſich zieht, daß das Gefühl gegen die Forderungen des Verſtandes kategoriſch entſcheidet, die Handlung ſei mit dem Tode Geßler's zu Ende. Denn zwei ſchwebende Aufgaben, das Schickſal der verſchwundenen Bertha und die im vierten Akt übernommene Eroberung der Feſtungen in Unterwalden nebſt der Vertreibung der Vögte, mußten noch erledigt und ſo über die Erreichung des Bundes der Freunde eine vollſtändige Aufklärung gegeben werden. „Dann war dem Zuſchauer,“ wie Weber ſagt [2], „um die Größe der vor ihm aufgeſtellten Scenen vollſtändig würdigen zu können, eine Beruhigung zu geben, daß die unter ſo ſchwierigen Verhältniſſen durchgeſetzte Befreiung des Schweizerlandes auch dauernd und für die Zukunft verbürgt bleiben werde. Dieß wird durch den im Verlauf der Handlung aufgenommenen Untergang des Königs Albrecht bewirkt, da einzig und allein deſſen Herrſchſucht und Ländergier aller über das Land verhängten Uebel Anlaß geweſen. Der Bericht dieſes verhängnißvollen Ereigniſſes wird deßhalb mit einer gewiſſen Förmlichkeit eingeflochten und durch die Erſcheinung des Reichsboten, welcher im Namen der verwittweten Königin der Eidgenoſſen Hülfe wider die Mörder aufbietet, in ſeiner verhängnißvollen Wichtigkeit gehoben. Denn die Rache, die noch dem Todten zu Theil wird, läßt uns ſchließen, mit welcher Schwere der Lebende ſeinen Zorn den abgefallenen Freiheitsfreunden würde fühlbar gemacht haben. Dagegen weiſ't uns die Erwählung eines neuen Reichsoberhauptes auf die Gerechtigkeit hin, welche die nothgedrungenen Anſtrengungen der Waldſtätte vor einem unparteiiſchen Richter finden werden." Drittens endlich glaubte Schiller ſeinen Helden auch noch vor unſerm ſittlichen Gefühl gegen den Vorwurf eines Meuchelmordes eigens rechtfertigen zu müſſen, und dieß hat er durch die Entgegenſtellung des Tell und des Kaiſermörders, Johann's von Schwaben, zu erreichen geglaubt, — was die Frau von Stael eine richtige und ingeniöſe Idee nennt, ungeachtet dieſer Kontraſt, welcher bei der Lektüre gefalle, auf dem Theater nicht reüſire.

---

[1] Siehe Theil 4, S. 342.

[2] Weber a. a. O., S. 334. f.

Ehe wir genauer betrachten, wie der Dichter nach dieſen Geſichtspunkten den fünften Akt erſchuf, müſſen wir uns, da er in denſelben Begebenheiten einer ſpätern Zeit aufnahm, vorab über das ganze Schauſpiel chronologiſch zu orientiren ſuchen, was ſich für dieſe mit poetiſcher Freiheit behandelte Stelle verſparte, nachdem ich gleich anfangs das Lokal beſprochen habe.

Wir wiſſen, daß der erſte Akt einen Tag, der zweite einen Morgen und eine Nacht, und der dritte und vierte zuſammen ebenfalls einen Tag umfaſſen, und daß die Akte durch Zwiſchenzeiten getrennt ſind. Da man nach der Aufforderung des Rudenz im vierten Aufzug, am Ende der zweiten Scene, ſogleich an die Einnahme der Burgen und die Vertreibung der Vögte geht, und ſchon im Anfange des fünften Aufzuges bei Tagesanbruch auf allen Bergen die verſprochenen Signalfeuer des Sieges leuchten, ſo muß dieſer lezte Akt, der ebenfalls einen Tag einnimmt, bald auf Geßler's Tod folgen. Ein Tag für die Eroberung des Sarner Schloſſes muß wenigſtens dazwiſchen liegen, und da Tell *vor* dem Tag des fünften Akts von Küßnacht nach Bürglen zurückgekehrt ſein konnte, er aber im Schauſpiel in dieſem erſt heimkommt, ſo muß angenommen werden, daß er ſich, wie auch Tſchudi ſagt, ſo lange ſonſtwo verborgen hielt. Nun eröffnet ſich die ganze Handlung am 28. Oktober, denn Ruodi ſagt in der erſten Scene des Stücks: „Es iſt heut Simons und Judä, da raſ't der See und will ſein Opfer haben.“ Sie ſpielt alſo in vier aneinander liegenden Tagen am Ende Oktober und im November, und zwar des Jahres 1307, denn in dieſem Jahr wurde der Bund geſtiftet und Geßler am 18. November erſchoſſen. Es wurden aber die Burg Sarnen und der Roßberg nach Tſchudi und Müller am erſten Tag des neuen Jahres 1308, nach Etterlin am Chriſtfeſt („am Tag des Herrn“) 1307 eingenommen, und der Angabe des leztern Schriftſtellers gemäß läßt Schiller die Schweizer auf dem Rütli ihren Beſchluß faſſen. Aber dieſen Termin warten, wie geſagt, die Verbündeten im Schauſpiel nicht ab, ſondern Schiller, welcher die Eroberung der Burgen unmittelbar auf Tell's That folgen läßt, faßt die Befreiung aller drei Kantone in Einen Moment zuſammen. Er geht in dieſer dichteriſchen Freiheit, die Ereigniſſe zu verfrühen, noch weiter. Die Ermordung des Königs Albrecht durch ſeinen Neffen, Johann von Schwaben, fällt geſchichtlich erſt auf den erſten Mai 1308, wird aber vom Dichter, damit im Drama den Schweizern die Dauer ihrer errungenen Freiheit verbürgt und Tell dem Johann von Schwaben gegenüber erhoben werden kann, als gleichzeitig mit der dramatiſchen Handlung angenommen. Denn Stauffacher erzählt die Ermordung Albrechts bei Bruck im Kanton Aargau in der erſten Scene des fünften Akts, und es werden doch auch einige Tage verſtrichen ſein, ehe der „glaubenwerthe Mann, Johannes Müller“ dieſe Nachricht von Schaffhauſen nach den alten Kantonen gebracht hat.

Durch dieſe Zeitverſchiebungen hat Schiller allen Inhalt des fünften Akts gewonnen.

Beiläufig mache ich hierbei noch die Bemerkung, daß das Schauſpiel ſich überall über die ungünſtige ſpäte Jahreszeit, in welcher es ſpielt, hinwegſetzt, und thut, als ob die Handlung im Sommer oder Herbſt wäre. Die Hedwig iſt mit ihrer häuslichen Arbeit vor der Wohnung beſchäftigt (Akt 3, Scene 1); es blitzt und donnert (Akt 4, Scene 1); der Adel, ſogar eine Dame beluſtigt ſich mit der Falkenjagd, und, was am meiſten auffällt, Geßler pflückt, im November, einen Apfel von einem über ihm herhangenden Baumzweige. Wenn endlich durch mannigfache, prachtvolle Dekorationen dem Zuſchauer ſich das Schweizerland in ſeiner Herrlichkeit verſinnlichen ſoll, können keine Winterlandſchaften vor ihn hingeſtellt werden.

Die erſte Scene des fünften Akts zeigt uns das ſich frei fühlende Volk, wie es ſich ſogleich über die todten Werkzeuge der Tyrannei hermacht, nicht wie es ſein ſoll, ſondern wie es allenthalben wirklich iſt. Daß es dabei mit einer gewiſſen ungeſtümen Turbulenz hergeht, liegt in der Natur der Sache, und wenn die Geſchichte von ſolchen Auftritten ſchwiege, würde die Geſchichte hier eben durch die Dichtkunſt ergänzt. Daß aber bei dieſer Volksbewegung die Hauptrolle dem Großſprecher Ruodi ertheilt iſt, iſt eben ſo charakteriſtiſch, als daß gerade der Steinmetz und ſeine Geſellen, welche die Veſte Zwing Uri mit Ingrimm aufführten, jetzt beim Niederreißen zuerſt Hand anlegen. Wie der Aufbau der Burg ein Symbol der Tyrannei iſt, ſo iſt ihre Niederreißung das Gegenbild der wieder erlangten Freiheit. Der bedenkliche Greis Walther Fürſt bringt, um das Volk zurückzuhalten, den ſchwachen und deßwegen unwirkſamen Grund vor, daß man erſt Boten von Unterwalden abwarten müſſe. Seiner Vorſicht iſt nicht genug, was Rudenz ihm und Stauffachern ausdrücklich ſagten (Akt 4, Scene 2 am Ende), daß der Berge Feuerzeichen die Botſchaft des Sieges ſein ſollten. Der ſogleich auftretende Melchthal erzählt dann die Einnahme des Sarner Schloſſes und des Roßbergs, die Rettung der Bertha, die Flucht des Landvogts Landenberg über den Brünig — nach der Geſchichte floh er über Alpnach, alſo in nördlicher Richtung [1], — und wie er von ihm ſei eingeholt, aber durch die Fürſprache des geblendeten Vaters ſei am Leben erhalten worden. Daß dieſe Ereigniſſe nicht unmittelbar dramatiſch dargeſtellt werden, und daß überhaupt im ganzen Drama und ſo auch in der letzten Scene, wo Tell nicht mehr handelnd auftreten kann, von den Verbündeten nur geſprochen, aber vor unſern Augen nichts gethan wird, das kann nicht getadelt, ſondern muß als nothwendig erkannt werden. Nur Tell's That durften wir ſchauen, die Handlungen der Uebrigen durften wir nur aus der Ferne hören, und in ihren glücklichen Folgen ſehen. Durch dieſes weiſe Kunſtverfahren gewann der Dichter den doppelten Vortheil, daß der Hauptheld nicht verdunkelt iſt und die Andern doch nicht unbedeutend erſcheinen. Hätte er im fünften Akt die Eidgenoſſen die Burgen vor unſern Augen erobern laſſen, ſo würde er Tell's That zurückgedrängt und ſomit die Haupttendenz des Schauſpiels beeinträchtigt oder aufgehoben haben. Wenn nun im Verfolg dieſes von dem Glücke ſelbſt gegebenen und aus dem Stegreif gefeierten Freiheitsfeſtes von Mädchen der Hut auf einer Stange gebracht wird, und Walther Fürſt ihn aufbewahrt wiſſen will:

„Der Tyrannei mußt' er zum Werkzeug dienen;
Er ſoll der Freiheit ewig Zeichen ſein!“

ſo finden dieſe Worte nicht nur in der Bemerkung Müller's, daß der Hut ſchon bei den Römern das Sinnbild der Freiheit war, ihre Erklärung, ſondern, aus dem Gedankengang des Dichters heraus, beſonders auch in den Piccolomini (Akt 4, Scene 5):

„Des Menſchen Zierrath iſt der Hut, denn wer
Den Hut nicht ſitzen laſſen darf vor Kaiſern
Und Königen, der iſt kein Mann von Freiheit.“

Als darauf Walther Fürſt ſeine Beſorgniß ausſpricht, der König werde den Tod ſeines Landvogts rächen und den Vertriebenen mit Gewalt zurückführen, da tritt auch ſogleich Stauffacher mit der Nachricht auf, daß der König Albrecht ermor bei und der Graf von Luxemburg als ſein Nachfolger ſchon bezeichnet ſei, und die Landleute haben keine Zeit, ſich über dieſe Heilskunde zu freuen, als ſchon der von der verwittweten Königin Eliſabeth geſchickte Reichsbote mit der Bitte an die Waldſtätte kommt, den Mördern keinen Verſchub zu leiſten. Aber nicht nur mit Meiſterhand iſt das eingeführt, ſondern auch alles mit muſterhafter Treue aus Tſchudi genommen, auf den ich nur verweiſen kann [1]. Durch dieſe ſorgfältige Quellenbenutzung hat Schiller eine ſolche Mannigfaltigkeit und Fülle von realen Dingen in ſeinen Tell verwebt, daß ſich ein Aehnliches nur noch in ſeinem Wallenſtein findet. Durch dieſe hiſtoriſche Treue und Lebendigkeit ließ ſich wohl auch Schlegel beſtimmen, dieſes Schauſpiel allen andern ſeines Verfaſſers vorzuziehen, und es möge mir erlaubt ſein, Schlegel's günſtiges Urtheil hier einzurücken: „Das letzte von Schiller's Werken, Wilhelm Tell, iſt meines Erachtens auch das vortrefflichſte. Hier iſt er ganz zur Poeſie der Geſchichte zurückgekehrt; die Behandlung iſt treu, herzlich, und bei Schiller's Unbekanntſchaft mit der ſchweizer'ſchen Natur und Landesſitte von bewundernswürdiger örtlicher Wahrheit. Es iſt wahr, daß er hierin an des unſterblichen Johannes Müller ſprechenden Gemälden [2] eine herrliche Vorarbeit hatte. Im Angeſicht von Tell's Kapelle, am Ufer des Vierwaldſtätterſee's unter freiem Himmel, die Alpen zum Hintergrunde, hätte dieſe herzerhebende, altdeutſche Sitte, Frömmigkeit und biedern Heldenmuth athmende Darſtellung verdient, zur halbtauſendjährigen Feier der Gründung der ſchweizer'ſchen Freiheit aufgeführt zu werden“ [3]. Goethe ſagt bezeichnend [4], der Tell ſei ſo recht aus dem friſchen Ganzen heraus. Unzählige Einzelnheiten gleichſam zu Einer organiſchen Seele in einander zu fügen, und das reale Leben zugleich zu ſchonen und poetiſch zu verklären, wer verſtand das beſſer als Schiller?

---

[1] Meyer a. a. O., S. 42, und Weber a. a. O., S. 160

Und ſo möge uns die zweite Scene ſogleich in Tell's Hausflur führen, wohin in den Kreis der Mutter und ihrer

---

[1] Meyer a. a. O., S. 17. ff.

[2] Die Hauptquelle war Schlegeln unbekannt.

[3] Dramatiſche Vorleſungen, Th. 3, S. 414.

[4] Briefwechſel mit Zelter, Th. 1, S. 100.

Kinder an das gaſtlich lodernde Feuer des Herdes der als Mönch verkleidete Königsmörder tritt und auch bald Tell zurückkommt. Man muß es geſtehen, die Erſcheinung Johann's von Schwaben, im alten Chronikenſtil Johannes Parricida genannt, iſt durch ſchon früher ſchicklich eingeflochtene Erwähnungen und durch die unmittelbar vorhergehende Erzählung des Stauffacher hinreichend vorbereitet, und daß aus der Höhe des Kaiſers, woher den Landleuten alles Unheil kam, in ihren niedrigen Kreis dieſe zum voraus bezeichnete Geſtalt hülfeſuchend eintritt, iſt bedeutſam genug. Auch hat der unvergleichliche Dichter dieſer Scene alle Schönheiten abgewonnen, die möglicher Weiſe in ihr lagen. So iſt das, daß es der Hedwig in der Nähe des angeblichen Mönches graut, wie im Fauſt der Gretchen, als Mephiſtopheles eintritt, ein ſehr feiner charakteriſtiſcher Zug dieſes Gefühlsweibes [1], deren Ahnungen wir auch ſchon früher ſich beſtätigen ſahen; und die ſo vortrefflich eingewobene Beſchreibung der Gotthardsſtraße [2] gehört zu dem Großartigſten der ganzen Dichtung. Es iſt, als wenn der Dichter uns mit der vollſten Ladung des erhabenen Natureindruckes entlaſſen wollte, den das Werk auf uns macht. Auch bewährt ſich bei dieſer Gelegenheit von neuem, durch menſchliche Theilnahme und Frömmigkeit, die durchgängige Geſundheit und Tüchtigkeit von Tell's Charakter. Aber einmal verliert Schiller durch dieſe Einführung des Johann von Schwaben den Vortheil, welcher der Dichtung ſo ſehr zu ſtatten gekommen wäre, daß nun die Ermordung Albrechts nicht mehr als die göttliche Strafe ſeiner Ländergier, ſondern als das Werk der gemeinen Ehrſucht erſcheint. Aber der Haupttadel trifft dieſe Scene, weil ſie auf einem moraliſchen Zweck, einer partikulären Rückſicht beruht, die an ſich unpoetiſch, aber hier vollends ganz verfehlt iſt. Schon Bouterweck ſagt: „Hier verwechſelte Schiller das moraliſche Intereſſe mit dem äſthetiſchen. Wenn unſer Gefühl mit der That des Tell, erſt nachdem ſie geſchehen, durch Konfrontation derſelben mit dem Verbrechen des Johann von Schwaben verſöhnt werden müßte, wäre ſie überhaupt keiner dramatiſchen Darſtellung werth"[1]. Der Dichter hat den Helden die That mit ſolcher innern Sicherheit und unter ſolchen Bedrängniſſen vollziehen laſſen, daß wir vollkommen befriedigt ſind, und dieſe ſchlimme Zuſammenſtellung nur Zweifel in uns erregt, ob unſer Gefühl auch Recht habe. Man ſieht wohl, wie der Monolog den Tell vor der That, ſo ſollte ihn auch dieſe Entgegenſtellung nach der That in der größeren Gewiſſensruhe zeigen. Aber der Dichter hätte ihm nicht mehr ſchaden können, als daß er auch nur den Gedanken, daß er ein Verbrecher ſein könne, mit ihm in Verbindung bringt, und ſeinen Heros vor den Richterſtuhl unſerer bürgerlichen Moral ſtellt. Denn entlaſſen wir ihn auch als unſchuldig, ſo hat er doch einmal ſeine Würde verloren, und uns iſt der große, ganze, freie Eindruck der Dichtung durch unſer penibles Richtergeſchäft verdorben. Daher ſind uns ſchon die dieſe Vergleichung einleitenden kläglichen Worte der Hedwig, womit ſie ihren Mann empfängt, unausſtehlich:

---

[1] Vergl. Weber a. a. O., S. 461.

[2] Die topographiſchen Erläuterungen findet man bei Meyer S. 41 f. und Weber, S. 465. ff.

„Wie — wie kommſt du mir wieder? — Dieſe Hand
— Darf ich ſie faſſen? — Dieſe Hand — O Gott!"

Konnte nur einmal der Gedanke des Meuchelmords ihre Seele beflecken, ſo war ſie Tell's für immer unwürdig. Dieſer apologetiſche Mißgriff hauptſächlich hat auch Solgern verleitet, über das ganze Stück den Stab zu brechen. „Die Abſicht des Dichters," ſagt dieſer Kritiker, „war hier offenbar auf das Hiſtoriſche gerichtet, wozu ihm Shakſpeare, wie zu dem Schickſal im Wallenſtein die Bekanntſchaft mit den Alten, den Anlaß gegeben haben mochte. Der Anfang des Tell hat auch einen raſchen Fortſchritt, und man fühlt ſich mit Zufriedenheit im hiſtoriſchen Elemente. Aber nun kommt wieder die Sehnſucht nach dem Idealen in den Beiwerken und der Liebesgeſchichte, und was noch weit ſchlimmer iſt, eine alles verwirrende ſkeptiſche Anſicht der That des Helden, die zuletzt durch den ganz willkührlich herbeigeführten Kontraſt mit dem Johannes Parricida durchſchnitten werden ſoll. Dadurch ſchwindet der dramatiſche Sinn gänzlich, und das Stück wird, nach meiner Meinung, zu einem der ſchwächſten.“ Auch Goethe im Geſpräche mit Eckermann ſpricht von dieſem Fehler — doch bezeichnet der letztere die gerügte Fehlerhaftigkeit unrichtig. Sie liegt nicht im Charakter des Tell [1], ſondern in der Intenſion des Dichters. „Wir redeten auch über den Schluß des Tell,“ erzählt Eckermann [2], „und ich gab mein Verwundern zu erkennen, wie Schiller den Fehler habe machen können, ſeinen Helden durch das unedle Benehmen gegen den flüchtigen Herzog von Schwaben ſo herabſinken zu laſſen, indem er über dieſen ein ſo hartes Gericht hält, während er ſich ſelbſt mit ſeiner eigenen That brüſtet. Es iſt kaum begreiflich, ſagte Goethe, allein Schiller war dem Einfluß von Frauen unterworfen, wie Andere auch; und wenn er in dieſem Fall ſo fehlen konnte, ſo geſchah es mehr aus ſolchen Einwirkungen, als aus ſeiner eigenen guten Natur.“ Dagegen berichtet Böttiger, man habe ſchon bei der erſten Aufführung in Weimar geglaubt, Schiller habe dem damals herrſchenden Zeitgeiſte durch dieſe Scene, welche allerdings manchen gerechten Tadel darbiete, ein Sühnopfer bringen wollen; aber dieſe Meinung habe den Dichter ſehr unmuthig gemacht, und er habe den fünften Akt überhaupt für unerläßlich und nothwendig gehalten, und, wie immer, eine ganze Reihe treffender Gründe anzuführen gewußt [3]. Die Sache verhält ſich folgender Maßen. Früher iſt allenthalben die Erhebung der Schweizer und die That Tell's von dem modernen Revolutionsweſen auf's beſtimmteſte und ganz unterſchieden, und in dieſer Scene iſt „die gerechte Nothwehr eines Vaters, welcher der Kinder liebes Haupt vertheidigt, des Herdes Heiligthum beſchützt, ſein Theuerſtes ſchirmt, das Schrecklichſte, das Letzte von den Seinen abwehrt, die heilige Natur rächt“ — dieſer ganze Inhalt iſt einer aus bloßer blinder Privatrache verübten Mordthat entgegengeſetzt. So iſt alſo Tell's That nach beiden Seiten, ſowohl der Politik, als des Privatrechts, als ſittlich berechtigt dargeſtellt. Sie kann weder mit der politiſchen Schwärmerei unſerer Zeit noch mit Privatleidenſchaft verwechſelt werden. Die erſte Rechtfertigung zieht ſich durch das ganze Stück, die zweite hat Schiller ſich ausdrücklich für die vorletzte Scene aufgeſpart. Alſo auch in ihrem letzten Werke hatte ſich Schiller's Dichtung noch nicht von ſittlich-politiſchen Rückſichten losgeriſſen, um ſo mehr, da ſie ſich hier zum erſten Mal ſeit ſo langer Zeit wieder mit den groſſen Zeit-Ideen und mit Fragen in Berührung ſetzte, welche durch die Gräuel der franzöſiſchen Revolution an Anſehen verloren hatten und deren dramatiſche Ausprägung dem Verfaſſer ſehr verdacht werden konnte.

---

[1] Allgemeine Literaturzeitung 1806. Nr. 113.

---

[1] Auch Schwab (Schiller's Leben S. 740.) ſpricht von »der Rede Tell's gegen den Parricida!«

[2] Geſpräche mit Goethe, Thl. 2, S. 315.

[3] Taſchenbuch Minerva für 1815, S. LXXIII.

Sogar Stauffacher, der einſichtsvollſte und thätigſte unter den Eidgenoſſen, nennt Tell den Stifter der Freiheit und den Retter Aller, und auf ſeinen Rath wollen die Landleute nach Bürglen, wo ſie ihm im letzten Auftritt ein Lebehoch zujauchzen. So ſchließt der Dichter gleichſam mit der Verſicherung, daß Tell den Mittelpunkt der Handlung bilde. Dieſer opernartige Abſchluß wird noch mehr dadurch geſchwächt, daß Rudenz und Bertha zuletzt noch in den Vordergrund treten, indem ſie ſich vor den verſammelten Eidgenoſſen ihre Hände reichen, „gleichſam als wären dieſe vaterländiſchen Anſtrengungen nur geſchehen, um ein liebendes Paar zuſammenzugeben“ [1]. Doch tritt Rudenz ſelbſt ſogleich wieder in's Allgemeine, indem er ſeine Knechte für frei erklärt. Das iſt ein Akt des zum Volke ſich neigenden Adels, wie Attinghauſen es geweiſſagt, und zugleich die einzige politiſche Neuerung im Stücke. Denn ſonſt wird nur der alte Zuſtand gerettet.

Nachdem wir nun bisher gleichſam die Inſel unſeres Schauſpiels durchreiſ't und von jeder Anhöhe einen Blick in die Umgegend geworfen haben, ſind wir im Stande, die poetiſche Himmelsgegend zu beſtimmen, unter welcher ſie liegt, und ihre Geſtalt, Größe und ſonſtige Verhältniſſe anzugeben.

Wie die köſtliche Frucht nur Erzeugniß des organiſirenden Triebes im Baume, ſo iſt das herrliche Kunſtwerk nur Gebilde der Denkweiſe ſeines Verfaſſers, und alles was dieſer von außen her entlehnt, iſt nur rohes Element für ſein Geſtalten.

---

[1] Weber a. a. O., S. 329 und S. 470.

Welches iſt denn die Schiller's Seele inwohnende Idee, die ſeinem Tell Form und Leben gab? Er nennt ſie uns ſelbſt in dem Aufſatz über naive und ſentimentaliſche Dichtung *. Hier theilt er die Poeſie nach der herrſchenden Empfindungsweiſe ein, und heißt Idylle die Darſtellung unſchuldiger und glücklicher Menſchheit. Ihr Zweck ſei, den Menſchen in einem Zuſtande des Friedens mit ſich ſelbſt und von Außen darzuſtellen. Ein ſolcher Zuſtand finde nun vor dem Anfange der Kultur ſtatt, und daher hätten die Dichter den Schauplatz der Idylle aus dem Gedränge des bürgerlichen Lebens in das kindliche Alter der Menſchheit, in den einfachen Hirtenſtand gelegt. Da aber dieſer Zuſtand der Harmonie das letzte Ziel der Kultur iſt, ſo nimmt er eine zweite Idylle an, welche uns den Menſchen im glücklichen Beſitz des Ideals darſtellt. Doch Letzteres geht uns hier weiter nichts an, denn Schiller gründete ſeinen Wilhelm Tell auf jene naturgetreue, naive Hirtenidylle, wie er ſie in obiger Schrift bezeichnet. Das Drama ſtellt uns eine Hirtenwelt urſprünglicher Menſchheit dar, welche einerſeits durch den ſtammverwandten Adel abgeſchloſſen, andererſeits durch einen länderſüchtigen Fürſten angefochten wird, und ſetzt ihre Unſchuld überall mit den Uebeln der Kultur und ihren Aufſtand mit der modernen Revolutionsſucht in einen leiſen Kontraſt. Aus dem Verhältniß zu jener Länderſucht entſteht ein Konflikt, wodurch der äußere Friede des Naturvolks geſtört wird, und die Idylle tragiſche Momente gewinnt. Wie dieſes ächte Naturvolk durch die Kraft eines Einzelnen unter der Mitwirkung Aller bei gutem Glück ſich von dem heterogenen Elemente reinigte und zum erhöhten Genuß ſeines frühern unabhängigen Lebens zurückkehrte, das zeigt die Dichtung. Und von dieſem Standpunkt aus muß alles aufgefaßt und erklärt werden.

Schiller charakteriſirt ſein Naturvolk, indem er den Melchthal die Alpenbewohner, die er beſuchte, folgender Maßen ſchildern läßt (Akt 2, Scene 2):

---

* Schiller's Werke in E. B., S. 1248 ff. (Oktavausg. B. 12, S. 277 ff.); vergl. Theil 3, S. 70. f.

„Entrüſtet fand ich dieſe graden Stämme
Ob dem gewaltſam neuen Regiment:
Denn ſo wie ihre Alpen fort und fort
Dieſelben Kräuter nähren, ihre Brunnen
Gleichförmig fließen, Wolken ſelbſt und Winde
Den gleichen Strich unwandelbar befolgen;
So hat die alte Sitte hier vom Ahn
Zum Enkel unverändert fort beſtanden.
Nicht tragen ſie verwegne Neuerung
Im altgewohnten gleichen Gang des Lebens.“

Meyer verweiſ't in ſeiner gründlichen Erläuterung dieſer Stelle [1] auf einen Ausſpruch Müller's: „Das Schweizer-Volk hat gewiſſe althergebrachte, eingepflanzte Grundſätze. Alles Neue iſt verhaßt, weil in dem einförmigen Leben der Hirten jeder Tag demſelben Tag des vorigen und folgenden Jahres gleich iſt.“ So übereinſtimmend dieß iſt, ſo ordnete ſich dem Dichter ſein Schweizervolk doch unter einen höhern, ſchärfern Geſichtspunkt. Er faßte es in dem Spiegel ſeiner Weltanſchauung auf, und wie treu und gewiſſenhaft er auch die Wirklichkeit kopirte, ſo hauchte er doch aus ſich ſeinem Gemälde das Leben und die Seele ein. In dem ſchon im Jahr 1795 verfaßten unſchätzbaren Gedicht, der Spaziergang, legt er uns vier Entwickelungsſtufen des Menſchen dar, je nachdem der Menſch mit der Natur verſchmolzen iſt, oder ſie beherrſcht, ohne mit ihr im Zwieſpalt zu ſein, oder ſie gänzlich verläugnet oder endlich mit Freiheit wieder zu ihr zurückkehrt. Jenen erſten Zuſtand hat Schiller in ſeinen Schweizer Landleuten dramatiſch geſchildert, und die ausgehobene Stelle findet ſich ihrem Inhalt nach ſchon im Spaziergang, wo der idylliſche erſte Naturſtand des Menſchen ſo geſchildert wird:

„Nachbarlich wohnet der Menſch noch mit dem Acker zuſammen,
Seine Felder umruh'n friedlich ſein ländliches Dach,
Traulich rankt ſich die Reb' empor an dem niedrigen Fenſter,
Einen umarmenden Zweig ſchlingt um die Hütte der Baum.
Glückliches Volk der Gefilde! noch nicht zur Freiheit erwachet,
Theilſt du mit deiner Flur fröhlich das enge Geſetz.
Deine Wünſche beſchränkt der Ernten ruhiger Kreislauf,
Wie dein Tagewerk, gleich, windet dein Leben ſich ab!“ [2]

---

[1] Meyer a. a. O., S. 31.
[2] Die Erklärung, Theil 1, S. 81.

In dieſem ſcharf umgrenzten urſprünglichen Naturzuſtand, beſonders im Gegenſatz mit der dritten der eben genannten Perioden, wo der Menſch von der Natur abgeirrt iſt, weilt und lebt dieſe dramatiſche Idylle. Darnach ſind alle Züge gewählt, alle Farben aufgetragen, alle Geſtalten gruppirt, und Schiller hat hier nur, in Uebereinſtimmung mit der Geſchichte, welche der Genius immer enträthſelt, wenn er aus ſich ſchöpft, dieſe Grundanſicht, in erſtaunlich treu wiedergegebene Ort-, Zeit- und Volksbedingungen eingewebt, und ſo weiter ausgeführt. Die dargeſtellten Landleute ſind noch nicht zur „Freiheit“ d. h. zur ſittlichen Selbſtbeſtimmung aus Vernunftideen, erwacht, ſondern ſie thun im Ganzen inſtinktmäßig das Rechte. Sie wollen nur ihre althergebrachten Lebensgewöhnungen feſthalten, aber vertheidigen durchaus nicht, im Sinne der neuern Volksaufſtände, Ideen. Sie denken nicht daran, nach Schiller's Ausdruck im dritten Briefe über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen, den Naturſtaat in einen Vernunftſtaat zu verwandeln, wornach der Sohn der Kultur bald ſanft umbildend, bald wild umſtürzend trachtet, ſondern ſie wollen im Gegentheil nur ihren Naturſtand bewahren und gegen die fremde Unnatur ſicher ſtellen. Das iſt an hundert Stellen geſagt und wird überall wiederholt, daß die Schweizer nur ein uraltes Bündniß von der Väter Zeit erneuen, daß ſie nur die ererbten Rechte bewahren wollen. Es ſoll beim Alten bleiben, und weit entfernt, neuerungsſüchtig zu ſein, wehren ſie gerade das Neue ab, was dem Gewohnheitsmenſchen, auch wenn es ihn nicht verletzt, doch immer unbequem und verdächtig iſt. Dann ſind die Berathſchlagungen der Schweizer, wie aller naiven Völker, ſchwach, und wenig wirkſam. Der Moment, der Zufall thut alles, und die Verabredung weicht den Umſtänden. Von den Beſchlüſſen auf dem Rütli kommt doch nur die Erſteigung des Roßberg, und zwar vor dem feſtgeſetzten Termin, in Ausführung; die Einnahme des Sarner Schloſſes hat der Dichter ſehr weiſe dem Rudenz übertragen. Denn bei kindlichen Völkern geht alles von Einzelnen aus. Der Rath ſelbſt beſteht, wie bei Homer, den Melchthal ausgenommen, aus betagten Männern, aber die Landleute und ihre Oberhäupter geſtehen ſelbſt die Unbedeutendheit ihrer Beſchlüſſe dadurch ein, daß ſie einſtimmig den Tell als den Retter anerkennen. Endlich mache ich noch darauf aufmerkſam, daß es, ganz im Geiſte kindlicher Menſchen, nicht die Verletzung allgemeiner politiſcher Rechte, ſondern die Kränkung von Privatrechten, die unmenſchliche Behandlung von Individuen iſt, was das Volk endlich empört. Daher hat Schiller nicht allein die geſchichtlichen Unbilden gegen Einzelne, die Buhlerei des Wolfenſchießen, die Bedrohung Stauffacher's durch Geßler, die Blendung des alten Melchthal, die Grauſamkeit gegen Tell beibehalten und in den Vordergrund geſtellt, ſondern ſie auch durch ſelbſterdachte, die Vermögensberaubung des geblendeten Melchthal, die Entführung der Bertha, die Mißhandlung der Armgart (Akt 4, Scene 3) vermehrt. Dieſe Privatbeleidigungen drängen das Volk, auch über das Allgemeine nachzudenken, und rufen ihm die ererbten politiſchen Rechte in's Gedächtniß zurück. Daher ſtimmen auf dem Rütli alle in den Grundſatz ein: „Wir ſtehn vor unſre Weiber, unſre Kinder.“ Die Vögte greifen die tiefſte Wurzel, womit der Einzelne mit dem Ganzen zuſammenhängt, die Familien, an, und ſo empören ſie durch die menſchliche Natur endlich auch das ganze Volk gegen ſich.

Dieſe gerechte, nothgedrungene Vertheidigung des alten geſellſchaftlichen Zuſtandes gegen die frechen Gräuel der Herrſchſucht hat Schiller, wie geſagt, überall ſo viel als möglich, dem modernen, aus Ideen entſpringenden Umwälzungsgeiſte entgegengeſetzt, und hierdurch die Selbſtbefreiung der Schweizer von dem neuern Revolutionsweſen ganz geſchieden. Beide liegen auch in durchaus getrennten Gebieten, obgleich die Freiheit, welche verhaßten Zwang abwehrt, mit der, welche das Beſſere realiſiren will, im tiefſten Grunde gleich iſt. Freilich alſo kehrte Schiller's kosmopolitiſche, und man darf wohl ſagen, republikaniſche Denkart hier dichteriſch wieder zu den großen Ideen der Freiheit zurück, aber zu der Freiheit in einer andern Richtung und Form, als er dieſelbe in den Räubern, im Fiesko und in Kabale und Liebe negirend, und im Don Karlos konſtituirend ausgeprägt hatte. Denn in all dieſen Jugenddramen ſoll das Beſtehende umgeſtoßen, hier ſoll es erhalten werden. Die Freiheit hat hier alſo ein entgegengeſetztes Geſchäft. Es ſoll hier nicht, wie in den Räubern, eine verdorbene Welt zertrümmert, nicht wie im Fiesko die alte Staatsform abgeſchafft, nicht, wie in Kabale und Liebe der bevorrechtete Stand des Adels bekämpft, nicht, wie im Don Karlos, ein neuer Zuſtand der Menſchheit begründet, und, wollen wir ſogleich weiter unterſcheiden, nicht, wie im Wallenſtein, ein Land ſeinem rechtmäßigen Beſitzer entriſſen, nicht, wie in Maria Stuart, eine unglückliche Königin durch ihre Nebenbuhlerin vernichtet, nicht, wie in der Johanna, eine alte Dynaſtie wieder eingeſetzt, und nicht endlich, wie in der Braut von Meſſina, ein verſchuldetes Geſchlecht durch das Schickſal geſtürzt werden, ſondern es ſoll ein angefochtener harmloſer beſtehender Zuſtand bleiben nach wie vor. Vom Politiſiren kommt daher bei dieſen Landleuten nichts vor. Sie gehen nicht vom Ideal aus, ſondern ihr Blick iſt ganz auf das wirklich Beſtehende beſchränkt. Ueber das individuelle Bedürfniß, über die unmittelbare Stimme der menſchlichen Natur werden ſie zum Allgemeinen und Ganzen nur durch die Noth emporgehoben. Weil der Menſch im Staatsbürger, und nicht weil der Staatsbürger im Menſchen verletzt iſt, verbinden ſich die Wohlgeſinnten und widerſetzen ſich die Entſchloſſenen.

Schauſpiele in dem ſittlich-politiſchen Geiſte der erſten Periode hat Schiller in der dritten durchaus nicht mehr gedichtet. In den Jugendſtücken iſt es eine Tugend, das Beſtehende *nicht* zu achten, im Tell liegt die Tugend gerade in der Achtung des Beſtehenden. Das Mittelglied bildet der Wallenſtein, wo die Nichtachtung des Beſtehenden eine Schuld iſt. Wallenſtein verräth ſeinen Kaiſer, die Eidgenoſſen verehren die kaiſerliche Majeſtät noch in ihrem Unterdrücker. Hiedurch ſchließt ſich Wilhelm Tell ſogar an die Jungfrau von Orleans und an die Braut von Meſſina, wo die Fürſtengewalt ebenfalls heilig gehalten wird. Die Maria Stuart liegt am meiſten außerhalb dieſes ſittlich-politiſchen Weges. Vielleicht erkennt man dieſen ganz verſchiedenen, eigenthümlichen politiſchen Geiſt unſeres Schauſpiels am deutlichſten, wenn man die Reden der Männer auf dem Rütli mit jener Scene in der erſten Bearbeitung des Don Karlos zuſammenhält, wo die Freunde eine Verbrüderung ſtiften, die Poſa ſelbſt ein ſchönes Hirngeſpinnſt nennt.[1] Im Don Karlos hat Schiller das Ideal auf's höchſte geſteigert, im Wilhelm Tell hat er die Natur am reinſten ergriffen — aber eine Natur, welche vor den Wirren der Civiliſation liegt, und dieſe allenthalben beſchämt.

Unter dieſen Geſichtspunkt und in dieſen Gegenſatz ſtellt Schiller ſelbſt in den, Wilhelm Tell überſchriebenen Stanzen, mit welchen er das Exemplar ſeiner dramatiſchen Dichtung begleitete, das er ſeinem Freunde,[2] dem damaligen Churfürſten Erzkanzler Dalberg, am 25. April 1804 überſandte, die Sache der Schweizer und ſein Schauſpiel. In der erſten Strophe wird der, Parteien und Kriege erregende und mit ſchamloſer Frechheit die Religion und Sittlichkeit untergrabende Revolutionsgeiſt kurz geſchildert; und in der zweiten macht das, einen unwürdigen Zwang abwerfende fromme Hirtenvolk das Gegenbild, von dem beſonders gerühmt wird, daß es ſelbſt im Siege, obgleich voll gerechten Zorns, die Menſchlichkeit noch geehrt habe. Dieſer Zug findet ſich im Schauſpiel durchweg beſtätigt. „Sprecht nicht von Rache," ruft Stauffacher dem Melchthal zu, „nicht Geſchehnes rächen, gedrohtem Uebel wollen wir begegnen." Die Vögte wollen ſie mit ihren Knechten verjagen und die feſten Schlöſſer brechen, „doch wenn es ſein mag, ohne Blut," damit der Kaiſer ſtaatsklug vielleicht ſeinen Zorn beſiege, wenn er ſie in ihren Schranken bleiben ſehe:

> „Denn bill'ge Furcht erwecket ſich ein Volk,
> Das mit dem Schwerte in der Fauſt ſich mäßigt."

Als Melchthal erzählt, daß er den Landenberg, über dem ſchon das Schwert geſchwungen war, (ſo viel verlangte die empörte Kindesliebe) verſchont habe, antwortete Walther Fürſt: „Wohl Euch, daß Ihr den reinen Sieg mit Blute nicht geſchändet."

---

[1] Siehe die von mir herausgegebenen Supplemente zu Schiller's Werken (bei Cotta 1840) B. 2. S. 77 f.

[2] Siehe Theil 2. S. 151 f.

Daß aber die Freiheit, welche der kindliche Sohn des Gebirges, und welche der beunruhigte Zögling der Stadt will, im Grunde eine und dieſelbe iſt, auch das iſt im Schauſpiel ausgeprägt. Ich erinnere nur an jene im Sinne der Weltfreiheit gedichteten Worte, die Stauffacher ſpricht (Akt 2, Scene 2):

> „Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht.
> Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
> Wenn unerträglich wird die Laſt — greift er
> Hinauf getroſten Muthes in den Himmel.
> Und holt herunter ſeine ew'gen Rechte,
> Die droben hangen, unveräußerlich
> Und unzerbrechlich, wie die Sterne ſelbſt“ ꝛc.

Einerſeits verlangte nämlich der naive Schweizercharakter eine Herabſtimmung des Idealen zum Tone ſchlichter Natürlichkeit, und dieſen Ton hat der Dichter herrlich getroffen. Andererſeits aber hat er ſeine eigene, immer zum Idealen emporſtrebende Natur eben ſo wenig verläugnen können, ſondern ſie in ſein Naturgemälde einfließen laſſen. Dieſe wunderbar ſchöne Verſchmelzung des Charakteriſtiſchen heterogener Naturen, bemerkt ein Kritiker, iſt gleichſam die poetiſche Seele des Wilhelm Tell und etwas ganz Neues in unſerer Literatur. Hätte er dieſen eigenthümlichen Geiſt nur nicht auch noch *abgeſondert* in den Charakteren des Rudenz, der Bertha, der Hedwig und zum Theil auch des Attinghauſen verkörpert!

Durch eine andere Grundeigenſchaft ſchließt ſich unſer Schauſpiel wieder eng an Schiller's frühere Stücke an, und ſteht in beſtimmtem Gegenſatz mit allen andern Tragödien der dritten Periode. Das Schweizergemälde ruht ganz und gar auf natürlich menſchlichem, und durchaus nicht auf dem religiöſen Boden des Schickſals oder der göttlichen Einwirkung. Keine überirdiſche Macht und kein göttlicher Weltplan, ſondern große Gedanken und Ueberzeugungen ſtehen im Hintergrunde, und durch die Prophezeiungen des Attinghauſen, die ſein Erbe Rudenz nach ſeinem Hinſcheiden ſogleich ſymboliſch erfüllt, ſind die Schickſale des Hirtenvolks an die größten Ereigniſſe der Univerſalgeſchichte angeknüpft. So iſt eine weite

Perſpektive gegeben, welche aber nicht über das Erdenleben hinausgeht. Aus dem Genre des antiken Schickſals und des chriſtlich-religiöſen Elements iſt Schiller hier ganz herausgetreten, und hat, wie als Jüngling, im modernen Stil gedichtet. Die Handlung ſelbſt iſt nicht durch ein überirdiſches Princip, ſondern nur durch menſchliche Antriebe und natürliche Vorfälle motivirt. Wenn Tell ſagt, er ſei durch Gottes gnädige Fürſehung dem Sturm entkommen, und der Fiſcher beiſtimmt, daß Gott ein ſichtbar Wunder an ihm gethan habe (Akt 4, Scene 1), ſo iſt das nur der Ausſpruch einer frommen Gemüthsbewegung. Derſelbe Fiſcher ruft vorher in den Sturm hinein:

„O Unvernunft des blinden Elements!
Mußt du, um Einen Schuldigen zu treffen,
Das Schiff mit ſammt dem Steuermann verderben!"

Stüſſi meint:

„Wär'n gute Leute auf dem Schiff geweſen,
Zu Grund geſunken wär's mit Mann und Maus;"

und Tell ſelbſt erwiedert, als ihm eine böſe Vorbedeutung erzählt wird, jeder Tag bringe ſo ſchwere Thaten, daß ſie durch keine Wunderzeichen verkündet zu werden brauchten. Gewiß lauter realiſtiſche, und zum Theil ſogar etwas irreligiöſe Sätze. Man muß dem Urtheil eines Recenſenten beiſtimmen, daß Schiller dieſe Landleute des Mittelalters nicht ſo fromm geſchildert habe, als ſie wirklich waren.

Die Landleute, die im Schauſpiel auftreten, ſind nur Stimmen dieſes naiven Naturvolkes. Alle andere Perſonen aber vertreten nur beſondere Richtungen, Alter, Maſſen, Stände: der vollſtändigſte und reinſte Spiegel und Vertreter des ganzen Demos iſt der Held, nach welchem das Stück ſeinen Namen hat. In ihm ſind die eigenthümlichen Vorzüge des Volks zuſammt begriffen und zu einer feſten Geſtalt verbunden.

Goethe vermeldet ausdrücklich, daß Schiller wie das ganze Sujet, ſo auch „den Hauptbegriff eines ſelbſtſtändigen, von den übrigen Verſchworenen unabhängigen Tell," wie er den

Helden in ſeinem epiſchen Gedichte habe darſtellen wollen, ihm verdanke; und es wäre wohl zu unterſuchen, warum Schiller von dem ausdrücklichen Zeugniß Tſchudi's und Müller's, daß Tell einer der Verbündeten geweſen war, abwich, und die Goethe'ſche Idee annahm. Denn man meint, daß wenn Schiller, der Geſchichte folgend, ſeinen Tell an den Berathungen auf dem Rütli hätte Antheil nehmen und ihn in ihrem Geiſte hätte handeln laſſen, ja wenn er ihn zum Träger und Vollſtrecker des Befreiungsplanes gemacht hätte, das Ganze mehr Zuſammenhang und Einheit gewonnen haben würde, und Tell, als der dramatiſche Held beſtimmter hervorgetreten wäre. Was bewog den Dichter, alles in entgegengeſetzter Weiſe anzulegen?

Von allen Schweizern vergießt innerhalb der Handlung Tell allein Blut. Soll dieſe That zu rechtfertigen ſein (und als gerecht wollte ſie der Dichter darſtellen), ſo muß ſie, wie ſie im Gedicht bezeichnet wird, eine Nothwehr ſein. Rein als eine ſolche Nothwehr ſtellt ſie ſich aber dann erſt hervor, wenn Tell's Sache von dem Bunde getrennt daſteht. Hätte er mit den Patrioten Gemeinſchaft, ſo mußte es immer den Anſchein haben, als beſtrafte er in Geßler den Unterdrücker des Landes und als ſuchte er einen löblichen Zweck durch ein Verbrechen zu erreichen.[1] Daß in ihm aber keine politiſche Motive obwalteten, läßt ſich dramatiſch nur dadurch darthun, daß er iſolirt ſteht. Dann hat Schiller um dieſe iſolirte Stellung den ganzen Charakter ſeines Tell gleichſam herumgelegt. Tell ſteht iſolirt, weil er eine durchaus ſelbſtſtändige Natur iſt: „der Starke iſt am mächtigſten allein.“ In dem Epigramm, Pflicht für Jeden,[2] heißt es:

„Immer ſtrebe zum Ganzen! und kannſt du ſelber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied ſchließ' an ein Ganzes dich an.“

Tell iſt ein ſolches Ganze, in ſeinem Individuum liegt eine

---

[1] Vergl. Schiller's Werke in E. B. S. 1229. 1. und (Oktavausgab. B. 12. S. 193).

[2] Siehe Theil 3, S. 188.

Gattung; daher ſchließt er ſich nicht an den Bund an. Wegen dieſer abgeſonderten Stellung ſagt auch Geßler zu ihm, indem er zugleich die oben angegebene Bedeutung des Namens Tell geiſtiger auslegt:

„Man ſagte mir, daß du ein Träumer ſeiſt,
Und dich entfernſt von andrer Menſchen Weiſe.“

Iſt ferner das Berathen und Beſchließen nicht die Sache und Stärke eines Naturvolks, ſo kann Tell, in welchem ſich dieſes rein und treu abſpiegeln ſoll, dem Bund nicht angehören. Daher ſagt er zu Stauffacher: „Doch was Ihr thut, laßt mich aus Eurem Rath!“ Der Dichter hat ihm, wie Weber richtig bemerkt, eine geniale Thatkraft verliehen, wie Goethe eine geniale Dichterkraft beſaß, eine Thatkraft, welche ohne weitere Reflexion das Nächſte, Nothwendigſte auf das vortrefflichſte thut. „Wer zu viel bedenkt,“ rechtfertigt er ſich gegen ſein Weib, welches ihn ſo wenig verſteht, „wird wenig leiſten.“ Wenn der Blick eines Naturvolkes auf das Individuelle, einzeln Vorliegende gerichtet iſt, und es nicht die Uebung und Richtung haben kann, das Ganze, das Allgemeine zu überſchauen, und wenn es mehr im Handeln, als im Denken lebt, hat Schiller den Repräſentanten dieſer Menſchengattung vortrefflich gezeichnet. Nur in raſtlos ſich erneuender Thätigkeit genießt dieſer Naturſohn erſt ſeines Lebens recht (Akt 3, Scene 1). Als Stauffacher ihn fragt: „So kann das Vaterland auf Euch nicht zählen,“ antwortet er ſehr charakteriſtiſch:

„Der Tell holt ein verlornes Lamm vom Abgrund,
Und ſollte ſeinen Freunden ſich entziehen?“

Das Allgemeine kann er nicht überblicken, aber er achtet das Allgemeine in ſeinen Individuen. Da endlich, wie wir oben nachgewieſen haben, die ganze Volksbewegung und der Bund von Privatkränkungen ausgeht, ſtellt Tell dieſen Volkscharakter nicht am reinſten und unmittelbarſten dar, daß er beim Perſönlichen ſtehn bleibt? Nur der einzelnen Perſon ſpringt er bereitwillig bei, ohne ſich ſelbſt hülfsbedürftig zu fühlen, und ungeachtet ſeine Geſinnung von den Uebrigen nicht abweicht, ſo beſchränkt er doch ſeine Sorge auf die nächſten Naturverhältniſſe, auf Weib und Kind. Daß die Freiheit nicht untergehen werde, dieſe Ueberzeugung ergibt ſich ihm ungeſucht aus dem Vertrauen zu ſich ſelbſt. Dieſem Selbſtgefühl iſt eine lautere Frömmigkeit beigeſellt, welche ſich beim Schuß, bei ſeiner Gefangennehmung und bei ſeiner Errettung ſo ſchön ausſpricht. Was bei einer gährenden Kultur häufig als unverträgliche Elemente aus einander geworfen iſt, findet ſich hier im friedlichſten Bunde vereinigt. Und ſo müſſen wir endlich dieſen Charakter noch gegen einen Vorwurf vertheidigen, den ſchon Schink machte, und in neuerer Zeit Börne in anderer Weiſe und mit größerm Nachdrucke wiederholte.[1] Dem erſtern ſcheint Tell, wenn er dem Geßler erklärt (Akt 3, Scene 3), er habe aus Unbedacht gefehlt, und wenn er ſogar um Gnade bittet und verſpricht, daß es ihm nicht wieder begegnen ſolle, augenblicklich aus ſeiner geraden und freiſinnigen Denkart herauszutreten. Börne aber leitet Tell's Demuth und Unterwürfigkeit gegen den Landvogt in dieſer Scene aus der Scheu des Bürgers vor dem Edelmann ab, und nennt überhaupt Tell's Treiben und Thun zu unbeholfen, ängſtlich und philiſterhaft. Aber der Dichter iſt gewiß zu loben, daß er hierin ſeinem Tſchudi beinahe wörtlich folgte. Denn ein moderner Freiheitsheld, der aus bewußten Grundſätzen handelt, der ſeine Ideen auch mit der Zunge verficht, der auch in dem höher Stehenden nur den gleich berechtigten Menſchen anerkennt, ſoll und kann der Schütze Tell nicht ſein. Was alſo dieſe Männer tadeln, gereicht ihm, der ſeine Exiſtenz aus einem entgegengeſetzten Lebenselemente zieht, gerade zur Empfehlung. Schiller hat dieſe Geſtalt rein in ihrer Sphäre ergriffen und vollendet. Trotz und Entſchiedenheit dem gebietenden Herrn gegenüber, iſt dem Landmann gar nicht eigen. Nur von der frommen Natur und der Gewohnheit des Gehorchens geleitet, zeigt er ſich ängſtlich, nachgiebig, ja unterwürfig, und erduldet und verſucht das Aeußerſte, ehe ſich die Natur ſo ſehr in ihm empört, daß er das Aeußerſte vollbringt.

---

[1] Schink's dramatiſcher Genius Schiller's, S. 101 und Börne in ſeinen geſammelten Schriften, Th. 2, S. 54 ff.

Schiller hätte Tell's That nicht naturgemäßer motiviren und menſchlicher rechtfertigen können, als durch dieſe Selbſterniedrigung, durch welche Tell den Tyrannen begütigen will.

Aus dem allen geht aber hervor, daß Wilhelm Tell nichts weniger, als ein dramatiſcher Heros im prägnanten Sinne dieſes Wortes iſt. Wie hätte der Dichter aus den Elementen eines naiven Hirten-, Jäger- und Fiſchervolkes bei treuer Zeichnung einen ſolchen erbauen können! Man mißkennt ganz den Zweck des Dichters und den Geſichtspunkt, unter welchem man ſein Werk aufzufaſſen hat, wenn man in den Schweizern und ihrem Tell andere Menſchen ſucht, als geſunde, kräftige, fromme Landleute, denen ein unerträglicher Druck eine momentane Seelengröße abnöthigte. Das Gedicht iſt dem herrſchenden Geiſte nach eine dramatiſche Idylle; und auch da, wo die Perſonen in tragiſchen Konflikt gerathen, verläugnet ſich dieſer Charakter nicht. Es beginnt in dieſem Geiſt und kehrt im fünften Akt ganz zu ihm zurück. An das Schauſpiel andere Anforderungen machen, heißt dieſes naive Hirtengenre gänzlich verkennen. Der erhabene dramatiſche Held wird durchaus als Zögling der Kultur begriffen und dargeſtellt: er handelt nach klar gedachten Zwecken, er beſtimmt ſich und die Umſtände, es iſt eine feſte Folge und Verbundenheit in dem, was er thut und leidet. In dieſer Hirtenwelt dagegen mußte dem Zufall der weiteſte Spielraum geſtattet werden, mußten die Umſtände mehr thun, als die Menſchen, mußten überall Noth und Bedürfniß die Anregung und den Ausſchlag geben. Sonſt wären die hier dargeſtellten Perſonen aus ihrer Sphäre geſtoßen worden. Es kommt daher alles anders, als es verabredet war; nur Geßler's Ermordung geht aus freiem Entſchluſſe hervor, und ſelbſt dieſe That erſcheint wieder als ein unvermeidlicher Naturdrang und als das unbedingte Gebot der Nothwendigkeit.

Hieraus erhellt, warum der Dichter ſeinem Werke gerade den Beinamen gegeben hat, welchen es führt. Um ein dramatiſches Gedicht zu heißen, wie Don Karlos und Wallenſtein, hat das Stück zu wenig Handlung; um den Namen

Tragödie zu tragen, wie die Jungfrau von Orleans, fehlt es zu ſehr an Pathos und Erhabenheit der Charaktere, auch würde dieſe Benennung unpaſſend an das Antike erinnert haben; der Titel Trauerſpiel, verträgt ſich nach dem herkömmlichen Sprachgebrauch nicht mit einem erfreulichen Ausgang. Schiller wählte alſo für ſein mittleres Bühnengemälde die Bezeichnung Schauſpiel, welche ſich für die Räuber, die ſie noch theilen, ſchwerer vertheidigen laſſen möchte. „Das tragiſche Pathos,“ ſagt Bouterweck, „erreicht hier nicht die Höhe der Jungfrau von Orleans, an tragiſcher Größe ſteht es den übrigen Schauſpielen nach. Aber es konnte auch keine Tragödie im eigentlichen Sinne werden, wenn es im Geiſte des Gegenſtandes ausgeführt werden ſollte.“ Richtiger würde man ſagen, daß das Stück nur in einzelnen Momenten das Tragiſche und Heroiſche erreicht, und immer ſchnell wieder zu ſeinem ſtillen idylliſchen Charakter zurückkehrt. Es iſt eine liebliche Hirtenwelt, die nur auf Augenblicke durch frechen Uebermuth der Fremden in ihrem Frieden geſtört iſt. Um dieſe Störungen ſammelt ſich das dramatiſche Intereſſe.

Daß ſchon durch den naiven Gegenſtand eine naive Behandlung geboten war, braucht kaum geſagt zu werden. Schiller verwirft ausdrücklich für die ländliche Idylle überhaupt, alſo auch für dieſe in dramatiſcher Form, die ſentimentaliſche Behandlung.[1] So ſtellt er uns denn hier ein an Dingen reiches, in jedem Betracht treues, in allen ſeinen Geſtalten beſtimmt begrenztes Gemälde auf, hinter welchem uns der Künſtler verſchwindet. Uebrigens iſt es mehr, als wahrſcheinlich, daß Schiller mit dem Sujet zugleich die Behandlung deſſelben von Goethe empfing. Auf dieſe Weiſe entſtanden die zwei am meiſten objektiv gehaltenen dramatiſchen Kunſtgebilde, die ſtrenge, real hiſtoriſche Form des Wallenſtein, und die liebliche, naiv alterthümliche Geſtalt des Tell, unter Goethe'ſchem Einfluß. Rückſichtlich dieſer objektiven Behandlung iſt unſer Schauſpiel von allen Jugenddramen gänzlich unterſchieden, ja ihnen entgegengeſetzt. Es findet nur die oben nachgewieſene Verwandtſchaft des Inhalts ſtatt.

---

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 1249. 1. (Oktavausg. B. 12.)

Aber nicht nur naiv iſt die Kunſtbildung des Tell, ſondern auch zugleich durchweg ſymboliſch. Wir wiſſen, welchen hohen Werth Schiller auf die ſymboliſche Behandlung legte, und nachdem er ſich ſeit dem Wallenſtein mit der größten Anſtrengung und Durchdachtheit in allen dramatiſchen Formen geübt und verſucht hatte, konnte er jetzt nicht zu ganz unſchuldiger, durchaus zweckloſer Naturdarſtellung ſich herablaſſen. Das wäre gegen ſeinen bisherigen Entwickelungsgang und gegen ſeinen ganzen Bildungsſtand geweſen. Am 18. Auguſt 1803 ſchrieb er an Humboldt über Goethe's Natürliche Tochter: „Die hohe Symbolik, mit der Goethe den Stoff behandelt hat, ſo daß alles Stoffartige vertilgt und alles nur Glied eines idealen Ganzen iſt, dieſe iſt wirklich bewundernswerth. Es iſt ganz Kunſt, und ergreift dabei die innerſte Natur durch die Kraft der Wahrheit.“ Auf ähnliche Weiſe, wie Goethe, führte auch er in ſeinem Tell, an welchem er damals dichtete, dieſe bewunderte Symbolik in die innerſte Natur ſelbſt ein, während er in ſeiner Braut von Meſſina die Handlung durch beſondere, dem Alterthum entlehnte Hülfsmittel zu ſymboliſiren geſucht hatte. Die Geſammthandlung und das Totalgemälde iſt ein Symbol jenes oben bezeichneten urſprünglichen Zuſtandes, jener erſten Station der Geſchichte der Menſchheit, und alle Geſtalten ſind ſymboliſch. Tell iſt der unmittelbarſte und vollſtändigſte Ausdruck dieſes ganzen Naturzuſtandes, Walther Fürſt, Stauffacher und Melchthal der Greis, der Mann und der Jüngling in dieſem Gebiet, Ruodi iſt die redſelige Maſſe, Stüſſi das geringe Volk, und ſo finden wir den Jäger, den Hirten und die ſonſtigen Beſchäftigungen und Stände vertreten. Gertrud und Hedwig repräſentiren die zwei Hauptgegenſätze des Frauenlebens, den thatkräftigen Großſinn und das beſchränkte Hausgefühl. Attinghauſen ſtellt das untergehende alte Ritterthum dar, Rudenz iſt zuerſt der zu dem Fürſten, dann der zu dem Volke ſich neigende, alſo immer unſelbſtſtändige Schweizer-Adel, Bertha iſt die vaterländiſch geſinnte Edle nach Geburt und Denkart, Geßler iſt das Muſter des Tyrannen. Keine dieſer Figuren hat zufällige individuelle Charakterzüge, ſondern jede führt, indem ſie doch zugleich als Einzelweſen leibhaftig bleibt, nur das Geſchäft ihrer Gattung aus. So ergriff dieſe hohe Symbolik die Seelen der Dinge, und verwandelte dieſe Seelen ſelbſt wieder in Körper, die, wie Schiller ſagt, wahrer ſind, als alle Wirklichkeit, und realer, als alle Erfahrung. Sie ſtellt uns den von den Schlacken geläuterten, gediegenen Gehalt der Gegenſtände dar, ohne ihn ſeiner objektiven Beſtimmtheit zu entziehen.

Die Einheit der Handlung endlich iſt von der Kritik meiſtens vermißt worden. Die perſönlichen Geſchicke Tell's und die allgemeine Sache der Eidgenoſſen, ſagte man, liefen bei weitem durch den größten Theil des Stücks neben einander her, ſtatt organiſch mit einander verbunden zu ſein. Die Handlung ſei durch ein doppeltes Intereſſe, welches ſich durchkreuzen müßte, getrennt. Tell's Angelegenheit, welche die Aufmerkſamkeit vorzüglich auf ſich ziehe, endige mit dem Tode Geßler's, und ſo ſei der Knoten gelöſ't, wo die Geſchichte der Schweizerbefreiung durch den Bund erſt beginne. Man ſollte faſt glauben, Schiller habe ein zweifaches Sujet in einander ſchmelzen wollen. Zwiſchen dieſes Doppelthema dränge ſich dann noch der Liebeshandel zwiſchen Rudenz und Bertha, der das Intereſſe noch mehr theile und zerſtreue.

Aber dieſen und ähnlichen Ausſtellungen iſt theils ſchon nachdrücklich in dem bisher Vorgetragenen begegnet, theils laſſen ſie ſich leicht von dem Standpunkte aus, den wir der Beurtheilung des Stücks angewieſen haben, widerlegen. Unter allen Dichtern hätte es auch Schillern am wenigſten begegnen können, in einem dramatiſchen Werke die Einheit der Handlung zu verletzen. Schon Frau von Stael bemerkt richtig, daß dieſe Einheit hier durch die Kunſt bedingt ſei, aus der Nation ſelbſt eine dramatiſche Perſon gemacht zu haben, wie ja auch Goethe in ſeinem epiſchen Tell eine Art von Demos darzuſtellen vor hatte. Es iſt nicht das bloße Schickſal von Individuen, wie in der Maria Stuart, und nicht die Angelegenheit einer Familie, wie in der Braut von Meſſina, ſondern die Sache eines ganzen Volkes, was hier das Hauptintereſſe erregt und wohin alles perſönliche

Intereſſe zurückkehrt und ſich ſammelt. Während Schiller ſonſt überall die Fürſten, die Edlen voran ſtellte, und das Volk in den Hintergrund zurückdrängte, im Wallenſtein es ſogar als Heer von der Haupthandlung zu einem eigenen Vorſpiel ganz abſonderte, werden hier umgekehrt die Landleute in den Mittelpunkt geſtellt und die Edlen runden nur als Einfaſſung das Gemälde ab. Sonſt überall bewegen wir uns in höhern Kreiſen der Geſellſchaft, hier ſind wir mitten unter einem harmloſen Naturvolke. Um dieſes dreht ſich alles, ihm iſt die Hauptrolle übertragen. Dieſer Demos iſt die Einheit des Stückes, wie er ſich am eigenthümlichſten und unmittelbarſten im Tell, und ſchon partikulärer und künſtlicher in den Genoſſen des Bundes repräſentirt. Tell und die Verbündeten gehen, wie oben nachgewieſen worden iſt, von gleichen Beweggründen aus — dem Tell iſt es ſo wenig nur um ſeine eigene Perſon zu thun, als den Verbündeten um den Staat in Abſtrakto — nur über die Mittel denken ſie anfangs verſchieden, bis Tell die Lücke ausfüllt, welche ihm die Rütli-Berathungen offen ließen. Es iſt ganz falſch, Tell's Sache als eine perſönliche der Sache der Verbündeten als einer allgemeinen entgegenzuſetzen; beide erheben ſich nur, weil ſie an ihren nächſten, perſönlichen Gütern und Rechten, an Weib und Kind, an Leben und Eigenthum, verletzt ſind. Auch bedingen ſich Tell's That und der Bund gegenſeitig: ohne jene verfehlte der Bund die Hauptſache, ohne dieſen wäre Tell's That nicht bis zum Ende geführt. Alle dieſe Männer ſind nur verſchiedene Organe des ſich befreienden Volkskörpers, von deſſen Seele ſie ſämmtlich regiert werden. Wenn Tell, „um der Haupthebel des Stücks zu ſein, von vorn herein mehr als der thatbewußte, auf ein beſtimmtes Ziel hinſtrebende Held deſſelben dargeſtellt“ würde, wäre nicht nur dieſer Charakter, ſondern auch die Form der Menſchheit aufgehoben, welche uns hier veranſchaulicht wird. Wir hatten in frühern Stücken bisweilen Gelegenheit, einzelne Paſſagen zu bemerken, die der Kunſtform und dem Plane des Ganzen, welche mit der beſtimmteſten Folgerichtigkeit durchgeführt waren, ſich nicht recht fügen wollten. Hier iſt umgekehrt alles

Einzelne in ſeiner heiligen Berechtigung ſchonend behandelt, aber die Idee des Ganzen iſt gleichſam ins Weite und Freie gegeben. Eben ſo wenig tritt die Einheit aus einer entzückenden Landſchaft begriffsmäßig und ſcharf hervor. Eine ſo kunſtſtrenge Behandlung, wie z. B. die Form der Braut von Meſſina, würde das Hirten-Genre, in welchem unſer Schauſpiel gedichtet iſt, zu Grunde gerichtet haben.

Sechstes Kapitel.

Die Romanzen des zweiten Luſtrums. Ueber die äußere Form von Schiller's Gedichten.

Ehe wir zu Schiller's Leben zurückkehren, müſſen wir ſeinem Tell eine Reihe kleinerer Poeſien nachfolgen laſſen, welche durch ſeine letzten Jahre zerſtreut ſind. In dieſer Zeit beſonders nimmt ſeine Thätigkeit die ganze Fläche ſeines Lebens ein, und ſonſtige Vorfälle legen ſich nur ſparſam um dieſelbe herum. Die Erzeugniſſe, die ſich hier zu einer Gruppe zuſammenfügen, ſind meiſt lyriſch epiſcher Art, und ſie ſtellen ſich daher unter dem Namen Romanzen als Gegenbilder den ähnlichen objektiv gehaltenen Darſtellungen des erſten Luſtrums dieſer Periode gegenüber, welche den Kranz der Balladen bilden [1]. Wir bemerkten damals, daß dieſes objektive Genre durch den ſtreng realiſtiſchen Charakter der gleichzeitigen Wallenſtein-Dichtung durchaus beſtimmt wurde. Eine ähnliche Wahrnehmung drängt ſich auch hier auf. Diejenigen der hierher gehörigen Produkte, welche in die Periode der drei Frauen-Tragödien, der Maria Stuart, der Jungfrau von Orleans und der Braut von Meſſina, fallen, ſind, dem Stile dieſer Dramen folgend, lyriſch, ſentimentaliſch, ideal. Als der Dichter aber mit ſeinem Wilhelm Tell wieder die naiv objektive Dichtweiſe ergriff, trieb dieſer Stamm einige beſondere Sproſſen hervor, denen man an Inhalt und Bildungsform ihre Abkunft ſogleich anſieht. Der jedesmalige große dramatiſche Strom zog alle epiſch lyriſchen Bäche und Quellen an ſich.

---

[1] Siehe Theil 3, Kapitel 15, S. 291. f.

Die am meiſten ſubjektiven Stücke, die Sehnſucht, der Pilgrim und der Jüngling am Bache, eröffnen die Reihe. Um uns nicht weiter rechtfertigen zu müſſen, daß wir ſie überhaupt Romanzen nennen, ſei es erlaubt, uns kurz auf die Autorität Goethes zu berufen, der im erſten Bande ſeiner Werke viele Gedichte gleichen Charakters ſogar als Balladen aufführt.

Wenn man ſich dem Eindruck der Herzensmuſik dieſer Gedichte hingibt, erfährt man, wie ätheriſch ſich Schiller's Anſichten und Gefühle ausgebildet hatten. Wir ſehen überhaupt in ſeinen Gedichten ſeine Geiſteswelt in zwei Gegenſätze aus einander treten und ſich in einer höhern Einheit wieder zuſammenfaſſen. Seine Lebensanſicht und Dichtung beruhen auf dem tiefſten Gegenſatz der menſchlichen Natur, auf der Fundamentaldifferenz des Realen und Idealen. Aus dieſer Doppelquelle zieht jedes poetiſche Erzeugniß, deſſen Gehalt Schillern angehört, ſein Leben. Bald weilt ſeine Muſe trauernd über der realen Welt, bald flüchtet ſie ſich in die ideale Heimath, bald ſucht ſie vermittelnd die Spuren des Ewigen in den flüchtigen Erſcheinungen des Endlichen auf.

Wenn der Dichter ſeinen Blick auf dem Wirklichen haften hat, in welchem Geiſte ſtellt er es dar? Den Unbeſtand aller ſinnlichen Dinge kann Niemand tiefer empfinden, rührender ſchildern! „Rauch iſt alles ird'ſche Weſen; nur die Götter bleiben ſtät." Kein Menſch ſoll ſich auf die Dauer des Glückes verlaſſen, denn es iſt „jede ſchöne Gabe flüchtig, wie des Blitzes Schein." Gerade das Schönſte iſt am vergänglichſten, und die ſüße Frucht der Liebe hängt am Abgrund der Gefahr. Tückiſche Feindesmächte lauern auf jede Gelegenheit, uns zu ſtürzen, ſie berücken uns zu unſerm Verderben. Daher gehört dem Menſchen nur der Augenblick, welcher ihm allein gewiß, welcher der mächtigſte von allen Herrſchern iſt.

Das ideale Streben bringt dem Menſchen kein Glück und führt ihn nicht an's Ziel. Er hüte ſich, mit dem Weltweſen ſich allzu vertraut zu machen, denn „herb iſt des Lebens innerſter Kern, und nur der Irrthum iſt das Leben, und das Wiſſen iſt der Tod.“ Das Glück bewegt ſich ſpielend nur um den engen, dunkeln Sinn, um den Traum des Kinderglaubens. Nie hat Jemand den idealen Unwerth aller Menſchenweisheit ſo ergreifend geſchildert, als dieſer weiſeſte unter den Dichtern. Wer kann ſich mit einem Wiſſen des Ewigen brüſten?

Wo ſich Schiller zur idealen Seite hinneigt, in welchem Sinne dichtet er dann? Alles Wahre, Gute und Schöne, iſt ſein immer ſich wiederholender Gedanke, iſt ein Erzeugniß der Selbſtthätigkeit der Seele. „In des Herzens heilig ſtille Räume mußt du fliehen aus des Lebens Drang.“ Aus den tiefen Fundgruben des menſchlichen Herzens holt ſeine Poeſie ihren Gehalt. Er bedeckt das irdiſche Leben mit dem Teppich des ewigen. Wenn dieſer Zwieſpalt beider Welten erſt durch das Chriſtenthum ganz klar geworden iſt, ſo iſt Schiller der chriſtlichſte Dichter.

Aber wie verſöhnt der Lyriker beide Welten mit einander? wie verknüpft er die ärmſte mit der reichſten? „Ein erhabner Sinn“, ſagt er, „legt das Große in das Leben, und er ſucht es nicht darin.“ Wenn dieſes ſowohl betrachtend, als handelnd geſchieht, ſo verpflanzt ſich das Ideale doch am ſchönſten durch die Regungen unſeres Herzens und das äſthetiſche Spiel, durch Liebe und Kunſt, in die Auſſenwelt. Das allein, was ſich nie und nirgends hat begeben, veraltet nie; ewig jung iſt nur die Phantaſie. Aber iſt der glücklich, der ſo tief blickt, ſo ſcharf ſcheidet und ſo warm fühlt? Der Dichter antwortet aus ſeiner Empfindung: Auf der weiten Erde iſt für zehen Glückliche nicht Raum.

Dieſe Ideen und Gefühle geben beinahe allen ſubjektiven Gedichten der reifern Zeit einen elegiſchen Ausdruck, und ſie hauchten auch den folgenden Stücken die Seele ein. Das Ideale, welches früher bei Schiller mehr Begriff war, war jetzt ganz in ſeine Natur übergegangen, und Anſchauung, Gefühl, Leben, unmittelbarſtes Eigenthum geworden. Es war die Welt, die ſeine Seele aus ſich herausbildet. Daher ſtellen auch die folgenden Gedichte dieſe Gemüthsſtimmung in entzückender Klarheit und Reinheit dar. Erſt Tell, wie früher Wallenſtein, rief ſeine Muſe von dieſer ideal trauernden Seelenoffenbarung zurück.

Zuerſt enthält das Gedicht, die Sehnſucht, dieſes himmliſche Heimweh nach des „Ideales Reich“, nach dem „Reich der Formen und des äſthetiſchen Scheins.“ So athmet auch dieſe paraboliſche Romanze eine ideale Sehnſucht, denn „die Dichtkunſt hat, erhaben über alles, was die Wirklichkeit aufſtellt, nur das Recht, um das Unendliche zu trauern“ [1]. Die gemeine Wirklichkeit wird als ein tiefgelegenes, von kaltem Nebel gedrücktes Thal bezeichnet, und ein Strom ſcheidet den Sehnſuchtsvollen von den grünenden Höhen, welche die Sonne ewig beſcheint und die labende Luft umweht, wo Harmonien klingen, goldne Früchte glühen, Blumen duften. Viele Hinderniſſe unſerer ſinnlichen Natur (ſie ſind durch des Stromes Toben und den, dem Nachen fehlenden Fährmann ausgedrückt) trennen uns von dieſem erſehnten Ideale, und wir können das Ziel nur erreichen, indem wir theoretiſch glauben und praktiſch wagen. Denn wir haben im Theoretiſchen keine beſtimmte Begriffe und im Praktiſchen keine ausreichende Hülfsmittel (dem Nachen fehlt der Fährmann), alſo überhaupt keine vollgültige Sicherheit („die Götter leihn kein Pfand“), daß wir zum Zweck gelangen werden. Alſo immer nur auf eine unbegreifliche, übernatürliche Weiſe, durch ein Wunder (welches durch die belebten Segel des Nachens verſinnlicht iſt) bemächtigen wir uns des Ideals. Dieß iſt der Weg „der idealiſchen Freiheit“, auf welchem wir, wie Schiller anderswo ſagt, bei Zeiten dem Leben entſpringen ſollen, ehe uns die Parze mit Zwang auf dem andern entführt. Daß wir aber im Leben dem Leben auf ideale Weiſe entfliehen können, iſt wirklich ein Wunder. Denn die natürliche Ordnung der Dinge wird nothwendig jedesmal zugleich aufgehoben und — beibehalten, wenn ein Menſch vor ſeinem Tode aus derſelben in eine höhere Ordnung der Dinge tritt, wo ganz andere Geſetze gelten. Beiläufig muß endlich noch bemerkt werden, daß die zweite Strophe „Harmonien hör' ich klingen“ ꝛc. in der erſten Ausgabe des Lieds [1] ganz fehlt. Und vielleicht zum Vortheil des Ganzen! Denn die dritte Strophe ſchließt ſich freier und natürlicher an den Ausgang der erſten, als an das Ende der zweiten Strophe an; und es will auch nicht gefallen, daß jetzt der Dichter, nachdem er von den Geſichtsgegenſtänden zu den Gehöreindrücken übergegangen iſt, ſpäter von dieſen zu jenen wieder zurückkommt.

---

[1] Schiller's Werke in E. B. 1842 2 e. (Oktavausg. B. 12, S. 257.)

Derſelbe heilige Schmerz des edelſten Gemüthes, den vielleicht noch nie ein Dichter ſo rührend ausgeſprochen hat, athmet auch aus dem Pilgrim, welcher einige Zeit ſpäter gedichtet iſt. Die Romanze tritt hier ſchärfer hervor, da ſie aber den allgemeinen Gedanken, daß das Ideale unerreichbar ſei, in dem Schickſal eines unbeſtimmten Individuums ausdrückt, ſo hat ſie zugleich die Form einer Parabel [2]. Die bloße Sehnſucht des vorigen Gedichts iſt hier in die Thätigkeit des Strebens übergegangen; dort iſt Ruhe, hier Bewegung. Was den Jüngling zu dieſer Pilgerſchaft nach dem Idealen antreibt, ſind dieſelben Seelenkräfte, welche durch das vorige Gedicht als nothwendig angedeutet wurden, um das Ziel zu erreichen. Ein mächtiges Hoffen, ein frohes Vertrauen mit Kinderſinn, ein dunkles Glaubenswort führen ihn auf ſeine Bahn, und die Hinderniſſe, das Ziel ſelbſt und deſſen Unerreichbarkeit werden durch die paſſendſten Bilder vorgeſtellt. Ob man ſich unter dem nach Morgen, zu einem großen Meere fließenden Strom, dem ſich der Wanderer übergibt, die Philoſophie oder die Poeſie denken mag, überläßt uns der Poet. Das Gedicht hat im Inhalt eine große Aehnlichkeit mit der Reſignation. Nach dieſer frühern Darſtellung hält die Wahrheit des Lebens Zügel an, und gibt für der Jugend Freuden die Weiſung auf das andere Leben; im Pilgrim fordert eine dunkle innere Stimme daſſelbe Opfer und gibt die hohe Verheißung. Im Pilgrim ſpricht ſich aber die elegiſche Empfindung in ruhigem Tone und in einfacher Form aus. Schiller erzählt hier mit einigen allgemeinen Zügen die Geſchichte ſeines eigenen Lebens. Beſonders charakteriſtiſch und wahr muß uns, wenn wir ſeine unermüdliche Thätigkeit erwägen, das Selbſtgeſtändniß erſcheinen:

---

[1] Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen von W. G. Becker, Jahrg. 13, 1803. S. 251 f.

[2] Siehe Theil 3, S. 157.

„Abend ward's und wurde Morgen,
Nimmer, nimmer ſtand ich ſtill!"

Ja, nimmer ſtand er ſtill. Sein Leben war ein ununterbrochenes Ringen, und jede Vollkommenheit war nur eine Stufe zur Vollendung. Wir fühlen uns am Ende des ſtrebſamſten Lebens ärmer und unbefriedigter, als beim Beginne deſſelben; was wir erreichten, ſind Bruchſtücke, und unſere Fortſchritte decken uns nur unſere Mängel auf. Daher die ſich immer wiederholende rührende Klage:

„Aber immer blieb's verborgen,
Was ich ſuche, was ich will"

In dem dritten der genannten Stücke, dem Jüngling am Bache, hat ſich das unerreichte Ideal in einer Geliebten verkörpert. In des Mädchens Klage, dem Gegenbild, ſpricht die Trauer nach dem verſchwundenen Liebesglück, in dem Jüngling am Bache klagt ein ungeſtilltes Verlangen, dort aus dem Munde des Mägdleins, die an des Ufers Grün, hier aus dem Munde des Jünglings, der an der Quelle ſitzt. Weder in dem einen noch dem andern Gedicht drückt ſich eine beſonders motivirte Stimmung oder eine Charaktereigenthümlichkeit der Perſon aus. Da es Schiller's Weiſe iſt, alles Eigenthümliche und Partikuläre in ſeinen Gedichten zu unterdrücken, ſo ſei es mir erlaubt, eine Stelle an eine beſondere Stimmung anzuknüpfen. Der Jüngling ſagt:

„Alles freuet ſich und hoffet,
Wenn der Frühling ſich erneut
Aber dieſe tauſend Stimmen
Der erwachenden Natur
Wecken in dem tiefen Buſen
Mir den ſchweren Kummer nur."

Hierbei kömmt uns das Wort des Dichters in den Sinn, „daß der Frühling ihn immer traurig zu machen pflege, weil er ein unruhiges und gegenſtandloſes Sehnen hervorbringe“ [1]. Dieſe Selbſterfahrung ſcheint in das Lied aufgenommen, denn es iſt im Frühjahr 1803 gedichtet, um in dem überſetzten Luſtſpiel, der Paraſit, geſungen zu werden, [2] wie auch des Mädchens Klage zum Behuf des Theaters verfaßt worden war.

Dieſe allgemein gehaltenen Bilder ſubjektiver Seelenzuſtände führen uns zunächſt zu drei großen Konceptionen, die aus der Ueberlieferung des griechiſchen Alterthums geſchöpft, aber romantiſch behandelt ſind. Ich meine Hero und Leander, Kaſſandra und das Siegesfeſt, von denen die erſte Romanze im Jahr 1801, die zweite 1802, und die dritte 1803 gedichtet iſt.

Nach Schiller's eigenhändigem Notizenbuch wurde Hero und Leander am 17. Juni fertig, am 19. an Cotta geſchickt, in deſſen Taſchenbuch für Damen ſowohl dieſe Dichtung, als die zwei folgenden zuerſt erſchienen, und am 12. Auguſt der Körner'ſchen Familie vorgeleſen, welche der Dichter im Jahr 1801 in Dresden beſuchte [3]. In einem ausführlichen erotiſchen Gedicht iſt dieſer Gegenſtand im vierten oder fünften Jahrhundert von einem Grammatiker Muſäos behandelt worden, und Ovid feiert in ſeiner witzelnden und breiten Darſtellungsweiſe das Andenken der Liebenden durch zwei Heroiden.

Die Romanze verſetzt uns ſogleich, wie der Taucher und der Kampf mit dem Drachen, durch eine Frage, womit ſie beginnt, auf den Schauplatz der Handlung. Durch einige Pinſelſtriche iſt der impoſante Ort, die zwei alten Schlöſſer (im Gegenſatz der neuen am ſüdlichen Eingange in den Dardanellenkanal), die ſich da an den hohen Geſtaden einander gegenüber liegen, wo die Meerenge am ſchmalſten iſt, und die zwiſchen durch brauſende Fluth vor unſere Phantaſie gemalt. Die letzten Verſe der erſten Strophe:

»Aſien riß ſie von Europen,
Doch die Liebe ſchreckt ſie nicht.«

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 6, S. 111.

[2] Hier iſt das Lied auch wieder abgedruckt, Akt 4, Scene 4 (Schiller's Werke in E. B., S. 859; (Oktavausg. B. 7, S. 167.).

[3] Siehe Theil 4. S. 327 ff.

führen uns raſch zu dem ſich liebenden Paar hinüber, welches durch der Väter Zürnen getrennt iſt. Aber nicht vom Orte weg, ſondern nur in eine frühere Zeit! Denn in der dritten Strophe ſehen wir da, wo jetzt jene, von Muſtapha II. erbauten alten Schlöſſer einander gegenüber ſtehen, die Jungfrau auf einem Felſenthurme von Seſtos in Thracien ſitzen, und nach Abydos in Aſien hinüber ſchauen, wo der Heißgeliebte wohnt. Aber die Liebe findet auch durch die wilde Brandung den Weg, ſie, welche den Theſeus aus dem Labyrinth leitete, welche den Jaſon den Acker mit feuerſprühenden Stieren pflügen lehrte, welche den Orpheus antrieb, in der Unterwelt ſeine geliebte Gattin Euridice zu holen. Es iſt trefflich, daß der Dichter das Wagniß des Jünglings an dieſe berühmten Beiſpiele der Heroen knüpft, die ſeine Kühnheit zugleich erklären und verherrlichen. Dreißig Tage lang ſchwamm er bei anbrechender Nacht über die finſtere Fluth, der leuchtenden Fackel auf dem hohen Söller zu, um in den Armen der Jungfrau zu ruhen, bis (am 23. September) die Sonne in das Zeichen der Wage trat und Tage und Nächte gleich machte [1]. Hiermit, mit dem Anfang der neunten Strophe, beginnt eigentlich erſt dieſe wieder ganz dramatiſch behandelte Romanze. Alles Vorhergehende iſt eine kurze Ortsangabe und ein allgemeiner Prolog, den Schiller aber ſo lebendig und kunſtvoll behandelt hat, daß er ſelbſt als ein Gemälde erſcheint und von dem Charakter der Hauptſcene durchaus nicht abweicht. Dieſe Scene geht vom Abend bis zum nächſten Sonnenaufgang. Sonſt in allen größern Balladen führt der Dichter mehrere Perſonen in Wechſelrede ein, hier ſteht die Jungfrau einſam auf dem Rand des Felſenthurmes, mit dem hoffenden Verlangen, mit der unendlichen Angſt, mit der kalten Verzweiflung ihres Herzens, in der Nacht, dem theilnahmloſen Elemente des Meeres gegenüber; und was ſich hier begibt und was ſie ſpricht und thut, iſt der Gegenſtand des Gedichts. All ihr Glück iſt der fühlloſen Macht des unerbittlichen Elementes anvertraut, welches vor ihren Augen liegt. Zuerſt zeigt ſich das Meer ſtill und eben, Delphinenſchaare ſcherzen in ihm, und Fiſche ſteigen auf, der Tethys, des Okeanus Schweſter und Gemahlin, buntes Heer, die alleinigen Zeugen des verſtoblenen Bundes, welche aber die geheimnißvolle Naturgöttin Hekate ſtumm gemacht hat. Hero redet das Meer an, und nennt es mild und gütig, daß es ihr den Freund in den Arm trage, nur das Geſchlecht der Menſchen ſei falſch, nur des Vaters Herz grauſam. Das Meer nennt ſie gleich im Anfang ihrer Anrede: „Schöner Gott!“ und indem ſie nun im dreizehnten Abſatz den Begriff dieſes Meergottes, Poſeidon's, ganz feſthält, erwähnt ſie ſehr paſſend, daß er die Helle, als ſie mit ihrem Bruder Phrixus auf dem goldenen Widder nach Kolchis fliehen wollte, in den Meeresgrund gezogen und zu ſeiner Gattin gemacht habe. So fleht ſie die ſchöne Göttin Helle an, und läßt nun auf dem hohen Söller die leitende Flamme leuchten. Nun die Vorboten und Anzeichen des Sturms, und in der ſechzehnten Strophe („Auf des Pontus weite Fläche legt ſich Nacht“ ꝛc.) deſſen Ausbruch. Jetzt hören wir die Jammernde ſich an Zeus wenden, denn falſch ſei der Pontus und ſeine Ruhe ſei nur die Hülle des Verraths geweſen. Der Sturm wächſ't und erreicht ſeinen höchſten Grad in der zwanzigſten Strophe; die Fackel erliſcht im Wind. Da fleht die Angſterfüllte zur Aphrodite, welche als aus dem Meeresſchaum geborne Göttin von den Seefahrenden als heilbringend angerufen wurde, gelobt den Winden Opfer, und richtet unter den Meergöttinnen ihr Gebet namentlich an Ino, die Tochter des Kadmus, welche von ihrem raſenden Gemahl Athamas verfolgt, ſich mit ihrem Knaben Melikertes in's Meer geſtürzt hatte, und nun als Leukothea verehrt wurde. Sehr paſſend fleht ſie dieſelbe um jenen unſterblichen Schleier an, den Leukothea dem Odyſſeus zur Rettung dargereicht hatte [1]. Am Morgen endlich iſt das Meer beruhigt, die Wellen treiben einen Leichnam an den Strand, in welchem Hero ihren Leander erkennt, und ſie ſtürzt ſich in die Meeresfluth.

---

[1] Die ſchmalſte Stelle, welche Leander zum Ueberſchwimmen gewählt haben ſoll und wo Xerxes die Brücke ſchlug, beträgt nach Herodot ſieben Stadien, und nach neuern, hiemit ziemlich übereinſtimmenden Meſſungen 375 Toiſen. Lord Byron ſchwamm in einer Stunde, zehn Minuten hinüber.

Hier am Ende hebt ſich auch die Idee, die das Ganze beherrſcht, deutlich hervor. Hero und Leander genießen eines

---

[1] Homer's Odyſſee, B. 5. V. 351 ff.

Glückes, welches durch zwei Eigenſchaften zu dem Beſten gehört, was dem Sterblichen zu Theil werden kann. Ihre Liebe iſt einmal ein Geheimniß[1] — nur die ſtummen Fiſche ſind deſſen Zeugen. Sagt doch ſelbſt die gleißneriſche Eliſabeth im Drama (Akt 2, Scene 5):

„Das Schweigen iſt der Gott
Der Glücklichen — Die engſten Bande ſind's,
Die zärteſten, die das Geheimniß ſtiftet.“

Dann wurde die ſüße Frucht der Liebe dadurch erhöht, daß ſie am Abgrund der Gefahr hing. Dieß wird auf das beſtimmteſte eingeſchärft:

»Der hat nie das Glück gekoſtet,
Der die Frucht des Himmels nicht
Raubend an des Höllenfluſſes
Schauervollem Rande bricht.«

Dieſes hohe Glück aber, wie jede ſchöne Gabe, ſo heißt Schiller's Lehre, iſt flüchtig, wie des Blitzes Schein. Das iſt das Schickſal von allem Guten und Schönen, daß es ſchnell von feindlichen Gewalten hinweggeriſſen wird. Unter dieſen Geſichtspunkt, unter dieſes Geſetz iſt auch die Liebe der Hero und des Leander geſtellt. Wenn die Jungfrau ausruft:

»Ich erkenn' euch, ernſte Mächte!
Strenge treibt ihr eure Rechte,
Furchtbar, unerbittlich ein;«

ſo iſt dieß nicht ſo zu verſtehen, als ſtraften ſie die Götter wegen ihres verletzten Gelübdes, das ſie als Prieſterin der Venus zu Seſtos gethan, der Liebe zu entſagen. Nach Schiller iſt ſie nicht durch ihren prieſterlichen Stand, wie es Muſäos annimmt, ſondern nur durch der Väter Feindſchaft von ihrem Geliebten getrennt. In Hero's Worten und Benehmen iſt deßwegen auch keine Spur von Reue. Ihr Loos, ſagt ſie, ſei das ſchönſte geweſen, und ſie ſterbe als ein freudiges Opfer der Göttin. Wie könnte Schiller auch die Leichen heilig nennen, wenn er ſich die Hero als eine Schuldige gedacht hätte? Heilig ſind die Leichen, weil Hero und Leander dem göttlichen Naturtrieb der Liebe ſchuldlos lebten und ſtarben. Jene „ernſten Mächte“ ſind alſo die Schickſalsmächte, welche das höchſte Glück der Sterblichen am ſchnellſten vernichten. Indem ſie ſich dieſem Schickſal freiwillig unterwirft, erkennt ſie deſſen Macht als ein „Recht“ an. Gleichermaßen ſpricht Thekla, ihren Max beklagend, dieſe Schickſalstheorie aus:

---

[1] Siehe Theil 3, S. 268.

> „Da kommt das Schickſal — Roh und kalt
> Faßt es des Freundes zärtliche Geſtalt
> Und wirft ihn unter den Hufſchlag ſeiner Pferde —
> — Das iſt das Loos des Schönen auf der Erde.“

Und wie Thekla, folgt auch Hero mit dem Gefühl, daß mit ihrer kurzen ſchönen Liebe ihr Leben beſchloſſen ſei, dem Geliebten in den Tod. Aber nur phyſiſch, nur in der Erſcheinungswelt, iſt die ewige Liebe den Schickſalsmächten preis gegeben. Das Gedicht entläßt uns mit einem erhabenen Gefühl: Möge immer die Meeresfluth die Leichen als ihren Raub mit ſich fortwälzen, ihre Liebe iſt gerettet und geborgen. Das „edle Feuer“ auf Hero's erbleichtem Angeſichte, als der Entſchluß des freien Todes ſie ſtolz und freudig durchblitzt, iſt die Morgenröthe eines beſſern Daſeins. Indem Hero der Nothwendigkeit zuvorkommt, erhebt ſie ſich über ſie.

Vortrefflich ſind die verrätheriſchen, ſchadenfrohen Schickſalsmächte in dem Element des Meeres verkörpert, und uns hierdurch das ewig bleibende Leben und Wirken der Natur vor Augen gemalt, welche in mitleidloſer, ja freudiger Großheit menſchliches Daſein zermalmt und mit den Gefühlen und Wünſchen in der Menſchenbruſt einen furchtbaren Kontraſt bildet. Dieſe Naturkräfte ſind hier das tückiſche Schickſal und die neidiſchen Götter ſelbſt. Alles iſt in eine ungeheure Naturanſchauung aufgenommen und verſchmolzen. Nicht allein Hero vermengt in ihrer Anrede das Meer und Poſeidon, ſondern auch der Dichter nennt in der letzten Strophe dieſes Element „Gott“, und ſchreibt ihm die Eigenſchaften eines ſolchen zu. Was enthält aber auch in dem Grade Schickſal und Götter in ſich, als das unfaßbare, grundloſe, ewig neue Meer, dem gegenüber ſich der natürliche Menſch ſo unendlich klein fühlt? Die Phänomene dieſes Reiches ſind hier wieder, wie im Taucher und in der Braut von Meſſina [1], mit erſtaunlicher Wahrheit geſchildert. Ich habe während meines Aufenthalts im ſüdlichen Frankreich dieſe Darſtellungen mit dem Original zu vergleichen Gelegenheit gehabt. Jeden Satz, jedes Beiwort ſah ich beſtätigt, und ich fand für die wechſelvollen Erſcheinungen des ſtürmiſchen wie des ruhigen Mittelmeers oft erſt Worte und Ausdrücke bei dem deutſchen Dichter, der es nie geſehen. Aber die Erhabenheit der Seele enthüllte ihm dieſen erhabenſten Gegenſtand, zu dem er ſich immer wieder hingezogen fühlte, den ſeine Phantaſie ſtets umſchwebte, und in den griechiſchen und lateiniſchen Dichtern, die, wie begreiflich, gerade in der Zeichnung der Meerphänomene unvergleichlich ſind, fand er die beſten Muſter. — Nur noch das füge ich bei, daß die Romanze Hero und Leander und nicht Leander und Hero heißt, weil Hero in ihr als einzige Figur auftritt.

Am eilften Februar 1802 ſchrieb Schiller an Goethe, daß er die Kaſſandra in ziemlich guter Stimmung angefangen, aber bei der Sorge für die Einrichtung des neu gebauten Hauſes [2] habe das Gedicht nicht viel Fortſchritt gewinnen können. Dieß iſt die einzige Aeußerung über dieſes Gedicht aus ſeines Verfaſſers Munde. — Um dem langen Krieg ein Ende zu machen, waren die Griechen und Trojaner überein gekommen, daß Achilles die ſchöne Tochter des Priamus, Polyxena, ehelichen ſollte. Das Feſt des „Thymbrier's“ (richtiger des Thymbräer's, d. h. des in der trojaniſchen Stadt Thymbra verehrten Apollo) wurde mit allem Glanz gefeiert, und die Vermählung ſollte ſtattfinden, als der Bräutigam von Paris erſchoſſen wurde, und der „thränenreiche Streit“ von neuem heftiger ausbrach, welcher bald darauf mit der Einnahme der hohen Veſte (Pergamos) endigte. Dieſen verhängnißvollen Moment unmittelbar vor dem Tod des Achilles hat Schiller zu einer Romanze benutzt. Priam's Tochter Kaſſandra, welcher Apollo die Weiſſagekunſt verliehen hatte, entzieht ſich der allgemeinen Freude des Feſtes und flieht tief in den Lorbeerhain des Gottes, um einſam ihre ſchlimme Sehergabe zu beklagen und ihr gequältes Herz zu erleichtern. Sie ſieht alles, was da kommen wird, beſtimmt voraus, aber ihre Verkündigungen werden von den Trojanern verlacht und ſie kann von der Stadt, von ihrer Familie, von ſich ſelbſt das Schickſal, das ſie im Geiſte ſchaut, nicht abwenden. Wie ihre Schweſter Polyxena im Wahn der hoffenden Liebe trunken iſt, ſo hat auch ihr Herz den Jüngling Koröbus gewählt, dem ſie als Gattin folgen möchte. Aber ſie ſieht die Ihrigen ſchon als Schattenbilder („als bleiche Larven ſie umſchweben“) und gegen ſich ſelbſt beſtändig den Dolch der eiferſüchtigen Klytemneſtra gezückt, durch den ſie in Mycene („in dem fremden Lande“) fallen muß.

---

[1] Schiller's Werke in E. B. S. 509 f. u. (Oktavausg. B. 5. S. 117)

[2] Siehe Theil 3, S. 51 f.

Die hier geſchilderte Situation iſt ſehr übereinſtimmend mit der Lage der Johanna von Orleans, als ſie, von Liebe zu Lionel ergriffen, bei dem Krönungsfeſte allein von Schmerz erfüllt iſt. Die Worte: „Und in ihrem Schmerz verlaſſen, war nur Eine traur'ge Bruſt“ paſſen auch ganz auf die Johanna, welche den Zuſammenlauf froher Menſchen „eine fremde menſchenreiche Oede“ nennt, und die ſich von Allen abſondert, um mit ihrem Gram allein zu ſein. Der allgemeinen jubelnden Feſtesfreude gegenüber die verlaſſene Qual eines einſamen höher ſtehenden Weſens — iſt eine zu intereſſante Seelenlage, als daß Schiller nicht hätte verſucht ſein ſollen, ſie wiederholt darzuſtellen.[1] Daß aber mitten in die Freude das Verhängniß hereinbricht, iſt auch eine unſerm Dichter geläufige, liebe Idee. Kaſſandra ſagt:

„Feſte ſeh' ich froh bereiten;
Doch im ahnungsvollen Geiſt
Hör' ich ſchon des Gottes Schreiten,
Der ſie jammervoll zerreißt.“

Wir denken an die in der Glocke dem ſichern Hausvater ertheilte Warnung: „Und das Unglück ſchreitet ſchnell“, vorzüglich aber an das Wort der Thekla (Piccolomini Akt 3, Scene 9), daß, wenn ein Haus untergehen ſolle, ſelbſt der Gott der Freude blindwüthend den Pechkranz in das Gebäude werfe, was dort ſpäter auch in Erfüllung geht.

Dieſe ächt Schiller'ſchen Kontraſte, die dem Gedichte ſeine reale Grundlage und poetiſche Form geben, ſind noch durch einen eben ſo eigenthümlichen Gehaltsgegenſatz vermehrt, welcher der Träger und Grundton des Ganzen iſt und der Romanze eine höhere, allgemein menſchliche Beziehung verleiht. Schon Johanna ſagt im Monolog (Akt 4, Scene 1):

---

[1] Er hatte ſie ſelbſt durchlebt, ſiehe Th. 1, S. 140.

„Warum mußt' ich ihm in die Augen ſehn!
Die Züge ſchaun des edeln Angeſichts!
Mit deinem Blick fing dein Verbrechen an,
Unglückliche! Ein blindes Werkzeug fordert Gott,
Mit blinden Augen mußteſt du's vollbringen!
Sobald du ſahſt, verließ dich Gottes Schild,
Ergriffen dich der Hölle Schlingen."

Daß Johanna den Jüngling leiblich ſah — das iſt ihm hier nur ein Symbol von dem Sehen des Geiſtes, welches er eigentlich meint. Kaſſandra bittet den Apollo, die „traur'ge Klarheit," „den blutigen Schein" d. h. den Blick, durch den ſie das blutige Schickſal vorherſieht, von ihren Augen zu nehmen. Nur der Irrthum ſei das Leben, und das Wiſſen ſei der Tod, was nichts anders heißt, als, nur in der Beſchränktheit des Erkennens, in der Unwiſſenheit hinſichtlich des Ewigen, alſo nur „in einem fröhlich dunkeln Sinn," im kindlichen Vertrauen und Hoffen, gedeihe das menſchliche Leben ſowohl in Abſicht auf Genuß als auf ideale Zwecke; und das Wiſſen ſei der Tod, d. h. eine beſtimmte Erkenntniß des Ewigen und eine überwiegende Weltkenntniß ſei mit ächtem Lebensgenuß und idealem Streben unvereinbar. Daher verlor Johanna durch Einen Blick in die Welt ihren Prophetenberuf und ihren innern Frieden, und der Kaſſandra iſt durch ihre Einſicht in die Zukunft, bei dem Unvermögen, das Bevorſtehende zu ändern, alles Glück geraubt. „Der Augenblick, der Stunde fröhlich Leben," klagt ſie, ſei ihr hierdurch genommen — ſo daß alſo der Gedanke, daß dem Menſchen nur der Augenblick gehöre,[1] auch hier wiederkehrt. Ueberall erhebt Schiller den idealen Glauben über das reale Wiſſen. In der Hymne auf das Glück heißt es von den Göttern:

„Nicht der Sehende wird von ihrer Erſcheinung beſeligt,
Ihrer Herrlichkeit Glanz hat nur der Blinde geſchaut."

---

[1] Siehe Theil 2, S. 45 f.

Eine Stelle, aus welcher die oben angeführte aus der Johanna die beſte Erläuterung erhält. So bittet auch Kaſſandra den Gott, ihr ihre Blindheit zurückzugeben, und ſie ſpricht:

„Wer erfreute ſich des Lebens,
Der in ſeine Tiefen blickt.“

Denn ſchon in Licht und Wärme hatte es der Dichter bemerkt, daß der Wahrheit helle Strahlen nicht immer Glut geben, und daß wer das Weltgedränge erſt erfahren habe, ſein Herz der Liebe zuſchließe. Und es liegt in jenem Ausſpruch auch der Schlüſſel für die Worte im Punſchliede: „Herb iſt des Lebens innerſter Kern.“

So nimmt dieſer moderne Apoſtel des Chriſtenthums allenthalben das Ideale, welches nur im Glauben und Gefühl erfaßt werden kann, gegen den Weltverſtand, die Lebenserfahrung, ſo wie gegen die begriffsmäßige menſchliche Einſicht und Weisheit in Schutz, deren von Kant nachgewieſene Unzulänglichkeit er nicht allein theoretiſch begriffen, ſondern in tiefſter Lebensempfindung erkannt hatte. Was der Vernunft pure Thorheit iſt, den Kinderſinn, das dunkle Glaubenswort, den Schein, das Spiel, den Traum, ſogar den Wahn, den Irrthum und die Blindheit, das adelt ſeine himmliſche Poeſie und macht es zu Trägern und Symbolen ſeiner höhern Betrachtung der Dinge. Weil die wunderherrliche Romanze ſich an ein Intereſſe der Menſchheit anknüpft, läßt ſie auch in den Leſern einen unvertilgbaren Eindruck zurück. Was ſoll uns auch die vollendetſte Poeſie, wenn ſie nur die Oberfläche der Seele leiſe berührt? — Hier haben wir einen überwiegenden Ideengehalt in einem kleinen lyriſchen Epos, das ſeinem längſten Umfang nach zugleich ein dramatiſcher Monolog iſt. Das Gedicht erfüllt uns in der That mit einem tragiſchen Gefühl. Das tiefe Mitleid, welches der bodenloſe Jammer der Seherin in uns erweckt, ſchlägt plötzlich in Furcht und Entſetzen um, wenn wir uns erinnern, daß wir ſelbſt dieſem Jammer mit jeder höhern Sproſſe der Einſicht und Erfahrung näher rücken. Jede Erfahrung bezahlen wir mit einer Freude, an unſerer Weltkenntniß verblutet unſer Herz; je tiefer wir den menſchlichen Verhältniſſen auf den Grund ſchauen, je beſonnener wir unſere eigne Zukunft berechnen, deſto unglücklicher fühlen wir uns. Freude, Glück, Hoffnung, Muth, Vertrauen werden uns durch die deutliche Einſicht in den Weltlauf verzehrt, und uns bringt unſer Wiſſen herbere Früchte, als unſere dunkl Befangenheit, in welcher wir allein die Stimmen der Himmliſchen vernehmen, uns zu edeln Zwecken rüſten und des Daſeins froh genießen.

Ueber die dritte der genannten Romanzen, das Siegesfeſt, berichtet Schiller in einem Briefe an Humboldt am 18 Auguſt 1803: „Ich lege Ihnen ein Lied bei, das in der Abſicht entſtanden iſt, dem geſellſchaftlichen Geſang einen höher Text unterzulegen. Die Lieder der Deutſchen, welche ma in fröhlichen Cirkeln ſingen hört, ſchlagen faſt alle in de platten proſaiſchen Ton der Freimaurer-Lieder ein, weil da Leben keinen Stoff zur Poeſie gibt; deßwegen habe ich mi für dieſes Lied den poetiſchen Boden der homeriſchen Zeit gewählt, und die alten Heldengeſtalten der Ilias darin auftreten laſſen. So kommt man doch aus der Proſa des Leben heraus und wandelt in beſſerer Geſellſchaft.“ In ähnliche Weiſe ſchreibt er am 24. Mai 1803, zu welcher Zeit da Lied wohl gedichtet iſt, an Goethe, das Siegesfeſt ſei die Ausführung einer Idee, die ihr Kränzchen[1] ihm vor anderthal Jahren gegeben habe, weil alle geſellſchaftliche Lieder, di einen poetiſchen Stoff behandeln, in den platten Ton de Freimaurer-Lieder verfielen. Er habe alſo gleich in das voll Aehrenfeld der Ilias hineinfallen und ſich das holen wollen was er habe ſchleppen können. So kehrte Schiller in dieſe Gedichte zu derſelben Strophenform zurück, welche er in de ältern Geſellſchaftsliede, dem Hymnus an die Freude gebraucht hatte, denn in beiden folgt nach acht Zeilen ein lyriſcher Refrain von vier Verſen. Ob ſich aber dieſes Gedich vermöge ſeines ernſten, herben Inhaltes zu einem geſellſchaftlichen Geſange eigne, iſt bezweifelt worden.[2] Doc ermuntert die Weisheit der Kaſſandra zu einem raſchen Genu des Augenblicks, und der Schluß:

„Morgen können wir's nicht mehr,
Darum laßt uns heute leben!“

---

[1] Siehe Theil 5, S. 35 ff.

[2] H. Viehoff's Erläuterungen der Gedichte Schiller's. Th. 5, S. 175 f

iſt das Motto jeder frohen Geſellſchaft, [illegible] ſich durch den Inhalt des Vorhergehenden auch veredelt und gehoben fühlen muß. Das Thema des Ganzen iſt alſo ganz gleich mit Gunſt des Augenblicks, auch einem geſelligen Liede.

Der Zeit, „eh' die hohe Veſte fiel,“ gehört die Kaſſandra an, und das Siegesfeſt beginnt mit den Worten: „Priam's Veſte war geſunken,“ iſt alſo gleichſam als eine Fortſetzung, ein Seitenſtück anzuſehen, zumal da auch in ihm die Seherin die Hauptfigur iſt. Die acht erſten Zeilen in jeder Strophe ſind meiſt epiſch, die folgenden vier eingerückten lyriſch, gleichſam ein Chorgeſang in dieſem lyriſchen Drama, deſſen Schauplatz an dem Strand des Helleſpontos iſt. Hier, auf den hohen Schiffen ſitzend, feiern die ſiegestrunkenen, mit Beute beladenen Griechen vor der nahen Abfahrt nach der Heimath das Feſt. Die gefangenen Trojanerinnen miſchen den Wehgeſang in dieſes wilde Feſt der Freuden — denn auch hier darf der erſchütternde Kontraſt nicht fehlen. Zuerſt opfert der Wahrſager Kalchas der Pallas, dem Poſeidon und dem Zeus, und rühmt, daß die Stadt bezwungen ſei. Dann überſieht Agamemnon der Völker Zahl, die ſich zu Wenigen vermindert, und preiſ't die Heimkehrenden glücklich. Aber der weiſe Odyſſeus warnt, richtig vorausahnend, es könne Manchem auch zu Haus von Freundes oder Weibes Tücke der Mord bereitet ſein. Und der Atride Menelaos umfängt die wieder erbeutete Gattin Helena, und bemerkt, daß das von Paris verletzte Gaſtrecht mit dem Untergang von Troja beſtraft werden ſei. Dem entgegnet charakteriſtiſch des Oileus Sohn, Ajas, der durch ſeine Gottloſigkeit ſich berüchtigt machte, daß das Glück die Looſe blindlings vertheile, indem Patroklos begraben liege und Therſites zurückkehre. Deßwegen müſſe auch ſein Bruder, nimmt beiſtimmend Teukros das Wort, der Telamonier Ajas geprieſen werden, der, von dem liſtigen Odyſſeus um die Waffen des Achilles betrogen, ſich ſelbſt getödtet. Pyrrhus (Neoptolemus) preiſ't ſeinen großen Vater und zugleich ſehr ſchicklich den hohen Werth des Ruhms. Der edle Diomedes verherrlicht den Hektor, den obgleich beſiegt doch das ſchönere Ziel ehre: Lob aus Feindesmund. Neſtor endlich, welcher aus langer Lebenserfahrung wohl wußte, daß Speiſe und Trank die Trauer heilen („der alte Zecher“), reicht der Hekuba den Labebecher und erinnert ſie an die Niobe. Da erhebt ſich, der Aufforderung des alten beiſtimmend, die Prophetin Kaſſandra mit dem Worte: „Rauch iſt alles ird'ſche Weſen“ ꝛc. und ermahnt zum Genuß des Augenblicks. Dieſe ernſte Betrachtung des Lebens iſt die Krone, zu der ſich das Gedicht erhebt. Der Prophetin Spruch geht über alles, was die andern geſagt haben, hoch hinweg, wie über das ganze Menſchentreiben. Nur des gottloſen Teukros Wort, daß das Glück aus ſeiner Tonne die Geſchicke blind verſtreue, berührt der Seherin Ausſpruch, indem es die Uebermacht des Glückes über das Menſchliche darthut. Es war bei Schiller Ueberzeugung und Gefühl, daß in den meiſten Fällen Verdienſt und Glück mit einander in Widerſpruch ſtehen,[1] und aus dieſem Glauben wußte er ſich, in der Erinnerung an die perſönliche Würde, die des Glücks entbehren kann, zu jener mächtigen, überwältigenden Tragik zu erheben, die uns aus ſeinen Werken entgegenſtrömt. „Genieße, wer nicht glauben kann.“ „Zwiſchen Sinnenglück und Seelenfrieden bleibt dem Menſchen nur die bange Wahl.“ Die Meinung, daß das buhlende Glück ſich dem Edeln vereinigen werde, kennen wir als eines der Worte des Wahns: „Nicht dem Guten gehöret die Erde.“ So unterlag der tapfre Telamonier im Streit mit dem liſtigen Odyſſeus, Patroklus und Achilles ſanken, während der ſchlechteſte der Griechen, Therſites, verſchont blieb, und dem großen Hektor half ſein edleres Ziel nichts. Alle dieſe Gedanken und Ereigniſſe ſchlagen in die Wahrheit ein, in welcher ſich dieſes „erhabene Tragödienlied“ kulminirt, und neben dem Genuß des Augenblicks („Darum laßt uns heute leben“!) iſt in dieſer allgemeinen Hinfälligkeit nur noch der Ruhm als ein Lebensgut ausgezeichnet. Es braucht endlich kaum darauf aufmerkſam gemacht zu werden, wie ganz ihrem Charakter gemäß die hier auftretenden Perſonen ſprechen.

Ueberblicken und vergleichen wir dieſe drei Frauenromanzen, ſo müſſen wir ſie den drei Frauentragödien, welche in dieſelbe Zeit fallen, parallel ſtellen. Die Hero mit ihrer ſinnlichen Liebesgluth iſt offenbar der Charakter der Maria Stuart im Drama; das Gedicht Kaſſandra liegt, wie nachgewieſen wurde, ſeiner Situation und zum Theil auch ſeinem Inhalt nach, in der Tragödie Jungfrau von Orleans, und die Seherin des Alterthums und die Prophetin des Mittelalters ſind dieſelben Perſonen, nur nach den Zeiten verſchieden kolorirt; und das Siegesfeſt endlich verkündigt dieſelbe Hinfälligkeit alles ird'ſchen Weſens, wie die Braut von Meſſina, und lehrt, wie dieſe: „Nur die Götter bleiben ſtät.“ Auch iſt das Siegesfeſt die am meiſten ideale und lyriſche Romanze, wie die Braut von Meſſina das am meiſten ideale und lyriſche Trauerſpiel. In den Frauentragödien ſowohl, als in den Frauenromanzen iſt die Behandlung ſchon dem Charakter des Weibes gemäß, welches hier überall vorantritt, weich und ſubjektiv, und Verlangen und Sehnſucht ſind der Grundton. Aus allen drei Romanzen, welche antike Ereigniſſe bearbeiten, erſieht man endlich, wie ganz und tief die Seele des Dichters zu der Zeit im Alterthum lebte, als er die Braut von Meſſina vorbereitete oder dichtete.

---

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 1266. 1. u. (Oktavausg. B. 12, S. 361).

Dieſer ſubjektive Balladenſtil aber nahm augenblicklich einen Umſchwung, als Schiller in das Gebiet des Tell trat. Hier erloſch ſogleich alle Sehnſucht in „dem eingeſchloſſenen ſtillen Thal,“ „in der ſeligen Inſel“ des naiven idylliſchen Schweizerlebens, an welcher der Dichter gelandet war. Seine Seele fand hier ein volles Genüge, denn ſie ſah da in holder Naturwirklichkeit realiſirt, wornach ihr verlangte. So nahmen denn ſofort auch ſeine kleinern Gedichte einen ſehnſuchtsfreien, männlichen Charakter an, und das naive Schweizerleben beſtimmte nicht allein dieſe Dichtweiſe, ſondern lieferte ihm auch noch den Stoff zu drei kleinern Gedichten, zu den letzten, die aus ſeiner Feder gefloſſen ſind. Ich meine den Grafen von Habsburg, den Alpenjäger und das Berglied.

Die treffliche Ballade, der Graf von Habsburg, iſt, wie der Dichter ſelbſt in einer Anmerkung ſagt, aus der Hauptquelle ſeines Wilhelm Tell, aus Tſchudi, genommen. Unter dem Jahr 1266 erzählt dieſer Chroniſt den Vorfall, wie der Graf von Habsburg dem Prieſter begegnet ſei, ihm ſein Pferd gegeben habe und es nachher nicht wieder habe zurücknehmen wollen, beinahe ganz in der Weiſe, wie ihn Schiller darſtellt. Doch ſcheidet der beſchenkte Prieſter bei Tſchudi mit den Worten vom Grafen: „Herr, nun wolle Gott Eer und Würdigkeit hie im Zit und dorten ewigklich an üch legen.“ Den folgenden Morgen aber, fährt er zu erzählen fort, ſei Rudolph in ein Kloſter geritten, und dort habe ihm die Kloſterfrau geſagt: „Das wird der allmächtig Gott üch und üwer Nachkommen hinwider begaben, und ſöllend fürwar wüſſen, daß Ir und üwer Nachkommen in höchſte zitliche Eer kommen werdend.“ Der Prieſter ſei Kaplan des churfürſtlichen Erzbiſchoffs zu Mainz geworden, und habe dieſem und andern Herrn von Rudolph's Frömmigkeit und Tapferkeit ſo viel Rühmens gemacht, daß ſein Namen im ganzen Reich bekannt geworden, und er nachher zum römiſchen König erwählt worden ſei. Der Dichter weicht alſo von dem Erzähler darin ab, daß er die Kloſterfrau ganz aus dem Spiel läßt. Er legt den Inhalt ihrer Worte dem Prieſter ſelbſt in den Mund, wodurch die Darſtellung von einer Nebenfigur befreit wird, und die Perſon des Prieſters gewichtiger hervortritt, zumal ihn der Dichter nicht einen allgemeinen Glückwunſch, ſondern in der Form eines Wunſches eine beſtimmte Prophezeihung ausſprechen läßt:

„Ihr ſeid ein mächtiger Graf, bekannt
Durch ritterlich Walten im Schweizerland;
Euch blüh'n ſechs liebliche Töchter.
So mögen ſie, rief er begeiſtert aus,
Sechs Kronen Euch bringen in Euer Haus,
Und glänzen die ſpät'ſten Geſchlechter.“

Die ſechs Töchter Rudolph's vermählten ſich zur Hälfte mit Fürſten, zur Hälfte mit Königen. Wie der Dichter hierin ſeinen eigenen Weg ging, ſo iſt auch alles andere, die ganze Scene in Aachen, das Auftreten des Sängers und deſſen Identität mit dem Prieſter ſeine Erfindung. Der Kaiſer will bei ſeinem Krönungsmahle einen Sänger hören, und ein Greis tritt auf und trägt ihm zur Zitter eine fromme Handlung aus ſeinem eigenen Leben vor, die ihm ſelbſt widerfahren war: der Kaiſer erinnert ſich der

Begebenheit, und erkennt in dem alten Sänger gerührt jenen Prieſter, dem er ſeine Ehrfurcht bezeugt hatte. Durch dieſe ſinnvolle Behandlung iſt, wie in dem Taucher und in dem Kampf mit dem Drachen,[*] das Entlegene mit dem Gegenwärtigen zu einer ſceniſchen Einheit vereinigt, wodurch die ganze Ballade wieder die Geſtalt eines dramatiſchen Gemäldes erhält. Außerdem iſt hierdurch eine edle That und ihre Belohnung, die Prophezeihung des Prieſters und deren Erfüllung, in eine anſchauliche, gleichſam in die Augen ſpringende Verbindung geſetzt. Denn es iſt wohl keinem Zweifel unterworfen, daß die Ballade jene fromme Handlung des Grafen Rudolph als Haupturſache ſeiner Erhebung zur Königswürde betrachtet wiſſen will — als ein anderer mitwirkender Grund wird des Grafen Macht und ſein „ritterliches Walten im Schweizerland“ bezeichnet. Der Dichter macht nicht allein in einer Anmerkung am Schluſſe der Ballade darauf aufmerkſam, daß der Prieſter nicht wenig dazu beigetragen habe, bei der nächſten Kaiſerwahl, die auf das große Interregnum gefolgt ſei, die Gedanken des Churfürſten zu Mainz auf den Grafen von Habsburg zu richten, ſondern er hat auch deßwegen, weil jener frühere Vorfall des Rudolph und des Prieſters die Hauptſache des Ganzen, und die Erwählung zum Könige nur etwas Hinzukommendes iſt, das ganze Gedicht der Graf von Habsburg überſchrieben. Dieſer Titel bezeichnet offenbar die von dem Prieſter vorgetragene Geſchichte als den Hauptinhalt des Gedichts, welches höchſt bedeutſam mit dem Gedanken ſchließt, daß das Volk, welches in dem Kaiſer den Grafen erkannt habe, „das göttliche Walten verehrte.“ Hiermit iſt die chriſtlich populäre Grundidee des Ganzen ausgeſprochen. Es wird uns eine edle, fromme Handlung dargeſtellt, die wir mit eigenen Augen belohnt ſehen; es wird uns gezeigt, wie die Vorſehung das Gute nicht ohne Vergeltung läßt. Wie die Religionsvorſtellungen, welche jener Begebenheit zu Grunde liegen, ganz rein aus dem Sinne und nach den Worten Tſchudi's und aus der Denkweiſe der Zeit wiedergegeben ſind, ſo iſt auch die Hauptidee des Ganzen ein objektiver Volksglaube und von der eignen Anſicht des

---

[*] Siehe Theil 2. S. 224.

Dichters getrennt. Unvermiſcht gibt uns die Ballade dieſen ganzen Inhalt wieder, und das eigenthümliche Verdienſt des Dichters beſteht nur in deſſen kunſtvoller Behandlung.

Aber in der Art, wie Rudolph's Frömmigkeit belohnt wird, drängt ſich dem aufmerkſamen Leſer ein Widerſpruch auf, welcher das Ende des Gedichts in ſeiner Wirkung beeinträchtigt. Der dankbare Prieſter wünſcht dem Grafen, daß er hier und dort zu Ehren komme, und daß ſeine ſechs lieblichen Töchter ſechs Kronen in ſein Haus bringen mögen. Als ſich der Kaiſer der Geſchichte wieder erinnert und in dem Sänger den Prieſter erkennt, vergießt er viele Thränen und das Volk, welches in dem Kaiſer den Grafen erkennt, der das gethan, verehrt das göttliche Walten. Wie aber? was brachte dieſe allgemeine Rührung und religiöſe Erhebung der Gemüther hervor? Doch wohl weniger jener unbeſtimmte Glückwunſch, daß der Graf zu Ehren kommen werde hier und dort, als die beſtimmte Prophezeihung von den ſechs Kronen der Töchter. Dieſe letztere mußte alſo bei der Krönung Rudolph's zu Aachen im Jahr 1273 ſchon in Erfüllung gegangen ſein, wenn ihre Erwähnung einen ſolchen Eindruck hervorbringen konnte. Aber wie kann uns der Dichter glauben machen, daß ſchon bei Rudolph's Krönung alle ſeine ſechs Töchter mit Fürſten und Königen vermählt geweſen ſeien, da dieſe Vermählungen doch erſt in Folge der Thronbeſteigung ihres Vaters ſtattfanden? Waren die Töchter damals noch nicht verheirathet, ſo ſtehet die Hinweiſung auf ſie ziemlich müßig da. Die Thränen des Vaters und das göttliche Walten ſind nur dann gehörig motivirt und vollkommen gerechtfertigt, wenn des Kaiſers Töchter ſchon damals alle vermählt waren, was ſie aber nicht ſein konnten. Der Dichter begeht hier nicht allein einen Anachronismus, ſondern muthet uns auch eine innere Unwahrſcheinlichkeit zu, welche ſogar dem ſchlichten Verſtand ſogleich anſtößig und unbequem auffällt.

Sonſt möchte an dem kleinen dramatiſchen Epos alles zu loben und zu bewundern ſein. Der dürftige oder doch gemein populäre Inhalt des Stücks iſt durch die höchſt kunſtvolle Behandlung in's Gleichgewicht geſetzt. Während das

Gedicht durch den Gehalt der gewöhnlichen Volksballade angehört, erhebt es ſich durch ſeine dramatiſche Form hoch über dieſelbe. Es wird nicht, wie etwa im braven Mann von Bürger, nackt und einfach eine edle That geprieſen, ſondern dieſe erſcheint als eine frühere Begebenheit, wir ſehen ſie in der Gegenwart belohnt und verherrlicht, und genießen das Vergnügen, in dem Prieſter und Sänger, in dem Grafen und Könige dieſelben Perſonen zu entdecken. Daß der wahrſagende Prieſter zugleich der begeiſterte Sänger iſt, weicht ganz von der Geſchichte ab, iſt aber von einer entſchiedenen poetiſchen Wirkung. Durch die prachtvolle, großartige Beſchreibung des Krönungsmahles in den zwei erſten Strophen beurkundet ſich die glänzende Darſtellungskunſt Schiller's, welcher in dem Verſe:

„Es ſchenkte der Böhme des perlenden Weins,"

von der Geſchichte abging, um das Krönungsfeſt in ſeiner vollſtändigen Pracht zu ſchildern. Daher durfte der, mit dieſer Königswahl unzufriedene, ſtolze Ottokar von Böhmen nicht fehlen. Die Art und Weiſe endlich, wie der Sänger in die Scene eingeführt wird, iſt ganz und gar durch die Schiller'ſche Denkweiſe motivirt, ſo daß man ſagen kann, daß in dieſen Strophen und in ihnen allein, der Dichter dem Gehalte nach in ſein Werk eintrete. Was der Kaiſer zur Motivirung ſeines Wunſches ſagt: „Wohl glänzet das Feſt, wohl pranget das Mahl" ꝛc. erinnert ganz beſtimmt an den Anfang des Gedichtes, die vier Weltalter: „Wohl perlet der purpurne Wein" ꝛc. [1]; und was er in der fünften Strophe von der Unergründlichkeit und Unbeſtimmbarkeit des Geſanges ſpricht: „Wie in den Lüften der Sturmwind brauſ't" ꝛc., das hörten wir den Dichter ſchon früher in der Ode, Macht des Geſanges, verkünden. [2] Es ſind ähnliche eigenthümliche Ideen, doch an den verſchiedenen Stellen ganz verſchieden ausgedrückt.

Wenn der Graf von Habsburg im Allgemeinen in dem

---

[1] Siehe Theil 4, S. 95.

[2] Siehe Theil 3, S. 144

Geiſte und Stil des Wilhelm Tell liegt, ſo knüpfen ſich die zwei letzten Stücke, die wir noch zu erwähnen haben, an beſondere Stellen dieſes Drama's an. Dem Alpenjäger ſoll zwar eine Sage im Ormont-Thale des Waadtlandes zu Grunde liegen, nur mit der Abweichung, daß den Gemſenjäger dieſer Erzählung auf ſeiner verwegnen Jagd ein furchtbares Ungewitter überfalle, aus welchem dann der Berggeiſt zu ihm trete.[1] Doch ſind die Worte der Mutter zu ihrem Sohne ganz aus der Situation der zartmüthigen und ängſtlich beſorgten Hedwig im Anfange des dritten Aktes genommen. Was die Gattin zu Tell ſagt:

„Bei jedem Abſchied zittert mir das Herz,
Daß du mir nimmer werdeſt wiederkehren."

ſpricht die Empfindung der um ihren Sohn bekümmerten Mutter aus, als er im Begriff iſt, auf die Gemſenjagd zu gehen. Wie die Hedwig ihren Tell zum Hirten machen möchte; ſo räth die Mutter dem Jüngling, ein Hüter der Lämmer, der Rinder zu werden, den Garten zu beſtellen („der Blümlein zu warten"). Aber was Tell erwiedert:

„Zum Hirten hat Natur mich nicht gebildet:
Raſtlos muß ich ein flüchtig Ziel verfolgen;
Dann erſt genieß' ich meines Lebens recht,
Wenn ich mir's jeden Tag auf's neu erbeute;"

dieß bethätigt in unſerm Gedicht der Sohn, indem er ſich den Armen ſeiner Mutter entreißt. Und ſo wird dem Dichter dieſer verwegene Alpenjäger, der, um ein armſeliges Gratthier zu erlangen, die größten Beſchwerden und Gefahren übernimmt, zu einer ſymboliſchen Geſtalt. Er verſinnlicht das maßloſe, unerſättliche zerſtörungsluſtige Wüthen des Menſchen gegen die Natur, dem endlich dieſe ſelbſt, hier unter dem Bilde des Geiſtes, des Bergesalten, Einhalt gebietet, indem ſie ihre Gebilde gegen ſeine Willkühr und Eingriffe in Schuz nimmt. Unſere Thorheiten und Frevel ſind unvermögend, gegen die Geſetze der Natur etwas auszurichten. Im Gegenſatz gegen dieſe nutz- und gleichſam zweckloſe

---

[1] Götzinger a. a. O., S. 285.

Zerſtörungsluſt wird uns in der Rede der Mutter das friedliche Zuſammenſein mit der Natur gezeichnet. Wie Schiller ſonſt, z. B. in der Feuersbrunſt des Liedes von der Glocke und beſonders in Hero und Leander, das furchtbar erhabene Schauſpiel darſtellt, wie die Natur menſchliche Werke, menſchliches Glück zertrümmert, ſo läßt er hier umgekehrt vom Menſchen die Feindſchaft ausgehen. Die Regionen, in welche ſich der Alpenjäger verſteigt, gehören gleichſam der Erde nicht mehr an — „durch den Riß nur der Wolken erblickt er die Welt“ — und ſo weiſ't ihn der Geiſt mit den Worten zurück: „Raum für alle hat die Erde!“ Auch ſtreifen die Verſe: „Mußt du Tod und Jammer ſenden bis herauf zu mir?“ an jenen Ausſpruch in der Braut von Meſſina, daß die Welt vollkommen ſei überall, wo der Menſch nicht hinkomme mit ſeiner Qual.

Offenbar war es dem Dichter bei dieſer Romanze, umgekehrt als bei der vorhergehenden, nur um die darzuſtellende Idee zu thun, in welche die Erzählung gleichſam aufgeht und deren vollſtändiger Ausdruck zugleich der Schluß des Gedichtes iſt. Die Begebenheit ſelbſt iſt zu keinem epiſchen Ausgange fortgeführt; über das Schickſal des Jägers erfahren wir nichts. Dieſe unbeendigte Handlung für ſich hat auch ſo wenig Intereſſe und Verwickelung, daß das Stück von einer Romanze nur die äußere Einkleidung beſitzt, aber durch ſeinen überwiegenden lyriſch-philoſophiſchen Gehalt eine Art Parabel iſt. Man wird an die Auffaſſung der männlichen Natur in dem Gedichte, Würde der Frauen, erinnert. Des Mannes wild ſchweifende Kraft und feindlich zermalmendes Streben, durch die holde Menſchlichkeit (in der Geſtalt der Mutter) nicht mehr gezügelt, wird endlich durch die allmächtige Natur ſelbſt in ihre Schranken zurückgewieſen.

Der Alpenjäger iſt wahrſcheinlich Anfangs Juli des Jahres 1804 für Becker's Taſchenbuch geſchrieben.[1] Er iſt das letzte kleinere Gedicht, welches wir von dem unvergleichlichen Sänger beſitzen. Denn das Berglied, welches wir dieſem Balladenkranze nachträglich noch beifügen, iſt einige

---

[1] Am 5. Juli 1804 bemerkte Schiller in ſein Notizenbuch: »An Becker, nebſt dem Alpenjäger.«

Zeit früher entſtanden. Schiller ſchickte daſſelbe als eine „kleine poetiſche Aufgabe zum Dechiffriren" am 26. Januar 1804 an Goethe; und dieſer erklärte ſich: „Ihr Gedicht iſt ein recht artiger Stieg auf den Gotthardt, dem man ſonſt noch allerlei Deutungen beifügen kann, und iſt ein zum Tell ſehr geeignetes Lied." Dieſes durch Perſonifikationen belebte Landſchaftsgemälde iſt mit der majeſtätiſchen Beſchreibung der Gotthardtsſtraße am Ende des Tell eng verknüpft. Es iſt derſelbe Text, nur das einemal als Mittel zu einem beſtimmten dramatiſchen Zwecke gebraucht, das anderemal als Selbſtzweck lyriſch behandelt. „Der am Abgrund leitende ſchwindlichte Steg" iſt der Weg, welcher von Amſtäg der Reuß nach aufwärts führt, bald an dem rechten, bald an dem linken Ufer des wild rauſchenden Fluſſes. Die Rieſen, welche den Weg ſperren und Verderben drohen, ſind die ſich entgegenſtellenden oder überhangenden Felsmaſſen; und die Schreckensſtraße, welche im Winter durch Lawinen droht, iſt die enge, ſchaurige Bergſchlucht Schöllenen. Von da gelangt man nach anderthalb Stunden zur Teufelsbrücke, welche, weil ſie, von dem Waſſerſtaub der ſchäumend fallenden Reuß beſpritzt, von Ferne zu ſtäuben ſcheint, ſehr maleriſch im Tell die ſtäubende Brücke genannt wird. Nicht weit oberhalb derſelben iſt der Teufelsberg, durch welchen der Weg in einem zweihundert Fuß langen Schacht, dem Urner-Loch, hindurch führt. Das iſt in unſerm Berglied „das ſchaurige Thor" (im Tell „das ſchwarze Felſenthor"), durch welches der Wanderer ſogleich in das lachende Urſern-Thal tritt. Schiller nennt es ein „lachend Gelände" (eine lachende Landſchaft) und im Tell „ein heit'res Thal der Freude." Die vier Ströme, welche nach allen Himmelsgegenden auseinanderfließen, ſind die Reuß, der Rhein, der Teſſin und die Rhone, wobei aber zu bemerken, daß die Worte: „und bleiben ſich ewig verloren" auf die Reuß und den Rhein nicht recht paſſen, da die erſtere durch die Aar in den Rhein fließt. Die „zwei Zinken" (Spitzen) ragen über die Wolken empor, und auf einem derſelben „ſitzt die Königin hoch und klar," das heißt einer derſelben iſt ein ewiger Gletſcher. Der (ſieben) „ewigen Seen," von denen im Wilhelm Tell noch die Rede iſt, wird hier nicht erwähnt.

Die Weiſe, wie in den beiden letzten Strophen die Wolken des Gotthardt und der Gletſcher perſonificirt werden, krönt das ganze Gedicht. Die Erhabenheit der Darſtellung hält mit der ſich ſteigernden Erhabenheit des Gegenſtandes gleichen Schritt. Wie dem Alpenjäger in den oberſten Regionen der Geiſt entgegentritt, ſo endigt auch dieſes Berglied mit dem Geiſterreiche, wo die himmliſchen Töchter den einſamen Reihn halten und die bekränzte Königin auf unvergänglichem Throne ſitzt. Auch hat der Dichter in beide Gedichte eine heiße Sehnſucht nach der reinen, freien Luft der Berge gelegt. Sie verkündet ſich in den wiederholten Worten des Jägers: „Mutter, Mutter, laß mich gehen!“ und ſie ſpricht aus des Dichters eigener Seele in den Verſen:

„Aus des Lebens Mühen und ewiger Qual
Möcht' ich fliehen in dieſes glückſel'ge Thal.“

Der Titel des Stücks: Berglied, könnte zu allgemein, zu unbeſtimmt erſcheinen. Aber es erhellt auch aus der Aeuſſerung Schiller's gegen Goethe, daß das Gedicht gewiſſermaßen ein poetiſches Räthſel ſein ſollte. Die mit Fleiß verſchwiegene Gotthardtsſtraße will aus den an einander gereihten Merkmalen errathen ſein. Und aus dieſem Geſichtspunkte ſcheinen auch die dem Wortverſtande nach auffallenden Zeilen von der Teufelsbrücke aufgefaßt werden zu müſſen:

„Sie ward nicht erbauet von Menſchenhand,
Es hätte ſich's keiner verwogen.“

Dieſe Verſe, die den Leſer augenblicklich irre führen, erhöhen die Größe des Gegenſtandes dadurch, daß ſie die Brücke als das Werk überirdiſcher Weſen darſtellen. Es liegt ihnen ohne Zweifel eine Sage zu Grunde.

Vergleichen wir die ſpätern Romanzen, die wir hier zuſammengeſtellt, mit dem frühern Balladenkranze [1], ſo iſt die große Verſchiedenheit in die Augen ſpringend. Dort ein mit dem Gedicht innigſt verwobenes Grundmotiv, hier ein ſich ſtark hervorhebender, überwiegender Ideengehalt; die frühern Balladen von einer kernhaften, höchſt kunſtvollen und vortrefflichen Form, dieſe Romanzen, weil der Dichter das Hauptgewicht auf den Inhalt legte, von weit ſchwächerer Behandlung [1]; kurz, jene Balladen ganz ſo plaſtiſch und objektiv gehalten, wie der Wallenſtein, dem ſie zur Seite ſtehen, und dieſe Romanzen, ganz ſo in ſubjektive Lyrik gezogen, wie die drei gleichzeitigen Dramen, deren Seele ſie athmen. Wie aber von der frühern Gruppe zwei Sprößlinge, der Ritter Toggenburg und des Mädchens Klage, in die ſpätere gehören, ſo tritt aus dieſer ein Gebilde, Rudolph von Habsburg, zu jener erſtern Reihe zurück, gleichſam an der Hand des Wilhelm Tell, der ſich ja ebenfalls auf's engſte an Wallenſtein anſchließt.

---

[1] Siehe Thl. 3, S. 291. f.

Wie wir nun Schiller als Hiſtoriker und Philoſophen längſt hinter uns gelaſſen haben, ſo ſagen wir hier auch dem lyriſchen, didaktiſchen und epiſchen Dichter ein Lebewohl. Wir haben nicht nur von allen, in dieſen Kreis gehörigen Gebilden die chronologiſche Zeitſtelle, die äußere Veranlaſſung und die innere Urſache, den Stoff und die organiſche Bildung, ſondern auch ihren Zuſammenhang untereinander, ihr Verknüpftſein mit dem Denken und Fühlen des Urhebers und ihr Verhältniß zu deſſen größern philoſophiſchen, hiſtoriſchen und dramatiſchen Werken, ſo wie zu ſeinem ganzen Entwickelungsgang möglichſt kennen lernen. Wechſelsweiſe gab uns der Geſchichtsforſcher, der Denker und der Dramatiker den Schlüſſel zum ächten Verſtändniß dieſer kleinern Gedichte, und Schiller der Menſch ließ uns tiefe Blicke in die eigene Seele thun, als auf ihren gemeinſchaftlichen mütterlichen Boden. Weil wir uns des Ganzen bemächtigt hatten, waren wir vor falſchen oder ſchiefen Beziehungen am meiſten verwahrt, und in dieſer ideen- und geſtaltenreichen Welt Schiller's einzig wohnend, am wenigſten verſucht, fremde Erklärungsgründe einzuſchmuggeln. So ſahen wir denn dieſe kleinern Poeſien in zwei auseinander liegenden dichten Gruppen vereinigt, da ein Theil im Beginn der erſten Periode nach dem Geburtsjahre der Räuber fällt, der andere Theil aber im Anfang der dritten in die Verfaſſungsjahre des Wallenſtein geſchaart iſt. Durch die übrigen Lebensjahre ſind nur einzelne dieſer Gedichte geſät, die wenigſten durch die lange Zeit zwiſchen der erſten und dritten Epoche, welche ſich beinahe durchweg an größere Werke oder Beſtrebungen anlehnen. Dieſes alles beim Leſen oder in der Erinnerung zu überblicken, möchte nicht unerfreulich ſein, von der höchſten Wichtigkeit aber iſt, jenes Bildungsgeſetz zu verfolgen, durch welches ſich Schiller im dritten Zeitraum von der abſtrakten Ideendichtung herab [1] durch alle Arten und Weiſen ſeiner lyriſch-didaktiſchen und Balladen-Dichtkunſt führen ließ, bis das innere Entwickelungsgeſetz die ganze Gattung durchmeſſen und ſein Ziel erreicht hatte, wo dann der dramatiſche Bildungstrieb in Wirkſamkeit trat, und ſeine eigenthümlichen Phaſen ebenfalls geſetzmäßig durchlief.

---

[1] Nach dem Grundſatz Thl. 3. S. 346 f.

Nach allem dem bleibt mir nichts mehr übrig, als über die äußere Form der Schiller'ſchen Poeſie im Allgemeinen einige Nachrichten zuſammenzuſtellen — denn vollſtändig erledigt könnte dieſer Gegenſtand, welcher gleichwohl auch bisher von mir immer berückſichtigt wurde, nur in einem eigenen Werke werden.

Alle kleinere Gedichte, welche Schiller's Jugend oder mittlern Lebenszeit angehören, ſind in Reimen geſchrieben, und ſo kehrte er auch in den letzten Jahren ganz zum Reime zurück. Die im elegiſchen Versmaße verfaßten bedeutendern Gedichte — jedes andern antiken Metrums enthielt er ſich gänzlich — fallen ſämmtlich zwiſchen die Jahre 1795 und 1798, indem ſie mit dem Genius und Tanz beginnen und mit dem Glück aufhören. So war es ja auch nur in einer Uebergangsperiode, wo Schiller die antiken Elemente in das Drama einführte, und er kehrte gleichmäßig im Princip ſeiner Schauſpiele und in der metriſchen Form ſeiner kleinern Gedichte gegen das Ende ſeines Lebens mit Bewußtſein zur Natur und einer ſchönern Jugend zurück.

In der Handhabung der achtzeiligen Stanzen übte er ſich zuerſt, wie wir wiſſen [2], durch Uebertragung zweier Bücher der Aeneide von Virgil, und zwar nach dem Beiſpiele Wieland's. Denn ſeit der Erſcheinung des Idris und Oberon, bemerkte er damals, ſei es zur ausgemachten Wahrheit geworden, daß dieſe Stanzen für das Große, Erhabene, Pathetiſche und ſelbſt Schreckhafte einen Ausdruck hätten. Er blieb auch dieſem ſchönen Versmaße in manchen kleinern Gedichten oder in lyriſchen Partien ſeiner Dramen fortwährend treu.

---

[1] Siehe Theil 3, S. 134 ff.
[2] Siehe Theil 2, S. 241 ff.

Als ein beſonderes Verdienſt, welches er ſich um unſere lyriſche Poeſie erwarb, muß es noch erwähnt werden, daß er die daktyliſchen und anapäſtiſchen Versmaße mit den iambiſchen und trochäiſchen in ſchönſter Mannigfaltigkeit zu vereinigen wußte. Hierdurch beſeitigte er jene ſteife Einförmigkeit, zu welcher der deutſche Vers ſonſt gewöhnlich hinneigt.

Den Hexameter hatte er bekanntlich mit dem Homer erſt aus Voſſens Ueberſetzung der Ilias und Odyſſee kennen und lieben lernen. Aber erſt durch Goethe's Venetianiſche Epigramme wurde er im Herbſt 1795 veranlaßt, ſich auch im elegiſchen Versmaß zu verſuchen, und Humboldt's feine Bemerkungen kamen hierin ſeinem ſorgfältigen Fleiß ſehr zu ſtatten. Das Metrum wurde ihm ſchnell ſo werth und geläufig, daß eine Menge Stücke in demſelben entſtanden.

Wenn es hiebei erlaubt iſt, zugleich auch von der metriſchen Form des Drama's zu reden, ſo bemerke ich, daß ſich Schiller zuerſt ſchon in Stuttgart in der „lyriſchen Operette" Semele in reimloſen, fünffüßigen Jamben übte [1], von welchen er denn vom Jahr 1783 an mit entſchiedenem Erfolg im Don Karlos einen glänzenden Gebrauch machte [2]. Von dieſer Zeit an blieb der reimloſe Fünffüßler die bleibende Form für den höhern Kothurn des deutſchen Schauſpiels. Denn ungeachtet der Wallenſtein zuerſt in Proſa geſchrieben war, ſo arbeitete ihn doch nachher der Dichter — er begann hiemit am vierten November 1797 — metriſch um. In ähnlicher Weiſe ſcheint er auch mit den folgenden Stücken verfahren zu ſein, wie man aus dem Nachlaß des Demetrius ſchließen kann, deſſen meiſte Scenen nicht nur disponirt, ſondern auch urſprünglich in Proſa ganz ausgeführt ſind [3]. Aus dieſen Demetrius-Fragmenten erſieht man zugleich, daß es den Dichter fortwährend Mühe koſtete, den Dialog in gute Jamben zu bringen.

---

[1] Siehe Supplemente zu Schiller's Werken (bei Cotta) B. 1, S. 207.

[2] Ebendaſ. Theil 4. S. 215. f.

[3] Ebendaſ. B. 3, S. 301. f.

Ertheilte er hiedurch dem Trauerſpiel die poetiſche Vollendung, welche ohne Unterſchied für jede Dichtung einen gebundenen Rhythmus verlangt [1], ſo erhob er es dadurch noch mehr über die gemeine Natürlichkeit, daß er die Jamben an bedeutſamen Stellen mit andern Versformen geſchickt abwechſeln ließ. Er ſtellte in Entwickelung des tragiſchen Pathos den lyriſchen Ton wieder her, und gab in ſeiner Braut von Meſſina wenigſtens die erſte anſchauliche Vorſtellung, mit welcher Würde und Kraft der griechiſche Chor auf Griechen wirken mußte. Beſonders aber muß es noch hervorgehoben werden, daß Schiller zuerſt den Verſuch machte, dem deutſchen Schauſpiel die Abwechſelung der reimloſen Jamben mit gereimten zu geben, welche man vorher nicht einmal in Ueberſetzungen Shakſpeare's dem Originale nachzubilden verſucht hatte. Der Reim überraſcht in einem ſonſt reimloſen Gedicht, und ſpannt dadurch die Aufmerkſamkeit und erregt Erwartungen, welche den Hörer für den Inhalt empfänglicher machen. Da beim Anhören der zweiten Reimzeile die erſte wieder anklingt, werden die ſchon einmal erregten Gefühle durch Wiederholung verſtärkt. So führt der Reim, wie Apel ſagt, immer einen leiſen Parallelismus durch das Gedicht, und bringt, wie jede Harmonie in der Duplicität die Anſchauung der Identität hervor.

Von dem Reim war er überhaupt ein großer Freund. „Der Urſprung des Reims mag noch ſo gemein und unpoetiſch ſein", ſchreibt er [2], „man muß ſich an den Eindruck halten, den er macht, und dieſer läßt ſich durch kein Raiſonnement wegdisputiren." Er war deßwegen nicht gut auf Herder zu ſprechen, „deſſen unverſöhnliche Feindſchaft gegen den Reim" ihm zu weit getrieben und ſchwach begründet ſchien. Herder entſchuldigte ſich aber [3], er habe nur dem Unterſchied der alten und neuen Poeſie in ſeinen Quellen nachforſchen wollen, und da habe er inſonderheit einige Quellen ſchärfer bezeichnet, als es gewöhnlich geſchehe. Uebrigens gehe ſeine Liebe zum Reim über alles: „Ihre Reime zumal! Bei Ihnen ſpinnen ſich wie Seiden- und Goldfäden Reim und Gedanken, wie die

---

[1] Siehe Theil 3, S. 346 f.

[2] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Thl. 2, S. 52.

[3] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Thl. 2, S. 130. f.

Klage der Ceres zeigt." Schiller meinte, daß der Reim ſeinen Urſprung einer Sprache zu danken habe, die viele Wörter mit gleichen Endungen beſitze, und daß dieſes und die Bequemlichkeit für das Gedächtniß ihn eingeführt habe. Er vertrage ſich ſehr gut mit der naiven Dichtung, beſonders mit den fröhlichen und ſcherzhaften Gattungen derſelben, erinnere aber mehr an Kunſt, als die antiken Versmaße, was aber, wenn es nicht eine Wirkung der Künſtlichkeit oder gar der Peinlichkeit ſei, eine Schönheit involvire [1]. Denn der Genuß erreiche ſeinen höchſten Grad, wenn uns die Kunſt als höchſte Natur und die Natur als Wirkung der höchſten Kunſt ergötze. Das ſei aber eine Unart des Reims, daß er faſt immer an den Poeten erinnere, wie z. B. in der freien Natur eine Allee an die Menſchenhand [2], was aber der höchſten äſthetiſchen Wirkung nicht entgegen ſei [3].

Gewiß ſtehen dieſe geiſtreichen Gedanken über den Reim ſeinen tiefen Ideen über die Sprache [4] würdig zur Seite. Humboldt, gegen den ſie ausgeſprochen waren, ermunterte ihn auch, immer dem Reim getreu zu bleiben, weil er ihn ſo meiſterhaft zu behandeln verſtehe; ſeine Dichtungsart habe mit dem Reim eine ganz eigene Verwandtſchaft, die ſich beſſer fühlen, als beſtimmt angeben laſſe. „Ich erinnere mich keiner Stelle Ihrer Gedichte," fügt er hinzu, „wo der Reim dem Gedanken geſchadet hätte, aber auch keiner, wo er ihm (wie ſo häufig bei Wieland) ſichtbar geholfen hätte; er erſcheint für den Inhalt als gänzlich null, denn er verbindet mit dem Wohlklang eine Symmetrie, die unſerer Sprache nichts weniger, als überflüſſig iſt" [5]. Aber es läßt ſich auch nicht läugnen, daß Schiller viele unreine Reime hat, und die Freiheiten, die er ſich hierin in ſeiner Jugend erlaubte, ſind ohne Beiſpiel. Die Schuld lag wohl hauptſächlich in ſeinem ſchwäbiſchen Dialekt, den er nie ganz ablegte. Dem Ohre eines

---

[1] Deßwegen wählte ihn der Dichter auch für Wallenſtein's Lager, vergl. Theil 3, S. 374 f.

[2] „Aber wer raubt mir auf einmal den lieblichen Anblick?" ꝛc. Der Spaziergang.

[3] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Humboldt, S. 426 f.

[4] Siehe Theil 4, S. 159.

[5] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Humboldt, S. 135.

Süddeutſchen iſt es ohne beſondere ſprachliche und muſikaliſche Bildung beinahe unmöglich, manche verwandte Laute zu unterſcheiden [1].

Ein eigentliches Studium hatte er ſich aus der Verslehre nie gemacht. „Für den Versbau,“ ſchreibt er im November 1795, will ich noch ſo viel thun, als ich kann. Ich bin hierin der roheſte Empiriker, denn außer Moritzens kleiner Schrift über Proſodie erinnere ich mich gar nichts, ſelbſt nicht auf Schulen, darüber geleſen zu haben. Beſonders ſind mir die Hexameter und Pentameter, die mich nie genug intereſſirt haben, ganz fremd in Rückſicht auf Theorie und Kritik.“ Später gebrauchte er einmal Voſſens Zeitmeſſung der deutſchen Sprache, fand das Buch aber, mit Recht, unzweckmäßig eingerichtet und, weil ihm ein Regiſter fehle, für den empiriſchen Gebrauch nicht geeignet [2]. Wer jedoch den Briefwechſel Schiller's mit Humboldt und Goethe kennt, weiß, welche außerordentliche Sorgfalt er auch auf dieſe äußere Form verwandte; und Humboldt war ihm hierin durch ſeine feinen Bemerkungen, da er viele Schiller'ſchen Gedichte vor dem Druck zur Durchſicht bekam, von weſentlichem Nutzen. „Wie ſehr danke ich es Ihnen“, ſchreibt ihm Schiller am ſiebenten September 1795, „daß Sie mir in Rückſicht auf Hexameter und Pentameter das Gewiſſen ſchärften. Ihre Bemerkungen ſind gegründet und es iſt mir unmöglich, etwas unvollkommen zu laſſen, ſo lange ich es noch beſſer machen kann.“ Dieſe Strenge beobachtete er zeitlebens. Am neunten Auguſt 1799 äußerte er ſich gegen Goethe: „Zur Vollendung gehört unſtreitig auch die Tugend der proſodiſchen Richtigkeit, und der Künſtler muß hierin etwas vom Punktirer lernen. Es hat mit der Reinheit des Sylbenmaßes die eigene Bewandtniß, daß ſie zu einer ſinnlichen Darſtellung der innern Nothwendigkeit des Gedankens dient, da im Gegentheil eine Licenz gegen das Sylbenmaß eine gewiſſe Willkührlichkeit fühlbar macht. Aus dieſem Geſichtspunkt iſt ſie ein großes Moment und berührt ſich mit den innerſten Kunſtgeſetzen. In Rückſicht auf den jetzigen Zeitmoment muß es jeden, der für den guten Geſchmack intereſſirt iſt, freuen, daß Gedichte, welche einen entſchiedenen Kunſtwerth haben, ſich auch noch dieſem Maßſtab unterwerfen. So wird die Mittelmäßigkeit am beſten bekämpft, denn ſowohl der, welcher kein Talent hat, als korrekte Verſe zu machen und bloß für das Ohr arbeitet, als auch der andere, welcher ſich für zu original hält, um auf das Metrum den gehörigen Fleiß zu wenden, werden dadurch zum Schweigen gebracht." Schiller's beiläufige Einfälle ſind überall Goldkörner.

---

[1] Schlegel hat in den »literariſchen Scherzen« dieſe Blöße nicht zu rügen verſäumt:

„Wenn Jemand Schooße reimt auf Roſe,
Auf Menſchen, wünſchen (!), und in Proſe
Und Verſen ſchillert: Freund, ſo wißt,
Daß ſeine Heimat Schwaben iſt.“

[2] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Thl. 6, S. 193.

Mehr noch, als durch proſodiſche und metriſche Genauigkeit, zeichnen ſich Schiller's Gedichte durch ihren wundervollen Rhythmus und den mit dieſem verknüpften Wohllaut aus. Jene Fehlerloſigkeit iſt die Frucht des Fleißes, dieſe Tugend war das Ergebniß des paſſionirten Gemüthszuſtandes, mit welchem Schiller immer arbeitete. Die Bewegungen ſeines Herzens theilten ſich in wechſelvollem Spiel der Sprache mit, und jede Regung des Gefühls fand von ſelbſt in einem beſtimmten Rhythmus ihren entſprechenden Ausdruck. In dieſer Beziehung kann Goethe gegen ihn keinen Vergleich aushalten.

Schiller's poetiſche Sprache noch zu ſchildern, kann ich mich nach allem, was bisher zerſtreut vorkam und nach der zuſammenhängenden Charakteriſtik ſeiner Proſa und Lyrik [1], füglich überheben. Man tadelte vieles Einzelne, unglückliche Satzverbindungen, zweckwidrige Inverſionen, unerträgliche Archaismen („in der Sonnen"), das vielfach mißbrauchte und, die häufig nachgeſetzten Adjektive, die durch den E-Laut zerdehnten Sylben, und anderes. Aber vieles Mißfällige wird erſt durch den Kontraſt gegen die Schönheiten bemerkbar, von denen es umgeben iſt, und anderes entſteht daraus, daß der Grammatiker Regeln vorſchreibt, ſtatt ſie zu empfangen [2]. Wenn es z. B. in der Glocke heißt:

---

[1] Im 8. und 12. Kapitel des 3. Theils.

[2] Ungerecht ſcheint mir Götzinger (Deutſche Dichter, Thl. 1, S. 293) in dieſer Beziehung zu ſein, welcher die naive Balladenſprache Bürger's zur Norm macht. Viehoff hat manche angegriffene Stellen glücklich vertheidigt.

„Noch zuckend, mit des Panthers Zähnen,
Zerreißen ſie des Feindes Herz;“

oder den Kranichen des Ibykus:

„Und bald, obgleich entſtellt von Wunden,
Erkannt der Gaſtfreund in Korinth
Die Züge, die ihm theuer ſind;“

ſo ſoll zuckend und entſtellt falſch gebraucht ſein, weil es als voraus- oder nachgeſchicktes Particip nur auf das Subjekt bezogen werden dürfe. Aber eben weil Schiller an ſo vielen Stellen das unveränderte Particip auch auf einen Akkuſativ, Dativ oder Genitiv bezieht, ſo iſt dieſes in der Dichterſprache erlaubt und die Regel muß darnach gebildet werden. Und mit vollem Recht; denn die deutſche Sprache iſt eine gehaltreiche Gedankenſprache und ſo darf der Poet dem Verſtand des Leſers ſchon zumuthen, daß er eine Form auch bei mangelhafter Bezeichnung richtig beziehe. — Was wir ſchon von Schiller's Proſa ſagten [1], gilt auch von ſeiner Poeſie: Er ſpricht rein, edel, ſtark, originell, beſtimmt, klar, und man darf hinzuſetzen: kühn, kunſtvoll und meiſt auch anmuthig.

---

[1] Siehe Theil 3, S. 120

Siebentes Kapitel.

Lebensverhältniſſe im Jahr 1804. Reiſe und Ruf nach Berlin. Oekonomiſche Verhältniſſe. Lebensgewöhnungen. Religion und Kunſt. Entbindung und Krankheit der Gattin. Ankunft der Großfürſtin in Weimar.

Ungeachtet Schiller und Herder ſich ferne ſtanden und ſich ſelten ſahen, konnte doch aufrichtige Achtung zwiſchen zwei ſolchen Männern nicht fehlen, und der erſtere empfand es tief und ſchmerzlich, als Herder im December 1803 durch den Tod dem Kreis vorzüglicher Männer entführt wurde, die ein günſtiges Geſchick in Weimar eine Zeit lang verſammelt hatte [1]. Die Welt, ſagte er, habe viel an Herder verloren; ſein Andenken werde dauernd bleiben und der Denker in ſeinen Schriften einen reichhaltigen Stoff finden.

Zwiſchen hartnäckigem Fortarbeiten an ſeinem Tell, zwiſchen beſtändigem Kränkeln und Uebelbefinden und zwiſchen den, durch den verlängerten Aufenthalt der Frau von Stael bewirkten Leiden der Societät ſchlug er ſich die erſten Monate des Jahrs 1804 hindurch, innerlich durch Thätigkeit beglückt und durch Goethe's Beifall gehoben, und von außen doppelt geſtört und geplagt. Auch Goethe war unwohl oder unbehaglich. Schiller mochte den Druck des Lebens härter, als ſonſt empfinden. Er ſchrieb damals den Vers in ſein Notizenbuch:

---

[1] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Thl. 2, S. 256.

Vis est vita, vides, quae nos facere omnia cogit,

und als die Frau von Stael endlich am 29. Februar Weimar verließ, vergaß er nicht, dieſes wünſchenswerthe Ereigniß eigens anzumerken. Sein reizbarer Organismus empfand jede Veränderung des Wetters, und durch die Verſendungen des Tell-Manuſkripts an auswärtige Bühnendirektionen, durch eine weitläufige Korreſpondenz, ſo wie durch manche zeitraubende ökonomiſche Beſorgungen fühlte er ſich häufig ſehr beläſtigt und angegriffen. Nichts deſto weniger nahm er fortwährend einen thätigen Antheil am Theater, was ſchon daraus hervorgeht, daß ſeit ſeiner Anweſenheit in Weimar in ſeinem Notizen-Kalender an allen Montagen, Mittwochen und Sonnabenden die Schauſpiele von ſeiner Hand regelmäßig beigeſchrieben ſind, welche an jenen Tagen jedesmal aufgeführt wurden. Beſonders aber, wie es ſich von ſelbſt verſteht, machte er es ſich zum Geſchäft, die Leſe- und Bühnenproben ſeiner eigenen Stücke zu leiten. Auch noch über die wirkliche Vorſtellung mancher Stücke brachte er ſeine Bemerkungen zu Papier, welche künftigen Darſtellungen zu Gut kamen. So finden ſich im Briefwechſel ebenfalls ſolche Notizen von Goethe über die Aufführung des Macbeth[1], und da in dem Schiller'ſchen Nachlaſſe über die Vorſtellung derſelben Tragödie auch Bemerkungen von Schiller vorhanden ſind, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß die Freunde ſich ihre Deſiderien gegenſeitig mittheilten. Ich laſſe hier die Schiller'ſchen Bemerkungen über die Aufführung des Macbeth vollſtändig abdrucken, als Gegenſtück jener von Goethe veröffentlichten, vorzüglich aber als ſprechenden Beweis, wie gründlich und ſcharf Schiller in die Vorſtellung dramatiſcher Werke eindrang.

„1. Verſuch, die Stimmen der Hexen unkenntlicher zu machen.
2. „ ihre ſymmetriſche Stellung zu nüanciren.
3. „ ihnen einige Bewegung zu geben.

---

[1] Briefwechſel, Thl. 6. S. 271 ff.

4. Wo es nöthig iſt, längere Kleider, um den Kothurn zu bedecken?

5. Donalbain's Schwerdt muß neuer ausſehen.

6. Roſſe und der König müſſen andere Abgänge arrangiren.

7. Macbeth und Banko, wenn ſie mit den Hexen ſprechen, treten mehr gegen das Proſcenium. Die Hexen treten näher zuſammen.

8. Lady Macbeth ſpricht nicht rückwärts im erſten Monolog.

9. Fleance muß einen andern Leuchter haben.

10. „Gebt mir mein Schwerdt.“ Zweifel über dieſe Stelle des Banko.

11. „Nicht ſo ſtarr.“

12. Eine tiefere Glocke iſt anzuſchaffen.

13. Macbeth ſollte als König prächtiger erſcheinen.

14. Die Tafel ſollte nicht ſo modern beſetzt ſein.

15. Der Mittelaufſatz müßte vergoldet ſein, um gegen das Geſpenſt beſſer abzuſtechen.

16. Die Lichter ſind gerad zu ſtecken, und müſſen ſtärkere Lichter genommen werden.

17. Banko's Geſicht iſt bläſſer zu machen.

18. Es iſt für Stühle zu ſorgen, die nicht fallen.

19. Ein großer Helm iſt zu machen.

20. Die Kinder müſſen weiter heraus aus dem Keſſel; ſie ſind zu maskiren und auffallender zu dekoriren. Die Schatten langſamer und die Geſtalten im Charakter mehr abgeändert.

21. Nach der Hexenſcene ſollte etwas Muſik ſein, ehe Malkolm und Macduff eintreten.

22. Frage, ob man nicht einen Monolog von Malcolm ſollte voraus gehen laſſen, in welchem er die Sorge von Verrätherei ausdrückt? Ich weiß nicht, woran es lag, aber der Effekt dieſer Scene ging mir ganz verloren.

23. Macduff's Gebärden, da er den Tod der Seinigen erfährt.

24. Eilenſtein als Arzt muß nicht ſo gebückt ſitzen und nicht ſo ſehr in ſich reden.

25. Arrangement und Wandeln in dieſer Scene.

26. Mannigfaltigere Motive des Gefechts.

27. Stärkere Klingen für die [illegible].

28. Sollte man nicht die Rolle des jungen Seiward's einer andern Perſon zu geben ſuchen? Demoiſelle Caspers wird an dieſer Stelle auch noch für Donalbain gehalten.“

So fehlte es denn nicht an mannigfaltigen Beſchäftigungen, da namentlich die würdige Darſtellung des Tell Schiller's nächſte große Sorge und Arbeit war. Nichts deſto weniger beſtimmte er ſich bald nach Vollendung dieſes Schauſpiels für ein neues Drama. Schon am 10. März ſchrieb er in ſein Notizenbuch: „Mich zum Demetrius entſchloſſen.“

Die Ausführung dieſes Plans wurde durch eine Reiſe nach Berlin verſchoben, welche beſonders Iffland veranlaßt haben mochte [1], deſſen Briefe an Schiller von Bewunderung und Liebe voll ſind. Schon vor einigen Jahren, als er das Seebad an der Oſtſee verſuchen wollte, hatte er vorgehabt, ſich auf dem Rückweg einige Zeit in Berlin aufzuhalten. Am 26. April reiſ'te er mit Frau und Kindern von Weimar ab, und traf den andern Tag in Leipzig ein, wo er einige Tage blieb. Ueber Wittenberg und Potsdam wurde hierauf die Fahrt weiter fortgeſetzt, wo die Reiſenden dann am erſten Mai Mittags in Berlin anlangten. „Auf dieſer Reiſe,“ erzählt Frau Karoline von Wolzogen, „hatte Schiller den reinſten und höchſten Genuß ſeines Talents in der begeiſterten Anerkennung, die demſelben zu Theil ward. Iffland empfing ihn mit alter, warmer Freundſchaft; er hatte alles vorbereitet, um den dramatiſchen Genuß zum Höchſten zu ſteigern, und der Darſtellung der Schöpfungen ſeines Freundes die möglichſte Vollkommenheit zu geben.“ Er ſah von ſeinen Stücken die Braut von Meſſina, die Jungfrau von Orleans und den Wallenſtein aufführen — der Wilhelm Tell kam erſt ſpäter auf die Bühne — und wohnte auch einigen Opern bei. Iffland ſpielte den Herzog Wallenſtein mit vielem Beifall, und befriedigte den Dichter beſonders im Vortrage der weichen, ahnungsvollen Stellen; der unvergleichliche Fleck, welcher für dieſe Rolle geboren ſchien, war damals der Welt ſchon entriſſen.

---

[1] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen. Thl. 2, S. 260

Es iſt ſehr zu beklagen, daß wir aus der Zeit ſeines Aufenthalts in Berlin keinen einzigen Brief Schiller's beſitzen, woraus wir erſehen könnten, welchen Eindruck die neue Welt, die Anſchauung eines großen Theaters und die Bekanntſchaft und der Umgang mit ausgezeichneten Menſchen auf ihn machten. Iffland ſcheint am meiſten um ihn geweſen zu ſein und den Führer abgegeben zu haben. „Damit uns die Komödie nicht zu frühe auseinander ſcheuche.“ ſo lautet einer der vielen an ihn gerichteten Zettel Iffland's, „erlauben Sie, daß wir Sie und die Ihrigen um Dreiviertel auf ein Uhr zu Tiſch abholen. Sie finden Zelters, Ungers, Woltmann, und einen Jugendfreund von mir, den Kaufmann Bieſter, meinen Nachbarn. Sonſt nur noch den Kriegsrath Schmucker, einen Mann, der ſo ganz Gemüth iſt, als die Harmonika, die er himmliſch tönen läßt.“ An Zelter ſcheint er erſt jetzt näher herangerückt zu ſein, und er wohnte der von dieſem geleiteten Singakademie bei. Mit Fichte erneute er die alte, locker gewordene Freundſchaft, und erfreute ſich auch des Umgangs mit dem Geheimerath Hufeland, mit Bernhardi, Bethmann, dem Profeſſor Ditmar, dem hochgeſchätzten Arzte Erhard [1] und Andern. Von dem genialen Prinzen Ludwig Ferdinand, der ſein heldenmüthiges Blut nur allzu frühzeitig bei Saalfeld verſpritzte, wurde er zur Tafel gezogen; und die hochſinnige Königin Luiſe, längſt eine Verehrerin ſeiner Werke, ließ ſich den gefeierten Dichter vorſtellen, und ſprach den Wunſch aus, daß er ſich an Berlin möchte feſſeln laſſen. Eben ſo hörte er von dem größern Publikum auf den Straßen und in dem Theater ſeinen Namen erhoben und geprieſen. Nach einem mühe- und leidevollen Leben hatte das Schickſal dieſen ſchönſten Lohn einer herzlichen, allgemeinen Anerkennung für ſeine letzten Tage aufgeſpart. In dem einſtimmigen Enthuſiasmus war kein Mißklang einer Widerrede, und der Ruhmgekrönte konnte mit Genugthuung, ja mit Hochgefühl von der Bühne abtreten, wo ſich alle Geiſter ſeinem Genius beugten und ihm alle Herzen huldigten. Er war auf dem Gipfel des Daſeins angelangt, er hatte wenigſtens ſein äußeres Werk vollendet, wenn auch ſeine innere Aufgabe eine unendliche war. Jedes neue Kunſtwerk konnte nur den Ruhm wiederholen, den er ſchon reichlich gegründet hatte.

---

[1] Er gehörte im Anfang der neunziger Jahre zu Schiller's Freunden in Jena.

Nach einem ſechszehntägigen Aufenthalte, den ihm werth und unvergeßlich zu machen, ſich alles beeifert und vereinigt hatte, trat er mit ſeiner Familie ſeine Rückreiſe nach Potsdam an, wo er bei dem Geheimerath von Beyme zu Mittag ſpeiſ'te, Abends im Schauſpiel die Fanchon ſpielen hörte und die Nacht bei Maſſenbach zubrachte. Am einundzwanzigſten Mai, am Pfingſtmontag, langte er wohlbehalten und freudig wieder in Weimar an, wo er, zur Auffriſchung ſeiner Kaſſe, von Cotta eine Sendung von ſechshundert achtundvierzig Thalern vorfand. Bald liefen von den Theatern zu Leipzig, Dresden, Mannheim für überſchickte Manuſkripte ſeines Tell noch andere Summen ein, ſo daß er Anfangs Juli eilfhundert einundſiebenzig Thaler baar in der Schatulle hatte. Bei ſo reichlichem Einkommen zeigte er ſich denn auch, wie immer, freigebig und großmüthig gegen Verwandte und Freunde. Seiner Schweſter Reinwald in Meiningen machte er zur Erleichterung ihrer Haushaltung ein Neujahrsgeſchenk von fünf Dukaten, welches er, wie es ſcheint, regelmäßig zu wiederholen verſprach. Mit welcher Freude dankte ihm die gerührte Schweſter!

Schon längſt hatten Freunde und Verehrer den Plan oder Wunſch gehabt, Schillern, ja ſogar Goethen nach Berlin zu ziehen. Aber die Dichter waren weit entfernt, darauf einzugehen, und als Weltmann in einem Briefe an Schiller von einer derartigen Verwendung und Hoffnung etwas verlauten ließ, beſpöttelten ſie unter einander dieſe Intention *. Beide Männer waren mit dem Geiſte, der ihnen damals in der Hauptſtadt zu herrſchen ſchien, nicht zufrieden, und machten gegen die dortige Richtung eine ſtille Oppoſition. In den Xenien findet ſich über Berliner Perſonalitäten nur herber

---

* Schiller ſchreibt am 13. Sept. 1800: „Ich lege Ihnen einige Novitäten aus Berlin bei, die Sie beluſtigen werden; beſonders werden Sie ſich der Protektion erfreuen, welche W. Ihnen widerfahren läßt." Goethe antwortet: „Der W. kommt hier zurück. Es muß in Berlin wunderlich ausſehen, wenn man auch nur ſolche Einfälle haben kann. Indeſſen iſt es ja nicht ſowohl darum zu thun, etwas zu wirken, als etwas in Bewegung zu

Tadel, keine einzige Stimme der Billigung. Noch unverholener und allgemeiner iſt ihre Anſicht in einem anonymen Artikel der Propyläen ausgeſprochen [1]: „In Berlin ſcheint außer dem individuellen Verdienſt bekannter Meiſter, der Naturalismus mit der Wirklichkeits- und Nützlichkeitsforderung zu Hauſe zu ſein und der proſaiſche Zeitgeiſt ſich am meiſten zu offenbaren. Poeſie wird durch Geſchichte, Charakter und Ideal durch Portrait, ſymboliſche Behandlung durch Allegorie, Landſchaft durch Ausſicht, das allgemein Menſchliche durch's Vaterländiſche verdrängt. Vielleicht überzeugt man ſich bald, daß es keine patriotiſche Kunſt und patriotiſche Wiſſenſchaft gebe. Beide gehören, wie alles Gute, der ganzen Welt an und können nur durch allgemeine, freie Wechſelwirkung aller zugleich Lebenden in ſteter Rückſicht auf das, was uns vom Vergangenen übrig und bekannt iſt, gefördert werden.“ Ungeachtet dieſe Worte wahrſcheinlich Goethen zum Urheber haben, ſo iſt es doch keinem Zweifel unterworfen, daß ſie im Allgemeinen auch Schiller's Meinung ausſprachen.

Durch die rückſichtsloſe Kühnheit in ſeinen frühern Dichtungen hatte Schiller manchen hochſtehenden Perſonen Abneigung eingeflößt und ihnen ſeine Geſinnung verdächtig gemacht. Auch konnten ihm Viele die Xenien nicht vergeſſen. Aber die Macht ſeiner neuern Werke verſöhnte und vereinigte die Gemüther für ihn, und was vielleicht ſeine Werke noch zurückließen, bewirkte ſeine liebenswürdige Perſönlichkeit, als er in Berlin war. So entwarf man denn noch während Schiller's Anweſenheit in Berlin oder unmittelbar nach ſeiner Abreiſe den Plan, ihn für die Hauptſtadt dauernd zu gewinnen — ein Plan, welcher wahrſcheinlich von der Königin ausging oder in ihr die vornehmſte Stütze hatte [2]. Unter manchen Hinderniſſen brachte der damalige Geheime Kabinetsrath von Beyme die Sache Schiller's mit Eifer in Antrag und zur Entſcheidung. Hufeland, Fichte und Andere unterſtützten das Vorhaben nach Kräften. So erging denn ein ehren-

---

zogen. Ich rede von dem Einfall, uns dorthin zu ziehen. Der Ton der Anſinnung iſt völlig ſchicklich.“ Der Brief Woltmann's iſt noch vorhanden.

[1] Propyläen. B. 3, Stück 2. S. 167.

[2] Vergl. Briefwechſel zwiſchen Goethe und Zelter, Thl. 1, S. 56.

voller Antrag an den Dichter. Durch den König wurde ihm, wenn er ſich in Berlin niederlaſſen wolle, ein Gnadengehalt von dreitauſend Thalern nebſt freiem Gebrauche einer Hofequipage zugeſichert. Auch war ihm, nach der Verſicherung ſeiner Schwägerin, in der Akademie ein Platz zugedacht, wo er ſeinen frühern Plan, bei nachlaſſender Dichterkraft einen deutſchen Plutarch zu ſchreiben, auf das ſchönſte hätte ausführen können.

So war denn unſerm Schiller endlich durch königliche Großmuth „eine ſorgenfreie Exiſtenz bereitet.“ „Nur erneuert ſich leider dabei“ wie Goethe ſpricht [1], „der alte Schmerz, daß man dieſen vorzüglichſten Mann bis in ſein fünfundvierzigſtes Jahr ſich ſelbſt, dem Herzog von Weimar und ſeinem Verleger überließ, wodurch ihm zwar eine mäßige, aber doch immer beſchränkte Exiſtenz geſichert war, und ihm erſt zuletzt einen breitern Zuſtand anzubieten dachte, der ihm früher nicht einmal gemäß geweſen wäre, nun aber gar nicht mehr in Erfüllung gehen konnte.“

Schiller war über die ehrenvolle Berufung ſehr gerührt und wußte ihren Werth und ihre Vortheile in ihrem ganzen Umfang zu ſchätzen. Aber die Erwägung ſeiner Kränklichkeit und vielleicht das dunkle Vorgefühl ſeines nahen Todes, die Rückſicht auf die Wünſche ſeiner Gattin, und die eigene Zufriedenheit mit ſeinen ſocialen Verhältniſſen machten ihn bedenklich, in ſo vorgerücktem Alter, während es ihn immer nach Süden zog, nun noch weiter nach Norden zu wandern und, ſein Leben gleichſam neu beginnend, ſich in ungewohnte, viel künſtlichere Zuſtände zu ſchicken und zu fügen. Er legte ſeinem Herzog am 5. Juni die Sache mit dem Bemerken vor, daß es ſein Wunſch wäre, in Weimar zu bleiben, wenn ſein Gehalt in etwa erhöht werden würde. Karl Auguſt antwortete ihm: „Für die mir geſtern überſchriebenen Geſinnungen danke ich Ihnen, wertheſter Freund, beſtens; von Ihrem Herzen erwartete ich mir, als ich die Nachricht erhielt, daß man Sie nach Berlin zu locken wünſchte, daß Sie ſo handeln und ſo die Lage der Sache beurtheilen würden, wie Sie es gethan haben. Mit Dankbarkeit erwiedere ich auf Ihr geſtriges

---

[1] Briefwechſel mit Zelter, Thl. 6, S. 447.

Schreiben, daß ich mir von Ihnen erbitte, Sie möchten mir diejenigen Mittel ſagen, durch welche ich Ihnen den mir ſo erfreulichen Vorſatz, bei uns zu bleiben, belohnen könne, und wodurch ich Ihre Exiſtenz als Hausvater in eine Lage zu bringen vermöchte, die für die Dauer Ihnen nicht bereuen ließe, das kleinere Verhältniß dem größern vorgezogen zu haben. Schreiben Sie mir ohne Rückhalt Ihre Wünſche und leben Sie wohl!“ [1]. Unter dem 8. Juni erhielt er eine Zulage von vierhundert Thalern bewilligt, mit einem huldreichen Schreiben des Herzogs: „Empfangen Sie, wertheſter Freund, meinen wärmſten Dank; ich freue mich unendlich, Sie für immer den Unſrigen nennen zu können. Es würde mir recht angenehm ſein, wenn meine Idee realiſirt würde, daß die Berliner beitragen müßten, Ihren Zuſtand zu verbeſſern, ohne dem unſrigen dadurch zu ſchaden. Leben Sie wohl!“

Er lehnte demnach den Ruf nach Berlin ab, indem er dem Fürſtenhauſe treu blieb, welches den unverwelklichen Ruhm hat, den armen Flüchtling zuerſt aufgenommen und ihn fortwährend unterſtützt und geehrt zu haben. Wie ſehr er im Sinne der Verwandten ſeiner Frau gehandelt hatte, mag man aus folgender Stelle eines Briefes ſeines Schwagers Wolzogen aus Petersburg vom 2. Auguſt 1804 entnehmen: „Es iſt mir ſehr lieb, daß deine Plane wegen Berlin jetzt im Reinen ſind. Ich glaube nicht, daß jene dürre Sandgegend, wenn auch des Getreides viel iſt, für dich wäre. Alles iſt dort kleinlich zugeſchnitten, und nirgends, weder in Wäldern, Vieh, Menſchenkind noch Feldern, eine Fülle. Ich haſſe herzlich alles, was preußiſch iſt, ſogar bis auf den Accent.“ Wie ganz anders würde von Wolzogen in unſern Tagen empfinden und urtheilen!

So hatte denn Schiller jetzt eine fixe Einnahme von achthundert Thalern [2]. Ein Schauſpiel, welches er alljährlich zu ſchreiben gedachte, konnte er auf ſechshundert und ſiebenzig Thaler ſich anſchreiben; und außerdem brachten ihm die neuen Auflagen ſeiner Schriften, und namentlich ſein bei Cotta damals erſcheinendes Theater anſehnliche Summen ein. Seine Haushaltung koſtete nach einem allgemeinen, wahrſcheinlich ſchon in früherer Zeit von ihm ſelbſt aufgeſtellten Ueberſchlag jährlich ohne die Wohnung tauſend dreihundert Thaler. Den Wein, ſechs Eimer, rechnete er auf hundert ſechszig, die Kleider in allem auf hundert fünfundſiebenzig, das Holz, ſechszehn Klafter, auf hundert und zehn, die Lichter hundert und fünfundzwanzig Pfund, auf dreißig Thaler an. Die vielerlei edle Weinſorten, die er im Keller hatte, waren vielleicht zum Theil auch Geſchenke [1]; doch geht aus allem hervor, daß in ſeinem Hauſe verhältnißmäßig viel und guter Wein getrunken wurde. Cotta hatte ihm ſchon im Jahr 1802 auf ſein Theater einen Vorſchuß von dreihundert Karolin gethan, welcher aber ſchon durch die erſten Bände eingeholt war.

---

[1] Weimar'ſches Album, S. 181.

[2] Siehe Thl. 4. S. 127.

Indem nun Schiller ſeine Vermögensumſtände und die Zukunft überdachte, konnte er ſeinem Freunde Humboldt vergnügt ſchreiben, daß ihn der Herzog von Weimar in die Umſtände geſetzt habe, mit Aiſance in Weimar zu leben. „Da ich nun auch für meine dramatiſchen Schriften mit Cotta und mit den Theatern gute Akkorde gemacht habe, ſo bin ich in den Stand geſetzt, etwas für meine Kinder zu erwerben, und ich darf hoffen, wenn ich nur bis in mein fünfzigſtes Jahr ſo fortfahre, ihnen die nöthige Unabhängigkeit zu verſchaffen [2]. Sie ſehen, daß ich Sie ordentlich wie ein Hausvater unterhalte, aber ein ſolches Häuflein von Kindern, als ich um mich habe, kann einen wohl zum Nachdenken bringen. Uebrigens leben wir hier in einem ſehr angenehmen Verhältniß, und ich habe es noch keinen Augenblick bereut, daß ich es dem Aufenthalt in Berlin vorgezogen habe. Wär' ich freilich ein ganz unabhängiger Menſch, ſo würde ich dem Süden um vier Grade näher rücken.“

---

[1] Am 27. Juni 1804 hatte er folgenden Weinvorrath: Champagner 22 Fläſchchen, Malaga 61, Portwein 16, Muskatwein 4, Bourgogner 37, Falerner 4 halbe, Frankenwein 34, Ruſter 17, Oedenburger 6, Leiſten 2, und Rum 5 Fläſchchen.

[2] Unter ſeinen Papieren findet ſich von ſeiner Hand eine ausführliche Berechnung, wie ſich ſeine Vermögensumſtände jedes Jahr bis zum Jahr 1809 ſtellen würden. Ueber Schiller's ſorgfältiges Buchhalten ſiehe jetzt: »Hennes' Andenken an Barth. Fiſchenich bei Cotta 1841«, S. 68 u. S. 102.

Von einigen Lebensbeſchreibern wird berichtet, daß Schiller auch beim Arbeiten immer geiſtige Getränke getrunken habe. Döring, welchem Carlyle, wie auch ſonſt gewöhnlich, nacherzählt, will wiſſen: wer ihn von einer ſeinem Gartenhäuschen bei Jena gegenüberliegenden Anhöhe belauſcht habe, der habe geſehen, wie er bald laut ſprechend (!) auf- und niedergegangen ſei, bald ſich wieder in ſeinen Seſſel geworfen und geſchrieben habe, wobei er zuweilen häufiger aus dem neben ihm ſtehenden Pokale zu trinken pflegte. So verſichert auch Böttiger, wenn Schiller Abends aus dem Schauſpielhauſe komme, gehe es erſt an die Arbeit; zwei Flaſchen Wein müßten dann auf dem Tiſche ſtehen; frühe um drei oder vier Uhr gehe er erſt zu Bette und oft ſtehe er erſt Nachmittags auf.[1] Mir ſcheint eine ſolche ſinnliche Aufregung mit der ſorgfältigen, gründlichen und überdachten Weiſe ſeines Arbeitens unverträglich. Auch ſagt Frau von Wolzogen: „Beim Schreiben trank er nie Wein, oft Kaffee, welcher ermunternd auf ihn wirkte.“ Der zuverläßige Goethe aber ſetzt jenes weit verbreitete Gerücht auf den ächten Thatbeſtand zurück. „Schiller hat nie viel getrunken,“ ſagt er,[2] „er war ſehr mäßig; aber in Augenblicken körperlicher Schwäche ſuchte er ſeine Kräfte durch etwas Liqueur oder ähnliches Spirituoſes zu ſteigern. Dieß aber zehrte an ſeiner Geſundheit und war auch den Produktionen ſelbſt ſchädlich.“ Talent und Stimmung ſollten ihm immer zu Gebote ſtehen. Konnte er es zu böſer Stunde nicht durch ſeinen Willen erzwingen, ſo griff er wohl auch zu geiſtigen Reizmitteln.

Auch die andere Sage, daß er immer oder am liebſten Nachts gearbeitet, daß er im Winter bis Morgens früh um vier oder fünf, und im Sommer bis gegen drei Uhr an ſeinem Schreibtiſch geſeſſen, und ſich dann erſt zu Bette gelegt und bis zehn Morgens oder zum Mittag geſchlafen und daß er die übrigen Tagesſtunden müßig oder in geſelligem

---

[1] Böttiger's Literariſche Zuſtände und Zeitgenoſſen, B. 1, S. [illegible]

[2] Eckermann's Geſpräche mit Goethe, Th. 1, S. [illegible]

Verkehr zugebracht habe, iſt wenigſtens für das letzte Decennium ſeines Lebens ſehr zu beſchränken. Man fand in dem Leben des großen Dichters ſo wenig Poetiſches und Außerordentliches, daß man ihn wenigſtens zum regelmäßigen Nachtwacher machen zu müſſen glaubte. Aber gerade das Unregelmäßige war das Charakteriſtiſche ſeiner äußern Lebensweiſe, welche immer von Innen getrieben und gehetzt, ſich nicht ruhig gewöhnen und ordnen konnte. Daß er oft ſpät aufſtand und gerne Abends arbeitete, iſt nicht zu bezweifeln — ja ſein älteſter Sohn erzählte mir, daß er einmal, von der Anſtrengung erſchöpft, den ganzen Tag und die darauf folgende Nacht ununterbrochen fortgeſchlafen habe. Gewöhnlich aber dichtete er *nicht* in oder nach der Geiſterſtunde. Frau von Wolzogen ſagt nur, er habe dazumal in ſeinem Gartenhauſe zu Jena während der Sommermonate oft bis tief in die Nacht hinein gearbeitet.[1] Auf ſeinen dortigen Aufenthalt ſind auch die Worte Goethe's im *Epilog* zur Glocke zu beſchränken:

„Dort, ſich und uns zu köſtlichem Gewinne,
Verwechſelt er die Zeiten wunderſam,
Begegnet ſo, im Würdigſten beſchäftigt,
Der Dämmerung, der Nacht, die uns entkräftigt.“

Er ſpielte Abends bisweilen Karten, um durch eine mechaniſche Beſchäftigung die Schläfrigkeit herbeizuführen; oder er las nach dem Tagewerke lateiniſche Schriftſteller, Romane, Reiſebeſchreibungen. Wie häufig beklagt er ſich im Briefwechſel mit Goethe, er habe wieder eine ſchlafloſe Nacht gehabt oder ſei wieder erſt ſpät eingeſchlafen — was keinen Sinn hätte, wenn er gewohnt geweſen wäre, Nachts zu dichten. Goethe gab ihm einen Gegenſtand in „einer ſchlafloſen Nacht“ durchzudenken auf — das heißt doch nicht, in einer Nacht, in welcher er arbeitete. Ein andermal ſagt er, es ſei ein peinliches Gefühl, wenn die Arbeit nicht fort wolle und *am Abende* nichts Hinzugekommenes aufgezeigt werden könne. Stellen der Art ließen ſich noch viele aneinander reihen, ſo daß die Meinung, daß Schiller gemeinhin die Nacht zum Tag gemacht habe, eben ſo gewiß unrichtig ſein muß, als der Briefwechſel mit Goethe nicht untergeſchoben iſt.

---

[1] Schiller's Leben, Th. 2, S. 174.

Von allem, was zur beſtimmten Zeit geſchehen mußte, war Schiller ein geſchworner Feind. Er wollte ſeine Freiheit durch keinen äußern Zwang beſchränken laſſen. In Jena ſetzte er ſeine Kollegien bisweilen mit der Erklärung aus, es ſei ihm unmöglich jetzt zu leſen, und trug dann denſelben Gegenſtand Goethen Abends im Geſpräch vor. Sein häusliches Leben hatte hierdurch eine ganz eigenthümliche Geſtalt. Er konnte wenig im Kreiſe der Seinigen ſein. Sein älteſter Sohn erzählt, wenn er zuweilen in ſeinem hellen Schlafrocke, mit ſeinem lichten Haare und freundlichen Geſicht in die Kinderſtube getreten wäre, ſei er in ſeiner großen Geſtalt den Kindern wie eine höhere Lichterſcheinung vorgekommen. Wie er in ſeinen Dichtungen mehr die erhabene Seite ſeines Charakters ausprägte, ſo ließ er in ſeinem nächſten Umgang, in ſeiner Familie die ganze Liebenswürdigkeit ſeines Herzens hervortreten.

Seit ſeiner Rückkunft aus Berlin konnte er, wie es ihm nach jeder längern Zerſtreuung zu geſchehen pflegte, einige Zeit zu keinem Arbeiten mehr kommen. Der Alpenjäger war beinahe das einzige, was er fertig brachte. Auch der Plan des Demetrius löſ'te ſich wieder von ihm ab, und er kehrte auf kurze Zeit zu dem alten Entwurf ſeines Warbeck zurück. Am 12. Juli ſchrieb er in ſein Notizenbuch: „Zur Princeſſin von Brüſſel mich entſchloſſen." Zu dieſer Zeit ſchickte Zelter einen, durch den Miniſter von Hardenberg veranlaßten Aufſatz: wie die Singakademie vervollkommnet werden könne, an Goethe, worin die Anſicht bündig durchgeführt war, daß der Muſik zuerſt und allein durch den Kirchengeſang zu helfen ſei, und daß für eine Regierung ſelbſt in jedem Sinne nichts wünſchenswerther ſein müſſe, als zugleich eine Kunſt und höhere Gefühle zu nähren und die Quellen einer Religion zu reinigen, die dem Gebildeten und Ungebildeten gleich gemäß ſei. Dieſe Idee intereſſirte Schillern in hohem Grade, daß er ſelbſt an Zelter ſchrieb, und ihn bat, um der guten Sache willen in ſeinem Aufſatz mehr auf das Gewicht zu legen, was Staat, Kirche und die Sitten durch dieſen

Vorſchlag gewännen, als auf den Vorſchub, welcher der Kunſt ſelbſt durch dieſe Verbindung mit der Religion zu Theil würde. Was Schiller bei dieſer Gelegenheit ſagt, iſt vortrefflich, und geht weit über das hinaus, was er früher auf einſeitigem philoſophiſchem Standpunkte über die Entbehrlichkeit der Religion für die Kunſt aufgeſtellt hatte.[1] „Mir ſcheint es ein überaus glücklicher Umſtand,“ ſchreibt er,[2] „daß das Intereſſe der Kunſt dießmal einem ſolchen äußern Bedürfniß begegnet, und wenn man es anders nicht in der Form verſieht, ſo müßte es, denke ich, gar nicht fehlſchlagen können, die Regierer des Staats für Ihren Vorſchlag zu intereſſiren. Es wird alles darauf ankommen, wie die Sache geſtellt wird. Daß es hohe Zeit iſt, etwas für die Kunſt zu thun, fühlen Wenige, aber daß es mit der Religion ſo nicht bleiben kann, wie es iſt, läßt ſich Allen begreiflich machen. Und da man ſich ſchämt, ſelbſt Religion zu haben, und für aufgeklärt paſſiren will, ſo muß man ſehr froh ſein, der Religion von der Kunſt aus zu Hülfe kommen zu können. Es müßte Ihnen nicht ſchwer fallen, einen oder den andern Ihrer Theologen und Akademiker dafür zu intereſſiren. Berlin hat in den dunkeln Zeiten des Aberglaubens zuerſt die Fackel einer vernünftigen Religionsfreiheit angezündet; dieß war damals ein Ruhm und ein Bedürfniß. Jetzt, in Zeiten des Unglaubens, iſt ein anderer Ruhm zu erlangen, ohne den erſten einzubüßen: es gebe nun auch die Wärme zu dem Lichte und veredle den Proteſtantismus, deſſen Metropole es einmal zu ſein beſtimmt iſt. — Ja der Geiſt der Zeit verlangt es, da ſich der Katholicismus in Frankreich neu konſtituirt hat, daß auch im Proteſtantiſchen an die Religion gedacht werde, und ſelbſt die Philoſophie nahm dieſe Richtung.“

Wir ſehen aus dieſen Worten zugleich, welchen würdigen und großen Begriff ſich der Briefſteller von Berlin erworben hatte, — wo es gleichwohl ſeiner Perſönlichkeit und ſeiner Lebensgewöhnung vielleicht nie heimiſch geworden wäre.

---

[1] Siehe Theil 2, S. 313 ff. und Th. 3, S. 23 f.

[2] Briefwechſel zwiſchen Goethe und Zelter, Th. 1, S. 120 f.

Die Niederkunft ſeiner Frau ſtand bevor und da dieſe zu dem Arzte Starke ein ausſchließendes Vertrauen hegte, ſo ging Schiller am 19. Juli mit ihr und den Kindern nach Jena. Bei einer Spazierfahrt durch das freundliche Dornburger Thal war er für die kühlen Abendſtunden zu leicht gekleidet und zog ſich eine Erkältung zu. Die heftigſten Schmerzen im Unterleibe quälten ihn mehrere Tage. Während er ſo im obern Zimmer bitter litt und ſich ängſtlich mit dem Gedanken an die Niederkunft ſeiner Frau beſchäftigte, erfolgte dieſelbe am 25. Juli leicht und glücklich. Die neugeborne Tochter wurde ihm auf ſein Zimmer gebracht, und er empfing ſie mit der lebhafteſten Freude. Er erholte ſich wieder von dem neuen Anfall, und erheiterte ſich im Umgang mit den alten treuen Jenenſer Freunden, denen ſich Johann Heinrich Voß und der Graf Geßler beigeſellt hatten. Des überſtandenen Uebels wurde nicht mehr gedacht, aber eine große Schwäche war zurückgeblieben, und Schiller's ganzer Zuſtand war bedenklicher geworden.[1] „Ich habe freilich einen harten Anfall ausgeſtanden," ſchrieb er an Goethe, „und es hätte leicht ſchlimm werden können, aber die Gefahr wurde glücklich abgewendet. Alles geht nun wieder beſſer, wenn mich nur die unerträgliche Hitze zu Kräften kommen ließe. Eine plötzliche große Nervenſchwächung in ſolch einer Jahreszeit iſt in der That faſt ertödtend, und ich ſpüre ſeit den acht Tagen, daß mein Uebel ſich gelegt, kaum einen Zuwachs von Kräften, obgleich der Kopf ziemlich hell und der Appetit wieder ganz hergeſtellt iſt." Was er ſonſt nie that, an Cotta diktirte er damals einen Brief.

Am 7. Auguſt wurde die neugeborne Tochter getauft und erhielt den Namen Emilie Henriette Luiſe. Unter den Pathen waren die Fürſtin von Schwarzburg Rudolſtadt und Sondershauſen, die Prinzeſſin von Weimar, der Graf Geßler und Johann Heinrich Voß. Die Taufrede hielt Marezoll.

Auch nach ſeiner Rückkehr nach Weimar ging es ihm noch nicht gut. Erſt am 11. Oktober fühlte er ſich beſſer.

---

[1] Frau von Wolzogen a. a. O. Th. 2. S. 266.

und meinte nun ziemlich wieder im alten Geleiſe zu ſein. Die Ankunft der jungen Erbprinzeſſin, der Großfürſtin von Rußland, ſtand bevor, derentwegen ſich Schiller's Schwager, Wilhelm von Wolzogen als Begleiter des Erbprinzen längere Zeit in Petersburg aufgehalten hatte. Da ging Goethe unſern Dichter an, zum Empfang der Erbprinzeſſin im Theater ein Vorſpiel zu verfertigen, zu deſſen eigener Abfaſſung er ſich ſelbſt nicht disponirt fühlte. Schiller gab Goethe's freundſchaftlichem Dringen ungern, zögernd nach, weil bei ihm alles aus ihm ſelbſt kommen mußte, und Gelegenheitsgedichte, welche keine tiefere Wurzeln in dem Geiſtesgang ihres Verfaſſers hatten, ſeiner Muſe fremd waren.[1] Doch war die Ankunft der neuvermählten liebenswürdigen nordiſchen Kaiſertochter ein Stoff und eine Situation, die er nach ſeinen großen und liebſten Ideen ſymboliſch behandeln konnte. Und ſo entſtand denn, innerhalb weniger Tage, vom 4. bis zum 8. November, eine der freundlichſten, ſchönſten Schöpfungen des Schiller'ſchen Genius: *die Huldigung der Künſte*. Er ſchrieb darüber an Humboldt: „Es iſt das Werk des Moments, und im Verlauf einiger Tage ausgedacht, ausgeführt und dargeſtellt worden.“ Es war billig, daß nachdem jenes geſellſchaftliche Lied vor zwei Jahren den Erbprinzen gefeiert hatte, nun auch ſeiner Gemahlin gehuldigt wurde. Beide Gedichte waren und blieben aber auch ſeit Schiller's Flucht aus Stuttgart die einzigen ihrer Art. Am 9. November hielt die Erbprinzeſſin ihren Einzug, und nun folgten mannigfaltige Feſtlichkeiten, Präſentation, Nachtmuſik, Cour, Feuerwerk und Redouten, denen Schiller zum Theil beiwohnen mußte. Am 12. November wurde das Vorſpiel mit dem Mithridat von Racine auf der Bühne vorgeſtellt, und ließ in dem Gemüth der gerührten Fürſtin einen dauernden Eindruck zurück.

---

[1] Noch am 28. Oktober 1803 hatte Zelter ein ſolches Gelegenheitsgedicht von ihm gewünſcht (ſ. Briefwechſ. Th. 1, S. 96), es aber nicht erhalten.

Achtes Kapitel.

Letzte Arbeiten: Huldigung der Künſte; Ueberſetzung der Phädra; Recenſion von Voſſens Othello; die Pariſer Polizei; die Kinder des Hauſes; Demetrius. Ueber Schiller's Dramen im Allgemeinen.

Und ſo möge denn das im vorigen Kapitel genannte Feſtgedicht die Reihe der letzten Arbeiten Schiller's eröffnen, die wir noch zu betrachten haben. Es iſt das letzte vollendete eigenthümliche Werk ſeines Genius, welcher ſich in dieſem lyriſch-ſymboliſchen Stücke deutlicher ausprägen konnte, als in manchen frühern Werken. Hier hören wir ganz ihn ſelbſt und zwar über eine Angelegenheit, die ihm die höchſte der Menſchheit zu ſein ſchien, und in welcher er lebte und wirkte. Das Gedicht enthält ſeine reifſten Grundanſichten über Kunſt und Poeſie; es iſt ſein äſthetiſches Teſtament, wie das Lehrgedicht, der Künſtler, der Vorläufer ſeiner neuern Dichtungen.

Die Fürſtin, Maria Paulowna, welche hier begrüßt wird, iſt die Tochter des ruſſiſchen Kaiſers Paul und der Sophia Dorothea von Würtemberg. Des Vaters, der vor einigen Jahren das Leben verloren hatte, wird im Gedicht nicht gedacht, wohl aber wird „die herrliche, die ſie gebar,“ als Beſchützerin der Künſte geprieſen. Dieſe rühmen von ihr:

„Sie nährt uns ſelbſt die heil'ge Opferflamme
Mit reiner Hand auf ihrem Hausaltar.“

Sie ehrte die Werke ihres berühmten Landsmannes, und Schiller ſchrieb am 4. September 1803 an ſeinen Schwager Wolzogen nach Petersburg: „Es hat mich gar ſehr gefreut, von dir zu hören, daß die Kaiſerin eine Neugierde bezeugt hat, die Braut von Meſſina zu leſen. Wenn du es für keine Unbeſcheidenheit hältſt, ſo wollte ich dich bitten, ihr von meinetwegen ein Exemplar des Don Karlos der neuen ſchönen Ausgabe zu präſentiren, das ich dem Kourier mitgeben werde.“ Außerdem wird ihrer Schweſtern — ſie hatte deren drei — Erwähnung gethan, und von ihren Brüdern, Alexander, Konſtantin und Nikolaus, der erſte als regierender Kaiſer, der aus Wilden ein geſittet Volk ſich ſchaffe und die Victoria auf ewig an ſein Heer gebannt habe, gerühmt. Bekanntlich feierte auch Klopſtock die Thronbeſteigung Alexander's durch eine Ode an die Humanität, der andere Ausſpruch aber klingt, da ſich Alexander damals noch nicht durch Kriegsthaten hervorgethan hatte, wie eine Prophezeiung.

Landleute oder Hirten, wie nachher der Genius ſie nennt — wie in der Jungfrau von Orleans fließen auch hier beide Begriffe in einander — pflanzen unter feſtlichen Glückwünſchungen einen grünenden, blühenden, mit Früchten beladenen, mit Bändern geſchmückten Orangenbaum, ihrer Königin zu Ehren, die aus dem Kaiſerpallaſt in ihr ſtilles Thal kam. Das Thal der Ilm pflegt Schiller gemeinhin „das ſtille Thal“ zu nennen, wie z. B. in dem Lied auf den Erbprinzen von Weimar: „der Abſchied nimmt von dieſem ſtillen Thal.“[1] Unter jenen Landleuten und Hirten ſind alſo die Bewohner des Weimar'ſchen Landes verſtanden, die ihre Freude über die Ankunft der neuen Fürſtin und ihre Ehrerbietung ausdrücken und darthun wollen.

Es mag dem Dichter ſchwer geworden ſein, hierzu eine paſſende dramatiſche Handlung ausfindig zu machen, da die Landleute keine Motive von den Künſten entlehnen durften, die erſt ſpäter herzutreten, und von denen alſo der natürliche Zuſtand jener Menſchen ausgeſchloſſen gedacht werden muß. Die Künſte folgen der Fürſtin, von ihrer Mutter geſandt, erſt *nach*, müſſen alſo alle Kunſterzeugniſſe erſt bringen, nicht ſchon vorfinden. Hätten die Landleute der Fürſtin z. B. ein würdiges Lied ſingen wollen, ſo wäre dieß der Muſe der Muſik unrechtlich vorgegriffen geweſen. Selbſt ihr Tanz darf daher nur „in einem bunten Reihen“ ſein — alſo nur ein kunſtloſer Naturtanz. Nur was im Umkreis der *Natur* liegt, vermögen ſie zu geben.

---

[1] Der Wunſch, daß nie des Krieges Horden „dieſes ſtille Thal durchtoben“ mögen, geht ebenfalls ganz beſtimmt auf das Ilmthal, ſ. Theil 4, S. 104

Dieſem harmloſen Naturleben gegenüber kündigt ſich nun der herabgeſtiegene und eintretende Chor der Künſte in ſeiner ganzen Erhabenheit an. Es iſt eine ähnliche Situation, wie in der Allegorie, *das Mädchen aus der Fremde*, wo die Poeſie ebenfalls in ein Thal zu armen Hirten kommt. Wenn dort der Dichter erzählt:

„Beſeligend war ihre Nähe,
Und alle Herzen wurden weit;
Doch eine Würde, eine Höhe
Entfernte die Vertraulichkeit;“

ſo verſinnlicht ſich uns dieß hier vor unſern Augen und Ohren. „Wie wird mir auf einmal! Wie iſt mir geſchehn!“ rufen alle Landleute bei dieſer Göttererſcheinung aus. Es iſt derſelbe überwältigende Eindruck, welcher auch ſchon in den *Künſtlern* geſchildert wird, nur daß Schiller in dieſem Lehrgedicht einen rohen Zuſtand vorausſetzt.[1] Wie Schiller's ganze Dichtung und wie er ſelbſt, charakteriſiren ſich auch die hier auftretenden Künſte als *erhabene* Weſen, als „eine göttergleiche Schaar.“ Sie kommen von fernher (von Griechenland) und ſchreiten von einem Volke, einer Zeit zur andern, ohne irgendwo einen feſten Wohnſitz zu finden. Denn, führt der Genius fort, ſie enteilen beim Waffengeklirr, ſo wie bei unaufhörlichen, oft blutigen politiſchen Parteiungen.[1] Wo die Politik alle Intereſſen des Lebens beherrſcht, da entflieht die Kunſt. Aber auch da gedeiht ſie nicht, wo eine überfeinerte, heuchleriſche Konvenienz alle reine, aufrichtige Laute der unmittelbaren Natur und die kindlichen Sitten erſtickt hat. Daher die Worte des Chors der Künſte: „Wir haſſen die Falſchen, wir ſuchen der Menſchen aufricht'ge Geſchlechter" ꝛc. Wie der Künſtler nach der Vorrede zur Braut von Meſſina, jene „einfachſten, urſprünglichſten und naivſten poetiſchen Motive" erfinden muß, wenn er nicht ſo glücklich iſt, ſie vorzufinden; ſo iſt auch nur eine kindliche Menſchheit für künſtleriſche Erzeugniſſe empfänglich.

---

[1] „Bald drängten ſich die ſtaunenden Barbaren
Zu dieſen neuen Schöpfungen heran.
Seht, riefen die erfreuten Schaaren,
Seht an, das hat der Menſch gethan!“

Der Kunſtgenius legt nun auch ſogleich der Handlung, die wir die Landleute anfangs vornehmen ſahen, ihren höhern, wahren Sinn unter. Der blühende, mit Früchten beladene Orangenbaum, den ſie friſch in die Erde pflanzen und dem ſie in allem Ernſte wetteifernd das beſte Wachsthum wünſchen, kann doch nur ein poetiſcher Wunderbaum ſein, wenn ihr naives Beginnen keine lächerliche Thorheit ſein ſoll. Der Wunſch: „Wachſe, wachſe, blühender Baum!" im Munde von Landleuten, welche die Bedingungen des Wachſens am beſten kennen müſſen, iſt nur dann möglich, wenn das Pflanzen des Baums nur eine ſinnbildliche Bedeutung hat. Warum pflanzen ſie den Baum? Sie wiſſen es ſelbſt nicht deutlich zu ſagen, wenn ſie erwiedern: „Feſſeln möchten wir Sie gerne an das neue Vaterland." Wie wird ſie dadurch gefeſſelt? Der Genius ſagt es ihnen: Wie ihr dieſen Baum, „den zarten Fremdling," in eure Erde pflanzt, ſo wünſcht ihr, daß die fremde Kaiſerstochter bei euch heimiſch werde. Daher richten auch die Landleute ſo angelegentliche, ſich ſteigernde Glückwünſche an den Baum. Er iſt nicht nur ein Geſchenk für die Fürſtin, ſondern ein Bild von ihr.

Aber die Landleute fühlen ihr Unvermögen, ihr das zu erſetzen, was ſie verlaſſen hat. Im Umkreis der Natur gibt es keinen Preis dafür. Was die Natur verſagt, müſſen die Ideen und die Kunſt einholen. So trägt der Genius zuerſt in der edelſten Form drei ideale Wahrheiten vor, durch die er die Landleute beruhigt, indem er ſie mit dem höhern Seelenleben ihrer Gebieterin bekannt macht. Schiller ſagt nicht als Sittenlehrer, was ſein ſoll, ſondern als Dichter ſchildernd, was wirklich iſt, und belehrt ſo unter der Form der Verherrlichung. Fürſtliche Perſonen werden häufig, wo ſie ankommen, durch niedrige Schmeicheleien feiler Seelen oder durch leere, herzloſe Feſtlichkeiten bewillkommt — unſer unvergleichlicher Dichter bringt der neu Angelangten drei hohe Wahrheiten zum Geſchenk dar. „Liebe," gibt er der Trauernden zu verſtehen, „greift auch in die Ferne, Liebe feſſelt ja kein Ort." Durch den zweiten Grundſatz lehrt er die in kaiſerliche Pracht Auferzogene ſich in die kleinen Weimaraner Verhältniſſe finden: „Ein erhabener Sinn legt das Große in das Leben, und ſucht es nicht darin." Eine Lehre, die freilich nicht der natürliche Sinn (in unſerm Gedicht der Hirt), ſondern nur der wiedergeborne Menſch begreift, wenn anders ein in der idealen Ordnung der Dinge Lebender ein Wiedergeborner genannt werden muß. Aber die Kaiſertochter hatte jene Lehre und mit ihr die Seele Schiller's wirklich begriffen, wie aus einem Worte hervorgeht, das dieſe Frau nach Jahren als regierende Großherzogin an Karoline von Wolzogen richtete. „Da ich," erzählt dieſe, „mit Wohlgefallen ihrer Zuſtimmung erwähnte zu Einſchränkungen, die der Großherzog nöthig befunden, da ſie doch des Großen von Kindheit an gewohnt geweſen ſei, erwiederte ſie, daß ſie jene Verſe Schiller's nicht vergeſſen habe." Der dritte Satz wandelt das gemeine *ubi bene, ibi patria* in den erhabenen Denkſpruch um: „Wo man beglückt, iſt man im Vaterlande." Denn das ſchöne Herz „ſchafft ſich ſelbſt, ſtill wirkend, ſeine Welt." Hiermit knüpft ſich der ideale Gedankenflug an die ſymboliſche Handlung an, womit unſer „lyriſches Spiel" begann:

---

[1] Am beſtimmteſten iſt letzterer Gedanke in den Stanzen, Wilhelm Tell, ausgeführt: „Wenn rohe Kräfte feindlich ſich entzweien" ꝛc.

---

[1] Th. 3, S. 194 f. wo man ſieht, daß dieſer Satz aus Schiller's Lehre vom Erhabenen hervorging.

„Und wie der Baum ſich in die Erde ſchlingt
Mit ſeiner Wurzeln Kraft und feſt ſich kettet,
So rankt das Edle ſich, das Treffliche,
Mit ſeinen Thaten an das Leben an.“

Uebrigens bemächtigte ſich, als jene Worte bei der erſten Aufführung geſprochen wurden, ſo erzählt ein Augenzeuge,[1] die edelſte Rührung der Herzen aller Anweſenden, und nie iſt wohl einem Dichter ſchöner geopfert worden, als durch den Ausbruch der Empfindungen, die damals hörbar wurden. Die liebenswürdige Erbprinzeſſin weinte vor Wehmuth und Freude.

Aber nicht, was ihr ſparſam die äußere Natur gibt noch was ſie überall ſich ſelbſt ſein kann, ſondern allein, was ihr die Künſte in Weimar gewähren, kann die Fürſtin an die neuen Verhältniſſe binden. Dieſe Idee iſt die Krone des Gedichts, und da ſchildert denn zuerſt der Genius den Werth der Künſte überhaupt, und dann der Reihe nach jede einzelne Kunſt ſich ſelbſt, immer mit zarter Beziehung auf die Gefeierte und ihre Familie, und zuletzt erklären ſie einmüthig, daß ſie alle ihren Wünſchen zu Gebote ſtünden. Daß gerade die Künſte als höchſter Erſatz ſich anbieten, iſt eben ſo paſſend für das deutſche Athen, als der Weltanſchauung Schiller's angemeſſen, wornach die Künſte den Palaſt und den Altar ſchmücken, alle Menſchenwerke krönen und alles Glück vollenden. Hatte doch der Dichter ſchon im Lied an die Freunde für die engen Verhältniſſe in Weimar als Gegengewicht die Schauſpielkunſt und das Phantaſiereich der äſthetiſchen Formen in die Wagſchale gelegt.[2]

Wenn der Genius ſpricht, daß die Künſte der Erbprinzeſſin, von ihrer Mutter geſandt, nachgefolgt ſeien, ſo iſt darnach nicht zu deuten, was der Chor der Künſte im Anfang ſagt: „Wir kommen von fernher“ ꝛc., wodurch ihr kulturhiſtoriſcher Weltgang geſchildert wird. Daß im Folgenden von allen Künſten nur der Malerei und Poeſie keine

---

[1] Heinrich Voß, Mittheilungen über Goethe und Schiller in Briefen (Heidelberg, 1834) S. 29 f.

[2] Siehe Thl. 8, S. 40.

Attribute beigenannt ſind, könnte auffallen. Es war aber auch ſchwer, der Poeſie ihr Attribut zu beſtimmen, der Malerei waren dagegen in dem Manuſkript, aus welchem der erſte Abdruck dieſes Gedichts genommen wurde, in der Ueberſchrift die Worte beigefügt: „(mit Palette und Pinſel)“. Von dieſen huldigenden Künſten meint ein Kritiker, daß ſich die Poeſie am herrlichſten charakteriſire, und es iſt eine eben ſo tiefe Wahrheit, daß ſie nichts Schöneres darzuſtellen finde, denn in der ſchönen Form die ſchöne Seele, als die perſönliche Beziehung dieſer Worte, durch das, was oben ſchon der Genius vom ſchönen Herzen ſagte, mit lieblichſter Zartheit angedeutet iſt. Ueberhaupt glänzt in dieſen philoſophiſch poetiſchen Schilderungen Schiller's eigenthümliches Talent. Welchem Gedanken ſollte der Dichter bei ſeiner lebenslänglichen Wanderung durch das Reich der Ideen nicht ſchon begegnet ſein? So kehren denn in der Charakteriſirung des Tanzes Anſichten zurück, die ſchon in dem Gedichte gleichen Namens von 1795 ausgeſprochen waren; und wenn die Fürſtin „das große Spiel der Welt“ auf der Bühne geſehen, kehrt ſie reicher in ſich ſelbſt zurück,“ wie die Thekla, ebenfalls eine ſchöne Seele, froher zu ihrem ſchönern Eigenthum zurückkehrt, wenn ſie das Spiel des Lebens gemuſtert hat (Piccolomini, Akt 3, Scene 4). Durch das ſchöne Gleichniß endlich, daß ſich die ſieben Künſte zum wahren Leben vereinigen müſſen, wie die Farben des Regenbogens, reicht unſer lyriſches Spiel über ſo viele Jahre hinweg dem Lehrgedichte, die **Künſtler**, die befreundete Rechte, wo es am Ende heißt, daß das Licht der Wahrheit ſich in die ſieben Regenbogenſtrahlen der Schönheit lieblich breche und ſo geſchieden verbunden ſei.

So beſchloß der Liebling der Frauen ſeine eigenthümliche poetiſche Laufbahn mit dem Lob einer erhabenen Frau. Wenn es ſchon herrlich iſt, auch ein Klaglied zu ſein im Munde des Dichters, um wie viel herrlicher iſt es, ſo feinſinnig gelobt und mit leiſer Hand zu allem Großen und Schönen hingelenkt und in ihm befeſtigt zu werden! Schon Anlaß zu einem ſolchen Gedicht zu ſein, iſt eines Lebens werth. Nur das Unvergleichliche kann das Unvergleichliche hervorrufen!

Hierbei verdient bemerkt zu werden, daß die dramatiſche und die lyriſche Richtung, die Schiller bisher getrennt verfolgte, in dieſem Feſtgedicht in einander ſchlugen. Wie er im Wilhelm Tell die Geſchichte ſymboliſch behandelte, ſo brachte er hier ſeine Ideen in eine dramatiſche Form. Nicht leicht eine andere Dichtung iſt ſo ſehr mit allgemeinen Sentenzen geſchmückt, die aber nicht auffallend ſind, weil das Ganze ſich im Idealen hält und die Handlung ſelbſt nur eine Einkleidung der Gedanken des Dichters iſt. „Ein ſchöneres, poetiſcher erfundenes und ausgeführtes Gelegenheitsgedicht,“ urtheilt Bouterweck mit Recht, „iſt wohl noch nie auf das deutſche Theater gebracht worden. So hat ein Dichter, der mit philoſophiſcher Geiſtesgröße immer das Ganze des Lebens und die Beſtimmung des Menſchen im Auge behielt, von der Welt Abſchied genommen, die ihn nie zu lieben und zu bewundern aufhören wird, ſo lange nicht der letzte Funken des Sinnes für das Große und Schöne in der Bruſt derer erlöſchen wird, die es durch das Organ der deutſchen Sprache zu empfinden vermögen.“ [1]

Dem letzten Originalwerke folgt noch die Uebertragung der Phädra des Racine und der unvollendet gebliebene Demetrius.

Die Uebertragung der Phädra iſt als ein Seitenſtück von Goethe's Mahomet anzuſehen, und aus dem gleichen Streben hervorgegangen, der einbrechenden Kunſtanarchie durch die franzöſiſche Regelmäßigkeit und gebundene Strenge einen Damm entgegenzuſetzen. Sie iſt durch jenes Schutzgedicht an Goethe, als er Mahomed auf die Bühne brachte, zum voraus gerechtfertigt. In den ſchlimmen Decembertagen

---

[1] Aus dem oben angegebenen Manuſkript merke ich die bedeutendſten urſprünglichen Lesarten: „Strebend in den Himmelraum“ (jetzt: Himmelsraum). — „Mögen deine goldnen Gaben“ (jetzt: Nektargaben, wie aber ſchon von Schiller's Hand umgeändert iſt). — „Und ſie ſcheinen hoch beglückt“ (wofür jetzt widerſinnig ſteht: doch beglückt). — „In dem Augenblick, wo ſie vertreten, enthüllen ſie ihre Attribute“ (nicht, wie es jetzt heißt: „ſich ihre Attribute“). — Auch ſchrieb Schiller in: „Unſerer Königin zu Ehren, der erhabenen, gütigen“ die letzten Wörter mit kleinen Anfangsbuchſtaben, wie in ähnlichen Fällen auch ſonſt immer; und: „Was ahndungsvoll (nicht wie jetzt: ahnungsvoll) den tiefen Buſen füllt.“

1804, wo es Schillern, wie auch den übrigen Gliedern der Familie, wieder ſehr ſchlecht erging und er einer größern Anſtrengung nicht gewaſchen war, griff er zu dieſer Arbeit. „Ich bin jetzt recht froh,“ ſchrieb er an Goethe, „daß ich den Entſchluß gefaßt und ausgeführt habe, mich mit einer Ueberſetzung zu beſchäftigen. So iſt doch aus dieſen Tagen des Elends wenigſtens etwas entſprungen, und ich habe indeſſen doch gelebt und gehandelt.“ Am 17. December wurde die Ueberſetzung begonnen und am 14. Januar nach ſechs und zwanzig Tagen war ſie fertig. Am zwanzigſten deſſelben Monats war Leſeprobe und am vorletzten als am Geburtstag der regierenden Herzogin wurde die nationaliſirte Fremde auf der Bühne vorgeſtellt.

Goethe, dem der Verfaſſer das Manuſkript zuſchickte, fand die Diktion in den meiſten Hauptſtellen vorzüglich gut gerathen, und ſchrieb nur einige Veränderungen ein, die ſich auf den mehrmals vorkommenden Fall bezogen, daß ein Hiatus eintrat oder zwei kurze Silben ſtatt eines Jambus ſtanden. Der Herzog Karl Auguſt, auf deſſen Wunſch die Ueberſetzung vielleicht unternommen war und dem Schiller die Handſchrift ebenfalls zukommen ließ, war als ein entſchiedener Freund der franzöſiſchen Literatur höchſt erfreut. „Ein paar Tage,“ ſchrieb er an ihn, „habe ich es verſchoben, Ihnen meinen beſten Dank für das Ueberſendete ſchriftlich zu ſagen. Die Ueberſetzung las ich zuerſt, mit der größten Aufmerkſamkeit, mit dem größten Vergnügen und mit lebhaftem Gefühle; hinterdrein las ich erſt das Original wieder durch, und endlich habe ich in den wichtigſten Stellen eins mit dem andern verglichen. Dieſe zwei beſten Beſchäftigungen haben mich mit Bewunderung über ihr Meiſterwerk erfüllt. Racine ſelbſt, wenn er ſie verſtehen könnte, würde gewiß Ihrer Ueberſetzung ſeinen Beifall geben. Obendrein haben Sie ein ſehr verdrießliches Werk zu Stande gebracht: den deutſchen Sinnen das Vorbild der vortrefflichſten franzöſiſchen Dichtung begreiflich zu machen. Ich wünſche, daß die Aufführung des Stückes nur leidlich von ſtatten gehe, alsdann wird niemand ungelobt aus dem Schauſpielhauſe gehen. Nochmals meinen wärmſten Dank.“

Als Schiller bald nachher ſein Werk für den Druck revidirte — es erſchien zuerſt als Taſchenbuch mit beigefügtem franzöſiſchem Original — bat er den Herzog um ſeine Bemerkungen, und der gebildete, feinſinnige Fürſt theilte ihm einen ganzen Bogen ſolcher Bemerkungen über Metrik und Wohllaut mit, von denen viele von ihm benutzt wurden. Er überſandte ſie mit folgenden Zeilen: „Nur Ihre Aufforderung konnte mir die Dreiſtigkeit eingeben, die Bemerkungen niederzuſchreiben, die Sie der Feinheit meines Gehörs zutrauten: ich ſchicke Ihnen hier das Reſultat und wünſche, daß Sie es nachſichtig aufnehmen mögen. Allerhand Nachdenken hat mir dieſe Beſchäftigung über die ſogenannte freie Versart verurſacht, in der Sie ſo beſonders Meiſter ſind, und ich habe gefunden, daß dieſe Freiheit mehr Schwierigkeiten haben mag, als die gebundene, bei welcher man oft der Nothwendigkeit des Reimes etwas verzeihen muß. Die deutſche Sprache ſanft klingen zu machen, iſt gewiß ſehr ſchwer; ſie tönt gar zu häufig wie Hagel, der an die Fenſter ſchlägt. Indeſſen werden Ihre fortgeſetzten Bemühungen, mit der nachſichtigen Aufmerkſamkeit verbunden, die Sie der öftern Stecherei erlauben, gewiß die rauhe Schale unſeres angebornen Idioms zerſprengen; Sie haben dieſe Sprache ſchon ſo duktil gemacht, daß unter Ihren Händen die noch übrigen Unebenheiten noch ganz verſchwinden werden. Ich wünſche den froheſten Sinn zu Ihrem Beginnen, gute Geſundheit und alles übrige Gute, was dazu gehört.“

Ungeachtet Goethe überall die reinen Jamben haben wollte, ſo ſind doch bisweilen im erſten Fuße Anapäſte ſtehen geblieben, z. B. Akt 1, Scene 3:

„In den Vater ſtürmt' ich ein mit ew'gem Dringen“;

oder es kommen Trochäen vor, wie Akt 4, Scene 2:

„Prüfe mein Leben! denke wer ich bin!“

In leidenſchaftlichen Stellen iſt der Rhythmus bisweilen unregelmäßiger, wie in den Worten der Phädra im dritten

Auftritt des erſten Akts: „Es heraus zu ſagen — Ich liebe“ ꝛc. und gleich nachher:

„Oenone.

Gerechte Götter!

Phädra.

Du nannteſt ihn, nicht ich!“

Des Reimes hat ſich Schiller, mit Ausnahme des erſten Aufzuges, nicht einmal in den Schlußverſen der Akte bedient, und ihn mitten im Laufe des Wechſelgeſpräches nur bisweilen durch ein einzelnes Verspaar eingeführt. In der Oekonomie, der Sceneneintheilung und Anderm hat er ſich durchaus keine Aenderungen erlaubt, und überhaupt eine ziemlich getreue Ueberſetzung geliefert. Eine größere Treue durfte man einem ſo ſelbſtkräftigen Geiſte nicht zumuthen und lag nicht in ſeiner Ueberſetzungsweiſe[1]; auch mußte, da die Ueberſetzung auf der Bühne erſcheinen ſollte, dem Wohlklang und der vollkommenen Uebereinſtimmung mit unſerm Idiom jede andere Rückſicht weichen. Bequemlichkeit war es nicht, wenn er bisweilen weiter vom Original abwich. Das ſieht man ſchon daraus, daß er in raſchen, kurzen Wechſelreden, wo dem Ueberſetzer die Treue am ſchwerſten wird, weil er mit der jedesmaligen Phraſe auf einen beſtimmten Raum gebannt iſt, ſich am knappſten an's Original hielt. In längern Reden dagegen ſchaltete er mitunter freier. Hier ließ er öfters eine bloß rhetoriſche Ausführung weg, fügte etwas aus eigenem Ideenſchatz zu oder behandelte den Gedanken in eigenthümlicher Weiſe, vom Grundtexte abweichend. Den größten Fleiß in Beziehung auf Wohllaut hat er auf jenen berühmten Bericht des Theramenes in der vorletzten Scene verwandt, wo die Sprache nichts von dem Fluſſe und der Kraft eines trefflichen Originals vermiſſen läßt. Ueberhaupt möchte von allen Schiller'ſchen Ueberſetzungen dieſe letzte die gelungenſte und beſte ſein, ſo wie in dem Plan ſeiner letzten Originaltragödie neben dem Don Karlos die größeſte Idee ausgeſprochen iſt, die er auf das Theater brachte. Eine detaillirte Charakteriſtik des Schiller'ſchen Stil's müßte beſonders auch dieſe Uebertragungen in ſorgfältigen Betracht ziehen, weil die Eigenthümlichkeit dieſes Stils ſich auf fremdem Grund und Boden am deutlichſten darſtellt.

---

[1] Siehe Theil 2, S. 108

Schiller hatte ſchon früher die weſentliche Anſicht gewonnen, daß die größte Eigenthümlichkeit der franzöſiſchen Tragödie, auf den, in der Mitte durchſchnittenen und paarweiſe gereimten Alexandrinern beruhe [1]. Das Gepräge des Ebenmaßes, welches der Alexandriner in den ſyntaktiſchen Bau eines Gedichtes bringt, darf in den fünffüßigen nicht mehr hervortreten, und Schiller hat es durch kleine Zuſätze und Weglaſſungen ſo glücklich zu verwiſchen gewußt, daß ſich aus der Ueberſetzung das urſprüngliche Metrum nicht erkennen läßt. Nun läßt ſich aber der Inhalt eines Alexandriners nicht immer in einen Jambus von fünf Füßen zuſammendrängen, was auch unzuläſſig iſt, da in der deutſchen Tragödie Gedankenabſchnitt und Versſchluß nicht regelmäßig zuſammenfallen. Der Inhalt eines Alexandriners greift alſo in der Ueberſetzung leicht aus einem jambiſchen Vers in den andern hinüber, und da fällt der Ueberſetzer leicht in den Fehler, eine ganze Reihe jambiſcher Verſe zu bauen, in denen immer der ſyntaktiſche Hauptabſchnitt in die Mitte des Verſes fällt, wodurch denn das Ohr über Anfang und Ende des Verſes ganz irre wird. Auch dieſe Klippe der zu regelloſen Cäſur hat Schiller meiſtens glücklich vermieden. Wenn man aber genau vergleicht, ſo wird man in der Schiller'ſchen Ueberſetzung die Treue meiſtens wegen dieſer Abweichung des Alexandriners vom Fünffüßler verletzt finden, welcher unter andern Geſetzen ſteht und andere vorſchreibt [2].

Seit dem Frühjahr 1804 lebte Heinrich Voß, der Sohn des berühmten Johann Heinrich, als Profeſſor des Gymnaſiums, in Weimar, und hatte wegen ſeiner tüchtigen Sprachkenntniſſe beſonders aber wegen ſeiner Herzensgüte bei Goethe und Schiller die freundlichſte Aufnahme gefunden: denn er war der liebenswürdigſte Menſch, welcher aber durch die angebetete Größe der ausgezeichnetſten Männer, mit denen er umging, erdrückt, nie zur eigenen Selbſtſtändigkeit gelangte. Der vielbeſchäftigte Schiller trug dem jungen Mann eine Bearbeitung von Shakſpeare's Othello für das Weimar'ſche Theater auf, die ihm zu Anfang des Jahres 1805 fertig vorgelegt werden konnte. Sie gingen, wie Voß erzählt, nachher gemeinſchaftlich das Ganze durch, beſprachen jede ſchwierige Stelle mit kritiſcher Umſtändlichkeit, und Schiller verkürzte und änderte Vieles im Ganzen und im Einzelnen, bis es die Geſtalt erhielt, in welcher es ſpäter aufgeführt wurde und gedruckt erſchien. In den wärmern Frühlingstagen wollte Schiller das Stück einſtudiren laſſen und ſelbſt die Probe dirigiren. Sein Tod kam früher, als die warmen Tage des Frühlings!

---

[1] Siehe Thl. 4, S. 243.

[2] Meiſtens nach Mittheilungen von H. Viehoff, der von Racine's ſämmtlichen Werken ſelbſt eine wohlgelungene Ueberſetzung lieferte.

Schiller verfuhr bei der Recenſion des Othello nach den Grundſätzen, die er ſchon bei ſeiner Bearbeitung des Macbeth angewandt hatte. Es kam darauf an, das ungewöhnlich lange Stück auf das Weſentliche zuſammenzuziehen, manches in den Motiven und dem Ausdrucke zu veredlen, beſonders aber auch alles Steife und ängſtlich Genaue in der vorgelegten Ueberſetzung umzuändern, damit das fremde Werk würdig, heimathlich und wohllautend in Ohr und Herz tönen möchte. Einige Proben der Aenderungen Schiller's aus dem erſten Aufzug ſind öffentlich mitgetheilt worden [1], und mir ſelbſt liegt der zweite Akt des Voß'ſchen Manuſkripts mit den Verbeſſerungen von Schiller's eigener Hand vor. Da iſt es denn eine Luſt und höchſt belehrend, im Einzelnen anzuſchauen, mit welchem großartigen Kunſtverſtand und mit welcher ins Detail gehenden Sorgfalt Schiller ſtrich und umänderte, und mit wie großer Einſicht, Gewandtheit und Kraft er auch in Fällen, wo er ſich gewiß nicht viel Zeit nahm und keine große Ueberlegung aufwandte, die Sprache zu handhaben wußte.

Man erkennt die durchgängige Größe, Reife und Univerſalität des unvergleichlichen Mannes auch aus den dramatiſchen Entwürfen und Fragmenten, die er uns hinterlaſſen hat. Mit vielen Meiſterwerken würde er uns noch beſchenkt haben, wenn es ihm durch die Parze vergönnt geweſen wäre, die ganze Welt auszubeuten, die ſein Buſen umſchloß. Aber auch das längſte Menſchenleben würde für die Plane dieſes Rieſengeiſtes nicht ausgereicht haben!

---

[1] Supplemente zu Schiller's Werken (bei Cotta) B. 3. S. 293 ff.

Unter ſeinen Papieren findet ſich der Gedanke hingeworfen, wie aus der verletzten Vaterlandsliebe und dem freiwilligen Tod des Themiſtokles eine Tragödie aufgebaut werden könnte [1]. Länger und tiefer aber beſchäftigte ihn die gigantiſche Idee, die ganze Wirkſamkeit der Pariſer Polizei und damit verbunden alle Zuſtände und Gebrechen des Mittelpunktes der europäiſchen Civiliſation poetiſch zu beleben und dramatiſch zu geſtalten. Eine ungeheure Maſſe von Handlungen, Vorfällen, Perſonen, Anſichten ſollte in das Schauſpiel aufgenommen, an einen leitenden Faden, wie an eine Schnur, gereiht, und unter die Einheit der Polizei geſtellt werden, welche den Impuls geben und zuletzt die Entwickelung bringen mußte. Paris, als Wirkungsplatz der Polizei, ſollte in ſeiner Allheit erſcheinen und das Thema erſchöpft werden. Wie wir epiſche und lyriſche kulturhiſtoriſche Gedichte kennen gelernt haben [2], ſo hätte dieſes Schauſpiel ein dramatiſches Kulturgemälde gegeben, und gegen jenes kulturhiſtoriſche Schauſpiel auf der abgelegenen, einſamen Inſel [3] den Gegenpol gebildet. Alle Perſonen hätten nur in ſymboliſcher Weiſe ihre Gattung vertreten, nur die Hauptſtände und gewiſſe Situationen und charakteriſtiſche Punkte der Geſellſchaft veranſchaulicht. Es iſt höchſt intereſſant, das durchzuleſen, was Schiller zu eigener Verſtändigung über dieſes Rieſenprojekt zu Papier brachte [4], und man erſtaunt nicht allein über die enorme Maſſe von Dingen und Figuren, welche der Dichter in ſein dramatiſches Gemälde zuſammenziehen wollte, ſondern auch über ſein hohes Selbſtvertrauen, eine ſolche ungeheure Mannigfaltigkeit bewältigen und den proſaiſchſten Gegenſtand der modernen Zeit, die Polizei, poetiſch beleben, und zu einem allmächtigen, allwiſſenden Weſen höherer Art und gleichſam der geheimnißvollen Schweſter des Schickſals machen zu können. Es war eine ganz einzige Idee, und einem Schiller war alles möglich, was er wollte!

---

[1] Supplemente zu Schiller's Werken (bei Cotta) Bd. 3, S. 233 f.

[2] Siehe Theil 4, S. 74 ff.

[3] Ebendaſelbſt, Th. 3, S. 359 f.

[4] Siehe Schiller's Werke in E. B., S. 704 (Oktavausgabe, B. 7, S. 386 ff.), und meine Supplemente, B. 3, S. 240 ff.

Deſſen ungeachtet gab er dieſen Plan, wie er überhaupt eben ſo fruchtbar an Entwürfen war, als ideenreich in ihrer Behandlung, wieder auf, oder vielmehr, es entwickelte ſich ihm aus dem univerſellen Lebensbilde und auf deſſen Grunde die Idee eines kleinern Situations- und Perſonenſtückes — der *Kinder des Hauſes*. Das Stück ſollte in einer größern franzöſiſchen Provinzialſtadt ſpielen, und ſchon aus dieſem veränderten Lokal, noch mehr aber aus dem Plan ſelbſt iſt erſichtlich, daß hier die Polizei nur eine beſchränkte, dienende Rolle hatte. Louis Narbonne hat ſeinen eigenen Bruder ermorden und deſſen beide Kinder Zigeunern übergeben laſſen, und genießt nun als ein geachteter Mann in vollkommener Sicherheit die ihm zugefallene Erbſchaft ſeines großen Vermögens. Aber das doppelte Verbrechen kommt durch den Uebelthäter ſelbſt dadurch an den Tag, daß dieſer wegen eines ihm entwandten, für ſeine Braut Victoire beſtimmten Schmuckes die Polizei auffordert, welche im Verfolg ihrer Unterſuchungen den Mörder entdeckt, und die ſchändlich betrogenen Kinder, Saint-Foix und Adelaiden, auffindet und in ihre Rechte einſetzt. Der entlarvte Narbonne wird den Gerichten übergeben, und ſtatt ſeiner erhält Saint-Foix die Hand der Victorie, die ihn längſt liebte und von ihm geliebt wurde [1].

Es liegt darin etwas tief Verhängnißvolles, daß der Böſewicht, nachdem er einmal das Räderwerk in Bewegung geſetzt hat, es nicht mehr zu hemmen im Stande iſt, bis es ſein Ziel erreicht und ihm ſein Todesloos bereitet hat. Das Schickſal iſt hier in die Handlung ſelbſt hineingearbeitet und durchweg durch natürliche Ereigniſſe und menſchliche Leidenſchaften motivirt. Jener erſte Anſtoß ſelbſt, ſo real begründet er erſcheint, iſt ein Werk der Nemeſis. Narbonne fällt, wie Wallenſtein, durch ſeine *Sicherheit*. Dabei tritt ſchrittweiſe, wie im Sophokleiſchen Oedipus und in der Braut von Meſſina ein furchtbares Geheimniß an den Tag. Bei dieſem tiefen, ächten Pathos der Grundidee ſind nach Schiller's Andeutungen auch die Hauptcharaktere höchſt intereſſant und bedeutungsvoll. Von Narbonne ſagt Schiller ſelbſt: „Der Held der Tragödie muß ein ſicherer und mächtiger Böſewicht ſein, den die Reue und Gewiſſensbiſſe nie anwandeln; zugleich iſt er geehrt, durchaus nicht beargwohnt und wird für einen exemplariſchen Mann gehalten. Gerade die Achtung, die man vor ihm hat, erhitzt nachher die Unterſuchungen und macht ſein Verderben unvermeidlich. Er iſt ein verſtändiger, geſetzter, ſich immer beſitzender Böſewicht [1]. Die Heuchelei iſt nicht bloß eine dünne Schminke, der angenommene Charakter iſt ihm habituell, ja gewiſſermaßen natürlich geworden, und die Sicherheit, in welcher er ſich wähnt, läßt ihn ſogar Großmuth und Menſchlichkeit zeigen.“ Die Victoire aber fühlt vor Narbonne ein ähnliches geheimes, unerklärliches Grauen, wie in der Braut von Meſſina Beatrice vor dem Fürſtenhauſe — und ſo hat der germaniſche Dichter in dieſen Frauencharakteren wie in der Perſon der Hedwig und zum Theil auch der Thekla das Vorahnende in die Natur des Weibes gelegt. Und auch in dieſem projektirten Stücke begegnet ſich in wunderbarer Miſchung die Geſchlechts- und die Geſchwiſterliebe, wie in den feindlichen Brüdern [2]. „Für ſeine unerkannte Schweſter“, ſagt Schiller, „fühlt Saint-Foix eine zärtliche Freundſchaft; zwiſchen ihr und Victoire war ſein Herz getheilt; aber er unterſchied ſehr wohl ſeine Gefühle.“ Dieſer Saint-Foix ſelbſt endlich wäre gewiß zu dem intereſſanteſten Charakter entwickelt und der Träger eigenthümlichſter Ideenbildungen geworden. Als ein hülfloſer Waiſe war er, ſich ſelbſt und Andern unbekannt, durch einen glücklichen Zufall in Narbonne's Haus aufgenommen worden, und erhielt nebſt vielen andern Wohlthaten beſonders auch eine gute Erziehung. Aber ſein Sinn und ſeine Denkweiſe gehen weit über den niedrigen Stand eines aufgegriffenen Waiſen hinaus — er zeigt nicht nur treffliche Anlagen des Kopfs und Herzens, ſondern zugleich auch einen gewiſſen Adel, welcher ſeiner äußern Lage nicht angemeſſen zu ſein ſchien. So offenbarte ihm eine innere unverſtandene Stimme ſeine beſſere Abkunft und höhere Berechtigung, und ſein Charakter und Benehmen zogen im Widerſpruch mit ſeiner äußern Lage ihre Nahrung aus geheimnißvollen Tiefen.

---

[1] Das Nähere in Schiller's Werken in E. B., S. 704 ff. (Di
gabe, B. 7, S. 388 ff.) und in meinen Supplementen Schiller's, B.
S. 248 ff.

---

[1] Alſo ähnlich dem Geßler in Wilhelm Tell.

[2] Siehe Theil 15, S. 80 f.

Es war derſelbe Fall, wie bei Warbeck und bei Demetrius, denen ſich der Charakter des Saint-Foix durchaus anſchließt — nur mit dem Unterſchied, daß dieſes Grundgefühl, zu etwas Höherm geboren zu ſein, ſich durch die Gunſt des Schickſals bei Saint-Foix richtig auslegte und beſtätigte, während durch die Ungunſt des Verhängniſſes daſſelbe edle Gefühl in Demetrius mißdeutet irre ging und ſeinem Beſitzer verderblich wurde.

Wann Schiller dieſe Idee zuerſt ergriff und ausbildete, wüßte ich nicht ſicher anzugeben. Sie fällt aber zuverläſſig in ſeine letzte Lebenszeit. Dieß erhellt ſchon daraus, daß er am 24. Januar 1805 in ſeinen Notizenkalender ſchrieb: „Heute an die Kinder des Hauſes gegangen.“ Dieſes Schauſpiel, Warbeck und Demetrius liegen offenbar in Einem Kreis, und Schiller ſchwankte lange zwiſchen den drei Stücken, bis er ſich endlich zunächſt für den Demetrius entſchied. Bei längerm Leben würde er den fruchtbaren Plan der Kinder des Hauſes wahrſcheinlich auch noch ausgeführt haben, welcher ſich jetzt, von ſeinem Diener Rudolph ſauber abgeſchrieben, in ſeinem Nachlaß findet.

Bekanntlich war der Demetrius Schiller's letzte Arbeit, mit welcher er beſchäftigt war, als der Engel des Todes den freiſten Geiſt in das Land der ewigen Freiheit führte, und dem endlos ringenden die ewige Ruhe brachte.

Schon bei Beendigung des Wilhelm Tell trug er dieſen Plan im Sinn. Am zehnten März 1801 ſchrieb er in ſein Tagebuch: „mich zum Demetrius entſchloſſen“, kehrte aber erſt in der zweiten Hälfte Januars 1805 ernſtlich zu dieſer Idee zurück.

Nach dem großen Czaar Iwan dem Vierten regierte deſſen Sohn Feodor in Rußland, welcher das von dem Vater Erworbene mühſam zuſammenhielt, und mit welchem 1598 der Rurik'ſche Mannsſtamm ausſtarb. Denn ſein Schwager

Boris Godunow ließ, um ſich ſelbſt des Thrones zu bemächtigen, den einzigen Bruder des kinderloſen Czaars, den Dimitri, heimlich ermorden. Aber ein junger Mönch gab ſich für den Demetrius aus, und brachte, von den Polen unterſtützt, den Uſurpator in ein ſolches Bedrängniß, daß er ſich ſelbſt vergiftete. Der Betrüger beſtieg den Thron und behauptete ihn ein Jahr lang, wo er durch die Verſchwörung des ruſſiſchen Fürſten Schinskoi geſtürzt wurde. Die Gährungen dauerten fort, bis im Jahr 1613 Michael Feodorowitſch Romanow, welcher mütterlicher Seits von dem Rurikſchen Hauſe abſtammte und deſſen Nachkommen in weiblicher Linie noch bis auf den heutigen Tag das ruſſiſche Scepter führen, zum Czaaren erhoben wurde.

Dieß iſt das hiſtoriſche Gerippe der unvollendeten Tragödie. Schiller's Demetrius aber iſt kein Betrüger — ſondern ein Betrogener und ſich ſelbſt Täuſchender. Während einer mitternächtlichen Feuersbrunſt im Schloſſe zu Uglitſch, wo die verwittwete Czaarin Marfa mit ihrem kleinen Sohne Demetrius lebte, war dieſer wirklich ermordet worden. Der Mörder aber erhielt ſeinen Lohn nicht, ſah ſich vielmehr von Boris mit dem Tode bedroht. Aus Rache griff er einen Knaben auf, der mit dem Czaaren Iwan große Aehnlichkeit hatte, brachte ihn zu einem Geiſtlichen, den er für ſeinen Plan zu gewinnen wußte, und hing ihm ein goldnes, mit koſtbaren Edelſteinen beſetztes Kreuz um, das er ſelbſt dem ermordeten Demetrius abgenommen hatte. Als Mönch wuchs der falſche Demetrius auf, ohne die Rolle zu kennen, die der Betrug ihm bereitet hatte — Aber

»Der engen Kloſterweiſe widerſtand
Der muth'ge Geiſt, und dunkel mächtig in den Adern
Empörte ſich das ritterliche Blut.«

Er entfloh aus dem Kloſter, aus Rußland, fand in dem Hauſe des edlen Weiweden von Sendomir (oder Sambor) in Polen eine gaſtliche Aufnahme, ſoll, weil er den Kaſtellan von Lemberg tödtlich verwundet hat, hingerichtet werden, wird aber an einem koſtbaren Kleinod als der Sohn Iwan's erkannt, verlobt ſich mit des Weiwoden Tochter Marina und wird auf deren Betrieb von den Polen zur Eroberung ſeines Reiches unterſtützt. In ſo weit iſt dieſer Demetrius das blinde Werkzeug der Rache und des Betrugs jenes Mörders und der Herrſchſucht eines Weibes, der Marina — aber in dieſer Dunkelheit über ſich ſelbſt ein hoher Charakter. „Er iſt kühn," ſagt Schiller ſelbſt[1], „hochgeſinnt, trotzig und beſcheiden. Man erblickt in ihm eine unbändige, wilde, unabhängige Natur, weit über den Stand, worin man ihn (nach der erſten Anlage des Stücks in Sambor) findet. Er war ein Mönch und alles an ihm iſt ritterlich; er erſcheint als Diener und alles an ihm iſt fürſtlich. Er hat eine unbändige Wißbegierde, und haßt alles, was barbariſch iſt. Er hat alle ritterliche Geſchicklichkeiten inne, kennt die Landesgeſchichte, iſt von Staatsdingen unterrichtet, und zeigt überall ein kurzes, entſcheidendes, entſchloſſenes Weſen ꝛc. Schon in der Niedrigkeit ahnete er im Buſen die große Seele". „Mit vollen Segeln", läßt ihn Schiller ausrufen, „lief ich in das Meer des Lebens; unermeßlich lag's vor mir. Es dehnte allgewaltig ſich die Bruſt, als wollte ſie ein Ewiges umfaſſen." Nachdem er ſich aber als des Czaaren todtgeglaubten Sohn gefunden hat, „Da", ſagt er:

„Da lösten ſich mit dieſem einz'gen Wort
Die Räthſel alle meines dunkeln Lebens.
Nicht bloß an Zeichen, die betrüglich ſind,
In tiefſter Bruſt, an meines Herzens Schlägen, —
Fühlt' ich in mir das königliche Blut,
Und eher will ich's tropfenweis verſpritzen,
Als meinem Recht entſagen und der Krone."

In dieſem ſtolzen Wahn ſteigt er ſchnell zu dem Gipfel des Glückes empor. Da entdeckt ihm in Tula der Mörder des ächten Demetrius den wahren Hergang der Sache. Während dieſer Erzählung geht in unſerm Demetrius eine ungeheure Charakterveränderung vor. Sein Stillſchweigen iſt furchtbar, und im Moment der höchſten Verzweiflung und Wuth, da der Mörder mit Trotz und Uebermuth ſeinen Lohn fordert, ſtößt er ihn nieder. Bei allem innern Kampfe überwiegt doch die Nothwendigkeit, ſich als Czaar zu behaupten. Er iſt jetzt finſter, mißtrauiſch, grauſam geworden. Mit ſeiner vorgeblichen Mutter, der Czaarin Marfa, die ſeither am See Beloſero im äußerſten Norden als Nonne gelebt, hat er eine Zuſammenkunft — aber die Natur ſpricht nicht aus ihrem Herzen, beide ſind ewig geſchieden. Demetrius kann nur ſo viel erhalten, daß ſie ihren Unglauben nicht laut werden läßt und ihn, der nicht Sohn von Natur iſt, als Sohn ihrer Wahl duldet. Als er nun ſeinen Einzug in Moskau hält, miſcht ſich das Düſtere und Schreckliche in die öffentliche Freude, und Mißtrauen und Unglück umſchweben das Ganze. Es kommt dazu, daß ihn eine heftige, unwiderſtehliche Leidenſchaft zu der Tochter des durch Gift geſtorbenen Boris, Axinien, erfaßt, die ihn verabſcheut, während er ſich an Marina gefeſſelt ſieht, welche ihm nach der Trauung kalt erklärt, daß ſie ihn nie für den wahren Demetrius gehalten habe. Bei der höchſten Gewalt iſt der höchſte Schmerz unglücklicher Liebe und das unerträgliche Gefühl innerer Oede. Demetrius hat alles gewonnen — aber ſich ſelbſt verloren. Eine wüthende Schaar der Verſchwornen ſtürzt herein, die Czaarin ſoll das Kreuz darauf küſſen, daß Demetrius ihr Sohn ſei, und als ſie dieß nicht thut, wird er durchbohrt.

---

[1] Meine Supplemente zu Schiller's Werken, B. 3, S. 309.

Wir haben ſchon früher darauf aufmerkſam gemacht, daß Schiller öfter, im Verlauf der Handlung ſich entwickelnde oder verändernde Charaktere darſtellt. Der Gipfel dieſes intereſſanten Genre iſt Demetrius, der nur noch mit jenem nordiſchen Prinzen in Venedig in dieſer Hinſicht verglichen werden kann. Es iſt nicht nur ein langer äußerer Fortgang, der ſich uns in dieſem Drama darſtellt, ſondern auch zugleich ein parallel laufender innerlicher Entwickelungsproceß der Seele. Aus Demetrius iſt am Ende ſeiner Laufbahn ein ganz anderer Menſch geworden — und das iſt das Tragiſchſte in der Tragödie. „Er fragt den Kaſimir, Lodoiska's Bruder, nach jenem Jüngling, d. h. nach ſich ſelbſt, als ob er eine fremde Perſon wäre. So unähnlich fühlt er ſich ſelber und ſo viel hat er inzwiſchen erlebt, daß jene Tage, wo er im Hauſe des Woiwoden lebte, ihm nur noch im Dämmerſcheine zu liegen ſcheinen.“[1] Welch ein Gegenſatz gegen Wilhelm Tell, wo beinahe nur ſtereotype Charaktere ſind! Die Tragödie hätte den tiefſten, innerlichſten Menſchen nach oben und nach außen gekehrt.

Im Wallenſtein iſt das Schickſal nur künſtlich und mühſam durch Reflexion und Worte mit der Handlung verknüpft; im Demetrius lag das Verhängnißvolle in dem Herzen der Haupthandlung ſelbſt und hätte ſich überwältigend dargeſtellt, ohne daß vom Schickſal auch nur die Rede zu ſein brauchte. Auch in der Braut von Meſſina ſteht das Schickſal als eine abgeſonderte Macht hinter den Kouliſſen, im Demetrius dagegen ſollte alles durch eine anſchauliche Darſtellung des Lokals, der Entſtehungsweiſe, der Umſtände durchaus natürlich motivirt und vor dem Verſtande gerechtfertigt werden.[2] Das übernatürliche Princip ging, ohne an tragiſchem Pathos zu verlieren, ganz in das natürliche über; denn es ſenkte ſich ſo tief in die Abgründe des Seelenlebens, als es doch von himmliſchen Höhen herabſtieg.

Das iſt alſo in dieſer Tragödie Schiller's Fortgang und zugleich ihr Charakteriſtiſches, daß er auf dem zuerſt wieder mit Wilhelm Tell betretenen natürlich menſchlichen und objektiv geſchichtlichen Felde, welches er bei längerm Leben wohl nie wieder verlaſſen hätte, fortging, — denn das Drama ſtellt uns den anarchiſchen Wendepunkt der ruſſiſchen Geſchichte mit einer herzerhebenden Ausſicht in die Zukunft dar — daß er aber in dieſem modernen Genre und Geiſte eine Fabel und einen Charakter ergriff und ausführen wollte, die in ſich ſelbſt verhängnißvoller und tragiſcher ſind, als alles ſeit Wallenſtein dargeſtellte. Und es iſt nicht zu bezweifeln, daß durch dieſen inhaltsvollen Stoff und durch jene einfach großartige Behandlung, ſo wie durch manche Vorzüge des Gegenſtandes Demetrius eben ſo ſehr alle frühere Stücke der dritten Periode überſtrahlt haben würde, als Don Karlos die der erſten. Erſt in Wilhelm Tell war Schiller mit allen Vortheilen der Kunſt zur Natur zurückgekehrt, aber erſt im Demetrius erſchuf er wieder eine wahrhafte Tragödie.

---

[1] Meine Supplemente zu Schiller's Werken, B. 3, S. 307.

[2] Ebendaſ. S. 308.

Aber troz dieſer Vortrefflichkeit würde auch dieſes Stück wahrſcheinlich einen mehr niederſchlagenden, als erhebenden Eindruck hervorgebracht haben, und Warbeck hätte in dieſer Hinſicht einen Vorzug vor Demetrius voraus gehabt, wenn auch jenes Sujet des höhern Pathos entbehrte und nur als ein modernes Schauſpiel hätte ausgebildet werden können. Warbeck nämlich gibt ſich auf Antrieb der Margaretha, einer zweiten Gräfin Terzky, fälſchlich für den ermordeten Richard von York, einen Sohn Eduard des Vierten, aus; er weiß, daß er eine erlogene Rolle ſpielt, und doch kann er ſich für keinen Betrüger halten. Eine unabweisbare innere Stimme ſagt ihm, daß er beſſer ſei, als ſeine Rolle, ja daß er ein Recht habe, ſie zu ſpielen. Endlich entdeckt es ſich, daß er wirklich ein geborner York, ein natürlicher Sohn Eduard des Vierten iſt! „Das Räthſel ſeiner dunkeln Gefühle löſ't ſich ihm, das Knäuel ſeines Schickſals entwirrt ſich auf einmal, in einer unendlichen Freudigkeit wirft er die ganze Laſt ſeiner bisherigen Qualen ab.“ [1] Der innere Seelenglauben widerſprach dem beſtimmten äußern Wiſſen, und beſtätigte ſich endlich als wahr. Auch in Demetrius ſpricht eine dunkel mächtige Götterſtimme — aber bald entdeckt ſie ſich als Täuſchung, als ein Gaukelſpiel des Schickſals, welches ihn eben dadurch verdirbt. Darin liegt das Troſtloſe der Fabel. Vielleicht aber wollte der Dichter die Sache ſo darſtellen, daß Demetrius jenes höhere, an und für ſich wahre Orakel nur willkührlich falſch ausgelegt und bezogen habe, ſo daß das Ideale doch gerettet bliebe. Aber dann liegt noch immer etwas Unbefriedigendes darin, daß es nicht ſpeciell dramatiſch dargeſtellt worden wäre, was denn Wahres an jener Götterſtimme geweſen ſei. Wenn der Dichter nur ſagen wollte, es liegt jener willkührlichen, falſchen Auslegung immer die Wahrheit zu Grunde, daß der Menſch, wie ſehr er ſich auch irre, deſſen ungeachtet zu etwas Höherm geboren ſei, ſo iſt dieſes keine dramatiſche, ſondern nur eine lyriſche Auflöſung, wie etwa in dem Gedichte, die Hoffnung, wo ebenfalls nachgewieſen wird, daß allen beſtimmten realen

---

[1] Schillers Werke in 1 B. S. 600. l. m. (Oktavausg. B. 7. S. 367 f.)

Hoffnungen etwas Ewiges unterliege.[1] Eine beſtimmtere Rechtfertigung bei dieſer Niederlage war nach der Anlage des Stücks nicht wohl möglich.

So ſtimmt alſo auch dieſe Tragödie in den Spruch der Seherin ein: „Rauch iſt alles ird'ſche Weſen, nur die Götter bleiben ſtät.“ Dieſe Götter ſind aber im Drama der junge Romanow und des Boris Tochter Axinia. „Sie ſind die Liebenden, die Reinen.“ Axinia trinkt auf Marina's Gebot mit Freudigkeit den Giftbecher, denn ſie glaubte dem Czaaren zum Altar folgen zu müſſen. Ihr Geiſt erſcheint, wie Klärchen dem Egmont, dem Romanow im Gefängniß, öffnet ihm einen Blick in künftige ſchönere Zeiten, gibt ihm einen Wink, daß er zum Thron berufen ſei, und befiehlt ihm, ruhig das Schickſal reifen zu laſſen und ſich nicht mit Blut zu beflecken. Er lehnt es ab, an der Verſchwörung Antheil zu nehmen. „Romanow iſt ein heiliges Haupt, dem Demetrius nichts anhaben kann, ob er ihn gleich fürchtet und verfolgt.“[2] Er iſt der Phönix, welcher am Ende des Stücks aus der großen Verwüſtung zum Himmel ſteigt.

Frau von Wolzogen erzählt: „Wie rein Schiller ſeine Dichtungsſphäre von jeder äußern Beziehung hielt, zeigt folgender kleiner Zug. Die Verbindung unſerer fürſtlichen Familie mit dem ruſſiſchen Kaiſerhauſe war natürlich oft der Gegenſtand unſerer Geſpräche. Ich hätte ſehr paſſende Gelegenheit, ſagte er eines Abends, in der Perſon des jungen Romanow, der eine edle Rolle im Demetrius ſpielt, der Kaiſerfamilie viel Schönes zu ſagen. Am folgenden Tage ſagte er: Nein, ich thue es nicht; die Dichtung muß ganz rein bleiben.“

Ich bin weit entfernt, dieſe Worte in Abrede ſtellen zu wollen, aber ſie ſcheinen mir einer Ergänzung zu bedürfen. Nämlich eine Verherrlichung der Kaiſerfamilie, die von Romanow abſtammt, liegt ja ſchon in der Oekonomie der ganzen Tragödie.[3] Das obſiegende reine Leben des Romanow iſt die Verſöhnung des Ganzen. Eines beſondern Kompliments bedurfte es alſo gar nicht mehr. Andererſeits aber iſt Schiller ohne allen Zweifel erſt durch die Vermählung des Erbprinzen mit der edlen Kaiſertochter auf das Sujet des Demetrius geführt worden. Sonſt wäre er bei dem verwandten Warbeck ſtehen geblieben. Aber erſt jene Verbindung und der Aufenthalt ſeines Schwagers Wolzogen am kaiſerlichen Hof in Petersburg wandte ſeine Gedanken dem Norden und der ruſſiſchen Geſchichte zu, wie er denn damals auch bei Wolzogen Erkundigungen über die Quellen für ſeine neue Tragödie einzog. So geſchah es denn, daß ſeine Dichtung auch in geographiſcher Beziehung eine gewiſſe Univerſalität behauptete. In allen Ländern erbaute er ſich Denkmale ſeines Ruhms! In der pyrenäiſchen Halbinſel ſpielt Don Karlos, in Frankreich die Jungfrau von Orleans, in Italien der Fiesko, in Sicilien die Braut von Meſſina, in England die Maria Stuart; in Deutſchland hat er die Räuber, Kabale und Liebe und den Wallenſtein, und in der Schweiz den Wilhelm Tell ſich aufgerichtet. Nun wollte er auch noch den Norden durch den Demetrius verherrlichen, und denken wir außerdem an ſeine Balladen, ſeine hiſtoriſchen Darſtellungen, ſeine Ueberſetzungen und an ſeine andern dramatiſchen Pläne, ſo müſſen wir ſagen, daß ſein Genius ſo ziemlich alle Länder durchreiſte und ſich in allen Orten einheimiſch zu machen ſuchte.

---

[1] Siehe Theil 3, S. 152 f.

[2] Meine Supplemente zu Schiller's Werken. B. 3, S. 344.

[3] Ganz beſtimmt hat Goethe dieſe Tendenz des Stücks ausgeſprochen. Werk. B. 4 S. 43 f.

Auch noch durch andere weſentliche Vorzüge, bemerkte ich oben, hätte ſich die Tragödie ausgezeichnet, und ich will deren nur einige anführen. Die Krakauer Reichstagsſcene überbietet die Rütliverſammlung an Großartigkeit und dramatiſcher Bewegung eben ſo ſehr, als das ganze Drama das Schweizergemälde an Mannigfaltigkeit, Majeſtät und Tiefe. In ſolchen öffentlichen Volkshandlungen war der Schiller'ſche Genius wie geſchaffen, und er bemerkte in Bezug auf dieſen Auftritt mit gutem Bedacht: „Auch das Große, was in dem Gedanken liegt, daß die Totalität einer ganzen Nation ihren ſouveränen Willen ausſpricht und mit abſoluter Machtvollkommenheit handelt, iſt zu berühren.“[1] Aber wie durchaus frei von beſondern ſubjektiven Anſichten und Rückſichten er hier durchweg verfuhr, ſieht man aus jenen Worten, die Sapieha zugleich als ſtolzer Magnate und einſichtsvoller Staatsmann ſpricht:

---

[1] Meine Supplemente zu Schiller's Werken. B. 3. S. 223

„Die Mehrheit?
Was iſt Mehrheit? Mehrheit iſt der Unſinn,
Verſtand iſt ſtets bei Wen'gen nur geweſen.“

Auch Demetrius hätte eine durchaus objektiv gehaltene Tragödie gegeben, noch mehr, als Tell, der nicht frei von ſubjektiven Figuren und Rückſichten iſt. Welche gründliche durchdachte Studien er für ſein Werk machte, ſieht man aus ſeinen, in den Supplementen mitgetheilten Studien. Legte er ſich zum Behuf ſeines Schauſpiels doch ſogar eine Sammlung von ruſſiſchen Sprüchwörtern an! Das polniſche, ruſſiſche und das Koſaken-Weſen, das Land und Klima ſollte zur lebendigſten Anſchauung gebracht werden. So bemerkte ſich Schiller über die Scenen am Beloſero-See im Anfang des zweiten Akts: „Die Landſchaft ſtarrt in traurigem Winterkleid. Man ſieht die Meeresküſte. Das Verlaſſene, Oede, Einförmige des Zuſtandes ſtellt ſich dar. Die Schneegipfel. Das Meer brandend. Das Kahle, Unfruchtbare der Landſchaft. Das noch Oedere, Einförmigere, Freudenloſere der Lebensweiſe.“ Von dem hier am Ende der Welt gelegenen Kloſter bis nach Moskau, und von da bis nach Krakau breitet ſich die tragiſche Handlung aus, ſo daß gegen eine ſolche Ausdehnung ſelbſt der Schauplatz der Jungfrau von Orleans nur als ein Punkt erſcheint. Da aber die Handlung groß und reich iſt und eine Welt von Begebenheiten umfaßt, ſo wollte der Dichter mit einem kühnen Machtſchritt auf den höchſten und bedeutungsvollſten Momenten hinwegſchreiten.* An intereſſanten, erſchütternden Situationen wäre das Schauſpiel reich geworden, und alles Extreme würde der Dichter vermieden haben. Selbſt der argwöhniſche, rachſüchtige und grauſame Boris „iſt dem Lande gegenüber ein ſchätzbarer Fürſt, ein wahrer Vater des Volkes.“ Neben dem Haupthelden, dem Boris, dem Romanow und vielen andern ausgezeichneten

---

* Neue Supplemente zu Schiller's Werken. B. 3. S. 306.

Männercharakteren wären uns in Marina, Marfa, Arinia höchſt anziehende Frauenfiguren vorgeführt worden — eine Mannigfaltigkeit beiderlei Geſchlechts, wie nicht leicht in einem andern Schiller'ſchen Drama. Die klar ſehende, hochfahrende Marina iſt eine Natur von tragiſcher Größe und wegen ihrer Jugendreize ungleich liebenswürdiger, als die gleich kalte und herrſchſüchtige Gräfin Terzky. Sie beherrſcht die wilde Kriegsluſt der Polaken mit weiblicher Macht, und iſt, was die Realität betrifft, die Seele der Unternehmung, während Demetrius nur die ideale Potenz derſelben iſt. Sie ſpricht ihren Charakter in den Worten aus:

„O unſchmackhafte Wiederkehr des Alten!
Langweilige Dieſelbigkeit des Daſeins!
Lohnt's ſich der Müh', zu hoffen und zu fürchten?
Die Liebe oder Größe muß es ſein,
Sonſt alles Andre iſt mir gleich gemein.“

Eine ganz neue Figur iſt die Czaarin Marfa. Ihren bodenloſen Gram, der keinen Erſatz annehmen will für's Unerſetzliche, und dann, bei der Nachricht, daß ihr Sohn noch lebe, ihr hervorſtrömendes Muttergefühl, hat Schiller mit einer ſolchen Macht und Wahrheit geſchildert, daß ihm vielleicht an dieſer Schilderung das Herz brach. Denn der Monolog der Marfa iſt das Letzte, was er geſchrieben hat. Man fand nach ſeinem Tode das Manuſkript deſſelben auf ſeinem Schreibtiſch, die Feder, mit welcher er zuletzt geſchrieben, daneben.*

So endigte er mit der Tragödie, mit welcher er als Jüngling ſeine literariſche Laufbahn auch begonnen hatte, indem er ſeine Beſtimmung eben ſo treu, als ruhmvoll erfüllte. Denn ſeine eigentliche Beſtimmung war die Tragödie, und alles andere, was er Herrliches leiſtete, doch nur ein Rückkehren zu dieſem Ziele, ein Gerüſte für dieſen Bau oder eine Schaale, die ſich um dieſen innerſten Kern bildete. Aber er ſtellte auch in ſeinem eigenen Leben eine erhabene Tragödie dar. Denn in beſtändigem Kampfe mit Druck,

---

* Ernſt von Schiller hat dieſe Feder der Bibliothek zu Trier vermächtnißlich übergeben.

Armuth oder Krankheit bewahrte er eine ſtandhafte, unbefleckte und dem Höchſten ſtets nachringende Seele, und wurde auf dem Sonnengipfel der Kunſt und, wie ſeine letzten Arbeiten ſeit Tell beweiſen, in der vollſten Geſundheit des Geiſtes durch ein unzeitiges Geſchick hinweggerafft. Schwerlich hat einer der Heroen, die er darſtellt, die ewige Freiheit des Menſchengeiſtes auf der Bühne ſo beſtätigt, wie er ſelbſt im Leben.

Man hat, öfters nach Lieblingsideen und ohne gründliches Studium, die Schiller'ſchen Dramen ihrem Werthe nach aufgeſtellt, denn welches das beſte ſei, iſt eine gar zu intereſſante Streitfrage, bei welcher Jeder mitreden kann. Aber wie wir bewieſen haben, daß jedes Drama Schiller's ein eigenes Genre iſt, ſo läßt ſich von jedem auch ein eigenthümlicher Hauptvorzug angeben. Die Räuber z. B. ſind das ungeheuer koloſſalſte Werk, mit Don Karlos wird ſich an weitumfaſſendem Ideengehalt nichts vergleichen laſſen, Wallenſtein iſt der treuſte Spiegel großartigſter Weltverhältniſſe, Wilhelm Tell iſt durch gründlichſte Naturzeichnung eines Naturvolkes im engſten Lokal ausgezeichnet, Maria Stuart hat die erſchütterndſte Rührung voraus, in der Braut von Meſſina iſt die erhabenſte Lyrik und Poeſie auf die Bühne gezaubert, und die Jungfrau nimmt nicht nur Fehlerloſigkeit für ſich allein in Anſpruch, ſondern Schiller hat in dieſem Stücke auch am beſten ſeine Ideenwelt mit der Geſchichte zu einer unzertrennlichen Einheit verſchmolzen. Man könnte alſo nach verſchiedenen Rückſichten verſchiedene Rangordnungen neben einander herlaufen laſſen, welche Rückſicht aber Ausſchlag gebend iſt, braucht hier nicht wiederholt zu werden.

Durch einen genialen Naturdrang wurde Schiller raſch in ſeine erſte dramatiſche Laufbahn geriſſen, und im bittern Gefühl deſſen, was er durch Verfolgung und Dürftigkeit von Menſchen zu leiden hatte, verkörperte ſich unwillkührlich in ſeinen Stücken ſein innerer Zwieſpalt mit den Weltverhältniſſen und ſein idealer Staat dem gemeinen wirklichen gegenüber. Dagegen trat er mit zögerndem Bewußtſein und mit dem Studium der Griechen in die zweite dramatiſche

Bahn ein, und da die Tragik ſeines eigenen Lebens ſich umgeſtaltet hatte, indem er ſelbſt, über Menſchen, Staat und Politik beruhigt, jetzt durch eine dauernde Krankheit nur die Härte des himmliſchen Verhältniſſes empfand, da ließ er nach der Autorität der Griechen in verſchiedenen Formen das Verhängniß auch auf der Bühne walten, bis es ſich in der Braut von Meſſina ſelbſt erſchöpfte und aufhob. Nun erſt konnte er, mit dem Gewinn, aber ohne die Feſſeln jenes Studiums mit Bewußtſein zur ſchönern Natur und reinern Jugend zurückkehrend, zuerſt im Wilhelm Tell ein idylliſches Schauſpiel und dann im Demetrius eine völkergeſchichtliche Tragödie im ächten modernen Stile dichten, und alle folgende Stücke würden, in dieſer Einen geraden Linie liegend, nur verſchiedene Exemplare deſſelben edelſten Genre's geweſen ſein. Denn wie ſich Schiller's Rhetorik in ſeinem Don Karlos rein erſchöpft hatte, ſo war er in ſeinem Suchen nach der beſten Form bei der Braut von Meſſina an's Ende gekommen, und hatte die beſte Form unterwegs gefunden. Er ignorirte von nun an alle antike Hülfsmittel und Vorſtellungen, wie er ſie in ſeiner Jugend nicht gekannt hatte, und ſuchte bedeutſame Stoffe rein nach der modernen Denkweiſe und unſerm Bedürfniß tragiſch zu bilden.

Von dieſem Wendepunkte, von dem dramatiſchen Entwickelungsproceß in Schiller's Jugend und Mannesalter, ſo wie von der Verſchiedenheit und Verwandtſchaft beider Perioden und aller einzelnen Schauſpiele habe ich bisher vollſtändige Auskunft gegeben, und der aufmerkſame Leſer wird ſich vielleicht von allem dem, ſo wie von jedem einzelnen Stücke für ſich eine um ſo lebendigere Anſchauung erworben haben, als er mit eigenen Augen alles werden ſah. Da nun in ähnlicher Weiſe früher Schiller auch ſchon als didaktiſcher Dichter, Lyriker und Balladenſänger ſich uns dargeſtellt und innerlich enthüllt hat, ſo bleibt nichts mehr übrig, als mit Rückblick auf eine Kardinalfrage, noch einige Schlußbetrachtungen folgen zu laſſen.

Wir unterſchieden in dem Organismus eines poetiſchen Gebildes den Inhalt, welcher ſich in (reellen) Stoff und (ideellen) Gehalt zerlegt, von deſſen Form, Geſtalt oder

Bildung, welche ſich in logiſche, äſthetiſche und ſprachliche Form gliedert und erkannten in der harmoniſchen Geſtaltung des bedeutenden Inhalts durch dieſe dreifache Form das Ideal eines vollendeten poetiſchen Kunſtwerkes.[1] Wie nun namentlich in der neuern Poeſie jeder Dichter nach einer Seite hin etwas zu wünſchen übrig läßt,[2] ſo findet ſich bei ſonſtiger hoher Vollkommenheit nur hinſichtlich der äſthetiſchen oder anſchaulichen Form in manchen Schiller'ſchen Produkten ein gewiſſer, aus tiefſter Eigenthümlichkeit nothwendig hervorgehender Mangel.[3] Doch iſt es ihm, wie hinreichend gezeigt wurde, in der Schule Goethe's und der Griechen gelungen, vielen kleinern Gedichten und mehrern Dramen, namentlich dem Wallenſtein und Wilhelm Tell, eine ſolche objektive Beſtimmtheit und lebendige Anſchaulichkeit zu geben, daß die Gemüthstheilnahme gehörig gemäßigt und die Reflexion überwunden erſcheint.

Im Allgemeinen aber ſchreitet Schiller's Muſe auf den Gipfeln der Menſchheit hin, hoch über dem alltäglichen Getreibe. Sie hält ſich an den weſentlichen Momenten ohne ſich in das Detail der Zufälligkeiten zu verbreiten, und indem immer ihr Blick auf das Allgemeine und Nothwendige gerichtet iſt, wird leicht jeder Zuſtand, jeder Charakter, den ſie ſchildert, zum Symbol der Gattung. Es gibt eine gewiſſe ſich wiederholende Einheit und regelmäßige Gebundenheit durch die reiche Welt dieſer Dichtung.

So z. B. hat die Liebe bei Schiller nur zwei Formen, ſie iſt reine Geiſterliebe oder heftige Leidenſchaft, aber er hat die Einförmigkeit durch die geiſtvolle Verbindung vermieden, in welche er ſie brachte. In den Räubern hängt ſie an ſchauervollem Abgrund des Verderbens; im Fiesko und in Wilhelm Tell iſt ihre Gewährung von der Befreiung, von der Liebe des Vaterlands abhängig gemacht; in Kabale und Liebe ſteht ſie im Konflikt mit den Standesvorurtheilen, in Wallenſtein's Tod mit der Pflicht, in Don Karlos liebt der Sohn mit Entſetzen die Mutter, in der Braut von Meſſina iſt die Liebe durch die mächtige Stimme des Blutes wunderbar verſtärkt, und in Maria Stuart iſt Mortimer's Leidenſchaft mit Religionsfanatismus vermiſcht. Ferner bemerkte ich ſchon oben,[1] daß der Dichter gewöhnlich ſtarken Männern ſchwache Ehefrauen gebe, und wo dieſes nicht der Fall iſt, wird man zwiſchen den Gatten wenigſtens irgend ein Mißverhältniß finden, wie zwiſchen Fiesko und Leonore, zwiſchen dem ſpaniſchen Philipp und Eliſabeth, zwiſchen der Fürſtin in der Braut von Meſſina und ihrem verſtorbenen Gemahl. Aber noch auffallender iſt es, daß beinahe durchweg die Kinder — man denke an Karl Moor, an den Infanten von Spanien, an Thekla, an die Johanna, an die feindlichen Brüder — mit ihren Vätern in Unfrieden leben. Bei Max und Octavio liegt dieſer Gegenſatz wenigſtens in den Charakteren. Eben ſo wurde es dem Dichter nach ſeiner die Extreme aneinander rückenden Methode ſtehende Regel, erwachſenen Jünglingen und Jungfrauen hochbetagte Väter zu geben. Der Vater des Räubers Moor, der Bertha im Fiesko, der Luiſe in Kabale und Liebe, des Don Karlos, der Johanna, des Don Manuel und Don Ceſar, des Melchthal ſind gleichmäßig alle altergraue Greiſe, da ſie nach dem Lauf der Natur doch noch zum Theil im beſten Mannesalter ſein könnten.

---

[1] Siehe Theil 3. S. 98 f.

[2] Ebendaſ. Th. 3, S. 96.

[3] Ebendaſ. Th. 3. S. 231 f.

Wie hier in der Sache, ſo zeigt ſich bei aller Verſchiedenheit öfters doch auch in der Behandlung eine gewiſſe Gleichheit. Ich mache nur auf die eigene ſententiöſe, rhetoriſche, abſichtliche Weiſe aufmerkſam, wie Schiller ſeine Dramen (und auch viele ſeiner kleinern Gedichte, namentlich ſeiner Balladen) endigt. Hat ſich der Dichter auch durch ſein ganzes Werk hinter dem Gegenſtand verborgen, ſo tritt er gewiß zu guter Letzt durch einen Spruch, eine Lehre, eine prägnante Wendung in Perſon hervor, und die Schlußworte ſind auf einen ganz beſondern Effekt eigens berechnet. Das gilt von den Abſchiedsworten Karl Moor's: „Dem Mann kann geholfen werden,“ durch alle Schauſpiele hindurch bis zu dem Schlußvers des Rudenz: „Und frei erklär' ich alle meine Knechte.“

---

[1] Siehe Theil 5.

Eine ſolche Einförmigkeit wird mit der Idealdichtung leicht verbunden ſein, während die der Mannigfaltigkeit der Dinge hingegebene Poeſie dergleichen nicht zu fürchten hat. Doch weiß uns Schiller's Genius von der andern Seite vollkommen zu entſchädigen.

In dieſem Sinne ſcheint mir Zelter eine ſehr tiefe Bemerkung zu machen — *tief*, weil ſie wahr iſt, denn die Tiefe wohnt nur in der Wahrheit. Er ſchreibt an Goethe:[1] „Die Schiller'ſchen Sachen ſind ganz vortrefflich gefaßt. Die muſikaliſche Kompoſition ſupplirt ſie, wie eigentlich jedes Lied durch die Kompoſition erſt vollſtändig werden ſoll. Hier iſt es aber ganz was Eigenes. Der denkende oder gedachte Enthuſiasmus wird nun erſt in das freie und liebliche Element der Sinnlichkeit aufgehoben oder vielmehr aufgeſchmolzen. Man denkt und fühlt und wird mit hingeriſſen."

Ohne dieſem vortrefflichen Ausſpruch ein Wort zuzuſetzen, erlaube man mir, nach einem kleinen Umweg, von ihm die Anwendung auf das Drama zu machen.

Schon Tieck bemerkte, daß Schiller in der Schöpfung ſeiner *weiblichen* Charaktere keine große Mannigfaltigkeit bewieſen habe, und hierin werde gerade ſeine Schwäche am meiſten ſichtbar; und er fügt dann hinzu: „Schiller leihe zwar auch ſeinen *Männern* oft Geſinnungen und Reden, die den Umſtänden und ihrem Charakter nicht ganz angemeſſen ſeien und in welchen man nur den reflektirenden Dichter vernehme; aber groß und wahr, ſelbſtſtändig und lebendig ſeien die meiſten ſeiner Figuren und es wäre unnütz, dieß noch beweiſen zu wollen, da man bei ihnen wohl einzelne Reden tadeln, aber an ihrer Individualität nicht ſo, wie bei den meiſten Weibern des Dichters zweifeln könne."[2]

Freilich dürfen ſich danach die Schiller'ſchen Männer nicht viel darauf zu Gute thun, daß ſie nur ſtärker ſind, als die ſehr Schwachen, und im Uebrigen könnte man an Tieck's Worten ſelbſt zweifeln. „Groß, *ſelbſtſtändig* ſind die meiſten ſeiner männlichen Figuren." Aber nach der

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Goethe und Zelter, Th. 1 S. 172.

[2] Tieck's dramaturgiſche Blätter, Th. 1 S. 71 u. 72.

Größe und Selbſtſtändigkeit iſt gar nicht die Frage, wo es ſich um individuelle Darſtellung handelt. Groß und ſelbſtſtändig ſind auch viele der Schiller'ſchen Frauen. Aber wie? wenn ihre Größe und Selbſtſtändigkeit nicht gut dargeſtellt iſt? — „Wahr, lebendig ſind dieſelben." Wenn ſie oft ihrem Charakter unangemeſſen ſprechen und geſinnt ſind und alſo wohl auch handeln, ſo iſt die Wahrheit ſehr bedenklich; und eben ſo iſt es auch die objektive, plaſtiſche Lebendigkeit, wenn nur eine komparative Individualität ſtatuirt wird, und die ſittlich-rhetoriſche Lebendigkeit[1] wird Tieck wohl nicht im Sinne haben.

Doch iſt die Meinung des vielbewanderten Mannes richtiger, als ihr ſprachlicher Ausdruck. Schiller's dramatiſche Figuren ſind beinahe alle mehr oder weniger allgemein gehalten, und Schiller that auch hier mit Bewußtſein, was er nicht laſſen konnte.[2] Aber im Durchſchnitt ſind gewiß die männlichen Geſtalten individueller gezeichnet und mannigfaltiger, als die weiblichen, obgleich wir beſonders die Eliſabeth im Don Karlos, die Maria Stuart und die Johanna als gut dargeſtellte Frauencharaktere zu rühmen hatten. Was die Mannigfaltigkeit betrifft, ſo könnten alle Schiller'ſche Weiber in drei Klaſſen gruppirt werden. Sie ſind theils von ſentimentalem, theils von heroiſchem, theils von kaltverſtändigem Charakter. Die erſte Form wiederholt ſich in verſchiedenen Nüancen in Amalia, Bertha im Fiesko, Luiſe, in Thekla, Beatrice, Bertha im Wilhelm Tell, in der Herzogin Wallenſtein und der Hedwig, und vollendet ſich in der Maria Stuart. Schon mehrere der genannten Frauen, namentlich die beiden Bertha, neigen ſich zur zweiten Ordnung, zum heroiſchen Geſchlecht, und Leonore ſchwankt ganz auf der Scheidelinie. An ſie ſchließen ſich die ſpaniſche Eliſabeth und die Schweizerin Gertrud, die Krone aber iſt Johanna. Die verſtändige, meiſt ehrgeizige Klaſſe bilden die Terzky, die engliſche Eliſabeth, Iſabeau, Iſabella von Meſſina und Marfa im Demetrius würde in ihr das Muſterbild geworden ſein. Hinſichtlich der männlichen Figuren tritt die

---

[1] Siehe Th. 3. S. 13[illegible]

[2] Siehe Th. 4. S. 154

Verſchiedenheit der erſten und dritten Periode recht deutlich hervor, in welcher letztern Schiller ſeine Geſtalten nicht mehr lyriſch nur aus ſich ſchöpfte, ſondern objektiv aus der Welt griff und ſie nur, wie es jeder Dichter thut, ſubjektiv kolorirte, und in welcher er ſeine grelle kontraſtirende Zeichnung mit einer naturgemäßern vertauſcht hatte. Sonſt iſt bei ſeinen männlichen Charakteren das Sentimentale und Heroiſche nie geſchieden, ſondern immer verbunden, und es ſondern ſich von dieſer Einen reich gegliederten Klaſſe nur die herzloſen Verſtandesmenſchen ab. Wenn man aber die Individuen überblickt, ſo wird man unter Annahme dieſes Unterſchieds einen meiſt durchgehenden Familienzug zwiſchen den Jünglingen, zwiſchen den Männern und zwiſchen den Greiſen finden, die uns Schiller vorführt. Seine Greiſe gleichen ſich am meiſten.

Daß aber die meiſten Charaktere Schiller's — die Ausnahme hat unſere Unterſuchung hervorgehoben — allgemein gehalten ſind, wird deßwegen nicht leicht erkannt, weil die Schauſpiele nicht allein nach der Lektüre, ſondern auch nach der Aufführung beurtheilt werden. Wer Schiller's Stücke von guten Schauſpielern aufführen ſah — und von welchen ausgezeichneten Künſtlern ſind die Hauptfiguren ſeiner Bühnenwelt nicht ſchon dargeſtellt worden! — der läßt all das Charakteriſtiſche, Individuelle, Lebendige, mit welchem der große Mime aus ſich ſelbſt ſeine weite Rolle ausfüllte, dem Gedicht zu Gute kommen. Der große Schauſpieler vervollſtändigt uns den bloß ſchematiſch gehaltenen Charakter zu einem leibhaften Bilde, und wenn wir nicht an genaues Abſtrahiren gewöhnt ſind, ſo finden wir immer jenen vollen Charakter im Buche wieder, der uns von der Scene herab entzückte, und wir vergeſſen, daß dieſer volle Charakter aus der zuſammenwirkenden Geiſteskraft zweier Genien entſtanden iſt, und daß zu demſelben der Dichter oft nur die Skizze lieferte.

Hiermit bin ich wieder bei dem Punkt angelangt, von dem ich eben ausging. Was die muſikaliſche Kompoſition dem Liede, das gewährt noch in höherm Grade die ſceniſche Darſtellung dem Drama und beſonders dem dramatiſchen

Figuren. Der dramatiſche Dichter hat das Recht zu verlangen, daß ſein Werk auch in Betreff der Charakteriſtik vom Standpunkte dieſer Darſtellung aus beurtheilt werde, für welche er zunächſt ſchrieb. Das Drama iſt offenbar nur Ein Glied mehrerer Künſte, welche in ihrer organiſchen Verknüpfung das gemeinſchaftliche Produkt des Schauſpiels hervorbringen. Jede einzelne Kunſt darf ſich hier nur unter den Bedingungen der gemeinſchaftlichen Wirkſamkeit aller zeigen. Gerade die mangelhafte Charakteriſtik, könnte der Dramatiker ſagen, ſei ein Vorzug eines Stückes für die Aufführung. Der talentvolle Schauſpieler könne ſich nämlich in einem weitern Charakter viel freier, als in einem durchweg beſtimmten bewegen; er könne den Charakter nach dem großen Geiſte des Ganzen durch die vielfachen Mittel, die ihm zu Gebote ſtünden, individuell durchführen und mit einer gewiſſen Originalität darſtellen, welche er, wenn er den Charakter ſchon ganz individuell beſtimmt aus der Hand des Dichters empfange, immer ganz Preis geben müſſe, ohne deßwegen die Detailvorſchriften immer alle erfüllen zu können, weil ſein Talent oder ſeine Natur häufig mit ihnen in Widerſpruch ſtünden. Daher müſſe der dramatiſche Dichter nur ins Große und Allgemeine gezeichnete Geſtalten liefern in feſten und beſtimmten Umriſſen; dieſe allein ſeien die wahre Bildungsſchule des mimiſchen Genius, in ihnen allein könne er das Höchſte erreichen, während nur der talentloſe und mittelmäßige Schauſpieler ſich in ihnen vergreife. Wohl müſſe der Schauſpieler ſich immer dem Dichter unterordnen, aber wenn in einem theatraliſchen Charakter von dieſem alles bis ins Kleinſte beſtimmt und vorgeſchrieben ſei, müſſe der Schauſpieler eine geiſtloſe, ganz unſelbſtſtändige Maſchine werden.

Hienach ſcheint der Ausſpruch des Meiſters gedeutet werden zu müſſen: „Ich glaube ſelbſt, daß unſere Dramen nur kraftvolle und treffend gezeichnete Skizzen ſein ſollten.“ In ganz ſelbſtſtändigen Kunſtwerken, im Epos und Roman, dürfen wir eine detaillirte Individualität der Perſon fordern, im dramatiſchen Gedicht müſſen wir zufrieden ſein, wenn beim Leſen die Charaktere ſich ſelbſt nicht widerſprechen, eine gewiſſe objektive Exiſtenz haben und ſich in ihrer Gattung halten. Hieraus folgt aber auch die Mangelhaftigkeit des Kunſturtheils über dramatiſche Dichtung, da daſſelbe die theatraliſche Darſtellung eines Stücks, weil ſie an den Zufall und Wandel geknüpft iſt, nicht zugleich mit in die Betrachtung ziehen kann. Wenn ein Schauſtück mit Nothwendigkeit ſeine nur mit ihm untergehenden Schauſpieler ſich ſelbſt erzeugte, nur dann wäre von demſelben eine vollſtändige und für immer geltende Kritik möglich.

Es iſt vielleicht nicht unpaſſend, im Gegenſatz zu der rohen Anmaßung gewiſſer leerer Wortführer der Zeit ſich an die Unzulänglichkeit am Ende des Wegs zu erinnern, wenn man das Bewußtſein hat, nach Würdigem und Tüchtigem mit Ernſt geſtrebt zu haben.

Neuntes Kapitel.

Letzte Lebenstage und Tod; Charlotte von Schiller, Goethe, Weltantheil und Nachkommen nebſt Epilog des Biographen.

„Wir dürfen ihn wohl glücklich preiſen, daß er von dem Gipfel des menſchlichen Daſeins zu den Seligen emporgeſtiegen, daß ein ſchneller Schmerz ihn von den Lebendigen hinweggenommen. Die Gebrechen des Alters, die Abnahme der Geiſteskräfte hat er nicht empfunden. Er hat als ein Mann gelebt und iſt als ein vollſtändiger Mann von hinnen gegangen. Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vortheil, als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erſcheinen. Denn in der Geſtalt, wie der Menſch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten, und ſo bleibt uns Achill als ein ewig ſtrebender Jüngling gegenwärtig! Daß er frühe hinwegſchied, kommt auch uns zu Gute. Von ſeinem Grabe ſtärkt auch uns der Anhauch ſeiner Kraft, und erregt in uns den lebhafteſten Drang, das, was er begonnen, mit Liebe fort- und immer fortzuſetzen. So wird er ſeinem Volke und der Menſchheit in dem, was er gewirkt und gewollt, ſtets leben.“

Dieſe Worte rief Goethe dem vorangegangenen Freunde nach, dem doppelt unſterblichen, wenn es wahr iſt, was die Weiſen und das eigene Herz uns verkünden. Wer möchte nicht ein wichtiges Gehör ſolch edlem Troſte leihen, aber wen erfüllte dieſer Troſt? Wie iſt es denkbar, daß Schiller's Geiſt auch in dem höchſten Lebensalter gealtert hätte? und ſein Körper, war er nicht ſchon hinfällig und ſiech in den mittlern Jahren? Uns aber iſt der Unerſetzliche entriſſen worden, als er im Begriff ſtand, das Höchſte zu leiſten. Sein Leben mußte unvollendet bleiben, weil das Unendliche, welches er wollte, von keinem Individuum erreicht werden kann: nur das ganze Volk und das Jahrhundert bauen ſein Werk aus. Wohl iſt ſeine Geiſtesentwickelung, wie nicht leicht eines andern Menſchen, ein organiſches Ganze, aber ſein einzelnes Leben läuft in alle Folgezeit aus, wie in einen Ocean. Der Abſchluß ſeiner irdiſchen Thätigkeit liegt in der Zukunft, wie der Abſchluß ſeines Wollens in der Ewigkeit. Nur in Bezug auf die Geiſtesentwickelung Schiller's können wir jenen erhebenden Gedanken gelten laſſen, daß das Sterben eine freie Handlung der Seele ſei, welche ſich losreiße, weil ſie ihren Kreis erfüllt habe.

Solche Betrachtungen mögen nicht unpaſſend erachtet werden, an der Spitze des Abſchnittes zu ſtehen, in welchem wir über das Lebensende unſeres Freundes zu berichten haben.

Seit ſeinem letzten Krankheitsanfalle in Jena hatten Schiller's phyſiſche Kräfte bedeutend abgenommen. Seine Geſichtsfarbe hatte ſich geändert und fiel ins Graue, ſo daß die Freunde oft erſchracken; ſein feſter, aufrechter Gang wurde unſicher und ſeine Haltung fing an, ſich zu ſenken. Denn bisher war man gewohnt, die hohe Geſtalt — er war der größte Mann in Weimar und ſechs Fuß zwei Zoll hoch — mit der breiten Bruſt und dem ſtolz emporgerichteten, etwas nach einer Seite ſich neigenden Haupte, ſichern militäriſchen Schritts, einherwandeln zu ſehen, wobei er den Stock mit der Rechten zu ſchwenken pflegte.[*] Sein Gang hatte gewöhnlich etwas Nachläſſiges, aber bei innerer Bewegung wurde ſein Schritt feſter. Lavater ſagte zu Schiller's Gattin bei ſeinem Beſuch in Jena: „Ich habe mir Ihren Herrn ganz anders gedacht. Jede Muskel ſeines Geſichts drückt Delikateſſe aus.“ [1] Ganz eigenthümlich war die Weiſe, wie er arbeitete. Beim Schreiben ſaß er ſelten, ſondern er lehnte ſich auf ſeinen linken Arm geſtützt über den Tiſch, ſo daß der Rand des Tiſches in die linke Seite drückte, was ſeiner Geſundheit ſehr nachtheilig war. [2]

---

[*] Nach den zuverläſſigſten Zeugniſſen hatte Schiller eine durchaus verſchiedene Haltung, als wie er in den gewöhnlichen, ſtereotyp gewordenen Gemälden und in der Statue von Thorwaldſen dargeſtellt wird. Außer in der ideal gehaltenen Büſte von Dannecker ſcheint er am beſten in einem klei-

Um dieſe wieder herzuſtellen, kaufte er ſich in dem letzten Winter ſeines Lebens von einem Freunde ein Pferd, und freute ſich, es im nächſten Frühjahre beſteigen zu können. Schon früher, in Jena, hatte er ſich ein Pferd gehalten, es aber der Koſten wegen bald wieder veräußert. Er war kein eleganter, aber ein kühner Reiter. Während ſeines Aufenthalts bei Rudolſtadt übten er und ſein Freund von Gleichen bisweilen den jugendlichen Muthwillen, auf einer langen Ebene dicht neben einander ſo, daß einer den andern mit ſeinem Arme feſt umfaßt hielt, im ſtärkſten Galopp dahin zu fliegen.

Der Winter war äußerſt heftig, ſo daß Schiller in dieſer gefährlichen, in dieſer furchtbar angreifenden Zeit, wie er ſie nennt, ſich nicht erholen und zu einer neuen großen Originalproduktion keine Kräfte gewinnen konnte. In der Mitte Januar 1805 erkrankte er und Goethe ungefähr zu derſelben Zeit. „Einen anhaltenden Katarrh hatte er ſchon längſt,“ ſchreibt ſeine Gemahlin an ihren Freund Fiſcheniſch, [3] „aber jetzt bekam er einen Anfall katarrhaliſchen Nervenfiebers.“ Auch ſeine Kinder bekamen bald alle die Windblattern,

---

ren, im Jahr 1787 von ſeinem Jugendfreunde, dem jetzt in Rom lebenden Maler Reinhart verfertigten Portrait getroffen, welches auf meine Veranlaſſung nun der Künſtler Küchler in Rom in Stahl geſtochen hat. Hier hält er ſich ganz gerade, und Heroismus mit Milde liegt im Geſichte.

[1] Eine ausführliche Beſchreibung ſeines Aeußern gibt Frau von Wolzogen in ihrer Biographie Schiller's, Theil 2, S. 290 f. Das Weſentliche iſt in unſerer Schrift ſchon zerſtreut vorgekommen.

[2] Wie er es in ſeiner Jugend machte, ſiehe Supplemente, B. 1, S. 44.

[3] Andenken an Bartholomäus Fiſchenich von Hennes (Cotta 1841) S. 64.

wobei beſonders die kleine Emilie viel auszuſtehen hatte
„Leider geht's uns allen ſchlecht," ſchreibt er den 14. Janua
an Goethe, „und der iſt noch am beſten daran, der, durc
die Noth gezwungen, ſich mit dem Krankſein nach und nac
hat vertragen lernen." Er freute ſich nur, daß es mit ſe
nen lieben Kindern ohne böſe Zufälle ablief. Der gut
Heinrich Voß, welcher Schillern auch ſchon früher regelmä
ßig beſuchte, war dienſtfertig zur Hand, wich, ſeine Schu
ſtunden ausgenommen, nicht von ſeiner Seite, und wacht
bei ihm. Er litt, wie Voß erzählt, an heftigen Schmerze
in den Eingeweiden und Obſtruktionen. Häufiges Faſte
erſchöpfte ihn noch mehr, aber deſſen ungeachtet war er heite
und ſogar fröhlich beim geringſten Anlaſſe. Schnell war e
getröſtet, ſo oft eines ſeiner Kinder kam, beſonders wen
ſein jüngſtes gebracht wurde. Wenn er einmal aufſtand, u
im Zimmer auf und abzugehen, griff ihm Voß unter d
Arme. Er fragte, ob er denn wirklich ſo hinfällig wär
ging an den Tiſch, putzte das Licht und rief nun ſcherze
aus: „Voß, ich bin nicht matt; ich habe das Licht m
ſteifem Arm putzen können." Gegen Mitternacht wurde
unruhiger und bat die Gattin, ſich zu entfernen. Als ſ
zögerte, wiederholte er dringender, dann mit Heftigkeit ſein
Wunſch. Kaum war die Frau die Treppe hinunter, ſo ſa
Schiller bewußtlos in Voſſens Arme. Aus Schonung ha
er die herannahende Ohnmacht zurückgehalten, welche n
um ſo heftiger hereinbrach. Voß rieb Bruſt und Schlä
und als er ins Bewußtſein zurückgekehrt war, fragte er ſ
gleich: „Hat meine Frau etwas gemerkt? — Habe ich a
verwirrt geſprochen?" — Als ihm beides mit Nein bea
wortet wurde und er ſich wieder ein wenig erholt hat
kehrte ſchnell ſeine gutmüthige Laune zurück.

An einem folgenden Abende wollte er durchaus ni
daß Voß bei ihm wache, ungeachtet er es ihm den Tag v
her erlaubt hatte. Endlich erfährt Voß, die Maskerade
daran Schuld und Schiller wollte ihm, dem fleißigen R
doutenbeſucher, die Freude nicht rauben. Dieſe Liebe rü
ihn bis zu Thränen. „Mein beſter Hofrath," ſagt er, „
wiſſen nicht, welch ein Vergnügen es für mich iſt, bei Ih

zu wachen.“ Als Schiller ſolchen guten Willen des jungen Mannes gewahr wird, reicht er ihm freundlich die Hand und läßt ihn bei ſich bleiben, und nun fängt er ſogleich wieder an zu ſcherzen. „Sie hätten,“ ſagt er, „nur auf die Maskerade gehen ſollen, vielleicht wäre ich Ihnen nachgeſchlichen.“ Und nach einer kleinen Pauſe fügte er lächelnd hinzu: „Nicht wahr? dann würden Sie doch erſchrecken und glauben, ich ſei geſtorben, und es ſei mein Geiſt, der Sie heimſuchte.“ Voß mußte dieſe Nacht durchaus eine Pfeiſe bei ihm rauchen, und ſich ſo ſetzen, daß Schiller wenigſtens den Dampf davon koſtete und ſo den Vorſchmack ſeiner Geſundheit einathmete. — Schiller pflegte von Zeit zu Zeit eine Pfeiſe Taback zu nehmen, obgleich das Tabackſchnupfen ihm ein noch viel größeres Bedürfniß war. „An dem Manne iſt alles liebenswürdig,“ ſagte ein Verehrer; „ſelbſt ſein Schnupftabacksfleckchen unter der Naſe kleidet ihn wohl.“ Er hatte nämlich vom immerwährenden Gebrauch des Schnupftabacks häufig ſolch ein Fleckchen.

Was mit ſolchen Angewöhnungen nicht immer vereinigt iſt, alle Unſauberkeit in Kleidung und Umgebung war ihm zuwider und auf ſeinem Studierzimmer mußte alles geordnet und ſauber ſein und ein freundliches Anſehen haben. Er liebte Blumen um ſich, und hatte vor allen die Lilien gern.

Schiller erholte ſich wieder von jenem Anfalle im Januar und beſuchte Goethen, den ſein Uebelbefinden noch immer an die Stube hielt. Die Freunde umarmten ſich lange und ſtumm, und knüpften dann ſchnell eine erheiternde geiſtige Unterhaltung an, ohne daß einer des andern Krankheit erwähnte und ſie ihr gegenſeitiges Elend durch die Rede verlängerten. Wie herzlich ſie fortwährend zu einander ſtanden, zeigen auch jene herrlichen Verſe, die Schiller Goethe's Sohn in's Stammbuch ſchrieb,[1] und welche mit Beziehung auf die Zuneigung des jungen Goethe und des Karl Schiller ſich ſo endigen.

„Und das herzliche Band der Wechſelneigung und Treue,
Das die Söhne verknüpft, binde die Väter noch feſt.“

---

[1] Supplemente zu Schiller's Werken, B. 3, S. 200.

Schiller hatte ſich vielleicht durch zu frühes Ausgehen verdorben. Er mußte wenigſtens ſchon am neunten Februar in ſeinem Notizenkalender einen neuen Fieberanfall anmerken, welcher ſich am eilften in der Nacht wiederholte; es ſah in ſeinem Hauſe noch immer „wie im Lazareth“ aus. Er ſoll auch Blut geſpieen haben.

Damals war es zuerſt, wo dem rüſtigſten Geiſt in einzelnen Momenten der Muth ſank. „Es iſt mir erfreulich,“ ſchrieb er am 22. Februar an Goethe, „wieder ein paar Zeilen Ihrer Hand zu ſehen, und es belebt wieder meinen Glauben, daß die alten Zeiten zurückkommen können, woran ich manchmal ganz verzage. Die zwei harten Stöße, die ich nun in einem Zeitraum von ſieben Monaten auszuſtehen gehabt, haben mich bis auf die Wurzeln erſchüttert, und ich werde Mühe haben, mich zu erholen. Zwar mein jetziger Anfall ſcheint nur die allgemeine epidemiſche Urſache gehabt zu haben, aber das Fieber war ſo ſtark, und hat mich in einem ſchon ſo geſchwächten Zuſtand überfallen, daß mir eben ſo zu Muthe iſt, als wenn ich aus der ſchwerſten Krankheit erſtünde, und beſonders habe ich Mühe, eine gewiſſe Muthloſigkeit zu bekämpfen, die das ſchlimmſte Uebel in meinen Umſtänden iſt. Möge es ſich täglich und ſtündlich mit Ihnen beſſern und mit mir auch, daß wir uns bald mit Freuden wieder ſehen.“

Während Schiller ſich in dieſen ſchlimmen Tagen mit der Phädra beſchäftigte und ſich durch die Lektüre der Memoiren Marmontel's erheiterte, überſetzte Goethe aus dem Manuſkript Rameau's Neffe von Diderot, beſorgte die Herausgabe ungedruckter Briefe von Winckelmann und zerſtreute ſich durch eine Reihe von geiſtvollen Kunſtkritiken, welche er in heiterm und behaglichem Tone für die Jena'ſche Literaturzeitung diktirte. In den intereſſanten Nachrichten, die er über Rameau's Neffen gibt,[1] erfahren wir, daß er jenes damals noch ungedruckte und unbekannte Manuſkript Diderot's aus Schiller's Händen erhalten hatte.

Merkwürdig iſt es, daß gerade in dieſer Zeit ſich Schiller's

---

[1] Goethe's Werke in Duodez, Band 46, S. 69

Phantaſie in den mannigfaltigſten, weiteſten Reiſen erging.[1] Während er, wie er von Attinghauſen ſagt, in ſtets engerm Kreis ſich dem engſten und letzten, wo alles Leben ſtill ſteht, langſam zubewegte, ſpottete ſein Geiſt gleichſam der phyſiſchen Nothwendigkeit. Ihn verlangte, die Schweiz zu ſehen und die Heimath Tell's mit ſeiner Schilderung zu vergleichen; aber als die Seinigen nun, auf dieſen oft wiederkehrenden Wunſch eingehend, Plane entwarfen, ſprach er mehrmals: „Alle Projekte, die ihr für mich macht, laßt nur nicht über zwei Jahre ſich hinaus erſtrecken.“ Dann wollte er das ſtille, waldumkränzte Bauerbach wieder ſehen, wo er die erſten Tage der Freiheit verlebt hatte, und von da ſeine Schweſtern in Meiningen und in Schwaben beſuchen. Aber dieſer Wunſch ſollte ſo wenig mehr erfüllt werden, als die tiefe Sehnſucht, das Meer zu ſehen. Dahin ſuchte er mit ſeiner Gattin und Schwägerin den kürzeſten Weg auf, und machte einen Reiſeplan nach Kuxhafen mit dem lieben Voß, der ihn ſchon in Gedanken in die Hütten der ehrlichen, gaſtfreien Dithmarſen einführte. Eine Reiſe nach dem Mittelmeer, meinte er, ſei zu koſtbar für ihn, da er ſich nicht von ſeiner Familie trennen könne. Dann rief er wieder aus: „Ich glaube noch nach China zu kommen; freilich wird es ſchwer halten, aber könnte man mir die Hoffnung mit eiſerner Strenge rauben, es würde mich unglücklich machen.“[2]

Es kann nur Eine Stimme darüber ſein, daß, wie Schiller's Kunſtbildung mit dem Demetrius ihren Höhepunkt erreichte, ſo auch ſeine Gemüthswelt in dem letzten Winter die reichſten Früchte trug, während ſich ſein Seelenheroismus durch Gelaſſenheit und Gleichmuth kund gab. Alles hatte bei ihm eine religiöſe Weihe. Er war während ſeiner Krankheit der liebenswürdigſte Menſch, und nur wenn er ſelbſt Kranke pflegte, mochte er noch liebenswürdiger ſein, wie er ſich z. B. in jener ſchweren Krankheit ſeiner Gemahlin[3] als der beſte Krankenwärter bewährt hatte. „Eine unausſprechliche

---

[1] Auch Frau Charlotte von Schiller ſpricht in einem Briefe an Fiſchenich davon; ſ. Hennes' Andenken Fiſchenich's S. 65 f.

[2] H. Voß' Briefe S. 49 und S. 75 im folgenden Heft.

[3] Siehe Theil 4, S. 121 f.

Milde," ſagt die Schweſter ſeiner Frau, „durchdrang ſein ganzes Weſen, und gab ſich kund in all ſeinem Urtheilen und Empfinden; es war ein wahrer Gottesfrieden in ihm." Sogar für heterogene Gegenſtände wurde ſeine ſich gleichſam erweiternde Natur empfänglich. An Herder's Geſchichte der Menſchheit hatte er nie beſondern Geſchmack finden können; jetzt ſagte er: „Ich weiß nicht, wie mir iſt, dieß Buch ſpricht mich jetzt auf eine ganz neue Weiſe an und wird mir ſehr lieb." Auch ſein Gefühl für Muſik ſchien ſich zu erhöhen. Als er die Arie Zingarelli's aus Romeo und Julie: Ombra adorata aspetta, ſeelenvoll ſingen hörte, war er ſehr gerührt, und ſagte, nie habe ihn ein Geſang auf dieſe Weiſe ergriffen. Uebrigens beſaß er, um dieſes im Allgemeinen zu bemerken, noch weniger muſikaliſche Bildung, als Goethe. Die Tonkunſt wirkte nur dunkel auf ihn, ſie belebte ſeine poetiſche Stimmung. Als ihn Goethe einmal bat, beim Einüben einer Oper ſeine Dienſte zu leiſten, äußerte er ſich: „Ich habe, wie Sie wiſſen, in Angelegenheiten der Muſik und Oper ſo wenig Kompetenz und Einſicht, daß ich Ihnen bei meinem beſten Willen und Vermögen bei dieſer Gelegenheit wenig taugen werde, beſonders da man es in Opernſachen mit ſehr häßlichen Leuten zu thun hat. In den Nachmittagsſtunden von drei bis fünf Uhr will ich mit Vergnügen bei den Proben gegenwärtig ſein, aber mehr als die Gegenwart kann ich nicht leiſten." [1] Aber ſein Gefühl für muſikaliſche Eindrücke war vielleicht um ſo inniger, je weniger es kunſtgerecht entwickelt war. „Man wirft mir oft meine Unempfänglichkeit für Muſik vor," ſagte er, nachdem er die Gluck'ſche Iphigenia gehört hatte, „aber ich fühle jetzt, daß es wohl die Schuld der Muſik geweſen ſein mag, daß ich ungerührt blieb;" und er ſchrieb über dieſe Oper voller Entzücken an Goethe: „Die Muſik iſt ſo himmliſch, daß ſie mich ſelbſt in der Probe unter den Poſſen und Zerſtreuungen der Sänger und Sängerinnen zu Thränen gerührt hat." [2] Man kennt Schiller's Urtheil:

„Aber die Seele ſpricht nur Polyhymnia aus."

---

[1] Schiller's und Goethe's Briefwechſel Th. 5. S. 350.

[2] Ebendaſelbſt, S. 348.

Voß wiederholt in ſeinen Nachrichten über Schiller's letzte Lebenstage mehrmals, der Spruch: „dieſen Kuß der ganzen Welt“ ſei bei ihm keine Dichterfiktion geweſen, ſondern ein Hauptzug ſeines Charakters, ſo hätte er alle Menſchen als Brüder in ſeine Arme ſchließen mögen. Wie ſeine Denkart und Dichtweiſe, war auch ſeine Liebe kosmopolitiſch, und wenn in ſeinen Schriften das Erhabene dem Schönen überlegen iſt, ſo war umgekehrt in ſeinem Leben, damit das holde Gleichgewicht ſich herſtelle, noch mehr Anmuth als Würde, und man konnte ihn noch mehr lieben, als man ihn verehren mußte. Einzig innig war beſonders das Verhältniß zu ſeinen Kindern. Wie er, die Kinder lieben, kann nur ein Menſch, welcher aus den weiten Irrgängen der Kultur endlich ſelbſt wieder mit Bewußtſein zum Kindesſinn zurückgekehrt iſt, wie er. Denn wie ſeine Dichtung, war auch ſein Leben am Ende ſeiner Laufbahn bei einer zweiten, höhern Natur angelangt. Bei Tiſch ſaß er beſtändig zwiſchen zweien ſeiner Kleinen und liebkoſ'te und tändelte mit ihnen bei jeder Gelegenheit. Wenn eines zu ihm auf ſein Zimmer kam, ſo kletterte es an ihm hinan, um ihn zu küſſen, und manchmal koſtete das viele Mühe, da Schiller's Figur ſo lang war und der Vater durchaus nichts that, um es dem Kinde zu erleichtern. Voß ſagt, er habe ihn mehrmal gefunden, daß er auf der Erde lag und mit einem ſeiner Kinder ſpielte, und die Frau Griesbach erzählte, wie er, als er noch in Jena in ihrem Hauſe wohnte, mit ſeinem Karl geſpielt habe. Ein Lieblingsſpiel ſei Löwe und Hund geweſen, und bald habe Schiller, bald ſein Junge den Löwen gemacht, und alle beide ſeien dann auf allen Vieren im Zimmer herumgekrochen. Als er ſich nach dem oben erzählten Anfall im Januar wieder erholt hatte, berichtet Voß, war er im Kreiſe ſeiner Kinder beſonders liebenswürdig. Er erlaubte der kleinen Karoline, ſie dürfe in der Kaffeeſtunde bei ihm „ſchmarotzen.“ Die kleine Emilie nahm er auf den Arm, küßte ſie und ſah ſie mit einem Blick von verſchlingender Innigkeit an, recht als wenn er ſein unendliches Glück im Beſitz dieſes holden Kindes zu Ende denken wollte. So war der innere Menſch vollendet, als die äußere Form ſich löſ'te; der Baum des Lebens ſtand im ſchönſten Blüthenſchmuck, als der Tod ihn fällte. Es iſt eine häufige Bemerkung, daß eine langſam zehrende Krankheit ſchnell den Leidenden wunderbar vollendet — wie veredelte und reifte ſie erſt den edelſten und reifſten Menſchen! Und ſo war der oft hart Heimgeſuchte doch von Einer Seite glücklich. „Mit meiner Frau und den Kindern geht es vollkommen gut,“ ſchreibt er an Fiſchenich,[1] „und von dieſer Seite hat mir der Himmel nichts als Freude gegeben.“

Dabei verſäumte er es nicht, zwiſchen Dornen und Unkraut jedes Blümchen der Freude raſch zu brechen, jene ſeine Lehre ausübend, daß nur der Augenblick unſer iſt. Voß ſchreibt ſeinem Freunde: „Schiller iſt ein außerordentlich heiterer Mann, der das „desipere in loco“ verſteht, und als ein „dulce est“ anſieht. Und da ſollteſt du ihn einmal in einer heitern Geſellſchaft ſehen, z. B. auf einer Redoute, wo er kurz vor Weihnachten mit mir, Riemer und noch andern Freunden war. Wir tranken einige Flaſchen Champagner, und waren überaus ſelig. Bis drei Uhr in der Nacht blieben wir beiſammen, und brachten darauf unſern Schiller feierlich nach Hauſe, der vor der Hausthür den zärtlichſten Abſchied von uns nahm. Den folgenden Tag traf ich ihn im Schauſpielhauſe in ſeiner Loge, nahe an der Scene, ſo daß er die Schauſpieler durch Zuwinken oder leiſes Klatſchen ermuntern und belehren konnte. Da erwähnte er der Freude, die er am vorigen Abend gehabt habe, und verſprach, dieſelbe Geſellſchaft nächſtens auf ſeinem Zimmer zu bewirthen, wie er von ihr ſei bewirthet worden. „Aber unter uns wollen wir ſein,“ fügte er mit ſchalkhafter Miene auf Frau und Schwägerin hinzu, „damit wir nicht geſtört werden.“

Aber die leichte Freude ſchwamm nur momentan auf dem bleibenden Ernſt ſeiner Seele, oder ſie war Sonnenwärme und Himmelsthau für die Keime des poetiſchen Triebes. Mir erzählte eine edle Frau, es ſei ihr unmöglich, irgend eine Freude rein zu genießen; ſie fühle bei jeder Freude den kommenden Schmerz ſchon zum voraus, und mit jedem Glück verbinde ſich ihr die Ahnung des Unglückes. Dieſes Gefühl ſei unabweisbar, und ihr zur Natur geworden. Es war die jüngſte Tochter Schiller's, die mir dieſes ſagte, und ſie dachte augenblicklich wohl nicht daran, daß ſie mir das Schickſal ihres Vaters enthüllte. Kann ſich die Religioſität ſtärker ausſprechen, als in dieſem dauernden Gefühl der Flucht des Irdiſchen? Wer ſo das Sinnliche betrachtet, muß über dem Sinnlichen ſtehen.

---

[1] Hennes' Andenken an Fiſchenich S. 79

Er befolgte den Rath Goethe's, ſich bei der wilden Witterung nicht zu ſchnell auszuwagen, denn es wehte fortwährend ein kalter Nordoſtwind, welcher die Erholung erſchwerte. Doch ſiegte noch einmal die Lebenskraft über das Uebel; ſeine Geneſung war das letzte Auflodern der Geſundheit, der letzte Sonnenſchein im Herbſte. Am 27. März ſchrieb er: „Ich habe mich mit ganzem Ernſt endlich an meine Arbeit, den Demetrius, angeklammert, und denke nun nicht mehr ſo leicht zerſtreut zu werden. Es hat ſchwer gehalten, nach ſo langen Pauſen und unglücklichen Zwiſchenfällen wieder Poſto zu faſſen, und ich mußte mir Gewalt anthun. Jetzt aber bin ich im Zuge.“ So trug er die Thätigkeit bis an den Rand des Grabes. Er hatte kein Vorgefühl des nahen Todes; die geiſtige Lebenskraft täuſchte ihn über die körperliche. Wie freute es ihn, als er zum erſtenmal wieder mit dem liebevollen Voß ſpazieren fahren konnte! In den unbelaubten Bäumen ſah er dem baldigen Frühling entgegen und ein neues Leben ſchien ſich ihm zu eröffnen — und die innere Stimme täuſchte die hoffende Seele nicht.

Die regierende Herzogin, die Herzogin Mutter, die Großfürſten luden den Geneſenen zum Thee, und erfreuten ſich ſeiner geiſtreichen Unterhaltung; er erſchien wieder am Hofe, und kam von neuem in's Theater. Auf einem Spaziergange im Park — er wußte nicht, daß es ſein letzter war — ſagte er der Frau von Wolzogen: „Wenn ich nur noch ſo viel für die Kinder zurücklegen kann, daß ſie vor Abhängigkeit geſchützt ſind, denn der Gedanke an eine ſolche iſt mir unerträglich!“ So hatte er auch gegen Voß während ſeiner Krankheit geäußert, daß er nur ſeiner Kinder wegen, die nicht vaterlos ſein dürften, noch zu leben wünſche. Er pflegte ſeine Gedanken gegen Freunde nie zurückzuhalten, und ſeine Worte ließen immer auf den Grund der Seele blicken. Den Unterricht und die Fortſchritte ſeiner Söhne — ſie wurden im Hauſe unterrichtet und hatten ſpäter der Reihe nach Martens, den vortrefflichen Ukert, Gabler (Hegel's Nachfolger in Berlin) und Abeken zu Hauslehrern[1] — beobachtete er genau, und baute auf die Eigenthümlichkeit eines jeden Plane für ihre Zukunft.

Er warf, als er ſich kaum beſſer fühlte, ſeinen Blick auch in die Ferne, berichtigte mehrere Geldangelegenheiten, und lang unterbrochene Verbindungen wieder anknüpfend, ſchrieb er Briefe an Freunde und Verwandte. Ein unvergleichlich ſchöner Brief iſt unter dem 2. April an Humboldt gerichtet. „Für unſer Einverſtändniß," ſchreibt er dem alten Freunde in Rom, „ſind keine Jahre und keine Räume; Ihr Wirkungskreis kann Sie nicht ſo ſehr zerſtreuen und der meinige mich nicht ſo ſehr vereinſeitigen und beſchränken, daß wir einander nicht immer in dem Würdigen und Rechten begegnen ſollten. Und am Ende ſind wir ja beide Idealiſten, und würden uns ſchämen, uns nachſagen zu laſſen, daß die Dinge uns formten und nicht wir die Dinge." Erkennt man hieraus ſeine eigenthümliche Ueberzeugungstreue bis in den Tod, ſo erſieht man aus einer andern Stelle des Briefs ſeine ächt deutſche Geſinnung: „Ich wünſchte mir anſchaulich zu machen, wie Sie in Rom leben und worin Sie leben. Der deutſche Geiſt ſitzt Ihnen zu tief, als daß Sie irgendwo aufhören könnten, deutſch zu empfinden und zu denken. Frau von Stael hat mich bei ihrer Anweſenheit in Weimar auf's neue in meiner Deutſchheit beſtärkt, ſo lebhaft ſie mir auch die vielen Vorzüge ihrer Nation vor der unſrigen fühlbar machte. Im Philoſophiren und im poetiſchen Sinne haben wir vor den Franzoſen einen entſchiedenen Schritt voraus, wie viel wir auch in allen andern Stücken neben ihnen verlieren mögen." Wenn er auf dieſe Weiſe gedankenreich dem Freunde entgegentrat, ſo ſprach er zu derſelben Zeit zum letztenmal ſeiner Schweſter in Möckmühl das brüderliche Herz aus. Der Brief beginnt: „Ja wohl iſt es eine lange Zeit, gute, liebe Luiſe, daß ich dir nicht geſchrieben habe, aber nicht vor Zerſtreuungen habe ich dich vergeſſen, ſondern weil ich in dieſer Zeit ſo viele harte Krankheiten ausgeſtanden, die mich ganz aus meiner Ordnung gebracht haben. Viele Monate hatte ich allen Muth, alle Heiterkeit verloren, allen Glauben an meine Geneſung aufgegeben. In einer ſolchen Stimmung theilt man ſich nicht gern mit, und nachher, da ich mich wieder beſſer fühlte, befand ich mich meines langen Stillſchweigens wegen in Verlegenheit, und ſo wurde es immer aufgeſchoben. Aber nun, da ich durch deine ſchweſterliche Liebe wieder aufgemuntert worden, knüpfe ich mit Freuden den Faden wieder an, und er ſoll, ſo Gott will, nicht wieder abgeriſſen werden.“

---

[1] Siehe Hennes' Andenken an Fiſchenich Seite 132 f. Ueber Abeken Bd. 4, S. 323.

Schiller's letzte Zeilen an Goethe ſind am 24. April geſchrieben. Er würdigt hier ſachverſtändig Goethe's Anmerkungen zu Rameau's Neffen, und ſchließt mit den Worten: „Leben Sie recht wohl und immer beſſer! Vergeſſen Sie nicht, mir den Elpenor zu ſchicken.“ Die letzten Briefe, die er ſchrieb, waren an Göſchen und Körner gerichtet.

Am 28. April, zwölf Tage vor ſeinem Tode, war er noch am Hofe. Voß erzählt: „Ich half ihn ſchmücken und freute mich ſeines geſunden Ausſehens und ſeiner ſtattlichen Figur im grünen Gallakleide.“ Am 29., als Klara von Hoheneichen geſpielt wurde, war er zum letztenmal im Theater. Er war eben im Begriff dahin zu gehen, als Goethe zu ihm ins Zimmer trat, welcher durch zwei ſchreckhafte Brände, die in wenigen Nächten hinter einander entſtanden und ihn jedesmal perſönlich bedrohten, in ſein Uebel wieder zurückgeworfen worden war, und jetzt den erſten Ausgang wagte.[1] Aber er wollte den Freund vom Schauſpiel nicht zurückhalten, und ſein Mißbehagen erlaubte es ihm auch nicht, ihn zu begleiten. So ſchieden ſie denn vor Schiller's Hausthüre, um ſich nie wieder zu ſehen. Als Voß im Theater am Schluſſe des Stückes ſeiner Gewohnheit gemäß in ſeine Loge kam, um ihn nach Hauſe zu begleiten, hatte er heftiges Fieber, daß ihm die Zähne klapperten. Zu Hauſe angekommen, ließ er ſich einen Punſch machen, durch den er ſich auch ſonſt zu ſtärken pflegte.

---

[1] Goethe ſelbſt in den Tag- und Jahresheften S. 192 ſagt: dieß ſei »Anfangs Mai« geweſen, was nicht richtig ſein kann.

Am erſten Mai Morgens beſuchte ihn Voß. Er fand ihn matt auf dem Sopha liegen, in einem Mittelzuſtande von Schlafen und Wachen. „Da liege ich wieder!“ ſagte er mit hohler Stimme. Die Kinder kamen und küßten ihn. Er bewies keine Theilnahme, äußerte kein Zeichen des väterlichen Dankes. Doch bald erholte er ſich einigermaßen. Der Beſuch Cotta's auf ſeiner Durchreiſe nach Leipzig erfreute ihn, alle Geſchäfte ſollten bei ſeiner Rückkunft abgemacht werden. Auch durch einige andere Freunde, die auf ſein Zimmer kamen, ließ er ſich gerne unterhalten. Sein Zuſtand ſchien als gewöhnliches Katarrhfieber nicht bedenklicher, als bei frühern Anfällen ähnlicher Art. Er fürchtete den Tod nicht. Der furchtbarſte Gegenſtand, „welcher die meiſten Menſchen den blinden Schreckniſſen der Phantaſie zur Beute überliefert,“ war ihm der erhabenſte. Ein früheres Geſpräch mit der Frau von Wolzogen über den Tod ſchloß er mit den Worten: „Der Tod kann kein Uebel ſein, da er etwas Allgemeines iſt.“ So beantwortete er ſich auch dieſe große Frage durch den Gedanken in der „Huldigung der Künſte“:

»Denn wer den Sinn auf's Ganze hält gerichtet,
Dem iſt der Streit in ſeiner Bruſt geſchlichtet.«

Durchweg fand er im Allgemeinen, im Ganzen das einzig Rechte und Gute. Daher auch der Zuruf in den Epigrammen: „Leb' im Ganzen!“ — „Immer ſtrebe zum Ganzen!“

Der treue Voß erbot ſich wieder zum Nachtwachen; der Kranke wollte lieber allein mit ſeinem bewährten Diener Rudolph bleiben. Des Tags ſah er es am liebſten, wenn Gattin und Schwägerin allein um ihn waren. Zum Unglück war ſein Arzt Starke, der ihn immer noch in ähnlichen Anfällen behandelt hatte, mit der Großfürſtin nach Leipzig gereiſ't. Aber Schiller beruhigte die Seinigen, die deßwegen beſorgt waren, durch die Verſicherung, daß er von dem ſtellvertretenden Arzte ganz nach Starke's Methode und Recepten behandelt werde. Er ſehnte ſich ſehr nach ſeines Schwagers Wolzogen Zurückkunft, der ebenfalls mit der Großfürſtin in Leipzig war. Vielleicht leitete ihn der Wunſch, ſich gegen dieſen über Manches auszuſprechen, was im ſchlimmſten Falle für die Seinigen geſchehen ſollte. Er hatte deßfalls noch keine Anordnungen getroffen. Uebrigens ſchien er nicht an nahe Gefahr zu glauben. Des Huſtens wegen mußte er das Sprechen meiden und ſich ruhig halten.

Bis dahin war ſein Kopf ganz frei. Am ſechsten Mai Abends fing er an, oft abgebrochen zu ſprechen, doch mit klarem Blick auf das Gegenwärtige. Alles Mißfällige mußte entfernt werden. Zufällig hatte ſich ein Blatt des Freimüthigen in ſein Zimmer verirrt. „Thut es doch gleich hinaus,“ rief er, „daß ich in Wahrheit ſagen kann, ich habe es nicht geſehen. Gebt mir Mährchen und Rittergeſchichten; da liegt doch der Stoff zu allem Schönen und Großen.“ Er hatte die Contes de Tressan immer geliebt, doch griff ihn langes Vorleſen aus dieſem Buche zu ſehr an.

Dieſe äſthetiſche Weltanſicht und frei poetiſchen Intereſſen traten auch am nächſten Abend hervor, wo er, wie gewöhnlich, ein Geſpräch über Stoffe zu Tragödien, über die Art, die höhern Kräfte des Menſchen zu erregen, mit der Schwägerin anknüpfen wollte. Da dieſe, um ihn ruhig zu erhalten, nicht mit der gewöhnlichen Lebhaftigkeit antwortete, ſagte er: „Nun, wenn mich Niemand mehr verſteht, und ich mich ſelbſt nicht mehr verſtehe, ſo will ich ſchweigen.“ Er ſchlummerte bald ein und ſprach viel im Schlaf. „Iſt das eure Hölle, iſt das euer Himmel?“ rief er vor dem Erwachen; dann ſah er ſanft lächelnd in die Höhe, als begrüßte ihn eine tröſtende Erſcheinung. Als ſeine Schwägerin von ihm ging, ſagte er: „Ich denke, dieſe Nacht gut zu ſchlafen, wenn es Gottes Wille iſt.“

Den achten Mai brachte er meiſt ſtill und oft ſchlummernd zu. Seine Kinder verlangte er ſelten zu ſehen; die jüngſte Tochter, die er ſich bringen ließ, betrachtete er mit Rührung und Wohlgefallen, indem er ſie an der Hand faßte.[1] Am Abend, als man ihn fragte, wie es ihm gehe, antwortete er offenbar mit Bezug auf ſeinen innern Zuſtand: „Immer beſſer, immer heiterer!“ Er verlangte, man ſolle den Vorhang öffnen, er wolle die Sonne ſehen. Mit freundlichem Blick ſchaute er in den ſchönen Abendſtrahl, und die Natur empfing ſeinen Scheidegruß. In der folgenden Nacht, erzählte ſein treuer Diener, habe er viel geſprochen, meiſt vom Demetrius, aus dem er Stellen recitirt. Einigemal habe er Gott angerufen, ihn vor einem langen Hinſterben zu bewahren. Dann richtete er ſich im Bette aufrecht, und ſprach mit großer Anſtrengung von einer bevorſtehenden Reiſe ſeiner Frau in's Bad.

---

[1] Frau von Wolzogen, der wir alle dieſe, größtentheils wörtlich entlehnten

Morgens, am neunten Mai, ſchlief er ein, bis gegen zehn Uhr. Dann trat Beſinnungsloſigkeit ein, und er phantaſirte in unzuſammenhängenden Worten. „Wer löſ'te die Kanonen? — Wer kommandirt den linken Flügel? — Siehſt du? — Die Kettenkugeln reißen ganze Glieder nieder! — Wie prächtig ſieht das Regiment aus — weiß und blau! — Sind ſie im Lager? — das iſt luſtig! — Singt noch einmal den Rundgeſang!“ — Nach den Namen Lichtenberg ſoll er ausgerufen haben, andere aber verſtanden Leuchtenberg, ein romantiſch gelegenes Schloß bei Kahla an der Saale, wohin er ſich noch vor kurzem eine Luſtreiſe vorgenommen hatte. Meiſtens aber ſprach er Latein. Ein ihm verordnetes Bad ſchien er ungern zu nehmen, doch war er in allem, was der Arzt für nöthig erachtete, willig und geduldig. Ein Glas Champagner, durch welches dieſer den ſinkenden Kräften aufhelfen wollte, war ſein letzter Trunk. Seine Bruſtbeklemmungen ſchienen nicht ſehr ſchmerzlich. Wenn er, davon ergriffen, auf ſein Kiſſen zurückſank, ſah er ſich um, ohne die Umſtehenden mehr zu kennen. Er durchlief ſie mit ſtarrem, irrem Blick; die Augen lagen tief im Kopfe. Wie Voß erzählt, ſtotterte er noch [illegible]; aber die letzte Sylbe erſtarb im Munde. Da verſuchte er zu ſchreiben, brachte aber nur drei Buchſtaben fertig, in denen gleichwohl noch der Charakter ſeiner Schriftzüge erſichtlich war.*

Nachrichten verdanken, ſagt nichts davon, daß er beim Anblick des Kindes [illegible] geweint habe, wie Voß erzählt.

* Daraus iſt die irrige Erzählung entſtanden, daß er ſich [illegible] ein Recept ſchreibend, mit der Feder in der Hand geſtorben ſei.

Nun ſchwanden die letzten Lebenskräfte und gegen drei Uhr Nachmittags trat vollkommene Schwäche ein; der Athem fing an zu ſtocken. Die Gattin kniete am Bette und ſagte nachher, er habe ihr noch die Hand gedrückt. Die Schwägerin ſtand mit dem Arzt am Fuße des Lagers, und legte gewärmte Kiſſen auf die erkaltenden Füße. Da fuhr es wie ein elektriſcher Schlag über ſeine Züge. Sein Haupt ſank zurück; die vollkommenſte Ruhe verklärte ſein Antlitz. Die Seele hatte ſich gelöſ't. Der älteſte Sohn Karl lag auf dem Boden und wehklagte in fürchterlichem Schmerz; Ernſt ſaß in der Eck', die Hände gefaltet, und weinte gelaſſener. Die kleine Karoline, die nicht wußte, was das zu bedeuten habe, ſagte ganz ruhig: „Der gute Papa iſt todt!“ Als ſie aber die Mutter heftiger weinen ſah, fing auch ſie an zu weinen, und verbarg das Geſicht in ihren Schooß. Es war am neunten Mai 1805, gegen ſechs Uhr Abends, an einem Donnerſtage. Schiller war fünf und vierzig Jahre, fünf Monate und neun und zwanzig Tage alt geworden.

Bei der Sektion ergab ſich, daß eine große Zerſtörung in ſeinem Innern ſtatt fand.* Jetzt konnte ſich Frau von

---

* Hier der vollſtändige ärztliche Bericht:

„1) Die Rippenknorpel waren durchgängig und zwar ſehr ſtark verknöchert.

2) Die linke Lunge mit der Pleura in dieſer ganzen Bruſthöhle ſo verwachſen und links mit dem Herzbeutel ſo ligamentartig verbunden, daß dieſe Verwachſungen kaum mit dem Meſſer gut zu trennen waren. Dieſe Lunge ſelbſt war faul, brandig und breiartig, war, wie man ſah, ſchon längſt [illegible].

3) Die rechte Lunge war beſſer, doch aber durch und durch mit Eiterpunkten verſehen. Sie ſah wie Marmor aus und bei dem Drucke kamen an allen Orten kleine Eiterpunkte zum Vorſchein.

4) Das Herz bildete einen leeren Beutel vor und hatte viele Runzeln, war häutig, ohne Muskelſubſtanz (?). Dieſen häutigen Sack, der größer als im natürlichen Zuſtande war, konnte man in kleine Stücke ohne Gewalt zerdrücken.

5) Die Leber natürlich, nur die Ränder brandig (Wohl nur in Folge der [illegible]?)

6) Die Gallenblaſe noch einmal ſo groß, als im natürlichen Zuſtande. Die Blaſe von Galle ſtrotzend.

7) Die Milz um zwei Drittheile größer, als im natürlichen Zuſtande.

Wolzogen erklären, was ihr Schiller geſagt hatte, als er das letztemal mit ihr in das Theater fuhr: „ſein Zuſtand ſei ſeltſam; in der linken Seite, wo er ſeit langen Jahren immer Schmerz gefühlt, empfinde er nun gar nichts mehr.“ Er athmete nur noch mit dem rechten Lungenflügel und auch dieſer war ſchon angewachſen. Der Hausarzt der Frau von Wolzogen, Herder, welcher der Sektion beigewohnt, verſicherte, daß, wenn er auch von dieſem Fieber hätte geneſen können, er doch, nach dem Zuſtand der Lunge, nicht länger, als ein halbes Jahr gelebt und ſchwere Beängſtigungen ausgeſtanden haben würde. Für Gall wurde ein genauer Abdruck ſeines Schädels genommen.

Der Schrecken, der Schmerz bei der Kunde ſeines Todes war allgemein. Unbekannte Menſchen, die ſich auf der Straße begegneten, theilten ſich durch Wort und Miene die Nachricht, ihr Gefühl mit. Keiner hatte mehr Ruhe in ſeinem Hauſe. Auf den Wegen, im Parke ſah man Menſchen umherirren, ſich ſuchen, ſich meiden. „Ach! alle Herzen hatten ihn verloren!“ Und mit Blitzesſchnelle verbreitete ſich die Trauerpoſt von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, und das Leben ſelbſt ſchien an Werth geſunken zu ſein, da der große Sänger und Prophet dahin war, und das deutſche Herz ſeinen Mund verloren hatte. Der Jammer kehrte in alle Häuſer ein, die Trauer trat in alle gebildete Zirkel, und alle Edlen fühlten ſich durch das gemeinſchaftliche Unglück verbrüdert. Als aber der erſte Unglaube der Gewißheit, das neugierige Ausfragen dem ruhigen Nachdenken gewichen war, da vermochte man erſt die Größe des Verluſtes zu überſchauen und zu ermeſſen, und die Trauer kam verſtärkt aus der Ueberlegung zurück.

---

8) Der [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] wohl [illegible] die [illegible] [illegible] der Leber und allen nahe liegenden Theilen [illegible] [illegible] verwachſen.

9) Die linke und rechte Niere in ihrer [illegible] aufgelöſt und völlig verwachſen.

10) Auf der rechten Seite [illegible] die Lunge mit dem [illegible] verwachſen, [illegible] [illegible] [illegible] auf der linken Seite.

11) [illegible] und Magen waren nur allein natürlich.

Am nächſten Samstag nach Schiller's Tode, am eilften Mai, war Theaterabend;[1] die Saalnixe ſollte gegeben werden. Aber kein Schauſpieler wollte ſpielen; auch ließ die Heftigkeit des Schmerzes keinen äſthetiſchen Genuß zu. Das Theater blieb geſchloſſen. Die nächſte Vorſtellung war die Jungfrau von Orleans.

Von Goethe erzählt man, daß er am Morgen des Neujahrstages 1805 einige Zeilen an Schiller gerichtet; als er ſie aber wieder durchleſen, habe er zu ſeinem Schrecken gefunden, daß er unwillkührlich Schillern „zum letzten neuen Jahr" Glück gewünſcht habe, und auch in einem erneuten Briefe habe er ſich kaum enthalten können, das ominöſe Wort zu wiederholen. Da habe er noch an demſelben Tag der Frau von Stein erzählt, was ihm begegnet ſei, und wie ihm ahne, daß in dieſem Jahr entweder er oder Schiller ſcheiden werde.[2] Nach dem eben erwähnten letzten Beſuche bei Schiller hatte er ſich wieder zu Hauſe gehalten, und der Zuſtand ſeines Körpers und Geiſtes war ſo, daß es aller eigenen Kraft bedurfte, um ſie aufrecht zu erhalten. Eine böſe Ahnung lag ſchwer auf ihm. Voß fand ihn in dieſen Tagen einmal in ſeinem Garten, als ihm Thränen in den Augen blinkten. Der Hausfreund erzählte hierauf von dem Befinden Schiller's, was Goethe mit ſichtbarer Theilnahme anhörte, worauf er mit Faſſung und ſchnell zu einem heitern Gegenſtand übergehend nur erwiederte: „Das Schickſal iſt unerbittlich und der Menſch wenig."

An dem Abend, als Schiller verſchied, war Meyer bei Goethe. Meyer wurde, als die Nachricht eintraf, hinausgerufen, kehrte aber nicht mehr ins Zimmer zurück, ſondern ging weg, ohne Abſchied zu nehmen. Eben ſo wenig hatte ein Anderer den Muth, ihm die Botſchaft zu bringen, und wie ſeine Hausgenoſſen ſich verwirrt zeigten und ihm ängſtlich auswichen, konnte er in ſeiner Einſamkeit Schlimmes erwarten. „Ich merke es wohl," ſprach er endlich, „Schiller muß ſehr krank ſeyn," ohne auf eine Erklärung zu dringen, welche zu ertragen er ſich jetzt nicht ſtark genug fühlte, und war die übrige Zeit des Abends in ſich gekehrt. In der Nacht hörte man ihn weinen. Am nächſten Morgen fragte er eine Freundin: „Nicht wahr, Schiller war geſtern *ſehr* krank?“ Jene, von dem Nachdruck ſeiner Worte heftig ergriffen, iſt unfähig, ihm zu antworten, ſondern fängt laut an zu ſchluchzen. „Er iſt todt?“ fragte Goethe mit Feſtigkeit. „Sie haben es ſelbſt ausgeſprochen!“ erwiedert die Freundin. „Er iſt todt!“ wiederholt Goethe, und bedeckt ſich die Augen mit den Händen. Auch in den nächſtfolgenden Tagen wagte Niemand über Schiller mit ihm zu reden, und er vermied ein Geſpräch, dem weder ſeine Ruhe noch ſeine Faſſung gewachſen war.

---

[1] Die Theaterabende waren in Weimar damals am Montag, Mittwoch und Sonnabend; — am Donnerstage wurde nicht geſpielt.

[2] Voß a. a. O. S. 38 f.

Die Hülle des Entſchlafenen wollte er nicht ſehen. „Warum,“ äußerte er ſich ſpäter,[1] „ſoll ich mir die lieblichen Eindrücke der Geſichtszüge meiner Freunde und Freundinnen durch die Entſtellungen einer Maske zerſtören laſſen? Der Tod iſt ein ſehr mittelmäßiger Portraitmaler. Ich meinerſeits will von meinen Freunden ein ſeelenvolleres Bild im Gedächtniß bewahren.“ Zugleich lobte er es, daß der Körper nicht aufgeſtellt wurde: „Eben das iſt es, was mir an Schiller's Hingang ſo ausnehmend gefällt. Unangemeldet und ohne Aufſehen zu machen, kam er nach Weimar, und ohne Aufſehen zu machen, iſt er auch wieder von hinnen gegangen. Die Paraden im Tode ſind nicht, was ich liebe.“

Die Beerdigung fand, weil die Leiche zu ſchnell in Verweſung überging, nicht, wie es beſtimmt war, Sonntags Morgens am zwölften Mai, ſondern in der Nacht[2] vom Samſtag auf den Sonntag ſtatt. „Es war eine ſchöne Mainacht,“ erzählt Karoline von Wolzogen; „nie habe ich einen ſo anhaltenden und volltönenden Geſang der Nachtigallen gehört, als in ihr.“ Düſtere Wolken zogen am mondhellen

---

[1] Goethe, aus näherm perſönlichen Umgange von Falk S. 63.

[2] Hierauf beziehen ſich die Worte in Goethe's *Epilog*:

„Da hör' ich ſchreckhaft mitternächt'ges Läuten,
Das dumpf und ſchwer die Trauertöne ſchwellt.
Iſt's möglich? ſoll es unſern Freund bedeuten,
An den ſich jeder Wunſch geklammert hält?“

Himmel hin. Zwölf junge Männer höhern Standes[1] nahmen den gewöhnlichen Trägern die theure Bürde ab und trugen ſie zur letzten Ruhe. Beinahe unglaublich klingt es, daß, als der Trauerzug ſich um ein Uhr vom Hauſe bewegte, dem Sarg nur ein einziger Begleiter folgte;[2] alle Schüler der erſten Klaſſe des Gymnaſiums gingen voran.[3] Bald unterbrach der Hufſchlag eines Pferdes die Stille. Der Reiter ſtieg ab, übergab das Thier einem Diener, und folgte, in einen dunkeln Mantel gehüllt, von Ferne dem Zuge. Als die Bahre vor der Gruft, vor dem ſogenannten Landſchafts-Kaſſengewölbe, niedergeſtellt wurde, da trat, ſo erzählt man, der Mond aus der ſich plötzlich trennenden finſtern Wolkendecke in ruhiger Klarheit hervor und warf ſein Licht auf den mit Schiller's Namen bezeichneten Sarg; als dieſer aber in die Gruft geſenkt war, da verſchwand der Mond wieder hinter den Wolken. Der Fremde war mittlerweile ſchluchzend und händeringend herzugetreten — es war Schiller's Schwager, Wilhelm von Wolzogen. In Naumburg hatte er die Unglücksnachricht erhalten, und war eben noch im rechten Momente eingetroffen, um dem Freunde die letzte Ehre zu erweiſen.[4] Am Sonntag Nachmittag war in der St. Jakobskirche die religiöſe Feierlichkeit. Das Mozart'ſche Requiem wurde von der fürſtlichen Kapelle vor und nach der Rede aufgeführt, welche der Generalſuperintendent Voigt hielt. Die Kinder waren mit in der Kirche, und als während der Trauerrede die kleine Emilie lachte, bewegte dieß die Herzen aller Anweſenden mehr, als die Worte des Predigers.

In jenem Landſchafts-Kaſſengewölbe lagen — um dieſes zugleich aus der Folgezeit beizufügen — des Dichters irdiſche

---

[1] Unter dieſen waren die Gelehrten Stephan Schütz und Heinrich Voß, die Künſtler J. Jagemann und F. Meyer, der jetzige Geh. Hofrath Helbig und der jetzige Bürgermeiſter Schwabe.

[2] Der Obermedicinalrath von Froriep in Weimar, damals Profeſſor in Halle (ſ. Schiller's Album S. 77).

[3] Weimariſches Wochenblatt Nro. 39. vom 15. Mai 1805 S. 164.

[4] Schiller's Biographie von Frau von Wolzogen Th. 2. S. 290 und mündliche Ueberlieferung vom 17. Mai 1839.

Ueberreſte bis zum Jahr 1826, wo für Weimar ein neuer Gottesacker angelegt und der Familie von der Stadt ein ſchöner, mit einem Hain zu zierender Ruheplatz für Schiller's Gebeine angeboten ward. Der Sarg wurde nun geöffnet, und da zeigte ſich denn, weil das Gewölbe ſehr feucht war, eine große Zerſtörung; doch gelang es den geſchickten Anatomen und Aerzten, die Ueberreſte zuſammen zu finden.* Dem Wunſche des Großherzogs gemäß wurde der Schädel von den Gebeinen getrennt und auf der Bibliothek zu Weimar in dem Poſtamente der Marmorbüſte von Dannecker aufbewahrt. Doch der König von Baiern vermochte den Großherzog, dieſe Idee, welche ſeinem Gefühle widerſtritt, aufzugeben. So wurde denn der Schädel, nachdem man von ihm einen Abguß genommen hatte, mit den andern Ueberreſten wieder vereinigt, und ihnen gemeinſchaftlich in der fürſtlichen Gruft auf dem neuen Kirchhofe von Weimar ihre würdige bleibende Stelle angewieſen. Hier ruht jetzt der Großherzog Karl Auguſt zwiſchen den beiden Dichtern.

Kehren wir von dieſem Ueberſchritt zur nächſten Todeszeit zurück, ſo finden wir die Familie troſtlos, die Freunde betrübt, den Hof in Trauer, ſelbſt die Fremden beſtürzt, und alle bemüht, ihrem Schmerz Sprache zu leihen, ihre Theilnahme an den Tag zu legen, das Andenken des Vollendeten durch Wort und That würdig zu feiern.“ „Täglich,“ ſchreibt Voß, „ſprechen wir vom Verewigten im Schiller'ſchen Hauſe. Jede Kleinigkeit wird wiederholt und von neuem erzählt, das Geringſte wird bedeutend, alles reiht ſich an einen durchgehenden Faden an, und um das vollſtändig geſammelte Bild ſchöner Anſchauungen zieht ſich ein Heiligenſchein. Wir iſt, als beträte ich einen Tempel, ſo oft ich in das Schiller'ſche Haus gehe.“

---

* Goethe, welcher der Oeffnung des Sarges beigewohnt zu haben ſcheint, dichtete damals die Verſe: Bei Betrachtung von Schiller's Schädel (Taſchenausgabe B. 47, S. 21 f.), woraus wir folgende zwei Stanzen mittheilen:

„Wie mich geheimnißvoll die Form entzückte!
Die gottgedachte Spur, die ſich erhalten!
Ein Blick, der mich an jenes Meer entrückte,
Das fluthend ſtrömt geſteigerte Geſtalten.
Geheim Gefäß! Orakelſprüche ſpendend.
Wie bin ich werth, dich in der Hand zu halten!—

Die Empfindungen der Wittwe, Charlottens von Schiller, bin ich ſo glücklich durch Auszüge aus ihren eben jetzt erſchienenen herrlichen Briefen an Fiſchenich[1] darlegen zu können. Sie ſchreibt am 4. Juni 1805: „Was Sie vorigen Herbſt befürchteten, was mir Ihr Brief nur ſchonend andeutete, iſt geſchehen, mein lieber Sohn! — Ich habe das Schrecklichſte erlebt, habe Schiller ſterben ſehen. Die Erde iſt mir nun nichts mehr, ich finde keinen Ruhepunkt mehr, überall würde ich ſchrecklich fühlen, was ich entbehre, was das Schickſal mir auferlegt hat. Daß man Muth haben muß, zu ertragen, das iſt traurig! Und doch ruft mich die Liebe zu unſern Kindern mit Macht ins Leben, ins öde Leben ohne Schiller! Aber ich ſoll leben für ſie, ſo lange ich kann; muß meine Pflicht erfüllen, wie Er, der für uns lebte. Sie waren Zeuge unſeres Lebens, unſeres Glücks.[2] Dieß ſagt mir mein Herz, daß meine Liebe für ihn gern das Schickſal beſiegt hätte, daß ich ihm gern das freudigſte Loos bereitet hätte, wenn es in meiner Macht geſtanden. — Aber dieſe Beruhigung habe ich, daß ich gewiß alles that, um ihn vor unangenehmen Eindrücken im Leben zu bewahren, daß er vielleicht ohne mich nicht ſo lange für die Welt gewirkt hätte. Er muß unendlich gelitten haben, viel mehr, als er es ſagte! — Seine letzte Krankheit war für ihn nicht ſo ängſtlich. Er war mild, ruhig geſtimmt. Ich hatte ihn oft kränker geſehen. Als Sie ihn ſo treu pflegten, lieber Freund, war er viel kränker.[3] Ich mußte alſo auch jetzt hoffen, daß ſeine herrliche Natur ſiegen würde. Als nach harten Krampfanfällen er endlich ſchlief, und ruhig, ſagte ich zu meiner geliebten Schweſter, ich hoffe, daß es nun beſſer werden würde, da ich doch allen Glauben zu ſeiner guten Natur habe, und Muth und Hoffnung belebten mich.

---

[1] Siehe meine Anzeige der Hennes' »Andenken an Bartholomäus Fiſchenich, meiſt aus Briefen Friedrich's von Schiller und Charlotte's von Schiller« ([illegible] 1841) S. [illegible]

[2] Ebendaſelbſt Theil 2. S. [illegible]

[3] Ebda. Theil 2. S. [illegible]

Aber was ſind Hoffnungen des Lebens! In dieſem Moment kam man, und rief uns in's andere Zimmer, und der Todeskrampf hatte ſein Geſicht ſchon entſtellt. Ich bemühte mich vergebens, die kalte Hand zu erwärmen; ſeine Blicke konnten mich nicht finden. Ich danke Gott, daß ich ungewöhnliche Hoffnung in mir hatte; wie hätte ich ſonſt dieß aushalten können, und tröſtlich war es ihm doch gewiß, von mir in dem letzten Moment noch umgeben zu ſein. Es waren nur bekannte Geſtalten während ſeiner Krankheit bei ihm. Als der Krampf ſein Geſicht ſchon entſtellte, als ich ſeinen geſunkenen Kopf auf eine bequemere Seite richten wollte, erkannte er mich, lächelte mich an und küßte mich. Das war das letzte deutliche Zeichen ſeines Bewußtſeins. Ihnen nur, mein Freund, ſage ich dieſe Details. Sie bewahren ſie in Ihrem Herzen. Dieſe letzten Momente dieſes einzigen hohen Weſens ſind zu heilig; nur Menſchen, die ihn liebten, wie Sie, dürfen es wiſſen, und Sie verſtehen mich. — Ueber die Ungewißheit des Lebens, die Sehnſucht nach dem, was man ſo liebt, und die Dunkelheit, die einen ſo ſchrecklich ergreift, über die Wege des Schickſals, und doch die Nothwendigkeit, es tragen zu müſſen — über alle dieſe Gefühle kann ich noch nicht in's Reine kommen. Mein Leben iſt nun ein ewiger Kampf der Neigung und Pflicht: die Neigung ruft mich in die dunkle Gruft, und die Pflicht für meine Kinder in's Leben. — — Leben Sie wohl! Ich kann Sie von unſerm Freund nicht mehr grüßen; alſo grüße ich Sie zweifach."

Auf den Rath ihres Arztes Starke ging ſie mit ihren beiden Söhnen nach Brückenau, und von hier ſchrieb ſie am 3. Juli 1805 einen zweiten Brief an ihren „Sohn" Fiſchenich. „Sie können mir nur durch Ihre Thränen, Ihre Klagen wohlthun; ich möchte mein ganzes Leben in dieſem Gefühl aushauchen können in manchen Momenten, denn es iſt mir oft, als wenn dieſe ewige Sehnſucht, dieſer Schmerz durch die Zeit nicht gemindert, ſondern vermehrt würde. Aber glauben Sie auch, daß ich das Gefühl meiner Pflichten, für meine Kinder zu leben, im Herzen heilig aufbewahre, daß ich mit Faſſung leben werde, ſo lang es der höhern Macht gefällt, die mir dieſe unheilbare Wunde ſchlug. — Ach! Sie fühlen tief, was ich entbehre! Aber Sie kannten ihn nur halb, denn in dem letzten Theil ſeines Lebens, wo ſeine Seele frei auch unter dem drückenden Gefühl ſeiner Krankheit ſich erhob, wo er immer milder, immer liebender wurde, ſein Herz an dem unſchuldigen Leben ſeiner Kinder erfreute, war er ganz anders, als da Sie mit uns lebten. Dieſe Liebe, dieſe Freude an den lieben Geſchöpfen, dieſe Heiterkeit, wenn er zu uns kam, würde Ihrem Herzen wohlgethan haben. Das lange Leben mit ihm hatte auch mein Gefühl auf eine glückliche Höhe geſtellt; bei ihm, mit ihm war ich über das Leben hinweg. Wie mir nun iſt, welche Oede, welche Dunkelheit in mir, kann ich nur andeuten. Wenn man gerade die Epoche des Lebens, wo man ſelbſt zum Leben reifer wird, mit einem ſolchen Geiſt fortſchritt, durch ſeinen Blick die Welt und Gegenſtände beleuchtet ſah, ach wie ſchrecklich iſt dieſe Leere! Im gewöhnlichen Leben, das ich ihm ſo leicht wie möglich zu machen ſuchte, vermiſſe ich ſeine Gegenwart, ſeinen belebenden Muth wohl ſchmerzlich, aber noch tiefer, inniger, ſchmerzlicher in den Momenten, wo ich mein beſſeres Weſen aufſuchen möchte, wo mir das Licht ſeines Geiſtes fehlt. Ach, da iſt's, als wäre ich in die ewige Nacht verſtoßen, und die Welt iſt mir ſchrecklich. — Es hat Niemand, kann ich behaupten, dieſes edle, hohe Weſen ſo verſtanden, als ich, denn keine Nuance entging mir. Ich wußte mir ſeinen Charakter, die Triebfedern ſeines Handelns zu erklären, zurecht zu legen, wie Niemand. — Die Jahre verbanden uns immer feſter, denn er fühlte, daß ich durch das Leben mit ihm ſeine Anſichten auf meinem eignen Weg gewann und ihn verſtand, wie keiner ſeiner Freunde. Ich war ihm ſo nöthig zu ſeiner Exiſtenz, als er mir. Er freute ſich, wenn ich mit ihm zufrieden war, wenn ich ihn verſtand. Dieſes geiſtige Mitwirken, Fortſchreiten war ein Band, das uns immer feſter verknüpfte. Seine poetiſche Laufbahn, der ich leichter folgen konnte, als der philoſophiſchen, hat auch unſer Weſen noch feſter an einander gefeſſelt. Dieß iſt alſo nur für Ihr Herz, lieber [illegible]! Ich würde zu keinem Menſchen ſonſt ſo ſprechen, ſo ſprechen können. Aber Sie ſollen nur fühlen, daß ich Unerſetzliches verlor, daß ich alle höhere Kräfte meines Geiſtes zuſammenrufen muß, um dieſes Leben zu ertragen. Sie ſollen Zeuge meines Lebens ſein, daß ich nicht unwerth bin, die Gefährtin eines ſolchen Geiſtes zu ſein, daß ich jetzt durch meinen Muth, durch meine Reſignation auch zeigen will, daß ich meinen Geiſt an Schiller's Beiſpiel zu ſtärken verſtand."

Aehnliche Geſinnungen ſprechen ſich auch in den folgenden Briefen aus. Um ihre Kinder inniger an ſich zu feſſeln, überwindet ſie ſich ſelbſt und zeigt eine ruhige Außenſeite, „wenn auch die Schmerzen der tiefſten, innigſten Sehnſucht ihr Herz zerreißen." „Aber zuweilen," fährt ſie fort, „erhebe ich mich über die Gegenwart und lebe entweder in der Vergangenheit oder in einer Zukunft, die mir oft freundlich winkt. Wenn ſolche Kräfte aus der ſichtbaren Welt uns entzogen werden, fühlen wir inniger eine höhere, beſſere Welt, und ſtreben nach der Vollkommenheit, um geiſtig immer höher und edler zu werden, um das, was wir liebten, wieder zu finden." Dann ſpricht ſie davon, welche unüberwindliche Traurigkeit in ihr ſei, wenn ſie ſich in einer Geſellſchaft fühle, wo keine geiſtige Kraft zur Sprache komme; und doch könne ſie ſich ſolchen Geſellſchaften nicht ganz entziehen. „Jetzt gewöhne ich mich aber auch, mit Faſſung zu erſcheinen. Ich übe Kräfte aus, die ich nicht in mir ſuchte. Schiller kann nicht ganz von mir getrennt ſein, er weiß von mir; dieſes Bewußtſein iſt mir heilig; ich hoffe, ich zeige mich ſeiner nicht unwürdig." Dann erfaßt ſie eine grenzenloſe Sehnſucht nach der Einſamkeit, und ſie begreift nun, wie man Klöſter habe ſtiften können, wie man ſich in Einſiedeleien verbarg, wenn man das Glück ſeines Lebens verlor. Sie ſelbſt könnte in der Wüſte wohnen, wenn ſie nicht um ihrer Kinder willen mit der Welt in Verbindung bleiben müſſe. — Sie lebte nicht allein im Andenken Schiller's fort, ſondern auch in ſeinen Ideen und Werken. In den Worten des Wahns, ſagt ſie, habe ſie ſchon oft Beruhigung gefunden und ſich mit der Welt ausgeſöhnt. Das einzige Intereſſe des Lebens blieb die Erziehung ihrer Kinder. Als der unglückliche Krieg zwiſchen Preußen und

Frankreich ausbrach und die preußiſche Armee das kleine Land ſchon überzogen hatte, ſchrieb ſie im Dezember 1805, alſo noch vor der Schlacht bei Jena: „Nur einen Troſt habe ich, daß ich allein leide. Schiller's lebhafte Phantaſie würde durch das Schauſpiel der politiſchen Welt lebhaft und ſchmerzlich bewegt worden ſein. Er würde dadurch minder thätig und alſo weniger glücklich geweſen ſein. Er mußte Ruhe und Wohlbehagen um ſich wiſſen, wenn er geiſtig frei und thätig ſein wollte. Jetzt bieten die Natur und die Menſchen nur den Anblick der Zerſtörung, der Unruhe." Dann erzählt ſie: „Manche Thräne hat mich der Antheil und die Liebe für Schiller gekoſtet. Denn unter der preußiſchen Armee hat er warme Freunde und Anhänger. Zwei und zwanzig Officiere von einem Regiment ſind in der Stille zu der Stätte gewallfahrt, wo er ruht. Ein Bataillon, wo mir der Major ganz unbekannt iſt, ließ ſich unſer Haus zeigen; und als ſie nahe kamen, ließ der Major Wallenſtein's Marſch ſpielen. Dieſe Züge des Antheils haben mich tief bewegt. Jeder Beweis, daß man meinen Verluſt auch fühlt und beklagt, iſt mir wohlthätig, und es iſt mir zuweilen, als könnte ich nur noch in den Thränen leben, die für ihn fließen." Aus einem ſpätern Briefe hebe ich die Stelle aus: „Es gibt eine Geiſtergeſchichte, wo die Geiſter im Rieſengebirge in einer Höhle Jahrhunderte ſitzen und ſagen: Hier iſt kein Friede! So erſcheint einem das Leben und die Welt." So ſehr lebte Charlotte von Schiller in dem Sinne ihres Gemahls fort, daß aus manchen Stellen ihrer Briefe deſſen Gedichte erläutert werden könnten. „Es iſt nichts Neues unter der Sonne," ſagt ſie mit Schiller,[1] „dieſelben Reſultate zeigen ſich, dieſelben Schmerzen, nur durch die äußern Begebenheiten anders motivirt."

Ihre Tochter, Frau von Gleichen, erzählte mir, an jedem wiederkehrenden Sterbetag des Vaters habe ſie ihrer Mutter, Schiller's Nänie: „Auch das Schöne muß ſterben, das Menſchen und Götter bezwinget,"[2] vorleſen müſſen. Im

---

[1] [illegible]

[2] Schiller's Werke [illegible] B. 1, S. 427.)

Jahr 1821 machte Charlotte von Schiller mit ihren Töchtern eine Reiſe an den Rhein, wo in Köln ihr jüngſter Sohn Ernſt angeſtellt war, und erquickte ſich in der herrlichen Umgegend von Bonn, nicht ahnend, daß ſie an dieſem ſchönen Orte bald die letzte Freiſtätte für ihren Schmerz finden ſollte. Bald darauf ſtarb ihre Mutter, Frau von Lengefeld, zu Rudolſtadt in einem Alter von mehr als achtzig Jahren. Frau von Schiller kehrte, in die Nähe ihrer geliebten Söhne, nach Bonn zurück, um hier von einem ſchlimmen Augenleiden geheilt zu werden. Aber die Operation griff ſie ſehr an, und ſie ſtarb im Juli 1826 an einem Nervenſchlag.[1] Ihre letzten Blicke ruhten befriedigt auf dem Glück ihrer trefflichen Kinder und die befreite Seele verband ſich ſehnſuchtsvoll dem hohen Gatten.

Es ſchien nothwendig, die letzten Decennien der edlen Lebensgefährtin Schiller's in einem ununterbrochenen Ueberblick zuſammenzufaſſen; und ich wende mich jetzt noch einmal zur Zeit der Todestage des Dichters zurück.

Unzählig waren die Beweiſe der Theilnahme, die der Wittwe aus der Nähe und Ferne, aus allen Gegenden Deutſchlands zukamen. Die Großfürſtin gab ihr in den erſten Tagen des Schmerzes die, nachher reichlich erfüllte Zuſicherung, daß ſie für die Erziehung der Söhne ſorgen werde, und Dalberg, damals Fürſt Primas, bewährte ſeine alte Freundſchaft gegen Schiller durch einen Jahrgehalt. Das Todesfeſt des unerſetzlichen wurde auf vielen deutſchen Theatern begangen, ſeine Schauſpiele wurden mit ungewöhnlicher Kraft vorgeſtellt und mit Enthuſiasmus aufgenommen, und eine Menge Klaggeſänge, einzeln und in Zeitſchriften, ſuchten das Nationalintereſſe, welches ſich einzig in dem Namen Schiller's zuſammenzog, zu befriedigen oder auszuſprechen, obgleich es wohl nur Goethen gelang, der Harfe würdige Trauertöne zu entlocken, und erſt jetzt, nachdem die irdiſche Erſcheinung verſchwunden war, fing der gefeierte Genius, wie eine göttliche Macht, ohne Widerſpruch und Widerſtand zu wirken an.[1] In Berlin wurden alle Schiller'ſche Stücke in kurz auf einander folgenden Darſtellungen gegeben, die Braut von Meſſina als Benefiz für die Familie, ſo vortrefflich, wie man ſie noch kaum geſehen hatte, und Iffland benahm ſich als Direktor in ſeinem Streben, die tiefe pathologiſche Theilnahme des Publikums für künſtleriſche und edle reelle Zwecke zu gewinnen, durchaus tüchtig und ehrwürdig, und ſpielte auch die ſelbſt übernommenen Rollen mit unverkennbarer Abſicht, ſein Möglichſtes zu leiſten. Zacharias Becker und der Graf von Benzel-Sternau machten den Vorſchlag, durch Benefiz-Vorſtellungen auf den bedeutendern Bühnen Deutſchlands ſo viel zu gewinnen, daß ein Landgut angekauft werden könnte, welches Schillershain heißen und ein unveräußerliches Eigenthum der Familie bleiben ſollte; einen ähnlichen Zweck ſuchte durch den Beiſtand der Liebhabertheater in Deutſchland auch Iffland zu erreichen.

---

[1] Einige ihrer Gedichte ſind abgedruckt in den Supplementen zu Schiller's Werken, B. 1. S. 379 f.

Doch wurde die Ausführung ſolcher weiten Plane bald durch die einbrechenden Kriegsſtürme vereitelt, und während Schrecken und Unglück das Ganze lähmten, konnte nur der Einzelne ſeine Geſinnung bethätigen. Als der treue Dannecker die Nachricht von dem Tode des Freundes erhielt, entſchloß er ſich im Augenblicke der durch den tiefſten Schmerz friſch begeiſterten Liebe, die Büſte in Lebensgröße, wozu Schiller während ſeines lezten Aufenthalts in Schwaben im Jahr 1793 geſeſſen hatte, in einem größern Stile auszuführen. Und in dieſem Gefühle, mit Anſtrengung aller ſeiner Kräfte, ſchuf der geniale Künſtler aus karrariſchem Marmor jene koloſſale Büſte Schiller's, welche, eines der erſten Meiſterwerke der Skulptur, als des Bildners theuerſtes Beſizthum ſtets deſſen Atelier zierte, ſo daß von ihr nur Gypsabdrücke in die Welt ausgingen, und welcher auch von der

---

[1] „Auch manche Geiſter, die mit ihm gerungen,
Sein groß Verdienſt unwillig anerkannt,
Sie fühlen ſich von ſeiner Kraft durchdrungen,
In ſeinem Kreiſe willig feſtgebannt.“

Goethe im Epilog.

Wittwe des Verewigten eine rührende Anerkennung zu Theil ward. Denn bei einem ſpätern Beſuche zu Stuttgart ſaß Charlotte von Schiller lange ſchweigend vor dem verklärten Bilde, und ſagte dann zu ihren Söhnen: „Kinder, küßt dem Manne die Hand, der euren Vater ſo fortleben läßt!“ — welche Worte den trauernden Freund bis zu Thränen rührten.[1]

Nicht ſo glückte es Goethen, ſeinen Schmerz zu einem großen Werke umzugeſtalten. Er fühlte ſich, wie er ſagt, als ihm Schiller entriſſen war, von allen ſeinen Uebeln doppelt und dreifach angefallen. „Ich dachte mich ſelbſt zu verlieren,“ ſchreibt er an Zelter, „und verliere nun einen Freund und in demſelben die Hälfte meines Daſeins“; und an einer andern Stelle: „Das tiefe Gefühl des Verluſtes gehört den Freunden als ein Vorrecht.“ Jn dieſem wahren Gefühle konnte er das, von verſchiedenen Seiten gemachte Anſinnen, das Andenken des Abgeſchiedenen auf der Weimar'ſchen Bühne zu feiern, einen Spaß nennen, welchen die Menſchen aus jedem Verluſt und Unglück wieder herauszubilden ſuchen.[2] Deſſen ungeachtet ging er auf dieſen Wunſch ſofort ein, und verlangte zu dem Zwecke von Zelter einige komponirte Muſikſtücke in feierlichem Stile, bis er den Plan faßte, Schiller's Glocke dramatiſch vorſtellen zu laſſen, wozu er ſich ebenfalls die Unterſtützung Zelter's erbat.[3] Dieſer Darſtellung folgte dann der Vortrag des Epiloges,[4] jenes klaſſiſchen Klag- und Erinnerungs-Geſanges, welcher in ſeiner urſprünglichen Form ſchon bald nach dem Tode Schiller's gedichtet iſt. Das Ganze wurde wahrſcheinlich zuerſt am 10. November 1805, als an Schiller's Geburtstage, auf das Theater gebracht, jedes Jahr wiederholt und ſpäter mit der Erinnerungsfeier Jffland's ſinnig vereinigt.[5]

Hatte auf dieſe Weiſe Goethe durch Einrichtung einer edeln Todesfeier und durch die Schöpfung eines nie genug zu bewundernden Gedichtes der Welt vollkommen genügt, ſo blickte er, hierdurch allein nicht erfüllt, ſobald er ſich ermannt hatte, nach einer entſchiedenen großen Thätigkeit umher, und gedachte dem Freunde und ihrem Zuſammenleben ein ganz anderes Monument zu ſtiften. Er wollte den Demetrius vollenden! Schiller hatte ihn, nach ſeiner mittheilenden Art, mit dem Plane hinreichend bekannt gemacht, das Einzelne durchſprochen, und Goethe hatte beiräthig und mitthätig eingewirkt, das ganze Stück war ihm lebendig. „Nun brannt' ich vor Begierde," erzählt er,[1] unſere Unterhaltung, dem Tode zu Trutz, fortzuſetzen, ſeine Gedanken, Anſichten und Abſichten bis ins Einzelne zu bewahren, und ein herkömmliches Zuſammenarbeiten bei Redaktion eigener und fremder Stücke hier zum letztenmal auf ihrem höchſten Gipfel zu zeigen. Sein Verluſt ſchien mir erſetzt, indem ich ſein Daſein fortſetzte. Unſere gemeinſamen Freunde hofft' ich zu verbinden; das deutſche Theater, für welches wir bisher gemeinſchaftlich, er dichtend und beſtimmend, ich belehrend, übend und ausführend, gearbeitet hatten, ſollte, bis zur Herankunft eines friſchen ähnlichen Geiſtes, durch ſeinen Abſchied nicht ganz verwaiſ't ſein. Genug, aller Enthuſiasmus, den die Verzweiflung bei einem großen Verluſt in uns aufregt, hatte mich ergriffen. Frei war ich von aller Arbeit, in wenigen Monaten hätte ich das Stück vollendet. Es auf allen Theatern zugleich geſpielt zu ſehen, wäre die herrlichſte Todtenfeier geweſen, die er ſelbſt ſich und den Freunden bereitet hätte. Ich ſchien mir geſund, ich ſchien mir getröſtet." Aber, um es kurz zu ſagen, dieſes völkergeſchichtliche Drama war für Goethen eine unmögliche Aufgabe; es wurzelte in der entgegengeſetzten Hemiſphäre.[2] „Eigenſinnig und übereilt," erzählt er, „gab ich den Vorſatz auf, und ich darf noch jetzt nicht an den Zuſtand denken, in welchen ich mich verſetzt fühlte. Nun war mir Schiller eigentlich erſt entriſſen, ſein Umgang erſt verſagt. Meiner künſtleriſchen Einbildungskraft war verboten, ſich mit dem Katafalk zu beſchäftigen, dem ich ihm aufzurichten gedachte, der länger, als jener zu Meſſina, das Begräbniß überdauern ſollte; ſie wendete ſich nun und folgte dem Leichnam in die Gruft, die ihn geprängelos eingeſchloſſen hatte. Nun fing er mir erſt an zu verweſen; unleidlicher Schmerz ergriff mich, und da mich körperliche Leiden von jeglicher Geſellſchaft trennten, ſo war ich in traurigſter Einſamkeit befangen.“ So betrauerte Goethe den Freund.

---

[1] Döring's Leben Schiller's (Weimar 1824) S. 226 f.

[2] Briefwechſel zwiſchen Goethe und Zelter. Th. 1, S. 165.

[3] Ebendaſelbſt S. 182.

[4] Goethe's Werke B. 13, S. 168 f. Taſchenausgabe.

[5] Siehe Goethe's Werke. B. 45. S. 77 f., vergl. Th. 4, S. 189.

---

[1] Goethe's Werke, B. 31. S. 195 f.

[2] Ob Goethe je Schiller's vollſtändigen Abriß über Demetrius in Händen hatte?

Indem ich nun endlich noch über die Familie Schiller's Bericht zu erſtatten im Begriff ſtehe, fühle ich mich perſönlich zu ſtärkerm Antheil bewegt, als bisher; und wenn ich, durch die Gattung meines Werkes berechtigt, nirgends mein Urtheil und mein Gefühl ausſchloß, wohl wiſſend, daß nur die ungebildete oder gemeine Natur den Gegenſtand verfälſcht oder beſudelt, den ſie an ſich heranzieht, ſo möge mir es der Leſer geſtatten, daß ich von meiner Perſon rede, indem ich ihn in den Familienkreis des Abgeſchiedenen einführe.

Als der erſte Theil der vorliegenden Biographie erſchien, wandte ſich Ernſt von Schiller, der zweite Sohn des Dichters, welcher 1819 in preußiſche Dienſte getreten war und ſeit einigen Jahren als Appellationsgerichtsrath in Köln lebte, im Februar 1838 mit gar freundlichen Worten an mich und äußerte den Wunſch, mich perſönlich kennen zu lernen. Seine Manen werden mir nicht zürnen, wenn ich den Anfang dieſes erſten Briefes an mich als Beiſpiel ſeiner gebildeten Schreibweiſe hier wörtlich ſeinem Andenken übergebe. „Es hat mir einen großen Genuß gewährt, das erſte Heft Ihres Werkes über meinen Vater zu leſen, und die Tiefe und Gründlichkeit zu bewundern, mit welcher Ew. Wohlgeboren die bis dahin berührten Werke Schiller's aus ſeinem Leben, ſeinem Charakter und Verhältniſſen konſtruirt haben. Dieſe Behandlungsweiſe wird nicht allein das Studium und Verſtändniß der Werke Schiller's außerordentlich fördern, ſondern es iſt auch meiner Ueberzeugung nach darin eine edle Feier des Andenkens unſeres verewigten Dichters, in welchem ich mit Ihnen den edeln Menſchen und, als Sohn, den Vater verehre. In dieſem letztern Verhältniſſe wollen es mir Ew. Wohlgeboren noch beſonders geſtatten, Ihnen für die liebevolle Anſicht zu danken, mit welcher Sie den Verewigten betrachtet haben, und wollen mir auch den Wunſch zu äußern erlauben, daß eine nähere Bekanntſchaft unter uns ſtattfinden möchte." Ich beſuchte ihn bald nachher in Köln, und die glücklich eingeleitete Bekanntſchaft wurde eng und feſt geknüpft auf einer Reiſe, die ich ſeiner Einladung folgend mit ihm, ſeiner Gemahlin und Stieftochter zum Schillerfeſt nach Stuttgart machte. Dieſes ſchöne, rührende, durch nichts Mißfällige geſtörte Feſt des achten Mai 1839 wird einem Jeden unvergeßlich ſein, welcher an ihm Theil nahm. Schiller's Genius, der mächtig und immer gewaltiger wirkende, gelangte über jeden Feind triumphirend erſt an dieſem Tage, an welchem ſich ſeinem Kultus die ewige Form aufrichtete, zur allgemeinen Anerkennung, und gleichſam über dieſen reinſten Tribut der Dankbarkeit befriedigt und erfreut, goß er zum Lohne über die Tauſende, die ſich zu ſeiner Verehrung drängten, den ihm eigenthümlichen Geiſt der Milde und Humanität aus. Alle Mitfeiernde fühlten ſich am Schillerherzen, Eintracht und Liebe verſchönerten und weihten alles, und nur einzelne heroiſche Töne der Freiheit, gleichſam wie aus einer ſchon glücklich zurückgelegten und errungenen Zeit, erklangen in dieſem idylliſchen Familienfeſte, welches ein Volk fromm ſeinem Sänger und Lehrer feierte. Aber vor allen andern hochbeglückt waren Schiller's eigene Kinder und Verwandte, die dieſer einzigen Feier beiwohnten, und Ernſt von Schiller ſagte mir am Abend des Tages mit unbeſchreiblicher Rührung, daß ihm, der nicht daſtelle, nach dieſem Tag nichts zu wünſchen übrig bleibe und daß das Leben ihm nichts mehr gewähren könne.

Auch Schiller's älteſter Sohn Karl, Oberförſter in Rottweil, jetzt in Lorch, war mit ſeiner Gattin eingetroffen, und hatte ſeinen dreizehnjährigen Sohn Friedrich mitgebracht, des Dichters einzigen Enkel, welcher ſeinen Namen trägt. Bedauert wurde es, daß des Verewigten Schweſter Chriſtine, die Hofräthin Reinwald in Meiningen, — die andere Schweſter war geſtorben — und daß ſeine Schwägerin, die Geheime-Räthin Karoline von Wolzogen in Jena nicht zugegen waren, jene durch ihr hohes Alter verhindert, dieſe ſich der übermächtigen Freude nicht gewachſen fühlend. Aber noch mehr wurden die beiden Töchter Schiller's vermißt, die ältere Karoline, welche vor einem Jahre mit dem Bergrath Junot auf der Katzhütte bei Rudolſtadt vermählt ihrer Niederkunft entgegenſah, und die Freifrau Emilie von Gleichen, durch Krankheit an's Haus gebunden. Doch war der letztern Gemahl, der Sohn von Schiller's Freunde,[1] von ſeinem Rittergute Greifenſtein ob Bonnland bei Würzburg, gekommen, und ſo befand ich mich denn in der einzigſten Lage. Seit Anfang des Jahres 1835 hatte ich den Vorſtudien und der Ausarbeitung meines Werkes mit entſchiedenem Ernſte und in ſtrenger Zurückgezogenheit alle meine Muße gewidmet, und hierdurch war ich in alles Schillerweſen ſo eingeweiht und auch mit manchen Einzelnheiten ſo bekannt, daß ich mir ſelbſt endlich in die Familie adoptirt zu ſein ſchien, die mich durchweg wie ihr Mitglied behandelte. Aber noch einen eignern Eindruck machte das Feſt ſelbſt auf mich, wie gewiß auf keinen aller Anweſenden. Was ich in ſo manchen Tagesſtunden und in halb durchwachten Nächten innerlich gepflegt und ausgebildet und nur dem Papier anvertraut hatte, das alles ſchien nun in dem Zauberkreis, in den ich mich plötzlich aus tiefer Einſamkeit verſetzt ſah, äußerlich vor mir aufzuſtehen, und ich begegnete den ſo lange ſtill genährten Herzensregungen in der lauten Begeiſterung ſo vieler Tauſende. Meine ganze innere Welt ſchien aus dem Traume zu treten und vor mir eine leibhafte Geſtalt zu bekommen; und alles, was ich ſah und hörte, war mir eine rührende Bürgſchaft, daß das nicht eitel ſei, was mir ſchon ſo lange einzig die Seele erfüllte.

Allein kehrte ich nach meinem Wohnort zurück — die Schiller'ſche Familie machte noch eine Reiſe an den Bodenſee — mit erhöhtem Gefühl des Lebens, mit der Ueberzeugung, daß mein Daſein nicht verloren wäre, wenn es mir gelänge, Schiller's Seele und Werke den Deutſchen würdig zu erklären. Und noch denſelben Sommer ſollte mir die große Freude zu Theil werden, auch die jüngere Tochter Schiller's, die Frau von Gleichen, perſönlich nahe kennen zu lernen. Sie kam mit ihrem Gemahl und ihrem ſchönen Söhnchen Ludwig, nach Kreuznach, um die Soolbäder zu gebrauchen. Ein lebhafter Verkehr fand nun ſtatt, indem Ernſt und Karl von Schiller die Schweſter beſuchten, zwiſchen dem erſtern und mir wurden häufige Briefe gewechſelt, und damit es auch an einem äußern Bande nicht fehle, ward die Herausgabe der Schiller'ſchen Supplemente bei Cotta beliebt. Alles, was aus der Nachlaſſenſchaft des Verewigten oder von ihn betreffenden Manuſkripten und Briefen noch aufzutreiben war/ kam in meine Hände, und durch die Durchſicht, Vergleichung und Benutzung dieſer Papiere, noch mehr aber durch den fortgeſetzten Umgang mit der Familie trat jener Lebenskreis nahe und heimiſch an mich heran. Was mich auf einſamem Zimmer der Buchſtabe gelehrt hatte, mußte ſich durch die Anſchauung beleben, welche mir die verwandten Züge im Sohne, in der Tochter, im Enkel Friedrich, wie in Spiegeln, verführte, mußte ſich durch die mannigfaltigſten Unterhaltungen ergänzen, welche mein Intereſſe von den verſchiedenſten Anfängen und Wendungen immer wieder zu dem Einen Ziele lenkte. Nach dem was mir Frau von Gleichen erzählte, ſchien mir in Schiller's älteſte Tochter Karoline des Vaters thatkräftiger Bildungstrieb übergegangen zu ſein, wenn anders die *Erziehung* ebenfalls eine hohe bildende Kunſt iſt. Denn in allen Lebensverhältniſſen hatte ſie einen entſchiedenen Hang zur Jugenderziehung durchbewahrt und verſchiedentlich in Ausübung geſetzt, wie ſie denn noch zuletzt in Rudolſtadt ein weibliches Erziehungsinſtitut gegründet hatte, bis ſie endlich, einer doppelten Neigung folgend, einem Wittwer ihre Hand reichte, welcher ihr viele unerwachſene Kinder zuführte. Aber in dem hohen, zarten Frauengebild, welches ich in der jüngern Schweſter erblickte,* ſchien ſich mir die Mutter, wie ich ſie ſchildern hörte, zu wiederholen, und doch hatte Frau von Gleichen ſo viel vom Vater, wie es in einem Weibe ſein konnte.

---

[1] Siehe Theil 2. S. 78.

---

* [illegible] im „[illegible]" ſagt in Bezug auf eine frühere Zeit von ihr: „So haben wir ſie zwei Decennien früher, in Köln geſehen. Die Wenigſten wußten, daß es Schiller's Tochter ſei; aber alles blickte nach ihr, wenn ſie vorüber ging, und betrachtete ſie mit Entzücken."

Denn Geſtalt, Denkweiſe und Gemüthston waren des Vaters, mit dem ſie auch den leidenden Zuſtand des Körpers gemein hatte. Dagegen konnte ich in der vollkräftigen, ſtarken Körperform und in der Geſichtsbildung Karl's von Schiller, deſſen äußere Erſcheinung ſchon den Eindruck einer biedern Geradheit machte, am wenigſten Aehnlichkeit mit dem Vater finden, aber durch ein ſonderbares Naturſpiel war der junge Friedrich ganz in den Schillertypus zurückgetreten. Dieſen ſtellte offenbar am vollſtändigſten Ernſt von Schiller dar, und je näher ich den Freund kennen lernte, deſto mehr verwandte Bezüge mußte ich finden, ungeachtet die meiſten ſich eigenthümlich ausgebildet hatten. Beinahe gleiche Größe und Bildung des Körpers, faſt dieſelbe Haltung — nur war ſie etwas vorgebeugt — und eine ganz ähnliche Form des Antlitzes, das alles rief das Bild des Todten zurück. Aber wie der Vater in der Ideenwelt lebte, ſo zeigte ſich der Sohn im Weltweſen und Geſchäft erfahren, kenntnißreich und gewandt. Auch er war der beſte Geſellſchafter, der treffenden Witz und gutmüthigen Humor ſtets in einander ſpielen ließ, auch der zuſammenhängenden Rede in hohem Grade mächtig, ſonſt aber auch reizbar und ernſten Widerſpruch nicht leicht ertragend. Allgemein hätte Ernſt von Schiller, wie er es wirklich war, für einen ausgezeichneten Menſchen gegolten, wenn das halb vergötterte Bild des Vaters, der gleichwohl in gemiſchter Geſellſchaft kaum ſo bedeutend erſcheinen mochte, nicht öfter ungerecht gegen den Sohn gemacht hätte. In ſeinen Lebensgewöhnungen ſtand er leicht in Extremen. Einen ſtärkern Tabackraucher z. B. als er, konnte es nicht leicht geben, und der Arzt ſah ſeine diätetiſchen Vorſchriften, ſpazieren zu gehen, ſich Bewegung zu machen ꝛc., leicht ins Uebermaß getrieben. So wenig, als dem Vater, war es dem Sohne gegeben, ſich zu ſchonen, und auch er untergrub ſeine Geſundheit durch Nachtwachen, wo er denn ſeinem großen, aber unkultivirten Talent zur Muſik leidenſchaftlich nachhing. In ſeinen Anſichten war er mäßig, in ſeinen politiſchen entſchieden loyal geſinnt und ein unbedingter Verehrer der Hohenzollern'ſchen Dynaſtie. Auf ſeinen Adel konnte er bei bürgerlicher Denkweiſe keinen

Werth legen, und hielt es[*] für einen großen Fehler ſeines Vaters, daß er ſeine Nobilitirung nicht abgelehnt. Dadurch ſei die Familie in eine ſchiefe Stellung gekommen, und ſie habe davon nur den Einen Vortheil gehabt, daß ſeiner Schweſter Emilie ein trefflicher Gatte ſei zugeführt worden. Er ſuchte dieſe Geſinnung auch bei dem jungen Friedrich von Schiller zu begründen, welchen deſſen Vater dem Bruder und dem Friedrich-Wilhelms-Gymnaſium in Köln zur Erziehung und zum Unterricht übergeben hatte.

Zwiſchen dieſe Familienglieder trat dann das liebenswürdige Bild der Stieftochter Schiller's, Thereſens von Maſtiaux, die bei allen, welche ſie kannten, für ein vorzügliches Mädchen galt. Durch einen Beſuch mit den Eltern und dem jungen Friedrich in Kreuznach im Herbſte 1839 wurde die herzliche Freundſchaft, wie es ſchien, unzertrennlich geknüpft. War Thereſe mit dem Dichter auch nicht blutverwandt, ſo erſchien ſie doch als die ächte Erbenkelin ſeines Herzens, ſeiner Kultur und Geſinnung, und was ſie von ihm geerbt, was ſie von ihrem Liebling Chamiſſo und Andern aufgenommen hatte, das war ſie! Nach einem harten Winter, wo zu gleicher Zeit Ernſt von Schiller und die Tochter, jener an einer Lungenentzündung, erkrankt waren, beſuchte ich die kaum Geneſenen in Köln, Pfingſten 1840. Wir erquickten uns in herzinnigem Zuſammenſein, ich freute mich in Betreff des jungen Friedrich einige pädagogiſche Rathſchläge geben zu können, und erhielt abreiſend von Thereſen das Verſprechen ihres ganz nahen Beſuches. Aber ich war noch nicht lange zu Hauſe angelangt, als mich einige Zeilen von Schiller mit der Nachricht — ihres Todes ſchrecklich überraſchten. Ein rheumatiſches Fieber hatte ſie plötzlich ergriffen und ſchnell hingerafft. Ungeachtet ſie von vortheilhafter Bildung und im Beſitz von Glücksgütern war, hatte ſie immer alle Anträge einer Ehe abgewieſen, feſt überzeugt, daß ihr Leben kurz ſein werde. Auch mich, durch ſo manchen Schmerz und ſchweres Leiden erſchüttert, riß jetzt eine raſch einbrechende Krankheit an den Rand des Grabes, und durch die Hülfe des trefflichſten Arztes kaum erſtanden, begab ich mich auf deſſen Rath ſchnell, ehe die böſe Witterung eintrat, auf eine Reiſe nach dem Süden. Ich konnte Schillern meine Abfahrt nur noch durch einige Zeilen melden und ihm ein herzliches Lebewohl ſagen, nicht ahnend, daß es das letzte war. Seit dem Tode der innig geliebten Tochter war ſein früheres Körperleiden ſchmerzhafter und beunruhigender zurückgekehrt, aber folgende Worte in dem letzten Brief an mich erweckten die Hoffnung, daß ſeine Geſundheit und ſein Geiſt obſiegen würden. „Der nächſte Winter,“ ſo ſchrieb er, „wie die nächſte Zukunft überhaupt wird es zeigen, in wie weit wir ohne unſere ſelige Thereſe leben können. Bis jetzt waren Krankheit, Theilnahme, Aushülfe und Beſuche ſo zahlreich, daß wir nicht recht zu uns ſelbſt kamen. Ich hoffe alles Gute und ein vernünftig leidliches Leben, da doch immer noch Streben und geiſtige Regſamkeit bei uns vorhanden iſt.“ Ich ſelbſt genas unter Südfrankreich's und Italiens mildem und reinem Himmel. Ich ſchrieb, wieder erheitert, im Angeſicht des Meeres, des würdigſten Symbols des Schiller'ſchen Genius, einige der letzten Kapitel meines Werkes; ich verglich, das Buch in der Hand, die Phänomene des Meeres mit Schiller's zerſtreuten Darſtellungen und Bildern deſſelben, und die Seele erfüllte ſich mir abwechſelnd durch das Schauſpiel vor meinen Augen und durch die Wahrheit der Worte des Dichters mit Erſtaunen; in dem „ewig einz'gen Rom“ — denn welche Weltbedingungen müßten eintreten, wenn ein zweites Rom entſtehen ſollte? — beklagte ich es, daß Schiller hier nicht die Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit, die Verlängerung ſeines Lebens geſucht, wo er ohne Zweifel auch die reinſte Beſeligung ſeines Daſeins gefunden haben würde; und nur jenes Epigramm auf die Peterskirche[*] ſchien mir nicht angemeſſen, da dieſelbe trotz ihrer Unermeßlichkeit doch ſo ſymmetriſch erbaut iſt, daß ſie nur den Eindruck des Schönen, nicht des Erhabenen macht, ſo wie ich es auch verfehlt fand, daß Schiller die verſchiedenſten Anſchauungen der beiden verſchütteten Städte, Pompeji und Herkulanum, in Einem Gedichte ſchildernd zuſammenfaßte. Das Gedicht paßt nur auf Pompeji. Als ich aber nach ſieben Monaten wieder im Vaterlande angekommen war, ſollte mich ſogleich der herbſte Schmerz durch die Nachricht treffen, daß Ernſt von Schiller nicht mehr unter den Lebenden ſei. Das Uebel hatte ſeine zerrüttete Geſundheit, ſeine trauernde Seele in dem grimmigen Winter tödtlich erfaßt. Am zwölften Mai 1841 in der Frühſtunde war er im Hauſe ſeines Schwagers, zu Vilich, Bonn gegenüber, in den Armen ſeiner treuen Gattin verſchieden, im fünf und vierzigſten Jahre des Lebens, alſo beinahe an dem Todestage ſeines Vaters und nur wenige Monate jünger, als dieſer. So zeigte auch die von ihm gewünſchte Oeffnung ſeiner Leiche beinahe daſſelbe Reſultat, wie wir es oben von dem Dichter mittheilten. Sein zweiter Wunſch war, daß er an der Seite ſeiner Mutter auf dem Kirchhofe zu Bonn beſtattet würde. Oft hatte er es geſagt, er werde nicht älter werden, als ſein Vater, aber erkannt hatte er den nahenden Tod nur wenige Stunden vor deſſen Eintritt und ihn dann gefaßt und ruhig erwartet. Sein Bruder, der auf die Nachricht von Ernſt's bedeutender Krankheit aus Würtemberg herbeigeeilt war, kam eben noch frühe genug, um ſich dem Leichenzuge anſchließen zu können. Was zu des Entſchlafenen liebſten Wünſchen gehörte, daß ich nach Köln verſetzt werden möchte, iſt unterdeſſen eingetroffen; aber ich finde die Geliebten nicht mehr und das Haus der Freundſchaft, aus dem auch die Wittwe gezogen, iſt verödet. So bleibt mir denn nichts übrig, als das Andenken der Heimgegangenen fromm zu bewahren, und mein Werk über den Vater wo möglich im Sinne des Sohns, vor allem aber im Geiſte der Wahrheit zu vollenden.

---

[*] Nach einem Briefe vom 15. Juli 1839 an mich.

---

[*] Schiller's Werke in E. B., S. 97 l. u. (Oktavausg. B. 1, S. 179.) Vergl. Th. 3. S. 194.

Zehntes Kapitel.

Schiller's ausgebildete Weltauffaſſung.

Einleitendes.

Der Aufforderung: „Immer ſtrebe zum Ganzen!“ ſuchte ich bisher dadurch zu entſprechen, daß ich die verſchiedenartigen Elemente, Schiller's äußeres Leben, geiſtige Entwickelung und Werke in ihrer Wechſelwirkung zuſammenfaßte und in ihrem Fortgang darſtellte. Es erhellt leicht, daß jedes einzelne Moment nur in dieſem durchgängigen Zuſammenhang richtig erkannt und gewürdigt werden kann. Beſondere Erörterungen und Darſtellungen des Einzelnen gewinnen nur dadurch einen wahren und höhern Werth, daß ſie ſich als dienende oder ergänzende Glieder einem ſolchen Ganzen anſchließen.[1] Was Schiller als Denker, als Dramatiker, als

---

[1] So begleiten H. Viehoff's Erläuterungen der Gedichte Schiller's (Stuttg. bei Balz, 3. Bändchen) dieſe Biographie. Anders verfährt Herr R. Binder, der ſeine Unabhängigkeit von dem von mir Ermittelten durch einzelne Angriffe gegen meine „Meinungen“ an den Tag legt. Wo er mich aber nicht mehr brauchen kann, da faßt er (wie auch G. Schwab in ſeiner Biographie) ſich plötzlich ganz kurz zuſammen (B. 2, S. 116 bis 130). Wir wollen jetzt nur von dem [illegible] haben, welcher uns in ähnlicher Weiſe auch etwa den ganzen Goethe oder Leſſing in völliger Eigenthümlichkeit und vor Augen führt. Sollte mein Werk auf einen ſolchen Nachfolger und Rivalen, den es erwecken möchte, lange warten müſſen, ſo wird man die Schwierigkeit ſolcher Geſammtdarſtellungen um ſo mehr einſehen.

Menſch bedeutet, welches ſein Verhältniß zum Chriſtenthum iſt, wird nur ſagen können, wer das Ganze beherrſcht, und nur einſehen können, wer das Ganze vor ſich liegen hat. Jeder abgeſonderte Aufſatz iſt ein dürrer Zweig, von dem man nicht einmal weiß, wo er hin gehört, weil die lebendige Anſchauung des ganzen Baumes fehlt. Ein ganzer Menſch, wie Schiller einer war, und der ſelbſt immer den Sinn auf's Ganze gerichtet hatte, kann in jeder ſeiner Lebensäußerungen nur vom Standpunkt des Ganzen aus begriffen werden.

Von dieſem Totalbilde habe ich jetzt die äußere Lebensgeſchichte und die Charakteriſtik der Schriften Schiller's vollendet, und nur von der in der Mitte liegenden, Schickſale und Werke verknüpfenden Geiſtesentwickelung, von der Geſchichte der innern Perſönlichkeit,* iſt ein wichtiger und intereſſanter Theil noch zurück, mit welchem ſich in dieſem Kapitel das Ganze abſchließen wird.

In Schiller's Perſönlichkeit nämlich unterſchieden ſich uns thatſächlich ein philoſophiſches, ein poetiſches und ein ſittliches Element, welches letztere zweifach, in das heroiſche und humane, gegliedert war. Der Denker, der Dichter, und der Menſch von hohem Freiheitsgefühl und milder Menſchlichkeit war es, den wir durchgehends in Wechſelwirkung dieſer Kräfte zu betrachten hatten, ſo daß jede Kraft immer nur mit oder aus den andern, und bisweilen auch gegen die andern, ſich wirkſam zeigte. Da habe ich nun mit ſeinen philoſophiſch-äſthetiſchen und hiſtoriſchen Schriften den Denker und mit ſeinen poetiſchen Werken den Dichter bisher vollſtändig gezeichnet, und auch das ſucceſſive Gemälde des innern Menſchen bis zum Ende des zweiten Bandes, bis an die Schwelle der dritten Periode, fortgeführt.

Bald nach dieſer Zeit (1794), wo ſich Schiller nach kurzer Vorbereitung ganz der poetiſchen Praxis bis zu ſeinem Lebensende zuwandte, bildete er ſein ſittliches Lebenselement nicht mehr eigens aus. Er trat vielmehr als ein gemachter Menſch und mit feſt gegründeten Ueberzeugungen in dieſe ruhmvolle Laufbahn, und ſeine ſittliche Natur und Weltanſicht erhielt nur durch die Rückwirkung ſeiner poetiſchen Arbeiten und durch den Einfluß äußerer Verhältniſſe einige unwillkührliche Modifikationen. Seine politiſchen, religiöſen, äſthetiſchen Anſichten ſtanden in der dritten Periode im Ganzen und Großen feſt, und auf dem Grunde dieſer Weltanſchauung fand nur noch die früher nachgewieſene poetiſche Entwickelung, aber dieſe auch um ſo freier und herrlicher ſtatt. Erſt nachdem er mit ſeiner ganzen ſonſtigen Ausbildung im Reinen war, konnte er ſein poetiſches Geſchäft gehörig verrichten. Der vollendete Dichter iſt nur in der dritten Periode, weßhalb zu den drei letzten Theilen meiner Biographie, welche dieſe Periode darſtellen, die zwei erſten nur gleichſam eine Einleitung ſind. Da hier alſo keine ſtätige Fortbildung mehr iſt, ſo muß dieſes entwickelte ſittliche Lebenselement, wie er es fühlend und denkend in ſeine Ueberzeugungen aufgenommen hatte, in Einer ſyſtematiſchen Geſammtdarſtellung für ſich geſchildert werden.[1]

---

* Siehe Thl. 1. S. [illegible]

Alles Uebrige iſt bisher im Wandel und Wechſel des Werdens vorgeführt worden, die innerſten, heiligſten Ueberzeugungen, dieſer Kern des Menſchen, um den es ſich hier handelt, müſſen über alle Veränderung erhaben in feſten, bleibenden Zügen dem Auge erſcheinen.

Aber nicht unabhängig von allem bisher Dargeſtellten, ſondern nur im engſten Zuſammenhang mit demſelben kann dieſes Seelenbild ſich zeigen. Denn das letzte Kapitel ſoll nur das ganze Werk abſchließen, aber kann keinen Anſpruch machen, ſelbſt ein Ganzes oder für ſich auch nur überzeugend und befriedigend zu ſein. Wie ich bisher immer auf dieſen Seelen-Grund hindeutete, ſo wird der Leſer jetzt mit mir immer auf Schiller's Lebensäußerungen und Wirken zurückblicken, ſo daß Aeußeres und Inneres, Wirkung und Urſache zu Einer Totalanſchauung zuſammenfallen und das Verſchiedenartige ſich zu Einem harmoniſchen Ganzen verbinde. Ich muß überall anknüpfen, aber noch viel mehr ſtillſchweigend vorausſetzen, um nicht zu viel zu wiederholen. Es iſt nichts ganz Neues, was ich noch liefere. Die ſittliche Perſönlichkeit, wie ſie ſich in den letzten drei Theilen meines

[1] Siehe Theil 4. S. 205.

Werkes allenthalben im Denken, Dichten, Reden, Handeln, Leiden Schiller's an den Tag drängte, ſoll in ihren Grundzügen dargeſtellt werden, und was das äußere Auge ſah, das ſoll das innere beſtätigt finden. Es fehlt gleichſam nur noch der Schlußſatz in einem Induktionsſchluß, oder da doch alles von der Geſinnung des Menſchen ausgeht, ſo gebe ich noch, indem ich dieſe im Zuſammenhang entwickele, den Schlüſſel zu allem Uebrigen.

Allgemeines.

Fragen wir nun in unſerer ſynthetiſchen Darſtellung vorerſt im Allgemeinen nach dem Verhältniß der drei Grundelemente, der Schiller'ſchen Charakterperſönlichkeit, des philoſophiſchen Triebs und des poetiſchen Talents, ſo kann uns die Antwort nicht ſchwer werden. An allem Denken, Dichten und Trachten betheiligten ſich, fördernd oder hemmend, immer zugleich alle drei Grundkräfte; in jeder einzelnen Lebensregung iſt der ganze Schiller. Der ideal philoſophiſche Geiſt gab ſeinem Sinnen, Bilden und Thun den weitumfaſſenden Charakter des Allgemeinen, Nothwendigen und Ewigen, den freien Blick ins weite und große Ganze und den tiefen Blick in die innerſte Seele jedes Gegenſtandes. Ihm war es unmöglich, bei der Ueberlieferung, bei dem Herkommen zu verharren, und über jede untergeordnete Betrachtung ſtrebte er immer zum Höchſten empor, vom Individuum zur Gattung, vom Volk zur Menſchheit, von der wechſelnden Erſcheinung zum dauernden Weſen. Eben ſo drang ſeine ſittliche Perſönlichkeit in alles ein. Schiller, kann man ſagen, war alles aus Charakter — ein Denker aus Charakter, ein Hiſtoriker aus Charakter, ein Dichter aus Charakter.[1] Dieſer hohe und milde Ernſt des Charakters iſt der eigenthümliche Stempel aller ſeiner Werke, und nicht etwa eine beiläufige Zugabe, ſondern ein weſentlicher

---

[1] „Die Aufklärung des Verſtandes geht gewiſſermaßen von dem Charakter aus, weil der Weg zu dem Kopf durch das Herz muß geöffnet werden.“ Schiller's Werke in E. B. S. 1195. 1 m. (Oktavausg. B. 12, S. 36).

Beſtandtheil. Sondert vom Philoſophen, vom Hiſtoriker, vom Poeten den Menſchen ab, und ihr habt in Schiller den Philoſophen, den Hiſtoriker, den Poeten nicht mehr! Ja, ſeine Originalität ſelbſt war urſprünglich eine Originalität des Charakters und der philoſophirenden Vernunft. Jedes Gedicht wurde in der Ehe ſeiner ſittlichen Natur und ſeines Kopfes empfangen, und durch den Genius nur geboren und gebildet, weßwegen auch jedes von der Mutter das tief Empfundene und Gemüthliche, vom Vater das ſtreng Gedachte und doch Verſtändige hat. Nicht deßwegen, weil ſo bald nicht wieder ein ſolches poetiſche Talent erſtehen, ſondern weil nicht ſo leicht wieder ein ſolcher Mann und Denker in einer Perſon geboren werden wird, ſteht Schiller vielleicht unerreichbar da. Er hat den Begriff der Genialität durch ſein Beiſpiel erweitert, und gelehrt, daß dieſelbe mit wachem Bewußtſein verbunden und durch den Charakter bedingt ſein kann.

In der erſten Periode ſahen wir den Genius durch die ſittliche Perſönlichkeit geführt, in der zweiten die intellektuelle Kraft ſich ihr Recht verſchaffen, und in der dritten erſt fanden wir, wie Philoſophiſches und Sittliches in den Dienſt des Genius trat, der in friedlicher Harmonie der Kräfte jetzt erſt gedeihen konnte.

Aber, im Widerſtreit oder Zuſammenwirken, ließen dieſe Grundkräfte in unſerer Biographie doch immer unterſchieden neben einander her. In welcher höhern Einheit ſind ſie verbunden? Eine Frage, welche eben ſo wenig abzuweiſen iſt, als bisher zu beantworten war. Sie gehört nur in dieſes abſchließende Kapitel.

Da iſt nun hinreichend dargethan worden, daß Schiller's Denkſyſtem das Materielle ausſchloß — ſogar der bildenden Kunſt konnte er nicht von ihrer körperlichen Form beikommen¹ — von der andern Seite aber ſich auch nicht unmittelbar und eigens auf das Göttliche erſtreckte, ſondern zunächſt einzig und allein auf den Menſchengeiſt gerichtet war. Den menſchlichen Geiſt erforſchte Schiller beſonders von ſeiner ſittlich-äſthetiſchen Seite als Philoſoph, und deſſen geſchichtliche

---

¹ Siehe Theil 3, S. 18 f.

Entwickelungen verfolgte er als Hiſtoriker. Aber derſelbe innerlich ergründete und äußerlich betrachtete Menſchengeiſt iſt auch das alleinige Objekt gerade ſeiner Poeſie, die das Körperliche nur als Mittel und als Sinnbild des Geiſtes behandelt und das Göttliche nur im Menſchen greift und darſtellt. Endlich ging auch ſein ſittlicher Trieb auf denſelben Menſchengeiſt, denn die heroiſche Stimme dieſes Triebes proklamirte gleichſam die ewige Selbſtſtändigkeit und Freiheit dieſes Geiſtes und die zweite, die humane Stimme, lobte und wollte die edle, ſchöne Entfaltung deſſelben. Das Gemeinſchaftliche der oft genannten drei Lebenselemente iſt alſo der Menſchengeiſt. Der Menſchengeiſt in ſeinen unergründlichen Tiefen und in der unermeßlichen Fülle ſeiner Erſcheinungen war der Gegenſtand ſeiner Studien wie ſeiner Dichtungen, und auch das Princip ſeiner Moral, wie ſeiner Aeſthetik. Denn der Menſchengeiſt in ſeinem ewigen Weſen war ihm der Gegenſtand der Achtung, der harmoniſchen Ausbildung dieſes Geiſtes aber waren ſeine humanen Gemüthsregungen in Liebe zugewandt. Aus jener Achtung entſprang ihm das Erhabene, aus dieſer Liebe das Schöne.

So iſt alſo eine durchgängige, alles Heterogene ausſcheidende oder ſich verähnlichende Einheit in dem reich geſtalteten Geiſtesleben Schiller's. Wo der Menſchengeiſt aufhört, da hört auch ſeine heimathliche Welt auf, und nur das rein Theoretiſche, Metaphyſiſche, Logiſche, Grammatiſche ging ihn nicht unmittelbar an. Das Göttliche aber entwickelte er aus dieſer innern Offenbarung.

Und nicht ferne von dieſer Einheit liegt die Idealität Schiller's, die noch zu beſtimmen wäre. Sein philoſophiſcher Tiefblick und der heroiſche, dämoniſche Trieb ſeiner ſittlichen Natur gaben in dieſem Gebiete des Menſchlichen ſeinem ganzen Weſen gleichmäßig einen Ueberhang zu dem Innern, Tiefen, Nothwendigen, Allgemeinen, Bleibenden, während ſich in derſelben Sphäre Goethe's durchaus intuitive und nur ſchöne (nicht erhabene) Natur an der äußern, wechſelnden Erſcheinungsſeite hielt, und ſo ſtellte ſich der Idealiſt dem Realiſten gegenüber. Die denkend eindringende Betrachtung im Gegenſatz zu der ruhig weilenden Kontemplation deſſelben Gegenſtandes macht den ſubjektiven Unterſchied. „Die Wahrheit,“ ſagt er, „iſt nichts, was ſo, wie die Wirklichkeit oder das ſinnliche Daſein der Dinge von außen empfangen werden kann; ſie iſt etwas, das die Denkkraft ſelbſtthätig und in ihrer Freiheit hervorbringt.“[1] Schiller's Idealismus aber hatte darin etwas Realiſtiſches, daß er ſich nicht in das Abſolute, das Ueberirdiſche verſtieg, und Goethe's Realismus darin gleichſam etwas Idealiſtiſches, daß er auch das Materielle in ſeinen Natur- und Kunſtſtudien wie etwas Geiſtiges zu behandeln liebte. Jener beſchränkte ſeine Sphäre, dieſer dehnte ſie unrechtmäßiger Weiſe zu ſehr aus. Für ſein Denken, wie ſich uns unten zeigen wird, war ihm das Göttliche, Ueberirdiſche, Ewige die Grenze, für ſein ſittlich-äſthetiſches Leben war es ihm die himmliſche Weihe, und man muß ſagen, daß ſich ſeine Idealität vom Menſchlichen bis zum chriſtlich Religiöſen erhob, in welchem ſie ihre herrlichſten Blüthen fand. Doch war auch mit Schiller's dem Höchſten zugewandten Seelenheroismus ein gewiſſer allgemeiner ſittlicher Enthuſiasmus innigſt verknüpft, der bei ihm alles ideal machte und von dem Goethe nie ſehr inkommodirt war. Er ſelbſt bemerkt: „Das Ideal iſt nur aus moraliſcher Quelle zu ſchöpfen.“[2]

Wie Schiller in der dritten Periode, von welcher wir reden, ſein human-heroiſches Element für ſeine Dichtungen ausbeutete und daſſelbe andererſeits auch in der eigenen Lebens- und Charakter-Geſtalt praktiſch ausprägte, hat ſich in den drei letzten Bänden dieſer Schrift allenthalben gezeigt. Der menſchliche Held zeichnete ſich ſelbſt vor uns durch ſein Wirken und Leben in beſtimmter, feſter Form. Aber wie er jene human heroiſche Grundtriebe ſeines Buſens in ſeine Ueberzeugungen aufnahm, und nach ihnen die Menſchenwelt, ſeine Welt, ſich dachte und deutete — dieß hier darzuſtellen, iſt mir allein noch übrig. Es handelt ſich um Schiller's gereifte Auffaſſung der Menſchenwelt im Spiegel ſeiner **ausgebildeten ſittlichen Natur**: alles andere iſt uns bekannt. So beſchränkt ſich mir die Aufgabe, zugleich mit der Verpflichtung, die engere Sphäre nach Kräften ganz und genau zu durchmeſſen.

---

[1] Schiller's Werke in E. B. S. 1212. 1. (Oktavausg. B. 12. S. 114.)

[2] Ebendaſelbſt S. 1265. 2. (Oktavausg. 17. S. 311.)

Politiſches.

Ich beginne nach dieſer anknüpfenden allgemeinen Einleitung füglich mit dem Aeußerſten dieſes Kreiſes, gleichſam mit der **weiteſten** Anwendung der innerſten Ueberzeugungen — mit Schiller's **politiſchen** Anſichten.

Naturanlage und Schickſal riſſen Schiller frühe in eine ſittliche Bewegung und hielten ihn in ſittlichen Intereſſen zeitlebens feſt. In einer ſchon früher angeführten Stelle ſagt Goethe: „In ſeiner Jugend war es die phyſiſche Freiheit, die ihm zu ſchaffen machte und in ſeine Dichtungen überging; in ſeinem ſpätern Leben die ideelle.“ Weil er nicht handeln konnte, dichtete er; ſein Thatendrang ſchlug in Geſang aus.[1] Zuerſt ſtürmte er mit ſeinen republikaniſchen Ideen oder mit ſeiner phyſiſchen Freiheit, wie Goethe ſich ausdrückt, gegen die Zeit an, und zeichnete dann in Don Karlos den Prophetentraum eines beſſern Weltalters. Als er ſpäter ſeine Ideen in Frankreich in's Leben treten ſah, jubelte er der neuen Erſcheinung anfangs zu, da ſie ſich aber bald mit Unrecht und Grauſamkeit befleckte, baute er ſeine Ueberzeugungen denkend und dichtend, fühlend und handelnd in der **innern** Sittlichkeit an, und bereicherte ſie, über ſeinen Führer Kant hinausgehend und recht im Gegenſatz zu jenen Revolutionsgreueln, aus eigenem Fond mit einer Moral der ſchönen Menſchlichkeit. So verließen wir ihn am Ende ſeiner zweiten Lebensperiode.[2]

Der Umſchwung erfolgte eigentlich durch eine beſonnene Betrachtung der Geſchichte, mit welcher er erſt ſeit einigen

---

[1] „Darfſt du Werkes nicht vollbringen,
Sollſt du's ſagen, ſollſt du's ſingen.“
Schiller's Album S. 126.

[2] Siehe Theil 2. S. 311 f.

Jahren bekannt geworden war, und durch die ſich hervorthuende ideale Richtung und wurde durch die ſchlimme Wendung der franzöſiſchen Revolution und durch die Kant'ſche Moral nur beſtätigt und befeſtigt. Der Wendepunkt fällt in das Jahr 1793. Bald nachher ſchloß er ſich enge an Goethe an, und der fortgeſetzte Umgang mit demſelben mußte den politiſchen Enthuſiasmus ſchon abkühlen.

Dieſer Umſchwung in der politiſchen Denkweiſe findet ſich am beſtimmteſten in Schiller's Briefen an den philoſophiſchen Arzt Erhard ausgeſprochen, mit dem er in den erſten Jahren ſeines Aufenthalts in Jena befreundet worden war. „Ich ſehe einer ruhigen Exiſtenz im Schooß einer philoſophiſchen Muſe entgegen," ſchreibt er am 26. Mai Mai 1794 an den von politiſchen Ideen heftig bewegten Mann. „Möchte nun auch Ihr Schickſal Sie glücklich führen, geliebter Freund, daß Ihre Geiſteskräfte ſich nicht im Kampf mit den Umſtänden zu verzehren brauchen. Vor allem folgen Sie meinem Rath, und laſſen Sie vor der Hand die arme, unwürdige und unreife Menſchheit für ſich ſelbſt ſorgen. Bleiben Sie in der heitern und ſtillen Region der Ideen, und überlaſſen Sie es der Zeit, ſie in's praktiſche Leben einzuführen. Und wenn es Sie ja kitzelt, außer ſich zu wirken, ſo machen Sie den Anfang mit dem Phyſiſchen, und kuriren die Körper derer von der Gicht und vom Fieber, deren Seelen inkurabel ſind." Am 5. Mai 1796 ſagt er dann[2] in Bezug auf das Schickſal des unglücklichen Herbert: „Sind es denn die Menſchen werth, daß ein geſchickter Mann ihretwegen ſich ausſetze, den Verſtand zu verlieren? Wahrhaftig ſie ſind es nicht." Hierauf fährt er fort: „Mich freut es ſehr, mein Lieber, daß Ihre Denkungsart ſich auf den gemäßigten und ruhig feſten Ton geſtimmt hat, den ihre neueſten Arbeiten unverkennbar zeigen. Nach und nach, denke ich mir, ſollen Sie ſich ganz und gar von dem Feld des praktiſchen Kosmopolitism zurückziehen, um mit Ihrem Herzen ſich in den engen Kreis der Ihnen zunächſt

---

[1] Siehe Denkwürdigkeiten des Philoſophen und Arztes Joh. Benj. Erhard von Varnhagen von Enſe. Cotta'ſche Buchhandlung 1830. S. 397.

[2] Ebendaſelbſt S. 404.

liegenden Menſchheit einzuſchließen, in dem Sie mit Ihrem Geiſt in der Welt des Ideals leben. Glühend für die Idee der Menſchheit, gütig und menſchlich gegen den einzelnen Menſchen, und gleichgültig gegen das ganze Geſchlecht, wie es wirklich vorhanden iſt — das iſt mein Wahlſpruch.“

Früher ſprach er vertrauensvoll von ſeiner Zeit, und ſcheint eine politiſche Wiedergeburt im Sinne des Don Karlos nicht für unmöglich gehalten zu haben, obgleich er in den Briefen über dieſes Drama eine ernſthafte Tendenz deſſelben abweiſt. Er nannte da unſere Zeit das menſchliche Jahrhundert, welches herbeizuführen ſich, ohne es zu wiſſen oder zu wollen, alle vorhergehende Zeitalter angeſtrengt,[1] und pries ſie in den Künſtlern:

„Wie ſchön, o Menſch, mit deinem Palmenzweige
Stehſt du an des Jahrhunderts Neige“ ꝛc.

Die neuere Zeit, ſprach er,[2] verbinde wohlthätig Freiheit mit Ordnung, Ruhe mit Thätigkeit, Mannigfaltigkeit mit Uebereinſtimmung, und wir hätten beſonders eine auf Vernunft gegründete Menſchenfreiheit vor den Alten voraus, welche letztern nie mehr, als höchſtens gute Bürger geweſen ſeien. Aber nach und nach ſanken ſeine großen Vorſtellungen von der neuern Menſchheit und ſein Zutrauen, und ungeachtet er noch in den äſthetiſchen Briefen ſagte: „Ich möchte nicht gern in einem andern Jahrhundert leben und für ein anderes gearbeitet haben,“[3] ſo war doch damals bereits ſeine Grundanſicht eine andere. Nur als Einheit betrachtet und auf der Wage des Verſtandes ſchien ihm jetzt noch das gegenwärtige Geſchlecht Vorzüge vor dem beſten der Vorwelt zu behaupten, aber der einzelne Neuere ſich mit dem einzelnen Athenienſer nicht meſſen zu können. Er fand auch, daß die praktiſchen Tugenden, die er am Mittelalter rühmte[4] die Gluth der Begeiſterung, der

---

[1] Schiller's Werke in E. B. S. 1035. 1. a. (Oktavausg. B. 10, S. 441).

[2] Ebendaſelbſt S. 1059. 1 (Oktavausg. B. 11, S. 6).

[3] Ebendaſ. S. 1158. 2 (Oktavausg. B. 12, S. 4).

[4] Ebendaſ. S. 1139. 1. (Oktavausg. B. 11. S. 360).

Schwung der Geſinnungen, die Energie des Charakters — unſerer einſeitigen wiſſenſchaftlichen und mechaniſchen Kultur zum Opfer gebracht ſeien. In dieſem Sinne ſchrieb er im Jahr 1794 die erſten neun Briefe über äſthetiſche Erziehung des Menſchen.[1] Hier entwarf er jenes unvergleichliche Zeitgemälde, worin er ein für allemal ſeine politiſche Denkweiſe ausſprach und ſeine eigene Zeitſtellung und Miſſion deutlich charakteriſirte. In dieſer Rückſicht ſind dieſe Briefe doppelt merkwürdig: ſie enthalten den Grundtrieb aller ſpätern Werke Schiller's. „Ich habe," ſchrieb er bei dieſer Gelegenheit an Goethe, „über den politiſchen Jammer noch nie eine Feder angerührt, und was ich in dieſen Briefen davon ſage, geſchah bloß, um in alle Ewigkeit nichts mehr davon zu ſagen."[2]

Schiller ſtellt hier dem geſchichtlichen „Naturſtaat," welcher ein Werk der Noth und der phyſiſchen Bedürfniſſe ſei, den moraliſchen „Vernunftſtaat" entgegen, indem er zugleich den „Verſuch eines mündig gewordenen Volkes" rechtfertigt, „ſeinen Naturſtaat in einen ſittlichen umzuformen." Dieſer aber, führt er ausführlich und höchſt geiſtreich weitläufig aus, könne nicht eher an die Stelle jenes treten, als die Triebe, Gemüthskräfte und der Charakter der Menſchen unſerer Zeit ſich veredelt und hierdurch die nothwendige Totalität einer rein menſchlichen Ausbildung wieder gewonnen wäre, welche das ſchöne Eigenthum der Griechen geweſen ſei. Bei dem neuern theils verwilderten, theils erſchlafften Geſchlechte ſei dieſe Harmonie aller Kräfte gänzlich verloren, und eine einſeitig vorherrſchende Verſtandesrichtung in der Gelehrtenwelt und eine abſtumpfende Geſchäftsordnung in der Beamtenwelt, ſo wie die ins kleinſte Detail gehende Theilung der Arbeit bilde jezt nur eminente Bruchſtücke im Menſchen aus auf Koſten aller übrigen Anlagen. Die Vernunft mit ihrem Sittengeſez iſt ſich zur Verwirklichung nicht ſelbſt genug: „vollſtrecken muß es der muthige Wille und das lebendige Gefühl; die Wahrheit ſelbſt muß zur Kraft werden und zu ihrem Sachwalter einen Trieb aufſtellen."

---

[1] Siehe Theil 3, S. 24 f.

[2] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, B. 1, S. 51.

Ausbildung des Empfindungsvermögens, der praktiſchen Seelenkräfte ſei alſo das dringendſte Bedürfniß der Zeit, und dieß ſei eine Aufgabe für mehr, als Ein Jahrhundert. Jeder Verſuch einer moraliſchen Staatsveränderung müſſe ſo lange für unzeitig und die darauf gegründete Hoffnung ſo lange für chimäriſch erklärt werden, bis die durch den eigenthümlichen Kulturgang bewirkte Trennung im innern Menſchen wieder aufgehoben und ſeine praktiſche Natur vollſtändig genug entwickelt ſei, um der politiſchen Schöpfung der Vernunft ihre Realität zu verbürgen. Alleiniges Werkzeug für jenen nächſten Zweck ſei die „den Einflüſſen einer barbariſchen Staatsverfaſſung" entzogene ſchöne Kunſt, beſonders die Poeſie, und es ſei die menſchenbildende Schönheit, durch welche man zur Freiheit wandere. In dem neunten Briefe endlich gibt er ſich ſelbſt zu dieſem erhabenen Dichterberuf die Weihe. Der Dichter nehme zwar den Stoff von der Gegenwart, aber die Form von einer edlern Zeit, ja jenſeits aller Zeit entlehne er ſie von der abſoluten unwandelbaren Einheit ſeines Weſens. Hier aus dem reinen Aether ſeiner dämoniſchen Natur rinne die Quelle der Schönheit herab, unangeſteckt von den Verderbniſſen ſeines Jahrhunderts, deſſen Urtheil er verachte. Der Dichter gebe der Welt, auf die er wirke, die Richtung zum Guten, indem er das Nothwendige und Ewige in einen Gegenſtand ihrer Triebe verwandle — und der ruhige Rhythmus der Zeit werde die fernere Entwickelung bringen. Der Dichter lebe mit ſeinem Jahrhundert, ohne deſſen Geſchöpf zu ſein; und ohne die Schuld ſeiner Zeitgenoſſen zu theilen, theile er mit edler Reſignation ihre Strafe.

So ſehen wir unſern Schiller ſich auf die Seite ſtellen, auf welcher er durch ſeinen Charakter wirklich ſtand. Wie immer gegen den bloßen Begriff und das reine Wiſſen und früher gegen Kant's einſeitige Pflichtenlehre, und wie ſchon in den Räubern[1] gegen die Verirrungen der Kultur die urſprüngliche Natur, ſo vertheidigt er hier gegen das moraliſche Abſtraktum des Staates die Rechte der lebendigen, energiſchen, thätigen Kräfte des innern Menſchen — die

saur

---

[1] Siehe Theil 1, S. 73.

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52550-8
SCHILLER,F. FN. 13365/079

Gefühle, Empfindungen, Triebe, das Herz und Gemüth. Dieſe auf äſthetiſchem Wege zu entwickeln, und hierdurch eine edle harmoniſche Geſammtbildung zu bewirken und den Grund empfänglich zu machen für die moraliſch politiſche Saat kommender Zeiten, das war ſeine Lebensaufgabe, deren Verwirklichung ihm jetzt allein möglich ſchien. Er wurde alſo den Ideen, die ihn bisher getragen, nicht untreu, aber ſie umgrenzten nur noch den fernen Geſichtskreis ſeines Thuns; ſie hoben und erweiterten ihn, ohne ihn mehr zu beſtimmen und zu beherrſchen. „Fallen wird das Gebäude des Wahns und der Willkührlichkeit," ſo ſprach er jetzt, „fallen muß es, es iſt ſchon gefallen, ſo bald du gewiß biſt, daß es ſich neigt; aber in dem innern, nicht bloß in dem äußern Menſchen muß es ſich neigen."

Es liegt etwas Erhabenes in dieſer Betrachtungsweiſe, was ſich auch in jenem an den politiſchen Ungeſtüm gerichteten Worte ausdrückt: „Vor einer Vernunft ohne Schranken iſt die Richtung zugleich die Vollendung, und der Weg iſt zurückgelegt, ſo bald er eingeſchlagen iſt." Einen ſo nüchternen und kühlen Blick er auch auf ſeine Zeit warf, er betrachtete ſie nicht vertrauenslos, wie Tacitus die ſeinige. Er empfing ſeine Hoffnung verſchönert aus der Idee zurück, und verlor ſie durch keine Erfahrung, weil er ſie auf keine baute. In dieſem hohen Vertrauen ſpricht er im Prolog des Wallenſtein:

„Noch einmal laßt des Dichters Phantaſie
Die düſtre Zeit an Euch vorüberführen,
Und blicket froher in die Gegenwart
Und in der Zukunft hoffnungsreiche Ferne."

Und wie dieſe ideale Hoffnung, ſo hat auch die Reſignation etwas Großes, mit welcher er die Mängel ſeiner Zeit ertrug, die er jetzt kulturhiſtoriſch auffaßte: „Beuge dich mit Freiheit unter das Joch deiner Zeitgenoſſen, das ſie gleich ſchlecht entbehren und tragen."[1] An einer andern Stelle ermahnte er:[2] „Alſo nichts von Klagen über die Erſchwerung des Lebens, über die Ungleichheit der Konditionen, über den Druck der Verhältniſſe, über die Unſicherheit des Beſitzes, über Undank, Unterdrückung, Verfolgung; allen Uebeln der Kultur mußt du mit freier Reſignation dich unterwerfen, mußt ſie als die Naturbedingungen des Einzigguten (der Freiheit) reſpektiren.“

---

[1] Schiller's Werke in E. B. S. 1136. 1. m. (Oktavausg. B. 12. S. 41).

[2] Ebendaſelbſt S. 1233. 1 (Oktavausg. B. 12, S. 219).

Dieſe feſtgehaltene Lebensanſicht und Grundſtimmung wirft nun das hellſte Licht auf Schiller's Werke beſonders der dritten Periode. Wohl geht die Freiheit durch alle ſeine Werke, aber als Gepräge und Inhalt durch die Dichtungen des erſten Zeitraums und durch ſeine hiſtoriſchen Schriften, und nur als athmende Seele durch die Schöpfungen der reifen Zeit. So ſind alle Produkte von dieſer Epoche an von den frühern nicht nur der Kunſtform, ſondern auch dem ſittlichen Geiſte nach weſentlich verſchieden und mit ihnen doch wieder eng verbunden. Früher geſtaltete beinahe alles das Freiheitsprincip, von jetzt an zeigte ſich die edle Menſchlichkeit vorzüglich wirkſam, aber im Auftrag der heiligen Freiheit. Die ſpätern Werke können ſich an ſittlicher Größe und Hoheit mit den Jugenddichtungen nicht meſſen, ſie athmen vorzugsweiſe den Geiſt der Humanität, der ſie zunächſt dienen ſollen, aber das Schöne ſelbſt trägt einen erhabenen Charakter, denn es iſt ja aus der „dämoniſchen Natur“ ſeines Urhebers entſprungen. Beinahe jedes noch ſo zarte, innige, rührende Gedicht zeigt wenigſtens in der Ferne den Geiſt der Freiheit und läßt irgend einen Blick ins Unendliche thun. Schiller konnte nicht anders dichten, als auf kosmopolitiſchem, univerſalhiſtoriſchem Standpunkt; ein Poſa, lehrte er durch das Schöne ſein Jahrhundert menſchlich ſein. Wie konnte da der Geiſt des Erhabenen zurückbleiben? Seine ganze Aufgabe, die äſthetiſche Erziehung des Menſchen, ging zunächſt nur auf das Schöne (daher in den äſthetiſchen Briefen das Erhabene auch unberückſichtigt bleibt,[1]) ſeine Natur und ſein Charakter aber gingen beſtändig auf das Erhabene. Deßwegen begegnet uns in allen ſeinen reifern Werken verbunden eine erhabene Schönheit, der treue volle Abdruck ſeiner heroiſchen Menſchlichkeit.

---

[1] Siehe Theil 3, S. 85

Hierbei aber kann ich nicht umhin, einige Mängel in Schiller's Grundanſicht zu rügen, welche häufig vom politiſchen Indifferentismus zum Deckmantel und von der Willkühr zu eigennützigen Abſichten mißbraucht wurde. Wenn es nicht in Abrede geſtellt werden kann, daß der Menſch großentheils ein Produkt ſeiner äußern Lage iſt, ſo erſcheint die innere Entwickelung durch die Form des ſocialen Lebens durchaus bedingt, und der Menſchenfreund will eben deßwegen eine vernünftige Freiheit in der Geſellſchaft, weil nur in ihrer Atmoſphäre ſich die ſchöne Menſchlichkeit und alle Tugenden reich und voll entfalten können. Das Aeußere und das Innere muß in ſteter Wechſelwirkung Hand in Hand gehen; denn wenn man einem Volke eine vernünftige Freiheit erſt dann vergönnen wollte, wenn es ganz „reif“ wäre, ſo mußte man ihm dieſe Freiheit ewig vorenthalten, weil es erſt in ihr ganz reif wird. Schiller unterſcheidet allzu ſpitz und nicht richtig den Naturſtaat und den Vernunftſtaat, worin ſich ſeine dualiſtiſche Weltanſicht wieder hervorſtellt.[1] Denn offenbar kann aus der moraliſchen Vernunft kein Staat konſtruirt werden, ſondern dieſe kann aus ſich heraus nur wenige nothwendige Geſetze, z. B. das der Gerechtigkeit, namhaft machen, denen ſich die einzelnen Staaten nach gegebenen geſchichtlichen Verhältniſſen und in eigenthümlicher Weiſe anzunähren haben, ſo daß alle Staatsformen nicht durch Vernunft diktirt werden, ſondern mit Berückſichtigung der Vernunftideen nur aus jenen Geſchichtsverhältniſſen allmählig veredelt werden können. Schiller's phyſiſcher Staat hört alſo nie auf, und die Fortbildung beſteht nur darin, daß der „ſittliche,“ der von Anfang an in einzelnen Spuren ſchon vorhanden war, ſich immer mehr geltend mache. Es iſt keine totale Entgegenſetzung und ungeheure Kluft vorhanden, die durch Kunſt, Schönheit und den „Spieltrieb“ (die Einbildungskraft) ausgefüllt und vermittelt werden müßten.[2] Vielmehr entwickelt ſich das religiös Aeſthetiſche, wie das Sittliche, nur zugleich mit dem Politiſchen, erreicht aber, wie das Sittliche, ſeine ſchönſte, reifſte Blüthe erſt in einem vernünftig freien geſellſchaftlichen Zuſtand, deſſen Ziel und herrlichſter Inhalt es iſt. Wir wollen die äußere Freiheit nur wegen dieſer ſittlichen und religiös-äſthetiſchen Enthüllung unſeres Weſens, welche uns ſogar über die theoretiſche Ausbildung geht. Daß dieſe letztere in der modernen Zeit einſeitig vorherrſcht, hat Schiller in jenen Briefen, die nie genug geleſen und bewundert werden können, unvergleich ſchön und wahr dargeſtellt.

---

[1] Siehe Theil 3, S. 110 f.

[2] Siehe Theil 3, S. [illegible] f.

Ein Prophet der Freiheit war Schiller in der erſten Periode, ein veredelnder Bildner der Gefühle und des Charakters im Intereſſe der Freiheit war er in der dritten. Wenn hierdurch eine ſittliche Ader durch ſeine Dichtung geht, ſo beabſichtigte er in dem letzten Zeitraum doch nur eine allgemein ſittliche Wirkung und es braucht nicht wiederholt zu werden, wie er mit Goethe die Kunſt über jede Dienſtbarkeit zu einem ſelbſtſtändigen Daſein zu erheben ſtrebte. In der Huldigung der Künſte ſchildert er die Würde der Künſte trefflich und ganz unſerm Sinne gemäß, wenn er ſie ſo ſprechen läßt:

„Wir ſind's, die alle Menſchenwerke krönen,
Wir ſchmücken den Palaſt und den Altar,
Und alles Glück wird nur durch uns vollendet.“

Wenn auf dieſe Weiſe Schiller's innerſte Ueberzeugung ſeine Freiheitsideen mehr in den Hintergrund treten ließ, ſo gebot auch ſchon die Klugheit, wenn er nicht ſeine große Wirkſamkeit von der Bühne herab und durch das gedruckte Wort verboten oder verkümmert ſehen wollte, ſich zurückzuhalten. Denn ſeit der franzöſiſchen Revolution überwachte man in Deutſchland, ganz anders, als früher, jede freie Regung mit Furcht und Argwohn. So z. B. wurde es (1800) durch den Kanzler in Merſeburg verboten, in Lauchſtädt die Räuber aufzuführen, und Wallenſtein's Lager nur dann erlaubt, wenn der Kapuziner weggelaſſen würde, den man mit Mißfallen von den Soldaten verſpottet ſah. Die Räuber wurden nun aber unter dem Titel Karl Moor gegeben.

Als nun Schiller den angegebenen Standpunkt einmal eingenommen hatte, züchtigte er zuerſt in einer Reihe politiſcher Epigramme[1] den überſchweifenden Republikanismus, den kosmopolitiſchen Eifer, in herbem Tone. Das aber iſt die Bedeutung dieſer kleinen Gedichte, daß er ſich durch ſie von ſeinem eigenen Gährungsſtoffe ganz befreite, wie er in ähnlichem Bedürfniſſe eine Reihe von Sinngedichten gegen die Spekulation gerichtet hatte, um den eigenen Spekulationsgeiſt zu bewältigen und zur ſchönen Unmittelbarkeit der Triebe und Natur zurückzukehren.[2]

Nach Schiller'ſcher Denkweiſe gehört die Freiheit der Mannigfaltigkeit des individuellen Lebens an; frei will der Menſch nur ſein, in ſo fern er ein Individuum iſt. Nun aber ward Schiller durch ſeinen idealen Bildungsgang nothwendig von dieſer individuellen, mannigfaltigen Freiheit zum Allgemeinen und zur Einheit — alſo zum Geſetz und zur Ordnung geführt. Hiermit verband ſich den Ideen der Freiheit ein neuer Chor von Tugenden, von welchen in den Dichtungen der erſten Periode kaum eine Spur zu finden iſt[3] und welche er jetzt eigens verherrlichte. Dort iſt nur von perſönlichen Rechten die Rede, jetzt kommen auch die Pflichten nach und treten zu jener hinzu. Hierdurch unterſcheiden ſich die reifern Werke von den jugendlichen zu ihrem Vortheil ganz und gar. So erhebend und bezaubernd dieſe auch ſein mögen, ſo ſpiegelt ſich doch nur in jenen ein allſeitig gebildetes ſittliches Bewußtſein ab. Dieſe Sinneserweiterung bemerkten wir zuerſt im Wallenſtein, wo der Abfall des Herzogs aus dem Munde des Max als eine Pflichtverletzung, ein Verrath vom Dichter bezeichnet wird, und Wallenſtein ſelbſt ſich über ſein Unternehmen Vorwürfe macht, die einem Poſa nie in den Sinn gekommen wären.[4] Nur weil dem Dichter jetzt auch die zweite Hälfte der Sittlichkeit ſich zeigte, konnte ſie in ſeinen Schöpfungen hervortreten, ſo wie er früher nichts von ihr ausprägte, weil er ſie nicht ſah oder nicht achtete. Es war aber natürlich, daß er jetzt unwillkührlich allen Nachdruck auf dieſe konſervativen Tugenden der Geſetzlichkeit, Ordnung und treuen Pflichterfüllung legte. So geißelt er im Spaziergange die anarchiſche Ausſchweifung der Freiheit und ſchildert ſie als einen andern Abfall von der unmittelbaren Natur,[1] wie er auch in der Form der neuern Menſchheit, wohin die Revolutionsideen noch nicht gedrungen waren, dieſe Natur vermißte.[2] Auch das eleuſiſche Feſt, welches der Verfaſſer früher das Bürgerlied nannte, athmet dieſen Geiſt und hebt in der vorletzten Strophe die geſellige Geſittung als Bedingung der Freiheit hervor;[3] und der Kampf mit dem Drachen ſchärft dieſelbe Lehre ein:[4]

---

[1] Sie ſind oben charakteriſirt, Theil 3, S. 206 ff.

[2] Siehe Theil 3, S. 165 f.

[3] Vergl. meine Supplemente Schiller's, B. 2, S. 251.

[4] Siehe Theil 4, S. 40 ff.

„Die Schlange, die das Herz vergiftet,
Die Zwietracht und Verderben ſtiftet,
Das iſt der widerſpenſt'ge Geiſt,
Der gegen Zucht ſich frech empöret,
Der Ordnung heilig Band zerreißt,
Denn er iſt's, der die Welt zerſtöret.“

Wie aber dieſe „heilige Ordnung“ im Lied von der Glocke gefeiert und wie hier von der Eigenhülfe des Volks abgemahnt wird, weiß jedermann.[5] Lauter Stimmen, von denen vor dem Jahr 1794 nichts vernommen wurde! Ueberall züchtigt Schiller von dieſer Zeit an den Uebermuth, und unterwirft die ſchwellende Kraft dem Ebenmaaß. Am merkwürdigſten iſt aber wegen dieſes ſittlich-politiſchen Ueberzeugungsganges unſtreitig Wilhelm Tell, deſſen gemeinhin mißverſtandene Freiheit ich hinlänglich charakteriſirt habe.[6] Bisher traten Freiheit und Geſetzlichkeit geſchieden hervor, jedoch mit dem Unterſchied, daß die Freiheit der erſten Periode von aller Ahnung der Geſetzlichkeit verlaſſen, dagegen die Geſetzlichkeit der dritten von dem Geiſte der Freiheit immer angeweht war, oder ſie konnten ſich noch nicht gut vereinigen, wie im Wallenſtein. Hier aber ſehen wir beide, Freiheit und Geſetzlichkeit, ganz zuſammenfallen. Es wird, wie Schiller es in den Stanzen Wilhelm Tell[1] ausdrücklich ſagt, um eine geſetzliche Freiheit geſtritten, die das Beſtehende retten, nicht löſen will. Die Freiheit will die rechtmäßige Ordnung und ſich ſelbſt nur in dieſer. Die individuelle Mannigfaltigkeit und die geſetzliche Einheit ſind hier gleichmäßig in ſchöner Harmonie ausgeprägt, und das Drama iſt ein Denkmal glücklich und friedlich vollendeter Ausbildung ſeines Verfaſſers über ſittlich-politiſche Wahrheiten. So ſind auch die Horen ausdrücklich unter die Idee der Humanität geſtellt und in ihrem Geiſte geſchrieben. „Ohne Bezug auf den jetzigen Weltlauf und die nächſten Erwartungen der Menſchheit zu nehmen" — ſo erklärt ſich Schiller in der Ankündigung[2] — „ſollte dieſe Zeitſchrift an dem ſtillen Bau beſſerer Begriffe, reiner Grundſätze und edlerer Sitten, von dem zuletzt alle wahre Verbeſſerung des geſellſchaftlichen Zuſtandes abhänge, nach Kräften geſchäftig ſein." Und er nannte dieſes Journal Horen, weil die Griechen in dieſen Gottheiten „die welterhaltende Ordnung" verehrten, und „Wohlanſtändigkeit und Ordnung, Gerechtigkeit und Friede" auch der Geiſt und die Regel dieſer Zeitſchrift ſein ſollten.[3]

---

[1] Siehe Theil 4, S. 84.

[2] Siehe den fünften der äſthetiſchen Briefe (S. 1191; Oktavausgabe B. 12, S. 16 ff).

[3] Siehe Theil 4, S. 94.

[4] Siehe Theil 3, S. 337.

[5] Vergleiche Theil 4, S. 100.

[6] Siehe Theil 5, S. 710 ff.

Wie wenig aber Schiller den Ueberzeugungen, die er in den letzten Zeitraum mitbrachte, ungetreu geworden war, muß noch beſonders geſagt werden. Seine reife Dichtung, auch wenn ſie nicht ausdrücklich von Freiheit, Menſchenwürde, Seelenadel, Geiſtesſelbſtſtändigkeit ſpricht, weht uns doch dieſe Welt entgegen. Jedes Gedicht trägt uns auf eine Anhöhe mit freier Ausſicht, und macht uns die Seele weit und groß. Wie ein göttlicher Geiſt aus der Natur, ſo dringt dieſer dämoniſch heroiſche aus allen Schöpfungen Schiller's. Man kann aber auch einzelne Stellen anführen. Wenn die Maria Stuart ſagt (Akt 4, Scene 9):

---

[1] Siehe Theil 5, S. 213.

[2] Supplemente zu Schiller's Werken, B. 4, S. 513.

[3] Ebendaſelbſt S. 514.

„Mein Volk mag wählen,
Ich geb' ihm ſeine Majeſtät zurücke“

ſo ſpricht hier wahrlich keine Stuart, ſondern nur der Dichter, und zwar nach einer ſchon angeführten Stelle:[1] „Das Grundprincipium, worauf alle Staaten beruhen, iſt ſich ſelbſt Geſetze zu geben, denen man gehorchen ſoll.“ In Wilhelm Tell ſind einige Stellen, welche über die mäßige Freiheit, die hier gemeint iſt, zur Weltfreiheit im Don Karlos emporſteigen, beſonders jene erhabenen Worte des Stauffacher (Akt 2, Scene 2): „Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht“ ꝛc.[2]

So umfaßte ſeine Anſicht ohne einſeitige Befangenheit und Vorliebe die ganze politiſche Welt, und er konnte jetzt die verſchiedenartigſten Meinungen, Intereſſen und Staatsformen frei und treu darſtellen und vertreten laſſen. Er war in dieſer Periode durch Freiheitsideen eben ſo wenig mehr beherrſcht, als ſchon in der erſten durch Religionsanſichten. Deßwegen konnte er das Freiheitselement ſchon in Wallenſtein's Lager ſo kräftig objektiv geſtalten — wie wahrhaft poetiſch iſt die Freiheit in dem Benehmen, den Worten und dem Charakter des Wallonen gezeichnet![3] — während Thekla und Max und alle folgende Geſtalten, für die er durch ſein Herz intereſſirt war, nur eine ſchwache Form erhielten. In der dritten Periode beherrſchte ihn dieſe ſchöne Humanität des Herzens eben ſo, wie das Freiheitsprincip in der erſten, und es war bei längerm Leben für ihn in dieſem ganzen Reich kein anderer Fortſchritt mehr möglich, als daß er auch ſeine rein menſchlichen Gemüthsregungen gemäßigt hätte. Wäre er in dieſe Herzensintereſſen nicht fortwährend zu ſehr perſönlich verſtrickt geweſen, ſo würde er ſie offenbar freier und objektiver haben darſtellen können. Hier ſtand er in der That der Sache nicht nur zu nahe, ſondern er war ſie ſelbſt.

Ich gebe einige Beiſpiele, wie frei er entgegengeſetzte politiſche Anſichten ſchalten und ſich ausprägen ließ. In der

---

[1] Siehe Theil 2, S. 180.
[2] Siehe Theil 5, S. 214.
[3] Vergl. Theil 3, S. 378 f.

Jungfrau ſcheint dem Königthum das Wort geredet, aber deſſen Verherrlichung lag in der Oekonomie der Tragödie, [1] und es iſt hinlänglich dargeſtellt, wie dem König die Rettung von den niedern Hütten ausgeht, „von welchen geheimnißvoll den ſchuldbefleckten Enkeln das Verderben droht“ (Akt 3, Scene 4). Wenn wir Dunois' Anſicht hören:

„Für ſeinen König muß das Volk ſich opfern,
Das iſt das Schickſal und Geſetz der Welt;“

ſo findet jene Philiſterweisheit, für das Ganze den Himmel ſorgen zu laſſen, [2] im Thibaut auch ſeinen Vertreter:

„Kommt an die Arbeit! Kommt! Und denke Jeder
Nur an das Nächſte! Laſſen wir die Großen“ ꝛc.

In der Braut von Meſſina ſpricht der roh ergrimmte Chor:

„Aber wenn ſich die Fürſten befehden,
Müſſen die Diener ſich morden und tödten,
Das iſt die Ordnung, ſo will es das Recht;“

aber ſeine ſpätern Worte:

„Denn das Herz wird mir ſchwer in der Fürſten Paläſten,“

ſind doch gleichſam die Ueberſchrift des ganzen Gedichts. Wenn endlich Schiller im Wilhelm Tell Demokratismus zu predigen ſcheinen möchte, ſo hat ſich wenigſtens der Demokrat in der motivirten Zeichnung des manierlichen Geßler [3] ſehr gemäßigt, und er ſchlägt im Demetrius ſchnell genug in den Ariſtokraten um, wenn er den Sapieha ausrufen läßt: „Was iſt Mehrheit? Mehrheit iſt Unſinn“ ꝛc. [4] So finden ſich nirgends mehr politiſche Tendenzen und es ſind nur noch Tendenzen des humanen Princips vorhanden.

---

[1] Siehe Theil 4, S. 344.
[2] Vergleiche Th. 3, S. 209.
[3] Ebendaſelbſt Theil 5, S. 196.
[4] Ebendaſelbſt Theil 5, S. 300.

Dieſem allgemein angegebenen Gliederwerk werden ſich folgende beſtimmtere und ſpeciellere politiſche Anſichten leicht ergänzend einfügen, die Schiller zum Theil aus der zweiten Periode mit herübernahm. Sie brauchen nur neben einander geſtellt zu werden; ihr innerer Zuſammenhang ergibt ſich von ſelbſt.

Der politiſche, wie auch der pädagogiſche Künſtler, meinte Schiller, bearbeite, im Gegenſatz gegen den mechaniſchen und bildenden Künſtler, einen ſelbſtthätigen, widerſtrebenden Stoff, die menſchliche Freiheit, er mache den Menſchen zugleich zu ſeinem Material und zu ſeiner Aufgabe; [1] und die individuelle Freiheit und das allgemeine Geſetz in das rechte Verhältniß zu bringen, darin liege die große Schwierigkeit. Er nennt daher eine gute Staatsverfaſſung, „in der alle unſere Kräfte zum Treiben gebracht werden ſollen," die ſchwerſte aber auch die wichtigſte aller Künſte, und den Bau einer wahren politiſchen Freiheit das vollkommenſte aller Kunſtwerke.

Auf eine höchſt originelle Weiſe ſtellt er (1789) die Freiheit mit der Kultur in Gegenſatz. In ihrer höchſten Fülle zwar ſeien beide unzertrennlich mit einander vereinigt, aber in ihrem Werden ſeien ſie ſchwer zu verbinden. Ruhe ſei die Bedingung der Kultur, aber nichts ſei der Freiheit gefährlicher, als Ruhe. Alle verfeinerten Nationen des Alterthums hätten die Blüthe ihrer Kultur mit ihrer Freiheit erkauft, weil ſie ihre Ruhe von der Unterdrückung erhielten. [2]

Wie er die erſte Herrſchaft vom Glück und einer ſchlagfertigen Miliz ableitete, [3] ſo meinte er (1794), daß ſeither die Frage der Politik nur durch das blinde Recht des Stärkern beantwortet ſei, bis ſie in ſeinen Tagen, „wie es ſcheine, vor dem Richterſtuhle der reinen Vernunft anhängig gemacht worden wäre." [4] Daß er übrigens in die franzöſiſche Revolution, die aus einem Werke der Weisheit ſchnell in eine

---

[1] Schiller's Werke in E. B. S. 1082. 1. und S. 1190. (Oktavausgabe B. 10, S. 321 u. B. 12, S. 13).

[2] Ebendaſelbſt S. 1060. 2. in der Anmerkung (Oktavausg. B. 11, S. 13). Siehe auch Theil 2, S. 169 f.

[3] Siehe Th. 2, S. 159.

[4] Schiller's Werke in E. B. S. 1188. 2. m. (Oktavausg. B. 12, S. 5 f).

Wirkung „der blinden Begierde“ umgeſchlagen ſei, kein Vertrauen ſetzte, braucht nicht wiederholt zu werden.

In der Geſchichte des dreißigjährigen Kriegs kommt in Bezug auf den des ſchwediſchen Thrones entſetzten Sigismund folgende Stelle vor:[1] „Aber wenn die Verbindlichkeit zwiſchen König und Volk gegenſeitig iſt, wenn ſich Staaten nicht wie eine todte Waare von einer Hand zur andern forterben, ſo muß es einer ganz einſtimmig handelnden Nation erlaubt ſein, einem eidbrüchigen Beherrſcher ihre Pflicht aufzukündigen, und ſeinen Platz durch einen würdigern zu beſetzen.“

Wie heilig er die geſetzliche und freilich ideal gehaltene Freiheit zeitlebens hielt, erſieht man auch aus ſeinen Worten des Glaubens, wo er ſie neben Tugend und Gottheit als Glaubensartikel aufführt.

Von aller Stabilität war er ein ſo entſchiedener Feind, daß er ſogar den Zweck des Staates in den Fortſchritt ſetzte. „Ueberhaupt,“ ſpricht er,[2] „können wir bei Beurtheilung politiſcher Anſtalten als eine Regel feſtſetzen, daß ſie nur gut und lobenswürdig ſind, in ſo fern ſie alle Kräfte, die im Menſchen liegen, zur Ausbildung bringen, in ſo fern ſie Fortſchreitung der Kultur befördern oder wenigſtens nicht hemmen. Dieſes gilt von Religions- wie von politiſchen Geſetzen.“

Wie Schiller den Unterſchied des Realiſten und Idealiſten im Aeſthetiſchen und Sittlichen aufzeigte,[3] ſo verfolgte er ihn auch im Politiſchen. Der Realiſt, ſagt er ſehr treffend,[4] bezwecke in ſeinen politiſchen Tendenzen den Wohlſtand, geſetzt daß es auch von der moraliſchen Selbſtſtändigkeit des Volkes etwas koſten ſollte; der Idealiſt mache ſelbſt auf Gefahr des Wohlſtandes die Freiheit zu ſeinem Augenmerk. Unabhängigkeit des Zuſtandes ſei jenem, Unabhängigkeit von dem Zuſtande ſei dieſem das höchſte Ziel.“

---

[1] Schiller's Werke in E. B. S. 930. 2. e. (Oktavausg. B. 9, S. 140).

[2] Ebendaſ. S. 1051. 1. a. (Oktavausg. B. 10, S. 517).

[3] Siehe Theil 3, S. 71.

[4] Schiller's Werke in E. B. S. 1258. 1. (Oktavausg. B. 12, S. 323).

Daß ſeine Denkart alle gewaltſame Maßregeln ausſchloß, bezeugt auch folgende in dieſer Hinſicht klaſſiſche Stelle. Indem er die Verbeſſerung unſeres politiſchen Zuſtandes zu den ſogenannten unvollkommenen Pflichten rechnet, fährt er fort:[1] „Wie viele gibt es nicht, die ſelbſt vor einem Verbrechen nicht erſchrecken, wenn ein löblicher Zweck dadurch zu erreichen ſteht, die ein Ideal politiſcher Glückſeligkeit durch alle Gräuel der Anarchie verfolgen, Geſetze in den Staub treten, um für beſſere Platz zu machen, und kein Bedenken tragen, die gegenwärtige Generation dem Elende preis zu geben, um das Glück der nachfolgenden dadurch zu befeſtigen!" — Nachdem er in ſeiner Geſchichte des dreißigjährigen Kriegs den Wallenſtein mit Theilnahme gezeichnet hat, tritt der ſonſt keineswegs habsburgiſch Geſinnte, ſich von ſeinem Helden abwendend, ſogleich auf die Seite Oeſtreich's, ſobald er ſeinen Abfall erzählen muß.

Den ungeſtümen Umbildungstrieb enthuſiaſtiſcher Gemüther ſuchte er nach Innen zu kehren und zu läutern, und nannte es ein Kennzeichen guter und ſchöner, aber jederzeit ſchwacher Seelen, immer ungeduldig auf Exiſtenz ihrer ſittlichen Ideale zu dringen. Er unterſchied: Daß das Vorhandene ſchön und gut ſei, können wir fordern, daß das Schöne und Gute vorhanden ſei, bloß wünſchen.[2] Dort nämlich geht man von realen Verhältniſſen, hier von Vernunftideen aus.

Die Bande, welche den Unterthan an ſeinen rechtmäßigen Beherrſcher knüpfen, nannte er heilſam und ehrwürdig.[3] Das verlangte er vom Staatsoberhaupte, daß er ſich nicht auf die Seite einer Partei ſchlage.[4] Vom Geſetzgeber fordert er, daß er nicht allein ſtrafe, ſondern auch die Quelle des Uebels verſtopfe und den Menſchen beſſere;[5] doch ſoll er moraliſche Tugend nicht, wie die Alten, durch geſetzliche Strafen erzwingen wollen. „Denn das edelſte Vorrecht der

---

[1] Schiller's Werke in E. B. S. 1229. 1. (Oktavausg. B. 12, S. 193). Die obigen Worte ſind in Schiller's Werken geſperrt gedruckt!

[2] Schiller's Werke in E. B. S. 1204. 1. (Oktavausg. B. 12, S. 350 f.)

[3] Ebendaſ. S. 1061. 2 u. 1068. 2. (Oktavausg. B. 12, S. 17 u. B. 11, S. 138).

[4] Ebendaſ. 1108. 1. (Oktavausg. B. 11, S. 225).

[5] Schiller's Werke in E. B. 1088. 1. (Oktavausg. B. 10, S. [illegible]).

Natur iſt, ſich ſelbſt zu beſtimmen und das Gute um des Guten willen zu thun.“ [1] Die Todesſtrafe ſcheint er verworfen zu haben. „Einen Menſchen aus den Lebendigen vertilgen, weil er etwas Böſes begangen hat, heißt eben ſo viel, als einen Baum umhauen, weil Eine ſeiner Früchte faul iſt.“ Von der Verbannung urtheilte er, dieſe Strafe ſei ſchrecklich in glücklichen Ländern, es gebe Staaten, aus denen es kein Unglück ſei, verwieſen zu werden. [2]

Zu Napoleon konnte er nie Neigung und Vertrauen faſſen; der Hauch der Tyrannei war ſeiner freien Seele durchaus zuwider. [3] Doch äußert er ſich gelegentlich, daß den Despotismus in keinem Zeitalter die Inkonſequenz verlaſſe, welche die Freiheit begünſtige [4] und daß oft der Feind der heiligſten Freiheit von der Vorſehung der Freiheit zu Hülfe geſchickt werde. [5]

So ſah Schiller auf die Geſtaltung des ſocialen Lebens nicht mit dem gleichgültigen Unglauben Goethe's hin, welcher ſagte: „Man muß nur immer mit ſich ſelbſt eins zu werden ſuchen; übrigens mag alles geben, wie es kann“; oder: „Wir ſollten nichts thun, als ein leidliches Werk nach dem andern produciren; alles andere iſt vom Uebel.“ Er nahm am Gange der geſellſchaftlichen Kultur nicht nur einen innigen Antheil, ſondern jedes Gedicht war in dem Sinn geſchrieben, ein Beitrag zu ſein, daß „der Tag dem Edlen endlich komme.“ Durch folgende Worte ſchildert er gewiß auch ſeine eigene Freiheitsliebe: [6] „Es iſt ein charakteriſtiſcher Zug der vernünftigen Freiheitsliebe, daß ſie Geiſt und Herz weiter macht und im Denken wie im Handeln ihre Sphäre ausbreitet. Gegründet auf ein lebhaftes Gefühl der menſchlichen Würde, kann ſie Rechte, die ſie an ſich ſelbſt reſpektirt, an andern nicht gleichgültig zu Boden treten ſehen.“

---

[1] Schiller's Werke in E. B. S. 1056 (Oktavausg. B. 10, S. 539 f).
[2] Ebendaſ. S. 1055. 2. u. (Oktavausg. B. 10, S. 537).
[3] Frau von Wolzogen a. a. O. Th. 2, S. 196.
[4] Schiller's Werke in E. B. S. 1108. 1. (Oktavausg. B. 11, S. 225)
[5] Ebendaſ. S. 1081 2. (Oktavausg. B. 11, S. 17).
[6] Ebendaſ. S. 1100. 2. (Oktavausg. B. 11, S. 192).

Wie ſehr die Vaterlandsliebe zur Zeit, wo Schiller auftrat, daniederlag, beweiſ't, daß ein ſolcher Mann ſie der elterlichen und ehelichen Liebe und der Freundſchaft gegenüber „eine künſtliche Pflicht“ nennen konnte.[1] Seine immer auf die ganze Gattung und das rein Menſchliche gehende Denkweiſe ſchloß beſondere nationale Abſichten, eben ſo wie die moraliſchen, von ſeiner Poeſie aus. Die Dichtung, behauptete er,[2] ſolle das Herz treffen, weil ſie aus dem Herzen fließe, und nicht auf den Staatsbürger in dem Menſchen, ſondern auf den Menſchen in dem Staatsbürger zielen. Den Menſchen moraliſch auszubilden und Nationalgefühle in dem Bürger zu entzünden, ſei zwar ein ſehr ehrenvoller Auftrag für den Dichter, aber was die Dichtkunſt mittelbar ganz vortrefflich mache, würde ihr unmittelbar nur ſehr ſchlecht gelingen. Die Dichtkunſt führe bei dem Menſchen nie ein beſonderes Geſchäft aus, und man könnte kein ungeſchickteres Werkzeug erwählen, um einen einzelnen Auftrag, ein Detail, gut beſorgt zu ſehen. Ihr Wirkungskreis ſei das Total der menſchlichen Natur, und bloß, in ſo fern ſie auf den Charakter einfließe, könne ſie auf ſeine einzelnen Wirkungen Einfluß haben.

Weder Schiller noch Goethe wollte Nationaldichter ſein, Jenem hat man es verziehen, weil er über, dieſem hat man es verargt, weil er unter der Idee der Nation zu ſtehen ſchien. Schiller, dem die Entwickelung der ganzen Menſchheit an der Seele lag, mußte doch wohl auch ein Herz für ſein Volk haben; Goethe machte ſich immer nur mit einzelnen Menſchen und Verhältniſſen zu thun, und das Wohl des Ganzen lag nicht im Umkreis ſeiner lebendigen Intereſſen. Deſſen ungeachtet iſt Schiller ein Nationaldichter, und zwar um ſo mehr, je weniger er es zu ſein ſuchte er iſt es von ſelbſt durch Denkweiſe und Geſinnung. „Der Charakter der Schiller'ſchen Muſe,“ ſagt Ancillon,[3] „wird, ſo lange die Deutſchen ihrem eigenen Charakter treu bleiben, Schillern vor allen zum Nationaldichter machen. Sein Genius iſt der idealiſirte Abdruck der Geſammtheit; die Deutſchen finden ſich in demſelben in verklärter Geſtalt und geſteigerter Potenz. Denn der Deutſche liebt vor allem die Kraft des Gedankens, das Allgemeine der Begriffe und Vorſtellungen, die Reinheit der Geſinnung, das Großartige der Gefühle, die Energie der Seelenvermögen, das ethiſche Gepräge.“

---

[1] Schiller's Werke in E. B. S. 1061. 2. c. (Oktavausg. B. 10, S. 519).

[2] Ebendaſ. S. 1168. 2. a (Oktavausg. B. 11, S. 506).

[3] Zur Vermittelung der Extreme Th. 2, S. 163.

Wie ſich aber ſpäter Schiller's Poeſie von ihrer kosmopolitiſchen Höhe mehr dem Beſondern zuneigte, umfaßte ſie auch die Vaterlandsliebe, und es finden ſich namentlich in der Johanna von Orleans und im Wilhelm Tell viele herrliche patriotiſche Sympathien. Ich erinnere nur an die Worte der Jungfrau:

„Was iſt unſchuldig, heilig, menſchlich gut,
Wenn es der Kampf nicht iſt um's Vaterland?“

und an die ermahnende Rede des Attinghauſen:

„Die angebornen Bande knüpfe feſt;
An's Vaterland, an's theure, ſchließ' dich an,
Das halte feſt mit deinem ganzen Herzen.“

Man muß bekennen, daß beide Stücke ganz im Geiſt der ſchönſten Vaterlandsliebe gedichtet ſind.

Da nach Ariſtoteles die Pädagogik ein Theil der Politik iſt, ſo möge ſchließlich auch noch hiervon die Rede ſein. Die Erweckung der freien Selbſtſtändigkeit des Geiſtes ſchien Schillern in der Erziehung die Hauptſache. „Das gewöhnliche Ziel der früheſten Bildung,“ ſagt er,[1] „iſt Unterjochung des Geiſtes, und von allen Erziehungskunſtſtücken gelingt dieß faſt immer am beſten.“ Deßwegen wollte er wiſſenſchaftliche Materien beim Jugendunterricht in ſtrenger Form behandelt wiſſen; der Verſtand ſolle nicht in ſeiner Zuſammenſtimmung mit der Einbildungskraft, ſondern für ſich geübt werden. Denn die bloße Uebung des Verſtandes ſei ein Hauptmoment beim Jugendunterricht, und an dem Denken liege in den meiſten Fällen mehr, als an dem Gedachten. Wenn man haben wolle, daß ein Geſchäft gut beſorgt werde, möge man ſich ja hüten, es als ein Spiel anzukündigen. Vielmehr müſſe der Geiſt ſchon durch die Form der Behandlung in Spannung geſetzt und mit einer gewiſſen Gewalt von der Paſſivität zur Thätigkeit fortgeſtoßen werden. Aber die auf rationellem Wege gewonnenen Kenntniſſe ſollen, wenn deren Stoff es erlaubt, von dem Schüler in einer lebendigen, geſchmackvollen Darſtellung wieder mitgetheilt werden. Denn man muß einer Wahrheit ſchon in hohem Grade mächtig ſein, um ohne Gefahr die Form verlaſſen zu können, in der ſie gefunden wurde; man muß einen großen Verſtand beſitzen, um ſelbſt in den freien Spielen der Imagination ſein Object nicht zu verlieren. Wer im Stande iſt, ſeine Kenntniſſe in einer ſchönen Form mitzutheilen, der beweiſ't auch, daß er ſie in ſeine Natur aufgenommen und in ſeinen Handlungen darzuſtellen fähig iſt. Es gibt für die Reſultate des Denkens keinen andern Weg zu dem Willen und in das Leben, als die ſelbſtthätige Bildungskraft. Nichts, als was in uns ſelbſt ſchon lebendige That iſt, kann es außer uns werden, und es iſt mit Schöpfungen des Geiſtes, wie mit organiſchen Bildungen: nur aus der Blüthe geht die Frucht hervor.[1]

---

[1] Schiller's Werke in E. B. S. 770. 1 (Oktavausg. B. 10. S. 345).

Hierdurch iſt die Unzulänglichkeit ſowohl der bloßen theoretiſchen als der bloßen äſthetiſchen Jugendbildung trefflich angedeutet. Deßwegen ſchreibt er an Fiſchenich über einen gewiſſen Herrn Pfeifer folgende merkwürdige Worte, die man von einem Dichter und Profeſſor der Aeſthetik nicht erwarten ſollte: „Ihren Herrn Pfeifer ſehe ich zuweilen und finde ihn ſo decidirt für's Aeſthetiſche geſtimmt, daß ich von ſeiner wiſſenſchaftlichen Bildung nicht ſehr große Erwartungen habe.“[2] So wenig als die Geiſtesſelbſtſtändigkeit will Schiller die Gefühle, die Quelle der edlen Menſchlichkeit, durch Erziehung unterdrückt wiſſen.[3] Vom Religionsunterricht ſagte er, man ſolle denſelben dem Kinde nicht eher ertheilen, als ſich das Bedürfniß dazu innerlich kund gebe.[4]

---

[1] Schiller's Werke in E. B. S. 1225. 1. f. (Oktavausg. B. 12, S. 173).

[2] Hennes' Andenken an Fiſchenich (Cotta 1841) S. 36.

[3] Schiller's Werke in E. B. 1201. 1. (Oktavausg. B. 12, S. 64).

[4] Frau von Wolzogen, Th. 2, S. 213. Vergl. Theil 4, S. 334.

Bei der Erziehung der Prinzen, äußerte er, werde gemeinhin darin gefehlt, daß man an ihnen zu viel erziehe und ihnen alles zu leicht mache. [1]

Man ſieht hieraus, daß Schiller's pädagogiſch-politiſche Ueberzeugungen unter einander gut zuſammen hingen und gleichſam nur eine Erweiterung ſeiner ſittlichen waren, ſo daß ſie mit ihnen im vollkommenen Einklang ſtanden. Nur ſeine Unterſcheidung des Naturſtaates und des Vernunftſtaates wird man, wie ſchon bemerkt, nicht gelten laſſen, und in der dienenden Stellung, welche er der Kunſt und Poeſie gibt, drückt ſich mehr das Beſtreben aus, ſich mit ſeiner Zeit abzufinden, als daß dieſe Anſicht wenigſtens ſpäter ſeine eigene Meinung erſchöpfte. Auch ohne daß er es allenthalben in Worte faßte und weiter ausführte, lag ein gutes Syſtem politiſcher und univerſalhiſtoriſcher Weltanſchauung in ihm.

Religiöſes und Chriſtliches.

Daſſelbe läßt ſich auch von Schiller's religiöſer Weltbetrachtung ſagen. Nur ſind die religiöſen Anſichten zuſammengeſetzter und verwickelter, weil ſie nicht allein in Verhältniß zu dem ſittlichen und äſthetiſchen Lebenselemente ſtehen, ſondern auch in einer ſtreitigen Beziehung zur theoretiſchen Erkenntniß und mit der geſetzgebenden Ueberlieferung und dem eingeführten Kultus in mannigfachen Konflikt kommen. Da iſt es nun für einen Mann, welcher, wie Schiller, den unabweisbaren Drang hat, die verſchiedenen Geiſteskräfte, jede in ihrem vollen Rechte, zu einer Totalität der Menſchheit in ſich heranzubilden, ſchwer, mit ſich ſelbſt ins Reine zu kommen. Denn gewöhnlich wird der innere Friede nur durch die Tyrannei Einer Seelenkraft über alle übrige erzwungen und das Ganze geht an den Theil verloren.

Wir haben Schiller's religiöſen Bildungsgang bis gegen die Zeit verfolgt, wo er zum zweitenmal Dichter wurde.

---

[1] Frau von Wolzogen Th. 2, S. 204.

In dem erquickenden Lichte der wärmſten Religioſität ſahen wir ihn glücklich heranwachſen. Aber ſchnell riſſen und ſtießen ſchon den angehenden Jüngling ein harter Schulzwang, ein unerbaulicher Religionsunterricht,[1] eine eminente Denkkraft, der Stolz einer ſtoiſchen Seele und frühe Bekanntſchaft mit dem Zweifel des Jahrhunderts für immer aus dem paradieſiſchen Zuſtand der Unſchuld und des unmündigen Autoritätsglaubens und übergaben ihn für lange dem wirbelnden Strome der modernen Kultur. Von der Zeit an wirkte alles darauf hin, daß der Menſch der Centralpunkt aller ſeiner Intereſſen wurde, zuerſt vorübergehend durch ſein Fachſtudium von deſſen körperlicher Seite, dann bleibend von deſſen geiſtiger Seite durch Geſchichte, Philoſophie und Dichtkunſt. Zugleich waren von da an nicht mehr unmittelbar Religioſität, ſondern die ſittlich-heroiſchen und rein menſchlichen Kräfte ſeine bewegenden Lebensmotive. Indem auch nach der Flucht von Stuttgart viele Jahre hindurch der Druck der Welt ſchwer auf ihm laſtete, ſuchte er allein da Hülfe, woher ihm auch alle Erquickung des Genius zufloß. Er ſtand allein auf ſich ſelbſt. Nachdem er die Polemik gegen den Staat mit dem Don Karlos durchlaufen hatte, wandte er ſeine Angriffe gegen mißfällige Lehren und Einrichtungen der Kirche, gegen die Vergeltungstheorie,[2] gegen die Ehegeſetze,[3] gegen den kahlen proteſtantiſchen Monotheismus,[4] gegen die Bekehrungsſucht der katholiſchen Konfeſſion.[5] In der hiſtoriſch-philoſophiſchen Periode, wo es ſeine Richtung mit ſich brachte, der Einſicht der Vernunft auch in dieſen religiöſen Dingen ihr volles Recht zu verſchaffen, verſtändigte er ſich zuerſt über die geſchichtliche Erſcheinung und

---

[1] „Es ſcheint mir, als ſei er mit harten Dogmen im früheſten Jugendunterricht gequält worden“ Frau von Wolzogen bei Schwab: „Ueber den Kultus des Genius“ S. 86. „Der Superintendent Zilling in Ludwigsburg, der Religionslehrer ſeiner Knabenjahre, iſt noch jetzt im Munde des Volkes als ein „lutheriſcher Pfaffe“ verſchrien.“ Ebendaſ. S. 122.

[2] in der Reſignation, ſiehe Th. 1. S. 284.

[3] in der Freigeiſterei der Leidenſchaft, ſ. Th. 1. S. 282 f.

[4] in den Göttern Griechenland's, ſ. Th. 2. S. 84 f.

[5] im Geiſterſeher, ſ. Th. 2. S. 19 ff.

Bedeutung des Chriſtenthums, und fand dann, wie für ſeine ſittlichen und äſthetiſchen Anſichten, ſo für ſeine religiöſen Bedürfniſſe einen feſten Halt in der Kant'ſchen Philoſophie, welche er durch ſein Denken, Dichten und Leben erweiterte, ohne ihre Grundbeſtimmungen je zu verlaſſen. Und in der That möchte es eben ſo thöricht ſein, dieſe Fundamentalbegriffe z. B. die Unterſcheidung zwiſchen Natur und Idee, zwiſchen rein vernünftiger und erfahrungsmäßiger Erkenntniß, die analytiſch-anthropologiſche Methode und anderes aufzugeben, als bei Kant's Lehre, die eine unendliche Entwickelungsfähigkeit in ſich trägt, ſtehen zu bleiben. Wenn der Rauſch der jetzigen Syſteme vorüber iſt, wird man wieder an die beſonnene Forſchung Kant's anknüpfen, welche die meiſten jetzt nur noch durch die Urtheile derer kennen, die ſie überſchritten oder widerlegt zu haben vorgeben. „Seit Schiller in Kant's Philoſophie lebte,“ ſagt Frau von Wolzogen, „und vom kritiſchen Scharfſinne zu den feſtſtehenden Ideen überging, ſtand Gott, Freiheit und Unſterblichkeit in ſeiner Seele unwandelbar.“ [1] Wem dieſes Zeugniß nicht genügt, kann ſich noch durch viele andere Thatſachen belehren, daß er durch die Kant'ſche Philoſophie ſeine Religion nicht einbüßte, ſondern, wenn er ſie verloren hatte, wieder gewann, und ſie auf jeden Fall feſt begründete.

So war Schiller bei ſeinem Eingang in die dritte Periode auch im Religiöſen hinlänglich weltgeſchichtlich und philoſophiſch verſtändigt, ſo daß ſein religiöſes Leben ſich bald frei regen und offenbaren, und in ſeinem Geiſtesorganismus die Stelle einnehmen konnte, die ihm hier gebührte.

Als er ſich mit der Menſchenwelt verſöhnt, die Uebermacht der Spekulation überwältigt, ein ſchönes Gleichgewicht der ſittlichen und äſthetiſchen Kräfte gewonnen hatte und ſich wieder dichtend dem Idealen zuwandte — da, muß man ſchon vorausſetzen, wird auch ſein religiöſes Leben im freien Bunde mit allem übrigen am herrlichſten erblüht ſein. Und ſo finden wir es, wenn ſich anders im Werke der Schöpfer malt. Denn der Standpunkt, auf welchem Schiller's Hauptwerke dieſer Zeit, die Dramen, und auch die wichtigſten kleinern Gedichte aufgefaßt und ausgeführt ſind, iſt vorzugsweiſe religiös. Vom Wallenſtein an bis zum Wilhelm Tell ſtrömt eine religiöſe Ader, und wenn ſie in dieſem letzten Drama nicht mehr ſichtbar iſt, ſo ſagen uns gerade hier ergänzende Zeugniſſe, daß ſie auch in Schiller's letzter Lebenszeit reichlich floß, und ſie zeigt ſich wieder im Demetrius. An der Hand der Poeſie kehrte der vollendete Zögling des Jahrhunderts für immer zu dem Gottesfrieden ſeiner Kinderjahre zurück.

---

[1] Frau von Wolzogen bei G. Schwab a. a. O. S. 88.

Als ſich Schiller's geläuterte Seele ganz dem Innern und im Reiche des Geiſtes dem Idealen zuwandte, konnte ſie nur beim Religiöſen ſtill ſtehen. Die Menſchenwelt für ſich genügte ihm nicht mehr, und wie er einſt in frommer Unſchuld vom Göttlichen ausgegangen war, ſo erhob er ſich jetzt wieder zum Göttlichen. Er ſtellte, in ſeinen vier erſten Dramen der letzten Periode, wie ich bewieſen habe, bald als überirdiſches Schickſal, bald in den Empfindungen einer gottergebenen Seele, bald in dem Walten der göttlichen Allmacht immer eine höhere Ordnung der Dinge dar.

Daß das Schickſal von Schiller, wie von den Alten, als überirdiſche Macht, alſo mit religiöſem Sinne, behandelt iſt, iſt nach dem Vorgetragenen[1] über allen Zweifel erhaben. Es iſt „der Fremdling aus der andern Welt, vor dem ſich jede Erdengröße beugt.“

Da ſcheint mir nun die Meinung unrichtig, Schiller's Schickſalsidee ſei nur „eine Frucht ſeiner Studien des griechiſchen Heidenthums“ geweſen, und die ſpätern Dramen ſeien keine Fundgrube ſeiner religiöſen Anſichten, weil aus ihnen nicht er, ſondern ſein Kunſtobjekt rede.[2] Denn wie könnte irgend ein Dichter, namentlich aber Schiller, der immer mit der innigſten Empfindung arbeitete, ein ächtes Kunſtdrama ſchaffen, in dem ſich nicht ſeine Weltanſchauung abdrückte? Und iſt nicht die Braut von Meſſina dem Inhalt nach ſo ſubjektiv, als irgend eine Tragödie der erſten Periode? Der Gehalt konnte in dem letzten Zeitraum um ſo freier und vielgeſtaltiger Schiller's Werke durchdringen, weil ſein Hauptaugenmerk auf die Form gerichtet und ſeine

---

[1] Siehe Theil 4, S. 332 f. und ſonſt.

[2] Schwab's Kultus des Genius S. 148 und S. 145.

Dichtung nicht mehr in beſtimmten Tendenzen befangen war. Die Schickſalsidee aber nahm Schiller an und hielt ſie bis zum Wilhelm Tell feſt, weil er an ihr ein eigenes mitgebrachtes Bedürfniß der Seele enthüllen konnte. Man kann höchſtens ſagen, daß er ſich durch ſie auf ſeinem religiöſen Standpunkt befeſtigte. Ohne innern Anklang würde er das antike Fatum nie ergriffen, geſchweige denn ſo wahr und tief dargeſtellt haben. Es war ihm ein Mittel, ſeine Ahnungen des Ueberſinnlichen auszuſprechen. In demſelben Streben, ſeine Tragödien durch das Ewige zu weihen, gebrauchte er auch, ohne das Schickſal ganz fahren zu laſſen, den Katholicismus der mittlern und der neuern Zeit in der Jungfrau von Orleans und in der Maria Stuart. Wohl war es ihm hierbei, wie ich nachwies, zunächſt darum zu thun, ſeinen Dramen die reine ideale Kunſtform zu geben. Aber das Künſtleriſche wurzelte bei Schiller immer im ganzen Menſchen, das Ideale war ihm ſittlicher Natur und floß aus den innerſten Kräften des Gemüths. Er konnte den Dramen, von welchen ich ſpreche, nur deßwegen einen wahren religiöſen Charakter leihen, weil ſein Inneres ſelbſt ein religiöſes Gepräge gewonnen hatte. Das Göttliche und Ewige, welches uns aus ihnen entgegen tritt, liegt wahrlich nicht allein in der gelungenen Kunſtform, ſondern in dem Geiſt, der ſich hier verkörpert hat. In Wallenſtein iſt eine im Dunkeln wirkende gleichſam perſönliche Macht des Schickſals, die allein Recht behält; in der Maria Stuart die fromme Unterwerfung eines gottergebenen Charakters, entſündigt durch die heiligen Gebräuche der Kirche; in der Jungfrau von Orleans das ſichtbare Walten der göttlichen Allmacht, deren Willen die Prophetin in Demuth zu dem ihrigen macht; in der Braut von Meſſina endlich eine Transfiguration des Sinnlichen in das Ueberirdiſche, wie ſie nur der erhabenſten Poeſie möglich iſt. Und in all dem ſollte keine Religion ſein?

„Aber es iſt dem Dichter nicht Ernſt mit dem, was er darſtellt." Die Hülfsmittel ſind ihm allerdings von keinem weitern Belang, aber mit der Sache, mit dem Göttlichen, Ewigen, iſt es ihm ein heiliger Ernſt, und er ſelbſt war in der Richtung, die er dichtend ſo lange feſthielt. Das

Ueberirdiſche krönte ſeine Weltbetrachtung. Welcher religiöſe Geiſt dieſe Dramen durchdringt, wird man erſt recht inne, wenn man ſie mit den Tragödien der erſten Periode vergleicht, in denen nur das Natürliche und Menſchliche wirkt. Man iſt nicht nur bei andern Formen, ſondern auch bei einer andern Seele. Das gilt auch von den kleinern Gedichten. In vielen legt uns der Dichter ſeine Glaubenswelt eigens didaktiſch dar, andere predigen uns: „Nur die Götter bleiben ſtät“, in andern erhebt er die ewige Hoffnung und das Vertrauen der Seele ohne Pfand über Erfahrung und Vernunftſchlüſſe, in andern endlich malt ſich die ungeſtillte Sehnſucht nach dem Jenſeits. Schiller's Idealität umfaßte das Religiöſe als ihren innerſten Kern, aus dem ſie hervorbrach, und ſeine Dichtung hat dieſe himmliſche Weihe, auch wo ſie vom Endlichen ſpricht. Sie behandelt die irdiſche Welt nur als ein Symbol der überirdiſchen. Goethe hat dieſen weſentlichen Charakterzug richtig durch die Verſe ausgeſprochen:

> „Indeſſen ſchritt ſein Geiſt gewaltig fort
> In's Ewige des Wahren, Guten, Schönen.“

Eine ſo ideale Natur mußte, wenn ſie zugleich ſo durch ſittliche Kräfte und Gefühle bewegt war, zum Ueberirdiſchen emporgehoben werden.

Aus dieſem Drang in's Ewige erklärt ſich auch eine ſchon häufig von mir hervorgehobene Thatſache. Die Kurzſichtigkeit, Hinfälligkeit, Nichtigkeit des menſchlichen Weſens iſt im letzten Zeitraum überall markirt vorgetragen, und in Schiller's Dramen dieſer Periode iſt viel Niederſchlagendes und die ſittlich erhabene Großheit nicht, wie in ſeinen Jugendſtücken. Bei dem rüſtigſten, tapferſten Geiſte konnte dieß nicht aus Mangel an Muth und Vertrauen kommen. Sondern er mußte nothwendig der Erde ſo viel entziehen, als er dem Himmel einräumte. Im Angeſicht des Göttlichen fiel ihm das Irdiſche zuſammen, und das Ewige konnte nur triumphiren, wenn das Endliche als unterliegend dargeſtellt wurde. Gebricht es daher dieſer Dichtung bisweilen an der ſittlichen

Erhabenheit, ſo tritt das religiöſe Erhabene an deren Stelle. Schiller ging jetzt praktiſch über ſeine Theorie hinaus.[1]

Indem ich nun ſeine gereiften religiöſen Anſichten im Beſondern darſtelle, handle ich füglich zuerſt von dem kritiſch-hiſtoriſchen und theoretiſchen Theil, durch den ſich die Einſicht der Vernunft ihr Recht verſchaffte. Derſelbe greift vielfach in Schiller's Verſtändigungszeit ein, und liegt zum Theil noch vor der Schwelle der dritten Periode, welche ich eben im Allgemeinen charakteriſirt habe.

Wenn ich nun an das Politiſche anknüpfen darf, ſo bemerke ich zuerſt, daß Schiller, wie in dieſem, ſo auch im Religiöſen ein Fortſchreiten und freie Entwickelung forderte. „Religions- wie politiſche Geſetze," behauptet er,[2] „ſind gleichmäßig verwerflich, wenn ſie eine Kraft des menſchlichen Geiſtes feſſeln, wenn ſie ihm in irgend etwas einen Stillſtand auferlegen. Ein Geſetz z. B., wodurch eine Nation verbunden würde, bei dem Glaubensſchema beſtändig zu beharren, das ihr in einer gewiſſen Periode als das vortrefflichſte erſchienen, ein ſolches Geſetz wäre ein Attentat gegen die Menſchheit, und keine noch ſo ſcheinbare Abſicht würde es rechtfertigen können. Es wäre unmittelbar gegen das höchſte Gut, gegen den höchſten Zweck der Geſellſchaft gerichtet." Er verlangte Freiheit nicht allein in der ganzen Welt, ſondern auch in jeder Sphäre des Geiſtes, und die höchſten Intereſſen waren ihm eben ſo gut an den nothwendigen Entwickelungsgang der Menſchheit geknüpft, wie alle andere. Deßwegen beurtheilt er weltliche und geiſtliche Unterdrückung nach Einem Maßſtab. „Das gemeinſchaftliche Ziel des Despotismus und der Prieſterherrſchaft," meint er (1787), „ſei Einförmigkeit, und die Geiſtlichkeit ſei von jeher eine Stütze der Tyrannei geweſen. Der bürgerliche Druck mache die Religion nothwendiger und theurer; blinde Ergebung in Tyrannengewalt bereite die Gemüther zu einem blinden, bequemen Glauben und mit Wucher erſtatte dem Despotismus die Hierarchie ſeine Dienſte wieder."

---

[1] Siehe Theil 2, S. 334 f.

[2] Schiller's Werke in E. B. Seite 1051. 1. u (Oktavausgabe B. 10, Seite 517).

Er war der Geiſtlichkeit auch als der Bewahrerin des Poſitiven nicht hold, deſſen volle Autorität, beſonders auch ſeit er Kant's Anhänger geworden war, er von ſeiner Denkweiſe ausſchloß. Doch kam er ſpäter, wie man aus ſeiner Dichtung ſieht, auch von dieſer leidenſchaftlichen Beurtheilung zurück. Der Erzbiſchof in der Johanna iſt ein in jedem Betracht würdiger Geiſtlicher und der Pfarrer Röſſelmann im Tell ſogar ein Vertheidiger der Volksfreiheit.[1] Aber die ſittlichen und religiöſen Wahrheiten entſprangen ihm fortwährend innerlich aus der Vernunft und dem Gefühl, und gründeten ſich nicht äußerlich auf geſchichtliche Begebenheiten und poſitive Satzungen:

»Doch ſtammen ſie nicht von außen her,
Das Herz nur gibt davon Kunde.«

Das war ſeine Grundtendenz, daß er alles Höchſte im Innern ſuchte und daß ihn nur das Geiſtige zum Ewigen emportrug. Wie er den geſchichtlichen Urſprung des Rechts und Sittengeſetzes verwarf, bezeugt folgende klaſſiſche Stelle:[2] „Selbſt das Heilige im Menſchen, das Moralgeſetz, kann bei ſeiner erſten Erſcheinung in der Sinnlichkeit der Verfälſchung nicht entgehen. Da es bloß verbietend und gegen das Intereſſe ſeiner ſinnlichen Selbſtliebe ſpricht, ſo muß es ihm ſo lange als etwas Auswärtiges erſcheinen, als er noch nicht dahin gelangt iſt, jene Selbſtliebe als das Auswärtige und die Stimme der Vernunft als ſein wahres Selbſt anzuſehen. Er empfindet alſo bloß die Feſſeln, welche die letztere ihm anlegt, nicht die unendliche Befreiung, die ſie ihm verſchafft. Ohne die Würde des Geſetzgebers in ſich zu ahnen, empfindet er bloß den Zwang und das ohnmächtige Widerſtreben des Unterthans.[3] Weil der ſinnliche Trieb dem moraliſchen in ſeiner Erfahrung vorhergeht, ſo gibt er dem Geſetz der Nothwendigkeit einen Anfang in der Zeit, einen poſitiven Urſprung, und durch den unglückſeligſten aller Irrthümer macht er das Unveränderliche und Ewige in Sich zu einem Accidens des Vergänglichen. Er uberredet ſich, die Begriffe von Recht und Unrecht als Statuten anzuſehen, die durch einen Willen eingeführt wurden, nicht die an ſich ſelbſt und in alle Ewigkeit gültig ſind. Wie er in Erklärung einzelner Naturphänomene über die Natur hinausſchreitet, und außerhalb derſelben ſucht, was nur in ihrer innern Geſetzmäßigkeit kann gefunden werden, eben ſo ſchreitet er in Erklärung des Sittlichen über die Vernunft hinaus, und verſcherzt ſeine Menſchheit, indem er auf dieſem Weg eine Gottheit ſucht. Kein Wunder, wenn eine Religion, die mit Wegwerfung ſeiner Menſchheit erkauft wurde, ſich einer ſolchen Abſtammung würdig zeigt, wenn er Geſetze, die nicht von Ewigkeit her banden, auch nicht für unbedingt und in alle Ewigkeit bindend hält.“ Es braucht kaum beigefügt zu werden, daß Schiller darnach auch die religiöſen Wahrheiten nicht auf poſitivem Wege entſtanden dachte: „Es iſt nicht draußen, da ſucht es der Thor.“ Da aber dieſe Verwechſelung des nothwendig in der Vernunft Gegebenen mit dem geſchichtlich Geſchehenen in dem Leben der Völker ſo allgemein iſt, ſo verdiente ſie als ein natürliches Entwickelungsmoment unbefangener beurtheilt zu werden, als es Schiller gethan hat.

---

[1] Ich berichtige hiedurch zugleich, was ich Th. 1, S. 9 ſagte.

[2] Schiller's Werke in E. B. S. 1215 f. (Oktavausg. B. 12, S. 120).

[3] Herr Binder a. a. O. S. 201. ſagt: „Die Moral hat nur Anklage und Vorwürfe in Bereitſchaft« — für den ſittlich unkultivirten Menſchen, würde Schiller hinzuſetzen; und Binder hat daher Unrecht, denſelben Satz Schillern ſelbſt zuzuſchreiben (S. 177).

Aus dem Geſagten erhellt, daß er ein unmittelbares Eingreifen der Gottheit nicht annahm. Wunder läugnet er geradezu. Der wahre Gott, ſagt er,[1] habe den Hebräern zu gefallen, als ſie aus Aegypten zogen, die Geſetze der Natur nicht umſtürzen können. Die Entſtehung und Ausbildung aller menſchlichen Vorſtellungen, alſo auch der religiöſen, erklärte er ſich nach nothwendigen Naturgeſetzen. So z. B. leitet er den Monotheismus ab. Die Idee von einem allgemeinen Zuſammenhange habe, vermuthlich zuerſt in dem Kopfe eines Prieſters, unausbleiblich zum Begriffe eines einzigen höchſten Verſtandes führen müſſen.[2]

---

[1] Schiller's Werke in E. B. S. 1045 2. u. (Oktavausg. B. 10, 491)
[2] Ebendaſ. S. 1042 2. (Oktavausg. B. 10, 478).

In demſelben Sinne urtheilte er folgerecht von der Entſtehung des Chriſtenthums (1789):[1] „Die chriſtliche Religion hat an der gegenwärtigen Geſtalt der Welt einen ſo vielfältigen Antheil, daß ihre Erſcheinung das wichtigſte Faktum für die Weltgeſchichte wird: aber weder in der Zeit, wo ſie ſich zeigte, noch in dem Volke, bei dem ſie aufkam, liegt (aus Mangel der Quellen) ein befriedigender Erklärungsgrund ihrer Erſcheinung.“ Die erſte Erſcheinung des Chriſtenthums ſteht ihm iſolirt, weil uns hinlängliche Nachrichten fehlen. Wie in ihrem Urſprung noch nicht erklärt, ſo ſei unſere Religion durch die untreuen Hände, durch welche ſie uns überliefert worden — er meint nach dem Zuſammenhange die Einflüſſe des Katholicismus im Mittelalter[2] — ſehr entſtellt, aber in der neuern Zeit veredelt worden.

Dagegen ſcheinen ihm ſpäter ſelbſt unſere Religionsurkunden von Entſtellung nicht frei zu ſein. Am 12. April 1797 ſchreibt Goethe an den Freund: „Ich bin, indem ich den patriarchaliſchen Ueberreſten nachſpürte, in das alte Teſtament gerathen, und habe mich auf's neue nicht genug über die Konfuſion und Widerſprüche der fünf Bücher Moſis verwundern können, die denn freilich, wie bekannt, aus hunderterlei ſchriftlichen und mündlichen Traditionen zuſammengeſetzt ſein mögen. Ueber den Zug der Kinder Iſrael in der Wüſte habe ich einige artige Bemerkungen gemacht und es iſt der verwegene Gedanke in mir aufgeſtanden: ob nicht die große Zeit, welche ſie darin zugebracht haben ſollen, erſt eine ſpätere Erfindung ſei? Ich will gelegentlich in einem kleinen Aufſatze mittheilen, was mich auf dieſen Gedanken gebracht hat.“ Hierauf antwortet Schiller: „Ihre Entdeckungen in den fünf Büchern Moſis beluſtigen mich ſehr. Schreiben Sie ja Ihre Gedanken auf, Sie möchten des Wegs ſo bald nicht wieder kommen. So viel ich mich erinnere, haben Sie ſchon vor etlichen und zwanzig Jahren mit dem neuen Teſtament Krieg gehabt. Ich muß geſtehen, daß ich in allem, was hiſtoriſch iſt, den Unglauben zu jenen Urkunden gleich ſo entſchieden mitbringe, daß mir Ihre Zweifel an einem einzelnen Faktum noch ſehr raiſonnabel vorkommen. Mir iſt die Bibel nur wahr, wo ſie naiv iſt; in allem andern, was mit einem eigentlichen Bewußtſein geſchrieben iſt, fürchte ich einen Zweck und einen ſpätern Urſprung."

---

[1] Schiller's Werke in E. B. S. 1033. 2. u. (Oktavausg. B. 10. S. 430).

[2] Ebendaſelbſt S. 1032. 1. o. (Oktavausg. B. 10. S. 427). Schwab (Kultus des Genius S. 125) bezieht dieſe Stelle unrichtig auf eine verfälſchte Ueberlieferung durch das alte und neue Teſtament.

Es erhellt hieraus, daß Schiller in dieſer Beziehung dem rationaliſtiſchen Princip zugethan war. Der mythiſche Standpunkt, welcher nach dem Vorgang de Wette's in den jüngſten Tagen mit ſo großer Konſequenz und Gelehrſamkeit, wenn auch mit ideen- und herzloſer Deutung der Mythen durchgeführt worden iſt, war ihm gänzlich unbekannt. Er dachte ſich ja auch die Homer'ſche Epik nicht durch Sagenbildung entſtanden.[1]

Wann ſich nun dieſe Anſicht bei Schiller ausgebildet habe, iſt gefragt und dahin beantwortet worden, dieſes hiſtoriſche Mißtrauen müſſe ſchon in der Karlsakademie — aus den Wolfenbüttler Fragmenten entſtanden ſein, weil nachher Schiller die Bibel nicht mehr geleſen oder ſtudirt habe.[2] Dieſe Annahme aber widerlegt ſich ſchon aus ſeinen Abhandlungen über die erſte Menſchengeſellſchaft und die Sendung Moſes. Wie? als er in Jena über die Univerſalgeſchichte Vorleſungen hielt, nachdem er ſich der Geſchichte eigens gewidmet hatte, mußte er da nicht die Bibel durchſtudiren? Und wie wird der gründlichſte Forſcher es gethan haben? In dieſer hiſtoriſchen Periode ſetzten ſich natürlich auch ſeine hiſtoriſchen Anſichten über das Chriſtenthum feſt. Wenn wir nun noch hinzufügen, daß der Profeſſor Paulus in Jena fortwährend ſein ſpecieller Freund war, mit dem er häufig zuſammen kam, ſo erklärt ſich alles, und ich brauche kaum noch zu ſagen, daß er zum Ueberfluß bei einem der größten Kenner der Bibel, Griesbach, ſogar Jahre lang im Hauſe wohnte.

Die Heiligkeit der chriſtlichen Religion lag ihm alſo in ihrer innern Wahrheit und Güte. Aber er erkannte, wie einer, ihre welthiſtoriſche Bedeutung. Es iſt höchſt merkwürdig zu ſehen, wie er, auch nach Beſeitigung beinahe der ganzen hiſtoriſchen Grundlage in dem Chriſtenthum einen groſſen, ja einen unendlichen Gehalt anerkannte. Denn es ſpricht doch offenbar für den Reichthum einer Sache, wenn es möglich iſt, in ihr, nach Abſonderung deſſen, was Vielen als das Weſentliche derſelben erſcheint, dennoch das Höchſte zu ſehen.

---

[1] Siehe Theil 3, S. 221.

[2] G. Schwab a. a. O. S. 127

Zwar daß wir Menſchenfreiheit beſitzen, während das Alterthum bloß Bürgerfreiheit hatte [1], betrachtete er nicht, wie man geſagt hat, als eine Wirkung des Chriſtenthums, ſondern der fortgeſchrittenen Kultur. Dagegen findet er mit Recht darin etwas geſchichtlich Eigenthümliches, daß das Chriſtenthum im Mittelalter, wie er es bei der Charakteriſtik des Maltheſerordens ſo beredt ausführt, Demuth mit Heldenmuth verband [2]. Daher die Worte in den Johannitern:

> „Religion des Kreuzes, nur du verknüpfteſt, in Einem
> Kranze, der Demuth und der Kraft doppelte Palme
> zugleich!“

„Du verknüpfteſt!“ In dem mittlern Alter, will er ſagen, war beides vereinigt; jetzt haben wir wohl auch die Demuth, aber die Kraft iſt entwichen. Doch trägt hiervon nur die moderne Kultur die Schuld. „Es iſt der chriſtlichen Religion von berühmten Schriftſtellern der Vorwurf gemacht worden, daß ſie den kriegeriſchen Muth ihrer Bekenner erſtickt und das Feuer der Begeiſterung ausgelöſcht habe. Dieſer Vorwurf — wie glänzend wird er durch das Beiſpiel der Kreuzheere, durch die glorreichen Thaten des Johanniter- und Tempelordens widerlegt!“

Was iſt aber das bleibend Eigenthümliche des Chriſtenthums in der Entwickelungsgeſchichte der Menſchheit? Auch das finden wir angegeben. Er bemerkte ſeiner Schwägerin: „Da der Glanz und die Hoheit des Lebens, die nur in der Freiheit der Menſchen erblühen könnten, mit der römiſchen Republik untergegangen ſei, habe nothwendig etwas Neues entſtehen müſſen; das Chriſtenthum habe die Geiſtigkeit des Daſeins erhöht und der Menſchheit ein neues Gepräge aufgedrückt, indem es der Seele eine höhere Ausſicht eröffnet.“ Auf dieſe Geiſtigkeit kommt der Dichter auch in den vier Weltaltern zurück [1]:

---

[1] Siehe Theil 2, S. 168.

[2] Siehe Theil 4, S. 75 f.

„Verbannt war der Sinne flüchtige Luſt,
Und der Menſch griff denkend in ſeine Bruſt.“

Das Denken iſt hier, wie ſonſt auch Gedanke, vom Ideellen, alſo vom Ueberſinnlichen gebraucht, wie dieſes ſich innerlich verkündet, im Gegenſatz gegen das Sinnliche, dem Elemente der Vorwelt. So z. B. heißt es in dem Ideal und Leben:

„Aber flüchtet aus der Sinne Schranken
In die Freiheit der Gedanken ꝛc.“,

und in den Künſtlern:

„Geadelt zur Gedankenwürde
Floß die verſchämtere Begierde ꝛc.“

und in der Huldigung der Künſte charakteriſirt ſich die Schiller'ſche Poeſie:

„Mein unermeßlich Reich iſt der Gedanke.“

Das Chriſtenthum riß die Menſchheit von ihrem bisherigen realen auf einen idealen Boden, ſo daß ſie ſtatt vom Wiſſen und Schauen, nun vom Glauben und Hoffen aus, die Bewegung nahm. Der bisher über die äußere Welt verbreitete Sinn kehrte in ſich ſelbſt zurück.

Von dieſem Standpunkte aus rühmt Schiller in der Vorrede zur Geſchichte des Maltheſerordens [2] „die praktiſche Gemüthsſtärke des Mittelalters, einem bloß idealiſchen Gut alle Güter der Sinnlichkeit zum Opfer zu bringen, die über alle Sinnenreize ſiegenden **Vernunft** Ideen, denen man unter allen abgeſchmackten Verirrungen der Superſtition doch eigentlich folgte.“

Wenn in dieſer Verpflanzung der Menſchheit in's Ueber ſinnliche beſonders der Charakter des chriſtlichen Glaubens liegt, ſo ſprach Schiller auch noch das Eigenthümliche der chriſtlichen Sittenlehre trefflich aus, an die er ſich ſeiner vorherrſchend ſittlichen Denkweiſe gemäß vorzüglich hielt. Er ſpricht [1]: „Ich finde in der chriſtlichen Religion virtualiter die Anlage zu dem Höchſten und Edelſten, und die verſchiedenen Erſcheinungen derſelben im Leben ſcheinen mir bloß deßwegen ſo widrig und abgeſchmackt, weil ſie verfehlte Darſtellungen dieſes Höchſten ſind. Hält man ſich an den eigentlichen Charakterzug des Chriſtenthums, der es von allen monotheiſtiſchen Religionen unterſcheidet, ſo liegt er in nichts anderem, als in der Aufhebung des Geſetzes, des Kantſchen Imperativ's, an deſſen Stelle das Chriſtenthum eine freie Neigung geſetzt haben will. Es iſt alſo, in ſeiner reinen Form, Darſtellung ſchöner Sittlichkeit oder der Menſchwerdung des Heiligen, und in dieſem Sinn die einzige äſthetiſche Religion; daher ich es mir auch erkläre, warum dieſe Religion bei der weiblichen Natur ſo viel Glück gemacht, und nur in Weibern noch in einer erträglichen Form angetroffen wird."

---

[1] Siehe Theil 4. S. 97.

[2] Schiller's Werke in E. B., S. 1139.

So hielt ſich Schiller, von ihrem allgemeinen Charakter abgeſehen, an das ſittliche Element der chriſtlichen Religion, welches ihm das Entſcheidende ſein mußte, denn er nannte ja das Moralgeſetz das Heilige in und für uns. Nun wiſſen wir längſt [2], daß er der Kant'ſchen rigoriſtiſchen Pflichtenlehre gegenüber eine Tugendübung aus freier, ſchöner Neigung und Liebe (was wir edle Menſchlichkeit genannt haben) geltend machte — und eben dieſe Geſetzeserfüllung aus freier, edler Neigung und Liebe, die Tugendübung aus vollem Herzen und mit ganzer Seele nannte er das Eigenthümliche der chriſtlichen Sittenlehre. Sein Princip fiel nach dieſer Anſicht mit dem Princip des praktiſchen Chriſtenthums ganz zuſammen, welches in der weiblichen Natur aus dem nämlichen Grund den meiſten Anklang fand, warum er ſelbſt in derſelben die vollſte Menſchheit. Wie das Chriſtenthum die menſchenveredelnde Liebe zum Guten an die Stelle der Moſaiſchen Satzungen ſtellte, ſo ſetzte er eben dieſelbe Liebe und hierdurch eine innigere, lebensvollere und wärmere Betrachtungsweiſe der Welt neben des deutſchen Moſes eiſernes Gebot der Menſchenachtung. Er verkündete, wie ich an hundert Stellen nachwies, in einem einſeitig verſtändigen und begriffsmäßig nüchternen und ungläubigen Zeitalter das Evangelium des Herzens [1].

---

[1] Briefwechſel mit Goethe, Theil 1, S. 194

[2] Siehe Theil 2, S. 313 f. und ſonſt.

Und Schiller ſollte kein chriſtlicher Dichter ſein? Der, welcher das behaupten will, kann es ſelbſt nicht glauben, wenn er ihn lieſ't. Offenbar ergreift uns ſeine Dichtung deßwegen ſo mächtig und wirkt ſo nachhaltig, weil ſie nicht nur das rein Menſchliche, ſondern auch ein chriſtliches Element in uns erweckt und in eben ſo edler, als zeitgemäßer Geſtalt vor das Bewußtſein führt. Selbſt wenn er die Götter Griechenland's preiſ't, thut er es mit chriſtlicher Geſinnung. Er iſt nach dem Bisherigen ein Chriſt ſowohl im Allgemeinen wegen ſeines idealen Standpunktes, als im Beſondern wegen ſeiner das Sittliche und Sinnliche ausſöhnenden Tugendüberzeugung.

Aber er iſt es der Seele, und nicht dem Buchſtaben und Außerweſentlichen nach. Er ſpricht z. B. ſehr ſelten von dem Stifter unſerer Religion [2], und redet nie in bibliſchen Ausdrücken (in der Johanna ſind dieſelben ein Koſtüm der Dichtung). Er lobt es an Goethe's Darſtellung der ſchönen Seele im Wilhelm Meiſter, daß er „durch Vermeidung der trivialen Terminologie der Andacht ſeinen Gegenſtand zu purificiren und gleichſam wieder ehrlich zu machen“ gewußt habe. In ähnlichem Geiſte ſagt Goethe einmal: „Ich wünſche Ihnen zu Ihrer Arbeit allen Segen — um mich mit Madame la Roche auszudrücken.“ Für das poſitive dogmatiſche Chriſtenthum war er verloren, aber in ſeiner Natur und Bildung lag von ſelbſt eine Chriſtustendenz.

---

[1] Die ſentimentale Verweichlichung dieſer Liebe nennt Schiller in Shakſpear's Schatten ſpottend: das »Chriſtlichmoraliſche.«

[2] G. Schwab in ſeiner Rede am Schillerfeſt deutete folgende Worte Schiller's (1160. 1. e. Oktavausg. B. 11, S. 465) auf Chriſtus: »Majeſtät hat nur das Heilige. Kann ein Menſch uns dieſes repräſentiren, ſo hat er Majeſtät, und wenn auch unſere Knie nicht nachfolgen, ſo wird doch unſer Geiſt vor ihm niederfallen.« Schwab fragt: »Iſt's glaublich, daß Schiller hier nicht an die Perſon Jeſu dachte?« Vielmehr denkt er an keine beſtimmte Perſon, ſondern ſpricht im Allgemeinen von irgend einem Menſchen, der das Heilige (d. h. das Moralgeſetz) repräſentiren könne, er ſei wer er wolle. Das kann aber nach ſeiner Denkweiſe Keiner (denn das Ideal erſcheint nie ohne menſchliche Gebrechen), daher ſogleich der Zuſatz: »Aber er (der Geiſt) richtet ſich ſchnell wieder auf, ſobald« ꝛc. Der Menſch hat nur »Würde«, und bringt es nie zur Majeſtät (»dem höchſten Grad der Würde«), weil nicht zum abſolut Guten. Noch unglücklicher bezieht Schwab, Kultus des Genius (S. 129) die Worte des Don Karlos bei der Leiche Poſa's auf Chriſtus (Akt 5, Scene 4):

»Ich frage, gibt es keinen Gott? So lange Mütter
Geboren haben, iſt nur Einer — Einer
So unverdient geſtorben« —

Dieſes wird durch folgende durchgreifende Unterſcheidung ſich noch beſtimmter hervorſtellen, von der ich nicht weiß, ob ſie ſchon gemacht worden iſt.

Auf zwei Ideen kann der Menſch ſeine überirdiſche Welt aufführen; ſie geht ihm entweder von der Idee der Gottheit oder dem Bewußtſein der Freiheit und ewigen Geiſtesſelbſtſtändigkeit aus. Das eine Mal wandeln wir im Himmel, das andere Mal haben wir das Himmliſche auf Erden. Die erſte Grundüberzeugung iſt urſprünglich rein religiös und ſteigt erſt zum Sittlichen herab, die andere iſt von Anfang an ſittlich religiös. Was bei der einen Anſicht das Erſte iſt, iſt bei der andern das Zweite. Der rein religiöſe Standpunkt iſt unſtreitig der höchſte und auf ihm entwickeln ſich die Gefühlsſtimmungen der Andacht und der ſchuldbewußten Demuth am vollſten und tiefſten. Aber er wird dadurch häufig einſeitig, daß der Menſch in den Wirren der Kultur ſich leicht in unthätige Gefühle und unfruchtbare Grübeleien der Gottheit verſenkt, und in dem alles überwuchernden Gefühl der eigenen Ohnmacht und der völligen Nichtigkeit der weltlichen Dinge ſeine Menſchenwürde vergißt und ſeine Veredlung verabſäumt.

Dieſer Eine iſt nämlich nicht der »Erlöſer«, ſondern Poſa ſelbſt. Wenn ich ſage: „So lange Schiller geleſen wird, hat nur Einer dieſe Stelle ſo unrichtig gedeutet«, ſo kann mich Herr Schwab doch nicht ſo mißverſtehen, als hätte ich einen Andern damit gemeint, als ihn ſelbſt. Es müßte wenigſtens heißen „— iſt nur Einer noch ſo unverdient geſtorben«, wenn von Zweien die Rede wäre. Dieſe Ermordung iſt ein einziges Beiſpiel in der Weltgeſchichte, ruft der Prinz aus — nicht, ſie iſt ein zweites. Das Letztere wäre ſo matt, als in den obigen Worten grammatiſch unrichtig ausgedrückt.

Der Glaube verliert ſo die beſte Frucht des Glaubens, und die Sinnlichkeit, über welche die Religion erheben ſollte, ſteigert und verfeinert ſich nur bis zu dem Grade, daß ſie auch für das künftige Leben Genuß und Glückſeligkeit in Anſpruch nimmt. Der *ſittlich* religiöſe Standpunkt dagegen entwickelt vorzüglich die Gefühle der Hoffnung, Begeiſterung, Erhebung. Er iſt unſtreitig an ſich niedriger, als der erſtere, und läßt häufig die Idee der Gottheit mit den Empfindungen der Andacht und Demuth in den Hintergrund treten oder wenigſtens nie vorherrſchen. Dagegen iſt dieſer Ausgang ſchon von ſelbſt mit den ſittlichen Beſtrebungen unſerer Natur verwachſen, und wenn er nicht ſo hoch führen ſollte, ſo iſt er auch vor den häufigen und großen Verirrungen des andern Princips bewahrt. Er begeiſtert den Menſchen zu allem Edlen und Guten und erhebt ihn zugleich über das wechſelvolle Spiel der irdiſchen Zuſtände, ohne jedoch für ſich die höchſte Beruhigung zu gewähren und die religiöſe Welt abzuſchließen.

Das Chriſtenthum — wer könnte es läugnen? — vereinigt dieſe verſchiedenen Elemente in ſchönem Gleichgewicht. Es geht zwar, wie billig, von Gott, der Andacht und dem Schuldgefühl, als dem Vornehmſten, aus, zieht aber auch die Freiheit und Geiſtesſelbſtſtändigkeit mit den energiſchen Gefühlen der hoffenden Begeiſterung in ſeinen Bereich. Das Verſchiedenartige lebt in der chriſtlichen Religion in freiem, natürlichem Verein. Aber aufgefaßt wird dieſe ideale Welt entweder von der einen oder der andern Seite, und das Chriſtenthum ſelbſt (wie alle Religionen) hat nach dieſer verſchiedenen Aneignung im Leben der Einzelnen und der Völker zwei abweichende Geſtalten. Ich nenne die erſte die *aſiatiſche Form*, weil von jeher der Orient in ihr befangen war, und die zweite die *europäiſche Form*, weil ſie ſich im europäiſchen Völkerleben vorherrſchend zeigt.

Keines beider Principien ſchließt das Ganze aus, aber es iſt natürlich, daß die, welche auf dem an ſich höchſten Standpunkt ſtehen, häufig auf dem andern gar keine Religion finden und gelten laſſen. Aber mit gewiſſen Zuſtänden des Charakters und der Kultur ſcheint nur Eine Form der Religion verträglich zu ſein. Die aſiatiſche Form eignet ſich mehr für das kindliche, idylliſche, für das weibliche, und mehr für das unthätige und noch unkultivirte Leben. Dagegen wird ſich in dem männlich thätigen, in Weltintereſſen befangenen und in ſocialer und wiſſenſchaftlicher Kultur vorangeſchrittenen Leben im Großen nur die europäiſche Form hervorthun können, denn hier geht alles von der Freithätigkeit des Geiſtes aus. Namentlich der modernen Menſchheit iſt jener göttliche Kinderglaube für ewig verloren. Es iſt daher auf dieſem Kulturſtand ganz abnorm, den Menſchen von Gott aus zu erziehen, er muß vielmehr zu Gott hin erzogen werden, wie aller Unterricht mit dem Nächſten und am leichteſten Faßlichen beginnt und die ganze neuere Kultur den Menſchen zum Mittelpunkt gemacht hat.

Schiller's Religion gründete ſich auf das Bewußtſein der Freiheit und Selbſtſtändigkeit des ewigen Menſchengeiſtes, von wo ſie ſich zu Gott erhob. Sein Chriſtenthum war das Chriſtenthum in der europäiſchen Form.

Ehe ich nun ſeine Religioſität weiter gliedere, lege ich zuvor ſeine nicht günſtigen Anſichten über die beiden Kirchen dar, in denen das Chriſtenthum bei uns erſcheint. Indem er das reine Menſchengefühl an den alten Griechen rühmt, fügt er hinzu,[1] der Kirchenglaube der neuern Nationen ſei die Geburt der grübelnden Vernunft.

Dem Katholicismus war Schiller wenigſtens noch in ſeiner proſaiſchen Periode entſchieden abgeneigt, und es ſteht dahin, ob er von ſeinem ethiſch paſſionirten Standpunkte aus deſſen Bedeutung je gehörig würdigen konnte. So oft er der päpſtlichen Herrſchaft erwähnt, legt er faſt immer ſeine Antipathie auf irgend eine Weiſe an den Tag. Der römiſche Hierarch, ſagt er (1789), habe die ganze Chriſtenheit für ſeine Größe arbeiten laſſen; die Ohnmacht der Könige ſei ſeine Stärke geweſen; aus dem Aberglauben ſei dieſes Schreckbild des Mittelalters erzeugt und es ſei von der Zwietracht groß erzogen worden; als aber der Streit zwiſchen den Königen und Edeln entbrannt ſei, habe er die gefährliche Entſcheidung aufgehalten, bis in dem dritten Stande ein beſſerer Kämpfer hervorgewachſen, vor dem das Phantom der päpſtlichen Macht verſchwunden wäre.[1] Mit Gleichförmigkeit, ſagt er,[2] befolgten die Päpſte das einmal aufgenommene römiſche Syſtem, überall nichts einzuräumen, und das künſtlichſte aller Gebäude könne ſchlechterdings nur durch eine fortgeſetzte Verläugnung der Wahrheit erhalten werden. Die unerſchütterliche Folgerichtigkeit der Beſitzer des päpſtlichen Stuhls hat er übrigens im Allgemeinen trefflich geſchildert.[3] Vor allen Päpſten ſcheint er Gregor VII. gehaßt zu haben; er nennt ihn den gewaltthätigſten aller Päpſte, den der Haß ſeines Jahrhunderts gedrückt habe, und indem er ihn ſogar mit Cromwell zuſammenſtellt, bezeichnet er beide als ſelbſtſüchtige Menſchen, welche niedrige Zwecke verfolgten, aber unbewußt vortreffliche beförderten.[4] Den Bernhard von Clairveaux heißt er (1802) einen einzig weltklugen geiſtlichen Schuften — freilich nur in einem Briefe.[5] Aber in Briefen ſpricht man am unverholenſten ſeine ganze Meinung aus. Nur auf einzelne Ausdrücke in Briefen an Perſonen, die in Bildung unter Schillern ſtanden, an Eltern, Schweſtern ꝛc. iſt nichts zu geben; hier richtete er ſich in Vorſtellung und Wort nach denen, an die er ſchrieb. Noch geringfügiger für ſeine Denkweiſe iſt natürlich das, was ihn ſein Diener auf ſeinem Krankenbett ſagen gehört haben will.

---

[1] Schiller's Werke in E. B. S. 1236. l. c. (Oktavausg. B. 12 S. 223).

Die Feſſeln, welche die katholiſche Kirche der freien Geiſtesentwickelung anzulegen ſchien, erzeugten Schiller's Abneigung. Daher iſt er auch dem öſtreichiſch-ſpaniſchen Hauſe, als der Stütze des Papſtthums, durchaus nicht gewogen. Daſſelbe wird in der Geſchichte des dreißigjährigen Krieges zugleich ausdrücklich als „ein Feind der deutſchen Freiheit“ dargeſtellt. Nur etwa Marimilian II. macht eine Ausnahme, „den aber auch vielleicht nur der Zwang der Umſtände hinderte, dem vielleicht nur ein längeres Leben fehlte, um die proteſtantiſche Religion auf den Kaiſerthron zu heben.“ Auch Joſeph II. wird natürlich gerühmt. Alle Lieblingshelden Schiller's ſind aufgeklärte Männer, und Freunde und Beförderer der religiöſen und politiſchen Freiheit. [1]

---

[1] Schiller's Werke in E. B. S. 1061, 2 (Oktavausg. B. 11, S. 16).
[2] Ebendaſ. S. 1233 (Oktavausg. B. 12. S. 210 f.)
[3] Ebendaſ. S. 1070, 2 (Oktavausg. B. 11, S. 58).
[4] Ebendaſ. S. 1034, 2. (Oktavausg. B. 10. S. 140)
[5] Briefwechſel mit Goethe. Th. 6, S. 105.

Dagegen kann ihn auch der Proteſtantismus keineswegs ſeinen unbedingten Anhänger und Lobredner nennen, obgleich er aus der proteſtantiſchen Kultur hervorging. Er gehört keiner Konfeſſion, ſondern dem ganzen Volke gleichmäßig an. Iſt der Geiſterſeher, wie viele Stellen aus frühern Schriften, gegen das verfinſternde Papſtthum gerichtet, ſo führen die Götter Griechenlands mit dem kahlen, unerquicklichen Lutherthum Krieg, und der Proteſtantismus kann kein ihn verherrlichendes Gedicht anführen, wie die Maria Stuart und die Jungfrau von Orleans, die im Lichte der katholiſchen Weltanſchauung geſchaffen ſind. Es legt kein vortheilhaftes Zeugniß für den Proteſtantismus ab, daß Schiller's Genius in demſelben kein einziges Motiv zu äſthetiſchen Bildungen fand. Es wird uns auch nirgend gemeldet, daß Schiller ſich an die proteſtantiſche Kirche durch Theilnahme angeſchloſſen habe. Es gehörte ein ganz anderer Kultus dazu, um ihn anzuziehen oder zu befriedigen.

Ueberhaupt konnte er in keinem hiſtoriſch Gegebenen ein Abſolutes anerkennen, und keine Autorität konnte eine Feſſel für ſeinen frei fortſtrebenden Geiſt ſein. Es lag in ſeiner Seele neben dem „Vernunftſtaat“ auch eine ideale Vernunftreligion, aus welcher er das poſitiv und hiſtoriſch Gegebene nicht immer umſichtig und ſchonend genug beurtheilte.

Er beſchreibt den dreißigjährigen Krieg durchaus nicht als Proteſtant, ſondern als Menſch. Er ſpricht von Luther's Meinungen, von den Neuerungen, welche er in Deutſchland predigte, von der Wahrheit der Reformation, oder was mit Wahrheit verwechſelt wurde, und ſagt, Guſtav Adolph habe ſeine Sache mit der Sache des Himmels verwechſelt. [2] Den Werth der Reformation legte er in die Befreiung von dem Despotismus, welche durch ſie dem menſchlichen Geiſte verſchafft worden ſei. Bloß dieſe vernunftgemäße

---

[1] Siehe Theil 2. S. 209.

[2] Ebendaſ. S. 217.

Gewiſſensfreiheit ſcheint er am Proteſtantismus hochgeachtet zu haben. Daher war er gegen alles, was dieſe beſchränkte, und den Geiſt in neue Feſſeln ſchmiedete. „Das Augsburg'ſche Bekenntniß," ſagt er, „ſetzte dem proteſtantiſchen Glauben eine poſitive Grenze, ehe noch der erwachte Forſchungstrieb ſich dieſe Grenze gefallen ließ und die Proteſtanten verſcherzten unwiſſend einen Theil des Gewinns, den ihnen der Abfall von dem Papſtthum verſicherte. Gleiche Beſchwerden gegen die römiſche Hierarchie und gegen die Mißbräuche in dieſer Kirche, eine gleiche Mißbilligung der katholiſchen Lehrbegriffe würden hinreichend geweſen ſein, den Vereinigungspunkt für die proteſtantiſche Kirche abzugeben. Aber ſie ſuchten dieſen Vereinigungspunkt in einem neuen poſitiven Glaubensſyſteme, ſetzten in dieſes das Unterſcheidungszeichen, den Vorzug, das Weſen ihrer Kirche, und bezogen auf dieſes den Vertrag, den ſie mit den Katholiſchen geſchloſſen. Dem Geiſte der Forſchung war eine bleibende Schranke geſetzt, wenn den Vorſchriften der Konfeſſion ein blinder Gehorſam geleiſtet wurde; der Vereinigungspunkt aber war verloren, wenn man ſich über die feſtgeſetzte Formel entzweite. Zum Unglück ereignete ſich beides, und die ſchlimmen Folgen von beidem ſtellten ſich ein."[1] Später vergleicht er einmal die theologiſche Revolution durch Luther mit der philoſophiſchen durch Kant. „In beiden war etwas ſehr bedeutend Reales, dort der Abfall von Kirchenſatzungen und die Rückkehr zu den Quellen, Vernunft und Bibel; hier der Abfall vom Dogmatismus und der Empirie. Aber bei beiden Revolutionen ſieht man die alte Unart der menſchlichen Natur, ſich wieder zu ſetzen, zu befangen und dogmatiſch zu werden.[2] Wo das nicht geſchieht, da fließt man wieder zu ſehr auseinander, nichts bleibt feſt ſtehen, und man endigt ſo, wie dort, die Welt aufzulöſen, und ſich eine brutale Herrſchaft über alles anzumaßen."[3] Schiller ſah damals alſo doch auch die Nothwendigkeit poſitiver Formen ein, als Schutz gegen die Anarchie. In der That aber kann ſchon die bloße Abwehr gegen Irrthum ein bedeutender realer Gehalt genannt werden, denn ſie ſetzt wenigſtens das entgegengeſetzte Gefühl einer poſitiven Wahrheit voraus, weßhalb der Menſch auch im Fortgange eines Streites unwillkührlich ſeine eigene Ueberzeugung entwickelt.

---

[1] Schiller's Werke in E. B. S. [illegible] (Octavausg. B. 9, S. [illegible])

[2] Gedachte an die Syſteme Fichte's und Schelling's

[3] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Th. 5, S. 314

Folgendes alſo wäre das bisher gewonnene Hauptreſultat. Schiller ſtand von Haus aus durch ſeine ideale Richtung und durch ſeine Tugendlehre der ſchönen Menſchlichkeit mit dem Chriſtenthum auf gleichem Grund, und nachdem er zur Selbſtverſtändigung gelangt war, ſchoß bei innerm Frieden auf den von Poeſie erwärmten Triften ſeines Innern das ſittlich-religiöſe Leben froh hervor. Seine Religioſität trug als von der Freiheit ausgehend ein ſittliches Gepräge, und ſittlich-religiöſe Wahrheiten ſchienen ihm über alle Geſchichtserzählungen erhaben und alles Poſitive die freie Entwickelung zu beſchränken.

Die Religion oder Moral auf das Geſchichtliche ſtatt auf die innere nothwendige und allgemeine Geſetzgebung der Vernunft zu gründen, widerſtrebte ſeiner ganzen Denkweiſe ſo ſehr, daß er den Ausſpruch that: „Man kann bei allen Streitigkeiten, wo der Supernaturalism von denkenden Köpfen vertheidigt wird, in die Ehrlichkeit ein Mißtrauen ſetzen; die Erfahrung iſt gar zu alt und es läßt ſich überdem auch gar leicht begreifen.“[1] Allen poſitiven Religionen, war ſeine Meinung, liegt die Religion zu Grund, wie allen Philoſophien die Philoſophie.[2] Dieſen im Jahr 1796 ausgeſprochenen Gedanken wiederholt er noch 1802 in der Vorrede zur Braut von Meſſina: „Unter der Hülle aller Religionen liegt die Religion ſelbſt,“ und behandelte das Religiöſe in dieſem Gedicht nach dieſem Grundſatz.[3] So mußte folgerecht Schiller denken, dem überall nur das Allgemeine Werth und Bedeutung hatte, und er hing dem Chriſtenthum deßwegen an, weil es ihm am meiſten dieſe allgemeine Menſchenreligion zu ſein ſchien. In ſo weit war er durchaus rationaliſtiſch geſinnt.

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Theil 3, S. 223.

[2] Siehe Theil 3, S. 186.

[3] Siehe Theil 5, S. 119 f.

Daß in dem Liede von der Glocke die kirchliche Gemeinſchaft allein nicht geſchildert wird, liegt an der Oekonomie des Gedichts, und das religiöſe Element iſt am Ende deſſelben deutlich genug hervorgehoben.[1] Aber das muß ich noch beſonders anmerken, daß Schiller in den äſthetiſchen Briefen alle andere Arten der Erziehung aus der Natur des Menſchen ableitet, und eine Erziehung zur Geſundheit, zur Einſicht, zur Sittlichkeit, zur Schönheit aufzählt, aber von der Erziehung zur Religion allein ſchweigt.[2] Er glaubte wohl, daß die intellektuelle, ſittliche und äſthetiſche Bildung in ihrer Vollendung nothwendig die ächt religiöſe mit ſich führe, für dieſe alſo nicht beſonders geſorgt zu werden brauche. Sowohl das Wahre, als das Gute, als das Schöne ſchließt ſich mit dem Religiöſen ab, welches ſich an allen unſern Kräften betheiligt.

Wie geſtaltete ſich nun Schiller's Religion auf dieſen unerſchütterlichen ſittlichen Säulen?

Sein erſter Glaubensartikel in den Worten des Glaubens iſt natürlich der Glaube an die Freiheit, durch welche der Menſch einer höhern Ordnung der Dinge angehört (denn im Irdiſchen unterliegt alles der Naturnothwendigkeit.) Durch dieſe Freiheit gelingt ihm die ideale Schöpfung der Tugend, welche das zweite Glaubenswort iſt. Das dritte endlich iſt die Gottheit, der heilige Wille im Gegenſatz des menſchlichen, der beharrende ruhige Geiſt im Wechſel der Dinge.

Zwei dieſer Glaubenswahrheiten ſind ſittlicher Natur, und auch die Gottheit iſt hier der Welt ſo nahe gehalten, als möglich. Deſſen ungeachtet war Schiller von pantheiſtiſchen Anſichten himmelweit entfernt; die hier einſchlagenden Meinungen in den philoſophiſchen Briefen legt er ſelbſt in eine unklar träumeriſche Periode zurück.[3] Man ſieht dieß auch aus einem Briefe an Goethe vom 28. Oktober 1794 über den unlebendigen Gott Fichte's:[4] „Mit der Philoſophie unſeres Freundes Fichte dürfte es nicht dieſe Bewandtniß haben (wie mit der Philoſophie Kant's). Schon regen ſich ſtarke Gegner in ſeiner eigenen Gemeinde, die es nächſtens laut ſagen werden, daß alles auf einen ſubjektiven Spinozismus hinaus läuft. Weißhuhn, nach allem, was ich von ihm höre, ein trefflicher philoſophiſcher Kopf, glaubt ſchon ein Loch in ſein Syſtem gemacht zu haben und wird gegen ihn ſchreiben. Nach den mündlichen Aeußerungen Fichte's, denn in ſeinem Buche war noch nicht davon die Rede, iſt das Ich auch durch ſeine Vorſtellungen erſchaffend und alle Realität iſt nur in dem Ich. Die Welt iſt ihm nur ein Ball, den das Ich geworfen und den es bei der Reflexion wieder fängt!! Sonach hätte er ſeine Gottheit wirklich deklarirt, wie wir neulich erwarteten." Nur aus dem Streben, Gott durchaus begreifen zu wollen, geht der Pantheismus hervor. Weil der Vernunft dieß unmöglich iſt, macht ſie Gott nothgedrungen zur Welt oder zum Menſchengeiſt.

---

[1] Siehe Th. 4. S. 103 f.

[2] Schiller's Werke in E. B. S. 1209 (Oktavausg. B. 10. S. 102).

[3] Siehe Theil 2. S. 40 f.

[4] Schwab's Kultus des Genius S. 151 f.

Wenn Schiller nicht nur die vor Eliſabeth niederknieende Maria ſprechen läßt (Akt 3, Scene 4): „Die Gottheit bet' ich an, die Euch erhöhte;" ſondern auch der ſich vor Johanna beugenden Sorel die Worte leiht (Akt 4, Scene 2): „Den Unſichtbaren bet' ich an in dir," was würde er zu dem armſeligen „Kultus des Genius" geſprochen haben, welcher den Gebildeten aus dem religiöſen Zerfalle unſerer Zeit allein übrig geblieben ſein ſoll? Ihm war das Ewige und Endliche weſentlich verſchieden; wie er aber jenes in dieſem ahnete, werde ich unten nachweiſen.

Höchſt merkwürdig iſt es, daß ein Mann, der ſeine überirdiſche Welt auf die Freiheit und Geiſtesſelbſtſtändigkeit gründete, dem Unſterblichkeitsglauben ſo ferne ſtand, und man hätte ſchon nach dem Vorgange Kant's in den Worten des Glaubens ſtatt Tugend eher die Unſterblichkeit als zweiten Artikel erwarten ſollen. Denn wenn die Thätigkeiten der Seele der ewigen Ordnung der Freiheit angehören, wird nicht auch das Weſen der Seele von ewiger Bedeutung, alſo unſterblich ſein? Deſſen ungeachtet hat Schiller's Fernſtehen von dieſem Glauben, welcher auch nicht „von außen her ſtammt," eine ſittliche Quelle. Seiner hohen, reinen Moral erſchien der gewöhnliche Unſterblichkeitsglaube als Gewinnſucht. Denn der Menſch wünſcht unſterblich zu leben, um fort und fort zu genießen, wie hier, um für ein tugendhaftes Leben belohnt, für ein unglückliches entſchädigt zu werden. So erblickte Schiller in dem Verlangen, immer zu exiſtiren, den größten Egoismus, welcher mit einer reinen Tugend unverträglich ſei. Die Vorausſetzung der Unſterblichkeit, ſagt er,[1] entſtellt die hohe Grazie der ſich aufopfernden Liebe. „Es muß eine Tugend geben, die auch ohne den Glauben an Unſterblichkeit auslangt, die, auch auf Gefahr der Vernichtung, das nämliche Opfer wirkt.“

Hier iſt Schiller's ſittliche Anſicht unſtreitig erhabener als Kant's Syſtem, wie wir ſie in anderm Betreff auch weiter ſahen. Denn während Kant mit Unrecht die Unſterblichkeit gerade darauf gründet, daß Tugend und Glückſeligkeit im irdiſchen Leben meiſtens nicht vereinigt ſeien, wie es doch die Vernunft nothwendig poſtulire, ſagt Schiller, die Vernunft könne die Forderung der Glückſeligkeit, alſo der Sinnlichkeit, nicht in eine endloſe Zeit ausbreiten, ſondern müſſe den Menſchen über dieſelbe erheben. Eine in's Unendliche ausgedehnte Glückſeligkeitstheorie iſt eine Verirrung der noch unkultivirten Vernunft, und um nichts ehrwürdiger, als die irdiſche Genußlehre. Dieſe Ueberzeugung hat Schiller im vier und zwanzigſten Briefe über äſthetiſche Erziehung vortrefflich dargelegt. „Eine grenzenloſe Dauer des Daſeins und Wohlſeins, bloß um des Daſeins und Wohlſeins willen, iſt bloß ein Ideal der Begierde, mithin einer Forderung, die nur von einer in's Abſolute ſtrebenden Thierheit kann aufgeworfen werden“ ꝛc. Er wollte alſo eine reine Tugend um der Tugend willen, und ſagte in einem ſpätern Aufſatz,[2] daß wenn die Religion durch die Ausſichten auf Unſterblichkeit ſittlich auf den Menſchen einwirke, die Religion höchſtens zu einem Surrogat der wahren Tugend diene, und nur Legalität aber nicht Moralität erzeuge. So kehrte alſo Schiller die gewöhnliche Meinung, daß die Moralität ohne Religion im Grunde doch nur Legalität ſei, geradezu um. Er konnte daher auch eine jenſeitige Belohnung und Beſtrafung unmöglich annehmen, welche nur bei ſinnlichen Bedingungen ſtattfinden können.

---

[1] Schiller's Werke in E. B. S. 768. 1. c. (Oktavausg. B. 10, S. 335).

[2] Ebendaſelbſt S. 1262. 2. a (B. 12. S. 345).

Schon in der Reſignation ſpricht er den Gedanken aus, das Weltgericht ſei nur in der Weltgeſchichte und der Tugendhafte ſei in ſich durch Glaube und Hoffnung beglückt, ſo daß er die Genüſſe des Weltkindes auch in der Ewigkeit nicht bedürfe.[1] So braucht auch der Schlechte nicht weiter beſtraft zu werden, denn er iſt es ſchon durch ſich ſelbſt. An einem andern Orte nennt er die gewöhnliche Unſterblichkeitsidee einen Beruhigungsgrund für unſern Trieb nach Fortdauer, alſo für unſere Sinnlichkeit, ſo wie die Religion überhaupt zwiſchen den Forderungen unſerer Vernunft und dem Anliegen der Sinnlichkeit eine Uebereinkunft zu ſtiften ſuche.[2]

Vergleichen wir die verſchiedenen Stellen, ſo finden wir, daß Schiller überhaupt nur da geringſchätzig von der Religion ſpricht, wo ſie ihm durch ewige Verheißungen oder Schreckniſſe die ächte Sittlichkeit zu verunreinigen ſchien. Es iſt alſo durchaus nicht die Unſterblichkeitsidee für ſich, welcher er abgeneigt iſt, ſondern nur ihr verkehrter Gebrauch für die Moral, ſo wie wir unten ſehen werden, daß er auch nur die unrechtmäßige Anwendung des Begriffs der Vorſehung zurückweiſ't. Daß Schiller dieſer Ueberzeugung nicht entbehrte, beweiſ't z. B. jene Stelle in der Glocke: „Noch köſtlicheren Saamen bergen wir traurend in der Erde Schooß,“ ꝛc. am beſten aber das Lehrgedicht die Hoffnung. Denn hier wird geſagt, daß allen irdiſchen Hoffnungen die Eine ewige zu Grunde liege, daß wir zu etwas Beſſerm geboren ſeien. Die ewige Bedeutung der Seele iſt alſo hierdurch anerkannt.[3]

---

[1] Siehe Th. 1. S. 294

[2] Supplemente zu Schiller's Werken (bei Cotta) B. 4. S. 533 f. Vergleiche Th. 2. S. 333 f.

[3] Siehe Theil 3. S. 152 f. Aus dem zur Beruhigung einer jungen Frau (1789) verfaßten Gedichte: Troſt am Grabe (Supplemente zu Schiller's Werken B. 2. S. 277 ff.) hat Herr Binder den metaphyſiſchen, theologiſchen, analogiſchen ꝛc. ꝛc. Beweis für die Unſterblichkeit der Seele aufgeſucht, aber doch den allgemeinen Beweis aller dieſer vielen Beweiſe zurückgelaſſen, nämlich daß das Gedicht nicht von Schiller iſt. Ja ſelbſt wenn es von Schiller wäre, hätte dieſer die Wittwe lediglich aus fremden Vorſtellungen und nicht durch eigene Ideen getröſtet. Jener Anſicht iſt auch Schwab a. a. O. S. 134. Eben ſo wenig zeugt die Stelle in den Künſtlern, wo Schiller ſagt, daß die Dichter „aus kühner Eigenmacht“ das irdiſche

Mehr als die jenſeitige, griff in Schiller's Gedanken die auf Erden fortwirkende Unſterblichkeit des großen und edeln Menſchen ein — gegen welche der Ruhm ſich wie der Schatten zum Gegenſtand verhält. Das iſt die Unſterblichkeit, nach welcher Schiller trachtete und welche er am Ende der Antrittsrede über Univerſalgeſchichte ſchildert: „Jedem Verdienſt iſt eine Bahn zur Unſterblichkeit aufgethan, zu der wahren Unſterblichkeit meine ich, wo die That lebt und weiter eilt, wenn auch der Name ihres Urhebers hinter ihr zurückbleiben ſollte.“ Das iſt der Sinn jenes Epigramms: „Leb' im Ganzen! Wenn du lange dahin biſt, es bleibt.“[1] Wie der geniale Blick in dieſe fortdauernde Wirkſamkeit „die Anweiſung auf ein anderes Leben“ überflüſſig mache, ſchildert Julius in den philoſophiſchen Briefen.[2] Es läßt ſich aber auch nicht läugnen, daß dieſe Idee des Fortbeſtehens im Ganzen an die in dieſen Briefen ausgeſprochene halb pantheiſtiſche Anſicht des Lebens im Ganzen ſtreifte, die er früher ſelbſt ein Lieblingsthema von ſich nannte.[3]

Wie er über den Tod dachte, iſt ſchon im vorigen Kapitel angegeben. Ungeachtet Schiller in den letzten zehn Jahren immer in ſeiner Nähe war, hielt er ihn doch fern von ſeinem Denken und Wirken. Daher lobt er die Inſchrift, die Goethe im Wilhelm Meiſter dem Saal der Vergangenheit gab, mit den Worten:[4] „Die Inſchrift: Gedenke zu leben! iſt trefflich, und wird es noch viel mehr, da ſie an das verwünſchte **Memento mori** erinnert, und ſo ſchön darüber triumphirt.“

Mit Kant einen radikalen Hang des Menſchen zum Böſen oder gar mit der Bibel eine hiſtoriſch begründete Erbſünde (welche gleichwohl nur als ſymboliſcher Ausdruck jener philoſophiſchen Wahrheit aufgefaßt werden kann), widerſtrebte

---

Leben über die Urne verlängert hätten, um gleichſam das unvollſtändige Dieſſeits ganz zu machen, von des Verfaſſers Unſterblichkeitsglauben.

[1] Siehe Theil 3. S. 187 f.

[2] Schiller's Werke in E. B. S. 768. 1. u. (Oktavausg. B. 10, S. 327 f.).

[3] Siehe Theil 2. S. 41.

[4] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe. Th. 2. S. 91.

ſeiner auf freie ſittliche Entwickelung baſirten Weltanſchauung.[1] In der Gedankenbewegung der modernen Menſchheit tritt dieſe Idee ſehr zurück, und an dieſer Stelle möchte vielleicht Schiller's Denkweiſe am meiſten von dem Geiſte des Chriſtenthums abweichend erſcheinen. So iſt immer die Wahrheit tiefer, als die Tiefe auch des tiefſten Menſchen. Deßwegen meint er irgendwo, Luther, den er ſonſt ſehr hoch ſtellt, habe noch immer etwas an ſich, was einen an einen Mönch erinnere, der zwar ſein Kloſter geöffnet hat, aber die Spuren deſſelben nicht ganz vertilgen konnte, und ſo habe auch Kant's heiterer und jovialiſcher Geiſt ſeine Flügel nicht ganz vom Lebensſchmutz losmachen können.[2] Hierher gehört auch eine höchſt merkwürdige Stelle eines erſt kürzlich veröffentlichten Briefes Schiller's an Fiſchenich vom 20. März 1793:[3] „Ich weiß nicht, ob ich Ihnen ſchon geſchrieben habe, daß dieſe Oſtermeſſe eine neue und äußerſt wichtige Schrift von Kant erſcheint, deren Inhalt Sie wohl ſchwerlich errathen dürften. Nichts geringeres, als eine Deduktion der Nothwendigkeit einer poſitiven Religion und einer Kirche aus philoſophiſchen Gründen, und eine — freilich mehr platoniſche, als exegetiſche Erklärung des Chriſtenthums. Die Schrift wird bei Göpfert gedruckt unter dem Titel: „Philoſophiſche Religionslehre,“[4] und ein (Ihnen wahrſcheinlich ſchon bekannter) Aufſatz über das radikale Böſe, der in der Berliner Monatsſchrift ſteht, iſt die Einleitung und das Fundament des Ganzen. Sie werden ſich darüber ärgern und zugleich freuen, wie es uns allen damit gegangen iſt. Weder Theologen noch Philoſophen (wenigſtens keiner aus dem großen Haufen von beiden) werden ihm für dieſe Schrift Dank wiſſen, die übrigens doch ganz ſeines Geiſtes würdig iſt. Die Erklärung, die er dem chriſtlichen Religionsbegriff unterlegt, iſt ſo treffend als überraſchend; freilich geht er damit ſo frei um, wie die griechiſchen Philoſophen und Dichter mit ihrer Mythologie, und er iſt ſo aufrichtig, ſich auf dieſes Beiſpiel zu berufen und ſeine Freiheit damit gewiſſermaßen zu entſchuldigen.“

---

[1] Vergleiche Theil 2, S. 334. Anmerkung.

[2] Siehe Theil 4. S. 217

[3] Andenken an Barthol. Fiſchenich ꝛc. von Hennes (Cotta 1841) S. 30 f.

[4] Vielmehr: „Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft.“

Den Sündenfall erklärt Schiller als des Menſchen Abfall von dem blinden Inſtinkt der Natur, als erſtes Wageſtück ſeiner Vernunft und als erſten Anfang ſeines moraliſchen Daſeins, als die glücklichſte Begebenheit in der Menſchengeſchichte, von woher ſich, wenn auch im Gefolge zahlloſer phyſiſcher Uebel, alle menſchliche Vollkommenheit und Bildung ſchreibe.[1] Gewiß von ſittlich kultur-hiſtoriſchem Standpunkte aus ganz richtig, aber ohne Ahnung des tiefern religiöſen Sinnes, der dieſer Mythe zu Grunde liegt. So äußert ſich Schiller zwar in Beurtheilung der ſchönen Seele im Wilhelm Meiſter: „Der Uebergang von der Religion überhaupt zu der chriſtlichen durch die Erfahrung der Sünde ſei meiſterhaft gedacht,“[2] aber er ging nicht weiter auf den Gedanken ein. Er erkannte zwar die Mängel der menſchlichen Natur, aber er betrachtete ſie als nothwendige oder natürliche Momente der Entwickelung von Weſen, die einmal nicht vollkommen ſind, und füllte ſie gleichſam durch das raſtloſe Streben der Freiheit aus:

„Und ſollt’ er auch ſtraucheln überall,
Er kann nach der göttlichen ſtreben.“

Daß eben dieſe abſolute Freiheit bei allgemeiner Erfahrung ſittlicher Mangelhaftigkeit ein böſes Princip im Menſchen vorausſetze, ſcheint ihm eben ſo ferne gelegen zu haben, als die Verſöhnung des Menſchen mit Gott. Man hat ſehr Unrecht gethan, dieſer chriſtlichen Verſöhnung oder Erlöſung, Schiller’s oft erwähnte Anſicht zu ſubſtituiren, wie unſere ſinnliche Natur durch äſthetiſche Bildung veredelt werden müſſe, damit wir das ſittlich Gute in unſere Neigungen aufnehmen.[3] Das iſt etwas ganz anderes. Wer kann bei dem

---

[1] Schiller’s Werke in E. B. S. 1035. 2. f. (Oktavausg. B. 10, S. 446)

[2] Briefwechſel mit Goethe, Th. 1. S. 192.

[3] Binder a. a. O. S. 174 ff. Der Verfaſſer läßt auch ſonſt das Verſchiedenartigſte in einander fließen. Deſſen ungeachtet nennt Schwab (Schiller’s Leben S. 577) auch dieſes Buch „eine treffliche Zuſammenſtellung.“

Gebot, das Gute aus Liebe und vollem Herzen zu thun, an Erlöſung und Verſöhnung denken? Die äſthetiſche Kultur, meint Schiller, theile allen Seelenkräften eine ſolche harmoniſche Veredlung mit, daß für den Menſchen das Sittengeſetz, das Göttliche in uns, nichts Furchtbares mehr ſei, dem er ſich widerſtrebend unterwerfe, ſondern daß er durch deſſen Erfüllung mit Freudigkeit nur einen innern Trieb befriedige, in den er jenes Göttliche aufgenommen habe.' So müſſen die Worte im Ideal und Leben verſtanden werden:[1]

»Nehmt die Gottheit auf in euern Willen
Und ſie ſteigt von ihrem Weltenthron.
Des Geſetzes ſtrenge Feſſel bindet
Nur den Sklavenſinn, der es verſchmäht;
Mit des Menſchen Widerſtand verſchwindet
Auch des Gottes Majeſtät.«

Aber auch nach Schiller's Meinung ſoll dieſe ſittlich-äſthetiſche Tugendübung die Erlöſung nicht vertreten und erſetzen, ſondern die ſogenannte „Heilslehre“ fällt bei ihm aus, und der Begriff, wie das Wort Erlöſung iſt ihm fremd. Sein Gedankengang iſt ohne Zweifel folgender: Nur durch ſittliche Kultur kann der Menſch mit ſich ſelbſt zufrieden werden, ſich alſo mit ſich ſelbſt „verſöhnen.“ Wer dieß iſt, kann auch hoffen, mit Gott in einem guten Verhältniß zu ſtehen, „verſöhnt“ zu ſein. Selbſtzufriedenheit, wie der Beifall Gottes iſt eine natürliche Folge unſerer Pflichterfüllung, um welche Folge wir uns zunächſt nicht zu bekümmern haben. Die Gottheit denkt ſich Schiller als die höchſte Liebe, und der Begriff der Gerechtigkeit ſchien ihm wohl zu irdiſch und niedrig zu ſein, als daß er ihn auf Gott übergetragen hätte. Es entging ihm die tiefe religiöſe Bedeutung der Heiligung unſeres Willens.

So leuchten an ſeinem Glaubenshimmel nur wenige Sterne, ſo wie auch nur wenige Grundideen ſein ideenreiches Erdenleben bewegen. Wenn in Betreff des zuletzt erwähnten

---

Wie wird Schiller's Genius durch ſolche Lobſprüche verkleinert! Nach dieſem Maßſtab kann freilich auch eine mittelmäßige Lebensbeſchreibung eine muſterhafte heißen.

[1] Vergleiche Theil 3, S. 128 f.

Schuldgefühls Schiller's Anſicht, die ſich auch hier am Sittlich-Natürlichen hielt, nicht ausreichte, ſo zeigt ſie ſich wieder durchaus chriſtlich in der Art, wie er das Verhältniß des Glaubens überhaupt zum Wiſſen beſtimmte.

Es lag ſchon in ſeiner ganzen Richtung, daß er die Gottheit, die Freiheit, das Ewige überhaupt nicht zum Gegenſtand ſeiner theoretiſchen Unterſuchungen machte. In der „Theoſophie des Julius“ hatte er ſich der überſchreitenden Spekulations-Myſtik für immer entledigt,[1] und wurde durch Kant's große Lehre in ſeiner mäßigen, ächt chriſtlichen Denkweiſe für immer wiſſenſchaftlich beſtärkt. Er erkannte es, daß die Vernunft, einer begriffsmäßigen Kenntniß des Ewigen nicht fähig iſt, ſondern nur die Aufgabe hat, den religiöſen Glauben als ein beſonderes Ueberzeugungsgebiet in ſeiner Berechtigung zu erkennen und ihn vor Uebergriffen des Wiſſens und vor Aberglauben in eigenthümlicher Geſundheit als eine der mannigfaltigen Seelenkräfte im ſchönen Bunde mit allen übrigen zu bewahren. Die ächte Kultur pflegt das Verſchiedenartige in der Geiſteswelt, während die falſche, ſei es im Namen der Philoſophie, der Religion oder der Politik, unnatürlich alle Mannigfaltigkeit unter einer troſtloſen Einheit erſterben läßt. Glauben und Wiſſen, Idee und Begriff ſind verſchiedenartige Ueberzeugungen unſeres Geiſtes, zwei grundabweichende Geſtalten der Menſchenwahrheit, der Glaube von ewigem Gehalt aber mangelhafter Form, das Wiſſen von vollendeter Form, aber endlichem Inhalt. Der ewige Gehalt in vollendeter Form iſt das Erkennen Gottes, nicht des Menſchen. Den Glauben zum Wiſſen machen wollen, iſt nicht minder bedeutungsleer, als wenn man das Wiſſen in einen Glauben umzuſetzen ſich bemühte.

Zum Glück hat Schiller auch dieſe Reſultate ſeines Denkens und innern Lebens in goldnen Sprüchen verewigt. Er macht drei Hauptarten des Wahns der Menſchen namhaft, einen politiſchen, einen ethiſchen und einen theoretiſchen. „Verſcherzt,“ ſagt er in Betreff des letztern, „iſt dem Menſchen des Lebens Frucht“ —

---

[1] Siehe Theil 2. S. 40 f.

„So lang er glaubt, daß dem irdiſchen Verſtand[1]
Die Wahrheit je wird erſcheinen —
Ihren Schleier hebt keine ſterbliche Hand,
Wir können nur rathen und meinen.
Du kerkerſt den Geiſt in ein tönend Wort,
Doch der freie wandelt im Sturme fort.“

Da alſo die theoretiſche Einſicht für die Religion unzulänglich iſt, ſo überließ er ſie, von dem nach innen gekehrten Verſtand gehörig überwacht, den Gefühlen und Ahnungen des Gemüthes und dem poetiſchen Bildungstrieb. In dieſen Gebieten lebte ihm die Religioſität in freiem, lebendigem Wechſelbunde mit den ſittlichen und äſthetiſchen Kräften. Als Denker wahrte Schiller die Religionsintereſſen mehr abwehrend, als Menſch und Dichter gab er der Religion und dem Chriſtenthum vielfältig ihre Rechte zurück, die ſie im theoretiſchen Geiſtesvermögen doch nie erlangen können. Sahen wir ihn früher als einen geſchwornen Feind des Supernaturalismus, ſo finden wir ihn hier als einen Supernaturaliſten — denn ſo wird doch der heißen müſſen, welcher dem Gefühl und der Ahnung höhere Anſprüche einräumt, als dem begriffsmäßigen Verſtande — und ſo war er denn, wie jeder harmoniſch gebildete Menſch, von Myſtik eben ſo weit entfernt, als von Rationalismus. Es iſt dieß eine ähnliche Verknüpfung, wie die, welche er durch die Verſe andeutet:

„Drum paart zu eurem ſchönſten Glück
Mit Schwärmers Ernſt des Weltmanns Blick.“

Die Religion war ihm ein integrirender Theil ſeines Innern, wie ſie es immer ſein muß, wenn der Menſch in ſeiner Totalität nicht abſterben ſoll, und auch ſie hatte hier, wie ſchon angedeutet, eine ganz eigenthümliche Geſtalt, wie bei jedem Kernmenſchen, bei dem nichts Phraſe und Wort und Tradition bleiben darf.

Man wolle aber nicht glauben, daß der, welcher ſeine Religioſität in dieſem ſchwebenden, flüchtigen Reich der Gefühle, der Ahnungen, der Phantaſiebildungen weilen läßt, ſie ſelbſt unſtät, wandelbar, vergänglich mache. Denn es handelt ſich hier ja nur um den Ausſpruch der Religion, nicht um dieſe ſelbſt, die als eine ewige Wahrheit gleichſam in den Abgründen der Seele liegt; dieſen Ausſpruch zu bewerkſtelligen, ſind eben alle Begriffe zu kurz und zu grob. Auch fließt aus den ſittlich-äſthetiſchen Seelenkräften, der Religioſität eine Wärme, Stärke und Friſche zu, wie dieſe ihr nie aus den trockenen Regionen der Theorie zu Theil werden können.

---

[1] Heut zu Tage vornehm Vernunft genannt.

Nun muß ich zuerſt darauf hinweiſen, daß Schiller, man möchte ſagen, den ganzen Glauben immer im Gefühl, in der lebendigen Unmittelbarkeit des Gemüthes und Lebens wirkſam hatte. Und was man ſo hat, was braucht man das noch im Syſtem, im Worte zu beſitzen? Man iſt es ſelbſt, was braucht man es zu denken? Viele tragen den größten Theil ihrer Religion im Gedächtniß, im Lehrgebäude, in übernommenen Worten — aber weſſen ganzes Leben von Religion durchdrungen und geweiht iſt, was braucht der noch all' das? Viele kennen die Wahrheit, oder was Andere dafür ausgaben, darüber dachten und ſtritten — Schiller aber lebte und beſaß unbewußt in der Wirklichkeit, wovon die Vielen nur jene Schatten haben. Bei dieſen iſt die Religion unterwegs, bei ihm war ſie an's Ziel gekommen. An religiöſen Anſichten iſt unter uns allenthalben Ueberfluß und auch an dem „rechten" Glauben fehlt es nicht, hier aber haben wir eine religiöſe Natur und zwar im Bunde aller ſonſtigen Kräfte und nicht auf Unkoſten der Eigenthümlichkeit. Aller Glaubensſtoff iſt hier in die ganze individuelle Lebensform übergegangen.

Goethe hat das trefflich zu beurtheilen verſtanden, und es ſpricht ſich in allen ſpätern Werken Schiller's vernehmlich aus. Das Himmliſche war ihm nicht Dogma, ſondern Natur und Charakter, und ſein innerſtes Weſen brachte es mit ſich, daß er alles mit wahrem Chriſtusſinne betrachtete und behandelte. „Schillern," ſagt Goethe in einer ſchon angeführten Stelle,[1] „war eben dieſe Chriſtustendenz eingeboren, er berührte nichts, ohne es zu veredlen. Seine innere Beſchäftigung ging dahin." Darauf beziehen ſich auch Goethe's Worte im Epilog:

---

[1] Siehe Theil 4, S. 325 f.

„Und hinter ihm, in weſenloſem Scheine,
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.“

Der Mittelpunkt ſeines Lebens war, wie wir es überall ſahen, ein ideales Vertrauen, oder wie es der Apoſtel Paulus nennt, der Glaube und die Hoffnung. Er betrachtete durchweg die Welt von einem höhern, idealen Standpunkt aus, den wir unbedenklich den religiöſen nennen müſſen. Wir ſchlagen kein Blatt ſeines Lebens, ſeiner Werke der reifern Zeit auf, wo uns dieſer göttliche Geiſt nicht anſpricht. Es genügt ihm nichts Irdiſches, was nicht bis in den Himmel reicht, und weit über die Wahrnehmungen der Sinne, über die Schlüſſe des Verſtandes, über die tagtägliche Erfahrung hinaus liegt das Reich, in welchem er beſtändig lebt und ſchafft. Er war durchdrungen

„Von jenem Glauben, der ſich ſtets erhöhter
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig ſchmiegt,
Damit das Gute wirke, wachſe, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme.“

Wie erhaben ſchildert er im neunten der äſthetiſchen Briefe dieſen Glauben, der Berge verſetzen kann: „Der Weg iſt zurückgelegt, ſo bald er eingeſchlagen iſt!“ Er hat ein unerſchütterliches Vertrauen zur Wahrhaftigkeit der Vernunft, dieſer urſprünglichſten Offenbarung. Das Schöne, das Wahre, „iſt in dir, du bringſt es ewig hervor;“ oder wie es anderswo heißt: „Wer es glaubt, dem iſt das Heil'ge nah.“ Wie in jener beſſern Welt jedem ſchönen, gläubigen Gefühl Wort gehalten wird, ſo ſteht die Natur mit dem Genius in ewigem Bunde; und der Vers: „du mußt glauben, du mußt wagen“ geht durch Schiller's ganzes Leben. Was im Denken nur ein abſtraktes Daſein hat, gewinnt erſt im religiöſen Gefühl Wirklichkeit; daher der Ausſpruch: „Soll er dein Eigenthum ſein, fühle den Gott, den du denkſt.“ Was in dem Bereich des Begriffes unſtatthaft und thöricht iſt, erhält in dieſer Welt des Glaubens Sinn und Bedeutung,[1] und in der ganzen Erſcheinungswelt ſucht Schiller's geſchäftige Phantaſie Bilder und Symbole des Ewigen auf.

[1] Werke Theil 5, S. 239.

Von allen deutſchen Schriftſtellern zuſammengenommen möchte man dieſes Wort, das Ewige, nicht ſo häufig gebraucht finden, als von dem Einen Schiller allein. Kein Wunder! Er lebte im Ewigen, und dieſer bis zum Ueberdruß häufig wiederkehrende Ausdruck läßt auf die dauernd ideale Stimmung ſeiner Seele ſchließen, wenn er auch bisweilen äſthetiſch nicht gefällt.

So war es ihm denn durch den innern Geiſt geboten, ſeine Dramen und vornehmſten kleinern Gedichte der dritten Periode, wie oben bewieſen wurde, religiös zu beſeelen, und wenn er im Tell wieder zum natürlich Menſchlichen zurückkehrte, ſo drängte er dieſes religiöſe Element abſichtlich zurück, welches nun um ſo reichlicher in ſein Privatleben ſich ergoß. Er ſah, daß die moderne Welt keine Verherrlichung des Ueberſinnlichen vom Theater herab wolle,[1] wie denn namentlich die Braut von Meſſina ihrer Seele nach unſerm jetzigen Kulturſtand nicht angehört.[2] Dieſes Stück ſtellt prototypiſch eine entwickeltere religiöſe Weltauffaſſung dar, wie der Don Karlos einen beſſern politiſchen Zuſtand.

Wie religiös ſeine innerſte Denkart war, ſieht man beſonders auch aus der Weiſe, wie er die Erſcheinungswelt ſchätzte. Wer das Irdiſche ſo betrachtete, mußte der nicht im Ueberirdiſchen ſtehen? Der Wechſel aller Dinge, die fromme Zaghaftigkeit im höchſten Glücke, die Kurzſichtigkeit des Menſchen, die Ueberzeugung, daß dem Menſchen nur der Augenblick gehöre, und daß jede ſchöne Gabe eine freie Gunſt des Himmels ſei, die ungeſtillte Sehnſucht nach dem Beſſern und was man ſonſt noch in der Art aus Schiller's Werken anführen kann, kommt das nicht alles aus einer himmliſch geſtimmten Seele? Die Klage, daß hienieden alles eitel ſei, iſt bei Schiller immer mit einem feſten Blick auf das Unvergängliche verknüpft. Selbſt die bleibende Idee, daß der Gute nie der Glückliche ſei, erhebt ſich durch den Zuſatz: „er wandert aus, und ſuchet ein unvergänglich Haus,“ zum Religiöſen. Wenn bei irgend einem Schriftſteller, geht bei ihm das Bewußtſein des Göttlichen, ſich tauſendgeſtaltig enthüllend, durch alle ſeine Schriften. Er gehört in jeder Hinſicht der Erde nur ſo weit an, als er es muß, und immer widerſtrebt ſein Innerſtes, wenn er ſich ihr hingibt; voll und ganz kann er es nie.

---

[1] Siehe Theil 1, S. 314 ff.

[2] Siehe Theil 5, S. 122

Das Religiöſe iſt Schillern aber nur die Blüthe am Stamm des ſittlich Menſchlichen. In dieſem und in der Natur liegt aller poſitive Gehalt, und die Religion iſt nur deſſen himmliſche Verklärung. Schiller ſetzt das Religiöſe immer mit dem Sittlichen, Menſchlichen, Natürlichen, welches er allein auch als Dichter darzuſtellen hatte, in die innigſte Verbindung. So legt er — und man erlaube mir hier die Gedanken ſeiner Seele aus ſeiner Sprache, dem Bild der Seele, zu enthüllen — manchen Ausdrücken von religiöſer Bedeutung einen ſittlichen Sinn unter. „Die Demuth, die ſich ſelbſt bezwungen," am Ende des Kampfes mit dem Drachen, iſt die Selbſtverläugnung; und in den Johannitern wird das Vollbringen chriſtlicher Liebesdienſte Demuth genannt. Heilig, erklärt er,[1] ſei ein Gegenſtand, der durch die Größe einer Idee jede Größe der Erfahrung vernichtet. Darnach heißt er ein Kind einen heiligen Gegenſtand, und das Sittengeſetz iſt ihm vorzugsweiſe das Heilige. Oft wird dieſes Dämoniſche der Menſchenbruſt, die Freiheit, Gerechtigkeit, Wahrheit, als das Göttliche bezeichnet. So in der Johanna (Akt 3, Scene 4): „Es ſchweigt die Liebe in dem gotterfüllten Buſen," und: „Biſt du der göttlichen Erſcheinung ſchon müde?" Im Spaziergang werden die heiligen Zeichen der Wahrheit genannt. Noch viel häufiger aber werden dieſe und ähnliche religiöſe Ausdrücke von allen Aeußerungen des humanen Gebietes und von den feſtſtehenden Lebenseinrichtungen gebraucht, welche letzteren gegen menſchliche Willkühr und Anmaßung einen Damm bilden. Auf dieſen beiden angrenzenden Gebieten hat ſich Schiller's Religioſität zur Erde herabgelaſſen. So heißt es im Wallenſtein:

„O auch die ſchönen, freien Regungen
Der Gaſtlichkeit, der frommen Freundestreue
Sind eine heil'ge Religion dem Herzen.
Schwer rächen ſie die Schauder der Natur
An dem Barbaren, der ſie gräßlich ſchändet."

---

[1] Schiller's Werk. in 1 B., S. 1231. l. m (Oktavausg. B. 12, S. 201).

Religion iſt in der Thiere Trieb," ſagt Wallenſtein an einer andern Stelle, ebenfalls das Heilige der Naturtriebe ausdrückend. „Alles, was die geſunde, menſchliche Natur thut, iſt göttlich," heißt es an einer andern Stelle.[1] So werden alle edel menſchliche Neigungen und Gefühle zu Organen des religiöſen Glaubens und die ganze Unmittelbarkeit des Gemüths iſt ſein Wohnſitz. Daher ſind ihm ſelbſt die Steine heilig, aus denen ſich Pflanzer der Menſchheit ergoſſen. Die Dankbarkeit iſt das heiligſte Gefühl, Tell hat die heilige Natur gerächt, des Heerdes Heiligthum vertheidigt. Einem wohlgearteten Naturſohn wird eine fromme Denkart zugeſchrieben, und ſo wird von frommer Treue, frommer Freundesſorge, von des Mitleids frommer Stimme, und öfter von der Ehrfurcht frommer Pflicht geſprochen.

Der weitere Gebrauch dieſer Ausdrücke geht, wie geſagt, auf alles Dauernde, was die Willkühr des Menſchen beſchränkt. Daher im Wallenſtein:

„Der alten Ehrfurcht eingewachſ'nen Trieb
Und des Gehorſam's heilige Gewohnheit"

In der Glocke wird von der „heil'gen Ordnung," und von „der Freiheit heil'gem Schutz" (d. h. der Geſetzlichkeit), und anderswo von der heiligen Feſſel der Natur geredet. „Schäme dich der uralt frommen Sitte deiner Väter," ſagt Attinghauſen; und in den Stanzen, Wilhelm Tell, heißt es:

„Wenn freche Willkühr an das Heil'ge rührt,
Den Anker löſ't, an dem die Staaten hängen," rc.

wo auch unter „dem Volk, das fromm die Herden weidet," nur ein ſchuldloſes Hirtenvolk verſtanden iſt. So wird endlich in ausgedehnteſter Anwendung dieſe Wörterklaſſe auch auf die äußere Körperwelt bezogen, die in ihrer feſten Dauer ja auch einen Gegenſatz gegen menſchliche Anarchie bildet. So heißt es im Eleuſiſchen Feſt:

---

[1] Schiller's Werke in E. B. S. 1233. 2. a. (Oktavausg. B. 12, S. 213).

„Daß der Menſch zum Menſchen werde,
Stift einer einen ew'gen Bund
Gläubig mit der frommen Erde;"

wo auch geſagt wird, daß der Menſch „der Monde heil'gen Gang" ehren ſolle.

Homer ſetzt überall, wo er vom Göttlichen, Heiligen ꝛc. ſpricht, die Thätigkeit, die Nähe, den Beſitz einer wirklichen Gottheit voraus; Schiller denkt dabei nicht an Gott, ſondern bezeichnet bisweilen das Sittliche im prägnanten Sinn, meiſtentheils aber das unmittelbar Natürliche und Beſtehende mit dieſen Ausdrücken. Homer's Gedankenkreis iſt mit Göttern bevölkert und ſo wird ihm alles göttlich, worauf ſich die Macht derſelben erſtreckt; Schiller's Anſchauungen weilen beſtändig im Sittlichen, Menſchlichen, Natürlichen und nur ſeine Stimmung, ſein innerſtes Lebensgefühl iſt himmliſch. Nichts deſto weniger iſt Schiller's religiöſe Welt höher und reiner. Homer hat ſeine Götter nur aus ſinnlichen Realitäten gewonnen und ſein Olymp iſt nur ein Theil der gemeinſchaftlichen Erde. Von Schiller's Himmel leuchten und wärmen nur wenige, aber ewige Vernunftideen, und alles andere iſt allein deßwegen nur Gefühl und Ahnung, weil alle Begriffsentwickelungen in dieſem Gebiete nothwendig Wahn und Erſchleichungen wären.

In der That iſt Schiller's religiöſer Standpunkt ſo ideal, daß ſeine Religion auf dieſer äußerſten Spitze ohne Zweifel entartet ſein würde, wenn er ihr nicht andere mächtige Gegengewichte gegeben hätte. Sein reifes Urtheil ſchützte ihn vor Superſtition, ſeine ſittliche Thatkraft vor Quietismus und ſeine äſthetiſche Bildung vor Myſtik. Schiller's religiöſe Idealität konnte ſich nicht ins Weſenloſe verflüchtigen und in Kränklichkeit verkümmern, denn ſie war ſtets von einem großen Verſtand gehalten und überwacht, durch das Sittliche in die Region des praktiſchen Lebens gezogen und durch das Aeſthetiſche an die ſinnliche Erſcheinungswelt geknüpft. So floſſen ſeinen heiligſten Gefühlen, der idealen Trauer, dem beſtändigen Bewußtſein der irdiſchen Unſicherheit, dem himmliſchen Heimweh, immer Muth, Friſche und Klarheit zu, und Schiller blieb auf der Erde, indem er im Himmel lebte.

Von dieſem Bunde des Religiöſen mit dem Aeſthetiſchen habe ich zuletzt noch zu ſprechen. Ohne denſelben wird der ideal geſtimmte Menſch immer in Gefahr ſtehen, ſich in die Myſtik zu verlieren, ſei es in die Begriffs- oder die Gefühlsmyſtik. Wenn er ſich mit Bewußtſein, wie Schiller, äſthetiſch und ſymboliſch ausſpricht, ſo kommt ihm die ewige Wahrheit zur Anſchauung, ohne daß er im Wahn wäre, daß ſie an jenen Ausdruck gebunden ſei, während die Myſtik dieſelbe an beſtimmte Begriffe oder Gefühle gefeſſelt und für Eins mit ihnen hält. Die äſthetiſche Weltanſicht alſo wahrt die religiöſen Intereſſen ohne die Einſicht und Entwickelung des Verſtandes zu verletzen und zu hemmen. Sie hält das Ewige in der Sache feſt und läßt es im Ausdruck frei. Sie geht von einem Bilde zum andern über und kann ſich ſo in einer unendlichen Reihe von Anſchauungen das Ewige entwickeln. Sie kann nie irren, nie widerlegt, nie beſchämt werden, und nicht nur in der Kunſt, ſondern auch in der Natur, in der Geſchichte und nächſten Erfahrung begegnen ihr allenthalben Stimmen, Zeichen, Ausdrücke des Göttlichen. Es erhellt hieraus, daß dieſe religiös-äſthetiſche Weltanſicht uns das Ewige ſo frei, mannigfaltig und lebendig ergreifend vorführt, als es dem Sterblichen erſcheinen kann.

Aber nicht allein das Religiöſe, ſondern auch das Sittliche iſt unmittelbar ſchon im Aeſthetiſchen enthalten, viel voller und energiſcher, als Syſteme und Dogmen es zu geben vermögen — denn die äſthetiſche Betrachtung iſt nichts, als die in freier Anſchauung feſtgehaltene geiſtige (ſittliche) und ewige Welt, von denen die erſtere durch das Schöne, (im engern Wortverſtande) die andere durch das Erhabene ſich darſtellt. Daher ſchreibt Schiller in ſeiner Beurtheilung des Wilhelm Meiſter an Goethe:[1] „Innerhalb der *äſthetiſchen Geiſtesſtimmung* regt ſich kein Bedürfniß nach jenen Troſtgründen, die aus der Spekulation[2] geſchöpft werden müſſen.

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Th. 2. S. 130 f., vergleiche Th. 4. S. 174.

[2] Schiller rechnet dazu auch poſitive Glaubensſyſteme. Auch der Orthodoxe philoſophirt, aber er beantwortet ſein ſpekulatives Bedürfniß durch Ueberlieferung und Autorität.

Sie hat Selbſtſtändigkeit, Unendlichkeit in ſich; nur wenn das Sinnliche und Moraliſche im Menſchen feindlich entgegen ſtreben, muß bei der reinen Vernunft Hülfe geſucht werden. Die geſunde und ſchöne Natur braucht, wie Sie ſelbſt ſagen, keine Moral, kein Naturrecht, keine politiſche Metaphyſik. Sie hätten eben ſo gut auch hinzuſetzen können, ſie braucht keine Gottheit, keine Unſterblichkeit, um ſich zu ſtützen und zu halten. Jene drei Punkte, um die zuletzt alle Spekulation ſich dreht, geben einem ſinnlich ausgebildeten Gemüth zwar Stoff zu einem poetiſchen Spiel, aber ſie können nie zu ernſtlichen Angelegenheiten und Bedürfniſſen werden."

Es iſt derſelbe Fall, als wenn Schiller ſeinem Freunde zuruft, er möge doch nicht Philoſophie ſtudiren, denn er beſitze in ſeiner intuitiven Natur ſchon weit mehr, als ihm die Philoſophie zu gewähren im Stande ſei. Der wahrhaft äſthetiſch gebildete Menſch bedarf der Religions- und Pflichtenlehre nicht, denn in allen poſitiven oder philoſophiſchen Syſtemen, ſo weit ſie wahr ſind, findet ſich nur das theilweiſe wiederholt und kopirt, was in der Unmittelbarkeit einer äſthetiſchen Natur ſchon ganz enthalten iſt. Einen Menſchen wahrhaft äſthetiſch erziehen, heißt ihn daher auch moraliſch und religiös ausbilden; nur das begriffsmäßige Wiederbewußtſein fehlt, aber die Sache ſelbſt iſt da, in reichſter, vollſter, lebendigſter Wirklichkeit. Wir wiſſen, daß Schiller dieſe Wahrheit beſonders herrlich in dem Gedichte der Genius darſtellte.[1] Bei den Frauen, wiederholt er an ſo vielen Orten, lebt das Höhere und Göttliche in glücklicher Unmittelbarkeit des Gemüths, aber ſie haben ſich zugleich äſthetiſch auszubilden, ſonſt werden ſie, wie jene Stiftsdame im Wilhelm Meiſter, der Myſtik anheim fallen.[2]

Dieſe Ueberzeugung, daß uns das Ewige, welches theoretiſch zu erkennen, die menſchliche Vernunft durchaus nicht zureiche, durch das Schöne (im weitern Wortſinne) enthüllt werde, hatte er zuerſt in den Göttern Griechenlands und in den Künſtlern glänzend dargeſtellt und beſtimmt ausgeſprochen.[3]

---

[1] Siehe Theil 3, S. 142 f.

[2] Siehe Theil 4, S. 174

[3] Siehe Theil 2, S. 83 f.

Die ewige, abſolute Wahrheit, wie ſie Gott beſitzt, Urania nennend, ſpricht er in dem letztern Gedicht alſo:

„Die, eine Glorie von Orionen
Um's Angeſicht, in hehrer Majeſtät,
Nur angeſchaut von reineren Dämonen,
Verzehrend über Sternen geht,
Geſloh'n auf ihrem Sonnenthrone,
Die furchtbar herrliche Urania,
Mit abgelegter Feuerkrone,
Steht ſie — als Schönheit vor uns da
Der Anmuth Gürtel umgewunden,
Wird ſie zum Kind, daß Kinder ſie verſtehn.
Was wir als Schönheit hier empfunden,
Wird einſt als Wahrheit uns entgegengehn.

Auch die Klage der Ceres hat dieſen Sinn,[1] und Schiller dichtete überhaupt in der dritten Periode gleichſam im Auftrag dieſer ewigen Wahrheit. „So wie den Philoſophen auch ein Grashalm an das Unendliche erinnert," ſagt Bouterweck, „ſo pflückte Schiller's Dichtergeiſt keine noch ſo kleine Blume der wirklichen Natur, die er nicht wenigſtens an die Schwelle des Unendlichen niederlegte." Die äſthetiſche Weltanſchauung vertrat und enthielt ihm in der Anwendung das Lehrgebäude des Ueberſinnlichen.

Wenn daher früher Schiller die Religion zurückwies,[2] oder noch in den äſthetiſchen Briefen ohne Erwähnung an ihr vorüberging,[3] ſo hatte er zum Theil unreine Vergeltungslehren poſitiver Religionen im Auge oder er ſetzte die Religion auch ſtillſchweigend voraus; jetzt aber ſtand er in der Ausübung jeden Falls hoch über ſeiner frühern Theorie. Als direkter Beweis dieſer erweiterten Betrachtung müſſen jene Briefe Goethe's und Schiller's an Zelter (vom Juli 1804) wiederholt genannt werden, wo Schiller ſich dahin ausſpricht, daß der Muſik nur durch den Kirchengeſang und der Kunſt überhaupt nur durch den religiöſen Kultus und daß umgekehrt auch der Religion nur durch die Kunſt aufzuhelfen ſei. Wie Berlin in den dunkeln Zeiten des

---

[1] Siehe Theil 3, S. 150.
[2] Ebendaſ. Th. 2, S. 333 f.
[3] Siehe Th. 3, S. 35 f.

Aberglaubens zuerſt die Fackel einer vernünftigen Religionsfreiheit angezündet, ſo habe es jetzt, im Syſtem des Unglaubens, einen andern Ruhm zu erlangen, ohne den erſten einzubüßen: „es müſſe nun auch die Wärme zu dem Lichte geben und den Proteſtantismus, deſſen Metropole es einmal zu ſein beſtimmt ſei, (durch Kunſt) veredeln.“[1] Hiermit iſt die Bedeutſamkeit der Kunſt und Schönheit für das ganze Volksleben ausdrücklich anerkannt, ſo daß Schiller ſeinen ariſtokratiſchen „äſthetiſchen Staat“[2] weit überſchritten hatte, und es iſt im Allgemeinen eine Aufgabe geſtellt, die der Dichter eigentlich durch jedes Drama nach Kräften zu löſen ſuchte. Denn durch jedes verwandelte er das Theater in ein Heiligthum und führte einen Himmel voll Götter ein! Dieß hat ſich uns in der Analyſe der Dramen von Wallenſtein bis Tell überall ſo leuchtend hervorgeſtellt, daß ich mich aller Zurückweiſungen überheben kann. Nur das möge noch in Erinnerung gebracht ſein, daß Schiller da, wo er das Göttliche nicht in und aus dem Menſchlichen, ſondern mehr unmittelbar vorſtellte, auch zu ſymboliſchen Hülfsmitteln griff, und ich habe es nirgends unterlaſſen, auf dieſe ſymboliſche Behandlung und Betrachtung aufmerkſam zu machen.

Da es nun der menſchlichen Vernunft überhaupt verſagt iſt, Gott theoretiſch zu erkennen und zu begreifen, ſo iſt auch ſein Verhältniß zur Welt ein nothwendiges Geheimniß, und kein Menſch ſieht ein, wie er ſie erſchaffen hat und nach welchem Plane er ſie regiert. Die Erklärung der Erſcheinungen ſowohl in der Natur als in der Menſchenwelt aus göttlichen Zweckbegriffen, aus einem göttlichen Plan iſt eine anmaßliche und ganz unchriſtliche Ueberhebung der menſchlichen Vernunft, die da wiſſen will, wo ſie nur glauben kann. Da habe ich es nun ausführlich dargelegt, wie Schiller die Welterſcheinungen namentlich in der Geſchichte, mit welcher er es zunächſt zu thun hatte, durchaus nicht (teleologiſch) aus Gotteszwecken ableitete und wie er dieſes Verfahren aller großen beſonnenen Hiſtoriker, wie aller ächten Naturforſcher, durch, wie es ſcheint, unwiderlegliche Gründe rechtfertigte.[1] Nun aber hat man jene meine Ermittlungen über Schiller's Anſicht[2], welche ſtreng in ihrer Grenze gehalten und mit aller Schärfe durchgeführt werden mußte, gänzlich mißverſtanden, und ſo an unſerm Schiller großes Unrecht durch die Meinung gethan, er habe an keine Vorſehung geglaubt. Das verſöhnende Wort durfte nicht damals genannt, ſondern kann erſt jetzt nachgegeben werden.

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Goethe und Zelter, Th. 1, S. 119 f.

[2] Siehe Theil 3, S. 36.

Freilich maßte es ſich Schiller nicht an, die Vorſehung, die göttliche Weltregierung, den Gottesplan in der Geſchichte und Natur begriffsmäßig nachzuweiſen. Er hält ſich, wie der Naturforſcher, an der endloſen Kette von Urſache und Wirkung, und wo er keinen natürlichen Grund angeben kann, muß er ſchweigen, weil er die göttlichen Motive unmöglich genau und beſtimmt kennt. Aber läugnet er deßwegen ein Eingreifen und Walten Gottes in der Welt, weil er es nicht begreift, und deßwegen nichts aus ihm erklären kann? — In der Natur, in der Geſchichte, in unſerm Privatleben vernehmen wir ein göttliches Weben, aber unſer Verſtand kann es nirgends verfolgen und er vermag kein einziges an den Himmel gerichtetes Warum der gepreßten Seele genügend zu beantworten. Aber deſſen ungeachtet ſind uns Vorſehung und Weltregierung doch ewige Glaubenswahrheiten; ſie leben nicht in Begriffen und Schlüſſen, ſondern im ahnenden Gefühle und in der ſymboliſch-äſthetiſchen Weltanſchauung.

An die Stelle der teleologiſchen Verſtandesforſchung trat unſerm Schiller alſo die äſthetiſche Anſicht durch das Gefühl. Hier lebte ihm die höhere Wahrheit, mit der Erſcheinungswelt innigſt verbunden und vermittelt. In allem Schönen

[1] Siehe Theil 2. S. 216 ff. Wenn aber Herr Binder (B. 2, S. 152) ſeine „chriſtlichen“ Leſer glauben macht: „auch ich meine, das Menſchenleben ſei auf der kurzen Strecke zwiſchen Geburt und Grab ſich ganz ſelbſt überlaſſen,“ ꝛc. wo ich doch (Theil 2. S. 218) nur von Schiller's Behandlung der Geſchichte ſpreche und für mich gar nichts meine; ſo iſt eine ſolche Verdächtigung nicht ſehr chriſtlich.

[2] Vorher war von Schiller's Anſichten über Vorſehung u. ſ. w. nirgends die Rede.

und Erhabenen ahnete und erkannte er das Göttliche und überall begegneten ſeinem Blick Sinnbilder des Ewigen. Keine Erfahrung konnte ſeinen Glauben widerlegen, ſein Vertrauen ſchwächen, ihm die Ausſicht ins Unendliche verbauen, denn ſeine religiöſe Anſicht ſtützte ſich nicht auf Erfahrungen und erhielt gerade durch die Zweckwidrigkeit, Widerſprüche und Verwirrung in der ſittlichen, wie in der phyſiſchen Welt ihre beſte Nahrung. Denn gerade die abſolute Unmöglichkeit, durch Naturgeſetze die Natur ſelbſt zu begreifen, legt Schiller vortrefflich aus einander,[1] treibt das Gemüth unwiderſtehlich aus der Welt der Erſcheinungen hinaus in die Ideenwelt, aus dem Bedingten ins Unbedingte. Wo dagegen alles eben, übereinſtimmend, faßbar und begreiflich iſt, da hat alles Erhabene aufgehört und nirgends eröffnet ſich ein Blick ins Ewige. Der überirdiſche Glaube vermindert ſich durch Ueberbegriffe des Wiſſens, und wer alles verſtanden hätte, für den gäbe es nur noch ein gemeines irdiſches Wiſſen und das Schöne wäre nur noch ein leichtes, frivoles Spiel der Unterhaltung.

Das Schöne und Erhabene waren unſerm Schiller die Stimmen, die ihm das Göttliche in der Welt verkündeten. Wenn er nun in ſeiner Geſchichtsdarſtellung von Vorſehung, Fügungen Gottes ꝛc. ſpricht, ſo meint er das allerdings poetiſch, äſthetiſch, aber das Poetiſche, Aeſthetiſche und nicht das begriffsmäßige Wiſſen enthielt ihm ja die höhere Wahrheit. Dieſe einzelnen Ausdrücke bezeugen alſo ſeinen religiöſen Sinn und Standpunkt. Er ſagt z. B. ein Genius ſpinne den Faden der Weltgeſchichte[2]; die ewige Ordnung der Dinge ſei eine gleiche Mutter aller ihrer Kinder;[3] er ſpricht von einer ſtille ordnenden Hand der Natur;[4] von einer Hand der Vorſicht in der Sendung Moſes;[5] er äußert ſich, daß der Zweck der Natur mit dem Menſchen ſeine Glückſeligkeit ſei, werde niemand läugnen können, der überhaupt nur einen Naturzweck annehme.[1] Aber dieſe warmen Herzenszüge machen keine Anſprüche auf theoretiſche Einſicht und haben alſo mit der ſublimen Weisheit mancher Geſchichtsſchreiber, welche den lieben Gott immer auf friſcher That ergreifen zu können glauben, nichts gemein. Sie zeigen, daß es über dem natürlichen Kauſalnexus der Dinge noch eine höhere Wahrheit gibt, deren wir uns aber nur in freier äſthetiſcher Anſicht durch das ahnende Gefühl bewußt werden. Daß dieſer Glaube an eine höhere Fügung zu demüthig war, um dieſe begreifen zu wollen, ziert ihn um ſo mehr. Auch eigene Begegniſſe faßte Schiller mit dieſem religiöſen Gefühl auf. Als z. B. ſeine jüngſte Schweſter von einem Lazarethfieber hingeriſſen worden, und auch die Schweſter Luiſe und der Vater erkrankt waren, und nur die Mutter noch aufrecht ſtand,[2] ſchrieb er in die Heimath: „Der guten Luiſe ſchenke Gott bald ihre Geſundheit wieder! Was für eine Wohlthat von Gott iſt es, daß die gute, liebe Mutter noch Stärke des Körpers genug hat, um unter dieſen Umſtänden nicht zu erliegen. — In ſolchen Zügen erkenne ich eine gute Vorſicht, die über uns waltet, und mein Herz iſt auf's innigſte davon gerührt.“[3]

---

[1] Schiller's Werke in E. B. S. 1267. 1. (Oktavausg. B. 12, S. 366 f). Vergleiche Theil 2, S. 218 f. und Theil 3, S. 41.

[2] Ebendaſ. in E. B. S. 1059. 1. (Oktavausg. B. 11, S. 5).

[3] Ebendaſ. S. 1060 1. (Oktavausg. B. 11, S. 10).

[4] Ebendaſ. S. 1034 2 (Oktavausg. B. 10, S. 440).

[5] Ebendaſ S. 1032 1. (Oktavausg. B. 10, S. 444).

Es ſcheint daher nicht richtig zu ſein, daß auf dieſer Höhe aller Glaube an die göttliche Vorſehung verflüchtige und alle Möglichkeit der Realiſirung des Idealen im Realen aufgehoben ſei.[4] Im Gegentheil gewinnt Schiller was er auf der einen Seite gutwillig aufgibt, auf der andern vielfach wieder. Der Vorſehungsglaube des Verſtandes iſt beſtändig angefochten und gedeiht nur kümmerlich, der Vorſehungsglaube der äſthetiſchen Weltanſicht iſt allem Zweifel entriſſen und lebt frei in den größten Verhältniſſen. „Warum that dieß Gott?“ — Ich weiß es nicht, ich kann mir's nicht erklären; aber ich ahne die Gottheit und bete ſie an, eben ſo ſehr da wo ich ſie ſcheinbar begreife, als wo ſie mir unbegreiflich iſt. Wo ſie die Unſchuld weinen läßt und Völker zermalmt, auch da noch erkennt mein Gefühl ein göttliches Walten.

---

[1] Schiller's Werke in E. B. S. 1169. 2 (Oktavausg. B. 11, S. 510).

[2] Siehe Theil 3, S. 168 f.

[3] G. Schwab's Kultus des Genius. S. 142.

[4] Ebendas. S. 128.

Wenn Schiller demnach den Verſuch, die kühne Unordnung in der Menſchengeſchichte aus einem göttlichen Weltplan zu begreifen, als eine kurzſichtige Thorheit bezeichnet, was kann ſeiner Geſinnung mehr entgegen ſein, als wenn wir nun dieſen Verſuch an ſeinem eigenen Leben machen wollten? Verwandelt die unerſchöpfliche urſprüngliche Fülle und Natur einer erhabenen Landſchaft in einen regulären Wirthſchaftsgarten, in einförmiges Ackerland, was iſt noch Erhabenes und Großes daran? Und iſt nicht die Deutung des Menſchenlebens auch nach euern ſublimſten Begriffen von Gotteszwecken eine ſolche ſcheinbare Reduktion auf ein Minimum? Ihr meint, einen Gottesplan nachgewieſen, die freie Unordnung geregelt, die großen Kontraſte gelöſ't, alle Räthſel und Widerſprüche begriffen zu haben, oder ſagt es wenigſtens! Aber die unveränderte Sache habt ihr nur für euch ſelbſt und die verkleinert, welche Geſchmack an eurer Zubereitung finden. Wie? und ihr wolltet wirklich in Schiller's Leben, der dem härteſten Erdenloos alles Große und Schöne abrang, der mit Mißgeſchick, mit Armuth, mit Krankheit unaufhörlich kämpfte, der gerade da unterlag, wo er zur vollſten Geſundheit des Geiſtes gelangt war und ſich ihm endlich ein freier Spielraum der reinſten, höchſten dramatiſchen Schöpfungen eröffnet hatte, in Schiller's Leben, der trotz ſeinem Geſchicke das wurde, was wir an ihm bewundern und lieben, wolltet ihr, als ehrliche Leute und nicht allein der Worte wegen, die göttliche Vorſehung und Fürſorge nachweiſen und uns begreiflich machen?[*]

Wohl waltet ein göttlicher Geiſt in Schiller's Leben. Den ahnen, den fühlen wir, der dringt lebendig an unſer Herz! Aber er entweicht, ſo bald wir ihn unter die Formeln des menſchlichen Verſtandes bringen wollen, den wir als göttliche Vernunft proklamiren. Gerade die räthſelhaften Widerſprüche, die Unangemeſſenheit des Aeußern und Innern, die phyſiſchen Mängel und das Unvollendete in Schiller's Leben iſt es, was, wie ein großes Naturſchauſpiel, jenen erhabenen Eindruck hervorbringt, welcher uns zu Gott und in eine höhere Ordnung der Dinge emporträgt, und welchen eine teleologiſche Beweisführung immer nur zerſtören und nie erſetzen kann. Daher ſuchte ich im Vorhergehenden auf die einzig zuläſſige und wirkſame Weiſe das göttliche Walten dadurch nahe zu führen, daß ich ohne durch die göttliche Vorſehung imponiren zu wollen, Schiller's Leben als ein Naturprodukt in ſeiner eigenthümlichen Schönheit und Erhabenheit darſtellte.

---

[*] G. Schwab in ſeiner Biographie Schiller's geht zwar von dem theologiſchen Princip der Vorſehung aus, führt aber daſſelbe nicht durch, ſondern ſpricht nur hier und da davon. In der Anwendung läßt er ſich durch eine ganz andere Grundanſicht leiten.

Dadurch daß Schiller ganz im Geiſte des Chriſtenthums an die Stelle der hochmüthigen teleologiſchen Erklärung die religiös-äſthetiſche Weltanſchauung führte, hat er das Gefühl und die Schönheit, ſo viel der Einzelne es vermochte, in ihre alten, heiligen Rechte wieder eingeſetzt und der Kunſt ihre verlorne Würde zurückgegeben. Denn einzig und allein darin liegt die höchſte und nothwendige Bedeutung der Schönheit und Kunſt, daß ſie uns das klar machen und nahe führen, was ohne ſie uns Menſchen ewig ein Räthſel ſein und unendlich ferne ſtehen würde, und daß ſie dadurch die religiöſe Gemeinſchaft aller vermitteln und möglich machen. Nicht der Hiſtoriker, nicht der Philoſoph, ſondern nur der Dichter —

„Saß in der Götter urälteſtem Rath,
Und behorchte der Dinge geheimſte Saat."

So ſind Gefühl, Schönheit und Kunſt nothwendige Glieder im Organismus des Menſchengeiſtes. Wer das Göttliche und deſſen Verhältniß zur Welt begriffen zu haben meint, muß die Kunſt folgerecht der blinden Menge zuweiſen, und kann ſie für ſich nur als ein zufälliges Beiwerk höchſtens dulden.

Ich kenne demnach in Schiller's Werken und Briefen keine Stelle, welche richtig erklärt und geſchätzt, zu ſagen berechtigte: Schiller habe ſich als Denker bemüht, Gott, Vorſehung und Unſterblichkeit wegzuklügeln.[1] Er räumte dem Verſtande ein, was ihm gebührte, und rettete ſeine Religioſität von einer dürren Steppe auf ein weites Gefilde, wo ſie im freien Bunde mit dem Sittlichen, Schönen und Erhabenen unvergänglich blühte. Daß er die Wahrheit ſeiner Religion nicht auf Geſchichtserzählungen und poſitive Statuten gründete, liegt vielleicht ganz im Geiſt des Chriſtenthums, welches den Menſchen durchweg nach Innen führt und ihn nicht in dieſem Einen Fall am Aeußern feſthalten wird, wobei jedoch nicht zu läugnen iſt, daß er mit Kant die Rechte des Poſitiven zu wenig anerkannte. Daß aber ſein Chriſtenthum darin einen Mangel hatte, daß es das Radikalböſe im Menſchen nicht anerkannte und die Gefühlsſtimmungen der Demuth und Andacht verhältnißmäßig zurücktraten, lag in der vom Sittlichen ausgehenden Form deſſelben, welche ich die europäiſche genannt habe.

Schiller's Weltſtellung.

Es wäre daher nicht wohl gethan, wenn wir uns der ſittlichen und religiös-äſthetiſchen Weltanſchauung Schiller's nur deßwegen näherten, um ſie mit unſerm mitgebrachten Glauben zu konfrontiren und nach dieſem zu richten. Wir haben ſie vielmehr, wie jede Menſchenerſcheinung, frei in ihrem eigenthümlichen Werthe aufzufaſſen und in ſich gelten zu laſſen. Wollen wir aber Schiller's Welt auf uns ſelbſt beziehen, ſo werden wir nicht ſowohl unſer fertiges Syſtem als Maßſtab an ſie legen, als vielmehr ſie mit Bewußtſein auf uns wirken laſſen, wie unbewußt ſchon die Lektüre Schiller's auf jeden Leſer wirkt. Sollte ſich das Chriſtenthum in der edelſten Natur nicht am reinſten abſpiegeln? Und wenn nach ſeiner Eigenthümlichkeit Schiller's Ueberzeugungen nach der Einen Seite hin nicht ganz zulangen, ſehen ſie nicht dafür auf der andern um ſo gedrängter und herrlicher, ſo daß ſie dieſen Halbbogen ſogar weiter ausdehnen? Wenn in den geringfügigſten irdiſchen Dingen überall eine Hand Gottes iſt, ſollte im edelſten Geiſte nicht eine Offenbarung Gottes ſein? So könnte vielleicht eine vorurtheilsfreie Betrachtung

---

[1] G. Schwab's Kultus des Genius. S. 143.

Schiller's unſern Glauben vom Aeußern zum Innern, vom Unweſentlichen zum Nothwendigen und von der Schattenwahrheit des bloßen Denkens zur Unmittelbarkeit des Gemüths, des äſthetiſchen Schauens und ſittlichen Handelns leiſe hinüberleiten. Oder wenn wir an liebgewordenen Vorſtellungen feſthalten, ſo werden uns Schiller's feine Gliederungen der idealen Welt, ſein Hinabſteigen in das tiefſte Seelenleben und ſein weltumfaſſender Gedankenflug doch immer erquicken, bereichern und erheben. Seine Ideenwelt kann nicht ohne bleibenden Eindruck an uns vorübergehen, um ſo weniger, je gründlicher wir ſie kennen.

Wenn Einer, möchte ſich der heilige Sänger zu unſerm Lehrer eignen, der die Dichtkunſt nur ergriffen, um den Menſchen die ewige Wahrheit zu verkünden, und dem dieß gelungen, wie es kein anderer vermochte:

»Nur ewigen und ernſten Dingen
War ſein beredter Mund geweiht.«

Blicken wir in die Geſchichte zurück, ſo verehren wir in Luther den Begründer der modernen deutſchen Sprache und Kultur. Aber Luther befreite den Geiſt gewaltſam von der Macht der Ueberlieferung, ohne ihm vollen Erſatz für manchen Verluſt zu geben und ihn in eine feſte neue Bahn fortſchreitender Entwickelung zu führen. Daher erſtarrte die begonnene Geiſtesaufregung von der Zeit an, wo ſie nicht mehr um ihre Exiſtenz zu kämpfen hatte. Kant's Wirkſamkeit war unermeßlich, aber ſie erſtreckte ſich vornehmlich auf die Wiſſenſchaft und äußerte nur einen ſehr mittelbaren und langſamen Einfluß auf die Denkweiſe des ganzen Volks. Erſt Schiller gab der modernen Bildung in würdigſter zeitgemäßer Form ihren wahren poſitiven Gehalt und den geiſtigen Bedürfniſſen der Deutſchen Ausdruck und Nahrung, was ſelbſt Goethen nicht gleichermaßen gelang, der im Reich der Ideen nicht ſo Meiſter war, als im Gebiet der Kunſtgeſtaltung des Realen. Alles was in der chriſtlich-germaniſchen Weltanſchauung verhüllt lag, zauberte Schiller in tauſend glänzenden Geſtalten vor das Auge und brachte alles

Unſichtbare zur Erſcheinung. Hatte Luther vorzüglich niedergeriſſen, ſo baute er auf und ſuchte Luther's Aufgabe im Sinne der vorgeſchrittenen Zeit und mit allen Hülfsmitteln des achtzehnten Jahrhunderts zu vollenden. Aber indem er ſich zum allgemein Menſchlichen und zum Geiſte des Chriſtenthums erhob, gehört er keiner Konfeſſion, ſondern ſeinem ganzen Volke an.

„Ich finde in der chriſtlichen Religion virtualiter die Anlage zu dem Höchſten und Edelſten“,[1] ſprach Schiller. Dieſen rein bibliſchen Gehalt machten die Reformatoren zur Grundlage der neuern geiſtigen Bildung, aber Schiller entwickelte ihn weiter. Oder ſind in unſern heiligen Schriften alle Seiten des ſittlichen Lebens ſo auseinander gelegt, ſo tief geſchöpft und ſo weit verfolgt, alle Unterſchiede ſo anſchaulich hervorgehoben, alle Seelenzuſtände ſo ergreifend dargeſtellt, wie ſich vieles bei Schiller wirklich findet? Iſt nicht vieles nur vorausgeſetzt, manches übergangen, mehreres nur verhüllt vorhanden? Wo wäre in jenen ehrwürdigen Urkunden eine ſo reine, reiche und umfaſſende Anſchauung ſittlicher und idealer Verhältniſſe mit ſolchem eindringenden Scharfblick, ſolcher Macht und Tiefe des Gemüths, ſolchem hinreißenden Darſtellungstalent niedergelegt, als in Schiller's Werken? Und werden dieſe Vorzüge auch durch den urſprünglichen Gehalt der göttlichen Offenbarung weit überboten, ſo erweckte und erneute Schiller doch das chriſtlich-germaniſche Bewußtſein dadurch, daß er dieſen ewigen Gehalt in die Vorſtellung und den Ausdruck des Jahrhunderts faßte. Nur durch eine zeitgemäße Form kann eine geiſtige Lehre in einem fremden Volke und in einer fernen Zeit einheimiſch werden.

Daher hat unter den modernen Völkern noch kein Dichter die Bedeutung erlangt und die Stellung eingenommen, als Schiller bei dem deutſchen. Er iſt der mächtigſte Hebel der Nationalbildung und des geiſtigen Aufſchwungs. Es erklärt ſich hieraus die ungeheure Verbreitung der Schiller'ſchen Werke in der jüngſten Zeit, welche nach der Bibel am meiſten geleſen ſind. Mit Recht iſt dieſer, in der Geſchichte des Buchhandels beiſpielloſe Abſatz der Werke Schiller's eines der großen, vielverſprechenden Ereigniſſe der Zeit genannt worden.[1]

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Th. 1, S. 194.

Doch ich kann dieſe Betrachtung nicht abſchließen, ohne Schiller's Verhältniß zur Vorzeit weiter zu verfolgen.

Auf Veranlaſſung des Chriſtenthums wurde die Menſchheit von dem realen Boden, auf dem ſie bisher geſtanden, plötzlich auf die entgegengeſetzte ideale Seite geriſſen. Um dieſe erhabenſte Höhe zu erreichen, durfte ſie lange auf das verlaſſene Ufer nicht zurückblicken. Eine ungeheure Kluft entſtand in der Fortbildung und Ueberlieferung.

„Die Götter ſanken vom Himmelsthron,
Es ſtürzten die herrlichen Säulen —
Und der eitle, der üppige Reiz entwich,
Der die frohe Jugendwelt zierte“ ꝛc.

Dem Katholicismus war es aufbehalten, die plaſtiſche Kunſt des Alterthums in der Kirche zu erneuen; der Proteſtantismus dagegen hatte die Aufgabe, die Poeſie des Alterthums in der chriſtlichen Weltanſchauung wieder zu erwecken. So häufig Letzteres bei den chriſtlichen Völkern ſeit der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften unternommen wurde, ſo iſt dieß doch nur den Deutſchen durch Schiller und Goethe gelungen. Das Verfahren der großen italieniſchen Künſtler und dieſer Dichter iſt ganz ein und daſſelbe: beide bildeten ſich an der Antike. Da iſt es nun höchſt charakteriſtiſch, daß gerade der Katholicismus die ſinnliche und der Proteſtantismus die geiſtige Seite des Alterthums in der Chriſtenwelt wieder erweckten, und daß jenes am beſten dem ſinnlichſten Volke, den Italienern, und dieſes am beſten dem geiſtigſten Volke, den Deutſchen, gelungen iſt. Katholicismus und Proteſtantismus aber, ſonſt immer einander widerſtreitend, realiſirten hier unbewußt zuſammenwirkend Eine Aufgabe: ſie ſtellten das Alterthum im Chriſtenthum her, ſo weit dieß möglich war; ſie verbanden die klaſſiſche Kultur mit der chriſtlichen des Mittelalters zu einer dritten, der modernen, welche eben aus jener Verbindung hervorging. Raphael ſtellte nach dem

---

[1] Don Karlos nach deſſen urſprünglichem Entwurfe, Hannover 1840. S. IV.

Muſter der Antike chriſtliche Geſchichten dar, unſer deutſcher Dichter-Raphael entlehnte ebenfalls die Form ſeiner Darſtellungen, deren Inhalt er aus ſeiner Zeit nahm, dem Alterthum. Er ſagt, ſich ſelbſt ſchildernd:[1] „Der Künſtler iſt zwar der Sohn ſeiner Zeit, aber ſchlimm für ihn, wenn er zugleich ihr Zögling oder gar noch ihr Günſtling iſt. Eine wohlthätige Gottheit reiße den Säugling bei Zeiten von ſeiner Mutter Bruſt, nähre ihn mit der Milch eines beſſern Alters, und laſſe ihn unter fernem griechiſchem Himmel zur Mündigkeit reifen. Den Stoff zwar wird er von der Gegenwart nehmen, aber die Form von einer edlern Zeit.“ Wie aber beide aus dem Alterthum nur die Form, den Inhalt aber aus der chriſtlichen Sage und Zeit nahmen, ſo bildeten beide ihre Schöpfungen durchaus im Geiſte der chriſtlichen Weltanſchauung, und Raphael iſt ſo gewiß eben ſo wohl ein „ſentimentaliſcher“ Maler, als Schiller ein „ſentimentaliſcher“ Dichter. Die Aufgabe Schiller's war alſo die tiefſte Enthüllung der chriſtlich-germaniſchen Weltauffaſſung in reiner antiker Form; und was man bei Raphael ſchon oft bemerkte, daß er als Chriſt immer das rein Menſchliche und nie das charakteriſtiſch Chriſtliche darſtellte, iſt auch der große Stil Schiller's.

Nicht weiter aber wandeln der plaſtiſche Künſtler und der Dichter Eines Weges. Jener bildete innerhalb der katholiſchen Kirche, dieſer nur in allgemein chriſtlichem Geiſte. Mit der klaſſiſchen Form nahm daher Schiller auch manche mit ihr verknüpften Ideen und Anſichten mit herüber und auch der Gehalt ſeiner Dichtung wurde zum Theil alterthümlich, wie dieß bei allen modernen Dichtern der Fall ſein muß, die ſich nach den Griechen und Römern bildeten. So hörten wir Schiller den Verluſt der poetiſchen Naturanſchauung der Griechen beklagen, fanden ihn das antike Schickſal in das moderne Drama einführen, ſahen, wie er die chriſtliche Lebensbetrachtung durch die fromme antike Anſicht vom Glückswechſel wahrhaft bereicherte, und bemerkten überhaupt ein, wohl unbewußtes, poetiſches Hinneigen zum

---

[1] Schiller's Werke in E. B. S. 1195. 2. c. (Oktavausg. B. 12. S. [illegible]).

Polytheismus der Alten. Auch in chriſtlichen Darſtellungen und Charakteren erſcheinen die Götter. „Ohne Götter fällt kein Haar vom Haupt des Menſchen“ ſagt Johanna, und ein andermal: „Du rufeſt lauter irdiſch fremde Götter an;“ die katholiſche Maria Stuart aber ſpricht: „Es leben Götter, die den Hochmuth rächen.“

Ich habe auf dieſe Eigenheit, welche in der Braut von Meſſina bis zu einer bewußten Verſchmelzung aller Religionen ſich ſteigerte, ſchon früher aufmerkſam gemacht, und führe ſie hier nur an, um ſie aus Schiller's ſittlich poetiſcher Denkweiſe abzuleiten. Er ließ nämlich dieſes polytheiſtiſche Element aus einem tiefen innern Bedürfniß in ſeine Dichtung einfließen. Seit der Reformation war die europäiſche Menſchheit vorzugsweiſe durch das Intereſſe der Wahrheit beherrſcht worden und im achtzehnten Jahrhundert auf dem Gipfel dieſer Richtung, bei der Zeit der negirenden Verſtandesaufklärung, angelangt. Mit dieſer einſeitigen und ſeichten Wiſſenſchaftlichkeit ſtand Schiller in durchgängigem Gegenſatz, und ihr gegenüber machte er die unmittelbaren Kräfte unſerer Natur und die äſthetiſche Weltanſicht im Geiſte der chriſtlich-germaniſchen Bildung geltend.

Aber für dieſe religiös-äſthetiſche Weltanſicht gibt es auch Götter und Halbgötter, wenn auch die Wahrheit nur Einen Gott anerkennen kann, denn das äſthetiſche Gefühl will ja dieſen Gott in den tauſendfältigen Erſcheinungen der Natur und Geſchichte, will das Ueberirdiſche im Irdiſchen ſchauen und feſthalten. So iſt es denn natürlich, daß ein Dichter, welchem ſeine Kirche nicht einmal Heilige und nur ein ſehr beſchränktes Feld der Sage lieferte, ſich zu den alten Göttern wandte und durch ſie das Göttliche in der Natur und Geſchichte ſymboliſirte. Wenn man alle Stellen vergleicht, wird man finden, daß Schiller in antiker Weiſe Götter nur das in der Welt wirkende Göttliche nennt. Daher „der Anmuth Götter und der Jugendkraft,“ oder: „mich treibt die Götterſtimme,“ oder: „mit Götterkraft berühret mich ſein Eiſen,“ und in der Huldigung der Künſte heißt es: „Wir haſſen die Falſchen, die Götterverächter,“ was ganz verſchieden von Gottesverächter iſt. Der Dichter läßt hier die perſonificirten Künſte diejenigen haſſen, welche das Göttliche in der Welt nicht anerkennen. Ein abſtrakter Monotheismus hebt nicht allein die religiöſe Kunſt auf, ſondern befriedigt auch nur das Wahrheitsintereſſe, ohne dem Gefühl und der Anſchauung das Geringſte zu gewähren. Immer wollte dunkel der Polytheismus dem Menſchen die höchſten Glaubenswahrheiten zum lebendigen Bewußtſein bringen. Aber er blieb auf halbem Wege ſtehen: das lebendige Bewußtſein verſchaffte er, aber die volle höchſte Wahrheit ließ er zurück. Dagegen kann ein rationaliſtiſcher Monotheismus den Menſchen wohl über die religiöſe Wahrheit belehren, aber er vermag dieſe nicht lebendig und anſchaulich zu machen. Im erſten Falle wird immer ein Mangel an Einſicht vorhanden ſein, der nur bei vorangeſchrittener Kultur empfunden werden; in dem letztern Falle werden Gefühl und Einbildungskraft, alſo unſer religiöſer Sinn, nie befriedigt ſein, und der Menſch, das ganze Volk wird zwiſchen religiöſer Gleichgültigkeit und Myſticismus ſchwanken. Der Polytheismus ſtürzt mit fortſchreitender Kultur nothwendig zuſammen und macht dem Monotheismus Platz, aber dieſer kann nur durch eine mannigfaltige Fülle edler, ſchöner Bilder und Symbole, durch die äſthetiſche Weltanſchauung zu dem Herzen des Menſchen reden. Alſo aus einem poetiſchen, wie aus einem menſchlichen Herzensbedürfniſſe neigte er ſich von dem kahlen Kultus der Zeit zu dieſem Inhalt des Heidenthums, über welchem letztern er gleichwohl unendlich erhaben ſtand.

Habe ich bisher Schiller's religiös-äſthetiſches Zeitverhältniß angegeben, ſo werde ich jetzt noch ſeine politiſche Weltſtellung zu charakteriſiren haben. Ich thue es in Vergleich mit Goethe.

Durch den nordamerikaniſchen Freiheitskrieg, durch die franzöſiſche Staatsumwälzung und ihre Erſchütterungen, ſo wie durch die nachfolgenden Ereigniſſe iſt bekanntlich eine vielfach neue Geſtaltung der Zuſtände und beſonders der Denkweiſe der Menſchen herbeigeführt und begründet worden.

Schiller's Idealität hielt hoffnungsvoll mit Geiſt und Herz an allem Guten dieſer neuen Zeitrichtung feſt und kann unbedenklich als ihr Verkündiger und Vorläufer betrachtet werden. Aber ihm ſchien der fernen Realiſirung dieſer Vernunftfreiheit eine innere, ſittlich-äſthetiſche Umwandlung des Menſchen vorhergehen zu müſſen. Goethe war über die Mängel des alten Zuſtandes keineswegs verblendet — das ganze Leben, die geſellſchaftliche Unterhaltung kam ihm bisweilen ſo ſchlecht vor, daß nichts daran zu verderben ſei [1] — aber mißtrauiſch gegen alle nicht ſogleich und in der Nähe wohl ausführbare Ideen, wußte er das viele Gute des alten Zuſtandes zu ſeinem Eigenthum zu machen und als Dichter daſſelbe der Form nach veredelt darzuſtellen. Schiller gehört jener neuen, Goethe dieſer alten Zeit an. Schillern gab daher das Leben meiſt nur einzelne mächtige Anregungen, — denn die neue Zeit war erſt im Entſtehen und erſchien nur in dämmernder Ferne

und indem er ſich die Welt ſeiner Geſtalten ſelbſt ſchuf, konnte ſeine Poeſie die ruhige Sicherheit und klare Anſchaulichkeit nicht erlangen, welche aus einem beſtimmten gegebenen Stoffe fröhlich emporwachſen. Goethen dagegen trugen die Jahrhunderte von Luther bis auf ſeine Zeit die breite Maſſe ihrer realen Schätze zu, und dieſe ganze Kulturperiode ſchloß ſich mit ihm ab. Deßwegen iſt ſeine Dichtung nicht nur ſo mannigfaltig und reich, ſondern auch ſo gediegen und vollendet. Der eine iſt ein begeiſterter Vorbildner des Kommenden, der andere ein weiſer Ausleger des Geweſenen und Vorhandenen. Darnach ſind auch die Wirkungen beider Dichter ſehr auseinander gehend. Goethe iſt für kontemplative, Schiller für thätige Menſchen, jener gehört einem in ruhigem Glücke ſich pflegendem, dieſer einem von ſittlichen und politiſchen Ideen bewegten Zeitalter an. Bei Goethe prägt ſich der freundliche Beſtand der Dinge und ein feſtes menſchliches Daſein ab, in Schiller's Dichtung ſtellt ſich uns ein Werden und raſtloſes Ringen dar. Goethe iſt die Behaglichkeit, Schiller der Fortſchritt. Goethe's Popularität war, ſo lange es ſeine Zeit war, ungeheuer, nahm aber in den Jahrzehnten ab, wo ſich die Intereſſen der neuen Zeit geltend machten.

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe. Th. 5. S. 117.

Nach der Richtung zu urtheilen, welche in „dem jüngſten Jahrzehnt entſchieden obgeſiegt hat und reißend anwächſ't, wird der Enthuſiasmus, von welchem alle Klaſſen des deutſchen Volkes für Schiller erfüllt ſind, ſich fortwährend noch ſteigern. Was Luther während der verfloſſenen Jahrhunderte für einen Theil Deutſchlands geweſen iſt, das wird Schiller während der kommenden für das geſammte Vaterland ſein.“[1] In ihm liegt ein mannigfacher idealer Erſatz für das, was uns in der Wirklichkeit abgeht, und er wird nicht allein ein Geſetzgeber für unſer Leben werden, ſondern an ihm wird ſich auch die Moral, die Religionslehre, die Aeſthetik und die Philoſophie überhaupt berichtigen und bereichern. In welchem Dichter oder Schriftſteller irgend eines Volkes liegt ein ſolcher Gehalt, als in Schiller? Was in Deutſchland Philoſophiſches unter der großen Klaſſe der Gebildeten iſt, kommt von Schiller her. Eine neue deutſche Poeſie muß ſich an Schiller anſchließen, denn Goethe hat ſein Werk vollendet und iſt unerreichbar. Aber ein höheres Urtheil wird gegen beide Dichter gerecht ſein, eine freiere Neigung beide umfaſſen, wie ſie ſelbſt im Leben ſich befreundet waren. Beide im Bunde bezeichnen uns vollſtändig den deutſchen Charakter, welcher an allem Guten des Beſtehenden liebend feſthält, während er zum Beſſern unermüdlich fortſtrebt.

Sittliche Grundgeſtalt und verwandte Charakterzüge.

Die gemeinſchaftlichen Fundamentalideen aber, die dieſem ganzen Schlußkapitel zu Grunde liegen, ſo daß das Politiſche nur eine Erweiterung, das Religiöſe nur die Krone und Schiller's Weltſtellung nur ein Ergebniß von ihnen ſein kann, iſt das oft erwähnte heroiſch-humane Lebenselement, das, wie früher allenthalben gezeigt worden, auch Schiller's Dichtung und Forſchung trägt und durchdringt. Daß dieſe doppelte ſittliche Lebensgeſtalt einer höhern Einheit gleichmäßig mit allen andern Grundtrieben Schiller's untergeordnet iſt, indem beide Elemente den Menſchengeiſt theils in ſeinem ewigen Weſen theils in ſeiner zeitlichen Entfaltung wollen, iſt früher bewieſen worden. Eben ſo einleuchtend, als dieſe Unterordnung unter ein drittes Höhere iſt aber auch, daß das Heroiſche und Humane von einander ſpecifiſch verſchieden ſind. Es kann keineswegs, wie man mir vom Standpunkt falſcher philoſophiſcher Vorausſetzungen eingewandt hat, die ſchöne Menſchlichkeit in die hohe Freiheit hinübergeſpielt werden, ſo wenig als ſich das Schöne (im ſtrengen Sinnverſtande) in das Erhabene oder das Dichten in ein Denken auflöſen läßt, obgleich man es bei dem Denken und Dichten ebenfalls und zwar betrachtend, wie bei dem Heroiſchen und Humanen handelnd, das eine Mal mit der äußern Enthüllung in der Erſcheinung und das andere Mal mit dem innern Weſen des Gegenſtandes zu thun hat. Wie Schiller's kontemplative, hat auch ſeine praktiſche Natur zwei jener entſprechende Grundkräfte.

---

[1] Don Karlos nach deſſen urſprünglichem Entwurfe, S. VI.

Dieſe Verſchiedenheit muß ſich auch jedem Leſer an allen Orten unſerer ausführlichen Darſtellung aufgedrängt haben. Den ewigen Menſchengeiſt, die ſelbſtſtändige Vernunft, faßte Schiller unter der Form der Freiheit auf, und die ſchöne, edle Menſchlichkeit ſetzte er in die Entfaltung der natürlichen Neigungen, Triebe, Gefühle, kurz deſſen, was wir Herz und Gemüth nennen, und in dieſem veredelten unmittelbaren Naturgebiet des Seelenlebens erblühte ihm die Religioſität und die äſthetiſche Weltanſchauung. Nach dem erſten Princip war er mit Kant rigoriſtiſch, nach dem zweiten war er chriſtlich geſinnt. Aus dem erſten Princip leitete er das Erhabene, aus dem zweiten das Schöne ab, und ordnete darnach Würde und Anmuth neben einander. Nach dem erſten Princip ſprach er: „Achtung gegen die Gattung iſt die Seele aller Pflichten,“[1] nach dem zweiten behauptete er, das Gemüth mache eigentlich die Menſchheit im Menſchen aus.[2] Die Freiheit nannte er den Geſchlechtscharakter des Menſchen (und die Vernunft ſelbſt nur die ewige Regel deſſelben,[3] und die Humanität den reinſten Selbſtgenuß des Gebildeten. Aus der heroiſchen Freiheit floß ihm alles Hohe, Mächtige, Große, aus der jene ergänzenden Menſchlichkeit quoll ihm alles Rührende, Milde, Zarte, und Feuer vereinigte ſich ihm ſo mit Innigkeit zum ſchönſten Bunde. Weil aber der Seelenheroismus der Grundzug blieb, iſt er zum Tragiker berufen, iſt ſeine Schönheit ſelbſt hehr und erhaben, und weil im dritten Zeitraum das Humane ſo ſehr überwog, waltet hier häufig das Rührende und Wehmüthige vor und das religiös Erhabene trägt über das ſittlich Große oft den Sieg davon. Und weil dieſe volle, harmoniſch entwickelte ſittliche Natur überall mächtig eintrat, ſtellt Schiller ſeine Menſchen meiſtens handelnd und ſtrebend dar, iſt in allem, was er ſchildert, ein ſo hoher Ernſt — gegen ihn ſpielt Goethe nur, wann er dichtet — und bezaubern uns ſeine Dichtungen ſelbſt noch dann, wenn ſie künſtleriſch mangelhaft ſind. Dieſe innere Doppelgeſtalt ſtellte ſich auch in ſeinem Aeußern dar. Goethe ſagt:[1] „Alles Uebrige an ihm, ſeine Haltung, ſein Gang auf der Straße, jede ſeiner Bewegungen, war ſtolz und großartig; aber ſeine Augen waren ſanft." Aus ſeinem Auge ſprach die Menſchlichkeit des Herzens, aus allem Uebrigen ſeine Freiheit. Selbſt ſeine kühne Handſchrift drückte ſeinen Charakter aus, und ſein bewegtes Herz habe ich in dem Rhythmus ſeiner Sprache nachgewieſen. Das, worin er lebte, beſchleunigte auch ſeinen Tod. „Ich möchte faſt ſagen," ſpricht Goethe, „daß die Idee der Freiheit ihn getödtet hat, denn er machte dadurch Anforderungen an ſeine phyſiſche Natur, die für ſeine Kräfte zu gewaltſam waren." Und weil er mit ſympathetiſchem Herzen arbeitete, ſtrengte ihn das Dichten ſo ſehr an, denn es war immer mit einer Gemüthsbewegung verbunden und wirkte ebenfalls endlich zerſtörend auf ſeine Geſundheit und ſein Leben ein.

---

[1] Schiller's Werke in E. B. S. 1051. 2. m. (Oktavausg. B. 10, S. 518)

[2] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Th. 4, S. 266.

[3] Schiller's Werke in E. B. S. 1263. 1. (Oktavausg. B. 12, S. 346)

Aus der Idee der Geiſtesſelbſtſtändigkeit entfaltete ſich ihm ferner Menſchenachtung, Ehrliebe, Treue und Rechtlichkeit; aus der ſchönen Menſchlichkeit ſeines Herzens Liebe und Freundſchaft und alle Zierden des Umgangs. Unverletzt trug er ſeine Ehre durch das Leben, welches oft auch Beſſere beſudelt, und er ſteht ganz fleckenlos da. Unterwerfung unter irgend eine nicht mit Mäßigung und Weisheit wirkende Macht war ganz gegen ſeine Natur. „Hätte er dem Welt-Eroberer gegenüber geſtanden, er würde, wie der Greis Wieland, im vollen Bewußtſein ſeiner Menſchen- und Dichterwürde von der koloſſalen Größe des allmächtigen nicht bewegt worden ſein.“[6] „Die bloße Macht,“ ſpricht er,[7] „ſei ſie auch noch ſo furchtbar und grenzenlos, kann nie Majeſtät verleihen. Macht imponirt nur dem Sinnenweſen, die Majeſtät muß dem Geiſte ſeine Freiheit nehmen. Ein Menſch, welcher mir das Todesurtheil ſchreiben kann, hat darum noch keine Majeſtät für mich, ſobald ich ſelbſt nur bin, was ich ſein ſoll. Sein Vortheil über mich iſt aus, ſo bald ich will. Wer mir aber in ſeiner Perſon den reinen Willen darſtellt, vor dem werde ich mich, wenn's möglich iſt, auch noch in künftigen Welten beugen.“ Die Kant'ſche Sittenlehre lebte ſo in ihm, daß wenn ſie verloren gegangen wäre, er ſie aus ſeiner erhabenen Perſönlichkeit in geläuterter Form hätte wieder herſtellen können. Auch in den alltäglichen Verhältniſſen zeigte er ſich durchaus nobel. Aber die Schönheit ſeines Herzens entfaltete ſich im engern Kreiſe. Alles Holde und Liebliche floß da aus ſeiner Seele, und ſein immer etwas ſchwäbiſcher Dialekt trug ſeine Worte traulich von Herz zu Herzen. Jede menſchliche Regung fand Anklang auf den feinen Saiten ſeines Innern. Ein öfterer leiſer Zug des Spottes um Mund und Wange wurde durch Gutmüthigkeit gemildert. Seine Feder war ſchärfer, als ſeine Worte es ſein konnten; es koſtete ihn immer Ueberwindung, Jemanden etwas Hartes oder Herbes zu ſagen. Nie hat er ein freundſchaftliches Band gebrochen. Menſchliche Verhältniſſe ſtanden ihm über literariſchen. Er glaubte an eine Platoniſche Liebe. „Wenn die Sonne nicht mehr iſt,“ rief er dem Freunde im Hochzeitgedichte zu,[8] „liebe noch wie heute!“ Seine Neigungen waren tief und dauernd, auch ſeine wiſſenſchaftlichen. Als er ſich ſchon lange nicht mehr mit Philoſophie beſchäftigte, war ihm dennoch Kant's Weisheit noch immer „ein ewiger Schatz“ und eben ſo blieb er fortwährend ein Verehrer der Geſchichte.[1]

---

[1] Eckermann a. a. O. Th. 1, S. 196

---

[6] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Th. 2. S. 297.

[7] Schiller's Werke in E. B. S. 1160 1. m. (Oktavausg. B. 11. S. 165).

[8] Supplemente zu Schiller's Werken (bei Cotta) B. 3. S. 270.

Verfolgen wir die Ausbreitungen dieſer ſittlichen Doppelgeſtalt weiter, ſo ſehen wir aus dem Freiheitsprincip ſelbſt Schiller's eminente Denkkraft hervorgehen. Denn was iſt dieſe anders, als die auf die eigene Gedankenwelt gerichtete und ſie beſtimmende Energie des freien Willens?[2] Seine intellektuelle Größe iſt nur eine Anſiedelung ſeines kräftigen Willens in dem Erkenntnißgebiet im Intereſſe des Idealen. Dagegen mußte er aber auch überall für die Sache im Herzen ergriffen ſein, wenn ſie ihm gelingen ſollte. Seine Dichtung iſt rein von allen Nebenzwecken, und aller Eigennutz, wie die Gunſt der Großen und des Volks lag unter ihm. Ungeachtet er größtentheils von ſeinen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten lebte, hat niemand weniger um's Geld geſchrieben, als er.[3] Als Goethe den zweiten Theil der Zauberflöte auszuarbeiten Luſt bezeigte, „und wäre es auch nur um des leidigen Vortheils willen, der doch auch eine ſchuldige Beherzigung verdient,“ wie Goethe ſich ausdrückt; ſchrieb ihm Schiller: „Die Hauptſache iſt zwar freilich immer das Geld, aber nur für den Realiſten von ſtrikter Obſervanz. Ihnen aber muß ich den Spruch zu Herzen führen: Trachtet nach dem, was droben iſt, ſo wird euch das Uebrige zufallen.“[4] Er war nie mit ängſtlichen Sorgen um die Zukunft beſchäftigt. Die Natur habe ihm einen bodenloſen Leichtſinn gegeben, ſagte er. Er diente Niemanden, weder ſeiner Zeit noch irgend einem Menſchen, und beugte den ſtolzen Nacken nur dem Wahren, Guten und Schönen. „Hätte er, wie andere Dramatiker, in der Atmoſphäre und Gunſt eines mächtigen Beſchützers und Verſorgers gelebt; wer kann entſcheiden, ob nicht Dankbarkeit und Liebe den freien Schwung ſeines Geiſtes gehemmt hätten?“ — So mußte ſein kleiner Gehalt nur als eine Vergütung für die Bemühungen um das Theater in Weimar angeſehen werden, und er war jedem fremdartigen Einfluß entzogen.

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Goethe und Zelter, Th. 3. S. 127.
[2] Vergl. Th. 1. S. 42.
[3] Schiller's Leben von Frau v. Wolzogen, Th. 2, S. 301.
[4] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Th. 4. S. 198 f.

Ich vermehre dieſe Auseinanderlegung beider Momente noch durch einige ausfüllende verwandte Charakterzüge, welche auftragend ich die letzte Hand an das Gemälde lege.

Seit ſich Schiller's Gemüth geläutert und er Geiſtiges und Sinnliches, welches letztere er früher nur die thieriſche Natur des Menſchen nannte, durch ſeine Lehre der ſchönen Menſchlichkeit verſöhnt hatte, verwandelte ſich auch ſeine Anſicht vom Verhältniß der Tugend und des Genuſſes, welche er früher für unvereinbar hielt. So hatte er in der Reſignation geſprochen:

»Wer dieſer Blumen Eine brach, begehre
Die and're Schweſter nicht.«

Eben ſo hatte er einer Freundin in's Stammbuch geſchrieben, die irdiſchen Freuden nur aus der Ferne zu betrachten, doch ſie nicht zu pflücken;[1] und noch in dem Lehrgedichte, das Ideal und das Leben meinte er:[2]

„Zwiſchen Sinnenglück und Seelenfrieden
Bleibt dem Menſchen nur die bange Wahl.«

Jetzt aber lud ſeine veredelte Natur und Anſicht zum Genuß ein, dem ſie ſich ohne ſittliche Gefahr hingeben durfte, ja er nannte nur die Natalie im Wilhelm Meiſter, und nicht mit Goethe ihre Tante, eine ſchöne Seele und eine vollkommene Sterbliche, weil nur ſie das Sinnliche mit dem Sittlichen zu verbinden wiſſe.[3] Er hatte den Sinnengenuß in ſeine menſchliche Moral aufgenommen. Aber Verdienſt und Glück ſchienen ihm fortwährend in den meiſten Fällen im Widerſpruch zu ſtehen und die angebliche Harmonie zwiſchen dem Wohlſein und Wohlverhalten eine Lüge zu ſein.[4] Dieſe Lebenserfahrung war das Subſtrat ſeiner tragiſch-erhabenen

---

[1] Siehe Theil 1, S. 281.

[2] Schiller's Werke in E. B., S. 27 (Oktavausg. B. 1, S. 138).

[3] Siehe Theil 3, S. 137 f.

[4] Schiller's Werke in E. B., S. 1267. 2 (Oktavausg. B. 12, S. 786).

Weltanſicht, die ſeinem Gefühl eine Beruhigung gab, welche der bloße Verſtand nie finden kann.

Nichts war ſeinem Weſen ſo ganz entgegengeſetzt, als alles Flache und Gemeine. Eine unbedeutende, leere Unterhaltung konnte ihn zur Verzweiflung bringen. „Der Idealiſt,“ ſagt er,[1] „iſt ein geſchworner Feind alles Kleinlichen und Platten, und wird ſich ſelbſt mit dem Extravaganten und Ungeheuern verſöhnen, wenn es nur von einem großen Vermögen zeugt.“ Noch mehr ſtießen gemeine, rohe Sitten ſeine Natur ab, die ganz auf edler Kultur errichtet war, denn nichtige Formen näherten ſich doch noch mehr jenem „äſthetiſchen Schein,“ dem er für den edlen Umgang das Wort redete.[2] Das Gemeine dagegen, in der Dichtung wie in der Geſellſchaft, ſtellte den Ausdruck einer der ſeinigen durchaus entgegengeſetzten Geſinnung dar.

Wie in jedem überwiegend ſelbſtthätigen Geiſte war auch bei Schiller das receptive Vermögen untergeordnet. „Das Einſammeln von Kenntniſſen,“ bemerkt Humboldt, „um der Kenntniſſe willen, kannte er nicht und achtete er nicht genug. Das Wiſſen erſchien ihm zu ſtoffartig und die Kräfte des Geiſtes zu edel, um in dem Stoffe mehr zu ſehen, als ein Material zur Bearbeitung.“ Von dem ältern Plinius ſagt er daher:[3] „Gegen einen ſolchen Mann war ſelbſt Haller ein Zeitverſchwender. Aber ich fürchte, er hatte über dem ungeheuern Bücherleſen, Excerpiren und Diktiren zum freien Nachdenken nicht recht Zeit, und er ſcheint alle Thätigkeit des Geiſtes in das Lernen geſetzt zu haben.“

Dieſe Selbſtthätigkeit hatte noch eine andere Folge. Goethe ſagt einmal von ſich, er könne einen Menſchen, den er nur eine halbe Stunde ſprechen gehört habe, durch ein ganzes Buch hindurch ſprechen und handeln laſſen. Ein ſolcher bewundernswürdiger Sinn für Auffaſſung des Objektiven ging unſerm Schiller ab, ungeachtet er, nach Frau von Wolzogen, die charakteriſtiſchen Eigenheiten und Aeußerungen anderer gern und aufmerkſam beobachtete. Er brachte alles Aufgefaßte ſchnell unter die Form des Begriffs oder des Herzens und zog dadurch die Dinge in ſein Inneres. Das ganz Individuelle für ſich genommen erſchien ihm als unbedeutend und geringfügig.

---

[1] Schiller's Werke in E. B. S. 1830, ſ. a. (Oktavausg. B. 12, S. 224).

[2] Siehe Theil 3, S. 33.

[3] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe. Th. 6, S. 188.

Ueberhaupt hatte er ein doppeltes Organ, das Wirkliche aufzufaſſen, Verſtand und Herz. Einerſeits ſah er mit klarem Blick in die Dinge und das Weltgetreibe und urtheilte beſonnen und nüchtern, ja oft ſchneidend über Zwecke und Handlungen der Menſchen. „Er hatte ſcharf in den gewöhnlichen Weltlauf geblickt," ſagt Frau von Wolzogen, „wo kleinliche Tücke und Gemeinheit oft für den Augenblick über das Große ſiegt und an der Wurzel des Edeln nagt." Indem er Wirkliches und Ideales, die Menſchen und den Menſchen immer aus einander hielt, entwickelte ſich in ihm ein ſeltner Weltverſtand und eine Klugheit und Umſicht in Lebensverhältniſſen, wie man ſie von dem einſiedleriſchen, idealiſirenden Dichter und Denker nicht erwarten ſollte. Nach dem Satze: „Alles wiederholt ſich nur im Leben," wußte er aus wenigen Erlebniſſen alle mögliche Erfahrung zu anticipiren. Seine Urtheile über Menſchen und Lebensverhältniſſe im Briefwechſel mit Goethe ſind auch nach dem Ausſpruche dieſes kalten Beobachters höchſt treffend und beſtimmt.[1] Andererſeits hatte dieſe zerſetzende Verſtandesſchärfe ein Gegengewicht in der Art, wie Schiller durch das Herz das Menſchenleben ſittlich und religiös-äſthetiſch auffaßte. Was ſein Verſtand alles vom wirklichen Treiben der Menſchen und von der Abnormität unſerer jetzigen Kultur richtig erkannt hatte, das bildete ſein ideal geſtimmtes Gemüth zu einer wehmüthigen, ſehnſuchtsvollen, trauernden Weltanſicht aus, die er vielgeſtaltig in ſeinen Poeſien offenbarte.[2] Es iſt die elegiſche Stimmung eines hohen Geiſtes, dem es in der Gemeinheit der Welt nicht wohl iſt; eines Edlen, der an die Küſte von Barbaren verſchlagen, ſeiner Heimath immer gedenkt. Alles erinnert ihn durch den Kontraſt an das Jenſeitige, für welches er ſich bald in der helleniſchen Blüthenwelt, bald in dem reinen Naturzuſtande, bald in der körperlichen Schöpfung würdige Symbole ſucht. Die Thräne in ſeinem Auge iſt ein himmliſcher Thautropfen. Auch jener großartige Humor, welcher ſich im Spiel über menſchliche Thorheit erhebt, war wenn, auch ſeiner Natur verſagt, doch von ihm gewürdigt. „Wer über alles lachen könnte," meinte er, „würde die Welt beherrſchen."[1]

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe. Th. 4, S. 109.

[2] Wie kann G. Schwab die Gedichte: der Pilgrim, Sehnſucht, Thekla eine Geiſterſtimme, „verſchwommene Gedichte" nennen? Kann denn das Aetheriſche angemeſſener dem ſinnlichen Auge erſcheinen, als in ätheriſchem Leibe?

In dieſe getrennte begriffsmäßige und ideale Betrachtung theilte ſich aber die äußere Natur nicht, die er allein ſittlich und religiös-äſthetiſch durch ſein Gemüth auffaßte, ſo daß er durch wiſſenſchaftliche Denkkraft ſich dieſe geiſtige Auffaſſung nur verdeutlichte und nach allen Seiten und in alle Tiefen verfolgte. Die durch Goethe veranlaßte begriffsmäßige Beſchäftigung mit einigen Naturgegenſtänden war vorübergehend. Jene ideale Betrachtung der Natur aber hat noch kein Dichter und kein Menſch ſo ausgebeutet und erſchöpft, als Schiller in ſeinen proſaiſchen und poetiſchen Werken, und aus dieſer Naturanſicht, die ſich ihm ſtets in Kontraſt mit dem Menſchlichen und den Verirrungen der Kultur ſtellte, öffnete ſich ihm immer von neuem eine Quelle der ſeltenſten, eigenthümlichſten, zarteſten Ideen und Gefühle. „Unſer Gefühl für Natur," ſagt er einmal, „gleicht der Empfindung des Kranken für Geſundheit." Dieſer ſentimentaliſche Zug geht durch alles hindurch.

Dieſe Stimmung liegt auch ſeiner Auffaſſung der Frauen zu Grunde, in denen ja eine reine, ungetheilte Natur iſt. „Welcher einzelne Neuere", fragt er mit Recht,[2] „tritt heraus, Mann gegen Mann, um mit dem einzelnen Athenienſer um den Preis der Menſchheit zu ſtreiten?" Aber er that nicht dieſelbe Frage auch in Bezug auf das neuere Weib, und jenes Gemälde der modernen Kulturverirrung durch inſeitige Begriffs- und Geſchäftsbildung in den äſthetiſchen Briefen paßt nur auf das männliche Geſchlecht. Der

---

[1] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Th. 2, S. [illegible]

[2] Schiller's Werke in E. B. S. 1182. 1 (Überſetz. S. 12 [illegible]

Zuſtand der modernen Welt, welcher der vollen Entwickelung des Mannes ſo ungünſtig iſt, läßt die des Weibes fröhlich gedeihen. Lebte ſein Ideal des Mannes im Alterthum, ſo iſt ſein Ideal der Weiblichkeit ganz aus der modern-chriſtlichen Kultur hervorgegangen, ja auf dieſe beſchränkt. Er will die Frauen im guten Wortſinne ſentimentaliſch haben, wie es die ſeiner Dichtung, mit Ausnahme der unweiblichen Verſtandesfiguren, in ſehr verſchiedenen Schattirungen durchweg ſind. Er betrachtet und behandelt ſie gleichſam als Symbole der edeln, reinen, tiefen, ernſten „Geiſterliebe,“ von welcher ihm die Seele voll iſt. Er ging im Jahr 1795 in einem Briefe an Humboldt[1] ſo weit, zu ſagen, die griechiſche Weiblichkeit und das Verhältniß beider Geſchlechter zu einander bei dieſem Volke, ſo wie beides bei den Poeten erſcheine, ſei mit ſeltenen Ausnahmen ſehr wenig äſthetiſch und im Ganzen ſehr geiſtleer; im Homer kenne er keine ſchöne Weiblichkeit, denn die bloße Naivität in der Darſtellung mache es noch nicht aus, und eben ſo wenig finde er in den Tragikern eine ſchöne Weiblichkeit oder eine ſchöne Liebe; die ideale Selbſtſtändigkeit der reinen menſchlichen Natur ſehe er mit der Eigenthümlichkeit des Geſchlechts nirgends vereinigt. Es iſt nicht zu bezweifeln, daß Schiller dieſe Meinung ſpäter milderte oder erweiterte; aber ſeine chriſtlich-germaniſche Denkweiſe ſuchte in der weiblichen Natur immer etwas Höheres, Innigeres, als er im Alterthum fand.

Wegen dieſer ſchönen Natur erhob er das Weib der neuern Zeit über den Mann,[2] und um dieſe innere Menſchennatur in ſich zu entwickeln und zu ſtärken, fühlte er ſich ewig zur äußern Gottesnatur hingezogen. Daß ihm in dieſen unmittelbaren Naturkräften der Seele das Sittliche, Religiöſe und Aeſthetiſche lebte und wirkte, habe ich dargethan, und daß ſeine ganze Dichtung — ohne Bewußtſein ſchon in der erſten Periode[3] — darauf ging, dieſe unmittelbare Menſchennatur im Intereſſe eines künftigen beſſern Zuſtandes der

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Humboldt, S. 362 f.

[2] Siehe Theil 2, S. 141 f.

[3] Siehe Theil 1, S. 73.

Geſellſchaft zu kräftigen und zu veredeln — das in allen Richtungen unwiderleglich nachgewieſen zu haben, iſt der Endzweck und die ideale Einheit des vorliegenden Werkes.

Schluß.

Eben dieſe Ganzheit und innere Harmonie, die er bei der modernen Menſchheit vermißte und durch ſittlich und religiös-äſthetiſche Bildung herſtellen wollte, war in ihm ſelbſt. Was ſich ſonſt nur getrennt findet, das vereinigte er in ſchönem Einklang. Er gab ein neues Beiſpiel der ebenmäßigen Vereinigung eines großen poetiſchen und philoſophiſchen Talents, und wie ſeine intellektuelle, umfaßte auch ſeine ſittliche Natur Eigenſchaften, die gewöhnlich nur in verſchiedenen Exemplaren vorkommen. Die höchſte Energie der Charakterſelbſtſtändigkeit und der ganze Stolz eines freien Geiſtes wohnte in einem weich und beinahe weiblich zart und innig organiſirten Gemüthe. Gleichmäßig war Schiller's Seele den dreieinigen Gütern und mit ihnen dem Geſammtintereſſe der Menſchheit, dem Wahren, dem Guten und dem Schönen, zugewandt. Er war ein Forſcher der Wahrheit, ein Prieſter der Schönheit, aber das ſittlich Gute erſt war die höchſte, innigſte Angelegenheit ſeines Herzens, und die erhabene Idee der fortſchreitenden Veredlung unſeres Geſchlechtes leuchtete ihm vor. Wenn man daher von einer einſeitigen Ausbildung des Schiller'ſchen Geiſtes ſpricht, ſo ſcheint dieß nur auf einer äußern Betrachtung zu beruhen, welche die wahre Menſchenbildung mit Aneignung einer Maſſe poſitiven Wiſſens und mit Ausbreitung über ein breites Erfahrungsfeld verwechſelt. Goethe war in ſeiner Sphäre vollendeter und war weit erfahrner, aber Schiller war die reichere und tiefere Natur. Ob Goethe in der Naturforſchung und Kunſtbeurtheilung ſo viel leiſtete, als Schiller in der Philoſophie und Geſchichte, muß erſt die Folgezeit feſtſtellen.

Schiller iſt, wie ſeine Johanna, eine höhere Erſcheinung. In allen ſeinen Werken iſt es über dieſe hinaus er ſelbſt, der uns immer ergreift und bezaubert. Das innere Leben dieſes Geiſtes ſetzt uns allenthalben mit dem Größeſten nicht nur unſerer, ſondern jeder Zeit in Verbindung. Die wichtigſten Intereſſen und theuerſten Güter der Menſchheit ſehen wir in ſeiner Perſon vertreten, und die höchſten Fragen der Weltgeſchichte und der Wiſſenſchaft löſen ſich leichter in den Schickſalen und in der Entwickelung dieſes Individuums. Daher ſchien es, zumal in unſern Tagen, wo wir Schiller's Körperform aufſtellen ſahen, keine unwürdige Aufgabe, auch ſein Geiſtesbild zu errichten, und die Deutſchen auf die ewige Charaktergeſtalt des großen Dichters und Denkers zu verweiſen, welchem zum vollkommenen Menſchen nichts fehlte, als Glück und Geſundheit.

Alphabetiſches Verzeichniß

aller erklärten Gedichte und proſaiſchen Schriften Schiller's.

1. Außer den lyriſchen Stücken in den Räubern und der übergangenen „unüberwindlichen Flotte“ ſind alle poetiſche und proſaiſche Schriften, die ſich in »Schiller's ſämmtlichen Werken« befinden, erklärt und hier angeführt.

2. Die nur in den Supplementen Schiller's (bei Cotta 1840 und 1841, in 4 Bd.) ſtehenden Schriften ſind nur zum Theil berückſichtigt und hier mit einem Kreuz (†) bezeichnet. (Dieſe, mit einem chronologiſchen Verzeichniß verſehenen Supplemente können zugleich als Beilagen des vorliegenden Werkes betrachtet werden)

3. Die römiſche Ziffer in dieſem Regiſter zeigt den Theil, die arabiſche die Seitenzahl der Biographie an.

A.

† Abend, der (in dem ſchwäbiſchen Magazin): I, 28.
Abend, der, nach einem Gemälde: III, 131, beſchreibend. III, 251, Erklärung.
Abſchied vom Leſer: III, 162, Schlußſtrophe. III, 246, zwei Verſe. III, 270 bis 272, Erklärung.
Achtzeilige Stanze: III, 192.
Aeſthetiſche Erziehung des Menſchen, ſiehe Briefe über Ä.

Alpenjäger, der: III, 298. V, 243. V, 248 f. V, 272.
An †: III, 181. III, 206.
An † †: III, 181. III, 206.
An † † †: III, 181. III, 206.
‡ An Demoiselle Slevoigt, ſiehe Demoiſelle S.
An den Herausgeber der Propyläen: V, 15 bis 19.
An die Freunde, ſiehe Lied ꝛc.
An Emma, ſiehe Emma.
An Goethe, ſiehe Goethe.
‡ Analytiker, der: III, 101.
‡ Ankündigung der rheiniſchen Thalia: I, 251 f.
Anmuth und Würde: II, 262, in der neuen Thalia. II, 311 bis 324, Erläuterung. III, 111, antithetiſche Behandlung. III, 113, Veranſchaulichung durch Mythologie. III, 201 f., eine Stelle.
‡ Anthologie für das Jahr 1782: I, 100 f.
Antike an den nordiſchen Wanderer, die: III, 164.
Antiken zu Paris, die: III, 164, Erklärung. III, 246. IV, 246.
‡ Antikenſaal zu Mannheim: I, 266.
‡ Antipathie, meine: III, 203.
Antritt des neuen Jahrhunderts: V, 9 bis 11.
Archimedes und der Schüler: III, 147.
Aſtronomen, an die: III, 194.
Aſtronomiſche Schriften: III, 194.
Aufgabe: III, 180. III, 201.
Aufpaſſer: III, 181. III, 206.

B.

Balladen im Allgemeinen: III, 132, ihr Begriff. III, 287, Veranlaſſung. III, 291 bis 340, die Balladen des 1. Luſtrums. V, 225 bis 252, die Balladen (Romanzen) des 2. Luſtrums.
‡ Bedeutung, die: III, 193.
Begegnung, die: III, 267 bis 269.
Belagerung von Antwerpen, die: II, 133 f.
Belebende, das: III, 205.
‡ Belohnung, die: III, 193.
Berglied, das: V, 243. V, 249 bis 251.
‡ Bericht an den Herzog Karl: I, 31.
‡ Berufene Richter, der: III, 193.
Berühmte Frau, die: III, 198.
Beſte Staatsverfaſſung, die: III, 209.
Beſte Staat, der: III, 209.
‡ Bildungskraft: III, 190.
Blumen, die: I, 114.
Braut von Korinth von Goethe, Schiller's Urtheil: III, 288.

Braut von Meſſina, Trauerſpiel: III, 208, eine Stelle im Monolog. III, 209, Worte Don Manuel's. V, 58 bis 62, Abfaſſung und Aufführung. V, 63 bis 120, Kunſtkritik des Trauerſpiels. V, 201, mit den „Kindern des Hauſes“ verglichen. V, 235. V, 414. V, 420.
Breite und Tiefe: III, 151 f. III, 152 f. III, 163.
Briefe über die „äſthetiſche Erziehung des Menſchen“: I, 16. II, 263. 269. III, 22, Stellung im Ganzen. III, 33 bis 37, Erörterung. III, 113, Veranſchaulichung durch Mythologie. III, 123, unpaſſende Briefform. V, 302.
Briefe über Don Karlos: I, 291 bis 309, Beurtheilung ihres Inhalts. II, 75, Verfaſſungs-Ort. II, 94 bis 103, Erörterung. II, 112, humaner Ton. III, 123, Briefform. IV, 70, Begriff der Freundſchaft.
Briefe Schiller's, im Allgemeinen gewürdigt: III, 194.
Buchhändler-Anzeige: III. 184. III, 223.
Bürger, über Bürger's Gedichte: II, 82, eine Stelle. II, 291 bis 299, Erklärung. III, 321, III, 249, einzelne Stellen. IV, 222, Urtheil A. W. Schlegel's.
Bürgſchaft, die: III, 202. III, 326 bis 332, Erklärung.

C.

Die betreffenden Artikel ſtehen unter dem Buchſtaben K.

D.

Danaiden, die: III, 214.
; Delikateſſe im Tadel: III. 191.
Demetrius, Trauerſpiel: V, 263. V, 272, der Plan aufgegeben. V, 292 bis 301, Auseinanderſetzung. V, 323. V, 254, zuerſt in Proſa. V, 353, beabſichtigte Vollendung durch Goethe.
Demoiſelle Slevoigt, an: III, 269.
Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Marſchalls von Vieilleville: II, 193 bis 198.
Deutſche Muſe, die: III, 192. III, 246. IV, 246, Erklärung.
Deutſche Treue, die: III, 132, rein darſtellend. III, 291 bis 293, erläutert.
‡ Deutſchland und ſeine Fürſten: III, 210.
Deutſcher Genius: III. 192.
Deutſches Luſtſpiel: III. 226.
Dichter, an den: III, 192.
Dido, ſiehe Metriſche Ueberſetzungen aus Virgil.
Dilettant: III, 191.
; Dilettantismus, Schema über den: IV, 116.

Diſtichen, das: III, 192.
Dithyrambe (auch: der Beſuch): III, 183 f. Erklärung IV, 96.
Don Karlos, dramatiſches Gericht, ſiehe Karlos.
Drama im Allgemeinen: I, 312 bis 320, antikes und modernes II, 20?. Dramatiker und Hiſtoriker. III, 279 f., Rückkehr zum Drama. IV, 152 bis 156. Drama im Unterſchied vom Epos. V, 255. V, 303 bis 310. Schiller's Dramen im Allgemeinen.
‡ Dramaturgiſche Preisfragen: I, 241.
Drei Alter der Natur: III, 191. IV, 97, richtigere Erklärung.

E.

Egmont, über, Trauerſpiel von Goethe: II, 292 bis 294. Erläuterung. V, 13. Redaktion für das Theater.
Ehrwürdige, das: III, 209.
Eigene Ideal, das, III, 182 f. V, 413.
Einem Freunde in's Stammbuch, ſiehe Freunde ꝛc.
Elegie auf den Tod eines Jünglings: I, 115.
Eleuſiſche Feſt, das: IV, 76. IV, 80 bis 85, Erklärung V, 369.
Elyſium, eine Kantate: I, 117.
Emma, an: III, 265. III, 266. III, 340.
‡ Empiriker: III, 187.
Entſcheidung: III, 204.
Entzückung an Laura (auch: die ſeligen Augenblicke an Laura): I, 112.
Epigramme: III, 167, überhaupt. III, 179 bis 211, die allgemeinen Epigramme (meiſtens: „Votivtafeln“). III, 227 bis 233, Beurtheilung. IV, 75, einige kulturhiſtoriſche Epigramme.
Epiſche Hexameter: der: III, 192.
Erbprinzen von Weimar, dem, als er nach Paris reiſ'te: V, 36. V, 275. V, 277.
Erhabene, über das: I, 117, II, 204, der freie Wille. II, 218 f., teleologiſche Behandlung der Geſchichte. III, 22. Stellung des Aufſatzes. III, 37 bis 41, Erörterung. III, 113, Veranſchaulichung durch Mythologie. III, 131. Grammatiſches V, 5.
Erhabenen, vom, ſiehe Ueber das Pathetiſche.
Erhabene Stoff, der: III, 225.
Eroberer, der: I, 38 f.
Erwartung, die: II, 145. III, 265 bis 267, Erklärung. IV, 49.
Erwartung und Erfüllung: III, 197.
‡ Erzieher, der: III, 183.
Etwas über die erſte Menſchengeſellſchaft ꝛc., ſiehe Menſchengeſellſchaft

F.

Falscher Studiertrieb: III, 196.
Fantasie an Laura, siehe Phantasie.
Faust von Goethe, beurtheilt von Schiller: IV, 156 bis 160.
Fiesko, Verschwörung des: I, 125, erster Entschluß. I, 135, Weiterarbeiten. I, 153, Verlesung des F. in Mannheim. I, 165 geforderte Umarbeitung. I, 170, Umarbeitung für's Theater. I, 176, von Dalberg nicht angenommen. I, 178, Druck bei Schwan. I, 181 bis 196, Beurtheilung. I, 217 f., Abänderung für's Theater. I, 222, Aufführung in Mannheim. I, 222 f., „Erinnerung des Verfassers an das Publikum.“ I, 222, polemischer Charakter. V, 173, ähnliche Situation im Tell.
Flüchtling, der: I, 118.
Flüsse, die: (sechszehn Distichen): III, 223.
Foliostammbuch eines Kunstfreundes, in das: III, 210.
Forscher, die: III, 187.
Forum des Weibes, das: III, 190.
Fräulein von Arnim, am 2. Mai: II, 56 f.
Freigeisterei der Leidenschaft, siehe Kampf.
Freunde, an die: II, 88. III, 148, Schlußverse. V, 39 bis 40. V, 281.
Freunde, einem, in's Stammbuch: III, 210.
Freundin, einer jungen, in's Stammbuch: II, 73, an wen gerichtet? III, 145, Grundidee. V, 440.
Freund Koch in Subjaco: V, 40 f.
Freundschaft, die: I, 111.
Freund und Feind: III, 202.
Frühling, an den: I, 118.
Führer des Lebens, die: III, 131. III, 180.

G.

Gang nach dem Eisenhammer: III, 322 bis 328.
Gartenkalender, über den, vom Jahr 1795: III, 93 bis 96.
Gebrauch des Chors in der Tragödie, über den: V, 90 bis 104.
Gedanken über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunst: III, 23. III, 91 bis 93, Erläuterung. V, 3, Zeit des ersten Drucks. V, 27, muthmaßliche Veranlassung.
Gefahr ästhetischer Sitten, von der, siehe: Ueber die nothwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen.
Gefährliche Nachfolge: III, 224.
G. G. (Gelehrte Gesellschaften): III, 224.
Gegenwärtige deutsche Theater, über das: I, 127.
Geheimniß der Reminiscenz, an Laura: I, 113. I, 116.
Geheimniß, das: I, 27. II, 145. III, 208, erklärt. III, 293.

Geiſterſeher, der: II, 12, Stellung in Schiller's Entwickelung. II, 18 bis 34, Erörterung. IV, 173, eine religiöſe Verirrungsgeſchichte. IV, 208, mit Mortimer verglichen. IV, 330.
Gelehrter Arbeiter (Philiſter): III, 190.
Gemeinſames Schickſal: III, 197.
Genialität: III, 189. IV, 181.
Genius, der, (auch Natur und Schule): III, 59. III, 129. III, 142 f. erklärt. IV, 223, Urtheil A. W. Schlegel's. IV, 356, der Genius in der Johanna. V, 253. V, 419.
Genius, der (ein Diſtichen): III, 189.
Genius mit der umgekehrten Fackel: III, 197.
Geſchenk, das: III, 210.
Geſchichte der merkwürdigſten Rebellionen und Verſchwörungen der mittlern und neuern Zeit: II, 8 f.
Geſchichte der Unruhen, welche der Regierung Heinrich's IV. vorangingen bis zum Tode Karl's IX: II, 173 bis 176, Erläuterung. III, 109, unbefriedigendes Ende.
Geſchichte des Abfalls der Niederlande: II, 11, Veranlaſſung. II, 61, Hauptarbeit. II, 115, wann erſchienen? II, 122 bis 133, Erörterung. II, 185, 187, 189, Vergleichungen mit der Geſchichte des dreißigjährigen Kriegs. II, 202. II, 205. II, 210. II, 217. V, 194. Geßler ein zweiter Alba.
Geſchichte des dreißigjährigen Kriegs: II, 181 bis 193, Erörterung. II, 208. Churfürſt Johann Friedrich. II, 211, 212, 270.
Geſchlechter, die: III, 143, erklärt. III, 270. IV, 96. IV, 108.
Geſetzgeber, an die: III, 208.
Geſetzgebung des Lykurgus und Solon: II, 164 bis 166.
† Gewiſſen Leſern: III, 213.
Gewiſſensſkrupel: III, 204.
† Gewöhnliches Schickſal: III, 193.
Glaube, mein: III, 186.
Glocke, ſiehe Lied von der Glocke.
Glück, das: III, 146, erläutert. III, 206. IV, 371. V, 238. V, 253
Glück und Weisheit: I, 116.
Göthe, an, als er den Mahomet des Voltaire auf die Bühne brachte: IV, 240 bis 246, Erläuterung. V, 283.
† Göttliche, das: III, 188.
Götter Griechenlands, die: II, 79. II, 81 bis 90, Erörterung. IV, 87. IV, 97. IV, 223, Urtheil A. W. Schlegels. IV, 259. V, 394. V, 419.
Grabſchrift eines gewiſſen Phyſiognomen: I, 103.
Graf Eberhard der Greiner: I, 119.
Graf von Habsburg: IV, 93. V, 213 bis 247, Erklärung.
Griechiſcher Genius, an Heinrich Meyer in Italien: III, 164.
Griechheit: III, 225.

Größe der Welt: I, 117.
Großmüthige Handlung aus der neueſten Geſchichte: I, 129.
Grund, über den, des Vergnügens an tragiſchen Gegenſtänden: II, 256. II, 257. II, 303 bis 306, Erläuterung.
Gruppe aus dem Tartarus: I, 117.
Güte und Größe: III, 201.
Gürtel, der: III, 270.
Gunſt der Muſen: III, 189.
Gunſt des Augenblicks: V, 20. V, 27 bis 28, Abſicht. V, 241.

H.

Handſchuh, der: III, 301 bis 304.
Hektor's Abſchied: V, 17.
Herausgeber der Propyläen, ſiehe An den Herausgeber.
Hermann und Dorothea von Goethe, beurtheilt von Schiller: III, 277. IV, 182 f.
Hero und Leander: V, 11. V, 231 bis 238, Erklärung. V, 242 f.
Herzog von Alba bei einem Frühſtück rc.: II, 180.
Hiſtoriſche Memoires: II, 168, im Allgemeinen. II, 170 f., die Aufſätze Schiller's in denſelben.
† Hochzeitgedicht auf die Verbindung Henriettens: I, 196. III, 209, eine Vergleichung.
† Hochzeitgedicht an einen Freund: V, 408.
Höchſte, das: III, 200. IV, 86.
Hoffnung, die: III, 132 f. IV, 48. V, 287 f. V, 401.
Homeriden, die: III, 226.
Homerskopf: III, 210.
Horen: II, 290, Plan. III, 6 f., Begründung. III, 7 bis 11, Einladung zur Theilnahme und Anzeige. III, 14, Goethe. III, 19 f., Recenſionen der Horen. III, 58, fernere Jahrgänge. III, 279, 283, Horenqual. III, 290, ſchwaches Ende. V, 370.
Huldigung der Künſte: III, 154, einige Verſe. V, 23, die ſieben Farben. V, 275, Veranlaſſung. V, 276 bis 282, Erörterung. V, 336. V, 367. V, 392. V, 438.
† Hymne an den Unendlichen: I, 120.

I.

Ideal und das Leben (auch: Reich der Schatten oder der Formen): III, 89. III, 127. III, 129. III, 137 bis 141, Erklärung. III, 207. III, 257, 260. III, 311, Urtheil Humboldt's. IV, 174. IV, 223, Urtheil A. W. Schlegel's. V, 392. V, 409. V, 440.
Ideale, die: I, 10. I, 113. II, 235 f. III, 129, 235. III, 257 bis 263, Erklärung. IV, 108. IV, 245.
Idealiſche Freiheit, die: III, 200.
Jeremiade: III, 226. III, 232.

Jetzige Generation, die: III, 181. III, 222 f.
Ilias: III, 85. IV, 143.
In das Folioſtammbuch ꝛc., ſiehe Folioſtammbuch ꝛc.
Inneres und Aeußeres: III, 203.
Johanniter: III, 338. IV, 75 f. V, 381. V, 418.
Iphigenie in Aulis, von Euripides überſetzt: II, 103 bis 107.
Iphigenie von Goethe, beurtheilt von Schiller: IV, 184. V, 14 f.
Indiſches Bündel: III, 185.
Jungem Freunde, einem, als er ſich der Weltweisheit widmete: III, 165.
Jungen Freundin, einer, in's Stammbuch, ſiehe Freundin.
Jugend, die: III, 196.
Jungfrau von Orleans, Tragödie: IV, 297, anfangs nicht für's Theater. IV, 317 bis 323, Abfaſſungsgeſchichte und Aufführungen. IV, 330, Darſtellung in Leipzig. IV, 332 bis 384. Kunſtkritik der Tragödie. V, 46 f. V, 82. V, 119. V, 134 f. Aufführung in Lauchſtädt. V, 237, mit der »Kaſſandra« verglichen. V, 238, Stelle aus dem Monolog. V, 378, Vaterländiſches. V, 387. Erzbiſchof. V, 403. V, 415. V, 432.
Jüngling am Bache, der: V, 226. V, 230.

K.

Kabale und Liebe: I, 161, erſte Idee. I, 169. Ausarbeitung in Oggersheim. I, 181 bis 196, Beurtheilung. I, 210. I, 227 f. I, 292. IV, 287. V, 91.
Kampf, der (auch: Freigeiſterei der Leidenſchaft): I, 281 ff., Erklärung. II, 56, III, 293.
Kampf mit dem Drachen: III, 333 bis 339, Erklärung. V, 231. V, 309. V, 415.
Kant und ſeine Ausleger: III, 224.
Karlos, Don: I, 213, früheſte Idee. I, 240 ff. Ausarbeitung der erſten Akte. I, 252, Hauptcharaktere ſubjektiv. I, 260. Vorleſen des Dramas. I, 279, Vollendung. I, 287 bis 320, Erörterung. IV, 52, eine Stelle. IV, 241, Ausſpruch Poſa's. IV, 290. IV, 298, für die Bühne verkürzt. IV, 341, Poſa. IV, 376, mit Johanna verglichen. V, 129, mit Tell verglichen. V, 211, Unterſchied vom Tell. V, 219. V, 391.
Karthago: IV, 77.
Kaſſandra: V, 236 bis 240. V, 242 f.
Kaſtraten und Männer, ſiehe Männerwürde.
Kaufmann, der: IV, 76.
Kind in der Wiege, das: III, 195. IV, 91. V, 171.
Kinder des Hauſes, die: Plan eines Schauſpiels: V, 290 bis 297.
Kindesmörderin, die: I, 115.
Klage der Ceres: III, 150 f., erläutert. IV, 90. IV, 106. V, 256. V, 420.

Kleinigkeiten (acht Epigramme, von denen [illegible] und 6. hier nicht beſonders aufgeführt ſind): III, 102.
† Klopſtock und Wieland: I, 103.
Kolumbus: III, 131. III, 147, erläutert: III, [illegible].
Korrektheit: III, 191. III, 210.
Kraniche des Ibykus: III, 314 bis 318, erläutert: [illegible], Schluß. V, 259. Grammatiſches.
Kritik Schiller's, im Allgemeinen gewürdigt: IV, 189 bis 193.
Kulturhiſtoriſche Gedichte: IV, 74 bis 142.
Künſtler, die: II, 90 bis 94, Erklärung. III, 113. III, 118. III, 145. III, 249. III, 318. IV, 61. IV, 98. V, 270. V, 278. V, 282. V, 301. V, 302. V, 459 f.
Kunſtgriff, der: III, 225.
Kunſtſchwätzer: III, 193.

L.

Laura am Klavier: I, 112.
Laura-Gedichte im Allgemeinen: I, 111.
† Lehre an den Kunſtjünger: III, 191.
Leichenphantaſie: I, 115. IV, 297.
† Letzte Zuflucht: III, 187.
Licht und Wärme: III, 152. III, 162. III, 163. V, 259. V, 441.
Licht und Farbe: III, 164.
Liebe und Begierde: III, 201.
Lied an die Freude: I, 274 bis 277. V, 264.
Lied von der Glocke: IV, 74, Phrenologiſches. IV, 76, eine Stelle, IV, 97 bis 110, Erörterung, IV, 119 f., Aufführung in Weimar, V, 46 f., Kotzebue, V, 259, Grammatiſches, V, 277, Anm., das Ilmthal, V, 237, das Unglück, V, 352, Darſtellung. V, 369. V, 405. V, 416. V, 496.
Lucinde von Friedrich Schlegel, Anſicht von Schiller über dieſelbe: IV, 229.
Lyriſche Poeſie Schiller's, im Allgemeinen: III, 234 bis 252.

M.

Macbeth von Shakſpeare, überſetzt von Schiller: IV, 238. IV, 299 bis 307, Zweck und Kritik der Ueberſetzung. IV, 261 f., Schiller's Notizen bei deſſen Aufführung.
Macht des Geſanges: III, 59. III, 144. erklärt. III, 225. III, 249. III, 312. IV, 333. V, 247.
Macht des Weibes: III, 198. III, 200. IV, 260.
Mädchen aus der Fremde, das: III, 145, erklärt. V, 278.
Mädchens Klage, des: III, 339 f. V, 230, mit dem „Jüngling am Bache" verglichen.

Mädchen von Orleans, das (lyriſches Gedicht): III, 248. IV, 246. IV, 283 f., erklärt. V, 11.
Majeſtas populi: III, 208.
Maltheſer, die: III, 280. III, 283. III, 285. IV, 122 bis 124. V, 59. V, 128.
Männerwürde (auch Kaſtraten und Männer): I, 108.
Mannigfaltigkeit: III, 183.
Maria Stuart, Trauerſpiel: I, 213, früheſte Idee. IV, 114. Beginn. IV, 118, Fortgang. IV, 125. IV, 230. IV. 248 bis 289, Erörterung der Tragödie. V, 83, Mortimer. V. 92. V, 119, Götter. V, 234, das Geheimniß. V, 370. V, 403. V, 432.
Matthiſon's Gedichte, über: II, 280, Veranlaſſung. II, 299 bis 302, Erläuterung. III, 88, Landſchaftsdichtung. III, 119, pomphaftes Ende. III, 128, Verallgemeinerungstheorie.
† Meine Antipathie, ſiehe Antipathie.
Meiſter, der: III, 192.
Melancholie, an Laura: I, 113.
Memoiren, ſiehe hiſtoriſche M.
Menſchenfeind, der: I, 285 f.
Menſchengeſellſchaft, etwas über die erſte: II, 158 bis 181.
Menſchliches Wirken: III, 196.
Menſchliches Wiſſen: III, 166.
† Merkwürdiges Beiſpiel einer weiblichen Rache: I, 266.
† Meſſiade, die: I, 102.
Metaphyſiker und die Weltweiſen: III, 50, auf Fichte. III, 166.
Metriſche Ueberſetzungen aus Virgil's Aeneide: I, 239 bis 243. I
Minna, an: I, 115. III, 265.
Mittheilung, die: III, 181.
† Monarchen, die ſchlimmen: I, 107. I, 116.
† Monument Moor's, des Räubers: I, 103 bis 105.
Monologe in Schiller's Dramen: V, 193 f.
† Moral der Pflicht und der Liebe: III, 204.
Moraliſche Kraft: III, 203.
Moraliſche Dichter, der: III, 225.
Moraliſchen Nutzen, über den, äſthetiſcher Sitten: III, 44 bis 46.
Moraliſcher und ſchöner Charakter: III, 203.
Moraliſcher Schwätzer: III, 204.
Moraliſten, an einen: I, 107.
Moraliſten, an die: III, 194.
Morgengedanken am Sonntage: I, 42 f.
Morgenphantaſie, ſiehe Flüchtling.
Muſe, an die: III, 188.
Muſenalmanach: III, 57 f.
Myſtiker, an die: III, 186.

N.

Nachahmer: III. 190.
Nadoweſſiſche Todtenklage: III, 132. III, 310 f. [illegible]
Naive und ſentimentaliſche Dichtung, über: III. [illegible] III, 61 bis 64, ſubjektives Motiv dieſer Schrift: III, 65 bis 82, Analyſe, III, 83 bis 86, Ergänzung aus Schiller's Briefen. III, 86 bis 91, Zuſatz. III, 104, Mangel an [illegible]. III, 141, antithetiſcher Behandlung. III, 93 bis 98, des Naiven und Idealiſchen im Wallenſtein. IV, 224, Urtheile der [illegible] Schlegel's [illegible] Schlüſſel für den [illegible].
Nänie: III. 146. V. 349.
Natur und Schule, ſiehe der Genius.
Naturforſcher und Transcendental-Philoſophen: [illegible]
Naturgeſetz: III. 191.
Naturkreis: III. 197.
Neffe als Onkel, Luſtſpiel nach Picard: V, 125.
Notwendigen Grenzen, über die, beim Gebrauche ſchöner Formen: III, 22, Stellung im Ganzen. III, 41 bis 44, Erörterung. III, 105, ſubjektive Beziehung. III, 194. III, 250. III, 250.

O.

Odyſſeus: III, 146. III, 266.
Othello von Shakſpeare, überſetzt von H. Voß: V, [illegible]

P.

Parabeln, ſiehe Räthſeldichtung.
Paraſit oder die Kunſt ſein Glück zu machen, nach Picard: V, 123 f. V, 231.
Pariſer Polizei, die, ein dramatiſcher Plan: V, 290 f.
Pathetiſche, über das: II, 262. II, 326 bis 337, Erläuterung.
† Parzen, an die: I, 114.
Pegaſus im Joche: III, 156 f.
Peterskirche: III, 194. V, 360.
† Peſt, die: I, 117.
Pflicht für Jeden: III, 190. III, 198. V, 218. V, 236. [illegible]
Phädra von Racine, Ueberſetzung: V, 293 bis 297. V, 318.
† Phantaſie: III, 189.
Phantaſie an Laura: I, 42.
† Philiſter und Schöngeiſt: III, 190.
† Philipp der zweite, nach Mercier: II, 12.
† Philoſoph und Schwärmer: III, 186.
Philoſophen, die: III, 224 f.

† Philoſophie der Phyſiologie, I. 52.
Philoſophiren, die: III, 186.
Philoſophiſche Egoiſt, der: III, 163. III, 196.
Philoſophiſche Briefe: I, 45 bis 48, ſubjektiver Urſprung. I, 110, zwei Gedichte. II, 35 bis 45, Erörterung. II, 84, die ſchöne Griechin. II, 55, Leidenſchaft des Prinzen.
† Philoſophiſches Geſpräch im Geiſterſeher: II, 45 bis 50. III, 123.
Phönizierinnen des Euripides: II, 107 f. V, 8.
Pilgrim, der: V, 226. V, 229.
Poeſie des Lebens: III, 37. III, 140. III, 156. erläutert. III, 306.
Politiſche Lehre: III, 131. III, 209.
Pompeji und Herkulanum: III, 255 bis 258. V, 360 f.
Proceß und Hinrichtung der Grafen von Egmont und von Hoorn: II, 133
Prolog im Wallenſtein, ſiehe Wallenſtein.
Proſa Schiller's, im Allgemeinen gewürdigt: III, 98 bis 123.
Proſelytenmacher, an die: III, 185.
Punſchlied: III, 154.
Punſchlied, im Norden zu ſingen: III, 154 f.

Q.

Quelle der Verjüngung: III, 188. III, 264.
† Quellen, die: III, 187.

R.

† Rache der Muſen: I, 102.
Räthſel: III, 157 f. und III, 160 f., im Allgemeinen. V, 29 bis 35, die einzelnen Räthſel und Parabeln erklärt und die Gattung gewürdigt.
Räuber, die: I, 9, Paſtor Moſer. I, 65 bis 87, Erörterung. I, 93 bis 95, Herausgabe. I, 96 bis 99, Theaterbearbeitung. I, 122 bis 124, Aufführung. I, 129, Succeß im Publikum und Rückwirkung auf Schiller. I, 135, abermalige Aufführung. I, 163, Abſatz im Buchhandel. I, 184, polemiſche Anſpielung. I, 292, negativer Charakter. I, 317, Idee des Schickſals. V, 180. Pferd im Schauſpiel.
† Repertorium des Mannheimer Nationaltheaters: I, 296.
Reſignation: I, 21. I, 44. I, 262. I, 281 und 284 f., Erörterung. III, 137. III, 235. V, 178. V, 229. V, 405. V, 440.
Ring des Polykrates: III, 304 bis 310, erklärt. III, 335. IV, 108.
Ritter Toggenburg: III, 319 bis 322.
Romanzen: III, 132, ihr Begriff. Sonſt ſiehe Balladen.
Rouſſeau: I, 106.

S.

Sämann: III, 205 f.
Sänger der Vorwelt: III, 143 f.
Scenen aus den Phönizierinnen, ſiehe Phönizierinnen.
Schaubühne, die, als moraliſche Anſtalt betrachtet: I, 224 bis 233, Erörterung. III, 117 f.
Schauſpiel, das Schiller'ſche, im Allgemeinen, ſiehe Drama.
† Schema über den Dilettantismus, ſiehe Dilettantismus.
Schlacht, die: I, 117.
Schlüſſel, der: III, 202.
Schöne Individualität: III, 189.
† Schöngeiſt und ſchöne Geiſt: III, 190.
† Schönheit: III, 184.
Schönſte Erſcheinung: III, 199. IV, 254.
Schwere Verbindung: III, 180. III, 181.
† Seedrama, Plan zu einem: III, 309 f.
Sehnſucht, die: III, 200. V, 11. V, 276. V, 220, Erörterung.
† Selbſtrecenſion der Räuber: I, 126 bis 127. I, 143.
Seligen Augenblicke, die, an Laura, ſiehe Entzückung an Laura.
Semele, eine lyriſche Operette: I, 110. V, 234.
Sendung Moſes: II, 161 bis 163.
Shakſpeare's Schatten: III, 226. IV, 245. V, 294.
Siegesfeſt, das: V, 240 bis 242.
Sonntagskinder: III, 224.
Spaziergang unter den Linden: I, 129.
Spaziergang, der (auch die Elegie): III, 29. III, 96 f., Zuſammenhang mit der Vorrede des Gartenkalenders. III, 149, Ende des Gedichts IV, 77 bis 80, Kritik. IV, 96. IV, 94, einzelne Stellen. IV, 107. IV, 109, Vergleichung mit dem Lied von der Glocke. V, 30. V, 209, erſter Menſchenzuſtand. V, 256. V, 269.
Spiel des Lebens: III, 207.
Spiel des Schickſals: II, 16.
Spielende Knabe, der: III, 193 f. IV, 91. IV, 107.
Sprache: III, 192.
Sprüche des Konfucius: III, 151. III, 182. III, 184. IV, 120.
† Stammblatt für Auguſt von Goethe: V, 317.
† Strengling und Frömmling: III, 204.
† Subjekt: III, 183.
† Syſteme, die: III, 187.

T.

† Tagebuch, in das Tagebuch der Schwarzburg: II, 146.
Tanz, der: III, 149 f., erläutert. IV, 108. V, 253.

Taſſo von Goethe, beurtheilt von Schiller: IV, 184.
Taucher, der: III, 294 bis 301. III, 335. V, 231.
Tell, ſiehe Wilhelm T.
Teufel Amor: I, 166.
Theilung der Erde: III, 158 und 180 f.
Thekla, eine Geiſterſtimme: IV, 48. IV, 57, 59.
Theophanie: III, 194.
Theophagen: III, 204.
Theoretiker: III, 187.
Thor, das: IV, 76. IV, 78.
Tod des Themiſtokles, ein tragiſcher Plan: V, 289.
Todte Sprachen: III, 192.
Tonkunſt: III, 192. V, 320.
Tragiſche Kunſt, über die: II, 256, aus Vorleſungen entſtanden. II, 306 bis 311, Erläuterung. III, 86.
Tragödie, im Allgemeinen, ſiehe Drama.
Triebfedern, die: III, 185 f.
Triumph der Liebe: I, 110.
Tugend des Weibes: III, 199. III, 289.
Turandot, tragikomiſches Mährchen von Gozzi: V, 22 bis 29.

U.

Uebereinſtimmung, die: III, 206.
Ueberſicht des Zuſtandes von Europa zur Zeit des erſten Kreuzzuges: II, 171.
Unberufenen, die: III, 193.
Univerſalgeſchichte, was heißt und zu welchem Ende ſtudirt man Univerſalgeſchichte: II, 190. II, 189, Antrittsrede. II, 156 f., Erörterung.
Univerſalhiſtoriſche Ueberſicht der merkwürdigſten Staatsbegebenheiten zu den Zeiten Kaiſer Friedrich's I., II, 172.
Unſterblichkeit: III, 187. V, 336. V, 406.
Unterſchied der Stände: III, 202 f.
Unwandelbare, das: III, 202.

V.

Vater, der: III, 196.
Verbindungsmittel, das: III, 175. III, 181. III, 225.
Verbrecher aus verlorner Ehre: II, 6. II, 13 bis 16, Erörterung. II, 202. 215, hiſtoriſcher Pragmatismus.
Verſchiedene Beſtimmung: III, 205. IV, 82.
Verſchleierte Bild zu Sais: I, 158, erläutert.
Verſchwörung des Bedemer gegen Venedig: II, 9 bis 11. II, 12 bis 16, Erläuterung. IV, 273.
Verſtand: III, 189.
Verſuche, die: III, 187.

Vielwiſſer, die: III, 185.
Vier Weltalter, die: I, 128. IV, 91. IV, 93 bis 97, Analyſe. V, 97. V, 30. V, 247. V, 299. V, 429.
Völkerwanderung, über, Kreuzzüge und Mittelalter: II, 147. II, 169 bis 171.
Vorrede zu dem erſten Theil der merkwürdigen Rechtsfälle nach Pitaval: III, 97.
Vorrede zu der Geſchichte des Maltheſerordens nach Vertot: II, 176 bis 178.
† Vorwurf an Laura: I, 112.
† Vorzug, der: III, 183.
Votivtafeln: III, 175, Veranlaſſung. III, 180, [illegible] III, 210 f.

W

† Wahre Grund, der: III, 185.
† Wahrheit: III, 184.
Wahl: III, 191.
Wallenſtein, dramatiſches Gedicht:
- a) Allgemeines und Einzelnes: II, 246, Veranlaſſung. II, 289, Arbeiten am W. in Schwaben. III, 227. III, 279. III, 281. III, 284 bis 287, Grundcharakter. III, 309, Schickſalslehre. III, 341 bis 351, fernere Verfaſſungsgeſchichte. III, 366 bis 368, deßgleichen. IV, 109, Schickſalslehre. IV, 236, die Epiſode. V, 91, Thekla mit Beatrice verglichen. V, 92 f. V, 112, Götter im W. V, 129, mit Tell verglichen. V, 163, Max und Melchthal im Tell. V, 165, Max und Rudenz. V, 166, die Schauſpiele Wallenſtein und Tell. V, 219, „dramatiſches Gedicht.“ V, 230, realiſtiſche Behandlung. V, 235, Schickſalstheorie. V, 237, das Unglück. V, 254. Metriſches. V, 215 f.
- b) Der Prolog: III, 371, Abfaſſung. III, 372 bis 375, Beurtheilung IV, 96. V, 264.
- c) Wallenſtein's Lager: I, 129. III, 369 bis 371, Abfaſſung. III, 372, Aufführung. III, 375 bis 395 Beurtheilung. III, 391 f., „Veruntreuung“ des Manuſcripts. V, 371, der erſte Küraſſier.
- d) Die Piccolomini: III, 268. Thekla's Liebe. III, 385 bis 388, Umarbeitung fürs Theater. 390 f., Aufführung. IV, 1 bis 37. Kritik. IV, 193. V, 202. V, 282.
- e) Wallenſtein's Tod: III, 269. III, 386 bis 389. Umarbeitung fürs Theater. III, 392, deßgleichen. III, 393 f., Aufführung und Abſatz. IV, 1 bis 37. Kritik. IV, 221, beurtheilt von Charlotte von Kalb.

† Wallenſtein'ſcher Theaterkrieg: I, 266.
Warbeck, ein projektirtes Schauſpiel: V, 64 bis 68. V, 272. V, 296 und 297.
Was heißt und zu welchem Ende ſtudirt man Univerſalgeſchichte? ſiehe Univerſalgeſchichte.
† Weg zum Ruhme, der: III, 190.
Weibliches Ideal: III, 190.

Weiblicher Urtheil: III, 199.
Weisheit und Klugheit: III, 200.
Weltverbeſſerer, an einen, III, 55. III, 208 f. V, 162.
Weltweiſen, die: III, 166. III, 207.
Werthe, das, und das Würdige: III, 208.
‡ Widmung der rheiniſchen Thalia: I, 266.
Wilhelm Meiſter von Goethe, beurtheilt von Schiller: IV, 160 bis 182.
Wilhelm Tell, Schauſpiel: V, 113. V, 123. V, 125 bis 132, Veranlaſſung und Beweggrund. V, 132, Anfang des Dichtens. V, 136, Fortarbeiten. V, 137, Johannes Müller. V, 142, deßgleichen. V, 144 bis 147, Beendigung und Aufführung. V, 148 bis 224. Kunſtkritik des Schauſpiels. V, 299. V, 319. V, 369. V, 378, Vaterländiſches. V, 387, Rößelmann. V, 411. V, 416.
Wilhelm Tell (Stanzen): III, 246. V, 218, Erklärung. V, 279, Anmerkung. V, 370. V, 416.
‡ Winternacht, die: I, 118.
Wiſſenſchaft, die: III, 228.
‡ Witz und Verſtand: III, 190.
Worte des Glaubens: III, 162. III, 330. IV, 219, Urtheil Garve's. V, 9. V, 374. V, 402 f.
Worte des Wahns: III, 153. III, 162 f. IV, 18. V, 10. V, 318. V, 414.
Würde der Frauen: III, 59. III, 141, erklärt. III, 197. III, 208. III, 269. IV, 108. IV, 110.
‡ Würde des Menſchen: III, 210. V, 368.
Würden: III, 115.

X.

Xenien:* I, 189. II, 133, im Allgemeinen. III, 173 bis 178, Veranlaſſung und ungeheure Wirkung. III, 212 bis 226, einzelne Xenien. III, 227 bis 233, Beurtheilung. III, 289.

Z.

Zeitpunkt, der: III, 131. III, 222.
Zenith und Nadir: III, 205.
Zerſtörung von Troja, ſiehe Metriſche Ueberſetzungen aus Virgil.
Zerſtreute Betrachtungen über verſchiedene äſthetiſche Gegenſtände: II, 262. II, 337 bis 340. Erläuterung. III, 91, die ſchöne Gartenkunſt.
Zeus zu Herakles: III, 201. III, 264.
Zuſammenhang, über den, der thieriſchen Natur des Menſchen mit ſeiner geiſtigen: I, 58 bis 64.
‡ Zuverſicht der Unſterblichkeit: I, 115.
Zwei Tugendwege, die: III, 200.
Zweierlei Wirkungsarten: III, 206.

---

* Alle die Xenien, welche ſich als Epigramme in „Schiller's ſämmtlichen Werken“ befinden, ſind in dieſem Verzeichniß einzeln aufgeführt.

Verbeſſerungen im zweiten Theil.

eite 7, Zeile 6 f. von unten. Die Ueberſetzung der Geſchichte Amerika's von Robertſon iſt nicht von unſerm Schiller.

„ 8 „ 3 v. u Revolutionen lies Rebellionen.

„ 32 „ 5 v. u. Geſchlechter l. Geſchichte.

„ 73 „ 6 v. u. Menſchen l. Menſchen ſein.

„ 80 „ 17 v. u. Hellenwelt l. Hellenenwelt.

„ 144 „ 12 v. u. ſprachen l. ſprechen.

„ 169 „ 8 v. o. Lehrſyſtem l. Lehnſyſtem.

„ 182 „ 6 v. u. auch l. mich.

„ 186 „ 14 v. u. in l. und.

„ 216 „ 5 v. o. Genrebilder l. Begriffsbilder.

„ 323 „ 3 v. o. Alexander's l. Wilhelm's.

Verbeſſerungen im dritten Theil.

In der Inhaltsanzeige iſt das neunzehnte Kapitel ganz ausgelaſſen, elches aus S. 384 zu ergänzen iſt.

S. 113 Z. 15 v. o. es lies er.

„ 139 „ 19 v. o. ſchwebe l. ſchwebet.

„ 141 „ 5 v. u. man frühern l. man die frühern.

„ 147 „ 16 v. u. noch eh' dem Staat ſie, l. eh' ſie dem Staat noch.

„ 154 „ 1 v. o. erhabener l. erhabner.

„ 154 „ 3 v. o. und ſucht l. und er ſucht.

„ 155 „ 1 v. o. in ein l. und ein.

„ 155 „ 3 v. o. erreichen l. erlangen.

„ 159 „ 15 v. o. nicht dem l. nicht in dem.

„ 160 „ 5 v. u. dem folgenden l. dem fünften.

„ 180 „ 12 v. o. im l. in dem.

„ 181 „ 9 v. u. die ſchwere Verbindung l. das Verbindungsmittel.

„ 183 „ 8 v. u. wollen l. wollten.

„ 189 „ 5 v. u. milde l. wilde.

„ 192 „ 13 v. o. an l. von.

„ 193 „ 2 v. u. geſehen l. geſehn.

„ 200 „ 11 v. o. leihen ſein Unterpfand l. leihn ſein Pfand.

202 Z. 7 v. o. was Erträgliches ſehen l. etwas Erträgliches ſehn.

„ 203 „ 21 v. o. von ihr l. davon.

„ 204 „ 17 v. o. vertrauen l. vertraun.

„ 206 „ 9 v. u. dann ſpiegelt l. dann gewiß ſpiegelt.
„ 207 „ 17 v. u. bringt voran l. bringt kühn voran.
„ 207 „ 16 v. u. im lächerlichen Falle l. mit lächerlichem Falle.
„ 213 „ 16 v. o. Monoſtichen l. Monodiſtichen.
„ 215 „ 9 v. u. lange l. lang.
„ 216 „ 4 v. o. Rande l. Rand.
„ 216 „ 2 v. u. zehn Gebote l. zehen Gebot.
„ 217 „ 8 v. u. geſehen l. geſehn.
„ 221 „ 1 v. o. Juriſt l. Puriſt.
„ 226 „ 16 v. u. Luſtigeres l. Luſtiger's
„ 246 „ 3 v. u. ſein l. leben.
„ 256 „ 5 v. u. kommt l. kommet.
„ 257 „ 18 v. o. Sterne l. Sonnen.
„ 280 „ 4 v. u. ſehe l. ehe.
„ 295 „ 12 v. o. ohne l. ohn'
„ 325 „ 15 v. u. meinem l. einem.
„ 328 „ 12 v. o. die Worte des Dichters müſſen hinter Meinung ſtehen.

Verbeſſerungen im vierten Theil.

S. 41 „ 6 v. o. und Gewiſſen l. und von Gewiſſen.
„ 60 „ 8 v. o. Ferdinand l. Friedrich.
„ 61 „ 9 v. o. erfreuen ſich l. erfreuen ſie ſich.
„ 68 „ 14 v. o. Jllo l. Jſelan.
„ 73 „ 1 v. o. ihres l. ſeines.
„ 91 „ 14 v. u. Triften l. Klüften.
„ 103 „ 9 v. u. Sammle l. Verſammle.
„ 103 „ 6 v. u. vorgehender l. vergehender.
„ 118 „ 12 v. u. Frauenereigniß l. Frauenprodukt
„ 121 „ 11 v. o. welchen l. welchem.
„ 146 „ 9 v. u. Cardorei l. Cardo rei.
„ 160 „ 9 v. o. ich l. ſich.
„ 170 „ 5 v. u. ſeinen l. ſeiner.
„ 211 „ 15 v. u. Hülle l. Fülle.
„ 311 „ 7 v. o. leider l. beider.

Verbeſſerungen im fünften Theil.

S. 181 Z. 8 v. u. Ellerlin's Chronik l. Etterlin's Chronik.
„ 177 „ 2 v. u. J. Müller l. J. Meyer.

Supplemente

zu

Schillers Werken.

Aus ſeinem Nachlaß

im Einverſtändniß und unter Mitwirkung

der Familie Schillers

herausgegeben von

Karl Hoffmeiſter.

Erſte Abtheilung:

Nachleſe und Variantenſammlung.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

1840.

Nachleſe

zu

Schillers Werken

nebſt

Variantenſammlung.

Aus ſeinem Nachlaß

im Einverſtändniß und unter Mitwirkung

der Familie Schillers

herausgegeben von

Karl Hoffmeiſter.

Erſter Band.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'ſcher Verlag.
1840

1266

Universitäts-
München
Bibliothek

Vorwort.

„Die verſchiedenen Nachträge zu den Werken Schiller's, welche in der jüngſten Zeit erſchienen ſind, und das ungemeine Intereſſe, welches Deutſchland für Alles an den Tag legt, was Schiller's geiſtiges Wirken und ſeine Perſon betrifft, machen es der Familie des zu früh Dahingeſchiedenen zur Pflicht, in der rechtmäßigen Verlagsbuchhandlung der Schiller'ſchen Werke Supplemente zu denſelben herauszugeben, welche des Nationaldichters würdig ſeyn, und ſo viel als möglich in ſeinem eigenen Geiſte veranſtaltet werden ſollen."

„Dieſe Sammlung wird in ihrer erſten Abtheilung nicht nur manche Gedichte, Aufſätze und Varianten enthalten, die den bisher erſchienenen Nachträgen fehlen, ſondern ſie ſoll ſich auch durch ihre Anordnung und durch die ſtrenge Verbindung alles Einzelnen zu einem Ganzen auszeichnen. Ein genaues chronologiſches Inhaltsverzeichniß aller Schriften Schiller's nach Jahr, und wo möglich Monat und Tag, wird theils zum beſſeren Verſtändniß der Werke ſelbſt dienen, theils wird es für den Leſer ein Leitfaden ſeyn, durch welchen er den Zuſammenhang der einzelnen Beſtandtheile unſerer Sammlung mit den ganzen Werken Schiller's leicht erſehen und ihre Stelle ſchnell auffinden kann.“

„Die meiſten dieſer Gedichte und Aufſätze haben an und für ſich einen untergeordneten Werth, ſonſt wurde ſie unſer Vater ſelbſt der Oeffentlichkeit übergeben haben. wenn es auch auf der andern Seite wahr ſeyn mag, daß er, wie ein geiſtreicher Zeitgenoſſe ausſprach: „„keine unintereſſante, charakterloſe Zeile geſchrieben habe.““

„Sie ſind Documente ſeiner Schickſale und Verhältniſſe, oft Hülfsmittel zum Verſtändniß ſeiner Schriften, beſonders aber bezeichnen ſie nothwendige Momente und Stufen in der Geiſtesentwicklung eines Mannes, deſſen Bildungsgang einer der ſeltenſten und merkwürdigſten genannt wurde, den je ein Menſch genommen habe, ſo daß derſelbe zu einem Problem der forſchenden Betrachtung geworden iſt.“

„In dieſen innern Zuſammenhang und in dieſe höhere Beziehung müſſen alſo alle Gedichte und auch nur fragmentariſche Aufſätze unſerer Sammlung geſtellt werden.“

„Wir hoffen, daß dieſe unerläßlich ſcheinende Aufgabe dadurch erreicht werden wird, daß Karl Hoffmeiſter, welcher nach unſerem Wunſche und in unſerem Einverſtändniß die Sammlung unternommen hat, durch kurze Anmerkungen und Hinweiſungen unter dem Texte alle jene geſammelten Produktionen in eine innige Verbindung mit ſeiner Schrift: Schiller's Leben, Geiſtesentwickelung und Werke ſetzen wird, einer Schrift, welche wir, wenn ſie auch eine andere Betrachtung der Werke und der Geiſtesrichtung Schiller's nicht ausſchließt, der Gründlichkeit ihrer Forſchung, ihrem Geiſte und ihrer ganzen Faſſung nach als ein unſeres Vaters würdiges literariſches Monument anerkennen und hochſchätzen."

„Die zweite Abtheilung der Supplemente wird eine Auswahl bedeutender Schiller'ſcher Briefe enthalten, von denen viele bisher noch nicht durch den Druck veröffentlicht worden ſind, und welche durch nothwendige Bindungsglieder vermittelt und durch Erläuterungen und Hinweiſungen des Herausgebers auf ſein oben genanntes Werk aufgehellt werden ſollen."

„Bei Anordnung und Auswahl dieſer Briefe wird das Ziel verfolgt werden, daß aus ihnen gleichſam eine vollſtändige Selbſtbiographie und Selbſtcharakteriſtik Schiller's hervortrete. Nur ſo kann auch hier das Einzelne durch den Dienſt, den es dem Ganzen leiſtet, eine Schiller's würdige Stellung erhalten, welcher immer darnach trachtete, die Einheit in der Mannigfaltigkeit zu finden und zu bewahren."

„In der dritten, zuletzt erſcheinenden Abtheilung endlich, welche Stimmen der Zeit und Kritiken bedeutender Zeitgenoſſen enthalten wird, ſoll Schiller als Menſch, Dichter, Geſchichtſchreiber und Denker durch die Auffaſſung und durch das Urtheil Anderer gleichſam im Spiegel ſeiner und unſerer Zeit charakteriſirt werden, und dieſer Verſuch dürfte wohl der erſte ſeyn, unſern Vater in der fortſchreitenden Betrachtung ſeiner Mitwelt darzuſtellen. Die Ausſprüche und Kritiken bedeutender Zeitgenoſſen werden theils vollſtändig, theils im Auszuge wörtlich mitgetheilt, und chronologiſch oder auch dem Inhalte nach geordnet werden."

„Dieſe Sammlung wird die Aufgabe zu löſen ſuchen, einerſeits eine große Mannigfaltigkeit verſchiedener Ausſprüche über Schiller und ſeine einzelnen Werke zu liefern, andererſeits aber zugleich im Allgemeinen, im größeren Umriſſe, den Gang anſchaulich darzuſtellen, welchen die Kritik über Schiller vom Anfang ſeiner literariſchen Erſcheinung an bis zu unſern Tagen genommen hat."

„Von ſelbſt verſteht es ſich in dieſer Beziehung, daß auch ungünſtige, ja abgeneigte Urtheile aus dieſen Supplementen nicht ausgeſchloſſen bleiben, denn auch hier muß Schiller's eigener Ausſpruch gelten: „„Die Weltgeſchichte iſt das Weltgericht,"" vor welchem einzelne einſeitige und falſche Stimmen vergeblich ſich erheben."

„Die Familie aber glaubte ihren verewigten Vater dadurch am höchſten zu ehren, daß ſie alles aufbot, ihn ſeinen Zeitgenoſſen und ſeiner Nachwelt im Lichte der Wahrheit erſcheinen zu laſſen.“

Durch vorſtehende Worte kündigte der Appellations-Gerichtsrath, Ernſt von Schiller, in Köln, im Namen der von Schiller'ſchen Familie das Werk an, deſſen erſter Band dem Leſer hier vorliegt. Sie weiſen auf das Ziel hin, welchem ich mich anzunähern ſuchte, und ich glaubte, nichts Beſſeres an den Eingang meiner Arbeit ſtellen zu können.

Nur durch eine feſte und umfaſſende Anlage, welche mit Conſequenz und Sachkenntniß durchgeführt wird, kann ſich eine ſolche Sammlung über eine bloße Compilation erheben.

Die drei oben genannten Abtheilungen erſchöpfen den Umfang der Aufgabe als Glieder Einer gemeinſchaftlichen Idee. Zugleich aber wird jede dieſer Abtheilungen als ein geſchloſſenes kleineres Ganze darzuſtellen ſeyn. Jede hat ihren beſondern Zweck und Inhalt, ihr eigenthümliches Intereſſe. Wer nur Einen dieſer Theile in Händen hat, darf die übrigen nicht vermiſſen; wer alle kennt, dem müſſen ſie als Beſtandtheile zu einer höhern Einheit zuſammen treten.

Indem ich mir es vorbehalte, die Auswahl der Briefe, ſo wie die Sammlung der Urtheile von Zeitgenoſſen am gehörigen Orte zu bevorworten, ſchicke ich hier nur über die erſte Abtheilung, über die

Nachleſe und die Varianten, wenige einleitende Bemerkungen voraus.

Der Inhalt der erſten Abtheilung ſind Nachträge zu Schiller's Werken. Dieſer Theil iſt alſo weniger, als die folgenden, ſelbſtſtändig, da er nur in der engſten Verbindung mit dieſen Werken Sinn und Bedeutung hat. Die Varianten können nur mit Vergleichung der betreffenden Bände der Werke Schiller's geleſen und verſtanden werden; und nur die vollſtändigen Gedichte und Aufſätze haben eine unabhängige Geltung in ſich, aber auch ſie ſchließen ſich häufig an Piecen an, welche in die Werke aufgenommen ſind.

Dieſen Zuſammenhang ſuchte ich durch häufige Zurückweiſungen darzuthun und dem Leſer das Geſchäft des Nachſchlagens möglichſt zu erleichtern. Ich meine aber, die Nachträge und die Werke auch durch das ausführliche chronologiſche Inhaltsverzeichniß eng verknüpft und wenigſtens zu einer überſichtlichen Einheit verwoben zu haben. Dieſe Ueberſicht iſt zugleich ein Catalog der ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit Schiller's durch ſein ganzes Leben.

Es war nothwendig, den poetiſchen Beſtandtheil dieſer Nachträge von dem proſaiſchen völlig zu trennen. Beiderlei Maſſen ſind dann, ohne weitere Sonderung, ganz chronologiſch geordnet, und begleiten einander, parallel laufend, durch die ganze literariſche Bahn Schiller's von ſeiner Jugend an. Eine fernere Trennung, z. B. des Lyriſchen vom Dramatiſchen, der vollſtändigen Supplementſtücke von den Varianten ꝛc., und eine Anordnung der Gedichte und Schriften nach gewiſſen Rubriken des Inhalts iſt durchaus unſtatthaft. Solche Eintheilungen können der Natur des Gegenſtands nach auch bei großer Beſonnenheit nicht ſtrenge und erſchöpfend durchgehalten werden, und führen daher nur Verwirrung mit ſich, während ſie die klar überſchauliche genetiſche Zeitfolge vernichten oder zerbröckeln. Ungern, ich geſtehe es, habe ich dem verſchiedenartigen Inhalt nur ſo viel eingeräumt, daß ich das Poetiſche vom Proſaiſchen ſchied. Doch dieſe unvermeidliche Abweichung von meiner Methode wird durch die gleichmäßig durchgeführte Anordnung beider Maſſen und durch das chronologiſche Geſammtverzeichniß wieder aufgehoben.

Eigenthümliche Schwierigkeiten hat die Aufzeichnungsweiſe, wenn in dieſen Nachträgen urſprüngliche Lesarten, die von dem jetzigen Texte verſchieden ſind, oder wenn frühere Stellen mitgetheilt werden ſollen, die Schiller ſpäter ganz unterdrückte. Wo ſolche Varianten eingereiht werden mußten, habe ich gewöhnlich das Auskunftsmittel getroffen, daß ſich die vorhergehenden oder nachfolgenden Worte des jetzigen Textes durch

Anführungszeichen („—“) kenntlich machen. Durch dieſe Zeichen werden alſo in der erſten Abtheilung der Supplemente gemeinhin aus Schiller's Werken Worte angeführt, welche die Stelle beſtimmen, wo die betreffenden Varianten hingehören.

Die hier aufgenommene Variantenſammlung iſt vollſtändiger, als die bisherigen Collectaneen ähnlicher Art. Aber eine abſolute Vollſtändigkeit kann in ſolchen Nachträgen gar nicht zum Ziele gemacht, ſondern ſie könnte nur dann angeſtrebt werden, wenn man die abweichenden Lesarten ſogleich unter den Text drucken ließe. Wollte man nachträglich *jedes* ſpäter veränderte oder ausgelaſſene Wort anmerken, ſo würde die Weitſchweifigkeit, die der gründliche Sammler kaum bei einem weiſen Maßhalten ganz vermeiden kann, ins Ermüdende und Endloſe vermehrt werden. Hier muß das Urtheil dem Fleiße Schranken ſetzen.

Dagegen wird die Sammlung hinſichtlich der Vollſtändigkeit an größern Fragmenten, und an ganzen, von Schiller ſpäter unterdrückten Gedichten und Aufſätzen wenig zu wünſchen übrig laſſen. Es ſtanden mir durch meine Verbindung mit der von Schiller'ſchen Familie und der Cotta'ſchen Buchhandlung Hülfsmittel zu Gebote, welche keinem Herausgeber ähnlicher Nachträge zugänglich waren; und es haben ſich mir auch durch ein mehrjähriges Studium Schiller's viele verſchüttete Schätze geöffnet. Manche Gedichte und dramatiſche Entwürfe, die Mannheimer Theater-Bearbeitung des Fiesco, eine moraliſche Feſtrede des Eleven Schiller von 1779, die Abhandlung über Philoſophie der Phyſiologie, Schiller's, dem Herzog Karl eingereichte Charakteriſtik ſeiner Mitzöglinge in der Karlsſchule, die erſte Vorrede der Räuber, eine Skizze über den Dilettantismus in den Künſten ꝛc. erſcheinen hier zum erſtenmal gedruckt.

Die Frage über das Eigenthum der einzelnen Xenien wird der Leſer in dieſen Supplementen beinahe zur Entſcheidung gebracht finden, indem Charlotte von Schiller ein Exemplar des Muſenalmanachs für 1797 hinterließ, in welchem ſie ſogleich nach deſſen Erſcheinen aus dem Munde ihres Gemahls unter jedes einzelne Xenion entweder Schiller's oder Goethe's Namen ſchrieb. Was man bisher, ſo lange die Sonderung im Reiche des Unmöglichen lag, mit Recht als eine eitle Frage der müßigen Neugier beſpöttelte, das wird man jetzt, nach geſchlichtetem Proceſſe, vielleicht als einen intereſſanten und wichtigen Gegenſtand beurtheilen.

In einem Anhang habe ich ausgewählte Gedichte Charlottens von Schiller beigefügt, und ich verſpreche mir den Dank des Leſers. Es iſt noch nicht anerkannt und bisher nirgends dargeſtellt, welchen Einfluß die zartſinnige, feingebildete Frau auf Schiller hatte, und wie ſehr ſie es werth iſt, neben ihrem unſterblichen Gatten im Andenken der Menſchen zu leben.

Was Andere in frühern Nachleſen zu Schiller's Werken zuerſt bekannt machten und worin ſie mir vorarbeiteten, habe ich ſorgfältig und dankbar mit Nennung ihres Namens benutzt, deſſen ich häufig ſelbſt da erwähnte, wo ich ihres Dienſtes nicht benöthigt war. Ich bin weit davon entfernt, wie Mancher es thut, durch vornehme Ignorirung deſſen, was ich fremdem Fleiße verdanke, nach einem Schein von Selbſtſtändigkeit zu haſchen. Auch iſt ſolche Unehrlichkeit gewöhnlich mit Ungründlichkeit verbunden. In einem beſondern Capitel am Ende habe ich von den Gedichten und Aufſätzen gehandelt, welche die Kritik als unächt und untergeſchoben verwerfen muß.

Erſt durch dieſe Nachträge hebt die Jugendgeſchichte Schiller's ſich aus ihrem mythiſchen Dunkel empor, und die vielen Lücken ſeiner literariſchen Laufbahn füllen ſich mit achtbaren Schriften aus, welche Schiller's allzuſtrenges Kunſturtheil verworfen hatte oder die Ungunſt der Zeit bisher wenigſtens dem größern Publikum verdeckt hielt. Die Verehrer Schiller's, welche mit dem reifen Manne in inniger Befreundung denken und fühlen, werden auch das Schwärmen und Ringen des jugendlichen Helden bedeutſam finden; und wenn ſeine vollendeten Meiſterwerke ein rein äſthetiſches Wohlgefallen in ihnen erwecken, werden ſie ſeinen kühnen genialen Jugendverſuchen eine tief menſchliche Theilnahme zutragen. Selbſt das Geringfügige muß uns oft gewichtig und theuer ſeyn, da es in unſerer Seele raſch in irgend eine höhere Beziehung zu Schiller's Werken und Perſönlichkeit tritt, die wir beide kennen und lieben. Auch das Unſcheinbare in der Kunſt, wie in der Natur, erſchließt uns einen tiefern Sinn, wenn wir eine reiche Kenntniß und ein volles Herz zur Betrachtung mitbringen.

So iſt es der Zweck dieſer Supplemente, nicht nur Schiller's Werke vielfältig zu ergänzen und ihr Verſtändniß zu erleichtern, ſondern auch die Totalanſchauung eines Mannes zu vervollſtändigen, „welcher", wie der wackre Feſtredner am Schillertag zu Stuttgart mit Recht irgendwo ſagt, „durch ſeinen Charakter wie durch ſeine Kunſt, durch ſein Streben wie durch ſeine Leiſtungen, durch ſeine Vollkommenheiten wie durch ſeine Mängel, der unvergleichliche Heros ſeiner Nation iſt." Auf ähnliche Weiſe wie das fromme Gemüth, wenn mir der Vergleich erlaubt iſt, in der Betrachtung der Natur ſeinen Gott findet, ſucht der ſinnige Leſer hinter dem Kunſterzeugniß immer deſſen Schöpfer. Und wenn andere Dichter uns ſchon eher bloß bei ihren Werken ſtehen laſſen, indem ihre Perſon uns nicht anmuthet und fern bleibt, ſo zieht uns Schiller durch unſichtbare Bande allmächtig zu ſich ſelbſt hinan, und wie hoch wir auch ſeine Werke ſchätzen, er ſelbſt iſt uns doch noch lieber.

Was mich betrifft, ſo ſuchte ich mit Freude und Eifer dem in mich geſetzten Vertrauen nach Kräften zu entſprechen, ungeachtet ſich der Herausgeber einer ſolchen Sammlung im Gebrauche der mannigfachen Eigenſchaften, die er allerdings verwenden muß, nur dürftig genügt. Denn allenthalben fühlt er ſich durch die Natur der Sache und Arbeit niedergehalten, beſchränkt und bedingt; und ſeine Leiſtung iſt wohl um ſo beſſer, je weniger man es ihr anſieht und vielleicht anerkennt, wie viel er aufbieten mußte, und je mehr ſeine Perſon und ſein Antheil in dem fremden Eigenthum verſchwinden. Welche andere Rolle kann er neben dem Heros ſpielen, als die eines Dieners? Aber es war mir ein erhebender Gedanke, auch durch dieſe Bemühungen für den Nationaldichter einen nationalen Zweck zu fördern! So vollzog ich denn den ſchönen, ehrenvollen Auftrag der von Schiller'ſchen Familie, in deren Umgang mir beglückend und unvergeßlich Schiller's Geiſt lebendig zum Herzen drang, in der Geſinnung, als wäre er von dem großen Todten ſelbſt als Vermächtniß mir hinterlaſſen worden.

Kreuznach den 27ten Februar 1840.

Karl Hoffmeiſter.

Inhaltsanzeige des erſten Bandes.

Früheſte Verſuche. Seite

Einleitendes 3
Gedicht zum Neujahr (1769) 5
Der Abend (1776) 8
Der Eroberer (1777) 12
Gedichte für das Namensfeſt der Frau Reichsgräfin von Hohenheim (1778) 17
Der Sturm auf dem Tyrrhener Meere (1780) 21
Strophe aus einem Gelegenheitsgedichte (1781) 23
Der Venuswagen (1781) 25

Die Räuber.

Allgemeines und Ueberſichtliches 33
Varianten der zweiten Auflage der Räuber (1782) 46
Die Mannheimer Theater-Ausgabe (1782) 51

Gedichte der Anthologie.

Einleitendes 127
Monument Moor's, des Räubers (1782) 130
Die Journaliſten und Minos (1782) 133
Die Rache der Muſen (1782) 137
Die Meſſiade (1782) 140
Klopſtock und Wieland (1782) 141
Grabſchrift eines gewiſſen Phyſiognomen (1782) 141
Rouſſeau (1782) 143
Die ſchlimmen Monarchen (1782) 147
Kaſtraten und Männer (1782) 152
An einen Moraliſten (1782) 159
Der Triumph der Liebe (1782) 162
Laura am Klavier (1782) 165
Die Entzückung: an Laura (1782) 167

Seite
Vorwurf: an Laura (1781) 169
Das Geheimniß der Reminiscenz: an Laura (1781) 173
An die Parzen (1781) 180
Meine Blumen (1781) 183
Elegie auf den Tod eines Jünglings (1781) 186
Die Kindesmörderin (1781) 190
An Minna (1781) 191
Das Glück und die Weisheit (1781) 192
Elysium (1781) 193
Die Schlacht (1781) 193
Die Pest (1781) 193
Der Frühling (1781) 196
Der Flüchtling (1781) 196
Die Winternacht (1781) 197
Semele. In zwei Scenen (1781) 200
Hymne an den Unendlichen (1781) 208

Einige Gelegenheitsgedichte.

Hochzeitgedicht auf die Verbindung Henriettens (1783) 213
Wunderseltsame Historia des Hugo Sanherib von Assyrien (1783) 219
Todtenfeier am Grabe von Rieger's (1783) 226

Die Verschwörung des Fiesco.

Die Theaterbearbeitung des Fiesco (1783) 235

Letzte Gedichte der ersten Periode.

An die Freude (1785) 319
Unterthänigstes Promemoria an die Consistorial Rath Körner'sche
weibliche Waschdeputation, eingereicht von einem niedergeschlagenen Trauerspieldichter in Leipzig 321
Freigeisterei der Leidenschaft 325
Resignation 328

Nachleſe

und

Variantenſammlung

zu

Schillers

Gedichten und Dramen der erſten Periode

bis auf Don Karlos.

Früheſte Verſuche.

Einleitendes.

„Sein erſtes deutſches Gedicht machte Schiller auf Verlangen ſeiner Mutter: es hatte ſeinen Tauferneuerungsbund im Jahr 1772 zum Gegenſtand. Als er es ſeinem Vater überreichte, empfing ihn dieſer ſcherzend mit der Frage: **Biſt du närriſch geworden, Fritz?**"

So erzählt Schiller's Jugendfreund, der Bibliothekar Johann Wilhelm Peterſen, in ſeinem Nachlaſſe, und er beruft ſich in Bezug auf die erſtere Angabe auf den von Schiller ſo ſehr geſchätzten Profeſſor Conz, welchem er ſie ſelbſt erzählte (ſ. Morgenblatt 1807 Nr. 201). „Den andern Umſtand," fügt er hinzu, „erinnere ich mich beſtimmt von Schiller's Vater vernommen zu haben."

Nachdem Peterſen nun auch jene bekannte Anecdote erzählt hat, wie der zehnjährige Schiller einſt von einem Hügel herab dem Dorfe Neckarweihingen, welches ihm und ſeinem Schulkameraden Elwert köſtliche Milch und Johannisbeeren geſpendet hatte, ſeinen feierlichen Segen ertheilte, dagegen über das milchentblößte Harteneck ſeinen poetiſchen Fluch ausſprach,[1] ſo beſchließt er ſeinen Bericht mit folgender intereſſanten Nachricht:

„Von allen dieſen ſeinen früheſten Jugendverſuchen iſt indeß nichts mehr übrig, als ein einziger Pentameter. Die Ludwigsburger Schule erhielt einen neuen Lehrer, Namens Winter. Der Sitte gemäß mußte derſelbe bei ſeinem Amtsantritte mit lateiniſchen Verſen empfangen werden. Das Bewillkommnungsgeſchäft traf dieſes Mal Schillern. Er verfertigte alſo ein Begrüßungsgedicht, und glaubte ſeinem neuen Vorgeſetzten in folgendem Witzſpiele etwas ſehr Schmeichelhaftes zu ſagen:“

---

[1] S. meine Schrift: Schiller's Leben, Geiſtesentwickelung und Werke. Thl. I. S. 17. f.

Ver nobis Winter pollicitusque bonum.

Dieſes muß vor dem Januar 1773 geweſen ſeyn, wo Schiller in die militäriſche Pflanzſchule auf der Solitude eintrat. Ich bin ſo glücklich, ein vollſtändiges Gedicht mittheilen zu können, welches noch drei Jahre früher fällt, als jenes oben erwähnte Konfirmations-Gedicht, und welches als Repräſentant dieſer allerfrüheſten Verſuche des Knaben gelten kann.

Gedicht zum Neujahr.

(1768.)

Herzgeliebte Eltern!

1.

Eltern, die ich zärtlich ehre,
Mein Herz iſt heut voll Dankbarkeit!
Der treue Gott dies Jahr vermehre,
Was Sie erquickt zu jeder Zeit!

2.

Der Herr, die Quelle aller Freude,
Verbleibe ſtets Ihr Troſt und Theil;
Sein Wort ſey Ihres Herzens Waide
Und Jeſus Ihr erwünſchtes Heil.

3.

Ich dank' vor alle Liebes Proben:
Vor alle Sorgfalt und Geduld,
Mein Herz ſoll alle Güte loben,
Und tröſten ſich ſtets Ihrer Huld.

4.

Gehorſam, Fleiß und zarte Liebe
Verſpreche ich auf dieſes Jahr.
Der Herr ſchenk' mir nur gute Triebe,
Und mache all' mein Wünſchen wahr. Amen.

Johann Chriſtoph Friederich Schiller,
den 1. Januarii Anno 1769.

Dieſen auf einen Foliobogen geſchriebenen Zeilen gegenüber, auf der rechten Seite, ſteht der Neujahrswunſch in lateiniſcher Sprache.

Latine.

I.

Parentes, quos diligo ex corde toto, cor meum abundat hodie gratitudine. DEUS clemens multiplicet hunc annum, quae vos recreant omni tempore.

II.

Dominus, fons omnium gaudiorum, maneat perpetim solatium vestrum, verbum suum sit pascuum vestri et JESUS vestra optata salus.

III.

Gratias maximas ago pro omnibus specimentis amoris, pro omni solicitudine et patientia. Cor meum omnem bonitatem laudet, et soletur se favoris vestri perpetim.

IV.

Obedientiam, diligentiam et amorem tenerum promitto hoc anno novo. Deus donet mihi modo instinctus bonos, et omnia a me optata ad veritatem ducere velit. Amen.

Johann Christoph Friderich Schiller.

Das Manuſcript dieſes Neujahrgedichtes iſt von Schiller ſelbſt geſchrieben, und befindet ſich jetzt in den Händen ſeines ältern Sohnes, des Herrn Oberförſters, Karl von Schiller in Rottweil, welcher es von ſeiner Tante, der Hofräthin Reinwald in Meiningen, erhielt. Daß dieſe Verſe mit den lateiniſchen Worten wirklich von Schiller verfaßt ſind, erleidet keinen Zweifel. Der lateiniſche Text iſt wohl ein Exercitium, dergleichen von den Schülern zum Neujahrswunſch für ihre Eltern angefertigt zu werden pflegten, wie wir den nächſten proſaiſchen Theil unſeres Werkes mit einer ähnlichen lateiniſchen Gratulation eröffnen werden. Dieſen Text legte dann der Knabe ſeiner deutſchen Arbeit zu Grunde, welche die Form eines Liedes im Geſangbuche hat. In den Reimen „Freude“ und „Waide“ erkennt man den ſchwäbiſchen Dialekt, ſo wie in dem unverbundenen „Liebes Proben“ eine Eigenthümlichkeit, die wir bei ſpätern Varianten, z. B. bei den Räubern, noch häufig wiederfinden werden.

Der Abend.

(1776.)

Die Sonne zeigt, vollendend gleich dem Helden,
Dem tiefen Thal ihr Abendangeſicht —
(Für and're, ach! glückſel'gre Welten
Iſt das ein Morgenangeſicht) —
Sie ſinkt herab vom blauen Himmel,
Ruft die Geſchäftigkeit zur Ruh;
Ihr Abſchied ſtillt das Weltgetümmel
Und winkt dem Tag ſein Ende zu.

Jetzt ſchwillt des Dichters Geiſt zu göttlichen Geſängen,
Laß ſtrömen ſie, o Herr! aus höherem Gefühl,
Laß die Begeiſterung die kühnen Flügel ſchwingen,
Zu dir! zu dir! des hohen Fluges Ziel;
Mich über Sphären, himmelan gehoben,
Getragen ſein vom herrlichen Gefühl,
Den Abend und des Abends Schöpfer loben,
Durchſtrömt vom paradieſiſchen Gefühl!
Für Könige, für Große iſt's geringe,
Die Niederen beſucht es nur.
O Gott! du gabeſt mir Natur,
Theil' Welten unter ſie — nur, Vater, mir Geſänge!

Ha! wie die müden Abſchiedsſtrahlen
Das wallende Gewölk bemalen!
Wie dort die Abendwolken ſich
Im Schooß der Silberwellen baden!
O Anblick, wie entzückſt du mich!
Gold, wie das Gelb gereifter Saaten,
Gold liegt um alle Hügel her;
Vergoldet ſind der Eichen Wipfel,
Vergoldet ſind der Berge Gipfel,
Das Thal beſchwimmt ein Feuermeer;
Der hohe Stern des Abends ſtrahlet
Aus Wolken, welche um ihn glühn,
Wie der Rubin am falben Haar, das wallet
Ums Angeſicht der Kontain.

Schau, wie der Sonnenglanz die Königsſtadt beſchimmert,
Und fern die grüne Haide lacht;
Wie hier in jugendlicher Pracht
Der ganze Himmel niederdämmert;
Wie jetzt des Abends Purpurſtrom,
Gleich einem Bett von Frühlingsroſen,
Gepflücket im Elyſium,
Auf goldne Wolken hingegoſſen,
Ihn überſchwemmet um und um.

Vom Felſen rieſelt ſpiegelhelle
Ins Gras die reinſte Silberquelle,
Und tränkt die Heerd' und tränkt den Hirt;
Am Weidenbuſche liegt der Schäfer,
Deß Lied das ganze Thal durchirrt
Und wiederholt im Thale wird.

Die ſtille Luft durchſummt der Käfer,
Vom Zweige ſchlägt die Nachtigall,
Ihr Meiſterlied macht alle Ohren lauſchen!
Bezaubert von dem Götterſchall,
Wagt jetzt kein Blatt vom Baum zu rauſchen,
Stürzt langſamer der Waſſerfall.
Der kühle West beweht die Roſe,
Die eben jetzt den Buſen ſchloße,
Entathmet ihr den Götterduft
Und füllt damit die Abendluft.

Ha! wie es ſchwärmt und lebt von tauſend Leben,
Die alle dich, Unendlicher, erheben,
Zerfließen in melodiſchem Geſang;
Wie tönt des Jubels himmliſcher Geſang!
Wie tönt der Freude hocherhab'ner Klang!
Und ich allein bin ſtumm nein, tön' es aus, o Harfe!
Schall', Lob des Herrn, in ſeines Staubes Harfe!

Verſtumm', Natur, umher, und horch' der hohen Harfe,
Denn Gott entzittert ihr;
Hör' auf, du Wind, durch's Laub zu ſauſen,
Hör' auf, du Strom, durch's Feld zu brauſen,
Und horcht, und betet an mit mir!
Gott thut's, wenn in den weiten Himmeln
Planeten und Kometen wimmeln,
Wenn Sonnen ſich um Axen drehn
Und an der Erd' vorüberwehn.

Gott — wenn der Adler Wolken theilet,
Von Höhen ſtolz zu Tiefen eilet,

Und wieder auf zur Sonne ſtrebt;
Gott — wenn der Weſt ein Blatt bewegt,
Wenn auf dem Blatt ein Wurm ſich regt,
Ein Leben in dem Wurme lebt,
Und hundert Fluthen in ihm ſtrömen,
Wo wieder junge Würmchen ſchwimmen,
Wo wieder eine Seele webt.

Und willſt du, Herr, ſo ſteht des Blutes Lauf,
So ſinkt dem Adler ſein Gefieder,
So weht kein Weſt mehr Blätter nieder,
So hört des Stromes Eilen auf,
Schweigt das Gebraus empörter Meere,
Krümmt ſich kein Wurm, und wirbelt keine Sphäre —
O Dichter, ſchweig! zum Lob der kleinen Myriaden,
Die ſich in dieſen Meeren baden,
Und deren Seyn noch Keines Aug' durchdrang,
Iſt todtes Nichts dein feurigſter Geſang.

Doch bald wirſt du zum Thron die Purpurflügel ſchwingen,
Dein kühner Blick noch tiefer, tiefer dringen,
Und heller noch die Engelharfe klingen;
Dort iſt nicht Abend mehr, nicht Dunkelheit,
Der Herr iſt dort und Ewigkeit.

Dieſes, 1776 auf der Karlsſchule geſchriebene, Gedicht iſt das früheſte, welches Schiller drucken ließ. Es erſchien zuerſt in Balth. Haug's ſchwäbiſchem Magazin (Jahrgang 1776, Stück X. S. 715—719). Der Herausgeber dieſer Zeitſchrift verbeſſerte einige Reimfehler, deren das Gedicht auch jetzt noch ſehr bedeutende hat, und fügte die prophetiſche Anmerkung bei: „Dieſes

Gedicht hat einen Jüngling von ſechszehn Jahren zum Verfaſſer. Es dünkt mich, derſelbe habe ſchon gute Autores geleſen und *bekomme mit der Zeit* os magna sonaturum." Der *Abend* beſteht eigentlich aus einem beſchreibenden und einem religiöſen Theile, und gehört einer Zeit an, in welcher der Dichter, nach ſeiner ſpätern Aeußerung, noch „ein Sklave Klopſtock's" war. Weil das Gedicht nach einem fremden Muſter mit verſtändiger Vorſicht gebildet iſt, hat es den Schein größerer Reiſe, als die meiſten Poeſien aus der erſten Periode (ſ. *Viehoff's Erläuterungen der Gedichte Schiller's* Th. I. S. 1). Das Nähere ſiehe in meiner Schrift: *Schiller's Leben, Geiſtesentwickelung und Werke* Th. I. S. 38.

Der Eroberer.

(1777.)

Dir, Eroberer, dir ſchwellet mein Buſen auf,
Dir zu fluchen den Fluch glühenden Rachedurſt's,
Vor dem Auge der Schöpfung,
Vor des Ewigen Angeſicht!
Wenn den horchenden Gang über mir Luna geht,
Wenn die Sterne der Nacht lauſchend herunterſehn,
Träume flattern — umflattern
Deine Bilder, o Sieger, mich
Und Entſetzen um ſie — fahr' ich da wüthend auf,
Stampfe gegen die Erd', ſchalle mit Sturmgeheul
Deinen Namen, Verworfener,
In die Ohren der Mitternacht.

Und mit offenem Schlund, welcher Gebirge ſchluckt,
Ihn das Weltmeer mir nach — ihn mir der Orkus nach
Durch die Hallen des Todes —
Deinen Namen, Eroberer!
Ha! dort ſchreitet er hin — dort, der Abſcheuliche,
Durch die Schwerter, er ruft (und du, Erhabener, hörſt's),
Ruft, ruft: Tödtet und ſchont nicht!
Und ſie tödten und ſchonen nicht.
Steigt hoch auf das Geheul — röcheln die Sterbenden
Unterm Blutgang des Siegs — Vater, aus Wolken her
Schaut zur Schlachtbank der Kinder,
Vater! Vater! und fluchet ihm!

Stolz auf thürmt er ſich nun, dampfendes Heldenblut
Trieft am Schwert hin, herab ſchimmert's, wie Meteor,
Das zum Weltgericht winket —
Erde, fleuch! der Eroberer kommt.
Ha, Eroberer! ſprich: was iſt dein heißeſter,
Dein geſehnteſter Wunſch? — Hoch an des Himmels Saum
Einen Felſen zu bäumen,
Deſſen Stirne der Adler ſcheut,
Dann hernieder vom Berg, trunken von Siegesluſt,
Auf die Trümmer der Welt, auf die Erob'rungen
Hinzuſchwindeln im Taumel
Dieſes Anblicks hinweggeſchaut.

O! ihr wißt es noch nicht, welch ein Gefühl es iſt,
Welch Elyſium ſchon in dem Gedanken blüht,
Bleicher Feinde Entſetzen,
Schrecken zitternder Welt zu ſeyn,

Mit allmächtigem Stoß hoch aus dem Pole dann
Auszuſtoßen die Welt, fliegenden Schiffen gleich
Sterne an ſie zu rudern,
Auch der Sterne Monarch zu ſeyn,
Dann vom oberſten Thron, dort, wo Jehovah ſtand,
Auf der Himmel einen, auf die zertrümmerten
Sphären niederzutaumeln —
O das fühlt der Eroberer nur!

Wenn die blühendſte Flur, jugendlich, Eden gleich,
Ueberſchüttet vom Fall ſtürzender Felſen trau'rt,
Wenn am Himmel die Sterne
Blaſſen, Flammen der Königsſtadt,
Aufgegeißelt vom Sturm, gegen die Wolken wehn,
Tanzt dein trunkener Blick über die Flammen hin.
Ruhm nur daß du gedurſtet
Kauf' ihn Welt! — und Unſterblichkeit.
Ja, Eroberer, ja! du wirſt unſterblich ſeyn!
Röchelnd hofft es der Greis, du wirſt unſterblich ſeyn,
Und die Wais' und die Wittwe
Hoffen, du wirſt unſterblich ſeyn.

Schau' gen Himmel, Tyrann — wo du der Sämann warſt,
Dort, vom Blutgefild, ſtieg Todesrauch himmelan,
Hinzuheulen in tauſend
Wettern über dein ſchauendes
Haupt! Wie bebt es in dir! ſchauert dein Buſen! — Ha!
Wär' mein Fluch ein Orkan, könnt' durch die Nacht einher
Rauſchen, geißeln die tauſend
Wetterwolken zuſammen; den

Furchtbar brauſenden Sturm auf dich herunter flehn,
Stürmen machen, im Drang tobender Wolken; dich
    Dem Olympus jezt zeigen,
    Jezt begraben zum Erebus!

Schaudre, ſchaudre zurück, Würger, bei jedem Staub,
Den dein ſiegender Gang wirbelnd gen Himmel weht!
    Es iſt Staub deines Bruders,
    Staub, der wider dich Rache ruft.
Wenn die Donnerpoſaun' Gottes vom Thron jezt her
Auferſtehung gebot' — auffuhr' im Morgenglanz
    Seiner Feier der Todte,
    Dich dem Richter entgegenriß;
Ha! in wolkiger Nacht, wenn er herunterfahrt,
Wenn des Weltgerichts Waag' durch den Olympus ſchallt,
    Dich, Verruchter, zu wagen
    Zwiſchen Himmel und Erebus;

An der furchtbaren Waag' alle geopferten
Seelen, Rache hinein nickend, vorübergehn,
    Und die ſchauende Sonne
    Und der Mond und die horchenden
Sphären und der Olymp, Seraphim, Cherubim,
Erd' und Himmel hinein ſtürzen ſich, reißen ſie
    In die Tiefe der Tiefen,
    Wo dein Thron ſteigt, Eroberer;
Und du da ſtehſt vor Gott, vor dem Olympus da,
Nimmer weinen, und nun nimmer um Erbarmen flehn,
    Reuen nimmer, und nimmer
    Gnade finden, Erob'rer, kannſt — —

O dann ſtürze der Fluch, der aus der glühenden
Bruſt mir ſchwoll, in die Wag', donnernd wie fallende
Himmel — reiße die Wage,
Tiefer, tiefer zur Höll' hinab!
Dann, dann iſt auch mein Wunſch, iſt mein gefluchteſter,
Wärmſter, heißeſter Fluch ganz dann geſättiget;
O dann will ich mit voller
Wonn', mit allen Entzückungen
Am Altare vor dir, Richter, im Staube mich
Wälzen, jauchzend den Tag, wo er gerichtet ward,
Durch die Ewigkeit feiern,
Will ihn nennen den ſchönen Tag!

Der „Eroberer“ erſchien ebenfalls in **Haug's** ſchwäbiſchem Magazin (Jahrg. 1777, Stück III, S. 221–225), welcher die Anmerkung beiſetzte: „Von einem Jüngling, der allem Anſehen nach Klopſtocken lieſt, fühlt und beinahe verſteht. Wir wollen ſein Feuer beileibe nicht dämpfen, aber non sense, Undeutlichkeit und übertriebene Metaphern. Wenn einſt vollends die Feile dazu kommt, ſo dürfte er mit der Zeit doch ſeinen Platz neben — einnehmen und ſeinem Vaterlande Ehre machen.“ Man ſieht, aus welcher Rohheit ſich Schiller gerade in der Sphäre, worin er ſpäter am größeſten war, im Erhabenen, emporzuringen hatte. Wenn er die **ſanfte** Seite ſeiner Natur, wie in dem frühern Gedichte, ausdrückte, gelang es ihm ſchon eher, ſogleich Anfangs ein gewiſſes Maß zu finden. Uebrigens legte der junge Dichter in dieſes Stück ſeinen Zorn gegen den Druck in der Karlsſchule: Inhalt und Form ſind von Klopſtock entlehnt. Siehe **Schiller's Leben, Geiſtesentwickelung und Werke**, Th. I, S. 59 f.

Empfindungen der Dankbarkeit
beim Namensfeſte
Ihrer Excellenz der Frau Reichsgräfin von Hohenheim.

(1778.)

I. Von der Akademie.

Ein großes Feſt! — Laßt, Freunde, laßt erſchallen —
Ein ſchönes Feſt weckt uns zu edler Luſt! —
Laßt himmelan den ſtolzen Jubel hallen,
Und Dankgefühl durchwalle jede Bruſt.

Einſt wollte die Natur ein Feſt erſchaffen,
Ein Feſt, wo Tugenden mit Grazien
Harmoniſch in einander traten,[1]
Und in dem ſchönſten Bunde ſollten ſtehen.

Und dieſes Feſt auf's reizendſte zu zieren,
Sah die Natur nach einem Namen um —
Franziskens Namen ſollt' es führen;
So war das Feſt ein Heiligthum.

Und dieſes Feſt, ihr Freunde, iſt erſchienen,
Euch jauchz' ich's mit Entzücken zu!
Jauchzt, Brüder, jauchzt mir nach: Es iſt erſchienen,
Und hüpft empor aus thatenloſer Ruh'!

---

[1] Im Manuſcript ſteht: tragen.

Heut wird kein Ach gehört — heut fließet keine Thräne,
Nur froher Dank ſteigt himmelwärts!
Die Luft erſchallt von jubelndem Getöne,
Franziſkens Name lebt durch jedes Herz.

Sie iſt der Dürft'gen Troſt — Sie gibt der Blöße Kleider,
Dem Durſte gibt Sie Trank, dem Hunger Brod!
Die Traurigen macht ſchon Ihr Anblick heiter,
Und ſcheucht vom Krankenlager weg den Tod.

Ihr Anblick ſegenvoll — wie Sonnenblick den Fluren,
Wie wenn vom Himmel Frühling niederſtrömt,
Belebend Feuer füllt die jauchzenden Naturen,
Und alles wird mit Strahlen überſchwemmt.

So lächelt alle Welt — ſo ſcheinen die Gefilde,
Wenn Sie, wie Göttin unter Menſchen geht,
Von Ihr fließt Segen aus und himmelvolle Milde
Auf jeden, den Ihr ſanfter Blick erſpäht.

Ihr holder Name fliegt hoch auf des Ruhmes Flügeln,
Unſterblichkeit verheißt Ihr jeder Blick,
Im Herzen thronet ſie — und Freudenthränen ſpiegeln
Franziſkens holdes Himmelbild zurück.

So wandelt Sie dahin auf Roſenpfaden,
Ihr Leben iſt die ſchönſte Harmonie;
Umglänzt von tauſend tugendſamen Thaten,
Seht die belebte Tugend! — Sie! —

O Freunde! laßt uns nie von unſrer Ehrfurcht wanken,
Laßt unſer Herz Franziskens Denkmal ſeyn!
So werden wir mit niedrigen Gedanken
Niemalen unſer Herz entweih'n.

8. Von der Ecole des Demoiſelles.

Einfache Gefühle drangen
Des Herzens Saiten zu Geſangen:
Ein theurer Name weckte ſie. —
Schlägt nicht der Kinder Herz mit kühnern Schlägen
Der ſanften Mutter Freudenfeſt entgegen,
Und ſchmilzt dahin in Wonnemelodie?
Wie ſollten wir jetzt fühllos ſchweigen,
Da tauſend Thaten uns bezeugen,
Da jeder Mund — da jedes Auge ſpricht:
Iſt uns Franziska Mutter nicht?

Erlauben Sie dem kindlichen Entzücken,
Sich Ihnen heute ſchon zu nah'n.
O nehmen Sie mit mütterlichen Blicken,
Was, unſre innige Verehrung auszudrücken,
Wir Ihnen darzubringen wagen, an!
Erlauben Sie der ſchüchternen Empfindung,
Für Sie, der Mütter würdigſte, zu glühn,
Erlauben Sie die kühne, ſtolze Wendung —
Denn heute, heut' dem Dank ſich zu entziehn,
Wär' Frevel, wär' die ſträflichſte Verblendung.

Wenn Dankbarkeit, die aus dem Herzen fließet,
Wenn der Verſpruch, ſtets auf der Tugend Pfad zu gehn,
Wenn Träume, die die ſanfte Rührung gießet,
Wenn Wünſche, die empor zum Himmel flehn,
O wenn der Seelen feurigſtes Empfinden
Die Huld der beſten Mutter lohnen könnten,
Wie ganz ſollt' unſer Weſen nur Empfindung ſeyn,
Wie ſollten unſre Thränen nie verſiegen,
Zum Himmel ſollten unſre Wünſche fliegen,
Franzisken wollten wir ein ganzes Leben weih'n.

Doch wenn auch das Gefühl, das unſer Herz durchfloſſen,
Bei aller Liebe reichlichem Genuß,
Womit Sie, Edelſte, uns übergoſſen,
Erröthen und erlahmen muß,
So hebt uns doch das ſelige Vertrauen:
Franziska wird mit gnadenvollem Blick
Auf Ihrer Töchter ſchwaches Opfer ſchauen –
Franziska ſtößt die Herzen nicht zurück!
Und feuervoller wird der Vorſatz uns beleben,
Dem Muſterbild der Tugend nachzuſtreben.

Schiller, Eleve.

Dieſe bisher ungedruckten Verſe, welche ich von der Cotta'ſchen Buchhandlung erhielt, wurden unter alten Akademie-Papieren gefunden. Sie ſind von Schiller's Hand ſorgfältig in Folio geſchrieben; ich habe in der Abſchrift nur die Orthographie an einigen Stellen geändert. Nachdem der junge Schiller ſchon als Dichter und guter Kopf ſeinen Mitzöglingen und Lehrern bekannt geworden war, wurde er bei beſondern Feſtlichkeiten mehrmals veranlaßt, ſich zu verſuchen, wie wir ihm im nächſten Bande auch als Gelegenheitsreimer begegnen werden. Vorstehende Zeilen zeigen, von wie schwachen Anfängen aus sich sein Talent entwickelte. Uebrigens war von vornen herein alles Occasionelle ihm [illegible] und ein guter Gelegenheitsdichter konnte er nie werden, so wenig als er es wollte; ihn bewegten und rührten nur Ideen. — Das Jahr der Abfassung ist nur muthmaßlich anzugeben. Das Geburtsfest der Gräfin von Hohenheim, nachheriger Gemahlin des Herzogs Karl, fiel auf den 10. Januar, und wie dasselbe von der Karlsschule und dem Institut der Fräulein feierlich begangen ward, so durfte sich auch Niemand vom Militär oder wer sonst im Verhältniß zu dem Herzog war, von demselben ausschließen (s. Schiller's Briefe an Dalberg, S. 50).

Der Sturm auf dem Tyrrhener Meere.

(1780.)

Kaum entschwanden sie sich der Schau an Siciliens Küsten,
Freude jauchzend, empor in die Höhe mit rollenden Segeln,
Und durchschnitten mit ehernen Stacheln die schäumende Salzfluth,
So begann auf's Neue Saturnia's ewige Wunde
Frisch zu bluten, und dachte sie so im innersten Herzen:
„Uebermachtet soll ich dem Unternehmen entsagen?
Nicht abkehren von Latium können den König der Teukrer,
Und das soll mir das Schicksal verbieten und Pallas Minerva
Mochte die Argische Flotte verzehren in lodernden Flammen,

Möchte die Elenden ſelbſt im wogichten Abgrund erſaufen,
Ob dem Frevel von Einem, dem raſenden Ajax Oileus?
Sie allein vermocht' auf den Wolken die reißenden Flammen
Jupiters niederzuflammen, in Trümmer die Schiffe zu ſchlagen,
Zu empören die Wogen im Sturm, ihn zu faſſen im Strudel,
Als ihm durch die durchdonnerte Bruſt die Feuerflamm' hauchte;
Und vermocht' ihn zu ſpießen an ſchroffen, ſpitzigen Klippen?
Aber ich, Fürſtin der Götter, des Donnerers Gattin und Schweſter,
Ich ſoll Jahre lang ſtreiten mit einem heilloſen Volke? —
Wer wird künftighin heilig noch nennen Saturnia's Namen,
Wer wird künftighin kniend ſich beugen vor meinen Altaren?

Solche Gedanken wälzt' wüthend umher die Göttin im Buſen,
Und erhob ſich in's Sturmvaterland, des tobenden Südens
Wüſteneien, Aeolus Burg! In grauſem Gewölbe
Hält er allda die kämpfenden Winde, die heulenden Stürme
Mit tyranniſcher Macht in Kerker und Banden gefangen.
Grimmig ſchreien im hohlen Bauche des Felſens die Stürme,
Murren entkräftet hervor. — Hoch oben thronet der König,
Sturmebändiger, über dem Felſen mit mächtigem Scepter,
Stillt das Ungeſtüm, mildert die Wuth der erboſ'ten Gemüther;
Thät' er das nicht, ſie brachen hervor, durchwühlten die Meere,
Schleiften den Erdball und ſchleiften den ewigen Himmel
Mit ſich dahin, und jagten ſie weit wie den Staub durch die Lüfte.

Aber dies alles bedachte ſchon auch der allmächtige Vater;
Darum hat er ſie auch in ſchwarze Gewölbe gekerkert,
Darum auf die Gewölbe gethürmet unendliche Berge,
Darum ſie unter den König gebeugt, der kraft ſeines Bundes,
Wie der Donnerer oben gebot, im Zaum ſie zu halten,
Oder zügellos raſen dahin ſie zu laſſen vermöchte.

Dieſer war's, zu welchem jetzt alſo Saturnia flehte:
„Aeolus, dem der Göttervater und König der Menſchen
Vollmacht gab, zu empören die Fluthen und wieder zu legen.
Das Tyrrheniſche Meer beſchifft ein Volk, das ich haſſe,
Ilium und die gebeugten Götzen nach Latium tragend:
Sporne die Winde mit Kraft, begrabe die ſinkenden Maſte,
Oder zertrümmere ſie, und ſäe den Pontus voll Leichen.
Sieh! in meinem Gefolge ſind vierzehn treffliche Mädchen,
Und die ſchönſte von allen an Bildung, Deiopeia,
Soll in eh'lichem Bund auf Ewig die Deinige werden;
Soll für dieſes Verdienſt die Ewigkeit mit dir durchleben,
Und zum glücklichen Vater von ſchönen Kindern dich machen.“ —

„Königin!“ ſprach der Windgott hierauf, „dein iſt's, zu erſinnen,
Was du nur wünſchen magſt, und mein zu vollziehen.
Wandteſt du nicht den Scepter mir zu, und was ich hier habe
An Gewalt? Wem dank' ich es ſonſt, daß der Donn'rer mir lächelt,
Daß ich Nektar darf trinken und himmliſch Ambroſia koſten,
Mächtig bin im Orkan und über den Wetterſturm walte?“

Sprach's, und haſtig in's hohle Gebirg den eiſernen Stachel
Niedergeſchleudert, und haſtig, wie Heerſchaar, hervor die
Orkane,
Fürchterlich aus der geborſtenen Kluft, und haſtig von dannen
Brauſend und ſauſend, und ungeſtüm hin über Thal und
Gebirge,
Sturm von Morgen und Abend, von Mittag der mächtige
Hagler,
Stürzen über den Pelagus her, und rühren den Grund auf,
Wälzen Gebirge von Fluthen hinan an die hallenden Ufer.
Da beginnt das Heulen der Schiffer, das Schwirren der Segel,
Da entreißen urplötzlich die Wolken dem Auge der Trojer
Himmel und Tag, der Pelagus wallt in Mitternachtsſchauern,
Himmel donnert und Himmel flammt auf die Tauſendgeblitze,
Tod, Tod flammt der Himmel entgegen dem bebenden Schiffer,
Tod entgegen heult ihm der Sturm! Tod brüllen die Donner!

Und Aeneas durchſchauert ein kaltes Schrecken die Glieder.
Jammernd betet er jetzt mit gefaltenen Händen gen Himmel:
„O wie ſelig preiſ' ich euch nun, wie ſelig, ihr Helden!
Deren Schickſal es war, an Troja's erhabenen Mauern
Umzukommen, und zu entſchlummern im Auge der Väter.
Ach, warum ließ das Verhängniß in meinen Vatergefilden
Mich nicht ſinken? warum nicht meinen Geiſt mich verhauchen,
Tödtlich getroffen, o du, der Danaer tapferſter Streiter,
Tydeus trefflicher Sohn, von deiner gewaltigen Rechte?
Wo den furchtbaren Hektor der Speer Achilles' durchrannte,
Wo der Rieſe Sarpedon ſank? Des Simois Woge
Wälzt dort manches Streitbaren Schild und manchen der
Helme,
Und noch mancher Tapferen Leiber im Strudel von dannen.“

Sprach's, und ungeſtüm praſſelt der Hagel im Sauſen des Nordſturms
Gegen die Segel, dem Steuermann trotzen die ſteigenden Wogen;
Ruder brechen; umſchlagen die Schiffe, und toben
Wilde Fluthen, und reißt ſich hervor aus den Wellen der Fluthfels,
Donnert darüber! Ha! ſieh! am Scheitel der Waſſerfluth hangen
Einige noch, und Andern drohet der unterſte Meergrund
Durch die berſtende Woge, Sturm wüthet im unterſten Sande.

Drei der Schiffe zerſchmettert der Weſt an heimlichen Klippen,
Klippen nennen die Latier ſie, die mitten aus Wogen
Prahlen mit dem entſetzlichen Rücken und ſpotten des Donners.
Drei reißt Eurus an Sand und Geſtein, und, gräßlicher Anblick!
Sie zerſchellen in Trümmer, und Sand umrollet die Trümmer.
Dort nun ſtürzen die Fluthen das Schiff, das Lycia's Streiter
Und den frommen Orontes getragen, verkehrt in die Tiefe,
Vor ſich ſchwankt er, ſtürzet auf's Haupt — es wirbelt's die Welle
Dreimal umher, und hinunter ſchnappt's der reißende Strudel.

Wenige ſind's, die oben noch ſchwimmen am gräulichen Schlunde,
Waffen, Breter und Ilium's Schätze dahin durch die Wellen;
Ilioneus' treffliches Schiff, und des tapfern Achates,
Abates, und des greiſen Aletes ſind alle vom Sturme
Uebermeiſtert, und ungeſtüm raſ't der feindliche Hagel
Durch die ſchlaffen Breter hinein, die Wandungen berſten.

Endlich vernahm der meergewaltige König das Toben
Und den graulichen Aufruhr des ewigen Pontus, die Stürme
Losgelaſſen, und Höhen und Tiefen zuſammen gerühret;
Drob entbrannt' er in grimmigem Zorn — vom oberſten Gipfel
Einer Waſſerfluth recket er mählig ſein mächtiges Haupt auf —
Siehe! da lag, durch den Ocean hin, die Flotte zerſchlagen,
Unter den Wogen, und unter dem Schutt des zerfloſſenen Himmels
Troja's Namen begraben — und alſobald dachte der Bruder
An der Schweſter Saturnia Groll und heimliche Ränke.
Haſtig fordert er Zephyrus zu ſich und Eurus, und alſo:
„Was? was habt ihr euch da auf euer Windgeſchlecht, Winde,
Angemaßt, ohne des Erderſchütt'rers Gebot ſolch fürchterlich Wallen
Zu erregen, und Erd' und Himmel zuſammen zu mengen?
Ha! das ſoll euch — Doch muß ich zuerſt die thürmenden Fluthen
Niederbeugen — Künftighin ſollt ihr ſo gnädig nicht fahren.
Eilet flugs von dannen, und meldet eurem Beherrſcher,
Meldet ihm das: Ich habe zu walten im ewigen Pontus,
Er nicht; ſagt's ihm; mein iſt der gewaltige Dreizack,
Mir, nicht ihm, gefallen durch's Loos — In ſcheußlichen Bergen
Eure Behauſungen, Eurus, dort iſt ſein Reich und ſein Wohnhaus;
Dort in jenen Palläſten mag Aeolus groß thun und prahlen,
Und, wenn Wind und Wetter gebunden ſind, über ſie herrſchen.“

Sprach's, und lange ſchon ſind die Waſſergebirge zerronnen,
Wettergeſammelte Wolken zerflattert, und Sonne ſchaut wieder
Lächelnd herab, und ſpiegelt ſich mild im ruhigen Meere.

Cymothoe und Triton zumal, mit kräftigem Arme,
Angeſtemmt ſtoßen von Klippen die Schiffe, mit mächtigem Dreizack
Hilft Poſidaon, thut auf die graulichen Strudel und Klippen,
Stillt den Meerſturm, raſch jagen dahin die flüchtigen Räder
Mit dem Waſſergott über die oberſten Wirbel der Wogen.

So, wenn ein zahlreiches Volk in gährendem Aufruhre tobet,
Fackeln ſchon wallen und fliegen ſchon Felſen, und Waffen die Wuth beut,
Und jetzt ein verdienſtreicher frommer Alter ſich fern zeigt:
Schweigen Alle, ſteh'n Alle rings lauſchenden Ohrs da.
Er iſt Meiſter der Herzen und weicht ſie mit Worten der Liebe.
So verſank auch der wogichte Pontus, ſo ſchwieg auch ſein Donnern,
Als ſein Vater ſein Haupt jetzt erhoben, und über ihn hinflog,
Himmel entnachtet, und umgelenkt hatte die Roſſ', und in Eile
Zügellos raſſeln dahin ließ den leicht hinhüpfenden Wagen.

Eine metriſche Ueberſetzung des erſten Buches von Virgil's Aeneide von V. 34 bis 157, zuerſt in Haug's ſchwäbiſchem Magazin (1780. Stück XI. S. 865—876). Der Herausgeber des Magazins fügte als Würdigung die Worte bei: „Probe von einem Jünglinge, die nicht übel gerathen iſt. Kühn, viel, viel dichteriſches Feuer." Die Wahl gerade dieſes Gegenſtandes, eines Sturmes, bezeugt die damals eintretende Geiſtesrichtung des Jünglings auf das Große und Erhabene (Schiller's Leben ꝛc. Th. I. S. 48.). Wichtig iſt dieſer rohe, aber originelle Verſuch, weil Schiller mit ihm jenen, ſpäter nicht wieder verlaſſenen Weg

Einſchränkung, mehr nach dem Geiſte, als nach dem Wort zu überſetzen (Schiller's Leben ꝛc. Th. II. S. 210 f. und S. 108.).

Strophe aus einem Gelegenheitsgedicht.

(1781.)

In einem verloren gegangenen Gedichte auf die Wiederkunft des Herzogs Karl am ſechsten März 1781 kam folgende, im Nachlaſſe von Peterſen aufbewahrte Stelle vor:

Sag', Ausland, ſchielſt du nicht mit neid'ſchen Blicken
Auf Wirtemberg's glückſelige Fluren her?
Trugt ihr nicht gern die Kette, Republiken,
Wär' euer Herrſcher — Er?

Der Venuswagen.

(1781.)

Klingklang! Klingklang! kommt von allen Winden,
Kommt und wimmelt ſchaarenweis.
Klingklang! Klingklang! was ich will verkünden,
Höret Kinder Prometheus'!

Weiſes Alter — roſenfriſche Jugend,
Warme Jungen mit dem muntern Blut,
Spröde Damen mit der kalten Tugend,
Blonde Schönen mit dem leichten Muth;

Philoſophen — Könige — Matronen,
Deren Ernſt Cupido's Pfeile ſtumpft,
Deren Tugend wankt auf ſchwanken Thronen,
Die ihr (nur nicht über euch) triumpht;

Kommt auch ihr, ihr ſehr verdächt'gen Weiſen,
Deren Seufzer durch die Tempel ſchwärmt,
Stolz prunkiret, und vielleicht den leiſen
Donner des Gewiſſens überlärmt;

Die ihr in das Eis der Bonzenkrane
Eures Herzens geile Flammen mummt,
Phariſäer mit der Janus Miene!
Tretet näher — und verſtummt;

Die ihr an des Lebens Blumenſchwelle
In der Unſchuld weißem Kleide ſpielt,
Noch nicht wilder Leidenſchaften Balle,
Unbefleckten Herzens, feiner fühlt;

Die ihr ſchon gereift zu ihren Giſten,
Im Hercul'ſchen Scheideweg ſtutzend ſteht,
Hier die Göttin in den Ambraduften,
Dort die ernſte Tugend ſeht;

Die ihr ſchon, vom Taumelkelch berauſchet,
In die Arme des Verderbens ſpringt —
Kommt zurucke, Junglinge, und lauſchet,
Was der Weisheit ernſte Leier ſingt!

Euch zuletzt noch, Opfer des Geluſtes,
Ewig nimmer eingeholt vom Lied,
Haltet ſtill, ihr Sohne des Verluſtes,
Zeuget wider die Verklagte mit!

Klingklang! Klingklang! ſchimpflich hergetragen
Von des Pobels larmendem Hußah,
Angejochet an den Venuswagen
Bring' ich ſie, die feile Cypria.

Manch Hiſerchen hat ſie aufgeſpulet,
Seit die Welt um ihre Spindel treibt,
Hat ſie nicht der Jahrzahl nachgebuhlet,
Die ſich vom verbot'nen Baume ſchreibt?

Hum! bis hieher dachteſt du's zu ſparen?
Mamſell, Gott genade dich!
Wiß! ſo ſauber wirſt du hier nicht fahren,
Als im Arm von deinem Ludewig.

Noch ſo ſchelmiſch mag dein Auge blinzen,
Noch ſo lacheln dein verbuhlter Mund —
Dieſen Richter kannſt du nicht ſcharwinzen
Mit gefuhl'ner Mienen Gaukelbund.

Ja, ſo heule, Metze! Kein Erbarmen!
Streift ihr keck das ſeid'ne Hemdchen auf!
Auf den Rücken mit den runden Armen!
Friſch! und patſchpatſch! mit der Geißel d'rauf!

Höret an das Protokoll von Schanden,
Wie's die Garſt'ge beim Verhöre glatt
Weggelogen oder gleich geſtanden
Auf den Zuſpruch dieſer Geißel hat.

Volksbeherrſcher, Götter unterm Monde,
Machtumpanzert zu der Menſchen Heil,
Hielt die Buhlin mit dem Honigmunde
Eingemauert im Serail.

O da lernen Götter — menſchlich fühlen,
Laſſen ſich faſt ſehr herab zum — Vieh;
Mögt ihr nur in Raſe's Chronik wühlen,
Schmachlich ſteht's zu leſen hie.

Wollt ihr, Herren, nicht ſkandaliſiren,
Werft getroſt den Purpur in den Koth,
Wandelt, wie Fürſt Jupiter, auf Vieren,
So erſpart ihr ein verſchämtes Roth.

Nebenbei hat dieſe Viehmaſtirung
Manchem Zeus zum Wunder angepaßt.
Heil dabei der weiſen Volksregierung,
Wenn der Herrſcher auf der Weide graſ't!

Dem Erbarmen dorren ihre Herzen,
(O auf Erden das Elyſium!)
Durch die Nerven bohren Höllenſchmerzen,
Kehren ſie zu wilden Tigern um.

Loſe Buben mäkeln mit dem Fürſtenſiegel,
Kreaturen vom gekrönten Thier,
Leihen dienſtbar ſeiner Wolluſt Flügel,
Und ermauſcheln Kron und Reich dafür.

Ja die Hure (laßt's in's Ohr euch flüſtern)
Bleibt auch ſelbſt im Cabinet nicht ſtumm.
In dem Uhrwerk der Regierung niſtern
Oefters Venusfinger um.

Blinden Fürſten dienet ſie zum Stocke,
Blöden Fürſten iſt ſie Bibelbuch.
Kam nicht auch aus einem Weiberrocke
Einſt zu Delphi Götterſpruch?

Mordet! raubet! läſtert, ja verübet,
Was nur gräulich ſich verüben läßt —
Wenn ihr Lady Pythia betrübet,
O ſo haltet eure Köpfe feſt!

Ha! wie Manchen warf ſie von der Höhe!
Von dem Rumpf wie manchen Biederkopf!
Und wie Manchen hub die geile Fee!
Fragt warum? — Um einen dicken Zopf!

Deſſen Siegesgeiz die Erde ſchrumpfte,
Deſſen tolle Diademenwuth
Gegen Mond und Sirius triumphte,
Hoch gehoben von der Sklaven Blut;

Dem am Markſtein dieſer Welt entſunken
Jene ſelt'ne Thräne war,
Vom Saturnus noch nicht aufgetrunken,
Nie vergeſſen, ſeit die Nacht gebar;

Jenen Jüngling, der mit Rieſenſpanne
Die bekannte Welt umgriff,
Hielte ſie zu Babylon im Banne,
Und das — Weltpopanz entſchlief.

Manchen hat in's Elend ſie geſtrudelt,
Eingetrillert mit Sirenenſang,
Dem im Herzen warme Kraft geſprudelt,
Und des Ruhms Poſaune göttlich klang.

An des Lebens Feſten leckt die Schlange,
Geifert Gift in's brauſende Geblüt,
Knochen drauen aus der gelben Wange,
Die nun aller Purpur flieht.

Hohl und hager, wandelnde Gerippe,
Keuchen ſie in des Cocytus Boot.
Gebt den Armen Stundenglas und Hippe,
Huh! — und vor euch ſteht der Tod.

Jünglinge, o ſchwöret ein Gelübde,
Grabet es mit goldnen Ziffern ein:
Fliehet vor der roſigen Charybde,
Und ihr werdet Helden ſeyn.

Tugend ſtirbet in der Phrynen Schoße,
Mit der Keuſchheit fliegt der Geiſt davon,
Wie der Balſam aus zerknickter Roſe,
Wie aus riſſ'nen Saiten Silberton.

Venus Finger bricht des Geiſtes Stärke,
Spielet gottlos, ruckt und rückt
An des Herzens feinem Raderwerke,
Bis der Zeiger des Gewiſſens — lügt.

Eitel ringt, und wenn es Schöpfung ſprühte,
Eitel ringt das göttlichſte Genie,
Martert ſich an ſchlappen Saiten müde,
Wohlklang fließt aus todten Trümmern nie. —

Manchen Greiſen, an der Krücke wankend,
Schon hinunter mit erſtarrtem Fuß
In den Abgrund des Avernus ſchwankend,
Neckte ſie mit tödtlich ſüßem Gruß,

Quälte noch die abgeſtumpften Nerven
Zum erſtorb'nen Schwung der Wolluſt auf,
Drängte ihn, die trage Kraft zu ſchärfen,
Friſch zu ſpornen zäher Safte Lauf.

Seine Augen ſprühn erborgte Strahlen,
Tödtlich munter ſpringt das ſchwere Blut,
Und die aufgejagten Muskeln prahlen,
Mit des Herzens letztlichem Tribut.

Neu verjüngt beginnt er aufzuwarmen,
All ſein Weſen zuckt in Einem Sinn;
Aber huſch! entſpringt ſie ſeinen Armen,
Spottet ob dem matten Kämpfer hin.

Was für Unfug in geweihten Zellen
Hat die Hexe nicht ſchon angericht?
Laßt des Doms Gewölbe Rede ſtellen,
Das den leiſen Seufzer lauter ſpricht.

Manche Thräne — aus Pandora's Büchſe —
Sieht man dort am Roſenkranze glühn,
Manchen Seufzer vor dem Kruzifixe,
Wie die Taube vor dem Stößer, fliehn.

Durch des Schleiers vorgeſchobne Riegel
Malt die Welt ſich ſchöner, wie ihr wißt,
Phantaſie leiht ihren Taſchenſpiegel,
Wenn das Kind das Paternoſter küßt.

Siebenmal des Tages muß der gute
Michael dem ſtarken Moloch ſtehn,
Beide prahlen mit gleich edlem Blute,
Jeder, wißt ihr, heißt den andern gehn.

Puh! da ſplittert Molochs ſchwarzes Eiſen!
  (Armes Kind, wie bleich wirſt du!)
In der Angſt (wer kann es Vorſatz heißen?)
  Wirft ſie ihm die Zitternadel zu.

Junge Wittwen — vierzigjähr'ge Zofen
  Feuriger Komplexion,
Die ſchon lange auf — Erlöſung hoffen,
  Allzufrüh der ſchönen Welt entflohn;

Braune Damen — rabenſchwarzen Haares,
  Schwer geplagt mit einem ſiechen Mann,
Faſſen oft — die Hörner des Altares,
  Weil der Menſch nicht helfen kann.

Fromme Wuth begünſtigt heiße Triebe,
  Gibt dem Blute freien Schwung und Lauf —
Ach, zu oft nur drückt der Gottesliebe
  Aphrodite ihren Stempel auf.

Nymphomaniſch ſchwärmet ihr Gebete,
  (Fragt Herrn Doctor Zimmermann)
Ihren Himmel — ſagt! — was gilt die Wette? —
  Malt zum Küſſen euch ein Titian! —

Selbſt im Rathhaus hat ſie's angeſponnen,
  Blauen Dunſt Aſträen vorgemacht,
Die geſchwornen Richter halb gewonnen,
  Ihres Ernſtes Falten weggelacht.

Inquiſitin ließ das Halstuch fallen,
    Jeder meinte, ſey von ungefähr.
Potz! da liegt's wie Alpen ſchwer auf allen,
    Närriſch ſpukt's um unſern Amtmann bei.

Sprechet ſelbſt — was war dem Mann zu rathen?
    Dies verändert doch den Statum ſehr.
„Inquiſitin muß man morgen laden,
    Heute geb' ich amtliches Verhör."

Und — wär' nicht Frau Amtmännin gekommen,
    (Unſerm Amtmann kracht's im ſechsten Sinn)
Wär' der Balg in's Trockne fortgeſchwommen,
    Dank ſey's der Frau Amtmännin!

Auch den Klerus (denkt doch nur, die Loſe!)
    Selbſt den Klerus hat ſie kalumnirt.
Aber gelt! — mit einem derben Stoße
    Hat man dir dein Lugenmaul pitſchirt?

Damen, die den Bettelſack nun tragen,
    Ungeſchickt zu weiterem Gewinnſt,
Matte Ritter, die Schamade ſchlagen,
    Invaliden in dem langen Dienſt,

Setzt ſie, (wie's auch große Herren wiſſen)
    Mit beſchnitt'ner Penſion zur Ruh,
Oder ſchickt wohl gar die Leckerbiſſen
    Ihrer Feindin — Weisheit zu.

(Meine, Weisheit, über die Rekruten,
Die dir Venus Aphrodite ſchickt,
Sie verhüllen unter frommen Kutten
Nur den Mangel, der ſie heimlich drückt;

Würde Amor's Talisman ſie rühren,
Nur ein Hauch von Cypris um ſie wehn —
O, ſie würden hurtig deſertiren
Und zur alten Fahne übergehn.) —

Sehet und der Wüſtlingin genügt
Auch nicht an des Torus geiler Brunſt;
Selbſt die Schranken des Geſchlechts beſiegt
Unnatürlich ihre Schlangenkunſt.

Denket — doch ob dieſer Schandenliſte
Reißt die Saite, und die Zunge ſtockt —
Fort mit ihr auf's ſchimpfliche Gerüſte,
Wo das Aas den fernen Adler lockt!

Dorten ſoll mit Feuergriffel ſchreiben
Auf ihr Buhlerangeſicht das Wort:
Tod, der Henker ſie gebrandmarkt treiben
Durch die Welt die Erzbetrüg'rin fort.

So gebot der weiſe Venusrichter.
Wie der weiſe Venusrichter hieß?
Wo er wohnte? wünſcht ihr von dem Dichter
Zu vernehmen — ſo vernehmet dieß:

Wo noch kein Europerſegel brauſ'te,
Kein Columb noch ſteuerte, noch kein
Cortez ſiegte, kein Pizarro hauſ'te,
Wohnt auf einem Eiland — Er allein.

Dichter forſchten lange nach dem Namen —
Vorgebirg' des Wunſches nannten ſie's;
Die Gedanken, die bis dahin ſchwammen,
Nannten's — das verlorne Paradies.

Als vom erſten Weibe ſich betrügen
Ließ der Männer erſter, kam ein Waſſerſtoß,
Riß, wenn Sagen Helikon's nicht lügen,
Von vier Welten dieſe Inſel los.

Einſam ſchwimmt ſie im Atlant'ſchen Meere,
Manches Schiff begrüßte ſchon das Land;
Aber ach — die ſcheiternde Galeere
Ließ den Schiffer todt am Strand.

Dieſes derbe Strafgedicht der Wolluſt (zuerſt 1781 bei J. B. Metzler in Stuttgart gedruckt und dann in die bei Schweizerbart erſchienenen Nachträge von Ed. Boas aufgenommen) gehört in die Gattung, welche Schiller in ſeiner Abhandlung über naive und ſentimentaliſche Dichtung „pathetiſche oder ſtrafende Satyre“ nennt. Die übrigen Jugendgedichte dieſer Art, welche wir bald kennen lernen werden, gehen beinahe alle von der Geiſtesfreiheit oder Menſchenwürde aus (Schiller's Leben ꝛc. Th. I. S. 106);

dieſem liegt als leitende Idee die Sehnſucht nach ſittlicher Reinheit zu Grunde, zu welcher ſich aus dem Strudel der Sinnlichkeit Schiller's treffliche Seele allmählig emporarbeitete, ſo daß uns ſein ſittlicher Bildungsgang ein göttliches Wirken vergegenwärtigt. In dieſem Product, wie in ſo vielen andern der Stuttgarter medicinischen Periode ſehen wir eine entzündete Phantaſie in den rohſten Empfindungen ſchwelgen, und die Macht der Sinne gibt ihnen eine erſtaunliche Naturwahrheit.

Die Räuber.

1. Allgemeines und Ueberſichtliches.

Die Räuber ſind in der Karlsſchule in Stuttgart gedichtet. Schiller's Jugendfreund, J. W. Peterſen, äußert ſich in ſeinem Nachlaſſe hierüber folgender Maßen: „Den Grundgedanken zu dieſem Schauſpiel hat Schiller nicht aus ſich ſelbſt geſchöpft. Die Geſchichte des Räubers Roque im Don Quixote und die Bemerkung: Rouſſeau rühme es an Plutarch, daß derſelbe erhabene Verbrecher zum Gegenſtande ſeiner Schilderungen gewählt habe, führten ihn darauf.[1] Das Stück iſt nicht das Werk Eines Guſſes. Schiller arbeitete einzelne Selbſtgeſpräche und Auftritte aus, ehe er das Grundgewebe des Ganzen überdacht, ehe er Anlage, Verwickelung und Entwickelung beſtimmt, Schatten und Licht vertheilt und die Scenen gehörig an einander gereiht hatte. Was auf dieſe Weiſe ausgearbeitet war, ließ er ſich theilweiſe von Bekannten vorleſen, um Eindruck und Wirkung beſſer beurtheilen zu können. Schiller widmete den Räubern jeden Tag wenigſtens einige Stunden, und doch wurden ſie, nach zehnfacher Abänderung, nicht früher, als im Jahr 1780 vollendet."

Peterſen gibt hierbei eine intereſſante Nachricht, welche auf die Räuber ſowohl, als auf alle Jugendgedichte Schiller's Licht wirkt: denn poetiſche Erzeugniſſe werden uns ihrem Geiſte nach dadurch verſtändlich, daß wir uns den Gemüthszuſtand klar vorſtellen, in welchem ihr Verfaſſer war, als er ſie bildete. „In ihrer äußern Wirkung betrachtet,“ ſagt Peterſen, „war die Begeiſterung bei Schiller in der That korybantiſcher Art.* Wenn er dichtete, brachte er ſeine Gedanken unter Stampfen, Schnauben und Brauſen zu Papier — eine Gefühlsaufwallung, die man oft auch an Michael Angelo während ſeiner Bildhauer-Arbeiten bemerkt hat. Mehr als hundert Mal haben Schiller's Bekannte dieſe Erſcheinung an ihm beobachtet, und völlig wahr iſt folgende kleine Geſchichte. Die ärztlichen Zöglinge der Akademie mußten am Ende ihrer Lehrjahre die Krankenzimmer beſuchen und über die gehörige Pflege der Leidenden die Aufſicht führen. Als Schillern einmal die Reihe traf, ſetzte er ſich an das Bett eines Kranken. Statt dieſen aber zu befragen und zu beobachten, gerieth er dichtend in ſolche brauſende Bewegungen und Zuckungen, daß dem Kranken angſt und bange ward, ſein zugegebener Arzt möchte in Wahnwitz und Tobſucht verfallen ſeyn. Dieſe Geſchichte wird der noch lebende Hofmuſikus R** bezeugen: er war jener Kranke.“ Von dieſem Standpunkte aus wird man ſich Manches in unſerer Tragödie erklären können, deren Weſen und Eigenthümlichkeiten ich übrigens in Schiller's Leben Th. I, S. 65 ff. ausführlich dargelegt habe.

---

[1] Hierzu macht Peterſen die Anmerkung: „Dies erzählt Schiller ſelbſt im Wirtembergiſchen Repertorium. Auch wußten es noch ſeine alten Vertrauten. Was im Freimüthigen 1805 Nr. [illegible] oder [illegible] behauptet wird, als habe ein Schubart'ſcher Aufſatz (im Schwäbiſchen Magazin 1775 S. 30) Schillern den erſten Gedanken zu ſeinen Räubern gegeben, iſt durchaus ungegründet."

Wir beſitzen von den Räubern zwei ſehr von einander abweichende Geſtalten: die urſprüngliche Form, welche mit einigen Abänderungen unſern gewöhnlichen Editionen zu Grunde liegt, und die beinahe ganz in Vergeſſenheit gerathene Mannheimer Theaterausgabe, von welcher weiter unten eine detaillirte Darſtellung gegeben werden wird.

Die erſte Ausgabe der Räuber ward 1781 auf Koſten des Verfaſſers, ohne des Dichters Namen, „faſt auf Fließpapier,“

---

* Von dem Tragiker Crebillon wird das Gleiche erzählt: in ſeiner Begeiſterung ſoll er in einer Art wilder Beſeſſenheit geweſen ſeyn.“

wie Scharffenſtein ſagt (ſ. Schiller's Leben Th. 1. S. 93 ff.) angeblich in „Frankfurt und Leipzig“ gedruckt. Von den achthundert Exemplaren dieſer Edition ſcheint ſich keines mehr erhalten zu haben: wenigſtens habe ich mich ſeit Jahren vergebens um ein ſolches bemüht. Die „zweite verbeſſerte Auflage“ erſchien in „Frankfurt und Leipzig bei Löffler, 1782,“ unter dem Namen des Dichters, welcher in der Vorrede zu derſelben bemerkt, „daß ſie ſich von der erſten durch Pünktlichkeit des Drucks und Vermeidung derjenigen Zweideutigkeiten unterſcheide, die dem feinern Theil des Publikums auffallend geweſen ſeyen.“ Doch findet ſich Anſtößiges die Menge auch noch in dieſer zweiten Edition, und ſie iſt auf ſehr grauem Papier gedruckt und durch viele Druckfehler entſtellt, was auch im Vorwort zur dritten Auflage (Mannheim bei Tobias Löffler 1799) vom Verleger mit Recht gerügt wird. Alle drei Auflagen zeigen auf dem Titel einen grimmig ſich erhebenden Löwen, welcher in der letzten einen andern Löwen erfaßt hat und niederhält. Unter dieſer Vignette ſteht das Motto: in Tirannos, in welchem ſich derſelbe Schreibfehler jedesmal wiederholt.

Ich gebe zuerſt die Varianten der zweiten Auflage. Es ſind ihrer verhältnißmäßig wenige, wogegen die Mannheimer Theaterausgabe und ſpäter eine reiche Menge von Abweichungen darbieten wird. Alle dieſe neuen oder veränderten Stellen enthält die folgende Sammlung. Die mit beſondern Anführungszeichen „......“ gedruckten Wörter oder Sätze haben die Bedeutung der Stichworte, damit der Leſer, wenn er die Taſchenausgabe in der Hand hat, ſich ſchnell zurecht finden könne, wo er die hier mitgetheilten Varianten einzufügen habe. Oft führen ſolche Anführungszeichen auch nur den jetzigen Text an. Stellen, die in der zweiten Auflage oder in der Theaterausgabe ganz ausgelaſſen ſind, ſich aber in den jetzigen finden, habe ich bisweilen durch Klammern [......] bemerklich gemacht, oder auch wörtlich angezeigt.

2. Varianten der zweiten Auflage der Räuber.

(1782.)

Taſchenausgabe Bd. 2. S. 15 unten: — „mit ſieben andern, die er mit in ſein Laſterleben gezogen“, ꝛc. Dafür: mit ſieben andern, die er mit in ſein Luderleben gezogen ꝛc.

S. 21 fehlt in der zweiten Auflage die Stelle: „Armer Haſe! Es iſt doch eine jämmerliche Rolle ꝛc. — Aber der gnädige Herr braucht Haſen.“ Eben ſo gleich nachher die Stelle: „Es iſt jetzt Mode, Schnallen an den Beinkleidern zu tragen ꝛc. — — Was können wir dafür? Geht zum Schneider!“

S. 22 in demſelben Monolog, iſt in der zweiten Auflage nicht zu leſen: „Wo ſteckt denn nun das Heilige? — — wenn's nicht auf Unkoſten von Fleiſch und Blut geſchehen müßte.“

Taſchenausgabe Bd. 2. S. 23:

Moor. „Da krabbeln ſie nun, wie die Ratten auf der Keule des Hercules“, und ſtudiren ſich das Mark aus dem Schädel, was das für ein Ding ſey, was er in ſeinen Hoden geführt hat? ꝛc.

S. 24 fehlen in der zweiten Auflage die Worte: „Die Kraft ſeiner Lenden iſt verſiegen gegangen, und nun muß Bierhefe den Menſchen fortpflanzen helfen.

Spiegelberg. Thee, Bruder, Thee!“

Weiter unten iſt in der zweiten Auflage nicht zu leſen:

Moor. — „Vergettern ſich um ein Mittageſſen, und möchten einander vergiften um ein Unterbett, das ihnen beim Aufſtreich überboten wird.“ — — „fallen auf die Kniee, damit ſie ja ihren Schlamp ausbreiten können — wenden kein Auge von dem Pfarrer, damit ſie ſehen, wie ſeine Perrücke friſirt iſt.“ Dann ſteht: „und klatſchen in die Hände, wenn ihr Nebenbuhler die Haare ausrauft" über dem Brandſchutt ſeines Hauſes —

Taſchenausgabe Bd. 1, S. 25:

Moor — „aber die Freiheit brütet Koloſſe und Extremitäten aus." Sie verpalliſadiren ſich ins Bauchfell eines Tyrannen, hofiren der Laune ſeines Magens und laſſen ſich klemmen von ſeinen Winden. — —

Spiegelberg — „wie wär's, wenn wir Juden würden, und das Königreich wieder aufs Tapet brächten?"

Moor (lacht aus vollem Halſe). Ach! nun merk' ich — nun merk' ich — du willſt die Vorhaut aus der Mode bringen, weil der Barbier die deinige ſchon hat?

Spiegelberg. Daß dich, Bärenhäuter! Ich bin freilich wunderbarerweis ſchon voraus beſchnitten. „Aber ſag', iſt das nicht ein ſchlauer und herzhafter Plan?" ꝛc.

S. 26 die Stelle: Spiegelberg — „Soll ich dir von der großen Hundsleiche vorerzählen? — — bis Taſchenausg. S. 27: Spiegelberg: Geh', geh'! du biſt nicht mehr Moor" fehlt in der zweiten Auflage. Wo Spiegelberg nachher von dem Hund des Jägers erzählt, heißt es: und wollt halb krepiren vor Lachen, wenn mich dann das Luder (ſtatt „Thier") ſo giftig anſtierte.

Taſchenausgabe S. 32 unten:

Spiegelberg — Spiegelberg müßte ein Hundsvot (für „elender Kerl") ſeyn, wenn er mit dem nur anfangen wollte ꝛc. Daſſelbe Wort kommt ſpäter in der zweiten Auflage noch mehrmals vor.

Taſchenausgabe S. 33 unten:

Schwarz — „Jetzt fehlte nur noch, daß wir Weiber und Kupplerinnen würden," oder gar unſere Jungferſchaft zu Markte trieben.

S. 35 unten in der Rede des Roller ſtehen die Worte: „und die Engel mit Schwanzen ihr hochheiliges Synedrium halten" nicht in der zweiten Auflage.

Taſchenausgabe S. 36 unten:

Grimm. — — „Es iſt ein Aufſtreich in meinem Kopf:" Goldmacher — Quackſalber — Lotterie und Gauner. „Wer am meiſten bietet," ꝛc.

Taſchenausgabe S. 43 unten:

Franz. — — „Da durchwühlt es der Knochen innerſtes Mark und bricht die mannhafte Stärke der Jugend" — da, da ſprißt es den eitrigten freſſenden Schaum aus Stirn und Wangen und Mund, und der ganzen Fläche des Leibes zum ſcheußlichen Ausſatz hervor, und niſtet abſcheulich in den Gruben der viehiſchen Schande — „pfui, pfui! mir ekelt."

S. 47. in dem Monolog des Franz heißt es in der zweiten Auflage: „Er ſtreichelte und küßte (für „koſ'te") den Nacken, der ihn ſtörrig zurückſchlug. (......) Ich will euch die zackigten Sporen ins Fleiſch hauen ꝛc. Zwiſchen beiden Sätzen ſtehen in den jetzigen Ausgaben die Worte: „Streicheln und Koſen iſt meine Sache nicht." *

S. 69. Die Stelle: „Nun nehm' ich meinen Kameraden Grimm mit mir — — endlich auch der Aebtiſſin" iſt in der zweiten Auflage ausgelaſſen, und nachher ſind es auch die Worte: „und ſich jämmerlich geberdeten — — und wir indeß wie alle Donnerwetter zugeſetzt." Dann heißt es: „oder unter den Ofen zuſammenkrochen, wie Katzen," andere in der Angſt ihres Herzens die Stube ſo beſprengten, daß du hätteſt das Schwimmen drin lernen können, „und das erbärmliche Gezeter und Lamente, und endlich gar die alte Schnurre, die Aebtiſſin," angezogen wie Eva vor dem Fall ꝛc. — — und nun denk' dir einmal den Drachen (für die jetzige Lesart: „die ſchwarzbraune, runzlige Vettel") vor mir herumtanzen.

Taſchenausgabe S. 70:

Spiegelberg. „Siehſt du?" Sag' du mehr, ob das kein Luder Leben iſt? ꝛc. Dafür: einen honetten Mann kann man aus jedem Weidenſtumpen formen, „aber zu einem Spitzbuben will's Grütz — auch gehört dazu ein eigenes Nationalgenie, ein gewiſſes, daß ich ſo ſage, Spitzbuben-Klima," und da rath ich dir, reiſ' du mit ins Graubünder Land, das iſt das Athen der heutigen Gauner.[1]

Razmann. Bruder! man hat mir überhaupt das ganze Italien gerühmt.

Taſchenausgabe S. 75 eben:

Razmann. — „der Dolch ſtack in ſeinem Bauch, wie ein Pfahl in dem Weinberg." Dafür in der zweiten Auflage: — wie ein Nagel in der Wand.

Taſchenausgabe S. 79 eben:

Schweizer. „der Lärm und der Galgenpſalm lärmten weit." Dafür: der Lärm und der Galgenpſalm gellten laut. „Lärmten" iſt nur ein Druckfehler. Nachher S. 80 in der Erzählung des Roller: „zu dreißigen hingen," wofür: zu dreißigen aufſtiegen.

Taſchenausgabe S. 81.

Moor. — „die heilige Kirche wird euch verlorne Schafe mit erneuerter Liebe in ihren Mutterſchoß aufnehmen." Dafür in der zweiten Auflage: — an ihren Mutterbuſen drucken. Unten ſind die Sätze: „Wer würde ihnen in Zukunft noch Glauben beimeſſen? Wie würden ſie je einen zweiten Gebrauch davon machen können?" ausgefallen.

---

[1] Dieſer damals in Schwaben ſprichwörtliche Volk an [illegible] zog dem Dichter die Anklage beim Herzog und deſſen Verbot zu, nichts Poetiſches mehr drucken zu laſſen, was ſeine Flucht aus Stuttgart bewirkte und ſein ganzes Schickſal beſtimmte. S. Schiller's Leben Th. I. S. 152 f. Aber auch ohne dieſen Anlaß hätte er es ohne Zweifel nicht mehr lange in Stuttgart ausgehalten; ſein eigener Genius war's, der ihn forttrieb.

S. 97 ſteht: **Amalia** — „Wag' es einmal." — Dafür: Wag' es einmal, mit unzüchtigem Griff meinen Leib zu betaſten.

Taſchenausg. S. 100:

Moor — dieſes bunte Lotto des Lebens, worin ſo Mancher ſeine Unſchuld und — ſeinen Himmel ſetzt, einen Treffer zu haſchen, und — Nieten ſind der Auszug. In den jetzigen Ausgaben ſteht, wohl durch einen Druckfehler: und „Nullen" ſind der Auszug.

S. 101 fehlt: „**Grimm.** Pfui! Pfui!"

Taſchenausg. S. 106:

Koſinsky. „Wahrlich, noch ſehr wenig," aber gewiß dieſe Reiſe zu dir ꝛc.

S. 106 unten ſteht jetzt: **Koſinsky** — „und damit in aller Haſt in des Miniſters Haus," wofür in der zweiten Auflage: und damit in aller Kürze in des Miniſters Haus. Weiter unten muß es ohne Zweifel heißen: aber da ſpringen fünf bis ſechs Bediente aus dem Hinterhalte und entwinden ꝛc., wie auch die zweite Auflage hat. Auch in der folgenden Frage des Schweizer iſt das Präſens noch beizubehalten: er kriegt nichts und du ziehſt leer ab? Die Worte des Schweizer: „Das iſt Waſſer auf unſere Mühle, Hauptmann", fehlen ganz.

S. 111 mitten muß es heißen: „Der Gefangene hatte das Licht vergeſſen."

S. 113 ſagt Franz in der zweiten Auflage: Laßt ſie nicht ſo freche Blicke auf ihm herumkreuzen ꝛc.; nachher der Ausdruck: ſie haſtig in ſich ſtürzte, wofür jetzt beſſer: in ſich ſchlürfte." Die Worte S. 116: „Die Gnade ſelbſt würde an den Bettelſtab gebracht wenn ſie für meine Schulden all' gut ſagen wollte" ſind ausgelaſſen.

S. 117 unten ſteht jetzt: „mich im Wein oder in Chokolade zu vergeben?" wofür: zu vergiften. S. 118 ſind die Worte des Franz: „Hat er wirklich? Wie, ſo laß mich doch hören!" unterdrückt.

Taſchenausgabe S. 121 unten:

Franz — — „Und gewiß iſt hier mehr Verſtand und Abſicht, als dort beim Entſtehen war." — Hangt nicht das ganze Daſeyn der meiſten Menſchen mehrentheils an der Hitze eines Junymittags oder am anziehenden Anblick eines Betttuchs, oder an der waagerechten Lage einer ſchlafenden Küchengrazie, oder an einem ausgelöſchten Lichte? „Iſt die Geburt des Menſchen das Werk" ꝛc.

Taſchenausgabe S. 125 unten:

Amalia — mir war's, als ob die Zeit (für „Natur") ſich verjüngte.

S. 130 unten fehlen die Worte: „aber die Seelen verſetzen ſich" ꝛc. bis: Sie ſcheinen traurig, Herr Graf?

S. 132 im Räuberliede heißen die erſten Verſe in der erſten Strophe:

Kareſſiren, ſaufen, balgen
Heißt bei uns nur Zeit zerſtreu'n ꝛc.

Dieſe Strophe ſingen Alle. Spiegelberg ſingt dann allein die zweite Strophe: Ein freies Leben führen wir; Razmann die dritte: Heut laden wir bei Pfaffen uns ein; Schweizer die vierte: Und haben wir im Traubenſaft ꝛc.; Spiegelberg die fünfte und ſechste: Das Wehgeheul geſchlagner Väter, und: Ha, wenn ſie unter dem Beil ſo zucken; und Alle ſingen die Schlußſtrophe: Wenn unſer Stündlein kommen nun ꝛc.

S. 137 ſagt Moor — „die Blätter fallen von den Bäumen." Dafür in der zweiten Ausgabe: die Zweige fallen vom Stamme.

Räuber ſagt: **Grimm.** Gib die Parole, Hauptmann — und deine Befehle auf morgen (wofür jezt: „Gib uns Ordre" ꝛc.).

Moor. Der ſterbende Hercules ſey heute Parole — „Bald, bald iſt Alles erfüllet" ꝛc.

In dem Römerliede S. 134 ſind in der vierten Strophe die Verſe ausgefallen:

„Geh' — und heul' es bis zu jenen Pforten:
Brutus iſt der größte Römer worden,
Da in Vaters Bruſt ſein Eiſen drang."

Dagegen hat in der lezten Strophe die zweite Auflage einen Vers mehr:

Nur nicht Brutus mochte Cäſar ſehn,
Brutus will Tyrannengut nicht erben,
Wo ein Brutus lebt, muß Cäſar ſterben.

S. 142 ſagt Hermann: „den ſeufzenden Windlaut durch die Rizen des Thurms" dafür: den Orkan heulen in den Rizen des Thurms ꝛc. und S. 145 für das jezige: „die Minuten ſind gewählt" ſteht: die Minuten ſind gezählt.

S. 150 fehlen im Selbſtgeſpräch des Daniel die Worte: „Thränen auf deine Gebeine, du lange Verfaulter, das verlangt er von einem alten Knecht." Und S. 152 iſt die längere Stelle: „Befehlt ihr, daß ich euch Lebensbalſam auf den Zucker tröpfle" bis „Es wird vorübergehen, du bleibſt!" ausgefallen. Dann iſt die Stelle S. 171, wo Franz ſpricht, ſo abgekürzt: Nicht wahr? das iſt tolles Gezeuge? Da trat hervor Einer, anzuſehen, wie Sternennacht [......], der hatte in ſeiner Hand eine eherne Wage ꝛc.

S. 173 ſagt Moor: „Das Erbarmen iſt zu Bären geflohen." Dafür in der zweiten Auflage: Das Erbarmen iſt in die Bären gefahren. S. 175 rufen die Räuber: — „Sinds

Seifenblaſen geweſen, die beim Hauch eines Weibes zerplatzen?" Dafür ſteht in der zweiten und auch in der Theaterausgabe: Die beim Todesröcheln eines Weibes zerplatzen?

Mit dieſer zweiten Auflage, von welcher wir durch vorſtehende Auszüge einen Begriff zu geben uns bemühten, ſtimmt die dritte „verbeſſerte" Auflage von [illegible] vollkommen überein: ihre Verbeſſerungen erſtrecken ſich nur auf einen reinern, correctern Druck. Unſerm jetzigen Texte liegt nun nicht die zum Theil gereinigte zweite Auflage, ſondern die urſprüngliche Geſtalt der Tragödie zu Grunde. Dieſe, als den ächten, glühendſten Guß des Stücks, ſuchte der Dichter, als er ſein Jugendwerk für ſein „Theater" kurz vor ſeinem Tode revidirte, möglichſt beizubehalten. Er ſtrich daher nur einige Stellen, weniger, als er früher in der zweiten Auflage ausgemerzt hatte; denn der anerkannte Meiſter brauchte manche frühere Rückſichten gar nicht mehr zu nehmen, und ihm mochten die unverfälſchten Aeußerungen ſeines Genius in dieſem Drama werth und heilig ſeyn, welches kunſtgerecht zu machen, er ohnehin längſt die Hoffnung aufgegeben hatte. Alle Stellen, welche unſer jetziger Text hat, und die zweite Auflage nicht, ſtanden in der urſprünglichen Ausgabe; ſie ſind alle ſo roh, daß ſie Schiller in der Periode ſeiner Reife unmöglich gedichtet haben kann. Nur wenige Stellen, welche die zweite Auflage beibehalten hatte, ſtrich er, wie unſere Sammlung lehrt, und änderte einige Formen, Wendungen und Obſcönitäten, die ſich noch in der zweiten Auflage finden. Als er die letzte Reviſion vornahm, hatte er ſicher weder dieſe zweite Auflage noch die Theaterausgabe vor ſich, und unſer jetziger Text liegt dem Urtypus viel näher, als die zweite Edition. Aus beiden aber könnte man die urſprüngliche Geſtalt ziemlich vollſtändig herſtellen. Aus Verſehen, wie es ſcheint, hat Schiller in dem jetzigen Text manche provinzielle Formen beibehalten, welche zum Theil ſchon in der zweiten Auflage verbeſſert waren. So ſteht S. [illegible] „koſ'te den

Nacken" wofür in der zweiten Auflage kußte; S. 168 „Meine Sehnen werden ſchlapp" ungeachtet S. 150 „die Menſchheit erſchlafft unter dieſem Bilde," wofür in der zweiten Auflage noch: erſchlappt. — In dieſer zweiten Edition lieſt man auch gewöhnlich: einiges für einziges, z. B. „einiges Paar, einiges Wort." Und merkwürdig iſt, daß in derſelben Wörter, die jezt nur in Eins verſchmolzen oder mit vorgeſeztem Artikel gebraucht werden, noch unverbunden ohne Artikel neben einander ſtehen oder höchſtens durch Bindezeichen an einander gehängt ſind, z. B. „Soldaten Herz, Vaterlands Erretter, Vaters Kuß, Spizbuben Klima, Schinders Ceremonien, Maien Sonne" u. ſ. w.

3. Die Mannheimer Theater-Ausgabe.

Wir lernen hier die Räuber kennen, wie ſie von Schiller ſelbſt zunächſt für die Mannheimer Bühne bearbeitet wurden. Auf dieſe, von unſerem, für die Lectüre, nicht für die Darſtellung geſchriebenen Texte ſehr abweichende Geſtalt der Räuber beziehen ſich eine Reihe Briefe zwiſchen Dalberg und Schiller und die berühmte Selbſtkritik der Räuber, welche Stücke wir in den folgenden Bänden unſeres Werkes mittheilen werden. Heribert von Dalberg nämlich, durch den Buchhändler Schwan auf die Räuber aufmerkſam gemacht, forderte als Intendant der Mannheimer Bühne den Dichter auf, ſein Werk für das Theater umzuformen, welches Geſchäft er noch in Stuttgart am 12. Aug. 1781 begann und erſt am 6. October deſſelben Jahrs zu Stande brachte (ſ. Schiller's Leben Th. 1. S. [illegible] ff.). Nach dieſer Bearbeitung, die nach den Vorſchlägen Dalberg's noch in einigen Stücken abgeändert werden mußte, wurden die Räuber auf dem Mannheimer

Theater geſpielt, und die neue Form des Werks erſchien in Mannheim bei Schwan 1782, unter dem Titel: Die Räuber, ein Trauerſpiel von Friedrich Schiller.

Die zweite Auflage dieſes Theaterſtücks, nach welcher wir im Folgenden die Varianten geben, iſt in Mannheim bei C. F. Schwan und G. C. Göz 1788 gedruckt.

Merkwürdig iſt es, daß die Räuber hier ein Trauerſpiel genannt werden, während ſie in der andern Form in allen Editionen den Namen eines Schauſpiels führen. Die Akte heißen hier, wie auch im Fiesko, (vielleicht mit Rückſicht auf die Mannheimer deutſche Nationalbühne) Aufzüge, und die Scenen Auftritte. Die Vorrede und das mediciniſche Motto von Hippokrates fehlen ganz, und es ſteht vor dem Stück folgendes Perſonenverzeichniß mit den beibemerkten Mannheimer Schauſpielern.

„**Maximilian**, regierender Graf von Moor		Herr	Kirchhöfer
Karl	seine Söhne	—	Boeck
Franz		—	Iffland
Amalia, ſeine Nichte		Mad.	Ritter
Spiegelberg	Libertiner, nachher Banditen	Herr	Müller
Schweizer		—	Beil
Grimm		—	Leonhard
Schufterle		—	Frank
Roller		—	Rennſchüb
Razmann			Richter
Koſinsky		—	Epp
Hermann, Baſtard eines Edelmanns		—	Beck
Eine Magiſtratsperſon		—	Gern
Daniel, ein alter Diener		—	Backhaus
Ein Bedienter		—	Kayſer
Räuber			
Volk.			

Der Ort der Handlung iſt Deutſchland. Das Stück ſpielt in der Zeit, als der ewige Landfriede in Deutſchland errichtet wurde.“

Es iſt billig, die Namen der Schauſpieler der Mannheimer Bühne auf die Nachwelt zu bringen, welche damals durch ihre Darſtellung der Räuber eine ſo ungeheure Wirkung hervorbrachten. Wir ſehen außerdem aus dem Regiſter, daß der Räuber *Schwarz* und der *Paſtor Moſer* ganz fehlen, und daß der *Pater* hier (des Aergerniſſes wegen in dem katholiſchen Mannheim) durch eine *Magiſtratsperſon* erſetzt iſt. Und endlich tritt uns ſchon hier die merkwürdige Abweichung entgegen, daß das Stück nicht, wie es ausdrücklich in der erſten und zweiten Auflage der urſprünglichen Form heißt, „um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts“, oder beſtimmter in dem Jahre der Schlacht bei Prag (1757) und in dem folgenden ſpielt, ſondern in die Epoche des geſtifteten Landfriedens und unterdrückten Fauſtrechts zurückgeſetzt iſt. Dalberg verlangte dieſe Verlegung des Stücks in das Zeitalter Maximilians, weil in der polizeilichen Ordnung des achtzehnten Jahrhunderts, gleichſam im Schoße der Geſetze, eine ſolche große Rotte ſich nicht bilden und noch weniger einige Jahre beſtehen könne. Schiller mochte gegen dieſe chronologiſche Verſchiebung einwenden, was er wollte, er mußte ſein Theaterſtück nach der Dalberg'ſchen Umformung nicht nur ſpielen, ſondern endlich auch *drucken* laſſen (ſ. Schiller's Leben Th. I. S. [illegible].). Darnach wird man ſich im Folgenden einige Stellen, wie in Act 1, Scene 2 und in Act 2, Scene 3 zu deuten haben.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Franken.

(Saal im Moor'ſchen Schloß).

Franz. Der alte Moor.

Bis zum Abgehen des Franz am Ende dieſes erſten „Auftritts" weicht unſere Theaterausgabe nur durch Auslaſſungen von den jetzigen Editionen ab. Wir machen dieſe Abkürzungen im Folgenden dadurch kenntlich, daß wir die vor und nach denſelben ſtehenden Worte beider Ausgaben mittheilen; das dazwiſchen Liegende iſt eben das in der Theaterbearbeitung Weggelaſſene.

Taſchenausg. B. 2. S. 11 f.

Franz. „Hm! Hm! — So iſt es. Aber ich fürchte — [....] [1] Wenn Ihr krank ſeyd — nur die leiſeſte Ahndung habt, es zu werden" ꝛc.

Taſchenausgabe S. 11.

Franz (lieſt). „Leipzig vom 11. Mai. [....] Dein Bruder ſcheint nun das Maß ſeiner Schande gefüllt zu haben" ꝛc.

Taſchenausgabe S. 13.

Der alte Moor (leiſe, weinerlich). „Mein Name! Mein ehrlicher Name!"

Franz. [......] „O daß er Moor's Namen nicht trüge!" ꝛc.

Taſchenausgabe S. 14 f.

Franz. „Das weiß ich wohl — — dieſe Weichheit des Gefühls [......] dieſer männliche Muth [......] dieſer kindiſche Ehrgeiz" ꝛc.

---

[1] Dieſe Klammer bezeichnet die Stelle der ausgefallenen Worte.

Taſchenausgabe S. 17:

D. a. Moor (aufſchreiend). „Franz! Franz! was ſagſt du? [......] Du willſt, ich ſoll meinen Sohn verfluchen?"

Taſchenausgabe S. 17 f.:

Franz. „Was heißt Ihr Euern Sohn? Dem Ihr das Leben gegeben habt, wenn er ſich auch alle erſinnliche Mühe gibt, das Eurige zu verkürzen?" [......]

D. a. Moor. „Ein unzärtliches Kind! Ach! aber mein Kind doch! mein Kind doch!"

S. 20 f. Der hier folgende Monolog des Franz iſt in der Theaterausgabe ſehr erweitert; in etwas iſt der Text auch verändert und einige Worte ſind umgeſtellt:

D. a. Moor (geht kummervoll ab).

Franz ([illegible] mit [illegible] Blicken). — — „Er war aus deinen Armen geriſſen, ehe du wußteſt, daß du es wollen konnteſt. [......] Ich muß doch dieſe Papiere zuſammen leſen, wie leicht könnte jemand meine Handſchrift kennen?" (er lieſt die zerriſſenen Briefſtücke zuſammen) Da müßt' ich ein erbärmlicher Stümper ſein, wenn ich's nicht einmal ſo weit gebracht hätte, einen Sohn vom Herzen des Vaters abzulöſen, und wär' er auch mit ehernen Banden daran geklammert [......] Glück zu, Franz! weg iſt das Schoßkind! Ein Rieſenſchritt zum Ziele! — [...] „und ihr muß ich dieſen Karl aus dem Herzen reißen, und wenn auch das Herz mitgehen ſollte. (Auf und abgehend mit großen Schritten.)

Ich habe große Rechte, mit der Natur zu grollen, und, bei meiner Ehre! ich will ſie geltend machen. Warum mußte ſie mir dieſe Bürde von Häßlichkeit aufladen? Warum gerade nur mir? (Auf den Boden ſtampfend.) Mord und Tod! Warum nur mir? — Nicht anders, als ob ſie bei meiner Geburt einen Reſt geſetzt hätte! — Sie verſchwor ſich wider mich ſchon in der Stunde meines Werdens. — Wohlan! ſo verſchwör' ich mich hier wider ſie auf ewig. — Ihre ſchönſten Werke will ich zerſtören, da ich ſie nicht kann Bruder und Schweſter nennen. — Den Bund der Seelen will ich zerreißen, da er mich ausſchließt. Sie verſagte mir das ſüße Spiel des Herzens, der Liebe überredendes Geſchwätz — ſo will ich meine Wünſche ertrotzen mit herriſcher Gewalt, ſo will ich ausrotten um mich her, was mich einſchränkt, daß ich nicht Herr bin.

Die folgende zweite Scene (Taſchenausgabe B. 2. S. 11 ff.) iſt in Schiller's Werken die dritte.

Zweiter Auftritt.

Amalia (kommt langſam durch die hintern Zimmer). **Franz.**

Franz. Sie kommt! — Aha! meine Arzneien wirken! — Das lehrt mich ihr Gang — ich liebe ſie nicht — — aber ich will nicht haben, daß ein anderer durch ſo viel Reize glücklich werde. In meinem Arm ſollen ſie ihr Grab finden und niemand geblüht haben. — Hollah! Sieh doch! was macht ſie da?

Amalia (hat, ohne ihn bemerkt zu haben, einen Blumenſtrauß zerriſſen, und zertritt ihn mit Füßen).

Franz (tritt näher, hämiſch). Was wohl dieſe armen Violen ausbaden müſſen?

Amalia (fährt zuſammen und mißt ihn mit einem langen Blick). Du hier? Erwünſcht! — Dich wollt' ich eben haben, dich allein! — Dich in der ganzen weiten Schöpfung allein!

Franz. Glücklich! glücklich! Und ich allein dir jetzt alles in der ganzen weiten Schöpfung?

Amalia. Du! Einzig du — heiß und hungrig hab' ich nach dir gelechzt! Bleib', ich beſchwöre dich! Ich mache mir Luft, wenn ich meinen Schmerz in dein Angeſicht geifern kann, Giftmiſcher!

Franz. Mir dieſe Begegnung? Kind, du biſt am Unrechten; geh' zum Vater.

Amalia. Vater? — Ha, ein Vater, der ſeinen Sohn auftiſcht der Verzweiflung! „Daheim labt er ſich mit ſüßem, köſtlichem Wein, und pflegt ſeiner morſchen Glieder in Kiſſen von Eider ꝛc."

Taſchenausgabe B. 2. S. 41:

Amalia. „ihr Schande der Menſchheit!" Sein einziger Sohn!

Franz. Ich dachte, er hätte ihrer zween.

Amalia. „Ja, er verdient ſolche Söhne zu haben, wie du biſt. [.....] O! es iſt ſüß, es iſt köſtlich ſüß, von einem Vater verflucht zu werden! [.....]

Franz. Du ſchwärmſt, meine Liebe, du biſt zu bedauern."

Taſchenausgabe B. 2. S. 42:

Franz. „Allerliebſte Träumerin! wie ſehr bewundere ich dein ſanftes, liebevolles Herz." (Die auf die Bruſt klopfend). „Hier, hier herrſchte Karl, wie ein Gott ꝛc."

Taſchenausgabe B. 2. S. 43 unten ſteht jetzt:

„da durchwühlt es der Knochen innerſtes Mark und bricht die mannhafte Stärke der Jugend" — ꝛc.

Dafür ſteht in der Theaterausgabe (vergl. oben S. 58):

„da durchwühlt es der Knochen innerſtes Mark," und niſtet abſcheulich in den Gruben der viehiſchen Schande. — „Pfui,

pfui! mir ekelt [.....] Du haſt einen Elenden geſehen, Amalia.“ ꝛc.

Taſchenausgabe B. 1. S. 64. ſteht:

Amalia („ſchlägt ihn). Schamloſer Läſterer!“

Dafür in der Theaterausgabe:

Amalia. Schamloſer Läſterer (ſich abwendend).

Gleich nachher auf derſelben Seite:

Franz. — — „und laß dich von den Ambroſiaduſten begraben, die aus ſeinem Rachen dampfen!“ (Amalia verhüllt ſich das Geſicht) [.....] „Welches Aufwallen der Liebe! welche Wolluſt in der Umarmung!“ [.....] „Auch im elendeſten Krüppel kann eine große, liebenswürdige Seele“ ꝛc.

Taſchenausgabe S. 65. f.:

Franz. — — „unſere Seelen ſtimmten ſo zuſammen“ [.....]

Amalia (ſchüttelt den Kopf). Nein, nein, bei jenem keuſchen Lichte des Himmels! kein Aederchen von ihm, kein Fünkchen von ſeinem Gefühle

Franz. [.....] Es war ein ſtiller heiterer Abend, der letzte, ehe er nach Leipzig abreiſte ꝛc.

Dritter Auftritt.

Karl Moor

(An den Gränzen von Sachſen. Gaſthof.)

Vergl. Taſchenausgabe B. 1. S. [illegible]

Karl Moor ([illegible]). Wo die Kerls auch herumſchlendern? — Gewiß haben ſie einen Ritt gemacht. — He! noch mehr Wein her! — Und es wird Abend, und keine

Poſt noch da — (die Hand vor der Bruſt). Knabe! Knabe! wie dir's hier klopft! — Wein! Wein! Ich brauche heute meinen Muth zwiefach — ſey's zur Freud' oder zur Verzweiflung. (Man wartet auf, er trinkt und ſetzt das Glas ungeſtüm nieder). Ueber die verfluchte Ungleichheit in der Welt! — Das Geld verroſtet in den Kiſten ausgedörrter Pickelhäringe, und Armuth legt Blei an die kühnſten Unternehmungen der Jugend. — Kerls, die zehnmal krepiren, ehe ſie ihre Zinſen überrechnen, trippeln mir die Schwelle ab, eine Handvoll elende Schulden einzutreiben — „ſo warm ich ihnen die Hand drückte. — Nur noch einen Tag! — Umſonſt! [.....] — Bitten — Schwüre — Thränen" prallten ab von ihrer bockledernen Seele. (Auf den Boden ſtampfend). „Hölle und Teufel!"

Vierter Auftritt.[1]

Spiegelberg (mit Briefen). **Voriger.**

Taſchenausgabe S. 25. ff.:

Spiegelberg. Peſt! Peſt! Ein Streich auf den andern! Vermaledeit! Weißt du, Moor? Weißt du? — Man möchte raſend werden.

Moor. Was denn wieder?

Spiegelberg. Du fragſt? Lies — lies ſelbſt — Niedergelegt iſt unſere Wirthſchaft — Friede in Deutſchland — der Teufel hole die Pfaffen.

---

[1] Wie die vorhergehende, ſo gehört auch dieſe Scene und die folgenden bis zur ſiebenten einſchließlich, zur zweiten Scene in Schiller's Werken.

Moor. Friede in Deutſchland!

Spiegelberg. Es iſt zum Aufhängen — und das Fauſtrecht abgeſchafft für immer. — Alle Fehden bei Todesſtrafe verboten. — Mord und Tod! — Krepier, Moor! — Federn werden kritzeln, wo ſonſt unſre Schwerter durchhauten.

Moor (wirft ſein Schwert nieder). So mögen denn Memmen und Schurken das Regiment führen, und Männer ihre Schwerter zerbrechen. — Friede in Deutſchland! — Geh', dieſe Zeitung hat dich auf ewig ſchwarz gebrandmarkt. — Gänſekiele für Schwerter. — „Nein! ich mag nicht daran denken. — Ich ſoll meinen Leib preſſen in eine Schnürbruſt, und meinen Willen in Geſetze ſchnüren." — Friede in Deutſchland! Fluch über den Frieden, „der zum Schneckengang verderbt, was Adlerflug geworden wäre." — Der Friede hat noch keinen großen Mann gebildet, aber der Krieg brütet Koloſſe und Helden aus. — (Bedeutend.) — „Ah! daß der Geiſt Hermann's noch in der Aſche glimmte. Stelle mich vor ein Heer Kerls, wie ich, und aus Deutſchland" — aus Deutſchland — Doch! Nein! nein! Laß! Es ſoll herunter! Seine Stunde iſt gekommen. — Kein freier Aderſchlag in Barbaroſſa's Enkel mehr übrig. — Ich will's Fechten verlernen in meinen väterlichen Hainen.

Spiegelberg. Wie, zum Teufel! „du wirſt doch den verlornen Sohn nicht ſpielen wollen? — Ein Kerl wie du, der mit dem Degen mehr auf die Geſichter geſchrieben hat, als drei Schreiber in einem Schaltjahr in's Befehlbuch ſudeln." Pfui, ſchäm' dich! — das Unglück muß einen großen Mann nicht zur Memme machen.

Moor. Ich will ihn ſpielen, Moritz, und ich ſchäme mich nicht. Nenn' es Schwäche, daß ich meinen Vater ehre, — es iſt die Schwäche eines Menſchen, und wer ſie nicht hat, muß entweder ein Gott oder — ein Vieh ſeyn. Laß mich immer mitten inne bleiben.

Spiegelberg. „Geh', geh'! Du biſt nicht mehr Moor" ꝛc.

Taſchenausgabe S. [illegible] f.:

Spiegelberg. — — „Sag', Brüderchen, iſt es nicht die Noth, die dich ſo ſtimmt? [.....] O ſo laß dir nicht bange ſeyn, wenn's auch auf's Aeußerſte kommt" ꝛc.

Taſchenausgabe S. [illegible] oben:

Spiegelberg. — „Das ſollſt du noch von Spiegelberg lernen!" Den Schuft ſoll man an den nächſten beſten Galgen knüpfen, der bei geraden Fingern verhungern will.

Moor (lächelnd) Wie? Du haſt es ſo weit gebracht?

Spiegelberg. „Ich glaube gar, du ſetzeſt ein Mißtrauen in mich. Wart', laß mich erſt warm werden; du ſollſt Wunder ſehen; dein Gehirnchen ſoll ſich im Schädel umdrehen, wenn mein kreißender Witz in die Wochen kommt. (Auf den Tiſch ſchlagend) Aut Caesar, aut nihil! Du ſollſt eiferſüchtig über mich werden.

Moor ([illegible] an) Moritz!

Spiegelberg ([illegible]). Ja, eiferſüchtig — giftig ſollſt du, ſollt ihr alle über mich werden. Ich will Pfiffe ausſpinnen, darüber euch der Verſtand ſtille ſtehen ſoll. „Wie es ſich aufhellt in mir! Große Gedanken dämmern in meiner Seele — wer ich werden muß!" Geh', laß mich, ihr alle ſollt noch von mir das Gnadenbrod haben!

Moor. „Du biſt ein Narr ꝛc."

Im Folgenden heißt es: du hätteſt die Türken durch ein Knopfloch gejagt; ſtatt jetzt: „du hätteſt die Oeſtreicher durch ein Knopfloch gejagt;" und Moor ſagt: Steig' du auf Schandſäulen zum Gipfel der Ehre ſtatt: „zum Gipfel des Ruhms."

Fünfter Auftritt.

Schweizer, Grimm, Roller, Schuſterle treten auf.

Taſchenausgabe S. 70.

Moor fragt hier ſtatt nach dem **Schwarz**: „Sahſt ihr den Razmann nicht?“ — Am Ende der Scene (S. 70 unten) ſteht nach „warum ſollt' ich zittern?“:

Schweizer (ſetzt ſich an Spiegelberg's Platz, und trinkt ſeinen Wein aus.)

Sechster Auftritt.

Razmann tritt auf.

Razmann übernimmt hier die Rolle des **Schwarz**, der in der Theaterausgabe ganz fehlt.

„(Moor läßt den Brief fallen und will hinausrennen. Alle fahren auf.)“

Roller (ihm nach). Moor! wohinaus, Moor? was beginnſt du?

Grimm. Was hat er? was hat er?[1] Er iſt bleich wie eine Leiche.

Moor. Verloren, verloren! (rennt hinaus.)

Grimm. „Das müſſen ſchöne Neuigkeiten ſeyn“ ꝛc.

Taſchenausgabe B. 2. S. 72 unten:

Razmann — — „den Kopf wird's wenigſtens koſten.“

---

[1] „Was that er?“ in der Taſchenausg. B. 2. S. 71 iſt wohl ein Druckfehler.

Spiegelberg. Dich nicht, Razmann! dafür ſteh' ich dir — „es will nichts, als Muth" ꝛc.

Taſchenausgabe S. 55 oben:

Spiegelberg. — — „Wenn ihr Muth habt, tret' einer auf und ſag': er habe noch etwas zu verlieren, und nicht Alles zu gewinnen." (Es folgt eine große Pauſe.) Keine Antwort?

Roller. Nun! was bedarf's des langen Geplauders? Wenn's ein Geſcheidter begreifen, und ein Mann ausführen kann — heraus mit der Sprache.

Spiegelberg. „Alſo denn!" ꝛc.

Taſchenausgabe S. 55 oben f.:

Spiegelberg — — „da iſt es beiſammen, was ihr zu wählen habt (......

Roller ......) Du biſt ein Meiſterredner, Spiegelberg, wenn's darauf ankommt" ꝛc. (S. 55 oben):

Taſchenausgabe Nr. [illegible] S. 56 ſagt Spiegelberg: „Iſt doch ſchon manches Univerſal Genie — — auf dem Schind-Anger verfault;" dafür ſteht in der Theaterausgabe: unter freiem Himmel verfault.

„**Schweizer** (klopft ihm auf die Achſel). Meiſterlich, Spiegelberg! meiſterlich! Was, zum Teufel," ꝛc.

Dafür in der Taſchenausgabe:

Razmann. Meiſterlich, Spiegelberg, meiſterlich! du haſt, wie ein anderer Orpheus, die heulende Beſtie, mein Gewiſſen, in den Schlaf geſungen. Nimm mich ganz, wie ich da bin.

Die folgenden Worte des Schwarz (Taſchenausg. S. 56): Und laß es auch **Proſtitution** heißen ꝛc., ſind dem **Grimm** in den Mund gelegt. Dann hat der Text der Theaterausgabe bis ans Ende der Scene noch mancherlei Abweichungen:

Schufterle. Blitz! es iſt eine Auction in meinem Kopf — Quackſalber — Lotterie, Goldmacher durcheinander und Gauner.[1] „Wer am meiſten bietet, der hat mich. — Nimm dieſe Hand,“ Vetter!

Schweizer (kommt langſam näher, und reicht ihm die Hand). Moritz — du biſt ein großer Mann! oder beſſer: es hat ein blindes Schwein eine Eichel gefunden.

Roller (nach einigem Nachdenken, wobei er einen langen Blick auf Schweizern heftet). Und auch, Freund! (ſtreckt ihm die rechte Hand hin, mit Wärme) Roller mit Schweizer — und ging's auch in die Hölle!

Spiegelberg (froh aufſpringend). Den Sternen zu, Kameraden — freie Paſſage zu Cäſar und Catilina! — Friſch! ſtürzt die Gläſer! — Es lebe der Gott Mercur!

Alle (trinken die Gläſer). Lebe!

Spiegelberg. Und nun brecht auf. An's Werk! Heut' über's Jahr muß jeder von uns eine Grafſchaft überbieten können.

Schweizer (in den Bart). Wenn er nicht auf dem Rad liegt. (Sie wollen gehen.)

Roller. Sachte, Kinder, ſachte! Wohin? Das Thier muß auch ſeinen Kopf haben. „Ohne Oberhaupt ging Rom und Sparta zu Grunde.“

Spiegelberg „(geſchmeidig) — — einen Chef haben“ — Und ein ſolcher Gedanke, ſprecht ſelber! konnte nur aus einem verſchmitzten, politiſchen Kopfe ſpringen.

Roller. Wenn ſich's hoffen ließe — träumen ließe — aber ich zweifle an ſeiner Einwilligung.

Spiegelberg (ſchmeichelnd). Und warum verzweifeln, Brüderchen? — „So ſchwer es auch iſt — — die Laſt der

---

[1] Vergl. oben Seite 58.

Kronen." Sag's keck heraus, Kind. Vielleicht — vielleicht — läſst er ſich doch noch erweichen.

Roller. Und Büberei iſt das Ganze, wenn er nicht an der Spitze ſteht — „ohne den Moor ſind wir Leib ohne Seele."

„**Spiegelberg** (unwillig von ihm weg). Stockfiſch."

Siebenter Auftritt.

Vorige. Moor.

Taſchenausgabe Nr. 2. S. 58.

Moor. In dem Selbſtgeſpräch: „Menſchen! Menſchen!" ꝛc. ſind die Worte: „wenn Blutliebe zur Verrätherin" ausgelaſſen.

Taſchenausgabe S. 60.

„**Alle** (geben ihm die Hand)." Bis in den Tod! (Spiegelberg wüthend auf und nieder.)

Zweiter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Franz von Moor (nachdenkend in ſeinem Zimmer).

Der Monolog des Franz (Taſchenausgabe S. 18 ff.) iſt ſehr abgekürzt; ich theile ihn zur Vergleichung vollſtändig mit.

Der Arzt macht mir ſo lange. — Das Leben eines Alten iſt doch eine Ewigkeit. — Müſſen denn aber meine hochfliegenden Pläne den Schneckengang der Lebenskraft halten? Wer es verſtünde, dem Tod einen neuen Weg in das Schloß des Lebens zu bahnen? — Den Körper vom Geiſt aus zu verderben. — Ha! ein Originalwerk! Wer das zu Stand brächte. — Ein zweiter Columbus in das Reich des Todes! — Sinne nach, Moor — das wäre eine Kunſt, würdig, dich zum Erfinder zu haben. . . Und wie ich nun werde zu Werk gehen müſſen? . . . Welche Gattung von Empfindungen wohl die Lebenskraft am grimmigſten anfeinden? — Zorn? — Dieſer heißhungrige Wolf überfrißt ſich ſo gern . . . Gram? — Dieſer Wurm ſchleicht mir zu langſam . . . Furcht? — Die Hoffnung läßt ſich nicht umgreifen . . . (betroffen fragend) Sind das all' die Henker des Menſchen? — Iſt das Arſenal des Todes ſo bald erſchöpft? — Hum! hum? (tiefſinnig) Wie? . . Nun? . . Was? — Ha! (auffahrend) Schreck! was kann der Schreck nicht? Was kann Vernunft, Hoffnung, Religion wider dieſes Giganten eiskalte Umarmung? — Und doch? doch? wenn er auch dieſem Sturme ſtünde? — O ſo komm du mir zu Hülfe, Jammer, und du, Reue, hölliſche Furie, grabende Schlange, die ihren Fraß wiederkaut, und du, heulende Selbſtverklagung, die du dein eigen Haus verwüſteſt, und deine eigene Mutter verwundeſt! — Und kommt auch ihr mir zu Hülfe, wohlthätige Grazien ſelbſt, ſanftlächelnde Vergangenheit, und du mit dem überquellenden Füllhorn, blühende Zukunft, haltet ihm in euern Spiegeln die Freuden des Himmels vor, wenn euer fliehender Fuß ſeinen geizigen Armen entgleitet. — So fall' ich Streich auf Streich, Sturm auf Sturm, dieſes zerbrechliche Leben an, bis den Furientrupp zuletzt ſchließt — die Verzweiflung. Triumph! Triumph! der Plan iſt fertig. —

Zweiter Auftritt.

Franz. Hermann.

Hermann ſagt (Taſchenausgabe S. 53): „Ich will ihn am Crucifix erwürgen;" wofür: Ich will ihn am Altar erwürgen.

Im Folgenden ſteht: in dieſem Gehirne glimmt, für das Provinzielle: „in dieſem Gehirne gloſet;" und Franz überredet den Hermann, er ſolle vorgeben, geraden Wegs aus Ungarn (ſtatt „aus Böhmen") zu kommen, und mit ſeinem Bruder dem letzten Treffen beigewohnt zu haben. — Nach den letzten Worten des Hermann (S. 54 unten): „Rechnet auf mich" ꝛc., folgt in der Theaterausgabe nachſtehender Text:

Franz (der ihm noch nachruft). Was du thuſt, das thuſt du dir. — (Folgt ihm mit den Augen bis ans Ende der Bühne und bricht dann in ein weinerliches Lachen aus.) Ganz Eifer! Ganz Wille! Wie bereitwillig der übertölpelte Thor jetzt über die Linien des braven Mannes hinwegvoltigirt, ein Gut zu erhaſchen, deſſen Unmöglichkeit ausfündig zu machen, er nichts weiter braucht, als nur nicht wahnwitzig zu ſeyn — — (ärgerlich). Nein, es iſt unverzeihlich! Dieſer hier iſt ſelbſt ein Schurke, und doch traut er dem ehrlichen Geſicht eines Andern. — Sorglos geht er hin, einen redlichen Mann zu betrügen, und wird es in Ewigkeit nicht vergeben, daß man ihn hat betrügen können. — Iſt das der geprieſene Unterkönig der Schöpfung? So vergib mir, mütterliche Natur, daß ich mit dir um ſein Ebenbild zankte, und hilf mir auch gütigſt noch von dem wenigen Ueberreſt. — Meine Achtung haſt du verloren, Menſch, und mit dieſer auch das einzige erhebende Bewußtſeyn, daß ſich Jemandes Bosheit an dir verſündigen könne. (Geht ab.)[1]

Dritter Auftritt.

Des alten Moor's Schlafzimmer.

Der alte Moor. Amalia.

Taſchenausgabe B. 2. S. 55.

Amalia. — — „Wie lieb! wie ehrwürdig — — weißlockiges Haupt! dir kann ich nicht zürnen!" Schlummre im Roſenduft — (indem ſie Roſen um ihn ſtreut) Im Roſenduft erſcheine Karl deinen Träumen — erwache im Roſenduft, ich will hingehen und unter Rosmarin entſchlummern. (Sie will ſich entfernen.)

---

[1] Dieſer Monolog ſteht nur in dieſer Ausgabe.

D. a. Moor (träumend). Mein Karl! mein Karl! mein Karl!

Amalia (ſteht ſtill und kommt langſam zurück). Horch! erhört hat die Bitte ſein Engel (ſehr nah' zu ihm tretend). Süße zu athmen iſt die Luft, mit der ſein Name ſich miſchet — Ich will hier bleiben!

D. a. Moor (immer im Traum). „Biſt du da?“ ꝛc. wie in der Taſchenausgabe, außer daß: „Ach! wie ſiehſt du ſo elend!“ ausgelaſſen iſt.

Amalia (weckt ihn ſchnell). Steht auf, Oheim! Es war ein Traum.

D. a. Moor „(halb wach). — Drückt ich nicht ſeine Hände?“ Zieh' ich nicht den Duft ſeiner Roſen? „Garſtiger Franz!“ ꝛc.

Amalia (zurückfahrend). „Merkſt du's, Amalia?“

D. a. Moor (ermuntert ſich). Wo bin ich? Du hier, meine Nichte?

Amalia. Ihr ſchlieft einen beneidenswürdigen Schlummer.

Taſchenausgabe S. 86:

D. a. Moor. „Nein, meine Tochter!“ Die Todtenfarbe deiner Wangen zeugt wider dein Herz. Armes Mädchen! ich zerſtörte die Freuden deiner Jugend. Vergib nicht — nur verfluche mich nicht!

Amalia. Die Liebe hat nur Einen Fluch gelernt. Dieſen, mein Vater! (Sie küßt ſeine Hand mit Zärtlichkeit.)

D. a. Moor (der aufgeſtanden iſt). Was find' ich da? Roſen, Mädchen? Roſen ſtreuſt du dem Mörder deiner Liebe?

Amalia. Roſen dem Vater meines Geliebten (ihm um den Hals fallend), dem ich ſie jetzt nicht ſtreuen kann.

D. a. Moor. Und gerne geſtreuet hatteſt — Doch, meine Liebe, daß du's unwiſſend gethan. — „Kennſt du dieſes Gemälde?" (Indem er den Vorhang von einer Malerei hinwegnimmt.)

Amalia (die darauf zufährt). „Karl's."

D. a. Moor. — — „Dieſe Milde iſt Unwille", dafür: dieſe Milde iſt Menſchenhaß. Die letzten Worte: „Eure Liebe machte mich ſo glücklich!" fehlen.

Amalia. O nie vergeſſen werd' ich dieſen Tag! Nie erleben werd' ich ihn wieder! Wie er mir gegenüber ſaß: Der rothe Wiederſtrahl der Abendſonne brannte in ſeinem Geſicht, ſeine braunen Locken flogen muthwillig im Winde. Bei jedem Pinſelſtrich überſtürzte das Mädchen die Malerin; der Pinſel fiel, meine zitternden Lippen tranken die Züge durſtig hinweg. Die ganze Fülle des Originals wuchs in mein Herz ein — auf dem Tuch lagen die Splitter dieſes Bildes, matt und ſterbend, wie die Erinnerung an das geſtrige Adagio.

D. a. Moor. Fahre fort, fahre fort! Deine Phantaſien verjüngen mich wieder. O meine Tochter! eure Liebe machte mich ſo glücklich.

Amalia (verweilt mit dem Aug' auf dem Gemälde). „Nein! nein! Er iſt's nicht" ꝛc. — Alles was, nach Amalien's Worten: „Ich war eine Stümperin" (Taſchenausgabe B. 1. S. 56.) bis ans Ende der Scene folgt, iſt geſtrichen.

Vierter Auftritt.

Vorige. Daniel.

Die Strophen des Geſanges der Amalia fehlen, ſo wie in der ganzen Theaterbearbeitung alle Lieder, mit Ausnahme der wenigen Verſe, die Spiegelberg trillert (ſ. Taſchenausg. B. 2. S. 76).

Fünfter Auftritt.

Vorige. Franz. Hermann (verlarvt). **Daniel.**

Taſchenausgabe B. 2. S. 59.

Hermann. „Er ſtudirte in Leipzig — — und erbettelte ſein Brod vor den Thüren." Fünf Monate darauf brach der leidige Krieg zwiſchen Polen und den Türken wieder aus, und da er auf der Welt nichts mehr zu hoffen hatte, zog ihn der Hall von König Matthias von Ungarn ſiegreicher Trommel nach Peſth. „Erlaubt mir, ſagte er zum König, daß ich den Tod ſterbe auf dem Bette der Helden, ich hab' keinen Vater mehr!"

Im Folgenden anſtatt „den preußiſchen Siegesflug", in der Theaterausgabe: des Matthias Siegesflug; und „das heiße Treffen bei Prag" iſt hier nur überhaupt ein heißes Treffen.[1]

---

[1] Daß hierdurch die Stelle an Beſtimmtheit und äſthetiſchem Werth verliert, ſieht man leicht. Unter des „Matthias Siegesflug" (aus welchem Herr **Boas** „den Feldzug des Kaiſers Matthias gegen die Türken" macht — einen Feldzug, der nie ſtattfand, und eines Kaiſers, der am Anfang des dreißigjährigen Krieges lebte), iſt natürlich der Kriegszug des heldenmüthigen Königs von Ungarn, **Matthias Corvinus** (1458 — 1490) zu verſtehen, der die Osmanen beſiegte und die Moldau und Wallachei eroberte. Einen kleinen Anachronismus hat ſich Schiller allerdings zu Schulden kommen laſſen, indem der, Act 1, Scene 2 erwähnte Landfriede erſt 1495 zu Worms feſtgeſetzt wurde.

Taſchenausgabe S. 60 ſagt **Amalia** (in Entzückung): „Hektor! Hektor! Hört Ihr's? er ſtand" — dafür: Und ſtand, Vater! und ſtand —

Taſchenausgabe S. 61 oben ſind die Worte des **Franz** (umherirrend im Zimmer) — — „mein Karl, mein Bruder" ausgelaſſen. Eben ſo S. 62 unten: „Sein fliehender Geiſt verzog, Franz und Amalia noch zuſammen zu knüpfen." Und ſo noch einige andere Auslaſſungen.

Sechster Auftritt.

Der alte Moor.

Moor ſinkt, nachdem er die Worte bis: „allein — verlaſſen — Wehe! Wehe! — Verzweifeln, aber nicht ſterben!" (Taſchenausgabe B. 2. S. 63 oben) geſprochen, entkräftet auf den Seſſel zurück.

Amalia (tritt langſam näher, erblickt ihn, mit einem plötzlichen Schrei). Todt! alles todt! (Ab in Verzweiflung.)

Alles Uebrige bis zur „dritten Scene" in der Taſchenausgabe S. 67 fehlt ganz. Mit dieſer dritten Scene beginnt in der Theaterausgabe der

Siebenter Auftritt.

Die böhmiſchen Wälder.

Razmann (von der einen Seite), **Spiegelberg** (von der andern mit einem Räubertrupp).

Das lange Geſpräch zwiſchen beiden Perſonen (ſ. Taſchenausgabe S. 67 bis 75) iſt folgendermaßen ſehr verkürzt und beinahe ganz umgeändert.

Razmann. Willkommen, Kriegskamerad! „Willkommen in den böhmiſchen Wäldern!“ (Sie fallen ſich um den Hals.) Wo ſchlug dich der Bliz in der Welt herum? Wo führt dich das Wetter her, mein theurer Collega?

Spiegelberg. Siedend warm von der Meſſe in Leipzig. Das war ein Jux. Frag' nur den Schufterle. Er läßt dich herzlich grüßen zur glücklichen Retour — hat ſich unterwegs zur großen Bande eures Hauptmanns geſchlagen. (Indem er ſich auf die Erde wirft.) Und wie habt ihr gelebt die Zeit über? Wie geht die Handthierung? — O ich könnte dir Streiche auftiſchen den langen Tag, daß du's Freſſen darüber vergäßeſt.

Razmann. Das glaub' ich — Das glaub' ich. Du haſt von dir hören laſſen in den Blättern. Aber zum Henker, wo treibſt du all das Geſchmeiß zuſammen? Hagel und Wetter! „Bringſt ja Rekruten mit, eine ganze Heerde, du trefflicher Werber.“

Spiegelberg. Gelt! Und das iſt dir eine Paſtete zuſammen. Du kannſt deinen Hut an die Sonne hangen, Bruder, und ich wette, ſie ſtehlen ihn dir herunter, als ob das Auge der Welt den ſchwarzen Staar gehabt hätte.

Razmann (lacht). „Du wirſt dem Hauptmann mit den Herren willkommen ſeyn. — Er hat auch ſchon brave Kerle angelockt.“

Spiegelberg (ärgerlich). Geh' mir mit deinem Hauptmann — und die meinen dagegen — Pah! —

Razmann. „Nun ja! Sie mögen hübſche Fingerchen haben — aber ich ſage dir, der Ruf unſeres Hauptmanns hat auch ſchon ehrliche Kerls in Verſuchung geführt.“

Spiegelberg. Deſto ſchlimmer.

Achter Auftritt.

Vorige. Grimm (im vollen Laufe).

Dem Grimm iſt hier wieder die Rolle des Schwarz zugetheilt.

Die Worte, die Razmann ſpricht (ſ. Taſchenausgabe S. 76): „Das iſt wahr — — wenn er mit einem halben Vater Unſer ſelig werden könnte“ ſind ausgelaſſen.

Neunter Auftritt.

Vorige. Räuber Moor zu Pferd; **Schweizer, Roller, Schufterle, Räubertrupp,** mit Koth und Staub bedeckt, treten auf.

Roller ſtürzt hier doch nur ein Glas Branntwein hinunter, und nicht „eine Flaſche.“

Taſchenausgabe S. 80 ſind zwiſchen „und obendrein noch der Vorſchmack der Seligkeit, die mir blühte“ und „Nein! bei allen Schätzen des Mammons,“ die Worte des Textes ausgefallen.

Taſchenausgabe S. 81 oben zwiſchen „Sollen wir uns ein Gewiſſen daraus machen, unſerm Kameraden zu lieb die Stadt darauf gehen zu laſſen?“ und „Weißt du nicht, Schufterle, wie viel es Todte geſetzt hat?“ findet eine Auslaſſung ſtatt. Auch ſind die auf S. 82 ſtehenden Sätze, die ſich auf die Aerzte und Poeten beziehen, und die Anſtößigkeiten von den ſchwangern Frauen weggeblieben.

Zehnter Auftritt.

Räuber Moor allein (heftig auf- und abgehend).

Die Zeilen: „O pfui über den Kindermord — — Sie hat meine ſchönſten Werke vergiftet“ ſind unterdrückt.

Eilfter Auftritt.

Voriger. Roller (eilig).

Die Worte: „Sieh dich vor, Hauptmann“ ꝛc. (S. 85) ſagt Roller.

Zwölfter Auftritt.

Vorige. Grimm.

„Hauptmann! Hauptmann!“ ꝛc. (S. 85) ſagt **Grimm**.

Dreizehnter Auftritt.

Vorige. Spiegelberg.

„Weh, weh, weh! wir ſind gefangen“ ꝛc. (S. 85) ruft Spiegelberg aus.

Vierzehnter Auftritt.

Schweizer, Razmann, Schufterle, Räubertrupp. Vorige drei (von der andern Seite herkommend).

Hier ſagt in der Theaterausgabe **Schweizer.** „Deſto beſſer! — — Sie ſetzen ihr Leben an zehn **Kreuzer**" ꝛc. Das Dazwiſchenliegende iſt ausgefallen.

Eben ſo fehlt:

Spiegelberg. „O warum bin ich nicht geblieben in Jeruſalem!"

Fünfzehnter Auftritt.

Räuber Moor (langſam vor ſich). **Vorige.**

Hier fehlt der anſtößige Nebenſatz (Taſchenausgabe S. 85): „Daß ihnen die Kutteln ſchuhlang herausplatzen." Die Scene endigt mit: „Wir drei, Roller, Schweizer und ich, fechten im Gedränge." Das Uebrige fiel aus.

Sechzehnter Auftritt.

Es kommt ein **Commiſſarius. Vorige.**

Taſchenausgabe B. 2, S. 86.

Grimm. Seht! da kommt ſchon ſo ein Hetzhund der Gerechtigkeit angeſtiegen.

Schweizer. Schmeißt ihn nieder. Laßt ihn nicht zum Wort kommen.

Räuber Moor. Stille doch! ich will hören.

Der Commiſſär. Mit eurer Erlaubniß, ihr Herren. Ich bin ein Bevollmächtigter des Gerichts, und draußen achthundert, die jedes Haar auf meinem Kopfe bewachen.

Schweizer. Eine herzbrechende Klauſel, ſich den Magen hier warm zu halten.

R. Moor. Schweig', Kamerad! Sagen Sie kurz, mein Herr! Was haben Sie anzubringen?

Der Commiſſär. Mich ſendet die hohe Obrigkeit, die über Leben und Tod ſpricht. Ein Wort an dich — zwei an die Bande.

Räuber Moor (an ſeinen Degen geſtemmt). Zum Exempel —

Commiſſär. „Entſetzlicher Menſch! Pickt nicht das Blut des ermordeten Reichsgrafen an deinen verfluchten Fingern?“ ꝛc.

Taſchenausgabe S. 88 und S. 89 wieder einige kürzere Auslaſſungen; dann fehlt die lange Stelle: **Pater.** „O Pharao, Pharao! — — Schafft ihn aus meinen Augen!“ (S. 90.) Eben ſo fehlen die Worte zwiſchen: „Helfen Sie doch, Pater! und Wie heißt der Teufel?“ (S. 91 und 92.)

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Amalia (nachdenkend im Garten). **Franz** tritt auf. (Beide in tiefer Trauer.)

Das Lied der Amalia (Taſchenausgabe S. 96) iſt weggefallen.

Die Worte S. 97 oben: „Dein jungfräuliches Bette im Sturm erſteigen, und deine ſtolze Scham mit noch größerm Stolze beſiegen“ fehlen. Räuber (S. 97) iſt abgeändert: „Komm mit“ zum Altar — „jetzt gleich ſollſt du mit mir gehn.“

Die Scene S. 98: „**Hermann** (tritt ſchüchtern herein.)“ ꝛc. findet ſich nicht in der Theaterbearbeitung der Räuber.

Zweiter Auftritt.

Gegend an der Donau.

Die Räuber (gelagert auf einer Anhöhe unter Bäumen; die Pferde weiden am Hügel hinunter.)

Grimm und zum Theil Razmann vertreten hier wieder den Schwarz. Die Stelle, welche zwiſchen den Worten (S. 99): „Auch iſt der Wein all in unſern Schläuchen;“ und: „Wie herrlich die Sonne dort untergeht,“ (S. 100) ſteht, iſt ausgelaſſen.

Räuber Moor. — — „Und ich ein Ungeheuer auf dieſer herrlichen Erde!" (zurückſinkend) Der verlorne Sohn!

Die Worte in der Rede Moor's (S. 101 und S. 102): „hinausſchwindelnd ins Grab des Verderbens — — ein heulender Abbadonna" ſind unterdrückt.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Schweizer (der mit Waſſer im Hut zurück kommt).

Schweizer. „Sauf' zu, Hauptmann," (S. 102) dafür: Trink', Hauptmann.

Räuber Moor. „Ja Kinder — es war ein heißer Nachmittag" — und nur einen Freund verloren ꝛc.

In der Theaterausgabe werden die achtzig Räuber nicht von „ſiebenzehnhundert", ſondern nur von **achthundert** Mann angegriffen, und es werden ihrer nicht „**dreihundert**", ſondern nur **zweihundert** getödtet.

Vierter Auftritt.

Vorige. Koſinsky kommt.

Taſchenausgabe S. 105 oben:

Moor. „Schon wieder" ein vom Himmel Verworfener! — „Nur weiter." ꝛc.

Schweizer. — „Sieht er nicht gerade ſo drein, als wollt' er den Marſchall von Sachſen mit einem Kochlöffel ſtatt-

(„Rührlöffel") über den Ganges jagen!" Indem Schiller dieſe Stelle (S. 106) auch in der Theaterausgabe ſtehen ließ, hat er einen ſtarken Anachronismus begangen. Uebrigens iſt hier einmal die weitausgedehnte Betrachtung dieſer Scene vollſtändig beibehalten, gewiß wegen ihres abmahnenden Inhalts. — Die Stelle S. 107: „Noch einmal, mein Sohn — — — und mache dich eilig hinweg" iſt in Schillers Selbſtkritik der Räuber citirt: „Verlaß dieſen ſchrecklichen Bund! — Lern' erſt die Tiefe des Abgrunds kennen, ehe du hineinſpringſt. — Folge mir, mir! und mach' dich eilig hinweg!"

Vierter Aufzug.

Die erſte Scene der Taſchenausgabe S. 111 ff. fehlt der Theaterbearbeitung ganz.

Erſter Auftritt.

Galerie im Moor'ſchen Schloß.

Räuber Moor, Amalia (verweilen vor einem Gemälde. Ein Nonnengewand liegt auf dem Tiſch).

Räuber Moor (ſehr bewegt). Ein fürtrefflicher Mann!

Amalia. Graf Brand ſcheint viel Antheil an ihm zu nehmen.

Räuber Moor (in den Anblick verſunken). O ein fürtrefflicher Mann — ein göttlicher Mann! — Und er ſollte dahin ſeyn?

Amalia. „Dahin, wie unſere beſten Freuden dahin gehen" ꝛc.

Im Uebrigen ſind in dieſer Scene nur noch einige wenig charakteriſtiſche Verkürzungen anzutreffen. Amalia wird von Karl Moor hier (wie auch in der zweiten Auflage) nicht auf „drei und zwanzig" ſondern auf zwei und zwanzig Jahre geſchätzt.

Zweiter Auftritt.

Räuber Moor (allein).

Taſchenausgabe S. 115. Der Monolog heißt hier vollſtändig: Sie liebt mich! ſie liebt mich! Verrätheriſch rollten die Thränen von ihren Wangen! Sie liebt mich? Iſt das der Sopha, wo ich an ihrem Halſe in Wonne ſchwamm? Sind das die väterlichen Säle? — Die goldenen Maienjahre der Knabenzeit leben wieder auf in der Seele des Elenden! — Hier ſollteſt du wandeln dereinſt ein großer — ſtattlicher — geprieſener Mann — hier der Abgott deines Volkes — Nein! Ich geh' in mein Elend zurück. — Lebe wohl, theures Vaterhaus! Einſt ſahſt du den Knaben Karl — und der Knabe Karl war ein glücklicher Knabe. — Jetzt ſahſt du den Mann — und er war in Verzweiflung. (Er geht ſchnell nach dem äußerſten Ende der Bühne, wo er plötzlich ſtille ſteht, mit Wehmuth.) Sie nimmer ſehen? — Kein Lebewohl mehr — keinen Kuß auf ihren ſüßen Lippen? Nein! Sehen muß ich ſie noch — umarmen muß ich ſie. — Es ſoll mich zermalmen! — Den Gifttrunk dieſer Wolluſt muß ich noch in mich ſchlürfen, und dann fort — ſo weit mich ein Segel führt — und Verzweiflung. (Er geht ab.)

Dritter Auftritt.

Franz von Moor (in tiefen Gedanken)

Das Selbſtgeſpräch iſt ſehr abgekürzt. Es endigt: „Es iſt ſo etwas Großes, — Oftgeſehenes in ſeinem wilden, ſonneverbrannten Geſicht, das mich beben macht (auf und nieder, endlich zieht er die Glocke). Holla! Franz! Sieh dich vor! Dahinter ſteckt irgend ein verderbenträchtiges Ungeheuer!

Alles Uebrige (S. 11[illegible] und 11[illegible]) fehlt.

Vierter Auftritt.

Voriger. Daniel (kommt).

Fünfter Auftritt.

Franz (allein).

„Was gilt's? Dieſer beichtet, wenn ich ihn auf die Folter ſpanne. Ins Auge will ich ihn faſſen, ſo ſtarr, daß ſein getroffenes Gewiſſen mitten durch die Larve erblaſſen ſoll (er ſtellt ſich dem Porträt Karl's gegenüber). Sein langer Gänſehals — ſein ſchwarzes, überwachſenes, buſchiges Augenbraun — ſeine feuerwerfenden Augen (erſchrocken zuſammenfahrend). Schadenfrohe Hölle! Jagſt du mir dieſe Ahndung ein? Es iſt Karl!

Sechster Auftritt.

Voriger. Daniel (mit Wein).

Taſchenausgabe S. 117.

Franz. — „Und was flüſtertet ihr immer zuſammen?" Laßt ſie nicht ſo freche Blicke auf dem Buben herumlaufen, mit denen ſie doch gegen alle Welt ſonſt ſo ſittſam thut? Sah' ich's nicht, wie ſie ein paar diebiſche Thranen in den Wein fallen ließ, den er hinter meinem Rücken ſo haſtig in ſich ſtürzte, als wenn er das Glas mit hinein ziehen wollte. Ja! das ſah' ich — durch den Spiegel ſah' ich's mit dieſen meinen Augen.

Daniel. Das weiß der allwiſſende Gott, wenn ich von all dem eine Sylbe verſtehe.

Franz. „Willſt du es läugnen?" Willſt du mich in's Angeſicht Lügen ſtrafen? „Was für Kabalen habt ihr angezettelt?"

Taſchenausgabe S. 118.

Daniel (betroffen) — — „Ja, ein vortrefflicher Mann, gab er zur Antwort, indem er ſich die Augen wiſchte."

Franz. Genug. Geh'! Lauf'! Spring! Hole mir Hermann. (Daniel ab.)

Alles Uebrige in dieſer Scene fehlt.

Siebenter Auftritt.

Franz (allein).

Es iſt am Tag. Es iſt Karl! — Er wird auftreten und fragen: wo iſt mein Erbe? „Hab' ich darum meine Nächte verraßt — — — Es iſt nur noch Spielarbeit übrig" — ſo eine Art von Mord — „der iſt ein Stümper, der ſein Werk nur auf die Hälfte bringt und dann weggeht und müßig zugafft, wie es weiter damit werden wird."

Die hier mit Anführungszeichen notirten Worte ſtehen in der Taſchenausgabe auf S. 116. Der Monolog des Franz S. 121 iſt ganz unterdrückt.

Achter Auftritt.[1]

Voriger. Hermann (kommt).

Dieſe ganze Scene, wie auch der folgende Monolog fehlt in den „ſämmtlichen Werken."

Franz. Ha! willkommen, mein Euryalus! meiner Künſte rüſtiges Werkzeug!

Hermann (kurz und ſtörrig). Ihr ließet mich holen, Graf.

Franz. Daß du das Siegel druckeſt auf dein Meiſterſtück.

Hermann (in den Bart). Wirklich?

Franz. Den letzten Pinſelſtrich an's Gemälde.

Hermann. Poß!

Franz ([illegible]). Soll ich etwa den Wagen vorfahren laſſen? Wollen wir's auf der Spazierfahrt ins Reine bringen?

---

[1] Schiller ſagt in ſeiner Selbſtkritik der Räuber: „In der neuen Auflage des Stücks hat ſich der Dichter gebeſſert. Der Böſewicht hat ſeinen Helfershelfer verloren und iſt gezwungen, ſeine eigenen Hände zu brauchen." Und an einer andern Stelle: „Es iſt eine intereſſante Situation, wie ſich in der Mitte des vierten Acts die beiden Schurken an einander zerſchlagen."

Hermann (trotzig). Ohne Umſtände, wenn's Euch gefällig iſt. Zu dem, was wir heute mit einander in's Reine bringen werden, mag wohl dieſer Quadratſchuh Raumes hinreichen. — Allenfalls könnt' ich ein paar Worte vorausſchicken, Eurer Lunge für die Zukunft zu ſchonen.

Franz (zurückgezogen). Hm! — und was wär' dieſes?

Hermann (höhniſch). „Du ſollſt Amalien haben — haben von meiner Hand —"

Franz (erſtaunt). Hermann.

Hermann (wie oben, immer den Rücken gegen Franz gekehrt). „Amalia iſt ein Spiel meines Willens — da kannſt du leicht denken — kurz! alles geht nach Wunſch" — (bricht in ein wüthendes Lachen aus — darauf trotzig zu Franz). Was habt ihr mir zu ſagen, Graf Moor?

Franz (ausweichend). Nicht dir — ich ſchickte nach Hermann.

Hermann. Ohne Seitenſprung! — Warum ward ich hieher geſprengt? Wieder der Narr zu ſeyn, wie vordem, und dem Diebe beim Einbrechen die Leiter zu halten? Mich zu Eurem Bärenhäuter zu verdingen um einen Schilling? Oder war es nicht ſo?

Franz (beſonnen). Ja recht! Daß wir die Hauptſache nicht verplaudern. Mein Kammerdiener wird dir ſchon geſteckt haben. Ich wollte dich nur über die Ausſteuer hören.

Hermann. Ich glaube, Ihr foppt mich — oder ſchlimmer — ſchlimmer, ſage ich, wenn's nicht gefoppt iſt. Moor! nehmt Euch in Acht — macht mich nicht raſend, Moor. Wir ſind allein! Hab' ich doch ohnehin noch einen ehrlichen Namen mit Euch wett zu ſpielen. Trauet dem Teufel nicht, denn Ihr ſelbſt werbet.

Franz (mit Stolz). Gilt dieſe Begegniß deinem gnädigen gebietenden Herrn? — Zittre, Sklave!

Hermann (mit Spott). Doch wohl nicht gar vor Eurer Ungnade? — Eure Ungnade dem, der mit ſich ſelbſt grollt! Pfui Moor! Schon verabſcheu' ich den Schurken in Euch, macht nicht, daß ich auch noch den Gecken belache. Ich kann Gräber ſprengen und Todte auferſtehen heißen. — Wer iſt nun Sklave?

Franz (ſehr geſchmeidig). Freund! ſey vernünftig und nicht treulos.

Hermann. Schweigt. Hier iſt Fluch die beſte Vernunft, und Aberwitz hieße hier die Treue. — Treue! wem? Treue dem ewigen Lügner? — O, meine Zähne werden klappern um dieſe Treue, wenn eine kleine Doſis von Untreue damals mich zum Heiligen gemacht hätte. — Doch Geduld! Geduld! die Rache iſt pfiffig.

Franz. Ah gut! recht gut! daß ich mich erinnere. Du haſt neulich einen Beutel mit hundert Louis in dieſem Zimmer verloren. Faſt wäre das vergeſſen worden. Nimm zurück, Kamerad, was dein iſt. (Dringt ihm einen Beutel auf.)

Hermann (wirft ihm ſelben verächtlich vor die Füße). Den Fluch über die Iſchariotsmünze! Es iſt das Handgeld der Hölle. Schon einmal dachtet Ihr meine Armuth zur Kupplerin meines Herzens zu machen — aber gefehlt, Graf! unendlich gefehlt. Jener Beutel voll Gold kommt mir trefflich zu Statten — gewiſſe Leute zu verkoſten.

Franz (erſchrocken). Hermann! Hermann! Laß mich gewiſſe Dinge nicht träumen von dir — wenn du mehr thäteſt, als du ſollteſt — du wärſt entſetzlich, Hermann!

Hermann (frohlockend). War' ich? War' ich wirklich? Nun dann, zur Nachricht, Graf! (bedeutend) Ich mäſte Eure

Schande, und füttre Euer Gericht. Einſt will ich's auch auftiſchen zum Schmaus, und die Völker der Erde zur Tafel laden. (Höhniſch.) Ihr verſteht mich doch, mein ſouveräner, gnädiger, gebietender Herr?

Franz (ſpringt auf, gegen Hermann). Ha! Teufel! Falſcher Spieler! (Die Fauſt wider die Stirn.) Und mein Glück zu knüpfen an die Launen eines Schwindelkopfs! — Das war dumm! (wirft ſich verdrießlich in einen Seſſel.)

Hermann (pfeift durch die Finger). Fi! des verſchmitzten Künſtlers! —

Franz (erbittert). So iſt es doch wahr und abermal wahr! Kein Faden iſt ſo fein geſponnen unter der Sonne, der ſo ſchnell riſſe, als die Bande des Bubenſtücks.

Hermann. Sachte! ſachte! Sind denn die Engel aus der Art geſchlagen, daß die Teufel anfangen zu moraliſiren?

Franz (ſteht ſchnell auf, zu Hermann mit hämiſchem Lächeln). Und bei dieſer Entdeckung werden gewiſſe Leute wohl auch viel Ehre aufheben?

Hermann (klatſcht in die Hände). Meiſterlich! Unvergleichlich! Ihr ſpielt Eure Rolle zum Küſſen! Erſt den leichtgläubigen Thoren in den Sumpf gezogen, und darauf fein das hämiſche: „Wehe über dir, Sünder!" (Mit Lächeln und Zähneknirſchen.) O, wie fein die Belzebub raffiniren! — Doch, Graf! (Indem er ihn auf die Achſel klopft.) Ausgelernt haben wir noch nicht — bei Gott! Du mußt erſt hören, was der Verlierer wagt. — Feuer ins Pulvermagazin, ſagt der Kaper, und hinauf in die Luft — Freund und Feind!

Franz (geht ſchnell nach der Wand und greift nach ſeiner Piſtole). Hier iſt Verrätherei! Entſchloſſenheit —

Hermann (zieht eben ſo ſchnell eine Terzerole aus der Taſche und ſchlägt an) Gebt Euch keine Müh. Auf den Fall verſieht man ſich bei Euch.

Franz (läßt die Piſtole fallen und wirft ſich athemlos in den Seſſel). Doch nur ſo lang reiner Mund, bis ich — mich näher bedacht habe!

Hermann. Bis Ihr ein Dutzend Meuter gedungen, mir die Zunge zu lähmen auf lange? Nicht wahr? — Aber (ihm in's Ohr) — Das Geheimniß liegt im Papiere, und meine Erben brechen es auf. (Er geht ab.)

Neunter Auftritt.

Franz[1] ([illegible]).

Franz! Franz! Was war das? Wo blieb dein Muth, dein ſonſt ſo fertiger Witz? — Weh! Weh! auch meine Kreaturen verrathen mich. Die Pfeiler meines Glücks fangen an mürbe zu werden, und herein bricht wüthend der Feind. — Wohl! es gilt einen raſchen Entſchluß! — Wie, wenn ich ſelbſt hinginge — ihm den Degen in den Leib bohrte hinterrucks?... Ein verwundeter Mann iſt ein Knabe. — Friſch! ich will's wagen. (Er geht ſtandhaften Schrittes nach dem Ende der Bühne, bleibt aber plötzlich in [illegible] Erſchlaffung ſtehen.)...

[1] Der [illegible] erinnert daran, daß [illegible] von Hermann vergeſſene Monolog, welcher ſich nun in der Theaterausgabe findet, früher durch Iffland's und Fleck's meiſterhaften Vortrag ſo berühmt geweſen, und daß Schink in ſeinem „Almanach für's Theater auf [illegible]" ihn [illegible] commentirt, und ſich ſelbſt habe abbilden laſſen, wie er die [illegible] Worte ſpricht: „Wer ſchleicht hinter mir?"

Wer ſchleicht hinter mir? (Die Augen gräßlich rollend.) ... Geſichter, wie ich noch keine ſah — ſchneidende Triller — Muth hab' ich gewiß — Muth, wie einer! — Wenn mich ein Spiegel verriethe? Oder mein Schatten? Oder der Wind meiner mörderiſchen Bewegung? — Huh! huh! — Schrecken greiſelt in meinen Locken — durch meine Knochen Zermalmung! (Er läßt den Dolch aus dem Kleide fallen.) Feig bin ich nicht — allzu weichherzig bin ich — Ja! ſo iſt es! — Es ſind die Zuckungen der ſterbenden Tugend. — Ich bewundre ſie. — Ein Ungeheuer müßte ich ſeyn, wollt' ich die Hand legen an meinen leiblichen Bruder — Nein! nein! nein! das ſey ferne! — Dieſe Reliquien der Menſchheit in mir will ich in Ehren halten — Ich will nicht tödten — Du haſt geſiegt, Natur — auch ich fühle noch etwas, das der Liebe gleicht. — Er lebe! (ab.)

Zehnter Auftritt.

Ein Garten (vorn eine Laube, zu der verſchiedene Bogengänge führen).

Amalia (allein).

Taſchenausgabe S. 178 f.

„Du weinſt, Amalia?" — — Und das ſprach er mit einem Ausdruck — einem Ausdruck — Mir war's, als ob die Zeit ſich verjüngte — die goldnen Frühlinge der Liebe blüheten auf in den Worten — „Die Nachtigall ſchlug, wie damals," die Blumen dufteten, wie damals, und ich lag wonnetrunken an ſeinem Halſe. — Gewiß, wenn die Geiſter der Abgeſchiedenen unter den Lebenden wandeln, ſo iſt dieſer Fremdling Karl's Engel! — Siehſt du, falſches, treuloſes Herz, wie ſchlau du deinen Meineid beſchönigſt? — Nein! nein! Weg aus meiner Seele, du Frevelbild! Hinweg ihr verrätheriſchen, gottloſen Wünſche! — Im Herzen, wo Karl begraben liegt, ſoll kein Erdenſohn niſten. — Doch! doch! Warum meine Gedanken ſo ewig, ſo allmächtig nach dieſem Unbekannten? Verwachſen in das Bild meines Einzigen? Zerſchmolzen — untergegangen in das Bild meines Einzigen? — Du weinſt, Amalia? — — Ha! flieh! flieh! Morgen bin ich eine Heilige! (Sie ſteht auf.) Heilige? Armes Herz! Welch' ein Wort war das? Einſt in mein Ohr flehend ſo ſüß — Jetzt! jetzt! Du haſt geheuchelt, mein Herz! Ueberredeteſt mich: Ueberwindung war's! Lügneriſches Herz! Es war Verzweiflung. (Sie ſetzt ſich auf das Kanapee, und verhüllt ſich das Geſicht.)

Eilfter Auftritt.

Vorige. Hermann (kommt durch einen Bogengang).

Vergleiche Taſchenausga. Bd. 2, S. 98.

Hermann (vor ſich). Der Anfang iſt gemacht — Nun mag der Sturm weiter wüthen, und ſollt' er mir auch bis an die Gurgel ſchwellen. (Laut.) Fräulein Amalia! Fräulein Amalia!

Amalia (ſchrickt zuſammen). Ein Auflauſcher! Was ſuchſt du hier?

Hermann. Bringe Zeitungen, ſpaßhaft, luſtig und fürchterlich. Seyd Ihr aufgelegt, Beleidigungen zu vergeben, ſo ſollt Ihr Wunderdinge hören.

Amalia. Für Beleidigungen hab' ich kein Gedächtniß; mit Neuigkeiten verſchone.

Hermann. Beweint Ihr nicht einen Geliebten?

Amalia (mißt ihn mit einem langen Blick). Kind des Unglücks! Was berechtigt dich zu der Frage?

Hermann (ſtarrt vor ſich nieder). Haß und Liebe.

Amalia (bitter). Liebt denn unter dieſem Himmelsſtrich Jemand?

Hermann (ſich umſchauend). Bis zum Schelmenſtück! — — Starb Euch nicht kürzlich ein Oheim?

Amalia (zärtlich). Ein Vater ſeiner Tochter.

Hermann. Sie leben! (Er ſtürzt hinaus).

Zwölfter Auftritt.

Amalia. Räuber Moor (durch den Seitengang).

Vergleiche Taſchenausg. Th. 1. S. 129 ff.

Amalia (die wie verſteinert geſtanden, fährt taumelnd auf). Karl lebt! (Sie will Hermann nachſpringen, und ſtößt — auf den Räuber.)

Moor. Wohin ſo ſtürmiſch, mein Fräulein!

Amalia (prallt bebend zurück). Krach' unter mir, Erde! — Dieſer!

Moor. Ich kam, um Abſchied zu nehmen. Doch! — — Himmel! — Auf welcher Wallung muß ich Ihnen begegnen?

Amalia. Gehen Sie, Graf — Bleiben Sie — O mir Glücklichen![1] wären Sie nur jetzt nicht gekommen! — Wären Sie nie gekommen!

Moor. Glücklich wären Sie dann geweſen? — Leben Sie wohl! (Dreht ſich plötzlich, um zu gehen.)

Amalia (hält ihn auf). Um Gotteswillen! Bleiben Sie. — Das war nicht meine Meinung. (Die Hände ringend.) Gott! Und warum war ſie das nicht? — Graf, was that Ihnen das Mädchen, das Sie zur Verbrecherin machen? Was that Ihnen die Liebe, die Sie zerſtören?

Moor. Sie ermorden mich, Fräulein!

Amalia. Mein Herz war ſo rein, eh' meine Augen Sie ſahen. O, daß ſie verblindeten, dieſe Augen, die mein Herz verunreinet haben![2]

Moor. Mir — mir dieſen Fluch, mein Engel! Ihre Augen ſind unſchuldig, wie Ihr Herz. —

Amalia. Ganz ſeine Blicke! — Graf, ich bitte Sie — kehren Sie dieſe Blicke von mir, die mein Innerſtes empören.[3] Ihn — ihn ſelbſt heuchelt ſie mir in dieſen Blicken vor, Phantaſie, die Verrätherin. — Gehen Sie, kommen Sie in Krokodilgeſtalt wieder, und mir iſt beſſer.

Moor (mit dem vollen Blick der Liebe). Du lügſt, Mädchen!

Amalia (zärtlicher). Und ſollteſt du falſch ſeyn, Graf? Sollteſt du kurzweilen mit meinem ſchwachen weiblichen Herzen? — Doch! Wie kann Falſchheit in einem Auge wohnen, das ſeinen Augen aus dem Spiegel gleicht — Ach! und erwünſcht, wenn es ſo wäre! Glücklich! wenn ich dich haſſen müßte! — Weh mir! wenn ich dich nicht lieben könnte!

---

[1] In der Selbſtkritik Schiller's ſind dieſe Worte citirt: „Glücklich! glücklich!" ꝛc.

[2] In der Selbſtkritik: „Die mein Herz verkehrt haben."

[3] In der Selbſtkritik: „Innerſtes durchwühlen."

Moor (preßt ihre Hand wüthend an den Mund).

Amalia. Deine Küſſe brennen, wie Feuer.

Moor. Meine Seele brennt in ihnen.

Amalia. Geh' — noch iſt es Zeit! — Noch! — Stark iſt die Seele des Mannes — Leuchte mir vor mit deinem Muthe, Mann mit der ſtarken Seele.

Moor. Dein Zittern entnervt den Starken. Ich wurzle hier. (Sein Geſicht an ihren Buſen verbergend.) Und hier will ich ſterben.

Amalia (ſehr gerührt). Weg — Laß mich — was haſt du gemacht, Mann? — Weg mit deinen Lippen — (Sie kämpft ohnmächtig gegen ſeine Berührung.) Gottloſes Feuer ſchleicht in meinen Adern — (Zärtlich und unter Thränen.) Und mußteſt du kommen aus fernen Landen, eine Liebe zu ſtürzen, die dem Tode trotzte? (Sie drückt ihn feſter an die Bruſt.) Gott vergebe dir's, Jüngling!

Moor (an ihrem Halſe hangend). Wenn das die Trennung der Seele vom Körper iſt, ſo iſt Sterben das Meiſterſtück des Lebens.

Amalia (mit Wehmuth und ſchwärmend). Hier, wo du jetzt ſtehſt, ſtand er tauſendmal, und neben ihm die, die neben ihm Himmel und Erde vergaß. — Hier durchhüpfte ſein Aug' die um ihn prangende Natur; er ſchien den großen belohnenden Blick zu empfinden, und ſie ſich unter dem Wohlgefallen ihres Fürſten zu verſchönern. — Hier hielt er mit himmliſcher Muſik die Nachtigallen gefangen — hier, an dieſem Buſch, pflückte er Roſen, und pflückte die Roſen für mich — hier, hier lag er an meinem Halſe, brannte ſein Mund auf dem meinen — (Moor ſeiner nicht mehr mächtig, berührt ihren

Mund, und ihre Küſſe begegnen ſich. **Moor** hängt ſtürmiſch an ihrem Herzen, ſie ſinkt halb ohnmächtig auf das Kanapee). Strafe mich, Karl! Mein Eid iſt gebrochen!

Moor (tritt halb wahnwitzig von ihr hinweg). Irgend eine Hölle muß auf mich lauern! Ich bin ſo glücklich! (ſtarrt ſie an.)

Amalia (hat ihren Ring erblickt, und fährt ungeſtüm auf vom Kanapee). Was? Du noch am Finger der Verbrecherin! Sollteſt du Zeuge ſeyn, wie Amalia ihrer Eide ſpottet? Herab mit dir! (Sie reißt den Ring vom Finger und gibt ihn dem Räuber.) Nimm ihn — nimm ihn, geliebter Verführer — und mit ihm mein Heiligſtes, mein Alles — meinen Karl! (Sie ſinkt in den Sopha zurück.)

Moor (erblaßt). Du dort oben! War das deine Meinung? — Das iſt eben der Ring, den ich ihr ſelber gab zum Zeichen des Bundes — Fahr' in die Hölle, Liebe! Ich habe meinen Ring wieder!

Amalia (erſchrocken). Gott! was iſt dir? — Wild rollen deine Augen — Bleich, wie Schnee, deine Lippen! — Weh mir! Rauſcht ſie ſo ſchnell dahin, die Wonne des Verbrechens!

Moor (mit Ueberwindung). Nichts! nichts! — (Starr in die Höhe.) Noch bin ich ein Mann! — (Er zieht ſeinen Ring herab, und ſteckt ihn Amalien an den Finger.) Nimm auch dieſen — dieſen, ſüße Furie meines Herzens — und mit ihm mein Heiligſtes, mein Alles — meine Amalia!

Amalia (aufgeſprungen). Deine Amalia?

Moor (mit Wehmuth). O ſie war ein ſo liebes Mädchen, und treu, wie ein Engel. Einen Demant gab ſie mir beim Abſchied — einen Brillantring ließ ich ihr zurück zum Zeugen des Bundes. „Sie hörte, ich ſey geſtorben, und blieb treu dem Geſtorbenen. Sie hörte wieder, ich lebe“[1] und wird treulos dem Lebendigen. Ich flieg' in ihre Arme — Meine Wolluſt war, wie der Unſterblichen — Fühle den Donnerſchlag, der mein Herz traf, Amalia! Meinen Brillanten gibt ſie mir wieder. Ich — gab ihr den Demant.

---

[1] S. Taſchenausg. B. 2. S. 131, wo auch einige folgende Sätze ſtehen.

Amalia (ſtarrt verwundernd in den Boden). Seltſam! Fürchterlich ſeltſam!

Moor. Wohl fürchterlich und ſeltſam! Gutes Kind, viel — ſehr viel hat der Menſch noch zu lernen, eh' er das Weſen über ihm auslernt, das ſeiner Eide lacht und weint über ſeine Plane — Meine Amalia iſt ein unglückliches Mädchen!

Amalia. Unglücklich — weil ſie dich von ſich ſtieß.

Moor. Unglücklich — weil ſie mich zwiefach umarmet.[1]

Amalia (mit ſanftem Schmerz). O, dann gewiß unglücklich! Das liebe Mädchen! Sie ſey meine Schweſter! — „Aber noch gibt es eine beſſere Welt" —[2]

Moor. „Wo die Schleier fallen," und die Liebe mit Entſetzen zurückprallt. — „Ewigkeit heißt ihr Name — Meine Amalia iſt ein unglückliches Mädchen."

Amalia (etwas leidenſchaftlich).[3] Sind es alle, die dich lieben und Amalia heißen?

Moor. Alle — wenn ſie wähnen, einen Engel zu umhalſen, und einen Todtſchläger in den Armen finden.[4] — Meine Amalia iſt ein unglückliches Mädchen!

Amalia (im Ausbruch der ſchmerzlichſten Empfindung).[5] Ich beweine ſie!

---

[1] In Schiller's Handſchrift ſteht: „zwiefach umwindet." Beſſer!
[2] Ebendaſelbſt: „und dann noch eine beſſere Welt."
[3] Ebendaſelbſt: „etwas bitter."
[4] Ebendaſelbſt: „einen Engel zu umhalſen, und ein Todtſchläger in ihren Armen liegt."
[5] Ebendaſelbſt: „im Ausdruck der heftigſten Rührung."

Moor (nimmt ihre Hand und hält ihr den Ring vor die Augen). Weine über dich ſelber! (Er ſtürzt hinaus.)

Amalia (hat den Ring erkannt). Karl! Karl! O, Himmel und Erde! (Sinkt nieder.) [1]

Dreizehnter Auftritt.

Wald. Mond. Nacht.

(Ein altes verfallenes Raubſchloß vorn auf der Bühne).

Die Räuberbande (gelagert auf dem Boden). **Spiegelberg und Razmann** (kommen in ein Geſpräch).

Taſchenausgabe S. 133 ff.

Razmann. „Es wird Nacht — und der Hauptmann noch nicht da!“

Spiegelberg. Ein Wort im Vertrauen, Razmann — „Hauptmann ſagſt du? — — — Bei Gott, Razmann! Das hat mir niemals gefallen.“ (Siehe Taſchenausg. S. 134 unten.)

Razmann. Beim Donner! Mir auch nicht — aber was machen?

Spiegelberg. Fragſt du mich das und biſt doch der Spitzbuben einer? „Razmann, wenn du biſt, wofür ich dich immer hielte — — — mich daucht, ſeine ſchwarze Stunde ſchlägt.“ Wie? nicht in die Luft ſpringſt du, da dir die

---

[1] „Der Ausgang dieſer Scene iſt jedoch tragiſch, ſo wie ſie überhaupt vielleicht die rührendſte und entzückendſte iſt.“ Schiller in ſeiner Selbſtkritik.

Glocke zur Freiheit läutet? „Haſt nicht einmal ſo viel Muth" u. ſ. w.

Im Folgenden nur wenige Abänderungen. **Schweizer** und **Spiegelberg** „ziehen hier ihre Degen und kommen ins Handgemeng." — Die Worte **Schweizer's** an **Razmann** (S. 130): „Und du, Heilloſer, du warſt ſein Helfershelfer, du! — Pack' dich aus meinen Augen" ꝛc. ſind ausgelaſſen.

Vierzehnter Auftritt.

Vorige. Räuber Moor (tritt auf).

Taſchenausgabe S. 136.

„**Räuber** (mit Beſtürzung). Was? den Hauptmann?" fehlt in der Theaterausgabe.

R. Moor. — „Bald — bald iſt Alles erfüllt. Ich hab' mich ſelbſt verloren, ſeit ich dort war." Nehmt eure Hörner, und ſpielt — Ich muß mich zurückwiegen in die Tage meiner Kraft. — Spielt!

Koſinsky. „Es iſt Mitternacht, Hauptmann. Wie Blei liegt der Schlaf in uns — ſeit drei Tagen kein Auge zu."

R. Moor. „Sinkt denn der balſamiſche Schlaf auch auf die Augen der Schelmen? Warum fliehet er mich? — Ich bin nie ein Feiger geweſen oder ein ſchlechter Kerl. — Spielt, befehl' ich! — Muſik muß ich hören, daß mein ſchlafender Genius wieder aufwache (Sie ſpielen einen Marſch).

R. Moor (der während der Muſik tief in ſich gekehrt auf- und abgegangen, unterbricht ſie ſchnell). Hinweg! Gute Nacht! Morgen höret ihr weiter.

Räuber (legen ſich auf die Erde). Gute Nacht, Hauptmann! (Sie ſchlafen ein.)

Fünfzehnter Auftritt.

Räuber Moor (allein wach). Tiefe Stille.

Taſchenausgabe B. 2. S. 110 f. Der Anfang des Monologs fehlt.

Eine lange — lange gute Nacht; kein Morgen wird ſie mehr röthen! — „Glaubt ihr, ich werde zittern, Geiſter meiner Erwürgten? — — (Er ſetzt die Piſtole an) Zeit und Ewigkeit!" — über dieſem Rohr ſich umarmend! — „Grauſer Schlüſſel!" der das Gefängniß des Lebens hinter mir ſchließt, und vor mir aufriegelt die Behauſung" der ewigen Freiheit ꝛc. — — — „und die Phantaſie, der muthwillige Affe der Sinne," gaukelt unſerm Kleinmuth ſeltſame Schatten vor ꝛc. — Außendinge ſind nur die Farbe des Geiſtes — „Ich ſelbſt bin mein Himmel und meine Hölle. — — Ich würde dann" das ſchweigende Leere mit meinen Träumen bevölkern, und hätte die Ewigkeit zur Muße ꝛc.

Sechszehnter Auftritt.

Vorige. **Hermann** (kommt durch den Wald). Hernach die Stimme des **alten Moor** im Thurm.

Taſchenausgabe S. 141.

Hermann. — — „zwölf ſchlagt's drüben im Dorf" — Wohl, wohl! Alles liegt ſchlafen — nur das böſe Gewiſſen wacht, und — die Rache — „(er tritt an den Thurm und pocht.)" ꝛc.

Taſchenausgabe S. 142.

Hermann — „Steig' hinunter in's Loch" — Rabe dein Retter! dein Rächer! (er will fliehen.)"

R. Moor (tritt mit Entſetzen hervor). Steh'!

Hermann (ſteht ſtill). Wer da?

Moor. „Steh! Rede! Wer biſt du? Was haſt du hier zu thun? Rede!"

Hermann (kommt vorwärts). Gewiß ſeiner Auflaurer einer! Ich fürchte nichts mehr. (Zieht den Degen.) Wehre dich, Schurke! Du haſt deinen Mann vor dir.

Moor (ſchlägt ihm den Degen weit weg). Antwort' will ich. Wofür das hübſche Degenſpiel? — Von Rache ſprachſt du? — Rache kommt mir zu — unter dieſem Monde! Wer will mir in's Handwerk greifen?

Hermann (bebt erſchrocken zurück). Bei Gott! Den gebar das Weib nicht! — Sein Betaſten entnervt, wie der Tod.

Die Stimme „(im Thurm). Weh! Weh! Biſt du's, Hermann, der da redet? Mit wem redeſt du, Hermann?"

R. Moor. „Drunten noch Jemand? Was geht hier vor?" — (Läuft dem Thurme zu.) Irgend ein Ungeheuer von Geheimniß liegt in dieſem Thurme verlarvt. — Mit dem Degen will ich's entlarven.]

Hermann (kommt ſchüchtern näher). Furchtbarer Fremdling! Biſt du vielleicht der ſataniſche Poltergeiſt dieſer Wüſte? — oder biſt du der Sbirren der dunklen Vergeltung einer, die durch die Unterwelt patrouilliren gehen, und die Geburten der Mitternacht muſtern? — O! wenn du der biſt, ſo ſey willkommen an dieſem Thurme!

R. Moor. Errathen, Nachtwanderer! Würgengel iſt mein Name! Fleiſch und Blut hab' ich, wie du. „Iſt's ein Gefangener, den die Menſchen abſchüttelten. Ich will ſeine Ketten löſen. — Stimme, noch einmal! wo iſt die Thüre?"

Hermann. Eben ſo leicht ſprengt Beelzebub die Thore des Himmels, als du dieſe — Geh' heim, Starker! Der Witz der Lotterbuben geht über die Sinne der Männer. (Schlägt mit dem Degen an den Thurm.)

R. Moor. Aber nicht über den Witz der Diebe! (Er zieht Hauptſchlüſſel heraus.) Ich danke dir, Gott, daß du mich ſtellteſt an die Spitze der Beutelſchneider! — Dieſe Schlüſſel verlachen die Fürſicht der Hölle. (Er nimmt einen Schlüſſel und öffnet den Thurm. Aus dem Thurm ſteigt ein Alter, ausgemergelt, wie ein Gerippe. Moor ſpringt erſchrocken zurück.) Entſetzliches Blendwerk! Mein Vater!

Siebenzehnter Auftritt.

Der alte Moor. Vorige.

Nach einigen kleineren Abänderungen. Taſchenausgabe S. 116.

R. Moor. — — „Himmel und Erde! Wer hat das gethan?"

Hermann (mit grimmiger Freude). Ein Sohn!

Der a. Moor. Verſuch' ihn nicht!

R. Moor. Ein Sohn? (Wüthend gegen Hermann ſtürzend.) Schlangenzüngiger Lügner! Ein Sohn? Sprich das Sohn nochmals, und ich kehre zehn Schwerter in deine läſternde Gurgel! Ein Sohn?

Hermann. Und wenn die Hölle dabei bankerott würde! Sein Sohn, ſag' ich!

R. Moor (erſtarrt wie eine Statue). „O ewiges Chaos!"

D. a. Moor. „Wenn du ein Menſch biſt, und ein menſchliches Herz haſt, Erlöſer, den ich nicht kenne, o, ſo höre den Jammer eines Vaters. — — Darum, wenn du ein Menſch biſt und ein menſchliches Herz haſt."

R. Moor. Dieſe Beſchwörung könnte die Wölfe auffordern.

D. a. Moor. Ich lag eben auf dem Siechbette, hatte kaum einige Kräfte nach einer harten Krankheit geſammelt, ſo brachte man einen Mann zu mir, der meldete, mein Erſtgeborner ſey gefallen in der Schlacht, „und ſein letztes Lebewohl, und daß ihn mein Fluch gejagt hätte in Kampf und Tod und Verzweiflung."

Hermann. Gelogen! garſtig gelogen! Dieſer Schurke war ich ſelbſt — erkauft von ihm mit Gold und Verſprechungen, euch das Nachſuchen zu legen und den Garaus zu machen durch die Trauerpoſt.

D. a. Moor. Du? du? O Himmel! Und es war abgekartet — und ich war betrogen?

R. Moor (tritt außer ſich, auf die Seite). Hörſt du's, Moor? Hörſt du's? Es fängt an zu tagen! Fürchterlich! Fürchterlich!

Hermann. Tretet mich breit, wie eine Natter! Ich war ſein Helfershelfer; unterdrückte die Briefe Eures Karl, verfälſchte die Eurigen, und unterſchob andere feindſeligen

Inhalts. So hinterging man Euch — ſo zwackte man ihn aus Eurem Teſtament und Herzen.

R. Moor (in der entſetzlichſten Bedrängniß). Und darum Räuber und Mörder! (Die Fauſt wider Bruſt und Stirne.) O, ich blöder, blöder, blöder Thor! — Spitzbübiſche Künſte! Und darum Mordbrenner und Mörder! (Halb raſend auf und nieder.)

D. a. Moor (mit gemildertem Zorn). Franz! Franz! — Doch ich will nicht fluchen! — Und daß ich nicht ſah, nichts merkte! Weh' über den blinden Verzärtler!

R. Moor (plötzlich ſtillſtehend). Und im Thurme der Vater! (Den Schmerz in ſich preſſend.) Ich habe hier nicht zu zürnen. (Zum alten Moor mit erzwungener Ruhe.) Redet weiter!

D. a. Moor. „Ich ward ohnmächtig bei der Botſchaft“ ꝛc.

Achtzehnter Auftritt.

Die Vorigen und die **Räuber** (die aus dem Schlaf aufſpringen).

Der Text ſteht unverändert Taſchenausgabe B. 2, S. 155 ff.

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Ausſicht von vielen Zimmern.

Das kurze Selbſtgeſpräch des Daniel, Taſchenausgabe S. 150 iſt ausgeſtoßen.

Franz (im Schlafrock hereingeſtürzt). Sogleich **Daniel**.

Franz. „Verrathen! Verrathen!" ꝛc. — Die vorſtehenden Worte des Daniel fehlen.

Daniel (ängſtlich). „Hilf Himmel! Seyd Ihr's ꝛc."

Franz. „Schlafen? Wer heißt euch ſchlafen? Es ſoll Niemand ſchlafen in dieſer Stunde. Hörſt du?" — Die dazwiſchen liegenden Worte ſind ausgefallen und Daniel bleibt auf der Scene. „Ein anderer Bedienter" erſcheint nicht. Der Befehl, den „Paſtor zu holen" und alles auf dieſen ſich Beziehende bleibt weg.

Die Worte von „Befiehlt Ihr, daß ich Euch Lebensbalſam auf Zucker tröpfle? bis „Es wird vorübergehen, du bleibſt" (Taſchenausgabe S. 152) ſind ausgefallen. Auch die ärgerlichen Ausrufungen: „Jeſus Chriſtus, Maria, Magdalena und Joſeph" ſind vermieden.

Taſchenausgabe B. 2, S. 153 unten:

Franz. — — „und eine heulende Windsbraut fegte von hinnen Meer, Himmel und Erde" — Die übrigen Worte bis zur Antwort des **Daniel** (S. 154) fehlen. Dann heißt es:

Franz. „Nicht wahr?“ Das iſt tolles Zeug? Da trat einer hervor, der hatte in ſeiner Hand eine eherne Wage, die hielt er zwiſchen Aufgang und Niedergang, und ſprach: Tretet herzu, ihr Kinder des Staubes. — Ich wage die Gedanken! — So ſpricht **Franz** auch im Folgenden (Taſchenausgabe S. 155 oben) nur bis: „und meine Zähne klapperten laut.“ Das Uebrige bis zur Antwort des **Daniel** fehlt. Dann heißt es:

Franz. „Das that er nicht“! — Siehe, plötzlich erſchien ein alter Mann, ſchwer gebeugt von Gram. Das Uebrige gleich mit einigen Verkürzungen.

Daniel geht mit dem Wort ab: „Träume kommen von Gott. Ich will für euch beten.“

Zweiter Auftritt.

Franz allein; nachher ein Bedienter.

Der Monolog des **Franz** (Taſchenausgabe S. 156) endigt: „Rechenſchaft geben dem Rächer droben über den Sternen“ — und wenn er gerecht iſt — wenn er gerecht iſt? — Die Unterredung zwiſchen dem **Paſtor Moſer** und **Franz** fehlt ganz.

Ein Bedienter (eilig). „Amalia iſt entſprungen, der Graf iſt plötzlich verſchwunden.“

Dritter Auftritt.

Franz. Daniel (kommt ängſtlich).

Zwiſchen den Worten des Daniel (S. 163): „wenn Euch das Waſſer an die Seele geht" und dem, was Schweizer auf der Gaſſe ruft: „Stürmt" ꝛc. iſt der Text ausgelaſſen. Darnach iſt der Volksauflauf und was das Volk ſpricht, übergangen.

Vierter Auftritt.

Franz (dem Daniel groß nachſehend, nach einer Pauſe).

„In die Hölle willſt du ſagen ꝛc. — unentrinnbar." — (Er ſpringt in die Flammen, die eindringenden Räuber ihm nach.) Dafür in den andern Ausgaben: „Ha! ſo erbarme du dich meiner! (Er reißt ſeine goldene Hutſchnur ab und erdroſſelt ſich.)"

Die folgende Scene: „Schweizer mit ſeinen Leuten: „Mordcanaille" fehlt natürlich, da Franz gefangen wird.

Fünfter Auftritt.

Der Schauplatz, wie in dem letzten Auftritt des vorigen Aufzuges.

Der alte Moor (auf einem Stein ſitzend). **Räuber Moor** (gegenüber).

Räuber (hin und her im Walde).

Vom Anfange dieſer Scene an (Taſchenausgabe S. 165 f.) fehlt alles bis ausſchließlich:

R. Moor (ſehr gerührt). Er war Euch lieb, Euer anderer Sohn!" Hierauf unverändert bis Taſchenausgabe B. 2, S. 168.

R. Moor (ſtürzt vor ihm nieder). Ich zerbrach die Riegel deines Thurmes. — Küſſe mich, göttlicher Greis!" ꝛc. Die zwiſchen dieſen beiden Sätzen liegenden Worte ſind ausgefallen.

R. Moor (ſehr gerührt). „Ich dacht', es ſey Vaters Kuß." (An ſeinem Hals. Pauſe. Man hört ein verwirrtes Getöſe, und erblickt den Schein von Fackeln. Moor ſpringt auf.) Horch', die Rache ruft! Sie kommen! (Er wirft einen vollen Blick auf den Alten, und ſchaut grimmiger auf.) Flamme mich in tigriſche Mordſucht, leidendes Lamm; dir will ich ein Opfer bringen, daß die ſchauenden Sterne über mir ſollen dunkel werden und in Todesſchauer erſtarren ſoll die Natur. (Fackeln ſichtbarer, der Lärm hörbarer, wiederholte Piſtolenſchüſſe.)

D. a. Moor. Weh! Weh! Weß iſt das wilde Getöſe? — Sind's die Handlanger meines Sohnes? Wollen ſie mich vom Thurme ſchleppen zum Blocke?

R. Moor (auf der andern Seite. Die Hände gefaltet, mit Inbrunſt). Höre die Andacht des Mordbrenners, Richter im Himmel! — Mach' ihn unſterblich! — Raff' ihn nicht weg beim erſten Streich! — Mach' jeden Herzſtoß zu einem Labſal — jeden Schwertſtoß zu einem Erquicktrunk!

D. a. Moor. Weh! Was murmelſt du, Fremdling? — Fürchterlich! Fürchterlich!

R. Moor. Ich bete. (Wilde Muſik der kommenden Räuber.)

D. a. Moor. O, auch meines Franzen gedenke in deinem Gebete! —

R. Moor (mit verbiſſenem Zorn). Ich gedenke.

D. a. Moor. Aber iſt das der Ton eines Beters? — Hör' auf — hör' auf — mir ſchaudert vor deiner Andacht.

Sechster Auftritt.[1]

Vorige. Schweizer (voran). **Ein Zug Räuber. Franz von Moor** (Ketten ſchleifend, in der Mitte).

Schweizer. Triumph, Hauptmann! — Hier iſt der Bube — Meine Ehre iſt gelöſt.

Grimm. Geriſſen aus den Flammen ſeines Schloſſes — Seine Vaſallen geflohen. —

Koſinsky. Sein Schloß hinter ihm in Aſche. — Verſunken ſeines Namens Gedächtniß. (Es erfolgt eine grauenvolle Pauſe auf dem Schauplatz. R. Moor tritt langſam hervor.)

R. Moor (zu Franz mit dumpfer, gelaſſener Stimme). Kennſt du mich?

Franz (ſteht, den Blick in den Boden gewurzelt; keine Antwort).

R. Moor (wie eben, indem er ihn zu ſeinem Vater führt). Kennſt du dieſen?

Franz (taumelt durchdonnert zurück). Zermalmet mich, Donner des Himmels! Mein Vater!

D. a. Moor (wendet ſich bebend ab). Geh' — Gott vergebe dir — Ich vergeſſe —

R. Moor (fürchterlich drohend). Und mein Fluch hange ſich tauſendpfündig an dieſe Bitte und lähme ihren Flug zum Erhörer! — Kennſt du dieſen Thurm auch?

Franz (heftig zu Hermann). Was, Ungeheuer! Bis zu dieſem Thurm verfolgte dein Familienhaß meinen Vater?

Hermann. Bravo! Bravo! So iſt doch kein Teufel ſo liederlich, ſeinen Vaſallen in der letzten Lüge zu verlaſſen!

---

[1] Dieſe Scene iſt neu gedichtet. Schiller ſchreibt an Dalberg: „Eine Scene, wie Franzens Verurtheilung im fünften Akt, iſt meines Wiſſens auf keinem Schauplatz erlebt.“

R. Moor. Genug. Dieſen Alten führt tieſer in den Wald. Zu dem, was ich jetzt thun werde, bedarf ich keiner Vaterthränen. (Sie führen den alten Grafen, der wie betäubt iſt, vom Schauplatz.) Näher, Banditen! (Sie formiren einen halben Mond um die beiden, und hängen ſchauernd über ihren Flinten.) Nun keinen Laut weiter — So wahr ich Vergebung der Sünden hoffe! Dem Erſten, der nur die Zunge rührt, eh' ich's befehle, kracht dieſe gezogene Piſtole — Stille!

Franz (zu Hermann, im Ausbruche der äußerſten Wuth). Ha, Schandbube! Daß ich nicht all' mein Gift in dieſem Schaum auf dein Angeſicht geifern kann! — O, es iſt bitter! (Weinend in die Ketten beißend.)

R. Moor (in majeſtätiſcher Stellung). Ein Bevollmächtigter des Weltgerichts ſitz' ich da — Einen Rechtshandel will ich ſchlichten den kein Reiner ſchlichtet — Sünder ſitzen zu Gericht — Ich, der größeſte, obenan. Dolche ſeyen die Looſe — Wer neben dieſem nicht rein ſteht, wie ein Heiliger, trete ab vom Gerichte und zerbreche ſeinen Dolch — Laßt fallen! (Die Räuber werfen alle ihre Dolche unzerbrochen auf die Erde. R. Moor zu Franz.) Sey ſtolz! Du haſt heute Miſſethäter zu Engeln gemacht! — Noch einen Dolch vermißt ihr? (Er zieht den ſeinigen. Große Pauſe.) Seine Mutter war auch meine Mutter — (Zu Koſinsky und Schweizer.) Richtet ihr! (Er zerbricht ſeinen Dolch und tritt, tief erſchüttert, zur Seite.)

Schweizer (nach einer Pauſe). Steh' ich nicht da, wie ein Schulbube, und zermartre mein Gehirn mit Erfindung? — So reich an Freuden das Leben, ſo arm an Qualen der Tod! (Auf den Boden ſtampfend.) Sprich du! Ich erlahme.

Koſinsky. Denk' an den Graukopf! Blick' ſeitwärts nach dieſem Thurm und begeiſtre dich. Ich bin ein Schüler, ſchäme dich, Meiſter!

Schweizer. Bin ich doch grau worden in Auftritten des Jammers, und ſoll nun zum Bettler verarmen an dieſem! Frevelte er nicht an dieſem Thurme? Richten wir nicht an dieſem Thurme? Hinunter mit ihm! — in dieſem Thurme verfaul' er lebendig.

Die Räuber (einſtimmend mit Getöſe). Hinunter, hinunter! (Stürmen auf Franz zu.)

Franz von Moor (ſpringt ſeinem Bruder in die Arme). Rette mich von den Klauen der Mordbrenner! Rette mich, Bruder!

R. Moor (ſehr ernſt). Du haſt mich zu ihrem Fürſten gemacht! (Franz prallt erſchrocken zurück.) Wirſt du mich noch bitten?

Räuber (ſtimmen ungeſtümer). Hinunter, hinunter!

R. Moor (tritt zu ihm, edel mit Schmerz). Sohn meines Vaters! Du haſt mir meinen Himmel geſtohlen. Dieſe Sünde ſey dir genommen — Fahr' in die Hölle, Rabenſohn! — Ich vergebe dir, Bruder! (Er umarmt ihn und eilt von dem Schauplatz. Franz wird hinabgeſtoßen, und über ihm Gelächter.)

R. Moor (kommt nachdenkend zurück). Es iſt vollendet! Lenker der Dinge, habe Dank! Es iſt vollendet! (Er verweilt über einem großen Gedanken.) „Wenn dieſer Thurm wäre das Ziel geweſen, zu dem du mich führteſt auf blutvollen Wegen? Wenn ich darum das Haupt der Sünder bin worden?“ — — — Ewige Vorſicht! — Hier ſchaudre ich — und bete an! — Wohl! ich vertraue dir, und mach' Feierabend am Ziele. In ſeiner ſchönſten Schlacht fällt der Sieger ſo ſchön — In dieſem Abendroth will ich erlöſchen! — Laßt mir den Vater kommen! (Einige Räuber gehen und bringen den alten Grafen geführt.)

D. a. Moor. Wohin wollt ihr mit mir? Wo iſt mein Sohn?

K. Moor (mit Würde und Gelaſſenheit ihm entgegen). Planet und Sandkorn haben ihren gemeſſenen Platz in der Schöpfung — auch dein Sohn hat den ſeinen. Sey ruhig und ſetz' dich nieder.

D. a. Moor (bricht in Thränen aus). Kein Kind mehr? Kein Kind mehr?

K. Moor. Sey ruhig und ſetz' dich nieder.

D. a. Moor. O, der gutherzigen Barbaren! Aus dem Thurm reißen ſie einen ſterbenden Greis, ihn zu grüßen: Deine Kinder ſind geſchlachtet! — O, ich bitte euch, vollendet eure Barmherzigkeit und ſtoßt mich wieder hinunter.

K. Moor (ergreift ſeine Hand mit Heftigkeit, und hält ſie mit Wärme gen Himmel). Läſtre nicht, alter Mann! Läſtre den Gott nicht, vor dem ich heute freudiger bete. Schlimmere, als du biſt, haben ihn heute von Angeſicht zu Angeſicht geſehen.

D. a. Moor (ſcharf). Und wurgen gelernt?

K. Moor (böſe). Sechzigjähriger! Kein ſolch Wort mehr. (Sanfter und mit Schmerz). Wenn ſeine Gottheit ſelbſt die Sünder erwärmt, ſollen die Heiligen ſie zurückſtoßen? Und wo würdeſt du Worte finden, ihm Abbitte zu thun, wenn er dir heute — einen Sohn getauft hätte?

D. a. Moor (bitter). Tauft man heute mit Blut?

K. Moor (ſtaunt). Wie ſagſt du? — Redet denn auch Verzweiflung die Wahrheit? — Ja, alter Mann, auch mit Blut kann die Verſucht taufen — Mit Blut hat ſie dir heute getauft — Ihre Wege ſind ſeltſam und fürchterlich — aber Freudenthränen am Ziele!

D. a. Moor. Wo werd' ich ſie weinen?

K. Moor (der ihm in die Arme ſtürzt). Am Herzen deines Karls.

D. a. Moor (im Ausbruch der höchſten Freude). Mein Karl lebt!

R. Moor. Dein Karl lebt! — Dir vorausgeſchickt zum Retter, zum Racher! So lohnte dir dein begünſtigter Sohn! (auf den Thurm zeigend) — So rächet ſich dein verlorner Sohn! (Er drückt ihn wärmer an die Bruſt.)

Räuber. Volk im Wald! Stimmen!

R. Moor (fährt auf). Ruft die Andern. (Die Räuber ab. Moor mit ſich ſelbſt.) Es iſt Zeit, mein Herz — den Wolluſtbecher vom Mund, eh' er vergiftet.

D. a. Moor. Sind dieſe Männer deine Freunde? Faſt fürchte ich ihre Blicke.

R. Moor. Alles, mein Vater — dieſes frage mich nicht.

Siebenter Auftritt.

Vorige. **Amalia** (mit fliegenden Haaren). Die ganze Bande (folgt hinter ihr her, und ſammelt ſich im Hintergrunde der Bühne).

Taſchenausgabe B. 2. S. 169 ff.

Amalia. „Die Todten, ſchreit man, ſeyen erſtanden auf ſeine Stimme — mein Oheim lebendig“ — aus dieſem Thurme — Karl! Oheim! wo find' ich ſie?

R. Moor (zurückbebend). Wer bringt dies Bild vor meine Augen?

D. a. Moor (rafft ſich zitternd auf). Amalia! Meine Nichte! Amalia!

Amalia (ſtürzt dem Alten in die Arme). Dich wieder, mein Vater — und meinen Karl — und Alles?

D. a. Moor. Mein Karl lebt — du — ich — lebt Alles — Alles! Mein Karl lebt!

R. Moor (raſend zu der Bande). „Brecht auf, Brüder! Der Erzfeind hat mich verrathen!“

Amalia (entſpringt dem Vater, eilt auf den Räuber zu und umſchlingt ihn, entzückt). „Ich hab' ihn, o ihr Sterne, ich hab' ihn!“

R. Moor. „Reißt ſie von meinem Halſe! — Tödtet ſie! tödtet ihn! mich! euch! Alles! Die ganze Welt geh' zu Grunde!“

Amalia. „Bräutigam! Bräutigam! Du raſeſt! Ha! vor Entzückung! Warum bin ich auch ſo fühllos? mitten im Wonnewirbel ſo kalt?“

D. a. Moor. Kommt, Kinder! Deine Hand, Karl — deine, Amalia. — O, ich hoffte nie, daß mir vor dem Grabe die Wolluſt würde! — Ich will ſie zuſammenfügen auf ewig.

Amalia. „Ewig ſein! ewig, ewig, ewig mein! O ihr Mächte des Himmels! entlaſtet mich dieſer tödtlichen Wolluſt,“ daß ich nicht unter dem Zentnergewicht vergehe!

R. Moor (losgeriſſen von Amalien). „Weg! Weg! — unglückſeligſte der Bräute! — Schau ſelbſt, frage ſelbſt, höre! — Unglückſeligſter der Vater! Laß mich ewig davon rennen!“

Amalia. Wohin? Was? Liebe! Ewigkeit! Wonne! Unendlichkeit! und du fliehſt?

D. a. Moor. Mein Sohn flieht? mein Sohn flieht?

R. Moor. „Zu ſpät! Vergebens! — Dein Fluch, Vater! — frage mich nichts mehr — ich bin — ich habe — dein Fluch — dein vermeinter Fluch!“ (gefaßter) „So vergeh' denn, Amalia! Stirb, Vater! ſtirb durch mich zum zweiten Mal! Dieſe deine Retter ſind Räuber und Mörder! Dein Sohn iſt — ihr Hauptmann!“

D. a. Moor. Gott! meine Kinder! (er ſtirbt.)

Amalia ſtumm und ſtarr wie eine Bildſäule. Die ganze Bande in fürchterlicher Pauſe.

R. Moor (wider eine Eiche rennend). Die Seelen derer, die ich erdroſſelte im Genuſſe der Liebe; derer, die ich zerſchmetterte im heiligen Schlafe; derer — hahaha! hört ihr den Pulverthurm knallen über dem Stuhl der Gebärerin? Seht ihr die Flammen lecken an den Wiegen der Säuglinge? Das iſt Brautfackel! Das iſt Hochzeitmuſik! O er vergißt nicht, er weiß zu mahnen! Darum von mir die Wonne der Liebe! Darum mir zum Gerichte die Liebe! — Das iſt die Vergeltung!

Amalia (wie erwacht aus einem Donnerſchlag, lallend). „Es iſt wahr! Herrſcher im Himmel!“ Er ſagt: es iſt wahr! — „Was hab' ich gethan“ u. ſ. w.

Taſchenausgabe S. 171:

R. Moor. — — „Blut! Blut!“ — Es wird vorübergehen. Blut will ich ſaufen, und ich poche dem Tyrannen Verhängniß. (Er will davon.)

Amalia (fällt ihm in die Arme). „Mörder! Teufel! Ich kann dich Engel nicht laſſen.“

R. Moor (ſteht verwundernd ſtill). Träum' ich? Raſ' ich? Hat die Hölle eine neue Finte erſonnen, ihr ſataniſches Kurzweil mit mir zu treiben? Sie liegt am Halſe des Mordbrenners!

Amalia. Ewig, unzertrennlich.

R. Moor. Noch liebt ſie mich! Noch! Rein bin ich, wie das Licht! Sie liebt mich mit all meinen Sünden! (In Freude geſchmolzen.) Die Kinder des Lichts weinen am Halſe begnadigter Teufel — Meine Furien erdroſſeln hier ihre Schlangen — die Hölle ich zernichtet — Ich bin glücklich!

(Er verbirgt ſein Geſicht an ihrem Buſen. Eine Gruppe voll Rührung. Pauſe.)

Grimm (grimmig hervortretend). „Halt ein, Verräther!" u. ſ. w. Taſchenausg. S. 172. Nachher ſtreckt Schweizer das Schwert zwiſchen beide, und ſpricht die Worte: Denk' an die böhmiſchen Wälder u. ſ. w. bis: du willſt abfallen, wenn ein Weib weint? Die Worte des dritten Räubers. (Taſchenausg. S. 172) fehlen ganz. Die Räuber durch einander endigen mit den Worten: „Marſch mit uns! Opfer um Opfer!" Liebe um Treue! ein Weib um die Bande!

R. Moor (läßt Amaliens Hand fahren). „Es iſt aus! — Ich wollte umkehren und zu meinem Vater gehn, aber der im Himmel ſagt:" Nein! — Rolle doch deine Augen nicht ſo u. ſ. w. Nachher in der Rede der Amalia: „O um Gottes Willen!" u. ſ. w. ſind die Worte Verlaſſen, verlaſſen! bis: „Tod iſt meine Bitte nur!" ausgeſtrichen.

Taſchenausg. B. 2. S. 172:

Amalia. „Ha, Würger!" — — — Drückt ab!" Euer Meiſter iſt ein feigherziger Prahler. (Einige Räuber zielen).

R. Moor (außer Faſſung). Zurück, Harpyen! (Er tritt mit Majeſtät dazwiſchen). Wag' es Einer, in mein Heiligthum zu brechen! Sie iſt mein! (Indem er ſie mit ſtarken Armen umfaßt). Und nun ziehe an ihr der Himmel, die Hölle an mir. — Die Liebe über den Eiden! (Er hebt ſie hoch auf, und ſchwingt ſie in dieſer Gruppe unerſchrocken gegen die ganze Bande.) Was die Natur an einander ſchmiedet — wer wird es ſcheiden?

Räuber (ſchlagen an). Wir.

R. Moor (bitter lachend). Ohnmächtige! (Läßt Amalien halb entſeelt auf den Stein nieder.) Blick' auf, meine Verlobte! Prieſterſegen wird uns nicht vereinen, aber ich weiß etwas Beſſeres. (Er nimmt Amaliens Halstuch hinweg, und entblößt ihr den Buſen. Zu der Bande, gelaſſener.) Schaut dieſe Schönheit, ihr Männer — (Zärtlich traurig.) Schmelzt ſie Banditen nicht? (Nach einer Pauſe, ſanfter.) Schaut mich an, Banditen — Jung bin ich, und liebe — hier werd' ich geliebt — angebetet. Bis an's Thor des Paradieſes bin ich gekommen — (Weich und bittend.) Sollten mich meine Brüder zurückſchleudern?

Räuber (ſtimmen ein Gelächter an).

R. Moor (entſchloſſen). Genug! Bis hieher Natur! Jetzt fängt der Mann an! — Auch ich bin der Mordbrenner Einer — und (ihnen entgegen, mit unbeſchreiblicher Hoheit) euer Hauptmann! Mit dem Schwert wollt ihr mit eurem Hauptmann rechten, Banditen? (Mit gebietender Stimme.) Streckt die Gewehre! Euer Herr ſpricht mit euch!

Räuber (werfen erſchrocken ihre Waffen zur Erde).

R. Moor. Seht! Nun ſeyd ihr nichts mehr, als Kinder,[1] und ich — bin frei. Frei muß Moor ſeyn, wenn er groß ſeyn will. Um ein Elyſium der Liebe iſt mir dieſer Triumph nicht feil. (Er zieht den Degen.) Nennt es nicht Wahnwitz, Banditen, was ihr das Herz nicht habt, Größe zu nennen. Der Witz der Verzweiflung überflügelt den Schneckengang der ruhigen Weisheit — Thaten, wie dieſe, überlegt man, wenn ſie gethan ſind. Ich will hernach davon reden. (Er ſtürzt auf Amalien zu und wirft ſie mit einem Degenſtoß nieder.)[2]

---

[1] In der Selbſtkritik iſt ſtatt „Kinder" citirt: „Knaben."

[2] In der Selbſtkritik hieß unbeſtimmt: „er ermordet das Mädchen." Dalberg wollte, daß Amalia ſich ſelbſt tödte, was aber Schiller, „als einen alltäglichen Behelf ſchlechter Dramatiker," ſtandhaft ablehnte. Dagegen drang Dalberg durch, daß Amalia auf der Bühne von ihrem Geliebten erſchoſſen wurde, in welche Veränderung der Verfaſſer mit Bedingungen einwilligte: „Der Effekt muß erſtaunlich ſeyn, und kommt mir auch räubermäßiger vor."

Räuber (klatſchen lärmend in die Hände). Bravo! Bravo! Das heißt ſeine Ehre löſen, wie ein Räuberfürſt! Bravo!

R. Moor (ſtellt ſich vor Amalien, und bewacht ſie mit aufgehobenem Degen). Nun iſt ſie mein! — Mein! — Oder die Ewigkeit iſt die Grille eines Dummkopfs geweſen. Eingeſegnet mit dem Schwert, hab' ich heimgeführt meine Braut, vorüber an all den Zauberhunden meines Feindes Verhängniß. (Von ihr weg, mit ſtolzen Schritten.) Noch manchen Tanz darf die Erde um die Sonne thun, eh' ſie eine zweite That, wie dieſe, erſchwingt! (Zärtlich zu Amalien). Und er muß ſüß geweſen ſeyn, der Tod von Bräutigams Händen — nicht wahr, Amalia?

Amalia (ſterbend im Blut). Süße! (Sie ſtreckt ihre Hand aus und ſtirbt.)

R. Moor. (Zu der Bande mit Majeſtät.) Nun, ihr erbärmlichen Geſellen? Nicht wahr, ſo hoch ſchwindelte eure Schurkenforderung nie. Ein Leben habt ihr mir geopfert, ein Leben, das ſchon verfallen war — ein Leben voll Abſcheulichkeit und Schande —[1] Ich hab euch einen Engel geſchlachtet.“ (Wirft den Degen mit Verachtung unter ſie.) Banditen! Wir ſind quitt — Ueber dieſer Leiche liegt meine Handſchrift zerriſſen — Euch ſchenk' ich die eurige.

Räuber (drängen ſich zu). Deine Leibeigenen wieder bis in den Tod.

R. Moor. Nein, nein, nein! Gewiß ſind wir fertig. Leiſe äußert mein Genius: Geh' nicht weiter, Moor. Hier iſt der Markſtein des Menſchen — und der deine — Nehmt ihn zurück, dieſen blutigen Buſch. (Er wirft ſeinen Buſch auf die Erde.) Wer Luſt hat, Hauptmann zu ſeyn nach mir, mag ihn aufheben.[1]

---

[1] In der Selbſtkritik iſt dieſe Stelle ſo citirt: „Nun, ihr erbärmlichen Geſellen! Habt ihr noch was zu fordern? Ihr opfertet mir ein Leben auf, ein Leben, das ſchon nicht mehr euer war, ein Leben voll Abſcheulichkeit und Schande.“

Räuber. „Ha! Muthloſer! wo ſind deine hochfliegenden Plane? Sind's Seifenblaſen geweſen", die beim Todesröcheln eines Weibes zerplatzen? (Taſchenausg. Bd. 2. S. 175).

U. Moor (mit Würde). Unterſucht nicht, wo Moor handelt, das iſt mein letzter Befehl — Kommt, ſchließt einen Kreis um mich und vernehmt das Teſtament eures ſterbenden Hauptmannes. (Er heftet einen verweilenden Blick auf die Bande.) Ihr ſeyd treu an mir gehangen, treu ohne Beiſpiel. — Hatt' euch die Tugend ſo feſt verbrüdert, als die Sünde — ihr waret Helden geworden, und die Menſchheit ſprach' eure Namen mit Wonne. Geh't hin und opfert eure Gaben dem Staate. Dienet einem Könige, der für die Rechte der Menſchheit ſtreitet — Mit dieſem Segen ſeyd entlaſſen. (Zu Schweizer und Koſinsky.) Ihr bleibet. (Die übrigen Räuber gehen langſam und bewegt von der Bühne.)

Achter Auftritt.

U. Moor. Schweizer. Koſinsky.

Moor. Gib mir deine Rechte, Koſinsky — Schweizer, deine Linke. (Er nimmt ihre Hände und ſteht mitten zwiſchen beiden. (Zu Koſinsky.) Du biſt noch rein, junger Mann — unter den Unreinen der einzige Reine! (Zu Schweizer.) Tief hab' ich dieſe Hand getaucht in Blut — Ich bin's, der's gethan hat. Mit dieſem Handedruck nehm' ich zurück, was mein iſt. Schweizer! du biſt rein! — (Er hält ihre Hände mit Inbrunſt gen Himmel.) Vater im Himmel! Hier geb' ich ſie dir wieder. — Sie werden wärmer an dir hangen, als deine Niemalgefallenen — das weiß ich gewiß. (Schweizer und Koſinsky fallen ſich von beiden Seiten herüber um den Hals.) Jetzt nicht — nur jetzt nicht, meine Lieben. Schonet meines Muths in dieſer richtenden Stunde. — Eine Grafſchaft iſt mir heute zugefallen — ein Schatz, worauf noch kein Fluch den Harpyenflügel ſchlug. — Theilt ſie unter euch, Kinder; werdet gute Bürger, und wenn ihr gegen zehn, die ich zu Grunde richtete, nur Einen glücklich macht, ſo wird meine Seele gerettet. — Geht — kein Lebewohl! — Dort ſehen wir uns wieder — oder auch nicht wieder. — Fort! Schnell! Eh' ich weich werde. (Beide gehen ab mit verhüllten Geſichtern.)

---

[1] Schiller ſchreibt an Dalberg über des Räubers Moor Kleidung: „Einen Buſch trägt er auf dem Hut, denn dieſer kommt namentlich im Stück vor, zu der Zeit, wo er ſein Amt niederlegt. Ich gäbe auch einen Stock zu." In den andern Ausgaben heißt die Stelle (ſ. Taſchenausg. S. 179): „Mit Scham und Grauen leg' ich dieſen blutigen Stab nieder ꝛc."

Neunter Auftritt.

R. Moor (allein, ſehr heiter).

Und auch ich bin ein guter Bürger — Erfüll' ich nicht das entſetzlichſte Geſetz? Ehr' ich es nicht? Räch' ich es nicht? — „Ich erinnere mich, einen armen Offizier [1] geſprochen zu

---

[1] In den übrigen Ausgaben heißt es: „einen armen Schelmen." Schiller ſagt in einem Schreiben an Dalberg über die letzten Scenen: „Die Kataſtrophe däucht mich nun die Krone des Stücks zu ſeyn. Moor ſpielt ſeine Rolle ganz aus, und ich wette, daß man ihn nicht in dem Augenblick vergeſſen wird, als der Vorhang der Bühne gefallen iſt."

bl.

haben, als ich herüber kam, der im Taglohn arbeitet und eilf lebendige Kinder hat. — Man hat hundert Dukaten geboten, wer den großen Räuber lebendig liefert. — Dem Manne kann geholfen werden." (Er geht ab.)

Der Zweck dieſer Auszüge iſt, dem Leſer ein vollſtändiges Bild von der aus unſerer Literatur verſchwundenen und doch wichtigen und äußerſt bedeutenden Theaterausgabe der Räuber zu verſchaffen, und wenn er unſere Sammlung mit Hinblick auf die immer citirte Taſchenausgabe lieſt, wird ſie ihm, wir zweifeln nicht, die Theaterausgabe ſelbſt vertreten. Denn ich habe nicht nur alle neue und veränderte Stellen aus derſelben abdrucken laſſen, ſondern auch, was offenbar zur Kenntniß des umgeformten Werks eben ſo weſentlich iſt, alle die vielen Stellen angemerkt, welche aus der Urſchrift in die Theaterbearbeitung nicht aufgenommen ſind. Nur einige ganz unbedeutende Abänderungen, Zuſätze und Ausfälle habe ich unerwähnt gelaſſen. In ſprachlicher Hinſicht hat die Theaterausgabe manche Unebenheiten. So lieſt man: dieſe heilige Locken, meine hochfliegende Plane, dieſe köſtliche Treffen, die kühnſte Unternehmungen, ſeine eigene Worte; die Geſchichte des Robins (ſtatt Robin). Daß die Form weißlockigtes ꝛc. gebräuchlich iſt, braucht kaum bemerkt zu werden, da dieſe Adjectivendung bis zum Jahr 1796 die vorherrſchende iſt.

Die Hauptunterſchiede unſeres jetzigen der Urſchrift folgenden Textes von dieſer theatraliſchen Form des Stücks habe ich in meinem Leben Schiller's Th. I. S. 97 ff. im Allgemeinen angegeben, aber die unmittelbare Anſchauung wird den Leſer jetzt beſſer belehren, als meine Skizze. Auch können wir uns nicht enthalten, den jungen Dichter wahrhaft zu bewundern, wie ſo trefflich er, beſonders in den zwei letzten Akten, Alles für den theatraliſchen Effekt eingerichtet hat. Doch mehr Lebensfriſche iſt in der erſten Geſtalt, ja in der letztern findet ſich bisweilen eine dialectiſch-ſpitzfindige Behandlung, welche nur dazu dient, die ſittlichen Härten in ein helleres Licht zu ſtellen, und das unheimliche Gefühl zu erhöhen, mit welchem wir manche Scenen leſen.

Gedichte der Anthologie.

Indem uns die Zeitfolge nun wieder zu den lyriſchen Gedichten zurückführt, finde ich es nöthig, zur Verſtändigung folgende allgemeine Bemerkungen voranszuſchicken.

1. Von der vor die Anthologie fallenden Gedichten hat Schiller in ſeine Sammlung keine, als aus den Räubern (alſo vom Jahr 1780) Hektor's Abſchied und Amalia, aber mit manchen Abänderungen aufgenommen, wie man ſich überzeugen wird, wenn man dieſe Poeſie mit ihrem Urtext in den Räubern vergleichen will. Er hätte aus dieſem Schauſpiel eben ſo gut die Römerode und das Räuberlied in die Sammlung herüberziehen können, wovon ihn gewiß nur deren Inhalt abhielt. Jene beiden Gedichte hat er von neuem anerkannt und geadelt.

2. Dieſe Gedichtſammlung veranſtaltete Schiller im Jahr 1799 ff., und ſie erſchien in Leipzig bei Siegfried Lebrecht Cruſius, der erſte Theil 1800, der zweite Theil 1803. Eine zweite „von neuem durchgeſehene“ oder wie es auf dem Titel des zweiten Theils heißt: „verbeſſerte und vermehrte“ Auflage kam ebendaſelbſt 1804 und 1805 heraus. Von dieſer noch vom Dichter ſelbſt veranſtalteten Ausgabe iſt unſere jetzige Edition, die bekanntlich Körner beſorgte, ſehr verſchieden, vornehmlich durch die Anordnung, indem Schiller in der Zuſammenſtellung auf das

Chronologiſche gar keine Rückſicht nahm, aber auch dadurch, daß Körner in ſeine Sammlung manche Gedichte Schillers aufnahm, die ſich in der Cruſius'ſchen Ausgabe nicht finden. Folgende Gedichte ſtehen nur in unſerer jetzigen Körner'ſchen oder Cotta'ſchen Sammlung: 1) die Leichenfantaſie, 2) Melancholie an Laura, 3) Wilhelm Tell, 4) die Freundſchaft, 5) Semele, 6) Ilias, 7) Zeus und Hercules, 8) Zenith und Nadir, 9) das Kind in der Wiege, 10) das Unwandelbare, 11) Theophanie, 12) das Höchſte, 13) Unſterblichkeit, 14) die beſte Staatsverfaſſung, 15) an die Geſetzgeber, 16) das Ehrwürdige, 17) falſcher Studiertrieb, 18) Quelle der Verjüngung, 19) der Naturkreis, 20) der Genius mit der umgekehrten Fackel, 21) Tugend des Weibes, 22) die ſchönſte Erſcheinung, 23) Forum des Weibes, 24) weibliches Urtheil, 25) das weibliche Ideal, 26) Erwartung und Erfüllung, 27) das gemeinſame Schickſal, 28) menſchliches Wirken, 29) der Vater, 30) Liebe und Begierde, 31) Güte und Größe, 32) die Triebfedern, 33) Naturforſcher und Transcendental-Philoſophen, 34) deutſcher Genius, 35) das Verbindungsmittel, 36) der Zeitpunkt, 37) deutſches Luſtſpiel, 38) Buchhändler-Anzeige, 39) gefährliche Nachfolge, 40) an Demoiſelle Slevoigt, 41) einem Freunde ins Stammbuch, 42) in das Folioſtammbuch eines Kunſtfreundes. Alle dieſe Stücke hat Schiller von ſeiner „auserwählten" Sammlung ausgeſchloſſen, und ſie gehören, ſtreng genommen, nur zu den Nachträgen. Von ihnen gibt es daher, mit Ausnahme der Semele, auch keine Varianten. Dagegen hat Körner zwei Gedichte der Cruſius'ſchen Ausgabe von dem neuern Texte ausgeſchieden: nämlich die Männerwürde, und die erſte Geſtalt der Götter Griechenlands, welche letztere Schiller dort neben der veränderten Form „für die Freunde der erſten Ausgabe dieſes Gedichts" hatte beſonders abdrucken laſſen. Die Körner'ſche Ausgabe hat alſo weder in Bezug auf die Anordnung, noch auf die Auswahl die Autorität Schiller's vollkommen für ſich. Von einer beſondern Bevollmächtigung dieſes Verfahrens iſt mir wenigſtens nichts bekannt.

3. Wenden wir uns nun zu den Gedichten der Anthologie, die wir zunächſt zu betrachten haben! — Für das Jahr 1782 gab der eben aus der Karlsſchule getretene Schiller in Verbindung mit ſeinen Freunden Peterſen, Pfeiffer, Zuccato und Andern unter dem Titel Anthologie einen Muſenalmanach heraus, zunächſt um, wie Schwarſſenſtein erzählt, einen ähnlichen Plan des Kanzleiadvokaten Gotthold Friedrich Stäudlin, mit dem er zerfallen war, „zu zermalmen.“ (Schiller's Leben Th. I. S. 100 f.). Die meiſten und originellſten Gedichte ſind von Schiller ſelbſt, und da das Datum der Vorrede des Almanachs vom 2. Februar 1782 iſt und der Almanach natürlicher Weiſe wenigſtens nicht ſpät im Jahr erſcheinen konnte, ſo können wenigſtens unmöglich alle Gedichte, wie es das Regiſter des Cruſius'ſchen Textes und der ältern Cotta'ſchen Taſchenausgabe angibt, im Jahr 1782 entſtanden ſeyn. Von der Leichenphantaſie (ſ. neue Taſchenausg. Bd. 1. S. 5 ff.) iſt nun in der Anthologie ausnahmsweiſe bemerkt, daß ſie 1780 verfaßt ſey, und daher könnte man ſchließen, daß die übrigen Gedichte der Sammlung nach dieſer Zeit, alſo zwiſchen 1780 und höchſtens den Februar 1782 fallen. Und man könnte etwa ſagen: Nachdem die Räuber beendigt waren, und ſich Schillern die Mauern der Karlsſchule endlich geöffnet und ihn entlaſſen hatten, ſtrömte in dem Gefühl der neuerlangten Freiheit ſeine lyriſche Ader eine Fülle von Gedichten aus. Aber daß einem dieſer Schiller'ſchen Stücke, „die Journaliſten und Minos,“ die Jahreszahl 1781 beigeſchrieben iſt, macht uns wieder irre. Warum nur dieſem, fragen wir, und nicht allen übrigen, wenn ſie in demſelben Jahre entſtanden ſind? Es kommt dazu, daß in dieſe ſupponirte kurze Zeit doch beinahe zu viele Gedichte zuſammen kommen, zumal da in demſelben Jahre vom Auguſt bis zum October Schiller die Theaterausgabe verfertigte, welche ihm, wie er ſelbſt ſagt, nicht weniger

Anſtrengung des Geiſtes koſtete, als ein neues Stück. Und wie viele Zeit mochten ihm ſeine ungewohnten Amtsgeſchäfte, beſonders da eine Ruhrepidemie in ſeinem Regiments-Lazareth ausbrach, wie viele mochten ihm Zerſtreuungen und Vergnügungen wegnehmen! — Es bleibt daher immer hypothetiſch, ob alle Gedichte der Anthologie in der Zeit vom Jahr 1780 bis Februar 1782 verfaßt ſeyen. Die Jahresangabe 1781 bei den folgenden Gedichten der Anthologie iſt alſo nur muthmaßlich.

In meinem Werke über Schiller (Theil I. S. 101 f.) habe ich dieſe Gedichte nach dem Geſichtspunkt geordnet, daß ſie ſich bald auf Literariſches beziehen, bald des Dichters Selbſt- und Freiheitsgefühl ausſprechen, bald ſeines Herzens Liebe und Freundſchaft verherrlichen, bald mehr äußere Objecte behandeln, wozu endlich noch eine religiöſe Hymne kommt. Nach dieſem Plane werden wir die Gedichte aufführen, die nicht in die ſämmtlichen Werke Schiller's aufgenommen ſind, und zugleich auch die Varianten namhaft machen.

Monument Moors, des Räubers.

(1781).

Vollendet!
Heil dir! Vollendet!
Majeſtätiſcher Sünder!
Deine furchtbare Rolle vollbracht.
Hoher Gefallener!
Deines Geſchlechts Beginner und Ender!
Seltner Sohn ihrer ſchrecklichſten Laune,
Erhabner Verſtoß der Mutter Natur!

Durch wolkigte Nacht ein prächtiger Blitz!
Hui! hinter ihm ſchlagen die Pforten zuſammen!
Geizig ſchlingt ihn der Rachen der Nacht!
Zucken die Völker
Unter ſeiner verderbenden Pracht!
Aber Heil dir! vollendet!
Majeſtätiſcher Sünder!
Deine furchtbare Rolle vollbracht!

Modre — verſtieb'
In der Wiege des offnen Himmels!
Fürchterlich jedem Sünder zur Schau,
Wo dem Thron gegenüber
Heißer Ruhmſucht furchtbare Schranke ſteigt!
Siehe! der Ewigkeit übergibt dich die Schande!
Zu den Sternen des Ruhms
Klimmſt du auf den Schultern der Schande!
Einſt wird unter dir auch die Schande zerſtieben,
Und dich reicht — die Bewunderung.

Naſſen Auges an deinem ſchauernden Grabe
Männer vorüber —
Freue dich der Thräne der Männer,
Des Gerichteten Geiſt!
Naſſen Auges an deinem ſchauernden Grabe
Jüngſt ein Mädchen vorüber,
Hörte die furchtbare Kunde
Deiner Thaten vom ſteinernen Herold,
Und das Mädchen — freue dich! freue dich! —
Wiſchte die Thräne nicht ab.
Ferne ſtand ich — ſah die Perle fallen,
Und ich rief ihr: Amalia!

Jünglinge! Jünglinge!
Mit des Genies gefährlichem Aetherſtrahl
Lernt behutſamer ſpielen!
Störriſch knirſcht in den Zügel das Sonnenroß;
Wie's am Seile des Meiſters
Erd' und Himmel in ſanfterem Schwunge wiegt,
Flammt's am kindiſchen Zaume
Erd' und Himmel in lodernden Brand!
Unterging in den Trümmern
Der muthwillige Phaeton.

Kind des himmliſchen Genius,
Glühendes, thatenlechzendes Herz!
Reizet dich das Mahl meines Räubers?
War, wie du, glühenden, thatenlechzenden Herzens,
War, wie du, des himmliſchen Genius Kind.
Aber du lächelſt und gehſt —
Dein Blick durchfliegt den Raum der Weltgeſchichte,
Moor, den Räuber, findeſt du nicht —
Steh' und lächle nicht, Jüngling!
Seine Sünde lebt — lebt ſeine Schande,
Räuber Moor nur — ihr Name nicht.

Von allen Gedichten der Anthologie hat ſich Schiller nur dieſes ausdrücklich zugeſchrieben; es hat die Unterſchrift: „Vom Verfaſſer der Räuber.“ Es iſt eine großartige Selbſtauslegung des ethiſchen Sinnes, in welchem die Räuber gedichtet wurden, in freien Rhythmen und beinahe ganz ohne Reime, und hätte wohl verdient in Schiller's ſämmtliche Werke aufgenommen zu werden. (Siehe Viehoff's gründliche Interpretation dieſes Stücks Th. I. S. 51 und meine Entwickelung in Schiller's Leben ꝛc. Th. I. S. 103 ff. und S. 65 ff.)

Die Journaliſten und Minos.

(1781.)

Mir kam vor wenig Tagen,
Wie? fragt mich eben nicht,
Vom Reich der ew'gen Plagen
Die Zeitung zu Geſicht.

Sonſt frag' ich dieſem Eſſen,
Wo noch kein Kopf zerbrach,
Dem Freicorps unſrer Preſſen,
Wie billig, wenig nach.

Doch eine Randgloß lockte
Jetzt meinen Fürwitz an,
Denkt! wie das Blut mir ſtockte,
Als ich das Blatt begann:

„Seit zwanzig herben Jahren"
(Die Poſt, verſieht ſich, muß
Ihr ſaures Stündchen fahren
Hieher vom Erebus),

„Verſchmachteten wir Arme
„In bittrer Waſſersnoth,
„Die Höll' kam in Allarme
„Und foderte den Tod.

„Den Styx kann man durchwaten,
„Im Lethe krebſet man,
„Freund Charon mag ſich rathen,
„Im Schlamme liegt ſein Kahn.

„Keck ſpringen ſchon die Todte[1]
„Hinüber, jung und alt,
„Der Schiffer kommt vom Brode,
„Und flucht die Hölle kalt.

„Fürſt Minos ſchickt Spionen
„Nach allen Gränzen hin,
„Die Teufel müſſen frohnen,
„Ihm Kundſchaft einzuzieh'n.

„Juhe! Nun iſt's am Tage!
„Erwiſcht das Rauberneſt!
„Heraus zum Freudgelage!
„Komm', Hölle, komm' zum Feſt!

„Ein Schwarm Autoren ſpuckte
„Um des Kozytus Rand,
„Ein Dintenfäßchen ſchmückte
„Die ritterliche Hand.

„Hier ſchöpften ſie, zum Wunder,
„Wie Buben ſüßen Wein,
„In Rohren von Hollunder,
„Den Strom in Tonnen ein.

---

[1] Für: die Todten, wie das n häufig fehlt z. B. Strophe 5: wir Arme.

„Huſch! Eh' ſie ſich's verſahen!
„Die Schlingen über ſie! —
„Man wird euch ſchon empfahen,
„Kommt nur nach Sansſouci.

„Schon wittert ſie der König,
„Und wetzte ſeinen Zahn,
„Und ſchnauzte drauf nicht wenig
„Die Delinquenten an.

„Aha! ſieht man die Räuber?
„Weß Handwerks? Welches Lands?
„„Sind deutſche Zeitungsſchreiber!““
„Da haben wir den Tanz!

„Schon hatt' ich Luſt gleichbalden,
„Euch, wie ihr geht und ſteht,
„Bei'm Eſſen zu behalten,
„Eh' euch mein Schwager mäht.

„Doch ſchwör' ich's hier bei'm Styxe,
„Den eure Brut beſtahl!
„Euch Marder und euch Füchſe
„Erwartet Schand' und Qual!

„So lange, bis er ſplittert,
„Spaziert zum Born der Krug!
„Was mir nach Dinten wittert
„Entgelte den Betrug!

„Herab mit ihren Daumen!
„Laßt meinen Hund heraus!
„Schon wässert ihm der Gaumen
„Nach einem solchen Schmaus.

„Wie zuckten ihre Waden
„Vor dieſes Bullen Zahn!
„Es ſchnalzen Seine Gnaden,
„Und Joli packte an.

„Man ſchwört, daß noch der Stumpen
„Sich krampfig eingedrückt,
„Den Lethe auszupumpen
„Noch gichteriſch gezuckt.“

Und nun, ihr guten Chriſten,
Beherziget den Traum!
Fragt ihr nach Journaliſten,
So ſucht nur ihren Daum.

Sie bergen oft die Lücken,
Wie Gauner[1] ohne Ohr
Sich helfen mit Perücken, —
Probatum! Gut davor!

---

[1] In der Anthologie: Jauner. — Auch Fiesco Act 1, Scene [illegible], am Ende ſteht Jaunerparole. Auch in den Räubern findet ſich Jauner und ſonſt.

Dieſes ſatyriſche Gedicht, welches ich in meiner Schrift über Schiller nicht berückſichtigte, beginnt die ganze Sammlung in der Anthologie und iſt mit Y unterzeichnet. Es iſt vielleicht eine perſönliche Anſpielung. Döring in ſeinem Leben Schiller's Aufl. 2, S. 65 ſagt, die Satyre ſey nicht von Schiller, ſondern von J. Fr. Pfeiffer. Woher er dieſe Nachricht hat, weiß ich nicht. In Geiſt und Sprache iſt es wenigſtens von ähnlichen Stücken nicht unterſchieden. Der Ueberſchrift in der Anthologie iſt ausnahmsweiſe die Jahreszahl 1781 beigeſetzt.

Die Rache der Muſen,

eine Anekdote vom Helikon.

(1781.)

Weinend kamen einſt die Neune,
Zu dem Liedergott.
„Hör', Papachen,“ rief die Kleine,
„Wie man uns bedroht!

Junge Dintenlecker ſchwärmen
Um den Helikon,
Raufen ſich, handthieren, lärmen,
Bis zu deinem Thron.

Galoppiren auf dem Springer,
Reiten ihn zur Tränk',
Nennen ſich gar hohe Sänger,
Barden Ein'ge, denk'!

Wollen uns — wie artig! — nöthen —
Ei, die Grobian!
Was ich ohne Schamerröthen
Nicht erzählen kann.

Einer brüllt heraus vor Allen,
Schreit: „„Ich führ' das Heer!““
Schlägt mit beiden Fauſt' und Ballen
Um ſich, wie ein Bär.

Pfeift wohl gar — wie ungeſchliffen! —
Andre Schläfer wach.
Zweimal hat er ſchon gepfiffen,
Doch kommt keiner nach.

Droht, er komm' noch öfter wieder —
Da ſey Zeus dafür!
Vater, liebſt du Sang und Lieder,
Weiſ' ihm doch die Thür!“

Vater Phöbus hört' mit Lachen
Ihren Klagbericht:
„Wollen's kurz mit ihnen machen,
Kinder, zittert nicht!

Eine muß ins höll'ſche Feuer
Geh', Melpomene!
Leihe Kleider, Noten, Leier
Einer Furie.

Sie begegn' in dem Gewande,
Als wär' ſie verirrt,
Einem dieſer Gaunerbande,
Wenn es dunkel wird.

Mögen dann in finſtern Küſſen,
An dem art'gen Kind
Ihre wilden Lüſte büßen,
Wie ſie würdig ſind."

Red' und That! — Die Höllengöttin
War ſchon aufgeſchmückt.
Man erzählt, die Herren hätten
Kaum den Raub erblickt;

Waren, wie die Gei'r auf Tauben,
Losgeſtürzt auf ſie —
Etwas will ich daran glauben,
Alles glaub' ich nie.

Waren hübſche Jungens drunter!
Wie geriethen ſie —
Dieſes, Brüder, nimmt mich Wunder —
In die Compagnie?

Die Göttin abortirt hernach;
Kam 'raus ein neuer — Almanach.

In meinem Leben Schiller's Th. I. S. 102 habe ich die Vermuthung aufgeſtellt, daß dieſe in der Anthologie mit einem Sternchen unterzeichnete Satyre, welche gegen den oben erwähnten Muſenalmanach Stäudlin's gerichtet iſt, Schillern zum Verfaſſer habe. Solch ein Angriff war ganz in der kampfluſtigen Sinnesweiſe des weltſtürmenden Jünglings und lag ihm als Begründer der Anthologie in ſeiner gereizten Stimmung gegen Stäudlin auch näher, als den übrigen Mitarbeitern.

Die Meſſiade.

(1781).

Religion beſchenkte dies Gedicht.
Auch umgekehrt? — Das fragt mich nicht.

In der Anthologie Rr. unterzeichnet. Schiller ſcheint damals ſchon von ſeiner unbedingten Verehrung Klopſtock's zurückgekommen zu ſeyn, was auch aus einer Erzählung ſeines Jugendfreundes Conz hervorgeht, daß er in ſeinem Exemplar der Gedichte Klopſtock's diejenigen durchſtrichen habe, in denen eine grammatiſch-wiſſenſchaftliche Tendenz und eine nüchterne Reflexion vorherrſchte (Schiller's Leben ꝛc. Th. I. S. 52). Schiller urtheilte ſpäter (Neue Taſchenausgabe Bd. 12, S. 225): kein Dichter, Young etwa ausgenommen, ſchicke ſich weniger zum Liebling und Begleiter durch's Leben, als gerade Klopſtock, der uns immer nur aus dem Leben hinausführe. Von dieſer überſinnlichen und ſtets das Gemüth anſpannenden Dichtung ſcheint ihn **Wieland** damals abgerufen zu haben.

Klopſtock und Wieland,

als ihre Silhouetten neben einander hingen.

(1781.)

Gewiß! Bin ich nur über'm Strome drüben,
Gewiß will ich den Mann zur Rechten lieben,
Dann erſt ſchrieb dieſer Mann für mich.
Für Menſchen hat der linke Mann geſchrieben,
Ihn darf auch unſer einer lieben;
Komm', linker Mann, ich küſſe dich!

Das einzige Gedicht in der Anthologie, welches A unterzeichnet iſt. In meinem Leben Schiller's (Th. I. S. 103) habe ich erzählt, daß Schiller damals an Wieland ſchrieb, und überglücklich war, von ihm eine anerkennende, ja ſchmeichelhafte Antwort zu erhalten.

Grabſchrift eines gewiſſen — Phyſiognomen.

(1781.)

Weß Geiſtes Kind im Kopf geſeſſen,
Konnt' er auf jeder Naſe leſen;
Und doch, — daß Er es nicht geweſen,
Den Gott zu dieſem Werk erleſen,
Konnt' er nicht auf der *ſeinen* leſen.

Das Epigramm iſt D unterzeichnet. Daß es wirklich von Schiller iſt, geht daraus hervor, daß er in ſeiner Abhandlung „über den Zuſammenhang der thieriſchen Natur des Menſchen mit ſeiner geiſtigen" ſchon früher denſelben Gedanken ausſprach: „Eine Phyſiognomik organiſcher Theile, z. B. der Figur und Größe der Naſe, der Länge des Halſes u. ſ. w., iſt vielleicht nicht unmöglich, dürfte aber wohl ſo bald nicht erſcheinen, wenn auch Lavater noch durch zehn Quartbände ſchwärmen ſollte." (Neue Taſchenausgabe Bd. 10, S. 5). Ich machte zuerſt in meinem Leben Schiller's Th. I, S. 105 und S. 60 auf dieſe Uebereinſtimmung aufmerkſam. (Herr Boas, der, meiner Muthmaßung folgend, die vorhergehenden vier Piecen in ſeine Nachträge aufnahm, fügt ihnen aus ſich noch ein fünftes: Spinoza, bei, welches die Chiffre D hat, und meint, es wehe in ihm unverkennbar derſelbe Schiller'ſche Geiſt, der ſich im „Rouſſeau" ausſpreche. Das kleine Epigramm iſt aber ein höchſt geringfügiges Ding, und ein Intereſſe Schiller's an Spinoza iſt gar nicht nachweisbar; er nennt nirgends auch nur ſeinen Namen und die pantheiſtiſchen Phantaſien in den Briefen des Julius und Raphael ſind eigenes Gewächs. Die Bezeichnung durch D kommt in der Anthologie auch manchen nicht Schiller'ſchen Gedichten zu).

Rouſſeau.

(1781.)

* Monument von unſrer Zeiten Schande,
Ew'ge Schandſchrift [1] deiner Mutterlande,
Rouſſeau's Grab, gegrüßet ſeyſt du mir!
Fried' und Ruh' den Trümmern deines Lebens!
Fried' und Ruhe ſuchteſt du vergebens,
Fried' und Ruhe fandſt du hier.

Kaum ein Grabmal iſt ihm überblieben,
Den von Reich zu Reich der Neid getrieben,
Frommer Eifer umgeſtrudelt hat.
Ha! um den einſt Ströme Bluts zerfließen,
Wem's gebühr', ihn prahlend Sohn zu grüßen,
Fand im Leben keine Vaterſtadt.

Und wer ſind ſie, die den Weiſen richten?
Geiſterſchlacken, die zur Tieſe flüchten
Vor dem Silberblicke des Genies,
Abgeſplittert von dem Schöpfungswerke,
Gegen Rieſen Rouſſeau kind'ſche Zwerge,
Denen nie Prometheus Feuer blies;

---

[1] In der Gedichtſammlung Schmachſchrift.

Brücken vom Inſtinkte zum Gedanken,
Angeflicket an der Menſchheit Schranken,
Wo ſchon gröb're Lüfte wehn;
In die Kluft der Weſen eingekeilet,
Wo der Affe aus dem Thierreich geilet,
Und die Menſchheit anhebt abzuſtehn.

Neu und einzig — eine Irreſonne,
Standeſt du am Ufer der Garonne,
Meteoriſch für Franzoſenhirn.
Schwelgerei und Hunger brüten Seuchen,
Tollheit rast mavortiſch in den Reichen;
Wer iſt Schuld? — Das arme Irrgeſtirn!

Deine Parze — hat ſie gar geträumet?
Hat in Fieberhitze ſie gereimet,
Die dich an der Seine Strand geſäugt?
Ha! ſchon ſeh' ich unſre Enkel ſtaunen,
Wann beim Klang belebender Poſaunen
Aus Franzoſengräbern — Rouſſeau ſteigt!

* Wann wird doch die alte Wunde narben?
Einſt war's finſter — und die Weiſen ſtarben,
Nun iſt's lichter — und der Weiſe ſtirbt.
Sokrates ging unter durch Sophiſten,
Rouſſeau leidet — Rouſſeau fällt durch Chriſten,
Rouſſeau — der aus Chriſten Menſchen wirbt.

Ha! mit Jubel, die ſich feurig gießen,
Sey, Religion, von mir geprieſen,
Himmelstochter ſey geküßt!
Welten werden durch dich zu Geſchwiſtern,
Und der Liebe ſanfte Odem flüſtern
Um die Fluren, die dein Flug begrüßt.

Aber wehe! — Baſiliſkenpfeile
Deine Blicke — Krokodilgeheule
Deiner Stimme ſanfte Melodien,
Menſchen bluten unter deinem Zahne
Wenn verderbengeifernde Schikane
Zur Erinnys dich verzieh'n.

Ja! im acht und zehnten Jubeljahre,
Seit das Weib den Himmelsſohn gebare,
Chroniker vergeßt es nie! —
Hier erfanden ſchlauere Perille
Ein noch muſikaliſcher Gebrülle,
Als dort aus dem eh'rnen Ochſen ſchrie.

Mag es, Rouſſeau! mag das Ungeheuer
Vorurtheil, ein thürmendes Gemäuer,
Gegen kühne Reformanten ſtehn;
Nacht und Dummheit boshaft ſich verſammeln,
Deinem Licht die Pfade zu verrammeln,
Himmelſtürmend dir entgegen gehn;

Mag die hundertrachige Hyäne
Ergrimmt die gelben Zackenzähne
Hungerglühend in die Armuth hau'n
Erzumpanzert gegen Waiſenthräne,
Thurmumrammelt gegen Jammertöne
Gold'ne Schlöſſer auf Ruinen bau'n:

Geh', du Opfer dieſes Drillingsdrachen,
Hüpfe freudig in den Todesnachen,
Großer Dulder, frank und frei.
Geh', erzähl' dort in der Geiſter Kreiſe
Dieſen Traum vom Krieg der Fröſch' und Mäuſe,
Dieſes Lebens Jahrmarktsdudelei.

Nicht für dieſe Welt warſt du — zu bieder
Warſt du ihr, zu hoch — vielleicht zu nieder —
Rouſſeau, doch du warſt ein Chriſt.
Mag der Wahnwitz dieſe Erde gängeln,
Geh' du heim zu deinen Brüdern Engeln —
Denen du entlaufen biſt.

Von dieſen vierzehn Strophen, die in der Anthologie mit M. bezeichnet ſind, nahm Schiller in die Gedichtſammlung nur die erſte und die ſiebente auf, die mit Sternchen bezeichnet ſind. Dieſer Geſang, mit welchem ſich die Gattung der ernſten ſtrafenden Satyre eröffnet, iſt etwa drei Jahre nach Rouſſeau's Tod (er ſtarb am 2. Juli 1778) geſchrieben. Von allen Schriftſtellern ſchlug außer Plutarch, vielleicht kein anderer ſo gewaltig in das

Weſen des Jünglings ein und half ſeinen Charakter ſo ſehr beſtimmen, als Rouſſeau (Schiller's Leben ꝛc. Th. I, S. [illegible]), und eine Parallele zwiſchen beiden Genien wäre eine intereſſante Aufgabe. In ſeiner erhabenen Begeiſterung für den neuen Meſſias der Vernunft und Natur ruft der Jünger ein Weh über den Fanatismus, Blödſinn und Eigenſinn ſeiner chriſtlichen Mitwelt aus, die nach achtzehn hundert Jahren nicht beſſer geworden, als die Zeit, wo's „noch finſter war.“ Es iſt ein kosmopolitiſches Kriegslied, rauh und uneben, wie die Mißklänge des Lebens, ſtellenweiſe ſchwer anſchaulich und ſich im Ausdrucke vergreifend, aber doch weniger haſchend und ſchwülſtig, als der „Eroberer.“

Die ſchlimmen Monarchen.

(1781.)

Euren Preis erklimme meine Leier —
Erdengötter — die der ſüßen Feier
Anadyomenens ſanft nur klang;
Leiſer um das pompende Getöſe,
Schüchtern um die Purpurflammen eurer Größe
Zittert der Geſang.

Redet! ſoll ich goldne Saiten ſchlagen,
Wenn, vom Jubelruf empor getragen,
Euer Wagen durch den Wahlplatz rauſcht?
Wenn ihr, ſchlapp vom eiſernen Umarmen,
Schwere Panzer mit den weichen Roſenarmen
Eurer Phrynen tauſcht?

Soll vielleicht im Schimmer goldner Reifen,
Götter, euch die kühne Hymne greifen,
Wo, in myſtiſch Dunkel eingemummt,
Euer Spleen mit Donnerkeulen tändelt,
Mit Verbrechen eine Menſchlichkeit bemäntelt,
Bis — das Grab verſtummt?

Sing' ich Ruhe unter Diademen?
Soll ich, Fürſten, eure Träume rühmen? —
Wenn der Wurm am Königsherzen zehrt,
Webt der goldne Schlummer um den Mohren,
Der den Schatz bewacht an des Palaſtes Thoren,
Und — ihn nicht begehrt.

Zeig', o Muſe, wie mit Ruderſklaven
Könige auf einem Polſter ſchlafen,
Die gelöſchten Blitze freundlich thun,
Wo nun nimmer ihre Launen foltern,
Nimmer die Theaterminotaure poltern,
Und — die Löwen ruhn.

Auf! betaſte mit dem Zauberſiegel,
Hekate, des Gruftgewölbes Riegel!
Horch! die Flügel donnern jach zurück!
Wo des Todes Odem dumpfig ſäuſelt,
Schauerluft die ſtarren Locken aufwärts kräuſelt,
Sing' ich — Fürſtenglück. — —

Hier das Ufer? — Hier in dieſen Grotten
Stranden eurer Wünſche ſtolze Flotten?
Hier — wo eurer Größe Fluth ſich ſtößt?
Ewig nie dem Ruhme zu erwarmen,
Schmiedet hier die Nacht mit ſchwarzen Schauerarmen
Potentaten feſt.

Traurig funkelt auf dem Todtenkaſten
Eurer Kronen, der umperlten Laſten,
Eurer Scepter undankbare Pracht.
Wie ſo ſchön man Moder übergoldet!
Doch nur Würmer werden mit dem Leib beſoldet,
Dem — die Welt gewacht.

Stolze Pflanzen in ſo niedern Beeten,
Seht doch, wie mit welken Majeſtäten
Garſtig ſpaßt der unverſchämte Tod!
Die durch Nord und Süd und Weſt geboten,
Dulden ſie des Unholds ekelhafte Zoten,
Und — kein Sultan droht!

Springt doch auf, ihr [illegible] Verſtummer,
Schüttelt ab den tauſendpfünd'gen Schlummer.
Siegespauken trommeln aus der Schlacht!
Höret doch, wie hell die Zinken ſchmettern!
Wie des Volkes wilde Vivat euch vergöttern!
Könige erwacht!

Stoßen Gläſer! — Horch! ihr hört die hellen
Hörner klingen und die Doggen bellen!
Tauſendröhrig knallt das Jagdenfeu'r,
Muntre Roſſe wiehern nach dem Forſte,
Blutig wälzt der Eber ſeine Stachelborſte,
Und — der Sieg iſt eu'r.

Was iſt das? — Auch Fürſten ſchweigen ſelber?
Höhniſch durch die heulenden Gewölber
Spottet mir ein ſchleifend Echo nach —
Hört doch nur den Kammerjunker düſſeln:
Euch beehrt Madonna mit geheimen Schlüſſeln
In — ihr Schlafgemach.

Keine Antwort? — Ernſtlich iſt die Stille —
Fällt denn auch auf Könige die Hülle,
Die die Augen des Trabanten deckt? —
Und ihr fordert Anbetung in Aſche
Daß die blinde Metze Glück in eure Taſche
Eine — Welt geſteckt?

Und ihr raſſelt, Gottes Rieſenpuppen,
Hoch daher in kindiſchſtolzen Gruppen,
Gleich dem Gaukler in dem Opernhaus? —
Pöbelteufel klatſchen dem Geklimper,
Aber weinend ziſchen den erhabnen Stümper
Seine Engel aus.

Ins Gebiet der leiſeren Gedanken
Wurden — überwanden ſie die Schranken —
Schlangenwirbel eure Mäkler drehn;
Lernt doch, daß, die euren zu entfalten,
Blicke, die auch Phariſäerlarven ſpalten,
Von dem Himmel ſehn.

Prägt ihr zwar — Hohn ihrem falſchen Schalle! —
Euer Bild auf lügende Metalle,
Schnödes Kupfer adelt ihr zu Gold —
Eure Juden ſchachern mit der Münze
Doch wie anders klingt ſie über jener Gränze,
Wo die Waage rollt!

Decken euch Soutane dann und Schleiſſer,
Wann des Himmels fürchterlicher Preſſer
An des großen Pfundes Zinſen mahnt?
Ihr bezahlt den Bankerott der Jugend
Mit Gelübden und mit lächerlicher Tugend,
Die — Hanswurſt erfand.

Berget immer die erhabne Schande,
Mit des Majeſtätsrechts Nachtgewande!
Jubelt aus des Thrones Hinterhalt!
Aber zittert vor des Liedes Sprache,
Kühnlich durch den Purpur bohrt der Pfeil der Rache
Fürſtenherzen kalt.

In dieſem, in der Anthologie mit Y unterzeichneten, Gedicht, gleichſam einem Seitenſtück zu Schubart's Fürſtengruft, gab dem in Freiheitsgefühlen ſchwärmenden jungen Manne, der harte Druck in der Karlsſchule und die eigenmächtige Regierung des Herzogs Karl Stimmung und Anlaß, obgleich er mit ſeinem Fürſten erſt ſpäter (Schiller's Leben Th. I, S. 132 f.) zerfiel. Merkwürdig iſt es, daß er ſeine ſchlimmen Monarchen nur mit einigen Zügen in der vor- und drittletzten Strophe an die **Allgegenwart Gottes** und das **zukünftige Gericht** erinnert. Seit ſeinem Abfall von dem poſitiven Kirchenglauben und der religiöſen Denkweiſe (Schillers Leben Th. I, S. 45 ff.) bewegte ſich nämlich ſeine Dichtung nur in dem Dieſſeitigen, er nahm aber aus den Klopſtock'ſchen Regionen, in denen er ſich geraume Zeit ergangen hatte, in Geſinnung und Ausdruck das Unbegränzte mit herüber. Sein ſittlich-poetiſcher Zorn iſt unbändig und er ringt mit der Sprache und tyranniſirt ſie, wenn ſie ſich ihm nicht freiwillig fügt.

Kaſtraten und Männer.

(1781.)

* Ich bin ein Mann! — Wer iſt es mehr?
Wer's ſagen kann, der ſpringe
Frei unter Gottes Sonn' einher,
Und hüpfe hoch und ſinge!

* Zu Gottes ſchönem Ebenbild
Kann ich den Stempel zeigen,
Zum Born, woraus der Himmel quillt,
Darf ich hinunter ſteigen.

• Und wohl mir, daß ich's darf und kann!
Geht's Mädchen mir vorüber,
Ruft's laut in mir: Du biſt ein Mann,
Und küſſe ſie ſo lieber.

• Und röther wird das Mädchen dann,
Und's Mieder wird ihr enge —
Das Mädchen weiß, ich bin ein Mann,
Drum wird ihr's Mieder enge.

• Wie wird ſie erſt um Gnade ſchrein,
Ertapp' ich ſie im Bade!
Ich bin ein Mann, das fällt ihr ein;
Wie ſchrie ſie ſonſt um Gnade!

• Ich bin ein Mann! — Mit dieſem Wort,
Begegn' ich ihr alleine,
Jag' ich des Kaiſers Tochter fort,
So lumpig ich erſcheine.

• Und dieſes goldne Wörtchen macht
Mir manche Fürſtin holde,
Mich ruft ſie — habt indeſſen Wacht,
Ihr Buben dort im Golde!

• Ich bin ein Mann! Das könnt ihr ſchon
An meiner Leier riechen;
Sie donnert, wie im Sturm, davon,[1]
Sonſt würde ſie ja kriechen.

---

[1] Später in der Gedichtſammlung: „Sie brauſt dahin im Siegeston.“

Zum Feuergeiſt im Rückenmark
Sagt meine Mannheit: Bruder;
Und herrſchen beide löwenſtark
Umarmend an dem Ruder.

Aus eben dieſem Schöpferfluß,
Woraus wir Menſchen ſprudeln,
Quillt Götterkraft und Genius.
Nur leere Pfeifen dudeln.[1]

* Tyrannen haßt mein Talisman,
Und ſchmettert ſie zu Boden,
Und kann er's nicht, führt er die Bahn
Freiwillig zu den Todten.

Pompejen hat mein Talisman
Bei Pharſalus bezwungen,[2]
* Roms Wollüſtlinge, Mann für Mann,
Auf deutſchen Sand gerungen.

---

[1] In der Gedichtſammlung heißt dieſe Strophe:
Aus eben dieſem Schöpferfluß,
Woraus wir Menſchen werden,
Quillt Götterkraft und Genius,
Was mächtig iſt auf Erden.

[2] Beide Verſe hat Schiller ſpäter in folgende umgeändert:
Den Perſer hat mein Talisman
Am Granikus bezwungen —
vermuthlich, weil in der Beſiegung der entnervten Aſiaten durch die tapfern Griechen die Mannheit beſtimmter und reiner hervortritt, als in der Niederlage, die Pompejus gegen Cäſar erlitt.

* Saht ihr den Römer ſtolz und kraus
  In Afrika dort ſitzen?
Sein Aug' ſpeit Feuerflammen aus,
  Als ſäh't ihr Hekla blitzen.

* Da kommt ein Bube wohlgemuth,
  Gibt manches zu verſtehen —
„Sprich, du hätt'ſt auf Karthago's Schutt
  Den Marius geſehen."

So ſpricht der ſtolze Römersmann,
  Der Bub' thät fürbaß eilen;
Das dankt der ſtolze Römersmann,
  Das dankt er ſeinen Pfeilen![1]

* Drauf theilen ſeine Enkel ſich
  Ihr Erbtheil gar abdrehen,
Und huben jedermänniglich
  Anmuthig an zu krähen.

O pfui und pfui und wieder pfui
  Den Elenden! — ſie haben
Verliederlicht in Einem Hui
  Des Himmels beſte Gaben.

---

[1] In der frühern Ausgabe:
* So ſpricht der ſtolze Römersmann,
  Noch groß in ſeinem Falle.
Er iſt nichts weiter, als ein Mann,
  Und vor dem zittern alle.

Dem lieben Herrgott ſündiglich
Sein Konterfei verhunzet,
Und in die Menſchheit ſchweiniglich
Von dieſem Vieh gegrunzet.[1]

* Und ſchlendern elend durch die Welt,
Wie Kürbiſſe, von Buben
Zu Menſchenköpfen ausgehöhlt,
Die Schädel leere Stuben!

* Wie Wein, von einem Chemicus
Durch die Retort' getrieben —
Zum Teufel iſt der Spiritus,
Das Phlegma iſt geblieben.

* Und fliehen jedes Weibsgeſicht,
Und zittern, es zu ſehen —
Und dürften ſie, und können nicht,
Da möchten ſie vergehen.

Und wenn das blonde Seidenhaar,
Und wenn die Kugelwaden,
Wenn lüſtern Mund und Augenpaar
Zum Luſtgenuſſe laden,

---

[1] Statt dieſer beiden Strophen hat die Gedichtſammlung folgende:
Schmach dem kapauniſchen Geſchlecht!
Die Elenden, ſie haben
Verhökert ihr hohes Mannesrecht,
Des Himmels beſte Gaben

* Drum tret' ich frei und ſtolz einher,
Und brüſte mich und ſinge:
Ich bin ein Mann! — Wer iſt es mehr?
Der hüpfe hoch und ſpringe!

Von dieſem Gedicht, welches in der Anthologie das Zeichen D unter ſich hat, hat Schiller die mit einem Sternchen bemerkbar gemachten Strophen, unter dem Titel *Männerwürde*, in die bei Cruſius (1800) erſchienene Sammlung aufgenommen, und der Veranſtalter der Cotta'ſchen Ausgabe ſcheint gegen den Sinn des Dichters gehandelt zu haben, daß er es ganz unterdrückte. Wie er in dem *Venuswagen* die ſittliche Reinheit gegen die Wolluſt in Schutz nimmt, ſo demonſtrirt er hier, mit rückſichtsloſer Offenheit, der heuchleriſchen Decenz unſerer Sitten den Einfluß der unvergeudeten ſinnlichen Manneskraft auf das ganze Leben vor (Schiller's Leben ꝛc. Th. 1. S. 108). Wie ſich in ſo vielen ſeiner Jugendgedichte Spuren ſeiner mediciniſchen Studien finden (vergl. ebendaſelbſt S. 80), ſo ſpricht er auch hier als Mediciner. Er führt die höchſten Güter, die den Mann beglücken, Frauenliebe, Frauenachtung, Dichterkraft, Freiheitsliebe und Muth, auf die *phyſiſchen* Bedingungen des männlichen Geſchlechts zurück. Wir erinnern uns hierbei an ſeine Abhandlung „Ueber den Zuſammenhang der thieriſchen Natur des Menſchen mit ſeiner geiſtigen,“ wo er ſich vorzüglich damit beſchäftigen wollte, „den merkwürdigen Beitrag des *Körpers* zu den Actionen der Seele, den großen und reellen Einfluß des thieriſchen Empfindungsſyſtems auf das Geiſtige“ in ein helleres Licht zu ſetzen (ſ. Taſchenausg. B. 10, S. 4 unten).

An einen Moraliſten.

Fragment.

(1781.)

• Betagter Renegat der lachenden Dione!
Du lehrſt, daß Lieben Tändeln ſey,
Blickſt von des Alters Winterwolkenthrone
Und ſchmäleſt auf den goldnen Mai.[1]

Erkennt Natur auch Schreibepultgeſetze?
Für eine warme Welt — taugt ein erfrorner Sinn?
Die Armuth iſt, nach dem Retor, der Schätze
Verdächtige Verächterin.

• Einſt, als du noch das Nymphenvolk bekriegteſt,
Ein Fürſt[2] des Carnevals, den deutſchen Wirbel flogſt,
Ein Himmelreich in beiden Armen wiegteſt,
Und Nektarduft von Mädchenlippen zogſt. —

• Ha, Seladon! wenn damals aus den Achſen
Gewichen wär' die Erd' als Sonnenball[3]
Im Wirbelſchwung[4] mit Julien verwachſen,
Du hätteſt überhört den Fall.

---

[1] Der Abſatz heißt jetzt milder, aber auch ſchwächer:
Was zürnſt du unſrer frohen Jugendweiſe
Und lehrſt, daß Lieben Tändeln ſey?
Du ſtarreſt in des Winters Eiſe
Und ſchmäleſt auf den goldnen Mai.

[2] Jetzt: ein Held. [3] Jetzt: der Erde ſchwerer Ball. [4] Jetzt: im Liebesarm.

Und wenn nach manchen ſchlaugeſprengten Minen
Ihr eignes Blut, von wilder Luſt geglüht,
Die ſtolze Tugend deiner Schönen
Zuletzt an deine Bruſt verrieth. —

Wie? oder wenn romantiſch im Gehölze
Ein leiſer Laut zu deinen Ohren drang,
Und in der Wellen ſilbernem Gewälze
Ein Mädchen Sammetglieder ſchwang —

Wie ſchlug dein Herz! wie ſtürmete, wie kochte
Aufrühreriſch das ſcharfgejagte Blut!
Zuckt' jede Senn' — und jeder Muskel pochte
Wollüſtig in die Fluth!

Wenn dann, gewahr des Diebs, der ſie belauſchte,
Purpurroth angehaucht von jungferlicher Scham,
Ins blaue Bett die Schöne niederrauſchte,
Und hintennach mein ſtrenger Zeno ſchwamm. —

Ja, hintennach — und ſey's auch nur zu baden!
Mit Rock und Camiſol und Strumpf — — —
Leiſ' flöteten die lüſternen Najaden
Der Grazien Triumph.

O denk' zurück nach deinen Roſentagen,
Und lerne: die Philoſophie
Schlägt um, wie unſre Pulſe anders ſchlagen;
Zu Göttern ſchaffſt du Menſchen nie.

* Wohl, wenn ins Eis des klügelnden Verſtandes
Das warme Blut ein Bischen muntrer ſpringt!
Laß den Bewohnern eines beſſern Landes,
Was ewig nie dem Erdenſohn[1] gelingt.

* Zwingt doch der thieriſche Gefährte[2]
Den gottgebornen Geiſt in Sklavenmauern[3] ein —
Er wehrt mir, daß ich Engel werde,
Ich will ihm folgen, Menſch zu ſeyn.

Der junge Militairarzt, ſeit dem Dezember 1780 aus ſeiner Haft in der Karlsſchule entlaſſen, genoß der neuen ungewohnten Freiheit in allzu gierigen Zügen, und wehrt ſich hier gegen die pedantiſche Moral des abgelebten Alters (Schiller's Leben Th. I, S. 107). Merkwürdig iſt die breite Ausführlichkeit aller dieſer Jugendgedichte. Nichts iſt bei Schiller, wie ein momentaner Einfall, hingeworfen; er behandelt auch petulante Gegenſtände, wie den vorliegenden, mit der erſchöpfenden Gründlichkeit ſeines ernſten Charakters und wiſſenſchaftlichen Geiſtes. Uebrigens glaube ich, daß dergleichen Heinſe'ſche Scenen, wie in dieſem und dem frühern Gedichte die des Badens, ihm ſpäter den Verfaſſer des Ardinghello ſo zuwider gemacht haben (ſ. Taſchenausg. B. 12, S. 233 unten), da ihn Heinſe an die Laſcivitäten ſeiner eigenen Jugendgedichte erinnern mußte. — In der Anthologie hat dieſes Stück die Unterſchrift M; die in die Sammlung (Taſchenausg. B. I, S. 51 f.) aufgenommenen, zum Theil abgeänderten Strophen haben wir auch hier mit Sternchen bezeichnet.

---

[1] Jetzige Lesart: Was nie dem Sterblichen. [2] Jetzt: Zwingt (in den Ausgaben bei Crusius noch: Zwingt) doch der irdiſche Gefährte. [3] Jetzt: Kerkermauern.

Der Triumph der Liebe.

Eine Hymne.

(1781).

In dieſer Hymne, welche in der Taſchenausg. B. 1. S. 44 ff. ſteht, haben wir nur einige nachher weggeworfene Stellen und urſprüngliche Lesarten nachzutragen. Der erſte Abſchnitt ſtellt dar, wie die Liebe die Menſchen aus dem rohen Naturzuſtand zur Humanität erhoben habe (was in den *Künſtlern* der Kunſt zugeſchrieben wird). Hier fielen nach der Strophe: „Ein jugendlicher Maienſchwung ꝛc.“ ſpäter die Verſe weg:

Schon ſchmilzt der wüthende Orkan
(Einſt züchtigt' er den Ocean
Mit raſſelndem Gegeißel)
Zu liſpelndem Geſäuſel.

Und das Ende dieſes Abſchnittes:

„Gott Amor, Ueberwinder!
Umarme deine Kinder!“

welches unverſtändlich iſt, weil man nicht ſieht, wer die Kinder Amor's ſind, oder wie die Menſchen ſo heißen können, lautete urſprünglich [illegible]:

Gott Amor Ueberwinder!
Glückſeliger Deukalion,
Wie hüpfen deine Felſen ſchon,
Und äugeln ſchon gelinder!
Glückſeliger Deukalion,
Umarme deine Kinder.

Der zweite Abſchnitt ſchildert die Macht der Liebe über die olympiſchen Götter. Hier leſen wir jetzt (S. 16) die Verſe:

„Thronend auf erhabnem Sitz,
Schwingt Chronion ſeinen Blitz,
Der Olympus ſchwankt erſchrocken,
Wallen zürnend ſeine Locken."

Früher lauteten die Verſe härter aber kühner:

Prächtig ſpricht Chronion's Donnerhorn
Der Olympus ſchwankt erſchrocken,
Wallen zürnend ſeine Locken,
Sphärenwirbeln gibt ſein Athem Sporn.

Ferner konnte Schiller nach der Strophe: „Majeſtät'ſche Sonnenroſſe ꝛc." (S. 51 oben) die Verſe:

Zitternd vor der Götterfürſtin
Krümmen ſich die Götter, dürſten
Nach der Gnade goldnem Thau.
Sonnenglanz iſt ihre Schminke,
Myriaden jagen ihrem Winke,
Stolz vor ihrem Wagen prahlt der Pfau —

im Jahr 1800, wo er ſeine Gedichte für die Cruſius'ſche Verlagshandlung ſammelte, unmöglich mehr brauchen, ſondern geſtaltete die Strophe ganz neu um:

„Vor der Gattin des Chroniden
Beugen ſich die Uraniden.
Stolz vor ihrem Wagenthrone
Brüſtet ſich das Pfauenpaar;
Mit der goldnen Herrſcherkrone
Schmückt ſie ihr ambroſiſch Haar."

Gleich darauf heißt die jetzige Lesart:

„Und von ihren ſtolzen Höhen
Muß die Götterkönigin
Um des Reizes Gürtel flehen
Bei der Herzenfeßlerin.“

Die frühere:

Seht ihr Chronos' Töchter weinen?
Geiſter kann ihr Wink verneinen,
Herzen weiß [1] ſie nicht zu fahn.

Der dritte Abſchnitt, welcher die Macht der Liebe in der Unterwelt preiſt, gewährt keine bedeutende Varianten; der letzte endlich leitet eine freudenvolle Betrachtung der Natur und den Glauben an Gott und Unſterblichkeit von der Liebe ab (Wirkungen, die Schiller ſpäter ebenfalls von der Kunſt ausgehen ließ). Hier ſtand ſtatt der jetzigen Lesart (S. 39):

„Winkte mir vom Mondenlicht
Aphroditens Augen nicht
Nicht vom Sonnenhügel,
Lächelte vom Sternenmeer
Nicht die Göttin zu mir her,
Stern' und Sonn' und Mondenlicht
Regten mir die Seele nicht —“

urſprünglich nach dem Verſe: „Nicht die Göttin zu mir her,“ folgende:

Webte nicht ihr Flügel
In des Frühlings Balſamhauch,
Liebe nicht im Roſenſtrauch

---

[1] Der junge Dichter ſchrieb: weiſt.

Nicht im Kuß der Weſte;
    Stern' und Sonn' und Mondenlicht,
    Frühling, Roſen, Weſte nicht
Laden mich zum Feſte.

In der folgenden Strophe hat die Anthologie noch zwiſchen: „Klagenreicher Nachtigallen" und: „Liebe, Liebe lispelt nur," die Verſe:

Unnachahmliches Gefühl
In der Saiten Wonneſpiel,
Wenn ſie: Laura! hallen. —

Viehoff (Schiller's Gedichte ꝛc., Bd. 1. S. 92 ff.) hat dieſen Geſang ſehr gründlich erläutert und zählt ihn mit Recht zu Schiller's beſten Jugendarbeiten. Der letzte Abſchnitt ſchließt ſich an die Ode auf die Freundſchaft (neueſte Taſchenausg. B. 1. S. 55 ff.) an, und der Inhalt beider iſt das Thema der Theoſophie des Julius in den Philoſophiſchen Briefen (ſ. Taſchenausg. B. 10. S. [illegible] und Schiller's Leben ꝛc. Th. 1. S. 110 f. und S. 15 ff.). Uebrigens gibt Schiller in einer ſpäter mitzutheilenden Recenſion der Anthologie zu erkennen, daß der Triumph der Liebe auf Veranlaſſung der Nachtfeier der Venus von Bürger gedichtet ſey.

Laura am Klavier.

(1781.)

Daß die Lauraoden an eine Offizierswittwe in Stuttgart gerichtet waren, in deren Hauſe Schiller, wie ſein Jugendfreund Scharffenſtein erzählt, als Regimentsarzt eine Zeitlang wohnte, iſt jetzt allgemein bekannt (Schiller's Leben Th. 1. S. 111 f.).

Das vorliegende Gedicht ſteht in der Taſchenausg. B. 1. S. 10 f.). Die dritte Strophe endigt jetzt:

„Wie, des Chaos Rieſenarm entronnen,
Aufgejagt vom Schöpfungsſturm, die Sonnen
Funkelnd fuhren aus der Nacht,
Strömt der Töne Zaubermacht.“

Früher hießen die letzten Verſe:

Funkelnd fuhren aus der Finſterniß
Strömt der gold'ne Saitenguß.

Der Dichter ſtrich ſpäter folgende Schlußſtrophen, in denen er ſich durch Laura's Spiel in den Himmel verſetzt fühlt:

Von dem Auge weg der Schleier!
Starre Riegel von dem Ohr!
Mädchen! Ha! ſchon athm' ich freier,
Läutert mich ätheriſch Feuer?
Tragen Wirbel mich empor? — —

Neuer Geiſter Sonnenſitze
Winken durch zerrißner Himmel Ritze —
Ueber'm Grabe Morgenroth!
Weg, ihr Spötter, mit Inſektenwitze!
Weg! Es iſt ein Gott! — —

Die Entzückung.

An Laura.

(1781).

Dieſes, wie alle Lauralieder mit Y unterzeichnete Gedicht hieß urſprünglich: **Die ſeligen Augenblicke, an Laura.** Die jetzt abgeriſſene Dichtung (neueſte **Taſchenausgabe B. 1. S. 12 f.**) breitet ſich in der Antiſtrophe nach: „**Laura, Laura mein!**“ noch in folgende Strophen aus:

Wenn dann, wie gehoben aus den Achſen
Zwei Geſtirn', in Körper Körper wachſen,
  Mund an Mund gewurzelt brennt;
Wolluſtfunken aus den Augen regnen,
Seelen, wie entbunden, ſich begegnen
  In des Athems Flammenwind; — —

Qualentzücken — Paradieſesſchmerzen! — —
Wilder fluthet zum beklomm'nen Herzen,
  Wie Gewappnete zur Schlacht, das Blut;
Die Natur, der Endlichkeit vergeſſen,
Wagt's mit höhern Weſen ſich zu meſſen,
  Schwindelt ob der Acheront'ſchen Fluth.

Eine Pauſe drohet hier den Sinnen,
Schwarzes Dunkel jagt den Tag von hinnen,
Nacht verſchlingt den Quell des Lichts —
Leiſes.. Murmeln... dumpfer.. hin.. verloren..
Stirbt... allmälig.. in den trunk'nen... Ohren...
Und die Welt iſt.... Nichts....

Ach, vielleicht verpraßte tauſend Monde,
Laura, die Elyſiumsſecunde,
All' begraben in dem ſchmalen Raum;
Weggewirbelt von der Todeswonne,
Landen wir an einer andern Sonne,
Laura! und es war ein Traum.

O, daß doch der Flügel Chronos' harrte,
Hingebannt ob dieſer Gruppe ſtarrte,
Wie ein Marmorbild — — die Zeit!
Aber ach! ins Meer des Todes jagen
Wellen Wellen — über dieſer Wonne ſchlagen
Schon die Strudel der Vergeſſenheit.

Vorwurf.

An Laura.

(1781).

Mädchen, halt – wohin mit mir, du Loſe?
Bin ich noch der ſtolze Mann? der große?
Mädchen, war das ſchön?
Sieh! der Rieſe ſchrumpft durch dich zum Zwerge,
Weggehaucht die aufgewälzten Berge
Zu des Ruhmes Sonnenhöhn.

Abgepflücket haſt du meine Blume,
Haſt verblaſen all' die Glanzphantome,
Narrentheidigaſt in des Helden Raub.
Meiner Plane ſtolze Pyramiden
Trippelſt du mit leichten Zephyrtritten
Schäkernd in den Staub.

In der Gottheit flog ich Adlerpfade,
Lächelte Fortunens Gaukelrade,
Unbeſorgt, wie ihre Kugel fiel.
Jenſeits dem Cocytus wollt' ich ſchweben,
Und empfange ſklaviſch Tod und Leben,
Leben, Tod von einem Augenſpiel.

Siegern gleich, die, wach von Donnerlanzen,
In des Ruhmes Eiſenfluren tanzen,
Losgeriſſen von der Phrynen Bruſt,
Wallet aus Aurorens Roſenbette
Gottes Sonne über Fürſtenſtädte,
Lacht die junge Welt in Luſt!

Hüpft der Heldin noch dies Herz entgegen?
Trink' ich Adler noch den Flammenregen
Ihres Auges, das vernichtend brennt?
In den Blicken, die vernichtend blinken,
Seh' ich meine Laura Liebe winken,
Seh's, und weine, wie ein Kind.

Meine Ruhe, gleich dem Sonnenbilde
In der Welle, wolkenlos und milde,
Mädchen, haſt du hingemord't.
Schwindelnd ſchwank' ich auf der jähen[1] Höhe —
Laura? — wenn mich — wenn mich Laura flöhe?
Und hinunterſtrudelt mich das Wort.

Hell ertönt das Evoe der Zecher,
Freuden winken vom bekränzten Becher,
Scherze ſpringen aus dem goldnen Wein.
Seit das Mädchen meinen Sinn beſchworen,
Haben mich die Jünglinge verloren,
Freundlos irr' ich und allein.

---

[1] In der Zeitung: gähen, wie immer.

Lauſch' ich noch des Ruhmes Donnerglocken?
Reizt mich noch der Lorbeer in den Locken?
Deine Lei'r, Apollo Cynthius?
Nimmer, nimmer wiederhallt mein Buſen,
Traurig fliehen die beſchämten Muſen,
Flieht Apollo Cynthius.

Will ich gar zum Weibe noch erlahmen?
Hüpfen noch bei Vaterlandes Namen,
Meine Pulſe lebend aus der Gruft?
Will ich noch nach Varus' Adler ringen?
Wünſch' ich noch in Römerblut zu ſpringen,
Wenn mein Hermann ruft? —

Köſtlich iſt's — der Schwindel ſtarrer Augen,
Seiner Tempel Weihrauchduft zu ſaugen,
Stolzer, kühner ſchwillt die Bruſt. —
Kaum erbettelt jetzt ein halbes Lächeln,
Was in Flammen jeden Sinn zu fächeln,
Zu empören jede Kraft gewußt.

Daß mein Ruhm ſich zum Orion ſchmiegte,
Hoch erhoben ſich mein Name wiegte,
In des Zeitſtroms wogendem Gewühl.
Daß dereinſt an meinem Monumente,
Stolzer thürmend nach dem Firmamente,
Chronos' Senſe ſplitternd niederfiel'

Lächelſt du? — Nein! Nichts hab' ich verloren!
Stern' und Lorbeer neid' ich nicht den Thoren,
Leichen ihre Marmor nie.
Alles hat die Liebe mir errungen,
Ueber Menſchen hatt' ich mich geſchwungen,
Jetzo lieb' ich ſie!

Man vermißt dieſes, nicht in Schiller's ſämmtliche Werke aufgenommene Gedicht ungern in dem Kranze der Lauralieder, weil es ſo tief in die Geiſtesgründe ſeines Urhebers hinunterſteigt. Seiner Liebe ſtellt er hier, wie man ſieht, ſeine hohen Entwürfe, ſeine erhabene Begeiſterung, ſeine ſtolze Selbſtgenügſamkeit, ſeine Ruhmbegierde, ſeine kühne Vaterlandsliebe, ſeinen Männerſinn — kurz er ſtellt der zarten Seite ſeiner Natur die heroiſche Seite entgegen, und ſpricht ſo jenes doppelte Grundelement aus, welches ſein ganzes geiſtiges Leben bewegte (Schiller's Leben Th. I. S. 50). Auch iſt es ſeit dem achten Mai 1839 doppelt bedeutend, ſchon den Jüngling von ſeinem ſtets ſich thürmenden Monumente reden zu hören, vor dem Chronos' Senſe niederfallen werde!

Das Geheimniß der Reminiſcenz.

An Laura.

(1781.)

„Ewig ſtarr an deinem Mund zu hangen,
Wer enträthſelt dieſes Wuthverlangen? [1]
Wer die Wolluſt, deinen Hauch zu trinken,
In dein Weſen, wenn ſich Blicke winken,
Sterbend zu verſinken?

„Fliehen nicht, verrätheriſch — wie Sklaven,
Weggeworfen, feigen Muths, die Waffen — [2]
Meine Geiſter hin im Augenblicke,
Stürmend über meines Lebens Brücke,
Wenn ich dich erblicke?

„Sprich, warum entlaufen ſie dem Meiſter,
Suchen dort die Heimath, meine Geiſter? [3]
Oder küſſen die getrennten Brüder,
Losgerafft vom Kettenband der Glieder, [4]
Dort bei dir ſich wieder? —

---

[1] Jetzt: Wer enthüllt mir dieſes Glutverlangen?
[2] Jetzt: Fliehen nicht, wie ohne Widerſtreben
Sklaven an den Sieger ſich ergeben,
[3] In den Cotta'ſchen Ausgaben ſteht fehlerhaft ein Komma ſtatt des Fragezeichens.
[4] Jetzt: Oder finden ſich getrennte Brüder
Losgeriſſen von dem Band der Glieder.
In der vorletzten Strophe iſt dagegen in der Sammlung der urſprüngliche ſtärkere Ausdruck beibehalten (ſ. Taſchenausg. Bd. 1, S. 12 unten).

Laura! träum' ich? raſ' ich? — die Gedanken
Ueberwirbeln des Verſtandes Schranken —
Sieh', der Wahnſinn iſt des Räthſels Kunder,
Staune, Weisheit, auf des Wahnſinns Wunder
Neidiſchbleich herunter.

* Waren unſre Weſen ſchon verflochten?
War es darum, daß die Herzen pochten?
Waren wir im Strahl *erloſch'ner Sonnen*,
In den Tagen lang begrab'ner [1] Wonnen
Schon in *Eins* zerronnen?

* Ja, wir waren's! — Eins mit deinem Dichter
Warſt du Laura — warſt ein Weltzernichter! [2]
Meine Muſe ſah es auf der trüben
Tafel der Vergangenheit geſchrieben:
Eins mit deinem Lieben!

Aber ach! — die ſel'gen Augenblicke
Weinen leiſer in mein Ohr zurücke —
Kennten Grolls die Gottheit Sünder ſchelten,
Laura, den Monarchen aller Welten
Würd' ich *Neides* ſchelten.

---

[1] Jetzt: längſt verrauſchter

[2] Jetzt: Ja, wir waren's! — Innig mit verbunden
Warſt du in Aeonen, die verſchwunden;

Aus den Angeln drehten wir Planeten,
Badeten in lichten Morgenröthen,
In den Locken ſpielten Edens Düfte,
Und den Silbergurtel unſrer Hüfte
Wiegten Maienlüfte.[1]

[1] Uns entgegen goſſen Nektarquellen
Tauſendröhrig[2] ihre Wolluſtwellen,
Unſerm Winke ſprangen Chaosriegel,[3]
Zu der Wahrheit lichtem Sonnenhügel
Schwang ſich unſer Flügel.

Unſern Augen riß der Dinge Schleier,
Unſre Blicke, flammender und freier,
Sahen in der Schöpfung Labyrinthen,
Wo die Augen Lyncei's verblinden,
Sich noch Pfader winden —

Tief, o Laura, unter jener Wonne
Wälzte ſich des Glückes Nietentonne;
Schweifend durch der Wolluſt weite Lande,
Warfen wir der Sätt'gung Ankerbande
Ewig nie am Strande.

---

[1] Für dieſe und die vorhergehende Strophe leſen wir jetzt in den ſämmtlichen Werken folgende:
„Und in ewig feſtverbundnem Weſen,
Alſo hab' ich's ſtaunend dort geleſen,
Waren wir ein Gott, ein ſchaffend Leben,
Und uns ward, ſie herrſchend zu durchweben,
Frei die Welt gegeben."

[2] Jetzt: ewig ſtrömend. [3] Jetzt: Mächtig löſten wir der Dinge Siegel.

• Weine, Laura — dieſer Gott iſt nimmer,
Du und ich des Gottes ſchöne Trümmer,
Und in uns ein unerſättlich Drängen,[1]
Das verlor'ne Weſen einzuſchlingen,
    Gottheit zu erſchwingen.

• Darum, Laura, dieſes Wuthverlangen,[2]
Ewig ſtarr an deinem Mund zu hangen,
Und die Wolluſt, deinen Hauch zu trinken,
In dein Weſen, wenn ſich Blicke winken,
    Sterbend zu verſinken.

• Darum fliehn, verrätheriſch — wie Sklaven,
Weggeworfen, feigen Muths, die Waffen[3]
Meine Geiſter hin im Augenblicke,
Stürmend über meines Lebens Brücke,
    Wenn ich dich erblicke!

• Darum nur entlaufen ſie dem Meiſter,
Ihre Heimath ſuchen meine Geiſter;
Losgerafft vom Kettenband der Glieder,
Küſſen ſich die langgetrennten Brüder
    Wiederkennend wieder.

---

[1] Für Drängen jetzt: Dringen. [2] Jetzt: Glutverlangen. [3] Beide Verſe ſind, wie in der zweiten Strophe, umgeformt.

Töne! Flammen! zitterndes Entzücken!
Weſen lechzt an Weſen anzurücken —
Wie, beim Anblick einer Freundsgaleere,
Friedensflaggen im Oſtindermeere
Wehen laſſen Heere;

Aufgejagt von froher Pulverwecke
Springt das Schiffsvolk freudig auf's Verdecke,
Hoch im Winde ſchwingen ſie die Hüte,
Poſidaon's wogendes Gebiete
Dröhnt von ihrem Liede. —

War es nicht dies freudige Entſetzen,
Als mir's ward, an Lauren mich zu letzen?
Ha! das Blut, voll wüthendem Verlangen,
Drängte ſich muthwillig zu den Wangen,
Lauren zu empfangen. —

„Und auch du — da mich dein Auge ſpähte,
Was verrieth der Wangen Morgenröthe? — —[1]
Floh'n wir nicht, als wären wir verwandter,
Freudig, wie zur Heimath ein Verbannter,
Brennend an einander?"[2]

---

[1] Jetzt: der Wangen Purpurröthe?

[2] Jetzt: Glühend an einander.

Sieh', o Laura, deinen Dichter weinen! —
Wie verlorne Sterne wieder ſcheinen,
Flimmen öfters, flüchtig, gleich dem Blitze,
Traurig mahnend an die Götterſitze,
Strahlen durch die Ritze. —

Oftmals liſpeln der Empfindung Saiten
Leiſe Ahndung jener gold'nen Zeiten —
Wenn ſich ſchüchtern unſre Augen grüßen,
Seh' ich träumend in den Paradieſen
Nektarſtröme fließen.

Ach, zu oft nur waffn' ich meine Mächte,
Zu erobern die verlor'nen Rechte —
Klimme kühner bis zur Nektarquelle,
Poche ſiegend an des Himmels Schwelle —
Taumle 'rück zur Hölle!

Wenn dein Dichter ſich an deine ſüßen
Lippen klammert mit berauſchten Küſſen,
Fremde Töne um die Ohren ſchwirren,
Unſre Weſen aus den Fugen irren,
Strudelnd ſich verwirren,

Und, verkauft vom Meineid der Vaſallen,
Unſre Seelen, ihrer Welt entfallen,
Mit des Staubs Tyrannenſteuer prahlen,
Tod und Leben zu wollüſt'gen Qualen
Gaukeln in den Schalen,

Und wir beide — näher ſchon den Göttern —
Auf der Wonne gähe Spitze klettern,
Mit den Leibern ſich die Geiſter zanken,
Und der Endlichkeit despot'ſche Schranken
Sterbend überſchwanken —

Waren, Laura, dieſe Luſtſekunden
Nicht ein Diebſtahl jener Götterſtunden?
Nicht Entzücken, die uns einſt durchfuhren?
Ineinander zückender Naturen
Ach! nur matte Spuren?

Hat dir nicht ein Strahl zurückgegloſtet?
Haſt du nicht den Göttertrank gekoſtet? —
Ach! ich ſah den Purpur deiner Wangen! —
War es doch der Weſen, die ſich ſchlangen,
Eitles Unterfangen! — —

Laura, majeſtätiſch anzuſchauen
Stand ein Baum in Edens Blumenauen;
„Seine Frucht vereint' ich eurem Gaume,
Wißt, der Apfel an dem Wunderbaume
Labt — mit Göttertraume.“

Laura, weine unſers Glückes Wunde! —
Saftig war der Apfel ihrem Munde — — —
Bald — als ſie ſich unſchuldsvoll umrollten —
Sieh! wie Flammen ihr Geſicht vergold'ten! —
Und die Teufel ſchmollten.

Wir haben dieſe Ode, welche ſehr abgekürzt und verändert in der Gedichtſammlung (Taſchenausgabe Bd. 1, S. 13 ff.) ſteht, aus der Anthologie in ihrer urſprünglichen Geſtalt gegeben. Die beibehaltenen Strophen ſind wieder durch Sternchen bezeichnet; die jetzigen abweichenden Lesarten und neugedichteten Verſe ſtehen zur letztern Vergleichung unter dem Text. Wie Plato in unſern Ideen dunkle Erinnerungen der Seele aus einem frühern Leben findet, die bei Anlaß von Sinneswahrnehmungen erweckt werden, ſo erklärt ſich der philoſophirende Dichter ſein glühendes Verlangen daraus, daß er und ſeine Laura einſt Eins, ja Ein Gott geweſen, deſſen getrennte Theile ſich nun ewig wiederherzuſtellen ſuchen (ſ. Schiller's Leben Th. I. S. 115). In den beiden letzten Strophen führt der ſich nie Genugthuende, aber im Widerſpruch mit dieſer myſtiſchen Erklärung, ſeine und Laura's Leiden auf den Sündenfall zurück (Viehoff's Gedichte Schiller's Th. I. S. 127).

Das nächſte Lauralied: Melancholie an Laura, iſt unverändert aufgenommen (Taſchenausgabe Bd. 1, S. 16), — aus welchem Grunde, iſt oben S. 128 nachgewieſen.

An die Parzen.

(1781.)

Nicht ins Gewühl der rauſchenden Redouten,
Wo Stutzerwitz ſich wunderherrlich ſpreißt,[1]
Und leichter, als das Netz der fliegenden Bajouten,
Die Tugend junger Schönen reißt; —

---

[1] Jetzt: ſpreizt.

Nicht vor die ſchmeichleriſche Toilette,
    Wovor die Eitelkeit, als ihrem Götzen, kniet,
Und oft in wärmere Gebete,
    Als zu dem Himmel ſelbſt entglüht;

Nicht hinter der Gardinen liſt'gen Schleier,
    Wo heuchleriſche Nacht das Aug' der Welt betrügt,
Und Herzen, kalt im Sonnenfeuer,
    In glühende Begierden wiegt,

Wo wir die Weisheit ſchamroth überraſchen,
    Die kühnlich Phöbus' Strahlen trinkt,
Wo Männer, gleich den Knaben, diebiſch naſchen,
    Und Plato von den Sybaren ſinkt; —

Zu dir — zu dir, du einſames Geſchwiſter,
    Euch Töchtern des Geſchickes, flieht,
Bei meiner Laute leiſerem Geflüſter,
    Schwermüthig ſüß mein Minnelied.

Ihr einzigen, für die noch kein Sonnet gegirret,
    Um deren Geld kein Wucherer noch warb,
Kein Stutzer noch Klagarien geſchwirret,
    Kein Schäfer noch arkadiſch ſtarb;

Die ihr den Nervenfaden unſers Lebens
    Durch weiche Finger ſorgſam treibt,
Bis unterm Klang der Scheere ſich vergebens
    Die zarte Spinnewebe ſträubt.

Daß du auch mir den Lebensfaden ſpinnteſt,
Küß' ich, o Klotho, deine Hand; —
Daß du noch nicht den jungen Faden trennteſt,
Nimm, Lacheſis, dies Blumenband.

Oft haſt du Dornen an den Faden,
Noch öfter Roſen d'ran gereiht;
Für Dorn und Roſen an dem Faden
Sey, Klotho, dir dies Lied geweiht.

Oft haben ſtürmende Affekte
Den weichen Zwirn herumgezerrt,
Oft rieſenmäßige Projekte
Des Fadens freien Schwung geſperrt;

Oft in wollüſtig ſüßer Stunde
War mir der Faden faſt zu fein;
Noch öfter, an der Schwermuth Schauerſchlunde,
Mußt' er zu feſt geſponnen ſeyn:

Dies, Klotho, und noch andre Lügen,
Bitt' ich dir jetzt mit Thränen ab,
Nun ſoll mir auch fortan genügen,
Was mir die weiſe Klotho gab.

Nur laß an Roſen nie die Scheere klirren,
An Dornen nur — doch wie du willſt!
Laß, wenn du willſt, die Todtenſcheere klirren,
Wenn du dies Eine nur erfüllſt:

Wenn, Göttin, jetzt, an Laurens Mund beſchworen,
Mein Geiſt aus ſeiner Hülſe ſpringt,
Verrathen, ob des Todtenreiches Thoren
Mein junges Leben ſchwindelnd hängt;

Laß in's Unendliche den Faden wallen,
Er wallet durch ein Paradies,
Dann, Göttin, laß die böſe Scheere fallen,
O, laß ſie fallen, Lacheſis!

Anthologie S. 51 ff. Y unterzeichnet. — Eine ruhig ernſte Lebensbetrachtung, in welche ſich der Dichter aus dem eitlen Tand und der Scheinheiligkeit der Menſchen zurückzieht, die aber in den beiden Schlußverſen in den leidenſchaftlichen Schwung der Lauraoden übergeht.

Meine Blumen.[1]

Schöne Frühlingskinder, lächelt,
Jauchzet, Veilchen auf der Au!
Süßer Balſamathem fächelt
Aus des Kelches Himmelblau.[2]

[1] Jetzt: Die Blumen.

[2] Die vier erſten Verſe heißen jetzt:
Kinder der verjüngten Sonne,
Blumen der geſchmückten Flur,
Euch erzog zu Luſt und Wonne,
Ja, euch liebte die Natur.

Schön das Kleid mit Licht geſticket,
Schön hat Flora euch geſchmücket,
Mit des Buſens Perlenthau![1]
Holde Frühlingskinder, weinet!
Seelen hat ſie euch verneinet,
Trauert, Blümchen auf der Au![2]

Nachtigall und Lerche flöten
Minnelieder über euch,
Und in euren Balſambeeten
Gattet ſich das Fliegenreich.
Schuf nicht für die ſüßen Triebe
Euren Kelch zum Thron der Liebe
So wollüſtig die Natur!
Sanfte Frühlingskinder, weinet!
Liebe hat ſie euch verneinet,
Trauert, Blümchen auf der Flur!

Aber wenn, vom Dorn umzingelt,
Meine Laura euch zerknickt,
Und, in einen Kranz geringelt,
Thränend ihrem Dichter ſchickt —
Leben, Sprache, Seelen, Herzen,
Flügelboten ſüßer Schmerzen!

---

[1] Jetzt: mit der Farben Götterpracht.

[2] Jetzt: Seele hat ſie euch verſaget,
Und ihr ſelber wohnt in Nacht.

Goß euch dies Berühren ein.
Von Dionen angefachelt,
Schöne Frühlingskinder, lächelt,
Jauchzet, Blumen in dem Hain![1]

Urſprünglich in der Anthologie S. 132, mit Y unterzeichnet; umgebildet in der Taſchenausgabe Bd. 1, S. 39. Es iſt höchſt intereſſant und lehrreich, die alte Form mit der jetzigen zu vergleichen. In der erſten Geſtalt hat das Lied manche Einzelnheiten, an die man ſich ſtößt, aber der refrainartige Ausgang der letzten Strophe iſt bei weitem lyriſcher, und paßt mehr zur ſymmetriſchen Anlage des Ganzen (Viehoff's Erläuterungen Th. I, S. 150) und die Worte der heißen Sehnſucht: Leben, Sprache, Seelen, Herzen ꝛc. ſind geeigneter, wenn der Liebende die geweihten Blumen empfängt, als wenn er ſie der

---

[1] Die beiden letzten Strophen ſind beinahe ganz umgeformt — nur die mit geſperrter Schrift gedruckten Worte lauten gleich:

Nachtigall und Lerche ſingen
Euch der Liebe ſelig Loos,
Gaukelnde Sylphiden ſchwingen
Buhlend ſich auf eurem Schooß.
Wölbte eures Kelches Krone
Nicht die Tochter der Dione
Schwellend zu der Liebe Pfühl?
Zarte Frühlingskinder, weinet!
Liebe hat ſie euch verneinet,
Euch das ſelige Gefühl.

Aber hat aus Nanny's Blicken
Mich der Mutter Spruch verbannt,
Wenn euch meine Hände pflücken,
Ihr zum zarten Liebespfand?
Leben, Sprache, Seelen, Herzen,
Stumme Boten ſüßer Schmerzen,
Goß euch dies Berühren ein,
Und der mächtigſte der Götter
Schließt in eure ſtillen Blätter
Seine hohe Gottheit ein.

Geliebten ſchickt (Schiller's Leben Th. I. S. 115). Die Blumen haben übrigens hier eine ähnliche ſymboliſche Bedeutung, wie in der **Klage der Ceres**. — Mit dieſem Gedichte ſchließt ſich der Kreis der Lauralieder.

Elegie auf den Tod eines Jünglings.

(1781).

Da wir über das nächſtfolgende Gedicht: **Eine Leichenphantaſie**. (ſiehe oben S. 128) nichts zu bemerken haben, außer etwa, daß dem Titel die Notiz beigefügt iſt: „In Muſik zu haben bei dem Herausgeber“, geben wir zu der oben genannten Elegie über (ſ. Taſchenausg. B. 1. S. 26 ff.). Dieſer Klagegeſang war urſprünglich beſonders gedruckt, ſchon vor dem Erſcheinen der Anthologie. Er hatte den Titel: **Elegie auf den frühzeitigen Tod Joh. Chriſtian Weckherlin's. Von ſeinen Freunden. Stuttgart am 16. Januar 1781.** und führte das nachher ebenfalls unterdrückte Motto:

„Ihn aber halt am ernſten Orte,
„Der Nichts zurucke laßt,
„Die Ewigkeit mit ſtarken Armen feſt.“

Der Dichter nahm dieſes Gelegenheitsgedicht ſchon **verändert** in die Anthologie auf, mit deren Text der unſrige jetzt ganz übereinſtimmt. Die Varianten und ſpäter unterdrückten Strophen des erſten Abdrucks, die wir hier mittheilen, ſind ein Beitrag zu Schillers damaliger Dicht- und Denkweiſe.

Im dritten Verſe der erſten Strophe hieß es:

Todtentöne **fallen** von des **Stiftes** Thurme,

und auch die Anthologie hat noch **fallen**, wo wir jetzt, vielleicht durch einen Druckfehler **hallen** leſen.

Dann heißen die übrigen Verſe der erſten Strophe:

Einen Jüngling trägt man hier heraus,
Einen Jüngling — noch nicht reif zur Bahre —
Einen Jüngling — in dem Mai der Jahre —
Weggepflückt in früher Morgenblüth!
Einen Sohn — das Prahlen ſeiner Mutter,
Unſern theuren, vielgeliebten Bruder —
Auf! was Menſch heißt, folge mir!

Zwiſchen der erſten und der dritten Strophe, vor dem Verſe: „Lieblich dürſten, voll der Jugendfreude“ ꝛc. ſind dann folgende zwei Strophen ausgefallen:

War er nicht ſo muthig, kraftgerüſtet,
War er nicht wie Lebens Konterfei?
Friſch, wie Roß im Eiſenklang ſich brüſtet,
Wie der Vogel in den Lüften frei?
Da er noch in unſern Reihen hüpfte,
Da er noch in unſern Armen ſprung,
Und ſein Herz an unſre Herzen knüpfte —
O der ſchneidenden Erinnerung! —
Da er uns — o ahnende Gefühle —
Hier auf eben dieſer Leichenflur,
Nur zu ſicher vor dem nahen Ziele,
Das Gelübd' der ew'gen Treue ſchwur! —

O, ein Mißklang auf der großen Laute!
Weltregierer, ich begreif' es nicht!
Hier — auf den er ſeinen Himmel baute —
Hier im Sarg — barbariſches Gericht!
So viel Sehnen, die im Grab erſchlaffen,
So viel Keime, die der Tod verweht,
Kräfte, für die Ewigkeit erſchaffen,
Gaben, für die Menſchheit ausgeſät —

O in dieſes Meeres wildem Wetter,
Wo Verzweiflung Steu'r und Ruder iſt,
Bitte nur, geſchlagenſter der Vater,
Daß dir alles, alles, nur nicht Gott entwiſcht!

In der fünften Strophe: „Aber wohl dir“ ꝛc., wo er den Hingeſchiedenen glücklich preiſ't, weil er vor den Uebeln des Lebens geborgen, heißt es jetzt, — es mag

Fromme Mordſucht dich der Hölle weihn.

Dafür ſtand früher:

Pfaffen brüllend dich der Hölle weihn.

Und gleich nachher ſtand für: „die Baſtardtochter der Gerechtigkeit“, früher: die Metze, die Gerechtigkeit. Dagegen iſt das ſpätere: „teufelvollen Himmel“ in dem vorletzten Verſe der ſechsten Strophe auch die urſprüngliche Lesart, und bosheitsvollen Himmel iſt nur eine Correctur des Druckers, der auch Pfaffen in Mauche und Metze in Falſche milderte. Sein Glückwunſch beſchloß der Dichter nach dieſem Abſchnitte mit den, ſpäter unterdrückten Worten:

O ſo klatſchet! klatſcht doch in die Hände,
Rufet doch ein frohes Plaudite!
Sterben iſt der langen Thorheit Ende,
In dem Grab verſcharrt man manches Weh.
Wer ſind denn die Bürger unterm Monde?
Gaukler, theatraliſch ausſtaffirt,
Mit dem Tod in ungewiſſem Bunde,
Bis der Falſche ſie vom Schauplatz führt.
Wohl dem, der nach kurzgeſpielter Rolle
Seine Larve tauſchet mit Natur;
Und der Sprung vom König bis zur Erdenſcholle
Iſt ein leichter Kleiderwechſel nur.

Man kann aus dieſen Veränderungen ſchließen, mit welcher Sorgfalt und Beſonnenheit ſchon der jugendliche Dichter arbeitete und ſich ſelbſt verbeſſerte. Davon iſt die lezte Variante ein beſonders merkwürdiges Beiſpiel. Wir leſen jezt (Taſchenausgabe B. 1. S. 29):

Daß es wahr ſey, was den Pilger freute?
  Daß noch jenſeits ein Gedanke ſey?
Daß die Tugend übers Grab geleite?
  Daß es mehr, denn eitle Phantaſei? — —
Schon enthüllt ſind dir die Räthſel alle!

Viehoff, (Erläuterungen der Gedichte Schiller's, Th. 1. S. 161) machte hiezu die treffende Bemerkung, daß ſich der Dichter die hier mit daß eingeführten Säze, wenn auch nur dunkel, von dem „Räthſel“ in dem folgenden Vers abhängig gedacht habe. „Freilich, ſagt er, wäre die Konjunktion ob natürlicher geweſen, allein ſie ſchien wahrſcheinlich dem Dichter zu ſtark den Begriff des Zweifels auszudrücken, und in dem Gefühl, daß das Bindewort daß andererſeits zu ſehr das Gepräge des Beſtimmten und Entſchiedenen trage, ſuchte er den dadurch entſtandenen Charakter der Säze durch Fragezeichen zu mildern.“ Und wirklich beſtätigt ſich jezt dieſe ſcharfſinnige Vermuthung durch die Thatſache. Denn urſprünglich ſchrieb Schiller:

Ob es wahr ſey, was den Pilger freute?
  Ob noch jenſeits ein Gedanke ſey?
Ob die Tugend übers Grab geleite?
  Ob es alles eitle Fantaſei? — —
Schon enthüllt ſind dir die Räthſel alle![1]

---

[1] Ich muß hier nachholen, daß ich oben, S. 178, vergaß, dieſe Elegie unter den Gedichten aufzuführen, welche nicht in der Leipziger Ausgabe ſtehen und die alſo Körner zuerſt in die Gedichtſammlung aufnahm.

Die Kindesmörderin.

(1781.)

In dieſem Gedichte (Taſchenausg. B. 1. S. 20) weicht der Text der Anthologie in folgenden Stellen von unſerm jetzigen ab. In der erſten Strophe heißt es:

Horch — die Glocken **weinen** dumpf zuſammen.

Im vierten Verſe der ſiebenten Strophe iſt die alte Lesart:

Nicht was Löw' und Tiger **milden** kann?

Der Anfang der achten Strophe lautete:

Tödtlichlieblich ſprach aus allen Zügen
  Des geliebten Schelmen Konterfei,
Den beklommnen Mutterbuſen wiegen
  Liebe und — **Verrätherei.**

Die zehnte Strophe hatte in der zweiten Hälfte eine andere Geſtalt:

Ach! in jedem Laut von dir erwachet
  Todter Wonne Qualerinnerung,
Jeder deiner holden Blicke fachet
  Die unſterbliche Verzweifelung.

In der dreizehnten Strophe dagegen lautete früher die erſte Hälfte ganz anders:

Seht! da lag es — lag im warmen Blute,
  Das noch kurz im Mutterherzen ſprang,
Hingemetzelt mit Erinnyswuthe,
  Wie ein Veilchen unter Senſenklang; —

Ueber das Gedicht im Allgemeinen ſiehe Schiller's Leben rc. Th. 1. S. 115.

An Minna.

(1781.)

Das Verhältniß zur Laura ſcheint eine gleichzeitige zweite Geliebte auszuſchließen, und ſo haben wir dieſe Minna wohl für eine fingirte Perſon zu halten. Man müßte denn annehmen, daß dieſe Liebſchaft, mit deren Ausgange wir hier bekannt gemacht werden, vorherging. Schiller hat bei der neuen Durchſicht einiges Herbe und Widrige verändert. Die vier letzten Verſe in der erſten Strophe (ſ. Taſchenausgabe. B. 1. S. 42 f.) heißen jetzt:

Die am Arme ſeichter Thoren
Blähend mit dem Fächer ficht,
Eitel in ſich ſelbſt verloren —
Meine Minna iſt es nicht.

Dafür lieſt man in der Anthologie:

Die am Arme ſeichter Laffen
Blähend mit dem Fächer ficht,
Nimmer ſatt ſich zu begaffen? —
Meine Minna iſt es nicht.

In dem Schlußvers der dritten Strophe:

Daß es einer Thörin ſchlug,

ſtand für Thörin ein roher Ausdruck. Uebrigens ſpricht ſich in dieſem Gedicht, in ruhigem Tone, eine geſetzte männliche Geſinnung aus.

Das Glück und die Weisheit.

(1781.)

Mit dieſer gefälligen, in der Anthologie mit Rx unterzeichneten Piece, deren Gehalt ich in Schiller's Leben ꝛc. (Th. 1, S. 116) angegeben habe, beginnt die Reihe der mehr objektiv gehaltenen Gedichte. Die Ausgabe der ſämmtlichen Werke (ſ. Taſchenausg. B. 1, S. 56) weicht von der urſprünglichen ab, weßwegen wir das ganze Gedicht mittheilen, indem wir die Veränderungen durch geſperrte Schrift bemerklich machen.

Entzweit mit einem Favoriten,
Flog einſt *Fortun'* der Weisheit zu.
„Ich will dir meine Schätze bieten,
Sey meine Freundin du.

Mein Füllhorn goß ich dem Verſchwender
In ſeinen Schooß, ſo mütterlich!
Und ſieh! er fordert drum nicht minder
Und nennt noch geizig mich.

Komm', Schweſter, laß uns Freundſchaft ſchließen,
Du keuchſt ſo ſchwer an deinem Pflug,
In deinen Schooß will ich ſie gießen,
Auf, folge mir! — Du haſt genug."

Die Weisheit läßt die Schaufel ſinken,
Und wiſcht den Schweiß vom Angeſicht:
„Dort eilt dein Freund, *ſich zu erhenken,*
Verſöhnet euch — *ich brauch' dich nicht.*"

Die Reime Verſchwender und minder, ſinken und erdenken gehören zu den in dieſen Jugendgedichten ſo häufig vorkommenden Wörtern, in welchen e (oder ä, ö) mit i (oder ü) als gleichlautend angeſehen wird (Viehoff's Erläuterungen Th. 1, S. 143). Daß hier die Weisheit ein Geſchäft verrichtet, individualiſirt und belebt mehr. Wenn der Dichter nur daſſelbe Geſchäft beibehalten hätte!

Elyſium.

(1781).

Wir haben von dieſem anmuthigen Gedicht nur zu bemerken, daß es in der Anthologie (wo es „M." zur Unterſchrift hat) als eine Kantate aufgeführt iſt, deren einzelne Strophen von einem Chor und fünf Stimmen geſungen werden. Man ſieht nicht, warum Schiller dieſes verſinnlichende Hülfsmittel ſpäter aufgegeben hat.

Die Schlacht.

(1781.)

Dieſes vortreffliche, mit der Chiffre „v. R." unterzeichnete Gemälde (ſ. Taſchenausgabe B. 1, S. 30) führte in der Anthologie die charakteriſirende Ueberſchrift: In einer Bataille von einem Offizier. Im fünften Abſchnitt iſt für:

„Schlummre ſanft! wo die Kugelſaat
Regnet, ſtürz' ich Verlaſſ'ner hinein."

die alte Lesart:

Schlummre ſanft, wo die Kanone ſich
Heiſer[1] ſpeit, ſtürz' ich Verlaſſ'ner hinein.

Und in dem letzten Abſchnitt las man früher im erſten Vers: Horch! was ſtrampft im Galopp vorbei, für „ſtampft." Der Schluß dieſes letzten Abſchnittes „Entſchieden iſt die ſcharfe Schlacht ꝛc." iſt in unſern jetzigen Ausgaben als eine eigene Strophe für ſich hingeſtellt, und vorn an den linken Rand gerückt. Dieſe Verſe aber machen mit den vorhergehenden nur Eine Strophe aus und müſſen nach dem Vorgange der Anthologie Rechts hin gerückt werden. Sie ſtellen ſich alſo ſo dar:

Schrecken reißt die feigen Glieder,
Und ſeine Fahne ſinkt!
Entſchieden iſt die ſcharfe Schlacht!
Der Tag blickt ſiegend durch die Nacht!
Horch! Trommelwirbel, Pfeifenklang ꝛc.

Die Zahl dieſer zurückgeſchobenen Verſe nämlich vermehrt ſich mit jedem folgenden Abſchnitte. Dem erſten Abſchnitte iſt Eine ſolche Zeile beigegeben „Lautlos ſieht die Front," dem zweiten zwei Zeilen, dem dritten drei, dem vierten vier, und dem fünften (letzten) ſechs (ſ. Viehoff's Erläuterungen, B. 1. S. 158 f.)

---

[1] In der Anthologie: heiſſer.

Die Peſt.

Eine Phantaſie.

(1781.)

Gräßlich preiſen Gottes Kraft
Peſtilenzen, würgende Seuchen,
Die mit der grauſen Brüderſchaft
Durch's öde Thal der Grabnacht ſchleichen.

Bang ergreift's das klopfende Herz,
Gichtriſch zuckt die ſtarre Sehne,
Gräßlich lacht der Wahnſinn in das Angſtgeſtöhne,
In heulende Triller ergeußt ſich der Schmerz.

Raſerei wälzt tobend ſich im Bette,
Gift'ger Nebel wallt um ausgeſtorbne Städte;
Menſchen, hager, hohl und bleich,
Wimmeln in das finſtre Reich.
Brütend liegt der Tod auf dumpfen Lüften,
Häuft ſich Schätze in gefüllten Grüften.

Peſtilenz ſein Jubelfeſt.
Leichenſchweigen — Kirchhofſtille
Wechſeln mit dem Luſtgebrülle.
Schrecklich preiſet Gott die Peſt.

Die Schilderung iſt in der Anthologie mit Y unterzeichnet. So oft der jugendliche Schiller ſein Mächtigſtes und Tiefſtes, ſein von erhabenen Eindrücken durchſchauertes Gemüth, kund geben will, iſt er am geſchmackloſeſten. Das Unendliche ſtellt er als das Entſetzliche dar. Daß er ſehr gut den einfachen, kindlichen Ton der naiven Natur zu treffen wußte, beweiſt das folgende Liedchen.

Der Frühling.

(1781.)

Die vorletzte Strophe hieß früher:

Fürs Mädchen manches Blümchen
Erbettelt ich von dir –
Ich komm' und bettle wieder,
Und du? – du gibſt es mir?

Jetzt leſen wir (ſ. Taſchenausg. B. 1. S. 31): „Erbat ich mir von dir“ und „bitte wieder.“ Mit dem frühern provinziellen Ausdrucke wurde eine Härte beſeitigt.

Der Flüchtling.

(1781.)

Ich führe dieſes ſchöne Gedicht nur an, um zu ſagen, daß es in der Anthologie Morgenphantaſie überſchrieben iſt, und wegen ſeines frühern Urſprungs nicht auf die Flucht Schiller's aus dem Würtemberg'ſchen, im Auguſt 1782, bezogen werden kann.

obgleich eine Ahnung derſelben darin ausgeſprochen ſein mag. Schiller begünſtigte aber ſpäter vielleicht abſichtlich durch den veränderten Titel eine ſolche ſubjektive Deutung auf ſein Lebensſchickſal.

Die Winternacht.

(1781.)

Ade! Die liebe Herrgottsſonne gehet,
Grad' über tritt der Mond!
Ade! Mit ſchwarzem Rabenflügel wehet
Die ſtumme Nacht um's Erdenrund.

Nichts hör' ich mehr durch's winternde Gefilde,
Als tief im Felſenloch
Die Murmelquell', und aus dem Wald das wilde
Geheul des Uhus hör' ich noch.

Im Waſſerbette ruhen alle Fiſche,
Die Schnecke kriecht ins Dach,
Das Hündchen ſchlummert ſicher unter'm Tiſche
Mein Weibchen nickt im Schlafgemach.

Euch, Brüderchen von meinen Bubentagen,
Mein herzliches Willkomm!
Ihr ſitzt vielleicht mit traulichem Behagen
Um einen deutſchen Krug herum.

Im hochgefüllten Deckelglaſe malet
Sich purpurfarb die Welt,
Und aus dem goldnen Traubenſchaume ſtrahlet
Vergnügen, das kein Neid vergällt.

Im Hintergrund vergangner Jahre findet
Nur Roſen euer Blick;
Leicht, wie die blaue Knaſterwolke, ſchwindet
Der trübe Gram von euch zurück.

Vom Schaukelgaul bis gar zum Doktorhute
Stört ihr im Zeitbuch um,
Und zählt nunmehr mit federleichtem Muthe
Schweißtropfen im Gymnaſium;

Wie manchen Fluch — noch mögen unter'm Boden
Sich ſeine Knochen drehn! —
Terenz erpreßt, trotz Herrn Minelli's Noten,
Wie manch verzogen Maul geſehn;

Wie ungeſtüm dem grimmen Landexamen
Des Buben Herz geklopft;
Wie ihm, ſprach jetzt der Rektor ſeinen Namen,
Der helle Schweiß auf's Buch getropft.

Wohl redt man auch von einer — e — gewiſſen,
Die ſich als Frau nun ſpreißt,
Und manches will der Leſer baß nun wiſſen,
Was doch ihr Mann baß — gar nicht weißt.

Nun liegt dies all im Nebel hinter'm Rücken,
  Und Bube heißt nun Mann,
Und Friedrich ſchweigt der weiſeren Perrucken,
  Was einſt der kleine Fritz gethan —

Man iſt — poß gar! zum Doktor ausgeſprochen,
  Wohl gar — beim Regiment!
Und hat vielleicht — doch nicht zu früh — gerochen,
  Daß Pläne — Seifenblaſen ſind.

Hauch immer zu — und laß die Blaſen ſpringen;
  Bleibt nur dies Herz noch ganz!
Und bleibt mir nur — errungen mit Geſängen —
  Zum Lohn ein deutſcher Lorbeerkranz.

Dieſe Verſe, welche ſchon Döring Schillern zuſchrieb, ſtehen am Ende der Anthologie und ſind nur mit einem Kreuz bezeichnet. Sie mögen nach der wahrſcheinlichen Vermuthung Viehoff's in jener Parterreſtube im Hauſe des Profeſſors Haug in der Ehrenberger Straße, wo der Regimentsmedikus nach ſeinem Austritt aus der Karlsſchule mit ſeinem Kameraden, dem Lieutenant Kapff, eine Zeitlang wohnte (ſ. Schiller's Leben Thl. I. S. 92), in einer ſtillen Mondnacht des Winters von 1780 auf 1781 concipirt ſeyn. Es ſpricht ſich eine ſo behagliche Zufriedenheit darin aus, wie ſie ſich ſonſt in dieſer Zeit bei Schiller nicht wiederfindet.

Semele.

In zwei Scenen.

(1781.)

Schiller scheint auf dieſen Jugendverſuch (ſ. Taſchenausgabe B. 1. S. 60), der ſich, mit ſeinem charakteriſtiſchen Y unterſchrieben, ebenfalls in der Anthologie, von S. 199 bis S. 213 findet, nicht viel gehalten zu haben. Wenigſtens ſagt er im Jahr 1789: „Möge mir's Apollo und ſeine neun Muſen vergeben, daß ich mich ſo gröblich an ihnen verſündigt habe.“ (Schiller's Leben Thl. I. S. 110.) Die Dichtung heißt in der Anthologie: „eine lyriſche Operette von zwo Scenen.“ — „Der Schauplatz iſt zu Thebe im Palaſt der Semele.“

Das allgemeine Urtheil über dieſes dramatiſche Erzeugniß iſt in meiner Schrift über Schiller an der eben angeführten Stelle gegeben. Im Anfang des Monologs der Juno ſind die Verſe in der Anthologie, welche hier mit geſperrter Schrift gedruckt ſind, entweder abweichend oder ſpäter ausgelaſſen.

Erſte Scene.

Saal im königlichen Palaſt zu Thebe.

Juno.

(Aus einer hellen niederfließenden Wolke; der Pfauenwagen bald ſichtbar.)

Hinweg den geflügelten Wagen,
Pfauen Juno's! Erwartet mich
Auf Cytharon's wolkichtem Gipfel.

(Wagen und Wolken verſchwinden.)

Ha! ſey gegrüßt, Haus meines grauen Zornes!
Sey grimmig mir gegrüßt, feindſeliger Palaſt!
Verhaßtes Pflaſter! — Hier alſo die Stätte,

Wo wider meinen Torus Jupiter
Im Angeſicht des keuſchen Tages frevelt?
Hier — wo ein Weib, ein ſterblich ſchwaches Weib,
Ein Weib, aus Thon gewoben, ſich erfrecht,
Den Donnerer aus meinem Arm zu ſchmeicheln,
An ihren Lippen ihn gefangen hält? —

Juno! Juno! traurig
Stehſt du, tief verachtet
Auf des Himmels Throne.
Zeus liebt dich nicht mehr!

Aria.

Götterbrod und Nektarpunſch
Ueberflügeln meinen Wunſch,
Reichlich dampfen mir Altäre —
Sklaviſch frohnt mir jedes Knie.
Was iſt ohne Liebe Ehre?
Was Zytherens Gürtel ohne ſie?

Weh mir! meinen Stolz zu beugen,
Mußt' ſchon Venus aus dem Schaume ſteigen —
Götter geſtrudelt der Zauberin zu —
Weh' mir, meinen Gram zu mehren,
Mußt' Hermione gebären,
Und dahin auf ewig meine Ruh! — —

(Heftig entſchloſſen.)

Nein, im Staube will ich nicht mehr trauern,
Länger nicht der Stolzen Siegeswagen ziehn!
Bin ich nicht Fürſtin der Götter?
Nicht Schweſter des Donnerers?
Nicht des Flammenſchleuderers Frau?

Die Worte (Taſchenausg. B. I. S. 60) von: „Aechzen nicht die Achſen" bis: „Soll ſie mich ungeſtraft ſchmähen?" ſind gleich, dann hat die Anthologie, beinahe in's Komiſche fallend:

Ungeſtraft mit des Donnerers Umarmungen pralen,
Ungeſtraft die Erinnys[1] hinauf in den Götterſitz rufen?
Ha! der Würmerfraß! — Auf ein lakirtes Geſichtchen
Aufgeblaht, wagt's — das Ding von geſtern und heute,
Wagt's, um den Rang zu buhlen mit Göttern?
Staub will mit Aether wetteifern? — Stolze! Vergeſſene!
(Mit Würde.)
Trägt es auch wohl den großen Stempel Uranos'?
Oder erblickt nicht Verweſung ſchon
Durch die Larve der welkenden Pracht? —
Stirb! Lern' am ſtygiſchen Strom von Unſterblichkeit Staub
Unterſcheiden! ꝛc.

Bis: „Verhülle dich, Gottheit, in ſterblich Gewand" ſind dann die Verſe gleich, außer daß wir für das ältere: vergiftende Reden jetzt „verſtrickende Reden" leſen. Dann ſpricht Juno noch die jetzt fehlenden Verſe:

Tief iſt der Sturz,
Von Göttern in Würmer der Sturz!
Doch! Doch!
Kann die Liebe mit dem Stiere graſen,
Was darf die Rache nicht?
(Sie entfernt ſich.)

Die auftretende Semele (ſ. Taſchenausgabe Bd. I. S. 61) tritt dann in die Scene:

---

[1] In einem mir vorliegenden Exemplar iſt von Schiller's eigner Hand corrigirt: Eris.

Auf, Zofen, eilt,
Durchbalſamet den Saal mit Weihrauchduften;

wo es jetzt heißt:

„Jungfrauen, eilt,
Durchwürzt den Saal mit ſüßen Ambraduften";

und ſie fügt nach „die Sonne neigt ſich ſchon" die Worte bei:

Und haltet köſtliche Früchte
Bereit.

Der Willkomm der vermeintlichen Beroe: „Gelobet ſeyen die Götter" ꝛc. (I. Taſchenausgabe B. I. S. 61) iſt nun beinahe ganz gleich. Nach den Worten (S. 62): „Die Tochter Kadmus' trinkt vom Lethe nicht," ſagt

Semele.

Wie das? den doch mein Eltervater Agenor
Gekoſtet hat?

Juno.

Wird Semele nicht koſten.

Hierauf dann die Frage der Semele: „Wie, meine Gute?" und das Folgende wörtlich übereinſtimmend bis S. 63 oben:

„Die Götter ſind, wo du biſt — Semele!
Was fragſt du mich?"

Semele.

Wie? meine Beroe?
So fremd? warum dies Herz vor mir verſchloſſen,
Das einſt ſo froh in mein Herz überwallte?
Das wollteſt du nicht ſagen? —

Juno.

Wollt' ich mehr?
Die Götter ſind, wo du biſt — könnt' ich mehr noch ſagen?
Die Götter wohnen gern um Semele.

Die Semele antwortet: „Boshaftes Herz" ꝛc. In der Anthologie ſteht für Epidaurus immer Epidaurum, welche falſche Form durch ein Verſehen in dem Vers: „Die Peſt zu Epidaurum, tödtend Gift," beibehalten iſt. Im Folgenden ſind wenige Abweichungen; für: „Taub iſt unſerm Flehn ſein Ohr," hat die Anthologie: „Unſerm Flehen iſt ſein Ohr verriegelt." Man muß hier den ſchönen Fluß der ſich zum Reim erhebenden Jamben bewundern. Da, wo die Semele ihres Jupiter Schönheit ſchildert (ſ. Taſchenausgabe B. I. S. 64 in der Mitte), ſind nach: „In Aetherflut die Glieder eingetaucht," die Verſe ausgefallen:

Die Haare ſeidenweich und ſäuſelnd aufgehoben,
Den Schwanenhals in Lockennacht verſchoben,
Das reizendſte Gemiſch von Finſterniß und Licht —
Elyſium ſein Blick, ſein ſchimmernd Angeſicht
Mit Roſenroth purpuriſch durchgewoben ꝛc.

Die Semele des jungen Dichters kann ſich nicht genug thun, ſie nennt noch die melodiſche Stimme ihres Geliebten:

Ein Ohrenmahl, wie Sphärenharmonie!

und beſchließt ihre Schilderung mit den Verſen:

Ein Zauberbild, wie noch vor keinem Auge ſchwamm,
Das Statuen belebt und Lebende verſteinert,
Dies, tauſendfach erhöht und tauſendfach verfeinert,
Erreicht den Schatten nicht von meinem Bräutigam.

In der Erwiederung der Juno, „**Ha, meine Tochter**" (S. [illegible] unten) iſt Liebenswürdigkeit in „Liebereiz," eine leichte Veränderung. Im Verfolg (S. [illegible]) ſind Fragen und Antworten mehr unterbrochen und ausgedehnt:

Juno (ſchreiend.)

„Du ſchwörſt?"

Semele.

„Wie wird dir?" — Keine Spur von Donnern?

Juno (zufrieden)

Keine Spur

Unglückliche?

Semele.

Wahrhaftig, kein Gedanke!

Juno.

Entſetzlich! Was nicht ein Gedanke?

Semele (zitternd).

„Beroe!

Juno.

Sprich's noch einmal, das Wort, das zur Elendeſten
Auf Tellus' ganzem großem Rund dich macht!" —
Nicht eine Spur von Donnern, kein Gedanke?

Semele.

Ihr Götter! Kann ich anders ſagen?

Juno (mit verſtelltem Geſchrei).

Ha!

Vernahmt ihr's auch, ihr, des Olympus Mächte!
Du Feuerrad des Titans!* — Nordiſche Erinnen!
Du Drillingsſtirn, der Gräber Pilgerin!
Ihr, des Neptunus Schrecken! Ihr, des Orkus Nächte!

---

* Für: des Titan, wie damals.

Vernahmt ihr's auch? — Sie kann nichts anders ſagen —
„Verlorene! das war nicht Zeus!"

Semele.

„Nicht Zeus,
Abſcheuliche!"

Juno.

Ein lockerer Geſelle
Aus Attika, „der unter Gottes Larve" ꝛc.

Die Semele glaubt endlich ihrer Verderberin: „Ach! Er iſt's nicht!" (ſ. Taſchenausgabe B. 1, S. 17 unten) worauf Juno in der Anthologie fortfährt:

Und ſich in allem Glanz,
Wenn er je die ſchimmernden Geſtirne
Verdunkelte, er je ein endlich Aug'
Verblendete, vor deſſen ſcharfem Schauen
(Dir iſt es Abenddämmerung)
Die Sonnen ſchwarz vorüberſchwanden,
Im Tanz die Sphären ſtille ſtanden, —
Dir ſichtbar ſtellte? — „Semele, wie nun?" ꝛc.

Gleich nachher ſind noch einige Ausdrücke verändert, wie (S. 19) liebestrunken ſtatt des jetzigen „liebetrunken" — Ha! wie er ſinken wird. ſtatt „Ha! wie er ſtaunen wird" —

In der Anthologie ſtanden die Verſe:

Du fährſt ſo fort, mit froſt'gen Mienen, die
Die Seele morden (liebenden Megären!)
Ihn wegzuſtoßen ꝛc.

tär:

„Du fährſt ſo fort, mit frechen Eifersblicken,
Ihn wegzuſtoßen ꝛc.“

Dann brechen die Verbeſſerungen plötzlich ab, ungeachtet auch ferner noch manches Geſchmackloſe und Sonderbare im Ausdruck und in den Motiven und Situationen wegzuwerfen oder zu veredeln geweſen wäre. Aber Schiller ermüdete oder verzweifelte daran, das Ganze zu einer würdigen Dichtung erheben zu können. Körner aber, der die Ausgabe der „ſämmtlichen Werke“ veranſtaltete, fand, ſo vermuthe ich, Schiller's Verbeſſerungen in deſſen handſchriftlichem Nachlaß, und ließ ſie nun mit dem größern unveränderten zweiten Theil des Gedichts zuſammen abdrucken. Wenigſtens findet ſich in der noch von Schiller ſelbſt beſorgten Leipziger (bei Cruſius erſchienenen) Ausgabe die Semele nicht, aber ich beſitze ſelbſt das Exemplar eines Nachdrucks der Schiller'ſchen Gedichte („Sämmtliche Gedichte von Friedrich Schiller, Profeſſor in Jena. 2 Bände, Frankfurt und Leipzig 1800“), in welchem von Schiller's eigener Hand mit der Semele Verbeſſerungen vorgenommen ſind.

Die Semele in den ſämmtlichen Werken beſteht daher jetzt aus zwei ſehr verſchiedenartigen Beſtandtheilen. — Der poetiſchen Entwickelung des Dichters brachte die „Operette“ den Gewinn, daß ſie ihn in Handhabung der Jamben übte, wenn dieſe hier auch noch nicht alle gleichfüßig und reimlos ſind. So wurde denn dieſe Dichtung eine Vorſtudie für den Don Karlos.

Hymne an den Unendlichen.

(1781).

Zwiſchen Himmel und Erd', hoch in der Lüfte Meer,
In der Wiege des Sturms trägt mich ein Zackenfels;
Wolken thürmen
Unter mir ſich zu Stürmen,
Schwindelnd gaukelt der Blick umher,
Und ich denke dich, Ewiger.

Deinen ſchauernden Pomp borge dem Endlichen,
Ungeheure Natur! du der Unendlichkeit
Rieſentochter!
Sei mir Spiegel Jehovah's!
Seinen Gott dem vernünft'gen Wurm
Orgle prächtig, Gewitterſturm!

Horch! er orgelt — Den Fels wie er herunterdröhnt!
Brüllend ſpricht der Orkan Zebaoth's Namen aus.
Hingeſchrieben
Mit dem Griffel des Blitzes:
Kreaturen, erkennt ihr mich?
Schone, Herr! wir erkennen dich.

Der Verfaſſer dieſer Hymne iſt in der Anthologie durch Y kenntlich gemacht. Sie hat dieſelbe Strophenform, wie das Gedicht *die Größe der Welt*, aber der Reim iſt bei weitem nicht ſo regelrecht durchgeführt, und das Ganze verräth einen geringern Grad von äſthetiſcher Bildung (ſ. Viehoff's Erläuterungen, Th. 1, S. 222). Wir haben hier wohl ein vielleicht hie und da verbeſſertes Gedicht aus jener Zeit, wo Schiller noch ein „Sklave Klopſtock's“ war, und religiöſe Gefühle in ihm vorwalteten (ſ. Schiller's Leben, Th. 1, S. 38 ff.). Denn hinſichtlich ihres Inhalts ſteht dieſe Hymne unter den Gedichten der Anthologie ganz iſolirt da.

Hiermit ſcheiden wir von den Stuttgarter Jugendgedichten Schiller's, welche wenigſtens für den Leſer, welcher hinter dem Werke überall den Schöpfer ſucht und namentlich ein tieferes Intereſſe an dem außerordentlich merkwürdigen Geiſtesgang des vielgeliebten Dichters nimmt, in dieſer ihrer urſprünglichen Geſtalt bei weitem intereſſanter und wichtiger zu ſeyn ſcheinen, als in ihrer ſpätern überarbeiteten und verkürzten Ausgabe. Denn ſo ſehr hat der nachhelfende reife Kunſtverſtand „dieſe wilden Producte eines jugendlichen Dilettantismus“ doch nicht veredeln können, daß ſie dem gebildeten Geſchmack und dem feinen ſittlichen Gefühl ein vollkommenes Genüge leiſteten, und andererſeits hat er ihnen das Charakteriſtiſche genommen, wodurch gerade alle Regungen, Adlerflüge und Bildungswege des unbändigen Geiſtes am ſchärfſten bezeichnet werden. Denn das Gute gehört jeder Zeit des Lebens an, das rein Charakteriſtiſche einem beſtimmten Moment.

Einige Gelegenheitsgedichte.

Hochzeitgedicht

auf die Verbindung Henriettens N. N. mit N. N.

Von einem Freunde der Braut.

(1783.)

Zum erſtenmal — nach langer Muße —
Dir, gutes Kind, zum Hochzeitgruße
Ergreif' ich meinen Dichterkiel.
Die Schäferſtunde ſchlägt mir wieder,
Vom Herzen ſtrömen warme Lieder
Ins brachgelegne Saitenſpiel.

Darf ſich in Deinen Jubeltagen
Auch ernſte Weisheit zu Dir wagen? —
Sie kommt aus Deines Freundes Bruſt.
Die Weisheit iſt der Freude Schweſter;
Sie trennt ſie nicht — ſie knüpft ſie feſter
Und lächelt zu erlaubter Luſt.

Wenn Tugenden den Kranz gewinnen,
Da will die Freudenthräne rinnen,
Da denk' ich an die ſchön're Welt —
So ſelten lohnt das Glück den Beſten!
Oft weint die Tugend an den Feſten,
Die das gekrönte Laſter hält.

Du Mädchen mit dem beſten Herzen,
Du haſt Gefühl für fremde Schmerzen,
Für fremde Wonne Sympathie.
Erröthe nicht! — Ich ſahe Proben —
Und meine Leier — frag' dort oben! —
Die ſtolze Leier ſchmeichelt nie.

Wie mühſam ſucht durch Rang und Ahnen
Die leidende Natur ſich Bahnen!
Gefühl erſtickt in Ziererei.
Oft drücken ja, gleich Felſenbürden,
Mit Seelenruh bezahlte Würden
Der Großen kleines Herz entzwei!! —

Dein Herz, das noch kein Neid getadelt,
Dein reines Herz hat Dich geadelt,
Und Ehrfurcht zwingt Dir Tugend ab —
Ich fliege Pracht und Hof vorüber,
Bei einer Seele ſteh' ich lieber,
Der die Empfindung — Ahnen gab.

Wer war der Engel Deiner Jugend?
Wer rettete die junge Tugend?
Haſt Du auch ſchon an ſie gedacht?
Die Freundin, die Dir Gott gegeben?
Ihr Adelbrief ein ſchönes Leben!
(Den haſſ' ich, den ſie mitgebracht).

Sie riß Dich weg von Pöbelſeelen —
Dein Brautgebet wird's Gott erzählen! —

Du gingſt ihr nach und wurdeſt gut.
Sie ſchuf Dich zu des Gatten Wonne,
Erwärmte, gleich der Frühlingsſonne,
Zur Tugend Deinen jungen Muth.

Wie eilte ſie mit Muttergüte,
Zu Hülfe jeder jungen Blüthe,
Bis Leben in die Wurzel floß!
Wie pflegte ſie mit Flammeneifer
Des zarten Sprößlings, bis er reifer,
Ein ſtolzer Wuchs, zum Himmel ſchoß.

So eile denn zum Brautaltare!
Die Liebe zeigt dir goldne Jahre —
Mein warmer Segen eilt voran.
Du kennſt der Gattin Schuldigkeiten!
Du haſt ein Herz für ihre Freuden,
Und glücklich preiſ' ich Deinen Mann.

Wie ſchön iſt doch das Band der Liebe!
Sie knüpft uns, wie das Weltgetriebe,
Auf ewig an den Schöpfer an.
Wenn Augen ſich in Augen ſtehlen,
Mit Thränen Thränen ſich vermählen,
Iſt ſchon der ſüße Bund gethan.

Wie göttlich ſüß iſt das Vergnügen,
An's Herz des Gatten ſich zu ſchmiegen,
Wie ſüß, ſich ſeines Glücks zu freun!
Wie ſüßer ſich für ihn zu quälen!
Auch Wehmuth kettet ſchöne Seelen,
Und wolluſtvoll iſt dieſe Pein!

Du wirſt mit liebevollem Eilen
Das Schickſal Deines Mannes theilen,
Und ſchnell in ſeine Seele ſehn.
Wie zärtlich wirſt Du jeden Träumen,
Die kaum in ſeinem Buſen keimen,
Wie zärtlich raſch entgegen gehn!

Wenn unter drückenden Gewichten
Des Kummers und der Bürgerpflichten
Der müde Gatte niederfiel,
Wirſt Du mit Einem holden Lächeln
Erfriſchung ihm entgegen fächeln —
Und ſpielend trägt er ſie zum Ziel.

Wenn Schmerz in ſeinem Buſen wüthet
Und über ihm die Schwermuth brütet,
In ſeinem Herzen Stürme wehn,
Wirſt Du mit heiterem Geſichte
Erquickend, gleich dem Sonnenlichte,
Durch ſeines Grames Nebel ſehn.

Wenn ſelbſt der Wonne ſüße Bürde
Dem Einſamen zu läſtig würde,
(Auch Luſt geſellt ſich Helfer bei):
Wirſt Du die ſchönſte Hälfte tragen,
Und erſt Dein Auge wird ihm ſagen,
Wie groß des Glückes Fülle ſei.

Ja — darf ich über Jahre fliehen,
Den Schleier von der Zukunft ziehen?

Ein neues Glück erwartet Dein!
Das größte, ſo der Menſch empfindet,
Das nur im Himmel Muſter findet —
Die Mutter eines Kinds zu ſein.

Die Mutter eines Kinds zu werden! —
Was droben ſüß iſt und auf Erden,
Das Wonnewort ſchließt alles ein.
Das kleine Weſen — welch Vergnügen! —
Im mütterlichen Schooß zu wiegen!
Was kann im Himmel ſchöner ſeyn?

Die Seligkeit — Du wirſt ſie kennen,
Wenn ſtammelnd Dich die Kinder nennen,
Und herzlich Dir entgegen fliehn —
Die bange Luſt — die ſüßen Qualen —
Umſonſt! kein Jüngling kann ſie malen —
Hier werf' ich meinen Pinſel hin.

Was Lieder nicht zu ſingen wagen,
Laß Dir der Mutter beſte ſagen:
„Was einer Mutterfreude glich?"
Du hörteſt ihre Seufzer hallen,
Du ſaheſt ihre Thränen fallen,
Du liebſt ſie, darum lieb' ich Dich.

Laß Dir der Mutter beſte ſagen,
Wie himmliſch alle Pulſe ſchlagen,
Wenn nur des Kindes Name klingt;
Wie ſelbſt das Land ſich ſchöner malet,
Wie heller ſelbſt der Himmel ſtrahlet,
Der über ihren Kindern hängt.

Wie ſüß der Gram um Kleinigkeiten!
Wie ſüß die Angſt: es möchte leiden!
  Die Thräne, die ſie ſtill vergießt!
Die Ungeduld, ihm zuzufliegen!
Wie unerträglich das Vergnügen,
  Das nicht das Kind auch mit genießt!

Die Herrſcherin der Welt zu ſcheinen,
Die Wolluſt, um ihr Kind zu weinen —
  Laß ihr die Wahl — was wird ſie thun?
Die Krone wirft ſie auf die Erde
Und fliegt mit jauchzender Gebärde,
  Und fliegt dem lieben Kinde zu.

Nun freu' Dich denn — Du wirſt's genießen,
Das ſtille Glück, das viele miſſen —
  Was wünſch' ich Dir? — Entweih' es nie!
Die Freundin, die Dein Herz gemildert,
Zur guten Mutter Dich gebildet —
  Was wünſch' ich Dir? — Vergiß ſie nie!

Vergiß ſie nie — wenn Deine Lieben
Im Kinderſpiel ſich um Dich üben,
  So führe ſie der Beſten zu.
Ihr ſollen ſie zu Füßen fallen,
Unſchuldig ihr entgegen lallen:
  „Die gute Mutter gabeſt du!“

Schiller, welcher aus Stuttgart geflohen war und ſich in Mannheim nicht ſicher hielt, fand endlich in Bauerbach bei Meiningen, in dem Hauſe der Frau von Wolzogen, eine Zuflucht, wo er vom November (oder wie Schiller in ſeinem Notizenbuch ſelbſt ſagt, vom Dezember 1782 an bis in die Mitte des Julius 1783 blieb (ſ. Schiller's Leben, Th. 1. S. 175 ff. u. S. 199 ff.). In dieſem ſtillen ländlichen Aſyl iſt das vorſtehende Gedicht, welches zuerſt die Schwiegertochter jener Wohlthäterin, die Frau Karoline von Wolzogen (geborne Lengefeld), in ihrem Leben Schiller's (Th. 1. S. 173 ff.) bekannt machte, verfaßt. Es iſt an ein im Hauſe von Schiller's mütterlicher Freundin erzogenes junges Frauenzimmer gerichtet. Die würdige Erzieherin wird, wie man ſieht, im Gedichte gefeiert, — aber in einer, unſerm Dichter eigenthümlichen Art, welcher immer in dem geſellſchaftlichen Menſchen nur den idealen Menſchen aufſucht und hochſchätzt. Es begegnet aber hier Schiller's ſtolzes weltbürgerliches Freiheitsgefühl den häuslichen Empfindungen der Liebe, unter deren Einfluß ſelbſt ſeine Sprache ruhig und mild wird (ſ. Schiller's Leben ꝛc. Th. 1. S. 1[illegible] f.).

Wunderſeltſame
Hiſtoria
des
berühmten Feldzuges,
als welchen
Hugo Sanherib, König von Aſſyrien,
ins Land Juda unternehmen wollte, aber unverrichteter Ding wieder einſtellen mußte.

Aus einer alten Chronika gezogen und in ſchnakiſche Reimlein bracht
von
Simeon Krebsauge, Paſtor.
(1783.)

In Juda — ſchreibt die Chronika —
War Olim ſchon ein König,
Dem war von Dan bis Berſeba
Bald alles unterthänig.

Und war dabei ein wackrer Fürſt,
Desgleichen ſelten finden wirſt.

Der war nun kürzlich, wie bekannt,
Vom Freien heimgekommen,
Und hatte vom Chaldaerland
Ein Weibchen mitgenommen.
Im Herzen Himmel — und im Blick;
Ich kußte ſie den Augenblick.

Die Trauung war ſchon angeſtellt,
Die Hochzeitkleider fertig,
Der Bräutigam, friſch wie ein Held,
Des Wonnetags gewärtig.
Als plötzlich — zitternd ſchreibt's mein Kiel —
Ein Fieber dieſen Herrn befiel.

Ein großer Herre, wie man weißt,
Iſt nicht, wie unſer einer —
Wenn unſre Seele weiter reiſt,
Drob kummert ſich wohl Keiner —
Ein Schnupfen[1], den ein Großer klagt,
Wird in der Welt herumgeſagt.

Drum nimmt Frau Fama, nimmer faul,
Das Hifthorn von dem Nacken,
(Man kennt ja ſchon ihr großes Maul,
Und ihre dicken Backen)

---

[1] In der Handſchrift: Schnuppen.

„Fürſt Joſaphat liegt todtkrank da“
Poſaunt ſie durch ganz Aſia.

Sogleich vernahm den Trauerton
   Fürſt Sanherib, ſein Vetter, —
Zu Aſſur hat er ſeinen Thron
   Und ehret fremde Götter.
Die Baſe Lüge kommt ſo recht
Zu ſtatten meinem Götzenknecht.

„Da ſieht ſich was — Hol' mich der Dachs!“
   Und hui! ſpitzt er die Ohren.
„Stirbt Joſaphat, ſo zieh' ich ſtracks
   „Hinein zu Hebron's Thoren.
„Er braucht Arznei — er treibt's nicht lang!
„Und Juda iſt ein fetter Fang.“

Gleich lauft die Ordre aus dem Schloß,
   Durch Stadt und Wachparade,
Der Junggeſellen faulen Troß
   Zu wecken ohne Gnade.
Schon ſpringen Bomben aus dem Guß
Und freu'n ſich auf den nächſten Schuß.

Die Wache vor dem Thor bekömmt
   Gemeſſene Befehle,
Daß undurchſucht, unangebrummt
   Entwiſche keine Seele.
Brieftaſchen und Patent heraus —
Sonſt — Marſch ihr Herrn ins Narrenhaus.

„Woher mein Freund?“ brüllt auf und ab
Die Schildwach' an die Fremde.
„Wohin die Reiſ'? Wo ſteigt ihr ab?
„Was führt ihr unterm Hemde?
„Thorſchreiber 'raus! — Der Herr bleibt ſtehn!
„Man wird ihn heißen weiter gehn.“

Da war nun mancher Paſſagier
Dem Korporal verdächtig,
Die Fragſucht geht zur Folter ſchier,
Gott aber iſt allmächtig.
Man viſitirt von Pack zu Pack [1]
Doch zeigt ſich nichts — als Schnupftaback.

Indeſſen ſchickt der Werber Fleiß
Rekruten, Sand am Meere,
Sie ſtehen blau und roth und weiß
Und ordnen ſich im Heere.
Das Kriegsgeräthe — glaubt mir keck —
Fraß zehen Säckel [2] Silbers weg.

Fürſt Sanherib erzählte ſchon
Den Damen ſeine Siege,
Auf's Wohl des neuen Landes gehn
Von Tiſch zu Tiſch die Krüge.
Schon meubelt man das neue Schloß —
Je glatter der Burgunder floß.

---

[1] Im Manuſcript iſt: Pak, Blik, Tabak ꝛc. geſchrieben, wie auch: ſizt, beſezt ꝛc.

[2] Nach unſerm Geld 1000 Thaler. Anmerk. des Dichters.

Wie prächtig König Sanherib
   Im reichen Gallakleide
Herum den ſtolzen Schimmel trieb,
   Und durch Judäa reite,
Die Damen in Karoſſen nach,
Daß bald ſchon Rad und Deichſel brach!

Wie ſtolz von ſeinem Thron herab
   Er Juda's Schriftgelehrten
Erlaubniß zu dem Handkuß gab,
   Und ſie ihm Treue ſchwörten —
Und alles Volk im Staube tief
Hoſianna ſchon dem König[1] rief!

Doch während daß der Vetter ſchon
   Nach deiner Krone ſchielte,
Und auf dem *noch beſetzten* Thron
   Schon David's Harfe ſpielte,
Lagſt du — o Fürſt — beweint vom Land,
Noch unverſehrt — in Gottes Hand.

Gott ſtand auf Hohen Sinai's
   Und ſchaute nach der Erden,
Und ſahe ſchon ein Paradies
   Durch deinen Scepter werden,
Und ſahe mit erhabner Ruh'
Dem Unfug deines Vetters zu.

[1] Andere Leſart: dem *Gefährten*, für: „ſchon dem König.“

Schnell ſchickt er einen Cherub fort,
Und ſpricht mit ſanftem Lächeln:
„Geh', Raphael — dem Fürſten dort
„Erfriſchung zuzufächeln.
„Er iſt mein Sohn — mein treuer Knecht!
„Er lebe! — denn ich bin gerecht."

Dem Willen Gottes unterthan,
Steigt Raphael herunter,
Nimmt eines Arztes Bildung an,
Und heilet durch ein Wunder.
Dein Fürſt erſtehet — jauchze Vaterland!
Gerettet durch des Himmels Hand.

Die Peſt ſchleicht nach Aſſyria,
Wo Sanherib regieret,
Und eben ſeine Dame da
Vom Schlitten heimgeführet. —
„Ihr Durchlaucht! [1] ein Kourier!" — „Herein!
Es werden Trauerbriefe ſeyn."

Schnell öffnet er den Brief und lieſt,
Lieſt — ach! der Peſten trübſte —
„Daß Joſaphat am Leben iſt"
Und flucht an ſeine Liebſte:
„Der Krieg iſt aus! — Peſt über dich!
Zweitauſend Thaler ſchmerzen mich."

[1] Andere Leſart: [illegible]

Dieſes bisher unbekannte, im beſten Humor geſchriebene Gedicht erſchien, von Reinwald (ſ. Schiller's Leben Th. I. S. 205) ſehr verkürzt und vielfach verändert, ohne Schiller's Namen in den „Meiningen'ſchen wöchentlichen Nachrichten, Stück 5, Sonnabends den 1. Hornung oder Februar 1783." Oben iſt aber das Gedicht in ſeiner urſprünglichen Geſtalt nach einem Manuſcript von Schiller mitgetheilt, an deſſen Rand Reinwald mit grüner Tinte folgende Worte ſchrieb: „Spottgedicht auf die raſchen militäriſchen Anſtalten des koburgiſchen Hofs zur Einrückung ins hieſige (meiningen'ſche) Land, bei Herzog **Georgs** Krankheit 1783, gemacht vom damals anweſenden Schiller, auf Angabe unſeres Herzogs, von Schiller's eigener Hand mit einigen Veränderungen von mir." Das ſatyriſche Stück, welches voller partikulärer Beziehungen iſt, es aber nicht unterläßt, den Großen im Allgemeinen in der vierten Strophe einen Hieb zu geben, iſt ebenfalls während Schiller's Aufenthalt in Bauerbach, im Januar 1783, gedichtet. Reinwald's, zwiſchen Schiller's Handſchrift hineingeſchriebene Veränderungen ließ ich unberückſichtigt; nur die drei letzten Verſe mögen nach Reinwald's Umformung hier ſtehen, weil das zweite ſtark durchſtrichene und ſchwer leſerliche Wort des drittletzten Verſes keinen rechten Sinn oder eine harte Conſtruction gibt. Sie heißen:

Drob ſeufzet ſeine Liebſte:
„Der Krieg iſt aus! noch vor der Schlacht!
„Zehn Seckel Silbers gute Nacht!"

Todesfeier am Grabe Philipp Friedrich von Rieger.

(1783.)

Noch zermalmt der Schrecken unſre Glieder —
Rieger todt!
Noch in unſern Ohren heult der Donner wieder —
Rieger, Rieger todt!
Wie ein Blitz, im Niedergang entzündet,
Schon im Aufgang ſchwindet,
Flog der Held zu Gott!
Sollen Klagen um die Leiche hallen,
Klagen um den großen Mann?
Oder dürfen warme Thränen fallen,
Thränen um den guten, lieben Mann?
Dürfen wir mit Rieger's Söhnen weinen?
Mit den Patrioten uns vereinen?
O ſo feire, weinender Geſang,
Einer Sonne Untergang!

Groß, o Rieger, groß war deine Stufe,
Groß dein Geiſt zu ſeinem großen Rufe,
Größer war — dein Herz!
Engelhuld und göttliches Erbarmen
Rief den Freund zu deinen offnen Armen;
Froher, unſchuldsvoller Scherz
Lachte noch im ſilbergrauen Weiſen,
Jugendfeuer brannte noch im Greiſen,

In dem Krieger betete — der Chriſt.
Höher, als das Lächeln deines Fürſten,
(Ach! wornach ſo manche geizig dürſten!)
Höher war dir der, der ewig iſt.

Nicht um Erdengötter [1] klein zu kriechen,
Fürſtengunſt mit Unterthanen Flüchen
Zu erwuchern, war dein Trachten nie.
Elende beim Fürſten zu vertreten,
Für die Unſchuld an dem Thron zu beten,
War dein Stolz auf Erden hie.
Rang und Macht, die lächerlichen Flitter,
Fallen ab am Tage des Gerichts,
Fallen ab, wie Blätter im Gewitter,
Und der Pomp — iſt nichts! —
Krieger Karl's, erlaubt mir hier zu halten,
Tretet her, ihr lorbervollen Alten —
Das Gewiſſen brenne flammenroth —
Dumpfig hohl aus eures Krieger's Bahre
Spricht zu euch, ihr Söhne vieler Jahre,
Spricht zu euch — der Tod:

„Erdengötter! glaubt ihr ungerochen
Mit der Größe kindiſchkleinem Stolz —
Alles faßt der ſchmale Raum von Holz —
Gegen mich zu pochen?
Hilft euch des Monarchen Gunſt,
Die oft nur am Ritterſterne funkelt,
Hilft des Höflings Schlangenkunſt,
Wenn ſich brechend euer Aug' verdunkelt?

---

[1] Hier, wie unten: hochgeſtellte Civil- und Militärperſonen.

Erdengötter, redet doch,
Wenn der Götterdunſt zerſtiebet,
Redet denn, was wär't ihr noch,
Wenn ihr — ſchlechte Menſchen bliebet?"

„Trozt ihr mir mit euren ſtolzen Ahnen,
Daß von euch — zwei Tropfen Blut
In den Adern alter Helden rannen?
Pocht ihr auf geerbtes Gut?
Wird man dort nach Rieger's Range fragen?
Folgt ihm wohl Karl's Gnade bis dahin?
Wird er höher von dem Ritterkreuz getragen,
Als vom Jubel ſeiner Segnenden?
Wann der Richter in dem Schuldbuch blättert,
Fragt er, ob der große Todte hier
Zu dem Tempel des Triumphs geklettert?
Fragt man dort, wie man ihn hier vergöttert?
Richtet Gott — wie wir?"

Aber Heil dir, ſeliger Verklärter,
Nimm zufrieden deinen Sonnenflug!
Deinem Herzen war die Menſchheit werther,
Als der Größe prangender Betrug.
Schöne Thaten waren deine Schätze,
Aufgehäuft für eine ſchöne Welt,
Glücklich gingſt du durch die goldnen Netze,
Wo die Ehrfurcht ihre Sclaven fällt.

Wenn die Rieſenrüſtung ſtolzer Größe
  Manches große Heldenherz zerdrückt,[1]
Flohſt du frei, entſchwungen dem Getöſe
  Dieſer Welt, und biſt — beglückt.
Dort, wo du bei ew'gen Morgenröthen
  Einen Lorbeer, der nie welket, pflückſt,
Und auf dieſen trauernden Planeten
  Sanften Mitleids niederblickſt;
Dort, wo du an reine Seraphinen
  Dich in ewigem Umarmen ſchmiegſt,
Und bei jubelvollen Harfentönen
  Kühne Flügel durch den Himmel wiegſt;
Dort, wo Rieger unter Edens Wonne
  Dieſes Lebens Folterbank verträumt,
Und die Wahrheit leuchtend, wie die Sonne,
  Ihm aus tauſend Röhren ſchäumt —

Dorten ſehn wir — jauchzet, Brüder! —
  Dorten unſern Rieger wieder!

Dieſe Todtenklage, welche unverkennbar in Sprache und Geiſt den Stempel Schiller's an ſich trägt, hat zuerſt Ed. Boas, in den „Nachträgen zu Schiller's Werken," aus dem von Huber, Lafontaine, Pfeffel u. A. in Tübingen bei Cotta erſchienenen Taſchenbuch für Damen wieder bekannt gemacht. Ob das Gedicht noch in Bauerbach oder nach Schiller's Rückkehr in Mannheim geſchrieben ſey, wüßte ich nicht zu beſtimmen. Der General Rieger hatte ſich früher durch ſeine Freimüthigkeit auf mehrere Jahre die Feſtungsſtrafe in Hohentwiel zugezogen, und ſtarb im

---

[1] „Die Rieſenrüſtung mag dich erdrücken" im Gedicht Semele ſiehe Taſchenausgabe Bd. 1 S. 60.

Jahr 1783 als Kommandant des würtembergiſchen Staatsgefängniſſes Hohenasberg. Schiller hatte dem Biedermanne längſt ſeine hohe Verehrung zugewandt. In der Anthologie S. 156 f. ſteht nämlich ein den Krieger feierndes Lied, welches die Ueberſchrift hat: „Gefühl am erſten Oktober 1781." Dieſem fügte Schiller, als Herausgeber des Almanachs, die bisher noch nicht wieder abgedruckten Worte unter dem Texte bei: „Der würdige Mann, den dieſe Ode feiert, möge mir die Kühnheit vergeben, daß ich meine Sammlung mit Seinem Namen und Lobe kröne. Ob ich mich ſchon nicht für den Verfaſſer davon bekennen darf, ſo glaubte ich doch durch Aufnahme derſelben in meine Anthologie ihr den Stempel des Gleichgefühls aufgedrückt zu haben, und ich freute mich dieſes Anlaſſes, meine wärmſte Hochachtung gegen denſelben vor der ganzen Welt entblößen zu können." Er hatte ihn ohne Zweifel bei ſeinen Wallfahrten zu dem unglücklichen Schubart kennen lernen. Doch Schiller hat dem General noch ein anderes Denkmahl errichtet, welches ſeinem wahren Gegenſtand zurückgegeben zu werden verdient. In dem „Bruchſtück aus einer wahren Geſchichte, dem Spiel des Schickſals" (Taſchenausg. Bd. 10. S. 114 ff.) werden uns die Lebensſchickſale Rieger's, unter dem Namen des Aloyſius von G. beinahe wörtlich erzählt (ſ. Guſtav Schwab in den Heidelberger Jahrbüchern der Literatur 1835. Nr. 41. S. 611, wo Schwab auf Pfaff's Würtemb. Geſch. Bd. II. S. 440, 445 u. 450 verweist). Auch von Schubart beſitzen wir ein Grablied auf dieſen Rieger: „Todtengeſang, ihrem Vater und Führer, Herrn Philipp Friederich von Rieger ꝛc., im Namen der ſämmtlichen Officiers ſeines Bataillons." (Schubart's Gedichte. 1786. Bd. 2. S. 242.) Schubart bevorwortete ſein Gedicht mit einigen in Proſa ausgedrückten Gedanken, auf welche einige Verſe der erſten Strophe des Schiller'ſchen Geſangs hinzublicken ſcheinen: „Ich höre die Stimme des Weinens auf dem einſamen Berge; denn der Vater der Kriegsſchaar iſt gefallen. — Wie fiel der Vater der Kriegsſchaar, o Sohn des einſamen Berges? — Er fiel nicht, ſpricht heulend des einſamen Berges Sohn, er fiel nicht, wie der ſchweigende Stern der Nacht, wenn er durch's Dunkel ſteigt und verſchwindet. Aber wie ein Luftbild war er, das in ein ferneres himmliſches Land hineinſchießt und Streifen zurückläßt im Geſichte des nachblickenden Wanderers.“ Schubart charakteriſirt ihn beſonders in folgender Strophe:

„Gott weiß, er war Soldatenfreund,
Half Leidenden und Armen;
Zwar hagelſcharf dem Böſewicht,
Doch Braven — mild, wie Maienlicht,
Voll Mitleid und Erbarmen.“

Ich glaube, daß Schiller erſt, als ihm das Schubart'ſche Gedicht, etwa durch einen Freund in Mannheim, eingehändigt wurde, das ſeinige verfertigte, gleichſam um jenes zu ergänzen. Denn Schiller hebt nach ſeinem Charakter beſonders den freien Männerſtolz Rieger's hervor, was Schubart nicht thut. Das Todtenlied war übrigens, wie das obige auf Weckherlin, beſonders gedruckt, wie man aus folgender Stelle eines Briefes von Schiller an ſeinen Vater vermuthen kann: „Schon langſt wollte ich Sie bitten, Vater, die kleinen Sachen, die wahrend meines Aufenthalts in Stuttgart von mir gedruckt worden ſind, zuſammenſuchen zu laſſen und hieher zu ſchicken, auch was Sie noch extra in Manuſcript von mir hatten oder aufzubringen wüßten. Unter den gedruckten Sachen, wovon ich alle Carmina, die ich machte, z. B. das über Wiltmeiſter, über Rieger, über Weckherlin und andere mehr, meine Diſſertation über den Zuſammenhang der thieriſchen Natur des Menſchen ꝛc., und wenn Sie das Manuſcript meiner andern mediciniſchen Diſſertation noch hatten, die nicht gedruckt worden iſt, ferner diejenigen Stücke vom ſchwabiſchen Magazin, worin Aufſätze und Gedichte von mir ſtehen — Vielleicht finden Sie noch fruhere Arbeiten von mir unter

Ihren Papieren. Dieſe Dinge intereſſiren mich jetzt, und ich brauche ſie als Belege zur Geſchichte meines Geiſtes. Haben Sie ja die Güte und ſuchen Sie mir ſolche zu bekommen.“ Man ſieht, daß Schiller einigen Werth auf dieſe Production legte, weil er ſich derſelben noch am 1. Februar 1790, wo er dieſes in Jena ſchrieb, erinnerte.

Die Verſchwörung des Fiesco.

Die Theaterbearbeitung des Fiesco.

(1783.)

Nachdem Schiller ſeinen einſamen Zufluchtsort in Bauerbach verlaſſen hatte und wieder nach Mannheim zurückgekehrt war, änderte er 1783 auf den Antrag Dalberg's ſeinen größtentheils noch in Stuttgart geſchriebenen, in Oggersheim vollendeten und kürzlich erſchienenen Fiesco für die Mannheimer Bühne um (ſ. Schiller's Leben Th. I. S. 217 ff.) Bei dem kalten Fieber, welches ihn damals heimſuchte, zog ſich dieſe Arbeit vom Juli bis Mitte Decembers hin. Dieſe höchſt wichtige Theaterbearbeitung, welche ich in meinem Werke über Schiller Th. I, S. 221 ff. im Allgemeinen charakteriſirt habe, hat ſich glücklicher Weiſe erhalten, und ich mache dieſelbe hier zum erſten Mal bekannt.

Das Bühnenmanuſcript, welches ich durch die Vermittlung eines verehrten Freundes von der Intendanz des Mannheimer Theaters zur Benutzung erhalten habe, iſt ſehr deutlich und hübſch geſchrieben.[1] Einiges iſt durchſtrichen oder zugeklebt, und Anderes auch durch Schiller's Hand umgeändert. Das Manuſcript führt den Titel: Die Verſchwörung des Fiesco zu Genua. Ein Trauerſpiel in fünf Akten, für die Mannheimer Bühne von dem Verfaſſer: Friedrich Schiller neu bearbeitet, auf das Jahr 1783. — Bekanntlich wurde das

---

[1] Vielleicht von jenem Regiments-Fourier abgeſchrieben, von welchem Streicher (in Schiller's Flucht von Stuttgart) erzählt; vergleiche Schiller's Leben Th. I. S. 221.

Stück zuerſt am 17. Jannar 1784 in Mannheim nach dieſer Bearbeitung aufgeführt.

Den Perſonen ſind in dem vorſtehenden Verzeichniß des Manuſcripts die Schauſpieler beigefügt, von denen ſie dargeſtellt wurden. Es ſind zum Theil berühmte Namen, mit andern kam Schiller ſpäter in unangenehme Berührung. Den Fiesco ſpielte Böck; den Andreas — Kirchhöfer; den Gianettino — Engel; den Verrina — Iffland; den Bourgognino — Beck; den Calcagno — Rennſchüb; den Sacco — Gern; den Lomellino — Toscani; den Mohren Haſſan — Beil; den Maler Romano — Frank; drei rebelliſche Bürger — Herter, Böckh, Epp; den Deutſchen der Leibwache — Brand; mehrere Nobili — Herter, Epp, Frank, Böckh. Die Leonore ward vorgeſtellt durch Mademoiſelle Ziegler; die Julia durch Madame Rennſchüb; die Bertha durch Mademoiſelle Baumann; Laura, derſelben Mädchen, durch Mademoiſelle Jacquemin; Roſa und Arabella durch Madame Nicola und Mademoiſelle Wallenſtein. Außerdem noch: Bürger, Soldaten und Bediente.

Man ſieht aus dieſem Verzeichniß, daß dieſe Theaterform die drei Mißvergnügten: Zenturione, Zibo und Aſſerato, gar nicht hat. Dagegen kommt hier ein Mädchen der Bertha vor, welches unſere Ausgaben nicht kennen.

Vergleichen wir dieſe Arbeit mit der Urgeſtalt des Drama's, ſo finden wir überall größere oder kleinere Abweichungen in der Sache oder im Ausdruck, welche ſich gleichſam mit jeder Seite vermehren und bedeutender werden. Allenthalben ſehen wir Schiller's nachhelfende Hand, und man findet das, was Streicher erzählt, bewahrheitet, daß der Verfaſſer das ganze Werk von neuem abgeſchrieben haben muß. Viele Scenen ſind geſtrichen, manche verſetzt, andere ſind größtentheils verändert, nicht wenige endlich ſind ganz neu gedichtet. Kurz dieſes Schauſpiel iſt ſeiner Anlage und vorzüglich ſeiner Tendenz und ſeinem Ausgange nach ein ganz neues dramatiſches Werk. Ich will die Hauptabweichungen hier zuſammenſtellen.

1) Vor allem muß bemerkt werden, daß in Fieſko die republikaniſche Tugend über ſeinen Ehrgeiz obſiegt, ſo daß das ganze Stück, wie ich es in meiner Schrift (Th. I. S. 225 f.) nachgewieſen habe, nicht einen revolutionären, ſondern einen die Freiheitsideen begründenden Charakter hat, und der Held ſich zum Vorläufer des Marquis Poſa läutert. Dieſes Momentes wegen iſt die Theaterbearbeitung in der Entwickelungsgeſchichte Schiller's von entſchiedener Wichtigkeit. Aber Fieſko kommt am Ende nicht um, ſondern er erklärt die Genueſer für frei, und damit ſchließt das Stück. Deßwegen iſt aber auch nicht abzuſehen, wie auf dem Titel des Theatermanuſcripts dieſes Drama, in welchem ſich alles ſo erwünſcht endigt, ein Trauerſpiel genannt werden konnte — wenn anders dieſe Ueberſchrift von dem Verfaſſer herrührt.

2) Denn auch Leonore ſtirbt nicht, und überhaupt Niemand, außer Gianettino. Selbſt der Mohr entwiſcht.

3) Von der Leidenſchaft des Calcagno für Leonore (ſiehe Taſchenausg. B. 3. S. 188 u. ſonſt) und von den Schulden des Sacco (ſ. ebendaſelbſt S. 189) iſt nirgends die Rede. Offenbar iſt auch durch dieſe Höherſtellung beider Perſonen die ganze Verſchwörung veredelt. Alle Mitglieder ſind reine Republikaner. Aber Calcagno und Sacco haben hierdurch künſtleriſch verloren, was ſie moraliſch gewonnen haben; beide Charaktere ſind weniger motivirt.

4) Die Beſchimpfung der Julia (ſ. Taſchenausg. S. 290 ff.) iſt dadurch gemildert, daß ſie nicht vor den verſammelten Verſchwornen, ſondern nur vor Leonoren geſchieht. Dagegen wird noch (ſ. unten Akt 5. Scene 1) weitläufig über dieſe unritterliche Mißhandlung der Julia zwiſchen ihr und den beiden Gatten verhandelt, und das hinterliſtige Benehmen des Fieſko entſchuldigt, damit der Held der neuen Freiheit uns in keinem ungünſtigen Lichte erſcheine. Aber dieß war eine unauflösbare Aufgabe, und es konnte auf dieſer ganzen dürren Steppe nur rhetoriſcher Prunk gedeihen. Die Julia mußte zuletzt gräßlich

erſcheinen, um dem Fiesco ein ſcheinbares Recht zuzuwenden, ſie zu betrügen und zu verhöhnen.

5) Die Bertha wird durch Gianettino nicht entehrt, ſondern entgeht ſeinen Nachſtellungen, und dieſe ganze Epiſode iſt neu erfunden. Doch entläßt uns Schiller nicht, ohne uns (Akt 2. Scene 12) wenigſtens noch lange durch die Meinung zu quälen, daß ſie das Aeußerſte erlitten habe. Auch iſt der Fluch des Vaters jetzt weniger motivirt, und erſcheint beinahe als eine kannibaliſche Farce, welche ganz überflüſſig war, wenn die Mißhandlung des Mädchens auf die drei Republikaner Eindruck machte, und ohnmächtig, wenn ſie keine machte.

Das ganze Schauſpiel iſt in dieſer Ueberarbeitung weniger gekünſtelt und ſpitzfindig, es bewegt ſich freier, einfacher und natürlicher, und unverkennbar fühlt man es dem Dichter an, daß ihm das Herz aufging, je mehr er ſich dem erhabenen Ziele der Handlung näherte — je näher er der warmen Atmoſphäre des Don Carlos kam.

Von allem dieſem werden die nachfolgenden ſorgfältigen und vollſtändigen Auszüge, welche ich mit der Taſchenausgabe in der Hand zu leſen bitte, die beſte Anſchauung geben. Man wird auch ſehen, wie ſich der Dichter bemühte, die hochtrabende Sprache der Urſchrift zum gewöhnlichen Geſprächston herabzuſtimmen, und wie er das, was gelehrt, weithergeholt und unverſtändlich erſcheinen konnte, theils überſetzte, theils umging oder unterdrückte.

Während ich auch das, was manchem unbedeutend ſcheinen könnte — denn wo iſt die Grenze zwiſchen dem Bedeutenden und Unbedeutenden? und würde Schiller irgend etwas verändert haben, wenn er eine Veränderung als ganz geringfügig angeſehen hätte? — aus der Handſchrift aufnahm: habe ich nur die Interpunktion, die Orthographie, und auch einige Sprachformen bisweilen nicht wiedergegeben. So ſtehen ſtatt anderer Unterſcheidungszeichen beinahe immer Gedankenſtriche, und ein Semikolon kommt wohl im ganzen Stück nicht vor. Auch kennt Schiller kein

Ypſilon in griechiſchen Wörtern, daher ſchreibt er immer: *Tirannen*, *Hider* u. ſ. w. Dann kommt vor: *jzt* (neben jezt), *küzeln* (kizeln), *Haven* (Haſen), und immer *Szene*, *Szipio*. Formen, wie: *vielbeinigt*, und das fehlende n am Ende der Adjektive, *meine verlorne Thränen*, *meine verlachte Empfindungen* ꝛc. kennen wir ſchon von den Räubern her.

Erſter Aufzug.

(Ein prächtig erleuchteter Saal im Palaſt des Fieſko. Wie das Orcheſter endigt und der Vorhang aufgezogen wird, fängt hinter der Scene eine Tanzmuſik an; man hört zugleich den Tumult eines Balls.)

Erſte Scene.

Leonore (maskirt) **Roſa** und **Arabella.** (Alle drei Damen ſtürzen auf die Bühne.)

Leonore (reißt die Maske ab). — — Es iſt am Tag:" — Er verläßt mich.

Arabella. — —

Leonore (aufſtehend). Vor meinen Augen!" Eine ſtadtkündige Kokette! ꝛc.

Roſa. „Nehmen ſie die Sache für das, was ſie war" — eine Maskenfreiheit — „eine Galanterie."

Leonore. „Galanterie?" — und das diebiſche Spiel ihrer Augen? — Sein ängſtliches Lauern auf ihre Winke? ꝛc. Nach: „im flammenrothen Fleck zurückblieb" folgt dann (ſ. S. 184 oben) unmittelbar: „Galanterie?" ꝛc.

Auf derſelben Seite (S. 184) iſt die Stelle von den Worten der Roſa: „Deſto beſſer, Signora" ꝛc. bis zu denen der Leonore: „O deinen Arm her — halte mich, Bella! ausgelaſſen.

Leonore [illegible] Lorbeerkranz?" Kann er jauchzen, wenn seine Leonore im Stillen weint? — „O nicht doch, mein Kind" ꝛc.

Arabella. —

Leonore. „Du entfärbst dich — — diese Gemälde wissen mehr," als für das Ohr einer Gattin taugt.

Rosa. Wie die Eifersucht doch alles vergrößert!

[illegible]

Leonore [illegible]. Da er noch Fiesco war — da er daherkam im Pomeranzenwald, wo wir Mädchen lustwandeln gingen (.....)¹ „stolz und herrlich trat er daher ꝛc." — — Unsere Augen schlichen ihm furchtsam nach ꝛc. — — Ach, Bella! wie haschten wir seine Blicke! wie parteiisch zählte der Neid sie der Nachbarin zu! Sie fielen unter uns, wie der goldene Apfel des Zanks — zärtliche Augen brannten wilder, sanfte Busen pochten stürmischer" ꝛc.

Arabella. „O ich besinne mich noch" ꝛc.

Leonore [illegible]. Und nun mein ihn zu nennen! mein! — [illegible] — mein Genua's größten Mann (.....) [illegible] — kann ich's nun dem nicht mehr verschweigen — Mädchen, hört — ich vertraue Euch etwas, „einen Gedanken [illegible]" ꝛc. — — „Hast du den Gedanken," den [illegible] dem Weib verbrochen ist — — „Ach stille!" daß kein Mann uns höre, „wie sind wir ꝛc." — „Lieber dem Fischer [illegible]; Mädchen, wenn einst das Gerücht [illegible] den Himmel reißt! — „wird, muß Genua von seinem [illegible] erheben."

[illegible]

---

¹ [illegible], eine [illegible]

Leonore. „Erſtaune," Bella, der Braut in den Freuden des Brauttags! — Ich bin nur ein Weib, meine Lieben — „aber ich fühle den Adel meines Bluts, kann es nicht dulden," daß dieſes Haus Doria über das Haus der Fiescer hinausſtrebt. „Jener ſanftmüthige Andreas — — „mag" immerhin Herzog von Genua heißen — — die Republik zittert vor ihm, und Fiesco (in Thränen ausbrechend) — weint um mich! — Fiesco liebt ſeine Schweſter.

Arabella. Arme ꝛc.

Leonore. „Gehet jetzt" und ſehet dieſen Abgott der Genueſer im ſchamloſen Kreis von Schwelgern und Buhldirnen ſitzen, „ihre Ohren mit unartigem Witze kitzeln," und freche Lieder auf ſeine Schande ſingen — „das iſt Fiesco!" Ach, Mädchen, nicht Genua allein — ich habe am meiſten verloren!

Arabella. „Reden Sie leiſer! ꝛc."

Leonore (zuſammenſchreckend). Wo hinflüchten? Es wird mein Gemahl ſeyn. Rettet mich! verberget mich! Er darf dieſe Thränen nicht ſehen „(Sie entſpringt in ein Seitenzimmer)."

Zweite Scene.

Gianettino Doria (in einem grünen Domino). **Der Mohr.**

Gianettino. „Du haſt mich verſtanden," Kerl?
[illegible]. S. [illegible]
Mohr. „Wohl."
Gianettino. Merkſt du? „Die weiße Maske."
Mohr. „Wohl! Wohl!"

Gianettino. Verstehst du? „du kannst sie nur“ ꝛc. — Nachher eine Lücke:

Mohr. „Er soll zufrieden seyn.“ [......] „Um Vergebung, wie schwer möchte ꝛc.“ Weiter unten:

Gianettino. — — „Höre, Kerl, faſſe ihn ja recht“ (er will gehen).

Mohr. So feſt, Herr, als Eure Verſe. — Aber, Prinz, ich muß gleich nach dem Mord aus den Grenzen.

Gianettino. „So nimm deinen Dank voraus. (Er wirft ihm einen Beutel zu.)“ Ich muß zur Geſellſchaft. (Geht ab.)

Mohr (indem er den Beutel vom Boden nimmt). „Das nenn' ich Kredit!“ Der Herr hier traut auf das bloße Ehrenwort eines Gauners. (Von der andern Seite ab.)

Der dritte Auftritt, Taſchenausgabe S. 188 f., iſt ganz weggefallen und die Theaterbearbeitung geht ſogleich zur vierten Scene S. 190 über, die hier die dritte iſt.

Dritte Scene.

Gräfin Julia (erhitzt und zornig eintretend). **Fiesco** (im weiten Domino, ſie verfolgend). Hernach **Bediente.**

Fiesco. — — „Hier iſt eine Beleidigung.“

Julia. Sieh doch! warum nicht gar! — weg da! Sie werden mir den Mantel in Stücken reißen — „Beleidigung?“ Wer iſt denn hier, der mich beleidigen kann? „So gehen Sie doch!“

Fiesco (auf ein Knie ſinkend). „Nicht, Signora, ꝛc.“

Julia. — — „Rufte doch Jemand die Gräfin von Lavagna zu dieſem reizenden" Auftritt? — Wie, Graf? wo bleibt der Gemahl? — Dieſe Stellung ſchickte ſich trefflich in das Schlafgemach Ihrer Frau, wenn ſie mit ihren Lieblingen Abrechnung hält, „und einen Bruch in der Rechnung findet" ꝛc.

Fiesco ([illegible]). Impertinenzen? von meiner Gemahlin? und Ihnen?

Taſchenausg. S. 191.

Fiesco. „Das Verbrechen Ihrer" Geſtalt, Signora, daß er nicht Augen für Alles hat.

Julia. „Keine Delikateſſe ꝛc."

Fiesco. „In den Armen der Liebe," die Ihnen die Uebereilung der Eiferſucht abbittet.

Julia. „Eiferſucht! Eiferſucht!" Was will denn das Närrchen? — — Ob ſie wohl eine beſſere Fürſprache für **ihren** Geſchmack finden kann, „als wenn ich ihn" ꝛc.

Fiesco (hitzig). „Grauſamſte! und mich dennoch zu quälen! — — — Eine Verbrecherin iſt meine Liebe, aber eine Heldin zugleich, die kühn genug iſt, die Ringmauer des Ranges durchzubrechen und gegen die verzehrende Sonne der Majeſtät anzufliegen."

Julia. Aber auch kühn genug, über die Thränen einer Gemahlin zu ſiegen? Auch kühn genug, vor den Augen der Welt Julia's Feſſeln zu tragen? — Ertappter Betrüger! ſeine Worte vergöttern mich, und in eben dem Augenblick ſchlägt ſein Herz unter dem Bild einer Andern. (Sie zeigt auf Bourgognino's Porträt, das er am Halſe trägt.)

Fiesco. „Oder beſſer, Signora: es ſchlägt unwillig dagegen, und will es hinwegdrücken." (Indem er das Gemälde herunternimmt und es der Julia überreicht.) „Stellen ſie" ꝛc.

Julia (steht auf, halb zu ſich, herablaſſend). Ein großes Opfer, bei meiner Ehre, das ich belohnen muß. (Sie hängt ihm das Portrait um.) „So, Sclave" ꝛc.

Vierte Scene.

Fieſco. Mehrere Bediente.

In dieſem Schlußſatze des Fieſco (S. 192) ſteht ewigen Schlummer für „bleiernen Schlummer," brennende Lichter für „brennende Lampen," und die bevorſtehenden Befehle an die Bedienten endigen ein wenig minder pathetiſch: Allgemein ſey die Fröhlichkeit, und der bacchantiſche Tanz erſchrecke die Todten! (Er geht ab, man hört wieder Muſik.)

Fünfte Scene.

Gianettino Doria (noch vermummt). Lomellino. Verrina. Bourgognino. Calcagno. Sacco (alle maskirt). Mehrere Maſken, welche Damen hereinführen, Pokale in der Hand.

Gianettino (etwas taumelnd). Bravo! bravo! wo iſt Fieſco? — Seine Weine glitſchen herrlich — ſeine Tänzerinnen ſpringen, wie befiedert! — Geh' einer von euch und ſtreu' es in Genua aus: wir Gianettino ſeyen heitern Humors ꝛc. — — „Heute war Prinz Doria luſtig.“

Masken (heben die Pokale an). „Die Republik! (Trompetenſtoß.)“

Lomellino (bringt Gianettino ein Glas).

Gianettino (trinkt und wirft dann das Glas mit Macht auf die Erde). „Hier liegen die Scherben“ (Verrina, Bourgognino, Calcagno und Sacco kommen in Bewegung.)

Lomellino „(führt den Prinzen vor). Gnädiger Herr ꝛc.“

Gianettino. Das hab' ich auch, Burſche, und denke ſchon Tage und Nächte lang auf ihre Bekanntſchaft.

Lomellino. Dieſe Bekanntſchaft kann ich Ihnen verſchaffen, mein Prinz.

Weiter unten ſind die Worte **Lomellin's**: „Gnädiger Prinz, es iſt die zweite im Staat ꝛc.“ und was darauf **Gianettino** erwiedert (S. [illegible]) beinahe gleich, bis:

Lomellino (leiſer). „Das Mädchen iſt die einzige Tochter“ des Verrina, der ein Mitglied des großen Raths und der feurigſte Patriot iſt.

Gianettino. Das Mädchen iſt ſchön, und Trotz ſey der ganzen Hölle geboten, ich muß ſie beſitzen.

Lomellino.[1] Prinz! Prinz! Sie überlegen nicht, was Sie wagen. Der Vater lebt nur in dieſer Tochter. Ein junger Officier der Republik, Scipio Bourgognino, hat ihre Liebe ſchon. Der Vater begünſtigt ſie. Die Vermählung wird vor ſich gehn, ſobald das Schiff des Bräutigams glücklich aus der Levante zurückkommt, — und, wie man ſagt, wird es alle Stunden erwartet.

---

[1] Von hier an bis gegen das Ende dieſer Scene (Taſchenausg. S. 196) iſt alles neu gedichtet.

Gianettino. Höll' und Teufel! Und das ſagen Sie mir? Und das ſind die Ausſichten, die Sie mir zum Beſitz dieſer Dame entdeckt haben wollen? — Geh', feige Memme!

Lomellino. Hören Sie mich ganz aus, mein Prinz. Sie ſagen mir, Sie lieben die junge Dame. Bei Gott! ſie verdient ſie auch, dieſe Liebe. Ja, ich ſtehe nicht an, hinzuzuſetzen, ſie verdient Ihre fürſtliche Hand.

Gianettino (lächelt ſpöttiſch).

Lomellino. Spotten Sie nicht, Prinz. Das Geſchlecht der Verrina iſt immer ſo edel, ſo alt, ſo verdient, als das Ihrige. Der Name Verrina iſt die Loſung der Republik, die Tyrannei kann keinen fürchterlichern hören. — Wie nun, Prinz, wenn Sie durch dieſes Bündniß Ihren gefährlichſten Feind beſtachen? wie? wenn dieſe Heirath das Mittel wäre, Ihnen die Herzen der ganzen Nation in die Hände zu ſpielen? — Ich überlaſſe es Ihrer eigenen Klugheit.

Gianettino (bei Seite). Verdammter Kuppler! Doch ich bedarf jetzt ſeiner; ich muß dem Narren ſchon einmal das Wendwerk vormachen. (Seine Hand faſſend.) Sie haben Recht, Lomellino; ich billige Ihre Gründe. Ich will der Bürgerin meine Hand anbieten. Aber was nun? haßt mich der Vater nicht? wird nicht der Bräutigam ſeine Rechte mit Frechheit behaupten? Und wie viel kann zwiſchen heute und morgen geſchehen, wenn wir uns nicht vor allen Dingen der Dame verſichern?

Lomellino (ſtutzt). Prinz! wie verſtehen Sie das?

Gianettino. Wir müſſen Zeit gewinnen. Ich muß mich dem Mädchen unter vier Augen zeigen. Ich muß ihre Liebe ſuchen. Kann ich das in dem Haus des Vaters, das mir verſchloſſen iſt? im Geſicht ihres Freiers, der ſeine Geliebte, wie ein Drache, bewachen wird?

Lomellino (nach einigem Nachſinnen). Ja — Recht, Prinz! Da treff' ich eben auf einen Anſchlag: Das Fräulein hat die Gewohnheit, täglich ein gewiſſes Frauenkloſter vor der Stadt zu beſuchen. Der Weg geht durch einen Orangenwald, und ſie hat nur wenig Begleitung.

Gianettino (umarmt den Grafen). Glücklicher Einfall, in dem ich den ganzen Freund Gianettino's erkenne. Herrlich! vortrefflich! — Wir halten mit einem verſchloſſenen Wagen und einer Anzahl Bewaffneten, bemächtigen uns der reizenden Beterin und führen ſie —

Lomellino. Ja! **wohin**, Prinz? Das iſt eben die Frage.

Gianettino. Geduld, Freund! Eine viertel Meile von der Stadt beſitz' ich ein Landhaus, das einſam im Walde ſteht, und ohne mein Wiſſen von Niemand beſucht wird. Dahin bringen wir ſie. Dort, Lomellin, ſoll man ſie ſo wenig, als bei den Huronen ſuchen.

Lomellino (den Kopf ſchüttelnd, bedenklich). Gewalt, Prinz? Entführung? Bedenken Sie, das einzige Kind des ſtrengſten Republikaners. —

Gianettino (ſehr laut). „Geh' in die Hölle mit deinem Republikaner!" — — — „Hat darum Herzog Andreas ſeine Narben geholt" in den Schlachten ihrer Kinder und Bräute, daß ſein Neffe die Gunſt dieſer Lumpenrepublikaner erbetteln ſoll? ꝛc.

Die letzten Worte dieſer Scene von: „Das Mädchen iſt eben jetzt allein" (Taſchenausg. S. 150) fehlen natürlich.

Sechſte Scene.

Die Vorigen. Fiesco.

Gianettino (indem Fiesco, als er gehen will, an der Thür begegnet): „Wo iſt die Gräfin?“

Statt „**Eine von den drei Masken**“ (murmelt unwillig) ſteht in dem Theaterzettel: **Verrina als Maske murmelt unwillig.**

Zuletzt heißt es: Einige Gäſte (in Bewegung) — — „(Sie [illegible] [illegible]“ [illegible] [illegible] [illegible].

Siebente Scene.

Verrina. Calcagno. Sacco (noch immer maskirt). Fiesco. (Später.)

In dieſer Scene (ſ. Taſchenausg. B. 2. S. 195 bis 198) iſt nichts verändert. Auch die

Achte Scene zwiſchen

Fiesco und Bourgognino

iſt in beiden Bearbeitungen gleich. Eben ſo iſt die

Neunte Scene,

wo Fiesco und der Mohr auftreten, ganz dieſelbe (Taſchenausgabe, S. 203 unten, ſteht durch einen Druckfehler „mein Teſtimonium“ ſtatt ein Teſtimonium, wie die Lesart auch in der erſten Ausgabe des Fiesco, Mannheim 1783, iſt). Mit dieſem Auftritte endigt der erſte Act.

Zweiter Aufzug.

Vorzimmer im Palaſte des Fiesco.

Erſte Scene.

Fiesco kommt mit **dem Mohren**

In den ſämmtlichen Werken der vierte Auftritt dieſes Aufzugs (Taſchenausgabe. B. 2. S. 221 ff.).

Fiesco. Jezt, Burſche, laß hören. Deine dreißig Stunden ſind um. Haſt du meine Befehle vollzogen?

Mohr. Auf ein Haar, mein Gebieter.

Fiesco (ſezt ſich). Nun denn: Wie ſpricht man von Doria? Was äußert man ſich über die neue Regierung?

Mohr (kommt vertraulich näher). Was der Henker laut wiederholen mag. „Schon das Wort Doria ſchüttelt ſie, wie ein Fieberfroſt" ꝛc. (ſ. Taſchenausg. S. 222). Die Worte auf der folgenden Seite: „Ein Jeſuit wollte gerochen haben, daß ein Fuchs im Schlafrock ſtecke — ein Fuchs riecht den andern" ſind im Manuſcript mit Röthel durchſtrichen.

Fiesco. „Gut! Hier nimm die Zechine für dieſe Zeitung. Die Schellenkappe hab' ich nun aufgezogen," daß die Genueſer über mich lachen ꝛc.

S. 225 in der Mitte ſagt Fiesco: — „Unmöglich kann ſie rechtmäßig aus ſeyn" — Schwert und Hut her. Wo iſt mein Orden? Aber Hut iſt von einer andern Hand neben „Mantel" geſchrieben.

Zweite Scene.

Fiesco. Verrina. Bourgognino. Calcagno. Sacco (stürzen stürmisch ins Zimmer).

Wir werden in dieser Scene vorzüglich die Vertheilung der Rollen des Centurione, Zibo und Asserato (s. Taschenausg. S. 225 ff.) an die eben genannten Personen anzumerken haben.

Bourgognino. „Graf, Sie verzeihen unserm Zorn“ ꝛc.

Verrina. „Ich bin beschimpft“ ꝛc.

Fiesco.[1] „Doria hat das goldne Buch besudelt ꝛc.“

Bourgognino. „Darum sind wir da.“ ꝛc.

Calcagno. „Der ganze Adel ist in ihm aufgereizt“ ꝛc.

Sacco. „Die Rechte der Nation sind zertrümmert“ ꝛc.

Fiesco. „Sie spannen meine ganze Erwartung.“

Verrina ([illegible]). „Er war der neun und zwanzigste“ ꝛc.

Bourgognino ([illegible]). „Standen noch uns ꝛc.“

Calcagno ([illegible]). „So was erlebte man nicht“ ꝛc.

Bourgognino ([illegible]). „Doria zog ein Schwert“ ꝛc.

Calcagno. „Senatoren, es gilt nicht!“ ꝛc.

Bourgognino. „Lomellin ist Procurator“ ꝛc.

Sacco. „Und rief: Es gilt nicht“ ꝛc.

Fiesco (nach einem [illegible]). „Wozu sind sie entschlossen?“

---

[1] Diese Rede kann unmöglich Fiesco [illegible].

Verrina. „Der Republik ist ins Herz gestoßen" ꝛc.

Fiesco. Verrina, „Binsen mögen vom Athem fallen" ꝛc.

Bourgognino. „Ich dachte, man fragte, was Genua beschließe?"

Fiesco. „Genua? Genua?" ꝛc.

Verrina. (ernst) „unsere Patricier besser schaaren" ꝛc.

Fiesco „(lachend). Wie Tauben auseinander flattern" ꝛc.

Bourgognino „(schäumend). Nein! wie Pulvertonnen" ꝛc.

Calcagno. „Das Volk wüthet auch" ꝛc.

Fiesco „(kalt). Der blinde, unbeholfene Koloß, der — — „Zwirn" — über seine eigenen Beine stolpert. Umsonst, meine Freunde. Die Zeiten sind nicht mehr, wo unsere Flaggen auf dem Ocean herrschten. Genua ist unter sich selbst gesunken. Es kann nicht mehr frei seyn. Es muß einen Fürsten haben. Also huldigen Sie dem Schwindelkopf Doria.

Alle ([illegible]). Es muß einen Fürsten haben? Es kann nicht mehr frei seyn?

Verrina ([illegible]). Vier solche Herzen schlagen in Genua, und Genua kann nicht mehr frei seyn?

Bourgognino ([illegible]). Schande über uns, Bruder! Was hatten wir auch im Tanzsaal des Fiesco zu suchen? Muß die gerechte Sache noch lange bei der Weichlichkeit betteln gehen? Ist Genua ohne den Schwätzer verloren? Auf! Auf! dem Markte zu, Republikaner! — Volk und Senat warten unser. Tausend Schwerter verlangen nur nach der Losung des Vaterlands. ([illegible])

Bourgognino. Was steht zu Befehl, Graf?

Fiesco „([illegible])." Betrachten Sie doch diese Frau, Bourgognino!

Bourgognino. „Es iſt die Venus“ von Medicis. Wozu jetzt dieſe Frage?

Fiesco. Aber ſie gefällt Ihnen doch?

Bourgognino (beleidigt). Graf von Lavagna — ſoll dieſes Mißtrauen meinem Kopf oder Herzen gelten?

Fiesco (lächelnd). Nun alſo, wenn dieſes Ideal Sie entzücken kann, ſo durchreiſen Sie die Welt, bis Sie das weibliche Meiſterſtück finden, in welchem alle dieſe Reize lebendig ſind.

Bourgognino (mit Ungeduld). Und dann, Graf?

Fiesco. Dann haben Sie den tauſendjährigen Proceß der Natur mit den Künſtlern gewonnen.

Bourgognino (aufgebracht). Und dann?

Fiesco. „Und dann? dann?“ ꝛc. (ſ. Taſchenausg. B. 2, S. [illegible])

Bourgognino. Hölle und Teufel! (Er rennt aus dem Zimmer, [illegible] Fiesco folgt ihm.)

Dritte Scene.

Fiesco. (In der Ferne der Tumult der Bürger.)

Fiesco ([illegible] auf und abgehend). „Glücklich! glücklich!“ Stürzt immer fort! tobt! verflucht mich! Die Kugel ſpringt deſto kräftiger auf, je härter ſie widerprallt! (Man hört den Tumult der Bürger.) Horch! Holla! Der Aufruhr kommt wie gerufen. Aber die Verschwörung muß mein seyn. Sollte Fiesco fortsetzen, was Fiesco nicht anfing? (Man hört den wilden Tumult näher kommen [illegible] und Axt an die Schloßpforten schlagen.)

Vierte Scene.

Der Mohr (kömmt gerennt). **Fiesco.**

Vergl. Taschenausg. S. 226.

Mohr. Sie kommen! Sie kommen!

Fiesco (vom Fenster zurück). Wer? wer denn? Mein ganzer Palast zittert? Was lärmt denn so fürchterlich?

Mohr. Wie eine Ueberschwemmung wimmelt's in den Hof herein. Es ist ganz Genua, glaub' ich.

(Der Tumult nimmt zu.)

Fiesco. Geschwind! geschwind! „Mach' die Thorflügel weit auf! Laß hereinstürzen, was Füße hat!" (Mohr eilt ab.)

Fiesco. „Das Streb der Republik ist in Flammen" ꝛc. (s. Taschenausg. S. 228 unten.)

Der Mohr (kommt wieder). Sie stürmen die Treppe herauf. Es sind ihre Abgesandte. — Soll ich sie einlassen?

Fiesco. Alles! alles! (Mohr eilt ab. Das Volk dringt ins Zimmer, [illegible])

Fünfte Scene.

Fieſco. Zwölf Bürger.

Alle. „Rache an Doria! Rache an Gianettino!“

Fieſco. Hübſch gemach, meine Landsleute! Daß ihr mir alle eure Aufwartung ſo machtet [illegible] das zeugt von euren guten Herzen ꝛc.

Drei Bürger. „Zu Boden mit den Doria“ ꝛc.

Fieſco „[illegible]“ Zwölf ſind ein vornehmes Heer.

Erſter Bürger. „Dieſe Doria müſſen weg“ — der Staat muß ein ander Geſicht kriegen.

Zweiter Bürger. Unſre Friedensrichter die Treppen hinabzuwerfen — die Treppen hinab unſre Friedensrichter.

Dritter Bürger. Bedenkt doch, Fieſco! die Treppen hinab, weil ſie ihm bei der Prokuratorwahl Widerpart hielten.

Alle Drei. „Soll nicht geduldet werden!“ ꝛc.

Zweiter Bürger. Ein Schwert in den Rath zu nehmen!

Erſter Bürger. „Ein Schwert! Das Zeichen des Krieges“ ꝛc.

Zweiter Bürger. „Im Scharlachrock in das Rathhaus zu kommen!“ ꝛc. Nicht ſchwarz, wie die andern Herrn Senatoren.

Erſter Bürger. „Mit acht Hengſten“ ꝛc.

Alle Drei. „Ein Tyrann“ ꝛc.

Zweiter Bürger. Zweihundert Deutſche zu ſeiner Leibwache zu halten!

Erſter Bürger. „Ausländer wider die Kinder“ ꝛc.

Alle (zuſammen). Gewalt! Hochverrath! „Genua's Untergang!"

Erſter Bürger. Das Wappen der Republik auf der Kutſche zu führen!

Zweiter Bürger. Die Statue des Andreas mitten im Hof des Rathhauſes aufzurichten!

Alle Drei. „In Stücke mit dem Andreas!" ꝛc.

Fiesco (lächelnd). Warum ſagt ihr das mir, Genueſer?

Zweiter Bürger. „Ihr ſollt es nicht dulden" ꝛc.

Dritter Bürger. Ihr ſeyd ein kluger, vernünftiger Mann ꝛc.

Das Uebrige iſt gleich bis zum kurzen Selbſtgeſpräch des Fiesko S. [illegible] unten f.: „Volk und Senat für Fiesco!" — Haſſan! Haſſan! Ich muß dieſen Wind benutzen — „Haſſan! Haſſan!" ꝛc.

Sechste Scene.

Fiesco. Der Mohr.

S. Taſchenausg. B. 3. S. [illegible] unten.

Fiesco [illegible] „Beim zweiten bekennſt du?"

Mohr. Iſt das alles?

Fiesco. Bekennſt laut und vernehmlich die ganze Büberei: — Gianettino's Auftrag und eigene Werke; zuletzt zeigſt du noch ſeinen Paß und Zettel.

Mohr [illegible]. Ein Schelm iſt der Teufel" ꝛc.

Das Uebrige iſt unverändert. Die nächſte Scene (Leonore und Roſa ſtürzen erſchrocken herein. Taſchenausg. S. 254 u. f.), ſo die folgende ſind im Manuſcript durchſtrichen. Beide ſind übrigens gleich, außer daß (S. 255) unten: „der Dirne“ ſteht ſtatt: Buhlſchweſtern.

Saal bei Verrina.

Neunte Scene.[1]

Bertha. Ein Bedienter. Hernach **Laura.**

Bertha (ſtürzt herein, außer Athem und zitternd). Bin ich da? Bin ich nicht mehr in ſeinen Händen?

Laura (aus einem Nebenzimmer kommend und auf ſie zufliegend). Ja! Sie iſt's! Sie iſt's! Mein Fräulein! mein Fräulein!

Bertha (ſchaut ſich ängſtlich um). Wo iſt mein Vater? — Träum' ich vielleicht nur? — oder iſt alles nur Traum geweſen? — Nein! nein! Ewige Vorſicht, habe Dank! — Ich bin ja gerettet — Das iſt meines Vaters Saal — und hier iſt kein Gianettino.

Laura. Gott! was iſt das? Wen nannten Sie, Fräulein? Wo waren Sie?

Bertha (zu dem Bedienten). Und du, ehrlicher, edler Mann — dir übergab mich ein Böſewicht — die weinende Unſchuld wirft ſich in deine Arme — du läſſeſt von ihren Thränen dich rühren — bringſt mich in Sicherheit — wirſt ein Verräther, um nicht ein Teufel zu werden. — Der Himmel belohne dich! — aber flieh! — des Wollüſtlings Arm iſt lang — hier haſt du Gold — Es bringe dich über die Grenze. (Der Bediente geht ab.)

---

[1] Dieſe ganze Scene iſt neu.

Laura. Weh' uns! was ahndet mir! Reden Sie! Reißen Sie mich aus dem entſetzlichſten Zweifel. Woher kommen Sie, Fräulein?

Bertha. Ein Dolchſtoß iſt dieſe Frage. Wiederhole ſie nicht. Aber wo iſt mein Vater, und war Bourgognino hier? — Ich bin ja nicht ſchuldig, o Himmel! Kann das Lamm gegen den Würger ſich wehren? — Laura, du ſchweigſt? — Ich verſtehe: — Mein Geliebter verachtet mich, der Vater hat ſeine Tochter verworfen.

Laura. Ruhen Sie aus. Sie ſind außer ſich. Ich höre den Gang heraufkommen. Es iſt der Tritt unſers Herrn.

Bertha (fährt entſetzt auf). Mein Vater! (Sie fällt Lauren um den Hals.) Laura! gute Laura! verbirg mich — rette mich vor dem Blick meines Vaters — vor der Welt — vor mir ſelbſt! (Sie will fort.)

Zehnte Scene.

Die Vorigen. Verrina.

S. Taſchenausg. B. 2. S. 206 ff.

Bertha. Er iſt's! allmächtiger Gott! (Laura entfernt ſich.)

Verrina „(kommt düſter und nachdenkend; wird ihre Angſt gewahr, aber will nur ruhig ſie prüfen.) An ihrem Vater erſchrickt meine Tochter?"

Auf derſelben Seite, weiter unten:

Verrina (tritt näher, äußerſt befremdet). „Wie?" was ſoll das? — „Welch ein Empfang, meine Tochter?" — — An dieſer klopfenden Bruſt wird das Herz des Verrina wieder erwarmen, das am Grabe der Republik ſich eiskalt zuſammenzog. O mein Kind, ich habe jetzt eben Abrechnung gehalten mit allen Freuden der Welt, und — nur du, nur du biſt mir übrig geblieben.

Bertha. „Unglücklicher Vater."

Verrina (drückt ſie mit Feuer an ſeine Bruſt). Bertha! einziges Kind! Bertha! meine letzte — letzte übrige Hoffnung! — Die Freiheit der Nation iſt verloren — Fiesco verloren — (ſie wild faſſend, fürchterlich murmelnd) und hoffentlich auch deine Ehre!

Bertha. Heiliger Gott! Sie wiſſen?

Verrina (hält bebend ſtill). „Was?"

Bertha. Wie tödtlich man Ihre Tochter beſchimpfte?

Verrina (ſchleudert ſie von ſich). Meine Tochter nicht, Bettlerin!

Bertha. Als ich dieſen Morgen durch den Orangenwald fuhr, im Marienſtift, wie gewöhnlich, meine Andacht zu halten —

Verrina (unbeweglich, bleich wie ein Geſpenſt, hält den Blick ſtarr und finſter auf ſie geſpannt).

Bertha (bemerkt es, ſpringt auf). Gott! dieſer Blick! — dieſe mich verdammende Todtenſtille! Ich bin verloren — Sie wiſſen alles!

Verrina. Was, Unglückſelige?

Bertha. Daß plötzlich eine Bande Vermummter aus dem Hinterhalt bricht — einige dem Vorderpferd in den Zügel fallen — andre zu mir in den Wagen ſpringen — Piſtolen auf meine Bruſt angeſchlagen, mich zu ſchweigen bedrohn — in vollem Galopp mit mir fortrennen —

Verrina. Hölle! Teufel! wohin rennen?

Bertha. Vor eine Einſiedelei in der abgelegenſten Gegend des Waldes, wo ich ausſteigen muß, wo ſich meine Räuber entlarven — zu meinen Füßen fallen — die Gewaltthätigkeit mit dem Befehl des Herrn entſchuldigen und verſchwinden.

Verrina. Mit dem Befehl ihres Herrn? Weiter! weiter! (Grimmig brütend auf und ab.)

Bertha. Furcht und Erſtaunen hatten meine Sinne gelähmt. Ich erwache. Ich finde mich in einem Cabinet voll der ſchändlichſten, frechſten Gemälde; ſchaudernd erwart' ich den Ausgang, die Thüre geht auf. (Sie erzählt immer ängſtlicher.) Er ſteht vor mir — er ſelbſt — er umfaßt mich — (Sie wirft ſich erſchrocken in Verrina's Arme.) O mein Vater! mein Vater! beſchützen Sie — retten Sie — reißen Sie Ihr Kind aus den Armen des Ungeheuers — (Sie bleibt in dieſer Stellung halb ohnmächtig liegen. — Lange, ſchreckliche Pauſe.)

Verrina (ſetzt ſie auf einen Seſſel nieder, mit hohler, matter Stimme). Noch Einen Odemzug, meine Tochter — den letzten! — (Still wüthend, ihre Hand faſſend.) Wer?

Bertha. Weh' mir! Nicht dieſen kalten, leichenblaſſen Zorn! Helfe mir Gott! Er ſtammelt und zittert.

Verrina. Ich wüßte doch nicht, meine Tochter, wer?

Bertha. Ruhig, ruhig, mein beſter, mein theurer Vater!

Verrina (läuft wüthend auf ſie zu). Ich ermorde dich! Wer?

Bertha. Der Mann, den Sie ewig haſſen, und den Ihr Arm nie erreichen wird.

Verrina (tritt zurück, wie vom Blitz gerührt). „Nein, das kann nicht ſeyn — das nicht — den Gedanken ſendet mir Gott nicht!“ — Eisgrauer Thor! Als ob ein einziger Wurm alles Gift in die Schöpfung ſpritzte? — Den ich ewig haſſe? den mein Arm nie erreichen wird? — Gianettino Doria oder die Hölle — ich kenne nichts Drittes mehr.

Bertha. Der Name iſt ausgeſprochen — die Rache des Himmels hat ihn verrathen.

Verrina („hält beide Hände vors Geſicht und wankt nach dem Seſſel). Sey ruhig — es iſt nur ein Schwindel, meine Tochter. (Läßt die Hände ſinken und ſitzt mit einem Todtengeſicht.)

Bertha (die Hände ringend, zu ſeinen Füßen). Barmherziger Himmel! das iſt mein Vater nicht mehr.“

Verrina (nach einer Pauſe, laut lachend). „Recht ſo! recht ſo! Memme Verrina! Daß der Bube ins Heiligthum der Geſetze griff — dieſe Aufforderung war dir zu ſchwach — der Bube mußte zuvor noch im Heiligthum deines Blutes wühlen. — (Springt auf.) Geſchwind, rufe meine Diener zuſammen — ich muß ſie eilends durch Genua verſenden —“ oder halt, halt! Ich beſinne mich eben anders — beſſer. „Hole mein Schwert herbei.“ Bet' und knie nieder — (Die Hand vor die Stirne.) Was aber will ich denn?

Im Folgenden iſt der Text gleich, nur ſagt **Verrina**: — — „Bertha, was that jener eisgraue Römer, als man ſeine Tochter — wie nenn' ich's nur — auch“ ſo liebenswürdig fand? Höre, Bertha? Was ſagte Virginius zu ſeiner mißhandelten Tochter?

Eilfte Scene.

Calcagno. Sacco. **Vorige.**

S. Taſchenausg. B. 2. S. 209 ff.

Calcagno. Alles verloren, Verrina! Die Doria triumphiren. Der Sterbetag unſerer Freiheit iſt da! — Wir eilen von Fiesco zum Marktplatz. Erwartungsvoll ſtehen Adel und Volk, ſeinen Entſchluß zu vernehmen, und — Schande der Republik vor allen Völkern der Erde! — das ganze Heer wirft die Waffen weg, weil Fiesco nicht an der Spitze ſteht. Ihm allein folgte ganz Genua, wie einem Gott. Unſerm Arm vertraut ſich das Volk nicht. (Große Pauſe.)

Sacco. Was iſt hier vorgefallen? Ein Schwert liegt im Saal. Verrina ſchweigt und blickt wild herum. Bertha in Thränen.

Calcagno. „Bei Gott, das werd' ich nun auch gewahr" ꝛc.

Im Folgenden nach den Worten **Verrina's**: „Unter! Sitzt nieder!"

Bertha (hängt ſich bittend an Verrina). Schonen Sie meines Herzens! Schonen Sie Ihres Kinds! Ich beſchwöre Sie, Vater!

Verrina. „Höret!"

Calcagno (erſchrocken, indem beide ſich ſetzen). Himmel und Erde! was wird das? Mir ahndet etwas Entſetzliches, Sacco!

Verrina. Genueſer — ihr Beide kennt das Alterthum meines Geſchlechts. „Eure Ahnen haben den meinigen die Schleppe getragen." Meine Väter fochten die Schlachten der Republik. Meine Mütter waren Muſter der weiblichen

Tugend. Ehre war unſer einziger Reichthum „und erbte vom Vater zum Sohn — oder wer weiß es anders?“

Sacco. „Niemand.

Calcagno. So wahr Gott lebt, Niemand.“

Verrina. Ich bin der Letzte meines Hauſes. Meine Frau liegt begraben. Dieſes Kind war ihr einziges Vermächtniß. Wie ich's erzog, iſt Genua Zeuge. Wird Jemand auftreten und klagen, daß ich meine Bertha verwahrloste?

Calcagno und **Sacco** (lebhaft). Niemand, Niemand!

Verrina. Freunde — ich bin ein alter Mann. Verlier' ich dieſe Tochter, darf ich keine mehr hoffen, und mein Gedächtniß löſcht aus. (Mit überraſchender, ſchrecklicher Wendung.) Verloren iſt ſie — infam mein Gedächtniß.

Calcagno und **Sacco** „(in Bewegung). Das wolle Gott verhüten!“ (Bertha will aus dem Zimmer ſtürzen.)

Verrina. „Bleib'! bleib', meine Tochter!“ ꝛc. — — Meine Freunde, ſitzt nicht ſo betroffen da. „Wer Genua unterjocht, kann doch wohl ein Mädchen entführen?“

Calcagno und **Sacco** (ſpringen auf). Rache und Tod! Gianettino!

Bertha (ſchreit erſchrocken). Stürz' unter mir, Erde! Mein Scipio!

Zwölfte Scene.

Bourgognino. Die Vorigen.

Bourgognino (kommt eilig und vergnügt, läuft auf Bertha zu, und dann auf Verrina). Triumph, meine Liebe! Eine fröhliche Neuigkeit! — Edler Verrina, ich komme, das ganze Glück meines Lebens Ihrem Ausſpruch zu übergeben. Schon längſt liebt' ich Ihre Tochter, und nie durft' ich es wagen, um ihre Hand zu bitten, weil mein ganzes Vermögen ein Spiel falſcher Wellen war. Eben jetzt fliegt meine Fortuna wohlbehalten in den Hafen, und bringt mir unermeßliche Schätze aus Oſtindien mit. Ich bin nun ein reicher Mann. Alle meine ſtolzen Entwürfe liegen im Sarge der vaterländiſchen Freiheit. Mir ſelbſt und der Liebe will ich jetzt leben, und meine Wünſche hören auf, wenn Bertha noch mein iſt. (Er geht auf ſie zu, und will ſie umarmen.)

Bertha (weicht ihm aus mit verhülltem Geſicht. Pauſe).

Verrina (ihn von ihr wegziehend, feierlich). Zurück, junger Mann! Wuchere anders wo mit deinem Herzen und deinen unermeßlichen Schätzen. Ich nenne dir einen entſetzlichen Preis, und die Waare iſt ſchlechter.

Bourgognino (fährt nach dem Schwert). Schlechter? (Die Hand wieder ſchnell zurückziehend.) Doch, ich verzeihe dem Vater. —

Verrina (im Ausbruch eines furchtbaren Schmerzens). Und weh' dem Vater, der ſo ſprechen muß, der aus zerriſſener, blutender Bruſt wiederholen muß: Geh' und beflecke dich nicht an meiner einzigen Tochter.

Bourgognino. „Mach mich nicht wahnſinnig, Graukopf."

Calcagno und **Sacco** (murmeln). Aber der Graukopf ſpricht wahr, Bourgognino.

Bourgognino (ſtürzt mit entblößtem Schwert gegen Bertha). Wahr ſprach' er, und mich hatte eine Dirne betrogen?

(**Bertha** (ihm zu Füßen geworfen). Vollende den Streich! Aus Erbarmen vollend' ihn, den Schimpf deiner Bertha kann der Tod nur vertilgen.[1]

Calcagno und **Sacco**. Halt ein, Raſender! — Dein Schwert gegen den Schuldigen! Das Fräulein iſt engelrein.

Bourgognino (bleibt erſtarrt ſtehen). „Nun! ſo wahr ich ſelig werden will." Rein und doch befleckt! Ich habe keinen Sinn für das Räthſel. Sie ſehen ſich an und ſind ſtumm. Irgend ein ungeheures Geheimniß, zu gräßlich, um ſich ans Licht zu wagen, ſperrt ſich furchtſam in ihren Kehlen. Geſchwind, was iſt meiner Bertha begegnet? — Sei's was es wolle, es kann nicht ſo ſchrecklich ſeyn, als dieſe Ungewißheit — dieſes Schwanken zwiſchen Tod und Zernichtung. Ward ſie mir ungetreu? Iſt ihre Ehre verwundet?

Verrina. Tödtlich verwundet, wenn du ein Feiger biſt — unverletzt, wenn du dich Mann genug fühlſt, etwas Ungeheures zu wagen.

Bourgognino (voll wüthender Ungeduld). Ward ſie mir ungetreu? Iſt ihre Ehre verwundet? — Ich beſchwöre dich! Scherze mit meiner Leidenſchaft nicht. Ich könnte vergeſſen, daß du ein Greis biſt, und daß ich dich Vater nannte. In dieſem Zuſtand ſind mir Erde und Himmel nichts. Ich werde gelaſſen ſeyn, wenn ich nur erſt den Schlag habe, der auf mich wartet.

Verrina. Du wirſt gelaſſen ſeyn? — Und wenn deine Braut auf offener Heerſtraße von Böſewichtern wäre weggeraubt worden? Und wenn deine Braut, wie eine wohlfeile Dirne, den Umarmungen deines Todfeindes wäre zugeſchleppt worden, wo ihre Unſchuld nur Thränen zu Waffen, nur taube Mauern zu Hörern hatte? Und wenn dieſe Schandthat erſt dieſen Morgen wäre begangen worden?

---

[1] Dieſe Worte ſind im Theatermanuſcript durchgeſtrichen.

Bourgognino (ſteht lange ohne eine Bewegung, den ſtarren Blick auf Bertha geheftet, endlich ermannt er ſich und geht auf ſie zu). Beweinenswerth iſt dein Schickſal, Unglückliche — beweinenswerther das meinige. — Ich glaube deiner Unſchuld, aber einer Mißhandelten kann Bourgognino die Hand nicht geben (Er führt ſie zu Verrina). Nimm alle meine Schätze hin, Vater, aber empfange deine Tochter zurück (Im Ausdruck des heftigſten Leidens.) Ich werfe mich in die Säbel der Mohren. (Er will eilends fort.)

Bertha (die ihm nacheilt und ihn zurückhält). Bleib'! wohin willſt du? mit welch abſcheulichem Verdacht willſt du dein Mädchen verlaſſen? — Ich bin keine Mißhandelte. Der allmächtige Blick der beleidigten Tugend entwaffnete den feigen Verführer. Er floh mit Beſchämung fort, und die Vorſicht rettete deine Bertha, eh' er eine zwote Beſtürmung wagte.

Bourgognino (mit Feuer). Rettete? Und deine Tugend blieb unverletzt? (Aufathmend, feuriger.) Und ohne Schamröthe darf ich dich als meine Gemahlin durch Genua führen? (Er geht gegen die andern.) Nun, Genueſer! bei allen Schrecken der Hölle! wo — wo find' ich den Räuber?

Verrina. Eben dort, wo du den Mörder der Freiheit findeſt. (**Bourgognino** ſteht wie vom Blitz gerührt. **Verrina** bleibt eine Zeitlang in tiefen Gedanken, dann mit einem ernſten Blick zum Himmel) „Wenn ich deinen Wink verſtehe, ewige Vorſicht" 2c.

Taſchenausg. S. 21 oben:

Verrina (ernſter, die Hand auf Bertha's Haupt gelegt). Keine Speiſe, kein Trank ſoll dich laben! kein Schlaf dich erquicken! keines Menſchen Stimme dich in deinem Elend erfreuen! —

Drunten im tiefſten Gewölb meines Palaſtes ſollſt du heulen, verſchmachten, verzweifeln, und in des Hungers Wuth in deines Gitters eiſerne Stäbe die Zähne ſchlagen (Unterbrochen von Schauern fährt er fort) „Dein Leben ſei das gichteriſche Wälzen des ſterbenden Wurmes“ ꝛc.

Auf derſelben Seite (S. 212) unten ſind die Worte: „Mein Vaterherz meiner Bürgerpflicht überantwortet“ als zu ſchwer verſtändlich, ausgelaſſen. Dann ſteht: „ſeine Feigheit“ mit unendlichem Leiden büßt.

Taſchenausg. S. 215.

Verrina — — „Nimm ſie, ſie iſt dein.“

Calcagno. Hier ſchwört noch ein Genueſer und zieht ſein Schwert zur Vertheidigung der Unſchuld. So gewiß möge Calcagno den Weg zum Himmel ausfindig machen, als dieſes ſein Schwert die Straße zu Doria's Leben.

Sacco. Zuletzt, doch nicht minder entſchloſſen, ſchwört Raphael Sacco ꝛc. — Die Worte „Steht auf“ ſind natürlich geſtrichen.

Verrina (kniet vor ihr nieder). Bertha und Genua! auch ich liege hier — Rächer des Vaterlandes oder Mörder meiner einzigen Tochter. So viele Augenblicke ich deiner Erlöſung entwende, ſo viele Jahrtauſende ſetze die Ewigkeit meiner Verdammniß zu (ſteht auf).

Bourgognino „(umarmt ſie). Getroſt, meine Liebe!“ ꝛc.

Verrina. Weg von ihr! Sie iſt eine Verfluchte! Wer ſie anrührt, entheiligt ſich — Frevel iſt jede Umarmung (Zu Bertha, fürchterlich ernſt). Du weiſt dein Schickſal. Entferne dich! — Auf dem Leichnam Doria's oder am Richterſtuhl Gottes ſehen wir uns wieder (Bertha geht ab).

Dreizehnte Scene.

Die Vorigen ohne Bertha.

Dieſe Scene (S. 215) iſt ungeändert. Nur ſteht: den Sturz des Appius Claudius Fresco malen. Und die Scene endigt mit: „daß der Anblick ſeinen Genius wieder aufweckt.“ (Sie gehen ab.) Alles Uebrige fehlt.

Im Palaſt des Andreas.[1]

Vierzehnte Scene.

In den Werken der 15. Auftritt des 2. Aufzugs ſ. Taſchenausgabe B. 2. S. 257 ff. In dieſer ganzen Scene iſt kein Wort verändert.

Fünfzehnte Scene.

Gianettino (wirft dem Herzog einen wüthenden Blick nach). Ein Deutſcher von der Leibwache (tritt herein).

Der Deutſche. Gnädigſter Herr, ſo eben bringt ein Kurier von Ihrer Villa die Nachricht: Kammerdiener Antonio ſey plötzlich mit der fremden Dame verſchwunden.

---

[1] Die 12. Scene des 2. Akts in den Werken (Taſchenausg. B. 2. S. 236) ſteht zwar an dieſer Stelle im Manuſkript, iſt aber durchſtrichen.

Gianettino (aufſpringend, den Dolch nach ihm zückend). Verſchwunden? Verräther! (Der Deutſche entflieht.)

Sechszehnte Scene.

Gianettino. Lomellino (außer Athem, erſchrocken).

In den Werken Scene 15 des 2. Aufzugs, ſ. Taſchenausg. B. 2. S. 178 ff. Zuerſt iſt alles gleich, dann S. 240 oben:

Gianettino „(zieht einen Brief mit großem Siegel heraus). — — — wenn ſie nicht ſchon verkauft und verrathen wären?“ Der Schluß iſt gefaßt. Uebermorgen fallen zwölf Senatoren. Doria wird Monarch, und Kaiſer Karl wird ihn ſchützen. — Sie treten zurück?

Lomellin. „Zwölf Senatoren! Mein Herz iſt nicht weit genug, eine Blutſchuld zwölfmal zu faſſen.“

Gianettino. „Närrchen, am Thron wirft man ſie nieder.“[1] Auf dieſem Papier ſtehn die zwölf Kandidaten des Todes. Stecken Sie's zu ſich und laſſen es unter meinen Vertrauten herumgehn.

Lomellin (entfaltet das Blatt, fliegt es durch und erſchrickt).

Gianettino. Sie entfärben ſich?

Lomellin (liest einige Namen unvernehmlich, die andern laut). Bourgognino? Calcagno? Fiesco von Lavagna? Sacco? Verrina? (ſieht den Prinzen an.) Verrina? den Vater Ihrer Geliebten!

Gianettino (lacht auflachend). Die entwiſcht iſt, wie ſie gewonnen war.

---

[1] Die Stelle (S. 240): „Sehen Sie, ich überlegte mit Karl's Miniſtern ꝛc. ſteht zwar im Manuſcript, iſt aber durchſtrichen.

Lomellin (erſchrickt).

Gianettino. Zitterſt du, Kuppler? — Du zuerſt haſt dieſe Tollheit auf's Tapet gebracht. Laß dir's die Hölle danken.

Lomellin (außer Faſſung). Entwiſcht wär ſie? und der Alte wüßte nun um die ganze Geſchichte? (Nach einigem Nachdenken.) Ja! das verändert den Fall, Prinz. Wenn Verrina Ihr Vater nicht werden kann, ſo darf Verrina nicht leben.

Gianettino. Wirklich? Nun ſieh doch, wie ſtandhaft ſich dieſer Höfling für ſeine Freunde verwendet! — Gut denn! So hören Sie. „In zween Tagen iſt Dogenwahl. Wenn der große Rath bei einander iſt, werden die Zwölf auf das Signal eines Schnupftuchs mit Einem plötzlichen Schuß geſtreckt, und zugleich brechen meine zweihundert Deutſche die Signoria mit Sturm. Iſt das vorbei, ſo erſcheint Gianettino und läßt ſich zum Herzog ausrufen.“

Lomellin. Aber Ihr Oheim?

Gianettino. Iſt ein alter Mann (Er zieht einen Brief hervor). „Dieſer Brief muß mit Extrapoſt nach Levanto. Er unterrichtet meinen Freund Spinola von allem, und heißt ihn früh acht Uhr in Genua eintreffen (will gehen).

Lomellin. Ein Riß im Gewebe, Prinz. Fiesco beſucht die Verſammlung des Raths nicht mehr.

Gianettino (nachrufend). Doch noch Einen Meuchelmörder wird Genua haben? — Ich ſorge dafür! (Ab in ein Seitenzimmer. Lomellin ab durch ein anderes.)

Vorzimmer bei Fiesco.

Siebenzehnte Scene.

Fiesco mit Briefen und Wechſeln. **Der Mohr.**

Dieſe Scene iſt die 15. Scene des 2. Aktes in den Werken (ſ. Taſchenausg. S. 252 ff.). Zuerſt iſt alles gleich. Für „eine Locke Haar“ (S. 253 in der Mitte) ſteht **ein Lock Haar**, wie auch in der erſten Ausgabe (Mannheim 1783). Dann lieſt man: in dieſen Sumpf hinabtauchen, für: „in dieſen Moraſt untertauchen“ (S. 253 oben), und gleich darauf: betrunken aus ihrem Hauſe kommen, für: „aus ihrem Hauſe kommen.“

Fiesco. „Wie gerufen. Eben der Lomellino“ iſt Doria's rechte Hand, der Hauptſchlüſſel zu den Geheimniſſen ſeines Buſens. Dein erſter Gang muß dahin ſeyn. Nunmehr eile, ſo ſehr du nur eilen kannſt. Deiner Aufträge ſind viele. Du haſt keine Zeit zu verlieren. (Geht ab.)

Das Uebrige (S. 254) iſt weggelaſſen: Fiesco allein.

Fiesco (mit ſtarken Schritten auf und nieder). „Jetzt, Doria, mit mir auf den Kampfplatz!“ Alle Räder der großen Maſchine ſind im Gang. Zum ſchaudernden Spiel alle Inſtrumente geſtimmt. Nichts iſt mehr übrig, als die Larve herabzureißen, und der Republik das wahre Geſicht des Fiesco zu zeigen. „(Man hört kommen.) Ein Beſuch! Wer mag mich jetzt ſtören?“

Achtzehnte Scene.

Fiesco. Verrina. Bourgognino. Calcagno. Sacco.
Romano, ein Maler, der ein Tableau trägt.

S. Akt 2, Scene 17 in den Werken. Taſchenausg. S. 255 ff.

Fiesco (geht ihnen voll Freundlichkeit entgegen). Ach, willkommen, willkommen, meine wertheſten Freunde! Durch den glücklichſten Zufall kommen Sie da meinem Wunſche zuvor. Eben wollt' ich anſpannen laſſen, und die ganze Geſellſchaft bei Verrina verſammelt finden.

Verrina. Schade, daß du uns dort nicht überraſchteſt, Fiesco! Du haſt einen unterhaltenden Auftritt verloren.

Fiesco (drückt ihm lächelnd die Hand). Nun, ich werde mich mit dem Poſſenſpiel dieſes Morgens begnügen! — Wir kamen ja heut früh recht im Sturm aus einander. — Dieſe Wallungen haben ſich, wie ich ſehe, gelegt. Sie haben ſich überzeugt, daß Genua ohne Hoffnung liegt, und geben nun, gleich politiſchen Aerzten, den verzweifelten Kranken auf? (Pauſe. Fiesco blickt lauernd auf den ganzen Cirkel herum.) Ja — Sie finden meine Philoſophie vielleicht ſchon minder verdammlich.

Bourgognino (tritt hervor). Wir haben ſie geprüft und finden ſie göttlich, bewundernswerth. Auch ſind wir jetzt nicht hergekommen, den glücklichen Fiesco aus ſeinen Träumen zu reißen, oder ſein zärtliches Ohr mit einem Anliegen des Staats zu beunruhigen. Fiesco's allmächtige Beredſamkeit hat uns alle bekehrt. Wir haben den Wink dieſes Morgens verſtanden; wir haben unſre Zuflucht zu den Werken der Kunſt genommen. Genua gehe unter — wir wollen die

Augen an ſchönern Gruppen ergetzen. (Er ſtellt den Maler vor [illegible].) Hier iſt unſer erſtes Stück.

Fiesco. „Es konnte nicht erwünſchter gekommen ſeyn ꝛc.

Verrina (winkt den Andern). Nun merket auf, Genueſer!

Romano (ſtellt das Gemälde zurecht). „Das Licht muß von der Seite ſpielen.“ Treten Sie ſo. „Gut.“ (Er tritt auf die Seite;“ ꝛc.

Im Folgenden ſind keine Abweichungen, außer S. 258, wo Fiesco ſagt: Das iſt Ihre letzte Arbeit, für: „Ja, es iſt Ihre letzte Arbeit“; und die Worte: „Sollt' ich Ihnen dieſen Virginiakopf bezahlen — — Nehmen Sie weg“ ſind im Manuſcript geſtrichen.

Neunzehnte Scene.

Vorige ohne **Romano.**

In den Werken die 18. Scene des 2. Akts, ſ. Taſchenausg. S. 259. Ohne Veränderungen bis zuletzt S. 261 — „bleibt dieſes fünffache Heldenblatt ganz.“

Fiesco. Wann verſammeln wir uns zum letzten Mal?

Bourgognino und **Calcagno.** Morgen um dieſe Stunde.

Fiesco. Leben Sie denn glücklich bis Morgen. Ich muß zu Julien und das Poſſenſpiel meiner Liebe zu Ende ſpielen. (Er geht und kommt lachend zurück.) Sehn Sie mich noch recht an, Genueſer. Das war der wahre Fiesco. Jetzt wirft er ſich wieder in ſeinen Harlekinsrock (ab).

(**Calcagno** im Abgeh. Sacco, laſſen Sie uns zu verſchiedenen Thoren hinausgehen, daß die Spionen des Tyrannen nicht Unrath wittern.)*

Zwanzigſte Scene.

Verrina. Bourgognino (die zurückbleiben).

Dieſes iſt in den Werken die 1. Scene des 5. Akts. Taſchenausgabe S. 153 ff.

Bourgognino (ſtellt ſich mit Erſtaunen vor Verrina, der in todtenähnlicher Erſtarrung daſteht. — Nach einer Pauſe). Aber beim wunderbaren Gott! was hat Sie ſo auf einmal angewandelt, Verrina? — Sie reden ja nichts mehr, alle Ihre Glieder zittern, ein furchtbarer Schmerz hat alle Ihre Züge zerwühlt. Was iſt Ihnen zugeſtoßen?

Verrina. Nichts — verlaß mich.

Bourgognino. Ich verlaſſe Sie nicht. Ich muß das Geheimniß hören. Vater meiner Bertha, ich verſtehe die Sprache deines Grams, fühle mich groß genug, ihn mit dir zu theilen.

Verrina (erwachend). Nein, mein Sohn! Nein! „Verrina wird damit dein Herz verſchonen. O Scipio, ſchwere Laſten liegen auf dieſer Bruſt; ein Gedanke, grauenvoll, wie die lichtſcheue Nacht“ — ꝛc.

---

*) Dieſe Seite iſt im Theaterexemplar ganz durchſtrichen.

Alles iſt nun daſſelbe, biß in der letzten Rede des Verrina S. 253 unten und S. 254, wo zuerſt: „Ich danke dir, Gott! es iſt heraus!“ ausgelaſſen iſt, und dann natürlich auch das „geſtern“ in den Worten: „Saheſt du ihn geſtern in unſerer Beſtürzung ſich ſpiegeln?“

Mit dieſer Scene ſchließt ſich der zweite Akt, gewiß ſehr theatraliſch, aber er iſt auch unverhältnißmäßig lang.

Dritter Aufzug.

Saal des Fieſco.

(In der Mitte des Hinterraumes eine große Glasthüre, die den Proſpect über das Meer und Genua öffnet. Morgendämmerung.)

Erſte Scene.

In den Werken der zweite Auftritt des dritten Akts (Taſchenausg. S. 255 ff.), und von nun an folgen den ganzen Akt hindurch die Scenen in beiden Bearbeitungen ganz gleichmäßig.

Fieſco (mit haſtigen Schritten im Zimmer). „Daß ich der größte Mann bin im ganzen Genua! und die kleinern Seelen" ꝛc. — — „aber es iſt namenlos groß, eine Krone zu ſtehlen!"

Alles Uebrige (S. 256 f.) fehlt.

Zweite Scene.

Fieſco. Leonore (tritt herein mit weiblicher Angſt). Hernach der **Mohr** draußen.

In den Werken die dritte Scene dieſes Aktes. Keine Veränderungen außer S. 257 für: „Sie verrathen Ihre Schönheit an den feindlichen Morgenhauch" das Gewöhnlichere: an die feindliche Morgenluft.

Dritte Scene.

Der Mohr ([illegible]). Fiesco.

Taſchenausg. S. 261. in der Mitte:

Mohr. — „Der Graf Lomellino war richtig dort,“ wie Ihr ſagtet, und bezahlte ſeine Zeche mit dieſem Papier.

Fiesco (auffahrend). Ueber die feilen Weiberknechte!“ ꝛc.

Auf der andern Seite (S. 262) nach „Vierhundert Scudi ſind dein“ ſagt der

Mohr (treuherzig). Hört nur erſt Alles! Das hab' ich Euch nie geſagt, daß ich unter der hieſigen Garniſon meine Vögel habe, auf die ich zählen kann, wie auf Eiſen und Stahl. „Nun hab' ich veranſtaltet“ ꝛc.

Fiesco. „Rede nichts mehr. — — Was dir der Graf ſchuldig bleibt, wird der Herzog hereinholen“ [— ——] „Aber was willſt du mit dieſen Papierchen?“

Mohr. „Eine Teufelei mit einer andern auskratzen“ ꝛc.

Weiter unten „**Fiesco** (außer Faſſung)“ ꝛc. ſind die Worte: „dieſes holdſelige Geſchöpf!“ mit Recht weggefallen, und S. 263 oben ſagt

Fiesco. Sie hat mich zu ſich geladen — ich will kommen, Madame. Ich will Ihnen ſo lange vorſchwatzen, bis ich Sie zwiſchen meinen vier Wänden habe. „Gut. Du eilſt nunmehr“ ꝛc.

Vierte Scene.

Fieſco. Verrina. Bourgognino. Calcagno. Sacco.

Die Scene gewährt wenig Veränderungen. S. 266 für das Preisbild: „Das Schwert in der Hand deutet den Helden" ſteht: Das Schwert in der Hand macht den Helden. Nachher

Bourgognino. Und werfen mit gewaffneter Hand den Tyrannen vom Thron herab? „Das iſt die Stimme der Ehre ꝛc.

S. 267 oben heißt es dann: und acht, indeß ſie neugierig leſen, im Triumph auf und nieder, für: „hämiſch auf und nieder." Die folgenden Worte des Fieſko: „Jetzt fahre wohl, Doria, ſchöner Stern!" ꝛc. bis zu dem, was Bourgognino ſpricht, fehlen.

Fünfte Scene.

Fieſco. Darauf der **Mohr.**

Unverändert.

Sechste Scene.

Der Mohr (hebt den Beutel langſam auf, indem er ihm ſtutzig nachblickt).

Der Monolog iſt ganz gleich, nur S. 270 unten geht die Rede von: „Das wäre noch garſtiger" zu: „Nein, aus dieſem Wirrwarr ꝛc." über, ſo daß das Dazwiſchenliegende weggeworfen iſt.

Saal bei der Gräfin Imperiali.

Siebente Scene.

Julia (im Negligee). **Gianettino** (tritt herein, verſtört).

Gianettino. Guten Tag, Schweſter.

Auf der andern Seite (S. 272) oben:

Gianettino — — „Unter uns, Schweſter," weil doch Niemand zuhört, welche letztere Worte nachher Julia wiederholt.

Achte Scene.

Lomellin kommt.

Die Julia „tritt hier zornig zurück" ſtatt daß ſie in unſerm Texte „an den Flügel tritt und ein Allegro ſpielt."

S. 273 iſt von Schiller's Hand in das Theatermanuſcript corrigirt: „Doch wenn ſie erſt die Früchte *gekoſtet hat* (ſtatt „verſchmeckt hat"), und unten: Nun, Schweſter, iſt dein Zorn bald *vorüber* (ſtatt „haſt du deinen Zorn bald verklimpert").

Neunte Scene.

Die Vorigen. Fiesco.

S. 276 der Taſchenausgabe, von Schiller's eigener Hand corrigirt:

Julia. Pfui doch, das könnte zweideutig lauten — Aber ich erſchrecke, mein Kopf iſt noch nicht in Ordnung, Graf. (Will in das Cabinet eilen.) Verzeihen Sie.

Fiesco. O bleiben Sie, ſchöne gnädige Frau. Sie ſind immer reizend. „Dieſe hinausgezwungenen Haare" ꝛc.

Julia. „Daß ihr Männer ſo gern verwirret."

Fiesco (zweideutig gegen Gianettino). Haare und Republiken! Nicht wahr, das gilt uns gleichviel? [— — —] Gnädige Frau, dieſen Mittag iſt eine Geſellſchaft florentiniſcher Schauſpieler hier angekommen" ꝛc.

Zehnte Scene.

Julia (kommt etwas umgekleidet zurück). **Die Vorigen.**

In der Taſchenausgabe S. 275 f.

Eilfte Scene.

Vorige. Ein Deutſcher der Leibwache.

Ganz gleich.

Vierter Aufzug.

(Ein großer Saal, der durch ein eiſernes Gitter vom Schloßhof abgeſondert iſt; im Grunde des Hofs die Schloßpforte, wovor Wachen ſtehen.)

Erſte Scene.[1]

Nobili (im Grund des Saals), welche truppweiſe herumſpazieren und ein dumpfes Gemurmel machen. Wachen liegen auf einem Haufen. **Bourgognino** (aus einem Seitenzimmer). **Verrina** (kommt von der Straße durch den Schloßhof, und eilt durch's Gedränge). (Die Unterredung iſt wegen der Anweſenden etwas leiſe.)

Bourgognino (auf ihn zueilend). Ah, ſieh da! Verrina hier? — Wie ſteht's auf den Schiffen?

Verrina. Meine Mannſchaft iſt glücklich an Bord gebracht, und erwartet nur noch das Zeichen, wenn ſie die Stadt von der Seeſeite ſtürmen ſoll. — Ich ſelbſt bin hieher geeilt, meine Verhaltungsbefehle bei unſerm General abzuholen.

Bourgognino. Herrlich! herrlich! Auch ich war nicht müßig, Freund. Zweitauſend Mann ſind heimlich ins Schloß geſchafft, daß alle Zimmer ſtrotzen und alle Gewölber wimmeln.

---

[1] Dieſe und die folgende Scene ſind für die fünf erſten Auftritte unſerer Edition neu gedichtet.

Verrina (herumhorchend). Iſt das alſo das Geklirre der Schwerter und das Raſſeln der Rüſtungen? (Auf die Nobili zeigend.) Aber merken denn dieſe nichts?

Bourgognino (lacht). Sie warten auf die Komödie.

Verrina. Ich fürchte, ich fürchte, wenn Fiesco nicht zeitig kommt, ſie verlieren die Geduld und zerſtreuen ſich wieder.

Bourgognino. Dafür iſt geſorgt. Ich bin Offizier dieſer Wache, und habe meinen geheimen Befehl — Wer will, wird hereingelaſſen, hinaus darf keiner mehr, und wer Gewalt braucht, wird niedergeſchoſſen.

Die Schildwache (ruft an). Wer da?

Verrina. Stille! wer kommt dort?

Zweite Scene.

Sacco. Die Vorigen.

Sacco (antwortet den Schildwachen beim Eintritt). Freund von Fiesco.

Bourgognino. Sacco der Stimme nach. Er wird von der Runde kommen.

Sacco. Wo iſt der Graf? — Guten Abend, Bruder.

Verrina. Der Graf iſt noch nicht zurück. Es hat zehn Uhr geſchlagen.

Bourgognino. Es rührt ſich doch Niemand? Die Stadt iſt doch ruhig?

Sacco. Die Stadt iſt noch ruhig. Kein Hund mucket. Auf der Hauptwache ſpielen ſie. Die Schildwachen gähnen auf ihren Poſten.

Verrina. In wenig Stunden wär' die Stadt überrumpelt, wär' nur Fiesco da!

Bourgognino. Kennen Sie den Lieutenant, Sacco, der am Thomasthor aufzog?

Sacco. Wär' nur Fiesco da! In einem Augenblick wär' die Stadt überrumpelt. — Lescaro hat die Wache am Thomasthor — Doria's beſter Soldat, und ihm blindlings ergeben.

Bourgognino. Das iſt mir angenehm. Der Graf muß mich gegen ihn ſchicken.

Wache. Wer da?

Dritte Scene.

Vorige. Fiesco. Hernach **Calcagno** (von außen).

Fiesco (im Hereintreten). Ein Freund. (Die Wachen machen Platz. Alle verneigen ſich.) „Willkommen, wertheſte Gaſte" ꝛc.

In der Rede des Fiesco ſind nur die Worte: „Ein verzweifeltes Uebel will eine verwegene Arzenei" (S. 283) ausgeſtrichen. Für „zwei Bürger" ſteht: zween Burger.

S. 285 ſagt auf die Worte des Zibo, welcher hier nur als Einer der Nobili aufgeführt iſt: „Dein Name ſteht auch da, Bourgognino" —

Bourgognino. Und noch heute, ſo Gott will, auf der Kehle des Böſewichts.

Eben ſo wenig als Zibo, ſind Zenturione und Aſſerate namhaft gemacht.

Vierte Scene.

Vorige. Calcagno (außer Athem). In der Folge **der Deutſche** von außen.

S. [illegible] unten nach den Worten des Bourgognino: „Heim, meine Bertha ermorden und wieder hier ſeyn" ſagt noch

Verrina. Halt, Bourgognino, das iſt Arbeit für einen Vater.

Fünfte Scene.

Drei Deutſche, die den **Mohren** gebunden bringen. **Fiesco,** als käm' er eben erſt.

Fiesco. „Wer rief mich" hieher? ꝛc.

Sechste Scene.

Die Vorigen. Alle Verſchworne. Der Mohr (tritt in der Thüre).

Einige Verſchworne (fahren bebend zurück beim Anblick des Mohren). Ha! der Mohr hier! „Was iſt das?"

Für „Bubenſtreich" S. 280 oben: Schelmenſtreich, und die ſpäteren folgenden Worte: „Halt! oder wollteſt du nur dem Andreas zu Leibe, nicht dem Tyrannen?" ſind weggelaſſen. — Unten

Fiesco — — „Sorge, daß du Genua auf den Rücken kriegſt;" gewiſſe Leute könnten ihren Muth bei dir einlöſen wollen.

Siebente Scene.

Ein Bedienter. Die Vorigen (ohne den Mohren).

Bedienter. Gräfin Imperiali laſſen erinnern.

Fiesco. „Potz tauſend!" Ja, die Komödie! Den Augenblick ſoll ſie angehen, ſagſt du, und ich werde gleich zu Befehl ſeyn. (Der Bediente will ab.) Halt, guter Freund! und die Gräfin Fiesco ziehſt du bei Seite, und bitteſt ſie, ſo lang in den chineſiſchen Saal zu treten, und in dem Cabinet auf mich zu warten. (Bedienter ab. Er wendet ſich zur Verſammlung.) Nun, meine Freunde. Ich habe hier einem Jeden von Ihnen ſein Geſchäft ſchriftlich angewieſen. Nehmen Sie. Wenn Jeder ſeine Rolle erfüllt, ſo wird nichts mehr zu ſagen ſeyn (Kammerdiener empfängt die Papiere und theilt ſie aus). Vor allen Dingen geh' du, Verrina, überrumple die Galeeren des Herzogs; und wenn ſie dein ſind, ſo löſe vom Admiralſchiff eine Kanone. (Verrina geht ab.) Das ſey das Signal zum Sturm! — Jezt verlaß ich Sie. Mich ruft noch eine große Verrichtung. Im chineſiſchen Saal bin ich zu finden, wenn der Schuß geſchieht. Bis dahin treten Sie in das anſtoßende Zimmer, und trinken Doria's Untergang in meinen cypriſchen Weinen. (Alle ab.)

Der chineſiſche Saal.

Achte Scene.

Leonore. Arabella. Roſa (alle beängſtigt).

Leonore. „In dieſen Saal verſprach Fiesco zu kommen," ꝛc.

Roſa. Sie ſollen ſich im Cabinet verſtecken. Was der gnädige Herr ꝛc.

Gegen Ende der Scene (S. 287 unten):

Roſa (zuſammenſchreckend). „Gott! was rauſcht in der Gallerie? Das Weitere iſt gleich.

Neunte Scene.

Julia. **Fiesco** im Geſpräch.

S. Taſchenausgabe S. [illegible].

Julia. Weg! „dein Geſicht brennt fieberiſch" ꝛc. — Im Folgenden fehlt der Satz: „Geh'! dieſe gährenden Rebellen ꝛc."

Fiesco (enthuſiaſtiſcher). „Wie ohne Noth beſorgt," ꝛc.

Julia. „Ueber euch Männer und den ewigen Widerſpruch — — — Soll ich dir alles geſtehen, Fiesco? [— — —][1] „Ach! ſchon zu unglücklich hab' ich geſpielt, daß ich nicht auch mein Letztes noch ſetzen ſollte." ꝛc.

S. Taſchenausgabe S. [illegible] oben:

Julia — — — „Furien, wenn wir ſie rächen." (Nach einer Pauſe ſehr bekümmert.) Und wenn dein Herz kalt wäre in dieſem Augenblick?

Julia endigt dann (S. [illegible] oben) ihre Liebeserklärung mit den Worten: „Fiesco! (Ihm in die Arme fliegend) Ich liebe dich.

Fiesco (weicht zurück, läßt ſie ſtehen und lacht triumphirend auf). „Das bedaur' ich, Signora. (Er öffnet das Cabinet.)

Zehnte Scene.

Vorige. **Leonore** von **Fiesco** geführt.

Fiesco. „Hier iſt meine Gemahlin. Ein göttliches Weib! (Er fällt Leonoren in den Arm.)"

---

[1] Hier eine bedeutende Abkürzung bis zu S. 294 unten. Doch iſt ein Theil hiervon im Manuſcript geſtrichen.

Julia ([illegible]). „Ach! unerhört betrogen!

Leonore. Mein Gemahl, das war allzuſtreng.

Fiesco. Ein ſchlechtes Herz verdiente nicht weniger. Deinen Thränen war ich dieſe Genugthuung ſchuldig. Nein, ich bin nicht gewohnt, bei jedem Anlaß in kindiſche Flammen aufzupraſſeln. Die Thorheiten der Menſchen beluſtigen mich lange, ehe ſie mich reizen. Dieſe verdient meinen ganzen Zorn, denn ſie miſchte dir dieſes Pulver. (Er zeigt das Gift.)“

Julia „[illegible],“ ꝛc.

Fiesco (führt ſie am Arm zurück). Geduld, Signora. „Noch ſind wir nicht fertig.“ Meine Gemahlin möchte gar zu gern wiſſen, ꝛc.

Julia „(außer ſich). Es iſt nicht auszuhalten!“ ꝛc.

Fiesco. Schlimm genug, wenn das Ihr letzter Triumph iſt. „Leider muß ich Ihnen die Botſchaft bringen, daß Fiesco von Lavagna aus dem geſtohlenen Diadem Ihres durchlauchtigſten Bruders einen Strick gedreht hat, womit er den Dieb der Republik dieſe Nacht aufzuhängen geſonnen iſt.“ [1] (Er hält inne, um ihre Bewegung zu ſehen.) Wie auf einmal ſo ſtumm, Signora? Und ſehen Sie nun, deßwegen fand ich für nöthig, ſein böſes Gewiſſen mit meinen Thorheiten einzuſchläfern und dem Fürwitz der Stadt etwas hinzuwerfen; deßwegen, Signora, trug ich die Larve Ihres Bewunderers; deßwegen ließ ich dieſen Edelſtein fallen, und der blinde Thor ſtürzte glücklich in meine Schlinge. — Der Roman iſt aus, und ich danke für Ihre Unterſtützung. (Er überliefert ihr ihre Silhouette mit einer Verbeugung.)

Julia (wirft ihm die Silhouette wüthend ins Geſicht und will ſchnell aus dem Saal gehen). Verrätherei! Betrug! ungeheure Verblendung!

---

[1] Von hier an bis zu Ende der Scene iſt alles neu gedichtet.

Fiesco (hält sie mit der gelassensten Kälte zurück). Nicht zu rasch, schöne Julia! Wohin? — Aller Rückweg ist Ihnen durch meine Schildwachen abgeschnitten, und ich möchte Sie nicht gern vom Pöbel mißhandelt sehen. Diese Mitternacht wird zwischen Fiesco und Doria richten. Bis es entschieden ist, für *welchen* die Würfel fallen, werden Sie so gnädig seyn, Signora, meine Arrestantin zu bleiben. (Julia wirft sich [illegible] und weinend in den Sessel.)

Leonore (schmiegt sich furchtsam an Fiesco). O mein Gemahl! Nicht dieses tödtende Lächeln! nicht diesen kalten erwürgenden Spott! Schonen Sie ihrer Geburt, ihres weiblichen Stolzes. Ich bitte für sie. Ich leide für sie. Ihr Schicksal ist fürchterlich. Sie sehen sie weinen.

Fiesco. Krokodilsthränen, Thränen der Wuth, Leonore, das überschäumende Gift der zertretenen Schlange. (Zu Julia gehend, sie bei der Hand nehmend.) Aber Muth gefaßt, schöne Gräfin. Sie sind in die Hände des Fiesco gefallen. Ihre Ehre ist in *meiner* Gewalt. Doch werd' ich es nie vergessen, daß *ich* der Verführer war, daß Sie das unglückliche Opfer von Fiesco's Entwürfen sind. Stehen Sie auf, Signora. Der Anblick meiner Gemahlin ist Ihnen zuwider. Folgen Sie mir. Befehlen Sie unumschränkt im Palast des Fiesco. Meine Bedienten sind unterrichtet, daß sie die Nichte des Herzogs bedienen.

Julia (springt vom Sessel auf, heftig). Ja! es ist dir gelungen, Verräther! Julia ist zertreten, niedergedrückt in den untersten Abgrund der Schande! Rühme dich deines Triumphs. Erzähle es unter deinen stolzesten Siegen, daß du das Herz eines Weibes brachst. (Sanfter, in Thränen geschmolzen.) Bewaffnet mit allen unwiderstehlichen Reizen der Bildung, mit jeder Majestät, jedem allmächtigen Zauber der männlichen Schöne — ein fürchterlicher Kenner aller Blößen meines Geſchlechts, verfolgt dieſer Falſche mich und ſpricht von unendlicher Liebe. Jeder ſeiner Tritte iſt eine Eroberung, die er gleichgültig liegen läßt, zu Juliens Füßen zu ſeufzen. Ich ſehe den Mann voll ſchimmernder Hoffnungen, voll fürſtlicher Anſprüche zu meiner weinenden Puppe herunterſinken. Ich ſeh' ihn die Bewunderung einer erwartenden Welt, den ewigen Nachruhm an einen wollüſtigen Traum der Liebe hinwegwerfen. Ich ſehe um meinetwillen eine zärtliche Gattin vernachläſſigt. Ich ſeh' ihn der Freundſchaft, dem Vaterlande, der ganzen Schöpfung abſterben, und nur für Julien leben. Das unerhörte Opfer bezwingt meinen weiblichen Stolz. Ich fühle Schwachen gegen den ſchönen Verführer. Schwachheit, ihn ewig zu feſſeln, gibt mir die Liſt ein, ihn ewig zu necken — Sehnſucht, ihn ungetheilt und allein zu beſitzen, beredet mich, dieſes abſcheuliche Pulver zu miſchen. Liebe zu ihm macht mich zur Thörin und Mörderin. Er überraſcht meine Vorſicht in einer Stunde der Leidenſchaft. Ich widerſtehe dem liebenswürdigen Teufel nicht mehr, weinend ergeb' ich mich ſeiner Beſtürmung, und jetzt — (niederſinkend, mit dem Ausdruck einer ſterbenden Wahnſinnigen) jetzt — —

Leonore (ſpringt auf ſie zu). Gott! ſie iſt hingeſunken! Abſcheulich, barbariſch! Was haben Sie gethan, mein Gemahl! — Ihr Verbrechen iſt auch das meinige: Schwäche für Fiesco.

Fiesco. Und Fiesco werde an ihr der Rächer ſeines ganzen Geſchlechts. Dieſe geſtrafte Betrügerin, die jetzt ohnmächtig in den Pfuhl ihrer Schande hinſinkt — es iſt eben die Julia, die ihre Anbeter leichtſinnig, wie ihre Demante, wechſelte; eben die Julia, die mit himmliſchen Reizen einen hölliſchen Wucher trieb, und den ehrlichen

Sieg ihrer Schönheit nur in den Mumien hinwelkender Bewunderer feiert — Leonore, es iſt eben die Julia, die alle Künſte der Verführung zuſammenrief, das empfindende Herz eines Jünglings in wüthende Liebe zu flammen, bis er wahnſinnig vor ihr lag, und ihn jetzt mit ſataniſchem Hohnlachen in den frierenden Arm der Verzweiflung[1] ſtieß. Im ganzen Genua iſt kein Edler, der nicht einſt für die Närrin ſeufzte, und keiner, den ſie nicht mit Verachtung zurückwies. Einen einzigen mußte ſie lieben, und dieſer einzige ihre Schwäche verlachen.

Leonore (mit ſchmelzender Sanftmuth vor Julien knieend, beſtrebend ſie zu beſänftigen). Faſſen Sie ſich, theure Julia. Nicht mir dieſe grimmigen Blicke! Ich bin ja unſchuldig. Vergeben Sie mir die Beleidigung meines Gemahls. Es iſt Leonore, die Ihnen abbittet. Es iſt Ihre Freundin, die ihre Thränen mit den Ihrigen miſcht.

Julia (ſtößt ſie von ſich). Du beweinſt mich? Ha, das vollendet meinen Fall! (Sie geht wie eine Raſende auf Leonoren zu, die zitternd zurückweicht.) Stirb, Verfluchte, frohlockende Zeugin meines tödtlichen Schimpfes! (Fiesco tritt zwiſchen beide; ſie ſucht haſtig in ihrem Kleid und blickt forſchend mit rollenden Augen im Saal herum, dann mit ſchrecklichem Blick zum Himmel) Gott! Gott! der du der Natter den giftigen Biß und der zürnenden Fliege das Blut ihres Verfolgers zu trinken gabſt — warum mußteſt du mich verlaſſen? — Here, Gott, die Verworfene, die Zerſchmetterte, die in den tiefſten Staub der Verachtung Erniedrigte! — Nur einen elenden Dolch, und behalte deine Ewigkeit, behalte dafür deinen ganzen Himmel! (Knieend und fürchterlich die Hände faltend) Allmächtiger, deinen ganzen Himmel für einen armen verächtlichen Dolch! (Auffahrend.) Daß ich ihn anfalle, daß ich wollüſtig zerre an ſeinen zuckenden Nerven, daß mein rachebrennender Gaumen in ſeinem Natterblut ſchwelge, daß ich ſie anzünde, meine verlornen Thränen, meine verlachten Empfindungen, meine weggeworfenen Zärtlichkeiten, daß ich alle Denkmahle meiner Beſchämung mit zernichtender Spitze aus ſeinem treuloſen Herzen tilge! (Pauſe. Sie läßt kraftlos die Arme ſinken.) Ich habe nichts! nichts! Ohnmächtig iſt meine Wuth; ich bin nichts, nichts, nichts, als ein wehrloſes, verſpottetes Weib! (Sie ſtürzt hinaus. Fiesco folgt ihr in einer Entfernung und kommt gleich wieder zurück.)

---

[1] Für: in den frierenden Arm der Verzweiflung, iſt im Manuſcript oben hingeſchrieben: von ſich.

Eilfte Scene.

Leonore. Fiesco.

Leonore „(tritt ihm ängſtlich näher). Fiesco! Fiesco!“ Ich verſtand Sie vorhin nur halb, aber ich fange an zu zittern.

In dieſer Scene ſind nur unbedeutende Veränderungen und einige Verkürzungen, die ich hier anführe. S. 298 unten: „das Blut der Fiescer fließt“ dafür: das Blut der Fiescer ſchlägt. S. 299: „an tiefen, tödtlichen Wunden zu Boden fallen,“ dafür: an tiefen, tödtlichen Wunden fallen. Gleich nachher: „fliegt durch die Seele Fiesco's“ dafür: fliegt durch das Herz Fiesco's, durch Schiller's eigene Hand verbeſſert. S. 299 unten, etwas verändert und verkürzt:

Leonore. Sagſt du das — und ſtandeſt bei jenem abſcheulichen Spiele — ſaheſt zu der Betrügerin, wie ſie ihren Günſtling mit kleinen Glückskarten lockte, bis er warm ward, aufſtand, die Bank ausrief, und wie ſie ihn jetzt im Wurf der Verzweiflung verließ? „O mein Gemahl, du gehſt nicht hin, dich den Genueſern zu zeigen und angebetet zu werden, Republicaner aus ihrem Schlaf aufzujagen"

Im Folgenden (S. 300 oben) hat Schiller die Worte der Leonore etwas verändert:

Leonore. „Größe, Fiesco?" Daß dein großer Geiſt meinem Herzen ſo feind iſt! „Sieh! Ich vertraue deinem Glück. Du ſiegſt, will ich ſagen. Weh' dann mir Aermſten meines Geſchlechts! Unglückſelig, wenn es mißlingt! wenn es glückt, unglückſeliger [— — —]. In dieſer ſtürmiſchen Zone des Throns verdorret das zarte Pflänzchen der Liebe [— — —]. Liebe hat Thränen, und kann Thränen verſtehen;" Herrſchſucht hat eherne Augen, worin ewig nie die Empfindung glänzt. Herrſchſucht zertrümmert die Welt in ein raſſelndes Kettenhaus. Liebe träumt ſich in jede Wüſte ein Paradies [ ]. Ein ſchrecklicher Verdacht ſteckte bald unſere häusliche Eintracht an ꝛc.[1]

Auf S. 301 oben ſteht jetzt „Radſtoß" wofür **Todesſtoß** in dem Theatermanuſcript, und die heftige Stelle: „Fürſten, Fiesco, dieſe mißrathenen Projekte ꝛc." iſt ausgeſtoßen.

Zwölfte Scene.

Die Vorigen. **Alle Verſchworene,** außer **Verrina,** treten in den Saal.

Unverändert.

---

[1] Die durch Klammern bezeichneten drei Stellen ſtehen zwar in dem Manuſcript, ſind aber, wie es ſcheint, von Schiller ſelbſt durchſtrichen.

Dreizehnte Scene.

Die Vorigen. Roſa, Arabella kommen, **Leonoren** zurecht zu bringen.

Fiesco. „Sie ſchlägt die Augen auf. (Er ſpringt entſchloſſen in die Scene) Jetzt kommt — ſie dem Doria zuzudrücken" ab. Die Verſchwornen eilen ihm nach. **Leonore** wird von **Roſa** und **Arabella** abgeführt.

(Große Straße in Genua. Hie und da leuchten Lampen an einigen Häuſern, die nach und nach auslöſchen. Im Hintergrund der Bühne ſieht man das Thomasthor, das noch geſchloſſen iſt. Einige Menſchen gehen mit Handlaternen über den Platz; darauf die Runde und Patrouille. Alles iſt ruhig.)

Vierzehnte Scene.

Fiesco (kommt und bleibt vor dem Palaſt des **Andreas Doria** ſtehen). Darauf **Andreas.**

S. Taſchenausgabe S. 302 ff.

Fiesco. — — „Die Wachen ſind fort." Ich will rufen. He! Holla! wach' auf, Doria!" ꝛc.

Andreas (erſcheint auf der Altane). Wer rief mich vom Schlaf auf?

Fiesco („mit veränderter Stimme). Frage nicht, folge" ꝛc.

Andreas (mit Güte) Ich beſinne mich, wie die tobende See mein Schiff herumwarf, daß der Kiel krachte und der oberſte Maſt brach — „und Andreas Doria ſchlief ſanft“ ꝛc.

Fiesco. Ein Mann, furchtbarer, als deine tobende See ꝛc.

Andreas „(lacht). Du biſt bei Laune, Freund.“ Bring' deine Poſſen bei Tag. „Mitternacht iſt“ ꝛc.

Fiesco. „Du höhnſt deinen Warner?“

Andreas. „Ich dank' ihm und geh zu Bette.“ ꝛc.

Fiesco. „Unglücklicher, alter Mann! Traue der Schlange nicht [— — —]. Den Wink eines Verräthers verlachſt du“ ꝛc.

Weiter unten (S. [illegible]) nach den Worten des **Andreas**: „So ſteht eine Leibwache da“ ꝛc.

Fiesco (lachend). O geſchwind, laß ſie ſichtbar werden, und mache du dich nur unſichtbar.

Andreas „([illegible]). Armer Spötter!“

Fünfzehnte Scene.

Fiesco. Hernach **Bourgognino**, **Calcagno**, **Sacco** mit dem **Heere der Verſchwornen.**

Fiesco (ſieht dem Andreas erſtaunt nach und ſteht in Gedanken verloren. Nach einer Pauſe). „Mußt' ich dieſen Mann erſt ſtürzen, ehe ich lerne, daß es ſchwerer iſt, ihm zu gleichen?“ [1] Er iſt verſchwunden, wie ein Gott, und ich ſtehe da, wie ein Verurtheilter. Sorglos legt er ſich auf das weiche Polſter ſeiner Redlichkeit ſchlafen; fürchtet nichts, weil er Genua glücklich machte — und was will ich?

---

[1] Von hier an iſt dieſe bedeutende Scene ganz neu.

Geſtehe dir die vermeſſene Falſchheit, Fiesco. Nicht die Noth deines Vaterlandes, nicht Erbarmen mit leidenden Bürgern — ſtrafbare Ehrſucht hat deinen Arm bewaffnet. Nach einer Krone ſtreckſt du dieſe diebiſche Hand aus. Du vertilgſt den Tyrannen nur, einem mächtigern Platz zu machen.

Noch iſt es Zeit! noch! Genua liegt noch in ſüßem, friedlichem Schlummer, ahndet den Sturm nicht, den ich über ihm in pechſchwarzen Wolken ſammele. Noch, noch kann ich umkehren. Ein Wink von mir entwaffnet das Rebellen-Heer, die thürmende Fluth des Aufruhrs kehrt wieder in das Geſtade der Geſetze. — Ha, Feiger! Und vor dir ſelbſt willſt du fliehn? Genua zu erobern biſt du gewiß, und verzagſt, dich ſelbſt zu beſiegen? — Vorwärts! vorwärts! Vollende deine Größe, Fiesco! — Gehe zuvor Stirne gegen Stirne der Verſuchung entgegen, dränge dich erſt ſo nah — ſo nah an den Purpur hin, daß nichts mehr zu thun iſt, als die Hand nach ihm auszuſtrecken — und dann trete[1] weg und entſag' ihm. (Er geht, ſteht plötzlich ſtill, kehrt zurück und bleibt vor dem Palaſt des Andreas ſtehen.) Was du biſt, bin ich ſchon, Herzog, aber nimmermehr kannſt du werden, was ich bin. Der Froſt des Alters zog deine Bruſt zuſammen — der Begierden hochſpringende Quelle iſt vertrocknet in deinem Herzen. Hier (auf ſeine Bruſt ſchlagend) iſt Jugend, brauſendes Blut, wüthender Durſt nach Gewalt und Vergötterung. Fiesco's Ehrgeiz ringt mit Fiesco's Tugend. Ein fürchterlicherer Gegner, Andreas, als du jemals auf deinen Meeren fandſt, der den Erſten nach Gott überwältigte, der Legionen Engel von der

---

[1] Mit Fleiß habe ich dieſe Form beibehalten, wie auch z. B. die Altane und andere.

Bruſt des Unendlichen riß — und Fiesco hat ihn beſtanden. (Das Heer der Verſchwornen marſchiert langſam und ſtill auf den Platz.) **Der Entſchluß ſteht felſenfeſt.** (Er eilt zu dem Heer hin.) **Wohlan, meine Brüder!** (Er ſchwingt das Schwert und ergreift eine Fahne.) **Im Namen Gottes und der gerechten Sache!** (Indem er an ihrer Spitze gegen das Thor eilt): **Fiesco und Freiheit!**

(Die Verſchwornen[1] überfallen das Thor. Die Wache ruft ſie an. Sie geben Feuer und laufen Sturm. Das Gefecht wird hitzig. Das Thor geſprengt. Man ſieht den Hafen, worin viele Schiffe liegen, mit Lichtern erhellt und Soldaten beſetzt. Das Thor wird erobert und Fiesco zieht mit dem größern Theil des Heers durch daſſelbe.)

Sechszehnte Scene.

Vergl. Taſchenausgabe S. 305 f.

Gianettino (die Haare fliegend, das bloße Schwert unter dem Arm, in ſeinen Scharlachmantel geworfen). **Lomellino** (gleichfalls bewaffnet). **Drei Bediente** (voraus mit Fackeln. Alle haſtig).

Gianettino (ſteht vorn auf der Bühne ſtill). Wer befahl, Lärmen zu ſchlagen?

Lomellin. Am Thomasthor ward geſchoſſen. Das Admiralſchiff brannte eine Kanone los.

Gianettino. Die Ruderſklaven werden ihre Ketten reißen.

Lomellin (blickt nach dem Hafen hin und ruft voll Beſtürzung). Hölle, was ſeh' ich da?

---

[1] Im Manuſcript immer: die Verſchworene, die Bediente ꝛc.

Bourgognino (draußen). Thor eingeſchlagen!

Lomellin. Tumult auf den Schiffen! Die Wache in Allarm, und das Thor eingeſchlagen!

Gianettino. Rebellion, Lomellin! — Hurtig, Schurken, leuchtet dem Hafen zu. (Sie wollen gegen das Thor eilen.)

Siebenzehnte Scene.

Die Vorigen. Bourgognino. Calcagno. Sacco. Andere Nobili (noch am Thorwege).

Bourgognino. Das Thor iſt unſer. Man reiße Doria's Wappen weg und ſtecke die Fahne der Republik auf.

Gianettino (mit Schrecken umwendt). Was hör' ich da? — Haltet!

Lomellin. Es ſind Verräther. Löſcht eure Fackeln aus!

Bourgognino. Und jetzt fort ohne Zeitverluſt. Die Stadt fängt ſchon an in Bewegung zu kommen. Ueberrumpelt den Herzog, eh' er gewarnt wird — dem Prinzen werd' ich den eiſernen guten Morgen ſagen. (Sie rücken näher an.)

Sacco. Dort kommen Fackeln.

Lomellin (reißt ängſtlich an Doria). Wir ſind verloren. Durch dieſe Gaſſe, Prinz! Werfen Sie Ihren Scharlach von ſich.

Gianettino (bleibt trotzig ſtehen). Es iſt Mitternacht, Memme, und ich hab' ihn bei Tage getragen.

Bourgognino (rückt ſtark an, faßt den hinterſten Fackelträger). Steh', Flambeau!

Calcagno und **Sacco** (fallen den zwei andern in den Arm). Flambeau, wer biſt du? deine Parole!

Gianettino (zieht das Schwert aus, gebieteriſch). Unterwerfung und Gianettino!

Die Verſchwornen (treten erſtaunt zurück).

Bourgognino (mit lauter und ſchrecklicher Stimme). Räuber der Republick und meiner Braut! (Zu den Verſchwornen, die Gianettino mit gezogenen Schwertern umzingeln) Ein Gang erſpart, Brüder! Seine Teufel liefern ihn ſelbſt aus.

Gianettino (lacht frech). Das Blut der Doria iſt für Banditen zu koſtbar. Verſucht eure Klingen. Kommt. Ich bin nur der Einzige, und hier ſtehen zehn Rebellen.

Calcagno. Genua ſteht hier, wider das du gefrevelt haſt. Alle die freien Bürger ſtehen hier, die du verkauft und verrathen haſt. Die zwölf Schlachtopfer ſtehen hier, die du morgen zu würgen beſchloſſen haſt. Deine Stunde iſt da, Tyrann. Dein Trotz hat ein Ende. (Er will auf ihn losſtürzen.)

Bourgognino (ſchlägt Calcagno das Schwert aus der Hand und tritt zwiſchen beide). Weg da! zurück! Daß mir keiner in meine Rechte greife. Genua iſt hier eine Kleinigkeit. Es giebt etwas Größeres abzuhandeln. Hat **dir** denn der Bube die Braut geraubt, oder ſoll ich die Rache meiner Bertha mit einem Fremden theilen? (Zu Gianettino, indem er ſich Raum zum Gefechte macht) Schicke dich zur Ewigkeit an, Verdammter! Geiſter des Gerichts ſchweben über dir. Mein Schwert ſpricht im Namen der Unſchuld. (Sie fechten während.)

Gianettino (fällt). Mord! Mord! Mord! Rache mich Lomellino!

Lomellino (flieht mit gräßlichem Geſchrei). Zu Hülfe, Genua! zu Hülfe! zu Hülfe! Der Prinz iſt erſchlagen. (Die Bedienten fliehen.)

Calcagno. Er iſt getroffen! Haltet den Grafen auf. (Lomellin wird gefangen zurückgebracht.)

Lomellino (fällt Bourgognino zu Füßen). Schenkt mir das Leben. Ich will euch den Dogen in die Hände liefern.

Bourgognino. Lebt jener Teufel noch? — Die Memme mag fliehen (Lomellin entwiſcht). [1]

Calcagno. Wach auf, Genua! wacht auf, freie Bürger! Todte wacht aus dem ewigen Schlummer auf! Der Tyrann liegt am Boden!

Sacco. Der Tyrann liegt am Boden! Jagt Verrina den Schiffen zu! Rennt, was Ihr rennen könnt. Sagt's dem Fiesco an!

---

[1] Ich habe hier den ausführlichern Text mitgetheilt. Aber in dem Theatermanuſcript iſt Alles von der Mitte der ſechzehnten Scene an auch ſehr abgekürzt enthalten und gewiß zum Vortheil der Darſtellung in eine raſche Geſammtheit zuſammengedrängt.

Gianettino. Die Ruderſklaven werden ihre Ketten reißen.

Lomellin (blickt nach dem Hafen hin und ruft voll Beſtürzung). Hölle, was ſeh' ich da?

Bourgognino. Das Thor iſt unſer. Nun reiße Doria's Wappen weg, und ſtecke die Fahne der Republik auf.

Gianettino. Rebellion, Lomellin! Hurtig, Schurken, leuchtet dem Hafen zu. (Sie wollen gegen das Thor eilen.)

Siebenzehnte Scene. Die Vorigen. Bourgognino. Calcagno. Sacco. Andere Nobili (noch am Thomasthor).

Sacco. Dort kommen Fackeln!

Bourgognino (ſtößt hart an. Faßt den hinterſten Fackelträger). Steh', Flambeau!

Calcagno und **Sacco** (fallen den zwei andern in den Arm). Flambeau, wer biſt du? deine Parole?

Gianettino (zieht das Schwert aus, gebieteriſch). Unterwerfung und Gianettino! (Die Verſchwornen treten erſtaunt zurück.)

Bourgognino (mit lauter und feierlicher Stimme). Räuber der Republik und meiner Braut! Ein Gang erſpart, Brüder! Seine Teufel liefern ihn ſelbſt aus. (Sie umzingeln ihn. Bourgognino und Gianettino fechten wüthend.)

Gianettino (fällt). Mord! Mord! Mord! Räche mich, Lomellino. (Lomellino und Bediente fliehen.)

Calcagno. Er iſt getroffen. Wach' auf, Genua! ꝛc.

Einige Verſchworne (eilen zertheilt vom Schauplaz).

Gianettino (bäumt ſich gichteriſch). Peſt! Fiesco? — (Er ſtürzt todt nieder.)

Bourgognino (geht auf ihn zu, reißt den Stahl aus dem Leichnam und hält ihn gegen den Himmel). Genua iſt gerächet und meine Bertha! aufgehoben der barbariſche Fluch! (Zu den Uebrigen.) Man laute Sturm auf dem Dom St. Laurentius! Man ſtürme auf allen Kirchen! Ruft durch die ganze Stadt ein allgemeines Freudenfeſt aus. Ich ſelbſt eile von euch, meine Bertha aus ihrem Kerker zu reißen.

(Alle gehen zu verſchiedenen Seiten ab. Die Trommeln fangen von Neuem an. Der Vorhang fällt.)

Fünfter Aufzug.[1]

(Ein unterirdisches Gewölbe.)

Erste Scene.

Bertha (in einem Trauerschleier, verhüllt, sitzt auf einem Stein. Es herrscht eine tiefe Pause. Endlich ermannt sie sich und fährt auf.)

Noch immer kein Laut, keines Menschen Spur, kein Fußtritt meiner Erlöser? Schreckliches Harren, schrecklich und undankbar, wie die Sehnsucht eines lebendig Begrabenen in den Eingeweiden des Kirchhofs. Und worauf harreſt du, Bertha? Ein eiserner, unverletzlicher Eid hält deinen Kerker verriegelt. Gianettino muß fallen, oder Bertha in diesem Gewölbe verschmachten! — so klingt der entsetzliche Schwur. Abscheulicher Kerker, zu welchem es keinen Schlüssel gibt, als das Todesröcheln eines wohlbeschützten Tyrannen. (Sie wankt durch das Gewölbe und bleibt zuletzt furchtsam stehen.) Wie ſchreckheit iſt dieſe Stille, ſchauervoll, wie die Stille des Grabes! Die öden Winkel ſpeien gräßliche Mitternacht, auch meine Lampe droht zu verlöſchen, ihr letzter Strahl zuckt noch einmal die Wölbung durch, und zeigt mir alle Schrecken meiner Behauſung. Jetzt löſcht ſie aus. O komm, komm, mein Geliebter! es iſt fürchterlich, hier zu ſterben. (Sie geht die Hände ringend herum.) Er hat mich verlaſſen, er hat ſeinen Eid gebrochen, er hat ſeines Mädchens vergeſſen! Die Lebendigen fragen nach den Todten nicht mehr, und dieſes Gewölb (indem ſie ſchauernd ſtille ſteht) gehört zu den Gräbern. Hoffe nichts mehr, Unglückliche! Hoffnung blüht nur, wohin Gott ſchaut; in dieſen Kerker ſchaut Gott nicht. (Wiederum Pauſe. Dann fährt ſie heftig auf.) Oder ſind meine Retter gefallen? das verwegene Unternehmen mißlang, und die Gefahr überwältigte den muthigen Jüngling? Unglückliche, vielleicht wandeln in dieſem Augenblicke ihre Geſpenſter in dieſem Gewölbe und weinen über deine Hoffnung. Gott, Gott, ſo bin ich ohne Rettung verloren, ohne Rettung dahin gegeben dem entſetzlichen Tod! (Sie verbirgt das Geſicht an der Mauer. Nach einer Pauſe, wehmüthig weinend.) Und wenn er noch lebt, der Geliebte, wenn er nun kommen wird, Wort zu halten, und ſeine Bertha im Triumph abzuholen, und alles öde findet und ſtumm, und das entſeelte Mädchen ſeine Wonne nicht mehr beantwortet; wenn ſeine glühenden Küſſe umſonſt das entwichene Leben auf meinen Lippen ſuchen, ſeine Thränen fruchtlos über mich fließen; wenn der Vater verzweifelnd auf ſeine Tochter ſtürzt und die Töne ihres Jammers von den kahlen Mauern meines Kerkers zurückheulen, o dann verſchweig' meine Leiden, Gewölbe! ſag' ihnen, daß ich duldete, wie eine Heldin, und daß mein letzter Athem Verzeihung war. (Sie legt ſich matt auf einen Stein. Pauſe. Man ſtürmt mit den Glocken; ſie ſpringt auf.) Ha, was iſt das? Hör' ich recht, oder träume ich? Fürchterlich wimmern die Glocken zuſammen, das iſt kein Ton, als wenn man zum Gottesdienſt läutete! (Man hört einen Auflauf. Das Stürmen wird ſtärker und allgemeiner. Sie läuft erſchrocken umher.) Lauter und immer lauter, ein wildes, hohles Getöſe, wie das Rennen von tauſend Menſchen. Gott, das iſt Sturm! das iſt Sturm! Was iſt geſchehen? geht Genua in Flammen auf? iſt der Feind in die Stadt gedrungen? Wie das Gewölbe zittert! Ein Aufruhr, als wäre das Weltgericht da! Wohin flieh' ich, was ahndet mir? Das Getümmel kommt hieher. (Man hört die Riegel aufſchieben.)

---

[1] Ungeachtet die erste Scene dieses Aufzugs von Körner schon in die sämmtlichen Werke aufgenommen ist (s. Taschenausg. B. 3. S. 313 ff.) und die sechste zum Theil mit der siebzehnten (Taschenausg. S. [illegible] ff.) übereinstimmt, so theile ich doch diesen Akt ganz mit, zumal da jener einzige Auftritt doch auch viele kleinere Abweichungen darbietet. Der Leser wird so am Besten mit Einem Blick die Eigenthümlichkeiten der Theaterbearbeitung des Fiesco überschauen, die alle in dem letzten Aufzuge zusammenlaufen und sich gleichsam vollenden.

Zweite Scene.

Bourgognino (in Gianettinos Scharlachmantel hereinſtürzend). **Bertha** (fährt zitternd herum).

Bourgognino. Bertha, wo find' ich dich? Freude, Freiheit, Erlöſung!

Bertha (ihm in die Arme fliegend). Bote des Himmels, vom Rande des Grabes bringſt du meine Seele zurück!

Bourgognino. Vollendet ſind deine Leiden; geopfert iſt der Tyrann. Dies Schwert hier hat ihn erſchlagen. Hörſt du, hörſt du, wie ſchon ganz Genua munter wird? wie unſre Sturmglocken jauchzen.

Bertha. Himmel, ſo log meine Ahndung nicht? ſo galt es mir, dieſes fürchterliche Geläute?

Bourgognino. Deine Ahndung log nicht. Es iſt unſer Hochzeitgeläute. Alſo komm, meine Liebe; verlaß dieſen ſchrecklichen Kerker, und folge mir zum Altar.

Bertha. Zum Altar, Bourgognino? in dieſer Mitternachtsſtunde? in dieſem wilden, wüthenden Tumult, als wenn die Welt aus den Achſen ginge?

Bourgognino. In dieſem freudigen Tumult, womit Genua ſeine Freiheit feiert, feiern wir das Feſt unſrer Liebe. Dieſer Scharlach, noch feucht von Tyrannenblut, wird mein Hochzeitſchmuck ſeyn. Dieſe Hand, noch warm von der Heldenthat, wird die Ewigkeit in die deinige flechten. Zittre nicht, meine Theuerſte. Jahrhunderte können vorüber fliegen, ehe die Liebe eine ſo herrliche Brautnacht findet.

Dritte Scene.

Vorige. Verrina (welcher, ohne bemerkt zu werden, hereintritt, die beiden eine Zeitlang ſchweigend beobachtet, und endlich dazwiſchen tritt).

Verrina (beide zugleich umarmend). Gott ſegne euch, meine Kinder!

Bourgognino und **Bertha** (ihm zu Füßen fallend). Mein Vater!

Verrina (auf Bourgognino die linke, auf Bertha die rechte Hand legend). Vergiß nie, wie theuer du ſie errungen haſt; vergiß nie, daß eure Ehe ſo alt iſt, wie Genua's Freiheit! (Zu Bertha.) Du biſt des Verrina Tochter, und dein Mann hat den Tyrannen erſchlagen! (Pauſe, worauf er ſie plötzlich verläßt.) Der Prieſter erwartet euch.

Bertha und Bourgognino (ſtehen auf). Sie werden uns nicht dahin folgen, mein Vater?

Verrina (ſehr ernſt). Dorthin ruft mich eine furchtbare Pflicht, mein Gebet wird Euch folgen. (Er will gehen, kehrt aber ſchnell um, zu Bourgognino.) Wenn die Trauung geſchehen iſt, ſo nimm deine Frau und gehe gleich unter Segel. Vielleicht werd' ich nachkommen. Vielleicht auch nicht mehr. Ihr ſteuert nach Marſeille, und — Gott geleit' euch! (Er will ſchnell fort.)

Bertha (hält ihn auf und wirft ſich ihm in die Arme). Um Gotteswillen, was iſt das? Bourgognino, ſprich, was will dieſes Räthſel ſagen?

Bourgognino (entſchloſſen zu Verrina). Ich bleibe in Genua. Die Gefahr iſt noch nicht aus.

Verrina (nimmt ihn auf die Seite und ſpricht mit erzwungener Ruhe). Laß dir ſagen, mein Sohn. Auf dem Wege hieherzu kam mir ein Gemurmel zu Ohren, Fiesco ſey Sieger, und der Senat habe beſchloſſen, ihn zum Herzog zu machen. Alſo ſiehſt du, mein Sohn, ich muß eilig fort, daß ich zuerſt meinen Eid ablege und die Gnade des neuen Fürſten erſchnappe. (Er lacht fürchterlich auf.)

Bourgognino. Etwas Entſetzliches ahndet mir, doch ich begleite Sie.

Verrina (reißt ihm Bertha in den Arm). Unerſättlicher! Tändle mit deiner Braut. Deinen Tyrannen haſt du hinweggeſchafft; überlaß mir den meinigen! (Er eilt ab. Die beiden folgen.)

(Ein freier Platz mitten in der Stadt Genua. Vor dem Rathhaus, vor welchem Geſchütze gepflanzt ſind, ſteht eine Wache.)

Vierte Scene.

Fiesco (kommt in ſchnellem Marſch unter kriegeriſcher Muſik an der Spitze ſeiner Soldaten.) **Calcagno**, **Sacco** (und viele andere Edelleute umgeben ihn, und eine Menge Volks ſtürzt lärmend hinter ihm her).

Fiesco (hält vor dem Rathhaus und winkt ſeinen Offizieren). Geſchütze vor der Signoria? Weg mit Kanonen.[1] Sie ſollen mir ihre Grauköpfe weiſen. (Zu der Wache gebieteriſch) Streckt das Gewehr! (Die Wache läßt erſchrocken die Waffen fallen.)

Fiesco (in ſtolzer Stellung). Gehen Sie hinauf, Calcagno, und melden den verſammelten Vätern: Der Graf von Lavagna ſtehe vor der Signoria mit ſeinem ſiegenden Heer, der Eroberer auf ſeinem Boden; Stadt und Meer ſeien ſein; ganz Genua ſchwöre zu ſeinen Fahnen; der Ueberwinder befehle dem verſammelten Rath, auseinander zu gehen, dieſes Schwert ſei jetzt das Geſetzbuch, dieſe Armee der Senat. Sagen Sie, Gnade warte auf Unterwerfung, und Tod auf Weigerung, und die Väter der Republik ſollen wählen.

Calcagno (geht mit ehrfurchtsvoller Verbeugung). Mit ſtolzem Eifer gehorcht Calcagno dieſem Befehle. Mein Herz erhebt ſich unter der Würde meines Amts, und aus meinem Mund ſpreche die große Seele meines Gebieters. (Er geht in das Rathhaus ab.)

---

[1] Dieſe Worte ſind im Manuſcript von Schiller ſelbſt corrigirt: „Wache vor der Signoria? Weg mit den Waffen!“

Fiesco (wendet ſich gegen Sacco). Sie, Sacco, erwartet ein beneidenswerthes Geſchäft. Ich mußte dieſe Nacht eine gewiſſe theure Perſon in bangen Schrecken verlaſſen, eine Perſon, die den Glanz meines Sieges mit mir theilen wird. Gehen Sie, Sacco, verkündigen Sie Leonoren von Lavagna, daß Fiesco *lebe*, daß Genua bezwungen zu ſeinen Füßen liege, daß ſeinem Glück nur Leonorens Umarmungen fehlen. — Halten Sie, Sacco!

Sacco (kommt zurück). Mein Gebieter? (Fiesco ſpricht ihm leiſe ins Ohr.)

Sacco (erſtaunt). Großer Mann! Glückliches Genua! Welches Opfer!

Fiesco (winkt zu ſchweigen). Geduld, Sacco! Noch iſt es nicht Zeit. Eilen Sie, unterrichten Sie meine Gemahlin.

Sacco. Fiesco hat das Geheimniß entdeckt, alle Dienſte meines Schwerts zu belohnen. Zu einer Stunde, wo ganz Genua in Schrecken des Todes liegt, iſt Sacco der einzige, der Freude fühlt und verbreitet. (Geht ab.)

Fünfte Scene.

Die Vorigen (außer Sacco). **Calcagno**, der aus dem Rathhaus zurückkommt. Hernach **die Senatoren**, zuletzt **Verrina**.

Calcagno. Der große und kleine Rath der Republik vernahmen durch mich den Willen des Siegers, und *das* iſt die Antwort: (Laut und feierlich, indem er den Hut abnimmt, und ſein Schwert dem Fiesco zu Füßen legt) „Der Himmel, der das

Schickſal der Völker lenkt, hat die Waffen des Fiesco begünſtigt, und dieſe Stadt in ſeine Hände gegeben, Gianettino Doria liegt ermordet, Herzog Andreas entfloh in der Mitternacht, des Greiſen entnervter Arm konnte den ſtürzenden Staat nicht mehr aufhalten, der Thron von Genua ſteht ledig, und die Gerechtigkeit des Kriegs ſpricht ihm den Sieg zu.“ (Indem er niederfällt) Empfangen Sie denn, durchlauchtigſter Oberherr, die Inſignien der fürſtlichen Würde!

(Während dieſem kommen die Senatoren in einer feierlichen Prozeſſion aus dem Rathhaus, und der vorderſte trägt auf einem weißen Kiſſen den herzoglichen Hut, Stab und Mantel. Die Soldaten weichen ehrerbietig aus, begleiten den Zug mit Muſik und neigen die Fahnen. Die Senatoren reihen ſich um Fiesco, welcher ruhig und unbeweglich geblieben iſt.)

Calcagno. Empfangen Sie aus meinem Mund die Huldigung der ganzen Republik: Lang lebe Fiesco! Herzog von Genua! (Die Armee feuert in die Luft.)

Volk, Senatoren und **Edelleute** (auf den Knieen, mit abgenommenen Hüten, erheben ein Freudengeſchrei). Lang lebe Fiesco, Herzog von Genua!

(Mitten unter dieſem Tumult tritt Verrina auf, und bei ſeinem Anblick fällt das Geſchrei zu einer plötzlichen tiefen Stille herab, welche auf das genaueſte beobachtet werden muß. Das Volk, das Heer, der Senat und der Adel weichen ihm erſchrocken aus, ſo weit er vortritt. Es erfolgt eine allgemeine Pauſe.)

Sechste Scene

Die Vorigen. Verrina.

(Fiesco behauptet in dieſer Scene durchaus eine erhabene
altblütigkeit und Ruhe, welche dem Schauſpieler mit allem Nach=
ruck empfohlen wird.)

Verrina (kommt langſam vorwärts, und ſieht bedeutend im
anzen Zirkel herum). Sonderbar! Dieſe plötzliche Todtenſtille,
ieſe Bläſſe auf allen Geſichtern? Ich höre da ein Gejauchz
om Rathhaus herunter ſchallen, ich fliege her, ich will eilends
iſſen, was doch meine Landsleute ſo beluſtigen mag. Selt=
am! und ganz Genua weicht mir aus, wie ein Miſſethäter, der
uf einem böſen Griff überraſcht wird? — (Alle ſchweigen und
ehen ſich zurück, und bleiben ſo durch den ganzen Auftritt.) Niemand
ibt Antwort, alle Augen kriechen am Boden. Bin ich doch
ur dieſer einzelne Mann, und hier ſehe ich eine Nation
or mir beben. Ich habe nichts, als Verrinas Herz,
loße Worte ſind meine Waffen und hier blitzen mich
auſend dienſtbare Schwerter an. Ich fürchte, ich fürchte,
ihr habt etwas gethan, Genueſer, was ihr auch nicht einmal
mögt ausſprechen hören. (Er wirft einen wichtigen Blick
auf die verzagtlichen Zuhörer.)

Fiesco (tritt ihm näher). Und ſollte Verrina wirklich keine Veränderung an ſeinem Freund bemerken?

Verrina (ohne ihn anzuſehen). Ich wünſche keine.

Fiesco. Aber ſiehſt du auch keine?

Verrina (ohne ihn anzuſehen). Ich hoffe, nein.

Fiesco. Ich frage, findeſt du keine?

Verrina (nach einem flüchtigen Blick). Ich finde keine.

Fiesco. Nun, ſiehſt du, ſo muß es doch wahr ſeyn, daß die Gewalt nicht Tyrannen macht. Seit wir uns beide verließen, bin ich Genua's Herzog geworden, und Verrina (indem er ihn an die Bruſt drückt) findet meine Umarmung noch feurig, wie ſonſt.

Verrina. Deſto ſchlimmer, daß ich ſie ſo froſtig erwiedern muß. Der Anblick der Majeſtät fällt wie ein ſchneidendes Meſſer zwiſchen mich und den Herzog! Johann Ludwig Fiesco beſaß Länder in meinem Herzen, jetzt hat er ja Genua erobert, und ich nehme mein Eigenthum zurück.

Fiesco. Das wolle Gott nicht. Für ein Herzogthum wäre der Preis zu jüdiſch.

Verrina (murmelt düſter). Hm! Iſt denn etwa die Freiheit in der Mode geſunken, daß man dem Erſten dem Beſten Republiken um ein Schandengeld nachwirfſt?

Fiesco. Das ſag' du Niemand, als dem Fiesco.

Verrina. O natürlich, ein vorzüglicher Kopf muß es immer ſeyn, von dem die Wahrheit ohne zu bluten heraus geht. Aber Schade! der verſchlagene Spieler hat's nur in einer Karte verſehen. Er berechnete das ganze Spiel des Neides, aber der raffinirte Witzling ließ zum Unglück die Patrioten aus. (Sehr bedeutend) Hat der Unterdrücker der Freiheit auch einen Kniff auf die Züge der römiſchen Tugend zurückbehalten? Ich ſchwöre es beim lebendigen Gott! Ehe die Nachwelt meine Gebeine aus dem Kirchhof eines Herzogthums gräbt, eher ſoll ſie ſie auf dem Rade zuſammen leſen.

Fiesco (nimmt ihn mit Sanftmuth bei der Hand). Auch nicht, wenn der Herzog dein Bruder iſt? wenn er ſein Fürſtenthum nur zur Schatzkammer ſeiner Wohlthätigkeit macht, die bis jetzt bei ſeiner haushalteriſchen Dürftigkeit betteln ging? Verrina, auch dann nicht?

Verrina. Auch dann nicht, — und der verſchenkte Raub hat noch keinem Dieb von dem Galgen geholfen. Ueberdies ging dieſe Großmuth bei Verrina fehl. Meinem Mitbürger konnte ich ſchon erlauben, mir Gutes zu thun, meinem Mitbürger hofft' ich es wett machen zu können. Die Geſchenke eines Fürſten ſind Gnade, und Gott iſt mir gnädig.

Fiesco (ärgerlich). Wollt' ich doch lieber Italien vom Ocean abreißen, als dieſen Starrkopf von ſeiner Meinung!

Verrina. Und abreißen iſt doch ſonſt deine ſchlechteſte Kunſt nicht. Davon weiß das Lamm Republik zu erzählen, das du dem Wolf Doria aus dem Rachen nahmſt — es ſelbſt zu verzehren.

Fiesco. Verrina brandſchatzt meine Freundſchaft.

Verrina. Hinweg mit der Freundſchaft. Ich ſage dir ja, ich liebe dich nicht mehr, ich ſchwöre dir, daß ich dich haſſe, haſſe wie den Wurm des Paradieſes, der den erſten falſchen Wurf in der Schöpfung that, worunter ſchon das ſechſte Jahrtauſend blutet. Höre Fiesco, nicht Unterthan gegen Herrn, nicht Freund gegen Freund, Menſch gegen Menſch, red' ich zu dir. (Scharf und heftig) Du haſt eine Schande begangen an der Majeſtät des wahrhaftigen Gottes, daß du dir die Tugend ließeſt die Hand zu deinem Bubenſtück führen, und Genua's Patrioten mit Genua Blutſchande treiben. Fiesko, wär' auch ich der Redlichdumme geweſen, den Schalk nicht zu merken, Fiesko, bei allen Schauern der Ewigkeit, einen Strang wollt' ich drehen aus meinen eigenen Gedärmen, und mich erwürgen, daß meine fliehende Seele in gichteriſchen Schaumblaſen dir zuſpritzen ſollte. Das fürſtliche Schelmenſtück drückt wohl die Goldwage menſchlicher Gerechtigkeit nieder, aber du haſt den Himmel geneckt, und den Prozeß wird das Weltgericht führen.

Fiesco (mit angenommenem Zorn). Gegen mich dieſe Sprache, Verwegener? Den Freund haſt du vergeſſen, überlegſt du auch wohl, daß du vor deinem Herzog ſtehſt, daß die Schrecken der Majeſtät dort bereit liegen, daß Genua jetzt eben verſammelt iſt, mir zu huldigen?

Verrina. Doch alſo noch nicht auseinander ging? — und bis dahin, Fiesco, wie viel kann geſchehen ſeyn? (Langſam mit Bedeutung) Zwar läßt ſich dieſe kurze Friſt mit Pulsſchlägen ausmeſſen, aber in einem jeden von dieſen kann die Schöpfung dreimal zernichtet und dreimal wieder geſchaffen werden, — und das Vaterland ſollte nicht mehr zu retten ſeyn? Nimm dich in Acht, Fiesco! Du ſelbſt gabſt das Beiſpiel in dieſer Mitternacht, daß ein geſtohlener Purpur, wie das blutige Hemd des Neſſus, vergiftet.

Fiesco (geht auf den Senator zu, der die Inſignien hält). Indeß will ich es darauf wagen.

Verrina (greift nach dem Schwert, läßt es ſchnell wieder fahren, und eilt auf Fiesco zu). Doch nur noch einmal laß dich umarmen, Fiesco, eh' dieſer ſchreckliche Spalt uns auf ewig trennt. (An ſeinem Halſe) Gewiß, gewiß! Nie ſchlugen doch zwei größere Herzen gegen einander, wir liebten uns doch ſo brüderlich warm. O Fiesco, Fiesco! Du räumſt einen Platz in meinem Buſen, den das Menſchengeſchlecht, neunmal genommen, nicht mehr beſetzen wird.

Fiesco. Sey mein Freund!

Verrina. Nimm dieſen häßlichen Purpur nicht, und ich bin's. Ich bin ein Kriegsmann, Fiesco, verſtehe mich wenig auf naſſe Wangen. Das ſind meine erſten Thränen! Nimm dieſen Purpur nicht!

Fiesco. Schweig', willſt du den Himmel aus ſeinen Achſen reißen?

Verrina (beſiegt). Fiesco! Laß hier alle Kronen der rde zum Lohn, dort alle ihre Foltern zur Strafe bereit egen: Ich ſoll knien vor einem Erſchaffnen, ich werde icht knien, Fiesco! (Indem er niederfällt) Es iſt mein erſter niefall, nimm dieſen Purpur nicht!

Fiesco (greift lächelnd darnach). Du wirſt erſtaunen, wie roß er mich kleiden wird.

Verrina (aufſpringend, fürchterlich). Aber nur auf der Bahre! (Er führt einen Streich nach Fiesco. Fiesco ſpringt zurück nd fängt den Hieb mit dem Schwert auf.)

Das Volk (herbeiſtürmend, mit Geſchrei). Fürſtenmord! ürſtenmord!

Verrina (hält plötzlich inne, wirft einen Blick voll Befremdung nd Ernſt auf das Volk und läßt den Arm langſam ſinken). Was eh' ich? Genua, du ſelbſt, du ſelbſt hälſt den Arm deines Retters auf? (Bitter lachend) Raſender Thor, der du warſt, Verrina! Ein Mörder wollteſt du werden in deinem ſechzigſten Jahr, die Freiheit dieſes Volks zu vertheidigen, und vergaßeſt zu fragen, ob dieſes Volk auch befreit ſeyn will? Es will nicht mehr frei ſeyn; es wehrt ſich um ſeine Ketten. Ich bin dein Gefangener. (Er wirft ihm das Schwert vor die Füße.)

Fiesco. Weißt du, was du gethan haſt, Unglücklicher?

Verrina (ſtolz gelaſſen). Ich weiß, daß ich ſterben muß, Herzog. Ich weiß, daß ich der Erſte bin, der unter Fiesco's Regierung auf das Schaffot ſteigt. (Laut und feierlich zum Volk) Der Erſte, Genueſer, aber der Letzte nicht. Ich kenne dieſen Mann, er hat eines Gottes Herz, und ihr Thoren gabt ihm die Blitze!

Das Volk (ruft mit Ungeſtüm, indem einige das Schwert zücken). Verräther, ſtirb! Majeſtätsverletzer!

Fiesco (winkt ihnen, zurück zu weichen, und tritt dann mit ruhiger Größe hervor). Wie ſchmeichelhaft iſt mir dieſe Wuth, Genueſer! Jetzt ſeyd ihr da, wo euch Fiesco erwartete. Sicher und ſchreckenlos kann ich jetzt euren Thron beſteigen, da eure Liebe zu mir auch dem allmächtigen Ruf der Freiheit nicht mehr Gehör gibt; da euer furchtbarſter Sachwalter ſich ſelbſt in die Hande des Henkers liefert; da mit dem Haupt des Verrina die tauſendköpfige Hyder, Empörung, ermordet zu meinen Füßen fallt. Jetzt, Genueſer, haben Zweifel und Furcht an meinem Entſchluß keinen Antheil mehr. — (Er geht auf den Senator zu und nimmt ihm das Zepter ab) Ein Diadem erkampfen iſt groß, es wegwerfen, göttlich! Seyd frei, Genueſer! (Er zerbricht das Zepter und wirft die Stücke unter das Volk) und die monarchiſche Gewalt vergehe mit ihren Zeichen!

Das Volk (ſtürzt jauchzend auf die Kniee). Fiesco und Freiheit!

Verrina (nähert ſich Fiesco mit dem Ausdruck des höchſten Erſtaunens). Fiesco!

Fiesco. Und mit Drohungen wollteſt du mir einen Entſchluß abnöthigen, den mein eigenes Herz nicht geboren hat? Genua's Freiheit war in *dieſem* Buſen entſchieden, ehe Verrina noch dafür zitterte, aber Fiesco *ſelbſt* mußte der Schöpfer ſeyn. (Verrinas Hand ergreifend, mit Wärme und Zärtlichkeit) Und jetzt doch mein Freund wieder, Verrina?

Verrina (begeiſtert in ſeine Arme ſtürzend). Ewig!

Fiesco (mit großer Rührung, einen Blick auf das Volk geworfen, das mit allen Zeichen der Freude noch auf den Knieen liegt). Himmliſcher Anblick, belohnender, als alle Kronen der Welt! (Gegen das Volk eilend) Steht auf, Genueſer! Den Monarchen hab' ich euch geſchenkt, umarmt euren glucklichſten Bürger.

Letzte Gedichte

der

erſten Periode.

An die Freude.

(1785.)

Erſte Strophe. Jetzige Lesart:

Deine Zauber binden wieder,
Was die Mode ſtreng getheilt;
Alle Menſchen werden Brüder,
Wo dein ſanfter Flügel weilt.

Frühere in der Thalia:

Deine Zauber binden wieder,
Was der Mode Schwert getheilt;
Bettler werden Fürſtenbrüder,
Wo dein ſanfter Flügel weilt.

Dritte Chorſtrophe. Jetzige und Lesart in der Thalia:

Ihr ſtürzt nieder, Millionen?
Ahndeſt du den Schöpfer, Welt?

Früheſte Lesart:

Werft euch nieder, Millionen!
Deinem Schöpfer jauchze, Welt!

Vierte Strophe. Jetzt:

Freude, Freude treibt die Räder ꝛc.

Früheſte Lesart:

Freude, Freude wälzt die Räder ꝛc.

Vierte Chorſtrophe. Jetzt:

Froh, wie ſeine Sonnen fliegen
Durch des Himmels prächt'gen Plan,
Laufet, Brüder, eure Bahn,
Freudig, wie ein Held zu ſiegen.

Früheſte Lesart:

Wer gebar das Weltenwunder?
Wo der Starke, der es hält?
Brüder, von dem Sternenzelt
Winkt ein großer Gott herunter.

Achte Strophe. Jetzt:

Männerſtolz vor Königsthronen, —
Brüder, gält' es Gut und Blut, —

Früheſte Lesart:

Menſchlichkeit auf Königsthronen,
Harten Richtern warmes Blut!

Die letzte, von Schiller ſpäter unterdrückte Strophe des Gedichts hat ſchon Körner als Nachleſe beigefügt (ſ. Taſchenausg. B. 1. S. 91).

Dieſe Dithyrambe an die Freude, welche ſich früher mit einer Betrachtung des Todes endigte, iſt in Gohlis, einem anmuthigen Dorfe bei Leipzig, wohin Schiller dem Rufe ſeiner Freunde gefolgt war, gedichtet, und iſt in meinem Leben Schiller's Th. I, S. 275 ff. im Allgemeinen gewürdigt. Pöliz kannte noch einen ältern, wahrſcheinlich handſchriftlichen Text, als den in der Thalia.

wo das Gedicht zuerſt gedruckt erſchien (ſ. Rheiniſche Thal. H. 2, S. 1 ff. und Viehoff's Erläuterungen Th. 4, S. 253. Anmerk.). Aus dieſem ſind oben die betreffenden Varianten mitgetheilt.

Unterthänigſtes Promemoria

an die

Konſiſtorial-Rath Körner'ſche weibliche Waſchdeputation,

eingereicht von

einem niedergeſchlagenen Trauerſpieldichter in Loſchwitz.

(1786.)

Dumm iſt mein Kopf und ſchwer, wie Blei,
Die Tabacksdoſe ledig,
Mein Magen leer — der Himmel ſey
Dem Trauerſpiele gnädig!

Ich kratze mit dem Federkiel
Auf den gewalkten Lumpen;
Wer kann Empfindung, wer Gefühl
Aus hohlem Herzen pumpen?

Feu'r ſoll ich gießen auf's Papier
Mit angefrornem Finger —
O Phebus! haſſeſt du Geſchmier,
So warm' auch deinen Jünger. [1]

---

[1] In meinem Manuſkripte ſteht: Sänger.

Die Wäſche klatſcht vor meiner Thür,
Es ſcharrt die Küchenzofe,
Und mich, — mich ruft das Flügelthier
Nach König Philipp's Hofe.

Ich ſteige muthig auf das Roß,
In wenigen Sekunden
Seh' ich Madrid; am Königsſchloß
Hab' ich es angebunden.

Ich eile durch die Gallerie,
Und ſiehe da — belauſche
Die junge Fürſtin Eboli
Im ſüßen Liebesrauſche.

Jetzt ſinkt ſie an des Prinzen Bruſt
Mit wonnevollem Schauer;
In ihren Augen Götterluſt,
Doch in den ſeinen Trauer.

Schon ruft das ſchöne Weib Triumph,
Schon hör' ich — — Tod und Hölle!
Was hör' ich? — einen naſſen Strumpf,
Geworfen in die Welle.

Und weg iſt Traum und Feerei!
Prinzeſſin, Gott befohlen!
Der Teufel ſoll die Dichterei
Beim Hemdewaſchen holen.

Gegeben in unſerer jammervollen
Lage unweit dem Keller.

Friedrich Schiller,
Haus- und Wirthſchafts-Dichter.

Schiller war im Oktober 1785 mit der Körner'ſchen Familie nach Dresden gezogen. In der Nähe, an der Elbe, bei dem Dorfe Loſchwitz, hatte Körner einen Weinberg mit einem angenehmen Wohnhauſe, wo Schiller im Familienkreiſe ſeines Freundes die ſchönſten Tage verlebte (ſ. Schiller's Leben Th. I. S. 279). Hier vollendete er auch ſeinen Don Carlos. Der Druck dieſes Schauſpiels hatte bei Göſchen in Leipzig ſchon begonnen, und Schiller war eben, wie man aus der ſechsten und ſiebenten Strophe unſeres Gedichtes ſieht, mit der Reviſion der achten Scene des zweiten Aktes beſchäftigt, als er an einem ſchönen Herbſttage von der Familie zu einer Landpartie eingeladen wurde, ſich aber, um ſein Werk zu fördern, zurückzubleiben entſchloß. Unglücklicherweiſe war die Frau Appellationsräthin Körner der Meinung geweſen, Schiller würde mitfahren, und hatte die Schränke und den Keller zuſchließen laſſen. So ſah ſich denn der Dichter ohne Speiſe und Trank, ja ſogar ohne Holz. Sein Unmuth ſteigerte ſich noch durch das Plätſchern der Wäſche unter ſeinen Fenſtern, und er machte endlich ſeiner üblen Laune durch dieſe ſchnurrigen Verſe Luft (Schiller's Leben von Döring, zweite Aufl. S. 111 f.). Sie können als ein Dokument ſeines bedeutenden Talents für das Komiſche (ſ. Schiller's Leben Th. I. S. 189) angeſehen werden.

Freigeiſterei der Leidenſchaft.

Als Laura vermählt war im Jahr 1782.

(1786.)

* Nein — länger, länger werd' ich dieſen Kampf nicht kämpfen,
    Den Rieſenkampf der Pflicht.
Kannſt du des Herzens Flammentrieb nicht dämpfen,
    So fordre, Tugend, dieſes Opfer nicht.

• Geſchworen hab' ich's, ja, ich hab's geſchworen,
Mich ſelbſt zu bändigen.
Hier iſt dein Kranz! Er ſey auf ewig mir verloren!
Nimm ihn zurück und laß mich ſündigen.

Sieh, Göttin, mich zu deines Thrones Stufen,
Wo ich noch jüngſt, ein frecher Beter, lag;
Mein übereilter Eid ſey widerrufen,
Vernichtet ſey der ſchreckliche Vertrag,

Den du im ſüßen Taumel einer warmen Stunde
Vom Träumenden erzwangſt,
Mit meinem heißen Blut in unerlaubtem Bunde,
Betrügeriſch aus meinem Buſen rangſt.

Wo ſind die Feuer, die elektriſch mich durchwallten,
Und wo der ſtarke, kühne Taliſman?
In jenem Wahnwitz will ich meinen Schwur dir halten,
Worin ich unbeſonnen ihn gethan.

• Zerriſſen ſey, was du und ich [1] bedungen haben,
Sie liebt mich — deine Krone ſey verſcherzt!
Glückſelig, wer in Wonnetrunkenheit begraben,
So leicht, wie ich, den tiefen Fall verſchmerzt.

• Sie ſieht den Wurm an meiner Jugend Blume nagen,
Und meinen Lenz entflohn,
Bewundert ſtill mein heldenmüthiges Entſagen,
Und großmuthsvoll beſchließt ſie meinen Lohn.

---

[1] Jetzt: was wir.

„Mißtraue, ſchöne Seele, dieſer Engelsgüte!
Dein Mitleid waffnet zum Verbrecher mich.[1]
Gibt's in des Lebens unermeßlichem Gebiete,
Gibt's einen andern, ſchönern Lohn — als dich?

„Als das Verbrechen, das ich ewig fliehen wollte?
Entſetzliches[2] Geſchick!
Der einz'ge Lohn, der meine Tugend krönen ſollte,
Iſt meiner Tugend letzter Augenblick.

Des wolluſtreichen Giftes voll — vergeſſen,
Vor wem ich zittern muß,
Wag' ich es, ſtumm an meinen Buſen ſie zu preſſen,
Auf ihren Lippen brennt mein erſter Kuß.

Wie ſchnell auf ſein allmächtig glühendes Berühren,
Wie ſchnell, o Laura, floß
Das dünne Siegel ab von übereilten Schwüren,
Sprang deiner Pflicht Tyrannenkette los.

Jetzt ſchlug ſie laut, die heiß erflehte Schäferſtunde,
Jetzt dämmerte mein Glück —
Erbarmung zitterte auf deinem brennenden Munde,
Erbarmung ſchwamm in deinem feuchten Blick.

Mir ſchauerte vor dem ſo nahen Glücke,
Und ich errang es nicht!
Vor deiner Gottheit taumelte mein Muth zurücke,
Ich Raſender! und ich errang es nicht!

---

[1] Jetzt: zum Verbrechen.
[2] Jetzt: Tyranniſches.

Woher dies Zittern, dies unnennbare Entſetzen,
Wenn mich dein liebevoller Arm umſchlang? —
Weil dich ein Eid, den auch ſchon Wallungen verletzen,
In fremde Feſſeln zwang?

Weil ein Gebrauch, den die Geſetze heilig prägen,
Des Zufalls ſchwere Miſſethat geweiht?
Nein — unerſchrocken trotz' ich einem Bund entgegen,
Den die errëthende Natur bereut.

O zittre nicht — du haſt als Sünderin geſchworen,
Ein Meineid iſt der Reue fromme Pflicht.
Das Herz war mein, das du vor dem Altar verloren,
Mit Menſchenfreuden ſpielt der Himmel nicht.

Zum Kampf auf die Vernichtung ſey er vorgeladen,
An den der feierliche Spruch dich band.
Die Vorſicht kann den überflüſſ'gen Geiſt entrathen,
Für den ſie keine Seligkeit erfand.

Getrennt von dir — warum bin ich geworden?
Weil du biſt, ſchuf mich Gott!
Er widerrufe, oder lerne Geiſter morden,
Und flüchte mich vor ſeines Wurmes Spott.

Sanftmüthigſter der fühlenden Dämonen,
Zum Wütherich verzerrt dich Menſchenwahn?
Dich ſollten meine Qualen nur belohnen,
Und dieſen Nero beten Geiſter an?

Dich hatten ſie als den Allguten mir geprieſen,
Als Vater mir gemalt?
So wucherſt du mit deinen Paradieſen?
Mit meinen Thränen machſt du dich bezahlt?

Beſticht man dich mit blutendem Entſagen?
Durch eine Hölle nur
Kannſt du zu deinem Himmel eine Brücke ſchlagen?
Nur auf der Folter merkt dich die Natur?

O dieſem Gott laßt unſre Tempel uns verſchließen,
Kein Loblied feire ihn,
Und keine Freudenthräne ſoll ihm weiter fließen,
Er hat auf immer ſeinen Lohn dahin.

Das Gedicht hat jetzt den Titel: *Der Kampf* (ſ. neue Taſchenausg. B. I. S. [illegible]), und beſteht nur noch aus den ſechs, mit einem Sternchen bezeichneten Strophen. Es ſtand urſprünglich in dem erſten Hefte der Thalia vom Jahr 1786, und der Dichter hat es, wie man ſieht, ſchon in der Ueberſchrift in das Jahr 1782 unter die Lauraoden zurückgeſetzt, und daher auch mit Y unterzeichnet. Er verwahrt ſich in einer Note außerdem, daß man ihm den Inhalt ſeines Gedichts nicht als ſeine ernſtliche Meinung zuſchreibe: „Ich habe um ſo weniger Anſtand genommen,“ erklärt er ſich, „die zwei folgenden Gedichte (*Freigeiſterei der Leidenſchaft* und *Reſignation*) hier aufzunehmen, da ich von jedem Leſer erwarten kann, er werde ſo billig ſeyn, eine Aufwallung der Leidenſchaft nicht für ein philoſophiſches Syſtem und die Verzweiflung eines *erdichteten* Liebhabers nicht für das Glaubensbekenntniß des Dichters anzuſehen. Widrigenfalls möchte es übel um den dramatiſchen Dichter anſehen, deſſen Intrigue ſelten ohne einen Böſewicht fortgeführt werden kann; und Milton und Klopſtock mußten um ſo ſchlechtere Menſchen ſeyn, je beſſer ihnen ihre Teufel glückten." Es iſt aber nicht zu bezweifeln, daß jene Angabe und dieſe Verwahrung eine bloße Myſtification des Publikums iſt. Die Verfolgungen, welche Schiller bisher erfahren hatte, und der Wunſch, eine feſte Stellung im bürgerlichen Leben zu erhalten, legten ihm gewiſſe Rückſichten der Klugheit auf. Dieſes, in ſeiner unverſtümmelten Geſtalt höchſt leidenſchaftliche Gedicht gehört offenbar nicht der Periode der Anthologie, ſondern einer mehr vorgeſchrittenen Bildung an, und trägt zugleich, wie alle lyriſchen Erzeugniſſe dieſer Zeit, eine ſolche wahrhaftige Lebenswirklichkeit in jedem Verſe, daß man ſieht, es habe ſich unmittelbar aus leidenſchaftlichen Stimmungen und Ueberzeugungen hervorgedrängt, die den Dichter im Tiefſten bewegten. Man hat das Gedicht auf ſeine Leidenſchaft für das Fräulein von Arnim bezogen. Aber da Schiller dieſes ſchöne Fräulein erſt im Winter 1786 auf 1787 auf einer Redoute kennen lernte, und die Piece ſchon in dem **erſten** Hefte der Thalia vom Jahr 1786, welchem in demſelben Jahr noch ein zweites folgte, ſtand, ſo iſt jene Deutung wohl irrig. Ich beziehe das Gedicht, wie die in der Thalia nächſt folgende **Reſignation**, auf die halb verzweifelte Stimmung, welche das gewaltſam zerriſſene Verhältniß mit **Margaretha Schwan** von Mannheim in ihm zurückließ (ſiehe Schiller's Leben Th. I. S. 281 ff.). Alles andere iſt Fiction.

Reſignation.

(1786.)

In der Thalia (Heft 2, S. 64 ff.) hat dieſe Ueberſchrift noch den Zuſatz: „**Eine Fantaſie**," welcher wohl moraliſche Einwendungen von Unberufenen abwehren ſollte.

Die erſte Strophe heißt:

Da ſteh' ich ſchon auf deiner finſtern Brücke,
Furchtbare Ewigkeit!
Empfange meinen Vollmachtbrief zum Glücke,
Ich bring' ihn unerbrochen dir zurücke,
Ich weiß nichts von Glückſeligkeit.

Sie hieß früher:

Da ſteh' ich ſchon auf deiner Schauerbrücke,
Ehrwürd'ge Geiſterrichterin Ewigkeit.
Empfange meinen Vollmachtsbrief zum Glücke,
Ich bring' ihn unerbrochen dir zurücke,
Mein Lauf iſt aus. Ich weiß von keiner Seligkeit.

Nach der achten Strophe: „Gib mir das Weib" ꝛc. iſt folgende ausgefallen, welche die „Wahrheit" noch ſpricht:

„Du ſiehſt die Zeit nach jenen Ufern fliegen,
Die blühende Natur
Bleibt hinter ihr, ein welker Leichnam, liegen.
Wenn Erd' und Himmel trümmernd aus einander fliegen,
Daran erkenne den erfüllten Schwur."

Nach der zehnten Strophe: „Frech witzelte" ꝛc. fiel folgende aus:

„Ein Gaukelſpiel, ohnmächtigen Gewürmen
Vom Mächtigen gegönnt,
Schreckfeuer, angeſteckt auf hohen Thürmen,
Die Fantaſie des Träumers zu beſtürmen,
Wo des Geſetzes Fackel dunkel brennt."

In der folgenden Strophe: **Was heißt die Zukunft** ꝛc. lautet der dritte Vers:

Ehrwurdig nur, weil Hullen ſie verſtecken.

Die erſte Lesart:

Ehrwurdig nur, weil ſchlaue Hüllen ſie verſtecken.

Das Gedicht ſteht in der Taſchenausgabe B. 1. S. 95 f. und iſt in meinem Leben Schiller's Th. I. S. 285 im Allgemeinen erläutert. Es iſt eine, freilich nebelige Scene in der jenſeitigen Welt, wo ein eben Verſchiedener, gleichſam ehe er ſeine Reiſe nach der Ewigkeit antritt („auf ihrer finſtern Brücke"), vor einer verhüllten Geſtalt, die er für die vergeltende Gerechtigkeit hält, ſeine Klagen erhebt und ſeinen Lohn fordert. Aber ſtatt ihrer antwortet ihm ein „Genius", daß er für den Mangel an ſinnlichem Wohlergehen („Genuß") ſich ſelbſt durch eine ideale Betrachtungsweiſe der Dinge („Glaube, Hoffnung") entſchädigt habe, welche mit materiellem Glück unvereinbar ſey. Dieſes Glück, welches nur in momentanen Anregungen beſtehe, könne in der Ewigkeit (die über der Zeit iſt) nicht nachgeholt werden — nur innerhalb der Sphäre des dieſſeitigen Menſchenlebens (der „Weltgeſchichte") gebe es eine äußere Vergeltung, finde ſich das „Weltgericht."

Supplemente

zu

Schillers Werken.

Aus ſeinem Nachlaß

im Einverſtändniß und unter Mitwirkung

der Familie Schillers

herausgegeben von

Karl Hoffmeiſter.

Erſte Abtheilung:

Nachleſe und Variantenſammlung.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

1840.

Nachleſe

zu

Schillers Werken

nebſt

Variantenſammlung.

Aus ſeinem Nachlaß

im Einverſtändniß und unter Mitwirkung

der Familie Schillers

herausgegeben von

Karl Hoffmeiſter.

Zweiter Band.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'ſcher Verlag.
1840.

1206

Universitäts-
München
Bibliothek

Inhaltsanzeige des zweiten Bandes.

Seite

Don Carlos.

1. Früheſter Plan zum Don Carlos (1783) 3
2. Die urſprüngliche Form der drei erſten Akte des Don Carlos in der Thalia (von 1785 bis 1787) 9
3. Varianten der erſten Leipziger Ausgabe, vom Jahre 1787 (1786) 176
4. Stelle aus einer ſpäter unterdrückten Scene des Don Carlos 251
5. Allgemeine Bemerkungen zu den vorſtehenden Nachträgen . 253

Gedichte.

Der Fräulein von Arnim (1787) 262
Widmung des Don Carlos (1787) 263
Die berühmte Frau. Epiſtel eines Ehemannes an den andern (1788) 265
In das Tagebuch der Schwarzburg (1788) 266
Die Götter Griechenlands (1788) 267
Die Künſtler (1789) 276
Troſt am Grabe (1789) 277
Der Dichter. Stammbuchblatt (1790) 280

Seite

Metriſche Ueberſetzungen.

Scenen aus den Phönizierinnen des Euripides (1788) . . . [illegible]

Iphigenie in Aulis (1790) 291

Die Zerſtörung von Troja (1791) 295

Dido (1792) 301

Nachleſe

und

Variantenſammlung

zu

Schillers

Dichtungen der zweiten Periode,

von Don Carlos bis zu ſeiner Rückkehr
zur Poeſie.

Don Carlos.

I. Früheſter Plan zum Don Carlos.

(1783).

Der Freiherr Heribert von Dalberg hat das Verdienſt, Schillern im Jahr 1782, als er noch in Stuttgart war, auf das Süjet des Don Carlos aufmerkſam gemacht zu haben (Schiller's Briefe an Dalberg S. 46 und S. 55). Inzwiſchen wurden Fiesko und Kabale und Liebe gedichtet, und erſt als das letztere Trauerſpiel vollendet war, wandte er in ſeinem Aſyl in Bauerbach ſein Nachdenken auf einen neuen Gegenſtand und gab unter mehreren Stoffen endlich dem Don Carlos den Vorzug (ſiehe Schiller's Leben Th. 1, S. 213). Welche glühende Begeiſterung er ſeinem neuen Stücke zutrug, erfahren wir aus einem Briefe an Reinwald (ſ. Schiller's Leben von Frau Caroline von Wolzogen Th. 1, S. 99 ff.); aber mit welcher kalten Ueberlegung er zu Werke ging, dies erſehen wir aus einem Plane des Don Carlos aus der damaligen Zeit, welchen ich ſo glücklich bin mittheilen zu können. Er iſt bisher noch nicht gedruckt, und mag der bald folgenden reichen Nachleſe zu dieſer Tragödie zur Einleitung dienen. Unten am Rande ſind mit grüner Tinte von Reinwald die Worte beigeſchrieben: „Dieſer erſte — nachher etwas veränderte — Plan von Schiller's Don Carlos, den er ſchon 1783 bei ſeinem Aufenthalt in Bauerbach gemacht hat, iſt von ſeiner eigenen Hand.“

Dom Carlos, Prinz von Spanien.

Trauerſpiel.

I$^{\text{ter}}$ Schritt. Schürzung des Knotens.

- A. Der Prinz liebt die Königin. Das wird gezeigt:
  - 1. Aus ſeiner Aufmerkſamkeit auf ſolche, ſeiner Lage in ihrer Gegenwart.
  - 2. Seiner ungewöhnlichen Melancholie und Zerſtreuung.
  - 3. Dem Korb, den die Prinzeſſin von Eboli von ihm bekommt.
  - 4. Seiner Scene mit dem Marquis de Poſa.
  - 5. Seinen einſamen Geſprächen mit ſich ſelbſt.
- B. Dieſe Liebe hat Hinderniſſe und ſcheint gefährlich für ihn werden zu können. Dies lehren:
  - 1. Carlos' heftige Leidenſchaft und Verwegenheit.
  - 2. Der tiefe Affect ſeines Vaters, ſein Argwohn, ſeine Neigung zur Eiferſucht, ſeine Rachſucht.
  - 3. Intereſſe der Grandes, die ihn fürchten und haſſen, mit guter Art an ihn zu kommen.
  - 4. Rachſucht der beſchämten Prinzeſſin von Eboli.
  - 5. Auflauſchung des müßigen Hofes.
  - 6. — — — — — — — — — —[1]

II$^{\text{ter}}$ Schritt. Der Knoten verwickelter.

- A. Carlos' Liebe nimmt zu — Urſachen:
  - 1. Die Hinderniſſe ſelbſt.

---

[1] Dieſe Nummer iſt nicht ausgefüllt.

2. Gegenliebe der Königin; dieſe äußert ſich, motivirt ſich:
   a. Aus ihrem zärtlichen Herzen, dem ein Gegenſtand mangelt.
      α) Philipp's Alter, Disharmonie mit ihrer Empfindung.
      β) Zwang ihres Standes.
   b. Aus ihrer anfänglichen Beſtimmung und Neigung für den Prinzen. Sie nährt dieſe angenehmen Erinnerungen gern.
   c. Aus ihren Aeußerungen in Gegenwart des Prinzen. Inneres Leiden. Furchtſamkeit. Antheil. Verwirrung.
   d. Einer mehr, als zu erwartenden Kälte gegen Dom Juan, der ihr einige Liebe zeigt.
   e) Einigen Funken von Eiferſucht über Carlos Vertrauen zu der Prinzeſſin von Eboli.
   f. Einigen Aeußerungen im Geheim.
   g. Einem Geſpräch mit dem Marquis.
   h. Einer Scene mit Carlos.

B. Die Hinderniſſe und Gefahren wachſen. Dieſes erfährt man:
   1. Aus dem Ehrgeiz, der Rachſucht des verſchmähten Dom Juan.
   2. Aus einigen Entdeckungen, die die Prinzeſſin von Eboli macht.
   3. Aus ihrem Einverſtändniß mit jenem.
   4. Aus der immer wachſenden Furcht und Erbitterung der Grandes, die von dem Prinzen bedroht und beleidigt werden. Komplott derſelben.
   5. Aus des Königs Unwillen über ſeinen Sohn und Beſtellung der Spionen.

III$^{\text{te}}$ Schritt. Anſcheinende Auflöſung, die alle Knoten noch mehr verwickelt.
- A. Die Gefahren fangen an auszubrechen.
  - 1. Der König bekommt einen Wink, und geräth in die heftigſte Eiferſucht.
  - 2. Dom Carlos erbittert den König noch mehr.
  - 3. Die Königin ſcheint den Verdacht zu rechtfertigen.
  - 4. Alles vereinigt ſich, den Prinzen und die Königin ſtrafbar zu machen.
  - 5. Der König beſchließt ſeines Sohnes Verderben.
- B. Der Prinz ſcheint allen Gefahren zu entrinnen.
  - 1. Sein Heldenſinn erwacht wieder und fangt an, über ſeine Liebe zu ſiegen.
  - 2. Der Marquis wälzt den Verdacht auf ſich, und verwirrt den Knoten aufs neue.
  - 3. Der Prinz und die Königin überwinden ſich.
  - 4. Prinzeſſin und Juan ſpalten ſich.
  - 5. Der König ſetzt einen Verdacht in den Herzog von Alba.

IV$^{\text{te}}$ Schritt, Dom Carlos unterliegt einer neuen Gefahr.
- A. Der König entdeckt eine Rebellion ſeines Sohnes.
- B. Dieſe erweckt die Eiferſucht wieder.
- C. Beide zuſammen vereinigt, ſtürzen den Prinzen.

V$^{\text{te}}$ Schritt. Auflöſung und Kataſtrophe.
- A. Regungen der Vaterliebe, des Mitleids u. ſ. f. ſcheinen den Prinzen zu begünſtigen.
- B. Die Leidenſchaft der Königin verſchlimmert die Sache und vollendet des Prinzen Verderben.
- C. Das Zeugniß des Sterbenden, und das Verbrechen ſeiner Ankläger rechtfertigt den Prinzen zu ſpät.
- D. Schmerz des betrogenen Königs und Rache über den Urheber.

Nach dieſem Plan wollte Schiller wohl ſeinen Helden unſchuldig ſterben laſſen, während er jezt im Sinne des hiſtoriſchen Rechts ein Schuldiger iſt.

Ferner ſcheint darnach Poſa eine ſehr untergeordnete Rolle haben ſpielen zu ſollen (ſ. Schiller's Leben Th. 1. S. 257 u. 259).

Die kosmopolitiſchen Ideen, die jezt der Mittelpunkt des Ganzen ſind, kamen nach dieſer erſten Anlage nur nebenbei in Frage, und es bewegte ſich alles um die Leidenſchaft des Infanten für ſeine Stiefmutter. „Don Carlos,“ ſagte Schiller noch ſpäter, „iſt ein Familiengemälde aus einem königlichen Hauſe.“

Aber welch ein begriffsmäßiger, ſyſtematiſcher Entwurf iſt dieſe Skizze — für eine Tragödie, ganz eben ſo abgegliedert, wie die Abhandlung über den Zuſammenhang der thieriſchen Natur des Menſchen mit ſeiner geiſtigen! (ſ. Schiller's Leben Th. 1. S. 59 ff.) So bezeichnet denn dieſer Plan auf das ſchlagendſte den ſich ſchon damals hervorthuenden Hang zur Speculation, der bald allein das Feld behaupten ſollte. Wie unendlich ſchwer mußte es aber dem Dichter werden, ein ſolches theoretiſches Gerippe in ein lebensvolles Bild zu verwandeln!

Im Juli 1783 kehrte Schiller von ſeinem ſtillen Bauerbach nach Mannheim zurück, ging zu Anfang des Monats April 1785 nach Leipzig und ſchon im October deſſelben Jahres, ſeinen Freunden nachfolgend, nach Dresden. Während dieſer Jahre war Don Carlos ſeine Hauptarbeit. Bis gegen die achte Scene des dritten Actes ließ Schiller, ehe das ganze Stück bei Göſchen in Leipzig im Jahr 1787 herauskam, einzelne Scenen in die Jahrgänge 1785 und 1786 ſeiner Thalia einrücken. Diejenigen Scenen, welche im erſten Stück der Thalia erſchienen, aber auch nur dieſe, ſind durch Erzählungen unterbrochen, weil, wie er ſelbſt in der, im nächſten [illegible] dieſes Werkes mitgetheilten Vorrede zu demſelben ſagt, er ohne dieſen Verſuch leicht der Indiscretion und Gewinnſucht eines Buchhändlers oder Schauſpieldirectors anheim fallen könnte, die ſeinen Don Carlos zuſammendrucken, oder vor der Zeit auf ihr Theaterſchaffot ſchleppen würden.

Aus dieſen früheſten Fragmenten des Don Carlos, die ich in meiner Schrift über Schiller (Th. 1. S. 288 ff.) ausführlich charakteriſirt habe, theile ich die Menge der jetzt ganz unterdrückten oder abgeänderten Stellen mit. Sie ſind theils an und für ſich höchſt bedeutſam, theils für die Anſchauung der Bildungsgeſchichte des Dichters von hoher Wichtigkeit, und können ſtellenweiſe ſogar zum Verſtändniß unſeres jetzigen Textes dienlich ſeyn.

Ich habe mich bei dieſen Auszügen, wie früher bei den Varianten der Räuber und des Fiesco, wieder der Anführungszeichen und zwar da bedient, wo ich einzelne in dem Cotta'ſchen Texte beibehaltene Stellen als Stichworte und Verbindungsworte aufnahm, um den Leſer zu orientiren oder um meine Supplemente nicht allzuhäufig zu durchſchneiden. Doch beſchränken ſich jene Anführungszeichen auf ganze, und zwar durchaus unverändert beibehaltene, Sätze; nur ſelten ſind ſie bei Satztheilen gebraucht, die beſonders hervorgehoben werden ſollten.

II. Die urſprüngliche Form der drei erſten Akte des Don Carlos in der Thalia.

(Von 1784 bis 1786.)

Erſter Akt.

Erſte Verwandlung.

Die königlichen Gärten von Aranjuez.

(Ein angenehmer Proſpekt von Orangenalleen, Boskagen, Statuen, Urnen und ſpringenden Waſſern. Die Verzierung wird ſo eingerichtet, daß die vordere Bühne dunkel bleibt, die hintere aber weiter und hell iſt.)

Erſter Auftritt.

Carlos kommt langſam und in Gedanken verſenkt aus dunkeln Boskagen, ſeine zerſtörte Geſtalt verräth den Kampf ſeiner Seele; einige Mal ſteht er ſchüchtern ſtill, als wenn er auf etwas horchte. Der Zufall führt ihn vor die Statue der Liebe und des Glücks, er bleibt nachdenkend davor ſtehen; indem hört man hinter der Scene eine ländliche Muſik von Flöten und Hoboen, die ſich allmählig in der Entfernung verliert. Der Prinz verläßt die Statue in großer Bewegung, man ſieht Traurigkeit und Wuth in ſeinen Gebärden abwechſeln, er rennt heftig auf und nieder, und fällt zuletzt matt auf eine Kanapee. Unterdeſſen zeigt ſich im Hintergrunde der **Pater Domingo**, und bleibt eine Zeit lang ſtehen, ihn zu beobachten. Endlich nähert er ſich; auf das Geräuſch ermuntert ſich **Carlos**, und fährt unwillig auf.

Carlos.

Der Erzſpion verfolgt mich überall,
Wie die Gerichte Gottes — — Was verlangt Ihr?
Wen ſucht Ihr hier? — Dorthin, ſo viel ich weiß,
Hat ſich der König mit dem Hof gezogen.

Domingo.

Der König, Prinz, und alle Grandes ſtehen
Verſammelt im Citronenwald. Die Freude
Herrſcht allgemein, ſie zu vollenden fehlt
Nur Carlos noch.

Carlos.

Sie plötzlich zu vergiften?
Iſt König Philipp ſeiner guten Laune
Schon ſatt, daß er die Nattern ſeines Sohns
Zu Gaſte ruft!

Domingo.

Mir unbegreiflich, Prinz.
Der ſchönſte Frühlingstag — die muntern Gärten —
Und rings herum die blumenvolle Flur —
Der Himmel ſelbſt wetteifert mit der Gegend,
Die Kunſt mit der Natur, Sie aufzuheitern.
Gleich einem Paradies lacht weit und breit
Das prächtige Aranjuez, und doch
In Ihrem Aug' nicht eine Spur der Freude!

Carlos.

In dieſem lachenden Aranjuez
Sieht Carlos *nichts* — als ſeine finſtre Seele.

Domingo.

Doch eben dieſer räthſelhafte Gram,
Den wir ſchon lang in Ihren Blicken leſen,
Der Schrecken Ihres Reichs, und das Geheimniß
Des ganzen Hofs, hat manche Thräne ſchon
Dem König, Ihrem Vater, ausgepreßt.

Carlos.

Fließt mir deßwegen eine einz'ge minder?
Heilt dieſes Herz vielleicht, wenn ſeines blutet?
Nur Thränen hat er für den einz'gen Sohn? —
Die gibt auch wohl ein Bettler ſeinem Kinde.
Er preſſe doch nur einen Tropfen Mohn
Aus ſeines Peru unerſchöpften Schachten,
Den Schmerz in dieſem Buſen einzuſchläfern;
Er biete doch den prahlenden Tribut,
Den ihm ſein furchtbarer Vaſall, das Meer,
Aus beiden Indien herüberſtrömt,
Ob er vielleicht den Henker ſeines Karl
Damit beſtechen kann? — Seht rings herum —
Dies Paradies rief Euer großer König
In eine fürchterliche Wildniß her —
Er rufe doch — ſein Carlos läßt ihn bitten —
Ein Lächeln auf mein Angeſicht.

Domingo.

Er wird's.
Nur brechen Sie dies grauenvolle Schweigen,
Nur öffnen Sie Ihr Herz dem Vaterherzen. [1]

---

[1] In der Taſchenausg., B. 7 S. 135:
„Brechen Sie
Dies räthſelhafte Schweigen; öffnen Sie
Ihr Herz dem Vaterherzen.“

Was Karl dem Philipp anvertraut, wird ja
Der König ihm gewähren.

Carlos.

Wird er das? —
Weh' mir, und wenn er wollte — kann er das?
Und wenn ich mit des Todes letztem Lechzen
Es foderte? wenn der erhörte Wunſch
Den ſchon entwichnen Geiſt aus der Behauſung
Des Grabs zurücke holte? — Nimmermehr!

Domingo.

Ich zittre, Prinz — Was ſagt mir dieſes Räthſel?

Carlos.

Bin ich nicht eines großen Königs Sohn?
Mit halben Welten theil' ich meinen Vater,
Und dennoch ſoll an einem einz'gen Wunſch
Der große Königsſohn zu Tode ſchmachten?
O, welch ein Wunſch! — und doch — ich will ja wenig —
Will ja nicht mehr, als ich mit ſo viel Armen
Umreichen kann — —

Domingo.

Wie! War' es möglich, Prinz?
„War' noch ein Wunſch zurücke, den der Himmel
Dem liebſten ſeiner Söhne weigerte?"
Ich ſtand dabei, als in Toledo's Mauern
Der ſtolze Karl die Huldigung empfing,
Als graue Fürſten zu dem Handkuß wankten, [1]
Und jetzt in Einem — Einem Niederfall

---

[1] Ebendaſelbſt: „Als Fürſten ſich zu ſeinem Handkuß drängten" ꝛc. und nachher: „in Wonne brechen" ſtatt in Wolluſt brechen.

Sechs Königreiche ihm zu Füßen lagen.
Ich ſtand, und ſah das junge, ſtolze Blut
In ſeine Wangen ſteigen, ſeinen Buſen
Von fürſtlichen Entſchlüſſen wallen, ſah
Sein trunknes Aug' durch die Verſammlung fliegen,
In Wolluſt brechen — Prinz — und dieſes Aug'
Sprach laut: Ich bin geſättigt!

Carlos (nach einem ſtillen Nachdenken).

Jener Stunde
Vergeß' ich nie — mit jener Stunde fing
Mein Leben an — ſie floh — es war vollendet.

Domingo.

Vollendet, Prinz? — ein mattes Vorgefühl
Der königlichen Zukunft

Carlos.

Es iſt aus.
Wenn ſchon das Kind von Diademen träumte,
Was kann der Jüngling wünſchen?

Domingo (der ihn lauernd anſieht).

Sie zu tragen?

Carlos.

Verweg'ner Menſch — Ihr ſprecht mit Philipp's Sohn,
Nichts mehr davon — mir ſchauert vor dem Morgen,
Der hinter meines Vaters Sarge nur
Mir ſcheinen kann.

Domingo.

Und dennoch, edler Prinz,
Wenn Carlos ohne Hoffnung wünſcht, was ſonſt,
Was ſonſt, als eine Krone, kann er wünſchen?
Groß iſt die Welt — der Arm der Könige
Reicht weit —

Carlos.

Hier bricht er.

Domingo.

Auch der Arm der Kirche?
O reden Sie — Die Ruhe ſeines Sohns
Kann Philipp nicht zu theuer kaufen.[1]

Carlos.

Nicht?
Auch dann nicht, wenn mein raſender Geluſt
Geradenwegs nach ſeinem Herzen zielte?
Auch dann nicht, wenn den frevelhaften Durſt
Nur das abſcheulichſte Verbrechen löſchte,
Worüber die beſudelte Natur
Erſchrocken beben und in Fieberſchauern
Sich werfen würde?

Domingo.

Das iſt ſchrecklich, Prinz.

Carlos.

Jetzt wißt Ihr alles — Geht, und denkt auch nie
Darüber nach — Hier endet Philipp's Größe.
Kann ſein Befehl die Sterne rückwarts drehn,
Und machen, daß ſich Nord und Süd umarmen? —
Ein ewiges, ein ſchreckliches Geſetz,
Mit Blut in unſre Bruſt geätzt — die ſtarre
Unwandelbare Regel der Natur
Steht gegen mich, ein aufgethürmter Pfeiler,
Und keine Macht auf Erden reißt ihn um.

---

[1] Taſchenbuch, S. 135 heißt dieſe Stelle:
„Zu theuer
Kann der Monarch die Ruhe ſeines Sohnes —
Des einz'gen Sohns — zu theuer nie erkaufen.“

Domingo.

Ich ſteh' erſtaunt — Was für ein Ungeheuer
Liegt hier im Hinterhalt, wenn ſelbſt die Hoffnung
So vieler Throne keinen Reiz mehr hat?

Carlos.

Vergebens grübelt Ihr ihm nach. Ihr müßtet,
Monarch, wie ich, im Mutterleib gekrönt,
Ihr müßtet in dem Himmelſtrich des Thrones
Erzogen worden ſeyn und an den Brüſten
Des Glücks gelegen haben, wenn Ihr's faßtet,
Was einen Fürſten foltert.

Domingo.

Wunderbar —
Noch wunderbarer — — — daß auch Ihre Mutter,
Die Königin, daſſelbe ſpricht — —

Carlos (heftig auffahrend).

Was? Mutter? —
Das Wort auf deiner Zunge ſei verflucht,
Verflucht der Name aus der Schöpfung.

Domingo.

Prinz?

Carlos (in großer Aufwallung herumgehend).

Sie, meine Mutter? — Geh', Unglücklicher,
An eine Mauer haſt du mich geſchleudert —
Sie meine Mutter — Mutter ſagteſt du?
„O Himmel, gib, daß ich es dem vergeſſe,
Der ſie zu meiner Mutter machte.“ [1]

---

[1] Taſchenbuch, S. 150.

Domingo.

Prinz,
Es ſind die heiligſten von allen Banden,
Die Sie hier läſtern.

Carlos.

Ketten wollt Ihr ſagen.
Furchtbarer, merkt's Euch, raſſeln ſie im Abgrund
Der Hölle nicht – Galeeren laſſen los –
Das Grab gibt frei – die Ketten der Verdammniß
Zerbrechen endlich – dieſe Bande nicht.
Die Zärtlichkeit von allen Müttern, die
Geweſen ſind und die noch kommen werden,
Macht ewig nimmer wieder gut, was mir
Die einzige verdorben hat.

Domingo.

Was hör' ich?
Täuſcht mich mein Ohr? hat mich ein Traum betrogen?
Ganz Spanien liebt ſeine Königin
Bis zur Anbetung – Prinz – und Sie allein,
Sie ſollten ſie mit ſolchem Haß verfolgen? [1]

Carlos (hat ſich geſammelt und wird betroffen).

Domingo.

Unmöglich, Prinz – ſo plötzlich werden Sie
Die Stimme Spaniens nicht Lügen ſtrafen,
So unnatürlich kann der feurige,
Für jede Schönheit ſo begeiſterte,

---

[1] [illegible] hat [illegible]:
„Ganz Spanien
Vergöttert ſeine Königin. Sie ſollten
Nur mit des Haſſes Augen ſie betrachten?“

So öff'ne Jüngling nimmermehr entarten.
Was, Prinz? — Das ſchönſte Weib auf dieſer Welt
Beim erſten Blick Monarchin *ohne* Thron,[1]
Kaum zweiundzwanzig Frühlingen entflogen,
Und eines Greiſen Frau — von der Natur
Zur Zärtlichkeit, zur Wolluſt ausgeſtattet —
An eines freudenloſen Eheſtands
Tyranniſche Galeere angeſchloſſen —
Franzöſin von Geburt — und Königin —
Und ehmals Ihre laut erklärte Braut?
„Unmöglich, Prinz! Unglaublich! Nimmermehr."
Wo ohne Hoffnung Greis und Jüngling lodern,
Friert Carlos nicht mit allen Hoffnungen,
„Wo Alles liebt, kann Karl allein nicht haſſen.
So ſeltſam widerſpricht ſich Carlos nicht."[2]
Nein Prinz — ich ſchwör's in Ihrer Mutter Seele —
Das wunderbare Räthſel Ihres Grams,
Die Königin — ich wette — kann es löſen.
„Verwahren Sie ſich, Prinz, daß ſie es nie,
Wie ſehr ſie ihrem Sohn mißfällt, erfahre,
Die Zeitung würde ſchrecklich ſeyn."[3]

Carlos

(welcher dieſe ganze Rede durch, die Augen tückiſch auf ihn gerichtet hat).

Meint Ihr?

Domingo.

Und äußerſt unerwartet — Wahrlich, Prinz,
Auf Ihre Rechnung äußert ſich ſchon längſt

---

[1] In der erſten Ausgabe von 1787: ohne Krone.
[2] Taſchenausg. S. 151.
[3] Die letzte Zeile heißt hier (S. 151):
„Die Nachricht würde ſchmerzen."

Von Ohr zu Ohr die luſtige Geſchichte,
„Wenn Sie noch auf das letztere Turnier
Zu Saragoſſa ſich beſinnen mögen,
Wo unſern König eine Lanze ſtreifte —
Die Königin mit ihren Damen ſaß
Auf des Palaſtes oberſtem Altane
Und ſah dem Kampfe zu. Auf einmal rief's:
Der König blutet! — Man rennt durch einander,
Ein unvernehmlich Murmeln dringt zum Ohr
Der Königin: Der Prinz? ruft ſie, und will —
Und will ſich von der höchſten Galerie
Herunterwerfen. Nein, der König ſelbſt!
Gibt man zur Antwort. So laßt Aerzte holen,
Erwiedert ſie, indem ſie Athem ſchöpfte." [1]

Carlos

(nach einem lebhaften Auf- und Niedergehen, mit erkünſtelter Gleichgültigkeit).

Ihr ſagt mir Wunderdinge, Freund.

Domingo.

Doch wohl
Nichts Ueberraſchendes?

(Indem er ſich dem Prinzen vertraulich nähert)

Wie glücklich, Prinz,
Durft' [2] ich dafür in Ihrer Seele leſen.

Carlos.

Ihr ſollt's, hochwürd'ger Vater — Eurem Amte
Verſchweigt man nichts — Ihr liebt ja Eure Tugend

---

[1] In der Taschenausgabe S. 141 und S. 142 mit einigen Veränderungen.
[2] In der Thalia: dorft'.

Auf Euren Rock — Umſonſt führt Ihr doch wohl
Den Schlüſſel nicht zu Jedermanns Gewiſſen,
Umſonſt, denk' ich, hat König Philipp Euch
Das Rechnungsweſen über alle Sünden
Der Prinzen vom Geblüt nicht übertragen.

Domingo.

Es gibt auch Lieblingswünſche, Prinz, wobei
Man das Gewiſſen nicht zum Richter nimmt.

Carlos.

Dergleichen Wünſche gibt es allerdings,
Doch das ſind Heimlichkeiten, die das Plaudern
Durchaus nicht leiden können.

Domingo.

Plaudern, Prinz,
Iſt meines Amtes ſtrafbarſte Verletzung.

Carlos.

Ich weiß, hochwürd'ger Vater, weiß ja wohl,
Wie treulich Ihr der Welt verſchweigt, was Euch
Gott im Vertrauen ſagen mag.

Domingo.

Auch, was
Mir meine anvertrauten Lämmer beichten.

Carlos (nachdem er ſich eine Zeitlang bedacht hat).

Nur noch ein Wörtchen — eh' mein ganzes Herz
Sich Euch auf Treu und Glauben überliefert —
Mißtrauen, Herr, vergibt man Philipp's Blut,
Und keinen Freund entlaß' ich ohne Probe.

Domingo.

Ich fürchte keine, Prinz.

Carlos.

Nur Kleinigkeit.
Ihr lacht vielleicht — doch ſie beweiſt für Eure
Verſchwiegenheit mir alles. Hört mich an.

Domingo.

Mit Ungeduld.

Carlos.

Tief drin in der Sierra
Morena zeigt man einen Brunnen Euch,
Der jetzt vertrocknet iſt, wohin ein alter
Kaſtilian'ſcher König ſeine Schätze
Geflüchtet hat, als über Spanien
Die Furcht der Mauren kam. — Tief unten liegt
Ein großer, ſchwarzer Quaderſtein, worunter,
Der Sage nach, drei Nächte vor dem Feſt
Der Auferſtehung, ſich der dumpfe Klang
Des Geldes hören laſſen ſoll, das jetzt
Gehoben werden kann. Wer reines Herzens
In dieſen Brunnen ſich hinunterläßt,
Rückt, wie ein Sandkorn, dieſen Felſen weg;
Doch kaum (fährt das Orakel fort) daß ihn
Ein Schall berührt, bedecken ſchwarze Beulen
Des Frevlers Hand, und der erzürnte Schatz
Verſinkt um eines Thurmes Höhe tiefer.

Domingo.

Im Ernſt, mein Prinz, ſagt man das wirklich ſo?

Carlos.

So wahr Ihr ehrlich ſeid — Man will ſogar
Waghälſe nennen, die, mit dem Geſpenſt
Es aufzunehmen, ſchon im Eimer hingen — —

Doch jählings [1] kam die Angſt an ſie, ſie prieſen
Sich glücklich, daß ſie lebend wieder kamen.
Was dünkt Euch, frommer Vater? — Ihr und ich —
Wir könnten's wohl auf gut Gewiſſen wagen?

Domingo.

Wir? — Nimmermehr! Dafür behüt' uns beide
Der Himmel, Prinz — Der ſchwache Menſch verſuche
Den Teufel nicht: — Mir liegt der Mammon gut;
Verzeihung, Prinz. Auch möcht' ich in den Karten
Der Unterwelt nicht gern die Hände haben.

Carlos (immer mehr zurücktretend).

So, Böſewicht? — und an mein Herz willſt du
Die Wünſchelruthe halten, daß ſie dir
Anſchlage, wo der Zauber liegt? Du zitterſt
Vor Schrecken, die des Fiebers Phantaſie
Zuſammenflickte — und biſt frech genug,
In meines Herzens Abſturz dich hinunter
Zu winden und Gedanken zu behorchen,
Ehrwürdiger, als die Myſterien
Der Unterwelt? — Elender! Weh' dir ſelbſt!
Wohin — wenn dir dein Bubenſtück gelänge —
Wohin verkröchſt du dich? In einer Auſter
Gehirne krümmte deine Seele ſich,
Wenn ihr die meinige begegnen ſollte.

Domingo.

Prinz! Sie verkennen mich.

---

[1] In der Thalia: gählings (ſo wie umgekehrt in den erſten Ausgaben der Räuber und des Fiesco: Jauner). Doch hat auch die Taſchenausgabe S. [illegible]: gähen Rand.

Carlos.

Ich kenne dich.
Biſt du nicht der Dominikanermönch,
Der in der fürchterlichen Ordenskutte
Den Menſchenmäkler machte? Bin ich irre?
Biſt du es nicht, der die Geheimniſſe
Der Ohrenbeicht' um baares Geld verkaufte?
Biſt du es nicht, der unter Gottes Larve
Die freche Brunſt in fremdem Ehbett löſchte,
Den heißen Durſt nach fremdem Golde kühlte,
Den Armen fraß und an dem Reichen ſaugte?
Biſt du es nicht, der ohne Menſchlichkeit,
Ein Schlächterhund des heiligen Gerichtes,
Die fetten Kälber in das Meſſer hetzte?
Biſt du der Henker nicht, der übermorgen,
Zum Schimpf des Chriſtenthums, das Flammenfeſt
Des Glaubens feiert, und zu Gottes Ehre
Der Hölle die verfluchte Gaſtung gibt?
Betrüg' ich mich? Biſt du der Teufel nicht,
Den das vereinigte Geſchrei des Volkes,
Des Volks, das ſonſt an Henkerbühnen ſich
Beluſtigt und an Scheiterhaufen weidet,
Den das vereinigte Geheul der Menſchheit
Aus dem entweihten Orden ſtieß? [1]

Domingo.

Iſt's möglich?
Prinz, überlegen Sie, wer ich — — —

---

[1] Ueber dieſe ſtarke Stelle ſ. Schiller's Leben Th. I. S. 295.

Carlos.

O Gott.
Ich fühle, daß mich mein erhitztes Blut
An meinen fürchterlichſten Feind verrathen,
Daß ich für eine Gottesläſterung
An jenem Tag Barmherzigkeit vom Himmel
Erlangen kann, Barmherzigkeit von dir
Für dieſe Wahrheit nicht! — Ich weiß voraus,
Daß König Philipp dir, den du am Seile
Zum Himmel und zur Hölle lenkſt, den Arm
Zu deiner Rache borgen wird — daß ich
Das Schrecklichſte zu fürchten hätte, wenn
Das Schrecklichſte nicht *hier* verborgen läge.

Domingo.

Wie ſehr beklag' ich Sie, mein armer Prinz!
Sie ſelbſt, *Sie* peinigen Ihr Herz mit leeren,
Grundloſen Phantaſien.

Carlos.

„O zu gut,
Zu gut weiß ich, daß ich an dieſem Hof
Verrathen bin — ich weiß, daß tauſend Augen
Beſoldet ſind, mich zu bewachen, weiß,
Daß König Philipp ſeinen einz'gen Sohn
An ſeiner Knechte ſchlechteſten verkaufte,
Und jede von mir aufgefangne Sylbe
Dem Hinterbringer fürſtlicher bezahlte,
Als er noch keine *gute* That bezahlte." [1]
Ich weiß, daß er vielleicht die edelſte
Provinz des Reichs um mein Geheimniß gäbe.

---

[1] Taſchenbuch. S. 133.

Weiß, daß er dieſen ſchwachen Knaben mehr,
Als das vereinigte Europa, fürchtet,
Und ich geſtehe, daß er Urſach hat.
(Er will gehen.)

Domingo.

Wohin, mein Prinz? Mit dieſem räthſelhaften
Bericht ſoll ich zum König?

Carlos.

Geht nach Hauſe,
Und hinterbringet dem, der Euch geſandt:
Nicht ganz umſonſt — das laß' ihm Carlos melden —
Warf er die Angel aus, doch könnt' es leicht
Geſchehen, daß er mehr ans Ufer zöge,
Als er zu finden Willens war. Man ſpricht
Von Baſilisken, deren bloßer Anblick
Vergiften ſoll — — er laſſe mein Geheimniß
In Frieden gehn. Der Tag, ſo es enthüllt,
Wird ſeiner Ruhe letzter ſeyn.

Domingo.

Der letzte?

Carlos.

„Beweinenswerther Philipp, wie dein Sohn,
Beweinenswerth!“ — Schon ſeh' ich in die Zukunft —
Schon ſeh' ich ſie, zwo ungeheure Schlangen,
Furcht und Verdacht, an deiner Seele ſaugen,
„Dein unglückſel'ger Fürwitz übereilt
Die fürchterlichſte der Entdeckungen,
Und weinen wirſt du, wenn du ſie gemacht.“ [1]

---

[1] Taſchenausg. S. 115. In den Werken: „Vorwitz“ ſtatt: Fürwitz, und „raſen“ ſtatt: weinen.

Dein Gold kann ſich erſchöpfen — deine Heere
In wilden Schlachten fallen — deine Flotten
In Stürmen untergehen — ihren Zügel
Zerreißen deine Völker — unter dir
Zuſammenbrechen deine Throne. Nichts
Haſt du verloren, wenn dein Herz dir bleibt.
Doch hier, ach hier bedroht dich eine Wunde,
An welcher ſich auch Könige verbluten,
Die ewig ohne Löſchung brennt, für die
Kein Balſam wächst in deinen Reichen allen —
Noch ſchmerzt die Wunde nicht; kennſt du ſie nie,
Wird ſie dich niemals ſchmerzen!

(Nach dem Domingo, mit höchſt bedeutend.)

Mein Geheimniß
Möcht' er in Frieden laſſen. Ich hab' ihn
Gewarnt.

(Der Dominikaner entfernt ſich. Carlos begleitet ihn mit den Augen, bis er verſchwunden iſt, dann verfällt er in grübelndes Nachdenken, und macht ſich Vorwürfe, daß er dem argwöhnigen Prieſter zu viel Blößen gegeben. Wie er im Begriff iſt hinwegzugehen, ſieht er ſeinen alten akademiſchen Freund, Dom Rodrigo, Marquis von Poſa, der eben jetzt von Brüſſel in Aranjuez anlangte, durch die Allee herankommen.)

Zweiter Auftritt.

Carlos. Der Marquis.

Carlos.

— — — „Was ſeh' ich? — O ihr guten Geiſter!“ [1]
Mein Rodrigo!

Marquis (dem Prinzen um den Hals fallend).
„Mein Carlos!

Carlos.

Iſt es möglich?
Iſt's wahr? Iſt's wirklich? Biſt du's — O, du biſt's!
Ich drück' an meine Seele dich, ich fühle
Die deinige allmächtig an mir ſchlagen.
O, jetzt iſt alles wieder gut!“ In dieſer
Umarmung iſt mein krankes Herz geneſen.
In meinem Mark iſt Ewigkeit. Ich liege
Am Herzen meines Rodrigo.

Marquis.

„Ihr krankes,
Ihr krankes Herz? — Und was iſt wieder gut?
Was iſt's, das wieder gut zu werden brauchte?
Sie hören, was mich ſtutzen macht.

Carlos.

Und was
Bringt dich ſo unverhofft aus Brüſſel wieder?
Wem dank' ich dieſe Ueberraſchung? wem?
Ich frage noch? — — Verzeih' dem Freudetrunknen,
Erhabne Vorſicht, dieſe Läſterung! — —
Wem ſonſt, als dir, allgütigſte? Du wußteſt,

---

[1] Siehe Taſchenausg. B. 3, S. 11.

Daß Carlos ohne Engel war, du ſandteſt"
Mir dieſen, dieſen, und ich frage noch?
Marquis.
Vergebung, Prinz, wenn ich dies ſtürmiſche
Entzücken mit Beſtürzung nur erwiedre.
So war es nicht, wie Poſa Philipp's Sohn
Erwartete — ſo fürchterlich umarmte
Mich Karl noch nie. „Ein unnatürlich Roth
Entzündet ſich auf Ihren blaſſen Wangen,
Und ihre Lippen brennen fieberhaft.
Was muß ich glauben, theurer Prinz? — Das iſt
Der löwenkühne Jüngling nicht, zu dem
Ein unterdrücktes Heldenvolk mich ſendet."
Jetzt, Prinz, ſteh' ich als Rodrigo nicht hier,
„Nicht als des Knaben Carlos Spielgeſelle —
Ein Abgeordneter der ganzen Menſchheit
Umarm' ich Sie" — es ſind die flandriſchen
Provinzen, die an Ihrem Hals jetzt weinen
Und feierlich um Rettung Sie beſtürmen.
Der Tag iſt da, der ſchreckenvolle Tag,
Der ohne Hoffnung ihre Freiheit endigt.
Tyranniſch wühlt Dom Philipp in dem Herzen
Des freigeborenen Brabants. Verderben
Droht ihrem Haupt, der Einſturz ihren Kirchen,
Wenn Herzog Alba, Gottes Strafgericht,
Des Fanatismus rauher Henkersknecht,
Vor Brüſſel rückt und ihren Glauben muſtert.
„Auf Kaiſer Karl's glorwürd'gem Enkel ruht
Die letzte Hoffnung dieſer edeln Lande.
Sie ſtürzt dahin, wenn ſein erhabnes Herz
Vergeſſen hat, für Menſchlichkeit zu ſchlagen."

Carlos (nach einigem Stillſchweigen).
So ſtürzt ſie denn dahin.

Marquis.

Iſt das die Antwort,
Die Carlos der Verzweiflung giebt?

Carlos.

Was ſoll ich?
Was will man denn? Nur Thränen kann ich geben,
Und Thränen brauch' ich für mich ſelbſt. Verließ
Der Himmel mich, — was liegt an Nationen?

Marquis.

Hier kenn' ich meinen Karl nicht mehr. Spricht ſo
Der große Menſch — vielleicht der Einz'ge, den
Die Geiſterſeuche ſeiner Zeit verſchonte?
Der bei Europa's allgemeinem Taumel
Noch aufrecht ſtand — den gift'gen Schierlingstrank
Des Pfaffenthums, von welchem ſchon das zweite
Jahrtauſend ſich im Schwindel dreht, beherzt
Vom Munde ſtieß — der gegen Prieſterblitze
Und eines Königs ſchlaue Heiligkeit
Und eines Volks andächt'gen Rauſch die Rechte
Der unterdrückten Menſchheit gelten machte —
Der zu Madrid für Ketzer bat, am Thurme
Der Santa Caſa für die Duldung ſtimmte? — —
So fliehe denn aus dem Gebiet der Chriſten
Gedankenfreiheit! Sünderin Vernunft,
Bekehre dich zu frommer Tollheit wieder!
Zerbrich dein Wappen, ewige Natur!
Geh' unter, freies Flandern! — Dein Erretter
Verlor den Muth, den Wahnwitz zu bekriegen.

Carlos
(aus einer Zerſtreuung erwachend und den Marquis bei der Hand faſſend,
mit lauter Wehmuth).

Sprichſt du von **mir**? — Du irrſt dich, guter Menſch —
„Auch mir hat einſt von einem Karl geträumt,
Dem's feurig durch die Wangen lief, wenn man
Von Freiheit ſprach — doch der iſt lang begraben.
Den du hier ſiehſt, das iſt der Karl nicht mehr,
Der zu Alcala von dir Abſchied nahm,"
Der Karl nicht mehr, der ſich beherzt getraute,
Das Paradies dem Schöpfer abzuziehn
Und dermaleins, als unumſchränkter Fürſt,
In Spanien zu pflanzen — „O, der Einfall
War kindiſch, aber göttlich ſchön! Vorbei
Sind dieſe Träume." — Ein verborgner Wurm
Frißt an dem Herzen dieſer ſtolzen Staude,
Auf ewig iſt ihr Wuchs dahin.

Marquis.

O Gott,
Was iſt geſchehen, theurer Prinz? — Mir ahndet
Die ſchrecklichſte Geſchichte.

Carlos (an Roderigo's Buſen ſich lehnend).

„Laß mich weinen,
An deinem Herzen blut'ge Thränen[1] weinen,
Du einz'ger Freund. Ich habe Niemand — Niemand —
Auf dieſer großen, weiten Erde Niemand.
So weit das Scepter meines Vaters reicht,
So weit die Schifffahrt unſre Flaggen ſendet,
Iſt keine Stelle — keine — keine, wo

---

[1] In der Taſchenausgabe S. 147: „heiße Thränen."

Ich meiner Thränen mich entlaſten darf,
Als dieſe."

(Mit einer feierlichen Geſtalten.)

O, bei Allem, Rodrigo,
Was du und ich dereinſt im Himmel hoffen,
Von dieſer Stelle, Rodrigo', verjage,
Verjage mich von dieſer Stelle nicht.

Marquis (neigt ſich gegen ihn in ſprachloſer Rührung).

Carlos.

Sieh, meine Lippen brennen heiß auf dir,
Heiß fällt der Thränenſtrom auf deine Seele,
Dein künft'ger Fürſt geht betteln um dein Herz,
Arm ohne dich, bei ſieben Diademen.
„Berede dich, ich wär' ein Waiſenkind,
Das du am Thron mitleidig aufgeleſen.
Ich weiß ja nicht, was Vater heißt" — ich bin
Ein Fürſtenknabe. –

Marquis.

Schrecklicher Gedanke,
Doch allzuwahr.

Carlos.

„O, wenn es eintrifft, was
Mein Herz mir ſagt, wenn du aus Millionen
Herausgefunden biſt, mich zu verſtehn;
Wenn's wahr iſt, daß die ſchaffende Natur
Den Rodrigo[1] im Carlos wiederholte,
Und unſrer Seelen zartes Saitenſpiel
Am Morgen unſers Lebens gleich bezog;
Wenn eine Thräne, die mir Lindrung gibt,
Dir theurer iſt, als meines Vaters Gnade" —

[1] Jetzt, wie immer: „Roderich."

Marquis.

O gern will ich ſie weinen.

Carlos.

Sieh, ſo tief
Bin ich geſunken — bin ſo arm geworden,
Daß ich an unſre frühen Kinderſcenen
Dich mahnen muß, daß ich dich bitten muß,
Die längſt geſtrichnen Schulden heimzuzahlen,
Die du noch in der Ammenſtube machteſt —
Als du und ich, zween Knaben wilder Art,
So brüderlich zuſammen aufgewachſen,
Als mein Gewiſſenswurm kein andrer war,
Als mich von dir zu ſehn, ich endlich
„Mich kühn entſchloß, dich gränzenlos zu lieben,
Weil mich der Muth verließ, dir gleich zu ſeyn,
Da fing ich an, mit tauſend Zärtlichkeiten"
Und wärmer [1] Bruderliebe dich zu quälen.
Du, ſtolzes Herz, gabſt ſie mir kalt zurück:
Ich ſtand und ſah den Kuß, wornach ich geizte,
Vorbei an mir, auf fremde Wangen fallen.
Oft ſtand ich da, und — doch das ſahſt du nie
Und heiße, ſchwere Thränentropfen hingen
In meinem Aug', wenn du, mich überhüpfend,
Vaſallenkinder in die Arme drückteſt.
Warum nur dieſe? rief ich weinend aus;
Bin ich dir nicht auch herzlich gut? — Du aber,
Du ſchielteſt mich bedauernd an: Nimm du
Mit deinem Thron vorlieb — Monarchenknabe!

---

[1] Jetzt: „treuer"; in den Briefen über Don Carlos: „inn'ger."

Marquis.

„O ſtille, Prinz, von dieſen kindiſchen
Geſchichten, die mich jetzt noch ſchamroth machen.

Carlos.

Ich hatt' es nicht um dich verdient. Verſchmähen,
Zerreißen konnteſt du mein Herz, doch nie
Von dir entfernen.“ Dreimal wieſeſt du
Den Fürſten von dir, dreimal ſtand er wieder
Als Bettler da, um Liebe dich zu flehn
Und dir gewaltſam Liebe aufzudringen.
Ein Zufall that, was Carlos nie gekonnt.
Einmal geſchah's bei unſern Kinderſpielen,[1]
Daß meines Vaters zahmer Pavian
Dich ärgerte, der Pavian, ſein Liebling,
Den er mit eigner Hand zu füttern pflegte.
Ein Meſſer warfeſt du nach ihm, das Thier
Lief heulend zu dem König und blieb todt
Zu ſeinen Füßen liegen. Raſend ſprang
Der König auf, ein ſchrecklicher Befehl
Beruft die ganze Dienerſchaft des Hofes,
Den Thäter zu erfragen. Der Monarch
Schwört einen fürchterlichen Schwur, den Mord
Des Thiers, und wär's an ſeinem eignen Kinde,
Barbariſch zu beſtrafen. — „Damals ſah ich
Dich zitternd in der Ferne ſtehn, und jetzt,
Jetzt trat ich vor, und warf mich zu den Füßen
Des Königs hin. Ich that es! rief ich aus:
An deinem Sohn erfülle deine Rache!“

---

[1] Die [illegible] in der [illegible] f. Taſchenausg. B. 3, S. 119 f.

Marquis.

Nichts mehr, um Gottes willen, Prinz!

Carlos.

„Sie ward's.
Im Angeſicht des ganzen Hofgeſindes,
Das mitleidsvoll im Kreiſe ſtand, ward ſie
Auf Sklavenart an deinem Karl vollzogen.
Ich ſah auf dich und weinte nicht.“ Mein Blut,
Das Blut von dreißig königlichen Ahnen,
Floß ſchändlich unter unbarmherz'gen Streichen,
Ich weinte nicht. Des Schmerzes Uebermaß
Schlug meine Zähne knirſchend aneinander,
Ich ſah auf dich und weinte nicht. Mein Stolz
Empörte ſich, ich ſagte zu mir ſelbſt:
Bin ich nicht ein geborner Fürſt? Iſt's nicht
Der Boden meines Erbreichs, wo ich jetzt
Gleich einem Wurm mich winden muß? Wer ſind ſie,
Die dieſe knechtiſche Begegnung ſehn?
Wie heißen ſie, wenn ich ein Mann ſeyn werde?
Jetzt fühlt' ich keine Ruthe mehr, nur dieſe
Zermalmende Erinnerung. Ein Blick —
Ein Blick auf dich, ich war vergnügt. Den König
Erbitterte des Knaben Heldenmuth.
Drei fürchterliche Stunden zwang er mich,
Auf hartem Holz ihn knieend abzubüßen[1]
So hoch kam mir der Eigenſinn zu ſtehn,
Von Rodrigo geliebt zu ſeyn — „Du kamſt;
Laut weinend ſankſt du mir zu Füßen. Ja,

---

[1] In der erſten Auflage des Don Carlos (1787):
„In einem todten Kerker ihn zu büßen.“

Ja, riefſt du aus, mein Stolz iſt überwunden.
Ich will bezahlen, wenn du König biſt!"

Marquis (in der heftigſten Aufwallung).

Und mich verlange zwiſchen Tod und Leben
Die himmliſche Barmherzigkeit – das Thor
Des Paradieſes ſchlage eilend zu,
Wenn einſt mein abgeſchiedner Geiſt dort landet –
Die Auferſtehung miſſe mein Gebein,
Gott meine Seele, wenn ich je – –

Carlos.

Halt ein,
Du ſollſt nicht ſchwören!

Marquis.

Wenn ich je vergeſſe,
Was Karl für ſeinen Rodrigo gethan,
Was Rodrigo dem Carlos zugeſchworen.
„Auch meine Stunde ſchlägt vielleicht.

Carlos.

Jetzt, jetzt –
O zögre nicht – jetzt hat ſie ja geſchlagen."
Die Zeit iſt da, wo du vergelten kannſt.
Ich brauche Liebe.

Marquis.

Liebe, beſter Prinz,
Iſt's ja allein, woran Dom Rodrigo
Nicht ärmer iſt, als ſeines Königs Sohn.

Carlos.

Ein unerträgliches[1] Geheimniß brennt
Auf meiner Bruſt. Es ſoll, es ſoll heraus,

---

[1] In der Auflage von (1787): „ein ſchreckliches."

Ich will und muß das Urtheil deines Todes
In deinen todtenbleichen Mienen leſen.
„Hör' an — erſtarre — doch erwiedre nichts —
Ich liebe meine Mutter.

Marquis.

O mein Gott!

Carlos.

Nein, dieſe Schonung will ich nicht! Sprich's aus,
Sprich, daß auf dieſem großen Rund der Welt
Kein Elend an das meine grenze." Sprich,
Geſteh', daß eines Raſenden Gelüſte,
Der ſich an ſeiner Kette Klang ergötzt,
Beſcheidener, als meine Wünſche lauten.
„Was du mir ſagen kannſt, errath' ich ſchon.
Der Sohn liebt ſeine Mutter." Weltgebräuche,
Die Tafeln der Natur und Rom's Geſetze
Verklagen dieſe Leidenſchaft. Mein Wunſch
Stößt fürchterlich auf meines Vaters Liebe,
„Ich fühl's, und dennoch lieb' ich. Dieſer Weg
Führt nur zum Wahnſinn oder Blutgerüſte.
Ich liebe ohne Hoffnung, laſterhaft,
Mit Todesangſt und mit Gefahr des Lebens —
Das ſeh' ich ja, und dennoch lieb' ich.

Marquis.

Weiß

Die Königin um dieſe Neigung?

Carlos.

Konnt' ich

Mich ihr entdecken? Sie iſt Philipp's Frau
Und Königin, und das iſt ſpan'ſcher Boden.
Von meines Vaters Eiferſucht bewacht,

Von Etikette ringsum eingeſchloſſen,
Wie konnt' ich ohne Zeugen mich ihr nah'n?"
Acht höllenbange Monde ſind es ſchon,
Daß von der hohen Schule mich der König
An ſeinen Hof zurückberief, daß ich
Sie täglich anzugaffen,[1] anzuhören
Verurtheilt bin, und, wie das Grab, zu ſchweigen —
Acht höllenbange Monde, Rodrigo,
Daß dieſer Brand in meinem Buſen wüthet,
Daß tauſendmal ſich das entſetzliche
Geſtändniß ſchon auf meinen Lippen meldet,
Doch ſcheu und feig[2] zurück zum Herzen kriecht.
O, Rodrigo, nur wen'ge Augenblicke,
Nur ſoviel Zeit, als Menſchen nöthig haben,
Mit Gott ſich zu vergleichen, ſchenke mir
Allein mit ihr — und nimm dafür die ganze
Unſterblichkeit des Carlos zur Verſchreibung.

Marquis.

Prinz, Prinz, was Sie auch Willens ſind zu thun,
Bei dem Allmächt'gen bitt' ich, ſchonen Sie
Der Ruhe Ihres Vaters!

Carlos.

Meines Vaters?
„Unglücklicher! warum an den mich mahnen?
Sprich mir von allen Schrecken des Gewiſſens,
Von meinem Vater ſprich mir nicht." Unheilbar
Auf ewig ſprangen[3] zwiſchen mir und ihm
Die demantſtarken Bande der Natur.

---

[1] In der Ausgabe von (1787): „anzuſtarren."
[2] In der Thalia: „faig."
[3] In der Ausgabe von (1787): „riſſen."

Marquis.

„Sie haſſen ihren Vater!

Carlos.

Nein! o Gott!
Ich haſſe meinen Vater nicht“ — doch Schauder
(Kann ich dafür?) und Höllenangſt ergreifen
Bei den zwo fürchterlichen Sylben mich, [1]
Als hört' ich alle Sünden meines Lebens
Am Tag des Weltgerichts herunterleſen.
Kann ich dafür, wenn eine viehiſche
Erziehung ſchon in meinem jungen Herzen
Der Kindesliebe zarten Keim zertrat?
Mein Vater ſagſt du? Recht! mit dieſem Namen
Erſchreckten meine Ammen mich — das war
Von allen Künſten ihrer Kinderzucht
Die wirkſamſte, wenn alle Ruthenſtreiche
An mir verloren waren. Sieben Jahre
Hatt' ich gelebt, [2] als mir zum erſten Mal
Der Fürchterliche, der, wie ſie es nannten,
Mein Vater war, vor Augen kam. „Es war
An einem Morgen, wo er ſteh'nden Fußes
Vier Bluturtheile unterſchrieb. Nach dieſem
Sah ich ihn nur, wenn mir für ein Vergehn
Beſtrafung angekündigt ward. — O Gott!
Hier fühl' ich, daß ich bitter werde — Weg —
Weg, weg von dieſer Stelle!

---

[1] Jetzige Leſeart:
„Bei dieſem fürchterlichen Namen mich.“

[2] In den Werken jetzt:
„Sechs Jahre
Hatt' ich gelebt u. ſ. w.“

Marquis
Nein, Sie ſollen,
Jetzt ſollen Sie ſich öffnen, Prinz!" In Worten
Verblutet ſich der ſtille Gram ſo gern.
Carlos.
Oft hab' ich mit mir ſelbſt gerungen, oft
Um Mitternacht, wenn meine Mohren ſchliefen,
Mit heißen Thränengüſſen vor das Bild
Der Hochgebenedeiten mich geworfen,
Sie um ein kindlich Herz gefleht — doch ohne
Erhörung, eiskalt ſtand ich wieder auf.
Was iſt das? Wer erklärt mir das? Sonſt iſt
Die Welt zu eng, die Liebe aufzufaſſen,
Die hier in meinem Buſen für ſie quillt — —
Hier ſchlägt ein Herz, wie keins in allen Ländern,
Die meinem Vater zinsbar ſind. Dies Herz,
Groß, wie mein Rang, der Menſchheit aufgethan,
Und weit genug, die Schöpfung zu umſchließen,
Dies Herz allein — nicht meine Erſtgeburt,
Nicht meiner Ahnen prahleriſche Kette,
Die tief im Heidenthum ſich untertaucht —
Dies Herz allein iſt mein Beruf zum Thron,
Und dieſes Herz — o, weint um mich, ihr Armen —
Verſchließt ſich Einem Menſchen nur — nur Einem —
Und wer iſt das?
Marquis.
Abſcheulich!
Carlos.
„Rodrigo,
Enthülle du dies wunderbare Räthſel
Der Vorſicht mir: warum von tauſend Vätern

Juſt eben dieſen Vater mir? Und ihm
Juſt dieſen Sohn von tauſend beſſern Söhnen?“
Zwei unverſöhnlichere Gegentheile
Fand die Natur in ihrem Umkreis nicht.
Wie mochte ſie die beiden letzten Enden
Des menſchlichen Geſchlechtes, mich und ihn,
Durch ein ſo heilig Band zuſammen ſchmieden?
Furchtbares Loos! Warum mußt' es geſchehn?
Warum zween Menſchen, die ſich ewig meiden,
In einem einz'gen, eigenſinn'gen Wunſch,
Auf Einem Brett, das keine Theilung duldet,
In unglückſel'ger Harmonie ſich finden!
„Hier, Rodrigo, ſiehſt du zwei feindliche
Geſtirne, die im ganzen Lauf der Zeiten
Ein einzig Mal in ſcheitelrechter Bahn
Zerſchmetternd ſich berühren, dann auf immer
Und ewig auseinander fliehn.“

Marquis.

Mir ahndet
Ein ſchreckenvoller Augenblick.

Carlos.

Mir ſelbſt.
Wie Furien des Abgrunds folgen mir
Die ſchauerlichſten Träume; zweifelnd ringt
Mein guter Geiſt mit gräßlichen Gelüſten,
Durch labyrinthiſche Sophismen kriecht
Mein unglückſel'ger Scharfſinn, bis er plötzlich
Vor eines Abgrunds jähem Rande ſtutzt —
O Rodrigo, wenn ich den Vater je
In ihm verlernte — Rodrigo, ich ſehe,
Dein todtenblaſſer Blick hat mich verſtanden —

Wenn ich den Vater je in ihm verlernte,
Was würde mir der König ſeyn?

(Der Marquis beſchwört den Prinzen, ſeiner Leidenſchaft keinen Schritt zu erlauben, den er nicht zuvor der Freundſchaft anvertraut hatte. Der Prinz wirft ſich ganz in ſeine Arme und ſodert ihn bei dem heiligen Gelubde ſeiner Liebe auf, ihm eine Zuſammenkunft mit der Königin zu bewirken. Die Königin iſt zur namlichen Zeit in Aranjuez; die Einſamkeit der Gegend, die zwangloſe Sitte des Landlebens machen eine ſolche Zuſammenkunft hier leichter möglich, als zu Madrid. Der Marquis hat Gelegenheit, in den flandriſchen Angelegenheiten Audienz bei der Königin zu erhalten, und verſpricht dem Prinzen, ihre Empfindungen fur ihn zu erforſchen, und ſie zu dieſer Unterredung zu ſtimmen. Die Königin pflegte ſich die meiſte Zeit, daß der Hof zu Aranjuez war, in einer Eremitage aufzuhalten, die ſie vorzüglich liebte. Dahin geht jetzt der Marquis, nachdem er zuvor dem Prinzen gerathen hatte, in der Nähe dieſes Platzes verſteckt zu ſeyn, damit er ſogleich auf das gegebene Zeichen erſcheinen könnte.)

Zwote Verwandlung.

Eine Einſiedelei im Garten zu Aranjuez.

Dritter Auftritt. [1]

Die Königin. Die Fürſtin von Eboli. Die Marquiſin von Mondecar (welche ſich mit kleinen Gärtnerarbeiten beſchäftigen). **Der Marquis von Poſa** (tritt auf und wird durch die Fürſtin der Königin vorgeſtellt; nach einer kurzen Unterredung ſchickt die letztere die Fürſtin weg, und die Marquiſin verliert ſich in die andere Gegend der Eremitage).

Vierter Auftritt.

Die Königin und der **Marquis von Poſa.**

Königin.

Hier zeig' ich Ihnen meine Welt. Dies Plätzchen
Hab' ich mir längſt zum Liebling ausgeſucht. [2]
Wie ſchön iſt's hier, wie herzlich, wie vertraulich!

---

[1] Dieſe in der Thalia ganz unausgearbeitete und die folgende Scene ſind der erſte Plan und Entwurf von Akt 1. Scene 3 und 4 der jetzigen Ausgabe, welche bis auf zwei Stellen ſpäter ganz neu gedichtet wurden.

[2] In den Werken (Taſchenausg. S. 157): „auserleſen." Aber dieſe Verſe ſowohl, als die ſogleich unten folgenden: „Hier grüßt mich meine ländliche Natur" wurden ſpäter in den dritten Aufzug verlegt.

Hieher — ſo ſcheint es — hat ſich die Natur
Vor den Verfolgungen der Kunſt geflüchtet.
In unbelauſchter Freiheit wohnt ſie da,
Von Wenigen empfunden. O wie gerne
Verzeih' ich hier dem König ſein gerühmtes
Aranjuez — die prächtige Verſammlung
Der Werke Gottes.

Marquis.

So verächtlich ſpricht
Die Königin vom achten Erdenwunder?

Königin.

Bewundern Sie die glatten Buchenwände,
Der Bäume banges Ceremoniell,
Die ſtarr und ſteif, und zierlich, wie ſein Hof,
In trauriger Parade um mich gähnen.
„Hier grüßt mich meine ländliche Natur,
Die Buſenfreundin meiner jungen Jahre;
Hier find' ich meine Kinderſpiele wieder,
Und meines Frankreich's Lüfte wehen hier.“ [1]
Wird mein Gemahl die Sehnſucht mir verargen?
Ich bin in Spanien — ſo ſchnell vergeſſen
Pariſermädchen ihre Heimath nicht.

Marquis.

Doch wenn ſie darum nur Paris verließen,
Um Königinnen hier zu ſeyn?

Königin.

O ſtille!
Deßwegen bin ich ja dem Platz ſo gut,
Weil ich das hier vergeſſe.

---

[1] Dies iſt die zweite beibehaltene Stelle dieſer Scene (ſ. Taſchenausg. S. 157).

Marquis.
Königin?

Königin.
Weil dieſe friedliche Umſchattung mir
Den freudeloſen Rang verhehlt, in welchen
Ihr mich lebendig einzumauern wußtet.
Betrübter Rang, der von der ganzen Welt
Durch einen unglückvollen Spalt mich ſcheidet,
Der zwiſchen meinen königlichen Gram
Und eines Freundes offne Bruſt ſich lagert,
Der mir die Thräne zum Verbrechen macht,
Die ich ſo gern an ſeinem Halſe weinte! — —
Einſiedlerin auf einem öden Thron,
Auf welchen nie das Mitleid mich begleitet,
Wo nichts, als ſklaviſche Verehrung, mir
Nach einer hergebrachten Formel räuchert,
Mein Herz umſonſt nach einem Herzen lechzt —
Die Puppe des tyrann'ſchen Hofgebrauches,
Der eure Fürſten wie vergiftete
Taranteln hütet, eure Königinnen
Wie Mumien vor der Berührung ſchützt;
Wo find' ich, was ich ſuche? — eine Seele,
Die ſich vertraulich an die meine ſchmiegte?

(Der Marquis nimmt hier Gelegenheit, das Geſpräch auf ihre Situation mit dem König, auf die Jahre ihrer frühen Jugend, auf ihre Bekanntſchaft mit dem Prinzen zu lenken. Sie zeigt ihm überall, ausgenommen in Betreff des Prinzen, die vertrauteſte Offenherzigkeit. Er erzählt ihr die Geſchichte des leztern und ihre eigene unter einer fremden Einkleidung, wodurch ſie merklich beunruhigt wird. Der Schluß dieſer Erzählung iſt, daß die Königin, von dem lebhafteſten Antheil dahin geriſſen, die Empfindungen ihres Herzens verräth. Der Marquis gibt dem Prinzen das Zeichen, und zum Schrecken der Königin tritt der letztere auf. Jener zieht ſich in die Eremitage zurück, die Damen der Königin unter der Zeit zu beſchäftigen).

Fünfter Auftritt.

Die Königin und **Carlos.**

Carlos (vor ihr niedergeworfen).
„So iſt er endlich da, der Augenblick,
Und Karl darf dieſe theure Hand berühren,“ [1]
Und meine ſchwellende Empfindung darf
In wolluſtvollen Strömen ſich ergießen.
O heller Strich [2] in meinem Lebenslauf!
Jetzt bin ich glücklich.

Königin.
Unbeſonnener!
„Was für ein Schritt! Welch eine ſtrafbare,
Tollkühne Ueberraſchung! Stehn Sie auf!“
Um Gotteswillen, ſtehn Sie auf! — Die Gegend
Hat Augen und mein Hof iſt in der Nähe.

[1] Siehe Taſchenausg. S. 163 ff.

[2] In der erſten Ausg. (von 1787): „O heller Punkt.“

Carlos.

„Ich ſteh' nicht auf — hier will ich ewig knien,
Auf dieſem Platz will ich verzaubert liegen,"
In dieſer Stellung angewurzelt kleben,
Bis über mir und unter mir das Rad
Der Schöpfung ſtill geſtanden.

Königin.

Raſender!
Zu welcher Kühnheit treibt Sie meine Gnade?
Wie? Wiſſen Sie, in welches Heiligthum
Sie dieſen frevelhaften Einbruch wagen?
Unglücklicher, daß es die Königin,
Daß es die Mutter iſt, an die ſich dieſe
Verwegne Sprache richtet? Wiſſen Sie,
Daß ich den Schänder meiner Majeſtät
Dem Arme des Gerichts zu übergeben
Gezwungen bin?

Carlos.

„Und, daß ich *ſterben* muß!
Man reiße mich von hier auf's Blutgerüſte,"
Man richte mich wie einen Hochverräther!
„*Ein* Augenblick, gelebt im Paradieſe,
Wird nicht zu theuer mit dem Tod gebüßt."

Königin (mit dem ſchmelzenden Tone).

„Und Ihre *Königin*?"

Carlos (ſteht ſchnell auf).

„Gott, Gott! ich gehe.
Ich will Sie ja verlaſſen. — Muß ich nicht,
Wenn Sie es *alſo* fodern? Mutter, Mutter,
Wie ſchrecklich ſpielen Sie mit mir!" Ein Wink,
Ein halber Blick, ein Laut aus Ihrem Munde

Wirſt zwiſchen Höll' und Himmel mich herum,
Gebietet mir, zu ſeyn und zu vergehen.
„Was wollen Sie, das noch geſchehen ſoll?
Was unter dieſer Sonne kann es geben,
Das ich nicht hinzuopfern eilen will,
Wenn Sie es wünſchen?

Königin.

Fliehen Sie!

Carlos (ſteht in banger Unentſchloſſenheit).

O Gott!"

Königin.

Das Einz'ge, Prinz, warum ich Sie mit Thränen
Beſchwöre: Fliehen Sie, eh' die Prinzeſſin,
Eh' meine Damen, meine Kerkermeiſter,
In dieſer wilden Wallung[1] Sie und mich
Beiſammen finden, und die große Zeitung
Vor Ihres Vaters Ohren bringen! Noch,
Noch ſchwanken Sie und ſtehen unentſchloſſen? —
Unglücklicher, wohlan, ſo bleibe denn,
Uns beide zu verderben.

Carlos.

„Ich erwarte
Mein Schickſal — es ſey Leben oder Tod."
Hätt' ich umſonſt durch jedes Hinderniß
Und jedes Labyrinth der Etikette,
Und alle Minotauren dieſes Hofs,
Und alle Schlingen Philipp's mich geſchlagen?
Was? hätt' ich darum meine Hoffnungen
Auf dieſen einz'gen Augenblick verwieſen,

---

[1] In der 1. Ausgabe von 1787: „heftigen Wallung."

Der Sie mir endlich ohne Zeugen ſchenkt,
Daß mich am Ziele feige Schrecken täuſchten?
Nein, Königin! Die Welt kann hundertmal,
Kann tauſendmal um ihre Axe treiben,
Eh' dieſe Gunſt der Zufall wiederholt.

Königin.

„Auch ſoll er das in Ewigkeit nicht wieder.
Unglücklicher! was wollen Sie von mir?

Carlos.

O Königin, daß ich gerungen habe,
Gerungen, wie kein Sterblicher noch rang,
Iſt Gott mein Zeuge. Königin, umſonſt!
Hin iſt mein Heldenmuth. Ich unterliege.

Königin.

Nichts mehr davon!“ Hinweg mit dieſer Sprache!
Um meiner Ruhe Willen, ſchweigen Sie.

Carlos.

Nein! ich will reden. Mein gerechter Schmerz
Erleichtre ſich in wüthender Verwünſchung. [1]
„Sie waren mein. Im Angeſicht der Welt
Mir zugeſprochen von zwei großen Thronen,
Mir zuerkannt von Himmel und Natur,“
Und Philipp, Philipp hat mir Sie geſtohlen.
Geſtohlen — O, das iſt das wahre Wort —
Laut will ich's ihm in beide Ohren rufen,
Laut durch die ganze weite Erde ſchrei'n,
Ein königlicher Dieb hat mich beſtohlen.

Königin (ſehr ernſthaft).

„Es iſt Ihr Vater.

---

[1] In der 1. Ausgabe (vom 1787): „in wüthender Ergießung.“

Carlos.

Ihr Gemahl.

Königin.

Der Ihnen
Das größte Reich der Welt zum Erbe gibt.

Carlos.

Und Sie zur Mutter.

Königin.

Großer Gott, Sie raſen!

Carlos.

Und weiß er auch, wie reich er iſt?" Hat er
Auch warmes Blut, ſich ſeines Raubs zu freu'n?
Hat er ein Herz, das Ihrige zu ſchätzen?
Ich will nicht murren. [1] Große Vorſehung,
Ich will es dir vergeben, will vergeſſen,
Wie unausſprechlich ſelig ich mit ihr
Geworden wäre — wenn nur er es iſt.
Er iſt's nicht — hör' es, große Vorſehung!
So frevelhaft beſchimpft [2] er deine Gabe!
„Er iſt es nicht — das, das iſt Höllenqual.
Er iſt es nicht, und wird es niemals werden."
Du nahmſt mir meinen Himmel nur,
Um ihn in Philipp's Armen zu vertilgen.

Königin.

„Abſcheulicher Gedanke!

Carlos.

O, ich weiß,
Wer dieſer Ehe Stifter war, ich weiß,
Wie Philipp lieben kann, und wie er freite."

[1] In der 1. Ausgabe von 1787: „klagen."
[2] Thalia: „verhöhnt."

Unglückliche Prinzeſſin — nicht allein
Mein Schickſal, auch das Ihrige bewein' ich.
Allmächtige Natur! ein ſolch Geſchöpf,
Wie keines dir noch ſeit Jahrtauſenden[1]
Gelungen iſt, wie in Jahrtauſenden
Dir keines mehr gelingen wird, und jetzt,
Jetzt, jetzt — erröthe für dich ſelbſt, Natur!
Zum Unterpfand zerbrechlicher Verträge,
Für einen Frieden ſchändlich hingeſchlachtet,[2]
Im Kabinet und bei verſchloſſ'nen Thüren,
Durch einen Klubb von Räthen und Prälaten
Zu ſeiner Ranggebuhlin ausgewürfelt,
Auf Krämerart gefeilſcht, und dann dem Käufer
Nach abgeſchloſſ'nem Handel ausgeliefert!
So freien Könige!

Königin.

O, ſtill davon!

Carlos.

„Wer ſind Sie denn in dieſem Reich? Laß hören!
Regentin etwa? Nimmermehr! Wie könnten,
Wo Sie Regentin ſind, die Alba würgen?
Wie könnte Flandern für den Glauben bluten?
Wie, oder ſind Sie Philipp's Frau? Unmöglich!
Ich kann's nicht glauben." Eine Frau beſitzt
Des Mannes Herz, und hat er eins zu geben?
Und bittet er nicht jede Schmeichelei,
Die ihm vielleicht im Fiebertraum entwiſchte,
Dem Scepter ab und ſeinem grauen Haar?

---

[1] Erſte Ausg. (von 1787): „Wie in Jahrtauſenden dir keines noch" ꝛc.

[2] Ebendaſelbſt: „hingeopfert".

Königin.

Wer machte Sie ſo ſtolz, dies zu behaupten?
Wer ſagte Ihnen, daß in Philipp's Armen[1]
Mein Loos beweinenswürdig ſey?

Carlos.

Mein Herz,
Das feurig fühlt, wie es in *meinen* Armen
Beneidenswürdig wäre.

Königin.

Eitler Mann!
Wenn *mein* Herz nun das Gegentheil mir ſagte?
Wenn Philipp's herzliche Gefälligkeit
Und ſeiner Liebe ſtumme Mienenſprache
Weit inniger, als ſeines ſtolzen Sohns
Verwegene Beredſamkeit, mich rührte?
Wenn dieſe eiferſücht'ge Angſt um mich
Und dieſer Geiz mit ſeines Weibes Liebe
Mir ſchmeichelte? Wenn mich die langſame
Und überlegte Achtung eines Greiſen[2]
Wollüſtiger, als eines jungen Manns
Aufwallende Verehrung kitzelte?

Carlos (beſtürzt und bitter).

Das iſt was anders. Freilich wohl! Vergebung!
Ich wußt' es nicht, bei Gott, ich wußt' es nicht,
Daß Sie den König lieben.

Königin.

Dieſes ſtolze
Gelächter kenn' ich. Nein, ich lieb' ihn nicht —

---

[1] Erſte Ausgabe (von 1787): „an Philipp's Seite".
[2] „Eines Greiſen" ſteht auch noch in der erſten Ausgabe.

Doch unterlaß' ich nie, es ihm zu heucheln,
Weil ihn die ſüße Täuſchung glücklich macht.

Carlos
(nachdem er einige Mal ſtillſchweigend auf- und niedergegangen).

„Sie haben nie geliebt?“

Königin (ſehr betroffen).

„Seltſame Frage!

Carlos.

Sie haben nie geliebt?“

Königin (nach einer Pauſe).

„Ich liebe nicht mehr.“

Carlos (erhitzt).

„Weil es Ihr Herz, weil es Ihr Eid verbietet?“

Königin (in äußerſter Beunruhigung).

„Verlaſſen Sie mich, Prinz, und kommen Sie
Zu keiner ſolchen Unterredung wieder.

Carlos.

Weil es Ihr Herz, weil es Ihr Eid verbietet?

Königin.

Weil meine Pflicht“ — Ich bitte, gehen Sie.

Carlos.

Weil Ihre Pflicht?

Königin.

O Himmel! ſchweigen Sie,
Und fliehen Sie, und fragen Sie nicht weiter.

Carlos.

Weil Ihre Pflicht mit Ihrem Herzen ſtreitet?

Königin (nach einer Pauſe, indem ſie ihn ſtarr anſieht).

Unglücklicher — wozu die traurige
Zergliederung des ſchrecklichen Geſchickes,
Dem Sie und ich gehorchen müſſen?

Carlos.

Müſſen?

Dem wir gehorchen müſſen?

(nach einer großen Pauſe wendet er ſich mit Majeſtät und Ernſt zu der Königin).

Ich bin Fürſte,
Der Erbprinz Spaniens, der einz'ge Sohn
Des Mächtigſten auf dieſer Hemiſphäre.
Geraume Zeit, eh' ich ſie ſelbſt betrat,
War ſchon der beſte Theil der Welt mein eigen.
Ich nahm die Bruſt von einer Königin,
Und Kronen trugen meine Wärterinnen.
Was müſſen ſey, erfuhr der Knabe nie,
Wird ſich der Jüngling an das Wort gewöhnen?
Es zu erfüllen, ſteht ein Weltkreis[1] da,
Es auszuſprechen, iſt für Meinesgleichen.

Königin.

Was wollen Sie mit dieſem ſonderbaren
Und feierlichen Vorbericht?

Carlos.

So viel,
Daß Carlos nicht geſonnen iſt, zu müſſen,
Wo er zu wollen hat; daß Carlos nicht
Geſonnen iſt, der Unglückſeligſte
In ſeinem Reich zu bleiben, wenn es ihn[2]
Nichts, als den Umſturz der Geſetze, koſtet,
Der Glücklichſte zu ſeyn."

---

[1] In der Thalia „Weltkrais“, nach der Analogie von „faig“.
[2] Für „ihn“ ſetze man „ihm“;

Königin (faßt ſeine Rede mit Beſtürzung auf).
Wie? Was iſt das?
Verſteh' ich Sie? Sie wollten alſo? — Wie?
Sie hofften noch?

Carlos (feſt).
Ich hoffe.

Königin.
Raſender!
Wo alles, alles ſchon verloren iſt?

Carlos.
„Ich gebe nichts verloren, als die Todten.

Königin.
Auf mich, auf Ihre Mutter hoffen Sie?"

Carlos.
Auf meines Vaters Frau.

Königin.
Was hör' ich? — Gott!
Auf Ihres Vaters Leichnam, auf den Trümmern
Des Allerheiligſten gedenken Sie
Zu meinem Arm zu eilen — eine That,
Wovor die Sonne ſchamroth ſich verkriechen,
Worüber Menſchen, Schöpfer und Natur
Zu allgemeinem Sturme ſchaudern würden?

Carlos.
Nur die Natur.

Königin.
Und alle göttlichen
Und himmliſchen Geſetze.

Carlos.
Nein, ſag' ich.
Zu meines Vaters Diebſtahl möchte ſich

Der Himmel nicht. Ein ſo allmächtig Band,
Als uns vereinigte, zerriß nur Philipp,
Der Himmel nicht. Die Rechte meiner Liebe
Sind älter, als die Formel am Altar,
Und gelten mir in voller Größe wieder,
Wenn Philipp's Tod das Band der Kirche bricht.
Ich frevle, doch — in meinen eignen Reichen,
Und das Geſetz iſt auch mein Unterthan;
Ich ſtürze dieſen unbarmherz'gen Richter,
Und ſetze meine Kreaturen ein.

Königin (mit edler Hoheit).

Das können Sie — „der neuerwählte König
Kann mehr, als das, kann die Verordnungen
Des Abgeſchiednen durch das Feu'r vertilgen,
Kann ſeine Bilder ſtürzen," ſeinen Namen
Durch ein Edikt bei Strang und Schwert verbieten,
Aufbauen, was der Sel'ge niederriß,
Und, was er baute, ſchleifen [1] — kann ſogar —
Wer hindert ihn? — die Mumie des Todten
(Carlos geht in ſichtbarer Beunruhigung auf und nieder.)
Aus ihrem Sarge zu Escurial
Hervor ans Licht der Sonne reißen, ſeinen
Entweihten Staub in die vier Winde ſtreu'n
Und dann zuletzt, um herrlich zu vollenden —

Carlos (außer Faſſung).

„Um Gottes willen, reden Sie nicht aus!

Königin.

Zuletzt noch mit der Mutter ſich vermählen."

---

[1] In der erſten Ausgabe (von 1787): „Und ſchleifen, was er baute" u.

Carlos (in der heftigſten Erbitterung).
Verfluchter Sohn! — — Abſcheulicher Entwurf —
Wie Gottes Fluch durchſchauert er die Seele!
Ja, es iſt aus, jetzt iſt es aus, o Gott!
Jetzt ſeh' ich, ſeh' ich klar und helle, was
Mir ewig, ewig dunkel bleiben ſollte.
„Sie ſind für mich dahin — dahin — dahin —
Auf immerdar! — Jetzt iſt der Wurf gefallen.
Sie ſind für mich verloren! O, in dieſem
Gefühl liegt Hölle — Hölle liegt im andern,
Sie zu beſitzen. — Gott![1] ich faſſ' es nicht,
Und meine Nerven fangen an zu reißen."

Königin (mit Wehmuth und Güte).
„Beklagenswerther, theurer Karl! Ich fühle —
Ganz fühl' ich ſie, die namenloſe Pein,
Die jetzt in Ihrem Buſen tobt. Unendlich,
Wie Ihre Liebe, iſt Ihr Schmerz; unendlich,
Wie er, iſt auch der Ruhm, ihn zu beſiegen.
Erringen Sie ihn, junger Held! Der Preis
Iſt dieſes hohen, ſtarken Kämpfers werth,
Des Jünglings werth, durch deſſen Herz die Tugend
So vieler königlicher Ahnen rollt.
Ermannen Sie ſich, edler Prinz! — Der Enkel
Des großen Karl[2] fängt friſch zu ringen an,
Wenn andrer Menſchen Kinder muthlos enden."
Europa ruht auf weichem Frieden aus,
Amerika trägt Ketten, für die Flagge

---

[1] In den ſpätern Ausgaben: „Weh".
[2] In der Thalia und auch noch in der erſten Ausgabe: „Karl's"; wie gewöhnlich.

Der Spanier iſt keine Welt mehr da,
Bezwingen Sie den Wunſch — mich zu beſitzen.

Carlos.

Zu ſpät! O Gott, es iſt zu ſpät!

Königin.

Ein Mann
Zu ſpät? O Karl! wie groß wird unſre Tugend,
Wenn unſer Herz bei ihrer Uebung bricht!
Hoch ſtellte Sie die Vorſicht — höher, Prinz,
Als Millionen Ihrer andern Brüder.
Parteiiſch gab ſie ihrem Liebling, was
Sie Andern nahm, und Millionen fragen:“
Verdiente der im Mutterleib wohl ſchon,
Mehr als wir andern Sterblichen zu gelten?
„Auf, retten Sie des Himmels Billigkeit!“
Kann Karl von ſeines Schickſals Gnade leben?
Verdienen Sie, der Welt voran zu gehn,
Erwerben Sie, was Sie geſchenkt bekamen,
Und opfern Sie, was Keiner opferte.

Carlos.

Das kann ich auch. O beſte Königin!
Sie zu erkämpfen hab' ich Löwenſtärke,
Sie zu verlieren keine.

Königin.

Läugnen Sie
Den ſchönſten Zug in Carlos' Herzen nicht.

Carlos.

Warum mußt' ich als König Philipp's Sohn,
Und Blut vom Blute meines Nebenbuhlers,
Erzürnte Vorſehung, warum nicht lieber
Ein ſchlechtes Hirtenkind geboren werden?

Ich hatte Sie, o Göttliche, geſehn,
Sie angebetet. Von der Bettlerhütte
Bis zu dem Thron iſt für den Glücklichen,
Der Sie geſehen hat, der Sprung nicht ſchwer.
Mit Rieſenmuth hatt' ich den Sprung gewagt,
Mit Rieſenkraft vollendet.

Königin.

Was den König
Vom Bettler trennt, iſt Menſchenfügung — was
Den Sohn von ſeines Vaters Ehbett ſcheidet,
Iſt Gottes Fluch. Ohnmächtig ſchlägt der Menſch
Auf die geweihte Rüſtung der Geſetze;
Der Kampf mit Gott iſt Gaukelſpiel — und doch
Wagt Carlos dieſen Kampf vielleicht, beſiegt
Den Abſcheu der Natur, Gewiſſen, Welt,
Der Kirche Zorn und das Geſchrei der Prieſter,
Mich aber, mich beſiegt er nicht. Mein Herz
Wird nie der Preis für ein Verbrechen ſeyn,
Der Weg zu mir führt nicht durch Blut und Schande.
Geſtehen Sie ſich's, Carlos: Stolz iſt es,
Und Eigenſinn und Trotz, was Ihre Wünſche
So wüthend nach der Mutter zieht." Die Liebe,
Das Herz, das Sie ſo ſchwelgeriſch mir opfern,
Gehört den Welten [1] an, die Sie dereinſt
Regieren werden. „Sehen Sie, Sie praſſen
Von Ihres Mündels anvertrautem Gut.
Die Liebe iſt Ihr großes Amt." Bis jetzt
Verirrte ſie zur Mutter. Bringen Sie,

---

[1] Erſt in der erſten bei Cotta erſchienenen Ausgabe von 1805 hat Schiller „Welten" in „Reichen" gemildert.

O bringen Sie ſie Ihren künft'gen Reichen,
Und fühlen Sie, ſtatt Donnern des Gewiſſens,
Die Wolluſt, Gott zu ſeyn! „Eliſabeth
War Ihre erſte Liebe; Ihre zwote
Sey Spanien! Wie gerne, guter Karl,
Will ich der beſſeren Geliebten weichen!"

Carlos

(wirft ſich, von Empfindungen überwältigt, vor der Königin nieder, und drückt ihre Hand wider ſein Geſicht).

„Wie groß ſind Sie, o Himmliſche — Ja! Alles,
Was Sie verlangen, will ich thun!" — Auch ſterben
Und, wenn Sie wollen, nimmer ſelig ſeyn.
Verdammniß ſelbſt und Bluturtheile lauten
Verführeriſch in Ihrem Mund.

(Er ſteht entſchloſſen auf.)

Hier ſteh' ich
In des Allmächt'gen Richterhand, „und ſchwöre
Und ſchwöre Ihnen, ſchwöre ewiges — —
O Himmel, nein! nur ewiges Verſtummen,
Doch ewiges Vergeſſen nicht."

Königin (ſehr gütlich, indem ſie ihm die Hand reicht).

„Wie könnt' ich
Von Carlos fodern, was ich ſelbſt zu leiſten
Nicht Willens bin!"

(Man hört in der Ferne Waldhörner blaſen.)

Marquis

(kommt eilig und erſchrocken aus dem Hintergrund der Eremitage).

„Der König!

Königin.

Gott!"

Carlos.

Bis hieher
Folgt uns der Fluch des Himmels nach?

Marquis ([illegible] an Carlos).

„Hinweg,
Hinweg aus dieſer Gegend, Prinz.

Königin.

Sein Argwohn
Iſt fürchterlich.“ Erblickt er Sie, ſind wir
Verloren —

Marquis.

Fliehen Sie!

Carlos (zum Marquis, [illegible]).

Vor Ihrem Rauber?

Königin und Marquis.

Um Gotteswillen, fliehen Sie!

Carlos.

Ich bleibe
Er oder Ich. Wer hat das Recht zu fliehn?
In dieſer Laune will ich ihn drum fragen.

Königin.

„Und wer wird dann das Opfer ſeyn?

Carlos (reißt den Marquis am Arme weg).

Fort, Fort!
Komm, Rodrigo!“

(Indem er abgehen will, wendet er ſich noch einmal zur Königin.)

„Was darf ich mit mir nehmen?

Königin.

Die Freundſchaft Ihrer Mutter.“

Carlos.

Wie? nichts weiter?

Königin

(mit Ernſt und Bedeutung, indem ſie ihm einige Briefe gibt).

„Und dieſe Thränen aus den Niederlanden.“

Carlos

(nimmt die Briefe. Nach einer kleinen Pauſe, wie aus einem Traume erwacht).

Ha! ich verſtehe!

(Er geht ſchnell mit dem Marquis ab.)

Königin (ſchaut ſich unruhig nach ihren Damen um, welche ſich nirgends erblicken laſſen, und wie ſie ſich nach dem Hintergrund der Bühne zurückziehen will, tritt ihr der König entgegen).

Sechster Auftritt.

König Philipp. Die Königin. Herzog von Alba. Graf von Lerma. Pater Domingo. Gefolge von Damen und andern **Grandes.** Bald darauf die **Marquiſin von Mondecar** (welche von der andern Seite hereintritt, und ſich verlegen unter die übrigen Damen miſcht).

Philipp

(blickt mit Befremdung umher und ſchweigt einen Augenblick).

„So allein, Madame?
Und auch nicht Eine Dame zur Begleitung?
Das wundert mich. Wo blieben Ihre Frauen?

Königin.

Mein gnädigſter Gemahl“ —

Philipp.

Und was iſt das?
Sie ſcheinen ganz verwirrt, Madame? Wie Feuer
Brennt Ihr Geſicht. Es iſt nicht, wie es ſollte.
„Warum allein?“ Wo blieben Ihre Damen?
([illegible] zum Gefolge)
Bei Gott, und meiner königlichen Ehre!
„Von dieſem unverzeihlichen Verſehn
Soll man die ſtrengſte Rechenſchaft mir geben.
Wer hat das Hofamt bei der Königin?
Wen traf der Rang, ſie heute zu bedienen?“

Königin (in [illegible] Tone.)

Mein Herr und König

Philipp ([illegible] zum Gefolge.)

Antwort will ich haben.

Königin.

„O zürnen Sie nicht, mein Gemahl. Ich ſelbſt,
Ich bin die Schuldige. Auf mein Geheiß
Entfernte ſich die Fürſtin Eboli.

Philipp.

Auf Ihr Geheiß?

Königin.

Die Kammerfrau zu rufen,“
Weil ich ein kindiſches Verlangen trug,
Mich mit der kleinen Klara zu vergnügen.

Philipp.

„Und darum die Begleitung weggeſchickt?“
Seltſam, bei Gott! Doch gut — ich will es glauben.
Nur künftig, bitt' ich, gute Königin,
Verſchonen Sie mein Reich mit der Satyre,
Daß Philipp's Frau, wenn ihr der Einfall kommt,

Mit ihrem kleinen Wiegenkind zu spielen,
In einem Winkel zu Aranjuez
Es so erwarten soll. Kaſtilien
Und Arragon und Leon, meine Länder, [1]
Sind hoffentlich an Menſchen reich genug,
Die Königin mit Frauen zu verſorgen. —
„Doch, dies entſchuldigt nur die erſte Dame,
Wo war die zwote? ——

Marquiſin von Mondecar (tritt näher).

Ihro Majeſtät,
Ich fühle, daß ich ſtrafbar bin.

König.

Deßwegen
Vergönn' ich Ihnen zehen Jahre Zeit,
Fern von Madrid, darüber nachzudenken."

(Die Marquiſin tritt mit weinenden Augen zurück. Der König fährt gegen die Umſtehenden fort.)

Und jetzt erklär' ich vor dem ganzen Hof,
Bei dem Verluſte ihres Rangs und Adels
Wird jede mir für ihre Fürſtin ſtehn,
Verdoppelt ſich von jetzt an ihr Gefolge.

(Die Damen [illegible] auf die Königin. Allgemeines Stillſchweigen.)

Königin.

„Marquiſin, wen beweinen Sie?"

([illegible] Hoheit und gemäßigtem Stolz)

„Hab' ich

---

[1] In der erſten [illegible] nur folgende zwei:
Daß Philipp's Frau, will ſie ihr Kind umarmen,
Es ſo erwarten ſoll. Kaſtilien
Iſt hoffentlich u. ſ. w.

Gefehlt, mein gnädigſter Gemahl, ſo ſollte
Die Königskrone dieſes Reichs, wornach
Ich ſelber nie gegriffen habe," mich
Zum mindeſten für dem Erröthen ſchützen.
Mit Spaniens Gebräuchen nicht bekannt,
Pariſerin von Launen und Geblüte,
Gab ich dem Zuge meines Herzens nach,
Das lange ſchon, der Hofgaleere gram,
Nach einem freien Augenblick ſich ſehnte.
„Gibt's ein Geſetz in dieſem Königreich,
Das vor Gericht Monarchentöchter fodert?
Bloß Zwang bewacht die Frauen Spaniens?
Schüzt ſie ein Zeuge mehr, als ihre Tugend?"
Geraume Zeit, eh' König Philipp mich
Gemahlin hieß, war ich ſchon Heinrich's Tochter —
Wenn Ehre zu verletzen war, ſo fürcht' ich,
Stand eine größre auf dem Spiel, als mir
Kaſtilien zur Morgengabe brachte. [1]
„Und jetzt, Vergebung, mein Gemahl! Ich bin
Es nicht gewohnt, die mir mit Freude dienten,
In Thränen zu entlaſſen. — Mondecar!"
(indem ſie ihren Gürtel abnimmt und ihn der Marquiſin übergiebt)
„Den König haben Sie erzürnt, nicht mich,
Drum nehmen Sie dies Denkmal meiner Gnade
Und dieſer Stunde. Meiden Sie das Reich —
Sie haben nur in Spanien geſündigt;
In meinem Frankreich wiſcht man ſolche Thränen

---

[1] Die letzten drei Verſe deuten, wie ſchon Boas bemerkte, in der [illegible] Sinne des [illegible] [illegible]. B. 3. S. [illegible].

Mit Freuden ab. — O, muß mich's ewig mahnen!“
(Sie lehnt ſich an eine Dame und verbirgt ihr Geſicht.)
„In meinem Frankreich war's doch anders.“

Philipp (heftig erſchüttert).

Was?
Beim großen Gott! Sie *weinen* doch wohl nicht?
Iſt's möglich? Wie, Eliſabeth? O Himmel!
Hat es noch dahin kommen müſſen? War
Mein graues Haupt zu dieſer tödtlichen
Beſchimpfung aufgehoben, ſolche Thränen
Aus einem ſolchen Aug' zu preſſen? — „Konnte
Ein Vorwurf meiner Liebe Sie betrüben?
Ein Wort betrüben, das die zärtlichſte
Bekümmerniß auf meine Lippen legt?“
(Er wendet ſich gegen die verſammelten Granden.)
„Hier ſtehen die Vaſallen meines Throns!
Sank je ein Schlaf auf meine Augenlieder,
Ich hätte denn[1] am Abend jedes Tags
Berechnet, wie die Herzen meiner Völker
In meinen fernſten Himmelsſtrichen ſchlagen.“
Ich wüßte denn, was auf den Richterbänken,
Und was vor den Altären meines Reichs
Verhandelt wird, was an Europa's Höfen
Gebrütet und was in den Kabinetten
Der [illegible] [illegible] wird — und ſollt' ich
Theilnehmender für Reich und Unterthan,
Als für die Gattin meines Herzens beben?
Was half' es mich, in ſtolzer Sicherheit

---

[1] [illegible] auch nachher: „dann,“ wie auch ſonſt in [illegible]

Auf allen meinen Thronen mich zu fühlen,
Wenn ich von diesem stürzen sollte? — Nein!
„Für meine Völker kann mein Schwert mir haften
Und — Herzog Alba, dieses Auge nur
Für meines Weibes Liebe.“ Schreckenlos
Seh' ich die Wogen der Rebellion
Bis an die Stufen meines Thrones schlagen.
Mein Thron steht fest. Doch wenn in diesem Herzen
Der Feind sich zeigt, und dort Empörung ruft,
Dann fahre wohl, o Ruhe meines Lebens.

Königin

(erhebt sich schnell auf, verläßt die Dame und beugt sich sanft gegen den König.)

Sind Sie beleidigt, mein Gemahl?

Philipp.

„Ich heiße
Der reichste Mann in der getauften Welt.“
In meinen Staaten liegen die vier Winde,
Der Ocean ist meines Landes Teich,
Die Sonne geht in meinem Reich nicht unter.
„Doch alles das besaß ein Andrer schon,
Wird nach mir mancher Andre noch besitzen.
Das ist mein eigen.“

(indem er die Königin in die Arme schließt)

Was der König hat,
Ist nur des Himmels Lehenamt, gehört
Nur seinem Rang — Elisabeth dem Philipp!

(Er schweigt eine Zeit lang, heftet einen bedeutenden Blick auf die herumstehenden Granden, und zeigt auf die Königin)

„Hier ist die Stelle, wo ich sterblich bin.“

(Er hält sie [illegible], und [illegible] unter heftigen Bewegungen fest)

Nur hieher nicht — o Gott! Nur der Gedanke
Wirft mich von allen meinen Thronen, ſchleudert
Aus allen meinen Welten mich! — Nur hieher
Nur hieher, meine Granden, nicht.

Königin.

Entſetzlich!
Sie können zweifeln, mein Gemahl?[1]

Philipp (ſchaut ſich forſchend im ganzen Zirkel um).

„Ich zähle
Die Großen meines Hofs: der erſte fehlt.
Wo iſt Dom Carlos, mein Infant?"

Königin (ſehr beunruhigt).

Bei Allem,
Was Menſchen heilig ſeyn kann, weichen Sie
Nicht aus. Erklären Sie mir das. Sie haben
Ein Wort geſprochen, das mich ſchaudern macht.
„Sie fürchten?

Philipp (ſieht ſie ſtarr an).

Dieſes graue Haar doch nicht? —
Wenn ich einmal zu fürchten angefangen,
Hab' ich zu fürchten aufgehört" — — Doch wem
Iſt mein Infant begegnet?"

Domingo (tritt heran).

Mir, mein König.

Philipp.

Und wo war das?

---

[1] In der Ausgabe von 1787:
„Sire — dieſe Zweifel — ſie erſchrecken mich —
Sie fürchten?"

Domingo.
Nachdem ich wohl das ganze
Aranjuez vergebens durchgewandert,
Traf ich des Prinzen königliche Hoheit — —

Philipp (fällt ihm raſch in die Rede).
Bei ſeiner Mutter? Sie erblaßt, ſie bebt.
Es iſt heraus — es iſt — ich bin verrathen.

Königin (ſinkt einer Dame erſchrocken in die Arme).
O heil'ger Gott!

Domingo.
Nein, gnädigſter Monarch,
Bei den Fontainen fand ich ihn. In düſtre
Betrachtungen verſunken, wie bisher,
Lag er auf einem Kanapee. Ich war
So dreiſt, ihn anzureden.

Philipp.
Gut. Bis Morgen
Seyd Ihr im Kabinet bei mir. Graf Lerma
Und Herzog Alba!

Alba und **Lerma** (treten näher).
König!

Philipp.
Dieſer Knabe
Dem Karl fangt an, mir fürchterlich zu werden.
„Er meidet meine Gegenwart, ſeitdem
Er von Alcala's hoher Schule kam.
Sein Blut iſt heiß — warum ſein Blick ſo kalt,
So ernſt und regelmäßig ſein Betragen?"
Ein Kind von ſieben Jahren ſchon, ſchlug er
Mit beiden Fäuſten einer Königin
Ins Angeſicht, und, ſeiner Unart müde,

Verließen graue Diener meinen Hof.
Jetzt hör' ich keine Klagen mehr. Wie kommt das?
Das Herzog, das iſt irgend ein Komet,
Der meinem Horizont ſich ſchrecklich nähert.
Mir graut vor ſeiner Nachbarſchaft.[1] Seyd wachſam.
Seyd wachſam, ſag' ich noch einmal. Der Erbe
So vieler Kronen zählt die Aderſchläge
Des Vaters ungeduldig nach. Der Kitzel,
Gott gleich zu werden, heckte Teufel aus.
Seyd wachſam, ich beſchwöre euch!

Alba.

„Ich bin's.
So lang ein Herz an dieſen Panzer ſchlägt,
Mag ſich Dom Philipp ruhig ſchlafen legen."
Wie Gottes Cherub vor dem Paradies,
Steht vor des Königs Leben Herzog Alba.
Der Streich, der meinem König gilt, muß erſt
Den Weg durch mich und Chriſtus' Kirche ſuchen.
Zwar weiß ich, wer mich tödtlich haßt. Mein Name
Steht oben an auf Carlos' Todtenliſte,
Doch fürcht' ich nichts, denn — Gott iſt mit verdammt.

Lerma.

Darf ich dem weiſeſten der Könige
Mich demuthsvoll zu widerſetzen wagen?
Ich läugne, was der Herzog ſprach. Zu tief
Verehr' ich meines Königs Majeſtät,
Als ſeinen Sohn ſo übereilt zu richten.
„Ich fürchte viel von Carlos' heißem Blut,
Doch nichts von ſeinem Herzen.

---

[1] In der Ausgabe von 1787: „Ich fürchte ſeine Nachbarſchaft."

Philipp.

Graf von Lerma,
Ihr redet gut, den Vater zu beſtechen,
Des Königs Stütze wird der Herzog ſeyn."
Doch morgen mehr. „Jetzt eil' ich nach Madrid.
(Er wendet ſich gegen das Gefolge.)
Mich ruft mein königliches Amt. Die Peſt
Der Ketzerei ſteckt meine Völker an,
Der Aufruhr wachſt in meinen Niederlanden.
Es iſt die höchſte Zeit. Ein ſchauderndes
Exempel ſoll die Irrenden belehren."
Den großen Eid, den alle Könige
Der Chriſtenheit am Krönungstage ſchwören,
Ich will ihn morgen löſen. Hundert Opfer
Sind reif zum Tod — der Rauch von ihren Flammen
Verkündige dem dreimalheil'gen Gott,
Wie glorreich Philipp ſeine Schuld entrichtet.
„Dies Blutgericht ſoll ohne Beiſpiel ſeyn;
Mein ganzer Hof iſt feierlich geladen."
(Der Königin den Arm reichend.)
Und Sie begleiten mich.

Königin (aus einer Betäubung erwachend).

Zum Scheiterhaufen?
Auch mich, Barbar? — O Gott! Sind Sie's, mein König?
Barmherzigkeit! Was wollen Sie? Wohin?
Ich bin ein Weib, ein weiches Weib, ein Menſch.

Philipp.

Auch eine Chriſtin, hoff' ich. Kommen Sie,
Es zu beweiſen.

Königin.

Schrecklich! Nimmermehr!

Philipp.

Was? Nimmermehr?

Königin.

Erbarmung, mein Gemahl.
Ich kann es nicht — verſchonen Sie — mir ſchaudert —
Ich kann das traurige Gericht nicht ſehn.

Philipp.

So lernen Sie's und folgen!

(Mit Ungeduld ſie am Arm nehmend.)

Königin

(die ſich mit Abſcheu und Entſchloſſenheit von ihm losmacht).

Eh' zum Tode!

Philipp (bleibt erſtaunt ſtehn und ruft unter die Verſammlung).

Was hör' ich? Was entdeck' ich? — Spanier!
Schimpf eurem Gott und der kathol'ſchen Lehre!
Die Königin des Reichs, Dom Philipp's Frau,
Des allerchriſtlichſten Monarchen Tochter,
Erklärt ſich laut für eine Ketzerin!

Königin (wirft ſich dem König erſchrocken in den Arm).

Nein, ſo wahr Gott mir helfen ſoll! — Ich folge.

(Der König führt ſie hinweg. Man hört Muſik, und der ganze Hof folgt nach.)

Siebenter Auftritt.

Carlos und der Marquis

(welche von der entgegengesetzten Seite herausbkommen).

(Carlos hat die Briefe in der Hand, die die Königin ihm beim Abschied gegeben, und zeigt jetzt die freudigſte Entſchloſſenheit, fur das bedrangte Flandern zu handeln, ganz wieder Held zu ſeyn, ſich ganz dem Wohl ſeiner Volker hinzugeben, und auf keine andre Belohnung Anſpruch zu machen, als auf das Wohlgefallen der Königin. Die Gefahr iſt die hochſte. Der Herzog von Alba ſoll mit einer Armee in die Niederlande rücken, die Rebellen zu züchtigen. Dieſes abzuwenden, beſchließt der Prinz, Audienz beim König zu ſuchen, und das Gouvernement dieſer Staaten von ihm zu begehren. — Der Marquis ſollte in Spanien bleiben und zwiſchen der Königin und ihm eine geheime Verbindung fortſetzen.) [1]

---

[1] In der Thalia iſt dieſe Scene nicht ausgeführt; in der erſten Ausgabe von 1787 endigt ſie wie folgt (vergleiche Taſchenausg. B. 3. S. 105):

Marquis

„Jetzt endlich hör' ich meinen Carlos wieder!
Jetzt ſind Sie wieder ganz Sie ſelbſt.“ [1]

Carlos.

Ich fühle
In jeder Ader Gottheit — So viel konnte
Der Anblick meiner Königin.

Achter Auftritt.

Graf Lerma. Die Vorigen.

(Der Graf kommt und meldet dem Prinzen, daß der König mit dem ganzen Hof nach Madrid aufgebrochen ſey, und den Befehl hinterlaſſen habe, daß der Prinz dahin folgen ſolle, dem Auto da Fe beizuwohnen. Carlos ſpricht mit Abſcheu und Heftigkeit von dieſem Gericht, verſpricht aber zu erſcheinen und ſchickt den Grafen hinweg.)

Neunter Auftritt.

Carlos. Der Marquis.

(Der Prinz hat bemerkt, daß ſich Dom Rodrigo in Gegenwart des Grafen fremd und zurückhaltend gegen ihn betragen, und alle Steifigkeiten des ſpaniſchen Ceremoniells gegen ihn beobachtet hatte. Er dankt ihm für dieſe Delikateſſe, lobt ſeine Liſt, bittet ihn aber, ſobald ſie allein bei einander waren, jeden Unterſchied des Standes zu vergeſſen.)

Carlos. [1]

— — Aus unſerm Bunde ſey
Dies weinerliche Poſſenſpiel verwieſen.

---

[1] Siehe Taſchenausg. B. 5. S. 186.

„Berede dich, wir beide hätten uns
Auf einem Ball mit Maſken eingefunden.
In Sclavenkleider du — und ich aus Laune
In einen Purpur eingemummt. So lange
Der Faſching währt, verehren wir die Lüge,
Der Rolle treu, mit lächerlichem Ernſt,
Den ſüßen Rauſch des Hauſens nicht zu ſtören.
Doch durch die Larve winkt dein Karl dir zu,
Du drückſt mir im Vorübergehn die Hände,
Und wir verſtehen uns.

Marquis.

Der Traum iſt göttlich.
Doch wird er nie verfliegen?" Iſt mein Karl
Auch ſeines eignen Selbſts gewiß genug,
Mit eines Thrones allmächtiger Verführung
Die unerhörte Wette einzugehn.
O, Ueberlegung, theurer Prinz. Wir wagen,
Was ſeit Erſchaffung dieſer Welt noch nie
Zu Stande kam: Sie, ein Monarchenkind,
Ich, Ihr Vaſall, und wollen Freunde werden?
(Der Prinz wird nachdenkend. Der Marquis bemerkt es, und fährt ernſthafter fort.)
„Noch iſt ein großer Tag zurück — ein Tag,
Wo dieſer Heldenſinn — ich will Sie mahnen —
Auf einer ſchweren Probe ſinken wird.
Dom Philipp ſtirbt. Karl erbt das größte Reich
Der Chriſtenheit. Ein ungeheurer Spalt
Reißt vom Geſchlecht der Sterblichen ihn los,
Und Gott iſt heut', wer geſtern Menſch noch war.
Jetzt hat er keine Schwächen mehr. Die Pflichten
Der Ewigkeit verſtummen ihm. Die Menſchheit

(Noch heut' ein großes Wort in ſeinem Ohr)
Verkauft ſich ſelbſt," und kriecht um ſeine Launen.
„Sein Mitgefühl löſcht mit dem Leiden aus,"
Und Wollüſte verklagen ſeine Tugend,
„Für ſeine Thorheit ſchickt ihm Peru Gold,
Für ſeine Laſter zieht ſein Hof ihm Teufel."
Er ſchläft berauſcht in dieſem Himmel ein,
Den ſeine Sclaven ſtaatsklug um ihn pflanzen.
Lang, wie ſein Traum, währt ſeine Herrlichkeit,
Und wehe dem, der ihn barmherzig weckte!
Was aber würde Roderich? O würde
Mein Anblick nicht — Befragen Sie ſich ſelbſt —
An dieſer Wonne lügenhaften Spiegel
Den trüben Athem der Vernichtung hauchen?
Wir wollen zeitig ſcheiden, Prinz. „Die Freundſchaft
Iſt wahr und kühn" — Die ſieche Majeſtät
Hält ihren fürchterlichen Strahl nicht aus.
Den Stolz des Bürgers könnten Sie nicht dulden,
Ich nicht den Trotz des Fürſten. [1]

Carlos (nachdem er etliche Mal ſtark auf- und niedergegangen.)

„Wahr und ſchrecklich
Iſt dein Gemälde von Monarchen. Ja,
Ich glaube dir. Doch nur die Wolluſt ſchloß
Dem Laſter ihre Herzen auf. Ich bin
Ein dreiundzwanzigjähriger Jüngling, Prinz

---

[1] Später änderte Schiller dieſe Verſe (S. 187):

„Den Trotz des Bürgers würden Sie nicht dulden,
Ich nicht den Stolz des Fürſten."

Dieſe Variante bezeichnet klar Schiller's verſchiedenen politiſchen Standpunkt im Jahr 1786 und im Jahr 1801, wo er erſt die Veränderung machte.

Und Spanier, und feurig kocht mein Blut,
Und feuriger begehren unſre Weiber.
Doch, Rodrigo — ſieh, unausſprechlich groß
Iſt die Empfindung — unter dem Bekenntniß
Hebt ſich mein Buſen königlich empor:
Rein bin ich noch, rein wie aus Mutterleibe.
„Was vor mir Tauſende gewiſſenlos
In ſchwelgenden Umarmungen verpraßten,
Des Geiſtes beſte Hälfte, Männerkraft,
Hab' ich dem künft'gen Herrſcher aufgehoben.“ [1]
Der Wolluſt Pfeil zerbrach an dieſer Bruſt
Lang, ehe noch Eliſabeth hier herrſchte;
Ob ich ihn jetzt noch fürchte, Rodrigo?
Was konnte dich aus meinem Herzen drängen,
Wenn es nicht ſchöne Weiber thun?

Marquis.

Ich ſelbſt.
Könnt' ich ſo rein und innig Sie noch lieben,
Wenn ich Sie fürchten müßte?

Carlos.

So erklär' ich
Dich zum Vaſallen einer fremden Macht.

Marquis.

Dann würde Karl den Glücklichen vermeiden,
Der ſeiner Gnade ſpotten kann.

Carlos.

So will ich
Durch einen fürchterlichen Eid mich binden.

[1] Worte, die von Ferne an Kaſtraten und Männer und ähnliche Jugendgedichte erinnern. Man ſollte übrigens dem entzündbaren Jüngling keine ſolche Unſchuld, und noch weniger dem unſchuldigen eine ſolche gründliche Kenntniß der Folgen der Wolluſt zuſchreiben.

Marquis.

Sie können nur bei Gott im Himmel ſchwören,
Und was er droben iſt, ſind Sie alsdann
Auf dieſer Welt — und brechen ihn ſich ſelber.

Carlos

(nach einem langen Stillſchweigen, mit zärtlicher Wehmuth).

O ſieh, ich bringe dieſem Bürgerkinde
(Das erſte Beiſpiel von den Fürſten allen)
Das Herz von einem Königsſohn. Der Bürger
Will Stolz mit Stolz beſchämen, überlegt,
(Das erſte Beiſpiel von den Bürgern allen)
Ob er's auch nehmen will?

Marquis (mit lebhafter Entſchloſſenheit).

„Wohlan! Ich weiche.
Hier meine Hand.

Carlos.

Der Meinige?

Marquis.

Auf ewig,
Und in des Worts verwegenſter Bedeutung."

Carlos.

Auf Du und Du?

Marquis.

Auf immerdar und ewig.

Carlos.

Auf Du und Du?

Marquis (fällt ihm um den Hals).

Dein Bruder!

Carlos.

Unerſchüttert
Bei jeder höhern Stufe meines Glücks?

„So treu und warm, wie heute dem Infanten,
Auch dermaleinſt dem König zugethan?“

Marquis.

Das ſchwör' ich dir.

Carlos

„Auch dann noch, wenn der Wurm
Der Schmeichelei mein unbewachtes Herz
Umklammerte? wenn dieſes Auge Thränen
Verlernte, die es ſonſt geweint? dies Ohr
Dem Flehen ſich verriegelte, willſt du,
Ein ſchreckenloſer Hüter meiner Tugend,
Mich kräftig faſſen, meinen Genius
Bei ſeinem großen Namen rufen?“

Marquis.

Ja!

Carlos.

So tritt herunter, gute Vorſehung,
Laß' dich herab, ein Bündniß einzuſegnen,
Das neu und kühn und ohne Beiſpiel iſt,
Seitdem du oben walteſt.
(Er faßt Rodrigo's Hand und hält ſie gegen den Himmel.) [1]
Hier umarmen,
Hier küſſen ſich vor deinem Angeſicht
Zween Jünglinge, voll ſchwärmeriſchen Muths,
Doch edlern, beſſern Stoffs, als ihre Zeiten,
Getrauen ſich den ungeheuern Spalt,
Wodurch Geburt und Schickſal ſie geſchieden,
Durch ihrer Liebe Reichthum auszufüllen,

---

[1] Dieſe Situation hat Aehnlichkeit mit der politiſchen Verbrüderung im Fiesko, Akt 2, Scene 5 am Ende (Taſchenausg. B. [illegible], S. 250 ff.).

Und größer, als ihr Loos, zu ſeyn. Hier unten
Nennt man ſie ſonſt Monarch und Unterthan,
Doch droben ſagt man Brüder.

Marquis.

Lächle freundlich
Auf dieſes ſchöne Hirngeſpinnſt herab,
Erhabne Vorſicht! — Die Vernunft der Weiſen
Sprach deiner Allmacht dieſes Wunder ab,
Beſchäme ſie, und mache wahr und wirklich,
Was nimmer ſeyn wird, nie geweſen war,
Laß dieſes Bündniß dauern.

Carlos.

„Jetzt zum König!
Ich fürchte nichts mehr." —
(Seinen Arm um Rodrigo's Hals ſchlingend.)
„Arm in Arm mit dir,
So fordr' ich mein Jahrhundert in die Schranken."

Zweiter Akt.

Im königlichen Palaſt zu Madrid.

Erſter Auftritt.

(Das Auto da Fe, welchem die königliche Familie und der ganze Hof beigewohnt haben, iſt zu Ende, und Philipp kommt mit einem Gefolge ſeiner Granden und der Inquiſitoren nach dem Palaſt zurück. Eine Ohnmacht der Königin hat ſie genöthigt, die Glaubenshandlung früher zu verlaſſen. Der Kardinal und Großinquiſitor Spinola überreicht dem Monarchen ein geweihtes Schwert, welches ihm der Papſt, als dem Beſchützer der römiſchen Kirche und dem Vollſtrecker der geiſtlichen Gerichte, im Namen der ganzen katholiſchen Chriſtenheit ſendet. Philipp küßt das Schwert und läßt ſich daſſelbe vom Herzog von Alba umgürten. Der Kardinal nimmt Gelegenheit, dem Könige einige zweideutige Aeußerungen zu hinterbringen, welche dem Prinzen Carlos während des ſchrecklichen Feſtes entwiſcht waren, und Drohungen gegen das Inquiſitionsgericht enthielten. Der König trägt es den heiligen Vätern auf, ein wachſames Auge auf die Religionsmeinungen ſeines Sohnes zu haben.

Indem läßt ſich der Prinz durch den Grafen von Lerma bei dem Könige melden und um eine außerordentliche Audienz anſuchen. Die Höflinge und Inquiſitoren erſchrecken, und warten mit Beunruhigung auf die Antwort des Königs. Dieſer entläßt den Grafen von Lerma mit dem Befehl, den Infanten hereinzuführen, und winkt dem Gefolge, ſich zu entfernen, dem Herzog von Alba aber befiehlt er zu bleiben. [1]

Zweiter Auftritt.

König Philipp (der ſich unter einem Thronhimmel niederläßt.) **Herzog von Alba** (in einiger Entfernung vom König mit bedecktem Haupte.) **Dom Carlos** (welchem Lerma den Saal öffnet.)

Carlos

(beugt ein Knie vor dem Könige, ſteht dann auf und tritt einige Schritte weiter zurück. Es herrſcht auf einige Augenblicke ein allgemeines Stillſchweigen. Der Prinz ſieht mit Empfindung und Beklemmung auf den Herzog und dann auf den König.)

Ich ſuch' erwartend, welche heit're Stunde
Die Majeſtät des Königs meiner Bitte
Beſtimmen wird.

Philipp.

Geht des Infanten Bitte
Mich oder meine Stunden an? Entſcheiden
Wird ſie mein königlicher Schluß; es ſey
Ihm zugeſtanden, ſie mir vorzutragen.

---

[1] Dieſe Zwiſchenſcene iſt von Schiller niemals ausgeführt.

Carlos.

„Den Vortritt hat das Königreich! * Sehr gerne
Steht Carlos dem Miniſter nach. Er ſpricht
Für Spanien — ich bin der Sohn des Hauſes.
(Er tritt mit einer Verbeugung zurück.)

Philipp.

Der Herzog bleibt, und der Infant mag reden.

Carlos (ſich gegen Alba wendend).

So muß ich denn von Ihrer Großmuth, Herzog,
Den König mir als ein Geſchenk erbitten.
Ein Kind — Sie wiſſen ja — kann mancherlei
An ſeinen Vater auf dem Herzen haben,
Das ſchwerlich für den Dritten taugt. „Der König
Soll Ihnen unbenommen ſeyn — ich will
Den Vater nur für dieſe kurze Stunde."
(Alba wirft einen fragenden Blick auf den König.)

Philipp.

„Hier ſteht ſein Freund."

Carlos (nach einigem Stillſchweigen).

„Hab' ich es auch verdient,
Den meinigen im Herzog zu vermuthen?

Philipp.

Auch je verdienen mögen? — Mir gefallen
Die Söhne nicht, die beſſ're Wahlen treffen,
Als ihre Väter."

Carlos.

Wie weit minder noch
Die Günſtlinge, die ihres Herren Gnade
Verluſtig gingen, träfe ſie das Loos,

---

* Siehe Taſchenausgabe S. [illegible]

Das Lebensloos, von ſeinem Erſtgebornen
Geliebt zu werden —. „Kann der Ritterſtolz
Des Herzogs Alba dieſen Auftritt hören?“
So wahr ich lebe, Grande, den Vaſallen[*]
Der zwiſchen zwei geborne Könige,
Der zwiſchen Sohn und Vater, die geweihten
Myſterien der heiligen Natur,
Sich einzudrängen nicht erröthet, der
In ſeines Nichts durchbohrendem Gefühle
So dazuſtehn verdammt iſt, möcht' ich,
Bei Gott! und gält's ein Diadem — nicht ſpielen.

Alba

(greift an ſein Schwert, das er aber ſogleich wieder fahren läßt.)

Wer ſagt mir das?

(Mit ergrimmter Faſſung.)

Prinz Carlos, wenn Verhöhnung
Der königlichen Gegenwart den einen
Von uns zum Helden macht, ſo macht den andern
Das Gegentheil zur Memme.

Philipp.

Dieſe Sprache
Infant? und wem? und wo?

Carlos.

Auf einem Boden,
Den Kaiſer Karl, mein großer Aeltervater,
An ſeinen Sohn, Dem Philipp, gab,

(Sich zum Herzog kehrend.)

Und Einem,
Den meiner Ahnen blinde Gnade groß

---

[*] Zu der [illegible] den Ueberlaſtigen.

Gezogen — ich verkürzen kann, trifft ihn
Das Unglück, mir Gehorſam zu geloben.

Philipp

„[illegible] mit einem [illegible] Blick auf den Prinzen,

Entfernt Euch, Herzog!

(Dieſer geht nach dem Hauptzimmer, durch welches Carlos gekommen war, der König winkt ihm nach einem andern.)

Nein! — In's Kabinet,
Bis ich Euch rufe."

Dritter Auftritt.

König Philipp und Carlos.

Carlos

(geht, ſobald der Herzog das Zimmer verlaſſen hat, auf den König zu und fällt vor ihm nieder; im Ausdruck der höchſten Empfindung).

„Jetzt mein Vater wieder,
Jetzt wieder mein, und meinen beſten Dank
Für dieſe Gnade! — Ihre Hand, mein Vater! —
O ſüßer Tag! — Die Wonne dieſes Kuſſes
War Ihrem Kinde lange nicht gegönnt."
Warum denn nicht? Warum nicht? — O mein König,
Wie viele Wunden meiner Seele fangen
Zu bluten an mit der Erinnerung!
„Warum von Ihrem Herzen mich ſo lange
Verſtoßen, Vater? Was hab' ich gethan?"
Unſel'ger Argwohn, ew'ger Buſenwurm

Der Könige, der auch die feſte Schlinge
Des heiligen Inſtinkts zernagt! Iſt's möglich?
Schon dreiundzwanzig Jahre nennt die Welt
Mich Philipp's Sohn — nur er hat's nie erfahren.

Philipp.

„Infant, dein Herz weiß nichts von dieſen Künſten.
Erſpare ſie, ich mag ſie nicht.

Carlos (aufſtehend.)

Das war es!
Da hör' ich Ihre Höflinge. — Mein Vater!
Es iſt nicht gut, bei Gott! nicht alles gut,
Nicht alles, was ein Prieſter ſagt, nicht alles,
Was eines Prieſters Creaturen ſagen.
Ich bin nicht ſchlimm, mein Vater — heißes Blut
Iſt meine Bosheit, mein Verbrechen Jugend.
Schlimm bin ich nicht, ſchlimm wahrlich nicht — wenn auch
Oft wilde Wallungen mein Herz verklagen,
Mein Herz iſt gut.“ Wer war's, der es geläſtert?
Gewiſſenloſes Bubenſtück — Wer war's
Der meinem König ſeiner Schätze größten
Verheimlichte, ihn, wo er ſchwelgen konnte,
Zu darben zwang?

Philipp.

Genug. Gib dich zufrieden,
„Dein Herz iſt rein und ohne Falſch, ich weiß es,
Wie dein Gebet.“

Carlos.

So mag des Welterlöſers
Barmherzigkeit, wie einen böſen Wurm,
Mich von ſich ſchleudern, heuchle ich. Sehr ernſt
Und feierlich iſt mir in dieſer Stunde

Zu Muthe. Niemals oder jezt — wir ſind
Allein, des Ranges Ketten abgefallen,
„Der Etikette bange Scheidewand
Iſt zwiſchen Sohn und Vater eingeſunken.
Jezt oder nie! Ein Sonnenſtrahl der Hoffnung
Glänzt in mir auf, und eine ſüße Ahndung [1]
Fliegt durch mein Herz. Der ganze Himmel beugt
Mit Schaaren froher Engel ſich herunter;
Voll Rührung ſieht der Dreimalheilige
Dem großen, ſchönen Auftritt zu. — Mein Vater!
Verſöhnung!

(Er fällt ihm zu Füßen.)

Philipp.

Laß mich und ſteh' auf!

Carlos.

Verſöhnung!"
Jezt oder nie — Verſöhnung, Vater! — Philipp
Von Spanien, Vergebung deinem Karl!

Philipp (will ſich von ihm losreißen).

Zu kühn wird dieſes Gaukelſpiel —

Carlos.

„Zu kühn
Die Liebe deines Kindes?

Philipp.

Vollends Thränen?
Unwürd'ger Anblick! — Geh' aus meinen Augen!

Carlos.

Jezt oder nie! — Verſöhnung, Vater!"

---

[1] In allen frühern Ausgaben: „Ahndung," wie Schiller auch ſonſt früher immer ſchrieb.

Philipp.

Willſt
Du deiner Mutter Mumie beſchimpfen?
„Aus meinen Augen! Kommt mit Schmach bedeckt
Aus meinen Schlachten, meine Arme ſollen
Geöffnet ſeyn, dich zu empfangen — So
Verwerf' ich dich.“

(Er ſtößt ihn von ſich.)

„Die feige Schuld allein
Wird ſich in ſolchen Quellen ſchimpflich waſchen.
Wer zu bereuen nicht erröthet, wird
Sich Reue nie erſparen.“

Carlos

(ſieht den König eine Zeitlang mit furchtſamem Erſtaunen an).

„Wer iſt das?
Durch welchen Mißverſtand hat dieſer Fremdling
Zu Menſchen ſich verirrt? — Die ewige
Beglaubigung der Menſchheit ſind ja Thränen;
Sein Aug' iſt trocken, ihn gebar kein Weib.“
Was Wolluſt aus der Marter preßt, was ſelbſt
Den Kummer neidenswürdig macht, den Menſchen
Noch einmal an den Himmel knüpft, und Engel
Zur Sterblichkeit herunterlocken könnte,
Des Weinens ſüße Freuden kennt er nicht.
„O zwingen Sie die nie benetzten Augen,
Noch zeitig Thränen einzulernen, ſonſt,
Sonſt möchten Sie's in einer harten Stunde
Noch nachzuholen haben.“

Philipp.

Hör' ich das
Von einem an, der ſterblich iſt?

Carlos.

Ein Blick,
Wie dieſer war, kann Ihren Sohn nicht meinen.
Ich hoff' es zu dem gnäd'gen Gott. Die Allmacht
Zernichtet auch die Teufel nicht, und ich,
Ich flehte nur um meines Vaters Liebe.

Philipp.

Erſt lerne ſie verdienen.

Carlos (mit Feuer).

Kann ich das?
Ich kann es? kann es? Reden Sie! Bei Allem,
Was Menſchen ehren, ſeyen Sie beſchworen!
Wie kann ich das, wie lern' ich's? — O mein Vater,
Was zwiſchen Himmel und auf Erden, was
Wär' Ihrem Sohn um dieſen Preis unmöglich!
Was trennt uns noch? O eilen Sie, es mir
Zu nennen — welche traurige Gewalt
Treibt der Natur noch nie verirrte Wellen
So ſeltſam gegen ihren Strom?

Philipp.

Umſonſt
Hoffſt du, den ſchweren Zweifel deines Vaters
Mit ſchönen Worten zu erſchüttern. [1]

Carlos.

„Zweifel?
Ich will ihn tilgen, dieſen Zweifel — will
Mich hängen an das Vaterherz, will reißen,

---

[1] In der erſten Ausgabe (von 1787) als Frageſatz:
Bildeſt du
Dir ein, den ſchweren Zweifel ꝛc.

Will mächtig reißen an dem Vaterherzen,
Bis dieſes Zweifels felſenfeſte Rinde
Von dieſem Herzen niederfällt. — Wer ſind ſie,
Die mich aus meines Königs Gunſt vertrieben?
Was bot der Mönch dem Vater für den Sohn?
Was wird ihm Alba für ein kinderlos
Verſcherztes Leben zur Vergütung geben?"
Wird Ihres Karl's freiwillige Ergebung
Nicht ſüßer ſeyn, als die erpreßte Frohn
Gebändigter Vaſallen, die geheim
In ihres Eides ſpröde Ketten beißen?
„Sie wollen Liebe? — Hier in dieſem Buſen
Springt eine Quelle, friſcher, feuriger,
Als in den trüben, ſumpfigen Behältern,
Die Philipp's Geld erſt öffnen muß.

Philipp.

Vermeſſ'ner,
Halt' ein!" — Die Männer, die du ſchändeſt,
Sind die geprüften Diener meiner Wahl,
Sind meines Thrones Stützen — Stolzer Knabe,
Und du wirſt ſie verehren.

Carlos.

„Nimmermehr!
Ich fühle mich. Was Ihre Alba leiſten,
Das kann auch Karl, und Karl kann mehr. Was fragt
Ein Miethling nach dem Königreich, das nie
Sein eigen ſeyn wird? — Was bekümmert's den,
Wenn Philipp's graue Haare weiß ſich färben?"
Sein König bleibt, wenn Philipp nicht mehr iſt,
Und dort, wie hier, wird ſeine Münze gelten.
„Ihr Carlos hatte Sie geliebt — Mir graut

Vor dem Gedanken, einſam und allein,
Auf einem Throne allein zu ſeyn."

Philipp

(von dieſem Worte ergriffen, ſteht nachdenkend und in ſich ſelbſt gekehrt. Nach einer Pauſe).

„Ich bin
Allein."

Carlos (mit Schnelligkeit und Wärme auf ihn zugehend).

Sie ſind's geweſen." Hier, mein Vater,
Bringt Ihnen Karl ſein kindlich Herz. Einſt bin ich,
Was Sie nun ſind — der Einzige des Reiches,
Der Ihre Gnade miſſen kann. Mich macht
Ihr Haß nicht arm und Ihre Gunſt nicht reicher;
Trotz Philipp bleib' ich Philipp's Sohn. Wofür
Sollt' ich ihm ſchmeicheln? Wahr und unverdächtig
Iſt mein Erbieten: haſſen Sie mich nicht mehr,
Ich will Sie kindlich lieben.

Philipp.

O, verſpare
Den Wohlgeruch auf meine Leiche.

Carlos.

Vater,
„Ich will Sie kindlich, will Sie feurig lieben,
Nur haſſen Sie mich nicht mehr!" Wie entzückend
Und ſüß iſt es, in einer ſchönen Seele
Verherrlicht ſich [1] zu fühlen, es zu wiſſen,
Daß unſre Freude fremde Wangen röthet,
Daß unſre Angſt in fremden Buſen zittert,
Daß unſre Leiden fremde Augen wäſſern! —

---

[1] In der Taſchenausgabe [illegible], ſo wie ſchon früher in der erſten Ausgabe von 1787 heißt: fühl.

Wie ſchön iſt es und herrlich, Hand in Hand
Mit einem theuren, vielgeliebten Sohn
Der Jugend Roſenbahn zurück zu eilen,
Des Lebens Traum noch einmal durchzuträumen!
Wie groß und ſüß, in ſeines Kindes Tugend
Unſterblich, unvergänglich fortzudauern,
Wohlthätig für Jahrhunderte! — Wie ſchön,"
Und göttlich groß im Orient des Sohnes
Noch einmal zu der Nachwelt umzukehren,
Der Sonne gleich, die in der Spiegelſcheibe
Des Mondes wieder auferſteht! — Wie ſüß
„Zu pflanzen, was ein lieber Sohn einſt ärntet,
Zu ſammeln, was ihm wuchern wird, zu ahnden,
Wie hoch ſein Dank einſt flammen wird! — Mein Vater,
Von dieſem Erdenparadieſe ſchwiegen
Sehr weislich Ihre Mönche.

Philipp (nicht ohne Rührung).

O mein Sohn,
Mein Sohn! du brichſt dir ſelbſt den Stab. Sehr reizend
Malſt du ein Glück, das — du mir nie gewährteſt.

Carlos.

Das richte der Allwiſſende! — Sie ſelbſt,
Sie ſchloſſen mich, wie aus dem Vaterherzen,
Von Ihres Scepters Antheil aus. Bis jetzt,
Bis dieſen Tag — o war das gut, war's billig? —
Bis jetzt mußt' ich, der Erbprinz Spaniens,
In Spanien ein Fremdling ſeyn, Gefangner
Auf dieſem Grund, wo ich einſt Herr ſeyn werde.
War das gerecht? War's gütig? — O, wie oft,
Wie oft, mein Vater, ſah ich ſchamroth nieder,
Wenn die Geſandten fremder Potentaten,

Wenn Zeitungsblätter mir das Neueſte
Vom Hofe zu Aranjuez erzählten!“
Mit ſchwerem Herzen ſcherzt' ich dann: Der König
Thut darum nur mit ſeinem Reich ſo heimlich,
Den guten Sohn einſt deſto herrlicher
Am Krönungstag zu überraſchen.

Philipp (einen ernſten Blick auf ihn richtend.)

Carlos,
Sehr viel ſprichſt du von jenen Zeiten, wo
Dein Vater nicht mehr ſeyn wird.

Carlos.

Nein, bei Gott!
Von jenen nur, wo ich ein Mann ſeyn darf,
Und wer iſt Schuld, wenn beide gleich viel heißen?

Philipp.

Es iſt ein ehrenvolles Amt, mein Sohn,
Das du bei mir bekleideſt — ein genauer
Minutenweiſer meiner Sterblichkeit,
Mich, deinen Vater, der dir Leben gab,
Aus Dankbarkeit nur an den Tod zu mahnen.

Carlos (unterbricht ihn mit Feuer).

Beſchäftigung, mein Vater, und Ihr Scepter
Mag dauern bis zum Weltgericht.

Philipp.

Geduld!
„Zu heftig brauſet das Blut in deinen Adern.
Du würdeſt nur zerſtören.

Carlos.

Geben Sie
Mir zu zerſtören, Vater! — Heftig brauſt's
In meinen Adern — Dreiundzwanzig Jahre

Und König Philipp's Sohn, und nichts gebaut,
Und nichts zertrümmert unter diesem Monde.[1]
„Ich bin erwacht, ich fühle mich." — Allmächtig
Regt sich's in mir, wie Lebensfluth im Lenz
Durch alle Nerven dringt und alle Pulse
Der todten Schöpfung munter macht. Ich höre
Das Rufen meines Gottes. Meine Weihung
Zum Könige pocht wie ein Gläubiger
Aus meinem Schlummer mich empor, und alle
Verlorne Stunden meiner Jugend mahnen
Mich laut wie Ehrenschulden. „Er ist da
Der große, schöne Augenblick, der endlich
Des hohen Pfundes Zinsen von mir fordert!
Mich ruft die Weltgeschichte, Ahnenruhm
Und des Gerichtes[2] donnernde Posaune."
Mein angebornes Szepterrecht ist nur
Ein Darlehn, Vater, schon im Mutterleibe
Auf meiner künft'gen Thaten Sicherheit,
Auf meines Geistes Bürgschaft mir voraus bezahlt.
„Nun ist die Zeit gekommen, mir des Ruhmes
Glorreiche Schranken aufzuthun. — Mein König,
Darf ich die Bitte auszusprechen wagen,
Die mich hieher geführt?

---

[1] Erst in der Göschen'schen Ausgabe von 1801 steht für diese zwei Verse:

Und nichts für die Unsterblichkeit gethan.

Das Zertrümmern gehört auch mehr in den Ideenkreis der früheren Dramen, als zu dem conciliativen Charakter des Don Carlos [illegible] Schiller's Leben B. 1. S. 292).

[2] In der ersten Ausg. von 1787 und in der Ausgabe von 1801, wie in der Thalia (S. [illegible]) steht: „Gerüchtes."

Philipp.

Noch eine Bitte? —
Entdecke ſie.

Carlos.

Der Aufruhr in Brabant
Wächst drohend an. Der Starrſinn der Rebellen
Heiſcht ſtarke, kluge Gegenwehr. Ein Volk,
Das Freiheit, Güter, Leben, Blut und Glauben
Zu rächen geht, wird fürchterlich. Die Wuth
Der Schwärmer zu bezähmen, ſoll der Herzog
Ein Heer nach Flandern führen, von dem König
Mit ſouveräner Vollmacht ausgeſtattet.
Wie ehrenvoll iſt dieſes Amt, und wie
So ganz dazu erfunden, Philipp's Sohn,
Des Kaiſer Carlos Enkel, * bei der Welt
Und Nachwelt einzuführen! Mir, mein König,
Mir übergeben Sie das Heer! Mich lieben
Die Niederländer; ich erkühne mich,
Mein Blut für ihre Treue zu verbürgen.

Philipp.

Du redeſt, wie ein Träumender. Dies Amt
Will einen Mann und keinen Jüngling —

Carlos.

Will
Nur einen Menſchen, Vater, und das iſt
Das Einzige, was Alba nie geweſen.

Philipp.

Und Schrecken bändigt die Empörung nur.
Erbarmung hieße Wahnſinn. — Deine Seele

---

* In der erſten Ausgabe [illegible] des großen Kaiſers Enkel.

Zu weich, mein Sohn; der Herzog wird gefürchtet —
Steh' ab von deiner Bitte!

Carlos.

Schicken Sie
Mich mit dem Heer nach Flandern, wagen Sie's
Auf meine weiche Seele! Schon der Name
Des königlichen Sohnes, der voraus
Vor meinen Fahnen fliegen wird, erobert,
Wo Herzog Alba's Henker nur verheeren.
Auf meinen Knien bitt' ich drum. Es iſt
Die erſte Bitte meines Lebens — Vater,
Vertrauen Sie mir Flandern" —

Philipp

(nach einer langen Pauſe, unter welcher er den Infanten mit einem durchdringenden Blick betrachtet).

„Und zugleich
Mein beſtes Kriegesheer deiner Herrſchbegierde?
Das Meſſer meinem Mörder?

Carlos (betroffen zurücktretend).

O mein Gott?
Bin ich nicht weiter, und iſt das die Frucht
Von dieſer längſt erbetnen großen Stunde?
(Nach einigem Nachdenken, mit gemildertem Ernſt.)
Antworten Sie mir ſanfter! Schicken Sie
Mich ſo nicht weg! Mit dieſer übeln Antwort
Möcht' ich nicht gern entlaſſen ſeyn, nicht gern
Entlaſſen ſeyn mit dieſem ſchweren Herzen."
Antworten Sie mir ſanfter. Meine Bitte
Hat einen ſonderbaren, ernſten Sinn,
Den Sie nicht löſen.

Philipp ([illegible]).
Was iſt das? Der Sohn,
Der Unterthan will Räthſel mit mir ſpielen?
Was für ein Ding iſt das, das Königen
Zu löſen aufgegeben wird?

Carlos.
Mein Vater,
Umſonſt nicht — Vater, nicht umſonſt hab' ich
Den halbverweſten Leichnam Ihrer Liebe
Aus ſeiner Gruft geriſſen. Thun Sie etwas,
Das meine kindliche Verpflichtung ſchärft,
Das mich als Ihren Schuldner ewig bindet.
„Behandeln Sie mich gnädiger! Es iſt
Mein dringendes Bedürfniß, iſt mein letzter,
Verzweifelter Verſuch.“ Nur Dankbarkeit
Kann meine Tugend retten. Schicken Sie
Mich mit dem Heer nach Flandern.

Philipp ([illegible]).
Deine Tugend?
Ein ſcharfes Beil kann das noch weit geſchwinder.

Carlos ([illegible]).
Gott! was hab' ich geſprochen? Mein Gehirne
Brennt fieberhaft — Ich fürchte, Vater, ich
War außer mir — Ich kann's nicht faſſen, kann's
Nicht ſtandhaft tragen, wie ein Mann, daß Sie
Mir Alles, Alles, Alles ſo verweigern.
Jetzt laſſen Sie mich von ſich. Unerhört,
Von tauſend ſüßen Ahndungen betrogen,
Geh' ich von Ihrem Angeſicht — Auf Ewig,
Ich weiß es, ſchließt ſich hinter mir das Ohr
Des Königs. Sein Alba, ſein Domingo

Und ſein Granvella werden ſiegreich thronen,[1]
Wo jetzt ſein Kind im Staub geweint. „Die Schaar
Der Heiligen, die bebende Grandezza,
Der Mönche ſünderbleiche Zunft war Zeuge,
Als Sie mir feierlich Gehör geſchenkt.
Beſchämen Sie mich nicht! So tödtlich, Vater,
Verwunden Sie mich nicht, dem frechen Hohn
Des Hofgeſindes ſchimpflich mich zu opfern,
Daß Fremdlinge von Ihrer Gnade ſchwelgen,
Ihr Carlos nichts erbitten kann! Zum Pfande,
Daß Sie mich ehren wollen, ſchicken Sie
Mich mit dem Heer nach Flandern!

Philipp.

Wiederhole
Dies Wort nicht mehr, bei deines Königs Zorn!

Carlos.

Ich wage meines Königs Zorn und bitte
Zum letzten Mal: Vertrauen Sie mir Flandern!
Ich ſoll und muß aus Spanien." Ein Uebel,
Das Niemand ahndet, tobt in mir. Mein Hierſeyn
Ist Odemholen unter Henkershand —
„Schwer liegt der Himmel zu Madrid auf mir,
Wie das Bewußtſeyn eines Mords." Die Luſt

---

[1] [illegible] in der [illegible] (vom 1787) iſt der Name des Miniſters [illegible] [illegible], und die Zeilen ſind zur jetzigen Lesart [illegible]:

„Ihr Alba
Und Ihr Domingo werden ſiegreich thronen,
Wo jetzt Ihr Kind im Staub geweint."

[2] [illegible] in der Ausgabe von 1787: „Athemholen."

Iſt Peſt um mich, und Peſt in meinem Buſen.
Ich fürchte Wahnſinn — Nur die ſchleunigſte
Veränderung des Himmels kann mich heilen.
„Wenn Sie mich retten wollen — ſchicken Sie
Mich ungeſäumt nach Flandern!

Philipp (mit erzwungener Gelaſſenheit).

Solche Kranke,
Wie du, mein Sohn, verlangen gute Pflege
Und Wohnen* unterm Aug' des Arzts. Du bleibſt
In Spanien; der Herzog geht nach Flandern.

Carlos (außer ſich).

O jetzt umringt mich, gute Geiſter —

Philipp (der einen Schritt zurücktritt).

Halt!
Was wollen dieſe Mienen ſagen?

Carlos (mit ſchwankender Stimme).

Vater,
Unwiderruflich bleibt's bei der Entſcheidung?

Philipp.

Sie kam vom König.

Carlos.

Mein Geſchäft iſt aus."

(Er macht eine Verbeugung und will ſich entfernen).

Philipp

(ſieht ihm eine Weile ſtarr und ſchweigend nach, dann ruft er ihn zurück).

Infant, dein ſtilles Weggehn iſt nicht Demuth.

Carlos.

Nein.

---

[*] Gewiß iſt dieſe Lesart der Thalia die allein richtige. Wohnen iſt ein Object von verlangen.

Philipp.

Nein!

Carlos.

Denn eben träumte mir, ich ſähe
Das Teſtament des Kaiſers, Ihres Vaters,
Auf einem Scheiterhaufen rauchen.*

Philipp (fährt zuſammen).

Ha, was ſoll das?

Carlos.

Ein großer Mann, ein ſo vollkommner Kaiſer!
Und das Inſekt will nagen? — Ich empfange,
Er aber gab, und wie unendlich viel
Mag noch zu einem ſolchen Sohn mir fehlen,
Als er ein Vater war — —

Philipp ([illegible] das Geſicht mit [illegible] oder ſeine Bruſt.)

Zu ſchwer, o Gott!
Zu ſchwer liegt deine Hand auf mir. Mein Sohn,
Mein eigner Sohn — entſetzliches Gericht —
Iſt deiner Rache Diener.

Carlos.

O voll Hoffnung
Bin ich hieher gekommen. Schlechter ging
Von ſeinem Vater kein Matroſenknabe.
Das iſt das Vorrecht eines Königsſohns!

---

* Anmerkung Schiller's: Es iſt bekannt, daß Philipp II. das Teſtament ſeines verſtorbenen Vaters bei einem Auto da Fe durch den Henker verbrennen ließ, und durch dieſe Handlung ſein Andenken öffentlich ſchändete.

Philipp.

Das rechnest du für keines, deinen Kopf
Nach dieser Unterredung wegzutragen?

Carlos.

Mein Kopf gehört dem Volke. Zwar, man spricht
Von meiner Mutter Niederkunft — — Wer weiß,
Was in der Zeiten Hintergrunde schlummert — —
Ich bin entlassen, Ihro Majestät? — —
Erst aber muß ich meinen Platz besehen.
(Er öffnet das Kabinet, in welches Alba getreten war.)
Triumph, Herzog! — Der Monarch ist Ihre.
(Er geht ab.)

Vierter Auftritt.

König Philipp (bleibt eine Zeitlang in tiefes Nachdenken versunken stehen. Endlich geht er einige Schritte im Saal auf und nieder, bis er den herankommenden Herzog gewahr wird.) **Alba** (nähert sich verlegen).

Philipp.

„Seyd jede Stunde des Befehls gewärtig,"
Nach Brüssel zu marschiren.

Alba.

„Alles steht
Bereit, mein König.

Philipp.

Eure Vollmacht liegt
Versiegelt schon im Kabinet. Indessen

Nehmt Euren Urlaub von der Königin,
Und zeiget Euch zum Abſchied dem Infanten.

Alba.

Mit den Gebärden eines Wüthenden
Sah ich ihn eben dieſen Saal verlaſſen.
Auch Eure königliche Majeſtät
Sind außer ſich und ſcheinen tief bewegt.
Vielleicht der Inhalt des Geſprächs? —

Philipp (nach einigem Auf- und Niedergehen).

Der Inhalt
War Herzog Alba."
(Der König bleibt mit dem Aug' auf ihm haften.)
Ruhig, Herzog! Nie
Wird meine erſte Meinung von Euch wanken.
(Der Herzog wird nachdenkend, der König fährt fort, ihn ſcharf zu beobachten.)
Der Prinz iſt Euer Freund nicht.

Alba.

Ich bin ſtolz,
Ein Schickſal mit dem Könige zu theilen.

Philipp (finſter).

Ich wüßte nicht, was ich mit Herzog Alba
Zu theilen hatte. — „Gerne mag ich hören,
Daß Carlos meine Räthe haßt, doch mit
Verdruß entdeck' ich, daß er ſie verachtet."

Alba (entfärbt ſich und will auffahren).

Verachtet?

Philipp.

Keine Antwort, Herzog Alba,
„Jetzt keine Antwort. Ich erlaube Euch,
Den Prinzen zu verſöhnen."

Alba.
Mein Monarch,
Ich bin Soldat und Ritter.

Philipp.
Der Infant
Iſt Eures Königs Sohn — — und wer von euch
Berechtigt iſt, Abbitte von dem Andern
Zu fodern, [1] das entſcheidet ſelbſt — „Sagt an:
Wer war es doch, der mich zum erſten Mal
Vor meines Sohnes ſchwarzem Anſchlag warnte?
Da hört' ich Euch und nicht auch ihn. Ich will
Die Probe wagen, Herzog. Künftighin
Steht Carlos meinem Throne näher. Geht.
(Der König begibt ſich in das Kabinet. Der Herzog entfernt ſich durch eine andere Thüre.“

Fünfter Auftritt.

Ein Vorſaal vor dem Zimmer der Königin.

Carlos kommt im Geſpräch mit einem **Pagen** durch die Mittelthüre. Die **Hofleute**, welche ſich in der Antichambre befinden, zerſtreuen ſich bei ſeiner Ankunft in den angränzenden Zimmern.

Dieſe Scene, worin Carlos den Brief von der Prinzeſſin Eboli erhält, lautet im Anfang (Taſchenausg. B. 3, S. 202 bis 204) mit dem

---

[1] In der Thalia und in der erſten Ausgabe, hier, wie immer: fodern ſtatt „fordern.“ Ueberhaupt liebt Schiller, als ein Schwabe, gedehnte Laute.

[illegible] Als Carlos den Pagen nach ſeinem Vater
fragt, [illegible]

Page.

„Er fiel bei St. Quintin, ein Obriſter
Der Reiterei des Herzogs von Savoyen,
Und hieß Alonzo, Graf von Henarez.“

Carlos

(indem er ihn bei der Hand nimmt, und die Augen bedeutend auf ihn heftet).

Sohn des Alonzo, du biſt ſechzehn Jahr alt,
Mehr biſt du nicht — wenn du dem dreißigſten
Dich nähern wirſt, iſt dieſe Welt verwandelt.
Dann, junger Freund, wenn deine Ruhmbegier,
Im Sonnenlicht der Majeſtät entfaltet,
Des Glückes goldne Preiſe feurig ſucht,
Dann iſt die Reih' an mir, ſie auszutheilen.
Noch ſteht die Wahl dir frei. Beſinne dich.
Quält dich der Stolz, der Ehre Vollgenuß
Als Knabe ſchon, als Jüngling zu verpraſſen,
Durch eine frühe Miſſethat den Sommer
Der Größe zu beſchleunigen — wohlan!
Verrathe deines Königs Sohn. So hoch
Wird dich Dom Philipp's Dankbarkeit nicht heben,
Als Carlos' Haß dich ſtürzen kann. Sey klug,
Und pflanze hier in ſeines Erben Bruſt,
Daß dein erwachter Ehrgeiz hier einſt ernte.
Bedenke dich. Noch ſteht die Wahl dir frei.
Die Wahl iſt groß, und nunmehr — widerrufe.

Page.

Was ſoll ich widerrufen, Prinz?

Carlos.

Der Brief —
Du wüßteſt nicht? — Der Brief enthält ein Glück, —

Ein Glück — vor dem mir ſchaudern muß. Weißt du,
Wohin mich dieſer Schlüſſel führt? — Wär's wahr,
Was du mich glauben machen willſt, wofür
Noch Cherubim vor ſeinem Paradieſe?
— — „Den Brief gab dir der König!“

Page (empfindlich).

Gnäd'ger Prinz,
Mein Vater war Soldat und Edelmann
Und ein Kaſtilianer.

Carlos.

Du biſt ſtolz?
O, dann vergib mir.[1]

(Er lieſt den Brief.)

Dieſer Brief ſtimmt mit dem in der Theaterausgabe (S. [illegible]) wörtlich überein, nur daß er in der Thalia mit dem herſührenden [illegible] [illegible] iſt. Wie aus einer Betäubung erwachend ruft Carlos auch in der Thalia die Worte aus, die wir in den jetzigen Ausgaben leſen: „Ich träume nicht“ ꝛc., bis ſich (S. [illegible]) der Text ändert.

Carlos.

„Ich bin geliebt.“ Sie ſelber hat's geſtanden.
„Ich bin geliebt, ich bin es. „Ja ich bin
Der Glücklichſte der Glücklichen, ſo weit
Das Unermeßliche von Bürgern wimmelt.
Sie liebt mich. Ja, ſie liebt mich.

---

[1] [illegible] in der erſten Ausgabe (von 1787) ſagt der Page [illegible]:

„Gnäd'ger Prinz,
Verdien' ich dieſen Argwohn.“

und hierauf Don Carlos:

Du kannſt weinen?
O dann vergib mir.

(Dem Pagen um den Hals fallend.)

Heute, jetzt,
Jetzt werd' ich's ja in ihren Augen leſen,
Jetzt, jetzt von ihren Lippen ſelbſt es hören,
Von ihren Lippen die Bekräftigung
In trunknen, himmelvollen Küſſen ſchöpfen,
Sie liebe mich!

(Außer Faſſung durch's Zimmer ſtürzend und die Arme zum Himmel emporgeworfen.)

Allmächtiger! warum
Warum bin ich nicht Herr von deiner Welt,
Um ſie in meiner Freude zu verſchenken!

Page.

„So kommen Sie, mein Prinz, ich führe Sie.

Carlos.

Erſt laß mich zu mir ſelber kommen.“ Laß
Mich Athem ſchöpfen. Zittert nicht das ganze
Entſetzen dieſer Wolluſt noch in mir?
„Hab' ich ſo ſtolz gehofft? Hab' ich das je
Zu träumen mir getraut? Wo iſt der Menſch,
Der ſich ſo ſchnell gewöhnte, Gott zu ſeyn?
Wer war ich und wer bin ich nun? Das iſt
Ein andrer Himmel, eine andre Sonne,
Als vorhin da geweſen war.“ — Das iſt
Die Welt nicht mehr, wo Thränen fließen ſollen —
Nein, das war nur ein Fiebertraum, er iſt
Vorüber, ich bin aufgewacht. „Sie liebt mich!“
O laß mich, — laß mich's ringsherum dem ganzen
Madrid, dem Hof, dem Königreich erzählen,
Erzählen, wie ich glücklich bin.

(Er will gehen.)

Page.

Wohin?
Wem wollen Sie erzählen? — „Sie vergeſſen —

Carlos (von einer plötzlichen Erſtarrung ergriffen).

Den König, meinen Vater!

(Er läßt die Arme ſinken, blickt ſcheu umher, und fängt an, ſich zu ſammeln.)

Das iſt ſchrecklich.
Ja ganz recht, Freund. Ich danke dir. Ich war
So eben nicht ganz bei mir. Daß ich das
Verſchweigen ſoll, der Seligkeit ſo viel
In dieſe Bruſt vermauern ſoll, das, das
Iſt ſchrecklich.“ Unterirdiſch Geld, ſagt man,
Wird unter Todtenſtille nur gehoben.
Drum will ich auch nicht athmen.

(Den Pagen bei der Hand faſſend und bei Seite führend.)

Was du heute
Geſehen haſt — hörſt du? — und nicht geſehn,
„Sey, wie ein Sarg, in deine Bruſt verſunken.
Jetzt geh'. Ich will mich finden. Geh'. Man kömmt.
Man darf uns hier nicht treffen. Geh'.“

Page.

Die Stunde
Iſt Dämmerung. Das Kabinet zur Linken.

Carlos.

Ich will mich finden. Geh'.

Page (will fort).

Carlos.

„Doch halt, doch höre!“
Es war ein leerer Schrecken. Höre, bleib!

(Der Page kommt zurück. Carlos legt ihm eine Hand auf die Schulter und ſieht ihm ernſt und feſt ins Geſicht.)

„Du nimmſt ein ſchreckliches Geheimniß mit,
Das, jenen ſtarken Giften gleich, die Schale,
Worin es aufgefangen wird, zerſprengt.“
Und ein Geheimniß, welches zu ergründen
Mein Vater, ſtünd's in ſeiner Macht, das Reich
Der Todten durch die Folterſchraube fragte.
Trag' es dem Throne nicht zu nah — auch nicht
Zu nah dem Falkenblick des Müßiggangs.
„Beherrſche deine Mienen gut.“ ꝛc.

Die Vorſichtsmaßregeln, die Carlos giebt, und die Antwort des Pagen lieſ't man in der Taſchenausg. Bd. 3, S. 206. Hierauf ſpricht:

Carlos.

Eitler Thor
Das eben iſt's, „wovor du zittern mußt.“ Kennſt du
Die Nation der Spanier ſo wenig?
Der Geiz des Spaniers — hat man dir nie
Davon erzählt? — zerriß in Mexiko
Des Indiers lebendiges Gedärme,
Weil Geld darin zu hoffen war. Das konnte
Der Durſt nach Geld: der Argwohn dürſtet heißer.
O, glaube mir, es iſt ein traurig Glück,
Die Wißbegier der Könige zu reizen —

Page.

Der Himmel hüte mich davor.

Carlos.

„Geſchieht's,
Daß wir uns öffentlich begegnen, ſchüchtern,
Mit Unterwerfung nahſt du mir.“ Die Rolle,
Die du jetzt übernommen haſt, ich fürchte,

Iſt für ein Knabenherz zu kühn. „Laß nie
Die Eitelkeit zu Winken dich verführen,
Wie gnädig der Infant dir ſey. Du kannſt
Nicht ſchwerer ſündigen, mein Sohn, als wenn
Du *mir* gefällſt. Was du mir künftig magſt
Zu hinterbringen haben, ſprich es nie
Mit Sylben aus, vertrau' es nie den Lippen.
Den allgemeinen Fahrweg der Gedanken
Betrete deine Zeitung nicht.“ Viel lieber
Laß ſie, dem aufgejagten Mörder gleich,
Durch bahnenloſe Wüſten zu mir kriechen,
Wo Niemand ihre Spuren ſucht. „Du ſprichſt
Mit deinen Wimpern“ ꝛc.

Das Uebrige findet man wörtlich in der Taſchenausg. Bd. 5. S. 207.

Sechster Auftritt.

Dom Carlos und Herzog Alba.

Die Unterredung des Infanten mit dem Herzog iſt im Anfang mit den jetzigen Textesworten ganz gleichlautend, ſ. Taſchenausg. Bd. 5, S. 207 ff. Nach den Worten des Carlos (S. 209 unten):

„Das Weitere
Auf Morgen oder wann Sie wollen, oder
Wenn Sie von Brüſſel wiederkommen.“

antwortet in der Thalia Alba:

„Wie?“
Nach zehen Jahren?

Hierauf beginnt Carlos: Leben Sie denn wohl, dann iſt alles gleich bis Seite 210:

Alba.

„Nicht im Stande, Prinz?"

Carlos.

Und dann — — Kann Herzog Alba denn dafür,
Wenn ihm Natur zum Werth von Seinesgleichen
Das Selbſtgefühl von Meinesgleichen gab.

Alba.

Von Ihresgleichen, Prinz? — Wo ich nicht irre,
War ich das auch — — vor dreißig Jahren.

Carlos (ihm lächelnd die Hand reichend).

„Schade,
Daß mir's gerade jetzt an Zeit gebricht,
Den würd'gen Kampf „mit Alba auszukämpfen." ꝛc.

Nun wieder vollkommene Einſtimmigkeit der Taſchenausg. S. 212 oben, wo in der Rede des Alba ſtatt: „Mit denen ſie errungen ward," nun: Womit ſie aufgewogen ward, ſteht. Dann antwortet

Carlos.

„Gott oder Teufel! gilt gleich viel. Sie waren
Sein rechter Arm. Ich weiß das wohl." Sein Name
Lebt in der Narbe dieſes Zeitenlaufs —
„Nichts mehr davon. Ich bitte" ꝛc.

Carlos fährt nun (I. S. 212) fort bis zu den Worten:

„Mein Paradies! Mein Flandern! — Doch ich ſoll
Es jetzt nicht denken." Schweigen wir davon.

Alba.

Dem menſchlichen Geſchlechte Menſchen opfern,
Iſt höhere Barmherzigkeit, mein Prinz,
Als auf Gefahr der Menſchheit Menſchen lieben.
Ein Beiſpiel gab der Himmel ſelbſt. Die Welt

Zu reinigen ging eine Welt einſt unter.
Die Peſt — —

Carlos.

Die Peſt iſt Ihr Symbol, ich kenn' es;
Der große Aufſchluß über Alba's Leben
Und meines Vaters Regiment. — „Man ſpricht,
Sie führten einen Vorrath Blutſentenzen,
Im Voraus unterzeichnet, mit?“ ꝛc.

Von hier ſind die Jamben (S. 212 f.) völlig einſtimmig bis zu:

„Es war der Anfang deiner Achtung.“

Alba.

Prinz,
Dies Wort verdiente Züchtigung!

Carlos (auffahrend).

Was?

Alba.

Oder
Auch lieber etwas anders. Davor aber
Schützt Sie der Königsſohn.

Carlos (nach dem Schwert greifend).

„Das ſodert Blut!
Das Schwert gezogen, Herzog!“

Alba (kalt.)

„Gegen wen?“
Es iſt für Männer nur geſchliffen.

Carlos (heftig auf ihn eindringend).

Memme!
„Das Schwert gezogen, ich durchſtoße Sie.

Alba (zieht).

Wenn es denn ſeyn muß.“ (Sie fechten.)

Siebenter Auftritt.

Die Königin. Carlos. Herzog von Alba.

Die Scene ſteht unverändert Taſchenausg. S. 213. (Nur am Ende: an der Thüre winkt er dem Herzog, ſtatt: „an der Thüre dreht ſie ſich um.“)

Achter Auftritt.

Ein Kabinet der Prinzeſſin von Eboli.

Die Prinzeſſin in einem idealiſchen Geſchmack, ſchön, aber einfach gekleidet, ſpielt die Laute und ſingt. Eine Weile nachher **der Page der Königin.**

Prinzeſſin.

Alfanzor und Zaide.*

Leiſe weht es, — leiſe wallte
Rings herum der Thau, als ſich,
Nachts erſt kühn, der Mohr Alfanzor
Nach dem Pfad der Liebe ſchlich.

Einzeln — recht nach ſeinem Herzen —
Stand das Haus ihm da, das barg,
Barg Zaiden, ſein geliebtes,
Böſes Mohrenmädchen barg.

---

* Anmerkung Schiller's: Balladen und Lieder altengliſcher und altſchottiſcher Dichtart von A. F. Urſinus, S. 47.

Seines frohen Stündleins harrend,
Stand er lange trippelnd da;
Schlich bald fort, kam bald zurücke,
Stand von neuem trippelnd da.

(Sie ſteht auf, geht unruhig im Zimmer herum, und bleibt einigemal [illegible] [illegible] ſtehen, um zu [illegible]; endlich ſetzt ſie ſich wieder und fährt in ihrem Geſange fort.)

Und nun dünkt es ihm, nun war's ihm
Bald ſo wohl und bald ſo weh —
Seht, da kam's an's Fenſter, nickt ihm,
Nickt ihm freundlich aus der Höh'.

Auf des Kniees Spitze ſchwebend,
Lispelt er hinauf zu ihr:
Allah mit dir, ſchönes Mädchen!
Iſt ſie wahr — o, ſage mir —

Iſt ſie wahr, die Botſchaft? — —

(Sie ſpringt ſchnell auf und eilt an die Thür, der Page tritt herein.)

Prinzeſſin [illegible] [illegible].

„Er kommt!“

Page [illegible].

Schon da geweſen, nicht?

Prinzeſſin.

Er kommt![1]

Ich hör's an deiner Tritte Klang, ich hör's
An deines Athems ſtockendem Getöne.
Heraus damit! er kommt!

---

[1] „Kömmt“ [illegible]

Page.

„Mich wundert ſehr,"
Ihn nicht ſchon hier zu finden; „doch er muß
Im Augenblick erſcheinen."

Der Bericht des Pagen und ſeine Unterredung mit der Prinzeſſin ſind beinahe ganz gleichlautend (ſ. Taſchenausg. S. 213 ff.). Der Page drückt ſich in der Thalia etwas weitläufiger aus:

Geliebt, geliebt, wie Sie,
Kann's Niemand ſeyn auf dieſer Welt, kann's Niemand
Geweſen ſeyn und Niemand wieder werden.
„Welch eine Scene ſah ich an!"

In der Antwort der Prinzeſſin lieſt man dann:

„Was waren ſeine Worte?"
Er ſchien betreten, ſchien verwundert, that
Wohl gar verlegen, zweifelte? „Errieth
Er die Perſon" ꝛc.

Der Page erwiedert:

Page.

„Kann ich zu Worte kommen, Gnädigſte?"

Prinzeſſin.

Wozu denn Worte? Laß das und erzähle!

Page.

„Ich übergab ihm Billet und Schlüſſel" ꝛc.

Im Verlauf des Geſprächs kommen nur noch die Abweichungen frug für „fragte" und Spionen für „Kundſchafter" vor. In der Taſchenausg. S. 217 unten iſt noch:

„Das hab' er nie zu träumen ſich getraut,"

der Vers ausgefallen:

Und was er ſonſt noch von dem Schlüſſel ſagte — —

Dem Pagen antwortet die

Prinzeſſin (ängſtlich).

„Aber was in aller Welt
Hat jetzt der Herzog dort zu thun?“ Der Schlüſſel?
Was ſagt er von dem Schlüſſel? Nicht ſo haſtig;
Umſtändlich, guter Henarez. Du biſt
So unausſtehlich hurtig nie geweſen.
Er ſagte — Nun? was ſagt' er denn?

Page.

Dies ſey
Der Schlüſſel, ſagt er, zu dem Paradieſe.

Prinzeſſin.

Das meint er, weil er kommen will. „Wo aber,
Wo bleibt er denn? Was zögert er?“ ꝛc.

Page.

„Der Herzog, fürcht' ich,“ der ſich unvermuthet
Im Vorſaal ſehen laſſen, hat ihn dort
Zurückgehalten.

Prinzeſſin.

„Wiederum der Herzog?“

Unverändert in Thalia, [illegible] S. 218, bis zu dem Verſe:

„Er weiß nicht, was Minuten ſind“ —

Page (empfindlich).

Prinzeſſin,
Sie läſtern einen Engel.

Prinzeſſin

(mit freudigem Entzücken ihn auf die Wange ſchlagend).

Junger Lügner,
Wer hat dir das von ihm erzählt?

Page (mit Begeiſterung).

So trefflich
Und groß, und doch dabei ſo gut! O Schade,
Daß er ein König werden muß — er hätte
Ein[1] Bruder werden ſollen.

Prinzeſſin

(wendet ſich weg und wiſcht ſich die Augen, während ſie dem Pagen feurig die Hand drückt. Nach einer Pauſe).

Und du mahnſt
Mich gar nicht, daß ich meinem lieben Boten
Den Botenlohn noch ſchuldig bin geblieben?

(Sie nimmt ein mit Brillanten beſetztes Wehrgehänge vom Tiſche und reicht es dem Pagen.)

Dies, guter Junge, mir zum Angedenken,
Wenn du dein erſtes Schwert umgürteſt.

Page (mit niedergeſchlagenen Augen zurücktretend.)

So
Belohnt mich eine Glückliche? Nichts Beſſeres
Hat meine Zeitung mir verdient? — O Schande!
Jetzt? Jetzt in dieſem Augenblicke? Zwei
Minuten kaum vor einer Schäferſtunde,
Soll ich mit feilen Diamanten mich
Zufrieden geben? Soll auf dieſen Wangen
Der Liebe volle, ſtrahlende Verklärung
Geſehen haben, ſoll es wiſſen, wer
In dieſen Schätzen ſchwelgen wird, und ſoll
Mit ſolcher Münze mich zufrieden geben?
O die Verſchwender, ſagt man, ſind zuweilen
Die Geizigſten —

---

[1] „Mein Bruder?" Doch auch in der erſten Ausgabe (von 1787): „ein Bruder."

Prinzeſſin (fällt ihm ſtumm um den Hals und küßt ihn).
„Ich höre kommen. Fort.
Es iſt der Prinz.“

Page (ſich trunken aus ihren Armen reißend).
Jetzt gegen die Franzoſen!
(Er eilt hinaus.)

Prinzeſſin.
Es iſt der Prinz, ich kenne ſeinen Gang.
„Hinweg, hinweg — wo hab' ich meine Laute?
Er ſoll mich überraſchen. Mein Geſang
Soll ihm das Zeichen geben.“

Neunter Auftritt.

Die **Prinzeſſin** und bald nachher **Carlos.**

Prinzeſſin
(hat ſich in eine Ottomane geworfen, und fährt fort, die Ballade zu ſpielen).

Immer, o, das weißt du, Trauter,
Liebt ich dich und dich allein;
Konnt' ich gleich nicht hoffen, jemals
Deine Braut und dein zu ſeyn.

Eiferſucht und Rache lauern,
Thurm und Riegel ſchließt mich ein;
Doch erſtehl' ich die Minute,
Jetzt mit dir allein zu ſeyn.

Meine Liebe trotzt dem Tode — —

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52550-8
SCHILLER,F. FN. 1336/080

Carlos (ſtürzt herein).

Auch dieſe meine!

(Er erkennt die Prinzeſſin und ſteht da, wie vom Donner gerührt.)

„Gott
Wo bin ich?

Prinzeſſin (läßt die Laute fallen, ihm entgegen).

Ach, Prinz Carlos? Ja, wahrhaftig!“

Carlos (in fürchterlicher Verwirrung).

„Wo bin ich? Raſender Betrug — ich habe
Das rechte Kabinet verfehlt.“

Prinzeſſin (mit leichter Verwunderung).

„Wie gut
Verſteht es Karl, die Zimmer ſich zu merken,
Wo Damen ohne Zeugen ſind.“

Carlos (ſtotternd).

„Prinzeſſin —
Verzeihen Sie, Prinzeſſin — ich — ich fand
Den Vorſaal offen.

Prinzeſſin.

Kann das möglich ſeyn?
Mich daucht ja doch, daß ich ihn ſelbſt verſchloß,“
Und Feenmärchen macht mich Karl nicht glauben.

Carlos.

„Das daucht Sie nur, das daucht Sie — doch, verſichert!
Sie irren ſich. Verſchließen wollen, ja,
Das geb' ich zu, das glaub' ich — doch verſchloſſen?
Verſchloſſen nicht, wahrhaftig nicht!“ Der Riegel,
Der äußre Riegel, oder, wollt' ich ſagen,
Der innre, ja, das muß ich ſelbſt bezeugen,
Der war auch pünktlich zugemacht.

Prinzeſſin.

Der innre?
Und dennoch kamen Sie herein? Nun wahrlich,
Das haben Sie verſchlagen angefangen;
Das Kunſtſtück müſſen Sie mich lehren.

Carlos.

Nichts
Natürlicher, nichts leichter; denn zum Glück —
Zum Unglück mein' ich — hatt' ich einen Schlüſſel
Gerade bei mir, der vollkommen paßte.
Ein Zufall führte mich hieher, „ich höre
Auf einer — Laute Jemand ſpielen — war's
Nicht eine Laute?

(Indem er ſich zweifelhaft umſieht.)

Recht! dort liegt ſie noch —
Und Laute — das weiß Gott im Himmel! — Laute,
Die lieb' ich bis zur Raſerei. Ich bin
Ganz Ohr, ich weiß nichts von mir ſelber, ſtürze
Ins Cabinet, der ſüßen Künſtlerin,
Die mich ſo himmliſch rührte, mich ſo mächtig
Bezauberte, ins ſchöne Aug' zu ſehen."

Prinzeſſin

(nachdem ſie umſonſt geſucht hat, ſeinen [illegible] Blicken zu begegnen).

Ein liebenswürd'ger Fürwitz[1], den Sie doch
Sehr bald geſtillt, wie ich beweiſen konnte.

(Nach einigem Stillſchweigen, mit Bedeutung.)

O ſchätzen muß ich den beſcheidnen Mann,
Der, einem Weib Beſchämung zu erſparen,
In ſolchen Lügen ſich verſtrickt.

---

[1] In der erſten Ausgabe (von 1787) ſteht: „Vorwitz".

Carlos (treuherzig).

Prinzeſſin,
Ich fühle ſelbſt, wie albern ich dabei
Mich nehmen mag und daß ich nur verſchlimmre,
Was ich verbeſſern will. „Erlaſſen Sie
Mir eine Rolle, die ich durchzuführen
So ganz und gar verdorben bin. Sie ſuchten
Auf dieſem Zimmer Zuflucht vor der Welt.“
Hier wollten Sie, ſo ſag' ich mir jetzt ſelber,
Sie wollten hier, von Menſchen unbehorcht,
Den ſtillen Wünſchen Ihres Herzens leben.
„Ich Sohn des Unglücks zeige mich: ſogleich
Iſt dieſer ſchöne Traum geſtört. — Dafür
Soll mich die ſchleunigſte Entfernung —

(Er will gehen.)

Prinzeſſin

(überraſcht und betroffen, doch ſogleich wieder gefaßt).

Prinz, träumen Sie? Sie werden doch wohl nicht? —
O das war boshaft.

Carlos.

Fürſtin, dieſe Angſt —
Ich muß von hier, ich muß — das fremde Feuer
Auf ihren Wangen klagt mich an — ich fühle,
„Was dieſer Blick in dieſem Cabinet
Bedeuten ſoll, und dieſe tugendhafte
Verlegenheit verehr' ich. Weh dem Manne,
Den weibliches Erröthen muthig macht!“
Ich bin verzagt, wenn Damen vor mir zittern.

Prinzeſſin.

„Iſt's möglich? Ein Gewiſſen ohne Beiſpiel
Für einen jungen Mann und Königsſohn!

Ja, Prinz — jetzt vollends müſſen Sie mir bleiben,
Jetzt bitt' ich ſelbſt darum: bei ſo viel Tugend
Erholt ſich jedes Mädchens Angſt." Das möchte
Von Tauſenden nicht Einer thun, wenn ihn
Ein Schlüſſel, der ſo glücklich paßt, verſuchte.
So glücklich paßt! War's nicht ſo? — O Betrüger!

Carlos.

Prinzeſſin, was Sie damit meinen mögen,
Verſteh' ich nimmermehr. Doch ich entziehe
Mich Ihrem Blick, wenn Sie bei Laune ſind,
Mich weiter zu ergründen.

Prinzeſſin.

Will ich das
Und kann ich das? Geheimnißvoller Weiſer!
Ich werd' es nicht, auch wenn man zehenmal
Mich merken ließe, daß ich's rathen möchte.
Doch laſſen wir das Poſſenſpiel! Wozu
Der Eigenſinn, dem Ohre abzuleugnen,
Was unſer Herz doch beſſer weiß, wozu
Den lieben, ſchönen Augenblick, den uns
(Nicht wahr, mein Prinz?) der Zufall angewieſen,
Mit Wortgefecht vertändeln? — „Wiſſen Sie,
Daß Ihre plötzliche Erſcheinung mich
Bei meiner liebſten Arie erſchreckte?" ꝛc.

Nun läuft der Text beinahe drei Seiten unverändert fort, bis Taſchenausgabe Bd. 3 S. 223 unten.

Carlos (ſpringt auf).

„Ja, bei Gott!
Sie mahnen mich zu rechter Zeit — ich muß,
Muß fort — muß eilends fort.

(Er will gehen.)

Prinzeſſin (hält ihn zurück).

Wohin?

Carlos (in ſchrecklicher Beängſtigung).

Dorthin. Sie wiſſen ja — doch nein, nein, nein,
Sie wiſſen nicht. Hinaus von hier, „hinunter
Ins Freie — Laſſen Sie mich los — Prinzeſſin,"
Um Gotteswillen, laſſen Sie mich los,
„Mir wird, als rauchte hinter mir die Welt
In Flammen auf." — Mit jedem Aderſchlage
Geht eine Ewigkeit verloren.

Prinzeſſin (hält ihn mit Gewalt zurück).

Sind
Sie bei ſich, Prinz? „Was haben Sie? Woher
Dies räthſelhafte, unnatürliche
Betragen?" Oder irgend ein Geheimniß
Liegt hier im Hinterhalt? Woher auf Einmal
Der karge Wucher mit der Zeit, die doch
Vor Kurzem bloßer Zufall noch verſchenkte?

(Carlos bleibt erſchrocken ſtehen und wird nachdenkend. Sie ergreift dieſen Augenblick, ihn zu ſich auf den Sopha zu ziehen.)

„Sie brauchen Ruhe, lieber Karl. Ihr Blut
Iſt jetzt in Aufruhr." ꝛc.

Von hier an (S. 224 oben) iſt der Text wieder gleich. Auf die Worte des Carlos (S. 224 unten): Man ſpricht ohnehin, Sie gelten viel," antwortet die Prinzeſſin in der Thalia gedehnter:

„Wer ſpricht das?" Guter Junge,
So iſt das Räthſel ja gelöſt! So war es
Der Argwohn, der dich ſtumm gemacht.

Und eben ſo nachher (S. 225):

„Geſtehen Sie, Sie wollen
In dieſer Schlangenwindung mir entgehn."

Sie ſollens nicht, ſo wahr ich Sie durchſchaue.
„Hierher geſehen, Heuchler!“ ꝛc.

Dann wieder alles gleich bis S. 225 unten.

Carlos (mit Befremdung zurücktretend).

— — — — — — — — „Sie ſind
Mit Geiſtern, mit Dämonen einverſtanden.“

Prinzeſſin.

Das nun wohl nicht. Mit Männerherzen beſſer.
Doch, Prinz, damit das kleine Ding mir nicht
Zu eitel werde, rieth' ich an, wir tauſchten.
Dies will ich hier verwahren.

(Sie nimmt eine von ihren Schleifen ab, die ſie dem Prinzen überliefert und heftet die Locke an ihren Buſen.)

Hoffentlich
Wirkt's hier, wie dort, und lehrt auch mich die Kunſt,
Verliebt zu ſeyn und eiskalt zu erſcheinen.

Carlos

(geht etliche Mal mit ſtarken Schritten auf und nieder, alsdann ſtellt er ſich vor die Prinzeſſin und mißt ſie ſcharf mit den Augen).

Sie lieben, Fürſtin! Schwören Sie mir anders —
Sie lieben oder haben ſchon geliebt,
Und heiß geliebt und mit Gefahr des Lebens.
Wo hätten Sie zu dieſer Chifferſprache
Das ſchwere Alphabet gelernt? Wo ſonſt
Gelernt, dem Blick auf ſeiner ſtillen Fährte
Bis dahin, wo er lagert, nachzukriechen?

Prinzeſſin.

„Darüber ſcheinen Sie erſtaunt? Darüber?“
Ja, Prinz, wenn Ihres Vaters Secretaire
Nicht feſter ſiegeln, als Dem Karl ſein Herz,
Dann weh' der ſpan'ſchen Politik! Die Welt

Kann ſie in Gaſſenliedern morgen hören.
„Was ſoll die Wette gelten, Prinz, ich rufe
Geſchichten in Ihr Herz zurück, Geſchichten,"
Die ſelbſt in Ihren Träumen ausgeſtorben?
„Verſuchen Sie es; fragen Sie mich aus."
Wenn ſelbſt der Launen Kleinigkeit, ein Laut,
Verſtümmelt in die Luft gehaucht, ein Lächeln
Von ſchnellem Ernſte wieder ausgelöſcht,
Ein Spiel mit dieſen Federn, eine Blume,
Gedankenlos zerriſſen, eine Fliege
Mit ſanfter Hand barbariſch hingewürgt —
„Wenn ſelber ſchon Erſcheinungen, Gebärden" ꝛc.

Der folgende Text ſteht Taſchenausg. S. 226 oben. Auch die Antwort des Prinzen „Nun das iſt wahrlich viel gewagt" ꝛc. wurde unverändert beibehalten.

Prinzeſſin (etwas empfindlich und ernſthaft).

„Nie, Prinz?
Beſinnen Sie ſich beſſer. Sehn Sie um ſich.
— Das Cabinet iſt keines von den Zimmern
Der Königin."

Carlos.

Der Königin! Warum
Der Königin?

Prinzeſſin.

„Wo man das bischen Maske
Noch allenfalls zu leben fand." ꝛc.

Nun völlige Uebereinſtimmung, man müßte denn die Worte (S. 226): „Ein Irrthum, Prinz, den der Monarch ſogar," wofür in der Thalia: Ein Irrthum, Prinz, den ſogar der Monarch, dagegen anführen. Später (S. 226) treten weitere Abänderungen ein:

Univ. Bibl.
München

Prinzeſſin.

„Es war die rührendſte Romanze, Prinz,“
Die je ein Ritter —

Carlos (ihr raſch ins Wort fallend).

„Poeſie! Nichts weiter.“
Ein Paroxysmus von Empfindſamkeit,
Den Sie vergeſſen müſſen. Mein Gehirne
„Treibt öfters wunderbare Blaſen auf,“ ꝛc.

Prinzeſſin

(voll Erſtaunen von ihm weggehend und ihn eine Zeitlang aus der Entfernung beobachtend).

Nein, nein, das iſt zu viel — Bei Gott! das war
Noch nie erhört ſeit Menſchen-Angedenken.
Mein Senkblei fällt ins Unermeßliche;
Das Meer hat Boden, dieſer Jüngling nicht.
„Ich bin erſchöpft — all meine Proben gleiten
Von dieſem ſchlangenglatten Sonderling.“

(Sie ſchweigt einige Augenblicke.)

Doch wie? — Wär's etwas anders? — Wär's vielleicht,
Wär's ungeheurer Männerſtolz, der, nur
Sich deſto ſüßern Kitzel zu bereiten,
Die Blödigkeit als Larve brauchte? — Ja!
Ich hab's errathen. Schamroth ſah ich mich
Von dieſem großen Meiſter überliſtet,
Und ich vermaß mich, durch ſein Herz zu ſchaun?

(Sie nähert ſich dem Prinzen wieder und betrachtet ihn zweifelhaft.)

„Belehren Sie mich endlich, Prinz — Ich ſtehe
Vor einem zauberiſch verſchloßnen Schrank,
Wo alle meine Schlüſſel mich betrügen.

Carlos.

Wie ich vor Ihnen.

Prinzeſſin.

(Sie verläßt ihn ſchnell, geht einigemal ſtillſchweigend im Cabinet auf und nieder und ſcheint über etwas Wichtiges nachzudenken. Endlich nach einer großen Pauſe ernſthaft und feierlich).

Endlich ſey es denn —
Ich muß einmal zu reden mich entſchließen.
Zu meinem Richter wähl' ich Sie. Sie ſind
Ein edler Menſch — ein Mann, ſind Fürſt und Ritter,"
Ich bin verlaſſen von der ganzen Welt,
Leibeigen von Geburt — ein Fürſtenmädchen.
„An ihren Buſen werf' ich mich" ꝛc.

Die nachfolgenden Worte lauten gleich mit Seite 229 oben.

Carlos.

— — — — — „Und wiederum
Von dem berühmten Handelsmann im Süden?"
O ſtill von dieſem, weg davon, nicht weiter!
Das iſt die Nerve, wo ich Gichter ſpüre.

Prinzeſſin.

„Nein, hören Sie erſt Alles." Nicht genug,
Daß man der Politik mich hingeſchlachtet;
„Auch meiner Unſchuld ſtellt man nach." Schon längſt
Verfolgen mich die laſterhaften Flammen
Des großen, großen Wolluſtlings. „Da! hier!
Dies Blatt kann dieſen Heiligen entlarven."

(Carlos nimmt das Papier, und hängt voll Ungeduld an ihrer Erzählung, ohne ſich Zeit zu nehmen, es zu leſen.)

Ein Stellvertreter des Allreinſten,
Ein Ordenspriester läſtert ſeine Sendung,
Mißbraucht der Gottheit Siegelring, das Gift
Der Hölle ſichrer in mein Herz zu legen,
Des Heiligthums ſchont dieſer Kuppler nicht,
Und Schlangen kriechen in den Sakramenten.

Den ganzen Hof gab man der Peſt zum Raub,
(Die Politik des großen Kindermörders!)
Im allgemeinen Sittenuntergang
Mich dann um ſo viel minder zu verfehlen.
Wo ſoll ich Rettung finden, Prinz?

Der folgende Text ſteht unverändert von S. 229 unten bis S. 232 oben.

Carlos.

„Ja — laß mich deinen Engel ſeyn“ — Du willſt?
Doch Engel dürfen ſich ja küſſen? Nun,
Bei dieſem Kuß — — Ja, liebes Mädchen, roth
Mußt du mich werden laſſen — Frei heraus —
Es iſt der erſte meines Lebens.

Prinzeſſin

(mit dem vollen Blick der Liebe, ihren Arm um ſeinen Hals geſchlungen).

„Carlos!
Wie wenig hab' ich Sie gekannt!“ ꝛc.

Das Weitere wieder gleichlautend (S. 232) bis:

Prinzeſſin.

— — — — „Wie, Prinz?
Wenn Sie zu einer Theilung ſich entſchlößen?“
Ein Thron, dacht' ich, wär' für ein Mädchen viel,
Was will ſie mehr, die ſtolze Kaiſerstochter? *
„Die Königinnen lieben ſchlecht“ ꝛc.

Erſt die vierte Gegenrede von dieſer an liefert eine Variante (ſ. S. 253).

* Anmerkung Schiller's: Eine öſtreichiſche Prinzeſſin und Nichte Philipp's II., welche dem Infanten Dom Carlos verſprochen war, aber nach ſeinem und der Königin Eliſabeth Tode, Philipp's vierte Gemahlin wurde — daß alſo dieſer König durch eine Art von Schickſal beide Prinzeſſinnen heirathete, die ſeinem Sohne beſtimmt waren.

Carlos (ſtutzt).

„Was?

Was iſt das?“

Prinzeſſin.

Mich ſo ausgeſucht zu quälen!

„O wahrlich, Prinz, es war nicht ſchön.“ Nach dieſer
Hingebung noch mit Kälte mich zu quälen!
„Sogar den Schlüſſel zu verläugnen.“

Nachher (ſ. S. 234) ſteht in der Thalia: **Prinzeſſin** (das Geſicht voll Scham in das Kiſſen verbergend). Gleich darauf:

Carlos.

Nimmermehr! „In dieſer
Entſetzlichen Erſchütt'rung Sie verlaſſen?“

Prinzeſſin.

Ihr Daſtehn iſt Vergiftung, fort!

Carlos.

Nur einmal!
Nur einen Blick, daß ich Verzeihung —

Prinzeſſin (ihn mit Gewalt wegdrängend).

Fort!

„Aus Großmuth, aus Barmherzigkeit hinaus“ ꝛc.

Von hier Fragen und Antworten gleich bis S. 235 unten.

Prinzeſſin.

„Ich bin des Todes — Geben Sie.“

Carlos.

Worin
Von laſterhaften Flammen, Wollüſtlingen
Gehandelt wird? „Der Brief alſo —

Prinzeſſin (in Verzweiflung die Hände ringend).

Entſetzlich!
Was hab' ich Unbeſonnene gewagt?

Carlos.

Der Brief — der kam vom König? — Ja, Prinzeſſin,
Das ändert freilich Alles ſchnell. — Das iſt
(Den Brief frohlockend emporhaltend.)
Ein unſchätzbarer — ſchwerer — theurer Brief,
Den alle Kronen Philipp's einzulöſen
Zu leicht, zu nichtsbedeutend ſind. — Den Brief
Behalt' ich.

Prinzeſſin (wirft ſich in den Weg).

Großer Gott! Ich bin verloren,"
Wenn Sie der Niederträcht'ge ſind —

Carlos.

(zurückkommend und die Fürſtin bei der Hand nehmend, mit ruhigem Ernſt und mit Würde).

Wenn ich
Der Niederträcht'ge bin, Prinzeſſin — dann
Erlaub' ich Ihnen — dann und eher nicht —
Für die vergangne Stunde zu erröthen.

(Er entfernt ſich.)

Zehnter Auftritt.

Die Prinzeſſin allein.

Im Anfange alles gleichlautend mit S. 236, außer daß zwiſchen dem erſten und zweiten Vers noch die Jamben ſtehen:

Er hört mich nicht, er will mich nicht mehr hören.

Nach dem ſechsten Vers heißt es:

Doch wen an dieſem Hofe kann er lieben?
Wer iſt ſie, dieſe Glückliche?

Gleich nachher:

„Vor dem König
Verkriecht ſich ſeine Leidenſchaft“ — Warum
Vor dieſem, der ſie wünſchen muß? dem nichts
Willkommner iſt, als ſeines Erſtgebornen
Entnervende Berauſchung? — „Oder iſt's
Der Vater nicht, den er im Vater fürchtet?

Im Zehnten: buhleriſcher Plan, für „buhleriſche Abſicht.“

Dann (S. 237.)

Nie ohne ſie ſah mich der Prinz.“ Ihr galten
Die ſtummen Seufzer ſeiner Bruſt, der Winke
Bedeutungsvolles Spiel, die feurige
Beredſamkeit der Blicke — O und Alles,
Was ich betrogner, überraſchter Thor
Zu meinem Eigenthum gemacht! „Sie alſo,
Sie war gemeint, wo ich ſo gränzenlos,
So warm, ſo wahr mich angebetet glaubte?
O, ein Betrug, der ohne Beiſpiel iſt,
Und meine Schwäche hab' ich ihr verrathen.“

(Stillſchweigen.)

Ob ſie von dieſer Liebe weiß? — Ob etwa,
Ob hier wohl ſchon Geſtändniſſe geſchehen,
Gewechſelt mögen worden ſeyn? — Wer leuchtet
Durch dies geheimnißvolle Dunkel mir?

(Wieder Pauſe.)

„Daß er ganz ohne Hoffnung lieben ſollte!
Ich kann's nicht glauben“ ꝛc.

Außerdem hat der Monolog noch folgende Abänderungen erlitten.

„Wie zärtlich drückt' er mich,
Wie zärtlich an ſein ſchlagend Herz.“ So ſchmelzend

Der Augenblick! Das liebetrunkne Mädchen
Ganz hingegeben ſeiner Glut! „Die Probe
War faſt zu kühn für die romant'ſche Treue“ ꝛc.

Fünf Verſe ſpäter iſt wieder eine kleine Abänderung:

„Kömmt wahrlich,“ kommt voll Zuverſicht. So traut er,
Traut Philipp's Frau die raſende Entſchließung,
Das unerhörte Opfer zu. „Wie kann er“ ꝛc.

Und endlich:

„Sie hätte
An beiden Tafeln ſchwelgen wollen?“ Hätte
Der Tugend ganze Glorie zu koſten,
„Und doch zugleich des Laſters heimliche
Entzückungen zu naſchen ſich erdreiſtet?“

Eilfter Auftritt.[1]

Die Prinzeſſin. Ein Page.

Prinzeſſin.
Wie war es? Aſſemblee iſt dieſen Abend?

Page.
Ja, ſchon verſammelt ſich der Hof.

Prinzeſſin.
Wenn du
Den Kapellan bei Seite ziehen könnteſt — —

---

[1] Dieſer eilfte und der folgende zwölfte Auftritt ſtehen bloß in der Thalia und, mit Abkürzungen, in der erſten Ausgabe des Don Carlos von 1787.

Page.

Den Kapellan Domingo?

Prinzeſſin.

So erſuch' ihn,
Im Nebenzimmer linker Hand auf mich
Zu warten, hörſt du, bis ich vom Gedränge
Mich losgemacht — Ein Vorfall von Bedeutung —
Ich muß ihn ſprechen, ſag' ihm das.

Page.

Sogleich.

Prinzeſſin.

Im Nebenzimmer. Hörſt du.

Page.

Gut.

(Page ab.)

Zwölfter Auftritt.

Die Prinzeſſin allein.

(Nachdem ſie einige Augenblicke in ſich gekehrt auf und nieder gegangen.)

Auch ich
Bin noch nicht ganz verlaſſen — Ein Geliebter
Bleibt mir auch immer noch gewiß, und welcher?
O, wahrlich, ich bin undankbar. Was gäbe
Die reichſte Bettlerin darum, von meiner
Verdammniß einen Schimmer aufzuhaſchen?
Was mangelte mir denn? — Er kann nicht lieben.

Und weiter nichts? — Iſt's denn ſo wahr, daß Liebe,
Nur Liebe glücklich machen kann? Wenn Neid,
Wenn Schmeichelei einſtimmig mir's betheuern,
Werd' ich's zuletzt nicht glauben, wirklich ſeyn?
Und iſt es denn jetzt Liebe, was ich brauche?
Wenn meine Ehre blutet — Liebe? Ruft
Nicht lauter jetzt, nicht ſchrecklicher mein Stolz,
Als meines Herzens ſtille Wünſche? Was
Ein Mann mir nahm, kann nur ein König mir
Erſetzen. Nur der Rauſch der Größe ſchläfert
Die Schlangen meines Buſens ein.[1]

(Nach einem zweifelhaften Bedenken.)

Was hält mich?
Was iſt's, das hier mich ſtutzen macht?... Der Preis,
Der Preis verdient Erwägung ... ew'ger Abſchied
Von dieſer Wolluſt iſt mein Preis.

(Die Hand auf die Bruſt gelegt.)

Der Preis
Iſt meine Unſchuld — — meine Tugend.

(Sie ſteht in tiefen Gedanken.)

Tugend?
Er will ſie nicht, dem ich ſie aufbehalten,
Dem ſie allein geblüht — er will ſie nicht.
Sie macht ihn ja nicht glücklich — Oder frommt ſie
Dem Himmel nur? und nicht auch mir? und nicht
Dem Manne, dem ich mich geſchenkt? Spart ſie
Für jene Welt der Unſchuld ſchöne Blume?

---

[1] In der erſten Ausgabe des Don Carlos (von 1787):
„Dieſe Schlangen kann allein
Der Größe Taumeltrank betäuben.“

Wenn für die Liebe ſie nicht ſammelt, wem,
Wem ſammelt denn die Tugend? Iſt ſie mehr,
Als hoher Wucher mit der Liebe Freuden?
Ich werde nicht mehr lieben. Ihres Amtes
Entbind' ich ſie auf immerdar. Sie fliehe
Der Hoffnung zu. Ich werde nicht mehr lieben. — [1]

(Nach einigem Stillſchweigen.)

Ich fand ein Weib — ein großes Weib — nur Eines,
Und glaubte an den ſchönen Traum. Das Weib
War nichts, als ſchlau. — Getrau' ich mir zu ſeyn,
Was ſie zu ſcheinen nur verſtand? — Ich falle
Durch meine Wahl; doch wiſſen ſoll die Welt,
Daß ſie gefallen iſt, wie ich!

(Sie geht ab.)

---

[1] Gerade ſo wird die Eboli von dem Marquis dem Carlos geſchildert (Taſchenausg. B. 2, S. 260):

„Die Fürſtin
Blieb ſtandhaft, weil ſie liebte: Liebe war
In ihrer Tugend wörtlich einbedungen.
Du haſt ſie nicht belohnt — ſie fällt."

Dreizehnter Auftritt.

Abend.

„Ein Zimmer im königlichen Palaſte,“ ſparſam beleuchtet.

Herzog von Alba und **Pater Domingo** begegnen einander.

Domingo.

Sind Sie es, Herzog? Guten Abend!

Alba.

Halt!

Wer ruft mich?

Domingo.

Nach wem ſehen Sie ſich um?

Alba.

Es iſt Domingo — So allein? — Sie ſind
Aus der Verſammlung plötzlich mir verſchwunden.
Ich ſuche Sie ſchon überall.

Domingo.

Läßt der
Monarch mich holen?

Alba.

Nein. Ich wollte
Mit Ihnen ſprechen. — Doch es eilt ja nicht —
Sie warten hier auf Jemand? —

Domingo.

Auf die Fürſtin
Von Eboli — „Was wollten Sie mir ſagen?“

Alba.

Von Eboli? — Das trifft ſich ganz erwünſcht.
Dieſelbe wollt' ich eben auch beſuchen.

Domingo.

Darf ich nicht wiſſen?

Alba.

„Eine wichtige
Entdeckung, die ich heut' gemacht, worüber
Ich einen Aufſchluß haben möchte.“

Von hier an (ſ. S. 239 f.) ſind die Wechſelreden des Alba und Domingo gleich bis S. 240 oben.

Domingo.

„Entwichte Worte ſind beleidigte
Vertraute — drum begrub ich mein Geheimniß,“
Bis einſt die Zeit es reifen würde. Wer
Iſt mir auch Bürge, daß ich recht geſehen?
Wie leicht geſchieht's, daß Menſchen ſich betrügen!
Ich bin ein Prieſter. Meine Weihung lautet,
Den Frieden, nicht die Zwietracht zu verkünden.
Das überlaſſ' ich denen, deren Amt
Es mehr iſt. Andre Diener, andre Eide!
Dem Herzog Alba kann die Pflicht befehlen,
Was mir die Pflicht verbietet. Ich muß ſchweigen,
Wär' ich noch einmal ſo gewiß, als ich
Es jetzt ſchon bin.

Alba.

Gewiß? Gewiß? Wovon?
Beſinnen Sie ſich, was Sie reden. Wahrlich,
Ich wüßte nicht, wie viel ich um die bloße
Wahrſcheinlichkeit zu geben fähig wäre.

Domingo.

Was hilft mir Ueberzeugung, die ich nicht
Auch vor Gericht zu ſtellen wagen darf?
„Gewiſſe Dienſte Königen zu leiſten,
Iſt mißlich, Herzog — ein gewagter Wurf,“ ꝛc.

Das Folgende iſt nun wieder unverändert bis S. 240 in der Mitte:

Domingo.

„Die ſpan'ſchen Königinnen haben Mühe
Zu ſündigen, ich glaub' es, doch zum Unglück
Nur da, gerade da nur, wo es uns
Am beſten glückte," ſie zu überliſten.

Alba.

Sehr wahr: drum eben mußte man — —

Domingo.

Von Einem
Entwurfe zwar verſprech' ich mir noch etwas.
Gelingt mir dieſer — — Darf ich der Prinzeſſin
Von Eboli von jenem Vorfall ſagen?

Alba.

Darum erſchien ich. Hören Sie, Caplan,
An der Entdeckung liegt mir viel, ich will's
Nicht leugnen, liegt mir mehr, als Sie vielleicht
Vermuthen dürften. Alles liegt mir dran,
Daß der Monarch davon erfahre. Jetzt,
Jetzt mehr, als jemals, wünſch' ich das. Erſt heute
Ging etwas vor — — Ich hoffe doch, Caplan,
Wir kennen uns.

Domingo.

Was ich von dieſem Punkt
Zu halten pflege, wiſſen Sie, Toledo.

Alba.

Ich hab' es nie im Ernſt geglaubt, daß mir
Gefahr von dorther drohen könnte. Noch
Glaub' ich es nicht. Doch gäb' es einen Menſchen,
Den ich zu fürchten mir erlauben könnte,
Der Knabe wär' es.

Domingo.

Herzog, Sie berühren
Hier eine Saite — —

Alba.

Hören Sie mich an.
Es droht uns irgend etwas — Der Monarch
Hat dieſen Morgen mir ein Wort geſagt,
Ein Wort — Caplan, Sie kennen mich. Ich pflege
Doch ſonſt vor Worten nicht zu zittern. Diesmal
War Sinn darin, und ſchwerer — wenn ich anders
Auf dieſen Philipp mich verſtehe. Schon —
Schon ſchwankt er zwiſchen uns und dem Infanten.
Das war das Werk von einer Stunde — Nahe
Iſt zwiſchen Sohn und Vater die Verſöhnung —

Domingo.

Verſöhnung? Das verhüte Gott! —

Alba.

Er will
Ihn ſeinem Throne naher haben, will
Die Probe mit ihm wagen. Mir befahl er,
Ihm abzubitten — wenigſtens ſo klang es —
Ihm abzubitten, daß ich mich vermeſſen,
In ſeines Vaters Gunſt zu ſtehen. —

Domingo (unruhig).

Herzog,
Sie ſagen mir da —

Alba.

„Eine Stunde währte
Die Audienz. Er bat um die Verwaltung
Der Niederlande.“ ꝛc.

Die folgende Erzählung des Alba iſt ganz übereinſtimmend (ſiehe S. 240 bis S. 241 oben):

„Wahrlich, dieſe neue Würde
Sieht einer Landsverweiſung ähnlicher,
Als einer Gnade.“

Domingo

(ſehr beunruhigt auf- und abgehend — dann raſch zu dem Herzog).

So iſt's aus mit uns.

Alba.

Ich will nicht hoffen.

Domingo.

„Dahin alſo wär' es
Gekommen? Dahin? Und ein Augenblick
Zertrümmerte, was wir in Jahren bauten?
Und Sie ſo ruhig? ſo gelaſſen? — Kennen
Sie dieſen Jüngling? Ahnden Sie, was uns
Erwartet, wenn er mächtig wird?“ —

Alba.

So ſchwer
Straft Gottes Zorn mich nicht.

Domingo.

Sie haben Proben.
Er haßt ſie —

Alba.

Das vergeb' ich ihm. Hab' ich
Ihn je geliebt? — Doch, daß er mich beſchimpfte,
Domingo, das werd' ich ihm nie vergeſſen.
Als vor'ges Jahr die Stände Aragon's
Ihm huldigten und mich die Reihe traf,
Erſchien ich etwas ſpäter, weil mein Amt
Als Marſchall bei dem Feſte mich verzögert.
Der Herold hatte dreimal ſchon gerufen,
Eh' ich den Thron erreichte — Da verſtieß

Mich der Infant. Im Angeſicht des ganzen
Betret'nen Aragoniens verſagte
Der Knabe mir den Handkuß. Alle Augen
Durchbohrten mich, ich ſtand zum erſten Mal
In meinem Leben außer Faſſung. Damals
Gelobt' ich volle, ſchreckliche Bezahlung
Dem ſtolzen Jüngling, und ich halte ſie.

Domingo.

„Ich bin ſein Feind nicht. And're Sorgen nagen“ ꝛc.

Die nachfolgenden Worte (S. 241) gleich bis:

„Und unſern heil'gen Glauben zu entbehren.“
Er hält nichts von Religion.

Alba.

Er hält
Sehr viel davon, befürcht' ich; denn mir däucht,
Er weiß noch nicht, wie nöthig man ſie brauchte.

Domingo.

„Sein Herz entglüht für eine neue Tugend,
Die, ſtolz und ſicher und ſich ſelbſt genug,
Von keinem Glauben betteln will.“ — Das Laſter
Erhält der Kirche Millionen. Er
Verachtet es und braucht ſie nicht — „Er denkt“ [1] ꝛc.

Ganz in den Worten des jetzigen Textes fährt Domingo fort, antwortet Alba, und hebt der Prieſter dann wieder von neuem an:

„Ich zweifle“ ꝛc. bis:

Domingo.

„Der kühne Rieſengeiſt
Wird unſ'rer Staatskunſt Linien durchreißen.“
Kaum iſt er Spanier — die kluge Schranke

---

[1] Offenbar ſchildert hier Schiller ſeine eigene Denkweiſe.

Der Majeſtät, die glücklichſte Erfindung,
Von Königen die Menſchheit abzuwehren,
Verſteht er nicht — will er wohl nicht verſtehn.
„Umſonſt verſucht' ich's, dieſen trotz'gen Muth
In dieſer Zeiten Wolluſt abzumatten;
Er überſtand die Probe." Das Geheimniß,
Durch Indulgenzen Sünde zu erleichtern,
Und Seelen durch die Sünde zu zerſtören,
Mißlang bei dem Infanten. „Schrecklich iſt
In dieſem Körper dieſer Geiſt — und Philipp
Wird ſechzig Jahr alt."

Alba's Worte und Domingo's Antwort lieſt man in der Taſchenausg. S. 242 bis:

„Doch bald genug,
Gewinnt es Raum, wird es den Thron ergreifen."
Ich fürchte dieſe Valois.

Alba (munter).

— — — — Daß Sie
Mich daran mahnen müſſen! dieſen Wurm
Aus ſeinem Schlummer ſtören müſſen! Gerne
Erſtickt' ich die Erinnerung.

Domingo.

An was?
Sie ſind erhitzt, und Ihre Lippen beben!

Alba.

Die Königin von Spanien verſetzte
Mir eine Wunde, eine Wunde, die — —
Woran ich in Jahrtauſenden noch blute.
Sie war es — endlich haben meine Forſcher
Die Thäterin erfahren — ſie allein,

Die meinen Anſchlag hintertrieb, den Prinzen
Von Bourbon aus Navarra zu entführen. *
Ein Anſchlag, der dem ſpaniſchen Monarchen
Nichts Kleineres, als eine Krone, galt!
Sie warnte Frankreich; das Verbrechen ging
Zurücke, und mein Name war geſchändet.

Domingo.

Ich weiß von dieſem Vorfall — „Fürchten Sie
Die ganze Rache dieſer ſtillen Feindin,“ ꝛc.

Der Prieſter fährt im Text der Taſchenausgabe (S. 242 f.) fort bis:

„Es kann
Nicht fehlen, wir entdecken mehr, ſind wir
Vorher gewiß, daß wir entdecken müſſen.“

---

* Anmerkung Schiller's: Dieſer Anſchlag des Herzogs von Alba war eines der kühnſten und ungeheuerſten Verbrechen, wovon die Geſchichte Meldung thut. Er geht dahin, die verwittwete Königin von Navarra, nebſt ihrem Sohn, dem Prinzen von Bearn (nachmals Heinrich IV.), und ihrer Tochter, mitten aus ihren Ländern zu ſtehlen, und nach Spanien in die Hände der Inquiſition zu liefern. Die Anſtalten waren die beſten, und der Erfolg, da die Häupter der katholiſchen Ligue in Frankreich mit dem Herzog von Alba einverſtanden waren, konnte nicht anders als glücklich ſeyn, aber durch die Geſchwätzigkeit des Offiziers, dem die Ausführung übergeben war, erfuhr die Königin von Spanien das Geheimniß, und gab ihrer vertrauten Freundin, der Königin von Navarra, ſchnelle Nachricht davon, wodurch es vereitelt wurde. — S. Real's Geſchichte des Dom Carlos.

Ich habe ſonſt noch eine Spur. War's nicht
Am neuen Jahr, daß unſre Königin
In Wochen kam? — Ganz recht, und im April
Des vor'gen Jahrs erſtand der König erſt
Von ſeinem böſen Fieber. — Herzog Alba. —
Sie ahnden doch? — Dies kleine Samenkorn
Soll in der Zeiten reifender Vollendung
Mir ſchrecklich aufgehn. Nur Geduld! Ich ſehe
Die dunkle Zukunft vor mir tagen.

(Er ſteht in Gedanken verloren — alsdann nimmt er den Herzog bei der Hand und führt ihn bei Seite, mit vielſagendem Blick.)

Herzog.

Ich glaube gar, ich ſehe, wahrlich! Ja!
Ich ſehe Blut.

Alba.

Das glaub' ich einem Prieſter,
Doch ſo weit ſieht kein Ritter.

Domingo.

Ungeſäumt
Muß man den König unterrichten. Alles
Entſcheidet ein geſchwinder Wurf.

Alba.

„Doch jetzt
Die wichtigſte von allen Fragen — Wer
Nimmt's über ſich, den König zu belehren?“

Das Uebrige bis zu Ende der Scene iſt beinahe ganz gleich; nur einige nichtsſagende Ausdehnungen ſind jetzt ausgelaſſen.

Vierzehnter Auftritt.

Die Prinzeſſin. Domingo.

Im Anfange (ſ. S. 244 f.) iſt dieſe Scene übereinſtimmend bis:

Domingo.

„Noch, gnäd'ge Fürſtin, iſt es Zeit. Es ſteht
Bei Ihnen, ſie zu mildern.“

Prinzeſſin.

Würden Sie
Mir dieſen Dienſt erzeigen? — Nun, für diesmal
Gewann's die Klugheit vor der Wahrheitsliebe.
Sie haben gut gerechnet. „Melden Sie
Dem König, daß ich ihn erwarte.“

Von hier an iſt alles gleich, außer daß nach den Worten: „Erhabner übermenſchlicher Entſagung“ der Vers jetzt weggefallen iſt: „Der Mutter Gottes nachgemalt — die Larve.“ Gleich darauf heißt es: es koſtet mich … doch das ꝛc.

Fünfzehnter Auftritt.

Die Prinzeſſin. Herzog Alba. Domingo.

Domingos Worte (S. 248 oben) und gleich. Dann ſpricht:

Alba (ſich der Prinzeſſin nähernd).

— — — — — — „Dergleichen
Entdeckungen verlangen Weiberblicke.“
Der Mann hat hier die letzte Stimme. Nur

Dem Scharfſinn einer Dame kommt es zu,
Geheimniſſe, wie dieſes, zu entziffern.

Prinzeſſin.

„Sie ſprechen von Entdeckungen?“ ꝛc.

Das Folgende iſt gleich. Die Prinzeſſin entfernt ſich in der Thalia mit den Worten:

„Horch!“
Man läutet mir. — „Die Königin verlangt mich.
Auf Wiederſehen.“

Sechszehnter Auftritt.

Alba. Domingo.

Taſchenausgabe S. 252. Uebereinſtimmend bis:

Alba.

„Und dein Gott — ſo will ich
Den Blitz erwarten, der uns ſtürzen ſoll.“
(Nach einem Stillſchweigen.)
Daß es bis dahin kommen muß! — Ich bin
In ſeinen Kriegen grau geworden — daß
Ich betteln ſoll von dieſen Wangen, das,
Ich kann's nicht leugnen, das verdrießt mich. Doch,
Doch dies Erröthen ſoll mit Seelenblut,

Mit Miſſethäter-Bangigkeit dereinſt [1]
Der Knabe mir bezahlen. — Kommen Sie! [*]
(Sie gehen ab.)

---

[1] In der erſten Ausgabe (von 1787) ſind dieſe beiden Verſe in einen zuſammengezogen: Doch dies Erröthen ſoll mit Seelenangſt ꝛc.

[*] Anmerkung Schiller's: Es wird kaum mehr nöthig ſeyn, zu bemerken, daß Dom Carlos kein Theaterſtück werden kann. Der Verfaſſer hat ſich die Freiheit genommen, jene Grenze zu überſchreiten, und wird alſo nach jenem Maßſtab auch nicht beurtheilt werden. Die dramatiſche Einkleidung iſt von einem weit allgemeinerm Umfang, als die theatraliſche Dichtkunſt, und man würde der Poeſie eine große Provinz entziehen, wenn man den handelnden Dialog auf die Geſetze der Schaubühne einſchränken wollte. Die Regeln der Gattung entſtanden aus ihren erſten Muſtern. Derjenige, welcher ſich der dramatiſchen Form zuerſt bediente, verband ſich mit theatraliſcher Strenge. Aber was macht dieſen erſten Gebrauch zum Geſetz für die Dichtkunſt? — Dem Dichter kömmt es darauf an, die höchſte Wirkung, die er ſich denken kann, zu erreichen. Liegt dieſe innerhalb der Gattung, ſo iſt relative und abſolute Vollkommenheit eins — aber wäre eine von dieſen der andern aufzuopfern, ſo möchte die Gattung wahrſcheinlich das kleinere Opfer ſeyn. Dom Carlos iſt ein Familiengemälde aus einem königlichen Hauſe.

Dritter Akt.

In einem Karthäuſer-Kloſter.

Erſter Auftritt.[1]

Dom Carlos mit einiger Begleitung. **Der Prior.**

Carlos (zum Prior, indem er hereintritt).
„Schon da geweſen alſo? — Das beklag' ich.
Prior.
„Seit heute Morgen ſchon das dritte mal.
Vor einer Stunde ging er.“
Carlos (zu ſeinen Pagen).
Mein Gefolge
Kehrt ſogleich nach der Stadt zurück. Ich höre
Die Meſſe hier. Laßt mich allein.
(Die Pagen gehen ab.)
„Er will
Doch wieder kommen. Hinterließ er's nicht?“

---

[1] Dieſer erſte und der folgende zweite Auftritt des dritten Akts wurden ſpäter noch dem zweiten Akte beigefügt (Taſchenausg. S. 252 ff.)

Das Folgende iſt gleich, außer daß ſtatt der jetzigen Lesart: „**Hochwürd'ger Herr**" (Taſchenausg. B. 1. S. 253) Carlos früher ſagte: **Gutherz'ger Mann**, und daß da, wo der Prior die Worte ſpricht: „**Mein Sohn, das kümmert uns ſehr wenig**" ꝛc. der Prior noch ſteht: **nimmt ihn liebreich bei der Hand.** Nachdem der Prior mit den Worten „**die Glocke zur Hora lautet. Ich muß beten gehen**" abgetreten iſt, folgt in der Thalia noch:

Carlos (ihm nachblickend mit Verwunderung).

Doch ſonderbar! doch groß! — Und ſo viel kann
Der Menſch! Mehr koſtet es ihn nicht! Mehr nicht,
Dem ſüßen Reiz des Lebens abzuſterben,
Der Neigung abzuſterben — — und wofür? — —

Zweiter Auftritt.

Carlos. Der Marquis von Poſa.

Taſchenausgabe B. 1. S. 254 ff.

Marquis (noch außerhalb des Zimmers).

Der Prinz ſchon oben?

Carlos

Seine Stimme!

Marquis (tritt herein).

Karl!

Carlos.

„Ich endlich einmal, endlich —

(Sie umarmen ſich.)

Marquis.

Welche Prüfung
Für eines Freundes Ungeduld! Die Sonne

Ging zweimal auf und zweimal unter, ſeit
Das Schickſal meines Carlos ſich entſchieden,
Und jetzt, erſt jetzt werd' ich es hören. — Sprich,"
Ob das verziehen werden kann?

Carlos.

Und mir,
Mir dieſen Vorwurf, Rodrigo? Kannſt du
Im Ernſt ſo wenig billig ſeyn, ſo eitel,
An Sehnſucht mir voranzufliegen? — Was
Hat dieſe Stunde nicht gelöſet!

Marquis.

Gut.
Es ſey vorbei. Wir haben uns ja wieder.
Genug alſo. Vor allem meinen Glückswunſch.
„Ihr ſeyd verſöhnt?

Carlos.

Wer?

Marquis.

Du und König Philipp;
Und auch mit Flandern iſt's entſchieden?

Carlos.

Daß
Der Herzog morgen dahin reiſt? — Das iſt
Entſchieden, ja."

Marquis.

Du ſcherzeſt, will ich hoffen.

Carlos.

Das wolle Gott nicht. Es iſt Ernſt. Der Herzog
Reiſt morgen ab. Ich bleibe.

Marquis.

Nimmermehr.
„Das kann nicht ſeyn. Das iſt nicht. Soll das ganze
Madrid belogen worden ſeyn? — Du hatteſt
Geheime Audienz, ſagt man. Der König,“
Das weiß ich, das erzählt ſich mit Frohlocken
Die Reſidenz, entließ dich gnadenvoll,
Und deine Feinde ſind verlegen.

Carlos.

Sind's
Aus Mitleid, muß ich glauben. Wahr iſt es,
Ich hatte Audienz bei ihm. Der Auftritt
War heftig, aber unfruchtbar. Mein Vater
„Blieb unbewegt. Wir ſind getrennt auf immer,
Und mehr, als wir's ſchon waren —

Marquis.

Du gehſt nicht
Nach Flandern?

Carlos.

Nein! Nein! Nein!

Marquis.

O meine Hoffnung!“

Carlos.

Nein, ſey nicht traurig! Freue dich vielmehr.
Jetzt bin ich fertig mit dem Vater. Nur
Mit dem Gemahl der Königin hab' ich's
Hinfort zu thun. Auch dafür, dafür ſelbſt
Hat er geſorgt! „O Roderigo, ſeitdem
Wir uns zum letztenmale ſprachen, was
Hab' ich erlebt, von welchen Wunderdingen
Kann ich dich unterhalten! Doch vorjetzt

Doch vor allem andern deinen Rath!“ Ich muß
Sie ſprechen —

Marquis.

Deine Mutter? — Nein! — Wozu?

Carlos.

Ich habe Hoffnung. — Du wirſt blaß? — Sey ruhig.
Ich ſoll und werde glücklich ſeyn.“ Jetzt darf ich,
Der Himmel will's, ich darf und ſoll ſie lieben.
Jetzt fürcht' ich kein Verbrechen mehr. „Doch davon
Ein andermal. Jetzt ſchaffe Rath, wie ich
Sie ſprechen kann.

Marquis.

Was ſoll das? Worauf gründet
Sich dieſer neue Fiebertraum?

Carlos.

Nicht Traum!
Beim wundervollen Gott nicht! — Wahrheit, Wahrheit!
(Den Brief des Königs an die Fürſtin von Eboli hervorziehend.)
In dieſem wichtigen Papier enthalten!
Die Königin iſt frei, vor Menſchenaugen,
Wie vor des Himmels Augen, frei.“ Der König,
Er ſelbſt hat ihrer Pflichten ſie entbunden.
Auch meine Mutter iſt ſie nicht mehr — Dank
Dem Laſter meines Vaters! — Dieſer Mann
Iſt meines Opfers unwerth. Nimm und lies,
„Und höre auf, dich zu verwundern.

Marquis (den Brief eröffnend).

Was?
Was ſeh' ich? Eigenhändig vom Monarchen?
(Nachdem er geleſen.)
An wen iſt dieſer Brief?

Carlos.

An die Prinzeſſin
Von Eboli.

Marquis.

Von Eboli? Prinzeſſin
Von Eboli? — Und kam in deine Hände?

Carlos.

Durch einen Irrthum, einen Irrthum, den
Der Wahrheit Schöpfer abſichtsvoll erfunden.
Entſcheide ſelber. — So vernünftig fallen
Des Zufalls blinde Würfel nicht.

Marquis.

Den Irrthum!
Ich zittre — — Sprich!

Carlos.

„Vorgeſtern bringt ein Page
Der Königin von unbekannten Händen
Mir einen Brief und einen Schlüſſel. Man
Bezeichnet mir im linken Flügel des
Palaſtes, den die Königin bewohnt,
Ein Kabinet, wo eine Dame mich
Erwarte, die ich längſt geliebt. Ich folge
Sogleich dem Winke —

Marquis.

Raſender, du folgſt?[1]

Carlos.

Ich kenne ja die Handſchrift nicht — ich kenne
Nur Eine ſolche Dame. Wer, als ſie,
Wird ſich von Carlos angebetet wähnen?

---

[1] Jetzt: „du folgteſt?“

Voll ſüßen Schwindels flieg' ich nach dem Platze:
Ein göttlicher Geſang, der aus dem Innern
Des Zimmers mir entgegen ſchallt, dient mir
Zum Führer — ich eröffne das Gemach —
Und wen entdeck' ich — Fühle mein Entſetzen!"
Wem will ich in die Arme ſtürzen? wem?

Marquis.

„O, ich errathe alles." Dich verließ
Auch noch der Muth, die Gegenwart des Geiſtes,
Das Uebel zu verbeſſern.

Carlos.

Meine Täuſchung
Iſt noch nicht überwunden. Ich befürchte
Nichts Schlimmeres, als verirrt zu ſeyn.

Marquis.

Verirrt?
Und nur verirrt? — Unſeliger Gedanke,
Dich tiefer zu verſtricken!

Carlos.

„Ohne Rettung
War ich verloren, Rodrigo, wär' ich" ꝛc.

Die Rede des Carlos (S. [illegible]) iſt [illegible] bis zum Ende:

„Sie hat die Kühnheit, es zu brechen — Offen
Liegt ihre ſchöne Seele mir," und vor
Dem königlichen Wolluſtlinge ſucht
Sie Schutz in meinen Armen.

Marquis (nach einigem Stillſchweigen).

„So gelaſſen" ꝛc.

In der Charakteriſtik, die Poſa ſogleich von der Eboli gibt (S. 259).

— — — — „Nenn' es, wie du willſt,
Erworbene Unſchuld, dem erhitzten Blut

Durch Liſt," durch manchen zweifelhaften Kampf,
Und kriechende Verträge abgerungen ꝛc.

Die folgenden Verſe gleich. Natürlich heißt es nicht: „**Don Philipp's Frau**," ſondern: **Dom Philipp's** ꝛc. Auch in der Charakteriſirung der Königin hat die Thalia einen gewichtigen Vers mehr:

„Mit des Anſtands
Schulmäßiger Berechnung unbekannt,"
Nicht bang vor niegeahndeten Gefahren, ꝛc.

Die Rede endigt dann mit folgenden Verſen (ſ. Taſchenausg. S. 260):

Marquis.

„Erkennt mein Karl auch hier in dieſem Spiegel,
Auch jetzt noch ſeine Eboli?" — Die Fürſtin,
Ich glaub' es gerne, zittert vor der Grenze,
Der ſie ſo nah geweſen war. Ihr Herz
Begeiſtert ſich erkenntlich für den Götzen,
Der ihre Unſchuld aus den Flammen riß;
Nur kleine Seelen knieen vor der Regel,
Die große Seele kennt ſie nicht.

Carlos.

Und was
Kann denn geſchehen? Was beſorgſt du?

Marquis.

Was?
Sie liebte und blieb ſtandhaft. „Liebe war
In ihre Tugend wörtlich einbedungen.
Du haſt ſie nicht belohnt — ſie fällt!

Carlos (mit einiger Heftigkeit).

Nein! Nein!"

Marquis.

Iſt, fürcht' ich, ſchon gefallen — und von jetzt
Gehört ſie ſeinen Mönchen. O, mein Karl,

Urtheile ſelbſt, dein koſtbarſtes Geheimniß
Der Kreatur Domingo's überliefert —

Carlos.

„Nein, ſag' ich, nein! — O wüßte Rodrigo,
Wie trefflich es ihn kleidet, ſeinem Karl“ ꝛc.

Nachher (ſ. S. 261) nachdem Karl geſagt: „Ich ſpreche meine
Mutter“:

Marquis.

„Jetzt? wozu?“
Beim nahen Anblick der Gefahr? Umringt
Von wachenden Verräthern?

Carlos

Mir gleichviel.
„Ich habe jetzt nichts mehr zu ſchonen ꝛc.“

Weiter unten ſagt der

Marquis.

— — — — „Karl, ich leſe
In deinen Mienen etwas, mir ganz neu,“
Ganz fremde bis auf dieſen Tag. Du wendeſt
Die Augen von mir? Warum wendeſt du
Die Augen von mir? — O, ſo iſt es wahr?
So hab' ich nicht umſonſt gezittert? — Dich
Entzückt der Brief und des Gemahls Verbrechen
Iſt dir willkommen?

Carlos (mit affektirtem Leichtſinn).

Was für ein Verbrechen?
Für ein Verbrechen, weiß ich, iſt mein Vater
Zu heilig.

Marquis.

Ich verſtehe — O mein Karl,
So höhnſt du unſre edelſten Gefühle?

Sehr wohl erinnerſt du dich noch, was wir
Sonſt über dieſe Heiligkeit beſchloſſen.
Jetzt flieheſt du die Strahlen beſſrer Weisheit,
Weil Blindheit dich gewinnen macht. — „Ob ich
Denn wirklich recht geleſen? Laß doch ſehn —
(Carlos gibt ihm den Brief. Der Marquis zerreißt ihn.)

Carlos.

Was? Biſt du raſend?
(Mit gemäßigter Empfindlichkeit.)
Wirklich — ich geſteh' es —
An dieſem Briefe lag mir viel.

Marquis.

So ſchien es.
Darum zerriß ich ihn.“ —
(Der Marquis ruht mit einem durchdringenden Blick auf dem Prinzen, der ihn zweifelhaft anſieht. Langes Stillſchweigen.)
Verzeih' mir, Karl,
Es gab kein andres Mittel, unſre Freundſchaft
Zu retten.

Carlos.

Sie zu *retten*?

Marquis.

Und ein Gleiches
Will ich von dir erwarten, Karl, lauf' ich
Gefahr, mich deiner unwerth zu beweiſen.

Carlos (einige Bitterkeit verbergend).

Ich muß es dulden, du haſt recht, wenn du
Mir noch weit ſchlimm're Dinge ſagſt —

Marquis.

„Was haben
Entweihungen des königlichen Bettes

Mit deiner — deiner Liebe denn zu ſchaffen?
War Philipp dir gefährlich? Welches Band
Kann die verletzten Pflichten des Gemahls
Mit deinen kühnern Hoffnungen verknüpfen?
Hat er geſündigt, wo du liebſt?" Vermiſſeſt
Du noch Befriedigungen, die der Gattin
Empfindlichkeit vollenden ſoll? „Nun freilich,
Lern' ich dich faſſen. O, wie ſchlecht hab' ich
Bis jetzt auf deine Liebe mich verſtanden."

Carlos ([illegible]).

Wie, Rodrigo? Was denkſt du von mir?

Marquis.

Nein.
Spott will Gelaſſenheit. Ich habe keine,
Und darf jetzt keine haben. O, mein Karl!
Wo ſuch' ich dich? Wo biſt du hingeflohen?
Kaum kenn' ich deiner Stimme Klang. Wer hat
Die unglückſel'ge Duldung dich gelehrt?
Ein königlicher Greis, der glückliche
Gemahl des liebenswürdigſten der Weiber,
Entehrt ſich ſelbſt, die Unſchuld zu verderben.
Du überwindeſt deinen Schmerz. Warum?
Weil dieſer Frevel deinen Wünſchen ſchmeichelt.
O ſprich, kann eine tugendhafte Freude
Aus dieſem gift'gen Beete blühn? Doch das
Iſt noch bei weitem nicht das Schlimmſte. Prüfe
In des Gewiſſens richterlicher Wage
Die Hoffnung, die dich ſchwindeln macht. Worauf
Iſt ſie gegründet? — — Hatte dieſer Brief
Dich wirklich zu dem Glücklichen gemacht,
Der du ſeyn möchteſt, o entſcheide ſelbſt,

Was wäre deine Königin? — Wie ſeltſam!
Welch ungeheurer Widerſpruch! Du ſchwörſt
Auf eines Mädchens Tugend, dem du Liebe
Verweigerteſt, und zweifelſt an der Ehre
Der Einzigen, die du anbeteſt.

Carlos.

Sinnreich!
Ich muß geſtehen. In der That, ſehr ſinnreich!

Marquis (mit Ernſt).

Nein, Carlos! Es iſt etwas mehr. Ich fühle,
„Wovon ich mich entwöhnen muß,“ ꝛc.

Der Marquis in der Thalia ſpricht hier ganz, wie S. 262 unten f.

Carlos

(wirft ſich in einen Seſſel. — Nach einer Pauſe mit kaum unterdrücktem Weinen).

„Ich weiß,
Daß du mich nicht mehr achteſt.“

Marquis.

Hörſt du denn,
Daß ich dir ſchmeichle? — Nicht ſo, Karl, nicht alſo!
„Ich kenne dieſe Aufwallung.“ ꝛc.

Von hier an ſind die Zeilen der Urſchrift wieder beibehalten, bis in der fernern Antwort des Poſa (S. 264):

Marquis.

— — — — — „Doch nun
Wir beſſer uns verſtehen,“ wie ich meine,
Nun unterſchreib' ich deinen Wunſch. „Du ſollſt
Die Königin jetzt ſprechen, mußt ſie ſprechen.“
Ich ſelbſt, ich gebe dir mein Wort, ich ſelbſt
Will es beförδern.

Carlos (ihm um den Hals fallend).
Bruder meiner Seele!
„O, wie erröth' ich neben dir!" — Verzeihung!
Wie wenig bin ich deiner werth!

Marquis.

Weißt du
Denn ſo gewiß, ob nicht geheime Wünſche,
Nicht Furcht vielmehr und Eigennutz mich leiten? —
Doch davon, wenn es Zeit iſt, mehr. „Du haſt
Mein Wort. Nun überlaß mir alles Andre."
Ein wilder, ſchöner, ſchrecklicher Gedanke
Steigt auf in meiner Phantaſie. — „Du ſollſt
Ihn hören, Karl, aus einem ſchönern Munde.
Ich dränge mich zur Königin. Vielleicht
Daß morgen ſchon der Ausgang ſich erwieſen.
Bis dahin, Karl, vergiß nicht, daß ein Anſchlag,
Den höhere Vernunft gebar, das Leiden
Der Menſchheit preßt,[1] zehntauſendmal vereitelt,
Nie aufgegeben werden darf. — Hörſt du?
Erinn're dich an Flandern!

Carlos.

Alles, Alles,
Was du und hohe Tugend mir gebieten."

Marquis.

Und jetzt die einz'ge Bitte noch. — So drängend
Auch Ungeduld und Leidenſchaft dich mahnen;
Erwarte ruhig den Erfolg. Verſprich,
Nichts ohne deinen Bruder zu beſchließen.
Verſprichſt du dieſes?

---

[1] Jetzt: „drängt."

Carlos.

Ja, auf's heiligſte!

Marquis (geht an ein Fenſter).

„Die Zeit iſt um. Ich höre dein Gefolge" ꝛc.

Das Uebrige iſt gleichlautend.

Dritter Auftritt.[1]

(Das Schlafzimmer des Königs. Eine Niſche, vor welche Gardinen gezogen ſind. „Auf dem Nachttiſch zwei brennende Lichter" ꝛc.)

König (in einen tiefen Traum verloren).

Daß ſie Bedürfniß haben muß — wer kann
Es leugnen. „Nie konnt' ich ihr Liebe geben ꝛc.

Weiter unten:

„Die Lichter ſchon herabgebrannt?" Doch nicht
Gar Morgen ſchon.

(Er zieht eine Uhr [illegible]. Es iſt faſt vier.)

„Ich bin um meinen Schlummer."
Beſcheide dich, Natur. „Der König hat
Nicht Zeit ꝛc.

---

[1] Hiemit erſt beginnt ſonſt der dritte Akt (Taſchenausg. B. 3. S. 266).

Vierter Auftritt.

Der König. Graf Lerma.

Lerma (von ferne, da er den König gewahr wird).

„Befinden
Sich Ihre Majeſtät nicht wohl.“

König.

Nicht wohl?
Woven? Habt Ihr vielleicht beſondre Gründe,
Dies zu befürchten?

Lerma.

Keinen, mein Monarch!
Als was ich eben ſehe. So iſt Morgen
Und Ihre königliche Majeſtät
Noch angekleidet, oder ſchon.

König.

Im linken
Pavillon war Feuer. Hörtet Ihr
Den Lärmen nicht?

Das folgende Geſpräch iſt in beiden Ausgaben gleich bis S. 268 in der Mitte:

König.

— — — „So lange
Der König ſchläft, iſt er um ſeine Krone,
Der Mann um ſeines Weibes Herz.“ Der Schlaf
Der Könige macht Königinnen fruchtbar.
Und Greiſe noch zu Vätern — Gift und Tod!
Hinweg —

Lerma.

Befehlen Ihro Majeſtät,
Daß ich die Edelknaben wecke?

König.

Laß
Sie ſchlafen. Sie gefallen mir ſo beſſer.
Ich traue Menſchen gerne, wenn ſie ſchlafen.
Der hier vergißt mir's, wenigſtens ſo lange
Er ſchläft, daß ſeines Vaters Blut durch mich
Auf dem Schaffot gefloſſen iſt — Und ſo
Bin ich bedient? In meinen Reichen allen
Fand Niemand ſich, mich zu bewachen, Niemand
In allen, als der Miſſethäter Söhne,
Die ich zum Tode bringen ließ?

Lerma.

Es ſind
Ja Kinder, Ihre Majeſtät —

König.

Noch beſſer.
Laßt aus Neapel Freudentöchter holen,
Gebt ſie der Königin zu Frauen. — O
Hinab mit der Erinnerung — Weg! Weg!
Ich will allein ſeyn.

(Lerma will gehen. Der König folgt ihm mit den Augen, und ruft ihn zurück.)

Doch, es iſt vielleicht
Mein guter Engel, den ich von mir weiſe?
Bleibt, Graf von Lerma — Sagt mir, aber ſagt
Mir Wahrheit — Wahrheit, ich belohne Euch
Die Lüge nicht — Hat man Euch auch davon
Erzählt?

Lerma.

Erzählt wovon, mein König?

König.

Nein, es iſt Läſt'rung.[1] „War es nicht ein Weib,
Ein Weib, das mir es flüſterte? Der Name
Des Weibes heißt Verleumdung. Das Verbrechen
Iſt nicht gewiß, bis mir's ein Mann bekräftigt.

(Zu den Pagen, welche ſich unterdeſſen ermuntert haben.)

Schickt nach Toledo!

(Pagen gehen.)

„Tretet näher, Graf!
Iſt's wahr?

(Er bleibt fortwährend vor dem Grafen ſtehen.)

O, eines Pulſes Dauer nur
Allwiſſenheit!" — In ganz Kaſtilien
Bin ich der einzige vielleicht, der hier
Nur fürchtet . . . „Schwört mir, iſt es wahr? Ich bin
Betrogen? Bin ich's? Iſt es wahr? ꝛc."

Im Folgenden nur einige kleine Veränderungen, wie z. B. Lerma in der Thalia fragt: Was ſollte wahr ſeyn, was? Endlich ſpricht S. 270 der:

König.

— — — — — — „Mehr,
Als mir bekannt iſt, daß ſie geben kann."
Die Beſte? wirklich? — Von den Beſten ſpricht
Kein zweiter Mann, das überlegt Graf Lerma.
„Ihr ſeyd entlaſſen. Laßt den Herzog kommen."

---

[1] In der erſten Ausgabe (von 1787): „Verleumdung."

Fünfter Auftritt.

Der König und Herzog von Alba.

Vom Anfang an auslaſſend bis S. 271:

Alba.

„Eine Kränkung,
Die meinem König galt“ und meinem Aug'
Entgangen iſt!

König.

Nein! Unter Euren Augen
Erduld' ich ſie, und Ihr verhehlt! — Ihr hattet
So ſtumpfen Blick für Sünden eines Andern?
Ihr hattet mir aus Edelmuth, aus Stolz,
Die wichtige Entdeckung vorenthalten,
Die Euren fürchterlichſten Feind vertilgt?
Ich glaub' es kaum. Ich kenn' Euch beſſer . . . Herzog,
Ihr ſchwiegt, weil der verſtohlene Triumph,
Mein Schickſal zu beklagen, Eurem Stolze
Noch weit, weit ſüßer war, als Eurer Rache
Des Nebenbuhlers Untergang? Ihr habt
Es reiflich bei Euch überlegt, daß hier
Das größ're Uebel ſchweigen iſt — drum ſchwiegt Ihr.

Alba.

So hab' die Gunſt des Königs mir verloren,
Wenn ich den Inhalt dieſes Vorwurfs —

König (zeigt ihm das Medaillon).

Kennt
Ihr dieſes Bild?

Alba.

Es iſt nicht zu verfehlen.

Dom Karl —

König (zeigt ihm die Briefe).

Und kennt „Ihr dieſe Hand?“ ꝛc.

Erſt S. 272 weicht wieder die Thalia ab:

Alba (nach einem Stillſchweigen, mit verſchloſſener Miene).

Eure Majeſtät
Vertrauten meiner Wachſamkeit die Krone.
Der Krone hab' ich meine leiſeſten
Befürchtungen verpfändet. „Was ich ſonſt
Vermuthe, denke“ ꝛc.

Bedeutender ſind die Varianten von S. 275 an:

König.

„Ich alſo bin der letzte, der es findet!
Der letzte durch mein ganzes Reich“ —

Alba.

Weil man
Nur vor dem königlichen Auge zittert,
Für dieſes nur die Maske ſpart — wozu
Sich vor der Sklaven Wachſamkeit verkriechen,
Wenn man gewiß ſeyn kann, daß der Monarch
Beſchloſſen hat, nur ſeinem Aug' zu glauben?
Nicht unſerm Forſchen — der Vermeſſenheit,
Dem ſtolzen Taumel des Infanten, der
Sich nicht geſcheut, mit dieſem ſtrafbaren
Verſtändniſſe zu prahlen, danken wir
Die frühere Entdeckung. Kaum bezwangen
Wir die gerechte Wallung unſers Zorns,
Die Ehre Eurer Majeſtät ſo laut,
So öffentlich verletzt zu ſehen!

König.

Laut?

Alba.

Zu hören wie ſein ausgelaſſ'ner Witz
Selbſt ſeines Vaters heilige Perſon
Mißhandelte — in Gegenwart ſogar
Der Königin mißhandelte. Jüngſt ſprach
Man von dem Vorſatz Eurer Majeſtät,
Das Königreich perſönlich zu durchreiſen.
Er foderte ein Blatt Papier, und ſchrieb
(Er zieht eine Brieftaſche.)
Dies beißende Pasquill, das er die Reiſen
Dem Philipp's nannte.

König (entblättert es).

Reiſe von dem Garten
Buenretiro nach Eſcurial;
Vom Prado nach Aranjuez.
(Der König legt das Papier ſtillſchweigend nieder.)

Alba (nach einer Pauſe, worin er ſeine Antwort erwartet).

Wer gegen
Die Majeſtät des Königs und in ſeiner
Gemahlin Beiſeyn dieſe Scherze ſich
Erlauben darf, muß in genaueren
Verbindungen —

König

(nachdem er einigemal mit ſtarken Schritten auf- und niedergegangen).

Und jetzt — erſt jetzt, Toledo,
Erfahr' ich das? Bis heute konntet Ihr
In meinem Schlummer mich verharren laſſen?
Ihr, den ich meinen Freund genannt? Der mir
Ein treuer Spiegel immer war von allen

Gedanken, die in meinen Reichen keimen,
Ihr konntet diesmal mir —

Alba (wirft ſich dem König zu Füßen).

„Ja, ich bekenne
Mich ſchuldig, gnädigſter Monarch. Ich ſchäme
Mich einer feigen Klugheit, die mir da
Zu ſchweigen rieth, wo meines Königs Ehre,
Gerechtigkeit und Wahrheit laut genug
Zu reden mich beſtürmten. Weil doch Alles
Verſtummen will," weil Furcht vor einem Weibe,
Weil die allmächtige Bezauberung
„Der Schönheit aller Männer Zungen bindet,
So ſey's gewagt, ich rede, weiß ich gleich,
Daß eines Sohns einſchmeichelnde Betheurung,
Daß die verführeriſchen Reizungen,
Die Thränen der Gemahlin" laut genug
Mich überſtimmen werden — daß ſogar
Die Freundſchaft meines Königs vor dem Zorne
Der Schönheit mich nicht ſchützen kann — vielleicht
Nur eine Nacht —

König (raſch und heftig).

Eh' wird ſie mit dem Tode
Zu Bette gehen. „Stehet auf. Ihr habt
Mein königliches Wort." Wißt Ihr noch mehr?
„Sprecht unerſchrocken!"

Im Uebrigen alles unverändert.

Sechster Auftritt.

Der König. Domingo.

Die erſte Variante dieſer Scene iſt S. 278 der Taſchenausgabe:

König.

„Eure Furcht?
Was war zu fürchten?"

Domingo

(ſchweigt wieder ſtill und wirft einen bedeutenden Blick auf den Tiſch, wo das Medaillon und die Briefe liegen).

Alles wenigſtens
Von einem zürnenden Gemahl.

(Der König ſieht ihn betroffen und unwillig an.)

Ich darf
Nicht läugnen, Eure Majeſtät, daß ich
„Um ein Geheimniß weiß" ꝛc.

Eine fernere Variante S. 279 oben:

König.

— — — — „Ihr ſollt
Aus dieſem dunkeln Labyrinth mich führen,"
Worein mich blinder Eifer, Eigennutz
Geworfen hat. Hier liegen Zeugniſſe,
Die meine Gattin, meinen Sohn verdammen,
Noch andre weiß ich, die das Schrecklichſte
Mich fürchten laſſen. — Aber ſchwer, Domingo,
Schwer wird es mir, an eines nur zu glauben.
So tief, als man die Königin bezüchtigt,
Herabzuſinken, koſtet viel. So leicht,

Als man mich überreden möchte, reißen
Der Ehe heil'ge Bande nicht, zerreißt
Die Sittſamkeit den Schleier nicht. Das Blut,
Das ſtolzer fließt in königlichen Adern,
Verſchmäht das Gift der lüſternen Begierde,
Die nur in Sklavenherzen brennt. — Wer endlich,
Wer klagt ſie an? Daſſelbe feile Weib,
Das kaum zuvor den Gürtel ſeiner Ehre
Mir hinzugeben nicht erröthet hatte?
Ein würd'ges Zeugniß gegen meine Gattin
Und Königin! — Und wenn ſie fähig ſollte
Geweſen ſeyn, ſo tief ſich zu entehren,
Sie — ſie — o wie viel mehr iſt mir zu glauben
Erlaubt, daß eine Eboli verleumdet!
Mein Weib iſt mehr werth, als ſie alle. Haßt
Nicht Herzog Alba meinen Sohn und ſie? [1]
Ihr kennt den Menſchen auch und ſeyd gerechter.
„Von Euch erwart' ich Wahrheit. Redet offen" ꝛc.

Die nächſte Abweichung fällt auf S. 281:

König.

„Was? muß ich ſo lange
Um einen Tropfen Gift Euch bitten? — Was?"

Domingo.

Dem Volk, das gern in dem Kalender blättert,
Fällt ein beſondrer Umſtand auf. Es findet
Den unglücksvollen Monat angeſchrieben,
„Der Eure königliche Majeſtät

---

[1] Dieſe Stelle, von den Worten an: „Und wenn ſie fähig ſollte geweſen ſeyn" ꝛc., verlegte Schiller ſpäter in die zehnte Scene des dritten Akts (S. Taſchenausg. B. 3, S. 310).

Dem Tode nahe brachte — dreißig Wochen
Nach dieſem lieſt es von der glücklichen
Entbindung“ ſeiner — —

König (iſt ohnmächtig auf den Seſſel zurückgeſunken).

Domingo (erſchrocken auf ihn zuſtürzend).

Gott — Was iſt das? Hülfe!

(Er zieht die Glocke.)

Toledo! — Lerma! —

Siebenter Auftritt.

Der König. Domingo. Alba.

Alba (ſtürzt in das Zimmer).

Hülfe wird gerufen.

Domingo.

Der König — eilt!

Alba.

Der König! Welcher Zufall!

König (ſchlägt die Augen auf).

Wo war ich?

Domingo.

Er erholt ſich. Bleibt. Es iſt
Vorüber . . . Eure Majeſtät —

König (noch wie im Traume).

Ha! Recht!
Solch eine Stimme war's, die meine Tochter
Zum Baſtard machte.

Alba.

Nicht ſo, beſter König.

König.

Ihr auch da? O Euch ſchickte mir die Gnade!
„Ihr ſeyd ein Mann — ſchützt mich vor dieſem Prieſter."

(Er lehnt ſich an den Herzog.)

Alba.

Beſinnen Sie ſich, mein Monarch. [1]

König (erkennt den Herzog und weicht einen Schritt zurück).

Was thu' ich?
Bin ich in ſolchen Händen? Einer Schlange
Will ich bei einem Krokodil entlaufen?
Sonſt alſo hab' ich keine Wahl? Sonſt keine?
Allgüt'ge Vorſehung — Da ſteh' ich arm
Und einſam! Keines guten Menſchen Buſen,
Wo ich mein Haupt zur Ruhe könnte wiegen!

Domingo.

(Er und Herzog Alba geben ſich verlegene Blicke und ſchweigen. Endlich wendet ſich Domingo zum König.)

Wenn wir voraus es hätte wiſſen können,
„Daß dieſe Nachricht an dem Ueberbringer
Geahndet werden ſollte." —

König (ohne ihn anzuſehen, auf Einen Gedanken geheftet).

„Baſtard, ſagt Ihr,"
Ein Baſtard wär' es, was ich Tochter nannte?
„Ich war, ſagt Ihr, vom Tode kaum erſtanden,
Als ſie ſich Mutter fühlte" —

Von hier an ſpricht der König mit der Thalia gleich bis (S. 281 unten):

---

[1] In der Ausgabe von 1787:
„Erholen Sie ſich, mein Monarch."

„An was verlangt Ihr, daß ich glauben ſoll?“
Ihr werdet blaß? Ihr ſteht verlegen? — Habe
Ich Euch ergriffen, Prieſter? — Hoffet nicht,
Mit glatter Schlangenhaut Euch loszuwinden.
Sagt mir die Wahrheit, Prieſter. Gibt es Wunder?
Ich falle ab von Eurem Glauben, wenn
Ihr es verneinet.

Domingo (nach einem verlegenen Beſinnen).

Nur alsdann, mein König,
Wenn die Geſetze der Natur ſich unſerm
Verſtand entziehn, nimmt unſre Dankbarkeit
Zur Gnade ihre Zuflucht. Wunder wirkt
Der Himmel nie, wenn ſie entbehrlich ſind!

König.

O, des verſchlagnen Weltmanns, der für jeden
Beſondern Fall auch eine neue Klugheit
Und eine neue Zunge hat — der heute
Durch Lügen ſeinem Schöpfer dient und morgen
Ihn dringenderen Lügen wieder opfert.
„O, ich durchſchau' Euch. Wäre das Complot
Schon damals reif geweſen — ja, dann war
Der Heilige um ſeinen Ruhm.“

Alba (das Wort mit Empfindlichkeit auffaſſend).

„Complot!“

Domingo.

Complot! Welch kränkender Verdacht!

König.

— „Ich ſoll etwa
Nicht wahrgenommen haben, wie erpicht
Und gierig ihr auf euren Raub euch ſtürztet?“
Wie künſtlich ihr den Rückweg mir geſperrt?

„Mit welcher Wolluſt ihr an meinem Schmerz,
An meines Zornes Wallung euch geweidet?“
Nicht merken ſoll ich, wie voll Eifer dort
Der Herzog brennt, der Gunſt zuvorzueilen,
Die meinem Sohn verſprochen war? Wie gerne
Der fromme Mann hier ſeinen kleinen Groll
Mit meinem königlichen Zorn bewehrte?
„Ich bin der Bogen, bildet ihr euch ein,“
Den man nur ſpannen dürfte nach Gefallen?
Kleinkluge Geiſter, die ihr Leidenſchaft
Mit einer Meßſchnur zu umſchreiben — Menſchen
Gleich einer Uhr zu ſtellen denkt! Ihr habt
In eurer Rechnung diesmal euch betrogen.
„Noch hab' ich meinen Willen auch.“ So leicht,
Als ein Accord dem Griff des Lautenſpielers,
Steht euch mein Geiſt nicht zu Gebote. „Wenn
Ich zweifeln ſoll, ſo laßt mich wenigſtens
Bei euch den Anfang machen.“

Was der Herzog, darauf der König und dann Domingo ſagen, ſiehe Taſchenausg. S. 282 f.

König

(nach einer tiefſinnigen Stille, indem er ſich ernſt und feierlich zu Domingo wendet).

„Ich will
Die Großen meines Königreichs verſammeln
Und ſelber zu Gerichte ſitzen.“ [1] Tretet
Heraus vor Allen — habt ihr Muth — und klagt
Als Ehebrecherin ſie an. Ich ſchwör' euch,
„Sie ſoll des Todes ſterben — ohne Rettung“ —
Sie und mein Sohn ſoll ſterben! — Aber merkt euch!

---

[1] Siehe Taſchenausg. B. 5. S. 283.

Zuvor — ihr ſelbſt! Ihr, weil ihr mich gezwungen,
Mit meiner Gattin, meines Kindes Blut
Den Thron und meine Hände zu beſudeln.
.... Das habt ihr nicht berechnet, daß dem Arme,
Der Sohn und Weib erſchlug, des Wurmes Leben
Nicht heilig ſeyn wird — daß für ſolche Dienſte
Ein ſolcher Lohn bereitet liegt? — „Wollt ihr
Die Wahrheit durch ein ſolches Opfer ehren?
Entſchließet euch. Ihr wollt nicht? Ihr verſtummt?
Ihr wollt nicht? — Das iſt eines Lügners Eifer.

Alba

(der ſtillſchweigend in der Ferne geſtanden, antwortet kalt und ruhig).

„Ich will es."

König

(ſieht ſich erſtaunt um und ſieht den Herzog eine Zeitlang ſtarr an).

„Das iſt kühn!"

(Nach einigem Nachdenken.)

„Doch mir fällt ein,
Daß Ihr in ſcharfen Schlachten Euer Leben
An etwas weit Geringeres gewagt —
Mit eines Würfelſpielers Leichtſinn für
Des Ruhmes Unding es gewagt — Und was
Iſt Euch das Leben?" Welchen Reiz kann es
Für Euresgleichen haben, die in Ketten
Empfangen worden? [1] — „Königliches Blut
Geb' ich dem Raſenden nicht Preis" ꝛc.

---

[1] In der Ausgabe von 1787: geboren werden.

Achter Auftritt.

Der König allein.

(Folgt Beiden mit den Augen, bis ſie verſchwunden ſind. Als er ſich allein ſieht, geht er mit raſchen Schritten auf und nieder und bleibt endlich gedankenvoll ſtehen.)

„Jetzt gib mir einen Menſchen, gute Vorſicht.
Du haſt mir viel gegeben," mehr, als bei
Der gleichen Theilung unter deine Kinder
Mir billig werden ſollte. „Schenke mir
Jetzt einen Menſchen!" ꝛc.

Sechs Verſe nachher (S. 285).

„Ihre zahmen Laſter,
Beherrſcht vom Zaume," ziehen meinen Wagen,
Wie deine Wetter die Natur — Jetzt brauche
Ich einen guten Menſchen — brauch' ihn mehr
Und drängender, als alles Glück, das du
In meines Lebens ſchmales Bette preßteſt.
„Ich brauche Wahrheit — Ihre ſtille Quelle" ꝛc.

Von Poſa ſagt der König: Kann ich dieſes Namens mich doch nicht (für „kaum") entſinnen.

Neunter Auftritt.

Dom Carlos im Geſpräch mit dem **Prinzen von Parma** auf- und abgehend. **Die Herzoge von Alba, von Feria** und **Medina Sidonia. Der Graf von Lerma** und mehrere Granden mit Schriften in der Hand. Alle den König erwartend.

Von **Medina Sidonia** heißt es, nachdem ihm Alba die ſchlimme Ausſicht eröffnet (S. [illegible]): (ſinkt wie ermattet nieder). **„Im Feuer des engliſchen Geſchützes" ꝛc.** **Carlos** (welcher bisher mit verhaltener Theilnahme auf ihn geblickt hat, nähert ſich ihm jetzt und drückt dem [illegible] die Hand). **Medina Sidonia** ſteht auf, und [illegible] an: **„Warmen Dank" ꝛc.**

Zehnter Auftritt.

Der König kommt angekleidet heraus. **Die Vorigen.** (Alle nehmen die Hüte ab, und weichen zu beiden Seiten aus, indem ſie einen halben Kreis um den König bilden.)

Nach einigen Takten heißt es:

König (ſcheint keinen der Granden bemerken zu wollen, wendet ſich mit Freundlichkeit zum Prinzen von Parma): **„Eure Mutter" ꝛc.**

Nach einigen Zwiſchentakten ſagt der

König.

„Herzog,
Ihr ſeyd mein erſter Feldherr“

(Leiſer zu ihm.)

„Seyd nie mehr“ ꝛc.

Nachdem der König dem Medina Sidonia gedankt hat, daß er ihm einen würdigen Diener erhalten (S. 289 oben)

„Für dieſen, meine Granden,
Erkenn' ich ihn, will ich erkannt ihn wiſſen“

heißt es noch: Carlos geht mit lebhafter Freude auf den Herzog zu und umarmt ihn.

III. Varianten der erſten vollſtändigen Ausgabe des Don Carlos.

(1786.)

Mit den zuletzt mitgetheilten Worten endigen ſich die Scenen, welche Schiller von ſeinem Drama in die rheiniſche Thalia einrücken ließ.

Es war in dem freundlichen Wohnhauſe Körners, welches dieſer in ſeinem Weinberge bei dem Dorfe Loſchwitz an der Elbe, in der Nähe von Dresden, beſaß, wo Schiller im Herbſte 1786 ſeine Tragödie vollendete. (ſ. Schiller's Leben Th. 1, S. 279). Sie kam dann zuerſt unter folgendem Titel heraus: „Dom Carlos, Infant von Spanien. Von Friedrich Schiller. Leipzig, bei Georg Joachim Göſchen 1787.“ Eine neue Auflage von 1801[1] legte er zu Grunde, als er ſpäter ſein Stück mit dem Beiſatz: dramatiſches Gedicht, für „Schillers Theater“, welches bei Cotta erſchien, revidirte, und das für dieſen Zweck von ſeiner Hand corrigirte Exemplar liegt mir vor. Wie überhaupt die meiſten Verbeſſerungen, die der Verfaſſer mit ſeinen Arbeiten vornahm, in Abkürzungen beſtanden (ſ. Schiller's Leben, Th. 4, Kapitel 4 gegen das Ende); ſo erfuhr auch der Don Carlos mit jeder neuen Ausgabe viele Reductionen, und die Ausgabe von 1801 iſt ſo ſehr von allem Ueberflüſſigen gereinigt und ſo ſehr auf das künſtleriſch Nothwendige zuſammengezogen, daß ſie von unſerm jetzigen Text wenig mehr abweicht.

---

[1] Döring (in Schiller's Leben S. 108) nennt noch zwei andere Auflagen, von 1802 und 1804. Auf jeden Fall iſt die von 1802 nicht „die zweite“.

Auch die erſte Ausgabe, von 1787, iſt gegen die Thalia ſchon ſehr abgekürzt; mit den Cotta'ſchen Ausgaben verglichen, enthält ſie noch bedeutende Varianten, die ich nun im Folgenden mittheile. Wir müſſen das Stück von vornen noch einmal durchlaufen, da es auch in den mitgetheilten Scenen der Thalia einiges Eigenthümliche hat. Kleinere Abweichungen im Ausdruck habe ich bisher ſchon in Anmerkungen unter dem Text vorausgeſchickt.

Erſter Akt.

Erſter Auftritt.

Dieſe Unterredung des Prinzen mit dem Prieſter hat Schiller ſchon in der erſten Ausgabe beinahe wörtlich zu der Kürze und Milde gemäßigt, wie wir ſie jetzt leſen. Am Ende der Scene (ſ. Taſchenausg. S. 155) ſpricht Carlos nach: **„Und raſen wirſt du, wenn du ſie gemacht"** noch die Verſe:

Dein Gold kann ſich erſchöpfen, deine Flotten
In Stürmen unterſinken — Schreckenlos
Siehſt du die Wogen der Rebellion
Bis an die Stufen deines Thrones ſchlagen.
Dein Thron ſteht feſt. Doch —

Hiermit geht die Rede in die zweite Scene über: **„O, ihr guten Geiſter"** ꝛc., Taſchenausg. Nr. 3, S. 155.

Zweiter Auftritt.

In dem Geſpräch zwiſchen Don Carlos und Marquis von Poſa ſind nur einige Ausführlichkeiten der Thalia beibehalten. Da in dieſer Zeitſchrift die Scene unvollſtändig iſt (ſ. oben S. 10), ſo finden ſich weiterhin einige Varianten und eine ſinnreiche Erfindung (vergl. Taſchenausg. Bd. 3, S. 154 ff.).

Marquis.

„Was Sie auch Willens ſind zu thun“ — ſo heftig
Auch Leidenſchaft Sie drängen mag, „verſprechen
Sie, ohne Ihren Freund nichts zu beſchließen.“ ꝛc.

Die nächſten Abweichungen finden ſich auf S. 158 der Taſchenausgabe.

Marquis.

„Nicht ſo ganz.
Ich gehe, mich ſogleich ihr vorzuſtellen,“
Wie ich auch ohne dies gethan. Sie weiß,
Und ſie nur, das Geheimniß unſrer Freundſchaft.
„Iſt ſie in Spanien dieſelbe noch,
Die ſie vordem an Heinrich's Hof geweſen,
So find' ich Offenherzigkeit.“ Ich komme
Auf ihren Sohn zu reden —

Carlos.

Göttlich! göttlich!

Marquis.

Aus ihren Blicken ſpricht ihr Herz. „Kann ich
In dieſen Blicken Carlos' Hoffnung leſen,
Find' ich zu dieſer Unterredung ſie
Geſtimmt, ſind ihre Damen zu entfernen —

Carlos.

Die meiſten ſind mir zugethan, beſonders
Die Mondecar hab' ich durch ihren Sohn,
Der mir als Page dient, gewonnen.

Marquis.

Deſto beſſer.
So ſind Sie in der Nähe, Prinz, ſogleich
Auf mein gegebnes Zeichen zu erſcheinen."

Carlos.

Das will ich, will ich; alſo eile nur.

Marquis.

Ja! Aber welches Zeichen? — Die Entfernung
Iſt etwas groß, und näher ſich zu wagen
Für beider Sicherheit nicht rathſam.

Carlos (nach einigem Beſinnen).

Wie?
Wenn das gelänge? — Ja, es muß, es muß!
So eben, weiß ich, iſt die Zeit, wo ſie
Den Garten zu beſuchen pflegt. Die Quellen
Im ganzen Garten hangen mit dem Brunnen
Der Nereiden, den du vor dem Luſthaus
Der Königin entdecken wirſt, zuſammen.
Zum Glücke ſtehn jetzt alle ſtill. Wenn du
Ein Mittel findeſt, dieſe einzige
Fontaine zu eröffnen, ſpringen alle
Caſcaden in Aranjuez — und ich
Weiß meine Loſung.

Marquis.

Glücklicher Gedanke.
„Ich will nun keinen Augenblick verlieren.
Dort alſo, Prinz, auf Wiederſehn."

(Beide gehen ab zu verſchiednen Seiten.)

Dritter Auftritt.

Die Scene erſchien zuerſt in der vollſtändigen Ausgabe des Don Carlos, und iſt bis auf einige Verſe (ſ. oben S. 41 f.) in Dresden 1786 gedichtet. Eine ſo anmuthige, wahrhaft poetiſche Unterhaltung, wie dieſe zwiſchen der Königin und ihren Damen, hätte Schiller in Mannheim gewiß noch nicht ſchreiben können. Ein leichtes Geſpräch gebildeter Frauen! Varianten finden ſich nur einige: Taſchenausgabe S. 157 ſagt die

Königin.

„Verargen Sie mir's nicht." Wir alle, glaub' ich,
Sind für das Vaterland parteiiſch.

Mondecar.

Iſt
Man das in Frankreich auch?

Eboli.

„Wie einſam aber" ꝛc.

Und am Ende S. 161 hat die Olivarez nach der

Königin.

So will ich denn auf meine
Gefahr es wagen.

Olivarez.

Wenigſtens erbitt' ich
Von Ihro Majeſtät die Gnade mir,
„Mich ſo lang' zu entfernen." ꝛc.

Vierter Auftritt.

Iſt ebenfalls 1786 für die erſte Ausgabe des Don Carlos ganz neu gedichtet. Die Worte der Königin (S. 163 unten):

— — — — — — „Sie haben viele Höfe
Beſucht auf Ihren Reiſen, Chevalier,

Und viele Länder, vieler Menſchen Sitten
Geſehn“

ſind weitläufiger ausgedrückt:

— — — — — — Sie haben viele Höfe
Beſucht auf Ihren Reiſen, Chevalier;
Den halben Norden, leſ' ich, durchgereiſt —
In London waren Sie ſehr lang.

Mondecar (mißt den Marquis mit großen Augen).

In London?

Eboli.

In London! — Alſo hat der Chevalier
Der Ketzer Königin geſehen? — Wie
Sah ſie denn aus?

Marquis.

So ſchön beinahe, wie
Prinzeſſin Eboli auf — einem Throne.

Eboli.

Schön! — Mondecar?

Königin.

Und jetzt ſind Sie geſonnen,
„In Ihrem Vaterland ſich ſelbſt zu leben?“ ꝛc.

Die Königin ſagt, daß es ſehr ruhig in Madrid ſey; und dieß ſey mehr, als ſich das ganze übrige Europa zu erfreuen habe, fügt der Marquis hinzu (S. [illegible]).

Königin.

„So hör' ich.
Ich habe alle Händel dieſer Erde
Bis faſt auf die Erinnerung verlernt.“
Was ich mir nimmer hätte träumen laſſen —
Es iſt nichts leichter, find' ich, nichts bequemer,
Als Königin zu ſeyn.

Marquis.

Gewiß,
Wenn man dazu geboren ward.

Königin (ſieht den Marquis feſt an).

Die Welt
Hat Sie verdorben, Marquis. Kaum erkenn' ich
Den Philoſophen mehr, der unbeſtochen
Und ohne Menſchenfurcht ſogar am Throne
Die Wahrheit ſagt.

Marquis.

Vielmehr — es iſt die kühnſte
Freimüthigkeit, da Wahrheit zu geſtehn,
Wo ſie gewiß kein Schmeichler wagen möchte.

Königin (zur Prinzeſſin von Eboli).

Mir daucht, Prinzeſſin Eboli, „ich ſehe
Dort eine Hyacinthe blühen.“ ꝛc.

Gegen das Ende ſteht noch: Eben erinnr' ich mich, wie glücklich ein Gewiſſer, wofür der Marquis jetzt ſagt: „Ich denke nach“ u. ſ. w.

Dieſe ganze Scene iſt ſo poetiſch vollendet, daß ſie in äſthetiſcher Hinſicht alles übertrifft, was Schiller bisher Dramatiſches gedichtet hatte, und dem Beſten aus der ſpätern Periode nicht nachſteht. Wie viel hatte er im Umgang mit ſeinen edlen, gebildeten Freunden und Freundinnen in Dresden gewonnen! Aber einen beinahe widrigen, ſchneidenden Gegenſatz in Abſicht auf die Gemüthsverfaſſung der handelnden Perſonen und ihren Ausdruck macht mit dieſer Scene zugleich der nächſte, noch in Mannheim 1784 geſchriebene

Fünfte Auftritt.

Die erſte Ausgabe ſtimmt in dieſer Scene zwiſchen Carlos und der Königin in Aranjuez beinahe ganz mit der Thalia oder dem jetzigen Text überein. Nach den Worten des Don Carlos (S. 174 oben):

— — — — — — „Das wußt' ich nicht, daß Sie
Den König lieben“

ſagte die Königin (vergl. oben S. 50):

Dieſes ſtolze Lachen
Verſteh' ich. — Nein. Ich lieb' ihn nicht — Doch „ihn
Zu ehren iſt mein Wunſch und mein Vergnügen.“

Sechster Auftritt.

Dieſe Scene endigt nach den Worten des **Königs** (S. 154 ganz oben):

„Mein ganzer Hof iſt feierlich geladen“ mit dem ſehr reducirten Text der Thalia:

König (der Königin den Arm reichend).

Und Sie begleiten mich.

Königin.

Barmherzigkeit!
Ich bin ein Weib — ein weiches Weib — ein Menſch.

König.

Auch eine Chriſtin, hoff' ich; kommen Sie,
Es zu beweiſen.

(Er führt ſie hinweg, die übrigen folgen.)

Siebenter Auftritt

Dieſe Scene (S. 154) erſchien bis auf einige Zeilen (ſ. oben S. 71) zuerſt in dieſer erſten Ausgabe. Nach den Worten des Marquis:

„Herzog
Von Alba, ſagt man, iſt im Cabinet
Bereits zum Gouverneur ernannt,“

ſagt

Carlos.

Ernannt!
Doch noch nicht abgegangen? — „Morgen alſo
Verlang' ich Audienz“ ꝛc.

Der kurze folgende Auftritt hat gar keine Variante.

Der neunte Auftritt

weicht nur gegen das Ende (S. 189) von dem Cotta'ſchen Texte ab. Carlos ſagt jetzt:

„Dies brüderliche Du betrügt mein Ohr
Mein Herz mit ſüßen Ahnungen von Gleichheit.
Keinen Einwurf.“

Dafür ſtand in der Ausgabe von 1787:

Dies brüderliche Du betrügt mein Ohr
Mit ſüßen Ahndungen von Gleichheit. Wende
Mir nichts ein.

Zweiter Akt.

Dieſer ganze Akt hat außer einigen ſchon angeführten kleinen Veränderungen des Ausdrucks beinahe nichts Eigenthümliches, nichts, was nicht in der Thalia oder in unſerm jetzigen Texte enthalten wäre. Der zweite Auftritt, worin alles Herbe ſchon ſehr gemildert iſt, endigt in der erſten Ausgabe des Don Carlos mit den Worten Philipp's (ſ. oben S. 98): „Mein einz'ger Sohn, entſetzliches Gericht," ꝛc. und alles Uebrige fehlt. Der dramatiſche Philipp hat nur Einen Sohn, der hiſtoriſche hatte bekanntlich noch einen zweiten, welcher ihm als Philipp III. 1589 in der Regierung folgte.

Die folgenden Auftritte veranlaſſen mich zu einer allgemeinern Bemerkung. Wenn wir die Jugenddramen Schiller's, beſonders in den erſten Ausgaben, durchleſen, ſo finden wir, daß die Notizen, welche er, wie es die Dramatiker zu thun pflegen, den handelnden und ſprechenden Perſonen beifügte, häufig ſehr bedeutend und zuweilen ſogar poetiſch abgefaßt ſind. Ein anderer Dichter hätte ſolche Winke und Erklärungen, wie billig, trocken, möglichſt kurz und ſelten, für den Leſer oder Schauſpieler beigegeben: Schiller's theilnehmendes Herz wogt über die Reden der Perſonen noch in dieſe Anmerkungen hinüber, die er ſo häufig eingeſchaltet, und man ſieht es ihnen an, wie er beim Dichten fühlte und geſtimmt war.[1] Wenn es z. B. (Taſchenausg. Bd. 5, S. 229) heißt: „Carlos (hängt voll Ungeduld an ihrer Erzählung)", ſo iſt ſelbſt in dieſer Klammer noch Poeſie. Es ſteht jetzt in der neunten Scene des zweiten Aktes, da wo Carlos und die Prinzeſſin Eboli ihres Irrthums gewahr werden (S. 233): „(Eine lange Stille von beiden Seiten)". Noch in der erſten Ausgabe hieß es: (eine ſchreckliche lange Stille von beiden Seiten). Nachher leſen wir von Carlos: „(ſich aufrichtend, im Ausbruch des heftigſten Schmerzes)". Dafür ſtand: (ſich aufrichtend, im fürchterlichen Ausbruch des heftigſten Schmerzens"). Sogleich darauf jetzt: Eboli („das Geſicht in das Kiſſen verbergend"): dafür früher: Eboli (das Geſicht voll Scham in das Kiſſen verbergend). Einem Schauſpieler ſollte es ſchwer werden, eine lange Stille ſchrecklich zu machen, und eine Aktrice ſollte Mühe haben, wenn ſie ihr Geſicht in ein Kiſſen verbirgt, bemerklich zu machen, daß ſie das voll Scham thut — für den Leſer aber ſind dieſe beiden Zuſätze eigentlich überflüſſig. Man ſieht, Schiller's von der Sache volle, ſittlich poetiſch bewegte Seele ſtrömte auch in dieſe Klammern hinein.

---

[1] Um ſo mehr fehlte Herr Boas, daß er nach ſeiner oberflächlichen Manier in ſeinen Nachträgen gewöhnlich dieſe Noten, die nicht allein die Perſonen und ihre Lage, ſondern auch den Dichter charakteriſiren, wegließ, z. B. allein im neunten Auftritt des zweiten Akts acht ſolche Zuſätze.

Dritter Akt.

In der zweiten Scene (nach der jetzigen Eintheilung) leſen wir nach den Worten des Lerma (Taſchenausg. Bd. 3, S. 268) „Nur zwei kurze Morgenſtunden Schlafs —" einen neuen Vers:

König.

Reißt mir
Den Scorpion von meinem Kiſſen. „Schlaf?
Schlaf find' ich in Eſcurial" ꝛc.

In dem Monolog des Königs im fünften Auftritt (ſ. Taſchenausg. Bd. 3, S. 281) leſen wir, von dem jetzigen und dem Text der Thalia abweichend:

— — — — — — „Ihre zahmen Laſter,
Beherrſcht vom Zaume," ziehen meinen Wagen,
Wie deine Wetter frohnen der Natur.[1]
„Ich brauche Wahrheit" ꝛc.

---

[1] Jetzt:

dienen meinen Zwecken,
Wie deine Wetter reinigen die Welt.

Zehnter Auftritt.

König. Die Vorigen.

Von der Mitte dieſes (jetzt ſiebenten) Auftritts an, wo die aus der Thalia mitgetheilten Scenen endigen, iſt die erſte Ausgabe der früheſte Text des Don Carlos, und deren Varianten treten jetzt ſelbſtſtändig auf. Es iſt gerade die Stelle, wo der Marquis von Poſa anfängt, thätig in die Handlung einzugreifen.

Nachdem Feria erzählt hat, daß Poſa die berüchtigte Verſchwörung in Catalonien entdeckt habe (Taſchenausg. Bd. 3, S. 290), ſetzt ſogleich Lerma einen neuen ſchon in der Ausgabe von 1801 ausgelaſſenen Charakterzug hinzu:

Lerma.

Eben
Derſelbe war es, der ein Jahr darauf,
Durch ſeines Vaters Tod zu der Grandezza
Gerufen — Erbe einer Million —
Mit beiſpielloſer männlicher Enthaltung,
Im vollen Frühling ſeines jungen Ruhms,
Freiwillig aus den Schranken trat — und jetzt
An dieſem Hof ſich ſelber lebt — nur darum
Von ſeines Königs Gnade übergangen,
Weil ſein beſcheidenes Verdienſt bis jetzt
Vor der Belohnung ſich verbarg.

Sonſt iſt in der Scene nichts ausgelaſſen oder geändert.

Das Cabinet des Königs.

Eilfter Auftritt.

Der Marquis von Poſa und Herzog von Alba.

Marquis (im Hereintreten).
„Mich will er haben? mich? — Das kann nicht ſeyn.
Sie irren ſich im Namen — und was will
Er denn von mir?[1]

Alba.
Er will Sie kennen lernen.“
Mehr iſt mir nicht bekannt.

Marquis.
Ich bin ihm nichts.
Ich wahrlich nichts. Das wußten Sie ſehr gut!
Das hätten Sie voraus ihm ſollen ſagen.
Daran iſt Niemand Schuld, als Sie.

Alba.
Als ich?
Das klingt doch luſtig. Wußt' ich denn, wozu
Er Sie beſtimmt hat?

Marquis.
Auf der Welt zu nichts,
Das dürfen Sie mir glauben.

Alba.
Doch — und wenn's
Auch nur gerade dieſerwegen wäre.

---

[1] Siehe Taſchenausg. S. 252 ff.

Marquis.

„Der bloßen Neugier wegen — O dann Schade
Um den verlornen Augenblick — Das Leben
Iſt ſo erſtaunlich ſchnell dahin.“

Alba.

Sie wiſſen
Ihr Glück gar nicht zu ſchätzen.

Marquis.

Eben darum.
Ich weiß es nicht zu ſchätzen.

Alba.

Dieſen Platz
Beneiden Ihnen Millionen.

Marquis.

Wahrlich!
Das thut mir leid — und mir frommt er ſo wenig.
Warum alſo? —

(Er ſieht ſich um.)

Ich hier in dieſem Zimmer?
Wie zwecklos und wie ungereimt! Was kann
Ihm viel dran liegen, ob ich bin? — Sie ſehen,
Es führt zu nichts.

Alba.

Dem Philoſophen freilich
Steht dieſe Art zu denken ſchön.

(Er will gehen.)

Marquis.

Wohin
So ſchnell?

Alba.

Sie melden.

Marquis.

O, das wird ſo ſehr
Nicht eilen. Sagen Sie mir doch: Wie lange
Kann denn das dauern?

Alba.

Ja, das fragt ſich nun,
Wie Sie dem Herrn gefallen.

Marquis.

Muß ich das?
Das iſt doch hart. Ich werd' ihm nicht gefallen.

Alba.

Wenn Sie nicht wollen. Nein.

(Im Abgehen.)

„Ich übergebe
Sie Ihrem guten Stern. Der König iſt
In Ihren Händen. Nützen Sie ꝛc.“

Zwölfter Auftritt.

Der Marquis allein.

Alles iſt gleich, außer (S. [illegible]):

— — — — — — — „Eigenſinn
Des launenhaften Zufalls wär' es nur“
Was **meinen** Schatten zeigt in **dieſen** Spiegeln?
„Aus einer Million gerade mich,
Den Unwahrſcheinlichſten, ergriff und im“
Gehirne dieſes Königs auferweckte? ꝛc.

Dreizehnter Auftritt.

Der König und **Marquis von Poſa.**

Im Anfange (ſ. Taſchenausg. Bd. 3, S. 294) wenig Abweichungen. Im Allgemeinen zu bemerken iſt, daß der König den Marquis in der erſten Auflage in dieſem Auftritt immer Sie anredet, nicht, wie jetzt, Ihr. — Hinter König (nach der Antwort des Marquis: Nein.) ſtand in einer Klammer: wiederum Stillſchweigen. Dann:

— — — — — — — — Ihnen
Hätt' es gebührt, ſich meinem Aug' zu zeigen,

für die jetzige Lesart:

— — — — — — — — „Euch kam's zu,
Das Auge Eures Königs zu ſuchen."

Ferner: zween Tage für „zwei Tage"; und: in meiner Unterthanen Schuld, für: „in meiner Diener Schuld." Weiter: dieſes Vorrecht hat auch der Mörder, für: „dies Recht hat auch der Mörder." Endlich (Taſchenausg. S. 295):

König (vor ſich).

Viel kühner Muth, bei Gott! Doch das war zu
Erwarten — Hatte wohl der türk'ſche Mond
Gezittert ohne dieſen? „Stolz will ich
Den Spanier. Ich mag es gerne leiden,
Wenn auch der Becher überſchäumt" — ꝛc.

Von hieran iſt alles gleich bis (S. 296 unten) zu den Worten des

Marquis.

— „Ich kann nicht Fürſtendiener ſeyn."

König.

Weil Sie
Dann fürchten müßten, Sklav' zu ſeyn?

Marquis.

Nein, Sire,
Das werd' ich niemals fürchten — doch nicht gerne
Möcht' ich den Herrn, dem ich mich widme, zu
Dem meinigen erniedrigt ſehn.

(Der König ſieht ihn mit Erſtaunen an.)

„Ich will
Den Käufer nicht betrügen, Sire. — Wenn Sie
Mich anzuſtellen würdigen, ſo wollen
Sie nur die vorgewogne That. Sie wollen
Nur meinen Arm und meinen Muth im Felde,
Nur meinen Kopf im Rathe.“ Was ich leiſte,
Gehört dem Thron. Die Schönheit meines Werks,
Das Selbſtgefühl, die Wolluſt des Erfinders
Fließt in den königlichen Schatz. Von dieſem
Werd' ich beſoldet mit Maſchinenglück
Und, wie Maſchinen brauchen, unterhalten.
Nicht meine Thaten — ihr Empfang am Throne
Soll meiner Thaten Endzweck ſeyn. „Mir aber,
Mir hat die Tugend eignen Werth. Das Glück,
Das der Monarch mit meinen Händen pflanzte,
Erſchuf' ich ſelbſt, und Freude wäre mir
Und eigne Wahl, was mir nur Pflicht ſeyn ſollte.“
Ich würde ſchwelgen von dem Königsrecht
Der innern Geiſtesbilligung — mein Amt
Rebelliſch übertreffen, und, geſättigt
Von dem Bewußtſeyn meiner That, ſogar
Das Wohlgefallen meines Herrn entbehren.
„Und iſt das Ihre Meinung? Können Sie
In Ihrer Schöpfung fremde Schöpfer dulden?
Ich aber ſoll zum Meißel mich erniedern,

Wo ich der Künſtler könnte ſeyn? — Ich liebe
Die Menſchheit, und in Monarchien darf
Ich Niemand lieben, als mich ſelbſt."

König.

Ihr Feuer
Iſt lobenswerth. Sie wollen Gutes ſtiften. ꝛc.

Der König heißt den Marquis ſich in ſeinen Königreichen einen Poſten ausſuchen. Dieſer ſagt, er finde keinen, und fährt fort (S. 297):

Marquis.

„Was Eure Majeſtät durch meine Hand
Verbreiten — iſt das Menſchenglück? — Iſt das
Daſſelbe Glück, das meine reine Liebe
Den Menſchen gönnt? — Vor dieſem Glücke würde
Die Majeſtät erzittern — Nein! Ein neues
Erſchuf der Krone Politik — ein Glück,
Das ſie noch reich genug iſt, auszutheilen,
Und in dem Menſchenherzen neue Triebe,
Die ſich von dieſem Glücke ſtillen laſſen.
In ihren Münzen läßt ſie Wahrheit ſchlagen,
Die Wahrheit, die ſie dulden kann. Verworfen
Sind alle Stempel, die nicht dieſem gleichen."
So will's der Krone Politik — denn darf
Die Krone wohl nach Menſchenglücke zielen?
„Doch, was der Krone frommen kann — iſt das
Auch mir genug? Darf meine Bruderliebe
Sich zur Verkürzung meines Bruders borgen?
Weiß ich ihn glücklich — eh' er denken darf?"
Der Menſch, mit dem ich's redlich meine, ſoll
Sich unter Philipp's Scepter elend fühlen.
So will ich ihn. Das iſt mein Wunſch. Mich alſo,
„Mich wählen Sie nicht, Sire, Glückſeligkeit,

Die Sie uns prägen, auszuſtreun! Ich muß
Mich weigern, dieſe Stempel auszugeben. —
Ich kann nicht Fürſtendiener ſeyn."

König (mit Verwunderung zurücktretend).

Wer bringt
Mir dieſen Menſchen?
(Er ſieht ihn lange zweifelhaft an. Nach einigem Bedenken.)
Und mit dieſem Spiele
Des Witzes, dieſen künſtlichen Sophismen,
Gedenken Sie die Pflichten zu betrügen,
Die Sie dem Staate ſchuldig ſind?

Marquis.

Der Staat,
Dem ich ſie ſchuldig war, iſt nicht mehr. Ehmals
Gab's einen Herrn, weil ihn Geſetze brauchten;
Jetzt gibt's Geſetze, weil der Herr ſie braucht.
Was ich dort Meinesgleichen gab, bin ich
Jetzt nicht gehalten, Königen zu geben. —
Dem Vaterlande? — Wo iſt das? Ich weiß
Von keinem Vaterlande. Spanien
Geht keinen Spanier mehr an. Es iſt
Die Rieſenhülle eines einz'gen Geiſtes.
In dieſem Rieſenkörper wollen Sie
Allgegenwärtig denken, wirken, ſchwelgen,
Und kräftig ringen auf des Ruhmes Bahn.
In ſeinem Flor gedeihen Sie. Das Glück,
Das Sie ihm reichen, iſt Athletenkoſt,
Der Glieder Nervenkraft zu härten. Menſchen
Sind Ihnen brauchbar, weiter nichts; ſo wenig,
Als Ohr und Auge, für ſich ſelbſt vorhanden.

Nur für die Krone zählen ſie. In ihr
Ging ihres Weſens Eigenthum, ihr Selbſt
Und ihres Willens hohes Vorrecht unter.
Zu einer Pflanze fiel der Geiſt. Jetzt blühen
Genie und Tugend für den Thron, wie für
Des Schnitters Senſe Halmen ſich vergolden.
(Er bemerkt einige Bewegungen bei dem König und hält inne — Dieſer verharrt in ſeinem Stillſchweigen.)
Ich finde mein Geſchlecht nicht mehr — Wohin
Mit meiner Liebe? Eine neue Gattung
Und neue Bande der Natur — von dem
Gekrönten Sterblichen erdacht. — Denn ringen mußte
Der Sterbliche mit Freiheit. Leidenſchaft
Mit Leidenſchaft, Gedanken mit Gedanken
Zu kaufen war die große Kunſt. — Doch wer,
Als die Allgegenwart allein, kann in
Den Abgrund jeder Menſchenbruſt ſich tauchen?
Der Seele neugeborne Frucht in des
Gedankens ſtiller Wiege überraſchen?
Auch er war Menſch — er mußte, wie wir andern,
Durch den Behelf des Aehnlichen und Einen
Das reiche All der üppigen Natur
Dem ſchwachen Sinne künſtlich zubereiten,
Und im Geſchlecht das Einzelne vertilgen.
Die Politik lehrt ihn ein Maß erfinden,
Dem alle Geiſter unterwürfig ſich
Zu paſſen angewieſen ſind — Erfinden?
O nein — erfunden war es längſt. —

König (etwas raſch).

„Sie ſind
Ein Proteſtant?

Marquis (nach einigem Bedenken).
Ihr Glaube, Sire, iſt auch
Der meinige.
(Nach einer Pauſe.)
Ich werde mißverſtanden.
Das war es, was ich fürchtete. Sie ſehen
Von den Geheimniſſen der Majeſtät
Durch meine Hand den Schleier weggezogen.
Wer ſichert Sie, daß mir noch heilig heiße,
Was mich zu ſchrecken aufgehört? Ich bin
Gefährlich, weil ich über mich gedacht. —
Ich bin es nicht, mein König. Meine Wünſche
Verweſen hier.
(Die Hand auf die Bruſt gelegt.)
Die lächerliche Wuth
Der Neuerung, die nur der Ketten Laſt,
Die ſie nicht ganz zerbrechen kann, vergrößert,
Wird *mein* Blut nie erhitzen. Das Jahrhundert
Iſt meinem Ideal nicht reif. Ich lebe,
Ein Bürger derer, welche kommen werden.
Kann ein Gemälde Ihre Ruhe trüben? —
Ihr Athem löſcht es aus."

König.
Bin ich der Erſte,
Dem Sie von dieſer Seite ſich gezeigt?

Marquis.
„Von dieſer — Ja."

König.
So mußten Sie doch wiſſen,
Ob es zu wagen war — und kennen Sie
Mich denn ſo gut?

Marquis.

Ob es zu wagen war,
Soll ich erſt jetzt erfahren, Sire — Mir aber
Gebührte es, das kleinere Verdienſt
Bei meinem Herrn vorauszuſetzen, wenn
Ich um das größre buhle — das Verdienſt,
Wahrheiten anzuhören, die ich mir
Getrauen kann, ihm vorzutragen —

König

(ſteht auf, macht einige Schritte und bleibt dem Marquis gegenüber ſtehen. Vor ſich).

„Neu
Zum wenigſten iſt dieſer Ton.“ Der Weihrauch
Der Schmeichelei und Unterwerfung muß
Doch endlich ſich erſchöpfen. „Nachzuahmen
Erniedrigt einen Mann von Kopf. — Auch einmal
Die Probe von dem Gegentheil. Warum nicht?
Das Ueberraſchende macht Glück. — Wenn Sie
Es ſo verſtehen, gut, ſo will ich mich
Auf eine neue Kronbedienung richten —
Den ſtarken Geiſt —

Marquis.

Ich höre, Sire, wie klein,
Wie niedrig Sie von Menſchenwürde denken,“
Daß Sie der Kühnheit nicht gewärtig ſind,
Daran gemahnt zu werden — ja ſogar
„Selbſt in des freien Mannes Sprache nur
Den Kunſtgriff eines Schmeichlers ſehen, und
Mir daucht, ich weiß, wer Sie dazu berechtigt.
Die Menſchen zwangen Sie dazu: ſie haben
Freiwillig ihres Adels ſich begeben,

Freiwillig ſich auf dieſe niedre Stufe
Herab geſtellt. Erſchrocken fliehen ſie
Vor dem Geſpenſte ihrer innern Größe,
Gefallen ſich in ihrer Armuth, ſchmücken
Mit feiger Weisheit ihre Ketten aus,
Und Tugend nennt man, ſie mit Anſtand tragen.
So überkamen Sie die Welt. So ward
Sie Ihrem großen Vater überliefert.
Wie könnten Sie in dieſer traurigen
Verſtümmlung — Menſchen ehren?

König.

Etwas Wahres
Find' ich in dieſen Worten.

Marquis.

Aber Schade!
Da Sie den Menſchen aus des Schöpfers Hand
In Ihrer Hände Werk verwandelten,
Und dieſer neugegoſſ'nen Kreatur
Zum Gott ſich gaben — da verſahen Sie's
In etwas nur: Sie blieben ſelbſt noch Menſch —
Menſch aus des Schöpfers Hand. Sie fuhren fort,
Als Sterblicher zu leiden, zu begehren;"
Doch geben kann die neue Pflanzung nichts.
„Sie brauchen Mitgefühl — und einem Gott
Kann man nur opfern — zittern — zu ihm beten!"
Mit ihm zu fühlen, wagt man nicht. So laut,
So drängend auch die leidende Natur
Hervor aus dieſem Buſen ruft — umſonſt —
Die Uhr ſchlägt fort, wie ſie der Künſtler lehrte.
Mehr lehrte ſie der Künſtler nicht.

(Der König ſteht auf, macht einige Schritte und ſetzt ſich wieder. — Der Marquis hat inne gehalten.)

Doch leider!
Selbſt in der Freude darben Sie. Die Freude
Muß aus dem Aug' des Zeugen wiederſtrahlen.
Was in den Augen Ihrer Knechte glänzt,
Iſt das noch Ihre Freude? — Ihre Freude
Lag Ihren Knechten viel zu nah, um ſie
Nicht gleich zuerſt an ſich gemahnt zu haben.
Das ſind die treuen Spiegel nicht, die rein,
Wie ſie empfangen haben, wiedergeben.
Sie gleichen durſtigen Gewächſen, die,
Was ihre Wurzeln ſaugen, umgemiſcht,
In neuen Farben auf den Blättern zeigen.
Wenn ſich der Schöpfer glücklich fühlt — welch eine
Erwartung für die Creatur! Wo nähme
Sie Muße her, bei ihm noch zu verweilen?
Kann etwa ſie dafür, daß ihr Verhängniß
An jeder Wallung ihres Schöpfers hängt?
„Bereuenswerther Tauſch! Unſelige
Verdrehung der Natur! — Da Sie den Menſchen
Zu Ihrem Saitenſpiel herunterſtürzten:
Wer theilt mit Ihnen Harmonie?

König.

(Bei Gott,
Er greift in meine Seele!)

Marquis.

— Aber Ihnen
Bedeutet dieſes Opfer nichts. Dafür
Sind Sie auch einzig — Ihre eigne Gattung —

Um dieſen Preis ſind Sie ein Gott! — Und ſchrecklich,
Wenn das nicht wäre — wenn für dieſen Preis,
Für das zertretne Glück von Millionen,“
Für Ihres Lebens hingewürgte Freuden,
Sie nichts gewonnen hätten! minder gar
Gewonnen hätten, als wenn Millionen,
Was ſie geweſen ſind, geblieben wären!
Wenn alle dieſe Millionen hätten
Verarmen müſſen — ärmer Sie zu laſſen!
Wenn — o das wäre ſchrecklich — „wenn die Freiheit,
Die Sie vernichteten, das Einz'ge wäre,
Das Ihre Wünſche reifen kann? — — Ich bitte,
Mich zu entlaſſen, Sire. Mein Gegenſtand
Reißt mich dahin. Mein Herz iſt voll“ — der Reiz zu ſtark,
Zu mächtig, vor dem Einzigen zu ſtehen,
Dem ich es öffnen möchte.

„(Der Graf von Lerma tritt herein und ſpricht einige Worte leiſe mit dem Könige. Dieſer gibt ihm einen Wink, ſich zu entfernen, und bleibt in ſeiner vorigen Stellung ſitzen.)

König (zum Marquis, nachdem Lerma weggegangen).

Reden Sie
Ganz aus!“

Marquis (nach einigem Stillſchweigen).

Der edelmüth'ge Löwe
Läßt ein Inſect in ſeinen Mähnen ſpielen.
„Ich fühle, Sire — den ganzen Werth“ — Ich bin
Von Dankbarkeit —

König.

Sie haben mir noch mehr
Zu ſagen — Weiter —

Marquis.

Ihro Majeſtät,[1]
„Jüngſt kam ich an von Flandern und Brabant —
So viele reiche, blühende Provinzen!
Ein kräftiges, ein großes Volk — und auch
Ein gutes Volk — und Vater dieſes Volkes,
Das, dacht' ich, das muß göttlich ſeyn! — Da ſtieß
Ich auf verbrannte menſchliche Gebeine —
(Hier ſchweigt er ſtill; ſeine Augen ruhen auf dem Könige, der es verſucht, dieſen Blick zu erwidern, aber betroffen und verwirrt zur Erde ſieht.)
Sie haben Recht. Sie müſſen. Daß Sie können,
Was Sie zu müſſen eingeſehn, hat mich
Mit ſchaudernder Bewunderung durchdrungen.“
Das Ideal der ruhigen Vernunft
Im Marterfeuer widerſtrebender
Gefühle auszuprägen — ſtarrend Eis
In heißer Hand zu tragen — das iſt mehr,
Als die Natur ſonſt Sterblichen beſchieden.
„O Schade, daß, in ſeinem Blut gewälzt,
Das Opfer wenig dazu taugt, dem Geiſt
Des Opferers ein Loblied anzuſtimmen!
Daß Menſchen nur — nicht Weſen höhrer Art —
Die Weltgeſchichte ſchreiben! — Sanftere
Jahrhunderte verdrängen Philipp's Zeiten;
Die bringen mildre Weisheit; Bürgerglück
Wird dann verſöhnt mit Fürſtengröße wandeln,
Der karge Staat mit ſeinen Kindern geizen,
Und die Nothwendigkeit wird menſchlich ſeyn.“

---

[1] Ihro Majeſtät, ſteht beſtändig in der Leipz. Ausgabe von 1787. Beiläufig bemerke ich, daß das Wort Sire erſt in dieſer Ausgabe, und nicht ſchon in der Thalia vorkommt.

König.

Wann, glauben Sie wohl, würden dieſe ſanften
Jahrhunderte erſcheinen, hätt' ich vor
Dem Fluch des jetzigen gezittert? Sehen Sie
In meinem Spanien ſich um. „Hier blüht
Des Bürgers Glück in nie bewölktem Frieden;
Und dieſe Ruhe gönn' ich den Flamändern.

Marquis (ſchnell).

Die Ruhe eines Kirchhofs! — Und Sie hoffen
Zu endigen, was Sie begannen? hoffen,
Der Chriſtenheit gezeitigte Verwandlung,
Den allgemeinen Frühling aufzuhalten,
Der die Geſtalt der Welt verjüngt? Sie wollen,
Allein in ganz Europa — ſich dem Rade
Des Weltverhängniſſes, das unaufhaltſam
In vollem Laufe rollt, entgegen werfen?
Mit Menſchenarm in ſeine Speichen fallen?
Sie werden nicht!“ Nein, wahrlich nein! Bei Gott nicht.
Kraftvoller, unerſchöpflicher ſtemmt ſich
Des Unterdrückers Rieſenarm entgegen —
Begeiſterung. „Schon flohen Tauſende
Aus Ihren Ländern, froh und arm. Der Bürger,
Den Sie verloren für den Glauben, war
Ihr edelſter. Mit offnen Mutterarmen
Empfängt die Fliehenden Eliſabeth,
Und fruchtbar blüht durch Künſte unſres Landes
Britannien.“ Verlaſſen von dem Fleiße
Der neuen Chriſten, trauert Grenada,
„Und jauchzend ſieht Europa ſeinen Feind
An ſelbſtgeſchlagnen Wunden ſich verbluten.

(Der König iſt bewegt; der Marquis bemerkt es und tritt einige Schritte näher.)

Sie wollen pflanzen für die Ewigkeit,
Und ſäen Tod? Ein ſo erzwungnes Werk
Wird ſeines Schöpfers Geiſt nicht überdauern.
Dem Undank haben Sie gebaut — umſonſt
Den harten Kampf mit der Natur gerungen,"
Umſonſt ein großes Leben aufgepraßt,
So viele königliche Tugenden
Verweſenden Entwürfen hingeopfert.
„Der Menſch iſt mehr, als Sie von ihm gehalten."
Hier fehlten Sie vielleicht — und hier allein —
Mit ſtolzem Hohngelächter wird er einſt
Aus des Gebäudes morſchen Trümmern gehn,
Das ihm zum Grabe zugedacht geweſen.
„In einem Nero und Buſiris wirft
Er Ihren Namen, und — das ſchmerzt mich: denn
Sie waren gut."

König.

Wer hat Sie deſſen ſo
Gewiß gemacht?

Marquis (mit Feuer).

„Ja, beim Allmächtigen!
Ja — ja — ich wiederhol' es. Geben Sie,
Was Sie uns nahmen, wieder! Laſſen Sie,
Großmüthig, wie der Starke, Menſchenglück
Aus Ihrem Füllhorn ſtrömen — Geiſter reifen
In Ihrem Weltgebäude! Geben Sie,
Was Sie uns nahmen, wieder! Werden Sie
Von Millionen Königen ein König!"

(Er nähert ſich ihm kühn und faßt ſeine Hand, indem er feſte und feurige Blicke auf ihn richtet.)

„O, könnte die Beredſamkeit von allen
Den Tauſenden, die dieſer großen Stunde
Theilhaftig ſind, auf meinen Lippen ſchweben,
Den Strahl, den ich in dieſen Augen merke,
Zur Flamme zu erheben! — Geben Sie
Die unnatürliche Vergött'rung auf,
Die uns vernichtet! Werden Sie uns Muſter
Des Ewigen und Wahren! Niemals — niemals
Beſaß ein Sterblicher ſo viel, ſo göttlich
Es zu gebrauchen. Alle Könige
Europens huldigen dem ſpan'ſchen Namen.
Gehn Sie Europens Königen voran!
Ein Federzug von dieſer Hand, und neu
Erſchaffen wird die Erde. Geben Sie
Gedankenfreiheit! —

(Sich ihm zu Füßen werfend.)

König

(überraſcht, das Geſicht weggewandt und dann wieder auf den Marquis geheftet).

Sonderbarer Schwärmer!“
Doch — ſtehn Sie auf — ich —

Marquis (bleibt in ſeiner Stellung).

„Sehen Sie ſich um
In ſeiner herrlichen Natur! Auf Freiheit
Iſt ſie gegründet — und wie reich iſt ſie
Durch Freiheit! Er, der große Schöpfer, wirft
In einen Tropfen Thau den Wurm, und läßt
Noch in den todten Räumen der Verweſung
Die Willkür ſich ergötzen. — Ihre Schöpfung,

Wie eng und arm! Das Rauſchen eines Blattes
Erſchreckt den Herrn der Chriſtenheit — Sie müſſen
Vor jeder Tugend zittern. Er — der Freiheit
Entzückende Erſcheinung nicht zu ſtören —
Er läßt des Uebels grauenvolles Heer
In ſeinem Weltall lieber toben — ihn,
Den Künſtler, wird man nicht gewahr, beſcheiden
Verhüllt er ſich in ewige Geſetze!
Die ſieht der Freigeiſt, doch nicht ihn. Wozu
Ein Gott? ſagt er; die Welt iſt ſich genug!
Und keines Chriſten Andacht hat ihn mehr,
Als dieſes Freigeiſts Läſterung geprieſen.

König.

Und wollen Sie es unternehmen, dies
Erhabne Muſter in der Sterblichkeit,
In meinen Staaten nachzubilden?

Marquis.

Sie,
Sie können es. Wer anders? Weihen Sie
Dem Glück der Völker die Regentenkraft,
Die — ach, ſo lang' — des Thrones Größe nur
Gewuchert hatte — Stellen Sie der Menſchheit
Verlornen Adel wieder her! Der Bürger
Sey wiederum, was er zuvor geweſen,
Der Krone Zweck — ihn binde keine Pflicht,
Als ſeiner Brüder gleich ehrwürd'ge Rechte.“
Der Landmann rühme ſich des Pflugs, und gönne
Dem König, der nicht Landmann iſt, die Krone.
In ſeiner Werkſtatt träume ſich der Künſtler
Zum Bildner einer ſchönern Welt. Den Flug

Des Denkers [1] hemme ferner keine Schranke,
Als die Bedingung endlicher Naturen.
Nicht in der Vaterſorge ſtillem Kreis
Erſcheine der gekrönte Fremdling. Nie
Erlaub' er ſich der Liebe heilige
Myſterien unedel zu beſchleichen.
Die Menſchheit zweifle, ob er iſt. Belohnt
Durch eignen Beifall, berge ſich der Künſtler,
Der angenehm betrogenen Maſchine. [2]
„Wenn nun der Menſch, ſich ſelbſt zurückgegeben,
Zu ſeines Werths Gefühl erwacht — der Freiheit
Erhabne, ſtolze Tugenden gedeihen" —
Wenn in dem Herzen wieder ſich empört
Die Römerwallung, Nationenſtolz,
Das Vaterland in jedem Bürger prangt,
Dem Vaterlande jeder Bürger ſtirbt —
Dann, Sire, wenn Sie zum glücklichſten der Welt
Ihr eignes Königreich gemacht — dann reift
Ihr großer Plan, dann müſſen Sie — dann iſt
Es Ihre Pflicht, die Welt zu unterwerfen.

König (nach einem großen Stillſchweigen).

Ich habe Sie vollenden laſſen — „Anders,
Begreif' ich wohl, als ſonſt in Menſchenköpfen,
Malt ſich in dieſem Kopf die Welt — auch will
Ich fremdem Maßſtab Sie nicht unterwerfen.
Sie haben mich gewählt vor allen andern,
In Ihrer Seele Hintergrund zu leſen.

---

[1] Nicht: „Denkens"

[2] Dieſe Stelle ausnahmsweiſe von allen andern, durch Schiller unterdrückten, hat Körner gewürdigt, in Schiller's Werken unter den Text zu ſetzen (ſ. Taſchenausg. B. 5, S. 366).

Ich glaub' es Ihnen, weil ich's weiß. „Um dieſer
Enthaltung willen, ſolche Meinungen,
Mit ſolchem Feuer doch umfaßt, verſchwiegen
Zu haben bis auf dieſen Tag — um dieſer
Beſcheidnen Klugheit willen, junger Mann,
Will ich vergeſſen, daß ich ſie erfahren,
Und wie ich ſie erfahren. Stehn Sie auf!
Ich will den Jüngling, der ſich übereilte,
Als Greis und nicht als König widerlegen.
Ich will es, weil ich's will" —
(Nachdem er ihn eine Zeitlang betrachtet hat.)
„Gift alſo ſelbſt,
Find' ich, kann in gutartigen Naturen
Zu etwas Beſſerm ſich veredeln — Fliehen
Sie meine Inquiſition! — Es ſollte
Mir leid thun" —

Marquis (unterbricht ihn, mit Feuer).
„Wirklich? Sollt' es das?

König (in ſeinem Anblick verloren).
Ich habe
Solch einen Menſchen nie geſehen. — Nein,
Nein, Marquis! Sie thun mir zu viel. Ich will
Nicht Nero ſeyn. Ich will es nicht ſeyn — will
Es gegen Sie nicht ſeyn. Nicht alle
Glückſeligkeit ſoll unter mir verdorren."
Nein! alle nicht! — Sie ſelbſt, Sie ſollen,
Sich zur Beſchämung, unter meinen Augen
Fortfahren dürfen, Menſch zu ſeyn.

Marquis (raſch).
„Und meine
Mitbürger, Sire? — O! nicht um mich war mir's

Zu thun, nicht meine Sache wollt' ich führen.
Und Ihre Unterthanen, Sire?" —

König.

— Und wenn
Sie ſo gut wiſſen, wie die Folgezeit
Mich richten wird, ſo ſagen Sie ihr wieder,
Wie ich mit Menſchen es gehalten, als
Ich einen fand.

Marquis.

„O! der gerechteſte
Der Könige ſey nicht mit einem Male
Der ungerechteſte. — In Ihrem Flandern
Sind tauſend Beſſere, als ich. Nur Sie —
Darf ich es frei geſtehen, großer König? —
Sie ſehn jetzt unter dieſem ſanftern Bilde
Vielleicht zum erſten Mal die Freiheit.

König (mit gemildertem Ernſt).

Nichts mehr
Von dieſem Inhalt, junger Mann! — Ich weiß,
Sie werden anders denken, kennen Sie
Den Menſchen erſt, wie ich. — Doch hätt' ich Sie
Nicht gern zum letzten Mal geſehn. Wie fang' ich
Es an, Sie zu verbinden?" Sagen Sie
Es mir. Ich reiche hier zum erſten Mal
Nicht aus mit meiner Krone.

Marquis.

Sire, was ich
Durch dieſes einz'ge Wort empfing, iſt mehr,
Unendlich mehr, als Ihre Kronen zu
Verſchenken haben — „Laſſen Sie mich, wie

Ich bin. Was wär' ich Ihnen, Sire, wenn Sie
Auch mich beſtachen?“ ꝛc.

Das Folgende iſt gleichlautend, bis wo der Marquis (S. 309) ſagt, der König ſey durch Sohn und Gemahlin der glücklichſte Sterbliche.

König (mit finſtrer Miene).

„Nein, ich bin's nicht!
Und, daß ich's nicht bin, hab' ich tiefer nie
Gefühlt, als eben jetzt —
(Mit einem Blick der Wehmuth auf dem Marquis verweilend.)“
Wie hätt' es Ihren Vater
Erfreuen ſollen, Marquis, hätt' er Sie
Mit einem Königreich beſchenken dürfen.
(Der Marquis wendet das Geſicht ab und wiſcht ſich die Augen. Stillſchweigen.)
Für ſo viel Kronen keinen Dank!

Marquis.

Der Prinz
Denkt groß. „Ich hab' ihn anders nie gefunden.

König.

Ich aber hab' es.“ — — Alſo kennen Sie
Einander?

Marquis.

Ja — noch von der hohen Schule.

König.

Er hat mich nie geachtet; vor der Welt
Mit meinem Namen ſeinen Spott getrieben.
Sein Herz iſt ſchlecht.

Marquis.

Darf ich zwei Worte —

König (ſehr ſtreng).

Nein,
Wenn Sie auf immer meine Achtung nicht

Verſcherzen wollen — „Was er mir genommen,
Kann keine Krone mir erſetzen — Eine
So tugendhafte Königin!“

Die folgende Antwort und die Gegenrede des Königs (S. 310) ſind in der erſten Ausgabe ganz ſo, wie wir ſie jetzt leſen. Dann ſagt der

Marquis.

„Sire,
Und etwas lebt noch in des Weibes Seele,
Das über allen Schein erhaben iſt
Und über alle Läſterung — es heißt
Weibliche Tugend.“

König.

Nicht wahr? O Sie kennen
Den Menſchen, Marquis. Solch ein Mann hat mir
Schon längſt gemangelt. „Ja! das ſag' ich auch.
So tief, als man die Königin bezüchtigt,
Herabzuſinken, koſtet viel. So leicht,
Als man mich überreden möchte, reißen
Der Ehre ſeine Bande [1] nicht.“ Das Blut,
Das ſtolzer fließt in königlichen Adern,
Verſchmäht das Gift der lüſternen Begierde,
Die nur in Sklavenherzen brennt. Der Mann,
Der mir ſchon längſt gemangelt hat, ſind Sie,
Sie oder keiner. „Sie ſind gut und fröhlich,
Und kennen doch den Menſchen auch. Drum hab'
Ich Sie gewählt —

Marquis (überraſcht und erſchrocken).

Mich, Sire?

---

[1] Jetzt: heil'ge Bande.

König.

Sie ſtanden
Vor Ihrem Herrn, und haben nichts für ſich
Erbeten — nichts. Das iſt mir neu — Sie werden
Gerecht ſeyn. Leidenſchaft wird Ihren Blick
Nicht irren" — drängen Sie ſich zu dem Prinzen,
Erforſchen Sie die Königin. Ich ſelbſt
Will Ihnen Vollmacht ſenden, ſie zu ſprechen.
Indeß ſeyd Ihr mein Kammerherr — „Und jetzt
Verlaßt mich!

(Er zieht eine Glocke.)

Marquis.

Kann ich es mit Einer
Erfüllten Hoffnung? — Dann iſt dieſer Tag
Der ſchönſte meines Lebens.

König (reicht ihm die Hand zum Kuſſe).

Er iſt kein
Verlorner in dem meinigen."

(Der Marquis ſteht auf und geht. Der König folgt ihm mit den Augen und winkt ihn noch einmal zurück.)

Und kommt
Bald wieder zu mir — Hört Ihr?

(Graf von Lerma tritt herein.)

König (zu dieſem).

Der Maltheſer
Wird künftig ungemeldet vorgelaſſen.

Vierter Akt.

Der erſte und zweite Auftritt bieten keine Varianten dar, außer daß Poſa ganz zuletzt ſagt (ſ. Taſchenausg. S. 314).

Mein Auftrag lautet
An Ihro Majeſtät beſonders.

Dritter Auftritt.

Die Königin. Marquis von Poſa.

Bis Taſchenausg. S. 316 iſt der Text gleichlautend.

Marquis.

„Widerrufen kann
Der König nie. Wir kennen ja den König.“
Unwandelbar, wie der Natur Geſetze,
Beharrt ſein überlegter Schluß. Doch eben
So wahr iſt's auch: „Hier darf der Prinz nicht bleiben“ ꝛc.

Nachher ſagt der Marquis, daß Carlos ſich gegen ſeinen Vater empören ſolle, und endigt mit den Worten (S. 319):

„Was in Madrid der Vater ihm verweigert,
Wird er in Brüſſel ihm bewilligen.“

Königin.

Wird er? Das hoffen Sie ſo dreiſt?

Marquis.

Er wird
Es müſſen, hoff' ich. Wie der Niederlande
Vereinte Stärke gegen Philipp's Macht
Beſtehen müßte, wäre zu berechnen.
Doch nein, ſo blutig wird es nicht. Europa
Wird zwiſchen Sohn und Vater Frieden mitteln.
Karl ſpricht von Unterwürfigkeit — und Demuth
Muß Wunder thun an eines Heeres Spitze.
Dem König bleibt die Wahl, großmüthig zu
Vergeben, oder zweifelhaft zu ſchlagen.
Wie kann er wanken? — Eben dieſer Menſch,
Der eine bill'ge Bitte abgewieſen,
Wird ein Verbrechen überſehn.

Königin.

„Sie ſprachen
Ihn heute und behaupten das?“

Der Text der erſten Ausgabe iſt nun wie S. 320 bis S. 321 oben:

Marquis.

„So darf ich
Zu der Zuſammenkunft ihm Hoffnung geben?“

Königin.

Wie aber? Wie?

Marquis.

Wo die natürlichen
Hülfsmittel uns verlaſſen, müſſen wir
Zu außerordentlichen —

Königin.

Ich weiß keines.

Marquis.

Ein Beiſpiel nur — die Souterrains?

Königin.

Geht nicht.

Der König führt die Schlüſſel.

Marquis.

Wenn's nur das —

Königin.

„Ich will mir's überlegen." ꝛc.

Weiterhin ſind in dieſem Auftritt noch einige kleinere Varianten. Die Form: **zwo Zeilen** (wie nachher **zwo Stunden**), für **„zwei Zeilen."** **So unſchuldig, als Sie immer können,** ſtatt: **„So arglos, als Sie immer können."** Die Königin entläßt den Marquis mit den Worten:

— — — — — Legen

Sie Seiner Majeſtät den ehrerbietigſten

Gehorſam ſeiner Dienerin zu Füßen.

(Der Marquis geht ab.)

Der vierte und fünfte Auftritt bieten keine Varianten dar.

Sechster Auftritt.

Marquis von Poſa (ſieht ihm erſtaunt nach).[1]

„Mißtrauen gegen ſeinen Freund?" Wie kann
Ein ſolcher Hauch auf dieſem Spiegel dauern?
„Nein! es iſt Läſterung!" ꝛc.

Sonſt iſt der Monolog gleichlautend.

---

[1] Siehe Taſchenausg. B. 8, S. 331 f.

Der ſiebente und achte Auftritt ſind wieder ohne Varianten.

Neunter Auftritt.

Der König. Die Königin tritt herein. **Die Infantin.**

Im Anfang übereinſtimmend mit Taſchenausg. S. 334. Auf der nächſten Seite oben ſteht jetzt: „von einem Hofſtaat mich zu trennen," wofür früher: mich eines Hofs zu überheben. Dieſe Lesart ſtand noch in der Ausgabe von 1801. Die nächſtfolgende Variante knüpft ſich an die Schlußworte der Königin (S. 336):

„Denn damals fiel ihm wohl nicht bei, daß es
Für ſeine Mutter wäre."

König

(der ſich kaum mehr zu faſſen weiß, vor ſich, indem er hinweggehen will).

Recht behält
Die Schlange — O das wußt' ich wohl.

Königin (ergreift ſeine Hand).

„Was iſt das?
Was haben Sie?" ꝛc.

Die nächſte Variante führt uns zu Taſchenausg. S. 337 unten, nach den Worten des Königs:

„Die engelreine Königin, die damals
Mit ſo viel Würde ſich vertheidigt — jetzt
Kenn' ich ſie beſſer.

Königin.

Was iſt das?"

König.

Die ihre
Begleiterinnen darum nur entfernt,
Um ſich — mit ihrem Kinde zu vergnügen.

Königin.

Mein König, wie verſteh' ich das?

König.

„Kurz alſo
Und ohne Hinterhalt, Madame!" ꝛc.

Hierauf S. 338:

Königin.

„Ehre, Sire?"
Geraume Zeit, eh' König Philipp mich
Gemahlin hieß, war ich ſchon Heinrich's Tochter —
„Wenn Ehre zu verletzen war, ſo fürcht' ich" ꝛc.

Ferner ſind die Worte S. 339 ff. etwas gedehnter in der erſten Ausgabe, welche Weitſchweifigkeiten Schiller möglichſt wegſchaffte:

Königin.

„Und auch darum,
Setz' ich hinzu, weil der Infant doch ſchwerlich
Der Billigkeit“ — der Nachſicht, wollt' ich ſagen —
Die er bedarf und auch verdient, „ſich zu
Erfreuen hat in ſeines Vaters Herzen.“

Weiter unten S. 310:

Königin.

„Ich will es nicht — will meine Wahl nicht länger
Gebunden ſehn,“ ein zwingendes Verbot
Soll meiner Freunde Werth bei mir erheben,
Soll bis zur Uebertreibung mich verſuchen,
Ich will ſogar —

König.

„Eliſabeth! Sie haben
In ſchwachen Stunden mich geſehen. Dieſe
Erinnerung macht Sie ſo kühn.“ Der Spiegel,
Vor dem wir ſtehen, macht Sie kühn. „Sie trauen
Auf eine Allmacht, die Sie oft genug
An meiner Feſtigkeit geprüft“ ꝛc.

Dann auf S. 310:

Königin.

„So weit
Iſt es gekommen — Gott!“

König.

Die Chriſtenheit
Erſchrecke über eine That! — „Ich kenne
Mich ſelbſt nicht mehr“ — ꝛc.

Ferner eine Variante auf S. 341:

Infantin.

„Der König zürnt,
Und meine ſchöne Mutter weint.“

König (ſtößt das Kind unſanft von der Königin)."
Geh' hin,
Und klag' es deinem Vater.

Königin.

„(mit Sanftmuth und Würde, aber mit zitternder Stimme).
Dieſes Kind
Muß ich doch ſicher ſtellen vor Mißhandlung." ꝛc.

Endlich die letzte Variante dieſer Scene S. 342:

König (hinzueilend, voll Beſtürzung).
„Gott! was
Iſt das?" — Eliſabeth!

Infantin (ruft voll Schrecken).
Sie blutet!
Ach meine Mutter blutet!
(Sie eilt hinaus.)

Königin
Kommt denn Niemand,
Der mich aus dieſem Zimmer bringen wollte?

Die folgende Antwort des Königs: „Welch fürchterlicher Zufall" ꝛc. iſt gleichlautend.

Die zehnte Scene weicht in der erſten Ausgabe nicht von dem jetzigen Texte ab.

Eilfter Auftritt.

Marquis von Poſa. Die Vorigen.

Statt: „Ach, das iſt er!“ (Taſchenausgabe S. 345) ſagte der König früher:

Ah! da kommt mein Mann!
„Seyd mir willkommen, Marquis“ ꝛc.

Nach dieſen Worten des Königs iſt eine längere Variante.

Marquis

(ſteht verwirrt und verlegen, einen fragenden Blick auf den König gerichtet).

Das
Schlägt meine ganze Hoffnung nieder! — Denn —
Ich will es nur geſtehen, Sire — bei dem
Geſchäft, das mich hierhergeführt, hab' ich
Auf dieſe Stimme ſehr gerechnet —

(Mit einer verbindlichen Verneigung gegen den Herzog.)

König (ſehr ernſthaft zu Alba und Domingo).

Ihr
Wißt meinen Willen. Tretet ab.

(Alba und Domingo entfernen ſich.)

Zwölfter Auftritt.

Der König und Marquis von Poſa.

König (nachdem ſie allein ſind).

Ihr wolltet
Verbeſſern, Marquis, was ich ſchlimm gemacht.
Ich lobe Eure gute Abſicht.

Marquis.

„Sire,
Dem alten Manne, der in zwanzig Schlachten
Dem Tod für Sie entgegen ging, fällt es
Doch etwas hart, von einem Jüngling ſich
So abgelöst zu ſehen —

Dann ſagt, nach der Antwort des Lerma (S. 348): „Noch ſehr erſchöpft von ihrer Ohnmacht,“ der

König.

Sogleich werde
Ich bei ihr ſeyn. Man bring' ihr dieſe Nachricht.

(Lerma geht ab. Der Marquis folgt ihm unruhig und nachdenkend mit den Augen.)

Marquis (nach einer Pauſe zum König).

Noch eine Vorſicht ſcheint mir nöthig.“

Nachdem der Marquis den Verhaftsbefehl begehrt (S. 349 oben).

König (bedeutend).

Der Schritt
Iſt etwas kühn. Ich zweifle, ob —

Marquis.

„Es bliebe
Vor's Erſte Staatsgeheimniß, bis“ ꝛc.

Dreizehnter Auftritt.

Gallerie.

Dom Carlos kommt in der ſchrecklichſten Beängſtigung. **Graf Lerma** ihm entgegen.

Der Text weicht erſt S. 352 ab:

Carlos

„(geht in ſchrecklicher Bewegung auf und nieder, und bleibt endlich vor ihm ſtehen).“

Du treibſt ein fürchterliches Handwerk, Menſch.
„Was hat er dir zu Leid gethan?“ ꝛc.

Gegen das Ende des Auftritts (S. 354):

Carlos.

— — — — „Lerma, lieber Lerma,
Wen ſchick' ich denn?“ Iſt denn kein Mittel? Rufen
Sie mir den Marquis — hurtig —

Lerma.

Wen?

Carlos (bleibt erſtarrt ſtehen).

Ach Gott!

Lerma.

Und jetzt iſt auch der König dort.

Carlos „(in Gedanken verloren).

Hab' ich
Denn Niemand mehr? Gar Niemand? — Doch, noch Einen,
Gott ſey gelobt! Noch Einen Freund — und hier
Iſt nichts mehr zu verſchlimmern.

(Schnell ab.)

Lerma (folgt ihm und ruft ihm nach).

Prinz! wohin?

(Ab.)

Vierzehnter Auftritt.[1]

Cabinet der Prinzeſſin von Eboli.

Prinzeſſin von Eboli. Domingo (welcher eben hereintritt).

Domingo.

Prinzeſſin, haben Sie gehört?

Eboli.

Wovon?

Sie ſind ja fürchterlich, Caplan.

Domingo.

Vom neuen

Miniſter, den wir haben?

Eboli.

„Wie? So iſt

Sie wahr, die außerordentliche Zeitung,

Die ſchon den ganzen Hof erfüllt?“

Domingo.

Sie haben

Auch Ihren Theil daran. Ich wünſche Glück,

Monarchin einer Sommernacht.

---

[1] Dieſer und der folgende Auftritt fehlen in den Werken, mit Ausnahme der mit Anführungszeichen bemerkten Verſe, mit welchen jetzt der fünfzehnte Auftritt (ſ. Taſchenausg. S. 358) anfängt.

Fünfzehnter Auftritt.

Herzog von Alba tritt auf. **Die Vorigen.**

Alba (zur Prinzeſſin).

Durchſtoßen
Sie mir das Herz. Ich ſelbſt bracht' ihn zum König.

Domingo.

Wem hätte auch geahndet!

Alba.

Deſto ſchlimmer!
Der Menſch, der ſich auf Täuſchung ſo verſtand,
Der Sie und mich in ſolchen Schlaf geſungen,
Der kann noch mehr.

Domingo.

Uns braucht man nicht mehr — Herzog,
Sie hörten doch?

Eboli.

Wie iſt das zugegangen?
So ſchnell! Ich faſſ' es nicht!

Alba (in tiefen Gedanken).

Was gäb' ich jetzt
Um einen Feind, wie der Infant geweſen.

Domingo.

Sehr wahr geſagt! Bei Gott! Verſteh' ich Sie,
So laſen Sie in meinem Geiſt, Toledo.

Alba.

Im Grunde, ſag' ich, iſt er gut.

Domingo.

Das ſag'
Ich auch.

Alba.

Und eines beſſern Schickſals würdig.

Domingo.

Das hab' ich jederzeit gedacht.

Alba (nach einem ſchnellen Beſinnen).

Kaplan,

Sie gehen mit?

Domingo.

Wohin? Was wollen Sie?

Alba.

Mein eignes Werk vernichten, und es lieber
Zu ſeiner Zeit zum zweiten Mal gebären.

(Er geht ab.)

Domingo.

Und Sie, Prinzeſſin, ſchweigen ſtill?

Eboli.

Thun Sie,
Was Ihnen gut und nöthig dünkt. Ich werde
Nie ſeine Freundin ſeyn.

(Domingo folgt dem Herzog. **Dom Carlos** kommt durch die andere Thüre.)

Sechszehnter Auftritt.

Prinzeſſin von Eboli. Dom Carlos.

Carlos (zur Prinzeſſin, welche bei ſeinem Anblick beſtürzt zurückfährt).

„Erſchrecken Sie
Nicht, Fürſtin.“

Unverändert die jetzige fünfzehnte Scene (S. 358 ff.).

Der ſiebenzehnte (jetzt ſechzehnte) Auftritt iſt ebenfalls gleichlautend.

Achtzehnter Auftritt.

Prinzeſſin von Eboli. Marquis von Poſa.

Anfangs gleich bis Taſchenausg., S. 363:

Marquis.

— — — — „Spaniens Verhängniß
Und eines Weibes Leben!“ — Dieſen Mord
Getrau' ich mir, an deinem Weltgericht
Noch auszufechten.

(Er bleibt in dieſer Stellung zweifelhaft ruhen.)

Das Uebrige iſt gleichlautend.

Der neunzehnte, zwanzigſte und einundzwanzigſte Auftritt ſtehen unverändert von S. 364 bis 370.

Zweiundzwanzigſter Auftritt.[1]

Die Königin und **die Herzogin von Olivarez** kommen aus dem Cabinet.

Königin.

Iſt ſie weg?

Olivarez.

Und in Verzweiflung.
Ihr Schickſal iſt erſchrecklich.

---

[1] Dieſer Auftritt ſteht nur in der erſten Ausgabe.

Königin (tritt unruhig an ein Fenſter).

Wo die Gräfin
Fuentes aber bleiben mag? Sie ſollte
Mir Nachricht bringen —

(Ein Page tritt herein und ſpricht einige Worte mit der Oberhofmeiſterin, welche ſich darauf zur Königin wendet.)

Olivarez.

Herzog Alba und
Domingo, Ihre Majeſtät —

Königin (ſtutzt).

Domingo
Und Herzog Alba — — Alba und Domingo?

Olivarez.

Sie bitten auf zween Augenblicke nur
Um gnädigſtes Gehör.

Königin (nach einigem Ueberlegen).

Das werd' ich ja
Wohl hören — Führt ſie zu mir.

(Der Page geht ab. Die Oberhofmeiſterin entfernt ſich in das Cabinet.)

Dreiundzwanzigſter Auftritt.[1]

Die Königin. Alba. Domingo.

Der Text übereinſtimmend von S. 354 bis S. 356 unten.

Alba.

— „Die in des Königs Händen dieſen Morgen
Geſehen worden — als der Chevalier

---

[1] Dieſe Scene wurde ſchon für die Ausgabe von 1801 verändert, und ſeitdem die vierzehnte (ſ. [illegible], S. 354 ff.).

Geheime Audienz gehabt." So eben
Wird Seine Hoheit in Verhaft genommen,
Und Marquis Poſa iſt Miniſter.

Königin.

„Seltſam,
Bei Gott! und äußerſt ſonderbar!" — ꝛc.

Vierundzwanzigſter Auftritt.

Die Königin. Marquis von Poſa.

Königin.

„Ach endlich, Marquis! Glücklich, daß Sie kommen."

Marquis („bleich," wie ein Todter, „mit zerſtörtem Geſicht" ꝛc.....)

Ich führe dieſe Worte nur an, weil jetzt der Zuſatz wie ein Todter S. 370 fehlt.

Taſchenausg. S. 375 ſind die Worte des Marquis etwas verändert:

Marquis.

— — — — — — — —

„O meine Träume waren ſchön" — Doch es
Gefiel der ew'gen Weisheit, mich
Von meiner ſchönen Pflanzung abzurufen.
„Bald hat er ſeinen Rodrigo nicht mehr." ꝛc.

Auf derſelben Seite ganz unten:

Marquis

„(hat ſich zu ſammeln geſucht und fährt mit feſterm Tone fort).

Sagen Sie"
Ihm, daß er eingedenk ſoll ſeyn des Eides,
Den wir in jenen ſchwärmeriſchen Tagen
Am Hochaltare, den er kennt, auf die

Entzwei gebrochne Hoſtie geſchworen.
„Den meinigen hab' ich gehalten," 2c.

Nachher S. 374 in der Mitte:

Marquis.

— — — — — „Wenn
Jahrhunderte dahin geflohen, wird
Die Vorſicht einen Fürſtenſohn, wie er,
Auf einem Thron, wie ſeiner, wiederholen,"
Aus den Ruinen ſeinen Torſo graben,
„Und ihren neuen Liebling mit derſelben
Begeiſterung entzünden." — 2c. 2c.

Ferner S. 375 unten:

Marquis.

— — — „In dieſem ſtarren Boden
Blüht keine meiner Roſen mehr" — Das waren
Nur Gaukelſpiele kindiſcher Vernunft,
Vom reifen Manne ſchamroth widerrufen.
Den nahen, hoffnungsvollen Lenz ſollt' ich
Vertilgen, einen lauen Sonnenblick
Im Norden zu erkünſteln? Eines müden
Tyrannen letzten Ruthenſtreich zu mildern,
Die große Freiheit des Jahrhunderts wagen?
Elender Ruhm! Ich mag ihn nicht. „Europa's
Verhängniß reift in meinem großen Freunde!
Auf ihn verweiſ' ich Spanien — Es blute
Bis dahin unter Philipp's Hand! — Doch weh'!
Weh' mir und ihm, wenn ich bereuen ſollte,
Vielleicht das Schlimmere gewählt!" Wenn ich
Den großen Wink der Vorſicht mißverſtanden,
Die mich, nicht ihn, auf dieſem Thron gewollt!
Weh' mir und ihm, wenn —

Königin.

Reden Sie nicht aus.
Was Sie befürchten, Chevalier, wird nie
Geſchehn. Ich kenne Ihren Freund; ich ſage
Für ſeine Seele gut.

Marquis.

Das war's, was noch
Auf meinem Herzen lag. Nie — nie wird es
Geſchehn — „und meine Bürgin, Königin,
Sind Sie!

(Nach einigem Stillſchweigen.)

Ich ſah ſie keimen, dieſe Liebe, ſah
Der Leidenſchaften unglückſeligſte
In ſeinem Herzen Wurzel faſſen — Damals
Stand es in meiner Macht, ſie zu bekämpfen.
Ich that es nicht. Ich nährte dieſe Liebe,
Die mir nicht unglückſelig war. Die Welt
Kann anders richten. Ich bereue nicht.
Mein Herz klagt mich nicht an. Ich ſahe Leben,
Wo ſie nur Tod — in dieſer hoffnungsloſen Flamme
Erkannt' ich früh der Hoffnung goldnen Strahl.
Ich wollt' ihn führen zum Vortrefflichen,"
Die ſtolze königliche Frucht, woran
Nur Menſchenalter langſam pflanzen, ſollte
Ein ſchneller Lenz der wunderthät'gen Liebe
Beſchleunigen. Mir ſollte ſeine Tugend
An dieſem kraft'gen Sonnenblicke reifen.
„Zur höchſten Schönheit wollt' ich ihn erheben";
Die Sterblichkeit verſagte mir ein Bild,
Die Sprache Worte — da verwies ich ihn

Auf dieſes — meine ganze Leitung war,
Ihm ſeine Liebe zu erklären. [1]

Weiter S. 378 in der Mitte ſteht vor den Worten der Königin: „Ich verſtand Sie, Poſa," ꝛc. in Klammern (ſieht ihn durchdringend an).

Endlich iſt S. 379 noch ein merkwürdiger Satz ausgelaſſen. Die Königin fragt, ob für Carlos keine Hülfe möglich ſey, ob auch nicht durch ſie ſelbſt.

Marquis.

„Auch nicht durch Sie."

Königin.

Auch ſelbſt
Durch ein Verbrechen nicht? — „Sie kennen mich
Zur Hälfte nur — ich habe Muth." ꝛc.

Vorzimmer des Königs.

Fünfundzwanzigſter Auftritt.

Herzog von Alba, Domingo, Lerma, alsdann **Dom Raimond von Taxis,** der Oberpoſtmeiſter.

Im Anfang iſt der Text in beiden Ausgaben gleich. Taſchenausg. S. 382:

Lerma.

„Der Marquis immer noch nicht da?"

---

[1] Ich habe an einem andern Orte auf die nahe Verwandtſchaft Schiller's mit Platen aufmerkſam gemacht. Hier finden wir eine Idee, welche Platen in ſeinem Sonetten ſo herrlich ausführte, ohne daß er Schiller daher entlehnt zu haben ſcheint.

Domingo.

Man läßt
Ihn aller Orten ſuchen.

Lerma.

Das iſt doch
Sehr ſonderbar.

Alba.

Ganz eigen! ganz naiv!
„Der Prinz ein Staatsgefangner, und der König“ ꝛc.

In den zwei letzten Scenen dieſes Aufzugs iſt nichts zu bemerken.

Fünfter Akt.

Erſter Auftritt.

Dom Carlos. Marquis von Poſa.

Bis S. 300 Alles gleichlautend:

Carlos.

— — — — — — — — — —
„Hart kann die Tugend ſeyn, doch grauſam nie,
Unmenſchlich nie.“ — Ich kann ja nicht dafür,
Daß deine Pflichten meine Freuden würgen.
Du weißt's, wir können nicht dafür — Beweinen
Kannſt du mich immer —

Marquis.

Du verkennſt mich, Karl.
Unwürdig bin ich deiner nie geweſen.

Carlos.

Ich aber deiner.

Marquis.

Laß mich reden, Karl.
Was du von mir zu hören haſt, iſt viel,
Und unſrer Muße wenig.

Carlos.

Laß es gut ſeyn.
Ich glaube dir — „Es hat dir viel gekoſtet!

O ja, mir däucht, ich weiß recht gut, wie ſehr
Geblutet hat dein ſanftes Herz, als du
Dein Opfer ſchmückteſt zum Altare.

Marquis.

Carlos!
Wie meinſt du das?“ ꝛc.

Zweiter Auftritt.

Herzog von Alba. Die Vorigen.

Siehe Taſchenausgabe S. 303:

Alba.

„Prinz, Sie ſind frei. Der König ſchickt mich ab,
Es Ihnen anzukündigen.

(Carlos ſieht den Marquis verwundert an. Alle ſchweigen ſtill.)“

Marquis (zum Herzog).

Der König
Kann nach Gefallen ſtrafen und begnaden;
Nur wundert mich, den Prinzen frei zu ſehen,
Bevor man *mir* Gehör geſchenkt.

Alba (zum Prinzen, ohne den Marquis nur anzuſehen).

„Zugleich
Schätz' ich mich glücklich, Prinz, der Erſte ſeyn
Zu dürfen, der die Gnade hat“ ꝛc.

Dritter Auftritt.

Carlos und **Marquis von Poſa.**

S. Taſchenausgabe S. 396:

Carlos.

— — — — — — — — „Stolzer hebt
Sich deine Bruſt, und deine Blicke leuchten"
Wie eines höhern Weſens.

Marquis.

Freude der
Vollendung. Meine Bahn iſt aus. Jetzt iſt
Die Reih' an dir, die meinige zu wandeln.
„Wir müſſen Abſchied nehmen, Karl. Erſchrick nicht" ꝛc.

Dann übereinſtimmend bis S. 399:

Marquis.

— — — — — — — — „Doch jetzt —
Jetzt fällt ein Sonnenſtrahl in meine Seele."
Karl — ein Gedanke, groß und kühn — zu deiner
Errettung durch ein Wunder mir geſendet!
„Wenn ich den König irrte? Wenn es mir
Gelänge, ſelbſt der Schuldige zu ſcheinen?" ꝛc.

Weiter unten S. 401 ſteht jetzt in Klammern: „Carlos bleibt gerührt und voll Verwunderung vor ihm ſtehen," wofür in der erſten Auflage voll Bewunderung, was wohl die echte Lesart ſeyn wird.

Vierter Auftritt.

Der König. Dom Carlos. Alba. Feria. Medina Sidonia. Prinz von Parma. Lerma. Domingo und **viele Granden.**

Carlos.

— — — — — — „Nein, er weiß es nicht,
Weiß nicht, daß er ein Leben hat geſtohlen
Aus dieſer Welt, das wichtiger und edler
Und theurer war, als er mit ſeinem ganzen
Jahrhundert.“ [1] Ein gemeiner Bettler, der
Ein Heiligthum erbrach und eine Perle
Draus ſtahl — um zwei Realen zu verdienen!
So heillos mußteſt du dahin! — O es
Iſt ſchrecklich.

König (mit gelindem Ton).

„Wenn ich allzuraſch geweſen,
Geziemt es dir, *für* den ich es geweſen,
Mich zur Verantwortung zu ziehen?

Carlos.

Wie?
Iſt's möglich? Sie errathen nicht? Errathen
Noch nicht, wer mir der Todte war?“ So arm
Iſt die Vernunft bei einem armen Herzen!
Der Todte — O, ſagt *ihr* es ihm — „helft ſeiner
Allwiſſenheit das ſchwere Rathſel löſen —
Der Todte war mein Freund.“

(Ein allgemeines Erſtarren.)

„Und wollt ihr wiſſen“ ꝛc.

---

[1] Taſchenausgabe S. [illegible]

Bis S. 306 der Taſchenausgabe unten iſt der Text übereinſtimmend, dann etwas abweichend:

„Mich zu erretten, warf er ſich dem Tod,“
Den er erlitten hat, entgegen. Sie
Beſchenkten ihn mit Ihrer Gunſt — er ſtarb
Für mich! — Ihr Herz, Ihr königlich
Vertrauen — Ihre Freundſchaft drangen Sie ihm auf ꝛc.

Die nächſte Variante gehört zu S. 307 unten, wo Carlos ſpricht:

— — — — — — „Sich ſelber haben Sie
Beſtohlen.“ — O der königlichen Dummheit,
Die ſo viel Göttliches zerſtört! „Was werden
Sie bieten, eine Seele zu erſtatten
Wie dieſe war?“ Und könnten Sie noch einmal
Die Blüthenzeit des Lebens wiederholen,
Ja, könnten Sie das unerbittliche
Geſetz der Sterblichkeit beſtechen, mit
Der Weltgeſchichte altern, Ihre Krone
Bis zu der großen Auferſtehung tragen —
Umſonſt! Vergebens! Sie erſchwingen keinen
Gedanken, keinen, wie der ſchlechteſte
In dieſem blutenden Gehirne. Das
Erſchafft in Ihrem langen Greiſenalter
Nur Einmal die Natur — und hier — hier —
(Mit einem Schrei des Schmerzens.)
Heiland
Der Welt! Da liegt er todt zu meinen Füßen.
„(Ein tiefes Schweigen. Viele von den Granden ſehen weg oder verhüllen das Geſicht in ihren Mänteln.)“

Nach den Worten in den Klammern „ein verworrenes Getöſe von Stimmen,“ S. 308 unten, ſteht noch: ein Zuſammenläuten der Glocken.

Auf der folgenden Seite nach den Worten des Alba: „So fürcht' ich," hieß es:

Feria.

Iſt das nicht Sturm?

Mehrere Granden (werden laut und eilen an's Fenſter).

Sturm! Sturm von allen Thürmen!

Lerma.

„Man dringt herauf. Man kommt."

Fünfter Auftritt.

Ein Offizier von der Leibwache. **Die Vorigen.**

Im Anfange iſt der Text gleich bis S. [illegible] oben nach den Worten des Alba:

— — — „Noch wiſſen wir nicht, wer
Den Pöbel waffnet."

Lerma.

Durch die Souterrains
Hinunter nach Aranjuez.

Alba

(zum König, der keinen Antheil daran zu nehmen ſcheint).

Sie geben
Uns nichts zur Antwort — Sire — Rebellion —
Rebellion — Sie ſchweigen.

Im Folgenden: „König erwacht aus ſeiner Betäubung ꝛc. — Steht mein Thron noch?" ꝛc. iſt keine Abänderung bis S. [illegible] oben:

Lerma.

„Er iſt von ſich“ — Jetzt!

Alba.

Nur eine Ohnmacht — Keinen Laut dort unten.
Bei eurem Leben! athmet es nicht weiter.

Lerma.

Rebellion im Herzen ſeiner Hauptſtadt,
Und ohne Oberhaupt das Reich!

Alba (richtet ſich ſtolz auf).

Wer ſagt das?

„(Er läßt den König in Lerma's und Feria's Händen.)

Bringen
Sie ihn zu Bette. Unterdeſſen geb' ich
Madrid den Frieden.

(Er geht ab. Der König wird weggetragen und alle Granden begleiten ihn.)“

Sechster Auftritt.

Dieſe Scene zwiſchen Dom Carlos und Ludwig Mercado bietet keine Varianten.

Siebenter Auftritt.

Dom Carlos. Graf Lerma.

Nach den Worten [illegible] oben: „Fliehen Sie ohne Aufſchub,“ ſagt Lerma noch weiter:

Noch iſt's Zeit. Bald dürft' es
Zu ſpät ſeyn.

Sonſt nichts Abweichendes bis zu den letzten Zeilen des Auftritts: „den er noch einmal in ſeine Arme ſchließt.“ Dann zieht er ihm einen Ring vom Finger, „ſteht auf und verläßt ſchnell das Zimmer.“

Achter Auftritt.

Vorzimmer des Königs.

(Ein Gedränge vieler Granden. Es iſt Abend, und Lichter werden angezündet.)

Herzog von Alba und **Herzog von Feria** kommen im Geſpräch.

Der Text ganz übereinſtimmend bis S. [illegible], zu den Worten des Alba:

„Sie ſehen, daß es dringend iſt. Wir dürfen
Auch keinen Augenblick verlieren.“

Domingo (tritt dazu).

Wo iſt aber
Der Prinz? Wird keine Anſtalt noch getroffen,
Sich ſeiner zu verſichern?

Feria (ſieht Alba an).

Haben Sie
Etwa —?

Alba.

Ich? Nein.

Domingo.

Und iſt der König außer
Gefahr, ſo lange dieſer Raſende
Noch frei umhergeht, ſeiner Waffen mächtig?

Alba (will gehen).
Ich dringe in das Cabinet.

Feria.
Umſonſt,
Die Thüren ſind verſchloſſen.

Alba.
Ich
Erbreche ſie — Die wachſende Gefahr
Rechtfertigt dieſe Majeſtätsverletzung.
Der König muß gerettet ſeyn.

„(Wie er gegen die Thüre geht, wird ſie geöffnet, und der König tritt heraus.)“

Neunter Auftritt.

König zu den Vorigen.

Die Varianten beginnen erſt S. [illegible] nach den Worten des Königs:
„Setzt Alles mich hintan, weil Einer mich
Verachtet hat?“

Alba.
Verachten Sie jetzt dieſen
Nichtswürd'gen, Sire —

König.
Nichtswürdigen! Wie heißt
Der Raſende, der ſolche Läſt'rung ſich
Erlauben darf — Nichtswürdigen! Bei meiner
Unſterblichkeit! Es wär' euch leichter, ohne
Sünde zu ſterben, als zu dieſer
Nichtswürdigkeit empor zu ſteigen.

Alba.

Gönnen
Sie uns Gehör, mein gnädigſter Gebieter.
„Ein neuer Feind, bedeutender, als dieſer,
Steht auf im Herzen Ihres Reichs —

Feria.

Prinz Carlos —

König.

Er hatte einen Freund, der in den Tod
Gegangen iſt für ihn — für ihn! Mit mir
Hätt' er ein Königreich getheilt!" — O Scham!
Scham! Furie der Knechte! Auch die Wangen
Der Könige beſleckt dein ſchimpflich Feuer!
Für einen Knaben aufgeopfert — Mitten
In meinem Königreich verſchmäht! Wie ein
Gemeiner Menſch, ein Ueberläſtiger
Aus dieſem Bund geſtoßen — Das ſind Menſchen
Für mich!

Alba.

Erkennen Sie uns nicht mehr, Sire?
Nicht Ihre treuen Diener mehr?

König.

„Wie er
Auf mich herunterſah! So ſtolz ſieht man
Von Thronen nicht herunter. War's nicht ſichtbar,
Wie viel er ſich mit der Erob'rung wußte?
Was er verlor, geſtand ſein Schmerz. So wird
Um nichts Vergängliches geweint" — um kein
Phantom zwei Leben weggeſchleudert,
Zweimal mein Diadem verſchmäht. Er wußte,
Was er verlor. Ich glaub' es ihm, vergeb'

Es ihm, daß ihn der Muth verließ, dies Schickſal
Auf einem Throne zu verſchmerzen.

Domingo (zu Alba unruhig).

Herzog,

Wir dürfen länger nicht

König.

„Daß er noch lebte!
Ich gäb' ein Indien dafür. Troſtloſe Allmacht,
Die nicht einmal in Gräber ihren Arm
Verlängern, eine kleine Uebereilung
Mit Menſchenleben nicht verbeſſern kann!
Die Todten ſtehen nicht mehr auf. Wer darf
Mir ſagen, daß ich glücklich bin?" Seht nun
Wie eure Zungen mich verlaſſen. Füllt mein Ohr
Mit eures Lobes Glockenſpiel, laßt eurer
Bewunderung Maſchinenwerke ſpielen,
Lügt mich zum Gott und betet an. Weiß ich
Nicht längſt, wie meine Spiegel wiedergeben?
Euch hab' ich. Ihr ſeyd mir gewiß. „Im Grabe
Wohnt Einer, der mir Achtung verenthalten." ꝛc.

Im nächſt Folgenden ſind keine Veränderungen, außer daß einige charakteriſirende Klammern weggefallen ſind. Die Worte: „Ich will ihn zum Gelächter machen" ꝛc. (S. [illegible] unten) ſpricht der König: In einer Verzuckung. Und nach den Worten: Auf einer Brandſtatt ernten ſoll (S. [illegible]) heißt es: Er geht mit ſtarken Schritten auf und nieder. Weiter unten ſagte der König in der erſten Ausgabe:

Man ſende zum
Großinquiſitor Kardinal. „Ich laſſ'" ꝛc.
(So auch ſpäter, wo jetzt S. [illegible]: Inquiſitor ſteht.)

Dann S. [illegible]:

König.

„Wo verließ man den Infanten?“

Alba.

Beim Leichnam des Maltheſers.

Domingo.

Den er jetzt
Für ein Geſchäft, das dringender iſt, möchte
Verlaſſen haben

König.

„Iſt noch Licht in ihrem
Pavillon?“ ꝛc.

Ferner ward, (S. [illegible]), nach den Worten: „in den Zimmern der Königin verſchwunden“ noch:

Feria.

Ein Betrug
Kann hier nicht unterlaufen.

König.

„Und in welcher
Geſtalt erſchien er?“ ꝛc.

Am Ende der Scene ſtand noch (S. [illegible]): Der König folgt ihnen durch zwei Zimmer und riegelt alle Thüren.

Zehnter Auftritt.

Der König und der **Großinquiſitor.**

(Ein langes Stillſchweigen.)

Die Varianten beginnen S. [illegible] unten nach:

Großinquiſitor.

„Rath bedurfte
Mein Zögling Karl, Ihr großer Vater, niemals."

König.

„Um ſo viel glücklicher war er." Ich habe
Sie bitten laſſen, weil ich Ihren Beiſtand
Erborgen muß.

Großinquiſitor.

Der Kirche oder meinen?

König.

Der Kirche Arm und Ihren Geiſt.

(Nach einer Pauſe.)

„Ich habe
Gemordet, Kardinal, und keine Ruhe" ꝛc.

Im ganzen Zehnten iſt der Text gleich, außer daß der König den Großinquiſitor mit Ihr anredet. Da wo dieſer den König zurechtweiſt (S. [illegible]) finden ſich einige Abweichungen: „ruhmlos!" liederlich! ferner: „das Blut" — hat eines Bravo Hand verſpritzt. Ferner: Was berechtigt Sie ꝛc. Dann noch:

Großinquiſitor.

— — — — — — — — — — —

„In ſeines Geiſtes herrlicher Sendung
Die prahlende Vernunft zur Schau zu führen."
Ihn hatten wir — auf langer Seelenfolter
Zur Mißgeburt verzerret — dem wandernden
Gelächter ſeiner Rotte vorgewieſen.

„Das war mein überlegter Plan. Nun liegt
Sie hingeſtreckt, die Arbeit vieler Jahre!“ ꝛc.

Die nächſte Auslaſſung gehört zu S. 331:

König.

„Mich
Gelüſtete nach einem Menſchen.“ Dieſe
Domingo, die man fälſchlich mir dafür
Verkaufte —

Großinquiſitor.

„Wozu Menſchen? Menſchen ſind
Für Sie nur Zahlen, weiter nichts. Muß ich“ ꝛc.

Die folgende Variante dieſer Scene gehört zu S. 332 unten:

Großinquiſitor.

— — — — — — — „Ich gab
Zwei Könige dem ſpaniſchen Thron, und hoffte“
Mein Tagwerk nun gethan. Umſonſt gelebt
Zu haben, ſchmerzt an des Jahrhunderts Neige.
Verzeihung, Sire — Und jetzt — Wozu bin ich
Gerufen? Meine Zeit iſt edel. Die
Minute ſteigt bei Neunzigern im Preiſe.
„Was ſoll ich hier? — Ich bin nicht Willens, dieſen
Beſuch zu wiederholen.“

König.

Eine Arbeit!
Die letzte noch — dann überlaß' ich dich
Dem ſtärkern Schickſal. Alſo Friede ſey
Geſchloſſen zwiſchen dir und mir. Vorbei
Sey das Vergangene. „Wir ſind verſöhnt?“

S. 333 iſt eine kürzere Variante:

König (nach einem Stillſchweigen).

Mein Sohn
Iſt Hochverraths verdächtig.

Großinquiſitor.

„Was beſchließen
Sie?"

König.

Alles oder nichts.

Großinquiſitor.

Was heißt hier alles?

König.

„Ich laſſ' ihn fliehen, wenn ich ihn
Nicht ſterben laſſen kann."

Großinquiſitor (mit lauerndem Geſicht).

„Nun?"

(Beide ſchweigen eine Zeit lang.)

König.

Können
Sie einen neuen Glauben mir erdenken,
Der Kindermord des Gräßlichen entkleidet?

Sogleich nachher S. [illegible]:

König.

Sie wollen
Durch ganz Europa dieſe Meinung pflanzen?

Großinquiſitor.

„So weit, als man das Kreuz verehrt."

König.

Ich gebe
In Kampf mit der beleidigten Natur.
Auch dieſen Richterſtuhl getrauen Sie
Sich zu beſtechen?

Denn in dieſer Scene alles gleichlautend,

Zimmer der Königin.

Letzter Auftritt.

Dom Carlos. Die Königin. Zulezt **der König** mit Gefolge.

In der Klammer S. 175 sind nach: „mit einem brennenden Lichte“ die Worte weggelaſſen: welches ſie auf einen Gueridon niederſezt. — In der erſten Anrede der Königin nach: „Hat er das Ihrige erkauft“ (S. 176), fehlen jezt die Verſe:

Sie fühlen
Den Werth, den er durch dieſes Opfer auf
Das Ihrige gelegt! „Und dieſes Blut“ ꝛc.

Welche nun in eine andere Stelle [illegible].

Königin.

„Ich will vor Menſchen nicht mehr zittern“
Sie ſehen, Karl, mir bangte nicht, mit Ihnen
Allein zu ſeyn in dieſer Stunde — „Ich
Will einmal kühn ſeyn, wie ein Freund. Mein Herz“ ꝛc.

Carlos.

„Vollenden Sie nicht,“ Mutter! — Dieſe Lippen
Beflecke keine Unwahrheit! Sie haben
Den Göttlichen gekannt — Eliſabeth,
Das Weib, das ich anbeten ſoll, ſinkt nicht
Zu mir herab und kannte dieſen — Mutter,
Wir wollen uns nicht hintergehn — „Ich habe
In einem langen, ſchweren Traum gelegen“ ꝛc.

Dann iſt die Rede des Carlos unverändert, bis

„Ich kam, um Abſchied
Zu nehmen.“

Königin

(unter ſtreitenden Empfindungen, die Augen weggewandt, mit halber Stimme).

Karl!

Carlos.

Erſtaunen Sie nicht, Mutter!
Es iſt kein Opfer, hat mir keinen Kampf
Gekoſtet. „Endlich ſeh' ich ein, es gibt
Ein höher, wünſchenswerther Gut, als dich
Beſitzen. — Eine kurze Nacht
Hat meiner Jahre trägen Lauf beflügelt,
Frühzeitig mich zum Mann gereift. Ich habe
Für dieſes Leben keine Arbeit mehr
Als die Erinnerung an ihn!" In Einem Abend
Hab' ich den Vorrath auf mein ganzes Daſeyn
Voraus empfangen und verpraßt. „Vorbei
Sind alle meine Ernten" — ꝛc.

Die nächſte Variante iſt S. 155 in der Mitte:

Carlos.

— — — — — — — „Madrid
Sieht nur als König, oder nie mich wieder."
Und jetzt zum langen Abſchied, Mutter. Küſſen
Sie Ihren Sohn!

Weiter unten ſagt er in der erſten Ausgabe:

„Von dieſer Stelle hätten mich noch geſtern"
Des Weltgerichts Poſaunen nicht geriſſen,

und endigt:

„Ich hielt Sie in den Armen
Und wankte nicht" — Still! was war das?

Königin.

Wie?

Carlos.

Hörten
Sie hinter uns nicht Athem holen? — Horch!

(Eine Uhr ſchlägt.)

Königin.

„Nichts hör' ich, als die fürchterliche Glocke,
Die uns zur Trennung läutet.“

Endlich die abweichende Faſſung der Abſchiedsworte des **Don Carlos** (S. 239):

Von nun an, will ich haben, ſey
Nichts Heimliches mehr unter uns. Sie brauchen
Vor der Entdeckung nicht zu zittern. Leben
Sie glücklich, Mutter. „Dies hier ſey mein letzter
Betrug.“

IV. Eine Stelle aus einer ſpäter unterdrückten Scene des Don Carlos.

Ich habe endlich noch eine Stelle beizufügen, welche ſchon Herr Boas in ſeinen Nachträgen zu den Werken Schiller's, Th. 1, S. [illegible] ff. anführte.

Die folgenden Verſe ſtehen in einem Briefe, welchen Schiller am 15. Junius 1789 in Jena an Fräulein Charlotte von Lengefeld ſchrieb[1]. Er ſagt daſelbſt, er habe ſpäter dieſe Stelle ſeines Don Carlos mit der ganzen Scene, worin ſie urſprünglich ſtand, weggelaſſen.

— — Schlimm, daß der Gedanke
Erſt in der Worte todte Elemente
Zerſplittern muß, die Seele ſich im Schalle
Verkörpern muß, der Seele zu erſcheinen.
Den treuen Spiegel halte mir vor Augen,
Der meine Seele ganz empfangt, und ganz
Sie wiedergibt; dann, dann haſt du genug,
Das Räthſel meines Lebens aufzuklären.

Daß dieſe Stelle feſt in Schiller's Seele haftete, und daß er ihr einigen Werth beilegte, ſieht man daraus, daß er ſie einige Jahre ſpäter, am 1. Februar 1796, in einem Briefe an Wilhelm von Humboldt[2] abermals auf ſich anwandte. Sie lautet hier etwas verſchieden — denn wie wäre es dieſem ſelbſtthätigen, bilder- und wortreichen Geiſte möglich geweſen, einen Hauptgedanken aus dem Gedächtniſſe in denſelben Wendungen wiederzugeben! Veränderten ſich doch die Sätze, wenn er ſeine Dichtungen aus dem Buche recitirte, unter ſeiner Feder, wie z. B. die Stellen, die er in ſeiner Selbſtrecenſion von den Räubern aushob.

---

[1] Schiller's Leben von Frau Caroline von Wolzogen Th. 2, S. 18.

[2] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Humboldt S. 411.

„Es geht mir mit der Feder oft ſonderbar", ſagt er in dem angeführten Briefe. „Bin ich einmal im Gange, wie ich es dieſen Sommer und Herbſt war, ſo kann ich unter laſtenden Geſchäften große Briefe ſchreiben, ohne an den Mechanismus zu denken. Bin ich aber, ſo wie jetzt, aus dieſem Mechanismus heraus, ſo erſchrickt der Gedanke vor dem weiten Weg, den er hat, um zu dem andern zu gelangen.

— — — O ſchlimm, daß der Gedanke
Erſt in der Sprache todte Elemente
Zerfallen muß, die Seele zum Gerippe
Abſterben muß, der Seele zu erſcheinen.
Den treuen Spiegel gib mir, Freund, der ganz
Mein Herz empfängt und Ganzes wiederſcheint.

Dieſe in meinem Don Carlos einſt befindliche, aber reducirte Stelle, drückt einigermaßen aus, was ich jetzt in gewiſſen Momenten fühle, wenn ich Ihnen oder auch Körnern ſchreiben ſoll."

Schiller hat, wie ſchon Boas bemerkt, das Jahr darauf, als er dieſes ſchrieb, dieſen Gedanken in einem Diſtichon wiedergegeben (Taſchenausg. Bd. 1, S. 123):

Sprache.

Warum kann der lebendige Geiſt dem Geiſt nicht erſcheinen?
Spricht die Seele, ſo ſpricht, ach! ſchon die Seele nicht mehr.

V. Allgemeine Bemerkungen zu den vorſtehenden Nachträgen zum Don Carlos.

Ehe wir weiter gehen, werfen wir einige überſichtliche Blicke auf unſer großes Weltdrama und die Supplemente zurück, welche wir hier aneinander gereiht haben.

Wenn wir dieſe Nachträge von der erſten Skizze in Bauerbach, durch die Scene in der Rheiniſchen Thalia, und die erſte Ausgabe von 1787, bis zur jetzigen Geſtalt aufmerkſam verfolgen; ſo ſehen wir den Don Carlos gleichſam wachſen und, in mannichfachen Metamorphoſen ſich erweiternd, ergänzend, und veredelnd, zu der Tragödie ſich ausbilden, wie ſie uns in den Werken Schiller's vorliegt.

Der erſte Akt (ſ. oben S. 1 bis S. 78) iſt in Mannheim gedichtet und erſchien im erſten Heft der Rheiniſchen Thalia, 1785. Es ſind einzelne, durch proſaiſche Erzählung unterbrochene Scenen, gleichſam nur ein reicher Stoff zu einem künftigen Kunſtwerk. Hier mußte ſpäter am meiſten verändert werden: vieles Weitſchweifige ward zuſammengezogen, aber auch einzelne charakteriſtiſche Züge und Stellen von tiefem Gehalt und jugendlicher Friſche wurden der Idee des Ganzen geopfert. Einiges wurde auch umgedichtet oder neu beigegeben. Ich konnte dieſen ganzen Akt ungeſchmälert in die Supplemente aufnehmen, ohne allzulange Stellen als Füllworte beibehalten zu müſſen.

Die zweite und dritte Scene des zweiten Aktes (ſ. oben bis S. 99) erſchienen in dem zweiten Hefte der Thalia im Jahr 1785, und ſind wohl größtentheils in Leipzig geſchrieben. Hier ſind ſpäter ſchon weniger Stellen geſtrichen worden, und nur einige ſind abgeändert, wie man aus unſerer Arbeit ſieht, da wir auch dieſe Scene vollſtändig nach der Thalia mittheilten. Das Ganze genügte dem reifenden Dichter ſchon mehr.

Hier war auch in der That entweder ſehr weniges, oder Alles zu verändern. Denn die Unterredung des Don Carlos mit ſeinem Vater iſt nicht nur eine unnatürliche, ſondern eine unmögliche Situation. So konnte der Prinz, ohne ein verächtlicher Heuchler zu ſeyn, — „heucheln konnt' er nie", urtheilt Alba von ihm (Taſchenausg. Bd. 5, S. 241 oben) — bei dem tiefbegriffenen ungeheuern Gegenſatz zu ſeinem Vater und der ſtrafbaren Leidenſchaft zu ſeiner Mutter, die er in den vorhergehenden Scenen gegen den Marquis und die Königin ausſpricht, zu ſeinem Vater nicht reden. Bei aller ſittlichen Erhabenheit, die im Don Carlos leuchtet, fehlt dieſem Stück dennoch an manchen Stellen die edle, lautere Naturwahrheit, und, was beſonders auffallend iſt, beinahe durchweg ein gebildetes Rechtsgefühl (ſ. Schiller's Leben, Th. 1, S. 109). Es ſpiegeln ſich in ihm die damaligen ſittlichen Mängel ihres Urhebers, die dieſer ſpäter ſo herrlich ausfüllte.

Vom vierten Auftritt des zweiten Aktes bis zum dreizehnten einſchließlich (Taſchenausg. S. 252) wurde das Drama in das dritte Heft der Thalia eingerückt, das 1786 bei Göſchen herauskam, und in dem vierten Heft dieſer Zeitſchrift von 1786 fand dann das Uebrige, was noch in die Thalia kommen ſollte, ſeine Stelle. Dieſe Scenen ſind alſo in der letzten Hälfte von 1785 und in der erſten des folgenden Jahres, in Leipzig und größtentheils in Dresden, verfaßt, und ſie bezeichnen die Fortſchritte des Dichters auf eine glänzende Weiſe. Die Sprache iſt reiner, der Ausdruck gedrungener, der Vers fließender; die Charakteriſtik der Leidenſchaften, ja der Perſonen iſt ſchärfer, und die Grundidee, die anfangs dem Dichter ſelbſt verhüllt, im Dunkeln ſchuf und trieb, tritt klar und mächtig hervor, und verſammelt und verknüpft die zerſtreuten Glieder zu Einem Ganzen. In dieſen Theilen iſt die Maſſe des ſpäter Beibehaltenen, welches wir mit Anführungszeichen hätten notiren müſſen, ſo groß, daß wir, um Raum zu ſparen, nicht mehr den ganzen Text der Thalia gaben, ſondern bei größern übereinſtimmenden Stellen auf die Taſchenausgabe verweiſen mußten.

Als nun Schiller im Spätherbſt 1786 ſeine Tragödie endlich beendigt hatte, ſo unterwarf er die in der Thalia ſchon gedruckten Scenen einer kritiſchen Sichtung, und gab nun das Stück 1787 vollſtändig bei Göſchen in Leipzig heraus. Jene revidirten Akte ſind in dieſer erſten Edition ſchon ſehr abgekürzt, und halten in Bezug auf Ausführlichkeit die Mitte zwiſchen dem Text der Thalia und unſerm jetzigen. Schiller mußte kürzen, denn welche lächerliche Unförmlichkeit wäre entſtanden, wenn er die Dialoge der Thalia in ihrer endloſen Breite und oft maſſiven Derbheit unverändert mit den neuen, ſchon prägnantern und feingegliederten Scenen der erſten Ausgabe zu Einem Körper hätte aneinanderſetzen wollen!

Und ſo wurde auch ſpäter, bei jeder neuen Auflage, möglichſt viel ausgeſtrichen und zugleich einiges Nothwendige verändert, um die ungeheure Maſſe, ſo viel es ſich thun ließ, einem dramatiſchen Kunſtwerke anzunähern, bis der Dichter endlich kurz vor ſeinem Tode für ſein bei Cotta erſcheinendes „Theater“ (d. h. ſeine geſammelten dramatiſchen Werke) an das Stück die letzte leiſe verbeſſernde Hand legte. Früher fand ſich Schiller ſchon, wie er ſelbſt ſagt, durch eine reiche Mannigfaltigkeit befriedigt, aber bei vollendeter Bildung ſuchte er in dieſem Jugendwerk die künſtleriſche Einheit herzuſtellen. Und ſo erfuhr auch Don Carlos in der Leipziger Ausgabe von 1801, alſo zu einer Zeit, wo Schiller nach der Beendigung des Wallenſtein und im Umgang mit Göthe, wie er ſelbſt verſichert, einen neuen Menſchen angezogen hatte, die größeſten und durchgreifendſten Abkürzungen.

Nach ſeinen damaligen rigoriſtiſchen Grundſätzen ſuchte er dieſer endlichen Maſſe nun Form zu geben[1].

Dies iſt die ſucceſſive Bildungsgeſchichte des Don Carlos von ſeinem Beginn bis zu ſeiner letzten Geſtalt, von welcher Geſchichte dem Leſer die Akten zur Einſicht vorliegen. Es ging dem Werk wie dem Menſchen, der auch allmählig tauſenderlei zurücklaſſen und ausſcheiden muß, um im reifen Alter zur concentrirten Gediegenheit und Beſtimmtheit zu gelangen.

Auch an den Sprachformen deutſcher oder eingebürgerter Wörter hat Schiller im Fortgang ſeines Werkes in der langen Zeit, wo er daran arbeitete, manches verändert, und ich habe auf das Bedeutende hievon aufmerkſam gemacht. Ich will noch anführen, daß er die ſpaniſchen Großen anfangs in der Thalia Grandes nachher Granden nennt. Dem Leſer iſt es auch aufgefallen, daß er früher immer Rodrigo und Dom ſchrieb, wo wir jetzt Roderich und Don leſen.

Schon Wieland ſprach ſich in einem Briefe vom 8. Mai [illegible], in welchem er noch manches andere an dem Drama auszuſtellen hat, gegen dieſe Formen aus. Er ſagt: „Im Vorbeigehen bemerke ich noch, daß der ſpaniſche Name Rodrigo die mittlere Sylbe ſchlechterdings lang haben muß, und daß man eben ſo wenig (wie Herr Schiller durchgehends thut) Rodrigo, als Henricus und Petrus ſagen kann. Eben ſo ſagt man in Spanien nicht Dom Carlos oder Dom Philipp, ſondern Don. Das

---

[1] Hiermit fällt alles, was Hoff in ſeinen Nachträgen (Th. 1, S. 311 f.) ſagt: „daß Schiller das Stück nur ſo bedeutend verkürzt habe, um es für die Bühne zuzurichten, und nicht etwa, um es zu verbeſſern“, „weil Schiller außer den Reduktionen, kaum einzelne Worte abgeändert, daraus gehe klar hervor, daß er ſein Werk für gelungen gehalten habe.“ Ich antworte: 1) Don Carlos hat ja jetzt noch keine Theaterform; 2) wie kann man dem Dichter in ſeiner Periode der Reife eine ſolche arge Geſchmackloſigkeit unterſchieben? 3) es iſt bekannt, daß Schiller's Verbeſſern meiſtens überall ein — Ausſtreichen war.

Dom iſt nur bei den Benediktiner-Mönchen von der Congregation de St. Mauro üblich, wo es eine Abkürzung des bei andern katholiſchen Geiſtlichen und Religiöſen gewöhnlichen Domnus ſtatt Dominus iſt. Auch in Kleinigkeiten muß man genau ſeyn.“

Wenn aber Boas meint, Schiller habe in Folge dieſes Briefes Rodrigo in Roderich und Dom in Don abgeändert, ja er habe ſogar durch die oben, zu Scene 15 des 2. Akts, mitgetheilte Anmerkung in der Thalia eigens den in dem Briefe enthaltenen Tadel Wielands widerlegen wollen, daß die Probeſcenen zum Erſchrecken lang ſeyen und daß das größte Stück des Sophokles kaum ſo viele Verſe habe, als Schiller's erſter Akt — ſo gilt auch hier Wieland's Rath, daß man ſelbſt in Kleinigkeiten genau ſeyn müſſe. Jenes Schreiben von 1785 erſchien zuerſt 1828 gedruckt in Wieland's Leben von Gruber (Th. 3, S. 511 ff.), welcher ausdrücklich ſagt, daß es Wielanden abgefordert und in der Handſchrift aufgefunden worden ſey. Daß aber Schiller den Brief im Jahr 1786, wo er die angeführte Anmerkung in die Thalia (Heft 3, S. 86) einrücken ließ, nicht handſchriftlich geleſen hatte, ſieht man daraus, daß er in der Leipziger Ausgabe durchweg noch die Formen Rodrigo und Dom gebraucht. Zu der Bemerkung, daß die Probeſcenen in der Thalia unmäßig lang ſeyen, bedurfte Schiller keines Wieland's; ſie konnte er ſich ſelbſt machen und jeder andere. Wenn Wieland die Veränderung jener beiden Namen veranlaßte, ſo geſchah es gewiß mündlich in Weimar, wo ſich Schiller ſeit dem Juli 1787 ſeines belehrenden Umgangs erfreute.

Dem aufmerkſamen Leſer wird es nicht entgangen ſeyn, daß die Verſe, welche Schiller in ſeinen Briefen über Don Carlos (Taſchenausg. Bd. 10 S. 305 ff.) anführte, von unſerm jetzigen Texte ſehr abweichen. Dieſe Briefe, welche ſchon im Jahre 1788 geſchrieben ſind, citiren den Text des Don Carlos nach der erſten Ausgabe. Mit dieſer ſtimmen die eingeſchalteten Zeilen vollkommen überein, doch ſind ſie häufig verſetzt und bei längern Stellen ſind auch wohl manche Verſe ausgelaſſen, wie es der jedesmalige Zweck, dem ſie dienen ſollten, erforderte.

Ich ſcheide mit dem Bemerken, daß die vorſtehende Nachleſe zu Don Carlos die erſte vollſtändige und kritiſch genaue iſt, ſo weit eine Arbeit der Art überhaupt dieſe Beinamen verdienen mag. Zuerſt nämlich hat Döring in ſeiner Nachleſe (Vorrede S. 8) auf die höchſt genialen Scenen der Thalia nachdrücklich hingewieſen; und ich theilte in meinem Werke über Schiller am Ende des erſten Bandes einzelne Stellen mit. Die erſte Sammlung erſchien in dem „Anhang zu Schiller's Werken, Grätz 1836," Bd. 1, S. 75 bis 154. Es finden ſich aber hier nur einzelne längere Stellen wieder abgedruckt. Herr Boas veranſtaltete dann die zweite Nachleſe, und fügte zuerſt auch die Varianten der erſten Ausgabe bei. Er rühmt ſich: er habe Alles ſorgfältig wieder eingeſammelt, und obgleich er nur die wirklich bedeutenden Stellen ausgezogen, zähle ſeine Sammlung doch mehr, als zweitauſend Verſe, und bringe dadurch unſerer Literatur und ihrer Geſchichte einen unſchätzbaren Gewinn (!). Dieſes maßloſe Selbſtlob iſt aber in Bezug auf die Auszüge der Thalia mindeſtens eine große Selbſttäuſchung. Es ließen ſich wohl an fünfhundert Verſe zuſammenzählen, die Boas theils ausließ, theils falſch wiedergab. Letzteres iſt ihm beſonders dadurch widerfahren, daß er in den frühern Scenen den Text der Thalia, der Leipziger und der Stuttgarter Ausgabe mit einander amalgamiren wollte, wodurch ein ſonderbar buntſcheckiges Flickwerk entſtand. Welche Stellen „wirklich bedeutend" ſind, kann nicht dem Urtheil des erſten beſten Sammlers überlaſſen werden, und auch ſolche, die das wirklich ſind, charakteriſiren oft am meiſten die temporelle Sinnesart oder Manier des Schriftſtellers. Die Varianten der erſten Auflage ſind von da an, wo der Text der Thalia aufhört, von Boas ſorgfältiger geſammelt worden, obgleich er auch hier noch Vieles überſah.

Gedichte.

Der Fräulein von Arnim.

Am 2. Mai 1787.

Ein treffend Bild von dieſem Leben,
Ein Maskenball, hat dich zur Freundin mir gegeben;[1]
Mein erſter Anblick war — Betrug.
Doch unſern Bund, geſchloſſen unter Scherzen,
Beſtätigte die Sympathie der Herzen.

Ein Blick war uns genug;
Und durch die Larve, die ich trug,
Las dieſer Blick in meinem Herzen,
Das warm in meinem Buſen ſchlug!
Der Anfang unſrer Freundſchaft war nur — Schein!
Die Fortſetzung ſoll Wahrheit ſeyn.

In des Lebens buntem Lottoſpiele[2]
Sind es oft nur Nieten, die wir ziehn.
Der Freundſchaft ſtolzes Siegel tragen viele,
Die in der Prüfungsſtunde treulos fliehn.

---

[1] Im dem Sinne gedichtet, wie Don Carlos zu Poſa ſpricht (Taſchenausg. S. 186): „Berede dich, wir beide hätten uns auf einem Ball mit Masken angefunden" ꝛc.

[2] In der Elegie auf den Tod eines Jünglings, Strophe 6, ſpricht Schiller von „dem poſſenhaften Lottoſpiel" des Lebens, und in den Räubern, Akt 4, Scene 2, von dem bunten Lotto des Lebens, wenn Nullen der Auszug ſeyen (ſ. Viehoff a. a. O. B. 1. S. 275).

Oft ſehen wir das Bild, das unſre Träume malen,
Aus Menſchenaugen uns entgegenſtrahlen;
Der, rufen wir, der muß es ſeyn!
Wir hoffen es — und es iſt — Stein!

Den edlen Trieb, der weichgeſchaff'ne Seelen
Magnetiſch an einander hängt;
Der uns bei fremden Leiden uns zu quälen,
Bei fremdem Glück zu jauchzen drängt;
Der uns des Lebens ſchwere Laſten tragen,
Des Todes Schrecken ſelbſt beſiegen lehrt;
Durch den wir uns der Gottheit näher wagen,
Und leichter ſelbſt das Paradies entbehrt —
Den edlen Trieb, du haſt ihn ganz empfunden,
Der Freundſchaft ſeltnes, ſchönes Loos iſt dein.
Den höchſten Schatz, der Tauſenden verſchwunden,
Haſt du geſucht — haſt du gefunden:
Die Freundin eines Freunds zu ſeyn.[1]

Auch mir bewahre dieſen ſtolzen Namen;
Ein Platz in deinem Herzen bleibe mein!
Spät führte das Verhängniß uns zuſammen,
Doch ewig ſoll das Bündniß ſeyn.
Ich kann dir nichts, als treue Freundſchaft, geben,
Mein Herz allein iſt mein Verdienſt.
Dich zu verdienen, will ich ſtreben —
Dein Herz bleibt mir — wenn du das meine kennſt.

---

[1] Im Lied an die Freude:
Wem der große Wurf gelungen,
[illegible]

Dieſes Gedicht wurde zuerſt in der Nachleſe zu Schiller's Werken, Tübingen und Wien 1810, S. 66—67 mitgetheilt. Der ungenannte Herausgeber ſagt daſelbſt, daß er dieſe Verſe von der Gräfin v. K.... geborne v. A. (Arnim), an welche ſie gerichtet geweſen, empfangen habe. Dieſelben dürfen aber nicht, wie Döring es in ſeiner Nachleſe gethan hat: **Der Gräfin** von K. ꝛc. überſchrieben werden. Denn als ſie geſchrieben wurden, war die nachherige Gräfin noch nicht vermählt. Von der glühenden Leidenſchaft, von welcher Schiller zu dieſer ausgezeichnet ſchönen Jungfrau ergriffen war (ſ. Schiller's Leben Th. 2. S. 52), findet ſich in dieſem Gedicht keine Spur.

Widmung des Don Carlos.

(1787.)

Kein Lebender und keine Lebende
Saß dieſem Bild, der ſüßen Sympathie
Und Freundſchaft aufgeſtellt. Aus nicht vorhandnen Welten
Entlehnte es — ich kannte dich noch nie —
Ein volles Herz und warme Phantaſie.
Wenn das, was ich für Schatten hier empfunden,
In deinem Herzen mächtig widerklingt,
Aus deinem Auge ſchöne Thränen zwingt;
Wenn es in ſtillen, ſchwärmeriſchen Stunden
Zu ſanfter Rührung dich erweicht:
So weißt du, was der Dichter dann empfunden,
Hätt' er ein lebend Bild gefunden,
Das deinem, Karoline, gleicht.

Dieſe Zeilen wurden zum erſten Mal durch das Morgenblatt, Jahrgang 1837 No. 42, bekannt gemacht, und durch Ed. Boas in ſeine Nachträge zu den Werken Schiller's aufgenommen. Sie hatte Schiller mit eigener Hand in ein Exemplar des Don Carlos geſchrieben, welches er der Tochter des Geheimenrathes Schmidt in Weimar, ſpäter verehlichten Swaine, zum Geſchenk machte. Die Verſe ſind alſo in Weimar, in der zweiten Hälfte des Jahres 1787 gedichtet — da, wie ich früher in meiner Biographie (Thl. 2, S. 57) muthmaßte, Schiller im Juli dieſes Jahres, oder, wie er ſelbſt in einem eigenhändigen Notizenbuch, welches vor mir liegt, angiebt, erſt im Auguſt von Dresden nach Weimar abging. Daß Schiller mit Schmidt bekannt war, erzählt uns Karoline von Wolzogen (Schiller's Leben Thl. 1, S. 225): „Auch wiſſen wir von ihm, daß er mit dem Geheimenrath Schmidt, der vielen Antheil an der Literatur nahm, und früher mit Klopſtock in Verbindung geſtanden, oft intereſſante Geſpräche über Richardſon's Clariſſe, die dieſer, wie Schiller ſelbſt, ſehr hoch hielt, geführt hat."

Die berühmte Frau.

Epiſtel eines Ehemanns an den andern.

(1788.)

In den Cotta'ſchen Ausgaben (ſ. neue Taſchenausgabe B. 1, S. 125) lautet jetzt der Text:

„Auch iſt ſie dort — in jenem ehrenvollen Reihn,
Wo Griechen, untermiſcht mit Weiſen,
Celebritäten aller Art,
Vertraulich, wie in Charon's Kahn gepaart,
An einem Tiſch zuſammen ſpeiſen;
Wo, eingeſchickt von fernen Meilen,
Zerriß'ne Tugenden von ihren Wunden heilen,
Noch andre — ſie mit Würde zu beſtehn,
Um die Verſuchung lüſtern flehn —
Dort Freund — o, lerne dein Verhängniß preiſen!
Dort wandelt meine Frau und läßt mir ſieben Waiſen.“

In der Leipziger Ausgabe von 1805 B. 2, S. 154 f. hießen dieſe Verſe:

Auch iſt ſie dort — in jenem bunten Reihn,
Wo Ordensbänder und Doktorenkragen,
Celebritäten aller Art,
Vertraulich, wie in Charon's Kahn gepaart,
Zur Schau ſich geben und zu Markte tragen,
Wo eingeſchickt zu fernen Meilen,
Zerriß'ne Tugenden von ihren Wunden heilen;
Dort, Freund, o lerne ꝛc.

Wahrſcheinlich iſt, wie auch Viehoff (B. 1, S. 279) annimmt, die Cotta'ſche Lesart aus dem älteſten Abdruck genommen, von dem ich aber nicht weiß, wo er ſteht, ſo wie mir auch die perſönliche Beziehung, welche die treffliche Satyre doch ohne Zweifel hat, unbekannt iſt. Uebrigens ſpricht Schiller nicht allein die Gelehrſamkeit, wie hier, ſondern auch die Wiſſenſchaft und das Handeln nach (deutlich erkannten) Grundſätzen des Sittengebotes der Natur und Beſtimmung des Weibes ab (ſ. Schiller's Leben Thl. 5, S. 198).

In das Tagebuch der Schwarzburg.

(1788.)

Auf dieſen Höhen ſah auch ich
Dich, freundliche Natur, ja dich!

Wir führen dieſe unbedeutenden Verſe nur an, um nichts auszulaſſen. Während ſeines Aufenthalts in Volkſtädt bei Rudolſtadt im Sommer 1788 (ſ. Schiller's Leben Thl. 2, S. 75 f.) beſuchte Schiller auch das romantiſch gelegene Stammſchloß der Grafen von Schwarzburg, wo er dieſe Zeilen mit ſeinem Namen in das Fremdenbuch ſchrieb.

Die Götter Griechenlands.

(1788.)

* Da ihr noch die ſchöne Welt regiertet,[1]
An der Freude leichtem Gängelband
Glücklichere Menſchenalter führtet,[2]
Schöne Weſen aus dem Fabelland!
Ach! da euer Wonnedienſt noch glänzte,
Wie ganz anders, anders war es da!
Da man deine Tempel noch bekränzte,
Venus Amathuſia!

* Da der Dichtkunſt maleriſche Hülle[3]
Sich noch lieblich um die Wahrheit wand —
Durch die Schöpfung floß da Lebensfülle,
Und, was nie empfinden wird, empfand.
An der Liebe Buſen ſie zu drücken,
Gab man höhern Adel der Natur;
Alles wies den eingeweihten Blicken,
Alles eines Gottes Spur.

---

[1] Jetzt: regieret.
[2] Jetzt: Selige Geſchlechter noch geführet.
[3] Jetzt: der Dichtung zauberiſche Hülle.

* Wo jetzt nur, wie unſre Weiſen ſagen,
Seelenlos ein Feuerball ſich dreht,
Lenkte damals ſeinen goldnen Wagen
Helios in ſtiller Majeſtät.
Dieſe Höhen füllten Oreaden,
Eine Dryas ſtarb mit jenem Baum, [1]
Aus den Urnen lieblicher Najaden
Sprang der Ströme Silberſchaum.

* Jener Lorbeer wand ſich einſt um Hülfe, [*]
Tantal's Tochter [**] ſchweigt in dieſem Stein,
Syrinx' Klage tönt aus jenem Schilfe,
Philomelens Schmerz in dieſem [2] Hain.
Jener Bach empfing Demeter's Zähre,
Die ſie um Perſephonen geweint,
Und von dieſem Hügel rief Cythere,
Ach vergebens! ihrem ſchönen Freund. [3]

* Zu Deukalion's Geſchlechte ſtiegen
Damals noch die Himmliſchen herab;
Pyrrha's ſchöne Töchter zu beſiegen,
Nahm Hyperion den Hirtenſtab. [4]
Zwiſchen Menſchen, Göttern und Heroen
Knüpfte Amor einen ſchönen Bund;
Sterbliche mit Göttern und Heroen
Huldigten in Amathunt.

---

[1] Text: Eine Dryas lebt in jenem Baum.
[*] Anmerkung Schiller's: Daphne, vom Apollo verfolgt.
[**] Anmerkung Schiller's: Niobe.
[2] Text: Philomela's Schmerz aus dieſem
[3] Text: Ach, umſonſt! dem ſchönen Freund.
[4] Text: Nahm der Lato Sohn den Hirtenſtab.

Betend an der Grazien Altären
Kniete da die holde Prieſterin,
Sandte ſtille Wünſche an Cytheren
Und Gelübde an die Charitin.
Hoher Stolz, auch droben zu gebieten,
Lehrte ſie den göttergleichen Rang
Und des Reizes heil'gen Gürtel hüten,
Der den Donn'rer ſelbſt bezwang.
Himmliſch und unſterblich war das Feuer,
Das in Pindar's ſtolzen Hymnen floß,
Niederſtrömte in Arion's Leier,
In den Stein des Phidias ſich goß.
Beſſ're Weſen, edlere Geſtalten
Kündigten die hohe Abkunft an,
Götter, die vom Himmel niederwallten,
Sahen hier ihn wieder aufgethan.
Werther war von eines Gottes Güte,
Theurer jede Gabe der Natur:
Unter Iris ſchönem Bogen blühte
Reizender die perlenvolle Flur,
Prangender erſchien die Morgenröthe
In Himerens roſigem Gewand,
Schmelzender erklang die Flöte
In des Hirtengottes Hand.
Liebenswerther malte ſich die Jugend,
Blühender in Ganymeda's Bild, *
Heldenkühner, göttlicher die Tugend
Mit Tritoniens Meduſenſchild.

* Anmerkung Schiller's: Hebe. Ihr älterer Name war Ganymeda, ſagt Pauſanias. **Corinth. c. 13.**

Sanfter war, da Hymen es noch knüpfte,
Heiliger der Herzen ew'ges Band.
Selbſt des Lebens zarter Faden ſchlüpfte
Weicher durch der Parzen Hand.[1]

* Das Evoe muntrer Thyrſusſchwinger
Und der Panther prächtiges Geſpann
Meldeten den großen Freudebringer;
Faun und Satyr taumeln ihm voran,
Um ihn ſpringen raſende Mänaden,
Ihre Tänze loben ſeinen Wein,
Und die Wangen des Bewirthers laden[2]
Luſtig zu dem Becher ein.

Höher war der Gabe Werth geſtiegen,
Die der Geber freundlich mit genoß,
Näher war der Schöpfer dem Vergnügen,
Das im Buſen des Geſchöpfes floß.
Nennt der meinige ſich dem Verſtande?
Birgt ihn etwa der Gewölke Zelt?
Mühſam ſpäh' ich im Ideenlande,
Fruchtlos in der Sinnenwelt.

---

[1] Für dieſe vier ausgeworfene Strophen hat Schiller die ganz neue gedichtet (ſ. Taſchenausgabe B. 1. S. 101 oben):

„Finſtrer Ernſt und trauriges Entſagen
War aus eurem heitern Dienſt verbannt" ꝛc.

[2] Jetzt: Und des Wirthes braune Wangen laden. — Uebrigens ſteht in den ſpätern Editionen dieſe ganze Strophe hinter der folgenden:

„Eure Tempel lachten gleich Palaſten" ꝛc.

* Eure Tempel lachten gleich Paläſten,
Euch verherrlichte das Heldenſpiel
An des Iſthmus kronenreichen Feſten,
Und die Wagen donnerten zum Ziel.
Schön geſchlungne, ſeelenvolle Tänze
Kreisten um den prangenden Altar,
Eure Schläfe ſchmückten Siegeskränze,
Kronen euer duftend Haar.

Seiner Güter ſchenkte man das beſte,
Seiner Lämmer liebſtes gab der Hirt,
Und der Freudetaumel ſeiner Gäſte
Lohnte dem erhabnen Wirth.
Wohin tret' ich? Dieſe traur'ge Stille
Kündigt ſie mir meinen Schöpfer an?
Finſter, wie er ſelbſt, iſt ſeine Hülle,
Mein Entſagen — was ihn feiern kann.

* Damals trat kein gräßliches Gerippe
Vor das Bett des Sterbenden; ein Kuß
Nahm das letzte Leben von der Lippe,
Still und traurig ſenkt' ein Genius
Seine Fackel. Schöne, lichte Bilder
Scherzten auch um die Nothwendigkeit,
Und das ernſte Schickſal blickte milder
Durch den Schleier ſanfter Menſchlichkeit. [1]

---

[1] Die vier letzten Verſe dieſer Strophe ſind jetzt durch die vier letzten Verſe der folgenden Strophe erſetzt, von welcher die vier erſten Verſe ganz weggeworfen ſind; beide Strophen ſind alſo in eine zuſammengezogen, und der vierte Vers der erſten Strophe iſt im folgenden verändert: „Seine Fackel ſenkt ein Genius."

Nach der Geiſter ſchrecklichen Geſetzen
Richtete kein heiliger Barbar,
Deſſen Augen Thränen nie benetzen,
Zarte Weſen, die ein Weib gebar.
* Selbſt des Orkus ſtrenge Richterwage
Hielt der Enkel einer Sterblichen,
Und des Thrakers ſeelenvolle Klage
Rührte die Erinnyen.

* Seine Freuden traf der frohe Schatten
In Elyſiens Hainen wieder an;
Treue Liebe fand den treuen Gatten,
Und der Wagenlenker ſeine Bahn;
Orpheus' Spiel [1] tönt die gewohnten Lieder,
In Alceſtens Arme ſinkt Admet,
Seinen Freund erkennt Oreſtes wieder,
Seine Waffen [2] Philoktet.

Aber ohne Wiederkehr verloren
Bleibt, was ich auf dieſer Welt verließ;
Jede Wonne hab' ich abgeſchworen,
Alle Bande, die ich ſelig pries.
Fremde, nie verſtandene Entzücken,
Schaudern mich aus jenen Welten an,
Und für Freuden, die mich jetzt beglücken,
Tauſch' ich neue, die ich miſſen kann.

* Höh're Preiſe ſtärkten da den Ringer
Auf der Tugend arbeitvoller Bahn:
Großer Thaten herrliche Vollbringer
Klimmten zu den Seligen hinan;

---

[1] Jetzt: Linus' Spiel.
[2] Jetzt: Seine Pfeile.

Vor dem Wiederforderer der Todten *
Neigte ſich der Götter ſtille Schaar,
Durch die Fluthen leuchtet dem Piloten
Vom Olymp das Zwillingspaar.

* Schöne Welt, wo biſt du? — Kehre wieder,
Holdes Blüthenalter der Natur!
Ach, nur in dem Feenland der Lieder
Lebt noch deine goldne Spur! [1]
Ausgeſtorben trauert das Gefilde,
Keine Gottheit zeigt ſich meinem Blick,
Ach! von jenem lebenwarmen Bilde
Blieb nur das Gerippe mir zurück! [2]

* Alle jene Blüthen ſind gefallen
Von des Nordes winterlichem Wehn; [3]
Einen zu bereichern unter allen,
Mußte dieſe Götterwelt vergehn.
Traurig ſuch' ich an dem Sternenbogen:
Dich, Selene, find' ich dort nicht mehr;
Durch die Wälder ruf' ich, durch die Wogen,
Ach, ſie widerhallen leer!

* Unbewußt der Freuden, die ſie ſchenket,
Nie entzückt von ihrer Trefflichkeit, [4]
Nie gewahr des Armes, der ſie lenket, [5]
Reicher nie durch meine Dankbarkeit, [6]

---

* Anmerkung Schiller's: Hercules.
[1] Jezt: fabelhafte Spur.
[2] Jezt: Blieb der Schatten nur zurück.
[3] Jezt: ſchauerlichem Wehn.
[4] Jezt: Herrlichkeit.
[5] Jezt: des Geiſtes, der ſie lenket.
[6] Jezt: Sel'ger nie durch meine Seligkeit.

Fühllos ſelbſt für ihres Künſtlers Ehre,
Gleich dem todten Schlag der Pendeluhr,
Dient ſie knechtiſch dem Geſetz der Schwere,
Die entgötterte Natur.

Morgen wieder neu ſich zu entbinden,
Wühlt ſie heute ſich ihr eignes Grab,
Und an ewig gleicher Spindel winden
Sich von ſelbſt die Monde auf und ab.
Müßig kehrten zu dem Dichterlande
Heim die Götter, unnütz einer Welt,
Die, entwachſen ihrem Gängelbande,
Sich durch eignes Schweben hält.

Freundlos, ohne Bruder, ohne Gleichen,
Keiner Göttin, keiner Ird'ſchen Sohn,
Herrſcht ein Andrer in des Aethers Reichen,
Auf Saturnus' umgeſtürztem Thron.
Selig, eh' ſich Weſen um ihn freuten,
Selig im entvölkerten Gefild,
Sieht er in dem langen Strom der Zeiten
Ewig nur — ſein eig'nes Bild.

Bürger des Olymp's konnt' ich erreichen:
Jenem Gotte, den ſein Marmor preiſt,
Konnte einſt der hohe Bildner gleichen; —
Was iſt neben dir der höchſte Geiſt
Derer, welche Sterbliche gebaren?
Nur der Würmer erſter, edelſter.
Da die Götter menſchlicher noch waren,
Waren Menſchen göttlicher.

Deſſen Strahlen mich darnieder ſchlagen,
Werk und Schöpfer des Verſtandes! dir
Nachzuringen, gib mir Flügel, Wagen,
Dich zu wägen — oder nimm von mir,
Nimm die ernſte, ſtrenge Göttin wieder,
Die den Spiegel blendend vor mir hält!
Ihre ſanft're Schweſter ſende nieder,
Spare jene für die andre Welt.[1]

„Ja, ſie kehrten heim, und alles Schöne“ ꝛc.

Das berühmte Gedicht iſt in Weimar im Winter oder Frühjahr 1788 verfaßt, und erſchien deſſelben Jahres im Märzheft des deutſchen Merkur, welche Zeitſchrift Schiller damals mit meiſterhaften Beiträgen zierte (ſ. Schiller's Leben Thl. 2, S. 61 f.). Die urſprüngliche Geſtalt, die wir hier mittheilen, ließ er nachher in dem zweiten Bande der Leipziger Ausgabe „für die Freunde der erſten Ausgabe“ beſonders abdrucken, nachdem er die neue verkürzte und gemäßigte Form ſchon in den erſten Band aufgenommen hatte. Die Götter Griechenland's ſind vor Schiller's Sommeraufenthalt bei Rudolſtadt verfaßt, wo im Umgang mit ſeinen geliebten Freundinnen ſich ſein ſittliches und äſthetiſches Gefühl weſentlich läuterte (ſ. Schiller's Leben Thl. 2, S. 79 ff.). An den in Rudolſtadt und gleich nachher gedichteten Künſtlern waren ſpäter kaum einige Verſe umzuformen und nichts wegzuſchneiden, denn von Ueberſchwenglichem, Anſtößigem, oder Polemiſchem war von Anfang an nichts in ihnen. — Uebrigens ſind nur die mit einem Sternchen bezeichneten Verſe nachher beibehalten worden. Eine Beurtheilung des Gedichts ſ. in Schiller's Leben Thl. 2, S. 82.

---

[1] Die letzten drei ausgeſtrichenen Strophen hat Schiller durch eine neue zu erſetzen geſucht:

Die Künſtler.

(1788.)

Die Künſtler, eines der vorzüglichſten Lehrgedichte, die je geſchrieben worden ſind, erſchienen zuerſt 1789 im Märzheft des deutſchen Merkur. Ich habe in meinem Werke über Schiller die Grundidee dieſes Gedichts zu entwickeln verſucht (Th. 2 S. 90 ff.), und Götzinger und Viehoff haben es gründlich, der letztere vortrefflich, erläutert. Das Kunſtwerk trat, wie geſagt, ſogleich in einer ſolchen Vollendung hervor, daß nur wenige Varianten anzuführen ſind. Die eingeklammerten Verſe enthalten im Folgenden die jetzige Lesart.

Taſchenausg. Bd. 1 S. 107 unten:

(Ein unermeßner Bau im ſchwarzen Flor der Nacht,
Nächſt um ihn her, mit mattem Strahl beſchienen)
— — — — mit mattem Strahle nur beſchienen.

Taſchenausg. S. 109:

(Jetzt werden Sträuße ſchon in einen Kranz gebunden)
Jetzt wurden Sträuße ſchon in einen Kranz gebunden,

was die allein richtige Lesart iſt. Aber ſchon die erſte Ausgabe bei Cruſius (1803) hat: werden. Dann S. 110:

(Riß ſie des Sängers Leyer nach)
Riß ſie des Sängers Zitter nach.

Weiter unten ſteht:

(Jetzt ſtand der Menſch und wies den Sternen
Das königliche Angeſicht),

was dadurch in der Ausgabe im Merkur deutlicher hervorgehoben wurde, daß das ſtand geſperrt gedruckt war:

Jetzt ſtand der Menſch, und wies den Sternen ꝛc.

S. 113 der Taſchenausgabe:
Kraft, die in des Ringers Muskel ſchwillt)
Kraft, die in des Fechters Muskel ſchwillt.
S. 115 ſteht jetzt die durchaus falſche Lesart:
der unterjochte Menſch jetzt ſeiner Pflichten denkt)
Es muß, wie im Merkur ſteht, heißen:
der unterjochte Menſch jetzt ſeine Pflichten **denkt**,
auch in der erſten Leipziger Ausgabe ſteht, nur daß hier
t nicht mit geſperrter Schrift gedruckt iſt.
Taſchenausg. S. 119 in der Mitte:
e ſinkt mit euch! Mit euch wird ſie ſich heben)
ſinkt mit euch! Mit euch wird die geſunkene ſich heben.

Troſt am Grabe.

(1789.)

Trockne deine Thränen, gute Seele!
Nur den Staub umſchließt des Grabes Höhle,
Geiſter können nicht, wie Staub, vergehn,
Nein! du wirſt den Gatten wieder ſehn.

Jamm're nicht, daß jener Leib vermodert,
Staub wird Staub, der Himmelsfunke lodert
Aus der Aſche, wo er ſich verlor,
Herrlicher zur Flamme bald empor!

Oder, waren dieſe heißen Thränen
Nach Unſterblichkeit, dies bange Sehnen,
Dieſes ew'ge Streben der Natur,
Fortzudauern, Traum und Täuſchung nur?

Kein Atomenſtäubchen geht verloren,
Wird im Kreislauf immer neu geboren,
Und mein Geiſt, ein Strahl des ew'gen Lichts,
Sollt' erlöſchen? würd' auf ewig — Nichts?

Und der Frevler dürfte ohn' Erröthen
Frech den Biedermann mit Füßen treten?
Beide würden der Verweſung Raub?
Wären gleich vor Gott, wie Staub und Staub? —

Und der Wunſch, in ſeligen Gefilden
Meines Geiſtes Kräfte auszubilden,
Wär' ein Traum? — Nein! ſo gibts keinen Gott,
So iſt Weisheit Wahnſinn — Unſchuld Spott.

O ſo fluch' ich, fluch' ich jenen Tagen,
Wo ein ſchadenfrohes Weſen, mich zu plagen,
Aus dem Chaos, wo ich ſorglos ſchlief,
Auf die Welt, des Jammers Schauplatz, rief;

Wo dem Weiſen, der für Tugend lebte,
Ihr ſein Leben aufzuopfern ſtrebte,
Oft im Lenz des Todes Feſſel klirrt,
Und der Böſewicht zum Greiſe wird;

ine Welt, wo ſich auf allen Gängen
odesbilder mir entgegen drängen,
Eine Welt, wo jede Spanne Land
Ein Geſchöpf begräbt, das einſt empfand.

Wie viel Weſen lebten, litten, rangen,
Starben, ſeit die Welt hervorgegangen?
Jedes Stäubchen — o wie fürchterlich!
War einſt Nerve, zitterte, wie ich

Vor Vernichtung. Und der Schöpfer hörte
Des Geſchöpfes Jammer, und zerſtörte
Es auf ewig? — Nein! ſo iſt kein Gott,
So iſt Glaube Wahnſinn, Tugend Spott. —

Ja! befriedigen wird Gott dies Sehnen,
Ja, es kommt ein Tag, wo alle Thränen
Unſer Vater, der ſie zählt, vergilt,
Wo die Nacht des Schickſals ſich enthüllt.

Schau'! Es regen ſich die Todtengrüfte,
Engel Gottes ſchweben durch die Lüfte;
Welch' Gewimmel herrſcht durch die Natur,
Wie im Frühling, auf erſtarrter Flur? —

Gatten, Mütter, Kinder, Brüder drängen
Aus den Gräbern ſich, in Lobgeſängen
Den zu preiſen, deſſen Allmachtsruf
Sie zum zweiten Mal aus Nichts erſchuf.

Trockne deine Thränen, gute Seele!
Nur den Staub umſchließt des Grabes Höhle,
Geiſter können nicht, wie Staub, vergehn,
Nein! du wirſt den Gatten wieder ſehn.

Dieſes Troſtgedicht wurde zuerſt im „Ergänzungsbande zu Schiller's Werken“ Grätz 1829, abgedruckt. Der Herausgeber dieſer Sammlung, J. L. Greiner, gibt die Notiz, das Gedicht ſey ihm von Prag aus durch eine hohe Perſon eingeſandt worden, mit der Verſicherung, daß dieſe Dichtung von Schiller zum Troſte für eine junge Dame in Weimar verfaßt worden ſey, die ihren Gemahl im erſten Jahr ihrer glücklichen Ehe verloren habe, und dadurch in eine ſolche Troſtloſigkeit verfallen wäre, daß man für ihr Leben fürchtete. Wer die Dame, und wer die hohe Perſon war, die dem Herausgeber das Gedicht ſchickte, darüber wiſſen wir nichts. Noch mehr iſt uns das Stück durch ſeinen Inhalt verdächtig. Die Auferſtehungsſcene in dem vorletzten und drittletzten Verſe iſt unſchilleriſch und die gewöhnlichen Unſterblichkeitsvorſtellungen, wie wir ſie hier finden, ſind ihm fremd. Ob Schiller ſich hier vielleicht accomodirt hat? Sonſt wenigſtens hat er es nie gethan. Ohne ſichern hiſtoriſchen Beweis wird man es immer unglaublich finden, daß dieſe alltägliche, ideenarme Paramythie ihm angehöre.

Der Dichter.

Stammbuchblatt.

(1790.)

Jn friſchem Duft, im ew'gen Lenze,
Wenn Zeiten und Geſchlechter fliehn,
Sieht man des Ruhms verdiente Kränze,
Jm Lied des Sängers unvergänglich blühn.

An Tugenden der Vorgeſchlechter
Entzündet er die Folgezeit;
Er ſitzt, ein unbeſtochner Wächter,
Im Vorhof der Unſterblichkeit.
Der Kronen ſchönſte reicht der Richter
Der Thaten durch die Hand der Dichter.

Dieſe Verſe erſchienen zuerſt in demſelben Ergänzungsbande zu Schiller's ſämmtlichen Werken von Greiner (Grätz 1829), und ſie ſind hier durch folgende Anmerkung begleitet: „Aus dem Stammbuche Jens Baggeſen's, des gefeierten Dichters der Parthenais. Eingetragen durch Friedrich von Schiller's eigene Hand zu Jena am 9. Auguſt 1790, nebſt ſeiner Unterſchrift." Die bedeutende Rolle, welche Baggeſen in dem Leben Schiller's ſpielt, habe ich in deſſen Biographie (Th. 2, S. 270 ff.) dargeſtellt. Auf ſeiner Rückreiſe von der Schweiz mit ſeiner jungen Frau im Herbſt 1790 hielt ſich Baggeſen in Weimar und Jena einige Tage auf, ſchloß mit Reinhold eine Freundſchaft für's Leben, und lernte auch Schiller und deſſen Gattin kennen und verehren. Damals ſind obige Zeilen geſchrieben worden. Schiller ſchreibt über jenen Beſuch an Baggeſen: „Wie zwei glänzende Erſcheinungen ſchwebten Sie beide, ſchnell doch unvergeßlich, an uns vorüber. Die Geſtalten ſind lange verſchwunden, aber noch immer folgt ihnen der Blick" (ſ. Baggeſen's Briefwechſel Th. 1, S. 428).

Metriſche Ueberſetzungen.

Scenen aus den Phönicierinnen des Euripides.

(1788.)

Dieſe Scenen erſchienen zuerſt 1789 im achten Hefte der halia (ſ. Schiller's Leben Th. 2, S. 107 ff.), wurden aber enigſtens ſchon zum Theil im Jahr 1788 überſetzt, wie man us einem Briefe im Leben Schiller's von Karolinen von Wol- ogen ſieht (Th. 1, S. 332).[1] Schiller nahm ſie im Jahr 1803, ohl als Lückenbüßer, um den Band voll zu machen, in den weiten Theil ſeiner bei Cruſius in Leipzig erſcheinenden lyriſchen Gedichte auf. So änderte er denn Einiges um und verbeſſerte, wie er es auch an den von ihm überſetzten Büchern der Aeneide hat.

In der Thalia waren dieſe „Scenen“ in zwei ungleiche Akte eingetheilt, von denen der erſte ſehr kurze mit dem Geſpräch des Hofmeiſters und der Antigone ſchloß (ſ. Taſchenausg. Bd. 3, S. 116). Dieſe Akte ſind jetzt weggeblieben.

Ich laſſe nun die Varianten folgen, indem ich jedesmal die jetzigen Lesarten in Klammern vorausſchicke.

S. Taſchenausg. Bd. 3, S. 107:

(Mit flücht'gen Roſſen Flammen von dir ſtrömſt,
Erhabner Sonnengott — wie feindlich ſtreng
Sahſt du auf Thebens Land herab, als Kadmus,
Der Tyrer, ſeinen Fuß hieher geſetzt.

---

[1] In meinem Leben Schiller's habe ich die Zeit unrichtig angegeben.

Dem Könige gebar der Venus Tochter,
Harmonia, den Polydor ꝛc.)

Mit flüchtigem Geſpanne Flammen von
Dir ſtrömſt, erhabner Sonnengott — wie feindlich
Sahſt du auf Thebens Land herab, als Kadmus,
Der Tyrer, ſeinen Fuß in dieſe Gegend
Geſetzet! — Ihm gebar der Venus Tochter,
Harmonia, den Polydor ꝛc.

Taſchenausg. Bd. 5, S. 109 oben:

(Dem zur Belohnung bieten, der die Frage
Der räthſelhaften Jungfrau würde löſen.
Das Schickſal fügt's ꝛc.)

Durch öffentlichen Heroldsruf dem zur
Belohnung bieten, der die Räthſelfrage
Der weiſen Jungfrau löſen würde. Das
Verhängniß fügt's, ꝛc.

(So gab
Ich Kinder meinem eignen Kind, zwei Knaben,
Den Eteokles erſt und Polynices,
Den herrlichen — zwei Töchter dann ꝛc.)

So gab
Ich Kinder meinem Kind, zwei Knaben erſt,
Den Eteokles und den herrlichen
Polynices — zwei Töchter dann ꝛc.

(Indeſſen bräunte ſich
Der Söhne Wange; dieſes Unglücks Schmach
Dem Aug' der Welt zu bergen — ſchwer gelang's —
Verſchloſſen ſie den Vater im Palaſte.)

Indeſſen bräunte ſich
Der Söhne Wange; dieſen Unfall dem

Gerüchte zu verbergen — viele Kunſt
Braucht es, dem Aug' der Welt ihn zu entziehn —
Verſchloſſen ſie ꝛc.
(Hier lebt er noch; doch, der Gewaltthat zürnend,
Ergoß er Flüche auf der Söhne Haupt, ꝛc.)
Hier lebt' er noch; doch wund von der erlitt'nen
Mißhandlung hört' man grauenvolle Flüche
Ihn auf der Söhne Haupt herunterfluchen ꝛc.

Taſchenausg. S. 110:
(Verſchmäht herabzuſteigen und verſtößt
Den Jüngeren gewaltſam aus dem Lande)
Verſchmäht' herabzuſteigen und verſtößt
Polynicen gewaltſam aus dem Lande.

(Sey du nun unſer Retter, Vater Zeus,
Der in des Himmels lichten Kreiſen wohnt)
Sey du nun unſer Retter, Zeus, der über
Des Himmels ſtrahlenvollen Kreiſen wohnt ꝛc.

Taſchenausg. S. 111:
(In den Gefilden, längs der Dirce Quell)
In den Gefilden, längs dem Quell der Dirce
(Ehrwürd'ge Hekate! — Ein Blitz iſt das Gefilde.)
Ehrwürd'ge Hekate! — Ein Blitz iſt
Das ganze eherne Gefilde!
(Ja, nicht verächtlich rückte Polynices
Auf Theben her.)
Ja, nicht verächtlich rückte gegen Theben
Polynices [1] heran.

---

[1] Ueberall in der Thalia iſt die vorletzte Sylbe in Polynices als kurz gebraucht.

Taſchenausg. S. 116:
(O Liebſter, Polynicen zeige mir!)
O Liebſter! Zeige mir ihn — zeige mir
Polynicen!
(Hofmeiſter.
Der dort beim Grab der Töchter Niobens,
Nachſt an Adraſtus, ſteht — erkennſt du ihn?)
Hofmeiſter.
Der dort nicht weit vom Grabmal
Der ſieben Töchter Niobens, zunachſt
An dem Adraſtus, ſteht — erkennſt du ihn?
Taſchenausg. S. 117:
(was nach Thebens Veſte dich,
Der ſiebenpfortigen, geführt?)
was nach Thebens Veſte dich,
Der ſiebenthürmenden, geführt?
(Und Polynices nennt mich Thebens Volk)
Polynices nennt mich das Volk zu Theben.
Taſchenausg. S. 118:
(Jungfrauen, eurer Stimme tyriſchen Laut ꝛc.)
Jungfrauen, eure tyr'ſche Stimme hab' ꝛc.
Taſchenausg. S. 119:
(Indeß, des ſüßen Augenlichts beraubt,
Der Greis hier in der Burg nach ſeinen Söhnen,
Die wilder Haß von ſeinem Hauſe riß ꝛc.)
Indeß, des Augenlichts beraubt, der Greis
Hier in der Burg nach ſeinen Söhnen, die
Von ſeinem Hauſe wilde Zwietracht riß ꝛc.
Taſchenausg. S. 121 in der Mitte:
(wenn ich
Nicht fürchtete, dir Schmerzen zu erregen,

Polynices.

Thu's immer ꝛc.)

wenn ich

Nicht fürchtete, dich zu betrüben.

Polynices.

Thu'

Es immer — ꝛc.

(**Polynices.**

Und größer wahrlich, als es Worte malen!

Jokaſta.[1]

Was iſt ſo Hartes denn an der Verweiſung?)

Polynices.

Das größte,

Und größer in der That, als Worte es

Beſchreiben.

Jokaſte.

Und wodurch denn eigentlich?

Was iſt ſo Hartes denn an der Verweiſung?

Taſchenausg. S. 1[illegible] oben ſteht: „nicht offen reden“ für: nicht reden; S. 125: „mit einem dieſer Namen bezeichnet ſeyn“ ſtatt: gemeinet ſeyn, und S. 1[illegible] unten:

(Einem Jeden

Gab er der Töchter eine zur Gemahlin)

Jedem von uns

Ward ſeiner Töchter eine zur Gemahlin.

Taſchenausg. S. 125:

(**Jokaſta.**

Wodurch bewogſt du aber die Argiver,

Mit dir zu ziehen gegen Thebens Thore?

---

[1] In den ſpätern Ausgaben immer: Jokaſta, in der Thalia nur Jokaſte, in der Cruſius'ſchen Ausgabe wechſeln dieſe Formen.

Polynices.

Adraſt gelobt' es mir und dieſem Tydeus,
Der jetzt mein Bruder iſt, jedweden Eidam
Zurückzuführen in ſein heimiſch Reich
Und mich zuerſt).

Jokaſte.

Wodurch bewegſt du aber die Argiver,
Mit dir herauf zu ziehn?

Polynices.

Adraſtus ſchwor
Es mir und dieſem Tydeus zu, der jetzt
Mein Bruder iſt, jedweden Eidam in
Sein vaterländiſch Reich zurückzuführen
Und mich zuerſt.

Taſchenausg. S. 126 für: „Gönn' ihm dein Angeſicht, mein Polynices" ſtand: Polynices, gönn' ihm dein Angeſicht, und S. 128:

(Der iſt kein Mann,
Der, wo das Größre zu gewinnen iſt,
Am Kleinern ſich genügen läßt)
Der iſt kein Mann,
Der, ſich des Größeren entäußernd, an
Dem Kleinern ſich genügen läßt.

Auf der folgenden Seite iſt dann zu den Verſen:
(Muß Unrecht ſeyn, ſo ſey's um eine Krone
In allem andern ſey man tugendhaft)
in der Thalia Heft 8, S. 31 unter dem Texte folgende Anmerkung beigefügt: Nam si violandum est jus, regnandi gratia violandum est, in aliis rebus pietatem colas. Cic. Offic. L. III. Cap. 21. Capitalis Eteocles, vel potius Euripides,

er hinzu, qui id unum, quod omnium sceleratissimum
at, exceperit. Es iſt immer zu verwundern, daß dieſe
e ſtarke Rede des Eteokles, wenn gleich der Chor ſie
her tadelt, auf einem griechiſchen Theater hat geſagt
en dürfen. — Nachher:

rum von der Göttinnen ſchlimmſter dich,
von der Ehrbegier beherrſchen laſſen?)
rum von der Göttinnen ſchlimmſter, von
Ehrbegierde, dich beherrſchen laſſen?

Hierauf S. 130 unten für: „Kadmus' **Stadt**" früher:
bens Stadt, und S. 131 oben:

s dir, mein Polynices, hat Adraſt
ug gedient, und unklug biſt du ſelbſt,
du der Heimath nahſt mit Kriegesnoth.)
du, mein Sohn Polynices — dir hat
aſtus einen unverſtänd'gen Dienſt
eigt, und von dir ſelbſt iſt's unverſtändig,
n Vaterland mit Krieg zu überziehn.

Taſchenausg. S. 132 unten:

(Polynices.

il kluge Vorſicht mehr, als toller Muth,
n Feldherrn ziemt.

Eteokles.

Wie frech, wie übermüthig!

al's dem Vertrag ꝛc.)

Polynices.

il kluge Vorſicht mehr, als toller Muth,
n Feldherrn ziert.

Eteokles.

Wie übermuthig! Dank

Es dem Vertrag ꝛc.

Taſchenausg. S. 183 unten:

(**Polynices.**

Ihr Tempel meiner Götter!

Eteokles.

Deine Götter

Verwerfen dich.)

Polynices.

Ihr Tempel meiner heim'ſchen Götter!

Eteokles.

Sie

Verwerfen dich.

Nachher auf der andern Seite ſagt Polynices:

(Ruchloſer Läſtrer!

Eteokles.

Doch kein Feind, wie du,

Des Vaterland's.)

Polynices.

Ruchloſer!

Eteokles.

Doch kein Feind des Vaterlandes,

Wie du.

Auf der letzten Seite (S. 156) ſetzt Schiller zu den Worten des Polynices: „Weil ich im Gefechte dir gegenüber ſtehen will" in einer Anmerkung hinzu: Pour m'y trouver et t'y percer le coeur. Brumoy. — Ueber dieſe Ueberſetzung, in welcher auch die beiden Freundinnen Schiller's damals den Euripides laſen, ſiehe Schiller's Leben. Th. 2. S. 103. Zuletzt ſagt Jokaſte:

(Wehe! Fürchtet ihr
terfluches Furien nicht mehr?)
Fürchtet
es Vaters Furien nicht mehr?

ſe ſorgfältigen, [illegible] Verbeſſerungen laſſen es
wie Schiller den Euripides im Jahr [illegible] überſetzt haben
Beſonders würde er auch der antiken Kürze nach-
haben, welche man in dem Urtexte dieſer Uebertragungen
emißt (ſ. Schiller's Leben Th. 2, S. [illegible]).

Iphigenie in Aulis.

(1789.)

Dieſes Drama, welches zuerſt ebenfalls in der Thalia erſchien, (ſ. Schiller's Leben Th. 1. S. 103 ff.) wurde erſt nach Schiller's Tode (1806 bei Cotta) dem Drucke wieder übergeben, daher haben wir keine Varianten anzuführen. Nur den Chorgeſang Taſchenausg. Th. 5. S. [illegible]; („Wie lieblich erklang" ꝛc.) bis S. [illegible] („So ward von den Himmliſchen Thetis Hochzeitfeſt begangen"), nahm Schiller unter dem Titel: Die Hochzeit der Thetis, nach dem Euripides, in den erſten Band ſeiner bei Cruſius erſchienenen Gedichtſammlung auf, und dieſem Stücke ertheilt Humboldt (Briefwechſel mit Schiller S. 21) mit Recht ein ausgezeichnetes Lob. Hier iſt eine Variante. Am Ende des Geſanges heißt es in der Cruſius'ſchen Ausgabe und in unſerm Texte (S. [illegible]):

„Ein Geſchenk der Göttlichen,
Die den Göttlichen empfangen."

Dafür ſteht in der Thalia:

Ein Geſchenk der Seligen,
Die den Seligen empfangen.

Uebrigens iſt das Scenarium vor dem Drama nicht von Schiller's Hand, wenigſtens ſteht es nicht in der Urſchrift.

Die Zerſtörung von Troja.

(1791.)

eſe „freie Ueberſetzung" des zweiten Buches der Aeneide,
nächſt folgende Uebertragung des vierten Buches, welche
überſchrieben iſt, wurde in Jena im Spätherbſt und An-
inters 1791 verfertigt (ſ. Schiller's Leben Th. 2, S. 241 ff.),
de erſchienen 1792 in dem erſten, zweiten und dritten Stück
nen Thalia. In der Thalia ſind die einzelnen Stanzen
rirt, was in unſeren jetzigen Ausgaben bei der Zerſtörung
roja verſäumt worden iſt. Nach dieſen Nummern folgen
e urſprünglichen Lesarten, welche Schiller bei ſeiner ſpätern
n dieſer Uebertragungen verändert hat. Der leichtern Ver-
ng wegen laſſe ich in den einzelnen Stanzen die jetzigen
en in Klammern vorhergehen. Die Varianten, welche
Zerſtörung von Troja ſchon Körner unter dem Text (ſ.
nanda. Bd. 1, S. 151 ff.) beigegeben hat, ſind hier nicht
voll.

1.

war's, und jedes Ohr hing an Aeneens Munde,
alſo anhub vom erhabnen Pfühl:
nigin, du weckſt der alten Wunde
unbar ſchmerzliches Gefühl!
Troja's kläglichem Geſchick verlangſt du Kunde,
durch der Griechen Hand die thränenwerthe fiel,
Drangſal alle ſoll ich offenbaren,
ich geſehn und meiſtens ſelbſt erfahren.)

Der ganze Saal war Ohr, jedweder Mund verſchloſſen,
Und Fürſt Aeneas, hingegoſſen
Auf hohen Polſterſitz, begann:
Dein Wille, Königin, macht Wunden wieder bluten,
Die keine Sprache ſchildern kann;
Wie Troja's Stadt verging in Feuerfluthen,
Den Jammer willſt du wiſſen, die Gefahr,
Wovon ich Zeuge, ach und meiſtens Opfer war.

2.

(Wer, ſelbſt ein Myrmidon und Kampfgenoß
Des grauſamen Ulyß, erzählte thränenlos!
Und ſchon entflieht die feuchte Nacht, es laden
Zum Schlaf die niedergehenden Pleiaden.
Doch treibt dich ſo gewaltige Begier,
Der Teukrer letzten Kampf und mein Geſchick zu hören,
Sey's denn, wie ſehr auch die Erinn'rung mir
Die Seele ſchaudernd mag empören!)

Wer ſelbſt aus der Doloper rauhem Schwarme,
Gibt thränenlos den traurigen Bericht?
Und uns umſchattet ſchon die Nacht mit feuchtem Arme,
Zum Schlummer winkt der Sterne ſinkend Licht.
Doch du haſt Luſt, mein Schickſal zu betrauern,
Der Teukrer Noth und Troja's letzten Tag.
Sey's denn! Wie ſehr mir auch vor der Erinn'rung ſchauern,
Der Geiſt davor zurücke fliehen mag.

3.

(Hier tobete das Handgemenge.)

Hier donnerte das Handgemenge.

6.

(Beim Wunderbau des ungeheuren Roſſes.)

Beim wunderbaren Bau des ungeheuren Roſſes.

9.

(Dies ſagend, treibt er den gewalt'gen Speer
Mit ſtarken Kräften, in des Roſſes Lende,
Es ſchüttert durch und durch, und weit umher
Antworten dumpf die vollgeſtopften Wände.)

Dies ſagend treibt er den gewalt'gen Speer,
Mit ſtarken Kräften in des Roſſes Hüfte,
Es ſchüttert durch und durch, und weit umher
Antworten dumpf die vollgeſtopften Grüfte.

23.

(Nie werd' ich, ach! die Heimat mehr begrüßen.)

Ach! nie werd' ich die Heimat mehr begrüßen.

31.

(Es ſollte der Koloß das enge Thor verhöhnen)

Es ſollte ſeine Laſt das ſchmale Thor verhöhnen.

37.

(Geklemmt von ihres Leibes Reifen)

Geklemmt von ihren Wirbelſchweifen.

43.

(Indeſſen wandelt ſich des Himmels Bogen
Und Nacht ſturzt auf des Meeres Wogen,
— — — — —
Der Schlummer ſpannt die müden Glieder los)

Indeſſen wandelt ſich des Himmels Sphäre,
Und Nacht ſtürzt nieder auf die Meere,
— — — — —
Schlaf ſpannt der Wachen müde Glieder los.

45.

(Zuletzt Epeus, der das Roß gefügt;
Sie ſtürzen in die Stadt, die Wein und Schlaf beſiegt)

Zuletzt Epeus, der das Roß gegründet.
Sie ſturzen in die Stadt, die Wein und Schlummer bindet.

46.

(Da ſah ich Hektor's Schattenbild
Im Traumgeſichte mir erſcheinen).

Da ſah ich Hektor's Geiſterbild
Im Traumgeſichte mir erſcheinen.

47.

(So wie ihn einſt durch des Skamander's Feld
Des rauhen Siegers Zweigeſpann geriſſen,
Von blut'gem Staub geſchwärzt und mit durchbohrten Füßen,
Ihr Götter, wie von Schmach entſtellt!)

So wie ihn einſt durch Troja's Kampfgefild
Des rauhen Siegers Zweigeſpann geriſſen,
Von blut'gem Staub geſchwärzt und mit durchbohrten Füßen,
Ihr Götter, welch ein Trauerbild!

49.

(O du, nach dem das Herz geſchmachtet hat!)

O du, nach dem der heiße Wunſch geſchmachtet hat!

55.

(Deiphobus' erhabne Burg im Staube,)

Deiphobus' majeſtät'ſche Burg im Staube.

56.

(Ein Heer zu ſammeln ſchnell, treibt mich der edle Zorn,
Und mit der Freunde Schaar die Veſte zu gewinnen.
Verzweiflung ſelbſt iſt des Entſchluſſes Sporn.)

Samml' ich der Freunde Schaar, die Veſte zu gewinnen?
Den zweifelnden Entſchluß beflügeln Wuth und Zorn. *

58.

(Der Tage letzter iſt vorhanden,
Gekommen iſt die unabwendbar böſe Zeit;
Einſt gab es Teukrer, Troja hat geſtanden,
Und ſeines Ruhmes Schimmer ſtrahlte weit.
Der grimme Zeus gab alles dem Argier,
Der waltet jetzt in der entflammten Stadt;
Bewaffnete ergießt das Ungeheuer,
Und Sinon ſchürt die Glut, frohlockend ſeiner That.)

---

* Die Stanze hat in der Thalia nur ſieben Verſe.

Der Tage letzter iſt vorhanden,
Unwiderruflich fiel das Todesloos,
Einſt gab es Teukrer und ein Troja hat geſtanden,
Und ſeines Namens Glanz war groß.
Dies alles gab der Götter Grimm dem Sieger,
In Troja's Rauch herrſcht des Achiver's Schwert,
Hohnlachend zündet Sinon, der Betrüger,
Und Feinde, Feinde ſpeit das ungeheure Pferd.

59.

(Als aus dem raumigen Mycene nie gezogen)

Als aus dem weiten Argos nie gezogen.

61.

(Dymas und Hypanis beſeelen gleiche Triebe
Auch Mygdon's Sohn, Choröbus, folgt dem Zug,
Den für Kaſſandra die unſel'ge Liebe
Verhängnißvoll zu Troja's Ende trug.)

Auch treten Hypanis und Dymas zu dem Bunde,
Auch Mygdon's Sohn, Chorebus, folgt dem Zug,
Der unglückſelige, den feur'ger Liebe Wunde,
Kaſſandrens Werk, zu Troja's Ende trug.

63.

(Entflammet durch dies Wort iſt ihres Eifers Glut)

Zu Flammen ſetzt dies ihres Eifers Glut.

68.

(Vertauſcht den Schild! den griech'ſchen Helm auf's Haupt!)

Vertauſcht den Schild! den Helm der Griechen auf das Haupt.

76.

Bezeugt mir's, Troja's heil'ge Trümmer,
n Flammengrab, das meine Stadt verſchlang,
aß ich an jenem Schreckenstage nimmer
Mich feig entzogen des Gefechtes Drang,
nd, war's mein Loos, an jenem Tag zu enden,
Daß ich's verdient mit meinen Würgerhänden!
etzt wich ich der Gewalt, mir folgt, vor Alter laß,
phyt und, ſchwer von Wunden, Pelias.)

Zeugt mir's, ihr Helden, die ihr längſt verſchieden,
Ihr Todesfackeln meiner Vaterſtadt!
Ob dieſe Rechte je den Kampf gemieden,
Zu eurer Rettung je gefeiert hat?
Ob ich, trotz dem Geſchick, das Leben mir erſchlichen?
Und Schonung mir verdient von des Achivers Speer?
Jetzt riß der Strom mich fort, mir folgen, obgleich ſchwer
Von Alter, Greis Iphyt und Pelias von Stichen.

83.

Und neu verjüngt jetzt von ſich ſtreift die Schale,
Den glatten Leib im Reif zuſammenringt,
Sich mit erhab'ner Bruſt aufbäumt zum Sonnenſtrahle,
Und dreier Zungen Blitz im Munde ſchwingt.)

Und jetzt im neuen Lenz den Panzer von ſich ſtreifet,
Am friſchen Sonnenſtrahl ſich glänzender verjüngt,
Den ſtolzen Nacken hebt, die Spiegelſchuppen ſchleifet,
Und einen Blitz in ihrem Munde ſchwingt.

85.

(Und aus den innerſten Gemachern dringet
Der Manner Schrei, der Weiber jammernd Ach,
Die ganze Wölbung heult das Klaggeheule nach,
Das in den Wolken widerklinget.)

Und aus den innerſten Gemachern ſtöhnen
Der Manner Schmerz, der Weiber heulend Ach,
Die ganze Wölbung hallt von Jammerſtimmen nach,
Die in den Wolken widertönen.

86.

(Ihn halt kein Schloß, die Thüre liegt in Trümmern.)

Ihn halt kein Thor, kein Schwert! Die Thüre liegt in
Trümmern.

89.

(Mitleidig, Furſtin, wirſt du fragen)

Dein Mitleid, Furſtin, wird mich fragen.

103.

(Die Götter ſind's, die Troja's Fall beſchließen)

Die Gotter ſind's, die Troja's Untergang beſchließen.

104.

(Du ſiehſt, wie Qualm und Rauch in ſchwarzen Fluthen ſteiget)

Du ſiehſt, wie Staub und Rauch in ſchwarzen Fluthen ſteiget.

108.

(Umſonſt beſtürmt ihn ſeines Sohnes Flehn,
Mit Troja will er untergehn.)

Umſonſt beſtürmt ihn ſeines Sohnes Flehn.
Ihm graut's, verbannt zu ſeyn in ſeinen **alten Tagen**,
Mit Troja will er untergehn. [1]

120.

(Mit Achtung von den Vätern angeblickt.) [2]

Mit Andacht von den Vätern angeblickt.

123.

(Und nahe hinter uns im Dunkeln
Sah meines Vaters Schrecken Schilde **funkeln**
Und blank geſchliffne Helme glühn.
Sie ſind's, ruft er, o laß uns eilends **fliehn!**)

Und durch der Finſterniſſe Schleier
Sah meines Vaters Furcht der Schilde **blitzend Feuer**,
Der Helme blanke Sonnen glühn.
Sie ſind's, ruft er, o laß uns eilends **fliehn!**

---

[1] Dieſe Stanze hat in der Thalia neun Verſe.

[2] „Achtung" iſt wohl ein Druckfehler; in der Leipziger Ausgabe ſteht: **Andacht.**

129.
(Nur größer von Geſtalt, als ſie im Leben war.)

Gigant'ſcher nur, als ſie im Leben war.

In der Thalia ſteht immer Argiver, wo wir jetzt Achiver leſen.

Dido.

Freie Ueberſetzung des vierten Buchs der Aeneide.

(1791.)

1.
(Doch lange ſchon im ſtillen Buſen nährt
Die Königin die ſchwere Liebeswunde;
Ergriffen tief hat ſie des Mannes Werth,
Des Volkes Glanz und ſeines Ruhmes Kunde;
An ſeinen Blicken hangt ſie, ſeinem Munde,
Und, leiſe ſchleichend, an dem Herzen zehrt
Ein ſtilles Feuer; es entfloh der Friede,
Der goldne Schlaf von ihrem Augenliede.)

Längſt aber krank vom Pfeil des Liebesgottes, nährt
Die Königin ein Feu'r, das heimlich ſie verzehrt;
Mit immer wachſender Begier umranken
Des theuren Gaſtes Bild die trunkenen Gedanken,

es Volkes Glanz, des Führers Heldenmuth.
ein Anblick, ſeine Worte brannten
ief in ihr Herz, noch nie gefühlte Kämpfe bannten
en ſüßen Schlaf aus dem empörten Blut.

3.

nd wäre mein Entſchluß, mein Abſcheu zu beſiegen
n Hymens Banden — ſoll ich dir's geſtehn?
er Einz'ge könnte ſchwach mich ſehn.

nd wäre mein Entſchluß, mein Abſcheu zu beſiegen
or Hymens Fackel — ſoll ich dir's geſtehn?
em einz'gen Manne könnt' ich unterliegen.

4.

ja, Anna, ohne Rückhalt ſoll vor dir
as Herz der Schweſter ſich erſchließen!
eitdem ein Brudermord Sichäus mir,
er meine erſte Liebe war, entriſſen.)

a, Anna, ohne Rückhalt ſoll vor dir
as Herz der Schweſter ſich entfalten.
eitdem ein Brudermord Sichäus mir
ntriß, für den des Buſens erſte Seufzer wallten.

6.

Willſt du verblühn, den Kummer ewig nähren?
Die Wonne, die aus holden Kindern lacht,
Der Venus ſüße Freuden dir verſagen?

Willſt du verblühn, den Wurm des Kummers ewig nähren?
Die Wonne, die aus ſüßen Kindern lacht,
Cytherens Freuden dir verſagen!

10.

(Die Fremdlinge zu halten,
daß königlich des Gaſtrechts Fülle walten.)

Die Fremdlinge zu angeln,
daß an gefälliger Bewirthung nichts ermangeln.

15.

(Und winkt der Sterne ſinkend Licht zum Schlummer)

Und winkt der Sterne bleichend Licht zum Schlummer.

19.

(Idalia durchdrang der Rede liſt'gen Sinn,
Das Reich Hesperiens, den Teukriern entriſſen.)

Cytherens Blick durchdrang der Rede liſt'gen Sinn,
Das Reich Italiens, den Teukriern entriſſen.

20.

(Daß beide Stämme ſich in Eins zuſammen gatten,
Zu einem Volk vereint durch ew'gen Bund?)

Daß beide Völker ſich in Eins zuſammen gatten,
Zu Eine Nation vereint durch ew'gen Bund?

22.

(Durch die zerriſſ'nen Lüfte kracht
Mein Donner, und Gewitternacht
Trennt von dem Fürſtenpaar die fliehenden Genoſſen.)

Durch die zerriſſ'nen Lüfte kracht
Mein Donnerhorn, und undurchſicht'ge Nacht
Trennt von dem Fürſtenpaar die fliehenden Genoſſen.

33.

(Allein zwar vor Furcht kriecht ſie aus des Erfinders Schooß)

Allein zwar für Furcht kriecht ſie aus des Erfinders Schooß.

35.

(Als fertig, Wahrheit zu entfalten)

Als aufgelegt, die Wahrheit zu entfalten

43.

(Nicht, wie man jezt ihn überraſcht, verhieß
Ihn ſeine Mutter mir, die Göttin von Cythere.)

Nicht, wie man jezt ihn überraſcht, verhieß
Ihn ſeine Mutter mir, die liebliche Cythere.

45.

(Die reißend mit des Sturmes Wehn
Ihn hoch wegführen über Meer und Land,
Faßt dann den Stab, der einwiegt und erwecket,
Der die Verſtorbnen führt zu Lethe's ſtillem Strand,
Zurückbringt und das Aug' mit Todesnacht bedecket.)

Die reißend mit des Sturmes Wehn
Ihn hoch wegführen über Thal und Höhn;
Faßt dann den Stab, der einwiegt und erwecket,
Der die Verſtorbnen führt zu Lethe's ſtillen See'n,
Zurückbringt, und das Aug' mit Todesnacht bedecket.

46.

(Die hoch und ſteil den Himmel tragen)

Die des Olympus Bürde tragen.

54.

(Still ſoll Kleanth verſammeln alle Schaaren,
Die Flotte ziehen in den Ocean,
Doch nicht den Zweck der Rüſtung offenbaren.
Indeſſen ſie in ihres Glückes Wahn
Nicht träumt, daß ſolche Bande können reißen ꝛc.)

Still ſoll Kleanth mit Mneſtheus und Sergeſt die Schaaren
Am Strand verſammeln, ſie bewaffnen, flott
Die Schiffe machen, doch den Zweck nicht offenbaren.
Indeß die Glückliche ſelbſt einem Gott
Nicht glauben wird, daß ſolche Bande können reißen, ꝛc.

56.

(So fährt, wenn der Orgyen Ruf erſchallt)

So taumelt, wenn der Ruf der Orgyen erſchallt.

69.

(Trau' Einer Menſchen! Nackt an meinem Strande
Fand ich den Flüchtling, da er ſcheiterte;
Zu wohnen gönnt' ich ihm in meinem Lande,
Erhielt ihm die Gefährten, rettete
Der Flotte Trümmer ꝛc.)

Trau' Einer Menſchen! Nackt las ich an meinem Strande
Ihn auf, des Elends Raub, des Todes Beute, wies
Ihm einen Wohnplatz an in meinem Lande,
Entriß dem Tode ſein Gefolge, ließ
Der Flotte Trümmer ſammeln ꝛc.

81.

(Sein fühlend Herz verſchließt des Schickſals Macht)

Sein leicht gerührtes Herz verſchließt des Schickſals Macht.

82.

(Wie auch ſein Herz in allen Tiefen leidet,
Geſchehen muß, wie das Geſchick entſcheidet.)

Wie ſehr das weiche Herz von Mitgefühlen glüht,
Die Thräne fließt umſonſt, und kalt bleibt ſein Gemüth.

85.

(Aeneens Schatten ſelbſt ſcheucht ſie mit wildem Blicke)

Aeneens Schatten ſelbſt ſcheucht ſie mit grimm'gem Blicke.

95.

(Zum Tod entſchloſſen, fleht an den Altären,
Des Himmels Zorn, der Götter Strafgericht,
Auf ihres Mörders Haupt herabzuſchwören,
Und, ſchützt ein Gott der Liebe fromme Pflicht,
Der Treue heiliges Verſprechen,
Ihn ruft ſie auf, zu ſtrafen und zu rächen.)

Bereit zum Tode, fleht an des Altares Stufen,
Auf ihres Mörders Haupt der Götter Strafgericht,
Der Sterne Zorn herabzurufen.
Und neigt ein Gott ſein Angeſicht
Auf Liebende herab, die ihre Schwüre brechen,
So bietet ſie ihn auf, zu ſtrafen und zu rächen.

99.

(Sey's auch, du könnteſt dieſe Schmach verſchmerzen?)

Geſetzt, du könnteſt dieſe Schmach verſchmerzen.

100.

(Dem Feinde preis, von meinem Flehn beſtochen!)

Dem Feinde preis, von meiner Thränen Fluth beſtochen!

104

(Wacht auf! Geſchwind! Ergreift die Ruder! Spannt ꝛc.)

Wacht auf, ruft er. Geſchwind! Ergreift die Ruder! Spannt ꝛc.

112.

(Mit dieſem Wunſch geb' ich dem Styx entgegen)

Mit dieſem Wunſch geb' ich dem Acheron entgegen.

118.

(So lang's dem Glück, den Himmliſchen gefiel)

So lang's dem Schickſal und den Himmliſchen gefiel.

119.

(Beſtraft hab' ich des Bruders Frevelthat.)

Beſtraft hab' ich des Bruders Miſſethat.

120.

(Doch will ich fallen, doch! gerächet oder nicht!)

Doch will ich fallen, doch! Gerochen oder nicht!

121.

(Das Schwert mit Blut beſchäumt, mit Blut die Hand;
Ihr Angſtgeſchrei ſchlägt an die hohen Säulen ꝛc.)

Das Schwert mit Blut beſchäumt, mit Blut die Hand
Beſprützt. Ihr Angſtgeſchrei ſchlägt an die hohen Säulen ꝛc.

124.

(Fleht' ich darum die Götter an?)

Und fleht' ich darum Tyrus Götter an?

128.

(Sie ſagt's und löſt die Locke.)

Sie ſagt's und löſt das Haar ab.

Man ſieht aus dieſen Varianten auf das einleuchtendſte, wie wenig ſich der Dichter genug that, andererſeits aber auch, welchen Werth er auf dieſe jetzt zu wenig geleſene und geſchätzte Uebertragung legte. Er wollte dieſes Meiſterſtück einer freien Ueberſetzung der Vollendung möglichſt nahe bringen. Daß die beiden Bücher aus der Aeneide ſchon 1791, und nicht erſt 1792 überſetzt wurden, ſieht man deutlich aus einem Briefe Reinhold's in Baggeſen's Briefwechſel (Thl. 1, S. 108). In den Jahresangaben der Leipziger Ausgabe der Gedichte iſt auch ſonſt bisweilen die Erſcheinungszeit mit der Verfaſſungszeit verwechſelt. Uebrigens iſt es höchſt charakteriſtiſch, daß Schiller in ſeiner zweiten Lebensperiode ſich mit dieſen beiden ſentimental-rhetoriſchen Dichtern, dem Euripides und Virgil, vorzugsweiſe gerne beſchäftigte, während er in der dritten Periode, zu welcher wir jetzt übergehen, unbedingt dem Sophokles und Homer den Vorzug gab.

Supplemente

zu

Schillers Werken.

Aus ſeinem Nachlaß

im Einverſtändniß und unter Mitwirkung
der Familie Schillers
herausgegeben von

Karl Hoffmeiſter.

Erſte Abtheilung:

Nachleſe und Variantenſammlung.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'ſcher Verlag.
1840.

Nachleſe

zu

Schillers Werken

nebſt

Variantenſammlung.

Aus ſeinem Nachlaß
im Einverſtändniß und unter Mitwirkung
der Familie Schillers
herausgegeben von

Karl Hoffmeiſter.

Dritter Band.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'ſcher Verlag.
1840

4206

[illegible]

Universitäts-
München
Bibliothek

Nachleſe

und

Variantenſammlung

zu

Schillers

Gedichten und Dramen der dritten Periode,

von Schiller's Rückkehr zur Dichtung
bis zu ſeinem Tode.

Inhaltsanzeige des dritten Bandes.

Die Maltheſer-Tragödie. Seite

1. Leitende Ideen 1
2. Fragmente eines Plans 5
3. Einige nachträgliche Züge 12

Das Jahr der Ideendichtung. 19

Das Ideal und das Leben (1795) 27
Der Tanz (1795) 28
Natur und Schule (1795) 30
Die Ideale (1795) 32
Würde der Frauen (1795) 34
Der Spaziergang (1795) 35
Die Sänger der Vorwelt (1795) 43
Deutſche Treue (1795) 45
Die Theilung der Erde (1795) 45
Pegaſus im Joche (1795) 46
An einen Weltverbeſſerer (1795) 48
Erſter Spruch des Confucius (1795) 48
Die zwei Tugendwege (1795) 49
Würden (1795) 50
Der philoſophiſche Egoiſt (1795) 50
Weisheit und Klugheit (1795) 50
Odyſſeus (1795) 51
Die Johanniter (1795) 51
Der Kaufmann (1795) 52
Archimedes und der Schüler (1795) 52
Die Führer des Lebens (1795) 52
Ein Wort an die Proſelytenmacher (1795) 53
Die Weltweiſen (1795) 53
Einem jungen Freunde (1795) 54
Der Säemann (1795) 55
Deutſchland und ſeine Fürſten (1795) 56

Das Epigrammenjahr.

1. Lyriſches.

Am Geburtstag der Frau Kirchenräthin Griesbach (1796) . . . 59
Klage der Ceres (1796) 61

Seite
Die Geſchlechter (1796) 62
An Emma (1796) 62
Pompeji und Herculanum (1796) 63
Dithyrambe (1796) 64

2. Zerſtreute Epigramme.

Würde des Menſchen (1796) 65
Majeſtas populi (1796) 65
Das Ehrwürdige (1796) 66
Jetzige Generation (1796) 66
Das Diſtichon (1796) 66
An die Aſtronomen (1796) 67
Inneres und Aeußeres (1796) 67
Der Fuchs und der Kranich (1796) 67
Der Kantianer (1796) 68
Unger über ſeine beiden Verlagsſchriften ꝛc. (1796) 69
Jugend (1796) 69
Dichtung und Wahrheit (1796) 70
Sokrates 1. (1796) 70
Sokrates 2. (1796) 70
3. Die Votivtafeln des Muſenalmanachs für das Jahr 1797 (1796) 71
Bemerkungen zu den Votivtafeln 91
4. „Vielen“ und „Einer“ im Muſenalmanach für 1797 (1796) 93
5. Die Xenien (1796) 102
Alphabetiſches Perſonenregiſter der Xenien 209

Wallenſtein.

Wallenſtein's Lager (1798) 215
Die Piccolomini und Wallenſtein's Tod (1796 bis 1798) . . . 224

Dramatiſche Entwürfe

Der Tod des Themiſtokles, als Tragödie 233
Ein Drama auf einer außereuropäiſchen Inſel 235
Die Pariſer Polizei, als dramatiſches Gemälde 240
Die Kinder des Hauſes, ein Schauſpiel 247

Lyriſches vom Balladenjahr bis zu Schiller's Tod.

Der Taucher (1797) 255
Der Ring des Polykrates (1797) 255

Seite
Nadoweſſiſche Todtenklage (1797) 256
Ritter Toggenburg (1797) 256
Die Kraniche des Ibykus (1797) 257
Der Gang nach dem Eiſenhammer (1797) 257
Die Urne und das Skelet (1797) 258
Das Regiment (1797) 258
Das Glück (1797) 259
Das eleuſiſche Feſt (1798) 260
Der Kampf mit dem Drachen (1798) 260
Die Bürgſchaft (1798) 261
Das Gemälde des häuslichen Lebens aus der „Glocke" (1799) . 261
Zweiter Spruch des Confucius (1799) 264
Hochzeitgedicht (1801)[1] 265
Hero und Leander (1801) 271
Antritt des neuen Jahrhunderts (1801) 272
Das Mädchen von Orleans (1801) 273
Idee und unausgeführter Entwurf zu zwei Gedichten (1801) . . 274
Dem Erbprinzen von Weimar (1802) 274
Gunſt des Augenblicks (1802) 277
Die Antiken zu Paris (1800)[2] 277
Sehnſucht (1801)[2] 278
Punſchlied. im Norden zu ſingen (1803) 278
Der Jüngling am Bache (1803) 279
Stammblatt für Auguſt von Goethe (1804) 280
Auf den Kaiſer Napoleon (1804) 281

Dramatiſche Miſcellen.

Jungfrau von Orleans (1800 und 1801) 287
Die Braut von Meſſina (1803) 289
Ueberſetzung einiger Verſe von Shakeſpeare's Othello (1805) . . 290

Demetrius (1804 und 1805).

Ruſſiſche Sprüchwörter 301
Hauptſituationen der Handlung 302
Hauptſcenen 303
Erſte Diſpoſitionen zur Vertheilung der Akte 305

---

[1] Im Inhaltsverzeichniß der Greiner'ſchen Ausgabe (Grätz 1826) iſt dieſes Gedicht in das Jahr 1789 gelegt.

[2] Dieſe drei Gedichte ſind unten im Texte nicht chronologiſch richtig angegeben.

Seite
Hauptmomente des Stücks 306
Einige weſentliche Rückſichten 308
Charaktere 309
Demetrius in Sambor in Gallizien 312
Demetrius im Gefängniß 326
Erſte Ideen für den Reichstag zu Krakau 329
Einige ſpäter geſchriebene Motive für dieſe Reichstagsſcene . . 332
Erſte Ideen für die Scenen im Nonnenkloſter am See Beloſero . 336
Ausführlicher Plan dieſer Scenen 338
Entwurf aus ſpäterer Zeit 339
Einige Stellen aus dieſen Scenen im Kloſter 340
Noch einige zerſtreute Gedanken für die folgenden Scenen . . 342
Bemerkungen des Herausgebers 344

Aufſätze.

Schilderung des menſchlichen Lebens (1775) 351
Varianten der erſten Ausgabe der Räuber (1780) 352
Auf die glückliche Wiederkunft des Herzogs Karl von Würtemberg (1781) 354
Die Entzückung an Laura (1781) 355
Ein Monolog des Marquis von Poſa (1786) 357
An Freund Kaaz in Subiaco, am 30. Auguſt 1803 358
Parabeln und Räthſel (1802) 363
Zwei Strophen 365

Zweifelhafte oder unächte Gedichte.

Einzelne Angaben des Herausgebers 369
Kosmopoliten (1797) 370
Das Neue (1797) 370
Kampf und Ergebung (1802) 371
Die Prieſterinnen der Sonne (1788) 372
Lied (1787) 375

Gedichte von Charlotte von Schiller, gebornen von Lengefeld.

Die Kapelle im Walde. Idylle 379
Die Nonne. Romanze 389
Die wechſelnden Geſtalten 395

Leitende Ideen und Studien

zu

den Maltheſern.

Die Maltheſer-Tragödie.

(1794 und 1799.)

Der merkwürdige Ritterorden der Maltheſer ſcheint ſchon ſehr frühe Schiller's Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen zu haben. Schon Marquis Poſa iſt ein Maltheſer, und gehört zu jener Heldenſchaar, die St. Elmo vertheidigt. Von ihm erzählt Alba dem Könige Philipp (Taſchenausgabe Bd. 5, S. 289):

„Als auf des Ordensmeiſters Aufgebot
Die Ritter ſich auf ihrer Inſel ſtellten,
Die Soliman belagern ließ, verſchwand
Auf einmal von Alcala's hoher Schule
Der achtzehnjähr'ge Jüngling. Ungerufen
Stand er vor La Valette: „Man kaufte mir
Das Kreuz," ſagt' er, „ich will es jetzt verdienen."
Von jenen vierzig Rittern war er einer,
Die gegen Piali, Ulucciali
Und Muſtapha und Haſſem das Caſtell
Sanct Elmo in drei wiederholten Stürmen
Am hohen Mittag hielten. Als es endlich
Erſtiegen ward, und um ihn alle Ritter
Gefallen, wirft er ſich in's Meer und kommt
Allein erhalten an bei La Valette.

Später war Schiller mit der Geſchichte und Verfaſſung des Ordens durch Vertot näher bekannt worden, und er ſchrieb zur

Ueberſetzung der Vertot'ſchen Geſchichte der Maltheſer von Niethammer im Jahr 1792 die bekannte Vorrede (ſ. Taſchenausg. Bd. 11, S. 311).

Den Plan, aus dieſem Kreiſe eine Tragödie zu ſchöpfen, und jene Einnahme von St. Elmo dramatiſch zu behandeln, ſcheint Schiller nach ſeiner Rückkehr aus Schwaben (im Mai 1794) gefaßt zu haben. Am 28. October 1794 ſchreibt er Goethen, an die Maltheſer werde er gewiß gehn (Briefwechſel Th. 1, S. 62); am 5. October 1795 äußert er ſich gegen Humboldt (Briefwechſel S. 229): es treibe ihn ein recht ungeduldiges Verlangen, an ſeine Maltheſer zu gehen, und er habe Hoffnung, in den vier nächſten Monaten ſehr weit zu kommen, wenn er nicht mit dem Trauerſpiel in dieſer Zeit ganz und gar fertig werden könnte. Aber ungeachtet ihn Humboldt in ſeinem Vorſatze beſtärkte (S. 245), entſchied er ſich im nächſten Jahr doch aus einem tiefer wirkenden Grunde (ſ. Schiller's Leben, Th. 3, S. 283) für den Wallenſtein. Am 8. December 1797 meldete er wieder Goethen (Briefwechſel Th. 3, S. 353): „Die Maltheſer beſchäftigen mich jetzt zuweilen, wenn ich von der Arbeit (vom Wallenſtein) ausruhe," wobei er einige Winke gibt, wie er das Stück zu behandeln gedachte. Endlich am 22. October 1799 ſchreibt er, nach einer lebensgefährlichen Krankheit ſeiner Gattin, nicht lange vor ſeinem Aufbruch nach Weimar: „Um doch etwas zu thun, habe ich über die Dispoſition meiner Maltheſer-Tragödie nachgedacht, damit ich dem Herzog ſogleich bei meiner Ankunft etwas Bedeutendes vorlegen kann" (Briefwechſel mit Goethe, Th. 5, S. 1[illegible]).

Damals ſcheint er den Plan ins Reine gearbeitet zu haben, welcher in Schiller's Werke (Taſchenausg. Bd. 7, S. 343 ff.) aufgenommen iſt.

Die Nachträge, die ich aus lückenhaften Foliobogen und einzelnen Blättern von der Hand Schiller's in einer Auswahl mitzutheilen habe, ſind doppelter Art. Theils ſchließen ſie ſich an jenen, den Werken einverleibten Plan ſo an, daß dieſer offenbar aus ihnen hervorgegangen iſt. Theils ſind es allgemeine Ideen, durch welche ſich Schiller die Grundgedanken, die weſentlichen Momente, den Hauptcharakter ſeiner Tragödie klar zu machen ſuchte.

Dieſe philoſophiſch-äſthetiſchen Vorſtudien ſind zu verſchiedenen Zeiten (wahrſcheinlich in den Jahren 1794 und 1795) und früher entſtanden, als jene Dispoſition des Trauerſpiels, weßwegen ich ſie zuerſt zuſammen ſtelle. Sie ſind auch bei weitem intereſſanter und belehrender, als jene Scenerie des Stückes, denn ſie führen uns in die innere Werkſtätte des philoſophiſchen Dichters ein, und laſſen uns entnehmen, wie er überhaupt dichtete. Es wäre für das Verſtändniß der Schiller'ſchen Poeſien und ſeiner Dichtweiſe im Allgemeinen nichts ſo entſcheidend wichtig, als wenn wir über jene ſolche einleitende Selbſtgeſpräche beſäßen, mit denen die einzelnen Producte gleichſam confrontirt werden könnten.[1]

I. Leitende Ideen.

Der Inhalt dieſer Tragödie iſt das Geſetz und die Pflicht im Conflict mit an ſich edeln Gefühlen, ſo daß der Widerſtand verzeihlich, ja liebenswürdig, die Aufgabe hart und unerträglich erſcheint. Dieſe Härte kann nur in's Erhabene aufgelöſt werden, welches, freiwillig und mit Neigung ausgeübt, das höchſte Liebenswürdige ausmacht. La Valette mag alſo im Laufe der Handlung hart erſcheinen, zuletzt wird er durch den Zuſammenhang ſeiner Natur ganz legitimirt. Die Tugend, welche in dem Stücke gelehrt wird, iſt nicht die allgemein menſchliche oder das rein Moraliſche, ſondern die zum Moraliſchen hinauf geläuterte ſpecifiſche Ordenstugend.[1]

---

[1] Der mit der Fabel des Stücks nicht bekannte Leſer wird zum Verſtändniß dieſer allgemeinen Reflexionen die Skizze des Trauerſpiels in Schiller's Werken vorher durchleſen.

Behauptung der Ordenstugend gegen die Natur ſelbſt. Das Unmögliche muß geſchehen; aller Calcul menſchlicher Kräfte muß aufgehoben werden, die Tapferkeit der Ritter muß abſolut und unbedingt erſcheinen.[2] Darum iſt nöthig, daß das äußerſte Werk, wie das innerſte, mit der Totalität vertheidigt werde, es muß nur mit der letzten Kraft fallen.

Die Aufgabe wäre alſo, die Verwandlung einer ſtrengen pflichtmäßigen Aufopferung in eine freiwillige, mit Liebe und Begeiſterung vollführte. Es iſt alſo eine Stimmung hervorzubringen, welche dieſer Empfindungsart Raum gibt; der Großmeiſter muß der Urheber davon ſeyn und zwar durch ſeinen Charakter und dadurch, daß er ſelbſt ein ſolcher iſt. Eine moraliſche Feſtigkeit bei aller Fühlbarkeit und bei allen Anlaſſen, dieſer die Oberhand zu verſchaffen und jene zu erſchüttern, iſt der Inhalt.

Die Exiſtenz des Moraliſchen kann nur durch die Totalität bewieſen werden, und iſt nur durch dieſe ſchön und das Höchſte. In Begleitung jener Feſtigkeit ſind alſo Zartheit, lebhafte Beweglichkeit, Wohlwollen, Mäßigung, Weichheit, Milde, kurz alle ſchöne menſchliche Tugenden. Ihre Verbindung macht den Großmeiſter zu einem liebenswürdigen und wahrhaft großen Menſchen.[3] Sorge des Großmeiſters für die Leidenden und Bedürftigen; er hat ſeine Augen überall.

---

[1] Gewiß ganz gleich beſchaffen iſt die Tugend, welche der Dichter in dem Kampf mit dem Drachen darzuſtellen beabſichtigte, ſ. meine Auseinanderſetzung in Schiller's Leben, Th. 3. S. 133 ff.

[2] Dieſelben Worte leſen wir jetzt in der Dispoſition der Malteſer, Taſchenausg. Bd. 7. S. 357.

[3] Wie es Schiller ſelbſt war, in deſſen ganzem Seelenleben und allen ſeinen Aeußerungen ſich ebenfalls ein heroiſches und ein humanes Element

Auch muß Gelegenheit gegeben werden, ſeine Verſtandesklarheit, ſeine Penetration und Klugheit zu zeigen, die ihn Allen überlegen macht. Sein Verſtand zeigt ſich beſonders in der glücklichen Wahl einfacher und entſcheidender Mittel, in der leichten Auflöſung des Verwickelten, in der Durchſchauung des Verſteckten.

Vollkommen faßliche Expoſition der Nothwendigkeit ſeines harten Verfahrens. Das Schickſal der Inſel, ja des Ordens ſelbſt iſt gefährdet, wenn wegen Elmo nachgegeben wird. Der Orden muß an den Orden gewagt werden.

Zweimal kommen die Deputirten von Elmo, aber in der Art muß ſehr variirt werden. Das erſtemal läßt ſich der Großmeiſter noch nicht mit ganzem Nachdrucke heraus; aber, fragt ſich nun, wenn er dieß das zweitemal thut, wie iſt noch eine Widerſetzung möglich? Bloß durch die Gewalt der Paſſionen[1] — — — — — — —
— — — — — — — — —

Die Frage iſt: 1. Können beide Motive, La Valette's Selbſtaufopferung und die Hingebung ſeines Sohnes, zuſammen gebraucht werden?

2. Wenn das Hauptmoment, wie billig, darin liegt, daß La Valette ſeinem ſtrengen Geſetz ſelbſt das größte Opfer in ſeinem Sohne bringt, und daß die Ritter dadurch überwältigt werden, kann alsdann die Hauptſcene mit Romegas noch ſtattfinden? und wie kann ſie auf eine ſo entſcheidende Situation, als die zwiſchen La Valette und ſeinem Sohne

---

innig durchdrungen, und der ſich hier offenbar ſelbſt abſchildert. — Nach einer anderweitigen Notiz iſt dieſer dramatiſche La Valette „17 Jahre alt, und nicht älter.“

[1] Der folgende Bogen des Manuſcripts iſt verloren.

war, folgen?[1] Sie fällt weg, wenn La Valette nicht mehr entſchloſſen iſt, ſelbſt nach Elmo zu gehen.

Alles kommt hier auf die Folge der Situationen an. Dieſe ſind folgende:

1. Die zweite Geſandtſchaft von St. Elmo, bei welcher ſich St. Prieſt befindet, zeigt die Unmöglichkeit, Elmo zu behaupten und erklärt den Entſchluß der dortigen Ritter, daß ſie abgelöſt ſeyn oder in einem Ausfall ſterben wollen. Der ganze Orden oder doch eine entſcheidende Majorität iſt auf ihrer Seite, nachdem ſich die rivalen Zungen gegen den Großmeiſter vereinigt haben. Man will dieſen zwingen und Romegas ſteht an der Spitze der Verſchwörung. Crequi und Montalto haben ſich, jeder auf ſeine Weiſe, dabei geſchäftig gezeigt, und der Chor hat ſeine ſchwache Stimme vergeblich erhoben.

2. Indem das von den Rittern bereitet wird, verfolgt La Valette die entdeckte Spur von Montalto's Verrath und nimmt dagegen ſeine Maßregeln. Zugleich hört er Caſtriot's Rapport über den Zuſtand der Elmo'ſchen Werke, und überzeugt ſich von der Unhaltbarkeit des Forts, zugleich aber doch von der Möglichkeit, den Fall deſſelben durch eine tapfere Vertheidigung theils zu verſpäten, theils es deſto theurer zu verkaufen.

Unter den Elmo'ſchen Abgeſandten iſt ein Volontair. Dieſem ſtellt es La Valette frei, in Borgo zu bleiben; er will aber das Schickſal ſeiner Brüder theilen.

Es hat etwas Unſchickliches, daß Männer und zwar bejahrte Männer von reifem Geiſt und Charakter unter der

---

[1] Nach dem Plane in den Werken (S. 555) iſt jetzt die Folge umgekehrt.

Zucht ſtehen und von ihrer Conduite Rechenſchaft geben ſollen; auch relaxirt es Romegas. Dieſe Unſchicklichkeit aber iſt ein mönchiſcher Zug und muß deswegen fühlbar gemacht werden.

Der Streit um die Griechen, die Rivalität der zwei Ritter und ihrer Jungen muß noch eine engere Verbindung mit der Haupthandlung haben, als bloß dieſe: die Inſubordination und zerfallene Zucht darzuſtellen und die Unzufriedenheit gegen den Großmeiſter zu vermehren.

Auch iſt Biron noch nicht beſchäftigt genug im Stück, und ſein Charakter noch unbeſtimmt.[1] Er muß zur Totalität nothwendig ſeyn, und wodurch iſt er's? Kommt er von St. Elmo? Und wenn das iſt, warum iſt er nicht mit den andern Deputirten dahin zurück? Kommt er nicht von St. Elmo, warum führt er eben jetzt den Raub aus, und wo kommt er hin? Auf alles das iſt zu antworten.

Die Ausgelaſſenheit der Sitten iſt zugleich als eine Folge des Kriegszuſtandes vorzuſtellen. Es iſt wie beim Erdbeben. Die wilde Natur iſt in Freiheit geſetzt, die Augenblicke ſind koſtbar, ſie müſſen genoſſen werden. „Wer weiß, ob wir morgen noch ſind, ſo laßt uns heute noch leben.“ Auch weil die Vertheidigungsanſtalten alle Aufmerkſamkeit auf das Aeußere richten, ſo meinen die Ritter, daß man ihnen in den innern Verhältniſſen nachzuſehen habe. Ferner fühlen ſie ihre Wichtigkeit: man braucht jetzt tapfere Leute und muß ihnen ſchon etwas nachſehen. Endlich fordern ſie eine gewiſſe Licenz als Entſchädigung und als ein Erweckungsmittel des Muthes.

---

[1] An einer andern Stelle ſteht: Biron iſt zu charakteriſiren und von Romegas zu unterſcheiden. Dieſer iſt ſtolz und gewaltthätig, imperiös und eiferſüchtig. Biron iſt ausſchweifend, ein Verſchwender und Spieler. Er will Freiheit, jener will Vorzüge. Crequi iſt der hitzigſte.

Alle drei Gelübde der Ritter werden vernachläſſigt. Sie ſind ungehorſam, ſie ſind unkeuſch, ſie ſind habſüchtig und hängen dem Reichthum nach.

Wiederherſtellung des Ordens in ſeine urſprüngliche Simplicität. „Wir ſtehen vielleicht am Rand unſeres Untergangs. Laßt uns endigen, wie wir anfingen!“ Verſöhnung der Ritter; brüderliche Eintracht.

In den erſten Akten[1] ſind die Tendenzen und Geſinnungen der Ritter alle weltlich und realiſtiſch. Erſt die Handlung treibt ſie zum Idealiſtiſchen; wenn dieſes aber geſchehen, ſo iſt der Großmeiſter allein noch realiſtiſch. Was treibt ſie nun aber ins Idealiſtiſche und macht, daß ſie ſich mit Freiheit und Neigung unterwerfen? Es muß nothwendig hervorgehen und zugleich ein Werk La Valette's ſeyn.

Es iſt alſo erwieſen, daß St. Elmo bis auf den letzten Mann behauptet werden muß, und daß man es den Türken ſo theuer, als möglich, verkaufen muß. „Wenn uns dieſer ſchlechte Ort ſo viele Tauſende koſtete, was wird uns nicht erſt il Borgo ꝛc. koſten, wo ſich die ganze Macht des Ordens wehrt?“ So müſſen die Ungläubigen räſonniren.

---

[1] Man ſieht hieraus, daß dieſes vor dem 6. December 1797 geſchrieben iſt, wo Schiller an Goethe ſchreibt, daß dieſer dramatiſche Stoff ohne die Akteneintheilung, ganz in der griechiſchen Form und nach dem Aeſchyleiſchen Schema mit Chören ausgeführt werden ſolle.

Die Rede wird von dem kriegeriſchen Leben auf dem Ocean — einem jungen Ritter, der zuhört, wird die Inſel eng und enger.

Man iſt auf der mittelländiſchen See, wie zu Hauſe. Hafen. Küſten. Inſeln. Buchten.

Seefahrten und Seekriege. Schiffe. — Belagerungen. Artillerie. — Türkiſche Caper. Gefangene. — Ordensregeln. Reichthümer und Revenuen des Ordens. Katholiſche Andacht. Alter Adel der Ritter. Nationalſtolz und Gemeingeiſt. — Ordenscapitel. Stolz auf die Souveränität des Ordens.

Um zu zeigen, wie viel höhern Werth ein Ritter habe, kommt ein Fall vor, wo man fünfhundert Soldaten durch zwanzig Ritter remplacirt.

„Ich hatte keinen Sohn mehr?“ ſagt La Valette am Ende. „Ich habe hundert Söhne. Ich ſoll keinem näher angehören, ich ſoll ein Vater ſeyn für alle. Umarmt mich, umarmt euern Vater ꝛc.“[1] Das Stück ſchließt mit dieſer Gruppe.

So weit gehen Schiller's philoſophiſch-äſthetiſche Vorſtudien zu ſeiner Tragödie, welche ſich auf einzelnen Foliobogen und Quartblättern in Schiller's Nachlaß zerſtreut finden. Auch ſchon ein Bruchſtück des erſten rohen Entwurfes iſt auf dieſen Papieren zu leſen. Die Perſonen haben zum Theil andere Namen, als ſie ſetzt in dem Plane führen, welcher Schiller's Werken einverleibt iſt. Dieſen Perſonen ſind auf einem Blatte die Schauſpieler der Weimar'ſchen Bühne beigeſetzt, was deswegen ſehr merkwürdig iſt, weil man hieraus ſieht, daß Schiller dieſes Drama ſogleich von vornen herein, wie früher Kabale und Liebe, mit Rückſicht auf die theatraliſche Darſtellung ausarbeiten wollte. Dieſen Zweck konnte er aber ſich nicht eher, als im Jahr 1794 ſtellen, wo er durch die Bekanntſchaft mit Goethe erſt in ein näheres Verhältniß zu dem Weimar'ſchen Theater trat. In dieſem und in dem folgenden Jahre ſind dieſe Ideen, durch welche der Dichter zum voraus ſeinen Gegenſtand philoſophiſch zu umfaſſen ſtrebte, um ſich die Bahn zur poetiſchen Praxis zu brechen, niedergeſchrieben.

---

[1] Dieſe projektirte Situation trifft ganz mit dem Ende des Fiesko in der Theaterbearbeitung zuſammen (ſ. oben Th. 4, S. 114): „Steht auf, Genueſer! Den Monarchen hab' ich euch geſchenkt — umarmt euren glücklichſten Bürger.“

Dagegen iſt der ausführliche Plan, deſſen ich oben erwähnte, welcher mir, obgleich er ſich nicht vollſtändig erhalten hat, im Manuſcript vorliegt, wahrſcheinlich erſt 1799 entſtanden, und der in die Werke Schiller's aufgenommene Entwurf ſtimmt mit demſelben dem Inhalt und öfters dem Wort nach überein. Hauptſächlich fehlt ſolches, was der Dichter in dem ungedruckten Plan für ſich ſagt. Denn dieſen hat er für ſich ſelbſt, jenen für den Herzog geſchrieben. Ich werde daher nur das mittheilen, was in den Werken Schiller's fehlt.

2. Fragmente eines Plans.

Perſonenverzeichniß.

La Valette, der Großmeiſter . . . . . Graff.
Romegas, der Admiral . . . . Cordemann.
Biron, ſein Nebenbuhler . . . . Heide.
Montalto, der Verräther . . . . . . Becker.
Crequi } Ritter, die ſich lieben . . { Oels.
St. Prieſt } { Jagemann.
Kaſtriot, der Ingenieur . . . . Spitzeder.
Ramiro, Wortführer von St. Elmo . . . Benda.

Miranda, Botſchafter aus Sicilien . . .	Ehlers.
Der Renegat	Genaſt.
Alter Chriſtenſklav, der türkiſche Dolmetſcher,	[1]
Lascaris, der griechiſche Ueberläufer . . .	Unzelmann.
Chor, die geiſtlichen Ritter	Heide. Brand. Eilerſtein. Genaſt.

Die alten Ritter
Türkiſcher Herold — als ſtumme Perſonen.
Irene [2]

Die Scene iſt eine große offene Halle.

Der Orden wird von der türkiſchen Belagerung zu einer Zeit überraſcht, wo alle weltliche Laſter des Saeculums darin im Schwange gehen: Liebe, Luxus, Inſubordination, Frivolität, Spiel und Wetten. Gleich an der Spitze[3] ſteht ein Factum der zerſtörten Disciplin, der Gewaltthätigkeit, der Unkeuſchheit. Remegas und Biron ſtreiten um eine gefangene Griechin ꝛc.

Der Chor tritt auf[4] mit einer animirten, ſinnlich mahlenden Schilderung des umzingelten Malta, des drohenden Mondes, des bedeckten Meers, der angſtvoll engen Einſchließung. Das Meer ſchäumt vom Schlag der Ruderknechte, die ganze mohamedaniſche Flotte hat ſich um die Bruſtwehr der chriſtlichen Welt geſammelt. Der Creiſſant und das

---

[1] Unleſerlich.

[2] Die griechiſche Gefangene.

[3] Siehe Taſchenausgabe Th. 7. S. 337 ff.

[4] Ebendaſ. S. 334.

Kreuz. Der immer wachſend ſich füllende Mond, mit unendlichen Schiffen. Die Geſtade hallen; ein Wald von Maſten; das Meer iſt mit Schiffen gedielt und gezimmert, feſter Boden. Ausgegoſſene Feinde, wühlende Minirer, ſtreifende Spahis, anſtürmende Janitſcharen.

Eine Deputation der Elmo'ſchen Ritter erklärt die Unhaltbarkeit des Forts und bittet daraus abgeführt zu werden. Der hoffnungsloſe Zuſtand des Forts wird einleuchtend gemacht, aber La Valette beſteht darauf, daß es behauptet werde. Romegas iſt jetzt noch auf la Valette's Seite. Nachdrückliche Remonſtrationen der andern Ritter zu Gunſten der Elmo'ſchen. La Valette bedauert die letztern, bleibt aber unerbittlich.[1]

Die Gründe der Ritter ſind realiſtiſch, er ſetzt ihnen aber idealiſtiſche entgegen, fordert Gehorſam und geht ab mit den ältern Rittern.

Die Elmo'ſchen Deputirten[2] bleiben mit dem jüngern Theile der Ritter zurück, und nehmen von dieſen einen ewigen Abſchied, ſagend, daß der Großmeiſter ſie zum Tode beſtimme. Unwillen der jungen Ritter, beſonders Crequi's, der um das Leben ſeines Geliebten beſorgt iſt. Er fragt mit leidenſchaftlichem Intereſſe nach dieſem jungen Chevalier, freut ſich über ſeine heroiſche Tapferkeit, aber zittert bei ſeiner Gefahr.[1]

---

[1] Bis hierher [illegible] der Inhalt dieſer Scene dem Weſen nach Taſchenausg. Bd. [illegible], S. 350 ff.

[2] Vergleiche Taſchenausgabe S. 351.

Montalto, der von Begleitung des Chriſtenſclaven zurückkommt, findet die Ritter ſehr aufgebracht über den Großmeiſter, ſtimmt in ihren Ton ein, erbittert ſie noch mehr, indem er böſe Winke über die Partheilichkeit, Härte und Willkürlichkeit des Großmeiſters hinwirft.

Chor allein ſpricht vom ſtrengen Beruf des Ordens.[2] Lage von Malta, Charakter dieſer Inſel und Charakter des Ordens. Deſſen Stellung gegen die ganze chriſtliche Welt und gegen die Türken. Geſchichte des Ordens in fünf Hauptperioden bis zu ſeiner Niederlaſſung auf Malta: 1) Unkriegeriſcher Anfang; chriſtliche Charité; 2) Edelleute treten dazu und ergreifen das Schwert; 3) Rivalität mit dem Tempelorden; 4) Paläſtina geht verloren, Ritter gehen auf's Meer;

---

[1] Schiller ſagt zum Anfang des dritten Briefs über Don Carlos (Taſchenausg. Bd. 10, S. 185): „Sie wollen neulich im Don Carlos den Beweis gefunden haben, daß leidenſchaftliche Freundſchaft ein eben ſo rührender Gegenſtand für die Tragödie ſein könne, als leidenſchaftliche Liebe, und meine Antwort, daß ich mir das Gemälde einer ſolchen Freundſchaft für die Zukunft zurückgelegt hätte, befremdete Sie.“ Ohne Zweifel war es jetzt im Malteſer ſeine Abſicht, in dem Verhältniß zwiſchen Crequi und St. Prieſt, von denen nach einer hinterlaſſenen Notiz der erſtere 22, der andere 20 Jahr alt ſein ſollte, eine ſolche reinperſönliche Freundſchaft epiſodiſch darzuſtellen, welche die mangelnde Liebe vertreten mußte, da im Stück keine einzige Frau handelnd vorkam.

[2] Siehe Taſchenausgabe S. 351.

5) Wohlſtand und Macht des Ordens führt ſie in's Säculum zurück, und Laſter reißen ein, Stolz, Schwelgerei und Pracht.

La Valette kommt zu dem Chor und gießt gegen denſelben ſeinen Kummer aus, den er über Spaniens eigennützige Politik, über die harte Nothwendigkeit und über die Widerſetzlichkeit des Ordens empfindet. Er bittet den Chor, für ihn zu beten, daß er Stärke genug haben möge, auf dem Nothwendigen zu beharren. Sie widerſetzen ſich mir, ſagt er, und wiſſen nicht, daß ich weit mehr mit meinem eigenen Herzen, als mit ihnen zu kämpfen habe.

Darf er dem Chor entdecken und wann, daß ſein eigener Sohn ſich auf St. Elme befinde? Er braucht ihn aber nicht gleich näher zu bezeichnen.

Der Chor tadelt ſeine Indulgenz gegen die Ausſchweifung der Ritter und ſchildert die Verderbniſſe im Orden, des heutigen Streites über die Griechin gedenkend.[1]

Indem nun die zwei Commandeurs (Romegas und Biron) auf dieſem Weg gegen den Großmeiſter in Harniſch gebracht werden, hat es ſich auf St. Elme zunehmend verſchlimmert,[2] und die Beharrlichkeit des Großmeiſters, dieſes Fort zu behaupten, wird für die grauſamſte Härte gehalten. Ein ſchwer verwundeter Ritter wird herüber gebracht, der die Gemüther zum Unwillen aufreizt; er geht ab, um ſich in die Kirche bringen zu laſſen. Eine neue Geſandtſchaft von St. Elmo begleitet ihn mit einem nachdrücklichen Auftrag der dortigen Beſatzung, daß ſie entweder abgeführt ſeyn oder in einem Ausfall umkommen wolle. La Valette weigert ſich, die neuen Deputirten von St. Elmo vor ſich kommen zu laſſen. Die wahre Urſache dieſer Weigerung iſt, daß er ſich nicht Feſtigkeit genug zutraut, ſeinen Sohn zu ſehn, von dem er ſich im Herzen mit großem Kampf ſchon geſchieden hat. Seine Weigerung erſcheint hart und grauſam, ob ſie gleich eine Wirkung ſeiner Weichheit, ſeines Gefühls iſt. Aber dem Zuſchauer darf es ahnden, daß hier etwas anderes im Spiel iſt; und indem der ganze Orden ſich über ſeine Unempfindlichkeit entrüſtet, fühlt der Zuſchauer, daß der Großmeiſter nur zu tief und zu heftig bewegt iſt, und wie viel ihm dieſe Weigerung koſtet. Je mehr ſich Alles für den herrlichen Jüngling intereſſirt, weil ſeine Tapferkeit ſeiner Schönheit gleich iſt, deſto auffallender und gehäſſiger iſt die Weigerung des Großmeiſters, ihn zu ſehen. Eben dieſe Weigerung bringt die Ritter ſo weit, daß ſie dem Großmeiſter ſich in pleno widerſetzen wollen.

---

[1] Das [illegible] dieſes [illegible] ſteht dem Inhalt nach Taſchenausg. Bd. 7, S. [illegible]

[2] Siehe [illegible] S. [illegible]

Unter dieſer Geſandtſchaft iſt St. Prieſt, Crequi's Liebling und der Günſtling (oder Anverwandter) des Großmeiſters. Sein Anſehen, hofft man, werde den Großmeiſter eher zur Einwilligung vermögen. Crequi tritt mit ihm auf, voll Leidenſchaft, entſchloſſen, ſich von dem Geliebten nicht loszureißen. Seine ſchwärmeriſche Freundſchaft führt ihn weit über die Gränzen der dem Großmeiſter ſchuldigen Ehrfurcht hinaus; er fordert leidenſchaftlich alle Ritter auf, ſich dem

Großmeiſter zu widerſetzen. Montalto ſchürt durch boshafte Verhetzung dieſes Feuer noch mehr an, und da er auch den Biron und Romegas in die Faction zieht, ſo verbindet er den ganzen Orden in ein furchtbares Bündniß gegen ſeinen Chef.[1] Die Stimme des Chors, der ihn zur Pflicht zurückführen will, wird von dem geſammten Haufen der Ritter als ohnmächtig verſpottet.[2]

Miranda kommt gewaffnet.[3] Die Ritter fragen, wozu? Er antwortet nicht. Caſtriot kommt, die Ritter wollen von ihm wiſſen, wie er die Werke zu Elmo gefunden, er erklärt ſich nicht. Es kommen die ganz alten Ritter in weißen Haaren, es kommen die ganz jungen Ritter, die noch Knaben ſind, und alle ſind bewaffnet. Endlich kommt der Chor in ſeiner geiſtlichen Tracht mit Speeren bewaffnet. Alle ſchweigen, und das Erſtaunen der Empörer wächst mit jeder neuen Erſcheinung.

Zuletzt kommt la Valette, auch gewaffnet, und gibt den Aufſchluß über Alles. Er läßt den Caſtriot zuerſt Bericht abſtatten, und wie derſelbe erklärt, daß das Fort ſich möglicher Weiſe noch eine Zeitlang halten könne, ſo fragt er die jungen Ritter, dann die ganz alten Ritter, endlich den Chor und zuletzt den Miranda, ob ſie die Vertheidigung des Forts unter ſeiner Anführung übernehmen wollen. Ein Theil nach dem andern antwortet mit Ja, und nun bewilligt er den Elmo'ſchen den Abzug. Ein tiefes Stillſchweigen herrſcht, ſo lange er ſpricht. Er heißt nun alle Aufrührer abtreten und befiehlt dem Romegas zu bleiben.

---

[1] Auf einem andern Blatt ſteht: Montalto will den Orden zu Grunde richten und iſt ſchon im Einverſtändniß mit den Türken. Der Großherr hat ihm eine reiche Statthalterſchaft und eine Schönheit dafür zugeſagt.

[2] Siehe Taſchenausg. Bd. 7 S. 353 — Von hier fehlt im Manuſcript ein halber Foliobogen.

[3] Siehe Taſchenausg. Bd. 7 S. 354.

Jetzt hält er dieſem den Spiegel über ſein Betragen vor. Zuerſt ſpricht er als ein Abſcheidender von ſeinem letzten Willen und erklärt, daß er ihn, den Romegas, zum Nachfolger beſtimmt und ihm die Vota aller alten Commandeurs im voraus verſchafft habe. Nur Romegas, der den Orden ins Verderben geſtürzt, ſey im Stande, ihn zu retten. Jetzt aber, da ſich Romegas als Chef anſehen muß, läßt er ihn das Verderbliche ſeines bisherigen Betragens aus dem hohen Standpunkt anſehen, daß Romegas ſich ſelbſt darüber entſetzt, und, ergriffen von Scham, hingeriſſen von La Valette's Großmuth, ſich vor ihm demüthigt und ihm Abbitte thut.

3. Einige nachträgliche Züge.

Der älteſte Sohn des Dichters, Karl Friedrich von Schiller, Oberförſter in Rottweil, deponirte am 4. April 1834 in der fürſtlich Fürſtenberg'ſchen Bibliothek zu Donaueſchingen einen Plan der Malteſer, welcher von ſeines Vaters eigener Hand geſchrieben iſt und den Herr Boas in dem dritten (letzten) Band ſeiner Nachträge (Stuttgart in der Scheible'ſchen Buchhandlung 1840) zuerſt abdrucken ließ. Immer von neuem und das ſchon Niedergeſchriebene nie berückſichtigend, ſuchte Schiller zu verſchiedenen Zeiten ſeinem Stoffe beizukommen und ſich deſſen ganz zu bemächtigen. Es wird uns dieſes beſonders beim Demetrius anſchaulich werden. Eine ſolche Studie iſt denn auch jener handſchriftliche Entwurf. Er iſt nicht ausgeführt und enthält wenig Eigenthümliches; beinahe alles, was in ihm angedeutet iſt, findet ſich in dem Plan der Werke und den vorſtehenden Fragmenten weiter ausgeſponnen und beſtimmter geſtaltet. Es iſt daher anzunehmen, daß dieſer Plan einer der früheſten Verſuche dieſer Art iſt, was auch daraus erhellt, daß viele handelnde Perſonen andere Namen haben.

Dieſe Skizze vollſtändig zu wiederholen, hieße nur, bekannte Particularitäten in unbeſtimmtern Worten noch einmal ſagen und würde die Geduld auch des unbedingteſten Schillerfreundes ermüden. Ich hebe daher nur die wenigen Stellen aus, welche die Idee des Ganzen oder auch wichtigere Einzelheiten in ein helleres Licht ſtellen.

Ueber den Charakter des La Valette und die Ritter leſen wir (Boas a. a. O. S. 155 ff.) folgende intereſſante nähere Angaben.

Der Großmeiſter liebt nichts, als ſeinen Orden, ſeine Ritter, die er trotz ſeinem fühlenden Herzen aufopfern muß. Seine Liebe zeigt ſich am lebhafteſten, wenn die Opfer zum Tode gegangen ſind.

Der Orden ſchildert ſeine eigene Unmacht, er könne nichts als beten. Unterſchied zwiſchen geiſtlichen und weltlichen Rittern.

Wichtigkeit der Perſon eines einzigen Chevaliers.[1] Seine Bravour darf keine Grenzen haben. Er wiegt ganze Hunderte anderer Männer auf. Deſto mehr koſtet die Aufopferung ſo vieler Ritter. Aber hier tritt der andere Fall ein, daß an dem Geſetz, dem Rufe und der Maxime mehr liegt, als an dem bedeutendſten Leben.

---

[1] Siehe oben S. 11.

Unter den Chevaliers ſind wilde Seeleute, die alle Schliche auf dem mittelländiſchen Meere kennen.

Chevaliers erſcheinen als eine höhere Menſchenart unter der übrigen Welt, weil ſie künſtliche Naturen ſind, und durch ihr Gelübde ſich ausgeſchloſſen. Wer ſich entſchließen kann, weniger zu bedürfen, ſich ſelbſt weniger nachzugeben, ſich mehr zu verſagen und aufzulegen, der iſt mehr, als ein gewöhnlicher Menſch. In den Stamm ſchießt der Saft, der ſich ſonſt in den Zweigen erſchöpft, und der Menſch kann zum Herren und Halbgott werden, wenn er gewiſſen Menſchlichkeiten abſtirbt.

La Valette lenkt es ſo, daß die Ritter ſich ſelbſt ihren wahren Ordensgeiſt finden und in dieſen, wie in ihre letzte Zuflucht, getrieben werden.

a) Ihre Reinigung und Wiederherſtellung muß durchaus ihr Werk ſeyn.

b) Aber La Valettes Klugheit und hoher Sinn muß dieſe Nothwendigkeit herbeiführen.[1]

---

[1] Hiermit vergleiche man oben S. 10: „In den erſten Akten ſind die Tendenzen“ u. ſ. w.

Ritter.

Die Wälle ſind zerſtört. Wohinter ſollen wir ſtehen?

La Valette.

Hinter eurer Pflicht. Euer Gelübde iſt euer Wall, der Johanniter braucht keinen andern.

Ritter.

Wir ſind Menſchen.

La Valette.

Ihr ſollt mehr ſeyn.

Eine höchſt merkwürdige und bedeutende Stelle endlich betrifft die Freundſchaft zwiſchen St. Prieſt (welcher hier, in dieſem Scenenentwurf, ſeinen Namen noch nicht erhalten hat und noch nicht als der natürliche Sohn La Valette's gedacht wird) und Crequi. Ueber dieſe leidenſchaftliche Zuneigung, von welcher ſchon oben (S. [illegible]) die Rede war, äußert ſich Schiller auf folgende Weiſe.

Eine Epiſode von der enthuſiaſtiſchen Liebe zweier Ritter zu einander, davon der eine zu Elmo ſich befindet. Sie endigt damit, daß der eine, welcher zu La Valette iſt, dem Geliebten nach St. Elmo in den Tod folgt. Dieſes kann geſchehen, wenn die Todesopfer ſchon abgegangen, und der liebende Ritter kann ſich für ſich allein in St. Elmo werfen. Man will dem La Valette dieſe Liebe verdächtig machen; er vertheidigt und billigt ſie, und erinnert, daß ſich der Heroismus nicht zum Laſter geſelle. Liebe der griechiſchen Jünglinge zu einander; Nothwendigkeit eines ſolchen Gefühls zwiſchen jungen fühlenden Seelen, die das andere Geſchlecht nicht kennen; denn eine edle Seele muß etwas leidenſchaftlich lieben, und das Feurige ſucht das Sanfte auf.

Crequi hat ſich am meiſten vergangen, aber die Leidenſchaft und die Jugend entſchuldigt ihn auch am meiſten. Er zwingt den Großmeiſter, ihn zu ſtrafen. Der Jüngling wird von den alten Rittern zum Tod verurtheilt, weil er den Degen gegen den Großmeiſter gezogen. Der Großmeiſter begnadigt ihn, und ſchränkt die ganze Strafe darauf ein, ihn auszuſchließen.[1]

---

[1] Vergl. Taſchenausg. Bd. 7 S. 355. Das folgende Manuſcript iſt nicht mehr vorhanden, und dieſe Fragmente müſſen hier, und ſonſt durch die Skizze in Schiller's Werken ergänzt werden, wie ſie ſelbſt über dieſe Licht verbreiten.

Das Jahr der Ideendichtung.

Das Ideal und das Leben.

(1795.)

In dem neunten Stück der Horen von 1795 hieß das Gedicht: „das Reich der Schatten." in der erſten Leipziger Ausgabe (bei Cruſius 1800): „das Reich der Formen." Im Folgenden ſind die von Körner ſchon beigebrachten Auslaſſungen (ſ. Taſchenausg. B. 1, S. 341 ff.) nicht wieder aufgenommen. Die jetzigen Leſarten ſind hier, wie auch in vielen ſpätern Gedichten, jedesmal in Klammern vorangeſtellt.

Dritte Strophe (nach der jetzigen Ausgabe, ſ. Taſchenausg. S. 342).

(In des Ideales Reich!)
In der Schönheit Schattenreich!

Vierte Strophe (ſ. Taſchenausg. S. 343).

(Wenn im Leben noch des Kampfes Wage
Schwankt, erſcheinet hier der Sieg.)

Wenn im Leben noch des Kampfes Wage
Schwankt, erſcheine hier der Sieg.

Fünfte Strophe.

(Reißt das Leben euch in ſeine Fluten)
Reißt das Schickſal euch in ſeine Fluten.

Dreizehnte Strophe (ſ. Taſchenausg. S. 346).

(Wo die reinen Formen wohnen)
Wo die Schatten ſelig wohnen.

Vierzehnte Strophe.

(Lebend in des Todtenſchiffers Kahn)
Lebend in den Acheront'ſchen Kahn.

Letzte Strophe (ſ. Taſchenausg. S. 547).

(Fliegt er aufwärts ꝛc.)

Fließt er aufwärts ꝛc. Wohl ein Druckfehler!

Ueber die Sorgfalt, die der Meiſter an die Vollendung dieſes Gedichts wandte, ſ. Briefwechſel mit Humboldt S. 125 ff. S. 166 ff. und beſonders S. 188 ff. Ueber die Stellung deſſelben in dem poetiſchen Entwickelungsproceß Schiller's, ſ. Schiller's Leben Thl. 3, S. 137 ff.

Der Tanz.

(1795.)

Dieſes Gedicht, deſſen Inhalt in meinem Leben Schiller's B. 3, S. 138 angegeben iſt, hat in der neuen Umarbeitung ſo viele Veränderungen erlitten, daß wir am beſten thun, die urſprüngliche Geſtalt deſſelben in dem Muſenalmanach für 1796 zur Vergleichung mit dem neuen Texte (ſ. Taſchenausg. B. 1, S. 396 f.) vollſtändig aufzunehmen. Ganze Sätze und Satztheile, die ganz unverändert blieben, ſind mit Anführungszeichen kenntlich gemacht.

Sieh, wie ſie durcheinander in kühnen Schlangen ſich winden,
Wie mit geflügeltem Schritt ſchweben auf ſchlüpfrigem Plan.
Seh' ich flüchtige Schatten, von ihren Leibern geſchieden?
Iſt es Elyſiums Hain, der den Erſtaunten umfängt?
Wie, vom Zephyr gewiegt, der leichte Rauch durch die Luft ſchwimmt,
„Wie ſich leiſe der Kahn ſchaukelt auf ſilberner Flut,“
Hüpft der gelehrige Fuß auf des Takts melodiſchen Wellen,
„Säuſelndes Saitengetön hebt den ätheriſchen Leib.“

Keinen drängend, von keinem gedrängt, mit beſonnener Eile,
Schlüpft ein liebliches Paar dort durch des Tanzes Gewühl.
Vor ihm her entſteht ſeine Bahn, die hinter ihm ſchwindet,
Leis, wie durch magiſche Hand, öffnet und ſchließt ſich der Weg.
Sieh, jetzt verliert es der ſuchende Blick. Verwirrt durcheinander
„Stürzt der zierliche Bau dieſer beweglichen Welt.
Nein, dort ſchwebt es frohlockend herauf. Der Knoten entwirrt ſich,"
Nur mit verändertem Reiz ſtellt ſich die Ordnung mir dar.
Ewig zerſtört und ewig erzeugt ſich die drehende Schöpfung,
„Und ein ſtilles Geſetz lenkt der Verwandlungen Spiel."
Sprich, wie geſchieht's, daß, raſtlos bewegt, die Bildungen ſchwanken,
Und die Regel doch bleibt, wenn die Geſtalten auch fliehn?
Daß mit Herrſcherkühnheit einher der Einzelne wandelt,
Keiner ihm ſklaviſch weicht, keiner entgegen ihm ſtürmt?
„Willſt du es wiſſen? Es iſt des Wohllauts mächtige Gottheit,
Die zum geſelligen Tanz ordnet den tobenden Sprung,
Die, der Nemeſis gleich, an des Rhythmus goldenem Zügel,
Lenkt die brauſende Luſt," und die geſetzloſe zähmt.
Und der Wohllaut der großen Natur umrauſcht dich vergebens?
Dich ergreift nicht der Strom dieſer harmoniſchen Welt?
Nicht der begeiſternde Takt, den alle Weſen dir ſchlagen?
Nicht der wirbelnde Tanz, der durch den ewigen Raum
Leuchtende Sonnen walzt in künſtlich ſchlängenden Bahnen?
Handelnd fliehſt du das Maß, das du im Spiele doch ehrſt?

Natur und Schule.

(1795.)

Dieſes Gedicht, deſſen Gehalt und Kunſtform ich in meinem Leben Schiller's Thl. 3. S. 142 f. im Allgemeinen dargelegt habe, findet ſich in der neuen Taſchenausg. Thl. 1. S. 100 f. Der contraſtirende Charakter deſſelben iſt gut durch den urſprünglichen Titel: „Natur und Schule“ ausgedrückt. Jetzt heißt es: „der Genius.

S. Taſchenausg. S. 100.

(Glaub' ich, ſprichſt du, dem Wort, das der Weisheit Meiſter
mich lehren?)
Iſt es denn wahr, ſprichſt du, was der Weisheit Meiſter
mich lehren?

(Manche Sage von ihr rührend und kindlich erzählt)
Manche Sage von ihr rührend und einfach erzählt.

(Jene Zeit, da das Heilige noch im Leben gewandelt,
Da jungfräulich und keuſch noch das Gefühl ſich bewahrt)

Jene Zeit, da das Heilige noch in der Menſchheit gewandelt,
Da jungfräulich und keuſch noch der Inſtinkt ſich bewahrt.

S. Taſchenausg. S. 101.

(Da nicht irrend der Sinn und treu, wie der Zeiger am
Uhrwerk)
Da ein ſichres Gefühl noch treu, wie am Uhrwerk der
Zeiger.

(Aber die glückliche Zeit iſt dahin! Vermeſſene Willkür
Hat der getreuen Natur göttlichen Frieden geſtört.

Das entweihte Gefühl iſt nicht mehr Stimme der Götter,
Und das Orakel verſtummt in der entadelten Bruſt.
Nur in dem ſtillern Selbſt vernimmt es der horchende Geiſt noch,
Und den heiligen Sinn hütet das myſtiſche Wort)

Aber die glückliche Zeit iſt nicht mehr. Vermeſſene Willkür
Hat der getreuen Natur göttlichen Einklang entweiht.
Wolkigt fließt der himmliſche Strom in ſchuldigen Herzen,
Lauter wird er und rein nur an dem Quell noch geſchöpft.
Dieſer Quell, tief unten im Schacht des reinen Verſtandes,
Fern von der Leidenſchaft Spur, rieſelt er ſilbern und kühl.
Aus der Sinne wildem Geräuſch verſchwand das Orakel,
Nur in dem ſtilleren Selbſt hört es der horchende Geiſt.
Aber die Wiſſenſchaft nur vermag den Zugang zu öffnen,
Und den heiligen Sinn hütet das myſtiſche Wort.

(Tönt ihr Rufen dir noch hell in der kindlichen Bruſt)
Tönt ihre Stimme dir noch hell in der kindlichen Bruſt.

Jenes Geſetz, das mit ehrnem Stab den Sträubenden lenket,
Jenes Geſetz, das mit eiſernem Stab den Sträubenden lenket,

(Dir nicht gilt's. Was du thuſt, was dir gefällt, iſt Geſetz,
Und an alle Geſchlechter ergeht ein göttliches Machtwort.
Was du mit heiliger Hand bildeſt, mit heiligem Mund
Redeſt, wird den erſtaunten Sinn allmächtig bewegen.)
Dir gilt es nicht. Was du thuſt, was dir gefällt, iſt Geſetz.
Herrſchen wird durch die ewige Zeit, wie Polyklet's Regel,
Was du mit heiliger Hand bildeſt, mit heiligem Mund
Redeſt, wird die Herzen der Menſchen allmächtig bewegen.

Das Gedicht ſchloß mit den ausgelaſſenen Verſen:

Aber blind erringſt du, was wir im Lichte verfehlen,
Und dem ſpielenden Kind glückt, was dem Weiſen mißlingt.

Die letzten vier Verſe des alten Textes in den Horen ſtanden nicht in dem erſten Manuſcript, welches Schiller an Humboldt ſchickte (ſ. Schiller's Briefwechſel mit Humboldt S. 185 und S. 265).

Die Ideale.

(1795.)

Die bedeutendſten der vier folgenden Varianten finden in meinem Leben Schiller's Thl. 5. S. 257 ihre Erklärung. Die ausgelaſſenen Stellen, die Körner ſchon aufgenommen hat, ſind nicht wiederholt worden.

Zweite Strophe (ſ. Taſchenausg. B. 1. S. 229).

(Der rauhen Wirklichkeit zum Raube,
Was einſt ſo ſchön, ſo göttlich war)
Der feindlichen Vernunft zum Raube,
Was einſt ſo ſchön, ſo göttlich war.

Vierte Strophe.

(So ſchlang ich mich mit Liebesarmen
Um die Natur, mit Jugendluſt,
Bis ſie zu athmen, zu erwarmen
Begann an meiner Dichterbruſt)

So ſchlangen meiner Liebe Knoten
Sich um die Säule der Natur,
Bis durch das ſtarre Herz der todten
Der Strahl des Lebens zuckend fuhr.

Fünfte Strophe.

(Und theilend meine Flammentriebe
Die ſtumme eine Sprache fand)

Bis warm von ſympathet'ſchem Triebe,
Sie freundlich mit dem Freund empfand.

Sechste Strophe (ſ. Taſchenausg. S. 250).

(Wie ſprang, von kühnem Muth beflügelt,
Beglückt in ſeines Traumes Wahn,
Von keiner Sorge noch gezügelt,
Der Jüngling in des Lebens Bahn!)

So ſprang, von kühnem Muth beflügelt,
Ein reißend herab rollend Rad,
Von keiner Sorge noch gezügelt,
Der Jüngling in des Lebens Pfad.

Achte Strophe (ſ. Taſchenausg. S. 251).

(Ich ſah des Ruhmes heil'ge Kränze
Auf der gemeinen Stirn entweiht.
Ach, allzu ſchnell nach kurzem Lenze
Entfloh die ſchöne Liebeszeit!)

Des Ruhmes Dunſtgeſtalt berührte
Die Weisheit, da verſchwand der Trug.
Der Liebe ſüßen Traum entführte
Ach! allzuſchnell der Hexe Flug.

Würde der Frauen.

(1795.)

Die Nachträge, welche Körner ſchon aus dem Muſenalmanach für 1796 dieſem Gedichte in den Noten beigegeben hat (ſ. neue Taſchenausg. B. 1. S. 378 ff.), ſind im Folgenden nicht wiederholt. Uns bleibt nur die Mittheilung einiger Varianten übrig.

Erſte Strophe.

(Und in der Grazie züchtigem Schleier
Nähren ſie wachſam das ewige Feuer
Schöner Gefühle mit heiliger Hand)
Sicher in ihren bewahrenden Händen
Ruht, was die Männer mit Leichtſinn verſchwenden,
Ruhet der Menſchheit geheiligtes Pfand. [1]

Zweite Strophe.

(Unſtat treiben die Gedanken
Auf dem Meer der Leidenſchaft)
Und die irren Tritte wanken
Auf dem Meer der Leidenſchaft.

Fünfte Strophe (ſ. Taſchenausg. S. 379).

(Nähren ſie ſorgſam mit liebendem Fleiß)
Pflegen ſie ſorgſam mit liebendem Fleiß.

(Reicher, als er, in des Wiſſens Bezirken)
Reicher, als er, in des Denkens Bezirken.

---

[1] Wie wir aus dem Briefwechſel mit Humboldt erfahren (S. 208), dem Schiller ſein Manuſcript ſchickte, und dieſe Zeilen ſchon eine geänderte Lesart einer Variante, in welcher Eunomia und Cypria vorkamen.

Sechste Strophe (ſ. Taſchenausg. S. 380).

(Nicht in Thränen ſchmilzt er hin;
Selbſt des Lebens Kämpfe ſtählen
Härter ſeinen harten Sinn.)

Nicht der Thränen ſanfte Luſt,
Selbſt des Lebens Kämpfe ſtählen
Feſter ſeine feſte Bruſt.

Achte Strophe.

(In der Männer Herrſchgebiete
Gilt der Stärke trotzig Recht.)

In der Männer Herrſchgebiete
Gilt der Stärke ſtürmiſch Recht.

Eine Charakteriſtik des Gedichtes findet man in meinem Leben Schiller's Thl. 2, S. 111 f.

Der Spaziergang.

(1795.)

S. neue Taſchenausg. B. 1, S. 355.

(Dich auch grüß' ich, belebte Flur, euch, ſäuſelnde Linden)
Dich auch grüß' ich, lachende Flur, euch, ſäuſelnde Linden.

(Kräftig auf blühender Au erglänzen die wechſelnden Farben,
Aber der reizende Streit löſet in Anmuth ſich auf.
Frei empfängt mich die Wieſe mit weithin verbreitetem Teppich)

Kräftig brennen auf blühender Au die wechſelnden Farben,
Aber der reizende Streit löſet in Wohllaut ſich auf,
Frei mit weithin verbreitetem Teppich empfängt mich die Wieſe.

(Um mich ſummt die geſchäftige Biene, mit zweifelndem Flügel
Wiegt der Schmetterling ſich über dem röthlichen Klee,
Glühend trifft mich der Sonne Pfeil ꝛc.)

Um mich ſummen geſchäftige Bienen, mit zweifelndem Flügel
Wiegt der Schmetterling ſich über dem röthlichen Klee,
Durch die Lüfte ſpinnt ſich der Sonnenfaden und zeichnet
Einen farbigen Weg weit in den Himmel hinauf,
Glühend trifft mich der Sonne Pfeil ꝛc.

(Und ein ſchlängelnder Pfad leitet mich ſteigend empor.)
Und ein myſtiſcher Pfad leitet mich ſteigend empor.

S. Taſchenausg. S. 356.

(Aber plötzlich zerreißt der Flor. Der geöffnete Wald gibt
Ueberraſchend des Tags blendendem Glanz mich zurück.)

Aber plötzlich zerreißt die Hülle. Der offene Wald gibt
Ueberraſchend des Tags blendendem Glanz mich zurück.

(Endlos unter mir ſeh' ich den Aether, über mir endlos.)
Unter mir ſeh' ich endlos den Aether, und über mir endlos.[1]

---

[1] Ueber dieſe Veränderung ſchreibt Schiller an Humboldt (Briefwechſel S. [illegible]): „Endlos das erſte Mal als Trochäus gebraucht, iſt auch nicht wohl zu geſtatten. Ich werde ſetzen:

Endlos unter mir ſeh' ich ꝛc.

Daß der erſte Hexameter zwiſchen den beiden endlos eingeſchloſſen iſt, macht hier, wo das Unendliche vorgeſtellt wird, keine üble Wirkung. Es iſt ſchon etwas Expreſſives, da es in ſeinen Anfang zurückkehrt."

(Traulich rankt ſich die Reb' empor an dem niedrigen Fenſter.)
Traulich rankt ſich der Weinſtock empor an dem niedrigen
Fenſter.

S. Taſchenausg. S. 357.

(Wie dein Tagewerk, gleich, windet dein Leben ſich ab.)
Gleich, wie dein Tagewerk, windet dein Leben ſich ab.

(Stände ſeh' ich gebildet, der Pappeln ſtolze Geſchlechter
Ziehn in geordnetem Pomp vornehm und prächtig daher,
Regel wird alles, und alles wird Wahl und alles Bedeutung.)

Stände ſeh' ich gebildet, der Pappeln ſtolze Geſchlechter
Ziehn in geordnetem Pomp vornehm und prächtig daher,
Unbemerkt entfliehet dem Blick die einzelne Staude,
Leiht nur dem Ganzen, empfängt nur von dem Ganzen
den Reiz.
Regel wird alles, und alles wird Wahl und alles Bedeutung.

(Prangend verkündigen ihn von fern die beleuchteten Kuppeln.)
Majeſtätiſch verkündigen ihn die beleuchteten Kuppeln.

(Tauſend Hände belebt Ein Geiſt, doch ſchläget in tauſend
Brüſten, von Einem Gefühl glühend, ein einziges Herz.)

Tauſend Hände belebt Ein Geiſt, in tauſend Brüſten
Schlägt, von Einem Gefühl glühend, ein einziges Herz.

(Nieder ſteigen vom Himmel die ſeligen Götter und nehmen)
Von dem Himmel ſteigen die ſeligen Götter und nehmen ꝛc.

S. Taſchenausg. S. 358.

(Fernen Inſeln des Meers ſandtet ihr Sitten und Kunſt)
Fernen Inſeln des Meers ſandtet ihr Wahrheit und Kunſt.

(Blickten dem Heerzug nach, bis ihn die Ferne verſchlang)
Blickten dem Zuge nach, bis ihn die Ferne verſchlang.

(Ehre ward euch und Sieg, doch der Ruhm nur kehrte zurücke)
Ehre ward euch und Sieg, doch nur der Ruhm kam zurücke.

(Wanderer, kommſt du nach Sparta, verkündige dorten, du habeſt ꝛc.)
Wanderer, kommſt du nach Sparta, gib Kunde dorten, du habeſt ꝛc.

(Ruhet ſanft, ihr Geliebte!)
Ruhet ſanft, ihr Theuren!

(Aus dem Felsbruch wiegt ſich der Stein, vom Hebel beflügelt)
Aus dem Bruche wiegt ſich der Fels, vom Hebel beflügelt.

S. Taſchenausg. S. 359.

(Hoch von dem ragenden Maſt webet der feſtliche Kranz.
Siehe, da wimmeln die Märkte, der Krahn von fröhlichem Leben)
Hoch von dem thürmenden Maſt wehet der feſtliche Kranz.
Siehe, da wimmeln von fröhlichem Leben die Krahne, die Märkte.

(Da gebieret das Glück dem Talente die göttlichen Kinder,
Von der Freiheit geſäugt, wachſen die Künſte der Luſt,
Mit nachahmendem Leben erfreuet der Bildner die Augen,
Und, vom Meiſel beſeelt, redet der fühlende Stein)
Da gebiert dem Talente das Glück die göttlichen Kinder,
Von der Freiheit geſäugt wachſen die Künſte empor,
Mit nachahmendem Leben erfreuet der Bildner die Augen,
Und von Dädal beſeelt redet das fühlende Holz.

(Aber im ſtillen Gemach entwirft **bedeutende Cirkel** ꝛc.)
Aber im ſtillen Gemach zeichnet **bedeutende Cirkel** ꝛc.

(Prüft der Stoffe Gewalt, der Magnete **Haſſen und Lieben**)
Prüft der Elemente Gewalt auf **verſuchender Wage.**

(Körper und Stimme leiht die Schrift **dem** ſtummen **Gedanken**)
Körper und Stimme leiht dem ſtummen **Gedanken die Preſſe.**

(Freiheit! ruft die Vernunft, Freiheit! **die wilde Begierde,**
Von der heil'gen Natur ringen ſie **lüſtern ſich los**)

Freiheit heiſcht die Vernunft, nach Freiheit **rufen die Sinne,**
Beiden iſt der Natur züchtiger **Gürtel zu eng.**

S. Taſchenausga. S. 760.

(Hoch auf der Fluten Gebirg wiegt ſich **entmaſtet der Kahn**)
Hoch auf der Fluten Gebirg wieget ſich **maſtlos der Kahn.**

(Bleibend iſt nichts mehr, es irrt **ſelbſt in dem Buſen der Gott.**
Aus dem Geſpräche verſchwindet die **Wahrheit,** Glauben **und Treue**
Aus **dem** Leben, es lügt ſelbſt auf **der Lippe der** Schwur:
In der Herzen vertraulichſten Bund, **in der** Liebe **Geheimniß** ꝛc.)

Bleibend iſt nichts mehr, es irrt **ſelbſt in** dem Buſen **der Gott.**
Unnatürlich tritt die Begier aus den **ewigen** Schranken,
Lüſterne Willkür vermiſcht, was die **Nothwendigkeit ſchied,**
Aus dem Geſpräche verſchwindet die **Wahrheit,** die heilige Treue
Aus dem Leben, es lügt ſelbſt auf der Lippe der Schwur.

Ihren Schleier zerreißt die Scham, Aſträa die Binde;
Und der freche Geluſt ſpottet der Nemeſis Zaum,
In der Herzen vertraulichſten Bund, in der Liebe Geheimniß ꝛc.

(Feil iſt in der geſchändeten Bruſt der Gedanke, die Liebe
Wirft des freien Gefühls göttlichen Adel hinweg;
Deiner heiligen Zeichen, o Wahrheit, hat der Betrug ſich
Angemaßt, der Natur köſtlichſte Stimmen entweiht,
Die das bedürftige Herz in der Freude Drang ſich erfindet;
Kaum gibt wahres Gefühl noch durch Verſtummen ſich kund;
Auf der Tribune prahlet das Recht, in der Hütte die Eintracht.)

Feil iſt in der geſchändeten Bruſt der Gedanke, die Liebe
Wirft des freien Gefühls göttliches Vorrecht hinweg,
Keine Zeichen mehr findet die Wahrheit, verpraßt hat ſie alle,
Alle der Trug, der Natur köſtlichſte Töne entehrt,
Die das ſprachbedürftige Herz in der Freude erfindet,
Kaum gibt wahres Gefühl noch durch Verſtummen ſich kund.
Leben wähnſt du noch immer zu ſehn, dich täuſchen die Züge,
Hohl iſt die Schaale, der Geiſt iſt aus dem Leichnam geflohn.
Auf der Tribune prahlet das Recht, in der Hütte die Eintracht.

(Jahre lang mag, Jahrhunderte lang die Mumie dauern,
Mag das trügende Bild lebender Fülle beſtehn.)
Lange Jahre, Jahrhunderte mag die Mumie dauern,
Mag der Sitten, des Staats kernloſe Hülſe beſtehn.

(An das hohle Gebäu rühret die Noth und die Zeit —
Einer Tigerin gleich, die das eiſerne Gitter durchbrochen ꝛc.)
An das hohle Gebäu rühret die Noth und die Zeit,
Bis, verlaſſen zugleich von dem Führer von außen und innen,
Von der Gefühle Geleit, von der Erkenntniſſe Licht,
Eine Tigerin, die das eiſerne Gitter durchbrochen ꝛc.

(O ſo öffnet euch, Mauern, und gebt den Gefangenen ledig,
Zu der verlaſſenen Flur kehr' er gerettet zurück!
Aber wo bin ich? Es birgt ſich der Pfad. Abſchüſſige Gründe
Hemmen mit gähnender Kluft hinter mir, vor mir den Schritt.)
O ſo öffnet euch, Mauren, und gebt den Gefangenen ledig,
Zu der verlaſſenen Flur kehr' er gerettet zurück!
Weit von dem Menſchen fliehe der Menſch! Dem Sohn der Verändrung
Darf der Veränderung Sohn nimmer und nimmer ſich nahn,
Nimmer der Freie den Freien zum bildenden Führer ſich nehmen,
Nur was in ruhiger Form ſicher und ewig beſteht.
Aber wo bin ich? Es birgt ſich der Pfad. Abſchüſſige Gründe
Hemmen mit gähnender Kluft vorwärts und rückwärts den Schritt.

S. Taſchenausg. S. 361.

(Ach! und es war nur ein Traum,
Der mich ſchaudernd ergriff; mit des Lebens furchtbarem Bilde,

Mit dem ſtürzenden Thal ſtürzte der finſtre hinab.
Reiner nehm' ich mein Leben von deinem reinen Altare)
Ach! und es war nur ein Traum,
Der mit des Lebens furchtbarem Bild mich ſchaudernd ergriffen,
Mit dem ſtürzenden Thal ſtürzte der finſtre hinab.
Reiner von deinem reinen Altare nehm' ich mein Leben.

(Nähreſt an gleicher Bruſt die vielfach wechſelnden Alter)
Wiegeſt auf gleichem Mutterſchooße die wechſelnden Alter.

Der Spaziergang oder die Elegie, wie die urſprüngliche Ueberſchrift war (ſ. Schiller's Leben ꝛc. Thl. 4, S. 79 ff.), ſtand zuerſt in dem zehnten Stück der Horen von 1795. Mit welcher „ausdauernden Geduld für das Einzelne“ der Dichter ſchon dieſe erſte Geſtalt ausgearbeitet und, wo es nöthig ſchien, umgebildet hatte, ſieht man aus ſeinen lehrreichen Verhandlungen mit Humboldt (Briefwechſel S. 118 ff. verglichen mit S. 257 ff). Die neuen Verbeſſerungen an ſeinem Lieblingsgedichte beſtätigen wieder den Satz, wie er nie ermüdete und wie es zu dem Weſen ſeiner Natur gehörte, ſeine Werke der Vollkommenheit möglichſt anzunähern — ein beſtimmtes Reale zum Idealen zu machen. Die hier mitgetheilten Varianten ſind zum Verſtändniß mancher ſpätern Lesarten höchſt dienlich, zum Studium und zur Würdigung des Gedichtes unentbehrlich und charakteriſiren es auf eine glänzende Weiſe, welche Fortſchritte Schiller, ſelbſt in ſeiner dritten Lebensperiode, in ſeiner Kunſtbildung machte. — Als eine beſondere Eigenthümlichkeit wollen wir es bemerken, daß Schiller in dem Spaziergang, wie in allen frühern Gedichten von der Anthologie an, beinahe immer die kräftige Adjectivendung auf igt (icht) gebraucht, ſtatt der Form ig z. B. wolkigt, modrigt, farbigt, laubigt, nervigt ſtatt wolkig ꝛc. Ueberhaupt hat Schiller's Schreibung der Wörter bis in die ſpäteſte Zeit manches Abſonderliche, und er ſcheint mit der eingeführten Orthographie nie ganz ins Reine gekommen zu ſeyn. Theils mochte es ſein kühner Genius verſchmähen, ſich dieſen willkürlichen Regeln pünktlich zu fügen, theils verleitete ihn ſein ſchwäbiſcher Dialect und ſein, für dieſe Unterſchiede, wie es ſcheint, wenig gebildetes Ohr, es mit manchen Lauten und Reimen (ſ. Viehoff's Erläuterungen Thl. 1, S. 3 und ſonſt) nicht genau zu nehmen, und die jugendliche Angewöhnung, die ſich bei ihm feſtgeſezt hatte, ſtand ihm ſpäter wohl hemmend im Wege. So findet ſich denn in den Muſenalmanachen und in den Horen, ſo wie in ſeinen Mannſcripten, geſchrieben: lößt, Genußes, Gewißens, Irrdiſches, ſchwindlich, Weisheit (sapientia), mistrauen, öfnen, Hofnung, Innhalt ꝛc. Dagegen iſt Schiller in der Interpunktion — eine Sache, die Goethe nach ſeinem eigenen Geſtändniß nie lernte — von Anfang an ſehr ſicher und feſt. Die Rechtſchreibung iſt meiſtens conventionell, dagegen liegt in der Interpunktion ſchon mehr Philoſophiſches und es zeigt ſich in ihrer genauen Handhabung eine ordnende und unterſcheidende Thätigkeit des Geiſtes. Während daher Goethe nach ſeiner alles verbindenden und zuſammenfaſſenden Weiſe untergeordnete Saßgefüge gerne in einander fließen ließ, zeigte ſich durch ein ſtrenges Sondern auch in dieſer ſcheinbar fern liegenden Kleinigkeit Schiller's entgegengeſezte Natur.

Die Sänger der Vorwelt.

(1795.)

Der frühere Titel des Gedichts in den Horen hieß: „Die Dichter der alten und neuen Zeit,“ wodurch ſein antithetiſcher Charakter ſchon im voraus ausgedrückt war (ſ. Schiller's Leben Thl. 3, S. 145 f.)

S. Taſchenausg. B. 1. S. 590.

(Ach, noch leben die Sänger; nur fehlen die Thaten, die Lyra
Freudig zu wecken, es fehlt, ach! ein empfangendes Ohr.)
Ach, die Sänger leben noch jetzt; nur fehlen die Thaten,
Würdig der Leier, es fehlt ach! ein empfangendes Ohr.

(Von Munde zu Munde
Flog, von Geſchlecht zu Geſchlecht euer empfundenes Wort.
Wie man die Götter empfängt, ſo begrüßte Jeder mit Andacht,
Was der Genius ihm, redend und bildend, erſchuf.
An der Glut des Geſangs entflammten des Hörers Gefühle,
An des Hörers Gefühl nährte der Sänger die Glut —
Nährt' und reinigte ſie, der Glückliche! dem in des Volkes
Stimme noch hell zurücktönte die Seele des Lieds,
Dem noch von Außen erſchien, im Leben, die himmliſche Gottheit,
Die der Neuere kaum, kaum noch im Herzen vernimmt.)
Von Munde zu Munde
Flog, von Geſchlecht zu Geſchlecht euer empfundenes Lied.
Jeder, als wär' ihm ein Sohn geboren, empfing mit Entzücken,
Was der Genius ihm, redend und bildend, erſchuf.
An der Glut des Geſangs entbrannten des Hörers Gefühle,
An des Hörers Gefühl nährte der Sänger die Glut,
Nährte und reinigte ſie, der Glückliche! dem in des Volkes
Stimme der weiſen Natur neues Orakel noch klang,
Dem noch von Außen das Wort der richtenden Wahrheit erſchallte,
Das der Neuere kaum, kaum noch im Buſen vernimmt.

Hiezu kommen noch die ſchon von Körner mitgetheilten zwei Schlußdiſtichen, ſo daß die urſprüngliche Geſtalt des Liedes ein ſehr verſchiedenes Anſehen hatte.

Deutſche Treue.

(1795.)

Die Erzählung ſteht in der neuen Taſchenausgabe Bd. 1, S. 386, und iſt im dritten Theil meines Lebens von Schiller S. 291 f. charakteriſirt. Hier haben wir aus dem neunten Stück der Horen, wo das Gedicht zuerſt erſchien, folgende Variante zu bemerken.

(Um den Scepter Germaniens ſtritt mit Ludwig dem Baier
Friedrich aus Habsburg's Stamm, beide gerufen zum Thron;
Aber den Auſtrier führt, den Jüngling, das neidiſche Kriegsglück
In die Feſſeln des Feinds, der ihn im Kampfe bezwingt.
Mit dem Throne kauft er ſich los; ſein Wort muß er geben ꝛc.)

Um den Scepter Germaniens ſtritt mit Ludwig dem Baier
Friedrich aus Habsburgs Stamm, beide gerufen zum Thron,
Jenen ſchützte Luxemburg's Macht und die Mehrheit der Wähler,
Dieſen der Kirche Gewalt und des Geſchlechtes Verdienſt.
Aber den Prinzen Oeſterreichs führt das neidiſche Kriegsglück

In die Feſſeln des Feinds, der ihn im Kampfe bezwingt.
Mit dem Thron erkauft er die Freiheit; ſein Wort muß er
geben ꝛc.

Die Theilung der Erde.

(1795.)

S. Taſchenausg. Bd. 1. S. 338 f.

(Nehmt hin die Welt! rief Zeus von ſeinen Höhen
Den Menſchen zu; nehmt, ſie ſoll' euer ſeyn.
Euch ſchenk' ich ſie zum Erb' und ew'gen Leben;
Doch theilt euch brüderlich darein.)
Da! Nehmt ſie hin, die Welt, rief Zeus von ſeinen Höhen
Den Menſchenkindern zu. Nehmt! Sie ſoll euer ſeyn.
Euch ſchenk' ich ſie zum ew'gen Leben,
Doch theilt euch brüderlich darein!

(Da eilt, was Hände hat, ſich einzurichten,
Es regte ſich geſchäftig Jung und Alt:
Der Ackersmann griff nach des Feldes Früchten ꝛc.)
Da griff, was Hände hatte, zu, ſich einzurichten,
Es regte ſich geſchäftig Jung und Alt:
Der Ackermann griff nach des Feldes Früchten ꝛc.

(Der Kaufmann nimmt, was ſeine Speicher faſſen,
Der Abt wählt ſich den edeln Firnewein,
Der König ſperrt die Brücken und die Straßen
Und ſpricht: der Zehente iſt mein.)

Der Kaufmann füllte ſein Gewölb, die Scheune
Der Fermier, das Faß der Seelenhirt,
Der König ſagte: Jeglichem das Seine!
Und mein iſt — was geärntet wird.

(Ganz ſpat, nachdem die Theilung längſt geſchehen,
Naht der Poet ꝛc.)
Ganz ſpat erſchien, nachdem die Theilung längſt geſchehen,
Auch der Poet ꝛc.

(Wenn du im Land der Träume dich verweilet,
Verſetzt der Gott, ſo hadre nicht mit mir.)
Wenn du zu lang dich in der Träume Land verweilet,
Antwortete der Gott, ſo hadre nicht mit mir.

(Mein Auge hing an deinem Angeſichte,)
Mein Auge hing an deinem Strahlenangeſichte.

(Was thun? ſpricht Zeus — die Welt iſt weggegeben)
Was kann ich thun? ſpricht Zeus — die Welt iſt weggegeben.

Viele ſchrieben dieſe Dichtung, bei ihrem Erſcheinen im eilften Stück der Horen, Goethen zu (Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe Thl. 1. S. 281). Vielleicht um dieſe, wie Schiller ſagt, dem Gedicht vortheilhafte Täuſchung zu unterhalten, führte er in der Inhaltsanzeige am Ende des zwölften Stückes den Verfaſſer als anonym auf (ſ. Schiller's Leben Thl. 3. S. 159). Als er nun ſeine Gedichte geſammelt herausgab, glättete er die Parabel wirklich zur Goethe'ſchen Anmuth.

Pegaſus im Joche.

(1795.)

Dieſe Parabel, zu welcher ſich das Lebensſchickſal des Dichters ſelbſt als Beiſpiel anbietet (ſ. Schiller's Leben Thl. 3. S. 158 f.), hieß in dem Muſenalmanach: „Pegaſus in der Dienſtbarkeit.“ Schiller's ſich nie verläugnender hoher Geiſt zeigt ſich in dem beinahe majeſtätiſchen Aufflug dieſer leichten unterhaltenden Erzählung am Ende. Die beiden letzten Verſe hießen:

Und eh' der Blick ihm folgen kann,
Verſchwindet es am fernen Aetherbogen.

Dieſes hat Schiller ſpäter gemäßigt:

„Und eh' der Blick ihm folgen kann,
Entſchwebt es zu den blauen Höhen.“

wie man jetzt in der Taſchenausg. Bd. 1. S. 115 lieſt.

An einen Weltverbeſſerer.

(1795.)

Die Erklärung dieſes Epigramms ſ. in Schiller's Leben 2c. Thl. 1. S. 208 f. Schiller hat es ſpäter unter die Votivtafeln aufgenommen (ſ. neue Taſchenausg. Bd. 1. S. 117), die insgeſammt in der Leipziger Ausgabe unter die Jahreszahl 1796 geſtellt ſind, ungeachtet es ſchon 1795 gedichtet iſt. Es ſtand urſprünglich mit wenigen Abweichungen in den Horen.

(Alles opfert' ich hin, ſprichſt du, der Menſchheit zu helfen)
Alles, ſagſt du mir, opfert' ich hin, der Menſchheit zu helfen.

(Laß du den Himmel, Freund, ſorgen, wie geſtern, ſo heut)
Laß du das liebe Geſchick walten, wie geſtern, ſo heut.

Ebenſo hat Schiller die Epigramme „der beſte Staat“ und „die idealiſche Freiheit“ (letzteres in den Horen „Ausgang aus dem Leben“), die ebenfalls ſchon 1795 gedichtet ſind, in der Gedichtſammlung unter die Votivtafeln geſtellt (ſ. neue Taſchenausg. Bd. 1. S. 118 und S. 510). Gedichte von verſchiedenen Jahrgängen ſind unter dieſer allgemeinen Rubrik mit einander vermiſcht.

Spruch des Confucius.

(1795.)

Es iſt hier der erſte Spruch, von der Zeit, gemeint; denn der zweite, vom Raum, wurde erſt 1798 gedichtet (ſ. Schiller's Leben Thl. 3. S. 151). In der letzten Strophe (ſ. Taſchenausg. Bd. 1. S. 406) haben wir am Ende des zweiten Verſes jetzt ein Comma, wo ein Fragezeichen ſeyn muß. Es muß heißen:

Möchteſt du beglückt und weiſe
Endigen des Lebens Reiſe?
Nimm die Zögernde zum Rath,
Nicht zum Werkzeug deiner That.

So ſteht im Muſenalmanach für 1796.

Die zwei Tugendwege.

(1795.)

(Zwei ſind der Wege ꝛc.) — ſ. Taſchenausg. Bd. 1, S. 110.
Zwei ſind der Pfade — ſteht in dem Muſenalmanach.

Würden.

(1795.)

Jetzt leſen wir (ſ. Taſchenausg. Bd. 1, S. 110):
„Aber die Well' entführet der Strom“ ꝛc.

Dafür früher:
Aber die Welle flieht mit dem Strom ꝛc.,

und im letzten Vers ſteht jetzt: „Nicht er ſelbſt, nur der Ort,“ wofür zuerſt: „Nicht der Menſch, nur der Platz.“

Der philoſophiſche Egoiſt.

(1795.)

S. Taſchenausg. Bd. 1, S. 102.

(Haſt du die Mutter geſehn, wenn ſie ſüßen Schlummer dem Liebling
Kauft mit dem eigenen Schlaf und für das Träumende ſorgt,
Mit dem eigenen Leben ernährt die zitternde Flamme ꝛc.)

Haſt du eine Mutter geſehn, wenn ſie Schlummer dem Kinde
Kauft mit dem eigenen Schlaf und für das Sorgloſe ſorgt,
Nährt mit ihrem eigenen Leben die zitternde Flamme ꝛc.

Im vorletzten Verſe muß interpunctirt werden:

Willſt du Armer ſtehen, allein ꝛc.

Weisheit und Klugheit.

(1795.)

(Die Kurzſichtige ſieht nur das Ufer, das dir zurückflieht)
Die Kurzſichtige ſieht nur das Ufer, von welchem du ſcheideſt.

S. neue Taſchenausg. Bd. 1, S. 416, wo das Epigramm ebenfalls, mit Unrecht, unter den Votivtafeln ſteht, die eigentlich dem Jahr 1796 angehören.

Odyſſeus.

(1795.)

(Alle Gewäſſer durchkreuzt, die Heimat zu finden, Odyſſeus)
Alle Gewäſſer durchkreuzt Odyſſeus, die Heimat zu finden.

(Selber in Aides Reich ꝛc.)
Selbſt in des Aides Reich ꝛc.

S. Taſchenausg. Bd. 1, S. 784.

Die Johanniter.

(1795.)

Das Epigramm (ſ. Taſchenausg. Bd. 1. S. 385) hatte früher die Ueberſchrift: „Die Ritter des Spitals zu Jeruſalem.“

(Aber, ein ſchönerer Schmuck, umgibt euch die Schürze des Wärters)
Aber ſchöner kleidet euch doch die Schürze des Wärters.

Der Kaufmann.

(1795.)

(Euch, ihr Götter, gehört der Kaufmann. Güter zu ſuchen,
Geht er, doch an ſein Schiff knüpfet das Gute ſich an.)
Euch gehört der Kaufmann, ihr Götter. Er ſteuert nach Gütern,
Aber, geknüpft an ſein Schiff, folgt das Gute ihm nach.

S. Taſchenausg. Bd. 1. S. 384 und die Erklärung in Schiller's Leben Thl. 4. S. 76.

Archimedes und der Schüler.

(1795.)

S. Taſchenausg. Bd. 1. S. 409.

(Die ſo herrliche Frucht dem Vaterlande getragen)
Die ſo herrliche Früchte dem Vaterlande getragen.

Die ältere Lesart iſt in metriſcher Rückſicht vorzuziehen, weil ſie ſtatt des Trochäus einen Dactylus hat: die neuere iſt aber dem Sinn angemeſſener, indem nur die Rede von Einer Frucht iſt, welche des Archimedes Kunſt dem Vaterlande brachte.

Die Führer des Lebens.

(1795.)

Dieſe Diſtichen hatten urſprünglich in den Horen den Namen: „Schön und Erhaben," wodurch dem Leſer die beiden Genien ſogleich genannt waren. Durch die veränderte Ueberſchrift hat Schiller die Verſe pikanter und zum Räthſel gemacht (ſ. Schiller's Leben Thl. 2. S. 160).

S. Taſchenausg. Bd. 1. S. 108.

(Zweierlei Genien ſind's, die dich durch's Leben geleiten)
Zweierlei Genien ſind's, die durch das Leben dich leiten.

Im vorletzten Verſe ſteht: „Vertraue dem Erſtern" ꝛc., wo man in den Horen las: Vertraue dem Erſten ꝛc.

Ein Wort an die Proſelytenmacher.

(1795.)

Nur etwas Erde außerhalb der Erde,
Sprach jener weiſe Mann, und ſtaunen ſollet ihr,
Wie leicht ich ſie bewegen werde!

Da eben liegt's, ihr Herrn. Vergönnet mir
Nur einen Augenblick aus mir herauszutreten,
Gleich will ich euren Gott anbeten.

So hieß das Epigramm urſprünglich in dem Muſenalmanach für 1796 S. [illegible]. Später milderte Schiller die auffallende Polemik gegen die überlieferte Gotteslehre und ſetzte zugleich die Gedanken in Diſtichen um (ſ. Taſchenausgabe Bd. 1, S. 129):

Nur ein weniges Erde beding' ich mir außer der Erde,
Sprach der göttliche Mann, und ich bewege ſie leicht.
Einen Augenblick nur vergönnt mir, außer mir ſelber
Mich zu begeben, und ſchnell will ich der Eurige ſeyn.

Die Weltweiſen.

(1795.)

Das Gedicht hatte urſprünglich die Ueberſchrift: „Die Thaten der Philoſophen.“ Da es eine perſönliche Beziehung hatte (ſ. Schiller's Leben Thl. 3, S. [illegible]), ſo fand Schiller für gut, ſeinen Namen in den Horen, wo das Stück zuerſt erſchien, zu verſchweigen.

Es ſind nur einige Abänderungen anzuführen. Im zweiten Abſchnitt (ſ. Taſchenausg. Bd. 1, S. 141) leſen wir jetzt:

„Doch wer Metaphyſik ſtudirt,“

was offenbar ſchlagender iſt, als die alte Lesart:

Doch wer Philoſophie ſtudirt.

Für:

„Was Lock' und Des Cartes nie gedacht,“

ſtand früher:

Was Lock' und Leibniz nie **gedacht.**

Es wäre aber gut geweſen, auch Locke, **der** durchaus **nicht** zu den Metaphyſikern gehört, die hier **verſpottet** werden, **mit** einem andern Philoſophen zu vertauſchen.

Im vierten Abſchnitt ſteht im **Muſenalmanach** und in **der** Leipziger Ausgabe (von 1805):

Sonſt geht es ganz erträglich **ſchlecht,**

wo wir jetzt: „So geht es" ꝛc. leſen.

In der vorletzten Strophe jetzt:

„Und knüpft des Staates **dauernd Band**";

früher:

Und knüpft der Staaten **dauernd Band.**

„Des Staates" iſt paſſender, weil **die** hier eingeführte Metaphyſik in Abſtracto ſpricht.

Einem jungen Freunde,

als er ſich der Weltweisheit **widmete.**

(1795.)

In der neuen Taſchenausgabe Bd. 1. S. 447 leſen wir:
„Zu entlarven den Trug, der dich als **Wahres** verſucht"?
wofür in den Horen die ohne Zweifel allein **richtige** Lesart:
Zu entlarven den Trug, der dich als **Wahrheit** verſucht?
Doch hat auch die zweite Leipziger **Ausgabe Wahres.**

Der Scrupel.

(1795.)

Was vor züchtigen Ohren dir laut zu ſagen erlaubt ſey?
Was ein züchtiges Herz leiſe zu thun dir erlaubt!

Dieſes Diſtichon ſteht in dem zwölften Stück der Horen von 1795 S. [illegible] und iſt in dem Regiſter Schillern ausdrücklich zuerkannt. Der Verfaſſer nahm es ſpäter, vermuthlich wegen ſeines problematiſchen Inhalts, nicht in ſeine Werke auf.

Deutſchland und ſeine Fürſten.

(1795.)

Große Monarchen erzeugteſt du, und biſt ihrer würdig,
Den Gebietenden macht nur der Gehorchende groß.
Aber verſuch' es, o Deutſchland, und mach' es deinen Beherrſchern
Schwerer, als Könige groß, leichter, nur Menſchen zu ſeyn.

Das unterdrückte Epigramm ſteht im Muſenalmanach für 1796, S. [illegible]. Ich habe zuerſt in meinem Leben Schiller's Thl. 3, S. 210 wieder auf es aufmerkſam gemacht, und es abdrucken laſſen.

Indem wir bei dieſem letzten Gedicht von 1795 auf die Erzeugniſſe dieſes Jahres zurückblicken, müſſen wir über die große poetiſche Fruchtbarkeit Schiller's erſtaunen, denn es entſtanden von dem zwölften Juni an bis gegen das Ende des Jahres achtundvierzig Gedichte und Epigramme (vergl. Schiller's Leben Thl. 3, S. 171) und gleichzeitig verfaßte er einige wichtige äſthetiſche Abhandlungen. Dieſes Semeſter erinnert ſehr an das Jahr 1781, wo Schiller's Genius nach ſeinem Austritt aus dem Gefängniß der Karlsſchule in der neuen Freiheit eine reiche Fülle von lyriſchen Blüthen trieb. Aber auch jetzt hatte er ja ſchwere Feſſeln von ſich abgeſtreift und war aus einem dumpfen Gefängniß ins heitere Licht der Poeſie getreten — aus dem Gefängniß des Begriffes und der Speculation.

Das Epigrammenjahr.

Lyriſches.

Am Geburtstage der Kirchenräthin Griesbach.

Im Namen ſeines kleinen Sohnes **Karl.**

(1796.)

Mach' auf, Frau Griesbach! ich bin da,
Und klopf' an deine Thüre.
Mich ſchickt Papa und die Mama,
Daß ich dir gratulire.

Ich bringe nichts, als ein Gedicht
Zu deines Tages Feier;
Denn Alles, wie die Mutter ſpricht,
Iſt ſo entſetzlich theuer.

Sag' ſelbſt, was ich dir wünſchen ſoll;
Ich weiß nichts zu erdenken.
Du haſt ja Küch' und Keller voll,
Nichts fehlt in deinen Schranken.

Es wachſen faſt dir auf den Tiſch
Die Spargeln und die Schoten;
Die Stachelbeeren bluhen friſch,
Und ſo die Renegloten.

Bei Stachelbeeren fallt mir ein,
Die ſchmecken gar zu ſüße;
Und wenn ſie werden zeitig ſeyn,
So ſorge, daß ich's wiſſe.

Viel fette Schweine mäſteſt du,
Und gibſt den Hühnern Futter;
Die Kuh im Stalle ruft: muh! muh!
Und giebt dir Milch und Butter.

Es haben Alle dich ſo gern,
Die Alten und die Jungen,
Und deinem lieben, braven Herrn
Iſt Alles wohl gelungen.

Du biſt wohl auf, Gott Lob und Dank!
Mußt's auch ſein immer bleiben;
Ja, höre! werde ja nicht krank,
Daß ſie dir nichts verſchreiben.

Nun lebe wohl! ich ſag' Ade.
Gelt? ich war heut beſcheiden.
Doch könnteſt du mir, eh' ich geh',
'Ne Butterbemme ſchneiden.

Schiller wohnte in Jena im Griesbach'ſchen Hauſe, und es entſtand bald ein inniges Freundſchaftsverhältniß zwiſchen beiden

Familien. So ließ er denn der würdigen Kirchenräthin durch ſeinen dreijährigen Sohn Karl dieſe allerliebſten Zeilen überreichen, in welchen der kindliche Ton aufs beſte getroffen und durchgeführt iſt. B. R. Abeken machte dieſe Verſe zuerſt in der Biographie Griesbach's (Zeitgenoſſen 3. Reihe, 1. Bd., 8. Heft) bekannt.

Klage der Ceres.

(1796.)

S. Taſchenausgabe Bd. 1, S. 258.

(Eitler Wunſch! verlorne Klagen!
Ruhig in dem gleichen Gleis
Rollt des Tages ſichrer Wagen,
Ewig ſteht der Schluß des Zeus.)

Eitler Wunſch! Verlorne Klagen!
Ruhig in dem gleichen Pfad
Rollt des Tages ſichrer Wagen,
Feſt beſtehet Jovis Rath.

Ich möchte dieſer erſten Lesart in dem Muſenalmanach für 1797, S. 37 den Vorzug vor der ſpätern geben. Denn nicht nur hat dieſe letztere den unreinen Reim Gleis und Zeus, ſondern die Wiederholung deſſelben Lauts in gleichen Gleis klingt übel. Oder wollte der Dichter durch dieſen Gleichklang eben das gleichmäßige Rollen des Wagens andeuten? Ueber die Deutung des Gedichtes ſ. Schiller's Leben, Th. 3, S. 150 ff. und Viehoff's Erläuterungen, Th. 2, S. 115 ff.

Die Geſchlechter.

(1796.)

S. Taſchenausg. Bd. 1. S. 395.

(Jetzt beſchütze dein Werk, Natur! Auseinander auf immer ꝛc.)
Jetzo Natur beſchütze dein Werk! Auseinander auf immer ꝛc.

(Seufzend flüſtert das Rohr, ſanft murmelnd gleiten die Bäche)
Seufzend flüſtert im Winde das Rohr, ſanft murmeln die Bäche.

An Emma.

(1796.)

In das Jahr 1796 hat Schiller dieſes Gedicht in der erſten Sammlung ſeiner Gedichte geſetzt; es erſchien aber nicht früher gedruckt, als im Muſenalmanach für das Jahr 1789 unter dem Namen: Elegie an Emma, mit der Chiffer S am Ende. Es iſt eine freie Phantaſie, im Goethe'ſchen Stil. Die letzten Verſe heißen jetzt (ſ. Taſchenausg. Bd. 1 S. 221):

„Was dahin iſt und vergangen,
Emma, kann's die Liebe ſeyn?
Ihrer Flamme Himmelsglut —
Stirbt ſie, wie ein irdiſch Gut?“

Die Zeilen hießen urſprünglich:

Was dahin iſt und vergangen,
Emma, kann's die Liebe ſeyn?
Ob der Liebe Luſt auch flieht,
Ihre Pein doch nie verglüht.

Erörtert iſt das Gedicht in Schiller's **Leben Th.** 3, S. 265.

Pompeji und Herculanum.

(1796.)

S. Taſchenausg. Bd. 1 S. 357.

(Giebel an Giebel ſteigt, der räumige **Porticus** öffnet
Seine Hallen: o eilt, ihn zu beleben, **herbei!**)
Giebel an Giebel richtet ſich auf, der **Porticus** öffnet
Seine Hallen: o eilt, ihn zu beleben, **herbei!**

(Mimen, wo bleibt ihr? Hervor! Das **bereitete** Opfer **vollende**
Atreus' Sohn, dem Oreſt folge der **grauſende** Chor.
Wohin führet der Bogen des Siegs? ꝛc.)
Mimen, wo bleibt ihr? Hervor! Das **bereitete** Opfer **vollende**
Agamemnon, umher ſitz' das horchende **Volk.**
Wohin führet der prächtige Bogen? ꝛc.

(Friſch noch erglänzt die Wand von heiter **brennenden** Farben,
Wo iſt der Künſtler? Er warf eben **den Pinſel** hinweg.
Schwellender Früchte voll und lieblich **geordneter** Blumen
Faſſet der muntre Feſton reizende **Bildungen** ein.)

Heitre Farben beleben die Wand, mit blumigter Kette
Faſſet der muntre Feſton reizende Bildungen ein.

S. Taſchenausg. S. 588.

(Steht nicht der Dreifuß hier auf ſchön geflügelten Sphinxen?)
Steht nicht hier noch der Dreifuß auf ſchön geflügelten Sphinxen?

(Kauft, hier geb' ich euch Münzen, vom mächtigen Titus gepräget.)
Kaufet, hier geb' ich euch Münzen, vom mächtigen Titus gepräget.

Die Varianten ſind aus dem Muſenalmanach für 1797, wo das Gedicht zuerſt erſchien. Eine Würdigung deſſelben findet man in meinem Leben Schiller's Th. 5, S. 255 ff.

Dithyrambe.

(1796.)

S. neue Taſchenausg. Bd. 1 S. 240.

(Schenket mir euer unſterbliches Leben)
Leihet mir euer unſterbliches Leben.

Schon Körner hat bemerkt, daß dieſes Lied im Muſenalmanach für 1797 der Beſuch hieß. Die Erörterung des Gedichts in Schiller's Leben Th. 5, S. 265.

Zerſtreute Epigramme.

Würde des Menſchen.

(1796.)

Nichts mehr davon, ich bitt' euch. Zu eſſen gebt ihm, zu wohnen;
Habt ihr die Blöße bedeckt, gibt ſich die Würde von ſelbſt.

Dieſes politiſche Xenion, welches Schiller ſpäter ſeines die Menſchennatur herabſetzenden Inhalts wegen nicht mehr drucken ließ, gehört mit „Majeſtas populi. An die Geſetzgeber. Das Ehrwürdige ꝛc.“ in denſelben Kreis, und ſpricht ſeines Verfaſſers nüchterne Schätzung des wirklich gegebenen Menſchenlebens aus, welche die Kehrſeite ſeiner begeiſterten idealen Anſicht der Dinge war (ſ. Schiller's Leben Th. 3. S. 208 f.). Es ſteht in dem Muſenalmanach für 1797 S. 33.

Majeſtas populi.

(1796.)

Wir führen dieſes Epigramm nur an, weil urſprünglich im Muſenalmanach: die übrigen alle ſind blinde Nummern, ſtand, wo wir jetzt „die übrigen alle ſind blinde Nieten“ leſen (ſ. Taſchenausg. Bd. 1, S. 116).

Das Ehrwürdige.

(1796.)

Auch dieſes Epigramm bietet eine Variante dar. Jetzt leſen wir in der Taſchenausg. Bd. 1. S. 425:

Immer im Einzelnen nur hab' ich das Ganze erblickt.

Früher in dem Muſenalmanach für 1797:

Immer in Einzelnen nur hab' ich das Ganze erblickt.

Jetzige Generation.

(1796.)

S. Taſchenausg. Bd. 1. S. 414:

(War es immer, wie jetzt? Ich kann das Geſchlecht nicht begreifen.)

War es ſtets, ſo wie jetzt? Ich kann ꝛc.

Das Diſtichon.

(1796.)

S. Taſchenausg. Bd. 1. S. 428.

(Im Hexameter ſteigt des Springquells flüſſige Säule)

Im Hexameter ſteigt des Springquells ſilberne Säule.

An die Aſtronomen.

(1796.)

S. Taſchenausg. Bd. 1, S. 117.

(Schwatzet mir nicht ſo viel von Nebelflecken und Sonnen,
Iſt die Natur nur groß, weil ſie zu zahlen euch gibt?)
Prahlt doch nicht immer ſo mit euren Nebelgeſtirnen!
Iſt der Schöpfer nur groß, weil er zu zählen euch gibt?
So hießen dieſe erſten Verſe in dem Muſenalmanach für 1797 S. 99.

Inneres und Aeußeres.

(1796.)

Von dieſem Epigramm (ſ. neue Taſchenausg. Bd. 1 S. 118) iſt nur anzuführen, daß es im Muſenalmanach: Innerer Werth und äußere Erſcheinung, überſchrieben war.

Der Fuchs und der Kranich.

An Fr. Nicolai.

(1796.)

Den philoſoph'ſchen Verſtand lud einſt der gemeine zu Tiſche,
Schüſſeln, ſehr breit und flach, ſetzt' er dem hungrigen vor.

Hungrig verließ die Tafel der Gaſt, nur dürftige Bißlein
Faßte der Schnabel; der Wirth ſchluckte die Speiſen allein.
Den gemeinen Verſtand lud nun der abſtrakte zum Weine,
Einen enghalſigen Krug ſetzt er dem durſtigen vor.
„Trink' nun, Beſter!" So ſprach er, und mächtig ſchlürfte der Langhals;
Aber vergebens am Rand ſchnuppert das thieriſche Maul.

Die Fabel ſteht im Muſenalmanach für das Jahr 1797 und ich habe ſie in meinem Leben Schiller's (Th. 3, S. 215) zuerſt wieder abdrucken laſſen. Wir werden auch noch in Zukunft ſehen, wie ſcharf Schiller dieſen verhaßten Gegner angriff, der ſich ſo vornehm abſprechend gegen deſſen Briefe über äſthetiſche Erziehung des Menſchen und überhaupt gegen die kritiſche Philoſophie geäußert hatte.

Der Kantianer.

(1796.)

Sollte Kantiſche Worte der hohle Schädel nicht faſſen?
Haſt du in hohler Nuß nicht auch Deviſen geſehn?

Dieſes Epigramm geht auf Ludwig Heinrich von Jakob, welcher als Profeſſor der Staatswiſſenſchaften zu Halle und ruſſiſcher Staatsrath 1827 ſtarb. Er bearbeitete die Kantiſche Philoſophie für das ungelehrte Publikum. Schiller ſchickte das Diſtichon am 22. Januar 1796 an Goethe (ſ. Briefwechſel Th. 2 S. 7), nahm es aber ſpäter nicht unter die Xenien auf.

Unger

über ſeine beiden Verlagsſchriften:

Wilhelm Meiſter und das Journal Deutſchland.

(1796.)

Der Lettern neuen Schnitt dem Leſer zu empfehlen
Mußt' ich des Meiſters Werk zur erſten Probe wählen.
Die zweite iſt, und dann iſt alles abgethan,
Wenn ſelbſt des Pfuſchers Werk ſie nicht verrufen kann.

Dieſes Spottgedicht ſchickte Schiller am 23. Juli 1796, zu einer Zeit, wo viel über die Xenien verhandelt wurde, und ſich die Dichter ihre Beiträge zuſchickten, in einem Brief an Goethe, mit den Worten: „Folgendes Epigramm iſt das neuſte aus Berlin, wie Sie ſehen werden.“ Schiller braucht dieſe Wendung, weil er ſeine Satyre dem Unger ſelbſt in den Mund gelegt hatte. Ueber das Journal „Deutſchland“, welches der frühere Kapellmeiſter Reichardt herausgab, werden uns die Xenien 208 und 251 des Nähern belehren.

Jugend.

(1796.)

Einer Charis erfreuet ſich jeder im Leben; doch flüchtig,
Hält nicht die himmliſche ſie, eilet die irdiſche fort.

Dieſes ſpäter unterdrückte Diſtichon ſteht im Muſenalmanach für 1797 S. 51. Ich habe es in meinem Werke über Schiller, Th. 3, S. 196, zuerſt wieder abdrucken laſſen und im Verband mit verwandten Epigrammen aufgeführt.

Dichtung und Wahrheit.

(1796.)

Wozu nützt denn die ganze Erdichtung? Ich will es dir ſagen,
Leſer, ſagſt du mir erſt, wozu die Wirklichkeit nützt.

Sokrates. (1)

(1796.)

Weil er unwiſſend ſich rühmte, nannt' ihn Apollo den Weiſen.
Freund, wie viel weiſer biſt du; was er bloß rühmte, du biſt's.

Sokrates. (2)

(1796.)

Dich erklärte der Pythia Mund für den weiſeſten Griechen.
Wohl! Der Weiſeſte mag oft der Beſchwerlichſte ſeyn.

Die vorſtehenden drei Diſtichen erſcheinen hier zum erſtenmal gedruckt. Sie wurden mir im Original von dem Sohne des Verewigten, Herrn Appellationsrath Ernſt von Schiller in Köln, übergeben. Das erſte Epigramm hat in der Handſchrift den Titel: Poet, Erdichtung und Wahrheit, den ich etwas umänderte. Es iſt erfreulich, in den beiden letzten Verspaaren einige Gedanken zu leſen, welche ſich an den griechiſchen Weiſen knüpfen, von welchem Schiller ſonſt faſt ganz ſchweigt.

Die Votivtafeln des Muſenalmanachs für das Jahr 1797.

(1796.)

Außer den zerſtreuten Epigrammen, die ich, durch einige vermehrt, im vorigen Kapitel, ſo weit es die Schranken dieſer Nachträge erlaubten, mitgetheilt habe, enthält der Muſenalmanach noch drei geordnete und geſchloſſene Sammlungen, nämlich die Tabulae votivae, eine Zuſammenſtellung, welche Vielen und Einer überſchrieben iſt, und die Xenien. Die Votivtafeln ſind allgemeine und friedliche, die Xenien ſind perſönliche und polemiſche Epigramme (ſ. Schiller's Leben, Th. 5 S. 179), und bloß das Almanachsbedürfniß und zum Theil auch die Schwierigkeit der Anordnung verhinderten es, daß der Herausgeber nicht alle Dichtungen dieſes Jahrgangs unter dieſe beiden Rubriken ſtellte, ſondern manche noch hie und da zwiſchen andere Gedichte einſchob.

Ueber den Namen Votivtafeln, über das Weſen dieſer Dichtung und ihre Stelle im Entwickelungsproceß des Schiller'ſchen Genius und über Schiller als Epigrammatiker überhaupt, habe ich in meinem Werke (Th. 5 Kap. 10 und Kap. 11) die nöthigen Aufſchlüſſe gegeben, wo ich auch eine Erklärung der einzelnen Epigramme an einander reihte.

Die ganze Sammlung iſt im Almanach am Ende G. und S. unterſchrieben. Goethe und Schiller nannten ſich nur im Allgemeinen ihre Verfaſſer, ließen es aber in Bezug auf die einzelnen

Stücke ganz unbeſtimmt, wer von ihnen ſie gedichtet habe. Ich bin aber jetzt im Stande, den Verfaſſer jedes dieſer Votivtafeln und der meiſten Xenien beſtimmt angeben zu können. Denn ich beſitze von der von Schiller'ſchen Familie ein Prachtexemplar des Muſenalmanachs, welches Schiller ſeiner Gemahlin geſchenkt hatte, und worin ſich dieſe den jedesmaligen Verfaſſer durch den Anfangsbuchſtaben ſeines Namens beiſchrieb. Dieſe bezeichnenden Buchſtaben „G." und „Sch." habe ich mit ſorgfältiger Gewiſſenhaftigkeit den einzelnen Epigrammen angefügt. Einige allgemeine vergleichende und kritiſche Bemerkungen werden am beſten dieſe Sammlung beſchließen, welche in der Anordnung genau dem Muſenalmanach folgt.

1.

Was der Gott mich gelehrt, was mir durchs Leben geholfen,
Hang' ich dankbar und fromm hier in dem Heiligthum auf.

Dieſe einleitenden Verſe ſind von Schiller (ſ. Taſchenausg. Bd. 1 S. 412), und haben allein von allen Votivtafeln keine Ueberſchrift.

„Sch."

2. Die verſchiedene Beſtimmung.

Taſchenausg. Bd. 1 S. 412. Der erſte Vers hieß:
Millionen ſorgen dafür, daß die Gattung beſtehe.
Jetzt: „Millionen beſchäftigen ſich" ꝛc.

(Aber entfaltet ſich auch nur Einer, Einer allein ſtreut)
Aber entfaltet ſich auch nur Einer, der einzige ſtreuet

„Sch."

7. Der moraliſche und der ſchöne Charakter.

Repräſentant iſt jener der ganzen Geiſtergemeine,
Aber das ſchöne Gemüth zählt ſchon allein für ſich ſelbſt.
„Sch.“

Die Erklärung ſ. in Schiller's Leben Th. 3, S. 205.

8. Die moraliſche Kraft.

Unverändert Taſchenausg. S. 113. Die Erklärung ſ. in Schiller's Leben Th. 3, S. 205 f.

„Sch.“

9. Mittheilung.

Taſchenausg. S. 117:
(Bei dem Schönen allein macht das Gefäß den Gehalt)
Bei der Schönheit allein macht das Gefäß den Gehalt.
„Sch.“

Ueber den Inhalt vergleiche Schiller's Leben Th. 3, S. 257 f.

10. An *

Taſchenausg. S. 117 unten.

„Sch.“

11. An **

Taſchenausg. S. 114 oben.

„Sch.“

12. An ***

Merkwürdig iſt, daß als Verfaſſer dieſes Epigramms, welches wir Taſchenausg. S. 114 leſen, in meinem Exemplar des Muſenalmanachs durch Frau Charlotte von Schiller Goethe bezeichnet iſt.

13. Das blinde Werkzeug.

Wie beklag' ich es tief ꝛc. ſ. Goethe's Werke in Duodez Bd. 1. S. 301.

„G."

14. Wechſelwirkung.

Kinder werfen den Ball an die Wand ꝛc. ſ. Goethe's Werke Bd. 1, S. 300.

„G."

15. An die Muſe.

Taſchenausg. S. 414.

„Sch."

16. Der Philiſter.

Taſchenausg. S. 411, wo das Epigramm: „Gelehrter Arbeiter" heißt.

(Nimmer labt ihn des Baumes Frucht, den er mühſam erziehet;
Nimmer belohnt ihn des Baumes Frucht, den er mühſam erziehet.

Auch dieſes Diſtichon ſchreibt Charlotte von Schiller Goethen zu, ſo wie auch das folgende:

17. Das ungleiche Schickſal.

Jetzt, Taſchenausg. S. 425, iſt das Stück die Gunſt der Muſen überſchrieben.

„G."

18. Pflicht für Jeden.

S. Taſchenausg. S. 416. Auch Goethe eignet ſich dieſes Epigramm zu (Werke Bd. 1, S. 394). Frau Charlotte von Schiller unterzeichnete es mit der Namenschiffre ihres Gemahls:

„Sch."

19. Der ſchöne Geiſt und Schöngeiſt.

Nur das Leichtere trägt auf leichten Schultern der Schöngeiſt;
Aber der ſchöne Geiſt trägt das Gewichtige leicht.
„Sch.“

20. Philiſter und Schöngeiſt.

Jener mag gelten; er dient doch als fleißiger Knecht noch der Wahrheit,
Aber dieſer beſtiehlt Wahrheit und Schönheit zugleich.
„G.“

21. Die Uebereinſtimmung.

Taſchenausg. S. 116. „Sch.“

22. Natur und Vernunft.

Wärt ihr, Schwärmer, im Stande ꝛc. ſ. Goethe's Werke Bd. 1. S. [illegible]. Doch nahm Goethe nur die beiden erſten Verſe auf; die zwei übrigen heißen im Muſenalmanach:

Wärt' ihr, Philiſter, im Stand, die Natur im Großen zu ſehen,
Sicher führte ſie ſelbſt euch zu Ideen empor.
„G.“

Daß dieſer Gedanke aber wie aus Schiller's Seele geſprochen war, ſieht man in Schiller's Leben Th. 3, S. 12.

23. Der Schlüſſel.

Taſchenausg. S. 115. „Sch.“

24. Das Subject.

Wichtig wohl iſt die Kunſt und ſchwer, ſich ſelbſt zu bewahren,
Aber ſchwieriger iſt dieſe: ſich ſelbſt zu entfliehn.
„Sch.“

25. Glaubwürdigkeit.

Wem zu glauben iſt, redliche Freunde ꝛc., ſ. Goethe's Werke Bd. 1. S. 100.

„G.“

26. Was nützt.

Schädliche Wahrheit, wie zieh' ich ſie vor ꝛc., ſ. Goethe's Werke Bd. 1. S. 100.

„G.“

27. Was ſchadet.

Iſt ein Irrthum wohl ſchädlich? ꝛc., ſ. Goethe's Werke Bd. 1. S. 100.

„G.“

28. Zucht.

Wahrheit iſt niemals ſchädlich, ſie ſtraft — und die Strafe der Mutter
Bildet das ſchwankende Kind, wehret der ſchmeichelnden Magd.

„Sch.“

29. Das Schooßkind.

Fremde Kinder lieben wir nie ſo ſehr ꝛc., ſ. Goethe's Werke Bd. 1. S. 100. „G.“

30. Troſt.

Nie verläßt uns der Irrthum, doch zieht ein höher Bedürfniß
Immer den ſtrebenden Geiſt leiſe zur Wahrheit hinan.

„Sch.“

Goethe legt ſich dieſes Diſtichon zu, ſ. Goethe's Werke Bd. 1, S. 100.

31. Die Zergliederer.

Spaltet immer das Licht! wie öfters ſtrebt ihr zu trennen,
Was euch allen zum Trutz Eins und ein Einziges bleibt.
„G.“

32. Metaphyſiker und Phyſiker.

Jezt unter der Ueberſchrift: **Forſcher**, Taſchenausg. S. 420. Statt: „vor der wüthenden Jagd“ ſtand urſprünglich: vor der grauſamen Jagd. Charlotte von Schiller unterzeichnet dieſes Epigramm mit

„G.“

33. Die Verſuche.

Dieſes Diſtichon, welches in meinem Exemplar ebenfalls mit „G“ unterſchrieben iſt, iſt jezt in Schiller's Werken (Taſchenausg. S. 421 oben) mit dem vorigen zu Einem vereinigt. Wie Goethe und Schiller über **Verſuche** in der Naturwiſſenſchaft dachten, habe ich ſchon früher erwähnt, ſ. Schiller's Leben Th. 3, S. 555.

34. Die Quellen.

Treffliche Künſte dankt man der Noth und dankt man dem Zufall,
Nur zur Wiſſenſchaft hat keines von beiden geführt.
„G.“

35. Empiriker.

Daß ihr den ſicherſten Pfad gewählt, wer möchte das läugnen?
Aber ihr tappet nur blind auf dem gebahnteſten Pfad.
„Sch.“

36. Theoretiker.

Ihr verfahrt nach Geſetzen. Auch würdet ihrs ſicherlich treffen,
Wäre der Oberſatz nur, wäre der Unterſatz wahr.
„Sch.“

37. Letzte Zuflucht.

Vornehm ſchaut ihr im Glück auf den Empiriker nieder,
Aber, ſeyd ihr in Noth, ſo iſt er der delphiſche Gott.
„G.“

38. Die Syſteme.

Prächtig habt ihr gebaut. Du lieber Himmel! Wie treibt man,
Nun er ſo königlich erſt wohnet, den Irrthum heraus!
„G.“

39. Die Philoſophien.

Taſchenausg. S. 425.
„Sch.“

40. Die Vielwiſſer.

Aſtronomen ſeyd ihr und kennet viele Geſtirne
Aber der Horizont decket manch Sternbild euch zu.
„Sch.“

41. Mein Glaube.

Taſchenausg. S. 418.
„Sch.“

42. Moraliſche Schwätzer.

Wie ſie mit ihrer reinen Moral uns, die ſchmutzigen, quälen!
Freilich, der groben Natur dürfen ſie gar nichts vertraun.

Bis in die Geiſterwelt müſſen ſie fliehn, dem Thier zu entlaufen,
Menſchlich können ſie ſelbſt auch nicht das Menſchlichſte thun.
Hätten ſie kein *Gewiſſen*, und ſpräche die *Pflicht* nicht ſo heilig,
Wahrlich, ſie plünderten ſelbſt in der Umarmung die Braut.
„Sch.“

Die Erklärung dieſes Epigramms, von dem jede Zeile Schilleriſch iſt, geht aus dem hervor, was ich in Schiller's Leben Th. 3. S. 204 anmerkte.

43. Meine Antipathie.

Taſchenausg. S. 117.

(Herzlich iſt mir das Laſter zuwider, doppelt zuwider)
Herzlich iſt mir das Laſter zuwider, und doppelt zuwider ꝛc.
„Sch.“

44. Der Strengling und der Frömmling.

Jener fodert durchaus, daß dir das Gute mißfalle,
Dieſer will gar, daß du liebſt, was dir von Herzen mißfällt.
Muß ich wählen, ſo ſey's in Gottes Namen die Tugend,
Denn ich kann einmal nicht lieben, was abgeſchmackt iſt.
„G.“

45. Theophagen.

Dieſen iſt alles Genuß. Sie eſſen Ideen, und bringen
In das Himmelreich ſelbſt Meſſer und Gabel hinauf.
„G.“

46. Fratzen.

Fromme, geſunde Natur! Wie ſtellt die Moral dich an Pranger!
Heil'ge Vernunft! Wie tief ſtürzt dich der Schwärmer herab.
„G.“

47. Moral der Pflicht und der Liebe.

Jede, wohin ſie gehört! Erhabene Seelen nur kleidet
Jene, die andere ſteht ſchönen Gemüthern nur an.
Aber Widriger's kenn' ich auch nichts, als wenn ſich durch Bande
Zarter geiſtiger Lieb' Grobes mit Grobem vermählt.
Und verächtlicher nichts, als die Moral der Dämonen
In dem Munde des Volks, dem noch die Menſchlichkeit fehlt.
„Sch.“

48. Der Philoſoph und der Schwärmer.

Jener ſteht auf der Erde, doch ſchauet das Auge zum Himmel;
Dieſer, die Augen im Koth, recket die Beine hinauf.
„G.“

49. Das irdiſche Bündel.

Himmelan flögen ſie gern', doch hat auch der Körper ſein Gutes,
Und man packt es geſchickt hinter dem Seraph noch auf.
„G.“

50. Der wahre Grund.

Was ſie im Himmel wohl ſuchen, das, Freunde, will ich euch ſagen,
Vor der Hand ſuchen ſie nur Schutz vor der hölliſchen Glut.
„G.“

51. Die Triebfedern.

Taſchenausg. S. [illegible] jetzt nicht mehr unter den Votivtafeln; das Stück iſt erſt von Körner aufgenommen (ſ. oben Th. 2, S. [illegible]). „Sch."

52. An die Myſtiker.

Taſchenausg. S. 115.

„Sch."

53. Licht und Farbe.

Taſchenausg. S. 115. Ich habe in meinem Leben Schiller's (Th. 5, S. 181) in dieſem Epigramm nach den folgenden beiden Diſtichen ſymboliſch das Licht auf die Wahrheit und die Farbe auf die Schönheit gedeutet. Frau Charlotte von Schiller ſchreibt auch dieſes Gedicht Goethen zu.

54. Wahrheit.

Eine nur iſt ſie für alle, doch ſiehet ſie jeder verſchieden,
Daß es eines doch bleibt, macht das Verſchiedene wahr.
„G."

55. Schönheit.

Schönheit iſt ewig nur Eine, doch mannigfach wechſelt das Schöne;
Daß es wechſelt, das macht eben das Eine nur ſchön.
„Sch."

56. Aufgabe.

Taſchenausg. S. 115; aber auch Goethe (Bd. 1, S. 400) eignet ſich dieſes Diſtichon zu. Charlotte von Schiller unterzeichnet: „G."

57. Bedingung.

Ewig ſtrebſt du umſonſt, dich dem Göttlichen ähnlich zu machen,
Haſt du das Göttliche nicht erſt zu dem **Deinen** gemacht.
„Sch.“

Es iſt derſelbe Gedanke wie in: **Das Ideal und das Leben** (Taſchenausg. S. 353):

„Nehmt die Gottheit auf in euren Willen,
Und ſie ſteigt von ihrem Weltenthron.“

58. Das eigene Ideal.

Taſchenausg. S. 345. „Sch.“

59. Schöne Individualität.

Taſchenausg. S. 349. „Sch.“

60. Der Vorzug.

Ueber das Herz zu ſiegen, iſt groß, ich verehre den Tapfern,
Aber wer **durch** ſein Herz ſieget, er gilt mir doch mehr.
„Sch.“

61. Der Erzieher.

Bürger erzieht ihr der ſittlichen Welt, wir wollten euch loben,
Streicht ihr ſie nur nicht zugleich aus der empfindenden aus.
„G.“

62. Die Mannigfaltigkeit.

Taſchenausg. S. 349:

(Traurig herrſcht der Begriff, aus tauſendfach wechſelnden Formen
Bringt er dürftig und leer ewig nur Eine hervor)

Traurig herrſcht der Begriff, aus tauſendfach ſpielenden Formen
Bringet er dürftig und leer immer nur Eine hervor.
„Sch.“

63. Das Göttliche.

Wäre ſie unverwelklich, die Schönheit, ihr könnte nichts gleichen,
Nichts, wo die Göttliche blüht, weiß ich der göttlichen gleich.
Ein Unendliches ahndet, ein Höchſtes erſchafft die Vernunft ſich,
In der ſchönen Geſtalt lebt es dem Herzen, dem Blick.
„Sch.“

64. Verſtand.

Bilden wohl kann der Verſtand, doch der todte kann nicht beſeelen;
Aus dem Lebendigen quillt alles Lebendige nur.
„G.“

65. Phantaſie.

Schaffen wohl kann ſie den Stoff, doch die wilde kann nicht geſtalten,
Aus dem Harmoniſchen quillt alles Harmoniſche nur.
„G.“

66. Dichtungskraft.

Daß dein Leben Geſtalt, dein Gedanke Leben gewinne,
Laß die lebende Kraft ſtets auch die bildende ſeyn.
„G.“

67. Der Genius.

Steht im Taſchenausg. S. 120; aber Charlotte von Schiller gibt dem Epigramm die Chiffre:

„G.“

68. Der Nachahmer und der Genius.

Taſchenausg. S. 120, wo die Ueberſchrift blos: „Der Nachahmer.“

(Selbſt Gebildetes iſt Stoff nur dem bildenden Geiſt)
Selbſt das Gebildete iſt Stoff nur dem bildenden Geiſt.

Schiller's Gemahlin vindicirt auch dieſes Epigramm Goethen, aber es wird uns ſehr ſchwer, ihr in Bezug auf die pſychologiſch-äſthetiſchen Diſtichen von Nr. 66 an Glauben zu ſchenken.

69. Genialität.

Taſchenausg. S. 120.

(Klar iſt der Aether und doch von unermeßlicher Tiefe)
Klar iſt der Aether und doch von unergründlicher Tiefe.

„Sch.“

70. Witz und Verſtand.

Der iſt zu furchtſam, jener zu kühn; nur dem Genius ward es,
In der Nüchternheit kühn, fromm in der Freiheit zu ſeyn.

„Sch.“

71. Aberwitz und Wahnwitz.

Ueberſpringt ſich der Witz, ſo lachen wir über den Thoren,
Gleitet der Genius aus, iſt er dem Raſenden gleich.

„G.“

72. Der Unterſchied.

Lächelnd ſehn wir den Tänzer auf glatter Ebene ſtraucheln,
Aber auf ernſtlichem Seil, wer mag den Schwindelnden ſehn?

„G."

73. Die ſchwere Verbindung.

Taſchenausg. S. 121. Aber auch Goethe macht auf den Doppelvers Anſpruch (Bd. 1. S. 400 unten).

„Sch."

74. Correctheit.

Taſchenausg. S. 121:

(Denn nur die Unmacht führt oder die Größe dazu)
Denn nur die Ohnmacht führt oder die Größe dazu.

Auch in der erſten Leipziger Ausgabe ſteht „Ohnmacht." Auch dieſes Stück iſt unterzeichnet: „G."

75. Lehre an den Kunſtjünger.

Daß du der Fehler ſchlimmſten, die Mittelmäßigkeit, meideſt,
Jüngling, ſo meide doch ja keinen der andern zu früh.

„G."

76. Das Mittelmäßige und das Gute.

Willſt du jenem den Preis verſchaffen, zähle die Fehler,
Willſt du dieſes erhöhn, zähle die Tugenden ab.

„Sch."

77. Das Privilegium.

Blößen gibt nur das Reiche dem Tadel, am Werke der Armuth
Iſt nichts Schlechtes, es iſt Gutes daran nichts zu ſehn.

„G."

78. Die Sicherheit.

Nur das feurige Roß, das muthige, ſtürzt auf der Rennbahn,
Mit bedachtigem Paß ſchreitet der Eſel daher.
„G."

79. Das Naturgeſetz.

Taſchenausg. S. 121. Auch hier ſteht jetzt: „Unmacht" für: Ohnmacht in dem Almanach und der erſten Ausgabe. Unterzeichnet iſt dieſes Epigramm wieder mit:
„G."

80. Vergebliches Geſchwätz.

Fortzupflanzen die Welt ꝛc.
S. Goethe's Werke Bd. 1. S. 301.
„G."

81. Genialiſche Kraft.

Dieſes Epigramm hat vier Zeilen. Die erſten ſtehen in Goethe's Werken Bd. 1. S. [illegible] (Alle Schöpfung iſt ꝛc.); die beiden letzten heißen:

Pflanzet über die Länder die leitenden Spitzen und Ketten,
Ueber die ganze Natur wirkt die allmächtige Kraft.
„G."

82. Delicateſſe im Tadel.

Was heißt zärtlicher Tadel? Der deine Schwäche verſchonet?
Nein, der deinen Begriff von dem Vollkommenen ſtärkt.
„Sch."

83. Wahl.

Taſchenausg. S. 121. Schiller's Gemahlin ſchreibt dieſes Epigramm Goethen zu.

84. Sprache.

Taſchenausg. S. 122. „Sch.“

85. An den Dichter.

Taſchenausg. S. 122. „Sch.“

86. Der Meiſter.

Taſchenausg. S. 122. Nach Charlotte von Schiller iſt der Verfaſſer: „G.“

87. Dilettant.

Taſchenausg. S. 122. Ebenfalls unterzeichnet: „G.“

88. Der berufene Richter.

Wer iſt zum Richter beſtellt? Nur der Beſſere? Nein, wem das Gute
Ueber das Beſte noch gilt, der iſt zum Richter beſtellt.
„G.“

89. Der berufene Leſer.

Welchen Leſer ich wünſche ꝛc.
S. Goethe's Werke Bd. 1. S. 301. „G.“

90. An * * * *

Du vereinigſt jedes Talent, das den Autor vollendet.
O entſchließe dich, Freund, nichts als ein Leſer zu ſeyn.
„G.“

91. Das Mittel.

Willſt du in Deutſchland wirken als Autor, ſo triff ſie nur tüchtig,
Denn zum Beſchauen des Werks finden ſich Wenige nur.
„G.“

92. Die Unberufenen.

Tadeln iſt leicht, erſchaffen ſo ſchwer; ihr Tadler des Schwachen,
Habt ihr das Treffliche denn auch zu belohnen ein Herz?
„Sch.“

Eine Parallelſtelle iſt im Briefwechſel mit Goethe Thl. 5, S. 57, wo Schiller ſagt: „Es iſt freilich leichter tadeln, als hervorbringen. Dabei fällt mir mein eignes Penſum ein, das noch immer ſehr ungeſtaltet daliegt. Wüßten es nur die allzeit fertigen Urtheiler und die leichtfertigen Dilettanten, was es koſtet, ein ordentliches Werk zu erzeugen.“

93. Die Belohnung.

Was belohnet den Meiſter? Der zart antwortende Nachklang,
Und der reine Reflex aus der begegnenden Bruſt.
„G.“

94. Das gewöhnliche Schickſal.

Haſt du an liebender Bruſt das Kind der Empfindung gepfleget,
Einen Wechſelbalg nur gibt dir der Leſer zurück.
„G.“

95. Der Weg zum Ruhme.

Glücklich nenn' ich den Autor, der in der Höhe den Beifall
Findet, der deutſche muß nieder ſich bücken dazu.
„Sch.“

96. Bedeutung.

„Was bedeutet dein Werk?“ ſo fragt ihr den Bildner des Schönen,
Frager, ihr habt nur die Magd, niemals die Göttin geſehn.
„Sch.“

97. An die Moraliſten.

Lehret! das ziemet euch wohl, auch wir verehren die Sitte,
Aber die Muſe laßt ſich nicht gebieten von euch.
Nicht von dem Architekt erwart' ich melodiſche Weiſen,
Und, Moraliſt, von dir nicht zu dem Epos den Plan.
Vielfach ſind die Krafte des Menſchen, o daß ſich doch jede
Selbſt beherrſche, ſich ſelbſt bilde zum Herrlichſten aus.

Goethe nahm die zwei erſten Verſe in **ſeine** Werke (Bd. 1, S. 598.) auf; aber Schiller's Gemahlin unterzeichnet für das Ganze:

„Sch.“

98. An die Muſe.

Nimm dem Prometheus die Fackel ꝛc.

S. Goethe's Werke B. 1. S. 598.

„G.“

99. Die Kunſtſchwätzer.

Taſchenausg. S. 127. Aber auch dieſes Diſtichon ſchreibt Schiller's Gemahlin **Goethen** zu.

100. Deutſche Kunſt.

Gabe von obenher iſt, was wir Schönes in Künſten beſitzen,
Wahrlich, von unten herauf bringt es der Grund nicht hervor.
Muß der Künſtler nicht ſelbſt den Schößling von außen ſich holen?
Nicht aus Rom und Athen borgen die Sonne, die Luft?

„G.“

101. Todte Sprachen.

Todte Sprachen nennt ihr die Sprache des Flaccus und Pindar?
Und von beiden nur kommt, was in der unſrigen lebt.

„G.“

102. Deutſcher Genius.

Taſchenausg. S. 128, aber nicht mehr unter den jetzigen Votivtafeln. Das Epigramm iſt erſt von Körner aufgenommen. Charlotte von Schiller ſchreibt es **Goethen** zu.

103. Guter Rath.

Freunde treibet nur alles ꝛc.

S. Goethe's Werke Bd. 1. S. [illegible].

„G."

Von dieſen 103 Epigrammen nahm Schiller 60 in ſeine Werke auf und Körner fügte noch zwei (No. 51 und 102) hinzu. Von dieſen 62 Diſtichen aber ſpricht Schiller's Gemahlin Goethen nicht weniger als 17 zu, und Goethe ſelbſt hat von denſelben 3 in ſeine Werke aufgenommen (nämlich No. [illegible]: Pflicht für Jeden; No. [illegible]: die ſchwere Verbindung, und No. 56: die Aufgabe)[1]. Das letzte Epigramm ſchreibt auch Frau Charlotte von Schiller Goethen zu, die zwei erſtern dagegen ihrem Gemahl. Außer dieſen 3 Diſtichen nahm Goethe nur noch 12 Doppelverſe in ſeine Werke auf, und fügte ſie in den **vier Jahreszeiten** unter der Rubrik Herbſt mit einigen anderweitigen zuſammen. Aber auch von dieſen 12 Denkſprüchen ſpricht Charlotte von Schiller einen (No. 30) ihrem Gemahl zu. Von den ſpäter nicht wieder aufgenommenen Stücken hat aber nach ihrer Angabe Schiller 10, Goethe 29 gedichtet.

---

[1] Herr Boas führt in ſeinen Nachträgen (Bd. 1. S. [illegible]) dieſe drei Votivtafeln und das 18. Xenion auf, welche Diſtichen ſich beide Dichter vindicirten und ſetzt hinzu: „Es iſt ein Beweis, wie oberflächlich die Deutſchen ihre Dichterheroen leſen, daß man dieß noch nicht bemerkt, und daß es mir überlaſſen blieb, auf dieſes wunderbare Phänomen hinzudeuten." Wahrlich ein bettelarmes Volk müßten wir Deutſche ſeyn, wenn wir ſolch eine Geringfügigkeit ein **wunderbares Phänomen** nennen wollten! Aber ich hatte ja ſchon in meinem Leben Schiller's (Thl. 3. S. 180 f.) dieſe Votivtafeln, ſogar in derſelben Reihe, aufgezählt, wie nach mir Herr Boas, und

Welche Autorität können wir aber dieſer Eigenthumserklärung im Allgemeinen beilegen? Auf jeden Fall keine ſo große, daß wir fünfzehn Votivtafeln (No. 12, 16, 17, 32, 33, 53, 67, 68, 76, 79, 83, 86, 87, 98 und die ſtreitige No. 36), welche Schiller ſelbſt in ſeine 1800 bei Cruſius erſchienene Gedichtſammlung aufnahm, auf dieſes Zeugniß hin unbedingt als unächt verwerfen. Denn Zeugniß ſteht hier gegen Zeugniß, und das des Dichters muß uns heilig ſeyn. Aber zweifelhaft iſt das Eigenthumsrecht dieſer Diſtichen immer, um ſo mehr, da Schiller's eigene Gemahlin es nicht anerkennt. Als Schiller im Jahr 1799 oder 1800 jene Sammlung veranſtaltete, konnte es leicht geſchehen, daß er ſich in manchen Epigrammen vergriff, wenn er das Exemplar des Muſenalmanachs ſeiner Gattin nicht zur Hand nahm, worin dieſes alles genau verzeichnet ſtand. Denn das iſt wohl mit Sicherheit anzunehmen, daß dieſe ſogleich im Jahr 1797 die Chiffren „G." und „Sch." unter die Verſe ſetzte, wahrſcheinlich aus dem Munde Schiller's ſelbſt, der damals, was einem Jeden angehörte, noch beſſer wußte, als zwei bis drei Jahr nachher. Hätte Charlotte von Schiller erſt ſpäter, als die Gedichte ihres Gemahls ſchon erſchienen waren, jene Buchſtaben in ihr Prachtexemplar eingetragen, ſo würde ſie, welche tagtäglich in jener Gedichtſammlung las und ganz in den Werken des Gatten lebte, gewiß nicht mehr ſo unabhängig und ſo ſehr abweichend von ihrem Gatten geurtheilt haben. Jene Produkte hätten ſich bei ihr, wie

---

auch die Xenien bezeugt. Denn jenes Heft meines Werkes ward [illegible] Ende 1838 ausgegeben, der erſte Theil der Nachträge des [illegible] erſchien aber erſt in der Mitte des Jahres 1839 und [illegible] im zweiten Theil dieſer Nachträge gedruckt. Doch auch [illegible] Bemerkung nicht zuerſt gemacht haben? uns beiden [illegible] — eine Schülerin von Zelter [illegible] Briefwechſel mit Goethe Thl. 5. S. 116).

es auch bei uns andern Leuten der Fall iſt, mit der Perſon Schiller's innig verſchmolzen, und deſſen Auctorität hätte bei ihr keine Zweifel an dem Eigenthumsrecht dieſer Denkſprüche aufkommen laſſen. Jene Angaben ſcheinen alſo beinahe ſo alt, als die Votivtafeln zu ſeyn, und von Schiller ſelbſt herzurühren, und ſie verdienen um ſo mehr Glauben, je weniger ſie dieſem günſtig ſind. Als Schiller ſeine Gedichte geſammelt herausgab, ging er in ſeiner großartigen, kühnen Weiſe bei der Auswahl nicht ſo ängſtlich zu Werke, und verſchmähte es oder dachte nicht daran, das Exemplar ſeiner Gemahlin hervorzuholen, und ſich in ſeiner Aufnahme darnach zu richten. Hat er doch auch viele, ihm von ſeiner Gemahlin zugeſchriebene Epigramme, die im höchſten Grade vortrefflich ſind (z. B. No. 19, 60, 65, 70, 82 und andere), wahrſcheinlich nur deswegen ausgelaſſen, weil er ſie für Goethe'ſche Erzeugniſſe anſah. Nur das könnte eingewandt werden, daß doch manche dieſer Epigramme, die Charlotte von Schiller Goethen zuſchreibt, ganz und gar in der Schiller'ſchen Weltbetrachtung wurzeln, und zum Theil Ideen und Stoffe behandeln, die Goethen nicht geläufig waren. Aber wie Schiller ſich in dieſen Jahren ganz und gar die Goethe'ſche Dichtweiſe zu eigen machte, ſo daß manche ſeiner lyriſchen Erzeugniſſe ganz gut für Goethe'ſche gelten können, ſo äußerte Schiller's Denkweiſe auf Goethe damals den mächtigſten Einfluß. Dieſer lenkte ſeine Betrachtung von der Außenwelt auf einige Zeit auf philoſophiſche und moraliſch-äſthetiſche Diſtinktionen zurück, und während Schiller durch Goethe wieder ein Dichter wurde, verlor dieſer durch jenen ſeine Darſtellungsluſt eine Zeitlang an die Reflexion (ſ. Schiller's Leben Thl. 3. S. 361 und ſonſt). So kann man annehmen, daß Goethe, der ſich Alles leicht anzueignen verſtand, die Ideen, welche ihm bei ſeinem Zuſammenleben und brieflichen Verkehr aus der Schiller'ſchen Weltbetrachtung aufſproßten, leicht und bequem in ſeine epigrammiſche Formen goß.

Vergleichen wir nun die Votivtafeln des Muſenalmanachs für 1797 mit denjenigen, die Schiller für ſeine Leipziger

Gedichtſammlung im Jahr 1799 oder 1800 zuſammenfügte, ſo ſehen wir in dieſe zwei Tafeln des Almanachs (No. 51 und 102) nicht aufgenommen. Dagegen enthält die Sammlung in den Werken 16 Epigramme mehr: die jetzige Generation S. 415; der Aufpaſſer S. 415. Weisheit und Klugheit S. 416; politiſche Lehre S. 416; Majeſtas populi S. 416; an einen Weltverbeſſerer S. 417; an die Aſtronomen S. 417; aſtronomiſche Schriften S. 418; der beſte Staat S. 418; Inneres und Aeußeres S. 418; Freund und Feind S. 418; die idealiſche Freiheit S. 419; die drei Alter der Natur S. 420; Tonkunſt S. 421; der Gürtel S. 422; Homeruskopf als Siegel S. 423.

Daß aber auch dieſe neuere Zuſammenfügung der Votivtafeln nicht zu loben iſt, und daß die Epigramme überhaupt nach feſten Geſichtspunkten geordnet werden müßten, habe ich in meinem Leben Schiller's (Thl. 3, S. 181) nachgewieſen. Man könnte alle hierher gehörige Gedichte am bequemſten unter folgenden Ueberſchriften zuſammenordnen: 1) Größere didactiſche Gedichte. 2) Votivtafeln. 3) Xenien und 4) Kleinigkeiten.

„Vielen“ und „Einer“ im Muſenalmanach für 1797.

Unter den Benennungen „Vielen“ und „Einer“ finden wir in dem Muſenalmanach für das Jahr 1797 zwei auf einander folgende Sammlungen von Diſtichen, welche „G. und Sch.“ unterzeichnet ſind, die aber jetzt Goethe in den „vier Jahreszeiten“ (ſ. Goethe's Werke in der Taſchenausg. Bd. 1. S. 391 ff.) unter dem Titel Frühling und Sommer vollſtändig in ſeine Werke aufgenommen hat. In dem oben erwähnten Exemplar des Muſenalmanachs aber hat Charlotte von Schiller die Verfaſſer der einzelnen Epigramme der erſten Sammlung „Vielen“ durch die Lettern G. und Sch. geſchieden. So ſind wir denn ermächtigt, unſerm Schiller noch ſechs Diſtichen mit Sicherheit zuzuſprechen. Ich laſſe aber auch die zweite Zuſammenſtellung abdrucken, wo zwar die Gemahlin Schiller's die jedesmaligen Verfaſſer nicht beſtimmte, aber die Vermuthung einigemal mit ziemlicher Sicherheit das hiſtoriſche Zeugniß ergänzen kann.

Die Epigramme „Vielen“ ſcheinen, wie man ſchon aus den Ueberſchriften ſieht, die Goethe nachher ganz wegließ, verſchiedenen, den Dichtern näher bekannten Damen gegolten zu haben — ſie waren das weibliche Vorſpiel der Xenien, aus welchen (bis auf Xenien 273) die Frauen ganz ausgeſchloſſen ſind. Sie benahmen ſich aber, wie man ſieht, gegen die Damen eben ſo artig und galant, als wir ſie ſpäter derb und oft ungezogen gegen die Ritter finden werden. Beſonders ſind die Huldigungen, die Goethe bringt, einzig zart, lieblich und edel. Schiller trägt ſeinen mehr verwerfenden, als anerkennenden Xenienſinn auch in dieſe Gaben für Frauen. In den Epigrammen: „Einer.“ wendet ſich dann das poetiſche Spiel ausſchließlich Einem geliebten Gegenſtande zu.

Vielen.

1.

Auf, ihr Diſtichen, friſch! Ihr muntern, lebendigen Knaben!
Reich iſt Garten und Feld! Blumen zum Kranze herbei!
„Sch.“

Dieſer muntere, raſche Anfang hat viele Aehnlichkeit mit den erſten Xenien, die ebenfalls von Schiller ſind.

2. Mannigfaltigkeit.

Reich iſt an Blumen die Flur, doch einige ſind nur dem Auge,
Andre dem Herzen nur ſchön; wähle dir, Leſer, nun ſelbſt.
„Sch.“

3. L. B.

Roſenknoſpe, du biſt dem blühenden Mädchen gewidmet,
Die als die herrlichſte ſich, als die beſcheidenſte zeigt.
„G.“

4. C. G.

Viele Veilchen binde zuſammen! Das Sträußchen erſcheinet
Erſt als Blume; du biſt, häusliches Mädchen, gemeint.
„G.“

In Goethe's Werken: „Viele der Veilchen zuſammengeknüpft“ ꝛc.

5. L. D.

Eine kannt' ich, ſie war, wie die Lilie, ſchlank, und ihr Stolz war
Unſchuld; herrlicher hat Salomo keine geſehn.
„G.“

6. H. W.

Schön erhebt ſich der Agley und ſenkt das Köpfchen herunter:
Iſt es Gefühl? Oder iſt's Muthwill? Wir wiſſen es nicht.
„G.“

7. R. Z. S. O. A. D.

Viele duftende Glocken, o Hyacinthe, bewegſt du,
Aber die Glocken ziehn, wie die Gerüche nicht an.
„Sch.“

8. A. L.

Nachtviole, dich geht man am blendenden Tage vorüber;
Doch bei der Nachtigall Schlag haucheſt du köſtlichen Geiſt.
„Sch.“

9. Tuberoſe.

Unter der Menge ſtrahleſt du vor, du ergötzeſt im Freien,
Aber bleibe vom Haupt, bleibe vom Herzen mir fern.

„Sch.“

In Goethe's Werken heißt jetzt der erſte Vers:
Tuberoſe, du rageſt hervor und ergötzeſt im Freien ꝛc.

10. Klatſchroſe.

Weit von fern erblick' ich dich ſchon, doch komm' ich dir näher,
Ach! ſo ſeh' ich, zu bald, daß du die Roſe nur lügſt.

„G.“

In Goethe's Werken (wo die beſondere Ueberſchrift überall fehlt):
Fern erblick' ich den Mohn; er glüht. Doch komm' ich ꝛc.

11. A. F. K. N. H. D.

Tulpen! ihr werdet geſcholten von ſentimentaliſchen Kennern;
Aber ein luſtiger Sinn wünſcht auch ein luſtiges Blatt.

„G.“

12. W. N. [illegible] J.

Nelken! wie find' ich euch ſchön! Doch alle gleicht ihr einander,
Unterſcheidet euch kaum, und ich entſcheide mich nicht.

„G.“

13. Geranium.

Prangt mit den Farben Aurorens, Ranunkeln, Tulpen und Aſtern!
Hier iſt ein dunkles Blatt, das euch an Düfte beſchämt.

„G.“

14. Ranunkeln.

Keine hebt mich von euch, ich möchte zu keiner mich wenden;
Aber im Beete vermiſcht, ſieht euch das Auge mit Luſt.
„Sch.“

Goethe hat den erſten Vers inhaltsvoller verbeſſert:

Keine lockt mich, Ranunkeln, von euch, und keine begehr’ ich ꝛc.

15. M. R.

Saat, was füllet das Zimmer mit Wohlgerüchen? Reſeda,
Farblos, ohne Geſtalt, ſtilles und zierliches Kraut.
„G.“

Jetzt: „ſtilles, beſcheidenes Kraut.“

16. Kornblume.

Zierde warſt du der Gärten, doch wo du erſcheineſt, da ſagſt du:
Ceres ſtreute mich ſelbſt aus, mit der goldenen Saat.
„G.“

17. C. F.

Deine liebliche Kleinheit, dein holdes Auge, ſie ſagen
Immer: Vergiß mein nicht! immer: Vergiß nur nicht mein!
„G.“

18. L. W.

Schwanden dem inneren Auge die Bilder ſämmtlicher Blumen,
Eleonore, dein Bild brachte das Herz ſich hervor.
„G.“

Einer.

1.

Grauſam handelt Amor mit mir! O, ſpielet, ihr Muſen,
Mit den Schmerzen, die er, ſpielend, im Buſen erregt.

Iſt ganz Goethe'ſch; man vergl. z. B. das 127. Xenion.

2.

Manuſcripte beſitz' ich, wie kein Gelehrter noch König;
Denn mein Liebchen, ſie ſchreibt, was ich ihr dichtete, mir.

3.

Wie im Winter die Saat nur langſam keimet, im Frühling
Lebhaft treibet und ſchoßt, ſo war die Neigung zu dir.

Für: ſchoßt, lies: reift.

4.

Immer war mir das Feld und der Wald, und der Fels und die Gärten
Nur ein Raum, und du machſt ſie, Geliebte, zum Ort.

5.

Raum und Zeit, ich empfind' es, ſind bloße Formen des Denkens,
Da das Eckchen mit dir, Liebchen, unendlich mir ſcheint.

Beide Epigramme ſind ohne Zweifel von Schiller, bei dem Zeit und Raum ſelbſt in der Dichtung ſpielten: man denke an die Sprüche des Confucius (Taſchenausg. Bd. 1. S. 405). Das letzte Epigramm bringt außerdem den Hauptgedanken von: das Kind in der Wiege: „Glücklicher Säugling" ꝛc. zurück. Dagegen ſind No. 2 und 3 ganz in Goethe'ſchem Charakter.

6.

Sorge! ſie ſteiget mit dir zu Pferde, ſie ſteiget zu Schiffe;
Viel zudringlicher noch packet ſich Amor mir auf.

7.

Schwer zu beſiegen iſt ſchon die Neigung, geſellet ſich aber
Gar die Gewohnheit zu ihr, unüberwindlich iſt ſie.

Jetzt viel prägnanter:

Neigung beſiegen iſt ſchwer, geſellet ſich aber Gewohnheit
Wurzelnd, allmählig zu ihr, unüberwindlich iſt ſie.

8.

Welche Schrift ich zweimal, ja dreimal hinter einander
Leſe? Das herzliche Blatt, das die Geliebte mir ſchreibt.

9.

Wer mich entzückt, vermag mich zu täuſchen. O Dichter und Sänger,
Mimen! lerntet ihr doch meiner Geliebten was ab.

Dieſes Epigramm ſcheint auf Schiller's Anſicht vom äſthetiſchen Schein (ſ. Schiller's Leben Thl. 5, S. 55) hinzudeuten.

10.

Alle Freude des Dichters, ein gutes Gedicht zu erſchaffen,
Fühle das liebliche Kind, das ihn begeiſterte, mit.

11.

Ein Epigramm ſey zu kurz, mir etwas Herzlich's zu ſagen?
Wie, mein Geliebter, iſt denn nicht noch viel kürzer der Kuß?

Jetzt trefflich: — iſt nicht kürzer der herzliche Kuß?

12.

Kennſt du das herrliche Gift der unbefriedigten Liebe?
Es verſengt und erquickt, zehret am Mark und erneut's.

13.

Kennſt du die herrliche Wirkung der endlich befriedigten Liebe?
Körper verbindet ſie ſchön, wenn ſie die Geiſter befreit.

Hat einen leiſen Bezug zu dem Epigramm: „An den Dichter“ (Taſchenausg. Bd. 1, S. 422). Dagegen wird die Diſtichen von 6 bis 12 Niemand Schillern zuſchreiben wollen.

14.

Das iſt die wahre Liebe, die immer und immer ſich gleich bleibt,
Wenn man ihr alles gewährt, wenn man ihr alles verſagt.

15.

Alles wünſcht' ich zu haben, um mit ihr alles zu theilen,
Alles gäb' ich dahin, wär' ſie, die Einzige, mein.

16.

Kranken ein liebendes Herz und ſchweigen müſſen! geſchärfter
Können die Qualen nicht ſeyn, die Rhadamanth ſich erſinnt.

Dieſe Epigramme von Nr. 14 an ſind zu ideenarm und zu individuell wahr, als daß ſie von Schiller ſeyn könnten.

17.

Warum bin ich vergänglich, o Zeus? ſo fragte die Schönheit.
Macht dich doch, ſagte der Gott, nur das Vergängliche ſchön.

18.

Und die Liebe, die Blumen, der Thau und die Jugend vernahmen's,
Alle gingen ſie weg, weinend, von Jupiters Thron.

Dieſe beiden Diſtichen — wenigſtens das 17., wenn Goethe auch vielleicht das 18. hinzugeſetzt haben ſollte — ſind von Schiller, denn ſie führen eigentlich nur den Grundgedanken der 63. Votivtafel näher aus, welche Schillern zum Verfaſſer hat.

19.

Leben muß man und lieben! Es endet Leben und Liebe!
Schnitteſt du, Parze, doch nur beiden die Faden zugleich.

Der Sinn dieſer Zeilen erinnert an Thekla, eine Geiſterſtimme (vergl. Schiller's Leben Th. 5, S. 57). Die Verſe ſind aber zu unſchuldig hingeſagt, als daß ich ſie Schillern zuſchreiben möchte. Und ſo möge denn dieſer Verſuch, hiſtoriſchen Nachrichten durch Konjekturalkritik zu Hülfe zu kommen, — verziehen werden. Auf jeden Fall gehören dieſe Diſtichen, welche zuſammen durch „G. und Sch." unterzeichnet ſind, eben ſo gut in die Schiller'ſchen als Goethe'ſchen Werke. Ungeſchieden gehören ſie entweder beiden Dichtern, oder keinem.

Die Xenien des Musenalmanachs für das Jahr 1797.

(1796.)

Die dritte geordnete und abgeſchloſſene Epigrammenſammlung des Muſenalmanachs für das Jahr 1797 ſind die perſönlichen Epigramme — die Xenien.

Dieſer Name iſt unten in der Anmerkung zum 364. Xenion erklärt. Ihre nächſte Veranlaſſung in der Kälte und Mißachtung, womit die Horen aufgenommen wurden (ſ. Schiller's Leben Th. 3, S. 122 ff.); ihr Zweck lag in dem Streben Schiller's, jetzt, wo er ſich zu einer neuen poetiſchen Laufbahn gürtete, alles Hemmende wegzuräumen (ſ. unten die Anmerkung zu Xenion 412); und ihr tieferer Entſtehungsgrund lag in der Nothwendigkeit, den Kreis der Polemik, welche Schiller früher im Politiſchen und Kirchlichen geführt hatte, durch dieſe literariſche Polemik überhaupt abzuſchließen (ſ. Schiller's Leben Th. 3, S. 227).

Ueber die mancherlei Verhandlungen, welche über dieſe Diſtichen zwiſchen Goethe und Schiller geführt wurden, bis ſie die jetzige Geſtalt erhielten, und über die ungeheure Senſation, welche ſie im Publikum bewirkten, habe ich in meiner Biographie Schiller's das Nähere zuſammengeſtellt (ſ. Th. 3, S. 174 ff.). Welche Gegenſchriften ſie hervorriefen, kann erſt in der dritten Abtheilung dieſer Supplemente gezeigt werden.

In die folgende Sammlung ſind alle — alſo auch die Xenien aufgenommen worden, welche Schiller ſpäter ſeinen Werken einverleibte. Dieß war nothwendig theils der Varianten, theils der charakteriſtiſchen Ueberſchriften, theils der Erklärung, theils auch mancher zurückgelaſſener Epigramme wegen, die nur in Verbindung mit jenen Sinn haben.

In Bezug auf die hier nothwendigen Sacherläuterungen hat mir die 1833 in Danzig erſchienene Ausgabe der Xenien einen dankenswerthen Dienſt geleiſtet; und ich habe, was ich hier ausdrücklich erwähne, manche literariſche Notizen wörtlich entlehnt.[1] Durch Parallelſtellen, Aeußerungen Schiller's in ſeinen

---

[1] Auch von Eduard Boas habe ich einige wenige Angaben genommen. Wenn aber Herr Boas die Anmerkungen der Danziger Ausgabe reich, aber nicht immer richtig (S. 103) und die ſeinigen genauer und richtiger, als je vorher gegeben (S. IX) nennt, ſo überſchätzt er ſich ſehr. Wie kann er, ſeine wenigen dürftigen Notizen mit den Danziger auch nur vergleichen wollen,

Briefen ꝛc. glaube ich manche dieſer Xenien in einen innigern Verband mit Schiller's Leben geſetzt und hierdurch meinen Erläuterungen einen eigenthümlichen Werth gegeben zu haben.

Dieſes war aber nur durch die Scheidung der Schiller'ſchen Xenien von den Goethe'ſchen möglich, wodurch die Sammlung überhaupt einen neuen Reiz und eine hohe Wichtigkeit für die Geiſteskenntniß Schiller's erhält. Zwar hat deſſen Gemahlin in ihrem Muſenalmanachs-Exemplar nur 225 Xenien (welche ich durch „G.“ und „Sch.“ notirte) nach ihren Verfaſſern beſtimmt; aber von den übrigen 189 hat Schiller ſelbſt 65 Xenien und Goethe eins (Nro. 277) als ihr Eigenthum anerkannt (was ich unten durch „G.“ und „Sch.“ bezeichnete), ſo daß nur noch 125 unbeſtimmte Xenien übrig bleiben. Da wir durch eine ſolche Maſſe von Epigramme Schiller's und Goethes epigrammatiſchen Charakter ganz genau kennen, und überdieß auch mit Schiller's Geiſtesrichtung, Haß und Liebe ꝛc. innig vertraut ſind, ſo läßt ſich, mit Hülfe mancher Andeutungen in dem Briefwechſel, von etwa der Hälfte dieſer 125 Xenien mit großer Wahrſcheinlichkeit feſtſetzen, ob ſie von Schiller oder von Goethe ſind; und es bleiben nur etwa 50 bis 60 meiſt unbedeutende, charakterloſe Diſtichen, beſonders viele Uebergangsverſe, unentſchieden in der Mitte liegen.

Wenn wir oben bei den Votivtafeln das Zeugniß der Charlotte von Schiller über manche Epigramme bezweifeln möchten,

---

von denen er die ſeinigen beinahe alle genommen hat? Ich habe die Angaben der Danziger Ausgabe nach bewährten literariſchen Werken controllirt, und ſie beinahe alle vollkommen beſtätigt gefunden. Daß ſie noch Manches anders zu deuten übrig laſſen, iſt kaum der Rede werth: „**wem fliegt nicht ein Federchen an?**“ (Xenien 131). Daß auch Herr Boas falſch erklärte, davon wird er ſich z. B. aus Xenien 63 und 68 ſelbſt überzeugen. Er will nur **die** Xenien geben, die Schiller ſpäter nicht in ſeine Werke ſetzte. Nach ihm alſo ſteht: **Der erhabene Stoff** (S. 107), **Der aſtronomiſche Himmel** (S. 136) und **Gelehrte Geſellſchaften** (S. 137) jetzt nicht in den Werken Schiller's, daß er ſie in ſeine Sammlung aufnahm.

ſo wird ihm hier jeder Kenner des Schiller'ſchen Genius unbedingt beipflichten. Jetzt ſehen wir das, was Goethe bei Eckermann ſagt (Th. 1, S. 1[illegible]) allenthalben bewährt, daß die Schiller'ſchen Xenien ſcharf und ſchlagend, ſeine eigenen dagegen unſchuldig und geringe ſind, und es beſtätigt ſich wohl mein Urtheil, daß Schiller unſer vorzüglichſter epigrammatiſcher Dichter ſey.

Ueber die Scheidung des Mein und Dein bei dieſen Xenien äußert ſich Goethe in den Geſprächen mit Eckermann ſehr geringſchätzig, ja verächtlich: „Man müßte wirklich ſelbſt noch tief in der Philiſterei ſtecken, wenn man auf die Entſcheidung ſolcher Zweifel die mindeſte Wichtigkeit legen wollte“ ꝛc. — und die Menge der Bewunderer ſpricht nach. Aber wenn es bei einem größern Gedicht ſich der Mühe lohnt, den Verfaſſer zu ermitteln, warum ſollte dieſes nicht auch bei dem kleinſten von Intereſſe ſeyn, in welchem ſich die innerſte Sinnesart und der Styl des Verfaſſers oft eben ſo ſcharf ausprägen können, als in jenem? Iſt denn nur das, was Umfang und Maſſe hat, bedeutend und wichtig? Wenn Franz Horn richtig ſagt, daß manches Schiller'ſche Xenion lange philoſophiſche Diſcurſe und Reden aufwiege, iſt denn ein ſolches nicht eines tiefen Studiums werth, wovon die Frage nach ſeinem Urſprung doch nicht ausgeſchloſſen ſeyn kann? Und wenn es uns nun ſogar gelingt, von vielen hunderten dieſer Producte, ja beinahe von allen vorhandenen ihre Abkunft feſtzuſetzen — wirft das nicht auf ſie ſelbſt und zugleich auf ihre Verfaſſer das klarſte Licht? — Goethe hatte ſchwerlich einen Begriff von einer ſolchen Geiſtesanalyſe, wie ich ſie in meinem Leben Schiller's verſuchte, welche, um zu großen allgemeinen Reſultaten zu gelangen, mit dem unermüdlichen Fleiße des Naturforſchers auch das anſcheinend Geringfügige zuſammen trägt. Wenn aber die ächte Geiſtesforſchung auch das Kleinſte (welches oft einen Schlüſſel für das Höchſte enthält) nicht unbeachtet läßt, ſo wird ſie von einer ſo intereſſanten Frage, wie die vorliegende, nur dann ganz abſehen, wenn ſie zum voraus weiß, daß ſie es nicht über Vermuthungen hinaus bringt. So war es bisher, und daher freilich waren alle Scheidungsverſuche eitel und lächerlich. Nun iſt uns aber durch die authentiſchen Zeugniſſe der Gemahlin Schiller's eine feſte Grundlage gewonnen, auf welcher erſt ein eindringendes Studium und eine genügliche Lectüre dieſer Xenien möglich iſt. —

Die Xenien ſind im Almanach durch folgende lateiniſche Diſtichen eingeführt:

Triste supercilium, durique severa Catonis
  Frons et aratoris Filia Fabricii,
Et personati fastus et regula morum,
  Quidquid et in tenebris nos sumus, ite foras.

1. Der äſthetiſche Thorſchreiber.

Halt, Paſſagiere! Wer ſeyd ihr? Weß Standes und Charakteres?
  Niemand paſſiret hier durch, bis er den Paß mir gezeigt.
„Sch.“

2. Xenien.

Diſtichen ſind wir. Wir geben uns nicht für mehr noch für minder.
  Sperre du immer, wir ziehn über den Schlagbaum hinweg.
„Sch.“

3. Viſitator.

Oeffnet die Coffers. Ihr habt doch nichts Contrebandes geladen?
  Gegen die Kirche? den Staat? Nichts von franzöſiſchem Gut?
„Sch.“

4. Xenien.

Coffers führen wir nicht. Wir führen nicht mehr, als zwei Taſchen
Tragen, und die, wie bekannt, ſind bei Poeten nicht ſchwer.
„Sch.“

5. Der Mann mit dem Klingelbeutel.

Meſſieurs! Es iſt der Gebrauch: wer dieſe Straße bereiſet,
Legt für die Dummen was, für die Gebrechlichen ein.
„Sch.“

6. Helf Gott!

Das verwünſchte Gebettel! Es haben die vorderen Kutſchen
Reichlich für uns mit bezahlt. Geben nichts. Kutſcher fahr' zu!
„Sch.“

7. Der Glückstopf.

Hier iſt Meſſe, geſchwind, packt aus, und ſchmücket die Bude.
Kommt Autoren und zieht; jeder verſuche ſein Glück.
„G.“

8. Die Kunden.

Wenige Treffer ſind gewöhnlich in ſolchen Boutiquen,
Doch die Hoffnung treibt friſch und die Neugier herbei.
„Sch.“

9. Das Widerwärtige.

Dichter und Liebende ſchenken ſich ſelbſt; doch Speiſe voll Ekel!
Dringt die gemeine Natur ſich zum Genuſſe dir auf!
„Sch.“

Dieſes Xenion erinnert an den Grundſatz, von welchem Schiller in ſeiner Beurtheilung der Gedichte Bürger's (Taſchenausg. Bd. 1. S. 343 ff.) ausging.

10. Das Deſideratum.

Hatteſt du Phantaſie und Witz und Empfindung und Urtheil,
Wahrlich, dir fehlte nicht viel, Wieland und Leſſing zu ſeyn!
„Sch.“

Auf wen dieſes und das vorhergehende Epigramm gehen, iſt ungewiß.

11. An einen gewiſſen moraliſchen Dichter.

Ja, der Menſch iſt ein ärmlicher Wicht, ich weiß — doch das wollt' ich
Eben vergeſſen, und kam, ach wie gereut mich's, zu dir.
„Sch.“

Johann Caspar Lavater, geb. 1741 zu Zürich, geſt. 1801 ebendaſelbſt als Prediger. Es ſoll hier vornehmlich ſein Buch: „Pontius Pilatus, oder der Menſch in allen Geſtalten, oder Höhe und Tiefe der Menſchheit, oder die Bibel im Kleinen und der Menſch im Großen, oder ein Univerſal Ecce Homo, oder Alles in Einem (Zürich 1782—85. 4 Bde.).“ gemeint ſeyn. Schiller hat das Stück in ſeine Werke aufgenommen (Taſchenausg. Bd. 1. S. 377). Daß er übrigens ſchon als Jüngling ein Epigramm auf Lavater's Phyſiognomik macht, ſiehe oben Th. 1. S. 131 ff.

12. Das Verbindungsmittel.

Wie verfährt die Natur, um Hohes und Nied'res im Menſchen
Zu verbinden? Sie ſtellt Eitelkeit zwiſchen hinein.
„Sch.“

„Auch hier iſt Lavater gemeint, den ſelbſt ſeine Verehrer von dem Vorwurfe der Eitelkeit nicht frei ſprachen.“ Das Xenion ſteht jetzt Taſchenausg. Bd. 1, S. 329; und auch Goethe hat es in ſeine Werke aufgenommen, ſ. Goethe's Werke, Ausgabe letzter Hand Bd. 1, S. 301.

13. Für Töchter edler Herkunft.

Töchtern edler Geburt iſt dieſes Werk zu empfehlen,
Um zu Töchtern der Luſt ſchnell ſich befördert zu ſehn.
„Sch.“

Geht auf das Buch: „Für Töchter edler Abkunft, eine Geſchichte, Leipzig 1787, 3 Thle., von Joh. Timoth. Hermes, welcher als Profeſſor der Theologie und Paſtor zu Breslau 1821 ſtarb. Er iſt der Verfaſſer von „Sophiens Reiſen von Memel nach Sachſen.“

Beiläufig will ich, was ich aus guter Quelle weiß, bemerken, daß Schiller dieſen letztern Roman, in arbeitsfreien Stunden, um ſich zu beruhigen, gerne las.

14. Der Kunſtgriff.

Wollt ihr zugleich den Kindern der Welt und den Frommen gefallen?
Malet die Wolluſt — nur malet den Teufel dazu.
„Sch.“

Zielt auf daſſelbe Buch; in Schiller's Werke aufgenommen, ſ. Taſchenausg. Bd. 1, S. 354.

15. Der Teleolog.

Welche Verehrung verdient der Weltenſchöpfer, der gnädig,
Als er den Korkbaum ſchuf, gleich auch die Stöpſel erfand!
„Sch.“

Heinr. Sander (geb. 1754, geſt. 1782, als Profeſſor in Karlsruhe) hatte durch ſeine frommen Schriften: „Von der Güte und Weisheit Gottes in der Natur“, „Ueber Natur und Religion“, „Ueber das Große und Schöne in der Natur“ ꝛc. viele ähnliche Erbauungsbücher hervorgerufen und die zweckdeutelnde Behandlung der Natur recht auf die Bahn gebracht. Daß aber unſerem beſonnenen Schiller das Streben des religiöſen Glaubens oder der ſogenannten ſpekulativen Vernunft, die Gotteszwecke in der Natur und Geſchichte ausfindig zu machen, von grundaus zuwider und lächerlich war, habe ich früher nachgewieſen. Schiller's Leben Th. 2, S. 16 und S. 217 ff.

16. Der Antiquar.

Was ein chriſtliches Auge nur ſieht, erblick' ich im Marmor:
Zeus und ſein ganzes Geſchlecht grämt ſich und fürchtet den Tod.

„G.“

Friedr. Leopold's Grafen zu Stolberg (geb. 1750, geſt. 1819), in myſtiſch-frömmelndem Ton geſchriebene „Reiſe in Deutſchland, der Schweiz, Italien und Sicilien, 4 Thle., Königsb. 1791.“ Hier heißt es Bd. 2, Brief 59: „Ein gewiſſer Charakter von Härte, Mangel der Theilnehmung, trüber Melancholie, welche an Zorn gränzet, bezeichnet die meiſten Köpfe der alten Naturen, ſowohl der Götter, als der Menſchen, ſowohl des männlichen Geſchlechtes als des weiblichen. — Es ſchwebet ſelbſt auf den Geſichtszügen der ewigen Götterjugend, wie eine ſchwarze Wolke, der Gedanke des Todes.“

17. Der Kenner.

Alte Vaſen und Urnen! Das Zeug wohl könnt' ich entbehren!
Doch ein Majolica-Topf machte mich glücklich und reich.

„G.“

Geht auf „Darſtellung und Geſchichte des Geſchmacks der vorzüglichſten Völker in Beziehung auf die innere Auszierung der Zimmer und auf die Baukunſt. Leipzig 1796, von **Joh. Friedr. Freiherrn von Racknitz**“ (geſt. 1818 als königl. ſächſiſcher Hofmarſchall). — Majolica iſt bekanntlich eine ältere Benennung der Fayence.

18. Erreurs et Verité.

Irrthum wollteſt du bringen und Wahrheit, o Bote von Wandsbeck;
Wahrheit, ſie war dir zu ſchwer; Irrthum, den brachteſt du fort.
„Sch.“

Matthias Claudius, geb. 1740, lebte zu Wandsbeck, und war ſeit 1788 erſter Reviſor der holſteiniſchen Bank zu Altona, geſt. 1815. Er überſetzte die myſtiſche Schrift des Marquis von St. Martin: des erreurs et de la verité, von welcher er ſelbſt ſagte, daß die Gelehrten nicht recht wüßten, was ſie davon halten ſollten, denn man verſtehe es nicht — und er verſtehe das Buch auch nicht.

19. H. S.

Auf das empfindſame Volk hab' ich nie was gehalten; es werden,
Kommt die Gelegenheit, nur ſchlechte Geſellen daraus.
„G.“

In **Goethe's** Werken. Ausg. letzter Hand, Bd. 1, S. 402. Man deutete es auf **Joh. Heinr. Jung**, der unter dem Schriftſtellernamen **Heinr. Stilling** bekannt iſt. Er ſtarb als Dr. der Medizin, geheimer Hofrath und Profeſſor der Staatswiſſenſchaften in Karlsruhe 1817, wo er in der letzten Zeit ſeines Lebens kein Amt mehr bekleidete.

20. Der Prophet.

Schade, daß die Natur nur Einen Menſchen aus dir ſchuf,
Denn zum würdigen Mann war und zum Schelmen der Stoff.
„G.“

Zielt auf Lavater (ſ. Xenion 11), wie auch das folgende Xenion.

21. Das Amalgama.

Alles miſcht die Natur ſo einzig und innig, doch hat ſie
Edel- und Schalkſinn hier, ach! nur zu innig vermiſcht.
„G.“

22. Der erhabene Stoff.

Deine Muſe beſingt, wie Gott ſich der Menſchen erbarmte;
Aber iſt das Poeſie, daß er erbärmlich ſie fand?
„Sch.“

Steht in der Taſchenausgabe Bd. 1, S. 431. Das Xenion geht auf Lavater's „Jeſus Meſſias, oder die Evangelien und Apoſtelgeſchichte in Geſängen. Winterthur 1783 — 86, in 4 Bden.“ Daß Schiller, einſeitig, wie es mir ſcheint, alles Erhabene aus dem Idealen in der Menſchennatur ableitete, habe ich in Schiller's Leben Th. 2, Kap. 20 nachgewieſen. Er ſtand mit einem Lavater in diametralem Gegenſatz.

23. Belſazer, ein Drama.

König Belſazer ſchmauſt in dem erſten Acte, der König
Schmauſt in dem zweiten, es ſchmauſt fort bis zu Ende der Fürſt.
„G.“

Belſazer, ein Schauſpiel mit Chören, von Chriſtian Grafen zu Stolberg (dieſer Chriſtian St. iſt der ältere Bruder, geb. 1748 in Hamburg, geſt. 1821). Das Stück ſtand in den „Schauſpielen der Brüder Stolberg". Hamburg 1787, Th. 1.

24. Gewiſſe Romanhelden.

Ohne das Mindeſte nur dem Pedanten zu nehmen, erſchufſt du,
Künſtler, wie keiner mehr iſt, einen vollendeten Geck.
„G."

Man bezog das Xenion auf „Nicolai's Geſchichte eines dicken Mannes". Berlin 1794, 2 Thle. Der Berliner Literat und Buchhändler Chriſtoph Friedr. Nicolai (geb. 1733, geſt. 1811) hatte ſich mehr an und erſt neuerdings beſonders dadurch wieder das Mißfallen der Xeniendichter zugezogen, daß er im zehnten Band ſeiner Reiſe durch Deutſchland und die Schweiz ſich ſehr anmaßend gegen die Horen und die Kant'ſche Philoſophie ausließ. „Nicolai'n", ſchreibt Schiller im October 1795 an Goethe, „ſollten wir aber doch von nun an in Text und Noten, und wo Gelegenheit ſich zeigt, mit einer recht inſignen Geringſchätzung behandeln." An einer andern Stelle nennt ihn Schiller „ihren geſchworenen Feind."

25. Pfarrer Cyllenius.

Still doch von deinen Paſtoren und ihrem Zofenfranzöſiſch,
Auch von den Zofen nichts mehr mit dem Paſtorenlatein.
„Sch."

So nannte ſich als Schriftſteller Joh. Timotheus Hermes (ſ. oben zu Xenien 17), der Verfaſſer von Sophiens Reiſen und andern Romanen.

26. Jamben.

Jambe nennt man das Thier mit einem kurzen und langen
Fuß, und ſo nennſt du mit Recht Jamben das hinkende
Werk.

„Sch.“

„Jamben von Friedr. Leopold Graf zu Stolberg“ (ſ. oben zu Xenien 15), Leipzig 1784.

27. Neueſte Schule.

Ehmals hatte man Einen Geſchmack. Nun gibt es Geſchmacke;
Aber ſagt mir, wo ſitzt dieſer Geſchmacke Geſchmack?

„G.“

28. An deutſche Bauluſtige.

Kamtſchadaliſch lehrt man euch bald die Zimmer verzieren,
Und doch iſt Manches bei euch ſchon kamtſchadaliſch genug.

„G.“

Geht wahrſcheinlich auf das oben zu Xenien 17 genannte Buch des Freiherrn von Racknitz.

29. Affiche.

Stille kneteten wir Salpeter, Kohlen und Schwefel,
Bohrten Röhren; gefall' nun auch das Feuerwerk euch.

„G.“

30. Zur Abwechslung.

Einige ſteigen als leuchtende Kugeln, und andere zünden,
Manche auch werfen wir nur ſpielend, das Aug' zu
erfreu'n.

„G.“

31. Der Zeitpunkt.

Eine große Epoche hat das Jahrhundert geboren,
Aber der große Moment findet ein kleines Geſchlecht.
„Sch.“

Dieſes Epigramm ſteht in Schiller's Werken. Taſchenausg. Bd. 1, S. 170. Derſelbe Gedanke ſteht auch an einer andern Stelle. Taſchenausg. 9, S. 109.

32. Goldenes Zeitalter.

Ob die Menſchen im Ganzen ſich beſſern? Ich glaub' es; denn einzeln
Suche man, wie man auch will, ſieht man doch gar nichts davon.
„G.“

33. Manſo von den Grazien.

Heren laſſen ſich wohl durch ſchlechte Sprüche citiren,
Aber die Grazie kommt nur auf der Grazie Ruf.
„Sch.“

Joh. Casp. Friedr. Manſo, geb. 1759 zu Gotha, geſt. als Profeſſor und Rektor am Magdalenum zu Breslau 1826, und beſonders durch ſeine (erſt ſpäter, 1819 und 1820) in drei Bänden erſchienene: Geſchichte des preußiſchen Staats ſeit dem Tode Friedrichs II. bekannt. Er hatte die Freunde durch abſprechende Kritiken beleidigt, die er in die neue Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften einrücken ließ. Ueber die Grazien hatte er geſchrieben in ſeinen „Verſuchen über einige Gegenſtände der Mythologie. Leipzig 1794.“

34. Taſſo's Jeruſalem, von Demſelben.

Ein asphaltiſcher Sumpf bezeichnet hier noch die Stätte,
Wo Jeruſalem ſtand, das uns Torquato beſang.
„Sch.“

Geht auf Manſo's im Jahr 1791 erſchienene Ueberſetzung des befreiten Jeruſalem, die aber nicht über die fünf erſten Geſänge hinaus fortgeſetzt wurde.

35. Die Kunſt zu lieben.

Auch zum Lieben bedarfſt du der Kunſt? Unglücklicher Manſo!
Daß die Natur auch nichts, gar nichts für dich noch gethan.
„Sch."

Manſo's Kunſt zu lieben. Lehrgedicht in drei Büchern. Berlin 1794.

36. Der Schulmeiſter zu Breslau.

In langweiligen Verſen und abgeſchmackten Gedanken
Lehrt ein Präceptor uns hier, wie man gefällt und verführt.
„Sch."

Auch dieſes Gaſtgeſchenk, ſo wie die folgenden bis 40. iſt Manſo'n gemünzt.

37. Amor als Schulcollege.

Was das Entſetzlichſte ſey von allen entſetzlichen Dingen?
Ein Pedant, den es juckt, locker und loſe zu ſeyn.
„Sch."

38. Der zweite Ovid.

Armer Naſo, hätteſt du doch wie Manſo geſchrieben,
Nimmer, du guter Geſell, hätteſt du Tomi geſehn.
„Sch."

39. Das Unverzeihliche.

Alles kann mißlingen, wir können's ertragen, vergeben;
Nur nicht, was ſich beſtrebt, reizend und lieblich zu ſeyn.
„G."

Daher ſagt Goethe in ſeinen **vier Jahreszeiten** (Werke Bd. 1, S. 407):

Willſt du ſchon zierlich erſcheinen, und biſt noch nicht ſicher? Vergebens!
Nur aus vollendeter Kraft blicket die Anmuth hervor.

10. Proſaiſche Reimer.

Wieland, wie reich iſt dein Geiſt! Das kann man nun erſt empfinden,
Sieht man, wie fad und wie leer dein caput mortuum iſt.
„Sch."

Manſo's „Kunſt zu lieben" (ſ. zu Xenien 35) ſollte eine Nachahmung von Wieland's Muſarion ſeyn.

11. Jean Paul Richter.

Hielteſt du deinen Reichthum nur halb ſo zu Rathe, wie jener
Seine Armuth, du wärſt unſerer Bewunderung werth.
„Sch."

Johann Paul Friedrich Richter, geb. am 21. März 1763 zu Wunſiedel, geſt. am 15. Novbr. 1825 zu Baireuth, als ſachſen-hildburgh. Legationsrath und Mitglied der Münchener Academie der Wiſſenſchaften. Ueber Schiller's Verhältniß zu Jean Paul ſ. Schiller's Leben Th. 1, Kap. 6. — Das Epigramm erinnert an die Votivtafel: **Meiſter** (Taſchenausg. Bd. 1, S. 422) — „Was er weiſe verſchweigt, zeigt mir den Meiſter des Styls".

12. An ſeinen Lobredner.

Meinſt du, er werde größer, wenn du die Schultern ihm leiheſt?
Er bleibt klein, wie zuvor, du haſt den Höcker davon.
„Sch."

Der Recenſent des „Heſperus“ in der allgemeinen Literatur-Zeitung; es ſoll Woltmann geweſen ſeyn. (Karl Ludw. v. Woltmann, geb. 1770 in Oldenburg, geſt. 1817, war damals Profeſſor der Philoſophie zu Jena, ſpäter heſſen-homb. Legationsrath und Reſident zu Berlin, 1805 in den Adelſtand erhoben.)

43. Feindlicher Einfall.

Fort in's Land der Philiſter, ihr Füchſe mit brennenden Schwanzen,
Und verderbet der Herrn reife, papierene Saat.

„Sch.“

44. Nekrolog.

Unter allen, die von uns berichten, biſt du mir der liebſte,
Wer ſich lieſet in dir, lieſt dich zum Glücke nicht mehr.

„Sch.“

Adolph Heinr. Friedr. von Schlichtegroll, geb. 1765, geſt. 1822 als Generalſecretair der Akademie der Wiſſenſchaften in München; er war damals Profeſſor in Gotha und von ſeinem Herzog ſehr hoch gehalten. Der von ihm herausgegebene Nekrolog erſchien von 1790 bis 1806 in 28 Bänden.

45. Bibliothek ſchöner Wiſſenſchaften.

Jahre lang ſchöpfen wir ſchon in das Sieb, und brüten den Stein aus;
Aber der Stein wird nicht warm, aber das Sieb wird nicht voll.

„Sch.“

Die neue Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften (von 1765 bis 1806) wurde von dem Kreisſteuereinnehmer Chriſt. Felix Weiße und dem Buchhändler M. Joh. Gottf. Dyk herausgegeben. Schiller nennt ſie in einem Brief vom 29. Decbr. 1795:

die Leipziger Geſchmacksherberge. Weiße, geb. 1726 in Annaberg, geſt. 1804, iſt durch ſeine Schauſpiele und Kinderſchriften bekannt. — Dadurch, daß Schiller dieſes Epigramm ohne ſeine beſondere Beziehung in ſeine Werke aufnahm (Taſchenausg. Bd. 1, S. [illegible]), hat er ihm, wie manchen andern, weſentlich geſchadet (vergl. Schiller's Leben, Th. 2, S. 181).

16. Dieſelbe.

Invaliden Poeten iſt dieſer Spittel geſtiftet,
Gicht und Waſſerſucht wird hier von der Schwindſucht gepflegt.
„Sch.“

17. Die neueſten Geſchmacksrichter.

Dichter, ihr armen, was müßt ihr nicht Alles hören, damit nur
Sein Exercitium ſchnell leſe gedruckt der Student!
„Sch.“

18. An Schwätzer und Schmierer.

Treibet das Handwerk nur fort, wir können's euch freilich nicht legen;
Aber ruhig, das glaubt, treibt ihr es künftig nicht mehr.
„G.“

19. Guerre ouverte.

Lange neckt ihr uns ſchon, doch immer heimlich und tückiſch,
Krieg verlangtet ihr ja, führt ihn nun offen, den Krieg.
„Sch.“

50. An gewiſſe Collegen.

Mögt ihr die ſchlechten Regenten mit ſtrengen Worten verfolgen,
Aber ſchmeichelt doch auch ſchlechten Autoren nicht mehr.
„G."

Einige beziehen das Xenion auf gewiſſe Journale, „Genius der Zeit", „Deutſchland", „Humaniora" ꝛc.; andere vornehmlich auf Herder, von dem Schiller ſchreibt (Briefwechſel mit Goethe Th. 2, S. 52): An ſeinen Confeſſionen über die deutſche Literatur verdrießt mich, noch außer der Kälte für das Gute, auch die ſonderbare Art der Toleranz gegen das Elende" ꝛc.

51. An die Herren N. O. P.

Euch bedaur' ich am meiſten, ihr wählet gerne das Gute;
Aber euch hat die Natur gänzlich das Urtheil verſagt.

Der Herausgeber der Danziger Ausgabe der Xenien (1833) fragt: „Nicolai oder Niethammer? — Ouvrier oder Obereit? — Platner oder Pörſchke? — Die Ausleger waren darüber nicht einig." — In meinem Exemplar des Muſenalmanachs iſt dieſes Xenion durch Schiller's Gemahlin nicht bezeichnet.

52. Der Commiſſarius des jüngſten Gerichtes.

Nach Calabrien reiſt er, das Arſenal zu beſehen,
Wo man die Artillerie gießt zu dem jüngſten Gericht.
„G."

Friedr. Leop. Stolberg's „Reiſe in Deutſchland" ꝛc. (ſ. zu Xenien 16). Bd. 3, Brief 83 wird Calabrien ein blühendes Weib genannt, die einen zuckenden Rieſen unter ihrem Herzen trage. „Seine Geburt wird durch die Wehen der Gebärerin laut angekündigt werden, und dieſe Wehen werden die tragende Erde erſchüttern von Pol zu Pol, bis — —!"

53. Kant und ſeine Ausleger.

Wie doch ein einziger Reicher ſo viele Bettler in Nahrung
Setzt! Wenn die Könige baun, haben die Kärrner zu thun.
„Sch.“

S. Taſchenausg. Bd. 1. S. 436.

54. J — b.

Steil wohl iſt er, der Weg zur Wahrheit, und ſchlüpfrig zu ſteigen;
Aber wir legen ihn doch nicht gern auf Eſeln zurück.
„Sch.“

Ludwig Heinrich von Jakob, geb. 1759, geſt. 1827 im Baderorte Lauchſtädt, als kaiſerl. ruſſiſcher Staatsrath und Profeſſor der Staatswiſſenſchaften zu Halle, wo er auch damals Univerſitätslehrer war. Er populariſirte die Kant'ſche Philoſophie für Schulen und für das größere Publikum.

55. Die Stockblinden.

Blinde, weiß ich wohl, fühlen, und Taube ſehen viel ſchärfer;
Aber mit welchem Organ philoſophirt denn das Volk?
„G.“

Siehe die vorhergehende Anmerkung, zu Ende.

56. Analytiker.

Iſt denn die Wahrheit ein Zwiebel, von dem man die Häute nur abſchält?
Was ihr hinein nicht gelegt, ziehet ihr nimmer heraus.
„G.“

57. Der Geiſt und der Buchſtabe.

Lange kann man mit Marken, mit Rechenpfennigen zahlen,
Endlich, es hilft nichts, ihr Herrn, muß man den Beutel doch ziehn.
„Sch."

58. Wiſſenſchaftliches Genie.

Wird der Poet nur geboren? Der Philoſoph wird's nicht minder.
Alle Wahrheit zuletzt wird nur gebildet, geſchaut.
„G."

59. Die bornirten Köpfe.

Etwas nützet ihr doch: die Vernunft vergißt des Verſtandes
Schranken ſo gern, und die ſtellet ihr redlich uns dar.
„Sch."

60. Bedientenpflicht.

Rein zuerſt ſey das Haus, in welchem die Königin einzieht;
Friſch denn, die Stuben gefegt! dafür, ihr Herrn, ſeyd ihr da!
„Sch."

61. Ungebühr.

Aber, erſcheint ſie ſelbſt, hinaus vor die Thüre, Geſinde!
Auf den Seſſel der Frau pflanze die Magd ſich nicht hin.
„Sch."

62. Wiſſenſchaft.

Einem iſt ſie die hohe, die himmliſche Göttin; dem andern
Eine tüchtige Kuh, die ihn mit Butter verſorgt.
„Sch."

Siehe Taſchenausg. Bd. 1. S. 455.

63. An Kant.

Vornehm nennſt du den Ton der neuen Propheten? Ganz richtig;
Vornehm philoſophirt heißt wie Rotüre gedacht.
„Sch.“

Dieſes Epigramm bezieht ſich auf eine 1796 erſchienene Abhandlung von Kant: „Von einem neuerdings erhobenen vornehmen Ton in der Philoſophie“ (Immanuel Kant's vermiſchte Schriften Bd. [illegible], S. [illegible] ff.). Uebrigens hat ſich auch dieſes Xenion, wie ſo manches andere, in der jüngſten Zeit von neuem bewahrheitet.

64. Der kurzweilige Philoſoph.

Eine ſpaßhafte Weisheit docirt hier ein luſtiger Doctor,
Bloß dem Namen nach Ernſt, und in dem luſtigen Saal.
„Sch.“

Ernſt Platner, geb. 1744 in Leipzig, geſt. 1818 als königl. ſächſiſcher Hofrath, war Profeſſor der Philoſophie und Medicin in Leipzig. Sein Hörſaal war überaus geſchmackvoll decorirt.

65. Verfehlter Beruf.

Schade, daß ein Talent hier auf dem Katheder verhallet,
Das auf höherm Gerüſt hätte zu glänzen verdient.
„Sch.“

Platner war Doctor der Medicin — „durch das Katheder iſt er dem Marktſchreiergerüſte entzogen worden.“

66. Das philoſophiſche Geſpräch.

Einer, das höret man wohl, ſpricht nach dem andern, doch keiner
Mit dem andern; wer nennt zwei Monologen Geſpräch?

Platner fügte Schreiter's „Ueberſetzung der Geſpräche über natürliche Religion von Hume“, Leipzig 1781, ein Geſpräch über den Atheismus bei, welches hier gemeint iſt. Das Xenion iſt von Schiller's Gattin nicht bezeichnet, es gehört aber ohne Zweifel Schillern an.

67. Das Privilegium.

Dichter und Kinder, man gibt ſich mit beiden nur ab, um zu ſpielen;
Nun ſo erboſet euch nicht, wird euch die Jugend zu laut.
„Sch.“

68. Literariſcher Zodiacus.

Jetzo, ihr Diſtichen, nehmt euch zuſammen, es thut ſich der Thierkreis
Grauend euch auf; mir nach, Kinder! wir müſſen hindurch.
„Sch.“

Ueber dieſe Reihe von Xenien (bis Nro. 90) ſagt Goethe bei Eckermann Th. 1, S. 165, Aufl. 2: „Den Thierkreis, welcher von Schiller iſt, leſe ich ſtets mit Bewunderung.“ Dieſe Aeußerung beſtätigt es zugleich, daß die Eigenthumsbezeichnung der Frau Charlotte von Schiller richtig iſt. Nur die zwei freundlichen Xenien an Voß und Schütz (Nro. 75 und 82) ſchreibt ſie unter denen des Zodiacus Goethen zu, der auch hier einen friedlichen Charakter an den Tag legt. Schiller iſt ein Krieger, früher für Menſchenrecht und Freiheit, in den Xenien für das Schöne und Wahre (ſ. Schiller's Leben Th. 3, S. 227 ff.).

69. Zeichen des Widders.

Auf den Widder ſtößt ihr zunächſt, den Führer der Schafe,
Aus dem Dykiſchen Pferch ſpringet er trotzig hervor.
„Sch.“

Man rieth auf Manſo (ſ. zu Nro. 35) oder auf Nicolai (ſ. Nro. 25); aber ſeit Erſcheinung des **Schiller-Album's** (bei **Cotta** 1837) wiſſen wir, daß der ehrwürdige Veteran der deutſchen Philologen, Friedrich Jacobs, gemeint iſt (geb. am 6. October 1764 zu Gotha, wo der Edle als Oberbibliothekar und Aufſeher des Münzkabinets, mit dem Titel eines geheimen Hofraths jetzt noch lebt.) Eben der „Namensbruder" im nächſten Xenion beſtätigt dieſe Deutung, welche Jacobs ſelbſt gibt, indem er mit Bezug auf daſſelbe ins Album ſchrieb (S. 117):

„Widder im Thierkreis bleib' ich dir gern. O wär' ich es, freudig
Bracht' ich mein Blut den Verächtern des nächtlichen Reiches zum Lösgeld,
Und du, Göttlicher, leuchteſt gerächt zu den ſehnenden Völkern."

70. Zeichen des Stiers.

Nebenan gleich empfängt euch ſein Namensbruder; mit ſtumpfen
Hörnern, weicht ihr nicht aus, ſtößt euch der Halliſche Ochs.

„Sch."

Geht auf Ludw. Heinr. v. Jakob (ſ. Anmerk. zu Xenion 55).

71. Zeichen des Fuhrmanns.

Alſobald knallet in G** des Reiches würdiger Schwager,
Zwar er nimmt euch nicht mit, aber er fährt doch vorbei.

„Sch."

Rud. Zacharias Becker, geb. 1752 zu Erfurt, geſt. 1822 als Hofrath; als Volksſchriftſteller beſonders durch ſein Noth- und Hülfsbüchlein für Bauersleute, und auch als Herausgeber der Zeitung für die Jugend, der Nationalzeitung und des Allgemeinen Reichs-Anzeigers bekannt. Schiller hatte ihn im Lengefeld'ſchen Hauſe in Rudolſtadt 1788 perſönlich kennen und ſchätzen lernen (Schiller's Leben von Karoline von Wolzogen Bd. 2, S. 283). Von ihm und dem Grafen Benzel-Sternau ging nach Schiller's Tod die Idee aus, für deſſen Hinterlaſſenen ein Gut, welches Schillersheim heißen ſollte, anzukaufen, wo ſeine Ueberreſte auf dem Grund und Boden der Familie ruhen ſollten. (Ebendaſ. Th. 2, S. 305.)

72. Zeichen der Zwillinge.

Kommt ihr den Zwillingen nah, ſo ſprecht nur: Gelobet ſey J—
C—! „In Ewigkeit!“ gibt man zum Gruß euch zurück.
„Sch.“

Die Grafen zu Stolberg (ſ. Anmerk. zu Xenion 16 und 53).

73. Zeichen des Bärs.

Nahe daran ſtrecket der Bär zu K** die bleiernen Tatzen
Gegen euch aus, doch er fängt euch nur die Fliegen vom Kleid.
„Sch.“

Als Nicolai im Jahr 1792 die Allgemeine deutſche Bibliothek geſchloſſen hatte, ſo erſchien in Kiel die Fortſetzung derſelben unter dem Titel: „Neue allgemeine deutſche Bibliothek“, und ihr Herausgeber, der aber in Hamburg wohnte, hieß Hermann. Seit dem Jahr 1800 übernahm Nicolai die Redaction dieſer Zeitſchrift von neuem.

74. Zeichen des Krebſes.

Geht mit dem Krebs in B*** aus dem Weg. Manch lyriſches Blümchen,
Schwächlich in zartem Wuchs, kneipte die Scheere zu Tod.
„Sch.“

Karl Wilhelm Ramler, geb. 25. Febr. 1725 zu Kolberg, Profeſſor der ſchönen Literatur am Kadettencorps zu **Berlin**, und von 1790 bis 1796 mit Engel Direktor des Nationaltheaters, ſtarb 1798. Er gab die Werke nicht nur von verſtorbenen, ſondern auch von noch lebenden Dichtern „mit Verbeſſerungen“ heraus, durch die er oft das Beſte derſelben austilgte.

75. Zeichen des Löwen.

Jetzo nehmt euch in Acht von dem wackern Eutiniſchen Leuen,
Daß er mit griechiſchem Zahn euch nicht verwunde den Fuß.
„G.“

Johann Heinrich Voß, geb. am 20. Febr. 1751 in Sommersdorf im Mecklenburgiſchen, geſt. am 29. März 1826 in Heidelberg, damals Rektor in Eutin.

76. Zeichen der Jungfrau.

Buckt euch, wie ſich's geziemt, vor der zierlichen Jungfrau zu **Weimar**.
Schmollt ſie auch oft — wer verzeiht Launen der Grazie nicht?
„Sch.“

Schiller ſchreibt am 31. Juli 1796 an Goethe: **Wieland** ſoll mit „der zierlichen Jungfrau in Weimar“ wegkommen, worüber er ſich nicht beklagen kann.

77. Zeichen des Raben.

Vor dem Raben nur hütet euch vor, der hinter ihr krächzet,
Das Nekrologiſche Thier ſetzt auf Kadaver ſich nur.
„Sch.“

Geht auf **Schlichtegroll** (ſ. Xenion 43).

78. Locken der Berenice.

Sehet auch, wie ihr in S*** den groben Fäuſten entſchlüpfet,
Die Berenices Haar ſtriegeln mit eiſernem Kamm.
„Sch."

Die Salzburger „Oberdeutſche Literatur-Zeitung."

79. Zeichen der Wage.

Jetzo wäre der Ort, daß ihr die Wage betratet;
Aber dies Zeichen ward längſt ſchon am Himmel vermißt.
„Sch."

Ein Xenion auf die Vorſehung. Man denke an die Reſignation, und die Freigeiſterei der Leidenſchaft (Taſchenausg. Bd. 1, S. 93, und Supplemente Bd. 1, S. 323 ff.). Schiller's Anſichten über das Mißverhältniß zwiſchen Glück und Verdienſt ſ. in Schiller's Leben Thl. 1, S. 281. Noch 1799 ſang er vom Glück:

„Dem Schlechten folgt es mit Liebesblick
Nicht dem Guten gehöret die Erde" 2c.

80. Zeichen des Scorpions.

Aber nun kommt ein böſes Inſekt aus G**b**n her,
Schmeichelnd naht es; ihr habt, flieht ihr nicht eilig, den Stich.
„Sch."

Reichardt in Giebichenſtein bei Halle. Johann Friedrich Reichardt, geb. 1752 zu Königsberg, früher Kapellmeiſter in Berlin, lebte damals auf ſeinem Gut Giebichenſtein bei Halle; er ſtarb 1814. Schon am 30. April 1789 ſchrieb Schiller über ihn: „Noch ein Fremder iſt in Weimar, aber ein unerträglicher, der Capellmeiſter Reichardt aus Berlin. Er componirt Göthe's Claudine von Villabella und wohnt auch bei ihm. Der Himmel hat mich ihm auch in den Weg geführt, und ich habe seine Bekanntschaft ausstehen müſſen. Wie ich höre, muß man ſehr gegen ihn mit Worten auf ſeiner Hut ſeyn."

81. Ophiuchus.

Drohend hält euch die Schlang' jetzt Ophiuchus entgegen;
Fürchtet ſie nicht, es iſt nur der getrocknete Balg.
„Sch."

Die Neue allgemeine deutſche Bibliothek, ſeit 1793 von Hermann in Hamburg herausgegeben ſ. Xenien 73. Dieſe neue Folge wird „der getrocknete Balg" der frühern Jahrgänge genannt.

82. Zeichen des Schützen.

Seyd ihr da glücklich vorbei, ſo naht euch dem zielenden Hofrath
Schütz nur getroſt; er ſticht und er verſteht auch den Spaß.
„G."

Chriſtian Gottfried Schütz, geb. 1747, damals Profeſſor in Jena, gründete mit Bertuch 1785 die Allgemeine Literaturzeitung, welche er 1804 von Jena nach Halle verlegte, als er dahin berufen ward.

83. Gans.

Laßt ſodann ruhig die Gans in L***z und G**a gagagen,
Die beißt Keinen, es gellt nur ihr Geſchnatter das Ohr.
„Sch."

„Der Leipziger allgemeine Anzeiger" und „die Gothaer gelehrte Zeitung."

81. Zeichen des Steinbocks.

Im Vorbeigehn stutzt mir den alten Berliniſchen Steinbock,
Das verdrießt ihn, ſo giebt's etwas zu lachen für's Volk.
„Sch.“

Chriſt. Friedrich Nicolai (ſ. Xenien [illegible]).

82. Zeichen des Pegaſus.

Aber ſeht ihr in B*** den Grad ad Parnassum, ſo bittet
Höflich ihm ab, daß ihr euch eigene Wege gewählt.
„Sch.“

Theorie und Literatur der ſchönen Wiſſenſchaften (Berlin 1783) von Joh. Joachim Eſchenburg, Profeſſor am Carolinum zu Braunſchweig, ſpäter Mitdirector dieſer Anſtalt. Er war 1743 zu Hamburg geboren und ſtarb 1820.

83. Zeichen des Waſſermannes.

Uebrigens haltet euch ja von dem Dr***r Waſſermann ferne,
Daß er nicht über euch her gieße den Elbeſtrom aus.
„Sch.“

Johann Chriſtoph Adelung, 1732 geb., ſeit 1787 kurfürſtlicher Hofrath und Oberbibliothekar in Dresden, bekannt durch ſein deutſches Wörterbuch und durch ſeine etwas weitſchweifigen Schriften über die deutſche Sprache, ſtarb 1806. Schon früher hatte Schiller den Mann wegen ſeiner Definition der Empfindelei in einer Anmerkung im Aufſatz über naive und ſentimentaliſche Dichtung (Taſchenausg. Bd. 12. S. [illegible]) verſpottet.

84. Eridanus.

An des Eridanus Ufern umgeht mir die furchtbare Waſchfrau,
Welche die Sprache des Teut ſäubert mit Lauge und Sand.
„Sch.“

Joachim Heinrich Campe, geb. 1746, gest. 1818 als Schulrath und Kanonikus zu Braunschweig. Campe's rastloses Streben, die deutsche Sprache von allen ausländischen Wörtern zu reinigen, mußte Schillern, der in seinen prosaischen Schriften nicht wenig Fremdwörter gebrauchte (ſ. Schiller's Leben Thl. 3, S. [illegible]), [illegible].

[illegible] Fiſche.

Seht ihr in Leipzig die Fiſchlein, die ſich in Sulzer's Ciſterne
Regen, ſo fangt euch nur flugs einige Gründlein heraus.
„Sch."

Chriſtian Friedrich v. Blankenburg, geb. [illegible], geſt. [illegible] in Leipzig als preußiſcher Hauptmann außer Dienſt. Er lieferte, mit Manſo, Dyck und A., „Zuſätze zu Sulzer's Theorie der ſchönen Künſte" Leipz. [illegible] — [illegible]. [illegible] Thle.

[illegible] Der fliegende Fiſch.

[illegible] der fliegende Fiſch, [illegible] ge-
duldig;
[illegible] Reptil [illegible] hinab.
„Sch."

Manſo in Breslau, in ſeinen [illegible].

[illegible] auf dem Weg.

[illegible] noch, ich hab' ſie ver-
ſchwiegen;
[illegible] erinnern [illegible] nur zu!
„Sch."

91. Die Aufgabe.

Wem die Verſe gehören? Ihr werdet es ſchwerlich errathen;
Sondert, wenn ihr nun könnt, o Chorizonten, auch hier!

„Sch.“

Anſpielung auf die Erklärer des Homer, welche deſſen Werke verſchiedenen Urhebern zutheilen. Wie Schiller und Goethe über dieſe Chorizonten dachten, ſ. in Schiller's Leben Thl. 4. S. 152 f.

92. Wohlfeile Achtung.

Selten erhaben und groß, und ſelten würdig der Liebe,
Lebt er doch immer, der Menſch, und wird geehrt und geliebt.

„Sch.“

93. Revolutionen.

Was das Lutherthum war, iſt jetzt das Franzthum in dieſen
Letzten Tagen, es drängt ruhige Bildung zurück.

„G.“

Dieſes Xenion hat Goethe etwas verändert in ſeine Werke aufgenommen (Taſchenausg. Bd. 1. S. 302).

94. Partheigeiſt.

Wo Partheien entſtehn, hält jeder ſich hüben und drüben;
Viele Jahre vergehn, eh' ſie die Mitte vereint.

„G.“

Auch dieſes Xenion ſteht in Goethe's Werken. Taſchenausg. Bd. 1. S. 307.

95. Das deutſche Reich.

Deutſchland? aber wo liegt es? Ich weiß das Land nicht zu finden;
Wo das gelehrte beginnt, hört das politiſche auf.

„Sch.“

96. Deutſcher Nationalcharakter.

„Zur Nation euch zu bilden, ihr hoffet es, Deutſche, vergebens;
Bildet, ihr könnt es, dafür freier zu Menſchen euch aus.
„G.“

97. Rhein.

„Treu, wie dem Schweizer gebührt, bewach' ich Germaniens Gränze,
Aber der Gallier hüpft über den duldenden Strom.
„Sch.“

Die Xenien von 97 bis 11[illegible] hat Schiller unter dem allgemeinen Titel: Flüſſe, in ſeine Werke aufgenommen. ſ. Taſchenausg. Bd. 1. S. [illegible] f.

98. Rhein und Moſel.

„Schon ſo lang umarm' ich die lothringiſche Jungfrau;
Aber noch hat kein Sohn unſre Umarmung erfreut!
„Sch.“

Jetzige Lesart: kein Sohn unſere Verbindung beglückt. Die Gegenden Deutſchlands, welche der Rhein nach ſeiner Vereinigung mit der Moſel durchſtrömt, ſagt der Dichter, ſeyen für die Literatur unfruchtbar.

99. Donau in B**

„Bacchus, der luſtige, führt mich, und Komus, der fette, durch reiche
Triften, aber verſchämt bleibet die Charis zurück.
„Sch.“

Baiern. Dieses Epigramm muß wohl dem Dichter 1802 so [illegible] vorgekommen seyn, daß er es nicht mit den übrigen in seine [illegible] aufnahm. Vielleicht that er dies aber auch [illegible], weil Baiern schon im 111. Xenion bedacht ist.

100. Donau in O**

Mich umwohnt mit glänzendem Aug' das Volk der Fajaken,
Immer ist's Sonntag, es dreht immer am Heerd sich der Spieß.
„Sch.“

Oesterreich. Die Phäaken sind Fajaken, eine Lesart nicht [illegible]

101. Mayn.

Meine Burgen zerfallen zwar, doch getröstet erblick' ich
Seit Jahrhunderten noch immer das alte Geschlecht.
„Sch.“

102. Saale.

Kurz ist mein Lauf und begrüßt der Fürsten, der Völker so viele;
Aber die Fürsten sind gut, aber die Völker sind frei.
„Sch.“

103. Ilm.

Meine Ufer sind arm, doch höret die leisere Welle,
Führt der Strom sie vorbei, manches unsterbliche Lied.
„Sch.“

[illegible]

104. Pleiße.

Flach iſt mein Ufer und ſeicht mein Bächlein, es ſchöpften zu durſtig
Meine Poeten mich, meine Proſaiker aus.
„Sch."

Die Pleiße, welche an Leipzig vorbeifließt.

105. Elbe.

All' ihr andern, ihr ſprecht nur ein Kauderwelſch. Unter den Flüſſen
Deutſchlands rede nur ich, und auch in Meißen nur, Deutſch.
„Sch."

Bekanntlich [illegible] in Meißen [illegible] wollte die ächt deutſche Mundart nur in Meißen finden.

106. Spree.

Sprache gab mir einſt Ramler, und Stoff mein Cäſar; da nahm ich
Meinen Mund etwas voll, aber ich ſchweige ſeitdem.
„Sch."

Ramler in Berlin beſang in ſeinen Oden Friedrich den Großen (Cäſar).

107. Weſer.

Leider von mir iſt gar nichts zu ſagen; auch zu dem kleinſten
Epigrammchen, bedenkt! geb' ich der Muſe nicht Stoff.
„Sch."

108. Geſundbrunnen zu ***

Seltſames Land! Hier haben die Flüſſe Geſchmack und die Quellen:
Bei den Bewohnern allein hab' ich noch keinen verſpürt.
„Sch."

Karlsbad in Böhmen.

109. Pegnitz.

Ganz hypochondriſch bin ich vor langer Weile geworden,
Und ich fließe nur fort, weil es ſo hergebracht iſt.
„Sch.“

Die Pegnitz bei Nürnberg.

110. Die **chen Flüſſe.

Unſer einer hat's halter gut in **cher Herren
Ländern; ihr Joch iſt ſanft, und ihre Laſten ſind leicht.
„Sch.“

Die Flüſſe in den Ländern geiſtlicher Herren.

111. Salzach.

Aus Juvaviens Bergen ſtröm' ich, das Erzſtift zu ſalzen,
Lenke dann Baiern zu, wo es an Salze gebricht.
„Sch.“

Die Salzach ſtrömt an Salzburg (Juvavia) vorbei, welches damals die Hauptſtadt des gleichnamigen Erzbisthums war.

112. Der anonyme Fluß.

Faſtenſpeiſen dem Tiſch des frommen Biſchofs zu liefern,
Goß der Schöpfer mich aus durch das verhungerte Land.
„Sch.“

Wahrſcheinlich die Fulda, der Hauptfluß des damaligen Bisthums Fulda.

113. Les fleuves indiscrets.

Nun kein Wort mehr, ihr Flüſſe. Man ſieht's, ihr wißt euch ſo wenig
Zu beſcheiden, als einſt Diderot's Schätzchen gethan.
„Sch.“

Anſpielung auf Diderot's ſinnreichen, aber laſciven Roman: les bijoux indiscrets.

114. An den Leſer.

Lies uns nach Laune, nach Luſt, in trüben, in fröhlichen Stunden,
Wie uns der gute Geiſt, wie uns der böſe gezeugt.
„Sch.“

115. Gewiſſen Leſern.

Viele Bücher genießt ihr, die ungeſalznen; verzeihet,
Daß dies Büchelchen uns überzuſalzen beliebt.
„G.“

116. Dialogen aus dem Griechiſchen.

Zur Erbauung andächtiger Seelen hat F*** St***,
Graf und Poet und Chriſt, dieſe Geſpräche verdeutſcht.
„Sch.“

Friedrich Leopold's, Grafen zu Stolberg, Vorrede zu ſeiner „Ueberſetzung auserleſener Geſpräche des Platon“ Königsb. 1796 und 1797 3 Thl. Schiller ſchreibt am 29. Nov. 1795 an Goethe: „Die Stollberg'ſche Vorrede iſt wieder etwas Horribles. So eine vornehme Seichtigkeit, eine anmaßliche Impotenz, und die geſuchte — offenherzig nur geſuchte Frömmelei! — Auch in einer Vorrede zum Plato Chriſtum zu loben!“

117. Der Erſatz.

Als du die griechiſchen Götter geſchmäht, da warf dich Apollo
Von dem Parnaſſe; dafür gehſt du ins Himmelreich ein.
„Sch.“

[illegible] beziehen sich auf Friedrich Leopold Stolberg's: Gedanken über Hrn. Schiller's Gedicht: [illegible] Griechenlands, in dem Deutschen Museum [illegible], Aug. S. 98 ff., welcher Aufsatz Schillern damals [illegible] kränkte (s. Schiller's Leben von Frau von Wolzogen [illegible] S. 281 f.). — Am 31. Juli 1796 schreibt Schiller an Goethe: „Stolberg kann nicht geschont werden, und das [illegible] wohl selbst nicht — — Außerdem kommen diese [illegible] auf die Stolberg'sche Secte in einer solchen Verbindung vor, daß jeder mich als den Urheber sogleich erkennen muß. Ich bin mit Stolberg in einer gerechten Fehde und habe keine Schonung nöthig."

118. Der moderne Halbgott.

Christlicher Herkules! du erstickteſt ſo gerne die Rieſen.
Aber die heidniſche Brut ſteht, Herculiscus! noch feſt.

„Sch."

119. Charis.

Iſt das die Frau des Künſtlers Vulkan? Sie ſpricht von dem Handwerk,
Wie es des Roturiers ad'liger Hälfte geziemt.

„Sch."

Ramdohr's Charis oder über das Schöne und die Schönheit in den nachbildenden Künſten 2 Thl. Leipzig 1793. (Friedr. Wilh. Baſil. von Ramdohr geb. 1752, geſt. 1822 als preußiſcher Geſandter in Neapel, war damals Oberappellationsrath in hannöveriſchen Dienſten). Die Urtheile Goethe's und Schiller's über dieſe Schrift ſ. im Briefwechſel Thl. 1, S. 31 f. und S. 34 ff. In Homer's Ilias B. 18, V. 382 iſt als Vulkan's Gattin Charis genannt, deren Stelle in der Odyſſee die Aphrodite einnimmt.

120. Nachbildung der Natur.

Was nur Einer vermag, das ſollte nur Einer uns ſchildern:
Voß nur den Pfarrer, und nur Iffland den Förſter allein.

„Sch.“

121. Nachäffer.

Aber da meinen die Pfuſcher, ein jeder Schwarzrock und Grünrock
Sey auch, an und für ſich, unſrer Beſchauung ſchon werth.

„Sch.“

122. Klingklang.

In der Dichtkunſt hat er mit Worten herzlos geklingelt,
In der Philoſophie treibt er es pfäffiſch ſo fort.

Karl Heinr. Heydenreich, geb. 1764, geſt. 1801, nachdem er wegen ſeines unordentlichen Lebens ſeine Profeſſur in Leipzig 1798 hatte niederlegen müſſen; bekannt als Dichter und Popularphiloſoph.

123. An gewiſſe Umſchöpfer.

Nichts ſoll werden das Etwas, daß Nichts ſich zu Etwas geſtalte;
Laß das Etwas nur ſeyn! nie wird zu Etwas das Nichts.

Man bezieht das Diſtichon „auf die damals ſo zahlreichen Bearbeiter der Kant'ſchen Philoſophie“; vielleicht iſt Fichte gemeint. Man könnte es auch als ein prophetiſches Xenion auf unſere neueſte Philoſophie gelten laſſen. — Dieſes und das vorhergehende Stück hat Charlotte von Schiller nicht bezeichnet; aber ſie gehören ſicher Schillern an.

124. Aufmunterung.

Deutſchland fragt nach Gedichten nicht viel; ihr kleinen Geſellen,
Lärmt, bis jeglicher ſich wundernd ans Fenſter begibt.

Auch von dieſen Uebergangszeilen hat es die Gemahlin Schiller's unbeſtimmt gelaſſen, wer ſie gedichtet habe. Die Form: „wundernd“ iſt Schilleriſch.

125. Das Brüderpaar.

Als Centauren gingen ſie einſt durch poetiſche Wälder,
Aber das wilde Geſchlecht hat ſich geſchwinde bekehrt.
„Sch.“

Die Brüder Stolberg. „Dies Xenion ſpielt auf eine Vignette zu ihren Gedichten an, wo ſie ſich als Centauren darſtellen ließen.“

126. K**

Höre den Tadler! Du kannſt, was er noch vermißt, dir erwerben,
Jenes, was nie ſich erwirbt, freue dich, gab dir Natur.
„Sch.“

Kant — von dem Schiller urtheilte, daß er eben ſo ſehr durch die bewundernswürdigen Anlagen ſeines Geiſtes, als durch die liebenswürdigen Talente ſeines Herzens „ſeinen hohen philoſophiſchen Beruf beurkunde, welcher ſchlechterdings beide Eigenſchaften verbunden fordere“ (ſ. Taſchenausg. Bd. 12, S. 168).

127. An einen Moraliſten.

Richtet den herrſchenden Stab auf Leben und Handeln, und laſſet
Amorn, dem lieblichen Gott, doch mit der Muſe das Spiel!
„G.“

128. Der Leviathan und die Epigramme.

Fürchterlich biſt du im Kampf, nur brauchſt du etwas viel Waſſer;
Aber verſuch' es ein Mal, Fiſch! in den Lüften mit uns.
„Sch.“

Nach einigen Nicolai, nach Andern Jens Baggeſen (geb. 1764, geſt. 1826 zu Hamburg nach einem unruhevollen Leben theils auf Reiſen, theils in Paris oder Koppenhagen). Von dieſem ſchreibt Schiller am 28. Juli 1796, es ſpucke von ihm ein ſatyriſches Sinngedicht auf Goethe's venetianiſche Epigramme, welche im Muſenalmanach für das Jahr 1796 ſtehen. Goethe erwiederte hierauf, das Epigramm ſolle Baggeſen ſchlecht bekommen.

129. Louiſe von Voß.

Wahrlich, es füllt mit Wonne das Herz, dem Geſange zu horchen,
Ahmt ein Sänger, wie der, Töne des Alterthums nach.
„Sch.“

130. Jupiter's Kette.

Hängen auch alle Schmierer und Reimer ſich an dich, ſie ziehen
Dich nicht hinunter, doch du ziehſt ſie auch ſchwerlich hinauf.
„Sch.“

Boas bezieht das Xenion auf den von Joh. Hein. Voß herausgegebenen Hamburgiſchen Muſenalmanach. Iſt die Erklärung richtig, dann wäre es eine ferne Ankündigung des ſpätern Urtheils am 22. October 1796: „Voſſens Almanach zeigt wirklich einen völligen Bankrott ſeiner poetiſchen Natur. Er und ſeine Compagnons erſcheinen auf einer völlig gleichen Stufe der Platitude, und in Ermangelung der Poeſie waltet bei allen die Furcht Gottes.“

141. Aus einer der neueſten Epiſteln.

Klopſtock, der iſt mein Mann, der in neue Phraſen geſtoßen,
Was er im hölliſchen Pfuhl Hohes und Großes vernahm.

„Sch.“

Man denkt an Chriſtian Friedr. Dan. Schubart (geb. 1739, geſt. 1791 als Theaterdirector zu Stuttgart), der von der Meſſiade ſingt:

[illegible]
[illegible]
[illegible] vom [illegible] vom Gericht:
[illegible]

142. Beckers Taſchenbuch.

Eine Collection von Gedichten? Eine Collecte
Nenn' es, der Armuth zu lieb, und bei der Armuth gemacht.

„Sch.“

Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen von Wilh. Gottl. Becker (geb. 1753, geſt. 1813 als königl. ſächſiſcher Hofrath). Später trat Schiller mit ihm in Verbindung, und lieferte ihm Gedichte in ſein Taſchenbuch.

143. Ein deutſches Meiſterſtück.

Alles an dieſem Gedicht iſt vollkommen, Sprache, Gedanke,
Rhythmus, das Einzige nur fehlt noch, es iſt kein Gedicht!

„Sch.“

Zamori, oder Philoſophie der Liebe, Berlin 1793, von Franz Alex. von Kleiſt (geb. 1769, geſt. 1797 als königl. preuſſiſcher Legationsrath).

134. Unschuldige Schwachheit.

„Unſre Gedichte nur trifft dein Spott?“ O ſchätzet euch glücklich,
Daß das Schlimmſte an euch eure Erdichtungen ſind.
„G.“

135. Das Neueſte aus Rom.

Raum und Zeit hat man wirklich gemalt; es ſteht zu erwarten,
Daß man mit ähnlichem Glück nächſtens die Tugend uns tanzt.
„Sch.“

Der däniſche Maler, Profeſſor Asmus Jacob Carſtens, der ſich in Rom ausbildete und dort 1798 ſtarb, malte, Kant'ſchen Ideen folgend, in allegoriſchen Bildern Raum und Zeit. Heinr. Meyer hatte von Italien aus zuerſt hierüber geſchrieben, nachher gab Fernow von dieſen Kant'ſchen Gemälden auch eine Nachricht im deutſchen Merkur. S. Briefwechſel Thl. [illegible] S. 16, S. [illegible] und S. [illegible].

136. Deutſches Luſtſpiel.

Thoren hätten wir wohl, wir hätten Fratzen die Menge,
Leider helfen ſie nur ſelbſt zur Comödie nichts.
„Sch.“

S. [illegible] Nr. 1. S. [illegible].

137. Das Mährchen.

Mehr als zwanzig Perſonen ſind in dem Mährchen geſchäftig,
Nun, und was machen ſie denn alle? — Das Mährchen, mein Freund.
„Sch.“

Goethe's „Mährchen zur Fortſetzung der Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten" im 10. Stück der Horen von 1795, ſ. Goethe's Werke in zwei Bänden, Bd. 2. S. 477 ff.

138. Frivole Neugier.

Das verlohnte ſich auch, den delphiſchen Gott zu bemühen,
Daß er dir ſage, mein Freund, wer der Armenier war.
„Sch."

Schiller's Geiſterſeher, welcher unvollendet geblieben iſt, ſ. Schiller's Leben Thl. 2. S. 22, wo die innern Gründe angegeben ſind, warum er dieſen Roman nicht zu Ende führte.

139. Beiſpielſammlung.

Nicht bloß Beiſpielſammlung, nein, ſelber ein warnendes Beiſpiel,
Wie man nimmermehr ſoll ſammeln für guten Geſchmack.
„Sch."

Geht auf Eſchenburg's „Beiſpielſammlung" zu deſſen „Theorie und Literatur der ſchönen Wiſſenſchaften." Berlin und Stettin 1788 — 1795, 8 Thle. (ſ. oben Xenion 85).

140. Mit Erlaubniß.

Nimm's nicht übel, daß nun auch deiner gedacht wird! Verlangſt du
Das Vergnügen umſonſt, daß man den Nachbar vexirt?
„Sch."

Campe, der, wie Eſchenburg, in Braunſchweig lebte (ſ. oben Xen. [illegible]).

141. Der Sprachforſcher.

Anatomiren magſt du die Sprache, doch nur ihr Cadaver,
Geiſt und Leben entſchlüpft flüchtig dem groben Scalpell.
„Sch."

In die „Beiträge zur weiteren Ausbildung der deutschen Sprache, von einer Geſellſchaft von Sprachfreunden. Braunſchweig 1795 ff.“ rückte Campe eine Abhandlung: Zergliederung deutſcher Muſterſtücke, ein, wo auch Goethe's Iphigenie beſprochen wird. Doch kann das Xenion auch allgemein auf Campe's Manier gehen, die Sprache zu behandeln.

142. Geſchichte eines dicken Mannes.

(Man ſehe die Recenſion davon in der N. deutſchen Bibliothek.)

Dieſes Werk iſt durchaus nicht in Geſellſchaft zu leſen,
Da es, wie Recenſent rühmet, die Blähungen treibt.
„Sch.“

Geſchichte eines dicken Mannes, worin drei Heirathen und drei Körbe, nebſt viel Liebe, von Nicolai. Berlin und Stettin 1794. 2 Thle.

143. Anekdoten von Friedrich II.

Von dem unſterblichen Friedrich, dem Einzigen, handelt in dieſen
Blättern der zehenmalzehntauſendſte ſterbliche Fritz.
„Sch.“

Anekdoten von König Friedrich II., von Friedr. Nicolai. Berlin und Stettin 1788—1792. 6 Hefte.

144. Literaturbriefe.

Auch Nicolai ſchrieb an dem trefflichen Werk? Ich will's glauben.
Mancher Gemeinplatz auch ſteht in dem trefflichen Werk.
„Sch.“

Briefe, die neueſte Literatur betreffend. 1759—1766. 24 Thle. herausgegeben von Nicolai; Mitarbeiter waren Leſſing, Moſ. Mendelsſohn, Abbt, Reſewitz, Grillo, Sulzer u. A.

145. Gewiſſe Melodien.

Dies iſt Muſik fürs Denken! So lang man ſie hört, bleibt man eiskalt.
Vier, fünf Stunden darauf macht ſie erſt rechten Effect.
„G.“

Reichard in Giebichenſtein bei Halle (ſ. oben Xenien 80). Schiller ſchreibt am 5. Febr. 1796: „Reichard iſt gut recommandirt, aber er muß es noch mehr werden. Man muß ihn auch als Muſiker angreifen, weil es doch auch da nicht ſo ganz richtig iſt, und es iſt billig, daß er auch bis in ſeine letzte Feſtung verfolgt wird, da er uns auf unſerm legitimen Boden den Krieg macht.“ Auch die zwei nachfolgenden Xenien gehen auf ihn.

146. Ueberſchriften dazu.

Froſtig und herzlos iſt der Geſang, doch Sänger und Spieler
Werden oben am Rand höflich zu fühlen erſucht.
„G.“

147. Der böſe Geſelle.

Dichter, bitte die Muſen, vor ihm dein Lied zu bewahren,
Auch dein leichteſtes zieht nieder der ſchwere Geſang.
„G.“

148. Karl von Karlsberg.

Was der berühmte Verfaſſer des menſchlichen Elends verdiene?
Sich in der Charité gratis verköſtigt zu ſehn.
„Sch.“

Karl von Karlsberg oder über das menſchliche Elend, Leipzig 1783–1788, 6 Bde., von Chriſt. Gotthilf Salzmann (geb. 1744, geſt. 1811 als Vorſteher des Erziehungsinſtituts in Schnepfenthal).

149. Schriften für Damen und Kinder.

„Bibliothek für das andre Geſchlecht, nebſt Fabeln für Kinder.“
Alſo für Kinder nicht, nicht für das andre Geſchlecht.
„Sch.“

Dieſes Diſtichon, wie das folgende, geht auf die Allgemeine Damenbibliothek von Karl Leonh. Reinhold (geb. 1758, geſt. 1823 als Profeſſor in Kiel); auf die „Kleine Frauenzimmerbibliothek“ von Karl Müchler (geb. 1763, Kriegsrath in Berlin), und auf die Kinderſchriften von Campe u. Andern.

150. Dieſelbe.

Immer für Weiber und Kinder! Ich dachte, man ſchriebe für Männer,
Und überließe dem Mann Sorge für Frau und für Kind!
„Sch.“

151. Geſellſchaft von Sprachfreunden.

O, wie ſchätz' ich euch hoch! Ihr bürſtet ſorglich die Kleider
Unſrer Autoren, und wem fliegt nicht ein Federchen an?
„Sch.“

Es iſt das zu Xenion 141 erwähnte Journal gemeint.

152. Der Puriſt.

Sinnreich biſt du, die Sprache von fremden Wörtern zu ſäubern;
Nun, ſo ſage doch, Freund, wie man Pedant uns verdeutſcht.
„G.“

Campe (ſ. oben Xenion 87).

153. Vernünftige Betrachtung.

Warum plagen wir einer den andern? Das Leben zerrinnet,
Und es verſammelt uns nur einmal, wie heute, die Zeit.
„G.“

154. An **

Gerne plagt ich auch dich, doch es will mir mit dir nicht gelingen;
Du biſt zum Ernſt mir zu leicht, biſt für den Scherz mir zu plump.

Nach einigen Karl Aug. Böttiger (geb. 1762, geſt. am 17. Nov. 1835 als königl. ſächſiſcher Hofrath und Aufſeher der Antikenmuſeen), damals Oberconſiſtorialrath und Gymnaſialdirector in Weimar. Nach Andern Ernſt Theod. Joh. Brückner (geb. 1746, geſt. 1805 als Hauptpaſtor zu Neubrandenburg), welcher Gedichte und Predigten herausgab.

155. An ***

Nein! Du erbitteſt mich nicht. Du hörteſt dich gerne verſpottet,
Hörteſt du dich nur genannt, darum verſchon' ich dich, Freund.

Wahrſcheinlich Aug. Friedr. Ferdin. v. Kotzebue geb. 1761, geſt. 1819 in Mannheim als ruſſiſcher Staatsrath. Dieſes und das vorhergehende Xenion, ſo wie gleich nachher No. 157, 158, 159 und 160 ſind von Frau Charlotte von Schiller nicht bezeichnet.

156. Garve.

Hör' ich über Geduld dich, edler Leidender, reden,
O, wie wird mir das Volk frömmelnder Schwatzer verhaßt.
„Sch.“

Christian Garve, geb. 1742, ſtarb, nachdem er 1772 ſeine philoſophiſche Profeſſur in Leipzig niedergelegt hatte, in Breslau an einem krebsartigen Schaden am Auge nach acht ſchmerzvollen Jahren 1798. Garve gehörte in Schiller's Jugend zu deſſen Lieblingsſchriftſtellern, und wurde noch in ſeinem Mannesalter von ihm geleſen (ſ. Taſchenausg. Bd. 12. S. 155).

157. Auf gewiſſe Anfragen.

Ob dich der Genius ruft? Ob du dem rufenden folgeſt?
Ja, wenn du mich fragſt — nein! Folge dem rufenden nicht.

158. Stoßgebet.

Vor dem Ariſtokraten in Lumpen bewahrt mich, ihr Götter,
Und vor dem Sansculott auch mit Epauletten und Stern.

Stoßgebet iſt nach der Analogie des Goethe'ſchen Stoßſeufzer (ſ. Goethe's Werke, Taſchenausg. Bd. 1. S. 273) gebildet.

159. Diſtinctionszeichen.

„Unbedeutend ſind doch auch manche von euren Gedichtchen!"
Freilich, in jeglicher Schrift braucht man auch Comma und Punkt.

160. Die Adreſſen.

Alles iſt nicht für alle, das wiſſen wir ſelber; doch nichts iſt
Ohne Beſtimmung, es nimmt jeder ſich ſelbſt ſein Paket.

161. Schöpfung durch Feuer.

Arme baſaltiſche Säulen! Ihr ſolltet dem Feuer gehören,
Und doch ſah euch kein Menſch je aus dem Feuer entſtehn.
„G."

Die Vulkaniſten halten den Baſalt für ein Erzeugniß vulkaniſcher Art, die Neptuniſten leiten ſeinen Urſprung aus dem Waſſer her. Hiervon handeln auch die beiden nächſtfolgenden Xenien.

162. Mineralogiſcher Patriotismus.

Jederman ſchürfte bei ſich auch nach Baſalten und Lava,
Denn es klingt nicht ſchlecht: hier iſt vulkaniſch Gebirg!
„G.“

163. Kurze Freude.

Endlich zog man ſie wieder ins alte Waſſer herunter,
Und es löſcht ſich nun bald dieſer entzündete Streit.
„G.“

164. Triumph der Schule.

Welch' erhabner Gedanke! Uns lehrt der unſterbliche Meiſter,
Künſtlich zu theilen den Strahl, den wir nur einfach gekannt.
„G.“

Von Xenien 164 bis 176 ſpricht Goethe ſeiner neuen Farbenlehre gegen die Newton'ſche Theorie das Wort.

165. Die Möglichkeit.

Liegt der Irrthum nur erſt, wie ein Grundſtein, unten im Boden,
Immer baut man darauf, nimmermehr kömmt er an Tag.
„G.“

166. Wiederholung.

Hundertmal werd' ich's euch ſagen, und tauſendmal: Irrthum iſt Irrthum!
Ob ihn der größte Mann, ob ihn der kleinſte beging.
„G.“

167. Wer glaubt's?

Newton hat ſich geirrt? Ja doppelt und dreifach! — Und wie denn? —
Lange ſteht es gedruckt, aber es lieſt es kein Menſch.
„G."

168. Der Welt Lauf.

Drucken fördert euch nicht, es unterdrückt euch die Schule;
Aber nicht immer, und dann geben ſie ſchweigend ſich d'rein.
„G."

169. Hoffnung.

Allen habt ihr die Ehre genommen, die gegen euch zeugten;
Aber dem Märtyrer kehrt ſpäte ſie doppelt zurück.
„G."

170. Exempel.

Schon Ein Irrlicht ſah ich verſchwinden, dich Phlogiſton! Balde,
O Newtoniſch Geſpenſt! folgſt du dem Brüderchen nach.
„G."

Der Stahl'ſchen Hypotheſe, daß in den Körpern ein eigener Brennſtoff, Phlogiſton, vorhanden ſey, machten die Entdeckungen des Lavoiſier ein Ende.

171. Der letzte Märtyrer.

Auch mich bratet ihr noch als Huß vielleicht; aber wahrhaftig!
Lange bleibet der Schwan, der es vollendet, nicht aus.
„G."

172. Menſchlichkeiten.

Leidlich hat Newton geſehen, und falſch geſchloſſen; am Ende
Blieb er, ein Britte, verſtockt, ſchloß er, bewies er ſo fort.
„G."

173. Und abermals Menſchlichkeiten.

Seine Schüler hörten nun auf, zu ſehn und zu ſchließen,
Referirten getroſt, was er auch ſah und bewies.
„G.“

174. Der Widerſtand.

Ariſtokratiſch geſinnt iſt mancher Gelehrte; denn gleich iſt's,
Ob man auf Helm und Schild oder auf Meinungen ruht.
„G.“

175. Neueſte Farbentheorie von Wunſch.

Gelbroth und grün macht das Gelbe, grün und violblau das Blaue!
So wird aus Gurkenſalat wirklich der Eſſig erzeugt.
„G.“

Chriſt. Ernſt Wünſch (geb. 1744, geſt. 1828 als Profeſſor zu Frankfurt an der Oder) nimmt in ſeinen „Verſuchen und Beobachtungen über die Farben des Lichts“ nicht, wie Newton, ſieben, ſondern nur drei einfache Farben an.

176. Das Mittel.

Warum ſagſt du uns das in Verſen? Die Verſe ſind wirkſam;
Spricht man in Proſa zu euch, ſtopft ihr die Ohren euch zu.
„G.“

177. Moraliſche Zwecke der Poeſie.

„Beſſern, beſſern ſoll uns der Dichter!“ So darf denn auf eurem
Rücken des Büttels Stock nicht einen Augenblick ruhn?
„G.“

178. Sectionswuth.

Lebend noch exenteriren ſie euch, und ſeyd ihr geſtorben,
Paſſet im Nekrolog noch ein Proſektor euch auf.
„Sch.“

Unter Andern iſt Dan. Jeniſch (geb. 1762, geſt. 1804 als Prediger der Nicolai-Kirche in Berlin) gemeint, von dem Schiller am 25. Novbr. 1795 ſagt: der närriſche Menſch, welcher ſich in alles miſchen müſſe, habe einen Aufſatz über ihn und ſeinen ſchriftſtelleriſchen Charakter geſchrieben.

179. Kritiſche Studien.

Schneidet, ſchneidet, ihr Herrn! durch Schneiden lernet der Schüler;
Aber wehe dem Froſch, der euch den Schenkel muß leihn!
„G.“

„Zergliederung deutſcher Muſterſtücke“ in den oben (Nro. 144) angeführten „Beiträgen“ ꝛc. von Campe; oder auch „Sprachbemerkungen über des Herrn Goethe Luſtſpiel, der Großcophta, von Joh. Chriſtian Chriſtoph Rüdiger in deſſen „Neueſtem Zuwachs der deutſchen ꝛc. Sprachkunde.“

180. Der aſtronomiſche Himmel.

So erhaben, ſo groß iſt, ſo weit entlegen der Himmel!
Aber der Kleinigkeitsgeiſt fand auch bis dahin den Weg.
„Sch.“

Wahrſcheinlich die „Kosmologiſchen Unterhaltungen für die Jugend“ von Wünſch (ſ. zu Xenion 175), Leipzig 1791 f. 3 Thle. 2. Aufl. Das Xenion ſteht in Schiller's Werken, Taſchenausg. Bd. 1. S. 318, und geht vielleicht auf die Aſtronomen im Allgemeinen, an welchen Schiller manches auszuſetzen hatte (ſ. Schiller's Leben Th. 3, S. 193).

181. Naturforſcher und Tranſſcendental-Philoſophen.

Feindſchaft ſey zwiſchen euch, noch kommt das Bündniß zu frühe,
Wenn ihr im Suchen euch trennt, wird erſt die Wahrheit erkannt.
„Sch."

Ideen zu einer Philoſophie der Natur (Tübingen 1797) von Friedr. Wilh. Joſ. Schelling." (geb. 1775), der damals Privatdocent in Jena war. Das nächſte Xenien bezieht ſich eben hierauf.

182. An die voreiligen Verbindungsſtifter.

Jeder wandle für ſich, und wiſſe nichts von dem andern;
Wandeln nur beide gerad, finden ſich beide gewiß.
„Sch."

183. Der treue Spiegel.

Reiner Bach, du entſtellſt nicht den Kieſel, du bringſt ihn dem Auge
Näher; ſo ſeh' ich die Welt, ***, wenn du ſie beſchreibſt.
„G."

Nach Boas „der goldne Spiegel von C. M. Wieland (1772)." Auf Goethe's Wilhelm Meiſter kann das Diſtichon nicht gehen, weil es Goethen zum Verfaſſer hat.

184. Nicolai.

Nicolai reiſet noch immer, noch lang wird er reiſen;
Aber ins Land der Vernunft findet er nimmer den Weg.
„Sch."

Nicolai's „Beſchreibung einer Reiſe durch Deutſchland und die Schweiz im Jahre 1781. Nebſt Bemerkungen über Gelehrſamkeit, Induſtrie, Religion und Sitten. Berlin und Stettin 1783—96, 12 Bde.“ Auch die folgenden Xenien bis 200 haben Nicolai zum Gegenſtand, „dieſen ihren geſchwornen Feind“, wie ihn Schiller nennt.

185. Der Wichtige.

Seine Meinung ſagt er von ſeinem Jahrhundert, er ſagt ſie,
  Nochmals ſagt er ſie laut, hat ſie geſagt, und geht ab.
„Sch.“

Nicolai hatte in ſeinen Reiſen „von den vielen philoſophiſchen Querköpfen geſprochen, welche mit einer Menge tiefſinnigſcheinenden Schriften voll transcendentaler Hirngeſpinſte die deutſche Literatur verheeren.“

186. Der Plan des Werks.

Meine Reiſ' iſt ein Faden, an dem ich drei Luſtra die Deutſchen
  Nützlich führe, ſo wie formlos die Form mir's gebeut.
„Sch.“

187. Formalphiloſophie.

Allen Formen macht er den Krieg, er weiß wohl, zeitlebens
  Hat er mit Müh' und Noth Stoff nur zuſammen geſchleppt.
„Sch.“

188. Der Todfeind.

Willſt du Alles vertilgen, was deiner Natur nicht gemäß iſt,
  Nicolai! zuerſt ſchwöre dem Schönen den Tod!
„Sch.“

189. Philoſophiſche Querköpfe.

Querkopf! ſchreiet ergrimmt in unſere Wälder Herr Nickel;
Leerkopf! ſchallt es darauf luſtig zum Walde heraus.

„Sch."

190. Empiriſcher Querkopf.

Armer, empiriſcher Teufel! Du kennſt nicht einmal das Dumme
In dir ſelber, es iſt ach! a priori ſo dumm.

„Sch."

191. Der Quellenforſcher.

Nicolai entdeckt die Quellen der Donau! Welch' Wunder!
Sieht er gewöhnlich doch ſich nach der Quelle nicht um.

„Sch."

192. Derſelbe.

Nichts kann er leiden, was groß iſt und mächtig; d'rum, herrliche Donau,
Spürt dir der Häſcher ſo lang nach, bis er ſeicht dich ertappt.

„Sch."

193. N. Reiſen XI. B. S. 177.

A propos. Tübingen! Dort ſind Mädchen, die tragen die Zöpfe
Lang geflochten, auch dort gibt man die Horen heraus.

„Sch."

194. Der Glückliche.

Sehen möcht' ich dich, Nickel! wenn du ein Späßchen erhaſcheſt,
Und, von dem Fund entzückt, drauf dich im Spiegel beſiehſt.
„Sch.“

195. Verkehrte Wirkung.

Rührt ſonſt Einen der Schlag, ſo ſtockt die Zunge gewöhnlich;
Dieſer, ſo lange gelähmt, ſchwatzt nur geläufiger fort.
„Sch.“

196. Pfahl im Fleiſch.

Nenne Leſſing nur nicht, der gute hat vieles gelitten,
Und in des Märtyrers Kranz warſt du ein ſchrecklicher Dorn.
„Sch.“

Nicolai war Verleger der Leſſing'ſchen Schriften.

197. Die Horen an Nicolai.

Unſere Reiſen ſtörteſt du gern, doch werden wir wandeln,
Und du tappe denn auch, plumper Geſelle! ſo fort.

198. Fichte und Er.

Freilich tauchet der Mann kühn in die Tiefe des Meeres,
Wenn du, auf leichtem Kahn, ſchwankeſt und Häringe fängſt.
„Sch.“

199. Briefe über äſthetiſche Bildung.

Dunkel ſind ſie zuweilen, vielleicht mit Unrecht, o Nickel!
Aber die Deutlichkeit iſt wahrlich nicht Tugend an dir.
„Sch.“

Nicolai hatte Schiller's „Briefe über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen“ in den Horen von 1795, als Aufſätze dargeſtellt, welche voll ſcholaſtiſcher Spitzfindigkeiten, und in eine dunkle Schreibart verhüllt ſeyen.

200. Modephiloſophie.

Lächerlichſter! du nennſt das Mode, wenn immer von neuem
Sich der menſchliche Geiſt ernſtlich nach Bildung beſtrebt.
„Sch.“

201. Das grobe Organ.

Was du mit Händen nicht greifſt, das ſcheint dir Blinden ein Unding,
Und betaſteſt du was, gleich iſt das Ding auch beſchmutzt.
„Sch.“

202. Der Laſtträger.

Weil du Vieles geſchleppt und ſchleppſt und ſchleppen wirſt, meinſt du,
Was ſich ſelber bewegt, könne vor dir nicht beſtehn.
„Sch.“

203. Die Waidtaſche.

Regt ſich was, gleich ſchießt der Jäger; ihm ſcheinet die Schöpfung,
Wie lebendig ſie iſt, nur für den Schnappſack gemacht.
„G.“

204. Das Unentbehrliche.

Könnte Menſchenverſtand doch ohne Vernunft nur beſtehen,
Nickel hätte fürwahr menſchlichſten Menſchenverſtand.
„Sch.“

205. Die Xenien.

Was uns ärgert, du gibſt mit langen entſetzlichen Noten
Uns auch wieder heraus unter der Reiſerubrik.
„G."

Wirklich ſchrieb Nicolai gegen die Xenien ein 217 Seiten langes Buch: „Anhang zu Schiller's Muſenalmanach für 1797." Hierauf bezieht ſich auch das nächſte Xenion.

206. Lucri bonus odor.

Gröblich haben wir dich behandelt, das brauche zum Vortheil,
Und im zweiten Band ſchilt uns, da gibt es ein Blatt.
„Sch."

207. Erſatz.

Den Philiſter verdrieße, den Schwärmer necke, den Heuchler
Quäle der fröhliche Vers, der nur das Gute verehrt!
„Sch."

208. Nur Zeitſchriften.

„Frankreich" faßt er mit einer, das arme „Deutſchland" gewaltig
Mit der andern; doch ſind beide papieren und leicht!
„Sch."

Reichardt gab zugleich zwei Zeitſchriften „Frankreich (Altona 1795—1797) und „Deutſchland" (Berlin 1796) heraus.

209. Das Motto.

Wahrheit ſag' ich euch, Wahrheit und immer Wahrheit, verſteht ſich:
Meine Wahrheit; denn ſonſt iſt mir auch keine bekannt.
„Sch."

Das Journal „Frankreich“ hatte zum Motto: „Verite! rien que la verite! toute la verite!“ — Auch die nächſtfolgenden Xenien, mit Ausnahme von 218, bis 229 gehen auf Reichardt.

210. Der Wächter Zions.

Meine Wahrheit beſtehet im Bellen, beſonders wenn irgend
Wohlgekleidet ein Mann ſich auf der Straße mir zeigt.
„G.“

211. Verſchiedene Dreſſuren.

Ariſtokratiſche Hunde, ſie knurren auf Bettler; ein echter
Demokratiſcher Spitz klafft nach dem ſeidenen Strumpf.
„G.“

212. Böſe Geſellſchaft.

Ariſtokraten mögen noch gehn, ihr Stolz iſt doch höflich;
Aber du, löbliches Volk, biſt ſo voll Hochmuth und grob.

Die Xenien von 212 bis 219 hat Frau Charlotte von Schiller nicht bezeichnet, vermuthlich, weil es ſich ihr von ſelbſt verſtand, daß ſie (etwa mit Ausnahme von 215) von Goethe ſind. Hauptſächlich ſeiner demokratiſchen Geſinnungen wegen, weshalb er ſich auch von Berlin hatte entfernen müſſen, war ihm Reichardt verhaßt; ſ. Goethe's Werke in der Taſchenausg. Bd. 31. S. 47.

213. An die Obern.

Immer bellt man auf euch; bleibt ſitzen! es wünſchen die Beller
Jene Plätze, wo man ruhig das Bellen vernimmt.

214. Baalspfaffen.

Heilige Freiheit! Erhabener Trieb der Menſchen zum Beſſern!
Wahrlich! du konnteſt dich nicht ſchlechter mit Prieſtern verſehn!

215. Verfehlter Beruf.

Schreckensmänner wären ſie gerne, doch lacht man in Deutſchland
Ihres Grimmes, der nur mäßige Schriften zerfleiſcht.

216. An mehr als Einen.

Erſt habt ihr die Großen beſchmauſt, nun wollt ihr ſie ſtürzen;
Hat man Schmarotzer doch nie dankbar dem Wirthe geſehn.

217. Das Requiſit.

Lange werden wir euch noch ärgern, und werden euch ſagen:
Rothe Kappen! euch fehlt nur noch das Glöckchen zum Putz.

218. Verdienſt.

Haſt du auch wenig genug verdient um die Bildung der Deutſchen,
Fritz Nicolai! ſehr viel haſt du dabei doch verdient.

219. Umwälzung.

Nein! das iſt doch zu arg! da läuft auch ſelbſt noch der Cantor
Von der Orgel, und ach! pfuſcht auf den Klaven des Staats.

220. Der Halbvogel.

Fliegen möchte der Strauß, allein er rudert vergeblich.
Ungeſchickt rühret der Fuß immer den leidigen Sand.

„Sch.“

221. Der letzte Verſuch.

Vieles haſt du geſchrieben, der Deutſche wollt' es nicht leſen;
Gehn die Journale nicht ab, dann iſt auch Alles vorbei.
„Sch.“

222. Kunſtgriff.

Schreib' die Journale nur anonym, ſo kannſt du mit vollen
Backen deine Muſik loben, es merkt es kein Menſch.
„Sch.“

223. Dem Großſprecher.

Oefters nahmſt du das Maul ſchon ſo voll und konnteſt nicht wirken;
Auch jetzt wirkeſt du nichts, nimm nur das Maul nicht ſo voll.
„G.“

224. Mottos.

Setze nur immer Mottos auf deine Journale, ſie zeigen
Alle die Tugenden an, die man an dir nicht bemerkt.
„Sch.“

Jede Nummer des Journals „Deutſchland“ trug ein anderes Motto.

225. Sein Handgriff.

Auszuziehen verſteh' ich, und zu beſchmutzen die Schriften;
Dadurch mach' ich ſie mein, und ihr bezahlet ſie mir.
„G.“

226. Die Mitarbeiter.

Wie ſie die Glieder verrenken, die Armen! Aber nach dieſer
Pfeife zu tanzen, es iſt auch, beim Apollo! kein Spaß.
„Sch.“

227. Unmögliche Vergeltung.

Deine Collegen verſchreiſt und plünderſt du! Dich zu verſchreien
Iſt nicht nöthig, und nichts iſt auch zu plündern an dir.
„Sch.“

228. Das züchtige Herz.

Gern erlaſſen wir dir die moraliſche Delicateſſe,
Wenn du die zehen Gebot' nur ſo nothdürftig befolgſt.
„Sch.“

229. Abſcheu.

Heuchler, ferne von mir! Beſonders du widriger Heuchler,
Der du mit Grobheit glaubſt Falſchheit zu decken und Liſt.
„Sch.“

230. Der Hauſirer.

Ja, das fehlte nun noch zu der Entwicklung der Sache,
Daß als Krämer ſich nun Kr..er nach Frankreich begibt.
„Sch.“

Karl Friedr. Cramer, Sohn des Kanzlers Joh. Andr. Cramer, geb. 1752, geſt. 1807, verlor wegen ſeiner demokratiſchen Geſinnungen 1794 ſeine Profeſſur in Kiel, und begab ſich nach Paris, wo er eine Druckerei und Buchhandlung eröffnete. Auch das nächſte Geſchenk gilt ihm.

231. Deutſchlands Revanche an Frankreich.

Manchen Lakay ſchon verkauftet ihr uns als Mann von Bedeutung.
Gut! Wir ſpediren euch hier Kr**** als Mann von Verdienſt.
„Sch.“

232. Der Patriot.

Daß Verfaſſung ſich überall bilde! Wie ſehr iſt's zu wünſchen;
Aber, ihr Schwatzer verhelft uns zu Verfaſſungen nicht!

„G.“

233. Die drei Stände.

Sagt, wo ſteht in Deutſchland der Sansculot? In der Mitte,
Unten und oben beſitzt Jeglicher, was ihm behagt.

„G.“

234. Die Hauptſache.

Jedem Beſitzer das Seine! und jedem Regierer den Rechtſinn,
Das iſt zu wünſchen; doch ihr, beides verſchafft ihr uns nicht.

„G.“

235. Anacharſis der Zweite.

Anacharſis dem Erſten nahmt ihr den Kopf weg; der Zweite
Wandert nun ohne Kopf klüglich, Pariſer! zu euch.

„Sch.“

Joh. Bapt. du Val-de-Grace, Baron von Cloots, geb. 1755 zu Cleve, geſt. 1794 zu Paris auf der Guillotine, ein politiſcher Schwärmer, der unter dem Namen Anacharſis Cloots Italien, Frankreich und England durchreiſte; der zweite iſt Cramer.

236. Hiſtoriſche Quellen.

Augen leiht dir der Blinde zu dem, was in Frankreich geſchiehet,
Ohren der Taube; du biſt, Deutſchland, vortrefflich bedient.

„G.“

Reichardt's „Frankreich," Schirach's „Politisches Journal," Posselt's „Europäische Annalen" und andere deutsche Zeitschriften, welche über die französische Revolution berichteten.

237. Der Almanach als Bienenkorb.

Lieblichen Honig geb' er dem Freund; doch nahet sich täppisch
Der Philiſter, um's Ohr ſauſ' ihm der ſtechende Schwarm!
„Sch."

238. Etymologie.

Ominos iſt dein Name, er ſpricht dein ganzes Verdienſt aus,
Gerne verſchaffteſt du, eilig es, dem Pöbel den Sieg.
„Sch."

Nicolai — weil das griechiſche Wort Nicolaos aus „Sieg" und „Volk" zuſammengeſetzt iſt.

239. Ausnahme.

Warum tadelſt du Manchen nicht öffentlich? Weil er ein Freund iſt;
Wie mein eigenes Herz tadl' ich im Stillen den Freund.
„G."

240. Die Inſecten.

Warum ſchiltſt du die Einen ſo hundertfach! Weil das Geſchmeiße,
Rühret ſich der Wedel nicht ſtets, immer dich leckt und dich ſticht.
„G."

241. Einladung.

Glaubſt du denn nicht, man könnte die ſchwache Seite dir zeigen?
Thu' es mit Laune, mit Geiſt, Freund! und wir lachen zuerſt.

„G."

242. Warnung.

Unſrer liegen noch tauſend im Hinterhalt; daß ihr nicht etwa,
Rückt ihr zu hitzig heran, Schultern und Rücken entblößt.

„G."

243. An die Philiſter.

Freut euch des Schmetterlings nicht; der Böſewicht zeugt euch die Raupe,
Die euch den herrlichen Kohl faſt aus der Schüſſel verzehrt.

„G."

244. Hausrecht.

Keinem Gärtner verdenk' ich's, daß er die Sperlinge ſcheuchet;
Doch nur Gärtner iſt er, jene gebar die Natur.

Mit dieſem Xenion hört Charlotte von Schiller leider! auf, durch die Buchſtaben „Sch." oder „G." die einzelnen Xenien entweder ihrem Gatten oder Goethen zuzuſchreiben.

245. Currus virum miratur inanes.

Wie ſie knallen die Peitſchen! Hilf Himmel! Journale! Kalender!
Wagen an Wagen! Wie viel Staub und wie wenig Gepäck!

246. Kalender der Muſen und Grazien.

Muſen und Grazien! oft habt ihr euch ſchrecklich verirret,
Doch dem Pfarrer noch nie ſelbſt die Perücke gebracht.

Friedr. Wilh. Aug. Schmidt's (geb. 1764, geſt. 1838), Predigers zu Werneuchen, „Kalender der Muſen und Grazien,“ Berlin in der Decker'ſchen Buchhandlung. Das Epigramm iſt wohl von Goethe, welcher das platt Natürliche dieſer Poeſie auch in ſeinem in demſelben Jahr (1796) verfaßten Gedichte: „Muſen und Grazien in der Mark“ (Taſchenausg. Bd. 1, S. 151) verſpottet.

247. Taſchenbuch.

Viele Läden und Häuſer ſind offen in ſüdlichen Ländern,
Und man ſieht das Gewerb, aber die Armuth zugleich.

Die zu Wien, Mannheim, Frankfurt und in andern Städten [illegible] damals erſcheinenden Taſchenbücher.

248. Voſſens Almanach.

Immer zu, du redlicher Voß! Beim neuen Kalender
Nenne der Deutſche dich doch, der dich im Jahre vergißt.

Muſenalmanach, herausgegeben von J. H. Voß von 1776 bis 1800, in den Jahren 1776—1788 in Gemeinſchaft mit Göcking.

249. Schiller's Almanach von 1796.

Du erhebeſt uns erſt zu Idealen, und ſtürzeſt
Gleich zur Natur uns zurück; glaubſt du, wir danken dir das?

Schiller ſchreibt am 27. Juli 1796: Von Baggeſen ſpuckt ein Epigramm auf meinen Muſenalmanach (für das Jahr 1796), worin die Epigramme (die Venetianiſchen von Goethe) übel wegkommen ſollen. Die Pointe iſt, daß, nachdem man erſt idealiſche Figuren an dem Leſer vorübergehen laſſen, endlich ein venetianiſcher Nachttopf über ihn ausgeleert werde.“ Vergleiche oben Xenien 128.

250. Das Paket.

Mit der Eule geſiegelt? Da kann Minerva nicht weit ſeyn!
Ich erbreche, da fällt „von und für Deutſchland“ heraus.

„Journal von und für Deutſchland“ Jahrg. 1785 — 1792, herausgegeben von dem Freiherrn von Bibra zu Fulda.

251. Das Journal: Deutſchland.

Alles beginnt der Deutſche mit Feierlichkeit, und ſo zieht auch
Dieſem deutſchen Journal blaſend ein Spielmann voran.

Von Reichardt (ſ. oben zu Xenien 208).

252. Reichsanzeiger.

Edles Organ, durch welches das deutſche Reich mit ſich ſelbſt ſpricht,
Geiſtreich, wie es hinein ſchallet, ſo ſchallt es heraus.

Von Rud. Zacharias Becker (ſ. zu Xenien 71) herausgegeben.

253. A. d. Ph.

Woche für Woche zieht der Bettelkarren durch Deutſchland,
Den auf ſchmutzigem Bock, Jakob, der Kutſcher regiert.

„Annalen der Philoſophie“ herausgegeben von Jakob (ſ. zu Xenien [illegible]).

254. N. d. W.

Zehnmal geleſene Gedanken auf zehnmal bedrucktem Papiere,
Auf zerriebenem Blei ſtumpfer und bleierner Witz.

„Allgemeine deutſche Bibliothek“ fortgeſetzt von Hermann in Hamburg (ſ. zu Xenien 155).

255. A. d. Z.

Auf dem Umſchlag ſieht man die Charitinnen, doch leider
Kehrt uns Aglaja den Theil, den ich nicht nennen darf, zu.

„Archiv der Zeit und ihres Geſchmacks“ herausgegeben von Friedr. Ludw. Wilh. Meyer (geb. 1758, früher Profeſſor und Bibliothekar in Göttingen, damals in Berlin privatiſirend). Mitherausgeber waren F. Eb. Rambach und J. A. Feßler.

256. Deutſche Monatsſchrift.

Deutſch in Künſten gewöhnlich heißt mittelmäßig! und biſt du,
Deutſcher Monat, vielleicht auch ſo ein deutſches Product?

„Neue deutſche Monatsſchrift“ herausg. von Friedr. von Genz (geb. 1764, geſt. 1832) damals Sekretair bei dem Generaldirectorium in Berlin.

257. G. d. Z.

Dich, o Dämon! erwart' ich, und deine herrſchenden Launen,
Aber im härenen Sack ſchleppt ſich ein Kobold dahin.

„Genius der Zeit“ 1794 — 1802, redigirt von Aug. Ad. Friedr. von Hennings (geb. 1746, geſt. 1826 als Adminiſtrator der Grafſchaft Ranzau).

258. Urania.

Deinen heiligen Namen kann nichts entehren, und wenn ihn
Auf ſein Sudelgefäß, Ewald, der frömmelnde, ſchreibt.

„Urania für Kopf und Herz“, Hannover 1793 — 1795, von Joh. Ludw. Ewald (geb. 1748, geſt. 1822 als Miniſterial- und Kirchenrath in Karlsruhe), damals Generalſuperintendent in

Derſelbe. Unter Urania verſteht Schiller, von dem dieſes Epigramm ohne Zweifel iſt, die Wahrheit. (wie Taſchenausgabe Bd. 1 S. 149).

259. Mercur.

Wieland zeigt ſich nur ſelten, doch ſucht man gern die Geſellſchaft,
Wo ſich Wieland auch nur ſelten, der Seltene, zeigt.

„Deutſcher Mercur“ v. 1773 — 1810; herausgegeben von Wieland.

260. Horen. Erſter Jahrgang.

Einige wandeln zu ernſt, die andern ſchreiten verwegen,
Wenige gehen den Schritt, wie ihn das Publikum hält.

261. Minerva.

Trocken biſt du und ernſt, doch immer die würdige Göttin,
Und ſo leiheſt du auch gerne den Namen dem Heft.

„Minerva, eine Zeitſchrift.“ 1792 — 1812, von Joh. Wilhelm von Archenholz (geb. 1745, geſt. 1812 als preußiſcher Hauptmann a. D.).

262. Journal des Luxus und der Moden.

Du beſtraſeſt die Mode, beſtraſeſt den Luxus, und beide
Weißt du zu fördern, du biſt ewig des Beifalls gewiß.

„Journal des Luxus und der Mode.“ von 1786 — 1822 redigirt von Friedr. Juſt. Bertuch (geb. 1747, geſt. 1822 als weimariſcher Geh. Legationsrath).

263. Dieſer Muſenalmanach.

Nun erwartet denn auch, für ſeine herzlichen Gaben,
Liebe Collegen! von euch unſer Kalender den Dank.

264. Der Wolf'ſche Homer.

Sieben Städte zankten ſich drum, ihn geboren zu haben;
Nun, da der Wolf ihn zerriß, nehme ſich jede ihr Stück.

Friedr. Aug. Wolf (geb. 1759, geſt. 1824 als Geh. Rath und Prof. in Berlin) führte in ſeinen Prolegomena die ſchon von Alexandriniſchen und ſpätern Kritikern aufgeſtellte Anſicht durch, daß die dem Homer zugeſchriebenen Epopöen aus vielen Geſängen verſchiedener Dichter erwachſen und erſt in ſpäterer Zeit in die jetzige Form gebracht worden ſeyen. Daß beſonders Schiller dieſen „Chorizonten“ nicht hold iſt, haben wir ſchon bei Xenion 91 bemerkt.

265. M***.

Weil du doch Alles beſchreibſt, ſo beſchreib' uns zu gutem Beſchluſſe
Auch die Maſchine noch, Freund! die dich ſo fertig bedient.

Aug. Gottl. Meißner (geb. 1753 in Bautzen, geſt. 1807 als naſſauiſcher Konſiſtorialrath und Schuldirector zu Fulda), ein Vielſchreiber, der die Zwittergeſtalt des hiſtoriſchen Romans in die deutſche Literatur einführte.

266. Herr Leonhard **.

Deinen Namen les' ich auf zwanzig Schriften, und dennoch
Iſt es dein Name nur, Freund! den man in allen vermißt.

Leonh. Meiſter (geb. 1741, geſt. 1811 als Pfarrer zu Kappel in der Schweiz), bekannt durch ſeine „Beiträge zur Geſchichte der deutſchen Sprache und Nationalliteratur, 2 Thle., Heidelb. 1780.“ und durch ſeine „Charakteriſtik deutſcher Dichter, 2 Thle., Zürich 1785 — 1789“ bekannt.

267. Pantheon der Deutſchen. 1. B.

Deutſchlands größte Männer und kleinſte ſind hier verſammelt;
Jene gaben den Stoff, dieſe die Worte des Buchs.

„Pantheon der Deutſchen." 1. Bd. bei Hofmann in Chemnitz. Dieſer Theil enthält eine Charakteriſtik Luther's von Ernſt Karl Wieland, Prof. in Leipzig, und eine Charakteriſtik von Friedrich II. von Dr. Heinr. Würzer in Altona.

268. Boruſſias.

Sieben Jahre nur währte der Krieg, von welchem du ſingeſt?
Sieben Jahrhunderte, Freund! währt mir dein Heldengedicht.

Boruſſias, Epos in 12 Geſängen. Berlin 1794. 2 Thle., von Daniel Jeniſch (ſ. zu Xenien 1[illegible]).

269. Guter Rath.

Accipe facundi culicem, studiose, Maronis,
Ne, nugis positis, arma virumque canas.

Jeniſch gab unter dem Namen Gottſchalk Necker fade Satyren heraus. Das ſcherzhafte Gedicht „die Mücke" iſt ein Jugendgedicht Virgil's.

270. Reinecke Fuchs.

Vor Jahrhunderten hätte ein Dichter dieſes geſungen?
Wie iſt das möglich? Der Stoff iſt ja von geſtern und heut.

Die Bearbeitung des Reinecke Fuchs von Goethe war im Jahr 1794 erſchienen. — Der Gedanke erinnert an einen frühern Ausſpruch Schiller's: „Mein Euripides gibt mir noch viel Vergnügen und ein großer Theil davon kommt auch auf ſein

Alterthum. Den Menſchen ſich ſo ewig gleich zu finden, dieſelben Leidenſchaften, dieſelben Colliſionen der Leidenſchaften, dieſelbe Sprache der Leidenſchaften!“ ꝛc., ſ. Leben Schiller's von Karoline von Wolzogen Thl. 1. S. 337 f.

271. Menſchenhaß und Reue.

Menſchenhaß? Nein, davon verſpürt' ich beim heutigen Stücke
Keine Regung; jedoch Reue, die hab' ich gefühlt.

Ein Schauſpiel von Kotzebue. Als das Stück im Winter 1798 in Weimar aufgeführt wurde, ſagte Schiller, welcher den Grad der Geſchmacksbildung des großen Publikums in Deutſchland kannte, vorher, daß Kotzebue viel Glück machen würde, ſ. Schiller's Leben von Karoline von Wolzogen, Thl. 2, S. 65.

272. Schink's Fauſt.

Fauſt hat ſich leider ſchon oft in Deutſchland dem Teufel ergeben;
Doch ſo proſaiſch noch nie ſchloß er den ſchrecklichen Bund.

Joh. Friedr. Schink (geb. 1755), Bibliothekar der Herzogin von Sagan.

273. An Madame B** und ihre Schweſtern.

Jetzt noch biſt du Sibylle, bald wirſt du Parze; doch fürcht' ich,
Hört ihr alle zuletzt gräßlich als Furien auf.

Nach Herrn Boas zu beziehen auf: „Mad. Böhmer in Jena (nachher vermählt mit A. W. v. Schlegel) und ihre Freundinnen, welche ſehr für das Wahrſagen im magnetiſchen Schlaf eingenommen waren.“

274. Almanſaris und Amanda.

Warum verzeiht mir Amanda den Scherz, und Almanſaris tobet?
Jene iſt tugendhaft, Freund! dieſe beweiſet, ſie ſey's.

Almanſaris und Amanda in Wieland's Oberon. Amanda ſtellt Schiller auch in den Diſtichen gleichen Namens (ſ. Taſchenausg. Bd. 1. S. [illegible]) als weibliches Ideal dar. Die beiden Frauen ſind hier übrigens ſo einander entgegengeſetzt, wie im Don Carlos die Königin der Fürſtin Eboli. Von dieſer ſagt der Marquis (Taſchenausg. Bd. 5. S. 259):

„Mir kam vor,
Daß ſie geſchickt des Laſters Blößen mied,
Daß ſie ſehr gut um ihre Tugend wußte.
Dann ſah ich auch die Königin. O Karl" ꝛc.

275. B**.

Wäre Natur und Genie von allen Menſchen verehret,
Sag', was bliebe, Phantaſt, denn für ein Publicum dir?

Man deutete es auf Wilh. Gottl. Becker in Dreſden (ſ. zu Xenien [illegible]).

276. Erholungen. Zweites Stück.

Daß ihr ſeht, wie genau wir den Titel des Buches erfüllen,
Wird zur Erholung hiermit euch die Vernichtung gereicht.

„Erholungen, herausgegeben v. W. G. Becker" Leipzig 1796 — 1810. Im zweiten Stück ſteht eine „Viſion" von Jean Paul Friedr. Richter: „Die Vernichtung." Das Xenion iſt höchſtwahrſcheinlich von Goethe. Denn Richter, welcher unlängſt Goethen in Weimar kennen gelernt, hatte an Knebel geſchrieben, „daß man in ſo ſtürmiſchen Zeiten eher eines Tyrtäus, als eines Properz bedürfe." Dieſes Wort kam Goethen zu Ohren, und er ſchickte am 10. Auguſt 1796 wegen „dieſer arroganten Aeußerung des Herrn Richter," wie es ſcheint, dieſes Xenion an Schiller, indem er dabei ſogar ausdrücklich bemerkte, daß er nichts dagegen habe, wenn ſein Name darunter ſtehe. — Ich füge zur Erläuterung bei, daß Schiller Goethen in den Horen den deutſchen Properz genannt hatte.

277. Modereceuſion.

Preiſe dem Kinde die Puppen, wofür es begierig die Groſchen
Hinwirft, ſo biſt du fürwahr Krämern und Kindern ein Spott.

G.

Dieſes Xenion iſt von Goethe, ſ. deſſen Werke in der Taſchenausgabe Bd. 1. S. 301.

278. Dem Zudringlichen.

Ein vor alle Mal willſt du ein ewiges Leben mir ſchaffen?
Mach' im Zeitlichen doch mir nicht die Weile ſo lang.

Geht wohl auf Goethe's Lobredner, Friedr. von Schlegel.

279. Höchſter Zweck der Kunſt.

Schade für's ſchöne Talent des herrlichen Künſtlers! O hätt' er
Aus dem Marmorblock doch ein Krucifix uns gemacht!

Friedr. Leop. Stolberg. Daß Xenion iſt ganz nach No. 16 gemacht, und iſt alſo, wie dieſes, von Goethe.

280. Zum Geburtstag.

Möge dein Lebensfaden ſich ſpinnen, wie in der Proſa
Dein Periode, bei dem leider die Lacheſis ſchläft.

Die endlos langen Perioden der Wieland'ſchen Proſa ſind Jedermann bekannt.

281. Unter vier Augen.

Viele rühmen, ſie habe Verſtand, ich glaub's; für den Einen,
Den ſie jedesmal liebt, hat ſie auch wirklich Verſtand.

282. Charade.

Nichts als dein Erſtes fehlt dir, ſo wäre dein Zweites genießbar;
Aber dein Ganzes, mein Freund, iſt ohne Salz und Geſchmack.

Georg Guſt. Fülleborn, geb. 1769, geſt. 1803 als Prof. an dem Eliſabethanum zu Breslau, als philoſophiſcher Schriftſteller bekannt.

283. Frage in den Reichsanzeiger, W. Meiſter betreffend.

Zu was Ende die welſchen Namen für deutſche Perſonen?
Raubt es nicht allen Genuß an dem vortrefflichen Werk?

Das Xenion iſt von Schiller, wie man ſchon aus der bei ihm nicht ſeltenen Wortverbindung: „zu was Ende" ſchließen kann, welche bei Goethe, meines Wiſſens, ſich nirgends findet.

284. Göſchen an die deutſchen Dichter.

Iſt nur erſt Wieland heraus, ſo kommt's an euch übrigen alle,
Und nach der Location! Habt nur einſtweilen Geduld!

Georg Joach. Göſchen in Leipzig (geſt. 1830), Verleger der Prachtausgabe der Wieland'ſchen Werke. In einem Brief vom 29. Dec. 1795 nennt ihn Schiller den Stallmeiſter des Thümmel, weil auch deſſen Werke bei ihm herauskamen.

285. Verleger von P** Schriften.

Eine Maſchine beſitz' ich, die ſelber denkt, was ſie drucket;
Obengenanntes Werk zeig' ich zur Probe hier vor.

„L'homme machine" in Ernſt Platner's „Philoſophiſchen Aphorismen." Das Xenion gehört zu No. 64 und 65, und gehört, wie dieſe, ohne Zweifel Schillern an. Im Allgemeinen wird ſich dies von allen philoſophiſchen Xenien ſagen laſſen.

286. Joſeph's II. Dictum an die Buchhändler.

Einem Käſehandel verglich er eure Geſchäfte?
Wahrlich! der Kaiſer, man ſieht's, war auf dem Leipziger Markt.

287. Preisfrage der Academie nützlicher Wiſſenſchaften.

Wie auf dem U künftig der theure Schnörkel zu ſparen?
Auf die Antwort ſind dreißig Ducaten geſetzt.

Die ſonderbaren Verbeſſerungen der deutſchen Orthographie von Chriſt. Heinr. Wolke (geb. 1741, geſt. 1825; er privatiſirte zuletzt als kaiſerl. ruſſiſcher Hofrath in Berlin).

288. G. G.

Jeder, ſiehſt du ihn einzeln, iſt leidlich klug und verſtändig;
Sind ſie in corpore, gleich wird dir ein Dummkopf daraus.

Sch.

„Gelehrte Geſellſchaften." In Schiller's Werke aufgenommen. Taſchenausg. Bd. 1, S. 155. In der erſten (Leipziger) Gedichtſammlung von 1800 iſt das Gedicht B. B. überſchrieben. Uebrigens hatte Schiller denſelben Gedanken ſchon in der Geſetzgebung des Lykurgus und Solon (Taſchenausg. Bd. 10, S. 475) — von den Athenienſern ausgeſprochen: „Jeder einzelne Athenienſer war leutſelig und weichmüthig; aber in öffentlichen Verſammlungen war er der vorige Mann nicht mehr. Daher ſchildert uns Ariſtophanes ſeine Landsleute als vernünftige Greiſe zu Hauſe, und als Narren in Verſammlungen.“

289. Hörſäle auf gewiſſen Univerſitäten.

Prinzen und Grafen ſind hier von den übrigen Hörern geſondert;
Wohl! denn trennte der Stand nirgends, er trennte doch hier!

Wie es beſonders in Göttingen und Jena eingeführt war. Der Inhalt weist dieſes Epigramm eben ſo ſehr von Goethen ab, als er es Schillern zuſpricht. An einer andern Stelle (Taſchenausg. Bd. 12. S. 155) ſpricht Schiller in ähnlichem Sinne von einer getroffenen Einrichtung, wornach der Bürgerliche arbeite und der Adelige repräſentire, welche Theilung ſich aber dieſer nicht immer werde gefallen laſſen.

290. Der Virtuoſe.

Eine hohe Nobleſſe bedien' ich heut' mit der Flöte,
Die, wie ganz Wien mir bezeugt, völlig wie Geige ſich hört.

Der blinde Flötenſpieler Friedr. Ludw. Dülon (geb. 1769, geſt. 1826).

291. Sachen, ſo geſucht werden.

Einen Bedienten wünſcht man zu haben, der leſerlich ſchreibet,
Und orthographiſch, jedoch nichts in Bell-Lettres gethan.

„In unſerer Zeit,“ ſagte Schiller zu Fräulein von Wurmb, „gibt ſich jeder Bediente mit Lectüre ab und ſchreibt am Ende auch wohl ſelbſt.“ Schiller's Leben von Frau von Wolzogen Bd. 2. S. 210.

292. Franzöſiſche Luſtſpiele, von Dyk.

Wir verſichern auf Ehre, daß wir einſt witzig geweſen,
Sind wir auch hier, wir geſtehn's, herzlich geſchmacklos und fad.

Komiſches Theater der Franzoſen. Leipzig 1777 — 1785. 10 Thle., von dem Buchhändler M. Joh. Gottfr. Dyk (geb. 1750 geſt. 1813). Das Epigramm erinnert an Manſo's Ueberſetzung von Taſſo's Jeruſalem (No. 74).

293. Buchhändler Anzeige.

Nichts iſt der Menſchheit ſo wichtig, als ihre Beſtimmung zu kennen;
Um zwölf Groſchen Courant wird ſie bei mir jetzt verkauft.

Sch.

Ueber die Beſtimmung des Menſchen. 11. Aufl. Leipzig 1794, von Joh. Joach. Spalding (geb. 1714, geſt. 1804, als Oberconſiſtorialrath und Propſt in Berlin). Das Epigramm, jetzt ohne Charakter, in Schiller's Werken Taſchenausg. Bd. 1. S. 130.

294. Auction.

Da die Metaphyſik vor Kurzem unbeerbt abging,
Werden die Dinge an ſich morgen sub hasta verkauft.

Geht auf die Philoſophen, welche die vorkantiſche Metaphyſik wieder aufwärmen wollen, die von der Meinung ausging, die Dinge an ſich (die objective Wahrheit) begreifen zu können.

295. Gottesurtheil.

(Zwiſchen einem Göttinger und Berliner.)

Oeffnet die Schranken! Bringet zwei Särge! Trompeter, geblaſen!
Almanachsritter, heraus gegen den Ritter vom Sporn!

Karl von Reinhard (geb. 1763), damals Privatdocent zu Göttingen, gab von 1795 bis 1804 den zuerſt von Boie und Gotter redigirten und dann von Bürger fortgeſetzten Göttinger Muſenalmanach heraus. Der Ritter vom Sporn iſt Jeniſch, der Verfaßer der Boruſſias (ſ. Xenion 269).

296. Sachen, ſo geſtohlen worden.

(Imanuel Kant ſpricht:)

Zwanzig Begriffe wurden mir neulich diebiſch entwendet;
Leicht ſind ſie kenntlich, es ſteht ſauber mein J. K. darauf.

297. Antwort auf obigen Avis.

Wenn nicht alles mich trügt, ſo hab' ich beſagte Begriffe
In Herrn Jakob's zu Hall Schriften vor kurzem geſehn.

S. zu Xenion 54. Dieſes und das vorhergehende Diſtichon ſind von Schiller, ſo wie auch No. 294.

298. Schauſpielerin.

Furioſe Geliebten ſind meine Forcen im Schauſpiel,
Und in der Comödie glanz' ich als Brannteweinfrau.

Wird auf eine Schauſpielerin der Sekonda'ſchen Geſellſchaft in Leipzig bezogen, und iſt ohne Zweifel von Goethe.

299. Professor Historiarum.

Breiter wird immer die Welt, und immer mehr Neues geſchiehet;
Ach! die Geſchichte wird ſtets länger, und kürzer das Brot.

Schiller ſelbſt war ſeit Mai 1788 Profeſſor der Geſchichte in Jena und bezog ſeit 1790 einen Gehalt — von 200 Thalern.

300. Recenſion.

Sehet, wie artig der Froſch nicht hüpft! Doch find' ich die hintern
Füße um vieles zu lang, ſo wie die vordern zu kurz.

Man deutet es auf eine Recenſion von A. F. E. Langbein (geb. 1757) in der Neuen Bibliothek der Wiſſenſchaften.

301. Literariſcher Addreßkalender.

Jeder treibe ſein Handwerk; doch immer ſteh' es geſchrieben:
Dies iſt das Handwerk, und der treibet das Handwerk geſchickt.

Die Xenien 301 bis 304 beziehen ſich auf die Beurtheilungen der Horen in der Neuen Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, in der Allgemeinen deutſchen Bibliothek, in dem Archiv der Zeit und in andern Journalen. Sie tragen durchaus das Schiller'ſche Geiſtesſiegel an ſich, und ſchließen ſich auch zu einem Ganzen an „die Jeremiaden“ an, die Schiller als ſein Eigenthum anerkannte.

302. Neueſte Kritikproben.

Nicht viel fehlt dir, ein Meiſter nach meinen Begriffen zu heißen,
Nehm' ich das Einzige aus, daß du verrückt phantaſirſt.

303. Eine zweite.

Lieblich und zart ſind deine Gefühle, gebildet dein Ausdruck;
Eins nur tadl' ich, du biſt froſtig von Herzen und matt.

304. Eine dritte.

Du nur biſt mir der würdige Dichter! Es kommt dir auf eine
Platitüde nicht an, nur um natürlich zu ſeyn.

305. Schiller's Würde der Frauen.

Vorn herein lieſt ſich das Lied nicht zum Beſten; ich leſ' es von hinten,
Strophe für Strophe, und ſo nimmt es ganz artig ſich aus.

306. Pegaſus, von Ebendemſelben.

Meine zarte Natur ſchokirt das grelle Gemälde,
Aber, von Langbein gemalt, mag ich den Teufel recht gern.

307. Das ungleiche Verhältniß.

Unſre Poeten ſind ſeicht, doch das Unglück ließ ſich vertuſchen,
Hätten die Kritiker nicht, ach! ſo entſetzlich viel Geiſt.

308. Neugier.

Etwas wünſcht' ich zu ſehn; ich wünſchte einmal von den Freunden,
Die das Schwache ſo ſchnell finden, das Gute zu ſehn.

Das Xenion erinnert an die Votivtafel 91: die Unberufenen: „Tadeln iſt leicht, erſchaffen ſo ſchwer" ꝛc.

309. Jeremiaden aus dem Reichsanzeiger.

Alles in Deutſchland hat ſich in Proſa und Verſen verſchlimmert,
Ach! und hinter uns liegt weit ſchon die goldene Zeit!

Sch.

Der Reichsanzeiger (vergl. Xenion 252) herausgegeben von Rud. Zachar. Becker (ſ. zu Xenion 71). Die Xenien 309 bis 31[illegible] hat Schiller, zu Einer Satyre vereinigt, (ſ. Schiller's Leben Th. [illegible], S. [illegible]) in ſeine Werke aufgenommen. Taſchenausg. Bd. 1, S. [illegible].

310. Böſe Zeiten.

Philoſophen verderben die Sprache, Poeten die Logik,
Und mit dem Menſchenverſtand kommt man durch's Leben
nicht mehr.
Sch.

311. Scandal.

Aus der Aeſthetik, wohin ſie gehört, verjagt man die Tugend,
Jagt ſie, den läſtigen Gaſt, in die Politik hinein.
Sch.

312. Das Publicum im Gedränge.

Wohin wenden wir uns? Sind wir natürlich, ſo ſind wir
Platt, und genieren wir uns, nennt man es abgeſchmackt gar.
Sch.

313. Das goldene Alter.

Schöne Naivetät der Stubenmädchen zu Leipzig,
Komm' doch wieder! o komm', witzige Einfalt, zurück!
Sch.

314. Komödie.

Komm', Komödie, wieder! du ehrbare Wochenviſite,
Siegmund, du ſüßer Amant, Maskarill, ſpaßhafter
Knecht!
Sch.

Siegmund in Gellert's „zärtlichen Schweſtern;“ Maskarill in Leſſing's „Schatz.“

315. Alte deutſche Tragödie.

Trauerſpiele voll Salz, voll epigrammatiſcher Nadeln,
Und du, Menuetſchritt unſers geborgten Cothurns!
Sch.

Tragödien von J. E. Schlegel, Cronegk u. A.

316. Roman.

Philoſophiſcher Roman, du Gliedermann, der ſo geduldig
Still hält, wenn die Natur gegen den Schneider ſich wehrt!
Sch.

Haller's „Uſong. Alfred“ ꝛc.; Duſch's „Karl Ferdiner;“ Gellert's „Leben der ſchwediſchen Gräfin von G**“ ꝛc.

317. Deutliche Proſa.

Alte Proſa, komm' wieder, die alles ſo ehrlich herausſagt,
Was ſie denkt und gedacht, auch was der Leſer ſich denkt.
Sch.

Erinnert an Votivtafel 86: der Meiſter: „Jeden andern Meiſter erkennt man“ ꝛc. (ſ. Taſchenausg. Bd. 1, S. 422).

318. Chorus.

Alles in Deutſchland hat ſich in Proſa und Verſen verſchlimmert,
Ach! und hinter uns liegt weit ſchon die goldene Zeit.
Sch.

319. Gelehrte Zeitungen.

Wie die Nummern des Lotto, ſo zieht man hier die Autoren,
Wie ſie kommen; nur daß niemand dabei was gewinnt.

320. Die zwei Fieber.

Kaum hat das kalte Fieber der Gallomanie uns verlaſſen,
Bricht in der Gräcomanie gar noch ein hitziges aus.
Sch.

Dieſes Xenion und die zwei folgenden hat Schiller als ſein Eigenthum anerkannt (ſ. Taſchenausg. Bd. 1 S. 450) und ſie unter dem Titel: Griechheit vereinigt. Zu ihnen gehört auch das 325. Epigramm: Uebertreibung und Einſeitigkeit. Dieſe Xenien gehen beſonders auf Karl Wilhelm Friedrich von Schlegel (geb. 1772, geſt. 1829 als k. k. Legationsrath und Hofſecretair) und auf Manſo (ſ. zu Xenion 55). So ſchreibt Schiller z. B. über Schlegel's Lucinde am 19. Juli 1799 an Goethe: „Nach den Redomontaden von Griechheit und nach der Zeit, welche Schlegel auf das Studium derſelben gewendet, hätte ich gehofft, doch ein klein wenig an die Simplicität und Naivität der Alten erinnert zu werden; aber dieſe Schrift iſt der Gipfel moderner Unform und Unnatur, man glaubt ein Gemengſel aus Woldemar, aus Sternbald und einem frechen franzöſiſchen Roman zu leſen.“

321. Griechheit.

Griechheit, was war ſie? Verſtand und Maß und Klarheit! Drum dächt' ich,
Etwas Geduld noch, ihr Herrn! eh' ihr von Griechheit uns ſprecht.
Sch.

322. Warnung.

Eine würdige Sache verfechtet ihr; nur mit Verſtande,
Bitt' ich, daß ſie zum Spott und zum Gelächter nicht wird.
Sch.

323. Uebertreibung und Einſeitigkeit.

Daß der Deutſche doch alles zu einem Aeußerſten treibet,
Für Natur und Vernunft ſelbſt, für die nüchterne, ſchwärmt!

324. Neueſte Behauptung.

Völlig charakterlos iſt die Poeſie der Modernen,
Denn ſie verſtehen bloß charakteriſtiſch zu ſeyn.

Die Epigramme von 323 bis 328 werden vornehmlich auf Manſo's Abhandlung: „Ueber einige Verſchiedenheiten in dem griechiſchen und deutſchen Trauerſpiel. Breslau 1795“ bezogen. Sie ſind alle ironiſchen Inhalts. Eine Parallelſtelle zu Xenion 324 ſteht in Schiller's Briefwechſel mit Goethe Thl. 3, S. 158: „Unſere allerneueſten Aeſthetiker, ſowohl über Poeſie als Plaſtik, laſſen ſich's recht ſauer werden, das Schöne von allem Charakteriſtiſchen zu befreien und dieſes zum Merkzeichen des Modernen zu machen.“

325. Griechiſche und moderne Tragödie.

Unſre Tragödie ſpricht zum Verſtand, drum zerreißt ſie das Herz ſo;
Jene ſetzt in Affect, darum beruhigt ſie ſo.

326. Entgegengeſetzte Wirkung.

Wir Modernen, wir gehn erſchüttert, gerührt aus dem Schauſpiel,
Mit erleichterter Bruſt hüpfte der Grieche heraus.

327. Die höchſte Harmonie.

Oedipus reißt die Augen ſich aus, Jokaſta erhenkt ſich,
Beide ſchuldlos; das Stück hat ſich harmoniſch gelöſt.

328. Aufgelöſtes Räthſel.

Endlich iſt es heraus, warum uns Hamlet ſo anzieht,
Weil er, merket das wohl, ganz zur Verzweiflung uns bringt.

329. Gefährliche Nachfolge.

Freunde, bedenket euch wohl, die tiefere, kühnere Wahrheit
Laut zu ſagen: ſogleich ſtellt man ſie euch auf den Kopf.
Sch.

Siehe Schiller's Werke. Taſchenausg. Bd. 1. S. 430. Beiſpiele zu dieſem allgemeinen Epigramme liefern die fünf vorhergehenden Xenien. Die in ſeinen aeſthetiſchen Schriften oder auch die von Goethe ausgeſprochenen Ideen über die alte und moderne Tragödie und Poeſie waren ſo übertrieben worden, wie er es hier andeutet.

330. Geſchwindſchreiber.

Was ſie geſtern gelernt, das wollen ſie heute ſchon lehren;
Ach! was haben die Herren doch für ein kurzes Gedärm!
Sch.

Dieſes und das folgende Xenion ſtehen, in umgekehrter Ordnung, zu Einem vereinigt, unter dem Namen Sonntagskinder, in Schiller's Werken, Taſchenausg. Bd. 1. S. 430 f.

331. Die Sonntagskinder.

Jahre lang bildet der Meiſter und kann ſich nimmer genug thun;
Dem genialen Geſchlecht wird es im Traume beſchert!
Sch.

332. Xenien.

Muſe, wo führſt du uns hin? Was, gar zu den Manen hinunter:
Haſt du vergeſſen, daß wir nur Monodiſtichen ſind?

Schiller ſchreibt am 31. Jan. 1796 an Goethe, er habe in der Nekromantie eine prächtige Quelle von Parodien entdeckt, um die verſtorbenen Autoren und auch hie und da die lebenden zu plagen. Dieſe Todtenerſcheinungen, wie er ſie an einer andern Stelle nennt, gehen von hier bis zum vorletzten Diſtichon. Sie ſind beinahe alle von Schiller.

333. Muſe.

Deſto beſſer! Geflügelt, wie ihr, dünnleibig und luſtig,
Seele mehr als Gebein, wiſcht ihr als Schatten hindurch.

334. Acheronta movebo.

Hölle, jetzt nimm dich in Acht, es kommt ein Reiſebeſchreiber,
Und die Publicität deckt auch den Acheron auf.

Nicolai's „Reiſen durch Deutſchland und die Schweiz“ (ſ. zu Xenion 184). Die Ueberſchrift iſt genommen aus Virg. Aen. lib. VII, 312: Flectere si nequeo superos, Acheronta movebo.

335. Sterilemque tibi, Proserpina, vaccam.

Hekate, keuſche! dir ſchlacht' ich „die Kunſt zu lieben“ von Manſo.
Jungfer noch iſt ſie, ſie hat nie was von Liebe gewußt.

Manſo's „Kunſt zu lieben.“ ſ. die Xenien 35 bis 40. Die Ueberſchrift ſteht Virg. Aen. lib. VI., 251.

336. Elpenor.

Muß ich dich hier ſchon treffen, Elpenor? Du biſt mir gewaltig
Vorgelaufen! und wie? Gar mit gebrochnem Genick?

Eulogius Schneider, geb. 1756 bei Würzburg, ein feuriger und gefühlvoller Dichter, verließ ſeine Profeſſur in Bonn und ſchloß ſich den franzöſiſchen Revolutionsmännern an. Er ward zuletzt Civilcommiſſär bei der Elſaß-Armee, und verübte als ſolcher die größten Gräuelthaten, die noch jetzt im Elſaß in ſchauderhaftem Andenken ſtehen, bis er endlich 1794 auf der Guillotine in Paris ſeine Schandthaten büßte. Der Dichter parodirt den Tod des Elpenor, deſſen Schattenbild dem Odyſſeus (Odyſſ. 11, 62 ff.) ſeine Todesart erzählt:

> Denn auf der Kirke Palaſt, geſtreckt im Schlafe, vergaß ich
> Wieder hinabzuſteigen die langen Treppe mich wendend;
> Sondern gerade vom Dach entraumelt ich, daß mir der Nacken
> Aus dem Gelenk abbrach, und der Geiſt zum Ais hinabfuhr.

Beide Xenien (Nro. 336 und 337) ſind ſicher von Schiller, der, um Stoff zu Satyren zu finden, das eilfte Buch der Odyſſee, und das ſechſte und ſiebente der Aeneide eigens durchſah.

337. Unglückliche Eilfertigkeit.

Ach! wie ſie Freiheit ſchrieen und Gleichheit, geſchwind wollt' ich folgen,
Und weil die Trepp' mir zu lang dauchte, ſo ſprang ich vom Dach.

Erinnert an: „Freiheit und Gleichheit! hört man ſchallen."

338. Achilles.

Vormals im Leben ehrten wir dich, wie einen der Götter;
Nun du todt biſt, ſo herrſcht über die Geiſter dein Geiſt.

Johann Gotthold Ephr. Leſſing, geb. am 22. Jan. 1729 zu Kamenz, geſt. am 15. Febr. 1781 als herzogl. braunſchweig. Hofrath und Bibliothekar zu Wolfenbüttel. Dieſes Monoſtichon iſt von Goethe, indem Schiller Leſſingen nie ſo unbedingt huldigen (ſ. Schiller's Leben Thl. 4. Kap. 5) und zu deſſen

Lebzeiten mit ihm in keiner Beziehung stehen konnte, da Schiller damals erſt aus der Karlsſchule getreten war, als Leſſing ſtarb. Dagegen wiſſen wir, wie Goethe ſeines Lobes voll iſt, und wie ſehr er bedauert, daß er es, als er von den Jahren 1764 bis 1768 in Leipzig ſtudirte, aus einer „augenblicklichen Albernheit" verſäumt hatte, „dieſen ſo vorzüglichen und von ihm auf's höchſte geſchätzten Mann" perſönlich kennen zu lernen (ſ. Goethe's Werke, Taſchenausg. Bd. 25, S. 179).

339. Troſt.

Laß dich den Tod nicht reuen, Achill! Es lebet dein Name
In der Bibliothek ſchöner Scientien hoch.

N. Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften. ſ. Xenien 15 ff.

340. Seine Antwort.

„Lieber möcht' ich fürwahr dem Aermſten als Ackerknecht dienen,
Als des Gänſegeſchlechts Führer ſeyn, wie du erzählſt."

341. Frage.

„Du verkündige mir von meinen jungen Nepoten:
Ob in der Literatur beide noch walten, und wie?"

Der Fragende iſt: Johann Elias Schlegel, geb. 1718, geſt. 1749 als Profeſſor an der Ritterakademie zu Soroe, als Schauſpieldichter nicht unrühmlich bekannt. Die Enkel, nach denen er ſich erkundigt, ſind Aug. Wilh. von Schlegel, geb. 1767, jetzt Profeſſor in Bonn, damals Privatlehrer in Jena, und deſſen Bruder Friedrich von Schlegel (ſ. Xenien 323). Schiller ſchreibt am [illegible] Octbr. 1796 an Goethe: Die „jungen Nepoten" hat (Wilh. Aug.) Schlegel nicht heraus. Er fragte uns heute wieder darnach.

342. Antwort.

Freilich walten ſie noch und bedrängen hart die Trojaner,
Schießen manchmal auch wohl blind in das Blaue hinein.

343. Frage.

„Melde mir auch, ob du Kunde vom alten Peleus vernahmeſt,
Ob er noch weit geehrt in den Kalendern ſich lieſt?“

Joh. Wilh. Ludw. Gleim, geb. 1719, geſt. 1803, als Kanonikus und Domſekretär zu Halberſtadt.

344. Antwort.

Ach! ihm mangelt leider die ſpannende Kraft und die Schnelle,
Die einſt des Grenadiers herrliche Saiten belebt.

Gleim gab 1758 unter dem Namen „des Grenadiers“ ſeine trefflichen Kriegslieder heraus.

345. Ajax.

Ajax, Telamon's Sohn! So mußteſt du ſelbſt nach dem Tode
Noch forttragen den Groll wegen der Recenſion?

Gottfried Aug. Bürger, geb. 1748, geſt. 1794, als Profeſſor zu Göttingen. Schiller's Recenſion, die hier gemeint iſt, ſ. in der Taſchenausg. Bd. [illegible] S. [illegible] ff., und vgl. auch Saupe's Xenien, [illegible] S. [illegible] ff.

346. Tantalus.

Jahre lang ſteh' ich ſo hier, zur Hippokrene gebunden,
Lechzend vor Durſt, doch der Quell, will ich ihn koſten, zerrinnt.

Joh. Chriſt. Gottſched, geb. 1700, geſt. 1766, als Profeſſor der Philoſophie zu Leipzig.

347. Phlegyasque miserrimus omnes admonet.

O, ich Thor! Ich raſender Thor! und raſend ein jeder,
Der, auf des Weibes Rath horchend, den Freiheitsbaum pflanzt!

Die Ueberſchrift iſt wieder ein Fund aus der Lectüre des Virgil (VI, 618 ff.):

— — — Phlegyasque miserrimus omnes
Admonet, et magna testatur voce per umbras:
„Discite iustitiam moniti, et non temnere divos.“

Joh. Georg Adam Forſter, geb. 1754, begleitete als achtzehnjähriger Jüngling mit ſeinem berühmten Vater Joh. Reinh. Forſter 1772 Cook auf ſeiner zweiten Entdeckungsreiſe, und gab dann die Reiſe ſeines Vaters in zwei Quartbänden heraus. Er war Hofrath, Oberbibliothekar und Profeſſor in Mainz, als die franzöſiſche Revolution ausbrach, welcher er ſich, wie man damals ausſagte, auf Antrieb ſeiner Gattin **Thereſe**, geborn. Heyne, nachher mit dem Schriftſteller Ludw. Ferd. **Huber** vermählt, mit Enthuſiasmus anſchloß. Als die Preußen unter Kalkreuth 1793 Mainz wieder eroberten, verlor er ſeine ganze Habe, und ging nach Paris, wo er den Unglücksfällen und Anſtrengungen ſchon 1794 erlag.

348. Die dreifarbige Cocarde.

Wer iſt der Wüthende da, der durch die Hölle ſo brüllet,
Und mit grimmiger Fauſt ſich die Cocarde zerzauſt?

Geht ebenfalls auf **Georg Forſter**. — Uebrigens iſt die [illegible] Bitterkeit auffallend, mit welcher Schiller hier und ſonſt (ſ. d. Xenien [illegible], 251, 252) [illegible] Zeitbegriffe geißelt, denen er, hätte die franzöſiſche Revolution im Anfang der achtziger Jahre begonnen, eine Zeitlang ſelbſt anheimgefallen wäre.

349. Agamemnon.

Bürger Odysseus! Wohl dir! bescheiden iſt deine Gemahlin,
Strickt dir die Strümpfe und ſteckt keine drei Farben dir an!

Friedrich Gottlieb Klopſtock, geb. 1724, geſt. 1803 als däniſcher Legationsrath, war als begeiſterter Anhänger der franzöſiſchen Staatsumwälzung in Gefahr, ſeine däniſche Penſion zu verlieren, und ließ ſich nur durch ſeine Gattin, die verwittwete Frau von Winthem, zurückhalten, ſeine verfänglichſten Freiheitsoden bekannt zu machen.

350. Porphyrogeneta, den Kopf unter dem Arme.

Köpfe ſchaffet euch an, ihr Liebden! Thut es bei Zeiten!
Wer nicht hat, er verliert, auch was er hat, noch dazu.

Der Gedanke iſt ſchon im Xenion 255 da geweſen. Es ſoll der Herzog Louis Joſeph Philipp von Orleans, Egalité, der Vater des jetzigen Königs von Frankreich, gemeint ſein, den Robespierre 1793 unter dem Meſſer der Guillotine bluten ließ. Porphyrogeneta iſt in der byzantiniſchen Kaiſergeſchichte ein Prinz, welcher in dem Purpurzimmer, d. h. als ſein Vater ſchon den Thron beſaß, geboren wurde.

351. Siſyphus.

Auch noch hier nicht zur Ruh, du unglückſeliger! Noch immer
Rollſt du bergauf, wie einſt, da du regierteſt, den Stein.

Chriſtian Adolph Klotz, geb. 1738, geſt. 1771 als königl. preuß. Geheimerath und Profeſſor in Halle. Sein Anſehen ward durch Leſſing erſchüttert.

352. Sulzer.

Knaben über den Urnen! Wie anders iſt's, als wir dachten!
Mein aufrichtiges Herz hat mir Verachtung erlangt.

Fünf Abhandlungen: „Ueber die Unſterblichkeit der Seele, als ein Gegenſtand der Phyſik betrachtet“ von Joh. Georg Sulzer, geb. 1720, geſt. 1779 als Profeſſor an der Ritterakademie. Schon der Ausdruck: „Hüben über den Urnen“ bezeichnet dieſes Xenion als Goethiſch (vergl. oben Nro 91). Auch der milde und etwas ſchwache Charakter dieſes und der drei unmittelbar vorhergehenden Epigramme ſprechen dafür. Wie ſcharf und beſtimmt treten dagegen ſogleich die nächſten bis 359 hervor!

353. Haller.

Ach! Wie ſchrumpfen allhier die dicken Bände zuſammen!
Einige werden belohnt, aber die meiſten verziehn.

Albrecht von Haller, geb. 1708, geſt. 1777 als Mitglied des geheimen Raths von Bern. Daß Schiller übrigens die Poeſie des berühmten Mannes ſehr hoch hielt, bezeugt Frau Karoline von Wolzogen in Schiller's Leben Thl. 1, S. 275.

354. Moſes Mendelsſohn.

Ja, du ſiehſt mich unſterblich! — „Das haſt du uns ja in dem Phädon
Langſt bewieſen.“ — Mein Freund, freue dich, daß du es ſiehſt!

„Phädon, oder über die Unſterblichkeit der Seele“, Berlin 1767, von Moſes Mendelsſohn (geb. 1729, geſt. 1786, als Seidenfabrikant in Berlin).

355. Der junge Werther.

„Worauf lauerſt du hier?“ — Ich erwarte den dummen Geſellen,
Der ſich ſo abgeſchmackt über mein Leiden gefreut.

Friedr. Nicolai's Spottſchrift: „Freuden des jungen Werther's“, Berlin 1775.

356. Leſſing.

„Edler Schatten! du zürnſt?“ — Ja, über den liebloſen Bruder,
Der mein modernd Gebein laſſet im Frieden nicht ruhn.

„Leſſing's Leben, nebſt ſeinem noch übrigen literariſchen Nachlaſſe“. Berlin 1793 — 95. 3 Thle., von (ſeinem Bruder) Karl Gotthelf Leſſing (geb. 1740, geſt. 1812 als Münzdirector zu Breslau).

357. Dioscuren.

Einen wenigſtens hofft' ich von euch hier unten zu finden;
Aber beide ſeyd ihr ſterblich, drum lebt ihr zugleich.

Die Brüder Chriſtian und Friedrich Leopold, Grafen zu Stolberg.

358. Unvermuthete Zuſammenkunft.

Sage, Freund! wie find' ich denn dich in des Todes Behauſung,
Ließ ich doch friſch und geſund dich in Berlin noch zurück?

K. Friedr. Ramler (ſ. Anmerk. zu Xenien 74).

359. Der Leichnam.

Ach! das iſt nur mein Leib, der in Almanachen noch umgeht,
Aber es ſchiffte ſchon langſt über den Lethe der Geiſt.

360. Peregrinus Proteus.

Sieheſt du Wieland, ſo ſag' ihm, ich laſſe mich ſchönſtens bedanken;
Aber er that mir zu viel Ehr' an, ich war doch ein Lump.

„Geheime Geſchichte des Philoſophen Peregrinus Proteus“ von C. M. Wieland. Leipzig 1791. 2 Thle. Wir erkennen an dem Goethe'ſchen Kraftausdruck **Lump**, den Schiller nirgends gebraucht, das Goethe'ſche Signum. So ſpricht er noch in einem Brief vom 6. Juli 1796 „von den Lumpenhunden", die in Xenien angegriffen werden. Schiller ſagt auch von der Selbſtverbrennung des Peregrinus Proteus in Olympia, daß ſie ihm in äſthetiſcher Beziehung gefalle (Taſchenausg. Bd. 11, S. 120 ff.).

361. Lucian von Samoſata.

„Nun, Freund! biſt du verſöhnt mit den Philoſophen? Du
haſt ſie
Oben im Leben, das weiß Jupiter! tüchtig geneckt.

„Lucian's von Samoſata ſämmtliche Werke. Aus dem Griechiſchen überſetzt und mit Anmerkungen und Erläuterungen verſehen" von C. M. Wieland. Leipzig 1788, 89. 6 Thle.

362. Geſtändniß.

Rede leiſer, mein Freund! Zwar hab' ich die Narren
gezüchtigt,
Aber mit vielem Geſchwätz oft auch die Klugen geplagt.

363. Alcibiades.

Kommſt du aus Deutſchland? Sieh mich doch an, ob ich
wirklich ein ſolcher
Haſenfuß bin, als bei euch man in Gemälden mich zeigt?

„Alcibiades." Von A. G. Meißner (ſ. Anmerk. zu Xenien [illegible]). Leipzig 1781—88. 4 Thle. und: „Der deutſche Alcibiades", Leipzig 1790. 3 Thle. Von Karl Gottlob Cramer (geb. 1758, geſt. 1817 als Lehrer an der Forſtakademie zu Dreißigacker).

364. Martial.

Xenien nennet ihr euch? Ihr gebt euch für Küchenpräſente?
Ißt man denn, mit Vergunſt, ſpaniſchen Pfeffer bei euch?

Xenia nannten die Griechen und Römer im Allgemeinen die Geschenke, welche die Wirthe ihren Gästen und Freunden zu machen pflegten. Darnach gab auch der lateinische Epigrammatist M. Val. Martialis (geb. 40 nach Christi) den Distichen im dreizehnten Buch seiner Sinngedichte den Namen Xenien, indem er jedes dieser Distichen nach irgend einem der verschiedenen Gegenstände überschrieb, welche zur Bereitung eines Gastmahls gebraucht werden. Ein solches poetisches Xenium, sagt er, könne man, wenn es am Gelde gebreche, dem Gastfreunde für ein Geschenk senden:

Haec licet hospitibus pro munere disticha mittas,
Si tibi tam rarus, quam mihi, nummus erit.

365. Xenien.

Nicht doch! Aber es schwächten die vielen wäßrigen Speisen
So den Magen, daß jetzt Pfeffer und Wermuth nur hilft.

Von gleichem Sinn, wie Xenien 114, welches von Goethe ist. So möchten ihm denn auch dieses und das vorhergehende, so wie überhaupt der Name Xenien zuzusprechen seyn.

366. Rhapsoden.

Wer von euch ist der Sänger der Ilias? Weil's ihm so gut schmeckt,
Ist hier von Heynen ein Pack Göttinger Würste für ihn.

Sch.

Mit diesem Distichon bis zu Nro. 370 kehrt Schiller noch einmal zur Homerischen Frage zurück (s. Anmerk. zu Xenien 264). Der Professor in Göttingen, Christ. Gottlob Heyne (geb. 1729, gest. 1812) bestritt die Wolf'sche Hypothese über die Entstehung der Homerischen Epopöen, und Wolf vertheidigte seine Ansicht in Gegenschriften. Die Distichen sind jetzt, außer den zwei letzten, in Ein Epigramm: die Homeriden, vereinigt. s. Taschenausg. Bd. 1. S. 155 ff.

367. Viele Stimmen.

„Mir den, ich ſang der Könige Zwiſt!“ — „Ich die Schlacht bei den Schiffen!“ —
„Mir die Würſte! Ich ſang, was auf dem Ida geſchah.“ —
Sch.

368. Rechnungsfehler.

Friede! Zerreißt mich nur nicht! Die Würſte werden nicht reichen,
Der ſie ſchickte, er hat ſich nur auf Einen verſehn.
Sch.

369. Einer aus dem Chor (fängt an zu recitiren).

„Wahrlich, nichts Luſtigers weiß ich, als wenn die Tiſche recht voll ſind
Von Gebackenem und Fleiſch, und wenn der Schenke nicht ſäumt —“

Die Worte ſind dem Anfange des neunten Geſanges der Odyſſee nachgebildet, wo Odyſſeus ſeine Irrfahrten zu erzählen anfängt.

370. Vorſchlag zur Güte.

Theilt euch, wie Brüder! Es ſind der Würſte gerade zwei Dutzend,
Und wer Aſtyanax ſang, nehme noch dieſe von mir.

371. Philoſophen.

Gut, daß ich euch, ihr Herren, in pleno beiſammen hier finde,
Denn das Eine, was noth, treibt mich herunter zu euch.
Sch.

Die Xenien von 371 bis [illegible] ſtehen in Schiller's Werken. Taſchenausg. Bd. 1. S. [illegible] ff.

372. Ariſtoteles.

Gleich zur Sache, mein Freund! Wir halten die Jenaer Zeitung
Hier in der Hölle, und ſind längſt ſchon von Allem belehrt.
Sch.

373. Dringend.

Deſto beſſer! So gebt mir, ich geh' euch nicht eher vom Leibe,
Einen allgültigen Satz, und der auch allgemein gilt.
Sch.

Für: nicht eher vom Leibe, ſteht jetzt: „nicht eher vom Halſe.“

374. Einer aus dem Haufen.

Cogito, ergo sum. Ich denke, und mithin ſo bin ich;
Iſt das Eine nur wahr, iſt es das Andre gewiß.
Sch.

René Descartes, geb. 1596 zu la Haye in Touraine, geſt. 1650 zu Stockholm am Hofe der Königin Chriſtine.

375. Ich.

Denk' ich, ſo bin ich. Wohl! Doch wer wird immer auch denken!
Oft ſchon war ich, und hab' wirklich an gar nichts gedacht.
Sch.

376. Ein zweiter.

Weil es Dinge doch gibt, ſo gibt es ein Ding aller Dinge;
In dem Ding aller Ding' ſchwimmen wir, wie wir ſo ſind.

Sch.

Vor: Weil es Dinge doch gibt, ſteht jetzt: „Weil es doch Dinge gibt." — Baruch (Benedict) Spinoza, geb. am 24. Nov. 1632 zu Amſterdam, geſt. ebendaſ. am 21. Febr. 1677.

377. Ein dritter.

Juſt das Gegentheil ſprech' ich. Es gibt kein Ding, als mich ſelber!
Alles Andre, in mir ſteigt es als Blaſe nur auf.

Sch.

George Berkeley, geb. 1684 in Irland, geſt. 1753 zu Oxford, als Biſchof zu Cloyne in Irland.

378. Ein vierter.

Zweierlei Dinge laß ich paſſiren: die Welt und die Seele;
Kein's weiß vom andern, und doch deuten ſie beide auf Eins.

Sch.

Gottfried Wilh. v. Leibnitz, geb. 1646 zu Leipzig, geſt. zu Hannover 1716, als hannöveriſcher Geheimerath und Bibliothekar.

379. Ein fünfter.

Von dem Ding weiß ich nichts, und weiß auch nichts von der Seele;
Beide erſcheinen mir nur, aber ſie ſind doch kein Schein.

Sch.

Immanuel Kant, geb. am 22. April 1724 zu Königsberg, gest. 1804 ebendaselbst.

380. Ein sechster.

Ich bin ich und setze mich selbst; und setz' ich mich selber
Als nicht gesetzt, nun gut! setz' ich ein Nicht-Ich dazu.
Sch.

Statt: nun gut! setz' ich ein Nicht-Ich dazu, ist die jetzige Lesart: „nun gut, hab' ich ein Nicht-Ich gesetzt." — **Johann Gottlieb Fichte**, geb. 1762 zu Rammenau in der Oberlausitz, gest. 1814 als Professor in Berlin, damals Professor in Jena. Ueber sein Verhältniß zu Schiller, s. Schiller's Leben Thl. 3. S. 17 ff.

381. Ein siebenter.

Vorstellung wenigstens ist; ein Vorgestelltes ist also;
Ein Vorstellendes auch; macht, mit der Vorstellung, drei.
Sch.

Karl Leonhard Reinhold (s. Anmerk. zu Xenien 149), war von 1787 bis zum Frühjahr 1794 Lehrer der Philosophie in Jena. Aber Schiller trat auch mit ihm nicht in ein näheres Verhältniß; s. Schiller's Leben Thl. 2. S. 155 ff.

382. Ich.

Damit lock' ich, ihr Herrn, noch keinen Hund aus dem Ofen;
Einen erklecklichen Satz will ich, und der auch was setzt.
Sch.

383. Ein achter.

Auf theoretischem Feld ist weiter nichts mehr zu finden,
Aber der praktische Satz gilt doch: Du kannst, denn du sollst!
Sch.

Man deutet es auf **Karl Chriſtian Erhard Schmid**, geb. 1761, geſt. 1812 als herzogl. gotha'ſcher Kirchenrath und Profeſſor zu Jena (ſeit 1793). Ein Erläuterer der Kant'ſchen Philoſophie.

384. Ich.

Dacht' ich's doch! Wiſſen ſie nichts Vernünftiges mehr zu erwiedern,
Schieben ſie's Einem geſchwind in das Gewiſſen hinein.
Sch.

385. David Hume.

Rede nicht mit dem Volk, der Kant hat ſie Alle verwirret;
Mich frag', ich bin mir ſelbſt auch in der Hölle noch gleich.
Sch.

David Hume, geb. zu Edinburg 1711, geſt. ebendaſ. 1776, ein berühmter ſceptiſcher Philoſoph und Geſchichtſchreiber.

386. Rechtsfrage.

Jahre lang ſchon bedien' ich mich meiner Naſe zum riechen,
Hab' ich denn wirklich an ſie auch ein erweisliches Recht!
Sch.

387. Pufendorf.

Ein bedenklicher Fall! doch die erſte Poſſeſſion ſcheint
Für dich zu ſprechen, und ſo brauche ſie immerhin fort.
Sch.

Samuel von Pufendorf geb. 1632, geſt. 1694 als Hiſtoriograph und Geheimerath in Berlin, berühmt als Lehrer des Naturrechts.

388. Gewiſſensſcrupel.

Gerne dien' ich den Freunden, doch thu' ich es leider mit Neigung;
Und ſo wurmt es mir oft, daß ich nicht tugendhaft bin.
Sch.

Dieſes und das folgende Xenion iſt eine Satyre auf den Rigorismus der Kant'ſchen Sittenlehre, welcher Schiller's Natur widerſtrebte, ſ. Schiller's Leben Thl. 3, S. 205. Schiller ſagt in Anmuth und Würde (Taſchenausg. Bd. 11. S. 264): „Der Menſch darf nicht nur, ſondern ſoll Luſt und Pflicht in Verbindung bringen; er ſoll ſeiner Vernunft mit Freuden gehorchen" ꝛc. „Die Tugend," ſagt er weiter, „iſt nichts anderes, als eine Neigung zu der Pflicht."

389. Deciſum.

Da iſt kein anderer Rath, du mußt ſuchen, ſie zu verachten,
Und mit Abſcheu alsdann thun, wie die Pflicht dir gebeut.
Sch.

390. Hercules.

Endlich erblickt' ich auch den gewaltigen Hercules! Seine
Ueberſetzung! Er ſelbſt leider war nicht mehr zu ſehn.
Sch.

Die Epigramme von 390 bis 412 ſtehen jetzt, zu Einer Parodie: Shakeſpeare's Schatten, verbunden, in Schiller's Werken, Taſchenausg. Bd. 1. S. 336 ff. Im 390. Xenion heißt es jetzt:

„Endlich erblickt' ich auch die hohe Kraft des Herakles,
Seinen Schatten" ꝛc. —

Seine Ueberſetzung — Die Ueberſetzungen von Wieland (Zürich 1762 – 1766. 8 Bde.) und von Eſchenburg. Zürich 1775 — 1782. 13 Bde. N. A. ebendaſ. 1798 — 1806. 12 Bde.)

391. Herakliden.

Ringsum ſchreit, wie Vogelgeſchrei, das Geſchrei der Tragöden
Und das Hundegebell der Dramaturgen um ihn.

Sch.

392. „Pure Manier.“

Schauerlich ſtand das Ungethüm da. Geſpannt war der Bogen,
Und der Pfeil auf der Senn' traf noch beſtändig das Herz.

Sch.

Wie Schiller und Goethe „die pure Manier“ im Gegenſatz des „Styls“ verſtanden, ſ. Schiller's Leben Thl. 3, S. 115.

393. Er.

Welche noch kühnere That, Unglücklicher, wageſt du jetzo,
Zu den Verſtorbenen ſelbſt niederzuſteigen, ins Grab!“

Sch.

394. Ich.

Wegen Tireſias mußt' ich herab, den Seher zu fragen,
Wo ich den guten Geſchmack fände, der nicht mehr zu ſehn.

Sch.

Unter Tireſias iſt Leſſing gemeint.

395. Er.

„Glauben ſie nicht der Natur und den alten Griechen, ſo holſt du
Eine Dramaturgie ihnen vergeblich herauf.“

Sch.

396. Ich.

O, die Natur, die zeigt auf unſern Bühnen ſich wieder,
Splitternackend, daß man jegliche Rippe ihr zählt.

Sch.

397. Er.

„Wie? ſo iſt wirklich bei euch der alte Kothurnus zu ſehen,
Den zu holen ich ſelbſt ſtieg in des Tartarus Nacht?“

Sch.

398. Ich.

Nichts mehr von dieſem tragiſchen Spuk. Kaum einmal im Jahre
Geht dein geharniſchter Geiſt über die Bretter hinweg.

Sch.

„Geharniſchter Geiſt“ — der Geiſt des alten Hamlet.

399. Er.

„Auch gut! Philoſophie hat eure Gefühle geläutert,
Und vor dem heitern Humor fliehet der ſchwarze Affekt.“

Sch.

400. Ich.

Ja, ein derber und trockener Spaß, nichts geht uns darüber;
Aber der Jammer auch, wenn er nur naß iſt, gefällt.

Sch.

401. Er.

„Alſo ſieht man bei euch den leichten Tanz der Thalia
Neben dem ernſten Gang, welchen Melpomene geht?“

Sch.

402. Ich.

Keines von beiden! Uns kann nur das chriſtlich Moraliſche rühren,
Und was recht populär, häuslich und bürgerlich iſt.
Sch.

403. Er.

„Was? Es durfte kein Cäſar auf euren Bühnen ſich zeigen,
Kein Anton, kein Oreſt, keine Andromacha mehr?“
Sch.

404. Ich.

Nichts! Man ſiehet bei uns nur Pfarrer, Commerzienräthe,
Fähndriche, Secretärs oder Huſarenmajors.
Sch.

Am 31. Juli 1796 ſchreibt Schiller an Goethe: „Um Iffland nicht wehe zu thun, will ich in dem Dialog mit Shakſpeare lauter Schröder'ſche und Kotzebue'ſche Stücke bezeichnen.“ Doch blieb auch Iffland nicht verſchont.

405. Er.

„Aber ich bitte dich, Freund! was kann denn dieſer Miſère
Großes begegnen, was kann Großes denn durch ſie geſchehn?“
Sch.

406. Ich.

Was! Sie machen Cabale, ſie leihen auf Pfänder, ſie ſtecken
Silberne Löffel ein, wagen den Pranger und mehr.
Sch.

„Sie leihen auf Pfänder" — in Iffland's „Hageſtolzen;" „ſie ſtecken ſilberne Löffel ein" — in Schröder's „Fähndrich;" „wagen den Pranger und mehr" — in Iffland's „Verbrechen aus Ehrſucht" und Kotzebue's „Kind der Liebe."

407. Er.

„Woher nehmt ihr denn aber das große, **gigantiſche** Schickſal,
Welches den Menſchen erhebt, wenn **es den** Menſchen
zer**malmt**?"
Sch.

408. Ich.

Das ſind Grillen! Uns ſelbſt und unſre **guten** Bekannten,
Unſern Jammer und Noth ſuchen und **finden wir** hier.
Sch.

409. Er.

„Aber **das** habt ihr ja Alles bequemer und **beſſer** zu Hauſe.
Warum entfliehet ihr euch, wenn ihr **euch** ſelber nur
ſucht?"
Sch.

410. Ich.

Nimm's nicht übel, mein Heros! Das **iſt ein** verſchiedener
Caſus:
Das Geſchick, das iſt blind, und der **Poet iſt** gerecht.
Sch.

411. Er.

„Alſo eure Natur, die erbärmliche, trifft **man auf** euren
Bühnen, die große nur nicht, nicht die **unendliche**, an!"
Sch.

412. Ich.

Der Poet iſt der Wirth und der letzte Actus die Zeche;
Wenn ſich das Laſter erbricht, ſetzt ſich die Tugend zu Tiſch.
Sch.

Wie Schiller überhaupt durch die aufräumenden, niederreißenden Xenien ſeiner neuen Dichtung (der dritten Periode) Bahn brechen und einen freien Spielraum eröffnen wollte, ſo deutete er insbeſondere in dieſen dramatiſchen Xenien die Grundſätze an, welche ihn in ſeine zweite glanzvolle dramatiſche Laufbahn einführten. ſ. Schiller's Leben Thl. 3, S. 226 ff.; und über die Familienſchauſpiele Thl. 3, S. 367 ff.

413. Muſe zu den Xenien.

Aber jetzt rath' ich euch, geht, ſonſt kommt noch gar der Gorgona
Fratze, oder ein Band Oden von Haſchka hervor.

Lorenz Leop. Haſchka, geb. 1749, Profeſſor an der Ritterakademie zu Wien, in den letzten Lebensjahren penſionirt, ſtarb 1827. Ein geiſtloſer Odendichter.

414. An die Freier.

Alles war nur ein Spiel! Ihr Freier lebt ja noch alle;
Hier iſt der Bogen, und hier iſt zu dem Ringen der Platz.

Dieſes Schluß-Xenion iſt ebenfalls von **Schiller**. Am 31. Januar 1796 ſchrieb er an Goethe: „Ich habe dieſer Tage den Homer zur Hand genommen, und in dem Gericht, das er über die Freier ergehen läßt, eine prächtige Quelle von Parodien entdeckt, die auch ſchon zum Theil ausgeführt ſind." Später aber, am 18. Juni 1796 ſagt er: Die Homeriſchen Parodien habe ich, weil ſie ſich an das Ganze nicht anſchließen wollen, herauswerfen müſſen." Es erhielt ſich alſo, wie man ſieht, nur dieſes letzte Xenion.

Alphabetiſches Perſonenregiſter der Xenien.

(Die Ziffern bezeichnen die Nummern der Xenien.)

Adelung (Johann Chriſtoph): 86. 105.
Archenholz (Wilh. v.): 261.
Ariſtoteles: 575.
Baggeſen (Jens): 178 (71). 259.
Becker (Rud. Zachar.): 74. 257. 509.
Becker (Wilh. Gottl.): 152. 275. 776.
Berkeley (George): 577.
Bertuch (Friedr. Juſt.): 262.
Bibra (Freiherr v.): 250.
Blankenburg (Chriſt. Friedr. v.): 88.
Böhmer (Frau, nachher Frau v. Schlegel): 275.
Böttiger (Karl Aug.): 154 (71).
Brückner (Ernſt Theod. Joſ.): 155 (71).
Bürger (Gottfr. Aug.): 545.
Campe (Joach. Heinr.): 87. 140. 141. 151. 152. 170.
Carſtens (Asmus Jacob): 155.
Claudius (Matth.): 18.
Cloots (Baron v., Anacharſis): 255.
Cramer (Karl Friedr.): 250. 251. 255.
Cramer (K. Gottl.): 563.
Cronegk (Joh. Friedr., Freiherr v.): 515.
Descartes (René): 574. 575.
Düten (Friedr. Ludwig): 290.
Duſch (Joh. Jacob): 516.
Dyk (M. Joh. Gottfr.): 55. 292.
Eſchenburg (Joh. Joachim): 85. 139.
Ewald (Joh. Ludw.): 258.
Fichte (Joh. Gottl.): 198. 580.
Forſter (Joh. Georg Ad.): 537. 538.
Fülleborn (Georg Guſtav): 287.

Garve (Chriſt.): 156.
Gellert (Chriſt. Fürchteg.): 514. 516.
Genz (Friedr. v.): 256.
Gleim (Joſ. Wilh. Ludw.): 515. 544.
Goethe: 157. 270. 285. 555.
Gottſched (Joh. Chriſt.): 546.
Göſchen (Georg Joach.): 285.
Haller (Albrecht v.): 516. 555.
Haſchka (Lor. Leop.): 417.
Heydenreich (Karl Heinr.): 122.
Heyne (Chriſt. Gottl.): 566 — 570.
Hennings (Aug. Ad. Friedr. v.): 257.
Herder (Joh. Gottfried v.): 50 ff.
Herman (in Hamburg): 77. 81. 253.
Hermes (Joh. Timoth.): 17. 19. 25.
Hume (David): 585.
Jacobi (F. H. v.): 51. 55. 70. 155. 290. 297.
Jacobs (Friedrich): 66.
Jean Paul, ſiehe Richter.
Jeniſch (Daniel): 178. 268. 269. 295.
Iffland (Aug. Wilh.): 120. 405.
Joſeph II. (der Kaiſer): 286.
Jung (Joh. Heinr., Stilling): 19.
Kant (Immanuel): 57. 65. 126. 370. 388. 389.
Kleiſt (Franz Alex. v.): 155.
Klotz (Chriſt. Adolph): 551.
Kotzebue (Auguſt Friedr. Ferd. v.): 155. 271. 405.
Langbein (A. F. E.): 300.
Lavater (Joh. Caſpar): 11. 12. 20. 21. 22.
Leibnitz (Gottfr. Wilhelm v.): 378.
Leſſing (Karl Gotthelf): 556.
Leſſing (Joh. Gotthold Ephraim): 514. 538 — 40. 556. 591.
Manſo (Joh. Caſpar Friedr.): 33 — 40. 89. 524 — 528. 555.
Martial (Marc. Val.): 564. 565.

Meyer (Friedr. Ludw. Wilh.): 255.
Meißner (Aug. Gottl.): 265. 305.
Meiſter (Leonh.): 266.
Newton (Iſaak): 165 — 167. 170. 172.
Nicolai (Chriſtian Friedr.): 23. 51 (?). 81. 126 (?). 152 — 164.
183 — 206. 215. 238. 334. 555.
Obereit (Jacob Hermann): 51 (?).
Orleans (Louis Joſeph Philipp, Herz. v.): 550.
Platner (Ernſt): 51 (?). 63 — 66. 285.
Porſchke (Karl Ludwig): 51 (?).
Poſſelt (Ernſt Ludwig): 278.
Pufendorf (Samuel v.): 587.
Racknitz (Joſ. Friedr. v.): 17. 25.
Ramdohr (Friedr. Wilh. Baſ. v.): 119.
Ramler (Karl Friedr.): 13. 100. 558. 559.
Reichardt (Joh. Friedr.): 80. 135 — 147. 208 — 211. 219.
221 — 228. 236. 251.
Reinhardt (Karl v.): 295.
Reinhold (Karl Leonh.): 139. 581.
Richter (Jean Paul Friedr.): 41. 42. 276.
Salzmann (Chriſt. Gotthilf): 158.
Sander (Heinr.): 15.
Schelling (Friedr. Wilh. Joſ. v.): 181. 182.
Schiller: 158. 219. 260. 299. 305. 306.
Schink (Joſ. Friedr.): 272.
Schlegel (Joh. Elias): 515. 531.
Schlegel (Aug. Wilh. v.): 542.
Schlegel (Friedr. v.): 278 (?). 320 — 325. 542.
Schlichtegroll (Ad. Heinr. Friedr.): 44. 77.
Schmid (Karl Chriſt. Erh.): 585.
Schmidt (Friedr. Wilh. Aug.): 236.
Schneider (Eulogius): 556. 557.
Schröder (Friedr. Ludw.): 406.
Schubart (Chriſt. Friedr. Daniel): 151.

Schütz (Chriſt. Gottfried): 82.
Shakſpeare (Wilhelm): 596 ff.
Spalding (Joh. Joachim): 295.
Spinoza (Benedikt): 576.
Stahl (Georg Ernſt): 170.
Stilling, ſiehe Jung.
Stolberg (Chriſtian, Graf zu): 25. 72. 126. 557.
Stolberg (Friedrich Leopold, Graf zu): 16. 26. 52. 72. 116 — 118. 125. 557. 279.
Sulzer (Joh. Georg): 552.
Voß (Joh. Heinrich): 75. 120. 129. 150 (?). 258.
Weiße (Chriſt. Fel.): 45.
Wieland (C. M.): 76. 185. 259. 274. 280. 560. 561.
Wieland (Ernſt Karl): 262.
Wolf (Friedr. Aug.): 91. 164.
Weiße (Chriſt. Heinr.): 287.
Woltmann (Karl Ludwig v.): 42.
Wünſch (Chriſtian Ernſt): 175. 180 (?).
Würzer (Heinr.): 267.

Wallenſtein.

Wallenſtein's Lager.

(1798.)

Wallenſtein's Lager (Taſchenausg. Bd. 4, S. 9 f.) begann früher bei den Aufführungen in Weimar mit einem Soldatenlied (Schiller's Leben Thl. 1, S. [illegible]), und beginnt vermuthlich noch jetzt öfters damit; wenigſtens iſt es in dem Weimar'ſchen Theaterexemplar, welches ich ſo glücklich bin, benutzen zu können, ausdrücklich bemerkt, daß das Vorſpiel mit ſechs Strophen des Liedes „Es leben die Soldaten" anfange. Wie man aber aus dem Schiller-Göthe'ſchen Briefwechſel ſieht, iſt das Lied eigentlich von Goethe, und Schiller hat es nur um einige Strophen vermehrt. Goethe ſchreibt am 6. October 1798 an Schiller: „Das Soldatenlied liegt bei, womit das Stück anfangen ſoll." Schiller antwortet[1]: „Haben Sie Dank für das Anfangslied, ich finde es ganz zweckmäßig, vielleicht kann ich noch ein paar Strophen anflicken, denn es möchte um ein weniges zu kurz ſeyn;" und nachher unter dem 9. October berichtet ebenderſelbe: „Das Soldatenlied habe ich noch mit ein paar Verſen vermehrt, die ich hier beilege." Das Lied ſollte, wie Schiller ſelbſt ſagt, gleich von vorn herein mit der Stimmung der rohen Soldateska bekannt machen, und unterſcheidet ſich in Geiſt und Ton gar ſehr von dem an das Ideale ſtreifende Reiterlied am Ende des Stücks (ſ. Schiller's Leben Thl. 3, S. 381). Hier folgt es in der Form, wie Herr Boas es bekannt machte.

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe Thl. 4, S. 355.

Es leben die Soldaten!
Der Bauer gibt den Braten,
Der Gärtner gibt den Moſt,
Das iſt Soldatenkoſt.
Tra da ra la la la la!

Der Bürger muß uns backen,
Den Adel muß man zwacken,
Sein Knecht iſt unſer Knecht;
Das iſt Soldatenrecht.
Tra da ra la la la la!

In Wäldern gehn wir bürſchen
Nach allen alten Hirſchen,
Und bringen frank und frei
Den Männern das Geweih.
Tra da ra la la la la!

Heut' ſchwören wir der Hanne
Und morgen der Suſanne,
Die Lieb' iſt immer neu;
Das iſt Soldatentreu.
Tra da ra la la la la!

Wir ſchmauſen wie Dynaſten,
Und morgen heißt es faſten;
Früh reich, am Abend bloß,
Das iſt Soldatenloos.
Tra da ra la la la la!

Wer hat, der muß uns geben,
Wer nichts hat, der ſoll leben!
Der Ehmann hat das Weib
Und wir den Zeitvertreib.
Tra da ra la la la!

Es heißt bei unſern Feſten:
Geſtohlnes ſchmeckt am Beſten,
Unrechtes Gut macht fett,
Das iſt Soldatengebet.
Tra da ra la la la la!

Die beiden letzten Strophen, deren zweite bei ſpätern Aufführungen mit Fug wegfiel, ſcheinen mir allein von Schiller. Sie ſind herber, und ſchmecken in etwa nach den Räubern.

Als das Vorſpiel ſchon geſchrieben, das Manuſcript nach Weimar geſchickt war, und die Rollen unter Goethe's eifriger Fürſorge ſchon eingeübt wurden, ſann der nie mit ſich zufriedene Schiller in Jena noch immer auf Verbeſſerungen, die er nachliefern wollte. „Sie werden es z. B. billigen, ſchrieb er am 5. October 1798 an Goethe[1], daß ich den Konſtabler (ſ. Taſchenausg. Bd. 4, S. 17 f.) mit einer beſtimmten dramatiſchen Figur vertauſche. An ſeiner Stelle habe ich den Stelzfuß eingeführt, der nun ein gutes Gegenſtück zum Rekruten macht. Dieſer Invalide bringt ein Zeitungsblatt, und ſo erfährt man unmittelbar aus der Zeitung Regensburg's Einnahme und die neuſten paſſendſten Ereigniſſe. Es gibt Gelegenheit, dem Herzog Bernhard einige artige Complimente zu machen u. ſ. w. Zu einem Subject für den Stelzfuß wird ſich ſchon Rath finden, hoffe ich.“ Goethe aber antwortete, daß hier alles ſchon ſo auf Reim und Sylbenfall eingerichtet ſey, und ſo auf die Stichwörter eingehend, daß er nichts zu ändern wage, weil unmittelbar Stockungen zu befürchten wären. Schiller aber kam in einem ſpätern Brief (vom 6. October) auf dieſen Verbeſſerungsplan zurück, ſo ſehr lag ihm die Sache am Herzen. „Es thut mir freilich Leid,“ ſchrieb er, „wenn die kleinen Veränderungen im Vorſpiel nicht gleich der erſten Vorſtellung zu Gute kommen können. Das Motiv mit der Zeitung wäre paſſend zu einer vollkommenen Expoſition des Moments und der Kriegsgeſchichte. Laſſen Sie wenigſtens bei Nro. 5[1] den Konſtabler mit einem Zeitungsblatt auftreten und anſtatt des Verſes:

---

[1] Briefwechſel Thl. 4, S. 315. Vergl. Schiller's Leben Thl. 3, S. 370 f.

„Aber ein Eilbot' iſt angekommen,“

ſetzen:

Aber das Prager Blatt iſt angekommen.

Auf dieſe Weiſe leiten wir doch die Zeitung ein, wenn wir ſie ein andermal bringen wollen.“ Doch auch dieſe Veränderung findet ſich nicht in dem jetzigen Texte.

So war Goethe anfangs, bis ihn ſpäter ein Zufall eines Beſſern belehrte, in Zweifel, ob zur Zeit des dreißigjährigen Krieges ſchon Perrücken ſeyen getragen worden, und was war dann mit der „alten Perrücke“ anzufangen? Der Dichter ſchlug daher vor, die Paſſage im Lager, wo dieſer Ausdruck vorkommt (Scene 2, S. 14), folgender Maßen abzuändern:[2]

Trompeter.
Ja, es iſt wieder was im Werke.
Wachtmeiſter.
Die Herrn Generale und Commandanten. —

---

[1] [illegible] in unſere vierte Scene (ſ. Taſchenausg. Bd. 5 S. 16) [illegible]; [illegible] nämlich galt für die erſte Scene.
[2] Briefwechſel Bd. 5, S. [illegible].

Trompeter.

Es iſt gar nicht geheuer, wie ich merke.

Wachtmeiſter.

Die ſich ſo dick hier zuſammen finden —

Trompeter.

Sind nicht für die Langweil' herbemüht."

Wachtmeiſter.

Und das Gemunkel und Geſpioniere
Und das Heimlichthun und die vielen Curiere —

Trompeter.

Ja, ja! das hat ſich ſicher was zu ſagen.

Wachtmeiſter.

Und der ſpaniſche ſteife Kragen,
„Den man ſeit geſtern herum gehn ſieht,
Mit der guldnen Gnadenkette,
Das hat was zu bedeuten, ich wette."

Doch Goethe ließ es auch hier beim urſprünglichen Text, den wir auch jetzt noch haben, und Queſtenberg, der oben bekanntlich gemeint iſt, wurde ſpäter in den Piccolomini mit einer Perrücke und dem andern Ornate [illegible] coſtümirt.

Endlich muß noch bemerkt werden, daß das Reiterlied am Ende von Wallenſtein's Lager (ſ. Taſchenausg. S. [illegible]) nach dem Schlußchor:

„Und, ſetzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen ſeyn,"

wenigſtens bei den frühern Aufführungen noch eine treffliche Strophe mehr hatte. Sie wurde, wenigſtens in den Jahren 1803 und 1806, auf den Theatern zu Weimar und Lauchſtädt noch geſungen, und iſt in dem oben erwähnten Weimarer Theaterexemplar beigeſchrieben. Sie lautet hier ſo:

Auf des Degens Spitze die Welt jetzt liegt.
Drum froh, wer den Degen jetzt führet!
Und bleibet nur wacker zuſammengefügt,
Und zwinget das Glück und regieret.
Es ſitzt keine Krone ſo feſt, ſo hoch,
Der muthige Springer erreicht ſie doch.

Chor.

Es ſitzt keine Krone u. ſ. w.

Schon Fuß hat dieſe Strophe in ſeinen Poëmata Latina mit dem ganzen Reiterliede ins Lateiniſche überſetzt, und Prof. Jakob theilte ſie in den neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik mit (Jahrgang 8, Bd. 24, Heft 3, S. 328). Sie heißt hier etwas verändert:

Auf des Degens Spitze die Welt jetzt liegt,
Drum wohl, wer den Degen jetzt führet;
Und bleibt ihr nur wacker zuſammengefügt,
Ihr haltet die Welt und regieret!
Es ſtehet keine Krone ſo feſt und hoch,
Der muthige Springer erreichet ſie doch.

Statt ſtehet muß es wohl ſitzt heißen; aber die Lesart: Und bleibt ihr nur wacker zuſammengefügt ꝛc. iſt gewiß die allein richtige. Endlich ſagt mir mein Herr College, der Profeſſor A. Voß, er erinnere ſich ſehr genau, daß, als er in Jena ſtudirte, und dieſe Strophe von ihm und ſeinen Freunden geſungen worden ſey, ſie ſo gelautet habe:

Auf des Degens Spitze die Welt jetzt ſteht,
Friſch auf! wer den Degen noch führet;
Wem friſcher Muth in den Adern weht,
Er erwirbt ſich die Welt und regieret!
Es ſteht keine Krone ſo feſt, ſo hoch,
Der muthige Springer erreicht ſie doch.

Schiller ließ dieſe Schlußſtrophe, ſelbſt in dem Muſenalmanach für 1798, weg, wo das Reiterlied zuerſt erſchien. Vermuthlich hielt er ſie wegen ihrer überaus ſchlagenden temporellen Wahrheit und nahen Bezüglichkeit vor dem größern Publikum zurück.

Die Piccolomini und Wallenſtein's Tod.

(Von 1796 bis 1798.)

Bekanntlich waren die Piccolomini und Wallenſtein's Tod urſprünglich von einander anders abgegrenzt, als jetzt. Das erſte Stück umfaßte noch die zwei erſten Acte von Wallenſtein's Tod, und dieſe Tragödie begann alſo erſt mit dem dritten Aufzug (ſ. Taſchenausg. Bd. 4. S. 260). Nach dieſer Einrichtung wurden die Schauſpiele in Weimar auf die Bühne gebracht, und werden ſie noch heute gegeben.

Nun ſtellte ich früher die Vermuthung auf (ſ. Schiller's Leben Thl. 4. S. 5 f.), dieſe drei letzten Acte von Wallenſtein's Tod müßten in der Urſchrift einen viel ausgedehntern Text haben, als jetzt, daß ſie für die ganze Tragödie ausreichten, und unſere jetzigen Piccolomini möchten anfangs viel kürzer geweſen ſeyn, weil ſie nur drei Aufzüge enthielten, und ſie ſeyen wohl erſt ſpäter von dem Dichter zu dem jetzigen Umfang erweitert worden.

Ich bin jetzt im Stande, meine Anſicht zu berichtigen und über das Verhältniß des in Weimar ſceniſch dargeſtellten Wallenſtein's zu unſerm gedruckten einen nähern Nachweis geben zu können. Zwar iſt das mit autographiſchen Bemerkungen Schiller's verſehene urſprüngliche Bühnenexemplar der Wallenſtein'ſchen Trilogie durch den unglücklichen Theaterbrand in Weimar am 21. März 1825 mit andern köſtlichen Reliquien zu Grunde gegangen. Inzwiſchen iſt durch getreue Tradition das Verlorne wieder ergänzt und hergeſtellt werden, und ſo habe ich denn durch die Vermittelung meines verehrten Freundes, des Herrn Appellationsrathes Ernſt von Schiller, von der gefälligen Intendantur der Weimar'ſchen Bühne ein Theaterexemplar zugeſchickt bekommen, woraus erſichtlich iſt, wie Wallenſtein von Anfang an in Weimar aufgeführt wurde.

Die Piccolomini erſtrecken ſich alſo bis dahin, wo Max ſeinem Vater in die Arme fällt und ſie ſich dann nach verſchiedenen Seiten hin entfernen (Taſchenausg. Bd. 1, S. 259). Dieſes Schauſpiel beruht durchaus auf unſerm Texte, aus welchem nur Vieles weggeſtrichen iſt, ſo daß die ſieben Aufzüge in fünf zuſammengezogen werden konnten. Wo jetzt in den Piccolomini zuerſt der Vorhang fällt (ſ. Taſchenausg. Bd. 1, S. 90), verwandelt ſich die Bühne, der erſte Auftritt des zweiten Aufzugs (S. [illegible] ff.) fällt ganz weg, und wir ſehen im Saal beim Herzog von Friedland einen Pagen, welcher auf rothſammtnem Kiſſen den Commandoſtab bringt und ihn auf den Tiſch neben des Herzogs Seſſel legt. Die Zimmerflügel werden geöffnet, man erblickt draußen Wachen, die bei Wallenſtein's Eintreten das Gewehr präſentiren. Wallenſtein und die Herzogin treten auf: „Nun, Herzogin? Sie haben Wien berührt?“ 2c. (ſ. Taſchenausgabe S. [illegible]). Der bald (auf derſelben Seite) folgende Vers, den die Herzogin ſpricht:

„Ich that nach Ihrer Vorſchrift, führte an 2c.“

iſt in dem Theaterexemplar verändert:

Ich that nach Ihrem Auftrag, führte an 2c.

Dann läuft dieſer erſte Act ohne Veränderungen des Textes, nur mit vielen Auslaſſungen noch bis zum jetzigen dritten Aufzug fort (ſ. Taſchenausg. S. [illegible]). Er hat elf Auftritte und ſpielt [illegible] Minuten. Von da beginnt der zweite Act, unter Anderm fällt auch der Geſang der Thekla aus (S. [illegible]), ſtatt daß der Vorhang fällt, verwandelt ſich die Scene wieder (S. [illegible] f.), und dieſer zweite Act geht in ſechszehn Scenen bis zum jetzigen fünften Aufzuge (S. 171) und spielt 38 Minuten. Hiermit beginnt der dritte Akt, der den jetzigen fünften ausmacht und 18 Minuten dauert; der vierte Aufzug ist der jetzige erste von Wallenstein's Tod (S. 199 ff.), hat wieder viele Auslassungen und nimmt in der Darstellung 30 Minuten ein. Der fünfte Akt der Piccolomini endlich macht den zweiten von Wallenstein's Tod aus, der „vierte Auftritt" (s. Taschenausg. S. 242), ist ausgelassen, und der Aufzug ist 30 Minuten lang. Im siebenten Auftritte (S. 256) ist ein Vers verändert. Max sagt jetzt:

„Wärs möglich, Vater? Vater? Hättest du's
Mit Vorbedacht bis dahin treiben wollen?"

Dafür steht in dem Theaterexemplar corrigirt:

Wär's möglich, Vater? Vater? Hättest du
Ihn lieber schuldig, als gerettet sehen wollen?

Wenn man die Zeit zusammenrechnet, so findet man, daß die Piccolomini nach dieser Einrichtung ohne die Pausen zwischen den Akten 2 Stunden und 51 Minuten spielen. Das Stück aber ist so bei weitem mehr ein befriedigendes Ganze, als jetzt (s. Schiller's Leben S. 5 f.).

Wallenstein's Tod hub mit dem dritten Aufzug an (S. 260) und der erste Akt endigt mit den Worten des Wallenstein am Ende des zehnten Auftritts (S. 288):

„Jetzt fecht' ich für mein Haupt und für mein Leben."

Der eilfte Auftritt fällt weg, und der zweite Act beginnt mit der dreizehnten Scene (S. 300) und erstreckt sich in eilf Auftritten bis zum vierten Aufzug (S. 322). Der dritte Act geht dann von hier bis zum Ende des achten Auftritts (S. 346), wo Gordon zu Buttler sagt:

„O, einen Felsen streb' ich zu bewegen!
Ihr seyd von Menschen menschlich nicht gezeugt.
Nicht hindern kann ich Euch, ihn aber rette
Ein Gott aus Eurer fürchterlichen Hand."

Mit dieſen Worten aber ſchloß ſich dieſer Act nicht effectvoll, daher dichtete Schiller für die Darſtellung in dieſer Form noch ein den dritten Act abſchließendes Selbſtgeſpräch des Buttler, welcher noch zurückbleibt, nachdem Gordon ſchon weggegangen iſt.[1] Der Monolog iſt:

Ich habe mir den reinen Ruf geſpart[2]
Mein Leben lang. Die Argliſt dieſes Herzogs
Betrügt mich um des Lebens höchſten Schatz,
Daß ich vor dieſem Schwächling Gordon muß erröthen.
Dem geht die Treue über alles, nichts
Hat er ſich vorzuwerfen. Selbſt dem weichlichen
Gefühl entgegen, unterwirft er ſich
Der harten Pflicht. Mich hat die Leidenſchaft
Im ſchwachen Augenblick davon gewendet.
Ich ſtehe neben ihm, der ſchlecht're Mann;
Und kennt die Welt auch meinen Treubruch nicht,
Ein Wiſſer doch bezeugt ihn — jener hochgeſinnte
Octavio! Es lebt ein Menſch auf Erden,
Der das Geheimniß hat, mich zu entehren.
Nein, dieſen Schandfleck tilgt nur Blut! —
Du, Friedland, oder ich! In meine Hände
Gibt dich das Glück: ich bin mir ſelbſt der Nächſte.
Nicht Großmuth iſt der Geiſt der Welt.
Krieg führt der Menſch, er liegt zu Feld,
Muß um des Daſeyns ſchmalen Boden fechten,
Glatt iſt der Grund und auf ihn drückt die Laſt

---

[1] Dieſen Monolog hat zuerſt Döring in ſeiner Nachleſe S. 362 f. und dann von der Hagen im Schiller Album (S. 91) mitgetheilt, ohne daß einer die Stelle des Monologs in der Tragödie und deſſen Sinn und Bedeutung angab.

[2] Im Theaterexemplar nachträglich: erſpart.

Der Welt mit allen ihren Mächten!
Und wenn er nicht den Rettungsaſt
Mit ſchnellem Aug' erſpäht und faßt,
Nicht in den Boden greift mit feſtem Fuß,
Erhebt ihn der gewalt'ge Fluß,
Und hingerafft im Strudel ſeiner Wogen,
Wird er verſchlungen und hinabgezogen."
(Ab. Der Vorhang fällt.)

Hiermit endigte ſich der dritte Act in Schiller'ſcher Weiſe, ſtark und würdig, mit einem allgemeinen Gedanken. Im vierten Act, welcher in dieſer Theatereinrichtung bis zum dritten Auftritt des fünften Aufzuges (Taſchenausg. S. 575) reicht, kommt eine bedeutende Umſtellung der Scenen vor — wie auch ſchon im Frühern ſich Veränderungen an einzelnen Stellen finden, die ich nicht erwähnenswerth hielt. Der vierte Act eröffnet ſich mit der zweiten Scene — die erſte fällt ganz aus — des fünften Aufzuges unſeres Textes, wo Buttler, Hauptmann Deveroux und Macdonald auftreten (S. [illegible] bis S. [illegible]). Dieſe Scene iſt zur erſten gemacht, der neunte Auftritt des vierten Actes, wo Thekla im Seſſel, die Herzogin und Fräulein Neubrunn um ſie beſchäftigt, und Wallenſtein und die Gräfin im Geſpräch erſcheinen (S. 547 ff.) iſt die zweite Scene; Thekla und der ſchwediſche Hauptmann (S. 552) die dritte; Neubrunn und Thekla (S. 556) die vierte und endlich Thekla allein (S. 560) die fünfte, womit ſich („Das iſt das Loos des Schönen auf der Erde") der ganze Act wieder theatraliſch ſchließt, denn die folgenden zwei Auftritte (S. 561 bis S. 563) bleiben weg. Der fünfte Act endlich läuft von der dritten Scene (S. 575) in zehn Auftritten ununterbrochen bis zu Ende.

Auch in Wallenſtein's Tod läßt dieſe Theaterform viele Stellen aus, ändert aber nur ſehr wenige der Deutlichkeit oder des Bedürfniſſes wegen ab. So ſagt die Herzogin, Act 3, Scene 3

(S. 267 unten) ſtatt: „Was ich ſagen wollte?“ verſtändlicher: Was wollte ich doch ſagen? Für

„Ein Landmann bracht' es mit von Tirſchenreit,
Nach Sonnenuntergang hab's angefangen,“

iſt abgeändert:

Ein Landmann bracht' es mit von Tirſchenreit,
Vor Sonnenaufgang hab es angefangen.[1]

Endlich führt von der Haagen im Album noch eine Stelle an, welche in den frühern Darſtellungen Wallenſtein zu Gordon geſprochen habe:

Gerechtigkeit iſt eines Herrſchers Tugend,
Ein treues Herz ſteht dem Beherrſchten an;
Nicht jedem ziemt's, auf ſeiner ſchmalen Bahn
Den hohen, fernen Arktur zu befragen.
Du folgſt am ſicherſten der nächſten Pflicht;
Nur der Pilot befragt den Himmelswagen.

Dieſe Stelle, welche das Weimar'ſche Theaterexemplar nicht kennt, gehört wohl in die vierte oder fünfte Scene des letzten Actes nach der jetzigen Abtheilung (ſ. Taſchenausg. S. 382 ff.) Dem Sinn nach ſtimmt dieſe Stelle mit dem überein, was Gordon und Buttler im zweiten Auftritte des vierten Aufzuges S. 326 ſagen:

„Wir Subalternen haben keinen Willen ꝛc.“ —

Zuletzt haben wir noch eine ganze Scene mitzutheilen, welche ſtatt der erſten Scene des erſten Aufzugs von Wallenſtein's Tod nach der jetzigen Eintheilung (Taſchenausg. S. 199 ff.) gedichtet war, ſpäter aber der neuen Bearbeitung dieſer Scene Platz machen mußte. Hier wird nämlich jetzt Wallenſtein zu ſeinem Unternehmen, der Empörung gegen ſeinen Kaiſer, durch den glücklichen Aſpect der Geſtirne beſtimmt. Statt dieſes aſtrologiſchen Motivs hatte ſich Schiller anfangs als äußern Beweggrund ein gewiſſes Zahlenorakel ausgedacht, wovon im Briefwechſel mit Goethe (Thl. [illegible]. S. [illegible] bis S. [illegible]) und in meinem Leben Schiller's (Thl. [illegible]. S. [illegible] f.) das Nähere zu erſehen iſt. Goethe brachte den Dichter von dieſer undramatiſchen Fratze endlich dadurch ab, daß er ihn auf die außerordentlichen Vortheile aufmerkſam machte, welche er von dem tief in der menſchlichen Natur begründeten und weitverbreiteten aſtrologiſchen Aberglauben für ſein ganzes Stück machen könne. Die Ausführung der erſten Idee hat ſich unterdeſſen glücklicher Weiſe erhalten, und iſt von Döring aus dem Taſchenbuch der Liebe und Freundſchaft (Jahrgang 1815 S. [illegible] ff.) in ſeiner Nachleſe mitgetheilt werden.

---

[1] Act 5. Scene 5. der Taſchenausg. S. 333.

Wallenſtein. Seni.

Wallenſtein.

So iſt er todt, mein alter Freund und Lehrer?

Seni.

Er ſtarb zu Padua in ſeinem hundert
Und neunten Lebensjahr, grad auf die Stunde,
Die er im Horoſcop ſich ſelbſt beſtimmt;
Und unter den Orakeln, die er nachließ,
Wovon zwei in Erfüllung ſchon gegangen,
Fand man auch dies, und alle Welt will meinen,
Es geh' auf dich.

(Er ſchreibt mit großen Buchſtaben auf eine ſchwarze Tafel.)

Wallenſtein (auf die Tafel blickend).

Ein fünffach F. — Hm! Seltſam!
Die Geiſter pflegen Dunkelheit zu lieben —
Wer mir das nach der Wahrheit deuten könnte!

Seni.

Es iſt geleſen, Herr.

Wallenſtein.

Es iſt? Und heißt?

Seni.

Du hörteſt von dem ſiebenfachen M,
Das von dem nämlichen Philoſophus,
Kurz vor dem Hinſchied des hochſel'gen Kaiſers
Matthias, in die Welt geſtellet worden.

Wallenſtein.

Ja wohl! Es gab uns damals viel zu denken.
Wie hieß es doch? Ein Mönch hat es gedeutet.

Seni.

Magnus Monarcha Mundi Matthias
Mense Majo Morietur.

Wallenſtein.

Und das traf pünktlich ein: im Mai verſtarb er.

Seni.

Der jenes M gedeutet nach der Wahrheit,
Hat auch dies F geleſen.

Wallenſtein (geſpannt).

Nun, laß hören!

Seni.

Es iſt ein Vers.

Wallenſtein.

In Verſen ſpricht die Gottheit.

Seni (ſchreibt mit großen Buchſtaben auf die Tafel).

Wallenſtein (lieſt).

Fidat Fortunae Friedlandus.

Seni.

Friedland traue dem Glück.

(Er ſchreibt weiter.)

Wallenſtein (lieſt).

Fata favebunt.

Seni.

Die Verhängniſſe werden ihm hold ſeyn.

Wallenſtein.

Friedland traue dem Glück! Die Verhängniſſe werden ihm hold ſeyn.

(Er bleibt in tiefen Gedanken ſtehen.)

Woher das Wort mir ſchallt — ob es ganz leer,
Ob ganz gewichtig iſt, das iſt die Frage!
Hier gibt's kein Mittleres. Die höchſte Weisheit
Grenzt hier ſo nahe an den höchſten Wahn.
Wie ſoll ich's prüfen? — Was die Sinne mir
Seltſames bringen, ob es aus den Tiefen
Geheimnißvoller Kunſt heraufgeſtiegen,
Ob nur ein Trugbild auf der Oberfläche —
Schwer iſt das Urtheil. Denn Beweiſe gibt's
Hier keine. Nur dem Geiſte in uns
Gibt ſich der Geiſt von außen zu erkennen.
Wer nicht den Glauben hat, für den bemühn
Sich die Dämonen in verlornen Wundern,
Und in dem ſinnvoll tiefen Buch der Sterne
Lieſt ſein gemeines Aug' nur den Kalender.
Dem reden die Orakel, der ſie nimmt,
Und wie der Schatten ſonſt der Wirklichkeit,
So kann der Körper hier dem Schatten folgen.
„Denn wie der Sonne Bild ſich auf den Dunſtkreis
Malt, eh' ſie kommt, ſo ſchreiten auch den großen
Geſchicken ihre Geiſter ſchon voran,
Und in dem Heute wandelt ſchon das Morgen."
Die Mächte, die den Menſchen ſeltſam führen,

Drehn oft das Janusbild der Zeit ihm um.
Die Zukunft muß die Gegenwart gebären.
Fidat Fortunae Friedlandus, Fata Favebunt.
Es klingt nicht wie ein menſchlich Wort — die Worte
Der Menſchen ſind nur weſenloſe Zeichen,
Der Geiſter Worte ſind lebend'ge Mächte.
Es tritt mir nah, wie eine dunkle Kraft,
Und ruckt an meinen tiefſten Lebensfaden.
Mir iſt, indem ich's bilde mit den Lippen,
Als hübe ſich's allmählig, und es träte
Starrblickend mir ein Geiſterhaupt entgegen.

Die oben durch Anführungszeichen bemerkbar gemachten Verſe hat Schiller in der jetzigen Bearbeitung beibehalten. Wallenſtein ſagt ſie jetzt (Akt 5, Scene 3, Taſchenausg. S. 380) zur Gräfin in der Rede:

„Dergleichen Stimmen gibt's — es iſt kein Zweifel“ ꝛc.

Dramatiſche Entwürfe.

Der Tod des Themiſtokles, als Tragödie.

Der gediegene menſchliche Inhalt der Tragödie iſt die Darſtellung der verderblichen Folgen verletzter Pietät gegen ſein Vaterland. Dieſes kann nur bei einer Republik ſtattfinden, in welcher die Bürger frei und glücklich ſind, und nur an einem Bürger recht gefühlt werden, dem das Verhältniß zum Vaterland das höchſte Gut war. Themiſtokles iſt in Perſien heimathlos; heiß und ſchmerzlich und hoffnungslos iſt ſein Sehnen nach Griechenland, es iſt ihm nie ſo theuer geweſen, als ſeitdem er es auf ewig verloren. Ewig ſtrebt er, ſich in dieſes geliebte Element zurückzubegeben.

Hier gilt es alſo die möglichſt innige Schilderung des Bürgergefühls vis-à-vis eines ruhmvollen, wachſenden Staats und im Contraſt mit dem ſclaviſchen Zuſtand eines barbariſchen, erniedrigten Volks. Die Begeiſterung muß für das öffentliche Leben, für den Bürgerruhm ꝛc. erweckt werden, und allem muß eine hohe, edle, energiſche Menſchheit zu Grunde liegen.

Themiſtokles ſtirbt, wie er gelebt hat, nämlich mit einem gleichen Antheil reiner und unreiner Antriebe. Er hatte eine hohe Geſinnung, eine Begeiſterung für die wahre Tugend und den wahren Ruhm; aber ihn nagte die Ehrſucht und dieſe tadelhafte Leidenſchaft war Urſache, daß er die Probe der wahren Tugend nicht aushielt. Und ſo miſcht ſich auch in ſeine heroiſche Selbſtaufopferung der Schmerz der gekränkten Ruhmſucht. Doch wird er gewiſſermaßen Herr über dieſe unreine Empfindung, oder ſie läutert ſich wenigſtens zu einer ſchön menſchlichen Regung, und er ſcheidet zuletzt als ein edler Menſch, von der Idee ſeines unſterblichen Nachruhms über die gekränkte Hoffnung getröſtet. Mit dem Giftbecher am Munde wird er wieder zum Bürger Athens.

Dieſe Gedanken befinden ſich im Nachlaſſe Schiller's, und ſind auf einen Foliobogen von ſeiner eigenen Hand geſchrieben. Wegen der religiöſch-ſittlichen Tendenz, die ſich in ihnen ausſpricht, ſcheinen ſie mir in die erſten Jahre zu fallen, wo er ſich, für immer, zum Drama zurückwandte. — Die Handſchrift kann uns bei ſolchen Manuſcripten, deren chronologiſche Stelle nicht ausdrücklich beſtimmt oder ſonſt bekannt iſt, keine Führerin ſeyn: denn Schiller's Handſchrift hat ſich von ſeinem erſten Aufenthalt in Mannheim bis zu ſeinem Tode beinahe gar nicht verändert — eben ſo wenig, wie die Grundzüge ſeines Charakters. Auch die vielfach fehlerhafte Orthographie ſeiner Jugendjahre konnte er ſpäter nie ganz los werden. So leſen wir z. B. noch in dem Manuſcript des Demetrius (vom Jahr 1804 und 1805): ſezen, öfnen, Hofnung, Innhalt ꝛc. Seine Aufmerkſamkeit war beim Schreiben auf etwas ganz anderes gerichtet, als auf die kleinlichen Willkürlichkeiten der Rechtſchreibung.

Ein Drama auf einer außereuropäiſchen Inſel.

Die Aufgabe iſt ein Drama, worin alle intereſſante Motive der Seereiſen, der außereuropäiſchen Zuſtände und Sitten, der damit verknüpften Schickſale und Zufälle geſchickt verbunden werden. Aufzufinden iſt alſo ein punctum saliens, aus dem alle ſich entwickeln, um welches ſich alle natürlich anknüpfen laſſen, ein Punkt alſo, wo ſich Europa, Indien, Handel, Seefahrten, Schiff und Land, Wildheit und Kultur, Kunſt und Natur ꝛc. darſtellen läßt. Auch die Schiffsdisciplin und Schiffsregierung, der Charakter des Seemanns, des Kaufmanns, des Abentheurers, des Pflanzers, des Indianers, des Kreolen müſſen beſtimmt und lebhaft erſcheinen.

Landen und Abſegeln. Sturm. Seetreffen. Meuterei auf dem Schiff. Schiffjuſtiz. Begegnung zweier Schiffe. Scheiterndes Schiff. Ausgeſetzte Mannſchaft. Proviant. Waſſereinnehmen. Handel. Seekarten, Compaß, Langenuhr. Wilde Thiere, wilde Menſchen.

Das Local, wo das Stück ſpielt. Eine Eingeborne liebt den Europäer und beweint ihn nach ſeiner Abfahrt. Ein Weltumſegler. Ein Eingeborner, der ihn nach Europa begleitet. — Jenny's Patron wird für den Verluſt ſeines Lieblings durch etwas anderes entſchädigt.

Ein Wegſegeln und Dableiben muß zugleich vorkommen. Beides hat etwas Trauriges, aber das Freudige iſt überwiegend. Es könnte ſo geſagt werden, daß die Perſon, die ſich wegſehnt, bleibt, und die, welche zu bleiben gedachte, wegſegelt, oder — — — —.

Unter den Dableibenden iſt ein Europäer, der ſich mit Freude und Hoffnung anſiedelt; oder einer, dem Europa fremd war und der hier ſein Vaterland findet. Er hat die Schreckniſſe der europäiſchen Sitten haſſen gelernt, und weil er alles in Europa verloren, was ihm theuer war, ſo umfaßt er mit Hoffnung das neue Vaterland.

Zwiſchen beiden ſteht der Seemann, der überall und nirgends zu Hauſe iſt, und auf dem Meere wohnt.

Der ſich expatriirende Europäer redet die fremde Erde an; Jenny hat ſich zuvor an das Meer gewendet.

Schiffe ſind ſelten auf dieſer Küſte, nur ruhige Pflanzer, nicht Kaufleute leben hier.

Es erſcheint alſo im Stück: ein Pflanzer; der anlandende Kaufmann; der Seemann; der Inder; der Europäer; der Halbeuropäer; außer dieſen die Hauptperſonen.

Was bringt das Schiff mit, um Jenny's Schickſal zu verändern? Entweder ſeinen Freund, oder ſeine Geliebte oder ſeine Zurückberufung, oder ſeinen Vater.

Ein entſcheidendes Motiv, warum er nach Europa geht.

Darf die Revolution mit eingeflochten werden?

Jenny's Geliebte hat ihren Bruder oder Oheim begleitet.

Ein reicher Kaufmann iſt der Vater von ſeiner Geliebten. Dieſer iſt ganz arm geworden, und hat ſich deßwegen auf's Meer begeben, um außer Europa ſein Glück zu verbeſſern. Er iſt's, der mit dem Schiffe anlangt, er und ſeine Tochter ſteigen allein ans Land, ſein Bruder iſt der Patron Jenny's.

Ein Europäer hat ſich in Indien etablirt und durch Fleiß und Treue ſich die Neigung ſeines Patrons in ſolchem Grade erworben, daß dieſer ihn zu ſeinem Eidam wählt. Seine Tochter aber liebt ſchon einen andern, dem aber der Vater nicht hold iſt.

An demſelben Tag, wo der Kaufmann ſich gegen den Europäer erklären will, langt ein Oſtindienfahrer auf der Rhede an.

Der junge Europäer hat in Europa etwas Geliebtes verlaſſen (eine unglückliche, auf einem Irrthum beruhende Geſchichte hat ihn von Europa exilirt); ſein ganzes Herz iſt dahin gewendet, er iſt nie glücklich geweſen, ſeine einzige Freude iſt Schiffe aus Europa, aus dem Land ſeiner Liebe, ankommen zu ſehen, und Nachrichten zu empfangen. Auch heute treibt ihn dieſe Begierde, da er von dem Schiffe gehört, an das Ufer. (Jenny iſt allen theuer; er iſt ein Engel der Unterdrückten.)

Auf daſſelbe Schiff hat auch die Tochter des Kaufmanns ihr Abſehen gerichtet, um mit ihrem Liebhaber nach Europa zu fliehen, weil ſie den Vater nicht zu erweichen hofft. (Sie verſieht ſich mit Juwelen und Geld. Eine gewiſſe Härte des Vaters und die Heftigkeit ihrer Liebe entſchuldigt ihren Entſchluß. Der Liebhaber kämpft mit ſich ſelbſt, er verſchmäht den Reichthum der Tochter — — —.)

Geſpräch zwiſchen der Tochter und dem jungen Jenny. Ihre Fragen nach Europa, ſeine wehmüthige Schilderung der Heimath.

Tochter erklärt ihm ihren Entſchluß.

Vater hat ihr zuvor den ſeinigen erklärt.

Jenny erhält aus Europa keine Nachrichten und iſt ſehr traurig.

Er ſchlägt die Tochter des Kaufmanns aus.
Er will ſelbſt nach Europa.

England ſtrickt ein Netz von Entdeckungsfahrten um den Globus, womit es alle Meere umfängt.

Das Schiff muß ein lebhaftes Intereſſe erregen; es iſt das einzige Inſtrument des Zuſammenhangs, es iſt ein Symbol der europäiſchen Verbreitung der ganzen Schifffahrt und Weltumſeglung. Epiſode vom Schiffscapitain, Matroſen und Paſſagiers.

Ein Capitain, der von einer rebelliſchen Mannſchaft ausgeſetzt wird oder geworden iſt.

Ein wegen eines Mords nach Botanybay Geſchaffter; ſein junger Sohn theilt freiwillig ſein Schickſal; dieſer iſt zum Jüngling herangewachſen.

Das Schiff, welches auf der Rhede liegt, iſt von der aufrühreriſchen Mannſchaft in Beſitz genommen. Vergebens hat Eduard ſeine Hoffnung auf dieſes Schiff geſetzt; er glaubt, jede Ausſicht ſey ihm nun zur Rückkehr verloren, als ſich alles aufs Freudigſte für ihn entwickelt.

Das Schiff, auf welches man alle Hoffnung ſetzt, kann entweder untergehen, oder verſchlagen werden, oder eine Meuterei kann auf demſelben ausbrechen. Gefangene auf dem Schiff.

Wie kommt es in dieſes Gewäſſer?

Die ſpurloſe Bahn des Schiffs. Die Korallen. Die Seevögel. Das Seegras. D — — —

Die Handlung kann auf einer Inſel, etwa Isle Bourbon oder einer ähnlichen ſelten beſuchten Station ſeyn.

Wie iſt Eduard hierher gekommen?

Eduard hat mehrere Jahre vergebens die Wirkungen ſeiner nach Europa geſchickten Briefe und der Verſprechung eines Freundes erwartet; er iſt auf dem Punkt, die Hoffnung aufzugeben, und ſich auf der Inſel zu binden, wo ihm der Pflanzer ſeine Tochter antragt.

Dieſer Pflanzer iſt auch ein Europäer und durch Schickſale hierher gekommen.

Seine Tochter — — —

Das Stück kann ſo endigen, daß Eduard in dem gefangenen Hauptmann des Schiffs ſeinen Freund entdeckt, daß er ihm ſein Schiff wieder erobern hilft, und daß die Anführer ſtatt der vorigen Bewohner auf der Inſel zurückbleiben.

Von dieſer Schiller'ſchen Reliquie habe ich ſchon in meiner Biographie Schiller's (Th. 3. S. [illegible] ff.) einen Auszug gegeben, und ich habe ſie dort an ſeine Lieblingslectüre von Reiſebeſchreibungen, die ihm auch noch andere poetiſche Ideen zuführte (Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe Th. [illegible]. S. 96 ff.), geknüpft. Man ſieht, daß es ein weltbeſchreibendes Weltdrama werden ſollte, in welches Schiller einen ungeheuern Reichthum von Ideen und Anſchauungen hinein arbeiten wollte, ſo daß ſelbſt die Geſchichte und die Perſonen nur eine ſymboliſche Bedeutung gewannen. Wegen dieſes überwiegenden Ideengehalts gehört dieſer Plan ganz ſicher einer frühern Zeit, vermuthlich der Wallenſtein'ſchen Periode, an. Es ſind übrigens, wie man ſieht, ganz unentwickelte, zu verſchiedenen Zeiten hingeworfene und ſich zum Theil widerſprechende Gedanken in dieſem Entwurfe neben einander geſtellt. Nur eine höchſt großartige, originelle Grundidee leuchtet uns aus dieſen Fragmenten entgegen; über Ausführung, Geſchichte, Perſonen, Local war ſich der Dichter nichts weniger als klar, und dieſe rhapſodiſchen Umriſſe ſind gleichſam nichts, als ein Suchen und Fragen. Der Hauptheld heißt bald Jenny, bald Eduard, und in einem Perſonenverzeichniß, welches ich weggelaſſen habe, iſt Jenny, was der Name will, eine weibliche Figur, und zwar die Geliebte des Eduard.

Die Pariſer Polizei, als dramatiſches Gemälde.

Schiller's Muſe ſuchte alle menſchliche Zuſtände auf die Bühne zu pflanzen, und ſo macht denn der eben vorgelegte Plan eines Schauſpiels auf einer wenig beſuchten Inſel in einem fremden Welttheil mit der gigantiſchen Idee, die allgegenwärtige Polizei im Brennpunkte der europäiſchen Civiliſation, in Paris, dramatiſch zu bearbeiten, den ungeheuerſten Gegenſatz. Körner vermuthet, daß Schiller durch die Lectüre der Causes celebres von Pitaval, zu deren Ueberſetzung er im Jahr 1792 die bekannte Vorrede ſchrieb[1], zu dieſer Idee angeregt worden ſey. Ich füge aus des Dichters Nachlaß zu den Fragmenten, welche Körner schon bekannt machte (Taschenausg. Bd 7, S. 381 ff.), noch einige Aphorismen bei, welche dazu dienen können, die Abſicht des Dichters näher zu charakteriſiren.

---

[1] Siehe [illegible] Bd. 11, S. 549; vergl. Schiller's Leben Th. 2, S. [illegible]

Es iſt eine ungeheure Maſſe von Handlung zu verarbeiten, und zu verhindern, daß der Zuſtand durch die Mannigfaltigkeit der Begebenheiten und die Menge der Figuren nicht verwirrt werde. Ein leitender Faden muß da ſeyn, der ſie alle verbindet, gleichſam eine Schnur, an welche alles gereiht wird; ſie müſſen entweder unter ſich oder durch die Aufſicht der Polizei mit einander geknüpft ſeyn, und zuletzt muß ſich alles, im Saal des Polizeilieutenants, wechſelſeitig auflöſen.

Die eigentliche Einheit iſt die Polizei, die den Impuls gibt und zuletzt die Entwickelung bringt. Sie erſcheint in ihrer eigentlichen Geſtalt am Anfang und am Ende; im Laufe des Stücks aber handelt ſie zwar immer, aber unter der Maske und ſtill.

Die Officianten und ſelbſt der Chef der Polizei (Argenſon) müſſen zum Theil auch als Privatperſonen und als Menſchen in die Handlung verwickelt ſeyn.

Paris, als Gegenſtand der Polizei, muß in ſeiner Allheit erſcheinen, und das Thema erſchöpft werden. Ebenſo muß auch die Polizei ſich ganz darſtellen und Hauptfälle vorkommen.

Ein Verbrechen wird durch die Polizei verhütet, ein anderes wird entdeckt und beſtraft. Die Polizei erſcheint hier in ihrer Furchtbarkeit, ſelbſt der Ring des Gyges ſcheint nicht vor ihrem Alles durchdringenden Auge zu ſchützen. Ein Mörder wird je von ihr durch alle Schlupfwinkel aufgejagt und fällt endlich durch ihre Schlingen.

Ein verloren gegangener Menſch beſchäftigt die Polizei. Man kann ſeine Spur vom Eintritt in die Stadt bis auf einen gewiſſen Zeitpunkt und Aufenthalt verfolgen, dann verſchwindet er.

Eine Greuelthat wird in einem, der Polizei ſchwer zugänglichen Hauſe verborgen. Man unterdrückt darin eine Unſchuld.

Ein Leichnam wird von jungen Aerzten geſtohlen. Ein künſtlich veranſtalteter Leichenzug.

Die Handlung wird im Audienzſaale des Polizeilieutenants eröffnet, welcher ſeine Commis abhört und ſich über alle Zweige des Polizeigeſchäfts und durch alle Quartiere der großen Hauptſtadt weitumfaſſend verbreitet. Der Zuſchauer wird ſonach ſchnell mitten ins Getriebe der ungeheuern Stadt verſetzt und ſieht zugleich die Räder der großen Maſchine in Bewegung. Delatoren und Kundſchafter aus allen Ständen.

Poetiſche Schilderung der Nacht zu Paris, als des eigentlichen Gegenſtandes und Spielraums der Polizei.

Wenn andere Menſchen ſich der Freude und Freiheit überlaſſen, an großen Volksfeſten u. ſ. w., dann fängt das Geſchäft der Polizei an.

Der Menſch wird von dem Polizeichef immer als eine wilde Thiergattung angeſehen und auch ſo behandelt.

Discuſſion zwiſchen Argenſon und einem Philoſophen über die Frage, ob man die Wahrheit laut ſagen dürfe.

Argenſon macht ſich wenig aus den Individuen, aber ſobald die Ehre der Polizei im Spiel iſt, dann iſt ihm das unwichtigſte Individuum heilig und fordert alle ſeine Sorgfalt auf.

Ueber die Freiheit der Satyre. Geheime Geſellſchaften.

Das delicate Capitel von dem Unterſchied der Stände. Der Adel iſt als ein Beſitzthum zu reſpectiren, wie der Reichthum, aber perſönliche Achtung kann er nicht erwerben. Argenſon hängt ein klein wenig nach dem Volk. Scene mit einem Edeln. Scene mit einem Bürger.

Charakter eines Pariſer Schmarutzers, eines Ubique, der wirklich auch überall vorkommt, dem man überall begegnet.

Die bekannte Replik: Ich muß aber doch leben, ſagt der Schriftſteller. Das ſeh' ich nicht ein, antwortet Argenſon.

Die Polizei ſucht die Spur eines Diebſtahls oder eines andern Verbrechers. Es iſt ein körperliches Kennzeichen vorhanden. Falſche Edelſteine.

Zeit und Ort ſind beſtimmt, wo es geſchehen. Werkzeuge.

Man hält Nachſuchung an dem Orte, wo das Geſtohlene verkauft werden konnte.

Man erkundigt ſich da, wo das Gefundene gemacht worden ſeyn konnte.

Man unterſucht, wo es zu einer beſtimmten Stunde, an einem beſtimmten Ort erblickt wurde.

Die Polizei hat ſchon lange ihre Augen auf gewiſſe verdächtige Perſonen und Häuſer.

Ein Frauenzimmer iſt an einem Ort verſteckt, wo die Polizei Hausſuchung thun läßt.

Man findet eine Strickleiter in der Taſche eines jungen Herrn, oder auch ein Brecheiſen.

Der Betrug oder Diebſtahl, deſſen Spur geſucht wird, kann als etwas Unwaldiges befunden werden.

Alle Stände müſſen in die Handlung verwickelt werden.

Es kommt bei dieſer Gelegenheit heraus, wie ein Aufſchneider oder ein ſich für vornehm ausgebender Menſch arm und dürftig iſt.

Das Verbrechen, welches geſucht wird, iſt gerade nichts, und löst ſich unſchuldig. Es kommt durch einen Umweg durch die ganze Stadt in das Haus des Klagers ſelbſt zurück, auf ſeine Frau oder Tochter, und löst ſich als eine unſchuldige, wenigſtens verzeihliche Handlung auf.

Ein paar luſtige Weiber, die durch ihren Leichtſinn und Humor Irrungen veranlaſſen.

Eine Privatkomödie. Ein Privatball.

1. Ein Liebhaber hat eine nachtliche Zuſammenkunft. Strickleiter.

2. Eine Frau betrügt ihren Mann und halt es mit einem andern.

Eine Spielergeſellſchaft.

Eine verbotene Geſellſchaft. Eine Verſchwörung. Falſchmünzer.

3. Ein unſchuldiges liebenswürdiges Paar, von harten Verwandten eingeſchränkt. Eine Entführung oder Flucht.

4. Frau oder Tochter des Polizeioffiziers iſt ſelbſt darin verwickelt.

5. Ein Freudenmadchen, welches von einem Heuchler beſucht wird. Dieſer Heuchler iſt ſtreng gegen ein unſchuldiges Paar.

Ein Eiferſüchtiger.

Alle eingezogenen Perſonen ſind im Hauſe der Polizei, und eine vollkommene Auflöſung geſchieht in der Stube des

Polizeicommiſſairs. Dieſes kann den ganzen fünften Akt ausfüllen. Der Polizeicommiſſair iſt ein feiner, geiſtvoller und jovialiſcher Mann, der Lebensart und Gefühl hat, zugleich aber gewandt, liſtig und ſobald er will, impoſant iſt. Es wird im Stücke nichts beſtraft, als durch die natürlichen Folgen der Handlung ſelbſt. Der Polizeicommiſſair kann ſich verliebt haben, und als Freier auftreten.

Ein Vornehmer iſt auch darein verwickelt, der einen falſchen Namen führt, aber von dem Polizeicommiſſair recht gut gekannt wird.

Die Geſchäfte der Polizei ſind:

1. Für die Bedürfniſſe der Stadt ſo zu ſorgen, daß das Nothwendige nie fehle, und daß der Kaufmann nicht willkürliche Preiſe ſetze. Sie müſſen alſo das Gewerb und die Induſtrie beleben, aber dem verderblichen Mißbrauch ſteuern.

2. Die öffentlichen Anſtalten zur Geſundheit und Bequemlichkeit.

3. Die Sicherheit des Eigenthums und der Perſonen. Verhütend und rächend.

4. Maßregeln gegen alle, die Geſellſchaft ſtörende Mißbräuche.

5. Die Beſchützung der Schwachen gegen die Bosheit und Gewalt.

6. Wachſamkeit auf alles, was verdächtig iſt.

7. Reinigung der Sitten von öffentlichem Scandal.

8. Sie muß alles mit Leichtigkeit überſehen, und ſchnell nach allen Orten hin wirken können. Dazu dient die

Abtheilung und Unterabtheilung, die Regiſter, die Offizianten, die Kundſchafter, die Angeber.

9. Sie wirkt als Macht und iſt bewaffnet, um ihre Beſchlüſſe zu vollſtrecken.

10. Sie muß oft geheimnißvolle Wege nehmen, und kann auch nicht immer die Formen beobachten.

11. Sie muß oft das Ueble zulaſſen, ja begünſtigen und zuweilen ausüben, um das Gute zu thun oder das größere Uebel zu entfernen.

In der Suite der Handlung treten auf: 1) der Sohn der Familie debauchirt, zur Verzweiflung gebracht, aber noch davon gerettet; 2) die fromme Tochter; 3) der Vater aus der Provinz; 4) der biedere, aber arme Noble; 5) der übermüthige, aber ſchlechtdenkende reiche Roturier; 6) der muthwillige Mousquetaire; 7) der Fat, als Parlamentsrath; 8) der Schmaruzer Urbane; 9) die Courtiſane; 10) Escroc und Filou in allen Geſtalten; 11) der Broſchürenſchreiber; 12) der Philoſoph; 13) die Savoyarden; 14) die Devote; 15) der Abbé oder Ludwigsritter; 16) der Polizeiminiſter; 17) der Mörder; 18) der Exempt; 19) der Höfling; 20) der wohldenkende Bürger von Paris; 21) der Porte-faix, Fiacre, Suiſſe; 22) der Schreiber oder Clerc; 23) die Ehefrau und der Ehemann; 24) der Ausländer; 25) die Schaarwache, Guet; 26) die Marchande de Modes; 27) Poiſſarden; 28) der Illuminat und geheime Geſellſchafter; 29) der Mönch; 30) der Duc und die Ducheſſe; 31) der Bettler; 32) der kleine Dieb und ſeine Gehülfen.

Dieſe Auszüge werden hinreichen, um einen Begriff davon zu geben, welches Meer von Gedanken, Einfällen und Phantaſien ſich in dem Kopfe dieſes ſeltenen Menſchen drängten, und wie ſein reiches Gemüth auch den proſaiſchſten Gegenſtand des modernen Lebens wunderbar poetiſch zu befruchten und zu veredeln verſtand. Aber beinahe noch erſtaunenswerther, als dieſe Ideenfülle, erſcheint der Muth, den der Dichter bei dieſer durchgeführten ſchriftlichen Conception doch haben mußte, dieſe mannigfaltigen Dinge in Einem dramatiſchen Gemälde bemeiſtern zu können. Das Schauſpiel wäre, vollendet, gleichſam eine Entblößung aller mannigfachen geheimen Gebrechen der Geſellſchaft geweſen, und würde ſeinem Inhalt nach von ferne an die Räuber erinnert haben. Alle Perſonen hatten in ſich nichts bedeutet, ſondern nur die Beſtimmung gehabt, zur Veranſchaulichung der Grundidee, jede das Ihrige, beizutragen. Schiller mochte ſich aber bald überzeugen, daß eine ſolche ungeheure Maſſe ein Drama, ja jedes Kunſtwerk überwiege, und ſo legte er ſich denn in dieſem Kreiſe einen kleinern, möglichen Plan zurecht.

Die Kinder des Hauſes, ein Schauſpiel.

Den noch nicht zur völligen Klarheit durchgearbeiteten Inhalt und Gang dieſer Geſchichte hat Körner aus Schiller's Nachlaß (ſ. Taſchenausg. Bd. 7, S. 365 ff.) bekannt gemacht. Das Stück ſollte in Bordeaux, oder Nantes, oder einer andern franzöſiſchen Provinzialſtadt ſpielen, und ſchon aus dieſem veränderten Local, noch mehr aber aus dem Plan ſelbſt ſieht man, daß die Polizei hier nicht mehr Zweck war, ſondern nur eine beſchränkte, dienende Rolle ſpielen ſollte. Das vorzubereitende Stück ſollte ein dramatiſches Criminalgemälde werden, dieſes Schauſpiel ein Perſonen- und Situationsſtück. Louis Narbonne hat ſeinen eigenen Bruder ermorden und deſſen beide Kinder Zigeunern übergeben laſſen, und genießt nun als ein geachteter Mann in vollkommener Sicherheit die ihm anheimgefallene Erbſchaft ſeines großen Vermögens. Aber das doppelte Verbrechen kommt durch Louis Narbonne ſelbſt an den Tag, dadurch, daß dieſer wegen eines ihm entwendeten Schmuckes für ſeine Braut die Polizei auffordert, welche im Verfolg ihrer Unterſuchungen den Mörder entdeckt, die veräußerten Kinder auffindet und ſie in ihre Rechte wieder einſetzt. Das Nähere der ſkizzirten Geſchichte findet man in Schiller's Werken; ich füge aus deſſen Nachlaſſe nur noch einige Auszüge bei, welche darüber ein Licht verbreiten können, wie ſich der Dichter die Hauptidee des Stückes dachte und zu behandeln vorhatte.

Durch die Aufrufung der Polizei befruchtete Narbonne gleichſam das Schickſal, daß es von der ſchrecklichen Entdeckung entbunden wird. Die Nemeſis treibt ihn, die Polizei in Bewegung zu ſetzen, bis dadurch ſein eigenes längſt veraltetes Verbrechen ans Licht kommt. Er gibt den Anſtoß, daß ſich die bereit liegenden Umſtände, wie ein Räderwerk in Bewegung ſetzen und den furchtbaren Aufſchluß herbei führen, daß er ſelbſt ihn nicht mehr hemmen kann. Es muß alſo dargeſtellt und motivirt werden, daß alles ſchon verhängnißvoll bereit liegt und nur auf den Anſtoß wartet, und daß gerade dieſe Aufrufung der gerichtlichen Macht dieſen Anſtoß gibt, und jene Ereigniſſe herbeiführen konnte.

In dem prägnanten Moment, wo die nöthigen Requiſiten parat liegen, gibt Narbonne ſelbſt den Impuls, daß ſie ſich zu der Entdeckung in Bewegung ſetzen. Seine Sicherheit führt ihn zum Fall.

Alles muß gerade in den unglücklichſten Moment für Narbonne fallen, daß es ausſieht, als wenn das Schickſal unmittelbar es dirigirte, obgleich das Intereſſe jedes einzelnen Umſtandes hinreichend motivirt ſeyn muß.

Nachdem die Sachen einmal eine ſchlimme Wendung nehmen, thut er alles, um die Unterſuchung zu hemmen, welche aber jetzt in fürchterlichem Laufe ſind und einer fürchterlichen Entdeckung zueilen. Es iſt nur nöthig, daß in der Expoſition dem Zuſchauer nicht ſogleich alles verrathen werde, damit die Furcht immer mehr wachſe.

Aber Narbonne's Ruf iſt ſo feſt gegründet, daß ſelbſt die Nemeſis daran zu ſcheitern ſcheint. Die Kinder des Hauſes ſind gefunden, ſeine Vertraute Madelon iſt von ſeiner Hand ermordet, er ſelbſt iſt mit blutigem Meſſer gefunden, und noch fällt es keiner Seele ein, ihn zu beargwohnen. Die Kinder verehren ihn, er ſoll ſogar im Beſitz ihres Erbtheils bleiben ꝛc. — Bis ſich durch das nämliche verhängnißvolle Triebwerk, welches er anregte, die ganze Wahrheit entfaltet und er ſein furchtbares Loos zieht. Es ſchlägt für ihn übel aus, daß er der Nemeſis die Hände losbindet.

Daß das einmal in Lauf gekommene Triebwerk wider ſeinen Willen und, wenn er es gern wieder aufhalten möchte, fortgeht, iſt von tragiſchem Effekt. Er ſelbſt holt ſich das Haupt der Gorgone herauf.

Der Schmuck, den er vermißt und ſuchen läßt, iſt gleichſam ein abgeſchoſſener Pfeil, der die vorigen Pfeile findet. Er ſucht ſeinen Schmuck und findet etwas, das er nicht ſucht, eins nach dem andern. Endlich findet er auch den Schmuck, aber zu ſeinem Verderben.

Es iſt von tragiſcher Kraft, daß etwas Furchtbares, was man nicht erwartet, etwas noch viel Schlimmeres, als was man weiß, noch zurück iſt und ans Licht kommt. Der Raub der Kinder und die Uſurpation ihres Erbtheils iſt das bekannte Unrecht, es iſt der Stoff der Handlung; es ſcheint, daß dieß alles iſt, und Madelon hat an dieſem Verbrechen ſchwer genug zu tragen. Aber ein noch fürchterlicheres Factum, um welches ſelbſt Madelon nicht weiß, liegt im Hinterhalt, und dieſes, durch die Schmuckunterſuchung an den Tag gebracht, dient zur Enthüllung aller übrigen.

Dieſes noch fürchterlichere, welches nicht eigentlich erwartet wird, wird dadurch angekündigt, daß, wenn ſchon alles aufgelöſt iſt, der Schmuck noch immer fehlt.

Der Held der Tragödie muß ein ſicherer und mächtiger Böſewicht ſeyn, den die Reue und Gewiſſensbiſſe nie anwandeln; zugleich iſt er geehrt, durchaus nicht beargwohnt und wird für einen exemplariſchen Mann gehalten. Gerade die Achtung, die man vor ihm hat, erhitzt nachher die Unterſuchungen und macht ſein Verderben unvermeidlich.

Der Held iſt ein verſtändiger, geſetzter, ſich immer beſitzender Böſewicht. Die Heuchelei iſt nicht bloß eine dünne Schminke, der angenommene Charakter iſt ihm habituell, ja gewiſſermaßen natürlich geworden, und die Sicherheit, in der er ſich wähnt, läßt ihn ſogar Großmuth und Menſchlichkeit zeigen.

Victoire allein hat ein geheimes, unerklärliches Grauen vor Narbonne — alle Welt widerſpricht ihr, ſelbſt Saintfoix hält ihren Widerwillen für ungerecht.

Dagegen iſt der Gemüthszuſtand der Madelon bang und ängſtlich und ſpannt die Furcht, ſo daß hiermit Narbonne's Sicherheit und Ruhe in einem intereſſanten Contraſt ſteht.

Es ſey mir erlaubt, zu dieſen dramatiſchen Excerpten, denen ich ſpäter meine Nachträge zum Demetrius folgen laſſen werde, einige allgemeine Bemerkungen zu machen.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß dem ideenreichſten unter den Dichtern tauſend dramatiſche Pläne durch den Kopf gingen. Wir beſitzen indeß von ihm folgende dramatiſche Fragmente und Entwürfe:

1) den verſöhnten Menſchenfeind;
2) die Malteſer;
3) Tod des Themiſtokles;
4) Drama auf einer außereuropäiſchen Inſel;
5) dramatiſche Gemälde der Pariſer Polizei;
6) die Kinder des Hauſes;
7) Warbeck, der Vorläufer des Demetrius; und
8) Demetrius.

Bekanntlich wurde er von der Vollendung des letzten Stücks durch den Tod abgerufen, er würde aber höchſt wahrſcheinlich auch mehrere der andern Ideen ausgeführt haben, wenn er länger gelebt hätte. Denn er griff gerne, und auch nach langer Zeit immer wieder zu alten Plänen zurück, und es herrſchte durchgehends eine folgerechte Treue in ſeinem innern Leben, in dem jeder Keim ſich entfalten und jede Neigung ſich ausleben mußte.

Die chronologiſch aufgeführten Entwürfe zeigen uns auch Unterſchiede und Fortſchritte in des Dichters dramatiſchem Bildungsgange, welcher mit der Entwickelung ſeiner lyriſchen Poeſie (ſ. Schiller's Leben Th. [illegible] S. [illegible]) große Aehnlichkeit hat. Der verſöhnte Menſchenfeind, die Malteſer und der Tod des Themiſtokles ſind ihrer Haupttendenz nach dramatiſche Ideengemälde; das Inſeldrama und das Polizeiſtück ſind ihrem vorherrſchenden Inhalt nach dramatiſche Kulturgemälde; die Kinder des Hauſes, Warbeck und Demetrius endlich ſind nach ihrem Grundcharakter Perſonen- und Charakterſtücke. In der erſten Gattung ſollten Ideen, in der zweiten Völkerzuſtände, in der dritten Schickſale von Individuen dramatiſch behandelt werden. Die Kinder des Hauſes gehören demnach aller Wahrſcheinlichkeit nach mit Warbeck (von welchem man dieſes ſicher weiß) in die ſpäteſte Lebenszeit Schiller's. Welchen Werth übrigens der Verfaſſer auf dieſes Schauſpiel legte, erſieht man daraus, daß er ſich alle Gedanken, Schematen und Dispoſitionen für daſſelbe von ſeinem Bedienten Rudolph ſauber abſchreiben ließ, in deſſen Handſchrift ſie mir vorliegen.

Bei dieſer Gelegenheit endlich erinnere ich mich noch an andere dramatiſche Pläne, deren ſchriftliche Conception verloren ging oder die gar nicht niedergeſchrieben wurden.

Auf der Karlsſchule dichtete Schiller eine Tragödie, den Studenten von Naſſau, welche er aber vernichtete (ſ. Schillers Leben Thl. 1. S. 33).

Ein Jahr ſpäter, im ſechszehnten Lebensjahre, ſchrieb er das Trauerſpiel: Cosmus von Medicis (ebendaſelbſt S. 38), welches er ebenfalls unterdrückte.

In Bauerbach trug er ſich mit der Idee den Conradin von Schwaben dramatiſch zu bearbeiten (eben daſ. S. 213).

Am 5. Januar 1798 in einem Brief an Goethe (Briefwechſel B. 4. S. 10) ſpricht er den Gedanken aus, Julian den Apoſtaten zum Gegenſtande eines Trauerſpiels zu machen (ſ. Schiller's Leben Th. 1. S. 319).

In ſpäterer Zeit meinte er auch ein ſolches Luſtſpiel ſchreiben zu können, wobei es mehr auf komiſche Zuſammenfügung der Begebenheiten, als auf komiſche Charaktere und auf Humor ankomme (ſ. Schiller's Leben von Döring S. 220).

Endlich erzählt Frau Caroline von Wolzogen in Schiller's Leben Th. 1. S. 276 ff.: Die Zeit der Ligue in der franzöſiſchen Geſchichte ſey Schillern ſehr reich an dramatiſchen Stoffen vorgekommen, und er habe geglaubt, aus ihr eine Folge von Stücken aufſtellen zu können, wie Shakespeare aus der engliſchen Geſchichte. Heinrich IV. ſey einer ſeiner Lieblingscharaktere geweſen, und in der deutſchen Geſchichte ſey ihm Friedrich von Oeſtreich, der Gegner und Freund Ludwigs von Baiern, als ein ſehr anziehender Charakter erſchienen

Lyriſches

vom Balladenjahre bis zu Schiller's Tod

Der Taucher, Ballade.

(1797.)

Taſchenausg. Bd. 1. S. 301 oben:

(Jetzt ſchnell, eh' die Brandung wiederkehrt)
Jetzt ſchnell, eh' die Brandung zuruckkehrt.

Auch in dieſem Gedichte finden wir die Adjectivform auf ig noch:

Wer da athmet im roſigten Licht,

wie auch noch in der Leipziger Ausgabe ſteht.

Der Ring des Polykrates, Ballade.

(1797.)

Taſchenausg. Bd. 1. S. 270.

(Bekranze dir dein gottlich Haar)
Bekranze dir dein feſtlich Haar.

Taſchenausg. S. 171, oben:

(Der Kreter waffenkund'ge Schaaren
Bedrauen dich mit Kriegsgefahren)
Der Sparter nie beſiegte Schaaren
Bedrauen dich mit Kriegsgefahren.

Und ſo auch natürlich unten urſprünglich:

Die Sparter hat der Sturm zerſtreuet.

Taſchenausg. S. [illegible] unten:

(Und als der Koch den Fiſch zertheilet,
Kommt er beſtürzt herbeigeeilet)
Und als der Koch den Fiſch zertheilet,
Herbei der Koch erſchrocken eilet.

Nadoweſſiſche Todtenklage.

(1797.)

Der Dichter bemerkt im Muſenalmanach, wo das Gedicht zuerſt ſtand, in einer Anmerkung: „Nadoweſſier, ein Völkerſtamm in Nordamerica.“

Ritter Toggenburg, Ballade.

(1797.)

Taſchenausg. S. [illegible] in der Mitte:

(Ihrer Helme Büſche wehen)
Ihres Helmes Büſche wehen ꝛc.

Die Kraniche des Ibykus, Ballade.

(1797.)

Taſchenausg. Bd. 1. S. 275.

(So wandert' er, am leichten Stabe,)
So wandert' er, an leichtem Stabe,

wie auch in der 1. Leipziger Ausgabe ſteht.

Taſchenausg. S. 275:

(Und jammernd hören's alle Gäſte,
Verſammelt bei Poſeidon's Feſte)
Und jammernd hören's alle Gäſte
Verſammelt bei Neptunus' Feſte ꝛc.

Der Gang nach dem Eiſenhammer, Ballade.

(1797.)

Taſchenausg. Bd. 1 S. [illegible].

(„Und Robert?“ fällt der Graf ihm ein,
Es überläuft ihn kalt,
„Sollt' er dir nicht begegnet ſeyn?
Ich ſandt' ihn doch zum Wald.“)
„Und Robert?“ fällt der Graf ihm ein,
Wird glühend und wird blaß.
„Sollt er dir nicht begegnet ſeyn,
Ich ſandt' ihn doch die Straß.“

Zwei Epigramme.

(1797.)

In dem Muſenalmanach für das Jahr 1798 ſteht das Schiller'ſche Epigramm: die Peterskirche (ſ. Taſchenausg. Bd. 1. S. 129) im Inhaltsverzeichniß mit zwei andern Epigrammen unter der Chiffre E. Durch dieſes Zeichen iſt zwar in andern Jahrgängen Herder gemeint; da aber die beiden Epigramme ſich unter den geſammelten Herder'ſchen Gedichten nicht finden, ſo iſt die Vermuthung kaum abzuweiſen, daß ſie ebenſowohl, als die Peterskirche, Schillern angehören, beſonders da ihr Inhalt und ihre antithetiſche Form ganz Schilleriſch ſind. Die Epigramme heißen:

Die Urne und das Skelet.

In das Grab hinein pflanzte der menſchliche Grieche noch Leben,
Und du, thöricht Geſchlecht, ſtellſt in das Leben den Tod.

Man denke an die Verſe in den Göttern Griechenlands:
„Damals trat kein gräßliches Gerippe
Vor das Bett der Sterbenden" ꝛc.

Das Regiment.

Das Geſetz ſey der Mann in des Staats geordnetem Haushalt,
Aber mit weiblicher Huld herrſche die Sitte darin.

Ein Gedanke, der in Schiller's Poeſien und philoſophiſchen Abhandlungen ſo häufig wiederkehrt.

Das Glück.

(1798.)

Taſchenausg. Bd. 1, S. [illegible].

(Ihm iſt, eh' er es lebte, das volle Leben gerechnet).
Eh' er es lebte, iſt ihm das volle Leben gerechnet.

Taſchenausg. S. [illegible].

(Wem er geneigt, dem ſendet der Vater der Menſchen und Götter
Seinen Adler herab, trägt ihn zu himmliſchen Höhn).
Wem er geneigt, dem ſendet der Vater der Menſchen und Götter
Seinen Adler herab, trägt ihn zu ſeinem Olymp.

(Vor dem Göttlichen her tritt Phöbus, der pythiſche Sieger)
Vor dem Glücklichen her tritt Phöbus, der pythiſche Sieger.

So ſteht auch in der 1. Leipziger Ausgabe, und „Göttlichen“ iſt falſch.

(Ihm zu Füßen legt ſich der Leu, das brauſende Delphin)
Ihm gehorchen die wilden Gemüther, das brauſende Delphin.

Nach dem Verſe (Taſchenausg. S. [illegible] oben):

„Hellas beſtes Geſchlecht ſtürzten zum Orkus hinab“

folgen im Almanach noch die Zeilen:

Um den heiligen Heerd ſtritt Hektor, aber der Fromme
Sank dem Beglückten, denn ihm waren die Götter nicht hold.

Endlich ſtand nach dem letzten Pentameter:

„Aus des Donnerers Haupt jeder Gedanke des Lichts,“

urſprünglich noch folgendes Diſtichon:

Aber du nenneſt es Glück, und deiner eigenen Blindheit
Zeihſt du verwegen den Gott, den dein Begriff nicht begreift.

Das Eleuſiſche Feſt.

(1798.)

Dieſer Geſang hat nur einen Varianten. Taſchenausg. Bd. 1. S. 268:

(Alle Götter bringen Gaben
Segnend den Vermählten dar)
Alle Götter bringen Gaben,
Reiche, den Vermählten dar.

Der Kampf mit dem Drachen. Romanze.

(1798.)

Taſchenausg. Bd. 1. S. 309.

(Und nach dem Kloſter geht der Zug)
Und zum Palaſte geht der Zug.

(Und vor den edeln Meiſter tritt
Der Jüngling mit beſcheidnem Schritt.)
Und vor den edeln Meiſter tritt
Der Großkreuz mit beſcheidnem Tritt.

(Der Pilger zu dem Gnadenbilde)
Der Pilgrim zu dem Gnadenbilde.

Die Bürgſchaft.

(1798.)

Ich bemerke nur, daß die „Bürgſchaft“ im Inhaltsverzeichniß des Almanachs für 1798, wo ſie zuerſt ſtand, nicht eine Ballade, wie jetzt, ſondern eine Romanze genannt wird. In dieſem erſten Abdruck ſteht für, ſtatt vor, was auch ſonſt verwechſelt wird: Und weinen für Schmerzen und Freude.

Das Gemälde des häuslichen Lebens aus der „Glocke.“

(1799.)

[1] Denn wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes ſich und Mildes paarten,
Da gibt es einen guten Klang.
D'rum prüfe, wer ſich ewig bindet,
Ob ſich das Herz zum Herzen findet!
Der Wahn iſt kurz, die Reu' iſt lang.

[2] Lieblich in der Bräute Locken
Spielt der jungfräuliche Kranz,
Wenn die hellen Kirchenglocken
Laden zu des Feſtes Glanz.
Ach! des Lebens ſchönſte Feier
Endigt auch den Lebens Mai,
Mit dem Gürtel, mit dem Schleier
Reißt der ſchöne Wahn entzwei.

[3] Die Leidenſchaft flieht,
Die Liebe muß bleiben,
Die Blume verblüht,
Die Frucht muß treiben.
[4] Der Mann muß hinaus
In's feindliche Leben,
Muß wirken und ſtreben
Und pflanzen und ſchaffen,
Erliſten, erraffen,
Muß wetten und wagen,
Das Glück zu erjagen.
[5] Da ſtrömet herbei die unendliche Gabe,
Es füllt ſich der Speicher mit köſtlicher Habe,
Die Räume wachſen, es dehnt ſich das Haus.
[6] Und drinnen waltet
Die züchtige Hausfrau,
Die Mutter der Kinder,
Und herrſchet weiſe
Im häuslichen Kreiſe,
Und lehret die Mädchen,
Und wehret den Knaben
Und reget ohn' Ende
Die fleißigen Hände,
Und mehrt den Gewinn
Mit ordnendem Sinn,
[7] Und füllet mit Schätzen die duftenden Laden,
Und dreht um die ſchnurrende Spindel den Faden,
Und ſammelt im reinlich geglätteten Schrein
Die ſchimmernde Wolle, den ſchneeigten Lein,
Und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer,
Und ruhet nimmer.

[8] Und der Vater mit frohem Blick
Von des Hauses weitschauendem Giebel
Ueberzählet sein blühend Glück,
Siehet der Pfosten ragende Bäume,
Und der Scheunen gefüllte Räume,
Und die Speicher, vom Segen gebogen,
Und des Kornes bewegte Wogen,
Rühmt ſich mit ſtolzem Mund:
Feſt, wie der Erde Grund,
Gegen des Unglücks Macht
Steht mir des Hauſes Pracht!
Doch mit des Geſchickes Mächten
Iſt kein ew'ger Bund zu flechten,
Und das Unglück ſchreitet ſchnell.

In dem [illegible] für das Lied (von S. [illegible] ff. ſind durch das [illegible] und Einrücken der Zeilen, wie man aus dem vorſtehenden Abdrucke ſieht, die mannigfachen regelmäßig geordneten Merkmale in dieſem Lebensbilde ſtrenge unterſchieden, die der Leſer in unſern frühern Ausgaben [illegible] von der 1. Leipz. Edition an [illegible] muß. Die meiſterhafte kunſtverſtändige Geſtaltung des Liedes von der Glocke (in Schiller's Leben. Thl. 3. S. 104 ff.) zeigt ſich bei näherer Betrachtung auch dieſes Abſchnittes. Die [illegible] geben folgendes Schema:

1 [illegible]
„Denn wo das Strenge mit dem Zarten" ꝛc., in Jamben.
2 Die [illegible]: „Lieblich in der Bräute Locken" ꝛc., in Trochäen.
3 [illegible]:
„Die Leidenſchaft flieht" ꝛc.
4 Das Wirken des Mannes: „Der Mann muß hinaus" ꝛc.
5 Die [illegible]:
„Da ſtrömet herbei die unendliche Gabe" ꝛc.

6 Das Wirken der Hausfrau: „Und drinnen waltet“ ꝛc., im Versmaß von No. 4.

7 Die Erfolge dieſes Wirkens: „Und füllet mit Schätzen die duftenden Laden“ ꝛc., im Versmaß von No. 5.

8 Des Vaters Uebermuth, welcher ſchon das folgende Gemälde einleitet: „Und der Vater mit frohem Blick“ ꝛc., in Trochäen.

Die Verſe von No. 4 bis No. 7 aber ſind, von einem Jambus eingeführte kürzere und längere Anapäſten. Der Thätigkeitskreis des Mannes (No 4 und 5) und das Walten der Frau No. 6 und 7) ſind alſo ſchon durch das gleiche Metrum als Gegenbilder auf einander bezogen.

Zweiter Spruch des Confucius.

(1799.)

In dem Spruch des Confucius vom Raum (Taſchenausgabe Bd. 1, S. 306) fehlt jetzt ein Vers, den ich durch geſperrte Schrift bezeichne:

Mußt ins Weite dich entfalten
Mit allfaſſendem Gefühl,
Soll ſich dir die Welt geſtalten.

Dieſen Vers hat Schiller ſchon in der 1. Leipz. Ausgabe ausgelaſſen. Auch ſteht Weite für „Breite.“

Hochzeitgedicht.

(1801.)

Heil dir, edler deutſcher Mann,
Heil zum ew'gen Bunde! —
Heute geht dein Himmel an,
Sie iſt da, die Stunde! —
Sprich der blaſſen Mißgunſt Hohn
Und dem Kampf der Jahre!
Großer Tugend großer Lohn
Winkt dir am Altare.

Nichts, was enge Herzen füllt,
Was die Meinung weihet,
Was des Thoren Wünſche füllt,
Was der Geck oft freiet,
Reichthum nicht, nicht Ahnenruhm,
Nicht verbotne Triebe,
Nein, in dieſes Heiligthum
Führte dich die Liebe.

Nach der Thoren Lobgeſang
Haſt du nie getrachtet,
Der Gewohnheit Kettenklang
Haſt du ſtolz verachtet.
Ehrſucht mag nach Ehre frei'n,
Geld ſich Geld vermählen,
Liebe will geliebet ſeyn:
Seelen ſuchen Seelen!

Deinem großen Schwur getreu
Trotzteſt du Verächtern,
Gingeſt männlich ſtolz vorbei
An der Mode Töchtern.
Flittergold und Tändelei'n
Hat der Stutzer lieber;
Doch du wollteſt glücklich ſeyn,
Und du gingſt vorüber.

Mädchenherzen ſind ſo gern
Kätzchen zum Vexiren —
Manchen lockt der goldne Stern,
Perlen, die nur zieren! —
Hundert werden aufgethan,
Neunundneunzig trügen;
Aber nur in Einer kann
Die Juwele liegen.

Dich entzückt die Gattin nicht,
Die nach Siegen trachtet,
Männerherzen Netze flicht,
Deines nur verachtet;
Eitel auf das Lob der Welt,
In der neuen Robe
Schöner, ſtolzer ſich gefällt,
Als in deinem Lobe. —

Keine witz'ge Spötterin,
Keiner Gauklertruppe
Zugeſtutzte Schülerin,
Keine Modepuppe,

Keine, die mit Wörterkram
Ihre Liebe pinſelt,
Was nicht aus dem Herzen kam,
Aus Romanen winſelt.

Dich entzückt die Gattin nur,
Die für dich nur lebet,
Und mit herzlicher Natur
Innig an dir klebet;
Die, um deiner werth zu ſeyn,
Für die Welt erblindet,
Und in deinem Arm allein
Ihren Himmel findet.

Trauert, wenn du düſter biſt,
Weinet, wenn du klageſt,
Jauchzet, wenn du fröhlich biſt,
Zittert, wenn du wageſt;
Die in ſchöner Sympathie
Dein Gefühl erreichet,
Und an Seelen Harmonie
Deiner Minne gleichet.

Sie allein iſt dir genug;
Welten kannſt du miſſen;
Wunden, die das Schickſal ſchlug,
Heilet ſie mit Küſſen.
Deine Wonne ſendet ſie,
Mit dem Engelblicke
Schweſterlicher Sympathie,
Wuchernd dir zurücke.

Wenn der Männer ernſte Pflicht
Dich der Freud' entrücket,
Wenn der Sorgen Bleigewicht
Tag und Nacht dich drücket,
Falſche Freunde von dir fliehn,
Feinde dich verhöhnen,
Wetter dir entgegenziehn,
Donner dich umdröhnen;

Wenn dein ganzer Himmel fällt,
Wenn dein Engel weichet,
Wenn um dich die ganze Welt
Einer Wüſte gleichet:
O! dann wird ihr ſanfter Blick
Dir Erquickung fächeln;
Die Verzweiflung tritt zurück,
Weicht vor ihrem Lächeln!

Nie wird dieſer Bund vergehn,
Keine Zeit ihn mindern;
Fröhlich wird er auferſtehn
In geliebten Kindern.
Wenn die Freuden einſt vergehn,
Die dir heute ſcheinen,
Wirſt du froh dich wieder ſehn
In geliebten Kleinen.

Ausſicht voll von Seligkeit!
Mit geweihten Blicken
Seh' ich in die künft'ge Zeit,
Sehe mit Entzücken

Töchter, lieblich, ſanft und gut,
Nach der Mutter Bilde;
Söhne, von des Vaters Blut,
Edel, treu und milde!

Lieblich, wie ein Blumenflor
An den Gartenwänden,
Fröhlich wachſen ſie empor
Unter deinen Händen.
Freudenthränen im Geſicht,
Sammelſt du die Blüthen,
Wie ein Gärtner Blumen bricht,
Die ihn oft bemühten.

Dich erreicht der Jahre Ziel,
Deine Kräfte enden —
Unſers Lebens kurzes Ziel
Muß zuletzt doch enden.
Um dein Bette drängt ſich dann
Eine ſchöne Jugend.
Dein Gedächtniß, edler Mann,
Lebt in ihrer Tugend!

Jede Erdenwonne muß
Sich mit Leiden gatten,
Lüſte wirken im Genuß,
Ehrſucht ſpeist mit Schatten;
Weisheit tödtet oft die Glut
Unſrer ſchönſten Triebe,
Tugend kämpft mit heißem Blut:
Glücklich macht nur Liebe!

Preiſt den armen Wandrer nicht,
Der ſie nie empfunden,
Dem des Lebens Traumgeſicht
Ohne ſie verſchwunden!
Wer in Amors ſüßen Bann
Nie ſich hingegeben,
Was verſpricht der arme Mann
Sich vom andern Leben?

Sey's ein Weiſer, ſey's ein Held,
Haine von Cypreſſen
Leiten ihn zur Unterwelt,
Hier wird er vergeſſen.
Freund, du haſt auf Gott vertraut,
Gott hat dich belohnet!
Trage deine frohe Braut,
Wo dein Himmel wohnet.

Unauslöſchlich, wie die Glut
Deiner reinen Triebe,
Unerſchüttert, wie dein Muth,
Feſt wie deine Liebe,
Ewig, wie du ſelber biſt,
Freu' dich deiner Beute!
Wenn die Sonne nicht mehr iſt,
Liebe noch, wie heute!

Herr Dr. Voß, welcher dieſes Hochzeitlied aufnahm, ſetzt es in das Jahr 1801 und bemerkt, daß es zuerſt im Taſchenbuch für Damen auf das Jahr 1807 erſchienen, und im Jahr 1810 bei J. H. Gundermann in Hamburg zum Beſten der reformirten

Armenkaſſe wieder abgedruckt worden ſey. Ein kurzes Vorwort ſagt darüber: „Schiller dichtete dies, in fremdem Namen, zur Vermählung einer ſeiner würdigſten Freunde. Er ſchrieb es, umgeben von mehreren Menſchen, aus der Fülle ſeiner ſchönen Seele. Ohne es wieder durchzuſehen, gab er es zum Drucke hin. Die erſten Verſe beziehen ſich auf die Schwierigkeiten, die ſich der ſo ſchönen Wahl des Liebenden anfangs entgegen ſtellten.“ — Das Authentiſche dieſer Nachricht, welche vieles Unglaubliche zu haben ſcheint, muß erſt ermittelt und feſtgeſtellt werden. Iſt das Epithalamium wirklich von Schiller, ſo gehört es entweder einer viel frühern Zeit, dem Aufenthalt in Mannheim, Bauerbach, Leipzig oder Dresden, an, oder der Meiſter hat ſich hier ganz verleugnet und ſich auf eine längſt überſchrittene Kulturſtufe zurückverſetzt. Denn das Gedicht enthält keine Spur jener auf philoſophiſcher Reflexion beruhenden ſittlich-äſthetiſchen Weltanſicht und der künſtlichen Behandlung der Sprache und des Versmaßes, welche in der dritten Periode Schiller's Eigenthum geworden waren.

Hero und Leander. Ballade.

(1801.)

Dieſe Ballade (ſ. Taſchenausg. Bd. 1. S. 280 ff.), welche zuerſt in dem Taſchenbuch für Damen auf das Jahr 1802 erſchien, bietet einige Varianten dar. Der drittletzte Vers der fünften Strophe heißt jetzt:

„Strebend nach dem theuern Strand,“

wofür urſprünglich ſtand:

Steuernd nach dem fernen Strand.

In der 11. Strophe im vorletzten Vers ſteht in der Taſchenausgabe S. 285 unten:

„Aber du biſt hold und gütig.“

wofür in den andern Ausgaben und im Taſchenbuch für Damen:

Aber du biſt mild und gütig.

Zwei Strophen weiter S. 285 leſen wir jetzt:

„Schnell, von ihrem Reiz beſieget,
Griffſt du aus dem finſtern Schlund,
Zogſt ſie von des Widders Rücken
Nieder in den Meeres-Grund.“

Hiefür ſtand urſprünglich:

Schnell von ihrem Reiz beſieget
Griffſt du aus dem finſtern Teich,
Zogſt ſie von des Widders Rücken
Nieder in dein flutend Reich.

In der 16. Strophe hat die Taſchenausg. S. 286 unten:

„Schwillt das Meer, die Brandung bricht
Schäumend ſich am Fuß der Klippen.“

Im Taſchenbuch ſtand:

Schwillt das Meer, die Brandung bricht
Donnernd ſich am Fuß der Klippen.

Antritt des neuen Jahrhunderts.

An * * *.

(1801.)

Die erſte Ueberſchrift dieſes Gedichtes (ſ. Taſchenausg. 157) iſt erſt ſpäter hinzugefügt. In dem Taſchenbuch für Damen ſtand bloß: An * *. Die zweite Strophe heißt hier:

Und die Grenzen aller Länder wanken,
Und die alten Formen ſtürzen ein,
Nicht das Weltmeer ſetzt der Kriegswuth Schranken,
Nicht der Nilgott und der alte Rhein.

Jetzt leſen wir:

„Und das Band der Länder iſt gehoben,
Und die alten Formen ſtürzen ein;
Nicht das Weltmeer hemmt des Krieges Toben,
Nicht der Nilgott und der alte Rhein.“

Das Mädchen von Orleans.

(1801.)

Die Ueberſchrift dieſes Gedichtes (Taſchenausg. S. 392 f.) lautete urſprünglich im Taſchenbuch für Damen, viel bezeichnender: Voltaire's Pucelle und die Jungfrau von Orleans. Der vorletzte Vers:

„Den lauten Markt mag Momus unterhalten“

hieß urſprünglich:

Den wilden Markt mag Momus unterhalten.

Idee zu einem Gedicht und unausgeführter Entwurf eines andern.

(1801.)

1.

Seine Götter ruft der Meerkönig zuſammen und berathſchlagt mit ihnen, wie ſie gegen die menſchliche Kunſt ihre alte Götterfreiheit behaupten wollen, weil die Mechanik ihnen über den Kopf wachſe. Alles Göttliche verſchwindet aus der Welt, und die alten Götter machen den Menſchen Platz. Immer hör' ich die Humanität rühmen, man will ſie überall pflanzen, und darüber wird alles Große und Göttliche ausgerottet. Wie klein war die Welt des Odyſſeus, als die beiden Aethiopien ſie umſchloſſen, aber da war der Menſch noch groß und kräftig ſtand er da.

Dieſe Gedanken erinnern an die **Götter Griechenlands**, ja ſie liegen eigentlich ganz in dem Kreiſe dieſes Gedichtes.

2.

Nach dem fernen Weſten wollt' ich ſteuern
Auf der Straße, die Columbus fand,
Die Columb mit ſeinem Wanderſchiffe [1]
An die alte Erde . . . . band.

Ueber die Zeile iſt geſchrieben:

Und mit ſeinen Kähnen

Dort vielleicht iſt Freiheit
Ach dort iſt ſie nicht
Flieh'
Liegt ſie jenſeits dem Atlantermeere
Die Columb mit wandernder Galeere

Man ſieht aus dieſem Schema, daß Schiller nicht aus Einem Guß dichtete — aber auch Goethe warf wohl bisweilen ſolche unausgeführte, dämmernde Ideen aufs Papier. Die Skizze erinnert ganz beſtimmt an den Antritt des neuen Jahrhunderts (ſ. Taſchenausg. Bd. 1. S. 157 f.), beſonders an die drittletzte und vorletzte Strophe: „Ach, umſonſt auf allen Länderkarten" ꝛc.

Dem Erbprinzen von Weimar,

als er nach Paris reiſte.

(1802.)

Von dieſem Gedichte beſitze ich durch die Schiller'ſche Familie ein Manuſcript von Schiller's eigener Hand. Es iſt ſehr reinlich geſchrieben, und in jenen feſten, kernartigen, prächtigen, kühnen Schriftzügen, wie der ganze Menſch ſelber war. Es war wohl für ein weibliches Mitglied eines freundſchaftlichen Kreiſes beſtimmt, in welchem das Gedicht geſungen wurde, vielleicht für den Erbprinzen ſelbſt.

Die dritte Strophe: „Die Zwietracht flieht" ꝛc. (Taſchenausgabe Bd. 1. S. 155) fehlt in dieſem Manuſcript, muß alſo ſpäter hinzugedichtet ſeyn. Sie iſt in der That mehr reflectirender Art, und kann den Werth des einfach herzlichen Liedes nicht vermehren. — Die nächſte Strophe weicht kaum von unſerm jetzigen Text ab:

Dich leite durch das wild bewegte Leben,
Ein freundliches Geſchick!
Ein rein Gefühl hat dir Natur gegeben,
O, bring' es rein zurück.

Die köſtlichſte Variante iſt aber die vorletzte Strophe. Dieſe heißt im Manuſcript:

Dort opfere des Helden großen Manen,
Und auch dem Gott des Rheins,
Dem alten Grenzenhüter der Germanen
Ein Glas des beſten Weins.

Ich trage kein Bedenken, dieſer friſchern, einfachen Lesart vor der jetzigen künſtlichern und kühlern den Vorzug zu geben. Dieſe heißt:

„Dort huldige des Helden großen Manen,
Und opfere dem Rhein,
Dem alten Grenzenhüter der Germanen,
Von ſeinem eignen Wein.“

Die hier aus dem Manuſcript mitgetheilten Varianten befinden ſich auch, wie ich jetzt ſehe, in **W. G. Becker's Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen.** Jahrgang 1803, S. 193. Es iſt hier unter der Ueberſchrift des Gedichts bemerkt: Melodie: Bekränzt mit Laub den lieben ꝛc. Der erſte Vers der vorletzten Strophe heißt hier:

Dort opfre du des Helden großen Manen ꝛc.

und in der letzten Strophe ſuchte der Dichter durch einen Gedankenſtrich in den Ausdruck: linke Seite, noch einen beſondern Sinn zu legen:

Daß dich der vaterländ'ſche Geiſt begleite,
Wenn dich das ſchwanke Bret
Hinüber trägt auf jene — linke Seite,
Wo deutſche Treu' veracht.

Gunſt des Augenblicks.

(1802.)

Dieſes Gedicht (ſ. Taſchenausga. Bd. 1, S. 255) hat in Becker's Taſchenbuch, wo es zuerſt ſtand, einige Varianten. Der erſte Vers der vierten Strophe heißt hier:

Zündt vom Himmel nicht der Funke,

wofür wir jetzt: „Zuckt" leſen. Die vierte Strophe beginnt:

Aus den Wolken muß es fallen,
Aus der Götter Hand, das Glück ꝛc.

wofür jetzt: „aus der Götter Schooß." Die drittletzte Strophe hieß urſprünglich:

Langſam in dem Lauf der Horen
Fügt der Stein zum Steine ſich,
Schnell, wie es der Geiſt geboren,
Hebt des Werkes Seele dich.

Dafür jetzt:

„Langſam in dem Lauf der Horen
Füget ſich der Stein zum Stein,
Schnell, wie es der Geiſt geboren,
Will das Werk empfunden ſeyn."

Die Antiken in Paris.

(1802.)

Taſchenausga. Bd. 1, S. [illegible].

(Führen nach der Seine Strand)
Führen an der Seine Strand.

Sehnſucht.

(1802.)

Dieſes Lied ſtand ebenfalls, wie das vorhergehende, zuerſt in Becker's Taſchenbuche, aber es fehlte hier die ganze dritte Strophe: „Harmonie hör' ich klingen" rc., die alſo erſt ſpäter hinzugedichtet iſt. Das Ganze ſcheint mir durch dieſe Strophe eher verloren, als gewonnen zu haben.

Punſchlied.

Im Norden zu ſingen.

(1803.)

Zuerſt im Taſchenbuch von Becker für das Jahr 1804, mit: **Muſik von Zelter.** Im Folgenden ſind die eingeſchloſſenen vorausgeſchickten Worte der jetzige Text (ſ. Taſchenausg. Bd. 1. S. [illegible] f.).

(Und noch Niemand hat's erkundet)
Und noch Niemand hat erkundet.

(Bleich nur iſt's, was wir bereiten
Auf dem häuslichen Altar)
Bleich nur iſt's, was wir bereiten
Auf dem irdiſchen Altar.

(Und ſie ahmt mit Herdesflammen
Nach dem hohen Sonnengott)
Und ſie ahmt mit ird'ſchen Flammen
Nach dem hohen Sonnengott.

(Und des Südens goldne Früchte
Schüttet sie im Norden auf)
Und des Südmeers goldne Früchte
Schüttet sie im Norden auf.

Der Jüngling am Bache.

(1803.)

S. Taschenausg. Bd. 1, S. [illegible] ff.
(Und so bleichet meine Jugend)
Und so welket meine Jugend.

(Was soll mir die Freude frommen)
Was kann mir die Freude frommen.

(Ach, ich kann es nicht erreichen)
Ach, ich kann es nicht erfassen.

(Blumen, die der Lenz geboren,
Streu' ich dir in deinen Schoß.)
Blumen, die der Lenz geboren,
Schütt' ich dir in deinen Schoß.

Diese Varianten sind aus dem Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1804.

Stammblatt
für
Auguſt von Goethe.

(1804.)

Holder Knabe, dich liebt das Glück, denn es gab dir der Güter
Erſtes, köſtliches: dich rühmend des Vaters zu freun.
Jetzo kenneſt du nur des Freundes liebende Seele;
Wenn du zum Manne gereiſt, wirſt du die Worte verſtehn.
Dann erſt kehrſt du zurück, mit neuer Liebe Gefühlen,
An des Trefflichen Bruſt, der dir jetzt Vater nur iſt.
Laß ihn leben in dir, wie er lebt in den herrlichen Werken,
Die er, der Einzige, uns blühend unſterblich erſchuf;
Und das herrliche Band der Wechſelneigung und Treue,
Das die Söhne verknüpft, binde die Väter noch fort.

Dieſe allerliebſten Diſtichen wurden zuerſt in der Abendzeitung (Jena [illegible] Nr. [illegible] S. [illegible]) veröffentlicht, und daraus von Döring in ſeine Nachleſe aufgenommen. Die letzten Zeilen beziehen ſich auf die Zuneigung des jungen Auguſt von Goethe und des Karl Schiller zu einander. Aber eine nähere Bekanntſchaft konnte erſt, als beide Väter in Weimar zuſammenlebten, und die Söhne ſchon etwas herangewachſen waren, eintreten. Der älteſte Sohn Schiller's, Karl, war ja erſt am 14. Sept. [illegible] geboren (ſ. Schiller's Leben [illegible] Thl. [illegible] S. [illegible] ff.). Daher kann das Gedicht nicht, wie man es bisher annahm, im Jahr [illegible] geſchrieben ſein. Ich habe ihm nach Rückſprache mit Ernſt von Schiller muthmaßlich das Frühjahr des Jahres 1804 angewieſen, die Zeit unmittelbar vor der Abreiſe Schiller's nach Berlin.

— Das Wort Menschenneigung kommt hier und in dem 1804 geschriebenen Demetrius zuerst vor. Hier heißt es (Taschenausgabe Bd. [illegible], S. [illegible]): „Das schöne Band — das Mensch an Mensch mit Menschenneigung bindet.“

Auf den Kaiser Napoleon.

(1804.)

Mag die Welt in thörichtem Erstaunen
Knechtisch deiner Macht Verehrung weihn,
Immer wirst du doch das Spiel der Launen
Einer blinden Zufallsgöttin seyn.
Wenn der Sklave im Staube dich bewundert,
Trau' der feilen Schmeichelrede nicht;
Später hält ein künftiges Jahrhundert
Ueber dich das Strafgericht.

Wie du grausam, was bestand, zertrümmert,
Stürzt in Trümmern auch dein Reich,
Und die Krone, die dein Haupt umschimmert,
Wird von Thränen der Verzweiflung bleich.
Wer mit Sicheln der Zerstörung mähet,
Färbt den Purpur mit der Unschuld Blut,
Ernten wird er, was er ausgesäet,
Untergehn in blinder Wuth.

Einen Welttheil hast du dir errungen,
Fremde Kronen auf dem Haupt vereint,
Millionen Knechte dir erzwungen,
Doch für deinen Kummer keinen Freund;

Biſt du einſt des Blutvergießens müde,
Reicht dir Liebe keinen Labetrunk,
Selbſt das Loſungswort der Tugend: Friede,
Wird durch dich zur Läſterung.

Einſam ſitzeſt du auf deinem Throne,
Wie die eiſerne Nothwendigkeit,
Und dein Name tönt durch jede Zone,
Als die blut'ge Geißel ſeiner Zeit.
Was du wünſcheſt, wirſt du nie vollenden,
Von Begierden einſam aufgeſtört,
Nur ein Werkzeug in der Rache Händen,
Wirſt auch du von ihr zerſtört.

Dieſes höchſt merkwürdige und wichtige prophetiſche Gedicht erſchien zuerſt im Morgenblatt, 27. Februar 1855 No. 50. Die Redaction fügte folgende Anmerkung bei: „Aus den von Schiller herrührenden ſehr reichen Papieren, welche im Beſitze des verſtorbenen Freiherrn von Cotta ſind, heben wir obiges Gedicht aus, deſſen Inhalt es begreiflich macht, warum daſſelbe den erſten Auflagen der Schiller'ſchen Gedichte nicht einverleibt worden iſt.“

Mit dieſer ſtolzen Geſinnung, dieſem unverblendeten Urtheil ſtellt ſich der deutſche Dichter dem Gefürchteten und Vergötterten gegenüber. Er richtete über ihn nach den ſittlichen Grundideen der Menſchheit und fand ihn im Lichte der Humanität eben ſo elend, als den ſpaniſchen Philipp in dem Trauerſpiel. „Majeſtät,“ ſagt Schiller (Taſchenausgabe Bd. 11. S. [illegible]), „hat nur das Heilige. Kann ein Menſch uns dieſes repräſentiren, ſo hat er Majeſtät, und wenn auch unſere Kniee nicht nachfolgen, ſo wird doch unſer Geiſt vor ihm niederfallen. Aber er richtet ſich ſchnell wieder auf, ſo bald nur die kleinſte Spur *menſchlicher Schuld* an dem Gegenſtand ſeiner Anbetung ſichtbar wird; denn nichts, was nur *vergleichungsweiſe* groß iſt, darf unſern Muth darniederſchlagen. Die bloße Macht, ſey ſie noch ſo furchtbar und grenzenlos, kann nie Majeſtät verleihen. Macht imponirt nur dem Sinnenweſen, die Majeſtät muß dem Geiſte ſeine Freiheit nehmen. Ein Menſch, der mir das Todesurtheil ſchreiben kann, hat darum noch keine Majeſtät für mich, ſobald ich ſelbſt nur bin, was ich ſeyn ſoll. Sein Vortheil über mich iſt aus, ſobald ich will. Wer mir aber in ſeiner Perſon den reinen Willen darſtellt, vor dem werde ich mich, wenn's möglich iſt, auch noch in künftigen Welten beugen." — Daß namentlich gegen Napoleon eine ſolche unbeugſame Geſinnung in dem freien, ſtolzen Dichter wohnte, deutet Frau Caroline von Wolzogen an (Thl. 2, S. 257): „Hätte Schiller dem Welteroberer gegenüber geſtanden, er würde, wie der edle Graf [illegible] im vollen Bewußtſeyn der Menſchen- und Dichterwürde, von jener hohlen, erborgten Größe ungeblendet geblieben ſeyn, die zuſammenſtürzen mußte, da ſie nicht auf Gerechtigkeit und Wahrheit ruhte."

Dramatiſche Miscellen.

Jungfrau von Orleans.

(1800 und 1801.)

Die Jungfrau von Orleans erſchien zuerſt als Calender auf das Jahr 1802, in Berlin 1801 und dann ebendaſelbſt 1802.

Dieſe erſte Ausgabe hat bloß Acte, und gibt die Scenen des Stückes nicht ausdrücklich an. In dem Perſonenverzeichniſſe vor dem Prolog ſtehen die jetzt fehlenden Worte:

„Die Zeit der Handlung iſt das Jahr 1430. Die Scene wechſelt in verſchiedenen Gegenden Frankreichs."

Im Prolog, Taſchenausg. Bd. 5. S. 206 oben, ſagt jetzt Thibaut nach der Erzählung des Bertrand nur:

„Gott ſchütze den König!"

Hierfür hieß es urſprünglich:

Was! Gnügt ihm nicht in Mitternacht zu herrſchen,
Und ſoll auch noch der friedliche Mittag
Des Krieges Geißel fühlen?

Der fehlerhafte Rhythmus im vorletzten Verſe machte eine Abänderung nöthig, und das Ganze war für einen einfachen Landmann zu pathetiſch.

Taſchenausg. S. 216 unten ſagt Johanna jetzt:

„Dies Reich ſoll fallen? Dieſes Land des Ruhms
Das ſchönſte, das die ew'ge Sonne ſieht ꝛc."

Dafür ſtand:

Dieſer alte Thron ſoll fallen? Dieſes Land
Des Ruhms, das ſchönſte, das die ew'ge Sonne ſieht ꝛc.

S. [illegible] gegen das Ende des dritten Auftritts ſagt Thibaut:

„Das Glück der Schlachten iſt das Urtheil Gottes,
Und unſer Herr iſt, wer die heil'ge Oelung
Empfangt und ſich die Kron' aufſetzt zu Rheims.“

Für die letzten beiden Verſe früher:

Und unſer Herr iſt, wer die heil'ge Oelung
Empfangt zu Rheims in unſrer lieben Frauen
Und ſich die Kron' aufſetzt zu Saint Denis.

Akt 1. Scene 3. Taſchenausg. S. 221:

Rathsherr.

„Wenn binnen dieſer Zeit kein Heer im Feld
Erſchien, zahlreich genug, die Stadt zu retten.“

Dafür:

Wenn binnen dieſer Zeit kein Heer im Feld
Erſchien, zahlreich genug, ein Treffen anzubieten.

Akt 1. Scene 4. Taſchenausg. S. 228:

„Ein Schluß des Parlaments erklärte dich
Des Throns verluſtig, dich und dein Geſchlecht.“

Dafür der letzte Vers:

Des Throns verluſtig, dich und deinen Samen.

Akt 1. Scene 9. Taſchenausg. S. 240 in der Mitte:

„In dunkeln Ringen fiel das Haar, ein Glanz ꝛc.“

Dafür früher:

In goldnen Ringen fiel das Haar, ein Glanz ꝛc.

Akt 1. Scene 10. Taſchenausg. S. 245 oben:

Johanna.

„Ich ſah dich, wo dich Niemand ſah, als Gott
(Sie nähert ſich dem König und ſpricht geheimnißvoll.)“

Statt dieſer eingeklammerten Worte ſtand bloß:

(Wieder Pauſe.)

Ebendaſelbſt, S. 253, in der Mitte:

„Wenn ich im Schatten dieſer Eiche ſchlief“

Dafür:

Wenn ich im Schatten dieſer Wundereiche ſchlief.

Act 1, Scene 11, S. 254 ganz oben:

Karl.

„Thu' das, Mädchen!
Entſcheide du, ob Krieg ſey oder Frieden.“

Dafür:

Thu' es, Mädchen! ꝛc.

Act 3, Scene 7, Taſchenausg. S. 306:

„**Falſtolf** (giebt ſein Schwert zurück).
Herr, ich bin dein Gefangener.“

Früher:

Sire, ich bin Euer Gefangener.

Die Braut von Meſſina.

(1802.)

Wir führen dieſe Tragödie unter dieſen Supplementen nur an, um zu erwähnen, daß Schiller ſelbſt ſein Werk zur Aufführung in Weimar und Lauchſtedt in Acten und Scenen eintheilte. Der erſte Act, in ſieben Scenen, ging bis zu den Worten des **Chors** (ſ. Taſchenausg. Bd. 5, S. 425):

„Aber ich will es ſchweigend verhüllen,
Denn die Rachgötter ſchaffen im Stillen;
Zeit iſt's, die Unfälle zu beweinen,
Wenn ſie nahen und wirklich erſcheinen.

Mit dem Monolog der Beatrice im Garten beginnt hierauf der zweite Act, welcher ſechs Scenen umfaßt. Der dritte Act zeigt uns denn in der erſten Scene: Beide Chöre im Streit und zuletzt Beatrice (ſ. Taſchenausg. Bd. 5, S. 152) und breitet ſich über fünf Scenen aus. Im vierten Acte treten in der Säulenhalle bei Nacht zuerſt Donna Iſabella und Diego auf (S. [illegible]); er hat zehn Auftritte und mit ihm endigt ſich das Stück. Ueberall, beſonders im letzten Aufzug, iſt Vieles ausgeſtrichen.

Ueberſetzung einiger Verſe von Shakſpeare's Othello.

(1805.)

Ueber ſeine im Jahr [illegible] in Jena erſchienene Ueberſetzung des Othello berichtet Joh. Heinrich Voß in der Vorrede an Iden (S. 6 ff.) Folgendes:

„Seit mehreren Jahren war es ein Wunſch Schiller's, den Othello auf unſerer Bühne zu ſehen; da ihm aber ſeine eigenen Geiſteswerke zu dem untergeordneten Geſchäfte des Ueberſetzens keine Zeit ließen, ſo erhielt ich, in der erſten Zeit meiner vertrauteren Bekanntſchaft mit ihm, den angenehmen Auftrag, dies Meiſterſtück der Shakſpeare'ſchen Muſe für unſer Theater zu bearbeiten. Ich widmete dieſem Geſchäft alle meine Nebenſtunden, und mit dem Anfange des Jahres 1805 überlieferte ich Schillern den Entwurf einer getreuen Ueberſetzung. Wir gingen hierauf gemeinſchaftlich das Ganze durch, beſprachen jede ſchwierige Stelle mit kritiſcher Umſtändlichkeit, fochten an, vertheidigten, änderten, bis es endlich ungefähr die jetzige Geſtalt erhielt. In den wärmern Frühlingstagen wollte Schiller das Stück einſtudiren laſſen und ſelbſt die Probe dirigiren. Er hat dies nicht erlebt; ſein Todestag kam früher als der erſte Frühlingstag!

Die ungewöhnliche Länge des Stücks und die aus der Verſchiedenheit unſeres Zeitalters von dem Shakſpeare'ſchen entſpringenden veränderten Forderungen, ſowohl der Bühne als des Publicums, machten einige weſentliche Veränderungen nothwendig, die Schiller mit eben ſo ſicherer, als ſchonender Hand bewerkſtelligte. Es that ihm leid, die Stelle am Anfange des zweiten Actes wegſtreichen zu müſſen, wo Jago ſeine Gehäſſigkeit gegen das weibliche Geſchlecht, die nachher in That übergeht, als Geſinnung äußert. Weniger ſchonend war er bei andern Stellen, wo Shakſpeare aus der unerſchöpflichen Fundgrube ſeines Innern mit vollen Händen mehr ſpendete, als unumgänglich nothwendig war. Der Character der Bianka — eine Rolle, die unentbehrlich iſt, um durch die Einführung des Schnupftuches die Raſerei des Othello auf's höchſte zu ſteigern — hat einige Züge der Veredlung erlitten, wozu kein innerer, aber wohl ein äußerer Grund vorhanden war. Den vierten Act läßt Schiller mit der Ohnmacht des Othello beginnen, die Jago durch die Worte: „Sey wirkſam, Arzenei u. ſ. w." hinlänglich erläutert. Wir ſchließen aus der furchtbaren Wirkung auf eine furchtbare Urſache, ſtatt daß uns im Original Urſache und Wirkung auf eine faſt zu freie Art vor Augen geführt werden. Am Ende deſſelben Actes, in der Auskleidungsſcene, ſieht die edle Desdemona, während Emilie ihre materielle Rede hält, ohne darauf zu hören, ganz in ihre Ahnung verſunken, und ſtimmt zum Schluß den letzten Vers des aus dem Percy bekannten Weidenliedes an:

„Den Weidenkranz trag' ich, ſeit er mich verſchmaht,
Singt Weide, grüne Weide!
Wohl fein ſolch' ein Kranzlein arm Liebenden ſteht,
Singt Weide, Weide, Weide!"

Dies ſind die wichtigſten von den ſinnvollen Aenderungen des verewigten Mannes. Schmerzen wird es dich, wenn ich hinzufüge: „Es war ſeine letzte Arbeit!"

So weit Voß. Die untenſtehenden, von Schiller veränderten Jamben wurden in der Zeitſchrift „Weſtphalen und Rheinland" bekannt gemacht, wo ſie in der zweiten Nummer des Jahrganges 1857 unter dem Titel: „Eine Reliquie von Schiller" abgedruckt ſtehen. Der ungenannte Veröffentlicher ſchickt dieſen Verſen eine Nachricht voraus, welche ich hier etwas abgekürzt mittheile.

„Unter den vielen und großen Eigenſchaften, die Schillern zieren und zum Liebling ſeiner Nation machen, iſt die Gewandtheit, womit er die Sprache zu Gunſten der Bühne zu behandeln wußte, nicht die geringſte. Auch im Kleinen zeigt ſich der Meiſter, und ihn auch hier zu beobachten iſt intereſſant. Im Jahr 1801 ging Schiller mit dem Gedanken um, den Othello Shakſpeare's auf die Weimar'ſche Bühne zu bringen, und zu dieſem Ende bewog er den damals in Weimar lebenden jüngern Voß, das Schauſpiel zu überſetzen. Es war die erſte größere Arbeit dieſer Art, die (Heinrich) Voß, der nachmals ſo Bedeutendes als Ueberſetzer leiſtete, unternahm. Als er ſie vollendet hatte, legte er ſie Schillern vor, der denn freilich gar manches Aengſtliche, Eckige und Steife in ihr fand. Der Ueberſetzer war mehr darauf bedacht geweſen, ſein Original mit aller Eigenthümlichkeit deſſelben wiederzugeben, als ein Werk zu ſchaffen, das von der Bühne herab in Ohr und Herz töne. Schiller übernahm es, dieſem Mangel abzuhelfen. Das Voß'ſche Manuſcript, mit des Meiſters Aenderungen, liegt vor uns; wir hoffen den Verehrern Schiller's etwas Angenehmes zu erweiſen, wenn wir einige Stellen aus der urſprünglichen Arbeit und zu ihnen die Aenderungen mittheilen. Daß übrigens Voß dieſe benutzte, ſieht man aus der Vorrede zu ſeinem Othello vom Jahr 1806 und aus dieſer Ueberſetzung ſelbſt. Es kann aber in Hinſicht auf das hier Mitzutheilende von einer eigentlichen Vergleichung der Voß'ſchen Arbeit mit der Schiller'ſchen Verbeſſerung nicht die Rede ſeyn; ja, eine ſolche wäre unſtatthaft, wenn man das, was Voß ſpäter und mit beſſerem Erfolg am Othello gethan hat, mit der letztern zuſammenhalten wollte. Schiller hatte die Bühne im Sinn, Voß ſeinen Autor, den er mit Genauigkeit in eine andere Sprache übertragen wollte. Das Folgende wird einzig in der Abſicht gegeben, um zu zeigen, mit welcher Gewandtheit, Einſicht und Kraft Schiller auch in Fällen, wo er ſich gewiß nicht viel Zeit nahm und keine große Ueberlegung aufwandte, die Sprache zu handhaben wußte."

Erſter Aufzug, erſte Scene.

Jago.

Nach Voß:

Bei Gott! Das thu' ich auch. Drei Große dieſer Stadt
Erſuchten ihn, zum Leutnant mich zu machen,
Mit vieler Demuth; und bei meiner Treu,
Ich kenne mich, ich bin des Platzes werth.
Doch er, der nur der Eigenliebe frohnt,
Weicht ihnen aus mit mächtig langem Umſchweif,
Gar ſchrecklich aufgeſtutzt mit Kriegesnamen,
Und zum Beſchluß
Schlägt er's den Gönnern ab; denn ſeht, ſo ſpricht er:
Ich habe ſchon den Offizier ernannt.

Und wer iſt dieſer?
Fürwahr, ein rechter Arithmeticus —

Nach Schiller:

Wenn ich's nicht thue, nennt mich einen Schurken.
Drei Große dieſer Stadt verneigten ſich
Vor ihm bis auf die Erde, daß er mich
Zum Leutnant möchte machen; und, mein' Seel'!
Ich kenne mich, ich bin des Platzes werth.
Doch er, der nur auf ſeinem Kopf beſteht,
Weicht ihnen mit ſoldatiſchem Bombaſt aus;
Und kurz, am Ende ſchlägt er's ab, und ſpricht:
Er habe ſchon den Offizier ernannt.
Und wer iſt der? Fürwahr ein rechter Schulfuchs —

Roderigo.

Nach Voß:

Ich will für Alles ſtehn. Doch ich erſuch' Euch,
Wär's Euer Will', daß Eure ſchöne Tochter
In dieſer ſchwerdurchwachten Mitternacht
Von einem Miethling, einem Gondolier
Dem buhleriſchen Mohren zugeführt wird?

Nach Schiller:

Ich ſteh' für Alles. Doch ich bitt' Euch, Herr,
Wär's Euer Will', daß Eure ſchöne Tochter
Jetzt eben, jetzt in dieſer Mitternacht,
In keiner beſſern Aufſicht und Begleitung,
Als eines feilen Schufts von Gondolier,
Dem üpp'gen Mohren ausgeliefert wird?

Erſter Aufzug, dritte Scene.

Brabantio.

Nach Voß:

Ein Mädchen, wie verwegen,
So ruhig von Gemüth, daß jede Regung
Sich ſelbſt erröthete — die ſollte, der Natur,
Der Jugend, Ehre, der Geburt zum Troß,
Das lieb gewinnen, was zu ſehn ſie ſchreckte?
— — — — Höllenkünſte waren's,
Die das bewirkt. Demnach behaupt ich nochmals,
Daß er mit Tränken, wirkſam auf das Blut,
Und Zauberei'n, begabt mit ſolchen Kräften,
Auf ſie gewirkt.

Nach Schiller:

Solch ein Mädchen,
So ſittſam von Gemüth, ſo ganz voll Unſchuld,
Daß jede Regung ihres Herzens vor ſich ſelbſt
Erröthete — die ſollte, der Natur,
Der Jugend, Ehre, der Geburt zum Troß,
Das lieb gewinnen, was ihr Grauen macht,
Nur anzuſehn? Nein, Höllenkünſte waren's,
Die das vermocht. Demnach behaupt ich nochmals,
Daß er mit Tränken und mit Zauberei'n
Auf ſie gewirkt.

Dritter Aufzug, dritte Scene.

Othello.

Nach Voß:

Glaubſt du, ich will der Eiferſucht mich widmen?
Und jeden Mondeswechſel ängſtlich lauern
Auf neuen Argwohn? Nein, wer einmal zweifelt,
Muß frei auf einmal ſeyn. Beſchimpfe mich,
Wenn ich je die Geſinnung meiner Seele
Zu ſolchem blaſengleichen Argwohn wende,
Als du erregen möchteſt.

Nie, Jago! Gleich dem pontiſchen Gewäſſer,
Deß eiſ'ge Strömung und gewalzter Lauf
Nie Rückgang duldet, ſondern immer vorwärts
Hin zum Propontis fließt und Hellespont;
So ſoll mein blut'ger Geiſt mit heft'gem Schritt
Sich nie rückwärts zur ſanften Liebe wenden.

Nach Schiller:

Glaubſt du, ich will
Der Eiferſucht zum Raub mich übergeben,
Und meinen Argwohn mit dem Monde wechſeln?
Nein, einmal zweifeln heißt entſchloſſen ſeyn
Auf einmal. Spotte meiner, wenn ich je
So eitlen Träumen kranker Phantaſie
Raum gebe.

Nie, Jago! niemals! Wie das pontiſche Meer
Niemals zurückfließt, ſondern ewig fort
Die wilde Fluth in den Propontis rollt,
So ſoll mein blut'ger, wildbewegter Sinn
Sich nie zurück zur ſanften Liebe wenden.

Fünfter Aufzug, zweite Scene.

Othello.

Nach Voß:

O unerträglich ſchreckenvolle Stunde!
Mich dünkt, jetzt müßte ſich wohl Sonn' und Mond
Mit Schwarz umhüllen und der Erdball ſich
Voll Schreckens aufthun.

War' ſie treu geweſen,
Und wollte mir der Himmel eine Welt
Aus einem ganzen Chryſolithe bilden,
Ich hätt' ſie nicht dafür verkauft.

Nach Schiller:

O unerträglich! O furchtbare Stunde!
Mir däucht, jetzt müßte eine allgemeine
Verfinſterung ſeyn an Sonn' und Mond, und der
Geſchreckte Erdball vor Entſetzen beben.

War' ſie treu geweſen,
O glaube mir, und wollte mir der Himmel
Noch eine zweite Welt aus einem ganzen
Und fehlerloſen Chryſolith erſchaffen,
Ich gab' ſie nicht dafür.

Demetrius.

Demetrius.

(1804 und 1805.)

Allgemeines.

Ruſſiſche, zum Behuf des Demetrius geſammelte Sprüchwörter.

Folgende Sammlung von ruſſiſchen Sprüchwörtern möge hier eine Stelle finden, um zu zeigen, wie Schiller kein Mittel verſäumte, welches ihn mit der Denk- und Sinnesweiſe des Volkes ſeiner Dichtung genau bekannt machen und durch das er hoffen konnte, ſeiner Darſtellung objective Wahrheit zu geben. Die Sammlung iſt von Schiller's eigener Hand geſchrieben, ſo wie die meiſten Studien und Entwürfe zu Demetrius, welche ich hier aus ſeinem Nachlaſſe zuſammenſtelle.

Ein Reich zertrennt, nimmt bald ein End.

Der Flüchtige hat Einen Weg, wer ihm nachſetzt, hundert.

Aſtrachan iſt reich an Strömen, Sibirien an Zobeln.

Die Sach' iſt recht, nur ſieh ſie recht.

Die grüne Traube iſt herb, der Jüngling ſchwach.

Ein Zeitungsträger hat deß wenig Ehre.

Bruderliebe iſt beſſer, als ſteinerne Mauern.

Der Nacken der Gemeinde iſt ſtark.

Verſtand beim Jüngling, Eis im Frühling.

Das Kätzchen iſt ſtolz worden, es will nicht vom Ofen herab.

Wenn kein Pflüger wär', wär' auch kein Sammetweber.

Du wirſt nicht alles auffangen, was auf dem Waſſer ſchwimmt.

Der Hund iſt rauch, drum friert ihn nicht; der Bauer iſt reich, drum klagt er nicht.

Gewinn und Verluſt wohnen in Einem Hauſe.

Man nimmt dich auf nach deinem Rock, und begleitet dich weg nach deinem Verſtand.

Die alten Propheten ſind todt, die neuen ſagen nicht wahr.

Mit Stilleſitzen erobert man kein Schloß.

Er zielt' nach einem Kranich und traf einen Sperling.

Dem Stehenden wird's ſauer, mit dem Sitzenden zu reden.

Das iſt wohl wunderbar, was auf dem Eis geſotten war.

Der Morgen iſt klüger, als der Abend.

Womit man ſpielt, daran ſtößt man ſich.

Hauptſtationen der Handlung.

I. a. Demetrius in Sambor in Gallizien
1) unerkannt
2) erkannt.
b. Krakau auf dem Reichstag.
II. c. An der ruſſiſchen Grenze.
d. Auf ruſſiſchem Boden. Kampf und wechſelndes Kriegsglück.
e. Im Beſitz eines Platzes, als Eroberer.
III. f. Vordringend bis Tula, wo er ſchon als Herr handelt.
g. Vor Moskau, wo ſich ſein Schickſal wendet.

h. Einzug in Moskau.

IX. i. Im Kremel ſelbſt und im Vollbeſitz der Herrſchaft, wo er auch

k. ſeinen Untergang findet.

Hauptſcenen.

I.

1) Demetrius, nachdem er den Palatinus ermordet.

2) Er wird zum Tode verurtheilt, und ſagt ſeinen Hoffnungen Lebewohl.

3) Seine Perſon entdeckt ſich. Peripethie.

4) Er handelt als Czarowitz und wird ſo behandelt.

5) Verſpruch mit der Marina und Vertrag.

6) Abſchied von der Lodoiska. Ihr Selbſtgeſpräch.

7) Wahl der Landboten. Polniſcher Reichstag. Luſtiges Intermezzo. Demetrius auf dem polniſchen Reichstag.

II.

8) Marfa, als Nonne, hört von dem wieder auferſtandenen Sohn.

9) Marfa und Hiob, als ein eigener Abgeſandter, zuletzt erkannt.

10) Deutſche Soldaten ſchlagen ſich zu Demetrius.

11) Das Manifeſt in einem ruſſiſchen Dorfe.

12) Der Grenzpfeiler. Demetrius tritt in ſein Reich.

13) Mordanſchlag auf ihn mißlingt.

14) Eine Action. Begeiſterung des Demetrius.

15) Soltikow. Parthei für den Demetrius in Boris' Lager.

16) Boris und Axinia. Nachrichten, welche die zunehmende Macht des Demetrius verſinnlichen. Unglück auf Unglück. Die große Hungersnoth.

17) Boris legt Mönchskleider an und tödtet ſich.

18) Romanow und Axinia.

19) Bewegung in Moskau. Kaufleute. Bojaren — Bewegung und Entſcheidung im Lager.

III.

20) Demetrius in Tula. Erhält die Czariſche Kleidung. Alles iſt unterworfen.

21) Axinia wird vor ihn gebracht. Er liebt ſie.

22) Er erfährt den Betrug und tödtet den Verkünder.

23) Zuſammenkunft mit der Marfa. Einzug zu Moskau.

IV.

24) Monolog des Demetrius.

25) Demetrius und Marfa.

26) Romanow blickt in die Zukunft.

27) Ankunft der Polen. Ausgelaſſenheit der Ausländer, die Demetrius nicht coerciren kann.[1]

28) Demetrius verliert die Gunſt des Volks und verändert ſeinen Charakter.

---

[1] Auf einem andern Bogen ſteht: Die Polen, welche ſich in dem erſten Act für den Demetrius waffnen, erſcheinen im vierten und fünften Akt als Geißeln von Rußland und als die Tyrannen ihres Beſchützers.

29) Tod der Axinia. Schmerz des Demetrius.
30) Ankunft der Marina.
31) Demetrius. Bruder der Lodoiska.
32) Das Feſt.
33) Die Rebellion. Romanow ein Hauptanführer.
34) Demetrius gefangen.
35) Marfa verläugnet ihn. Er wird getödtet.
36) Schluß.

Erſte Diſpoſition zur Vertheilung der Akte.

I.

Demetrius verurtheilt und als Czarowitz erfunden. Verſpruch mit Marina. Abſchied von Lodoiska, der Nauſikaa des Stücks. Sie führt ihm ihren Bruder zu, und nimmt einen rührenden Abſchied von ihm. Ihr Monolog, wenn er weg iſt, und wenn man den Marſch blaſen hört, ſchließt den erſten Aufzug.

II.

Marfa im Kloſter. Polniſcher Reichstag.

III.

Demetrius' Eintritt in Rußland. Coſaken tragen ſich an. Romanow und Axinia. Scene in einem Dorf. Das Manifeſt. Glück des Demetrius. Demetrius geſchlagen. Armee des Boris wankt in ihrer Treue. Soltikow geht über. Boris tödtet ſich.

IV.

Die Armee ſchwört dem Demetrius. Auftritt in Moskau. Er empfängt die Czariſche Kleidung. Axinia und Demetrius. Er erfährt ſeine Geburt, und tödtet den Verkünder. Einholung der Czarin Marfa. Einzug in Moskau.

V.

Unzufriedenheit mit dem Demetrius. Demetrius und die Czarin Marfa. Demetrius, als Tyrann, verliert die Liebe und das Glück. Brutalität der Coſaken. Romanow erhält ein Orakel. Ankunft der Marina. Demetrius bedrängt. Unzufriedenheit der Ruſſen. Sinistra omina. Das Vermählungsfeſt. Brutalität der Polen und Stolz der Marina. Der Ausbruch der Rebellion. Demetrius gefangen, degradirt, getödtet. Schluß.

Hauptmomente des Stücks.

Weil die Handlung groß und reich iſt und eine Welt von Begebenheiten umfaßt, ſo muß mit einem kühnen Machtſchritt auf den höchſten und bedeutungsreichſten Momenten hinaufgeſchritten werden. Jede Bewegung muß die Handlung um ein Merkliches weiter bringen. Man dringt von dem Innern Polens durch die Grenzgouvernements mitten in den Kremel zu Moskau ein, und an jeder Stelle, wo die Handlung ſich verweilt, muß man ganz gegenwärtig ſeyn. Verläßt die Handlung auch Momente lang den Helden, um ſich mit andern Intereſſen zu beſchäftigen, ſo iſt der Held und ſein Unternehmen in dieſer Zwiſchenzeit deſto merklicher vorwärts gelangt.

Demetrius wird ſo weit von ſeinem erſten Anfang verſchlagen, daß dieſer am Ende der Handlung ferne hinter ihm liegt. Darum iſt es nöthig, daß ſich ein lebhaftes und anmuthiges Bild davon in die Seele drücke, welches ſich nachher auf eine rührende Art in der Erinnerung auffriſcht, wenn ein ſo ganz anderer Menſch aus ihm geworden. Lodoiſka's zarte Neigung fällt in jene Zeit, auch ſein dunkler hoffnungsreicher Zuſtand im Haus des Woiwoden weckt eine rührende Sehnſucht und eine ſchmerzliche Vergleichung. Er fragt den Kaſimir, Lodoiſka's Bruder, nach jenem Jüngling, d. h. nach ſich ſelbſt, als ob er eine fremde Perſon wäre. So unähnlich fühlt er ſich ſelber, und ſo viel hat er indeſſen erlebt, daß jene Tage ihm nur noch im Dämmerſcheine zu liegen ſcheinen. An dieſe ſüßen ſchmelzenden Erinnerungen knüpft ſich hart und ſchneidend die furchtbare Gegenwart, die Gewalt ohne Liebe, die ſchwindelige Höhe ohne Ruhe, kurz ſeine volle Czarsgewalt an, und die Grauſamkeit packt ſchnell wieder ſeine gequälte Seele.

Er iſt grauſam gegen Alle, welche ſich einen Zweifel an ſeiner Perſon merken laſſen, beſonders iſt ihm der Romanow ein Anſtoß, und doch iſt's, als ob höhere Mächte dieſen jungen Helden beſchützten, daß er ihm nichts anhaben kann.

Lodoiſka's Bruder ſtirbt in der Vertheidigung des Demetrius.

Umkommen alſo: 1) der Palatinus, 2) Boris, 3) Axinia, 4) der Betmanitter, 5) Lodoiſka's Bruder und 6) Demetrius ſelbſt.

Intereſſante Beſtandſtücke ſind: 1) Demetrius' Glückswechſel und Charakterwechſel; 2) Marfa, die Nonne, Czarin, Mutter; 3) Boris, der untergehende Uſurpator; 4) Romanow und Axinia, die liebenden, reinen; 5) Marina, die ſtrebende, ehrgeizige; 6) Lodoiska, das liebende Mädchen; 7) polniſcher Reichstag und anderes polniſches Weſen; 8) Coſakenweſen; 9) Moskau und ruſſiſches Weſen, der Einzug; 10) Soltikow, das Lager; 11) Palatinus; 12) Schuiskoi, die Verſchwörung; 13) Lodoiska's Bruder; 14) Woiwode; 15) Patriarch Hiob; 16) die ruſſiſchen Flüchtlinge.

Einige weſentliche Rückſichten.

Das Glück, welches einen emporträgt und den andern zu Grund richtet.

Alles beruht auf einer glücklichen Eröffnung der Handlung: 1) um das Fremdartige, Seltſame und abentheuerlich Unwahrſcheinliche des Stoffs objective möglichſt zu überwinden, und 2) um die Neigung und das Intereſſe ſubjective dafür in Bewegung zu ſetzen.

Jenes wird bewerkſtelligt durch Beſtimmtheit, Klarheit, Conſequenz und vollſtändige Angabe aller Daten, wodurch die Handlung begründet wird, durch eine anſchauliche Darſtellung des Locals, der Umſtände, der Zuſtände, innerhalb deren eine ſolche Handlung vorgehen kann, damit ſie dadurch vor dem Verſtande gerechtfertigt werde. Ihre natürliche Entſtehungsweiſe und Möglichkeit unter den gegebenen Umſtänden werde gezeigt, oder vielmehr die Umſtände werden ſo gegeben, daß eine ſolche Handlung möglicher oder natürlicher Weiſe daraus hervorgehe. Einzelne Daten zur Begründung der Handlung ſind: 1) Polen gegen Rußland;

2) Unzufriedenheit mit Boris und ſeine nicht befeſtigte Herrſchaft; 3) Keckheit der unternehmenden Perſonen; 4) Rohheit des Volks und des Zeitmoments, die ein ſo grobes Spiel möglich macht. Wilder Zuſtand; 5) Hazardſpiel und Verſuch; 6) Ehrgeiz der Marina, ſich ein höheres Loos vor ihren Schweſtern zu bereiten; 7) der Woiwod iſt ſelbſt betrogen; 8) ein geſchäftiger Feind des Boris iſt das Triebrad der ganzen Handlung.

Charaktere.

Demetrius zeigt ſich wirklich fürſtlich, ſowohl im Unglück als im Glück. Es ſind ihm außerordentliche Dinge prophezeiht worden. Seine große Aehnlichkeit mit dem Czar Iwan. Er war fünf bis ſechs Jahr alt, da er von ſeiner Mutter getrennt ward. Im Stück wird er ungefähr zwanzigjährig ſupponirt. Es ſind alſo ſeit Boris' Regierungsantritt etwa fünfzehn bis ſechzehn Jahr verſtrichen. — Demetrius befiehlt einem Schmeichler, ſich vom Thurm herabzuſtürzen. —

Der ruſſiſche Jüngling unter dem Hofgeſinde des Woiwoden in Sambor iſt der Gegenſtand, womit ſich das Stück ganz zuerſt beſchäftigt. Er iſt kühn und keck, hochgeſinnt, trotzig und beſcheiden. Man erblickt in ihm eine unbändige, wilde (feroce), unabhängige Natur, weit über den Stand, worin man ihn findet. Er war ein Mönch und alles an ihm iſt ritterlich; er erſcheint als Diener und alles an ihm iſt fürſtlich. Er hat eine unbändige Wißbegierde und haßt alles, was barbariſch iſt. Er hat alle ritterliche Geſchicklichkeiten inne, weiß die wildeſten Pferde zu bändigen, feuert Kanonen ab, er kennt die Landesgeſchichte, iſt von Staatsdingen unterrichtet, und zeigt überall ein kurzes, entſchiedenes, entſchloſſenes Weſen. Er möchte gern im Kriege ſich zeigen und ſtrebt fort. Er hat einen großen Stolz gegen alle, die ihn verachten. Er ſchenkt etwas, das ihm geſchenkt worden, an ſeine Mitbedienten weg, und behält bloß das, was einen Affectionswerth für ihn hat. Dieſer Jüngling ſoll im Lauf der Handlung ruſſiſcher Czar und des furchtbaren Baſilides Sohn ſeyn. Mithin muß ſich gleich ein ſolches Bild von ihm eindrücken, als mit ſeiner künftigen Rolle übereinſtimmt.

Als Ausländer, als der Bürger einer feindlichen Nation und Religion, als Abentheurer, Exmönch und Flüchtling, der ganz arm iſt, ſteckt er unter den Polen. Einigen iſt er verhaßt, weil er ihnen im Weg iſt, andere, beſonders die Weiber, begünſtigen ihn, der Woiwod iſt ihm geneigt, ſeine Tochter Marina unterſcheidet ihn, Lodoiska, des Kaſtellans Tochter, liebt ihn. Er beträgt ſich mit einer gewiſſen Grandezza gegen die Mitbedienten, mit edelm Devouement gegen ſeinen Wohlthäter, mit Verehrung und Anmuth gegen ſeine Tochter.

Das Stück muß ſich ſogleich mit einer lebhaften Handlung eröffnen, und der Held des Stücks muß der Gegenſtand ſeyn. Demetrius erſcheint aber nicht gleich ſelbſt. Man muß ſogleich ins volle Intereſſe der Handlung geriſſen werden.

Es fragt ſich, ob eine zweifache Glücksveränderung in dem erſten Akte ſtatthaben darf, nämlich, ob Demetrius aus einem hoffnungsvollen Zuſtand, worin er zum erſtenmal auftritt, in einen unglücklichen gerathen, und dann aus dieſem zum Glück erhoben werden ſoll; oder ob es beſſer iſt, daß er gleich anfangs im Unglück erſcheine? Dieſes Leztere iſt darum nicht annehmlich, weil es die Gelegenheit abſchneidet, ihn gehörig zu introduciren, beſonders ſeinen kühnen hohen Sinn, womit er ſich über ſeine Lage erhebt, recht darzuſtellen. Alles wird gleich zu ſehr ins Sentimentale geſpielt, wenn er gleich anfangs als ein Gegenſtand des Mitleids erſcheint.

Vorzüglich iſt darauf zu ſehen, daß ſich die Gunſt der Marina für den jungen Demetrius und ſeine Neigung zu ihr glücklich contraſtiren, wie auch die Liebe der Lodoiska zu ihm. Seine Neigung iſt eine Andacht, ihre Gunſt iſt eine Schönheit. Marina hat einen intriguirenden, unruhig ſtrebenden, ſtolzen Sinn. Sie will höher hinaus, als ihre Schweſtern, und eben darum, weil ſie eine gewöhnliche Heirath mit ihres Gleichen für nichts hält, weil ihr keine andere Stelle, als die höchſte convenirt, ſo überläßt ſie ſich deſto unbekümmerter ihrem Wohlgefallen an dem ruſſiſchen Jüngling. Indem ſie ihn vorzieht, macht ſie ihn zu etwas, und es ſchmeichelt ihrem ſtolzen, herrſchſüchtigen Geiſt, ihn gleichſam zu conſtituiren.

Demetrius lebt gnädiglich im Haus des Woiwoden, als Ausländer und namenloſer Fremdling, der keine Stütze hat, als die Gunſt ſeines Beſchützers, aber Feinde genug und einen furchtbaren Gegner in dem ſtolzen Palatin, dem er bei ſeiner Braut im Weg ſteht.

Die ſchöne Gunſt der Marina ſelbſt iſt ein verderbliches Geſchenk. Sie macht ihn vermeſſen und blind, und macht ſeinen Gegner wüthend. Seine Freude über die Gunſtbezeugung der Marina, indem man Urſache hat, ſo viel für ihn zu fürchten, iſt von großer Wirkung, indem das Glück und die Furcht zuſammen verbunden wirken; auch das liebende Intereſſe der Lodoiska erhöht die Situation. Lodoiska, das liebende Mädchen, warnt ihn, will ihn weg und dem Palatinus aus den Augen bringen, aber ſein edler Stolz geſtattet es nicht. Er fühlt ſich erhoben durch den Vorzug, den ihm die Liebe giebt, er will nicht weichen, und ſo trifft er mit dem wüthenden Palatin zuſammen.

Die Schweſtern machen der Marina Vorwürfe über ihr Betragen, ſie ſpricht ihren Charakter aus, und erſcheint als eine ſelbſtſtändige Natur von tragiſcher Größe, indem die Schweſtern als Alltäglichkeiten neben ihr vergehen.

Worin beſteht die Gunſtbezeugung der Marina gegen den Demetrius? Sie muß von ſolcher Art ſeyn, daß ſie einen Kühnen aufmuntert, einen Eiferſüchtigen beleidigt, und doch von Seiten des Fräuleins unſchuldig kann gedeutet werden. Sie kann ein plumpes Geſchenk des Palatinus verachten und eine Huldigung des Griſchka (Demetrius) ehren.

Beſonderes.

Demetrius in Sambor in Gallizien.

Nach den erſten Entwürfen ſollte ſich, wie man aus dem Vorbereitungen ſieht, das Stück in Sambor am Dnieſter in Gallizien eröffnen. Demetrius, früher ein ruſſiſcher Mönch, hält ſich im Hauſe des Woiwoden von Sambor, **Mniſchek**, unter dem Namen **Griſchka** auf. Griſchka begegnet dem Palatinus von Lublin, welcher mit einer Tochter des Woiwoden verlobt iſt.

Der Palatin verbietet mit ſtolzem Ton dem Griſchka, ſich jemals wieder in ſeinem Weg zu zeigen. Er ſchilt die Kühnheit des jungen Menſchen, ſeine Augen bis zu der Braut des Palatinus und der Tochter des Woiwoden zu erheben. Indem er ihm ſeine Nichtigkeit in Erinnerung bringt und mit zürnender Verachtung ihm die Geſchichte ſeines Lebens und daß er nur von der Gnade des Woiwoden lebe, vorhält, exponirt er das Nöthige vom Stücke und Griſchka zeigt bei ſeinen Antworten die edle Hoheit ſeines Charakters. Zuletzt geht der Palatinus, ein ſtolzer, tyranniſcher und gemeiner Geſelle, zu unerträglichen Beleidigungen über, und reizt dadurch den Griſchka auf's Aeußerſte. Es kommt dahin, daß ſich letzterer mit dem Degen gegen ihn vertheidigt, und der Palatinus fällt tödlich verwundet.

In dem Augenblick entſteht ein Zuſammenlauf um die Streitenden. Der Koch des Woiwoden, der Kaſtellan, ſeine Tochter, die Stallknechte, der Gärtner u. ſ. w. ſammeln ſich um ſie her. Griſchka erkennt verzweiflungsvoll das ganze Unglück ſeiner Lage. Obgleich alle dem Entleibten ſein Schickſal gönnen, geben ſie doch den Demetrius verloren. Indem ein Theil ihm zur Flucht verhelfen will, eilt der andere, die That weiter zu verkünden. Griſchka ſteht wie gelähmt und erwartet ſein Verhängniß. —

Griſchka.

Was hab' ich gethan? — Entſetzliches Geſchick!

(Es kommen [illegible] vom [illegible], der Koch, der Gärtner, die Stallknechte.)

Gärtner [illegible]

Hieher! hieher! da hört' ich Degen klirren! — Bringt ſie auseinander —

([illegible])

Ruft den Herrn, den gnäd'gen Herrn, daß er uns helfe.

Andere.

Ha! was iſt das?

Koch.

Der Palatinus todt in ſeinem Blut!

Gärtner.

Dmitri mit bloßem Schwerdt! Unglücklicher, ihr habt ihn getödtet!

Andere [illegible]

Was gibts, was iſt geſchehn?

Alle.

Der Palatinus todt! verwundet! Unglücklicher, Ihr ſeyd verloren!

Koch.

Der Eidam unſ'res Herrn! Ein Magnat des Königreichs! Ihr ſeyd ein verlorner Menſch!

Griſchka.

Iſt's meine Schuld? Er war der Angreifer, nicht ich. Er rannt' in meinen Degen. Das Geſetz iſt auf meiner Seite!

Koch.

Genug! Ihr zogt gegen ihn, Ihr, ein Ausländer, gegen einen Polen, einen Magnaten! — Für Euch iſt kein Geſetz. Ihr ſeyd ein Fremdling! Euch iſt nicht zu helfen! Ihr müßt ſterben. — Ihr ſeyd kein Edelmann, wie wir, Ihr gehört nur zum Volk.

Gärtner.

Unglücklicher Menſch, was habt Ihr gethan?

Koch.

Warum ſeyd Ihr nicht geblieben, und warft Euer Schwert nicht weg? Wir hätten Euch entwiſchen laſſen. Jetzt iſt's zu ſpät! Da kommt der gnäd'ge Herr, es iſt zu ſpät.

Woiwode. Marina (aus ihrem Zimmer). **Lodoiska** (aus [illegible] Zimmer).

Woiwode.

Halt! — Welche blutige That! Unglücklicher, was haſt du gethan?

Lodoiska, Marina.

Der Unglückliche!

Koch.

Wir hörten heft'gen Streit und Degenklirren. Wir eilten her, ſie zu trennen. Doch ſchon war's geſchehn. Wir fanden den Palatinus todt in ſeinem Blute, und jenen mit blut'gem Degen vor ihm ſtehen.

Lodoiska (zu Marina).

O Fräulein! rettet ihn! Ihr könnt Alles.

Marina.

Vermag ich's?

Der Woiwode befiehlt nach vernommenem Vorgang den [illegible] einzukerkern. Marina iſt gleichgültig über den Tod ihres Verlobten und ſpricht für den Mörder. Ihre Schweſtern tadeln ſie deshalb. Sie verbirgt nicht ihre Gunſt für den [illegible]. Was iſt das für ein Glück, das ihr mir nennt? ſagt ſie zu ihren Schweſtern. Was wächſt mir Neues und Erfreuliches zu, wenn ich vom Hauſe des Woiwoden, meines Vaters, in das Haus des Palatinus ziehe? Habe ich Urſache, mich auf den feſtlichen Tag zu freuen, wenn er mir mehr nicht als der heutige bringt?

Lohnt ſich's der Müh' zu leben und zu ſterben?
Die Liebe oder Ehre muß es ſein,
Denn alles Andre iſt mir gleich gemein.

Es wird mit Bewunderung und Mitleid von dem Ruſſen geſprochen, der im Hauſe iſt, und auf den alle Diener des Hauſes, im ſtolzen Selbſtgefühl ihres polniſchen Adels, doch herabſehen und welchen ſie verachten. Der edelmänniſche

Geiſt der Polen ſtellt ſich in ihren Urtheilen dar.[1] Schmerzlicher Antheil der Lodoiska an dem Unglück des Jünglings, den ſie heimlich liebt.

Der Woiwode beklagt, daß er gezwungen iſt, den Griſchka zu verurtheilen. Er beſchließt Gericht zu halten und beordnet dazu die Edeln als Beiſitzer.

Griſchka erwartet im Gefängniß ſein Schickſal, er glaubt ſeine Rolle ausgeſpielt zu haben. Lodoiska iſt bei ihm. Er übergibt ihr das Kleinod und ſendet ſie mit einer Botſchaft ab.[2] Wenn ſie weggegangen iſt, hat ſie eine Scene mit dem Jeſuiten, der ihn katholiſch machen will.

Da tritt ſtatt des erwarteten Todesboten herein der Woiwod, die Fräulein u. ſ. w. Er wird entfeſſelt, man beträgt ſich ganz anders gegen ihn, als ihm zu gebühren ſcheint. Beſonders iſt Marina gnädig und der Woiwode achtungsvoll. Nur Lodoiska iſt verlegen, welches ihn allein hindert, etwas Freudiges zu erwarten.

Nun kommt es zu Fragen, welche Griſchka ganz ſchlicht beantwortet.

Es wird ihm endlich eröffnet, daß der Inhalt des Kleinods, welches er der Lodoiska anvertraut, ihn als den Czaren Demetrius zu erkennen gebe.

Sein tiefes langes Erſtaunen, welches endlich einem großen Selbſtgefühl Platz macht. Die Decke fällt von ſeinen

---

[1] Der Caſtellan, Arzt, Gärtner und die Stallknechte des Woiwoden und Andere, nach Jedes individueller Erfahrung, alle verſchiedene Urtheile.

[2] Bei einem andern Plan heißt es: Demetrius, im Begriff nach dem Gefängniß zu gehen, hat eine Scene mit der Lodoiska, und vertraut ihr ſein Kleinod, indem er ſich ſchon als einen Todten betrachtet.

Augen, er glaubt an ſich ſelbſt und überzeugt dadurch auch den Woiwoden. Reminiſcenzen aus ſeiner Knabenzeit. Der große Brand.

Pathetiſcher Uebergang aus ſeinem vorigen Zuſtand in den neuen. Seine Neigung zur Marina wird laut.

Sie fordert ihn auf, ſein Erbreich ſich zu vindiciren, und da er keine Mittel dazu weiß, ſo dringt ſie in ihren Vater und verſpricht ihm kühnlich in deſſen Namen allen Beiſtand.

Der Reichstag zu Krakau wird angekündigt. Ein vornehmer flüchtiger Ruſſe oder mehrere,[1] welche vom gegenwärtigen Zuſtand des Reichs Kunde bringen. Sie bitten um das Gaſtrecht und werden gleich eingelaſſen. Man läßt ſie in Gegenwart des Demetrius vom Zuſtand des moscowitiſchen Reichs erzählen. Sie erwähnen einer Volksſage, nach welcher der Großfürſt Demetrius noch lebe. Demetrius wird durch ihre Reden noch mehr im Glauben an ſich ſelbſt beſtärkt. Die Ruſſen erſtaunen über ihn.

Gehäufte Kennzeichen. Er wird den Ruſſen als ihr Czar vorgeſtellt und empfängt die Huldigung von ihnen, weil ſie die Gelegenheit zur Rache gegen Boris ergreifen, auch vom Intereſſe wirklich zu ſehr geblendet ſind, um lange zu zweifeln. Erſt nach dieſer Scene wird an eine Unternehmung mit Rußland gedacht.

Zudrang der ſubalternen Perſonen zu dem neuentdeckten Czar.

Lodoiska mit ihrer Liebe. Sie freut ſich dieſer Scene, ob ſie gleich ſchmerzlich ſeinen Verluſt fühlt. Er verſpricht, ihr Glück zu machen, doch für ſie iſt ohne ihn kein Glück mehr auf Erden.

---

[1] Es werden nachher zwei genannt: Timofei und Afanaſiei.

Ein Jeſuit konnte mit eingeführt werden.

Demetrius ändert nach geſchehener Erkennung ſeine Kleider und iſt eine ganz andere Perſon geworden, wenn er wieder auftritt. Das Hausgeſinde des Woiwoden freut ſich über ihn. Lodoiska allein iſt traurig, die Schweſtern der Marina ſind neidiſch, er ſelbſt aber iſt nie liebenswürdiger geweſen, obgleich er ſich vollkommen in die Würde ſeines Standes findet. Die anweſenden Ruſſen geben ihm durch ihre Unterwürfigkeit den Glanz eines Souverains.

Nach einem andern Entwurf unter Schiller's Papieren ſind die Reihenfolge und Situationen dieſer Handlungen einigermaßen verändert:

Vornehme Flüchtlinge aus Moskau melden ſich bei dem Woiwoden und werden gaſtfreundlich aufgenommen. Kurze Introductionsſcene ohne den Woiwoden. Die neueſten Zeitläufte. Sie ſind in der Abſicht gekommen, dem Boris Feinde zu erwerben, haſſen ſeine Regierung und ſind nach einer Veränderung lüſtern. Actueller Zuſtand in Rußland. Sage, daß Demetrius noch lebe, Furcht und Gegenanſtalten des Boris.

Marina bringt das Kleinod, welches ihr Lodoiska gegeben. Es erweckt durch ſeine Pracht und, wie es die Ruſſen ſehen, durch ſeine Form Erſtaunen. Sie glauben es zu erkennen und erinnern ſich, es beim Baſilides geſehen zu haben. Sie dringen darauf, den gefangenen Demetrius zu ſehen, von deſſen hoher Abkunft man ſchon anfängt ſich zu überzeugen.

Wie ſie weggehen, dringt Lodoiska herein, höchſt ungeduldig zu erfahren, was das Kleinod bedeute. Marina befriedigt ihre Neugier zwar nicht, läßt ihr aber merken, daß ſich das Schickſal des jungen Ruſſen auf eine außerordentliche Art zu wenden beginne.

Demetrius im Gefängniß, den Tod erwartend, glaubt ſeine Rolle ausgeſpielt zu haben. Scene mit dem Kaſtellan. Man ſchließt auf und er erwartet nichts anders, als zu ſterben — er gibt ſich mit Anſtand in ſein hartes Schickſal. Herein tritt der Woiwode mit den Ruſſen, mit der Marina, mit der Lodoiska. Man entfeſſelt ihn, man behandelt ihn mit Achtung und Feierlichkeit, man fragt ihn über ganz vergangene Dinge. Er antwortet ſchlicht und ruhig. Das Erſtaunen ſteigt. Natürliche Zeichen. Er erinnert ſich noch an ein Beſitzthum, welches über ſeinen Urſprung Licht geben kann. Es wird herbeigebracht und von den Ruſſen unterſucht, welche jetzt überzeugt und befriedigt vor ihm niederfallen und ihn als Czarowitz begrüßen.

Eine Binde fällt von ſeinen Augen. Er greift mit ſeinen Reminiſcenzen in die Vergangenheit und Alles wird ihm hell auf einmal. Er erzählt von der Feuersbrunſt, von ſeinem Aufenthalt in jenem Kloſter, und erinnert ſich, daß man ihn damals ſchon einmal als Czarowitz begrüßt. Wie ſeine Beſinnung ſteigt, erhebt er ſich und ſteht jetzt mit dem ganzen Anſtand eines Fürſten in der Mitte der Geſellſchaft.

Nach dieſem Entwurf hat Schiller Einiges im Brouillon, in ſehr unregelmäßigen Rhythmen ausgearbeitet, was wir hier, ohne die Verszeilen, wie ſie ſich finden, beizubehalten, mittheilen. Es ſind in Proſa eingefloſſene Jamben. Die Scenen ſcheinen aus verſchiedener Zeit zu ſeyn.

Afanaſſei. [1]

Ja, edler Herr, wir kommen, um das Gaſtrecht anzuflehen. Der Woiwode von Kiow hat uns an Euch gewieſen, als an den, welcher ſein Haus gern den Verfolgten öffnet. Wir ſprechen Eure fürſtliche Gaſtfreundſchaft an, denn wir ſind Flüchtlinge, die kein Vaterland mehr haben.

Woiwode.

Seyd willkommen, edle Knaben. Mein Haus ſteht Euch offen. Wir führen mit Moskau auf eine edle Art Krieg. Im Felde wollen wir hart zuſammenſtoßen, aber zu Hauſe uns freundlich begegnen.

Afanaſſei.

Wir haben das Vaterland und Alles, was ruſſiſch iſt, hinter uns gelaſſen, und ſind nichts weiter, als Kinder der Fortuna. Die Welt iſt unſre große Mutter, denn das Land iſt uns verſchloſſen, das uns das Leben gab.

Woiwode.

Ich beklage Euch, aber der wackere Mann findet überall eine Heimath. Aber was vertrieb Euch aus Eurem Vaterlande?

Afanaſſei.

Jeder Rechtſchaffene muß flüchtig werden, wo ein finſterer Tyrann waltet.

Woiwode.

Ihr fliehet die Verfolgung Eures Czars?

Afanaſſei.

Mit Mühe ſind wir ſeiner Blutgier entronnen.

Woiwode.

So grauſam waltet dieſer Czar! Man rühmt in allen Landen ſeine Fürſtentugend.

---

[1] Der [illegible] [illegible] in dem Hauſe des Woiwoden.

Afanaſſei.

Er ſchmeichelt dem Volk durch Wohlthaten und vertilgt die edeln Geſchlechter (Variante: Er ſchont das Volk und ſtürzt die edeln Häuſer. Dritte Lesart: Geſchmeichelt wird dem Volk, die Edeln fallen).

Woiwode.

Iſt es Furcht, die ihn zu dieſen wilden Gewaltthaten treibt? (Und treibt zu ſolchem Frevel ihn die Furcht?)

Afanaſſei.

Mit Mord muß herrſchen, wer den Thron geraubt (Wer den Thron geraubt, muß ihn mit Mord beangſtigen).

(Für die Frage des Woiwoden und die Antwort des Ruſſen folgende Variante:

Woiwode.

Herrſcht er ſo unſicher in ſeinem Reiche?

Afanaſſei.

Es fehlt nur an einem kühnen Anführer, um ihn zu ſtürzen.

Woiwode.

Stieg er nicht mit dem allgemeinen Willen auf den Thron?

Afanaſſei.

Er betrog die Nation argliſtig um ihre Stimme.)

Woiwode.

Das Czariſche Geſchlecht war ausgegangen; er raubte Niemanden das Seine.

Afanaſſei.

Er hat dafür geſorgt, daß der Thron unbeerbt iſt. Sein Werk iſt's, daß — —

Woiwode.

Wie? Großfürſt Feodor hatte keinen Sohn!

Afanaſſei.

Doch einen Bruder (Aber er hatte einen Bruder).

Woiwode.

Den jungen Prinzen meint ihr, der zu Achlitſch früh — — — (der in einer Feuersbrunſt umgekommen).

Afanaſſei.

Und dieſe Feuersbrunſt erregte Boris.

Woiwode.

So ſprach der Haß, weil ihm der Zufall nutzte.

Afanaſſei.

Die ganze Welt iſt davon überzeugt (Es iſt die allgemeine Ueberzeugung).

Woiwode.

Und erwählte ihn das Volk zu Moskau eifrig (Doch wählten alle Stimmen ihn zum Czar).

Afanaſſei.

Weil er das Volk um ſeine Stimme liſtig zu betrügen wußte (Weil er dem Volk die Stimmen abgeſtohlen).

Woiwode.

— — — — — — —

Woiwode.

Ihr betretet mein Schloß zu einer unglückſel'gen Stunde. Ein edler Jüngling Eurer Nation ſoll ſterben wegen blut'ger That (So eben ſoll ein Jüngling Eures Volks, den ich als Flüchtling gepflegt und lieb gewann, ſoll ſterben wegen einer Blutſchuld).

Afanaſſei.

Er war's, der dieſes Koſtbare entwendet?

Woiwode.

Nein, keiner Niedrigkeit möcht' ich ihn zeihen, ſein ganz Verbrechen iſt ſein böſes Schickſal.

Afanaſſei.

Wer iſt der Jüngling? Redet! Sprecht! Weß Stamms und Namens?

Woiwode.

Er iſt namenlos zu uns gekommen (Wir kennen nicht — —)

Marina.

Doch wahrlich! iſt er edel nicht geboren, ſo war's ein großer Mißgriff der Natur, die ihm das große Herz — —

Afanaſſei.

Wie kam er zu dem königlichen Kleinod? Zum Schatz gehört es unſers großen Czars Baſilowitz Iwan, mit ſeinem Namen iſt's bezeichnet.

Lodoiska.

Er trug es bei ſich ſchon ſeit — — Es ſey als heilig Pfand ihm anempfohlen! (Empfohlen ward's ihm als ein heilig Pfand).

Afanaſſei.

Seit wann iſt es, daß er ſein Land verließ?

Marina.

Ein Jahr iſt's nun, daß er bei uns erſchien.

Afanaſſei.

So lang' iſt's, daß die Sage ſich verbreitet. — O ſprecht! von welchem Alter kann er ſeyn?

Marina.

Nicht — — — — —

Afanaſſei.

O kann ich das — — Wo kam er her?

Woiwode.

Aus Kloſtermauern glaubt man ihn entſprungen.

Afanaſſei.

Aus einem Kloſter? — Und dieſes Kloſter nennt ſich —

Woiwode.

Entſprang er — —

Afanaſſei.

Dieſes Kloſter.

Marina.

— — — — — — — — —

Afanaſſei.

Allmächt'ge Vorſicht! Wär' es möglich?

Woiwode.

Worüber ſtaunt Ihr?

Afanaſſei.

Herr, wollt Ihr erlauben, daß ich den Jüngling ſehe, ihn befrage?

Marina.

Kommt! kommt!

Woiwode.

Was ſetzt Euch alſo in Erſtaunen?

Afanaſſei.

Bald werdet Ihr es theilen! Führt mich hin!

Auf einem andern Foliobogen hat Schiller Einiges von dieſen Scenen, wahrſcheinlich zu einer andern Zeit, weiter oder verſchieden ausgeführt.

Afanaſſei.

Eben dieſer Prinz Demetrius, den er zu Achlitſch dem Tode — —

Woiwode.

Nun vor dieſem kann er ſicher ſeyn, und wenn es ſein Verbrechen war, ſo bedeckt es nun das Grab.

Afanaſſei.

Das Grab bedeckt es nicht. Es hat ſich aufgethan.

Woiwode.

Wie?

Afanaſſei.

Ein Gerücht durchläuft das ganze Moscowit'ſche Land, daß dieſer Prinz dem Feuer entgangen ſey, daß er lebe.

Woiwode.

Was ſagt Ihr? Wer wird an ſolche Mährchen glauben?

Afanaſſei.

Das Volk fängt an, daran zu glauben, und das Zittern des Tyrannen beſtätigt dieſen Glauben (verſchafft dem Gerüchte Glauben).

Woiwode.

Und wenn er zittert, ſo iſt es vor dem Glauben des Volkes und nicht vor

Afanaſſei.

Wie ihm auch ſey! Er läßt im ganzen Reich die ſtrengſten Nachforſchungen thun.

Woiwode.

So muß ſein hoher Geiſt ſehr gefallen ſeyn, daß, der ſo männlich und muthig ſich die ungeheure Kluft bis zum Thron hinauf — jetzt vor einem leeren Schattenbild erbebt. Das Urtheil, ſeh' ich, irrt ſich in der Ferne. Dieſer Czar wird geachtet und gefürchtet von ſeinen Nachbarn. Die Polen hielten nicht für rathſam, ihn anzugreifen, und dennoch wankt im Innern ſeine Macht, es wankt ihm ſelbſt das Herz in ſeiner Bruſt. Dem Schein iſt nicht zu trau'n. Die Außenſeite täuſcht, die Meinung lügt. — Doch ſeyd willkommen, edler Gaſt. Was ich beſitze, biet' ich Euch an. Was bringſt du?

Marina (mit dem Kleinod in der Hand).

Betrachtet dieſe Koſtbarkeit, mein Vater!

Woiwode.

Mein Kind, wie kam der Schatz in deine Hand?

Marina.

Griſchka hat es bei ſich geführt und der Lodoiska zum Vermächtniß gegeben.

Woiwode.

Griſchka? Wie kam er zu dieſer Koſtbarkeit? Sehet, Herr, iſt es nicht ein fürſtliches Kleinod?

Afanaſſei.

Ha, was iſt das? Lebt er bei Euch, dem dieſes zugehört? Wer iſt dieſer Menſch? —

Woiwode.

Herr, Ihr ſeyd zu einer unglücklichen Stunde in mein Schloß getreten. Eben ſind wir in der traurigen Nothwendigkeit, einen wackern Jüngling aus Eurer Nation hinzurichten, der — —

Demetrius (Griſchka) im Gefängniß.

So hältſt du meiner Hoffnung Wort, o Schickſal! Mit vollen Segeln lief ich in das Meer des Lebens; unermeßlich lag's vor mir. Es dehnte allgewaltig ſich die Bruſt, als wollte ſie ein Ewiges umfaſſen. Und alſo ſchmählich muß ich untergehn. Ach, ich ahne, daß ich mein Daſeyn an etwas — — geſetzt hatte, das — mir die Götterſtimme nicht. Das hatten die Geſtirne nicht gemeint, die aus der Heimath dunkel mächtig mich geführt, daß du im Ausland elend ſollteſt enden. Was hilft die Klage? Gib dich in dein Schickſal.

Du, tapferes Herz, ermanne dich, gib nicht der Feigheit Raum. Ihr Lippen ſchließt euch. Scheide mit Anſtand von dem Licht der Sonnen — der angefacht hat, eh' er noch begonnen. Verſchließ in deinen Buſen ſchweigend deine großen Träume, zu groß für dein gemeines Geſchick. Geh' ſchweigend unter, und trage zu den Todten dein unentdecktes, unbegriffenes Herz. Bezwinge männlich deinen gerechten Schmerz! Es iſt nicht mehr Zeit dazu im Leben!

Wächter.

Bereitet Euch, man kommt.

Griſchka (ſich zuſammenfaſſend).

• Es iſt geſchehen. Schließt euch, ihr Lippen; ſtolzes Herz, verbirg, verſchließe ſchweigend deine kühnen Träume, zu kühn für dein gemeines Geſchick. Geh' ſchweigend unter.

Woiwode. Afanaſſei. Timofei, Marina.

Woiwode (zum Wächter).

Entfeſſelt ihn (er wird entfeſſelt).

Griſchka.

O Herr, nicht Euer Auge — — Richtet mich, nur — —

Afanaſſei.

Welche edle Geſtalt! Welch kühner Blick!

Woiwode.

Griſchka, vergeßt Euer Unglück jetzt einen Augenblick, und antwortet auf meine Fragen.

Griſchka.

Keine Vorwürfe, Herr. Ich bin gefaßt, zu ſterben, doch Eures Zornes Worte trag' ich nicht.

Woiwode.

Dieſes Demantkreuz, wie kam's in Eure Hand?

Griſchka.

Was fragt Ihr das? Ein Leben, das gleich geendigt ſeyn wird, iſt keines Aufſchluſſes mehr werth.

Woiwode.

Ich beſchwer' Euch, redet!

Griſchka.

Ich weiß mich keiner Zeit zu erinnern, wo ich es nicht beſeſſen hatte. Es iſt ſo alt, als mein Bewußtſeyn.

Woiwode.

Wie? Man hat Euch auch nie einen Aufſchluß darüber gegeben?

Griſchka.

Man lehrte mich, es heilig zu bewahren, es zu verbergen, bis zum Augenblick der Noth, weil mein Geſchick dran hange.

Afanaſſei.

Hat man auch nie dir einen Wink gegeben? — —
— — — — — — —

Griſchka.

Aber hier iſt ein heiliges Buch, ein Pſalter, den der Archimandrit mir gab und heilig zu verwahren hieß. Es ſind griechiſche Worte hineingeſchrieben, die vielleicht einen Aufſchluß enthalten. Ich verſtehe die Sprache nicht.

Afanaſſei.

O geſchwind, gebt her das Buch! Ich verſtehe ſie vielleicht.

Griſchka.

Hier iſt das Buch!

Afanaſſei.

Es iſt griechiſch [illegible].

Erſte Ideen für den Reichstag zu Krakau.[1]

König Sigiſmund hält einen Reichstag zu Krakau oder Lemberg in Angelegenheiten, welche dieſer ruſſiſchen Sache fremd ſind. Doch muß eine ſolche gewählt werden, die zu einer intereſſanten Darſtellung des polniſchen Weſens Gelegenheit gibt. Schon geht der Reichstag zu Ende, und man iſt ſchon bei Abfaſſung der letzteren Schlüſſe, als Demetrius Gehör verlangt und erhält. (Ob vorher noch eine Scene in die Landbotenſtube zu bringen ſeyn möchte, in welcher Marina, ſo wie in der Reichstagsſcene Demetrius, das Wort führte?)

Iſt nun dieſer Auftritt überhaupt der erſte des ganzen Stücks, ſo muß Demetrius vor dem Reichstag die ganze Sache ab ovo exponiren und Zeugen ſeiner Ausſage ſtellen. Sind aber die Scenen in Sambor vorhergegangen, ſo muß er ſich kürzer faſſen, und er kann ſich, was die Beweisführung betrifft, auf eine vorhergegangene Commiſſion berufen. Vortheile jener Abänderung:

1) Das Stück wird kürzer und einfacher; 2) Perſonen werden erſpart; 3) eine glänzende Expoſition wird gewonnen. Nachtheile: 1) die Beweiſe laſſen ſich ſchwerer und weniger führen; 2) Marina verliert von ihrem Einfluß; 3) Lodoiska und ihr Bruder, die doch ſehr intereſſiren, fallen ganz weg; 4) Demetrius' Kataſtrophe intereſſirt weniger, wenn er nicht vorher im Privatſtand geſehen worden.[2]

---

[1] [illegible] Bd. 7, S. 219 ff.

[2] Dieſem ungeachtet gab Schiller, wie man aus dem Werke ſelbſt (Demetrius), im ausgeführten Theil jener Abänderung ſpäter vor dem urſprünglichen Plan den Vorzug, und ließ die Scenen in Sambor ganz wegfallen.

Das Benehmen des Demetrius auf dem Reichstage gewinnt ihm alle Stimmen. Weil er ſelbſt an ſich glaubt, ſo hat ſeine Sprache die volle Kraft der Wahrheit. Er iſt kein Redner, er handelt aus Gewalt der Natur, und ſeine Situation als Czarowitz, der vor dem polniſchen Reichstag ſeine Sache verhandelt, hat etwas ſo Neues, Anziehendes, daß alle davon gerührt werden. Er ſpricht von dem Intereſſe beider Völker; er macht die heiligen Naturrechte mit einem Feuer geltend, daß an die Nationaleiferſucht in dieſem Augenblick gar nicht gedacht wird, daß ſelbſt dieſe Polen für die Sache des fremden Fürſten ſich erwärmen.

Für ihn ſprechen außer ſeiner gerecht ſcheinenden Sache, die Feindſchaft gegen Boris, die Neigung zum Krieg und die Hoffnung großer Vortheile, der Wunſch, Rußland zu theilen und zu ſchwächen, die Partei des Woiwoden und der Marina, die den Reichstag beherrſchen, der Partheigeiſt derer, die dem Sapieha gern widerſprechen. Freude der Polen über den Krieg mit Rußland. Ihre chimäriſchen Hoffnungen. Einige verkaufen Landgüter an Biſchöfe.

Sapieha, der den Frieden mit Moskau abgeſchloſſen, will ſein eigenes Werk behauptet wiſſen, und ſpricht alſo gegen den Demetrius. Er ſpricht vortrefflich, als Staatsmann, als ſtolzer Pole und Magnat. (Auch ruſſiſche Abgeſandte können zugeladen ſeyn, wenn es zur Expoſition erfordert werden ſollte, der Gegenwart dieſe Stimme auf dem Reichstag zu geben.)

Der meuchelmörderiſche Anſchlag des Boris auf den Demetrius wird als Beweis für die Wahrheit ſeiner Sache gebraucht. Ein von Boris abgeſchickter Mörder, der zum Demetrius übergegangen, kann für ihn zeugen.

Das Anſehen der Fürſten, welche für ihn zeugen, iſt ſehr groß; was iſt's, das dieſe Fürſten bezeugen können?

König Sigismund intereſſirt ſich für Demetrius und gibt ihm dadurch einen Beweis, daß er ihn nach geendigtem Reichstag umarmt und beſchenkt. Aber von Staatswegen will er ihn nicht unterſtützen, um nicht den Frieden zu brechen. Doch läßt er merken, daß er conniviren werde, wenn die Großen ihn mit ihren Privatkräften ſecundiren wollen.

Koſaken, die auch den Reichstag beſchickt haben, erklären ſich hautement für ihn.

Wenn der Reichstag tumultariſch auseinander gegangen, ſo bieten ſich die Koſaken und viele Polen dem Demetrius an.

Der Woiwode Mniſchek verlobt ihn hier mit ſeiner Tochter Marina. Demetrius nimmt alle Anweſende zu Zeugen, daß er ſie für die künftige Czarin erkläre. Sie wechſeln Ringe, und küſſen ſich als Bräutigam und Braut, worauf ſie ſcheiden.

Hierauf kann die Scene der Marina mit den polniſchen Edelleuten und Koſaken und endlich mit ihrem Vater folgen.

Was auch geſchehe, ſo muß Marina ſich ſehr geſchäftig zeigen, um die Sache des Demetrius zu befördern. Sie kann ſich, als vornehme Polin und Intriguantenmacherin perſönlich einmiſchen, ohne aus ihrem Geſchlechte und Charakter zu treten; ja es ſteht ihr wohl an, die wilde Kriegsluſt der Polaken mit weiblicher Macht zu beherrſchen. Das an ſich ſelbſt Trockene der Staatsaction wird dadurch, daß es ihre Handlung iſt, charakteriſtiſch und intereſſant. Auch vertheilen ſich die Rollen ganz ſchicklich, wenn Demetrius nur das Große und Heroiſche, Marina die kleinen Mittel übernimmt. Sie iſt, was die Realität betrifft, die Seele der Unternehmung; Demetrius iſt nur die ideale Potenz derſelben. Ihr ſolltet mit zu Felde ziehen, ſagt einer; Ihr ſeyd muthig und eine Heldin. Sie antwortet, der Geiſt der Klugheit wirke ohne Waffen am beſten. Selbſt auszuführen, gehöre nicht für ſie. Ein Anderer: Ihr ſeyd zur Königin geboren. Sie: das weiß ich; drum muß ich's werden.

Es würde eine gute Wirkung thun, wenn erſt die Sache durch die That ſich exponirte und nachher die Maſchinen ſichtbar würden. Durch die Erſcheinung des Demetrius vor dem Reichstag und die Kraft ſeines Vortrages kommt man hinein; nachdem entdeckt ſich das geſchäftige Spiel der Marina, und man kann ahnden, daß Demetrius ſelbſt nur die Düpe davon iſt. Man merkt es unter anderm daraus, daß er aus ſich ſelbſt und nicht in Abrede mit den andern handelt, daß ihn dieſe nicht einmal zu ihren Berathſchlagungen ziehen.

Demetrius wählt ſich einige edle Polen zu ſeiner Unternehmung aus, oder ſie bieten ſich vielmehr an mit ihren Vaſallen. Marina beſtellt ſich einen daraus zum geheimen Kundſchafter.

Einige ſpäter geſchriebene Motive für dieſe Reichstagsſcene.

Gleich in den erſten Worten des Erzbiſchofs von Gneſen [1] ſpricht er ſich aus, daß man ſich auf dem polniſchen Reichstage befindet, daß derſelbe aus drei Ständen beſtehe und daß man bisher ganz leidlich übereingeſtimmt.

---

[1] [illegible] S. 249.

Auch das Große, welches in dem Gedanken liegt, daß die Totalität einer ganzen Nation ihren ſouverainen Willen ausſpricht und mit abſoluter Machtvollkommenheit handelt, iſt zu berühren.[1]

Die Antwort des Demetrius auf die Frage des Erzbiſchofs[2] athmet ein edles Selbſtvertrauen und eine erhabene Naivität, welche ihm gleich die Herzen gewinnt. Er iſt ſelbſt die Dupe des Betrugs und hat einen begeiſterten Glauben an ſich ſelbſt, der ſich allen mittheilt.

Wodurch iſt aber zu beweiſen, daß jenes geſchriebene Zeugniß[3] Glauben verdient?

Es müſſen alſo andere übereinſtimmende Beweiſe aufgeſucht werden, welche

1) die Erhaltung des jungen Demetrius,
2) ſeine Identität mit dem gegenwärtigen darthun.

Dieſe Beweiſe müſſen aus Rußland geſchöpft werden und zwar

1) die Erhaltung des jungen Demetrius betreffend:
    a) Sein Tod iſt nicht conſtatirt, ſein Leichnam nicht gefunden,
    b) Eine längſt umlaufende Sage im Reich von ſeiner Erhaltung.

---

[1] S. [illegible] Bd. 7, S. [illegible]

[2] Ebendaſ. S. [illegible]

[3] Ebendaſ. S. [illegible]

2) die Identität mit dem gegenwärtigen betreffend:
  a) äußerer Habitus,
  b) Zeugniſſe,
    1) directe:
      a) Merkmale,
      b) geſchichtliche,
    2) indirecte:
      der Mordanſchlag des Boris.

* * *

Beweiſe für die Perſon des Demetrius:

1) Das dokumentirte Zeugniß mehrerer Männer und Inſtrument darüber.

2) Das Kleinod aus dem Schatz des Baſilowitſch.

3) Körperliche Kennzeichen: ein Arm kürzer, als der andere.

4) Alter; Geſtalt; Sinnesart.

5) Mordanſchlag des Boris.

6) Das verbreitete Gerücht.[1]

Es muß durch jene Beweisgründe Mehreres erreicht werden:

1) und hauptſächlich: Demetrius muß an ſich ſelbſt glauben, für ihn müſſen ſie entſcheidend ſeyn;

2) ſie müſſen die Menge überzeugen;

3) ſie müſſen ſo beſchaffen ſeyn, daß ſie durch eine einzige Erklärung können umgeſtürzt werden. Dies geſchieht, wenn ſie zuletzt alle aus einer einzigen Quelle entſpringen.

* * *

---

[1] Nach dieſem Schema verhandelt z. B. der Erzbiſchof von Gneſen die Hauptſache ([illegible], Th. 1, S. 240).

Der Erretter des vorgeblichen Demetrius hat die Vorſicht gebraucht, vor Zeugen ein Inſtrument aufſetzen zu laſſen, daß der junge Menſch, den er unter dem Namen Utrepeia vorzeigte, der gerettete Iwanowitſch ſey. Er erzählte dabei die Geſchichte ſeiner Erhaltung, er nannte körperliche Merkmale, er zeigte andere Documente, wie das Kreuz, Kleidungsſtücke ꝛc. auf. Dieſes Inſtrument wurde von Geiſtlichen als Zeugen unterſchrieben und unterſiegelt. Zum Ueberfluß legte er eine Abſchrift davon in einem andern Kloſter nieder. Als nun Utrepeia (der von allem dieſem nichts wußte, noch ahndete) aus dem Kloſter entflohe, ſendete man zwei Mönche ſeinen Spuren nach, welche ihn zu Sambor auffanden, wenig Tage, nachdem ſich jene Entdeckung begeben. Sie beſtätigen jene Entdeckung durch das Inſtrument, welches ſie mitbringen, und durch noch andere Erkennungszeichen. Hier iſt nöthig, daß alle dieſe Zeugniſſe in einem einzigen Punkt als in ihrer Spitze zuſammenlaufen, und dieſer Punkt iſt das Zeugniß (Handſchrift und Siegel) des Mannes, welcher den Demetrius will gerettet haben, und welcher nachher durch ſeine perſönliche Erſcheinung die Kataſtrophe herbeiführt. [1]

Odowalsky argumentirt mit leidenſchaftlichem Parteigeiſt auf den für Demetrius angeführten Gründen und weiß die invidia auf Boris und ſeine Anhänger zu richten. Er wolle nicht hoffen, daß Boris auch hier auf dem polniſchen Reichstag ſeine Kreaturen habe. [2]

---

[1] S. Zeitgenoſſen, Bd. 2, S. 244 f.

[2] Ebenda, 243 in der Mitte.

Einzelne Stellen der Reichstagsſcene.

In dem mir vorliegenden Schiller'ſchen Manuſcript ſind die Taſchenausg. Bd. 7. S. [illegible] ſtehenden mangelhaften Worte des Erzbiſchofs von Gneſen vollſtändig ausgeſtrichen.

Erzbiſchof von Gneſen.

Prinz Dimitri! die erlauchte Republik iſt wohl geneigt, Euch anzuhören. Redet!

Taſchenausg. S. [illegible] ſtehen jetzt ſtatt der Antwort des Erzbiſchofs von Gneſen Striche. In dem Manuſcript iſt die Lücke ausgefüllt:

Erzbiſchof von Gneſen.

Seltſam! Höchſt außerordentlich und ſeltſam, doch wunderbarlich ſind der Vorſicht Wege.

Die vielen Varianten dieſer Scene aus dem Manuſcript anzuführen, wäre zu weitläufig. Schiller drückte denſelben Gedanken gleichſam ſuchend in ſehr vielen Wendungen aus, die er alle neben und unter einander ſetzte, bis er zuletzt den rechten, beſten traf, welcher ihm, dem ſchwer zu Befriedigenden, genug that. Sein Dichten erſcheint dem, der dieſe Handſchrift durchblickt, wie ein beſtändiges Suchen, Ringen und Streben, und es begegnet uns auch in dieſer Erſcheinung, welche man für eine vereinzelte, äußere Zufälligkeit anſehen möchte, die ganze Schillerſeele.

Erſte Ideen für die Scenen im Nonnenkloſter am See Beloſero.[1]

Von dem polniſchen Reichstag kommt man nach Rußland in das Kloſter, wo die Czarin ſich aufhält. Das Kloſter liegt an der Grenze der Welt.

---

[1] S. Taſchenausg. Bd. 7. S. [illegible] ff.

Dieſer Sprung, den man dem Zuſchauer zumuthet, muß wohl verborgen und durch Klarheit des Ganges der Handlung gut gemacht werden.

Ehe Marfa erſcheint und ehe ſie ſpricht, geht ein Bild des Nonnenkloſters am Auge vorüber — etwa ein Zug der Nonnen aus der Kirche, ein kirchlicher Gebrauch, welcher ſich 1) auf die ruſſiſche Religion, und 2) auf das Kloſterweſen bezieht, z. B. eine Anbetung der Heiligenbilder, ein Geſang. Alles geht ſonſt ſchweigend zu und bloß durch Zeichen.

Marfa iſt in dem Kloſter nur unter dieſem Namen bekannt. Niemand kennt ſie als Czarin und Frau des Baſilides. Aber ihr Ernſt, ihre Dignität, ihre Schönheit ſelbſt haben die Aufmerkſamkeit der Schweſtern auf ſich gezogen.

Eine ihrer Mitnonnen, Olga, ſondert ſich mit ihr von der Geſellſchaft ab, folgt ihr und ſucht ſie zum Reden zu bringen. Wer ſie ſey, welchen Schmerz ſie nähre?

Marfa antwortet erſt nichts, dann zeigt ſie aber eine fürchterliche ſteinerne Kälte. Alles iſt ihr vergangen; die ganze Zukunft ſteht ewig gleich vor ihr und keine Veränderung iſt mehr, keine Furcht und keine Hoffnung.

Wie kommt die Kunde von dem wieder auferſtandenen Demetrius in dieſes entlegene Kloſter? Sie kommt unter andern Nachrichten, die man aus der Welt mitbringt, und welche von den Nonnen mit Begierde verſchlungen werden. Man iſt hier neugieriger, als irgendwo, und bekümmert ſich um Alles — ein wandernder Mönch kann die Nachricht bringen. (Wenn es erzählt wird, verräth ſich Marfa durch eine heftige Bewegung, ja durch eine Ohnmacht. Wenn ſie wieder zu ſich gekommen, gibt ſie ſich als die Mutter des Demetrius zu erkennen.)

Ausführlicherer Plan dieſer Scenen.

Ein Zug von Nonnen geht ſchweigend über die Scene, aus der Kirche kommend. Ruſſiſche Kirchengebräuche.

Die Landſchaft ſtarrt in traurigem Winterkleid. Man ſieht die Meeresküſte. Das Verlaſſene, Oede, Einförmige des Zuſtandes ſtellt ſich dar. Die Schneegipfel. Das Meer brandend. Das Kahle, Unfruchtbare der Landſchaft. Das noch Oedere, Einförmigere, Freudenloſere der Lebensweiſe.

Eine von den Nonnen hat ſich von den übrigen abgeſondert und läßt ſie vorüberziehen, bloß durch Winke ſie bedeutend.

Zu ihr geſellt ſich leiſe eine andere Nonne, und beide bleiben ſtehen, wenn der Zug ſich entfernt hat.

Olga, ſo heißt dieſe letztere, ſetzt jene zur Rede und will ſie zur Geſellſchaft der übrigen einladen. Dürftige Freuden; der Sommer nach der langen Nacht.

Marfa, dies iſt der Name der ſchweigenden, verharrt in ihrer ſteinernen Kälte.

Wie, fährt jene fort, beweinſt du ewig deinen Sohn und deine Krone?[1] Die Zeit, die über alle Dinge wandelnd ſchreitet, verliert an dir allein ſie ihre Macht? Die lange Nacht ſelbſt, die über dieſen Ufern brütend liegt, weicht endlich und räumt dem langen Tag den Himmel ein — nur du bleibſt ewig eingemauert in dich ſelbſt, gleich wie die ſtumme Trauergeſtalt, die ſteinern, unbeweglich über einen Leichenſtein ſich bückt.

Marfa antwortet, daß ſie das Unerſetzliche verloren, daß ihr nichts Wünſchens mehr ſey, alles ein Vergangenes, die arme Zukunft ſtehe ewig einerlei vor ihr, es ſey keine Furcht mehr und keine Hoffnung. — Sie war Czarin, ſie war Mutter, und hat beides überlebt. Was kannſt du finden in der langen Zeit, was dieſes Herz noch füllen kann und reizen?

---

[1] [illegible] Th. 1, S. [illegible].

Warum aber, verſetzt die andere, willſt du ewig auf dieſe Eine Empfindung hingeheftet ſeyn? Abwechslung iſt doch in allen Dingen ꝛc.

Indem ſie noch ſprechen, entſteht ein Zuſammenlauf und die ganze Schaar der Nonnen kommt, um einen Knaben verſammelt. Dieſer kommt von der nächſten Stadt und die Nonnen dringen in ihn zu erfahren, was in der weiten Welt ſich bewege. Neugier der Nonnen, Streben ins Saeculum, Gleichgültigkeit der Marfa. Willſt du nicht hören, was draußen in dem Saeculum ſich rühret und bewegt?

Der Knabe berichtet, nach einigen andern Neuigkeiten, auch die Wiederauferſtehung des Demetrius.

Marfa wird auf dieſe Nachricht ohnmächtig.

Nachdem ſie wieder zu ſich gekommen, läßt der Patriarch oder Archimandrit ſich anmelden.

Ehrerbietung der Nonnen bei ſeinem Eintritt. Er entfernt alle, außer der Marfa.

Scene des Archimandrits mit der Marfa, worin er ſich ſeines Auftrags entledigt.

Sie weiſet ihn ſtolz und groß ab.

Entwurf aus früherer Zeit.

Nonnen ziehen heraus ins erwachende Frühjahr; der Frühling im Norden. Marfa nimmt nicht Theil an dieſer allgemeinen Freudenbewegung. Olga verſucht umſonſt, ſie zu bereden.

Marſa äußert, daß für ſie keine Veränderung ſey, keine Hoffnung.

Beweinſt du ewig deinen Sohn und trauerſt um die verlorne Herrlichkeit? Die Zeit verliert an dir allein ihre Macht. Du warſt Czarin ꝛc. ꝛc., doch ſeit jener Zeit ſind ſechszehn Jahre verfloſſen; du bleibſt aber ewig in derſelben Trauer.

Marſa: Sie wolle ſich nicht beruhigen. Nur ſchlaffe Seelen nehmen Erſatz an für's Unerſetzliche. Mir ſoll nichts meinen Schmerz abkaufen. Wie der ewige Himmel mit dem Wanderer geht, wohin er ſich wendet, ſo geht mein Schmerz mit mir und ſchließt mich ein, wie ein unendlich Meer, und keine Thränen haben ihn vermindert. [1]

Olga. Willſt du nicht hören, was der Fiſcher bringt, um den die Schweſtern ſich begierig drängen?

Einige Stellen aus dieſen Scenen im Kloſter.

Marſa. [2]

„Ich will mich nicht beruhigen, will nicht
Vergeſſen. Das iſt eine feige Seele,
Die eine Heilung annimmt von der Zeit,
Erſatz für's Unerſetzliche. Mir ſoll
Nichts meinen Schmerz abkaufen.“ Theurer noch
Iſt mir mein Gram, als jedes andere Glück.
So halt' ich das Entflohene mir feſt,
Indem ich ewig .... darum traure.
Ich räch' mich an meinem harten Loos,

---

[1] [illegible] Th. 2. S. [illegible] f.

[2] [illegible], unten.

Wenn ich's aus eigner Willkühr mir erſchwere,
Und fühle mich auch in den Banden frei
So überred' ich mich, daß es mein Werk und meine Wahl.[1]

Und für das, ſogleich folgende herrliche Bild:
„Wie des Himmels Gewölbe ewig mit dem Wandrer geht" rc. (Taſchenausg. Bd. [illegible], S. 285 unten), verſuchte Schiller zuerſt folgendes:

Wie die Zukunft
Unendlich immer vor der Seele liegt, und um
Nichts kleiner wird — — — —,
Was auch die Jahre davon abgezogen,
So liegt mein Schmerz noch immer ganz vor mir,
Und keine Thränen haben ihn vermindert

Nachdem der Erzbiſchof Hiob ſeinen Bericht und Auftrag abgeſtattet hat (Taſchenausg. Bd. [illegible], S. 291), richtet die Marfa eine Menge Fragen an ihn, bis ſie endlich ihre Geſinnung offenbart. Hierfür hat Schiller die Skizze in folgenden Worten niedergeſchrieben:

Maria ſucht durch ſchlaue Fragen alle Umſtände zu erforſchen, und hat die Klugheit, ihre wahre Meinung bis ans Ende zu verbergen. Ihre Fragen ſcheinen blos Wirkungen der Neugier und Verwunderung, daß der Erzbiſchof keinen Anſtand nimmt, ſie zu beantworten. Zunehmend ſteigt die Hoffnung, der Glaube, die Ueberzeugung der Czarin. Zuletzt bricht der lang verhaltene Unwille ihres Herzens los und ihre Rede belebt ſich zu der beredteſten Harangue.

Fragen:

1) wodurch der Betrüger ſich als Demetrius Iwanowitſch zu legitimiren ſuche?

---

[1] Derſelbe Gedanke in der Abhandlung: Ueber das Erhabene (Taſchenausgabe Bd. 12, S. 291).

2) wie er ſage, daß er entkommen?
3) wo er ſage, daß er ſeitdem geweſen?
4) wer ſich alles ſeiner annehme? ꝛc. ꝛc.

Nach dieſen raſch und immer raſcher gethanen Fragen, wenn der Erzbiſchof etwas ganz anderes erwartet, bricht ſie los, und ihr Erguß iſt ein glühendes Dankgefühl gegen den Himmel, der ihr Rettung und Rache ſende. Ihr Tag iſt gekommen.

Noch einige zerſtreute Gedanken für die folgenden Scenen.

Rußlands Grenzen waren damals ſchlecht vertheidigt wegen des Friedens mit Polen. Nachher ließ Boris eine Armee ſich zuſammenziehen, bei der Juſky und Seltikow kommandirten. Die Armee iſt von Spaltungen zerriſſen und huldigt zuletzt dem Demetrius. Juſky iſt Anfangs noch gegen den Demetrius, auch Michael Romanow; Seltikow iſt für denſelben. Verirrter und herrenloſer Zuſtand in dieſem Lager.

Es iſt wichtig genug, anzugeben, wann zuerſt Ruſſen in der Armee des Demetrius fechten.

Wichtig dazwiſchen iſt die erſte Schlacht, die er hazardirt. Es geſchieht gegen eine überlegene Menge und der Sieg iſt auf ſeiner Seite.

Die Bojaren, welche gegen Demetrius zu Felde ſtehen, führen den Krieg liederlich und ſchonen den Feind, unter dem Vorwand, das Blut ihrer Landsleute nicht zu vergießen. Boris geräth in die ſchrecklichſte Ungeduld deßwegen, aber er getraut ſich nicht, Moskau zu verlaſſen und ſelbſt zur Armee zu gehen. Anfangs unterließ er es aus einem falſchen

Stolz und aus Scham, gegen einen ſolchen Feind in Perſon Krieg zu führen.

Soltikow iſt es, den Demetrius nach Moskau vorausſchickt.

Hinreißendes Glück des Demetrius, davor ihm ſelbſt ſchwindelt. Alle Herzen fallen ihm zu. — Er ſchickt Abgeordnete an die Czarin Marfa, ſeine Mutter. Die Polen und Koſaken nehmen ſich ſchon vieles über die Ruſſen heraus, und Demetrius hat Mühe, ſie in Schranken zu halten. Schon fühlt er die Laſt des fremden Joches, das er ſich aufgebürdet. Die Koſaken verlaſſen ihn unzufrieden. Er iſt ein Gott der Gnade für Alle; Alles hofft und begrüßt die neu aufgehende Sonne des Reichs, er kommt, wie das Kind des Hauſes, kurz er iſt ein Abgott für Alle, er ſchwimmt im Glück und glücklich ſind alle ſeine Unterthanen.

Man bringt ihm die Czariſche Kleidung, die ihm ein vollendetes Pfand der Wirklichkeit iſt. Jetzt iſt er Czar und gebietet in den entfernteſten Grenzen des Reichs, wie zu Tula.

Er ſchiebt ſeinen Einzug in Moskau auf, um ihn zugleich mit ſeiner Mutter zu halten.

Er rettet ſelbſt die Axinia aus den blutgierigen Händen der Koſaken oder des Volks, und auch den Michail Romanow kann er retten.

Axinia zeigt eine rührende Größe im Unglück und gewinnt dadurch ſein Herz. Aber ſie haßt ihn aufs heftigſte als den Verderber ihrer Familie, und auch weil ſie ſchon liebt. — Er hat ein doppeltes Intereſſe, ſie zu gewinnen, weil er durch ſie auch hofft ſich auf dem Thron zu befeſtigen. — Undankbarkeit gegen die Polen ſteht ihm wenig an. — Aber indem er dieſe

Ueberlegungen anſtellt, iſt Marina ſchon unterwegs, und er verwünſcht jetzt dieſe Verbindung eben ſo ſehr, als er ſie Anfangs ſuchte.

Demetrius kommt mit der Axinia ſpäter zuſammen, erſt nachdem er ſeine Geburt weiß, nachdem er ſeine Mutter geſehen, nachdem er ſchon in Moskau eingezogen. Schmerz unglücklicher Liebe bei der höchſten Gewalt. Dieſe Nebenhandlung gibt dem vierten Act ihren Inhalt und füllt den Raum aus zwiſchen ſeinem Czariſchen Einzug und der unheilbringenden Ankunft der Marina. Eben in dieſe Epoche fällt auch Romanow's Berufung zum Throne. Schön wär's, wenn die Czarin Marfa hierbei im Spiel wäre. Romanow iſt ein beſchütztes Haupt, dem Demetrius nichts anhaben kann, ob er ihn gleich fürchtet und verfolgt.

Schiller's Verehrern ſind die Fragmente des Demetrius ſchon deswegen theuer, weil ſie die letzten ſchriftlich hinterlaſſenen Werke des großen Todten ſind. Aber ſie enthalten auch manche vortreffliche Scenen und viele höchſt bedeutſame Stellen, und geben uns endlich über die Idee dieſes Drama's, wie ſie in der Seele des Dichters ſtand, eines Drama's, welches, wenn es vollendet worden wäre, durch geheimnißvolles wunderbares Spiel des Schickſals, durch Mannigfaltigkeit und Pracht der Situationen, durch Reichthum der Begebenheiten und Charaktere, ohne Zweifel alle frühere Stücke übertroffen hätte, befriedigende Aufſchlüſſe. Daher wird es der Leſer loben oder doch entſchuldigen, daß ich die Demetrius-Fragmente in Schiller's Werken durch vorſtehende Auszüge vermehrt habe, welche jenen gleichſam zur Ergänzung dienen. Aber ich hätte bei Mittheilung dieſer Bruchſtücke nicht nur den

Zweck, den Körner allein verfolgte, nämlich die Trümmer der unvollendet gebliebenen Tragödie zu erhalten und aus dem Theil eine Ahnung von dem Ganzen zu geben, ſondern ich beabſichtigte auch durch ein Beiſpiel Schiller's Dichtweiſe überhaupt, beſonders ſeine dramatiſche, in ein helles Licht zu ſtellen. Das genießende Publicum und der Kunſtfreund halten ſich rein an dem Object, der philoſophiſche Geiſt und der Kunſtkenner bemühen ſich auch, das producirende Subject zu ergründen, wohl wiſſend, daß das Kunſtwerk, eben ſo wie die ſittliche That, nur innerlich aus den Beweggründen und Geſinnungen, aus denen es entſprang, vollkommen begriffen werden kann. Wäre der Demetrius vollendet, ſo würden uns die verſchiedenen Ueberlegungen und äſthetiſchen Vorſtudien, dieſe ſchriftlichen Seelengeſpräche des Dichters, allenthalben den beſten und ſicherſten Anhalt zur Interpretation darbieten. Sie würden uns am ausführlichſten und gründlichſten über des Dichters Intention und über das allmählige Entſtehen und Wachſen des Stücks in ſeiner Seele belehren. Leider aber beſitzen wir über kein fertiges Stück ſolche aufrichtige geheime Selbſtüberlegungen, wir dürfen aber mit Sicherheit annehmen, daß Schiller wenigſtens von dem Wallenſtein an alle ſeine Dramen in der Weiſe dichtete, wie er bei Demetrius verfuhr, ja daß er auch bei ſeinen kleinern Gedichten ähnliche ſchriftliche Orientirungen vorhergehen ließ, die er aber alle jedesmal ſofort vernichtete, wenn die Dichtung vollendet war.

Wir können alſo von dieſen Fragmenten des Demetrius (ſo wie von denen der Maltheſer) einen Schluß machen auf Schiller's Dichten überhaupt, namentlich auf ſein dramatiſches. Sie führen uns in die Werkſtätte des Künſtlers, wo wir ihn ſelbſt arbeiten ſehen, und können daher als ein Beitrag der Künſtlertechnik und der pſychologiſchen Aeſthetik Schiller's angeſehen werden.

Alle dieſe ſchriftlichen Ueberlegungen ſind nur wenige Auswüchſe von tauſend Gedankencombinationen, von dem reichſten Ideenfluß, der in des Dichters Seele auf- und abwogte und ihm die Wahl und Arbeit unendlich erſchwerte. Ein Plan überbot dem andern, ein Einfall verdrängte alle frühern, und eine neue Idee löste sich oft schnell wieder in eine folgende wechselvolle Reihe auf. Hundertmal betrachtete er denſelben Gegenſtand von allen ſeinen Seiten, welcher ſich ihm immer verändert darſtellte, weil er ihm in verſchiedenen Zeiten immer etwas Neues zutrug. Immer war er unzufrieden mit dem Reſultat ſeiner frühern Betrachtung, und verſuchte ſtets neue Wendungen der Idee und ihres Ausdrucks, um ſich ſelbſt und dem ihm vorſchwebenden Ideal zu genügen. Daher die verſchiedenſten Gedanken, Anlagen, Motive ꝛc., die ſelten mit einander übereinſtimmen, und ſich oft auch aufheben. Man kann deßwegen die einzelnen Stücke dieſer Nachträge nicht in Bezug auf einander betrachten, ſondern muß jedes nur in ſich ſelbſt auffaſſen und gelten laſſen. Eben das Abweichende und Widerſprechende zeigt, wie Schiller, wenn er zu ſeinem Gegenſtand zurückkehrte, ſich ſelten an das ſchon Fertige anſchloß und das Gewonnene ruhig weiter bildete, ſondern wie er ſo gern von vornen anfing und auf dieſe Weiſe ſchwer fertig werden konnte. Er war recht eigentlich ſeiner Ideen „eigner Bildner und Schöpfer,“ und von ſeiner Poeſie gilt, was er in der Hymne auf das Glück (Taſchenausg. Bd. 1, S. 209) von dem Menſchlichen im Gegenſatz gegen das Göttliche ſagt:

„Alles Menſchliche muß erſt werden und wachſen und reifen,
Und von Geſtalt zu Geſtalt führt es die bildende Zeit.“

Dann ſehen wir es auch wieder aus dieſen Bruchſtücken auf's anſchaulichſte, daß Schiller wenigſtens bei ſeinem dramatiſchen Dichten auf die umſichtigſte, beſonnenſte und durchdachteſte Weiſe zu Werke ging. Alles iſt zum Voraus erwogen und berechnet, und ein klarer und ſteter, alle Glieder der dramatiſchen Organiſation durchdringender Verſtand trägt die ganze Dichtung. Erſt wenn Schiller mit dieſen Verſtandesforderungen vollkommen im Reinen war — wenn alle Möglichkeiten erwogen, die Tauglichkeit der einzelnen Motive ermittelt, der Plan im Ganzen und im Einzelnen durchgeführt und feſtgeſetzt und endlich die einzelnen Scenen vorher in Proſa ausführlich niedergeſchrieben waren, dann erſt begab ſich Schiller an ſein eigentliches poetiſches Geſchäft, und auch hier mußte er oft lange verſuchen und verbeſſern, bis er den ihm genügenden Ausdruck oder wenigſtens einen ſolchen fand, bei dem er glaubte, ſtehen bleiben zu dürfen.

Aus allem dem ergiebt ſich aber endlich wieder der Satz, daß Schiller bei ſeinem Dichten vom Begriff, und nicht von der Anſchauung anfing, bei welcher er erſt zuletzt anlangte. Alles was er darſtellt, das denkt er immer zuvor oder zugleich im Allgemeinen. Es war der Triumph des Genius, die Nachtheile dieſer Betrachtungsart des Verſtandes zu überwinden, obgleich bei Schiller das Begriffsmäßige nicht nur das Urſprüngliche war, ſondern immer aus den tiefſten Gefühlen entſprang und von ihnen durchdrungen an den Tag trat.

Zuſätze.

Schilderung des menſchlichen Lebens.

(1775.)

Zwiſchen dem Gedicht zum Neujahr ([illegible]) und dem Abend ([illegible]) im erſten Theil unſerer Supplemente S. 4 ff. fällt das folgende Gedicht, welches in unſern der Schiller'ſchen Muſe ſo günſtigen Tagen noch aufgefunden worden iſt. Die Verehrer Schiller's verdanken dasſelbe dem fürſtlichen Hofprediger Dr. Becker zu Donaueſchingen, der es Herrn Boas zur Veröffentlichung mittheilte. Das Gedicht iſt, als Schiller Zögling der Karlsſchule war, und zwar in einer Zeit entſtanden, wo harte Erfahrungen und die gewaltige Unruhe des erwachenden Denkens ihm den frommen Frieden ſeiner früheſten Jugend ſchon geraubt hatten (vergl. Schiller's Leben Th. 1. S. [illegible]). Die Seelenzerwürfniſſe, die in den Räubern mit gewaltſamem Ungeſtüm ſich Geſtalt und Sprache ſuchten, ſind hier ſchon im Allgemeinen angedeutet.

Wahrlich, wahrlich, arme Jammerſöhne
Sind wir hochgeprieſ'ne Herren der Welt —
Von Geburt an, bis die letzte Thräne
Aus der armen Schädel Auge fällt.

Schlüpfen wir kaum erſt aus unſrer Tonne
In dies große, weite Narrenhaus,
Grüßen wir ſchon mit Geheul die Sonne,
Alles Elend fühlen wir voraus.

Trägt der Knabe ſeine erſten Hoſen,
Steht ſchon ein Pedant im Hinterhalt,
Der ihn hudelt, ach! und ihm der großen
Römer Weisheit auf den Rücken malt.

Beut uns Jugend ihre Roſenbande,
Welche Güter bringt die Zaub'rin dar?
Mädchen, Schulden, Eiferſucht, am Ende
Hörner, oder die Piſtolen gar.

Sind wir Männer, kommt ein andrer Teufel,
Ehrgeiz heißt er, oft auch heißt er: Weib.
Nahrungsſorgen quälen, ſo wie Zweifel
Einen Narrenſchädel, unſern Leib.

Kommt das Alter endlich angeſchlichen,
Sagt, was hat der arme Greis wohl da?
Huſten und Verachtung, Spott und Siechen,
Bruſtweh', Langeweil' und Podagra.

Um das Maaß des Jammers voll zu füllen,
Müſſen wir des Erben Lächeln ſehn. —
Lohnt es ſich, um dieſes Plunders willen,
Wohl der Müh', aus Mutterleib zu gehn?

Varianten der erſten Ausgabe der Räuber.

(1780.)

Jn den Supplementen (Th. 1. S. 66 ff. und S. 56 ff.) wurden die Varianten der zweiten Auflage der Räuber und der

Mannheimer Theater-Ausgabe mitgetheilt. Ich bemerkte dabei, daß mir von der ersten Auflage noch kein Exemplar zu Gesicht gekommen. Schiller sagt selbst in der Vorrede zur zweiten Auflage, daß diese sich von der ersten nur durch Pünktlichkeit des Drucks und Vermeidung derjenigen Zweideutigkeiten unterscheide, die dem feinern Theil des Publicums anstößig gewesen seyen. Darnach können diese Varianten nur aus solchen später ausgelassenen Stellen bestehen. Diese „fast auf Fließpapier“ gedruckte erste Edition der Räuber enthält, wie Boas sagt, auf dem Titel eine Vignette aus dem Stücke und am Schlusse eine andere, wo Charon einen Teufel in seinem Nachen empfängt, um ihn über den Cocyt zu führen.

Herr Boas hat nun in dem dritten (letzten) Bande seiner Nachträge (S. 43 ff.) vier „Varianten dieser ersten Ausgabe“ geliefert. Eine kleine Nachlässigkeit hat es ihn übersehen lassen, daß drei dieser Stellen in der zweiten Ausgabe stehen, also in der That und Wahrheit keine eigentliche Varianten der ersten sind. Diese drei Stellen sind auch von mir bereits als Varianten der zweiten Auflage angeführt worden (s. oben Th. 1, S. 47 die Variante von S. [illegible] der Taschenausgabe; Th. 1, S. 48 die Variante von S. [illegible] der Taschenausg. und Th. 1, S. 48 die Variante von S. [illegible] der Taschenausg.). Es bleibt nur eine unbedeutende Stelle zurück, die Boas aus der ersten Ausgabe beigebracht hat. Nämlich im Monologe des Franz (Act 1, Scene 2, S. [illegible] der Taschenausg.) hieß es ursprünglich:

Mord! wie eine ganze Hölle von Furien um das Wort flattert — die Natur vergaß einen Mann mehr zu machen — die Nabelschnur ist nicht unterbunden worden — *der Vater hat in der Hochzeitnacht glatten Leib bekommen* — und die ganze Schattenspielerei ist verschwunden.

Hier scheinen die mit gesperrter Schrift gedruckten Worte der ersten Ausgabe eigenthümlich zu sein. Welche andere Stellen, „die dem feinern Theil des Publicums auffallend gewesen“, der Dichter ſpäter ausſtrich, ſo daß ſie ſich *nur* in der erſten Ausgabe finden (denn es muß doch mehr als eine gewesen ſeyn). — darüber könnte uns nur eine gründliche Vergleichung belehren.

Auf die glückliche Wiederkunft des Herzogs Karl von Würtemberg.

(1781.)

Von dieſem Jugendgedicht theilte ich im erſten Theil S. 28 eine Strophe aus Peterſen's Nachlaß mit: „Sag', Ausland ſchielſt du nicht mit neid'ſchen Blicken“ ꝛc. In der Grätz'ſchen Ausgabe (1823 bei Joh. Lor. Greiner) leſen wir Bd. 5. S. 196 f. noch eine vorhergehende und eine folgende Strophe, und es iſt dabei angemerkt, daß mit dieſen drei Strophen ſich das Gelegenheitsgedicht geendigt habe, welches in die von Schiller auf kurze Zeit redigirte Mäntler'ſche Zeitung des Jahrs 1781 eingerückt worden ſey.

Er kommt zurück, bringt Glück für ſeine Kinder,
Von Völkern mit, die er geſegnet ſah.
Der Frühling fliegt voran, ſein herrlicher Verkünder.
Jauchzt, Bürger, jauchzt! — *Karl!* und der *Lenz* iſt da.

Sag', Ausland, ſchielſt du nicht mit neid'ſchen Blicken
Auf Würtemberg's glückſel'ge Hütten her?
Trügt ihr nicht gern die Ketten, Republiken
Wär' euer Herrſcher — Er?

Sprecht, Nachbarn, sprecht — Ihr habt Ihn selbst gesehen! —
Wer tadelt noch der Wurtemberger Stolz?
Es ist gerecht — Ihr müßt es selbst gestehen! —
Wir haben Ihn — und spotten eures Golds.

Die Entzückung an Laura.

(1781.)

In dem ersten Theil der Supplemente S. [illegible] f. sind die fünf Strophen aufgenommen, welche die **Entzückung an Laura** in der Anthologie mehr hat, als in den nachherigen Ausgaben. Nun hat Schiller, wie wir aus einer später mitzutheilenden Recension erfahren werden, dasselbe Gedicht auch schon in den von Gotthold Friedrich Stäudlin herausgegebenen **Schwäbischen Musenalmanach** auf das Jahr 1782 (Tübingen bei Johann Georg Cotta) S. [illegible] ff. einrücken lassen — wie es denn aus seinem Leben (s. Th. 1. S. 100) bekannt ist, daß er mit diesem Oberführer der poetischen Zunft im Lande zerfiel und nun durch seine Anthologie den schwäbischen Musenalmanach vernichten wollte. Aus dieser Sammlung haben wir einige Varianten nachzutragen. Hier heißt das Gedicht schon **Entzückung an Laura**, wie jetzt in den Werken (Taschenausg. Th. 1. S. 12), während die Ueberschrift in der Anthologie: **die seligen Augenblicke**, ist.

Die erste Strophe beginnt in der Anthologie und in den Werken:

„Laura, über diese Welt zu flüchten
Wähn' ich — mich im Himmelmaienglanz zu lichten
Wenn dein Blick in meine Blicke flimmt.“

Dafür ſteht im Muſenalmanach:

Laura! Welt und Himmel weggeronnen
Wähn' ich — mich im Himmelmaienlicht zu ſonnen,
Wenn dein Blick in meine Blicke flimmt.

In der zweiten Strophe ſteht trunken Ohr für „trunknes Ohr", und wolluſtvollem Munde für „wolluſtheißem Munde."

Die vierte (in den Werken weggefallene) Strophe begann in der Anthologie (ſ. oben Th. 1, S. 167):

Wenn dann, wie gehoben aus den Achſen ꝛc.

Dieſer Vers lautete in dem Muſenalmanach:

Wann nun, wie gehoben aus den Achſen ꝛc.

Die fünfte Strophe: Qualentzücken — Paradieſesſchmerzen ꝛc. (ſ. oben Th. 1, S. 167) fehlt in dieſem Muſenalmanach.

Die ſechste Strophe weicht in den mit geſperrten Lettern gedruckten Worten ab (vergl. oben Th. 1, S. 168):

Eine Pauſe drohet hier den Sinnen,
Schwarzes Dunkel jagt den Tag von hinnen,
Lagert ſich um den befangnen Blick.
Leiſes Murmeln — dumpfer hin verloren —
Stirbt allmählig in den trunknen Ohren,
Und die Welt tritt in ihr Nichts zurück.

Die folgende Strophe fehlt im ſchwäbiſchen Muſenalmanach wieder, und die letzte beginnt:

Ha! daß izt der Flügel Chronos' harrte ꝛc.

wofür die Anthologie hat:

O, daß doch der Flügel Chronos' harrte ꝛc.

Ein Monolog des Marquis von Poſa.

(1796.)

Wir verdanken dieſen Monolog Herrn Boas (Nachträge Th. 3, S. [illegible] ff.), welchem er vom Hofſchauſpieler Krüger in Berlin mitgetheilt wurde, der ihn ſelbſt in Weimar öfters vortrug. Schiller dichtete dieſes Selbſtgeſpräch, als das Drama in Weimar aufgeführt wurde, bloß, um aus der dunklen Handlungsweiſe des Malteſers (ſ. Schiller's Leben Th. 1, S. 309 ff.) das Motiv deutlicher hervortreten zu laſſen, weshalb er ſich für ſeinen Freund aufopfert. Der Monolog folgte auf das Zuſammentreffen Poſa's mit der Eboli, wo er ihr den Dolch auf die Bruſt ſetzt, um von ihr zu erfahren, wie viel ihr Don Carlos anvertraut habe. Dieſer Auftritt (Akt 4, Scene 17, Taſchenausgabe S. [illegible]) endigt in den Werken mit folgenden Worten:

„Marquis

(läßt die Hand langſam ſinken. Nach einem kurzen Schweigen).

Das wäre
So feig, als es barbariſch iſt. — Nein, nein!
Gott ſey gelobt! — Noch gibt's ein andres Mittel.

(Er läßt den Dolch fallen und eilt hinweg. Die Prinzeſſin ſtürzt fort durch eine andere Thüre).“

Statt deſſen bleibt nun, nach der neuen Abänderung, der Marquis von Poſa noch zurück, und es folgt eine neue Scene.

Marquis von Poſa

(allein. Nachdem er [illegible] einigemal auf- und niedergegangen).

— So rett' ich ihn, und auf mich ſelbſt
Will ich den Donner ſeiner Rache leiten —
Verwirren will ich dieſes Königs Sinn.

Mich ſelber klag' ich als den Schuld'gen an,
Und Friſt verſchaff' ich ihm, daß er entrinne.
Doch wie vollbring' ich's? — Wie? iſt's denn ſo ſchwer,
Den Argwohn der Tyrannen aufzuwecken?
Das Gute nur hat Mühe, zu dem Thron
Zu dringen; doch auf tauſend Straßen wandelt
Das Böſe ihrem off'nen Ohre zu;
Vor ihrem Einbruch ſchützt nicht Schloß noch Riegel,
Sie löſen ſelbſt der Briefe heilig Siegel!
Dank ſey es der Tyrannen Furcht und Liſt,
Vor der nichts heilig, nichts verſchloſſen iſt.
Ihr eignes Werkzeug ſollen ſie mir leihen,
Den Freund aus ihren Händen zu befreien.

(Ab.)

An Freund Kaaz in Subjaco,

am 30. Auguſt 1802.

Die folgende elegiſche Epiſtel, auf welche mich aufmerkſam zu machen Herr K. Altenhöfer in Rottenbuch bei Aſchaffenburg die Güte hatte, findet ſich, wunderlicher Weiſe, als Anhang des in Mainz bei Kupferberg 1819 erſchienenen „Raphael Sanzio von Urbino, ein dramatiſches Spiel in 5 Akten von G. Chr. Braun." S. 181 ff., und iſt in keine der bisherigen Sammlungen übergegangen.

Ueber den Landſchaftsmaler Karl Kaaz belehrt uns das „Neue allgemeine Künſtler-Lexikon von Dr. G. K. Nagler, Bd. 6., Lieferung 6. München 1838," daß er zu Pforzheim oder, was wahrſcheinlicher C., zu Karlsruhe 1776 geboren war. Ein fleißiger, talentvoller, phantaſiereicher und zu ſeiner Zeit beſonders geſchätzter Künſtler, der ſich nach Claude Lorrain und Ruysdael, am meiſten aber nach der Natur bildete, die er mit eigenem poetiſchen Geiſt auffaßte. Er hielt ſich in Rom und Neapel auf, und italieniſche Landſchaften ſind der Gegenſtand ſeiner reichen, immer neuen Darſtellungen. Unter italieniſchem Himmel weilte Kaaz bis 1801 — das Gerücht ſelbſt verſetzt den Künſtler nach Subjaco, einem Städtchen im Kirchenſtaat, unweit Rom und der neapolitaniſchen Grenze, auf einem Hügel nahe am Teverone gelegen, dem beliebten Aufenthaltsort von Malern, die in dieſer durch ihre reizende Lage, durch Hirten und Heerden, ländliche Trachten und alte Denkmale anziehenden Gegend ihre Studien machen. Die Kunſtakademie zu Stuttgart hatte einen Preis für ein Landſchaftsgemälde ausgeſetzt; Kaaz gewann ihn durch ſeine poetiſche Ausführung, und der damalige Kronprinz von Würtemberg kaufte es. Ein treffliches Gemälde, das er, kurz vor ſeinem Tode, im Jahre 1810 verfertigte, ſtellt den Wilhelm Tell dar, wie er am Vierwaldſtätter-See dem Geßler entronnen, Gott für ſeine Rettung dankt.

In welchem Verhältniß Kaaz zu Schiller ſtand, wüßte ich nicht zu ſagen; wahrſcheinlich hatten ſie ſich in Dresden kennen lernen. Das Original des ſchönen Gedichtes beſaß, nach der Verſicherung H. Chr. Brauns, die Wittwe des Künſtlers.

Hochbeglückt, mein Freund, wer ferne vom ſtädtiſchen Unfug,
Mit feyerndem Sinn, lebet der ſchönen Natur!
Ach, wie gern entflöh' auch ich der bedrückenden Hitze,
Dieſem ſtaubigten Lärm, dieſem verwünſchten Tumult
Wagendurchraſſelter Straßen, dem ewigen Treiben und Drängen,
Dem ermüdenden Kreis Einerlei bringender Zeit:

Aber mich feſſelt die häßliche Noth an die römiſchen Mauern;[1]
Vom kaukaſiſchen Fels reißt ſich Prometheus nicht los.
Sey mein Alcid, und ſchieß und triff und tödte den Geier,
Welcher mit ewigem Biß Herz mir und Leber verletzt.
Kann ich genießen, wenn mir im Rücken verhaßte Geſchäfte[2]
Lauernd liegen, mit Drau'n Sorge ſich hinter mir thürmt;
Bleich, wie ein ödes Fantom, von meinem geſunkenen Haupte
Schwirrend den Schlummer verſcheucht, Gift in den Becher mir ſtreut?
Freund, dem Fröhlichen nur, befreit von Sorgen und Unmuth,
Lächelt die holde Natur, lächelt die blumige Trift.
Drum genieße du froh, mein ſey die Freude, zu wiſſen,
Wie in ſüßem Genuß ſchwinden die Tage dem Freund.
In Subiaco's Gekluft, getrennt vom Gewühle der Menſchen,
Find'ſt du im ſchweigenden Hain' fröhlich dein eigenes Selbſt.
Unter den Bäumen, da iſt der fühlende Künſtler nicht einſam,
In dem Menſchengewühl' ſteht er oft einſam und öd'.
Tauſenden aber verſtummt die ſtille Natur, und[3] dem Künſtler
Spricht an's fühlende Herz laut und vernehmbar ſie ſtets.
Ach wie gern entfliehet ſein Geiſt dem Gewühle der Welt, flieht
Hin in das ſchimmernde Land, menſchlicher Kleinheit ſo fremd,

---

[1] „Die römiſchen Mauern" — Weimar.

[2] [illegible] ſagt: Welche Geſchäfte drückten wohl damals den [illegible] des Dichters nieder? Es denkt ohne Zweifel an die [illegible] des zweiten Bandes ſeiner Gedichte (der 1803 erſchien) und an die [illegible], welche ihm die Einübung der Schauſpiele verurſachte, die er auf dem Theater [illegible].

[3] Statt „und" vermuthe [illegible] nur oder doch zu leſen.

Wo mit goldenem Stab' die Phantaſien gebieten,
Unerhört an dem Stein nicht mehr Pygmalion weint,
Liſpelnd aus laubigem Grün' Napäen vertraulich nur flüſtern,
Und an dem rieſelnden Quell freundlich die Najae erſcheint,
Vor dem begeiſterten Blick die deckenden Schleier zerreißen,
Welche der Vorwelt Gebild hüllen in zweifelnden Schein;[1]
Wo entfeſſelt der Geiſt die Haine Iliſſus' durchwandelt,
Und an Strymon's Geſtad lauſchet der Hirten Geſang.
Sey mir gegrüßet, du Hain, und Tibur's romantiſche Thale,
Du, Banduſia's Quell, Anio's murmelnder Strom!
Ach mir raubte die Zeit den armſeligſten Troſt, noch mich ſelber
Froh zu täuſchen, und mir luſtige Schlöſſer zu bau'n.
Wer verſtehet uns jetzt, wer kann uns begreifen und faſſen?
Kalt und gefühllos und ſtumpf ſiehet nur jeder auf ſich,
Was wir fühlen, was einſt in jeglichem Buſen geſchlagen,
Iſt ein Räthſel dem Volk, irrend in ſtygiſcher Nacht.[2]
Freund, es verſiegte der Quell, der ſilbern am Pindus uns ſtrömte,
Joniens Sonne verloſch, Iſthmus verſank in die Nacht,
Feſſellos donnert das Meer im öden Piräeus, es hangen
Fiſchernetze, wo einſt herrliche Flotten geprangt.
Nicht mehr wehen am Ziel die flatternden Kränze des Ruhmes;
Von der Wagen Getöſ' ſchallt Hippodromos nicht mehr,

---

[1] Man denke an „die Antike an [illegible]" (Taſchenausg. Bd. 1, [illegible]) und an „den antiken [illegible] an [illegible] in Italien" [illegible].

[2] [illegible] „den Sängern der Vorwelt" (Taſchenausg. Bd. 1, S. [illegible]). Am Letzteren werden wir auf das Beſtimmteſte an „die Götter Griechenlands" erinnert.

Pindar's Hymne verſtummt; es flohen die zürnenden Götter,
Auf den Altaren erloſch trübe das heilige Feu'r.
Gebt mir, Himmel und Erd', Perikles' Bürger und Satzung![1]
Ach es ſchmachtet das Herz blos nach entflohener Zeit.
Aber Olymp, er blüht, er blüht in dem engeren Kreiſe
Fühlender Menſchen,[2] es blüht neu die ſaturniſche Zeit.
Was das Leben ernährt und was das Leben erfreuet,
Schweſterlich ſchmückten es ſtets, freundlich die Grazien aus.
Der nur lebet, dem ſie voll Huld ins Leben gelächelt,
Dem ſie die goldene Zeit pflanzten ins fühlende Herz.
Hin ſind die Zeiten, da einſt lebendig die Quelle geſprudelt,
Welche zu hohem Genuß ſchäumende Becher nur bot.
Ach, und entartete Kinder umlagern die heiligen Ströme,
Winterlich wehte der Nord jegliche Blüthe herab.[3]
Sieh, der Unſterblichen Tempel in Schutt und Aſche verſunken,
Und der Grazien Chor trauernd in Hellas Gefild.
Stürme verwehten ſchon längſt die Aſche der Bürger des Cecrops,
Auf ihr mooſiges Grab weinet der Wanderer jetzt.

---

[1] Der erſte Herausgeber bemerkt: „Hier im Original ſehr undeutlich geſchriebener Vers.“ Es iſt wahrſcheinlich ein ſehnender Wunſch: Himmel und Erde, gebt mir das Entſchwundene zurück! Wo iſt Athen, ſein Perikles und ſeine Staatsverfaſſung!

[2] Man erinnere ſich an Schiller's äſthetiſchen Staat (ſ. Taſchenbuch, Bd. 12, S. 155, vergl. Schiller's Leben Th. 3, S. 56)

[3] „Alle dieſe Blüthen ſind gefallen
Vor des Nordes winterlichem Weh'n.“
Dieſe Herrlichkeit iſt verſchwunden, wie wenn eine kalte Nacht die Blüthen der Bäume verſengt.

Doch vernehmbar ertönt Geweihten das alte Orakel,
Phöbus lebt, ſein Geſang ſchallt in der fühlenden Ohr.
Lauſche dem hohen Geſang, o Freund, und vergiß nicht des Freundes,
Welchen ſein neidiſch Geſchick hält von Arkadien fern.

Dieſe Elegie iſt ohne allen Zweifel von Schiller, ungeachtet ſie, als nicht für den Druck beſtimmt, im Einzelnen nicht mit der bekannten Schiller'ſchen Genauigkeit ausgefeilt iſt. Der erſte Herausgeber, G. Chr. Braun, macht noch folgende Bemerkung: „Im Anfange dieſes Gedichtes ſcheinen wir zum Theil Wiederholungen aus dem Gedichte „Die Götter Griechenlands“ zu ſeyn (welches vom Jahr 1788 iſt), und wir ſehen hier, wie dieſe Sehnſucht nach einer entſchwundenen Welt ſo tief in Schiller's Seele eingedrungen war. Immer floh er aus der drückendſten Gegenwart in das Reich der Ideale. Aber ohne dieſen Druck von Außen wäre wohl ſein Gefühl nie zu einer ſolchen ſittlich-ſtillen Größe gelangt. Bequemeres Leben hätte er gewiß auch ſinnlicher gedichtet, und wäre mehr an der ſchönen Erſcheinung des Lebens hangen geblieben, als an ſeinem Kern. Es gab für ihn nur zwei Wege, der Erſcheinung, d. h. dem Sinnlichen zu leben oder der Idee. Er wählte das Letztere, und wurde der Dichter der Nation.“

Parabeln und Räthſel.

(1802.)

Die Parabeln und Räthſel (Taſchenausg. Bd. 1, S. 337 ff.) ſind wie man weiß der Turandot zu Gefallen gedichtet. In dieſem aus dem Italieniſchen überſetzten „tragi-komiſchen Märchen“ band ſich Schiller nicht an die für ſeine Landsleute berechnete Räthſel Gozzi's, welche in dem Stücke bekanntlich dem Kalaf aufgegeben werden. Er erdachte andere, ja er ließ, um dem Schauſpiel einen immer friſchen Reiz zu geben, bei allen folgenden Vorſtellungen die erfindungsreiche Prinzeſſin immer drei neue Räthſel vortragen. Drei derſelben, von denen zwei in die Gedichtſammlung aufgenommen ſind (nämlich das ſiebente und das zehnte), beantwortet nun der Prinz Kalaf in dem Schauſpiel (Taſchenausg. Bd. 6, S. 351 ff.). Die Löſung der übrigen Räthſel aus des Prinzen Mund und Schiller's Feder ſind bisher nicht bekannt geworden. Nur von der neunten Parabel (ſ. Taſchenausg. Bd. 1, S. 351):

„Wir ſtammen, unſer ſechs Geſchwiſter,
Von einem wunderſamen Paar“ ꝛc.

hat ein Freund des Dichters aus ſeinen hinterlaſſenen Papieren in dem Anzeiger der Deutſchen vom Jahr 1808 Nro. 25 die Auflöſung höchſt wahrſcheinlich ſo gegeben, wie ſie bei der betreffenden Vorſtellung des Schauſpiels gehört wurde.

Die ſechs Geſchwiſter, die freundlichen Weſen,
Die mit des Vaters feuriger Gewalt
Der Mutter ſanften Sinn vermählen,
Die alle Welt mit Luſt beſeelen,
Die gern der Freude dienen und der Pracht,
Und ſich nicht zeigen in dem Haus der Klagen —
Die Farben ſind's, des Lichtes Kinder und der Nacht.

Die Erklärung dieſes Räthſels und ſeiner Auflöſung findet man in meinem Leben Schiller's Th. 3. Kap. 12. —

Dieſes hatte ich bereits geſchrieben, als ich durch Vermittelung der von Schiller'ſchen Familie von der Theaterdirektion zu Weimar drei Räthſelauflöſungen, welche Schiller zum Verfaſſer haben, mit dem Bemerken zugeſchickt bekam, daß die übrigen wahrſcheinlich bei dem Theaterbrande verloren gegangen ſeyen.

Die erſte dieſer Auflöſungen iſt die obige, die zweite bezieht h auf das zwölfte Räthſel (Taſchenausg. Bd. 1, S. 554): Jch drehe mich auf einer Scheibe“ ꝛc.

Kalaf.

Zürnt nicht erhab'ne Schöne, daß ich mich
Erdreiſte eure Räthſel aufzulöſen.
Was ſchneller läuft als wie der Pfeil vom Bogen,
Und, dreht ſich's auch auf kleiner Scheibe nur,
Doch viele tauſend Meilen hat durchflogen,
Eh' es den kleinen Raum durchzogen,
Der Schatten iſt es an der Sonnenuhr.

Das Räthſel endlich: „Ein Gebäude ſteht da von uralten Zeiten“ ꝛc. (Taſchenausg. Bd. 1, S. 556) löſ't der Prinz im Schauſpiel folgendermaßen:

Kalaf.

— — — Jch bin nicht überwunden.
Das alte feſtgegründete Gebäude,
Das Stürmen und Jahrhunderten getrotzt,
Das ſich unendlich unabſehlich leitet,
Und Tauſende beſchirmt, die große Mauer iſt's,
Die China von der Tartarwüſte ſcheidet.

Doctoren.

Die große Mauer! Die Mauer von China!

Zwei Strophen.

Jch füge aus Schiller's Nachlaß noch einige von ſeiner Hand geſchriebene Verſe bei, von denen ich nicht weiß, welcher Zeit ſie angehören, oder worauf ſie zu beziehen ſind.

Wer zeigt ſich dort? Wer dringt heran,
Mit ehrnem Panzer angethan?
Wer dringet durch die finſtre Nacht,
Als kam' er aus der Todesſchlacht?
Es iſt mein Freund,
Die Seele weint,
Er kommt, er kommt in finſtern Nächten,
Das nie gelöſte Band zu flechten.

Wer zeigt ſich dort? Wer naht ſich ſtumm,
Mit finſterm Angeſichte?
Es flammt und ſchwirrt um ihn herum,
Ein grauend ernſtes Heiligthum,
Und nie erhellt vom Lichte!
Fließet Thränen, Augen weint!
Ew'ge Klage töne!
Bei den Schatten wohnt der Freund,
Hin iſt ſeine Schöne.

Zweifelhafte oder unächte

Gedichte.

Zweifelhafte oder unächte Gedichte.

1. Unter die Rubrik der Gedichte, die Schillern nur muthmaßlich zugeſchrieben werden können, gehören manche Gedichte aus der Anthologie, die ich in die Sammlung aufnahm, wie die Meſſiade, Klopſtock und Wieland, Grabſchrift eines gewiſſen Phyſiognomen (ſ. oben Th. 1, S. 150 ff.).

2. Sehr verdächtig, ſowohl ſeinem Inhalt, als den Perſonen nach, die es für Schilleriſch ausgeben, iſt das Gedicht: Troſt am Grabe (ſ. oben Th. 1. S. 377). Es iſt durchaus kein gültiges Zeugniß vorhanden, daß dieſe Poeſie von Schiller iſt, und die in ihr ausgeſprochenen Gründe für die Unſterblichkeit der Seele können nicht dazu gebraucht werden, Schiller's Unſterblichkeitstheorie zu entwickeln, ſondern liefern umgekehrt den Beweis, daß das Gedicht Schillern nicht zum Verfaſſer hat.

3. Dieſes Troſtlied verliert ſelbſt durch ſeine Begleitung. Denn derſelbe Herr Joh. Lor. Greiner, welcher es zuerſt bekannt machte, läßt unmittelbar darauf vier andere Gedichte folgen, die notoriſch unächt ſind: Zur Geburtstagsfeier, ein Gelegenheitsgedicht; Andenken an Seifersdorf, Sonett; der verlorne Abend, Sonett; und Geſang der Heloiſe und ihrer Nonnen am Grabe Abälards. Schon Döring hat in der Vorrede ſeiner Nachleſe zu Schiller's Werken (S. IV.) die Nachricht gegeben, daß dieſe Gedichte, die uns von allzufleißigen Sammlern immer von neuem aufgetiſcht werden, von dem* im Jahr 1831 verſtorbenen Profeſſor Meſſerſchmidt in Altenburg herrühren, der ſich in dem Literariſchen Converſationsblatt vom Jahr 1823 (Nro. 237 S. 948) ſelbſt als deren Verfaſſer

ärte. Meſſerſchmidt hatte in ſeiner Jugend den gefeierten
chter perſönlich kennen gelernt, der ſich durch Lehre und Ermun-
ung bei ihm unvergeßlich machte.

1. Außer dieſen Liedern hat Herr Ernſt Ortlepp in ſeine
hillerlieder noch einige andere aufgenommen, von denen
r demnächſt zu ſprechen haben. Das erſte derſelben, die Da-
iden, durch ein Verſehen. Es ſteht in den Horen vom Jahr
97, und iſt in dem Inder ausdrücklich Herrn Gries zugeſchrie-
n. Das zweite Gedicht: „Stanzen an Amalien, bei Ueber-
dung des Damenkalenders von Lafontaine auf das Jahr 1798,“
nach dem Inhaltsverzeichniß „von Müller“ verfaßt, und
beiden andern Kosmopoliten und das Neue, (welche
e die Danaiden ebenfalls im zehnten Stück der Horen von
97 ſtehen) ſind mit M. unterzeichnet. Nun fragt Ortlepp:
er iſt denn jener Müller, welcher die Stanzen an Amalie
dichtet haben ſoll? und da er dieſe Frage nicht zu beantworten
iß, ſo ſchreibt er das Gedicht Schillern zu. Jener Müller aber
K. E. M. Müller in Leipzig, welcher ſchon ſeit 1796 mit
hiller in Verbindung ſtand, indem er ihm Gedichte für die
ren und den Muſenalmanach lieferte. Die Stanzen begleitete
mit einem Schreiben vom 30. Nov. 1797, welches ich aus
hiller's Nachlaß hier einrücke: „Ich überſende Ihnen, mein
rehrungswerther Freund“, ſpricht er, „ein kleines Gedicht.
h kann mich nicht enthalten es Ihnen mitzutheilen, weil mir
r ehrender Beifall die herzlichſte und reinſte Freude gewährt.
Freude, durch die Ergießung meines Herzens, eine ſo große
eele, wie die Ihrige, gerührt und Ihrem Schönheitsſinne nicht
ißfallen zu haben. Ich liebe Sie, wie meinen Führer in ein
ſſeres Leben. Wollen Sie dieſen Stanzen vielleicht im letzten
orenſtücke dieſes Jahres einen Platz gönnen, ſo werden Sie
ich erfreuen.“ Was nun die beiden andern Gedichte betrifft,
treten Schiller und Göthe in den Horen und dem Muſen-
manache allerdings bisweilen anonym oder unter fremden Chiffern
uf. Aber es ſcheint doch allzu kühn, dieſe beiden Stücke auf

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52550-8
SCHILLER,F. FN. 13367/081

eine bloße Vermuthung ihn Schillern zuzuſchreiben, denn was vermag die Nachahmung nicht zu erreichen? Deſſenohngeachtet ſind ſie der Schiller'ſchen Dicht- und Denkweiſe ziemlich angemeſſen und ſeines Geiſtes nicht unwürdig. Ich theile daher beide Gedichte in der Vorausſetzung hier mit, daß jeder Verehrer Schiller's ſie wenigſtens gern leſen werde.

Kosmopoliten.

(1797.)

Es geben ſich viele für Weltbürger aus,
Und machen großes Geprange,
Die Welt, des Schöpfers geraumig Haus,
Iſt ihnen faſt zu enge.
Ihren Eifer verdient das Einzelne nie,
Sie ſorgen immer für's Ganze, ſie!

Ihr bleibt im Großen doch ewig klein,
Und flickt und ſtümpert am Ganzen.
In der kleinen Sphare noch groß zu ſeyn,
Sich eine Welt drin zu pflanzen
Das iſt die Kunſt, und wer die verſteht,
Bekummert ſich nicht viel, wie's draußen geht.

Das Neue.

(1797.)

Das Neue, das Neue ſucht Jedermann,
Auf der Bühn', in Büchern, im Leben,
Und wer uberraſchen und wechſeln kann,
Dem wird die Palme gegeben.
Wie oft man den Eimer auch füllt und füllt,
Die Wuth des Neuen bleibt ungeſtillt.

Du ſchöne Natur, biſt nicht einerlei,
Und biſt doch immer die gleiche,
Und alles iſt alt und alles neu
In deinem blühenden Reiche.
Strebt weiter und weiter, doch haltet nur
An der ewig wahren, der alten Natur!

s. Dann füge ich einige Strophen bei, die man ebenfalls ein Produkt Schiller's ausgegeben hat.

Kampf und Ergebung.

(1802.)

Wie ſchön, wie lieblich in der weiten Ferne
Erſcheint die Hoffnung mir!
Zu euch hinauf, ihr glanzerfüllten Sterne,
Hinauf, Allmächtiger, zu dir!

Die Welt iſt groß, ſchön dieſes Menſchenleben,
Und muthig ſchlägt das Herz;
Und doch ergreift mich ahnungsvolles Beben;
Der Muth beſiegt den Schmerz.

Ich ſtrebte einſt mit Kraft, das Schickſal zu beſtreiten,
Selbſt gründen wollt' ich mein Geſchick;
Doch ſchwer mußt' ich des Schickſals Zorn erleiden,
Und kraftlos trat ich dann zurück.

Der hohe Geiſt, der in der Schöpfung wohnet,
Er iſt's allein, der dem Geſchick gebeut;
Er iſt's, der Edles mit dem Schönen lohnet,
Die Schuld verzeihet in der Ewigkeit.

Herr Ed. Boas hat dieſes Gedicht aus der Dresdner Morgenzeitung vom Jahr 1827 in ſeine Nachträge zu Schiller's Werken aufgenommen. Er ſtellt es in das Jahr 1802 und nennt es eine „ſchöne Reliquie.“ Das mag ſeyn, aber ſchwerlich eine Reliquie von Schiller, ſondern von einem mittelmäßigen Dichter — dem die Poeſie und die Ideen fehlen, und bei dem es die Frömmigkeit thun ſoll. Wie iſt das klägliche Bekenntniß mit Schiller zuſammenzudenken: „Und kraftlos trat ich dann zurück“? Wo ſonſther hätte er je „den hohen Geiſt“ dem Schickſal gegenüber beſchworen, als aus der Menſchenbruſt. Wie ganz leer und unſchilleriſch ſind die Ausſprüche, daß Gott das Edle — mit dem Schönen lohne, und daß er die Schuld in der Ewigkeit verzeihe!

Dagegen fällt das Urtheil über folgende zwei Gedichte, welche ſich in dem dritten Bändchen der Greiner'ſchen Ausgabe der Gedichte Schiller's (Gräz 1824) S. 155 ff. finden, günſtiger aus, ungeachtet es, wenn ſie wirklich von Schiller ſind, ungewiß iſt, welcher Gelegenheit ſie ihre Entſtehung verdanken. Das erſte Gedicht iſt vielleicht eine Feſtgabe für den Geburtstag der Herzogin Louiſe von Weimar.

Die Prieſterinnen der Sonne.

Zum 30. Jänner 1788 von einer Geſellſchaft Prieſterinnen überreicht.

Der Tag kam, der der Sonne Dienſt
Auf ewig enden ſollte;
Wir ſangen ihr das letzte Lied,
Und Quito's ſchöner Tempel glüht
In ihrem letzten Glanze.[1]

---

[1] H. Viehoff ſchreibt mir: Das Gedicht „Die Prieſterinnen der Sonne“ halte ich beſonders für ächt. In der erſten Strophe vermuthe ich ſtatt „Glanze“: **Golde** (unächter Reim auf „ſollte“, dergleichen bei Schiller ja nicht ſelten). Dann ſcheint mir das

Da trat vor unſern ſtarren Blick,
Wie Himmliſche gebildet,
Umfloſſen vom äther'ſchen Licht,
Ein Weib mit ernſtem Angeſicht,
Durch ſanften Gram gemildert.

Der Sonne Dienſt iſt aus! rief ſie,
Und ihre Zähren fließen.
Löſcht, ruft ſie, eure Fackeln aus,
Von nun an wird kein irdiſch Haus,
Kein Tempel mich verſchließen.

Altar und Tempel ſtürzen ein,
Ich will mir beſſer wählen,
Zerſtreuet euch durch Land und Meer,
In keinen Mauern ſucht mich mehr,
Sucht mich in ſchönen Seelen.

Wo künftig meine Gottheit wohnt,
Soll euch dies Zeichen ſagen:
„Seht ihr in eurer Fürſtin Bruſt
„Für Fremde Leiden, fremde Luſt
„Ein Herz empfindend ſchlagen."

„**gemildert**" in Strophe 2 beſonders für die Authenticität zu ſprechen. Es gibt einen falſchen Reim auf „gebildet," der aber ſogleich zum ächten wird, wenn wir das Schillern eigenthümliche **gemildet** dafür ſetzen."

„Seht ihr der Seele Widerſchein
„In ſchönen Blicken leuchten,
„Und Thränen ſüßer Sympathie,
„Entlockt durch ſüße Harmonie,
„Ihr ſprechend Aug' befeuchten."

„Noch groß, wenn ſtatt des Purpurkleids
„Ein Hirtenkleid ſie deckte;
„Noch liebenswerth durch ſie allein,
„Wenn ihrer Hoheit Zauberſchein
„Auch Schmeichler nie erweckte."

„Durchbebt in ihrer Gegenwart
„Euch nie gefühlte Wonne:
„Da, Prieſterinnen, betet an!
„Da zündet eure Fackeln an!
„Da findet ihr die Sonne!"

Die Göttin ſpricht's, und ſchwindet hin,
Der Altar ſtürzt zuſammen;
Schnell löſcht das heil'ge Feuer aus;
In Trümmern liegt das Sonnenhaus,
Und Quito ſteht in Flammen.

Fern, fern von unſerm Vaterland
Durchirrten wir die Meere,
Durchzogen Hügel, Thal und Fluß,
Und endlich ſetzten wir den Fuß
Auf dieſe Hemiſphäre.

Da ſahen wir mit Grazien
Die Muſen ſich vereinen,
Wir folgten dieſem Götterzug.
Sie ſenkten ihren ſanften Flug
Herab zu dieſen Hainen.

„Zwei Fürſtentöchter wollen wir,"
Sie riefen's mit Entzücken,
„Zwei Fürſtentöchter ſanft und gut,
„In Ihrem Buſen Götterglut,
„Mit dieſem Kranze ſchmücken."

Fühlt ihr die nahe Gottheit nicht,
Die wir im Tempel feiern?
Das Zeichen, Schweſtern, iſt erfüllt!
Hier, vor der Sonne ſchönem Bild
Laßt uns den Dienſt erneuern.

Lied.[1]

(1787.)

Es iſt ſo angenehm, ſo ſüß,
Um einen lieben Mann zu ſpielen,
Entzückend, wie ein Paradies,
Des Mannes Feuerkuß zu fühlen.

---

[1] Aus dem Stegreife für ein Singſpiel gedichtet.

Jetzt weiß ich, was mein Taubenpaar
Mit ſeinem ſanften Girren ſagte,
Und was der Nachtigallen Schaar
So zartlich ſich in Liedern klagte.

Jetzt weiß ich, was mein volles Herz
In ewig langen Nachten engte;
Jetzt weiß ich, welcher ſüße Schmerz
Oft ſeufzend meinen Buſen drängte.

Warum kein Blümchen mir gefiel,
Warum der Mai mir nimmer lachte,
Warum der Vögel Liederſpiel
Mich nimmermehr zur Freude fachte:

Mir trauerte die ganze Welt,
Ich kannte nicht die ſchönſten Triebe.
Nun hab' ich, was mir langſt gefehlt,
Beneide mich, Natur — ich liebe!

Gedichte

von

harlotte von Schiller, gebornen von Lengefeld.

Die Kapelle im Walde.

Idylle.[1]

Schon erhebt ſich die Sonne, und röthet die Wipfel der Tanne
Auf dem einſamen Fels, der tiefe Klüfte beſchattet.
Tief zerfließet im Thal der Nebel in leichten Geſtalten,
Schleicht an der Felswand hin, und entflieht der nahenden Sonne.

An dem Fuße des Bergs im fernen Kloſter ertönet
Früh der Mette Geſang, der frommen heiligen Brüder,
Die den Tag mit Gebet in geiſtiger Ruhe beginnen.
An der halb offnen Thür' der ſchön geſchmückten Kapelle
Knieet lauſchend der Hirt und horcht dem hohen Geſange,
Seine Schafe ſuchen indeß die bethaueten Halme
Hohen Graſes, das nicht geſchäftige Tritte zerſtöret.
Leiſer liſpelt die Luft in der hohen Linde beim Eingang,
Die der frühere Strahl der Sonne prächtig vergoldet.

Noch im Schlummer, doch halb die blauen Augen geöffnet,
Höret auch Anna den Ton der fernen Glocke verhallen,
Die zum frühen Gebet die frommen Seelen erwecket.
Eilend rafft ſie ſich auf vom reichen zierlichen Lager,
Oeffnet leiſe den Laden des kleinen kühlen Gemaches,
Suchend ſpähet der Blick in die breite geebnete Straße

---

[1] Die Horen. Jahrgang 1797, zwölftes Stück, S. 1 ff.

Ob von ferne ſie nicht die Geſtalt des Geliebten erblicke:
Denn ihr hatte verſprochen der Jüngling frühe zu kommen,
Arm in Arm mit ihr zu wandeln zum Bilde der Jungfrau,
Das im ſchattigten Wald ſich ſchön vom Hügel erhebet.
Nah am Eingang des Hauſes da pflegte zu warten der Jüngling.
Denn noch öffnet ſich nicht für ihn die Thür' der Geliebten,
Fremd noch iſt er der Mutter und ſeines Herzens Geſinnung.

Aengſtlich ſuchet der Blick des Mädchens, das leiſeſte Rauſchen
Täuſcht das liebende Herz, bald wehet der Wind in den Pappeln,
Die an der Pforte des Thors hoch ſtehen in Reihen geordnet,
Oder die Tropfen des Thau's entfallen dem üppigen Weinlaub,
Das ihr Fenſter umkränzt; o warum weilſt du Geliebter!
Nun in banger Erwartung beginnt ſie den einfachen Anputz.
Ordnet die glänzenden Locken mit farbigen Bändern durchflochten,
Lange Flechten verbinden die Haare, und lieblich geſchlungen
Fallen ſie um den Nacken, der weiß und glänzend erſcheinet.
Um ſich hüllt ſie ein leichtes Gewand mit Blumen durchwebet,
Nicht vergißt ſie, nachdem der einfache Putz nun vollendet,
Einen Blick in den Spiegel, ſich über ſich ſelber erfreuend.
An der Mutter Gemach ſchleicht leiſe die Tochter vorüber,
Fürchtend ſie zu erwecken, und öffnet leiſe die Thüre,
Schleicht hinab in den räumigen Hof und harret am Eingang.
Schmeichelnd nahet ſich ihr der treue wachſame Hofhund,
Doch ſie bedräuet ihn, da kriecht er winſelnd zurücke.
Endlich erblickt ſie von fern die Geſtalt des nahenden Jünglings.
Eilend kommt er zu ihr, es wallen die bräunlichen Locken,

Von dem Hauche des Morgens durchwebet, um Nacken und
Schultern.
Blumen reicht er, vom Thau erfriſchte, dem lieblichen
Mädchen,
Immer pflegen ſie beide die Blumenkrüge zu füllen,
Die auf den kleinen Altar in der Waldkapelle geſtellt ſind.

Nicht mehr weilten ſie nun, und gingen eilig die Straße,
Fürchtend es könnte von fern ſie ein Bekannter erblicken.
Aber als nun die Buchen ſich über ſie freier ſchon wölben,
Und der Hügel ſie birgt, begannen vertraut die Geſpräche.
Warum zögerteſt du, dein harrt ich voll bänglicher Sorge?
Eben du hielteſt mich feſt, du lieblich freundliches Mädchen,
Ach ein glücklicher Traum von dir, du Geliebte, er hielt mich,
Hielt die Sinne gewaltig, ich fürchtete zu erwachen.
Möchte deuten auf Glück des Traumes liebliche Täuſchung!
Ja ſo ſeyd ihr, ihr Männer, ihr lebt nur dem flüchtigen
Eindruck,
Sey es Traum, oder wahr, wenns nur die Seele beweget.

Für ein luſtiges Bild kannſt du die Wirklichkeit opfern,
Denn wohl weißt du es, Lieber, daß mir koſtbar die Zeit iſt.
Fürchten muß ich ja immer, daß früh die Mutter erwache,
Fürchten, wenn ſie mich ſieht, ſie wolle ſelbſt mich begleiten.
Zwar ich ordne ihr klug am Abend die Arbeit des Morgens,
Daß die Sorge fürs Haus zu frühe nicht ſie erwecket.
Oft ſchon bat ich ſie: Mutter, o laß mir doch die Geſchäfte,
Du ermüdeſt dich ſehr, ich habe ja Kraft und den Willen,
Freue der Ruhe dich auch am Morgen und ſtärke die Glieder.
Gerne will ich ja ſorgen und klug die Geſchäfte vertheilen,
Daß ein jegliches weiß, womit man beginne das Tagwerk.
Aber traurig und klagend erwiedert immer die Mutter,

Glaubſt du, Anna, daß nur die Sorge ſo frühe mich wecke,
Oder es treibe mich nur, dieß Tagesgeſchäft zu beginnen?
Ließ mich ruhen mein Herz, und die alles verzehrende Sehnſucht
Nach dem Gatten, der ach ſo viele Jahre ſchon fern iſt!
Den ein heiliger Wahn ſo lang von der Heimath entfernte,
Ablaß wollt er ſich holen vom Stuhle des heiligen Vaters,
Seine Schuld zu verſöhnen, ach niemals hat er geſündigt!
Edel und fromm iſt ſein Sinn, und wollte immer das Beſte.
Fühlt' er quälend wie ich, die Schmerzen der nagenden Sehnſucht,
Stacheln würd' ihn ſein Herz, zu den Seinen wiederzukehren.
Du auch Anna vermehreſt mir peinlich die Wunde des Herzens,
Da ſich mit jeglichem Tag die reifende Bildung entfaltet.
Früh fühlt Liebe das Mädchen, und ſchwer iſts dem Herzen gebieten.
Bald wirſt du finden den Jüngling, der deine Treue verdiene
Doch ich fürchte zu wählen für dich den künftigen Gatten,
Ohne den Willen des Vaters, wie könnt' ich Segen ertheilen?
Bebend horch' ich ihr zu, und fürchte ſtets zu verrathen,
Was das Herz mir bewegt, und daß ich längſt ſchon gewählet,
Käme der Vater zurück, wie glücklich wären wir alle!
Heimlich dürft ich nicht mehr mit dir im Walde hier wandeln,
Und dann gingen wir beide zum Bilde der heiligen Jungfrau,
Dürfte dem Vater dich zeigen, der froh getröſteten Mutter.
Tadeln könnten ſie nicht, daß dich die Tochter gewählet.

Aber erſchrocken blickt ſie umher. Ich höre dort rauſchen,
Dort im Haſelgeſträuch, was iſt es, ſage mir's, Lieber!
Täuſche nicht, Liebſte, dein Ohr, es war das Flattern des Vogels,

Aufgeſchrecket von uns fahrt ſcheu er aus dem Gebüſche.
Bleibet ruhig ihr kleinen, ihr ſchön gefiederten Sänger,
Feindlich kommen wir nicht, wir ſuchen nur Frieden und Stille.
Immer noch rauſcht' es fort, und Anna ſchaute voll Angſt um.
Sage mir, Lieber, was iſts; mich ſchrecket jedes Getöſe.
Ach wenn ſie käme, die Mutter, und fände dich mich begleitend,
Zürnen würde ſie bitter, doch ſchmerzlich würd' es ſie kränken.
Ich vernehme kein Rauſchen, als dort im trockenen Laube,
Das den Buchen entfiel, als der Herbſt die Blätter entfärbte.
Furchtſam ſeyd ihr, ihr Frauen, ſo möcht' ich nun mich beklagen,
Uns liegt Muth in der Seele, wenn auch wir die Kräfte nicht üben.
Aengſtlich würd ich erblicken von fern die kommende Mutter,
Aber wäre ſie nah, ich würd' ihr herzhaft begegnen.
Sprechen würd' ich, o Mutter, verzeih' uns Liebenden willig,
Möchteſt du auch der Tochter ein hartes Schickſal bereiten?
Soll ſie frühe ſchon lernen, zu fühlen die Sehnſucht der Liebe,
Die dein Leben dir nun ſo trüb und freudlos verdunkelt.
Trenn uns Liebende nicht, und ſegne des Herzens Verbindung.
Siehe, ſo würd' ich ſprechen, wie mir mein Herz es gebietet,
Denn ich lernete nicht, die Worte künſtlich zu fügen,
Wenig kenn ich die Kunſt der Schmeichelei und der Rede,
Im Gedränge der Welt hat nie mein Fuß ſich verirret,
Frühe ward ich belehrt zu handeln mehr als zu ſprechen,
Oftmals ſagte mein Bruder, den ich als Vater verehrte,
Der die Tage der Kindheit mich ſorgſam und zärtlich geleitet.
Manches hat er erfahren, und viel im Leben erduldet,

Darum floh er die Welt und barg ſich ins friedliche Kloſter.
Als der Vater nun ſtarb, ward er mein treuer Beſchützer,
Und ich lebte bei ihm die Tage der fröhlichen Kindheit.
O dann ſagt' er mir oft: dich bild' ich nicht für die Welt aus,
Unbefangen und rein geh durch dein künftiges Leben.
Nicht die verwickelten Handel der Welt und ihre Geſchäfte
Sollſt du kennen, du ſollſt ſie aus weiter Ferne nur ſchauen.
Aber damit dir nicht fremd der Menſchen Thun und Beginnen,
Lern' aus Thaten ſie kennen und ihrer frühen Geſchichte,
Immer gleich iſt der Menſch, und ſein Beginnen ſich ähnlich.
Folgt er dem größeren Zweck, ſo dünkt uns, er ſelber ſey Urſach',
Ihn beherrſche der eigene Geiſt, doch es iſt nur der Zufall,
Nimmer weiß er, warum durch ihn das Große geſchehen,
Oder das Kleine, er folgt dem Augenblick und der Neigung.

Solche Geſinnungen ſuchte mir früh der Bruder zu geben,
Anders wurden ſie nicht, da ich das Kloſter verlaſſen,
Da ich handeln nun mußte im regen geſchäftigen Leben.
Einfach blieb zwar der Kreis der Dinge, die mich umgaben,
Aber das Herz macht ſich groß und klein die Welt und die Dinge.

Aber nun haben ſie endlich den grünenden Hügel erſtiegen,
Sind nun bei der Kapelle, die einſam im Wald ſich erhebet.
Vor dem Eingang ſtehn vier Säulen in Reihen geordnet,
Und ein flacheres Dach, wie nicht gewöhnlich zu ſchauen,
Schließet das Ganze, und frei erhebt ſich die wölbende Decke.
Ueber dem kleinen Altar, in einer Blende geſtellet
Schimmert in Stein gehauen das Bild der heiligen Jungfrau,

An der Bruſt das Kind, und ſegnend blickt ſie hernieder.
Staunend ſehen die Beiden, als jetzt der Thüre ſie nahen,
Halb ſie geöffnet, es knieet ein Wandrer betend am Altar.
Und als Anna ſich naht, die Blumenkrüge zu ſchmücken,
Sinkt ihr bebend die Hand: da prangen köſtliche Blumen!
Eine Krone von Gold erblickt ſie am Haupte der Jungfrau.
An dem Fuß des Altars da knieen die Liebenden nieder.

Jetzt erhob ſich der Pilger mit heiligem Ernſt im Geſichte,
Hebt die gefalteten Händ' und rufet laut und mit Inbrunſt:
Dieſe Krone gelobt' ich dir, du heilige Jungfrau,
Da ich ſorgenvoll oft nach meiner Heimath mich ſehnte,
Als in den Händen der Räuber ich landet' an Afrikas Küſte,
Die mich gewaltſam entführt von Napels freundlichem Ufer.
Aber dir iſts bekannt, du wareſt mein Schutz auf dem Meere,
Zeigteſt in Träumen mir oft die ſehnlich erflehete Heimath,
Du verſprachſt dem Gefangnen die Freiheit und glückliche Rückkunſt.
Siehe, nun bin ich bei dir, mich fanden frühe die Strahlen
Der belebenden Sonn' am Fuße des grünenden Hügels.
Eher kannt' ich nicht Raſt, bis ich fromm dir wieder genahet,
Meine Gelübd' erfüllend. Nun ſich zu den Horchenden wendend:
Du o freundliches Mädchen und wohlgebildeter Jüngling!
Ihr ſeyd Zeugen, wie ich die himmliſche Mutter verehre.

Und ſie horchten ihm zu mit ſtillem Antheil und Beifall.
Näher kam ihm der Jüngling und ſagte die freundlichen Worte:
Nicht vergeß' ich der Stunde, der Rührung des frommen Gemüthes,

Deren ich Zeug jetzt war, und wünſche dir glückliche Rückkehr
Zu den Deinen, die wohl mit Schmerz auf den Augenblick harren,
Wo du wieder dich nahſt, die Gattin, die zartlichen Kinder.
Sey dir geſegnet die Rückkehr zu den dich liebenden Deinen,
Sagte das Madchen, und Thranen entfielen den blühenden Wangen.
Wenn ich die Freuden mir denke, die deiner im Schooße der Heimath
Harren, ſo reget ſich mir im Herzen ſchmerzliche Sehnſucht,
Denn auch ich entbehre ſchon viele Jahre den Vater.
Aber der Pilger beugt zur Erde ſein gluhendes Antlitz,
Sinkt noch einmal gerührt hin an die Stufen des Altars.

Als die Liebenden noch ſich Segen erflehten vom Himmel
That auch die Mutter ein gleiches, in ſtiller traulicher Kammer.
Aber ihr leuchtete nicht der Tag zu fröhlichen Stunden,
Weinend begrüßt ſie die Sonn' und die freundlich lachende Erde,
Traurigen Sinns, fühlt ſich aufs neue verlaſſen und einſam,
Denn lebendig erſchien in ihrem Herzen die Stunde,
Eben war es der Tag, an dem der Gatte vor Jahren
Sie zum letztenmal umarmt, und von ihr geſchieden,
Menſchen konnten nicht heilen die nagenden Schmerzen der Sehnſucht,
Und ihr traurender Sinn ſucht bei den Himmliſchen Hülfe.
Dieſes ſchien ihr das Beſte. Zur heiligen Jungfrau im Walde
Will ſie flüchten und beten und Thränen weinen dem Gatten,
Und ſie eilet vorbei an der Tochter ſtillem Gemache,

urz nur weilet ſie da, ſie findet verſchloſſen die Thüre,
nd ſie wähnet, daß noch im Schlummer liege das Mädchen.
uhe ſanft noch, Geliebte, du kannſt noch ſorgenlos ruhen,
eine Schmerzen der Sehnſucht verhüllen die lieblichen Bilder;
Rein und frei iſt dein Herz, du kennſt nicht die Sorgen der Liebe.
So ſpricht leiſe die Mutter, und wandelt mit haſtigen Schritten
Aus der Wohnung, und irrt durch die liebliche Gegend mit Eile.
Nicht nach der lachenden Flur, nicht nach dem Dunkel des Waldes
Ziehet ihr Auge. Sie wandelt im innerſten Herzen beweget,
Senket den weinenden Blick. Bald iſt ſie an heiliger Stätte,
Neben dem Pilger knie't ſie ſchnell auf die Stufen des Altars
Höher klopft ihr die Bruſt als unwillkürlich das Auge
Nach dem Pilger ſich dreht, ihr entfallen die traurigen Worte:
Ach, was iſts, ruft ſie aus, ſo muß ich überall finden
Dieſes Bild, das mit Schmerz die Seele mir immer erfüllet;
Stets nur lebt er in mir, ich ſeh ihn in allen Geſtalten,
Und der traurende Sinn bereitet ſich täuſchende Hoffnung.
Aber ſie fühlt ſich plötzlich von feſten Armen umſchlungen,
Und es drückt ſie ans ſchlagende Herz der Pilger mit Inbrunſt.
Und mit ſtillem Gemüth lag die weinende Gattin am Herzen
Ihres Geliebten, nicht mehr entfloſſen ihr Thränen des Kummers,
Finden konnte ſie nicht die Worte, ihr Glück zu bezeichnen,
Aber es glänzet ihr Aug' von himmliſchem Glück und Gefühlen.

Sanfte Röthe ergoß ſich auf die verbleichete Wange,
Jede Erinnrung verſchwand des lang genährten Kummers.
Und der Gatte ſieht ihr mit ſtiller Rührung ins Auge.
Ware Anna auch hier! ſo ruft die glückliche Mutter.

Ach, nun konnte nicht länger ſie harren mehr in der Stille,
Und ſie ſank in den Arm der Mutter, und ſagte: da iſt ſie!
Freudig umfaßte nun auch der Vater die liebliche Tochter,
Auch der Jüngling naht ſich mit bebendem Herzen den Eltern.
Aber der Pilger ſprach zum Jüngling die tröſtenden Worte:
Komm und nahe getroſt, du Sohn des redlichen Freundes!
Den ich lange geliebt, der treu mir im Leben gerathen.
Und zu der Mutter wandt er ſich jetzt, die, zweifelnden Blickes,
Stand im Herzen erwägend, ob ſie der Tochter nicht zürne.
Hatte dein Herz es vernommen, wie treu die Tochter dich liebet,
Wie ſie der Neigung Gewalt im kindlichen Herzen bekämpfte,
Zürnen würdeſt du nicht, und gern die Wünſche gewähren,
Die die Herzen der Beiden, die reinen Seelen, bewegen.
Ich vernahm Euch, Geliebte, im Schatten der dunkelen Buchen,
Hörte das traute Geſpräch und vernahm die Stimme des Herzens.
O wie ſchlug mir das Herz, dem geliebten Kinde ſo nahe
Mich verbergen zu müſſen, denn ſchweigend mußt' ichs verſchließen,
Bis ich erfüllt die Gelübde, die meine Seele gelobet.
Als ich betend noch am Altare kniete, da kam mir
Der Gedank' in die Seele, zu dir, o Gattin, zu eilen,

lles dir zu entdecken, und dich um Schonung zu flehen.
enn ihr traulich Geſpräch enthüllte die heilige Unſchuld
hrer Herzen, und gerne geb' ich den Segen des Vaters.
uch nach kurzem Beſinnen naht ſich die Mutter den Beiden,
ommt und nahet euch frei, die Glückliche mag euch nicht zürnen!
Schließt ſie zärtlich ans Herz und flehet Segen vom Himmel
uf der Liebenden Haupt und ihrer Herzen Verbindung.
nd getröſtet nahen die Glücklichen jetzt ſich der Wohnung.
eſter faſſet der Jüngling die Hand der zärtlich Geliebten,
ürchtend noch immer, es täuſch' ein ſchmeichelnder Traum ihm die Sinne,
Da er heimiſch ſich nun in dieſen Wänden erblickte,
Die er lange von fern mit ſehnenden Blicken begrüßet.

Die Nonne.

Romanze.[1]

„So willſt du, meiner Bitte taub,
Verbergen ſtets den Schmerz,
Und bitterer Verzweiflung Raub,
Verſchließen mir dein Herz?“
So ſprach, daß er ſein Herz entlaſte,
Alfons zu ſeinem trauten Gaſte.

---

[1] Die Horen. Jahrgang 1797. zwölftes Stück. S. 39 ff.

„Zur Freude bin ich nicht mehr da,
Mir finſter iſt die Welt.
Und wem ich auch mich liebend nah',
Dem wird ſein Loos vergällt.
Brichſt du gewaltſam denn mein Schweigen,
So ſey's, mein Innres will ich zeigen."

„Als muthvoll in der Jugendzeit,
Mit Roſen mild umglänzt,
Dem leichten Schritt ſo groß und weit
Die Welt ſchien unbegränzt.
Strebt' auch mit kühnem Selbſtvertrauen
Ich um die Gunſt der ſchönen Frauen."

„Selbſt in des Kloſters Zelle drang
Mein kühner Fuß hinein,
Ich achtet' nicht den heil'gen Zwang
Und nicht den frommen Schein.
Da glückt' es mir ein Herz zu rauben,
Ich raubt' der Unſchuld Ruh und Glauben."

„Hättſt du die liebliche Geſtalt
Mit einem Blick erſpäht,
Du fühlteſt ſtets noch die Gewalt
Der niemand widerſteht.
Wie kann ich dir noch menſchlich ſcheinen?
Ich liebte ſie — und ließ ſie weinen."

„Ich eilte Ruhm zu ſuchen fort,
Und folgt' des Krieges Glück,
Verließ der Liebe ſtillen Ort,
Und kam nicht mehr zurück.
Bald dacht' ich nicht mehr jener Stunden
Der Liebe, die ſo ſchnell verſchwunden."

„Einſt bei der Lampe ſtillem Schein
Saß ich im Lager wach,
Da tritts mit leiſem Tritt herein
Und ſeufzet dreimal, Ach!
Ich blicke auf und ſeh mit Beben
Die Nonne ſtehn, ſie ſchien zu leben."

„Ach, meine Leiden wurden wach!
Tief fühlt' ich mein Vergehn,
Zu ſpät nur folgte Reue nach,
Es war um ſie geſchehn.
Stets bei der Glocke zwölftem Schlagen
Kommt wieder ſie, mich anzuklagen."

„Sie ſieht mit Ernſt auf mich herab,
Doch zürnet nicht der Blick,
Sie ſchweigt mir wie das düſtre Grab,
Kein Laut kehrt mehr zurück.
Könnt' noch die Stimme mir ertönen!
Mit meinem Herzen mich verſöhnen!"

Alfons hört zartlich an den Freund,
Mit Wehmuth ſchließt er ihn
Ans treue Herz. Doch bald erſcheint
Der Hoffnung Strahl dem Sinn.
Er will durch trugliche Geſtalten
Die Wahrheit ſeinem Sinn entfalten.

Und ſeiner Schweſter ſchnell er naht,
Fleht ſie um Beiſtand an.
„Verſuchſt du die gewagte That?
Willſt heilen du den Mann?
Als Nonne nahſt du unſerm Kreiſe
Doch menſchlich nicht, nach Geiſterweiſe.“

„Wenn Nachts wir uns beim frohen Mahl
Erfreuen, und beim Wein
Ergötzen uns in dieſem Saal,
Dann tritt zu uns herein.
Vergebung tön' aus deinem Munde,
So heilt des armen Freundes Wunde.“

„Die Wanduhr ſey ein Zeichen dir,
Verändert iſt ihr Schlag,
Schlagt zwelfe ſie, ſo tritt herfür
Und ſeufze traurig Ach!
Auch ſelbſt die Glocke ſoll ihn lehren,
Daß ſeine Sinne ihn bethören.“

Die Schweſter flieht, es hört ihr Ohr
  Der Gäſte nahen Tritt,
Sie kommen ſchon im frohen Chor,
  Auch Roland nahet mit.
Doch mit des Kummers trüben Blicken
Ihn kann nichts Ird'ſches mehr entzücken.

Im traulichen Geſpräches Lauf,
  Von leichtem Muth erhellt,
Erſtehn viel lichte Bilder auf,
  Der fern und nahen Welt.
Aus wohl gefülleten Pokalen
Scheint Luſt und Freude neu zu ſtrahlen.

Es ſchlägt der Wanduhr heller Schlag,
  Es öffnet ſich die Thür,
Da ſchweigt das laute Luſtgelag,
  Es tritt der Geiſt herfür,
Und wie aus einer Nebelhülle
Naht die Geſtalt in tiefer Stille.

Schwach flimmert noch der Kerzen Strahl,
  Verfinſtert ſcheint die Luft,
Ein kalter Hauch durchweht den Saal
  Als wie aus Todtengruft.
Es naht mit wildem Sturmesrauſchen,
Erwartend alle Gäſte lauſchen.

„Ich bebte nicht im Schlachtgefild',
Nicht für des Feindes Schwerdt,
Doch ſchrecket mich dieß Geiſterbild,"
Spricht leis Graf Dagobert.
Sein Nachbar hört dieß an: „Ich ſtaune!
Kannſt fürchten noch der Geiſter Laune?"

„Komm nur, du liebliches Geſicht
Aus einer andern Welt,
Komm näher nur, dich fürcht ich nicht,
Wenn dirs bei uns gefällt.
Laß wiſſen mich, was dein Begehren,
Was kann dir deine Ruhe ſtören?"

„Dir nah ich, ſpricht die Nonne, nicht,
Und tritt zu Roland hin.
Zu dieſem treibet mich die Pflicht,
Zu dieſem ſtrebt mein Sinn.
Verſöhnung will ich ihm verkünden,
Vergeben ſind ihm ſeine Sünden."

Voll Zuverſicht naht Roland ſich:
„Du biſt mir längſt vertraut,
Mein Herz empfangt mit Wonne dich
Und hört den Friedenslaut".
Doch kaum geendet ſind die Worte,
So rauſcht es leiſe an der Pforte.

Und von des Thurmes Glocke klingt
  Der letzte zwölfte Schlag,
Der vorgeſchobne Riegel ſpringt,
  Es rauſcht in dem Gemach,
Und ſtaunend alle Gäſte ſehen
Zwei Nonnen bei einander ſtehen.

Die falſche Nonne zittert, liegt
  An ihres Bruders Bruſt,
Des Schreckens Macht hat ſie beſiegt,
  Sie iſt ſich nicht bewußt.
Mit leiſem feierlichen Schritte
Naht ſich der Geiſt der Freunde Mitte.

Aus ſeinem Mund erſchallt kein Laut,
  Er hebet nicht die Hand,
Zu Roland ſchwebt er, der vertraut
  Sich naht und wohlbekannt.
Die andern Gäſte fliehn betroffen,
Hier können ſie nicht Luſt mehr hoffen.

Die wechſelnden Gefährten.

Den 20. Februar 1809, zum Gedächtniß des 20. Februar 1790.[1]

Als das Geſchick dereinſt zu ſüßem Lohne
  Mir zu Begleitern Lieb' und Treu' gegeben,
  Da dünkt' ich mir zum Himmel aufzuſchweben;
  Das Leben reichte ſeine Blüthenkrone.

---

[1] Schiller's Leben von Frau Karoline von Wolzogen. Th. 2, S. 61

Nun faßt nur Sehnſucht jene hellen Sterne
Im Himmelsraum; die Zeit gebiert nur Schmerzen,
Und Glaub' und Wahrheit fliehen in die Ferne.
Nichts ſtillt die Wehmuth der zerriſſ'nen Herzen.

Die Sorge naht in grauem Nebelſchleier,
Und will für die Geliebten, die mir blieben,
Kein freundlich Bild der Zukunft mehr enthüllen.

Nicht eilen wir zu Tagen froher Feier.
Das Schickſal will des Herzens Kräfte üben,
Und nicht auf Erden wird der Schmerz ſich ſtillen.

Supplemente

zu

Schillers Werken.

Aus ſeinem Nachlaß

im Einverſtändniß und unter Mitwirkung

der Familie Schillers

herausgegeben von

Karl Hoffmeiſter.

Erſte Abtheilung:

Nachleſe und Variantenſammlung.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'ſcher Verlag.
1841.

Nachleſe

zu

Schillers Werken

nebſt

Variantenſammlung.

Aus ſeinem Nachlaß
im Einverſtändniß und unter Mitwirkung
der Familie Schillers
herausgegeben von

Karl Hoffmeiſter.

Vierter Band.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'ſcher Verlag.
1841.

4206

Universitäts-Bibliothek München

Inhaltsanzeige des vierten Bandes.

Seite

Erſte Periode.

Lateiniſcher Neujahrswunſch (1770) 3
Schiller's Bericht an den Herzog Karl über ſich ſelbſt und ſeine Mitzöglinge (1774) 5
In das Stammbuch eines ausgezeichneten Eſſers (177..) 27
Morgengedanken am Sonntage (1776) 29
Gehört allzu viel Güte, Leutſeligkeit und große Freigebigkeit im engſten Verſtand zur Tugend? Geburtstagsrede (1779) 32
Philoſophie der Phyſiologie (1779) 43
Die Tugend in ihren Folgen. Geburtstagsrede (1780) 60
Verſuch über den Zuſammenhang der thieriſchen Natur des Menſchen mit ſeiner geiſtigen (1780) 81
Inſchriften für Denkmäler berühmter Deutſchen (1781) 85
Frühere Vorrede zu den Räubern (1781) 86
Der Verfaſſer der Räuber an das Publikum (1781) 92
Vorrede zur zweiten Auflage der Räuber (1782) 95
Die Räuber, ein Schauſpiel von Schiller. Selbſtrecenſion (1782) 96
Anhang über die Vorſtellung der Räuber (1782) 119
Vorrede zur Anthologie (1782) 122
Ueber das gegenwärtige deutſche Theater (1782) 127
Der Spaziergang unter den Linden (1782) 128

Seite
Recensionen aus dem Repertorium (1782) . . . 131
1. [illegible] Musenalmanach . . . 131
2. [illegible] oder das heutige Deutschland . . . 133
3. [illegible] eines Wirtembergers . . . 136
4. Vermischte deutsche und französische Poesien . . . 139
5. Zustand der Wissenschaften und Künste in Schwaben. Drittes Stück . . . 139
6. Anthologie auf das Jahr 1782 . . . 143
Der Verfasser [illegible] an das Publikum (1784) . . . 147
Die Schaubühne, als eine moralische Anstalt betrachtet (1784) . . . 153
Ankündigung der Rheinischen Thalia (1784) . . . 162
Widmung der Rheinischen Thalia (1785) . . . 163
Merkwürdiges Beispiel einer weiblichen Rache (1785) . . . 212
Vorrede zu den Scenen des Don Carlos in der Thalia (1785) . . . 216
Der Antikensaal zu Mannheim (1785) . . . 221
Repertorium des Mannheimer Nationaltheaters (1785) . . . 231
[illegible] Theaterfreund (1785) . . . 235
Dramaturgische Preisfragen (1785) . . . 237
Entschuldigung (1786) . . .

Zweite und dritte Periode.

Philipp der Zweite, König von Spanien. Nach Mercier (1786) . . . 241
Verbrecher aus verlorener Ehre (1786) . . . 267
Der Geisterseher (von 1786 bis 1789) . . . 270
Philosophische Briefe (1786 und 1789) . . . 304
Verschwörung des Marquis von Bedemar. Nach St. Real (1787) . . . 301
Geschichte des Abfalls der Niederlande (1788 bis 1789) . . . 377
Des Grafen Lamoral von Egmont Leben und Tod (1789 und 1795) . . . 401
Die historischen Memoires.
Einleitung . . . 421
I Allgemeiner Vorbericht, im ersten Band der ersten Abtheilung (1790) . . . 422
II Vorbericht im zweiten Band der ersten Abtheilung (1790) . . . 427
III Vorerinnerung in dem dritten Band der ersten Abtheilung (1790) . . . 428
IV Vorbericht in dem ersten Band der zweiten Abtheilung (1791) . . . 432
V Zwei später unterdrückte Stellen (1789) . . . 435

Seite

Drei hiſtoriſche Aufſätze.
  Was heißt und zu welchem Ende ſtudiert man Univerſalgeſchichte (1789) 437
  Etwas über die erſte Menſchengeſellſchaft (1789) 437
  Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Marſchalls Vieilleville (1797) 439

Zerſtreutes.
  Anmerkung zu dem unvollendeten dramatiſchen Gedichte: „Das heimliche Gericht“ (17..) 440
  Erklärung des Herausgebers der Thalia (1790) 440
  Ins Stammbuch (1791) 442
  Vorbericht zu den kleinern proſaiſchen Schriften (1792) . . . 442
  Vorerinnerung zur Gedichtſammlung (1803) 444
Recenſion über Bürger's Gedichte (1791) 445
  Verlangte Antikritik und Anzeige Bürger's 447
  Vertheidigung des Recenſenten 454

Zur Geſchichte des dreißigjährigen Kriegs.
  Der dreißigjährige Krieg (1790, 1791 und 1792) . . . 461
  Drei Biographien.
    Amalia Eliſabeth von Heſſen Kaſſel (1792) 471
    Maximilian von Bayern (1792) 477
    Kardinal Herzog von Richelieu (1792) 491

Die Horen.
  Herausgabe der Horen (1794) 508
  Die Horen, eine Monatsſchrift rc. (1794) 512

Philoſophiſch-Aeſthetiſches.
  Ueber den Grund des Vergnügens an tragiſchen Gegenſtänden (1792) 517
  Ueber die tragiſche Kunſt (1792) 518
  Drei Entwickelungsſtufen der Menſchheit (1793) 519
  Vom Erhabenen. Zur weitern Ausführung Kant'ſcher Ideen (1793) 520
  Zerſtreute Betrachtungen über verſchiedene äſthetiſche Gegenſtände (1793) 552
  Ueber die äſthetiſche Erziehung des Menſchen (1793 und 1795) 564
  Ueber naive und ſentimentaliſche Dichtung (1795) 569
  Schema über den Dilettantismus (1799) 573

Seite

Anhang, den Wallenſtein betreffend.

1. Weimar'ſcher neu decorirter Theater-Saal (1798) 577
2. Eröffnung des Weimar'ſchen Theaters (1798) 581
3. Recenſion der erſten Aufführung der Piccolomini (1799) . . . 590

Chronologiſche Inhalts-Anzeige ſämmtlicher Gedichte und proſaiſchen Schriften Schiller's 595

Nachleſe

und

Variantenſammlung

zu

Schillers

proſaiſchen Schriften.

Erſte Periode.

Neujahrswunſch.

(1770)

Honoratissime atque carissime Pater!

Non tam laeto essem animo, anno renascente, nisi Te, carissime Pater, salvum videre strenamque Tibi offerre contigisset. Deus omnipotens, qui nos adhuc servavit, prosperet Tibi calendas Januarias, cumulet Te bonis quam plurimis, multosque annos servet incolumem. Tua in me collata imis infixa medullis erunt beneficia, eroque illorum debitor perpetuus. Pro Tuo in me amore gratias Tibi habeo quam maximas, neque quicquam mihi prius aut antiquius erit, quam ut jussa promte et alacriter tua exequar, mihi quam saluberrima. Nihil mihi magis in optatis esse credas, quam ut, qualem Te hactenus sum expertus, id est, patrem mei amantissimum atque studiosissimum, tali etiam insequentibus temporibus frui liceat.

1. Jan. anno 1771.

Tuus obedientissimus Filius.

Schon im erſten Theile der Supplemente (S. 3 ff.) haben wir ein Neujahrsgedicht Schillers für ſeine Eltern auf das Jahr 1769 kennen lernen. Der proſaiſche Theil unſerer Sammlung eröffnet ſich mit einem ähnlichen, nur lateiniſch geſchriebenen Glückwunſch an ſeinen Vater zum Neujahrstag 1771. Der junge

Schiller war damals Zögling der lateiniſchen Schule zu Ludwigsburg (ſ. Schillers Leben, Geiſtesentwickelung und Werke. Th. 1. S. 18 f.). Das Manuſcript, von welchem die vorſtehende Gratulation eine genaue Abſchrift iſt, iſt von Schillers eigener Hand. Man erkennt in den Schriftzügen des Knaben ſchon ganz deutlich die des Mannes.

Schillers Bericht an den Herzog Karl über ſich ſelbſt und ſeine Mitzöglinge.

(1774.)

Durchlauchtigſter Herzog,
Gnädigſter Herzog und Herr!

Wenn uns der ausdrückliche Befehl zu einer Unternehmung, deren Folgen wichtig genug ſind, das Glück oder Unglück meiner Freunde zu veranlaſſen, nicht verbände, ſo würden wir, weit entfernt, den weiſeſten Endzweck unſers Durchlauchtigſten zu erreichen, weit entfernt, ein vollkommenes Urtheil zu fällen, vielmehr verſtummen müſſen. Schon der größeſte Weiſe, der größeſte Naturkundige würden ſich nicht erkühnen, mit ihrem Urtheil vor Euer Herzoglichen Durchlaucht zu erſcheinen und Beifall zu erwarten. Wie viel weniger ſollte ich, viel zu unwiſſend, viel zu unerfahren, mich ſelbſt zu kennen, auch den Letzten meiner Freunde beurtheilen.

Allein ich unterſtehe mich doch, etwas zu ſagen. Der Ruf, der ſo erhabene Ruf meines Fürſten, der mir ein Heiligthum ſeyn muß, iſt ſtark genug, mir einen Verſpruch, ein Werk abzufordern, welches ich ſonſten für unmöglich hielte. Ich würde wider die Pflichten der Dankbarkeit ſündigen, wenn ich nicht thun ſollte, was ich thun könnte, und welchen Leichtſinn würde ich verrathen, wenn ich nicht dieſen gnädigſten Befehl nach meinem Vermögen auf das pünktlichſte erfüllen ſollte. Allein, Durchlauchtigſter Herzog, ich verwerfe doch einige Punkte Ihres Befehls, ich verwerfe ſie und ſeufze zugleich über meine Schwachheit. Ich fühle mich zu klein, zu urtheilen, ob jener das Chriſtenthum hochſchätze und ausübe, ob es dieſer verachte, ob er es fliehe: ich ſehe es als ein Werk an, welches nur göttliche Allmacht, nur göttliche Allwiſſenheit ausführen können. Wie wird aber derjenige die Pflichten gegen Andere beobachten, wann er ſie an Gott vernachläſſigt. Sollten aber diejenigen, wann es je einige geben ſollte, ihre ſo große Unwürdigkeit zu offenbaren ſich unterſtehen, ſollten ſie ſich nicht vielmehr in die Einſamkeit verkriechen, um der Schande eines ſo unedlen Namens zu entfliehen, ſollten ſie nicht zittern, wann ſie an ſich zurückdenken, und nicht verzweiflen, wann ſie die Größe ihrer Laſter fühlen? Solche Unglückliche ſind unter der Stufe der Menſchheit; ſie beleidigen Gott, ſich ſelbſt und ihre Freunde; ſie vernachläſſigen die Seelenkräfte, die ihnen Gott, ſeine Ehre auszubreiten, geſchenkt hat; kurz, ſie hören auf, den Namen eines Menſchen zu verdienen. Eben ſo ſchändlich iſt es, ſeinen Fürſten mit niedrigen Gedanken zu entheiligen, ein ſolcher iſt eben ſo zu fliehen, als der, welcher Gott und Chriſtenthum haſſet.

Sollte ein ſolcher unter uns wohnen, ſollte er endlich gar das Heiligthum beflecken, welches der beſte Fürſt geheiliget hat, ſollte er ſich dieſes erkühnen, ſo ſey er von uns verflucht, verabſcheuet.

Aber eines solchen Lasters ist keiner von uns fähig; die Gegenwart des heiligen Fürsten erhebt ihn zu edlern Gesinnungen, zu einer Ruhmbegierde, von seinem Fürsten edel und groß zu denken; seine Vernunft führt ihm den fürtrefflichen Bau seines Glücks für Augen, den er, sobald er wider seine Pflichten handelt, augenblicklich umgestürzt und zertrümmert in Ruinen sieht!

Hier muß der geringste Stoff zur Unzufriedenheit verschwinden, wo ein Jüngling, von Tugend und Weisheit geleitet, den Tempel der Unsterblichkeit aufgebauet erblickt, da, wo Laster gehaßt, da, wo edlere Thaten zum Triumphe geführt werden. Ebenſo muß ein Jüngling, wann er die erhabene Stufe nicht erreicht, wann er sich selbst hindert, die Bahn der Tugend durchzulaufen, unzufrieden seyn, so wie ein rechtschaffener, von einem edlen Ehrgeiz beseelet, wann er den Beifall des Richters verdienet, mit sich selbst zufrieden seyn muß. O wie glücklich könnte ich seyn, wann ich ihn verdienen könnte, wann ich mich als den Beförderer meines eigenen Glücks ansehen könnte.

Empfangen Sie, Durchlauchtigster Herzog, diese niedrigen Gedanken, welche zu klein sind, einem Fürsten zu gefallen, der die wahre Weisheit kennet, welche aber alsobald groß werden, wann Er sie mit seinem Blick erleuchtet hat.

Scheffauer,[1] Keller.[2]

Beede werden von einem edlen Herzen, welches Gott, den Fürſten und Lehrer anbetet, liebt und verehrt, beſeelet, welches Freunde durch Dienſtfertigkeit, durch Aufrichtigkeit und durch Treue zur Gegenliebe aufmuntert, welches ſich nicht allein freut, unter denſelben zu wohnen, ſondern es auch für eine Ehre hält, in ihrer Geſellſchaft dem großen Stifter zu huldigen. Reinlichkeit iſt bei ihnen eine der Hauptſorgen, ſo wie die Aufrichtigkeit, im Gegentheil aber auch Eigenſinn ihre Haupteigenſchaft iſt. Sie befleißen ſich ihre gute Gaben hauptſächlich zu Haus zu Erreichung ihrer Hauptabſicht, jenes iſt die Bildhauerei, dieſes die Mathematik, wohl anzuwenden.

---

[1] Philipp Jacob Scheffauer, geb. zu Stuttgart 1756, machte zum Theil mit Dannecker Kunstreisen durch Frankreich und Italien. Professor der Bildhauerkunst seit 1790; starb als solcher und als Hofbildhauer um 1808 zu Stuttgart.

[2] Vielleicht Immanuel Leopold Keller, geb. zu Kirnbach 1755.

Glaßle.[1]

Verdient durch den willigſten Gehorſam, durch die große Ehrerbietung gegen ſeine Lehrer und Vorgeſetzte, durch die Höflichkeit und Auswahl, mit welcher er mit ſeinen Freunden umgeht, den Ruhm eines der beſten Jünglinge. Da ihm ſeine Jahre ſehr viel Ueberlegung geſtatten, ſo benutzt er ſeine guten Gaben, welche er meiſtens zur Phyſik anwendet, überall auf das fürtrefflichſte. Sonſten wendet er große Sorge auf die Reinlichkeit, an deren er faſt alle übertrifft. Durch Züge des Eigenſinns aber verſchwinden ſeine Vollkommenheiten, und derſelbe hat ihn zu ſehr vielen Handlungen angereizt, welche dem Fürſten nothwendig mißfallen müſſen. Wie unedel würde er aber ſeyn, wann er Gott und ſeinen Herzog verachten ſollte!

ſeit 1781 Sekretär des Prinzen Friedrich Wilhelm Philipp, königl. däniſchen Generals. Er wohnte ſpäter wieder zu Stuttgart und gab däniſche Schriften und Ueberſetzungen aus dem Däniſchen heraus.

[1] Glaßle von Stuttgart.

Schreyer, Pleſſing, Feither, Kerner.

Wunderbar iſt es, daß dieſe beinahe gleiche Neigung, gleiche Gemüthsart, gleiche Gaben beſitzen. Alle werden von einem dankbaren Trieb, Gott und ihren Wohlthäter zu erheben, angefeuert, die Werkzeuge deſſelben, ihre Lehrer und Vorgeſetzte, mit Ehrfurcht und mit blindem Gehorſam zu erfreuen, und ihren Freunden mit Dienſtfertigkeit und mit Aufrichtigkeit zu dienen. Die Sorge für die Reinlichkeit iſt ihnen eben ſo gemein, als der Eifer, ihre guten Gaben wohl anzuwenden, welche ſie alle zu der Zeichnungskunſt gebrauchen. Mit ihren Umſtänden habe ich ſie noch niemal unzufrieden geſehen, vielmehr habe ich an ihnen eine außerordentliche Zufriedenheit wahrgenommen.

Chatillon,[1] Schmidlin,[2] Balz.[3]

Wann ich von Fleiß, von Geſchicklichkeit, von fürtrefflichen Gaben reden ſollte, ſo würde ich dieſe Drei mit Recht oben an ſetzen können. Es iſt Ihnen, Durchlauchtigſter Herzog, ſchon vorher bekannt, was für Proben dieſelben von Fleiß abgelegt haben. Sie haben ſolche durch Belohnungen, durch

---

[1] Peter Nicolaus Chatillon von Beſançon oder Baume.

[2] Johann Friedrich Schmidlin, geb. zu Stuttgart 1758, ſtudirte auf dem Gymnaſium und der hohen Carlsſchule, wurde Chevalier, promovirte am 1[illegible]. Febr. 178[illegible]. Regierungsſekretär zu Stuttgart 1779; ſtirbt daſelbſt als Staatsrath, Großkreuz des königl. Civilverdienſtordens und Director des Conſiſtoriums, gegen 1817 oder 1818.

[3] August Friedrich Balz, geb. zu Regensburg 1737; Regierungsſekretar zu Stuttgart 1778, Profeſſor an der Carlsſchule 1783, ſpäter geheimer Legationsrath, ſtirbt als Obertribunalrath ꝛc. zu Tübingen gegen 1820.

Lobſprüche, durch Verheißungen angetrieben, ſich zu edlen Gliedern des Vaterlands zu bilden. Könnte es nun möglich ſeyn, daß einer derſelben ſeinem Fürſten nicht mit Anbetung, nicht mit dankbarer Entzückung begegnen ſollte, oder wird er gar den Gottesdienſt vernachläſſigen? Das ſey ferne!

Sie ziehen durch den Gehorſam, durch die Hochach[illegible] ihrer Vorgeſetzten deren Bewunderung an ſich, ſie lieben ihre Freunde, welche aber doch über ihren Hochmuth, über ihren Eigenſinn klagen. Sie wenden auf die Reinlichkeit die gröſte Sorge, ſind mit ihrem Schickſal vergnügt und halten überaus viel auf mathematiſche und philoſophiſche Wiſſenſchaften.

Carl Kempff.[1]

Nun komme ich zu dem, deſſen Beſchreibung ſeine Mitbrüder beſchimpfen muß. Ich rede von ſeinem Betragen gegen Freunde deßwegen zuerſt, weil er am meiſten wider die Pflichten der Freundſchaft ſündiget. Wann ich nicht überzeugt wäre, Euer Herzogliche Durchlaucht wüßten ſchon vorher, wie falſch er einem ſeiner Freunde begegnet iſt, ſo würde ich dieſer Schandthat gedenken. Wie leicht kann derjenige, der in ſeiner Jugend falſch iſt, im Alter ein Verräther werden. Jedoch ſollte er gar unedle Gedanken von der Religion im Schilde führen, ſollte er wider die Pflichten gegen ſeinen Wohlthäter handlen? — Jetzund ſchon müſſen Vorgeſetzte über ſeinen Hochmuth, über ſeinen Eigenſinn klagen; Lehrer, die kurz vorher die Größe ſeiner Verläumdung eingeſehen haben! und Freunde müſſen ſeine Verachtung erdulden. Doch welches Glück iſt größer, als von Laſterhaften gehaßt, beneidet und verachtet werden? Ich habe ihn aber doch niemalen mit ſeinem Schickſal unzufrieden geſehen, ſondern er ſcheint ganz gelaſſen dem Ziel entgegen zu gehen, welches ihm die Gnade des Fürſten beſtimmet hat. Ich habe ihn jederzeit fleißig angetroffen, und Lehrer ſelbſt rühmen die fürtreffliche Anwendung ſeiner guten Gaben zu Leibesübungen. Am Körper aber fangt man an, diejenige Reinlichkeit nicht mehr zu beobachten, die er bisher geäußert hat. Niemalen werde ich den Charakter ſeines Bruders Dieterich Kempffs beſſer beſchreiben, als wenn ich ihn demſelben entgegen ſetzen kann.

---

[1] In würtembergiſchen Dienſten erſcheinen mehrere Kempff, theils als Militärs in niedern Graden, theils als niedere Kanzleibediente. Der ältere Carl August Chriſtoph ſcheint ein Tänzer geweſen zu ſeyn.

Baßmann[1] und Brandt.[2]

So wie die Züge Carl Kempffs das böſe Herz gleichbald entdecken, ſo verrathen die Sitten dieſer Beeden eine ſchlechte Auferziehung zu Haus. Sie ſcheinen zwar von Euer Herzoglichen Durchlaucht eine rühmliche Geſinnung zu haben, von ihren Vorgeſetzten eben ſo löblich zu denken; allein das Pöbelhafte in ihrer Seele iſt ungeachtet der natürlichen Vorſicht aus ihrem Herzen noch nicht verdrungen worden, welches ſie durch Grobheiten gegen ihre Mitbrüder an den Tag legen. Der Erſte könnte mehr Reinlichkeit beobachten, welches eine von des Letzten Hauptſorgen iſt. Sie ſind ſonſten mit ihrem Schickſal überaus zufrieden, gegen ſich ſelbſt aber beſitzen

---

[1] Johann Franz Baßmann, geb. in Stuttgart 1755. Kabinetsdessinateur 1778. Theatermachiniſt 1788. Starb als Theaterinſpector nach 1815.

[2] Vielleicht Johann Jacob Brandt aus Eßlingen, der 1772 einen Preis in der Modellirkunſt davontrug.

Beide eine große Eigenliebe. Unter den Händen ihrer Lehrer ſind ſie fleißiger als für ſich, doch wenden alle Zwei die guten Gaben ſo an, daß ihre Beſtimmung ſchwerlich nicht erreicht werden wird. Unter anderm legen ſie ſich hauptſächlich auf die ſchönen Künſte.

Parret,[1] Eiſenberg, Groß,[3] Burrlin, Scharffenſtein.[4]

Um richtig zu urtheilen und einen **vollkommenen** Charakter zu ziehen, habe ich die zwei Erſtern denen drei Letztern entgegen geſetzt, dann ich finde ein Widerſpiel bei denſelben, welches ich noch bei keinem angetroffen habe. — Erſtere verſprechen äußerlich zwar ein rechtſchaffenes Gemüth, ein Herz, welches das Wohl der Freunde zu befördern ſucht, allein gewiß würden ſie auf Wege ſinnen, dieſelben in Unglück zu ſtürzen, wann ihnen Gelegenheit und Umſtände ſolches zuließen. Dieſe aber ſind die Zuflucht ihrer Freunde, dieſe freuen ſich über deren Glück, und ſeufzen über ihr Unglück. Da Erſtere noch dazu eine ſtolze Eigenliebe beſitzen, ſo ſuchen ſie alle, auch die ſchändlichſten Mittel hervor, ſolche zu befriedigen, und ſich in die Gnade des Fürſten einzuſchmeicheln, da ich gewiß verſichert bin, daß ſie nicht die nämlichen innerlichen guten Gedanken von demſelben haben; dieſe hingegen warten, bis ſie ſolche verdienen. Weil jene ihre Vorgeſetzten als Werkzeuge anſehen, wodurch ſie zu ihrem Ziel gelangen könnten, ſo beobachten ſie gegen ſolche eine kriechende Demuth; da aber dieſe eine Auswahl beobachten, die mit ihrem guten Charakter übereinkommt. Alle zuſammen kommen darin überein, daß ſie mit ihrem Schickſal überaus wohl zufrieden ſind, und am Körper große Reinlichkeit beobachten.

---

[1] Parret, Johann Leonhard, aus Mömpelgard, Chevalier, ſpäter königl. würtemb. Hof- und Domänenkammerdirector, Commandeur des Civilverdienſtordens, zuletzt Finanzdirector, ſtarb außer Dienſten nach 1831.

[2] Eiſenberg, Friedrich Philipp, von Treptow in Pommern.

[3] Groß von Ludwigsburg.

[4] Georg Friedrich von Scharffenſtein, von Mömpelgard, war ſchon 1807 königl. würtemb. Generalmajor und Commandeur des Civilverdienſtordens, 1815 Generallieutenant und Gouverneur der Stadt Ulm, vor 1831 geſtorben. Ihm verdanken wir ſchätzbare Nachrichten über Schillers Jugend.

Jene haben fürtreffliche Gaben, welche ſie gut anwenden, jedoch verſpricht Erſterer mehr, als er leiſten kann, der Andere aber verderbt ſich durch Auswendiglernen. Dieſe haben nicht ſo gute Gaben, ſuchen aber ſolche durch Fleiß zu verbeſſern. Bei jenen macht der Eigennutz, die Falſchheit eines der Hauptlaſter, ihre Höflichkeit aber ihre Haupttugend aus; Letztere beſtreben ſich, ſich durch Dienſtfertigkeit, durch Redlichkeit und Treue gefällig und werth zu machen. Der Erſte liebt die Mathematik, der Zweite die Hiſtorie, der Dritte die römiſchen Alterthümer, der Vierte das Forſtkameralweſen, der Fünfte auch die Mathematik. Von den drei Letztern kann ich gewiß Chriſtenthum hoffen, Erſtere aber laſſen mich in der Ungewißheit.

Von Netzen[1]

hat ein fürtreffliches Herz, welches Gott, den Durchlauchtigſten Herzog, Vorgeſetzte und Lehrer anbetet, liebt, verehrt und hochſchätzt; welches ſich das Glück ſeiner Freunde zur Hauptſorge macht, und ſie durch Aufrichtigkeit zur Gegenliebe aufmuntert. Seine mittelmäßigen Gaben wendet von

---

[1] Ignatius Franz Anton Reppert Weckers von Netzen, aus Kupferzell im Hohenlohiſchen.

Neben durch Fleiß und Unverdroſſenheit recht gut zur Mathematik, ſeiner Lieblingswiſſenſchaft, an. Er befleißt ſich auch der Reinlichkeit, beſitzt noch überdas eine große Dienſtfertigkeit und Lebhaftigkeit; wann ich nur eben dieſes auch von ſeiner Zufriedenheit rühmen könnte.

Kapff[1] und Faber.

Hier finde ich den Einen in des Andern Bilde getroffen. Wann mir derſelben Bezeigen gegen Freunde eben ſo unbekannt ware, als Gottesfurcht und Religion, ſo würde ich mich glücklich ſchätzen. Allein mit meiner Mitbrüder und mit eigener Erfahrung muß ich bekennen, daß der Letzte ſolchen mit der frechſten Grobheit begegnet, die ſich mit ihm in einen Streit oder in eine andere Gelegenheit einlaſſen. Von Euer Herzoglichen Durchlaucht aber ſcheint er die beſten Geſinnungen zu haben. Mit ſeiner ſtolzen Eigenliebe, mit ſeiner Schadenfrohheit, mit ſeiner Unhöflichkeit fallt er allen beſchwerlich, auch ſogar Lehrer klagen über ſeine Unverſchämtheit. Der Erſte hingegen macht ſeinen Mitbrüdern mit kindiſchem Betragen, mit Unverſchämtheit Verdruß, und verbirgt ein nicht gar gutes Gemüth. Beede beobachten am Körper keine gar große Reinlichkeit, Beede klagen murrend über ihr Schickſal, ſich ſelbſt aber, mit Verachtung Anderer, am meiſten zu lieben, macht den Hauptzug in ihrem Charakter aus. Die guten Gaben, die ſie haben, wenden ſie nicht löblich genug an, von ihrer Neigung aber zum Soldatenweſen reden ſie großſprecheriſch, und erzählen mit Ausführung große Heldenthaten, die ſie begehen würden, wann ſie das Glück haben ſollten, ihre Neigung bald befriedigen zu können.

---

[1] Franz Joſeph Ernſt Anton Maria Kapff, geb. von Mindelheim, Schillers Jugendgeſelle, der in Afrika auf dem Kap oder in Oſtindien geſtorben ſeyn ſoll (ſ. Schillers Leben Th. 1. S. 92).

Bilfinger.[1]

So gewiß ich weiß, Seine Herzogliche Durchlaucht ſeyen ſchon vorher überzeugt, wie viel Lob, wie viel Bewunderung Bilfinger verdiene, ſo gewiß ſehe ich ein, es ſey mir erlaubt, mehreres zu ſeinem Lobe hinzuzufügen. Die Proben, welche er von Fleiß, von einem außerordentlichen Fleiß täglich liefert, wären hinlänglich genug, ihn als den beſten meiner Mitbrüder zu betrachten. Allein ein Herz, welches ſeine Freunde durch Redlichkeit, durch Aufrichtigkeit ſtaunend macht, welches die edelſten Geſinnungen von dem gnädigſten Fürſten hegt, welches ſich willig und ehrerbietig den Befehlen der Vorgeſetzten unterwirft, welches durch Gehorſam und Aufmerkſamkeit den Lehrern ihre Mühe angenehm macht, macht ſeinen Ruhm weit größer. Freunde nehmen an ihm einen Freund wahr, deſſen Verluſt ſie einmal nicht genug beweinen könnten. Sein uneigennütziges, ſein dienſtfertiges, ſein freundſchaftliches Herz deckt die allzugroße Lebhaftigkeit zu, die ihn öfters zu Uebereilungen hinreißt, zu Fehlern, die er, wann er könnte, ablegen würde, wo ſeine Lebhaftigkeit ſeine Handlungen nicht ſo heftig angreifen würde. Weil er ſchon ſo große Schritte in dem Recht der Natur gemacht hat, ſo kann ich nichts anders für ſeine Hauptwiſſenſchaft anſehen. An Reinlichkeit am Körper und zu Haus übertrifft er auch ſogar die erſten ſeiner Mitbruder. Er iſt ein würdiger Bewunderer ſeines Fürſten, ein würdiger Diener Gottes, und verdient das Schickſal, deſſen Vortheile er bisher auf das edelſte erhoben hat.

---

[1] Es wird zweier Bilfinger erwähnt, die beide aus Stuttgart ſind. Der eine wurde preußiſcher Kriegsrath, der andere hannoveriſcher Stallmeiſter.

Boigeol[1] und Peterſen.[2]

Eine große Neugierde hat mich bewogen, den Charakter derſelben genau auszuforſchen, und weil ich denſelben ziemlich gleich befunden habe, ſo habe ich mich unterſtanden, Beede zu vereinigen. Der Erſte iſt Menſch, Chriſt und Freund, der Andere mehr Freund allein. So erhaben, ſo edel, ſo würdig ein jeder von ſeinem Gott, ſo denkt er auch von ſeinem beſten Fürſten, von ſeinen Vorgeſetzten, von ſeinen Lehrern, von ſeinem Schickſal. Freunde ſehen ſich in der Geſellſchaft dieſer zwei Mitbrüder geliebt, geholfen. Weil der Erſte ſchon ſehr viel Verſtand, der Zweite ſehr viel Aufrichtigkeit hat, ſo ſind ſie die Rathgeber ihrer Freunde, und genießen derſelben Glück wie ihr eigenes, weil ſie auch ihr Unglück bedauern. Furtreffliche Gaben, die ſie vor Andern eigen haben, machen ſie tüchtig, den Fleiß zu krönen, dem Vaterlande dereinſt Dienſte zu leiſten und der herzoglichen Militarakademie Ehre zu machen. Der Erſtere iſt ein großer Liebhaber der Mathematik, der Letzte der Philoſophie. Sonſten ſind ſie ſehr beſorgt, ihren Körper und ihr Eigenthum reinlich zu erhalten.

---

[1] Georg Friedrich Boigeol, aus Mömpelgard, wurde Generalprokurator ſeiner Vaterſtadt, war 1807 königlich württembergiſcher Legationsſekretär mit Charakter und Rang eines wirklichen Regierungsrathes und bekleidete dieſe Stelle noch 1813. Zuletzt war er kontrakt und ging an Krücken. Er ſtarb zwiſchen 1820 und 1830.

[2] Johann Wilhelm Peterſen, Bibliothekar zu Stuttgart, geb. zu Bergzabern im Elſaß 1758, wurde 1786 Profeſſor der Diplomatik und Heraldik an der Carlsſchule. Er ſtarb um 1814. Für den Biographen Schillers durch die trefflichen Nachrichten über deſſen Leben wichtig.

Maſſon,[1] Hahn,[2] Schmidgall.[3]

Dieſe ſind mir durch Zufälle wenig bekannt worden. Ich bedaure den Verluſt, ſie zu kennen, allein vielleicht würde ich auch mir Unangenehmes entdeckt haben, wann ich ſolche genauer hätte kennen lernen wollen. Von ihrer Neigung bin ich ſo viel überwieſen worden, daß ſie ganz auf mathematiſche Wiſſenſchaften gerichtet iſt.

Reichenbach[4] und Wächter[5]

behaupten den Rang fleißiger, geſchickter und vernünftiger Jünglinge. Weil ſie alles gründlich ſtudiren, und wenig auf den bloßen Gebrauch des Gedächtniſſes halten, ſo ſind ſie zwar nicht fertig, aber nichts deſtoweniger bereit zu Antworten, welche Ueberlegung und Verſtand verrathen. Würdige Geſinnungen von Gott und dem Fürſten ſind ihnen angeboren, und Freunde verehren ihre Liebe, Dienſtfertigkeit, Verſchwiegenheit und Treue. Gegen Vorgeſetzte und Lehrer haben ſie ſich bisher ſo aufgeführt, daß ſie derſelben Lobſprüche und Bewunderung erhalten haben. Eben ſo lieben ſie Reinlichkeit und Ordnung, worin aber der Erſtere den Letztern übertrifft. Das Schickſal, das ihnen Gott und die Gnade des Fürſten eigen gemacht hat, verehren ſie mit Dankbarkeit, überhaupt machen ſie ſich fähig, mit der Zeit dem Erzieher Ehre zu machen. Die Weltweisheit beſtimmte bisher ihre Triebe, ihren Fleiß, ihr Privatſtudiren. Geduld und Aufrichtigkeit entwickeln des Letztern, Verſtand und Nachdenken aber des Erſtern Gemüthsbeſchaffenheit.

---

[1] Maſſon, aus Mömpelgard, ſpäter Lieutenant.

[2] Georg Gottlieb Hahn, von Berlin. Könnte vielleicht der in [illegible] Dienſten als General verſtorbene Akademiſt Hahn ſeyn. Oder aber Johann Chriſtian Hahn von Berlin, geb. 175[illegible], Lieutenant 17[illegible], ſtarb 177[illegible].

[3] Johann Daniel Gottfried Schmidgall, von Oßweil bei Ludwigsburg, wurde 177[illegible] württemb. Lieutenant beim Artillerieregiment.

[4] Karl Ludwig Reichenbach von Stuttgart, vieljähriger Bibliothekar, zugleich [illegible] bei der [illegible] in Stuttgart, ſtarb vor 18[illegible].

[5] Wächter, wahrſcheinlich Carl Eberhard, Bruder des berühmten Hiſtorienmalers, geb. zu Stuttgart den 23. Nov. 17[illegible]8, Chevalier des akademiſchen Ordens, königl. württemb. Regierungsſekretär ſeit 1779, lebte noch vor wenigen Jahren.

Plieninger[1]

würde durch Redlichkeit und Aufrichtigkeit, durch eine edle Geſinnung gegen Euer Herzogliche Durchlaucht, durch Ehrerbietung gegen Lehrer und Vorgeſetzte und durch freundſchaftliches Bezeugen gegen ſeine Mitbrüder ſehr viele Lobſprüche verdienen, wann er ſich nicht durch eine kriechende Demuth verächtlich machte. Unſere Pflichten ſind zwar auch gegen die Demuth beſchworen werden, allein niederträchtige Demuth iſt eben ſo ſchändlich zu fliehen, als Stolz und Hochmuth. Plieninger würde ſich nicht ſchämen, um ein gutes Wort den geringſten ſeiner Vorgeſetzten gleichſam anzubeten.[2] Sonſten aber iſt er der Gnade Euer Herzoglichen Durchlaucht durch Fleiß und Zufriedenheit nicht ganz unwürdig. Die Reinlichkeit hat er ſich zum Geſetz gemacht, und die guten Gaben, die er hat, wendet er fürtrefflich an. Pietät und Gottesfurcht ſind ihm mit Recht zuzuſchreiben, eben deßwegen legt er ſich auch auf die Theologie und wünſchte ſie als ſeine Brotwiſſenſchaft betrachten zu können.

---

[1] Theodor Plieninger, geb. zu Kaltenweſten 1756, studios. medicinae 1773. Oberaufſeher der Kranken in der Akademie, Land-, Stadt- und Amtsphyſikus in Stuttgart, Profeſſor und Hofmedicus. Lebt [illegible] noch, vierundachtzig Jahr alt.

[2] Ueber dieſe Charakteriſtik vergl. Schillers Leben Thl. 1. S. 31.

Apel[1] und Hetſch.[2]

Zwei Künſtler, welche wirklich ſchon der herzoglichen Militarakademie Ehre machen können. Aber nicht allein der Ruhm ihrer Kunſt, nicht allein ihr Beſtreben, ſich täglich vollkommener zu machen, ſondern auch eigene Tugenden machen ſie uns liebenswürdig. Eine edle Geſinnung gegen die Religion, gegen den gnädigſten Fürſten, ein ehrerbietiger Gehorſam gegen Lehrer und Vorgeſetzte verdienen Lobſprüche. Apel vernachläſſigt die Reinlichkeit am Körper, weil er ſich allzuviel Geſchäfte macht, da hingegen Hetſch mehr Reinlichkeit, aber nicht ſo viel Beſchäftigung liebt. Beede aber verehren ihr glückliches Schickſal öffentlich und in der Stille. Der Erſte verräth mehr Menſchenliebe, Aufrichtigkeit und Nachdenken, Letzterer mehr Witz, Dienſtfertigkeit, aber ziemlich Eigenliebe. Beede richten alle Gedanken auf die ſchönen Künſte.

Grub, Preißmeyer.

Beede machen ſich durch Höflichkeit, Dienſtfertigkeit und Aufrichtigkeit bei ihren Mitbrüdern werth. Die ſchönen

---

[1] Johann Jacob Apel von [illegible] oder [illegible] (nicht in [illegible]), [illegible]; wohnte in Ulm. Wir werden unten [illegible] kennen lernen, welche Schiller zu Denkmälern ſchrieb, die dieſer Apel großen Deutſchen zu errichten den Plan hatte.

[2] Philipp Friedrich Hetſch, von Stuttgart, geb. 1759, württemb. Hofmaler und Profeſſor der [illegible]; Galleriedirector, Ritter des Civilverdienſtordens; ſtarb im [illegible] um 1837 oder 1838.

Gaben, die ſie beſitzen, wenden ſie mit Ruhm auf die Philoſophie an. Eine edle Geſinnung gegen Seine Herzogliche Durchlaucht, ein außerordentlicher Gehorſam gegen Lehrer und Vorgeſetzte, ein redliches, höfliches und aufrichtiges Bezeugen gegen ihre Freunde und Mitbrüder machet ſie denſelben angenehm und werth. Letzterer verbirgt, aus Sorge wegen der herzoglichen Ungnade, ſeine Hauptneigung zum Soldatenſtand, dem er gewiß Ehre machen würde, wann Pflicht und Vaterland ihn davor ſtreiten hießen. Der Erſtere ſcheint nichts, als Philoſophie, zu denken, zu lieben, zu reden und auszuüben, und wird gewiß große Schritte darin machen, wann er dieſe Neigung hinlänglich wird befriedigen können. An Reinlichkeit am Körper beobachten ſie den Rang der Erſtern ihrer Freunde, und im Zimmer unterſcheidet ſich ihr Eigenthum durch Ordnung von den übrigen. Und wie ſollten ſie mit ſich unzufrieden ſeyn, da ſie einſehen, wie viel ſie noch zu lernen haben? Warum ſollten ſie ihr Schickſal nicht verehren, da ſie es unſtreitig nicht vortheilhafter betrachten konnten?

Wolff und Kaußler[1]

ſcheinen äußerlich wenig Vollkommenheiten, wenig Gutes an ſich zu haben, zuweilen gar unvollkommen und unwiſſend zu ſeyn, allein ich geſtehe, wann ſie eben ſo gute Gaben, eben ſo gute Erziehung beſaßen und genoſſen hätten, als edel ihre

---

[1] Chriſtoph Friedrich Kaußler, geb. zu Tübingen 1760. Hofmeiſter in Frankreich, Lehrer der franzöſiſchen Sprache an der Akademie, Profeſſor an derſelben 1787, Sekretär der Herzogin 1788. Pagenhofmeiſter, Penſionirtes Mitglied der kaiſerl. Akademie der Wiſſenſchaften in Petersburg, Hofrath und Kammeralverwalter zu Ochſenburg, zuletzt Profeſſor der Mathematik am obern Gymnaſium in Stuttgart, wo er zu Anfang der zwanziger Jahre ſtarb.

Geſinnung gegen Gott, den Fürſten und die Vorgeſetzten und Freunde iſt, ſo würden ſie Andere weit übertreffen. Sie beobachten eine wahre Zufriedenheit mit ſich und ihrem Schickſal, eine mittelmäßige Reinlichkeit und Ordnung. Sie ſind ſtill, höflich, aufrichtig und verſchwiegen. Der Erſte hat zu der Hiſtorie, der Zweite zur Kameralwiſſenſchaft eine Hauptneigung.

Lieſching,[1] Duttenhofer,[2] Elwert,[3] Scheidle[4] und Pfeifflin[5]

verdienen gemeinſchaftliche Bewunderung, Lobſprüche und Liebe. Durch Freundlichkeit, Aufrichtigkeit und Treue haben ſie ſich den größten Theil ihrer Mitbrüder verbindlich gemacht. Durch eine edle und würdige Geſinnung von Gott und der Religion ſehen ſie alle ihre Handlungen geſegnet, durch eine vortheilhafte Denkungsart von Euer Herzoglichen Durchlaucht erſcheinen ſie an der erſten Stufe derer, welche ich bewundert habe. Vorgeſetzte und Lehrer ſehen und hören ſich von ihnen geliebt, geehrt und mit Dank belohnt. Reinlichkeit haben dieſelben meiſtens gemein. Elwerts und Duttenhofers fürtreffliche Gaben werden durch Fleiß immer vergrößert. Lieſching und Elwert lieben und verehren die Arznei=, Duttenhofer die Kameralwiſſenſchaften, Pfeifflin richtet Sinn und Gedanken auf den Soldatenſtand, und Scheidle macht ſich die Mathematik zum Hauptſtudio.

---

[1] Friedrich Ludwig Lieſching, geb. in Weinsberg, ging als Arzt auf's Cap, wo er vor Kurzem noch lebte.

[2] Karl Friedrich Duttenhofer, geb. zu Oberenſingen bei Nürtingen 17[illegible]. Magiſter Philoſophiae, Artillerielieutenant und Lehrer der Mathematik an der hohen Karlsſchule. Vorgeſetzter Offizier und Lehrer, württembergiſcher Oberſt, Oberwaſſerbaudirektor, Kommenthur des württemb. Kronenordens, ſtarb um 1838.

[3] Immanuel Gottlieb Elwert, geb. in Kannſtatt, Oberamts- und Stadtphyſikus daſelbſt, geſt. um 1811.

[4] Vielleicht iſt der nachherige Hofgärtner Karl Friedrich Scheidlin gemeint, Sohn des Oberhofgärtners und Lehrers an der Karlsſchule, Karl Wilhelm Scheidlin.

[5] Chriſtian Friedrich Pfeifflin von Ludwigsburg. Später Operateur.

Von Hoven senior,[1] Grammont.[2]

Wann ich die Gemüthsbeſchaffenheit des Erſten genau beurtheile, ſo finde ich das Gegentheil von dem Andern, welche bloß in einigen Stücken eingeſchränkt werden muß. Ein übergroßer Stolz, eine gehäſſige Eigenliebe iſt jenem eigen, da hingegen dieſer durch Verachtung ſeiner ſelbſt und durch Demuth gefallen will. Gegen Gott iſt der Letztere am edelſten, am würdigſten geſinnt. Und wie ſollte er es ſeinem andern Wohlthäter nicht auch ſeyn? Vorgeſetzten und Lehrern begegnet er mit Ehrerbietung und Gehorſam, und jener hält nicht viel von ihnen. An Reinlichkeit ſind beide einander gleich und verdienen Lobſprüche, die ich bisher noch keinem

[1] Friedrich Wilhelm von Hoven, geb. zu Ludwigsburg 1760, wurde Hofmedicus und Stadt= und Amtsphyſicus zu Ludwigsburg, gieng hierauf als Profeſſor der praktiſchen Heilkunde nach Würzburg, wo er ſpäter die Klinik und die Stelle des Oberarztes an dem Juliushoſpitale übernahm. Im Jahr 1803 trat er in Bayer'ſche Dienſte als Medicinalrath zu Ansbach, ſpäter zu Nürnberg. Er ſtarb 1838 zu Nürnberg im Ruheſtand. Seine Autobiographie iſt vor Kurzem in Nürnberg erſchienen. Er ſtand mit Schiller zeitlebens in freundſchaftlichen Verhältniſſen und Briefwechſel.

[2] Joſeph Friedrich Grammont, wahrſcheinlich aus Mömpelgard, Hofmeiſter in Rußland, Profeſſor der franzöſiſchen Sprache am obern Gymnaſium zu Stuttgart 1806. Penſionirt um 1816, ſtarb zu Eßlingen.

zugeſprochen. Aufrichtigkeit, Stille und Verſchwiegenheit machen die Hauptzüge des Letztern aus. Dienſtfertigkeit, Lebhaftigkeit, aber Ehrgeiz und Grobheit ſind dem Erſtern eigen. Mit ihrem Schickſal ſind beide ſehr vergnügt und äußern große Bewunderung deſſelben. Der Erſte hat ſich die ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften, der Andere die Religionswiſſenſchaft zur Hauptneigung gemacht.

Von Hoven junior[1] und Gegel senior[2]

haben bisher den Namen junger Leute behauptet, da ſie in ihren Handlungen wenig Ueberlegung, wenig Vernunft geäußert haben. Es iſt zwar gewiß, ſie bewundern die Gnade, die Größe ihres Gottes und Fürſten, ſie verehren die Befehle ihrer Vorgeſetzten, allein ihre Freunde haben ſie öfters durch Fürwitz und Unhöflichkeit beleidigt. Von ihrer Zufriedenheit und von ihrer Hauptneigung beſtimme ich noch nichts Gewiſſes. Von ihren fürtrefflichen Gaben aber und von ihrem Privatfleiß bin ich genau überzeugt. Reinlichkeit am Körper und im Schlafzimmer beobachten ſie mit großer Pünktlichkeit. Von Hoven übertrifft den Gegel an Lebhaftigkeit, welche er aber öfters aus Mangel der Einſicht zu Unvollkommenheiten anwendet; Dienſtfertigkeit und Treue, aber zugleich auch Veränderlichkeit, haben ſie mit einander gemein. —

---

[1] Chriſtoph Auguſt von Hoven, jüngerer Bruder des Friedrich Wilhelm, ſtarb auf der Akademie.

[2] Franz Auguſt Leopold Gegel von Stuttgart, wahrſcheinlich Bau- und Gartenkaſſier, auch Bauverwalter zu Ludwigsburg, ſtarb um 1813. — Dieſer Gegel war zu der Zeit, da Schiller in dürftigen Umſtänden in Weimar lebte, Hofmeiſter bei dem Vicomte von Polignac zu Montpellier, und ſchrieb von da am 12. Auguſt 1787 folgendes ſchöne und prophetiſche Wort an ſeinen Akademiegenoſſen: „Votre sort ressemble à celui des grands hommes qui ont commencé par être persecutés, et qu'on a été obligé d'admirer à la fin. On peut mépriser un homme d'esprit sans vertu; mais un homme qui réunit les qualités estimables du cœur à celles de l'esprit triomphe tôt ou tard sur ses ennemis

Nun habe ich, Durchlauchtigſter Herzog, meine Mitbrüder ſo geſchildert, als mir der Umgang mit ihnen und die wenige Beurtheilungskraft verſtattet haben. Ich habe nach meinem Gewiſſen gehandelt, und würde wünſchen, auch etwas zu derſelben Glück beitragen zu können. Dürfte ich mich alſo unterſtehen, meine Gedanken in das edle Herz meines gnädigſten Fürſten auszuſchütten? Mit dieſem Augenblick ſtelle ich mir den ganzen Umfang meines Glücks für Augen, welches mir ſchon ſeit einigen Jahren entgegeneilt. Ich erblicke den Vater meiner Eltern vor mir, dem ich ſeine Gnade niemals vergelten kann. Ich erblicke ihn und ſeufze. Dieſer Fürſt, welcher meine Eltern in den Stand geſetzt hat, mir Gutes zu thun, dieſer Fürſt, durch welchen Gott ſeine Abſicht mit mir erreichen wird, dieſer Vater, welcher mich glücklich machen will, iſt und muß mir viel ſchätzbarer als Eltern ſeyn, welche unmittelbar von ſeiner Gnade abhangen. — Dürfte ich mich Ihm mit meiner Entzückung nahen, die mir die Dankbarkeit auspreßt; dürfte ich die Worte erzählen, welche mir mein Vater anvertraute: „Sohn, bemühe dich, Ihm zu gefallen, bemühe dich, daß Er dich und deine Eltern nicht vergeſſe. Denke, daß von Ihm dein Leben, deine Zufriedenheit, dein Glück abhängt, denke, daß ohne Denſelben deine Eltern unglücklich werden. Bete für Sein Leben, daß Er dir nicht mitten in dem Glanze deines Glücks entriſſen werde."

So ſprach er ſeufzend zu mir. Von jetzt an ſoll es mir ein Geſetz werden, das ich mit Verluſt meines guten Gewiſſens niemals umſtoßen könne. Nun beurtheilen Sie mich, Durchlauchtigſter Herzog, nach den Reglen der Religion. Sie werden mich öfters übereilend, öfters leichtſinnig finden; aber iſt es dann nothwendig, daß Vergehungen Dasjenige umſtoßen, was Vertrauen und Liebe zu Gott aufgebaut haben, und was ein von Natur empfindbares Herz ſich zum Grundgeſetz machte? Beurtheilen Sie mich nach meinen eigenen Worten, ob ich Sie nicht liebe, nicht verehre, nicht anbete; oder ſollte ich gar ſchwören, daß ich meinen Fürſten verehre? Ich kenne den Werth der Tugend noch nicht, aber ich empfinde ihn zu meiner Beſchämung, ich empfinde ihn in den Handlungen meines Wohlthaters.

Sehen Sie mich, Durchlauchtigſter Herzog, in der Mitte meiner Brüder, ſprechen Sie von ihnen ſelbſt, wie ich mich bisher gegen dieſelben aufgeführt habe. Sie werden mich eigenſinnig, hitzig, ungeduldig hören müſſen, doch werden dieſelben Ihnen auch meine Aufrichtigkeit, meine Treue, mein gutes Herz rühmen.[1] Aber, Durchlauchtigſter Herzog, die ſchönen Gaben, die ich habe, habe ich bisher nicht ſo angewendet, als es mir meine Pflichten aufgelegt haben. Nun ſehe ich mich von der Unzufriedenheit gedrückt, die ich verdiene, allein ich kann doch einigermaßen Entſchuldigung finden; dann wann der Körper leidet, ſo leiden auch mit ihm die Kräfte der Seele, und der Wille wird durch Leibesſchwachheiten öfters gehindert, in Erfüllung zu gehen. Ebenſo habe ich Reinlichkeit am Körper bisher nicht ſo beobachtet, als es meine Schuldigkeit geweſen. Aber verzeihen Sie mir, Durchlauchtigſter Herzog, dieſe Fehler, denken Sie an die Gnade zurück, die meine Eltern und ich ſelbſt aus Ihrer Hand empfangen haben. Es iſt Ihnen ſchon bekannt, gnädigſter Herzog, mit wie viel Munterkeit ich die Wiſſenſchaft der

---

[1] Vergl. Schillers Leben Thl. 1. S. 11.

Rechte angenommen habe, es iſt Ihnen bekannt, wie glücklich ich mich ſchätzen würde, wann ich durch dieſelbe meinem Fürſten, meinem Vaterland dereinſt dienen könnte, aber weit glücklicher würde ich mich halten, wann ich ſolches als Gottesgelehrter ausführen könnte.[1] Jedoch hierin unterwerfe ich mich dem Willen meines weiſeſten Fürſten, bei dem mein ganzes Glück, alle meine Zufriedenheit ſteht.

Nun habe ich überlegt, wie unzufrieden man ſeyn muß, wann man ſeine Pflichten vergißt, wie abſcheulich die Folgen ſind, wann man ſich nicht bemüht, ſeine Schuldigkeit zu thun. Jetzund ſehe ich eine fröhliche Reihe meiner Freunde für mir, welche Belohnungen hoffen, und welche ſie auch verdienen. Ich ſehe einen Fürſten, welcher ihnen lächelt, ich ſehe Vorgeſetzte, welche ihnen mit Liebe und Hochachtung begegnen, mich ſelbſt aber ſehe ich hinter ihnen, verlaſſen, traurig, zitternd. — Sollte ich nun ungerührt bleiben, ſollte ich zuſehen, wie man mir dieſelben vorzieht? Woſern ich noch ein Gefühl der Ehre empfinde, woſern ich noch Gnade — und Ungnade unterſcheide, ſo will ich mich bemühen, fleißiger zu ſeyn. — Ja ich will noch mehr thun, ich will nicht ruhen, bis ich ſie eingeholt, ich will nicht ruhen, bis ich ſie übertroffen habe.[2]

Aber, Durchlauchtigſter Herzog, Sie ſind es, dem ich zuwider gehandelt, Sie ſind es, gegen welchen ich meine Pflichten gebrochen, und doch ſchweigen Sie, und doch drücken Sie mich nicht mit der Strafe, die ich billig fühlen ſollte. Welche Großmuth herrſcht in Ihren Zügen, eine Großmuth, welche mich Vergebung hoffen läßt. Ja, Durchlauchtigſter

---

[1] Vergl. Schillers Leben Thl. 1. S. 51.

[2] Ueber Schillers Mangel an Fleiß in dem Rechtsſtudium ſiehe Schillers Leben Thl. 1. S. 53.

Herzog, woſern Sie mir dießmal verzeihen, ſo werde ich von meiner Betrübniß, von meiner Unzufriedenheit, von meiner gerechten Unzufriedenheit frei, ſo werde ich aufgemuntert, mehr zu thun, als Gott und mein Fürſt von mir begehren. Laſſen Sie mich, Durchlauchtigſter, vor Ihr Leben Weihrauch bringen, laſſen Sie meine Eltern vor Ihnen niederknien, und Ihnen vor mein Glück danken — aber wie werden ſie es thun können, da ſie ſelbſt unfähig ſind, Ihnen vor ihr eigenes Glück dankbar zu ſeyn. Laſſen Sie mich zwiſchen mein Vaterland treten und mit demſelben Ihnen, mein Vater! zurufen: Er lebe! Laſſen Sie mich endlich ſeufzen, daß ich nicht danken kann.

Schiller trat im vierzehnten Lebensjahre, im Januar 1773, in die militäriſche Pflanzſchule auf der Solitude, und begann im folgenden Jahre dem Willen des Herzogs Carl gemäß, das Studium der Rechtswiſſenſchaft (ſ. Schillers Leben Thl. 1. S. 19 ff., S. 22 ff.). Nun kam der Herzog, welcher ſeine Lieblingsanſtalt ſelbſt leitete und beaufſichtigte, auf den Gedanken, daß jeder der ältern Zöglinge von ſich und von allen Genoſſen ſeiner Abtheilung eine Charakteriſtik zu Papier bringen ſollte. Zufälliger Weiſe hat ſich der Aufſatz erhalten, und ich bin ſo glücklich, ihn hier nach dem Originalmanuſcript mittheilen zu können. Es iſt ein höchſt intereſſantes und unerſetzliches Dokument des ringenden, noch unbehülflichen Ausdruckes, der hervorblitzenden Gedankentiefe, der reichen, feinen Beobachtungsgabe, der redlichen, wohlwollenden, anhänglichen, aufrichtigen und freimüthigen Sinnesart des talentvollen fünfzehnjährigen Jünglings. Man ſieht es, daß vom Herzog gewiſſe Rubriken, als z. B. Chriſtenthum, Geſinnung gegen den Herzog, Betragen gegen Lehrer und ſonſtige Vorgeſetzte, Reinlichkeit u. ſ. w. zum Ausfüllen aufgeſtellt waren; aber Schiller variirt in der Behandlung dieſes einförmige Thema auf eine bemerkenswerthe Weiſe. Ich habe übrigens die Abhandlung ganz in ihrer urſprünglichen Form wiedergegeben, indem ich ſogar Formen: wie beede für beide, wann für wenn u. ſ. w. beibehielt, und nur die veraltete Orthographie, wo es nöthig war, abgeändert. — Die Nachrichten über die Männer, welche uns hier der junge Schiller als ſeine Kameraden ſchildert, verdanke ich Herrn Profeſſor und Pfarrer Guſtav Schwab, welcher ſie, wie er mir ſchreibt, theils aus dem Gedächtniß, theils aus Haugs gelehrtem Würtemberg, aus drei akademiſchen Programmen und aus ſechs würtembergiſchen Staatshandbüchern entnahm. Sie werden manchem Leſer gewiß nicht ohne Intereſſe ſeyn.

In das Stammbuch eines ausgezeichneten Eſſers.

(177 . .)

Wenn du gegeſſen und getrunken haſt, und NB. ſatt biſt, ſo ſollſt du den Herrn, deinen Gott, loben.

Friedrich Schiller.

Dieſe ſarkaſtiſchen Stammbuchsworte theilte Peterſen im Morgenblatte (Jahrgang 1807, Nr. 186) mit, um zu zeigen, wie keck und muthwillig der früher eingeſchüchterte Schiller in der Carlsſchule geworden war (ſ. Schillers Leben Thl. 1. S. 35).

Morgengedanken am Sonntage.

(1776.)

Gott der Wahrheit, Vater des Lichts! Zu dir blick' ich mit dem erſten Morgenſtrahle empor, und bete dich an. Du erforſcheſt mich, Gott! du ſiehſt jedes Zittern des betenden Herzens von fern. Ach! ſo kennſt du auch dieß heiße Verlangen meiner Seele nach Wahrheit. Oft hüllte banger Zweifel meine Seele in Nacht ein, oft ängſtigte ſich mein Herz, Gott! du weißt's, und rang nach himmliſcher Erleuchtung von dir. O! da fiel oft ein wohlthätiger Strahl von dir in die umnachtete Seele. Ich ſah den ſchrecklichen Abgrund vor mir, an dem ich ſchon ſchwindelte, und dankte der göttlichen Hand, die mich ſo wohlthätig zurückzog. Sey noch ferner bei mir, mein Gott und Vater! denn die Tage ſind da, wo die Thoren auftreten und ſprechen in ihrem Herzen: es iſt kein Gott! — Du haſt mich zu trüben Tagen aufbehalten, mein Schöpfer! — zu Tagen, wo der Aberglaube zu meiner Rechten raſt, und der Unglaube zu meiner Linken ſpottet. Da ſteh' ich, und ſchwanke oft im Sturme, und, ach! das ſchwankende Rohr würde knicken, wenn du es nicht empor hielteſt, mächtiger Erhalter deiner Geſchöpfe, Vater derer, die dich ſuchen. — Was bin ich ohne Wahrheit, ohne dieſe Führerin durch des Lebens Labyrinthe? Ein Wanderer, der in der Wüſte irrt, den die Nacht überfällt, dem kein Freund, kein führender Stern den Pfad erhellt. Zweifelſucht, Ungewißheit, Unglaube, ihr beginnt mit Qual und endigt mit Verzweiflung. Aber Wahrheit, du führeſt uns ſicher durch's Leben, trägſt uns die Fackel vor im finſtern Thale des Todes, und bringſt uns in den Himmel zurück, von dem du ausgegangen biſt. Ach, mein Gott! ſo erhalte mein Herz in Ruhe, in derjenigen heiligen Stille, in der uns die Wahrheit am liebſten beſucht. Die Sonne ſpiegelt ſich nicht in der ſtürmiſchen See, aber aus der ruhigen, ſpiegelhellen Fluth ſtrahlt ſie ihr Antlitz wieder. So ruhig erhalte auch dieß Herz, daß es fähig ſey, dich, o Gott! und den du geſandt haſt, Jeſum Chriſtum, zu erkennen; denn nur dieß iſt Wahrheit, die das Herz ſtärkt, und die Seele erhebt. Hab' ich die Wahrheit, ſo hab' ich Jeſum; hab' ich Jeſum, ſo hab' ich Gott; hab' ich Gott, ſo hab' ich Alles. Sollt' ich mir durch die Weisheit der Welt, die Thorheit iſt vor dir, mein Gott! dieſes Kleinod, dieſen himmelerhebenden Troſt rauben laſſen? Nein! wer die Wahrheit haßt, ſey mein Feind; und wer ſie mit einfältigem Herzen ſucht, den umarm' ich mit Bruderfreuden.

Die Glocke ſchallt, die mich in den Tempel ruft. Ich eile, dort mein Bekenntniß zu befeſtigen, mich in der Wahrheit ſtark zu machen, und mich auf Tod und Ewigkeit vorzubereiten. O ſo leite mich doch, mein Vater! öffne mein Herz den Eindrücken der Wahrheit, daß ich ſtark genug ſey, ſie auch den Meinen zu verkündigen; dann ſind ſie glücklich. Wiſſen ſie doch, daß du ihr Gott und Vater biſt, daß du ſandteſt Jeſum, deinen Sohn, und den Geiſt, daß er die Wahrheit bezeugen ſoll. Haben ſie doch für jeden Kummer dieſes Lebens Stärkung, und für die Leiden des Todes den ſeligen Troſt einer frohen Ewigkeit.

Nun, mein Gott! du magſt mir Alles nehmen — jedes herzfeſſelnde Erdenglück, jede betäubende Weltfreude — laß mir nur die Wahrheit, ſo hab' ich Glück und Freude genug.

Darf ich dich bitten, Allgütiger! darf ich dich flehen mit dieſem bebenden Herzen und dieſer zitternden Thräne im

Auge, ſo erbarme dich auch der Irrenden. Sind ſie doch unter allen Elenden der Erde deiner Hülfe am bedürftigſten! Sie können ſich deiner Sonne nicht freuen, und nicht des lieblichen Mondes; denn Nacht iſt ihre Seele, und voll bittern Kampfs ihr Herz. Ach! ſo erbarme dich ihrer Angſt, laß ſie hören die Stimme der Wahrheit, daß ſie ſtehen, zittern und umlenken, und ihrem himmliſchen Rufe folgen. Bring' uns alle hinüber, wo keine Nacht, kein Irrthum, kein Zweifel mehr unſre Herzen quält, ſondern wo Licht und Wahrheit und Gewißheit die Seligen umſtrahlt, und wo wir ewig erkennen werden, daß du biſt Gott unſer Vater, und daß Jeſus ſey der Abglanz deiner Herrlichkeit, durch den du uns jede Wonne, jede Seligkeit mittheilſt.

Beſchütz' uns, Heiland, Jeſu Chriſt!
Der du zur Rechten Gottes biſt;
Sey unſer Schild und ſtarke Wehr!
Staub iſt vor dir der Spötter Heer!

Du haſt von Ewigkeit geſehn,
Wie lange noch ihr Trotz beſtehn,
Und wider dich hier ſchnauben ſoll;
Vielleicht iſt nun ihr Maß bald voll.

Auch ſie, o Herr! haſt du verſöhnt,
Sie, deren Spott dich jetzt verhöhnt!
Gieb, daß noch vor der Todesnacht
Zur ernſten Reu' ihr Geiſt erwacht. Amen.

Man ſieht, in welcher warmen, innigen Frömmigkeit Schiller erzogen wurde und ſeine früheſte Jugendzeit verlebte. Bald nach Niederſchreibung dieſes Gebets trat eine Revolution in ſeinen Ueberzeugungen ein, ſo daß er von dieſer Zeit an nicht mehr ähnliche

Vorſtellungsweiſen hätte äußern können, aber die dieſen Anſichten zu Grunde liegende innige Wärme bewahrte er ſich zeitlebens (ſiehe Schillers Leben Thl. 1. S. 1[illegible] ff.). Der Aufſatz erſchien in Balthaſar Haugs Schwäbiſchem Magazin 1[illegible], Stück 2. S. 1[illegible] ff., wo er mit Sch. unterzeichnet und vom Herausgeber mit folgender Anmerkung begleitet iſt: „Man wird dieſem Gebet wohl anſehen, daß der Verfaſſer ein Dichter iſt; man wird aber auch ſehen, wie ſchön, wie warm, wie rührend ein Dichter beten kann, wenn es ihm Ernſt iſt. Verſchiedene Schickſale, auch in Sachen der Religion und Wahrheit, haben ihn ſo geläutert, daß er nicht nur ſeinen Zuſtand fühlte, ſondern auch die Nothwendigkeit zu einem Entſchluſſe für die Wahrheit. In einer ſolchen Stunde hat er dieß Gebet geſchrieben, eine Frucht ſeiner beſſern Empfindungen und Ueberzeugungen. Es iſt nur der Anfang von mehrern, die folgen ſollten; er iſt aber an der Fortſetzung durch ein beſonderes Schickſal gehindert worden.“ Darnach könnte die Abfaſſung des Gebetes vielleicht in eine frühere Zeit geſetzt werden, und es wäre dem Entwickelungsgang Schillers entſprechend, wenn das früher (ſiehe Thl. [illegible]. S. [illegible]) mitgetheilte Gedicht: Schilderung des menſchlichen Lebens (17[illegible]), ſpäter geſchrieben wäre.

Rede

über die von Seiner Herzoglichen Durchlaucht gegebene Frage:

Gehört allzuviel Güte, Leutſeligkeit und große Freigebigkeit im engſten Verſtand zur Tugend?

Auf die Geburtsfeier Ihrer Excellenz der Frau Reichsgräfin,

Franziska von Hohenheim,

beantwortet

von

Johann Chriſtoph Friedrich Schiller.

Eleve der Herzoglichen Militärakademie.

(1779.)

Durchlauchtigſter Herzog!
Erlauchte Gräfin!

Gehört allzuviel Güte, Leutſeligkeit und große Freigebigkeit im engſten Verſtand zur Tugend? — Dieß iſt die Frage, die nun zu beantworten mir gnädigſt auferlegt iſt. Ich freue mich des erhabenen Gegenſtands meiner Rede — Ich freue mich doppelt, der Tugend Lobredner zu ſeyn im Tempel der Tugend.

Nicht die ſchimmernde That vor dem Auge der Welt, nicht das ſtürmende Klatſchen des Beifalls der Menge — die innere Quelle der That iſt's, die zwiſchen Tugend und Untugend richtet. Liebe zur Glückſeligkeit muß dieſe Quelle ſeyn.

Sie, dieſe Liebe, iſt es, die zwiſchen zwei Gegenneigungen den Ausſchlag geben ſoll, ſie, die Alles, Alles überwägen muß: Aber ihr iſt der ſcharfſehende Verſtand zum Führer gegeben. Der Verſtand muß jede Neigung prüfen, ob ſie zur Glückſeligkeit leite — der Verſtand muß den Ausſpruch thun, welche Neigung zu höherer, zu weiter umfaſſender Glückſeligkeit leite — der Verſtand muß die Wahl der Seele beſtimmen! Je heller alſo, je gewaltiger je dringender die gegenſeitige Neigung, deſto höheren Verſtand — deſto höhere Liebe — deſto höhere Tugend!

Ich ſehe den erhabenſten Geiſt, den je das Alterthum gebar, dem nie dämmerte die Offenbarung Gottes ein Widerſtrahl, — er hat den Giftbecher in der Hand. — Hier Liebe zum Leben — ein gewaltiger Sturm von Leidenſchaften, die je eines Menſchen Seele beſtürmten — dort ihm winkend ein zitternder Strahl zum Pfade höherer Seligkeit — ein eigener, durch das einſame Forſchen ſeines Geiſtes erſchaffener Gedanke! — Was wird Sokrates wählen? — Das Weiſeſte. — Jetzt, o Weisheit, leite du ſeine entſetzliche Freiheit — Tod — Vergehen — Unſterblichkeit — Hölle — letzte — große — Verſiegelung ſeiner neuen Lehren — Leite ſeine entſetzliche Freiheit, ſcharfſehender Verſtand! — Gewählt — Gift getrunken — Tod — Unſterblichkeit — mächtig verſiegelt ſeine Lehren — höchſter Kampf — höchſter Verſtand — höchſte Liebe — erhabenſte Tugend! Erhabener nichts unter hohem beſtirnten Himmel vollbracht!

Was iſt alſo das Weſen der Tugend? Nichts anders, als Liebe zur Glückſeligkeit, geleitet durch den Verſtand — Tugend iſt das harmoniſche Band von Liebe und Weisheit! Und was anders, wenn ich hinauf ſtaune an das höchſte Urbild der Tugend? — Was war's, das die Weiſeſten leitete, eine Welt aus dem Chaos zu erheben? — Unendliches Wohlwollen, unendliche Liebe. — Was war's, das den Liebenden leitete, der neu gebornen Welt Ordnung und Wohlklang zu geben, durch ewige, unwandelbare Geſetze? — Unendliche Weisheit! — Daß die Elemente zuſammen klungen, wie die Saiten auf der Harfe des Meiſters in Einem — Einem großherrlichen Schall — Schönheit — Vollkommenheit — unendliche Weisheit! unendliche Liebe. So iſt alſo Liebe und Weisheit das Weſen Gottes in Beziehung auf ſeine Geſchöpfe! — Tugend iſt Nachahmerin Gottes. Tugend iſt das harmoniſche Band von Liebe und Weisheit!

Und was ſagte von der Tugend der große Lehrer der Menſchen? Sie iſt Liebe zu Gott und den Menſchen. Wer kann glückſelig machen ohne Liebe? wer glückſelig machen ohne Verſtand? — Wer Gott lieben — wer Menſchen lieben ohne Weisheit? So iſt wiederum Tugend das harmoniſche Band von Liebe und Weisheit! So redt der Geſetzgeber aus dem Donner von Sina! — ſo der Gottmenſch auf dem Tabor! — ſo Religion — Sittenlehre — Philoſophie — und aller Weiſen einſtimmiger Mund!

Ich komme nun näher zur Beantwortung der Frage: „Gehört allzuviel Güte, Leutſeligkeit und große Freigebigkeit im engſten Verſtand zur Tugend?" Mich ſoll jetzt die glänzende Außenſeite prangender Thaten nicht blenden, dringen will ich, und forſchen in ihre innerſte Quelle, nach dem feſtgeſetzten Begriff von Tugend will ich ſie richten, auf dieſer Wage will ich ſie wagen.

Ich ſehe den großen Julius, das Römervolk mit Spielen beluſtigen — mit Geſchenk und Gaben überſchwemmen — ich ſehe ſein Auge hoch herablächeln den Niedrigſten! — Laut erhebt ihn der Mund des Pöbels — preist den Namen des Herrſchers — ſtellt ſein entweihendes Bild an den Altar der oberſten Gottheit! — Hat er tugendhaft gehandelt! — Er, den ſo hoch erhub der Thoren lappiſcher Mund — Ha! der Weltherrſcher, wie leicht wird er dahin flattern auf der Wage der Gerechtigkeit Gottes — überwogen unendlich weit von einer, einer mitleidigen Thräne, in Hütten geweint — Herrſchſucht war ſeine Neigung! Ehrgeiz die Quelle ſeiner That!

Ich dringe weiter in dieſer Geſchichte. Ich ſehe den glücklichen Auguſt die großen Geiſter ſeiner Zeit an ſeinen Thron locken — mit kaiſerlichen Geſchenken belohnen. Rom ſchimmert unter ſeinem Scepter — Rom feiert ſein goldnes Alter unter Julius Enkel! — Iſt dieß nicht der feine Grundſatz der Staatsklugheit, daß entnervt würden Roms Männerſeelen durch ſanftes, wollüſtiges Gefühl, nimmer ſie erhüben zur Rettung des Vaterlands den furchtbaren Arm! — Iſt es nicht der ſchnöde Ehrgeiz des Fürſten, ſeinen Namen prangen zu ſehen im Liede ſeiner Sänger — unſterblich zu werden mit den Unſterblichen! Und ſchaue ich in die heilige Geſchichte, was war der Grundtrieb, der den Sohn Davids beſeelte, daß er an Jeruſalems Thoren in die Umarmung der niedrigſten Bürger ſank? — War dieß fürſtliche Güte — oder war es die Krone, die ihm fernher um's Haupt ſchimmerte, der Durſt nach Ehre, der ihn zwang und drang, unter die Stufe ſeiner Hoheit zu ſinken, daß er über dieſelbe ſich hinauf ſchwingen möchte! —

Soll ich ferner forſchen, oder dieſe ſchändlichen Thaten verhüllen mit ewigem Schleier? — Hier alſo war Güte die

Larve des in der Tiefe der Seele lauernden Laſters; aber verlarvtes Laſter iſt greulicher im Auge des ſcharfen Kenners im Himmel, als das, ſowie Ravaillacs Königsmord oder Catilina's Mordbrennerei in ſeiner Schande vor dem Auge der Menſchen ſteht. Hier war die Güte mit Weisheit aber nicht mit Liebe begangen: Tugend iſt das harmoniſche Band von Liebe und Weisheit.

Aber allzuviel Güte und Leutſeligkeit hat Weisheit nicht zur Führerin gehabt. Der Weiſe iſt gütig, aber kein Verſchwender. Der Weiſe iſt leutſelig, aber kein Verſchwender ſeiner Würde. Verſchwendung beglückt nicht. Und ſeh' ich an das größeſte Urbild der Güte, mit welcher Mäßigung hat die höchſte Güte ihre Wohlthaten ausgeſpendet? Siehe an die große Haushaltung der Natur! Ich will ſchweigen. — Mit welcher Zurückhaltung freut dieſes Urbild ſeine Herablaſſung? Hält nicht der heilige Gott auch den erhabenſten Menſchengeiſt, den je ein Körper umkerkerte, in ehrerbietiger Schauernacht hinter ſich? Frage dich ſelbſt, ich will ſchweigen. Dieſes Urbild nachahmen iſt Tugend. Allzuviel Güte und Leutſeligkeit iſt nicht Nachahmerin Gottes, nicht Tugend. Sie iſt aus Liebe entſprungen, aber ohne Weisheit vollbracht. Tugend iſt das harmoniſche Band von Liebe und Weisheit!

Die vorgegebene Frage noch auf der dritten Seite betrachtet; ein Wort noch vom Kampf der Seele. Die ſchönſte That, ohne Kampf begangen, hat gar geringen Werth gegen diejenige, die durch großen Kampf errungen iſt. Sie muß eine heftige Leidenſchaft zur Gegnerin gehabt haben, daß der Triumph der edlen Neigung deſto höher prangender ſeyn kann. Ich frage alſo, hat den Allzugütigen ſeine That Kampf gekoſtet? War es ein Reicher, der des Glückes Güter im Uebermaß beſitzt, dem noch dazu ſein kraftloſer Leibesbau

Leidenſchaften verſagt — ſo war ja keine Gegenneigung, keine Begierde nach Genuß, keine Sorge des Darbens vorhanden — ſo hat ſie ihn ja keinen Kampf gekoſtet — ſo iſt ſie keine Tugend!

Und der allzu Leutſelige — hat jener Große dort, der gar vertraulich ſich zum gemeinen Manne geſellt, Seelenadel, der ihn über dieſen erhöhet, oder eben die Denkart, die ihn dieſem gleichmacht, ſo iſt wiederum kein Gefühl der Erhabenheit da, der Neigung, wohl zu thun, das Gegengewicht zu erhalten. Sie hat keine Gegner überwinden dürfen. Sie darf nicht triumphiren. Sie darf nicht Anſpruch machen auf den glorreichen Namen von Tugend. Würde dieſer Große, mit der Seele im Staub, heute noch ein Gefühl geiſtiger Hoheit erlangen — wer mag beſtimmen, ob nicht dieſe ſeine Leutſeligkeit in ſchwellenden Stolz ausarten würde?

So iſt demnach allzuviel Güte und Leutſeligkeit und große Freigebigkeit das harmoniſche Band von Liebe und Weisheit nicht — ſo hat ſie keinen Kampf gekoſtet — ſo hat ſie die Menſchen nicht beſtmöglichſt glücklich gemacht — ſo hat ſie Gott nicht nachgeahmt. — Sie iſt nicht Tugend. Ich verwerfe ſie ganz. —

Dieß iſt ein Satz von großem Gewichte, mancher mißkannten That eine Krone zu geben oder zu nehmen. So wird mancher, den der berauſchende Lobſpruch der Menge — (er iſt der Weiſen Hohngelachter), den der Afterglanz ſeiner Thaten von Belohnungen traumen ließ — ha! wie einſam und verlaſſen daſtehen am großen Gericht. Wir Menſchen richten bloß die Außenſeite der That. Wir meſſen nach den Folgen allein. Aber wie anders gebardet ſie ſich vor jenem Richter, der den Gedanken, eh' er geboren war, ſah, und eh' er vollbracht ward, kraft ſeiner Allwiſſenheit belohnte oder verdammte —

„Wie krümmen vor Dem der Tugenden höchſte
„Sich in's Kleine — wie fleugt ihr Weſen
„Verſtaubt in die Luft aus!
„Einige werden belohnt — die meiſten
„Werden vergeben!!!“

Sie! die ächte Tugend des Weiſen! Sie wanket ihm nicht. Sie fliehet ihn nicht. Sie höhnet ihn nicht.

„Große Wonne iſt es, vor Gott gelebt zu haben, „gute Thaten um ſich in vollen Schaaren zu erblicken. Sie „folgen alle nach in das ernſte Gericht.“[1]

Wo eine herrlichere That je zur Glückſeligkeit der Menſchen unternommen! wo eine mit mehr Liebe erdacht! wo eine mit mehr Weisheit vollendet! als die Bildung der Jugend! Sie iſt mehr, denn Schaar. Auch dieſe, Durchlauchtigſter Herzog, — folgt nach in das ernſte Gericht!!!

Was alſo iſt die Krone der Tugend? ihr größter — ſchönſter — herrlichſter Schmuck? Du, o Weisheit! Erſtgeborne des Himmels! die du biſt das Hauchen der göttlichen Kraft! Beuge dich nieder! große, unendliche Natur! Beuge dich nieder! erkenn' die Würde der Weisheit! Durch ſie, unendliche, große Natur, biſt du ſo meiſterhaft zuſammengefügt; durch ſie lebt dein ewiges Uhrwerk! durch ſie klingen melodiſch ſo ſchön deine tauſendfach zitternden Saiten! Beuge dich nieder, o Menſch! erkenn' die Würde der Weisheit! durch ſie umfaßt dein gottgeadelter Geiſt das Meiſterwerk Gottes; durch ſie durchdringſt du des Schöpfers erhabenen Plan; durch ſie ahmſt du dem fürchterlich — Herrlichen nach! Beuge dich nieder, o Menſch, erkenn' die Würde der Weisheit! —

---

[1] Im Manuſcript iſt es von beiden angeführten Stellen bemerkt, daß ſie von Kl. (Klopſtock) ſind.

Und du, gleich ewig in Gott, gleichen Adels im Unendlichen mit ihr — und du, o Liebe! Herrliche Tochter des Himmels! Beuge dich nieder, o Menſch! Beuge dich, Seraph, am Thron! — Betet an vor der Liebe. Durch ſie ſeyd ihr, lebet ihr, jauchzet ihr! Durch ſie die Liebe! Beuget euch — betet an vor der Liebe! Betet an vor der Liebe und Weisheit! Tugend iſt das harmoniſche Band von Liebe und Weisheit! Betet an vor der Tugend. —

Großen Lohn gibt ſie ihren Söhnen! ihren Lieblingen! — Sie nahen der Gottheit, wir ſtehen ferne, beten an! Du, o der du der größeſte biſt unter den Fürſten der Vergangenheit, Marcus Aurelius! Muſter der Herrſcher! Du warſt der weiſeſte Verwalter deiner Güter! Du haſt der Wohlthätigkeit einen Tempel errichtet! Du wußteſt ihr am weiſeſten zu dienen! — Und wenn ich aus dem todten Schutt des barbariſchen Heidenthums eine That empor hübe, die mir keine in den lichten Jahrhunderten übertreffen wird:

„— Die Seele von Kathmor beſtrahlte der Himmel,
„Seine Thürme, die ſtiegen am Strande von Atha. Es führten
„Sieben Steige zur Halle der Fremden. Auf jeglichem Steige
„Stund ein Gebieter und lud zum Mahl. Doch Kathmor verbarg ſich
„Tief in den Wald und wollte die Stimme des Lobes nicht hören.“[1]

---

[1] Im Manuſcript iſt Oſſ. (Oſſian) beigefügt.

Aber was ſoll ich noch lange Geſchichten voriger Zeiten durchirren, Muſter achter Güte und Wohlthätigkeit aus den Trümmern des Alterthums hervorzugraben!

Durchlauchtigſter Herzog!

Nicht mit der ſchamroth machenden Lobrede kriechender Schmeichelei (Ihre Söhne haben nicht ſchmeicheln gelernt), nein — frei, mit der offenen Stirne der Wahrheit kann ich auftreten und ſagen — Sie iſt's, die liebenswürdigſte Freundin Carls! Sie, die Menſchenfreundin! Sie, unſer aller beſondere Mutter! Franziſka!

Nicht der prangende Hof — die Großen Carls nicht — nicht meine Freunde — die alle glühend den Wink erwarten, in ein ſtrömendes Lob auszubrechen — nein! die Armen in den Hütten ruf' ich jetzt auf — Thränen in den Augen! Franziſka! Thränen der Dankbarkeit und Freude! Im Herzen dieſer Unſchuldigen wird Franziſkens Andenken herrlicher gefeiert, als durch die Pracht dieſer Verſammlung! — Wenn dann der größte Kenner, der ſchärfſte Richter der Tugend Tugend belohnt! — Carl! — wo hat ihn je der Schein geſchminkter Tugend geblendet? — Carl feiert das Feſt von Franziſka! — wer iſt größer, der ſo die Tugend ausübt, oder der ſie belohnet? — Beides Gott nachgeahmet! — Ich ſchweige; zu klein, Carln zu loben. Ich verhülle mich, ſchweige — aber ich ſehe, ich ſehe ſchon die Söhne der kommenden Jahre — ich ſehe ſie an dieſem — und noch einem Feſte verſammelt! Ich ſehe ſie irren in den Grabmälern der vorigen Edeln! Sie weinen — weinen um Carl — Würtembergs trefflichen Carl! weinen um Franziſka! die Freundin der Menſchen!

Wir ſehen hier unſern Schiller als Feſtredner auftreten. Durch wiederholte Redeübungen dieſer Art befeſtigte er ſich in ſeinen ſittlichen Gefühlen und Ideen, was von großem Einfluß auf ſeine Poeſie war. Von der Beredſamkeit ging er zur Dichtung über, und er konnte, wie ich in meiner Biographie Schillers an vielen Stellen nachgewieſen habe, den Rhetor nie ganz verläugnen. — In dieſer Rede tritt der unbändige Schiller'ſche Geiſt ſchon eigenthümlich hervor, und wenn derſelbe an dem Leitfaden einer angelernten Bildung bisher ſittig fortging, ſo verſetzt er ſich in dieſen und ähnlichen Jugendgebilden über alles Ueberlieferte ſchon mehr hinweg — zu ſeinem urſprünglichen Naturzuſtand, um von hier aus ſpäter zu einer eigenthümlichen Kultur zu gelangen. Meiſtens iſt gerade das Eigenthümliche auch in dieſem Aufſatz das Wildeſte und Geſchmackloſeſte. Manches geht in's Ueberſchwängliche. Aus der kühnen Sprache ſprudelt ſchon die große, wenn auch noch unpolirte Perſönlichkeit Schillers hervor. Man ſieht es, ſein Leben athmet ganz in erhabenen ſittlichen Intereſſen. Die ſonderbare Frage iſt ſo intereſſant, umfaſſend, geiſtreich und tief beantwortet, als es der Herzog Carl nicht erwartet haben mochte. Ueberall zeigt ſich die große Rednergabe.

Ich habe dieſe Rede aus dem Nachlaſſe von Schillers Jugendfreund Peterſen mitgetheilt, wo ſie ſich aber nur in einer Abſchrift vorfindet. Peterſen nennt dieſe „einen getreuen nach der Urſchrift genommenen Abdruck,“ die Urſchrift aber beſitze Herr Regierungsrath Brigel, dem Schiller ſelbſt ſie zum Andenken gegeben habe. Derſelbe Jugendfreund gibt dann über die Rede in einem hinterlaſſenen handſchriftlichen Entwurf einer Biographie Schillers einige Nachrichten und nicht ſehr beifällige Bemerkungen, welche ich hier noch folgen laſſe. „Da er ſchon um dieſe Zeit in der Akademie in dem Ruf eines ausgezeichneten Kopfes ſtand, ſo ward er vom Herzog Carl zweimal als öffentlicher Redner hervorgezogen. Die früheſte dieſer Reden iſt noch übrig.[1] Die

---

[1] Die ſpätere zweite werde ich unten mittheilen.

Frage, die er bei einer großen Verſammlung, bei einer feierlichen Gelegenheit (bei dem Geburtsfeſt der Reichsgräfin von Hohenheim, am 10. Januar 1779) zu beantworten hatte, war freilich, wie faſt alle, die der genannte Fürſt ſelbſt aufgab, etwas ſeltſam, windſchief, wunderlich. Sie lautete nämlich: Gehört allzuviel Güte, Leutſeligkeit und große Freigebigkeit im engſten Verſtand zur Tugend? Allein von Schiller hätte man doch eine weit beſſere Beantwortung hoffen ſollen. In der Entwickelung der Begriffe findet man die gehörige Schärfe und Einheit nicht. Die Hauptgedanken ſind nicht nur alle entlehnt, ſondern auch größentheils unrichtig angewandt. Von den Beiſpielen kann man nicht ſagen, daß ſie glücklich gewählt ſind. Die Klopſtock'ſche Idee von der Tugend als Gottnachahmerin iſt höchſt entweiht. Die Sprache iſt bisweilen platt und der Vortrag allzu ſchubartiſch, wie denn in der Rede nicht weniger als gegen ſechsundvierzig Ausrufzeichen und gegen hundert und vierzehn Gedankenſtriche vorkommen." Ich geſtehe, daß ich weder die Ausrufungszeichen noch die Gedankenſtriche nachgezählt — habe aber Alles ganz genau wiedergegeben.

Philoſophie der Phyſiologie.

(1779.)

Plan:

Erſtes Capitel.	Das geiſtige Leben.
Zweites "	Das nährende Leben.
Drittes "	Zeugung.
Viertes "	Zuſammenhang dieſer drei Syſteme.
Fünftes "	Schlaf und natürlicher Tod.

I.

Das geiſtige Leben.

§. 1.

Beſtimmung des Menſchen.

Soviel wird, denke ich, einmal feſt genug erwieſen ſeyn, daß das Univerſum das Werk eines unendlichen Verſtandes ſey und entworfen nach einem trefflichen Plane.

So wie es jetzt durch den allmächtigen Einfluß der göttlichen Kraft aus dem Entwurfe zur Wirklichkeit hinrann, und alle Kräfte wirken und in einander wirken, gleich Saiten eines Inſtruments tauſendſtimmig zuſammenlautend in eine Melodie, so ſoll der Geiſt des Menſchen, mit Kräften der Gottheit geadelt, aus den einzelnen Wirkungen Urſach' und Abſicht, aus dem Zuſammenhang der Urſachen und Abſichten[1] all den großen Plan des Ganzen entdecken, aus dem Plane den Schöpfer erkennen, ihn lieben, ihn verherrlichen oder kürzer, erhabener klingend in unſeren Ohren: der Menſch iſt da, daß er nachringe der Größe ſeines Schöpfers, mit eben dem Blick umfaſſe die Welt, wie der Schöpfer ſie umfaßt — Gottgleichheit iſt die Beſtimmung des Menſchen. Unendlich zwar iſt dieß ſein Ideal, aber der Geiſt iſt ewig. Ewigkeit iſt das Maß der Unendlichkeit, das heißt, er wird ewig wachſen, aber es niemals erreichen.

---

[1] Wie Schiller ſpäter das Verhältniß von Urſach und Wirkung zu Mittel und Zweck beurtheilte, ſiehe in Schillers Leben Thl. 2. S. 216 ff.

Eine Seele, ſagt ein Weiſer dieſes Jahrhunderts, die bis zu dem Grad erleuchtet iſt, daß ſie den Plan der göttlichen Verſehung im Ganzen vor Augen hat, iſt die glücklichſte Seele. Ein ewiges, ein großes, ſchönes Geſetz hat Vollkommenheit an Vergnügen, Mißvergnügen an Unvollkommenheit gebunden. Was den Menſchen jener Beſtimmung näher bringt, es ſey nun mittelbar oder unmittelbar, das wird ihn ergötzen. Was ihn von ihr entfernt, wird ihn ſchmerzen. Was ihn ſchmerzt, wird er meiden, was ihn ergötzt, darnach wird er ringen. Er wird Vollkommenheit ſuchen, weil ihn Unvollkommenheit ſchmerzt, er wird ſie ſuchen, weil ſie ſelbſt ihn ergötzt. Die Summe der größten Vollkommenheiten mit den wenigſten Unvollkommenheiten iſt Summe der höchſten Vergnügungen mit den wenigſten Schmerzen. Dieß iſt Glückſeligkeit. So iſt es dann gleichviel, ob ich ſage: Der Menſch iſt da, um glücklich zu ſeyn; oder: Er iſt da, um vollkommen zu ſeyn. Nur dann iſt er vollkommen, wann er glücklich iſt. Nur dann iſt er glücklich, wann er vollkommen iſt.

Aber ein eben ſo ſchönes, weiſes Geſetz, Nebenzweig des erſten, hat die Vollkommenheit des Ganzen mit der Glückſeligkeit des Einzelnen, Menſchen mit Menſchen, ja Menſchen mit Thieren durch die Bande der allgemeinen Liebe verbunden. Liebe alſo, der ſchönſte, edelſte Trieb in der menſchlichen Seele, die große Kette der empfindenden Natur, iſt nichts anders, als die Verwechslung meiner Selbſt mit dem Weſen des Nebenmenſchen. Und dieſe Verwechslung iſt Wolluſt. Liebe alſo macht ſeine Luſt zu meiner Luſt, ſeinen Schmerz zu meinem Schmerz. Aber auch dieſer Schmerz iſt Vollkommenheit, und muß alſo nicht ohne Vergnügen ſeyn.[1] Was wäre alſo Mitleiden ſonſt, als ein Affekt, gemiſcht aus Wolluſt und Schmerz. Schmerz, weil der Nebenmenſch leidet. Wolluſt, weil ich ſein Leiden mit ihm theile, weil ich ihn liebe. Schmerz und Luſt, daß ich ſein Leiden von ihm wende.

Und warum die allgemeine Liebe, warum alle Vergnügungen der allgemeinen Liebe? — Einzig aus dieſer letzten Grundabſicht, die Vollkommenheit des Nebenmenſchen zu befördern. Und dieſe Vollkommenheit iſt Ueberſchauung, Forſchung, Bewunderung des großen Plans der Natur. Ja endlich, alle Vergnügungen der Sinne, von denen an ſeinem Ort die Rede ſeyn ſoll, neigen ſich durch mancherlei Krümmungen und anſcheinende Widerſprüche dennoch alle zu demſelben zurück. Unwandelbar bleibt dieſe Wahrheit immerdar ſich ſelbſt gleich: der Menſch iſt beſtimmt zur Ueberſchauung, Forſchung, Bewunderung des großen Plans der Natur.

§. 2.

Wirkung der Materie auf den Geiſt.

Dieß zum Grund gelegt, ſchreite ich weiter. Wann der Menſch das Ganze aus dem Einzelnen hervorfinden ſoll, ſo muß er jede einzelne Wirkung empfinden. Die Welt muß auf ihn wirken. Dieſe iſt nun theils außer ihm, theils in ihm. Was in dem innern Labyrinthe meines eigenen Weſens vorgeht, iſt mehr der Gegenſtand einer Pſychologie, als einer allgemeinen Phyſiologie. Wir werden ſie bei dem Leſer vorausſetzen, und nur da, wo die Kette des Ganzen es fordert, einen Eingriff in dieſelbe wagen.

---

[1] Man ſieht, wie die Theoſophie des Julius in den Philoſophiſchen Briefen (Taſchenausgabe B. 10. S. 284 ff.) in die Jugendzeit Schillers prädatirt; vergl. Schillers Leben Thl. 1. S. 75 ff.

Die Wirkungen, ſo außerhalb meinem Selbſt vorgehen, ſind Bewegungen der Materie. Alle Bewegung der Materie beruht auf der Undurchdringlichkeit, einer Eigenſchaft derſelben, die ſie vom Geiſt, ſoviel wir von ihm wiſſen, beſonders unterſcheidet. Allein wenn der Geiſt nicht undurchdringlich iſt, wie ſoll die Materie auf ihn wirken, die doch nur auf das Undurchdringliche wirket? Todt muß ihm ja die lebenvolle Schöne der Schöpfung ſeyn, todt ſchlummert ſeine thätige Kraft im unendlich fruchtbaren Wirkungskreis; aber todt ſchlummert er nicht im unendlich fruchtbaren Wirkungskreis. Todt iſt ihm ja die lebenvolle Schöne der Schöpfung nicht. Er iſt glücklich. Er iſt thätig. So muß entweder der Geiſt undurchdringlich ſeyn können, ohne Materie zu ſeyn. Aber wer vermag den Begriff der Materie von der Undurchdringlichkeit der Materie zu ſondern? — oder muß der Geiſt ſelbſt Materie ſeyn? Denken wäre alſo Bewegung. Unſterblichkeit wäre ein Wahn. Der Geiſt müßte vergehen. Dieſe Meinung, mit Gewalt erſonnen, die Erhabenheit des Geiſtes zu Boden zu drücken, und die Furcht einer kommenden Ewigkeit einzuſchlafern, kann nur Thoren und Böſewichter bethören; der Weiſe verhöhnet ſie. — Oder iſt all unſere Vorſtellung einer Welt ein einzig aus unſerem eigenen Selbſt hervorgeſponnenes Gewebe? Wir täuſchen uns, wir träumen, ſo wir glauben, unſere Ideen und Empfindungen von außen zu empfangen. Wir ſind unabhängig von der Welt. Sie iſt unabhängig von uns. Wir deuten, kraft eines von Ewigkeit feſtgeſetzten Zuſammenklangs, wie zwei gleich aufgezogene Uhren auf eine Sekunde. — So iſt alſo die Welt ohne Abſicht da. Freiheit und moraliſche Billigung ſind Phantome. Meine Glückſeligkeit iſt Traum. Dieſe Meinung iſt nichts als ein witziger Einfall eines feinen Kopfs, den er ſelbſt nimmermehr glaubte.

Oder iſt es der unmittelbare Einfluß der göttlichen Allmacht, der der Materie die Kraft auf mich zu wirken gibt? Jede meiner Vorſtellungen iſt alſo ein Wunder und widerſpricht den erſten Naturgeſetzen. — Hat man dadurch den Schöpfer mächtiger vorſtellen wollen, ſo hat man ſich erſtaunlich geirrt. Beſtändige Wunder verrathen einen Mangel im Plan der Welt. Schwach, wie ein menſchlicher Künſtler, muß der Schöpfer an allen Orten helfen. Noch wär' er groß, aber ich kann mir ihn größer noch denken; noch vortrefflicher ſein Werk. Er iſt trefflich, aber nicht vollkommen; er iſt groß, aber nicht der Unendliche. Oder endlich muß eine Kraft vorhanden ſeyn, die zwiſchen den Geiſt und die Materie tritt und beyde verbindet. Eine Kraft, die von der Materie verändert werden und die den Geiſt verändern kann. Dieß wäre alſo eine Kraft, die einestheils geiſtig, anderntheils materiell; ein Weſen, das einestheils durchdringlich, anderntheils undurchdringlich wäre, und läßt ſich ein ſolches denken? — Gewiß nicht!

Dem ſey wie ihm wolle, es iſt wirklich eine Kraft zwiſchen der Materie (dieſer nämlich, deren Wirkungen vorgeſtellt werden ſollen) und dem Geiſte vorhanden. Dieſe Kraft iſt ganz verſchieden von der Welt und dem Geiſt. Ich entferne ſie: dahin iſt alle Wirkung der Welt auf ihn. Und dennoch iſt der Geiſt noch da. Und dennoch iſt der Gegenſtand noch da. Ihr Verluſt hat einen Riß zwiſchen Welt und Geiſt gemacht. Ihr Daſeyn lichtet, weckt, belebt Alles um ihn — Ich nenne ſie Mittelkraft.

§. 3.

Mittelkraft.

Es mag nun dieſe Kraft ein von Materie und Geiſt verſchiedenes Weſen ſeyn oder nicht, oder ſie mag vielmehr das Einfache von der Materie ſeyn, dieß iſt jetzo ganz gleichgültig. Mag ſie dann auch ſelbſten Stufe und Kette mehrerer, immer ſich von der Maſſe mehr entfernender, immer dem Geiſte verwandterer Kräfte ſeyn, auch dieß iſt mir gleichgültig. Auch geſtehe ich gern, daß eine Mittelkraft undenkbar ſeyn mag; ich ſehe auch ein, warum ſie es iſt. Wenn ich mir bei jeder Vorſtellung nicht die Mittelkraft ſelbſt, ſondern nur ihre Veränderungen als Zeichen äußerlicher Veränderungen vorſtelle, ſo iſt ſie ja von ſelbſt aus dem Kreis meiner Vorſtellungen ausgeſchloſſen. So ſind alle meine Ideen eine Stufe unter ihr, und alſo materiell. Die Materie kann ich mir vorſtellen, weil ſie mittelbar in mich wirkt. Einen Geiſt ſogar kann ich mir leichter vorſtellen, ſelbſt vom Schöpfer Begriffe haben, weil ich ſie aus den Wirkungen meiner Seele abziehen kann. Sie aber empfind' ich weder mittelbar noch unmittelbar. Und ſollte dieß der Grund für ihre Unmöglichkeit ſeyn? — Ich bin nicht im Stand, mir eine Veränderung ohne Bewegung vorzuſtellen, und dennoch bin ich überzeugt, daß das Denken keine Bewegung iſt. Wer iſt ſo ungerecht, dieß nicht auch von der Mittelkraft gelten zu laſſen? Ganz philoſophiſch unmöglich iſt ſie alſo nicht, und wahrſcheinlich braucht ſie nicht zu ſeyn, wenn ſie nur wirklich iſt.

Die Erfahrung beweiſt ſie. Wie kann die Theorie ſie verwerfen?

§. 4.

Mittelkraft. Mechaniſche Kraft. Organ.

Da aber der materiellen Kräfte ſo ſehr verſchiedene Gattungen ſind, deren jede nach andern Geſetzen wirket, ſo mußte jedwede Gattung beſonders eine eigene Richtung gegen die Mittelkraft haben, die ihren eigenthümlichen Geſetzen entſpricht. Und da ferner die Mittelkraft ſich gegen jede Gattung anders verhält, ſo mußte auch ſie gegen jede beſonders eine eigene Richtung haben. Es wurden alſo mechaniſche Kräfte zwiſchen die Welt und die Mittelkraft geſtellt, die ich die mechaniſchen Unterkräfte nenne; und da dieſe, ja ſelbſten meine Mittelkraft, dem ewigen zerſtörenden Einfluß äußerlicher Kraft, und ſelbſt dem Uebermaße des Objekts ausgeſetzt iſt, ſo wurden andere mechaniſche Kräfte ihnen gleichſam zugeordnet, die ſie beſchützen. Dieß ſind die Schutzkräfte. Alle dieſe mechaniſchen Unter- und Schutzkräfte in Verbindung heißen wir den Bau. Bau und Mittelkraft in Verbindung heißen wir Organ. Es wird alſo von ſelbſt erhellen, daß die Verſchiedenheit der Organe nicht in der Kraft liege, ſondern im Bau. Es hat demnach die Veränderung in der Welt zweierlei Wege zu durchlaufen, ehe ſie dem Geiſte mitgetheilt werden kann. Das heißt, von der materiellen Natur geht dieſe Kette von Kräften gegen den Geiſt innerwärts fort, die ihm zur Vorſtellung unumgänglich nothwendig iſt. Ohne die Mittelkraft kommt keine Vorſtellung in die Seele. Ohne den Bau wenigſtens keine beſtimmte.

Das ganze Werk der Vorſtellung nennen wir Senſation, die Veränderung im Bau die Richtung, die Veränderung in der Mittelkraft die materielle Idee, die Veränderung des

Geiſtes auf die Veranlaſſung der vorigen die Idee im ſtrengſten Verſtand.

§. 5.

Eintheilung der vorſtellenden Organe.

Es ſind aber der vorſtellenden Organe oder der Sinne zweierlei Hauptclaſſen. In der erſten wird das Objekt verändert durch den Bau; in der zweiten kommt es unverändert vor die Mittelkraft. Zu der erſten Claſſe rechnen wir die Organe nach der Verſchiedenheit der äußerlichen Kräfte. Dem zitternden Licht entſpricht das Aug; der zitternden Luft das Ohr; den feinſten Flächen der Körper das Organ des Geſchmacks. Die zweite Claſſe enthält wiederum zwei Organe. Dem feinen Dunſtkreis der Körper entſpricht das Riechorgan oder die Naſe. Den gröbern Flächen der Körper das Fühlorgan oder die ganze Maſchine. Die Summe aller dieſer Organe bildet das Syſtem der ſinnlichen Vorſtellung.

Syſtem der ſinnlichen Vorſtellung.

§. 6.

Nerve. Nervengeiſt.

Die Mittelkraft wohnet im Nerven; denn wann ich dieſen verletze, ſo iſt das Band zwiſchen Welt und Seele dahin. Ob aber dieſer Nerv eine elaſtiſche Saite ſey und durch Schwingungen wirke, oder ob er Kanal eines äußerſt feinen geiſtigen Weſens ſey, und dieß allein in ihm wirke, oder ob er ein Aggregat von Kügelchen ſey, und, ich weiß nicht wie? wirke – das iſt eben die Frage. Ich bin in einem Feld, wo ſchon mancher mediciniſche und metaphyſiſche Don Quixote ſich gewaltig herum getummelt hat, und noch jezt herum tummelt. Soll ich nun mit den alten Einwürfen die Geiſter der Todten in ihren Gräbern beunruhigen, oder die reizbaren Seelen der Schriftlichtodten wider mich aufreizen, oder eine neue Theorie auf die Bahn bringen, und den Deus ex machina ſpielen wollen? Keines von allen Dreien will ich thun, und mich begnügen, nur etwas weniges feſtzuſetzen, das ich zur Grundlage des Ganzen nicht entbehren kann, und das ich mit Ueberzeugung glaube. Ich ſetze alſo voraus, jeder meiner Leſer kenne alle Theorien, die man bisher zur Erklärung der Nervenphänomene erſonnen hat, ich hoffe, er habe ſie alle geprüft, alle auf der Wage der Vernunft und Unparteilichkeit abgewogen, zweiſle auch nicht, er werde ſchon zu einer oder der andern ſich neigen. Ich ſelbſt bin durch tauſend Zweifel einmal zu der feſten Ueberzeugung gekommen, daß die Mittelkraft in einem unendlich feinen, einfachen, beweglichen Weſen wohne, das im Nerven, ſeinem Kanal, ſtrömt, und welches ich nicht elementariſches Feuer, nicht Licht oder Aether, nicht elektriſche oder magnetiſche Materie, ſondern den Nervengeiſt heiße. Und alſo heiße in Zukunft die Mittelkraft. Ein ewiges Geſetz hat die Veränderungen des Nervengeiſtes zu Zeichen der veränderten Kräfte gemacht.

Der Nervengeiſt iſt eben der in allen Organen, und nur ſeine Richtung gegen die Objekte iſt in jedem verſchieden. Dieſe Richtung bekommt er durch den Nerv, ſeinen Kanal, und ſelbſten das Auge, wenigſtens das gewaffnete, kann den Unterſchied leichtlich entdecken. Anders nämlich beobachtet man die äußerſten Enden der Nerven im Aug; anders im Ohr; anders auf der Zunge. Worinnen aber dieſe Verſchiedenheit liege, ob in der größern oder geringern Anzahl der Geiſter, oder in der mehreren oder mindern Bloßſtellung derſelben, oder in der ſchnelleren oder ſchwächeren Bewegung? Dieß ſind Fragen, zu deren Auflöſung die feinſte Anatomie noch weit nicht hinreicht.

So viel von der Richtung der Mittelkraft gegen die Objekte. Jetzt noch etwas weniges von den Richtungen der Objekte gegen die Mittelkraft.

§. 7.

Die Richtung.

Unter den Organen, welche das Objekt verändern, iſt das Auge das weiteſte, ſchönſte, edelſte. Ich ſehe die Körper, wenn ich das Zittern des Lichtes auf ihren Flächen gewahr werde. Und da nun meine Nervengeiſter nicht auf den Flächen dieſer Körper exiſtiren können, ſo müſſen die Unterkräfte des Auges das Licht auf jenen eben ſo zittern machen, als es auf den Flächen der Körper gezittert hat. Dieß iſt es, was man das Objekt malen heißt. Dieß geſchieht durch die Feuchtigkeiten des Augs. Die Kräfte, die dieſe Feuchtigkeiten beſtimmen und erhalten, werden Hülfskräfte genannt. Es ſind die Membranen. Die Schutzkräfte ſind die Augenlieder, die Augbrauen, die Härchen, die Thränen, die Augenſalbe, der Stern u. ſ. w. Durch das Auge erfahre ich urſprünglich die Erleuchtung und Schattirung, die Farbe, die Geſtalt der Körper. Durch die Vergleichung mit andern Vorſtellungen der andern Sinne ihre Größe und Entfernung.

Ich höre einen Schall, wenn ich das Zittern der Luft empfinde, da aber die Schwingungen der Luft immer mehr ermatten, je weiter ſie ſich von den zitternden Saiten entfernen, daß wir alſo kaum das nächſte empfinden würden, ſo müſſen Unterkräfte des Ohrs die Schwingungen erhöhen und erhöht an meine Nervengeiſter bringen. Dazu die Knochen, die Knorpel, die geſpannten Häute, die koniſchen Kanäle des Ohrs u. ſ. w. Die Schutzkräfte des Ohrs ſind wieder die Knochen, die Ohrenhärchen, die Ohrenſalbe, der Dunſt. Dieſer Dunſt in der Erſtarrung des Todes verdickt, und wegen der Lähmung der zurückführenden Gefäße nicht mehr eingeſogen, wird in Form einer Feuchtigkeit in den Kammern des Ohrs erblickt und hatte den Cotunni zu der irrigen Hypotheſe verführt, daß die Luft nicht unmittelbar auf den Nervengeiſt wirke, ſondern mittelbar durch die Feuchtigkeiten des Ohrs. Wer wird glauben, daß der Schall, das größte Produkt der Elaſticitat, durch das Waſſer, das am wenigſten elaſtiſch iſt, der Seele bezeichnet werde? — Durch das Ohr erfahre ich urſprünglich den Schall, mit ſeinen Höhen und Tiefen, durch die Vergleichung mit andern ſinnlichen Vorſtellungen die Elaſticität, Härte, Entfernung der Körper.

Der Geſchmack unterrichtet mich von den feinſten Flächen der Körper; dieß laßt ſich beſonders aus der Aehnlichkeit ſeines Baus mit dem Bau des Fühlorgans ſchließen. Die Vorſtellungen ſind von ſchmackhaft und unſchmackhaft, ſcharf, ſüß, ſauer, bitter u. ſ. w. Dieſer Sinn aber gehört unter ein ganz anderes Capitel, daß ich ihn hier nicht zu zergliedern bedarf. Dort wird man auch einſehen, warum er unter die erſte Claſſe der Sinne gerechnet worden iſt.

Der Geruch gibt mir Vorſtellungen von den feinſten Atmoſpharen gewiſſer Körper. Dieſe Atmoſphären der Körper kommen zwar unverändert vor die Nervengeiſter des Riechorgans, aber es waren dann noch mechaniſche Kräfte von nöthen, die ſie denſelben entgegen führen. Dieß ſind die Kräfte des Odems. Die Knochen, die Knorpel, die Membrane der Naſe und der Schleim ſind die Schutzkräfte. Die Vorſtellungen, die wir durch den Geruch erhalten, haben noch keine Namen, und werden durch die Namen der des Geſchmacks bezeichnet. Auch dieſer Sinn hat eine nähere Beziehung auf mich, von welcher anderwärts.

Das Gefühl ſtellt mir die gröberen Flächen der Körper vor. Es iſt das Organ des Gefühls das einfachſte von allen, deſſen Bau keine andere Beſtimmung hat, als die Geiſter gehörig gegen die Objekte zu beſtimmen, und vor dem zerſtörenden Einfluß äußerer Kräfte zu beſchützen. Es gibt mehrere Arten des Gefühls. Entweder iſt es allgemeines, ſtumpferes Gefühl, die ganze Fläche der Haut iſt ſein Organ, oder iſt es ſchärferes, beſonderes Gefühl, die Fingerſpitzen ſind ſein Organ. Von dem Gefühl der Empfindung und ſeinen beſondern Organen iſt hier gar nicht die Rede. Dieß iſt Gefühl des thieriſchen, jenes iſt Gefühl des geiſtigen Lebens. Die Vorſtellungen, die ich durch dieſes erhalte, ſind von Kälte und Wärme, Feinheit und Rauhigkeit, Härte und Weiche.

Das materielle Denken.

§. 8.

Das Denkorgan. Materielle Phantaſie. Theorien.

Vermittelſt dieſer fünf Organe hat die ganze materielle Natur freien, offenen Zugang zu der geiſtigen Kraft. Die äußeren Veränderungen werden durch ſie zu inneren. Durch ſie wirft die äußere Welt ihr Bild in die Seele zurück. Und dieß iſt nun der erſte Grundpfeiler des geiſtigen Lebens: Vorſtellung. Vorſtellung iſt nichts anders, als eine Veränderung der Seele, die der Weltveränderung gleich iſt, und wobei die Seele ihr eigenes Ich von der Veränderung unterſcheidet. Ich bin alſo in dem Augenblick ganz daſſelbe, was ich mir vorſtelle, und nur die Perſönlichkeit trennt mein Ich von demſelben, und lehrt mich, daß es eine äußere Veränderung iſt. Vorſtellung aber iſt noch nicht Ueberſchauung, Forſchung der Kräfte, der Abſichten, ſie iſt nur der Grund, worauf dieſes Geſchäft ruht, der Stoff, worin der Verſtand wirkt und ſchafft. Das zweite, das Hauptgeſchäft, wäre alſo die Thätigkeit des Verſtandes in dieſem dargebotenen ſinnlichen Stoff, nämlich das Denken.

Da aber Vorſtellung nichts als ein einziger Actus einer einfachen Kraft iſt, auf Veranlaſſung einer Veränderung des Nervengeiſts bei der Senſation (ſiehe Garve's Abhandlung von den Reizungen in den Acten der Berliner Akademie S. 110, 111) — da die letztere nichts anders als die Folge einer Veränderung in den ſinnlichen Organen, dieſer das Reſultat einer Veränderung in der materiellen Welt, dieſe aber vorübergehend und flüchtig iſt, ſo würde die Vorſtellung eines Gegenſtands eben ſo ſchnell verſchwunden ſeyn, als ihre Urſache nimmer iſt, und wenn ich mit dieſem beſchäftigt wäre, würde jener dahin ſeyn. So wäre mir demnach der Verſtand, der nur durch Gegeneinanderhaltung wirket, eben ſo unnütz, als er es ohne Mittelkraft, ohne Organ, ohne Welt nur immer geweſen wäre. Darum mußten neue Mittelkräfte vorhanden ſeyn, jene ſinnlichen Veränderungen des Nervengeiſts bei der Senſation zu feſſeln und bleibend zu machen, wenn auch ihre Urſachen, die Veränderungen in den ſinnlichen Organen, lange ſchon aufgehört haben zu wirken. Ich komme alſo auf ein neues Organ, das weder Sinn noch Seele iſt, man nennt es gemeiniglich das allgemeine Senſorium: ich nenne es beſſer das Denkorgan oder das Inſtrument des Verſtandes. In dieſem Organ muß die große Welt, in ſo fern ſie nämlich ſchon den Weg der ſinnlichen gegangen iſt, im Kleinen bezeichnet ruhen und dem Verſtande gegenwartig ſeyn. (Iſt es nun nicht zu vermuthen, daß ſelbſt die Veranderung des Nervengeiſts bei der Senſation an der Seele vorüber gehe, und erſt dieſe gleichartige Veranderung im Denkorgan auf ſie wirke? daß alſo die Seele, wenn Raume ſie einſchließen, in dieſem Organ wohne?)

Fragt ſich nun, was ſind die materiellen Ideen des Denkorgans oder der Phantaſie, und wie werden ſie von den materiellen Ideen der Senſation erzeugt? Es ſind darüber mancherlei Theorien erdacht worden, die ich jetzo genauer prüfen werde.

1. Sind ſie Eindrücke in dem Kanal des Nervengeiſts, den Nerven, von des Nervengeiſts Andrang verurſacht? Dieß ware alſo eine Veranderung im gröberen Theil des Nerven, im Bau. Fur was alſo ein ſo feines, unmaterielles Weſen, wie der Nervengeiſt, wenn doch die plumpe, materielle Maſſe auf ſie wirken ſoll? Aber ein Eindruck? Wer wird die erſtaunliche Mannigfaltigkeit der Ideen, wer ihre unmeßbaren Abſtechungen von Lebhaftigkeit zu Mattigkeit aus der Form oder der Tiefe des Eindrucks erklaren? Wer begreift es, wie ein Eindruck, ein leidender, todter, ruhender Eindruck, etwas Verneinendes auf die Seele wirkt? Ich muß mir ja ſchlechterdings alle Einwirkung als Bewegung vorſtellen, und hier nehme ich gerade das Gegentheil an. Ferner: wie kommt es, daß nicht der Strom der Geiſter, der unaufhörlich an den Wanden der Nerven hinauf und hinabeilt, dieſe Eindrücke nicht bald ausgelöſcht hat? Entweder müſſen ſie ſo fein, und hingegen der Nervengeiſt ſo erſtaunlich grob ſeyn, daß er ſie nicht auslöſchen kann, oder muß umgekehrt der Nervengeiſt ſo außerordentlich fein, ſie aber ſo grob gegen ihn ſeyn, daß er ſie darum nicht auslöſchen kann. Im erſten

Fall iſt die Theorie vom Nervengeiſt umgeſtoßen; ſeine Geſchwindigkeit, ſeine Wirkſamkeit, ſeine geiſtige Natur iſt nicht mehr. Selbſt Haller wird das nicht zugeben. Im andern Fall — aber das Monſtrum mag ich nicht aushecken. Noch mehr. Da auch die Nervenkanale von ihren Beſtandtheilen verlieren, und neue Theile an die verlorne Stelle treten, ſo frage ich alſo: Sind dieſe Theile des Verluſtes größer, als der Umfang des Eindrucks, oder ſind ſie unendlich kleiner? Iſt das Erſte, ſo würde jeder Pulsſchlag mehrere Ideen losreißen, Ideen wegſchwemmen der Harn, Ideen wegdünſten der Schweiß. Iſt das Zweite, ſo muß der Eindruck wieder erſtaunlich groß angenommen werden, weil die Theile des Verluſtes und des Erſatzes nicht mehr Elemente ſind. Wird man ſagen, die Narben erhalten ſich ja auch, trotz Verluſt und Erſatz, bis in's ſpäteſte Alter, ſollten nicht auch die Eindrücke? Ohne Anſtand; wer ſich den Eindruck als Narben vorſtellen kann; aber wehe dir dann, ſchöner Organismus des Denkens, wehe deiner Natur, einfacher Geiſt! Dieſe Meinung wird in der Folge noch mehr verlieren, wenn von der Aſſociation die Rede ſeyn wird. Sie iſt indeß ein Geſchenk des Himmels für Leute, die ſich lieber am Handgreiflichen halten, als die Sache ſelbſt nach geſunden Begriffen wägen, denn dieſen Vorzug muß ich dieſer Theorie einmal laſſen, daß ſie ſich mit Handen greifen laßt. Vernünftiger ſchon denken die, ſo die materielle Idee der Phantaſie

2. in Bewegungen des Nervengeiſtes ſetzen, harmoniſch mit jenen urſprünglichen in den ſinnlichen Geiſtern. So bleibt doch der geſunde Begriff von Nervengeiſt und Seele unangetaſtet, und wird gerade da gewonnen, wo die erſte verloren. Namlich die Erfahrung lehrt, daß die Phantaſie raſcher und lebendiger iſt, wenn das Blut mit Fluges Eile

durch ſeine Adern eilt, daß unter heftigen Fieberwallungen Ideen oft bis zur Furie lebhaft werden, da im Gegentheil beim trägen Puls der Phlegmatiſchen die Folge der Ideen äußerſt matt und langſam iſt. Beſtünden nun die materiellen Ideen in Eindrücken, ſo müſſen ſie um ſo matter ſeyn, je ſchneller die Säfte wallen, weil ſie dann ausgelöſcht würden; iſt aber die materielle Idee Bewegung, ſo iſt Alles bewieſen. Zugleich kann ich mir doch einen thätigen Einfluß dabei denken, bei dem todten Eindruck konnt' ich es nicht. Ich kann mir bei der Bewegung des Nervengeiſts eine Einwirkung auf ein materielles Weſen denken, bei dem Eindruck in den Kanal konnt' ich es ohne Schamröthe nicht. Aber auch dieſe Theorie reicht nicht hin, alle Einwürfe wegzuräumen, alle Erſcheinungen des materiellen Denkens zu erſchöpfen. Auch ſie wird uns im Artikel von der Aſſociation im Stiche laſſen, wo wir ihrer doch am meiſten bedürfen. Oder ſind vielleicht die materiellen Ideen der Phantaſie

3. Schwingungen ſaitenartig geſpannter Fibern, deren Summe und Zuſammenhang das Denkorgan ausmacht. Wer wird glauben, daß die mehrere oder mindere Spannung dieſer Fibern mit jener unbeſchreiblichen Mannigfaltigkeit der ſinnlichen und abſtrakten Ideen mit ihren mannigfaltigen Graden in Vergleichung komme? Die erſtaunliche Mannigfaltigkeit der elaſtiſchen Körper gibt uns doch nur wenige weſentlich verſchiedene Töne; die erſtaunliche Mannigfaltigkeit von Körpern, die das Licht zittern machen, gibt uns doch nur ſieben verſchiedene Farben. Und doch ſollen dieſe Denkfibern alle Töne, alle Farben, alle andern unendlich mannigfaltigen ſinnlichen und geiſtigen Vorſtellungen bezeichnen können, auch hat die Zergliederungskunſt und die Analogie und nichts im ganzen Bau des Menſchen nur einen Wink zu dieſer Theorie

gegeben. Der Zergliederer hat das Denkorgan unter allen Theilen des Körpers am wenigſten elaſtiſch, am weichſten gefunden. Sie iſt lediglich nichts als nackte Theorie, und wird im Artikel von den Aſſociationen vollends ihr Haupt ſinken laſſen.

Aus der ungefähren Combination der drei Theorien, ſo ungefähr, wie ſich die Elemente des Epicurus ergriffen haben mochten, iſt des Herrn Bonnets Hypotheſe entſtanden. Mit unverzeihlichem Leichtſinn hüpft der franzöſiſche Gaukler über die ſchwerſten Punkte dahin, legt Dinge zum Grund, die er niemals beweiſen kann, zieht Folgen daraus, die kein Menſch, ausgenommen ein Franzoſe, wagen kann. Seine Theorie mag ſeinem Vaterland gefallen, der ſchwerfällige Deutſche entrüſtet ſich, wenn er den Goldſtaub weggeblaſen, und unten nichts als Luft ſieht.

§. 9.

Aſſociation. Anwendung der Theorien.

Sind aber die materiellen Ideen der Phantaſie immer in demjenigen Zuſtand der Lebhaftigkeit, daß ſie der Seele Vorſtellungen machen können, oder ſind ſie es nicht?

Das Erſte kann nicht ſeyn, ſonſt müßten wir ja ſchlafend und wachend ununterbrochen denken, ſo könnten wir nicht mit Ordnung denken. Iſt das Zweite, ſo müſſen zukommende Urſachen ſeyn, die die gleichſam Schlummernde erwecken und vor die Seele bringen.

Und das ſind nun neue, ſinnliche, oder durch dieſe andere belebte Phantaſieideen, welche Kraft einer Verwandtſchaft von Zeit oder Ort oder Wirkung einen Bezug auf die Schlummernde haben, und durch die innere Mechanik des Denkorgans an dieſelbe geordnet werden. Es ſoll z. E. die materielle Idee einer Quelle im Denkorgan ſchlummern. Jetzt laſſen wir durch den Weg der Sinne den Namen Quelle in das Denkorgan gelangen, ſo wird dieſe Veränderung in demſelben auf Veranlaſſung des Namens Quelle durch die Mechanik deſſelben an die ſchlummernde materielle Idee der Quelle geordnet werden. Dieſe wird jetzo erweckt, wirkt auf die Seele, und gibt ihr die Vorſtellung einer Quelle, aber freilich ſchwacher, als die urſprünglich ſinnliche geweſen. Aber die neuauflebende materielle Idee der Quelle wird jetzo die nachſt an ſie granzende, meinetwegen eines Menſchen, der damals am Baume ſtund, oder eines Schalles, der damals gehört ward, eben ſo erwecken, als ſie ſelbſt von der ſinnlichen erweckt ward, und die Seele wird eine Vorſtellung von jenem Menſchen oder jenem Schalle bekommen. Dieſe auflebende Idee wird ihre Nachbarin erwecken, dieſe wieder, die Seele wird wiederum Vorſtellungen bekommen u. ſ. f., ſo unaufhörlich nach allen Seiten fort, bis wiederum eine neue ſinnliche Idee anderer Art dieſes Kettenſyſtem unterbricht und ein neues beginnt. Und das iſt nun die Reihe der Vorſtellungen, gegründet auf die Aſſociation; dieſe aber iſt auf die Verwandtſchaft nach Zeit und Ort oder Wirkung gebaut. Jetzt wollen wir obige Theorie darauf anwenden und unterſuchen, welche von allen uns am meiſten befriedigt.

Zuerſt alſo von den Saitenſchwingungen. Ich will einen analogiſchen Beweis von den Tönen und Farben entlehnen, der ihnen außerordentlich günſtig ſcheint. Wenn ich in ein dunkles Zimmer allerlei Farben bringe, und durch einen ſchwachen Ritz auf eine derſelben, als z. E. die rothe iſt, Licht einlaſſe, ſo werden alle rothe Farben im Zimmer ſichtbar werden, die andern alle unſichtbar bleiben. Wenn ich zwei

Claviere neben einander ſtelle und auf einem derſelben eine Saite rühre und einen Ton angebe, ſo wird auf dem andern Clavier die nämliche Saite und keine andere ohne mein Zuthun zittern, und eben den Ton, freilich matter, angeben.

Wir könnten alſo ſagen: die Stelle des erſten Claviers vertritt die Welt, ſo wie ſie ſich in den ſinnlichen Organen befindet, die Stelle der Luft der Nervengeiſt. Die Stelle des zweiten Claviers das Denkorgan. So viel Saiten ſind in der ſinnlichen Welt als Objekte. So viel Fibern im Denkorgan als Saiten in der ſinnlichen Welt, und beede, die Welt und das Denkorgan, und die Saiten in jener und die Fibern in dieſer ſich eben ſo genau entſprechend, als die beeden Claviere, als ihre Saiten ſich entſprochen haben.

Es ſollen alſo gewiſſe Saiten in den ſinnlichen Organen zittern. Dieſes Zittern pflanzt der Nervengeiſt bis in das Denkorgan fort. Die Seele empfindet es, das iſt die ſinnliche Idee. Jetzt, welche Fibern werden zittern? Keine andern als die, welche den Weltfibern gleich ſind in allem. Welche Idee wird die Seele bekommen? Keine andere als die nämliche, ſowie die Saite des zweiten Claviers nur den Ton des erſten angegeben hat. Die rothe Farbe wird mich nur an die rothe erinnern, ſo wie die rothe Farbe im dunkeln Zimmer nur die rothe wieder ſichtbar macht. Iſt das nun Aſſociation? Das iſt nichts als ein Echo der nämlichen Idee, das zu nichts nutze iſt. Geſetzt aber, es fände wirklich eine Aſſociation bei dieſer Mechanik ſtatt, was folgt weiter? Man muß annehmen, daß alle Gegenſtande entſprechende Fibern ſchon vorher im Denkorgan haben, ehe ſie ſinnlich empfunden werden. Geſetzt alſo, ich ſehe das Meer. Das Meer erinnert mich an ein Schiff. Das Schiff an den amerikaniſchen Krieg. Die Fibern dieſer verſchiedenen Ideen müſſen alſo ſich irgendwo gleich ſeyn, daß die eine die andere in Bewegung ſetzt. Geſetzt aber, ich hatte noch kein Schiff geſehen, ich hätte noch von keinem amerikaniſchen Krieg gehört, ſo müßte ich mich alſo, wenn die Meerfiber in Bewegung kommt, an ein Schiff, an den amerikaniſchen Krieg erinnern, ehe ich ſie ſinnlich empfunden habe. Was Bonnet zur Beantwortung dieſes Einwurfs vorbringt, findet hier gar nicht ſtatt.

Von monſtröſern Folgen dieſer Theorie will ich nichts mehr ſagen, denn jeder wird nun wohl von ihrem Ungrund überzeugt worden ſeyn. Ich habe nicht nöthig gefunden, ſie anders als mit ihren eigenen Waffen anzugreifen, und meine Abſicht iſt erreicht.

Ich nehme alſo meine Zuflucht zu der Zweiten, dieſe führt mich in eben das Labyrinth. Ich muß nothwendig annehmen, daß jede Idee, auch die einfachſte, ihren eigenen Geiſtern, ihren eigenen Kanalen entſpreche. Dieſe Kanäle haben einen beſtimmten Platz, den ſie ſo wenig verändern, als die Blutadern den übrigen. Zudem, ſo muß ich nach der ſcharfſten Beobachtung des Herrn von Haller zugleich annehmen, daß kein Kanal mit dem andern anaſtomiſire, ſondern jeder einzeln von der außerſten Spitze im ſinnlichen Organ bis an das Ende der ſondernden Ader fortlauft. Nun aber ſind die Aſſociationen außerſt willkürlich, unendlich zufallig und mancherlei, und doch haben die Kanäle nur einen beſtimmten Platz, und doch anaſtomiſiren die Geiſter nicht.

Eben dieſe Schwierigkeit und noch mehr finden ſich bei der Theorie von den Eindrücken. Hier iſt noch das Unbegreifliche, wie ein Eindruck in Bewegung kommt, daß er der Seele eine Vorſtellung macht. Ein Eindruck in Bewegung? Ich kann dieß nicht weiter auseinander ſetzen, wenn ich meinem Leſer nicht das Denken abſprechen will. Freilich iſt es wahr, daß mancher vermeiden wird, darüber zu denken, um die Blöße ſeiner Meinung nicht ſehen zu dürfen, und den Anker ſeines Verſtandes in dieſem ſternloſen Meer nicht vollends zu verlieren. — Aber wie Haller ſo auf der Oberfläche ſchweben konnte, das begreiſe ich nicht. Haller iſt zu groß, als daß er durch dieſen Irrthum verlöre. Quandoque bonus dormitat Hallerus.

Da ich nun die materielle Aſſociation nicht aus der Mechanik des Denkorgans erklaren kann, weil dieſe beſtimmt und ewig, jene aber unendlich mannigfaltig und veränderlich iſt, ſoll ich die Seele zum ordnenden Principe machen, ſoll ich annehmen, daß ſie bei jeder ſinnlichen Idee das ganze Heer der ſchlummernden im Denkorgan durchlauſe, um die ahnliche zu finden? So müßte ſie ſich alſo alle vorſtellen, ſo müßte ſie alle mit der ſinnlichen vergleichen, ſie müßte das ganze Werk des Denkens vollenden, um eine einzige Vorſtellung zu bekommen. Nein, die Aſſociation muß ſchlechterdings in den materiellen Ideen ihren Grund haben, wenn wir ſie ſchon nicht nach unſeren mechaniſchen Geſetzen erklaren können. Aber es verrath einen kranken Verſtand, nur ein Beſtreben zu außern, dieſen Mechanismus zu finden, ihm aber wirklich weiter nachzubauen, wäre der nachſte Weg, ihn vollends zu verlieren. In der That, ich habe den Kitzel nicht, und finde es meiner Abſicht gemäßer, Theorien umzuſtoßen, als neuere und beſſere zu ſchaffen oder ſchaffen zu wollen. That' ich das, ſo ware nicht erſt ein Abdera nöthig, um mir mit Nießwurz aufzuwarten.

§. 10.

Wirkung der Seele auf das Denkorgan.

Die materielle Aſſociation iſt der Grund, auf welchem das Denken ruht, der Leitfaden des ſchaffenden Verſtandes. Durch ſie allein kann er Ideen zuſammenſetzen und ſondern, vergleichen, ſchließen, und den Willen entweder zum Wollen oder zum Verwerſen leiten. Dieſe Behauptung dürfte vielleicht der Freiheit gefährlich ſcheinen. Denn wann die Folge der materiellen Ideen durch den Mechanismus des Denkorgans, der Verſtand aber durch die materiellen Ideen, der Wille durch den Verſtand beſtimmt wird, ſo folgte, daß zuletzt der Wille mechaniſch beſtimmt würde. Aber man höre weiter.

Die Seele hat einen thätigen Einfluß auf das Denkorgan. Sie kann die materiellen Ideen ſtärker machen und nach Willkur darauf haften, und ſomit macht ſie auch die geiſtigen Ideen ſtärker. Dieß iſt das Werk der Aufmerkſamkeit. Sie hat alſo Macht auf die Stärke der Beweggründe, ja ſie ſelbſt iſt es, die ſich Beweggründe macht. Und jetzt wäre es ziemlich entſchieden, was Freiheit iſt. Nur die Verwechslung des erſten und zweiten Willens hat den Streit darüber verurſacht. Der erſte Wille, der meine Aufmerkſamkeit beſtimmt, iſt der freie, der letzte, der die Handlung beſtimmt, iſt ein Sklav des Verſtandes; die Freiheit liegt alſo nicht darin, daß ich das wähle, was mein Verſtand für das Beſte erkannt hat (denn dieß iſt ein ewiges Geſetz), ſondern daß ich das wähle, was meinen Verſtand zum Beſten beſtimmen kann. Alle Moralität des Menſchen hat ihren Grund in der Aufmerkſamkeit, d. h. im thätigen Einfluß der Seele auf die materiellen Ideen im Denkorgan.

Wiederum eine materielle Ideekraft dieſes thätigen Einfluſſes öfters in ſtarke Lebhaftigkeit geſetzt, ſo wird ſie endlich eine gewiſſe Stärke auch nachher noch beibehalten, und gleichſam deuteropathiſch vor allen hervorſtechen. Sie wird die Seele treffender rühren. Sie wird in allen Aſſociationen dem Verſtand mächtiger ſich aufdringen, ihn mächtiger beſtimmen, ſie wird die Tyrannin des zweiten Willens werden, da der erſte Wille gar nicht ausgeübt war. So kann es Leute geben, die zuletzt mechaniſch Gutes oder Böſes thun. Anfangs hatten ſie es frei, moraliſch gethan, da nämlich ihre Aufmerkſamkeit noch unbeſtimmt war. Jetzo aber iſt die Idee auch ohne Aufmerkſamkeit die lebhafteſte, ſie feſſelt die Seele an ſich, ſie herrſcht über den Verſtand und Willen. Hierin liegt der Grund aller Leidenſchaften und herrſchenden Ideen, und zugleich der Fingerzeig, beede zu entnerven.

Wenn die Seele ihre Aufmerkſamkeit auf mehrere Ideen heftet, und ſolche in andere Aſſociationen bringt, ſo ſagt man: ſie erdichtet. Wenn ſie ihre Aufmerkſamkeit auf einzelnen Beſtimmungen mehrerer Ideen ruhen läßt, und ſolche aus ihren Aſſociationen heraus denkt, ſo ſagt man, ſie ſondert ab. Jene durch Erdichtung in neue Aſſociationen hineingedachten, dieſe durch Abſonderung aus ihren Aſſociationen herausgedachten Ideen feſſelt ſie beſonders im Denkorgan wieder, ja ſelbſt das Bewußtſeyn ihrer ſelbſt bei dieſen Wirkungen ſcheint ſie in materiellen Formen zu feſſeln, weil ſie dieß Bewußtſeyn zugleich wieder mit den alten Ideen zurückbringt. In dieſem Fall ſagen wir: ſie erinnert ſich wieder. Wenn die Seele, kraft ihrer Aufmerkſamkeit, eine materielle Idee ſtärker erſchüttert, ſo wird dieſe die nächſt angränzende auch ſtärker erſchüttern. Die Aſſociation wird alſo raſcher, lebhafter werden. Dieß thun wir, wenn wir uns auf etwas beſinnen oder unſere Phantaſie ſpielen laſſen. Die Aufmerkſamkeit alſo iſt es, durch die wir phantaſiren, durch die wir uns beſinnen, durch die wir ſondern und dichten, durch die wir wollen. Es iſt der thätige Einfluß der Seele auf das Denkorgan, der dieß alles vollbringt.

Und alſo iſt das Denkorgan das wahre Tribunal des Verſtandes, ebenſo dieſem unterworfen, als dieſer ihm unterworfen iſt. Ganz iſt er dann abhängig bis auf die Aufmerkſamkeit. Darum kann die Verwirrung der Geiſter in der Krankheit, wenn ſie bis in dieſes Organ hinein fortgepflanzt wird (und wie leicht wird ſie das), den Weiſeſten zum lächerlichſten Thoren, den Denker zum Einfaltspinſel, den Sanftmüthigſten zu einer Furie verkehren. Ganz iſt es abhängig von dem Verſtand, bis auf den Einfluß der Senſation. darum kann ein richtiger Verſtand das richtigſte Gedächtniß hervorbringen, darum kann ein immer thätiger Verſtand es durch Ueberſpannung zerſtören; beedes beweiſen die Beiſpiele großer Denker, der Garves, der Mendelsſohns, der Swifts, die das Inſtrument ihres Verſtandes verſtimmt haben, daß es keinen rechten Laut mehr von ſich gibt. Und weil es dann ſo genau mit der Denkkraft zuſammenhängt, ſo hab' ich es das Denkorgan genannt, aber nicht, als ob ich das Denken als eine Folge des Mechanismus betrachtete.

§. 11.

Empfindungen des geiſtigen Lebens.

Meine Seele iſt nicht allein ein denkendes, ſie iſt auch ein empfindendes Weſen. Dieß allein macht ſie glücklich, jenes allein macht ſie des Letztern fähig. Wir werden ſehen, wie genau der Menſchen-Schöpfer Denken an Empfinden gebunden hat. Empfindung iſt derjenige Zuſtand meiner Seele, wo ſie ſich einer Verbeſſerung oder Verſchlimmerung bewußt iſt; darin alſo von der Vorſtellung unterſchieden, daß ſie hier nur den Zuſtand eines äußern Weſens, dort aber ihren eigenen empfindet.

Ich ſehe den Sonnenhimmel, den Sternenhimmel, ich ſehe einen verwirrten Haufen Steine, ich höre eine Quelle murmeln, ein Saitenſpiel erſchallen. Ich höre das Gekrächz eines Raben. In allen dieſen Verwandlungen meines Zuſtandes iſt etwas Allgemeines, die Vorſtellung eines äußern Gegenſtandes. Aber wie ſehr verſchieden iſt nicht auf der andern Seite mein Zuſtand bei jeder dieſer Vorſtellungen? Den Sonnenhimmel ſehe ich gern, den Sternenhimmel ſehe ich noch gerner. Von dem Steinhaufen kehre ich mein Auge weg. So höre ich auch der Quelle Gemurmel gern, noch gerner das tönende Saitenſpiel. So wünſche ich mein Ohr vor dem Gekrächz des Raben zu verſtopfen. Was mich ergötzt, nenne ich melodiſch und ſchön, häßlich und unmelodiſch, was mich verdrießt.

Aber Kraft des erſten Geſetzes, das an der Spitze dieſer Darſtellung des Menſchen ſteht, darf mich nichts ergötzen, als was mich vollkommener macht; nichts verdrießen, als was mich unvollkommener macht. Macht mich nun das Melodiſche, das Schöne vollkommener als das Unmelodiſche, das Häßliche? Oder mit andern Worten, iſt es mein eigener Zuſtand, der verbeſſert oder verſchlimmert wird, —

Hier endigt das Manuſcript, welches wahrſcheinlich eine reinere Abſchrift des fertigen Aufſatzes werden ſollte, mit einem Comma. Daſſelbe iſt in ganz gleichmäßiger Schrift höchſt reinlich und ſorgfältig geſchrieben, und iſt jetzt im Beſitz der Familie des verſtorbenen Profeſſors Conz in Tübingen, welcher ein genauer

Freund Schillers war. Wir verdanken dieſes wichtige, bisher noch nicht gedruckte Monument des Schilleriſchen Geiſtes der Mittheilung des Herrn Dr. *Euth* in Kirchheim an der Tauber. Frau von Wolzogen gibt uns in ihrem Leben Schillers, Thl. 1. S. 22 f., von dieſer Schrift folgende Nachricht: „Nicht nur wurde er von ſeinen Lehrern für einen der vorzüglichſten Schüler gehalten, er erhielt auch bei den jährlichen öffentlichen Prüfungen mehrere Preiſe. Was für ſeine Kenntniſſe, beſonders in der Phyſiologie, noch ſtärker beweiſt, iſt eine Abhandlung, welche er zuerſt deutſch unter dem Titel: *Philoſophie der Phyſiologie*, und ſodann auch lateiniſch ausarbeitete, und in der letzten Geſtalt als Probeſchrift vorlegte. Da dieſe Abhandlung nicht gedruckt wurde, und der Verfaſſer in der Folge wenig Werth darauf legte, ging ſie wahrſcheinlich verloren. Gewiß wäre ſie der Aufbewahrung werth geweſen, nicht nur als ein zuvor nie gemachter, wohlgelungener Verſuch, die Phyſiologie wiſſenſchaftlich zu bearbeiten, ſondern auch als Beweis, wie gut Schiller ſchon damals ſchrieb." — Schiller ſelbſt erwähnt in einem ſpäter mitzutheilenden Brief an ſeinen Vater vom 4. Februar 1790 dieſer Abhandlung „als einer mediciniſchen Diſſertation, die nicht gedruckt worden ſey."

Wie ſehr iſt es zu beklagen, daß wir nur ein Fragment von ihr übrig haben! Von fünf Capiteln iſt uns nicht einmal das erſte mehr vollſtändig übrig. Welch einen hohen Begriff gibt uns dieſes Fragment von dem architektoniſchen Scharfſinn, der frühen und großen Ausrüſtung und dem wiſſenſchaftlichen Selbſtvertrauen des neunzehnjährigen Jünglings! Wir ſehen, wie der *Menſch* von Anfang an der Mittelpunkt ſeines Nachdenkens wurde, und müſſen den Verfaſſer bewundern, daß er trotz dieſer eindringenden, umfaſſenden Studien noch Dichter ſeyn und bleiben konnte.

Die Tugend, in ihren Folgen betrachtet.

Rede

zur Feier des Geburtsfeſtes
der
Frau Reichsgräfin von Hohenheim,
auf gnädigſten Befehl
Seiner Herzoglichen Durchlaucht
verfertigt
vom
Eleve Schiller.
(1780.)

Durchlauchtigſter Herzog!

Erlauchte Gräfin!

Wenn je etwas iſt, das ein jugendliches Herz mit Liebe zur Tugend erwärmen kann, ſo iſt es gewiß die Ausſicht in ihre erhabenen Folgen. Jedes fühlende Gemüth wird mit brennendem Eifer der göttlichen ſich weihen, wenn es einmal mit voller Ueberzeugung weiß, daß nur Vollkommenheit, nur Glückſeligkeit ihre Folgen ſind. Denn wonach ringt die Seele des Jünglings — als nach dieſem einigen Ziele? wenn ſie den großen Gedanken denkt, daß nur Tugend den Menſchen zum Abglanz der unendlichen Gottheit macht — denn wonach ſchmachtet die Seele des Jünglings, als nach dieſem nie zu umfaſſenden Urbild? — Es iſt alſo die Frage: Wie iſt die Tugend in ihren Folgen betrachtet? desjenigen vollkommen würdig, der, ein Vater in Mitte einer jauchzenden Jugend, den göttlichen Wunſch äußerte: „o daß ich Alle glücklich machen könnte!“ — vollkommen würdig, an dieſem Freundſchaftsfeſte feierlich beantwortet zu werden.

Erlauchte Gräfin!

Wenn wir uns den Menſchen als einen Bürger des großen Weltſyſtems denken, ſo können wir den Werth ſeiner Handlungen nach nichts beſſer beſtimmen, als nach dem Einfluß, den ſie auf die Vollkommenheit dieſes Syſtems haben. Wenn wir noch weiter gehen, wenn wir finden, daß alle Räder, alle treibenden Kräfte des großen Syſtems nur darum ſo innig in einander greifen, nur darum ſo harmoniſch zuſammen ſtimmen, damit der geiſtige Theil der Schöpfung dadurch vollkommener werde, der empfindende angenehmer, ſtärker empfinde, der denkende höher, umfaſſender denke, ſo können wir jede moraliſche Handlung nur nach dem Maße ſchätzen oder verdammen, nach welchem ſie mehr oder weniger zur Vollkommenheit der geiſtigen Weſen mitgewirkt hat. Ja, wenn wir dann noch höher hinauf ſteigen, wenn wir finden, daß alle Vollkommenheit der geiſtigen Weſen die Nachahmung, das Wohlgefallen, die Verherrlichung der Gottheit zum äußerſten Ziele hat, ſo muß dieſe Gleichheit, dieſe Uebereinſtimmung mit den Eigenſchaften der Gottheit, dieſes ihr Wohlgefallen, dieſe ihre Verherrlichung der Maßſtab aller moraliſchen Handlungen ſeyn. Jedwede Handlung eines Geiſtes alſo, jedweder Gedanke, ja ich darf ſagen jedwede Empfindung macht ſich des herrlichen ehrenvollen

Namens von Tugend würdig, wenn ſie die Vollkommenheit der Geiſter zum Zwecke hat, wenn ſie mit dem Weſen des Unendlichen übereinſtimmt, mit ſeinen Abſichten harmoniſch geht, wenn ſie ſeine Größe verherrlicht. Jedwede im Gegentheil macht ſich des ſchändenden Namens von Laſter ſchuldig, wenn ſie die Geiſter unvollkommener macht, wenn ſie mit den Eigenſchaften des höchſten Weſens mißlautet, wenn ſie ſeine Abſichten verfehlet. — Vollkommenheit der Geiſterwelt wäre alſo die erſte Folge der Tugend.

Noch herrſcht ferner ein ewiges Geſetz in der empfindenden und denkenden Natur, daß nämlich Vollkommenheit des Ganzen mit der Glückſeligkeit des einzelnen Weſens im innigſten Bunde ſtehe. Kraft dieſes Geſetzes wird uns das allezeit ergötzen, was das Ganze vollkommener, das allezeit ſchmerzen müſſen, was das Ganze unvollkommener macht. So zieht alſo jene allgemeine Folge der Tugend, Glückſeligkeit des Ganzen, eine zweite und innere nach ſich, Glückſeligkeit des einzelnen Weſens, das tugendhaft handelt.

Dieß Alles kurz zuſammengefaßt, können wir ſagen: Derjenige Zuſtand eines denkenden Geiſtes, durch welchen er am fähigſten wird, Geiſter vollkommener zu machen, und durch Vervollkommnung derſelben ſelbſt glückſelig zu ſeyn, dieſer Zuſtand wäre die Tugend. — Und worin wird nun dieſer Zuſtand beſtehen? — Dieſe Frage unwiderſprechlich beſtimmt zu beantworten, müßte mein Auge in die verworrenſten Tiefen der menſchlichen Seele gedrungen ſeyn, müßte mein Verſtand alle Gedanken der Menſchen umfaßt und vereinigt haben. Beinahe ein jeglicher Philoſoph — ja was ſag' ich? jeder denkende Geiſt ſchafft ſich aus ſeinem eigenen Gedankenſyſtem ein eigenes Gebäude von Tugend und Laſter, und obſchon Alle nur Einem Zwecke entgegen arbeiten, ſo ſind ſie doch in Beſtimmung desjenigen Zuſtandes, durch welchen ſie ihn erreichen ſollen, unendlich getheilt.

Werd' ich wohl jedes noch wankende Syſtem von Tugend vollends zu Boden ſtürzen, werd' ich ihr wohl ihren feſten ewigen Charakter anerſchaffen, wenn ich ſie mit den größten Weiſen dieſes Jahrhunderts weiſes Wohlwollen heiße? —

Ein weiſer, wohlwollender Geiſt alſo macht die Geiſterwelt vollkommener, glücklicher. — Dieß ſind die äußern Folgen der Tugend. Er macht ſich ſelbſt vollkommener, glücklicher. — Dieß ſind die innern Folgen der Tugend.

Und dieſe zwei Standpunkte ſind es, aus denen ich nun die mir gnädigſt aufgegebene Frage zu entwickeln ſuchen werde.

I.

Folgen der Tugend auf das Ganze.

Nicht geringer, als die allwirkende Kraft der Anziehung in der Körperwelt, die Welten um Welten wendet, und Sonnen in ewigen Ketten hält, nicht geringer, ſag' ich, iſt in der Geiſterwelt das Band der allgemeinen Liebe. Liebe iſt es, die Seelen an Seelen feſſelt; Liebe iſt es, die den unendlichen Schöpfer zum endlichen Geſchöpfe herunter neigt, das endliche Geſchöpf hinaufhebt zum unendlichen Schöpfer; Liebe iſt es, die aus der gränzenloſen Geiſterwelt eine Einzige Familie und ſo viele Myriaden Geiſter zu ſo viel Söhnen eines allliebenden Vaters macht. Liebe iſt der zweite Lebensodem in der Schöpfung; Liebe das große Band des Zuſammenhangs aller denkenden Naturen. Würde die Liebe im Umkreis der Schöpfung erſterben, — wie bald — wie bald würde das

Band der Weſen zerriſſen ſeyn, wie bald das unermeßliche Geiſterreich in anarchiſchem Aufruhr dahintoben, eben ſo, als die ganze Grundlage der Körperwelt zuſammenſtürzen, als alle Rader der Natur einen ewigen Stillſtand halten würden, wenn das machtige Geſetz der Anziehung aufgehoben worden ware.

Dieſes allgemeinen Geiſterzuſammenhangs erſte Folgen ſind gegenſeitige Ausbildung der Seelenfähigkeiten, Ergänzung, Erweiterung, Verfeinerung der Begriffe, Richtung des Willens nach dem Vollkommenen. So kann die Wiſſenſchaft des Einen in die Seele des Andern fließen; ſo kann der rohe Gedanke des Einen durch die ſcharfere Denkkraft des Andern verfeinert werden. So kann ein doppelter Verſtand das zur Reife bringen, was einem einfachen undurchdringlich war. So kann das jugendliche Feuer eines brauſenden Geiſtes durch den bedachtſamern Ernſt des reifern Mannes milder und maßiger werden. So kann der erſterbende Trieb zur Tugend in dieſem durch die wärmere Tugendliebe in jenem in neue Flammen auflodern. So kann ſich Seele in Seele ſpiegeln; ſo der Schöpfer ſelbſt ſein großes Bild in menſchliche Seelen zurückwerfen. So kann Wonne des Freundes in die Seele des Freundes hinüber jauchzen. — Vollkommenheit der höhern Geiſteskraft ware alſo die erſte Folge dieſes Zuſammenhangs. — Dieſer Zuſammenhang iſt die Folge der Liebe.

Groß alſo ſind die Folgen der Liebe. Die ganze Sphäre der Geiſter iſt ihr unendlicher Kreis. Aber wenn es auch nicht die ganze Sphare der Geiſter iſt, ſo kann ſie doch thatig ſeyn in einer kleinen, und durch dieſe kleine rückwärts thätig in die große, in die unendliche. Die Liebe, die den Vater an den Sohn, den Sohn an den Vater feſſelt, die einen Weiſen zum Lehrer eines vielleicht verlaſſenen

Jünglings macht, kann mächtig wirken auf die Harmonie des Ganzen.

Wenn ſie in dem Jüngling einen Antonin, einen Trajan auf den Thron ſetzt, oder an den Ufern des Eurotas einen Lykurg erſchafft, wenn ſie aus dem Sohn einen Montesquieu, einen Gellert, einen Haller, einen Addiſon bildet, ſo kann ſie das ganze Menſchengeſchlecht — ja was ſag' ich? — eine ganze Kette von Menſchengeſchlechtern mit dem Lichte der Wahrheit erleuchten und naher rücken ihrem erhabenen Ziel (denn vielleicht führt Gellerts Moral und Addiſons Beiſpiel noch in künftigen Jahrhunderten irrende Seelen zur Wahrheit zurück). — Aber eben ſo leicht kann das Laſter eines Einzigen in tauſend unverwahrte Seelen ſein ſüßes Gift einhauchen. So kann es eine Kette von Menſchenaltern ferne von ihrer hohen Beſtimmung in das alte barbariſche Dunkel thieriſcher Wildheit zurückſtoßen. So hat ſich der unvollkommene Geiſt eines Lamettrie, eines Voltaire auf den Ruinen tauſend verunglückter Geiſter eine Schandſäule aufgerichtet, ihres Frevels unſterbliches Denkmal! —

Aber noch einmal wollen wir jene fruchtbare Wahrheit zurückrufen, noch einmal vor unſere Seele ſtellen: — „daß nämlich ein vollkommener Geiſt eine ganze Geiſterwelt vollkommener machen könne“ — Meine Freunde! welche Sonne rückt vor meine ſtaunende Seele! Sehe ich nicht ein Gewimmel von Menſchengeſchlechtern ſich zu dem Grabmal eines Fürſten — (ach eines Fürſten, den ich Vater nennen darf,) hinzudrängen, ſeh' ich ſie nicht weinen, jauchzen, beten über dem Grabmal des Herrlichen? Was? eine Welt auf dem Grabmal eines Einzigen? Tauſend — Millionen ſegnen einen Einzigen? Er allein war's, meine Freunde, der eine bildungsloſe Jugend aus allen Gegenden der Welt in ſeine väterlichen Arme rief, der Strahlen der Weisheit in tauſend jugendliche Seelen goß, der jeder Sphäre von Erkenntniß tüchtige Männer erſchuf, der, wenn von dieſen Tauſenden nur zehn das große Siegel ihres Erziehers nicht verläugnen, der Menſchheit dereinſt neue Solone, neue Platone aufſtellen wird. Und wenn ein Einziger vollkommener Geiſt einen ſo großen Schauplatz der Wirkung hat, wie weit hat nicht der große Menſchenbildner durch ſeine gebildete Jugend in die Harmonie des Ganzen hineingewirkt! Er allein, weil er immer tugendhafter zu werden ſucht, Er allein, weil er ein Nachahmer der Gottheit auf Erden iſt. — Allmächtige Tugend, die du dich in den Buſen des Fürſten niederließeſt, und von hieraus die Herzen der Menſchen angelſt, durch dieſes Einzige Fürſtenherz haſt du dir eine Welt unterworfen!!! —

Und wenn nun dieſer große Freund der Tugend zu ſeinem erhabenen Werk ſich eine Gehülfin erwählte — wenn die ſanfte Theilnehmung dieſer vortrefflichen Freundin ſeine Freuden würzt und erhöht, ſeine Leiden — (denn auch die Großen, auch die Vortrefflichſten unter den Großen haben ihre Leiden, weil ſie Menſchen ſind) ſeine Leiden, ſag' ich, ſympathievoll mit ihm duldet, ſeinen Schmerzen den Stachel nimmt, wenn ſie, die aufmerkſame Hörerin ſeiner Lehren, ihre Tugend mit der Tugend ihres erhabenen Freunds zur Glückſeligkeit der Menſchen vereinigt, wenn ſie — ſteigt hier nicht jede Bruſt? Glüht nicht das Feuer der Freude aus jedem Antlitz empor? Schweben nicht zwei heilige Namen auf allen bebenden Lippen?

Thränen des Danks auf Ihre Aſche, mein Vater; Thränen des Danks auf Ihre Aſche, beſte Freundin des Vaters!

II.

Folgen der Tugend auf den Tugendhaften ſelbſt.

Dieß ſind die Folgen der Tugend auf die Vollkommenheit des Ganzen. Aber ſie allein ſind es noch nicht, die den Begriff von Tugend erſchöpfen. Zwar rauſchen ſie dem Ohr mächtig entgegen, zwar ſtrahlt ihr blendender Schimmer in jegliches Aug, aber eben darum werden ſie nicht ſelten vom ſtumpfen Auge des Pöbels mit dem Flittergolde unwürdiger Thaten verwechſelt. Auch aus ungeweihtem Boden, aus unheiligen Herzen kann Glückſeligkeit des Ganzen emporkeimen; denn die weiſeſte Vorſehung iſt eben ſo mächtig, das Laſter eines Einzigen in die Glückſeligkeit der Welt enden zu laſſen, als ſie dieſe durch Tugend glücklich machen kann.

Es folgt alſo aus dem Weſen der Tugend ſelbſt, daß ſie im Herzen des Tugendhaften innere Folgen zurücklaſſe, innere Folgen, die, wenn ſie auch dem Auge der Menſchen entfliehen, dennoch vor jenem durchdringenden Auge einer höhern Weisheit in heller Erhabenheit ſtehen; innere Folgen, die jenen Eroberer fliehen würden, wenn er eben ſo leicht mit fliegenden Siegen von Welten zu Welten gegangen wäre, als er über den Indus gegangen iſt; die den Weiſen glückſelig machten, wenn er auch in bodenloſen Kerkern ſchmachtete. Wäre die Tugend nicht von dieſen innern Folgen — Vorgefühlen des Himmels — begleitet, wie wenige würden ihr heiliges Bild anbeten? Wäre das Laſter nicht von jenen ſtummen Schauern der Hölle begleitet, wie leicht würde der zauberiſche Taumeltrank ſeiner Vergnügen alle Herzen dahin reißen? Und was ſind nun dieſe innern Folgen der Tugend? Jede tugendſame Seele wird hierin meiner Antwort zuvorkommen, jede im Stillen bei ſich empfinden, daß ſie nichts anders als Ruhe der Seele in allen Stürmen des Schickſals, Stärke des Geiſts in allen Auftritten des Jammers, Selbſtgewißheit in allen Zweifeln der Finſterniß, daß ſie, wenn ich es kurz ſagen ſoll, ein gleicher und unerſchütterter Charakter gegen alle Vorfälle des menſchlichen Lebens ſey, der jeden Schmerz ſtumpf, jedes Vergnügen doppelt empfindlich macht, der einen Regulus den Schreckniſſen eines barbariſchen Todes heiter entgegen führt, wenn die Cäſare unter blutig errungenen Diademen zittern, der einen Seneca jeden Tropfen ſeines dahin rinnenden Lebens ruhig zählen läßt, wenn Gewiſſensmartern den Tyrannen bis unter die Hülle des Purpurs verfolgen, der ſelbſt auf dem einſtürzenden Holzſtoß den Weiſen Indiens nicht verläßt, wenn europäiſcher Muth bei ſchwachen Fieberſchauern dahin ſinkt; der blühende Paradieſe ihm zeigt, wenn ſeine Augen im Tode nun dahin ſtarren, und Erd' und Himmel vor ihm ſchwinden in Nacht, und Seele und Leib im feierlichen Bruche ſich losreißen, — ja, der ihn dereinſt in den Schrecken jenes furchtbaren Tages nicht verlaſſen wird, wenn unter Domitianen irdiſche Throne ſchwanken, wenn jede Empfindung — denn keine wird ſich dem Aug' des Rächers entſtehlen — als eine drohende Zeugin wider den Gottloſen ſich erheben — wenn ach vielleicht ein einziger nicht erſtickter Gedanke zwiſchen Tod und Himmel entſcheiden wird. In dieſem Augenblicke des Entſetzens wird dem Tugendſamen der Donnerton des Gerichts Jubellied ſeyn, die Stimme des Weltrichters Stimme des rufenden Vaters; jetzt wird ſein Auge glänzen im ewigen Strahle, wenn auf des Frevlers Auge ewiges Dunkel ſinkt. —

So groß — ſo ſelig, ſo unausſprechlich ſelig, meine Freunde, ſind die innern Folgen der Tugend. Dieſes Gefühl, eine Welt um ſich beglückt — dieſes Gefühl, einige

Strahlenzuge der Gottheit getroffen zu haben — dieſes Gefühl, über alle Lobſprüche erhaben zu ſeyn — dieſes Gefühl — —

Erlauchte Gräfin!

Irdiſche Belohnungen vergehen — ſterbliche Kronen flattern dahin — die erhabenſten Jubellieder verhallen über dem Sarge. — Aber dieſe Ruhe der Seele, Franziska, dieſe himmliſche Heiterkeit, jeßt ausgegoſſen über Ihr Angeſicht, laut, laut verkündet ſie mir unendliche innere Belohnung der Tugend. Eine einzige fallende Thräne der Wonne, Franziska, eine Einzige gleich einer Welt — Franziska verdient ſie zu weinen!

Vorſtehende Rede machte der Rittmeiſter Freiherr von Böhnen in Amberg unter dem Titel: Schillers erſte bis jezt unbekannte Jugendſchrift, Amberg. Verlag der Klöber'ſchen Buchdruckerei 1839, zuerſt bekannt. Der Herausgeber führte ſie durch ein Vorwort ein, welches wir hier zum Theil wiedergeben. „Carl Eugen, Herzog von Würtemberg, hatte ſeine früher wandelbare Neigung zum ſchönen Geſchlechte im Jahr 1772 einem einzigen Gegenſtand zugewandet, nämlich dem geborenen Fräulein von Bernardin, geſchiedener Baroneſſe Leutrum, nachher Reichsgräfin von Hohenheim und zulezt Herzogin von Würtemberg. Dieſe, bald zur Liebe geſteigerte Neigung ließ den Herzog jede Gelegenheit, die Geliebte zu verherrlichen, mit Lebhaftigkeit erfaſſen, und ſo ſollte denn auch der 10. Januar des Jahres 1775, ihr Geburtstag, auf eine ausgezeichnete Weiſe gefeiert werden. Da nun aber „Franziska" nicht bloß für den Sinnenreiz, ſondern auch für edlere Regungen der Menſchenſeele ſich empfänglich zeigte — ſie liebte Wiſſenſchaft und Kunſt, und die würtembergiſche Geſchichte ſchreibt ihr überhaupt den wohlthätigſten Einfluß auf die rühmliche Metamorphoſe des in erſter Regierungsperiode bei ſeinem Volke unbeliebten, dagegen in zweiter von demſelben hochgefeierten Regenten zu — wurde ein Schüler der etliche Jahre zuvor auf dem Luſtſchloſſe Solitude geſtifteten, von der Gräfin Hohenheim beſonders begünſtigten Carlsſchule beauftragt, den geiſtigen Theil der Tagesfeier zu bewerkſtelligen. Die herzogliche Wahl traf den, obgleich erſt fünfzehnjährigen, doch ſchon durch ſeine literariſchen Talente Aufſehen erregenden Eleven Friedrich Schiller. So entſtand die Schrift: Die Tugend, in ihren Folgen betrachtet, deren vom Verfaſſer eigenhändig geſchriebenes, mit allegoriſcher Zeichnung, Sammteinband und goldenen Buckeln verziertes Original der nachher regierenden und verwittweten Herzogin ſtets eine werthe Erinnerung blieb, bis es bei ihrem Tode im Jahre 1811 in das Erbe ihres Verwandten, des Reiſemarſchalls, Baron von Böhnen, und von da in den Beſitz eines ſeiner Söhne überging; Letzterer bietet nun den wortgetreuen Abdruck in dieſem ohnedieß zu Schillers Verherrlichung beſtimmten Jahre, als Feſtgabe dem deutſchen Volke dar.“ An dieſen Nachrichten iſt nur das zu bezweifeln, daß dieſe Rede ſchon im Jahr 1775 gehalten worden ſey. Ein ſo großer Mangel an fähigen Köpfen unter den älteren Schülern der Anſtalt iſt nicht anzunehmen, daß man einem fünfzehnjährigen Jüngling werde den Vorzug gegeben haben. Auch zeigt ſich in der Rede eine ſolche Reife, daß wir ſie unmöglich in die Zeit des „Berichtes an den Herzog“ und „der Morgengedanken am Sonntage“ ſetzen können. Ich folge daher dem zuverläſſigen, gründlichen Peterſen, welcher die oben mitgetheilte Rede die erſte von Schiller gehaltene nennt, und von dieſer in ſeinem handſchriftlichen Nachlaſſe Folgendes ſagt: „Von der andern Rede weiß ich nichts mehr, als daß im Schwäbiſchen Magazin 1780 S. 55 f. ſie mit den Worten angekündigt wird: „Herr Schiller, ein geſchickter Zögling der Militärakademie, hat am 10. Januar in dem Examinationsſaal vor dem Durchlauchtigſten Herzog und dem Hof eine öffentliche Rede gehalten: Von den Folgen der Tugend.“ Wenn man die angegebene Stelle im Schwäbiſchen Magazin nachſchlägt, ſo findet man Peterſens Berufung begründet. Die Rede gibt ein vollgültiges Zeugniß von der frühen intellektuellen Ausbildung und zugleich von dem großen Rednertalente ihres Verfaſſers. In dem Inhalte dieſer Jugendarbeit erkennen wir wieder Schillers ins Große und Univerſelle ſich erſtreckende Geiſtesrichtung (vergl. Schillers Leben S. 48 und S. 110). Die hier ausgeſprochene Grundvorſtellung von der Liebe, daß ſie in der geiſtigen Welt das ſey, was das Anziehungsgeſetz in der materiellen, hat Schiller ſpäter in mehreren Lauraoden und andern Gedichten, z. B. in der Hymne auf die Freundſchaft (ſiehe Schillers Werke Bd. 1. S. 33 f.), und in den Philoſophiſchen Briefen (deſſen Werke Bd. 10. S. 289) weiter ausgeführt. Die Feſtrede charakteriſirt uns des hochherzigen feurigen Jünglings kühne Träume und Entwürfe einer weit greifenden edeln Wirkſamkeit. Das Bild von dem, was Schiller ſelbſt der Menſchheit wurde, bewegt ſich hier im Dämmerlichte. Man könnte ſich wundern, wie der Herzog Carl ſich und ſeine Freundin ſolchen öffentlichen Lobreden preisgeben konnte, man muß aber ſagen, daß der junge Redner ſich des Auftrages in ehrenhafter Geſinnung entledigte. Bei aller Dankbarkeit und Pietät hält er ſich fern von Schmeichelei, und er ſpricht von dem Herzog und der Gräfin mehr, wie er wünſcht, daß ſie ſeyn ſollten, als ſie wirklich waren. Auf eine höchſt merkwürdige Weiſe ſehen wir ſchon in dieſem Jugendverſuche jene unerſchütterliche Seelenſtärke ſich hervorheben, welche bald der Hauptzug in Schillers Charakter wurde; denn da, wo er von den innern Folgen der Tugend ſpricht, macht er jene Seelenſtärke vorzüglich geltend.

Verſuch

über den Zuſammenhang der thieriſchen Natur des Menſchen mit ſeiner geiſtigen.

(1780.)

Dieſe Abhandlung (zuerſt gedruckt zu Stuttgart in der Hof- und Kanzleibuchdruckerei 1780, in Quart, 44 Seiten lang) ſchließt ſich an den oben mitgetheilten Aufſatz: Philoſophie der Phyſiologie, an. Sie iſt in Schillers Werke B. 10. S. 3 ff. aufgenommen, und von mir in Schillers Leben Thl. 1. S. 58 ff. erläutert worden. Ich erwähne hier dieſer Abhandlung nur deßwegen, um eine auf der Kehrſeite des Titels ſtehende Stelle aus Ovid, den vorgedruckten „Inhalt" des Ganzen und endlich die der erſten Ausgabe beigedruckte Widmung an den Herzog Carl, welche ebenfalls in der Taſchenausgabe zurückgelaſſen iſt, in dieſe Supplemente aufzunehmen. Jene Stelle beſtätigt uns wieder die Bemerkung, daß Schiller ſich in ſeiner Jugend gerne und viel mit Ovid beſchäftigte, und die Inhaltsanzeige beweiſt, daß der überſchauende und ordnende Geiſt, den Goethe an ihm rühmt, ſchon von Anfang an in ihm war. Auch die Abhandlung über Phyſiologie iſt gut und ſtrenge diſponirt.

Natus homo est — sive hunc divino semine fecit
Ille opifex rerum, mundi melioris origo;
Sive recens tellus, retinebat semina coeli;
Pronaque cum spectent animalia caetera terram,
Os homini sublime dedit, coelumque videre
Jussit, et erectos ad sidera tollere vultus.

OVID. II. Metamorph.

Inhalt.

Einleitung. §. 1.
A. Phyſiſcher Zuſammenhang.
Thieriſche Natur befördert die Thätigkeit des Geiſts.
Organe der Seelenwirkungen — der Ernährung — der Zeugung. §. 2.
Der Körper. §. 3.
Thieriſches Leben. §. 4.
Thieriſche Empfindungen. §. 5.
Einwürfe gegen den Zuſammenhang aus der Moral. §. 6.
B. Philoſophiſcher Zuſammenhang.
a. Thieriſche Triebe wecken und entwickeln die geiſtigen.
Methode. §. 7.
Die Seele auſſer Verbindung mit dem Körper. §. 8.
In Verbindung. §. 9.
Dieſes erläutert:
1) aus der Geſchichte des Individuums. §. 10.
2) aus der Geſchichte des ganzen Geſchlechts. §. 11.
b. Thieriſche Empfindungen begleiten die geiſtigen.
Geſez. §. 12.
Geiſtiges Vergnügen befördert das Wohl der Maſchine. §. 13.
Geiſtiger Schmerz untergräbt das Wohl der Maſchine. §. 14.
Beiſpiele. §. 15.
Ausnahmen. §. 16.
Trägheit der Seele macht auch die Bewegungen der Maſchine träger. §. 17.
Zweites Geſez. §. 18.
Die Stimmungen der Seele folgen den Stimmungen des Körpers. §. 19.
Einſchränkung des vorigen. §. 20.
Weitere Ausſichten in den Zuſammenhang. §. 21.
c. Thieriſche Phänomene verrathen die Bewegungen des Geiſts.
Phyſiognomik der Empfindungen. §. 22.
d. Nachlaß der thieriſchen Natur iſt eine Quelle von Vollkommenheit.
Scheint ſie zwar zu hindern. §. 23.
Nothwendigkeit dieſes Nachlaſſes. §. 24. 25.
Vortreflichkeit deſſelben. §. 26.
Trennung des Zuſammenhangs. §. 27.

Durchlauchtigſter Herzog!

Gnädigſter Herzog und Herr!

Ich ſehe heute mit ausnehmendem Vergnügen den Wunſch erfüllet, Euer Herzoglichen Durchlaucht für die höchſte Gnade und mehr als väterliche Führung, die ich ſchon acht Jahre in dieſer ruhmvollen Stiftung zu genießen das Glück habe, öffentlich auf das Kindlichſte danken zu dürfen. Die weiſeſten und vortrefflichſten Anſtalten, welche Höchſtdieſelben zur Aufklärung unſeres Verſtandes und zur Verfeinerung unſerer Empfindungen getroffen haben, die würdigen und einſichtsvollen Lehrer, welche Höchſtdieſelben mit dem durchdringenden Auge eines Menſchenkenners aus der gemeinen Claſſe der Gelehrten herausgeforſcht und zu den glücklichen Werkzeugen des großen unſterblichen Bildungsplans angeordnet haben; der unvergeßliche mündliche Unterricht eines Fürſten, der ſeine Größe darin ſetzt, ein Lehrer unter ſeinen Schülern — ein Vater unter ſeinen Söhnen zu wandeln; — der Zuſammenfluß aller dieſer glücklichen Fügungen, in denen ich die Wege einer höhern Vorſicht bewundere, haben den Grund zu dem Glück meines ganzen Lebens gelegt, und nur dann wird es mir fehlen, wenn meine eigenen Beſtrebungen ſich mit den Abſichten des beſten Fürſten durchkreuzen.

Höchſtdieſelben haben mit eben dem tiefen Blick, mit dem Sie die Seele aller Ihrer Zöglinge durchſchauen, auch mich geprüft und Einiges in mir zu bemerken geglaubt, das mich vielleicht fähig machte, meinem Vaterlande dereinſt als Arzt zu dienen. Ich freue mich dieſer Beſtimmung, und werde um ſo mehr alle Nerven meines Geiſtes anſtrengen, ſie zu erreichen, da Euer Herzogliche Durchlaucht mir die günſtigſten Ausſichten dazu eröffnet haben.

Ein Arzt, deſſen Horizont ſich einzig und allein um die hiſtoriſche Kenntniß der Maſchine dreht, der die gröbern Räder des ſeelenvollſten Uhrwerks nur terminologiſch und örtlich weiß, kann vielleicht vor dem Krankenbette Wunder thun und vom Pöbel vergöttert werden; — aber Euer Herzogliche Durchlaucht haben die Hippokratiſche Kunſt aus der engen Sphäre einer mechaniſchen Brodwiſſenſchaft in den höhern Rang einer philoſophiſchen Lehre erhoben. Philoſophie und Arzneiwiſſenſchaft ſtehen unter ſich in der vollkommenſten Harmonie. Dieſe leihet jener von ihrem Reichthum und Licht, jene theilt dieſer ihr Intereſſe, ihre Würde, ihre Reize mit. Ich habe mich dieſes Jahr mit beiden bekannter zu machen geſucht; dieſe wenigen Blätter ſeyen die Rechtfertigung meines Unternehmens, ſie ſeyen dem Stifter meines Glücks geheiligt. Aber die Nachſicht des Vaters beſchütze dieſen ſchwachen Verſuch vor den gerechten Forderungen des Fürſten.

Tief durchdrungen von dem innigſten Dankgefühl für die gnädigſte Sorgfalt, womit Höchſtdieſelben mich ſtets vollkommener zu machen ſtreben — hocherhoben von Eifer, dieſe Gnade verdienen zu lernen, erſterbe ich

Euer Herzoglichen Durchlaucht

Stuttgart, den 30. Nov. 1780.

unterthänigſt gehorſamſter

Joh. Chriſtoph Fried. Schiller,
Eleve.

Inſchriften für Denkmäler berühmter Deutſchen.

(1781.)

Der Landbaumeiſter Jacob Atzel in Ebingen an der Donau hatte den Plan entworfen, großen Deutſchen Denkmäler zu errichten. Sein Freund Schiller (beide waren mit einander in der Militärſchule, ſiehe oben S. 18) ſchrieb Inſchriften dazu, welche in einem (J. A—l. unterzeichneten) Aufſatze von Atzel: „Entwurf einiger Grabmäler“ im zweiten Heft des Würtembergiſchen Repertoriums 1782, S. 217 bis 224 mitgetheilt ſind. Bekanntlich gab Schiller dieſe Vierteljahrsſchrift in Verbindung mit dem Profeſſor Abel und dem Bibliothekar Peterſen heraus, und der Letztere bezeugt im Morgenblatte, Jahrgang 1809, Nr. 267, daß Schiller der Verfaſſer dieſer Inſchriften iſt. Der fleißige Boas hat das Verdienſt, zuerſt wieder dieſelben bekannt gemacht zu haben (im dritten, letzten Band ſeiner Nachträge S. 496).

1.

Auf Luther.

MARTINUS LUTHERUS
IN TERRA NOTUS
ET COELO ET INFERNO.

2.

Auf Keppler.

JOANNES KEPPLERUS
FORTUNA MAJOR
NEVTONI
PER SIDERA
DUCTOR.

3.

Auf Haller.

CORPORI LEGES
ANIMO OFFICIA
ASSIGNAVIT.

4.

Auf Klopſtock.

GRATIAM
CECINIT
TERRIS ET INFERIS.

Früheſte Vorrede zu den Räubern.

(1781.)

Es mag beim erſten in die Hand nehmen auffallen, daß dieſes Schauſpiel niemals das Bürgerrecht auf dem Schauplatz bekommen wird. Wenn nun dieſes ein unentbehrliches Requiſitum zu einem Drama ſeyn ſoll, ſo hat freilich das meinige einen großen Fehler mehr.

Nun weiß ich aber nicht, ob ich mich dieſer Forderung ſo ſchlechtweg unterwerfen ſoll. Sophokles und Menander mögen ſich wohl die ſinnliche Darſtellung zum Hauptaugenmerk gemacht haben, denn es iſt zu vermuthen, daß dieſe ſinnliche Verbildung erſt auf die Idee des Dramas geführt habe. In der Folge aber fand ſich's, daß ſchon allein die dramatiſche Methode auch ohne Hinſicht auf theatraliſche

Verkörperung vor allen Gattungen der rührenden und unterrichtenden Poeſie einen vorzüglichen Werth habe. Da ſie uns ihre Welt gleichſam gegenwärtig ſtellt, und uns die Leidenſchaften und geheimſten Bewegungen des Herzens in eigenen Aeußerungen der Perſonen ſchildert, ſo wird ſie auch gegen die beſchreibende Dichtkunſt um ſo mächtiger wirken, als die lebendige Anſchauung kräftiger iſt, denn die hiſtoriſche Erkenntniß. Wenn der unbändige Grimm in dem entſetzlichen Ausbruch: Er hat keine Kinder! aus Makduff redet, iſt dieß nicht wahrer und herzeinſchneidender, als wenn der alte Diego ſeinen Sackſpiegel herauslangt und ſich aus offenem Theater beguckt.

O rage! o desespoir!

Wirklich iſt dieſes große Vorrecht der dramatiſchen Manier, die Seele gleichſam bei ihren verſtohlenſten Operationen zu ertappen, für den Franzoſen durchaus verloren. Seine Menſchen ſind, wo nicht gar Hiſtoriographen und Heldendichter ihres eigenen hohen Selbſt, doch ſelten mehr, als eiskalte Zuſchauer ihrer Wuth, oder altkluge Profeſſoren ihrer Leidenſchaft.

Wahr alſo iſt es, daß der ächte Genius des Dramas, welchen Shakeſpear, wie Proſpero ſeinen Ariel, in ſeiner Gewalt mag gehabt haben, daß, ſage ich, der wahre Geiſt des Schauſpiels tiefer in die Seele gräbt, ſchärfer in's Herz ſchneidet und lebendiger belehrt, als Roman und Epopee, und daß es der ſinnlichen Verſpiegelung gar nicht einmal bedarf, uns dieſe Gattung von Poeſie vorzüglich zu empfehlen. Ich kann demnach eine Geſchichte dramatiſch abhandeln, ohne darum ein Drama ſchreiben zu wollen. Das heißt: ich ſchreibe einen dramatiſchen Roman und kein theatraliſches Drama. Im erſten Fall darf ich mich nur den allgemeinen Geſetzen der Kunſt, nicht aber den beſondern des theatraliſchen Geſchmacks unterwerfen.

Nun auf die Sache ſelbſt zu kommen, ſo muß ich bekennen, daß nicht ſowohl die körperliche Ausdehnung meines Schauſpiels, als vielmehr ſein Inhalt ihm Sitz und Stimme auf dem Schauplatze abſprechen. „Die Oekonomie deſſelben machte es nothwendig, daß mancher Charakter auftreten mußte, der das feinere Gefühl der Tugend beleidigt, und die Zärtlichkeit unſerer Sitten empört." Ich wünſchte zur Ehre der Menſchheit, daß ich hier nichts denn Karrikaturen geliefert hatte, muß aber geſtehen, ſo fruchtbarer meine Weltkenntniß wird, ſo ärmer wird mein Karrikaturen-Regiſter. „Noch mehr — dieſe unmoraliſchen Charaktere mußten von gewiſſen Seiten glänzen, ja oft von Seiten des Geiſts gewinnen, was ſie von Seiten des Herzens verlieren." Jeder dramatiſche Schriftſteller iſt zu dieſer Freiheit berechtigt, ja ſogar genöthigt, wenn er anders der getreue Copiſt der wirklichen Welt ſeyn ſoll. Auch iſt, wie Garve lehrt, kein Menſch durchaus unvollkommen; auch der Laſterhafteſte hat noch viele Ideen, die richtig, viele Triebe, die gut, viele Thätigkeiten, die edel ſind. Er iſt nur minder vollkommen.

Man trifft hier Böſewichter an, die Erſtaunen abzwingen, ehrwürdige Miſſethäter, Ungeheuer mit Majeſtät, Geiſter, die das abſcheuliche Laſter reizet, um der Größe willen, die ihm anhänget, um der Kraft willen, die es erfordert, um der Gefahren willen, die es begleiten. Man ſtößt auf Menſchen, die den Teufel umarmen würden, weil er der Mann ohne ſeines Gleichen iſt; die auf dem Weg zur höchſten Vollkommenheit die Unvollkommenſten werden, die Unglückſeligſten auf dem Wege zum höchſten Glück, wie ſie es wähnen. Mit einem Wort, man wird ſich auch für meine Jagos intereſſiren, man wird meinen Mordbrenner bewundern, ja faſt ſogar lieben. Niemand wird ihn verabſcheuen, jeder darf ihn bedauern, aber eben darum möchte ich ſelbſt nicht gerathen haben, dieſes mein Trauerſpiel auf der Bühne zu wagen. Die Kenner, die den Zuſammenhang des Ganzen befaſſen, und die Abſicht des Dichters errathen, machen immer das dünnſte Häuflein aus. Der Pöbel hingegen, (worunter ich s. v. v. nicht die Miſtpantſcher allein, ſondern auch und noch vielmehr manchen Federhut und manchen Treſſenrock und manchen weißen Kragen zu zählen Urſache habe,) der Pöbel, will ich ſagen, würde ſich durch eine ſchöne Seite beſtechen laſſen, auch den häßlichen Grund zu ſchätzen, oder wohl gar eine Apologie des Laſters darin finden, und ſeine eigene Kurzſichtigkeit den armen Dichter entgelten laſſen, dem man gemeiniglich Alles, nur nicht Gerechtigkeit wiederfahren läßt.

„Es iſt das ewige da Capo mit Abdera und Demokrit, und unſere guten Hippokrate müßten ganze Plantagen Nießwurz erſchöpfen, wenn ſie dieſem Unweſen durch einen heilſamen Kräutertrank abhelfen wollten. Noch ſo viele Freunde der Wahrheit und Tugend mögen zuſammenſtehen, ihren Mitbürgern auf offener Bühne¹ Schule zu halten, der Pöbel hört nie auf, Pöbel zu ſeyn, und wenn Sonne und Mond ſich wandeln, und Himmel und Erde veralten, wie ein Kleid,“ die Narren bleiben immer ſich ſelbſt gleich, wie die Tugend. Mort de ma vie, ſagt Herr Eiſenfreſſer, das heiß ich einen Sprung! Fy — Fy, flüſtert die Mamſell, die Coeffure der kleinen Sängerin war viel zu altmodiſch — Sacre Dieu, ſagt der Friſeur, welche göttliche Symphonie! da fahren die Deutſchen Hunde dagegen! — Sternhagelbataillon, den Kerl

---

[1] Später „auf Kanzel und Schaubühne.“

hätteſt du ſehen ſollen, das roſenfarbene Mädel hinter die ſpaniſche Wand ſchmeißen, ſagt der Kutſcher zum Lakaien, der ſich vor Frieren und Langeweile in die Komödie eingeſchlichen hatte. — Sie fiel recht artig, ſagt die gnädige Tante, recht anſtös, sur mon honneur (und ſpreitet ihren damaſtenen Schlamp weit aus) — was koſtet Sie dieſe eventaille, mein Kind? — Und auch mit viel expression, viel submission. — Fahr' zu, Kutſcher! —

Nun gehe man hin und frage! — Sie haben die Emilia geſpielt. —

Dieß könnte mich allenfalls ſchon entſchuldigen, daß mir's gar nicht darum zu thun war, für die Bühne zu ſchreiben. Nicht aber das Auditorium allein, auch ſelbſt das Theater ſchreckte mich ab. Wehe genug würde es mir thun, wenn ich ſo manche lebendige Leidenſchaft mit allen Vieren zerſtampfen, ſo manchen großen und edlen Zug erbärmlich maſſacriren, und meines Räubers Majeſtät in der Stellung eines Stallknechts müßte erzwingen ſehen. Ich würde mich übrigens glücklich ſchätzen, wenn mein Schauſpiel die Aufmerkſamkeit eines deutſchen Roſcius verdiente.

Schließlich will ich nicht bergen, daß ich der Meinung bin, der Applauſus des Zuſchauers ſey nicht immer der Maßſtab für den Werth eines Dramas. Der Zuſchauer, vom gewaltigen Licht der Sinnlichkeit geblendet, überſieht oft eben ſowohl die feinſten Schönheiten, als die untergefloſſenen Flecken, die ſich nur dem Auge des bedachtſamen Leſers entblößen. Vielleicht iſt das größte Meiſterſtück des brittiſchen Aeſchylus nicht am meiſten beklatſcht worden, vielleicht muß er in ſeiner rohen ſcythiſchen Pracht denen à la mode (verſchönerten oder verhunzten?) Kopien von Gotter, Weiße und Stephanie weichen.

So viel von meiner Verſündigung gegen den Schauplatz. — Eine Rechtfertigung über die Oekonomie meines Schauſpiels ſelbſt würde wohl keine Vorrede erſchöpfen. Ich überlaſſe ſie daher ihrem eigenen Schickſal, weit entfernt, meine Richter mit zierlichen Worten zu beſtechen, wenn ich ihre Strenge zu befürchten fände, oder auf Schönheiten aufmerkſam zu machen, wenn ich irgend welche darin gefunden hätte.

Geſchrieben in der Oſtermeſſe 1781.

Der Herausgeber.

Schiller konnte für ſeine Räuber keinen Verleger finden. Er ſah ſich genöthigt, ſie auf ſeine eigenen Koſten drucken zu laſſen. Die fertigen Bogen ſchickte er an den Buchhändler und Kammerrath Schwan in Mannheim, und erhielt ſie mit Anmerkungen begleitet wieder zurück (ſiehe Schillers Leben, Geiſtesentwickelung und Werke, Thl. 1. S. 93 f.). „Ob allein die Anſichten des Herrn Schwan, fährt Streicher in ſeiner Schrift. Schillers Flucht von Stuttgart S. 29, zu erzählen fort, den Verfaſſer aufmerkſam machten, oder ob er ſelbſt darüber erſchrack, wie grell und widerlich ſich manches dem Auge darſtellte, nachdem es nun gedruckt vor ihm lag — genug, in dem letzten Bogen wurde Einiges geändert, die von der Preſſe ſchon ganz fertig gelieferte Vorrede unterdrückt, und eine neue mit gemilderten Ausdrücken an deren Stelle geſetzt.“ Dieſe neue Vorrede leſen wir jetzt in den Werken (Taſchenausg. Bd. 2. S. 5 ff.); jene urſprüngliche bin ich ſo glücklich, aus Peterſens Nachlaß, wo ſie ſich auf gutem Papiere gedruckt befindet, hier mittheilen zu können. Die Stellen, welche mit dem jetzigen Texte gleich ſind, habe ich durch Anführungszeichen kenntlich gemacht. Das Grelle und Widerliche dieſer urſprünglichen Form findet ſich doch nur in Einer Stelle, wo das Publikum des Theaters geſchildert wird. Im Uebrigen behauptet dieſelbe, beſonders durch ihre größere Klarheit und Einfachheit, eigenthümliche Vorzüge. Dieſe erſte Vorrede führt eigentlich nur den Satz durch, daß die Räuber nicht für die Bühne geſchrieben ſind; die ſpäter geſchriebene dagegen ſucht uns mehr in das Stück ſelbſt einzuführen, und es ſittlich und äſthetiſch zu rechtfertigen.

Der Verfaſſer der Räuber an das Publikum.

(1781.)

Die Räuber ſollten nach der neuen Umarbeitung in Mannheim aufgeführt werden. Der Freiherr von Dalberg forderte Schillern auf, eine Art Proklamation zu ſchreiben, wodurch die Erwartung des Publikums auf das darzuſtellende Stück wo möglich noch geſteigert werden ſollte. Der Dichter überſandte die Einladung in einem Briefe vom 12. December 1781 (ſiehe Schillers Briefe an Dalberg. Carlsruhe und Baden S. 25). Hier folgt das merkwürdige Document.

Das Gemälde einer verirrten großen Seele — ausgerüſtet mit allen Gaben zum Vortrefflichen, und mit allen Gaben verloren. Zügelloſes Feuer und ſchlechte Kameradſchaft verdarben ſein Herz — riſſen ihn von Laſter zu Laſter — bis er zuletzt an der Spitze der Mordbrennerbande ſtand, Greul auf Greul haufte, von Abgrund zu Abgrund ſtürzte, in alle Tiefen der Verzweiflung. — Groß und majeſtätiſch im Unglück und durch Unglück gebeſſert, rückgeführt zum Vortrefflichen. Einen ſolchen Mann wird man im Räuber Moor beweinen und haſſen, verabſcheuen und lieben. — Einen heuchleriſchen, heimtückiſchen Schleicher wird man entlarvt erblicken und geſprengt ſehen mit ſeinen eigenen Minen. Einen allzuſchwachen, nachgiebigen Verzärtler und Vater. — Die Schmerzen ſchwärmeriſcher Liebe und die Folter herrſchender Leidenſchaft. Hier wird man auch nicht ohne Entſetzen in die innere Wirthſchaft des Laſters Blicke werfen, und aus der Bühne unterrichtet werden, wie alle Vergoldungen des Glücks den innern Wurm nicht tödten, und Schrecken, Angſt, Reue, Verzweiflung hart hinter ſeinen Ferſen ſind. Der Zuſchauer weine heute vor unſrer Bühne — und ſchaudere — und lerne ſeine Leidenſchaften unter die Geſetze der Religion und des Verſtandes beugen; — der Jüngling ſehe mit Schrecken dem Ende der zügelloſen Ausſchweifungen nach, und auch der Mann gehe nicht ohne den Unterricht aus dem Schauſpiel, daß die unſichtbare Hand der Vorſicht auch den Böſewicht zu Werkzeugen ihrer Abſichten und Gerichte brauche, und den verworrenſten Knoten des Geſchicks zum Erſtaunen auflöſen könne.

Dalberg veränderte einiges, anderes kürzte er ab und ließ dann die Ankündigung auf dem merkwürdigen Theaterzettel abdrucken, welcher am 13. Januar 1782 an allen Straßenecken Mannheims zu leſen war. Derſelbe hat ſich im Nachlaß eines Schauſpielers aus der alten Zeit vorgefunden, und iſt vor Kurzem (ſ. Kölner Welt- und Staatsbote vom 10. Januar 1859) bekannt gemacht worden.[1] Ich theile auch dieſes Actenſtück mit:

---

[1] Der Herausgeber bemerkt: „Es iſt intereſſant, aus Schillers Proklamation zu erſehen, wie das Genie ſich damals herablaſſen mußte,

Die Räuber. Trauerſpiel in ſieben Handlungen, für das Mannheimer Nationaltheater vom Verfaſſer, Herrn Schiller, neu bearbeitet (folgt das Perſonal der Schauſpieler, wie es früher, Thl. 1. S. 55, angegeben iſt). Das Stück ſpielt in Deutſchland, in dem Jahr, wo Kaiſer Maximilian den ewigen Landfrieden verkündigte. Wegen Länge des Stücks wird präcis um fünf Uhr angefangen (folgen die Preiſe der Plätze, darunter einer im Betrag von acht Kreuzern oder zwei Groſchen). Angehängt iſt die Schiller'ſche Proklamation nach der theilweiſen Veränderung von Dalberg. Sie lautet folgender Maßen:

Der Verfaſſer an das Publikum. Die Räuber — das Gemälde einer verirrten großen Seele, ausgerüſtet mit allen Gaben zum Fürtrefflichen und mit allen Gaben — verloren. — Zügelloſes Feuer und ſchlechte Kameradſchaft verdarben ſein Herz, riſſen ihn von Abgrund zu Abgrund, durch alle Tiefen der Verzweiflung, bis er zuletzt an der Spitze einer Mordbrennerbande ſtand, Greuel auf Greuel häufte, doch erhaben und groß, majeſtätiſch und ehrwürdig auch im Unglück, und durch Unglück gebeſſert, zurückgeführt zum Fürtrefflichen. Einen ſolchen Mann wird man im Räuber Moor beweinen und haſſen, verabſcheuen und lieben. — Franz Moor, ein heuchleriſcher, heimtückiſcher Schleicher, entlarvt und geſprengt mit ſeinen eigenen Minen. — Der alte Moor — Verzärtler und Stifter vom Verderben und Elend ſeiner Kinder. — In Amalien die Qualen ſchwärmeriſcher Liebe und die Foltern herrſchender Leidenſchaft. — Man wird auch nicht ohne Entſetzen Blicke in die innere Wirthſchaft des Laſters werfen, und wahrnehmen, wie alle Vergoldungen des Glückes den innern Gewiſſenswurm nicht zu ertödten im Stande — und Schrecken und Angſt, Reue und Verzweiflung hart hinter ſeinen Ferſen. Der Jüngling ſehe mit Schrecken dem Ende der

---

um theils bei den Philiſtern ſeine captatio benevolentiae anzubringen, theils ſie durch einige Ausruferkünſte, und zwar in metaliſcher Abfaſſung, in die Bude zu locken.

zügelloſen Ausſchweifungen nach, und der Mann gehe nicht ohne Unterricht aus dem Schauſpiel, daß die weiſe Hand der Vorſehung auch den Böſewicht zum Werkzeug ihrer Plane zu benützen, und den verworrenſten Knoten des Geſchicks zum Erſtaunen aufzulöſen weiß.

Vorrede zur zweiten Auflage der Räuber.

(1782.)

Die Varianten zur zweiten Auflage der Räuber habe ich im 1. Theil von S. 16 bis 54 vollſtändig mitgetheilt und daſelbſt auch die nöthigen Erläuterungen gegeben. Hier folgt die Vorrede zu dieſer Auflage. Der Componiſt, deſſen am Ende Erwähnung geſchieht, iſt Zumſteeg, geb. 1760, geſt. 1802 als Kapellmeiſter in Stuttgart. Er war ein Freund Schillers; beide hatten mit einander die Militärſchule beſucht.

Die achthundert Exemplarien der erſten Auflage meiner Räuber ſind balder zerſtreut worden, als alle Liebhaber zu dem Stück konnten befriedigt werden. Man unternahm daher eine zweite, die ſich von der erſten an Pünktlichkeit des Drucks und Vermeidung derjenigen Zweideutigkeiten ausnimmt, die dem feinern Theil des Publikums auffallend geweſen waren. Eine Verbeſſerung in dem Weſen des Stücks, die den Wünſchen meiner Freunde und Kritiker entſprache, durfte die Abſicht dieſer Auflage nicht ſeyn.

Es ſind dieſer zweiten Auflage verſchiedene Klavierſtücke zugeordnet, die ihren Werth bei einem großen Theil des muſikliebenden Publikums erheben werden. Ein Meiſter ſetzte die Arien, die darin vorkommen, in Muſik, und ich bin überzeugt, daß man den Text bei der Muſik vergeſſen wird.

Stuttgart, den 5. Januar 1782.

Dr. Schiller.

Die Räuber.

Ein Schauſpiel von Friedrich Schiller.[1]

(1782.)

Das einzige Schauſpiel auf würtembergiſchem Boden gewachſen. Die Fabel des Stücks iſt ungefähr dieſe: Ein fränkiſcher Graf, Maximilian von Moor, iſt Vater von zween Söhnen, Carl und Franz, die ſich an Charakter ſehr unähnlich ſind. Carl, der ältere, ein Jüngling voll Talenten und Edelmuth, geräth zu Leipzig in einen Zirkel liederlicher Brüder, ſtürzt in Exceſſe und Schulden, und muß zuletzt mit einem Trupp ſeiner Spießgeſellen aus Leipzig entfliehen. Unterdeß lebte Franz, der jüngere, zu Hauſe beim Vater, und da er heimtückiſcher, ſchadenfroher Gemüthsart war, wußte er die Zeitungen von den Liederlichkeiten ſeines Bruders zu ſeinem eigenen Vortheil zu verſchlimmern, ſeine reuvollen und rührenden Briefe zu unterdrücken, andere nachtheiligen Inhalts unterzuſchieben, und den Vater dergeſtalt gegen den

---

[1] Anmerkung Schillers: Ich nehme es nach der neueſten Theaterausgabe, wie es bisher auf der Nationalbühne zu Mannheim iſt vorgeſtellt worden.

Sohn zu erbittern, daß er ihm den Fluch gab und ihn enterbte.

Carl, durch dieſen Schritt zur Verzweiflung gebracht, verwickelt ſich mit ſeinen Gefährten in ein Räubercomplot, wird ihr Anführer, und führt ſie in böhmiſche Wälder. Der alte Graf hatte eine Nichte im Hauſe, die den jungen Grafen Carl ſchwärmeriſch liebte. Dieſes Mädchen kämpfte mit allen Waffen der Liebe gegen den Zorn des Vaters, und hatte auch durch zudringliches Bitten zuletzt ihren Zweck erreicht, wenn nicht Franz, der von dieſem Schritte alles zu beſorgen hatte, der nebendem noch Abſichten auf Amalien hegte, durch eine erſonnene Liſt alles vereitelt hätte. Nämlich er unterrichtete einen ſeiner Vertrauten, der noch einen Privatgroll auf den alten und jungen Grafen gefaßt hatte, unter dem vorgeblichen Namen eines Freundes von Carln, die erdichtete Zeitung von Tod des Letztern zu bringen, und verſah ihn hiezu mit den tüchtigſten Documenten. Der Streich gelang, die Trauerpoſt überraſchte den Vater auf dem Krankenbett und wirkte ſo ſtark auf ſeinen geſchwächten Körper, daß er in einen Zuſtand verfiel, den Jedermann für den Tod erklärte. Aber es war nur eine tiefe Ohnmacht. Franz, der ſich durch boshafte Streiche zu den abſcheulichſten Verbrechen verhärtet hatte, benutzte dieſen allgemeinen Wahn, vollzog das Leichenbegängniß, und brachte den Vater, mit Hülfe ſeines gedungenen Handlangers, in einen abgelegenen Thurm, ihn dort, fern von Menſchen, Hungers ſterben zu laſſen, und trat ſodann in den vollkommenen Beſitz ſeiner Güter und Rechte.

Unterdeſſen hatte ſich Carl Moor an der Spitze ſeiner Rotte durch außerordentliche Streiche weit und breit ruchtbar und furchtbar gemacht. Sein Anhang wuchs, ſeine Güter ſtiegen, ſein Dolch ſchreckte die kleineren Tyrannen und autoriſirten Beutelſchneider; aber ſein Beutel war der Nothdurft geöffnet und ſein Arm zu ihrem Schutze bereit. Niemals erlaubte er ſich ſpitzbübiſche Dieberciein; ſein Weg ging gerade; er hatte ſich balder zehen Mordthaten als einen einzigen Diebſtahl vergeben. Das Gerücht ſeiner Thaten forderte die Gerechtigkeit auf; er wurde in einem Walde, wo hinein er ſich nach einem Hauptſtreich mit ſeiner ganzen Bande geworfen hatte, umringt. Aber der zur Verzweiflung gehetzte Abenteurer ſchlug ſich mit wenigem Verluſt herzhaft durch, und entrann glücklich aus Böhmen. Jetzt[1] verband ſich ein flüchtiger edler Böhme mit ihm, den ſein widriges Geſchick mit der bürgerlichen Geſellſchaft entzweit hatte, deſſen unglückliche Liebesgeſchichte die ſchlafende Erinnerung der ſeinigen wieder aufweckte, und ihn zu dem Entſchluß bewog, Vaterland und Geliebte wiederzuſehen, welchen er auch ſchleunig in's Werk ſetzte.

Hier eröffnet ſich die zweite Epoche der Geſchichte. Franz Moor genoß indeß in aller wollüſtigen Ruhe die Frucht ſeiner Büberei. Nur Amalia ſtemmte ſich ſtandhaft gegen ſeine wollüſtigen Beſtürmungen. Carl erſcheint unter einem vorgeblichen Namen. Wilde Lebensart, Leidenſchaft und lange Trennung hatten ihn unkenntlich gemacht, nur die Liebe, die ſich niemals verlaugnet, verweilt über dem ſonderbaren Fremdling. Sinnliches Anſchauen überwältigt die Erinnerung. Amalia fangt an, ihren Carl in dem Unbekannten zu lieben — und zu vergeſſen, und liebt ihn doppelt, eben da ſie ihm untreu zu werden fürchtet. Ihr Herz verrath ſich dem ſeinigen, das ſeinige dem ihrigen, und der ſcharfſinnigen Furcht entrinnt keines von beiden. Franz wird aufmerkſam, vergleicht, errath, überzeugt ſich, und beſchließt das Verderben des Bruders. Zum zweiten Mal will er den Arm ſeines Handlangers dingen, der aber, durch ſeinen Undank beleidigt, mit angedrohter Entdeckung der Geheimniſſe von ihm abſpringt.[1] Franz, ſelbſt zu feig, einen Mord auszuführen, verſchiebt die unmenſchliche That. Unterdeß war ſchon der Eindruck von Carl ſo tief in das Herz des Mädchens gegangen, daß ein Heldenentſchluß von Seiten des Erſten von Nöthen war, ihn zu vertilgen. Er mußte die verlaſſen, von der er geliebt war, die er liebte, und doch nicht mehr beſitzen konnte. Er floh, nachdem ſie ihn erkannt, zu ſeiner Bande zurück. Er traf dieſe im nächſtgelegenen Walde. Es war der nämliche, worin ſein Vater im Thurm verzweifelte, von dem reuigen und rachſüchtigen Hermann (ſo hieß Franzens Vertrauter) kümmerlich genährt. Er findet ſeinen Vater, den er mit Hülfe ſeiner Raubwerkzeuge befreit. Ein Detachement von Räubern muß den abſcheulichen Sohn herbeiholen, der aus dem Brand ſeines Schloſſes, worein er ſich aus Verzweiflung geſtürzt hatte, mühſam errettet wird. Carl läßt ihn durch ſeine Bande richten, die ihn verurtheilt, in dem nämlichen Thurm zu verhungern. Nun entdeckt ſich Carl ſeinem Vater, doch ſeine Lebensart nicht. Amalia war dem fliehenden Geliebten in den Wald nachgeflohen, und wird hier von den ſtreifenden Banditen aufgefangen und vor den Hauptmann gebracht. Carl iſt gezwungen, ſein Handwerk zu verrathen, wobei der Vater vor[2] Entſetzen ſtirbt. Auch jetzt iſt ihm ſeine Amalia noch treu. Er iſt im Begriff, der Glücklichſte zu werden, aber die ſchwürige Bande ſteht wider ihn auf, und erinnert ihn an den feierlich geſchwornen Eid. Carl, auch im größten Bedrängniß noch Mann, ermordet Amalien, die er nicht mehr beſitzen kann, verläßt die Bande, die er durch dieſes unmenſchliche Opfer befriedigt hat, und geht hin, ſich ſelbſt in die Hände der Juſtiz zu überliefern.

---

[1] Schiller ſchrieb damals gewöhnlich: itzt.

---

[1] Siehe oben Thl. 1. S. 92.

[2] Im Texte des Repertoriums ſteht: aus.

Man findet aus dieſem Generalriß des Stücks, daß es an wahren dramatiſchen Situationen ungemein fruchtbar iſt, daß es ſelbſt aus der Feder eines mittelmäßigen Schriftſtellers nicht ganz unintereſſant fließen, daß es in den Händen eines beſſern Kopfs ein Originalſtück werden müſſe. Fragt ſich nun, wie hat es der Dichter bearbeitet?

Zuerſt denn von der Wahl der Fabel. Rouſſeau rühmte es an dem Plutarch, daß er erhabene Verbrecher zum Vorwurf ſeiner Schilderung wählte.[1] Wenigſtens dünkt es mich, ſolche bedürfen nothwendig einer eben ſo großen Doſis von Geiſteskraft, als die erhabenen Tugendhaften, und die Empfindung des Abſcheus vertrage ſich nicht ſelten mit Antheil und Bewunderung. Außerdem, daß im Schickſal des großen Rechtſchaffenen, nach der reinſten Moral, durchaus kein Knoten, kein Labyrinth ſtatt findet; daß ſich ſeine Werke und Schickſale nothwendiger Weiſe zu voraus bekannten Zielen lenken, welche beim erſteren zu ungewiſſen Zielen durch krumme Mäander ſich ſchlängeln (ein Umſtand, der in der dramatiſchen Kunſt alles ausmacht); außerdem, daß die hitzigſten Angriffe und Kabalen des Laſters nur Binſengefechte gegen die ſiegende Tugend ſind, und wir uns ſo gern auf die Partie der Verlierer ſchlagen — ein Kunſtgriff, wodurch Milton, der

---

[1] S. die in den Schriften von H. P. Sturz (Samml. 2. S. 1 u. f.) befindlichen Denkwürdigkeiten von J. J. Rouſſeau.

Panegyrikus der Hölle, auch den zartfühlendſten Leſer einige Augenblicke zum gefallenen Engel macht — außerdem, ſag' ich, kann ich die Tugend ſelbſt in keinem triumphirendern Glanze zeigen, als wenn ich ſie in die Intriguen des Laſters verwickle, und ihre Strahlen durch dieſen Schatten erhebe. Denn es findet ſich nichts Intereſſanteres in der moraliſch äſthetiſchen Natur, als wenn Tugend und Laſter an einander ſich reiben.

Räuber aber ſind die Helden des Stücks, Räuber; und einer, der auch Räuber niederwägt, ein ſchleichender Teufel. Ich weiß nicht, wie ich es erklären ſoll, daß wir um ſo wärmer ſympathiſiren, je weniger wir Gehülfen darin haben; daß wir dem, den die Welt ausſtößt, unſre Thränen in die Wüſte nachtragen; daß wir lieber mit Cruſoe auf der menſchenverlaſſenen Inſel uns einniſten, als im drängenden Gewühle der Welt mitſchwimmen. Dieß wenigſtens iſt es, was uns in vorliegendem Stück an die ſo äußerſt unmoraliſche Gaunerhorde feſtbindet. Eben dieſes eigenthümliche Corpus, das ſie der bürgerlichen Geſellſchaft gegenüber formiren, ſeine Beſchränkungen, ſeine Gebrechen, ſeine Gefahren, alles lockt uns näher zu ihnen. Aus einer unmerkbaren Grundneigung der Seele zum Gleichgewicht meinen wir durch unſern Beitritt — welches zugleich auch unſerm Stolze ſchmeichelt — ihre leichte unmoraliſche Schale ſo lange beſchweren zu müſſen, bis ſie waagrecht mit der Gerechtigkeit ſteht. Je entferntern Zuſammenhang ſie mit der Welt haben, deſto nähern hat unſer Herz mit ihnen. — Ein Menſch, an den ſich die ganze Welt knüpft, der ſich wiederum an die ganze Welt klammert, iſt ein Fremdling für unſer Herz. Wir lieben das Ausſchließende in der Liebe und überall.

Der Dichter führte uns alſo in eine Republik hinein, auf welcher, als auf etwas Außergewöhnlichem, unſre

Aufmerkſamkeit weilt. Wir haben eine ſo ziemlich vollſtändige Oekonomie der ungeheuerſten Menſchenverirrung, ſelbſt ihre Quellen ſind aufgedeckt, ihre Reſſorts angegeben, ihre Kataſtrophe iſt entfaltet. Allerdings würden wir vor dem kühnen Gemalde der ſittlichen Häßlichkeit zurücktreten, wofern nicht der Dichter durch etliche Pinſelſtriche Menſchlichkeit und Erhabenheit hineingebracht hätte. Wir ſind geneigter, den Stempel der Gottheit aus den Grimaſſen des Laſters herauszuleſen, als eben denſelben in einem regelmäßigen Gemälde zu bewundern. Eine Roſe in der ſandigen Wüſte entzückt uns mehr, als deren ein ganzer Hain in den heſperiſchen Garten. Bei Verbrechern, denen das Geſetz als Idealen moraliſcher Häßlichkeit die Menſchheit abgeriſſen hat, erheben wir auch ſchon einen geringern Grad von Bosheit zur Tugend, ſo wie wir im Gegentheil all unſern[1] Witz aufbieten, im Glanz eines Heiligen Flecken zu entdecken. Kraft eines ewigen Hangs, alles in dem Kreis unſrer Sympathie zu verſammeln, ziehen wir Teufel zu uns empor und Engel herunter.

Noch einen zweiten Kunſtgriff benutzte der Dichter, indem er dem weltverwerfenen Sünder einen ſchleichenden entgegenſetzte, der ſeine ſcheußlichern Verbrechen mit günſtigerem Erfolge und weniger Schande und Verfolgung vollbringt. Auf dieſe Art legen wir nach unſrer ſtrengen Gerechtigkeitsliebe mehr Schuld in die Schaale des Begünſtigten, und vermindern ſie in der Schaale des Beſtraften. Der Erſte iſt um ſo viel ſchwarzer, als er glücklicher, der Zweite um ſo viel beſſer, als er unglücklicher iſt. Endlich hat der Verfaſſer, vermittelſt einer einzigen Erfindung, den fürchterlichen

---

[1] In der Urſchrift: unſerm.

Verbrecher mit tauſend Faden an unſer Herz geknüpft. — Der Mordbrenner liebt und wird wieder geliebt.

Räuber Moor iſt nicht Dieb, aber Mörder; nicht Schurke, aber Ungeheuer. Wofern ich nicht irre, dankt dieſer ſeltene Menſch ſeine Grundlage dem Plutarch und Cervantes,[1] die durch den eignen Geiſt des Dichters nach Shakſpeariſcher Manier in einem neuen, wahren und harmoniſchen Charakter unter ſich amalgamirt ſind. In der Vorrede zum erſten Plan iſt der Hauptriß von dieſem Charakter entworfen.[2] Die gräßlichſten ſeiner Verbrechen ſind weniger die Wirkung bösartiger Leidenſchaften, als des zerrütteten Syſtems der guten. Indem er eine Stadt dem Verderben Preis giebt, umfaßt er ſeinen Roller mit ungeheuerm Enthuſiasmus; weil er ſein Mädchen zu feurig liebt, als ſie verlaſſen zu können, ermordet er ſie; weil er zu edel denkt, ein Sclave der Leute zu ſeyn, wird er ihr Verderber. Jede niedrige Leidenſchaft iſt ihm fremde; die Privaterbitterung gegen den unzärtlichen Vater wüthet in einen Univerſalhaß gegen das ganze Menſchengeſchlecht aus. „Reue und kein Erbarmen! — Ich möchte das Meer vergiften, daß ſie den Tod aus allen Quellen ſaufen!“ —

Zu groß für die kleine Neigung niederer Seelen, Gefährten im Laſter und Elend zu haben, ſagt er zu einem Freiwilligen: „Verlaß dieſen ſchrecklichen Bund! — Lern' erſt die Tiefe des Abgrunds kennen, eh' du hineinſpringſt. Folge mir! mir! und mach' dich eilig hinweg!“[3] Eben dieſe Hoheit der Empfindungen begleitet ein unüberwindlicher Heldenmuth und eine erſtaunenswerthe Gegenwart des Geiſtes. Man erblicke ihn umzingelt in den böhmiſchen Wäldern, wie er ſich aus der Verzweiflung ſeiner Wenigen eine Armee wirbt. — Den großen Mann vollendet ein unerſättlicher Durſt nach Verbeſſerung und eine raſtloſe Thätigkeit des Geiſtes. Welches drängende Chaos von Ideen mag in dem Kopfe wohnen, der eine Wüſte fordert ſie zu ſammeln, und eine Ewigkeit, ſie zu entwickeln![1] — Das Auge wurzelt in dem erhabenen armen Sünder, wenn ſchon lange der Vorhang gefallen iſt. Er ging auf, wie ein Meteor, und ſchwindet, wie eine ſinkende Sonne.

---

[1] Anmerkung Schillers: Jedermann kennt den ehrwürdigen Roque aus dem Don Quixote. — Siehe oben Thl. 1, S. 45.

[2] Siehe Taſchenausgabe Bd. 2, S. 5.

[3] Siehe Taſchenausgabe Bd. 2, S. 107.

Einen überlegenden Schurken, wie Franz, der jüngere Moor, iſt, auf die Bühne zu bringen — oder beſſer (der Verfaſſer geſteht, daß er nie an die Bühne dachte) ihn zum Gegenſtande der bildenden Kunſt zu machen, heißt mehr gewagt, als das Anſehen Shakſpears, des größten Menſchenmalers, der einen Jago und Richard erſchuf, entſchuldigen; mehr gewagt, als die unglückſeligſte Plaſtik der Natur verantworten kann. Wahr iſt es — ſo gewiß dieſe letztere an lächerlichen Originalen auch die luxurirendſte Phantaſie des Karrikaturiſten hinter ſich läßt, ſo gewiß ſie zu den bunten Träumen des Narrenmalers Fratzen genug liefert, daß ihre getreuſten Kopiſten nicht ſelten in den Vorwurf der Uebertreibung verfallen, ſo wenig wird ſie dennoch dieſe Idee unſers Dichters mit einem einzigen Beiſpiel zu rechtfertigen wiſſen. Dazu kommt, wenn auch die Natur, nach einer hundert- und tauſendjährigen Vorbereitung, ſo unbändig über ihre Ufer träte, wenn ich dieß auch zugeben könnte; ſündigt nicht der Dichter unverzeihlich gegen ihre erſten Geſetze, der dieſes Monſtrum der ſich ſelbſt befleckenden Natur in eine Jünglingsſeele verlegt? Noch einmal zugegeben, es ſey ſo möglich, wird nicht ein ſolcher Menſch erſt tauſend krumme Labyrinthe der Selbſtverſchlimmerung durchkriechen, tauſend Pflichten verletzen müſſen, um ſie gering ſchätzen zu lernen — tauſend Rührungen der zum Vollkommenen ſtrebenden Natur verfälſchen müſſen, um ſie belachen zu können? Mit Einem Wort, wird er nicht erſt alle Auswege verſuchen, alle Verirrungen erſchöpfen müſſen, um dieſes abſcheuliche non plus ultra mühſam zu erklettern?[1]

---

[1] Siehe Taſchenausgabe Bd. 2. S. 141.

Die moraliſchen Veränderungen kennen eben ſo wenig einen Sprung als die phyſiſchen. Auch liebe ich die Natur meiner Gattung zu ſehr, als daß ich nicht lieber zehnmal den Dichter verdamme, eh' ich ihr eine ſolche krebsartige Verderbniß zumuthe. Mögen noch ſo viel Eiferer und ungedungene Prediger der Wahrheit von ihren Wolken herunterrufen: der Menſch neigt ſich urſprünglich zum Verderblichen; ich glaub' es nicht und denke vielmehr überzeugt zu ſeyn, daß der Zuſtand des moraliſchen Uebels im Gemüth eines Menſchen ein ſchlechterdings gewaltſamer Zuſtand ſey, welchen zu erreichen zuvörderſt das Gleichgewicht der ganzen geiſtigen Organiſation — wenn ich ſo ſagen darf — aufgehoben ſeyn muß, ſo wie das ganze Syſtem der thieriſchen Haushaltung, Kochung und Scheidung, Puls und Nervenkraft durch einander geworfen ſeyn müſſen, ehe die Natur einem Fieber oder Convulſionen Raum gibt. Unſerm Jüngling, aufgewachſen im Kreis einer friedlichen, ſchuldloſen Familie — woher kam ihm eine ſo herzverderbliche Philoſophie?

---

[1] Auf ähnliche Weiſe argumentirte Schiller ſpäter über das Betragen und den Charakter Carl des Neunten (neue Taſchenausgabe Bd. 11, S. 171).

Der Dichter läßt uns dieſe Frage ganz unbeantwortet. Wir finden zu all denen abſcheulichen Grundſätzen und Werken keinen hinreichenden Grund, als das armſelige Bedürfniß des Künſtlers, der, um ſein Gemälde auszuſtaffiren, die ganze menſchliche Natur in der Perſon eines Teufels, der ihre Bildung uſurpirt, an den Pranger geſtellt hat.

Es ſind nicht ſowohl gerade die Werke, die uns an dieſem grundböſen Menſchen empören; es iſt auch nicht die abſcheuliche Philoſophie, — es iſt vielmehr die Leichtigkeit, womit ihn dieſe zu jenen beſtimmt. Wir hören vielleicht in einem Kreis Vagabunden dergleichen ausſchweifende Bonmots über Moralität und Religion — unſer inneres Gefühl empört ſich dabei. Aber wir glauben noch immer unter Menſchen zu ſeyn, ſo lang wir uns überreden können, daß das Herz niemals ſo grundverderbt werden kann, als die Zunge es auf ſich nimmt. Wiederum liefert uns die Geſchichte Subjekte, die unſern Franz an unmenſchlichen Thaten weit hinter ſich laſſen;[1] und doch ſchüttelt uns dieſer Charakter ſo ſehr. Man kann ſagen: Dort wiſſen wir nur die Facta, unſere Phantaſie hat Raum, ſolche Triebfedern darzu zu träumen, als nur immer dergleichen Teufeleien, wohl nicht entſchuldigen, doch begreiflich machen können. Hier zeichnet uns der Dichter ſelbſt die Schranken vor, indem er uns das Triebwerk enthüllt. Unſere Phantaſie wird durch hiſtoriſche Facta gefeſſelt; wir entſetzen uns über die gräßlichen Sophismen, aber noch ſcheinen ſie uns zu leicht und luſtig zu ſeyn, als daß ſie zu wirklichen Verbrechen — darf ich ſagen — erwärmen könnten. Vielleicht gewinnt das Herz des Dichters auf Unkoſten ſeiner dramatiſchen Schilderei; tauſend Mordthaten zu geloben, tauſend Menſchen in Gedanken zu vernichten, iſt leicht. Aber es iſt eine herculiſche Arbeit, einen einzigen Todtſchlag wirklich zu begehen. Franz ſagt uns in einem Monologe einen wichtigen Grund: „Verflucht ſey die Thorheit unſerer Ammen und Wärterinnen, die unſre Phantaſie mit ſchrecklichen Mährchen verderben, und gräßliche Bilder von Strafgerichten in unſer weiches Gehirnmark drücken, daß unwillkürliche Schauer die Glieder des Mannes noch in froſtige Angſt rütteln, unſre kühnſte Entſchloſſenheit ſperren" u. ſ. w.[1] Aber wer weiß[2] es nicht, daß eben dieſe Spuren der erſten Erziehung in uns unvertilgbar ſind?

---

[1] Anmerkung Schillers: Man erzählt von einem Spitzbuben in unſern Gegenden, der mit Gefahr ſeines Lebens Perſonen, die er nicht einmal kannte, auf die abſcheulichſte Weiſe maſſakrirte. Wiederum von einem andern, der ohne einigen Mangel an Nahrungsmitteln zu haben, die Kinder der Nachbarſchaft an ſich lockte und verzehrte.

In der neuen Auflage des Stücks hat ſich der Dichter gebeſſert. Der Böſewicht hat ſeinen Helfershelfer verloren, und iſt gezwungen, ſeine eigenen Hände zu brauchen. — „Wie? wenn ich ſelbſt hinginge, und ihm den Degen in den Leib bohrte hinterrücks? Ein verwundeter Mann iſt ein Knabe! — Friſch! ich will's wagen!" (er geht mit ſtarken Schritten fort, bleibt aber plötzlich in ſchreckhafter Erſchlaffung ſtehen). „Wer ſchleicht hinter mir? — Geſichter, wie ich noch keine ſah! — Schneidende Triller!" (er läßt den Dolch aus dem Kleide fallen). „Durch meine Knochen Zermalmung! Nein! ich will's nicht thun u. ſ. w."[3] Der größte Weichling kann Tyrann und Mörder ſeyn; aber er wird ſeinen Bravo an der Seite haben, und durch den Arm eines im Handwerk erhärteten Buben

[1] Siehe Taſchenausgabe B. 1. S. 122.

[2] Schiller ſchrieb damals: weiſt.

[3] Siehe oben Theil 1. S. 93 u. f.

freveln. Oft iſt dieß Feigheit, aber laufen nicht auch Schauerwandlungen der wiederkehrenden Menſchheit mit unter?

Dann ſind auch die Raiſonnements, mit denen er ſein Laſterſyſtem aufzuſtutzen verſteht, das Reſultat eines aufgeklärten Denkens und liberalen Studiums. Die Begriffe, die ſie vorausſetzen, hätten ihn nothwendig veredeln ſollen, und bald verleitet uns der Dichter, die Muſen allgemein zu verdammen, die zu dergleichen Schelmereien jemals die Hände führen konnten.

Doch Klag' und kein Ende! Sonſt iſt dieſer Charakter, ſo ſehr er mit der menſchlichen Natur mißſtimmt, ganz übereinſtimmend mit ſich ſelbſt. Der Dichter hat alles gethan, was er thun konnte, *nachdem er einmal den Menſchen überhüpft hatte.* Dieſer Charakter iſt ein eigenes Univerſum, das ich gern jenſeits der ſublunariſchen Welt, vielleicht in einen Trabanten der Hölle, einquartirt wiſſen möchte. Seine untreue Seele ſchlüpft geſchmeidig in alle Masken, und ſchmiegt ſich in alle Formen. Beim Vater hört man ihn beten, ſchwärmen neben dem Mädchen, und neben dem Handlanger läſtern. Kriechend, wo er zu bitten hat, Tyrann, wo er befehlen kann. Verſtändig genug, die Bosheit eines Andern zu verachten, nie ſo gerecht, ſie bei ſich ſelbſt zu verdammen. An Klugheit dem Räuber überlegen, aber hölzern und feig neben dem empfindſamen Helden. Bellageriſirt von ſchwarzen, entſetzlichen Ahndungen, daß er ſelbſt ſeinen Wahnwitz für einen Verräther hält. Nachdem er aus einer Raſerei, die ſich in Ohnmacht verlor, zu ſich ſelbſt gebracht ward: „Was hab' ich geſagt? Merke nicht drauf, ich hab' eine Lüge geſagt, es ſey, was es wolle.“[1] Endlich in der unglücklichen Kataſtrophe, wo er menſchlich leidet? — Wie ſehr beſtätigt dieß die allgemeine Erfahrung wieder! Wir rücken ihm näher, ſobald er ſich uns nähert; ſeine Verzweiflung fängt an, uns mit ſeiner Abſcheulichkeit zu verſöhnen. Ein Teufel, erblickt auf den Foltern der ewigen Verdammniß, würde Menſchen weinen machen; wir zittern für ihn, und über eben das, was wir ſo heißgrimmig auf ihn herabwünſchten. Selbſt der Dichter ſcheint ſich am Schluß ſeiner Rolle für ihn erwärmt zu haben. Er verſuchte durch einen Pinſelſtrich ihn auch bei uns zu veredeln: „Hier! nimm dieſen Degen. Hurtig! Stoß mir ihn rücklings in den Leib, daß nicht dieſe Buben kommen und treiben ihren Spott mit mir!“[1] Stirbt er nicht bald, wie ein großer Mann, die kleine, kriechende Seele!

---

[1] Siehe Taſchenausgabe Bd. 2, S. 153.

Es findet ſich in der ganzen Tragödie nur Ein Frauenzimmer, man erwartet alſo billig im Charakter dieſer Einzigen gewiſſermaßen die Repräſentantin ihres ganzen Geſchlechts. Wenigſtens wird die Aufmerkſamkeit des Zuſchauers und Leſers um ſo unverwandter auf ihr haften, je einſamer ſie im Kreiſe der Männer und Abenteurer ſteht; wenigſtens wird man von den wilden, ſtürmiſchen Empfindungen, worin uns die Räuberſcenen herumwerfen, in ihrer ſanften weiblichen [illegible] auszuruhen gedenken. [illegible] Dichter hier [illegible] Außerordentliche [illegible] hat uns um das Natürliche gebracht.

Räuber war einmal die Parole des Stücks; der lärmende Waffenton hat den leiſern Flötenklang überſtimmt. Der Geiſt des Dichters ſcheint ſich überhaupt mehr zum

---

[1] Siehe Taſchenausgabe Bd. 2. S. 161.

Heroiſchen und Starken zu neigen, als zum Weichen und Niedlichen. Er iſt glücklich in vollen ſaturirten Empfindungen, gut in jedem höchſten Grade der Leidenſchaft, und in keinem Mittelweg zu gebrauchen. Daher ſchuf er uns hier ein weibliches Geſchöpf, wobei wir, unbeſchadet all der ſchönen Empfindungen, all der liebenswürdigen Schwärmerei, doch immer das vermiſſen, was wir zuerſt ſuchen, das ſanfte, leidende, ſchmachtende Dina — das Mädchen. Auch handelt ſie im ganzen Stück durchaus zu wenig. Ihr Roman bleibt durch die drei erſten Acte immer auf eben derſelben Stelle ſtehen, (ſo wie, beiläufig zu ſagen, das ganze Schauſpiel in der Mitte erlahmt.) Sie kann ſehr artig über ihren Ritter weinen, um den man ſie geprellt hat, ſie kann auch den Betrüger aus vollem Halſe heruntermachen, der ihn weggebiſſen hat; und doch auf ihrer Seite kein angelegter Plan, den Herzeinzigen entweder zu haben, oder zu vergeſſen, oder durch einen Andern zu erſetzen. Ich habe mehr als die Hälfte des Stücks geleſen, und weiß nicht, was das Mädchen will, oder was der Dichter mit dem Mädchen gewollt hat; ahnde auch nicht, was etwa mit ihr geſchehen könnte. Kein zukünftiges Schickſal iſt angekündigt oder vorbereitet, und zudem läßt ihr Geliebter bis zur letzten Zeile des — dritten Acts kein halbes Wörtchen von ihr fallen.

Dieſes iſt ſchlechterdings die tödtliche Seite des ganzen Stücks, wobei der Dichter ganz unter dem Mittelmäßigen geblieben iſt. Aber vom vierten Act an wird er ganz wieder er ſelbſt. Mit der Gegenwart ihres Geliebten fängt die intereſſante Epoche des Mädchens an. Sie glänzt in ſeinem Strahle, erwärmt ſich an ſeinem Feuer, ſchmachtet neben dem Starken, und iſt ein Weib neben dem Mann.

Die Scene im Garten,[1] welche der Verfaſſer in der neuen Auflage verändert liefert, iſt ein wahres Gemälde der weiblichen Natur, und ungemein treffend für die drangvolle Situation. Nach einem Selbſtgeſpräch, worin ſie gegen die Liebe zu Carln (der unter einem fremden Namen ihr Gaſt iſt) als gegen einen Meineid kämpft, erſcheint er ſelbſt:

Räuber Moor. Ich kam, um Abſchied zu nehmen. Doch Himmel! Auf welcher Wallung muß ich Ihnen begegnen?

Amalia. Gehen Sie, Graf — bleiben Sie — Glücklich! glücklich! Wären Sie nur jetzt nicht gekommen! Wären Sie nie gekommen!

R. Moor. Glücklich wären Sie dann geweſen? — Leben Sie wohl!

Amalia. Um Gottes willen! bleiben Sie — Das war nicht meine Meinung! (Die Hände ringend.) Gott! und warum war ſie es nicht? — Graf, was that Ihnen das Mädchen, das Sie zur Verbrecherin machen? Was that Ihnen die Liebe, die Sie zerſtören?

R. Moor. Sie ermorden mich, Fräulein!

Amalia. Mein Herz ſo rein, eh meine Augen Sie ſahen! — O daß ſie verblindeten, dieſe Augen, die mein Herz verkehrt haben!

R. Moor. Mir! mir dieſen Fluch, mein Engel! Dieſe Augen ſind unſchuldig, wie dieß Herz.

Amalia. Ganz ſeine Blicke! — Graf, ich beſchwöre Sie, kehren Sie dieſe Blicke von mir, die mein Innerſtes durchwüthen! — Ihn — ihn ſelbſt heuchelt ſie mir in dieſen Blicken vor, Phantaſie, die Verrätherin. — Geben

---

[1] Siehe oben Theil 1. S. [illegible] u. f.

Sie! Kommen Sie in Krokodillgeſtalt wieder, und mir iſt beſſer.

K. Moor (mit dem vollen Blick der Liebe). Du lügſt, Mädchen!

Amalia (zärtlicher). Und ſollteſt du falſch ſeyn, Graf? Sollteſt du kurzweilen mit meinem ſchwachen weiblichen Herzen? — Doch wie kann Falſchheit in einem Auge wohnen, das ſeinen Augen aus dem Spiegel gleicht? — Ach! und erwünſcht! wenn es auch wäre! Glücklich! wenn ich dich haſſen müßte! — Weh mir! wenn ich dich nicht lieben könnte!

K. Moor (drückt ihre Hand wüthend an den Mund).

Amalia. Deine Küſſe brennen, wie Feuer.

K. Moor. Meine Seele brennt in ihnen.

Amalia. Geh! Noch iſt es Zeit! noch! — Stark iſt die Seele des Manns! Feure auch mich an mit deinem Muth, Mann mit der ſtarken Seele!

K. Moor. Dein Zittern entnervt den Starken. Ich wurzle hier (das Haupt an ihre Bruſt gedrückt) und hier will ich ſterben.

Amalia. Weg! laß mich! — Was haſt du gemacht, Mann? — Weg mit deinen Lippen! Gottloſes Feuer ſchleicht in meinen Adern. (Sie drängt ſich ohnmächtig gegen ſeine Umarmungen.) Und mußteſt du kommen aus fernen Landen, eine Liebe zu zerſtören, die dem Tode trotzte? (Sie drückt ihn feſter an die Bruſt.) Gott vergebe dir's, Jüngling! u. ſ. w.

Der Ausgang dieſer Scene iſt höchſt tragiſch, ſo wie ſie überhaupt zugleich die rührendſte und entſetzlichſte iſt. Der Graf hat ihr den Trauring, den ſie ihm vor vielen Jahren gegeben, an den Finger geſpielt, ohne daß ſie ihn erkannt hatte. Nun iſt er mit ihr am Ziele — wo er ſie verlaſſen, und ſich ihr zu erkennen geben ſoll. Eine Erzählung ihrer eigenen Geſchichte, die ſie für eine andere auslegt, war ſehr intereſſant. Sie vertheidigt das unglückliche Mädchen. Die Scene endet alſo:

R. Moor. Meine Amalia iſt ein unglückliches Mädchen.

Amalia. Unglücklich! daß ſie dich von ſich ſtieß!

R. Moor. Unglücklicher, weil ſie mich zwiefach umwindet.

Amalia. O dann gewiß unglücklich! — Das liebe Mädchen! Sie ſey meine Schweſter, und dann noch eine beſſere Welt.

R. Moor. Wo die Schleier fallen, und die Liebe mit Entſetzen zurückprallt. Ewigkeit heißt ihr Name. — Meine Amalia iſt ein unglückliches Mädchen.

Amalia (etwas bitter). Sind es alle, die dich lieben und Amalia heißen?

R. Moor. Alle — wenn ſie wähnen, einen Engel zu umhalſen, und ein Todtſchläger in ihren Armen liegt. — Wehe meiner Amalia! ſie iſt ein unglückliches Mädchen.

Amalia (im Ausdruck der heiterſten Verklärung). Ich beweine ſie!

R. Moor (nimmt mit Entſetzen ihre Hand, und hält ihr den Ring vor die Augen). Weine über dich ſelber! (und ſtürzt hinaus).

Amalia ([illegible]). Carl! Himmel und Erde!

Noch wäre ein Wort über die zweideutige Kataſtrophe der ganzen Liebesgeſchichte zu ſagen. Man fragt, war es tragiſch, daß der Liebhaber ſein Mädchen ermordet? war es in dem gegebenen Falle natürlich? war es nothwendig? war kein minder ſchrecklicher Ausweg mehr übrig? — Ich will auf das Letzte zuerſt antworten: Nein! — Möglich war keine Vereinigung mehr, unnatürlich und höchſt undramatiſch wäre eine Reſignation geweſen. Zwar vielleicht dieſe letzte möglich und ſchön auf Seiten des männlichen Räubers — aber wie äußerſt widrig auf Seiten des Mädchens! Soll ſie heimgehen und ſich tröſten über das, was ſie nicht ändern kann?

Dann hätte ſie nie geliebt. Soll ſie ſich ſelbſt erſtechen? Mir ekelt vor dieſem alltäglichen Behelf der ſchlechten Dramatiker, die ihre Helden über Hals und Kopf abſchlachten, damit dem hungrigen Zuſchauer die Suppe nicht kalt werde. Nein, man höre vielmehr den Dichter ſelbſt, und beantworte ſich dann gelegentlich auch die übrigen Fragen. Räuber Moor hat Amalien auf einen Stein geſetzt und entblößt ihr den Buſen.

R. Moor. Schaut dieſe Schönheit, Banditen! Schmelzt ſie euch nicht? Schaut mich an, Banditen! Jung bin ich und liebe. Hier werd' ich geliebt, angebetet! Bis an's Thor des Paradieſes bin ich gekommen. — Sollten mich meine Brüder zurückſchleudern? (Die Räuber ſtimmen ein Gelächter an.)

R. Moor (entſchloſſen). Genug! Bis hieher Natur! Jetzt fängt der Mann an. Auch ich bin der Mordbrenner einer — und (ihnen entgegentretend mit Majeſtät) euer Hauptmann. Mit dem Schwert wollt ihr mit eurem Herrn rechten, Banditen? (Mit gebietender Stimme) Streckt die Gewehre! Euer Herr ſpricht mit euch! (Die Räuber laſſen zitternd ihre Waffen fallen.)

R. Moor. Seht! Nun ſeyd ihr nichts mehr, als Knaben, und ich — bin frei. Frei muß Moor ſeyn, wenn er groß ſeyn will. Um ein Elyſium voll Liebe iſt mir dieſer Triumph nicht feil. — Nennt es nicht Wahnwitz, Banditen, was ihr das Herz nicht habt Größe zu nennen. Der Witz des Unglücks überflügelt den Schneckengang der ruhigen Weisheit. Thaten, wie dieſe, überlegt man, wenn ſie gethan ſind. Ich will hernach davon reden. (Er ermordet das Mädchen.)

Die Räuber preiſen den Sieg ihres Fürſten. Aber nun ſeine Empfindungen nach der That!

R. Moor. Nun iſt ſie mein (indem er ſie mit dem Schwerte bewacht), mein — oder die Ewigkeit iſt die Grille eines

Dummkopfs geweſen. Eingeſegnet mit dem Schwerte, hab' ich heimgeführt meine Braut, vorüber an all' den Zauberhunden meines Feindes Verhängniß! — Und er muß ſüß geweſen ſeyn, der Tod von Bräutigams Händen? Nicht wahr, Amalia?

Amalia (ſterbend im Blut). Süße. (Streckt die Hand aus und ſtirbt.)

K. Moor (zu der Bande). Nun, ihr erbärmlichen Geſellen! Habt ihr noch was zu fordern? Ihr opfertet mir ein Leben auf, ein Leben, das ſchon nicht mehr euer war, ein Leben voll Abſcheulichkeit und Schande. Ich hab' euch einen Engel geſchlachtet, Banditen! Wir ſind quitt. Auf dieſer Leiche liegt meine Handſchrift zerriſſen. Euch ſchenk' ich die eurige, u. ſ. w.

Offenbar krönt dieſe Wendung das ganze Stück, und vollends den Charakter des Liebhabers und Räubers.

Schlechter bin ich mit dem Vater zufrieden. Er ſoll zärtlich und ſchwach ſeyn, und iſt klagend und kindiſch. Man ſieht es ſchon daraus, daß er die Erfindungen Franzens, die an ſich plump und vermeſſen genug ſind, gar zu einfältig glaubt. Ein ſolcher Charakter kam freilich dem Dichter zu ſtatten, um Franzen zum Zweck kommen zu laſſen. Aber warum gab er nicht lieber dem Vater mehr Witz, um die Intriguen des Sohnes zu verfeinern? Franz muß, allem Anſehn nach, ſeinen Vater durchaus gekannt haben, daß er es für unnöthig hielt, ſeine ganze Klugheit an ihm zu verſchwenden. Ueberhaupt muß ich in der Kritik dieſes Letztern noch nachholen, daß ſein Kopf mehr verſpricht, als ſeine Intriguen erfüllen, welche, unter uns geſagt, abentheuerlich, grob und romanhaft ſind.

So miſcht ſich in die Bedauerniß über den Vater ein gewiſſes verachtendes Achſelzucken, das ſein Intereſſe um vieles ſchwacht. So gewiß zwar eine gewiſſe Paſſivität des Beleidigten unſern Grimm gegen den Beleidiger mehr erhitzt, als eine Selbſtthatigkeit des Erſtern, ſo gehört doch immer ein Grad von Hochachtung gegen ihn dazu, um uns für ihn zu intereſſiren, und wenn dieſe Hochachtung nicht auf intellectuelle Vollkommenheiten geht, worauf geht ſie ſonſt? — Auf die moraliſchen? — Man weiß, wie genau ſich dieſe letztern mit den erſtern amalgamiren müſſen, um anziehend zu ſeyn. Ueberdieß iſt der alte Moor mehr Betſchweſter, als Chriſt, der ſeine religioſen Spruche aus ſeiner Bibel herzubeten ſcheint. Endlich ſpringt der Verfaſſer mit dem armen Alten gar zu tyranniſch um, und, unſerer Meinung nach, hatte dieſer, wenn er auch dem zweiten Acte entronnen wäre, durch das Schwert des vierten fallen ſollen. — Er hat ein gar zähes Froſchleben, der Mann, das freilich dem Dichter recht a propos kommen mochte! Doch der Dichter iſt ja auch Arzt, und wird ihm ſchon Diät vorgeſchrieben haben.

In den contraſtirenden Charakteren der Räuber Roller, Spiegelberg, Schufterle, Koſinsky, Schweizer, iſt der Verfaſſer glücklicher geweſen. Jeder hat etwas Auszeichnendes, jeder das, was er haben muß, um auch noch neben dem Hauptmann zu intereſſiren, ohne ihm Abbruch zu thun. Der Rolle Hermanns, die im erſten Plan höchſt fehlerhaft war, iſt in der zweiten Auflage eine vortheilhaftere Wendung gegeben. Es iſt eine intereſſante Situation, wie ſich in der Mitte des vierten Acts die beiden Schurken an einander zerſchlagen.[1] So wie ſich der Charakter Hermanns erhob, wurde der Charakter des alten Daniel in Schatten geſtellt.

---

[1] Siehe oben Theil 1. S. 58 ff.

Die Sprache und der Dialog dürften ſich gleicher bleiben, und im Ganzen weniger poetiſch ſeyn. Hier iſt der Ausdruck lyriſch und epiſch, dort gar metaphyſiſch, an einem dritten Orte bibliſch, an einem vierten platt. Franz ſollte durchaus anders ſprechen. Die blumige[1] Sprache verzeihen wir nur der erhitzten Phantaſie, und Franz ſollte ſchlechterdings kalt ſeyn. Das Mädchen hat mir zu viel im Klopſtock geleſen. Wenn man es dem Verfaſſer nicht an den Schönheiten anmerkt, daß er ſich in ſeinen Shakſpeare vergafft hat, ſo merkt man es deſto gewiſſer an den Ausſchweifungen. Das Erhabene wird durch poetiſche Verblümung durchaus nie erhabener, aber die Empfindung wird dadurch verdächtiger. Wo der Dichter am wahrſten fühlte und am durchdringendſten bewegte, ſprach er wie unſer einer. Im nächſten Drama erwartet man Beſſerung, oder man wird ihn zu der Ode verweiſen.

Gewiſſe hiſtoriſche Beziehungen finde ich nicht ganz berichtigt. In der neuen Auflage iſt die Geſchichte in die Errichtung des deutſchen Landfriedens verlegt worden.[2] Das Stück war in der Anlage der Charaktere und der Fabel modern zugeſchnitten, die Zeit wurde verändert, Fabel und Charaktere blieben. So entſtand ein buntfärbiges Ding, wie die Hoſen des Harlekin; alle Perſonen ſprechen zu ſtudirt; jetzt findet man Anſpielungen auf Sachen, die ein paar hundert Jahre nachher geſchahen oder geſtattet werden durften.

Auch ſollte durchgängig mehr Anſtand und Milderung beobachtet ſeyn. Laokoon kann in der Natur aus Schmerz brüllen, aber in der anſchaulichen Kunſt erlaubt man ihm nur eine leidende Miene. Der Verfaſſer kann einwenden: Ich habe Räuber geſchildert, und Räuber beſcheiden zu ſchildern, wär' ein Verſehen gegen die Natur. Richtig, Herr Autor! Aber warum haben Sie denn auch Räuber geſchildert?

---

[1] Auch in dieſem Aufſatz iſt immer die Adjectivform igt ꝛc.: blumigt ꝛc.

[2] Siehe oben Theil 1. S. 56.

Nun das Stück von Seiten ſeiner Moral? — Vielleicht findet der Denker dergleichen darin (beſonders, wenn er ſie mitbringt); Halbdenkern und äſthetiſchen Maulaffen darf man es kühnlich confiſciren.

Endlich der Verfaſſer — man fragt doch gern nach dem Künſtler, wenn man ſein Tableau umwendet! Seine Bildung kann ſchlechterdings nur anſchauend geweſen ſeyn. Daß er keine Kritik geleſen, vielleicht auch mit keiner zurecht kommt, lehren mich ſeine Schönheiten, und noch mehr, ſeine koloſſaliſchen Fehler. Er ſoll ein Arzt bei einem würtembergiſchen Grenadier-Bataillon ſeyn, und wenn das iſt, ſo macht es dem Scharfſinn ſeines Landesherrn Ehre. So gewiß ich ſein Werk verſtehe, ſo muß er ſtarke Doſen in Emeticis eben ſo lieben, als in Aestheticis, und ich möchte ihm lieber zehn Pferde, als meine Frau zur Kur übergeben.

Dieſe Selbſtkritik im erſten Stück des würtembergiſchen Repertoriums der Literatur von 1782. S. 135 bis 165 iſt K....r unterzeichnet.

Anhang über die Vorſtellung der Räuber.

(1782.)

(Das Stück iſt zu verſchiedenen Malen in Mannheim geſpielt worden. Ich hoffe meine Leſer zu verbinden, wenn ich ihnen einen Brief mittheile, den mir mein Correſpondent, der, dem Schauſpiel zu Gefallen, dahin abgereist war, auf Anſuchen darüber geſchrieben hat.)

Worms, den 15. Jänner —82.

Vorgeſtern endlich ging die Vorſtellung der Räuber des Herrn Schiller vor ſich. Ich komme ſo eben von der Reiſe zurück, und noch warm von dem Eindruck, ſetze ich mich nieder, Ihnen zu ſchreiben. Nun erſt muß ich erſtaunen, welche unüberſteiglich ſcheinende Hinderniſſe der Herr Präſident von Dalberg beſiegen mußte, um dem Publikum das Stück auftiſchen zu können. Der Herr Verfaſſer hat es freilich für die Bühne umgearbeitet, aber wie? Gewiß auch nur für die, die der thätige Geiſt Dalbergs beſeelt; für alle übrigen, die ich wenigſtens kenne, bleibt es nach wie vor, ein unregelmäßiges Stück. Unmöglich war's, bei den fünf Acten zu bleiben; der Vorhang fiel zweimal zwiſchen den Scenen, damit Maſchiniſten und Schauſpieler Zeit gewännen; man ſpielte Zwiſchenacte, und ſo entſtanden ſieben Aufzüge. Doch das fiel nicht auf. Alle Perſonen erſchienen neu gekleidet, zwei herrliche Dekorationen waren ganz für das Stück gemacht, Herr Danzi hatte auch die Zwiſchenacte neu aufgeſetzt, ſo daß nur die Unkoſten der erſten Vorſtellung hundert Dukaten betrugen. Das Haus war ſo ungewöhnlich voll, daß eine große Menge abgewieſen wurde. Das Stück ſpielte ganze vier Stunden, und mich daucht, die Schauſpieler hatten ſich noch beeilet.

Doch — Sie werden ungeduldig ſeyn, vom Erfolge zu hören. Im Ganzen genommen, that es die vortrefflichſte Wirkung. Herr Bök, als Räuberhauptmann, erfüllte ſeine Rolle, ſo weit es dem Schauſpieler möglich war, immer auf der Folter des Affekts geſpannt zu liegen. In der mitternächtlichen Scene am Thurm hör' ich ihn noch, neben dem Vater knieend, mit aller pathetiſchen Sprache den Mond und die Sterne beſchwören — Sie müſſen wiſſen, daß der Mond, wie ich noch auf keiner Bühne geſehen, gemächlich über den Theaterhorizont lief, und nach Maßgabe ſeines Laufs ein natürliches ſchreckliches Licht in der Gegend verbreitete. — Schade nur, daß Herr Bök für ſeine Rolle nicht Perſon genug hat. Ich hatte mir den Räuber hager und groß gedacht. Herr Iffland, der den Franz vorſtellte, hat mir (doch entſcheidend ſoll meine Meinung nicht ſeyn) am vorzüglichſten gefallen. Ihnen geſteh' ich es, dieſe Rolle, die gar nicht für die Bühne iſt, hatte ich ſchon für verloren gehalten, und nie bin ich noch ſo angenehm betrogen worden. Iffland hat ſich in den letzteren Scenen als Meiſter gezeigt. Noch höre ich ihn in der ausdrucksvollen Stellung, die der ganzen laut bejahenden Natur entgegenſtand, das ruchloſe Nein ſagen, und dann wiederum, wie von einer unſichtbaren Hand gerührt, ohnmächtig umſinken: „Ja! Ja! — droben Einer über den Sternen!" — Sie hätten ihn ſollen ſehen auf den Knieen liegen und beten, als um ihn ſchon die Gemächer des Schloſſes brannten. — Wenn nur Herr Iffland ſeine Worte nicht ſo verſchlänge, und ſich nicht im Deklamiren ſo überſtürzte! Deutſchland wird in dieſem jungen Mann noch einen Meiſter finden. Herr Beil, der herrliche Kopf, war ganz Schweizer. Herr Meyer ſpielte den Hermann unverbeſſerlich, auch Koſinsky und Spiegelberg wurden ſehr gut getroffen. Madame Toskani gefiel, mir zum mindeſten, ungemein. Ich fürchtete Anfangs für dieſe Rolle, denn ſie iſt dem Dichter an vielen Orten mißlungen. Toskani ſpielte durchaus weich und delikat, auch wirklich mit Ausdruck in den tragiſchen Situationen, nur zu viel Theater-Affektationen und ermüdende weinerlich klagende Monotonie. Der alte Moor konnte unmöglich gelingen, da er ſchon von Haus aus durch den Dichter verdorben iſt.

Wenn ich Ihnen meine Meinung deutſch herausſagen ſoll — dieſes Stück iſt dem ungeachtet kein Theaterſtück. Nehme ich das Schießen, Sengen, Brennen, Stechen und dergleichen hinweg, ſo iſt es für die Bühne ermüdend und ſchwer. Ich hätte den Verfaſſer dabei gewünſcht, er würde viel ausgeſtrichen haben, oder er müßte ſehr eigenliebig und zäh ſeyn. Mir kam es auch vor, es waren zu viele Realitäten hineingedrängt, die den Haupteindruck belaſten. Man hätte drei Theaterſtücke daraus machen können, und jedes hätte mehr Wirkung gethan. Man ſpricht indeß Langes und Breites davon. Uebermäßige Tadler und übermäßige Lober. Wenigſtens iſt dieß die beſte Gewähr für den Geiſt des Verfaſſers. Bald werden wir es gedruckt haben. Herr Hofkammerrath Schwan, der zur Aufnahme des Stücks ſehr viel beigetragen hatte, und ein eifriger Liebhaber davon iſt, wird es herausgeben.

Ich habe die Ehre zu ſeyn u. ſ. w.

N.

Die vorſtehende Selbſtkritik der Räuber ſtand zuerſt in dem erſten Stück des würtembergiſchen Repertoriums der Literatur von 1782, S. 133 bis 165, welches Schiller damals mit Abel und Peterſen herausgab (ſiehe Schillers Leben Thl. 1. S. 126 f.) und iſt K....r unterzeichnet. Der **Anhang über die Vorſtellung der Räuber** folgte in derſelben Vierteljahrſchrift dieſem Aufſatze unmittelbar nach, von S. 165 an. Die ſtrenge Selbſtbeurtheilung bezieht ſich auf die Mannheimer Theaterausgabe, welche ich im erſten Band dieſer Supplemente (S. 55 ff.) mittheilte. Die Räuber waren am 13. Januar 1782 in Mannheim zum erſten Mal aufgeführt worden, und Schiller hatte unerkannt der Vorſtellung beigewohnt (ſ. Schillers Leben Thl. 1. S. 122 ff.). Es war ihm Bedürfniß, ſich über die Darſtellung öffentlich auszuſprechen. Um ſich als Verfaſſer nicht zu verrathen — denn er hatte ſich, ohne Urlaub zu haben, heimlich aus Stuttgart entfernt, um ſein Stück aufführen zu ſehen — unterſchrieb er dieſen Brief nicht nur mit „R.", ſondern datirte ihn auch aus Worms. Ueber das Nähere verweiſe ich auf meine Biographie Schillers (Theil 1. S. 122 ff.).

Vorrede zu der Anthologie.

(1782.)

Meinem Prinzipal, dem Tod, zugeſchrieben.

Großmächtigſter Czar alles Fleiſches,
Allezeit Verminderer des Reichs,
Unergründlicher Nimmerſatt in der ganzen Natur!

Mit unterthänigſtem Hautſchauern unterfange ich mich, deiner gefräßigen Majeſtät klappernde Phalanges zu küſſen, und dieſes Büchlein vor deinem dürren Calcaneus in Demuth niederzulegen. Meine Vorgänger haben immer die Weiſe gehabt, ihre Sächlein und Päcklein, dir gleichſam recht vorſätzlich zum Aerar, hart an deiner Naſe vorbei, in's Archiv der Ewigkeit transportiren zu laſſen, und nicht gedacht, daß ſie dir eben dadurch um ſo mehr das Maul darnach wäſſern machten; denn auch an dir wird das Sprichwort nicht zum Lügner: „Geſtohlen Brod ſchmeckt gut.“ Nein, dediciren will ich dir's lieber, ſo bin ich doch gewiß, daß du's weit weglegen werdeſt.

Doch Spaß bei Seite! — Ich denke, wir zwei kennen uns genauer, denn nur vom Hörenſagen. Einverleibt dem Aeskulap'ſchen Orden, dem Erſtgebornen aus der Büchſe der Pandora, der ſo alt iſt als der Sündenfall, bin ich geſtanden an deinem Altare, habe, wie der Sohn Hamilkars den ſieben Hügeln, geſchworen unſterbliche Fehde deiner Erbfeindin Natur, ſie zu belagern mit einer Medikamenten Heereskraft, eine Wagenburg zu ſchlagen, um die ſtahliſche Seele aus dem Feld zu ſchlagen mit Sturm, die trotzige, die deine Sporteln ſchmälert und deine Finanzen ſchwächt, und auf dem Wahlplatze des Archaus hoch zu bäumen deine mitternächtliche Kreuzſtandarte. — Dafür nun (denn eine Ehre iſt werth der andern) wirſt du mir auswirken den köſtlichen Talisman, der mich mit heiler Haut und ganzer Wolle an Galgen und Rade vorüber geleitet.

Jusque datum sceleri —

Ei ja doch! Thu' Das, goldiger Mäcenas. Denn ſiehſt du, ich möchte doch nicht gerne, daß mir's ginge, wie meinen tollkühnen Kollegen und Vettern, die, mit Stilet und Sackpuffern bewaffnet, in finſtern Hohlwegen Hof halten oder im unterirdiſchen Laboratorium das Wunderpolychreſt miſchen, das, wenn's hübſch fleißig genommen wird, unſere politiſchen Naſen, über kurz oder lang, mit Thronvacaturen und Staatsfiebern kitzelt. D'Amiens und Ravaillac! — Hu! hu! hu! Es iſt ein gut Ding um gerade Glieder. Ob du auch deinen Zahn auf Oſtern und Michaelis gewezt haſt? — Die große Bücherepidemie in Leipzig und Frankfurt — juchheiſa Dürrer! wird ein königlich Freſſen geben. Deine fertigen Makler, Völlerei und Brunſt, liefern dir ganze Frachten aus dem Jahrmarkt des Lebens. — Selbſt der Ehrgeiz, dein Großpapa, Krieg, Hunger, Feuer und Peſt, deine gewaltigen Jäger, haben dir ſchon ſo manche fette Menſchenklopfjagd gehalten — Geiz und Golddurſt, deine machtigen Kellermeiſter, trinken dir ganze ſchwimmende Stadte im ſprudelnden Kelche des Weltmeers zu. — Ich weiß in Europa eine Küche, wo man dir die rareſten Gerichte mit Feſttagsgeprange auf die Tafel geſetzt hat. — Und doch — wer hat dich je ſatt geſehen, oder über Indigeſtion klagen gehört? — Eiſern iſt deine Verdauung, grundlos dein Gedarme!

Puh! — Ich hatte dir noch ſo Manches zu ſagen, aber ich tummle mich, daß ich wegkomme — du biſt ein garſtiger Schwager. — Geh — du machſt dir Rechnung, hör' ich, eine Generalcollation zu erleben, wo dir Groß und Klein, Weltkugeln und Lexika, Philoſophien und Putzwerk in den Rachen fliegen ſollen. — Guten Appetit, wenn's ſo weit kommt! — Doch Hungerwolf, der du biſt, ſiehe zu, daß du dich da nicht übereſſeſt und deinen ganzen Fraß haarklein wieder geben müſſeſt, wie dir's ein gewiſſer Athenienſer, der dir gar nicht wohl will, prophezeiht hat. '

Y.

Tobolsko, den 2. Februar.

— Tum primum radiis gelidi incaluere Triones. — Blumen in Sibirien? Dahinter ſteckt eine Schelmerei, oder die Sonne muß Front gegen Mitternacht machen. — Und doch — wenn Ihr Euch auf den Kopf ſtelltet! Es iſt nicht anders, — wir haben lange genug Zobel gefangen, laßt's uns einmal auch mit Blumen verſuchen. Sind nicht ſchon Europäer genug zu uns Stiefſöhnen der Sonne gekommen und durch unſern hundertjährigen Schnee gewatet, irgend ein beſcheidenes Blümchen zu pflücken? Schande unſeren Ahnen — wir wollen ſie ſelbſt ſammeln und einen ganzen Korb voll nach Europa frankiren. — Zertretet ſie nicht, ihr Söhne des mildern Himmels.

Aber im Ernſt zu reden: das eiſerne Gewicht des widrigen Vorurtheils, das ſchwer über dem Norden brütet, von der Stelle zu räumen, forderte einen ſtärkeren Hebel, als den Enthuſiasmus einiger Wenigen, und auch ein feſteres Hypomochlion als die Schultern von zwei oder drei Patrioten.

Doch, wenn ſchon auch dieſe Anthologie Euch leckerhafte Europäer ſo wenig als — wenn ich den Fall ſetze — unſer Muſenalmanach, den wir — wenn ich ja den Fall ſetzen wollte — hätten können geſchrieben haben, mit uns Schneemännern verſöhnen wird, ſo bleibt ihr doch mindeſtens das Verdienſt, Hand in Hand mit ihren Kameradinnen im weit entlegenen Deutſchland dem ausröchelnden Geſchmacke den Genickfang geben zu helfen, wie wir Tobolskianer zu ſprechen belieben.

Wenn Eure Homere im Schlafe reden, und Eure Herkules Mücken mit ihren Keulen erſchlagen — wenn Jeder, der ſeinen bezahlten Schmerz in Leichen-Alexandriner auszutropfen verſteht, Das für eine Vocation auf den Helikon auslegt — wird man uns Nordländern verdenken, mitunter auch in den Leierklang der Muſen zu klimpern? — Eure Matadore wollen Silbergeld gemünzt haben, wenn ſie ihr Bruſtbild auf elendes Meſſing prägen; — und zu Tobolsko werden die Falſchmünzer aufgehangen. Zwar möget Ihr oft auch bei uns Papiergeld ſtatt ruſſiſcher Rubel finden; aber der Krieg und theure Zeit entſchuldigen Alles.

So gehe denn hin, ſibiriſche Anthologie! — Gehe — du wirſt manchen Süßling beſeeligen, wirſt von ihm auf den Nachttiſch ſeiner Herzeinzigen gelegt werden, und zum Dank ihre alabaſterne Lilienſchneehand ſeinem zärtlichen Kuß verrathen. — Gehe — du wirſt in den Aſſembleen und Stadtviſiten manchen gähnenden Schlund der Langeweile ausfüllen und vielleicht eine Circaſſienne ablöſen, die ſich im Platzregen der Läſterung müde geſtanden hat. — Gehe — du wirſt die Küche mancher Kritiker berathen; ſie werden dein Licht fliehen, und ſich gleich den Käuzlein in deinen Schatten zurückziehen. — Hu! hu! hu! — Schon höre ich das ohrzerreißende Geheul im unwirthbaren Forſte und hülle mich angſtvoll in meinen Zobel.

Die Gedichte der Anthologie ſind in den erſten Theil der Supplemente (von S. [illegible] bis S. [illegible]) aufgenommen, und eben daſelbſt ſind die nöthigen Nachrichten über dieſe Blumenleſe gegeben. Hier folgt nun auch die vor jener Sammlung ſtehende Zueignung an den Tod und der bevorwortende Brief aus Tobolsko. Eine kurze Beurtheilung ſiehe in meiner Biographie Schillers (Thl. 1. S. 101).

Ueber das gegenwärtige deutſche Theater.

(1782.)

Dieſer Aufſatz erſchien zuerſt im würtembergiſchen Repertorium der Literatur, welches Schiller, Abel, Peterſen und Andere auf ihre eigenen Koſten herausgaben. Alle Aufſätze und Recenſionen Schillers in dieſer Zeitſchrift ſind anonym, und dieſer iſt mit der Chiffre U unterzeichnet. Körner hat ihn in die Werke (Taſchenausg. Bd. 10. S. [illegible]) aufgenommen. Wir erwähnen dieſer Abhandlung beſonders wegen einer Anmerkung, welche Körner nur ſo weit, als die Anführungszeichen gehen, beibehielt (ſ. Taſchenausg. S. 57). Sie heißt vollſtändig.

„Es iſt noch die Frage, ob eine Rolle durch einen bloßen Liebhaber nicht mehr als durch einen Schauſpieler gewinne. Bei dem Letztern wenigſtens geht die Empfindung ſo bald, als bei einem occupirten Practicus in der Heilkunſt das Judicium über die Krankheit verloren. Es bleibt nichts zurück, als eine mechaniſche Fertigkeit, eine Affektation, eine Koketterie mit den Grimaſſen der Leidenſchaft." Man wird ſich erinnern, wie glücklich die Rolle der Zaire in Frankreich und England durch angehende und ungeübte Schauſpielerinnen gerathen iſt (ſ. Leſſings Hamburg'ſche Dramaturgie, ſechzehntes Stück S. 121 und 122). Möchte man aller Orte von dem Vorurtheile zurückkommen, daß theatraliſche Uebungen Perſonen von Stand und Ehre ſchänden! Gewiß würde dieß den guten Geſchmack allgemeiner verbreiten, und die Empfindung des Schönen, Guten und Wahren durchgängig mehr beleben und verfeinern, ſowie zugleich auch Spieler von Profeſſion mit einem ſchärfern Wetteifer den Ruhm ihres Standes zu erhalten ſich befleißen würden.

Im Texte ſelbſt (S. 51) hat der Herausgeber nach den Worten „vor euern Ohren das raſende Gelächter trillert“ die gegen die Wolluſt der Fürſten gerichteten Worte ausgelaſſen, dergleichen ſich aus damaliger Zeit ſo viele finden:

Ich könnte die Beiſpiele häufen. Wenn Odoardo den Stahl, noch dampfend vom Blute des geopferten Kindes, zu den Füßen des fürſtlichen *armen Sünders* wirft, dem er ſeine Maitreſſe ſo zugeführt hat — welcher Fürſt gibt dem Vater ſeine geſchändete Tochter wieder? — — Glücklich genug, wenn euer Spiel ſein getroffenes Herz unter dem Ordenbande zwei- oder dreimal ſtärker ſchüttelt. Bald ſchwemmt ein lärmendes Allegro die leichte Rührung weg. „Ja, glücklich genug, wenn eure Emilia ꝛc.“

Dieſe beibehaltene erhält erſt durch jene ausgelaſſene ihre wahre Beziehung wieder.

Der Spaziergang unter den Linden.

(1782.)

Ebenfalls zuerſt im würtembergiſchen Repertorium Stück 1. S. 111 bis 119; in der Taſchenausgabe Nr. 10, S. 58. Da wo Wollmar ſagt: „daß die Natur Jahrtauſende lang nur den Abtrag von der Tafel des Lebens verzehre ꝛc.“ (S. 59), fährt er im nächſten Satz im Repertorium ſo fort:

Es iſt ein unflätiges Ungeheuer, das von ſeinem eigenen Koth, viele tauſend Mal aufgewärmt, ſich mäſtet, ſeine Lumpen in neue Stoffe zuſammenflickt und groß thut, und ſie zu Markte trägt und wieder zuſammenreißt in garſtige

Lumpen. „Junger Menſch, weißt du wohl auch, in welcher Geſellſchaft du vielleicht jetzo ſpazierest? ꝛc.“ Gleich nachher, wo er auf „die zermalmten Gebeine unſerer großen Heinriche“ hinweist, ſind dann die Stellen unterdrückt: Pfui! Pfui! die Erderſchütterer Roms, die die majeſtätiſche Welt in drei Theile riſſen, wie Knaben einen Blumenſtrauß unter ſich theilen und an die Hüte ſtecken, müſſen vielleicht in den Gurgeln ihrer verſchnittenen Enkel einer wimmernden Opernarie fröhnen. „Der Atom, der in Plato's Gehirne dem Gedanken der Gottheit bebte, der im Herzen des Titus der Erbarmung zitterte, zuckt vielleicht jetzo der viehiſchen Brunſt in den Adern der Sardanapale, oder wird in dem Aas eines gehenkten Gaudiebs von den Raben zerſtreut.“ Schändlich! ſchändlich! Wir haben aus der geheiligten Aſche unſerer Väter unſere Harlekinsmasken zuſammengeſtoppelt; wir haben unſere Schellenkappen mit der Weisheit der Vorwelt gefüttert. „Sie ſcheinen das luſtig zu finden, Edwin?“

Edwin zieht weiter unten (S. [illegible]) die dunkle Lebensanſicht des Freundes in's Heitere, und meint, die zerſtobenen „Leiber der Polyparaphen könnten wohl verdammt ſeyn, zu Lettern geſchmolzen oder zu Papier gewalkt zu werden ꝛc.“ Dann führt er das Geſpräch fort:

Wer kann mir beweiſen, daß der ſchmerzliche Blaſenſtein unſers Nachbars nicht der Reſt eines ungeſchickten Arztes iſt, der nunmehr zur Strafe die ehemals mißhandelten Gänge des Harns ein ungebetener Pförtner hütet, ſo lang in dieſen ſchimpflichen Kerker geſchloſſen, bis die geweihte Hand eines Wundarztes den verwünſchten Prinzen erlöst. „Sehen Sie, Wollmar! aus eben dem Kelche, woraus Sie die bittere Galle ſchöpfen, ſchöpft meine Laune luſtige Scherze.“

Wollmar. „Edwin! Edwin! Wie Sie den Ernſt wieder mit lachelndem Witz übertünchen.“ — Man ſage es doch unſern Fürſten, die mit einer zuckenden Wimper zu vernichten meinen. Man ſage es unſern Schönen, die mit einer farbigten Landſchaft im Geſicht unſre Weisheit zur Närrin machen wollen. Man ſage es den ſüßen Herrchen, die eine Handvoll blonde Haare zu ihrem Gott machen. Mögen ſie zuſehen, wie die Schaufel des Todtengrabers den Schadel Yoriks ſo unſanft ſtreichelt. Was dünkt ſich ein Weib mit ihrer Schönheit, wenn der große Caſar eine anbrüchige Mauer flickt, den Wind abzuhalten?

Edwin. Aber wohinaus mit dem allem?

Wollmar. Armſelige Kataſtrophe einer armſeligern Farce! — Sehen Sie, Edwin? Das Schickſal der Seele iſt in die Materie geſchrieben. Machen Sie nunmehr den glücklichen Schluß.

Edwin. Gemach, Wollmar. Sie kommen in's Schwärmen. Sie wiſſen, wie gern Sie da die Vorſicht mißhandeln.

Wollmar. „Laſſen Sie mich fortfahren. Die gute Sache ſcheut die Beſichtigung nicht.

Edwin. Wellmar beſichtige, wenn er glücklicher iſt ꝛc.“

Man ſieht aus dieſen Nachträgen, daß der Dialog ſehr kaſtrirt iſt. Er iſt im Repertorium mit K. unterzeichnet, und in Klammern beigefügt „Vielleicht Fortſetzungen.“ In der letzten Antwort des Edwin (S. 65) muß wohl wieder geſchrieben werden: Und warum nicht: **Geweſen**?

Recenſionen aus dem Repertorium.

Schwäbiſcher Muſenalmanach auf das Jahr 1782.

Herausgegeben von G. F. Stäudlin. Zu haben bei Cotta.

Bei der gegenwärtigen Mode, Kalender zu machen, (Seuche darf ich ſie doch nicht nennen, denn man ſtreitet, ob Krankheiten aufkommen, die die Alten nicht ſchon gehabt haben, und Muſenalmanache hatten ſie doch wohl nicht) bei der ſo empfindſamen Witterung im ganzen Deutſchland iſt eine würtembergiſche Blumenleſe kein Phänomen mehr. Man beſchuldigt ſonſten die Schwaben, daß ſie erſt anfangen, wenn ihre Nachbarn Feierabend machen, und in dieſer Hinſicht — Geſegnet ſey die endliche prophetiſche Ankunft des ſchwäbiſchen Muſenalmanachs!

Bücher dieſer Art laſſen ſich nur von drei Seiten anſehen. Entweder ſie ſind die Freiſtatt angehender ſchüchterner Schriftſteller, die hinter dieſer Tapete Ruf oder Abſchreckung vom Publikum erwarten. Man billigt ſie in dieſer Rückſicht, nur muß letzterer Gehorſam geleiſtet und jener — nicht vorausgeſetzt werden. (Doch auch hiebei die unmaßgebliche Frage: Sind denn unſer Klopſtock und ſeines gleichen wiederum neuerdings begierig werden, das Maß ihres Genies zu wiſſen, daß ich auch ſie in der Geſellſchaft finde, und laſſen ſie ſich gleich alten Grenadieren im hohen Alter noch meſſen, um zu erfahren, um wie viel ſie zurückſchlugen?) — Oder ein Almanach iſt der unflätige Kanal, der die Indigeſtionen der Muſen durch die Naſen des Publikums ſtößet? Pfui ihm! wenn er das wäre — vielleicht die Bude verlegener Waaren, und da lobte ich mir unſere pfiffigen Schöngeiſter, die ihren abgeſtumpften Witz gelegenheitlich bei dieſer letzten Inſtanz noch umtreiben, gleichwie man veraltete Meubles und abgetragene Kleider nach Auctionen ſchickt, um ihrer mit Vortheil noch los zu werden? — Oder endlich, will man dem ſchönen Geſchlecht ein Präſent damit machen? Unnöthiger Aufwand, eben das thut ein bischen Seife, im Waſſer aufgelöst; hübſch durch ein Strohhälmchen drein geblaſen, treibt Bläschen auf, blau, grün, roth, violett und — ei! da freuen ſich die Kinder!

Doch daran mag jetzo wahr ſeyn was wolle, gegenwärtiger Almanach iſt immerhin nicht der ſchlechteſte in Deutſchland. Mir ſind ſchon Kameraden von ihm zu Geſicht gekommen, die nur die Namen großer Dichter bei ſich führten, unfruchtbar und arm, wie ſie etwa auf ihren Grabmälern ſtehen dürften. Wenn alſo ein Muſenalmanach der Maßſtab der Provinzialkultur iſt, ſo mag Schwaben ſich immerhin getroſt an die Sachſen und Rheinländer anreihen. Aber der Heerführer der ſchwäbiſchen Muſen, Herr Stäudlin, gürtet ſein Schwert um, dem ganzen unſchwäbiſchen Deutſchland ein Generaltreffen zu liefern, und dieſes ſoll kein Haar weniger als das Genie der Provinz entſcheiden. Audaces fortuna juvat! Mag ſich der Ausländer verſchanzen, ſo gut er kann — heißköpfige Nordländer ſind gefährliche Leute. — Es beliebt dem Herausgeber, ſeine eigene heroiſche Perſon einem Gärtner zu vergleichen, der einen Verſuch in ſeinem nordiſchen Klima wagt, ob die herrliche Pflanze des Genius nicht auch hier gedeihe? Wahr iſt's, viel thut hiebei die Milde der Zone — viel, ſehr viel Begießen und Sonnen; — viel ein wohl angebrachter Schnitt

— Aber der Gärtner muß die Ananas von keinem — Holzapfelkern erwarten!

Davon genug. Unter dem Schwall von Mittelmäßigkeit, dem Froſchgequäke der Reimer, hört man noch hie und da einen wahren Saitenklang der Melpomene. Die mehrſten Gedichte von Herrn Thill, die Schwermuth vom Herausgeber ſelbſt, Laura, vom Verfaſſer der Räuber,[1] einige Arbeiten von Reinhard und Conz, einige Epigramme von ...g, O. und Armbruſter verdienen den beſten ihrer Art an der Seite zu ſtehen. ...g iſt für das Sinngedicht gemacht und ſollte dieſe Anlage nicht verſäumen. Armbruſter iſt ganz ohne Bildung, aber er verdiente gebildet zu werden. Reinhards Poeſien verrathen die zärtlichſte Empfindung und den liebenswürdigſten Charakter ihres Verfaſſers (er hat ſich auch an eine Ueberſetzung des Tibull gemacht und wird zuverläſſig darin glücklich ſeyn). Conz hat den Klopſtock ſtudirt und hat einen kühnern, männlichern Ton. Die Uebrigen machen die Maſſe.

Dem Almanach iſt ein Titelkupfer vorgeſetzt, es ſtellt den Aufgang der Sonne über'm Schwabenland vor. Potz! was wir Zeitgenoſſen des 178ſten Jahrzehends nicht erleben! Der Stäudlin'ſche Almanach die Epoche des Vaterlands! — Wenn dieſe Erſcheinung nicht zum Unſtern ein Nordlicht iſt, das, wie die Wetterverſtändigen behaupten, Kälte prophezeiht — ſo ſehe doch der Epochmacher zu, daß ihr rother, feuriger Morgenſtrahl ihm die Augen nicht verblende, und er — in der Finſterniß taumelnd — an den Schwertſpitzen der Kritik ſich ſpieße.

Gz.

---

[1] Die Varianten dieſes Gedichts in dem Muſenalmanach ſiehe oben Theil 3. S. 555.

Nanine oder das beſiegte Vorurtheil.

Aus dem Franzöſiſchen des Herrn von Voltaire von Pffr.
Stuttgart bei Mäntler 1781.

Der Ueberſetzer beweiſt aus dem Götz von Berlichingen, dem Hofmeiſter, und den Räubern, daß Nanine das einzige Luſtſpiel in ſeiner Art ſey. Uebrigens iſt die Ueberſetzung ſo gar ſchlecht nicht, als es die Vorrede ſchließen läßt. Der Ueberſetzer iſt ein — Kameraliſt und findet ſich alſo verpflichtet — den vaterlandiſchen Handelsmann mit Makulatur zu verſehen.

Gz.

Kaſualgedichte eines Würtembergers.

Stuttgart bei J. B. Metzler 1782. 28 Bogen. 8.

Müſſen nach dem Zirkel, für den ſie urſprünglich beſtimmt waren, geſchätzt werden; jeder Andere, als der die Beziehungen und lokalen Anſpielungen verſteht, wird einſeitig und ungerecht davon urtheilen. Der Verfaſſer, ein vortrefflicher Kopf, hat ſeine eigene komiſche Laune, die ihn unſtreitig zu etwas Beſſerm, als Kaſualgedichten, berechtigte, wenn er billig genug gegen ſich ſelbſt wäre. Schade, daß er ſein herrliches Dichtertalent an dem unfruchtbaren Stoff der Hochzeiten und Alltagsleichen verſchwendet; wir hätten aus ſeiner Feder einen guten komiſchen Roman zu erwarten. Sein Witz iſt munter und treffend; ſeine Verſe fließen frei und harmoniſch; ſeine lebhafte Phantaſie arbeitet auch aus dem kärglichſten Gegenſtand Intereſſe hervor. Mehr Kaſualgedichte von dieſem Werth könnten uns mit dieſen Baſtardtöchtern der Muſen verſöhnen. Weniger glücklich iſt der Verfaſſer in Elegien: wo er tragiſch ſeyn will, wird er oft gothiſch und burlesk, proſaiſch, wo er erhaben ſeyn ſoll. Gleich das erſte Gedicht auf den Tod ſeines Vaters iſt ein Beweis davon, das, ſo kühne und herrliche Gedanken es auch hat, durch bibliſche Ausdrücke und gemeine Redensarten hie und da von ſeinem poetiſchen Werthe verliert.

Eben dieſes Gedicht hebt jedoch feierlich und traurig erhaben an: Er fordert ein Lied von dem Schmerze —

Ein Waiſenlied, nicht, wo die Trauer prahlt,
Der Gram ſich zeigt, und Bey, wie Flitter, ſtrahlt,
Und an der Gruft, ſo lang die Lampen ſcheinen,
Die Muſe weint, wie Klageweiber weinen.

Mein Vater ſtirbt! Mein Vater! welcher Raub!
Blut, werde du, wie ſein's, zu Todtenſtaub!
Du, Puls, zum Erz, du, fleiſchern Aug', zum Steine!
Wo nicht, o Gott — ſo dulde, daß ich weine!

Und Du — ach Du! wenn droben Pauſen ſind,
So höre jetzt. — Nein! höre nicht dein Kind.
Und fahre fort, am hohen Lied zu trinken,
Du ſtehſt zu hoch, zum Gram herab zu ſinken.

Noch eine Stelle erlaube ich mir aus den elegiſchen Gedichten auszuziehen (die komiſchen muß man ganz leſen, die Wahl würde mir auch zu ſchwer ſeyn, unter ſo vielen guten das beſte zu finden). Die verſprochene Stelle kommt aus einem langen hiſtoriſchen Gedicht, worin der Verfaſſer eine unglückliche Reiſe beſchreibt. Der Wagen hatte umgeſchlagen, der Fuhrmann das Bein gebrochen: —

Aus des Fuhrmanns Strumpf hervor
Ragte ſein gebroch'nes Rohr. —
Zweifach war des Rohres Bruch,
Schauervoll des Mannes Spruch:
„Herr, da ſieh' er meinen Fuß!
Sag' er, ob ich ſterben muß?“
Winſelnd ſtreckt er dann den Arm,
Mich zu faſſen: „Gott erbarm'!
Sieben Kinder! Dieſer Fuß!
Glaubt Er, daß ich ſterben muß?“

An dergleichen furtrefflichen Schilderungen iſt dieſes Gedicht, ſo wie viele andere, fruchtbar. Doch hätte mir im Ganzen eine ſtrengere Auswahl nicht mißfallen. Der Verfaſſer ſcheint ſich in die Alten ſtudirt zu haben und wenig auf das Leſen der Neuen zu verwenden. Ob er daran recht oder unrecht thue, entſcheid' ich nicht. — Doch iſt das gewiß, er wird auf dieſem Wege gewiſſer zum Ziele kommen als ſein Herr Vorgänger in dieſer Bibliothek – auf dem andern.

Schließlich lege ich den Leſern eine ſchon oft gemachte Frage vor: Warum unterdrücken unſere beſſeren Köpfe ſo oft ihr glücklichſtes Talent, mit deſſen Hälfte vielleicht ein Ausländer Wundergeſchrei macht? — Iſt es ſchwäbiſche Blödigkeit? Iſt es Zwang ihrer Lage?

Vermiſchte deutſche und franzöſiſche Poeſien.

Vermehrte und verbeſſerte Auflage. Frankfurt und Leipzig (oder
eigentlich Stuttgart und Tübingen) 1782. 8. 7 Bogen.

Von der erſten Auflage habe ich weder geſehen noch gehört, ich nehme alſo das Buch ſo lange für neu. Der anonymiſche Verfaſſer gab nur in Nebenſtunden den Muſen Gehör, er fand an ſoliden Wiſſenſchaften mehr Geſchmack, hat Philoſophen und Mathematiker ſtudirt, und hätte, wie es ſcheint, gern, daß dieß auch ſeine Leſer wüßten. So lang er alſo nicht für die Dichtkunſt allein vorhanden zu ſeyn ausgibt, ſo lange bleiben ſeine Verſe lobenswerth und gut; falls er aber ſeinen alten Beruf zum Helikon weiter urgiren wollte, hätten wir einige Beſtellungen an ihn, wie folget:

Allerdings ſind ſeine Poeſien rein, angenehm und fließend verſificirt. Es fehlt ihnen nicht an Empfindung und eben ſo wenig an Gedanken — aber neu ſind ſie eben nicht, ſelbſt nicht in der Form. Originalität muthet man freilich nicht Jedem zu, aber überraſcht will man doch ſeyn. Ich meine das ganze Buch ſchon geleſen zu haben, wenn ich den erſten Blick darauf werfe, und doch kann ich betheuern, daß mir mein Lebtag nichts davon zu Geſicht gekommen. Dieſes weggerechnet, bin ich mit dem Dichter zufrieden. Er hat wahre, mehr zärtliche, als ſtarke Empfindung, einen mildern, gemäßigtern Schwung der Phantaſie (nicht den feurigen heftigen unſerer Kraftmänner, der mehr umreißt, als rühret), gute Lektüre und ein metriſches Ohr. Die Gedichte an ſeine Daphne ſind voll herzlicher, ſüßer Empfindungen und verdienen von Jedermann geleſen und empfunden zu werden. Freilich mag das Publikum das große und warme Intereſſe dafür nicht haben, als die Hausfrau des Dichters gehegt haben muß, wie er ſelbſt nicht vorbeiläßt anzumerken. Die Ode, Stimme der Philoſophie, hat etliche ſehr glückliche Strophen, die ich beinahe hier beiſetzen möchte. Das Brautgedicht des Verfaſſers, ſein Daſeyn, und einige Sinngedichte haben uns ſehr wohlgefallen, ob ſie ſchon nur mir allein hätten gefallen ſollen.

Was der Verfaſſer mit Miſogallen will, verſtehen wir nur halb. Gute franzöſiſche Poeſien wird kein Deutſcher verachten, es müßte denn einer von den eingebildeten handfeſten Patrioten ſeyn, der den Geſchmack ſeines Vaterlandes mit dem Dreſchprügel rettet.

Was aber die franzöſiſchen Poeſien des Herrn Verfaſſers betrifft, ſo kommt es mir hiebei ein klein wenig verdächtig vor. Es iſt wahr, er kann ſein Franzöſiſch ſo ziemlich — und wie? wenn wir eben das bei dieſer Gelegenheit hätten erfahren ſollen? — aber zuweilen ſcheint es auch nur ein ſchlauer Behelf zu ſeyn, Werkeltagsgedanken mit galliſchen Flittern zu bedecken.

„L'inconstance d'une belle
N'est pas un petit malheur.“

Das fließt ja ſcharmant im Original! Der Deutſche hat die üble Gewohnheit, ſeine Meinung von der Bruſt weg zu ſagen, er drückt alſo dieſen zierlichen Vers ganz plump aus:

„Die Unbeſtändigkeit einer Schönen
Iſt kein kleines Unglück.“

Der Fuchs finde Poeſie! — Nun, einen Schritt vorwärts; plump deutſch:

Aber das Ding bei Namen beſehen,
Biſt du vielleicht, wenn man Alles rechnet,
Selbſt die Urſache
Ihrer Untreu'.

Da hat's der Herr! Hätte ſich das nicht beſſer franzöſiſch ſagen laſſen:

Mais voyons de près la chose,
  Peut être, tout bien compté,
Tu seras toi même cause
  De son infidelité.

Sonſt hab' ich an dem Verfaſſer noch wahrgenommen, daß er ſein Publikum gar zu einfältig vorausſetzt. Was er uns in der Vorrede und in den Noten nicht Alles begreiflich macht! In ſeinem Gedicht an den Genfer iſt er gar zu beſorgt geweſen; man würde darum noch keine Revolte gegen den Souverän gemacht haben, wenn er ſich auch die Note erſpart hätte. Endlich, wenn der Gedanke, den Jakob Rouſſeau zu mißhandeln, in der Peterskirche zu Genève iſt ausgebrütet worden, ſo müſſen dort wohl nicht alle Gedanken ſo römiſch ſeyn.

Zuſtand der Wiſſenſchaften und Künſte in Schwaben.

Drittes Stück. Augsburg bei Stage. 1782. 17 Bogen in 8.

Pardon dem Herausgeber!
Er will ja aufhören. H.

Anthologie auf das Jahr 1782.

Gedruckt in einer Buchdruckerei zu Tobolsko. Mit einem ſchönen Apollokopf. 18 Bogen 8.

Schon wieder eine würtembergiſche Blumenleſe? — Sie wachſen nach, wie die Köpfe der Hydra! Kaum haben wir einen Kopf von den Schultern geſpielt, huſch! ſpringt ſchon ein zweiter, größer und trotziger, aus dem Rumpfe.—

Und eine Anthologie aus Tobolsko! Auf was doch die Herren Entrepreneurs nicht alle verfallen! Auch den Norden verſchonen ſie nicht und beſchmutzen das ſchuldloſe Sibirien mit ihrer poetiſchen Dinte. Warum der Anthologiſt ſein Vaterland verläugnet, mag er wiſſen. Sonſt trompetet er ſich mit einem ziemlich brutalen Motto voraus, wenn es anders nicht Anſpielung iſt: „Tum primum radiis gelidi incaluere triones.“ In der Vorrede wird verhoffentlich über die anderen Muſenſammlungen (doch hie und da nicht mit Unrecht) geſchimpft und auf den ſchwäbiſchen Almanach, als den Amtsbruder, ſpöttiſch geſchielt. Der Herausgeber mag dem Herrn Stadele nicht hold ſeyn und zupft ihn, wo er kann; mag er recht haben oder nicht, uns mißfällt dieſe beiderſeits läppiſche Zänkerei. Das Buch wird dem Tod zugeſchrieben, und der Autor verrath ſich, daß er ein Arzt iſt.

Die Gedichte ſelbſt ſind nicht alle von den gewöhnlichen. Acht an Laura gerichtet, in einem eigenen Tone, mit brennender Phantaſie und tiefem Gefühl geſchrieben, unterſcheiden ſich vortheilhaft von den übrigen. Aber überſpannt ſind ſie alle und verrathen eine allzu unbändige Imagination; hie und da bemerke ich auch eine ſchlüpfrige ſinnliche Stelle in platoniſchen Schwulſt verſchleiert. Das Gedicht an Rouſſeau, die Elegie auf einen Jüngling, an die Sonne, an Gott, Größe der Welt, in einer Bataille, die Freundſchaft, Fluch eines Eiferſüchtigen, die ſchlimmen Monarchen u. ſ. w. enthalten ſtarke, kühne und wahr poetiſche Züge. Zärtlich weich und gefühlvoll ſind die Kindsmörderin, der Triumph der Liebe (wahrſcheinlich auf Veranlaſſung der Nachtfeier der Venus von Bürger geſchrieben), an mein Täubchen, an Minna, Morgenphantaſie, der Unterſchied, an

Fanny, an den Frühling. In einigen anderen, als z. B. dem Fragment an einen Moraliſten, vorzüglich den Kaſtraten und Männern, der Vergleichung und einigen Sinngedichten fällt ein ſchlüpfriger Witz und petroniſche Unart auf. Einige darunter ſind launiſch und ſatyriſch, als Bacchus im Triller, der hypochondriſche Pluto, die Rache der Muſen, Baurenſtändchen u. ſ. w. Doch ſehr oft iſt der Witz auch gezwungen und ungeheuer. Im Ganzen ſind faſt alle Gedichte zu lang, und der Kern des Gedankens wird von langweiligen Verzierungen überladen und erſtickt. Die meiſten der Sinngedichte ſcheinen mehr da zu ſeyn, die Lücken zwiſchen größeren auszufüllen, und ſagen Nichts. Der wirthſchaftliche Tod, an den Galgen zu ſchreiben, Spinoza, die Alten und Neuen und einige wenige ſind treffend und gut. Auch merke ich, daß ſich ein Verfaſſer hinter mehrere Anfangsbuchſtaben verſchanzt hat. Er hat bei manchen Gedichten wohl gethan, aber ſo gar fein iſt dieſes Strategem eben nicht ausgefallen. Viele Stellen ſind von edelm Freiheitsgeiſte belebt, und feile Lobreden findet man hier nicht. Eine ſtrengere Feile wäre indeß durchaus nöthig geweſen, und überhaupt unter den Gedichten ſelbſt eine ſtrengere Wahl. Aber das Buch mußte eben dick werden und ſeine achtzehn Bogen haben; was kümmert es den Anthologiſten, ob er unter die Narziſſen und Nelken auch hie und da Stinkroſen und Gänſeblumen bindet? Deſſen ungeachtet hat dieſe Sammlung manche ihrer Schweſtern in Schatten geſtellt, und zu wünſchen wäre es immer, daß Deutſchland mit keiner ſchlechtern heimgeſucht würde. Möchten ſich doch unſere jungen Dichter überzeugen, daß Ueberſpannung nicht Stärke, daß Verletzung der Regeln des Geſchmacks und des Wohlſtandes nicht Kühnheit und

Originalität, daß Phantaſie nicht Empfindung, und eine hochtrabende Ruhmredigkeit der Talisman nicht ſey, von welchem die Pfeile der Kritik ſplitternd zurückprallen; möchten ſie zu den alten Griechen und Römern wieder in die Schule gehen und ihren beſcheidenen Kleiſt, Uz und Gellert wieder zur Hand nehmen; möchten ſie — doch was ſollten ſie nicht alle mögen! Unſere modiſchen Scribenten wiſſen gar zu gut, was ſie dem gegenwärtigen Geſchmack auftiſchen müſſen, um Entrée zu bekommen. — Dieſe Anthologie ſcheint ſich jedoch, wenn ſie die Abſicht, jedermänniglich zu gefallen, hatte, ſchlimm betrogen zu finden; denn der darin herrſchende Ton iſt durchaus zu eigen, zu tief und zu männlich, als daß er unſern zuckerſüßen Schwätzern und Schwätzerinnen behagen könnte.

„Gz“
am Ende des erſten Stücks.

Körner hatte in ſeinem Berichte über Schillers Leben (ſiehe Taſchenausgabe Bd. 12. S. 112) geſagt: Schiller habe in das Repertorium verſchiedene Recenſionen, vorzüglich eine ſehr ſtrenge und ausführliche über die Räuber geliefert. Hierdurch aufmerkſam gemacht, ſtellte Herr Boas in ſeinen Nachträgen fünf durch das Zeichen „Gz“ unterſchiedene Recenſionen als von Schiller herrührend muthmaßlich zuſammen. Und wirklich hat er das Richtige getroffen; denn auf einem Zettel in dem Nachlaſſe von Peterſen werden dieſe fünf Beurtheilungen nebſt einer ſechsten, die wir beifügen: Zuſtand der Wiſſenſchaften und Künſte in Schwaben, ausdrücklich Schillern zugeſchrieben. Sie liefern einen ſchätzenswerthen Beitrag zur Kenntniß der Schiller'ſchen Geiſtesentwickelung und des Ganges ſeiner Kritik insbeſondere (ſiehe Schillers Leben ꝛc. Thl. 1. S. 189 ff.). Beſonders intereſſant und ausgezeichnet durch das ſtrenge, unbeſtechliche Urtheil iſt die Recenſion ſeiner Anthologie (No. 6). Hiermit verlaſſen wir für immer die Anthologie — und wandern mit dem flüchtigen Schiller nach Mannheim.

Der Verfaſſer des Fiesko an das Publikum.

(1784.)

Erſt am 11. Januar 1784 wurde der größtentheils ſchon in Stuttgart ausgearbeitete, nachher umgeänderte Fiesko in Mannheim bei Eröffnung der Carnevalsbeluſtigungen dargeſtellt. Wie bei der erſten Aufführung der Räuber, ſo erließ auch jetzt Schiller eine „Erinnerung an das Publikum," welche den Theaterzetteln beigefügt und an den Straßenecken, Thoren und Bäumen Mannheims angeklebt war. Glücklicher Weiſe hat die „Literatur- und Theaterzeitung", Jahrgang 1784, St. 24, uns dieſen Prolog aufbewahrt, und er iſt auch von Böttiger in den „Blättern für literariſche Unterhaltung" vom 1. October 1830 No. 275 wieder mitgetheilt worden (ſiehe Schillers Leben, Thl. 1. S. 122 ff.). Dieſe „Erinnerung" bevorwortet die Theaterbearbeitung des Fiesko, welche im 1. Band dieſer Supplemente S. 255 ff. zuerſt gedruckt erſchienen iſt, und findet in derſelben, beſonders im fünften Aufzug (S. 303 ff.) ihren vollkommenen Aufſchluß.

Eigentlich ſollte das Tableau für den Künſtler reden, und er ſelbſt die Entſcheidung hinter dem Vorhang erwarten. — Es iſt jetzt auch meine Abſicht nicht, das Urtheil der Zuſchauer für meine Manier zu beſtechen, und der Faden des Trauerſpiels liegt nicht ſehr verſteckt. — Dennoch ſetze ich einen zu großen Werth in die Aufmerkſamkeit meines Publikums, als daß ich ihm nicht auch die wenigen Augenblicke ſollte zu retten ſuchen, die darauf gehen würden, bis es ihn fände.

Fiesko iſt der große Punkt dieſes Stücks, gegen welchen ſich alle darin ſpielenden Handlungen und Charaktere gleich Strömen nach dem Weltmeer hinſenken — Fiesko, von dem ich vorläufig nichts Empfehlenderes weiß, als daß ihn J. J. Rouſſeau im Herzen trug — Fiesko, ein großer, fruchtbarer Kopf, der unter der täuſchenden Hülle eines weichlichen, epikuriſchen Müſſiggangs, in ſtiller, geräuſchloſer Dunkelheit, gleich dem gebärenden Geiſt auf dem Chaos, einſam und unbehorcht eine Welt ausbrütet, und die leere, lächelnde Miene eines Taugenichts lügt, während daß Rieſenpläne und wüthende Wünſche in ſeinem brennenden Buſen gähren — Fiesko, der, lange genug mißkannt, endlich einem Gott gleich hervortritt, das reife, vollendete Werk vor erſtaunende Augen ſtellt, und ein gelaſſener Zuſchauer daſteht, wenn die Räder der großen Maſchine dem gewünſchten Ziele unfehlbar entgegenlaufen — Fiesko, der nichts fürchtet, als ſeines Gleichen zu finden — der ſtolzer darauf iſt, ſein eignes Herz zu beſiegen, als einen furchtbaren Staat — Fiesko, der zuletzt den verführeriſchen, ſchimmernden Preis ſeiner Arbeit, die Krone von Genua, mit göttlicher Selbſtüberwindung hinwegwirft, und eine höhere Wolluſt darin findet, der glücklichſte Bürger, als der Fürſt ſeines Volks zu ſeyn.

Man erwartet vielleicht, daß ich die Freiheiten rechtfertige, die ich mir in dieſem umgeformten Fiesko gegen die hiſtoriſche Wahrheit — ja gegen meine erſte Darſtellung ſelbſt erlaubte. — Nach jener ſowohl als nach dieſer arbeitet der Graf auf den Umſturz der Republik, in beiden kommt er in der Verſchwörung um. Mit der Hiſtorie getraue ich mir bald fertig zu werden, denn ich bin nicht ſein Geſchichtſchreiber, und eine einzige große Aufwallung, die ich durch die gewagte Erdichtung in der Bruſt meiner Zuſchauer bewirke, wiegt bei mir die ſtrengſte hiſtoriſche Genauigkeit auf. — Der Genueſer Fiesko ſollte zu meinem Fiesko nichts als den Namen und die Maske hergeben — das Uebrige mochte er behalten. — Iſt es denn meine Schuld, wenn er weniger edel dachte? — wenn er unglücklicher war? Müſſen meine Zuſchauer dieſe verdrießliche Wendung entgelten? Mein Fiesko iſt allerdings nur untergeſchoben; doch was kümmert mich Das, wenn er nur größer iſt, als der wahre — wenn mein Publikum nur Geſchmack an ihm findet? — Warum ich aber jetzt meiner eigenen erſten Schilderung widerſpreche, die den Grafen durch ſeine Herrſchſucht umkommen läßt, iſt eine andere Frage. Es mag nun ſeyn, daß ich zur Zeit, wo ich jenen entwarf, gewiſſenhafter oder verzagter geweſen. Vielleicht aber auch, daß ich für den ruhigen Leſer, der den verworrenſten Faden mit Bedacht auseinanderlöſt, mit Fleiß anders dichten wollte, als für den hingeriſſenen Hörer, der augenblicklich genießen muß, und reizender iſt es nun doch, mit dem großen Manne in die Welle zu laufen, als von einem geſtraften Verbrecher ſich belehren zu laſſen.

Ueber die moraliſche Beziehung dieſes Stücks wird wohl Niemand zweifelhaft ſeyn. Wenn es, zum Unglück der Menſchheit, ſo gemein und alltäglich iſt, daß ſo oft unſere göttlichſten Triebe, daß unſere beſten Keime zu Großem und Gutem unter dem Druck des gewöhnlichen bürgerlichen Lebens begraben werden — wenn Kleingeiſterei und Mode der Natur kühnen Umriß beſchneiden — wenn tauſend lächerliche

Konvenienzen am großen Stempel der Gottheit herumkünſteln — ſo kann dasjenige Schauſpiel nicht zwecklos ſeyn, das uns den Spiegel unſerer ganzen Kraft vor die Augen hält, das den ſterbenden Funken des Heldenmuths belebend wieder emporflammt — das uns aus dem engen, dumpfen Kreiſe unſers alltäglichen Lebens in eine höhere Sphäre rückt. Dieſes Schauſpiel, hoffe ich, iſt Fiesko's Verſchwörung.

Heilig und feierlich war mir immer der ſtille, der große Augenblick, wo die Herzen ſo vieler Hunderte, wie auf den allmächtigen Schlag einer magiſchen Ruthe, nach der Phantaſie eines Dichters beben — wo herausgeriſſen aus allen Masken und Winkeln der natürliche Menſch mit offenen Sinnen horcht — wo ich des Zuſchauers Seele am Zügel führe, und nach meinem Gefallen, einem Balle gleich, dem Himmel oder der Hölle zuwerfen kann — und es iſt Hochverrath an dem Genius — Hochverrath an der Menſchheit, dieſen glücklichen Augenblick zu verſäumen, wo ſo Vieles für das Herz kann verloren oder gewonnen werden. — Wenn Jeder von uns zum Beſten des Vaterlandes diejenige Krone hinweg werfen lernt, die er fähig iſt, zu erringen, ſo iſt die Moral des Fiesko die größte des Lebens.

Weniger könnt' ich einem Publikum nicht ſagen, das durch die gütige Aufnahme meiner „Räuber“ meine Leidenſchaft für die Bühne belebte, und dem alle meine künftigen dramatiſchen Produkte gewidmet ſind.

Die Schaubühne,

als eine moraliſche Anſtalt betrachtet.

(1784.)

Nach den kummervollen Jahren, welche der Flucht aus Stuttgart nachfolgten, gelangte Schiller allmählig zu einiger äußeren Anerkennung. Er ward Weimar'ſcher Hofrath und Mitglied der kurpfälziſchen deutſchen Geſellſchaft, deren Präſident Dalberg war. Bei ſeinem Eintritt in dieſe Geſellſchaft las er eine Abhandlung über das Theater vor, welche er ſpäter ohne Einleitung und mit einigen ſonſtigen Veränderungen in ſeine Werke (ſ. Taſchenausgabe Bd. 10, S. [illegible] ff.) aufnahm. Indem ich den Leſer, welcher eine Würdigung des trefflichen Aufſatzes wünſcht, auf meine Biographie Schillers (Thl. 1, S. [illegible] ff.) verweiſe, laſſe ich hier die Nachträge folgen. Sogleich der Titel lautet verſchieden, wie man ſieht.

Was kann eine gute ſtehende Schaubühne eigentlich wirken?

Eine Vorleſung,

gehalten zu Mannheim in der öffentlichen Sitzung der kurpfälziſchen
deutſchen Geſellſchaft am 26. des Junius 1784.

von

Friedrich Schiller,

Mitglied dieſer Geſellſchaft und herzogl. weimariſchem Rath.

Wenn uns der natürliche Stolz — ſo nenne ich die erlaubte Schätzung unſers eigenthümlichen Werths — in keinem Verhältniß des bürgerlichen Lebens verlaſſen ſoll, ſo iſt wohl das Erſte Dieſes, daß wir uns ſelbſt zuvor die Frage beantworten, ob das Geſchäft, dem wir jetzt den beſten Theil unſerer Geiſteskraft hingeben, mit der Würde unſers Geiſtes ſich vertrage, und die gerechten Anſprüche des Ganzen auf unſern Beitrag erfülle. Nicht immer bloß die höchſte Spannung der Kräfte — nur ihre edelſte Anwendung kann Größe gewähren. Je erhabener das Ziel iſt, nach welchem wir ſtreben, je weiter, je mehr umfaſſend der Kreis, worin wir uns üben, deſto höher ſteigt unſer Muth, deſto reiner wird unſer Selbſtvertrauen, deſto unabhängiger von der Meinung der Welt. Dann nur, wenn wir bei uns ſelbſt erſt entſchieden haben, was wir ſind, und was wir nicht ſind, nur dann ſind wir der Gefahr entgangen, von fremdem Urtheil zu leiden — durch Bewunderung aufgeblaſen, oder durch Geringſchätzung feig zu werden.

Woher kommt es denn aber — dieſe Bemerkung hat ſich mir aufgedrungen, ſeitdem ich Menſchen beobachte — woher kommt es, daß der Amtsſtolz ſo gern im entgegengeſetzten Verhältniß mit dem wahren Verdienſte ſteht? Daß die Meiſten ihre Anforderungen an die Achtung der Geſellſchaft in eben dem Grade verdoppeln, in welchem ſich ihr Einfluß auf dieſelbe vermindert? — Wie beſcheiden erſcheint nicht oft der Miniſter, der das Steuerruder des Landes führt, und das große Syſtem der Regierung mit Rieſenkraft wälzt, neben dem kleinen Myrmidonen, der ſeine Verordnungen zu Papier bringt — wie beſcheiden der große Gelehrte, der die Gränzen des menſchlichen Denkens erweiterte und die Fackel der Aufklärung über Welttheilen ſchimmern ließ, neben dem dumpfen Pedanten, der ſeine Quartbände hütet? — Man verurtheilt den jungen Mann, der, gedrungen von innerer

Kraft, aus dem engen Kerker einer Brodwiſſenſchaft heraustritt und dem Rufe des Gottes folgt, der in ihm iſt. Iſt das die Rache der kleinen Geiſter an dem Genie, dem ſie nachzuklimmen verzagen? Rechnen ſie vielleicht ihre Arbeit darum ſo hoch an, weil ſie ihnen ſo ſauer wurde? — Trockenheit, Ameiſenfleiß und gelehrte Taglöhnerei werden unter den ehrwürdigen Namen Gründlichkeit, Ernſt und Tiefſinn geſchätzt, bezahlt und bewundert. Nichts iſt bekannter und Nichts gereicht zugleich der geſunden Vernunft mehr zur Schande, als der unverſöhnliche Haß, die ſtolze Verachtung, womit Fakultaten auf freie Künſte herunter ſehen — und dieſe Verhältniſſe werden forterben, bis ſich Gelehrſamkeit und Geſchmack, Wahrheit und Schönheit als zwei verſöhnte Geſchwiſter umarmen.

Es iſt leicht einzuſehen, in wie fern dieſe Bemerkung mit der Frage zuſammenhängt: „Was wirkt die Bühne?“ — Die höchſte und letzte Forderung, welche der Philoſoph und Geſetzgeber einer öffentlichen Anſtalt nur machen können, iſt Beförderung allgemeiner Glückſeligkeit. Was die Dauer des phyſiſchen Lebens erhält, wird immer ſein erſtes Augenmerk ſeyn, was die Menſchheit innerhalb ihres Weſens veredelt, ſein höchſtes; Bedürfniß des Thiermenſchen iſt älter und dringender — Bedürfniß des Geiſtes vorzüglicher, unerſchöpflicher. Wer alſo unwiderſprechlich beweiſen kann, daß die Schaubühne auf Menſchen und Volksbildung wirkte, hat ihren Rang neben den erſten Anſtalten des Staats entſchieden.

Die dramatiſche Kunſt ſetzt mehr voraus, als jede andere von ihren Schweſtern. Das höchſte Produkt dieſer Gattung iſt vielleicht auch das höchſte des menſchlichen Geiſtes. Das Syſtem der körperlichen Anziehung und Shakſpeare's Julius

Cäſar — es ſteht dahin, ob die Zunge der Wage, worin höhere Geiſter die menſchlichen wagen, um einen mathematiſchen Punkt überſchlagen wird. Wenn Dieß entſchieden iſt — und entſchied nicht der unbeſtechlichſte Richter, die Nachwelt? — warum ſollte man nicht vor allen Dingen dahin befliſſen ſeyn, die Würde einer Kunſt außer Zweifel zu ſetzen, deren Ausübung alle Kräfte der Seele, des Geiſtes und des Herzens beſchäftigt? Es iſt Verbrechen gegen ſich ſelbſt, Mord der Talente, wenn das nämliche Maß von Fähigkeit, welches dem höchſten Intereſſe der Menſchheit würde gewuchert haben, an einem minder wichtigen Gegenſtand undankbar verſchwendet wird. Iſt es wirklich noch zweifelhaft, ob du vom Himmel herabſtammſt, ſind alle deine geprahlten Einflüſſe wirklich nur ſchöne Chimären deiner Bewunderer, iſt die Menſchheit nicht deine Schuldnerin — o ſo zerreiße deinen unſterblichen Lorbeer, Thalia, laß deine Poſaune von ihr ſchweigen, ewige Fama! — Jene bewunderte Iphigenia war nichts als ein ſchwacher Augenblick ihres Schöpfers, der ſeiner Würde vergaß — der geprieſene Hamlet nichts als eine Majeſtätsverletzung des Dichters gegen den himmliſchen Genius.

Ueber keine Kunſt iſt — ſo viel ich weiß — mehr geſagt und geſchrieben worden, als über dieſe; über keine weniger entſchieden. Die Welt hat ſich hier, mehr als irgendwo, in Vergötterung und Verdammung getheilt, und die Wahrheit ging verloren durch Uebertreibung. Der härteſte Angriff, den ſie erleiden mußte, geſchah von einer Seite, wo er nicht zu erwarten war. — Der Leichtſinn, die Frechheit, auch ſelbſt die Abſcheulichkeit Derer, die ſie ausüben, kann der Kunſt ſelbſt nicht zur Laſt fallen. Die meiſten eurer dramatiſchen Schilderungen, und ſelbſt die am meiſten geprieſenen, was ſind ſie anders, ſpricht man, als feine, verſteckte Giftmiſcherei, künſtlich aufgeputzte Laſter, weichliche oder großſprechende Tugenden? — Eure Repräſentanten der Menſchheit, eure Künſtler und Künſtlerinnen, wie oft Brandmark des Namens, den ſie tragen, Parodien ihres geweihten Amtes, wie oft Auswurf der Menſchheit? Eure gerühmte Schule der Sitten, wie oft nur die letzte Zuflucht des geſättigten Luxus? ein Hinterhalt des Muthwillens und der Satyre? Wie oft dieſe hohe göttliche Thalia eine Spaßmacherin des Pöbels, oder Staubleckerin an ſehr kleinen Thronen? — Alle dieſe Ausrufungen ſind unwiderleglich wahr, doch trifft keine einzige die Bühne. Chriſtus Religion war das Feldgeſchrei, als man Amerika entvölkerte — Chriſtus Religion zu verherrlichen, mordeten Damiens und Ravaillac, und ſchoß Carl IX. auf die fliehenden Hugenotten zu Paris. — Wem aber wird es einfallen, die ſanftmüthigſte der Religionen einer Schandthat zu bezüchtigen, von der auch die rohe Thierheit ſich feierlich losſagen würde?

Eben ſo wenig darf die Kunſt es entgelten, daß ſie in Europa nicht iſt, was ſie in Aſien war, im achtzehnten Jahrhundert nicht iſt, was unter Aſpaſia und Perikles. Genug für ſie, daß ſie es damals geweſen, und daß die Nation, bei welcher ſie blühte, noch jetzt unſer Muſter iſt — aber ich ſchreite zur Unterſuchung ſelbſt.

In dieſer „Unterſuchung" hat Schiller zuerſt da, wo er von der Macht der theatraliſchen Darſtellung ſpricht (Taſchenausg. Bd. 10, S. 77 oben) eine Stelle unterdrückt:

„Heilſame Schauer werden die Menſchheit ergreifen, und in der Stille wird jeder ſein gutes Gewiſſen preiſen, wenn Lady Macbeth, eine ſchreckliche Nachtwandlerin, ihre Hände wäſcht, und alle Wohlgerüche Arabiens herbeiruft, den häßlichen Mordgeruch zu vertilgen.“ Wer von uns ſah ohne Beben zu, wen durchdrang nicht lebendige Glut zur Tugend, brennender Haß des Laſters, als, aufgeſchreckt aus Träumen der Ewigkeit, von den Schreckniſſen des nahen Gerichts umgeben, Franz von Moor aus dem Schlummer ſprang, als er, die Donner des erwachten Gewiſſens zu übertäuben, Gott aus der Schöpfung läugnete, und ſeine gepreßte Bruſt, zum letzten Gebete vertrocknet, in frechen Flüchen Luft ſich machte? — Es iſt nicht Uebertreibung, wenn man behauptet, daß dieſe auf der Schaubühne aufgeſtellten Gemälde mit der Moral des gemeinen Mannes endlich in eins zuſammenfließen, und in einzelnen Fällen ſeine Empfindung beſtimmen. Ich ſelbſt bin mehr als einmal Zeuge geweſen, als man ſeinen ganzen Abſcheu vor ſchlechten Thaten in dem Scheltwort zuſammenhäufte: Der Menſch iſt ein Franz Moor. Dieſe Eindrücke ſind unauslöſchlich, und bei der leiſeſten Berührung ſteht das ganze abſchreckende Kunſtgemälde im Herzen des Menſchen wie aus dem Grabe wieder auf. „So gewiß ſichtbare Darſtellung mächtiger wirkt, als todter Buchſtabe und kalte Erzählung, ſo gewiß wirkt die Schaubühne tiefer und dauernder, als Moral und Geſetze.“

Leſen wir nun weiter, ſo kommen wir S. 75 zu einer Stelle, wo er den „hülfloſen kindiſchen Lear“ als Beiſpiel gebraucht, und hier iſt nach den Worten: „Wie abſcheulich zeigt ſich uns da der Undank? Wie feierlich geloben wir Ehrfurcht und kindliche Liebe?“ bis zum nächſten Abſatz folgende Stelle ausgefallen:

Unſere Schaubühne hat noch eine große Eroberung auszuſtehen, von deren Wichtigkeit erſt der Erfolg ſprechen wird. Shakſpeare's Timon von Athen iſt, ſo weit ich mich beſinnen kann, noch auf keiner deutſchen Bühne erſchienen, und, ſo gewiß ich den Menſchen vor allem andern zuerſt in Shakſpeare aufſuche, ſo gewiß weiß ich im ganzen Shakſpeare kein Stück, wo er wahrhaftiger vor mir ſtünde, wo er lauter und beredter zu meinem Herzen ſpräche, wo ich mehr Lebensweisheit lernte, als im Timon von Athen. Es iſt wahres Verdienſt um die Kunſt, dieſer Goldader nachzugraben.[1]

Die nächſte Auslaſſung gehört zu Seite 78, wo von dem möglichen Einfluß des Theaters auf die Erziehung geſprochen wird.

„Falſche Begriffe führen das beſte Herz des Erziehers irre; deſto ſchlimmer, wenn ſie ſich noch mit Methode brüſten, und den zarten Schößling in Philanthropinen und Gewächshäuſern ſyſtematiſch zu Grund richten.“ Der gegenwärtig herrſchende Kitzel, mit Gottes Geſchöpfen Chriſtmarkt zu ſpielen, dieſe berühmte Raſerei, Menſchen zu drechſeln, und es Deukalion gleich zu thun (mit dem Unterſchied freilich, daß man aus Menſchen, nunmehr Steine macht, wie jener aus Steinen Menſchen) verdiente es mehr, als jede andere Ausſchweifung der Vernunft, den Geißel der Satyre zu fühlen.

Es braucht kaum geſagt zu werden, daß ſich dieſe Stelle auf Schillers eigene Erziehung in der Militärſchule des Herzogs Carl von Würtemberg bezieht (ſ. Schillers Leben Thl. 1, S. 238 f.).

[1] Schiller ſchrieb am 24. Auguſt 1784 an Dalberg: „Durch mich allein wird und muß unſer Theater einen Zuwachs an vielen vortrefflichen neuen Stücken bekommen, worunter Macbeth und Timon und einige franzöſiſche ſind.“

Ankündigung der Rheiniſchen Thalia.

(1784)

Der vorſtehende Aufſatz wurde zuerſt gedruckt in der Rheiniſchen Thalia, welche Zeitſchrift Schiller vom Jahr 1785 an bis zum Jahr 1791 herausgab, und von welcher im Ganzen zwölf Hefte erſchienen. Hier folgt die Ankündigung dieſes periodiſchen Blattes, welche Schiller in das Deutſche Muſeum, December 1784, S. 563—570, einrücken ließ. Eine Charakteriſtik dieſer merkwürdigen und vortrefflichen, in das tiefſte Seelenleben ihres Verfaſſers eingreifenden Ankündigung habe ich in meiner Biographie Schillers Thl. 1. S. 250 ff. verſucht.

Nach ſo vielen Journalen, gelehrten und empfindſamen Zeitungen, welche Deutſchland von Jahr zu Jahr überſchwemmen, bin ich ungewiß, wie das Publikum dieſe neue Erſcheinung aufnehmen wird. Zu oft ſchon geſchah es, daß hinter die heiligen Worte Patriotismus und allgemeines Beſte, die Spekulation eines Kaufmanns ſich flüchtete. Der Receß meiner Vorgänger (nur wenige will ich ausnehmen) hat den Liebhaber abgeſchreckt. Sie haben, wie Macbeth ſeine Hexen beſchuldigt, unſerm Ohr Wort gehalten, aber es unſerer Hoffnung gebrochen. Blindes Vertrauen des Publikums iſt das Einzige, woran ich appelliren kann. Dieſes vielleicht zu gewinnen, erlaube man mir eine Abſchweifung.

Ich ſchreibe als Weltbürger, der keinem Fürſten dient. Früh verlor ich mein Vaterland, um es gegen die große Welt auszutauſchen, die ich nur eben durch die Fernröhre kannte. Ein ſeltſamer Mißverſtand der Natur hat mich in meinem Geburtsorte zum Dichter verurtheilt. Neigung für Poeſie beleidigte die Geſetze des Inſtituts, worin ich erzogen ward, und widerſprach dem Plan ſeines Stiſters. Acht Jahre rang mein Enthuſiaſmus mit der militäriſchen Regel. Aber Leidenſchaft für die Dichtkunſt iſt feurig und ſtark, wie die erſte Liebe. Was ſie erſticken ſollte, fachte ſie an. Verhältniſſen zu entfliehen, die mir zur Folter waren, ſchweifte mein Herz in eine Idealenwelt aus. Aber unbekannt mit der wirklichen, von welcher mich eiſerne Stäbe ſchieden; unbekannt mit den Menſchen, denn die vierhundert, die mich umgaben, waren ein einziges Geſchöpf, der getreue Abguß Eines und eben dieſes Modells, von welchem die plaſtiſche Natur ſich feierlich losſagte — unbekannt mit den Neigungen freier, ſich ſelbſt überlaſſener Weſen, denn hier kam nur Eine zur Reife, die ich jetzt nicht nennen will: jede übrige Kraft des Willens erſchlaffte, indem eine einzige ſich convulſiviſch ſpannte, jede Eigenheit, jede Ausgelaſſenheit der tauſendfach ſpielenden Natur ging in dem regelmäßigen Tempo der herrſchenden Ordnung verloren — unbekannt mit dem ſchönen Geſchlechte — die Thore dieſes Inſtituts öffnen ſich, wie man wiſſen wird, Frauenzimmern nur, ehe ſie anfangen, intereſſant zu werden, und wenn ſie aufgehört haben, es zu ſeyn — unbekannt mit Menſchen und Menſchenſchickſal, mußte mein Pinſel nothwendig die mittlere Linie zwiſchen Engel und Teufel verfehlen, mußte er ein Ungeheuer hervorbringen, das zum Glück in der Welt nicht vorhanden war, dem ich nur darum Unſterblichkeit wünſchen möchte, um das Beiſpiel einer Geburt zu verewigen, die der naturwidrige Beiſchlaf der Subordination und des Genius in die Welt ſetzt.

Ich meine die Räuber. Dieß Stück iſt erſchienen. Die ganze ſittliche Welt hat den Verfaſſer als einen Beleidiger der Majeſtät vorgefordert. Seine ganze Verantwortung ſey das Klima, unter dem es geboren ward. Wenn von allen den unzähligen Klagſchriften gegen die Räuber eine einzige mich trifft, ſo iſt es dieſe, daß ich zwei Jahre vorher mir anmaßte, Menſchen zu ſchildern, ehe mir noch Einer begegnete.

Die Räuber koſteten mir Familie und Vaterland. — In einer Epoche, wo noch der Ausſpruch der Menge unſer ſchwankendes Selbſtgefühl lenken muß, wo das warme Blut eines Jünglings durch den freundlichen Sonnenblick des Beifalls munterer fließt, tauſend einſchmeichelnde Ahnungen künftiger Größe ſeine ſchwindelnde Seele umgeben, und der göttliche Nachruhm in ſchöner Dämmerung vor ihm liegt — mitten im Genuß des erſten verführeriſchen Lobes, das ungehofft und unverdient aus entlegenen Provinzen mir entgegen kam, unterſagte man mir in meinem Geburtsorte, bei Strafe der Feſtung — zu ſchreiben. Mein Entſchluß iſt bekannt — ich verſchweige das Uebrige, weil ich es in keinem Falle für anſtändig halte, gegen Denjenigen mich zu ſtellen, der bis Dahin mein Vater war. Mein Beiſpiel wird kein Blatt aus dem Lorbeerkranze dieſes Fürſten reißen, den die Ewigkeit nennen wird. Seine Bildungsſchule hat das Glück mancher Hunderte gemacht, wenn ſie auch gerade das meinige verfehlt haben ſollte.

Nunmehr ſind alle meine Verbindungen aufgelöſet. Das Publikum iſt mir jetzt Alles, mein Studium, mein Souverän, mein Vertrauter. Ihm allein gehöre ich jetzt an. Vor dieſem und keinem andern Tribunal werd' ich mich ſtellen. Dieſes nur fürcht' ich und verehr' ich. Etwas Großes wandelt mich an bei der Vorſtellung, keine andere Feſſel zu tragen, als den Ausſpruch der Welt, an keinen andern Thron zu appelliren, als an die menſchliche Seele.

Es befremdet vielleicht, auf dem Anzeigeblatt eines Journals die Jugendgeſchichte ſeines Verfaſſers zu finden, und doch war kein Weg natürlicher, den Leſer in das Innere meiner Unternehmung zu führen, als wenn ich ihm die Bekanntſchaft des Menſchen machte, der ſie ausführen ſoll.

Die Rheiniſche Thalia wird jedem Gegenſtande offen ſtehen, der den Menſchen im Allgemeinen intereſſirt und unmittelbar mit ſeiner Glückſeligkeit zuſammenhängt. Alſo Alles, was fähig iſt, den ſittlichen Sinn zu verfeinern, was im Gebiet des Schönen liegt, Alles, was Herz und Geſchmack veredeln, Leidenſchaften reinigen und allgemeine Volksbildung wirken kann, iſt in ihrem Plane begriffen.

I. Gemälde merkwürdiger Menſchen und Handlungen. — Losgeſprochen von allen Geſchäften, über jede Rückſicht hinweggeſetzt — ein Bürger des Univerſums, der jedes Menſchengeſicht in ſeine Familie aufnimmt und das Intereſſe des Ganzen mit Bruderliebe umfaßt, fühl' ich mich aufgefordert, dem Menſchen durch jede Dekoration des bürgerlichen Lebens zu folgen, in jedem Zirkel ihn aufzuſuchen, und wenn ich mich des Bildes bedienen darf — die Magnetnadel an ſein Herz hinzuhalten. Neugefundene Räder in dem unbegreiflichen Uhrwerk der Seele — einzelne Phänomene, die ſich in irgend eine merkwürdige Verbeſſerung oder Verſchlimmerung auflöſen, ſind mir, ich geſteh' es, wichtiger als die todten Schätze im Kabinet des Antikenſammlers, oder ein neu entdeckter Nachbar des Saturnus, dem doch der glückliche Finder ſogleich ſeinen Namen in die Ewigkeit aufladet.

II. Philoſophie für das handelnde Leben.

III. Schöne Natur und ſchöne Kunſt in der Pfalz. — Reiſende, beſonders aus dem nördlichen Deutſchland, haben uns Beides beneidet, und die merkwürdigen Gegenden am

Rhein, wie die herrlichen Monumente der Kunſt, mit Bewunderung verlaſſen. Die glückliche Lage von Heidelberg, der ehrwürdige Ruin ſeines Schloſſes, der Garten zu Schwetzingen, die Bildergalerie, der Saal der Antiken, die Jeſuiterkirche zu Mannheim und Mehreres bleiben auch noch in der Schilderung intereſſant, wenn nur Geſchmack und Empfindung den Pinſel führen.

IV. Deutſches Theater. — Was die Stadt Mannheim, in Rückſicht auf ſchöne Kunſt, vorzüglich auszeichnet, iſt ihre Schaubühne — eine Bühne, die durch reinen Geſchmack, beſſern Ton und das wahre, geiſtvolle Spiel einiger ihrer Glieder die Aufmerkſamkeit des ganzen Publikums auffordert. Dennoch iſt dieſe Bühne gar nicht oder wenig im übrigen Deutſchland gekannt. Ihre Geſchichte und Dramaturgie wird einen anſehnlichen Plaz in dieſer Thalia behaupten, und Dieß um ſo mehr, da der Herausgeber in keiner Verbindung mit ſolcher ſteht, alſo keine Rückſicht ſein Urtheil binden oder verfälſchen kann. Unter dem zahlloſen Heer deutſcher Truppen, die entweder der verzweifelte Einfall eines ruinirten Hazardſpielers, oder das blinde Fatum, wie die Atome des Epikur, zuſammenblies — die gleich der Seuche am Mittag herumſchleichen und die erwürgte Tragödie auf dem Paradebett ausſtellen — iſt die Mannheimer Bühne eine der wenigen, die durch Wahl entſtanden, und durch ein gewiſſes Kunſtſyſtem dauern. Es verſteht ſich alſo, daß keiner der Krämerkniffe, womit ſonſt nur die Rädelsführer von Komödienbanden ihrer ſchlechten Sache zu Hülfe kommen (modiſche Flitter, Häufung neuer, wenn auch gebrandmarkter Stücke, Spekulationen auf den herrſchenden Geſchmack, wenn dieſer auch aus Lappland und Sibirien ſtammte), daß keine der Taſchenſpielerkünſte, womit nur eine ausgehungerte Rotte von Theaterprofeſſioniſten ſich durch das Publikum bettelt, bei der hieſigen Bühne Statt finden kann. Der Geiſt der Kunſt muß hier natürlicherweiſe das Ganze beſeelen, höhere Schönheit kann hier unmöglich niedrigem Eigennutz erliegen. Und nach eben dieſem großen Maßſtabe, unter welchen ſich dieſe Bühne von ſelbſt ſchon geſtellt hat, wird auch die Kritik ſie behandeln. Sie wird die Wahl der Stücke, dem ſittlichen und äſthetiſchen Werthe nach, beurtheilen, die Vertheilung der Rollen und deren (geheime oder offenbare) Gründe zuſammenſuchen, und dann den Beifall oder Tadel des Publikums ſorgfältig prüfen. In einer ſchwankenden Kunſt, wie die dramatiſche und mimiſche iſt, wo des Schauſpielers Eitelkeit den beſchimpfenden Beifall des rohen Haufens oft ſo hungrig verſchlingt, ſo gern mit der Stimme der Wahrheit verwechſelt — kann die Kritik nicht ſtreng genug ſeyn. Mehr als Einmal habe ich die Bemerkung gemacht, wie pünktlich der nach Lob geizende Künſtler ſein Spiel — und wenn er Schriftſteller war, ſeine Dichtung — auf die Geiſtesſchwäche ſeines Publikums ausrechnete, und ſeinen beſſern Genius dieſer allgemeinen Dirne zum Opfer brachte, eine Liebkoſung zu erſchleichen. Es kann ſeyn, daß er insgeheim vielleicht einer Gunſt ſich ſchämte, die ſo gar leicht zu haben war. Aber der entwürdigte Genius rächte bald nachher dieſe Abtrünnigkeit und ſtieß ihn auch von ſich in einer kritiſchen Stunde.

Ueberzeugt, daß Bewunderung ſelten, gerechter Tadel immer verbeſſert; daß der größere Künſtler zugleich der beſcheidnere iſt, und mit Schamröthe zuhört, wenn die beſtochenen Zuſchauer ſich in ſeiner Gloria übereilen — feſt verſichert, daß der ſeichtere Kopf ein Handwerk verachten werde, worin nur ſchlechtere Bühnen ihre todtkranken Götzen haben, werde ich in dieſer Dramaturgie keines der gewöhnlichen Theaterjournale zum Muſter nehmen, mehr aber durch offenherzige Zweifel dem Schauſpieler und Schauſpieldichter einen Beweis meiner Achtung geben. Nur entſchiedenes Verdienſt ſoll genannt werden. Uſurpirten Ruhm werd' ich freimüthig widerlegen, den Stümper aber nur in dem einzigen Fall berühren, wenn ſein ſchreckliches Exempel belehren kann.

Uebrigens gebe ich zum Voraus die Erklärung, daß ich die Gränzen erkenne und verehre, die den Dilettanten vom Kenner ſcheiden, und eine unergründliche Kunſt, wie zuverläſſig die theatraliſche, für viel zu ehrwürdig achte, als ihr mein einzelnes — vielleicht angeſtecktes — Gefühl zum Richter aufzudringen. Ueber den Dichter kann oftmals eine geſunde Empfindung — über den Schauſpieler nur die Mehrheit der Kenner ſprechen. Eben darum werden die Urtheile in dieſer Thalia (wenn ſie entſcheiden) jederzeit Reſultate mehrerer Stimmen ſeyn, die ſich in Einem Ausſpruch vereinigten.

Den Anfang macht ein vollſtändiges Detail dieſer Bühne, ihrer Geſchichte und Einrichtung, die Charakteriſtik ihrer Künſtler und Künſtlerinnen (doch Derer nur, welche mir wichtig dünken) und die Zergliederung einiger Stücke, die auf derſelben merkwürdig geſtiegen oder geſunken ſind. Ich ſende Diejenigen voraus, deren Verfaſſer hier leben, die Verſchwörung des Fiesko, Verbrechen aus Ehrſucht und Franz von Sickingen — Jedem, der mir zu antworten Luſt hat, oder von meiner Kritik an das Publikum appelliren will, ſteht die Thalia offen. Mündlich aber auch nicht Eine Erklärung.

V. Gedichte und Rhapſodien, Fragmente von dramatiſchen Studien.

VI. Beurtheilungen wichtiger Männer und Schriften.

VII. Geſtändniſſe von mir ſelbſt.

VIII. Correſpondenzen, Anzeigen, Miſcellaneen.

Jeden zweiten Monat wird ein Heft von zwölf Bogen in groß Octav broſchirt und mit einem Umſchlag geliefert. Der Preis der Unterzeichnung für jedes einzelne Stück iſt auswarts ein rheiniſcher Gulden, beim Verfaſſer zu Mannheim ein halber Reichsthaler. Auf allen löblichen Ober- und Poſtämtern kann Unterzeichnung geſchehen, und dieſe gilt bis in die Mitte des Jannar. Die Exemplare empfängt man, ſoweit die kaiſerliche Reichspoſt geht, frei; im Fall ſich aber fremde Poſten damit vermengen, für ein leidliches Frachtgeld, das die Billigkeit dieſer Poſten beſtimmen wird. Jeder Kollekteur wird gebeten, die Namen und Charaktere der Subſcribenten (denn ſie ſollen dem Journal vorgedruckt werden) auf dasjenige Poſtamt zu geben, ſo ihm am nächſten zur Hand iſt, und dieſes wird ſo gefällig ſeyn, jede Nachricht ſogleich an das Bureau zu Mannheim gelangen zu laſſen. Privatſendungen übernimmt der Verfaſſer nicht. Die kaiſerliche Poſt beſorgt das Ganze. Nach Empfang eines jeden Hefts geſchieht die Bezahlung.

Eh' ich ſchließe, noch dieſes Einzige. Unterzeichnung auf dieſe Schrift wird nur dann erſt einen Werth für mich haben, wenn ich ſie perſönlichem Mitgefühl danken darf. Den Schriftſteller überhüpfe die Nachwelt, der nicht mehr werth war, als ſeine Werke — und gern geſteh' ich, daß bei der Herausgabe dieſer Thalia meine vorzügliche Abſicht war, zwiſchen dem Publikum und mir ein Band der Freundſchaft zu knüpfen.

Mannheim, den 11. Nov. 1784.

Friedrich Schiller.

Widmung der Rheiniſchen Thalia.

(1785.)

Schiller widmete ſeine neue Zeitſchrift dem Herzog Carl Auguſt von Weimar, welcher ihm die Erlaubniß ertheilt hatte, am Hofe des Landgrafen zu Darmſtadt, wo er zum Beſuch war, den erſten Act ſeines Don Carlos vorzuleſen. Der Herzog hatte ihm dann den Titel eines Rathes ertheilt (ſ. Schillers Leben Thl. 1. S. [illegible] ff.). Die Zueignung ſteht im erſten Heft der Thalia.

Dem Durchlauchtigſten Fürſten und Herrn,

Herrn Carl Auguſt, Herzog von Sachſen u. ſ. w.,

regierendem Herzoge zu Weimar und Eiſenach

unterthänigſt gewidmet

von

dem Herausgeber.

Durchlauchtigſter Herzog,

Gnädigſter Herr!

Unvergeßlich bleibt mir der Abend, wo Euer Herzogliche Durchlaucht ſich gnädigſt herabließen, dem unvollkommenen Verſuch meiner dramatiſchen Muſe, dem erſten Act des Don Carlos einige unſchätzbare Augenblicke zu ſchenken, Theilnehmer der Gefühle zu werden, in die ich mich wagte, Richter eines Gemäldes zu ſeyn, das ich von Ihresgleichen zu entwerfen mir erlaubte. Damals, gnädigſter Herr, ſtand es noch allzutief unter der Vollkommenheit, die es haben ſollte, vor einem fürſtlichen Kenner aufgeſtellt zu werden. Ein Wink Ihres gnädigſten Beifalls, einige Blicke Ihres Geiſtes, Ihrer Empfindung, die ich verſtanden zu haben mir ſchmeichelte, haben mich angefeuert, es der Vollendung näher zu bringen. Sollten Sie, Durchlauchtigſter Herr, den Beifall, den Sie ihm damals ſchenkten, auch jetzt nicht zurücknehmen, ſo habe ich Muth genug, für die Ewigkeit zu arbeiten.

Wie theuer iſt mir zugleich der jetzige Augenblick, wo ich es laut und öffentlich ſagen darf, daß Carl August, der edelſte von Deutſchlands Fürſten und der gefühlteſte Freund der Muſen, jetzt auch der meinige ſeyn will, daß Er mir erlaubt hat, Ihm anzugehören, daß ich Denjenigen, den ich lange ſchon als den edelſten Menſchen ſchätzte, als meinen Fürſten jetzt auch lieben darf.

Ich erſterbe mit unbegränzter Verehrung

Euer Hochfürſtlichen Durchlaucht

Mannheim, den 14. des Lenzmonats 1785.

unterthänigſt gehorſamſter

Friedrich Schiller.

Merkwürdiges Beiſpiel einer weiblichen Rache.

(Aus einem Manuſcript des verſtorbenen Diderot gezogen.)

(1785.)

Im erſten Heft der Rheiniſchen Thalia, Lenzmonat 1785, ſtand an der Spitze die Vorleſung über die Würde des Theaters, zu welcher wir oben Nachträge geliefert haben. Das zweite Stück war dieſe Ueberſetzung, welche ſich Schiller in dem Inhaltsverzeichniß dieſes Heftes ausdrücklich zuſchreibt. In der Schlußbemerkung gibt Schiller ſelbſt über dieſes Manuſcript und den Aufſatz des Diderot den nöthigen Aufſchluß. Herr Boas bemerkt, daß in neuerer Zeit ein franzöſiſcher Schriftſteller, Ancelot, dieſen Stoff zu einem Drama benutzt und ganze Scenen aus Diderot abgeſchrieben habe, ohne ſeiner Quelle auch nur Erwähnung zu thun.

Der Marquis von A... war ein junger Mann, der ſeinem Vergnügen lebte, liebenswürdig und angenehm, der aber übrigens ſo ſo von der weiblichen Tugend dachte. Dennoch fand ſich eine Dame, die ihm ziemlich zu ſchaffen machte. Sie nannte ſich Frau v. P..., eine reiche Wittwe von Stand, voll Klugheit, Artigkeit und Welt, aber ſtolz und von hohem Geiſte.

Der Marquis brach alle ſeine früheren Verbindungen ab, um nur für dieſe Dame zu leben. Ihr machte er den Hof mit der größten Befliſſenheit, brachte ihr alle erſinnlichen Opfer, ſie von der Heftigkeit ſeiner Neigung zu überführen, und trug ihr endlich ſogar ſeine Hand an. Aber die Marquiſin, die es noch nicht vergeſſen konnte, wie unglücklich ihre erſte Heirath geweſen, wollte ſich lieber jedem andern Ungemach, als einer zweiten ausſetzen.

Dieſe Frau lebte ſehr eingezogen. Der Marquis war ein alter Bekannter ihres verſtorbenen Mannes geweſen, ſie hatte ihm damals den Zutritt geſtattet, und auch nachher verſchloß ſie ihm ihre Thüre nicht.

Die weibliche Sprache der Galanterie konnte an einem Manne von Welt nicht mißfallen. Die Beharrlichkeit ſeiner Bewerbung, von ſeinen perſönlichen Eigenſchaften begleitet, ſeine Figur, ſeine Jugend, der Anſchein der wahrhafteſten Liebe und dann wiederum die einſame Lebensart dieſer Dame, ein Temperament zur zärtlichen Empfindung geſchaffen, mit Einem Worte, Alles, was ein weibliches Herz nur verführen kann, that auch hier ſeine Wirkung. Frau v. P... ergab ſich endlich nach einer monatelangen fruchtloſen Gegenwehr und dem hartnäckigſten Kampfe mit ſich ſelber. Unter den gehörigen Formalitäten eines heiligen Schwurs war der Marquis der Glückliche — er wäre es auch geblieben, hätte anders ſein Herz den zärtlichen Geſinnungen, die es damals ſo feierlich angelobte, und die ihm ſo zärtlich erwidert wurden, getreu bleiben wollen.

Einige Jahre waren ſo hingefloſſen, als es dem Marquis einfiel, die Lebensart der Dame etwas einförmig zu finden. Er ſchlug ihr vor, in Geſellſchaft zu gehen, ſie that's — Beſuche anzunehmen, ſie willigte ein — Tafel zu geben, auch darin gab ſie ihm nach. Endlich fing ein Tag, fingen mehrere Tage an zu verſtreichen, und kein A... ließ ſich ſehen. Er fehlte bei der Mittagstafel, beim Abendeſſen. Geſchäfte drängten ihn, wenn er bei ihr war; er fand für nöthig, ſeinen Beſuch dießmal abzukürzen. Wenn er kam, murmelte er eins, zwei Worte, ſtreckte ſich im Sopha, ergriff etwa dieſe oder jene Broſchüre, warf ſie weg, ſchäkerte mit ſeinem Hunde oder ſchlief zuletzt gar ein. Es wurde Abend — ſeine ſchwächliche Geſundheit rieth ihm, zeitig nach Hauſe zu gehen, Das hatte ihm Tronchin ausdrücklich befohlen — und Tronchin, Das iſt wahrhaftig und wahr, Tronchin iſt ein unvergleichlicher Mann — und damit nahm er Stock und Hut, und ſchlüpfte fort, vergaß in ſeiner Zerſtreuung auch wohl gar, Madame beim Abſchied zu umarmen. Frau v. P... empfand, daß ſie nicht mehr geliebt ward; aber ſie mußte ſich überzeugen, und Das machte ſie ungefähr auf folgende Art:

Einmal als ſie eben abgeſpeiſt hatten, fing ſie an:

Warum ſo in Gedanken, Marquis?

Warum Sie, gnädige Frau?

Es iſt auch wahr, und noch dazu in ſo traurigen.

Wie denn das?

Nichts.

Das iſt nicht wahr, Madame! Frei heraus — und dabei gähnte er — geſtehen Sie mir, was iſt Ihnen? — Das wird uns beide aufmuntern.

Hatten Sie hier Das ſo nöthig?

Nicht doch — Sie wiſſen ja — man hat ſo gewiſſe Stunden —

Wo man verdrießlich ſeyn muß?

Nein, Madame, nein, nein — Sie haben Unrecht, bei meiner Ehre, Sie haben Unrecht. Es iſt Nichts; ganz und gar Nichts. Es gibt manchmal ſo Augenblicke — ich weiß ſelbſt nicht, wie ich mich ausdrücken ſoll.

Lieber Freund, ſchon eine Zeitlang drückt mich ſo Etwas auf dem Herzen, das ich Ihnen ſagen wollte, aber immer war mir bange, es würde Sie beleidigen.

Mich beleidigen? Sie?

Vielleicht, aber Gott iſt mein Zeuge, daß ich unſchuldig bin. Ohne meinen Willen, ohne mein Wiſſen hat ſich Das ſo nach und nach gegeben. Es kann nicht anders — es muß ein Fluch Gottes ſeyn, der dem ganzen Menſchengeſchlecht gilt, weil auch ich — ich ſelbſt ſogar keine Ausnahme mache. Ach, Madame, — Sie beſorgen etwa — ha! und was iſt es denn?

Was es iſt? — O, ich bin unglücklich — Auch Sie werd' ich unglücklich machen. — Nein, Marquis, beſſer ich ſchweige ſtill.

Reden Sie frei, meine Liebe. Sollten Sie vor mir Geheimniſſe haben? Sollten Sie nicht mehr wiſſen, daß es die erſte Bedingniß unſrer Vertraulichkeit war, einander Nichts zu verſchweigen?

Das eben iſt's, was mir Kummer macht. Was Sie mir jetzt vorwerfen, Marquis, hat noch vollends gefehlt, meine Strafbarkeit auf's Höchſte zu treiben. — Finden Sie nicht, daß meine vorige Munterkeit ganz dahin iſt? — Ich habe keine Luſt zum Eſſen und Trinken mehr. Auch ſogar ſchlafen mag ich nicht mehr. Unſer vertrauter Umgang fängt nachgerade an, mir zuwider zu werden. Oft um Mitternacht frage ich mich ſelbſt: Iſt er denn nicht mehr ſo liebenswürdig? — Er iſt, wie er war. — Haſt du Urſache, dich über ihn zu beklagen? — Nicht die mindeſte. — Vielleicht beſucht er verdächtige Häuſer? — Nichts weniger. — Oder findeſt du ihn vielleicht minder zärtlich, als ehedem? — Ganz und gar nicht. — Aber wenn dein Freund der alte iſt, ſo müßteſt du ja verwandelt ſeyn? — Du biſt's, o geſtehe dir's, du biſt's. Da iſt kein Funke der Sehnſucht mehr, mit der du ſonſt ihn erwarteteſt, kein Schatten der Freude mehr, womit du ihn damals empfingſt; keine Spur der ſüßen Beklemmung mehr, wenn er ausblieb, der ſüßern Aufwallung, wenn er wieder kam, wenn du hörteſt ſeiner Tritte Klang, wenn man ihn meldete, wenn er hereintrat. — O, das Alles iſt vorbei — es iſt dahin, er iſt dir fremder geworden.

Wie, Madame?

Hier drückte die Dame beide Hände vor's Geſicht, ließ den Kopf herabſinken und ſchwieg eine Zeitlang ſtill. Endlich ſagte ſie wieder:

Ich weiß, was Sie mir antworten können; ich bin darauf gefaßt, Sie erſtaunt zu ſehen — mir das Bitterſte von Ihnen ſagen zu laſſen. — Aber ſchonen Sie, Marquis — doch nein, nein, ſchonen Sie nicht! Sagen Sie mir Alles. Ich hab' es verdient. Ja, lieber Marquis, ſo iſt es — es iſt wahr — aber iſt es nicht ſchrecklich genug, daß es ſo weit kommen mußte — ſollte ich auch noch zu der Schande herabgeſunken ſeyn, Ihnen geheuchelt zu haben? — Sie ſind, was Sie waren, aber ich bin die Nämliche nicht mehr. Noch zwar verehr' ich Sie, verehre Sie ſo ſehr und mehr noch als ehedem, aber — — aber eine Frau, wie Sie mich kennen, eine Frau, die gewohnt iſt, die geheimſten Regungen Ihres Herzens zu prüfen, ſich nirgends zu täuſchen, dieſe Frau kann ſich nicht mehr verhehlen, daß die Liebe daraus geſtoben iſt. Dieſes Bekenntniß — o ich fühl' es — es iſt das entſetzlichſte, aber dennoch nicht minder wahr. — Ich, eine Wankelmüthige, eine Lügnerin! — Wüthen Sie aus, lieber Marquis? Verwünſchen Sie mich; verdammen Sie mich; brandmarken Sie mich mit den verhaßteſten Namen. Ich hab' es ſelbſt ſchon gethan. Alles, Alles kann ich von Ihnen anhören, nur das Einzige nicht, daß ich heuchle, denn Das verdien' ich nicht.

Hier drehte ſich Frau v. P… im Sopha herum und fing laut an zu weinen.

Der Marquis warf ſich ihr zu Füßen.

Treffliche Frau! Göttliche Frau! Frau, wie man keine mehr finden wird. Ihre Freimüthigkeit, Ihre Rechtſchaffenheit beſchämen mich, rühren mich — ich möchte vor Scham ſterben. Wie groß ſtehen Sie in dieſem Augenblicke neben mir, wie klein ſteh' ich neben Ihnen! Sie haben den Anfang gemacht zu bekennen — ich machte den Anfang zu fehlen. Ihre Offenherzigkeit reißt mich hin — ein Ungeheuer müßt' ich ſeyn, wenn ich einen Augenblick anſtände, ſie zu erwidern. Ja, Madame, ich kann es nicht läugnen — die Geſchichte Ihres Herzens iſt Wort für Wort auch die Geſchichte des meinigen. Alles, Alles, was Sie ſich geſagt haben, hab' ich auch mir geſagt. Doch ich duldete und ſchwieg — hätte vielleicht noch lange geſchwiegen — hätte vielleicht nie den Muth gehabt, mich zu erklären.

Iſt das wirklich wahr, Marquis?

Wahr, Madame — und wir können uns alſo Beide Glück wünſchen, daß wir zu gleicher Zeit über eine Leidenſchaft Meiſter wurden, die ſo vergänglich wie die unſrige war.

In der That, Marquis, ich würde ſehr zu beklagen ſeyn, wenn meine Liebe ſpäter erloſchen wäre, als die Ihrige.

Sie können ſich darauf verlaſſen, Madame — ich war der Erſte, bei dem ſie aufhörte.

Wirklich, mein Herr? Ich fühle ſo Etwas.

O, meine beſte Marquiſin! Noch nie fand ich Sie ſo reizend, ſo liebenswürdig, ſo ſchön, als in dieſem Augenblicke. Machten mich meine bisherigen Erfahrungen nicht ſchüchtern, wer weiß, ob ich Sie nicht heftiger lieben würde, als jemals.

Er nahm, indem er Dieß ſagte, ihre beiden Hände und küßte ſie lebhaft. Frau v. P... unterdrückte den tödtlichen Gram, der ihr Herz zerriß, und nahm das Wort:

Aber was nun anfangen, Marquis? — Wir beide, dächt' ich, hatten uns keinen Betrug vorzuwerfen. Sie haben noch die nämlichen Anſprüche auf meine Achtung, wie ehedem — auch ich hoffe mein Recht auf die Ihrige nicht ganz vergeben zu haben. Wollen wir fortfahren, uns zu ſehen? Wollen wir unſere Liebe in die zärtlichſte Freundſchaft verwandeln? — Dieß wird uns künftig alle die traurigen Auftritte erſparen, alle die kleinen Treuloſigkeiten, alle die kindiſchen Neckereien, all' den muthwilligen Humor, der eine flüchtige Leidenſchaft zu begleiten pflegt. Wir werden das einzige Beiſpiel in unſerer Gattung ſeyn. Sie haben Ihre vorige Freiheit wieder, mir geben Sie die meinige zurück. So reiſen wir zuſammen durch die Welt. Sie machen mich bei jeder neuen Eroberung zu Ihrer Vertrauten; ich werde Ihnen kein Geheimniß aus den meinigen machen — verſteht ſich, wenn ich welche erlebe, denn ich fürchte ſehr, lieber Marquis, daß Sie mich in dem Punkt ein wenig ſcheu gemacht haben. — Und ſo müßt' es denn ganz unvergleichlich gehen. Sie unterſtützen mich zuweilen mit Ihrem Rath, ich Sie mit dem meinigen. — Und am Ende, wer weiß, was geſchehen kann.

Allerdings, Madame, und es iſt dann ſo gut als ſchon ausgemacht, daß Sie bei jeder Vergleichung gewinnen — daß ich von Tag zu Tag wärmer und zärtlicher zu Ihnen zurückkehre, daß mich zuletzt Alles wird überwieſen haben, die Marquiſin v. P... ſey die einzige Frau, die mich glücklich machen kann. Und wenn ich dann wieder umkehre, ſo iſt es auch heilig gewiß, daß Sie mich zeitlebens in Ihren Banden behalten.

Wie aber, wenn Sie bei Ihrer Wiederkehr mich nicht mehr fänden? — Denn Sie wiſſen ja, man iſt oft wunderlich, Marquis — der Fall könnte kommen, daß mich Eigenſinn — Laune — Leidenſchaft für einen Andern anwandelte, der nicht einmal ſo viel in Ihren Augen gälte.

Allerdings würde mich Das kränken, Madame. Aber beklagen dürfte ich mich darum nie. Ich müßte mich einzig und allein an das Schickſal halten, das uns trennte, weil es wollte, und uns wieder zu vereinigen wiſſen wird, wenn Das ſo ſeyn ſoll.

Auf dieſes Geſpräch folgte eine langweilige Predigt über den Unbeſtand des menſchlichen Herzens, über die Nichtigkeit der Schwüre, über den Zwang der Ehen. Nach kurzen Umarmungen ſchieden Beide von einander.

So groß der Zwang geweſen, den ſich die Dame in Gegenwart ihres Liebhabers auflegen mußte, ſo fürchterlich war der Ausbruch ihres Schmerzens, als er fortgegangen war.

Alſo iſt es wahr, rief ſie laut, es iſt mehr als zu wahr, er liebt mich nicht mehr! — Nachdem ihre erſten Aufwallungen vorüber waren, und ſie in ſtiller Wuth über dem erlittenen Schimpf gebrütet hatte, beſchloß ſie eine Rache, die ohne Beiſpiel war, eine Rache zum Schrecken aller Männer, die ſich gelüſten laſſen, eine Frau von Ehre zu betrügen; und dieſe Rache führte ſie aus.

Die Marquiſin hatte ehemals mit einer gewiſſen Frau aus der Provinz in Bekanntſchaft geſtanden, die eines Prozeſſes wegen mit ihrer Tochter, einem Mädchen von großer Schönheit und guter Erziehung, nach Paris gezogen war. Jetzt hatte ſie erfahren, daß dieſe Frau mit ihrem Prozeß ihr ganzes Vermögen verloren hatte und dahin gebracht worden war, ein Haus der Freude zu unterhalten. Man kam da zuſammen, man ſpielte, man ſpeiſte zu Abend, und gemeiniglich blieb einer oder zwei von den Gäſten die Nacht über dort, mit Mutter oder Tochter, wie er nun Luſt hatte, ſich ein Vergnügen zu machen.

Die Marquiſin ließ durch einige Bedienten dieſen Weibsperſonen nachſpüren; ſie wurden ausfindig gemacht und zur Frau v. P... — ein Name, den ſie ſich kaum noch zurückrufen konnten — zum Beſuche gebeten. Die Frauenzimmer, welche ſich zu Paris für eine Madame und Mademoiſelle Aisnon ausgaben, nahmen die Einladung mit Vergnügen an. Gleich den andern Morgen fand ſich die Mutter bei der Marquiſin ein, welche das Geſpräch ſogleich auf ihre jetzige Lebensart zu lenken wußte.

Frei heraus, gnädige Frau, antwortete die Alte, wir leben von einem Handwerk, das leider ſehr wenig einträgt, gefährlich und mißlich, und noch obendrein eines der ſchimpflichſten iſt. Mir ſelbſt iſt es noch dazu in den Tod zuwider, aber Noth bricht Eiſen, wie das Sprichwort ſagt. Ich war ſchon halbwegs entſchloſſen, meine Tochter bei der Oper anzubringen, aber ihre Stimme taugt höchſtens für eine Kammerſängerin, und außerdem tanzt ſie ſchlecht. Auch hab' ich ſie, während meines Prozeſſes und auch nachher, bei den Vornehmen dieſer Stadt, bei den obrigkeitlichen Perſonen, bei den Pächtern und geiſtlichen Herren herumgeführt der Reihe nach; aber die Herren, wie Das geht, akkordirten immer nur auf eine Zeitlang, und am Ende blieb ſie mir denn ſo ſitzen. Nicht etwa, meine gnädige Frau, als ob ſie nicht ſchön wäre wie ein Engel — auch fehlt es ihr weder an Verſtand noch an Manieren; aber der eigentliche Pfiff für das Gewerbe mangelt ihr ganz und gar, und alle die kleinen Kunſtgriffchen, die man anwenden muß, das Männervolk in Athem zu halten.

Sind Sie denn ſehr bekannt hier? fragte die Marquiſin.

Leider Gottes, nur zu ſehr, ſagte die Alte.

Und, wie ich merke, ſcheinen Sie beide wenig Luſt und Liebe zu Ihrem Gewerbe zu haben?

Ganz und gar nicht, und am wenigſten meine Tochter, die mir ohne Aufhören in die Ohren liegt, ſie davon wegzunehmen, oder lieber um's Leben zu bringen. Obendrein hat ſie noch ihre melancholiſchen Stunden, wo ſie vollends gar nicht zu gebrauchen iſt.

Wenn ich mir alſo z. B. in den Kopf ſetzen wollte, Ihr Schickſal auf eine glänzende Art zu verbeſſern, würden Sie mir wohl beide wenig Schwierigkeiten machen?

Das meint' ich auch.

Aber die Frage iſt, ob Sie mir werden verſprechen können, allen Vorſchriften, die ich für gut finden könnte, Ihnen zu geben, mit der ſtrengſten Genauigkeit nachzuleben?

Verlaſſen Sie ſich darauf.

Und Ihr Gehorſam iſt mir alſo gewiß, ſo oft es mir einfallen wird, zu befehlen?

Wir werden mit Ungeduld darauf warten.

Das iſt gut. Jetzt, Madame, gehen Sie nach Hauſe, Sie ſollen gleich meine ferneren Verfügungen hören. Unterdeſſen ſchaffen Sie Alles fort, was Sie an Hausgeräth haben, auch Ihre Kleider ſchaffen Sie fort, die beſonders, welche von frecher oder ſchreiender Farbe ſind. Das Alles würde mir nur meinen Anſchlag vereiteln.

Jene ging. Frau v. P... warf ſich in den Wagen und ließ ſich in die Vorſtädte fahren, welche ihr von der Wohnung der Aisnon am weiteſten entlegen ſchienen. Hier miethete ſie, nicht weit von der Pfarrkirche, eine ſchlechte Wohnung in einem ehrbaren Bürgerhauſe und ließ ſolche auf das Sparſamſte meubliren.

Dahin lud ſie die beiden Aignon, übergab ihnen Haus und Wirthſchaft, und legte ihnen einen ſchriftlichen Aufſatz von den Lebensregeln vor, die ſie künftighin zu befolgen hatten. Es waren folgende:

Auf keinen öffentlichen Spaziergang gehen Sie mehr, denn es liegt daran, daß Sie von Niemand entdeckt werden.

Sie nehmen keine Beſuche an, auch ſelbſt aus Ihrer Nachbarſchaft nicht, denn es muß den Anſchein haben, als hätten Sie der Welt ganz entſagt.

Gleich von dem morgenden Tage an müſſen Sie andächtige Kleider tragen.

Zu Hauſe werden keine andere als geiſtliche Bücher geduldet, daß Sie ja keinem Rückfall ſich ausſetzen.

Ihrem Gottesdienſt müſſen Sie an jedem Werk- und Feiertage mit Inbrunſt obliegen.

Sie müſſen dahin trachten, daß Sie ſich in das Sprachzimmer dieſes oder jenes Kloſters Eingang verſchaffen. Die Plaudereien der Mönche können von Nutzen für Sie werden.

Mit dem Pfarrherrn und den übrigen Geiſtlichen müſſen Sie genau bekannt werden; der Fall könnte kommen, daß man ein Zeugniß von Ihnen verlangte.

Monatlich müſſen Sie wenigſtens zweimal zur Beichte und zum Abendmahl gehen.

Ihren Familiennamen nehmen Sie wieder an, weil er ehrbarer iſt, und Nachfrage deßhalb geſchehen könnte.

Von Zeit zu Zeit ſtreuen Sie kleine Almoſen aus, aber ich verbiete Ihnen ſchlechterdings, welche anzunehmen. Man ſoll Sie weder für reich noch für dürftig halten.

Zu Hauſe beſchäftigen Sie ſich mit Nähen, Stricken, Spinnen und Sticken, und Ihre Arbeiten verkaufen Sie dann in ein Armenhaus.

Ihre Lebensordnung ſey äußerſt mäßig. Einige ſchmale Portionen aus dem Gaſthauſe ſind Alles, was ich Ihnen erlauben kann.

Die Tochter geht nie ohne die Mutter, die Mutter nie ohne die Tochter aus. Ueberhaupt, wo Sie Gelegenheit finden, etwas Erbauliches zu thun, ohne daß es Koſten verurſacht, ſo unterlaſſen Sie es nie.

Aber einmal für allemal, weder Pfaffen noch Mönche, noch fromme Brüder in Ihren vier Pfählen.

Gehen Sie über die Gaſſe, ſo ſchlagen Sie die Augen jederzeit ſittſam zu Boden. In der Kirche ſehen Sie nirgends hin, als auf Gott.

Ich will gern glauben, daß dieſe Einſchränkung hart iſt. Aber in die Länge kann ſie nicht dauern, und die Entſchädigung wird außerordentlich ſeyn. Gehen Sie nun mit ſich ſelbſt zu Rathe. Wenn Sie beſorgen, daß Ihre Kräfte dieſen Zwang nicht aushalten, ſo geſtehen Sie es jetzt frei heraus — es kann mich weder beleidigen noch befremden. Ich vergaß vorhin noch anzumerken, daß es ſehr wohl gethan ſeyn würde, wenn Sie ſich die Sprache der Myſtiker angewöhnten und die Redensarten der heiligen Schrift ſich recht geläufig machten. Bei jeder Gelegenheit laſſen Sie Ihren Groll gegen die Weltweiſen aus, und Voltairen erklären Sie für den Antichriſt.

Nunmehr leben Sie wohl. Hier in Ihrem Hauſe werden wir uns ſchwerlich wieder ſehen. Ich bin ja nicht würdig, mit ſo heiligen Frauen in Geſellſchaft zu leben. Doch ſeyen Sie deßwegen unbeſorgt. Sie ſollen mich deſto öfter in der

Stille beſuchen, und dann wollen wir das Verlorne bei verſchloſſenen Thüren einbringen. Aber, um was ich Sie bitte — ſehen Sie ja zu, daß Sie mir über dem Heiligthun nicht im Ernſt heilig werden. Die Auslage für Ihre kleine Wirthſchaft wird meine Sorge ſeyn. Glückt unſer Anſchlag, ſo bedürfen Sie meines Beiſtandes nicht wieder. Sollte er, ohne Ihre Verſchuldung, mißlingen, ſo hab' ich Vermögen genug, Ihr Schickſal erträglich zu machen und unendlich erträglicher, als dasjenige war, dem Sie jetzt mir zu Gefallen entſagen. Aber vor allen Dingen — Gehorſam, blinden, unumſchränkten Gehorſam gegen meine Befehle, oder ich kann Ihnen weder für Jetzt noch für's Künftige ſtehen.

Während der Zeit, daß unſere zwei Andächtigen nach Vorſchrift die Welt erbauten und der gute Geruch ihrer Heiligkeit ſich ringsum verbreitete, fuhr Frau v. P... nach ihrer Gewohnheit fort, jeden äußerlichen Schein von Achtung und vertraulicher Freundſchaft gegen den Marquis zu beobachten. — Willkommen, ſo oft er ſich ſehen ließ, nie mürriſch oder ungleich von ihr empfangen, ſelbſt dann nicht, wenn er ſich lange hatte vermiſſen laſſen, kramte er alle ſeine kleinen Abenteuer bei ihr aus, welche ſie mit der unbefangenſten Luſtigkeit anhörte. In jeder Verlegenheit ſchenkte ſie ihm ihre Theilnahme, ihren Rath — unter der Hand ließ ſie auch ein Wort von Verheirathung fallen, jedoch immer mit dem Ton der uneigennützigſten Freundſchaft, der auf ſie ſelbſt nicht die geringſte Beziehung zu haben ſchien. Wandelte es den Marquis in gewiſſen Augenblicken an, galant gegen ſie zu ſeyn und ihr etwas Schmeichelhaftes zu erweiſen — Dinge, worüber man bei Frauenzimmern von ſo genauer Bekanntſchaft ſich nie ganz hinwegſetzen kann — ſo antwortete ſie mit einem Lächeln oder ſchien gar nicht einmal darauf merken zu wollen. Ein Freund, wie er, behauptete ſie dann, reiche zur Glückſeligkeit ihres Lebens hin — ihre erſte Jugend wäre vorüber, ihre Leidenſchaften ausgelöſcht.

Wie, Madame! antwortete er voll Verwunderung, Sie ſollten mir alſo nichts mehr zu beichten haben?

Nicht das Mindeſte mehr.

Auch von dem kleinen Grafen nichts, der mir ſonſt ſo gefährlich war?

Dieſem habe ich meine Thüre verſchloſſen. Ich ſeh' ihn nimmermehr.

Das iſt aber wunderlich, Madame, und warum denn?

Weil er mir zuwider iſt.

Geſtehen Sie, Madame, geſtehen Sie. Ich leſe in Ihrem Herzen. Sie lieben mich noch immer.

Das könnte wohl ſeyn.

Und zählen auf meine Wiederkehr?

Warum ſollt' ich nicht dürfen?

Und wenn mir alſo das Glück — oder das Unglück — begegnete, rückfällig in meiner Liebe zu werden, würden Sie ſich ohne Zweifel nicht wenig darauf zu gut thun, über meine vorige Unart einen Schleier zu ziehen?

Sie haben eine große Meinung von meiner Gefälligkeit.

O, Madame, nach Dem, was Sie bereits gethan haben, trau' ich Ihnen jede Heldenthat zu.

Das ſoll mir unendlich lieb ſeyn.

Auf Ehre, Madame. Sie ſind eine gefährliche Frau. Das iſt ausgemacht.

So ſtanden die Sachen noch, als ſchon der dritte Monat verſtrichen war. Endlich glaubte die Dame, daß der Zeitpunkt erſchienen ſey, ihre Federn einmal ſpielen zu laſſen.

An einem ſchönen Sommertage, wo der Marquis bei ihr zu Mittag erwartet wurde, befahl ſie den beiden Aisnon im königlichen Garten ſpazieren zu gehen. Der Marquis erſchien bei der Tafel, man trug früher auf als gewöhnlich, man ſpeiſte koſtbarer, die Unterhaltung war die munterſte. Nach Tiſche brachte die Dame einen kleinen Spaziergang in Vorſchlag, wenn anders der Marquis nichts Wichtigeres darüber verſäume. Es traf ſich gerade, daß an eben dem Tage weder Schauſpiel noch Oper war. Dieß gab Gelegenheit, daß der Marquis zuerſt auf den Einfall kam, das königliche Kabinet zu beſehen. Nichts konnte der Dame willkommener ſeyn. Die Beſtellung wird gemacht ohne Zeitverluſt. Die Pferde ſind vorgeſpannt. Man wirft ſich in den Wagen. Man eilt nach dem Garten und findet ſich auf Einmal im Gedränge von Welt, begafft Alles und ſieht Nichts, wie Das gemeiniglich zu geſchehen pflegt.

Nachdem beide das königliche Kabinet verlaſſen hatten, miſchten ſie ſich unter die anderen Spazierenden. Der Weg führte ſie durch eine Allee nach der Baumſchule, wo Frau v. P... auf Einmal ein lautes Geſchrei erhob. — Sind Sie's? Sie ſind's! nein, ich täuſche mich nicht! es ſind wirklich dieſelben! — Und mit den Worten entſpringt ſie dem Marquis und fliegt unſeren beiden frommen Schweſtern entgegen. Die junge Aisnon war heute zum Bezaubern; der beſcheidene Anzug erlaubte es den Blicken, ganz in das Anſchauen der Perſonen hinzuſchmelzen. —

Ah! ſind Sie es, Madame?

Ich bin's. Ja freilich. Und wie leben Sie denn? Und wie iſt es Ihnen die ganze lange Ewigkeit her gegangen?

Sie wiſſen unſer Unglück, Madame. Was war zu thun? Wir haben uns eingeſchränkt, haben uns nach der Decke geſtreckt, weil wir mußten, und einer Welt Lebewohl geſagt, in welcher wir mit dem vorigen Anſtande nicht mehr auftreten konnten.

Aber mich zu verlaſſen, mich, die doch auch nicht mehr zu der Welt gehört und ſie nachgerade ſo abgeſchmackt findet, als ſie es auch in der That iſt. Das war nicht artig, meine Kinder.

Mißtrauen, gnädige Frau, iſt von jeher die Begleitung des Unglücks geweſen. Die Unglücklichen fürchten ſo leicht, überläſtig zu ſeyn.

Ueberläſtig? Sie mir? Wiſſen Sie auch, daß ich Ihnen Das mein Leben lang nicht vergeben werde.

Mir geben Sie die Schuld nicht, gnädige Frau. Wohl hundertmal habe ich die Mama an Sie erinnert. Aber da hieß es immer: Frau v. P...? Laß es gut ſeyn, meine Tochter. An uns denkt kein Menſch mehr.

Wie ungerecht! Aber ſetzen wir uns. Laſſen Sie uns den Handel gleich auf der Stelle ausmachen. — Hier, meine Freundinnen, der Marquis von A..., ein ſehr guter Freund von mir, der uns nicht im Mindeſten ſtören wird. — Aber ſieh doch, wie Mademoiſelle groß geworden iſt, wie ſchön, ſeitdem wir uns das Letztemal ſahen.

Das danken wir unſerer Armuth, Madame, die wenigſtens unſere Geſundheit behütet. Schauen Sie ihr in die Augen, betrachten Sie dieſe Arme. Das können Ordnung und Mäßigkeit, Schlaf und Arbeit und ein gutes Gewiſſen, und das iſt auch nichts Kleines, gnädige Frau. —

Man ſetzte ſich, man plauderte vertraulich zuſammen. Die ältere Mignon ſprach gut, die jüngere wenig. Beide beobachteten den Ton der geiſtlichen Demuth, doch ohne ſich zu zieren, oder zu übertreiben. Lange vorher, eh' es noch Abend wurde, brachen die beiden frommen Schweſtern auf.

Man drang in ſie, zu bleiben — man ſtellte vor, daß es noch doch am Tage wäre, aber die Mutter liſpelte der Marquiſin — ziemlich laut, verſteht ſich — in's Ohr, daß ſie noch eine Andachtsübung zu verrichten hätten, die ſie niemals verſäumten. Sie waren ſchon eine ziemliche Strecke von einander, als Frau v. P... ſich auf einmal beſann, nicht nach ihrer Wohnung gefragt zu haben. Gleich ſprengte der Marquis zurück, dieß Verſehen wieder gut zu machen. Die Adreſſe der gnädigen Frau ward mit Bereitwilligkeit angenommen, aber alle Bemühungen des Marquis waren umſonſt, die ihrige zu erfragen. Er hatte nicht einmal den Muth, ihnen ſeinen Wagen anzubieten, — ein Umſtand, der ihm doch, wie er der Frau v. P... nachher ſelbſt geſtand, oft genug auf der Zunge ſchwebte.

Sein Erſtes war, daß er ſich bei der Marquiſin umſtändlicher erkundigte, wer denn eigentlich dieſe Frauenzimmer wären. — Zwei Geſchöpfe, war die Antwort, die wenigſtens glücklicher ſind, als Sie und ich. Sahen Sie die blühende Geſundheit? die Heiterkeit auf ihrem Angeſicht? die Unſchuld, die Sittſamkeit in ihren Reden? Dergleichen erlebt man nicht, ſieht man nicht, hört man in unſern Zirkeln nicht. Wir bedauern die Andächtigen, die Andächtigen bedauern uns, und am Ende — wer weiß, ob ſie Unrecht haben?

Aber ich bitte Sie, Madame — Sie werden doch nicht ſelbſt eine Betſchweſter werden wollen?

Warum Das nicht?

Ich beſchwöre Sie, Madame — ich will doch nicht hoffen, daß unſer Bruch, wenn es ja einer ſeyn ſoll, Sie bis zu der Raſerei führen werde?

Alſo ſehen Sie es lieber, wenn ich dem kleinen Grafen meine Thüre wieder öffnete?

Tauſendmal lieber.

Und riethen mir's am Ende wohl noch ſelbſt an?

Ohne Bedenken.

Frau v. P… erzählte dem Marquis, was ſie von dem Herkommen und den Schickſalen ihrer Freundinnen wußte, und miſchte ſo viel Intereſſantes, als nur möglich war, in dieſe Geſchichte. Endlich ſetzte ſie hinzu:

Sie finden hier zwei weibliche Geſchöpfe, wie man wenige finden wird, vorzüglich aber die Tochter. Eine Geſtalt, wie das Mädchen hat, ſehen Sie ſelbſt ein, würde ihre Beſitzerin zu Paris nie Noth leiden laſſen, wenn ſie Luſt hätte, Gebrauch davon zu machen. Aber dieſe Frauenzimmer haben eine ehrenvolle Dürftigkeit einem ſchimpflichen Ueberfluß vorgezogen. Der Reſt ihres Vermögens iſt ſo klein, daß ich bis dieſe Stunde nicht begreifen kann, wie ſie nur damit auskommen mögen. Da iſt Tag und Nacht zu thun. Armuth ertragen, wenn man arm geboren worden, iſt eine Tugend, deren tauſend Menſchen fähig ſind. Aber von dem höchſten Ueberfluſſe plötzlich zur höchſten Nothdurft herunter ſinken und zufrieden ſeyn, und ſich obendrein noch glücklich ſchätzen, iſt eine Erſcheinung, die ich nimmermehr erklären kann. Sehen Sie, Marquis, ſo etwas kann nur die Religion. Die Weltweiſen haben gut ſchwatzen. Die Religion iſt etwas Herrliches.

Für den Unglücklichen ganz gewiß.

Und wer iſt das nicht — mehr oder weniger — früher oder ſpäter?

Ich will ſterben, Marquiſin, wenn Sie nicht noch eine Heilige werden?

Als wenn das Unheil ſo entſetzlich wäre! Wie wenig bedeutet mir dieß Leben, wenn ich es mit einer ewigen Zukunft auf die Wage lege?

Aber Sie reden ja ſchon wie ein Apoſtel.

Ich rede wie eine Ueberzeugte. Wie, mein lieber Marquis, antworten Sie mir doch einmal — aber wahr und ohne Rückhalt. Wenn uns die Freuden und Schrecken jener Welt lebhafter verſchwebten, wie klein würden die Reichthümer dieſer Erde vor unſeren Augen zuſammen ſchrumpfen? — Wer ſonſt, als ein Raſender, würde Luſt bekommen, ein junges Mädchen oder eine liebende Gattin an der Seite ihres Gemahls zu verführen, wenn der Gedanke ihn anwandelte, ich kann in ihrer Umarmung ſterben und ewig verdammt ſeyn? —

Und doch iſt Dieß etwas Alltägliches.

Weil man nicht mehr an Gott glaubt, weil man von Sinnen iſt.

Oder, Madame, weil unſere Sitten mit unſerer Religion nichts zu ſchaffen haben. Aber, liebe Marquiſin, wie kommen Sie mir vor? Sie tummeln ſich ja über Hals und Kopf zu dem Beichtſtuhl?

Ich ſollte freilich wohl etwas Klügeres thun.

Gehen Sie, Sie ſind eine Narrin. Sie haben noch ſchöne zwanzig Jahre allerliebſt wegzuſündigen. Laſſen *Sie die* erſt genoſſen ſeyn, und dann bereuen Sie meinethalben, oder prahlen damit bei Ihrem Beichtiger. — Aber unſer Geſpräch hat eine ſo ſchwermüthige Wendung genommen. Ihre Phantaſie, Madame, wird ganz unerträglich finſter, und Das kommt, bei meiner Ehre, von nichts als dem abſcheulichen Kloſterleben. Folgen Sie mir, Madame, — laſſen Sie den kleinen Grafen wieder zurückkommen, und ich verwette Seel und Seligkeit, Sie ſehen weder Hölle noch Teufel mehr und ſind auf Einmal wieder liebenswürdig wie zuvor. Fürchten Sie etwa, daß ich Ihnen ein Verbrechen daraus machen möchte, wenn es mit uns wieder auf den alten Fuß kommen ſollte? — Es könnte aber nun nie mehr dahin kommen, dann hätten Sie ſich ja, einem eigenſinnigen Traum zu Gefallen, um die ſüßeſte Zeit Ihres Lebens betrogen — und — ſoll ich's gerade herausſagen, Madame? — der Triumph, es mir zuvor gethan zu haben, iſt ſoviel Aufopferung nicht einmal werth.

Noch einige Gänge durch die Allee und ſie ſtiegen wieder in den Wagen. Eine Weile darauf fing Frau v. P... von Neuem an:

Wie Einen Das doch alt machen kann! Ich denke noch, wie Das nicht viel höher war als ein Kohlhaupt, als es zum erſten Mal nach Paris kam.

Sie meinen das junge Frauenzimmer, das uns vorhin mit ihrer Mutter begegnete?

Das nämliche. Sehen Sie, Marquis, Das erinnert mich an einen Garten, wo friſche Roſen immer die verwelkten ablöſen. Haben Sie ſie auch recht in's Auge gefaßt?

Ich habe nicht ermangelt.

Nun — und was halten Sie von ihr?

Es iſt der Kopf einer Mutter Gottes von Raphael auf den Leib ſeiner Galathee geſtellt. — O, und die unausſprechlich melodiſche Stimme —

Und die Beſcheidenheit im Auge!

Und der Anſtand, die Grazie in jeder Gebärde!

Und die Würde ihres Vortrags, die man doch ſonſt an keinem Mädchen ihres Gleichen findet. Sehen Sie, was eine gute Erziehung thut!

Ja, wenn die Anlage ſchon ſo trefflich iſt.

Der Marquis brachte Frau v. P... nach Hauſe. Dieſe konnte es kaum erwarten, ihren beiden Kreaturen die

Zufriedenheit zu bezeigen, welche ſie über die glückliche Eröffnung des Poſſenſpiels empfand.

Seit dieſer Zeit fing der Marquis an, ſeine Beſuche bei der Dame zu verdoppeln. Sie ſchien es nicht bemerken zu wollen. Niemals leitete ſie das Geſpräch auf die beiden Frauenzimmer, er mußte immer zuerſt davon anfangen, und Dieß that er auch mit Ungeduld — doch zugleich mit einer künſtlichen Gleichgültigkeit, die ihm aber ſtets verunglückte.

Sahen Sie heute Ihre zwei Freundinnen?

Nein.

Wiſſen Sie aber, daß Sie gar nicht artig ſind, meine gnädige Frau? Sie haben Vermögen, dieſe zwei Frauenzimmer leiden Mangel, und Sie ſind nicht einmal ſo höflich, ihnen zuweilen Ihren Tiſch anzubieten?

Ich hatte doch gemeint, der Marquis v. A... ſollte ſich mit meiner Denkungsart beſſer bekannt gemacht haben. Vor Zeiten wohl mochte die Liebe mir hie und da eine Tugend borgen, jetzt aber hilft mir die Freundſchaft nur mit Schwachheiten aus. Wohl zehnmal hab' ich ſie indeſſen zu Tiſche bitten laſſen, aber immer ſchlugen ſie es aus. Sie haben ihre beſonderen Gründe, mein Haus zu meiden, und wenn ich ihnen einen Beſuch gebe, ſo thut es Noth, daß ich meinen Wagen am Ende der Gaſſe halten laſſe, und zuvor Schmuck und Schminke und jede Koſtbarkeit von mir lege. Wundern Sie ſich über dieſe grillenfängeriſche Behutſamkeit nicht. Eine zweideutige Auslegung könnte nur gar zu leicht den guten Willen ihrer Wohlthäter abkühlen. Heut zu Tage, Marquis, gehört viel dazu, Gutes zu thun.

Bei den Frommen beſonders.

wo der geringſte Vorwand davon losſprechen kann. Erführe man, daß ich mich hineinmiſchte, gleich würde es heißen: Frau v. P... iſt ihre Gönnerin — ſie brauchen keine Beiſteuer mehr — und die Almoſen hörten auf.

Was? die Almoſen?

Ja, mein Herr, die Almoſen.

Dieſe Frauenzimmer ſind Ihre Bekannte und leben von Almoſen?

Dacht' ich's doch! — Lieber Marquis, da ſeh' ich's ja deutlich, daß Sie aufgehört haben, mich zu lieben. Mit Ihrer Zärtlichkeit hab' ich ein gutes Theil Ihrer Achtung zugleich verloren. Wer ſagt Ihnen denn, daß die Schuld mein ſeyn muß, wenn dieſe Frauenzimmer vom Opfergeld leben?

Verzeihung, Madame. Ich war voreilig. Ich bitte tauſendmal um Verzeihung. Aber was für Urſachen hatten ſie denn, den Beiſtand einer guten Freundin auszuſchlagen?

O mein lieber Marquis, wir Weltkinder verſtehen uns auf die wunderlichen Bedenklichkeiten der Heiligen nicht; ſie halten es nicht für ſchicklich, Wohlthaten von fremder Hand ohne Unterſchied anzunehmen.

Aber, da berauben ſie uns ja des einzigen Mittels, unſere unſinnigen Verſchwendungen hie und da wieder gut zu machen.

Das ſeh' ich nicht ein. Geſetzt, daß der Marquis v. A... das Schickſal dieſer zwei Geſchöpfe ſich zu Herzen nähme, könnte er ſeine Gaben nicht durch würdigere Hände an ſie gelangen laſſen?

Würdigere — nicht wahr? und deſto weniger ſichere?

Das könnte wohl ſeyn.

Was meinen Sie, Madame — wenn ich ihnen z. B. ein zwanzig Louis ſchicken wollte — würde man mein Geſchenk wohl zurückweiſen?

Nichts gewiſſer — und Ihnen, mein lieber Marquis, würde ein ſolcher Eigenſinn bei der Mutter eines ſo ſchönen Kindes ohne Zweifel übel angebracht ſcheinen?

Glauben Sie, daß ich in Verſuchung war, hinzugehen?

O ja, ſehr gern — Marquis! Marquis! ſeyen Sie auf Ihrer Hut! Es regt ſich ein Mitleid in Ihrem Herzen, das mir ſehr unerwartet und verdächtig ſcheint.

Mag's — aber ſagen Sie mir, hätte man meinen Beſuch angenommen?

Zuverläſſig nicht. Schon der Glanz Ihrer Equipage, die Pracht Ihrer Kleider, das Aufſehen von Bedienten, der Anblick eines ſchönen jungen Mannes — mehr hätte es nicht gebraucht, um die ganze Nachbarſchaft in Allarm zu bringen und die armen Unſchuldigen zu Grunde zu richten.

Sie thun mir weh, Madame, denn auf meine Ehre, Das waren meine Abſichten nicht. Alſo muß ich mir das Vergnügen verſagen, ſie zu ſehen und ihnen Gutes zu thun.

So ſcheint es.

Aber wenn ich meine Geſchenke durch Ihre Hand gehen ließe?

Ich mag mich zu einer Wohlthätigkeit nicht hergeben, die ſo zweideutig ausſieht.

Das iſt ja aber ganz abſcheulich.

Abſcheulich! Sie haben ganz Recht.

Was für Einbildungen! Ich glaube, Sie wollen mich foppen, Madame? — Ein junges Mädchen, das ich in meinem Leben einmal geſehen habe —

Nehmen Sie ſich in Acht, ſag' ich Ihnen. Sie ſind auf dem Wege, ſich unglücklich zu machen. Laſſen Sie mich lieber jetzt Ihr Schutzengel als nachher Ihre Tröſterin ſeyn. — Meinen Sie etwa, daß Sie es hier mit Kreaturen zu thun haben, wie Sie deren ſonſt kennen lernten? — Verwechſeln Sie Nichts, guter Marquis. Frauenzimmer, wie dieſe, verſucht man nicht — überrumpelt man nicht — erobert man nicht. Sie verſtehen den Wink nicht; ſie laufen nicht in die Falle.

Auf Einmal beſann ſich der Marquis, daß er noch etwas Dringendes zu verrichten habe. Er ſtand mit Ungeſtüm auf und ging mürriſch aus dem Zimmer.

Viele Wochen lang dauerte Das fort. Der Marquis ließ keinen Tag verſtreichen, ohne Frau v. P... zu ſehen, aber er kam, warf ſich in den Sopha und gab keinen Laut von ſich. Frau v. P... führte das Wort allein, der Marquis blieb eine Viertelſtunde und verſchwand. Endlich blieb er einen ganzen Monat aus dem Hauſe weg. Nach Verlauf deſſelben zeigte er ſich wieder, aber ſchwermuthsvoll und zugerichtet wie eine Leiche. Frau v. P... erſchrak bei ſeinem Anblick?

Wie ſehen Sie aus, Marquis? Woher kommen Sie? — Haben Sie dieſe ganze Zeit über an Ketten gelegen?

Schier ſo, bei Gott! Aus Verzweiflung ſtürzt' ich mich in das abſcheulichſte Schlaraffenleben.

Wie das? Aus Verzweiflung?

Nicht anders, Madame — aus Verzweiflung.

Mit den Worten lief er haſtig durch das Zimmer, dahin, dorthin, trat an ein Fenſter, blickte nach den Wolken, kam zurück, blieb auf Einmal vor ihr ſtehen, ging zur Thüre, rief einen ſeiner Leute, hieß ihn wieder gehen, ſtellte ſich auf's Neue vor die Dame, wollte reden, aber konnte nicht. — Frau v. P... ſaß unterdeſſen ſtill an ihrem Arbeitstiſche, ohne ihn bemerken zu wollen. Endlich hatte ſie Mitleid mit ſeinem Zuſtande und fing an:

Was haben Sie denn, Marquis? Einen ganzen Monat lang ſieht man Sie nicht, und nun kommen Sie und ſehen aus wie Einer, der dem Leichentuch entſprungen iſt, und treiben ſich herum wie eine Seele im Fegfeuer!

Ich halt' es nicht länger aus. Ich will — ich muß — Sie ſollen Alles hören. Jenes Mädchen, die Tochter Ihrer Freundin — o ſie hat eine tiefe Wirkung auf mein Herz gemacht. Alles, Alles hab' ich angewandt, ſie zu vergeſſen, doch umſonſt! Je mehr ich ſie bekämpfte, deſto tiefer grub ſich die Erinnerung. Dieſer Engel hat mich ganz dahin — Sie müſſen mir einen großen Dienſt erweiſen.

Nun?

Es iſt umſonſt. Ich muß — ich muß ſie wiederſehen, und Ihnen, o nur Ihnen kann ich Das zu danken haben. Ich habe meine Bedienten in fremde Kleider geſteckt — ich habe ihnen auflauern laſſen. Ihr ganzer Aus- und Eingang iſt in die Kirche und aus der Kirche, aus ihrem Hauſe und in ihr Haus zurück. Zehnmal hab' ich mich ihnen zu Fuß in den Weg geſtellt, ſie haben mich auch nicht Einmal eines Blicks gewürdigt. Unter ihre Hausthüre habe ich mich vergebens gepflanzt; ſie zu vergeſſen, bin ich auf eine Zeitlang der liederlichſte Bube geworden — ihnen zu gefallen, wieder fromm und heilig wie ein Martyrer, und fünfzehn Tage hat mich keine Meſſe vermißt — O, welche Geſtalt, meine Freundin! wie reizend! wie unausſprechlich ſchön!

Frau v. P... war von Allem unterrichtet. — Das heißt, gab ſie dem Marquis zur Antwort, Sie haben Alles angewandt, um geſcheidt zu werden und Nichts unterlaſſen, um ein Narr zu ſeyn, und das Letztere iſt Ihnen gelungen.

O ganz recht! gelungen, und in einem fürchterlichen Grade. Werden Sie mich bedauern, Madame? Werden

Sie mir die Seligkeit verſchaffen, dieſen Engel wieder zu ſehen?

Die Sache will Ueberlegung — ich werde ſie ſchlechterdings nicht übernehmen, ſie verſprechen mir denn auf's Heiligſte, dieſe arme Unglückliche in Ruhe zu laſſen und Ihre Verfolgungen aufzugeben. Auch will ich Ihnen nicht verhehlen, Marquis, daß man ſich über Ihre Zudringlichkeit ſchon ſehr empfindlich gegen mich geäußert hat. — Wollen Sie dieſen Brief anſehen?

Der Brief, den man dem Marquis hier in die Hände ſpielte, war unter den drei Frauenzimmern verabredet. Es mußte das Anſehen haben, als hätte die jüngere Aisnon ihn auf ausdrücklichen Befehl ihrer Mutter geſchrieben. Zugleich unterließ man nicht, ſo viel Edles und Zärtliches, ſo viel Geiſt und Geſchmack einzuweben, als nöthig war, dem Marquis den Kopf zu verrücken. Auch begleitete er jeden Gedanken mit einem Freudenruf, jedes Wort las er wieder, und Thränen der Entzückung floſſen aus ſeinen Augen.

Geſtehen Sie nun ſelbſt, Madame, daß man nicht göttlicher ſchreiben kann. O ich verehre das Frauenzimmer, das ſo ſchreibt und empfindet.

Das iſt auch Ihre Pflicht.

Ich will Ihnen Wort halten, ich ſchwöre es Ihnen, aber ich bitte Sie, ich beſchwöre Sie, thun Sie ein Gleiches.

Wahrlich, Marquis, ich komme mir bald als der größere Narr von uns beiden vor. Es iſt nicht anders — Sie müſſen eine unumſchränkte Gewalt über mich haben, und Das erſchreckt mich.

Wann ſeh' ich ſie alſo?

Das kann ich Ihnen jetzt noch nicht ſagen. Vor allen Dingen muß man es ſo einleiten, daß kein Verdacht dabei aufſteigt. Die Frauenzimmer wiſſen um Ihre Leidenſchaft — überlegen Sie ſelbſt, in welchem Lichte meine Freundſchaft erſcheinen würde, wenn Sie nur entfernt auf den Argwohn kamen, daß ich mit Ihnen einverſtanden ſey. — Aber, offenherzig, lieber Marquis, wofür auch die ganze Verlegenheit? Was geht Das mich an, ob Sie lieben oder nicht lieben? ob Sie ein Thor ſind, oder ein Kluger? -- Löſen Sie ſelbſt Ihren Knoten auf. Die Rolle, die Sie mich wollen ſpielen laſſen, iſt wahrlich auch ſehr ſonderbar.

Ich bin verloren, meine Beſte, wenn Sie mich im Stich laſſen. Ich will mich ſelbſt nicht in Anſchlag bringen — ich weiß, daß Sie es nur beleidigen würde — aber bei dieſen theuren, dieſen guten, dieſen himmliſchen Geſchöpfen will ich Sie beſchwören — Sie kennen mich, Madame. Bewahren Sie ſie vor den Raſereien, die ich auszuhecken fähig bin. Ich werde zu ihnen gehen — ja, beim großen Gott, Das werd' ich, ich habe Sie gewarnt — ich werde ihre Thüre ſprengen, mit Gewalt werd' ich hineintreten, ich werde mich niederſetzen, ich werde ſagen, ich werde — o! weiß ich denn, was ich ſagen will, was ich thun will? — aber in dieſer Lage meines Herzens bin ich fürchterlich.

Jedes dieſer Worte war ein Dolchſtoß in das Herz der Frau v. P... Sie erſtickte vor Unwillen und innerer Wuth, und mit Stottern redete ſie weiter:

Ganz kann ich Ihre Heftigkeit nicht tadeln — Aber — Ja! wenn ich — ich mit dieſer Leidenſchaft geliebt worden wäre — Vielleicht — doch genug davon. Für Sie wollt' ich ja eigentlich auch nicht handeln; nur hoffe ich, daß mein Herr Marquis mir wenigſtens Zeit laſſen werde.

Die kürzeſte, die nur möglich iſt.

O ich leide, rief die Dame, als er weg war, ich leide ſchrecklich, aber ich leide nicht allein. Abſcheulichſter der Menſchen! noch zwar iſt es ungewiß, wie lange dieſe meine Qual dauert, aber ewig, ewig ſoll die deine währen.

Einen ganzen Monat lang wußte ſie den Marquis in der Erwartung der verſprochenen Zuſammenkunft hinzuhalten. Während dieſer Zeit hatte er volle Muße, ſich abzuhärmen, zu berauſchen und ſeine Leidenſchaft in Unterredungen mit ihr noch mehr anzufeuern. Er erkundigte ſich nach dem Vaterlande, dem Herkommen, der Erziehung und den Schickſalen dieſer Frauenzimmer, und erfuhr immer noch zu wenig, und fragte immer wieder, und ließ ſich immer von Neuem unterrichten und hinreißen. Die Marquiſin war ſchelmiſch genug, ihn jeden Fortſchritt ſeiner Leidenſchaft bemerken zu laſſen, und unter dem Vorwande, ihn zurückzuſchrecken, gewöhnte ſie ihn unvermerkt an den verzweifelten Ausgang dieſes Romans, den ſie ihm bereitet hatte.

Sehen Sie ſich vor, ſprach ſie, Das könnte Sie weiter führen, als Sie wünſchen — es könnten Zeiten kommen, wo meine Freundſchaft, die Sie jetzt ſo unerhört mißbrauchen, weder vor mir ſelbſt, noch vor der Welt mich entſchuldigen durfte. Freilich wohl geht kein Tag vorüber, daß nicht irgend eine raſende Poſſe unter dem Monde zu Stande käme; aber ich fürchte, Marquis, ich fürchte faſt, daß dieſes Frauenzimmer niemals, oder nur unter Bedingungen Ihre wird, die bis hieher wenigſtens ganz oder gar nicht nach Ihrem Geſchmacke waren.

Nachdem Frau v. P... den Marquis zu ihrem Vorhaben hinlänglich bereitet fand, kartete ſie es mit den beiden Aisnon, einen Mittag bei ihr zu ſpeiſen, und mit dem

Marquis redete ſie ab, ſie in Reiſekleidern da zu überfallen, was auch zu Stande kam.

Man war eben am zweiten Gange, als der Marquis ſich melden ließ. Er, Frau v. P... und beide Aisnon ſpielten die Rolle der Beſtürzung meiſterhaft.

Madame, ſagte er zur Frau v. P..., ich komme ſo eben von meinen Gütern an; es iſt zu ſpät, daß ich jetzt noch nach Hauſe gehe, wo man ſich ſchwerlich auf mich gerichtet hat. Ich hoffe, daß Sie mir erlauben werden, Ihr Gaſt zu ſeyn. —

Mit dieſen Worten holte er ſich einen Seſſel und nahm an der Tafel ſeinen Platz. Die Eintheilung war ſo gemacht, daß er neben die Mutter und der Tochter gegenüber zu ſitzen kam — eine Aufmerkſamkeit, wofür er der Frau v. P... mit einem verſtohlenen Wink der Augen dankte. Beide Frauenzimmer hatten ſich von der erſten Verlegenheit erholt. Man fing an zu plaudern und ward ſogar aufgeräumt.

Der Marquis behandelte die Mutter mit der vorzüglichſten Aufmerkſamkeit, und die Tochter mit der feinſten Höflichkeit und Schonung. Für die drei Frauenzimmer war es der poſſierlichſte Auftritt, die Aengſtlichkeit anzuſehen, mit welcher der Marquis Alles vermied, was ſie nur entfernt hätte in Verlegenheit ſetzen können. Sie waren boshaft genug, ihn drei ganze Stunden lang gottſelig ſchwatzen zu laſſen, und zuletzt ſagte Frau v. P... zu ihm:

Ihre Geſpräche, Marquis, machen Ihren Eltern unendlich viel Ehre. Die Eindrücke der erſten Kindheit erlöſchen doch nie. Wahrhaftig, ſie ſind ſo tief in die Geheimniſſe der geiſtlichen Liebe gedrungen, daß man vermuthen muß, Sie wären Ihr Lebenlang in Klöſtern geweſen. — Waren Sie nie in Verſuchung, ein Quietiſt zu werden?

Nie, daß ich mich erinnern könnte, Madame. —

Es braucht nicht erſt geſagt zu werden, daß unſere beiden Andächtigen die Unterhaltung mit allem Witz, aller Feinheit, aller verführeriſchen Grazie würzten. Nur im Vorübergehen berührte man das Capitel von Leidenſchaften, und Mademoiſelle Duanenoi — das war ihr Familienname — wollte behaupten, daß es nur eine gefährliche gebe. Dieſer Meinung ſtimmte der Marquis von ganzem Herzen bei. Zwiſchen ſechs und ſieben Uhr brachen die beiden Frauenzimmer auf. Jeder Verſuch, ſie länger da zu behalten, war fruchtlos. Frau v. P... und die Mutter Duanenoi thaten den Ausſpruch, daß das Vergnügen der Pflicht weichen müſſe, wenn nicht ein jeder Tag mit Gewiſſensbiſſen ſich endigen ſollte. Beide alſo gingen zum großen Verdruß des Marquis nach Hauſe, und er ſah ſich jetzt wieder mit Frau v. P... unter vier Augen allein.

Nun, Marquis! Bin ich nicht eine gute Närrin? — Zeigen Sie mir die Frau in Paris, die etwas Aehnliches thäte.

Nein, Madame! Nein! Nein! (und hier warf er ſich ihr zu Füßen) die ganze Welt hat Ihres Gleichen nicht mehr. Ihre Großmuth beſchämt mich. Sie ſind die einzige wahre Freundin, die auf dieſer Erde zu finden iſt.

Sind Sie auch ſicher, Marquis, daß Sie mein heutiges Verfahren ſtets ſo beurtheilen werden?

Ein Ungeheuer von Undank müßt' ich ſeyn, wenn ich je meine Meinung änderte.

Alſo von etwas Anderem. Wie ſteht's jetzt mit Ihrem Herzen?

Soll ich es Ihnen frei herausſagen? — Dieß Mädchen muß mein ſeyn, oder ich bin verloren.

Allerdings muß ſie Das, aber um welchen Preis, iſt die Frage.

Wir wollen ſehen.

Marquis, Marquis! ich kenne Sie, ich kenne dieſe Leute. Der ganze Streich kann verrathen werden.

Zwei Monate lang erſchien der Marquis nicht wieder; unterdeſſen war er thätiger als je. Er hing ſich an den Beichtvater der beiden Duquenoi, die Angelegenheit ſeiner Wolluſt durch die Allgewalt der Religion zu betreiben. Dieſer Pfaffe, verſchmitzt genug, jede Schwierigkeit zu heucheln, welche die Heiligkeit ſeiner Lehre dieſem niederträchtigen Anſchlag entgegenſetzte, verkaufte die Würde ſeines Amtes ſo theuer als möglich, und gab ſich endlich für die Gebühren zu Allem her, was der Marquis ihm zumuthete.

Die erſte Büberei, die der Mann Gottes ſich erlaubte, beſtand darin, beiden Andächtigen die Wohlthaten der Gemeine zu entziehen, und dem Pfarrherrn des Kirchſprengels vorzuſpiegeln, daß die Schutzergebenen der Frau v. P... ſich widerrechtlich ein Almoſen zueigneten, deſſen andere Mitglieder der Gemeine weit bedürftiger wären. Seine Abſicht ging dahin, ihre ſtandhafte Tugend durch die Noth aufzureiben.

Weiter arbeitete er im Beichtſtuhl daran, Uneinigkeit zwiſchen Mutter und Tochter zu ſtiften. Wenn die Mutter die Tochter bei ihm verklagte, ſo wußte er die Verſchuldungen der letztern immer größer zu machen und die Erbitterung der erſtern noch mehr anzureizen. Klagte die jüngere, ſo gab er nicht undeutlich zu verſtehen, daß die elterliche Gewalt ihre Gränzen habe; und wenn die Verfolgungen der Mutter nicht nachlaſſen würden, ſo könnte die heilige Kirche für nöthig finden, ſie der mütterlichen Tyrannei zu entreißen. Einſtweilen legte er ihr die Buße auf, fleißiger zur Beichte zu kommen.

Ein Andermal lenkte er das Geſpräch auf ihre Geſtalt, und behauptete, daß das gefährlichſte Geſchenk, ſo der Himmel einem Weibe nur verleihen könnte, Schönheit ſey. Unter der Hand ließ er ein Wörtchen von einem ſichern Biedermanne fallen, der ſich davon habe hinreißen laſſen, den er zwar nicht mit Namen nannte, aber handgreiflich genug zu bezeichnen wußte. Von da kam er auf die unendliche Barmherzigkeit Gottes zu reden und auf die unüberſchwengliche Langmuth des Himmels gegen gewiſſe Menſchlichkeiten, die das Erbtheil des Fleiſches wären — auf die gewaltige Herrſchaft gewiſſer Begierden, denen auch die heiligſten unter den Menſchen nicht ganz entrinnen könnten. Dann fragte er ſie, ob in ihrem Herzen noch keine Wünſche ſich regten? — ob ſie nicht zuweilen Wallungen verſpürte? — ob ſie nicht gewiſſe Träume hatte? — ob die Gegenwart von Mannsperſonen nicht irgend einen Unfug da oder dort bei ihr anrichtete? — Darauf warf er die Frage auf, ob ſich ein Frauenzimmer der Leidenſchaft eines Mannes widerſetzen, oder lieber preisgeben ſolle? ob es zu wagen wäre, einen Menſchen ſterben zu laſſen, für welchen doch das koſtbare Blut des Erlöſers ſo gut als für jeden andern gefloſſen ſey? und dieſe Frage getraute er ſich nicht zu beantworten. Er ſchloß mit einem tiefen und heiligen Seufzer, drehte ſeine Augen zum Himmel und betete — für die Seelen im Fegfeuer. Die junge Duquenoi ließ ihn ſeiner Wege gehen, und hinterbrachte dieß Alles treulich ihrer Mutter und der Frau v. P..., welche ihr noch immer mehr Geſtändniſſe einblieſen, dem frommen Heiligen deſto mehr Herz einzujagen.

Sie erwarteten nun nichts Gewiſſeres, als daß der Mann Gottes über kurz oder lang ſich brauchen laſſen würde, ſeiner geiſtlichen Tochter einen Liebesbrief zuzuſtellen, und dieſe Vermuthung traf glücklich ein. Aber wie behutſam griff er Das an! — Erſt wußte er eigentlich ſelbſt nicht, aus weſſen Händen er käme — er zweifelte keineswegs, daß irgend eine mitleidige Seele in ſeiner Gemeine unter der Decke ſtecke, die, von ihrem Elend gerührt, ſich würde erbeten haben, ihnen Beiſtand zu leiſten. Dergleichen Aufträge hatte er ſchon öfters zu übernehmen gehabt.

Im Uebrigen, Mademoiſelle, fuhr er fort, werden Sie vorſichtig handeln. Ihre Frau Mutter iſt eine vernünftige Frau. Ich dringe ausdrücklich darauf, daß Sie den Brief nicht anders als in ihrem Beiſeyn eröffnen.

Mademoiſelle ſteckte den Brief zu ſich und händigte ihn ſogleich der Alten ein, die ihn auf der Stelle der Frau v. P... überreichte. Die Marquiſin, jetzt im Beſitz eines unverwerflichen Zeugniſſes, ließ den Beichtvater zu ſich holen, wuſch ihm den Kopf, wie er's verdient hatte, und drohte ihm, den ganzen Vorgang ſeinen Oberen zu melden, wenn ſie je noch ein Wort von ihm hören ſollte.

Der Brief floß von lauter Lobſprüchen des Marquis, in Betreff ſeiner eigenen Perſon und der Mademoiſelle, über. Er malte ihr darin ſeine Leidenſchaft mit den lebendigſten und ſchrecklichſten Farben, machte ungeheure Verheißungen, und ſprach ſogar von Entführung.

Nachdem Frau v. P... dem Pfaffen den Text recht geleſen hatte, bat ſie auch noch den Marquis zu ſich, und erklärte ihm, wie ſehr ſein Betragen den Mann von Ehre beſchimpfe, und wie nachtheilig er ſie ſelbſt hinein miſche; dann zeigte ſie ihm ſeinen Brief, und betheuerte, daß auch die Pflichten der zärtlichſten Freundſchaft, die zwiſchen ihm und ihr bisher geherrſcht, ſie nicht abhalten würden, die Mutter Duquenoi, ja die Obrigkeit ſelbſt gegen ihn zu

Hülfe zu rufen, wenn ſeine Verfolgungen weiter gehen ſollten.

Marquis, Marquis, ſetzte ſie hinzu, die Liebe macht einen ſchlimmen Menſchen aus Ihnen. Sie müſſen bösartig auf die Welt gekommen ſeyn, weil Dasjenige, was jeden Andern zu großen Thaten ſpornt, Ihnen nur Niederträchtigkeiten abgewinnen kann. Was thaten Ihnen dieſe armen Frauenzimmer, daß Sie es darauf anlegen, ihre Armuth durch Schande zu verbittern? — Weil dieſes Mädchen ſchön iſt, und ſich entſchloſſen hat, auf ihrer Tugend ſtandhaft zu beharren, ſo wollen Sie ihr Verfolger ſeyn? ſo wollen Sie Urſache werden, daß ſie das hohe Geſchenk des Himmels verfluche? — Und womit habe ich es verdient, daß ich eine Mitſchuldige Ihrer Schandthaten ſeyn ſoll? — Undankbarſter der Menſchen! Gleich fallen Sie mir zu Füßen, bitten Sie mich gleich um Verzeihung, ſchwören Sie mir, meine unglücklichen Freundinnen von jetzt an in Frieden zu laſſen.

Der Marquis verſprach, ohne Vorwiſſen der Frau v. P... keinen Schritt mehr zu thun, aber dieß Mädchen müſſe er beſitzen, welchen Preis es auch gelten möge.

Er hielt keineswegs, was er zugeſagt hatte. Einmal wußte nun doch die Mutter Duquenoi um die ganze Geſchichte, daher trug er jetzt kein Bedenken mehr, ſich unmittelbar an ſie ſelbſt zu wenden. Er geſtand die Abſcheulichkeit ſeines Vorhabens ein, bot ihr beträchtliche Summen an, ſprach von den glänzendſten Hoffnungen, die die Zeit noch reif machen würde, und begleitete ſeinen Brief mit einem Käſtchen voll der koſtbarſten Steine.

Die drei Frauen hielten geheimen Rath unter einander. Mutter und Tochter ſchienen ſehr geneigt, den Handel einzugehen, doch dabei fand Frau v. P... ihre Rechnung nicht.

Sie erinnerte ſie an die erſten Artikel ihres Vertrags und drohte ſogar, den ganzen Betrug zu verrathen, wenn ſie ſich weigern würden, ihr Gehorſam zu leiſten. Zum großen Leidweſen der beiden Heiligen, der Tochter beſonders, die, ſo langſam als ſie konnte, die Ohrringe wieder abnahm, die ihr ſo ſchön ſtanden, mußten Brief und Juwelen mit einer Antwort, woraus der ganze Stolz der beleidigten Tugend ſprach, zu ihrem Eigenthümer zurückwandern.

Frau v. P... machte dem Marquis über ſeine Wortbrüchigkeit die bitterſten Vorwürfe. Er entſchuldigte ſich damit, daß er es nicht hatte wagen mögen, ſie durch einen Auftrag dieſer Art zu erniedrigen.

Lieber Marquis, ſagte ſie, ich habe Sie gleich Anfangs gewarnt, und will es Ihnen jetzt wiederholen. Sie ſind noch weit von dem Ziel entfernt, nach welchem Sie ſtreben — nun aber iſt es nicht mehr Zeit, Ihnen vorzupredigen; Das würden jetzt nur verlorene Worte ſeyn. Für Sie iſt ganz und gar keine Rettung mehr.

Der Marquis antwortete, daß ſeine Hoffnungen noch immer die beſten waren, und er ſich nur die Erlaubniß von ihr erbitte, einen letzten Verſuch noch wagen zu dürfen. — Dieſer war, daß er ſich anheiſchig machte, beiden Frauenzimmern eine beträchtliche Leibrente auszuwerfen, ſein ganzes Vermögen mit ihnen zu gleichen Theilen zu theilen, und ihnen, ſo lange ſie lebten, eins von ſeinen Häuſern zu Paris und ein andres auf ſeinen Gütern zum Eigenthum einzuräumen.

Machen Sie, was Sie wollen, ſagte die Marquiſin, nur Gewalt verbitt' ich mir — aber Rechtſchaffenheit und wahre Ehre, glauben Sie mir's, Freund, ſind über jede Krämertaxe erhaben. Ihr neueſtes Gebot macht kein beſſeres Glück, als Ihre vorigen — ich kenne meine Leute, und unterſtehe mich, für ihre Tugend zu haften.

Dieſe neuen Erbietungen des Marquis kamen bei voller Sitzung der drei Frauenzimmer vor. Madame und Mademoiſelle erwarteten ſchweigend das Endurtheil aus dem Munde der Frau v. P... — Dieſe ging einige Minuten lang, ohne ein Wort zu reden, im Saale auf und nieder. — Nein! nein! nein! rief ſie endlich, Das iſt viel zu gnädig — Nein! Das iſt viel zu wenig für mein wundes Herz — und alſobald ſprach ſie das unwiderrufliche Verbot aus. Mutter und Tochter warfen ſich weinend ihr zu Füßen, flehten und ſtellten vor, welche Grauſamkeit es wäre, ihnen ein Glück zu verbieten, das ſie doch ohne alle Gefahr würden annehmen dürfen.

Frau v. P... gab mit Kaltſinn zur Antwort: Bildet ihr euch ein, daß Das, was bis hieher geſchehen, etwa euch zu Liebe geſchehen iſt? Wer ſeyd ihr denn? Was hab' ich gegen euch für Verpflichtungen? Woran liegt es, daß ich euch nicht, die eine ſo gut wie die andere, zu eurem Handwerk zurückſende? — Ich will gern glauben, daß dieſe Anerbietungen für euch zu viel ſind, aber für mich ſind ſie viel zu wenig. Setzen Sie ſich, Madame. — Schreiben Sie die Antwort, wörtlich, wie ich ſie Ihnen diktiren werde, und daß ſie ja gleich in meiner Gegenwart abgehe! —

Die Beiden gingen, noch beſtürzter als mißvergnügt, nach Hauſe.

Der Marquis zeigte ſich der Frau v. P... ſehr bald wieder.

Nun, rief ſie ihm zu, Ihre neuen Geſchenke?

Angeboten und ausgeſchlagen. Ich bin in Verzweiflung. Könnt' ich ſie aus meinem Herzen reißen, dieſe unglückliche

Leidenſchaft, könnt' ich mein Herz ſelbſt mit herausreißen, mir würde wohl ſeyn! Sagen Sie mir doch, Marquiſin, finden Sie nicht kleine Aehnlichkeiten im Geſichte dieſes Mädchens mit dem meinigen? —

Ich habe Ihnen nie davon ſagen mögen. — Freilich find' ich deren welche, aber davon iſt jetzt die Rede nicht. Was beſchließen Sie?

Weiß ich's? kann ich's? — O Madame, bald wandelt die Luſt mich an, in die erſte beſte Poſtkutſche mich zu werfen, und dahin zu eilen, ſo weit der Erdball mich tragen will. Einen Augenblick nachher verläßt mich meine Kraft. Ich bin gelähmt. Mein Kopf ſchwindelt. Die Sinne vergehen mir. Ich vergeſſe, was ich bin, was ich werden ſoll.

Das Reiſen ſtellen Sie immer ein. Es verlohnt ſich der Mühe nicht, von da nach dem Judenmarkt zu wandern, um nur wieder heim zu gehen.

Den andern Morgen kam ein Billet von ihm an Frau von P...., worin er meldete, daß er nach ſeinem Landgute gereiſet ſey, und ſich da aufhalten würde, ſo lange ihm ſein Herz das verſtattete — und worin er ſie zugleich auf das inſtändigſte erſuchte, ſeiner zu gedenken bei ihren Freundinnen. Seine Entfernung dauerte nicht lange. Er kam in die Stadt zurück und ließ ſich bei der Marquiſin abſetzen. Sie war ausgefahren. Als ſie wiederkam, fand ſie ihn, mit geſchloſſenen Augen, in der ſchrecklichſten Erſtarrung auf dem Sopha ausgeſtreckt liegen.

Ah! Sie hier, Marquis! Die Landluſt, ſcheint es, hat Ihnen nicht ganz bekommen wollen?

O, Madame, mir iſt nirgends wohl. Sehen Sie mich wieder angelangt, ſehen Sie mich entſchloſſen, Madame, die ungeheuerſte Thorheit zu unternehmen, die ein Mann von meinen Umſtänden, meinem Range, meiner Geburt, meinem Gelde nur begeben kann. — Aber eher Alles, Alles, als ewig an dieſer Folter ſeyn. — Ich heirathe.

Marquis! Marquis! der Schritt iſt bedenklich und will Ueberlegung haben.

Ueberlegung? — ich habe nur eine gemacht, aber ſie iſt die gründlichſte von Allen — ich kann nicht elender werden, als ich jetzt ſchon bin.

Das können Sie ſo gewiß noch nicht ſagen. —

Nun, Madame, Dieß, denk' ich, iſt doch endlich ein Geſchäft, das ich Ihnen mit Ehren übergeben kann. Gehen Sie nun hin, beſprechen Sie ſich mit der Mutter, erforſchen Sie das Herz der Tochter, und bringen Sie meinen Antrag vor.

Gemach, lieber Marquis! Zwar hab' ich dieſe beiden Frauenzimmer hinreichend zu kennen geglaubt, um gerade ſo für ſie zu handeln, wie ich bisher gethan habe; nun es aber auf die Glückſeligkeit meines Freundes hinaus will, wird er mir wenigſtens erlauben, die Sache etwas näher zu betrachten. Ich werde mich zuvor in ihrer Provinz nach ihnen erkundigen, und ihre Aufführung Schritt vor Schritt durch die ganze Zeit ihres hieſigen Aufenthalts verfolgen.

Eine Vorſicht, Madame, die mir ziemlich weit hergeholt ſcheint. Frauenzimmer, die mitten im Unglück ſo ſtandhaft auf Ehre hielten, und meiner Verführung ſo beherzt widerſtanden, müſſen nothwendig Geſchöpfe der ſeltenſten Gattung ſeyn. Mit meinen Geſchenken hätt' ich es bei einer Herzogin durchſetzen müſſen. — Und überdieß, ſagten Sie mir nicht ſelbſt —

Ja doch! ja, ja, ich ſagte Alles, was Ihnen belieben mag; demungeachtet werden Sie aber doch ſo gnädig ſeyn, und mir meinen Willen laſſen.

Und warum heirathen Sie nicht auch, meine liebe Marquiſin?

Wen allenfalls, wenn ich fragen darf?

Wen? — Ihren kleinen Grafen. Er hat Kopf, Geld, und iſt von der beſten Familie.

Und wer ſteht mir für ſeine Treue? — Sie vermuthlich?

Das wohl nicht, aber bei einem Ehemann pflegt man Das nicht mehr ſo genau zu nehmen.

Meinen Sie? Vielleicht wäre ich nun Närrin genug, dadurch beleidigt zu werden — und ich bin rachſüchtig, Marquis.

Nun ja doch! Rächen ſollen Sie ſich immer; Das verſteht ſich am Rande. Wiſſen Sie was, Marquiſin? Wir vier wollen dann gemeinſchaftlich bei einander wohnen und den artigſten Klubb von der Welt bilden.

Das Alles läßt ſich vortrefflich hören, aber ich heirathe nie. Der einzige Mann, dem ich vielleicht meine Hand noch würde gegeben haben —

Bin doch ich nicht, Madame?

Jetzt kann ich ohne Gefahr dieß Bekenntniß thun.

Jetzt? Warum erſt jetzt? Warum ſagten Sie mir Das nicht eher?

Daran hab' ich ſehr wohlgethan, wie die Umſtände mich jetzt überzeugen. Und überhaupt — Diejenige, welche Sie nunmehr zur Frau nehmen, taugt in allem Betracht beſſer für Sie, als ich.

Frau v. P... brachte ihre Nachforſchungen mit großer Genauigkeit und Eile zu Stande. Sie legte dem Marquis aus der Provinz und der Hauptſtadt die ſchmeichelhafteſten Zeugniſſe von ſeiner künftigen Gattin vor, drang aber dennoch darauf, daß er ſich zu ernſtlicher Ueberlegung der Sache noch vierzehn Tage Zeit nehmen ſollte. Dieſe vierzehn Tage däuchten ihm eine Ewigkeit zu ſeyn, und Frau v. P... ſah ſich endlich gezwungen, ſeiner verliebten Ungeduld nachzugeben. Die nächſte Zuſammenkunft war bei den beiden Duquenoi, die Verlobung ging vor ſich, das Aufgebot geſchah, der Marquis beſchenkte die Frau v. P... mit einem koſtbaren Diamant, und die Hochzeit wurde vollzogen.

Die erſte Nacht ging nach Wunſch vorüber. Am andern Morgen ſchrieb Frau v. P... dem Marquis ein Billet, worin ſie ihn, eines dringenden Geſchäfts wegen, auf einen Augenblick zu ſich bat. Er ließ nicht lange auf ſich warten. Man empfing ihn mit einem Geſicht, worauf Schadenfreude und Entrüſtung mit ſchrecklichen Farben ſich malten. Seine Verwunderung dauerte nicht lange.

Marquis, ſagte ſie zu ihm, es iſt Zeit, daß Sie endlich erfahren, wer ich bin. Wenn Andere meines Geſchlechts ſich ſelbſt genug hochſchätzen wollten, meine Rache zu billigen, Sie und Ihres Gelichters würden ſeltener ſeyn. Eine edle Frau hat ſich Ihnen ganz hingegeben — Sie haben ſie nicht zu erhalten gewußt — ich bin dieſe Frau. Aber ſie hat vergolten, Verräther, und Dich auf Ewig mit einer verbunden, die Deiner würdig iſt. Geh' von hier aus quer über die Straße nach dem Gaſthof zur Stadt Hamburg — dort wird man Dir ausführlicher von dem ſchändlichen Gewerbe zu erzählen wiſſen, das Deine Frau Gemahlin und Schwiegermutter zehn Jahre lang unter dem Namen einer Madame und Demoiſelle Aisnon getrieben haben.

Keine Beſchreibung erreicht das Entſetzen, mit welchem hier der Marquis zu Boden ſank. Die Sinne verließen ihn — aber ſeine Unentſchloſſenheit dauert nur ſo lang, als er brauchte, um von einem Ende der Stadt zum andern zu rennen. Er kam den ganzen Tag nicht nach Hauſe, er ſchweifte in allen Straßen umher. Seine Gemahlin und ſeine Schwiegermutter fingen an zu ahnen, was etwa geſchehen war. Auf den erſten Schlag, der an die Thüre geſchah, entſprang die Letztere in ihr Zimmer und ſchob beide Riegel vor. Nur ſeine Frau erwartete ihn allein in dem übrigen. Sein Geſicht verkündigte die Wuth ſeines Herzens, als er hereintrat. Sie warf ſich ihm zu Füßen, ſtieß mit dem Angeſicht auf den Boden des Zimmers und gab keinen Laut von ſich.

Fort, Nichtswürdige! rief er fürchterlich, fort von mir!

Sie verſuchte ſich aufzurichten, aber ohnmächtig ſtürzte ſie auf ihr Angeſicht, beide Arme der Länge nach auf den Boden ausgebreitet.

Gnädiger Herr, ſagte ſie, ſtoßen Sie mich mit Füßen, zertreten Sie mich — ich hab' es verdient. Machen Sie mit mir, was Sie wollen, aber Gnade, Gnade für meine Mutter!

Hinweg! rief er abermals. Fort, Verfluchte, aus meinen Augen! — Iſt es nicht genug, daß du mich mit Schande bedeckſt, willſt du mich auch noch zwingen, ein Verbrecher zu werden? —

Das arme Geſchöpf beharrte unbeweglich und ſtumm in der vorigen Stellung. Der Marquis lag in einem Seſſel, den Kopf zwiſchen beide Arme geworfen und mit halbem Leibe zu den Füßen ſeines Betts hingeſunken, und brach zuweilen, ohne ſie anzuſehen, in ein gebrochenes Heulen aus: Hinweg von mir, ſag' ich! — Das Stillſchweigen dieſer Unglücklichen, die noch immer wie in todter Erſtarrung lag, erſchöpfte ſeine Geduld. Entferne dich! rief er lauter und ſchrecklicher, bückte ſich zu ihr nieder und war im Begriff, ihr einen grauſamen Schlag zu geben. — Doch in dieſem Augenblicke fand er, daß ſie ohne Bewußtſeyn und beinahe ohne Leben lag. Er faßte ſie um die Mitte des Leibes, legte ſie auf ein Kanapee und betrachtete ſie eine Zeitlang mit Augen, aus welchen wechſelsweiſe Wuth und Mitleid hervorbrachen. Endlich zog er die Glocke. Seine Bedienten traten herein. Man rief ihre Frauen.

Nehmt eure Frau zu euch, ſagte er; ihr iſt etwas zugeſtoßen. Führt ſie auf ihr Zimmer und ſpringt ihr bei. — Bald darauf ſchickte er heimlich, nach ihrem Befinden zu fragen. Man brachte ihm die Nachricht, daß zwar ihre erſte Ohnmacht vorüber wäre, aber noch immer Schwächen auf Schwächen folgten, die ſo häufig kämen und ſo lang anhielten, daß man Urſache hätte, für ihr Leben zu zittern. Eine Stunde darauf ſchickte er, ſo heimlich wie das erſte Mal wieder. Sie lag in ſchrecklichen Beängſtigungen, zu welchen ſich ein gichteriſcher Schlucken geſellte, der von der Gaſſe gehört werden konnte. Als er das dritte Mal ſchickte, welches den folgenden Morgen war, kam die Antwort, daß ſie ſehr viel geweint und die übrigen Zufälle ſich nach und nach zu legen anfingen.

Jetzt ließ er anſpannen und verſchwand vierzehn Tage lang, ohne daß Jemand von ſeinem Aufenthalt wußte. Vor ſeiner Abreiſe hatte er Sorge getragen, daß Mutter und Tochter mit dem Nothwendigſten verſehen wurden, und ſeine Dienerſchaft hatte Befehl, der Mutter wie ihm ſelbſt zu gehorchen.

Während der ganzen Zeit, daß er abweſend war, wohnten die Beiden, beinahe ohne ſich zu ſprechen, in der traurigſten Verſtimmung neben einander. Die junge Frau zerfloß ohne Aufhören in Seufzer und Thränen, oder fing plötzlich zu ſchreien an, rang die Hände, raufte ſich die Haare aus, ſo daß ſelbſt ihre Mutter es nicht wagen durfte, ſich ihr zu nähern und ihr Troſt zuzuſprechen. Dieſe zeigte nichts als Verhärtung, jene war das traurigſte Bild der Reue, des Schmerzens, der Verzweiflung.

Tauſendmal rief ſie: Kommen Sie, Mama, laſſen Sie uns fliehen, laſſen Sie uns vor ſeiner Rache uns ſchützen! Tauſendmal widerſetzte ſich die Alte und erwiderte: Nicht doch, mein Kind. Laß uns bleiben, laß uns abwarten, wie weit er es treiben wird. Umbringen kann uns dieſer Menſch doch nicht. — O daß er's thäte! rief jene wieder, daß er's längſt ſchon gethan haben möchte! Schweig, ſagte die Mutter, und hör' einmal auf, wie eine Närrin zu plaudern.

Der Marquis kam zurück und ſchloß ſich in ſein Kabinet ein, von wo aus er zwei Briefe, den einen an ſeine Frau, den andern an ſeine Schwiegermutter ſchrieb. Die Letztere reiste noch an eben dem Tage in ein Kloſter ab, wo ſie nicht lange nachher ſtarb. Die Tochter kleidete ſich an und wankte nach dem Zimmer ihres Gemahls, wohin er ſie beſchieden hatte. An der Schwelle ſank ſie auf die Knie. Er befahl ihr aufzuſtehen. Sie ſtand nicht auf, ſondern wälzte ſich in dieſer Stellung näher zu ihm hin. Alle ihre Glieder zitterten. Ihre Haare waren losgebunden. Ihr Leib hing zur Erde, ihr Kopf war emporgerichtet und ihre Augen, die von Thränen floßen, begegneten den ſeinigen.

Ich ſehe, gnädiger Herr, rief ſie ſchluchzend, ich ſehe, Ihre Wuth iſt beſänftigt, ſo gerecht ſie war. Ich wag' es zu hoffen, daß ich endlich noch Barmherzigkeit erhalte. Aber nein! — Uebereilen Sie ſich nicht! — So viele tugendhafte Mädchen wurden laſterhafte Frauen, laſſen Sie mich verſuchen, ob ich ein Beiſpiel des Gegentheils werden kann.

Noch bin ich nicht würdig, die Ihrige zu ſeyn, aber nur die Hoffnung entziehen Sie mir nicht. Laſſen Sie mich fern von Ihnen wohnen, ſeyen Sie wachſam auf meinen Wandel und richten Sie mich dann! — Glücklich, ja unausſprechlich glücklich werd' ich ſeyn, wenn Sie ſich's nur zuweilen gefallen laſſen wollen, daß ich vor Ihnen erſcheinen darf. Nennen Sie mir einen düſtern Winkel in Ihrem Hauſe, den ich bewohnen ſoll. Ohne Murren will ich dort gefangen ſitzen. — Schwachheit, Verführung, Anſehen, Drohungen haben mich zu dieſer ſchimpflichen That hingeriſſen, aber laſterhaft bin ich niemals geweſen. — Wär ich Das, wie hätt' ich es wagen können, mich Ihnen zu zeigen, wie könnt' ich es jetzt wagen, Sie anzuſehen — wagen, mit Ihnen zu reden? — Könnten Sie in meiner Seele leſen, könnten Sie ſich überzeugen, wie meine vorigen Verbrechen meinem Herzen fremd, wie abſcheulich mir die Sitten Derer ſind, die ich einſt meines Gleichen nannte. — Die Verführung hat meinen Wandel befleckt, aber mein Herz hat ſie nicht vergiftet. Ich kenne mich, mein Herr. Hätte man mir Freiheit gelaſſen — nur ein Wort hätt' es mich gekoſtet, und Sie hätten um den ganzen Betrug gewußt. Entſcheiden Sie nach Gefallen über mich. Rufen Sie Ihre Bedienten. Laſſen Sie mir dieſen Schmuck, dieſe Kleider abreißen. Laſſen Sie mich in nächtlicher Stunde auf die Straßen werfen. Alles, Alles will ich leiden. Welches Schickſal Sie mir auflegen wollen, ich unterwerfe mich. Die Einſamkeit auf dem Lande, die Stille eines Kloſters werden mich Ihren Augen auf ewig entreißen. Befehlen Sie und ich gehe. Ihre Glückſeligkeit iſt noch nicht ohne Rettung verloren. Sie können mich ja noch vergeſſen.

Stehen Sie auf! rief der Marquis mit ſanfter Stimme, ich vergebe Ihnen. Stehen Sie auf. Mitten im gräßlichen Gefühl meiner erlittenen Schande vergaß ich es nicht, meine Gemahlin in Ihnen zu ehren. Kein Laut kam über meine Lippen, der Sie erniedrigt hätte, und wäre Das, ſo bin ich bereit, es Ihnen abzubitten, und gebe Ihnen mein Wort, daß Sie keinen mehr hören ſollen. Denken Sie ſtets daran, daß Sie Ihren Gemahl nicht unglücklich machen können, ohne es ſelbſt zu werden. Seyen Sie edel und gut — ſeyen Sie glücklich und ſorgen Sie dafür, daß auch ich es werde. Stehen Sie auf, ich bitte Sie — Sie ſind nicht an Ihrer Stelle, Marquiſin, ſtehen Sie auf! — Steh' auf, meine Gemahlin, und laß dich umarmen!

Während der Marquis Dieß ſagte, lag ſie noch immer, den Kopf auf ſeine Knie gebeugt, ihr Geſicht in ſeinen Händen verborgen. Aber auf den Namen ſeiner Gemahlin ſprang ſie lebhaft empor, warf ſich ihm um den Hals und drückte ihn mit wüthender Entzückung in ihre Arme. Gleich darauf ließ ſie von Neuem ihn los, ſtürzte zur Erde, und war Willens, ſeine Füße zu küſſen.

Was wollen Sie? unterbrach er ſie ſehr bewegt. Hab' ich Ihnen nicht ſchon Alles vergeben? warum glauben Sie mir denn nicht?

Laſſen Sie, laſſen Sie! gab ſie zur Antwort. Ich kann es nicht, ich darf es nicht glauben.

Bei Gott! rief der Marquis, ich fange an zu muthmaßen, daß ich niemals bereuen werde. Dieſe Frau v. P... hat mir Verdruß und Leiden zugedacht, aber ich ſehe ein, ſie hat mir Seligkeit bereitet. Kommen Sie, meine Gemahlin. Kleiden Sie ſich an, unterdeſſen will ich Anſtalten zu unſerer Abreiſe treffen. Wir ziehen auf meine Güter, wo wir ſo lange bleiben wollen, bis die Zeit eine Rinde über das Vergangene gezogen hat.

Drei ganzer Jahre lang lebten ſie fern von Paris, das glücklichſte Ehepaar ihrer Zeit.

Leſer oder Leſerin! Ich ſehe dich bei dem Namen der Frau v. P... unwillig auffahren, ich höre dich ausrufen: Welche abſcheuliche Frau! welche Bübin und Heuchlerin! — Keine Aufwallung, lieber Leſer, keine Parteilichkeit! — Laß die Wage der Gerechtigkeit entſcheiden.

Schwärzere Thaten, als dieſe war, geſchehen täglich unter dem Monde, nur mit weniger Abſicht und Seele. Haſſen und fürchten kannſt du die Marquiſin, doch verachten wirſt du ſie nie. Graßlich und unerhört war ihre Rache; aber Eigennutz befleckte ſie nicht. Hätte dieſe Dame eben Das und noch mehr gethan, ihrem rechtmäßigen Gemahl Belohnungen auszuwirken — hätte ſie ihre Tugend einem Staatsminiſter oder auch nur ſeinem erſten Schreiber geopfert, ein Ordensband oder ein Regiment für ihn zu erwuchern — hätte ſie ſich einem Pfründenvergeber für eine reiche Prabende überlaſſen, das Alles würdeſt du ſehr natürlich gefunden haben, die Allgewalt der Gewohnheit ſpräche dafür. Aber jetzt — jetzt, da ſie an einem Treuloſen Rache nimmt, empören ſich deine Gefühle. Nicht, weil dein Herz für dieſe Handlung zu weich iſt — weil du es der Mühe nicht werth achteſt, in die Tiefe ihres Kummers hinabzuſteigen, weil du zu ſtolz biſt, weibliche Tugend anzuerkennen, findeſt du ihre Ahndung abſcheulich. Haſt du dich auch wohl erinnert, welche Opfer ſie ihrem Liebling gebracht hatte?

Ich will nicht in Anſchlag bringen, daß ihre Schatulle jederzeit die ſeinige war, daß er Jahrelang ihre Tafel genoß, Jahrelang in ihrem Hauſe wie in dem ſeinigen aus und ein ging. Vielleicht ſpotteſt du darüber — aber ſie hatte ſich zugleich nach allen ſeinen Launen geſchmiegt, hatte ſeinem Geſchmacke ſklaviſch gehuldigt; ihm gefällig zu ſeyn, hatte ſie den ganzen Plan ihres Lebens zerſtört. Ganz Paris ſprach ehedem mit Ehrfurcht von ihrer Tugend — jetzt war ſie, ihm zu Liebe, zu dem gemeinen Haufen herabgeſtürzt. Jetzt murmelte die Verläumdung ſich in die Ohren: Endlich iſt dieſe P..., dieſes Wunder der Welt, geworden wie unſer eins! —

Sie hatte dieſes höhniſche Lächeln mit ihren Augen geſehen, dieſe Schmähreden mit ihren Ohren gehört, und oft genug mit Schamröthe den Blick zur Erde geſchlagen. Jede Bitterkeit hatte ſie verſchlungen, welche die Läſterung für eine Frau in Bereitſchaft hatte, deren fleckenfreie Tugend die benachbarten Laſter um ſo ſichtbarer machte — ſie hatte das laute Gelächter ertragen, womit ſich der muthwillige Haufe an den lächerlichen Spröden rächt, die ihre Tugend marktſchreieriſch an alle Pfeiler ſchlagen — ſtolz und empfindlich, wie ſie war, hatte ſie lieber in todter Dunkelheit ihr Leben hinweggeſeufzt, als noch einmal den Schauplatz einer Welt, betreten, wo ihre verſcherzte Ehre nur ſchadenfrohe Lacher, ihre verſchmähte Liebe nur peinigende Tröſter fand. Sie näherte ſich einer Epoche, wo der Verluſt eines Liebhabers nicht ſo ſchnell mehr erſetzt wird — ein Herz wie das ihrige konnte dieſes Schickſal nur in gramvoller Einſamkeit ausbluten.

Wenn ein Menſch den andern eines zweideutigen Blicks wegen niederſtößt, warum wollen wir es einer Frau von Ehre zum Frevel machen, daß ſie den Verführer ihres Herzens, den Mörder ihrer Ehre, den Verräther ihrer Liebe — einer Buhldirne in die Arme wirfſt? Wahrlich, lieber Leſer, du biſt eben ſo ſtreng in deinem Tadel, als du oft in deinem Lobe flüchtig biſt. Aber, wirfſt du ein, nicht die Rache ſelbſt, nur die Wahl der Rache find' ich ſo verdammenswerth. Mein Gefühl ſträubt ſich gegen ein ſo weitläufiges Gewebe durchdachter Abſcheulichkeit, gegen die zuſammenhängende Kette von Lügen, die beinahe ſchon ein Jahr durch dauert. — Alſo der erſten augenblicklichen Aufwallung vergibſt du Alles? Wie nun aber, wenn die erſte Aufwallung einer Frau v. P... und einer Dame ihres Charakters ihr ganzes Leben lang währte?

Ich ſehe hier nichts als eine Verrätherei, die nur weniger alltäglich iſt, und willkommen ſey mir das Geſetz, welches jeden gewiſſenloſen Buben, der eine ehrliche Frau zu Fall bringt und dann verlaßt, zu einer Dirne verdammt — den gemeinen Mann zu gemeinen Weibern.

Diderots ganze Beredſamkeit wird dennoch ſchwerlich den Abſcheu hinwegraiſonniren, den dieſe unnatürliche That nothwendig erwecken muß. Aber die kühne Neuheit dieſer Intrigue, die unverkennbare Wahrheit der Schilderung, die ſchmuckloſe Eleganz der Beſchreibung haben mich in Verſuchung geführt, eine Ueberſetzung davon zu wagen, welche freilich die Eigenthümlichkeit des Originals nicht erreicht haben wird. Das Ganze iſt aus einem, ſo viel ich weiß, in Deutſchland noch unbekannten Aufſatz Diderots, Jakob und ſein Herr oder der Fatalismus genannt. Der Freiherr von Dalberg zu Mannheim beſitzt die Originalſchrift, und ſeiner Gefälligkeit danke ich es auch, daß ich in dieſer Thalia Gebrauch davon machen durfte.

Vorrede zu den Scenen des Don Carlos in der Thalia.

(1785.)

Die dritte Arbeit, welche Schiller in das erſte Heft der Rheiniſchen Thalia einrücken ließ, iſt der erſte Act des Don Carlos, wie wir ihn im zweiten Theil dieſer Supplemente von S. 9 bis S. 78 vollſtändig mittheilten. Vor dieſen Scenen ſteht aber in der Thalia (S. 95) eine Vorrede, welche hier folgt.

Die Urſache, warum das Publikum die Tragödie Dom Carlos in Bruchſtücken voraus empfängt, iſt keine andere, als der Wunſch des Verfaſſers, Wahrheit darüber zu hören, ehe er ſie wirklich vollendet. Bei dem anhaltenden ſtarren Hinſehen auf die nämliche Fläche kann es nicht anders kommen, als daß die Augen, auch des ſchärfſten Beobachters, anfangen trübe zu werden, und die Objekte verwirrt durch einander zu ſchwimmen. Wenn der Dichter nicht Gefahr laufen will, ſich in ſeinen eigenen Irrgängen zu verwickeln, und über der ängſtlichen Farbenmiſchung des Details die Perſpektive des Ganzen zu verlieren, ſo iſt es nöthig, daß er zuweilen aus ſeinen Illuſionen heraustrete, daß ſeine Phantaſie von ihrem Gegenſtand erkalte, und fremde Empfindung ſeine eigene zurechtweiſe. Mit den Lieblingswerken unſres Geiſtes ergeht es uns beinahe wie mit unſeren Mädchen — endlich werden wir blind für ihre Flecken und ſtumpf durch Genuß. Dort, wie hier, ſind kurze Entfernungen, kleine Spannungen oft heilſam, die erlöſchende Gluth des Affekts wieder anzublaſen. Die Flamme der Begeiſterung iſt keine ewige Flamme. Oft iſt es nöthig, daß ſie von außenher borge und ſich durch ſympathetiſche Reibung erneuere. Wie ſchätzbar ſind einem Dichter hier geſchmackvolle, fühlende Freunde, die über ſeine Schöpfungen wachen und das neugeborne Kind ſeines Genius mit liebevoller Sorgſamkeit warten und pflegen!

Dieſer Dienſt iſt es, den ich bei Vorlegung dieſer Fragmente von dem Publikum mir erbitten wollte. Jeder Leſer und jede Leſerin, welche Wohlwollen genug für den Herausgeber in ihrem Buſen fühlen, um für die claſſiſche Vollkommenheit ſeines Werks bekümmert zu ſeyn — euch aber insbeſondere, Schriftſteller meines Vaterlands, deren Namen der Ruhm bereits ſchon unter den Sternen aufſtellte, die ihr jetzt keine ſchönere Beſchäftigung mehr übrig findet, als eurem Schüler und Freunde noch die Hand zu reichen, und ihn zu eurer Gemeinſchaft empor zu ziehen — euch alle fordre ich auf, dieſen Verſuch eurer Aufmerkſamkeit werth zu achten, und mir den Ausſpruch eures Gefühls mit der ſtrengſten Offenherzigkeit mitzutheilen. Ich erſchrecke vor eurem Tadel nicht. Das Urtheil der Welt über dieſe Fragmente — es falle aus, wie es wolle — wird mich nie in Verlegenheit ſetzen, denn es iſt meine letzte Inſtanz nicht. Ich nehme es für nichts Andres, als den belehrenden Wink meines kritiſchen Freundes, den ich zur Reinigung meiner Arbeit benutzen kann — aber die Nachwelt iſt meine Richterin. Was ich bei meinen Zeitgenoſſen verderbe, ſteht noch immer in meiner Macht, wieder gut zu machen, die Fehler des Jünglings rechnet man ja dem Manne nicht mehr an — aber die Nachwelt verdammt ohne Beklagten, ohne Sachwalter, ohne Zeugen. Das Werk lebt, und ſein Schöpfer iſt nicht mehr. Die Friſt zur Verantwortung iſt vorbei; was einmal verloren iſt, läßt ſich nicht mehr hereinbringen.

Von dieſem Gerichtshof läßt ſich an keinen dritten mehr appelliren. Wie willkommen ſoll mir alſo die Zurechtweiſung ſeyn, welche mir über die Gebrechen meiner Dichtung die Augen öffnet und mir vielleicht dazu dienen kann, ſie deſto fleckenfreier der ſtrengern Zukunft zu übergeben. — Findet der Kenner ſchon dieſe erſte Anlage krank, vermißt er ſchon hier die Geſundheit, die lebendige Kraft, die ihr Dauer verſicherte, ſo wandre die ganze Skizze zum Feuer.

Die Geſchichte des unglücklichen Dom Carlos und ſeiner Stiefmutter, der Königin, iſt von den intereſſanteſten, die ich kenne; aber ich zweifle ſehr, ob ſie ſo rührend als erſchütternd iſt. Rührung, glaube ich, iſt hier ganz nur Verdienſt des Dichters, der unter den vielerlei Arten der Behandlung gerade diejenige zu wählen weiß, welche die widrige Härte des Stoffs zu weicher Delikateſſe herabſtimmt und mildert. Eine Leidenſchaft, wie die Liebe des Prinzen, deren leiſeſte Aeußerung Verbrechen iſt, die mit einem unwiderruflichen Religionsgeſetz ſtreitet und ſich ohne Aufhören an der Gränzmauer der Natur zerſchlägt, kann mich ſchaudern, aber ſchwerlich weinen machen. Eine Fürſtin wiederum, deren Herz, deren ganze weibliche Glückſeligkeit einer traurigen Staatsmaxime hingeſchlachtet werden, die durch die Leidenſchaft des Sohns und des Vaters gleich unmenſchlich gemißhandelt wird, kann mir wohl Murren gegen Vorſicht und Schickſal, Zähneknirſchen gegen weltliche Conventionen abnöthigen, aber wird ſie mir auch Thränen ablocken? — Wenn dieſes Trauerſpiel ſchmelzen ſoll, ſo muß es — wie mich däucht — durch die Situation und den Charakter König Philipps geſchehen. Auf der Wendung, die man dieſem gibt, ruht vielleicht das ganze Gewicht der Tragödie. Mein Plan iſt auf gleiche Art vereitelt, wenn ich bei Philipps

Darſtellung den franzöſiſchen Scribenten folge, als wenn ich bei Carlos Schilderung den Ferreras zum Grunde legte. Man erwartet — ich weiß nicht welches? Ungeheuer, ſobald von Philipp II. die Rede iſt — mein Stück fällt zuſammen, ſobald man ein ſolches darin findet, und doch hoffe ich der Geſchichte — das heißt der Kette der Begebenheiten — getreu zu bleiben. Es mag zwar ein gothiſches Anſehen haben, wenn ſich in den Gemälden Philipps und ſeines Sohns zwei höchſt verſchiedene Jahrhunderte anſtoßen, aber mir lag daran, den Menſchen zu rechtfertigen, und konnt' ich Das wohl anders und beſſer, als durch den herrſchenden Genius ſeiner Zeiten?

Der ganze Gang der Intrigue wird, wie ich mir einbilde, ſchon in dieſem erſten Aufzug verrathen ſeyn. Wenigſtens war Das meine Abſicht, und ich halte es für das erſte Requiſit der Tragödie. Beide Hauptcharaktere laufen hier ſchon mit derjenigen Kraft und nach derjenigen Richtung aus, welche den Leſer errathen läßt, wo und wann und wie heftig ſie in der Folge wider einander ſchlagen.

Ein vollkommenes Drama ſoll, wie uns Wieland ſagt, in Verſen geſchrieben ſeyn, oder es iſt kein vollkommenes und kann für die Ehre der Nation gegen das Ausland nicht konkurriren. — Nicht, als ob ich auf das Letztere Anſpruch machte, ſondern weil ich die Wahrheit jenes Ausſpruchs überzeugend erkannte, habe ich dieſen Carlos in Jamben unterworfen. Aber in reimfreien Jamben — denn ich unterſchreibe Wielands zweite Forderung, daß der Reim zum Weſen des guten Dramas gehöre, ſo wenig, daß ich ihn vielmehr für einen unnatürlichen Luxus des franzöſiſchen Trauerſpiels, für einen troſtloſen Behelf jener Sprache, für einen armſeligen Stellvertreter des wahren Wohlklangs erkläre

— in der Epopöe verſteht ſich's, und in der Tragödie. Sobald uns die Franzoſen ein Meiſterſtück dieſer Gattung in reimfreien Verſen zeigen, ſo geben wir ihnen ein ähnliches in gereimten.

Der Leſer wird ſich ſelbſt und dem Dichter nützen, wenn er vor Leſung dieſer Fragmente die Geſchichte des Dom Carlos, Prinzen von Spanien, von Abbe St. Real, welche kürzlich zu Eiſenach in der Ueberſetzung erſchienen iſt, nur flüchtig durchblattern will. Ich unterbreche zuweilen den Dialog durch Erzahlung, weil es geſchehen kann, daß das ganze Stück nach und nach in ſolchen Fragmenten erſcheint, und ich ohne dieſe Vorſicht alſo leicht der Indiskretion und Gewinnſucht eines Buchhandlers oder Schauſpieldirekters anheim fallen konnte, die meinen Carlos zuſammen druckten, oder vor der Zeit auf ihr Theaterſchaffot ſchleppten.

Der Antikenſaal zu Mannheim.

(Brief eines reiſenden Dänen.)

(1785.)

Für das erſte Heft ſeiner Thalia hatte Schiller noch keine Mitarbeiter, und ſo ſind denn alle Aufſätze dieſes Heftes von ſeiner eigenen Hand (ſ. Schillers Leben Thl. 1. S. 266). Auch in dieſem leicht hingeworfenen Brief über den Antikenſaal zu Mannheim wird man den Schillerſchen Geiſt nicht vermiſſen. Das Schreiben des verkappten Dänen iſt „T....ee" unterzeichnet.

Mannheim.

Der heutige Tag war mein ſeligſter, ſo lang ich Deutſchland durchreiſe. — Du weißt es, mein Lieber, ich habe die herrliche Schöpfung im glücklichen Süden genoſſen, den lachenden Himmel und die lachende Erde, wo der mildere Sonnenſtrahl zu fröhlicher Weisheit einladet, die freudegebende Traube kocht, und die göttlichen Früchte des Genies und der Begeiſterung zeitigt. Ich habe vielleicht das höchſte der Pracht und des Reichthums geſehen. Der Triumph einer Menſchenhand über die hartnäckige Gegenwehr der Natur überraſchte mich öfters — aber das nahe wohnende Elend ſteckte bald meine wollüſtige Verwunderung an. Eine hohläugige Hungerfigur, die mich in den blumigen Promenaden eines fürſtlichen Luſtgartens anbettelt — eine ſturzdrohende Schindelhütte, die einem prahleriſchen Palaſt gegenüber ſteht — wie ſchnell ſchlägt ſie meinen aufſteigenden Stolz zu Boden! Meine Einbildung vollendet das Gemälde. Ich ſehe jetzt die Flüche von Tauſenden gleich einer gefräßigen Würmerwelt in dieſer großſprechenden Verweſung wimmeln. — Das Große und Reizende wird mir abſcheulich. — Ich entdecke nichts mehr als einen ſiechen, hinſchwindenden Menſchenkörper, deſſen Augen und Wangen von fiebriſcher Röthe brennen und blühendes Leben heucheln, während daß Brand und Faulung in den röchelnden Lungen wüthen.

Dieß, mein Beſter, ſind ſo oft meine Empfindungen bei den Merkwürdigkeiten, die man in jedem Land einem Reiſenden zu bewundern gibt. Ich habe nun einmal das Unglück, mir jede in die Augen fallende Anſtalt in Beziehung auf die Glückſeligkeit des Ganzen zu denken, und wie viele Größen werden in dieſem Spiegel ſo *klein* — wie viele Schimmer erlöſchen!

Heute endlich habe ich eine unausſprechlich angenehme Ueberraſchung gehabt. Mein ganzes Herz iſt davon erweitert. Ich fühle mich edler und beſſer.

Ich komme aus dem Saal der Antiken zu Mannheim. Hier hat die warme Kunſtliebe eines deutſchen Souveräns die edelſten Denkmaler griechiſcher und römiſcher Bildhauerkunſt in einem kurzen, geſchmackvollen Auszug verſammelt. Jeder Einheimiſche und Fremde hat die uneingeſchränkteſte Freiheit, dieſen Schatz des Alterthums zu genießen, denn der kluge und patriotiſche Kurfürſt ließ dieſe Abgüſſe nicht deßwegen mit ſo großem Aufwand aus Italien kommen, um allenfalls des kleinen Ruhmes theilhaftig zu werden, eine Seltenheit mehr zu beſitzen, oder, wie ſo viele andere Fürſten, den durchziehenden Reiſenden um ein Almoſen von Bewunderung anzuſprechen — der Kunſt ſelbſt brachte er dieſes Opfer, und die dankbare Kunſt wird ſeinen Namen verewigen.

Schon die Aufſtellung der Figuren erleichtert ihren Genuß um ein Großes. Leſſing ſelbſt, der hier gegenwärtig war, wollte behaupten, daß ein Aufenthalt in dieſem Antikenſaal dem ſtudirenden Künſtler mehr Vortheile gewährte, als eine Wallfahrt zu ihren Originalien nach Rom, welche großentheils zu finſter oder zu hoch, oder auch unter den ſchlechteren zu verſteckt ſtünden, als daß ſie der Kenner, der ſie umgehen, befühlen und aus mehreren Augenpunkten beobachten will, gehörig benutzen könnte.

Empfangen von dem allmächtigen Wehen des griechiſchen Genius, trittſt du in dieſen Tempel der Kunſt. Schon deine erſte Ueberraſchung hat etwas Ehrwürdiges, Heiliges. Eine unſichtbare Hand ſcheint die Hülle der Vergangenheit vor deinem Aug' wegzuſtreifen, zwei Jahrtauſende verſinken vor deinem Fußtritt, du ſtehſt auf Einmal mitten im ſchönen lachenden Griechenland, wandelſt unter Helden und Grazien und beteſt an, wie ſie, vor romantiſchen Göttern.

Dein erſter Blick fällt auf die koloſſaliſche Figur des farneſiſchen Hercules — die ungeheuer ſchöne Darſtellung männlicher Kraft. Welche Kühnheit, Größe, Vollkommenheit, Wahrheit, die auch die ſtrengſte Prüfung des Anatomikers nicht fürchtet. Wer hat den ſtarren, widerſtrebenden Stein in ſo weiche, ſo geſchmeidige Fleiſchmaſſen hingegoſſen? — Die Figur ruht — der Bildhauer ergriff ſeinen Hercules im Momente ſchlafender (vielleicht erſchöpfter) Kraft, und dennoch berechnet in dieſer Erſchlaffung das ungeübteſte Auge die ganze furchtbare Summe von Wirkungen. Meine Phantaſie leiht dem Koloſſen Bewegung. Ich ſehe eine Figur wie dieſe auf den nemeiſchen Löwen fallen, und Schrecken und Erſtaunen reißen mich ſchwindelnd fort.

Zunächſt an dieſer feſſelt dich die unnachahmliche Gruppe des Laokoon. Ich werde dir über dieß Meiſterſtück der antiken Kunſt wenig Neues mehr ſagen; du kennſt ſie bereits, und der Anblick ſelbſt überwältigt alle Beſchreibungskraft. Dieſer hohe Schmerz im Auge, in den Lippen, die emporgetriebene arbeitende Bruſt — ein Augenblick, ein Zuſtand, wo die Natur ſelbſt ſich ſo gern vergißt, ſo gern in's Gräßliche ausartet, bei aller Wahrheit ſo angenehm, bei aller Treue ſo delikat behandelt, daß ſich das verwöhnteſte Auge mit Trunkenheit darauf heften kann. Und wie ſchmelzend wird dann die ganze Idee durch die untergeordneten Figuren der hülfloſen Kinder, welche durch die ſchreckliche Schlange an den Vater gepreßt werden. Der Ausdruck der Leidenſchaft und die ganze Gruppirung laſſen dem forſchenden

Auge nichts mehr zu beobachten übrig — und nun vertilge in Gedanken dieſen ganzen Ausdruck des Leidens, denke dir eben dieſe Figuren außer dem gewaltſamen Zuſtande des Affekts, und noch immer werden ſie Muſter der höchſten Wahrheit und Schönheit ſeyn. Der griechiſche Künſtler hat nichts aufgeopfert. Die unbeſchreibliche Harmonie der Gruppe koſtet uns auch nicht das leiſeſte Mißfallen über vernachläſſigte Theile in den beiden Knaben. So ſchuf das Alterthum.

Unter allen Figuren, die dieſer Saal enthält, iſt der vatikaniſche Apoll die vollkommenſte. Zwei Blicke auf denſelben ſind genug, dir mit entſcheidender Gewißheit zu ſagen, du ſteheſt vor einem Unſterblichen. Die reizendſte Jünglingsfigur, die ſich eben jetzt in den Mann verliert, Leichtigkeit, Freiheit, Rundung und die reinſte Harmonie aller Theile zu einem unnachahmlichen Ganzen erklären ihn zu dem erſten der Sterblichen, Kopf und Hals verrathen den Gott. Dieſe himmliſche Miſchung von Freundlichkeit und Strenge, von Liebenswürdigkeit und Ernſt, Majeſtät und Milde kann keinen Sohn der Erde bezeichnen. Die hochgewölbte Bruſt iſt nach dem übereinſtimmenden Gefühl aller Künſtler die vollkommenſte, die je ein Meiſel geſchaffen hat; Schenkel und Füße ein Muſter der edelſten Schönheit. Den geübteſten Zeichner wird es ermüden, die herrlichen Formen, die durch kontraſtirende Schlangenlinien in einander ſchmelzen, nur für das Auge nachzuahmen; denn der griechiſche Meiſter hat eben ſo delikat für das Gefühl gearbeitet; das Auge erkennt die Schönheit, das Gefühl die Wahrheit. Die Letztere iſt der Erſteren untergeordnet, und obgleich kein Muskel vergeſſen iſt, ſo hat doch der Künſtler die feineren Nüancen dem Geſichte entzogen und der Berührung verbehalten. Die Statue ſchwebt — alle Muskeln wirken aufwärts und ſcheinen ſie ſichtbar emporzutragen. Der Künſtler ergriff den Augenblick, wo der zürnende Gott auf den Drachen Python einen Pfeil abgeſchoſſen hatte. Der rechte Arm fliegt eben vom Bogen zurück, der linke behalt noch einige Härte und Spannung. — Im Auge iſt hoher Unwille und feſte Zielung, in der hervortretenden Unterlippe Verachtung des Ungeheuers, in dem ſchlank geſtreckten Halſe Triumph und göttliche Ehre.

„Das iſt Phöbus, welchen die Götter im Hauſe Kronions
Fürchten, dem ſie ſich alle von ihren Sitzen erheben,
Wenn er ſich naht, und wenn er ſpannt den ſtrahlenden Bogen."

Homers Hymne.

In Abſicht des Styls kann dieſer Apollo dem Torſo und Laokoon nachgeſetzt werden; aber der gefühlvolle Kenner vergißt dieſe Vernachläſſigung im Genuſſe höherer Schönheit.

Eine der vorzüglichſten Statuen iſt ein ſterbender Sohn der Niobe, den Apollo erſchoſſen hat. Der Kopf gleicht ganz in die Niobiſche Familie — edel und rührend iſt der Ausdruck des Sterbens in ſeinem Geſichte; die Bruſt beſonders iſt in ſchönen und großen Maßen emporgetrieben, der untere Leib ſinkt mit ſehr vieler Wahrheit unter den letzten Krämpfen des Todes. Der Styl iſt markig und hat mit dem äußerſt delikaten Styl des Kaſtor und Pollux ſehr viel Aehnliches.

Unter die beſten Stücke in dieſem Saale zähle ich noch den Antinous; Schade, daß durch einen fehlerhaften Abguß die Figur nach den Hüften und Schenkeln zu ein wenig krumm geworden; den borgheſiſchen Fechter, eine Figur, woran ich vorzüglich die Wahrheit des Muskelſpiels bewundere, die Zwillinge Kaſtor und Pollux, Kaunus und Biblis, den Faun, den Schleifer, beſonders wegen des forſchenden Ausdrucks des Geſichts und der Formen ſeiner beiden Arme, den Hermaphrodit, die mediceiſche Venus, den ſterbenden Fechter, den Römer Germanicus und noch einige andere, von denen ich dir in meinem nachſten Briefe mehr ſagen werde.

Merkwürdig waren mir auch die Büſten der großen Griechen und Römer, der Kopf eines ſterbenden Alexander, der Niobe, einer Tochter der Niobe, der Kleopatra, des Nero und Caligula, der Fauſtina und einige mehr. Der Zufall hatte den blinden Homeruskopf und den Kopf des Herrn von Voltaire neben einander geſtellt. — Ich weiß keine beißendere Satyre auf unſer Zeitalter. Voltaire — ich glaube, daß man es jetzt in Deutſchland laut ſagen darf — Voltaire war ein wahrhaft großer Geiſt; aber warum war mir ſein Kopf in dieſer Geſellſchaft ſo lacherlich?

Ich werfe noch einen Blick auf dieſe Statuen. Warum zielen alle redenden und zeichnenden Künſte des Alterthums ſo ſehr nach Veredlung?

Der Menſch brachte hier Etwas zu Stande, das mehr iſt, als er ſelbſt war, das an etwas Größeres erinnert als ſeine Gattung — beweiſt Das vielleicht, daß er weniger iſt, als er ſeyn wird? — So könnte uns ja dieſer allgemeine Hang nach Verſchönerung jede Spekulation über die Fortdauer der Seele erſparen. — Wenn der Menſch nur Menſch bleiben ſollte — bleiben könnte, wie hatte es jemals Götter und Schöpfer dieſer Götter gegeben?

Die Griechen philoſophirten troſtlos, glaubten noch troſtloſer, und handelten — gewiß nicht minder edel als wir.

Man denke ihren Kunſtwerken nach, und das Problem wird ſich löſen. Die Griechen malten ihre Götter nur als edlere Menſchen und naherten ihre Menſchen den Göttern.[1] Es waren Kinder Einer Familie.

Ich kann dieſen Saal nicht verlaſſen, ohne mich noch einmal an dem Triumph zu ergötzen, den die ſchöne Kunſt Griechenlands über das Schickſal einer ganzen Erdkugel feiert. Hier ſtehe ich vor dem berühmten Rumpfe, den man aus den Trümmern des alten Roms einſt hervorgrub. In dieſer zerſchmetterten Steinmaſſe liegt unergründliche Betrachtung. — Freund! Dieſer Torſo erzahlt mir, daß vor zwei Jahrtauſenden ein großer Menſch da geweſen, der ſo etwas ſchaffen konnte — daß ein Volk da geweſen, das einem Künſtler, der ſo etwas ſchuf, Ideale gab — daß dieſes Volk an Wahrheit und Schönheit glaubte, weil einer aus ſeiner Mitte Wahrheit und Schönheit fühlte — daß dieſes Volk edel geweſen, weil Tugend und Schönheit nur Schweſtern der namlichen Mutter ſind. — Siehe Freund, ſo habe ich Griechenland in dem Torſo geahnet.

Unterdeſſen wanderte die Welt durch tauſend Verwandlungen und Formen. Throne ſtiegen — ſtürzten ein. Feſtes Land trat aus den Waſſern — Länder wurden Meer. Barbaren ſchmolzen zu Menſchen. Menſchen verwilderten zu Barbaren. Der milde Himmelsſtrich des Peloponnes entartete mit ſeinen Bewohnern — wo einſt die Grazien hüpften, die Anakreone ſcherzten und Sokrates für ſeine Weisheit ſtarb, weiden jetzt Ottomanen — und doch, Freund, lebt jene goldene Zeit noch in dieſem Apoll, dieſer Niobe, dieſem Antinous, und dieſer Rumpf liegt da — unerreicht — unvertilgbar — eine unwiderſprechliche ewige Urkunde des göttlichen Griechenlands, eine Ausforderung dieſes Volkes an alle Völker der Erde.

---

[1] Herr Voß vergleicht aus den Göttern Griechenlands:

„Da die Götter menſchlicher noch waren,
Waren Menſchen göttlicher.“

Etwas geſchaffen zu haben, das nicht untergeht, fortzudauern, wenn Alles ſich aufreibt ringsumher — O Freund, ich kann mich der Nachwelt durch keine Obelisken, keine eroberten Länder, keine entdeckten Welten aufdringen — ich kann ſie durch kein Meiſterſtück an mich mahnen — ich kann keinen Kopf zu dieſem Torſo erſchaffen — aber vielleicht eine ſchöne That ohne Zeugen thun!

Repertorium des Mannheimer Nationaltheaters.

(1785.)

Die nächſte (fünfte) Piece im 1. Heft der Thalia iſt die Kritik der Leiſtungen der Mannheimer Schauſpieler, wodurch ſich Schiller die Feindſchaft und Anfeindung mancher Schauſpieler in einem ſo hohen Grade zuzog, daß er es endlich am gerathenſten fand, Mannheim zu verlaſſen (ſ. Schillers Leben Thl. 1. S. 268 ff.), und nach Leipzig zu gehen, weßwegen auch die verſprochene Fortſetzung dieſes Repertoriums unterblieb. Man ſieht aus dieſem Repertorium, daß Schiller zu dieſer Zeit, wo er, ein Jahr lang, als Theaterdichter angeſtellt war (ebendaſelbſt S. 217) das Schauſpiel fleißig beſuchte.

Anmerkung. Ehe ich mich im zweiten Hefte der Thalia ausführlicher über dieſe Bühne erkläre, ſende ich hier ein kurzes Tagebuch über die Vorſtellungen voraus, welche vom Neujahr 1785 bis zum dritten des Lenzmonates hier gegeben wurden.

Neujahr. Die Kriegsgefangenen.[1]

2. Jänner. Oda, oder die Frau von zwei Männern,[2] zum erſten Mal. Ein widriges, unnatürliches Ding — zuſammengeraffte Theaterflitter, ohne Geſchmack, ohne Vorbereitung, ohne Wirkung. Mad. Rennſchüb als Oda ſpielte vortrefflich. Die abgeſchmackten Eremiten wurden durch Herrn Becks und Herrn Ifflands Spiel um nichts erträglicher.

4. Jänner. Der Deſerteur von Mercier.[3]

6. Jänner. Gunther von Schwarzburg, eine Nationaloper von Holzbauer und Klein zum erſten Mal.[4] Der Zulauf war ungewöhnlich. Die Wirkung? — wenn über Pomp und muſikaliſcher Schönheit ſchülerhafte Vorſtellung ſich vergeſſen läßt, außerordentlich. Herr Leonhard zeichnete ſich zu ſeinem Vortheile aus. Demoiſelle Schäfer iſt eine anerkannt vortreffliche Sängerin.

---

[1] Die Kriegsgefangenen. Original-Drama von [illegible]. Leipzig 1781 (ſ. Boas' Nachträge zu Schillers Werken, Bd. 2, S. 404 f., woraus dieſe und die folgenden Notizen entlehnt ſind).

[2] Die Frau von zwei Männern. Trauerſpiel. München 1782.

[3] Der Deſerteur. Drama von Mercier. Berlin 1776.

[4] Nach der Vorſtellung dieſer Oper ſchrieb Schiller an den Verfaſſer derſelben, Anton von Klein (geb. zu Molsheim 1746, geſt. 1810 als königl. baier'ſcher Geheimerath und Ritter des Civilverdienſtordens, Profeſſor der Dichtkunſt und Philoſophie zu Mannheim): „Nun, liebſter Freund, wie haben Sie denn auf Ihren Gunther geſchlafen? Mir hat er einen ſehr angenehmen Eindruck gemacht. Wollte nur Gott, unſere Phantaſie müßte ſich nicht ſo armſelig an die Bleifedern unſerer Sänger und Sängerinnen anſchmiegen.“

9. Jänner. Die Eiferſüchtigen,[1] oder alle irren ſich. Eine drollige Farce, die hier ſehr lebhaft geſpielt wird.

11. Jänner. Juliane von Lindorak.[2] Madame Genſike zeigte ſich als Künſtlerin von Kopf; warum rührte ſie aber ſo wenig? — Zum Beſchluß, die beiden Porträts.[3] Verdient der Geſchmack von Mannheim keine beſſere Bewirthung?

13. Jänner. Jeannette.[4] Gewöhnlicherweiſe laſſen uns unſere Sängerinnen die Schönheit ihres Geſangs durch deſto ſchlechteres Spiel entgelten. Demoiſelle Schäfer mißfällt auch als Schauſpielerin nicht. Madame Brandel gefiel in der ſchwatzhaften Gräfin. Zum Beſchluß war Pygmalion[5] von Rouſſeau und Benda. Herr Beck als Pygmalion ſpielte dem ſtrengen Auge des Kenners, aber der unfruchtbare Stoff belohnte den Aufwand von Kunſt nicht. Kunſtbegeiſterung verſtehen nur wenige. Das ſüße Erſtaunen Pygmalions beim Aufleben ſeiner Galathee, ließ mich kalt. Es ſchien, als hätte die Göttin ſeinen Wunſch erhört und das Feuer des Künſtlers ſeiner Statue gegeben. Madame Genſike führte die kleine aber delikate Rolle der Galathee mit ſehr vielem Anſtand, aber ſehr fehlerhaftem Koſtüme aus.

16. Jänner. Günther von Schwarzburg, und ein volles Haus.

18. Jänner. Kabale und Liebe. Herr Beck, als

---

[1] Die Eiferſüchtigen, oder Keiner hat Recht. Luſtſpiel von Schröder. Wismar 1780.

[2] Juliane von Lindorak. Luſtſpiel von Schröder. Hamburg 1779.

[3] Die beiden Porträts. Luſtſpiel. Leipzig 1783.

[4] Jeannette. Luſtſpiel von Gotter. Quedlinburg 1781.

[5] Pygmalion, eine lyriſche Handlung. Mannheim 1778.

Majer, überraſchte einigemal durch Größe ſeines tragiſchen Spiels ſelbſt den Verfaſſer. Demoiſelle Baumann ſpielte die Louiſe Millerin ganz vortrefflich, und in den letzten Acten vorzüglich mit ſehr viel Empfindung. Madame Rennſchüb ſpielte in der Rolle der Engländerin Manches vortrefflich, aber ſie iſt ihr nicht ganz gewachſen. Dennoch würde Mad. Rennſchüb[1] eine der beſten Schauſpielerinnen ſeyn, wenn ſie den Unterſchied zwiſchen Affekt und Geſchrei, Weinen und Heulen, Schluchzen und Rührung immer in Acht nehmen wollte. Herr Beil erfüllte die launige Rolle des Muſikus, ſoviel er wenigſtens davon auswendig wußte. Den Hofmarſchall ſpielte Herr Rennſchüb ganz vortrefflich. Auch Herr Pöſchel gefiel in dem fürſtlichen Kammerdiener.

20. Janner. Die väterliche Rache.[2] Wird hier ſehr gut gegeben.

23. Janner. Die Spieler,[3] ein Luſtſpiel von Herrn Beil, zum erſten Male. Wären die Charaktere dieſes Stücks nicht aus der verworfenſten Menſchenclaſſe — profeſſionirten Spielern — genommen, wechſelte die Farce nicht zu oft mit dem Drama und der Tragödie, das Lächerliche nicht zu gothiſch mit dem Rührenden und Schrecklichen ab, das Publikum würde gegen gewiſſe unverkennbare Schönheiten dieſes Luſtſpiels gerechter geweſen ſeyn. Warum hat Mannheim Stücke bewundert, die dieſem unendlich weit nachſtehen?

---

[1] „Wenn ich" ſchreibt Schiller ſpäter an Dalberg (ſ. Briefe Schillers an Dalberg S. 92) „bei Beurtheilung des Herrn Rennſchüb und in einigen Rollen auch ſeiner Frau meinem beſſern Gefühl und der vereinigten Stimme des beſſern Publikums hätte folgen wollen, ſo wäre Mord und Todtſchlag zu befürchten geweſen."

[2] Väterliche Rache oder Liebe für Liebe. Luſtſpiel, Wien 1784.

[3] Die Spieler. Ein Originalſchauſpiel von David Beil. Mannheim 1785.

Fürchten ſich vielleicht unſere franzöſirenden Herren und Damen, ein Stück ſchön zu finden, wo man ſie mit einem Scharfrichter in Converſation bringt, wo eine abgehauene Hand, in Spiritus aufbewahrt, den Knoten ſchürzt, und eine engliſche Dogge ihn entwickelt? Dieß und noch mehr würde man dem Verfaſſer vergeben, wenn man für einige feinere Schönheiten ſeines Stücks guten Willen genug hätte. Die Epiſoden des jungen Werneck und des wackern Bedienten Korns haben ſehr viel Wahres und Rührendes, und ſind mit Delikateſſe behandelt. Es koſtet mir Ueberwindung, Stellen, die mich vorzüglich rührten, nicht hier anführen zu dürfen. Herr Gern und Pöſchel ſpielten brav. Der Engländer Fernes gewann durch das mildernde, edle Spiel des Herrn Iffland.

25. Jänner. Der Adjutant[1] und der Dorfjahrmarkt.[2] In beiden Stücken glänzte Herr Beil, und im letztern beſonders als der wirklich große komiſche Spieler.

27. Jänner. Die Nebenbuhler.

30. Jänner. Günther von Schwarzburg, zum Triumph der Kaſſe.

1. Februar. Die Spieler, zum Vortheil des Verfaſſers gegeben. Das Stück gewann durch einige Auslaſſungen. Die Leere des Hauſes war ein Beweis, wie wenig dankbar das Publikum zu Mannheim gegen das Talent ſeiner Schauſpieler iſt.

2. Februar. Graf Eſſex,[3] zum Debüt einer neuen Aktrice, der Demoiſelle Witthöft vom Berliner Theater.

Dieſe, in jedem Betracht ſchätzbare Künſtlerin kündigte ſich in der Gräfin Rutland als eine große Eroberung für die Mannheimer Bühne an. Herr Bök, als Graf Eſſex, ſpielte meiſterhaft. Ich habe ihn nur im Fiesko größer geſehen. Seine wahrhaftig hohe Darſtellung der Rolle ließ dem Publikum nichts mehr zu wünſchen übrig. Madame Rennſchüb mißfiel mir als Königin. — Lieber hätte ich Demoiſelle Witthöſt in dieſer Rolle geſehen. Herrn Böks Verdienſt war um ſo hervorſtechender, je mehr einige andere Ritter vom Hoſenbande vernachläſſigten. Schiefes Spiel vergibt man dem ſchwachen Kopf, aber den Schauſpieler, der ſich dem Publikum durch nichts als fleißiges Memoriren empfehlen kann, und der jetzt da ſteht und ſeinen Dialog um Gottes willen aus der Souffleurgrube hervorholt, ſollten die Geſetze beſtrafen. — Madame Brandel hatte dieſen Abend eigentlich die Nottingham zu ſpielen, ſie vergriff ſich aber in der Rolle und machte die Fulmer.

---

[1] Der Adjutant. Luſtſpiel. Hamburg 1780.

[2] Der Dorfjahrmarkt. Ein Singſpiel. München 1781.

[3] Graf Eſſex. Trauerſpiel von Dyk (ſ. oben Thl. 3. S. 179). Leipzig 1780.

4. Februar. Der argwöhniſche Ehemann.[1] Zum Debüt der Demoiſelle Witthöſt. Dieſe vortreffliche Schauſpielerin hat ihre größte Starke in der Komödie. Naive Wahrheit, Leichtigkeit und Grazie beſeelen ihr ganzes Spiel.

6. Februar. Günther von Schwarzburg.

10. Februar. Der argwöhniſche Ehemann, wiederholt auf Begehren.

13. Februar. Lanaſſa.[2] In dieſer Rolle ließ mir Dem. Witthöſt noch etwas zu wünſchen übrig.

15. Februar. Das Präferenzrecht.[3] Zum Beſchluß: Wer wird ſie kriegen?

---

[1] Der argwöhniſche Ehemann. Luſtſpiel nach Hoadly von Gotter. Leipzig.

[2] Lanaſſa. Trauerſpiel von Plumike. Berlin 1782.

[3] Das Präferenzrecht, oder die Kaufleute zu Aachen. Münſter 1768.

17. Februar. Oda, zum zweiten Mal.

20. Februar. Der Weſtindier.[1] Herr Witthöft, zu deſſen Debut dieſes Schauſpiel gegeben ward, ſchenkte dem Publikum unſchuldiger Weiſe einen ſehr herrlichen Abend. Herr Beck, als Weſtindier, ſpielte groß. Dieſe Rolle ſchien ganz nur für ihn geſchaffen zu ſeyn, und ſchwerlich wird ihn ein deutſcher Schauſpieler darin erreichen. Dem. Witthöft erhielt auch hier den lauteſten und verdienteſten Beifall.

22. Februar. Die Läſterſchule.[2] Ein bekanntes gutes Theaterſtück aus dem Engliſchen.

24. Februar. Die olympiſchen Spiele. Ein Singſpiel.

27. Februar. König Lear. In dieſer großen Rolle erſcheint Herr Iffland im ganzen Umfang ſeiner Kunſt. Ich behalte mir die Freiheit vor, über Das, was ich an ſeinem Spiel bewundere, und was ich nicht bewundere, ein andermal weitläuftiger zu reden. Dem. Witthöft rührte ſehr als Cordelia. Regan und Generill? — Madame Rennſchüb behagt mir zehnmal beſſer in ihren guten Weibern, als in ihren ſchlechten Prinzeſſinnen. Herr Bök mißfiel mir in der Rolle des Edgar. Er iſt zu kalt, und wo er den wahnſinnigen Tom ſpielt, ſchadet er der tragiſchen Rührung.

Den 1. Lenzmonat. Die Eiferſucht auf der Probe.[3] Ein ſehr gutes Singſpiel.

Den 3. Lenzmonat. Emilia Galotti. Herr Beil ſpielte den Odoardo meiſterhaft. Dem. Witthöft die Emilia vortrefflich. Madame Rennſchüb wurde — warum? weiß das

---

[1] Der Weſtindier. Luſtſpiel aus dem Engliſchen. Leipzig 1775.

[2] Die Läſterſchule von Sheridan. Luſtſpiel, überſetzt von Leonhardi. Hamburg 1782.

[3] Die Eiferſucht auf der Probe. Operette von Anfoſſi. Gera 1791.

Publikum vielleicht ſelbſt nicht — als Claudia beklatſcht. Madame Genſike ſpielte die Gräfin Orſina beſſer als ſonſt und wurde einſtimmig darin anerkannt.

Gegenwärtig iſt die Nationalbühne zu Mannheim beſchäftigt, Shakſpeare's Julius Cäſar,[1] nach einer Umänderung des Freiherrn von Dalberg, dem Publikum aufzutiſchen. Das römiſche Koſtüme erfordert erſtaunlichen Aufwand, und alle Anſtalten zu dieſem Stück verſprechen eine außerordentliche Vorſtellung.

(Die Fortſetzung ein ander Mal.)

Wallenſtein'ſcher Theaterkrieg.

(1785.)

Dieſe Piece im erſten Heft der Thalia von S. 1[illegible] bis S. 191 macht uns, nur in anderer Weiſe, mit den partikularen Verhältniſſen des Mannheimer Theaters in der damaligen Zeit bekannt. Man darf ſich bei dieſem Schauſpielerſtreit an die Worte erinnern, welche Schiller am 1[illegible]. Mai 1785 an Dalberg ſchrieb: „Wie ſehr bewundere ich Eure Excellenz, daß Sie fünf Jahre fähig waren, einer ſo reizbaren Menſchenclaſſe vorzuſtehen, ohne die Liebe eines einzigen Individuums zu verlieren.“

1) An das unparteiiſche Publikum von Henriette Wallenſtein. 1784.
2) Berichtigung des Wallenſteiniſchen Impreſſums vom Theaterregiſſeur Rennſchüb. Mannheim 1784.

---

[1] Julius Cäſar, oder die Verſchwörung des Brutus. Trauerſpiel. Mannheim 1785.

3) Antwort auf dieſe Berichtigung des Wallenſteiniſchen Impreſſums von Henriette Wallenſtein. München 1785.

Die Beſchwerden der Schauſpielerin Wallenſtein gegen die Intendance der kurfürſtlichen Nationalbühne zu Mannheim, welche ſchon die dritte Broſchüre veranlaßten, ſind ſeltſam und offenbar übertrieben. Wenn auch ſchon der vernünftige Theil des Publikums dergleichen theatraliſche Hahnengefechte lächerlich findet, ſo iſt doch zugleich eine Perſon beleidigt, deren Verdienſt um dieſe Bühne zu groß und entſchieden iſt, als daß man ſie in die armſelige Farce eines Garderobezanks hätte einmengen ſollen. Der Freiherr von Dalberg iſt die Seele der Mannheimer Bühne, aber nichts weniger als Deſpot ihrer Glieder. In der innern Maſchine dieſes Theaters, welche größtentheils das Werk ſeines philoſophiſchen Geiſtes und ſeiner patriotiſchen Bemühungen iſt, herrſcht keine diktatoriſche Tyrannei. Gar wohl kann es möglich ſeyn, daß Madame Wallenſtein von einer Mitſchauſpielerin oder ihrem Protektor perſönlich verfolgt wurde (denn was vermag nicht oft Rollen- und ſogar Kleiderneid bei manchen Theaterdamen?); aber dieſer Privatgroll konnte nie in eine ſolenne und geſetzmäßige Unterdrückung ausarten. Herr Rennſchüb verdient die Beſchuldigung nicht, Mad. Wallenſtein von dieſer Bühne vertrieben zu haben, denn Herr Rennſchüb vermag Das durchaus nicht. Der Einfluß des Regiſſeurs erſtreckt ſich ganz und gar nicht auf Beurtheilung des Verdienſtes. Darüber kann nur der Intendant des Theaters entſcheiden, — und was hätte den Freiherrn von Dalberg veranlaſſen können, Mad. Wallenſtein unterdrücken zu wollen? Was den Ausſchuß dieſer Bühne? Mad. Wallenſtein iſt im Kreiſe ihrer Rollen allerdings zu ſchätzen, aber iſt ſie die Künſtlerin, welche eines Oſtracismus Gefahr laufen könnte?

Der Troß eines (ſogar des unentbehrlichſten) Mitgliedes kann in einem Inſtitut nicht geduldet werden, das, ſchneller als jedes andere, durch aufgehobene Gleichheit zuſammenfällt. Mad. Wallenſtein hätte noch dreimal wichtiger ſeyn können, als ſie es in der That iſt, und dieſes Theater dennoch verlaſſen müſſen. Geſetzt, daß man wirklich durch ihre Entfernung verlor, was man durch die neue Beſetzung ihres Platzes noch nicht gewonnen hat, — ſo hat dennoch der Freiherr von Dalberg ohne Tadel gehandelt. Wenn Mad. Wallenſtein, was ſie durchaus ſeyn will, ein Opfer war, ſo war ſie nur ein Opfer ihrer Eitelkeit und nicht der Parteiſucht des Intendanten. Doch nun auch kein Wort mehr von dieſer kleinſten der Kleinigkeiten.

Hoffentlich wird ſich die Theaterdirection nicht zum zweiten Male gegen eine ſo ſchlagfertige Gegnerin ſtellen.

Dramaturgiſche Preisfragen.

(1785.)

Der letzte Aufſatz im erſten Heft der Rheiniſchen Thalia von S. [illegible] an bis S. [illegible]. In meinem Leben Schillers Thl. 1. S. [illegible] habe ich über dieſe Preisfragen die nöthigen Erläuterungen gegeben. Auch erklärt ſich der folgende Aufſatz durch ſich ſelbſt.

Der Freiherr von Dalberg zu Mannheim, der, wie dem Publikum längſt ſchon bekannt ſeyn wird, durch anhaltenden Enthuſiasmus für die dramatiſche Kunſt, und eine tiefe Theaterkenntniß dem verworrenen Chaos ſeiner deutſchen

Bühne die ſchöne Geſtalt einer akademiſchen Stiftung gegeben, und den mechaniſchen Künſtler zum Denker gebildet hat — iſt vor einigen Jahren auf den vortrefflichen Gedanken gerathen, die beſten Köpfe der Mannheimer Nationalbühne durch aufgeworfene Preisfragen über die Philoſophie ihrer Kunſt zu beſchäftigen, und ihnen auf dieſe Weiſe Rechenſchaft über ihr Studium und Spiel abzufordern. Sieben ſolche Fragen ſind im Jahr 1784 von den Herren Schauſpielern Beil, Beck, Iffland, Meier und Rennſchüb ſchon beantwortet worden, und der Preis wurde vom Freiherrn von Dalberg, mit Zuziehung einiger auswärtigen berühmten dramatiſchen Schriftſteller und der kurpfälziſchen deutſchen Geſellſchaft, für Herrn Beck entſchieden. Er beſtand in einer goldenen Denkmünze von zwölf Dukaten.

Dieſe Fragen ſelbſt waren folgende:

Was iſt Natur, und wie weit ſind ihre Gränzen auf der Bühne?

Was iſt der Unterſchied zwiſchen Kunſt und Laune?

Welches iſt der wahre Anſtand auf der Bühne, und wodurch erlangt ihn der Schauſpieler?

Können franzöſiſche Trauerſpiele auf den deutſchen Bühnen gefallen? und wie müſſen ſie vorgeſtellt werden, wenn ſie allgemeinen Beifall erhalten ſollen?

Iſt Handeklatſchen oder allgemeine Stille der ſchmeichelhafteſte Beifall für den Schauſpieler?

Gibt's allgemein ſichre Regeln, nach welchen der Schauſpieler Pauſen machen ſoll?

Was iſt Nationalſchaubühne im eigentlichſten Verſtande? Wodurch kann ein Theater Nationalſchaubühne werden? und gibt es wirklich ſchon ein deutſches Theater, welches Nationalbühne genannt zu werden verdient?

Im Jahr 1785 wurde das angefangene Werk auf folgende Art fortgeſetzt:

Freiherr von Dalberg an den Ausſchuß der Mannheimer Bühne.

1. Die bisher zum Theil ſo fürtrefflich ausgefallenen Beantwortungen der aufgeſtellten dramatiſchen Fragen, wodurch ſich die hieſige Ausſchußeinrichtung vor allen ähnlichen Stiftungen auszeichnet, erfordern nun, daß Sie, meine Herren, mit neu angeſtrengten Kräften meine Abſicht unterſtützen, eine Abſicht, welche auf Bildung des guten Geſchmacks für die Schauſpielkunſt überhaupt, und insbeſondere auf die beſſern Einrichtungen aller deutſchen Bühnen gerichtet iſt.

2. Ich ſtelle zu dieſem Ende ſechs neue Fragen auf, alle wichtig, alle Ihres Nachdenkens würdig. Sie ſeyen der Gegenſtand Ihres Forſchens und Ihres Fleißes dieß Jahr hindurch.

3. Sie können dieſe Fragen nach Muße bearbeiten, ohne vorgeſchriebene Ordnung, welche zuerſt und welche zuletzt beantwortet werden ſoll.

4. Sowie von Ihnen eine oder die andere Frage gründlich wird beantwortet ſeyn, ſo bringen Sie dieſelbe in die nächſte Ausſchußverſammlung zum Vortrag.

5. Längſtens bis Oſtern 1786 muß die ganze Arbeit vollendet und in den Ausſchußverſammlungen bereits vorgeleſen worden ſeyn.

6. Den 1. des Monats Mai 1786 wird den beſten Schriften eine erhöhte Preismedaille von zwanzig Dukaten zuerkannt, und ihrem Verfaſſer an dieſem Tag zum Geſchenk eingehändigt.

Der erſte Ausſchuß beſorgt ſogleich die Bekanntmachung dieſes ertheilten Preiſes in allen Journalen.

Die Fragen ſind folgende:

Erſte Frage.

„Wodurch verdient ein deutſches Publikum im Allgemeinen, und beſonders in Ruckſicht auf den Schauſpieler, das beſte Publikum zu heißen?“

Zweite Frage.

„Kann der Schauſpieler ſowohl als eine Theaterdirection dem falſchen Geſchmack des Publikums wahre Richtung geben, und durch welche Gattung Schauſpiele wird der gute Geſchmack am meiſten verfeinert?“

Dritte Frage.

„Gewinnt oder verliert der gute Schauſpieler, den man im Tragiſchen und in Charakterrollen mit Beifall zu ſehen gewöhnt iſt, dadurch, wenn er ſich öfters abwechſelnd in komiſchen Rollen zeigt?“

Vierte Frage.

„Wodurch unterſcheidet ſich das wahre komiſche Spiel von Karrikatur? und was muß der Schauſpieler thun, um im komiſchen Fach nie die Gränze zu überſchreiten?“

Fünfte Frage.

„Allgemeine und beſondere Betrachtungen, Anmerkungen, Erfahrungen, Zuſätze und Prufungen über das neue Werk der Mimik von Engel?“

Sechste Frage.

„Läßt ſich für alle Bühnen Deutſchlands ein allgemeines feſtes Geſetzbuch machen; wie mußte ſolches eingerichtet werden, und welche ſind die Mittel, demſelben Kraft und Gewicht zu geben?“

Veranlaſſung dieſer Frage.

Verſchiedene gute Köpfe, die ſich um das Wohl unſers Theaters annehmen, und die mancherlei Unordnungen, welche noch auf den meiſten Bühnen herrſchen, einſehen, haben ſchon öfters den Wunſch zu einem ſolchen Geſetzbuch gegen mich geäußert, noch neulich that Herr Großmann, gelegenheitlich der Wallenſteiniſchen Geſchichte, dieſen nämlichen Wunſch in einem Brief, und forderte mich zu dieſer Arbeit gemeinſchaftlich auf. Es iſt auch mein Plan, daran zu arbeiten, zugleich erwarte ich als eine Beantwortung der ſechsten Frage Skizzen, Gedanken und Meinungen von Ihnen darüber.

Die bemerkten Hauptfehler und Gebrechen aller Bühnen können der Leitfaden dazu ſeyn. Vielleicht laſſen ſich wichtige Vorſchläge durchſetzen.

Sollte dieſe Vorſtellung des Freiherrn von Dalberg an die Mannheimer Bühne nicht eine Aufforderung für alle übrigen Deutſchlands werden? Die Preisfragen und ihre Beantwortungen ſchränken ſich nicht bloß auf jene eine. Um dieſen Preis kann jeder denkende Schauſpieler kämpfen.

Entſchuldigung.

(1785.)

Schiller hatte in der Ankündigung der Thalia (ſ. oben S. 160) verſprochen, ſogleich zu Anfang in dieſelbe „ein vollſtändiges Detail dieſer Bühne, ihrer Geſchichte und Einrichtung, die Charakteriſtik ihrer Künſtler und Künſtlerinnen, und die Erklärung einiger Stücke zu liefern, die auf derſelben merkwürdig geſtiegen oder geſunken ſeyen.“ Da nun von dem im erſten Hefte der Thalia wenig geſchehen war, ſo ließ er auf dem blauen Umſchlag des angeführten Heftes der Thalia die nachfolgende Entſchuldigung (mit einer anderweitigen Nachricht) vordrucken. Aber das hier gegebene Verſprechen blieb unerfüllt, weil er bald darauf aus ſeinen Mannheimer Verhältniſſen heraustrat, und die Luſt am Theater auf eine geraume Zeit ganz verlor.

Weil einige Aufſätze in dieſem erſten Heft der Thalia weitläufiger ausgefallen ſind, als der Herausgeber anfangs vermuthete, und es ihm doch nicht ſchicklich ſchien, ſie zu trennen, ſo mußten natürlicher Weiſe mehrere Artikel, wozu er ſich in den Anzeigeblättern verbindlich machte, für dießmal ausgeſchloſſen werden. Vorzüglich gilt dieß von der dramaturgiſchen Geſchichte des Mannheimer Nationaltheaters, welche ich ungerner als jeden andern Aufſatz abreißen möchte, und deßwegen für das zweite Heft meiner Thalia beſtimme. Eben das rechtfertige auch mein Stillſchweigen von den übrigen Punkten. Das Publikum verliert bei dieſer Einrichtung nichts, weil es ihm einerlei ſeyn kann, ob der Verfaſſer ſein Verſprechen am Ende eines jeden einzelnen Heftes oder am Ende des ganzen Jahrganges erfüllt hat.

Da nur der kleinſte Theil meiner Herren Subſcribenten ſich mir genannt hat, ſo mußte mein Vorſatz, ſie dem erſten Heft dieſer Thalia voran drucken zu laſſen, unterbleiben. Diejenigen Liebhaber, welche nicht unterzeichnet haben, empfangen das Journal in der Schwan'ſchen Hofbuchhandlung zu Mannheim, das Heft um den erhöhten Preis von einem halben Conventionsthaler oder einem Gulden zwölf Kreuzer.

Nachleſe

und

Variantenſammlung

zu

Schillers

proſaiſchen Schriften.

Zweite und dritte Periode.

Philipp der Zweite, König von Spanien.

Nach Mercier.

(1786.)

Philipp II. iſt Staub. Zwei Jahrhunderte trennen ihn von uns, und ſein Name lebt nur durch die Gerechtigkeit der Zeit. Ich will ein Gemälde ſeines abergläubiſchen und ſchrecklichen Deſpotismus entwerfen — alle Beſtandtheile dieſes grauſamen Charakters, die uns in der Geſchichte durchſchauern, will ich in ein Bildniß zuſammenſchmelzen, und den Abſcheu, der mich durchdrungen hat, allgemein machen.

Welch ein Ungeheuer, je länger ich bei ſeinem Anblick verweile! — Man erzählt von einem Bildhauer, der ſich anbetend zu den Füßen des Jupiter niederwarf, den ſein Meißel erſchaffen hatte — ich ſtürze erſchrocken vor dem Bilde zurück, das ich zeichnete.

Der richtende Kiel des Schriftſtellers ſoll die ſchlechten Könige brandmarken, dadurch ehrt er die guten. Alle nach der Reihe müſſen ſich endlich dem unbeſtechlichen Grabſtichel unterwerfen, der ihre Laſter oder Tugenden auf die Nachwelt bringt. Die verborgenſten Winkelzüge ihres Charakters werden hervorgezogen an den Tag, welcher Schleier ſie auch decke, alle ohne Unterſchied müſſen vor dem Richterſtuhl der Menſchheit erſcheinen, die da iſt und kommen wird.

Kein Tyrann, finſter und grauſam wie dieſer, beſtieg ſeit Tiberius den Thron. Philipp II. ließ das Schiff der römiſchen Kirche auf einer See von Menſchenblut treiben. Einverſtanden mit dem Inquiſitionsgericht, deſſen barbariſche Verfolgungen in Flandern, Spanien, Amerika er beförderte, grauſam von Natur und nach Grundſätzen, mußte er noch zugleich ſein Vertrauen an zwei Kreaturen verſchenken, die ſeiner vollkommen würdig waren, an den Cardinal Granvella und den Herzog von Alba. Beiden überließ er ſeine königliche Macht, denn beide waren wie er unmenſchlich und unerbittlich.

Seine Abſicht war, die furchtbare Gewalt, die er ſchon beſaß, durch eine geiſtliche Monarchie zu verſtärken, weil er wußte, daß ſich die Letztere über den ganzen Menſchen erſtreckte. Eben ſo, wie die göttliche Regierung die ganze Schöpfung umfaßt, ſollte der Deſpotismus des Glaubens ihm die ganze politiſche Welt unterjochen. Jeder Aufrührer wäre dann zugleich Ketzer, und jeder Ketzer würde als Aufrührer behandelt. Man hatte ſich gegen den Monarchen vergangen, ſobald man ſich von der Formel ſeines Glaubens entfernte. Eine ſolche Tyrannei des Gewiſſens — die ſchlimmſte aller ſchlimmen Regierungsformen — wollte Philipp in ſeinen Staaten errichten. Er wollte ſeine irdiſche profane Gewalt mit einem göttlichen Scepter vermählen.

Die kirchliche Regierung hatte ſchon ſeit einigen Jahrhunderten die Form der alten römiſchen angenommen. Ihre Maximen, von dem marktſchreieriſchen Prunk der Ceremonie unterſtützt, hatten eine verführeriſche blendende Außenſeite, der Wille wurde gefeſſelt, und alle Gewiſſen unter einem einzigen Gottesdienſte vereinigt; dann freilich waren nur wenige Schritte zu einem einzigen Geſetz. Eben darum dachten auch ſchon mehrere Fürſten auf eine Wiedervereinigung der Monarchie mit dem Prieſterthum, und glaubten durch dieſen Kunſtgriff ſich einer gränzenloſen Gewalt zu verſichern. Aus keinem andern Grunde geſtand Philipp II., der es in Anſchlägen dieſer Art allen ſeinen Vorgängern und Zeitgenoſſen zuvorthat, dem römiſchen Biſchof die Unfehlbarkeit zu; er ſelbſt wollte ſich dieſes Vorrecht in ſeinen Staaten anmaßen, und mit dem heiligen Kreuz ſo gut als mit ſeinem Schwerte befehlen. Es lag ihm daran, jeden Widerſpruch abzuſchneiden, wo ſein Vortheil im Spiele war; man ſollte zittern, wenn er ſein Krucifix in die Hand nahm; der intoleranteſte Pfaffe ſprach aus dem Mund des unempfindlichſten Königs.

Nothwendig mußte das einen Geiſt der Verfolgung entzünden, welcher bald in einen politiſchen Fanatismus überging. Dieſes Gift verbreitete ſich durch alle Adern der Regierung, alles ward der Religionsmeinung untergeordnet und aufgeopfert. Wer ſich unterſtand zu denken, wurde hinweggeſchafft, was nur den Geiſt der Unterſuchung athmete, verdächtig gemacht und gebrandmarkt. Unnatürliche Ausſchweifung einer Religion, die ſich auf allgemeines Wohlwollen gründet!

Dieſer ſchändliche Deſpotismus verunſtaltete bald alle Zweige der Geſetzgebung, und machte ſie zugleich kleingeiſtiſch und grauſam. Die Form des Gottesdienſtes glich einer abgeſchmackten läſtigen Etikette, und dieſer ewige Zwang mußte endlich die Heuchelei, eine Mutter ſo vieler Laſter, gebären. Ein finſterer und grauſamer Aberglaube verſchlang das Licht der Vernunft, und errichtete ſeinen Thron auf den Trümmern der Gewiſſensfreiheit. Dieſes traurige Loos traf alle ſpaniſche Reiche — der Fanatismus legte in dieſem weiten Erdſtrich der Dummheit ſeine Pflanzungen an, und das Volk wurde zum Thier erniedrigt. Aber dennoch hinterging der Erfolg die Erwartungen, die man ſich von dieſem Verfahren gebildet hatte. Der Menſch, von dem doppelten Joch der Sklaverei und der Dummheit belaſtet, ſchweift gern von einem Extrem zum andern, und geht von blindem Gehorſam zu zügelloſen Empörungen über. So fand ſich endlich Philipp III. gezwungen, die vereinigten Provinzen für einen unabhängigen freien Staat zu erklären, und mußte ſich anheiſchig machen, ihren Handel hinfort weder in Indien noch in Amerika anzufechten.

Der Monarch, deſſen Charakter ich jetzt entwerfe, beſaß in Europa die Königreiche Spanien und beide Sicilien, die Niederlande, die Franche Comté und das Herzogthum Mailand; in Afrika Tunis, Oran, die canariſchen Inſeln und einen Theil des grünen Vorgebirges; in Aſien die Philippinen, die Sonda-Inſeln und einen Theil der moluckiſchen; in Amerika die Reiche Peru und Mexiko, Neu-Spanien, Chili und beinahe alle Inſeln, die zwiſchen dem feſten Lande von Europa und Amerika liegen. Ungeheure Beſitzungen in der Hand eines Einzigen, und der auch nicht einmal den Namen davon verdiente!

Alles kam zuſammen, dieſen Monarchen zum Größten der Welt und der Geſchichte zu machen, hätte er ſeine furchtbare Ueberlegenheit auf die Seite der wahren Größe geſchlagen. Aber die wahre Größe war es eben, wovon er nichts wußte. In einem Zeitraum von zwei und vierzig Jahren, worin er die Unterjochung von ganz Europa ſchmiedete, zu hintertreiben? Als ein Schwager der letztern franzöſiſchen Könige, machte er ſich Hoffnung, die Krone dieſes Reichs an ſeine Tochter Iſabelle zu bringen.

Frankreich kannte ſeinen Charakter und verſchonte ihn auch nicht. Noch zu ſeinen Lebzeiten pflegte man ihn mit dem ägyptiſchen Pharao zu vergleichen, und ein Schriftſteller drückt ſich mit folgenden Worten über ihn aus: „Seht dieſen alten Satrapen, den Mörder ſeines Weibes und ſeines einzigen Sohns, wie einen zweiten Xerxes das Meer mit ſeinen Schiffen bedecken, aber der Himmel zerſchmettert ſie an den Küſten von Schottland und Irland. Alter, kindiſcher König, der mit einem Fuß ſchon im Grabe ſteht, im Grabe, worauf deine Staaten wanken, und nur auf das Signal deines letzten Augenblicks lauern, ihr Joch abzuwerfen. Dein Reich iſt nur ein zuſammengeflickter Körper, deſſen Fugen von einem kühnen Stoß auseinander ſpringen."

Aber aller Verläumdungen ungeachtet, welche Haß und Eiferſucht von ihm ausſtreuten, blieb das Kabinet des Königs das gefürchtetſte in der Welt. Im Beſitz ſeiner amerikaniſchen und indiſchen Schätze, ſpielte er in Europa den Meiſter, und behielt das Uebergewicht bei jeder großen Verhandlung. Auch verließ er ſich ſo ſehr auf ſeine Entwürfe, daß er laut und öffentlich von ſeinem Paris, ſeinem Orleans ſprach. Hätte er ſeinen Sieg bei St. Quentin zu verfolgen gewußt, ſo war es um Frankreich geſchehen.

Das Haus Oeſterreich war ehrgeizig, herrſchſüchtig und ſtolz. Aber gemeiniglich verlor es im Kabinet die Zeit, die es auf dem Schlachtfelde benutzen ſollte. Philipp II. war es ein Leichtes, die franzöſiſche Monarchie zu zerſtören, und doch hat er nur die Ligue zerſtört; er beſaß weder den Muth ſeines Vaters, noch Eduards. Die Eroberung von Portugal, wenn ſie anders dieſen Namen verdient, war der einzige Zuwachs, den die ſpaniſche Macht unter Philipp II. gewonnen hat.

Carl V. hatte der Welt ein außerordentliches Schauſpiel gegeben, da er auf einmal dem kühnen Phantom einer allgemeinen Herrſchaft entſagte, ſeiner ungeheuren Macht ſich freiwillig entlaſtete, und alle ſeine Kronen einem Sohne übergab, den er nicht einmal liebte. Merkwürdig war die Erſcheinung, dieſen mächtigen Souverän ſo viele königliche und kriegeriſche Geſchäfte ohne Rückhalt gegen Mönchsübungen vertauſchen zu ſehen. Er beſchloß ſeine erhabene Rolle mit einem gänzlichen politiſchen Tode, indem er ſich vor den Augen der Welt in die Mauern eines Kloſters begrub, und für ſeine abgeſchiedene Seele Meſſen abſingen ließ, gleichſam als hätte er aufgehört zu ſeyn. Und doch fehlte noch etwas, ſein Leichenbegängniß vollkommen zu machen — eine Stimme der Wahrheit, welche nach dem Tode ſonſt zu erſchallen pflegt.

Carl V. that ſtets das Gegentheil von dem, was er auf's Heiligſte zuſagte. Zweideutigkeit war die Baſis ſeines Charakters. Von jener erſtaunenswürdigen Entſagung der Krone bleibt der wahre Beweggrund noch immer ein Räthſel. Aber kaum hatte er die Begräbnißfarce geſpielt, als ihn dieſer Schritt ſchon gereute. So wie Philipp Beſitz von der Regierung genommen hatte, achtete man Carl's nicht mehr. Von ſeinen Unterthanen vergeſſen, lebte er mitten unter ihnen, wie in einem fremden Lande. Hofleute ſah er nicht mehr; für ſie war nichts bei ihm zu gewinnen. Seine Diener zu belohnen, hatte er ſich eine kleine Summe vorbehalten; Philipp war undankbar genug, mit der Auszahlung zu zögern. Vormals Beherrſcher ſo vieler Königreiche, war er jetzt ohne Geld; wandelte mit dem Brevier in der Hand in einem einſamen Kloſter umher, geißelte ſich jeden Freitag in der Faſtenzeit — ein Kaiſer, wie dieſer, welch ein Schauſpiel für die Welt!

Indeſſen war es eine feierliche und ſogar rührende Handlung, als er die Regierung niederlegte. Er ſchloß ſeinen Sohn in die Arme und ſagte zu ihm: „Nur deine Sorgfalt für das Glück deines Volks kann meine Zärtlichkeit belohnen. Möchten deine Kinder es werth ſeyn, daß du dereinſt für einen unter ihnen eben das thun könnteſt, was ich jetzt für dich thue.“

War Carls Seele wirklich über den Thron erhaben, oder ließ er ſich bloß von einer vorübergehenden Laune hinreißen? Es fehlt hierüber nicht an Vermuthungen, aber die wenigſten ſind befriedigend. Vor ihm war Niemand auf den Einfall gekommen, ſeine eigenen Exequien zu feiern. Während der Leichengeſänge, die man um ihn her anſtimmte, erkältete er ſich in dem bleiernen Sarge, und ſtarb, noch in eben dem Jahre, an den Folgen dieſer Erkältung.

Carl war intolerant geweſen, hatte ſich durch Verfolgungsgeiſt ſeinem Zeitalter ſchrecklich gemacht. Jetzt wollte er in ſeinem Kloſter zwei Uhren ſo ſtellen, daß ſie nie von einander abwichen, und kam nicht damit zu Stande. Da entwiſchte ihm jener Ausruf: „Und doch ſollen zwei Menſchen nie in ihrem Glauben von einander abgehen?“

Philipp erbte die Vorurtheile ſeines Vaters, und ſein deſpotiſcher Stolz trieb ihn an, das ganze Menſchengeſchlecht ſeinem Glauben zu unterwerfen. Dieß war ein Hauptzug ſeines Charakters. Kaum hatte er den Thron beſtiegen, als er den Beichtvater ſeines Vaters in effigie verbrennen ließ, und es fehlte wenig, daß er nicht ſelbſt Carln für einen

Ketzer erklärte, und ſein Andenken läſterte. Ein ſolcher Aberglaube, war er die Eingebung ſeines Herzens oder des Charakters ſeiner Nation?

Der mächtige Carl ging damit um, Maximilians und Ferdinands Plane auszuführen, und ſein Glück zu einem Gipfel zu erheben, der ganz Europa überſchatten ſollte. Aber für einen ſolchen Ehrgeiz war er nicht kriegeriſch genug. Der anhaltende glückliche Erfolg ſeiner Unternehmungen wurde nicht von ihm benutzt; ſeine Kriege wurden zu oft unterbrochen.

Er untergrub die Grundpfeiler ſeiner angeerbten Macht durch den Staatsfehler, daß er die Unterjochung des deutſchen Reichs für den erſten Schritt zur allgemeinen Monarchie anſah. Dieſer Irrthum zertheilte ſeine Kraft, und die Eilfertigkeit, ſeinen Bruder zum römiſchen König wählen zu laſſen, war vielleicht in der Folge die vornehmſte Urſache von Europens Befreiung. Auch das deutſche Reich erholte ſich wieder unter einem weniger drückenden Joche.

Ein Glück war es, daß die Kaiſerwürde nicht eben ſo von Carln abhing, wie der Beſitz ſeiner erblichen Staaten. Er würde ſeinem Sohne ſeine ganze Macht überlaſſen haben; und ſchon reute es ihn, daß es ſein Bruder war, der den Titel eines römiſchen Königs bekommen hatte. Vergebens hatte er ſich bemüht, ihn durch die liſtigſten Anerbietungen zu bewegen, ſich ſeines Rechts zu begeben. Er hatte Alles angewandt, die Reichsſtände zu gewinnen. Aber von jeher für die Erhaltung ihrer Freiheit beſorgt, fürchteten ſie auch jetzt ein zu mächtiges Oberhaupt, das ihnen gefährlich werden könnte. Durch dieſe Hinderniſſe und durch die Widerſetzlichkeit ſeines Bruders ermüdet, überließ ihm endlich Carl wider Willen das deutſche Reich.

Dieß war der Zeitpunkt, da das Haus Oeſterreich Europa in Schrecken ſetzte. Richelieu ſah die Größe der Gefahr in der Zukunft voraus, und aus dieſem Geſichtspunkte kann er für den Wohlthäter mehrerer europäiſcher Nationen angeſehen werden. Philipp träumte, ſo gut wie Carl, von einer Univerſalmonarchie, nur hatte dieſen die Lage ſeiner Staaten mehr bei ſeinen Abſichten begünſtigt. Das Haus Oeſterreich hatte damals den höchſten Gipfel von Größe und Macht erreicht. Die alten Unterthanen waren treu und im Kriege geübt; Spanien bereicherte ſich mit den Schätzen der neuen Welt; die Niederlande waren für Frankreich und Deutſchland gleich furchtbar; und die Religion, damals die Quelle der heftigſten Unruhen, gab bald einen Vorwand, die einzelnen Staaten des Reichs zu entzweien und zu ſchwächen, bald ſie wieder zu vereinigen.

Die ſpaniſche Monarchie verlor viel von ihrem Anſehen unter Philipp II., weil er ſein Land erſchöpfte, um die burgundiſche Erbſchaft zu erhalten, und weil jene allgemeine Triebfeder, die unter ſeinem Vater die ganze Maſſe ſeiner Macht in Bewegung geſetzt hatte, unter ihm erſchlafft war.

Philipps Politik war künſtlich aber unthätig. Dieſer Dämon im Süden, wie man ihn nannte, war mehr damit beſchäftigt, den Samen von Unruhen und Streitigkeiten in ganz Europa auszuſtreuen, als dieſe ſelbſt zu benutzen. Ueberzeugt von dem Einfluß des Papſtes und der Religion, wußte er ihn durch den Schein einer eifrigen Anhänglichkeit an ſein Glaubensbekenntniß ſich zu eigen zu machen. So wurde er der Vertheidiger und Rächer aller katholiſchen Glaubensgenoſſen, nöthigte den Papſt, ihm ſeine Macht zu übertragen, und herrſchte durch Vorurtheile, wie durch Waffen.

Daher jene wüthenden und unaufhörlichen Ausbrüche von Bigotterie. Und doch führte er gewöhnlich ſeine Entwürfe mit ſolcher Langſamkeit aus, daß ihm ſelbſt Mangel an Klugheit nicht hätte nachtheiliger ſeyn können. Spanien hatte es bloß den Fehlern ſeiner Feinde zu danken, daß es nicht noch mehr verlor. Mußte nicht Philipp, trotz ſeines Stolzes, Heinrich IV. um Frieden bitten? Verlor er nicht Tunis und Goulette? Und was vermochte er gegen die vereinigten Niederlande, was gegen England, ſo ſehr er es bedrohte?

Oft verſchwendete er ſeine Zeit mit unbedeutenden Gegenſtänden, wenn ihn die günſtigſten Umſtände aufforderten, ſeinem Glück einen neuen Schwung zu geben. Eine Zänkerei unter Geiſtlichen beſchäftigte ihn eben ſo ernſtlich, wie die Ligue von Frankreich. Die Errichtung eines Mönchskloſters war ihm ſo wichtig, als der Erfolg einer Schlacht. Der Wille der Päpſte war ihm ein heiliges Geſetz, und gegen die Reformirten war er ſo aufgebracht, daß er Ruhe und Ehre der Begierde, ſie auszurotten, aufopferte. Selbſt ſeine Feinde unterſtützte er, wenn ſie nur im Geringſten den Proteſtanten zuwider zu ſeyn ſchienen; und das Glück einer Nation, die er als Nebenbuhlerin haßte, war ihm erwünſcht, wenn nur der Ketzerei dadurch Abbruch geſchah.

Den Glauben an die Untrüglichkeit des Papſtes behauptete er ſelbſt zuerſt, oder wollte ihn wenigſtens bei Andern allgemein machen. Seine Politik war es unſtreitig, dieſes geheiligte Vorurtheil gegen ſeine Feinde zu benutzen, und es daher gegen alle Zweifel zu ſichern.

Kein Jahrhundert iſt durch größere Verbrechen und durch größere Begebenheiten ausgezeichnet, als das ſechszehnte. Welchen Fürſten mußten damals die Menſchen gehorchen!

Katharina von Medicis, Carl IX., Heinrich III., Philipp II., Chriſtian II., Heinrich II.; die ränkevollen und grauſamen Päpſte nicht einmal zu rechnen.

Der Proteſtantismus war der Widerſtand, welchen die deutſchen Kreiſe der Uebermacht Carls V. entgegenſetzten. Aus einem theologiſchen Streite machte man ein Bollwerk gegen die Tyrannei. Und nach dieſen Begriffen nur wird man ſich überzeugen, wie es einen Fürſten geben konnte, welcher der Inquiſition befahl, alles auszurotten, was nicht an die Transſubſtanziation glaubte. Aber freilich mußten auch die Völker, die man um dieſen Lehrſatz ſo hart verfolgte, aus allen ihren Kräften entgegenwirken. Die Proteſtanten wuchſen unter den Streichen wieder auf, womit man ſie niederdrücken wollte.

Eliſabeth war die Urheberin ihrer Freiheit, und dieß iſt ihr ſchönſter Lorbeer in den Augen der Nachwelt. Von Liebe zum wahren Ruhme, Toleranz und Standhaftigkeit geleitet, betrat Eliſabeth den Weg der Ehre, und ihre weiſe Regierung gab England einen mächtigen Einfluß.

Als Holland und Seeland, der Tyrannei Philipps II. überdrüſſig, ſich unter die Oberherrſchaft der Eliſabeth begeben wollten, antwortete ſie den Geſandten, die ihr den Antrag thaten, ſie hielte es nicht für ſchön noch anſtändig, ſich fremden Eigenthums zu bemächtigen, und fügte hinzu: Holland habe Unrecht, der *Meſſe* wegen ſo viel Verwirrung anzurichten. Aber nachdem ſie ſo geſprochen hatte, wußte ſie auch als Fürſt zu handeln. Sie errieth, daß die Neuerer in Europa die Stützen einer Freiheit werden würden, welche der römiſche Hof und das Haus Oeſterreich zu vernichten ſtrebten.

Man will behaupten, daß Eliſabeth das Völkerrecht verletzte, indem ſie die Niederländer unterſtützte, daß ſie nicht berechtigt war, ſich in dieſen Streit zu miſchen, und ſich zum Richter über die Ungerechtigkeit Philipps gegen die Niederländer aufzuwerfen. Aber dieß iſt ein Trugſchluß. Die Staaten hangen ſo gut zuſammen, als die einzelnen Menſchen. Politik und Menſchlichkeit erfordern, daß ein Unrecht, welches einer Nation zugefügt wird, von allen andern bemerkt und geahndet werde. Das Intereſſe der großen Geſellſchaft will es augenſcheinlich, daß man die Grundgeſetze eines Staats nicht ungeſtraft verletzen laſſe; die große Geſellſchaft darf bei den überlegten Beleidigungen eines blinden oder unbändigen Tyrannen nicht unthätig bleiben; das gemeinſchaftliche Intereſſe muß alle Regungen der politiſchen Körper beſtimmen; die europäiſche Geſellſchaft hat keinen andern weſentlichen Zweck.

Wie? Eine ganze Nation ſollte mit ruhigem Auge das Blut ihrer Nachbarin unter wahnſinnigen und barbariſchen Launen fließen ſehen? Sobald die Geſetze der Menſchheit verletzt werden, tritt alles in das urſprüngliche Recht zurück. Einem unterdrückten Volke beizuſtehen und großmüthig aufzuhelfen, das iſt die Aufforderung der Natur — eine mächtige Aufforderung, welche mit den Grundſätzen der natürlichen Freiheit übereinſtimmt, und allen Nationen wechſelsweiſe zu gute kommen kann, weil hier die Sache der Völker gegen die Sache einiger Fürſten in Anſchlag kommt.

Ein Staat, der bei den wichtigen Unglücksfällen ſeiner Nachbarn ſich ausſchlöſſe, der gegen ihre Seufzer taub bliebe und alles überſähe, was nicht ſein beſonderes Intereſſe verletzte, ein ſolcher Staat würde ſeinen Anſpruch auf die Vermittelung oder den Beiſtand einer angränzenden Macht, dieſes uralte und heilige Recht unglücklicher Völker, verlieren; die Unterdrücker würden auf Erden nie ausſterben, denn ſie konnten mit Muße die Vorrechte des geſellſchaftlichen Vertrags übertreten, indem ſie der Schranken der lebendigen Geſetze ſpotteten.

Freilich wird der Despot Rebellion ausrufen, ſobald ſich der geringſte Seufzer hören läßt. Aber jeder wahre Fürſt, jedes edle Volk wird der Nation beiſpringen, die einem eiſernen Joch unterliegt oder ein Raub der Anarchie wird. Er wird den Muth haben, die Geſetze der Natur geltend zu machen, er wird nicht zugeben, daß ein übermüthiger Monarch oder ein aufrühreriſches Volk der öffentlichen und beſondern Ruhe drohe. Die kleine heimliche Politik iſt trügeriſch, und hat den Charakter der Unempfindlichkeit, aber das große Intereſſe der Menſchheit, in dem unermeßlichen Umkreiſe vergangener und zukünftiger Zeiten erblickt, ſchafft der Seele Licht, und täuſcht ſie niemals.

Das Beiſpiel der Schweiz und Hollands hat glücklicher Weiſe dieſe Grundſätze in der Geſchichte anſchaulich gemacht und erwieſen. Heinrich IV. that für die helvetiſchen Kantons, was Eliſabeth für die vereinigten Provinzen gethan hatte.

Und wollte Gott, daß der unbändige Philipp von ſeinen Nachbarn in Zaum gehalten werden wäre! Erlaubte er ſich in Paris einen mächtigen Anhang zu unterhalten, um Frankreich beſſer zu ſchaden, ſo war man berechtigt genug, ſeine elenden Unterthanen den glühenden Scheiterhauſen der Inquiſition zu entreißen, und dem heiligen Blutdurſt zu wehren, welcher das unzählbare Heer ſeiner Henker bewaffnete, die auf Alba's Stimme von Stadt zu Stadt herumſtreiften, und mit hohnſprechender Grauſamkeit Ströme von Blut vergoſſen. Seine Henker folgten ſeinen Kriegern auf dem Fuße nach. —

Philipp machte ſich zum Generaliſſimus des Papſtes, und dieſes Mittel wandte er an, um nach und nach alle

Rechte umzuſtoßen, die ſeinen Götzen, den Deſpotismus, einſchränken konnten. Er warf ſich zum Monarchen der Kirche auf, und erbte in der That die furchtbare Gewalt der Päpſte. Pius V., von niedriger Geburt, verſtand ſich mit ihm, begünſtigte ſeine Plane, und zeigte ſich als den eifrigſten Verfolger der Proteſtanten. Der ſpaniſche Monarch hielt den Calvinismus für die Secte, die am beſten zu der Verfaſſung freier Staaten paßte, und er war entſchloſſen, eine Reformation von Grund aus zu zerſtören, die ſich nicht mit der Monarchie vereinigen ließ, wo die Gränzen der Macht unbeſtimmt ſind.

Freilich waren es Menſchen von niedrigem Stande geweſen, die den Calvinismus eingeführt hatten, und dieſe ſind immer auf einen Luxus neidiſch, von welchem ſie ſich ausgeſchloſſen finden, und einer Gewalt feind, deren Gewicht ſie mehr fühlen als die Reichen. Der Katholicismus dünkte ihnen die Seele der Tyrannei, und in dem Umſturz der römiſchen Uebermacht hofften ſie das Ende ihrer Sklaverei. Was das Gepräge der Pracht trug, erbitterte ſie, weil ihre Umſtände ihnen jeden Genuß der Reichen verwehrten. Darum entriſſen ſie den Tempeln ihre Zierrathen und der Religion ihren Glanz.

Ihre Strenge und vorzüglich ihr Entwurf, jeden Unterſchied des Ranges aus der Geſellſchaft zu verbannen, mußte die Großen gegen ſie aufbringen. Ihre Meinungen, welche dem Anſehen ſowohl als den Vergnügungen der Fürſten Abbruch thaten, mußten den heftigſten Widerſtand von Seiten der reichen und unbeſchränkten Monarchen erfahren. Auch hatte Philipp denen, die er Rebellen nannte, Alles bewilligt, bis auf die Gewiſſensfreiheit. Dieſe, ſagte er ſelbſt, würden ſie nie von ihm erhalten, wenn er auch ſeine Krone auf's

Spiel ſetzen müßte. Er ſah dieſe Gewiſſensfreiheit als die Zerſtörung ſeiner politiſchen Grundſätze an.

Während die Inquiſition alles vertilgte, was unglücklich genug war, nicht zu glauben, daß Gott Brod, daß Gott Wein ſeyn könnte, war ihre Abſicht eben nicht, die Menſchen zu dieſem Glauben zu zwingen. Aber ſie wollte die Beſitzungen der Geiſtlichen in unverletzlicher Achtung erhalten; ſie ſtellte die Myſterien zur Wache über ihr angemaßtes Eigenthum. Dem Ehrgeiz der Prieſter war es von der höchſten Wichtigkeit, daß die Worte Ketzerei und Rebellion verwechſelt würden. —

Eliſabeth, welche jene getheilte Macht für eine verlorene hielt, war ſehr entfernt, Philipp II. ihre Hand zu geben. Wie hätte ſie, die ſo feſt an ihren Grundſätzen hing, den Sohn des mächtigen Carl neben ſich auf dem Thron ſitzen laſſen? Auch hätte ſie ſich mit dieſem Fürſten nicht vermählen können, ohne um eine Dispenſation bei dem Papſt anzuſuchen; durch dieſen Schritt aber würde ſie die Gewalt des Papſtes anerkannt haben. Man ſieht, daß alles zuſammen kam, den Calvinismus zu begünſtigen.

Frankreich ſelbſt würde ganz proteſtantiſch geworden ſeyn, ohne die unvorſichtige Heftigkeit, zu welcher ihr Eifer die Reformatoren verleitete. Ihr Trotz während des Colloquiums zu Poiſſy, ihre wenig politiſche Unbiegſamkeit entzog ihrer Lehre den Ruhm, ein ganzes Reich eingenommen zu haben, und muß ihnen noch heute gereuen. Denn welche Reihe von glücklichen Vorfällen müßte auf einen ſo wichtigen Fortſchritt gefolgt ſeyn!

Während dieſer Streitigkeiten hatte die ſcholaſtiſche Theologie, dieß vielköpfige Ungeheuer, die Alleinherrſchaft über die Welt. Sie predigte jene frechen Sätze, welche die Vernunft ſchrecken und niederdrücken. Sie überlieferte die Menſchen irdiſchen Flammen, und damit noch nicht zufrieden, ließ ſie die Scheiterhaufen der Inquiſition bis in die Ewigkeit fortdauern. Kein tröſtendes Licht über die Rechte der Menſchen, weder in bürgerlichen noch in politiſchen Verhältniſſen. Alles, bis auf die Geſchichte und die ſchönen Wiſſenſchaften, trug das finſtere Gepräge der Schule, alles unterlag einem überall verbreiteten Geiſt von Wuth, von Intoleranz und von theologiſchem Geſchwätz. Mit verbundenen Augen in eine Mönchskutte verhüllt, die Fackel in der Hand, ſtreifte der Fanatismus durch Europa.

Philipps Ehrgeiz und Barbarei machten die Finſterniß noch dichter. Er legte es darauf an, dem Menſchen ſeine unverletzbarſten Rechte zu entreißen, und alle Pflichten, alle Tugenden, alle Kenntniſſe zu vertilgen.

Dieſer ſchreckliche Monarch, der gleich dem Papſt Anſpruch auf die Untrüglichkeit machte, hatte dem Proteſtantismus den Untergang geſchworen, und ließ den Prinzen von Oranien, den er von dem Intereſſe der Niederlande nicht hatte abziehen können, durch einen Meuchelmörder umbringen. Schon war Egmonts und Hoorns Tod das Signal zu der Hinrichtung achtzehn anderer Edelleute geweſen, welche durch eine beſondere Commiſſion verurtheilt worden waren. Aber gibt es in der Geſchichte, ſelbſt der römiſchen Kaiſer, ein abſcheulicheres Denkmal, als Philipps Achtserklärung gegen den erſten Statthalter von Holland. Wer kann ohne Schaudern die folgenden Worte leſen? „Wir verſprechen auf unſer königliches Wort und als ein Diener Gottes, wenn ſich Jemand findet, der edel genug iſt, die Welt von dieſer Peſt zu befreien, und ihn uns todt oder lebendig zu überliefern, oder ihm das Leben zu nehmen — dieſem 25,000 Kronen zu bezahlen: und wenn er auch ein noch ſo großes Verbrechen begangen, ſo verſprechen wir ihm unſere königliche Begnadigung, und wenn er noch nicht adlich iſt, verſetzen wir ihn und alle, die ihm darin helfen und beiſtehen, in den Adelſtand." — In den Adelſtand! Und ſeinerſeits wetteiferte Alba mit ſeinem König in der Grauſamkeit; er rühmte ſich, daß er achtzehntauſend ſeiner Mitbürger auf dem Schaffot habe ſterben laſſen.

Die Bartholomäusnacht wurde mit Freudenbezeugungen an Philipps Hofe gefeiert, während das ganze Europa in Trauer über dieſe ſchreckliche Begebenheit verſunken war.

Aber die aufrühreriſchen Niederländer, die man damals Bettler nannte, legten durch ihren Muth den Grund zu einem mächtigen Freiſtaat. Sie gaben einen Beweis, daß einem Wollen nichts unmöglich iſt, welches ſich feſt vorgeſetzt hat, entweder frei oder nicht mehr zu ſeyn. Die Inquiſition, welche in der Nähe die Neuerer zerſchmetterte, half in der Ferne den Lutheranismus verbreiten, und der Haß, den man gegen die Biſchöfe hatte, oder vielmehr Philipps eiſerne Ruthe förderte dieſe Revolution, die Europa zum Erſtaunen zwang.

Was waren die Holländer in der Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts? Ihre ſchnellwachſende Größe iſt vielleicht die bewunderungswürdigſte Begebenheit in der neuern Geſchichte. Ein Haufen Matroſen und Fiſcher, Bewohner eines ſumpfigen Landes, kämpfen mit dem Meere, das ſie zu verſchlingen droht, und wehren ſich gegen die beſten Krieger in Europa, die Spanien mit dem Golde von Mexiko und Peru beſoldete.

Tollkühnheit mußte es ſcheinen, daß ſie ihrem furchtbaren Herrn zu widerſtehen hofften. Aber eine unüberwindliche Beharrlichkeit erſetzte bei ihnen die wirklichen Kräfte.

Gezwungen, auf ſich ſelbſt allein Rechnung zu machen, ſahen ſie ſich durch ihre Unermüdlichkeit im Handel endlich in Stand geſetzt, Spanien ſeine Schätze und Beſitzungen zu entreißen; und Spanien, trotz ſeinen amerikaniſchen Bergwerken, fand ſich endlich erſchöpft.

Was erreichte er durch ſo viele Grauſamkeiten, Ränke und Kriege, dieſer Deſpot, der mächtigſte Monarch in Europa? Er machte ſeine Staaten arm, und nachdem er die amerikaniſchen Bergwerke erſchöpft hatte, hinterließ er eine Schuld von 140 Millionen Dukaten. Eine blinde Hartnäckigkeit verleitete ihn zu einer Reihe von politiſchen Fehlern. Er hatte Holland von ſeinem Vater ererbt; er konnte ruhig über dieſes Volk herrſchen. Aber er brachte es auf, er zwang, ſo zu ſagen, die Niederländer zur Empörung. Nachdem er den unſinnigen Plan ausgebrütet hatte, Frankreich und England zu unterjochen, nachdem er die Aufrührer der benachbarten Nationen unterſtützt und jeden Zwieſpalt genährt hatte, mitten in dem Wahn, daß die Künſte ſeiner Politik ihm alles unterwerfen müßten, hatte er den Schmerz, die Staaten von Brabant, Flandern, Seeland, Holland und Friesland ſich einer fremden Herrſchaft antragen zu ſehen. Er ſah dieſe Bettler, die eine hölzerne Schale als ſpöttiſches Attribut hatten, ſeiner Macht trotzen, und verlor ein Land, das heut zu Tage reicher iſt, als alle ſpaniſchen Herrſchaften, das 1710 die Gewalt hatte, den Thron ſeiner ehemaligen Tyrannen nach Gefallen zu vergeben, und den Spaniern einen König zu ernennen.

Ein großes Beiſpiel! Die Generalſtaaten, im Haag verſammelt, erklärten feierlich Philipp II. für verluſtig der Souveränität, weil er die Vorrechte der Völker verletzt hatte

So gewann ſein Ehrgeiz dabei nichts, daß er Europa in Aufruhr gebracht hatte. Dürftigkeit und Elend ſchändeten ein Land, wo er vergebens ungeheure Reichthümer verſchwendet hatte, um den Sectirern das Joch der römiſchen Kirche aufzuzwingen.

Aber wenn wir auch ſeinen Deſpotismus und ſeine Barbarei verabſcheuen, müſſen wir doch den Talenten, die er wirklich beſaß, Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Er hatte die weiſe Politik, in Spanien ſelbſt Frieden zu erhalten; er wußte ſeine Miniſter zu wählen, er bildete ſie ſelbſt.

Auch kann man ihm tiefe Menſchenkenntniß nicht abſprechen. Er ſtudirte ſorgfältig den Charakter ſeiner Miniſter, bevor er ſie in Thätigkeit ſetzte. Seine Aufmerkſamkeit war unermüdet in dieſem Stücke, und ſicher iſt die Kunſt, den Gehalt der Menſchen zu ergründen, deren man ſich bedient, das erſte Talent bei einem Fürſten. Aber da man ſeine tyranniſche Hartnäckigkeit kannte, handelten ſeine Miniſter nach ſeinen eigenen Grundſätzen und ſuchten ihm ähnlich zu ſeyn. Indeſſen hatte er eine übertriebene Gefälligkeit gegen den Herzog von Alba, der unter dem äußern Schein der Ruhe die grauſamſte Seele verbarg. Dieſe Gefälligkeit koſtete ihm die ſieben vereinigten Provinzen.

Keine Farben ſind ſtark genug, Alba's unerſättlichen Blutdurſt zu ſchildern. Er ſprach allen Geſetzen Hohn, und hinterließ überall die blutigen Fußtapfen ſeiner unſeligen Gewalt.

Aufmerkſamkeit und Wachſamkeit bezeichneten dieſen Monarchen in einigen Theilen der Staatsverwaltung. Sein Rath mußte in ſeiner Gegenwart die Vortheile und die Gefahren einer Unternehmung auseinander ſetzen. In zweifelhaften Fällen nahm er die Meinungen ſchriftlich an; er überdachte ſie reiflich, und vereinigte die entgegengeſetzten Parteien. Aber wenn von den Ketzern die Rede war, dann ſtieß er alle Geſetze um; gegen dieſe gährte ein unauslöſchlicher Haß in ſeiner Seele.

Indeſſen findet man in ſeinem Leben eine Menge widerſprechender Züge, die den Maler niederſchlagen. Der Erzbiſchof von Toledo hinterließ, als er ſtarb, eine Million Thaler für fromme Legate. Dieſe Million eignete ſich Philipp zu, indem er durch ein Paar Doctoren ohne Pfründen entſcheiden ließ: er, als Vater der Armen, ſey der Erbe dieſes Prälaten. Auch war ſeine Achtung gegen die Geiſtlichkeit nicht ſo groß, daß er ſie nicht zu beſtrafen gewußt hätte, wenn er durch ſie beleidigt war. Er ließ ohne Anſtand einige zwanzig Prediger aus allen Orten aufhängen, weil ſie in Portugal gepredigt hatten: er ſey im unrechtmäßigen Beſitz der Krone; und er hatte ſogar Gregor XIII., der ſich zum Schiedsrichter dieſes Streits aufwerfen wollte, geantwortet, daß ſeine Rechte nur ſeinem Schwert unterworfen wären. So ſchonte er die Prieſter ſeiner Kirche nicht, wenn ſein Eigennutz oder ſein Stolz im Spiele war; und dieß muß ſehr viel Licht auf ſeine Politik werfen, die den Schein und die äußerlichen Mummereien ſeiner Religion beibehielt, um mit unvergleichlicher Klugheit die zeitliche Gewalt deſto beſſer an ſich zu reißen.

Dieſe Heuchelei, dieſe Strenge, dieſe Grauſamkeit ſpricht auch aus dem Privatleben dieſes Fürſten. Seine Seele war dem Mitleiden unzugänglich. Ungeachtet ſeines Rangs fand er Vergnügen daran, den Todesmartern der unglücklichen Schlachtopfer der Inquiſition zuzuſehen, und er verſicherte, daß er ſelbſt bereit ſeyn würde, des Henkers Stelle zu erſetzen, wenn es an einem fehlen ſollte. Er ſchien — ſchaudernd ſchreib' ich es nieder, und doch iſt es ein hiſtoriſches Factum — er ſchien ſich an dem Rauchen des Bluts dieſer Märtyrer zu ergötzen; und bei dieſen zermalmenden Schauſpielen ließ er noch verkleidete Spione herumgehen, welche auf die unwillkürlichen Regungen des Mitleids in den Augen der Zuſchauer lauerten; und wehe dem Unglücklichen, in welchem die Natur erwacht war! er wurde dem Arm der Inquiſition ausgeliefert.

Ein einziges Mal ſah man ihn unter den Waffen. Es war den Tag, als St. Quentin mit Sturm erobert wurde. Aber an eben dieſem Tage war ſeine Furcht ſo groß, daß er gelobte, im Fall er davon käme, ein prächtiges Kloſter zu Ehren des heiligen Laurentius zu errichten. Er baute noch eine Kirche und einen Palaſt dazu, und dieſem Gelübde hat das Eskurial ſein Daſeyn zu verdanken. Es ſcheint, daß er bei dieſer Gelegenheit noch ein zweites, aber im Herzen, ablegte, ſich nie wieder bei einer Schlacht zu befinden.

Zu ſeinem Stolze geſellte ſich auch noch Eitelkeit; man durfte nicht anders als knieend mit ihm ſprechen. Selbſt die Theilhaber ſeiner Grauſamkeiten zitterten vor ihm, und der treuſte Diener ſeiner königlichen Schandthaten, der Herzog von Alba, der einſt unangemeldet in das Kabinet des Monarchen getreten war, mußte von ihm die durchbohrenden Worte hören: „Eine Frechheit, wie die Eurige, verdiente das Beil!"

Er ſetzte ſeinen Fuß nie auf Gräber, weil man über der Grabſchrift zuweilen ein Kreuz findet. Durch dieſe frömmelnden Mummereien ſchläferte er ſein Gewiſſen ein. Er ließ über 50,000 Proteſtanten umbringen, und ſeine Kriege koſteten ihm, nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe, 564 Millionen Dukaten.

Ungeachtet ſeines Eifers für die Lehrſätze der katholiſchen Religion hatte er verſchiedene Maitreſſen. Er lebte im Ehebruch mit Anna von Mendoza, deren Gemahl er als Diener ſeiner Vergnügungen brauchte. Seine ganze Freigebigkeit theilte ſich zwiſchen den Klöſtern und ſeinen Concubinen. Uebrigens wandte er alles an, um ſeine natürlichen Töchter allen Augen zu verbergen. Er begrub ſie lebendig in Klöſtern, und ſeine tiefe Heuchelei ließ es ihm nie an Kunſtgriffen fehlen, ſeine Laſter zu bemanteln.

Dieſer Monarch kam an die Regierung in dem ſchönſten, ruhmvollſten Zeitpunkte Spaniens, da der Stolz ſeines Volkes es über alle andere Völker erhob. Aber Philipp II. vergaß ſeine Stärke, und verſchwendete an ſpitzfindige Unterhandlungen, an Intriguen, die einander ewig durchkreuzten, eine wahre und ausgebreitete Macht. Dieſe unbeſtändige, hin und her ſchwebende Politik ſchickt ſich für kleine Republiken, für eingeſchränkte Staaten. Aber große, wichtige Reiche müſſen dieſen Kunſtgriffen entſagen; kühne Gedanken allein und die Gewalt der Waffen müſſen ſie zu ihrem Zwecke führen.

Die Verſtellung iſt freilich einem Fürſten zuweilen nöthig; die Leidenſchaften um ihn herum ſind zu heftig, als daß er ihnen immer offen entgegen wirken könnte. Aber Philipp II. übte Betrug, nicht Verſtellung. Er war für dieſen großen Zeitpunkt nicht geboren. Spanien brauchte einen tiefblickenden Geiſt; Philipps Geiſt war bloß verſchlagen.

Er war es, der den Gebrauch, Spione zu beſolden, welche ſich in die verborgenſten Intriguen zu ſchleichen wußten, zu einem Theil der Regierungskunſt machte. Dieſe unruhige, kleine Neugierde ziemt einem großen Fürſten nicht. Die verborgenen Handlungen der Menſchen gehen ihn nichts an; er darf nur Fälle bemerken, die der Ruhe des Staates drohen.

Eine große Begebenheit in ſeinem häuslichen Leben zieht noch jetzt die Neugier der Welt auf ſich. Von dem Verbrechen, daß er ſeine Gemahlin vergiftet haben ſoll, ſprechen ihn viele Geſchichtſchreiber frei, und verſichern, daß Eliſabeth über den Kummer ſtarb, den ihr Don Carlos Tod verurſachte. Nichts iſt aber gewiſſer, als daß Philipp Mörder ſeines Sohns war. Er lieferte ihn dem Haß der Inquiſition aus, und Philipp und die Inquiſition waren Eins.

Dieſer Monarch, deſſen blutige Regierung vier und vierzig Jahre gedauert hatte, ſtarb ruhig in dem Alter von vier und ſiebzig Jahren. Zwei Tage vor ſeinem Tode ſah er die Himmel offen. Er blieb bei einer ſchrecklichen langwierigen Krankheit ſtandhaft und unerſchüttert; er empfing das heilige Sakrament vierzehn Mal, eh' er den Geiſt aufgab; ſein Gewiſſen warf ihm nichts vor.

Wer möchte es wohl wagen, über die Frömmigkeit dieſes Königs ein Urtheil zu fällen? Sollte es möglich ſeyn, daß er wirklich ein rechtſchaffener Mann war? Wäre das, ſo war ſeine fromme Raſerei freilich unheilbar, aber dann verdienen ſeine ungeheuren Maximen unſern Unwillen mehr als unſern Abſcheu. Doch iſt es mehr als zu wahrſcheinlich, daß er ſich der Religion nur als eines Schleiers bediente, ſeine unrechtmäßigen Handlungen in dieſer heiligen Hülle vor den Augen der Welt zu verbergen.

Im Abregé chronologique de l'histoire d'Espagne findet ſich folgender Abriß von Philipp II., deſſen Mittheilung dem Leſer nicht unangenehm ſeyn wird.

„Er war von mittelmäßiger aber wohl proportionirter Statur — von breiter Stirn, blauen Augen, ſtandhaftem Anſehen und einer ernſthaften gravitätiſchen Miene. Religionseifer, Stolz und Härte machten die Grundzüge ſeines Charakters aus. Er würde mit kaltem Blut und mit Gelaſſenheit die Ketzer bis auf den letzten Mann ausgerottet haben. Um die Staatsangelegenheiten bekümmerte er ſich ſo ſehr, als ein Fürſt nur thun konnte; er ging auf die geringſten Kleinigkeiten der Verwaltung ein. Er ſetzte aus ſeinem Kabinet alle Triebfedern der grauſamſten Staatskunſt in Bewegung, er wollte für ſich allein, ohne Bundesgenoſſen, handeln. Er war undurchdringlich, mißtrauiſch, voll Verſtellung und Rachſucht; er achtete nichts, ſobald es auf Ausführung ſeiner Anſchläge ankam. Nichts ſchreckte ihn — er ſchien über alle Vorfälle erhaben, und hörte glückliche und unglückliche Zeitungen mit der nämlichen ernſten Gelaſſenheit an. Seine Schwärmerei war kalt; er wollte nur eine Leidenſchaft — den Schrecken einflößen. Seine Befehle waren wie die Ausſprüche des Schickſals, die ohne menſchliche Kräfte vollſtreckt werden, und unwiderruflich ſind. Das Blut ſeiner Unterthanen ließ er ſtromweiſe fließen, die Flamme des Krieges verbreitete er über alle benachbarten Staaten; ſtets war er bewaffnet, ſeine Unterthanen oder Feinde zu ſchlagen. Selbſt ſein Sohn, der damals einzige Erbe ſeiner Staaten, konnte ſein unbiegſames Herz nicht bewegen. Wenn die Beleidigung geſchehen war, ſo war die Strafe nothwendig. Nie ſchmeckte er die Wolluſt, zu vergeben; in einer zwei und vierzigjährigen Regierung genoß er die Süßigkeit des Friedens auch nicht einen Tag. Seine Miniſter, ſeine Generale, ſeine Günſtlinge näherten ſich ihm nicht anders als zitternd, redeten nicht anders als knieend, und mit der größten Behutſamkeit mit ihm. Er forderte dieſes ernſthafte Anſehen auch von ſeinem Volke. Das ſchreckliche Inquiſitionsgericht wachte unaufhörlich, jene unſchuldige Freude, die den Reiz der Freiheit ausmacht, aus ſeinen Staaten zu verbannen. Er beſaß alle Eigenſchaften eines großen Staatsmannes: einen lebhaften Geiſt, ein erſtaunliches Gedächtniß, eine unermüdete Arbeitſamkeit; er wußte die Menſchen vollkommen zu beurtheilen und nach ihren Talenten zu gebrauchen. Er war gerecht, großmüthig, an ſeinem Hofe prächtig, in ſeinen Anſchlägen beherzt, in ihrer Ausführung unerſchüttert. Seine unbeugſame Strenge brachte die Niederlande zum Abfall; er ſchwächte ſeine Staaten durch Vertreibung der Mauren, und durch ſein barbariſches Verfahren gegen die Ketzer. Die Schätze der neuen Welt und ſeine Einkünfte mußten ſeinem Haſſe und ſeiner Rache dienen, und ſeine Politik machte nur Elende. Mit weit geringerer Bemühung, Geiſt und Gaben würde er mächtiger, reicher, größer, mehr geehrt und geliebt worden ſeyn, hätte er nur jene ſanften Tugenden beſeſſen, die einen guten König vollenden.“

Die vorſtehende hiſtoriſche Darſtellung ließ Schiller, welcher ſich von Mannheim auf die Einladung ſeiner Freunde nach Leipzig und Dresden begeben hatte, in das zweite Heft der jetzt in Leipzig bei Göſchen erſcheinenden Rheiniſchen Thalia einrücken. Wahrſcheinlich war er auf das Original deſſelben, auf Merciers „Précis historique“ zum „Portrait de Philippe second. Amsterdam 1785“ in Folge der Studien für ſeinen Don Carlos geführt worden, und von der andern Seite iſt der Aufſatz als eine Vorarbeit zu ſeinen eigenen Geſchichtswerken, namentlich zur Geſchichte des niederländiſchen Krieges, anzuſehen. ſ. Schillers Leben Thl. [illegible], S. [illegible] ff.

Verbrecher aus verlorner Ehre.

Ein wahre Geſchichte.

(1786.)

Dieſe, durch ihren pſychologiſchen Pragmatismus ſo wie durch ihren vortrefflichen Stil muſterhafte Erzählung iſt in Schillers Werke (Taſchenausgabe Bd. 10. S. [illegible] ff.) aufgenommen und in meiner Biographie Schillers Thl. [illegible] S. 17 ff. gewürdigt. Hier ſind nur einige ausgelaſſene Stellen aus der Thalia (Heft 2. S. 20 ff.) nachzutragen, wo die Geſchichte zuerſt ſtand.

Die Ueberſchrift derſelben heißt in der Thalia: Verbrecher aus Infamie, eine wahre Geſchichte; und der Anfang lautet hier folgender Maßen:

Die Heilkunſt und Diätetik, wenn die Aerzte aufrichtig ſeyn wollen, haben ihre beſten Entdeckungen und heilſamſten Vorſchriften vor Kranken- und Sterbebetten geſammelt. Leichenöffnungen, Hoſpitäler und Narrenhäuſer haben das hellſte Licht in der Phyſiologie angezündet. Die Seelenlehre, die Moral, die geſetzgebende Gewalt ſollten billig dieſem Beiſpiel folgen, und ähnlicher Weiſe aus Gefängniſſen, Gerichtshöfen und Kriminalakten — den Sectionsberichten des Laſters — ſich Belehrungen holen. „In der ganzen Geſchichte des Menſchen iſt kein Capitel unterrichtender für Herz und Geiſt, als die Annalen ſeiner Verirrungen.“

Auf Seite [illegible] oben fehlt jetzt der Ausgang von folgender Periode:

„Stände einmal, wie für die übrigen Reiche der Natur, auch für das Menſchengeſchlecht ein Linnäus auf, welcher nach Trieben und Neigungen claſſificirte, wie ſehr würde man erſtaunen, wenn man ſo manchen, deſſen Laſter in einer engen bürgerlichen Sphäre und in der ſchmalen Umzäunung der Geſetze jetzt erſticken muß, mit dem Ungeheuer Borgia in Einer Ordnung zuſammenfände,“ vielleicht mit beſſerem Grunde beiſammen fände, als der Ritter gehabt hat, den eßbaren und giftigen Schwamm in Eine Claſſe zu werfen.

Die nächſte größere Auslaſſung gehört S. 88 nach den Worten: „Weisheit und Thorheit, Laſter und Tugend in Einer Wiege beiſammen zu finden.“ Sie macht einen ganzen Abſatz aus:

Wie manches Mädchen von ſeiner Erziehung würde ſeine Unſchuld gerettet haben, wenn es früher gelernt hätte, ſeine gefallenen Schweſtern in den Häuſern der Freude minder lieblos zu richten! Wie manche Familie, von einem elenden Hirngeſpinnſt politiſcher Ehre zu Grunde gerichtet, würde noch blühen, wenn ſie den Baugefangenen, der, ſeine Verſchwendung zu büßen, die Gaſſen ſäubert, um ſeine Lebensgeſchichte hätte befragen wollen! Wenn ich auch keinen der Vortheile hier in Anſchlag bringe, welche die Seelenkunde aus einer ſolchen Behandlungsart der Geſchichte zieht, ſo behält ſie ſchon allein darum den Vorzug, weil ſie den grauſamen Hohn und die ſtolze Sicherheit ausrottet, womit gemeiniglich die ungeprüfte, aufrechtſtehende Tugend auf die gefallene herunter blickt, weil ſie den ſanften Geiſt der Duldung verbreitet, ohne welchen kein Flüchtling zurückkehrt, keine Ausſöhnung des Geſetzes mit ſeinem Beleidiger ſtatt findet, kein angeſtecktes Glied der Geſellſchaft von dem gänzlichen Brande gerettet wird.

„Ob der Verbrecher, von dem ich jetzt ſprechen werde“ u. ſ. w.

Auf der folgenden Seite der Taſchenausgabe (S. 89), wo der Held der Geſchichte charakteriſirt wird, iſt nach den Worten: „welcher alle Weiber von ihm zurückſcheuchte und dem Witz ſeiner Kameraden eine reichliche Nahrung darbot,“ folgender bedeutſamer Satz (man ſieht ſchwer, warum?) unterdrückt:

Die Verachtung ſeiner Perſon hatte früh ſeinen Stolz verwundet, und zündete endlich einen ſchleichenden Unmuth in ſeinem Herzen an, welcher nie mehr erloſchen iſt.

Der Sonnenwirth erzählt im Folgenden ſeine Geſchichte. Er ſagt S. 94 unten:

„Es war mir wohl, weil ich nichts mehr zu verlieren und nichts mehr zu hüten hatte. Ich brauchte keine gute Eigenſchaft mehr, weil man keine mehr bei mir vermuthete.“ Man ließ mich Schandthaten büßen, die ich noch nicht begangen hatte; ich hatte noch ſchlechte Streiche bei dem Menſchengeſchlechte gut, weil ich im voraus dafür gelitten hatte. Meine Infamie war das niedergelegte Capital, von deſſen Zinſen ich noch lange Zeit ſchwelgen konnte.

Als der Sonnenwirth ſeinen Feind, den Jäger Robert, getödtet hat, erzählt er S. 98 unten:

„Geklemmt zwiſchen die gewiſſen Qualen des Lebens und die ungewiſſen Schrecken der Ewigkeit, gleich feil zu leben und zu ſterben, brachte ich die ſechste Stunde meiner Flucht dahin, eine Stunde, vollgepreßt von Qualen, wovon noch kein lebendiger Menſch zu erzählen weiß,“ die mir Gottes Barmherzigkeit auf dem Rabenſteine erlaſſen wird.

Der Geiſterſeher.

(1786 bis 1789.)

Wir leſen jetzt dieſen Roman, welchen ich in Schillers Leben Thl. 2., S. 18 ff. erörtert habe, im zehnten Band der Taſchenausgabe S. 12[illegible] ff. Er erſchien zuerſt, mit Ausnahme des zehnten Briefes des Barons von F... und der darauf folgenden Nachrichten, in einzelnen Stücken in der Rheiniſchen Thalia vom vierten bis achten Heft, und ich habe aus dieſer periodiſchen Schrift einige zum Theil ſehr bedeutſame Stellen nachzutragen.

Die erſte iſt eine Anmerkung unter dem Texte, welche ſich auf folgende Worte (Taſchenausgabe Bd. [illegible], S. 1[illegible]) bezog: „Der Anführer der Häſcher verſprach es uns, und wir redeten mit dem Engländer ab, daß wir ihn gleich den andern Morgen aufſuchen wollten. Jetzt begaben wir uns nach Venedig zurück."

Der Graf v. P...., deſſen Worten ich bis jetzt buchſtäblich gefolgt bin, verbreitet ſich mit vieler Umſtändlichkeit über die verſchiedenen Wirkungen, welche dieſe Begebenheit auf das Gemüth des Prinzen und ſeiner übrigen Reiſegefährten gemacht hat, und die Geiſtererzählungen, wozu ſie Veranlaſſung geweſen. Ich erlaſſe ſie dem Leſer, dem es vermuthlich gehen wird wie mir, um lieber zur Sache zu eilen, und dieſe Wirkungen aus den Handlungen des Prinzen erkennen zu laſſen, und begnüge mich, nur zu ſagen, daß der Prinz in der darauf folgenden Nacht kein Auge ſchloß, und dem Tage mit Ungeduld entgegenſah, der dieſes unbegreifliche Geheimniß entwickeln ſollte.

Das längſte und wichtigſte Stück gehört zu dem philoſophiſchen Geſpräch zwiſchen dem Prinzen und dem Baron v. F...

zu Seite 128 der Taſchenausgabe nach den Worten: „Was hat denn die wohlthätigen Empfindungen verdrängt, die einſt der Genuß und die Richtſchnur Ihres Lebens waren? Saaten für die Zukunft zu pflanzen, einer hohen, ewigen Ordnung zu dienen" — darauf antwortet nun jetzt der Prinz: „Zukunft! ewige Ordnung! — Nehmen wir hinweg, was der Menſch aus ſeiner eigenen Bruſt genommen, und ſeiner eingebildeten Gottheit als Zweck, der Natur als Geſetz untergeſchoben hat — Was bleibt dann übrig?" — Statt dieſer Worte folgt in der Thalia das mitzutheilende Fragment, deſſen Gehalt ich in Schillers Biographie (Thl. 2, S. 28 und S. 45 ff.) erörtert habe, und welches der Verfaſſer ſpäter unterdrückte, um ſeinen Roman nicht allzuſehr mit Philoſophie zu beſchweren. Hielt er es bei dieſer neuen Reviſion ſeiner Schrift doch für nöthig, ſich in der Perſon des Barons v. F... auch ſchon wegen des zurückgebliebenen kleinen Theiles dieſer hoch philoſophiſchen Verleſung in einer Anmerkung (S. 226 f.) zu entſchuldigen.[1]

„Dienen! Dienen gewiß, ſo gewiß als der unbedeutendſte Mauerſtein der Symmetrie des Palaſtes, die auf ihm ruhet! Aber auch als ein mitgefreutes, mitgenießendes Weſen? Lieblicher, gutherziger Wahn des Menſchen! Deine Kräfte willſt du ihr widmen? Kannſt du ſie ihr denn weigern? Was du biſt und was du beſitzeſt, biſt du ja nur, beſitzeſt du nur für ſie. Haſt du gegeben, was du geben kannſt, und was du allein ihr geben konnteſt, ſo biſt du auch nicht mehr, deine Gebrechlichkeit ſpricht dir das Urtheil, und ſie iſt es auch, die es vollziehet. Aber wer iſt denn dieſe Natur, dieſe

---

[1] Ich bemerke noch, daß in dieſem Abdruck die Anführungszeichen nicht die ſonſt in dieſen Supplementen geltende Bedeutung (ſ. Thl. 1, S. 11 f.) haben.

Ordnung, wider welche ich klage? Immerhin! Möchte ſie, wie der Griechen Saturn, ihre eigenen Kinder verzehren, wäre ſie ſelbſt nur, überlebte ſie auch nur die vergangene Sekunde! — Ein unermeßlicher Baum, ſteht ſie da im unermeßlichen Raume. Die Weisheit und die Tugend ganzer Generationen rinnen wie Säfte in ſeinen Röhren, Jahrtauſende und die Nationen, die darin Geräuſch machten, fallen wie welke Blüthen, wie verdorrte Blätter von ſeinen Zweigen, die er mit innerer, unvergänglicher Zeugungskraft aus dem Stamme treibt. Kannſt du von ihr verlangen, was ſie ſelbſt nicht beſitzet? Du, eine Furche, die der Wind in die Meeresfläche bläſt, deines Daſeyns Spur darin zu ſichern verlangen?"

Dieſe troſtloſe Behauptung widerlegt ſchon die Weltgeſchichte. Die Namen Lykurg, Sokrates, Ariſtides haben ihre Werke überdauert.

„Und der nützliche Mann, der den Pflug zuſammenſetzte — wie hieß der? Trauen Sie einer Belohnerin, die nicht gerecht iſt? Sie leben in der Geſchichte, wie Mumien in Balſam, um mit ihrer Geſchichte etwas ſpäter zu vergehen."

Und dieſer Trieb zur ewigen Fortdauer? Kann oder darf ihre Nothwendigkeit verſchwenden? Dürfte in der Kraft Etwas ſeyn, dem Nichts in der Wirkung entſpräche?

„O in dieſer Wirkung eben liegt Alles. Verſchwenden? Steigt nicht auch der Waſſerſtrahl in der Cascade mit einer Kraft in die Höhe, die ihn durch einen unendlichen Raum ſchleudern könnte? Aber ſchon im erſten Moment ſeines Urſprunges zieht die Schwerkraft an ihm, drücken tauſend Luftſäulen auf ihn, die ihn, früher oder ſpäter, in einem höhern oder niedrigern Bogen zur mütterlichen Erde zurücktreiben. Um ſo ſpät zu fallen, mußte er mit dieſer üppigen

Kraft aufſteigen — gerade eine elaſtiſche Kraft, wie der Trieb zur Unſterblichkeit, gehörte dazu, wenn ſich die Menſchenerſcheinung gegen die herandrückende Nothwendigkeit Raum machen ſollte. Ich gebe mich überwunden, liebſter Freund, wenn Sie mir darthun, daß dieſer Trieb zur Unſterblichkeit im Menſchen nicht eben ſo vollkommen mit dem zeitlichen Zweck ſeines Daſeyns aufgehe, als ſeine ſinnlichſten Triebe. Freilich verführt uns unſer Stolz, Kräfte, die wir nur für, nur durch die Nothwendigkeit haben, gegen ſie ſelbſt anzuwenden; aber hätten wir wohl dieſen Stolz, wenn ſie nicht auch von ihm Vortheile zöge? Wäre ſie ein vernünftiges Weſen, ſie müßte ſich unſerer Philoſophien ungefähr eben ſo freuen, wie ſich ein weiſer Feldherr an dem Muthwillen ſeiner kriegeriſchen Jugend ergötzet, der ihm Helden im Gefechte verſpricht.“

Der Gedanke diente nur der Bewegung? Das Ganze wäre todt und die Theile lebten? Der Zweck wäre ſo gemein und die Mittel ſo edel?

„Zweck überhaupt hätten wir nie ſagen ſollen. Um in Ihre Vorſtellungsart einzutreten, entlehne ich dieſen Begriff von der moraliſchen Welt, weil wir hier gewohnt ſind, die Folgen einer Handlung ihren Zweck zu nennen. In der Seele ſelbſt geht zwar der Zweck dem Mittel voran; wenn ihre inneren Wirkungen aber in äußere übergehen, ſo kehrt ſich dieſe Ordnung um, und das Mittel verhält ſich zu dem Zwecke, wie die Urſache zu ihrer Wirkung. In dieſem letzten Sinne durfte ich mich uneigentlich dieſes Ausdruckes bedienen, der aber auf unſere jetzige Unterſuchung keinen ſtörenden Einfluß haben darf. Setzen Sie ſtatt Mittel und Zweck: Urſache und Wirkung — wo bleibt der Unterſchied von Gemein und Edel? Was kann an der Urſache edel ſeyn, als daß ſie ihre Wirkung erfüllt? Edel und Gemein bezeichnen nur das Verhältniß, in welchem ein Gegenſtand gegen ein gewiſſes Prinzipium in unſerer Seele ſteht — es iſt alſo ein Begriff, der nur innerhalb unſerer Seele, nicht außerhalb derſelben, anzuwenden iſt. Sehen Sie aber, wie Sie ſchon als erwieſen annehmen, was wir erſt durch unſere Schlüſſe herausbringen ſollen? Warum anders nennen Sie den Gedanken im Gegenſatz von der Bewegung edel, als weil Sie das denkende Weſen ſchon als den Mittelpunkt vorausſetzen, dem Sie die Folgenreihe der Dinge unterordnen? Treten Sie in meine Gedankenreihe, ſo wird dieſe Rangordnung verſchwinden; der Gedanke iſt Wirkung und Urſache der Bewegung, und ein Glied der Nothwendigkeit, wie der Pulsſchlag, der ihn begleitet."

Nimmermehr werden Sie dieſen paradoxen, unnatürlichen Satz durchſetzen. Beinahe überall können wir mit unſerm Verſtande den Zweck der phyſiſchen Natur bis in den Menſchen verfolgen. Wo ſehen wir ſie auch nur Einmal dieſe Ordnung umkehren und den Zweck des Menſchen der phyſiſchen Welt unterwerfen? Und wie wollen Sie dieſe auswärtige Beſtimmung mit dem Glückſeligkeitstriebe vereinigen, der alle ſeine Beſtrebungen einwärts gegen ihn ſelbſt richtet?

„Laſſen Sie uns doch verſuchen. Um mich kürzer zu faſſen, muß ich mich wieder Ihrer Sprache bedienen. Setzen wir alſo, daß moraliſche Erſcheinungen nöthig waren, wie Licht und Schall nöthig waren, ſo mußten Weſen vorhanden ſeyn, die dieſem beſondern Geſchäft zugebildet waren, ſo wie Aether und Luft gerade ſo und nicht anders beſchaffen ſeyn mußten, um derjenigen Anzahl von Schwingungen fähig zu ſeyn, die uns die Vorſtellung von Farbe und Wohlklang geben. Es mußten alſo Weſen exiſtiren, die ſich ſelbſt in Bewegung ſetzen, weil die moraliſche Erſcheinung auf der Freiheit beruhet: was alſo bei der Luft und dem Aether, bei dem Mineral und der Pflanze die urſprüngliche Form leiſtet, mußte hier von einem innern Prinzipium erhalten werden, gegen welches ſich die Beweggründe oder die bewegenden Kräfte dieſes Weſens ungefähr eben ſo verhielten, als die bewegenden Kräfte der Pflanze gegen den beſtändigen Typus ihres Baues. Wie ſie das bloß organiſche Weſen durch eine unveränderliche Mechanik lenkt, ſo mußte ſie das denkend-empfindende Weſen durch Schmerz und Vergnügen bewegen."

Ganz richtig.

„Wir ſehen ſie alſo in der moraliſchen Welt ihre bisherige Ordnung verlaſſen, ja ſogar mit ſich ſelbſt in einen anſcheinenden Streit gerathen. In jedem moraliſchen Weſen legt ſie ein neues Centrum an, einen Staat im Staate, gleichſam als hätte ſie ihren allgemeinen Zweck ganz aus den Augen verloren. Gegen dieſes Centrum müſſen ſich alle Thätigkeiten dieſes Weſens mit einem Zwange neigen, wie ſie ihn in der phyſiſchen Welt durch die Schwerkraft ausübt. Dieſes Weſen iſt auf die Art in ſich ſelbſt gegründet, ein wahres und wirkliches Ganze, durch dieſen Fall zu ſeinem Centrum dazu gebildet, eben ſo wie der Planet der Erde durch die Schwerkraft zur Kugel ward und als Kugel fortdauert. Bis hieher ſcheint ſie ſich ſelbſt ganz vergeſſen zu haben.

„Aber wir haben gehört, daß dieſes Weſen nur vorhanden iſt, um die moraliſchen Erſcheinungen hervorzubringen, deren ſie bedurfte; die Freiheit dieſes Weſens, oder ſein Vermögen ſich ſelbſt zu bewegen, mußte alſo dem Zweck unterworfen werden, zu welchem ſie es beſtimmte. Wollte ſie alſo über die Wirkungen Weiſer bleiben, die es leiſtete, ſo mußte ſie ſich des Prinzipiums bemächtigen, wornach ſich das moraliſche Weſen beweget. Was konnte ſie daher anderes thun, als ihren Zweck mit dieſem Weſen an das Prinzipium anſchließen, wodurch es regiert wird, oder mit anderen Worten, ſeine zweckmäßige Thätigkeit zur nothwendigen Bedingung ſeiner Glückſeligkeit machen?“

Das begreif ich.

„Erfüllt alſo das moraliſche Weſen die Bedingungen ſeiner Glückſeligkeit, ſo tritt es eben dadurch wieder in den Plan der Natur ein, dem es durch dieſen abgeſonderten Plan entzogen zu ſeyn ſchien, eben ſo wie der Erdkörper durch den Fall ſeiner Theile zu ihrem Centrum fähig gemacht wird, die Ekliptik zu beſchreiben. Durch Schmerz und Vergnügen erfährt alſo das moraliſche Weſen jedesmal nur die Verhältniſſe ſeines gegenwärtigen Zuſtandes zu dem Zuſtande ſeiner höchſten Vollkommenheit, welcher einerlei iſt mit dem Zwecke der Natur. Dieſen Weiſer hat und bedarf das organiſche Weſen nicht, weil es ſich durch ſich ſelbſt dem Zuſtand ſeiner Vollkommenheit weder nähern noch von ihm entfernen kann. Jenes alſo hat vor dieſem den Genuß ſeiner Vollkommenheit, d. i. Glückſeligkeit voraus, mit dieſer aber auch die Warnung, wenn es davon abweicht, oder das Leiden. Hätte eine elaſtiſche Kugel das Bewußtſeyn ihres Zuſtandes, ſo würde der Fingerdruck, der ihr eine flache Form aufdringt, ſie ſchmerzen, ſo würde ſie mit einem Gefühle von Wolluſt zu ihrer ſchönſten Rundung zurückkehren.“

Ihre elaſtiſche Kraft dient ihr ſtatt jenes Gefühles.

„Aber eben ſo wenig Aehnlichkeit die ſchnelle Bewegung, die wir Feuer nennen, mit der Empfindung des Brennens, oder die kubiſche Form eines Salzes mit ſeinem bittern

Geſchmacke hat, eben ſo wenig Aehnlichkeit hat das Gefühl, das wir Glückſeligkeit nennen, mit dem Zuſtand unſrer innern Vollkommenheit, den es begleitet, oder mit dem Zweck der Natur, dem es dienet. Beide, möchte man ſagen, ſeyen durch eine eben ſo willkürliche Koexiſtenz mit einander verbunden, wie der Lorbeerkranz mit einem Siege, wie ein Brandmal mit einer ehrloſen Handlung."

So ſcheint es.

„Der Menſch alſo brauchte kein Mitwiſſer des Zwecks zu ſeyn, den die Natur durch ihn ausführt. Möchte er immerhin von keinem andern Prinzipium wiſſen, als dem, wodurch er in ſeiner kleinen Welt ſich regiert; möchte er ſogar im lieblichen, ſelbſtgefälligen Wahn die Verhältniſſe dieſer ſeiner kleinen Welt der großen Natur als Geſetze unterlegen — dadurch, daß er ſeiner Struktur dienet, ſind ihre Zwecke mit ihm geſichert."

Und kann Etwas vortrefflicher ſeyn, als daß alle Theile des großen Ganzen nur dadurch den Zweck der Natur befördern, daß ſie ihrem eignen getreu bleiben, daß ſie nicht zu der Harmonie beitragen wollen dürfen, ſondern daß ſie es müſſen. Dieſe Vorſtellung iſt ſo ſchön, ſo hinreißend, daß man ſchon dadurch allein bewogen wird —

„Sie einem Geiſte zu gönnen, wollen Sie ſagen? weil der ſelbſtſüchtige Menſch ſeinem Geſchlechte gern alles Gute und Schöne zutragen möchte, weil er den Schöpfer ſo gern in ſeiner Familie haben möchte. Geben Sie dem Kryſtalle das Vermögen der Vorſtellung, ſein höchſter Weltplan wird Kryſtalliſation, ſeine Gottheit die ſchönſte Form von Kryſtall ſeyn. Und müßte Dieß nicht ſo ſeyn? Hielte nicht jede einzelne Waſſerkugel ſo getreu und feſt an ihrem Mittelpunkte, ſo würde ſich nie ein Weltmeer bewegt haben."

Aber wiſſen Sie auch, gnädigſter Prinz, daß Sie bisher nur gegen ſich ſelbſt bewieſen haben? Wenn es wahr iſt, wie Sie ſagen, daß der Menſch nicht aus ſeinem Mittelpunkte weichen kann, woher Ihre eigene Anmaßung, den Gang der Natur zu beſtimmen? Wie können Sie es dann unternehmen, die Regel feſtſetzen zu wollen, nach der ſie handelt?

„Nichts weniger. Ich beſtimme Nichts, ich nehme ja nur hinweg, was die Menſchen mit ihr verwechſelt haben, was ſie aus ihrer eignen Bruſt genommen und durch prahleriſche Titel aufgeſchmückt haben."

Von hier an (ſ. Taſchenausgabe Bd. 10. S. 228), nämlich von den Worten: „Was mir vorher ging und was mir folgen wird" bis S. 230: „Soll ich es Ihnen geſtehen? Ich wünſchte zu ſinken, um dieſe Quelle meines Leidens auch mit der Kraft dazu zu zerſtören," iſt der Text der Thalia mit unſerm jetzigen gleich. Hierauf läuft das Geſpräch in der Thalia folgendermaßen weiter fort:

Ich konnte das Geſpräch noch nicht abgebrochen ſehen.

Gnädigſter Prinz, fing ich von Neuem an, hab ich Sie auch recht verſtanden? Der letzte Zweck des Menſchen iſt nicht im Menſchen, ſondern außer ihm? Er iſt nur um ſeiner Folgen willen vorhanden.

„Laſſen Sie uns dieſen Ausdruck vermeiden, der uns irre führt. Sagen Sie, er iſt da, weil die Urſachen ſeines Daſeyns da waren, und weil ſeine Wirkungen exiſtiren, oder, was eben ſo viel ſagt, weil die Urſachen, die ihm vorhergingen, eine Wirkung haben mußten, und die Wirkungen, die er hervorbringt, eine Urſache haben müſſen."

Wenn ich ihm alſo einen Werth beilegen will, ſo kann ich dieſen nur nach der Menge und Wichtigkeit der Wirkungen abwägen, deren Urſache er iſt?

„Nach der Menge ſeiner Wirkungen. Wichtig nennen wir eine Wirkung bloß, weil ſie eine größere Menge von Wirkungen nach ſich zieht. Der Menſch hat keinen andern Werth als ſeine Wirkungen.“

Derjenige Menſch alſo, in welchem der Grund mehrerer Wirkungen enthalten iſt, wäre der vortrefflichere Menſch?

„Unwiderſprechlich.“

Wie? So iſt zwiſchen dem Guten und Schlimmen kein Unterſchied mehr! So iſt die moraliſche Schönheit verloren!

„Das fürcht' ich nicht. Wäre Das, ſo wollte ich ſogleich gegen Sie verloren geben. Das Gefühl des moraliſchen Unterſchiedes iſt mir eine weit wichtigere Inſtanz als meine Vernunft — und nur alsdann fing ich an, an die letztere zu glauben, da ich ſie mit jenem unvertilgbaren Gefühle übereinſtimmend fand. Ihre Moralität bedarf einer Stütze, die meinige ruht auf ihrer eigenen Achſe.“

Lehrt uns nicht die Erfahrung, daß oft die wichtigſten Rollen durch die mittelmäßigſten Spieler geſpielt werden, daß die Natur die heilſamſten Revolutionen durch die ſchädlichſten Subjekte vollbringt. Ein Mahomet, ein Attila, ein Aurangzeb ſind ſo wirkſame Diener des Univerſums, als Gewitter, Erdbeben, Vulkane koſtbare Werkzeuge der phyſiſchen Natur. Ein Deſpot auf dem Thron, der jede Stunde ſeiner Regierung mit Blut und Elend bezeichnet, wäre alſo ein weit würdigeres Glied Ihrer Schöpfung als der Feldbauer in ſeinen Ländern, weil er ein wirkſameres iſt — ja was das Traurigſte iſt, er wäre eben durch Das vortrefflicher, was ihn zum Gegenſtande unſers Abſcheues macht, durch die größere Summe ſeiner Thaten, die alle fluchwürdig ſind — er hätte in eben dem Grade einen größern Anſpruch auf den Namen eines vortrefflichen Menſchen, als er unter die Menſchheit herabſinkt. Laſter und Tugend —

„Sehen Sie,“ rief der Prinz mit Verdruß, „wie Sie ſich von der Oberfläche hintergehen laſſen, und wie leicht Sie mir gewonnen geben! Wie können Sie behaupten, daß ein verwüſtendes Leben ein thätiges Leben ſey? Der Deſpot iſt das unnützlichſte Geſchöpf in ſeinen Staaten, weil er durch Furcht und Sorge die thätigſten Kräfte bindet und die ſchöpferiſche Freude erſtickt. Sein ganzes Daſeyn iſt eine fürchterliche Negative; und wenn er gar an das edelſte, heiligſte Leben greift und die Freiheit des Denkens zerſtört — hunderttauſend thätige Menſchen erſetzen in einem Jahrhunderte nicht, was ein Hildebrand, ein Philipp von Spanien in wenigen Jahren verwüſteten. Wie können Sie dieſe Geſchöpfe und Schöpfer der Verweſung durch Vergleichung mit jenen wohlthätigen Werkzeugen des Lebens und der Fruchtbarkeit ehren!“

Ich geſtehe die Schwäche meines Einwurfs — aber ſetzen wir anſtatt eines Philipps einen Peter den Großen auf den Thron, ſo können Sie doch nicht läugnen, daß dieſer in ſeiner Monarchie wirkſamer ſey als der Privatmann bei dem nämlichen Maß von Kräften und aller Thätigkeit, deren er fähig iſt. Das Glück iſt es alſo doch, was nach Ihrem Syſteme die Grade der Vortrefflichkeit beſtimmt, weil es die Gelegenheiten zum Wirken vertheilt!

„Der Thron wäre alſo nach Ihrer Meinung vorzugsweiſe eine ſolche Gelegenheit? Sagen Sie mir doch — wenn der König regiert, was thut der Philoſoph in ſeinen Reichen?“

Er denkt.

„Und was thut der König, wenn er regiert?"

Er denkt.

„Und wenn der wachſame Philoſoph ſchläft, was thut der wachſame König?"

Er ſchläft.

„Nehmen Sie zwei brennende Kerzen, eine davon ſtehe in einer Bauernſtube, die andere ſoll in einem prächtigen Saale einer fröhlichen Geſellſchaft leuchten. Was werden ſie beide?"

Sie werden leuchten.

„Aber eben Das ſpricht für mich — Beide Kerzen, nehmen wir an, brennen gleich lang und gleich helle, und verwechſelte man ihre Beſtimmung, ſo würde Niemand einen Unterſchied merken. Warum ſoll die eine darum vortrefflicher ſeyn, weil der Zufall ſie begünſtigte, in einem glänzenden Saale Pracht und Schönheit zu zeigen? warum ſoll die andere ſchlechter ſeyn, weil der Zufall ſie dazu verdammte, in einer Bauernhütte Armuth und Kummer ſichtbar zu machen? Und doch folgte Dieß nothwendig aus Ihrer Behauptung."

„Beide ſind gleich vortrefflich, aber beide haben auch gleichviel geleiſtet."

Wie iſt Das möglich? Da die in dem weiten Saale ſo viel mehr Licht ausgegoſſen hat als die andere? Da ſie ſo viel mehr Vergnügen verbreitet hat als die andere?

„Erwägen Sie nur, daß hier nur von der erſten Wirkung die Rede iſt, nicht von der ganzen Kette. Nur die nächſtfolgende Wirkung gehört der nächſtvorhergegangenen Urſache; nur ſo viele Theile der Lichtmaterie, als ſie unmittelbar berührte, ſetzte die brennende Kerze in Schwung. Und was ſollte nun die eine vor der andern voraus haben?

Können Sie aus einem jeden Centralpunkte nicht gleichviel Strahlen ziehen? Eben ſo viel aus Ihrem Augenſtern als aus dem Mittelpunkt der Erde? Entwöhnen Sie ſich doch, die großen Maſſen, die der Verſtand nur als ſolche Ganze zuſammenfaßt, in der wirklichen Welt auch als ſolche exiſtirende Ganze vorauszuſetzen. Der Feuerfunke, der in ein Pulvermagazin fällt, einen Thurm in die Luft ſprengt und hundert Häuſer verſchüttet, hat darum doch nur ein einziges Körnchen gezündet.“

Sehr gut, aber —

„Wenden wir Dieſes auf moraliſche Handlungen an. Wir gehen ſpazieren, und zwei Bettler ſollen uns begegnen. Ich gebe dem einen ein Stück Geld, Sie dem andern ein gleiches; der meinige betrinkt ſich von dem Gelde und begeht in dieſem Zuſtand eine Mordthat, der ihrige kauft einem ſterbenden Vater eine Stärkung und friſtet ihm damit das Leben. Ich hatte alſo durch eben die Handlung, wodurch Sie Leben gaben, Leben geraubt? — Nichts weniger. Die Wirkung meiner That hörte mit ihrer Unmittelbarkeit ſo wie die ihrige auf, meine Wirkung zu ſeyn.“

Wenn aber mein Verſtand dieſe Folgenreihe überſieht, und nur dieſe Ueberſicht mich zu der That beſtimmt — wenn ich dem Bettler dieſes Geld gab, um einem ſterbenden Vater das Leben damit zu friſten, ſo ſind doch alle dieſe Folgen mein, wenn ſie ſo eintreffen, wie ich ſie mir dachte.

„Nichts weniger. Vergeſſen Sie nur nie, daß Eine Urſache nur Eine Wirkung haben kann. Die ganze Wirkung, die Sie hervorbrachten, war, das Geldſtück aus Ihrer Hand in die Hand des Bettlers zu bringen. Dieß iſt von dieſer ganzen langen Kette von Wirkungen die einzige, die auf Ihre Rechnung kommt. Die Arznei wirkte als Arznei u. ſ. f. —

Sie ſcheinen verwundert. Sie glauben, daß ich Paradoxen behaupte, ein einziges Wort könnte uns vielleicht mit einander verſtandigen, aber wir wollen es lieber durch unſere Schlüſſe finden."

Aus dem Bisherigen, ſehe ich wohl, folgt, daß eine gute That an ihrer ſchlimmen Wirkung nicht Schuld iſt, und eine ſchlimme That nicht an ihrer vortrefflichen. Aber zugleich folgt auch daraus, daß weder die gute an ihrer guten Wirkung, noch die ſchlimme an ihrer ſchlimmen Schuld iſt, und daß alſo beide in ihren Wirkungen ganz gleich ſind. — Sie müßten denn die ſeltenen Falle ausnehmen wollen, wo die unmittelbare Wirkung zugleich auch die abgezweckte iſt.

„Eine ſolche unmittelbare gibt es gar nicht, denn zwiſchen jede Wirkung, die der Menſch außer ſich hervorbringt, und deren innere Urſache, oder den Willen, wird ſich eine Reihe gleichgültiger einſchieben, wenn es auch Nichts als Muskularbewegung ware. Sagen Sie alſo dreiſt, daß beide in ihren Wirkungen durchaus moraliſch einerlei, d. i. gleichgültig ſind." —

„Und wer wird Dieſes läugnen wollen? Der Dolchſtich, der das Leben eines Heinrichs IV. und eines Domitians endigt, ſind beide ganz die nämliche Handlung."

Recht, aber die Motive —

„Die Motive alſo beſtimmen die moraliſche Handlung. Und woraus beſtehen die Motive?"

Aus Vorſtellungen.

„Und was nennen Sie Vorſtellungen?"

Innere Handlungen oder Thätigkeiten des denkenden Weſens, die außeren Thatigkeiten korreſpondiren.

„Eine moraliſche Handlung iſt alſo eine Folge innerer Thätigkeiten, welche äußeren Veranderungen korreſpondiren?"

Ganz richtig.

„Wenn ich alſo ſage, die Begebenheit A. B. C iſt eine moraliſche Handlung, ſo heißt Dieß ſo viel, als der Reihe äußerer Veränderungen, welche dieſe Begebenheit A. B. C ausmachen, iſt eine Reihe innerer Veränderungen a. b. c vorhergegangen."

So iſt es.

„Die Handlungen a. b. c waren alſo bereits beſchloſſen, als die Handlungen A. B. C anfingen?"

Nothwendig.

Wenn alſo A. B. C auch nicht angefangen hätte, ſo wäre a. b. c darum nicht weniger geweſen. War nun die Moralität in a. b. c enthalten, ſo blieb ſie auch, wenn wir A. B. C ganz vertilgen."

Ich verſichere Sie, gnädigſter Herr — und ſo wäre Dasjenige, was ich für das erſte Glied in der Kette gehalten, das letzte darin geweſen. Als ich dem Bettler das Geld gab, war meine moraliſche Handlung ſchon ganz vorbei, ſchon ihr ganzer Werth oder Unwerth entſchieden.

„So mein' ich's. Trafen die Folgen ein, wie Sie ſie dachten, d. i. folgte A. B. C auf a. b. c, ſo war es Nichts weiter als eine gelungene gute Handlung. In dieſem äußern Strome hat der Menſch Nichts mehr zu ſagen, ihm gehört Nichts als ſeine eigene Seele. Sie ſehen daraus auf's Neue, daß der Monarch Nichts dem Privatmann voraus hat, denn auch er iſt ſo wenig Herr jenes Stroms als dieſer; auch bei ihm iſt das ganze Gebiet ſeiner Wirkſamkeit bloß innerhalb ſeiner eigenen Seele."

Aber dadurch wird Nichts verändert, gnädigſter Herr; denn auch die böſe Handlung hat ihre Motive wie die gute, d. i. ihre inneren Thätigkeiten, und nur um dieſer Motive willen nennen wir ſie ja böſe. Setzen Sie alſo den Zweck und den Werth des Menſchen in die Summe ſeiner Thätigkeiten, ſo ſehe ich immer noch nicht, wie Sie die Moralität aus ſeinem Zwecke herausbringen, und meine vorigen Einwürfe kehren zurück.

„Laſſen Sie uns hören. Schlimm oder Gut, ſind wir übereingekommen, ſeyen Prädikate, die eine Handlung erſt in der Seele erlange."

Das iſt erwieſen.

„Laſſen wir alſo zwiſchen die äußere Welt und das denkende Weſen eine Scheidewand fallen, ſo erſcheint uns die nämliche Handlung außerhalb derſelben gleichgültig, innerhalb derſelben nennen wir ſie ſchlimm oder gut."

Richtig.

„Moralität iſt alſo eine Beziehung, die nur innerhalb der Seele, außer ihr nie gedacht werden kann, ſo wie z. B. die Ehre eine Beziehung iſt, die dem Menſchen nur innerhalb der bürgerlichen Geſellſchaft zukommen kann."

Ganz recht.

„Sobald wir uns eine Handlung als in der Seele vorhanden denken, ſo erſcheint ſie uns als die Bürgerin einer ganz andern Welt, und nach ganz andern Geſetzen müſſen wir ſie richten. Sie gehört einem eigenen Ganzen zu, das ſeinen Mittelpunkt in ſich ſelbſt hat, aus welchem Alles fließt, was es gibt, gegen welchen Alles ſtrömt, was es empfangt. Dieſer Mittelpunkt oder dieſes Prinzipium iſt, wie wir vorhin übereingekommen ſind, nichts anders als der inwohnende Trieb, alle ſeine Kräfte zum Wirken zu bringen, oder was eben ſo viel ſagt, zur höchſten Kundmachung ſeiner Exiſtenz zu gelangen. In dieſen Zuſtand ſetzen wir die Vollkommenheit des moraliſchen Weſens, ſo wie wir eine Uhr vollkommen nennen, wenn alle Theile, woraus der Künſtler ſie zuſammenſetzte, der Wirkung entſprechen, um derentwillen er ſie zuſammenſetzte, wie wir ein muſikaliſches Inſtrument vollkommen nennen, wenn alle Theile deſſelben an ſeiner höchſten Wirkung den höchſten Antheil nehmen, deſſen ſie fähig und um deſſenwillen ſie vereinigt ſind. Das Verhältniß nun, in welchem die Thätigkeiten des moraliſchen Weſens zu dieſem Principium ſtehen, bezeichnen wir mit dem Namen der Moralität; und eine Handlung iſt moraliſch gut oder moraliſch böſe, je nachdem ſie ſich jenem nähert oder von ihm entfernt, es befördert oder hindert. Sind wir darüber einig?"

Vollkommen.

„Da nun jenes Prinzipium kein anderes iſt, als die vollſtändigſte Thätigkeit aller Kräfte im Menſchen, ſo iſt eine gute Handlung, wobei mehr Kräfte thätig waren, eine ſchlimme, wobei weniger thätig waren?"

Hier, gnädigſter Herr, laſſen Sie uns inne halten. Dieſem nach käme eine kleine Wohlthat, die ich reiche, in der moraliſchen Rangordnung ſehr tief unter das jahrelange Komplott der Bartholomäusnacht zu ſtehen, oder die Verſchwörung des Cueva gegen Venedig.

Der Prinz verlor hier die Geduld. „Wann werd' ich Ihnen doch begreiflich machen können," fing er an, „daß die Natur kein Ganzes kennt? Stellen Sie zuſammen, was zuſammen gehört. War jenes Komplott eine Handlung, oder nicht vielmehr eine Kette von Hunderttauſenden? — und von hunderttauſend Mangelhaften, gegen welche ihre kleine Wohlthat noch immer im Vortheile ſtehet. Der Trieb der Menſchenliebe ſchlief bei allen, der bei der Ihrigen thätig war. Aber wir kommen ab. Wo blieb ich?"

Eine gute Handlung ſey, wobei mehr Kräfte thätig waren, und umgekehrt.

„Und dadurch alſo, daß weniger Kräfte bei ihr thätig waren, wird eine ſchlimme Handlung ſchlimm, und ſo umgekehrt?“

Ganz begreiflich.

„Bei einer ſchlimmen Handlung wird alſo nur verneinet, was bei einer guten bejahet wird?“

So iſt's.

„Ich kann alſo nicht ſagen, es gehörte ein böſes Herz dazu, dieſe That zu begehen, ſo wenig als ich ſagen kann, es gehörte ein Kind und nicht ein Mann dazu, dieſen Stein aufzuheben?“

Sehr wahr. Ich ſollte vielmehr ſagen, es mußte ſo viel gutes Herz fehlen, um dieſe That zu begehen.

„Laſter iſt alſo nur die Abweſenheit von Tugend, Thorheit die Abweſenheit von Verſtand, ein Begriff ungefähr, wie Schatten oder Stille?“

Ganz richtig.

„So wenig alſo, als man logiſch richtig ſagen kann, es iſt Leere, Stille, Finſterniß vorhanden, ſo wenig gibt es ein Laſter im Menſchen, und überhaupt alſo in der ganzen moraliſchen Welt?“

Das iſt einleuchtend.

„Wenn es alſo kein Laſter im Menſchen gibt, ſo iſt Alles, was in ihm thätig iſt, Tugend, d. i. es iſt gut, eben ſo wie Alles tönt, was nicht ſtill iſt, Alles Licht hat, was nicht im Schatten ſteht?“

Das folgt.

„Jede Handlung alſo, die der Menſch begeht, iſt alſo dadurch, daß es eine Handlung iſt, etwas Gutes?“

Nach allem Vorhergegangenen.

„Und wenn wir eine ſchlimme Handlung von einem Menſchen ſehen, ſo iſt dieſe Handlung gerade das einzige Gute, was wir in dieſem Augenblick an ihm bemerken."

Das klingt ſonderbar.

„Laſſen Sie uns ein Gleichniß zu Hülfe nehmen. Warum nennen wir einen trüben, nebligen Wintertag einen traurigen Anblick? Iſt es darum, weil wir eine Schneelandſchaft an ſich ſelbſt widrig finden? Nichts weniger; könnte man ſie in den Sommer verpflanzen, ſie würde ſeine Schönheit erheben. Wir nennen ihn traurig, weil dieſer Schnee und dieſer Nebelduft nicht da ſeyn konnten, wenn eine Sonne geſchienen hätte, ſie zu zertheilen, weil ſie mit den ungleich größern Reizen des Sommers unvereinbar ſind. Der Winter iſt uns alſo ein Uebel, nicht weil ihm alle Genüſſe mangeln, ſondern weil er größere ausſchließt."

Vollkommen anſchaulich.

„Eben ſo mit moraliſchen Weſen. Wir verachten einen Menſchen, der aus dem Treffen fliehet und dem Tode dadurch entgeht, nicht, weil uns der wirkſame Trieb der Selbſterhaltung mißfiele, ſondern weil er dieſem Triebe weniger würde nachgegeben haben, wenn er die herrliche Eigenſchaft des Muthes beſeſſen hätte. Ich kann die Herzhaftigkeit, die Liſt des Raubers bewundern, der mich beſtiehlt, ihn ſelbſt nenne ich laſterhaft, weil ihm die ungleich ſchönere Eigenſchaft der Gerechtigkeit mangelt. So kann mich eine Unternehmung in Erſtaunen ſetzen, die der Ausbruch einer Jahre lang verhaltenen thätigen Rachſucht iſt; aber ich nenne ſie verabſcheuungswürdig, weil ſie mir einen Menſchen zeigt, der ganze Jahre leben konnte, ohne ſeinen Mitmenſchen zu lieben. Ich ſchreite mit Unwillen über ein Schlachtfeld hinweg, nicht weil ſo viele Leben hier verweſen — Peſt und Erdbeben hätten noch mehr thun können, ohne mich gegen ſich aufzubringen — auch nicht weil ich die Kraft, die Kunſt, den Heldenmuth nicht vortrefflich fände, die dieſe Krieger zu Boden ſtreckten — ſondern, weil mir dieſer Anblick ſo viele tauſend Menſchen in's Gedächtniß bringt, denen die Menſchlichkeit fehlte."

Vortrefflich.

„Daſſelbe gilt von den Graden der Moralität. Eine ſehr künſtliche, ſehr fein erſonnene, mit Beharrlichkeit verfolgte, mit Muth ausgeführte Bosheit hat etwas Glänzendes an ſich, das ſchwache Seelen oft zur Nachahmung reizt, weil man ſo viele große und ſchöne Kräfte in ihrer ganzen Fülle dabei wirkſam findet. Und doch nennen wir dieſe Handlung ſchlimmer als eine ähnliche bei einem geringeren Maß von Geiſt, und ſtrafen ſie ſtrenger, weil ſie uns jenen Mangel der Gerechtigkeit in ihrer größern Motivenreihe häufiger erkennen läßt. Wird ſie vollends noch an einem Wohlthäter verübet, ſo empört ſie darum unſer ganzes Gefühl, weil die Gelegenheiten, den Trieb der Liebe in Bewegung zu ſetzen, in dieſem Falle häufiger waren, und wir alſo die Entdeckung, daß dieſer Trieb unwirkſam geblieben, häufiger dabei wiederholen."

Klar und einleuchtend.

„Auf unſere Frage zurückzukommen. Sie geben mir alſo zu, daß es nicht die Thätigkeiten der Kräfte ſind, die das Laſter zum Laſter machen, ſondern ihre Unthätigkeit."

Vollkommen.

„Die Motive ſind aber ſolche Thätigkeiten; es iſt alſo unrichtig geredet, eine Handlung ihrer Motive wegen laſterhaft zu nennen. Nichts weniger! Ihre Motive ſind das einzige Gute, das ſie hat; ſie iſt nur böſe um derjenigen willen, die ihr mangeln."

Unwiderſprechlich.

„Aber wir hätten dieſen Beweis noch kürzer führen können. Würde der Laſterhafte aus dieſen Motiven handeln, wenn ſie ihm nicht einen Genuß gewährten? Genuß allein iſt es, was moraliſche Weſen in Bewegung ſetzt; und nur das Gute, wiſſen wir ja, kann Genuß gewähren."

Ich bin befriedigt. Aus dem Bisherigen folgt unwiderſprechlich, daß z. B. ein Menſch von hellem Geiſt und wohlwollendem Herzen nur darum ein beſſerer Menſch iſt, als ein andrer von eben ſo viel Geiſt und einem minder wohlthätigen Herzen, weil er ſich dem Maximum innerer Thätigkeit mehr nähert. Aber eine andere Bedenklichkeit ſteigt in mir auf. Geben Sie einem Menſchen die Eigenſchaften des Verſtandes, des Muths, der Tapferkeit u. ſ. f. in einem vorzüglich hohen Grade, und laſſen Sie ihm nur die einzige Eigenſchaft, die wir gutes Herz nennen, mangeln — werden Sie ihn einem Andern vorziehen, der jene Eigenſchaften in einem niedrigern Grade, dieß letztere aber in ſeinem größten Umfang beſitzet? Unſtreitig iſt jener ein weit thätigerer Menſch als dieſer, und da nach Ihnen die Thätigkeit der Kräfte den moraliſchen Preis beſtimmt, ſo würde alſo Ihr Urtheil für ihn ausfallen und mit dem gewöhnlichen Urtheil der Menſchen in einem Widerſpruche ſich befinden.

„Es würde unfehlbar ſehr übereinſtimmend damit ſeyn. Ein Menſch, deſſen Verſtandeskräfte in einem hohen Grade thätig ſind, wird eben ſo gewiß auch ein vortreffliches Herz beſitzen, als er Das, was er an ſich ſelbſt liebet, an einem Andern nicht haſſen kann. Wenn die Erfahrung dagegen zu ſtreiten ſcheint, ſo hat man entweder zu freigebig von ſeinem Verſtande, oder von moraliſcher Güte zu eingeſchränkt geurtheilt. Ein großer Geiſt mit einem empfindenden Herzen ſteht in der Ordnung der Weſen eben ſo hoch über dem geiſtreichen Böſewicht, als der Dummkopf mit einem weichen, man ſagt beſſer weichlichen Herzen unter dieſem ſteht."

Aber ein Schwärmer und einer von der heftigen Art iſt doch offenbar ein thätigeres Weſen, als ein Alltagsmenſch mit phlegmatiſchem Blut und beſchränkten Sinnen?

„Bei einem noch ſo phlegmatiſchen beſchränkten Alltagsmenſchen kommt doch jede Kraft zum Wirken, weil keine von der andern verdrängt wird. Er iſt ein Menſch im geſunden Schlafe; der Schwärmer iſt einem Phreneticſchraſenden gleich, der ſich in wüthenden Konvulſionen wirft, wenn die Lebenskraft bereits in den äußerſten Arterien aufhört. — Haben Sie noch eine Einwendung?"

Ich bin mit Ihnen überzeugt, daß die Moralität des Menſchen in dem Mehr oder Weniger ſeiner innern Thätigkeit enthalten iſt.

„Erinnern Sie ſich nun, fuhr der Prinz fort, daß wir dieſe ganze Unterſuchung im geſchloſſenen Bezirk der menſchlichen Seele angeſtellt haben, daß wir ſie von der äußern Reihe der Dinge durch eine Scheidewand getrennt und innerhalb dieſes nie überſchrittenen Kreiſes den ganzen Bau der Moralität aufgeführt haben. Wir haben zugleich gefunden, daß ſeine Glückſeligkeit vollkommen mit ſeiner moraliſchen Vortrefflichkeit aufgehe, daß ihm alſo für die letztere eben ſo wenig Etwas zu fordern bleibe, daß ihm auf eine erſt zu erreichende Vollkommenheit eben ſo wenig ein Genuß voraus zugetheilt werden könne, als daß eine Roſe, die heute blühet, erſt im folgenden Jahre dadurch ſchön ſey, als daß ein Mißgriff auf dem Klavier erſt in das nächſtkommende Spiel ſeinen

Mißlaut einmiſchen kann. Es wäre eben ſo denkbar, daß der Glanz der Sonne in den heutigen Mittag und ihre Wärme in den folgenden fiele, als daß die Vortrefflichkeit des Menſchen in dieſe Welt und ſeine Glückſeligkeit in die andere fallen könnte. — Iſt Ihnen Dieſes erwieſen?“

Ich weiß Nichts dagegen zu antworten.

„Das moraliſche Weſen iſt alſo in ſich ſelbſt vollendet und beſchloſſen, wie das, welches wir zum Unterſchied davon das organiſche nennen, beſchloſſen durch ſeine Moralität, wie dieſes durch ſeinen Bau, und dieſe Moralität iſt eine Beziehung, die von Dem, was außer ihm vorgeht, durchaus unabhängig iſt.“

Dieß iſt erwieſen.

„Es umgebe mich alſo was da wolle, der moraliſche Unterſchied bleibt.“

Ich ahne, wo Sie hinaus wollen, aber —

„Es ſey alſo ein vernünftig geordnetes Ganze, eine unendliche Gerechtigkeit und Güte, eine Fortdauer der Perſönlichkeit, ein ewiger Fortſchritt — aus der moraliſchen Welt läßt ſich Dieſes wenigſtens nicht mit größerer Bündigkeit erweiſen, als aus der phyſiſchen. Um vollkommen zu ſeyn, um glücklich zu ſeyn, bedarf das moraliſche Weſen keiner neuen Inſtanz mehr — und wenn es eine erwartet, ſo kann ſich dieſe Erwartung wenigſtens nicht mehr auf eine Forderung gründen. Was mit ihm werde, muß ihm für ſeine Vollkommenheit gleichviel ſeyn, ſo wie es der Roſe — um ſchön zu ſeyn — gleichviel ſeyn muß, ob ſie in einer Wüſte oder in fürſtlichen Gärten, ob dem Buſen eines lieblichen Mädchens, oder dem verzehrenden Wurm entgegen blühet.“

Paßt dieſe Vergleichung?

„Vollkommen; denn ich ſage hier ausdrücklich: um ſchön zu ſeyn, dort um glücklich zu ſeyn — nicht: um vorhanden zu ſeyn! Dieß Letzte gehört für eine neue Unterſuchung, und ich will das Geſpräch nicht verlängern."

Ich kann Sie doch noch nicht ganz losgeben, gnädigſter Prinz. Sie haben — und mir däucht unumſtößlich — bewieſen, daß der Menſch nur moraliſch ſey, in ſo fern er in ſich ſelbſt thätig ſey — aber Sie behaupteten vorhin, daß er nur Moralität habe, um außer ſich zu wirken.

„Sagen Sie, nur außer ſich wirkſam ſey, weil er Moralität hat. Ihre „Damit" verwirren uns. Ich kann Ihre Zwecke nicht leiden."

Hier kommt es auf Eins. Es hieße alſo, daß er nur in ſo fern den Grund der meiſten Wirkungen außer ſich enthalte, in ſo fern er den höchſten Grad ſeiner Moralität erreiche. Und dieſen Beweis ſind Sie mir noch ſchuldig.

„Können Sie ihn aus dem Bisherigen nicht ſelbſt führen? Der Zuſtand der höchſten innern Wirkſamkeit ſeiner Kräfte, iſt es nicht derſelbe, in welchem er auch die Urſache der meiſten Wirkungen außer ſich ſeyn kann?"

Seyn kann, aber nicht ſeyn muß — denn haben Sie nicht ſelbſt zugeſtanden, daß eine unwirkſam gebliebene gute That ihrem moraliſchen Werth Nichts benehme?

„Nicht bloß zugeſtanden, ſondern als höchſt nothwendig feſtgeſetzt! — Wie ſchwer ſind Sie doch von einer irrigen Vorſtellung zurückzubringen, die ſich einmal Ihrer bemächtigt hat. Dieſer anſcheinende Widerſpruch, daß die äußeren Folgen einer moraliſchen That für ihren Werth höchſt gleichgültig ſeyn, und daß der ganze Zweck ſeines Daſeyns dennoch nur in ſeinen Folgen nach Außen liege, verwirrt Sie immer. Nehmen Sie an, ein großer Virtuoſe ſpiele vor einer zahlreichen aber rohen Geſellſchaft, ein Stümper komme dazwiſchen und entführe ihm ſeinen ganzen Hörſaal — Welchen werden Sie für den Nützlicheren erklären?“

Den Virtuoſen, verſteht ſich; denn derſelbe Künſtler wird ein ander Mal feinere Ohren ergötzen.

„Und würde er Dieſes wohl, wenn er die Kunſt nicht beſäße, die damals verloren ging, und die er damals übte?“

Schwerlich.

„Und wird ſein Nebenbuhler jemals diejenige Wirkung hervorbringen, die er hervorbrachte?“

Diejenige nicht, aber

„Aber vielleicht eine größere bei ſeinem größern Haufen, wollen ſie ſagen? Können Sie im Ernſte zweifelhaft ſeyn, ob ein Künſtler, der einen Kreis fühlender Menſchen und geiſtreicher Kenner zu bezaubern gewußt hat, mehr gethan habe, als jener Stümper in ſeinem ganzen Leben? Daß eine Empfindung vielleicht, die er erweckte, in einer feinen Seele ſich zu Thaten erhöhte, die nachher für eine Million nützlich wurden? Daß ſie ſich vielleicht als das einzige noch fehlende Glied an eine wichtige Kette anſchloß und einem herrlichen Vorhaben die Krone aufſetzte? — Auch jener Stümper, das räume ich ein, kann fröhliche Menſchen machen — auch der Menſch, der ſeine moraliſche Krone verlor, wird noch wirken, eben ſo wie eine Frucht, an welcher die Fäulniß nagt, noch ein Mahl für Vögel und Würmer ſeyn kann; aber ſie wird nie mehr gewürdigt, einen reizenden Mund zu berühren.“

Laſſen Sie aber jenen Künſtler in einer Wüſte ſpielen, dort leben und ſterben. Ich darf ſagen, ſeine Kunſt belohnt ihn; auch wo kein Ohr ſeine Töne auffängt, iſt er ſein eigner Hörer und genießt in den Harmonien, die er hervorbringt, die noch herrlichere Harmonie ſeines Weſens. Dieß dürfen Sie aber nicht ſagen. Ihr Künſtler muß Hörer haben, oder er iſt umſonſt da geweſen.

„Ich verſtehe Sie — aber Ihr gegebener Fall kann nie Statt finden. Mein moraliſches Weſen iſt in einer Wüſte; wo es lebt und webet, berührt es ein umgränzendes All. Die Wirkung, die es leiſtet, wär' es auch nur dieſe einzige, wiſſen wir, konnte nur dieſes Weſen und kein anderes leiſten, und es konnte dieſe Wirkung nur vermöge ſeiner ganzen Beſchaffenheit leiſten. Wenn unſer Virtuoſe auch nur Einmal zum Spielen gelangte, ſo geſtehen Sie mir doch ein, daß er gerade dieſer Künſtler ſeyn mußte, der er war, daß er, um Dieſes zu ſeyn, gerade durch ſo viele Grade der Uebung und Kunſtfertigkeit gegangen ſeyn mußte, als er wirklich durchwandert hatte, und daß alſo ſein ganzes vorhergegangenes Künſtlerleben an dieſem Augenblick des Triumphes Theil nimmt. War jener erſte Brutus zwanzig Jahre unnützlich, weil er zwanzig Jahre den Blödſinnigen ſpielte? Seine erſte That war die Gründung einer Republik, die noch jetzt als die größte Erſcheinung in der Weltgeſchichte daſteht. Und ſo wäre es denkbar, daß meine Nothwendigkeit oder Ihre Vorſehung einen Menſchen ein ganzes Menſchenalter lang ſchweigend einer That zubereitet hätte, die ſie ihm erſt in ſeiner letzten Stunde abforderte."

So ſcheinbar Dieſes klingt — mein Herz kann ſich nicht an die Idee gewöhnen, daß alle Kräfte, alle Beſtrebungen des Menſchen nur für ſeinen Einfluß in dieſer Zeitlichkeit arbeiten ſollen. Der große, patriotiſche, erfahrene Staatsmann, der heute vom Ruder geſtürzt wird, trägt alle ſeine erworbenen Kenntniſſe, ſeine geübten Kräfte, ſeine zeitigenden Plane in ſein vergeſſenes Privatleben hinein, worin er ſtirbt. Vielleicht hatte er nur noch den letzten Stein an die Pyramide zu ſetzen, die hinter ihm zuſammenſtürzt, die ſeine Nachfolger ganz von dem unterſten Steine wieder anfangen müſſen. Mußte er in funfzig Lebensjahren, mußte er während ſeiner anſtrengenden Reichsverwaltung nur für die unthätige Stille ſeines Privatlebens ſammeln? Daß er durch dieſe Verwaltung ſeine Wirkung erfüllt habe, dürfen Sie mir nicht antworten. Wenn der Einfluß in dieſe Welt die ganze Beſtimmung des Menſchen erſchöpft, ſo muß ſein Daſeyn zugleich mit ſeiner Wirkung aufhören.

„Ich verweiſe Sie an das ſprechende Beiſpiel der phyſiſchen Natur, von der Sie mir doch einräumen müſſen, daß ſie nur für die Zeitlichkeit arbeite. Wie viele Keime und Embryonen, die ſie mit ſo viel Kunſt und Sorgfalt zum künftigen Leben zuſammenſetzte, werden wieder in das Elementenreich aufgelöst, ohne je zur Entwicklung zu gedeihen. — Warum ſetzte ſie ſie zuſammen? In jedem Menſchenpaare ſchläft, wie in dem erſten, ein ganzes Menſchengeſchlecht; warum ließ ſie aus ſo viel Millionen nur ein einziges werden? So gewiß ſie auch dieſe verderbenden Keime verarbeitet, ſo gewiß werden auch alle moraliſchen Weſen, bei denen ſie einen höhern Zweck zu verlaſſen ſchien, früher oder ſpäter in denſelbigen eintreten. Ergründen zu wollen, wie ſie eine einzelne Wirkung durch die ganze Kette fortpflanzt, würde eine kindiſche Anmaßung verrathen. Oft, ſehen wir, läßt ſie den Faden einer That, einer Begebenheit plötzlich fallen, den ſie drei Jahrtauſende nachher eben ſo plötzlich wieder aufnimmt, verſenkt in Calabrien die Künſte und Sitten des achtzehnten Jahrhunderts, um ſie vielleicht im dreißigſten dem verwandelten Europa wieder zu zeigen, ernährt viele Menſchenalter lang geſunde Nomadenhorden auf den tartariſchen Steppen, um ſie einſt dem ermattenden Süden als friſches Blut zuzuſenden, wie ſie auf ihrem phyſiſchen Gange das Meer über Hollands und Seelands Küſten wirft, um vielleicht eine Inſel im fernen Amerika zu entblößen! Aber auch im Einzelnen und im Kleinen fehlt es an ſolchen Winken nicht ganz. Wie oft thut die Mäßigkeit eines Vaters, der längſt nicht mehr iſt, an einem genievollen Sohne Wunder! Wie oft ward ein ganzes Leben vielleicht nur gelebt, um eine Grabſchrift zu verdienen, die in die Seele eines ſpäten Nachkömmlings einen Feuerſtrahl werfen ſoll! — Weil vor Jahrhunderten ein verſcheuchter Vogel auf ſeinem Fluge einige Samenkörner da niederfallen ließ, blüht für ein landendes Volk auf einem wüſten Eiland eine Ernte — und ein moraliſcher Keim ging in einem ſo furchtbaren Erdreich verloren!"

O beſter Prinz! Ihre Beredſamkeit begeiſtert mich zum Kampfe gegen Sie ſelber. So viel Vortrefflichkeit können Sie Ihrer fühlloſen Nothwendigkeit gönnen, und wollen nicht lieber einen Gott damit glücklich machen? Sehen Sie in der ganzen Schöpfung umher. Wo irgend nur ein Genuß bereitet liegt, finden Sie ein genießendes Weſen — und dieſer unendliche Genuß, dieſes Mahl von Vollkommenheit ſollte durch die ganze Ewigkeit leer ſtehen!

„Sonderbar!" ſagte der Prinz nach einer tiefen Stille; „worauf Sie und Andere ihre Hoffnungen gründen, eben das hat die meinigen umgeſtürzt — eben dieſe geahnete Vollkommenheit der Dinge. Wäre nicht Alles ſo in ſich beſchloſſen, ſäh' ich auch nur einen einzigen verunſtaltenden Splitter aus dieſem ſchönen Kreiſe herausragen, ſo würde mir das die Unſterblichkeit beweiſen. Aber Alles, was ich ſehe und bemerke, fällt zu dieſem ſichtbaren Mittelpunkt zurück, und unſre edelſte Geiſtigkeit iſt eine ſo ganz unentbehrliche Maſchine, dieſes Rad der Vergänglichkeit zu treiben.“

Ich begreife Sie nicht, gnädigſter Prinz. Ihre eigne Philoſophie ſpricht Ihnen das Urtheil: wahrlich, Sie ſind dem reichen Manne gleich, der bei allen ſeinen Schätzen darbt. Sie geſtehen, daß der Menſch Alles in ſich ſchließe, um glücklich zu ſeyn, daß er ſeine Glückſeligkeit nur allein durch das erhalten könne, was er beſitzt, und Sie ſelbſt wollen die Quelle ihres Unglücks außer ſich ſuchen. Sind Ihre Schlüſſe wahr, ſo iſt es ja nicht möglich, daß Sie auch nur mit einem Wunſche über dieſen Ring hinausſtreben, in welchem Sie den Menſchen gefangen halten.

„Das eben iſt das Schlimme, daß wir nur moraliſch vollkommen, nur glücklich ſind, um brauchbar zu ſeyn, daß wir unſern Fleiß, aber nicht unſre Werke genießen. Hundert tauſend arbeitſame Hände trugen die Steine zu den Pyramiden zuſammen — aber nicht die Pyramide war ihr Lohn. Die Pyramide ergötzte das Auge der Könige, und die fleißigen Sklaven fand man mit dem Lebensunterhalt ab. Was iſt man dem Arbeiter ſchuldig, wenn er nicht mehr arbeiten kann, oder nichts mehr für ihn zu arbeiten ſeyn wird? Was dem Menſchen, wenn er nicht mehr zu brauchen iſt?“

Man wird ihn immer brauchen.

„Auch immer als ein denkendes Weſen?“

Hier unterbrach uns ein Beſuch — und ſpät genug werden Sie denken. Verzeihung, liebſter O., für dieſen ewig langen Brief. Sie wollten alle Kleinigkeiten des Prinzen erfahren, und darunter kann ich doch wohl auch ſeine Moralphiloſophie rechnen. Ich weiß, der Zuſtand ſeines Geiſtes iſt Ihnen wichtig, und ſeine Handlungen ſind Ihnen nur wegen jenes wichtig. Darum ſchrieb ich alles auch getreulich nieder, was mir aus dieſer Unterredung im Gedächtniß geblieben iſt.

Hierauf folgen nun die beibehaltenen Schlußworte (ſ. Taſchenausgabe Bd. 10, S. [illegible]): „Hier unterbrach uns ein Beſuch — Künftig werde ich Sie von einer Neuigkeit unterhalten, die Sie wohl ſchwerlich auf ein Geſpräch, wie das heutige, erwarten dürfen.“ Dem Satze — „im Gedächtniß geblieben iſt,“ iſt aber unter dem Texte noch folgende Entſchuldigung beigefügt:

Und auch ich bitte meine Leſer um Verzeihung, daß ich dem guten Baron F... ſo getreulich nachgeſchrieben habe. Wenn mir ſchon die Entſchuldigung, die Letzterer bei ſeinem Freund hatte, bei dem Leſer nicht zu Gute kommt, ſo hab' ich dafür eine andere, die der Baron F... nicht hatte, und die mir bei dem Leſer alles gelten muß. Der Baron F... konnte namlich nicht vorherſehen, was für Einfluß die Philoſophie des Prinzen einmal auf ſein künftiges Schickſal haben könnte. Das weiß ich aber, und darum ließ ich auch alles weislich ſo ſtehen, wie ich's fand. Dem Leſer, der Geiſter hier zu ſehen gehofft hat, verſichere ich, daß noch welche kommen, aber er ſieht ſelbſt, daß ſie bei einem ſo ungläubigen Menſchen, als der Prinz von *** dermalen noch iſt, gar nicht angewandt ſeyn würden. S.

Eine andere nachzutragende Stelle gehört zu S. [illegible], wo der Prinz erzählt, wie er zuerſt die ſchöne Griechin kennen lernte, nach den Worten: „Dieß beſtürzte mich — ich ſchlug die Augen zu Boden, und man rauſchte an mir vorüber“ bis zu dem Satze: „Ueber das Letzte glaubte ich den Prinzen beruhigen zu können!“ Die Stelle heißt:

„Ich ſehe ſie den langen Kirchgang hinunter gehen. Die ſchöne Geſtalt iſt aufgerichtet — Welche liebliche Majeſtät! Welcher Adel im Gange! Das vorige Weſen iſt es nicht mehr; neue Grazien, eine ganz neue Erſcheinung. Langſam gehen ſie hinab; ich folge von Weitem und ſchüchtern, ungewiß, ob ich es wagen ſoll, ſie einzuholen? ob ich es nicht ſoll? — Wird ſie mir keinen Blick mehr ſchenken? Schenkte ſie mir einen Blick, da ſie an mir vorüber ging, und ich die Augen nicht zu ihr aufſchlagen konnte? — O, wie beunruhigte mich dieſer Zweifel!“

„Sie ſtehen ſtille, und — ich kann keinen Fuß von der Stelle ſetzen. Die ältliche Dame, ihre Mutter, oder was ſie ihr ſonſt war, bemerkt die Unordnung in den ſchönen Haaren, und iſt geſchäftig, ſie zu verbeſſern, indem ſie ihr den Paraſol zu halten gibt. O, wie viel Unordnung wünſcht' ich dieſen Haaren, und wie viel Ungeſchicklichkeit dieſen Händen! — “

„Die Toilette iſt gemacht, und man nähert ſich der Thüre. Ich beſchleunige meine Schritte — Eine Hälfte der Geſtalt verſchwindet — und wieder eine — nur noch der Schatten ihres zurückfliegenden Kleides — Sie iſt weg — Nein! Sie kommt wieder. Eine Blume fiel aus ihrem Haar, ſie bückt ſich nieder, ſie aufzuheben — ſie ſieht noch einmal zurück und nach mir — wen ſonſt kann ihr Auge in dieſen todten Mauern ſuchen? Alſo war ich ihr kein fremdes Weſen mehr — auch mich hat ſie zurückgelaſſen, wie ihre Blume — Lieber F..., ich ſchäme mich, es Ihnen zu ſagen, wie kindiſch ich dieſen Blick auslegte — der vielleicht nicht einmal mein war!“

Die Philoſophiſchen Briefe.

(1786 und 1789.)

Dieſe Briefe, welche bis auf den letzten Brief des **Raphael** an **Julius** im Jahr 1786 zu gleicher Zeit mit dem Anfang des Geiſterſehers geſchrieben wurden, bieten keine Varianten dar. Ich erwähne ihrer hier nur deßhalb, weil dieſer letzte 1789 im ſiebenten Hefte der Thalia S. 110 ff. zuerſt gedruckte Brief die Worte: „wird fortgeſetzt" unter ſich hat und mit K. unterzeichnet iſt. Man hat dieſe Briefe daher als ein Fragment anzuſehen, und den Buchſtaben K. muß man wohl auf Körner deuten (ſiehe Schillers Leben Th. 2. S. [illegible] ff.), der an dem Ideenwechſel oder der Abfaſſung dieſes letzten Briefes einigen Antheil gehabt haben mochte. Ohne Zweifel dachte der Verfaſſer unter jenen beiden Freunden, die er in der Vorerinnerung nennt (ſ. Taſchenausgabe Bd. 10. S. [illegible]), ſich ſelbſt und ſeinen Körner.

Verſchwörung des Marquis von Bedemar gegen die Republik Venedig im Jahre 1618.

Nach St. Real.

(1787.)

Die Republik Venedig war unter allen italieniſchen Staaten ihrem Freiheitsſyſtem am treueſten geblieben, und ihr kluges und ſtandhaftes Betragen hatte ſie von jeher vor den päpſtlichen Anmaßungen geſchützt. Endlich waren die

Päpſte durch die Erſchütterungen, welche die Reformation verurſachte, und durch die politiſche Verbindung der europäiſchen Staaten ſchon ziemlich belehrt worden, daß es Zeit wäre, von der Höhe ihres geiſtlichen Deſpotismus herunter zu ſteigen und den Grundſätzen Gregors VII. zu entſagen, als zu Anfang des ſiebenzehnten Jahrhunderts Paul V. in Verſuchung kam, ſie gegen Venedig wieder hervorzurufen. Ein Vorfall, bei welchem die geiſtliche und weltliche Gerichtsbarkeit zuſammenſtieß, veranlaßte dieſen Angriff. Die ſtrenge und ſchnelle Juſtiz, welche eine der wichtigſten Grundlagen dieſer Republik macht, hatte nicht erſt auf den Papſt gewartet, um die Verbrechen einiger Geiſtlichen zu beſtrafen. Paul rächte den Frevel mit Bannflüchen und Interdikten, aber ſeine Pfeile prallten von ihrem Ziele zurück. Die Mönche und Geiſtlichen, vorzüglich die Jeſuiten, welche in jedem Lande eine Art von ſtehender Armee des Papſtes abgaben, wurden aus dem venetianiſchen Gebiet verbannt. Indeſſen konnte dieſer Streit, ſo tapfer er auch beſtanden wurde, unangenehme Folgen für die Venetianer haben, da ihre Feinde Miene machten, ſich hineinzumiſchen. Aber Heinrich IV., um welchen ſich die Republik bei ſeinen Kriegen um die franzöſiſche Krone manches Verdienſt erworben hatte, nahm ſich in dieſem Vorfall ihrer an, und der Streit wurde durch ſeine Vermittelung beigelegt. Spanien hatte zwar Alles verſucht, um Antheil an dieſer Verſöhnung zu nehmen und als Mittler zwiſchen den Streitenden einen Einfluß auf die Republik zu erhalten, deſſen es ſich unfehlbar zu ihrem Nachtheil bedient haben würde; aber die Venetianer wußten dieſe Macht von allen ihren Unterhandlungen auszuſchließen, und ſo lange Heinrich lebte, mußte ſie dieſe Beleidigung verſchmerzen. Nach Heinrichs Tode wurde daher die nächſte Gelegenheit ergriffen, um die Republik zu beunruhigen.

Zu den Ländern, welche das Haus Oeſterreich am adriatiſchen Meere beſitzt, und die an das venetianiſche Gebiet gränzen, hatte ſich ein Volk niedergelaſſen, deſſen ganzes Gewerb in der Seeräuberei beſtand. Man nannte ſie die Uskoken, und ſie waren ihrem Urſprunge nach Flüchtlinge, die ſich theils vor der türkiſchen Tyrannei, theils vor der Strenge der venetianiſchen Geſetze in dieſe benachbarten Gegenden gerettet hatten.

Die Unterthanen der Republik wurden durch die unzähligen Gewaltthätigkeiten dieſer Räuber in ihrer Ruhe geſtört, und fanden bei dem Erzherzog Ferdinand von Grätz, dem Beſitzer dieſer Länder, keine Gerechtigkeit. Ferdinand, der nachmals Kaiſer wurde, war zwar ein ſehr frommer Fürſt, aber ſeine Räthe theilten die Beute mit den Uskoken, und da ſie dem ſpaniſchen Hofe ergeben waren, ſo nutzten ſie die Gelegenheit, um ſich an den Venetianern zu rächen. Der Kaiſer Matthias, bewogen durch die gerechten Klagen der Republik, vermittelte einen Vertrag zu Wien, im Monat Februar 1612. Aber die Bedingungen wurden von dem Erzherzog ſo ſchlecht erfüllt, daß es endlich zum offenen Kriege kam, der indeſſen nicht ſo entſchieden glücklich ausfiel, als man in Spanien erwartet hatte. Die Venetianer, welche von den Türken Nichts zu fürchten hatten, konnten die Laſt des Krieges beſſer aushalten, als der Erzherzog. Dieſer wurde von dem Kaiſer unabläſſig zum Frieden ermahnt, weil der Sultan Ungarn bedrohte; und er ſelbſt brauchte damals beträchtliche Summen, um ſeine Wahl zu der böhmiſchen Krone durchzuſetzen, welche bald nachher vor ſich ging. Die Spanier hätten ihn gern unterſtützt, aber der Krieg, den ſie von ihrer Seite mit dem Herzog von Savoyen, Carl Emanuel führten, erlaubte ihnen nicht, ihre Macht zu theilen, zumal da dieſer Herzog mit der Republik in Verbindung war, und ſeine Kräfte durch ihren mächtigen Beiſtand ſehr zunahmen. Alle ihre Bemühungen, das gute Vernehmen dieſer gefährlichen Feinde zu ſtören, waren vergeblich, und das ſpaniſche Miniſterium fand zu ſeiner großen Erbitterung die Venetianer überall in ſeinem Wege. Aber Philipp III. war ein ſchwacher Fürſt, der ſich von Günſtlingen regieren ließ, und ſein Günſtling war damals der Herzog von Lerma, dem es eben ſo ſehr an Muth zu großen Unternehmungen fehlte, als ſeinem König. Ihnen fiel kein Mittel ein, den Trotz ihrer Feinde niederzuſchlagen; endlich aber fand ſich ein Mann von weniger Geduld und mehr Geiſt als ſie, der ſich vornahm, dieſen Verlegenheiten ein Ende zu machen. Dieß war Don Alfonſo de la Cueva, Marquis von Bedemar, ordentlicher Geſandter der ſpaniſchen Krone bei der Republik Venedig, einer der größten und gefährlichſten Geiſter, welche Spanien jemals hervorgebracht hat. Man ſieht aus ſeinen hinterlaſſenen Schriften, daß ihm Nichts entgangen war, was in den alten und neuen Geſchichtſchreibern zur Vollendung eines außerordentlichen Menſchen beitragen kann. Er verglich die Begebenheiten, die er bei ihnen beſchrieben fand, mit denen, die ſich zu ſeiner Zeit ereigneten. Er ſpähte die Verſchiedenheiten und die Aehnlichkeiten in den Vorfällen aus, und bemerkte, was jene an dieſen veränderten. Sobald er die Anlage und die Stützen einer Unternehmung kannte, fällte er ſein Urtheil über ihren Ausgang. Betrog dieſer ſeinen Scharfſinn, ſo ging er der Quelle ſeines Irrthums unermüdet nach. Dieſes Studium hatte ihn die ſicheren Wege, die wahren Mittel, die entſcheidenden

nſtände erkennen gelehrt, welche weit umfaſſenden Planen
nen glücklichen Erfolg verſprechen können. Seine Muth-
aßungen von der Zukunft galten bei dem ſpaniſchen Staats-
th faſt als Prophezeihungen, ſo ſehr hatte dieſe beſtändige
bung von Leſen, eigenem Nachdenken und Betrachtung der
elthändel ſeinen Blick geſchärft. Mit dieſer tiefen Kennt-
ß von dem Weſen der großen Geſchäfte verband er die
ltenſten Fähigkeiten, damit umzugehen; einen wunderbaren
ſtinkt in Beurtheilung der Menſchen; die Leichtigkeit, mit
widerſtehlichem Reiz ſowohl zu ſchreiben, als zu ſprechen;
e Miene der Fröhlichkeit und der Offenheit, mehr feurig
s ernſthaft, und bis zur größten Unbefangenheit von der
erſtellung entfernt; ein gefälliges und freies Gemüth, das
m deſto undurchdringlicher war, weil Jedermann es zu
urchdringen glaubte; ein ſanftes, überredendes, ſchmeichle-
iches Weſen, durch welches er ſich in das Geheimniß der
erſchloſſenſten Herzen einzuſchleichen wußte; den ganzen
chein einer völligen Freiheit des Geiſtes mitten in den
eftigſten Erſchütterungen.

Die ſpaniſchen Geſandten ſtanden damals im Beſitz, an
en Höfen, wohin ſie geſchickt wurden, die Herren zu ſpielen;
nd der Marquis von Bedemar war bereits im Jahr 1607
n der venetianiſchen Geſandtſchaft erwählt worden, als zu
em ſchwerſten der auswärtigen Poſten, dem einzigen, wo
nan ſich nicht mit Weibern, Mönchen und Günſtlingen
elfen konnte. Das ſpaniſche Miniſterium war ſo ſehr mit
hm zufrieden, daß es ſich nach ſechs Jahren nicht entſchließen
onnte, ihn zurückzurufen, ſo nöthig auch ſeine Gegenwart
n andern Orten geweſen wäre. Dieſer lange Aufenthalt
ſetzte ihn in den Stand, alle Grundlagen dieſer Regierung
kennen zu lernen, ihre geheimſten Triebfedern auszuſpähen,

ihre Schwäche und Stärke, ihre Vorzüge und Fehler zu erforſchen. Er entſchloß ſich, etwas zu unternehmen, um einen unrühmlichen Frieden zu verhindern, zu welchem, wie es ſchien, der Erzherzog bald gezwungen ſeyn würde. Bei dem damaligen Zuſtand der Republik ſchien es ihm nicht unmöglich, ſich ihrer zu bemächtigen. Die Verbindungen, die er im Staate hatte, und die Unterſtützungen, auf welche er rechnen konnte, beſtärkten ihn in dieſem Gedanken. Die Armeen hatten den Vorrath an Waffen erſchöpft, und faſt alle rüſtigen Bürger waren auswärts beſchäftigt. Voll Vertrauen auf den glänzenden Zuſtand der Flotte, hatte ſich der Senat nie ſo ſicher geglaubt. Indeſſen war dieſe unüberwindliche Flotte an die iſtriſche Küſte gebannt, wo der Schauplatz des Krieges war. Die Landmacht ſtand ebenfalls nicht näher, und in Venedig ſelbſt konnte man ſich vor einem plötzlichen Einfall der ſpaniſchen Flotte auf keine Weiſe ſchützen. Um ſicher zu gehen, wollte ſich der Marquis des Markusplatzes und des Arſenals, als der wichtigſten Poſten, bemeiſtern. So lange aber die Stadt ruhig blieb, war die Ausführung dieſes Plans unmöglich; daher beſchloß er an verſchiedenen Theilen der Stadt zu gleicher Zeit Feuer anlegen zu laſſen und diejenigen Plätze ſorgfältig auszuſuchen, wo das Feuer ſchneller um ſich greifen könnte, und deren Rettung am wichtigſten ſcheinen würde; ſeinen Hof wollte er indeß noch nicht in das Innere dieſes Entwurfs führen, denn er wußte, daß die Fürſten ſich nicht gern über Unternehmungen dieſer Art erklären, bis man Nichts weiter braucht, als ihre Beſtätigung, um des glücklichen Erfolges gewiß zu ſeyn. Eine Depeſche, die er damals an den erſten Staatsſekretär, den Herzog von Uzeda, abgeben ließ, enthält wenig oder nichts Beſonderes. Es gäbe Fälle, ſo ſchrieb er ihm, wo die Natur ſelbſt und die Staatsklugheit von den gewöhnlichen Regeln freiſpräche, und wo es die Pflicht eines treuen Unterthanen wäre, ſich nach außerordentlichen Mitteln umzuſehen, um ſeinen Fürſten und ſein Vaterland vor einem ſonſt unvermeidlichen Schandfleck zu verwahren. Zu einer dieſer ſeltenen Ausnahmen ſchiene man ihm jetzt gerade berechtigt zu ſeyn, da das übermüthige Betragen der Venetianer und die ſchimpflichen Maßregeln zur Verſöhnung, die in Wien und an anderen Orten befolgt worden wären, dem öſterreichiſchen Hauſe die größte Erniedrigung drohten. Irre er ſich darin nicht, ſo fiele dieſe Sorge vorzüglich auf ihn, weil er in ſeinem jetzigen Poſten die Quellen des Uebels, auf deſſen Verbeſſerung es ankäme, beſtändig vor Augen hatte, und die Mittel dazu richtiger als irgend Jemand beurtheilen könnte; übrigens hoffte er dieſe Pflicht auf eine Art zu erfüllen, die ſeines Eifers für den Ruhm des Königs nicht unwürdig wäre. Der Herzog von Uzeda kannte ihn gut genug, um unter dieſen Worten einen großen, gefährlichen Sinn zu ahnden. Da aber die Vorſicht erfordert, ſich in Pläne dieſer Art ſo wenig als möglich einzulaſſen, bis man dazu gezwungen iſt, ſo theilte er dem erſten Miniſter ſeine Gedanken nicht mit, und antwortete dem Marquis in allgemeinen Ausdrücken, indem er ſeinen Eifer lobte, daß er ſich wegen des übrigen auf ſeine gewöhnliche Klugheit verließe. Den Marquis befremdete dieſe kalte Sprache nicht, denn er hatte keine andere erwartet. Seine einzige Sorge war nun, die Anſtalten ſo zu treffen, daß ihm der ſpaniſche Hof ſeine Gutheißung am Ende nicht verweigern dürfte.

Keine Monarchie iſt jemals ſo willkürlich und uneingeſchränkt geweſen, als es die Herrſchaft des venetianiſchen Senats über die Republik iſt. Bis in den geringſten Dingen wird ein unermeßlicher Abſtand zwiſchen den Nobili und Denen, die es nicht ſind, beobachtet. Die Nobili allein können die Länder verwalten, welche unter der Herrſchaft der Republik ſtehen, und die Perſonen vom größten Stande, die erſten Obrigkeiten in dieſen Ländern betrachten ſie wie Souveräne, nicht wie Statthalter. Vergibt die Republik die erſten Stellen in ihren Armeen je zuweilen an Fremde, ſo ſind dieſe nothwendig verbunden, den Willen des venetianiſchen Generaliſſimus zu befolgen, und es wird ihnen nichts als die Sorge für die Ausführung überlaſſen. Da ein Krieg immer der ſcheinbarſte Vorwand iſt, um ein Volk zu drücken, ſo gab der jetzige wegen der Uskoken den Nobili, die ihn führten, eine ſchöne Gelegenheit, ſich zu bereichern. Er war von einem übermäßigen Aufwand, und außer dem Gelde, das nach Piemont ging, ſah man ſich in der Folge faſt gezwungen, eine dritte Armee in der Lombardei zu unterhalten, weil man jeden Augenblick eine Diverſion zum Vortheil des Erzherzogs von Seiten des Statthalters von Mailand befürchten konnte. Die gute Sache, für welche dieſer Aufwand geſchah, ſchien die Anführer zu berechtigen, daß ſie neue Auflagen erfanden, aber das Volk fand darinnen keinen Grund, ſie geduldiger zu ertragen. Sie ſtiegen ſo hoch, daß der Marquis nicht ohne Wahrſcheinlichkeit glauben durfte, der Schlag, über welchem er brütete, würde den Geringen im Anfang eben ſo willkommen ſeyn, als er den Großen verderblich wäre. Und ſelbſt unter dieſen Großen gab es verſchiedene, die mit der Regierung unzufrieden waren; darunter gehörten vorzüglich die Anhänger des römiſchen Hofs. Die meiſten fanden ihren Ehrgeiz beleidigt, weil in der Streitigkeit mit dieſem Hofe gegen ihre Rathſchläge gehandelt worden war. Ihre Rachſucht ſtimmte ſie, Alles zu thun und Alles zu leiden, wenn nur die höchſte Gewalt ihren damaligen Beſitzern entriſſen wurde, und das Verderben des Staats würde ihrer Eitelkeit geſchmeichelt haben, weil ſie den Grund dazu in den verhaßten Maßregeln ihrer Gegner gefunden hatten. Einige andere wollten in ihrer Einfalt katholiſcher ſeyn, als der Papſt ſelbſt. Dieſer hatte in dem Vertrag mit der Republik ſeine Forderungen ſehr herabgeſtimmt, aber zu dieſer Nachgiebigkeit ſollten ihn politiſche Rückſichten bewogen haben, und ſie fürchteten irgend einen heimlichen Vorbehalt, nach welchem der über die Republik geſprochene Kirchenbann in der Meinung Seiner Heiligkeit noch wie vorher beſtünde. Unter dieſen befanden ſich einige Senatoren, die von Seiten des Vermögens eben ſo ſchlecht bedacht waren, als von Seiten des Geiſtes. Der Marquis von Bedemar wußte ſie in der Folge ſehr gut zu gebrauchen, nachdem er ſie durch überhäufte Wohlthaten überzeugt hatte, daß man ſeit jenem Vorfalle nicht mehr mit gutem Gewiſſen Venetianer ſeyn könnte.

So ſtreng es auch den Nobili unterſagt war, ſich mit den Fremden in Verbindung einzulaſſen, ſo hatte er doch auch Mittel gefunden, um die Bedürftigſten und Unzufriedenſten unter ihnen ſehr feſt an ſich zu feſſeln. Hatten ſie irgend eine nahe Verwandte in einem Kloſter, oder ſtanden ſie mit irgend einer Buhlerin, mit irgend einem Geiſtlichen in vertrautem Umgang, ſo erkaufte er die Bekanntſchaft dieſer Perſonen, um welchen Preis es auch ſeyn mochte, und überhäufte ſie mit Geſchenken von nicht geringem Werthe, unerachtet es, des Verwands wegen, meiſtens nur Merkwürdigkeiten aus fremden Ländern waren. Dieſe Freigebigkeit, zu welcher ſie keinen Anlaß ſahen, machte ihnen Luſt, den Marquis zu noch beträchtlicheren Geſchenken zu verbinden. In dieſer

Abſicht befriedigten ſie nicht nur ſeine Neugierde über einige Dinge, die er von ihnen zu erfahren wünſchte, ſondern ſie ſuchten ſogar über andere, die ſie ihm nicht ſo genau beantworten konnten, ſelbſt Erkundigung einzuziehen; und da ſeine Erkenntlichkeit ihre Erwartung übertraf, ſo hatten ſie keine Ruhe, bis ſie ihre vornehmen Gönner auch in dieſe Art von Handel verflochten hatten. Es iſt zu glauben, daß bei dieſen ihre Dürftigkeit den Ausſchlag gab, und daß ſie den Schmerz nicht aushalten konnten, Leute, die ganz von ihnen abhingen, reicher werden zu ſehen, als ſie ſelbſt waren; zumal da ſie wohl merkten, daß die ganze Verſchwendung des Marquis eigentlich ihnen galt. Uebrigens war ſeit dieſer Zeit keine Berathſchlagung des Senats dem ſpaniſchen Geſandten mehr ein Geheimniß, er wurde von allen Entſchließungen deſſelben unterrichtet, und die Anſtalten, welche den Krieg betrafen, waren den Generalen des Erzherzogs bekannt, ehe die Generale der Republik Befehle erhalten hatten, ſie zu befolgen. Außer dieſen Verbindungen wünſchte der Marquis auf eine beträchtliche Anzahl von Kriegsleuten Rechnung machen zu können. In der Lombardei ſtand eine mächtige ſpaniſche Armee, die ſeine Abſichten unterſtützen konnte, ſobald der Statthalter von Mailand gemeine Sache mit ihm machte. Aber Mendoza, welcher damals dieſe Stelle bekleidete, ſtand mit dem Herzog von Savoyen in zu enger Verbindung, um in einen ſolchen Plan einzutreten. Er hatte erſt kürzlich den Vertrag zu Aſti, bei welchem die Venetianer und die Franzoſen Mittler geweſen waren, mit dieſem Fürſten geſchloſſen. Der Marquis von Bedemar, dem es bekannt war, daß dieſe Unterhandlung in Spanien keinen Beifall finden würde, ſchrieb dahin, um ihn zurückberufen zu laſſen. Dom Pedro Toledo, Marquis von Villafranca, Bedemars vertrauteſter Freund, ſuchte auf ſein Anſtiften Mendoza's Treue verdächtig zu machen, und bewarb ſich ſelbſt um die Mailändiſche Statthalterſchaft. Gegen Ende des Jahres 1615 erhielt Dom Pedro Befehl, unverzüglich nach Mailand abzureiſen, um Mendoza's Stelle einzunehmen, und ſobald er dort angekommen war, ließ er es durch den Marquis von Lara nach Venedig melden. Dieſem theilte der Geſandte ſeinen Entwurf mit, von dem er die ſcheinbarſte Seite herauskehrte, und trug ihm auf, zu erforſchen, ob der neue Statthalter ſich würde bewegen laſſen, fünfzehnhundert Mann von ſeinen beſten Truppen zu dieſer Unternehmung herzugeben. Dom Pedro war von der Größe des Gedankens entzückt, und entſchloß ſich, ſo Viel dazu beizutragen, als er thun könnte, ohne ſich, im Fall eines unglücklichen Erfolgs, einem gewiſſen Verderben auszuſetzen. Er ſandte den Marquis von Lara zum zweiten Mal nach Venedig, um ſeinem Freunde dieſe Verſicherung zu geben. Zugleich aber bat er ihn, zu bedenken, daß er dieſe Truppen ſorgfältig ausſuchen müßte, und daß ſeine Unvorſichtigkeit, die bravſten Soldaten in der Armee einer ſolchen Gefahr bloßzuſtellen, ihm die ſchwerſte Verantwortung zuziehen würde, wenn ſie in dieſer Unternehmung umkommen ſollten. Uebrigens verſprach er ſo viel Truppen zu ſchicken, als er entbehren könnte, und ſie ſo zu wählen, daß er für ſie ſtehen dürfte, wie für ſich ſelbſt.

Nichts war dem Geſandten von größerer Wichtigkeit, als jeden Ausweg zu einem Vergleich zu verſperren. In dieſer Abſicht bewog er den Marquis von Lara, dem Senat im Namen des Statthalters von Mailand die unvernünftigſten Friedensvorſchläge zu thun. Der Senat nahm ſie mit Unwillen auf, wie vorauszuſehen war, und weigerte ſich, in Unterhandlung darüber zu treten. Dom Pedro unterließ von ſeiner Seite Nichts, um das üble Vernehmen auf's Höchſte zu treiben. Der Herzog von Mantua war nicht ſehr geneigt, ſeinen rebelliſchen Unterthanen die Amneſtie zu bewilligen, zu welcher er ſich im Vertrag zu Aſti verſtanden hatte; er wurde aufgemuntert, nicht nachzugeben und in den Exekutionen fortzufahren, die er gegen ſie angefangen hatte. Man that dem Herzog von Savoyen Vorſchläge über die Erfüllung dieſes Vertrags, die er, wie man wohl wußte, nicht annehmen konnte, und man vermied, die Waffen nach ihm abzulegen, wie man geſollt hatte, unter dem Vorwand des Krieges im Friaul, von welchem ſich Spanien nicht mehr mit Ehren ausſchließen könnte. Die venetianiſche Armee war über den Lisonzo gegangen und belagerte Gradiska, die Hauptſtadt der erzherzoglichen Staaten. Das ſpaniſche Miniſterium drohte, ſich jetzt zu erklären, wenn man gegen dieſen Fürſten zu weit ginge. Damals endigte ſich das Mißverſtändniß zwiſchen der ſpaniſchen und der deutſchen Linie des Hauſes Oeſterreich, welches ſeit dem Streite des Sohnes und des Bruders Carls V. um die Nachfolge im Reiche fortgedauert hatte. Der erſte Beweis der Verſöhnung war der Antheil, welchen die Spanier an dieſem Kriege nahmen. Dom Pedro ließ ſeine Truppen marſchiren, und der Vicekönig von Neapel, welcher mit der ſpaniſchen Flotte auf dem mittelländiſchen Meere kreuzte, drohte den Herzog von Savoyen anzugreifen. Er verſperrte allen Hülfsmitteln den Weg, welche der Republik zu Waſſer zukamen, er ſetzte ſich in Bereitſchaft, alle Augenblicke auf dem venetianiſchen Meerbuſen zu erſcheinen, und erhielt dadurch die Flotte der Republik in beſtändiger Furcht.

Da die venetianiſchen Miniſter an allen Höfen über dieſes gewaltthätige Betragen klagten, unternahm Bedemar, es zu rechtfertigen. Er ſuchte zugleich auf ſeinen Plan vorzubereiten und die Grundfeſten der Ehrfurcht zu untergraben, welche das ganze Europa ſeit ſo vielen Jahrhunderten für dieſe Republik empfand. Man hielt ſie für den älteſten und freieſten aller Staaten. Bei dem Streit mit dem päpſtlichen Hof war neuerlich in verſchiedenen Schriften mehr Lärm als jemals von dieſer Freiheit gemacht werden, und dieſe Schriften werden noch für unwiderlegbar gehalten, ungeachtet mehrere geſchickte Männer von der Gegenpartei verſucht hatten, darauf zu antworten. Der Marquis ging ſie von Neuem durch und widerlegte in wenigen Blättern die zahlreichen Bände der venetianiſchen Schriftſteller, ohne nur einen von ihnen zu nennen. Es gibt keinen Gegenſtand dieſer Art, der unter der Behandlung eines guten Kopfs nicht problematiſch werden konnte. So zeigte er unter dem Vorwande, die Rechte der Kaiſer über Venedig zu behaupten, daß die Unabhängigkeit der Republik und ihre Herrſchaft über das Meer leere Blendwerke waren. Bei ſeinen Abſichten wünſchte er nicht für den Verfaſſer dieſer Schrift erkannt zu werden; er verfuhr daher mit ihrer Bekanntmachung ſo behutſam, daß man, ſo lange er lebte, ihm auch nicht den geringſten Antheil daran zutraute, und noch heutzutage trägt man Bedenken, ihn als den eigentlichen Verfaſſer des squittinio della liberta Veneta — ſo hieß dieſe Schrift — anzuſehen, ungeachtet man zugibt, daß er ſie hatte ſchreiben und herausgeben laſſen. Man begreift nicht leicht, wie er damals auch von dieſem Verdacht frei bleiben konnte, aber die Venetianer kannten ihn wahrſcheinlicherweiſe noch viel zu wenig. Sein lebhaftes und heftiges Betragen war das Einzige, was ſie an ihm bemerken konnten, und einem Manne von ſo aufbrauſenden Charakter trauten ſie die Kälte nicht zu, eine politiſche Satyre von dieſer ausgeſuchten Feinheit aufzuſetzen. Billigkeit und Unparteilichkeit ſchienen durchaus in dieſem kleinen Werke zu herrſchen. Selbſt die eingeſtreuten Deklamationen gegen die ungerechten Anmaßungen der Venetianer waren durch die ſcheinbare Mäßigung der Ausdrücke ſo gemildert, daß ſchon Dieſes allein den größten Eindruck machen mußte. Dieſes squittinio erregte ein außerordentliches Aufſehen. Da man keine Spur von dem Verfaſſer hatte, fiel der Verdacht ſehr natürlich auf den römiſchen Hof, von welchem die vorhergegangenen Schriften ähnlichen Inhalts herrührten. Die Gelehrten im Senat glaubten, daß Jedermann die Stärke der Gründe dieſes Ungenannten ebenſo fühlen müßte wie ſie; der Verluſt einer Schlacht wäre ihnen weniger empfindlich geweſen. Paul Sarpi, oder wie man ihn ſonſt nannte, Fra Paolo, einer der beſten Schriftſteller ſeiner Zeit, der den Muth gehabt hatte, ſein Intereſſe als Mönch in jenem entſcheidenden Zeitpunkte dem Intereſſe der Republik aufzuopfern und dadurch den gedoppelten Haß des päpſtlichen Hofs auf ſich zu laden, erhielt Befehl, die berüchtigte Schrift zu unterſuchen. Aber er erklärte, daß man dieſe Schrift nicht beantworten dürfte, weil Dieß nicht geſchehen könnte, ohne über gewiſſe Gegenſtände zu viel Licht zu verbreiten, die beſſer in der Nacht des Alterthums begraben lägen; wenn indeſſen der Senat glaubte, daß die Würde der Republik unter einem ſolchen Stillſchweigen litte, ſo nähme er es auf ſich, dem römiſchen Hof wegen ſeiner eigenen Vertheidigung ſo Viel zu thun zu geben, daß er an keinen Angriff mehr denken ſollte. Dieſer Rath wurde in der erſten Hitze angenommen, und Fra Paolo hatte die Freude, ſein Lieblingswerk, die Geſchichte des tridentiniſchen Conciliums, herausgeben zu dürfen, welche ohne dieſe Veranlaſſung bei ſeinen Lebzeiten ſchwerlich erſchienen wäre.

Unterdeſſen war der Feldzug des Jahres 1616 ohne merkliche Vortheile von beiden Seiten abgelaufen, und der Herzog von Savoyen war ſo wenig als die Venetianer geneigt, den erworbenen Ruhm auf einen zweiten Verſuch zu wagen. Daher erhielt der venetianiſche Geſandte in Madrid, Peter Gritti, Auftrag von der Republik, die Unterhandlungen wieder anzuknüpfen. Aber die Spanier, durch den hartnäckigen Widerſtand, den ſie gefunden hatten, erbittert, machten ſo unbillige Forderungen, daß ſich Alles von Neuem zerſchlug. Gradiſka blieb blokirt. Die Feindſeligkeiten wurden während des Winters fortgeſetzt, und im Frühjahre erſchienen die Armeen im Felde mit einem Eifer, der die glänzendſten Thaten verſprach. Der Stillſtand mit Holland hatte dieſem Staate einen Theil ſeiner Truppen entbehrlich gemacht; die franzöſiſchen und deutſchen Abenteurer ſahen ſich genöthigt, ihr Glück anderswo zu verſuchen, und achttauſend Holländer oder Wallonen, unter der Anführung der Grafen von Naſſau und Löwenſtein, boten der Republik ihre Dienſte an. Die Spanier führten nachdrückliche Klagen bei dem Papſt, daß die Venetianer auf dieſe Art ganz Italien der Anſteckung der Ketzerei preisgaben; aber der venetianiſche Geſandte in Rom wußte ihn zu überzeugen, daß den Spaniern der Vortheil der Religion weniger zu Herzen ginge als das Mißvergnügen, die Kräfte von zwei mächtigen Republiken gegen ſich vereint zu ſehen.

Der Marquis von Bedemar wäre in keiner geringen Verlegenheit geweſen, wenn der Papſt die Venetianer wirklich genöthigt hätte, dieſe Ketzer abzudanken. Da Soldaten, die einem fremden Staate dienen, gewöhnlich nur auf ihren

Vortheil ſehen, ſo hoffte er die Anführer dieſer gedungenen Truppen durch eine Summe Geldes und durch die Ausſicht der reichen Beute in ſeine Abſichten zu verwickeln. Um dieſes Geſchäft einzuleiten, warf er ſeine Augen auf einen gewiſſen Nikolaus Renault, einen hellen und unternehmenden Kopf, der aus Urſachen, die man nie erfahren hat, nach Venedig geflüchtet war. Der Marquis hatte ihn ſeit langer Zeit bei bei dem franzöſiſchen Ambaſſadeur geſehen, in deſſen Hauſe er ſich aufhielt. In einigen Unterredungen, die der Zufall veranlaßte, erkannte Bedemar die großen Eigenſchaften an ihm, welche das Gerücht ihm beilegte, und der Marquis, dem ein ſolcher Freund in dem Hauſe des franzöſiſchen Geſandten ſehr willkommen war, ſchloß eine enge Verbindung mit Renault. So arm dieſer war, ſo galt ihm doch Tugend mehr als Reichthum, aber zugleich Ruhm mehr als Tugend. Fehlte es ihm an unſchuldigen Mitteln, berühmt zu werden, ſo war kein Verbrechen zu groß, das er nicht um dieſen Preis gewagt hatte. Aus den Schriften der Alten hatte er die ſeltene Gleichgültigkeit für Leben und Tod geſchöpft, welche alle außerordentlichen Unternehmungen begleiten muß. Oft wünſchte er jene glänzenden Zeiten zurück, da noch das Verdienſt der Einzelnen das Schickſal der Staaten entſchied, und wo es Männern von Werth nie an Mitteln und Gelegenheit fehlte, ſich zu zeigen. Bedemar, welcher das Innerſte ſeiner Seele kannte und einen Menſchen wie dieſen brauchte, dem er ohne Gefahr die Führung des Unternehmens ganz anvertrauen könnte, theilte ihm ſeinen Entwurf mit und geſtand ihm, daß er bei dem erſten Gedanken, den er daran gehabt, ſogleich auf ihn gerechnet hatte. Er wußte, daß nichts Renaults Ehrgeiz mehr ſchmeicheln mußte, als dieſe Verſicherung. Sein hohes Alter machte ihn einer

Verbindung dieſer Art nicht abgeneigt. Je weniger Jahre er noch zu leben hatte, deſto weniger ſetzte er jetzt auf's Spiel. Er glaubte, die traurige Friſt, die ihm der Tod vergönnte, nicht beſſer anwenden zu können, als wenn er ſeinen Namen noch unſterblich zu machen ſuchte. Der Marquis gab ihm die nöthigen Wechſel und Kreditive, um mit den Holländern zu negociren. Uebrigens ſollte nach der Inſtruktion, die Renault von ihm erhielt, der eigentliche Zweck der Unterhandlung den hollandiſchen Truppen ſelbſt noch verſchwiegen bleiben; ſie ſollte bloß unter dem Vorwande angeſponnen werden, daß der ſpaniſche Ambaſſadeur bei der gegenſeitigen Erbitterung zwiſchen der Republik und dem öſterreichiſchen Hauſe für ſeine eigene Sicherheit in Venedig fürchten müßte, wenn er nicht auf eine gewiſſe Anzahl von treuen und entſchloſſenen Freunden rechnen könnte, die bereit waren, ihn vor der Wuth des Pöbels zu ſchützen, ſobald es zu einem Ausbruch kame. Dieſer Vorwand war der feinſte nicht, aber bei Dingen dieſer Art iſt der durchſichtigſte Schleier ſchon von großem Nutzen; es kömmt wenig darauf an, ob man erkennt, daß ein Geheimniß dahinter iſt, wenn das Geheimniß ſelbſt nur unbekannt bleibt. Auf dieſe Weiſe hoffte er, ſich der Auswahl von der Landarmee der Venetianer zu verſichern; und alsdann blieb der Ueberreſt ſo ſchwach, daß Dom Pedro ſie mit leichter Mühe zurückſchlagen konnte, wenn ſie beim Ausbruch der Verſchwörung Miene machten, der Stadt beizuſpringen. Weit furchtbarer war dagegen die Seemacht. Sie ſtand, ſo zu ſagen, im verjährten Beſitz des Siegs und konnte ſich weit leichter und ſchneller aufmachen, um Venedig zu retten. Sie beſtand größtentheils aus gebornen Unterthanen der Republik, deren eigenes Intereſſe es war, den Ruin ihres Vaterlandes aus allen

Kräften zu verhindern. Die Hoffnung, daß die ſpaniſche Flotte ſie ſchlagen würde, war zu unſicher, und es wäre unvorſichtig geweſen, den Erfolg eines Unternehmens, das ſchon gewagt genug war, dem ungewiſſen Glück eines Treffens zu überlaſſen. Alſo mußte ein Mittel erfunden werden, dieſe Flotte außer Stand zu ſetzen, daß ſie die Stadt beſchützte. Der Geſandte, welcher in dem Seeweſen nicht ſo erfahren war, als der Vicekönig von Neapel, der die ſpaniſche Flotte kommandirte, glaubte, ihn hierüber um Rath fragen zu müſſen. Dieſer Vicekönig, welchem Bedemar eine der erſten Rollen in ſeinem Trauerſpiele zudachte, war der Herzog von Oſſuna, ein eben ſo unternehmender Kopf als Dom Pedro und der Marquis von Bedemar. Durch die Aehnlichkeit des Charakters war zwiſchen dieſen drei Staatsmännern eine ſehr enge Verbindung entſtanden. Dom Pedro und der Herzog von Oſſuna waren nicht die größten Politiker, der Herzog insbeſondere hatte zuweilen Launen, welche alle Gränzen der Vernunft überſchritten; aber die Bereitwilligkeit, mit welcher ſie ſich beide in Bedemars höhern Geiſt fügten, erſetzte ziemlich, was ihnen an Geſchicklichkeit fehlte.

Der reiche Ertrag der Seeräuberei, wenn ſie unter mächtigem Schutz getrieben wird, hatte alle berühmten Korſaren vom mittelländiſchen Meere an den Hof des Vicekönigs von Neapel gelockt. Dieſer beſchützte ſie nicht ſowohl wegen des Antheils, der ihm von ihrer Beute zukam, denn er war eher verſchwenderiſch als geizig, ſondern um beſtändig eine gewiſſe Anzahl von Leuten um ſich zu haben, die Kühnheit genug hatten, Alles zu wagen, und ihm in den außerordentlichen Unternehmungen beizuſtehen, mit denen er immer ſchwanger ging. Nicht zufrieden, ſie bloß aufzunehmen, wenn ſie ſich anboten, ſuchte er Diejenigen ſogar auf, die ſich durch ungewöhnliche Verdienſte auszeichneten, und machte ihnen ſo große Vortheile, daß er ſie unfehlbar an ſich zog. So hatte er es mit einem gewiſſen Hauptmann Jaques Pierre aus der Normandie gemacht, der in dieſem Fache ſo vortrefflich war, daß alle ſeine Mitbürger ſich's zum größten Ruhm anrechneten, von ihm gelernt zu haben. Die Denkungsart dieſes Mannes war von der Wildheit ſeines Elements und ſeines Standes unangeſteckt geblieben. Kaum hatte er genug erworben, um mit einem gewiſſen Anſtande leben zu können, ſo entſchloß er ſich, der Seerauberei zu entſagen, ungeachtet er noch in ſeinen beſten Jahren war. Er wählte die Staaten des Herzogs von Savoyen zu ſeinem Zufluchtsort. Dieſer Fürſt, der alle außerordentlichen Talente liebte, und ſie um ſo beſſer zu ſchätzen wußte, je freigebiger die Natur gegen ihn ſelbſt geweſen war, erlaubte dem Hauptmann Pierre, den er für einen der tapferſten Männer ſeiner Zeit kannte, ſich in Nizza niederzulaſſen. Jeder Seemann, der dieſe Küſte beſuchte, weß Standes er auch ſeyn mochte, bezeigte ihm ſeine Achtung. Seine Rathſchläge galten wie Orakel; er war der Schiedsrichter aller ihrer Streitigkeiten, und ſie konnten einen Mann nicht genug bewundern, der die Größe gehabt hatte, einen Stand aufzugeben, in welchem er ſo glänzte, und von dem es ſo ſchwer iſt, ſich loszureißen. Unter ſeinen Anbetern war ein gewiſſer Vincenz Robert von Marſeille, der bei einer Landung in Sicilien von dem Herzog von Oſſuna ſo wohl aufgenommen wurde, daß er bei ihm Dienſte nahm. Der Herzog wußte, daß Robert mit dem Kapitän genau bekannt war, und im vertrauten Geſpräch beklagte er ſich gegen ihn, daß Pierre bei der Wahl eines Wohnplatzes die Staaten des Herzogs von Savoyen ſeinem Gouvernement vorgezogen habe. Er begleitete dieſe Aeußerung mit außerordentlichen Verſicherungen, wie hoch er den Muth des Kapitans und ſeine Erfahrung im Seeweſen ſchätzte, und ſchloß mit der Erklärung: daß er Nichts unterlaſſen würde, was in ſeiner Macht ſtünde, um einen Mann von dieſen Verdienſten an ſeinen Hof zu ziehen. Robert nahm dieſe Unterhandlung ſehr gerne auf ſich, und ſie wurde durch ſo vortheilhafte Anerbietungen von dem Vicekönig unterſtützt, daß der Kapitan nicht widerſtehen konnte, und ſich mit Weib und Kindern nach Sicilien wandte. So lange er das Meer nicht aus den Augen verlor, war auch ſeine Leidenſchaft nicht ganz erſtickt. Der Vicekönig hatte ſo ſchöne Galionen erbauen laſſen; einige ſehr reiche türkiſche Karawanen waren mit ſo ſchwacher Bedeckung im Anzug, daß er der Verſuchung unterlag. Auch hatte er keinen Grund, dieſen Rückfall zu bereuen. Seine Beute war unermeßlich, und der Herzog von Oſſuna, mit dem er ſeit dieſer Zeit als Bruder lebte, überließ ihm den beſten Theil davon. Nur mußte er verſprechen, dem Herzog nach Neapel zu folgen, wohin er beordert war, und von da eine Reiſe nach der Provence zu machen, um Alles, was er auf dieſer Küſte von braven Seeleuten kannte, in ſeine Dienſte zu locken. Der Kapitän brachte eine Anzahl zuſammen, die hinreichte, um fünf große Schiffe auszurüſten, welche dem Vicekönig eigenthümlich zugehörten, und über die er eine unumſchränkte Herrſchaft bekam. Mit dieſer kleinen Flotte plünderte er ungeſtraft die levantiſchen Küſten, und beſchloß ſeinen erſten Feldzug durch ein großes Treffen, worin er ein anſehnliches Geſchwader türkiſcher Galeeren theils gefangen nahm, theils in Grund bohrte.

Damals aber geſchah es, daß der Marquis von Bedemar dem Herzog von Oſſuna ſeinen Plan mittheilte, und ihn wegen jener Schwierigkeiten um Rath fragte. Der Herzog ſtrebte nach der Herrſchaft über die angränzenden Meere, und konnte daher Nichts eifriger wünſchen, als den Untergang einer Macht, die ihm allein die Ueberlegenheit ſtreitig machte, und bei welcher er kein ſo leichtes Spiel hatte, als bei den Türken. Er beſprach ſich darüber mit dem Kapitan und legte ihm die Schwierigkeiten der Ausführung vor. Dieſer fand ſie nicht unüberwindlich, es vergingen mehrere Tage unter geheimen Berathſchlagungen, und plötzlich ſah man den Kapitan Neapel verlaſſen, auf eine Art, welche die äußerſte Eilfertigkeit und den größten Schrecken verrieth. Oſſuna ſtellte überall Leute an, die den Befehl hatten, ihn lebendig oder todt zurückzubringen; alle Wege wurden ihm verſperrt, bis auf den einzigen, den er wirklich genommen hatte. Seine Frau und Kinder wurden gefangen geſetzt, und dem Scheine nach mit der größten Grauſamkeit behandelt. Sein ganzes Vermögen wurde eingezogen, und der Zorn des Herzogs brach mit einer ſolchen Heftigkeit aus, daß ganz Neapel darüber erſtaunte, ſo gut man auch ſeit langer Zeit ſeinen ungeſtümen Charakter kannte. Da aber der Hauptmann ein eben ſo unruhiger Kopf ſchien als der Vicekönig, ſo konnte man dieſes Blendwerk leicht für Ernſt halten, und Jedermann war überzeugt, daß der Flüchtling etwas gegen Spanien oder gegen die geheimen Abſichten des Herzogs vorgehabt hatte. Pierre nahm ſeine Zuflucht zum zweiten Mal nach Savoyen. Der Herzog von Savoyen führte offenen Krieg mit den Spaniern, und er war für den großmüthigſten Fürſten der Welt bekannt. Er hatte zwar einige Empfindlichkeit gezeigt, als der Kapitan ſeine Staaten verließ, um nach Sicilien zu ziehen; demungeachtet ſcheute ſich der Betrüger nicht, bei ihm gerade Schutz zu ſuchen. Er machte ihn für's Erſte mit verſchiedenen erdichteten Anſchlägen des Vicekönigs gegen die Republik Venedig bekannt, deren bloßer Gedanke ſchon Schaudern erregte, die aber mit dem wahren nichts gemein hatten. Zu dieſe, gab er vor, hatte er nicht geglaubt, ſich mit Ehren einlaſſen zu können; er hatte daher einige Maßregeln genommen, um ſich nebſt ſeiner Familie und ſeinem Vermögen aus Neapel zu retten; ſein Vorhaben wäre aber dem Herzog bekannt geworden, und er hatte ſich genöthigt geſehen, um ſeiner Wuth auszuweichen, in dieſem traurigen Aufzug zu entfliehen, und das Theuerſte, was er auf der Welt hatte, in den Händen des grauſamſten unter allen Menſchen zu verlaſſen. Dieſe ſchreckliche Erzählung rührte den Herzog, und er nahm den liſtigen Heuchler mit offenen Armen auf. Er hielt das Intereſſe der Republik ſo ſehr für ſein eigenes, daß er es auf ſich nahm, ihn für den Dienſt, den er der gemeinen Sache erwies, zu belohnen, wenn es die Venetianer ſelbſt nicht thäten. Außerdem ließ er ihm den Wunſch blicken, daß er ſelbſt den Senat von den Anſchlägen des Vicekönigs unterrichten möchte; er ermahnte ihn, ſeinen Unfall muthig zu ertragen, half ihm mit allem Nöthigen aus, und ſchickte ihn, reichlich beſchenkt, mit eigenhändig geſchriebenen Kreditiven nach Venedig. Die Venetianer zeigten ſich eben ſo mitleidig als der Herzog. Die Flucht, die Verzweiflung, der Ruf des Hauptmanns, die Hoffnung, daß er die tapfern Seeleute, mit denen er im Namen des Vicekönigs Unterhandlung gepflogen hatte, nun für ſie würde anwerben können, vorzüglich aber die Anſchläge des Vicekönigs, die er verrieth, und ſo wahrſcheinlich zu machen wußte, als nöthig war; alles Dieß ſprach ſo mächtig für ihn, daß man ihm ſogleich das Kommando eines Schiffes anvertraute. Zwar ſtellte Contarini, Ambaſſadeur der Republik am päpſtlichen Hofe, dem Senat in ſeinen Briefen vor, daß man dieſem Menſchen, der unmittelbar von dem Vicekönig käme, nicht ſo blindlings trauen könnte; aber die Furcht brachte auch dießmal ihre gewöhnliche Wirkung hervor: ſie machte die Venetianer leichtgläubig, und die kluge Warnung wurde verſchmäht. Uebrigens ſuchte der Kapitän ungeſäumt Gelegenheit, ſich von ſeiner glänzenden Seite zu zeigen, um allem Argwohn vorzubauen. Als kurze Zeit darauf die Flotte in die See geſtochen hatte, verſchaffte er ſich Aufträge zu Verfolgung der Uskoken, und erhielt ſo beträchtliche Vortheile über ſie, daß man nach ſeiner Zurückkunft nicht anſtand, ihm noch eilf Schiffe anzuvertrauen.

Er gab dem Herzog von Oſſuna Nachricht von dieſem glücklichen Erfolg ihrer Liſt, und beſchloß ſeine Depeſche mit folgenden Worten: „Wenn dieſe Pantalons von Venedig fortfahren, ſich ſo leicht bethören zu laſſen, ſo wag' ich es, Eure Excellenz zu verſichern, daß ich hier zu Lande meine Zeit gut anwenden werde.“ Er ſchrieb zugleich an alle ſeine Kameraden, die er in Neapel verlaſſen hatte, und ſuchte ſie zu bereden, daß ſie Dienſte bei der Republik nähmen. Es wurde ihm nicht ſchwer, ſie nach Venedig zu locken. Der Vicekönig behandelte ſie ſeit der Flucht ihres Freundes ſo übel, als er ſie vorher gut behandelt hatte, und gab bei allen Gelegenheiten ſein ſcheinbares Mißtrauen gegen ſie zu erkennen. Er beklagte ſich laut und heftig über den Schutz, welchen die Republik ſeinem Feinde bewilligt hatte. Um ſich zu rächen, nahm er alle Uskoken in ſeine Dienſte, die von den Venetianern aus ihren Winkeln vertrieben worden waren. Sie wiederholten jetzt ihre alten Ausfälle; ſie fingen ein großes Schiff auf, das von Korfu nach Venedig ſegelte, und theilten die Beute, die ſie daraus zogen, mit lauter Bewilligung des Herzogs öffentlich feil. Er verletzte die Freiheit der Häfen, übte über geringfügige Gegenſtände ſehr wichtige Repreſſalien aus, widerſtand hartnäckig allen Befehlen, welche aus Spanien an ihn ergingen, die erbeuteten Güter wieder herauszugeben, und ſetzte ein Manifeſt auf, worin er die Gründe zu dieſem Ungehorſam bekannt machte. Er ſchickte eine große Flotte aus, die auf dem adriatiſchen Meere kreuzte, und ließ die Priſen, die ſie über die Venetianer machte, im Triumph nach Neapel bringen. Er verdarb ihren ganzen Handel auf Koſten der Neapolitaner ſelbſt; und als einige von den erſten Kaufleuten im Königreich ſich darüber beklagten, drohte er, ſie aufhängen zu laſſen. Da noch zwiſchen Spanien und der Republik der Krieg nicht erklärt war, konnten ſich die Venetianer von ihrem Erſtaunen über dies unregelmäßige Betragen nicht erholen. Die Meiſten ſchoben die ganze Schuld auf den bekannten Charakter des Herzogs von Oſſuna; aber die Klügſten wußten, wie nützlich dieſe Art von Tollköpfen ſind, wenn man ſie zur rechten Zeit gebraucht, und ſie glaubten, daß die Spanier ſich hinter den Launen des Herzogs verſteckten, um durch ihn alle Schritte zu thun, die ſie ſelbſt weder öffentlich unterſtützen, noch gutheißen durften. Seine gewöhnlichſten Reden waren, daß er die Häfen von Iſtrien, welche der Republik gehörten, überfallen, ihre Inſeln ausplündern, und wo möglich in Venedig ſelbſt einen Einfall thun würde. Er beſprach ſich mit ſeinen Hofleuten über dieſe Pläne. Er ließ die Gegenden durch geſchickte Künſtler aufnehmen; baute Kähne, Brigantinen und andere kleine Fahrzeuge, die für jede Art von Kanälen taugten; machte unermüdet Verſuche, wie viel Gewicht jedes Maß von Tiefe des Waſſers auf verſchiedene Breiten tragen konnte, und erfand täglich neue Maſchinen, um die Schwere zu vermindern und die

Bewegung zu erleichtern. Spinelli, der venetianiſche Reſident in Neapel, ſtattete dem Senat getreuen Bericht von allem Dieſem ab. Der Marquis von Bedemar war in der größten Verlegenheit, und er fing an zu bereuen, daß er ſich mit einem ſo unvorſichtigen Menſchen in Verbindung eingelaſſen hatte. Aber der Erfolg täuſchte ſeine Beſorgniſſe. Der Vicekönig war mit dieſen Dingen ſo laut, daß die Venetianer blos darüber lachten. Die Vernünftigſten ſelbſt hörten auf zu glauben, daß unter ſo offenbaren Tollheiten etwas Ernſtliches verborgen ſeyn könnte. Der Herzog ſetzte ſeine Anſtalten fort, ſo lange er wollte, ohne bei Jemanden Verdacht zu erregen, und ſeine Unbedachtſamkeit, welche das Unternehmen zu verderben drohte, brachte die Sachen weiter als Bedemars ganze Behutſamkeit. Um aber den Venetianern keine Zeit zu reiferer Ueberlegung zu laſſen, beſchloß Bedemar doch zur Ausführung zu eilen. Außerdem drängte ihn die Sorge für ſeine eigene Sicherheit, denn er ſah jetzt ſein Leben täglich ausgeſetzt. Ein falſches Gerücht von einem Sieg über die Spanier, das durch einen äußerſt unbedeutenden Umſtand veranlaßt worden war, hatte ſchon einmal den Uebermuth des venetianiſchen Pöbels ſo gereizt, daß der Senat dem Geſandten Wache zuſchicken mußte, um ihn und ſein ganzes Haus von der größten Gefahr zu retten.

Zu eben der Zeit bekam er aber Nachrichten aus dem Lager bei Gradiska, die ihn über dieſen Unfall tröſteten. Die Umſtände waren ſo günſtig geweſen, daß Renault Hoffnung gab, in ſehr kurzer Zeit mit den Soldaten fertig zu werden. Er nahm auf Befehl des Marquis ſeinen Rückweg über Mailand. Hier überhäufte ihn Dom Pedro mit Liebkoſungen, der gewöhnlichen Lockſpeiſe, womit die Großen die Vernunft ihrer Schlachtopfer beſtürmen, bis ſie ſich für ein fremdes

Intereſſe blindlings ins Verderben ſtürzen. Dom Pedro kam mit ihm überein, daß man noch eine Stadt auf dem feſten Lande der Republik brauchte, deren man ſich zu gleicher Zeit mit Venedig bemächtigen müßte, weil ein ſolcher Ort die anderen im Zügel halten, der ſpaniſchen Armee zum Waffenplatz dienen und die venetianiſche abwehren würde. Renault beſuchte die vornehmſten und blieb einige Zeit in Crema ſtehen, um da mit Hülfe eines franzöſiſchen Lieutenants, der Berard hieß, eines italieniſchen Hauptmanns und eines Fähndrichs aus Provence, die Dom Pedro ſchon beſtochen hatte, ein Komplott anzuſpinnen. Dieſe Drei erboten ſich, fünfhundert Spanier in der Stadt zu verſtecken, ohne daß der venetianiſche Kommandant Verdacht ſchöpfen ſollte, und ſich acht Tage darauf des Orts zu bemächtigen. Aus den Unterſuchungen, die Renault auf dem Platze anſtellte, ſchloß er, daß es mit dieſer Anzahl von Leuten kaum fehlſchlagen könnte. Es kam blos darauf an, eine elende Garniſon niederzuwerfen, die aus der Landmiliz gezogen war, weil alle regelmäßigen Truppen der Republik in den feſten Plätzen von Friaul oder bei der Armee ſtanden.

Der Herzog von Oſſuna hatte außerdem auch den Marquis überzeugt, daß ſie einen venetianiſchen Ort auf dem Meerbuſen in ihrer Gewalt haben müßten, um den Uskoken und dem Herzog beiſtehen zu können, und eine Zuflucht für die ſpaniſche Flotte bereit zu haben, wenn ſie zufälligerweiſe auf dieſem Meere einer bedürfen ſollte. Zu dieſem Behufe wurde Marano erwählt, ein feſter Platz auf einer Inſel, die an Iſtrien gränzt, mit einem Hafen, wo eine ganze Flotte aufgenommen werden kann. Ein italieniſcher Offizier, Mazza genannt, ſtand ſeit vierzig Jahren an dieſem Orte und hatte faſt ſoviel Anſehen darin als der Gouverneur. Von dieſem erhielt ein Abgeſandter des Herzogs von Oſſuna, vermittelſt einer beträchtlichen Summe und der Zuſage des Gouvernements, das Verſprechen, daß er auf den erſten Befehl den Gouverneur ermorden und ſich im Namen der Spanier der Stadt bemächtigen würde. Nichts war leichter auszuführen, als dieſer Plan. Der Gouverneur, Lorenz Tiepolo, lebte mit ihm auf dem vertrauteſten Fuß; und da ihm das Amt eines Proveditore, das er außerdem bekleidete, in Kriegszeiten auf den Gränzen viel Beſchäftigung gab, verließ er ſich ganz auf Mazza, den er als ſeinen älteſten und geſchickteſten Offizier kannte, über Alles, was das Innere des Platzes betraf. Jetzt endlich glaubte Bedemar die letzte Hand an ſein Werk legen zu müſſen. Zwar konnte er, wenn er länger wartete, noch weit mehr Maßregeln treffen; aber er wußte, daß für Geſchäfte dieſer Art nichts tödtlicher iſt, als ſie in die Länge zu ziehen. Die verſchiedenen Mittel, welche den glücklichen Erfolg bewirken ſollen, finden ſich nie zu einer und derſelben Zeit im Stande, gebraucht zu werden. Während daß man die Einen rüſtet, verändert ſich die Geſtalt der Andern; und wenn man einmal glücklich genug iſt, eine hinlängliche Anzahl beiſammen zu haben, ſo iſt es ein unwiederbringliches Verſehen, dieſen entſcheidenden, koſtbaren Zeitpunkt ungenützt vorübergehen zu laſſen.

Für die Ehre der ſpaniſchen Krone war es von äußerſter Wichtigkeit, daß man ihren Repräſentanten ſeines Antheils an dieſer Unternehmung nicht überweiſen könnte, wenn ſie fehlſchlüge. Daher beſchloß er, ſich keinem von den Verſchwornen zu entdecken, außer Renault und dem Hauptmann. Selbſt dieſe Beiden kannten ſich gegenſeitig nicht; ſie kamen nie zu ihm, als wenn er ſie beſtellte, und er hatte immer die Vorſicht gebraucht, ihnen verſchiedene Stunden anzuweiſen, damit ſie einander nicht begegneten. Wenn ſie entdeckt werden ſollten, ſo war es weit vortheilhafter für ihn, daß ſie nie in Verbindung zuſammen geſtanden hatten. Aus dieſem Grunde hatte er gerne fortgefahren, ſie jeden für ſich handeln zu laſſen, ohne ſie mit einander bekannt zu machen. Aber bei reiferer Ueberlegung fand er die Sache unmöglich, und er verzweifelte an der ganzen Unternehmung, wenn er nicht zwiſchen dieſen Beiden ein enges Bündniß ſtiftete. Er entſchloß ſich alſo, dieſen Schritt zu überſtehen, ſo ſchwer er ihm auch ankam. Beide verbanden zwar Muth und Klugheit; aber Renault ſetzte ſeinen Ehrgeiz darein, alle Anſtalten ſo zu treffen, daß die Ausführung leicht und der Erfolg unvermeidlich wäre; der Kapitän hingegen, deſſen Alter ihn dieſer Kälte bei Weitem noch nicht fähig machte, brauchte ſich mit großen Talenten zu einer ſchweren Ausführung und mit einer ſeltenen Entſchloſſenheit in verzweifelten Fällen. Der Marquis erzählte Letzterm von den verſchiedenen Unterhandlungen Renaults, von ſeiner Erfahrung, die in jedem Verfalle mit Auswegen helfen konnte, von ſeiner Beredtſamkeit und ſeiner Geſchicklichkeit, neue Parteigänger anzuwerben, von ſeinen Fähigkeiten zu allen Geſchäften, die ſchriftlich behandelt werden müßten, deren es ſo viele gäbe, weil man beſtändig neue Erkundigungen über den Zuſtand der Flotten, der Provinzen, der Armeen einzuziehen hatte. Er hatte geglaubt, ſo fuhr er fort, daß ein Menſch wie dieſer dem Kapitän Vieles erleichtern würde; es wäre ein alter Mann, voll Erfahrung und dem es nicht an Muth oder Standhaftigkeit fehlte; aber ſein Alter und ſein Charakter, der ihn mehr für das Kabinet als für den Krieg beſtimmt hatte, machten ihn unfähig, den Ruhm der Ausführung mit dem Kapitän zu theilen. Dem Andern machte er den

Kapitän nur als den Vertrauten des Herzogs von Oſſuna bekannt, dem man alſo, bloß in dieſer Rückſicht, nicht wohl etwas verſchweigen dürfte. Er beſchwor ihn, ſich nach den Eigenthümlichkeiten des Korſaren zu fügen, ſo weit es zu ihrem Zwecke nöthig wäre, und ihm die Nachgiebigkeit zu zeigen, die dem aufgeblaſenen Stolz eines ſolchen Abenteurers ſchmeicheln könnte. Nachdem Bedemar ſich ſo viel Mühe gegeben hatte, um den Grund zu einem guten Vernehmen zwiſchen dieſen beiden Menſchen zu legen, war ſeine Verwunderung außerordentlich, als ſie das erſte Mal, daß ſie in ſeinem Hauſe zuſammenkamen, plötzlich auf einander zugingen und ſich mit der größten Zärtlichkeit umarmten. Der ſtärkſte Geiſt kann über eine Erſcheinung, die ihn in ungewöhnliches Erſtaunen ſetzt, ein falſches Urtheil fällen. Bedemars erſter Gedanke war, ſich verrathen zu glauben. Er konnte nicht begreifen, warum dieſe zwei Männer ihm verborgen hatten, daß ſie ſich kannten, aber das Geheimniß klärte ſich bald auf. Er erfuhr, daß ſie ſich in dem Hauſe einer berüchtigten Griechin geſehen hatten. Dieſes Weib war durch ihre Verdienſte ſehr über ihren Stand erhaben, und ein großer Beweis davon war dieſer Vorfall. Beide hatten das Verſprechen von ihr gefordert, ihre Namen nicht zu verrathen, und ſie hatte es beiden gehalten. Ihre Verſchwiegenheit war um ſo mehr zu bewundern, als ſie wußte, daß Pierre und Renault eine ungemeine Achtung für einander gefaßt hatten. Dieſe Erklärung brachte den Marquis völlig von ſeinem Erſtaunen zurück, und er überließ ſich nun ganz der Freude, eine Verbindung, die er ſo ſehr wünſchte, ſchon feſt begründet zu finden. Sie geſtanden in der Folge der Unterredung, daß ſie, jeder für ſich, auf die Gedanken gekommen waren, einander zu der großen Unternehmung zu bereden. Sie waren beide von ihrem Plane zu voll geweſen, um in den Geſprächen, die ſie zuſammen bei der Griechin gehabt hatten, nicht zu weilen auf Gegenſtände dieſer Art gefallen zu ſeyn. Zwar hatte ſich keiner dem andern verrathen, und wenigſtens war es beider Abſicht nicht geweſen; aber ſie bekannten freiwillig vor dem Marquis, daß ſie einige Male in der Hitze des Geſprächs zu weit gegangen waren und einander mehr von ihrem Geheimniſſe zu erkennen gegeben hatten, als ihr Wille geweſen wäre. Bedemar ermahnte ſie, dieſe Erfahrung zu benutzen und in Zukunft vorſichtiger zu ſeyn; denn um eine Sache von dieſer Wichtigkeit geheim zu halten, wäre es nicht genug, daß man Nichts ſagte oder thäte, was Beziehung darauf hätte, man müßte ſogar ſelbſt vergeſſen, daß man ſie wüßte.

An dieſem Tage brachte Renault dem Geſandten die erwünſchteſten Nachrichten von der Stimmung der holländiſchen Truppen. Seit den Friedensgerüchten, welche gegen Ende des Julius wieder angefangen hatten, waren die venetianiſchen Befehlshaber übermüthiger gegen ſie geworden, und ihre Ungeduld war durch den Tod des Grafen von Naſſau, deſſen Anſehen ſie vorher noch zurückhielt, in eben dem Maße geſtiegen. Sie hielten ſich vor Gradiska ſehr ſchlecht, und ihre verdächtige Trägheit im Dienſte ließ den General der Republik einen Aufruhr befürchten. Um dieſem vorzubeugen, vertheilte er ſie in verſchiedene, weit auseinander gelegene Poſten; aber eben dieß Zeichen von Mißtrauen brachte ſie vollends auf, und da ſie ſich endlich geradezu weigerten, die Befehle des Senats zu erfüllen, ſo ließ der General einige von den Unruhigſten hinrichten. Aber verabſchieden durfte er ſie noch nicht, weil die Republik außer Stande war, ſie zu bezahlen; er begnügte ſich alſo, ihre Anführer nach Padua zu verbannen und den Reſt der Truppen in verſchiedenen Plätzen von der Lombardei zu zerſtreuen. Der Lieutenant des Grafen von Naſſau, einer der Vornehmſten, mit denen ſich Renault in Unterhandlungen eingelaſſen hatte, war nach Brescia verwieſen und erbot ſich, dieſe Stadt in Dom Pedro's Hände zu liefern. Renault bat den Marquis, ſich über dieſen beſondern Punkt zu beſtimmen, da dieſer Lieutenant auf einer entſcheidenden Antwort beſtünde. Aber der Marquis verwarf dieſen Anſchlag, theils weil es beſſer wäre, von dieſer Seite Alles ruhig zu laſſen, bis man ſich Venedigs bemächtigt hätte, theils weil man auch alsdann an Crema genug hätte und durch ein zweites Komplott bloß die Kräfte theilen würde. Er wünſchte zwar, daß man, um dieſe günſtige Stimmung zu unterhalten, die Ausführung unter verſchiedenen Vorwänden bloß aufſchieben möchte; ſobald man ſich aber durch dieſe Schonung der Gefahr eines vorzeitigen Ausbruchs bloßſtellte, ſollte man lieber den Gedanken ganz fahren laſſen. Renault hatte außer dieſem Lieutenant noch mit drei franzöſiſchen Edelleuten negociirt, Namens Durand aus dem Regiment Löwenſtein, Brainville und Bribe, mit einem Savoyarden Tarnen, der ſich ehemals bei der Eskalade von Genf befunden hatte, einem Holländer, Theoder, einem italieniſchen Ingenieur, Ravellide, und zwei andern Italienern, die ehemals beim Arſenal angeſtellt geweſen waren, Ludwig von Villa-Mezzana, und Wilhelm Retrott. Er geſtand, daß er es für nöthig gefunden hätte, ſich dieſen neun Männern ohne Rückhalt zu entdecken; zugleich aber erbot er ſich, mit ſeinem Kopfe für ihre Treue zu haften. Zum Beweiſe ihres Eifers führte er an, daß ſie während ſeines Aufenthalts im Lager ſchon mehr als zweihundert Offiziere für ſeine Abſichten angeworben hatten, von denen aber keiner näher unterrichtet wäre. Auf ſeine letzte Anfrage, wie viel Truppen ſie ihm würden zuführen können, hatte er die Antwort erhalten, daß zweitauſend Mann wenigſtens von den Löwenſtein'ſchen und zweitauſend dreihundert von den Naſſauiſchen Truppen bereit ſtünden, in ſpaniſche Dienſte zu treten; und da er ſehr ernſtlich darauf gedrungen hatte, daß die Offiziere ihm die Anzahl genau und ohne Uebertreibung beſtimmen möchten, erboten ſie ſich alle, mit ihren eigenen Perſonen Bürgſchaft für ihr Wort zu ſtellen. Dieſe Truppen waren ſchon lange mit der Hoffnung eines Feldzugs unterhalten worden, zu welchem man ſie führen wollte, ſobald ſie von den Venetianern verabſchiedet waren, und wo ſie die reichlichſte Schadloshaltung für ihr erlittenes Elend finden ſollten. Auch war nicht zu befürchten, daß eine nähere Bekanntſchaft mit der eigentlichen Beſchaffenheit des Unternehmens ſie zurückſtoßen würde, denn die gehäuften Mißhandlungen des Senats hatten ſie ſo erbittert, daß ſie die Gelegenheit, ſich zu rächen, mit Freude ergreifen mußten. Außerdem fiel es auch nicht ſchwer, zu mehrerer Sicherheit, dieſe Erklärung ſo lange zurückzuhalten, bis kein Zweifel an dem glücklichen Erfolge mehr übrig wäre; und alsdann blieb das Ziel, Venedig zu plündern und ſich durch einen ſo ſchnellen als ſichern Weg auf Zeitlebens zu bereichern, eine unwiderſtehliche Verſuchung für ihren Geiz.

Dieſe Ausſichten waren hell und befriedigend genug; aber ſchon bei dem erſten rohen Gedanken von dieſer Verſchwörung hatte Bedemar beſchloſſen, ſie aufzuſchieben, bis er weit mehr Mittel beiſammen hatte, als nöthig waren, um ihren Erfolg zu ſichern, und bis dieſe Mittel ſo unabhängig und ſo abgeſondert von einander wären, daß im Falle auch eins davon fehlte, man ſich der andern noch immer mit gleichem Glücke bedienen könnte. So gewiß er alſo auch auf Dom Pedro's Verſprechen und auf Renaults Unterhandlungen mit den holländiſchen Chefs rechnen konnte, ſo hatte er doch Maßregeln ergriffen, um auch von dem Herzog von Oſſuna Truppen zu erhalten. Er hatte ſich um jedes dieſer drei Mittel mit eben ſo viel Eifer beworben und ſich eben ſo ſehr des letztern zu verſichern geſucht, als wenn er die beiden andern für höchſt ungewiß gehalten und ſie alle drei zu drei verſchiedenen Unternehmungen beſtimmt hatte. Jetzt kam es darauf an, die Zeit genau zu erfahren, wo Oſſuna mit den verlangten Truppen vor Venedig würde erſcheinen können. Weil aber des Herzogs Entſchlüſſe zu wankend waren, um bei einer ſo wichtigen Sache ſich blindlings auf ſein Wort zu verlaſſen, mußte man Jemanden zu ihm ſchicken, der auf dem Platze ſelbſt beurtheilen könnte, ob er im Stande ſeyn würde, ſein Verſprechen zu halten. Pierre's Abweſenheit hatten die Venetianer zu ſehr bemerkt; Renault war hier unentbehrlich; daher warfen ſie die Augen auf einen der franzöſiſchen Edelleute, mit welchen ſich Renault im Friaul verbunden hatte. Wie er aber im Begriff war abzureiſen, bekam Bribe, den man dazu erwählt hatte, Befehl von der Republik, Truppen anzuwerben, und man hielt es für beſſer, ihn dieſes Geſchäft beſorgen zu laſſen. An ſeiner Stelle ſchickte man einen Kriegskameraden des Hauptmanns Pierre, Lorenz Nolot aus Franchecomté, am erſten Tag des Jahres 1618 nach Neapel ab.

Bedemar hielt es jetzt für nöthig, ſich gegen das ſpaniſche Miniſterium zu erklären. Um allen Einwendungen zuvorzukommen, ſetzte er ſeinen Plan mit der größten Umſtändlichkeit auf; und weil er die Langſamkeit der Berathſchlagungen ſeines Hofes kannte, legte er eine beſondere

Depeſche an den Herzog von Lerma bei, worin er mit dem größten Ernſt auf eine ſchnelle und entſcheidende Antwort drang; die Gefahr, worin er wäre, gäbe ihm das Recht, ſo entſcheidend zu ſprechen; und wenn man ſeinen Courier länger als acht Tage aufhielte, ſo würde er dieſe Verzögerung als einen Befehl anſehen, Alles fahren zu laſſen. Die Antwort erfolgte in der geſetzten Zeit, aber ſo beſtimmt war ſie nicht, als er ſie verlangt hatte. Wenn er die Ausführung ſeines Unternehmens nicht ohne Nachtheil länger aufſchieben könnte, ſchrieb man ihm, ſo wäre man weit entfernt, ihm die Hände binden zu wollen; man wünſchte aber ſehr, falls es dazu noch Zeit wäre, daß er vorher dem Hofe eine ausführliche und treue Beſchreibung von dem Zuſtande der Republik mittheilen möchte. Der Geſandte war auf dieſen Stoff vorbereitet, und er wurde in kurzer Zeit mit einem Aufſatz fertig, den die Spanier das Meiſterſtück ihrer Politik genannt haben. Die Abſicht, in welcher er geſchrieben iſt, wird von dem Verfaſſer mit keinem Worte erwähnt; wer aber darum weiß, findet kein Wort darin, das nicht auf dieſe Abſicht Beziehung hätte. Den Anfang machte eine beſcheidene Klage über die Schwierigkeit dieſer Arbeit, da die Regierung, die er darſtellen ſoll, von jeher auf das undurchdringlichſte Geheimniß gehalten hat. Er breitet ſich alsdann über eben dieſe Regierung in Lobeserhebungen aus, die aber mehr dem erſten Alter der Republik gelten, als ihrem jetzigen Zuſtande. Dieß führt ihn auf eine eben ſo traurige als erhabene Betrachtung über das beweinenswürdige Loos der Menſchheit, daß gerade die ſchönſten Meiſterſtücke des menſchlichen Geiſtes dem Verderben am meiſten ausgeſetzt ſind. In den weiſeſten Geſetzen dieſes Staates lag der erſte Keim ſeines jetzigen Verfalls. Die gänzliche Ausſchließung des Volkes von den

Staatsgeſchäften war die Veranlaſſung zu der Tyrannei des Adels. Die Verordnung, welche den geiſtlichen Stand der Ahndung der höchſten Obrigkeit unterwirft, diente dem Volke zum Vorwand ſeines übermüthigen Betragens gegen den römiſchen Hof. Als Beweis führt Bedemar die Frevel an, welche die Holländer ungeſtraft im Friaul begangen hatten. Er übertreibt mit Fleiß dieſe Schilderung, zugleich aber verwundert er ſich, wie die Völker ohne den Zügel der Religion die ſchändlichen Bedrückungen ihrer Beherrſcher noch dulden können. Dieſe geht er alle beſonders durch, und ohne im Geringſten von der Wahrheit abzuweichen, weiß er ſie in das gehäſſigſte Licht zu ſtellen. Mit der Ehre, dem Leben, dem Vermögen des Volkes können die Großen nach Willkür umſpringen; in einer Nation, deren Hang zum Geiz, zur Rachſucht und zur Wolluſt ſo heftig iſt, muß bei einer ſolchen Verfaſſung die Herrſchaft der Mächtigen natürlicherweiſe hart und ungerecht ſeyn. Endlich unterſucht Bedemar den Zuſtand des Senats, der Provinzen und der Armeen. Den Senat findet er in Parteien getheilt. Er will nicht verhehlen, daß er ſelbſt eine große Anzahl unzufriedener Nobili kennt. In den Provinzen erblickt er Nichts als Zerrüttung und Elend; die einen ſind durch den Krieg der Uskoken verwüſtet, die andern haben ſich erſchöpft, um jenen beizuſtehen. Die Beſatzungen in der Lombardei werden ſo ſchlecht gehalten, daß auf jede kaum drei Offiziere zu rechnen ſind, die ihren Sold empfangen; und die Republik würde dort ſchon um ihre ganze Macht gekommen ſeyn, wenn es nur einem unternehmenden Kopf eingefallen wäre, darnach zu greifen. Eben dieſelbe Schwäche bemerkt er bei den Armeen. Die Landvölker ſind durch die verſchiedenen Empörungen, deren Umſtände er mit der größten Treue erzählt, und durch die Zerſtreuung der Aufrührer ſo erſchöpft worden, daß der ganze Ueberreſt aus einer zuſammengerafften, elenden Miliz beſteht, der es an Muth, an Erfahrung, an Zucht fehlt. Die Flotte, ſchließt er, wäre ſeit einiger Zeit eine Freiſtatt für die ſchändlichſten Seeräuber vom mittelländiſchen Meere geworden; dieſe Menſchen verdienten nicht, daß man ſie Soldaten nennte, und die Republik könnte nur ſo lange auf ſie rechnen, als ſie noch nicht mächtig genug wären, um ihre Waffen gegen ſie ſelbſt zu kehren. Nachdem er dieſe Dinge mit einer ausnehmenden Schönheit und Stärke des Ausdrucks dargeſtellt hat, ſucht er aus denſelben die richtigen Reſultate über das künftige Schickſal und die Dauer dieſer Republik zu ziehen. Er beweiſt, daß ſie ſich jetzt in dem letzten, ſchwachen und hinfälligen Zeitpunkt ihres Alters befindet. Ihre Krankheiten, ſagt er, ſind von einer ſolchen Art, daß ſie ohne eine uneingeſchränkte Umwerfung ihrer ganzen Form keine heilſame Kriſis, kein Mittel zur Beſſerung mehr erwarten darf.

Jetzt erhielt Bedemar von dem ſpaniſchen Staatsrath die Erlaubniß, zu handeln wie er wollte. Aber Nolot kam nicht zurück, und darüber ſteckten alle Anſtalten. Der Marquis war untröſtlich, daß er ſich in einer ſo wichtigen Sache den Launen des Herzogs von Oſſuna preisgegeben hatte, da er doch ſeinen Charakter kennen ſollte. Bei den damaligen Umſtänden konnte dieſer Aufſchub von den ſchlimmſten Folgen ſeyn. Nachdem die Spanier Vercelli erobert hatten, wurde Gradiska von den Venetianern ſehr in die Enge getrieben, und der ſpaniſche Hof fand kein anderes Mittel, dieſe Stadt zu retten, als durch Erneuerung der Friedensvorſchläge. Es wurde mit Einwilligung beider Theile in Madrid eine Urkunde aufgeſetzt, welche die vorzüglichſten Artikel des Friedens enthielt; aber die beſtändigen Unordnungen des Herzogs von

Oſuna zwangen die Venetianer, die Vollmacht ihres Geſandten zurückzunehmen, und den Sitz der Unterhandlungen nach Frankreich zu verlegen, wo der Tod des Marſchalls von Ancre mehr Begünſtigung hoffen ließ. Der Friede wurde den 6. September zu Paris geſchloſſen, und der Statthalter von Mailand beſprach ſich kurze Zeit darauf in Pavia mit dem Grafen von Bethune, um die Vollſtreckung des Vertrags in Betreff des Herzogs von Savoyen zu beſtimmen. Zugleich aber fuhr eben dieſer Statthalter fort, die Venetianer zu beunruhigen, und er nahm ihnen ſogar einige kleine Oerter in der Lombardei. Sie beklagten ſich darüber ſehr heftig und rüſteten ſich mit gedoppeltem Eifer zum Kriege, bis der Marquis von Bedemar dem verſammelten Senat ſeinen Glückwunſch über den Frieden abſtattete und die Vollſtreckung der Bedingungen verſprach. Dieſen Schritt that er nicht ſowohl auf Befehl ſeines Hofes, als weil er die ſchlimmen Eindrücke tilgen wollte, welche der Senat aus dem Vergangenen gegen ihn gefaßt hatte. In dieſer Abſicht ließ er die größte Freundſchaft und Freude blicken, als er dieſe Pflicht der Etikette erfüllte, und es gelang ihm, die Venetianer, die zu ſehr wünſchten, was er ihnen verſprach, ſo zu verblenden, daß ſie mit ihm über einen Waffenſtillſtand einig wurden. Dieſer Stillſtand war ein entſcheidender Streich für die Spanier und ein Meiſterſtück von Bedemar. Gradiska konnte ſich kaum vierzehn Tage mehr halten, und in zwei Monaten ſollten erſt die Feindſeligkeiten aufhören, weil man gerade ſo viel Zeit brauchte, um von allen Seiten die Ratificationen auszuliefern und ſich zur Erfüllung der Verträge vorzubereiten. Durch den Stillſtand wurde verhindert, daß ſich Gradiska binnen dieſer Zeit ergab, und die Spanier, welche dieſe Urſache nicht mehr hatten, auf die Vollſtreckung des Friedens zu dringen, blieben in völliger Freiheit, die Sachen ſo ſehr in die Länge zu ziehen, als für ihre Abſichten taugte. Der Herzog von Oſſuna wurde zwar durch die wiederholten Befehle ſeines Hofs und durch die dringenden Vorſtellungen des Papſtes gezwungen, ſich zur Zurückgabe der Schiffe zu verſtehen, die er den Venetianern genommen hatte; aber von den Waaren wollte er nichts hören, weil er nicht wüßte, wo ſie hingekommen waren. Unterdeſſen wurden ſie in Neapel ſelbſt vor den Augen des venetianiſchen Reſidenten verkauft, und Oſſuna ließ von neuem eine anſehnliche Flotte auf dem adriatiſchen Meere kreuzen. Der Senat wollte ſich gegen den Marquis von Bedemar über dieſe Gewaltthätigkeiten beklagen; aber Bedemar beklagte ſich ſelbſt noch weit heftiger darüber. Er erklärte, daß er nicht für die Handlungen des Herzogs von Oſſuna zu ſtehen geſonnen wäre, und daß der König ſelbſt nicht dafür ſtände. Unter ſo vielen Freundſchaftsbezeigungen und andern Annehmlichkeiten, die er ſeit ſeinem ganzen Aufenthalt in Venedig genöſſe, hatte er nur den einzigen Verdruß gehabt, zu erfahren, daß man das Betragen des Vicekönigs ſeinen Rathſchlägen zuſchriebe; er hatte nie den mindeſten Antheil daran genommen, und wenn man den Herzog von Oſſuna kennte, würde man leicht zu überzeugen ſeyn, daß er keinem Führer folgte als ſeiner unbändigen Laune. Von ſeinen Geſinnungen könnte man übrigens aus dem friedfertigen Betragen des Statthalters von Mailand urtheilen, deſſen Urheber er ſich zu nennen ſtolz wäre. Dieſer Statthalter blieb auch wirklich dem Stillſtand getreu; aber er legte darum die Waffen doch nicht nieder, und damit man dieß weniger ſonderbar fände, ſuchte er ſich von neuem mit dem Herzog von Savoyen zu entzweien. Die verabſchiedeten Truppen dieſes Fürſten waren in dem

Pays de Vaux ſtehen geblieben, um dort auf die gänzliche Erfüllung der Verträge zu warten; mit dieſem Vorwand entſchuldigte ſich Dom Pedro gegen den Grafen von Bethune, daß er die Waffen nicht ablegte, wie er in Pavia verſprochen hatte. Er bewog überdieß den Herzog von Mantua, die Erfüllung ſeiner Verſprechungen ebenfalls unter verſchiedenen Vorwänden aufzuſchieben. Der Graf von Bethune ließ eine öffentliche Proteſtation gegen ſie drucken, auf welche Bedemar mit den ſcheinbarſten Gründen antwortete, die er verzufinden wußte.

Aus allem Dieſem wird man leicht ſchließen, wie viel darauf ankam mit der Ausführung des großen Planes zu eilen, da man nur mit der größten Mühe die Angelegenheiten in dieſem Mittelzuſtand erhielt. Unterdeſſen wurde Nolot noch immer von dem Vicekönig nicht zurückgeſchickt. Der Geſandte war in Verzweiflung, und er befahl dieſem Menſchen, die Urſache eines ſo unzeitigen Aufſchubs zu entdecken, um welchen Preis es auch ſeyn möchte. Nun erfuhr man endlich, woran es lag. Nachdem der Hauptmann Pierre Dienſte bei der Republik erhalten hatte, ſchickte Oſſuna, der durch verſchiedene Wege von dem venetianiſchen Staat Kundſchaft zu haben wünſchte, einen Italiener Namens Alexander Spinoza als Spion nach Venedig. Dieſer Menſch, der nicht bekannt war, wurde bald angeſtellt, ſowie alle Abenteurer, die in dieſer Abſicht nach Venedig kamen. Er merkte wohl, daß der Herzog über irgend einer wichtigen Unternehmung brütete, aber es fiel ihm nicht ein, daß Pierre's Anweſenheit in Venedig eine der erſten Triebfedern dieſes Anſchlags ſeyn könnte. Indeſſen war er ſchon auf den Verdacht gekommen, daß dieſer Korſar nicht ſo übel mit dem Herzog ſtünde, als man ſich's einbildete. Spinoza hatte ſich gegen den Vicekönig erboten, den Kapitan zu ermorden, und Oſſuna hatte dieſen Vorſchlag abgelehnt, unter dem Vorwande, daß er nicht ſicher genug wäre. Spinoza kannte ihn zu gut und hatte zu viel Scharfſinn, um dieſer Mäßigung zu trauen: Oſſuna war der Menſch nicht, der ohne ſtärkere Bewegungsgründe, um der Gefahr willen oder aus Gewiſſenhaftigkeit, anſtand, ſeine Rache zu befriedigen. Indeſſen gab er ihm Auftrag, den Handlangen des Korſaren aufzulauern, entweder um ihn von der wahren Spur zu entfernen, oder vielleicht, weil er zu der Art Menſchen gehörte, die Niemanden ihr gänzliches Vertrauen ſchenken. Wenn Das war, ſo mußte er eine ſolche Gelegenheit gern benutzen, zu unterſuchen: ob Spinoza's und des Kapitans Nachrichten zuſammen übereinſtimmten. In dieſer Abſicht ſuchte Spinoza den Umgang einiger Franzoſen, die er in Neapel gekannt hatte und die in Venedig den Kapitan ſehr oft beſuchten. Dieſe Leute, welche Verſchworne waren, ſtatteten dem Kapitan getreuen Bericht ab von Spinoza's Nachforſchungen über ihn, und ſie entdeckten ſogar, daß dieſer Spion auf ſeiner Seite Komplott zu machen ſuchte und ſich bemühte, einige kühne Abenteurer für den Herzog von Oſſuna anzuwerben. Pierre war über das Mißtrauen dieſes Herzogs mehr unwillig als erſtaunt; er überlegte bloß, daß Spinoza's beſondere Kabalen ihre Partei theilen und ſchwächen würden, und daß es auf der andern Seite zu unſicher wäre, ſich gegen einen Menſchen zu entdecken, der ihm als Spion nachgeſchickt war. Bedemar und Renault waren derſelben Meinung, und ſie urtheilten alle, daß ſie in der größten Gefahr waren, ſo lange dieſer Italiener nicht hinweggeräumt würde. Aber die Rolle, die er ſpielte, zwang ihn beſtändig, auf ſeiner Hut zu ſeyn, und es war zu befürchten, daß er ſein Leben theuer verkaufen würde, wenn man Meuchelmörder gegen ihn dingen wollte. Pierre mußte ſich endlich entſchließen, ihn als einen Spion des Herzogs von Oſſuna bei dem Rath der Zehn anzugeben. Die Franzoſen, mit denen er Umgang gehabt hatte, richteten ihre Ausſage ſo glaublich und ſo umſtändlich ein, daß er an demſelben Tage insgeheim angehalten und erwürgt wurde. Alles, was er gegen den Korſaren vorbringen konnte, machte keinen Eindruck auf ſeine Richter, weil Jener ſein Ankläger war, und überdem fehlte es ihm gänzlich an Beweiſen. Dieſe Sache trug viel dazu bei, das Vertrauen zu vermehren, das man in Venedig auf den Kapitän ſetzte. Demungeachtet war ſie dem Marquis von Bedemar ſehr empfindlich, weil die Venetianer dadurch gewarnt werden konnten, auf die Fremden, die ſie in ihren Dienſten hatten, beſſer Achtung zu geben. Als Nolet in Neapel ankam, hatte Oſſuna eben Spinoza's Tod erfahren, deſſen Urheber er ſogleich errieth. Er empfand es ſehr übel, daß ihm Bedemar Nichts davon ſchrieb, und in dieſem ſtürmiſchen Zuſtand wußte er ſelbſt nicht, wozu er ſich entſchließen ſollte. Unterdeſſen hatten ſich die Löwenſtein'ſchen Truppen von neuem empört, und waren zu Anfang des Monats Februar auf Befehl des Senats in das Lazareth zwei Meilen von Venedig gebracht worden. Bedemar fürchtete einen Vergleich zwiſchen ihnen und der Republik, der ſie gezwungen hatte, ſogleich abzureiſen, aber er brachte es durch ihre Anführer dahin, daß ſie ſich mit der Summe, die man ihnen Anfangs anbot, nicht begnügten. Die Verſchwornen ſchickten einen expreſſen Courier an Nolet ab, um dem Vicekönig durch ihn vorſtellen zu laſſen: daß dieſen ganzen Monat beinahe fünftauſend Mann ihnen ganz zu Gebot ſtehen würden. Nolet that von ſeiner Seite was er konnte; aber der Herzog, der ſeinen Zorn noch nicht verdaut hatte, hielt ihn ſo lange hin, daß nach ſechs Wochen vergeblichen Harrens die Anführer dieſer Truppen ſich mit der Republik verglichen. Sie mußten befürchten, daß ihre Soldaten, die in der größten Bedrängniß waren, ſich ohne ſie vergleichen würden, und die Verſchwornen, die es nicht mehr verhindern konnten, gaben ſelbſt ihre Einwilligung dazu. Zehn Tage darauf kam Nolot von Neapel zurück und brachte die endliche Antwort des Herzogs von Oſſuna. Sie war, wie man ſie wünſchte, aber er hatte ſie an einen Kameraden des Hauptmanns, Robert Brulard, überſchrieben. Bedemar und Pierre dachten zu ernſtlich darauf, aus der Verlegenheit zu kommen, um dieſen Schimpf nur zu bemerken. Er ſchrieb, daß er bereit ſtände, ſobald man wollte, eine hinlängliche Anzahl von Kähnen, Brigantinen und andern kleinen Fahrzeugen abzuſchicken, die für die Häfen und Kanäle von Venedig paßten und auf welchen bis ſechstauſend Mann Platz finden könnten, wenn man ſie brauchte. Nolot hatte die Truppen und die Fahrzeuge ſelbſt geſehen und bezeugte, daß ſie in völliger Bereitſchaft waren. Der Kapitän ließ die Häfen und Kanäle ſondiren, die auf ihrem Wege lagen, ehe ſie vor dem Markusplatze landen konnten. Er hatte durch ſeinen Dienſt eine Menge von Seeleuten unter ſich, die, ohne Aufſehen zu erregen, ſich überall zeigen konnten, und durch deren Hülfe er die genaueſten Ausmeſſungen erhielt. Nun blieb Nichts mehr übrig, als die Abreiſe der Löwenſtein'ſchen Truppen zu verhindern. Das Geld wurde dabei nicht geſpart, und die Strenge der Jahreszeit diente zum Vorwande ihres Zögerns. Der größte Theil blieb noch im Lazareth, und was bei Nolots Ankunft ſchon eingeſchifft war, ließ ſich ebenfalls in kleinen Entfernungen von der Stadt aufhalten. Die Geſchäfte häuften ſich jetzt zu ſehr, um von Renault und dem Kapitan allein verſehen zu werden. Sie glaubten daher achtzehn Männer wenigſtens ausſuchen zu müſſen, auf deren Herzhaftigkeit und Verſtand ſie ſich ganz verlaſſen könnten. Außer den neun Offizieren, die Renault im Friaul gewonnen hatte, fanden ſich unter den Freunden des Kapitans, die er von Neapel hatte kommen laſſen, neun andere, die ebenſo gut zu gebrauchen waren. Dieß waren erſtlich fünf Schiffskapitäne, Vincenz Robert von Marſeille, Lorenz Nolot, Robert Brulard, von denen ſchon die Rede geweſen iſt, ein anderer Brulard Namens Lorenz und Anton Jaffier aus Provence; ferner zwei Brüder aus Lothringen, Namens Karl und Johann Bolcan, ein Italiener Johann Rizzardo, alle drei vortreffliche Feuerkünſtler, und ein Franzoſe Langlade, der für den geſchickteſten Feuerwerker der Welt gehalten wurde. Er war ſo berühmt, daß er gleich bei ſeiner Ankunft die Erlaubniß bekam, im Arſenal zu arbeiten. Durch ihn erhielten ſeine drei Kameraden ebenfalls freien Zutritt, ſo wie auch Villa Mezzana und Retroſi, die ehemals da angeſtellt geweſen waren. Dieſe ſechs zuſammen entwarfen einen ſo genauen Riß von dem Arſenal, daß die Andern, die es nie geſehen hatten, nach demſelben eben ſo ſicher davon urtheilen konnten, als ſie ſelbſt. Zwei Offiziere von dem Arſenal ſelbſt, die vom Kapitan beſtochen waren, halfen ihnen in dieſer Arbeit. Sie hatten ihm unzufrieden mit ihrem Dienſte geſchienen, ganz für ſeine Abſichten geſchickt, unverzagt genug, um denſelben beizutreten, wenn ſie ihren Nutzen dabei fänden, und rechtſchaffen genug, um ihrem Worte treu zu bleiben. Der Erfolg beſtätigte ſein Urtheil. Er würzte die Schmeicheleien, die er ihnen bei jeder Gelegenheit vorſagte, mit einer ſo beträchtlichen Menge ſpaniſcher Piſtolen, die er auszutheilen hatte, daß ſie ſich verbindlich machten, ihm in Allem, was er verlangen würde, blindlings zu folgen. Langlade und ſie wohnten im Arſenal. Renault hatte drei von ſeinen Freunden, Bribe, Brainville und Lorenz Brulard, zu ſich in des franzöſiſchen Geſandten Haus genommen. Die drei Feuerkünſtler wohnten bei dem Marquis von Bedemar, der ihnen mit dem Pulver, den andern Materialien und den nöthigen Inſtrumenten aushalf, übrigens aber keine Gemeinſchaft mit ihnen hatte. Sie hatten ſchon mehr Petarden und Feuerwerke gemacht, als nöthig war, und der Palaſt des Geſandten war ſo voll davon, daß es unmöglich war, irgend Jemand außer ihnen da einzuquartiren. Der Kapitän blieb in ſeiner gewöhnlichen Wohnung, aber allein, um keinen Verdacht zu erregen, im Fall er beobachtet würde. Die Andern hatte er in dem Hauſe der Griechin verborgen, wo er Renaults Bekanntſchaft gemacht hatte. Ihre Achtung für dieſes Weib war ſeit dieſer Zeit noch höher geſtiegen. Sie war in einer griechiſchen Inſel vom Archipelagus geboren, und von ſo vornehmem Stande, als man es in einem Lande ſeyn kann, das unter venetianiſcher Botmäßigkeit ſteht, wo die Venetianer keinen Adel gelten laſſen, als den ihrigen. Der Nobile, der im Namen der Republik dieſe Inſel verwaltete, hatte ſie durch prächtige Hoffnungen verführt, und als ihr Vater ihn an ſein Wort erinnern wollte, ließ er ihn ermorden. Die Tochter reiſte nach Venedig, um den Mörder dort gerichtlich zu verfolgen; aber ihre Reiſe war vergeblich. Nachdem ſie das wenige Vermögen, das ſie beſaß, dort zugeſetzt hatte, ſah ſie ſich endlich genöthigt, zu ihrer Schönheit ihre Zuflucht zu nehmen, um ihr Elend zu enden, deſſen erſte Urſache eben dieſe Schönheit war. Aber in ihrer Seele brannte ein unverſöhnlicher Haß gegen die Menſchen, die ſie gezwungen hatten, ein ſo ſchimpfliches Gewerbe zu ergreifen. Sie erfuhr mit Entzücken die Plane ihrer beiden Freunde und ſcheute keine Gefahr, um ſie zu begünſtigen. Sie miethete eines der größten Häuſer in Venedig, und unter dem Vorwande einiger Einrichtungen, die noch darin zu machen waren, ließ ſie nur einen Theil ihrer Geräthſchaften hintragen, um ihre erſte Wohnung, die nicht ſehr entfernt war, noch behalten zu können. In dieſen beiden Häuſern wohnten beinahe ſechs Monate lang eilf von den erſten Verſchwornen. Da ſie von allen fremden und einheimiſchen Standesperſonen beſucht wurde, und dieſer große Zufluß ihre Freunde in Gefahr brachte, entdeckt zu werden, ſtellte ſie ſich unpäßlich, um ſich aller Ueberläſtigen zu entledigen. Wenn man weiß, mit welcher Höflichkeit man in Italien die Frauenzimmer dieſes Standes behandelt, ſo wird man leicht begreifen, daß ihr Haus durch dieſes Mittel für Jeden, der nichts darin zu ſuchen hatte, unzugänglich wurde. Die Verſchwornen gingen nur des Nachts heraus, und die Verſammlungen wurden am Tage gehalten. In dieſen legten Renault und der Kapitän den übrigen Verſchwornen vor, was ſie mit dem Marquis von Bedemar abgeredet hatten, um ihre Meinungen darüber zu hören und über die Mittel zur Ausführung mit ihnen zu berathſchlagen. Wenn ſie zu dem Marquis gehen mußten, gebrauchten ſie die größte Behutſamkeit, weil damals in Venedig die Häuſer der Geſandten, und vorzüglich das ſeinige, auf das ſchärfſte beobachtet wurden. Sie hatten ſchon längſt zuſammen ausgemacht, daß man vor dem Ausbruch tauſend Soldaten in Venedig haben müßte; da es aber gefährlich ſchien, ſie alle bewaffnet in die Stadt kommen zu laſſen, hatte ſich Bedemar mit Waffen für mehr als fünfhundert Mann verſehen. Dieß hatte er leicht insgeheim thun können, weil die Gondeln der Geſandten nie durchſucht werden, woher ſie auch kommen mögen; und es fehlte nur noch eine Gelegenheit, um dieſe tauſend Mann in die Stadt zu ſchaffen, ohne daß ſie bemerkt würden.

Der Doge Donato ſtarb, und an ſeine Stelle wurde Anton Priulli ernannt, der damals von der Republik den Auftrag hatte, im Friaul für die Vollſtreckung der Verträge zu ſorgen. Der General von der Flotte bekam Befehl, ihn mit der ganzen Seemacht abzuholen. Der Kanzler und die Staatsſekretäre ſollten ihm ſehr weit entgegen kommen, mit der herzoglichen Mütze. Zwölf von den vornehmſten Senatoren ſollten ihnen folgen, jeder allein auf einer bewaffneten und prächtig gezierten Brigantine, mit einem großen Gefolge. Der Senat ſelbſt ſollte ſich auf dem Buzentauren ſehr weit ins Meer begeben, um ihn zu empfangen und an der Spitze dieſes Zuges zurück in die Stadt zu bringen. Da die erwählten Dogen ſehr ſelten von Venedig abweſend ſind, zog dieſe Feierlichkeit eine außerordentliche Menge von Neugierigen an. Bedemar, der ſie voraus ſah, ſobald er von Priulli's Wahl unterrichtet war, ſchickte zum zweitenmal Nolot nach Neapel, mit dem Befehl, die Brigantinen des Herzogs von Oſſuna vor ſeinen Augen und mit der möglichſten Schnelligkeit abſegeln zu laſſen. Um jeden Aufſchub zu verhindern, gab er dem Kapitan Auftrag, den Plan der Ausführung ſo genau, als zur Zeit möglich war, zu beſchreiben und dem Herzog zu ſchicken, vorzüglich aber ihm ausführliche Rechenſchaft zu geben von Allem, was während Nolots erſter Reiſe in Venedig vorgegangen war. Der Kapitan that noch mehr, er ſuchte den Stolz des Vicekönigs auf jede Weiſe zu ſchonen, und um ihm zu beweiſen, daß man keinen Grund zu haben glaubte, ſich über ihn zu beklagen, ſchob er in ſeiner Depeſche die ganze Schuld der erſten

Verzögerung auf irgend einen Fehler, den Nolot begangen haben müßte.

Nolot reiste am 7. April ab; unterdeſſen ließ Renault alle Offiziere von den beſtochenen Truppen nach Venedig kommen, um ſich in der Stadt umzuſehen und ihre Poſten kennen zu lernen, damit ſie ſich in der Nacht des Ausbruchs nicht verirrten. Vor ihrer Ankunft hoben ſie unter den holländiſchen Truppen tauſend Mann aus, die jeden Tag zum Abmarſch bereit ſtehen ſollten; und damit dieſe tauſend Mann weniger vermißt würden, gebrauchten ſie die Vorſicht, aus jedem Orte vom feſten Lande, wo ſie zerſtreut waren, eine völlig gleiche Anzahl zu nehmen. Um alle dieſe Menſchen unterzubringen, miethete jeder dieſer Offiziere allein eine ſo große Anzahl von Quartieren, als geſchehen konnte, ohne Argwohn zu erregen. Den Hauswirthen ſagte man, daß ſie für Fremde waren, die der Feierlichkeit wegen nach Venedig kamen. Die Offiziere ſelbſt wohnten alle bei Freudenmädchen, wo ſie für ihr Geld weit ſicherer waren als an irgend einem andern Orte.

Nun war Nichts übrig, als den näheren Plan der Verſchwörung vollends zu beſtimmen. Bedemar, Renault und Pierre ſetzten zuſammen Folgendes feſt. Gleich beim Einbruch der Nacht ſollen diejenigen von den tauſend Soldaten, die unbewaffnet hereingekommen ſind, ihre Waffen in des Geſandten Haus abholen. Fünfhundert werden ſich auf den Markusplatz zum Kapitän begeben; die größte Hälfte von den übrigen fünfhundert wird ſich in der Gegend des Arſenals mit Renault verbinden, und die andern werden ſich aller Kähne, Gondeln und anderer Fahrzeuge bemächtigen, die ſie an der Brücke von Rialto finden, um damit in möglichſter Eile ungefähr tauſend Mann andere Soldaten von den

Löwenſteinſchen Truppen abzuholen, die noch im Lazareth ſind. Auf dieſer Fahrt wird man ſich ſo ruhig verhalten als möglich, weil es beſſer iſt, die Erklärung der feindſeligen Abſichten bis zur Ankunft dieſer Truppen zu verſparen. Sollte man aber durch irgend einen vorzeitigen Ausbruch gezwungen werden, ſich eher zu entdecken, ſo wird der Kapitän ſich auf dem Markusplatz verſchanzen. Renault, wie nachher folgen wird, das Arſenal einnehmen, und alsdann wird man den Brigantinen des Herzogs von Oſſuna, die vor Venedig in Bereitſchaft ſtehen müſſen, mit zwei Kanonenſchüſſen das Signal geben, ſich zu nähern, damit die Spanier, die ſie bringen, den Mangel der Truppen aus dem Lazareth vor der Hand erſetzen. Braucht man ſich nicht zu entdecken, ſo wird der Kapitän, wenn dieſe Wallonen an dem Markusplatz ausgeſtiegen ſind, fünfhundert von ihnen zu ſeinen anderen fünfhundert nehmen und Durand zu ihrem Anführer ſetzen. Dieſe tauſend Mann wird man auf dem Platze in Schlachtordnung ſtellen. Alsdann wird der Kapitän mit zweihundert, die er ausheben wird, ſich des herzoglichen Palaſts und vorzüglich der dortigen Gewehrkammer bemächtigen, um im Nothfall den Seinigen auszuhelfen und ſie den Feinden zu verſperren. Hundert andere, unter Brike's Anführung, werden ſich der Zecca bemeiſtern, und wieder hundert mit Brainville der Prokuratie. Sie werden von einigen Menſchen begünſtigt werden, die ſich am Tage in den Thurm eingeſchlichen haben. Die letzten hundert müſſen in dieſem Thurme Wache ſtehen, ſo lange der Tumult dauert, damit nicht Sturm geläutet werde. Der Eingang aller Straßen, die auf den Markusplatz führen, wird mit anderen Wachen beſetzt werden, und man wird an allen dieſen Eingängen Geſchütz pflanzen, das gegen die Straßen gekehrt ſeyn muß. Das Geſchütz wird man, bis aus dem Arſenal welches kommen kann, auf der Fuſte vom Rathe der Zehn nehmen, weil dieſes Schiff in der Nähe und leicht zu übermannen iſt. An allen dieſen Orten, die man einnehmen und wo man Wache ſtellen wird, muß man Alles, was in den Weg kommt, ohne Ausnahme niederwerfen. Durand aber muß mit dem Reſte der Truppen, in der Mitte des Platzes, beſtändig in Schlachtordnung bleiben, was auch um ihn herum vorgehen mag. Uebrigens wird man alles dieſes mit ſo wenig Geräuſch als möglich ausführen. Alsdann wird man anfangen ſich zu erklären, indem man das Thor vom Arſenal mit Petarden beſtürmt. Auf dieſen Lärm werden die acht Verſchwornen, die den Riß deſſelben entworfen haben und innerhalb des Thores ſind, mit Feuerwerken, die nebſt den Petarden zu dieſem Behuf in des Geſandten Haus zubereitet werden, an den vier Ecken zu zünden anfangen, und die oberſten Offiziere ermorden. Dieß wird in der Verwirrung nicht ſchwer ſeyn, zumal da die Offiziere keinen Verdacht auf ſie haben. Sie werden ſich hernach zu Renault ſchlagen, wenn er hereingebrochen iſt, und zuſammen Alles vollends niederwerfen. Die Soldaten werden ſo viel Geſchütz als nöthig iſt, an die verſchiedenen Oerter hingeleiten, wo man es wird brauchen können, wie z. B. das Niederlagshaus der Deutſchen, die Salzmagazine, den Thurm von der Prokuratie, die Brücke von Rialto und andere erhabene Poſten, aus denen man im Fall eines Widerſtandes die Stadt beſchießen konnte. Während daß Renault das Arſenal beſtürmt, wird der Kapitän das Gefängniß von St. Markus erbrechen und die Gefangenen mit Gewehr ausrüſten. Die vornehmſten Senatoren müſſen ermordet werden. Angeſtellte Leute werden einige vierzig Winkel von der Stadt anſtecken, die ſo weit aus einander ſeyn müſſen als möglich, damit die Verwirrung größer werde. Unterdeſſen werden die Spanier des Herzogs von Oſſuna auf das Signal, das man ihnen geben wird, ſobald das Arſenal eingenommen iſt, ebenfalls an dem Markusplatze landen, und ſich ſogleich in den verſchiedenen Quartieren der Stadt zerſtreuen, wie St. George, das Judenquartier und andere, unter der Anführung der anderen Häupter der Verſchwörung. Man wird nichts rufen, als Freiheit, und wenn dieſe Dinge alle ins Werk geſtellt ſind, ſoll man plündern können; aber den Fremden darf bei Lebensſtrafe Nichts gethan und nichts genommen werden, und umgebracht darf alsdann auch Niemand mehr werden, außer wer Widerſtand leiſtet.

In Neapel war Alles in ſo gutem Stande, daß die ſechstauſend Mann gleich den Tag nach Nelots Ankunft, unter der Anführung eines Engländers Haillet, eingeſchifft wurden. Um weniger Verdacht zu erregen, ließ der Herzog von Oſſuna ſeine großen Schiffe einen weitläufigen Umweg machen, bis ſie an ihre Poſten gelangten; die Brigantinen aber und Haillot ſchickte er den kürzeſten Weg. Am zweiten Tage ihrer Fahrt begegnete dieſe kleine Flotte einigen Korſaren aus der Barbarei, von denen ſie angegriffen wurde. Da ſie aber zu keinem großen Kampfe ausgerüſtet war, wurde ſie von dem Geſchütz der Barbaren ſehr beſchädigt. Sie war bloß dazu beſtimmt geweſen, die Truppen an den Ort ihrer Beſtimmung zu bringen, und die Menge Menſchen, die ſich in Neapel darauf eingeſchifft hatten, ließ nicht genug Raum zu einer ordentlichen Vertheidigung, dagegen waren die Brigantinen der Korſaren weit leichter und beſſer bewaffnet. Indeſſen thaten die ſpaniſchen Soldaten, welche lauter ausgeſuchte Leute waren, ſo tapfern Widerſtand, daß dieſer Angriff den Korſaren vielleicht übel bekommen wäre, wenn ſie nicht ein heftiger Sturm in der größten Hitze des Gefechts auseinander getrieben und beide Theile hin und wieder verſchlagen hatte. Aber die kleine Flotte fand ſich hiedurch ſo beſchadigt, daß ſie ſich in einiger Zeit nicht wieder auf die See wagen konnte. Dieſer Unfall ſetzte den Marquis von Bedemar außer Stand, die Feierlichkeit zu ſtören, und er erſchien dabei mit der größten Pracht. Er machte dem neuen Dogen ſeinen Glückwunſch und betheuerte vor dem ganzen Senat, daß er eine beſondere Freude uber ſeine Erhöhung hatte, weil er hoffte, daß der Thron die günſtigen Geſinnungen nicht ändern würde, die er ſchon im Friaul wegen Vollendung des Friedens gezeigt hatte.

Sobald dieſe Audienz vorbei war, ließ er den Kapitän und Renault zu ſich kommen. Beim erſten Eintritt fragte er ſie, ob ſie glaubten, Alles aufgeben zu müſſen. Ihre Antwort war, daß der Unfall der Flotte weder ſie noch ihre Kameraden im mindeſten erſchüttert hatte, und daß ſie alle Willens waren, eine günſtigere Gelegenheit abzuwarten, und unterdeſſen alle nöthigen Maßregeln zu treffen, um die Sachen in dem jetzigen Zuſtand zu erhalten. Bedemar hatte dieſe Frage mit Zittern an ſie gethan; jetzt umarmte er ſie voll Entzücken. Mit einer Heiterkeit und Entſchloſſenheit, welche den ſchwachſten Seelen Muth und Kühnheit eingeflößt hatte, ſagte er ihnen, daß widerwartige Zufalle von dieſer Art, die in gewöhnlichen Angelegenheiten die Menſchen aus der Faſſung brachten, bei außerordentlichen Unternehmungen natürlich und unbedeutend waren; durch ſie allein könnte man die Stärke des Geiſtes erproben, und alsdann erſt dürfte man ſich den Muth zutrauen, einen großen Gedanken auszuführen, wenn man ihn ſchon einmal umgeſtoßen geſehen hätte, ohne beunruhigt oder erſchüttert zu werden. Der Ausbruch der Verſchwörung wurde endlich auf den Himmelfahrtstag verſchoben, der nicht weit mehr entfernt war. Man wählte dieſen Tag, weil kein andres Feſt in Venedig mit ſo vieler Pracht gefeiert wird. Bis dahin beſchloß Bedemar mit ſeinen beiden Vertrauten, die Truppen an den Oertern, wo ſie ſtanden, zu unterhalten, und damit ihnen nichts abginge, kein Geld gegen ihre Chefs zu ſparen. Von den dreihundert, die man nach Venedig hatte kommen laſſen, ſollten die vornehmſten zurückbehalten werden, gleichſam als Bürgen für die Treue der Anderen; die Geringeren aber wollte man wieder zu ihren Truppen ſchicken, theils um die Soldaten bei ihrem Gehorſam zu erhalten, theils um durch eine ſo große Menge von Offizieren in der Stadt keinen Argwohn zu erregen. Die Zurückbleibenden ſollten ſo viel und ſo angenehm als möglich beſchäftigt werden, damit ſie nicht müde würden zu warten und keine Zeit hätten, über die jetzige Lage der Dinge nachzudenken. Uebrigens wollte man zwanzig von den vornehmſten Verſchworenen Auftrag geben, ſie ſorgfältig zu beobachten. Damit aber die Republik nicht Luſt bekäme, auf die ſchnelle Abreiſe der Löwenſtein'ſchen Truppen zu dringen, oder die Naſſauiſchen zu verabſchieden, ſollten der Statthalter von Mailand und der Vicekönig von Neapel fortfahren, die Verträge unerfüllt zu laſſen.

Was der menſchliche Witz von Vorwänden auffinden kann, um ſich gegen die gerade Vernunft zu wehren, wurde von Bedemar erſonnen und von Dom Pedro und dem Herzog von Oſſuna ins Werk geſetzt. Demungeachtet wurden ſie gezwungen, täglich mit einem Schritte näher zum Frieden zu rücken, ſo ungern ſie es auch thaten. Das ſpaniſche Miniſterium wollte auf eine ſo unſichere Hoffnung, als der Erfolg der Verſchwörung war, nicht zu viel wagen; und Frankreich, das den Pariſer Frieden unterſtützte, bewog die Venetianer, zuzugeben, daß der Herzog von Savoyen die

Truppen verabſchiedete, welche noch im Pays de Vaux ſtanden, und die dem Statthalter von Mailand zum Vorwande ſeiner Verzögerungen dienten. Wie dieſe Schwierigkeit gehoben war, ſuchte Bedemar dieſen Fürſten abzuhalten, daß er die Oerter räumte, die er im Montſerrat erobert hatte, und ließ daher das Gerücht verbreiten, daß der Herzog von Mantua geſonnen wäre, ſich mit den Spaniern über dieſes Land zu vergleichen, ſobald er ſich wieder darin feſtgeſetzt hatte. Zu gleicher Zeit ließ Dom Pedro einem ſavoyiſchen Geſandten, der mit den franzöſiſchen Ambaſſadeurs nach Mailand gekommen war, aus den nichtigſten Gründen befehlen, die Stadt zu verlaſſen. Der Herzog, erbittert über dieſen Schimpf, berief die Franzoſen zurück, und hörte auf, die eroberten Plätze zu räumen; als ihm aber die Geſandten begreiflich machten, daß er ſich auf dieſe Weiſe in Dom Pedro's Falle locken ließe, gab er plötzlich Alles wieder heraus. Dom Pedro's Erſtaunen darüber war ſo groß, daß er nicht unterlaſſen konnte, es öffentlich durch ſeine Reden zu bezeugen. Indeſſen zwang ihn dieß, ebenfalls alle Gefangenen und die geringſten Oerter zurückzugeben. Aber über Vercelli, das man für den Hauptpunkt anſah, machte er ſo ſonderbare Schwierigkeiten, daß der ſpaniſche Hof drohte, ihn vor der gewöhnlichen Zeit zurückzuberufen. Erſtlich ſagte er, daß es eine Schande für ihn ſeyn würde, dieſen Platz herauszugeben, während daß die franzöſiſchen Geſandten in Mailand wären, gleichſam um ihn durch ihre Gegenwart zu zwingen. Sie entfernten ſich. Sodann erklärte er, daß der Herzog von Savoyen gewiſſe Landgüter zuvor zurückgeben müßte, welche mantuaniſchen Unterthanen angehörten. Dieſe Güter wurden geräumt, aber wegen Vercelli machte man keine Anſtalt. Endlich erklärte ſich das franzöſiſche Miniſterium, das die Heirath zwiſchen der Schweſter des Königs und dem Prinzen von Piemont ſchließen wollte, ſo entſcheidend über dieſen Punkt, daß Dom Pedro anfangen mußte, die Lebensmittel und das Geſchütz aus Vercelli ſchaffen zu laſſen. Aber Dieß geſchah mit einer unerträglichen Langſamkeit, und wie ihm Bedemar ſchrieb, daß er noch zu ſehr eilte, ließ er ſich's einfallen, von dem Herzog von Savoyen neue Sicherheit zum Vortheil des Herzogs von Mantua zu fordern, bis die mantuaniſchen Miniſter, die dieſer langſame Gang ermüdete, in einer öffentlichen Schrift erklärten, daß ſie dieſe Sicherheit nicht verlangten.

Noch unangenehmer als dieſe Erklärung war dem Marquis von Bedemar das Betragen des Herzogs von Oſſuna. Er fuhr noch immer fort, die Schiffahrt auf dem Meerbuſen zu ſtören, und da es ihm endlich ganz an Ausreden fehlte, antwortete er auf die heftigen Klagen der Venetianer: daß er nicht aufhören würde, ſo zu handeln, ſo lange ſie die unverſöhnlichſten Feinde des Königs, ſeines Herrn, in ihren Dienſten hätten. Man wird aus der unſäglichen Mühe, die ſich Bedemar gegeben hatte, um eben dieſe holländiſchen Truppen zurückzuhalten, über welche ſich der Herzog beklagte, leicht von ſeiner Verzweiflung urtheilen können, als er dieſen Einfall erfuhr. Aber das Ungefähr täuſchte auch dießmal Bedemars Klugheit. Irgend ein Dämon, der Oſſuna's Tollheiten begünſtigte, flößte den Venetianern einen Entſchluß ein, der ihrer Neigung ſo zuwider war, als ihrem Intereſſe. Es wurde dem Senat vorgeſtellt, daß die Republik ſchon zu viel Sehnſucht nach dem Frieden gezeigt hätte, daß eben das die Spanier ſo abgeneigt machte, ihn zu erfüllen, daß der Vicekönig, wenn man ihm über dieſen Punkt willfahrte, ſich einbilden würde, daß er den Venetianern Geſetze vorſchriebe; und daß man, anſtatt die Holländer zu verabſchieden, ſogar die

Löwenſtein'ſchen Truppen, die im Begriff waren abzureiſen, bis zur gänzlichen Vollziehung der Verträge behalten müßte.

Die Freude, die Bedemar über dieſen Entſchluß empfand, wurde durch die Entdeckung des Komplotts in Crema geſtört. Der franzöſiſche Fähndrich und der italieniſche Hauptmann, die man dort beſtochen hatte, hatten ſich beim Spiel entzweit und geſchlagen; der Hauptmann wurde tödtlich verwundet, und um ſein Gewiſſen zu entlaſten, entdeckte er vor ſeinem Ende dem venetianiſchen Kommandanten das ganze Komplott. Der Fähndrich, dem etwas Aehnliches ahnete, war, ſobald er ſeinen Gegner fallen ſah, mit ſo vielen ſeiner Mitſchuldigen, als er benachrichtigen konnte, entflohen. Die übrigen wurden gefangen genommen, vorzüglich der franzöſiſche Lieutenant, der das Haupt der Unternehmung geweſen war. Da aber Renault ſich ihnen bloß als mailändiſchen Agenten bekannt gemacht hatte, und ſie nicht wußten, was aus ihm geworden war, ſo fiel die Schuld dieſer Sache ganz allein auf Dom Pedro. Ein eben ſo unglückliches Ende nahm acht Tage darauf das Komplott von Murano. Der Italiener, welcher dieſe Stadt liefern ſollte, hatte einen Kammerdiener des Proveditore und einen Penſionär der Republik in einigen Kleinigkeiten bevortheilt. Um ſich zu rächen, erbrachen dieſe Leute, zu einer Zeit, wo er abweſend war, ſeine Koffer, und nahmen ſein Geld und ſeine Papiere weg. Unter den letzteren fanden ſich Briefe, die das Geheimniß verriethen. Da er Niemanden kannte, als den Abgeſandten des Herzogs von Oſſuna, der ihn beſtochen hatte, ſo konnte er Niemanden anklagen als dieſen Herzog. Aber er faßte einen edlern Entſchluß: er antwortete beſtändig, mitten unter den ſchrecklichſten Martern, daß ihn kein Geſtändniß von dem Tode retten würde, und daß er alſo ſeine Mitſchuldigen, wenn er welche hatte, lieber in dem Stand laſſen wollte, ſeinen Tod zu rachen, als ſie ohne Nutzen mit ſich ins Verderben zu ziehen. In Venedig hielt man öffentliche Dankgebete über dieſe zwei Entdeckungen. Und doch wurde die Unternehmung dadurch weit ſicherer als zuvor. Der Senat glaubte, endlich die verborgene Triebfeder des unregelmaßigen Verfahrens der Spanier gefunden zu haben; und da er dieſe beiden Anſchlage geſcheitert ſah, uberredete er ſich, daß nun nichts mehr zu befürchten ware, und daß man nächſtens zur Erfüllung der Vertrage ſchreiten würde.

Die Zeit des Ausbruchs war endlich erſchienen. Von dem Sonntag vor dem Himmelfahrtsfeſt bis zu Pfingſten wird in Venedig einer der berühmteſten Markte von der Welt gehalten. Der große Zufluß von Kaufleuten gab den tauſend Soldaten Gelegenheit, ſich unter ſie zu miſchen und unbemerkt in die Stadt zu kommen. Auch wurde es ihnen leicht, die venetianiſchen Stadte, wo ſie zerſtreut waren, zu verlaſſen, weil ſeit einiger Zeit viele von ihnen deſertirten, um eher in ihr Vaterland zu kommen; und die Podeſtaten ſuchten der Sache nicht abzuhelfen, weil die Republik dieſe Leute nicht zu zahlen brauchte. Damit man ſich nicht wunderte, daß in ſo kurzer Zeit ſo viele abgingen, ſagten die meiſten, ehe ſie wegreiſten, daß ſie den Jahrmarkt in Venedig beſuchen wollten. Sie verkleideten ſich auf allerlei Weiſe. Man gebrauchte die Vorſicht, diejenigen beiſammen wohnen zu laſſen, die verſchiedene Sprachen redeten, damit Niemand ein Verſtändniß zwiſchen ihnen ahnen könnte: und keiner von ihnen that, als ob er von dem andern Etwas wüßte. Die fünfhundert Spanier, die für Crema beſtimmt geweſen waren, wurden zu gleicher Zeit von Dom Pedro in die Gegend von Breſcia geſchickt, um das Komplott zu benutzen, das der Lieutenant des Grafen von Naſſau in dieſer Stadt angeſponnen hatte, und ſich derſelben zu bemächtigen, ſobald ſie die Nachricht von dem glücklichen Ausgang der Verſchwörung erhalten würden. Ihr Anführer hatte Auftrag, ſie auf Renaults erſten Befehl gerade nach Venedig zu führen.

Die venetianiſche Flotte ruhte in Dalmatien aus, aber wegen der beſtändigen Bewegungen des Herzogs von Oſſuna hielt ſie ſich bereit, jeden Augenblick in die See zu ſtechen. Der Kapitän Pierre ſchickte den Offizieren, die während ſeiner Abweſenheit ſeine zwölf Schiffe kommandirten, einige ſehr ſtarke Feuerwerke, um ſie den Tag vor dem Ausbruch in den übrigen Schiffen zu vertheilen. Da Niemand Verdacht auf ſie hatte, konnten ſie Dieß ohne alle Schwierigkeit ausführen. Er befahl ihnen, ihre Lunten ſo anzulegen, daß wo möglich Alles auf einmal Feuer finge; käme irgend ein Schiff davon, ſo ſollten ſie es angreifen und ſich deſſen bemeiſtern, oder es mit Kanonenſchüſſen in den Grund bohren; ſodann ſollten ſie, ohne Zeit zu verlieren, nach Venedig kommen und ſich jetzt bereit halten, alle dieſe Dinge auf der Stelle zu vollziehen; indeſſen möchten ſie, um anzufangen, einen neuen Befehl abwarten. Der beſtimmte Tag war der Sonntag vor Himmelfahrt, an welchem der Jahrmarkt anging.

Dießmal ließ Oſſuna ſeine kleine Flotte ſo ſicher geleiten, daß ſie ohne Unfall bis ſechs Meilen von Venedig ankam. Sie war in zwei Theile getheilt, die etwas entfernt von einander ſegelten, um weniger bemerkt zu werden. Der größte Theil beſtand aus Fahrzeugen, die wie Fiſcherkähne ausſahen, und das Uebrige aus Brigantinen, wie die der Korſaren. Den Sonnabend früh erhielt Haillot Befehl, ſich den Tag darauf von ſeinem Poſten aufzumachen, daß er in der Dämmerung vor Venedig erſcheinen könnte; er ſollte die

Markusfahne aufſtecken und ſich unterwegs einiger kleinen Inſeln bemächtigen, die ganz wehrlos ſtanden, und aus denen er etwas von ſeiner Fahrt nach Venedig berichten könnte; alsdann ſollte er ohne Furcht zwiſchen den beiden Schlöſſern von Lido und von Malamocco durchſegeln, denn man wüßte, daß keine Beſatzung darin wäre; in der Entfernung eines Kanonenſchuſſes ſollte er ſtehen bleiben, und es ſagen laſſen, wenn er ſo weit gekommen wäre; alsdann würde ihm der Kapitan durch eben den Kahn, der dieſe Zeitung gebracht hätte, einige Matroſen als Führer ſchicken, damit er nicht an den Sandbänken ſcheiterte, welche den Sumpf, der Venedig umgibt, ſo gefährlich machen, oder ſeine Schiffe gegen die Felſen zerſchmetterte, die den Eingang der Häfen den Unkundigen ſo erſchweren.

Um zum letztenmale mit den Verſchwornen zu berathſchlagen, glaubten Renault und der Kapitan den vorletzten Tag wählen zu müſſen, weil der ganze folgende durch die Anſtalten zur Nacht weggenommen würde. Es war ſchon Nacht, ehe ſie ſich alle verſammelt hatten. Die drei Franzoſen, die bei Renault wohnten, der Lieutenant des Grafen von Naſſau, die drei Feuerkünſtler, Langlade, die zwei Offiziere aus dem Arſenale, Villa Mezzana und Retroſi, Nolot, die beiden Brulards, Jaffier, Robert, Theodor, Ternon und Remellide: dieſe zwanzig ſchloſſen ſich mit Renault und dem Kapitan bei der Griechin ein, in dem geheimſten Winkel ihres Hauſes. Renault nahm das Wort. Er fing mit einer einfachen und ausführlichen Vorſtellung an, von dem jetzigen Zuſtand der Sachen, von den Kräften der Republik und den ihrigen, kurz von allen den Mitteln, die man getroffen hätte, um den Erfolg unfehlbar zu machen. „Zehntauſend Mann," ſagte er, „können wir in die Stadt bringen und kaum zweihundert kann man uns entgegenſetzen. Auch auf die Fremden, auch auf das Volk können wir rechnen; die Sklaven werden ſich gern mit uns gegen ihre Tyrannen verbinden, und der Ausſicht einer ſo reichen Beute wird keiner widerſtehen. Die beſten Schiffe von der Flotte ſind in unſerer Gewalt; die übrigen können dem Verderben nicht entgehen. Das Arſenal ſelbſt, das Wunder der Europäer und der Schrecken der Ungläubigen, iſt ſo gut als unſer. Wenn wir auch keine Unterſtützung von Außen zu erwarten hätten, wenn wir weder die Truppen vom Lazareth und vom feſten Lande, noch Haillots Flotte, noch die fünfhundert Mann des Statthalters, noch die zwanzig venetianiſchen Schiffe des Kapitäns, noch die großen Schiffe des Vicekönigs, noch die ſpaniſche Armee aus der Lombardei hätten, ſo wären wir mit unſern tauſend Soldaten und den Verſtändniſſen, die wir in der Stadt haben, ſchon ſicher genug. Und alle dieſe Hülfsmittel ſind ſo geſtellt, ſo zuſammen verkettet, daß ſie wohl einander beiſtehen, aber nicht einander ſchaden können. Alle faſt müſſen gelingen und Eines wäre ſchon hinreichend. Das Glück hat ſich laut und deutlich für uns erklärt. Welches wunderbare Unterpfand ſeiner Gunſt können wir noch verlangen? Fünf Unfälle hat unſer Plan ſchon erlitten, von denen der geringſte, nach aller menſchlichen Wahrſcheinlichkeit, ihn umwerfen mußte. Spinoza's Tod, die Verabſchiedung der Löwenſteiner, das Unglück der Flotte, die Entdeckung von Crema, die Entdeckung von Murano: wer hätte nicht geglaubt, daß eine jede dieſer Begebenheiten unſere Unternehmung verrathen, zerſtören würde? Dieſe Spuren führten bis zu uns, aber Niemand iſt ihnen nachgegangen. Nie war eine ſo tiefe Ruhe die Verkünderin einer ſo großen Verwirrung. Unſer günſtiges Schickſal hat die ſcharfſichtigſten aller Menſchen geblendet, die Furchtſamſten kühn gemacht, die Wachſamſten eingeſchläfert, die Klügſten betäubt. Ein ſo hartnäckiges, ein ſo unerhörtes Glück muß das Werk eines höheren Geiſtes ſeyn. Und was auf der Welt wäre auch des göttlichen Schutzes würdiger, als unſer Vorhaben? Wir zerſtören die abſcheulichſte aller Regierungen; wir retten den elenden Unterthanen dieſes Staats ihre Güter, welche gewiß der Habſucht ihrer Tyrannen nicht entgehen würden; wir erhalten ihren Weibern, ihren Töchtern die Ehre, welche ſonſt von den frechen Begierden der zügelloſen Wüſtlinge nicht verſchont bliebe; wir rufen eine Menge von Unglücklichen zum Leben zurück, welche dieſe Grauſamen ihrer leicht gereizten Rache aufzuopfern gewohnt ſind. Verbrecher wie dieſe ſtrafen, heißt die Stelle des höchſten Richters auf Erden vertreten."

Renault legte noch einmal den Verſchwornen alle Anſtalten vor, die man für die folgende Nacht getroffen hatte, und zergliederte alle Theile der großen Unternehmung mit vieler Ausführlichkeit. Die Verſammelten gaben ihr Wohlgefallen laut zu erkennen. Aber Renault, dem keine Miene ſeiner Zuhörer entging, bemerkte, daß Jaffier, einer der vertrauteſten Freunde des Kapitäns, einigemal die Farbe verändert hatte, und daß er zuletzt von der äußerſten Aufmerkſamkeit zu einer ſonderbaren Unruhe, die er umſonſt zu verbergen ſuchte, übergegangen war. Noch jetzt ſah er auf ſeinem Geſichte Etwas arbeiten, das eine ungewöhnliche Erſchütterung der Seele anzeigte. Renault theilte Dieſes dem Kapitän mit, der Anfangs nicht darauf hören wollte; nachdem er aber ſelbſt ſeinen Freund eine Zeitlang beobachtet hatte, fand er dieſelbe Veränderung an ihm. Renault, der die nothwendige Verbindung zwiſchen den geheimſten Regungen der Seele und den unmerklichſten äußerlichen Bewegungen, die dem Menſchen unbewußt entwiſchen, vollkommen kannte, glaubte nach Allem, was er in Jaffiers Geſicht geleſen hatte, den Kapitän verſichern zu können, daß dieſer Menſch nicht ſicher wäre. Der Kapitän, welchem Jaffier als einer der tapferſten Männer bekannt war, ſchalt dieſes Urtheil voreilig und übertrieben, aber Renault beſtand hartnäckig auf ſeinem Verdacht, und er überzeugte den Kapitän endlich, daß man wenigſtens ein wachſames Auge auf Jaffier haben müßte. Indeſſen blieb dieſer dabei, daß Jaffier, wenn er auch erſchüttert wäre, was ihm doch nicht ganz einleuchtete, kaum Zeit genug übrig hätte, den Entſchluß zu faſſen, ſie zu verrathen, und daß es auch auf allen Fall für ſie zu ſpät wäre, neue Maßregeln zu ergreifen; man müßte alſo dieſe Gefahr laufen, man möchte wollen oder nicht. Renault erwiederte, daß es wohl ein Mittel gäbe, ihr zu entgehen; ein Dolch, dieſen Abend noch in Jaffiers Bruſt geſtoßen, würde der ganzen Ungewißheit ein Ende machen. Bei dieſem Vorſchlage blieb Pierre einige Augenblicke ſtumm; endlich aber antwortete er, er könnte ſich nicht entſchließen, ſeinen beſten Freund einem bloßen Verdacht aufzuopfern; überhaupt könnte dieſer blutige Entſchluß von ſchlimmen Folgen ſeyn und die übrigen gegen ſie aufhetzen; man würde glauben, daß ſie eine Art von Herrſchaft an ſich reißen und ſich zu ſouveränen Richtern über Leben und Tod ihrer Mitbrüder aufwerfen wollten; darauf dürfte man nicht rechnen, daß ſie die Nothwendigkeit dieſes Opfers begreifen würden, wie ſie beide allenfalls es begriffen, und jeder Verſchworne würde mit Schrecken ſein Leben in Gefahr ſehen, ſobald einem von ihnen eine ähnliche Einbildung durch den Kopf führe; die geringſte Veränderung in dem geſpannten Zuſtande, worin ſich ihre Seelen jetzt befanden, wäre von der größten Wichtigkeit, weil da die Entſchlüſſe am wankendſten wären; wollte man ihnen verbergen, auf welche Weiſe Jaffier verſchwunden wäre, ſo würden ſie entweder glauben, daß man ſein Geheimniß entdeckt, oder daß er ſie verrathen hatte, welches noch ſchlimmer wäre; kurz, welchen Vorwand man auch erfinden möchte, ſo würde ſeine Abweſenheit am Tage des Ausbruchs bei den andern niederſchlagende Gedanken erregen.

Renault war beinahe durch dieſe Gründe überzeugt, als ein anderer, dem Anſcheine nach wichtigerer Vorfall ihn von dieſer Angelegenheit zerſtreute. Es kam ein Befehl des Senats an, daß den folgenden Tag früh Alle, die bei der Flotte angeſtellt waren, auf ihre Poſten reiſen ſollten. Zu gleicher Zeit erhielten ſie ein Billet von dem Geſandten, das die Urſache dieſes Befehls erklärte. Der Herzog von Oſſuna hatte Neapel nicht ſo heimlich verlaſſen können, um ſeine großen Schiffe einzuholen, daß die Spione der Republik nicht Nachricht davon gehabt hatten; da er aber einen Befehl hinterlaſſen hatte, kein Gefährte nach Venedig herzugeben und keinen Brief, der dorthin gehen ſollte, abgeben zu laſſen, bis eine gewiſſe Zeit verfloſſen wäre, konnten die Venetianer vor dieſem Tage nicht von ſeiner Abreiſe unterrichtet werden. Der Erzherzog, welcher neuerdings König von Böhmen geworden war, hatte ihn um Hülfe gegen einige ſeiner rebelliſchen Unterthanen gebeten, und da ſich der Vicekönig rühmte, er würde dieſe Hülfe durch den Golfo bis zu den Hafen des Erzherzogs in Iſtrien geleiten, ließen ihn die Venetianer durch dieſen Fürſten ſelbſt bitten, einen andern Weg zu nehmen. Weil aber der Herzog nicht nach den Gründen handelte, durch welche andere Menſchen geleitet werden, ſo zweifelten ſie nicht, wie ſie ſeine Abreiſe erfuhren, daß er doch dieſen Weg erwählen wollte. Sie konnten ihm den Durchgang verweigern, aber da ihre Abſicht war, nicht zu brechen, faßten ſie den gemäßigtern Entſchluß, ihre Flotte an die iſtriſchen Küſten zu ſenden, wo ſeine Truppen landen ſollten, um ihn zu beobachten und vor den Verſuchungen zu verwahren, worin ihn der Anblick ihrer Seeplätze führen könnte. Die feſteſten Entſchlüſſe der Menſchen beruhen größtentheils auf einem lebhaften Bilde von der Gefahr, der ſie ſich ausſetzen. Durch dieſes Bild wird die Seele endlich mit den furchtbarſten Umſtänden dieſer Gefahr vertraut. Zugleich aber hängt die Sicherheit des Entſchluſſes auch ſo ſehr an eben dieſen Umſtänden, daß ſich kurz vor der Ausführung nicht leicht einer verändern darf, ohne dem Vorſatze ſelbſt den Umſturz zu drohen. Dieſes befürchteten Renault und der Kapitän jetzt von ihren Mitverſchwornen, und die plötzliche Einſchiffung der venetianiſchen Flotte war ihnen ſehr empfindlich, weil es nun auf allen Fall nöthig wurde, etwas an ihrem Plan abzuändern. Man war ſchon zu weit in der Nacht, um jetzt gleich auszubrechen; ehe die nöthigen Anſtalten mit der kleinen Flotte und den Truppen aus dem Lazareth getroffen werden konnten, wäre es ſchon Tag geweſen. Am folgenden Tag wäre Haillot unaufhörlich auf Leute geſtoßen, die auf dem Wege waren, ſich zur Flotte zu begeben. Der Schritt, den man dieſe Flotte jetzt thun ließ, war ſo günſtig, als die Verſchwornen nur wünſchen konnten, ſie kehrte Haillots Schiffen den Rücken; und Alles wohl überlegt, hielt man es für beſſer, ihr alle nöthige Zeit zu laſſen, um ſich zu entfernen. Die einzige Schwierigkeit war noch, ob der Kapitän, Langlade und die drei Feuerwerker den Befehlen des Senats gehorchen ſollten. Sie ſchienen in Venedig zur Ausführung unentbehrlich, vorzüglich der Kapitän. Aber eben er konnte ſich auch am wenigſten von der Verbindlichkeit losmachen, die der Senat ihm auferlegte, weil der wichtige Poſten, den er bei der Flotte bekleidete, ſeine Abweſenheit weit merklicher machte, als die der andern. Da dieſe meiſtens auf ſeinen Schiffen angeſtellt waren, konnte er ihren Abgang durch ſeine Gegenwart erſetzen, und ſogar verhindern, daß man jenen zu ſehr bemerkte. Es wurde daher beſchloſſen, daß er allein abreiſen würde mit Langlade, deſſen Dienſt auf der Flotte unmittelbar von dem General abhing. Mit den drei Feuerkünſtlern war es derſelbe Fall; aber ehe man dieſe abreiſen ließe, wollte man lieber Alles aufs Spiel ſetzen. Der General fragte nach ihnen, ſobald er den Kapitän ſah; der Kapitän antwortete, er hätte ſie in Verdacht, daß ſie bei Freudenmädchen verſteckt lägen, wie auch einige Offiziere von ſeinen Schiffen, die er nirgends fände; die Eile aber, mit welcher Alles zugegangen wäre, hätte ihm keine Zeit gelaſſen, ſie ausfindig zu machen. Eben dieſe Eile verhinderte wirklich den General, ſtrenge Nachſuchungen anzuſtellen und abzuwarten, bis man ſie entdeckte.

Vor ſeiner Abfahrt ſuchte der Kapitän einen Augenblick mit Jaffier allein zu ſeyn und bat ihn, in der Nacht des Ausbruchs bei Renault ſeine Stelle zu vertreten. Er verſicherte ihm, daß er ohne das Vertrauen, das er in ſeinen Muth ſetzte, ſich nie entſchloſſen hätte, ſeine Freunde jetzt zu verlaſſen; in ihm glaubte er ihnen ein anderes Selbſt zurückzulaſſen. Während dieſer Rede merkte er genau auf Jaffiers Geſicht; aber dieſer, den ein ſo glänzendes Zeichen von Achtung wirklich rührte, antwortete mit den lebhafteſten Zeichen von Eifer, von Treue und von Dankbarkeit, die jeden Argwohn verdrängen mußten. Dieß war das letzte Streben ſeines ſterbenden Entſchluſſes; wie er den einzigen Menſchen nicht mehr vor Augen hatte, der ihn zurückhalten konnte, überließ er ſich ganz der peinlichſten Ungewißheit. Die traurigſten Gefühle hatten ſeit einiger Zeit ſeine Seele beſtürmt. Jetzt, da der entſcheidende Zeitpunkt ſo nahe war, preßte ihn eine unüberwindliche Angſt. Die Verwüſtung, das Feuer, das Blutbad, das über die Venetianer verhängt war, reizte ſein Mitleiden im höchſten Grad, und ſeine Einbildungskraft lieh ihm die gräßlichſten Farben zu dieſem Gemälde. Von allen Seiten ſchallte ihm das Geſchrei der Kinder, der Greiſe entgegen, die man ermordete, und das Heulen der Weiber, welche die freche Ausgelaſſenheit der Soldaten noch grauſamer mißhandelte. Einſtürzende Paläſte, Tempel, die das Feuer zerſtörte, heilige Stätten von unſchuldigem Blute beſudelt: dieſe Gegenſtände boten ſich unabläſſig ſeinen Augen dar. Venedig, dieſe traurige, beweinenswürdige Stadt, ſonſt die Königin der Meere, die das Glück der Ottomanen und den ſpaniſchen Stolz unter ſich gebeugt hatte, ſah er jetzt in Ketten und Aſche, von dem Blut ihrer Einwohner überſchwemmt. Jeder Schritt durch die Straßen der Stadt vermehrte ſein Entſetzen. Die Häuſer der vornehmſten Republikaner waren jetzt ſchon mit verborgenen Merkmalen bezeichnet, theils zur Unterſcheidung für die gedungenen Mordbrenner, theils damit die Verſchwornen ſie erkennen und ihre Schlachtopfer ſicherer aufſuchen könnten. An dieſen Todeszeichen gingen die unglücklichen Bewohner dieſer Häuſer ſtündlich vorbei, ohne ihre Bedeutung zu ahnen. Ein dunkles Schaudern überfiel Jaffier bei dem Anblick; er konnte nun die ſchrecklichen Bilder nicht mehr entfernen; hartnäckiger als die Furien der Fabel verfolgten ſie ihn überall und ließen ihm keinen Augenblick Ruhe. Aber ſeine Freunde verrathen! Und welche Freunde! Unerſchrocken, einſichtsvoll, jeder einzig in dem Fache, das er zu dem ſeinigen gemacht hatte. Es wäre das Werk vieler Jahrhunderte, zum zweiten Male eine ſo große Anzahl außerordentlicher Menſchen zuſammenzubringen. Und jetzt, da ſie im Begriff ſind, ſich der ſpäteſten Nachkommenſchaft unvergeßlich zu machen, die Früchte des größten Unternehmens einzuſammeln, das je in der Seele eines Privatmannes ausgebildet wurde, jetzt ſollte er ihnen dieſe Früchte entreißen und ſie einem ſo unrühmlichen als grauſamen Tode Preis geben? denn wer kennt die heimlichen Gerichte der Venetianer nicht oder ihre Gefängniſſe, die mehr als die ſchrecklichſten Martern anderer Völker fähig ſind, den ſtandhafteſten Muth zu erſchüttern? Dieſe letzteren Betrachtungen griffen Jaffier bei ſeiner ſchwachen Seite an und beſtärkten ihn in ſeinen erſten Gedanken. Das Mitleiden für ſeine Freunde wog das Mitleiden für die Zerſtörung der Stadt in ſeiner Seele auf, und er blieb in dieſer Ungewißheit bis zum Himmelfahrtstag, der jetzt zum Ausbruch beſtimmt worden war.

Schon am Morgen dieſes Tages bekam man Nachrichten vom Kapitän. Er ſchrieb, daß er für die Flotte ſtünde, man ſollte nur, während daß die Löwenſtein'ſchen Truppen im Lazareth abgeholt würden, ihn davon unterrichten laſſen; in der Gegend von Murano würde man ihn mit der Flotte treffen, und er würde dieſe Nachricht abwarten, ehe er von ſeiner Seite anfinge zu handeln. An Haillot wurden die verſprochenen Wegweiſer abgeſchickt. Einige von den Verſchwornen gedungene Leute ſchlichen ſich in den Thurm der Prokuratie von St. Markus ein, und verleiteten die wachhabenden Soldaten, mit welchen ſie bekannt waren, bei Gelegenheit der Feier dieſes Tages unmäßig zu ſchwelgen. Sie miſchten einſchläfernde Ingredienzien in ihr Getränk, die in kurzer Zeit ihre Wirkung thaten. Unterdeſſen wurden die nöthigen Befehle an die Offiziere ausgetheilt, die dazu beſtimmt waren, die Häuſer der gefährlichſten Senatoren einzunehmen und ihre Beſitzer zu ermorden. Jedem wurde das Haus angewieſen, an das er ſich halten ſollte, ſowie jedem von den vornehmſten Verſchwornen und von den andern Offizieren der Poſten, deſſen er ſich bemächtigen, der Trupp Soldaten, den er anführen, der Ort, wo er ſie abholen, die Parole, bei welcher er ſie rufen, und der Weg, den er ſie führen ſollte, bezeichnet wurde. Dieſelben Umſtände that man mit der größten Genauigkeit den Löwenſtein'ſchen Truppen, den Spaniern auf der kleinen Flotte und den tauſend Holländern, die ſchon in Venedig waren, zu wiſſen. Endlich ſchickte man unverdächtige Leute auf die Fuſte vom Rathe der Zehn, und dieſe fanden das Geſchütz im Stande, gebraucht zu werden.

Jaſſier wurde verſucht, der Feierlichkeit beizuwohnen, wo der Doge ſich mit dem Meere vermählt, weil ſie heute zum Letztenmal vor ſich gehen ſollte. Der Anblick der öffentlichen Luſtbarkeiten verdoppelte ſein Mitleiden; die Ruhe der unglücklichen Venetianer, die ſo entfernt waren, ſich am Rande des Verderbens zu glauben, durchbohrte ſein Herz, und er kam zurück, unentſchloſſener als jemals. Aber das Werk einer Reihe von zwölf Jahrhunderten und von ſo vielen weiſen Köpfen war nicht beſtimmt, durch die Wuth einer aufgebrachten Buhlerin und eines Haufens von verzweifelten Böſewichtern zerſtört zu werden. Der Schutzgeiſt der Republik gab Jaſſier einen Ausweg ein, durch welchen er Alles zu retten und Venedig und ſeine Freunde zu erhalten glaubte. Er ſuchte den Sekretär vom Rathe der Zehn, Bartholomäus Comino, auf, und ſagte ihm, er hätte etwas ſehr Eiliges zu entdecken, was die Wohlfahrt des Staats beträfe, zuvor müßten ihm aber der Doge und der Rath eine Gnade zuſagen und ſich durch die heiligſten Eide binden, ihr Verſprechen von dem Senat beſtätigen zu laſſen; dieſe Gnade wäre das Leben von zweiundzwanzig Perſonen, die er nennen würde, welches Verbrechen ſie auch begangen haben möchten; übrigens ſollte man nicht hoffen, ihm durch die grauſamſten Martern ſein Geheimniß zu entreißen; ohne dieſe Zuſage würde nichts auf der Welt vermögen, ein Wort aus ihm herauszubringen. Die Zehne waren im Augenblick verſammelt und ſchickten ſogleich zu dem Dogen, um das Verſprechen von ihm zu erhalten, das Jaffier verlangte. Weder er noch ſie weigerten ſich es zu geben, und Jaffier, der nun vollkommen beruhigt war, entdeckte ihnen die ganze Verſchwörung. Die Sache ſchien ihnen zu abſcheulich und zu wunderbar, um ihr gleich Glauben beizumeſſen. Da es indeſſen leicht war, ſich von einigen Umſtänden derſelben zu überzeugen, wurde Comino in den Thurm der Prokuratie geſchickt. Er berichtete, daß er die ganze Wache in tiefem Schlafe gefunden hatte. Sodann ſandte man ihn nach dem Arſenal. Hier konnte er erſt lange keinen von den Offizieren finden, die Jaffier genannt hatte. Endlich aber wies ihm ein Bedienter, durch ſeine Drohungen geſchreckt, eine kleine Thüre, die er einbrechen ließ, nachdem er einigemal vergeblich daran geklopft hatte. Er fand die Offiziere bei den drei Feuerkünſtlern, welche die letzte Hand an die Feuerwerke legten. Er fragte ſie, warum ſie an einem ſo hohen Feſte arbeiteten, und aus welchem Grunde ſie auf ſein Klopfen nicht geöffnet hatten? Sie antworteten mit der größten Unbefangenheit, die Feuerwerker wären im Begriff, den morgenden Tag zu der Flotte zu reiſen; der General hatte ihnen befohlen, eine große Anzahl Feuerwerke mitzubringen; da ſie deren nun nicht genug in Bereitſchaft fänden, hatten ſie die übrigen gebeten, ihnen in ihrer Arbeit zu helfen; weil die Sache von Wichtigkeit ſeyn könnte, hätten ſie ſich nicht an das Feſt kehren wollen; um aber kein Aergerniß zu geben, waren ſie in dem abgeſondertſten Winkel vom Zeughaus eingeſchloſſen, wie er ſie eben antrafe. Unerachtet

Comino dieſer Antwort nichts entgegenſetzen konnte, nahm er ſie doch gefangen. Die Zehn, deren Schrecken immer zunahm, ſchickten nun zu der Griechin, dort fand man aber keinen Menſchen. Die Leute, welche die Wache auf dem Thurm eingeſchläfert hatten, waren geſchwind niedergefallen, ſobald ſie Comino erblickten, und hatten ſich geſtellt, als ob ſie mit den übrigen ſchliefen; ſobald er aber fort war, liefen ſie zu der Griechin und wußten dort die Gefahr ſo dringend vorzuſtellen, daß Nolot, Robert, Revellido, Retroſi, Villa Mezzana, Durand, Ternon und Robert Brulard, die ſich von ungefähr bei ihr fanden, ohne einen Augenblick zu verlieren, ſich mit ihr in einen der Kähne warfen, die beſtimmt waren, die Löwenſtein'ſchen Truppen vom Lazareth abzuholen, und ſie entkamen glücklich aus Venedig. Dieſe Flucht war dem Rathe ſehr empfindlich; man entſchloß ſich, ohne länger zu warten, die Häuſer des franzöſiſchen und ſpaniſchen Ambaſſadeurs durchſuchen zu laſſen. Man bat ſehr höflich, eingelaſſen zu werden, weil es die Wohlfahrt der Republik beträfe. Der franzöſiſche Geſandte bewilligte es ohne Schwierigkeit, und Renault wurde nebſt Lorenz Brulard und Bribe gefangen genommen, aber Bedemar weigerte ſich heftig. Er führte alle Vorrechte ſeines Poſtens an, und wie man endlich mit Gewalt hereinbrach, zeigte er den bitterſten Unwillen und erklärte ſich feierlich gegen dieſes geſetzwidrige Verfahren. Man fand in ſeinem Hauſe Waffen für mehr als fünfhundert Menſchen, ſechzig Petarden und eine unglaubliche Menge von Pulver, Feuerwerken und anderen Dingen dieſer Art. Es wurde in ſeiner Gegenwart und unter beſtändigen Spöttereien von ſeiner Seite ein genaues Verzeichniß davon aufgeſetzt.

Während man dem Rathe der Zehn dieſes Verzeichniß brachte, verlangten Brainville und Theodor, zwei von den vornehmſten Verſchwornen, mit einem Nobile aus dem Hauſe Valier vorgelaſſen zu werden. Sie hatten eben erfahren, daß Alles entdeckt wäre, und weil ihnen alle Hoffnung zur Flucht abgeſchnitten war, indem man ſeit der Entwiſchung der Griechin alle Häfen verſperrt hatte, wollten ſie ſich ſtellen, als kämen ſie von ihrer Seite, um den Rath von der Verſchwörung zu unterrichten. In dieſer Abſicht hatten ſie ſich von dieſem Nobile, den ſie ehmals in Flandern kennen gelernt hatten, hinführen laſſen. Sie wurden angehalten, und unterdeſſen durchſuchte man alle Schenken, Wirths- und Miethhäuſer und berüchtigte Oerter, wo Fremde wohnen konnten. Man nahm Alles, was man von Offizieren fand, Engländer, Holländer, Franzoſen, Spanier, Wallonen, Neapolitaner, Mailänder, in der Anzahl von mehr als vierhundert.

Faſt zu eben der Zeit, wo alles dieſes vorging, kamen zwei franzöſiſche Edelleute, Balthaſar Jouven und Gabriel Montcaſſin, mit allen Anzeichen der größten Eile in Venedig an. Sie waren von ihren Landsleuten in dieſer Stadt eingeladen worden, Antheil an einer großen Verſchwörung zu nehmen, die auf dem Punkt ſtände auszubrechen. Aber der Connetable Lesdiguières, Statthalter von Dauphine, mit welchem ſie nahe verwandt waren, hatte ihnen ſehr ernſtlich abgerathen, in ein ſo ſchwarzes Unternehmen einzutreten; und auf ſein Zureden waren ſie abgereiſt, um vielmehr den Senat, weil es noch Zeit wäre, zu warnen. Man dankte ihnen auf das Verbindlichſte und bat ſie auszuruhen, bis der Senat über die Belohnung berathſchlagt hatte, die man ihnen ſchuldig wäre. Unterdeſſen war der Tag angebrochen, der Senat verſammelte ſich und der Marquis von Bedemar verlangte eine Audienz. Sie wurde ihm aus bloßer Neugierde bewilligt. Jetzt verbreitete ſich das Gerücht von der

Verſchwörung durch die Stadt; die Verwirrung und der Aufruhr war ſchrecklich. Der Pöbel erfuhr im Allgemeinen, daß die Spanier Urheber dieſes Anſchlags wären, und drängte ſich um den Palaſt des Geſandten, in der Abſicht, hineinzubrechen. Die Wüthendſten waren ſogar im Begriff, ihn anzuzünden, als die Leute vom Senat ankamen, welche den Marquis zur Audienz geleiten ſollten. Das Volk ſchmeichelte ſich nun mit der Hoffnung, daß der Senat eine ausgezeichnete Rache an ihm nehmen würde, und ließ ihn aus dem Hauſe. Von Schmähreden und Flüchen begleitet, kam er vor den Senat. Er fing mit den heftigſten Klagen über die Gewaltthätigkeit an, die man in ſeinem Hauſe verübt hatte, und begleitete ſeine Klagen mit den ſtolzeſten und lauteſten Drohungen, daß er dieſe Verletzung des Völkerrechts nicht ungerochen laſſen würde. Die meiſten Senatoren blieben vor Beſtürzung ganz ſtumm; ſie fürchteten, er möchte noch einen Rückhalt haben, den man nicht ahnete, um ſeinen Anſchlag auszuführen. Endlich nahm der Doge das Wort und ſagte, man würde ſich über dieſen vergeblichen Schimpf verantworten, wenn er ſich zuvor über die Zurüſtungen zum Kriege, die man bei ihm gefunden hatte, erklärte; da er ein Diener des Friedens wäre, konnte man mit Grund dieſe Anſtalten verdächtig finden. Bedmar erwiederte, daß er nicht begriffe, wie Leute, die den Ruf der Klugheit hatten, eine ſolche Beleidigung mit einem ſo groben Vorwand entſchuldigen könnten; ſie wüßten ſo gut als er, daß er ſchon mehrmals dergleichen Vorrath zur Verwahrung gehabt hatte, um ihn nach Neapel und Trieſt zu ſchicken; was die Waffen beträfe, ſo wäre weltbekannt, daß nirgends beſſere gearbeitet würden, als in den Städten der Republik, und was die Feuerwerke und andere Dinge dieſer Art anbelangte, ſo hätten ſich einige

Künſtler von ausgezeichneter Geſchicklichkeit ihm angeboten, und er hatte ihnen aus Neugierde in ſeinem Hauſe etwas zu thun gegeben. Hier unterbrach ihn der Doge und ſagte, dieſe Künſtler waren Elende, die zur Schande des Menſchengeſchlechts lebten. Zu gleicher Zeit zeigte er dem Geſandten ein Kreditiv an den Statthalter von Mailand, das man in Renaults Papieren gefunden hatte, nebſt andern Briefen von dem Herzog von Oſſuna. Bedemar antwortete, er hatte ſchon oft genug erklart, daß er das Betragen dieſes Herzogs nicht zu verantworten geſonnen ware; das Kreditiv erinnerte er ſich, einem franzöſiſchen Edelmann gegeben zu haben, den ihm der franzöſiſche Geſandte empfohlen und der in Mailand zu einer beſondern Angelegenheit dieſe Sicherheit gewünſcht hatte; daß übrigens die Republik in dieſe beſondere Angelegenheit verflochten ware, hatte er nicht gewußt. Der Doge ſah aus dieſen Antworten, daß ſie dem Marquis niemals ausgeben würden; er begnugte ſich, ihm die Ruchloſigkeit ſeines Anſchlags mit vielem Ernſt vorzuhalten, und ſchloß mit der Betheuerung, daß keiner von ihnen dem Könige, ſeinem Herrn, den geringſten Antheil daran zutraute. Bedemar zeigte darüber den ganzen Unwillen eines rechtſchaffenen Mannes, deſſen Ehre falſchlich angeklagt wird; er wäre von einer Nation, der Tapferkeit und Klugheit zu natürlich waren, als daß ſie nöthig hatte, ſchlechte Künſte hervorzuſuchen, um ihre Feinde zu verderben; der König, ſein Herr, hatte Mittel, ſie durch offenbare Gewalt, ohne Verratherei zu zerſtören; und ſie würden es vielleicht nur zu bald erfahren. Hierauf verließ er den Saal, ohne Verbeugung, ohne allen Abſchied. Seine Begleiter baten ihn, einige Augenblicke in einem benachbarten Gemache auszuruhen, bis der Senat die nöthigen Befehle zu ſeiner Flucht gegeben hatte. Schnaubend vor

Wuth, und ohne zu antworten, ließ er ſich führen, wohin man wollte. Der Pöbel hatte ſich auf dem Platz verſammelt und wollte ihn zerreißen, ſobald er von dem Senat entlaſſen wäre. Aber während dieſer Zeit konnten die Leute, die der Senat mit Wache in ſein Haus ſchickte, ſeine Bedienten und ſeine koſtbarſten Sachen entwiſchen laſſen. Alsdann holte man ihn ſelbſt und brachte ihn durch geheime Umwege mit ſicherer Begleitung auf eine wohlbewaffnete Brigantine. Der Pöbel rächte ſich über ſeine Entweichung und machte ſich Bildſäulen von ihm und dem Herzog von Oſſuna, die er behandelte, wie er ſie ſelbſt behandelt hätte, wenn ſie in ſeiner Gewalt geweſen wären.

Zugleich ſchickte man dem General von der Flotte Befehl, den Kapitän Jacques Pierre, Langlade und die andern Offiziere, die mit dem Kapitän verbunden waren, unverzüglich in das Meer zu werfen. Da man ſie auf ihrer Hut vermuthete, wurde ein Fahrzeug von der fremdeſten Bauart gewählt, um dieſen Befehl zu bringen, damit ſie nicht glaubten, daß es von Venedig käme, und man zeichnete den Leuten, die ſich in daſſelbe ſetzten, einen großen Umweg vor, damit ſie von einer andern Seite als von Venedig herzukommen ſchienen. Man hat nachher erfahren, daß der Kapitän die ganze Nacht in der Erwartung geſtanden und ſich in das beſte ſeiner Schiffe geworfen hatte, ſobald das Fahrzeug angekommen war, gleichſam als hätte er die Wahrheit geahnet, und um ſich auf allen Fall in Vertheidigungsſtand zu ſetzen. Wahrſcheinlich aber ſtand er noch an, ſich zu erklären, weil der Schrecken leicht ohne Grund ſeyn konnte. Der General verlor keinen Augenblick und ſchickte zwei auserwählte und unverdächtige Leute auf ſein Schiff. Sie erſchienen ohne ſichtbares Gewehr, fanden ihn allein, näherten ſich ihm mit der größten Unbefangenheit, ſtießen ihm auf Einmal ihre Dolche ins Herz und warfen ihn in die See, ohne daß Jemand etwas merkte. Ebenſo raſch und heimlich wurde Langlade nebſt vierzig Offizieren aus dem Wege geräumt.

Renault wurde unterdeſſen in Venedig verhört und blieb dabei, daß er von Nichts wußte. Vergebens hält man ihm das Kreditiv an Dom Pedro vor, einen ſpaniſch geſchriebenen Paß für alle Länder ſpaniſcher Botmäßigkeit, verſchiedene beträchtliche Wechſel und tauſend Piſtolen in Geld, die man bei ihm gefunden hat. Er will weder den ſpaniſchen Geſandten noch den Statthalter von Mailand kennen; irgend ein Bedienter hat den Paß und das Kreditiv unter ſeine Papiere gebracht; zu den Wechſeln und zu dem Gelde bekennt er ſich, es iſt der letzte übrig gebliebene Reſt ſeines Vermögens. Er hält alle Grade der Tortur aus und ſagt Nichts aus, als daß er ein armer, rechtſchaffener Greis, ein Edelmann iſt, und daß Gott ihn rächen wird. Man verſpricht ihm die Erlaſſung der Strafe, er beharrt auf dem hartnäckigſten Stillſchweigen. Endlich, nachdem er verſchiedene Male auf alle möglichen Weiſen gefoltert worden war, wurde er im Gefängniß erdroſſelt und als Verräther öffentlich an einem Fuß gehängt. Ebenſo wurden die drei Feuerwerker, der Lieutenant des Grafen von Naſſau, Beibe, Lorenz Brulard und die zwei Offiziere vom Arſenal beſtraft, nachdem ſie die Tortur mit ebenderſelben Standhaftigkeit ausgehalten hatten. Brainville, Theodor und mehr als dreihundert Offiziere wurden insgeheim erdroſſelt oder erſäuft.

Vergebens mahnte der unglückliche Jaffier den Dogen und die Zehn an ihren Eid. Er war erſt nach einer langen und reifen Berathſchlagung gerettet worden. Viele waren ſogar dafür, daß man ihn [illegible] hielte. Aber das allgemeine

Entſetzen und die noch fortdauernde Furcht überwog die Gewiſſenhaftigkeit. Man führte zur Beſchönigung des Meineids an, daß man auch ohne Jaffier durch die zwei franzöſiſchen Edelleute die Verſchwörung zeitig genug erfahren haben würde, und daß der Senat alſo berechtigt wäre, Jaffiers Entdeckung als ungeſchehen zu betrachten. Man wandte übrigens Alles an, ihn zu beſänftigen. Man bot ihm Geld, man bot ihm Dienſte an. Er ſchlug Alles aus, verlangte Nichts als das Leben ſeiner Freunde und ging endlich voll Verzweiflung aus Venedig. Der Senat, der es erfuhr, ſchickte ihm einen Befehl, binnen drei Tagen bei Lebensſtrafe das venetianiſche Gebiet zu räumen, und viertauſend Zechinen, die man ihn zu nehmen zwang. Aber ſeine Gewiſſensbiſſe ließen ihm keine Ruhe. Unterwegs erfuhr er, daß der Anſchlag von Brescia noch im Stande wäre, zu gelingen. Die Begierde, ſich zu rächen, trieb ihn nach Brescia. Aber in den Papieren der Verſchwornen hatte der Senat Licht über dieſe Unternehmung gefunden. Man ſchickte unverzüglich Truppen dahin, die ſich der wichtigſten Poſten bemeiſterten und den Anſchlag vereitelten. Einige Spanier hatten ſich in die Stadt geſchlichen, ſie kamen alle um; Jaffier, der wie ein Verzweifelter an ihrer Spitze focht, wurde ergriffen, nach Venedig gebracht und wenige Stunden darauf in das Meer geworfen.

Der Tod dieſes Unglücklichen ſtellte die Ruhe dieſer großen Stadt ganz wieder her, und die erſte Sorge des Senats war nun, ſich vom ſpaniſchen Hof einen andern Geſandten auszubitten. Don Louis Bravo wurde zu dieſem Poſten ernannt mit dem Befehl, unverzüglich abzureiſen. Bedemar gab ihm wie gewöhnlich eine Inſtruktion, die faſt ganz auf zwei Punkte hinauslief. Der erſte war, daß er bei aller Gelegenheit das Betragen ſeines Vorfahrs laut tadeln und in den gleichgültigſten

Dingen ein entgegengeſetztes annehmen ſollte; der andere, daß er in allen Angelegenheiten, welche die Vorrechte der Republik betreffen würden, ſich ganz allein nach dem squittinio della libertà Veneta richten ſollte, und die Ausdrücke, mit denen er ſich an verſchiedenen Stellen dieſer Inſtruktion darauf bezieht, verrathen, ſo behutſam ſie auch gewählt ſind, ſeine Vaterliebe zu dieſer Schrift deutlich genug.

Der Senat ließ in allen venetianiſchen Staaten ein ausdrückliches Verbot ergehen, weder dem König von Spanien noch den Spaniern das Mindeſte von der Verſchwörung zuzurechnen. Die zwei Franzoſen, denen man für die Entdeckung verbunden ſeyn wollte, bekamen ein Geſchenk von dreißigtauſend Dukaten. Don Pedro verabſchiedete vollends ſeine Truppen und gab Vercelli heraus. Der Herzog von Oſſuna ſetzte die Frau und die Kinder des Hauptmanns Pierre wieder in Freiheit und überhäufte ſie mit Wohlthaten. Der Marquis von Bedemar wurde von ſeinem Hofe als Statthalter nach Flandern geſchickt und bekam einige Jahre darauf von Rom aus den Kardinalshut. Aber freilich konnte Nichts auf der Welt einem Geiſte, wie dem ſeinigen, erſetzen, was er in Venedig verloren hatte.

Schiller faßte im Beginne ſeiner hiſtoriſchen Laufbahn mit Andern den Plan, „die Geſchichte der merkwürdigſten Rebellionen und Verſchwörungen aus den mittlern und neuern Zeiten“ herauszugeben. Von dieſer Sammlung erſchien aber nur der erſte Band (Leipzig, bei Siegfried Lebrecht Cruſius 1788) unter dem eben angeführten Titel und mit dem Zuſatz: bearbeitet von verſchiedenen Verfaſſern, geſammelt und herausgegeben von Friedrich Schiller.

Es iſt dieſem Bande folgende mit S. unterzeichnete „Nachricht“ vorgedruckt: In dieſem erſten Bande der Geſchichte merkwürdiger Verſchwörungen, war noch eine vierte Verſchwörung, die des Fiesco gegen Genua, beſtimmt, welche aber, wegen Mangel des Raums, zum zweiten Bande verſpart werden mußte, auf welchen auch die Vorrede zu dieſem Werke ausgeſetzt bleibt. Die Verſchwörung gegen Venedig iſt beinahe wörtlich aus St. Real überſetzt, weil der Leſer bei jeder andern Behandlung dieſes Gegenſtandes zu viel verloren haben würde.

Die Verſchwörung des Bedemar gegen die Republik Venedig iſt allein von Schiller, von welchem wir wiſſen, daß er aus St. Real auch den Stoff zu ſeinem Don Karlos ſchöpfte. Eine Beurtheilung dieſer rhetoriſch gehaltenen, großentheils unnachahmlichen Darſtellung findet man in meiner Biographie Schiller's Th. 2. S. 5 ff. Außer dieſer Arbeit enthält die Sammlung noch: Revolution in Rom durch Nicolaus Rienzi, im Jahre 1347; und die Verſchwörung der Pazzi wider die Medici in Florenz, im Jahre 1478.

1. Geſchichte des Abfalls der Niederlande.

(In den Jahren 1786 bis 1788.)

Wir finden dieſes erſte größere hiſtoriſche Werk Schiller's im achten Band der Taſchenausgabe; eine Kritik desſelben gab ich in Schiller's Biographie Th. 2. S. 122 ff.

Die Einleitung und der Anfang des erſten Buchs bis an das Ende des Abſchnittes: Die Niederlande unter Karl dem Fünften,

S. [illegible] erſchien zuerſt in dem Deutſchen Merkur, in welchem Schiller damals verſchiedene Beiträge lieferte (ſ. Schiller's Leben Th. [illegible] S. [illegible]). Ich gebe aus dieſer Monatsſchrift (Januar und [illegible] 1788) die wichtigſten Varianten, welche ich wieder durch Anführungszeichen an die betreffenden Stellen anknüpfe, auf welche ſie gehen.

Einleitung. B. 8. S. 8 unten:

„Der Drang der Umſtände überraſchte es mit ſeiner eigenen Kraft, und nöthigte ihm eine verwundernde Größe auf, die es nie haben ſollte und vielleicht nie wieder haben wird." Die Kraft alſo, womit es handelte, iſt unter uns nicht verſchwunden; der glückliche Erfolg, der ſein Wageſtück krönte, iſt auch uns nicht verſagt, wenn die Zeitläufte wiederkehren und ähnliche Anläſſe uns zu ähnlichen Thaten rufen.[1]

Einleitung. B. 8. S. [illegible]:

„Was Philipp gegen die Rebellen in Bewegung ſetzte, wirkte mittelbar für ſie." Er vermochte nichts gegen dieſen Feind, weil er keine Mauer um ſein Land ziehen konnte. „Alle die unermeßlichen Summen" ꝛc.

Einleitung. B. 8. S. [illegible]:

„Aber das Unternehmen darf uns darum nicht kleiner erſcheinen, weil es anders ausſchlug, als es gedacht worden war." Von dieſer Eitelkeit ſollte uns ein vertrauterer Umgang mit der Welt und Vorwelt geheilt haben. „Der Menſch verarbeitet, glättet und bildet den rohen Stein" ꝛc.

Die Ueberſchrift S. [illegible]: „Frühere Geſchichte der Niederlande bis zum ſechzehnten Jahrhundert" findet ſich nicht im

---

[1] Vergl. [illegible] Schiller's Leben Th. [illegible] S. 125.

Deutſchen Merkur und in der erſten Ganzausgabe (Leipzig, bei Siegfr. Lebrecht Cruſius 1788), ſondern es erſtreckt ſich hier die Einleitung von [illegible] bis Ende des erſten Buchs S. 110.

Taſchenausgabe, B. 1, S. [illegible] fehlen in der 2. [illegible].

„In den Landſchaften, die jetzt großentheils die katholiſchen Niederlande und die Generalſtaaten ausmachen.“ Die Bataver und ein kleineres ihnen verbundenes Volk Canninefaten bewohnten einen Theil von Holland, einen Theil von dem heutigen Cleve, Geldern, Utrecht und Overyſſel; alles übrige die Frieſen.

Taſchenausgabe B. 1, S. [illegible] iſt Einiges im Ausdruck verändert, Manches auch erweitert und [illegible]. Auf jener Seite hieß der urſprüngliche Text:

Die Frieſen haben unterdeſſen das Joch ihrer ohnmächtigen Beherrſcher gebrochen und erſcheinen wieder als ein freies und ſogar eroberndes Volk, das ſeine Gränzen bis über die linken Ufer des Rheins erweitert. Die Völkerwanderung endlich vernichtet die urſprüngliche Form dieſer Nationen; andere Miſchungen entſtehen mit andern Verfaſſungen. Die Flüſſe verändern ihren Lauf, das feſte Land und die See verwirren ihre Gränzen, die prächtigen Monumente des römiſchen Fleißes ſtürzen ein und die Geſtalt des Bodens verwandelt ſich mit ſeinen Bewohnern ꝛc.

Von S. 43 der Taſchenausgabe an iſt der früheſte Text die Ganzausgabe vom Jahr 1788, auf deren Titel bemerkt iſt: Erſter Theil, enthaltend die Geſchichte der Rebellionen bis zur Utrechtiſchen Verbindung. Die umgearbeitete zweite Auflage erſchien zu Leipzig 1801. Dieſe zuerſt bot für die einzelnen

Partien der verſchiedenen Bücher die beſondern Ueberſchriften, wie wir ſie jetzt in Schiller's Werken finden, während die erſte Ausgabe nur allgemeine Ueberſchriften für die einzelnen Bücher hat. Denn in der erſten Ausgabe finden wir zuerſt die ununterbrochen fortlaufende lange Einleitung, welche zugleich das erſte Buch iſt. Das zweite Buch iſt dann überhaupt überſchrieben: Statthalterſchaft der Margaretha von Parma. Das dritte Buch, welches jetzt in zwei zerfällt, läuft dann bis zu Ende und führt den Titel: Statthalterſchaft der Margaretha von Parma. Verſchwörung des Adels. Durch die neuern vermehrten Ueberſchriften ordnen ſich die Maſſen gruppenweiſe zuſammen, ſo daß ſie leicht überſchaut werden können.

Die erſte Variante dieſer ſpätern Ausgabe fällt auf S. [illegible] im Zuſammenhange, wo die Inquiſition geſchildert wird. Hier heißt der urſprüngliche Text:

„Sie (die Inquiſition) hat den Kardinal Ximenes zum Stifter; ein Dominikanermönch, Torquemada, eröffnete dieſen ſchrecklichen Gerichtshof zuerſt, gründete ſeine Statuten, und vermachte in ihm ſeinem Orden der Menſchheit ewigen Fluch. Bald wurde aus einem Werkzeuge deſpotiſcher und hierarchiſcher Unterdrückung ein Inſtrument der Habſucht. Die ungeheuren Summen, die durch Einziehung der Güter in den Fiscus fielen, waren eine fürchterliche Lockung für Ferdinand; die Inquiſition gab ihm einen Schlüſſel zum Vermögen aller ſeiner Unterthanen in die Hände, wie ſie das Organ ſeiner Gewalt und das ſtarke Band war, woran er die Mächtigen hielt. Das Tribunal ſtand unerſchütterlich feſt, weil es durch die vereinigte Kraft der zwo mächtigſten Leidenſchaften gehalten wurde.

Die Vernunft unter den blinden Glauben herabzuſtürzen und die Freiheit des Geiſtes durch eine todte Einförmigkeit zu zerſtören, war das Ziel, worauf dieſes Inſtitut hinarbeitete:

ſeine Werkzeuge dazu waren Schrecken und Schande. Bis ins Gebiet der geheimſten Gedanken dehnte es ſeine unnatürliche Gerichtsbarkeit aus. Jede Leidenſchaft ſtand in ſeinem Solde, Freundſchaft, eheliche Liebe und alle Triebe der Natur wußte es zu ſeinem Zwecke zu brauchen, ſeine Schlingen lagen in jeder Freude des Lebens. Wohin es ſeine Horcher nicht bringen konnte, verſicherte es ſich der Gewiſſen durch Furcht; ein dunkler Glaube an ſeine Allgegenwart feſſelte die Freiheit des Willens, ſelbſt in den Tiefen der Seele. Alle Inſtinkte der Menſchheit beugte es unter das Formular eines willkührlichen Glaubens; alle Anſprüche an ſeine Gattung waren für einen Ketzer verſcherzt, mit der leichteſten Untreue an der Kirche hatte er ſein Geſchlecht ausgezogen. Die heilſamen Schauer des Inſtinkts, womit uns der Urheber unſeres Weſens gegen unnatürliche Verbrechen gewaffnet hat, trug es willkührlich auf ein elendes Prieſterwerk über; „ein beſcheidener Zweifel an der Unfehlbarkeit des Papſtes wird geahndet, wie Vatermord, und ſchändet, wie Sodomie.“ Kein Schickſal konnte ſeine Opfer ihm unterſchlagen, an Leichen, an Gemälden wurden ſeine Sentenzen vollſtreckt, vor dem Arme der Inquiſition war das Grab ſelbſt keine Zuflucht und die Schuld des Vaters lebte fort im Elend ganzer Generationen.

„Die Vermeſſenheit ihrer Urtheilsſprüche kann nur von der Unmenſchlichkeit übertroffen werden, womit ſie dieſelben vollſtreckt.“ Sie füllt die Sinne mit neuen, ausgeſuchten und unterirdiſchen Schreckniſſen an, von den Phantomen entlehnt, die ſie ſelbſt in einer kranken und kindiſchen Einbildung niederlegte, und vermengt das wirkliche Entſetzen der Gegenwart mit einem Gaukelſpiel aus künftigen Welten. „Indem ſie Lächerliches mit Fürchterlichem paart“ ꝛc.

In der Schilderung Wilhelms von Oranien (Taſchenausgabe B. 8. S. [illegible] oben) heißt es:

„Welche Erwartungen konnte man nicht von dem Geiſte eines Mannes hegen, der in einer ſolchen Schule gebildet war", und welche von dem Herzen dieſes Mannes, der — noch als Kind ſo nahe um einen Monarchen — nicht aufgehört hatte, ein guter Menſch zu ſeyn!

Taſchenausg. B. 8. S. [illegible] in der Mitte:

„Philipp hatte hier mit einem Gegner zu thun, der auf ſeine Staatskunſt gerüſtet war, und dem bei einer guten Sache auch die Hülfsmittel der ſchlimmen zu Gebote ſtanden. Und eben dieſer letztere Umſtand erklärt uns, warum er unter allen gleichzeitigen Sterblichen dieſen am unverſöhnlichſten haßte und ſo unnatürlich fürchtete." Unglücklicher Weiſe hatte der Kaiſer, da er ſeinem Sohne die herrlichſte Blume pflanzte, auch ſchon den Wurm mit erzogen, der ihre Blüthe zernagte.

Taſchenausg. B. 8. S. 119 oben:

„Jetzt ſtellte er (Philipp) dieſen Miniſter allen Leidenſchaften bloß, die auf einmal die Feſſeln der königlichen Gewalt nicht mehr fühlten, überließ dem ſchwachen Arm eines Unterthans, woran ſelbſt die Majeſtät mit ihren mächtigſten Stützen unterliegen konnte," und machte ein Verbrechen der Politik zu einem Bubenſtück in der üblen Wahl ſeines Dieners.

Auf derſelben und der folgenden Seite:

„Die wiederholten Schauſpiele der Marter und des Todes hatten die zarten Fäden der Sittlichkeit zerriſſen, und dem Charakter der Nation eine unnatürliche Härte gegeben." Dadurch daß ſie alle Schrecken der menſchlichen Natur auf dieſen Henkerbühnen zur Schau ſtellte, und die Gemüther damit vertraut werden ließ, verſcherzte die Regierung ihren mächtigſten Talisman, die Furcht des Verborgenen. Jetzt hatte das Verbrechen keine Schrecken mehr im Hinterhalt; das Auge zählte ſie, Gewohnheit entwaffnete ſie, und die Vernunft konnte ſie wagen.

Taſchenausg. B. 1. S. 155:

„Auch war die Furcht vor dem Einfluſſe dieſes Mannes ſo übertrieben groß, daß man ihn endlich aus ſeinem Vaterlande verjagte,“ nicht anders, als ob dieſe Rieſengeſtalt, wenn ſie den Niederlanden ſo nahe bliebe, die Freiheit der Nation noch mit ihrem ſchrecklichen Schatten verſchlingen würde.

Am Ende des Kapitels (S. 155) nach: „beſeſſen hatte“ iſt folgender Abſchnitt ausgeworfen worden:

Granvella war gefallen, wie kein Günſtling fällt — nicht weil ſein ephemeriſches Glück verblüht war, nicht durch den dünnen Athem einer Laune — er fiel durch der Eintracht wundervolle Kraft — durch die zürnende Stimme einer ganzen Nation. Aber wie war es möglich, daß der Mann, der das ſchwerſte Inſtrument ſo geſchickt handhabte, ſo unglücklich auf einem weit leichtern ſpielte? Hatte er, der den wachſamen Argwohn eines finſtern Deſpoten hinterging, für ein lachendes Volk keine Verſtellung mehr übrig? Je höher ihn dieſe wundervolle Freundſchaft des Königs ſtellt, die bei ihm die Flüchtigkeit verlernte — deſto mehr Erniedrigung für ihn, daß er dieſe königliche Freundſchaft der Schande Preis gab, ihre Ohnmacht der Welt darzulegen! daß er ſeinen königlichen Gönner zwang, ihn mit abgewandtem Angeſicht zu opfern!

Taſchenausg. B. [illegible] S. 1[illegible]:

„Dort ging ihr Name unter dem zahlreichen Anhang und im Glanze ihres Nebenbuhlers verloren; auf der verlaſſenen Seite des Hofes ſtrahlte ihr dürftiges Verdienſt.“ Was den größten Theil des Adels von der Krone abtrünnig machte, erhielt ihr dieſe Wenigen getreu. Jener wollte keine Geſetze von dem Despoten; dieſe keine von ihres Gleichen empfangen.

Taſchenausg. B. 4, S. 1[illegible]:

„Von der Verderbniß, welche den ganzen Staatsrath ergriffen, hatten ſich der geheime Rath und der Finanzrath, in denen Viglius und Barlaimont den Vorſitz führten, noch größtentheils rein erhalten.“ Ein neuer Verſuch auf den letztern war abermals mißlungen; jetzt bemühte man ſich, dieſen beiden Curien einige neue Mitglieder aufzudringen, die dem Intereſſe der Faction mehr ergeben wären. Damals trat ein gewiſſer Balduin, ein geborner Flamänder, im Reiche der Gelehrſamkeit auf, der ſich in der Rechtswiſſenſchaft einen glänzenden Namen erworben und mit den vorzüglichſten Gaben des Geiſtes alle Reize einer einnehmenden Geſtalt und jede Grazie des Umgangs und der Beredſamkeit verband. Der Aufenthalt in Deutſchland hatte ihn zu der lutheriſchen Kirche hingezogen, die er hernach in Frankreich für den Calviniſmus verließ; und als er hier, von ſeinem Lehrer zu wenig befriedigt, zur mütterlichen Kirche zurückkehrte, brachte er alle Geſinnungen der Billigkeit und Duldung mit zurück, welche die unausbleibliche Frucht ſo vieler Erfahrungen an ihm ſelbſt hatten ſeyn müſſen. Dieſen Balduin betrachtete Wilhelm von Oranien als das auserleſenſte Werkzeug, den Geiſt der Menſchlichkeit in die niederländiſchen Gerichtshöfe einzuführen, und die Inquiſition zu verbannen, ſobald es ihm nur gelänge, ihn in den geheimen Rath in Brüſſel zu bringen. Er entwarf alſo den Plan, ihn zuerſt mit Hülfe ſeines ganzen Einfluſſes auf die Akademie zu Douai oder Löwen zu bringen, von wo aus ſich der Ruf ſeiner Wiſſenſchaft ohne Zweifel ſehr bald verbreiten und dem Könige ſelbſt nicht lange verborgen bleiben würde. Glückte ihm dieſes, ſo würde der letzte Schritt ſehr leicht gethan ſeyn, ihn auch noch in das geheime Collegium zu verſetzen. Aber ſo verführeriſch die Gründe auch waren, mit denen er ſeinen Anſchlag zu ſchmücken wußte, ſo verfehlten ſie doch ihre Wirkung auf das Gemüth dieſes Mannes, der zu weiſe und zu beſcheiden dachte, um eine ſichere Mittelmäßigkeit einer zweifelhaften Größe zu opfern. Ein ähnlicher Entwurf mißlang dem Grafen von Horne bei einem deutſchen Rechtsgelehrten, mit Namen Caſſander, den die verwilderten Sitten des Hofes ſehr bald in ſein Vaterland zurücktrieben.[1]

Taſchenausgabe B. 8. S. 159 iſt eine lange, höchſt wichtige Stelle über das Concilium zu Trient — wie ich vermuthe, hauptſächlich deswegen unterdrückt worden, weil ſie ſich mit dem Hauptinhalt des Kapitels, welches Staatsrath überſchrieben iſt, nicht zu Einer Gruppe zuſammenfügen wollte, und in dem Ganzen als Epiſode zu betrachten iſt.

„Die Kirchenverſammlung zu Trient war unterdeſſen auch geendigt, und die Schlüſſe derſelben der ganzen katholiſchen Chriſtenheit bekannt gemacht worden. Aber dieſe Schlüſſe, weit entfernt, den Zweck der Synode zu erfüllen und die Erwartungen der Religionsparteien zu befriedigen, hatten die Kluft zwiſchen beiden Kirchen vielmehr erweitert, und die Glaubenstrennung unheilbar und ewig gemacht.“

---

[1] Anmerkung von Schiller: Burgund 89. 90. 91 Geſ. 18.

Schon war der Fanatismus auf einem heilſamen Rückwege zur Vernunft, als ſich der erſte Gedanke zu dieſem Concilium entſpann. Das wachſende Glück der Reformation, die ſchon anfing, Staaten im Staat zu errichten, und ein Reich des Nordens nach dem andern von dem Papſtthum riß, verhöhnte die barbariſchen Mittel, welche eine rohe Politik eilfertig gegen ſie zuſammengerafft hatte. Die dringende Gefahr, womit die Hierarchie ſich umfangen ſah, hatte jene blutigen Rettungsmittel in einem gewiſſen Sinne gerechtfertigt: die Nothwendigkeit legte ſie auf, weil eine ſchlimme Sache nur durch eine andere ſchlimme ſich erhalten kann, und die Staatsklugheit ſelbſt ſprach dafür, ſo lange es ſich beweiſen ließ, daß ſie hinreichend waren. Die Ertödtung eines entbehrlichen Gliedes rettete vielleicht den ganzen Körper; aber dieſes Glied mußte geſchont werden, ſobald es das edlere war. Eben dieſe Methode, welche gegen die erſten Anfänge der Sekte anzupreiſen ſeyn mochte, konnte bei ihrem Anwachs vielleicht die verwerflichſte ſeyn. In mehreren Ländern, wie in Frankreich, und allgemein genommen auch in Deutſchland, hielt der proteſtantiſche Theil des Volks dem katholiſchen ſchon das Gleichgewicht, in andern war er ihm gar überlegen. Wo er ihm auch an Anzahl wich, hatte er vielleicht die ganze Induſtrie und den Wohlſtand des Staats in Händen, und der Souverain durfte ihn nicht unterdrücken laſſen, ohne ſich zugleich ſeines nützlichſten Unterthans zu berauben. Große und weitläuftige Monarchien, wie die ſpaniſche war, ertrugen dieſen Bürgerverluſt leichter, oder empfanden ihn wenigſtens ſpäter, da ſich im Gegentheil kleinere Staaten, wie Savoyen, die Niederlande u. ſ. w., daran verbluten mußten. Dieſe alſo, wenig gebeſſert, wenn ſie, um den geſunden Theil zu retten, den angeſteckten aufopferten, mußten vielmehr ſorgfältig darauf denken, auch den letztern ſelbſt noch zu bewahren, und ihn, wo möglich, in einen nützlichen umzuſchaffen. Daher die billigeren Religionsgeſinnungen bei den Fürſten des zweiten und dritten Ranges; daher der Urſprung größerer Duldung in geringeren Staaten.

Bei der heftigen und allgemeinen Erſchütterung, welche die ganze Religionsmaſſe durch einander wühlte, konnte es nicht fehlen, daß nicht einige ihrer Blößen zum Vorſchein kamen. Die kühnen und glücklichen Angriffe der Reformatoren auf die Hierarchie hatten endlich den Katholiken ſelbſt die Augen über das Sittenverderbniß ihrer Geiſtlichkeit, über verſchiedene Mißbräuche der Kirche geöffnet, welche die Vorwürfe der Glaubensverbeſſerer gewiſſermaßen zu rechtfertigen ſchienen. Die Kirche, geſtand man einſtimmig, bedürfe einer Reinigung, um die edle Einfalt ihres Urſprungs wiederherzuſtellen, und alles Fremdartige und Willkürliche auszuſcheiden, womit eine lange Reihe von Jahrhunderten den reinen Lehrbegriff verunſtaltet hatte. Beide Zwecke hoffte man, nach dem Beyſpiel der vorigen Zeiten, durch eine Generalſynode zu erreichen, die in der Vereinigung ſeiner irdiſchen Organe den himmliſchen Stifter des Chriſtenthums vorſtellte. Hier ſollten die ſtreitigen Punkte noch einmal der Prüfung unterworfen werden, die Gegner der mütterlichen Kirche mit republikaniſcher Freiheit ihre Beſchwerden vortragen und dann an die Ausſprüche des heiligen Geiſtes verwieſen ſeyn, der durch das Concilium redet.

Wichtiger noch waren die politiſchen Gründe, aus welchen die Fürſten das Concilium wünſchten. Die willkürlichen Anmaßungen des römiſchen Stuhls hatten längſt ihre eigenen Rechte gekränkt und ihren Stolz beleidigt; jetzt, nachdem dieſer gefürchtete Erſchütterer ihrer Throne zu der tiefſten

Abhängigkeit von ihnen herunter geſunken war, jetzt hatten ſie es in der Gewalt, dieſe anſtößige Prieſtermacht in beſcheidnere Gränzen zurückzuleiten, das Oberhaupt der Hierarchie durch ſeine eigenen Werkzeuge zu beſchränken, und ihm durch die Kleriſey ihrer Länder Geſetze vorzuſchreiben. Alle dieſe Gründe bewogen Karl den Fünften, ſich mit dem thätigſten Eifer für die Haltung dieſes Conciliums zu verwenden; dieſes war auch die vereinigte Stimme aller katholiſchen Fürſten.

Aber eben die Gründe, welche den Kaiſer und die übrigen Fürſten dieſes Concilium ſo eifrig wünſchen ließen, machten den Papſt deſto ſchwieriger, es auszuſchreiben. Ein Syſtem, wie die Hierarchie, das ſo ſehr Urſache hatte, das Auge der Prüfung zu ſcheuen, das durch ſo ſchwache, durch ſo unzuverläſſige Bande zuſammenhielt, und gleichſam nur für ein Helldunkel geſtellt war, konnte der republikaniſchen Licenz dieſes geiſtlichen Reichstags und dem Ehrgeize der Prälaten, die ein, dem römiſchen Stuhl ganz entgegengeſetztes Intereſſe hatten, ohne Gefahr nicht bloßgeſtellt werden. Viele Dogmen, die in die päpſtliche Hoheit eingriffen, durften gar nicht zur Unterſuchung kommen; ein ſcholaſtiſcher Zank konnte die Grundſäulen der päpſtlichen Macht unterwühlen. Das Beiſpiel der vorigen Kirchenverſammlungen erwies zur Genüge, wie viel ſich die Prälaten gegen die Papſtheit herausnehmen konnten. Wenn dieß in den ruhigen Zeiten des unangefochtenen Lehrbegriffs geſchah, wie viel mehr war in einer Epoche zu wagen, wo bereits ein ſo verführeriſches Beiſpiel des Abfalls gegeben, wo die Erleuchtung des Menſchengeſchlechts um ſo viele Jahrhunderte weiter gerückt war, und wo die mißliche Stimmung der Gemüther, die Unzuverläſſigkeit mancher von den wichtigſten katholiſchen Fürſten dem Oberhaupt der Kirche alle jene trotzigen Waffen verbot, die ſonſt unwiderſtehlich und unfehlbar geweſen. Clemens der Siebente entſchlüpfte dem Antrag mit allen Schlangenkünſten der römiſchen Politik, aber die vereinigte nachdrückliche Stimme der ſämmtlichen katholiſchen Fürſten nöthigte ſeinem Nachfolger, Paul dem Dritten, endlich die Bewilligung dazu ab. Nach vielen Verzögerungen, welche über den Ort, wo das Concilium gehalten werden ſollte, entſtanden, und welche dem Papſt ſehr willkommen waren, wurde es endlich durch eine feierliche Bulle nach Trient ausgeſchrieben, wohin der Papſt drei Legaten ſchickte, um durch ſie die Verhandlungen deſſelben von Rom aus zu dirigiren. In den verſchiedenen Sitzungen des Conciliums wurde der Hauptlehrſatz der Proteſtanten, nach welchem ſie die Schriften der Evangeliſten und Apoſtel für die einzige Norm des Glaubens erkennen, als verdammlich verworfen, die apokryphiſchen Bücher in gleichen Rang mit den kanoniſchen geſetzt, und ihnen, ſo wie den mündlichen Ueberlieferungen der Kirche, ein gleiches Anſehen zugeſtanden. Anſtatt den eigentlichen Quellen der Trennung nachzuſpüren, und die Beſchwerden der Gegner zu unterſuchen, verſchwendete man den Athem in unnützen ſcholaſtiſchen Unterſuchungen und den lächerlichſten Kämpfen, die mit der eigentlichen Quelle des Uebels nichts zu ſchaffen hatten; einige wenige gewagtere Angriffe auf den römiſchen Stuhl wurden durch die Mehrheit ſeiner Kreaturen und durch die Gewandtheit der Legaten glücklich zurückgeſchlagen. Als ſich der Streit anfing zu erhitzen, und einige bedenkliche Artikel den Papſt beunruhigten, verlegte er die Verſammlung eilfertig nach Bologna; die politiſchen Händel, welche den kaiſerlichen und römiſchen Hof entzweiten, trennten auch das Concilium, und die kaiſerlichen Biſchöfe, die in Trient zurückgeblieben, wollten die Väter in

Bologna nicht erkennen. Unterdeſſen hatte die Schlacht bei Mühlberg das Selbſtvertrauen des Siegers erhoben; beleidigt von dem Papſt, und unbefriedigt von den Concilien, will er aus eigner Gewalt ins Werk richten, was er aufgibt, von dieſem zu erhalten, und unternimmt, die ſtreitenden Parteien vermittelſt ſeines Interims zu vereinigen, ein Verſuch, der, wie alle vorigen, mißlingt. Das Concilium wird von den heftigſten Zwiſtigkeiten getheilt, welche die Baſtarde des Papſtes und des Kaiſers wegen Parma und Piacenza erregen. Wahrend dieſer Unruhen ſtirbt Paul der Dritte. Das Concilium kehrt unter ſeinem Nachfolger, Julius dem Dritten, nach Trient zurück; aber der Streit wegen Parma und Piacenza, der durch die Dazwiſchenkunſt einer natürlichen Tochter Heinrichs des Zweiten von Frankreich nur noch verwickelter wird, fahrt nicht weniger fort, beide Höfe zu veruneinigen und ſeine Verhandlungen zu hemmen. Die Erzbiſchöfe von Mainz und Trier, vier papſtliche Nuntien und Legaten, zwei kaiſerliche Geſandte, und einige italieniſche, ſpaniſche und deutſche Pralaten geben endlich dem Concilium ſeine Thatigkeit wieder, welches aber, nach einigen fruchtloſen Gezänken über das Abendmahl, durch den Schrecken der proteſtantiſchen Waffen, die ſchon an den Granzen von Italien drohen, plotzlich aufgehoben wird. Karl verliert in Tyrol die Frucht aller ſeiner Siege und flieht ſchimpflich vor ſeinem Ueberwinder; Solimans Waffen rufen den römiſchen König nach Ungarn, und Heinrich der Zweite von Frankreich, ein Alliirter von dieſen beiden Feinden der katholiſchen Chriſtenheit, kommt ihnen in Italien und Deutſchland zu Hulfe. Die verſammelten Volker verlaſſen eilfertig Trient, und neun Jahre lang liegt das Concilium darnieder.

Kaum war der franzöſiſche Krieg durch den Frieden von

Chateau Cambreſis geendigt und die Ruhe in Europa wieder hergeſtellt, als die Aufmerkſamkeit Philipps, die durch keine dringendere politiſche Angelegenheit mehr zerſtreut war, auf den Religionszuſtand ſeiner Staaten, ſeine Lieblingsſorge, zurückkehrte, und er die Augen wieder auf das Concilium richtete. Weit entfernt aber, auf eine Ausſöhnung mit der evangeliſchen Sekte dabei zu denken, gegen welche ſein Haß inſtinktartig und unauslöſchlich war, oder es der Mühe werth zu halten, der mütterlichen Kirche dieſe verlornen Glieder zu retten, war es ihm nur darum zu thun, den noch unbefleckten Theil ſeiner Unterthanen vor einer gleichen Verderbniß zu bewahren. Der Verluſt einer Million Menſchen (ſollten es auch mehrere ſeyn) kümmerte einen Monarchen nur wenig, der, wenn es auf politiſche Berechnungen ankam, mit Menſchenleben ſo verſchwenderiſch war, und nie nach Individuen zählte; die Bequemlichkeit einer allgemeinen Geiſteseintracht hingegen, die eine Frucht dieſes Conciliums ſeyn ſollte, war zu anziehend für ſeinen engen Geiſt, daß er nicht genug eilen zu können glaubte, ſie in allen Provinzen ſeiner Monarchie auszuſchreiben. Dazu kam, daß auch Er, unbeſchadet ſeiner wahren und ſeiner angeheuchelten Ergebenheit gegen den römiſchen Stuhl, die Anmaßungen deſſelben mit Augen der Eiferſucht betrachtete, und dadurch, daß er die Macht der Biſchöfe und der kleineren Fürſten erweiterte, die Gerichtsbarkeit dieſes Stuhls zu beſchränken hoffte. Aus ganz andern Gründen und einer weit menſchlicheren Politik ſtimmte Frankreich für die Erneuerung des Conciliums. Heinrich der Zweite, der grauſame Feind der Hugenotten, war nicht mehr; ihr Anhang war in dieſem Reiche zu einer ſo furchtbaren Macht angewachſen, daß er der herrſchenden Kirche im Stande war die Spitze zu bieten, und ſelbſt die Zügel der Regierung an ſich zu reißen. Zugleich machte er den reichſten und edelſten Theil ſeiner Bürger aus, und der Verluſt ſchien gleich groß, einen ſolchen Feind zu unterdrücken, oder ihm zu erliegen. Das einzige Rettungsmittel für dieſen Staat ſchien eine Wiedervereinigung beider Kirchen zu ſeyn, welche möglicherweiſe nur von einer Generalſynode erhalten werden konnte. Dieſelbe menſchliche Politik nöthigte dem Kaiſer, dem Herzoge von Savoyen und einigen andern Fürſten dieſelben Wünſche ab, und die Fortſetzung des tridentiniſchen Conciliums war wieder das einſtimmige Begehren aller katholiſchen Mächte.

Pius der Vierte, ein Mediceer, trug damals die Tiare. Er ſelbſt hatte ſich vor ſeiner Erhebung zur Erneuerung des Conciliums verbindlich gemacht, aber kaum hatte er den Stuhl Peters beſtiegen, ſo trat er in die Maximen ſeiner Vorgänger ein. Er erinnerte ſich der Beweggründe, nach welchen Paul der Dritte gehandelt hatte, da er die Kirchenverſammlung, unter dem Vorwande, ſie nach einem geſünderen Ort zu verlegen, zertrennte. Er überlegte die Gefahr, welcher Julius der Dritte durch ſein gutes Glück und die Waffen der Proteſtanten in Deutſchland noch kärglich entronnen war. Jetzt war in Europa kein Karl der Fünfte mehr, der dem Dünkel und Ehrgeize der Prälaten Gränzen ſetzen konnte, wenn es ihnen einfallen ſollte, über den Trümmern des Papſtthums ihre eigene Macht zu erheben. Aber die Hitze, mit der die katholiſchen Fürſten dieſe Angelegenheit betrieben, ließ ihm keine Wahl. Zugleich bedrohte ihn Frankreich mit einer Nationalſynode, welche ihn in Gefahr ſetzte, dieſes ganze Königreich, wie Britannien, zu verlieren; dieſes zu verhindern, mußte er eilen, das Concilium in Trient zu erneuern.

Die Frage war, ob es als eine ganz neue Synode, oder nur als eine Fortſetzung des unterbrochenen Conciliums angekündigt werden ſollte? Die Entſcheidung dieſes Punktes war ſo ernſthaft und delikat, als ſie beim erſten Anblick nichtsbedeutend ſchien. War es ein neues Concilium, ſo war dadurch ſtillſchweigend das Anſehen des vorigen entkräftet, und alle Entſcheidungen deſſelben, welche zu erſchleichen ſo viel Kunſt gekoſtet hatte, mußten noch einmal der ſo gefährlichen Beleuchtung ausgeſetzt werden. War es hingegen nur eine Fortſetzung des erſten, ſo behielten alle Schlüſſe, welche gegen die Proteſtanten gefällt waren, eine geſetzliche Kraft; und letztere konnten ſich alſo im Voraus für verurtheilt halten. Aber in den wenigen Jahren, worin das Concilium geruht hatte, hatte die Lage der Proteſtanten ein ſo vortheilhaftes Anſehen gewonnen, daß ihre Beiſtimmung nicht mehr ſo ganz gleichgültig war. Erklärte man das Concilium für ein neues, ſo konnte man ſie vielleicht bewegen, es anzuerkennen und ihre Bevollmächtigte dahin zu ſenden. Dieſe letzte Meinung unterſtützten der kaiſerliche und franzöſiſche Hof auf das nachdrücklichſte, welche darauf drangen, daß man die Schlüſſe der vergangenen Sitzungen in Vergeſſenheit ſenken ſolle. Philipp der Zweite aber, dem an Beſchleunigung des Conciliums unendlich mehr, als an dem Beitritt der Proteſtanten gelegen war, und der zugleich noch in Sorgen ſtand, daß die Schlüſſe deſſelben dadurch eine Milderung leiden möchten, drang darauf, ſie ganz davon auszuſchließen, und das neue Concilium ausdrücklich für fortgeſetzt zu erklären. Der römiſche Hof half ſich, um beide Parteien, wo nicht ganz zu befriedigen, doch beide zu ſchonen, mit einer Spitzfindigkeit: „Wir ſetzen das Concilium fort," erklärten ſich die Legaten, „indem wir es ankündigen, und kündigen es an, indem wir es fortſetzen."

Alle Fürſten der Chriſtenheit, auch die proteſtantiſchen, wurden nach Trient zu dem Concilium geladen. Zwei päpſtliche Nuntien, denen der Kaiſer drei Geſandte an die Seite gab, um ihr Geſuch zu unterſtützen, erſchienen vor den proteſtantiſchen Fürſten Deutſchlands, die ſich zu dem Ende in Naumburg verſammelt hatten. Aber unglücklicher Weiſe war gleich in der Ankündigung gefehlt. Dieſe Ankündigung ſetzte Punkte voraus, die erſt erwieſen werden ſollten, und geſchah im Namen des römiſchen Biſchofs, deſſen Recht dazu die große Streitfrage war. Die Fürſten erklärten den kaiſerlichen Geſandten ihren Dank für ſeine wohlgemeinte Verwendung. „Nichts,“ ſagten ſie, „würde ihnen willkommener ſeyn, als eine allgemeine Kirchenverſammlung, der es ernſtlich darum zu thun wäre, den bisherigen Glaubenstrennungen zu begegnen; aber weder dieſen Zweck, noch dieſe Wirkung verſprachen ſie ſich von der trientiſchen, in welcher, wie ſchon aus der Bulle erhelle, nur die Kreaturen des römiſchen Hofs etwas zu ſagen haben würden.“ Die Nuntien wurden vorgelaſſen; die päpſtlichen Briefe aber, ihrer einladenden Aufſchrift ohngeachtet, uneröffnet zurückgegeben. „Da ſie von keiner Gerichtsbarkeit wüßten, die der Biſchof außerhalb ſeinem Kirchſpiel auszuüben hätte, ſo hielten ſie ſich nicht für verbunden, ihm ihre Meinung von dem Concilium zu ſagen.“ Den Nuntien, welche nach Dänemark und England beſtimmt waren, wurde mit noch weniger Achtung begegnet. Noch an der niederländiſchen Gränze wird dem Kardinal Martiningo von Seiten Frankreichs befohlen, zurückzukehren, und in Lübeck erhält ſein Gefährte einen freundſchaftlichen Wink von der Königin Eliſabeth, ſich die Seereiſe zu erſparen.

Gleich die Eröffnung des Conciliums gab zu erkennen, was man ſich davon zu verſprechen hatte. Ehe noch der größte Theil der Deputirten und der auswärtigen Prälaten angelangt war, wurde auf Anſuchen der Legaten, welche den

Vorſitz bei der Verſammlung führten, ein Schluß abgefaßt, daß ſie allein die Streitfragen ſollten aufwerfen dürfen. Dadurch glaubte der römiſche Stuhl alle Angriffe abzuwehren, welche gegen ihn ſelbſt gerichtet werden konnten; und der Hauptendzweck des Conciliums, die Verbeſſerung der Hierarchie, ging gleich durch die Schlüſſe ſeiner erſten Sitzung verloren. Je mehr Mühe Philipp und die übrigen Fürſten anwendeten, dieſes ſchädliche Dekret umzuſtoßen, deſto mehr beſtärkten ſie das Mißtrauen des Papſtes, der nun nicht mehr zweifelte, daß es mit dieſem Concilium auf ſeine eigne Gerichtsbarkeit abgeſehen ſey; und die Legaten erhielten Befehl, mit der unerſchütterlichſten Beharrlichkeit auf dieſem Artikel zu beſtehen. Nichts deſto weniger kamen einige ſehr bedenkliche Fragen, vorzüglich über die Einſetzung und den Wohnſitz der Biſchöfe, in Bewegung, die ſchon Paul den Dritten in Furcht geſetzt und ſeine ganze Politik angeſtrengt hatten; aber durch eine unermüdete Wachſamkeit, durch Beſtechungen, Schmeicheleien und Drohungen, durch ununterbrochene geheime Unterhandlungen mit den Prälaten, hauptſächlich aber durch die thätige Mitwirkung der italieniſchen Biſchöfe, die den übrigen an Anzahl weit überlegen, und als die ärmſten unter allen, in größerer Abhängigkeit von dem römiſchen Stuhle ſtanden, wußte er die Mehrheit der Stimmen überall auf ſeiner Seite zu erhalten, daß nicht nur kein Schluß zu Stande kam, der ſeine Macht einſchränkte, ſondern auch ſogar einige wichtige Anmaßungen, deren Abſchaffung von den Hauptzwecken des Conciliums geweſen, durch daſſelbe Beſtätigung empfingen. Dieſe offenbare Parteilichkeit der Synode, die durch ununterbrochene geheime Befehle von Rom aus in Feſſeln gehalten wurde, gab den auswärtigen Geſandten und Prälaten zu bittern Beſchwerden Anlaß, denen man bald durch glatte und zweideutige Antworten auswich, bald die zuverſichtlichſte Dreiſtigkeit entgegenſetzte. Katharina von Medicis verkaufte die franzöſiſche Kirche dem römiſchen Stuhl für eine ſchimpfliche Summe von 25,000 Goldgulden, und Kaiſer Ferdinand klagte bitter, daß man ihm kein ähnliches Gebot gethan hatte. Das römiſche Gold wucherte reichlich in Trient, und die heiligen Väter ließen ſich herab, dem heiligen Stuhl als Spione zu dienen. Aber dieſer koſtbare Geldaufwand und die fortdauernde Anſtrengung ſeiner Aufmerkſamkeit ermüdeten zuletzt den Papſt. Mit aller ſeiner Wachſamkeit konnte Pius der Vierte es nicht verhindern, daß nicht ein verfänglicher Artikel den andern drängte, und die Inſolenz der Prälaten ihn in immerwährender Furcht erhielt. Er gab alſo ſeinen Legaten Befehl, die Verſammlung ohne Zeitverluſt aufzuheben. Dieſes geſchah gegen das Ende des Jahres 1563 mit der unanſtändigſten Eilfertigkeit, doch ohne eine merkliche Widerſetzung von Seiten der katholiſchen Fürſten, die ihre ehemaligen Erwartungen von dem Concilium längſt aufgegeben, und nun deutlich einſahen, daß ſeine längere Fortſetzung das päpſtliche Anſehen, anſtatt es zu verringern, nur erweitern und befeſtigen wurde. Davon überführten ſie die letzten Schlüſſe des Conciliums, die auf ſein ganzes vorhergehendes willkürliches Verfahren vollends das Siegel drückten. Der erſte enthielt, daß die Schlüſſe, ehe ſie in Kraft eines Geſetzes galten, von dem Papſt erſt beſtätigt werden müßten; der andere lautete, daß, welcher Ausdrücke man ſich auch darin bedient haben möchte, keiner zum Nachtheil des päpſtlichen Anſehens dürfe gedeutet werden. Vier päpſtliche Legaten, eilf Kardinäle, fünfundzwanzig Erzbiſchöfe, hundert und achtundſechszig Biſchöfe, neununddreißig deputirte Miniſter und ſieben Ordensgenerale unterzeichneten die Statuten. Der

Papſt, von dem glücklichen Ausſchlag dieſes ſo gefürchteten Conciliums auf das angenehmſte überraſcht, ließ öffentliche Dankgebete anſtellen; die Beſtätigungsbulle wurde ohne Verzug ausgefertigt, alle Prälaten und Fürſten darin aufgefordert, die Schlüſſe des Conciliums gelten zu machen, und Erläuterungen derſelben, welchen Namen ſie auch haben möchten, ein für allemal unterſagt. Der proteſtantiſchen Fürſten wurde gar nicht dabei gedacht; da ſie ſo wenige Achtung gegen die Einladung bewieſen, ſo war nicht zu erwarten, daß die Beſtätigungsbulle bei ihnen mehr Glück machen würde. Der römiſche Stuhl gab ſie alſo ſtillſchweigend auf.

In der That hatte das Reſultat dieſer Synode die ſchlechten Erwartungen der Letztern nur zu ſehr beſtätigt. „Der alte Lehrbegriff, anſtatt geläutert zu ſeyn" ꝛc.

Taſchenausg. B. 8. S. 187:

„Er genehmige Alles, ſie möge ſo weit gehen, als ſie wolle, wenn ſie nur das Aergerniß vermeide." Auf ihn allein ſolle ſie ſich berufen, er ſelbſt wolle dem Unwillen des Volks offene Stirne bieten.

Taſchenausg. B. [illegible] S. 18[illegible] in der Anmerkung nach den Worten: „ſeinem unvermeidlichen Schickſal entfliehen kann," iſt folgender Abſchnitt ausgelaſſen:

Ob es dieſe Gründe allein, und nicht mitunter auch Rachſucht und Schadenfreude waren, welche den Prinzen zu dieſem Schritte vermochten, bleibt dem Urtheil eines Jedweden freigeſtellt. Genug, daß das Betragen des Prinzen aus dem beſſern Beweggrunde hinreichend erklärt werden kann, ohne daß man nöthig hätte, den ſchlechtern zu Hülfe zu nehmen; und daß in ſeinem Charakter wenigſtens kein Grund liegt, warum man dieſe Handlung lieber aus ſchlimmen, als aus guten Quellen herleiten ſollte.

Taſchenausgabe B. [illegible], S. [illegible] am Ende des Buches ging der Text folgendermaßen noch weiter fort, und war eine Anmerkung beigefügt.

„Da ſie (die Regentin) eben ſo ſehr fürchtete, durch ein ausſchließendes Vertrauen in die Anhänger der Krone das Volk aufzubringen, als ſie bange war, dem Könige durch ein zu enges Verſtändniß mit den erklärten Häuptern der Faktion zu mißfallen, ſo konnte ſich ihrem Vertrauen jetzt ſchwerlich ein beſſerer Gegenſtand anbieten, als eben Graf von Egmont, von dem es eigentlich nicht ſo recht ausgemacht war, welcher von beiden Parteien er angehörte;“ der auf der einen Seite *Stärke* genug beſaß, um ihrem *Wankelmuth* nachzuhelfen, und *Nachgiebigkeit* genug auf der andern, um ſich mit ihrer *empfindlichen Eitelkeit zu vertragen.* [1]

Taſchenausgabe B. [illegible], S. [illegible] war den Worten: „Sie (die Verbundenen) drangen daher in einer Schrift, die ſie drei Tage darauf übergaben, auf ein ausdrückliches Zeugniß der Regentin, daß ſie nichts als ihre Schuldigkeit gethan, und daß nur Dienſteifer für den König ſie geleitet habe,“ noch die Anmerkung unter dem Text beigefügt:

[1] Der königliche Anhang im Staatsrath, mit dieſem Opfer noch nicht zufrieden, verlangte noch von dem Grafen von Egmont, daß er ſich laut und beſtimmt für die Inquiſition und die Edikte erklären ſollte. „Ich habe gut reden,“ antwortete ihnen der Graf, „aber erwäget ihr auch, wie viel ich durch das letztere ſchon meiner Ehre vergebe, wie vielen zweideutigen Urtheilen ich mich ausgeſetzt habe, und wie viel Vorwürfe mir täglich von meinen Freunden darüber gemacht werden.“ Strada 86.

Und ſonach war er ihnen, wenn ſie es genau nehmen wollten, noch großen Dank dafür ſchuldig, daß ſie es über ſich genommen, ihn gegen ſeine eigenen Anſtalten zu vertheidigen, denn Anderes ſagte der Inhalt des Compromiſſes doch wohl nicht. Sie trennten, ſpitzfindig genug, das Werk von ſeinem Urheber, betrachteten die Inquiſition als eine gemeinſchaftliche Feindin ſeiner und ihrer, und thaten, als wüßten ſie nicht, daß er ſelbſt es war, der ſie ihnen aufdrang, und daß es alſo nur auf ihn allein ankam, ſie davon zu befreien.

Taſchenausg. B. [illegible], S. [illegible]:

„In einem Zeitraum von vier oder fünf Tagen waren in Brabant und Flandern allein vierhundert Kirchen verwüſtet." Wenn man dieſen Umfang und dieſen Grad der Verwüſtung mit der geringen Anzahl derer zuſammenhielt, die ſie unternahmen, ſo war man verſucht, zu glauben, daß mehr als Menſchenhände dabei geſchäftig geweſen.

Taſchenausg. B. [illegible], S. [illegible]:

„Keine Zeit, keine Reue, kein noch ſo vollwichtiger Erſatz konnte dieſe Beſchuldigungen aus dem Gemüth ihres Herrn vertilgen." Dieſer Geiſt litt nichts von dem allgemeinen Wechſel der Dinge; Beleidigungen waren, wie Feuerſchrift auf Erz, in ſeine Seele gebrannt.

Taſchenausg. B. [illegible], S. [illegible] f.:

„Die Sache der Proteſtanten verlor durch Brederode's Hintritt nur wenig; das Werk, das er angefangen, ſtarb nicht mit ihm, ſo wie es auch nicht durch ihn gelebt hatte." Den wahren Gehalt aller Unternehmungen entſcheidet ihr

Ende. Eine Brederodiſche Verſchwörung mußte in das Nichts zurückkehren, woraus ſie hervorgegangen war; aber was ſie Gutes und Gründliches hatte, war und blieb über alle Zufälle erhaben.

II. Beilagen.

(1789 und 1795.)

Unter dem Titel Beilagen ſind der Geſchichte des niederländiſchen Abfalls in unſern jetzigen Ausgaben zwei Aufſätze zugegeben, nämlich *Prozeß und Hinrichtung des Grafen von Egmont und von Hoorn*, und *Belagerung von Antwerpen durch den Prinzen von Parma in den Jahren 1584 und 1585*. Der letzte, viel ſpäter geſchriebene Aufſatz (ſ. Schiller's Leben Th. 2. S. 155 f.) bietet keine Varianten dar. Dagegen iſt die erſtere Darſtellung, wie wir ſie jetzt in den Werken Schiller's leſen (Taſchenausg. B. 8. S. 395 bis 407) nur der Schluß eines größern Aufſatzes aus der Thalia (Heft 8. S. 52 ff. Jahrg. 1789), welcher überſchrieben iſt: *des Grafen Lamoral von Egmont Leben und Tod*. Dieſer letztere Aufſatz iſt ein wohlgelungenes, ſelbſtſtändiges Ganze, während der Theil, welcher nach Wegwerfung der größern erſten Hälfte übrig geblieben iſt, nur in Bezug auf die vorausgehende niederländiſche Geſchichte eine Bedeutung hat (ſ. Schiller's Leben Th. 2. S. 155). Ich theile jetzt das köſtliche Fragment bis zu der Stelle mit, wo es ſich an den Aufſatz in den Werken Schiller's anſchließt, um mit ihm ein Ganzes zu bilden.

Des Grafen Lamoral von Egmont Leben und Tod.

Das Andenken des durch die Schlachten von St. Quentin und Gravelingen und durch ſein unglückliches Ende in der niederländiſchen Geſchichte ſo merkwürdigen Grafen von Egmont, des erſten wichtigen Schlachtopfers, welches unter Alba's blutiger Verwaltung für die niederländiſche Freiheit gefallen, iſt durch das Trauerſpiel dieſes Namens neuerdings wieder aufgefriſcht werden. Ein hiſtoriſches Detail ſeiner Geſchichte, aus glaubwürdigen Quellen geſchöpft, dürfte manchen Leſer vielleicht intereſſiren, und dieß um ſo mehr, da das öffentliche Leben dieſes Mannes in die Geſchichte ſeines Volkes aufs genaueſte eingreift.

Lamoral Graf von Egmont und Prinz von Gavre wurde im Jahr 1522 geboren. Sein Vater war Johann von Egmont, Kammerherr in Dienſten des Kaiſers, ſeine Mutter Franziska, eine Prinzeſſin von Luxemburg. Sein Geſchlecht, eines der edelſten in den Niederlanden, ſchrieb ſich von den Herzogen von Geldern her, die ihre Unabhängigkeit lange Zeit hartnäckig gegen das burgundiſche und öſterreichiſche Haus behauptet, endlich aber der Uebermacht Karls V. hatten unterliegen müſſen; ja es leitete ſeinen Urſprung bis zu den alten frieſiſchen Königen hinauf. Noch ſehr jung trat Lamoral von Egmont in die Kriegsdienſte des Kaiſers und bildete ſich in den franzöſiſchen Kriegen dieſes Monarchen zum künftigen Helden. Im Jahr 1544 vermählte er ſich auf dem Reichstage zu Speier und im Beiſeyn des Kaiſers mit Sabina, Pfalzgräfin von Bayern, einer Schweſter Johanns, Kurfürſten von der Pfalz, die ihm drei Prinzen und acht Prinzeſſinnen gebar. Zwei Jahre darauf wurde er auf einem Kapitel, das der Kaiſer zu Utrecht hielt, zum Ritter des goldnen Vließes geſchlagen.

Der franzöſiſche Krieg, welcher im Jahre 1557 unter Philipp II. wieder ausbrach, öffnete dem Grafen von Egmont die Bahn zum Ruhm. Emanuel Philibert, Herzog von Savoyen, der die vereinigte engliſch-ſpaniſche und niederländiſche Armee als Generaliſſimus befehligte, hatte St. Quentin in der Picardie berennt, und der Connetable von Frankreich rückte mit einem Heere von 30,000 Mann und dem Kern des franzöſiſchen Adels herbei, dieſe Stadt zu entſetzen. Ein tiefer Moraſt trennt die beiden Heere. Es gelang dem franzöſiſchen Feldherrn, nachdem er das Lager des Herzogs von Savoyen beſchoſſen und dieſen genöthigt hatte, ſeine Stellung zu verlaſſen, einige hundert Mann in die Stadt zu werfen. Weil die ſpaniſche Armee aber gegen 60,000 Mann und alſo noch einmal ſo ſtark war als die ſeinige, ſo begnügte ſich der Connetable, die Beſatzung von St. Quentin verſtärkt zu haben, in welche ſich auch der Admiral Coligny zur Nachtzeit geworfen, und ſchickte ſich deßwegen zum Abzug an. Aber eben dieß fürchtete man im ſpaniſchen Kriegsrath, der in Egmonts Lager gehalten wurde. Egmont, den ſeine natürliche Herzhaftigkeit hinriß und die ſchwächere Anzahl des Feindes noch muthiger machte, ſtimmte hitzig dafür, den Feind anzugreifen und eine Schlacht zu wagen.

Dieſe Meinung, obgleich von Vielen beſtritten, behielt die Oberhand. Am 10. Auguſt, als am Tage des St. Laurentius, führte der Herzog die Armee durch einen engen Paß, der von den Feinden nur ſchlecht beſetzt war und ſogleich verlaſſen wurde. Egmont mit ſeinen leichten Reitern voran, ihm folgte der Graf von Hoorn mit tauſend ſchweren Reitern, dieſem die deutſche Reiterei zu zweitauſend Pferden, unter Anführung der Herzoge Erich und Heinrich von Braunſchweig; der Herzog von Savoyen ſelbſt ſchloß mit dem Fußvolke. Die franzöſiſche Armee war ſchon im Abzuge begriffen, Egmonts Reiterei folgte ihr aber ſo hitzig, daß ſie ſie drei Meilen von St. Quentin noch erreichte. Die Niederländer brachen mit ſolchem Ungeſtüm von allen Seiten in den Feind, daß ſie ſeine vorderſten Glieder niederwarfen, die Schlachtordnung trennten und das ganze Heer in die Flucht ſchlugen. Dreitauſend Franzoſen blieben auf dem Platze, der Herzog von Bourbon wurde erſchoſſen, und außer dem Connetable, der verwundet vom Pferde geworfen und mit ſeinen zwei Söhnen gefangen wurde, kamen noch mehrere aus dem erſten franzöſiſchen Adel in des Siegers Gewalt. Das ganze Lager wurde erobert und eine große Anzahl Gefangener gemacht. Um dieſen herrlichen Sieg, dem die Einnahme von St. Quentin auf dem Fuße folgte, hatte Egmont das doppelte Verdienſt, daß er zur Schlacht gerathen und daß er ſie größtentheils ſelbſt gewonnen hatte.

Bald veränderte die Zurückberufung des Herzogs von Guiſe aus Italien das Kriegsglück, und brachte die Waffen der Franzoſen wieder empor. Calais wurde durch ihn den Engländern entriſſen, eine franzöſiſche Armee verheerte Luxemburg, Flandern wurde durch den Marſchall von Thermes beunruhigt. Dieſem letztern ſchickte Philipp den Grafen von Egmont an der Spitze von zwölftauſend Mann Fußvolk und zweitauſend Pferden entgegen. Der Marſchall wollte ſich, nachdem er Dünkirchen verbrannt hatte, längs der Küſte nach Calais zurückziehen, als ihn Egmont am 13. Juli 1558, eben als er den kleinen Fluß Aa bei Gravelingen paſſiren wollte, überfiel. Die Franzoſen, bei zehntauſend Mann zu Fuß und fünfzehnhundert zu Pferde ſtark, empfingen ihn in

Schlachtordnung mit einem mörderiſchen Feuer, daß gleich beim erſten Angriff ſein Pferd unter ihm erſchoſſen wurde. Nichts deſto weniger drang er wüthend ein, und weil die breite ſandige Ebene den Kampf begünſtigte, erhub ſich ein verzweifeltes Gefecht, wo Hand gegen Hand und Pferd gegen Pferd ſtritt, desgleichen man in neuern Zeiten wenig Beiſpiele erlebte. Eine ziemlich lange Zeit blieb der Sieg zwiſchen dieſen beiden gleich tapfern und verſuchten Heeren zweifelhaft, bis er endlich durch einen glücklichen Zufall für die Niederländer entſchieden wurde.

Der Schall des Geſchützes hatte einige engliſche Schiffe, welche die Königin Maria an dieſer Küſte kreuzen ließ, um den Paß zwiſchen Dünkirchen und Calais zu reinigen, herbeigezogen, welche, da es meiſtens kleine Fahrzeuge waren, nahe genug am Lande anlegten, um einen Flügel der Franzoſen mit dem groben Geſchütze noch zu erreichen. So klein der Schaden war, den ſie anrichteten, da ihre allzu große Entfernung die Wirkung ihres Geſchützes beinahe ganz unkräftig machte, und dieſes Freund und Feind ohne Unterſchied traf, ſo beſtürzte doch ihre unvermuthete Dazwiſchenkunft die eine Partei und erhob den Muth der andern. Graf Egmont, dem dieſes nicht entging, ließ ſeine deutſchen Reiter der franzöſiſchen Kavallerie unverſehens hinter den Sandbergen hervor in die Flanke fallen und brachte dieſe dadurch etwas zum Weichen; worauf die burgundiſche Reiterei heftiger eindrang, die Schlachtordnung trennte, und unter dem Fußvolk die Unordnung allgemein machte. Fünfzehnhundert blieben auf dem Platze, außer Denen, welche ſich durch Schwimmen zu retten ſuchten und von den Engländern untergetaucht wurden. Von Thermes und ſeine beſten Offiziere, alle verwundet, mußten ſich ergeben; Fahnen, Geſchütz, nebſt der ganzen bisher gemachten Beute, kamen in die Hände des Siegers. Ein weit elenderes Schickſal erwartete die, welche dem Treffen entkommen waren und den flämiſchen Bauern in die Hände fielen. Dieſe, durch Einäſcherung und Ausplünderung ihrer Dörfer gegen die Franzoſen in die äußerſte Wuth gebracht, fielen nun mit mörderiſchem Grimm über die wehrloſen Flüchtlinge her; die Weiber ſelbſt, erzählt Strada, ſtellten ihnen durch das ganze Land bandenweiſe nach, zerfleiſchten ſie mit Nägeln oder ſchlugen ſie langſam mit Prügeln zu Tode, daß von allen, die Dünkirchen verbrannt hatten, faſt kein einziger entrann. Zweihundert, welche die Engländer lebendig in die Hände bekamen, ſchickten ſie ihrer Königin nach London, ihren Antheil an dem Siege dadurch außer Zweifel zu ſetzen. Von den Niederländern wurden nicht vierhundert Todte gezählt. Die ſchleunige Wiedereroberung der verlorenen Städte war die erſte Frucht dieſes glorreichen Sieges, in welchem Egmont das Verdienſt eines Feldherrn mit der Bravour eines gemeinen Soldaten vereinigt hatte.

Die Niederlagen bei St. Quentin und Gravelingen machten Heinrich II. ſehr zum Frieden geneigt, welcher auch das Jahr darauf, 1559, zu Chateau-Cambreſis geſchloſſen wurde. Die niederländiſche Reiterei hatte ſich in dieſem Kriege beſonders namhaft gemacht, und aller Ruhm häufte ſich auf den Grafen von Egmont, der ſie angeführt hatte. Die flandriſchen Städte, die ſich vom Ungemach des Kriegs, deſſen Schauplatz ſie geweſen waren, in einem blühenden Frieden wieder erholten, fühlten ſich für dieſe Wohlthat dem Grafen von Egmont beſonders verpflichtet, deſſen Tapferkeit ihn dem Feinde abgedrungen hatte. Sein Name war in Jedermanns Munde, und die allgemeine Stimme erklärte ihn zum Helden ſeiner Zeit. Philipp II ſelbſt vergaß ſeinem ſpaniſchen Stolze ſo viel, daß er ſich öffentlich für ſeinen Schuldner bekannte und ſich dieſer Verbindlichkeit auf eine würdige Art zu entledigen verſprach.

Bald nach geſchloſſenem Frieden machte der König Anſtalt, die Niederlande zu verlaſſen und in ſeine ihm ſo theuren ſpaniſchen Staaten zurückzukehren. Eine der wichtigſten Angelegenheiten, die er noch vor ſeiner Abreiſe zu berichtigen fand, war die Beſetzung der Statthalterſchaft, welche nach der Abreiſe des Herzogs von Savoyen nach Italien jetzt erledigt ſtand. Unter den Prätendenten, welche zu dieſem wichtigen Poſten in Vorſchlag kamen, ſtand Graf Egmont mit Wilhelm I., Prinzen von Oranien, oben an, und die Wünſche der Nation blieben zweifelhaft zwiſchen dieſen beiden. Aber Philipp, der es nicht für rathſam hielt, eine ſo große Gewalt in die Hände eines **Volksfreundes** zu geben, und der überdem, ſo ſehr er den Grafen von Egmont als einen braven Soldaten ſchätzte, die ſeine Staatskunſt bei ihm vermißte, die zu einem ſolchen Poſten erforderlich war, in die Rechtgläubigkeit und Treue des Prinzen von Oranien aber ein nicht ganz ungegründetes Mißtrauen ſetzte, überging beide, und rief ſeine natürliche Schweſter, die Herzogin Margarethe von Parma, aus Italien, die Niederlande während ſeiner Abweſenheit zu verwalten. Den Grafen von Egmont ſuchte er durch die zwei einträglichen Statthalterſchaften über Artois und Flandern, den Prinzen von Oranien durch drei andere über Holland, Seeland und Utrecht zufrieden zu ſtellen. Aber ſo glänzend dieſe Belohnung war, und ſo ſehr ſie alle diejenigen übertraf, welche dem übrigen hohen Adel zu Theil wurden, ſo konnte ſie doch den Ehrgeiz zweier Männer nicht ſättigen, die ihre Erwartungen auf etwas Höheres gerichtet hatten, und Philipp hatte durch dieſen glänzenden Vorzug nur den Samen zu künftiger Empörung bei ihnen ausgeſtreut.

Dennoch würde ſich ihre Ehrbegierde über dieſe fehlgeſchlagene Erwartung noch endlich beruhigt haben, da es die Schweſter ihres Königs war, der ſie nachgeſetzt wurden, und eine weibliche Regierung ihnen zu dem wichtigſten Antheil an der Gewalt Hoffnung machte. Aber auch dieſe Hoffnung wurde ihnen, durch die Einführung des Biſchofs von Arras, nachherigen Kardinals Granvella, in das Miniſterium, abgeſchnitten, den der König ſeiner Schweſter als geheimen Rath an die Seite gab, und mit einer eben ſo verhaßten als ordnungswidrigen Gewalt bekleidete. Schon ſeine dunkle Geburt, denn ſein Großvater war ein Eiſenſchmied geweſen, mußte den auf ſeine Vorzüge äußerſt ſtolzen niederländiſchen Adel wider die Erhebung dieſes Prälaten aufbringen. Aber dieſer Unwille war um ſo gerechter und heftiger, da Granvella kein Eingeborner war, und die Konſtitution der Niederlande ausdrücklich alle Ausländer von allen **Bedienungen** ausſchließt. Die Rolle, welche dieſer Mann unter der vorigen Regierung in Deutſchland geſpielt hatte, trug eben nicht dazu bey, ihm das Herz der Niederländer im Voraus zu gewinnen. Sein geſetzwidriges Verfahren im Staatsrathe zu Brüſſel, die Herrſchſucht, womit er alle Privilegien der Provinzen mit Füßen trat, ſeine Habſucht, ſeine üppige Lebensart, ſein hochfahrendes Weſen, der Druck, worunter er den hohen Adel hielt, und das geringſchätzige Betragen, das er gegen verſchiedene von den Großen affektirte, brachte die Erbitterung gegen ihn aufs Höchſte, und reizte den größten Theil unter ihnen an, ſich gegen dieſen gemeinſchaftlichen Feind zu verbünden.

Die Einſetzung von dreizehn neuen Bisthümern, ein

Werk dieſes Miniſters, brachte bald die geſammte niederländiſche Nation gegen ihn in Harniſch. Außerdem, daß dieſe eigenmächtige Erweiterung der Hierarchie, bei der man die Stände nicht zu Rathe gezogen hatte, den Territorialfreiheiten der Provinzen zuwiderlief, drohte ſie zugleich ihrer Verfaſſung den Umſturz, weil vorauszuſehen war, daß dieſe neuen Stände dem Hofe, dem ſie ihre Exiſtenz dankten, aufs Eifrigſte anhangen und die Mehrheit der Stimmen in den Verſammlungen auf die Seite des Königs neigen würden. Alle Aebte und Mönche erhitzten ſich gegen die neuen Biſchöfe, weil dieſe an die Einkünfte der Klöſter und Stiftungen und als Reformatoren des Klerus aufgeſtellt waren. Der gemeine Mann verabſcheute ſie als Werkzeuge des verhaßten Inquiſitionsgerichts, das man ihnen ſchon auf dem Fuße folgen ſah. Die grauſamen Prozeduren, welche, den ſtrengen Religionsedikten gemäß, gegen die Ketzer ergingen, die Inſolenz der ſpaniſchen Truppen, welche noch von dem letzten Kriege her, der Konſtitution zuwider, in den Gränzſtädten in Beſatzung lagen, und deren längeres Verweilen man aufs verhaßteſte erklärte, mit den Privatbeſchwerden gegen den Miniſter verbunden — alles dieß wirkte zuſammen, die Nation mit Beſorgniſſen zu erfüllen, und den Adel wie das Volk gegen das Joch des Miniſters zu empören.

Unter den Mißvergnügten thaten ſich der Prinz von Oranien, Graf Egmont und Graf von Hoorn aufs Engſte zuſammen. Alle drei waren Staatsräthe und hatten von der Herrſchſucht des Kardinals gleiche Kränkungen erfahren. Nachdem ſie vergebens verſucht hatten, ſich unter dem übrigen Adel eine Partei zu machen, den eine knechtiſche Furcht vor dem Miniſter noch von einem kühnern Schritt abſchreckte, führten ſie ihr Vorhaben für ſich allein aus, und ſetzten ein gemeinſchaftliches Schreiben an den König auf, worin ſie den Miniſter förmlich als den Feind der Nation und als die Urſache aller bisherigen Unruhen anklagten. Sie erklärten, daß das allgemeine Mißvergnügen nicht aufhören würde, ſo lange dieſer verhaßte Prälat am Staatsruder ſäße, und daß ſie ſelbſt nicht mehr im Staatsrath erſcheinen könnten, wenn es Sr. Majeſtät nicht gefiele, dieſen Mann zu entfernen. Da auf dieſes Geſuch nichts erfolgte, ſo verließen ſie den Staatsrath wirklich, von welchem der Kardinal nun einen unbeſchränkten Beſitz nahm.

Da es ihnen auf dieſem Wege mißlungen war, den Miniſter zu entfernen, ſo ſuchten ſie es durch Verſpottung ſeiner Perſon und ſeiner Verwaltung dahin zu bringen, daß er ſelbſt reſignirte. Ein luſtiger Einfall, den Egmont hatte, der ſammtlichen Dienerſchaft des Adels eine gemeinſchaftliche Livree zu geben, worauf eine Narrenkappe geſtickt war, ſetzte den Kardinal, auf den dieſe gedeutet wurde, dem allgemeinen Gelächter aus, daß der Hof ſich darein mengen und dieſe Livree verbieten mußte. Die Ausgelaſſenheit des Pöbels gegen den Miniſter ging ſo weit, daß man ihm Pasquille in die Hand ſchob, wenn er ſich öffentlich zeigte. Er hatte dem Haß der ganzen Nation Trotz geboten, aber dieſen Grad öffentlicher Verachtung konnte er nicht ertragen. Er legte ſeine Miniſterſtelle nieder und verließ die Provinzen.

Nach dem Abzuge Granvella's hatte der Graf von Egmont beinahe den erſten Platz in der Gunſt der Regentin. Da es aber an einer feſten Hand fehlte, den unter ſich ſelbſt entzweiten und von dem verſchiedenſten Privatintereſſe gelenkten Adel zuſammen zu halten, ſo wurde die Anarchie allgemein, die Juſtiz wurde ſchlecht verwaltet, die Finanzen vernachläſſigt, das Religionsweſen gerieth in Verfall und die Sekten griffen um ſich. Eine geſchärfte Erneuerung der Religionsedikte von Spanien aus war die nächſte Folge dieſer Zerrüttung. Aber das Volk, durch die bisherige Nachſicht verwöhnt, wollte dieſes Joch nicht mehr tragen. Um eben dieſe Zeit ſollten die Schlüſſe der Tridentiniſchen Kirchenverſammlung in den Niederlanden zur Vollſtreckung gebracht werden. Ihr Inhalt ſtritt mit den Gerechtigkeiten der Provinzen, und alle Stände lehnten ſich dagegen auf. Um den König auf andere Gedanken zu bringen, ſchickte die Regentin den Grafen von Egmont nach Spanien, der ihn durch mündliche Berichte beſſer, als ſich durch Briefe thun ließ, von dem gegenwärtigen Zuſtande der Dinge unterrichten konnte. Egmont reiſte im Januar 1565 aus den Niederlanden ab.

Der Empfang, der ihm in Madrid widerfuhr, war auszeichnend. Der König und alle ſeine kaſtilianiſchen Großen beeiferten ſich in die Wette, ſeiner Eitelkeit zu ſchmeicheln. Alle ſeine Privatgeſuche wurden ihm über alle ſeine Erwartungen gewährt, und dieſe Gewährungen noch bei ſeinem Abſchiede mit einem Geſchenk von 50,000 Gulden begleitet. Sanfte Vorwürfe über den Muthwillen gegen Granvella, die ihm der König in einer Privataudienz machte, mußten ſein Vertrauen in deſſen Aufrichtigkeit eher vermehren als vermindern. Von den Geſinnungen des Königs gegen die niederländiſche Nation wurden ihm von dieſem ſelbſt und von allen ſeinen Räthen die beſten Verſicherungen gegeben. Der König, hieß es, wolle nach den beſſeren Belehrungen, die er nunmehr durch den Grafen erhalten, auf das einſtimmige Verlangen der Provinzen Rückſicht nehmen und den Weg der Güte gewaltſamen Maßregeln vorziehen. Egmont verließ Madrid als ein Glücklicher — er erfüllte die Niederlande mit Lobpreiſung des Monarchen, während ſchon neue

Mandate hinter ihm hereilten, die ſeine Verſicherungen Lügen ſtraften.

Zu ſpät erwachte er von ſeinem Taumel. Die allgemeine Stimme klagte ihn an, daß er über ſeinem Privatnutzen das allgemeine Beſte hintangeſetzt habe. Er ſchrie laut über die ſpaniſche Argliſt und drohte alle ſeine Bedienungen niederzulegen. Aber es blieb bei der Drohung. — Egmont hatte eilf Kinder, und Schulden drückten ihn. Er konnte den König nicht entbehren.

Die Abkündigung der geſchärften Religionsedikte hatte die Verbindung des niedern Adels zur Folge, die unter dem Namen des Geuſenbundes bekannt iſt. An der Conföderation nahm Egmont ſelbſt keinen Antheil, aber viele ſeiner vertrauten Freunde und Lehnleute traten ihr bei; ſein eigener Sekretar, Johann Kaſenbrod von Beckerzeel, war darunter. Dieſer Umſtand erſchwerte in der Folge ſeine Verſchuldung. Er habe dieſes gewußt, hieß es, und dieſen Menſchen dennoch in ſeinen Dienſten behalten — und dadurch ſey er ſelbſt des Hochverraths ſchuldig.

Einſtmals, als die verbundenen Edelleute im Kuilemburgiſchen Hauſe zu Brüſſel von dem Grafen von Brederode traktirt wurden, führte ihn der Zufall mit einigen ſeiner Freunde an dieſem Hauſe vorbei. Eine unſchuldige Neugierde zog ihn hinein. Er wurde genöthigt, mitzutrinken. Die Geſundheit der Geuſen kam auf, er that Beſcheid, ohne zu wiſſen, was man damit wollte. Auch darauf wurde nachher eine Anklage wegen Hochverraths gegründet.

Bald nach Errichtung des Geuſenbundes brach die Bilderſtürmerei in den Provinzen aus. Die Statthalter eilten von Brüſſel weg nach ihren Diſtrikten, um die Ruhe wieder herzuſtellen. Hier zeichnete ſich Egmont durch ſeinen Dienſteifer vor allen Uebrigen aus. Er ließ in Artois und Flandern viele Aufrührer am Leben ſtrafen, und brachte die Proteſtanten zur Ruhe. Aber auch dieſen großen Dienſt rechnete man ihm nachher als Hochverrath an, weil er den Proteſtanten einige geringe Conceſſionen ertheilt hatte, die er ihnen mit Gewalt zu verweigern nicht im Stande geweſen wäre.

Die Exceſſe der öffentlichen Predigten und der Bilderſtürmerei gaben den alten unverſöhnlichen Feinden des niederländiſchen Volks, dem Kardinal Granvella, der ſeinen Einfluß auf den König noch immer behalten hatte, dem Herzog von Alba und dem Großinquiſitor Spinoſa, die Waffen in die Hand, den Häuptern des niederländiſchen Adels im Gemüthe des Königs eine tödtliche Wunde zu verſetzen. Alle dieſe Unordnungen wurden ihnen zur Laſt gelegt. Ihre Lauigkeit im Dienſte des Königs, ihre Nachſicht gegen die einreißenden Sekten, ihre heimlichen Intriguen und Aufmunterungen, ihr Beiſpiel in der Widerſetzlichkeit, ihre Verbindungen mit den conföderirten Geuſen — alles dieſes mußte nun zuſammengewirkt haben, den Muth der Rebellen zu erheben und ihre Ausſchweifungen zu begünſtigen. Dazu kam, daß viele dieſer Wahnſinnigen, die man beim Bilderſtürmen ergriffen und zum Tode verurtheilt hatte, ſich mit den Namen des Prinzen von Oranien, des Grafen von Egmont, von Hoorn und Anderer waffneten, und ihre eigenen Schandthaten dadurch zu beſchönigen ſuchten. Freilich würde ohne die lauten Proteſtationen, welche die niederländiſchen Großen gegen die grauſamen Strafbefehle eingelegt hatten, das gemeine Volk nie ſo kühn geweſen ſeyn, dieſe Befehle öffentlich zu verhöhnen und in ſolche Gewaltthätigkeiten auszubrechen. Aber mit welchem Rechte konnte man Folgen, an welche jene nie gedacht hatten, auf ihre Rechnung ſetzen? Jene

Proteſtationen konnten ſich mit der ſtrengſten Treue gegen den Monarchen vertragen, und das Beſte der Nation, deren Stellvertreter und Sachwalter ſie waren, machte ſie ihnen zu einer heiligen Pflicht — wie konnte man ſie für die unglücklichen Folgen ihrer löblichen Abſichten verantwortlich machen?

Das Conſeil in Segovien urtheilte anders. Man überredete den König, die bisherige Verfahrungsart zu verändern, das Volk als den betrogenen Theil zu ſchonen und die Großen zu züchtigen. Es iſt nicht zu läugnen, daß der Schein gegen dieſe ſprach, und ein Monarch wie Philipp konnte ihr Betragen nicht wohl aus einem andern Geſichtspunkte betrachten. Der niederländiſche Adel machte Anſprüche, die in der ganzen Monarchie ohne Beiſpiel waren. Auf die ſtolzen Titel von ſtändiſcher Freiheit geſtützt, durch die Vorliebe und Schwäche Karls V. für ſein Vaterland noch mehr in einem Eigendünkel beſtärkt, den er ſchon in ſo reichem Maße beſaß, ließ er ſich in allen ſeinen Handlungen von einem Geiſte der Ungebundenheit leiten, der bis zum Muthwillen ging und mit dem Prinzip eines Monarchen ganz unverträglich war. Was in Brüſſel eine ganz gewöhnliche und erlaubte Freiheit war, mußte nothwendig in Madrid als die geſetzwidrigſte Anmaßung in die Augen fallen. Auch die kaſtilianiſche Grandezza war auf ihre Vorzüge ſtolz. Aber ein Monarch, der dieſe anerkannte, konnte ſie an ihrem eignen Stolze wie an einem Gängelbande leiten. Der Geiſt der Unabhängigkeit, der unter den ſpaniſchen Großen noch nicht hatte unterdrückt werden können, vertrug ſich mit der Monarchie, ja ſogar mit dem Deſpotismus, weil eben dieſe Großen durch den Deſpotismus, den ſie über ihre eigenen Unterthanen ausübten, daran gewöhnt waren; da im Gegentheil der niederländiſche Adel ganz verlernt hatte, Deſpotismus zu ertragen, weil er ſelbſt freien Leuten gebot, weil er ſelbſt keinen ausüben durfte.

Bei dieſem widrigen Vorurtheile des Königs gegen die Häupter des niederländiſchen Adels war es kein Wunder, daß er ſich den gewaltthätigſten Maßregeln gegen ſie überließ. Von jetzt an war das Verderben des Prinzen von Oranien, des Grafen von Egmont, von Hoorn und vieler Anderer im Stillen beſchloſſen. Um ſie aber in die Schlinge zu locken, die man ihnen bereitete, mußten ſie durch verſtellte Aeußerungen ſeiner Zufriedenheit erſt ſicher gemacht werden. Man ſchrieb ihnen die gnädigſten Briefe, die von Vertrauen und Wohlgewogenheit überfloſſen. Die Anſchuldigungen und Vorwürfe, die man auf eine geſchickte Art einmiſchte, gaben dieſen Verſicherungen einen Schein von Aufrichtigkeit, und ſtürzten ſie in eine gefährliche Ruhe, als wenn dieß alles wäre, was man über ſie zu klagen hätte. Dem Grafen von Egmont ſagte man oft harte Dinge in dieſen Briefen; um ſo weniger fiel es ihm ein, daß noch etwas im Hinterhalte ſeyn könnte.

So leicht Egmont in die Schlinge zu ziehen war, ſo ſchwer hielt es, den Prinzen von Oranien zu täuſchen. Eine glücklichere Kombinationsgabe, mehr Kenntniß der Welt und der Höfe, und die Aufmerkſamkeit ſeiner Feinde bewahrten ihn vor Betrug. Gerade um dieſelbe Zeit, wo der König in Verſicherungen ſeiner Zufriedenheit gegen ihn und ſeine Freunde ſo verſchwenderiſch war, entdeckte ihm ein aufgefangener Brief von einem ſpaniſchen Botſchafter aus Paris die wahren Geſinnungen des Königs. Bei einer Zuſammenkunft, die er mit dem Grafen von Egmont, von Hoorn, von Hoogſtraten und von Naſſau zu Dendermonde in Flandern veranſtaltete, legte er ihnen dieß Schreiben vor, deſſen Inhalt noch durch ein anderes, welches Hoorn um dieſelbe Zeit aus

Madrid erhalten, beſtätigt wurde. Man wollte ſich über die Maßregeln vereinigen, die man in dieſer dringenden Gefahr gemeinſchaftlich zu nehmen hatte; man ſprach von gewaltſamer Widerſetzung, wobei beſonders auf Egmonts Anſehen bei den niederländiſchen Truppen ſehr gerechnet wurde. Aber wie erſtaunte man, als dieſer dazwiſchen trat und ſich auf folgende Art erklärte: „Lieber,“ ſagte er, „mag Alles über mich kommen, als daß ich das Glück ſo verwegen verſuchen ſollte. Das Geſchwätz des Spaniers Alava rührt mich wenig — wie ſollte dieſer Menſch dazu kommen, in das verſchloſſene Gemüth ſeines Herrn zu ſchauen, und ſeine Geheimniſſe zu entziffern? Die Nachrichten, welche uns Montigny gibt, beweiſen weiter nichts, als daß der König eine ſehr zweideutige Meinung von unſerm Dienſteifer hegt, und Urſache zu haben glaubt, ein Mißtrauen in unſere Treue zu ſetzen; und dazu, däucht mir, hatten wir ihm durch das Vergangene Anlaß gegeben. Auch iſt es mein ernſtlicher Vorſatz, durch Verdoppelung meines Eifers ſeine Meinung von mir zu verbeſſern, und durch mein künftiges Verhalten den Verdacht auszulöſchen, den mein bisheriges Betragen auf mich geworfen haben mag. Und wie ſollte ich mich aus den Armen meiner zahlreichen und hülfsbedürftigen Familie reißen, um mich an fremden Höfen als ein Landflüchtiger herumzutragen, eine Laſt für Jeden, der mich aufnimmt, Jedes Sklave, der ſich herablaſſen will, mir unter die Arme zu greifen, ein Knecht von Ausländern, um leidlichem Zwang in meiner Heimath zu entgehen? Nimmermehr kann der Monarch ungütig an einem Diener handeln, der ihm ſonſt lieb und theuer war, und der ſich ein gegründetes Recht auf ſeine Dankbarkeit erworben. Nimmermehr wird man mich überreden, daß er, der für ſein niederländiſches Volk ſo gnädige Geſinnungen gehegt und ſo nachdrücklich mir betheuert hat, jetzt ſo deſpotiſche Anſchläge dagegen ſchmiede. Haben wir nur erſt dem Lande ſeine vorige Ruhe wiedergegeben, die Rebellen gezüchtigt, den katholiſchen Gottesdienſt wiederhergeſtellt, ſo glauben Sie mir, daß man von keinen ſpaniſchen Truppen mehr hören wird; und dieß iſt es, wozu ich Sie alle durch meinen Rath und durch mein Beiſpiel jetzt auffordere, und wozu auch bereits die meiſten unter dem Adel ſich neigen. Ich, meines Theils, fürchte nichts von dem Zorn des Monarchen. Mein Gewiſſen ſpricht mich frei. Mein Schickſal ſteht bei ſeiner Gerechtigkeit und Gnade."

Alle Gegenvorſtellungen des Prinzen von Oranien waren fruchtlos. Der Ausbruch der Bilderſtürmerei hatte dem Grafen von Egmont die Augen über ſein Betragen geöffnet. Er war ein eifriger Katholik, und dem Könige aus mehr als Einem Grunde und mehr, als er ſelbſt wußte, ergeben. Ein fortgeſetzter Briefwechſel mit dem Hofe, vertraute Verhältniſſe mit der Regentin, und mehr als dieß Alles die perſönlichen Verbindlichkeiten, die er dem Könige hatte, hielten ihn aufs Engſte an die Krone angeſchloſſen. Wie ſehr mußten ihn alſo die unerhörten Gewaltthätigkeiten empören, welche ſich die Sekten unter dem Titel einer Freiheit herausnahmen, die er bis jetzt in den unſchuldigſten Abſichten für ſie verfochten hatte! Von jetzt an trennte er ſeine Sache ganz von der übrigen, und gab ſich zu allen Maßregeln her, welche die Regentin gegen ſie in Ausübung brachte. Als dieſe von dem geſammten Adel einen neuen Eid der Treue verlangte, war er einer der erſten, die ihn leiſteten.

Um dieſe Zeit wurde in Spanien die Abſendung eines ſpaniſchen Kriegsheeres nach den Niederlanden beſchloſſen, welches der Herzog von Alba anführen ſollte. In den Provinzen ſelbſt hatte die Regentin durch den Weg der Waffen die Ruhe wiederhergeſtellt und die Proteſtanten beinahe ganz unterdrückt. Da die Unordnungen getilgt und das Land beruhigt war, ſo konnte dieſe gewaffnete Ankunft des Herzogs keinen andern Zweck haben, als die Beſtrafung der Vergangenen und Unterdrückung der gefürchteten Großen. Mehr noch als die Winke, welche man von Spanien aus erhielt, beſtätigte dieß der perſönliche Charakter des Herzogs von Alba.

Der Schrecken dieſes Gerüchtes führte den rebelliſchen Adel zu den Füßen der Regentin. Die ſich zu hart vergangen hatten, um noch Vergebung hoffen zu können, oder den ſchwankenden Verſicherungen von Gnade nicht trauten, flohen eilfertig aus dem Lande und ließen lieber alle ihre Güter im Stiche. Der Prinz von Oranien war unter dieſen; aber noch vor ſeinem Abſchiede verſuchte er, den Grafen von Egmont zu einem ähnlichen Entſchluß zu vermögen. In Willebrock, einem Dorfe zwiſchen Antwerpen und Brüſſel, geſchah die Zuſammenkunft, welcher auch der Graf von Mannsfeld und ein Geheimſchreiber der Regentin beiwohnten. Nachdem letztere, in Vereinigung mit dem Grafen von Egmont, umſonſt verſucht hatten, den Entſchluß des Prinzen von Oranien zu erſchüttern, folgte jener dem Prinzen an ein Fenſter.

„Es wird dir deine Güter koſten, Oranien," ſagte Egmont, „wenn du auf dieſem Vorſatz beſtehſt," — „und dir dein Leben, Egmont, wenn du den deinigen nicht änderſt," antwortete der Prinz. „Mir wenigſtens wird es Troſt ſeyn in jedem Schickſal, daß ich Freunde und Vaterland in der Stunde der Noth durch Beiſpiel und Rath unterſtützte; du wirſt Freunde und Vaterland in ein Verderben mit dir hinabziehen."

Noch einmal wandte der Prinz ſeine ganze Beredſamkeit an, ſeinen Freund über die nahe Gefahr aufzuklären und ihn zu einem heilſamen Entſchluß zu bewegen, aber umſonſt. Egmont war mit tauſend Banden an ſein Vaterland gefeſſelt, eine thörichte Zuverſicht hielt ſeine Augen gebunden, und ſein Verhängniß ſtellte ſich ihm entgegen.

„Nimmermehr wirſt du mich bereden, Oranien," ſagte er, „die Dinge in dieſem trüben Lichte zu ſehen, worin ſie dir erſcheinen. Hab' ich es erſt dahin gebracht, die Rebellen zu Boden zu treten und den Provinzen ihre vorige Ruhe wieder zu geben, was kann mir der König anhaben? Der König iſt gütig und gerecht, ich habe mir Anſprüche auf ſeine Dankbarkeit erworben. Soll ich durch eine ſchimpfliche Flucht mich ſelbſt ihrer unwerth erklären?" — „Wohlan," rief Oranien aus, „ſo wage es denn auf dieſe königliche Dankbarkeit. Aber mir ſagt eine traurige Ahnung — und gebe der Himmel, daß ſie mich betrüge! — daß du die Brücke ſeyn werdeſt, Egmont, über welche die Spanier in das Land ſetzen, und die ſie abbrechen werden, wenn ſie darüber ſind." — Nach dieſen Worten umarmte er ihn noch einmal; ſeine Augen waren feucht; ſie hatten einander zum Letztenmal geſehen.

Egmont war einer der erſten, die den Herzog von Alba bei ſeinem Eintritt in Luxemburg begrüßten. Als ihn letzterer von fern kommen ſah, ſagte er zu denen, die neben ihm ſtanden: „Da kömmt der große Ketzer!" Egmont, der es gehört hatte, ſtand betreten ſtill und erblaßte. Als ihn aber der Herzog mit erheitertem Geſicht bewillkommte, war dieſe Warnung ſogleich vergeſſen. Er machte dem Herzog ein Geſchenk mit zwei ſchönen Pferden, um ſeine Freundſchaft zu gewinnen.

Zwei ſo entgegengeſetzte Charaktere, wie Egmont und Alba, konnten nie Freunde ſeyn. Aber eine frühe Eiferſucht im Kriegsruhm hatte dem Herzog längſt eine ſtille Feindſchaft gegen Egmont eingeflößt, die durch einige unbedeutende Kleinigkeiten genährt wurde. Egmont hatte ihm einmal beim Würfelſpiel mehrere tauſend Goldgulden abgenommen — eine Beleidigung, die der karge Spanier nie verzeihen konnte. Ein andermal wurde er von dem Grafen bei einem Scheibenſchießen in Brüſſel auf den Wettkampf herausgefordert und überwunden. Ganz Brüſſel bezeigte laut ſeine Freude und frohlockte, daß der Flamänder über den Spanier Meiſter geworden ſey. Solche Kleinigkeiten vergeſſen ſich unter Menſchen nie, die im Großen gegen einander ſtoßen; und Alba konnte ſo wenig vergeben, als ſein König.

Die erſten Tage ſeiner Anweſenheit in Brüſſel verhielt ſich der Herzog ganz ruhig; er mußte den Adel erſt ſicher machen, um alle diejenigen herbeizulocken; um die es ihm zu thun war. Der Graf von Hoorn hatte es für rathſam gehalten, nicht beim Empfange zu ſeyn. Aber die Verſicherungen, die ihm Egmont von den guten Geſinnungen des neuen Statthalters gab, machten ihm Muth, daß er in kurzer Zeit auch herbeikam. Der Graf von Hoogſtraten fehlte allein noch, dem unter einem Geſchäftsvorwand befohlen wurde, in Brüſſel zu erſcheinen. Ein glücklicher Zufall bewahrte ihn vor ſeinem Verderben.

Zu lange wollte indeſſen der Herzog dieſen wichtigen Schritt nicht verſchieben. Das Geheimniß konnte verlauten, und ſeine Opfer entwiſchten ihm. Der Tag wurde alſo angeſetzt, wo man ſich der beiden Grafen von Hoorn und von Egmont verſichern wollte. Zu gleicher Zeit ſollten ihre Sekretare verhaftet und ihre Briefſchaften in Verwahrung genommen werden. Der ſpaniſche Gouverneur in Antwerpen, Graf von Lodrona, hatte Befehl, ſich an dem nämlichen Tage des Bürgermeiſters zu bemächtigen, und ſobald es geſchehen, dem Herzog durch eine Eſtaffette Nachricht davon zu geben.

An dieſem Tage wurden die Grafen von Mannsfeld, von Hoorn, von Egmont, von Barlaimont, von Arſchot u. A. nebſt den Söhnen des Herzogs und den vornehmſten ſpaniſchen Offizieren, unter dem Vorwande einer außerordentlichen Berathſchlagung, im Kuilemburgiſchen Hauſe, wo des Herzogs Quartier war, verſammelt. Der Herzog unterhielt ſich mit ihnen über den Plan einer Citadelle, die er in Antwerpen wollte anlegen laſſen, und ſuchte die Sitzung ſo ſehr als möglich zu verlängern, weil er keinen Schritt thun wollte, ehe er wußte, wie ſein Anſchlag in Antwerpen ausgefallen ſey. Um dieſes mit deſto weniger Verdacht zu thun, ließ er ſich von dem Kriegsbaumeiſter Paciotto, den er aus Italien mitgebracht, den Riß zu der Feſtung vorlegen und die Ritter ihr Gutachten davon ſagen. Endlich als der Kurier von Antwerpen mit günſtigen Zeitungen eingetroffen, entließ er das Conſeil. Egmont wollte ſich nun mit dem Sohne des Herzogs hinwegbegeben, als ihm der Hauptmann von der Leibwache des Herzogs, Sancho von Avila, in den Weg trat, und zu gleicher Zeit eine Schaar ſpaniſcher Soldaten ſichtbar wurde, die ihm Flucht und Vertheidigung unmöglich machten. Der Offizier forderte ihm den Degen ab, den er mit vieler Faſſung auslieferte. „Dieſer Stahl," ſagte er, „hat die Sache des Königs ſchon einigemal nicht ohne Glück vertheidigt."

In der nämlichen Stunde wurde auch der Graf von Hoorn in einem andern Theil des Palaſtes gefangen genommen. Hoorn fragte, wie es mit Egmont ſtünde? Man ſagte ihm, daß dieſer in eben dem Augenblicke auch in Verhaft genommen wurde, worauf er ſich ohne Widerſtand ergab. „Von ihm hab' ich mich leiten laſſen,“ rief er aus; „es iſt billig, daß ich Ein Schickſal mit ihm theile.“

Während daß dieſes in dem Kuilemburgiſchen Hauſe vorging, ſtand ein ſpaniſches Regiment vor demſelbigen unter dem Gewehre.

„Beide Grafen“ ꝛc. (Taſchenausg. B. 8. S. 363.)

Die hiſtoriſchen Memoires.

Einleitendes.

Die Sammlung von hiſtoriſchen Memoiren, welche Schiller, nachdem er in Jena als Profeſſor der Geſchichte angeſtellt war, vom Jahr 1790 an herausgab, zerfiel in zwei Abtheilungen, von denen erſtere ſich auf die mittlere, die zweite auf die neuere Zeit ſich bezog. In jedem Jahre ſollten wenigſtens ſechs Bände erſcheinen, drei von jeder Abtheilung, ſo lange die ärmere ältere Periode noch Memoiren lieferte. Es erſchienen auch von dieſen Memoiren vom Jahre 1790 bis 1806 drei und dreißig Bände. Anfangs war Schiller allein, dann traten Paulus, Woltmann und Andere dem Unternehmen bei, und bald ſagte er ſich ganz von demſelben los. Er ſchrieb nun zu den einzelnen Memoiren univerſalhiſtoriſche Ueberſichten, die ſpäter in ſeine Werke übergingen. So iſt denn für die erſte Abtheilung derſelben der Aufſatz über Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter; dann Ueberſicht des Zuſtandes von Europa zur Zeit des erſten Kreuzzuges; und Univerſalhiſtoriſche Ueberſicht der merkwürdigſten Staatsbegebenheiten zu den Zeiten Kaiſer Friedrichs I. Für die zweite Abtheilung aber verfaßte er die Geſchichte der

Unruhen, welche der Regierung Heinrichs IV. vorangingen, bis zum Tode Karls IX. (Das Nähere ſiehe in Schiller's Leben Th. [illegible], S. [illegible].)

Die folgenden Nachträge werden uns mit dieſem großartigen Unternehmen näher bekannt machen.

Der erſte Nachtrag iſt ein Vorbericht im erſten Band der erſten Abtheilung (Jena, bei Mauke 1790), welcher den Zweck und die Einrichtung der ganzen Sammlung an den Tag legt.

Der zweite Nachtrag iſt eine kurze Nachricht im zweiten Bande.

Der dritte Nachtrag iſt eine Vorerinnerung im dritten Band derſelben erſten Abtheilung.

Der vierte Nachtrag iſt ein Vorbericht im erſten Band der zweiten Abtheilung (Jena, bei Mauke 1791).

Der fünfte Nachtrag endlich enthält zwei ausgelaſſene Stellen der univerſalhiſtoriſchen Ueberſichten ſelbſt.

I.

Allgemeiner Vorbericht, im erſten Band der erſten Abtheilung.

(1789.)

Die allgemeine Sammlung hiſtoriſcher Memoires für Frankreich, welche unter dem Titel: Collection universelle des Memoires particuliers, relatifs à l'histoire de France, ſchon ſeit mehreren Jahren in London herauskommt, hat den Herausgeber gegenwärtiger Schrift veranlaßt, ein ähnliches Werk auch im Deutſchen zu unternehmen, aber den Plan des franzöſiſchen zu erweitern, und auf alle Schriften dieſer Gattung, welche Geſchichte ſie auch betreffen, und in welcher

Sprache ſie auch abgefaßt ſeyn mögen, auszudehnen. Dadurch, und daß er die einzelnen Memoires mit univerſalhiſtoriſchen Zeitgemälden begleitet, und wo die Memoire-Schriftſteller ihn verlaſſen, die leere Strecke durch eine fortgeführte Erzählung ausfüllt, glaubte er dieſe Sammlung zu einem gewiſſen hiſtoriſchen Ganzen zu erheben, wodurch ſie demjenigen Theile des Publikums, dem ſie eigentlich gewidmet iſt, in einem vorzüglicheren Grade brauchbar werden könnte. Aus dieſem Grunde wählte er auch den Anfang der Kreuzzüge zur Epoche des Werks, weil erſt von hier aus die Ordnung der Memoires mit einigem Zuſammenhang wenigſtens fortgeführt werden kann.

Zu einer Zeit, wo der Geſchmack an hiſtoriſchen Schriften, durch einige Meiſterwerke in dieſer Gattung erweckt, ſich unter dem leſenden Publikum immer allgemeiner verbreitet, und das zahlloſe Heer von Romanen und romaniſirten Geſchichten, welche lange Zeit faſt allein im Beſitz waren, die Wißbegierde zu beſchäftigen, allgemach zu verdrängen ſcheint, glaubte der Herausgeber einem Werke, welches zwiſchen beiden gleichſam in der Mitte ſteht, und die gefälligen Eigenſchaften der einen mit den gründlichen Vortheilen der andern verbindet, eine nicht ungünſtige Aufnahme verſprechen zu können. Es iſt vorzugsweiſe denen beſtimmt, welchen ihre Beſtimmung nicht erlaubt, aus der Geſchichte ein eigenes Studium zu machen, und die alſo der hiſtoriſchen Lektüre nur ihre Erholungsſtunden widmen können, wie überhaupt allen, welche dieſes Fach nicht als Gelehrte behandeln. Aber auch den letztern dürfte dieſes Unternehmen willkommen ſeyn, weil es ihnen den Gebrauch einer ſehr ſchätzbaren Klaſſe hiſtoriſcher Denkmäler, die nicht überall und nicht immer ſo leicht aufzubringen ſind, erleichtern und in einer treuen Verdeutſchung und in chronologiſcher Ordnung vorlegen wird.

Dieſe Gattung hiſtoriſcher Schriften, denen ihr Name ſchon bei vielen Leſern zur Empfehlung gereicht, hat den wichtigen Vorzug, daß ſie zugleich den kompetenten Kenner und den flüchtigen Dilettanten befriedigt, jenen durch den Werth ihres Inhalts, dieſen durch die Nachläſſigkeit ihrer Form. Meiſtens von Weltleuten oder Geſchäftsmännern verfaßt, haben ſie bei dieſen auch immer die beſte Aufnahme gefunden. Der Geſchichtsforſcher ſchäzt ſie als unentbehrliche Führer, denen er ſich in mancher Geſchichtsperiode beinahe ausſchließend anvertrauen muß. Daß es ein Augenzeuge, ein Zeitgenoſſe wenigſtens iſt, welcher ſie niederſchrieb, daß ſie ſich auf eine einzige Hauptbegebenheit oder auf eine einzige Hauptperſon einſchränken und nie den Lebensraum eines Menſchen überſchreiten, daß ſie ihrem Gegenſtande durch die kleinſten Nuancen folgen, Begebenheiten in ihren geringfügigſten Umſtänden, und Charaktere in ihren verborgenſten Zügen entwickeln, gibt ihnen eine Miene von Wahrheit, einen Ton von Ueberzeugung, eine Lebendigkeit der Schilderung, die kein Geſchichtſchreiber, der Revolutionen im Großen malt, und entfernte Zeiträume an einander kettet, ſeinem Werke mittheilen kann. Ueber die wichtigſten Weltbegebenheiten, die auf dem großen politiſchen Schauplaz oft wie aus dem Nichts hervorzuſpringen ſcheinen, wird uns in Memoires oft ein überraſchender Aufſchluß gegeben, weil ſie Kleinigkeiten aufnehmen, die der Ernſt der Geſchichte verſchmäht. Sie geben das Colorit zu den nackten Umriſſen des Geſchichtſchreibers, und machen ſeinen Helden wieder zum Menſchen, indem ſie ihn durch ſein Privatleben begleiten und in ſeinen Schwachheiten überraſchen. Von manchem Rechtshandel in der Geſchichte der Staaten und der Menſchen legen ſie uns gleichſam die Aktenſtücke vor, und die Menge der Zeugen ſezt uns in den Stand, die

Wahrheit zu ergründen, welche uns oft genug die betrügenden, und öfter noch die betrogenen Geſchichtſchreiber vorenthalten.

Da ein großer Theil dieſer Schriften entweder noch gar nicht oder nicht ſorgfältig genug überſetzt iſt, und ihr ungleiches Alter ſowohl, als ihre Menge es ſchwer machen dürften, ſie immer vollſtändig zuſammen zu bringen; ſo würde ſchon darum eine allgemeine Sammlung und neue Ueberſetzung derſelben nicht überflüſſig ſeyn. Aber eine Hauptabſicht bei gegenwärtigem Unternehmen iſt, den Nutzen derſelben zu erhöhen. Die Aufſätze, welche jedem Zeitraum, aus dem der Inhalt der darauf folgenden Memoires genommen iſt, vorausgeſchickt werden, ſollen nicht bloß zur Erläuterung ihres Inhaltes, ſondern vorzüglich auch dazu dienen, den weniger unterrichteten Leſer von dem oft unwichtigen Inhalt auf ein größeres Ganzes hinzuweiſen, dem dieſe Memoires zur Erläuterung dienen. Der Nutzen, den er aus einer iſolirten, wenn auch noch ſo anziehenden, noch ſo wichtigen Geſchichtserzählung ſchöpfte, würde immer ſehr gering ſeyn, wenn er das Einzelne nicht auf das Allgemeine zurückführen und fruchtbar anwenden lernte.

Am Anfang des ganzen Werks ſchien es nöthig zu ſeyn, eine allgemeine Ueberſicht über die große Veränderung in dem politiſchen und ſittlichen Zuſtand von Europa, welche durch das Lehenſyſtem und die Hierarchie bewirkt worden, kürzlich vorauszuſchicken, weil ein großer Theil der nachfolgenden Memoires dieſe Kenntniſſe vorausſetzen wird, und auch ſchon darum, weil ſie ein großes und unentbehrliches Licht über die Entſtehung ſowohl, als über die Folgen der Kreuzzüge verbreitet. Dieſe erſte Abhandlung[1] iſt alſo nicht bloß als die Einleitung zu der Alexias, ſondern auch zu mehreren folgenden Memoires zu betrachten.

---

[1] „Ueber Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter“, ſiehe Taſchenausgabe B. 11. S. 5 ff.

Der Herausgeber hatte gewünſcht, das Werk mit einem allgemein intereſſanten Stücke eröffnen zu können, als die Alexias der Prinzeſſin Anna ſeyn dürfte; aber dieß erlaubte ſein Plan nicht. Der übrige große Werth dieſes Denkmals muß ſeinen Mangel an Hauptintereſſe, die Fehler der Schreibart und die noch größeren Fehler des Geiſtes, den die Verfaſſerin dieſem Werke aufdrückte, und die man dem Zeitalter verzeihen wird, bei dem Leſer durchbringen helfen.

Ich habe das franzöſiſche Wort Memoires beibehalten, weil ich es durch kein deutſches zu erſetzen weiß. Denkwürdigkeiten (Memorabilia) drucken es nur unvollſtändig aus; beinahe noch lieber möchte man ſie — weil ſie aus der Erinnerung erlebter Begebenheiten niedergeſchrieben werden — Erinnerungen, Erinnerungsblätter nennen.

Um die Gränzen des Werkes zu beſtimmen, wird es nöthig ſeyn, den Begriff zu berichtigen, den man mit dem Namen Memoires verbindet. Ob wir gleich auch im Deutſchen Memoires beſitzen, ſo beſitzen wir ſie doch nicht unter dieſem Namen, und auch einige franzöſiſche Schriften, die dieſen Namen führen, führen ihn mit Unrecht. Unter dem Namen Memoires ſcheinen alle hiſtoriſche Schriften begriffen zu ſeyn, welche

1) nur eine Begebenheit oder nur eine Perſon zum Gegenſtande haben. Dieß ſchließt jede Chronik aus und jede vollſtändige Geſchichte;

2) deren Verfaſſer entweder ſelbſt an der beſchriebenen Begebenheit Theil genommen hat, oder doch der handelnden Perſon nahe genug war, um aus der reinſten Quelle ſchöpfen zu können. Die Memoires über die Geſchichte Brandenburgs ſind keine, weil der Verfaſſer nicht als Zeitgenoſſe ſchrieb und

ſich weder auf eine Begebenheit, noch eine Hauptperſon einſchränkt. Memoires ſchrieb der Kardinal von Reß, aber auch die Kammerfrau der Königin Anna konnte ſie ſchreiben;

3) welche im bloßen Ton der Erzählung, aber einer zuſammenhängenden Erzählung, und von Einem Verfaſſer geſchrieben ſind. Hiſtoriſche Briefe, Lob- oder Trauerreden können den Namen von Memoires nicht führen.

Schriften, in welchen ſich die angegebenen Eigenſchaften vereinigen, gehören in dieſe Klaſſe, auch wenn ſie unter einem andern Namen erſchienen ſind, und werden einen Platz in dieſer Sammlung erhalten. Friedrich Rothbarts Geſchichte durch den Biſchof von Freiſingen wird daher, nicht mit Unrecht, unmittelbar auf die Alexias folgen.

In jedem Jahr verſpricht man wenigſtens ſechs ſolche Bände zu liefern, und um die intereſſante und fruchtbare Epoche der Memoires, welche erſt mit Heinrich IV. von Frankreich anfängt, nicht zu lange hinauszuſchieben, wird gleich nach dem dritten Bande mit der zweiten Abtheilung oder den Memoires neuerer Zeiten angefangen und in gleichem Verhältniß mit den früheren darin fortgefahren werden.

Jena, den 25. Oktober 1789.

Schiller.

II.

Nachricht im zweiten Band der erſten Abtheilung.

(1790.)

Um den zweiten Band dieſer Memoires nicht zu einer unproportionirten Größe anwachſen zu laſſen, iſt man genöthigt geweſen, die Fortſetzung der univerſalhiſtoriſchen

Ueberſicht, ſo wie auch die zu allen drei Memoires erforderlichen Anmerkungen, für den dritten Band der erſten Abtheilung zurück zu behalten, der in der nächſten Michaelismeſſe nachfolgen wird.

Schiller.

III.

Vorerinnerung zu dem dritten Band der erſten Abtheilung.

(1790.)

Auf die Denkwürdigkeiten der Griechin Anna Komnena und des Lateiners Otto, Biſchofs zu Freiſingen, folgt in dieſem dritten Bande ein arabiſcher Schriftſteller. Da dieſe drei Nationen in den heiligen Kriegen eine Rolle geſpielt haben, ſo forderte es die Gerechtigkeit der Geſchichte, aus jeglicher einen Zeugen abzuhören und — wenn auch nicht über dieſelben Begebenheiten und denſelben Zeitraum, doch über die Unternehmung der Kreuzzüge überhaupt und das Betragen der mithandelnden Nationen — drei verſchiedene Stimmen einzuſammeln. Alle tragen das ſichtbare Gepräge ihrer Zeit und ihres Vaterlandes, und mit Beidem wird man ihre Mängel entſchuldigen. Aber die Verhältniſſe ihrer Verfaſſer geben dieſen drei Werken einen hohen Grad von Glaubwürdigkeit, wo ſie von Thatſachen handeln und jeder von ſeinem Volke ſpricht.

Ich habe kein Bedenken getragen, den Verfaſſer dieſer Lebensbeſchreibung Saladins als ganz ausgemacht anzunehmen, da die Beweisgründe, welche der lateiniſche Herausgeber, Albert Schultens (vita et res gestae sultani Almalich

Alnasir Saladini. auctore Bohadino. F. Sjeddadi etc. Lugduni Batavorum. 1732. fol.), aufgeſtellt hat, keinen Zweifel übrig laſſen. Amadeddin von Jſpahan, Verfaſſer eines weitläufigen Werkes über Saladin, erzählt in demſelben, daß er ſelbſt nebſt dem Cadi Bohadin, Sjeddads Sohn,* und mehreren Andern, die er alle namentlich anführt, von Aladil, Saladins Bruder, an letztern ſey abgeſandt worden, um wegen Aladils projectirter Heirath mit der Prinzeſſin von England die Meinung des Sultans zu vernehmen. Eben dieſe Geſandtſchaft wird auch von dem Verfaſſer der vorliegenden Memoires auf dieſelbe Art erzählt. Er meldet von ſich, daß ihm von Saladins Bruder dieſe Geſandtſchaft ſey aufgetragen worden, und nennt dabei die nämlichen Begleiter, deren Amadeddin Erwähnung thut, indem er von ſich ſelbſt in der erſten Perſon ſpricht. Amadeddin nennt dieſen Bohadin einen Cadi; der Verfaſſer dieſer Memoires ſagt gleichfalls von ſich, daß er dieſes Amt verwaltet habe. Abulfeda führt in ſeiner Univerſalgeſchichte an, Saladin habe die Kirche der heiligen Anna zu Jeruſalem in ein Gymnaſium verwandelt und dem Cadi Bohadin, Sjeddads Sohn, die Aufſicht darüber anvertraut. Der Verfaſſer dieſer Lebensgeſchichte Saladins ſpricht gleichfalls von einem Auftrag, den ihm der Sultan gegeben, ſich in Jeruſalem aufzuhalten, um den angefangenen Bau eines Krankenhauſes und Gymnaſiums zu vollenden.

Aus dieſen Denkwürdigkeiten ſelbſt erhellt, daß Bohadin das ganze Vertrauen des Sultans genoſſen und ein ſehr wichtiges Amt bekleidet haben muß. Schultens will ihn nicht für einen gebornen Araber gelten laſſen, und iſt mehr geneigt, ſeinen Geburtsort nach Moſul oder Aſſyrien zu verlegen. Anfänglich, wie Bohadin ſelbſt erzählt, ſtand er in Dienſten des Sultans von Moſul, der ihn mit einem Auftrag an den

Kalifen zu Bagdad abſchickte. Auf einer Wallfahrt nach Mekka machte er Saladins Bekanntſchaft, den er gleich auf den erſten Anblick ſo liebgewann, daß er dadurch bewogen wurde, ihm ſeine Dienſte zu widmen.

In den Geſchichtbüchern des Amadoddin und Abulfeda wird er Cadi (Richter) genannt, welchen Namen er ſich auch ſelbſt gibt. Dieſe Würde hat aber mehrere Klaſſen, und ſelbſt der oberſte Prieſter pflegt vorzugsweiſe den Namen Alcady zu führen. Welch' ein Mann dieſer Alcady ſey, kann man aus folgenden Benennungen abnehmen, unter welchen er bei den Gläubigen bekannt iſt: „Der tiefſinnigſten Doktoren allertiefſinnigſter, der Andächtigen allerandächtigſter, der Born der Tugend und Weisheit, der Erbe der prophetiſchen Lehren, der Enträthsler ſchwieriger Religionsfragen, der unwiderſprechlichſte Entſcheider, der Schlüſſel zu den Schätzen der Wahrheit, die Lampe der dunkelſten Spitzfindigkeiten." Und eben dieſe hohe Perſon ſoll nach Schultens Meinung auch Behadin vorgeſtellt haben, deſſen Name ſchon (das arabiſche Wort für Preis der Religion) auf eine geiſtliche Würde hinzuweiſen ſcheint.

Der Geiſt, in welchem das ganze erſte Buch abgefaßt iſt, verräth vielmehr den Mufti, als den politiſchen Geſchäftsmann. Frömmigkeit iſt die Tugend, welche er an ſeinem Helden in das hellſte Licht ſtellt. Indem er mit einer kaum verzeihlichen Kürze über Begebenheiten aus Saladins Leben hinwegeilt, welche die Wißbegierde am meiſten intereſſiren, verbreitet er ſich über die Andachtsübungen ſeines Helden mit einer ermüdenden Umſtändlichkeit. So oft auch der Name des Sultans in dem Werke genannt wird, ſo geſchieht es nie, ohne hinzuzuſetzen: „Gott erbarme ſich ſeiner!" — „Gottes Barmherzigkeit ruhe über ihm!" Iſt von einer muſelmänniſchen Stadt oder Feſtung die Rede, ſo wird immer dabei ausgerufen: „Gott beſchütze ſie!" und handelt er von den Chriſten, ſo unterläßt er nie, ſie mit einem unfreundlichen: „Gott verfluche ſie!" abzufertigen — Unterbrechungen, welche man dem Leſer in der Ueberſetzung erſpart hat. — Dergleichen Affektation eines heiligen Eifers würde in jedem andern Munde, als dem eines Mufti, abgeſchmackt ſeyn. Auch nur einem über gottesdienſtlichen Gebräuchen unerbittlich haltenden Mufti konnte es eingefallen ſeyn, den Sultan ſo zur Unzeit und ſo ungeſtüm an die Wallfahrt nach Mekka zu mahnen, wie in dieſen Denkwürdigkeiten erzählt wird.

Daß dieſer Behadin überhaupt aus Saladins thatenreichem Leben beinahe nur den heiligen Krieg deſſelben gegen die Chriſten heraushebt, und die merkwürdigen Eroberungskriege, durch welche dieſer Sultan ſeine Herrſchaft gründete, entweder nur flüchtig berührt, oder höchſtens in einem dürren, Chronik ähnlichen Auszuge liefert, ließe ſich vielleicht durch die Verlegenheit erklären, in welcher ſich der Biograph befand, in einer getreuen Darſtellung dieſer Kriege den Tugendruhm ſeines Helden zu behaupten und das Andenken deſſelben vor dem Vorwurf der Ungerechtigkeit, ja der abſcheulichſten Treuloſigkeiten zu befreien. Dieſe Epoche aus Saladins Leben ertrug vielleicht allein das Licht der Geſchichte, und es war wohlgethan, die übrigen Partien in eine gefällige Nacht zu verhüllen. In dem Religionskriege hingegen, durch welchen Saladin das chriſtliche Reich in Jeruſalem zerſtörte und überhaupt die Ausbreitung der Chriſten im Morgenlande hemmte, erſcheint dieſer Fürſt in dem vollen Glanze eines muſelmänniſchen Heiligen, und der Beſchützer des Islamismus war unſtreitig für die Feder eines Mufti der würdigſte Gegenſtand.

Uebrigens glaubte der Herausgeber dem Publikum durch

Mittheilung einer Schrift, welche zu dem verſchönerten Bilde des ägyptiſchen Sultans in Leſſing's Nathan das Urbild liefert, keinen unangenehmen Dienſt zu erzeigen. Da unvorhergeſehene gehäufte Geſchäfte ihn verhindert haben, die univerſalhiſtoriſche Ueberſicht in der Ordnung, wie ſie im erſten Bande angefangen worden, bei jedem Bande gleichförmig fortzuſetzen, und es dem größern Theile der Leſer wahrſcheinlich lieber ſeyn dürfte, dieſe Materie auf einmal als ein Ganzes zu überſchauen, ſo iſt der vierte Band dieſer erſten Abtheilung der hiſtoriſchen Memoires als ein Supplementband zur Fortſetzung dieſer Ueberſicht und zu einer Geſchichte der Kreuzzüge beſtimmt, und ſoll einſtweilen, um nicht zu weit hinter dem Inhalt der Memoires zurückzubleiben, die mit Barbaroſſa und Saladin gleichzeitige Geſchichte in der allgemeinen Ueberſicht vorausgeſchickt werden.

Jena, den 26. September 1790.

Schiller.

IV.

Vorbericht in dem erſten Band der zweiten Abtheilung.[1]

(1791.)

Der Werth dieſer Denkwürdigkeiten des Herzogs von Sully iſt zu allgemein bekannt, um hier noch einer Anpreiſung zu bedürfen. Sie liefern uns die wichtigſten Aufſchlüſſe über das geheime und öffentliche Leben eines Königs und ſeines nicht minder vortrefflichen Miniſters, und verbreiten ein helles Licht über Frankreichs Geſchichte von dem Jahre 1570 bis zur Regentſchaft der Maria von Medicis, einen der wichtigſten Zeiträume in der franzöſiſchen Geſchichte.

---

[1] Dieſer erſte Band der zweiten Abtheilung enthält den erſten Band von „Denkwürdigkeiten Maximilians von Bethune, Herzogs von Sully, nach der neueſten franzöſiſchen Ausgabe,“ und Schiller ſchrieb zur Einleitung dazu: Geſchichte der Unruhen in Frankreich, welche der Regierung Heinrichs IV. vorangingen, bis zum Tode Karls IX. ([illegible], B. 11, S. 65.)

Aber es bedarf vielleicht einer Entſchuldigung, daß man dieſe Denkwürdigkeiten nicht nach dem Original, welches unter dem ſonderbaren Titel: Oeconomies royales et Servitudes loyales bekannt iſt, ſondern nach der modernen Umarbeitung eines neuern franzöſiſchen Schriftſtellers liefert. Vielen dürfte der eigentliche Ton, der in dieſer Urſchrift herrſchet, und ſogar das antike und abenteuerliche Gewand, in welches ſie gekleidet iſt, ein größerer Verluſt zu ſeyn dünken, als durch die Arbeit des neuen Herausgebers vergütet worden iſt, und die Veränderungen, welcher ſich derſelbe mit ſeinem Texte erlaubte, viel zu gewaltſam ſcheinen. Und in der That würden ſie ſo ſehr Unrecht nicht haben, wenn irgend eine Wahrſcheinlichkeit vorhanden wäre, daß jene Urſchrift unmittelbar aus der Feder des Herzogs von Sully gefloſſen ſey, denn auch in dem ſeltſamſten Aufzuge hat der große Mann Anſpruch auf unſere Achtung. Aber da jene Urſchrift nur zu ſichtbare Spuren trägt, daß ſie, obgleich aus der reinſten Quelle gefloſſen, doch ihre eigentliche Geſtalt nur unter den Händen ſeiner Sekretäre empfangen habe, ſo iſt der Verluſt in der That ſo beträchtlich nicht, oder doch durch die angebrachten Verbeſſerungen unendlich vergütet. Der franzöſiſche Herausgeber hat ſich ſowohl um die Anordnung der Materie, als um den Ausdruck ein großes Verdienſt erworben. Die Verwirrung, in welcher alle Beſtandtheile dieſer Geſchichte in der Urſchrift durch einander geworfen ſind, und die auch einen ſehr warmen Verehrer der

Sully'ſchen Schrift ermüden müßte, veranlaßte den neuen Herausgeber, ſein Original, obwohl mit möglichſter Schonung des Eigenthümlichen, ganz und gar umzugießen, die einzelnen Partien intereſſanter und ſchicklicher zu verbinden, und alles Fremdartige davon zu ſcheiden. Er erlaubte ſich dabei, den Erzähler in der erſten Perſon von ſich ſprechen zu laſſen, da derſelbe durch eine gar ſonderbare Wendung in der Urſchrift ſich ſelbſt anzureden ſcheint. Der Stil, der im Original alle Abwechslungen vom Niedrigen und Platten bis zum Hochtrabenden und Schwülſtigen durchlauft, durch unüberſehliche Periodenlänge oft dunkel und durch Weitſchweifigkeit unerträglich ermüdend wird, hat unter der Feder des neuen Herausgebers eine Haltung und Einheit empfangen, welche der Würde ſeines Inhalts entſpricht, und das Werk in ſeiner neuen Geſtalt zu einer ſehr anziehenden Lektüre macht. Von ebendemſelben rühren auch die hiſtoriſchen Erläuterungen her, welche die in den Denkwürdigkeiten aufgeführten Perſonen betreffen; was hingegen eine zu ängſtliche Rückſicht auf die Religion ſeines Vaterlandes den franzöſiſchen Herausgeber in den Anmerkungen ſprechen ließ, glaubte man einem deutſchen Leſer in der Ueberſetzung erſparen zu dürfen.

Das ganze Werk wird in ſechs Bänden erſcheinen, welche raſch auf einander folgen und in der Michaelismeſſe vom Jahre 1792 geendigt ſeyn ſollen. Die Einleitung, welche die ganze Geſchichte der Ligue in einer kurzen Ueberſicht umfaßt, wird jeden Band des Werks begleiten, und bis zum Untergang dieſer Verbindung fortgeführt werden. Bei Abfaſſung derſelben ſind Brantome, Caſtelnau, de Thou und Andere, in der Anordnung der Materie beſonders der Esprit de la Ligue von Herrn Anquetil meine Führer geweſen. Jena, in der Oſtermeſſe 1791. **Friedrich Schiller.**

V.

Zwei ſpäter unterdrückte Stellen.

(1790.)

Alle dieſe Nachträge der hiſtoriſchen Memoires ſind nur Vorreden. Schiller's univerſalhiſtoriſche Einleitungen ſelbſt ſind beinahe ganz unverändert in ſeine Werke aufgenommen worden und ich habe aus dieſen eben ſchon namhaft gemachten Ueberſichten nur zwei ſpäter unterdrückte Stellen mitzutheilen. Nämlich die zwei Aufſätze, welche Schiller für die erſte Abtheilung der Memoiren ſchrieb, haben ihre jetzigen Titel: „Ueber Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter“ und „Ueberſicht des Zuſtandes von Europa zur Zeit des erſten Kreuzzuges“ erſt ſpäter erhalten. Urſprünglich machten beide Darſtellungen einen einzigen, ununterbrochen fortlaufenden Aufſatz aus, welcher im erſten Band der erſten Abtheilung der Memoiren zuſammenſtand, und den gemeinſchaftlichen Titel hatte: „Univerſalhiſtoriſche Ueberſicht der vornehmſten, an den Kreuzzügen theilnehmenden Nationen, ihrer Staatsverfaſſung, Religionsbegriffe, Sitten, Beſchäftigungen, Meinungen und Gebräuche.“

Da aber, wo ſich jetzt der erſte Aufſatz endigt und der zweite beginnt (Taſchenausgabe B. 11. S. 1[illegible]), machte folgende, jetzt ausgeworfene Paſſage den Uebergang:

Um richtig einſehen zu können, aus welchen Quellen dieſe Unternehmung entſprang, und wodurch ſie wohlthätig ausſchlug, iſt es nöthig, den damaligen Zuſtand der europäiſchen Welt in einer kurzen Ueberſicht zu durchlaufen, und die Stufe kennen zu lernen, auf der der menſchliche Geiſt ſtand, als er ſich dieſe ſeltſame Ausſchweifung erlaubte. „Der europäiſche Occident, in ſo viele Staaten er auch getheilt war, gibt im eilften Jahrhundert“ ꝛc.

Dieſe ganze Abhandlung in den Memoiren aber begann urſprünglich mit folgenden Worten:

Drei Hauptklaſſen von Nationen ſind es — wenn man die Form der Verfaſſung, den herrſchenden Charakter und den Religionszuſtand zum Unterſcheidungszeichen annimmt — welche in dieſem Zeitraum merkwürdig hervortreten, und ſich, naher oder entfernter, in die Geſchichte der Kreuzzüge verflechten: die Chriſten im Occident, welche das Band der Religion unter dem römiſchen Papſt vereinigt; die Sarazenen oder Mohamedaner, welche ihren ſiegreichen Aberglauben von der Straße bei Gibraltar bis an den Indus, und vom ſchwarzen Meer und dem Taurus bis an den indiſchen Ocean ausgebreitet haben; zwiſchen dieſen beiden die Griechen und die morgenländiſchen Römer. Von den übrigen Völkern der Erde fehlen uns entweder die Nachrichten ganz, oder ſie ſind zu unſicher und zu mangelhaft, um einen hiſtoriſchen Faden daraus bilden zu können. Auch war ihre Zeit noch nicht gekommen, einen thätigen Antheil an den Weltbegebenheiten zu nehmen, und die Aufmerkſamkeit des Univerſalgeſchichtſchreibers zu verdienen.

Wir machen den Anfang mit den erſten, die uns am nächſten angehen, die bei weitem die wichtigſten für uns ſind, und in der Geſchichte der Kreuzzüge die Hauptrolle ſpielen.

„Das neue Syſtem geſellſchaftlicher Verfaſſung, welches im Norden von Europa und Aſien erzeugt“ ꝛc. (ſ. Taſchenausg. B. 11 S. 5.)

Hinter dieſem Geſammtaufſatz in den Memoiren, unter den Worten: „wozu ihn ſeine Würde verpflichtete.“ (ſ. Taſchenausgabe B. 11. S. 29) ſtand: Die Fortſetzung folgt. Da aber dieſe unterblieb, mußte auch der Titel geändert und dieſer Anfang des Aufſatzes aufgeworfen werden, welcher auch von den Mahomedanern und Chriſten zu handeln verſprochen, von denen in dem unvollendet gebliebenen Aufſatz ſelbſt nichts vorkommt.

Drei hiſtoriſche Aufſätze.

Was heißt und zu welchem Ende ſtudirt man Univerſalgeſchichte?

(1789.)

Ich würde dieſer Antrittsrede (ſ. Taſchenausg. B. 10. S. 562 und Schiller's Leben Th. 2. S. [illegible] f.) in den Supplementen nicht zu erwähnen haben, wenn ich nicht einen ſinnentſtellenden Druckfehler, der ſich durch alle Ausgaben zieht, aus dem Novemberheft des deutſchen Merkurs vom Jahr 1789 zu berichtigen hätte.

Taſchenausg. B. 10. S. [illegible] unten heißt es jetzt: „Alle ſeine Beſtrebungen ſind auf Vollendung ſeines Gewiſſens gerichtet.“ Es muß heißen: „Alle ſeine Beſtrebungen ſind auf Vollendung ſeines Wiſſens gerichtet.“

Etwas über die erſte Menſchengeſellſchaft.

Nach dem Leitfaden der moſaiſchen Urkunde.

(1789.)

Dieſem Aufſatz (ſ. Taſchenausg. B. 10. S. [illegible] ff.) iſt im eilften Heft der Thalia von 1790, wo er zuerſt erſchien, von Schiller folgende Anmerkung unter dem Text beigefügt:

„Es iſt wohl bei den wenigſten Leſern nöthig zu erinnern, daß dieſe Ideen auf Veranlaſſung eines Kant'ſchen Aufſatzes in der Berliner Monatſchrift entſtanden ſind.“

Es iſt hiermit der Kant'ſche Aufſatz: „Muthmaßlicher Anfang der Menſchengeſchichte“ gemeint, welcher in Kant's vermiſchten Schriften (Halle 1799) B. 3 wieder abgedruckt iſt; ſ. Schiller's Leben Th. 2. S. 158 ff.

Taſchenausg. B. 10. S. 398 leſen wir jetzt:

„Hier war reicher Vorrath für ſeine Schafe, und kein Geſetz war noch da, es ihm zu wehren. Alles, wornach er greifen konnte, war ſein — ſo räſonnirte die kindiſche Menſchheit.“

Dafür ſtand urſprünglich in der Thalia:

„Hier war reicher Vorrath für ſeine Schafe, und kein Geſetz war noch da, es ihm zu wehren.“ Das natürliche Gefühl der Billigkeit hatte ihn zwar ſchon für ſich allein davon abhalten ſollen, aber auch dieſes Gefühl hatte zu ſeiner Ausbildung in der Bruſt des Menſchen Uebung und Anläſſe nöthig, und ſeine Stimme war für den dringenden Ruf des Bedürfniſſes noch zu leiſe. „Alles, wornach er greifen konnte, war ſein — ſo räſonnirte die kindiſche Menſchheit.“

Und etwas weiter unten auf derſelben Seite:

„So traurig endigte die erſte Colliſion der Menſchen.“ So geſchah der erſte Mord in der Geſellſchaft.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Marſchalls Vieilleville.

(1797.)

Schiller bearbeitete die Denkwürdigkeiten des Marſchalls Vieilleville für den dritten Jahrgang ſeiner Horen. Jahr 1797 (ſ. Schiller's Leben Th. 2. S. 195 ff.). Es iſt hier ein Wortſpiel des Vieilleville nachzutragen. Taſchenausg. B. 11. S. 255 heißt es jetzt:

„Den Sonntag darauf, den 1. Januar 1553, erfuhr Vieilleville durch Deſerteurs, daß der Kaiſer die Belagerung von Metz aufgehoben."

Dafür ſtand urſprünglich in den Horen. Jahrgang 1797. Stück 7. S. [illegible] f.:

Den Sonntag darauf, den 1. Januar 1553, erfuhr Vieilleville durch Deſerteurs, daß der Kaiſer die Belagerung von Metz aufgehoben, worauf er zu dem Herzog von Nevers ſagte: Ich dachte es immer, der Kaiſer ſey zu alt und zu podagriſch, um ein ſo ſchönes, junges Mädchen zu entjungfern. Der Herzog verſtand dieß nicht. Ich mache Anſpielung, ſagte er, auf die Stadt Metz, die im Deutſchen eine Metze, auf Franzöſiſch pucelle bedeutet. Sie fanden dieſe Anſpielung ſo artig und erfindungsreich, daß ſie ſie in der Depeſche, die ſie ſogleich an den König abſchickten, um die erſten zu ſeyn, die die Aufhebung der Belagerung meldeten, mit anführten.

Zerſtreutes.

Anmerkung zu dem unvollendeten dramatiſchen Gedicht: „Das heimliche Gericht."

(1788.)

Ich theile dieſe Anmerkung, die ſchon Boas in ſeine Nachträge aufnahm, nur mit, um nichts auszulaſſen. Sie findet ſich in dem fünften Hefte der Thalia (Jahrgang 1788) auf der erſten Seite, unter dem Perſonenregiſter des Gedichtes: „Das heimliche Gericht. Einige Scenen."

Zu einer Zeit, wo für und gegen geheime Verbindungen ſo viel gewagt, geſchrieben und gethan wird, habe ich gegenwärtiges Fragment, das mir von unbekannter Hand eingeſendet werden, für intereſſant genug halten, um es dem Publikum vorzulegen. Man ſetzt bei jedem Leſer deſſelben voraus, daß ihm das heimliche Gericht aus dem „Götz von Berlichingen" wenigſtens bekannt iſt. Eine kleine Nachricht von dieſer geheimen Geſellſchaft, die im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert faſt ganz Deutſchland überſchwemmte, hat Herr von Möſer in der Berliner Monatſchrift gegeben.

Erklärung des Herausgebers der Thalia.

(1790.)

Den genannten und ungenannten Herrn Verfaſſern dramatiſcher und lyriſcher Produkte, welche ſeit etlichen Jahren bei mir eingeſandt worden ſind, um einen Platz in der Thalia einzunehmen, bezeige ich meinen Dank für das Vertrauen, das ſie in mich haben ſetzen wollen, unter meinem Geleit ſich bei dem Publikum einzuführen.

Unter dieſen eingeſandten Stücken befinden ſich mehrere, welche mir die Erſtlinge ihrer Autoren zu ſeyn ſcheinen, und über deren Werth oder Unwerth ich aufgefordert werde, ein entſcheidendes Urtheil zu fällen. Dieſen alſo erkläre ich hier mit der Aufrichtigkeit, die ihr Vertrauen mir zur Pflicht macht und zum Theil die völlige Unwiſſenheit ihrer Namen und Perſonen mir erleichtert, daß die Nichterſcheinung ihrer Aufſätze in meiner Thalia dieſes entſcheidende Urtheil nicht iſt, und daß ſelbſt die Achtung, die das Talent ihrer Verfaſſer mir einflößte, mit der Unterdrückung ihrer erſten Verſuche ſehr gut beſtehen kann. So gern ich denſelben durch Aufnahme ihrer Produkte in meine Thalia Gelegenheit zu geben gewünſcht hätte, ein öffentliches Urtheil über ſich zu hören, ſo wenig konnte dieſes mit den Rückſichten beſtehen, die ich den Leſern der Thalia ſchuldig zu ſeyn glaube. Mein Urtheil in kurzen Worten und ohne Beweis hingeworfen, würde die Abſicht, wegen welcher es verlangt und geſagt wird, ſehr ſchlecht erfüllen, und zu vielen Worten fehlte es mir an Zeit. Von mehreren dieſer Herrn Verfaſſer werde ich, wie ich vermuthe, jetzt ſchon losgeſprochen ſeyn. Zwiſchen Einſendung Ihrer Beiträge und dieſer meiner Erklärung iſt bereits mehr als ein Jahr verfloſſen, und während eines Jahres pflegt ſich bekanntlich in einem guten Kopfe gar Vieles zu verändern. Sollte mir übrigens begegnet ſeyn, durch meine ſtillſchweigende Verwerfung ein wirkliches Talent beleidigt zu haben, ſo wird ſich dieſes Talent ſicherlich einmal durch vortreffliche Werke an der Ungerechtigkeit meines Urtheils rächen; mir aber vergebe man, wenn ich glaube, daß bei der kritiſchen Wahl, entweder das wahre Genie abzuſchrecken oder das falſche zu ermuntern, in erſterm Falle am wenigſten gewagt werde. Das wahre Genie richtet ſich zwar zuweilen an fremdem Urtheile auf, aber das entwickelte Gefühl ſeiner Kräfte macht ihm bald dieſe Krücke entbehrlich.

Schiller.

Dieſe Erklärung ſteht im 11. Heft der Rheiniſchen Thalia S. 145 f., und iſt, wie es im Inhaltsverzeichniß bemerkt iſt, den 15. Juni 1790 geſchrieben.

In's Stammbuch.

Die Natur gab uns Daſeyn; Leben gibt uns die Kunſt, und Vollendung die Weisheit.

Erfurt, den 18. September 1791.

Fr. Schiller.

Dieſe Zeilen ſchrieb Schiller in das Stammbuch eines jungen Mannes, der zu Jena Geſchichte der europäiſchen Staaten und der Kreuzzüge aus ſeinem Munde vernommen hatte. Es iſt der ehrwürdige und gelehrte Creuzer in Heidelberg, welcher in dem Album dieſe Worte „Schiller's Andenken dankbar zurückgab.“

Vorbericht zu den kleinern proſaiſchen Schriften.

(1792.)

Im Jahr 1792 erſchien: Kleinere proſaiſche Schriften von Schiller. Aus mehreren Zeitſchriften vom Verfaſſer ſelbſt geſammelt und verbeſſert. 1. Th. Leipz. bei Siegf. Lebr. Cruſius; der zweite Theil im Jahr 1800; der dritte 1801 und der vierte 1802. Die unten folgende Vorrede ſtand vor dem erſten Theil.

Um dem Nachdruck zuvorzukommen und zugleich meinen Freunden in der leſenden Welt eine Auswahl desjenigen in die Hände zu geben, was ich unter meinen kleineren proſaiſchen Verſuchen der Vergeſſenheit zu entziehen wünſche, habe ich dieſe Sammlung veranſtaltet, auf welche, wenn ſie anders Leſer und Käufer findet, in der Folge ein zweiter und dritter Theil nachgeliefert werden könnten, die verſchiedene noch ungedruckte Aufſätze enthalten würden.

Bei den meiſten der hier abgedruckten Aufſätze möchte, wie ich gar wohl einſehe, eine ſtrengere Feile nicht überflüſſig geweſen ſeyn, und es war auch Anfangs meine Abſicht, Ton und Inhalt meiner gegenwärtigen Vorſtellungsweiſe gemäßer zu machen. Aber ein veränderter Geſchmack iſt nicht immer ein beſſerer, und vielleicht hätte die zweite Hand ihnen gerade dasjenige genommen, wodurch ſie bei ihrer erſten Erſcheinung Beifall gefunden haben. Sie tragen alſo auch jetzt noch das jugendliche Gepräge ihrer erſten zufälligen Entſtehung, und bitten dieſer Urſache wegen um die Nachſicht des Leſers.

Nicht immer iſt es der innere Gehalt einer Schrift, der den Leſer feſſelt; zuweilen gewinnt ſie ihn bloß durch charakteriſtiſche Züge, in denen ſich die Individualität ihres Urhebers offenbart — eine Eigenſchaft, die oft gerade die vollendetſten Werke eines Autors verläugnen. Für Leſer alſo, welche dieſe intereſſiren kann, die, wenn ſie in dem Buche auch nicht mehr finden ſollten, als den Verfaſſer ſelbſt, mit dieſem kleinen Gewinn ſich begnügen, ſind dieſe Rhapſodien beſtimmt, und eine flüchtige, für ernſthafte Zwecke nicht ganz verlorene Unterhaltung iſt Alles, was ich ihnen davon verſprechen kann.

Jena, in der Oſtermeſſe 1792.

Vorerinnerung zur Gedichtſammlung.

(1803.)

Im Jahr 1800 gab Schiller bei Siegf. Lebr. Cruſius in Leipzig den erſten Theil ſeiner Gedichte heraus. Er hatte ſchon am Ende des Muſenalmanachs für das Jahr 1799 dieſe Ausgabe mit folgenden Worten angekündigt:

Bei Herrn Cruſius in Leipzig erſcheint auf Michaelis 1799 eine Sammlung meiner Gedichte, von mir ſelbſt ausgewählt, verbeſſert und mit neuen vermehrt.

Schiller.

Im Jahr 1803 folgte der zweite Theil (ſ. oben Th. 1. S. 127). Dieſen letztern Theil, der dem erſtern an Werth nicht gleichſtand, indem er viele Jugendgedichte enthielt, glaubte der Verfaſſer durch nachfolgende „Vorerinnerung“ bevorworten zu müſſen:

Vielleicht hätte bei Sammlung dieſer Gedichte eine ſtrengere Auswahl getroffen werden ſollen. Die wilden Produkte eines jugendlichen Dilettantism, die unſicheren Verſuche einer anfangenden Kunſt und eines mit ſich ſelbſt noch nicht einigen Geſchmacks finden ſich hier mit ſolchen zuſammengeſtellt, die das Werk einer reifern Einſicht ſind. Aber bei einer Sammlung von Gedichten, welche ſich größtentheils ſchon in den Händen des Publikums befinden, konnte der poetiſche Werth nicht allein in Betracht kommen. Sie ſind ſchon ein verjährtes Eigenthum des Leſers, der ſich oft auch das Unvollkommene nicht gern entreißen läßt, weil es ihm durch irgend eine Beziehung oder Erinnerung lieb geworden iſt, und ſelbſt das Fehlerhafte bezeichnet wenigſtens eine Stufe in der Geiſtesbildung des Dichters.

Der Verfaſſer dieſer Gedichte hat ſich, ſo wie alle ſeine übrigen Kunſtgenoſſen, vor den Augen der Nation und mit derſelben gebildet, er wüßte auch keinen, der ſchon vollendet aufgetreten wäre. Er trägt alſo kein Bedenken, ſich dem Publikum auf einmal in der Geſtalt darzuſtellen, in welcher er nach und nach vor demſelben erſchienen iſt. Er freut ſich, daß ihm das Vergangene vorüber iſt, und in ſo fern er ſie überwunden hat, mag er auch ſeine Schwächen nicht bereuen.

Möchte dieſe rechtmäßige, korrekte und ausgewählte Sammlung diejenige endlich verdrängen, welche vor einigen Jahren von den Gedichten des Verfaſſers in drei Bänden erſchienen iſt, und ungeachtet eines unverzeiblich fehlerhaften Drucks und eines ſchmutzigen Aeußern, zur Schande des guten Geſchmacks und zum Schaden des rechtmäßigen Verlegers, dennoch Käufer findet.

Weimar, in der Oſtermeſſe 1803.

Recenſion über Bürger's Gedichte.

(1790.)

Schiller's ſtrenge Beurtheilung der Gedichte Bürger's (ſ. Taſchenausg. B. 12. S. [illegible] ff.) iſt jedem Leſer bekannt. Sie erſchien anonym in der allgemeinen Literaturzeitung im Jahr 1791, und Bürger konnte nicht glauben, daß ſie von Schiller ſey. Er ſchrieb an Schütz (ſiehe oben Th. 2. S. [illegible]): „Verſchiedene wollen aus unumſtößlichen Gründen wiſſen, kein Anderer, als Herr Schiller, ſey der Verfaſſer. Ich habe dem, noch immer widerſprochen. Denn wie kann man ſo von Gott und von ſich ſelbſt verlaſſen ſeyn, allen ſeinen eigenen, ſowohl gebornen als ungebornen Kindern Rattenpulver zu legen? Was für Lumpengeſindel wollte ich nicht mit einer ſolchen Theorie aus allen Dichtern aller Nationen machen! Daher halte ich immer noch einen bloßen Metaphyſiker für den Verfaſſer." Bürger ließ in die Allgem. Literaturzeitung eine „vorläufige Antikritik" einrücken, gegen welche denn Schiller wieder auftrat. Auch dieſe Schiller'ſche Erwiederung hat ſchon Döring in ſeinem Leben Schiller's S. [illegible], und Boas ließ dieſelbe in ſeinen Nachträgen (Th. 2. S. [illegible] ff.) abdrucken. Bürger machte, wie Boas bemerkt, auf dieſe beißende Vertheidigung das Epigramm:

„Von mir wird ſicherlich hinfort
Nicht wieder antikritiſiret.
An einem weltbekannten Ort
Wird man nur ärger dann ſchimpfiret.
Man laſſe dem das letzte Wort,
Dem doch das erſte nicht gebühret."

Welchen Werth man damals auf dieſe Erwiederung legte, geht aus einem Ausſpruch Böttigers hervor (Literariſche Zuſtände Th. 1. S. [illegible]): „Durch ſeine antikritiſche Triplik in der Allgemeinen Literaturzeitung auf Bürger's Antikritik hat Schiller ſeinen Verdienſten den Kranz aufgeſetzt." Da aber dieſe Triplik ohne Bürger's Antikritik unverſtändlich iſt oder wenigſtens nicht gehörig und unparteiiſch gewürdigt werden kann, ſo laſſe ich auch Bürger's Aufſatz hier abdrucken, wie beide im Intelligenzblatt der Allgemeinen Literaturzeitung 1791. Nr. 46 bei einander ſtehen. Ueber die Recenſion ſelbſt habe ich mich in Schiller's Leben Th. 2. S. [illegible] ff. erklärt, und ich verweiſe nur noch auf das [illegible] Xenion (ſ. eben Th. 3. S. [illegible]), in welchem Schiller dieſelbe ſcherzend in's Gedächtniß zurückruft.

Vorläufige Antikritik und Anzeige.

Das Urtheil über mich und meine Gedichte in der A. L. Z. Nr. 13 u. 14 d. J. muß meine und meines Publikums Aufmerkſamkeit ganz vorzüglich erwecken. Denn mit der ehrwürdigen Miene des gründlichſten Tiefſinns, der geübteſten Urtheilskraft, des raffinirteſten Geſchmacks, kurz, mit der ganzen Herrn- und Meiſtergebärde, vor welcher ſelbſt der kühnſte Geiſt des Widerſpruchs augenblicklich verſtummen möchte, ſtrebt ſein Verf. darzuthun, daß wir uns ſeit 20 Jahren ſehr übel geirrt haben.

Ich meines Theils wußte nun zwar längſt, und werde es in keinem Moment meines Lebens vergeſſen, daß weder ich ſelbſt ein gereifter und vollendeter Geiſt bin, noch daß ich einen ſolchen in meinen Werken ausgeprägt habe. Denn wie könnte mir wohl die triviale Wahrheit entfallen, daß kein endlicher Geiſt jemals zur Vollendung gelange? Dennoch glaubte ich, mein Geiſt und wenigſtens einige ſeiner Früchte wären wohl ſo weit empor gediehen, um von dem reiferen Ausſpruche abſolut unreifer und unvollendeter Geiſter, wie unterm Monde wir alle ſind, ohne Mundverziehung genoſſen werden zu können. Das aber war grober Irrthum. Man muß, möglich oder nicht möglich, man muß ein reifer und vollendeter Geiſt ſeyn, und nur reife, vollendete Producte liefern. Ich aber — ach! ſelbſt für die Unreifen bin ich noch lange nicht reif genug.

Weit ärger noch, als ich, war mein großgünſtiges Publikum vom Irrthum befangen. Denn dieſes hielt faſt durchgehends meinen Genius für ein viel höheres Weſen, als ich ſelbſt, ſogar in den Stunden des glücklichſten Dichterrauſches, ihn jemals zu halten vermochte; und wahrlich! an weit mehreren ſeiner Producte, als mir lieb war, hatte es ſein überaus großes Wohlgefallen. Mit Scham und Unzufriedenheit erfüllte mich öfters dieſer Glaube, dieſer Feiertanz um manche meiner Pagoden. Nicht ohne Beſorgniß dachte ich daher an die Miene, mit welcher es wohl aufgenommen werden dürfte, wenn ich ihm bei einer neuen, ſtrengeren Muſterung wenigſtens ſeine unwürdigſten Lieblingspuppen entziehen müßte. Jetzt thäte es Noth, ich entzöge ihm ſogar die wohlgefallendſten Geſtalten.

Denn ſiehe, aus einer höheren Sphäre iſt ein reifer und vollkommener Kunſtgeiſt auf die Allg. Lit. Zeitung herunter geſtiegen: aus einer Sphäre, wo die *Poeſieſtröme lieblich flöten*; aus einer Sphäre, wo die *jugendlichen Blüthen des Geiſtes in der Fruchtzeit nicht abſterben*; das iſt, wo das Vorhergehende und Nachfolgende als *Eins* und in *Einem Zeitmoment gedacht*, und im Bilde angeſchaut werden kann; aus einer Sphäre, wo man nicht ſo genau und beſtimmt, als hienieden, ſich auszudrücken braucht, und die Redensarten, etwas mit einem einfachen *Schönheitsgenuß* — oder *Schönheitsverluſt* erkaufen, als Synonyme verwechſeln darf; aus einer Sphäre, wo ein verjüngendes *Licht* eben ſo gut, als eine verjüngende *Wärme*, der Erſtarrung eines frühzeitigen Alters wehret; aus einer Sphäre, wo die menſchlichen Geiſteskräfte *vereinzelt und getrennt* wirken; wo die Poeſie die Sitten, den Charakter und die ganze Weisheit ihrer Zeit, geläutert und veredelt, *in ihren Spiegel ſammelt*; mit einem Wort, aus einer Sphäre, wo man nach ganz anderen Geſetzen denkt, anſchaut, empfindet, kombinirt, [illegible], bildet, bezeichnet, als wir unreifen, unvollendeten Geiſter hier unten zu thun uns für ſchuldig erachten. Dieſem Herabgeſtiegenen geziemt es, kraft obiger ſtatiſtiſchen Nachrichten, unverzagt zu behaupten, daß er unter allen Bürgerlichen Gedichten, ſelbſt den am *reichlichſten ausgeſteuerten*, keines zu nennen wiße, das ihm einen durchaus reinen, durch gar kein Mißfallen erkauften Genuß gewährt habe. Ein langes Regiſter von Urſachen iſt unmittelbar hierauf dargelegt. Ich bitte, man vergleiche dieß doch mit der obigen Statiſtik.

Zu unſerer nicht geringen Verwunderung erfahren wir ſammt und ſonders, was bisher weder ich ſelbſt mir, noch vollends mein ganzes verblendetes Publikum ſich träumen ließ, daß ich nicht bloß — ein unreifer, unvollendeter Dichter? — o wenn es das nur wäre! — nein, daß ich ganz und gar kein Dichter bin, daß ich dieſen Namen gar nicht verdiene. — Man glaubt doch hier nicht etwa, daß ich den Kunſtgeiſt nur ſchikanire? Bewahre! Hier iſt der Beweis: Eins der erſten Erforderniſſe des Dichters iſt Idealiſirung, Veredlung (ob dieß wohl Synonyme ſeyn ſollen?), ohne welche er aufhört, ſeinen Namen zu verdienen. Nun aber vermißt man bei mir dieſe Idealiſirkunſt. Alſo! —

Vermöge dieſes Mandats bin ich nun freilich ſchon ſo viel als gar nichts. Aber wie noch weit weniger, als nichts, müſſet nicht vollends ihr ſeyn, meine geliebten und hochverehrten Brüder in Apollo, die ihr mit mir um den lyriſchen Lorbeerkranz ringet! Ihr, Asmus, Blumauer, Gleim, Göckingk, Goethe,[1] Herder, Jacobi, Langbein, Matthiſſon, Ramler, C. Schmidt, Schiller,[2] Schubart, Stäudlin, Stolberg, Voß und — o verzeihet, oder vielmehr dankt mir, daß ich nicht euch allen das Herzeleid anthue, euch hier zu nennen! Denn euch alle erblickt der reife und vollkommene Aeſthetiker ſo tief unter mir, als ich ſelbſt ſeiner Meinung nach bisher noch unter dem höchſten Schönen geblieben bin. Welchem Erdenſohn muß nicht Schwindel befallen, bei ſolcher ſchwindelnden Höhe der Schönheit, und des neben ihr ſchwebenden Kunſtgeiſtes! —

Meine Elegie, als Molly ſich losreißen wollte, ſo werden wir weiter belehrt, gehört zu meinen matteſten Produkten. Ganz einleuchtend thun dieß ſchon die kaum zur Hälfte ausgezeichneten dicta probantia dar, ohne daß es nöthig geweſen wäre, nur noch ein Wort darüber zu verlieren. Merkt es euch, ihr vielen rohen, unreifen und unvollendeten Männer- und Weiberſeelen, die ihr euch von den Naturtönen dieſes Liedes ſo innig durchdringen, ſo tief rühren ließet! Ihr ſteht betäubt, und wißt nicht, wie euch geſchieht? O glaubt mir, ich weiß es noch weniger. Aber tilgen aus dem künftigen Buche der Lebendigen werde ich ja nun wohl auch dieß Lied müſſen. —

---

[1] Im [illegible] Stücke ſeiner Schriften.

[2] In ſeinen lyriſchen Produkten.

Kunſtrichter auf anderen Stühlen, die ihr doch, meinem eigenen Wunſche gemäß, mir ebenfalls nichts geſchenkt habt, vernehmt es von meinem und euerem Oberrichter, daß euer ſo hoch geprieſenes *Blümchen Wunderhold, frei heraus geſagt, Tändelei iſt!* Und was alsdann anders, als *alberne* Tändelei?

Prieſter und Laien, durch Horazens: Si vis me flere — verführt, glaubten bisher immer, die Empfindungen, welche der Dichter darſtellt, müßten wahr, natürlich, menſchlich ſeyn. Sie glaubten, alsdann gelange die Darſtellung am beſten, wenn der Dichter ſie nicht ſowohl erkünſtelte, als vielmehr wirklich im Buſen hegte. Der reife, vollkommene Kunſtgeiſt aber weiß es beſſer. Idealiſirt — ja, idealiſirt! — müſſen ſie ſeyn. O Engel, Garve, Herder, Wieland, ich bitte euch, kommt doch herbei, dieſen wunderſamen, aus Arioſt's Monde heruntergefallenen Fund mit mir zu betrachten! — Ha, daß nicht die Leſſing, die Mendelsſohn, die Sulzer in ihren Gräbern ſich noch umwenden! Meine neueren Gedichte, ſonderlich die an Molly, taugen nichts. Denn ſo *unnachahmlich ſchön in den meiſten Diction und Versbau* iſt, ſo poetiſch ſie *geſungen* ſind, ſo unpoetiſch ſind ſie *empfunden!* Das nenne ich mir doch eine ſcharf- und tiefſinnige Antitheſe! Sicherlich hat ſich der Kunſtgeiſt darin weit mehr, als ich mir in der Erfindung des Blümchens Wunderhold gefallen. Deß hatte er aber auch Urſache. Denn man denke nur den herrlichen Sinn, der daraus hervorgeht. Nicht *meine*, nicht irgend *eines* ſublunariſchen Menſchen wahre, natürliche, eigenthümliche, ſondern *idealiſirte*, das iſt, keines ſterblichen Menſchen Empfindungen

— Abſtractionen — man denke! Abſtractionen von Empfindungen müßten jene Gedichte enthalten, wenn ſie etwas werth ſeyn ſollten. — O Petrarca, Petrarca, der du eigenthümlicher, als je Einer, ſangeſt, was du eigenthümlicher, als je Einer, für deine Laura empfandeſt, Sonne der lyriſchen Dichtkunſt, die du Jahrhunderte durchſtrahlteſt, wo bleibſt du vor dem höheren Glanze dieſes allerneueſten Kunſtgeiſtes? Bei dem Allem findet es der tiefſinnige Richter ſeiner Theorie nicht widerſprechend, wenn er behauptet, daß Alles, was der Dichter uns geben könne, nur ſeine Individualität ſey. —

Solche und noch mehr ähnliche Merkwürdigkeiten ſind mir und unſtreitig dem ganzen äſthetiſchen Publikum zu merkwürdig, als daß ich nicht von einer ſonſt immer beobachteten Regel abgehen ſollte. Noch verlor ich in meinem ganzen Leben auch nicht das kleinſte gedruckte Wort über irgend eine Recenſion meiner Werke. Aber bei dieſer muß es mir ſelbſt von dem ſtolzeſten und edelſten Taciturn gut geheißen werden, wenn ich den Verfaſſer laut und dringend auffordere, uns ſeine unbegreifliche Weisheit irgend wo ausführlicher, als hier geſchehen konnte, mitzutheilen, und ſo eine Menge Widerſprüche aufzulöſen, mit denen wir Andern durchaus nicht fertig werden können. Beſonders wünſchte ich dem Begriffe einer idealiſirten Empfindung, dieſem mirabili dictu, nur eine einzige intereſſante Anwendung aus irgend einem alten oder neuen, einheimiſchen oder fremden Dichter, der das mirabile ſo recht getroffen hätte, untergelegt zu ſehen. Mit Vergnügen biete ich zu dieſer Ausführung meine Akademie der ſchönen Redekünſte an. Denn da ich ohnehin ſchon ſo ſehr mit Wunden bedeckt bin, ſo mag der zürnende Kunſtgenius nur vollends, ſogar auf eigenem Grund und Boden, mich zum Ecce homo machen, wenn ich wirklich und überall, auch in den gelungenſten meiner Produkte, mich ſo ſchwer an der Kunſt des Schönen verſündigt habe, als es aus dieſer Recenſion das Anſehen gewinnt.

Ich übrigens, wenn ich einmal Beruf und Muth genug in mir gefühlt hätte, einem alten Günſtlinge des Publikums ſo, wie der Verfaſſer mir, mitzuſpielen, ich — ja, ich würde auch Tapferkeit genug haben, mein Viſir aufzuziehen, wenn ich darum gebeten würde. Wohlan denn! Geſtrenge und vermuthlich eben ſo tapfere Maske, ich bitte dich, wer biſt du? Ich frage nicht deßwegen, um nur meine und des Publikums eitle Neugier zu befriedigen. Auch dürſte ich nicht etwa nach vergeltender Rache an dem Beurtheiler und ſeinen vermuthlich ebenfalls, wenn auch nur wie der große, der göttliche Achill an der Ferſe, verwundbaren und ſterblichen Geiſteskindern. Denn vielleicht hat er, wie Macbeth, keine Kinder. — Vielleicht, ſag ich? Nein, er hat zuverläſſig keine! Er iſt kein Künſtler, er iſt ein Metaphyſikus. Kein ausübender Meiſter erträumt ſich ſo nichtige Fantome, als idealiſirte Empfindungen ſind. Hätte er aber dennoch, wider allen meinen Glauben, jemals ein Kind mit einer Muſe erzeugt, ſo hätte er ihm zuverläſſig ſchon ohne mein Zuthun in einer ſolchen Recenſion das Todesurtheil geſprochen. Daher muß ich auch nur lachen, wenn ich ſie ein Meiſterſtück nennen und keinem Geringeren, als einem Engel oder Schiller beilegen höre. Wenn Männer, die Phöbus Apollo mit Geiſteskindern geſegnet hat, fremder Leute Kindern Gift zubereiten wollen, ſo würden ſie es ſo thun, daß wenigſtens ihre eigenen nicht mit bis zum Tode daran erkrankten. Vielmehr darum wünſchte ich, daß mein Richter ſein Angeſicht enthüllte, damit Jedermann gleich beim erſten Anblick wüßte, wornach er ſich in ſeiner ferneren Geſchmackskultur zu richten hätte. Denn man ſage, was man wolle, in Geſchmacksſachen, wo nicht, wie bei Gegenſtänden der Verſtandeserkenntniß, feſte Begriffe und Formeln, ſondern ſo manche Nüancen des Gefühles das Urtheil leiten, muß auch nicht ſelten das bloße Anſehen eines erkannten und erklärten höheren Genies gelten, und durch ſein Beiſpiel Geſchmacksnorm feſtzuſtellen befugt ſeyn. Wäre nun mein Beurtheiler kein höheres, ſondern ein Kunſtgenie, bloß meinesgleichen, ſo würden unſere einander entgegenſtehenden Autoritäten, wie zwei gleiche, unabhängige Kräfte, ſich wenigſtens die Waage halten, und ſein Geſchmack müßte von dem meinigen, wie ein Souverän von dem andern, wo nicht mit ſchüchterner, doch mit beſcheidener Achtung ſprechen. Zeigte ſich's aber gar, daß er an Kunſttalent und Kultur noch unter mir wäre — o ſo dürfte ja ſein Geſchmacksurtheil ſich's noch weit weniger anmaßen, dem meinigen, und dem Urtheile des mir gleich gebildeten und geſtimmten Publikums zum verbindenden Kanon dienen zu wollen. Dann müßte er vielmehr ſeinen abweichenden Geſchmack, den ich einen Verſchmack nennen möchte, wornach er das Blümchen Wunderhold für ein unwürdiges und geiſtloſes Symbol der Beſcheidenheit erklärt, an dem Urtheile ſeines Erfinders und der andern gebildeten Geiſter, denen es nicht alſo vorkommt, beſcheiden und demuthsvoll zu berichtigen, und alſo ſeinen Verſchmack in Geſchmack umzubilden ſuchen. So viel kommt alſo darauf an, zu wiſſen, weſſen die Stimme ſey, die ſo anmaßend hinter dem Vorhange hervor tönet! —

Ich muß hier, wiewohl ungern, abbrechen; hoffe aber ſowohl dieſen, als auch andere Recenſenten nächſtens in der Akademie, wo es wohlfeiler zehren für mich iſt, als hier, reichlicher zu bewirthen. Denn ich bin Willens, etwas über mich ſelbſt und meine Werke, nicht mir, ſondern der Kunſt zu Liebe, zu ſchreiben.

(Es folgt nun noch die Anzeige, daß nicht der vierte Theil der ohnehin ſo wenigen Subſcribenten auf die neue Ausgabe der Gedichte den Pränumerationspreis eingeſandt habe; zum letztenmal wird der Termin verlängert; findet B. ſich dann nicht wenigſtens einigermaßen gedeckt, ſo will er den geringern, wiewohl für ihn auch nicht unerheblichen Verluſt an Inſertions- und Portokoſten tragen, und Jedem ſein Geld zurückſchicken. „Das Schickſal meiner Gedichte ſey hernach, welches es wolle. Mich gehen ſie weiter nichts an.“) —

Göttingen, den [illegible] März 1791.

G. A. Bürger.

Vertheidigung des Recenſenten.

Nach der ausführlichen Darlegung der Gründe, wornach Recenſent ſein Urtheil über die Bürger'ſchen Gedichte beſtimmte, erwartete er, durch etwas Gedachteres, als durch Autorität, durch Exklamationen, Wortklaubereien, vorſätzliche Mißdeutung, pathetiſche Apoſtrophen und luſtige Tiraden widerlegt zu werden; auch ſchien ihm Hrn. Bürger's Sache in der That nicht ſo ſchlimm, um nicht eine beſſere Vertheidigung zu verdienen. Sehr gerne läßt er ſich gefallen, ſeine Kunſttheorie, wo es auch geſchehe, an der Bürger'ſchen zu verſuchen, wie er denn auch ſein über Hrn. Bürger gefälltes Urtheil nicht gerne für etwas Anderes ausgegeben haben möchte, als für die Ueberzeugung eines einzelnen Leſers, welche er ohne Bedenken nach einer gründlichern Belehrung verlaſſen wird. Dann aber müßten billig, wie bei jedem Ehrenkampfe ſich gebührt, die Waffen gleich ſeyn, und wenn der eine Theil Beweisgründe gebraucht, ſo müßte der andere nicht mit Fechterkünſten ſtreiten. Es gilt hier kein hiſtoriſches Faktum, das nur durch Würdigung der Autoritäten berichtigt und durch Entkräftung der Glaubwürdigkeit (eine Methode, von welcher Hr. Bürger gegen ſeinen Recenſenten Gebrauch macht) verdächtig gemacht wird. Die Rede iſt von Grundſätzen des Geſchmacks und deren Anwendung auf Hrn. Bürger's Produkte. — Jene wie dieſe ſind dem Publikum vor Augen gelegt, welches (nicht etwa nach dem berühmten oder unberühmten Namen des Kunſtrichters, wie Hr. Bürger will, ſondern nach eigenem Gefühl und nach eigener Vernunft) jene Behauptungen prüfen, und den Bericht, den Hr. Bürger davon abzuſtatten für gut gefunden hat, mit den eigenen Worten und dem ganzen Ideengange des Recenſenten zuſammen halten kann. Dieſes Publikum, welches ſich ſeines Wieland's, Goethe's, Geßner's, Leſſing's erinnert, dürfte ſchwerlich zu überreden ſeyn, daß die Reiſe und Ausbildung, welche Recenſent von einem vortrefflichen Dichter fordert, die Schranken der Menſchheit überſteige. Leſer, welche ſich der gefühlvollen Lieder eines Denis, Göckingk, Hölty, Kleiſt, Klopſtock, v. Salis erinnern, welche einſehen, daß Empfindungen dadurch allein, daß ſie ſich zum allgemeinen Charakter der Menſchheit erheben, einer allgemeinen Mittheilung fähig — und dadurch allein, daß ſie jeden fremdartigen Zuſatz ablegen, mit den Geſetzen der Sittlichkeit ſich in Uebereinſtimmung ſetzen und gleichſam aus dem Schooße veredelter Menſchheit hervorſtrömen, zu ſchönen Naturtönen werden (denn rührende Naturtöne entrinnen auch dem gequälten Verbrecher, ohne hoffentlich auf Schönheit Anſpruch zu machen), ſolche Leſer dürften nun ſchwerlich dahin zu bringen ſeyn, idealiſirte Empfindungen, wie Recenſent ſie der Kürze halber nennt, für nichtige Fantome oder gar mit erkünſtelten, naturwidrigen Abſtrakten für einerlei zu halten. Dieſe Leſer wiſſen es ſehr gut, daß die Wahrheit, Natürlichkeit, Menſchlichkeit der Gefühle durch die Operation des idealiſirenden Künſtlers ſo wenig leidet, daß vielmehr durch jene drei Prädikate ihr Anſpruch auf Jedermanns Mitgefühl, d. i. ihre Allgemeinheit bezeichnet wird. Menſchlich heißt uns die Schilderung eines Affekts, nicht weil ſie darſtellt, was ein einzelner Menſch wirklich ſo empfunden, ſondern was alle Menſchen ohne Unterſchied mit empfinden müſſen. Und kann dieß wohl anders geſchehen, als daß gerade ſo viel Lokales und Individuales davon weggenommen wird, als jener allgemeinen Mittheilbarkeit Abbruch thun würde? Wenn ſich Klopſtock in die Seele ſeiner Cidli, Wieland in die Seele ſeiner Pſyche oder Amande, Goethe in den Charakter ſeines Werther, Rouſſeau in den Charakter ſeiner Julie, Richardſon in den ſeiner Klariſſe verſetzt, und jeder dann die Liebe ſo empfindet, ſo uns ſchildert, wie ſie in ſolchen Seelen erſcheinen mußte, haben ſie nicht unter der Bedingung einer idealiſchen Seelenſtimmung empfunden, oder kürzer: ihre eigene Empfindung idealiſirt? Hr. Bürger könnte vielleicht einwenden, daß der Fall ſich verändere, wenn der Dichter in ſeiner eigenen Perſon empfindet und dichtet — dann aber müßte er ganz und gar nicht wiſſen, daß an der ſelbſteigenen Perſon des Dichters nur in ſo fern etwas liegen kann, als ſie die Gattung vorſtellig macht, und daß es ſchlecht um ſeine Dichtungen ſtehen möchte, wenn er das Geſchäft der Idealiſirung nicht zuvor an ſich ſelbſt vorgenommen hatte. Stellte er uns Affekte, wie er unter gewiſſen Umſtänden ſie empfunden, bloß treu und natürlich dar, ſo kann er zwar einen hiſtoriſchen Zweck erreichen und das Publikum von Etwas unterrichten (woran freilich dem Publikum ſo beſonders viel nicht gelegen iſt), das in ihm ſelbſt vergangen. Will er aber einen Kunſtzweck erreichen, d. h. will er allgemein rühren, will er gar die Seelen, die er rührt, durch dieſe Rührung veredeln, ſo entſchließe er ſich, von ſeiner noch ſo ſehr geliebten Individualität in einigen Stücken Abſchied zu nehmen, das Schöne, das Edle, das Vortreffliche, was wirklich in ihm wohnt, weislich zu Rath zu halten und wo möglich in Einem Strahl zu concentriren; ſo bemühe er ſich, Alles, was ausſchließend nur an ſeinem einzelnen, umſchränkten, befangenen Selbſt haftet, und Alles, was der Empfindung, die er darſtellt, ungleichartig iſt, davon zu ſcheiden und ja vor allem Andern jeden groben Zuſatz von Sinnlichkeit, Unſittlichkeit und dergleichen abzuſtoßen, womit man es im handelnden Leben nicht immer ſo genau zu nehmen pflegt. Ehe ein gebildeter Leſer an Liedern Gefallen fände, worin noch der ganze trübe Strudel einer ungebändigten Leidenſchaft brauſet und wallt, und mit dem Affekt des begeiſterten Dichters auch alle ſeine eigenthümlichen Geiſtesflecken ſich abſpiegeln, würde er lieber die Autorität eines Horaz verwerfen, wenn es dem unſterblichen Dichter wirklich hätte einfallen können, durch ſeinen wahren und goldenen Spruch: Weine erſt ſelbſt, wenn du weinen machen willſt, jede wilde Geburt ſeines erhitzten Gehirnes in Schutz zu nehmen. So unentbehrlich iſt eine gewiſſe Ruhe und Freiheit des Geiſtes zur ſchönen Darſtellung ſelbſt der feurigſten Leidenſchaft, daß — ſogar Antikritiken, wie man ſieht, ihrer nicht entrathen können, ohne den beſten Theil ihres Zweckes zu verfehlen! — Und von allem dem will Hr. Bürger nichts wiſſen? Alle dieſe Elemente der darſtellenden Kunſt klingen ihm wie neue Offenbarungen aus den Wolken. Nun wahrhaftig, ein Glück für ihn und ſeine Leſer, daß ſein poetiſcher Genius bisher für ſeine Führerin dachte und ſich ohne Aeſthetik noch ganz leidlich zu helfen wußte!

Der nachdenkende Leſer entſcheide, ob der Verfaſſer der Recenſion ſich deßwegen eines groben Widerſpruchs ſchuldig machte, weil er Individualität an einem Werke der Kunſt nicht vermiſſen will und dennoch eine ungeſchlachte, ungebildete, mit allen ihren Schlacken gegebene Individualität nicht ſchön finden kann. Oder ſollte vielleicht nach Hrn. Bürger's Meinung gerade in dieſer letztern die Originalität und Eigenthümlichkeit enthalten ſeyn, die man mit Recht jedem Kunſtwerke zu einem hohen Vorzug anrechnet? Der Leſer entſcheide wieder, ob Hrn. Bürger die Kunſt zu idealiſiren abgeſprochen wird, wenn Recenſent ausdrücklich nur dieſe

Idealiſirkunſt bei ihm vermißt, wovon er redet, die nämlich, welche jede idealiſche Schöpfung des Dichters im Einzelnen auf ein inneres Ideal von höchſter Vollkommenheit beziehet?

Hrn. Bürger's Sache wäre es geweſen, die Anwendung der vom Recenſenten aufgeſtellten Grundſätze auf ſeine Gedichte, nicht aber dieſe Grundſätze ſelbſt zu beſtreiten, die er im Ernſt nicht wohl läugnen, nicht mißverſtehen kann, ohne Begriffe von der Kunſt verdächtig zu machen. Wenn er ſich gegen dieſe Forderungen ſo lebhaft wehrt, beſtärkt oder erweckt er den Verdacht, daß er ſeine Gedichte wirklich nicht dagegen zu retten hoffe. Dasjenige ſeiner Geiſtesprodukte hätte er nennen ſollen, welchem Recenſent durch ſeinen allgemeinen Ausſpruch Unrecht gethan hat. Wenn Hr. Bürger es für eine ſo unmögliche Sache hält, daß einer ſeiner poetiſchen Mitbrüder ſich ſo ſehr habe vergeſſen können, ein Ideal der Kunſt aufzuſtellen, welches den ſelbſteigenen Produkten deſſelben das Urtheil ſpricht, ſo beweist Hr. Bürger dadurch bloß, wie ſehr ſein Kunſtideal unter dem Einfluß ſeiner Eigenliebe ſtehe, wenn er es nicht gar ſelbſt aus ſeinen eigenen Geiſtesgeburten abgezogen hat. Was der Moralphiloſoph ohne Bedenken von jedem menſchlichen Subjekt und zum Theil ſchon der Erzieher von ſeinem Zöglinge fordert, darf doch wohl die Kunſt von ihren vorzüglichſten Seelen verlangen — und wenn in der Forderung des Moraliſten keine Ungereimtheit liegt, wenn dort die Erhabenheit des Ideals die Beſtrebungen, es zu erreichen, nicht niederſchlagen darf, warum ſollte mit der Kunſt eine Ausnahme gemacht werden, die ihre Forderungen von jenen nur ableitet, deren Ideal unter jenem des Moraliſten großentheils ſchon enthalten iſt? — Immer könnte alſo auch ein Dichter jenes Urtheil über Hrn. Bürger niedergeſchrieben haben, der aber freilich die

Klugheit nicht beſaß, ſeine eigenen Geiſteskinder vor der Strenge dieſer ſeiner Theorie zuvörderſt in Sicherheit zu bringen. Einen ſolchen könnte nur ſchwerlich die Furcht vor Repreſſalien abgehalten haben, offen und frei ſeine Meinung von Hrn. Bürger zu ſagen, und eiferſüchtiger auf die Hoheit ſeiner Kunſt, als auf den Ruhm der Produkte, wodurch er ſich in ſeinem Leben ſchon an ihr mag verſündigt haben, ertheilt er ihm hiemit uneingeſchränkte Vollmacht, bei künftiger Entdeckung ſeines Namens gegen ſeine Geiſtesgeburten ſo viel Vernünftiges vorzubringen, als er fähig iſt. Um ſo mehr glaubt er ſich aber auch befugt, das, was ihm Sache der Kunſt ſchien, gegen das Bürger'ſche Beiſpiel zu verfechten — gegen alle Elegien an Molly und alle Blümchen Wunderhold und alle hohen Lieder, in denen man vom Rabenſtein und von der Folterkammer in das Flaumenbett der Wolluſt entrückt wird, zu verfechten — mit Beſcheidenheit, wie er gethan zu haben hofft, aber freilich nicht mit Schüchternheit. Schüchtern trete der Künſtler vor die Kritik und das Publikum, aber nicht die Kritik vor den Künſtler, wenn es nicht einer iſt, der ihr Geſetzbuch erweitert.

Geſchah es etwa, um den Streit auf fremden Boden zu ſpielen, daß Hr. Bürger die ganze Schaar deutſcher Liederdichter aufbietet, auf dem ganzen Muſenberge „Feuer!" ruft und den Geiſt eines Wieland und ſeinesgleichen zu erſcheinen und zu löſchen beſchwört? Er nehme ſich ja in Acht, den Schatten Samuels zu wecken, ſonſt möchte ihm wie weiland Saul geantwortet werden. Recenſent erinnert ſich, Hrn. Bürger über alle erhoben zu haben, die mit ihm um den lyriſchen Lorbeer ringen. Aber es ringen darum nicht Alle, welche irgend einmal die Fülle ihrer Begeiſterung in einem Liede oder in einer Ode aushauchten, mit Hrn. Bürger um den lyriſchen Kranz, und die ihn ſchon längſt erſiegt haben, ringen auch nicht mehr. Wie ſehr auch endlich Hrn. Bürger's poetiſcher Genius über ſeine Mitkämpfer hervorragt, ſo könnte ihm doch mancher unter ihnen, der ihm an Dichtergaben weicht, in nicht unweſentlichen Stücken der poetiſchen Darſtellung zum Muſter dienen.

Wenn das großgünſtige Publikum Hrn. Bürgers ſeinen Genius für ein noch höheres Weſen halten könnte, als er ſelbſt, welches viel iſt; wenn es weit mehr ſeiner Produkte, als ihm lieb war, mit überaus großem Wohlgefallen aufnahm und mit einem Glauben, der ihn ſelbſt ſchamroth machte, den Feiertanz um ſeine Pagoden anſtellte: ſo wäre das Unglück in der That ſo groß nicht, als Hr. Bürger es macht, mit dem Urtheile dieſes Publikums über ihn ſich einigermaßen im Widerſpruch zu befinden. Auch iſt es nicht nöthig, daß gerade die ganze ſchreibende und leſende Welt ſich geirrt haben muß, wenn Hr. Bürger nicht als reifer und vollendeter Dichter befunden wird. Gerne verwechſelt die Selbſtzufriedenheit des Künſtlers den lauten, brauſenden Zuruf, der ihn gleich bei ſeiner erſten Erſcheinung umtönt, mit dem Urtheil der Welt, und ſo entſcheidet ſich oft der Ruhm eines Schriftſtellers, ehe noch die gewichtigſten Stimmen mit geſprochen haben. Hrn. Bürger's poetiſcher Genius hat dieſe Stimmen keineswegs zu fürchten, und es wird bloß auf etwas mehr Studium ſchöner Muſter und etwas mehr Strenge gegen ſich ſelbſt ankommen, daß auch ſie mit vollem Herzen das Prädikat unterſchreiben, das ihm ohne ſie ertheilt worden iſt. So wenig Recenſent ſich bei Abfaſſung ſeiner Kritik einer andern Leitung als ſeines eigenen Gefühls bewußt war, ſo angenehm überraſchte ihn, was er nachher in Erfahrung brachte, daß er in ſeinem Urtheile über Hrn. Bürger die Meinung einiger der competenteſten Geſchmacksrichter von dieſem Schriftſteller ausgeſprochen habe.

Um übrigens einem beträchtlichen Theile des Publikums etwas Ueberflüſſiges zu ſagen und bei einem andern durch ſeinen unſchuldigen Namen nicht den Beifall zu verwirken, den vielleicht ſeine Gründe fanden, ſey es dem Recenſenten erlaubt, einem Incognito getreu zu bleiben, welches ſeiner Ueberzeugung nach bei literariſchen Kämpfen ſo lange gut und löblich bleibt, als es überhaupt noch Schriftſteller gibt, die dem Publikum auf ihre eigenen und ihres ganzen Standes Unkoſten nicht ſehr erbauliche Komödien zum Beſten geben. Wo mit Vernunftgründen und aus lauterem Intereſſe an der Wahrheit geſtritten wird, ſtreitet man niemals im Dunkeln; das Dunkel tritt nur ein, wenn die Perſonen die Sache verdrängen.

Der Recenſent.

Zur Geſchichte des dreißigjährigen Kriegs.

Der dreißigjährige Krieg.

(1790, 1791 und 1792.)

Die Geſchichte des dreißigjährigen Kriegs erſchien zuerſt vom Jahr 1791 an in drei auf einander folgenden Jahrgängen im Hiſtoriſchen Kalender für Damen (Leipz. bei Göſchen). Es wurden über ſiebentauſend Exemplare verkauft, und Schiller ſchreibt, ſeit vielen Jahren habe keine Schrift nur die Hälfte ſo viel Abgang gehabt. Der Kalender für das Jahr 1791 enthält dieſe Geſchichte bis zum Ende des zweiten Buches (Taſchenausg.

B. 9, S. 2[illegible]; und in diesem Theil ließ der Schriftsteller, als er im Jahr 1802 eine „neue verbesserte Auflage“ veranstaltete, viele Stellen weg, welche wir nachtragen werden. Für das Jahr 1792 konnte Schiller, weil er lebensgefährlich erkrankt war, nur einen Theil des dritten Buches liefern (bis zur Seite 266 der Taschenausgabe), so daß er erst im Kalender für das Jahr 1793 das Ganze vollendete. Da auf diese Weise seine Gabe für den zweiten Jahrgang wenig umfangreich war, so fügte er, gleichsam zum Ersatz, noch drei kurze Biographien von Personen des dreißigjährigen Krieges unter dem Namen **Bildnisse** bei, welche deren Abbildungen zur Begleitung dienten. Ich habe in meiner Lebensbeschreibung Schillers Th. 2, S. 185 f. zuerst den Beweis geliefert, daß diese drei Darstellungen von Schiller sind (eine vierte Lebensskizze, nämlich von Axel Grafen von Oxenstierna, ist nicht von seiner Hand). „Das Lebensgemälde der Landgräfin von Hessen-Kassel, Amalie Elisabeth, ist lebendig, anziehend und mit Neigung geschrieben; das Leben des Kurfürsten Maximilian von Baiern ist dann ins Allgemeine zusammengezogen und nur dem Verstande zugänglich. Die Lebensbeschreibung des Kardinals Richelieu endlich charakterisirt sich durch scharfe Hiebe gegen Priester und Höflinge — zum Zeichen, daß damals beide in der Gunst bei Schiller noch nicht gestiegen waren.“ [1]

---

[1] So charakterisirte ich diese drei Lebensabrisse in meiner Biographie Th. 2, S. 185. Hr. Boas nahm nicht nur diese Stücke in seine Nachträge auf, sondern war auch so artig, meine Beweisgründe und meine Charakteristik (Th. 2, S. 205), nur mit etwas veränderten Ausdrücken, zu acceptiren, ohne meiner mit einem Worte zu erwähnen. So sehr liebt Herr Boas meine Quellen, und eine solche Scheu hat er vor meinem Namen, daß er, die Tabulae votivae nur als Ein Stück gerechnet, gegen vierzig Gedichte, Fragmente und Aufsätze, welche ich zuerst in meiner Biographie Schiller's nachwies und zum Theil aufführte, benutzte, ohne irgend wo (außer Th. 1, S. [illegible], wo er eine hierbei von mir gemachte Bemerkung als die seinige anführt) den zu nennen, dem er doch Einiges verdankt

Wir geben zuerſt die ausgelaſſenen Stellen, und laſſen dann die Bildniſſe folgen.

Taſchenausg. B. 9. S. 12:

„Der Haß der Proteſtanten gegen letzteres kehrte ſich darum auch einſtimmig gegen Oeſterreich, und vermengte nach und nach den Beſchützer mit der Sache, die er beſchützte.“ Jede Kriegsrüſtung des Königs von Spanien oder des Kaiſers mußte nun zum Verderben der Proteſtanten abzielen, jeder Feldzug gegen eines dieſer Häuſer war ein Krieg gegen das Mönchthum, gegen die Inquiſition.

Taſchenausg. B. 9. S. 14:

„Der franzöſiſche Calviniſt hatte alſo mit dem reformirten Genfer, Engländer, Deutſchen oder Holländer einen Berührungspunkt, den er mit ſeinem eigenen katholiſchen Mitbürger nicht hatte.“ Das Glück der niederländiſchen Waffen, welche für ſeine Religion geführt wurden, mußte ihn alſo näher angehen, als die Triumphe ſeines eigenen Landesherrn, welche zum Vortheil des Papſtthums erfochten wurden.

Taſchenausg. B. 9. S. 15:

„Der Däne geht über die Eider, der Schwede über den Belt, um die Ketten zu zerbrechen, die für Deutſchland geſchmiedet ſind.“

Das Religionsintereſſe war es, was dieſe neue Sympathie der Staaten mit Staaten veranlaßte, aber die Wirkungen derſelben wurden bald im Politiſchen gefühlt. Der nämliche Staatenbund, welcher ſtreitfertig da ſtand, dem Religionszwang ſeiner Glieder zu ſteuern, ſicherte ſie eben dadurch vor politiſcher Unterdrückung, denn ohne dieſe war jener nicht möglich. Die Regenten hatten alſo die Hülfsmittel zu ihrer Selbſterhaltung in Bereitſchaft, ohne ſie unter dieſem Namen aufgeboten zu haben; ſie hatten ihre Abſicht erreicht, ohne ſich mit ihren Völkern darüber verſtändigt zu haben. So lange eine gewaffnete Macht die Religionsfreiheit in Deutſchland vertheidigte, ſo lange konnte kein deutſcher Kaiſer die Konſtitution umſtoßen und die Stände des Reichs unterdrücken; ſo lange eine gewaffnete Macht die Reichskonſtitution bewachte, konnte die Religionsfreiheit nicht umgeſtürzt werden. Was den Regenten bloß zu ihrem Zwecke wichtig war, war der Zweck ihrer Unterthanen, was der Zweck der Regenten war, war den Unterthanen das Mittel, den ihrigen zu erreichen.

Taſchenausg. B. 9, S. [illegible]:

„Dem Herren- und Ritterſtande geſtattete endlich Maximilian die freie Ausübung ihrer Religion, doch nur auf ihren eigenen Territorien und Schlöſſern.“ Den Städten und Märkten eine ähnliche Freiheit bewilligen, wäre eben ſo viel geweſen, als die katholiſche Religion ganz und gar aufzuheben; auch waren dieſem Kaiſer durch Spanien und Rom die Hände allzuſehr gebunden, um einen ſo entſcheidenden Schritt zum Vortheil der Evangeliſchen zu thun. Dadurch, daß er ſeine landesherrliche Gewalt gegen die Communen behauptete, daß er ſie von dem Adel iſolirte, daß er die katholiſche Religion in den Städten und Märkten aufrecht erhielt, hoffte er den Fortſchritten der andern hinlänglich begegnet zu haben. „Der unbeſcheidene Schwärmereifer der evangeliſchen Prediger überſchritt dieſes von der Weisheit geſteckte Ziel. Dem ausdrücklichen Verbot zuwider, ließen ſich mehrere derſelben in den Landſtadten und ſelbſt zu Wien öffentlich hören, und das Volk drängte ſich ſchaarenweiſe zu dieſem neuen Evangelium, deſſen beſte Würze Anzüglichkeiten und Schimpfreden ausmachten.“ Die Herren und Ritter öffneten ihre Kirchen dem überall herzu ſtrömenden Volk, ohne das Verbot Maximilians zu achten, der die Religionsfreiheit doch nur auf ſie ſelbſt und die Ihrigen eingeſchränkt hatte. Durch dieſe polemiſchen Kanzelredner wurde dem Fanatismus eine immerwährende Nahrung gegeben, „und der Haß beider, einander ſo nahe ſtehenden Kirchen durch den Stachel ihres unreinen Eifers vergiftet.“

Mitten unter dieſen Mißbräuchen ſtand Maximilian, und ſo unter ſich ſelbſt entzweit, hinterließ er ſeinem Thronfolger die öſterreichiſchen Lande. Die evangeliſche Religion, obgleich durch die Geſetze unterdrückt, war in der That doch die herrſchende, weil ſie unter den Landſtänden herrſchte, die dem Regenten Geſetze vorſchrieben. Sie war auf dem Wege, immer weiter um ſich zu greifen, und von den Proteſtanten im übrigen Deutſchland unterſtützt, die katholiſche endlich ganz zu verdrängen; der Untergang der letztern zog das ganze Haus Oeſterreich in ihren Ruin. Dieſer drohenden Gefahr nun ſetzte ſich Rudolph entgegen und arbeitete durch Liſt ſowohl als durch Gewalt an einer Gegenreformation. Die von den Proteſtanten eigenmächtig in Beſitz genommenen Kirchen wurden geſchloſſen, die Religionsfreiheit des Adels, wo man einen Mißbrauch davon gemacht hatte, eingeſchränkt, die Evangeliſchen unvermerkt von den landſchaftlichen Stellen entfernt, und Katholiken an ihre Stellen geſchoben. Jetzt faßten auch die Prälaten wieder Herz, auf den Landtagen zu erſcheinen, und das Uebergewicht neigte ſich aufs Neue auf katholiſche Seite. Zugleich aber kehrte nun auch das vorige Mißtrauen und die Furcht der Evangeliſchen zurück, und in der gewiſſen Vorausſetzung, daß es auf ihren gänzlichen Untergang abgeſehen ſey, nahmen ſie ihre ganze Wachſamkeit zuſammen, und blickten ſchon von weitem nach auswärtigem Beiſtand umher. Der Zunder einer gefährlichen Empörung lag im Innern des Landes bereit, und erwartete nur den Funken, der ihn in Flammen ſetzte.

Taſchenausg. B. 9. S. 71:

„Je unglücklicher beide Länder ſich fühlten, zu Provinzen einer auswärtigen Monarchie herabgeſetzt zu ſeyn, deſto unüberwindlicher war ihr Beſtreben, einem Herrn aus ihrer Mitte zu gehorchen; und ſo wurde es einem unternehmenden Edelmann nicht ſchwer, ihre Huldigung zu erhalten.“ Rebell gegen ſeinen gegenwärtigen Oberherrn, eilte nun dieſer, durch eine ſtaatskluge Unterwerfung ſich ein Verdienſt bei dem andern zu machen und von ihm die Belehnung zu empfangen. Gerne ertheilte man ihm dieſe, weil man als gewonnen anſah, was der Feind verloren hatte. „Voll Bereitwilligkeit“ ꝛc.

Auf derſelben Seite unten:

„Verwüſtet lag weit und breit das Land, und der gemißhandelte Unterthan führte gleich große Beſchwerden über ſeinen Feind und ſeinen Beſchützer.“ Der öſterreichiſche Soldat betrug ſich als Herr in einem Lande, das er mit ſeinem Blute vertheidigte; den Lebensunterhalt, den man ihm gutwillig nicht reichte, mußte er ſich gewaltthätig nehmen. Gering war die Hülfe, die er leiſtete, und unerträglich der Trotz, womit er ſich dafür bezahlt machte. Die Nachläſſigkeit des Kaiſers, der das Land unvertheidigt, die wichtigſten Aemter unbeſetzt, die dringendſten Vorſtellungen unbeantwortet ließ, veranlaßte auch in dieſem, wie in ſeinen übrigen Ländern, die bitterſten Klagen, und die Habſucht des Fiskus, der Trotz ſeiner Offiziere, die Ausgelaſſenheit ſeiner Truppen machte das Murren allgemein. „Auch in dieſe Länder" ꝛc.

Taſchenausg. B. 9, S. 46 unten:

„Dem Namen Kaiſer, einem Vermächtniß des despotiſchen Roms, klebte damals noch ein Begriff von Machtvollkommenheit an, der gegen das übrige Staatsrecht der Deutſchen den lächerlichſten Abſtich machte, aber nichts deſto weniger von den Juriſten in Schutz genommen, von den Beförderern des Despotismus verbreitet und von den Schwachen geglaubt wurde." Wie konnte es auch anders ſeyn, da ſogar einer der erſten proteſtantiſchen Höfe Deutſchlands verblendet genug war, eine Meinung zu unterhalten, welche die Grundverfaſſung des Reichs über den Haufen ſtürzte?

Taſchenausg. B. 9, S. 55:

„Man vergrößerte die Macht der Katholiſchen; man übertrieb die Gefahr; zufällige Ereigniſſe wurden einem überdachten Plane zugeſchrieben; unſchuldige Vorfälle durch gehäſſige Auslegungen entſtellt, und dem ganzen Betragen der Katholiſchen eine Uebereinſtimmung und Planmäßigkeit geliehen, wovon ſie wahrſcheinlich weit entfernt geweſen ſind." Kein Gerücht war ſo abentheuerlich, keine Beſchuldigung ſo abſcheulich, die man nicht bereitwillig aufgefangen und geltend gemacht hatte. Wäre bei den Katholiken der Wunſch noch ſo mächtig geweſen, den Religionsfrieden zu verletzen, wie er es auch wohl in der That war, ſo hatte man einen ſichern Bürgen an ihrer Schwäche oder Erſchöpfung, daß ſie ihn heilig halten würden. Aber die Proteſtanten, ſcheint es, fürchteten, was — ſie verdienten.

Taſchenausg. B. 9. S. 59 f.:

„Heinrich der Vierte hatte ein halbes Menſchenalter lang das ununterbrochene Schauſpiel von öſterreichiſcher Herrſchbegierde und öſterreichiſchem Länderdurſt vor Augen, den weder Widerwärtigkeit, noch ſelbſt Geiſtesarmuth, die doch ſonſt alle Leidenſchaften mäßigt, in einer Bruſt löſchen konnte, worin nur ein Tropfen von dem Blute Ferdinands des Arragoniers floß.“ Selbſt in den kleinſten Geiſtern aus Habsburgs Geſchlechte war dieſe Leidenſchaft groß, dieſer Trieb gränzenlos in ſeinen beſchränkteſten Köpfen, dieſer einzige Charakterzug ſchlimm in der kleinen Zahl ſeiner vortrefflichen. „Die öſterreichiſche Länderſucht“ ꝛc.

Taſchenausg. B. 9. S. 60:

„Für Europa war kein Friede, für ſeine Staaten kein Gedeihen, kein Plan von Dauer für der Völker Glück, ſo lange es dieſem gefährlichen Geſchlechte überlaſſen blieb, nach Gefallen die Ruhe dieſes Welttheils zu ſtören,“ und wie viel eher war zu erwarten, daß der Wille die Macht, als daß die Macht den Willen überlebte. Noch damals, in ſeiner tödtlich ſcheinenden Entkräftung, koſtete dieſes Haus der europäiſchen Staatengeſellſchaft Tauſende von Menſchen und Millionen an Gelde, um den Schrecken zu unterhalten, um das Gleichgewicht der Macht fortzuſetzen, die ſeine Anmaßungen in Schranken hielt! Wie viel Großes und Treffliches könnte ausgeführt, wie viel Wohlſtand verbreitet werden mit den Kräften, welche ſich jetzt ruhmlos und unnütz verzehrten, um das Habsburgiſche Geſchlecht zu bewachen!

Taſchenausg. B. [illegible], S. [illegible] unten:

„Aber Matthias wurde das Opfer dieſes Streits.“ Die Proteſtanten verweigerten ihm ihre Geldhülfe, und ließen es ihn, den Unſchuldigen, entgelten, daß die Katholiſchen unbeweglich geblieben waren. Indeſſen neigte ſich der Waffenſtillſtand mit den Türken zu ſeinem Ende, ihre Bewegungen wurden immer verdächtiger, eine Ausrüſtung gegen ſie immer dringender. Was der Kaiſer von den Reichsſtänden nicht hatte erlangen können, mußte er nun ſeinen eigenen Landſtänden zu entlocken ſuchen. Unter dieſen, weiß man, herrſchte dieſelbe Religionstrennung, derſelbe Geiſt des Mißvergnügens, wie unter den Ständen des Reichs; dieſelben Schwierigkeiten mußten ſich alſo dem Kaiſer entgegen ſetzen. Die einzelnen Provinzen der öſterreichiſchen Monarchie weigerten ſich, ohne Zuziehung der andern etwas zu beſchließen; ein allgemeiner Landtag aller dieſer Stände aber konnte ſo leicht in eine gefährliche Conföderation gegen den Kaiſer entarten. Dennoch gebot ihm jetzt die Noth, und die Stände von Oeſterreich, Böhmen, Mähren u. ſ. w. wurden in Linz verſammelt. Nichts unterließ der Kaiſer, die Nothwendigkeit eines Türkenkrieges vorzuſtellen; und wie es dazu kam, einen Schluß zu faſſen, hatten die Abgeordneten keine Vollmacht. Fruchtlos, wie der Reichstag, zerſchlug ſich dieſer öſterreichiſche Landtag, und nur das Glück rettete den Kaiſer aus ſeiner Bedrängniß. „Die Türken ſelbſt zeigten ſich geneigt“ ꝛc.

Taſchenausg. B. [illegible], S. [illegible] unten f.:

„Mit Schrecken ſah das proteſtantiſche Deutſchland die Spanier an dem Unterrhein feſten Fuß gewinnen — mit noch größerem Rechte das katholiſche die Holländer über die Reichsgränzen hereinbrechen.“ Religionskriege haben das Eigene, daß die Gränzen der Länder ſie nicht beſchränken, daß ſie auf jedem neuen Boden ſich erneuern, weil auf jedem neuen Boden Feind und Bundesgenoſſe wächſt, und nur die Erſchöpfung des ganzen Anhanges den einzelnen Theil entkräftet. „Im Weſten ſollte ſich die Mine entzünden" ꝛc.

Taſchenausg. Bd. 9. S. 81:

„Gegen die landesherrliche Gewalt ſeyen alle Schritte der Ketzer gerichtet, ſtufenweiſe ſeyen ſie von Trotz zu Trotz bis zu dieſem letzten Angriff hinaufgeſtiegen; in Kurzem würden ſie auch an die noch einzig übrige Perſon des Kaiſers greifen." Alles, was man bis hieher von ihnen erlitten, ſey eine gerechte göttliche Züchtigung für die Schonung, die man gegen ſeine ſchlimmſten Feinde bewieſen; ihr neueſter Aufruhr ein ganz unverkennbares Werk des Himmels, um das Maß ihrer Vergehungen voll zu machen, und die Geduld der Regierung zu erſchöpfen. „In den Waffen allein ſey Hülfe gegen einen ſolchen Feind" ꝛc.

Taſchenausg. B. 9. S. 81:

„Ferdinand verließ ſeine Hauptſtadt nicht, und wollte eben ſo wenig von Bedingungen hören." Die Jeſuiten, muß man geſtehen, hatten ihren Aberglauben in die Bruſt eines Helden geſät, und der gelehrige Zögling beſtand die Probe.

Alle dieſe ausgelaſſenen Stellen gehören dem erſten Buch an. Auch das zweite Buch war noch ganz im Kalender für das Jahr 1791, und dieſer Theil ſchloß mit folgenden Worten (ſ. Taſchenausgabe B. 9. S. 282), welche ich ſchon in meiner Biographie Schillers (Thl. 2. S. 182) mitgetheilt habe:

„Er (Guſtav Adolph) erwählte alſo für ſich ſelbſt den Weg nach Franken und dem Rhein, und überließ dem Kurfürſten von Sachſen die Eroberung Böhmens."

Aber ihn auf dieſem ſiegreichen Gange zu begleiten, verbieten mir die engen Gränzen dieſer Erzählung, die vielleicht ſchon jetzt überſchritten ſind. Ungern verlaſſe ich einen Schauplatz, der an ſchimmernden Thaten immer reicher wird, immer reicher an unſterblichen Männern, überraſchenden Wechſeln des Glücks, verworrenen Schickſalen und wundervollen Kriſen. War die Vorausſetzung nicht zu kühn, die Aufmerkſamkeit meiner Mitbürgerinnen für eine Geſchichte zu erregen, die keinen Reiz hat, als ihre Wichtigkeit, und keinen Schmuck duldet, als die Würde ihres Inhalts, ſo wird Ihr Beifall mich ermuntern, den Faden dieſer Geſchichte im nächſtfolgenden Jahre wieder aufzunehmen.

Taſchenausg. B. 9. S. 276:

„Von dieſem Augenblick an ſchöpfte er eine feſte Zuverſicht zu ſich ſelbſt, und die Zuverſicht iſt die Mutter großer Thaten." Hätte Alexander's Ungeſtüm nicht am Granikus geſiegt, nimmer hätte dieſer Eroberer das perſiſche Reich zertrümmert. „Man bemerkt fortan in allen Kriegsunternehmungen des ſchwediſchen Königs einen kühnern und ſicherern Schritt, mehr Entſchloſſenheit auch in den mißlichſten Lagen," mehr trotzige Verhöhnung der Gefahr, „eine ſtolzere Sprache gegen den Feind" ꝛc.

Taſchenausg. B. 9. S. 244:

„Der beleidigte Papſt ſpottet mit geprängevollen Prozeſſionen und eitlen Anathemen der Verlegenheit Ferdinand's, und ſtatt des geforderten Geldes zeigt man ihm Mantua's verwüſtete Fluren.“ Jetzt wird der hochfahrende Despot ſeine Menſchlichkeit gewahr, und der Abfall ſeiner Freunde, der Ruin ſeiner Bundesgenoſſen, die immer wachſende Gefahr überzeugen ihn von der Richtigkeit ſeiner ſtolzen Entwürfe. „Von allen Enden ſeiner weitläufigen Monarchie“ ꝛc.

Taſchenausg. B. 9. S. 278:

„Mit ſchneller Faſſung erhob ſich der König wieder und beruhigte ſein erſchrockenes Volk, indem er ſogleich auf einem andern Pferde ſeinen Weg fortſetzte.“ Verloren war dieſer warnende Wink ſeines Genius, und unentrinnbar ſollte ihn bei Lützen der Tod ereilen, deſſen Schreckbild ihm an Ingolſtadts Wallen entgegentrat.

Taſchenausg. B. 9. S. [illegible]:

„Man kannte den Feind vollkommen, dem man jetzt gegenüber ſtand, und die Bangigkeit, die man vergeblich bekämpfte, zeugte glorreich für ſeine Stärke.“

Finſterniß bedeckt noch die ſchweigende Ebene, und der zögernde Morgen gibt der Furcht eine grauenvolle Friſt, alle Schrecken des vor ihr ausgebreiteten Grabes zu zergliedern und den vollen Kelch des Entſetzens auszuleeren. Schwer liegt über beiden Schlachtordnungen der Himmel, ſchwerer die Erwartung auf jeder einzelnen Bruſt. „Endlich erſcheint der gefürchtete Morgen“ ꝛc.

Taſchenausg. B. 9. S. 307:

„Und dieſes entſcheidenden Vortheils beraubte er ſich ſelbſt in dem Augenblicke, da er ſich als einen Verbrecher entlarvte.“ Zerreißen mußten alle Bande der Treue zwiſchen ihm und ſeinen Truppen, ſobald ſich die gleich geheiligten

Bande zwiſchen ihm und dem Throne löſten, und die Pflicht, die er ſelbſt verletzt, widerlegt und ſtraft ihn durch den mächtigen Einfluß, den ſie auf den rohen Schwarm ſeiner Krieger behauptet.

Taſchenausgabe B. 9. S. [illegible] am Ende des vierten Buches nach den Worten: „daß ihn dieſer Feind überlebte und ſeine Geſchichte ſchrieb“ folgt folgende Stelle, welche Licht auf das fünfte Buch verbreitet (ſ. Schiller's Leben Th. 2. S. [illegible]).

Guſtav Adolph und Wallenſtein, die Helden dieſes kriegeriſchen Drama's, ſind von der Bühne verſchwunden, und mit ihnen verläßt uns die Einheit der Handlung, welche die Ueberſicht der Begebenheiten bisher erleichterte. Von jetzt an theilt ſich die Handlung unter mehrere Spieler, und die noch übrige Hälfte dieſer Kriegsgeſchichte, fruchtbarer an Schlachten und Negotiationen, an Staatsmännern und Helden, dürfte an Intereſſe und Reiz für meine Leſerinnen deſto ärmer ſeyn.

Da die engen Gränzen dieſer Schrift mir keine ausführliche Darſtellung mehr erlauben, und ich es nicht wagen darf, die Gefälligkeit meiner Leſerinnen durch eine dritte Fortſetzung zu mißbrauchen, ſo mache ich hier der umſtändlichern Erzählung ein Ende, und behalte die Vollendung derſelben einem ſchicklichern Platz und einer freiern Muße vor. Abwechſelung iſt das Geſetz der Mode, und ein Kalender darf, wenn ihm dieſe Göttin ihren Schutz nicht entziehen ſoll, keine Ausnahme davon machen. Nur noch einen flüchtigen Blick erlaube man mir über die zweite noch übrige Hälfte dieſes Kriegs zu werfen, um wenigſtens einen Umriß des Ganzen zu geben, und der Neugier zu halten, was ich der Wißbegierde ſchuldig bleiben muß.

Den Worten der Taſchenausgabe B. v. S. 135: „Die Vernachläſſigung der Felder, die Zerſtörung der Saaten und die Vervielfältigung der Armeen, die durch die ausgeſogenen Länder daher ſtürmten, hatten Hunger und Theurung zur unausbleiblichen Folge, und in den letzten Jahren vollendete noch Mißwachs das Elend" — iſt im hiſtoriſchen Kalender für das Jahr 1793 unter dem Texte noch folgende Anmerkung beigefügt: Im Jahr 1634, demſelben, wo die Unterhandlungen zu Pirna eröffnet wurden, waren die Lebensmittel zu einem ſo hohen Preiſe geſtiegen, daß ein Ei ſechs Kreuzer (damals eine weit größere Summe, als in unſern Tagen), ein Pfund Fleiſch zehn und zwanzig Kreuzer, ein Simmer Haber ſechszehn Reichsthaler, ein Simmer Gerſte dreißig Reichsthaler galt. Ein Huhn wurde mit einem Gulden, ein Nürnbergiſcher Eimer Wein mit zwanzig Thalern bezahlt.

Drei Bildniſſe.

(1792.)

Amalia Eliſabeth, Landgräfin von Heſſen-Kaſſel.

Nach Betrachtung der vielen furchtbaren Gemälde des dreißigjährigen Krieges weilt der Forſcher mit ſtillem Vergnügen bei dem ſchönen Bilde Amaliens Eliſabeth, der großen Tochter Philipp Ludwigs II., Grafen von Hanau. Durch eine liebenswürdige Bildung und durch die Grazie ihrer Sitten iſt ſie die Zierde ihres Geſchlechts, durch häusliche Tugenden das Muſter eines guten Weibes, durch Weisheit und Standhaftigkeit, durch Verſtand und Muth eine große Fürſtin.

Mit den Reizen der Jugend geſchmückt, wurde ſie, im ſiebenzehnten Jahre ihres Alters, 1619 mit dem Landgrafen von Heſſen-Kaſſel, Wilhelm V., vermählt, einem Fürſten, den die Geſchichte einen Vater und Beſchützer der Wiſſenſchaften, einen Vertheidiger der Freiheit und einen Freund Guſtav Adolphs nennt. Acht Prinzen und ſechs Prinzeſſinnen waren die Pfänder ihrer Zärtlichkeit und Treue. Unterdeſſen der Landgraf, in den allgemeinen Krieg verwickelt, an der Spitze ſeines Heeres fechten mußte, ſorgte ſie unermüdet für die Erziehung ihrer Kinder, um noch nach ihrem Tode durch ihre Nachkommen den Unterthanen einen Segen zu hinterlaſſen. Sie hatte ihren Sohn, Wilhelm VI., zu einem vortrefflichen Regenten gebildet, nicht bloß durch Grundſätze, ſondern auch durch ihr eigenes Beiſpiel. Im Jahr 1637, während der Belagerung des Schloſſes Stückhauſen in Oſtfriesland, ſtarb ihr Gemahl in Leer, nicht durch Wunden, ſondern nach den Muthmaßungen des Arztes Laurelius durch Gift. In ſeinem Teſtamente legte er den Beweis nieder, wie ſehr er den Werth Amaliens kannte: ſie wurde darin zur Regentin des Landes und zur Vormünderin ſeiner Kinder beſtimmt. Das Land war am Rande des Untergangs; Amalia und ihre Kinder ſtanden auf dem Punkte, deſſelben beraubt zu werden. Der Kaiſer hatte den verſtorbenen Landgrafen in die Acht erklärt; ſein Freund, Landgraf Georg II. von Heſſen-Darmſtadt, von einem kaiſerlichen Heer unterſtützt, ſollte dieſe Achtserklärung in Ausübung bringen und Regent und Vormund werden. Aber Amaliens Klugheit war ſtärker als die Gewalt des Kaiſers. Sie übernahm die Regierung des Landes, erklärte ſich zur Vormünderin ihrer Kinder, vertheidigte ihr Land, ſetzte den Krieg fort, rettete den Staat vom Untergang durch unerſchütterliche Standhaftigkeit und regierte ihn dreizehn Jahre mit bewundernswürdiger Weisheit und mit unſterblichem Ruhm. Im Jahr 1650 übergab ſie ihrem Sohn die Regierung des Landes, welches ſie nicht nur in eine beſſere Verfaſſung geſetzt, ſondern auch durch ihre Staatsklugheit vermehrt und deſſen Beſitz im weſtphäliſchen Frieden für ihre Nachkommen befeſtigt hatte. Dann widmete ſie ihr Leben der Stille und der Ausübung ihrer Religion. Sie ſtarb 1651.

Wenn man alle Züge dieſer großen und ſchönen Seele einzeln betrachtet hat und ſich dann dem Eindruck des Ganzen überläßt, ſo fühlt man ſich von Liebe und Bewunderung durchdrungen. So einnehmende und feine Sitten, deren Zauber ſelbſt dem Korps diplomatique beim weſtphäliſchen Friedenskongreß unwiderſtehlich war, ſind ſelten mit ſo hohem Muthe und ſo heldenmüthigem Geiſte vereinigt; die beſcheidene häusliche Tugend kommt ſelten neben hohen Heldentugenden empor; das Band der Freundſchaft löſet die Staatspolitik auf; durch die Sorge der Regierung wird die Aufmerkſamkeit der Regenten auf die Veredelung und das Glück ihres Herzens gewöhnlich erſtickt. **Amalia Eliſabeth**, an die Grazie des Lebens gewöhnt, übernimmt die Vertheidigung ihres Landes gegen mächtige Feinde, vermittelſt des Schwerts und der Politik. Sie iſt Mutter ihrer Unterthanen und Mutter ihrer Kinder. In den größten Bedrängniſſen bleibt ſie ihren Bundesgenoſſen, den Schweden, treu. Sie rettet ihre Länder von dem Untergange, wird, ungeachtet eines verwüſtenden Krieges, Schöpferin des heſſen-kaſſeliſchen Staates, wie er noch in unſerm Zeitalter beſteht, und beſchützt aus Ueberzeugung ihres Werthes eine aufgeklärte Religion, der ihr ganzes Herz gewidmet war. Von ihren Unterthanen angebetet, von ganz Europa bewundert, ſteigt ſie, ohne von dieſem Glanze geblendet, ohne von Eitelkeit und Ehrgeiz gefeſſelt zu ſeyn, ſobald es die Umſtände erlauben, von ihrem Fürſtenſitz hernieder, um mit geſammeltem Gemüth und mit ruhigem Geiſte der Stille des Grabes entgegen zu gehen.

So war Amalia Eliſabeth die größte Fürſtin ihrer Zeit, von keiner Fürſtin der Nachwelt übertroffen, vielleicht von wenigen erreicht.

Maximilian, Herzog von Bayern und Kurfürſt.

Maximilian war einer von den wenigen Fürſten, die den Anfang und das Ende des dreißigjährigen Krieges erlebten. Drei Jahre vor ſeinem Tode war das Friedensgeſchäft vollendet, und es hat etwas Rührendes, daß von allen kriegführenden Theilen er der erſte war, der die Waffen niederlegte. Er hinterließ den glänzendſten Namen unter den deutſchen Fürſten dieſes verworrenen Zeitpunkts; er bereicherte ſein Haus mit Ländern und Würden; ſein Einfluß blieb die ganze Zeit des Krieges durch überwiegend; er wußte ſein Anſehen gegen Freunde wie gegen Feinde zu behaupten, und wenn es darauf ankam, zu rächen; er war ein treuer und hülfreicher Bundesgenoſſe, ſeine Anhänglichkeit an die Partei, die er ergriffen hatte, war feſt und gleich, ohne jemals zur Schwäche zu werden; er ließ keine Sünde auf Rechnung ſeiner Freundſchaft hingehen. Feſt, wie dieſe Grundſätze ſeines Lebens, kann das Urtheil der Geſchichte über ihn ſeyn, denn in einer Regierung von ſechsundfünfzig Jahren drückt der Geiſt eines Fürſten ſich endlich ab.

Sein bis zur Erſchöpfung thätiges Leben war ein ewiger Wechſel von wahrem und falſchem Ruhm, von Vergrößerung, von beneidetem Glück und von tiefem, erbitterndem Elend. Seine Länder waren oft der Schauplatz des Kriegs; theils ſetzte ſie Rachſucht gegen Maximilian beſonderen und vorſätzlichen Mißhandlungen aus, theils vereitelten Neider und Nebenbuhler unter ſeiner eigenen Partei mehr als einmal ſeine Vorkehrungen zur Schonung ſeines Volks; wohlthätige Vorkehrungen, wenn ſeine und ſeiner Räthe Abſicht auch nur geweſen wäre, ſein Eigenthum zu ſchonen. Zwiſchen blutiger Gewalt und der ſteifen, ſcheuen Förmlichkeit im Rathe des Höhern, dem er diente, wurde ſein Vortheil, ungeachtet all ſeines Aufwandes an Politik und Kriegskunſt, oft unwürdig geopfert.

Er diente dem Fanatismus und der Eigenmacht in mancher Ungerechtigkeit zum Werkzeug. Er bewies bei mancher Gelegenheit mehr Eigennutz als Sorge für ſeine Ehre, die freilich oft durch die Geringfügigkeit der Gegenſtände ſeiner Habſucht mehr ausgeſetzt wurde, als durch dieſe Leidenſchaft ſelbſt, welche ſo leicht ihren Namen verändern und Ehrgeiz heißen kann. Sein Gewinn in dem fürchterlichen Spiele war ein Gegenſtand des Neids, der Mißgunſt, der Vorwürfe, und er hatte am Ende ſo viel verloren, als jeder Fürſt in Deutſchland. Die müßige, ruhige Spekulation kann nicht leicht eine Möglichkeit erdenken, wie ein weiſer Fürſt in der Epoche eines allgemeinen Krieges zu handeln hat, die damals nicht von einem oder dem andern in der Menge von ſchwachen und unwürdigen Streitern erſchöpft worden wäre. Aber das Elend war ſo allgemein und ſo unvermeidlich, daß Ein abgewehrtes Unheil den Fürſten in jener Zeit ſo hoch anzurechnen war, als in ruhigeren ein beglücktes Land. Wer kann alſo den Herzog von Bayern tadeln für das, was er that? Wer kann ſagen, was er Beſſeres zu thun hatte?

Mäßigung und Standhaftigkeit, Liebe zum Frieden und Talent zum Krieg zeichneten im Ganzen Maximilians öffentliche Handlungen aus. Freilich hatten die deutſchen Fürſten zu wenig ſelbſtſtändige Macht, als daß ihre überlegteſten Pläne nicht in ſteter Gefahr geweſen wären, von den Wechſeln des Glücks zerſtört zu werden. Wer mehr durch den Zufall, als durch eigene Thorheit litt, weſſen Rathſchläge am wenigſten verdarben, wer die Kabinette der größern Mächte gewöhnt hatte, ihn bei ihren Rechnungen nicht auszulaſſen, wenn auch ein gelungener Zug des einen oder des andern Heeres ſeinen Wohlſtand auf eine unüberſehliche Zeit zerrüttete: der war der Größte und Weiſeſte unter ihnen. Dieſer Ruhm kann dem Herzog von Bayern vielleicht nicht ſtreitig gemacht werden; aber an dem Elend jener Zeiten liegt es, daß der Anblick des Weiſeſten und Größten noch immer mehr traurig als erhebend bleibt. In dem allgemeinen Brand ward es dem, deſſen Haus in Flammen aufging, ſelten vergönnt, bei ſich zu löſchen und mit Muße wieder aufzubauen; eine unvermeidliche Nothwendigkeit ſtieß ihn fort, ſeines Nachbars Haus anzuzünden. Die Rolle, die Maximilian erwählt hatte, warf dieſes Loos auf ihn beſonders. Betrachtet man aber dagegen die Verwüſtung anderer deutſchen Länder, deren Fürſten durch Unentſchiedenheit ſich zu ſchützen ſuchten, ſo neigt ſich die Wage auf die Seite Deſſen, der wenigſtens einen Willen behielt und Kraft zum Widerſtand oder zur Rache rettete.

Ueberhaupt war die Epoche des dreißigjährigen Krieges arm an eigentlicher Menſchengröße. Fälſchlich hat man hier die Stimme der Empfindung von der Sache der Vernunft anſchließen wollen; Menſchengröße und Menſchenglück wandeln nicht ſo abgeſondert, als es die Bewunderer jener Generationen zu glauben ſcheinen. Guſtav Adolph allein fühlte den Krieg als Menſch, beſchloß ihn als König und führte ihn als Held. Aber der Krieg zehrte ſeine kurze Laufbahn auf, und das Schickſal vergönnte der Menſchheit den ganzen Anblick ſeiner Größe nicht. Einen deſto unbegränzteren Wirkungskreis ließ es dafür einem Religionseifer, der, hinter bürgerliche Rechte und politiſche Konſtitutionen, hinter wechſelſeitige Klagen über Eigenthumsverletzungen verſteckt, nicht weniger gefährlich, nicht weniger wüthend war; einer Politik, die durch ihre Mittel ſelbſt, Verwirrung und Zerſtörung, ihrer Abſichten nie ſicher blieb; einer Sucht nach Vergrößerung und Unterjochung, die, ſeitdem ſie mehr in den Kabinetten der Fürſten ſich fortpflanzte, als in ihrem Geiſte aufſtieg, die Kennzeichen der Schwäche und der Hartnäckigkeit angenommen hatte. Durch dieſe unnatürlichen Triebfedern wurden freilich übermenſchliche Kräfte in Bewegung geſetzt, um der tiefen Erſchöpfung, dem allgemeinen Lechzen nach Ruhe und Frieden zu trotzen. Große Talente traten auf, um jenem bis zur Konvenienz herabgeſunkenen Ehrgeiz zu fröhnen oder zu widerſtehen, und in der langwierigen Uebung nahmen ſie an Umfang und Stärke beträchtlich zu. Aber ſo gewiß der Vertrag zwiſchen den Fürſten und den Völkern nicht Selbſtzerſtörung zum Zweck hat, ſo gewiß gebührt der höchſten Anſtrengung der Sklaverei mehr Mitleid als Bewunderung, und durch die Verkettung von entarteten Trieben und Leidenſchaften, die dieſen Krieg ſo unnatürlich verlängerten, ging in der Anſtrengung ſelbſt überhaupt, und meiſtens in dem Zweck derſelben, die Größe verloren.

Die Geſchichte gewinnt bei dieſem Geſichtspunkt, was ihre Helden einbüßen; daher wird eine gedrängte Ueberſicht von Maximilians Leben unſer Nachdenken und unſere Theilnehmung noch erwecken, wenn er ſelbſt auch unſerer Bewunderung weniger werth befunden worden iſt.

Ein wichtiger Zug in dieſem Fürſten iſt, daß er den Gefahren einer ſo zweckwidrigen als ſorgfältigen Erziehung entging. Pedanterie und Frömmelei bezeichneten alle Anſtalten ſeines Vaters zur Bildung dieſes Sohnes, den er ſehr früh zur Regierung beſtimmte; ſein Panegyriſt Adlzreiter führt mit der beſten Meinung von der Welt lauter Details von ſeinen Kinderjahren an, die eine kleinliche, abergläubiſche und folglich tyranniſche Regierung erwarten laſſen. In ihm ſelbſt mußte alſo eine andere Bildung vorgehen, welche ihn die Gewohnheiten der Frömmigkeit von ſeinen politiſchen Handlungen ſehr wohl abſondern lehrte, wo ſie nicht gerade damit verbunden bleiben konnten. Der Erzherzog Ferdinand, nachmals Kaiſer Ferdinand II, theilte zu Ingolſtadt die väterliche Pflege Herzog Wilhelms von Bayern mit Maximilian; glücklich, wenn er ſeinen Geiſt von dem Fanatismus nicht mehr hätte unterjochen laſſen, als ſein Mitſchüler. Indeſſen mögen dieſe zuſammen verlebten Jugendjahre mit als ein Grund zu Maximilians thätiger Anhänglichkeit für das öſterreichiſche Haus anzuſehen ſeyn, zumal da unter Ferdinands Nachfolger die Einigkeit zwiſchen dem Kaiſer und ſeinem erſten Alliirten, Maximilian, zuerſt zu wanken anfing.

Wilhelm hatte nun alle Mühe angewandt, ſeinen Sohn zu dem frömmſten, gelehrteſten und — weiſeſten Fürſten zu bilden; er hatte ihn verſchiedene Reiſen thun laſſen, unter andern eine nach Rom, deren Abſicht war, die Schwellen der Apoſtel zu begrüßen, auf welcher aber des Jünglings glücklicher Verſtand vielleicht eben ſo viel zur Vermehrung ſeiner Staatsklugheit, als zur Gründung ſeines Seelenheils geerntet haben möchte. Entſchloſſen, den Ueberreſt ſeines Lebens einer frommen Abgeſchiedenheit von allen weltlichen Geſchäften zu weihen, trat Wilhelm 1596 dem dreiundzwanzigjährigen Maximilian die Regierung ſeiner Länder ab.

Die Uneinigkeiten und Neckereien zwiſchen den Religionsparteien, die natürliche Rivalität zwiſchen den bayeriſchen und pfälziſchen Häuſern, und die aus dem Vorwand der Glaubensverſchiedenheit hinzukommende wechſelſeitige Erbitterung beſchäftigte, wenigſtens mittelbar, den jungen Herzog von Bayern ſchon in den erſten Jahren ſeiner Regierung. Aber die Exekution des einſeitigen und parteiiſchen Urtheilsſpruchs gegen die Reichsſtadt Donauwörth, die ihm 1607 von dem Kaiſer übertragen wurde, war der erſte Auftritt, durch welchen Maximilian ſeine wichtige Rolle bei dem katholiſchen Religionstheil übernahm. Die Stadt blieb ihm für die Exekutionskoſten verpfändet; zum großen Verdruß der Proteſtanten, aber in einer ſehr natürlichen Folge der deutſchen Reichsjuſtiz, welche die Mächtigeren als Schergen gegen die Schwachen aufruft, und die Beſoldung für dieſes ehrenvolle Amt zu den Prozeßkoſten des verlierenden und geſchlagenen Theils rechnet; einer Juſtiz, welche das Fauſtrecht der Handlanger der exekutiven Gewalt mit den Mitteln und dem Weſen einer ſouveränen Macht vereinigt.

Man würde vergebens hier einen hellen Punkt aufſuchen, wo Maximilians Entſchlüſſe und Thaten reiften und aufgingen, wo ſeine Motive ſich entwickelten. Die proteſtantiſche Partei, hier unterdrückt, dort widerrechtlich an ſich reißend, war in der That und im Herkommen die ſchwächere; auch war bei den Angriffen der Reformation mehr Verſchiedenheit und Uneinigkeit, als bei dem Widerſtand des althergebrachten Glaubens, ihre Anhänger hielten weniger zuſammen, als die Katholiken, denn der Gemeingeiſt ſtellt ſich nur über veraltete Vorurtheile zur Wache. Formen und Verträge mußten alſo erſetzen, was dem Weſen der Sache abging; die Union der Proteſtanten ging der katholiſchen Ligue voran. Friedrich V., Kurfürſt von der Pfalz, war an ihrer Spitze; die erſte Stelle bei der katholiſchen Ligue wurde Maximilians natürlicher Platz.

Das Menſchengeſchlecht war nun doch ſo weit erwachſen, daß die politiſche, mäßigere Anhänglichkeit eines Fürſten wie Maximilian der Sache Roms weit weſentlichere Vortheile bringen konnte, als unbedingter Fanatismus. Wäre Ferdinand als Kaiſer geblieben, was Maximilian als mächtiger Reichsſtand war, ſo hätte das Reich ſchwerlich dreißig Jahre geblutet, und ſchwerlich wäre die Religionsgleichheit aufgekommen. Die Geſchichte und das Leben geben uns häufig Beiſpiele von dem Schickſal, das Friedrichs und Maximilians wechſelſeitiges Verhältniß beſtimmte. Jener erlag zeitlebens einer gewiſſen negativen Superiorität des Herzogs von Bayern und verlor Glück und Ehre an einen Gegner, deſſen Stärke hauptſächlich nur in Kälte und Eigennutz beſtand. Maximilian hingegen wußte ſich unverrückt in dem Vortheil zu erhalten, in welchen Friedrichs Unſtern und Ungeſchicklichkeit bei friedlichen Unterhandlungen wie bei offenbarem Krieg ihn ſetzte. So geſchah es, daß Gewalt und Unbilden immer auf Friedrichs Seite blieben, und daß Maximilian, der ſeine Größe auf dem Verderben dieſes unglücklichen Fürſten gründete, jeden Schein von Mäßigung, von Schonung, von redlicher Meinung mit den zweideutigen und darum ſicheren Fortſchritten ſeines Ehrgeizes verband.

1617 hatte Friedrich den Herzog von Bayern zu bereden geſucht, dem Erzherzog Ferdinand die Nachfolge im Reiche ſtreitig zu machen; aber Maximilian ließ ſich von dem unreifen Vorſchlag nicht blenden, er kannte den Kreis beſſer, in welchem er ſich wirklich vergrößern und ſeine Macht erweitern konnte, und das Verdienſt, nach einer Kaiſerkrone nicht lüſtern geweſen zu ſeyn, behielt er obendrein. Friedrich übernahm mit der böhmiſchen Krone ein Loos, dem er nicht gewachſen war; die meiſten ſeiner Bundes- und Glaubensgenoſſen ſelbſt waren wohl in dem Fall, einen glücklichen Ausgang ſeiner kühnen Unternehmung zu benutzen, aber nicht durch ihre Unterſtützung ihn zu ſichern, oder auch nur das Strafgericht des bevortheilten rechtmäßigen Eigenthümers abzuwehren, der die bayeriſche Hülfe mit den Ländern und Würden des treuloſen Vaſallen bezahlte. Auf dieſe Art wurde Friedrich V. von Maximilian erſt wohlmeinend gewarnt, dann ohne Mühe geſchlagen, und endlich durch Urtheil und Recht geplündert.

Die Kaiſerlichen und die Bayern gewannen vereinigt die Schlacht am weißen Berge (1620); aber zur Ehre des Feindes gereicht es nicht, daß die beiden ſiegenden Theile ſich nach der Schlacht einander Fehler verwarfen, durch welche ſie hätte verloren gehen ſollen. Von dem kindiſchen Wagſtück, ſich zum Feind einer ſo entſchieden überlegenen Macht aufgeworfen zu haben, trug Friedrich nichts als den entehrenden Namen des Winterkönigs davon. Aber Maximilian, dem Ferdinand nunmehr den Beſitz ſeiner empörten ober- und unteröſterreichiſchen und böhmiſchen Länder verdankte, hatte durch die Bedingungen, unter welchen er die Truppen der katholiſchen Ligue dem Dienſt des Kaiſers widmete, den Ruhm und den Vortheil erlangt, ein gefährlicher Freund eben dieſer Macht zu werden.

Friedrich war ſo tief geſunken, und die kaiſerliche Macht durch ſeinen Fall ſelbſt ſo überwiegend geworden, daß die Fürſten, die es am beſten mit ihm meinten, ſich begnügen mußten, von dem Reichstag zu Regensburg wegzubleiben, wo (1623) ſeine Kurwürde auf den Herzog von Bayern übertragen wurde. Einigen ſeiner Verwandten und Mitſtände lag es ohnehin näher, mit dem Herzog von Bayern um die ſchöne Beute zu wetteifern, als dem eigenmächtigen Verfahren des Kaiſers zu widerſtehen; und der Neid auf Maximilians Glück verſchlang die Furcht vor den Gefahren, mit welchen Ferdinands feierlicher Deſpotismus dem Reiche drohte. Den Herzog von Bayern ſelbſt trifft der Vorwurf dieſer Blindheit nicht, denn ſeine Vergrößerung, die hier mit den Eingriffen der kaiſerlichen Gewalt Hand in Hand ging, bildete zugleich ein Gegengewicht für dieſe Gewalt. Dieſer Sinn lag bei ſeinem Verhältniß mit dem Kaiſer ſtets ſehr deutlich in der immer wachen Vorſicht auf ſeiner und der immer regen Eiferſucht auf der öſterreichiſchen Seite.

Es war für Maximilian genug, daß er im Reiche ſelbſt und von ſeinen Mitkurfürſten anerkannt wurde; die Werbungen fremder Mächte und ihre Bündniße gegen den Unterdrücker Friedrichs konnten ſeinen Einfluß nur vergrößern und ſeine Perſon, als Anführer der katholiſchen Ligue, dem öſterreichiſchen Hauſe nothwendiger machen. Durch dieſe Verwendungen konnte der Krieg allgemeiner und langwieriger werden, aber Friedrichs Lage erleichterten ſie nicht, da ſeine Feinde in Deutſchland freies Feld behielten; und während daß ſein Intereſſe zu dem Spiel auswärtiger Kabinette den Namen mit hergab, bot er vergebens zu den nachtheiligſten Friedensvorſchlägen die Hände, die ein Kapuziner, Namens Franz de Reta, im Namen Ferdinands und Maximilians im Haag ihm gethan hatte, und die jetzt, bei einer ſo günſtigen Wendung der Dinge, zugleich mit dem zweideutigen Agenten von beiden Fürſten verläugnet wurden.

Maximilians Rechnung für die Kriegskoſten bei der Unterwerfung von Ober- und Unteröſterreich betrug dreizehn Millionen Gulden, für welche der Kaiſer ihm Oberöſterreich verpfändet hatte; aber Friedrich hatte dem Kaiſer nach der böhmiſchen Krone getrachtet; nichts war alſo natürlicher, als daß ſeine verfallenen Güter für kaiſerliches Eigenthum gelten und die Hypothek einlöſen mußten. Die Sache der kaiſerlichen Machtvollkommenheit gewann für den Augenblick durch Maximilians Beiſtand, vorzüglich in einzelnen konſtitutionsmäßigen Exekutionen, immer mehr; die Sache der Religion that ebenfalls in den pfälziſchen Ländern, die Maximilian ſtatt Oberöſterreichs überkam, wunderbare Fortſchritte; und Maximilian ſchlug in der allgemeinen Verwirrung das ſicherſte Mittel ein, um von einer Macht nicht verſchlungen zu werden, die nur durch den von ihr ſelbſt aufgerufenen Beiſtand aufgewogen werden konnte.

Maximilians Ehrgeiz hielt mit den Umſtänden immer ſo gleichen Schritt, daß es ſchwer ſeyn würde, zu beſtimmen, wie weit ſich jener ausgedehnt hatte, wenn dieſe noch mehrere und größere Verſuchungen ihm dargeboten hatten. Er, ein geborner Fürſt, ſpielte bloß die Rolle, welche die Politik ihm anwies; aber ſeinen gemeſſenen Gang ſtörte ein Mann, bei welchem der Trieb des Ehrgeizes viel leidenſchaftlicher und unbändiger war, ein Mann, der mit allen ſeinen Kräften aus ſeinem Kreiſe hinausſtrebte, und auf den Gränzen ſeines Zeitalters ſeine ungeheuern Entwürfe gründete. Wallenſtein war Maximilians böſer Genius. Auf dem Kurfürſtentage zu Regensburg (1630) wurde dieſer gefährliche Nebenbuhler zwar entfernt; aber die Gewalt, die er durch Gewalt erworben hatte, konnten keine Hof- und Reichskabalen ihm entreißen; ſeinen Ruhm vertilgte man nicht, der ihn laut zurückforderte, als Maximilians Feldherr, Tilly, in dem ſchwediſchen Kriege des Sieges entwöhnt wurde, und Guſtav Adolph auftrat, dem man nicht Helden genug entgegenſetzen konnte. Maximilians Bemühungen, mit der Entlaſſung Wallenſteins und ſeines Heeres zugleich den Frieden in Deutſchland zu bewirken, mochten bei dem Ungewitter, das ſchon aus Norden herandrohte, die Beſorgniß, daß der wachſende Krieg Wallenſteins Dienſte unentbehrlich machen würde, mit zum Grunde haben. So gelang ihm freilich der erſte ſeiner Entwürfe nur auf eine kurze Zeit, da der andere an der hartnäckigen Rechtglaubigkeit, an dem ungeſchickten Uebermuth des kaiſerlichen Raths ſcheiterte; und Wallenſtein erſchien wieder, ſtolzer durch dieſen Triumph, und furchtbarer, weil beſtimmte Rachſucht ihn entflammte.

Die Entlaſſung der Wallenſtein'ſchen Truppen und ihres Anführers war freilich durch ihre Art zu ſubſiſtiren zum Theil eine Sache der Nation geworden; dann hatte aber Deutſchland an Tilly's erweiterter Macht mehr gewinnen müſſen, und bei Maximilians eifrigem Antheil an den Klagen des Reichs über die Verwüſtungen der Wallenſtein'ſchen Armee, hatte Magdeburg und die ſächſiſche Allianz mit Schweden nicht auf die Rechnung der ſeinigen und ſeines Feldherrn kommen müſſen.

Wallenſteins Art zu dienen war für die öſterreichiſchen Finanzen ſehr einträglich, da ſeine Truppen im Namen des Kaiſers fochten, ohne in ſeinem Sold zu ſtehen, ſondern von dem Glück ihres Anführers lebten. Tilly's Unfälle und die Fortſchritte der Schweden entkräfteten alle Mittel, die

Maximilian anwandte, um Wallenſteins Wiedereinſetzung (1632) zu verhindern; und bis der Kaiſer die Erfahrung machte, was ein ſo wohlfeiler Heerführer ſeinem Herrn doch koſten kann, trugen die bayeriſchen Erbländer die volle Strafe für den Haß und die Eiferſucht ihres Fürſten.

Guſtav Adolph ſelbſt war in Deutſchland oft als Feind willkommen, wo die deutſchen Truppen und Feldherren als Freunde verflucht wurden; ſeine Menſchlichkeit und ſein Edelmuth verläugneten ſich auch bei ſeiner perſönlichen Erſcheinung in Bayern nicht. Aber nachdem Tilly an ſeinen Wunden geſtorben war, mußte Maximilian mit Wallenſtein gemeinſchaftlich handeln; und wenn auch jener alte Groll die kriegeriſchen Operationen des letztern nicht immer zu Maximilians perſönlichem Nachtheil geleitet hatte, ſo fielen doch jetzt in dem Ganze des Krieges die Rückſichten weg, welche Tilly, ſelbſt mit Hintanſetzung der gemeinen oder der öſterreichiſchen Sache, auf den Vortheil des Fürſten, dem er unmittelbarer angehörte, vielleicht behalten hatte.

In dem Syſtem des kaiſerlichen Hofes war es natürlicher Weiſe nicht, ſich Maximilians gegen den übermüthigen Generaliſſimus anzunehmen; und Wallenſtein, deſſen glücklichem Stern man entweder folgen oder ſich von demſelben erdrücken laſſen mußte, gefiel ſich darin, ihn durch ſeine Anſchläge offenbar aufzuopfern und durch ſein Betragen ausgeſucht zu demüthigen. Treuherzig genug ſind die eigenen Worte des Kurfürſten, die Adlzreiter aus ſeinem Munde ſelbſt gehört zu haben erzählt, als er von Nürnberg zurückkam, wo er mit Wallenſtein den Schweden gegenüber geſtanden hatte: Ego vero, erwiederte er auf die Glückwünſche zu ſeiner Rückkehr, ego vero a Friedlando bene mortificatus redeo."

Der völlige Untergang des Kurfürſten von Bayern und der katholiſchen Ligue, auf welcher ſeine Macht und ſein Einfluß gegründet waren, diente dem Herzog von Friedland zugleich als Mittel zu weit größeren Entwürfen. Noch zur rechten Zeit für Ferdinand wurden ihm die Augen geöffnet. Wallenſtein fiel 1634, ein Opfer ſeiner Ehrſucht: aber ſeine Rache überlebte ihn; denn Maximilian bekam es nicht wieder in ſeine Gewalt, den Krieg von ſeinen Erbländern abzuleiten, und die Kräfte, mit welchen er ſonſt nach dem entſchiedenen Uebergewicht in der Politik des deutſchen Reichs geſtrebt hatte, mußten nun größtentheils zu ſeiner Vertheidigung, und oft zu ſeiner Rettung verwandt werden.

Eine Seuche, die 1634 in Bayern ſo wüthete, daß ſie in München allein fünfzehntauſend Menſchen hingerafft haben ſoll, nimmt freilich in der Geſchichte dieſes Fürſten wenig Raum ein; aber ſie vollendet ein gewiſſes Bild von Zerrüttung, das mitten unter der Verwirrung von Kriegsgetümmel und unendlichen Negotiationen in der letzten Hälfte ſeiner Regierung den Geiſt beſchäftigt.

Friedrich lebte nicht mehr; Ferdinand III. war ſeinem Vater nachgefolgt; achtzehn mühevolle Jahre waren ſeit dem berühmten Regensburger Reichstag verfloſſen, als 1641 für das pfälziſche Haus die Unterhandlungen wieder lebhafter angeknüpft wurden und eben ſo fruchtlos, an eben den Hinderniſſen als vorher ſich zerſchlugen. Je mehr Aufwand aller Art jedem Theile ſein beſonderes Intereſſe gekoſtet hatte, deſto hartnäckiger beſtand er darauf; und das Blut, das darum gefloſſen war, bezahlte ſich immer mit neuem Blute.

Die zwei letzten Jahre des Krieges waren für Maximilian reich an Begebenheiten und unvermeidlichen Unglücksfällen. Zur Betreibung des Friedensgeſchäfts ſchien ein vorläufiger Waffenſtillſtand nothwendig zu ſeyn; aber von Seiten des Kaiſers erhoben ſich dabei immer neue Schwierigkeiten, auf deren Beendigung der kaiſerliche Hof um ſo weniger ernſtlich bedacht war, als es nur Maximilians Länder waren, die zunächſt unter den Folgen der fruchtlos zerſchlagenen Unterhandlung leiden mußten. Die fortwährenden Rückſichten der franzöſiſchen Politik auf den bayeriſchen Hof boten in dieſem Verhältniß dem Kurfürſten eine Stütze dar, die er dem Kaiſer zum Trotz ergreifen konnte. Er that, was er ſich und ſeinem Lande ſchuldig war, und ſchloß (1647), hauptſächlich durch franzöſiſche Vermittelung, einen abgeſonderten Waffenſtillſtand. Der Kaiſer empfand es ſehr übel, daß hiedurch der Krieg von Bayern ab in ſeine Lande geleitet wurde, und ſchlug alle Mittel ein, ſeinen Alliirten in ein ſolches Gedränge zu bringen, daß er wieder zu ihm zurückkehrte. Die kaiſerliche Politik ſpann Verſchwörungen unter Maximilians Offizieren an, reizte den Feind zum Mißtrauen und zu neuen Drohungen, ließ es ſelbſt an oberherrlichen Verfügungen gegen den einſeitigen Schritt des Kurfürſten nicht fehlen und untermiſchte dieſes ganze Gewebe mit freundſchaftlichen Unterhandlungen. Den Vorwürfen des Kaiſers, ſeinen ſcheinbar rechtlichen Schritten, den Verbrechen ſeiner eigenen Offiziere, den argwöhniſchen Schwierigkeiten der Feinde ſetzte Maximilian Muth und Würde entgegen; aber mit ſeinem mächtigen Bundesgenoſſen entzweit, und durch die Nothwendigkeit dem Feinde ſo verdächtig, daß er ſeines Angriffs immer gewärtig ſeyn mußte, blieb ihm nichts als die Wahl zwiſchen Uebeln, deren kleinſtes doch war, was von dem Glück der Waffen abhing. Er kündigte den Stillſtand auf und vereinigte ſeine Truppen wieder mit den kaiſerlichen.

Die durch Wallenſtein in der vereinigten kaiſerlich-bayeriſchen Armee ausgeſtreuten Keime von Parteiſucht, von

Uneinigkeit, von Verrätherei gehörten unter die ſchlimmſten Folgen, die aus dem ehemaligen Verhältniß zwiſchen dieſem Feldherrn und dem Kurfürſten von Bayern fortdauerten. So wenig Maximilian ſich jetzt abgeſondert erhalten konnte, ſo gut wußte er, daß ſeine Truppen, mit den kaiſerlichen verbunden, ſelten glücklich waren; und er ſelbſt hatte dieſen Grund mit angeführt, um den Schweden ſeine Aufrichtigkeit in der Trennung von dem Kaiſer zu belegen.

Eine Verſöhnung nach dem offenbaren Bruch war nicht dazu gemacht, mehr Harmonie in die Maßregeln der vereinigten Armee zu bringen. Aber es war der Druck der Nothwendigkeit, unter welchem Maximilian erlag: Bayern mußte dem Feinde preisgegeben werden, und der ausgehende Krieg (1648) ſchüttelte noch vollends alle ſeine Schrecken auf das unglückliche Land und den alten Fürſten aus, der vor dem Brand und der Verwüſtung mit ſeinem ganzen Hofe von Stadt zu Stadt flüchtete.

Die berühmten Aequivalente und Satisfactionen des weſtphäliſchen Friedens tröſteten nunmehr alle Fürſten und Völker für die dreißig Jahre allgemeinen Elendes. Dem ſiebenundſiebenzigjährigen Maximilian ließ der Tod noch ein paar Jahre Friſt, in der ungewohnten Ruhe des Friedens die öde Erſchöpfung ſeines Landes zu betrachten.

Armand Jean du Pleſſis, Kardinal Herzog von Richelieu.[1]

„Richelieu's Geburt war glänzend; aus ſeiner Jugend ſchon blitzten Funken ſeines Verdienſtes hervor. Er zeichnete ſich in der Sorbonne aus, und man ward die Kraft und die Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes ſehr früh gewahr. Er wußte ſich gewöhnlich ſehr gut zu entſchließen. Er hielt auf ſein Wort, wo ein großes Intereſſe ihn nicht zum Gegentheil zwang; und auch dann vergaß er nichts, um den Schein der Treue zu retten. Ohne freigebig zu ſeyn, gab er mehr als er verſprach, und würzte ſeine Wohlthaten mit bewundernswürdiger Kunſt. Den Ruhm liebte er mehr, als die Moral es erlaubt; aber geſtehen muß man es, die Rechtmäßigkeit ſeiner innern Anſprüche ging bei dieſem Manne gleichen Schritt mit der ſündlichen Uebertreibung, die er ſich in dem Ziel ſeines Ehrgeizes erlaubte. Herz und Geiſt waren an ihm der Gefahr nicht überlegen, hinter ihr zurück blieben aber beide auch nicht; und man kann ſagen, daß er ſie durch ſeine Klugheit öfter abwehrte, als durch ſeine Standhaftigkeit überwand. Freunde konnten auf ihn rechnen, und ſelbſt beim Publikum wünſchte er beliebt zu ſeyn; auch fehlte es ihm dazu weder an Höflichkeit, noch am Aeußerlichen, noch an andern Eigenſchaften, die geſchickt ſind, dieſen Zweck zu erreichen; nur ein gewiſſes unbeſtimmbares Etwas ging ihm ab, das hierin ganz vorzüglich erfordert wird. Durch ſeine Gewalt und ſeine fürſtliche Pracht verdunkelte er die perſönliche Majeſtät des Königs; aber er verſah das königliche Amt mit ſo vieler Würde, daß ein mehr als gemeiner Sinn nöthig

---

[1] Anmerkung Schiller's. Richelieu, einer von den ſeltenen Menſchen, welche die Natur mit außerordentlichem Genie, und günſtige

---

Umſtände mit vieler Macht begabt haben, ſetzte durch ſeine Politik zur Zeit des dreißigjährigen Krieges beinahe ganz Europa in Bewegung. Er wollte das Anſehen Frankreichs erheben und deshalb das Haus Oeſterreich ſchwächen. Aus dieſem Grunde unterſtützte er die Proteſtanten in Deutſchland, ermunterte Guſtav Adolph zum Kriege gegen den Kaiſer und half dem Herzog Bernhard von Weimar mit Truppen und Geld. Wegen ſeines großen Einfluſſes hat man ſein Bildniß der Geſchichte dieſes Krieges beigefügt.

war, um das Gute und das Schlimme in dieſem Punkt nicht zu verwechſeln. Niemand hat ſo richtig als er zwiſchen dem Guten und dem Beſſern, dem Böſen und dem Schlimmern zu unterſcheiden gewußt; und dieß iſt eine große Eigenſchaft an einem Miniſter. Er verlor bei den Kleinigkeiten, welche die Einleitung zu großen Dingen machen, zu leicht die Geduld; mit dieſem Fehler aber, der von der Erhabenheit des Geiſtes herrührt, ſind immer Kräfte verbunden, die demſelben abhelfen. An Religion fehlte es ihm für dieſe Welt nicht; ſeine Neigung oder ſein Verſtand trieben ihn zum Guten, ſo oft ihn ſein Vortheil nicht aufforderte, das Böſe zu thun, das er vollkommen kannte, wenn er es that. Er betrachtete den Staat nur für ſeine Lebenszeit; doch hat nie ein Miniſter ſich ſo eifrig bemüht, die Menſchen glauben zu machen, daß er auf die Zukunft des Staats Bedacht nehme. Kurz, wir müſſen bekennen, daß ſeine Laſter durch ſeine erhabene Stelle leicht ein glanzendes Gepräge erhalten konnten, weil ſie ſo beſchaffen waren, daß ſie großer Tugenden zu Werkzeugen bedurften.

„Ein Mann, der ſolche Eigenſchaften, und von denen ſelbſt, die er nicht beſaß, den Schein ſo täuſchend hatte, mußte ſich bei der Welt leicht in jener Art von Ehrfurcht erhalten, welche die Verachtung von dem Haß abſondert, und in einem Staat, der keine Geſetze mehr hat, auf einige Zeit wenigſtens ihren Mangel erſetzt.“ —

Dieſe kraftvolle und warme Schilderung des Kardinals Richelieu, die wir aus den Memoires de Retz gezogen haben, überhebt uns um ſo mehr, von dem öffentlichen Leben dieſes außerordentlichen Mannes und von dem Charakter ſeiner Staatsverwaltung zu ſprechen, als unſere weiteren Betrachtungen über dieſen Stoff, aus dem Zuſammenhang der

Weltgeſchichte geriſſen und in den engen Raum, der uns hier vorgezeichnet iſt, gedrängt, unzulänglich oder dunkel bleiben würden. Auch ſeine perſönlichen Eigenſchaften hat der Kardinal Retz hier nur in Verbindung mit ſeiner glänzenden Regierung aufgeſtellt; die Immoralität des Despotismus, der Anmaßung, der Selbſtſucht, verſchwindet bei dieſem Geſichtspunkt in der Energie und der Würde, mit welcher der unumſchränkte Miniſter den Scepter ſeines Herrn geführt hat. Frau von Motteville (Hofdame der Königin Anna von Oeſterreich) vergleicht ſehr chriſtlich in ihren Memoiren den franzöſiſchen Staat unter Richelieu's Miniſterium mit jenen glücklichen Kindern, die auf Erden eines Wohlſtands genießen, den ihre Väter mit ewiger Verdammniß bezahlen müſſen. Dieſer Vergleich iſt ſchön, das Fromme darin auch bei Seite geſetzt. Der Edle kennt eine Hölle, die von dem Dogma der Religionen unabhängig iſt. In den Zügen von Richelieu's Leben — denn ſein Miniſterium war nicht ſein Leben — die wir hier ſammeln werden, wird man den unedlen Mann, den tückiſchen, grauſamen, heuchleriſchen Prieſter, den kriechenden, furchtſamen Höfling, den übermüthigen Parvenü und den unglücklichen Menſchen erkennen; man wird ſich erinnern, daß er ein großer Staatsmann war, daß mit dieſen Künſten Nationen und Könige in Feſſeln geſchlagen werden, und — einem Jeden ſey es dann überlaſſen, ſeine Begriffe und Gefühle von Menſchenliebe, von Größe und von Tugend, ſeine ſittlichen und politiſchen Grundſätze zu vermählen und zu ordnen, wie er kann. Wenn es wahr iſt, daß die Seele des Malers im treueſten Gemälde ſich zugleich mit dem abgebildeten Gegenſtand offenbart, ſo dürfen wir hoffen, daß kein Zweifel übrig bleiben wird, ob Richelieu nicht mehr geweſen ſeyn würde, wenn er beſſer geweſen wäre.

Ludwig XIII. war einer von den Fürſten, die durch Unfähigkeit, ſelbſt zu herrſchen, und durch die ſtete Furcht, beherrſcht zu werden, welche die Folge dieſer Unfähigkeit iſt, zu einer beſtändigen und ſchimpflichen Knechtſchaft beſtimmt ſind. Das große Mittel, über ihn und durch ihn Alles zu vermögen, war das einfache Hausmittel, das bei allen ſchwachen und eigenwilligen Menſchen anſchlägt: ihre Eiferſucht auf ihre Gewalt und ihr Anſehen ohne Unterlaß zu reizen. Die nächſten Eingriffe hatte er von ſeinen nächſten Verwandten zu beſorgen; um die Anmaßungen derſelben abzuwenden, warf er ſich in die Arme jedes Ehrgeizigen, der zu der gefährlichen Stelle ſeines Günſtlings Luſt hatte. Um nichts zu verlieren, gab er dann Alles weg, und behielt nur die Nothwendigkeit, das Geſchöpf ſeiner eigenen Schwäche auch zu haſſen.

Sein erſter Herr war Concini, den er durch fünf bis ſechs vornehme Meuchelmörder aus dem Wege räumen ließ. Jetzt bin ich König! rief er aus, nachdem die kühne That glücklich ausgeführt war. Aber ſelbſt zu dieſer Grauſamkeit war er ſchon durch einen neuen Günſtling verleitet, der bei der Beſchäftigung, Vögel für ihn zur Jagd abzurichten, zu den Geheimniſſen ſeiner Schwäche und der franzöſiſchen Monarchie gekommen war. Concini hatte geglaubt, ihn durch Wohlthaten zu binden; aber Luines war des königlichen Vertrauens zu würdig, um auf halbem Wege ſtehen zu bleiben. Die Florentiniſche Partei, an deren Spitze die Königin Mutter, Maria von Medicis, ſtand, war nun durch Concini's Ermordung am franzöſiſchen Hofe geſtürzt; und es lag weder an Luines' Gewiſſenhaftigkeit, noch an des Königs Tugend, daß Ludwig, der Gerechte genannt, nicht in Nero's Fußſtapfen trat.

Richelieu gehörte damals zu dem Anhang Concini's und der Königin: er war noch unwichtig genug, um ſich bloß in der allgemeinen Ungnade, welche dieſe Partei traf, mit begriffen zu finden, und erhielt die Erlaubniß, der verwittweten Königin nach Blois zu folgen. Man fing aber bald an, ſeinen Einfluß und ſeine Rathſchläge zu fürchten; er mußte daher auf Befehl des Hofs die Königin verlaſſen und eine Art von Exilium in Avignon aushalten, während deſſen er ſich damit beſchäftigte, theologiſche Bücher zu ſchreiben, die nach dem Urtheil der Kenner und der Liebhaber ziemlich ſchlecht ſind.

Er war indeſſen nicht dazu gemacht, das Opfer der Partei zu werden, in welche ſein Vortheil ihn zuerſt gezogen hatte. Als die Uneinigkeit zwiſchen Mutter und Sohn zum bürgerlichen Krieg erwuchs, bot er dem Hof ſeine Dienſte zu Wiederherſtellung des Friedens an. Das unbegränzte Vertrauen, welches die Königin auf ihn ſetzte, machte ihn dem König und dem Günſtling zum willkommenſten Werkzeug, um ſich mit ſo wenig Nachtheil als möglich aus einem Handel zu ziehen, bei welchem nichts zu gewinnen war, als der Unwille aller geſitteten Nationen. Er begab ſich, gleichſam aus eigenem Antriebe, wieder zur Königin, und wußte ſein Verſtandniß mit dem Hofe vor ihr ſo geheim zu halten, als es zum Beſten ſeines Auftrags nöthig war. Auf dieſe Art ſtiftete er eine Verſöhnung, die freilich nicht von langer Dauer ſeyn konnte, bei welcher er aber ſeine Abſicht, einige Stufen höher zu ſteigen und feſten Fuß am Hofe zu faſſen, vollkommen erreichte. Die Königin glaubte ihm die größten Verbindlichkeiten zu haben, und, was noch mehr war, ihre eigene Sucht nach Einfluß trieb ſie an, ſich mit dem lebhafteſten Eifer für die Vergrößerung eines Menſchen, der ihr beſonders angehörte, zu verwenden. So viel Verrätherei bei den verborgenen Dienſten, die der Hof ſelbſt an Richelieu zu belohnen hatte, mit untergelaufen war, ſo viel Falſchheit und böſer Wille miſchte ſich eine Zeit lang zu den Schritten, die man äußerlich that, um ihm den verſprochenen Kardinalshut in Rom auszuwirken. Der Papſt fand ſich zwiſchen den öffentlichen Bewerbungen des franzöſiſchen Ambaſſadeurs, und den heimlichen Winken, die er vom Hof erhielt, daß es dem König kein Ernſt damit wäre, endlich in einem ſo ſeltſamen Gedränge, daß er mit der Verzögerung von Richelieu's Promotion die wahre Abſicht des Königs noch immer zu erfüllen glaubte, als, nach einer Heirath zwiſchen einer Nichte von Richelieu und einem Neffen von Luines, letzterer ſchon die vorige Verſtellung aufgegeben hatte.

Man ſieht, daß Richelieu am Hofe Ludwigs XIII. und ſeiner Mutter in einer trefflichen Schule war, und er übertraf bald alle ſeine Meiſter. Der Prieſterſtand hüllt den unbändigſten Ehrgeiz in eine gewiſſe Sicherheit ein, die ihm einen großen Vortheil über jeden weltlichen Ehrgeiz verſchafft. Es gibt eine Linie in den verworrenen und traurigen Verhältniſſen der Höfe, über welche Furcht und Gewiſſensfeigheit ſich nicht hinaus wagen, ſo wenig moraliſchen Werth eine ſolche Abſtinenz von Verbrechen auch hat. Die Kühnheit und die hohe Menſchenverachtung eines ſtärkeren Geiſtes ſcheut dieſe Gränze nicht, und wenn er im Kampfe mit gemeineren Menſchen bis dahin getrieben iſt, dann hat er meiſtens gewonnen, und lacht der unmächtigen Flüche. Dieſe beſondere Art von Größe zeigt uns die Geſchichte vorzüglich an Prieſtern; ein Prieſter mit der Seele eines Cäſars ſtellt die Schranken der ſittlichen Welt zurück, um ſeine Eroberungsſucht zu ſättigen. Wir werden Richelieu's Leben reich finden an dieſen furchtbaren Triumphen, und der reine Vorwurf des Undanks, der Verrätherei, des Verbrechens, wird ſelten an den Großen verdient.

Die Königin erhielt nach Luines' Tod (1621) den Zutritt im Staatsrath; aber Richelieu hatte noch lange gegen die perſönliche Abneigung des Königs zu kämpfen. Seine Galanterien machten ihn dem König verhaßt, der aus natürlicher Kälte und Kränklichkeit ſehr keuſch lebte. Außerdem gehört es mit zu dem ganzen Bilde, das man ſich von Richelieu zu machen hat, daß die Kunſt, in den Bedürfniſſen der Sinne dem Lächerlichen und der Verachtung zu entgehen, ſeinem Geiſt überlegen war. Der König ſah ihn für einen Verräther an, und ob er es gleich für ihn geweſen war, ſo hatte er dadurch doch ſein Vertrauen verwirkt.

Aber der König war des Haſſes zu gewöhnt, und ſeine Anhänglichkeit ſogar war immer zu ſehr mit bittern und feindſeligen Empfindungen vermiſcht geweſen, als daß dieſer Grund den Kardinal in ſeiner Laufbahn hätte aufhalten können. Von 1624, da er die lang geſuchte Stelle im Staatsrath einnahm und dabei keine der kleinen Heucheleien und Zierereien unterließ, mit welchen ehrgeizige Prieſter nicht ſowohl die Welt zu täuſchen hoffen, als ihrem Stande den gebührenden Zoll abzutragen ſuchen, bis 1629, da ihn der König zum Prinzipal-Miniſter ſeines Staats erklärte, wußte er ſeine Macht ſo zu gründen, daß der Haß des Königs, der Großen und des ganzen Reichs ſie nicht mehr zu erſchüttern vermochte. Dem Mitleiden, der Schonung, der Furcht vor Menſchenrechten unzugänglich, fand er ſogar in der Feindſchaft Aller ſeine größte Sicherheit, da Ein Gegner vielleicht ihn hätte ſtürzen können. Er trieb ganze Rotten von mächtigen Mißvergnügten durch ſeine Henker aus einander, und brauchte die kleinlichen Ranke der Feigheit, um das Verderben abzuwenden, das ein Beichtvater, eine Hofdame, der unterſte Hofbediente ihm im Stillen bereiten mochten. Hiebei muß man zugleich dem König die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß er Einſichten genug hatte, um an Richelieu die hohen Talente des Staatsmanns zu erkennen, und von dieſer Seite ſich an ihn gebunden zu fühlen. Im Kabinet, im Felde ſogar, machte Richelieu den Namen des Königs ſiegen, und unter Allen, die ſich in die Gewalt eines ſchwachen Fürſten einzudrängen ſtrebten, war er doch der Einzige, der ihm weſentliche Vortheile für den Thron dafür zu bieten hatte: Vortheile, gegen welche Ludwigs Verſtand doch nicht unempfindlich war.

Dankbarkeit gegen ſeine Wohlthäterin fand in ſeinen großen Entwürfen keinen Platz, und die Vergangenheit bewies, daß es ihm nicht ſchwer werden konnte, dem Vortheil ſowohl als der Nothwendigkeit, Ludwigs einziger Herr zu ſeyn, alle Rückſichten gegen die Königin nachzuſetzen. Auch war Maria zu ſtolz und zu unruhig, um den Mann, der ſeinen eignen erhabenen Gang ging, ungeneckt zu laſſen, und ſie war viel zu ſehr unter ihm, um ſeinen Weg aufzuhalten, der nun über ſie hin mußte. Sie hatte alle Anſprüche einer Königin, aber um ſie geltend zu machen, die Seele des gemeinſten Weibes. Sie durfte den gewaltigen Beherrſcher der franzöſiſchen Monarchie, der einſt zu ihren Hausbedienten gehört hatte, in dem Unmuth ihres Herzens mißhandeln; ſie hatte die bittere Freude, ihn vor ſich kriechen zu ſehen, aber als ihr Hochmuth ſich vor allen Friedensvorſchlägen ſträubte, als ſie es wagte, ihn an den Rand des Verderbens zu bringen, da mußte ſeine Rache ſie erdrücken.

Wir finden in einem Tagebuch des Kardinals über die

Uneinigkeiten zwiſchen ihm und der Königin Mutter manche Umſtände, die uns belehren, daß in den inneren Verhältniſſen der Großen viele Dinge wieder vorkommen, von denen wir uns im gemeinen Leben mit Ekel und Verachtung wegwenden. Die Königin ließ einen Wahrſager nach dem andern kommen, um ſich das Ende des Kardinals prophezeihen zu laſſen; und das Gewicht, das er ſelbſt auf dieſen Umſtand legt, macht es nicht unwahrſcheinlich, was einige Geſchichtſchreiber von ihm erzählen, daß er ſich über das Schickſal ſeiner Feinde bei Sterndeutern und Wahrſagern auch Raths erholte. Es fällt in das Niedrigkomiſche, daß die Königin ſich zu wiederholten Malen gegen den ganzen Hof und mit der größten Heftigkeit beklagte, der Kardinal ſuche ihr ihren Leib-Apotheker zu nehmen, um ihr nach dem Leben zu trachten; aber man wird uns verzeihen, daß wir dieſe Beſchwerde einer Königin gegen einen großen Mann nicht mit Stillſchweigen übergangen haben.

Der ganze Hof trat in ein Bündniß gegen den harten und grauſamen Despoten, der im Namen des Königs regierte; zwei Königinnen, Maria von Medicis, und Ludwigs Gemahlin, Anna von Oeſterreich, führten das Komplott an; Gaſton, des Königs Bruder, unterſtützte es; der kranke König war von den Thränen und dem Geſchrei ſeiner Mutter unabläſſig beſtürmt; der Kardinal ſelbſt glaubte ſich verloren. An dem Tage, wo ſein Verderben für entſchieden angeſehen wurde, wagt er einen kühnen Schritt, drängt ſich zu der Königin und ihrem Sohn, bittet, fleht, kniet vor ihr nieder; der König kniet mit ihm; entrüſtet, durch dieſe Erniedrigung nichts ausgerichtet zu haben, entfernt er ſich, der Kardinal folgt ihm, und in zwei Stunden iſt er Herr über das Leben ſeiner Feinde und über die Freiheit der Königin. Dieſer

Tag, der 11. November 1630, iſt in der franzöſiſchen Geſchichte unter dem Namen la journée des dupes berühmt.

Wer es einmal mit dem Kardinal aufzunehmen wagte, der hatte es müſſen auf das Aeußerſte treiben; denn kaum dem Untergang entronnen, warf ſich dieſer rachſüchtige Mann mit gedoppelter Gewalt auf ſeine geſtürzten Feinde. Aber die Gewißheit, verloren zu ſeyn, wenn er ſich rettete, ſcheint den Geiſt ſeiner Gegner in den entſcheidenden Augenblicken mehr verwirrt, als zum äußerſten Widerſtand aufgemuntert zu haben. Entfernte Beziehungen auf das Komplott, den Miniſter zu verjagen, wurden, wie bei einer Verſchwörung gegen den Staat, als Verbrechen der beleidigten Majeſtät ausgeſpäht und blutig geahndet. Wenn die Abſicht der Verbündeten gelungen wäre, würde man es freilich auch an der Regierung wahrgenommen haben, daß die Majeſtät des Throns mehr auf dem Kardinal als auf dem König und ſeinem ganzen Hauſe beruhte.

Maria von Medicis, die Mutter des Königs, die Wittwe Heinrichs des Großen, mußte nach einer kurzen Gefangenſchaft in das Ausland wandern. Sie wandte ſich als Supplikantin an das Parlament, ſie unterhielt am Hofe Verſtändniſſe gegen den Kardinal, und mehrere Werkzeuge ihrer unmächtigen Rache endeten am Galgen und auf dem Schaffot ihr Leben. Sie ſtarb endlich 1641 zu Köln, wenige Monate vor dem Kardinal, in der äußerſten Dürftigkeit, denn ihre Einkünfte waren kurz nach ihrer Flucht konfiscirt worden.

Anna von Oeſterreich blieb als Sklavin des Miniſters am Hof ihres Gemahls, da es vielleicht nur an ihr gelegen hättte, den Kardinal zu ihrem Sklaven zu machen. Die Kühnheit, ſeine Wünſche bis zu einer jungen und ſchönen Königin erhoben zu haben, würde an Richelieu allenfalls noch zu verzeihen ſeyn, wenn ſein Aeußerliches, mit ſeinem Stande verbunden, ihn bei einer ſolchen Unternehmung nicht dem ſchimpflichen Hohngelächter eines ſtolzen Weibes bloßgeſtellt hätte. Er hatte Liebesbriefe gewagt, die in die Hände der Königin Mutter geliefert werden waren; ſeine mündlichen Erklärungen hatte Anna mit dem ganzen Gewicht ihres Standes zurückgewieſen: hier ſchützte ihn nichts vor der entehrenden Rolle eines abgewieſenen alten Wollüſtlings, eines nach Verdienſt behandelten frechen Unterthans, und ſeine Macht, ſeine Würde, der Druck, in welchem er die Königin hielt, das Elend, das Blut ſogar vieler Menſchen, die ſich bloß gegen dieſe Schwachheit verſündigt hatten, machten den Schandfleck heller und unvergänglicher.

Der erſte Prinz vom Geblüte, Gaſton, irrte lange flüchtig im Reiche umher. Seine Sache war gerecht und glänzend, ſein Ehrgeiz ſo natürlich, daß das Gegentheil an ihm verächtlich geweſen wäre. Auch fehlte es ihm nie an dem Anhange, den dieſe Umſtände und der allgemeine Abſcheu gegen Richelieu ihm verſchaffen mußten. Aber eine unüberwindliche Feigheit des Geiſtes — (er hatte perſönliche Tapferkeit) — vernichtete alle dieſe Vortheile. Es war ſein beſtändiges Loos, von ſeinen Dienern verkauft zu werden und ſeine Freunde aufzuopfern. Auf keinen ſeiner Gegner konnte der Kardinal mehr Schmach häufen als auf dieſen, denn er kam aus jedem Kampf mit dem Leben und einem neuen Verluſt an ſeiner Ehre davon. Nach jeder Verſöhnung floß das Blut ſeiner Anhänger in Strömen auf dem Schaffot. Gaſton ſchloß einſt nach einem kurzen bürgerlichen Krieg einen Frieden mit ſeinem Bruder, worin er durch einen beſondern Artikel wörtlich verſprach, den Kardinal Richelieu zu lieben.

Maria warf dem Kardinal oft vor, daß er weinen könnte, wann er wollte. Aber er begnügte ſich nicht, wie es der natürliche Zuſammenhang ſcheinen möchte, durch äußerliche Erniedrigung ſich das innere Weſen der Gewalt zu verſichern. So tief er auch durch Heuchelei unterzutauchen wußte, ſo unmäßig war doch ſeine Sucht, mit den äußeren Zeichen der Gewalt zu prahlen. Man zweifelt hiebei, ob man ſeine kindiſche Eitelkeit verachten, oder ſeine kühne Geringſchätzung der Menſchen, gegen welche er Alles wagte, bewundern ſoll; aber der große Mann unterläßt um ſeinetwillen, was er um andrerwillen wagen zu können wüßte. Richelieu beraubte den König ſogar ſeines Hofſtaats. Verlaſſen und allein fing Ludwig XIII. in Saint Germain Vögel, während daß Richelieu mit ſeinem Geiſt, ſeinem Arm und ſeiner Feder Schlachten gewann und Städte eroberte; und Ludwig hatte Verſtand und Tapferkeit.

Sehr natürlich war es, daß ein ſo unglücklicher Fürſt, und der es durch Schwachheit war, einen Troſt darin ſuchte, Vertraute ſeines Unmuths und ſeiner Galle zu haben. Aber ſo viel Süßigkeit darf man einem König nicht zu Theil werden laſſen. Mademoiſelle de Hautefort, eine Hofdame der Königin, war lange Zeit ſeine Vertraute, und die Läſterung ſelbſt ſah nie etwas Anderes in ihr. Sie war ſo tugendhaft, daß ſie mit der Königin des ſiechen Mannes ſpottete, der nach dem einfachen Mitleiden eines menſchlichen Weſens rang. Der König wußte es und ſpann ſein düſteres Daſeyn fort. Ein heller Augenblick erſchien endlich für ihn; er fand an Mademoiſelle de la Fayette, ebenfalls einer Hofdame der Königin, ein Geſchöpf, das ihn anhörte, das ihn bedauerte, das rechtſchaffen genug war, um ihn nicht zu verrathen, und eingeſchränkt genug, um ihn am Ende vielleicht gar zu lieben. Er fing an, menſchlich zu empfinden, ſeine Kälte zerrann mit ſeiner Bitterkeit vor der ſtillen Güte, die, von einem Weibe an einem König ausgeübt, leicht zur Zärtlichkeit werden konnte. Sie widerſtand dem erſten Schritt, den er je gegen ihr Geſchlecht gethan hatte, ſie glaubte Recht zu thun, ſie glaubte zwei Seelen zu retten, und Ludwig verſank wieder in ſein königliches Elend. Mademoiſelle de la Fayette war keine Heldin, aber Richelieu's Sicherheit beruhte ſo ſehr auf der moraliſchen Gebrechlichkeit Aller, die ihn umgaben, daß ein braves Mädchen und Ludwigs Rückkehr zur Menſchheit, die dieſes Mädchen bewirkte, ihn mit Recht zittern machte. Ihr Umgang mit dem König, ſo unſchuldig er auch war, ſo unſchuldig, ſelbſt nach ihren Begriffen, er bei Ludwigs ſcheuer Herzloſigkeit und bei ihrer ſchlichten Frömmigkeit wahrſcheinlich geblieben wäre, wurde auf Anſtiften des Kardinals ihrem eigenen Gewiſſen zum Verbrechen gemacht, ſie entſchloß ſich, die Welt zu verlaſſen, ſie ging in ein Kloſter; der König weinte heftig, als ſie von ihm Abſchied nahm. Er beſuchte ſie nur Einmal in ihrem Kloſter; er blieb lange am Gitter geheftet und weinte: Richelieu erfuhr es und bebte von Neuem; der König durfte ſie nicht wieder ſehen.

Ein neues Ungewitter bereitete er ſich ſelbſt, als er dieſes abgewendet hatte; aber Gefahr für Gefahr, konnte er freilich diejenige vorziehen, wo kein Schatten von Tugend auf der Seite ſeiner Gegner war. Um den König über den Verluſt der la Fayette zu tröſten, und ihn zugleich von der gefährlichen Sehnſucht nach Empfindung zu entwöhnen, wies ihm der Kardinal einen jungen Menſchen, Cinqmars, zum täglichen Umgang an, der die nöthigen Talente hatte, um Ludwig XIII. in ſeinen Kinderſpielen Geſellſchaft zu leiſten. Cinqmars war im Ganzen zum Günſtling eines Königs verdorben; er beklagte ſich oft gegen ſeine Freunde, daß ihm der

Geruch von Ludwigs Athem ſo unerträglich wäre, daß er darum oft gegen ihn unartig würde, und das Herz abgerechnet, gehören für den Hofmann auch ſtumpfere Organe als für andere Menſchen. Indeſſen war er dem ſteten Bedürfniß des Königs, ſeine Galle auszuſchütten, ſo nothwendig, daß dieſer ſich Alles von ihm gefallen ließ. Der vornehmſte Gegenſtand ſeiner Klagen war Richelieu's Uebermuth, und Cinqmars mußte ſich dem König durch einen Eid verbinden, daß er dem Kardinal nie etwas wiederſagen würde. Aber bei den Anſprüchen, die Richelieu an Cinqmars zu machen hatte, war dieſe Rolle für ihn gefährlich, und Niemand fand ſich weniger im Stande, ihn zu ſichern, als Ludwig. Dieſe kritiſche Lage wurde bald entſchiedener, als der Kardinal ſich dem Wunſch des Königs widerſetzte, ſeinen Oberſtallmeiſter — Cinqmars war zu dieſer Stelle gelangt — im geheimen Conſeil zuhören zu laſſen. Cinqmars warf ſich nun zum Feind des Kardinals auf; die Seele der Verſchwörung war, ſo zu ſagen, der König ſelbſt, ungeachtet ſeine bekannte Schwäche einige andere Triebfedern nothwendig zu machen ſchien. Aber dieß eben war der Grund, warum ſie mißlang. Die meiſten Verſchworenen glaubten ſich bei dem Antheil, den der Monarch an ihren Planen nahm, der Verſchwiegenheit überhoben: der Kardinal entdeckte Alles, unterſchied ſehr gut, was ihn retten konnte, und legte dem König die einzelnen Theile der Verſchwörung vor, von denen er nicht unterrichtet war, und bei welchen ſeines Bruders Mitwirkung gegen ſeine kleine Maſſe von Regierungskunſt anſtieß. Richelieu kannte den König zu gut, um ihm auch nur die Beſchämung zu erſparen, in einen Entwurf verwickelt geweſen zu ſeyn, dem geheime Traktaten mit den Feinden des Reichs, den Spaniern, vorhergegangen waren. Ludwig bot zum Unterpfand ſeiner Treue dem Miniſter ſeine Kinder als Geißel an und erhielt ſeine Verzeihung. Das Schickſal ſeiner Mitverſchwornen ward Richelieu's Henkern überlaſſen.

Cinqmars wurde enthauptet. Der König pflegte ihn cher ami zu nennen; als die Stunde ſeiner Hinrichtung ſchlug, zog Ludwig ſeine Uhr heraus und ſagte: cher ami mag jetzt wohl eine trübſelige Miene machen. Der Liebhaber der guten la Fayette hatte ſeine Natur früh wieder angenommen.

Der Kardinal lag in dieſem Zeitpunkt an einer tödtlichen Krankheit nieder. Er reiſte die Rhone hinauf von Tarascon nach Lyon, weil er die Bewegung des Wagens nicht mehr vertragen konnte, und nahm den Oberſtallmeiſter nach Lyon, wo er hingerichtet wurde, in einem Fahrzeuge mit, das er an das ſeinige binden ließ. Auch den König hatte er zur Buße gezwungen, nach Taraſcon zu ihm zu kommen; und an dem obigen Bonmot Ludwigs XIII. mochte vielleicht die Furcht und der Wunſch, ſich dem Kardinal gefällig zu machen, einigen Antheil haben.

De Thou, ein Freund des Oberſtallmeiſters, deſſen einziges Verbrechen war, ihn nicht verrathen zu haben, wurde mit ihm hingerichtet. Sein Leben und ſein Tod machen den größten Schandfleck des Kardinals. Seine Rechtſchaffenheit war allgemein geſchätzt, und ſeine Unſchuld war ſo ſonnenklar, daß ſie die Rachſucht des Kardinals bis zur Dummheit herabſetzt.

Wir finden in einer Geſchichte des Kardinals Richelieu ein Kapitel, welches überſchrieben iſt: Milde des Herrn Kardinals gegen ſeine Feinde, und zum Beweis dient, daß die Niederträchtigkeit der Sklaverei auch den letzten Grad des Unverſtandes nicht ſcheut.

Richelieu und der König fühlten beide den Tod herannahen, aber Jeder weidete ſich unterdeſſen an den Planen, die er auf das frühere Ende des Andern entwarf. Ludwig XIII. wollte — wie er es in ſeinem ſiebenzehnten Jahre, nach Concini's Ermordung, ſchon gewollt hatte — endlich einmal regieren. Der Kardinal brütete darüber, nach dem Tod des Königs Regent des Reichs zu werden. Aber er ſtarb (den 4. December 1642) einige Monate vor dem König.

Sein Tod war im Ganzen ſehr erbaulich. Aber als ſein Beichtvater ihm die Pflicht vorſtellte, ſeinen Feinden zu verzeihen, antwortete er, daß er keine andern gehabt hatte, als die Feinde des Staats. Dieſe rieſenmäßige Verwechſelung war von einer Seite nicht unwahr, und außerdem war die Rede davon, Feinden zu verzeihen, an denen er ſich ſchon gerächt hatte. Zu dieſen frommen Verſöhnungen auf dem Todtenbette verſteht man ſich leichter gegen glückliche Feinde.

Der Papſt Urban VIII. ſagte bei Richelieu's Tode: Wenn ein Gott iſt, ſo wird er's entgelten, iſt aber keiner, ſo war es wahrlich ein tüchtiger Mann! Für einen niedrigern Geiſtlichen wäre der Einfall freilich etwas ſtark geweſen.

Der Kardinal Richelieu war auch nebenher ein ſchlechter Dichter, und er wurde Miniſter, wenn man ſeine Verſe ſchlecht fand. Er beſchützte daher ſeine Brüder in Apollo und verfolgte das Genie.

Als der Czar Peter der Große in Paris war, umarmte er die Bildſäule des Kardinals Richelieu und ſagte dieſe Worte: „Lebteſt du noch, ich würde dir eine Hälfte meines Reiches geben, daß du mir die andere regieren hälfeſt." Es würde dann wahrſcheinlich ſehr darauf angekommen ſeyn, welcher von beiden ſein Leben und das ganze Reich behalten hätte.

Die Horen.

I.

Herausgabe der Horen.

(1794.)

Unter dieſem Titel wird mit dem Anfang des Jahres 1795 eine Monatſchrift erſcheinen, zu deren Verfertigung eine Geſellſchaft bekannter Gelehrten ſich vereinigt hat. Sie wird ſich über Alles verbreiten, was mit Geſchmack und philoſophiſchem Geiſte behandelt werden kann, und alſo ſowohl philoſophiſchen Unterſuchungen als poetiſchen und hiſtoriſchen Darſtellungen offen ſtehen. Alles, was entweder bloß den gelehrten Leſer intereſſiren oder was bloß den nicht gelehrten befriedigen kann, wird davon ausgeſchloſſen ſeyn. Vorzüglich aber und unbedingt wird ſie ſich Alles verbieten, was ſich auf Staatsreligion und politiſche Verfaſſung bezieht. Man widmet ſie der ſchönen Welt zum Unterricht und zur Bildung, und der gelehrten zu einer freien Forſchung der Wahrheit und zu einem fruchtbaren Umtauſch der Ideen; und indem man bemüht ſeyn wird, die Wiſſenſchaft ſelbſt durch den innern Gehalt zu bereichern, hofft man zugleich, den Kreis der Leſer durch die Form zu erweitern.

Unter der großen Menge von Zeitſchriften ähnlichen Inhalts dürfte es vielleicht ſchwer ſeyn, Gehör zu finden, und, nach ſo vielen verunglückten Verſuchen dieſer Art, noch ſchwerer, ſich Glauben zu verſchaffen. Ob die Herausgeber der gegenwärtigen Monatſchrift gegründetere Hoffnung haben, wird ſich am beſten aus den Mitteln abnehmen laſſen, die man zu Erreichung jenes Zweckes eingeſchlagen hat.

Nur der innere Werth einer literariſchen Unternehmung iſt es, der ihr ein dauerndes Glück bei dem Publikum verſichern kann. Auf der andern Seite aber iſt es nur dieſes Glück, welches ihrem Urheber den Muth und die Kräfte gibt, etwas Beträchtliches auf ihren Werth zu verwenden. Die große Schwierigkeit alſo iſt, daß der Erfolg gewiſſermaßen ſchon realiſirt ſeyn muß, um den Aufwand, durch den allein er zu realiſiren iſt, möglich zu machen. Aus dieſem Cirkel iſt kein anderer Ausweg, als daß ein unternehmender Mann an jenen problematiſchen Erfolg ſo viel wage, als etwa nöthig ſeyn dürfte, ihn gewiß zu machen.

Für Zeitſchriften dieſes Inhalts fehlt es gar nicht an einem zahlreichen Publikum, aber in dieſes Publikum theilen ſich zu viele einzelne Journale. Würde man die Käufer aller hieher gehörigen Journale zuſammen zählen, ſo würde ſich eine Anzahl entdecken laſſen, welche hinreichend wäre, auch die koſtbarſte Unternehmung im Gange zu erhalten. Dieſe Anzahl nun ſteht derjenigen Zeitſchrift zu Gebot, die die Vortheile in ſich vereinigt, wodurch jene Schriften Einzelnen beſtehen, ohne den Kaufpreis einer einzelnen unter denſelben beträchtlich zu überſteigen.

Jeder Schriftſteller von Verdienſt hat in der leſenden Welt ſeinen eigenen Kreis, und ſelbſt der am meiſten geleſene hat nur einen Kreis in derſelben. So weit iſt es noch nicht mit der Kultur der Deutſchen gekommen, daß ſich das, was den Beſten gefällt, in Jedermanns Händen finden ſollte. Treten nun die vorzüglichſten Schriftſteller der Nation in eine literariſche Aſſociation zuſammen, ſo vereinigen ſie eben dadurch das vorher getheilt geweſene Publikum, und das Werk, an welchem Alle Antheil nehmen, wird die ganze leſende Welt zu ſeinem Publikum haben. Dadurch aber iſt man im Stande, jedem Einzelnen alle die Vortheile anzubieten, die der allerweiteſte Kreis der Leſer und Käufer einem Autor nur immer verſchaffen kann.

Ein Verleger, der dieſer Unternehmung in jeder Hinſicht gewachſen iſt, hat ſich bereits in dem Buchhändler Cotta von Tübingen gefunden, und iſt bereit, ſie in's Werk zu richten, ſobald die erforderliche Anzahl von Mitarbeitern ſich zuſammengefunden haben wird. Jeder Schriftſteller, an den man dieſe Anzeige ſendet, wird alſo zum Beitritt an dieſer Societät eingeladen, und man hofft dafür geſorgt zu haben, daß er in keiner Geſellſchaft, die ſeiner unwürdig wäre, vor dem Publikum auftreten ſoll. Da aber die ganze Unternehmung nur unter der Bedingung einer gehörigen Anzahl von Theilnehmern möglich iſt, ſo kann man keinem der eingeladenen Schriftſteller zugeſtehen, ſeinen Beitritt bis nach Erſcheinung des Journals aufzuſchieben, weil man ſchon vorläufig wiſſen muß, auf wen man zu rechnen hat, um an die Ausführung auch nur denken zu können. Sobald aber die erforderliche Anzahl ſich zuſammengefunden hat, wird ſolches jedem Theilnehmer an der Zeitſchrift unverzüglich bekannt gemacht werden.

Jeden Monat iſt man übereingekommen, ein Stück von neun Bogen in Median zu liefern; der gedruckte Bogen wird mit * * * Louisdors in Gold bezahlt. Dafür verſpricht der Verfaſſer, von dieſen einmal abgedruckten Aufſätzen drei Jahre nach ihrer Erſcheinung keinen andern öffentlichen Gebrauch zu machen, es ſey denn, daß beträchtliche Veränderungen damit vorgenommen werden wären.

Obgleich von denjenigen Gelehrten, deren Beiträge man ſich ausbittet, nichts, was ihrer ſelbſt und einer ſolchen

Zeitſchrift nicht ganz würdig wäre, zu befürchten iſt, ſo hat man doch aus leicht begreiflichen Gründen die Verfügung getroffen, daß kein Manuſcript eher dem Druck übergeben werde, als bis es einer dazu beſtimmten Anzahl von Mitgliedern zur Beurtheilung vorgelegt worden iſt. Dieſer Convention werden ſich die HH. Theilnehmer um ſo eher unterwerfen, als ſie verſichert ſeyn können, daß höchſtens nur die relative Zweckmäßigkeit ihrer Beiträge in Rückſicht auf den Plan und das Intereſſe des Journals zur Frage kommen kann. Eigenmächtige Abänderungen wird weder der Redakteur noch der Ausſchuß ſich in den Manuſcripten erlauben. Sollten welche nöthig ſeyn, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß man den Verfaſſer erſuchen wird, ſie ſelbſt vorzunehmen. Der Abdruck der Manuſcripte wird ſich nach der Ordnung richten, in der ſie eingeſandt werden, ſo weit dieſes mit der nöthigen Mannigfaltigkeit des Inhalts in den einzelnen Monatsſtücken beſtehen kann. Eben dieſe Mannigfaltigkeit macht die Verfügung nothwendig, daß kein Beitrag durch mehr als drei Stücke fortgeſetzt werde, und in keinem einzelnen Stück mehr als ſechszig Seiten einnehme.

Briefe und Manuſcripte ſendet man an den Redakteur dieſer Monatſchrift, der den HH. Verfaſſern für ihre eingeſandten Beiträge ſteht und bereit iſt, Jedem, ſobald es verlangt wird, Rechnung davon abzulegen.

Daß von dieſer Anzeige kein öffentlicher Gebrauch zu machen ſey, wird kaum nöthig ſeyn zu erinnern.

Jena, am 13. Juni 1794.

Friedrich Schiller,
Hofrath und Profeſſor zu Jena.

II.

Die Horen,

eine Monatſchrift, von einer Geſellſchaft verfaßt und herausgegeben von Schiller.

(1794.)

Zu einer Zeit, wo das nahe Geräuſch des Kriegs das Vaterland ängſtigt, wo der Kampf politiſcher Meinungen und Intereſſen dieſen Krieg beinahe in jedem Cirkel erneuert, und nur allzu oft Muſen und Grazien daraus verſcheucht, wo weder in den Geſprächen, noch in den Schriften des Tags vor dieſem allverfolgenden Dämon der Staatskritik Rettung iſt, möchte es eben ſo gewagt als verdienſtlich ſeyn, den ſo ſehr zerſtreuten Leſer zu einer Unterhaltung von ganz entgegengeſetzter Art einzuladen. In der That ſcheinen die Zeitumſtände einer Schrift wenig Glück zu verſprechen, die ſich über das Lieblingsthema des Tages ein ſtrenges Stillſchweigen auferlegen und ihren Ruhm darin ſuchen wird, durch etwas Anderes zu gefallen, als wodurch jetzt Alles gefällt. Aber je mehr das beſchränkte Intereſſe der Gegenwart die Gemüther in Spannung ſetzt, einengt und unterjocht, deſto dringender wird das Bedürfniß, durch ein allgemeines und höheres Intereſſe an dem, was rein menſchlich und über allen Einfluß der Zeiten erhaben iſt, ſie wieder in Freiheit zu ſetzen und die politiſch getheilte Welt unter der Fahne der Wahrheit und Schönheit wieder zu vereinigen.

Dies iſt der Geſichtspunkt, aus welchem die Verfaſſer dieſer Zeitſchrift dieſelbe betrachtet wiſſen möchten. Einer heitern und leidenſchaftfreien Unterhaltung ſoll ſie gewidmet ſeyn, und dem Geiſt und Herzen des Leſers, den der Anblick der Zeitbegebenheiten bald entrüſtet, bald niederſchlägt, eine fröhliche Zerſtreuung gewähren. Mitten in dieſem politiſchen Tumult ſoll ſie für Muſen und Charitinnen einen engen, vertraulichen Cirkel ſchließen, aus welchem Alles verbannt ſeyn wird, was mit einem unreinen Parteigeiſte geſtempelt iſt. Aber indem ſie ſich alle Beziehungen auf den jetzigen Weltlauf und auf die nächſten Erwartungen der Menſchheit verbietet, wird ſie über die vergangene Welt die Geſchichte und über die kommende die Philoſophie befragen, wird ſie zu dem Ideal veredelter Menſchheit, welches durch die Vernunft aufgegeben, in der Erfahrung aber ſo leicht aus den Augen gerückt wird, einzelne Züge ſammeln, und an dem ſtillen Bau beſſerer Begriffe, reinerer Grundſätze und edlerer Sitten, von dem zuletzt alle wahre Verbeſſerung des geſellſchaftlichen Zuſtandes abhängt, nach Vermögen geſchäftig ſeyn. Sowohl ſpielend als ernſthaft wird man im Fortgange dieſer Schrift dieſes einzige Ziel verfolgen, und ſo verſchieden auch die Wege ſeyn mögen, die man dazu einſchlagen wird, ſo werden doch alle, näher oder entfernter, dahin gerichtet ſeyn, wahre Humanität zu befördern. Man wird ſtreben, die Schönheit zur Vermittlerin der Wahrheit zu machen, und durch die Wahrheit der Schönheit ein dauerndes Fundament und eine höhere Würde zu geben. So weit es thunlich iſt, wird man die Reſultate der Wiſſenſchaft von ihrer ſcholaſtiſchen Form zu befreien und in einer reizenden, wenigſtens einfachen Hülle dem Gemeinſinn verſtändlich zu machen ſuchen. Zugleich aber wird man auf dem Schauplatze der Erfahrung nach neuen Erwerbungen für die Wiſſenſchaft ausſpähen und da nach Geſetzen forſchen, wo bloß der Zufall zu ſpielen und die Willkür zu herrſchen ſcheint. Auf dieſe Art glaubt man zu Aufhebung der Scheidewand beizutragen, welche die ſchöne Welt von der gelehrten zum Nachtheil beider trennt, gründliche Kenntniße in das geſellſchaftliche Leben und Geſchmack in die Wißenſchaft einzuführen.

Man wird ſich, ſo weit kein edlerer Zweck darunter leidet, Mannigfaltigkeit und Neuheit zum Ziele ſetzen, aber dem frivolen Geſchmack, der das Neue bloß um der Neuheit willen ſucht, keineswegs nachgeben. Uebrigens wird man ſich jede Freiheit erlauben, die mit guten und ſchönen Sitten verträglich iſt.

Wohlanſtändigkeit und Ordnung, Gerechtigkeit und Friede werden alſo der Geiſt und die Regel dieſer Zeitſchrift ſeyn; die drei ſchweſterlichen Horen, Eunomia, Dike und Irene, werden ſie regieren. In dieſen Göttergeſtalten verehrte der Grieche die welterhaltende Ordnung, aus der alles Gute fließt, und die in dem gleichförmigen Rhythmus des Sonnenlaufs ihr treffendſtes Sinnbild findet. Die Fabel macht ſie zu Töchtern der Themis und des Zeus, des Geſetzes und der Macht, des nämlichen Geſetzes, das in der Körperwelt über den Wechſel der Jahreszeiten waltet und die Harmonie in der Geiſterwelt erhält.

Die Horen waren es, welche die neugeborne Venus bei ihrer erſten Erſcheinung in Cypern empfingen, ſie mit göttlichen Gewanden bekleideten, und ſo von ihren Händen geſchmückt in den Kreis der Unſterblichen führten: eine reizende Dichtung, durch welche angedeutet wird, daß das Schöne ſchon in ſeiner Geburt ſich unter Regeln fügen muß, und nur durch Geſetzmäßigkeit würdig werden kann, einen Platz im Olymp, Unſterblichkeit und einen moraliſchen Werth zu erhalten. In leichten Tänzen umkreiſen dieſe Göttinnen die Welt, öffnen und ſchließen den Olymp, und ſchirren die

Sonnenpferde an, das belebende Licht durch die Schöpfung zu verſenden. Man ſieht ſie im Gefolge der Huldgöttinnen und in dem Dienſt der Königin des Himmels, weil Anmuth und Ordnung, Wohlanſtändigkeit und Würde unzertrennlich ſind.

Daß die gegenwärtige Zeitſchrift des ehrenvollen Namens, den ſie an ihrer Stirn führt, ſich würdig zeigen werde, dafür glaubt der Herausgeber ſich mit Zuverſicht verbürgen zu können. Was ihm in ſeiner eigenen Perſon nicht geziemen würde, zu verſichern, das erlaubt er ſich als Sprecher der achtungswürdigen Geſellſchaft, die zu Herausgabe dieſer Schrift ſich vereinigt hat. Mit patriotiſchem Vergnügen ſieht er einen Entwurf in Erfüllung gehen, der ihn und ſeine Freunde ſchon ſeit Jahren beſchäftigte, aber nicht eher als jetzt gegen die vielen Hinderniſſe, die ſeiner Ausführung im Wege ſtanden, hat behauptet werden können. Endlich iſt es ihm gelungen, mehrere der verdienſtvollſten Schriftſteller Deutſchlands zu einem fortlaufenden Werke zu verbinden, an welchem es der Nation, trotz aller Verſuche, die von Einzelnen bisher angeſtellt wurden, noch immer gemangelt hat und nothwendig mangeln mußte, weil gerade eine ſolche Anzahl und Auswahl von Theilnehmern nöthig ſeyn möchte, um bei einem Werk, das in feſtgeſetzten Zeiten zu erſcheinen beſtimmt iſt, Vortrefflichkeit im Einzelnen mit Abwechſelung im Ganzen zu verbinden.

Folgende Schriftſteller werden an dieſer Monatſchrift Antheil nehmen:

Hr. Hauptmann von Archenholz in Hamburg.
Seine erzbiſchöfl. Gnaden, Hr. Coadjutor von Mainz,
Freiherr von Dalberg in Erfurt.
Hr. Profeſſor Engel aus Berlin.
— Dr. Erhardt in Nürnberg.

Hr. Profeſſor Fichte in Jena.
„ von Funk in Dresden.
„ Profeſſor Garve in Breslau.
„ Kriegsrath Genz in Berlin.
„ Kanonikus Gleim in Halberſtadt.
„ Geheimer Rath von Goethe in Weimar.
„ Dr. Gros in Göttingen.
„ Vice-Konſiſterial-Präſident Herder in Weimar.
„ Hirt in Rom.
„ Profeſſor Hufeland in Jena.
„ Legationsrath Wilh. von Humboldt aus Berlin.
„ Oberbergmeiſter Alexander von Humboldt in Baireuth.
„ Geheimer Rath Jacobi in Düſſeldorf.
„ Hofrath Matthiſſon in der Schweiz.
„ Profeſſor Heinrich Meyer in Weimar.
„ Hofrath Pfeffel in Colmar.
„ Hofrath Schiller in Jena.
„ Schlegel (Aug. Wilhelm) in Amſterdam.
„ Hofrath Schütz in Jena.
„ Hofrath Schulz in Mietau.
„ Profeſſor Woltmann in Jena.

Da ſich übrigens die hier erwähnte Societät keineswegs als geſchloſſen betrachtet, ſo wird jedem deutſchen Schriftſteller, der ſich den nothwendig gefundenen Bedingungen des Inſtituts zu unterwerfen geneigt iſt, zu jeder Zeit die Theilnahme daran offen ſtehen. Auch ſoll jedem, der es verlangt, verſtattet ſeyn, anonym zu bleiben, weil man bei Aufnahme der Beiträge nur auf den Gehalt, und nicht auf den Stempel ſehen wird. Aus dieſem Grunde und um die Freiheit der Kritik zu befördern, wird man ſich erlauben, von einer allgemeinen Gewohnheit abzugehen, und bei den einzelnen Aufſätzen die Namen ihrer Verfaſſer, bis zum Ablauf eines jeden Jahrganges, verſchweigen, welches der Leſer um ſo eher ſich gefallen laſſen kann, da ihn dieſe Anzeige ſchon im Ganzen mit denſelben bekannt macht.

Jena, den 10. December 1794.

Schiller.

Ueber die Herausgabe der berühmten Zeitſchrift der Horen — ſie erſchien in den Jahren 1795, 1796 und 1797 — verweiſe ich auf Schillers Leben Th. 2. S. 6 ff. In Vorſtehendem haben wir unter Nr. 1 die Einladung Schiller's an die bedeutendſten Schriftſteller Deutſchlands zur Theilnahme, wie dieſe Anzeige im Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe Th. 1. S. 2 ff. abgedruckt iſt. Die zweite Nummer iſt die Benachrichtigung an das Publikum, wie ſie unter andern vor dem erſten Stücke des erſten Jahrgangs der Horen abgedruckt ſteht. Schiller verwandte auf dieſe Anzeige großen Fleiß. „Das Avertiſſement," ſchreibt er am 9. December 1794 an Goethe, „habe ich heute zu meiner großen Erleichterung geendigt, und es wird dem Intelligenzblatt der Allg. Literatur-Zeitung beigeſchloſſen werden.

Philoſophiſch-Aeſthetiſches.

Ueber den Grund des Vergnügens an tragiſchen Gegenſtänden.

(1792.)

Taſchenausgabe B. 11. S. 155 nach den Worten: „die ganz verſchiedenen Felder des Rührenden und des Schönen verwechſelt“ ꝛc. ſtand urſprünglich in der Neuen Thalia von 1792 Stück 1, S. 121 noch folgender Abſchnitt über das Rührende:

Unter der rührenden Gattung behaupten in der Dichtkunſt die Epopee und das Trauerſpiel den vorzüglichſten Rang. In der erſtern iſt das Rührende dem Erhabenen, in dem letztern das Erhabene dem Rührenden beigeſellt. Wollte man von dieſem Leitfaden weiter Gebrauch machen, ſo könnte man Dichtungsarten aufſtellen, die das Erhabene allein, andere, die das Rührende allein behandeln. In noch andern würde ſich das Rührende mit dem Schönen vorzüglich gatten, und zu der zweiten Ordnung der Künſte einen Uebergang bahnen. So könnte man vielleicht dieſen Faden auch durch dieſe, die ſchönen Künſte, fortführen, und an dem höchſt Vollkommenen einen Rückweg zum Erhabenen finden, wodurch der Kreis der Künſte geſchloſſen würde.

Man ſehe über dieſe Stelle ſo wie über den ganzen Aufſatz Schiller's Leben Th. 2. S. 102 ff.

Ueber die tragiſche Kunſt.

(1792.)

Am Ende dieſes Aufſatzes (ſ. Taſchenausg. B. 11. S. 575) ſteht in der Neuen Thalia, Stück 2 des Jahrgangs 1792: Die Fortſetzung im nächſten Stück. Aber dieſe Fortſetzung unterblieb. Eine Analyſe der Abhandlung ſ. in meinem Leben Schiller's Th. 2. S. 100 ff.

Drei Entwickelungsſtufen der Menſchheit.

(1793.)

Sollte nicht von dem Fortſchritte der menſchlichen Kultur eben das gelten, was wir bei jeder Erfahrung zu bemerken Gelegenheit haben? Hier aber bemerkt man drei Momente:

1) Der Gegenſtand ſteht ganz vor uns, aber verworren und in einander fließend.
2) Wir trennen einzelne Merkmale und unterſcheiden. Unſer Erkenntniß iſt deutlich, aber vereinzelt und bornirt.
3) Wir verbinden das Getrennte, und das Ganze ſteht abermals vor uns, aber jetzt nicht mehr verworren, ſondern von allen Seiten beleuchtet.

In der erſten Periode waren die Griechen, in der zweiten ſtehen wir. Die dritte iſt alſo noch zu hoffen, und dann wird man die Griechen auch nicht mehr zurückwünſchen.

Wilhelm von Humboldt ſchickte ſeinen Aufſatz: „Skizze über die Griechen“ an Schillern, welcher auf den Rand des Manuſcripts ſeine Bemerkungen ſchrieb. Unter dieſen waren auch die oben ſtehenden Worte, die Humboldten „eine genievolle Idee“ zu enthalten ſchienen. (Sie ſtehen in der Charakteriſtik W. v. Humboldt's, in den Denkwürdigkeiten Varnhagens von Enſe B. 4, S. 305, woraus ſie Boas in ſeinen Nachträgen B. 2, S. 470 mittheilte.) Dieſe Idee kehrt in ſehr vielen Stellen Schiller's, z. B. in den Briefen über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen und im Epigramme wieder (ſ. Schiller's Leben Th. 3, S. 55). Die Natur, die Kultur und die Rückkehr der Kultur zur Natur mit Bewußtſein ſind nach Schiller die Hauptentwickelungsſtufen ſowohl des Einzelnen als der Menſchheit.

Vom Erhabenen.

(Zur weitern Ausführung einiger Kant'ſchen Ideen.)

(1793.)

Die meiſterhafte Abhandlung, welche Schiller zunächſt nach dem Aufſatz über die tragiſche Kunſt ſchrieb, nämlich die Schrift: **Ueber Anmuth und Würde** (ſ. Taſchenausg. B. 11. S. 129 ff. und Schiller's Leben Th. 2. S. 311 ff.) bietet gar keine Varianten dar, und ſo werden wir denn ſogleich zu dem nächſten Aufſatz im dritten und vierten Bande der Neuen Thalia: „Vom Erhabenen“ hinübergeführt, von welcher unvollendet gebliebenen Darſtellung (denn am Ende deſſelben in der Thalia ſteht: **die Fortſetzung folgt**) der Aufſatz in Schiller's Werken: **Ueber das Pathetiſche** (ſ. Taſchenausg. B. 11. S. 346 ff.) nur der letzte Abſchnitt iſt. Den ganzen erſtern Theil des Geſammtaufſatzes hat Schiller, als er im Jahre 1801 die Abhandlung in ſeine **„kleinern proſaiſchen Schriften“** aufnahm, weggelaſſen.

Dieſer ganze erſte Abſchnitt, welchen zuerſt Döring in ſeiner Nachleſe abdrucken ließ, folgt hier unten. Er iſt von der höchſten Wichtigkeit, und kann durch Schiller's ſpätern Aufſatz: **Ueber das Erhabene**, welcher einen ganz andern Zweck und Inhalt hat, durchaus nicht erſetzt werden (ſ. Schiller's Leben Th. 2. S. 325 ff. und Th. 3. S. 37 ff.).

Erhaben nennen wir ein Objekt, bei deſſen Vorſtellung unſere ſinnliche Natur ihre Schranken, unſere vernünftige Natur aber ihre Ueberlegenheit, ihre Freiheit von Schranken fühlt; gegen das wir alſo *phyſiſch* den Kürzern ziehen, über welches wir uns aber *moraliſch*, d. i. durch Ideen, erheben.

Nur als Sinnenweſen ſind wir abhängig, als Vernunftweſen ſind wir frei.

Der erhabene Gegenſtand gibt uns erſtlich: als Naturweſen unſere Abhängigkeit zu empfinden, indem er uns zweitens mit der Unabhängigkeit bekannt macht, die wir als Vernunftweſen über die Natur ſowohl in uns als außer uns behaupten.

Wir ſind abhängig, in ſo fern etwas außer uns den Grund enthält, warum etwas in uns möglich wird.

So lange die Natur außer uns den Bedingungen conform iſt, unter welchen etwas in uns möglich wird, ſo lange können wir unſere Abhängigkeit nicht fühlen. Sollen wir uns derſelben bewußt werden, ſo muß die Natur mit dem, was uns Bedürfniß und doch nur durch ihre Mitwirkung möglich iſt, als ſtreitend vorgeſtellt werden, oder, was eben ſo viel ſagt, ſie muß ſich mit unſern Trieben im Widerſpruch befinden.

Nun laſſen ſich alle Triebe, die in uns als Sinnenweſen wirkſam ſind, auf zwei Grundtriebe zurückführen. Erſtlich beſitzen wir einen Trieb, unſern Zuſtand zu verändern, unſere Exiſtenz zu äußern, wirkſam zu ſeyn, welches Alles darauf hinausläuft, uns Vorſtellungen zu erwerben, alſo Vorſtellungstrieb, Erkenntnißtrieb heißen kann. Zweitens beſitzen wir einen Trieb, unſern Zuſtand zu erhalten, unſere Exiſtenz fortzuſetzen, welches Trieb der Selbſterhaltung genannt wird.

Der Vorſtellungstrieb geht auf Erkenntniß, der Selbſterhaltungstrieb auf Gefühle, alſo auf innere Wahrnehmungen der Exiſtenz.

Wir ſtehen alſo durch dieſe zweierlei Triebe in zwiefacher Abhängigkeit von der Natur. Die erſte wird uns fühlbar, wenn es die Natur an den Bedingungen fehlen läßt, unter welchen wir zu Erkenntniſſen gelangen; die zweite wird uns fühlbar, wenn ſie den Bedingungen widerſpricht, unter welchen es uns möglich iſt, unſere Exiſtenz fortzuſetzen. Eben ſo behaupten wir durch unſere Vernunft eine zwiefache Unabhängigkeit von der Natur; erſtlich: indem wir (im Theoretiſchen) über Naturbedingungen hinausgehen, und uns mehr denken können, als wir erkennen; zweitens: indem wir (im Praktiſchen) uns über Naturbedingungen hinwegſetzen und durch unſern Willen unſrer Begierde widerſprechen können. Ein Gegenſtand, bei deſſen Wahrnehmung wir das Erſte erfahren, iſt theoretiſch-groß, ein Erhabenes der Erkenntniß; ein Gegenſtand, der uns die Unabhängigkeit unſers Willens zu empfinden gibt, iſt praktiſch-groß, ein Erhabenes der Geſinnung.

Bei dem Theoretiſch-Erhabenen ſteht die Natur, als Objekt der Erkenntniß, im Widerſpruch mit dem Vorſtellungstriebe. Bei dem Praktiſch-Erhabenen ſteht ſie, als Objekt der Empfindung, im Widerſpruch mit dem Erhaltungstriebe. Dort wurde ſie bloß als ein Gegenſtand betrachtet, der unſere Erkenntniß erweitern ſollte; hier wird ſie als eine Macht vorgeſtellt, die unſern eigenen Zuſtand beſtimmen kann. Kant nennt daher das Praktiſch-Erhabene das Erhabene der Macht, oder das Dynamiſch-Erhabene, im Gegenſatz von dem Mathematiſch-Erhabenen. Weil aber aus den Begriffen dynamiſch und mathematiſch gar nicht erhellen kann, ob die Sphäre des Erhabenen durch dieſe Eintheilung erſchöpft ſey oder nicht, ſo habe ich die Eintheilung in das Theoretiſch- und Praktiſch-Erhabene vorgezogen.

Auf was Art wir in Erkenntniſſen von Naturbedingungen abhängig ſind, und dieſer Abhängigkeit uns bewußt werden, wird bei Entwickelung des Theoretiſch-Erhabenen hinreichend ausgeführt werden.

Univ.-Bibl.

Daß unſere Exiſtenz, als Sinnenweſen, von Naturbedingungen außer uns abhängig gemacht iſt, wird wohl kaum eines eigenen Beweiſes bedürfen. Sobald die Natur außer uns das beſtimmte Verhältniß zu uns ändert, auf welches unſer phyſiſcher Wohlſtand gegründet iſt, ſo wird auch ſogleich unſere Exiſtenz in der Sinnenwelt, die an dieſem phyſiſchen Wohlſtande haftet, angefochten und in Gefahr geſetzt. Die Natur hat alſo die Bedingungen in ihrer Gewalt, unter denen wir exiſtiren, und damit wir dieſes zu unſerm Daſeyn ſo unentbehrliche Naturverhältniß in Acht nehmen ſollten, ſo iſt unſerm phyſiſchen Leben an dem Selbſterhaltungstriebe ein wachſamer Hüter, dieſem Triebe aber an dem Schmerze ein Warner gegeben worden. Sobald daher unſer phyſiſcher Zuſtand eine Veränderung erleidet, die ihn zu ſeinem Gegentheil zu beſtimmen droht, ſo erinnert der Schmerz an die Gefahr, und der Trieb der Selbſterhaltung wird durch ihn zum Widerſtand aufgefordert.

Iſt die Gefahr von der Art, daß unſer Widerſtand vergeblich ſeyn würde, ſo muß Furcht entſtehen. Ein Objekt alſo, deſſen Exiſtenz den Bedingungen der unſrigen widerſtreitet, iſt, wenn wir uns ihm an Macht nicht gewachſen fühlen, ein Gegenſtand der Furcht, furchtbar.

Aber es iſt nur furchtbar für uns als Sinnenweſen, denn nur als ſolche hangen wir ab von der Natur. Dasjenige in uns, was nicht Natur, was dem Naturgeſetz nicht unterworfen iſt, hat von der Natur außer uns, als Macht betrachtet, nichts zu befahren. Die Natur, vorgeſtellt als eine Macht, die zwar unſern phyſiſchen Zuſtand beſtimmen kann, aber auf unſern Willen keine Gewalt hat, iſt dynamiſch oder praktiſch erhaben.

Das Praktiſch Erhabene unterſcheidet ſich alſo darin von dem Theoretiſch Erhabenen, daß es den Bedingungen unſerer

Exiſtenz, dieſes nur den Bedingungen der Erkenntniß widerſtreitet. Theoretiſch erhaben iſt ein Gegenſtand, in ſo fern er die Vorſtellung der Unendlichkeit mit ſich führt, deren Darſtellung ſich die Einbildungskraft nicht gewachſen fühlt. Praktiſch-erhaben iſt ein Gegenſtand, in ſo fern er die Vorſtellung einer Gefahr mit ſich führt, welche zu beſiegen ſich unſere phyſiſche Kraft nicht vermögend fühlt. Wir erliegen an dem Verſuch, uns von dem erſten eine Vorſtellung zu machen. Wir erliegen an dem Verſuch, uns der Gewalt des zweiten zu widerſetzen. Ein Beiſpiel des erſten iſt der Ocean in Ruhe, der Ocean im Sturm ein Beiſpiel des zweiten. Ein ungeheuer hoher Thurm oder Berg kann ein Erhabenes der Erkenntniß abgeben. Bückt er ſich zu uns herab, ſo wird er ſich in ein Erhabenes der Geſinnung verwandeln. Beide haben aber wieder das mit einander gemein, daß ſie gerade durch ihren Widerſpruch mit den Bedingungen unſers Daſeyns und Wirkens diejenige Kraft in uns aufdecken, die an keine dieſer Bedingungen ſich gebunden fühlt; eine Kraft alſo, die einerſeits ſich mehr denken kann, als der Sinn faßt, und die andererſeits für ihre Unabhängigkeit nichts fürchtet, und in ihren Aeußerungen keine Gewalt erleidet, wenn auch ihr ſinnlicher Gefährte unter der furchtbaren Naturmacht erliegen ſollte.

Ob aber gleich beide Arten des Erhabenen ein gleiches Verhältniß zu unſerer Vernunftkraft haben, ſo ſtehen ſie doch in einem ganz verſchiedenen Verhältniß zu unſerer Sinnlichkeit, welches einen wichtigen Unterſchied ſowohl der Stärke als des Intereſſes zwiſchen ihnen begründet.

Das Theoretiſch-Erhabene widerſpricht dem Vorſtellungstrieb, das Praktiſch-Erhabene dem Erhaltungstrieb. Bei dem Erſten wird nur eine einzelne Aeußerung der ſinnlichen Vorſtellungskraft, bei dem Zweiten aber wird der letzte

Grund aller möglichen Aeußerungen deſſelben, nämlich die Exiſtenz, angefochten.

Nun iſt zwar jedes mißlingende Beſtreben nach Erkenntniß mit Unluſt verbunden, weil einem thätigen Trieb dadurch widerſprochen wird. Aber bis zum Schmerz kann dieſe Unluſt nie ſteigen, ſo lang wir unſere Exiſtenz von dem Gelingen oder Mißlingen einer ſolchen Erkenntniß unabhängig wiſſen, und unſere Selbſtachtung nicht dabei leidet.

Ein Gegenſtand aber, der den Bedingungen unſeres Daſeyns widerſtreitet, der in der unmittelbaren Empfindung Schmerz erregen würde, erregt in der Vorſtellung Schrecken; denn die Natur mußte zu Erhaltung der Kraft ſelbſt ganz andere Anſtalten treffen, als ſie zu Unterhaltung der Thätigkeit nöthig fand. Unſere Sinnlichkeit iſt alſo bei dem furchtbaren Gegenſtand ganz anders intereſſirt als bei dem unendlichen; denn der Trieb der Selbſterhaltung erhebt eine viel lautere Stimme als der Vorſtellungstrieb. Es iſt etwas ganz Anderes, ob wir um den Beſitz einer einzelnen Vorſtellung, oder ob wir um den Grund aller möglichen Vorſtellungen, unſere Exiſtenz in der Sinnenwelt, ob wir für das Daſeyn ſelbſt oder für eine einzelne Aeußerung deſſelben zu fürchten haben.

Eben deßwegen aber, weil der furchtbare Gegenſtand unſere ſinnliche Natur gewaltſamer angreift als der unendliche, ſo wird auch der Abſtand zwiſchen dem ſinnlichen und überſinnlichen Vermögen dabei um ſo lebhafter gefühlt, ſo wird die Ueberlegenheit der Vernunft und die innere Freiheit des Gemüths deſto hervorſtechender. Da nun das ganze Weſen des Erhabenen auf dem Bewußtſeyn dieſer unſerer Vernunftfreiheit beruht, und alle Luſt am Erhabenen gerade nur auf dieſes Bewußtſeyn ſich gründet, ſo folgt von ſelbſt (was auch die Erfahrung lehrt), daß das Furchtbare in der äſthetiſchen Vorſtellung lebhafter und angenehmer rühren müſſe, als das Unendliche, und daß alſo das Praktiſch-Erhabene, der Stärke der Empfindung nach, einen ſehr großen Vorzug vor dem Theoretiſchen voraus habe.

Das Theoretiſch-Große erweitert eigentlich nur unſere Sphäre, das Praktiſch-Große, das Dynamiſch-Erhabene unſere Kraft. — Unſere wahre und vollkommene Unabhängigkeit von der Natur erfahren wir eigentlich nur durch das Letztere; denn es iſt ganz etwas Anderes, in der bloßen Handlung des Vorſtellens und in ſeinem ganzen innern Daſeyn ſich von Naturbedingungen unabhängig fühlen, als ſich über das Schickſal, über alle Zufälle, über die ganze Naturnothwendigkeit hinweggeſetzt und erhaben fühlen. Nichts liegt dem Menſchen als Sinnenweſen näher an, als die Sorge für ſeine Exiſtenz, und keine Abhängigkeit iſt ihm drückender als dieſe, die Natur als diejenige Macht zu betrachten, die über ſein Daſeyn zu gebieten hat. Und von dieſer Abhängigkeit fühlt er ſich frei bei Betrachtung des Praktiſch-Erhabenen.

„Die unwiderſtehliche Macht der Natur,“ ſagt Kant, „gibt uns, als Sinnenweſen betrachtet, zwar unſere Ohnmacht zu erkennen, aber entdeckt zugleich in uns ein Vermögen, uns als von ihr unabhängig zu beurtheilen, und eine Ueberlegenheit über die Natur, worauf ſich eine Selbſterhaltung von ganz anderer Art gründet, als diejenige iſt, die von der Natur außer uns angefochten und in Gefahr gebracht werden kann — dabei die Menſchheit in unſerer Perſon unerniedrigt bleibt, obgleich der Menſch jener Gewalt unterliegen müßte. Auf ſolche Weiſe — fährt er fort — wird die furchtbare Macht der Natur äſthetiſch von uns als erhaben beurtheilt, weil ſie unſere Kraft, die nicht Natur iſt, in uns aufruft, um alles dasjenige, wofür wir als Sinnenweſen beſorgt ſind, Güter, Geſundheit und Leben als klein anzuſehen, und deßwegen auch jene Macht der Natur — der wir in Anſehung dieſer Güter allerdings unterworfen ſind — für uns und unſere Perſönlichkeit dennoch als keine Gewalt zu betrachten, unter die wir uns zu beugen hätten, wenn es auf unſere höchſten Grundſätze und deren Behauptung oder Verlaſſung ankäme. Alſo — endigt er — heißt die Natur hier erhaben, weil ſie die Einbildungskraft zu Darſtellung derjenigen Fälle erhebt, in denen das Gemüth ſich die eigene Erhabenheit ſeiner Beſtimmung fühlbar machen kann.

Dieſe Erhabenheit unſerer Vernunftbeſtimmung, dieſe unſere praktiſche Unabhängigkeit von der Natur, muß von derjenigen Ueberlegenheit wohl unterſchieden werden, die wir entweder durch unſere körperlichen Kräfte oder durch unſern Verſtand über ſie, als Macht, in einzelnen Fällen zu behaupten wiſſen, und welche zwar auch etwas Großes, aber gar nichts Erhabenes an ſich hat. Ein Menſch z. B., der mit einem wilden Thiere ſtreitet und es durch die Stärke ſeines Armes oder auch durch Liſt überwindet; ein reißender Strom, wie der Nil, deſſen Macht durch Dämme gebrochen wird, und den der menſchliche Verſtand aus einem ſchädlichen Gegenſtand ſogar in einen nützlichen verwandelt, indem er ſeinen Ueberfluß in Kanälen auffängt und dürre Felder damit wäſſert; ein Schiff auf dem Meere, das durch ſeine künſtliche Einrichtung im Stande iſt, allem Ungeſtüm des wilden Elements zu trotzen; kurz, alle diejenigen Fälle, wo der Menſch durch ſeinen erfinderiſchen Verſtand die Natur auch da, wo ſie ihm als Macht überlegen und zu ſeinem Untergang gewaffnet iſt, gezwungen hat, ihm zu gehorchen und ſeinen Zwecken zu dienen — alle dieſe Fälle, ſage ich, erwecken kein

Gefühl des Erhabenen, ob ſie gleich etwas Analoges damit haben, und deßwegen auch in der äſthetiſchen Beurtheilung gefallen. Warum ſind ſie aber nicht erhaben, da ſie doch die Ueberlegenheit des Menſchen über die Natur vorſtellig machen?

Wir müſſen hier zum Begriff des Erhabenen zurückgehen, worin ſich der Grund leicht entdecken laſſen wird. Zufolge dieſes Begriffs iſt nur derjenige Gegenſtand, gegen den wir als Naturweſen erliegen, von dem wir uns aber als Vernunftweſen, als nicht zur Natur gehörige Weſen, abſolut unabhängig fühlen, erhaben. Alle natürlichen Mittel alſo, die der Menſch anwendet, um der Naturmacht zu widerſtehen, ſind durch dieſen Begriff des Erhabenen ausgeſchloſſen; denn dieſer Begriff verlangt ſchlechterdings, daß wir dem Gegenſtande als Naturweſen nicht gewachſen ſeyn ſollen, daß wir uns aber durch das, was in uns nicht Natur iſt (und dieß iſt nichts anderes als reine Vernunft) als von ihm unabhängig fühlen ſollen. Nun ſind aber alle jene angeführten Mittel, durch welche der Menſch der Natur überlegen wird (Geſchicklichkeit, Liſt und phyſiſche Stärke), aus der Natur genommen, kommen ihm alſo als Naturweſen zu; er widerſteht alſo dieſen Gegenſtänden nicht als Intelligenz, ſondern als Sinnenweſen, nicht moraliſch durch ſeine innere Freiheit, ſondern phyſiſch durch Anwendung natürlicher Kräfte. Er unterliegt auch deßwegen dieſen Gegenſtänden nicht, ſondern er iſt ihnen ſchon als Sinnenweſen überlegen. Wo er aber mit ſeinen phyſiſchen Kräften ausreicht, da iſt nichts da, was ihn nöthigen könnte, zu ſeinem intelligenten Selbſt, zu der innern Selbſtthätigkeit ſeiner Vernunftkräfte, ſeine Zuflucht zu nehmen.

Zum Gefühl des Erhabenen wird alſo ſchlechterdings erfordert, daß wir uns von jedem *phyſiſchen Widerſtehungsmittel* völlig verlaſſen ſehen, und in unſerem nichtphyſiſchen Selbſt dagegen Hülfe ſuchen. *Furchtbar* muß alſo ein ſolcher Gegenſtand für unſere Sinnlichkeit ſeyn, und das iſt er nicht mehr, ſobald wir uns ihm durch natürliche Kräfte gewachſen fühlen.

Auch wird dieſes von der Erfahrung beſtätigt. Die mächtigſte Naturkraft iſt in eben dem Grade weniger erhaben, als ſie von dem Menſchen gebändigt erſcheint, und ſie wird wieder ſchnell erhaben, ſobald ſie die Kunſt des Menſchen zu Schanden macht. Ein Pferd, das noch frei und ungebändigt in den Wäldern herum läuft, iſt uns, als eine uns überlegene Naturkraft, *furchtbar*, und kann einen Gegenſtand für eine erhabene Schilderung abgeben. Eben dieſes Pferd, gezähmt, an das Joch oder vor den Wagen geſpannt, verliert ſeine Furchtbarkeit, und mit ihr auch alles Erhabene. Zerreißt aber dieſes gebändigte Pferd ſeine Zügel, bäumt es ſich entrüſtet unter ſeinem Reiter, gibt es ſich ſeine Freiheit gewaltſam wieder, ſo iſt ſeine Furchtbarkeit wieder da, und es wird aufs Neue erhaben.

Die phyſiſche Ueberlegenheit des Menſchen über die Naturkräfte iſt alſo ſo wenig ein Grund des Erhabenen, daß ſie faſt überall, wo ſie angetroffen wird, die Erhabenheit des Gegenſtandes ſchwächt und ganz vernichtet. Zwar können wir uns mit merklichem Vergnügen bei der Betrachtung der menſchlichen Geſchicklichkeit verweilen, die ſich die wildeſten Naturkräfte zu unterwerfen gewußt hat; aber die Quelle dieſes Vergnügens iſt *logiſch*, und nicht *äſthetiſch*; es iſt eine Wirkung des Nachdenkens, und wird nicht durch unmittelbare Vorſtellung eingeflößt.

Praktiſch-erhaben iſt alſo die Natur nirgends, als wo ſie furchtbar iſt. Aber nun entſteht die Frage: Iſt dieß auch umgekehrt ſo? Iſt ſie überall, wo ſie furchtbar iſt, auch praktiſch-erhaben?

Hier müſſen wir abermals zum Begriff des Erhabenen zurückgehen. So ein weſentliches Erforderniß es dazu iſt, daß wir uns als Sinnenweſen von dem Gegenſtande abhängig fühlen, ſo weſentlich gehört auf der andern Seite dazu, daß wir uns als Vernunftweſen von demſelben unabhängig fühlen. Wo das Erſte nicht iſt, wo der Gegenſtand gar nichts Furchtbares für unſere Sinnlichkeit hat, da iſt keine Erhabenheit möglich. Wo das Zweite fehlt, wo er bloß furchtbar iſt, wo wir uns ihm als Vernunftweſen nicht überlegen fühlen, da iſt ſie eben ſo wenig möglich.

Innere Gemüthsfreiheit gehört ſchlechterdings dazu, um das Furchtbare erhaben zu finden und Wohlgefallen daran zu haben; denn es kann ja bloß dadurch erhaben ſeyn, daß es unſere Unabhängigkeit, unſere Gemüthsfreiheit zu empfinden gibt. Nun hebt aber die wirkliche und ernſtliche Furcht alle Gemüthsfreiheit auf.

Das erhabene Objekt muß alſo zwar furchtbar ſeyn, aber wirkliche Furcht darf es nicht erregen. Furcht iſt ein Zuſtand des Leidens und der Gewalt; das Erhabene kann allein in der freien Betrachtung und durch das Gefühl innerer Thätigkeit gefallen. Entweder darf alſo das furchtbare Objekt ſeine Macht gar nicht gegen uns richten, oder, wenn dieß geſchieht, ſo muß unſer Geiſt frei bleiben, indem unſere Sinnlichkeit überwältigt wird. Dieſer letztere Fall iſt aber höchſt ſelten und erfordert eine Erhebung der menſchlichen Natur, die kaum in einem Subjekte als möglich gedacht werden kann. Denn da, wo wir uns wirklich in Gefahr befinden, wo wir ſelbſt der Gegenſtand einer feindſeligen Naturmacht ſind, da iſt es um die äſthetiſche Beurtheilung geſchehen. So erhaben ein Meerſturm, vom Ufer aus betrachtet, ſeyn mag, ſo wenig mögen die, welche auf dem Schiffe ſich befinden, das von demſelben zertrümmert wird, aufgelegt ſeyn, dieſes äſthetiſche Urtheil darüber zu fällen.

Wir haben es alſo bloß mit dem erſten Fall zu thun, wo das furchtbare Objekt uns zwar ſeine Macht ſehen läßt, aber ſie nicht gegen uns richtet, wo wir uns vor demſelben ſicher wiſſen. Wir verſetzen uns alsdann bloß in der Einbildung in den Fall, wo dieſe Macht uns ſelbſt treffen könnte, und aller Widerſtand vergeblich ſeyn würde. Das Schreckliche iſt alſo bloß in der Vorſtellung. Aber auch ſchon die bloße Vorſtellung der Gefahr bringt, wenn ſie einigermaßen lebhaft iſt, den Erhaltungstrieb in Bewegung, und es erfolgt etwas dem Analoges, was die wirkliche Empfindung hervorbringen würde. Ein Schauer ergreift uns, ein Gefühl von Bangigkeit regt ſich, unſere Sinnlichkeit wird empört. Und ohne dieſen Anfang des wirklichen Leidens, ohne dieſen ernſtlichen Angriff auf unſere Exiſtenz würden wir bloß mit dem Gegenſtande ſpielen; und es muß Ernſt ſeyn, wenigſtens in der Empfindung, wenn die Vernunft zur Idee ihrer Freiheit ihre Zuflucht nehmen ſoll. Auch kann das Bewußtſeyn unſerer innern Freiheit nur in ſo fern einen Werth haben und Etwas gelten, als es damit Ernſt iſt; es kann aber nicht damit Ernſt ſeyn, wenn wir mit der Vorſtellung der Gefahr bloß ſpielen.

Ich habe geſagt, daß wir uns in Sicherheit befinden müſſen, wenn das Furchtbare uns gefallen ſoll. Nun gibt es aber Unglücksfälle und Gefahren, vor denen ſich der Menſch niemals ſicher wiſſen kann, und die in der Vorſtellung doch erhaben ſeyn können, und es auch wirklich ſind. Der Begriff der Sicherheit kann alſo nicht darauf eingeſchränkt werden, daß man ſich der Gefahr phyſiſch entzogen weiß, wie z. B. wenn man von einem hohen und wohlbefeſtigten Geländer in eine große Tiefe, oder von einer Anhöhe auf die ſtürmende See hinab ſieht. Hier freilich gründet ſich die Furchtloſigkeit auf die Ueberzeugung von der Unmöglichkeit, daß man getroffen werden kann. Aber worauf wollte man ſeine Sicherheit vor dem Schickſal, vor der allgegenwärtigen Macht der Gottheit, vor ſchmerzhaften Krankheiten, vor empfindlichen Verluſten, vor dem Tode gründen? Hier iſt gar kein phyſiſcher Grund der Beruhigung vorhanden; und wenn wir uns das Schickſal in ſeiner Furchtbarkeit denken, ſo müſſen wir uns zugleich ſagen, daß wir derſelben nichts weniger als entzogen ſind.

Es gibt alſo einen zwiefachen Grund der Sicherheit. Vor ſolchen Uebeln, denen zu entfliehen in unſerem phyſiſchen Vermögen ſteht, können wir äußere phyſiſche Sicherheit haben; vor ſolchen Uebeln aber, denen wir auf natürlichem Wege nicht zu widerſtehen, noch auszuweichen im Stande ſind, können wir bloß innere oder moraliſche Sicherheit haben. Dieſer Unterſchied iſt, beſonders in Beziehung auf das Erhabene, wichtig.

Die phyſiſche Sicherheit iſt ein unmittelbarer Beruhigungsgrund für unſere Sinnlichkeit ohne alle Beziehung auf unſeren innern oder moraliſchen Zuſtand. Es wird daher auch gar nichts dazu erfordert, ein Objekt ohne Furcht zu betrachten, vor welchem man ſich in dieſer phyſiſchen Sicherheit befindet. Daher bemerkt man auch unter den Menſchen eine bei weitem größere Einſtimmigkeit der Urtheile über das Erhabene ſolcher Objekte, deren Anblick mit dieſer phyſiſchen Sicherheit verbunden iſt, als derjenigen, vor denen man nur moraliſche Sicherheit hat. Die Urſache iſt in die Augen fallend. Phyſiſche Sicherheit kommt Jedem auf gleiche Art zu gut; moraliſche hingegen ſetzt einen Gemüthszuſtand voraus, der nicht in allen Subjekten ſich findet. Aber weil dieſe phyſiſche Sicherheit bloß für die Sinnlichkeit gilt, ſo hat ſie für ſich ſelbſt nichts, was der Vernunft gefallen könnte, und ihr Einfluß iſt bloß negativ, indem ſie bloß verhindert, daß der Selbſterhaltungstrieb nicht aufgeſchreckt und die Gemüthsfreiheit aufgehoben wird.

Ganz anders iſt es mit der innern oder moraliſchen Sicherheit. Dieſe iſt zwar auch ein Beruhigungsgrund für die Sinnlichkeit (ſonſt wäre ſie ſelbſt erhaben), aber ſie iſt es nur mittelbar durch Ideen der Vernunft.

Wir ſehen das Furchtbare ohne Furcht an, weil wir uns der Macht deſſelben über uns, als Naturweſen, entweder durch das Bewußtſeyn unſerer Unſchuld oder durch den Gedanken an die Unzerſtörbarkeit unſers Weſens entzogen fühlen. Dieſe moraliſche Sicherheit poſtulirt alſo, wie wir ſehen, Religionsideen, denn nur die Religion, nicht aber die Moral, ſtellt Beruhigungsgründe für unſere Sinnlichkeit auf. Die Moral verfolgt die Vorſchrift der Vernunft unerbittlich und ohne alle Rückſicht auf das Intereſſe unſerer Sinnlichkeit; die Religion aber iſt es, die zwiſchen den Forderungen der Vernunft und dem Anliegen der Sinnlichkeit eine Ausſöhnung, eine Uebereinkunft zu ſtiften ſucht. Zur moraliſchen Sicherheit reicht es alſo gar nicht hin, daß wir eine moraliſche Geſinnung beſitzen, ſondern es wird noch dazu erfordert, daß wir die Natur in Einſtimmung mit dem Moralgeſetz, oder was hier einerlei iſt, daß wir ſie uns unter dem Einfluß eines reinen Vernunftweſens denken. Der Tod z. B. iſt ein ſolcher Gegenſtand, vor dem wir nur moraliſche Sicherheit haben.

Die lebhafte Vorſtellung aller Schreckniſſe des Todes, verbunden mit der Gewißheit, ihm nicht entfliehen zu können, würde es den meiſten Menſchen, weil die meiſten doch weit mehr Sinnenweſen als Vernunftweſen ſind, durchaus unmöglich machen, mit dieſer Vorſtellung ſo viel Ruhe zu verbinden, als zu einem äſthetiſchen Urtheil erfordert wird — wenn nicht der Vernunftglaube an eine Unſterblichkeit, auch noch ſelbſt für die Sinnlichkeit, eine leidliche Auskunft wüßte.

Aber man muß dieß nicht ſo verſtehen, als ob die Vorſtellung des Todes, wenn ſie mit Erhabenheit verbunden iſt, dieſe Erhabenheit durch die Idee der Unſterblichkeit erhielte. — Nichts weniger! Die Idee der Unſterblichkeit, ſo wie ich ſie hier annehme, iſt ein Beruhigungsgrund für unſern Trieb nach Fortdauer, alſo für unſere Sinnlichkeit, und ich muß einmal für allemal bemerken, daß bei Allem, was einen erhabenen Eindruck machen ſoll, die Sinnlichkeit mit ihren Forderungen ſchlechterdings abgewieſen worden ſeyn, und aller Beruhigungsgrund nur in der Vernunft zu ſuchen ſeyn müſſe. Diejenige Idee der Unſterblichkeit alſo, wobei die Sinnlichkeit gewiſſermaßen noch ihre Rechnung findet (wie ſie in allen poſitiven Religionen aufgeſtellt iſt), kann gar nichts dazu beitragen, die Vorſtellung des Todes zu einem erhabenen Gegenſtand zu machen. Vielmehr muß dieſe Idee nur gleichſam im Hintergrunde ſtehen, um bloß der Sinnlichkeit zu Hülfe zu kommen, wenn dieſe ſich allen Schreckniſſen der Zernichtung troſt- und wehrlos bloßgeſtellt fühlte, und unter dieſem heftigen Angriff zu erliegen drohte. Wird dieſe Idee der Unſterblichkeit aber die herrſchende im Gemüth, ſo verliert der Tod das Furchtbare, und das Erhabene verſchwindet. Die Gottheit, vorgeſtellt in ihrer

Allwiſſenheit, die alle Krümmungen des menſchlichen Herzens durchleuchtet, in ihrer Heiligkeit, die keine unreine Regung duldet, und in ihrer Macht, die unſer phyſiſches Schickſal in ihrer Gewalt hat, iſt eine *furchtbare* Vorſtellung und kann deßhalb zu einer *erhabenen* Vorſtellung werden. Vor den Wirkungen dieſer Macht können wir keine phyſiſche Sicherheit haben, weil es uns gleich unmöglich iſt, derſelben *auszuweichen* und *Widerſtand* zu thun. Alſo bleibt uns nur moraliſche Sicherheit übrig, die wir auf die Gerechtigkeit dieſes Weſens und auf unſere Unſchuld gründen. Wir ſehen die ſchreckhaften Erſcheinungen, durch welche ſie ihre Macht zu erkennen gibt, ohne Schrecken an, weil das Bewußtſeyn unſerer Schuldloſigkeit uns davor ſicher ſtellt. Dieſe moraliſche Sicherheit macht es uns möglich, bei der Vorſtellung dieſer gränzenloſen, unwiderſtehlichen und allgegenwärtigen Macht unſere Gemüthsfreiheit nicht völlig zu verlieren, denn wo dieſe dahin iſt, da iſt das Gemüth zu keiner äſthetiſchen Beurtheilung aufgelegt. Sie kann aber die Urſache des Erhabenen nicht ſeyn, weil dieſes Gefühl der Sicherheit, ob es gleich auf moraliſchen Gründen beruht, doch zuletzt nur einen Beruhigungsgrund für die Sinnlichkeit abgibt, und den Trieb der Selbſterhaltung befriedigt, das Erhabene aber niemals auf Befriedigung unſerer Triebe ſich gründet. Soll die Vorſtellung der Gottheit praktiſch (dynamiſch) erhaben werden, ſo dürfen wir das Gefühl unſerer Sicherheit *nicht auf unſer Daſeyn*, ſondern auf *unſere Grundſätze* beziehen. Es muß uns gleichgültig ſeyn, wie wir als Naturweſen dabei fahren, wenn wir uns nur als Intelligenzen von den Wirkungen ihrer Macht unabhängig fühlen. Wir fühlen uns aber als Vernunftweſen ſelbſt von der Allmacht unabhängig, inſofern ſelbſt die Allmacht unſere Autonomie nicht aufheben, unſern Willen nicht gegen unſere Grundſätze beſtimmen kann. Nur inſofern alſo, als wir der Gottheit allen *Natureinfluß* auf unſere *Willensbeſtimmungen* abſprechen, iſt die Vorſtellung ihrer Macht dynamiſch-erhaben.

In ſeinen Willensbeſtimmungen ſich von der Gottheit unabhängig fühlen, heißt aber nichts Anderes, als ſich bewußt ſeyn, daß die Gottheit nie als *eine Macht* auf unſern Willen wirken könne. Weil aber der reine Wille jederzeit mit dem Willen der Gottheit coincidiren muß, ſo kann der Fall nie eintreten, daß wir uns aus reiner Vernunft gegen den Willen der Gottheit beſtimmen. Wir ſprechen ihr alſo inſofern bloß den Einfluß auf unſern Willen ab, als wir uns bewußt ſind, daß ſie *durch nichts anderes, als durch ihre Einſtimmigkeit mit dem reinen Vernunftgeſetz in uns*, alſo nicht durch Autoritat, nicht durch Belohnung oder Strafe, nicht durch Hinſicht auf ihre Macht *in unſere Willensbeſtimmungen einfließen könne*. Unſere Vernunft verehrt in der Gottheit nichts als ihre Heiligkeit und fürchtet auch nichts von ihr als ihre Mißbilligung — und auch dieſe nur inſofern, als ſie in der göttlichen Vernunft ihre eigenen Geſetze erkennt. Es ſteht aber nicht in der göttlichen *Willkür*, unſere Geſinnungen zu mißbilligen oder zu billigen, ſondern das wird durch unſer Betragen beſtimmt. In dem einzigen Falle alſo, wo die Gottheit für uns furchtbar werden könnte, nämlich in ihrer Mißbilligung, hängen wir nicht von ihr ab. Die Gottheit alſo, vorgeſtellt als eine Macht, die unſere *Exiſtenz* zwar aufheben, aber ſo lange wir dieſe Exiſtenz noch haben, auf die Handlungen unſerer Vernunft keinen Einfluß äußern kann, iſt dynamiſch-erhaben — und auch nur diejenige

Religion, welche uns dieſe Vorſtellung von der Gottheit gibt, trägt das Siegel der Erhabenheit in ſich.[1]

Der Gegenſtand des Praktiſch-Erhabenen muß für die Sinnlichkeit furchtbar ſeyn; unſerem phyſiſchen Zuſtand muß ein Uebel drohen, und die Vorſtellung der Gefahr muß den Selbſterhaltungstrieb in Bewegung ſetzen.

Unſer *intelligibles Selbſt*, dasjenige in uns, was nicht Natur iſt, muß ſich bei jener Affektion des Erhaltungstriebs von dem ſinnlichen Theil unſers Weſens unterſcheiden, und ſeiner Selbſtſtändigkeit, ſeiner Unabhängigkeit von allem, was die phyſiſche Natur treffen kann, kurz ſeiner Freiheit ſich bewußt werden.

---

[1] *Anmerkung Schiller's.* „Wider dieſe Auflöſung des Begriffs vom Dynamiſch-Erhabenen," ſagt Kant, „ſcheint zu ſtreiten, daß wir Gott im Ungewitter, Erdbeben u. ſ. f. als eine zürnende Macht und dennoch als erhaben vorzuſtellen pflegen, wobei es von unſerer Seite Thorheit ſowohl als Frevel ſeyn würde, uns eine Ueberlegenheit des Gemüths über die Wirkungen einer ſolchen Macht einzubilden. Hier ſcheint kein Gefühl der Erhabenheit unſerer eigenen Natur, ſondern vielmehr Niedergeſchlagenheit und Unterwerfung die Gemüthsſtimmung zu ſeyn, die ſich für die Erſcheinung eines ſolchen Gegenſtandes ſchickt. In der Religion überhaupt ſcheint Niederwerfen, Anbetung mit zerknirſchten angſtvollen Gebärden das einzig ſchickliche Benehmen in Gegenwart der Gottheit zu ſeyn, welches daher auch die meiſten Völker angenommen haben. Aber" — fährt er fort — „dieſe Gemüthsſtimmung iſt mit der Idee der *Erhabenheit* einer Religion bei weitem nicht ſo nothwendig verbunden. Der Menſch, der ſich ſeiner Schuld bewußt iſt, und alſo Urſache hat, ſich zu fürchten, iſt in gar keiner Gemüthsſtimmung, um die göttliche Größe zu bewundern. Nur alsdann, wenn ſein Gewiſſen rein iſt, dienen jene Wirkungen der göttlichen Macht dazu, ihm eine erhabene Idee von der Gottheit zu geben, ſofern er durch das Gefühl ſeiner eigenen erhabenen Geſinnung über die *Furcht* vor den Wirkungen dieſer Macht erhoben wird. Er hat Ehrfurcht, nicht Furcht, vor der Gottheit, da hingegen die Superſtition bloße Furcht und Angſt vor der Gottheit fühlt, ohne ſie hochzuſchätzen, woraus nie eine Religion des guten Wandels, bloß Gunſtbewerbung und Einſchmeichlung entſtehen kann." (*Kants* Kritik der äſthetiſchen Urtheilskraft. Analytik des Erhabenen.)

Dieſe Freiheit iſt aber ſchlechterdings nur moraliſch, nicht phyſiſch. Nicht durch unſere natürlichen Kräfte, nicht durch unſern Verſtand, nicht als Sinnenweſen, dürfen wir uns dem furchtbaren Gegenſtand überlegen fühlen; denn da würde unſere Sicherheit immer nur durch phyſiſche Urſachen, alſo empiriſch, bedingt ſeyn, und alſo immer noch eine Abhängigkeit von der Natur übrig bleiben. Es muß uns vielmehr völlig gleichgültig ſeyn, wie wir als Sinnenweſen dabei fahren, und bloß darin muß unſere Freiheit beſtehen, daß wir unſern phyſiſchen Zuſtand, der durch die Natur beſtimmt werden kann, gar nicht zu unſerm Selbſt rechnen, ſondern als etwas Auswärtiges und Fremdes betrachten, was auf unſere moraliſche Perſon keinen Einfluß hat.

Groß iſt, wer das Furchtbare überwindet, erhaben iſt, wer es, auch ſelbſt unterliegend, nicht fürchtet.

Hannibal war theoretiſch-groß, da er ſich über die unwegſamen Alpen den Durchgang nach Italien bahnte; praktiſch-groß oder erhaben war er nur im Unglück.

Groß war Herkules, da er ſeine zwölf Arbeiten unternahm und beendigte.

Erhaben war Prometheus, da er, am Kaukaſus angeſchmiedet, ſeine That nicht bereute, und ſein Unrecht nicht eingeſtand.

Groß kann man ſich im Glück, erhaben nur im Unglück zeigen.

Praktiſch-erhaben iſt alſo jeder Gegenſtand, der uns zwar unſere Ohnmacht, als Naturweſen, zu bemerken gibt — zugleich aber ein Widerſtehungsvermögen von ganz anderer

Art in uns aufdeckt, welches zwar von unſerer phyſiſchen Exiſtenz die Gefahr nicht entfernt, aber (was unendlich mehr iſt) unſere phyſiſche Exiſtenz ſelbſt von unſerer Perſönlichkeit abſondert. Es iſt alſo keine materiale und bloß einen einzelnen Fall betreffende, ſondern eine idealiſche, und über alle möglichen Fälle ſich erſtreckende Sicherheit, deren wir uns bei Vorſtellung des Erhabenen bewußt werden. Dieſes gründet ſich alſo ganz und gar nicht auf Ueberwindung oder Aufhebung einer uns drohenden Gefahr, ſondern auf Wegräumung der letztern Bedingung, unter der es allein Gefahr für uns geben kann, indem es uns den ſinnlichen Theil unſers Weſens, der allein der Gefahr unterworfen iſt, als ein auswärtiges Naturding betrachten lehrt, das unſere wahre Perſon, unſer moraliſches Selbſt, gar nichts angeht.

Nach Feſtſetzung des Begriffs vom Praktiſch-Erhabenen ſind wir im Stande, es nach Verſchiedenheit der Gegenſtände, durch die es erregt wird, und nach Verſchiedenheit der Verhältniſſe, in welchen wir zu dieſen Gegenſtänden ſtehen, unter Klaſſen zu bringen.

In der Vorſtellung des Erhabenen unterſcheiden wir dreierlei. Erſtlich: einen Gegenſtand der Natur, als Macht; zweitens: eine Beziehung dieſer Macht auf unſer phyſiſches Widerſtehungsvermögen; drittens: eine Beziehung derſelben auf unſere moraliſche Perſon. Das Erhabene iſt alſo die Wirkung dreier auf einander folgender Vorſtellungen: 1) einer objektiven phyſiſchen Macht, 2) unſerer ſubjektiven phyſiſchen Ohnmacht, 3) unſerer ſubjektiven moraliſchen Uebermacht. Ob aber gleich bei jeder Vorſtellung des Erhabenen dieſe drei Beſtandtheile weſentlich und nothwendig ſich vereinigen müſſen, ſo iſt es dennoch zufällig, wie wir zu der Vorſtellung derſelben gelangen, und darauf gründet ſich nun ein zwiefacher Hauptunterſchied des Erhabenen der Macht.

1) Entweder wird bloß ein Gegenſtand als Macht die objektive Urſache des Leidens, aber nicht das Leiden ſelbſt in der Anſchauung gegeben, und es iſt das urtheilende Subjekt, welches die Vorſtellung des Leidens in ſich erzeugt und den gegebenen Gegenſtand, durch Beziehung auf den Erhaltungstrieb, in ein Objekt der Furcht und durch Beziehung auf ſeine moraliſche Perſon in ein Erhabenes verwandelt.

2) Oder außer dem Gegenſtand als Macht wird zugleich ſeine Furchtbarkeit für den Menſchen das Leiden ſelbſt objektiv vorgeſtellt, und dem beurtheilenden Subjekt bleibt nichts übrig, als die Anwendung davon auf ſeinen moraliſchen Zuſtand zu machen, und aus dem Furchtbaren das Erhabene zu erzeugen.

Ein Objekt der erſten Klaſſe iſt *kontemplativ*, ein Objekt der zweiten *pathetiſch-erhaben*.

I. Das Kontemplativ-Erhabene der Macht.

Gegenſtände, welche uns weiter nichts als eine Macht der Natur zeigen, die der unſerigen weit überlegen iſt, im Uebrigen aber es uns ſelbſt anheim ſtellen, ob wir eine Anwendung davon auf unſern phyſiſchen Zuſtand oder auf unſere moraliſche Perſon machen wollen, ſind bloß kontemplativ-erhaben. Ich nenne ſie deßwegen ſo, weil ſie das Gemüth nicht ſo gewaltſam ergreifen, daß es nicht in einem Zuſtande ruhiger Betrachtung dabei verharren könnte. Bei dem Kontemplativ-Erhabenen kommt auf die Selbſtthätigkeit des Gemüths das Meiſte an, weil von Außen nur Eine Bedingung gegeben wird, die zwei andern aber von dem Subjekt ſelbſt erfüllt werden müſſen. Aus dieſem Grunde iſt das Kontemplativ-Erhabene weder von ſo intenſiv ſtarker, noch von ſo ausgebreiteter Wirkung als das Pathetiſch-Erhabene. Nicht von ſo ausgebreiteter: weil nicht alle Menſchen Einbildungskraft genug haben, um eine lebhafte Vorſtellung der Gefahr in ſich hervorzubringen, nicht alle ſelbſtſtändige moraliſche Kraft genug haben, um einer ſolchen Vorſtellung nicht lieber auszuweichen. Nicht von ſo ſtarker Wirkung, weil die Vorſtellung der Gefahr, auch wenn ſie noch ſo lebhaft erweckt wird, in dieſem Falle doch immer freiwillig iſt, und das Gemüth leichter über eine Vorſtellung Meiſter bleibt, die es ſelbſtthätig erzeugte. Das Kontemplativ-Erhabene verſchafft daher einen geringern, aber auch weniger gemiſchten Genuß.

Die Natur gibt zum Kontemplativ-Erhabenen nichts her als einen Gegenſtand als Macht, aus dem etwas Furchtbares für die Menſchheit zu machen der Einbildungskraft überlaſſen bleibt. Je nachdem nun der Antheil groß oder klein iſt, den die Phantaſie an Hervorbringung dieſes Furchtbaren hat, je nachdem ſie ihr Geſchäft aufrichtiger oder verdeckter verwaltet, muß auch das Erhabene verſchieden ausfallen.

Ein Abgrund, der ſich zu unſern Füßen aufthut, ein Gewitter, ein brennender Vulkan, eine Felſenmaſſe, die über uns herabhängt, als wenn ſie eben niederſtürzen wollte, ein Sturm auf dem Meer, ein rauher Winter der Polargegend, ein Sommer der heißen Zone, reißende oder giftige Thiere, eine Ueberſchwemmung und dergleichen, ſind ſolche Mächte der Natur, gegen welche unſer widerſtehendes Vermögen für nichts zu rechnen iſt, und die mit unſerer phyſiſchen Exiſtenz doch im Widerſpruche ſtehen. Selbſt gewiſſe idealiſche Gegenſtände, wie z. B. die Zeit, als eine Macht

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
SCHILLER,F.

3-598-52550-8
FN. 1368/082

betrachtet, die ſtill, aber unerbittlich wirkt, die Nothwendigkeit, deren ſtrengem Geſetze kein Naturweſen ſich entziehen kann, ſelbſt die moraliſche Idee der Pflicht, die ſich nicht ſelten gegen unſere phyſiſche Exiſtenz als eine feindliche Macht verhält, ſind furchtbare Gegenſtände, ſobald die Einbildungskraft ſie auf den Erhaltungstrieb bezieht; und ſie werden erhaben, ſobald die Vernunft ſie auf ihre höchſten Geſetze anwendet. Weil aber in allen dieſen Fällen die Phantaſie erſt das Furchtbare hinzuthut, und es ganz bei uns ſteht, eine Idee zu unterdrücken, die unſer eigenes Werk iſt, ſo gehören dieſe Gegenſtände in die Klaſſe des Kontemplativ-Erhabenen.

Aber die Vorſtellung der Gefahr hat hier doch einen realen Grund, und es bedarf bloß der einfachen Operation: die Exiſtenz dieſer Dinge mit unſerer phyſiſchen Exiſtenz in eine Vorſtellung zu verknüpfen, ſo iſt das Furchtbare da. Die Phantaſie braucht aus ihren eigenen Mitteln nichts hineinzulegen, ſondern ſie hält ſich nur an das, was ihr gegeben iſt.

Aber nicht ſelten werden an ſich gleichgültige Gegenſtände der Natur, durch Dazwiſchenkunft der Phantaſie, ſubjektiv in furchtbare Mächte verwandelt, und es iſt die Phantaſie ſelbſt, die das Furchtbare nicht bloß durch Vergleichung entdeckt, ſondern es, ohne einen hinreichenden objektiven Grund dazu zu haben, eigenmächtig erſchafft. Dieß iſt der Fall beim Außerordentlichen und beim Unbeſtimmten.

Dem Menſchen, im Zuſtand der Kindheit, wo die Einbildungskraft am ungebundenſten wirkt, iſt Alles ſchreckhaft, was ungewöhnlich iſt. In jeder unerwarteten Erſcheinung der Natur glaubt er einen Feind zu erblicken, der gegen ſein Daſeyn gerüſtet iſt, und der Erhaltungstrieb iſt ſogleich geſchäftig, dem Angriff zu begegnen. Der Erhaltungstrieb iſt in dieſer

Periode ſein unumſchränkter Gebieter, und weil dieſer Trieb ängſtlich und feig iſt, ſo iſt die Herrſchaft deſſelben ein Reich des Schreckens und der Furcht. Der Aberglaube, der in dieſer Epoche ſich bildet, iſt daher ſchwarz und fürchterlich, und auch die Sitten tragen dieſen feindſeligen, finſtern Charakter. Man findet den Menſchen früher bewaffnet als bekleidet, und ſein erſter Griff iſt an das Schwert, wenn er einem Fremdling begegnet. Die Gewohnheit der alten Taurier, jeden Ankömmling, den das Unglück an ihre Küſte führte, der Diana zu opfern, hat ſchwerlich einen andern Urſprung als die Furcht; denn ſo verwildert iſt nur der ſchief gebildete, nicht der ungebildete Menſch, daß er gegen dasjenige wüthete, was ihm nicht ſchaden kann.

Dieſe Furcht vor allem, was außerordentlich iſt, verliert ſich nun zwar im Zuſtande der Kultur, aber nicht ſo ganz, daß in der äſthetiſchen Betrachtung der Natur, wo ſich der Menſch dem Spiel der Phantaſie freiwillig hingibt, nicht eine Spur davon übrig bleiben ſollte. Das wiſſen die Dichter ſehr gut, und unterlaſſen daher nicht, das Außerordentliche wenigſtens als ein Ingredienz des Furchtbaren zu gebrauchen. Eine tiefe Stille, eine große Leere, eine plötzliche Erhellung der Dunkelheit ſind an ſich ſehr gleichgültige Dinge, die ſich durch nichts als das Außerordentliche und Ungewöhnliche auszeichnen. Dennoch erregen ſie ein Gefühl des Schreckens, oder verſtärken wenigſtens den Eindruck deſſelben, und ſind daher tauglich zum Erhabenen.

Wenn uns Virgil mit Grauſen über das Höllenreich erfüllen will, ſo macht er uns vorzüglich auf die Leerheit und Stille deſſelben aufmerkſam. — Er nennt es loca nocte late tacentia, weitſchweigende Gefilde der Nacht, domos vacuas Ditis et inania regna, leere Behauſungen und hohle Reiche des Pluto.

Bei den Einweihungen in die Myſterien der Alten wurde vorzüglich auf einen furchtbaren, feierlichen Eindruck geſehen, und dazu bediente man ſich beſonders auch des Stillſchweigens. Eine tiefe Stille gibt der Einbildungskraft einen freien Spielraum und ſpannt die Erwartung auf etwas Furchtbares, welches kommen ſoll. Bei Uebungen der Andacht iſt das Stillſchweigen einer ganzen verſammelten Gemeine ein ſehr wirkſames Mittel, der Phantaſie einen Schwung zu geben und das Gemüth in eine feierliche Stimmung zu verſetzen. Selbſt der Volksaberglaube macht bei ſeinen Traumereien davon Gebrauch, denn bekanntlich muß eine tiefe Stille beobachtet werden, wenn man einen Schatz zu erheben hat. In den bezauberten Palaſten, die in Feenmahrchen vorkommen, herrſcht ein todtes Schweigen, welches Grauen erweckt, und es gehört zur Naturgeſchichte der bezauberten Walder, daß nichts Lebendiges ſich darin regt. Auch die Einſamkeit iſt etwas Furchtbares, ſobald ſie anhaltend und unfreiwillig iſt, wie z. B. die Verbannung auf eine unbewohnte Inſel. Eine weit ausgebreitete Wuſte, ein einſamer, viele Meilen langer Wald, das Herumirren auf der granzenloſen See ſind lauter Vorſtellungen, welche Grauen erregen und in der Dichtkunſt zum Erhabenen zu gebrauchen ſind. Hier aber (bei der Einſamkeit) iſt doch ſchon ein objektiver Grund der Furcht, weil die Idee einer großen Einſamkeit auch die Idee der Hülfloſigkeit mit ſich führt.

Noch weit geſchaftiger beweiſt ſich die Phantaſie, aus dem Geheimen, Unbeſtimmten und Undurchdringlichen einen Gegenſtand des Schreckens zu machen. Hier iſt ſie eigentlich in ihrem Elemente, denn da ihr die Wirklichkeit keine Granze ſetzt und ihre Operationen auf keinen beſonderen Fall eingeſchrankt werden, ſo ſteht ihr das weite

Reich der Möglichkeiten offen. Daß ſie ſich aber gerade zum Schrecklichen hinneigt und von dem Unbekannten mehr fürchtet als hofft, liegt in der Natur des Erhaltungstriebs, der ſie leitet. Die Verabſcheuung wirkt ungleich ſchneller und mächtiger als die Begierde, und daher kommt es, daß wir hinter dem Unbekannten mehr Schlimmes vermuthen, als Gutes erwarten.

Die Finſterniß iſt ſchrecklich und eben darum zum Erhabenen tauglich. Sie iſt aber nicht an ſich ſelbſt ſchrecklich, ſondern weil ſie uns die Gegenſtände verbirgt und uns alſo der ganzen Gewalt der Einbildungskraft überliefert. Sobald die Gefahr deutlich iſt, verſchwindet ein großer Theil der Furcht. Der Sinn des Geſichts, der erſte Wächter unſers Daſeyns, verſagt uns in der Dunkelheit ſeine Dienſte, und wir fühlen uns der verborgenen Gefahr wehrlos bloßgeſtellt. Darum ſetzt der Aberglaube alle Geiſtererſcheinungen in die Mitternachtsſtunde, und das Reich des Todes wird vorgeſtellt als ein Reich der ewigen Nacht. In den Dichtungen Homers, wo die Menſchheit noch ihre natürlichſte Sprache redet, wird die Dunkelheit als eines der größten Uebel dargeſtellt:

> Alda liegt das Land und die Stadt der cimmeriſchen Männer.
> Dieſe tappen beſtändig in Nacht und Nebel, und niemals
> Schauet ſtrahlend auf ſie der Gott der leuchtenden Sonne,
> Sondern ſchreckliche Nacht umhüllt die elenden Menſchen.
>
> Odyſſee, 11. Geſang.

„Jupiter," ruft der tapfere Ajax im Dunkel der Schlacht aus, „befreie die Griechen von dieſer Finſterniß. Laß es Tag werden, laß dieſe Augen ſehen, und dann, wenn du willſt, laß mich im Lichte fallen." Ilias.

Auch das Unbeſtimmte iſt ein Ingrediens des Schrecklichen, und aus keinem andern Grunde, als weil es der Einbildungskraft Freiheit gibt, das Bild nach ihrem eigenen Gutdünken auszumalen. Das Beſtimmte hingegen führt zu deutlicher Erkenntniß und entzieht den Gegenſtand dem willkürlichen Spiel der Phantaſie, indem es ihn dem Verſtande unterwirft.

Homers Darſtellung der Unterwelt wird eben dadurch, daß ſie gleichſam in einem Nebel ſchwimmt, deſto furchtbarer, und die Geiſtergeſtalten im Oſſian ſind nichts als luſtige Wolkengebilde, denen die Phantaſie nach Willkür den Umriß gibt.

Alles, was verhüllt iſt, alles Geheimnißvolle trägt zum Schrecklichen bei und iſt deßwegen der Erhabenheit fähig. Von dieſer Art iſt die Aufſchrift, welche man zu Sais in Egypten über dem Tempel der Iſis las: „Ich bin Alles, was iſt, was geweſen iſt und was ſeyn wird. Kein ſterblicher Menſch hat meinen Schleier aufgehoben.“ Eben dieſes Ungewiſſe und Geheimnißvolle gibt den Vorſtellungen der Menſchen von der Zukunft nach dem Tode etwas Grauenvolles; dieſe Empfindungen ſind in dem bekannten Selbſtgeſpräch Hamlets ſehr glücklich ausgedrückt.

Die Beſchreibung, die uns Tacitus von dem feierlichen Aufzug der Göttin Hertha macht, wird durch das Dunkel, das er darüber verbreitet, furchtbar-erhaben. Der Wagen der Göttin verſchwindet im Innerſten des Waldes, und keiner von denen, die zu dieſem geheimnißvollen Dienſte gebraucht werden, kommt lebend zurück. Mit Schauder fragt man ſich, was das wohl ſeyn möge, welches dem, der es ſieht, das Leben koſtet, quod tantum morituri vident.

Alle Religionen haben ihre Myſterien, welche ein heiliges

Grauen unterhalten, und ſo wie die Majeſtät der Gottheit hinter dem Vorhang im Allerheiligſten wohnet, ſo pflegt ſich auch die Majeſtät der Könige mit Geheimniß zu umgeben, um die Ehrfurcht ihrer Unterthanen durch dieſe künſtliche Unſichtbarkeit in fortdauernder Spannung zu erhalten.

Dieß ſind die vorzüglichſten Unterarten des Kontemplativ-Erhabenen der Macht, und da ſie in der moraliſchen Beſtimmung des Menſchen gegründet ſind, welche allen Menſchen gemein iſt, ſo iſt man berechtigt, eine Empfänglichkeit dafür bei allen menſchlichen Subjekten vorauszuſetzen, und der Mangel derſelben kann nicht wie bei bloß ſinnlichen Rührungen durch ein Spiel der Natur entſchuldigt, ſondern darf als eine Unvollkommenheit dem Subjekt zugerechnet werden. Zuweilen findet man das Erhabene der Erkenntniß mit dem Erhabenen der Macht verbunden, und die Wirkung iſt um ſo größer, wenn nicht bloß das ſinnliche Widerſtehungsvermögen, ſondern auch ſelbſt das Darſtellungsvermögen an einem Objekt ſeine Schranken findet und die Sinnlichkeit mit ihrer doppelten Forderung abgewieſen wird.

II. Das Pathetiſch-Erhabene.

Wenn uns ein Gegenſtand nicht bloß als Macht überhaupt, ſondern zugleich als eine dem Menſchen verderbliche Macht objektiv gegeben wird — wenn er alſo ſeine Gewalt nicht bloß *zeigt*, ſondern ſie wirklich feindlich *äußert*, ſo ſteht es der Einbildungskraft nicht mehr frei, ihn auf den Erhaltungstrieb zu beziehen, ſondern ſie *muß*, ſie wird objektiv dazu genöthigt. Wirkliches Leiden aber geſtattet kein äſthetiſches Urtheil, weil es die Freiheit des Geiſtes aufhebt. Alſo darf es nicht das urtheilende Subjekt ſeyn, an welchem der furchtbare Gegenſtand ſeine zerſtörende Macht beweiſt, d. h. wir dürfen nicht ſelbſt, ſondern bloß ſympathetiſch leiden. Aber auch das ſympathetiſche Leiden iſt für die Sinnlichkeit ſchon zu angreifend, wenn das Leiden außer uns Exiſtenz hat. Der theilnehmende Schmerz überwiegt allen äſthetiſchen Genuß. Nur alsdann, wenn das Leiden entweder bloße Illuſion und Erdichtung iſt, oder (im Fall, daß es in der Wirklichkeit ſtattgefunden hätte) wenn es nicht unmittelbar den Sinnen, ſondern der Einbildungskraft vorgeſtellt wird, kann es äſthetiſch werden und ein Gefühl des Erhabenen erregen. Die Vorſtellung eines fremden Leidens, verbunden mit Affekt und mit dem Bewußtſeyn unſerer innern moraliſchen Freiheit, iſt pathetiſch-erhaben.

Die Sympathie oder der theilnehmende (mitgetheilte) Affekt iſt keine freie Aeußerung unſeres Gemüths, die wir erſt ſelbſtthätig hervorbringen müßten, ſondern eine unwillkürliche, durch das Naturgeſetz beſtimmte Affektion des Gefühlvermögens. Es kommt gar nicht auf unſern Willen an, ob wir das Leiden eines Geſchöpfs mitempfinden wollen. Sobald wir eine Vorſtellung davon haben, müſſen wir es. Die Natur, nicht unſere Freiheit handelt, und die Gemüthsbewegung eilt dem Entſchluß zuvor.

Sobald wir alſo objektiv die Vorſtellung eines Leidens erhalten, ſo muß, vermöge des unveränderlichen Naturgeſetzes der Sympathie, in uns ſelbſt ein Nachgefühl dieſes Leidens erfolgen. Dadurch machen wir es gleichſam zu dem unſrigen. Wir leiden mit. Nicht bloß die theilnehmende Betrübniß, das Gerührtſeyn über fremdes Unglück, heißt Mitleiden, ſondern jeder traurige Affekt ohne Unterſchied, den wir einem Andern nachempfinden; alſo gibt es ſo viele Arten des Mitleidens, als es verſchiedene Arten des urſprünglichen Leidens gibt, mitleidende Furcht, mitleidender Schrecken, mitleidende Angſt, mitleidende Entrüſtung, mitleidende Verzweiflung.

Wenn aber das Affekt Erregende (oder Pathetiſche) einen Grund des Erhabenen abgeben ſoll, ſo darf es nicht bis zum wirklichen Selbſtleiden getrieben werden. Auch mitten im heftigſten Affekt müſſen wir uns von dem ſelbſt leidenden Subjekt unterſcheiden, denn es iſt um die Freiheit des Geiſtes geſchehen, ſobald die Täuſchung ſich in völlige Wahrheit verwandelt.

Wird das Mitleiden zu einer ſolchen Lebhaftigkeit erhöht, daß wir uns mit dem Leidenden ernſtlich verwechſeln, ſo beherrſchen wir den Affekt nicht mehr, ſondern er beherrſcht uns. Bleibt hingegen die Sympathie in ihren äſthetiſchen Gränzen, ſo vereinigt ſie zwei Hauptbedingungen des Erhabenen: ſinnlich-lebhafte Vorſtellung des Leidens mit dem Gefühl eigener Sicherheit verbunden.

Aber dieſes Gefühl der Sicherheit bei der Vorſtellung fremder Leiden iſt ganz und gar nicht der Grund des Erhabenen und überhaupt nicht die Quelle des Vergnügens, das wir aus dieſer Vorſtellung ſchöpfen. Erhaben wird das Pathetiſche allein durch das Bewußtſeyn unſerer moraliſchen, nicht unſerer phyſiſchen Freiheit. Nicht weil wir uns durch unſer gutes Geſchick dieſem Leiden entzogen ſehen (denn da würden wir noch immer einen ſehr ſchlechten Gewährsmann für unſere Sicherheit haben), ſondern weil wir unſer moraliſches Selbſt der Kauſalität dieſes Leidens, nämlich ſeinem Einfluß auf unſere Willensbeſtimmung entzogen fühlen, erhebt es unſer Gemüth und wird pathetiſch-erhaben.

Es iſt nicht ſchlechterdings nöthig, daß man die Seelenſtärke wirklich in ſich fühle, bei ernſtlich eintretender Gefahr ſeine moraliſche Freiheit zu behaupten. Nicht von dem, was geſchieht, ſondern von dem, was geſchehen ſoll und kann, iſt hier die Rede; von unſerer Beſtimmung, nicht von unſerm wirklichen Thun, von der Kraft, nicht von Anwendung derſelben. Indem wir ein ſchwerbeladenes Frachtſchiff im Sturm untergehen ſehen, können wir uns an der Stelle des Kaufmanns, deſſen ganzer Reichthum hier von dem Waſſer verſchlungen wird, recht ſehr unglücklich fühlen. Aber zugleich fühlen wir doch auch, daß dieſer Verluſt nur zufällige Dinge betrifft, und daß es Pflicht iſt, ſich darüber zu erheben. Es kann aber nichts Pflicht ſeyn, was unerfüllbar iſt, und was geſchehen ſoll, muß nothwendig geſchehen können. Daß wir uns aber über einen Verluſt hinwegſetzen können, der uns als Sinnenweſen mit Recht ſo empfindlich iſt, beweiſt ein Vermögen in uns, welches nach ganz anderen Geſetzen handelt, als das ſinnliche, und mit dem Naturtrieb nichts gemein hat. Erhaben aber iſt Alles, was dieſes Vermögen in uns zum Bewußtſeyn bringt.

Man kann ſich alſo recht gut ſagen, daß man den Verluſt dieſer Güter nichts weniger als gelaſſen ertragen werde, — dieß hindert das Gefühl des Erhabenen gar nicht — wenn man nur fühlt, daß man ſich darüber hinwegſetzen ſollte, und daß es Pflicht iſt, ihnen keinen Einfluß auf die Selbſtbeſtimmung der Vernunft zu geſtatten. Wer freilich auch nicht einmal dafür Sinn hat, an dem iſt alle äſthetiſche Kraft des Großen und Erhabenen verloren.

Es erfordert doch alſo wenigſtens eine Fähigkeit des Gemüths, ſich ſeiner Vernunftbeſtimmung bewußt zu werden, und eine Empfänglichkeit für die Idee der Pflicht, wenn man auch gleich die Schranken erkennt, welche die ſchwache Menſchheit ihrer Ausübung ſetzen dürfte. Es würde überhaupt um das Wohlgefallen am Guten ſowohl als dem Erhabenen mißlich ſtehen, wenn man nur Sinn für das haben könnte, was man ſelber erreicht hat, oder zu erreichen ſich zutraut.

Aber es iſt ein achtungswerther Charakterzug der Menſchheit, daß ſie ſich wenigſtens in *äſthetiſchen* Urtheilen zu der guten Sache bekennt, auch wenn ſie gegen ſich ſelbſt ſprechen müßte, und daß ſie den reinen Ideen der Vernunft, in der Empfindung wenigſtens, huldigt, wenn ſie gleich nicht immer Stärke genug hat, wirklich darnach zu *handeln*.

Zum *Pathetiſch-Erhabenen* werden alſo zwei Hauptbedingungen erfordert; erſtlich eine lebhafte Vorſtellung des *Leidens*, um den mitleidenden Affekt in der gehörigen Stärke zu erregen; zweitens eine Vorſtellung des *Widerſtandes* gegen das Leiden, um die innere Gemüthsfreiheit ins Bewußtſeyn zu rufen. Nur durch das Erſte wird der Gegenſtand *pathetiſch*, nur durch das Zweite wird das Pathetiſche zugleich *erhaben*.

Aus dieſem Grundſatz fließen die beiden Fundamentalgeſetze aller tragiſchen Kunſt. Dieſe ſind erſtlich: Darſtellung der leidenden Natur; zweitens: Darſtellung der moraliſchen Selbſtſtändigkeit im Leiden.

„Darſtellung des Leidens — als bloßen Leidens — iſt niemals Zweck der Kunſt" ꝛc. (ſ. Taſchenausg. B. 11. S. 396 ff.)

Für den beibehaltenen Theil der Abhandlung, welcher jetzt: Ueber das Pathetiſche betitelt iſt, haben wir noch eine ausgelaſſene Stelle aus der Neuen Thalia über *Angelica Kaufmann* nachzutragen. Sie war als *Anmerkung* den Worten beigefügt: — „zum deutlichen Beweiſe, daß die Sinne ſchwelgen, der Geiſt aber oder das Prinzip der Freiheit im Menſchen der Gewalt des ſinnlichen Eindrucks zum Raube wird," ſiehe Taſchenausg. B. 11. S. 401, und heißt:

Ich kann hier nicht unbemerkt laſſen (wie ſehr ich es auch dadurch mit dem Modegeſchmack verderben mag), daß die beliebten Zeichnungen unſerer **Angelica Kaufmann** zu der nämlichen Klaſſe, d. i. zum bloß Angenehmen, zu rechnen ſind, und ſich ſelten oder nie zum Schönen erheben. Weit mehr hat es die Künſtlerin auf unſern Sinn, als auf unſern Geſchmack angelegt, und ſie verfehlt lieber die Wahrheit, vernachläſſigt lieber die Zeichnung, opfert lieber die Kraft auf, als daß ſie dem weichlichen Sinne durch eine etwas harte oder auch nur kühne Andeutung wahrer Natur zu nahe treten ſollte. Eben ſo iſt die Magie des Colorits und der Schattirung oft bloß angenehme Kunſt, und man darf ſich daher nicht wundern, wenn der erſte Blick und der große Hauſe vorzüglich dadurch gewonnen werden; denn der Sinn urtheilt immer zuerſt, auch bei dem Kenner, und er urtheilt allein bei dem Nichtkenner.

Zerſtreute Betrachtungen über verſchiedene äſthetiſche Gegenſtände.

(1793)

Dieſe Betrachtungen (ſ. Taſchenausgabe B. 11, S. 475 ff.) ſtanden urſprünglich im fünften Stück der Neuen Thalia des Jahrgangs 1793, und ſind von mir in Schiller's Leben Th. 2. S. 557 ff. erläutert. Sie ſind zunächſt nach der Schrift: **Vom Erhabenen**, geſchrieben, und ſollten fortgeſetzt werden (an dem jetzigen Ende ſteht in der Thalia: **Die Fortſetzung folgt**), was aber nicht geſchah.

Zuerſt iſt ein ausgelaſſener Satz, Taſchenausg. B. 11. S. 491, nachzutragen:

„Mit andern Worten: die Größenſchätzung muß aufhören, logiſch zu ſeyn, ſie muß äſthetiſch verrichtet werden.“ Die ganze Form dieſes Geſchäfts muß ſich alſo verändern.

Dann aber haben wir für S. 492 der Taſchenausgabe eine höchſt wichtige längere Stelle aus der Thalia (Th. 4. Stück 5. S. 147 ff.) mitzutheilen, welche ich zuerſt in meiner Biographie Schiller's Th. 2. S. 358 ff. wieder hervorgezogen und erläutert habe. Sie folgt nach den Worten: „Derjenige Gegenſtand, der mich mir ſelbſt zu einer unendlichen Größe macht, heißt erhaben.“

Die Einbildungskraft, als Spontaneität des Gemüthes, verrichtet bei Vorſtellung der Größen ein doppeltes Geſchäft. Sie faßt erſtlich jedweden Theil des gegebenen Quantums in einem empiriſchen Bewußtſeyn auf, welches die Apprehenſion iſt; zweitens faßt ſie die nach einander aufgefaßten Theile in einem reinen Selbſtbewußtſeyn zuſammen, in welchem letztern Geſchäft, der Komprehenſion, ſie ganz als reiner Verſtand wirkt. Mit jedem Theile des Quantums nämlich verbindet ſich die Vorſtellung meines Ich (empiriſches Bewußtſeyn); und durch Reflexion über dieſe ſucceſſiv angeſtellten Syntheſen erkenne ich die Identität meines Ich in der ganzen Reihe derſelben (reines Selbſtbewußtſeyn); dadurch erſt wird das Quantum ein Gegenſtand für mich. Ich reihe A an B und B an C und ſo fort, und indem ich dieſem meinem Geſchäft gleichſam zuſehe, ſage ich mir: Sowohl in A als in B und in C bin Ich das handelnde Subjekt.

Die Auffaſſung geſchieht ſucceſſiv und ich ergreiſe eine Theilvorſtellung nach der andern. Da nun nach jedem Zeitmomente ſtets wieder ein anderes folgt und ſo fort bis ins Unendliche, ſo iſt auf dieſem Weg keine Gefahr, daß ich nicht auch das zahlreichſte Quantum zu Ende bringen könnte. Man gebe mir bloß Zeit, ſo ſoll keine Zahl für mich, in der Apprehenſion, überſchwänglich ſeyn. Die Zuſammenfaſſung hingegen geſchieht ſimultan, und durch die Vorſtellung der Identität meines Ichs in allen vorhergegangenen Syntheſen hebe ich die Zeitbedingung wieder auf, unter welcher ſie vor ſich gegangen waren. Alle jene verſchiedenen empiriſchen Vorſtellungen meines Ichs verlieren ſich in das einzige reine Selbſtbewußtſeyn: das Subjekt, welches in A und B und C u. ſ. f. gehandelt hat, bin Ich, das ewig identiſche Selbſt.

Für dieſe zweite Handlung, nämlich für die Reduktion der verſchiedenen empiriſchen Apperceptionen auf das reine Selbſtbewußtſeyn, iſt es nun ganz und gar nicht gleichgültig, wie viele ſolcher empiriſchen Apperceptionen es ſind, die in das reine Selbſtbewußtſeyn ſich auflöſen ſollen. Die Erfahrung wenigſtens lehrt, daß die Einbildungskraft hier eine Gränze hat, wie ſchwer auch der nothwendige Grund derſelben ſich möchte auffinden laſſen. Dieſe Gränze kann in verſchiedenen Subjekten verſchieden und vielleicht durch Uebung und Anſtrengung zu erweitern ſeyn, aber nie wird ſie aufgehoben werden. Wenn das Reflexionsvermögen dieſe Gränze überſchreitet und Vorſtellungen, welche ſchon darüber hinaus liegen, in Ein Selbſtbewußtſeyn verſammeln will, ſo verliert es eben ſo viel an Klarheit, als es an Ausbreitung gewinnt. Zwiſchen dem Umfang des Ganzen einer Vorſtellung und der Deutlichkeit ihrer Theile iſt ein ewig unüberſchreitbares, beſtimmtes Verhältniß, daher wir bei jeder Aufnehmung eines großen Quantums in die Einbildungskraft eben ſo viel rückwärts verlieren, als wir vorwärts gewinnen, und, wenn wir nun das Ende erreicht haben, den Anfang verſchwunden ſehen.

Diejenige Anzahl von Vorſtellungen, mit welcher die

Deutlichkeit der einzelnen Theile noch vollkommen beſtehen kann, wäre alſo das Maximum des menſchlichen Komprehenſionsvermögens. Es kann, und zwar ſehr beträchtlich, von der Einbildungskraft überſchritten werden, aber jederzeit auf Koſten der Deutlichkeit und zum Nachtheile des Verſtandes, der ſich ſtreng darin halten muß. Weniger als Drei kann dieſe Zahl nicht wohl ſeyn, weil der unſprüngliche Akt des Entgegenſetzens, auf dem doch alles beſtimmte Denken ruht, dieſe Dreiheit nothwendig macht. Ob es über dieſe Dreiheit hinausgehe, laßt ſich bezweifeln, und die Erfahrung liefert wenigſtens nichts, woraus es bewieſen werden könnte. Und ſo könnte denn allerdings die Zahl Drei die heilige Zahl genannt werden, weil uns durch ſie unſer ganzer Denkkreis beſtimmt ſeyn würde.

Nach dieſem logiſchen Grundmaße richtet ſich nun auch das äſthetiſche in Schätzung der Größen, welches zwar nicht ganz ſo eng kann angenommen werden. Es iſt ausgemacht, daß wir wenigſtens mehr als drei Einheiten zugleich überſehen und unterſcheiden können, wenn gleich, je weiter wir die Zuſammenfaſſung treiben, je mehr und mehr die Deutlichkeit abnimmt. Weil aber bei der Größenſchätzung alle Theile als gleichartig angenommen werden, ſo iſt hier die Forderung der Deutlichkeit auch ſchon etwas weniger ſtrenge. Wir werden vielleicht mit Einem Blick zwanzig Perſonen überſehen können, aber mehr als drei darunter in Einem Zeitmoment zu erkennen, wird ſchwer ſeyn. Ueberhaupt müſſen wir uns hier in Acht nehmen, daß wir das nicht für ſimultan halten, was bloß eine ſchnelle Succeſſion iſt. Die Rapidität, womit der Verſtand aus dreimal drei neune machte, laßt uns nicht mehr unterſcheiden, ob dieſe neun Einheiten auf Einmal oder in einer Folge von drei Momenten vor unſerer Seele ſchweben. Wir bilden uns oft ein, mit dem Sinn zu faſſen, wo wir bloß mit dem Verſtande begreifen. Aber wir dürfen nur das Experiment machen, ob das, was wir bei einer geſchickten Anordnung auf Einmal überſehen, auch noch dann, wenn es in Unordnung iſt, dieſe Wirkung thut. Eintheilung und Ordnung können nur den Verſtand, aber nie die Einbildungskraft unterſtützen; was wir alſo nur unter dieſer Bedingung leicht überſehen, das haben wir nicht auf Einmal angeſchaut, ſondern gezählt oder gemeſſen.

Dieſes durch die Schranken unſers Subjekts beſtimmte Maximum der Komprehenſion iſt es, was uns bei aller Größenſchätzung, auch der mathematiſchen, als letztes Grundmaß leitet. Weil jede Größe nur komparativ zu beſtimmen iſt, ſo würde es dem Verſtand ohne ein ſolches äußerſtes Grundmaß an einem feſten Punkte fehlen, auf welchem er zuletzt nothwendig ruhen muß, um nur irgend eine Größe beſtimmen zu können. Nach dieſem ſubjektiven Grundmaße nun wird jedes Quantum in der Natur geſchätzt, und die Einerleiheit deſſelben in allen Menſchen iſt auch allein Urſache, daß in den Urtheilen der Menſchen über Größe eine Uebereinſtimmung ſtattfinden kann. Würde dieſes Grundmaß erweitert, ſo würden alle Gegenſtände, wenigſtens äſthetiſch, in ein anderes Größenverhältniß zu uns treten, Berechnungen, die jetzt nur diskurſiv nach Begriffen von Statten gehen, würden das Werk eines Blickes ſeyn, und Objekte, die uns jetzt durch Erhabenheit rühren, würden ihren ganzen Zauber ablegen und in der gemeinen Klaſſe verſchwinden.

Man nehme einſtweilen an, daß dieſes Maximum der ſinnlichen Zuſammenfaſſung zehn ſey. Zehn Einheiten kann alſo die Einbildungskraft in Eine begreifen, ohne daß eine einzige darunter fehlte. Nun ſind aber in einer gegebenen Größe tauſend ſolcher Einheiten enthalten, und das ganze Tauſend ſoll in das Bewußtſeyn aufgenommen werden. Das Quantum zu apprehendiren, d. h. jede dieſer tauſend Einheiten ins Bewußtſeyn einzeln aufzunehmen, hat ganz und gar keine Schwierigkeit, weil dazu nichts als Zeit erfordert wird; aber es zu komprehendiren, d. h. das in allen dieſen tauſend vorgeſtellten Einheiten zerſtreute Bewußtſeyn als identiſch zu erkennen, tauſend verſchiedene Apperceptionen in einer einzigen zu begreifen, das iſt die ſchwere Aufgabe, die gelöst werden ſoll. Nun gibt es dazu keinen andern Ausweg, als dieſen, dieſe tauſend Einheiten auf zehn zu reduciren, weil Zehn das Höchſte iſt, was die Einbildungskraft zuſammenfaſſen kann.

Wie können aber tauſend Einheiten durch zehn repräſentirt werden. Nicht anders als durch Begriffe, welche die einzigen und beſtändigen Repräſentanten der Anſchauungen ſind. Die Einbildungskraft legt alſo ihr intuitives Geſchäft nieder, und der Verſtand fängt ſein diskurſives (hier eigentlich ſymboliſches) an. Die Zahl muß aushelfen, wo die Anſchauung nicht mehr zureicht, und der Gedanke ſich unterwerfen, worüber der Blick nicht mehr Meiſter werden kann.

Aus jenen zehn Einheiten, welche das Maximum ſinnlicher Zuſammenfaſſung ſind, bildet der Verſtand eine neue logiſche Einheit, den Zahlbegriff 10. Nun kann aber, wie wir annehmen, die Einbildungskraft zehn Einheiten zugleich zuſammenfaſſen; jener Zahlbegriff 10, als Einheit gedacht, kann alſo, zehnmal genommen, in eine Intuition der Einbildungskraft zuſammenfließen. Freilich werden jene logiſchen Einheiten, die der Verſtand bildet, in dieſer zweiten Komprehenſion nicht als Vielheiten, ſondern als Einheiten aufgenommen, und die zehn Einheiten, welche jede derſelben in ſich begreift, kommen einzeln nicht mehr in Betrachtung. Bloß der Begriff als Repräſentant gilt, und das Repräſentirte verliert ſich in Dunkelheit oder verſchwindet. Dieſe zehn logiſchen Einheiten faßt nun der Verſtand in eine neue Einheit, die Zahl 100, zuſammen, welche, zehnmal wiederholt, von der Einbildungskraft abermals zugleich vorgeſtellt werden kann und die Zahl 1000 gibt, die das gegebene Quantum vollſtändig ausmißt. Bei dieſem dritten Akt der Komprehenſion müſſen nun jene urſprünglichen Einheiten noch weit mehr erlöſchen, weil ſelbſt ihre unmittelbaren Repräſentanten, die Zahlbegriffe 10, durch andere repräſentirt worden ſind und ſelbſt in Dunkelheit verſchwinden.

Bei dieſer ganzen Operation hat die Einbildungskraft das Maß ihrer Zuſammenfaſſung keineswegs erweitert, und es war immer nur daſſelbe Quantum von zehn Einheiten, welches ihr in Einem Zeitmoment vorſchwebte. Dadurch aber, daß der Verſtand in drei ſucceſſiven Operationen, jene ſinnlichen Einheiten mit logiſchen austauſchte, und dieſe immer wieder unter andere und höhere logiſche brachte, unterwarf er der Einbildungskraft das ganze Quantum jener 1000, und verbarg ihr auf dieſe Art ihre äſthetiſche Armuth in einem logiſchen Reichthum.

Um jedoch zu wiſſen, daß man nicht zehn, ſondern tauſend zählt, und daß jede der letzten zehn Einheiten hundert andere in ſich faßt, muß das Gemüth ſich mit Schnelligkeit der vorhergegangenen Syntheſen erinnern, durch welche es dieſe Einheiten erzeugt. Wenigſtens eine dunkle Intuition des Gehaltes, der in dieſen Zahlbegriffen liegt, muß die fortſchreitende Syntheſis begleiten, wie auch Jeder, der ſich beim Rechnen beobachtet, in ſich wahrnehmen kann. Nun kann es nicht fehlen, daß, je mehr die Zahlbegriffe wachſen, das Verfahren des Gemüths immer mehr logiſch werden und die Anſchaulichkeit abnehmen muß, daher es auch kommt, daß uns die höchſten Zahlbegriffe zuletzt weit weniger ſagen als die niedrigern, weil wir mit dieſen doch noch einen Gehalt verbinden. Um von dem Begriff einer Million Goldſtücke gerührt zu werden, muß man ſich wenigſtens dunkel erinnern, was für ein großer Gehalt ſchon in der Zahl Tauſend liegt, und wie viele Scheidemünzen ſchon ein einzelnes Goldſtück enthalte.

Ein Regiment von 2000 Mann ſteht in langer Fronte drei Mann hoch da, und von der Größe deſſelben wollen wir uns ſchnell eine Vorſtellung machen. Ich will zur Erleichterung der Ueberſicht annehmen, daß Alles nach der Dekadik geſtellt ſey. Ein kleiner Abſchnitt a ſoll alſo nach jedem 10, ein größerer aa nach jedem 100 angebracht ſeyn, und unſer Auge ſoll durch die ganze Länge der Fronte tragen. Den erſten Abſchnitt bis a werden wir alſo, der Annahme gemäß, in Einem ſimultanen Blick überſehen, worin noch jeder einzelne Mann unterſchieden werden kann. Dieſer Abſchnitt nun iſt zugleich eine Einheit für den reflektirenden Verſtand; und wenn alſo der Blick an zehn ſolchen Abſchnitten hinunter geleitet iſt, und die Einbildungskraft ihre Komprehenſion zehnmal nach einander verrichtet hat, ſo verſucht der Verſtand abermals ſich die Identität des Bewußtſeyns in dieſen zehn Komprehenſionen zu denken, d. h. aus dieſen zehn logiſchen Einheiten eine neue zu machen. Es gelingt ihm auch, aber auf Koſten der erſten Intuition, welche in demſelben Verhältniß ihre Theile verbirgt, als ſie ſich ſelbſt in den Theil eines andern Ganzen verwandelt. So wie die ſucceſſiven Zuſammenfaſſungen durch den reflektirenden Verſtand ſimultan gemacht werden, ſo verlieren die ſimultanen Intuitionen der Einbildungskraft ihre Deutlichkeit, und ſchweben nun bloß noch als Maſſen vor der Seele. Wird nun dieſe Syntheſis noch höher geſteigert und aus den erzeugten Einheiten wieder neue erzeugt, ſo verſchwindet das Einzelne ganz, und die ganze Fronte verliert ſich bloß in eine ſtetige Länge, worin ſich nicht einmal mehr ein Abſchnitt, viel weniger ein einzelner Kopf unterſcheiden läßt. Es ergibt ſich alſo daraus, daß die Deutlichkeit der Intuition immer nur in eine beſtimmte Zahl eingeſchloſſen bleibt, daß bei allem diskurſiven Fortſchritt des Verſtandes die Einbildungskraft ihren realen Reichthum (was die Simultaneität der Anſchauung betrifft) niemals erweitert, und daß, wenn auch die Berechnung in Millionen geht, immer nur eine beſtimmte Zahl darin die herrſchende ſeyn wird, in welcher die übrigen gleichſam untergehen. Will man nun von einem großen Quantum einen äſthetiſchen Eindruck erhalten, ſo muß man die urſprünglichen Einheiten aus dem ſie repräſentirenden Begriff ſchnell wieder herzuſtellen ſuchen, was in dem angeführten Fall z. B. dadurch geſchehen wird, daß man immer den erſten Abſchnitt in dem Auge zu behalten ſucht, während man an der ganzen Fronte hinunterſieht.

Eben hier aber, bei dieſem Verſuche der Einbildungskraft, die Sinnlichkeit der Vorſtellung aus der logiſchen Repräſentation durch Zahlbegriffe wieder herzuſtellen, und ſo die Länge mit der Breite, die Simultaneität mit der Succeſſion in Eine Intuition zu begreifen, kommt die Gränze dieſes Vermögens, zugleich aber auch die Stärke eines andern an das Licht, durch welche letztere Entdeckung uns jener Mangel überwiegend erſetzt wird.

Die Vernunft dringt, ihren nothwenigen Geſetzen nach, auf abſolute Totalität der Anſchauung, und ohne ſich durch die nothwendige Begränzung der Einbildungskraft abweiſen zu laſſen, fordert ſie von ihr eine vollſtändige Komprehenſion aller Theile des gegebenen Quantums in eine ſimultane Vorſtellung. Die Einbildungskraft wird alſo genöthigt, das ganze Maß ihres komprehenſiven Vermögens auszubieten; aber weil ſie mit dieſer Aufgabe dennoch nicht zu Stande kommen, dennoch, aller Anſtrengung ungeachtet, ihren Kreis nicht erweitern kann, ſinkt ſie erſchöpft in ſich ſelbſt zurück, und der ſinnliche Menſch empfindet mit peinlicher Unruhe ſeine Schranken.

Aber iſt es eine äußere Gewalt, die ihm dieſe Erfahrung ſeiner Schranken gibt? Iſt der unmeßbare Ocean oder der ſternenbeſäete, unendliche Himmel Schuld, daß ich mir meiner Ohnmacht bei Darſtellung ihrer Größe bewußt werde? Woher weiß ich denn, daß ſie für meine Darſtellung überſchwängliche Größen ſind, und daß ich mir keine Totalität ihres Bildes verſchaffen kann? Weiß ich es etwa von dieſen Objekten, daß ſie ein Ganzes der Vorſtellung ausmachen ſollten; ich könnte dieß ja nicht anders als durch meine Vorſtellung von ihnen wiſſen, und doch wird vorausgeſetzt, daß ich mir dieſelbe nicht als ein Ganzes vorſtellen kann? Sie ſind mir alſo nicht gegeben als ein Ganzes, und ich ſelbſt bin es, der den Begriff der Totalität zuerſt in ſie hineinlegt. Ich habe alſo dieſen Begriff ſchon in mir, und ich ſelbſt, das denkende Weſen, bin es, an dem ich, das darſtellende Weſen, erliege. Ich erfahre zwar bei Betrachtung dieſer großen Gegenſtände meine Ohnmacht, aber ich erfahre ſie durch meine Kraft. Ich bin nicht durch die Natur, ich bin durch mich ſelbſt überwunden.

Indem ich alle einzelnen Theile eines aufgefaßten Quantums zumal zuſammenfaſſen will, was will ich eigentlich thun? Ich will die Identität meines Selbſtbewußtſeyns in allen dieſen Theilvorſtellungen erkennen, ich will in allen mich ſelbſt finden. Ich will zu mir ſagen: „Alle dieſe Theile ſind vorgeſtellt worden durch mich, das immer einerlei bleibende Subjekt.“ Man muß ſich wohl erinnern, daß die Vernunft immer nur Zuſammenfaſſung derjenigen Theile fordert, die ſchon aufgefaßt, alſo ſchon im empiriſchen Bewußtſeyn vorgeſtellt ſind; denn nur alsdann fängt eine Größe, an mich zu rühren, wenn ich ſie mit meiner Einbildungskraft durchlaufen, alſo ihre Theile aufgefaßt habe, aber ſie nicht zuſammenfaſſen kann.

Ich will alſo Vorſtellungen, die ich ſchon gehabt, in eine einzige auflöſen, und dieß kann ich nicht, und peinlich empfinde ich, daß ich es nicht kann. Um aber zu empfinden, daß ich eine Forderung nicht erfüllen kann, muß ich zugleich die Vorſtellung dieſer Forderung und die meines Unvermögens haben. Dieſe Forderung aber iſt hier: Allheit der Theile in der Komprehenſion, oder Einheit meines Ichs in einer gewiſſen Reihe von Veränderungen meines Ichs. Ich muß mir alſo vorſtellen, daß ich die Einheit meines Ichs in allen dieſen Veränderungen nicht zur Vorſtellung bringen kann; aber eben dadurch ſtelle ich mir ja dieſelbe vor. Eben dadurch denke ich mir ja ſchon die Totalität der ganzen Reihe, daß ich ſie denken will, da ich nichts wollen kann, als wovon ich ſchon eine Vorſtellung habe. Ich trage alſo ſchon dieſe Allheit in mir, die ich darzuſtellen ſuche, eben weil ich ſie darzuſtellen ſuche. Das Große alſo iſt in mir, nicht außer mir. Es iſt mein ewig identiſches, in jedem Wechſel beſtehendes, in jeder Verwandlung ſich ſelbſt wiederfindendes Subjekt. Ich kann die Auffaſſung ins Unendliche fortſetzen, heißt alſo nichts Anderes, als in unendlichen

Veränderungen meines Bewußtſeyns iſt mein Bewußtſeyn identiſch, die ganze Unendlichkeit liegt in der Einheit meines Ichs.

Dieſe Auflöſung läßt ſich noch in eine andere Formel faſſen. Bei allen Vorſtellungen von Objekten, mithin auch der Größe, iſt das Gemüth nie bloß das, was beſtimmt wird, ſondern es iſt immer zugleich das, was beſtimmt. Es iſt zwar das Objekt, welches mich verändert, aber ich, das vorſtellende Subjekt, bin es, der das Objekt zum Objekte macht und durch ſein Produkt alſo ſich ſelbſt verändert. In allen dieſen Veränderungen aber muß etwas ſeyn, was ſich nicht verändert, und dieſes ewig unwandelbare Prinzipium iſt eben das reine und identiſche Ich, der Grund der Möglichkeit aller Objekte, in ſo fern ſie vorgeſtellt werden. Was alſo nur immer in den Vorſtellungen Großes liegt, liegt in uns, die wir dieſe Vorſtellungen erzeugen. Welches Geſetz uns auch für unſer Denken oder Handeln gegeben werden mag, es wird uns gegeben durch uns; und auch wenn wir als ſinnlich beſchrankte Weſen es unerfüllt laſſen müſſen, wie hier im Theoretiſchen das Geſetz der Totalität in der Größendarſtellung, oder wenn wir als freie Weſen mit Willen es brechen, wie das Geſetz der Sitten im Praktiſchen, ſo ſind wir es doch immer, die es aufgeſtellt haben. Ich mag alſo in der ſchwindelnden Vorſtellung des allgegenwärtigen Raums oder der nimmer endenden Zeit mich verlieren, oder ich mag in der Vorſtellung der abſoluten Vollkommenheit meine eigene Nichtigkeit fühlen — ich ſelbſt bin es doch nur, der dem Raum ſeine unendliche Weite und der Zeit ihre ewige Länge gibt, ich ſelbſt bin es, der die Idee des Allheiligen in ſich trägt, weil ich ſie aufſtelle, und die Gottheit, die ich mir vorſtelle, iſt meine Schöpfung, ſo gewiß mein Gedanke der meinige iſt.

„Das Erhabene der Größe iſt alſo keine objektive Eigenſchaft des Gegenſtandes, dem es beigelegt wird“ ꝛc. (ſiehe Taſchenausg. B. 11. S. 492 oben.)

Ueber die äſthetiſche Erziehung des Menſchen, in einer Reihe von Briefen.

(1794 und 1795.)

Die nächſte äſthetiſche Schrift nach den „Zerſtreuten Betrachtungen über verſchiedene äſthetiſche Gegenſtände“ ſind die Briefe über äſthetiſche Erziehung des Menſchen, welche zuerſt in dem erſten, zweiten und ſechsten Stücke der Horen vom Jahr 1795 erſchienen. Ich habe dieſes unvergängliche Denkmal des Schiller'ſchen Geiſtes in Schiller's Biographie erläutert und ſeinen Zuſammenhang mit deſſen andern äſthetiſchen Werken nachgewieſen (Th. 3. S. 21 ff.). Hier habe ich die ſpäter ausgelaſſenen Stellen nachzutragen.

Das Motto unmittelbar unter der Ueberſchrift hieß:

Si c'est la raison, qui fait l'homme,
c'est le sentiment, qui le conduit.
Rousseau.

Im erſten Briefe, Taſchenausg. B. 12. S. 1, fehlt die zu der Ueberſchrift gehörige Anmerkung:

Dieſe Briefe ſind wirklich geſchrieben; an **wen?** thut hier nichts zur Sache, und wird dem Leſer vielleicht zu ſeiner Zeit bekannt gemacht werden. Da man alles, was darin eine lokale Beziehung hatte, für nöthig fand zu unterdrücken, und doch nicht gern etwas Anderes an die Stelle ſetzen mochte, ſo haben ſie von der epiſtolariſchen Form faſt nichts als die äußere Abtheilung beibehalten; eine Unſchicklichkeit, welche leicht zu vermeiden war, wenn man es mit ihrer Aechtheit weniger ſtreng nehmen wollte.

Der zwölfte Brief. Taſchenausg. B. 12. S. 47 beginnt: „Zur Erfüllung dieſer doppelten Aufgabe, das Nothwendige in uns zur Wirklichkeit zu bringen und das Wirkliche außer uns dem Geſetze der Nothwendigkeit zu unterwerfen, werden wir durch zwei entgegengeſetzte Kräfte gedrungen, die man, weil ſie uns antreiben, ihr Objekt zu verwirklichen, ganz ſchicklich Triebe nennt.“ Dieſe Stelle erläuterte Schiller unter dem Texte durch folgende Anmerkung (ſiehe auch Schiller's Leben Th. 3. S. 29 f.):

Ich trage kein Bedenken, dieſen Ausdruck ſowohl von demjenigen, was nach Befolgung eines Geſetzes, als von dem, was nach Befriedigung eines Bedürfniſſes ſtrebt, gemeinſchaftlich zu gebrauchen, wiewohl man ihn ſonſt nur auf das Letztere einzuſchränken pflegt. So wie nämlich Vernunftideen zu Imperativen oder Pflichten werden, ſobald man ſie überhaupt in die Schranken der Zeit ſetzt, ſo werden aus dieſen Pflichten Triebe, ſobald ſie auf etwas Beſtimmtes und Wirkliches bezogen werden. Die Wahrhaftigkeit z. B. als ein Abſolutes und Nothwendiges, welches die Vernunft allen Intelligenzen vorſchreibt, iſt in dem höchſten Weſen wirklich, weil ſie möglich iſt; denn dieß folgt aus dem Begriff eines nothwendigen Weſens. Eben dieſe Idee, in die Schranken der Menſchheit geſetzt, iſt zwar noch immer, aber nur moraliſcherweiſe nothwendig, und ſoll erſt wirklich gemacht werden, weil bei einem zufälligen Weſen durch die Möglichkeit allein die Wirklichkeit noch nicht geſetzt iſt. Liefert nun die Erfahrung einen Fall, auf den dieſer Imperativ der

Wahrhaftigkeit ſich beziehen läßt, ſo erweckt er einen Trieb, ein Streben nämlich, jenes Geſetz in Ausübung zu bringen, und die durch Vernunft vorgeſchriebene Uebereinſtimmung mit ſich ſelbſt zu bewirken. Dieſer Trieb entſteht nothwendig und fehlt auch bei demjenigen nicht, der ihm gerade entgegen handelt. Ohne ihn würde es keinen moraliſch böſen, folglich auch keinen moraliſch guten Willen geben.

Im vierzehnten Briefe, Taſchenausgabe B. 12. S. 60 am Ende:

„In demſelben Maße, als er (der Spieltrieb) den Empfindungen und Affekten ihren dynamiſchen Einfluß nimmt, wird er ſie mit Ideen der Vernunft in Uebereinſtimmung bringen, und in demſelben Maße, als er den Geſetzen der Vernunft ihre moraliſche Nöthigung benimmt, wird er ſie mit dem Intereſſe der Sinne verſöhnen.“

Unter ſeiner Herrſchaft wird das Angenehme zu einem Objekt, und das Gute zu einer Macht werden. Er wird in ſeinem Objekte die Materie mit der Form und die Form mit der Materie auswechſeln, er wird in ſeinem Subjekte Nothwendigkeit in Freiheit und Freiheit in Nothwendigkeit verwandeln, und auf dieſe Art beide Naturen in dem Menſchen in die innigſte Gemeinſchaft ſetzen.

Im fünfzehnten Briefe, Taſchenausg. B. 12. S. 65, zu den Worten: „Mit dem Angenehmen, mit dem Guten, mit dem Vollkommenen iſt es dem Menſchen nur ernſt; aber mit der Schönheit ſpielt er“ machte Schiller folgende Anmerkung:

Es gibt ein Kartenſpiel und es gibt ein Trauerſpiel; aber offenbar iſt das Kartenſpiel viel zu ernſthaft für dieſen Namen.

Auf derſelben Seite weiter unten hieß es nach den Worten: „vor Augen haben ſoll“ ꝛc. in den Horen:

Je nachdem ſich der Spieltrieb entweder dem Sachtriebe oder dem Formtriebe nähert, wird auch das Schöne entweder mehr an das bloße Leben oder an die bloße Geſtalt gränzen, und „man wird niemals irren, wenn man das Schönheitsideal eines Menſchen auf dem nämlichen Wege ſucht, auf dem er ſeinen Spieltrieb befriedigt.“

Auf der andern Seite (63) ſtand für: „Mithin thut ſie auch den Ausſpruch: der Menſch ſoll mit der Schönheit nur ſpielen, und er ſoll nur mit der Schönheit ſpielen,“ urſprünglich in den Horen:

„Mithin thut ſie auch den Ausſpruch: Der Spieltrieb ſoll nicht bloß Sachtrieb und nicht bloß Formtrieb, ſondern beides zugleich, das iſt, Spieltrieb ſeyn. Mit andern Worten: Der Menſch ſoll mit der Schönheit nur ſpielen, und er ſoll nur mit der Schönheit ſpielen.“

Vom ſiebenzehnten Briefe an (Taſchenausg. B. 12. S. 71 ff.) iſt in den Horen (Jahrg. 1795. Stück 6. S. 45) dieſe Schrift: Die ſchmelzende Schönheit überſchrieben, worüber ich die Erläuterung in der Biographie Schiller's gegeben habe (Thl. 3. S. 31 ff.).

Hier fügt Schiller den Worten: „und den Menſchen zu einem in ſich vollendeten Ganzen macht“ (Taſchenausg. B. 12. S. 72) die Anmerkung bei:

Der vortreffliche Verfaſſer der Schrift: „Grundſätze der Aeſthetik u. ſ. f. Erfurt 1791“ unterſcheidet in der Schönheit die zwei Grundprinzipien Anmuth und Kraft, und ſetzt die Schönheit in die vollkommenſte Vereinigung beider, welches mit der hier gegebenen Erklärung aufs genaueſte zuſammen trifft. Auch in ſeiner Definition liegt alſo ſchon der Grund der Eintheilung der Schönheit in eine ſchmelzende, worin die Anmuth und in eine energiſche, worin die Kraft überwiegt.

Im neunzehnten Brief, Taſchenausg. B. 12. S. 82 oben:

„Es gibt in dem Menſchen keine andere Macht, als ſeinen Willen, und nur, was den Menſchen aufhebt, der Tod und jeder Raub des Bewußtſeyns, kann die innere Freiheit aufheben.“

Auf dem Willen beruht es alſo, ob der Sachtrieb, ob der Formtrieb befriedigt werden ſoll. Aber, was wohl zu bemerken iſt, nicht daß wir empfinden, ſondern daß die Empfindung beſtimmend werde, nicht daß wir zum Selbſtbewußtſeyn gelangen, ſondern daß die reine Selbſtheit beſtimmend werde, hängt von dem Willen ab. Der Wille äußert ſich nicht eher, als nachdem die Triebe gewirkt haben, und dieſe erwachen erſt, wenn ihre beiden Objekte, Empfindung und Selbſtbewußtſeyn, gegeben ſind. Dieſe müſſen alſo nothwendig erſt da ſeyn, bevor der Wille ſich äußert, und können folglich nicht durch den Willen da ſeyn.

In demſelben Briefe, Taſchenausg. B. 12. S. 83, hieß es urſprünglich:

„Unentfliehbar, unverfälſchbar, unbegreiflich,“ eine Theophanie, wenn es jemals eine gab, „ſtellen die Begriffe von Wahrheit und Recht ſchon im Alter der Sinnlichkeit ſich dar“ ꝛc.

Im ſechs und zwanzigſten Briefe fehlt jetzt zu den Worten, Taſchenausg. B. 12. S. 116 oben: „— und die Bedingung der Menſchheit iſt“ die Anmerkung:

Man leſe über dieſen Gegenſtand, was **Herder** im dreizehnten Buche der Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit über die veranlaſſenden Urſachen der griechiſchen Geiſtesbildung ſagt.

Im ſieben und zwanzigſten (letzten) Briefe, Taſchenausgabe B. 12, S. 150 unten:

„Freiheit zu geben durch Freiheit, iſt das Grundgeſetz dieſes Reichs.“ Hier darf weder das Einzelne mit dem Ganzen, noch das Ganze mit dem Einzelnen ſtreiten. Nicht weil das eine nachgibt, darf das andere mächtig ſeyn; hier darf es nur Sieger, aber keine Beſiegte geben.

Endlich folgte ganz am Schluß dieſer Briefe, nach den Worten: „um Anmuth zu zeigen,“ noch folgender merkwürdige Zuſatz:

Da es einem guten Staat an einer Konſtitution nicht fehlen darf, ſo kann man ſie auch von dem äſthetiſchen fordern. Noch kenne ich keine dergleichen, und ich darf alſo hoffen, daß ein erſter Verſuch derſelben, den ich dieſer Zeitſchrift beſtimmt habe, mit Nachſicht werde aufgenommen werden.

Ueber naive und ſentimentaliſche Dichtung.

(1795.)

Die Schrift über naive und ſentimentaliſche Dichtung iſt die letzte, deren wir in der Reihe der philoſophiſch-äſthetiſchen Abhandlungen noch zu erwähnen haben, denn die übrigen bieten keine Varianten dar. Ueber die Tendenz und die Kompoſition dieſes Werkes habe ich mich in der Biographie Schiller's erklärt (Th. 3, S. 65 ff.). Der erſte Abſchnitt ſtand zuerſt in dem eilften

Stück der Horen vom Jahr 1795 und führte den Titel: **Ueber das Naive.** Der Abſchnitt ging bis zu S. [illegible] der Taſchenausgabe (B. 12), bis zu den Worten: „**auch wird es ihnen immer genug, ihre Regeln gegen ſein Beiſpiel und ſein Anſehen gegen ihre Regeln zu behaupten,**“ und es folgte darauf noch der Satz: **Im nächſten Stück einige Worte über die ſentimentaliſchen Dichter.** Dieſe Ueberſchrift: **Die ſentimentaliſchen Dichter,** hatte denn der zweite Abſchnitt, welcher (vgl. Taſchenausgabe B. 12. S. [illegible]) mit den Worten begann: **Der Dichter, hieß es in dem vorhergehenden Verſuch über das Naive, iſt entweder Natur, oder er wird ſie ſuchen.** Dieſer Abſchnitt hatte die beſondern Ueberſchriften: Satyriſche Dichtung (ſiehe Taſchenausg. B. 12. S. [illegible] eben vor den Worten: „**Satyriſch iſt der Dichter**“ ꝛc.), Elegiſche Dichtung (ſiehe Taſchenausgabe B. 12. S. 212, vor den Worten: „**Setzt der Dichter die Natur**“ ꝛc.), welche beide durch ein Verſehen wegfielen, ſo daß jetzt nur die dritte Ueberſchrift: **Idylle** (ſ. Taſchenausg. B. 12. S. 234) ſonderbarer Weiſe allein noch übrig blieb. Der dritte Abſchnitt dieſer Abhandlung ſtand in dem erſten Stück der Horen vom Jahrgang 1796 (beginnend mit den Worten: „**Ueber das Verhältniß beider Dichtungsarten**“ ꝛc. ſ. Taſchenausg. B. 12. S. 255) und hatte den Titel: **Beſchluß der Abhandlung über naive und ſentimentaliſche Dichter, nebſt einigen Bemerkungen, einen charakteriſtiſchen Unterſchied unter den Menſchen betreffend** (ſ. Schiller's Leben Th. 3. S. 73 f.).

Wir haben für dieſe Schrift eine einzige ausgelaſſene Stelle nachzuliefern, eine Anmerkung, welche zu den Worten: „— **was man in Kunſtwerken Geiſt nennt, hinter ſich laſſen,**“ ſiehe Taſchenausg. B. 12. S. 202. Dieſe Anmerkung hat das wichtige Verhältniß der Individualität und Idealität zum Inhalt (vergl. Schiller's Leben Th. 3. S. 82) und heißt:

Individualität mit Einem Wort iſt der Charakter des Alten, und Idealität die Stärke des Modernen. Es iſt alſo natürlich, daß in Allem, was zur unmittelbaren ſinnlichen Anſchauung gelangen und als Individuum wirken muß, der Erſte über den Zweiten den Sieg davon tragen wird. Eben ſo natürlich iſt es auf der andern Seite, daß da, wo es auf geiſtige Anſchauungen ankommt und die Sinnenwelt überſchritten werden ſoll und darf, der Erſte nothwendig durch die Schranken der Materie leiden, und eben weil er ſich ſtreng an dieſe bindet, hinter dem Andern, der ſich davon freiſpricht, wird zurückbleiben müſſen.

Nun entſteht natürlicherweiſe die Frage (die wichtigſte, die überhaupt in einer Philoſophie der Kunſt kann aufgeworfen werden), ob und in wie fern in demſelben Kunſtwerke Individualität und Idealität zu vereinigen ſey — ob ſich alſo (was auf Eins hinausläuft) eine Koalition des alten Dichtercharakters mit dem modernen gedenken laſſe, welche, wenn ſie wirklich ſtattfände, als der höchſte Gipfel aller Kunſt zu betrachten ſeyn würde. Sachverſtändige behaupten, daß dieſes, in Rückſicht auf bildende Kunſt, von den Antiken gewiſſermaßen geleiſtet ſey, indem hier wirklich das Individuum ideal ſey oder das Ideal in einem Individuum *erſcheine*. So viel iſt indeſſen gewiß, daß in der Poeſie dieſer Gipfel noch keineswegs erreicht iſt; denn hier fehlt noch ſehr viel daran, daß das vollkommenſte Werk, der Form nach, es auch dem Inhalte nach ſey, daß es nicht bloß ein wahres und ſchönes *Ganze*, ſondern auch das möglichſt *reichſte* Ganze ſey. Es ſey dieß aber nun erreichbar und erreicht oder nicht, ſo iſt es wenigſtens die Aufgabe auch in der Dichtkunſt, das Ideale zu individualiſiren und das Individuelle zu idealiſiren.

Der moderne Dichter muß ſich dieſe Aufgabe machen, wenn er ſich überall nur ein höchſtes und letztes Ziel ſeines Strebens gedenken ſoll. Denn, da er einerſeits durch das Ideenvermögen über die Wirklichkeit hinausgetrieben, andererſeits aber durch den Darſtellungstrieb beſtändig wieder zu derſelben zurück genöthigt wird, ſo geräth er in einen Zwieſpalt mit ſich ſelbſt, der nicht anders als dadurch, daß er eine Darſtellbarkeit des Ideals regulativ annimmt, beizulegen iſt.

Schema über den Dilettantismus.

(1799.)

(Hieher die Tabelle.)

Goethe erzählt in ſeinen Tag- und Jahresheften (Goethe's Werke in Duodez B. 31, S. 84): „Erwarben nun auf dieſe Weiſe die Weimar'ſchen Kunſtfreunde ſich einiges Zutrauen in der Außenwelt, ſo war auch Schiller aufgeregt, unabläſſig die Betrachtung über Natur, Kunſt und Sitten gemeinſchaftlich anzuſtellen. Hier fühlten wir immer mehr die Nothwendigkeit von tabellariſcher und ſymboliſcher Behandlung. Wir zeichneten zuſammen jene Temperamentsroſe wiederholt, auch der nützliche und ſchädliche Einfluß des Dilettantismus auf alle Künſte ward tabellariſch weiter ausgearbeitet, wovon die Blätter beidhandig noch vorliegen. Ueberhaupt wurden ſolche methodiſche Entwürfe durch Schiller's philoſophiſchen Ordnungsgeiſt, zu welchem ich mich ſymboliſirend hinneigte, zur angenehmſten Unterhaltung. Man nahm ſie von Zeit zu Zeit wieder auf, prüfte ſie, ſtellte ſie um, und ſo iſt denn auch das Schema der Farbenlehre öfters bearbeitet worden." Wir finden nun das Goethe'ſche Schema über

Zu Seite [illegible].

Hauptgeſetz: Dilettantismus iſt unſchuldiger, ja er wirkt bildend in ſolchen Künſten, wo

Fach.	Nutzen	Schaden	Nutzen	Schaden	Alte Zeit	Neue Zeit	Ausland.
	für's Subjekt.		für's Ganze.		in Deutſchland.		
Poeſie. Lyriſch. Pragmatiſch.	Aeſthetiſche Ausbildung.	Flachheit.	Geſelligkeit. Idealität.	Mittelmäßigkeit.	Pedantismus.	Schöngeiſterei.	Franzöſiſche Ausbildung in eigner Sprache (?) Latein der Engländer (?)
Zeichnen, Malen und Sculptur.	Ausbildung des Sehorgans, die complicirten Formen zu bemerken.		Strengere Forderung an Richtigkeit der Formen.	Falſche Kennerſchaft.		Zeichnen nach der Natur.	Frankreich Mignatur, England Landſchaften und Skizzen.
Muſik. Hervorbringung. Ausübung.	Zeitvertreib mit einem gewiſſen Ernſt aus mechaniſcher Applikation. Ausbildung des Sinns.	Gedankenleerheit. Sinnlichkeit.	Geſellſchaftlichkeit und augenblickliche Verbindung ohne Intereſſe.	Schlechte Nachbarſchaft. Leerheit.	Größerer Einfluß aufs leidenſchaftliche Leben durch tragbare Saiteninſtrumente. Medium der Galanterie.	Klimpern	Beſonderer Fall in Italien, wo die größere Vocalität der Nation der Pfuſcherei mehr widerſtrebt. Gilt auch von bildenden Künſten.
Tanz.	Ausbildung des Körpers.	Falſche Bildung des Körpers.	Allgemeine Geſellſchaftlichkeit mit Lebhaftigkeit.	Unmäßigkeit und wildes Vergnügen.	Charakter und ſymboliſche Bedeutung.	Bauerntanz.	Franzöſiſche Tänze gefällig und anſtändig. Menuets. Engliſche freier, ohne Anſtand ſans façon. In Italien herrſcht noch das Charakteriſtiſche u. iſt mehr Beziehung auf Kunſt Polniſcher Tanz, eine anſtändige Promenade in vornehmer Geſellſch. Fandango u. formaliſcher Tanz mechaniſch, künſtlich und ſinnlich.
Architektur.	Richtung nach mathematiſchen Formen, die ins Aeſthetiſche übergehen.	Nichtübergang zum Schönen u. vollſtänd. Geſetzlichen, welches doch bei dieſer Kunſt unerläßlich iſt. Nicht ſo beim Tanz.	Findet nur in rohen Verhältniſſen ſtatt.	Nicht nützlich und nicht ſchön. Perennirende Unform und Verderbniß des Geſchmacks.	Keine Liebhaberei. Handwerk.	Reiſen nach Italien und Frankreich und beſonders Gartenliebhaberei haben dieſen Dilettantismus ſehr befördert.	
Gartenkunſt.	Ideales im Realen. Spazierengehen.	Phantaſtiſche und ſentimentaliſche Nullität. Reales wird als ein Phantaſiewerk behandelt.	Geſelliges Lokal.	Vorliebnehmen mit dem Schein. Vermiſchung von Kunſt und Natur.	Bloße Rückſicht auf die Pflanzung ſelbſt; Nützlichkeit.	Engliſcher Geſchmack. Chineſiſcher.	
Theater.	Dem Tanz ähnlich. Anſtand. Sprache. Gegenwart.	Karrikatur der eignen Fehler wegen der Rollenwahl nach der Individualität.	Findet nur in rohen Verhältniſſen ſtatt.	Summa.		Urſachen, warum dieſe Liebhaberei jetzt ſo überhand nimmt, Gelegenheit dazu.	In Frankreich weniger Pfuſcherei beim Dilettantismus wegen ausgebildeter Sprache, Tanz und einer obligateren Theaterkunſt.

Di
(S
gel
Ha
ge
we
B
S
ein
ä
N

ilettantiſmus in den Künſten in dem 44. Band ſeiner Werke
S. 264 ff.), und das Schiller'ſche erſcheint hier zum erſtenmal
edruckt. Goethe's Entwurf iſt (vielleicht durch die ausarbeitende
and, welche in der Folgezeit an ihn gelegt wurde) weit aus-
eführter und reicher an Thatſachen und treffenden Bemerkungen,
wogegen ſich Schiller's tabellariſche Ueberſicht durch begriffsmäßige
Beſtimmtheit entſchieden auszeichnet (ſ. Schiller's Leben Th. 4.
S. 116). Auch in das Schiller'ſche Schema trug Goethe Einiges
in. So z. B. ſind die Worte: Hervorbringung, Aus-
bung unter der Rubrik Muſik von Goethe's Hand; auf der
Rückſeite des Foliobogens ſteht von Goethe geſchrieben:

1. Aeußerungstrieb:
   Poeſie.
2. Luſttrieb:
   Muſik.
   Tanz.
3. Nachahmungstrieb:
   Zeichnung.
   Malerei.
   Skulptur.
4. Bildungstrieb:
   Architektur.
   Gartenkunſt.
   Theater.

Poeſie,
Zeichnung,
Malerei,
Skulptur,
Architektur,
Gartenkunſt,

Muſik.
Tanz.
Theater.

Alles Andere iſt von Schiller geſchrieben. Unten auf derſelben Rückſeite hat Schiller's Bedienter Rudolph das Datum angemerkt: Jena, den 5. Mai 1799.

Anhang,

den Wallenſtein betreffend.

D

P
ſ
m
v
ſ
ſi
g
m
b
e
z
i
e
l
w
e

1. Weimar'ſcher neu decorirter Theater-Saal.

Dramatiſche Bearbeitung der Wallenſtein'ſchen Geſchichte durch Schiller.

Auszug eines Briefes aus Weimar.

Es kann nicht ohne Intereſſe für Sie ſeyn, daß Herr Profeſſor Thouret aus Stuttgart, der mit gnädigſtem Urlaub ſeines Landesherrn ſich einige Zeit bei uns aufhält, eine neue innere Einrichtung unſers Theaterſaals in kurzer Zeit vollenden wird. Die Anlage iſt geſchmackvoll, ernſthaft, ohne ſchwer, prächtig, ohne überladen zu ſeyn. Auf elliptiſch geſtellten Pfeilern, die das Parterre einſchließen und wie Granit gemalt ſind, ſieht man einen Säulenkreis von doriſcher Ordnung, unter welchem die Sitze für die Zuſchauer hinter einer bronzirten Baluſtrade beſtimmt ſind. Die Säulen ſelbſt ſtellen einen antiken gelben Marmor vor, die Kapitäler ſind bronzirt, das Geſimſe von einer Art graugrünlicher Cöppolén, über welchem lothrecht auf den Säulen verſchiedene Masken aufgeſtellt ſind, welche von der tragiſchen Würde an bis zur komiſchen Verzerrung nach alten Muſtern mannigfaltige Charaktere zeigen. Hinter und über dem Geſims iſt noch eine Gallerie angebracht. Der Vorhang iſt dem Geſchmack des

Uebrigen gemäß, und das Publikum erwartet mit Verlangen — ſich ſelbſt — ſo wie die beliebte Schauſpielergeſellſchaft bald in dieſem, zwar kleinen, aber nunmehr ſehr gefälligen Bezirk wiederzuſehen.

An dem Lobe, welches man dieſer neuen Einrichtung gibt, die denn eigentlich wohl nur für uns und unſere Gäſte erfreulich iſt, nehmen Sie gewiß auch Antheil, da es einem Ihrer Landsleute ertheilt wird, der ſich dadurch um unſere Stadt und Gegend berühmt macht.

Aber ein allgemeines Intereſſe wird die Nachricht erregen, daß wir dieſen Winter die dramatiſchen Bemühungen, welche Herr Hofrath Schiller, auch Ihr Landsmann, einer wichtigen Epoche der deutſchen Geſchichte gewidmet hat, nach und nach auf unſerer Bühne ſehen werden.

Ich ſage nach und nach; denn die große Breite des zu bearbeitenden Stoffes ſetzte den Verfaſſer gar bald in die Nothwendigkeit, ſeine Darſtellung nicht als ein einziges Stück, ſondern als einen Cyclus von Stücken zu denken. Hier war nicht von der Geſchichte eines einzelnen Mannes, oder von Verflechtung einer beſchränkten Begebenheit die Rede, ſondern das Verhältniß großer Maſſen war auszuführen. Eine Armee, die von ihrem Heerführer begeiſtert iſt, der ſie zuſammengebracht hat, ſie erhält und belebt. Jener untergeordnete Zuſtand eines bedeutenden Generals unter höchſte kaiſerliche Befehle, der Widerſpruch dieſer Subordination mit der Selbſtſtändigkeit ſeines Charakters, mit der Eigenſichtigkeit ſeiner Pläne, mit der Gewandtheit ſeiner Politik. Dieſe und andere Betrachtungen haben den Verfaſſer bewogen, das Ganze in drei Theile zu ſondern.

Das erſte Stück, welches den Titel: „Wallenſteins Lager“ führt, könnte man unter der Rubrik eines Luſt- und

Lärmſpiels ankündigen. Es zeigt den Soldaten, und zwar den Wallenſteiniſchen. Man bemerkt den Unterſchied der mannigfaltigen Regimenter, das Verhältniß des Militärs zu dem gedrückten Bauer, zum gedrängten Bürger, zu einer rohen Religion, zu einer unruhigen und verworrenen Zeit, zu einem nahen Feldherrn und einem entfernten Oberhaupte. Hier iſt der übermächtige und übermüthige Zuſtand des Soldaten geſchildert, der ſich nun ſchon 16 Jahre in einem wüſten und unregelmäßigen Kreiſe herumtreibt und hinſchleppt. Wir vernehmen aus dem Munde leichtſinniger, einen Dienſt nach dem andern verlaſſender Soldaten, aus dem Munde der beredten Marketenderin die Schilderung Deutſchlands, wie es ſich, von unaufhörlichen Streifzügen durchkreuzt, von Schlachten, Belagerungen und Eroberungen verwundet, in einem zerſtörten und traurigen Zuſtande befindet. Wir hören die vornehmſten Stadte unſers Vaterlandes nennen, der größten Feldherren jenes Jahrhunderts wird gedacht, auf die merkwürdigſten Begebenheiten wird angeſpielt, ſo daß wir gar bald am Orte, in der Zeit und unter dieſer Geſellſchaft einheimiſch werden. Das Stück iſt nur in einem Akt und in kurzen, gereimten Verſen geſchrieben, die den guten, heitern und mitunter frechen Humor, der darin herrſcht, beſonders glücklich ausdrücken und durch Rhythmus und Reim uns ſchnell in jene Zeiten verſetzen. Indem das Stück ſich unruhig und ohne eigentliche Handlung hin und her bewegt, wird man belehrt, was für wichtige Angelegenheiten der Tag mit ſich führe, was Bedeutendes zunächſt bevorſtehe.

Der Hof will einen Theil von der Wallenſtein'ſchen Armee abtrennen und ihn nach den Niederlanden ſchicken. Der Soldat glaubt hier die Abſicht zu ſehen, die man hege, Wallenſteins

Anſehen und Gewalt allmählig zu untergraben. Durch Neigung, Dankbarkeit, Umſtände, Vorurtheil, Nothwendigkeit an ihren Führer gekettet, halten die Regimenter, deren Repräſentanten wir ſehen, ſich für berechtigt, gegen dieſe Ordre Vorſtellungen zu thun, ſie ſind entſchloſſen, bei ihrem General beiſammen und zuſammen zu bleiben — zwar für den Kaiſer zu ſiegen oder zu ſterben, jedoch nur unter Wallenſtein. In dieſer bedenklichen Lage endigt das Stück, und das folgende iſt vorbereitet. Nunmehr iſt uns Wallenſteins Element, auf welches er wirkt, ſein Organ, wodurch er wirkt, bekannt. Man ſah die Truppen zwiſchen Subordination und Inſubordination ſchwanken — wohin ſich die Waage zuletzt neigen wird — und auf welche nächſte Veranlaſſung. Ob die Regimenter und ihre Chefs, wenn Wallenſtein dereinſt ſich vom Kaiſer losſagt, bei ihm verharren, oder ob ihre Treue gegen den erſten und eigentlichen Souverän unerſchütterlich ſeyn werde? Das iſt die Frage, die abgehandelt, deren Entſcheidung dargeſtellt werden ſoll. Ein ſolcher Mann ſteht und fällt nicht als ein einzelner Menſch, die Umgebung, die er ſich geſchaffen hat, trägt und hält ihn, ſo lange ſie beiſammen bleibt, oder läßt ihn, indem ſie ſich trennt, zu Grunde ſinken.

Das zweite Stück unter dem Titel: „Piccolomini“ enthält vorzüglich die Wirkungen der Piccolomini, Vater und Sohn, für und gegen Wallenſtein, indeſſen dieſer noch ungewiß iſt, was er thun könne und ſolle.

Das dritte Stück endlich ſtellt Wallenſteins Abfall und Untergang dar. Beide ſind in Jamben geſchrieben, deren Wirkung durch das ungebildetere Silbenmaß des Vorſpiels vorbereitet und erhöht wird.

Der Verfaſſer, mit Recht beſorgt, wie dieſe, bei uns noch ungewöhnliche Behandlung dramatiſcher Gegenſtände auf das deutſche Theater überhaupt einzuleiten ſey, will ſich erſt durch Erfahrung überzeugen, was man zu thun habe, um die Direktion, den Schauſpieler, den Zuſchauer mit einem ſolchen Wageſtück zu verſöhnen; es muß ſich entſcheiden, ob alle Parteien dabei ſo viel zu gewinnen glauben, um eine ſolche Neuerung zu unternehmen und zu genehmigen.

Da man in Weimar vor einer gebildeten und gleichſam geſchloſſenen Geſellſchaft ſpielt, die nicht bloß von der Mode des Augenblicks beſtimmt wird, die nicht allzu feſt am Gewohnten hängt, ſondern ſich ſchon öfters an mannigfaltigen, originellen Darſtellungen ergößt hat, und durch die Bemühungen der eigenen Schauſpieler ſowohl, als durch die zweimalige Erſcheinung Iſſlands vorbereitet iſt, auf das Künſtliche und Abſichtliche dramatiſcher Arbeiten zu achten: ſo wird ein ſolcher Verſuch deſto möglicher und für den Verfaſſer deſto belehrender ſeyn.

Wenn das erſte Stück, wozu ſchon alle Vorbereitungen getroffen werden, gegeben iſt, erfahren Sie ſogleich die Wirkung, um ſelbſt beurtheilen zu können, was ſich etwa im Allgemeinen für dieſes Unternehmen prognoſticiren laſſe.

Weimar, am 29. September 1798.

2. Eröffnung des Weimar'ſchen Theaters.

Aus einem Briefe.

Freitag den 12. Oktober iſt unſer Theater eröffnet worden. Die architektoniſche Einrichtung des Saals hat ihre Wirkung nicht verfehlt. Der Zuſchauer fand ſich ſelbſt auf einen würdigen Schauplatz verſetzt und fühlte ſich berechtigt, auch vom Theater herab etwas Vorzügliches und Ungemeines zu erwarten.

Für diejenigen aber, die mit dieſer neuen Anlage ſchon vertraut waren, und ſie bei Proben erleuchtet geſehen hatten, machte ſie noch einen neuen, zwar erwarteten, aber nicht völlig berechneten Eindruck. Ein Schauſpielhaus nämlich kann leer nicht beurtheilt werden, es mag angelegt und verziert ſeyn, wie es will, ſo iſt ein zahlreiches Publikum doch die beſte Zierde. Und obgleich bei dem unſern die Architektur ſehr mannigfaltig an Form, Farbe und Vergoldung iſt, ſo bleibt es doch nur einfach gegen eine wohlgekleidete Menge. Die Säule verſchwindet vor der menſchlichen Geſtalt, und die Malerei tritt vor der Wirklichkeit zurück.

So können wir uns jetzt eines anſtändigen Ortes erfreuen, an dem wir uns dann doch die Woche dreimal verſammeln. Die Grundlage zu aller Bequemlichkeit iſt auch gegeben — und wir können von denjenigen, denen dieſes Geſchäft überhaupt aufgetragen iſt, hoffen und erwarten, daß ſie die Wünſche der verſchiedenen Zuſchauer, welche freilich bei einer ſo allgemeinen Veränderung gar mannigfach ſeyn müſſen, nach und nach zu befriedigen ſuchen werden.

Den Prolog habe ich Ihnen ſchon mitgetheilt. Herr Vohs hielt ihn in dem Koſtüme, in welchem er künftig als jüngerer Piccolomini erſcheinen wird — er war hier gleichſam ein geiſtiger Vorläufer von ſich ſelbſt, und ein Vorredner in doppeltem Sinne. Dieſer vorzügliche Schauſpieler entwickelte hier ſein ganzes Talent; er ſprach mit Beſonnenheit, Würde, Erhebung, und dabei ſo vollkommen deutlich und präcis, daß in den letzten Winkeln des Hauſes keine Silbe verloren ging. Die Art, wie er den Jamben behandelte, gab uns eine gegründete Hoffnung auf die folgenden Stücke. Und welche Zufriedenheit wird es uns nicht gewähren, wenn wir unſer Theater von der faſt allgemeinen Rhythmophobie — von dieſer Reim- und Taktſcheu, an der ſo viele deutſche Schauſpieler krank liegen, bald werden geheilt ſehen!

In dieſer Hoffnung haben uns die glücklichen Bemühungen der vorzüglichen Schauſpieler beſtärkt, welche die Hauptperſonen in Wallenſteins Lager ſpielten. Nach dem Ausſpruche mehrerer Kenner, deren Urtheil wir in dieſer kurzen Zeit vernehmen konnten, erſchienen Silbenmaß und Reim keineswegs als Hinderniß, ſie kamen nicht in Anſchlag, als in ſo fern ſie zur Bedeutſamkeit und Anmuth das Ihrige beigetragen hatten.

Nach dieſem allgemeinen Eingange glauben wir Ihnen mit einer näheren Schilderung des Einzelnen Vergnügen zu machen.

Nach geendigtem Prolog gab eine heitere militäriſche Muſik das Zeichen, was zu erwarten ſeyn möchte, und noch ehe der Vorhang in die Höhe ging, hörte man ein wildes Lied ſingen. Bald ward das Theater aufgedeckt, und es erſchien vor den Augen des Zuſchauers das bunte Gewimmel eines Lagers. In einem Marketenderzelte und um daſſelbe waren Soldaten von allen Zeichen und Farben verſammelt. Dort ſtanden Kram- und Trödelbuden aufgerichtet, hier leere Tiſche, die noch mehr Gäſte zu erwarten ſchienen, an der Seite lagen Kroaten und Scharfſchützen um ein Feuer, über welchem ein Keſſel hing, und nicht weit davon würfelten einige Knaben auf einer Trommel, die Marketenderin mit ihrer Gehülfin lief hin und wieder, den Geringſten ſowohl als den Beſten mit gleicher Sorgfalt zu bedienen, indeſſen das rohe Soldatenlied aus dem Zelte immerfort erſcholl, und die Stimmung dieſer Geſellſchaft vollkommen ausdrückte.

Die Ruhe, welche vorne auf dem Theater herrſcht, unterbricht die Ankunft eines Bauers, der mit ſeinem kleinen Sohne herbeigeſchlichen kommt. Der Vater ſpricht dem furchtſamen Knaben zu, und wir vernehmen bald, daß er das erlittene Unrecht durch falſche Würfel wieder ins Gleiche zu bringen denke; er repräſentirt alſo zugleich das Elend des Bauers und ſein Verderbniß.

Herr Beck ſprach dieſe Rolle mit der vorzüglichen Deutlichkeit und Akkurateſſe, die ein jeder Schauſpieler, dem eine Expoſition anvertraut iſt, ſich zur Pflicht machen ſoll. Dabei war ſein Ton und Betragen ganz dem pfiffigen und verſteckten Charakter der Rolle gemäß.

Aus dem Zelte tritt ein Wachtmeiſter und Trompeter von den Regimentern, welche Terzky, des Herzogs Schwager, kommandirt. Der Trompeter fährt den klagenden Bauer an, ein Uhlan, roh und gutmüthig, reicht ihm einen Trunk und nimmt ihn mit ins Zelt.

Indem die beiden Reiter den leeren Tiſch in Beſitz nehmen, vernehmen wir von ihnen, daß Wallenſteiniſche Truppen aus fremden Landen ſich zuſammen gegen Pilſen ziehen, daß die Herzogin und ihre Tochter erwartet werden, daß die Generale und Kommandanten ſich zuſammen finden, daß ein Hofkriegsrath von Wien angekommen iſt, daß es ſcheint, als wolle man das Anſehen des Herzogs untergraben.

Der Wachtmeiſter und der Trompeter, dieſe Repräſentanten ihrer Regimenter —

Sind dem Herzog ergeben und gewogen,
Hat er ſie ſelbſt doch herangezogen;

Alle Hauptleute ſetzt er ein — —
Sind alle mit Leib und Leben ſein.

Ein Scharfſchütze betrügt einen Kroaten im Tauſch. Ein Konſtabler bringt die Nachricht, Regensburg ſey eingenommen. Ein paar Holkiſche Jäger treten auf, ſehr ſchmuck gekleidet — als Leute, die Gelegenheit hatten, ſich durch Beute zu bereichern. Die Marketenderin findet in dem Einen einen alten Bekannten.

Nach verſchiedenen muntern Incidenzien machen die beiden Jäger mit dem Wachtmeiſter und dem Trompeter Bekanntſchaft.

Jäger.
Ihr ſitzt hier warm, wie in Feindesland,
Mußten derweil uns ſchlecht bequemen.
Trompeter.
Man ſollt' euch's nicht anſeh'n; ihr ſeyd galant.

Daß doch dem Burſchen das Glück ſoll ſcheinen,
Und ſo was kömmt nie an unſer Einen.
Wachtmeiſter.
Dafür ſind wir des Friedländers Regiment,
Man muß uns ehren und reſpektiren.
Jäger.
Das iſt für uns andre kein Kompliment,
Wir eben ſo gut ſeinen Namen führen.

Der Wachtmeiſter verbreitet ſich noch weiter über die Vortheile, um des Feldherrn Perſon zu ſeyn; der zweite Jäger rühmt die Thaten ihres wilden Haufens.

Der erſte Jäger verlangt nur ein freies und ungebundenes Leben.

Er erzählt die Geſchichte ſeiner Wanderungen.

Was war das nicht für ein Placken und Schinden
Bei Guſtav, dem Schweden, dem Leuteplager,
Er machte eine Kirch' aus ſeinem Lager!

Von da lief er zu den Liguiſten, und als Tilly's Glück zu wanken anfing, zu den Sachſen. Als dieſe in Böhmen den Krieg nicht lebhaft genug führten, zu dem Herzog von Friedland, der eben werben ließ.

Der zweite Jäger iſt gewiß, unter ſeinem General Glück zu haben.

In dieſem Sinne erzählt der Wachtmeiſter Wallenſteins tapferes Betragen in der Affaire bei Lützen. Der Eine nimmt's natürlich, der Andere übernatürlich.

Ein Rekrut kommt und ſingt, von der Trommel begleitet, ein bürgerlicher Verwandter ſucht ihn noch abzumahnen. Die Soldaten dagegen muntern ihn auf. Der Wachtmeiſter gibt ihm ſeinen militäriſchen Segen.

Hierauf erzählt er den Fall von Buttler, der aus einem gemeinen Reiter zuletzt Generalmajor geworden.

Der Jäger erzählt hierauf ein Studentenſtückchen, das Wallenſtein in Altdorf ausgehen laſſen. Sein Kamerad hatte indeſſen mit der Aufwärterin geſcherzt; ein Dragoner zeigt ſich eiferſüchtig, es will Händel geben; der Wachtmeiſter legt ſich dazwiſchen. Es wird getanzt, ein Kapuziner kömmt dazu.

Heiſa, Juchheiſa, Dudeldumdey!
Das geht ja hoch her, bin auch dabei;
Iſt das eine Armee von Chriſten? ꝛc.

Wer erkennt nicht in dieſer Redekunſt die Schule, in der ſich Pater Abraham a Sancta Clara gebildet, wer lacht nicht über dieſe barbariſch geiſtliche Erſcheinung?

Indeſſen iſt der ernſthafte Zweck auf den Geiſt des Zuhörers erreicht; wir ſehen ſchon eine lebhafte, gewaltſame Oppoſition gegen den Generaliſſimus. So würde dieſer Pfaffe nicht ſprechen, wenn er keinen Hinterhalt hätte; er würde jetzt nicht ſo ſprechen, wenn nicht eben jetzt das Tempo wäre, die Armee zu ſondiren und Bewegungen gegen den General hervorzubringen.

Haben wir nun oben in den Reitern von den Terzky'ſchen Regimentern Männer kennen gelernt, welche ganz dem Wallenſtein ergeben ſind, an den Holkiſchen Jägern wüſte Jünglinge, welche dem Glücke nachſtreben, und nur in der Losgebundenheit ihr Daſeyn fühlen: ſo werden uns nun bald in den Tiefenbachern die Repräſentanten des rechtlichen und pflichtliebenden Theils der Armee, ſo wie in dem Walloniſchen Küraſſier eine kühnere und zugleich gebildetere Klaſſe von Menſchen erſcheinen.

In dem Zelte entſteht ein Lärm. Des Bauers falſche Würfel ſind entdeckt worden; Jedermann will ihn gehangen ſehen.

Nach einigen Zwiſchenreden zeigt ſich die Unzufriedenheit der Küraſſiere darüber, daß ein Theil von der Armee abgetrennt werden ſoll.

Der Wachtmeiſter fährt fort zu zeigen, welcher Gefahr Alles ausgeſetzt wäre, wenn man ſich trennen ließe.

Nachdem er darauf die verſchiedenen einzelnen Soldaten angeredet und um ihr Vaterland befragt, fährt er fort:

Nun und wer merkt uns das nun an,
Daß wir aus Süden und aus Norden
Zuſammen geſchneit und geblaſen worden? ꝛc.

Der Marketenderin iſt bange für ihre ausſtehenden Schulden.

Der Streit geht fort, in wie fern man dem Kaiſer oder dem Herzog zu gehorchen habe. Die verſchiedenen Geſinnungen kommen an den Tag, und die künftige Entwickelung des Trauerſpiels iſt vorbereitet. Der Küraſſier tritt dazwiſchen.

Iſt denn darüber Zank und Zwiſt,
Ob der Kaiſer unſer Gebieter iſt?

Demungeachtet glaubt er, der Soldat habe auch etwas darein zu reden.

Man erfährt noch etwas von den Schickſalen des Küraſſiers, der weit in der Welt herumgekommen und Vieles verſucht hat, dem es aber doch zuletzt in ſeinem eiſernen Wamms am beſten gefällt. Seine gebildetere Natur zeigt menſchlich-heroiſche Geſinnungen.

Man kommt lebhafter zur Sprache, was in dem gegenwärtigen Falle zu thun ſey. — Die Tiefenbacher begeben ſich weg.

Vielmehr läßt jedes Regiment
Ein Promemoria reinlich ſchreiben,
Daß wir zuſammen wollen bleiben; ꝛc.

Alle ſtimmen ein. Sie trinken auf des Piccolomini Geſundheit, dann auf folgende Wünſche, Vorſätze und Hoffnungen.

Der Wehrſtand ſoll leben.
Der Nährſtand ſoll geben.
Die Armee ſoll floriren.
Und der Friedländer ſoll ſie regieren.

Hierauf wurde das Reiterlied angeſtimmt, welches aus dem dießjährigen Schiller'ſchen Muſenalmanach bekannt iſt;

gegen das Ende ſchloß die ganze Verſammlung einen bunten, feſtverketteten Halbkreis, in welchen auch die Kinder ſämmtlich mit aufgenommen wurden — und der letzte neu hinzugekommene Vers ſchien auch den friedlichſten Zuſchauer mit heiterem Muthe zu beſeelen.

Der Vorhang fiel, noch ehe das Chor völlig ausgeſungen hatte.

Sonnabend den 13. Oktober ward das Stück wiederholt. Man konnte von dem Effekt ſchon mehr urtheilen, und es ſcheint über das Unterhaltende, über die Anmuth, das Unterrichtende und Zweckmäßige dieſes Vorſpiels im Publico nur Eine Stimme zu ſeyn. Man rekapitulirt, für ſich und in Geſellſchaften, was Jedem aus der Geſchichte jener Zeit erinnerlich iſt; man fragt, man ſchlägt nach, und indem man ſowohl den Perſonen als den Begebenheiten ſeine Aufmerkſamkeit zuwendet, fängt man ſchon an, das poetiſche Intereſſe von dem hiſtoriſchen zu unterſcheiden, und macht ſich gefaßt, den Dichter ſowohl in Bezug auf den Geſchichtſchreiber, als auch, in ſo fern er zum Schöpfer ſeiner Begebenheiten werden mußte, zu beurtheilen.

Wie wir nun eben verſchiedene Stellen angeführt haben, welche theils zur Kenntniß des Stücks vorzüglich beitragen, theils auch beſonders gut geſprochen wurden: ſo dürfen wir die Namen der Schauſpieler nicht verſchweigen, welche in den bevorſtehenden Rollen ſich beſonders gezeigt. Madame Beck als Marketenderin, Herr Weyrauch als Wachtmeiſter, Herr Leißring als erſter, Herr Becker als zweiter Jäger, Herr Genaſt als Kapuziner, Herr Haide als Küraſſier. Die wenigen Worte des Tiefenbachers ſprach Herr Hunnius mit Treuherzigkeit, Ernſt und Fermität, ſo daß ſich auch dieſe kleine Rolle nach der Abſicht des Verfaſſers beſtimmt heraushob.

Was die Maſſe der Soldaten betrifft, konnte ſie freilich auf unſerm Theater nur ſymboliſch durch wenige Repräſentanten dargeſtellt werden. Alles ging übrigens raſch und gut; nur der Unbehülflichkeit einiger Statiſten ſah man die kurze Zeit an, welche auf die Proben hat verwendet werden können.

Die Kleidungen waren nach Abbildungen zugeſchnitten, die uns aus damaliger Zeit übrig ſind — und wir erwarten, die Haupthelden der beiden übrigen Stücke in eben dem Sinne gekleidet zu ſehen.

Der Verfaſſer gedenkt die Bemerkungen, die er in dieſen beiden Abenden hat machen können, zum Vortheile ſeiner Arbeit zu benützen, und manche Stellen ſowohl für dramatiſche Wirkung, als zu bequemerer Ausſprache des Verſes umzubilden. Vielleicht löſcht er auch Einiges weg, was bei nähererer Unterſuchung ſich nicht ganz dem Koſtüm gemäß bewähren möchte. Bei einer ſo treuen, obgleich poetiſchen Schilderung der Sitten eines Zeitalters wird billig alles vermieden, was den Zuhörer irre führen könnte. Bald hoffe ich Ihnen von dem zweiten Stücke Nachricht geben zu können, zu dem man ſich gegenwärtig ſchon vorbereitet.

Weimar, den 15. Oktober 1798.

3. Recenſion der erſten Aufführung der Piccolomini.

In der gefühlvollen Darſtellung unſers Graff erſchien die dunkle, tiefe, myſtiſche Natur des Helden vorzüglich glücklich; was er ſprach, war empfunden und kam aus dem

Innerſten; ſeine pathetiſche Recitation des Monologs, ſeine ahnungsvollen Worte in der Scene mit der Gräfin Terzky, als er den unglücklichen Entſchluß faßt, ſo wie die Erzählung des Traums, riß alle Zuhörer mit ſich fort; nur daß er zuweilen, von ſeinem Gefühl hingezogen, eine zu groſſe Weichheit in den Ausdruck legte, der dem männlichen Geiſt des Helden nicht ganz entſprach.

Vohs, als Max Piccolomini, war die Freude des Publikums, und er verdiente es zu ſeyn. Immer blieb er im Geiſt ſeiner Rolle, und das feinſte, zarteſte Gefühl wußte er am glücklichſten auszudrücken. Der Auftritt, wo er Wallenſtein von der unglücklichen That zurückzubringen bemüht iſt, war ſein Triumph, und die Thränen der Zuſchauer bezeugten die eindringende Wahrheit ſeines Vortrags.

Thekla von Friedland wurde durch Mlle. Jagemann zart und voll Anmuth dargeſtellt. Eine edle Simplicität bezeichnete ihr Spiel und ihre Sprache, und Beides wußte ſie, wo es nöthig war, auch zu einer tragiſchen Würde zu erheben. Ein Lied, welches Thekla ſingt, gab dieſer vorzüglichen Sängerin Gelegenheit, das Publikum auch durch dieſes Talent zu entzücken.

Madame Teller, welche die Weimar'ſche Bühne vor Kurzem betreten, führte die wichtige Rolle der Gräfin Terzky mit der ſorgfältigſten Genauigkeit aus; durch ihren präciſen und belebten Vortrag in der entſcheidenden Scene mit Wallenſtein, wo Alles von der Beredſamkeit der Gräfin Terzky abhängt, erwarb ſie ſich ein entſchiedenes Verdienſt um das ganze Stück.

Becker ſtellte uns den kaiſerlichen Abgeſandten im Lager mit Anſtand und Würde dar, und glücklich wußte er die Klippe des Lächerlichen zu vermeiden, dem dieſe Höflingsfigur, unter dem Hohn einer übermüthigen, ſtolzen Soldateska, leicht ausgeſetzt war.

Malkolmi als Buttler, Leißring als Graf Terzky, Kordemann als Illo, Mlle. Malkolmi als Herzogin von Friedland, Beck als Aſtrolog, Genaſt als Iſolani drückten den Sinn ihrer Rollen glücklich aus und bewieſen durch die Leichtigkeit, womit ſie die Aufgabe einer rhythmiſchen Sprache zu löſen wußten, daß ein allgemeinerer Gebrauch des Silbenmaßes auf der Bühne recht wohl ſtattfinden könnte. Hunnius, als ſchwediſcher Geſchäftsträger, ſtellte in ſeiner Perſon den einfachen, ſchlichten und rechtlichen Krieger, den bedenklichen, vorſichtigen Negociateur, den religiöſen, bibelkundigen Proteſtanten, den mißtrauiſchen, zugleich aber kühnen und ſich ſelbſt fühlenden Schweden überaus treffend und glücklich dar.

Auch die ganz kleine Rolle des General Tiefenbach beim Gaſtmahl, welches Terzky gibt, wurde von Haiden zu großer Ergötzung des Publikums ausgeführt.

Um die theatraliſche Anordnung der ganzen, ſo verwickelten Repräſentation hatte ſich Schall, dem ſie aufgegeben war, ein großes Verdienſt erworben, und der Fleiß, den er auf ſeine eigene beträchtliche Rolle, die des Octavio Piccolomini, wandte, hinderte ihn nicht, ſeine Aufmerkſamkeit auf das Ganze zu wenden.

Die Direktion ſparte keinen Aufwand, durch Dekoration und Kleidung den Sinn und Geiſt des Gedichts würdig auszuführen, und die Aufgabe, den barbariſchen Geſchmack jener Zeit, welcher dargeſtellt werden mußte, dem Auge gefällig zu behandeln und eine ſchickliche Mitte zwiſchen dem Abgeſchmackten und dem Edeln zu treffen, ſo viel als möglich ſeyn wollte, zu löſen.

Das Publikum ehrte das Werk des Dichters und die Bemühung der Schauſpieler durch eine fortgeſetzte wachſende Aufmerkſamkeit; es zeigte Intereſſe und Rührung. Das Stück wurde am nächſten Spieltag wiederholt, und die größere Bekanntſchaft der Zuſchauer mit dem Werk hat dem Eindruck deſſelben nichts geſchadet.

Der erſte der vorſtehenden drei Aufſätze erſchien in der Allgemeinen Zeitung vom 12. Oktober 1798; der zweite in der Beilage derſelben vom 7. November 1798, und wahrſcheinlich in eben dieſer Zeitung auch der dritte Aufſatz. In der Grätzer Nachleſe zu Schiller's Werken (B. 1. S. 157 ff.) wurden zuerſt die zwei erſten Darſtellungen aufgenommen, und dann ließ ſie Boas mit der dritten in ſeine Nachträge einrücken. Daß nun dieſe Stücke von Schiller ſeyen, gründet man auf eine Angabe Böttiger's in ſeinen Erläuterungen der Ramberg'ſchen Kupfer zum Wallenſtein, im Taſchenbuch Minerva für das Jahr 1811 S. 57. Hier bemerkt Böttiger wenigſtens von den zwei erſten Aufſätzen, daß ſie aus Schiller's Feder gefloſſen ſeyen — und Böttiger, ſagt Boas, lebte damals in Weimar, correſpondirte mit Schiller über die Trilogie, und muß alſo hierbei als Autorität gelten. — Böttiger ſchrieb wohl einige Briefe über Wallenſtein an Schiller, aber ſie betreffen meiſt Außendinge, und der ausführliche Brief, den er in der Minerva für 1811, S. 29 ff. mittheilt, iſt aus einem dieſer Briefe (der ſich in Schiller's Nachlaß findet) und aus einem für das Modejournal geſchriebenen Aufſatz zum Behuf dieſes Taſchenbuches zuſammengeſetzt, ſo daß es wahrſcheinlich wird, daß der hier S. 34 ff. mitgetheilte Brief Schiller's an Böttiger ebenfalls untergeſchoben iſt. Wir werden in der zweiten Abtheilung dieſer Supplemente einen ähnlichen, aus einem Geſpräche fabricirten

Brief zu nennen haben. Schiller ſtand mit Böttiger nie in einem ſo vertrauten Verhältniſſe, daß er ihm viel geſchrieben und mitgetheilt hätte (ſ. Schiller's Leben B. 4. Kap. 6). Ich halte daher Böttiger's Nachricht um ſo eher für eine bloße ungegründete Vermuthung, da der Stil und die ganze Faſſung dieſer Aufſätze durchaus nicht Schilleriſch iſt. Dagegen kann man aus einer Stelle des Briefwechſels zwiſchen Schiller und Goethe (Th. 4. S. 326) ſchließen, daß **Goethe** dieſe Charakteriſtiken auf's Papier warf, wofür ihre Diction auch ganz zu ſprechen ſcheint. Goethe ſchreibt nämlich an Schiller am 6. October 1798: „Uebrigens iſt eine Vorrecenſion der Aufführung von Wallenſtein's Lager, ſo wie des Effects, den das Stück gemacht hat, ſchematiſirt, und kann in einigen Stunden fertig werden. Da ich mich einmal auf das Element der Unverſchämtheit begeben habe, ſo wollen wir ſehen, wer es mit uns aufnimmt.“ Dieſe Vorrecenſion iſt die zweite der vorhergehenden Abhandlungen, denen wohl derſelbe Verfaſſer ſchon eine allgemeine Ueberſicht der Wallenſtein'ſchen Stücke vorangeſchickt hatte und ſpäter eine Beurtheilung der erſten Aufführung der Piccolomini nachfolgen ließ. Man weiß es ja, welchen lebhaften Antheil Goethe an der Ausarbeitung und Aufführung dieſer Schauſpiele nahm. In der oben angeführten Stelle des Briefwechſels ſagt Goethe, morgen Abend werde eine Abſchrift des Lagers an Poſſelt (den damaligen Redacteur der Allgemeinen Zeitung) abgehen – und nun findet ſich dieſes Vorſpiel in der Allgemeinen Zeitung, wo auch der Brief über die Eröffnung des Weimar'ſchen Theaters, am 24. October 1798, abgedruckt iſt. Ein hinreichender Beweis für unſere Anſicht! Nichts deſto weniger füge ich dieſe, nach einer Verabredung mit Schiller und in ſeinem Sinne verfaßten, leſenswerthen Aufſätze den Supplementen bei. In dem zweiten Aufſatze habe ich, nach dem Vorgange Anderer, die reichlich geſpendeten Stellen des Vorſpiels größtentheils weggelaſſen.

Ausführliche chronologiſche Inhaltsanzeige.*

Die römiſche Ziffer zeigt den Band, die arabiſche die Seitenzahl von Schiller's ſämmtlichen Werken in der Taſchenausgabe und von unſerer Nachleſe an.

Die mit Anführungszeichen („.....") verſehenen Stellen ſind wörtlich aus Schiller's eigenhändigem Notizenbuche genommen.

	Werke	Nachleſe
1768		
Gedicht zum Neujahr, im December	—	I, 3
1770.		
Lateiniſcher Neujahrswunſch, im December . . .	—	IV, 3
1774		
Schiller's Bericht an den Herzog Karl über ſeine Mitzöglinge	—	IV, 4
1775		
Schilderung des menſchlichen Lebens		III, 351
1776		
Der Abend	—	I, 8
Morgengedanken am Sonntage	—	IV, 23
1777		
Der Eroberer	—	I, 13
1778		
Zwei Gedichte auf das Namensfeſt der Reichsgräfin von Hohenheim, im Januar	—	I, 17
1779		
Geburtstagsrede: Gehört allzuviel Güte ꝛc., im Januar		IV, 33
Philoſophie der Phyſiologie		IV, 43
1780		
Die Tugend in ihren Folgen betrachtet, Geburtstagsrede, im Januar	—	IV, 69
Die Räuber, ein Schauſpiel	II, 3	I, 48 und III, 353

---

* Siehe Vorwort zu dieſen Supplementen Bd. I S. V.

	Werke	Nachlese
Amalia	I, 4	
Hektor's Abſchied	I, 3	
Eine Leichenphantaſie	I, 5	
Der Sturm auf dem Tyrrhener Meere	—	I, 21
Ueber den Zuſammenhang der thieriſchen Natur des Menſchen mit ſeiner geiſtigen	X, 3	IV, 81

1781.

Der Venuswagen	—	I, 88
Auf die glückliche Wiederkunft des Herzogs Karl	—	I, 98 und III, 354
Monument Moor's, des Räubers	—	I, 130
Die Journaliſten und Minos	—	I, 133
Die Rache der Muſen	—	I, 137
Die Meſſiade	—	I, 140
Klopſtock und Wieland	—	I, 141
Grabſchrift eines gewiſſen Phyſiognomen	—	I, 141
Rouſſeau	I, 33	I, 143
Die ſchlimmen Monarchen	—	I, 47
Kaſtraten und Männer (Männerwürde)	—	I, 152
An einen Moraliſten	I, 51	I, 159
Der Triumph der Liebe	I, 44	I, 168
Fantaſie an Laura	I, 8	
Laura am Klavier	I, 10	I, 165
Die Entzückung, an Laura	I, 18	I, 167 u. III, 355
Vorwurf, an Laura	I, 175	
Das Geheimniß der Reminiſcenz, an Laura	I, 13	I, 173
Melancholie, an Laura	I, 16	
An die Parzen	—	I, 180
Meine Blumen	I, 39	I, 183
Elegie auf den Tod eines Jünglings	I, 26	I, 186
Die Kindesmörderin	I, 20	I, 190
Die Größe der Welt	I, 21	
An Minna	I, 42	I, 191
Die Freundſchaft	I, 33	
Das Glück und die Weisheit	I, 50	I, 192
Gruppe aus dem Tartarus	I, 36	
Elyſium	I, 36	I, 193
Die Schlacht	I, 30	I, 193
Die Peſt	—	I, 195
Der Frühling	I, 41	I, 196
Der Flüchtling	I, 39	I, 196
Graf Eberhard der Greiner von Würtemberg	I, 53	
Die Winternacht	—	I, 197
Semele. In zwei Scenen	I, 87	I, 200
Hymne an den Unendlichen	—	I, 204
Inſchriften für Denkmäler berühmter Deutſchen	—	IV, 85
Frühſte Vorrede zu den Räubern; in der Oſtermeſſe	—	IV, 86
Mannheimer Theaterausgabe der Räuber; v. 17. Auguſt bis 6. October	—	I, 31

	Werke	Nachleſe
Der Verfaſſer der Räuber an das Publicum; im December		IV, 96
1782		
Zweite Auflage der Räuber	—	I, 46
Vorrede zur zweiten Auflage der Räuber; 5. Januar	—	IV, 95
Die Räuber, ein Schauſpiel von Friedrich Schiller. Selbſtrecenſion. Nebſt Anhang: im Januar	—	IV, 96
Vorrede zur Anthologie: im Januar und Februar		IV, 122
Ueber das gegenwärtige deutſche Theater	X, 49	IV, 127
Spaziergang unter den Linden	X, 58	IV, 129
Eine großmüthige Handlung aus der neueſten Geſchichte	X, 64	
Sechs Recenſionen aus dem Repertorium	—	IV, 131
Fiesko: größtentheils in Stuttgart gedichtet, in Bauerbach umgearbeitet und vollendet Anfangs November	II, 177	
1783		
Satyriſches Gedicht auf den Koburg'ſchen Hof. „Wunderſeltſame Hiſtoria ꝛc.“; im Januar	—	I, 219
Kabale und Liebe, beendigt	II, 331	
Früheſter Plan zum Don Carlos	—	II, 3
Hochzeitgedicht auf die Verbindung Henriettens	—	I, 213
Todtenfeier am Grabe von Rieger's	—	I, 226
Theaterbearbeitung des Fiesko, in Mannheim, vom Ende Juli bis Mitte Decembers	—	I, 235
Erſter Act des Don Carlos	—	II, 6
1784		
Der Verfaſſer des Fiesko an das Publicum; im Januar		IV, 113
Die Schaubühne, als moraliſche Anſtalt betrachtet, vor dem 26. Juni	X, 69	IV, 147
Don Carlos, gegen Ende Auguſt wieder aufgenommen		II, 41
Ankündigung der rheiniſchen Thalia, gegen den December		IV, 163
1785		
Don Carlos iſt Hauptarbeit, der bis Ende Act 2, Scene 3 in der Thalia erſcheint	—	II, 9
Widmung der rheiniſchen Thalia, 14. März		IV, 163
Merkwürdiges Beiſpiel einer weiblichen Rache		IV, 164
Vorrede zu den Scenen des Don Carlos in der Thalia	—	IV, 212
Der Antikenſaal zu Mannheim		IV, 216
Repertorium des Mannheimer Nationaltheaters	—	IV, 221
Wallenſtein'ſcher Theaterkrieg		IV, 231
Dramaturgiſche Preisfragen		IV, 233
Entſchuldigung in der Thalia		IV, 237
An die Freude: in Gohlis bei Leipzig gedichtet	I, 87	I, 319
1786		
Hauptarbeit iſt Don Carlos, der im Herbſt im Körner'ſchen Weinberg bei Loſchwitz an der Elbe vollendet wird	III, 137	II, 3

	Werke	Nachleſe
Der Kampf, in der erſten Hälfte des Jahres	I, 94	I, 323
Die Reſignation, in der erſten Hälfte des Jahres	I, 95	I, 349
Unterthänigſtes Promemoria an die Conſiſtorial Körnerſche weibliche Waſchdeputation, im Herbſt	—	I, 381
Die unüberwindliche Flotte	I, 98	
Philipp der Zweite, König von Spanien	—	IV, 243
Verbrecher aus verlorener Ehre	X, 85	IV, 267
Der Geiſterſeher, bis 1789	X, 129	IV, 270
Philoſophiſche Briefe, bis 1789	X, 273	IV, 301
Geſchichte des Abfalls der Niederlande, begonnen	VIII	IV, 377
Der Menſchenfeind, Fragment; zum Theil im J. 1789 verändert	II, 471	

1787.

Hauptwerk iſt die Geſchichte des Abfalls der Niederlande	VIII	IV, 377
Verſchwörung des Marquis von Bedemar, nach St. Real		IV, 391
Der Fräulein von Arnim, am 6. Mai	—	II, 262
Widmung des Don Carlos, in der 2. Hälfte des Jahres		II, 264
Lied aus dem Spaniſchen (?)		III, 375

1788.

Hauptarbeit die Geſchichte des Abfalls der Niederlande, die Michaeli erſcheint	VIII	IV, 377
Ueber Egmont, Trauerſpiel von Goethe	XII, 358	
Die Prieſterinnen der Sonne (?), gegen den 20. Januar	—	III, 378
Die berühmte Frau. Epiſtel eines Ehemanns an einen andern	I, 120	II, 265
Die Götter Griechenlands; erſchien zuerſt im Märzheft des teutſchen Merkur	I, 98	II, 267
Einer Freundin ins Stammbuch. Ende März oder Anfangs April	I, 126	
In das Tagebuch der Schwarzburg	—	II, 266
Die Künſtler, im Herbſt in Volkſtädt, beendigt im Februar 1789 in Weimar	I, 104	II, 276
Briefe über Don Carlos, größtentheils in Volkſtädt	X, 309	
Herzog von Alba bei einem Frühſtück	XI, 202	
Spiel des Schickſals, ein Bruchſtück aus einer wahren Geſchichte	X, 114	
Scenen aus den Phönicierinnen, zum Theil im November, das Uebrige 1789	III, 105	II, 285
Anmerkung zu dem „heimlichen Gericht“	—	IV, 440

1789.

Iphigenia in Aulis; die erſten drei Acte ſind ſchon 1788 geſchrieben	III, 3	II, 294
Troſt am Grabe (wahrſcheinlich unächt)	—	II, 277
Des Grafen Lamoral von Egmont Leben und Tod (Prozeß und Hinrichtung der Grafen v. Egmont und v. Hoorn)	VIII, 393	IV, 401
Was heißt und zu welchem Ende ſtudirt man Univerſalgeſchichte? im April in Jena geſchrieben, vielleicht ſpäter verändert, im November zuerſt gedruckt	X, 361	IV, 437

	Werke	Nachlese
Etwas über die erste Menschengesellschaft, nach dem Leitfaden der Mosaischen Urkunde, erst 1790 gedruckt	X, 387	IV, 437
Die Sendung Moses	X, 409	
Die Gesetzgebung des Lykurgus und Solon	X, 437	
Ueber Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter, im Oktober	XI, 3	IV, 435
Allgemeiner Vorbericht zu den historischen Memoires, 25. Oktober	—	IV, 418
Uebersicht des Zustandes von Europa zur Zeit des ersten Kreuzzuges; im Oktober	XI, 17	IV, 435
Hochzeitgedicht	—	III, 245

1790

	Werke	Nachlese
Hauptwerk: Geschichte des dreißigjährigen Krieges (bis zum Ende des zweiten Buches)	IX, 5	IV, 461
Nachricht im zweiten Bande der ersten Abtheilung der historischen Memoires	—	IV, 427
Der Dichter, Stammbuchblatt, am 9. August	—	II, 290
Universalhistorische Uebersicht der merkwürdigsten Staatsbegebenheiten zu den Zeiten Kaiser Friedrichs I.	XI, 30	
Erklärung des Herausgebers der Thalia, 14. Juni	—	IV, 460
Vorerinnerung zu dem dritten Bande der ersten Abtheilung der historischen Memoires, am 26. September	—	IV, 419
Recension über Bürger's Gedichte	XII, 341	

1791

	Werke	Nachlese
Geschichte des 30jährigen Krieges, Anfang des 3. Buches	IX, 236 bis 263	
Amalia Elisabeth, Landgräfin von Hessen-Cassel	—	IV, 471
Maximilian, Herzog von Bayern und Kurfürst	—	IV, 477
Armand Jean du Plessis, Kardinal Herzog von Richelieu	—	IV, 491
Vertheidigung des Recensenten der Bürger'schen Gedichte, am 5. März		IV, 445
Vorbericht im ersten Band der zweiten Abtheilung der historischen Memoires, Ostermesse		IV, 438
Geschichte der Unruhen in Frankreich, welche der Regierung ꝛc.	XI, 63	
Ins Stammbuch, 18. September		IV, 442
Die Zerstörung von Troja, im Spätherbst und Anfang Winter	I, 153	II, 295
Dido, im Spätherbst und Anfang Winter	I, 173	II, 308

1792

	Werke	Nachlese
Vollendung der Geschichte des dreißigjährigen Krieges	IX, 266	
Vorbericht zu d. kleinern prosaischen Schriften, Ostermesse	—	IV, 448
Vorrede zum ersten Theil der merkwürdigsten Rechtsfälle nach Pitaval, Ostermesse	XI, 319	
Ueber den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen	XI, 429	IV, 517
Ueber die tragische Kunst	XI, 447	IV, 518
Vorrede zu der Geschichte des Malteserordens, nach Vertot, von M. N. (Niethammer) bearbeitet	XI, 311	

	Werke	Nachleſe
1793		
Ueber Anmuth und Würde	XI, 323	
Vom Erhabenen, zur weiteren Ausführung einiger Kantiſchen Ideen („Ueber das Pathetiſche")	XI, 396	IV, 510
Zerſtreute Betrachtungen über verſchiedene äſthetiſche Gegenſtände	XI, 475	IV, 538
Drei Entwickelungsſtufen der Menſchheit	—	IV, 519
1794		
Ueber die äſthetiſche Erziehung des Menſchen, erſte Abtheilung* im erſten Entwurfe, in Schwaben; zweite Abtheilung in den letzten Monaten	XII, 1	IV, 564
Herausgabe der Horen, 13. Juni in Jena	—	IV, 509
Ueber Matthiſſon's Gedichte, vor dem 7. September	XII, 382	
Plan, den Tod des Themiſtokles zu dramatiſiren	—	III, 233
Die Malteſer, Tragödie, im October	VII, 343	III, 1
Die Horen, eine Monatſchrift, 10. December		IV, 518
1795		
Ueber die äſthetiſche Erziehung des Menſchen, dritte und letzte Abtheilung (von dem 17. Brief an), in den erſten Monaten des Jahres	XII, 71	IV, 567
Belagerung von Antwerpen, im März	VIII, 404	
Ueber naive und ſentimentaliſche Dichtung, vom September bis gegen den 27. November	XII, 167	IV, 569
Ueber die nothwendigen Gränzen beim Gebrauch ſchöner Formen, bis gegen den 16. October	XII, 134	
Ueber den Gartenkalender auf das Jahr 1795	XII, 356	
Poeſie des Lebens, 12. Juni; 1798 retouchirt und 1799 zuerſt erſchienen	I, 447	
Macht des Geſanges, im Juli	I, 376	
Pegaſus im Joche, im Juli	I, 448	III, 49
An einen Weltverbeſſerer, im Juli	I, 417	III, 44
Die Antike an den nordiſchen Wanderer, im Juli	I, 349	
Spruch des Confucius (erſter, von der Zeit), im Juli	I, 405	
Die zwei Tugendwege, im Juli	I, 410	III, 30
Der Genius, in der erſten Hälfte Auguſts	I, 400	III, 39
Das Ideal und das Leben, im Manuſcript „am 10. Auguſt an Humboldt geſchickt"	I, 341	III, 27
Die Ideale, „am 18. Auguſt an Humboldt geſchickt"	I, 228	III, 33
Der Tanz, „am 31. Auguſt an Körner geſchickt"	I, 396	III, 28
Würde der Frauen, in der zweiten Hälfte Auguſts	I, 378	III, 34
Der Sämann	I, 384	
Würden	I, 410	III, 50
Das Höchſte	I, 411	
Zeus zu Herkules	I, 389	
Das Unwandelbare	I, 411	
Der philoſophiſche Egoiſt	I, 402	III, 50
Weisheit und Klugheit	I, 416	III, 51

---

* Siehe meine Biographie Schillers, Bd. III, S. 21 f.

	Werke	Nachleſe
Ilias	I, 389	
Unſterblichkeit	I, 412	
Odyſſeus	I, 384	III, 51
Das Kind in der Wiege	I, 411	
Der ſpielende Knabe	I, 394	III, 52
Die Johanniter	I, 385	III, 53
Der Kaufmann	I, 384	
An die Proſelytenmacher	I, 419	
Die Metaphyſiker	I, 410	
Columbus	I, 386	
Deutſchland und ſeine Fürſten	—	III, 96
Abſchied vom Leſer, „den 25. Sept. an Körner geſchickt“	I, 439	
Der Abend, „den 25. September an Körner geſchickt“	I, 225	
Der beſte Staat	I, 418	
Deutſche Treue, im September	I, 396	III, 45
Das verſchleierte Bild zu Sais	I, 335	
Der Spaziergang. Ende September und Anfangs Oktober („am 5. Oktober an Humboldt geſchickt“)	I, 355	III, 33
Die Theilung der Erde, im Oktober	I, 338	
Die Weltweiſen, im Oktober	I, 410	
Theophanie, im Oktober	I, 416	
Einem jungen Freunde, als er ſich der Weltweisheit widmete	I, 411	
Archimedes und der Schüler, im November	I, 409	
Menſchliches Wiſſen, im November	I, 409	
Die Sänger der Vorwelt, im November	I, 390	III, 43
Die Führer des Lebens, im November	I, 408	III, 53
Der Säemann, im November	—	III, 55
Karthago, im November	I, 385	
Die idealiſche Freiheit, im November	I, 419	
Zenith und Nadir (aber wo zuerſt gedruckt?)	I, 410	
1796		
Ueber den moraliſchen Nutzen äſthetiſcher Sitten, zuerſt im Märzheft der Horen	XII, 282	
Das Mädchen aus der Fremde	I, 300	
Die Klage der Ceres, am 11. Juni beendigt	I, 256	III, 61
Pompeji und Herculanum, Anfangs Auguſt	I, 387	III, 63
Die Geſchlechter	I, 391	III, 62
Dithyrambe	I, 240	III, 64
Am Geburtstage der Kirchenräthin Griesbach		III, 59
Politiſche Lehre	I, 416	
Die beſte Staatsverfaſſung	I, 413	
An die Geſetzgeber	I, 424	
Würde des Menſchen	—	III, 65
Majeſtas populi	I, 416	III, 65
Das Ehrwürdige	I, 421	III, 66
Jetzige Generation	I, 414	III, 63
Falſcher Studiertrieb	I, 423	
Jugend	—	III, 60
Quelle der Verjüngung	I, 424	

	Werke	Nachleſe
Der Aufpaſſer	I, 415	
Der Naturkreis	I, 414	
Der epiſche Hexameter	I, 426	
Das Diſtichon	I, 426	III, 58
Die achtzeilige Stanze	I, 426	
Das Geſchenk	I, 454	
Homers Kopf als Siegel	I, 423	
Der Genius mit der umgekehrten Fackel	I, 415	
Macht des Weibes	I, 395	
Tugend des Weibes	I, 395	
Weibliches Urtheil	I, 425	
Forum des Weibes	I, 445	
Das weibliche Ideal	I, 446	
Die ſchönſte Erſcheinung	I, 415	
An die Aſtronomen	I, 417	III, 67
Inneres und Aeußeres	I, 414	III, 67
Freund und Feind	I, 414	
Der griechiſche Genius an Meyer in Italien	I, 453	
Erwartung und Erfüllung	I, 416	
Das gemeinſame Schickſal	I, 416	
Menſchliches Wirken	I, 417	
Der Vater	I, 417	
Liebe und Begierde	I, 417	
Güte und Größe	I, 417	
Der Fuchs und der Kranich. An Nicolai	—	III, 67
Der Kantianer	—	III, 64
Unger über ſeine beiden neueſten Verlagsſchriften	—	III, 69
Dichtung und Wahrheit	—	III, 70
Sokrates. 1.	—	III, 70
Sokrates. 2.	—	III, 70
Ueberſchrift der Votivtafeln	I, 412	
Die verſchiedene Beſtimmung	I, 412	
Das Belebende	I, 412	
Zweierlei Wirkungsarten	I, 412	
Unterſchied der Stände	I, 412	
Das Werthe und Würdige	I, 413	
Der moraliſche und der ſchöne Charakter	—	III, 71
Die moraliſche Kraft	I, 413	
Mittheilung	I, 413	
An *	I, 413	
An **	I, 414	
An ***	I, 414	
An die Muſe	I, 414	
Der gelehrte Arbeiter	I, 414	III, 73
Gunſt der Muſen	I, 423	III, 73
Pflicht für Jeden	I, 415	
Der ſchöne Geiſt und der Schöngeiſt	—	I, 76
Die Uebereinſtimmung	I, 416	
Der Schlüſſel	I, 415	
Das Subject		III, 78
[illegible]		III, 77

	Werke	Nachleſe
Troſt	—	III, 77
Die Forſcher	I, 410	III, 78
Empiriker	—	III, 78
Theoretiker	—	III, 79
Die Philoſophen	I, 413	
Die Vielwiſſer	—	III, 79
Mein Glaube	I, 418	
Moraliſche Schwätzer	—	III, 79
Meine Antipathie	I, 417	III, 80
Moral der Pflicht und der Liebe	—	III, 81
Die Triebfedern	I, 417	
An die Myſtiker	I, 415	
Licht und Farbe	I, 419	
Schönheit	—	III, 82
Aufgabe	I, 415	
Bedingung	—	III, 83
Das eigene Ideal	I, 415	
Schöne Individualität	I, 419	
Der Vorzug	—	III, 83
Die Mannichfaltigkeit	I, 419	III, 83
Das Göttliche	—	III, 84
Der Genius	I, 410	
Der Nachahmer	I, 410	III, 85
Genialität	I, 420	III, 85
Witz und Verſtand		III, 86
Die ſchwere Verbindung	I, 421	
Correctheit	I, 421	III, 86
Das Naturgeſetz	I, 421	III, 86
Das Mittelmäßige und das Gute	I, 421	III, 86
Delicateſſe im Tadel		III, 87
Wahl	I, 421	
Sprache	I, 422	
An den Dichter	I, 422	
Der Meiſter	I, 422	
Der Dilettant	I, 422	
Die Unberufenen	—	III, 89
Der Weg zum Ruhme	—	III, 89
Bekehrung	—	III, 89
An die Moraliſten		III, 90
Die Kunſtſchwätzer	I, 423	
Deutſcher Genius	I, 428	III, 429
„Vielen" und „Einer"		III, 95
Die Xenien (414 Diſtichen)		III, 101
Aſtronomiſche Schriften	I, 418	III, 153
Naturforſcher und Transcendental Philoſophen	I, 428	III, 154
Das Verbindungsmittel	I, 429	III, 109
Der Zeitpunct	I, 430	III, 116
Deutſches Luſtſpiel	I, 430	III, 143
Buchhändleranzeige	I, 430	III, 179
Gefährliche Nachfolge	I, 430	III, 187
Griechheit	I, 430	III, 185

	Werke	Nachleſe
Die Sonntagskinder	I, 431	III, 187
Die Philoſophen	I, 431	III, 196
G. G.	I, 433	III, 177
Die Homeriden	I, 433	III, 197
Der moraliſche Dichter	I, 434	III, 108
Die Danaiden	I, 434	III, 118
Der erhabene Stoff	I, 434	III, 112
Der Kunſtgriff	I, 434	III, 109
Jeremiade	I, 435	III, 209
Wiſſenſchaft	I, 435	III, 122
Kant und ſeine Ausleger	I, 436	III, 121
Shakeſpeare's Schatten	I, 436	III, 203
Die Flüſſe	I, 438	III, 133
„Am 22. Oktober an den Wallenſtein gegangen"	IV, 63	III, 215
Memoires des Marquis von Pola		III, 257
1797.		
Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Marſchalls von Vieilleville, von der Mitte Februars an	XI, 207	IV, 479
Der Obelisk	I, 418	
Der Triumphbogen	I, 419	
Die ſchöne Brücke	I, 419	
Die Peterskirche	I, 419	
Die Urne und das Skelet	—	III, 258
Das Regiment	—	III, 258
Licht und Wärme	I, 407	
Breite und Tiefe	I, 407	
Die Worte des Glaubens	I, 403	
Das Reiterlied in Wallenſtein's Lager	IV, 56	III, 219
Die Hoffnung	I, 382	
Das Geheimniß	I, 221	
Die Begegnung	I, 219	
„Der Taucher am 14. Juni beendigt"	I, 199	III, 255
„Der Handſchuh fertig am 17. Juni"	I, 331	
„Der Ring des Polykrates am 23. Juni fertig"	I, 169	III, 255
„Nadoweſſiſche Todtenklage am 5. Juli"	I, 249	III, 256
„Der Ritter Toggenburg am 31. Juli fertig"	I, 305	III, 256
„Die Kraniche des Ibykus am 14. Auguſt fertig"	I, 173	III, 257
„Der Gang nach dem Eiſenhammer am 29. September fertig"	I, 319	III, 257
„Am 2. Oktober wieder an den Wallenſtein gegangen" „Am 4. November angefangen, den Wallenſtein in Jamben zu machen"	IV, 63	III, 215
Die Malteſer beſchäftigen ihn bisweilen, wenn er von Wallenſtein ausruht	VII, 313	III, 1
An Demoiſelle Slevoigt	I, 453	
1798.		
Das Glück	I, 397	III, 259
Des Mädchens Klage	I, 231	
Prolog zu Wallenſtein's Lager	IV, 3	

	Werke	Nachleſe
An Emma (Da dieſe Elegie erſt im Muſenalmanach für 1799 ſteht, ſo iſt ſie wohl 1798 und nicht ſchon „1796" gedichtet)	I, 210	
„Am 15. Auguſt die drei erſten Acte Wallenſtein's Goethen vorgeleſen"	IV, 160	III, 221
Kampf mit dem Drachen, „am 18. Auguſt angefangen und am 26. Auguſt beendigt"	I, 208	III, 260
Die Bürgſchaft, „am 27. Auguſt angefangen und am 30. Auguſt fertig"	I, 214	
Das Eleuſiſche Feſt „am 7. September fertig gemacht"	I, 161	III, 200
„Am 8. September wieder an den Wallenſtein gegangen, und am 29. Sept. Wallenſtein's Lager abgeliefert"	IV, 11	III, 215
Plan zu einem Drama auf einer außereuropäiſchen Inſel		III, 235

1799

	Werke	Nachleſe
„Wallenſtein am 17. März beendigt für's Theater und Goethen durch einen Expreſſen geſchickt"*	IV	III, 215
„Am 26. April angefangen, die Geſchichte der Maria Stuart zu ſtudiren"	V, 3	
Erſter Act der Maria Stuart am 15. Juli fertig, und zweiter angefangen"	V, 50	
Erſte Idee, aus Warbeck's Geſchichte eine Tragödie zu machen	VII, 315	
„Zweiter Act der Maria am 26. Auguſt fertig, und 27. Auguſt dritter Act angefangen. Vom 8. September bis 1. October Pauſe an der Maria Stuart"	V, 94	
„Das Lied von der Glocke, am 30. Sept. abgeſchickt"	I, 368	III, 261
Spruch des Confucius (zweiter, vom Raum)	I, 405	III, 264
Die Erwartung, ſteht erſt im Muſenalmanach für 1800 und iſt daher wohl nicht ſchon „1796" gedichtet	I, 22	
Die Worte des Wahns	I, 404	
Nänie	I, 393	
Dispoſition der Malteſer Tragödie, für den Herzog von Weimar	VII, 343	III, 1
Schema über den Dilettantiſmus in Künſten	–	IV, 578

1800

	Werke	Nachleſe
An Goethe, als er den Mahomet des Voltaire auf die Bühne brachte, vom 6. bis 9. Januar	I, 449	
Ueberſetzung des Macbeth von Shakſpeare, in den erſten Monaten des Jahres	VI, 187	
Die Antiken zu Paris (zuerſt in Becker's Taſchenbuch für 1803)	I, 391	
Die deutſche Muſe	I, 343	
Die drei Alter der Natur, zuerſt im erſten Bande der Gedichtſammlung	I, 430	
Tonkunſt, desgl.	I, 431	
Der Gürtel, desgl.	I, 432	

---

* Eigenhändig iſt im Notizenbuch bemerkt: „Am 22. October 1796 an den Wallenſtein gegangen, denſelben am 17. März fürs Theater beendigt, und in Allem zwanzig Monate voll mit ſämmtlichen drei Stücken zugebracht."

	Werke	Nachleſe
Die vier erſten Acte der Maria Stuart in ſeinem Hauſe vorgeleſen, am 11. Mai	IV, 187	
Der Macbeth am 14. Mai zum erſtenmal aufgeführt	VI, 187	
„Der fünfte Act der Maria Stuart in Ettersburg vom 16. Mai bis 9. Juni geendigt; am 14. Juli zum erſtenmal geſpielt"	V, 160	
Die Tragödie der Jungfrau von Orleans, am 1. Juli begonnen	V, 197	
Redaction und Sammlung ſeiner Gedichte, deren 1. Band 1800 erſcheint, beſchäftigt ihn bis gegen Ende Auguſt	I	I, II, III.
Ueber das Erhabene, zuerſt im dritten Theil der kleinen proſaiſchen Schriften (Leipzig 1801) gedruckt*	XII, 293	
An den Herausgeber der Propyläen, vom 22—29. Sept.	XII, 346	
1801.		
Der Antritt des neuen Jahrhunderts	I, 457	III, 278
Sehnſucht, erſchien zuerſt in Becker's Taſchenbuch f. 1803	I, 285	
Das Mädchen von Orleans	I, 391	III, 273
„Jungfrau von Orleans (romantiſche Tragödie), am 16. April fertig; am 28 April den Damen vorgeleſen"	V, 197	III, 267
„Neue Auflage des Don Carlos, am 14. Mai beendigt"	III, 139	III, 1
„Hero und Leander, am 17 Juni beendigt, am 19. an Cotta geſchickt" für das Damentaſchenbuch	I, 290	III, 271
„Am 4 Juli den Plan zu Warbeck vorgenommen, und am 30 September am Warbeck fortgefahren"	VII, 315	
Ueberſetzung der Turandot von Gozzi, in den letzten Monaten	VI, 311	
Gedanken über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunſt, zuerſt im 4. Theil der kleinen proſaiſchen Schriften	XII, 317	
Idee und unausgeführter Entwurf zu zwei Gedichten	—	III, 274
1802.		
„Am 6. Januar Turandot an Opitz und Körner geſchickt, und am 30. Januar zum erſtenmal gegeben"	VI, 311	
Parabeln und Räthſel	I, 247	III, 363
Kaſſandra, am 11. Februar angefangen	I, 259	
Dem Erbprinzen von Weimar, am 17. Februar	I, 455	III, 275
Die Gunſt des Augenblicks	I, 235	
Thekla, eine Geiſterſtimme	I, 391	
Die vier Weltalter	I, 241	
An die Freunde	I, 245	
Das Spiel des Lebens, erſchien erſt 1803 im zweiten Bande der Gedichte, und iſt daher wohl nicht ſchon „1796", ſondern erſt jetzt geſchrieben	I, 446	
An Freund Kaaz in Subiaco, am 31. Auguſt	—	III, 359
Hauptwerk iſt die Braut von Meſſina, die er am Sylveſterabend vorlieſt	V, 373	III, 289
Zwei Strophen	—	III, 365

---

* Siehe meine Biographie Schiller's Th. III S. 37.

	Werke	Nachleſe
Redaction und Sammlung ſeiner Gedichte, deren zweiter Band 1803 erſcheint	I	I, II.
1803		
Der Paraſit oder die Kunſt ſein Glück zu machen, in den erſten Monaten des Jahrs	VI, 81	
Der Neffe als Onkel, in den erſten Monaten des Jahrs	VI, 179	
Vorerinnerung zum zweiten Band der Gedichtſammlung		IV, 444
Vorerinnerung zur Braut von Meſſina, Ende Mai	V, 373	
Das Siegesfeſt, vor dem 24. Mai	I, 251	
Punſchlied	I, 244	
Punſchlied im Norden zu ſingen	I, 247	III, 278
Der Pilgrim	I, 237	
Der Jüngling am Bache, erſchien zuerſt im Damenkalender 1803	I, 233	III, 279
Der Graf von Habsburg	I, 318	
Hauptarbeit dieſes Jahrs iſt Wilhelm Tell	VI, 1	
Die Pariſer Polizei, als dramatiſches Gemälde Die Kinder des Hauſes, ein Schauſpiel Die Zeitſtelle ungewiß	VI, 350	III, 247
1804		
Bergliedr, am 16. Januar	I, 236	
„Wilhelm Tell am 18. Februar geendigt, am 26. Februar erſte Leſeprobe, am 17. März zum erſtenmal geſpielt, am 19. wiederholt	VI, 1	
Stammbuchblatt für Auguſt von Goethe (muthmaßlich im Frühjahr)	–	III, 280
„Am 10. März mich zum Demetrius entſchloſſen"	VII, 247	III, 281
Alpenjäger, am 5. Juli an Becker geſchickt	I, 239	
Wilhelm Tell (Stanzen)	I, 454	
„Am 12 Julius mich zur Prinzeſſin von Brüſſel (d. h. zu Warbeck) entſchloſſen."		
Die Huldigung der Künſte, vom 4. bis 8. November	VI, 175	
„Am 17. December an die Phädra gegangen"		
In das Folioſtammbuch eines Kunſtfreundes (?)*	I, 454	
1805		
Einem Freund ins Stammbuch (?)	I, 453	
„Am 14. Januar wurde ich mit der Phädra fertig, nach 26 Tagen. Am 20. Januar Leſeprobe, am 30. geſpielt"	VII, 1	
Ueberſetzung einiger Verſe von Shakſpeare's Othello	–	III, 290
Demetrius, vom 14. Januar an	VII, 247	III, 291

---

* Das in den Supplementen (Abth. I. B. 3 S. 291) fälſchlich Schillern zugeſchriebene Gedicht auf den Kaiſer Napoleon hat den Kriegsrath Karl Müchler zum Verfaſſer.

gezeichnet u. herausgegeben von [illegible]
[illegible] in Erlangen

Sammlung

einiger zerstreuten

GEDICHTE

von

Schiller.

Für einen freundschaftlichen Zirkel abgedrukt.

Erlangen

1793.

Kö Bibl. Acad. Land.

Universitäts-Bibliothek München

Seinen Freunden

W.

AN DIE PARZEN.

Nicht ins Gewühl der rauschenden Redonten,
Wo Stuzerwiz sich wunderherrlich spreiſst,
Und leichter als das Nez der fliegenden Bajouten,
Die Tugend junger Schönen reiſst; —

Nicht vor die schmeichlerische Toilette,
Wovor die Eitelkeit, als ihrem Gözen, kniet,
Und oft in wärmere Gebete,
Als zu dem Himmel selbst entglüht;

Nicht hinter der Gardinen listgen Schleyer
Wo heuchlerische Nacht das Aug der Welt betrügt,
Und Herzen, kalt im Sonnenfeuer,
In glüende Begierden wiegt,

Wo wir die Weisheit schaamroth überraschen,
Die kühnlich Föbus Stralen trinkt,
Wo Männer gleich den Knaben diebisch naschen
Und Plato von den Sfären sinkt —

Zu dir — zu dir, du einsames Geschwister,
Euch Töchtern des Geschickes, flieht
Bei meiner Laute leiserem Geflüster
Schwermüthig süſs mein Minnelied.

Ihr einzigen für die noch kein Sonnet gegirret,
Um deren Geld kein Wucherer noch warb,
Kein Stutzer noch Klagarien geschwirret,
Kein Schäfer noch arkadisch starb.

Die ihr den Nervenfaden unsers Lebens
Durch weiche Finger sorgsam treibt,
Bis unterm Klang der Scheere sich vergebens
Die zarte Spinnewebe sträubt.

Daſs du auch mir den Lebensfaden spinntest
Küſs ich o Klotho deine Hand; —
Daſs du noch nicht den iungen Faden trenntest,
Nimm Lachesis dieſs Blumenband.

Oft hast du Dornen an den Faden
Noch öfter Rosen dran gereiht,
Für Dorn' und Rosen an dem Faden
Sey Klotho dir dieſs Lied geweiht;

Oft haben stürmende Affekte
Den weichen Zwirn herumgezerrt,
Oft riesenmäſsige Projekte
Des Fadens freien Schwung gesperrt;

Oft in wollüstig süſser Stunde
War mir der Faden fast zu fein,
Noch öfter an der Schwermut Schauerschlunde
Muſst' er zu fest gesponnen seyn:

Dieſs Klotho und noch andre Lügen
  Bitt ich dir izt mit Thränen ab,
Nun soll mir auch fortan genügen,
  Was mir die weise Klotho gab.

Nur laſs an Rosen nie die Scheere klirren
  An Dornen nur — doch wie du willst.
Laſs, wenn du willst, die Todenscheere klirren,
  Wenn du dieſs eine nur erfüllst.

Wenn Göttin izt an Laurens Mund beschworen
  Mein Geist aus seiner Hülse springt,
Verrathen, ob des Todenreiches Thoren
  Mein junges Leben schwindelnd hängt.

Laſs ins Unendliche den Faden wallen,
  Er wallet durch ein Paradieſs,
Dann, Göttin, laſs die böse Scheere fallen!
  O laſs sie fallen Lachesis!

FANTASIE

an Laura.

Meine Laura! Nenne mir den Wirbel,
Der an Körper Körper mächtig reiſst,
Nenne, meine Laura, mir den Zauber,
Der zum Geist monarchisch zwingt den Geist.

Sieh! er lehrt die schwebenden Planeten
Ewgen Ringgangs um die Sonne fliehn,
Und gleich Kindern um die Mütter hüpfend
Bunte Zirkel um die Fürstin ziehn;

Durstig trinkt den goldnen Stralenregen
Iedes rollende Gestirn,
Trinkt aus ihrem Feuerkelch Erquickung
Wie die Glieder Geister vom Gehirn.

Sonnenstäubchen paart mit Sonnenstäubchen
Sich in trauter Harmonie,
Sphären in einander lenkt die Liebe,
Weltsysteme dauern nur durch sie.

Tilge sie vom Uhrwerk der Naturen —
Trümmernd auseinander springt das All,
In das Chaos donnern eure Welten,
Weint, Newtone, ihren Riesenfall!

Tilg die Göttin aus der Geister Orden
Sie erstarren in der Körper Tod,
Ohne Liebe kehrt kein Frühling wieder,
Ohne Liebe preiſst kein Wesen Gott!

Und was ists, das, wenn mich Laura küſset,
Purpurflammen auf die Wangen geuſst,
Meinem Herzen raschern Schwung gebietet,
Fiebrisch wild mein Blut von hinnen reiſst?

Aus den Schranken schwellen alle Sennen,
Seine Ufer überwallt das Blut,
Körper will in Körper überstürzen,
Lodern Seelen in vereinter Glut;

Gleich allmächtig wie dort in der todten
Schöpfung ew'gen Federtrieb,
Herrscht im arachneischen Gewebe
Der empfindenden Natur die Lieb'.

Siehe Laura, Frölichkeit umarmet
Wilder Schmerzen Ueberschwung,
An der Hoffnung Liebesbrust erwarmet
Starrende Verzweifelung.

Schwesterliche Wollust mildert
Düstrer Schwermuth Schauernacht,
Und entbunden von den goldnen Kindern,
Stralt das Auge Sonnenpracht.

Waltet nicht auch durch des Uebels Reiche
Fürchterliche Sympathie?
Mit der Hölle bulen unsre Laster,
Mit dem Himmel grollen sie.

Um die Sünde flechten Schlangenwirbel
Schaam und Reu', das Eumenidenpaar,
Um der Gröse Adlerflügel windet
Sich verräth'risch die Gefahr.

Mit dem Stolze pflegt der Sturz zu tändeln,
Um das Glük zu klammern sich der Neid,
Ihrem Bruder Tode zuzuspringen
Ofnen Armes, Schwester Lüsternheit.

Mit der Liebe Flügel eilt die Zukunft
In die Arme der Vergangenheit,
Lange sucht der fliehende Saturnus
Seine Braut — die Ewigkeit.

Einst — so hör ich das Orakel sprechen, —
Einsten hascht Saturn die Braut,
Weltenbrand wird Hochzeitfackel werden,
Wenn mit Ewigkeit die Zeit sich traut.

Eine schönere Aurora röthet,
Laura, dann auch unsrer Liebe sich,
Die so lang als jener Brautnacht dauert,
Laura! Laura! freue dich!

MEINE BLVMEN.

Schöne Frühlingskinder lächelt,
Jauchzet Veilchen auf der Au!
Süſser Balsamathem fächelt
Aus des Kelches Himmelblau.
Schön das Kleid mit Licht gesticket,
Schön hat Flora euch geschmücket
Mit des Busens Perlenthau!
Holde Frühlingskinder weinet!
Seelen hat sie euch verneinet,
Trauert Blümchen auf der Au!

Nachtigall und Lerche flöten
Minnelieder über euch,
Und in euren Balsambeeten
Gattet sich das Fliegenreich.

Schuf

Schuf nicht für die süſsen Triebe
Euren Kelch zum Thron der Liebe
  So wollüstig die Natur.
Sanfte Frühlingskinder weinet,
Liebe hat sie euch verneinet,
  Trauert Blümchen auf der Flur!

Aber wenn, vom Dom umzingelt,
  Meine Laura euch zerknikt,
Und in einen Kranz geringelt
  Thränend ihrem Dichter schikt —
Leben, Sprache, Seelen, Herzen
Flügelboten süſser Schmerzen!
  Goſs euch dieſs Berühren ein;
Von Dionen angefächelt,
Schöne Frühlingskinder lächelt,
  Jauchzet Blumen in dem Hayn!

DIE FREUNDSCHAFT.

(Aus den Briefen Julius an Raphael.)

Freund! genügsam ist der Wesenlenker —
Schämen sich kleinmeisterische Denker,
Die so ängstlich nach Gesezen spähn —
Geisterreich und Körperweltgewüle
Walzet Eines Rades Schwung zum Ziele,
Hier sah es mein Newton gehn.

Sfären lehrt es Sklaven eines Zaumes
Um das Herz des grosen Weltenraumes
Labyrinthenbahnen ziehn —
Geister in umarmenden Systemen
Nach der grosen Geistersonne strömen,
Wie zum Meere Bäche fliehn.

War's

War's nicht dieſs allmächtige Getriebe,
Das zum ew'gen Iubelbund der Liebe
Unsre Herzen aneinander zwang?
Raphael, an Deinem Arm — o Wonne
Wag auch ich zur grosen Geistersonne
Freudigmuthig den Vollendungsgang.

Glüklich! Glüklich! Dich hab ich gefunden,
Hab aus Millionen Dich umwunden,
Und aus Millionen mein bist Du —
Laſs das Chaos dieſe Welt umrütteln,
Durcheinander die Atomen schütteln;
Ewig fliehn sich unsre Herzen zu.

Muſs ich nicht aus Deinen Flammen — Augen
Meiner Wollust Wiederstralen saugen?
Nur in Dir bestaun ich mich —
Schöner malt sich mir die schöne Erde,
Heller spiegelt in des Freunds Gebärde
Reizender der Himmel sich.

Schwermuth wirſt die bangen Thränenlasten
Süſser von des Leidens Sturm zu rasten,
In der Liebe Busen ab; —
Sucht nicht selbst das folternde Entzücken
In des Freunds beredten Stralenblicken
Ungedultig ein wollüstges Grab? —

Stünd im All der Schöpfung ich alleine,
Seelen träumt ich in die Felsensteine,
Und umarmend küſst' ich sie —
Meine Klagen stöhnt ich in die Lüſte,
Freute mich, antworteten die Klüſte,
Thor genug! der ſüſsen Sympathie.

Tode Gruppen sind wir — wenn wir haſsen,
Götter — wenn wir liebend uns umfaſsen,
Lechzen nach dem ſüſsen Feſselzwang —
Aufwarts durch die tausendfache Stufen
Zalenloser Geister, die nicht schufen,
Waltet göttlich dieser Drang.

Arm

Arm in Arme, höher stets und höher,
Vom Mogolen bis zum griechschen Seher,
Der sich an den lezten Seraph reiht,
Wallen wir, einmüth'gen Ringeltanzes,
Bis sich dort im Meer des ew'gen Glanzes
Sterbend untertauchen Maaſs und Zeit. —

Freundlos war der grose Weltenmeister,
Fühlte Mangel — darum schuf er Geister,
Sel'ge Spiegel seiner Seligkeit! —
Fand das höchste Wesen schon kein Gleiches,
Aus dem Kelch des ganzen Seelenreiches
Schäumt ihm — die Unendlichkeit.

DIE GROESE DER WELT.

Die der schaffende Geist einst aus dem Chaos schlug,
Durch die schwebende Welt flieg ich des Windes Flug,
Bis am Strande
Ihrer Wogen ich lande,
Anker werf', wo kein Hauch mehr weht
Und der Marktstein der Schöpfung steht.

Sterne sah ich bereits iugendlich auferstehn,
Tausendiährigen Gangs durchs Firmament zu gehn,
Sah sie spielen
Nach den lockenden Zielen,
Irrend suchte mein Blik umher,
Sah die Räume schon — sternenleer.

Anzu-

Anzufeuren den Flug weiter zum Reich des Nichts,
Steur' ich muthiger fort, nehme den Flug des Lichts
Neblicht trüber
Himmel an mir vorüber
Weltsysteme, Fluten im Bach
Strudeln dem Sonnenwandrer nach.

Sieh, den einsamen Pfad wandelt ein Pilger mir
Rasch entgegen — "Halt an! Waller, was suchst du hier?
„"Zum Gestade
Seiner Welt meine Pfade!
Seegle hin, wo kein Hauch mehr weht,
Und der Markstein der Schöpfung steht!""

"Steh! du seegelst umsonst — vor dir Unendlichkeit!""
""Steh! du seegelst umsonst — Pilger auch hinter mir! —
Senke nieder
Adlergedank dein Gefieder,
Kühne Seeglerin, Fantasie,
Wirf ein muthloses Anker hie.""

DIE

KINDSMOERDERIN.

Horch — die Glocken weinen dumpf zusammen,
Und der Zeiger hat vollbracht den Lauf,
Nun, so sey's denn! — Nun in Gottes Namen!
Grabgefährten brecht zum Richtplaz auf.
Nimm, o Welt die lezten Abschiedsküſse,
Diese Thränen nimm o Welt noch hin.
Deine Gifte — o sie schmekten süſse! —
Wir sind quitt du Herzvergifterin.

Fahret wohl ihr Freuden dieser Sonne
Gegen schwarzen Moder umgetauscht!
Fahre wohl du Rosenzeit voll Wonne,
Die so oft das Mädchen lustberauscht;
Fahret wohl ihr goldgewebten Träume,
Paradieseskinder Fantasie'n! —
Weh! sie starben schon im Morgenkeime,
Ewig nimmer an das Licht zu blühn.

Schön geschmückt mit rosenrothen Schlaifen
Dekte mich der Unschuld Schwanenkleid.
In der blonden Locken loses Schweifen
Waren junge Rosen eingestreut: —
Wehe! — die Geopferte der Hölle
Schmükt noch izt das weiſslichte Gewand,
Aber ach! — der Rosenschlaifen Stelle
Nahm ein schwarzes Todenband.

Weinet

Weinet um mich, die ihr nie gefallen,
Denen noch der Unschuld Lilien blühn,
Denen zu dem weichen Busenwallen
Heldenstärke die Natur verliehn!
Wehe! menschlich hat dieſs Herz empfunden! —
Und Empfindung soll mein Richtschwerd seyn!
Weh! vom Arm des falschen Manns umwunden
Schlief Louisens Tugend ein.

Ach vielleicht umflattert eine andre
Mein vergeſsend, dieses Schlangenherz,
Ueberflieſst, wenn ich zum Grabe wandre,
An dem Puztisch in verliebten Scherz?
Spielt vielleicht mit seines Mädchens Locke?
Schlingt den Kuſs, den sie entgegenbringt?
Wenn versprizt auf diesem Todesblocke
Hoch mein Blut vom Rumpfe springt.

Ioseph! Ioseph! auf entfernte Meilen
Folge dir Louisens Todenchor,
Und des Glockenthurmes dumpfes Heulen
Schlage schröklichmahnend an dein Ohr —
Wenn von eines Mädchens weichen Munde
Dir der Liebe sanft Gelispel quillt,
Bohr es plözlich eine Höllenwunde
In der Wollust Rosenbild!

Ha Verräther! Nicht Louisens Schmerzen?
Nicht des Weibes Schande harter Mann?
Nicht das Knäblein unter meinem Herzen?
Nicht was Löw' und Tiger milden kann?
Seine Seegel fliegen stolz vom Lande,
Meine Augen zittern dunkel nach,
Um die Mädchen an der Seine Strande
Winselt er sein falsches Ach! — —

U [illegible]

Und das Kindlein — in der Mutter Schooſe
Lag es da in süſser goldner Ruh,
In dem Reiz der jungen Morgenrose
Lachte mir der holde Kleine zu,
Tödlichlieblich sprang aus allen Zügen
Des geliebten Schelmen Konterfey;
Den beklommnen Mutterbusen wiegen
Liebe und — Verrätherey.

Weib, wo ist mein Vater? lallte
Seiner Unschuld stumme Donnersprach,
Weib, wo ist dein Gatte? hallte
Ieder Winkel meines Herzens nach —
Weh, umsonst wirst Waise du ihn suchen,
Der vielleicht schon andre Kinder herzt,
Wirst der Stunde unsrer Wollust fluchen,
Wenn dich einst der Name Bastard schwärzt.

Deine Mutter — o im Busen Hölle! —
Einsam sizt sie in dem All der Welt,
Durstet ewig an der Freudenquelle,
Die dein Anblik fürchterlich vergällt,
Ach, in jedem Laut von dir erwachet,
Todter Wonne Qualerinnerung,
Ieder deiner holden Blicke fachet
Die unsterbliche Verzweifelung.

Hölle, Hölle wo ich dich vermiſse,
Hölle wo mein Auge dich erblikt,
Eumenidenruthen deine Küſse,
Die von seinen Lippen mich entzükt,
Seine Eide donnern aus dem Grabe wieder,
Ewig, ewig würgt sein Meineid fort,
Ewig — hier umstrikte mich die Hyder; — -
Und vollendet war der Mord —

Ioseph! Ioseph! auf entfernte Meilen
    Iage dir der grimme Schatten nach,
Mög mit kalten Armen dich ereilen,
    Donnre dich aus Wonneträumen wach,
Im Geflimmer sanfter Sterne zucke
    Dir des Kindes graſser Sterbeblik,
Es begegne dir im blutgen Schmucke,
    Geiſsle dich vom Paradiſs zurük.

Seht! da lag es — lag im warmen Blute,
    Das noch kurz im Mutterherzen sprang,
Hingemezelt mit Erinnyswuthe,
    Wie ein Veilchen unter Sensenklang; — —
Schröklich pocht schon des Gerichtes Bote,
    Schröklicher mein Herz!
Freudig eilt' ich in dem kalten Tode
    Auszulöschen meinen Flammenschmerz.

Ioseph! Gott im Himmel kann verzeihen,
Dir verzeiht die Sünderin.
Meinen Groll will ich der Erde weihen,
Schlage Flamme durch den Holzstoſs hin —
Glüklich! Glüklich! Seine Briefe lodern,
Seine Eide friſst ein siegend Feuer,
Seine Küſse! — wie sie hochauf lodern! —
Was auf Erden war mir einst so theu'r?

Trauet nicht den Rosen eurer Iugend,
Trauet, Schwestern, Männerschwüren nie!
Schönheit war die Falle meiner Tugend,
Auf der Richtstatt hier verfluch ich sie! —
Zähren? Zähren in des Würgers Blicken?
Schnell die Binde um mein Angesicht!
Henker kannst du keine Lilie knicken?
Bleicher Henker zittre nicht! — — —

ELEGIE

auf den Tod eines Iünglings.

Banges Stöhnen, wie vor'm nahen Sturme,
Hallet her vom öden Trauerhauſs,
Todentöne fallen von des Münsters Thurme,
Einen Iüngling trägt man hier heraus:
Einen Iüngling — noch nicht reif zum Sarge,
In des Lebens Mai gepflükt,
Pochend mit der Iugend Nervenmarke
Mit der Flamme, die im Auge zükt,
Einen Sohn, die Wonne seiner Mutter,
(O das lehrt ihr jammernd Ach)
Meinen Busenfreund, ach! meinen Bruder —
Auf! was Mensch heiſst, folge nach!

Prahlt

Prahlt ihr Fichten, die ihr hoch veraltet,
Stürmen stehet und den Donner neckt?
Und ihr Berge die ihr Himmel haltet,
Und ihr Himmel die ihr Sonnen hegt?
Prahlt der Greis noch, der auf stolzen Werken
Wie auf Woogen zur Vollendung steigt?
Prahlt der Held noch, der auf aufgewälzten Thatenbergen
In des Nachruhms Sonnentempel fleugt?
Wenn der Wurm schon naget in den Blüthen:
Wer ist Thor zu wähnen, daſs er nie verdirbt?
Wer dort oben hofft noch und hienieden
Auszudauren — wenn der Jüngling stirbt?

Lieblich hüpften, voll der Jugendfreude,
Seine Tage hin im Rosenkleide
Und die Welt, die Welt war ihm so süſs —
Und so freundlich, so bezaubernd winkte
Ihm die Zukunft, und so golden blinkte
Ihm des Lebens Paradiſs;

Noch, als schon das Mutterauge thränte,
Unter ihm das Todtenreich schon gähnte,
Ueber ihm der Parzen Faden riſs,
Erd und Himmel seinen Blik entsanken,
Floh er ängstlich vor dem Grabgedanken —
Ach die Welt ist Sterbenden so süſs.

Stumm und taub ists in dem engen Hause
Tief der Schlummer der Begrabenen;
Bruder! Ach in ewig tiefer Pause
Feiern alle deine Hoffnungen;
Oft erwärmt die Sonne deinen Hügel,
Ihre Glut empfindest du nicht mehr;
Seine Blumen wiegt des Westwinds Flügel,
Sein Gelispel hörest du nicht mehr;
Liebe wird dein Auge nie vergolden,
Nie umhalsen deine Braut wirst du,
Nie, wenn unsre Thränen stromweis rollten. —
Ewig, ewig sinkt dein Auge zu.

Aber

Aber wohl dir! — köstlich ist dein Schlummer,
Ruhig schläft sich's in dem engen Haus;
Mit der Freude stirbt hier auch der Kummer,
Röcheln auch der Menschen Qualen aus.
Ueber dir mag die Verläumdung geifern,
Die Verführung ihre Gifte spein.
Ueber dich der Pharisäer eifern,
Fromme Mordsucht dich der Hölle weihn,
Gauner durch Apostel Masken schielen
Und die Bastarttochter der Gerechtigkeit,
Wie mit Würfeln, so mit Menschen spielen,
Und so fort bis hin zur Ewigkeit.

Ueber dir mag auch Fortuna gaukeln,
Blind herum nach ihren Buhlen spähn,
Menschen bald auf schwanken Thronen schaukeln,
Bald herum in wüsten Pfüzen drehn;
Wohl dir, wohl in deiner schmalen Zelle:
Diesem komischtragischem Gewühl,

Dieser

Dieser ungestümmen Glückeswelle,
Diesem poſsenhaften Lottospiel,
Diesem faulen fleiſsigen Gewimmel
Dieser arbeitsvollen Ruh,
Bruder! — diesem teufelsvollen Himmel
Schloſs dein Auge sich auf ewig zu.

Fahr dann wohl, du Trauter unsrer Seele
Eingewiegt von unsern Segnungen
Schlummre ruhig in der Grabeshöhle
Schlummre ruhig bis auf Wiedersehn!
Bis auf diesen leichenvollen Hügeln
Die allmächtige Posaune klingt,
Und nach aufgeriſsnen Todesriegeln
Gottes Sturmwind diese Leichen in Bewegung schwingt —
Bis befruchtet von Iehovahs Hauche
Gräber greisen — auf sein mächtig Dräun
In zerschmelzender Planeten Rauche
Ihren Raub die Grüfte wiederkäun. —

Nicht in Welten, wie die Weisen träumen,
Auch nicht in des Pöbels Paradiſs,
Nicht in Himmeln, wie die Dichter reimen, —
Aber wir ereilen dich gewiſs.
Daſs es wahr sey, was den Pilger freute?
Daſs noch jenseits ein Gedanke sey?
Daſs die Tugend übers Grab geleite?
Daſs es mehr denn eitle Fantasey? — —
Schon enthüllt sind dir die Räthsel alle!
Wahrheit schlürft dein hochentzückter Geist,
Wahrheit, die in tausendfachem Strale
Von des grosen Vaters Kelche fleuſst —

Zieht dann hin, ihr schwarzen stummen Träger!
Tischt auch den dem grosen Würger auf!
Höret auf geheulergoſsne Kläger!
Thürmet auf ihm Staub auf Staub zu Hauf.
Wo der Mensch, der Gottes Rathschluſs prüfte?
Wo das Aug' den Abgrund durchzuschau'n?

Heilig!

Heilig! Heilig! Heilig! Bist du Gott der Grüfte,
Wir verehren dich mit Graun!
Erde mag zurük in Erde stäuben,
Fliegt der Geist doch aus dem morschen Hauſs!
Seine Asche mag der Sturmwind treiben,
Seine Liebe dauert ewig aus!

DIE SELIGEN AUGENBLICKE

an Laura.

Laura, über diese Welt zu flüchten
Wähn ich — mich in Himmelmajenglanz zu lichten
Wenn dein Blik in meine Blicke flimmt.
Aetherlüſte träum' ich einzusaugen,
Wenn mein Bild in deiner ſanften Augen
Himmelblauem Spiegel schwimmt: —

Leyerklang aus Paradiſses Fernen,
Harfenschwung aus angenehmern Sternen
Ras' ich in mein trunken Ohr zu ziehn.
Meine Muse fühlt die Schäferstunde,
Wenn von deinem wolluſtheiſsem Munde
Silbertöne ungern fliehn: —

Amo-

Amoretten seh ich Flügel schwingen,
Hinter dir die trunknen Fichten springen
Wie von Orpheus Saitenruf belebt,
Rascher rollen um mich her die Pole,
Wenn im Wirbeltanze deine Sole
Flüchtig wie die Welle schwebt; —

Deine Blicke — wenn sie Liebe lächeln,
Könnten Leben durch den Marmor fächeln,
Felsenadern Pulse leihn,
Träume werden um mich her zu Wesen,
Kann ich nur in deinen Augen lesen:
Laura, Laura mein! —

Wenn dann, wie gehoben aus den Achsen
Zwei Gestirn, in Körper Körper wachsen,
Mund an Mund gewurzelt brennt,
Wollustfunken aus den Augen regnen,
Seelen wie entbunden sich begegnen
In des Athems Flammenwind, — — —

Qualentzücken — — Paradiesesschmerzen! — —
Wilder flutet zum beklommnen Herzen,
Wie Gewapnete zur Schlacht, das Blut,
Die Natur, der Endlichkeit vergeſsen,
Wagts mit höhern Wesen sich zu meſsen,
Schwindelt ob der acherontschen Flut.

Eine Pause drohet hier den Sinnen
Schwarzes Dunkel jagt den Tag von hinnen,
Nacht verschlingt den Quell des Lichts —
Leises.. Murmeln ... dumpfer . . hin. . verloren..
Stirbt ... almälig . . in den trunknen.... Ohren..
Und die Welt ist . . . . Nichts . . . .

Ach vielleicht verpraſste tausend Monde
Laura. die Elisiumssekunde,
All begraben in dem schmalen Raum;
Weggewirbelt von der Todeswonne,
Landen wir an einer andern Sonne.
Laura! und es war ein Traum.

O daſs doch der Flügel Chronos harrte,
Hingebannt ob dieser Gruppe starrte
Wie ein Marmorbild — — die Zeit!
Aber ach! ins Meer des Todes jagen
Wellen Wellen — über dieser Wonne schlagen
Schon die Strudel der Vergeſsenheit.

DIE

GOETTER GRIECHENLANDES.

Da ihr noch die schöne Welt regiertet,
An der Freude leichtem Gangelband
Glücklichere Menschenalter führtet,
Schöne Wesen aus dem Fabelland!
Ach! da euer Wonnedienst noch glänzte,
Wie ganz anders, anders war es da!
Da man deine Tempel noch bekränzte,
Venus Amathusia!

Da

Da der Dichtkunst mahlerische Hülle
Sich noch lieblich um die Wahrheit wand! —
Durch die Schöpfung floſs da Lebensfülle,
Und was nie empfinden wird, empfand.
An der Liebe Busen sie zu drücken,
Gab man höhern Adel der Natur.
Alles wies den eingeweihten Blicken,
Alles eines Gottes Spur.

Wo jetzt nur, wie unsre Weisen sagen,
Seelenlos ein Feuerball sich dreht,
Lenkte damals seinen goldnen Wagen
Helios in stiller Majestät.
Diese Höhen füllten Oreaden,
Eine Dryas starb mit jenem Baum,
Aus den Urnen lieblicher Najaden
Sprang der Ströme Silberschaum.

Iener Lorbeer wand sich einst um Hilfe,
 Tantals Tochter schweigt in diesem Stein,
Syrinx Klage tönt' aus jenen Schilfe,
 Philomelens Schmerz in diesem Hain.
Iener Bach empfieng Demeters Zähre,
 Die sie um Persephonen geweint,
Und von diesem Hügel rief Cythere,
 Ach vergebens! ihren schönen Freund.

Zu Deukalions Geschlechte stiegen
 Damals noch die Himmlischen herab.
Pyrrha's schöne Tochter zu besiegen,
 Nahm Hyperion den Hirtenstab.
Zwischen Menschen, Göttern und Heronen
 Knüpfte Amor einen schönen Bund.
Sterbliche mit Göttern und Heronen
 Huldigten in Amathunt.

Betend an der Grazien Altären
Kniete da die holde Priesterin,
Sandte stille Wünsche an Cytheren
Und Gelübde an die Charitin.
Hoher Stolz auch droben zu gebieten,
Lehrte sie den göttergleichen Rang,
Und des Reizes heil'gen Gürtel hüten,
Der den Donn'rer selbst bezwang.

Himmlisch und unsterblich war das Feuer,
Das in Pindars stolzen Hymnen floſs,
Niederströmte in Arions Leyer,
In den Stein des Phidias sich goſs.
Beſsre Wesen, edlere Gestalten
Kündigten die hohe Abkunft an,
Götter, die vom Himmel niederwallten,
Sahen hier ihn wieder aufgethan.

Werther war von eines Gottes Güte,
Theurer jede Gabe der Natur.
Unter Iris schönen Bogen blühte
Reizender die perlenvolle Flur.
Prangender erschien die Morgenröthe
In Himerens rosigtem Gewand,
Schmelzender erklang die Flöte
In des Hirtengottes Hand.

Liebenswerther mahlte sich die Jugend,
Blühender in Ganymeda's Bild,
Heldenkühner göttlicher die Tugend
Mit Tritoniens Medusenschild.
Sanfter war, da Hymen es noch knüpfte,
Heiliger der Herzen ew'ges Band.
Selbst des Lebens zarter Faden schlüpfte
Weicher durch der Parzen Hand.

Das Evoe muntrer Thyrsusschwinger,
Und der Panther prächtiges Gespann
Meldeten den groſsen Freudebringer;
Faun und Satyr taumeln ihm voran,
Um ihn springen rasende Mänaden
Ihre Tänze loben seinen Wein,
Und die Wangen des Bewirthers laden
Lustig zu dem Becher ein.

Höher war der Gabe Werth gestiegen,
Die der Geber freundlich mit genoſs,
Näher war der Schöpfer dem Vergnügen,
Das im Busen des Geschöpfes floſs.
Nennt der Meinige sich dem Verstande?
Birgt ihn etwa der Gewölke Zelt?
Mühsam späh ich im Ideenlande,
Fruchtlos in der Sinnenwelt.

Eure Tempel lachten gleich Pallästen,
Euch verherrlichte das Heldenspiel
An des Isthums kronenreichen Festen,
Und die Wagen donnerten zum Ziel.
Schön geschlungne seelenvolle Tänze
Kreisten um den prangenden Altar,
Eure Schläfe schmükten Siegeskränze,
Kronen euer duftend Haar.

Seiner Güter schenkte man das Beste,
Seiner Lämmer liebstes gab der Hirt,
Und der Freudetaumel seiner Gäste
Lohnte dem erhabnen Wirth.
Wohin tret ich? Diese traur'ge Stille,
Kündigt sie mir meinen Schöpfer an?
Finster, wie er selbst, ist seine Hulle,
Mein Entsagen — was ihn feyern kann.

Damals

Damals trat kein gräſsliches Gerippe
Vor das Bett des Sterbenden. Ein Kuſs
Nahm das lezte Leben von der Lippe,
Still und traurig senkt' ein Genius
Seine Fackel. Schöne lichte Bilder
Scherzten auch um die Nothwendigkeit,
Und das ernste Schiksal blikte milder
Durch den Schleyer sanfter Menschlichkeit.

Nach der Geister schreklichen Gesetzen
Richtete kein heiliger Barbar,
Deſsen Auge Thränen nie benetzen,
Zarte Wesen, die ein Weib gebahr.
Selbst des Orkus strenge Richterwaage
Hielt der Enkel einer Sterblichen,
Und des Thrakers seelenvolle Klage
Rührte die Erinnyen.

Seine Freuden traf der frohe Schatten
In Elysiens Hainen wieder an;
Treue Liebe fand den treuen Gatten,
Und der Wagenlenker seine Bahn;
Orpheus Spiel tönt' die gewohnten Lieder,
In Alcastens Arme sinkt Admet,
Seinen Freund erkennt Orrestes wieder,
Seine Waffen Philoktet.

Aber ohne Wiederkehr verloren
Bleibt, was ich auf dieser Welt verlieſs,
Iede Wonne hab ich abgeschworen,
Alle Bande, die ich selig pries.
Fremde, nie verstandene Entzücken
Schaudern mich aus jenen Welten an,
Und für Freuden, die mich jetzt beglücken,
Tausch ich neue, die ich missen kann.

Höh're Preise stärkten da den Ringer
Auf der Tugend arbeitvoller Bahn:
Groſser Thaten herrliche Vollbringer
Klimmten zu den Seligen hinan:
Vor dem Wiederforderer der Todten * * (Hercules.
Neigte sich der Götter stille Schaar:
Durch die Fluten leuchtet den Piloten
Vom Olymp das Zwillingspaar.

Schöne Welt, wo bist du? — Kehre wieder,
Holdes Blüthenalter der Natur!
Ach! nur in dem Feenland der Lieder
Lebt noch deine goldne Spur.
Ausgestorben trauert das Gefilde,
Keine Gottheit zeigt sich meinem Blik,
Ach! von jenem lebenwarmen Bilde
Blieb nur das Gerippe mir zurük.

Alle jene Blüthen sind gefallen
Von des Nordes winterlichem Wehn.
Einen zu bereichern unter allen,
Muſste diese Götterwelt vergehn.
Traurig such ich an dem Sternenbogen
Dich, Selene, find ich dort nicht mehr;
Durch die Wälder ruf ich, durch die Wogen,
Ach! sie wiederhallen leer!

Unbewuſst der Freuden die sie schenket,
Nie entzükt von ihrer Trefflichkeit,
Nie gewahr des Armes der sie lenket,
Reicher nie durch meine Dankbarkeit,
Fühllos selbst für ihres Künstlers Ehre,
Gleich dem todten Schlag der Pendeluhr,
Dient sie knechtisch dem Gesez der Schwere,
Die entgötterte Natur!

Morgen

Morgen wieder neu sich zu verbinden,
Wühlt sie heute sich ihr eignes Grab,
Und an wenig gleicher Spindel winden
Sich von selbst die Monde auf und ab.
Müſsig kehrten zu dem Dichterlande
Heim die Götter, unnüz einer Welt,
Die, entwachsen ihrem Gängelbande,
Sich durch eignes Schweben hält.

Freundlos, ohne Bruder, ohne Gleichen,
Keiner Göttin, keiner Irrd'schen Sohn,
Herrscht ein Andrer in des Aethers Reichen
Auf Saturnus ungestürztem Thron.
Selig, eh sich Wesen um ihn freuten,
Selig im entvölkerten Gefild,
Sieht er in dem langen Strom der Zeiten
Ewig nur — sein eignes Bild.

Bürger des Olymps konnt' ich erreichen,
Ienem Gotte dem sein Marmor preiſst,
Konnte einst der hohe Bildner gleichen,
Was ist neben **Dir** der höchste Geist
Derer, welche Sterbliche geboren?
Nur der Würmer Erster, Edelster.
Da die Götter menschlicher noch waren,
Waren Menschen göttlicher.

Dessen Stralen mich darniederschlagen,
Werk und Schöpfer des Verstandes! dir
Nachzuringen, gieb mir Flügel, Wagen,
Dich zu wägen — oder nimm von mir,
Nimm die ernste strenge Göttin wieder,
Die den Spiegel blendend vor mir hält;
Ihre sanftre Schwester sende nieder,
Spare jene für die andre Welt.

RESIGNATION

Eine Fantasie.

Auch ich war in Arkadien geboren,
Auch mir hat die Natur
An meiner Wiege Freude zugeschworen,
Auch ich war in Arkadien geboren,
Doch Thränen gab der kurze Lenz mir nur.

Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder,
Mir hat er abgeblüht.
Der stille Gott — o weinet meine Brüder —
Der stille Gott taucht meine Fakel nieder,
Und die Erscheinung flieht.

Da steh ich schon auf deiner Schauerbrüke,
Ehrwürdge Geistermutter — Ewigkeit.
Empfange meinen Vollmachtbrief zum Glüke,
Ich bring ihn unerbrochen dir zurüke,
Mein Lauf ist aus. Ich weiſs von keiner Seligkeit.

Von deinem Thron erheb' ich meine Klage,
Verhüllte Richterin.
Auf ienem Stern gieng eine frohe Sage,
Du tronest hier mit des Gerichtes Waage
Und nennest dich Vergelterin.

Hier — spricht man — warten Schreken auf den Bösen,
Und Freuden auf den Redlichen.
Des Herzens Krümmen werdest du entblöſsen,
Der Vorsicht Räthsel werdest du mir lösen,
Und Rechnung halten mit dem Leidenden.

Hier

Hier öfne sich die Heimat dem Verbannten,
Hier endige des Dulders Dornenbahn.
Ein Götterkind, das sie mir Wahrheit nannten
Die meisten flohen, wenige nur kannten,
Hielt meines Lebens raschen Zügel an.

"Ich zahle dir in einem andern Leben,
Gib deine Iugend mir,
Nichts kann ich dir als diese Weisung geben."
Ich nahm die Weisung auf das andre Leben,
Und meiner Iugend Freuden gab ich ihr.

"Gib mir das Weib, so theuer deinem Herzen,
Gib deine Laura mir.
Ienseits der Gräber wuchern deine Schmerzen." —
Ich riſs sie blutend aus dem wunden Herzen,
Und weinte laut, und gab sie ihr.

Du siehst die Zeit nach ienen Ufern fliegen,"
Die blühende Natur
Bleibt hinter ihr — ein welker Leichnam — liegen.
Wenn Erd und Himmel trümmernd aus einander fliegen
Daran erkenne den erfüllten Schwur.

""Die Schuldverschreibung lautet an die Todten,""
Hohnlächelte die Welt,
""Die Lügnerin, gedungen von Despoten
Hat für die Wahrheit Schatten dir geboten,
Du bist nicht mehr, wenn dieser Schein verfällt."

Frech wizelte das Schlangenheer der Spötter:
""Vor einem Wahn, den nur Verjährung weiht,
Erzitterst du? Was sollen deine Götter,
Des kranken Weltplans schlau erdachte Retter,
Die Menschenwiz des Menschen Nothdurft
leiht?""

""Ein Gaukelspiel, ohnmächtigen Gewürmen
Vom Mächtigen gegönnt,
Schrekfeuer angestekt auf hohen Thürmen,
Die Fantasie des Träumers zu bestürmen,
Wo des Gesezes Fakel dunkel brennt.""

„„Was heiſst die Zukunft, die uns Gräber deken?
Die Ewigkeit, mit der du eitel prangst?
Ehrwürdig nur, weil schlaue Hüllen sie versteken,
Der Riesenschatten unsrer eignen Schreken
Im holen Spiegel der Gewiſsensangst;""

""Ein Lügenbild lebendiger Gestalten,
Die Mumie der Zeit
Vom Balsamgeist der Hofnung in den kalten
Behausungen des Grabes hingehalten,
Das nennt dein Fieberwahn — Unsterblichkeit?"

„„Für Hofnungen — Verwesung straft sie Lügen —
Gabst du gewisse Güter hin?
Sechstausend Iahre hat der Tod geschwiegen,
Kam ie ein Leichnam aus der Gruft gestiegen
Der Meldung that von der Vergelterin?""

Ich sah die Zeit nach deinen Ufern fliegen,
Die blühende Natur
Blieb hinter ihr, ein welker Leichnam, liegen,
Kein Todter kam aus seiner Gruft gestiegen,
Und vest vertraut' ich auf den Götterschwur.

All meine Freuden hab ich dir geschlachtet,
Iezt werf ich mich vor deinem Richterthron.
Der Menge Spott hab ich beherzt verachtet,
Nur deine Güter hab ich groſs geachtet,
Vergelterin, ich fordre meinen Lohn.

„Mit gleicher Liebe lieb ich meine Kinder,
Rief unsichtbar ein Genius.
Zwei Blumen, rief er — hört es Menschenkinder —
Zwei Blumen blühen für den weisen Finder,
Sie heiſsen Hofnung und Genuſs.

„Wer dieser Blumen Eine brach, begehre
Die andre Schwester nicht.
Genieſse wer nicht glauben kann. Die Lehre
Ist ewig wie die Welt. Wer glauben kann, entbehre.
Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.

Du hast gehoft, dein Lohn ist abgetragen,
Dein Glaube war dein zugewognes Glük.
Du konntest deine Weisen Fragen,
Was man von der Minute ausgeschlagen
Gibt keine Ewigkeit zurük.

Drukfehler.

S. 4. statt schwindelud, lies: schwindelnd.
— 13. — Flammen — Augen, lies: Flammenaugen
— 16. — Marktstein, lies: Markstein

Innhalt.

An die Parzen . . . S. 1
Fantasie, an Laura . . . 5
Meine Blumen . . . 10
Die Freundschaft . . . 12
Die Gröse der Welt . . . 16
Die Kindesmörderin . . . 19
Elegie auf den Tod eines Iünglings . . 27
Die seligen Augenblicke an Laura . . 34
Die Götter Griechenlands . . . 38
Resignation, eine Fantasie . . 51

Die Horen

eine Monatsſchrift

herausgegeben von Schiller

Erſter Band.

Tübingen
in der J. G. Cottaiſchen Buchhandlung
1795.

Universitäts-
Bibliothek
München

[illegible]

Druckfehler
im erſten und zweyten Stück.

St. 1. S. 2. Z. 4. ſt. glänzend l. glänzet.
—— — 5. —13. — muß l. müſſ.
—— — 13. — 2. v. unten ſt. ausdrückte l. aufdrückte.
—— — 17. — 3. ſt. Weltkampf l. Wettkampf.
—— — 73. — 6. — andern l. andere.
—— — 81. — 9. v. unten ſt. demnach l. dennoch.
— 2. — 40. —16. ſt. deren l. der.
—— — 46. — 9. — Ludeviſiſche l. Ludoviſiſche.
—— — 51. —11. — Verwirrung l. Verirrung.
—— — 71. —11. — Erſcheinung l. Erſcheinungen.
—— — 73. — 4. v. unten ſt. heraus l. hinaus.
—— — 85. — 1. ſt. dieſe l. dieſen.
—— —107. — 2. — geiſtige l. geiſtigſte.
—— —118. — 2. — hervorzuſchaffen l. hervorgeſchaffen.
—— —128. —16. — oder l. der.
—— —— — 8. v. unten ſt. dieſelbe l. dieſelben.
—— —131. — 2. ſt. dann l. denn.

Die Horen

Jahrgang 1795

Erſtes Stück.

Tübingen
in der J. G. Cottaiſchen Buchhandlung
1795

Die Horen

eine Monatsſchrift,

von einer Geſellſchaft verfaßt
und herausgegeben
von
Schiller.

Zu einer Zeit, wo das nahe Geräuſch des Kriegs das Vaterland ängſtiget, wo der Kampf politiſcher Meynungen und Intereſſen dieſen Krieg beynahe in jedem Zirkel erneuert, und nur allzuoft Muſen und Grazien daraus verſcheucht, wo weder in den Geſprächen noch in den Schriften des Tages vor dieſem allverfolgenden Dämon der Staatscritik Rettung iſt, möchte es eben ſo gewagt als verdienſtlich ſeyn, den ſo ſehr zerſtreuten Leſer zu einer Unterhaltung von ganz entgegengeſetzter Art einzuladen. In der That ſcheinen die Zeitumſtände einer Schriſt wenig Glük zu verſprechen, die ſich über das Lieblingsthema des Tages ein ſtrenges Stillſchweigen auferlegen, und ihren Ruhm darinn ſuchen wird, durch etwas anders zu gefallen, als wodurch jetzt alles gefällt. Aber jemehr das beſchränkte Intereſſe der Gegenwart die Gemüther in

Spannung ſetzt, einengt und unterjocht, deſto dringender wird das Bedürfniß, durch ein allgemeines und höheres Intereſſe an dem, was rein menſchlich und über allen Einfluß der Zeiten erhaben iſt, ſie wieder in Freyheit zu ſetzen, und die politiſch getheilte Welt unter der Fahne der Wahrheit und Schönheit wieder zu vereinigen.

Dieß iſt der Geſichtspunkt, aus welchem die Verfaſſer dieſer Zeitſchrift dieſelbe betrachtet wiſſen möchten. Einer heitern und leidenſchaftfreyen Unterhaltung ſoll ſie gewidmet ſeyn, und dem Geiſt und Herzen des Leſers, den der Anblick der Zeitbegebenheiten bald entrüſtet, bald niederſchlägt, eine fröhliche Zerſtreuung gewähren. Mitten in dieſem politiſchen Tumult ſoll ſie für Muſen und Charitinnen einen engen vertraulichen Zirkel ſchließen, aus welchem alles verbannt ſeyn wird, was mit einem unreinen Partheygeiſt geſtempelt iſt. Aber indem ſie ſich alle Beziehungen auf den jetzigen Weltlauf und auf die nächſten Erwartungen der Menſchheit verbietet, wird ſie über die vergangene Welt die Geſchichte, und über die kommende die Philoſophie befragen, wird ſie zu dem Ideale veredelter Menſchheit, welches durch die Vernunft aufgegeben, in der Erfahrung aber ſo leicht aus den Augen gerückt wird, einzelne Züge ſammeln, und an dem ſtillen Bau beſſerer Begriffe, reinerer Grundſätze und edlerer Sitten, von dem zuletzt alle wahre Verbeſſerung des geſellſchaftlichen Zuſtandes abhängt, nach Vermögen geſchäftig ſeyn. Sowohl ſpielend als ernſthaft wird man im Fortgange dieſer Schrift dieſes einzige Ziel verfolgen, und ſo verſchieden auch die Wege ſeyn mögen, die man dazu einſchlagen wird, ſo werden doch alle, näher oder entfernter, dahin gerichtet ſeyn, wahre Humanität zu befördern. Man wird ſtreben, die Schönheit zur Vermittlerinn der Wahrheit zu machen, und durch die Wahrheit der Schönheit ein daurendes Fundament und eine höhere Würde zu geben. So weit es thunlich iſt, wird man die Reſultate der Wiſſenſchaft von ihrer ſcholaſtiſchen Form zu befreyen und in einer reizenden, wenigſtens einfachen, Hülle dem Gemeinſinn verſtändlich zu machen ſuchen. Zugleich aber wird man auf dem Schauplatze der Erfahrung nach neuen Erwerbungen für die Wiſſenſchaft ausgehen, und da nach Geſetzen forſchen, wo bloß der Zufall zu ſpielen und die Willkühr zu herrſchen ſcheint. Auf dieſe Art glaubt man zu Aufhebung der Scheidewand beyzutragen, welche die *ſchöne* Welt von der *gelehrten* zum Nachtheile beyder trennt, gründliche Kenntniſſe in das geſellſchaftliche Leben, und Geſchmack in die Wiſſenſchaft einzuführen.

Man wird ſich, ſoweit kein edlerer Zweck darunter leidet, Mannichfaltigkeit und Neuheit zum Ziele ſetzen, aber dem frivolen Geſchmacke, der das Neue bloß um der Neuheit willen ſucht, keineswegs nachgeben. Uebrigens wird man ſich jede Freyheit erlauben, die mit guten und ſchönen Sitten verträglich iſt.

Wohlanſtändigkeit und Ordnung, Gerechtigkeit und Friede werden alſo der Geiſt und die Regel dieſer Zeitſchrift ſeyn; die drey ſchweſterlichen Horen Eunomia, Dice und Irene werden ſie regieren. In dieſen Göttergeſtalten verehrte der Grieche die welterhaltende Ordnung, aus der alles Gute fließt, und die in dem gleichförmigen Rhythmus des Sonnenlaufs ihr treffendſtes Sinnbild findet. Die Fabel macht ſie zu Töchtern der Themis und des Zeus, des Geſetzes und der Macht; des nehmlichen Geſetzes, das in der Körperwelt über den Wechſel der Jahrszeiten waltet, und die Harmonie in der Geiſterwelt erhält.

Die Horen waren es, welche die neugebohrene Venus bey ihrer erſten Erſcheinung in Cypern empfingen, ſie mit göttlichen Gewanden bekleideten, und ſo von ihren Händen geſchmückt in den Kreis der Unſterblichen führten: eine reizende Dichtung, durch welche angedeutet wird, daß das Schöne ſchon in ſeiner Geburt ſich unter Regeln fügen muß, und nur durch Geſetzmäſſigkeit würdig werden kann, einen Platz im Olymp, Unſterblichkeit und einen moraliſchen Werth, zu erhalten. In leichten

Tänzen umkreiſen dieſe Göttinnen die Welt, öffnen und ſchlieſſen den Olymp, und ſchirren die Sonnenpferde an, das belebende Licht durch die Schöpfung zu verſenden. Man ſieht ſie im Gefolge der Huldgöttinnen und in dem Dienſt der Königin des Himmels, weil Anmuth und Ordnung, Wohlanſtändigkeit und Würde unzertrennlich ſind.

Daß die gegenwärtige Zeitſchrift des ehrenvollen Nahmens, den ſie an ihrer Stirne führt, ſich würdig zeigen werde, dafür glaubt der Herausgeber ſich mit Zuverſicht verbürgen zu können. Was ihm in ſeiner eignen Perſon nicht geziemen würde, zu verſichern, das erlaubt er ſich als Sprecher der achtungswürdigen Geſellſchaft, die zu Herausgabe dieſer Schrift ſich vereinigt hat. Mit patriotiſchem Vergnügen ſieht er einen Entwurf in Erfüllung gehen, der ihn und ſeine Freunde ſchon ſeit Jahren beſchäftigte, aber nicht eher als jetzt gegen die vielen Hinderniſſe, die ſeiner Ausführung im Wege ſtanden, hat behauptet werden können. Endlich iſt es ihm gelungen, mehrere der verdienſtvolleſten Schriftſteller Deutſchlands zu einem fortlaufenden Werke zu verbinden, an welchem es der Nation trotz aller Verſuche, die von Einzelnen bisher angeſtellt wurden, noch immer gemangelt hat, und nothwendig mangeln mußte, weil gerade eine ſolche Anzahl und eine ſolche Auswahl von Theilnehmern nöthig ſeyn möchte, um bey einem Werk, das in feſtgeſetzten

Zeiten zu erſcheinen beſtimmt iſt, Vortreflichkeit im Einzelnen mit Abwechslung im Ganzen zu verbinden.

Folgende Schriftſteller werden an dieſer Monatſchrift Antheil nehmen :

Herr Hauptmann von Archenholz in Hamburg.
Seine Erzbiſchöffl. Gnaden Herr Coadjutor von Mainz
Freyherr von Dalberg in Erfurt.
Hr. Profeſſor Engel aus Berlin.
— D. Erhardt in Nürnberg.
— Profeſſor Fichte in Jena.
— von Funk in Dresden.
— Profeſſor Garve in Breslau.
— Kriegsrath Genz in Berlin.
— Canonicus Gleim in Halberſtadt.
— Geheimer Rath von Göthe in Weimar.
— D. Gros in Göttingen.
— Vice-Conſiſtorial-Präſident Herder in Weimar.
— Hirt in Rom.
— Profeſſor Hufeland in Jena.
— Legations-Rath von Humbold aus Berlin.
— Oberbergmeiſter von Humbold in Bayreuth.
— Geheimer Rath Jacobi in Düſſeldorf.
— Hofrath Matthiſon in der Schweiz.
— Profeſſor Meyer in Weimar.

Hr. Hofrath *Pfeffel* in Colmar.
— Hofrath *Schiller* in Jena.
— *Schlegel* in Amſterdam.
— Hofrath *Schütz* in Jena.
— Hofrath *Schulz* in Mietau.
— Profeſſor *Woltmann* in Jena.

Da ſich übrigens die hier erwähnte Societät keineswegs als *geſchloſſen* betrachtet, ſo wird jedem deutſchen Schriftſteller, der ſich den nothwendig gefundenen Bedingungen des Inſtituts zu unterwerfen geneigt iſt, zu jeder Zeit die Theilnahme daran offen ſtehen. Auch ſoll jedem, der es verlangt, verſtattet ſeyn, anonym zu bleiben, weil man bey Aufnahme der Beyträge nur auf den Gehalt und nicht auf den Stempel ſehen wird. Aus dieſem Grunde, und um die Freyheit der Critik zu befördern, wird man ſich erlauben, von einer allgemeinen Gewohnheit abzugehen, und bey den einzelnen Aufſätzen die Nahmen ihrer Verfaſſer, bis zum Ablauf eines jeden Jahrgangs verſchweigen, welches der Leſer ſich um ſo eher gefallen laſſen kann, da ihn dieſe Anzeige ſchon im Ganzen mit denſelben bekannt macht.

Jena, den 10. Dec. 1794.

Schiller.

Jeden Monat, vom Neujahr 1795 an gerechnet, erſcheint regelmäſſig ein Stück von Sieben Bogen in groß Oktav, und die Verlagshandlung wird für ein anſtändiges Aeuſſere ſorgen. Wer Exemplare auf holländiſchem Poſtpapier verlangt, beliebe bey Zeiten die Beſtellung zu machen. Der Preiß des ganzen Jahrganges iſt ein Carolin in Golde oder ſechs Reichsthaler, acht Groſchen, ſächſiſch; einzelne Stücke können nicht unter ſechszehn Groſchen erlaſſen werden. Die Herren Mitarbeiter wenden ſich unmittelbar an den Herrn Redacteur der Monatsſchrift; die Herren Subſcribenten an die Buchhandlungen oder an die löblichen Poſtämter, unter denen die Oberpoſtämter Stuttgardt und Cantſtatt die Hauptverſendung beſorgen. Wer zehen Exemplare zugleich beſtellt, erhält das eilfte frey. Man erſucht die Herren Subſcribenten, ſich zu nennen, weil man entſchloſſen iſt, am Ende des Jahrs ein Verzeichnis derſelben beyzufügen.

J. G. Cottaiſche Buchhandlung
in Tübingen.

Innhalt des erſten Stücks.

I Epiſtel. Seite 1

II Briefe über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen. — 7

III Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten. — 49

IV Ueber Belebung und Erhöhung des reinen Intereſſe für Wahrheit. — 79

Die Horen.

Erſter Jahrgang. Erſtes Stück.

I

Erſte Epiſtel.

Jetzt da jeglicher lieſt und viele Leſer das Buch nur
Ungeduldig durchblättern und, ſelbſt die Feder ergreifend,
Auf das Büchlein ein Buch mit ſeltner Fertigkeit pfropfen,
Soll auch ich, du willſt es mein Freund, dir über das Schreiben
Schreibend, die Menge vermehren und meine Meynung verkünden,
Daß auch andre wieder darüber meynen und immer
So ins Unendliche fort die ſchwankende Woge ſich wälze.
Doch ſo fähret der Fiſcher dem hohen Meer zu, ſo bald ihm
Günſtig der Wind und der Morgen erſcheint, er treibt ſein Gewerbe
Wenn auch hundert Geſellen die blinkende Fläche durchkreuzen.

Edler Freund, du wünſcheſt das Wohl des Menſchengeſchlechtes,
Unſrer Deutſchen beſonders und noch beſondrer des nächſten
Bürgers und fürchteſt die Folgen gefährlicher Bücher, wir haben
Leider oft ſie geſehn. Was ſollte man oder was könnten

Biedere Männer vereint, was könnten die Herrſcher bewirken?
Ernſt und wichtig erſcheint mir die Frage, doch trift ſie mich eben
In vergnüglicher Stimmung. Im warmen heiteren Wetter
Glänzend fruchtbar die Gegend, es bringen liebliche Lüfte
Ueber die wallende Fluth mir duftende Kühlung herüber,
Und dem Heitern erſcheint die Welt auch heiter und ferne
Schwebt die Sorge mir nur in leichten Wölkchen vorüber.

Was mein leichter Griffel entwirft iſt leicht zu verlöſchen,
Und viel tiefer präget ſich nicht der Eindruck der Lettern
Die, ſo ſagt man, der Ewigkeit trotzen; denn freylich an viele
Spricht die gedruckte Columne, doch bald, wie jeder ſein Antlitz,
Das er im Spiegel geſehen, vergißt, die behaglichen Züge,
So vergißt er das Wort wenn auch von Erze geſtempelt.

Reden ſchwanken ſo leicht herüber, hinüber wenn viele
Sprechen und jeder nur ſich im eigenen Worte, ſogar auch
Nur ſich ſelbſt im Worte vernimmt das der andere ſagte.
Mit den Büchern iſt es nicht anders; es lieſt nur ein jeder

Aus dem Buch ſich heraus, und iſt er gewaltig, ſo lieſt er
In das Buch ſich hinein, amalgamirt ſich das Fremde.
Ganz vergebens ſtrebſt du daher durch Schriften des Menſchen
Schon entſchiedenen Hang und ſeine Neigung zu wenden;
Aber beſtärken kannſt du ihn wohl in ſeiner Geſinnung,
Oder wär er noch neu, in dieſes ihn tauchen und jenes.

Soll ich ſagen wie ich es denke? ſo ſcheint mir es bildet
Nur das Leben den Mann und wenig bedeuten die Worte.
Denn zwar hören wir gerne was unſre Meynung beſtätigt,
Aber das Hören macht nicht meynen, denn was uns zuwider
Wäre glaubten wir wohl dem künſtlichen Redner, doch eilet
Unſer befreytes Gemüth gewohnte Bahnen zu ſuchen.
Sollen wir freudig horchen und willig gehorchen, ſo mußt du
Schmeicheln, ſprichſt du zum Volke, zu Fürſten und Königen, allen
Magſt du Geſchichten erzählen worinn als wirklich erſcheinet
Was ſie wünſchen und was ſie ſelber zu leben begehrten.

Wäre Homer von allen gehört, von allen geleſen
Schmeichelt er nicht dem Geiſte ſich ein, es ſey auch der Hörer
Wer er ſey und klinget nicht immer im hohen Pallaſte,
In des Königes Zelt, die Ilias herrlich dem Helden?

Hört nicht aber dagegen Ulyſſes wandernde Klugheit
Auf dem Markte ſich beſſer, wo ſich der Bürger verſammelt?
Dort ſieht jeglicher Held in Helm und Harniſch, es ſieht hier
Sich der Bettler ſogar in ſeinen Lumpen veredelt.

Alſo hört ich einmal, am wohlgepflaſterten Ufer
Jener neptuniſchen Stadt, die den geflügelten Löwen
Göttlich verehrt, ein Mährchen erzählen. Im Kreiſe geſchloſſen,
Drängte das horchende Volk ſich um den zerlumpten Rhapſoden.
Einſt, ſo ſprach er, ward ich verſchlagen ans Ufer der Inſel
Die Utopien heiſt, ich weis nicht ob ſie ein andrer
Dieſer Geſellſchaft jemals betreten, ſie lieget im Meere
Links von Herkules Säulen. Ich ward gar freundlich empfangen,
In ein Gaſthaus führte man mich, woſelbſt ich das beſte
Eſſen und Trinken fand und weiches Lager und Pflege.
So verſtrich ein Monat geſchwind, ich hatte des Kummers
Und der Noth vollkommen vergeſſen; da fing ſich im Stillen
Aber die Sorge nun an: wie wird die Zeche dir leider
Nach der Mahlzeit bekommen? Denn nichts enthielte der Seckel.
Weniger bat ich den Wirth mir zu reichen, er brachte nur immer
Deſto mehr. Da wuchs mir die Angſt, ich konnte nicht länger

Eſſen und ſorgen und ſagte zuletzt: ich bitte die Zeche
Billig zu machen, Herr Wirth! Er aber, mit finſterem Auge,
Sah von der Seite mich an, ergriff den Knittel und ſchwenkte
Unbarmherzig ihn über mich her und traf mir die Schultern,
Traf den Kopf und hätte beynah mich zu Tode geſchlagen.
Eilend lief ich davon, und ſuchte den Richter, man hohlte
Gleich den Wirth, der ruhig erſchien und bedächtig verſetzte:

Alſo muß es allen ergehn, die das heilige Gaſtrecht
Unſrer Inſel verletzen und, unanſtändig und gottlos,
Zeche verlangen vom Manne der ſie doch höflich bewirthet.
Sollt ich ſolche Beleidigung dulden im eigenen Hauſe!
Nein! es hätte fürwahr ſtatt meines Herzens ein Schwamm nur
Mir im Buſen gewohnt, wofern ich dergleichen gelitten.

Darauf ſagte der Richter zu mir: vergeſſet die Schläge,
Denn ihr habt die Strafe verdient, ja ſchärfere Schmerzen;
Aber wollt ihr bleiben und mitbewohnen die Inſel
Müßt ihr euch erſt würdig beweiſen und tüchtig zum Bürger.
Ach! verſetzt ich, mein Herr, ich habe leider mich niemals
Gerne zur Arbeit gefügt, ſo hab ich auch keine Talente
Die den Menſchen bequemer ernähren, man hat mich, im Spotte,

Nur Hans ohne Sorge genannt und von Hauſe vertrieben.

O ſo ſey uns gegrüßt! verſetzte der Richter, du ſollſt dich
Oben ſetzen zu Tiſche wenn ſich die Gemeine verſammelt,
Sollſt im Rathe den Platz den du verdieneſt erhalten.
Aber hüte dich wohl daß nicht ein ſchändlicher Rückfall
Dich zur Arbeit verleite, daß man nicht etwa das Grabſcheit
Oder das Ruder bey dir im Hauſe finde, du wäreſt
Gleich auf immer verloren und ohne Nahrung und Ehre.
Aber auf dem Markte zu ſitzen, die Arme geſchlungen
Ueber dem ſchwellenden Bauche, zu hören luſtige Lieder
Unſrer Sänger, zu ſehn die Tänze der Mädchen, der Knaben
Spiele, das werde dir Pflicht, die du gelobeſt und ſchwöreſt.

So erzählte der Mann und heiter waren die Stirnen
Aller Hörer geworden und alle wünſchten, des Tages,
Solche Wirthe zu finden, ja ſolche Schläge zu dulden.

II

Ueber die äſthetiſche Erziehung des Menſchen in einer Reyhe von Briefen. *

Si c'est la raison, qui fait l'homme,
c'est le sentiment, qui le conduit.
ROUSSEAU.

Erſter Brief.

Sie wollen mir alſo vergönnen, Ihnen die Reſultate meiner Unterſuchungen über das Schöne und die Kunſt in einer Reyhe von Briefen vorzulegen. Lebhaft empfinde ich das Gewicht, aber auch den Reiz und die Würde dieſer Unternehmung. Ich werde von einem Gegenſtande ſprechen, der mit dem beßten Theil unſrer Glückſeligkeit in einer unmittelbaren, und mit dem moraliſchen Adel der menſchlichen Natur in keiner ſehr entfernten Verbindung ſteht. Ich werde die Sache der Schönheit vor einem Herzen führen, das ihre ganze Macht empfindet und ausübt, und bey einer Unterſuchung, wo

---

* Dieſe Briefe ſind wirklich geſchrieben: an Wen? thut hier nichts zur Sache, und wird dem Leſer vielleicht zu ſeiner Zeit bekannt gemacht werden. Da man alles, was darinn eine lokale Beziehung hatte, für nöthig fand zu unterdrücken, und doch nicht gern etwas anders an die Stelle ſetzen mochte, ſo haben ſie von der epiſtolariſchen Form faſt nichts als die äußere Abtheilung beybehalten: eine Unſchicklichkeit, welche leicht zu vermeiden war, wenn man es mit ihrer Aechtheit weniger ſtreng nehmen wollte.

man eben ſo oft genöthigt iſt, ſich auf Gefühle als auf Grundſätze zu berufen, den ſchwerſten Theil meines Geſchäfts auf ſich nehmen wird.

Was ich mir als eine Gunſt von Ihnen erbitten wollte, machen Sie großmüthiger Weiſe mir zur Pflicht, und laſſen mir da den Schein eines Verdienſtes, wo ich bloß meiner Neigung nachgebe. Die Freyheit des Ganges, welche Sie mir vorſchreiben, iſt kein Zwang, vielmehr ein Bedürfniß für mich. Wenig geübt im Gebrauche ſchulgerechter Formen werde ich kaum in Gefahr ſeyn, mich durch Misbrauch derſelben an dem guten Geſchmack zu verſündigen. Meine Ideen, mehr aus dem einförmigen Umgange mit mir ſelbſt als aus einer reichen Welterfahrung geſchöpft oder durch Lektüre erworben, werden ihren Urſprung nicht verläugnen, werden ſich eher jedes andern Fehlers als der Sektiererey ſchuldig machen, und eher aus eigner Schwäche fallen, als durch Autorität und fremde Stärke ſich aufrecht erhalten.

Zwar will ich Ihnen nicht verbergen, daß es größtentheils Kantiſche Grundſätze ſind, auf denen die nachfolgenden Behauptungen ruhen werden; aber meinem Unvermögen, nicht jenen Grundſätzen ſchreiben Sie es zu, wenn Sie im Lauf dieſer Unterſuchungen an irgend eine beſondre philoſophiſche Schule erinnert werden ſollten. Nein, die Freyheit ihres Geiſtes ſoll mir unverletzlich ſeyn. Ihre eigne Empfindung wird mir die Thatſachen hergeben, auf die ich baue, Ihre eigene freye Denkkraft wird die Geſetze diktieren, nach welchen verfahren werden ſoll.

Ueber diejenigen Ideen, welche in dem praktiſchen

Theil des Kantiſchen Syſtems die herrſchenden ſind, ſind nur die Philoſophen entzweyt, aber die Menſchen, ich getraue mir es zu beweiſen, von jeher einig geweſen. Man befreye ſie von ihrer techniſchen Form, und ſie werden als die verjährten Ausſprüche der gemeinen Vernunft, und als Thatſachen des moraliſchen Inſtinktes erſcheinen, den die weiſe Natur dem Menſchen zum Vormund ſetzte, bis die helle Einſicht ihn mündig macht. Aber eben dieſe techniſche Form, welche die Wahrheit dem Verſtande verſichtbart, verbirgt ſie wieder dem Gefühl; denn leider muß der Verſtand das Objekt des innern Sinns erſt zerſtören, wenn er es ſich zu eigen machen will. Wie der Scheidekünſtler ſo findet auch der Philoſoph nur durch Auflöſung die Verbindung, und nur durch die Marter der Kunſt das Werk der freywilligen Natur. Um die flüchtige Erſcheinung zu haſchen, muß er ſie in die Feſſeln der Regel ſchlagen, ihren ſchönen Körper in Begriffe zerfleiſchen, und in einem dürftigen Wortgerippe ihren lebendigen Geiſt aufbewahren. Iſt es ein Wunder, wenn ſich das natürliche Gefühl in einem ſolchen Abbild nicht wieder findet, und die Wahrheit in dem Berichte des Analyſten als ein Paradoxon erſcheint?

Laſſen Sie daher auch mir einige Nachſicht zu Statten kommen, wenn die nachfolgenden Unterſuchungen ihren Gegenſtand, indem ſie ihn dem Verſtande zu nähern ſuchen, den Sinnen entrücken ſollten. Was dort von moraliſchen Erfahrungen gilt, muß in einem noch höhern Grade von der Erſcheinung der Schönheit gelten. Die ganze Magie derſelben beruht auf ihrem Geheimniß, und mit dem nothwendigen Bund ihrer Elemente iſt auch ihr Weſen aufgehoben.

Zweyter Brief.

Aber ſollte ich von der Freyheit, die mir von Ihnen verſtattet wird, nicht vielleicht einen beſſern Gebrauch machen können, als Ihre Aufmerkſamkeit auf dem Schauplatz der ſchönen Kunſt zu beſchäftigen? Iſt es nicht wenigſtens auſſer der Zeit, ſich nach einem Geſetzbuch für die äſthetiſche Welt umzuſehen, da die Angelegenheiten der moraliſchen ein ſoviel näheres Intereſſe darbieten, und der philoſophiſche Unterſuchungsgeiſt durch die Zeitumſtände ſo nachdrücklich aufgefodert wird, ſich mit dem vollkommenſten aller Kunſtwerke, mit dem Bau einer wahren politiſchen Freyheit zu beſchäftigen?

Ich möchte nicht gern in einem andern Jahrhundert leben, und für ein andres gearbeitet haben. Man iſt eben ſo gut Zeitbürger, als man Staatsbürger iſt; und wenn es unſchicklich, ja unerlaubt gefunden wird, ſich von den Sitten und Gewohnheiten des Zirkels, in dem man lebt, auszuſchlieſſen, warum ſollte es weniger Pflicht ſeyn, in der Wahl ſeines Wirkens dem Bedürfniß und dem Geſchmack des Jahrhunderts eine Stimme einzuräumen?

Dieſe Stimme ſcheint aber keineswegs zum Vortheil der Kunſt auszufallen; derjenigen wenigſtens nicht, auf welche allein meine Unterſuchungen gerichtet ſeyn werden. Der Lauf der Begebenheiten hat dem Genius der Zeit eine Richtung gegeben, die ihn je mehr und mehr von der Kunſt des Ideals zu entfernen droht. Dieſe muß die Wirklichkeit verlaſſen, und ſich mit anſtändiger Kühnheit über das Bedürfniß erheben; denn die Kunſt iſt eine Tochter der Freyheit, und von der Nothwendigkeit der Geiſter, nicht von der Nothdurft der Materie will ſie ihre Vorſchrift empfangen. Jetzt aber herrſcht das Bedürfniß, und beugt die geſunkene Menſchheit unter ſein tyranniſches Joch. Der Nutzen iſt das groſſe Idol der Zeit, dem alle Kräfte frohnen und alle Talente huldigen ſollen. Auf dieſer groben Waage hat das geiſtige Verdienſt der Kunſt kein Gewicht, und, aller Aufmunterung beraubt, verſchwindet ſie von dem lermenden Markt des Jahrhunderts. Selbſt der philoſophiſche Unterſuchungsgeiſt entreißt der Einbildungskraft eine Provinz nach der andern, und die Grenzen der Kunſt verengen ſich, jemehr die Wiſſenſchaft ihre Schranken erweitert.

Erwartungsvoll ſind die Blicke des Philoſophen wie des Weltmanns auf den politiſchen Schauplatz geheftet, wo jetzt, wie man glaubt, das groſſe Schickſal der Menſchheit verhandelt wird. Verräth es nicht eine tadelnswerthe Gleichgültigkeit gegen das Wohl der Geſellſchaft, dieſes allgemeine Geſpräch nicht zu theilen? So nahe dieſer groſſe Rechtshandel, ſeines Inhalts und ſeiner Folgen wegen, jeden der ſich Menſch nennt, angeht, ſo ſehr muß er, ſeiner Verhandlungsart wegen, jeden Selbſtdenker ins beſondere intereſſieren. Eine Frage, welche ſonſt nur durch das blinde Recht des Stärkern beantwortet wurde, iſt nun, wie es ſcheint, vor dem Richterſtuhle reiner Vernunft anhängig gemacht, und wer nur immer fähig iſt, ſich in das Centrum des Ganzen zu verſetzen, und ſein Individuum zur Gattung zu ſteigern, darf ſich als einen Beyſitzer jenes Vernunftgerichts betrachten, ſo wie er als Menſch und Weltbürger zugleich

Parthey iſt, und näher oder entfernter in den Erfolg ſich verwickelt ſieht. Es iſt alſo nicht bloß ſeine eigene Sache, die in dieſem groſſen Rechtshandel zur Entſcheidung kommt, es ſoll auch nach Geſetzen geſprochen werden, die er als vernünftiger Geiſt ſelbſt zu diktieren fähig und berechtiget iſt.

Wie anziehend müßte es für mich ſeyn, einen ſolchen Gegenſtand mit einem eben ſo geiſtreichen Denker als liberalen Weltbürger in Unterſuchung zu nehmen, und einem Herzen, das mit ſchönem Enthuſiasmus dem Wohl der Menſchheit ſich weyht, die Entſcheidung heimzuſtellen! Wie angenehm überraſchend, bey einer noch ſo groſſen Verſchiedenheit des Standorts und bey dem weiten Abſtand, den die Verhältniſſe in der wirklichen Welt nöthig machen, Ihrem vorurtheilsfreyen Geiſt auf dem Felde der Ideen in dem nemlichen Reſultat zu begegnen! Daß ich dieſer reizenden Verſuchung widerſtehe, und die Schönheit der Freyheit voran gehen laſſe, glaube ich nicht bloß mit meiner Neigung entſchuldigen, ſondern durch Grundſätze rechtfertigen zu können. Ich hoffe, Sie zu überzeugen, daß dieſe Materie weit weniger dem Bedürfniß als dem Geſchmack des Zeitalters fremd iſt, ja daß man, um jenes politiſche Problem in der Erfahrung zu löſen, durch das äſthetiſche den Weg nehmen muß, weil es die Schönheit iſt, durch welche man zu der Freyheit wandert. Aber dieſer Beweis kann nicht geführt werden, ohne daß ich Ihnen die Grundſätze in Erinnerung bringe, durch welche ſich die Vernunft überhaupt bey einer politiſchen Geſetzgebung leitet.

Dritter Brief.

Die Natur fängt mit dem Menſchen nicht beſſer an, als mit ihren übrigen Werken: ſie handelt für ihn, wo er als freye Spontaneität noch nicht ſelbſt handeln kann. Aber eben das macht ihn zum Menſchen, daß er bey dem nicht ſtille ſteht, was die bloſſe Natur aus ihm machte, ſondern die Fähigkeit beſitzt, die Schritte, welche jene mit ihm anticipirte, durch Vernunft wieder rückwärts zu thun, das Werk der Noth in ein Werk ſeiner freyen Wahl umzuſchaffen, und die phyſiſche Nothwendigkeit zu einer moraliſchen zu erheben.

Er kommt zu ſich aus ſeinem ſinnlichen Schlummer, erkennt ſich als Menſch, blickt um ſich her, und findet ſich — in dem Staate. Der Zwang der Bedürfniſſe warf ihn hinein, ehe er in ſeiner Freyheit dieſen Stand wählen konnte; die Noth richtete denſelben nach bloſſen Naturgeſetzen ein, ehe *er* es nach Vernunftgeſetzen konnte. Aber mit dieſem Nothſtaat, der nur aus ſeiner Naturbeſtimmung hervorgegangen, und auch nur auf dieſe berechnet war, konnte und kann er als moraliſche Perſon nicht zufrieden ſeyn — und ſchlimm für ihn, wenn er es könnte! Er verläßt alſo, mit demſelben Rechte, womit er Menſch iſt, die Herrſchaft einer blinden Nothwendigkeit, wie er in ſo vielen andern Stücken durch ſeine Freyheit von ihr ſcheidet, wie er, um nur Ein Beyſpiel zu geben, den gemeinen Charakter, den das Bedürfniß der Geſchlechtsliebe ausdrückte, durch Sittlichkeit auslöſcht und durch Schönheit veredelt. So hohlt er, auf eine künſtliche Weiſe, in ſeiner Volljährigkeit ſeine Kindheit nach, bildet ſich einen *Naturſtand* in der Idee, der ihm zwar durch keine Erfahrung gegeben, aber durch ſeine Vernunftbeſtimmung nothwendig geſetzt iſt, leyht ſich in dieſem idealiſchen Stand einen Endzweck, den er in ſeinem wirklichen Naturſtand nicht kannte, und eine Wahl, deren er damals nicht fähig war, und verfährt nun nicht anders, als ob er von vorn anfienge, und den Stand der Unabhängigkeit aus heller Einſicht und freyem Entſchluß mit dem Stand der Verträge vertauſchte. Wie kunſtreich und feſt auch die blinde Willkühr ihr Werk gegründet haben, wie anmaßend ſie es auch behaupten, und mit welchem Scheine von Ehrwürdigkeit es umgeben mag — er darf es, bey dieſer Operation, als völlig ungeſchehen betrachten, denn das Werk blinder Kräfte beſitzt keine Autorität, vor welcher die Freyheit ſich zu beugen brauchte, und alles muß ſich dem höchſten Endzwecke fügen, den die Vernunft in ſeiner Perſönlichkeit aufſtellt. Auf dieſe Art entſteht und rechtfertigt ſich der Verſuch eines mündig gewordenen Volks, ſeinen Naturſtaat in einen ſittlichen umzuformen.

Dieſer Naturſtaat (wie jeder politiſche Körper heiſſen kann, der ſeine Einrichtung urſprünglich von Kräften, nicht von Geſetzen ableitet) widerſpricht nun zwar dem moraliſchen Menſchen, dem die bloſſe Geſetzmäßigkeit zum Geſetz dienen ſoll, aber er iſt doch gerade hinreichend für den phyſiſchen Menſchen, der ſich nur darum Geſetze giebt, um ſich mit Kräften abzufinden. Nun iſt aber der phyſiſche Menſch *wirklich*, und der ſittliche nur *problematiſch*. Hebt alſo die Vernunft den Naturſtaat auf, wie ſie nothwendig muß, wenn ſie den ihrigen an die Stelle ſetzen will, ſo wagt ſie den phyſiſchen und wirklichen Menſchen an den problematiſchen ſittlichen, ſo wagt ſie die Exiſtenz der Geſellſchaft an ein bloß mögliches (wenn gleich moraliſch nothwendiges) Ideal von Geſellſchaft. Sie nimmt dem Menſchen etwas, das er wirklich beſitzt, und ohne welches er nichts beſitzt, und weißt ihn dafür an etwas an, das er beſitzen könnte und ſollte; und hätte ſie zuviel auf ihn gerechnet, ſo würde ſie ihm für eine Menſchheit, die ihm noch mangelt, und unbeſchadet ſeiner Exiſtenz mangeln kann, auch ſelbſt die Mittel zur Thierheit entriſſen haben, die doch die Bedingung ſeiner Menſchheit iſt. Ehe er Zeit gehabt hätte, ſich mit ſeinem Willen an dem Geſetz feſt zu halten, hätte ſie unter ſeinen Füſſen die Leiter der Natur weggezogen.

Das große Bedenken alſo iſt, daß die phyſiſche Geſellſchaft in der Zeit keinen Augenblick aufhören darf, indem die moraliſche in der Idee ſich bildet, daß, um der Würde des Menſchen willen ſeine Exiſtenz nicht in Gefahr gerathen darf. Wenn der Künſtler an einem Uhrwerk zu beſſern hat, ſo läßt er die Räder ablaufen; aber das lebendige Uhrwerk des Staats muß gebeſſert werden, indem es ſchlägt, und hier gilt es, das rollende Rad während ſeines Umſchwunges auszutauſchen. Man muß alſo für die Fortdauer der Geſellſchaft eine Stütze aufſuchen, die ſie von dem Naturſtaate, den man auflöſen will, unabhängig macht.

Dieſe Stütze findet ſich nicht in dem natürlichen Charakter des Menſchen, der, ſelbſtſüchtig und gewaltthätig, vielmehr auf Zerſtörung als auf Erhaltung der Geſellſchaft zielt; ſie findet ſich eben ſo wenig in ſeinem ſittlichen Charakter, der, nach der Vorausſetzung, erſt gebildet werden ſoll, und auf den, weil er frey iſt und weil er nie erſcheint, von dem Geſetzgeber nie gewirkt, und nie mit Sicherheit gerechnet werden könnte. Es käme alſo darauf an, von dem phyſiſchen Charakter die Willkühr und von dem moraliſchen die Freyheit abzuſondern — es käme darauf an, den erſtern mit Geſetzen übereinſtimmend, den letztern von Eindrücken abhängig zu machen — es käme darauf an, jenen von der Materie etwas weiter zu entfernen, dieſen ihr um etwas näher zu bringen — um einen dritten Charakter zu erzeugen, der, mit jenen beyden verwandt, von der Herrſchaft bloßer Kräfte zu der Herrſchaft der Geſetze einen Uebergang bahnte, und ohne den moraliſchen Charakter an ſeiner Entwicklung zu verhindern, vielmehr zu einem ſinnlichen Pfand der unſichtbaren Sittlichkeit diente.

Vierter Brief.

Soviel iſt gewiß: nur das Uebergewicht eines ſolchen Charakters bey einem Volk kann eine Staatsverwandlung nach moraliſchen Principien unſchädlich machen, und auch nur ein ſolcher Charakter kann ihre Dauer verbürgen. Bey Aufſtellung eines moraliſchen Staats wird auf das Sittengeſetz als auf eine wirkende Kraft gerechnet, und der freye Wille wird in das Reich der Urſachen gezogen, wo alles mit ſtrenger Nothwendigkeit und Stetigkeit aneinander hängt. Wir wiſſen aber, daß die Beſtimmungen des menſchlichen Willens immer zufällig bleiben, und daß nur bey dem abſoluten Weſen die phyſiſche Nothwendigkeit mit der moraliſchen zuſammenfällt. Wenn alſo auf das ſittliche Betragen des Menſchen wie auf natürliche Erfolge gerechnet werden ſoll, ſo muß es Natur ſeyn, und er muß ſchon durch ſeine Triebe zu einem ſolchen Verfahren geführt werden, als nur immer ein ſittlicher Charakter zur Folge haben kann. Der Wille des Menſchen ſteht aber vollkommen frey zwiſchen Pflicht und Neigung, und in dieſes Majeſtätsrecht ſeiner Perſon kann und darf keine phyſiſche Nöthigung greifen. Soll er alſo dieſes Vermögen der Wahl beybehalten, und nichts deſtoweniger ein zuverläſſiges Glied in der Kauſalverknüpfung der Kräfte ſeyn, ſo kann dieß nur dadurch bewerkſtelligt werden, daß die Wirkungen jener beyden Triebfedern im Reich der Erſcheinungen vollkommen gleich ausfallen, und, bey aller Verſchiedenheit in der Form, die Materie ſeines Wollens dieſelbe bleibt; daß alſo ſeine Triebe mit ſeiner Vernunft übereinſtimmend genug ſind, um zu einer univerſellen Geſetzgebung zu taugen.

Jeder individuelle Menſch, kann man ſagen, trägt, der Anlage und Beſtimmung nach, einen reinen idealiſchen Menſchen in ſich, mit deſſen unveränderlicher Einheit in allen ſeinen Abwechſelungen übereinzuſtimmen, die große Aufgabe ſeines Daſeyns iſt. * Dieſer reine Menſch, der ſich mehr oder weniger deutlich in jedem Subjekt zu erkennen giebt, wird repräſentirt durch den *Staat*; die objektive und gleichſam kanoniſche Form, in der ſich die Mannichfaltigkeit der Subjekte zu vereinigen trachtet. Nun laſſen ſich aber zwey verſchiedene Arten denken, wie der Menſch in der Zeit mit dem Menſchen in der Idee zuſammentreffen, mithin eben ſo viele, wie der Staat in den Individuen ſich behaupten kann: entweder dadurch, daß der reine Menſch den empiriſchen unterdrückt, daß der Staat die Individuen aufhebt; oder dadurch, daß das Individuum Staat *wird*, daß der Menſch in der Zeit zum Menſchen in der Idee ſich *veredelt*.

Zwar in der einſeitigen moraliſchen Schätzung fällt dieſer Unterſchied hinweg; denn die Vernunft iſt befriedigt, wenn ihr Geſetz nur ohne Bedingung gilt: aber in der vollſtändigen anthropologiſchen Schätzung, wo mit der Form auch der Innhalt zählt, und die lebendige

---

* Ich beziehe mich hier auf eine kürzlich erſchienene Schrift, *Vorleſungen über die Beſtimmung des Gelehrten* von meinem Freund *Fichte*, wo ſich eine ſehr lichtvolle und noch nie auf dieſem Wege verſuchte Ableitung dieſes Satzes findet.

Empfindung zugleich eine Stimme hat, wird derſelbe deſto mehr in Betrachtung kommen. Einheit ſodert zwar die Vernunft, die Natur aber Mannichfaltigkeit, und von beyden Legislationen wird der Menſch in Anſpruch genommen. Das Geſetz der erſtern iſt ihm durch ein unbeſtechliches Bewußtſeyn, das Geſetz der anderen durch ein unvertilgbares Gefühl eingeprägt. Daher wird es jederzeit von einer noch mangelhaften Bildung zeugen, wenn der ſittliche Charakter nur mit Aufopferung des natürlichen ſich behaupten kann; und eine Staatsverfaſſung wird noch ſehr unvollendet ſeyn, die nur durch Aufhebung der Mannichfaltigkeit Einheit zu bewirken im Stand iſt. Der Staat ſoll nicht blos den objektiven und generiſchen, er ſoll auch den ſubjektiven und ſpecifiſchen Charakter in den Individuen ehren, und indem er das unſichtbare Reich der Sitten ausbreitet, das Reich der Erſcheinung nicht entvölkern.

Wenn der mechaniſche Künſtler ſeine Hand an die geſtaltloſe Maſſe legt, um ihr die Form ſeiner Zwecke zu geben, ſo trägt er kein Bedenken, ihr Gewalt anzuthun; denn die Natur, die er bearbeitet, verdient für ſich ſelbſt keine Achtung, und es liegt ihm nicht an dem Ganzen um der Theile willen, ſondern an den Theilen um des Ganzen willen. Wenn der ſchöne Künſtler ſeine Hand an die nehmliche Maſſe legt, ſo trägt er eben ſo wenig Bedenken, ihr Gewalt anzuthun, nur vermeidet er, ſie zu zeigen. Den Stoff, den er bearbeitet, reſpektiert er nicht im geringſten mehr, als der mechaniſche Künſtler, aber das Auge, welches die Freyheit dieſes Stoffes in Schutz nimmt, wird er durch eine ſcheinbare Nachgiebigkeit gegen denſelben zu täuſchen ſuchen. Ganz anders verhält es ſich mit dem pädagogiſchen und politiſchen Künſtler, der den Menſchen zugleich zu ſeinem Material und zu ſeiner Aufgabe macht. Hier kehrt der Zweck in den Stoff zurück, und nur weil das Ganze den Theilen dient, dürfen ſich die Theile dem Ganzen fügen. Mit einer ganz andern Achtung, als diejenige iſt, die der ſchöne Künſtler gegen ſeine Materie vorgiebt, muß der Staatskünſtler ſich der ſeinigen nahen und nicht bloß ſubjektiv, und für einen täuſchenden Effekt in den Sinnen, ſondern objektiv und für das innre Weſen muß er ihrer Eigenthümlichkeit und Perſönlichkeit ſchonen.

Aber eben deßwegen, weil der Staat eine Organiſation ſeyn ſoll, die ſich durch ſich ſelbſt und für ſich ſelbſt bildet, ſo kann er auch nur inſoferne wirklich werden, als ſich die Theile zur Idee des Ganzen hinauf geſtimmt haben. Weil der Staat der reinen und objektiven Menſchheit in der Bruſt ſeiner Bürger zum Repräſentanten dient, ſo wird er gegen ſeine Bürger daſſelbe Verhältniß zu beobachten haben, in welchem ſie zu ſich ſelber ſtehen, und ihre ſubjektive Menſchheit auch nur in dem Grade ehren können, als ſie zur objektiven veredelt iſt. Iſt der innere Menſch mit ſich einig, ſo wird er auch bey der höchſten Univerſaliſierung ſeines Betragens ſeine Eigenthümlichkeit retten, und der Staat wird bloß der Ausleger ſeines ſchönen Inſtinkts, die deutlichere Formel ſeiner innern Geſetzgebung ſeyn. Setzt ſich hingegen in dem Charakter eines Volks der ſubjektive Menſch dem objektiven noch ſo kontradiktoriſch entgegen, daß nur die Unterdrückung des erſtern dem letztern den Sieg verſchaffen kann, ſo wird auch der Staat gegen den Bürger den ſtrengen Ernſt des Geſetzes annehmen, und, um nicht ihr Opfer zu ſeyn, eine ſo feindſelige Individualität ohne Achtung darnieder treten müſſen.

Der Menſch kann ſich aber auf eine doppelte Weiſe entgegen geſetzt ſeyn: entweder als Wilder, wenn ſeine Gefühle über ſeine Grundſätze herrſchen; oder als Barbar, wenn ſeine Grundſätze ſeine Gefühle zerſtören. Der Wilde verachtet die Kunſt, und erkennt die Natur als ſeinen unumſchränkten Gebieter; der Barbar verſpottet und entehrt die Natur, aber verächtlicher als der Wilde fährt er häufig genug fort, der Sklave ſeines Sklaven zu ſeyn. Der gebildete Menſch macht die Natur zu ſeinem Freund, und ehrt ihre Freyheit, indem er bloß ihre Willkühr zügelt.

Wenn alſo die Vernunft in die phyſiſche Geſellſchaft ihre moraliſche Einheit bringt, ſo darf ſie die Mannichfaltigkeit der Natur nicht verletzen. Wenn die Natur in dem moraliſchen Bau der Geſellſchaft ihre Mannichfaltigkeit zu behaupten ſtrebt, ſo darf der moraliſchen Einheit dadurch kein Abbruch geſchehen; gleich weit von Einförmigkeit und Verwirrung ruht die ſiegende Form. Totalität des Charakters muß alſo bey dem Volke gefunden werden, welches fähig und würdig ſeyn ſoll, den Staat der Noth mit dem Staat der Freyheit zu vertauſchen.

Fünfter Brief.

Iſt es dieſer Charakter, den uns das jetzige Zeitalter, den die gegenwärtige Ereigniſſe zeigen? Ich richte meine Aufmerkſamkeit ſogleich auf den hervorſtechendſten Gegenſtand in dieſem weitläuftigen Gemählde.

Wahr iſt es, das Anſehen der Meinung iſt gefallen, die Willkühr iſt entlarvt, und, obgleich noch mit Macht bewaffnet, erſchleicht ſie doch keine Würde mehr; der Menſch iſt aus ſeiner langen Indolenz und Selbſttäuſchung aufgewacht, und mit nachdrücklicher Stimmenmehrheit fodert er die Wiederherſtellung in ſeine unverlierbaren Rechte. Aber er fodert ſie nicht bloß, jenſeits und dieſſeits ſteht er auf, ſich gewaltſam zu nehmen, was ihm nach ſeiner Meinung mit Unrecht verweigert wird. Das Gebäude des Naturſtaates wankt, ſeine mürben Fundamente weichen, und eine *phyſiſche* Möglichkeit ſcheint gegeben, das Geſetz auf den Thron zu ſtellen, den Menſchen endlich als Selbſtzweck zu ehren, und wahre Freyheit zur Grundlage der politiſchen Verbindung zu machen. Vergebliche Hofnung! Die *moraliſche* Möglichkeit fehlt, und der freygebige Augenblick findet ein unempfängliches Geſchlecht.

In ſeinen Thaten mahlt ſich der Menſch, und welche Geſtalt iſt es, die ſich in dem Drama der jetzigen Zeit abbildet! Hier Verwilderung, dort Erſchlaffung: die zwey Aeuſſerſten des menſchlichen Verfalls, und beyde in Einem Zeitraum vereinigt!

[illegible]
[illegible]
München

In den niedern und zahlreichern Klaſſen ſtellen ſich uns rohe geſetzloſe Triebe dar, die ſich nach aufgelöſtem Band der bürgerlichen Ordnung entfeſſeln, und mit unlenkſamer Wuth zu ihrer thieriſchen Befriedigung eilen. Es mag alſo ſeyn, daß die objektive Menſchheit Urſache gehabt hätte, ſich über den Staat zu beklagen; die ſubjektive muß ſeine Anſtalten ehren. Darf man ihn tadeln, daß er die Würde der menſchlichen Natur aus den Augen ſetzte, ſolange es noch galt, ihre Exiſtenz zu vertheidigen? Daß er eilte, durch die Schwerkraft zu ſcheiden, und durch die Kohäſionskraft zu binden, wo an die bildende noch nicht zu denken war? Seine Auflöſung enthält ſeine Rechtfertigung. Die losgebundene Geſellſchaft, anſtatt aufwärts in das organiſche Leben zu eilen, fällt in das Elementarreich zurück.

Auf der andern Seite geben uns die civiliſierten Klaſſen den noch widrigern Anblick der Schlaffheit und einer Depravation des Charakters, die deſto mehr empört, weil die Kultur ſelbſt ihre Quelle iſt. Ich erinnere mich nicht mehr, welcher alte oder neue Philoſoph die Bemerkung machte, daß das edlere in ſeiner Zerſtörung das abſcheulichere ſey, aber man wird ſie auch im moraliſchen wahr finden. Aus dem NaturSohne wird, wenn er ausſchweift, ein Raſender; aus dem Zögling der Kunſt ein Nichtswürdiger. Die Aufklärung des Verſtandes, deren ſich die verfeinerten Stände nicht ganz mit Unrecht rühmen, zeigt im Ganzen ſo wenig einen veredelnden Einfluß auf die Geſinnungen, daß ſie vielmehr die Verderbniß durch Maximen befeſtigt. Wir verläugnen die Natur auf ihrem rechtmäßigen Felde, um auf dem moraliſchen ihre Tyranney zu erfahren, und indem wir ihren Eindrücken widerſtreben, nehmen wir unſre Grundſätze von ihr an. Die affektirte Decenz unſerer Sitten verweigert ihr die verzeyhliche erſte Stimme, um ihr, in unſerer materialiſtiſchen Sittenlehre, die entſcheidende letzte einzuräumen. Mitten im Schooſe der raffinierteſten Geſelligkeit hat der Egoiſm ſein Syſtem gegründet, und ohne ein geſelliges Herz mit heraus zu bringen, erfahren wir alle Anſteckungen und alle Drangſale der Geſellſchaft. Unſer freyes Urtheil unterwerfen wir ihrer deſpotiſchen Meinung, unſer Gefühl ihren bizarren Gebräuchen, unſern Willen ihren Verführungen, nur unſre Willkühr behaupten wir gegen ihre heiligen Rechte. Stolze Selbſtgenügſamkeit zieht das Herz des Weltmanns zuſammen, das in dem rohen Naturmenſchen noch oft ſympathetiſch ſchlägt, und wie aus einer brennenden Stadt ſucht jeder nur ſein elendes Eigenthum aus der Verwüſtung zu flüchten. Nur in einer völligen Abſchwörung der Empfindſamkeit glaubt man gegen ihre Verirrungen Schutz zu finden, und der Spott, der den Schwärmer oft heilſam züchtigt, läſtert mit gleich wenig Schonung das edelſte Gefühl. Die Kultur, weit entfernt, uns in Freyheit zu ſetzen, entwickelt mit jeder Kraft, die ſie in uns ausbildet, nur ein neues Bedürfniß, die Bande des phyſiſchen ſchnüren ſich immer beängſtigender zu, ſo daß die Furcht, zu verlieren, ſelbſt den feurigen Trieb nach Verbeſſerung erſtickt, und die Maxime des leidenden Gehorſams für die höchſte Weisheit des Lebens gilt. So ſieht man den Geiſt der Zeit zwiſchen Verkehrtheit und Rohigkeit, zwiſchen Unnatur und bloſſer Natur, zwiſchen Superſtition und moraliſchem Unglauben ſchwanken, und es iſt bloß das Gleichgewicht des Schlimmen, was ihm zuweilen noch Grenzen ſetzt.

Sechſter Brief.

Sollte ich mit dieſer Schilderung dem Zeitalter wohl zuviel gethan haben? Ich erwarte dieſen Einwurf nicht, eher einen andern: daß ich zuviel dadurch bewieſen habe. Dieſes Gemählde, werden Sie mir ſagen, gleicht zwar der gegenwärtigen Menſchheit, aber es gleicht überhaupt allen Völkern, die in der Kultur begriffen ſind, weil alle ohne Unterſchied durch Vernünfteley von der Natur abfallen müſſen, ehe ſie durch Vernunft zu ihr zurükkehren können.

Aber bey einiger Aufmerkſamkeit auf den Zeitcharakter muß uns der Kontraſt in Verwunderung ſetzen, der zwiſchen der heutigen Form der Menſchheit, und zwiſchen der ehemaligen; beſonders der griechiſchen, angetroffen wird. Der Ruhm der Ausbildung und Verfeinerung, den wir mit Recht gegen jede andere *bloſſe* Natur geltend machen, kann uns gegen die griechiſche Natur nicht zu ſtatten kommen, die ſich mit allen Reizen der Kunſt und mit aller Würde der Weisheit vermählte, ohne doch, wie die unſrige, das Opfer derſelben zu ſeyn. Die Griechen beſchämen uns nicht bloß durch eine Simplicität, die unſerm Zeitalter fremd iſt; ſie ſind zugleich unſre Nebenbuhler, ja oft unſre Muſter in den nehmlichen Vorzügen, mit denen wir uns über die Naturwidrigkeit unſrer Sitten zu tröſten pflegen. Zugleich voll Form und voll Fülle, zugleich philoſophierend und bildend, zugleich zart und energiſch ſehen wir ſie die Jugend der Phantaſie mit der Männlichkeit der Vernunft in einer herrlichen Menſchheit vereinigen.

Damals bey jenem ſchönen Erwachen der Geiſteskräfte hatten die Sinne und der Geiſt noch kein ſtrenge geſchiedenes Eigenthum; denn noch hatte kein Zwieſpalt ſie gereizt, mit einander feindſelig abzutheilen, und ihre Markung zu beſtimmen. Die Poeſie hatte noch nicht mit dem Witze gebuhlt, und die Spekulation ſich noch nicht durch Spitzfindigkeit geſchändet. Beyde konnten im Nothfall ihre Verrichtungen tauſchen, weil jedes, nur auf ſeine eigene Weiſe, die Wahrheit ehrte. So hoch die Vernunft auch ſtieg, ſo zog ſie doch immer die Materie liebend nach, und ſo fein und ſcharf ſie auch trennte, ſo verſtümmelte ſie doch nie. Sie zerlegte zwar die menſchliche Natur und warf ſie in ihrem herrlichen Götterkreis vergrößert auseinander, aber nicht dadurch, daß ſie ſie in Stücken riß, ſondern dadurch, daß ſie ſie verſchiedentlich miſchte, denn die ganze Menſchheit fehlte in keinem einzelnen Gott. Wie ganz anders bey uns Neuern! Auch bey uns iſt das Bild der Gattung in den Individuen vergrößert auseinander geworfen — aber in Bruchſtücken, nicht in veränderten Miſchungen, daß man von Individuum zu Individuum herumfragen muß, um die Totalität der Gattung zuſammen zu leſen. Bey uns, möchte man faſt verſucht werden zu behaupten, äuſern ſich die Gemüthskräfte auch in der Erfahrung ſo getrennt, wie der Pſychologe ſie in der Vorſtellung ſcheidet, und wir ſehen nicht bloß einzelne Subjekte ſondern ganze Klaſſen von Menſchen nur einen Theil ihrer Anlagen entfalten, während daß die übrigen, wie bey verkrüppelten Gewächſen, kaum mit matter Spur angedeutet ſind.

Ich verkenne nicht die Vorzüge, welche das gegenwärtige Geſchlecht, als Einheit betrachtet, und auf der

Waage des Verſtandes, vor dem beßten in der Vorwelt behaupten mag; aber in geſchloſſenen Gliedern muß es den Weltkampf beginnen, und das Ganze mit dem Ganzen ſich meſſen. Welcher einzelne Neuere tritt heraus, Mann gegen Mann mit dem einzelnen Athenienſer um den Preiß der Menſchheit zu ſtreiten?

Woher wohl dieſes nachtheilige Verhältniß der Individuen bey allem Vortheil der Gattung? Warum qualifizirte ſich der einzelne Grieche zum Repräſentanten ſeiner Zeit, und warum darf dieß der einzelne Neuere nicht wagen? Weil jenem die alles vereinende Natur, dieſem der alles trennende Verſtand ſeine Formen ertheilten.

Die Kultur ſelbſt war es, welche der neuern Menſchheit dieſe Wunde ſchlug. Sobald auf der einen Seite die erweiterte Erfahrung und das beſtimmtere Denken eine ſchärfere Scheidung der Wiſſenſchaften, auf der andern das verwickeltere Uhrwerk der Staaten eine ſtrengere Abſonderung der Stände und Geſchäfte nothwendig machte, ſo zerriß auch der innere Bund der menſchlichen Natur, und ein verderblicher Streit entzweyte ihre harmoniſchen Kräfte. Der intuitive und der ſpekulative Verſtand vertheilten ſich jetzt feindlich geſinnt auf ihren verſchiedenen Feldern, deren Grenzen ſie jetzt anfiengen, mit Mistrauen und Eiferſucht zu bewachen, und mit der Sphäre, auf die man ſeine Wirkſamkeit einſchränkt, hat man ſich auch in ſich ſelbſt einen Herrn gegeben, der nicht ſelten mit Unterdrückung der übrigen Anlagen zu endigen pflegt. Indem hier die luxurierende Einbildungskraft die mühſamen Pflanzungen des Verſtandes verwüſtet, verzehrt dort der Abſtraktionsgeiſt das Feuer, an dem das Herz ſich hätte wärmen, und die Phantaſie ſich entzünden ſollen.

Dieſe Zerrüttung, welche Kunſt und Gelehrſamkeit in dem innern Menſchen anfiengen, machte der neue Geiſt der Regierung vollkommen und allgemein. Es war freilich nicht zu erwarten, daß die einfache Organiſation der erſten Republiken die Einfalt der erſten Sitten und Verhältniſſe überlebte, aber anſtatt zu einem höhern animaliſchen Leben zu ſteigen, ſank ſie zu einer gemeinen und groben Mechanik herab. Jene Polypennatur der griechiſchen Staaten, wo jedes Individuum eines unabhängigen Lebens genoß, und wenn es Noth that, zum Ganzen werden konnte, machte jetzt einem kunſtreichen Uhrwerke Platz, wo aus der Zuſammenſtückelung unendlich vieler, aber lebloſer, Theile ein mechaniſches Leben im Ganzen ſich bildet. Auseinandergeriſſen wurden jetzt der Staat und die Kirche, die Geſetze und die Sitten; der Genuß wurde von der Arbeit, das Mittel vom Zweck, die Anſtrengung von der Belohnung geſchieden. Ewig nur an ein einzelnes kleines Bruchſtück des Ganzen gefeſſelt, bildet ſich der Menſch ſelbſt nur als Bruchſtück aus, ewig nur das eintönige Geräuſch des Rades, das er umtreibt, im Ohre, entwickelt er nie die Harmonie ſeines Weſens, und anſtatt die Menſchheit in ſeiner Natur auszuprägen, wird er bloß zu einem Abdruck ſeines Geſchäfts, ſeiner Wiſſenſchaft. Aber ſelbſt der karge fragmentariſche Antheil, der die einzelnen Glieder noch an das Ganze knüpft, hängt nicht von Formen ab, die ſie ſich ſelbſtthätig geben, (denn wie dürfte man ihrer Freyheit ein ſo künſtliches und lichtſcheues Uhrwerk vertrauen?) ſondern wird ihnen mit ſkrupulöſer Strenge durch ein Formular vorgeſchrieben, in welchem man ihre freye Einſicht gebunden hält. Der todte Buchſtabe vertritt den lebendigen Verſtand, und ein geübtes Gedächtniß leitet ſicherer, als Genie und Empfindung.

Wenn das gemeine Weſen das Amt zum Maaßſtab des Mannes macht, wenn es an dem Einen ſeiner Bürger nur die Memorie, an einem Andern den tabellariſchen Verſtand, an einem Dritten nur die mechaniſche Fertigkeit ehrt, wenn es hier, gleichgültig gegen den Charakter, nur auf Kenntniſſe dringt, dort hingegen einem Geiſte der Ordnung und einem geſetzlichen Verhalten die größte Verfinſterung des Verſtandes zu gut hält — wenn es zugleich dieſe einzelnen Fertigkeiten zu einer eben ſo großen Intenſität will getrieben wiſſen, als es dem Subjekt an Extenſität erläßt — darf es uns da wundern, daß die übrigen Anlagen des Gemüths vernachläßigt werden, um der einzigen, welche ehrt und lohnt, alle Pflege zuzuwenden? Zwar wiſſen wir, daß das kraftvolle Genie die Grenzen ſeines Geſchäfts nicht zu Grenzen ſeiner Thätigkeit macht, aber das mittelmäßige Talent verzehrt in dem Geſchäfte, das ihm zum Antheil fiel, die ganze karge Summe ſeiner Kraft, und es muß ſchon kein gemeiner Kopf ſeyn, um, unbeſchadet ſeines Berufs, für Liebhabereyen übrig zu behalten. Noch dazu iſt es ſelten eine gute Empfehlung bey dem Staat, wenn die Kräfte die Aufträge überſteigen, oder wenn das höhere Geiſtesbedürfniß des Mannes von Genie ſeinem Amt einen Nebenbuhler giebt. So eiferſüchtig iſt der Staat auf den Alleinbeſitz ſeiner Diener, daß er ſich leichter dazu entſchlieſſen wird, (und wer kann ihm unrecht geben?)

ſeinen Mann mit einer Venus Cytherea als mit einer Venus Urania zu theilen?

Und ſo wird denn allmählig das einzelne konkrete Leben vertilgt, damit das Abſtrakt des Ganzen ſein dürftiges Daſeyn friſte, und ewig bleibt der Staat ſeinen Bürgern fremd, weil ihn das Gefühl nirgends findet. Genöthigt, ſich die Mannichfaltigkeit ſeiner Bürger durch Klaßifizierung zu erleichtern, und die Menſchheit nie anders als durch Repräſentation aus der zweyten Hand zu empfangen, verliert der regierende Theil ſie zuletzt ganz und gar aus den Augen, indem er ſie mit einem bloßen Machwerk des Verſtandes vermengt; und der regierte kann nicht anders als mit Kaltſinn die Geſetze empfangen, die an ihn ſelbſt ſo wenig gerichtet ſind. Endlich überdrüßig, ein Band zu unterhalten, das ihr von dem Staate ſo wenig erleichtert wird, fällt die poſitive Geſellſchaft (wie ſchon längſt das Schickſal der meiſten europäiſchen Staaten iſt) in einen moraliſchen Naturſtand auseinander, wo die öffentliche Macht nur eine Parthey mehr iſt, gehaßt und hintergangen von dem, der ſie nöthig macht, und nur von dem, der ſie entbehren kann, geachtet.

Konnte die Menſchheit bey dieſer doppelten Gewalt, die von innen und auſſen auf ſie drückte, wohl eine andere Richtung nehmen, als ſie wirklich nahm? Indem der ſpekulative Geiſt im Ideenreich nach unverlierbaren Beſitzungen ſtrebte, mußte er ein Fremdling in der Sinnenwelt werden, und über der Form die Materie verlieren. Der Geſchäftsgeiſt, in einen einförmigen Kreis von Objekten eingeſchloſſen und in dieſem noch mehr durch

Formeln eingeengt, mußte das freye Ganze ſich aus den Augen gerückt ſehen, und zugleich mit ſeiner Sphäre verarmen. So wie erſterer verſucht wird, das Wirkliche nach dem Denkbaren zu modeln, und die ſubjektiven Bedingungen ſeiner Vorſtellungskraft zu konſtitutiven Geſetzen für das Daſeyn der Dinge zu erheben, ſo ſtürzte letzterer in das entgegen ſtehende Extrem, alle Erfahrung überhaupt nach einem beſondern Fragment von Erfahrung zu ſchätzen, und die Regeln ſeines Geſchäfts jedem Geſchäft ohne Unterſchied anpaſſen zu wollen. Der eine mußte einer leeren Subtilität, der andre einer pedantiſchen Beſchränktheit zum Raube werden, weil jener für das Einzelne zu hoch, dieſer zu tief für das Ganze ſtand. Aber das Nachtheilige dieſer Geiſtesrichtung ſchränkte ſich nicht bloß auf das Wiſſen und Hervorbringen ein; es erſtreckte ſich nicht weniger auf das Empfinden und Handeln. Wir wiſſen, daß die Senſibilität des Gemüths ihrem Grade nach von der Lebhaftigkeit, ihrem Umfange nach, von dem Reichthum der Einbildungskraft abhängt. Nun muß aber das Uebergewicht des analytiſchen Vermögens die Phantaſie nothwendig ihrer Kraft und ihres Feuers berauben, und eine eingeſchränktere Sphäre von Objekten ihren Reichthum vermindern. Der abſtrakte Denker hat daher gar oft ein kaltes Herz, weil er die Eindrücke zergliedert, die doch nur als ein Ganzes die Seele rühren; der Geſchäftsmann hat gar oft ein enges Herz, weil ſeine Einbildungskraft, in den einförmigen Kreis ſeines Berufs eingeſchloſſen, ſich zu fremder Vorſtellungsart nicht erweitern kann.

Es lag auf meinem Wege, die nachtheilige Richtung des ZeitCharakters und ihre Quellen aufzudecken, nicht die Vortheile zu zeigen, wodurch die Natur ſie vergütet. Gerne will ich Ihnen eingeſtehen, daß ſo wenig es auch den Individuen bey dieſer Zerſtückelung ihres Weſens wohl werden kann, doch die Gattung auf keine andere Art hätte Fortſchritte machen können. Die Erſcheinung der griechiſchen Menſchheit war unſtreitig ein Maximum, das auf dieſer Stuffe weder verharren noch höher ſteigen konnte. Nicht verharren; weil der Verſtand durch den Vorrath, den er ſchon hatte, unausbleiblich genöthigt werden mußte, ſich von der Empfindung und Anſchauung abzuſondern, und nach Deutlichkeit der Erkenntniß zu ſtreben: auch nicht höher ſteigen; weil nur ein beſtimmter Grad von Klarheit mit einer beſtimmten Fülle und Wärme zuſammen beſtehen kann. Die Griechen hatten dieſen Grad erreicht, und wenn ſie zu einer höhern Ausbildung fortſchreiten wollten, ſo mußten ſie, wie wir, die Totalität ihres Weſens aufgeben, und die Wahrheit auf getrennten Bahnen verfolgen.

Die mannichfaltigen Anlagen im Menſchen zu entwickeln, war kein anderes Mittel, als ſie einander entgegen zu ſetzen. Dieſer Antagoniſm der Kräfte iſt das große Inſtrument der Kultur, aber auch nur das Inſtrument; denn ſolange derſelbe dauert, iſt man erſt auf dem Wege zu dieſer. Dadurch allein, daß in dem Menſchen einzelne Kräfte ſich iſolieren, und einer ausſchlieſſenden Geſetzgebung anmaßen, gerathen ſie in Widerſtreit mit der Wahrheit der Dinge, und nöthigen den Gemeinſinn, der ſonſt mit träger Genügſamkeit auf der äuſſern Erſcheinung ruht, in die Tiefen der Objekte zu dringen. Indem der reine Verſtand eine Autorität in der Sinnenwelt uſurpirt, und der empiriſche beſchäftigt iſt, ihn den Bedingungen der Erfahrung zu unterwerfen, bilden beyde Anlagen ſich zu möglichſter Reife aus, und erſchöpfen den ganzen Umfang ihrer Sphäre. Indem hier die Einbildungskraft durch ihre Willkühr die Weltordnung aufzulöſen wagt, nöthiget ſie dort die Vernunft zu den oberſten Quellen der Erkenntniß zu ſteigen, und das Geſetz der Nothwendigkeit gegen ſie zu Hülfe zu rufen.

Einſeitigkeit in Uebung der Kräfte führt zwar das Individuum unausbleiblich zum Irrthum, aber die Gattung zur Wahrheit. Dadurch allein, daß wir die ganze Energie unſers Geiſtes in Einem Brennpunkt verſammeln, und unſer ganzes Weſen in eine einzige Kraft zuſammenziehen, ſetzen wir dieſer einzelnen Kraft gleichſam Flügel an, und führen ſie künſtlicherweiſe weit über die Schranken hinaus, welche die Natur ihr geſetzt zu haben ſcheint. So gewiß es iſt, daß alle menſchliche Individuen zuſammen genommen, mit der Sehkraft, welche die Natur ihnen ertheilt, nie dahin gekommen ſeyn würden, einen Trabanten des Jupiter auszuſpähn, den der Teleſkop dem Aſtronomen entdeckt; eben ſo ausgemacht iſt es, daß die menſchliche Denkkraft niemals eine Analyſis des Unendlichen oder eine Critik der reinen Vernunft würde aufgeſtellt haben, wenn nicht in einzelnen dazu berufnen Subjekten die Vernunft ſich vereinzelt, von allem Stoff gleichſam losgewunden, und durch die angeſtrengteſte Abſtraktion ihren Blick ins Unbedingte bewaffnet hätte. Aber wird wohl ein ſolcher, in reinen Verſtand und reine Anſchauung gleichſam aufgelöſter Geiſt dazu tüchtig ſeyn, die ſtrengen Feßeln der Logik mit dem freyen Gange der Dichtungskraft zu vertauſchen, und die Individualität der Dinge mit treuem und keuſchem Sinn zu ergreifen?

Hier ſetzt die Natur auch dem Univerſalgenie eine Grenze, die es nicht überſchreiten kann, und die Wahrheit wird ſolange Märtyrer machen, als die Philoſophie noch ihr vornehmſtes Geſchäft daraus machen muß, Anſtalten gegen den Irrthum zu treffen.

Wieviel alſo auch für das Ganze der Welt durch dieſe getrennte Ausbildung der menſchlichen Kräfte gewonnen werden mag, ſo iſt nicht zu läugnen, daß die Individuen, welche ſie trift, unter dem Fluch dieſes Weltzweckes leiden. Durch gymnaſtiſche Uebungen bilden ſich zwar athletiſche Körper aus, aber nur durch das freye und gleichförmige Spiel der Glieder die Schönheit. Eben ſo kann die Anſpannung einzelner Geiſteskräfte zwar auſſerordentliche, aber nur die gleichförmige Temperatur derſelben glückliche und vollkommene Menſchen erzeugen. Und in welchem Verhältniß ſtünden wir alſo zu dem vergangenen und kommenden Weltalter, wenn die Ausbildung der menſchlichen Natur ein ſolches Opfer nothwendig machte? Wir wären die Knechte der Menſchheit geweſen, wir hätten einige Jahrtauſende lang die Sklavenarbeit für ſie getrieben, und unſrer verſtümmelten Natur die beſchämenden Spuren dieſer Dienſtbarkeit eingedrückt — damit das ſpätere Geſchlecht in einem ſeligen Müßiggange ſeiner moraliſchen Geſundheit warten, und den freyen Wuchs ſeiner Menſchheit entwickeln könnte!

Kann aber wohl der Menſch dazu beſtimmt ſeyn, über irgend einem Zwecke ſich ſelbſt zu verſäumen? Sollte uns die Natur durch ihre Zwecke eine Vollkommenheit rauben können, welche uns die Vernunft durch die ihrigen vorſchreibt? Es muß alſo falſch ſeyn, daß die Ausbildung der einzelnen Kräfte das Opfer ihrer Totalität nothwendig macht; oder wenn auch das Geſetz der Natur noch ſo ſehr dahin ſtrebte, ſo muß es bey uns ſtehen, dieſe Totalität in unſrer Natur, welche die Kunſt zerſtört hat, durch eine höhere Kunſt wieder herzuſtellen.

Siebenter Brief.

Sollte dieſe Wirkung vielleicht von dem Staat zu erwarten ſeyn? Das iſt nicht möglich, denn der Staat, wie er jetzt beſchaffen iſt, hat das Uebel veranlaßt, und der Staat, wie ihn die Vernunft in der Idee ſich aufgiebt, anſtatt dieſe beſſere Menſchheit begründen zu können, müßte ſelbſt erſt darauf gegründet werden. Und ſo hätten mich denn die bisherigen Unterſuchungen wieder auf den Punkt zurückgeführt, von dem ſie mich eine Zeitlang entfernten. Das jetzige Zeitalter, weit entfernt uns diejenige Form der Menſchheit aufzuweiſen, welche als nothwendige Bedingung einer moraliſchen Staatsverbeſſerung erkannt worden iſt, zeigt uns vielmehr das direkte Gegentheil davon. Sind alſo die von mir aufgeſtellten Grundſätze richtig, und beſtätigt die Erfahrung mein Gemählde der Gegenwart, ſo muß man jeden Verſuch einer ſolchen Staatsveränderung ſolange für unzeitig und jede darauf gegründete Hofnung ſolange für ſchimäriſch erklären, biß die Trennung in dem innern Menſchen wieder aufgehoben, und ſeine Natur vollſtändig genug entwickelt iſt, um ſelbſt die Künſtlerinn zu ſeyn, und der politiſchen Schöpfung der Vernunft ihre Realität zu verbürgen.

Die Natur zeichnet uns in ihrer phyſiſchen Schöpfung den Weg vor, den man in der moraliſchen zu wandeln hat. Nicht eher, als bis der Kampf elementariſcher Kräfte in den niedrigern Organiſationen beſänftiget iſt, erhebt ſie ſich zu der edeln Bildung des phyſiſchen Menſchen. Eben ſo muß der Elementenſtreit in dem ethiſchen Menſchen, der Konflikt blinder Triebe, fürs erſte beruhigt ſeyn, und die grobe Entgegenſetzung muß in ihm aufgehört haben, ehe man es wagen darf, die Mannichfaltigkeit zu begünſtigen. Auf der andern Seite muß die Selbſtſtändigkeit ſeines Charakters geſichert ſeyn, und die Unterwürfigkeit unter fremde deſpotiſche Formen einer anſtändigen Freyheit Platz gemacht haben, ehe man die Mannichfaltigkeit in ihm der Einheit des Ideals unterwerfen darf. Wo der Naturmenſch ſeine Willkühr noch ſo geſetzlos mißbraucht, da darf man ihm ſeine Freyheit kaum zeigen; wo der künſtliche Menſch ſeine Freyheit noch ſo wenig gebraucht, da darf man ihm ſeine Willkühr nicht nehmen. Das Geſchenk liberaler Grundſätze wird Verrätherey an dem Ganzen, wenn es ſich zu einer noch gährenden Kraft geſellt, und einer ſchon übermächtigen Natur Verſtärkung zuſendet; das Geſetz der Uebereinſtimmung wird Tyranney gegen das Individuum, wenn es ſich mit einer ſchon herrſchenden Schwäche und phyſiſchen Beſchränkung verknüpft, und ſo den letzten glimmenden Funken von Selbſtthätigkeit und Eigenthümlichkeit auslöſcht.

Der Charakter der Zeit muß ſich alſo von ſeiner tiefen Entwürdigung erſt aufrichten, dort der blinden Gewalt der Natur ſich entziehen, und hier zu ihrer Einfalt, Wahrheit und Fülle zurückkehren; eine Aufgabe für mehr als Ein Jahrhundert. Unterdeſſen gebe ich gerne zu, kann mancher Verſuch im Einzelnen gelingen, aber am Ganzen wird dadurch nichts gebeſſert ſeyn, und der Widerſpruch des Betragens wird ſtets gegen die Einheit der Maximen beweiſen. Man wird in andern Welttheilen in dem Neger die Menſchheit ehren, und in Europa ſie in

Achter Brief.

Soll ſich alſo die Philoſophie, muthlos und ohne Hofnung, aus dieſem Gebiete zurückziehen? Während daß ſich die Herrſchaft der Formen nach jener andern Richtung erweitert, ſoll dieſes wichtigſte aller Güter dem geſtaltloſen Zufall Preiß gegeben ſeyn? Der Konflikt blinder Kräfte ſoll in der politiſchen Welt ewig dauern, und das geſellige Geſetz nie über die feindſelige Selbſtſucht ſiegen?

Nichtsweniger! Die Vernunft ſelbſt wird zwar mit dieſer rauhen Macht, die ihren Waffen widerſteht, unmittelbar den Kampf nicht verſuchen, und ſo wenig als der Sohn des Saturns in der Ilias, ſelbſthandelnd auf den finſtern Schauplatz herunter ſteigen. Aber aus der Mitte der Streiter wählt ſie ſich den würdigſten aus, bekleidet ihn wie Zeus ſeinen Enkel mit göttlichen Waffen, und bewirkt durch ſeine ſiegende Kraft die groſſe Entſcheidung.

Die Vernunft hat geleiſtet, was ſie leiſten kann, wenn ſie das Geſetz findet und aufſtellt; vollſtrecken muß es der muthige Wille, und das lebendige Gefühl. Wenn die Wahrheit im Streit mit Kräften den Sieg erhalten ſoll, ſo muß ſie ſelbſt erſt zur Kraft werden, und zu ihrem Sachführer im Reich der Erſcheinungen einen Trieb aufſtellen; denn Triebe ſind die einzigen bewegenden Kräfte in der empfindenden Welt. Hat ſie bis jetzt ihre ſiegende Kraft noch ſo wenig bewieſen, ſo liegt dieß nicht an dem Verſtande, der ſie nicht zu entſchleyern wußte, ſondern an dem Herzen, das ſich ihr verſchloß, und an dem Triebe, der nicht für ſie handelte.

Denn woher dieſe noch ſo allgemeine Herrſchaft der Vorurtheile und dieſe Verfinſterung der Köpfe bey allem Licht, das Philoſophie und Erfahrung aufſteckten? Das Zeitalter iſt aufgeklärt, das heißt die Kenntniſſe ſind gefunden und öffentlich preißgegeben, welche hinreichen würden, wenigſtens unſre praktiſchen Grundſätze zu berichtigen. Der Geiſt der freyen Unterſuchung hat die Wahnbegriffe zerſtreut, welche lange Zeit den Zugang zu der Wahrheit verwehrten, und den Grund unterwühlt, auf welchem Fanatiſmus und Betrug ihren Thron erbauten. Die Vernunft hat ſich von den Täuſchungen der Sinne und von einer betrüglichen Sophiſtick gereinigt, und die Philoſophie ſelbſt, welche uns zuerſt von ihr abtrünnig machte, ruft uns laut und dringend in den Schooß der Natur zurück — woran liegt es, daß wir noch immer Barbaren ſind?

Es muß alſo, weil es nicht in den Dingen liegt, in den Gemüthern der Menſchen etwas vorhanden ſeyn, was der Aufnahme der Wahrheit, auch wenn ſie noch ſo hell leuchtete, und der Annahme derſelben, auch wenn ſie noch ſo lebendig überzeugte, im Wege ſteht. Ein alter Weiſer hat es empfunden, und es liegt in dem vielbedeutenden Ausdruck verſteckt: ſapere aude.

Erkühne dich, weiſe zu ſeyn. Energie des Muths gehört dazu, die Hinderniſſe zu bekämpfen, welche ſowohl die Trägheit der Natur als die Feigheit des Herzens der Belehrung entgegen ſetzen. Nicht ohne Bedeutung läßt der alte Mythus die Göttinn der Weisheit in voller Rüſtung aus Jupiters Haupte ſteigen; denn ſchon ihre erſte Verrichtung iſt kriegeriſch. Schon in der Geburt hat ſie einen harten Kampf mit den Sinnen zu beſtehen, die aus ihrer ſüſſen Ruhe nicht geriſſen ſeyn wollen. Der zahlreichere Theil der Menſchen wird durch den Kampf mit der Noth viel zu ſehr ermüdet und abgeſpannt, als daß er ſich zu einem neuen und härtern Kampf mit dem Irrthum aufraffen ſollte. Zufrieden, wenn er ſelbſt der ſauren Mühe des Denkens entgeht, läßt er Andere gern über ſeine Begriffe die Vormundſchaft führen, und geſchieht es, daß ſich höhere Bedürfniſſe in ihm regen, ſo ergreift er mit durſtigem Glauben die Formeln, welche der Staat und das Prieſterthum für dieſen Fall in Bereitſchaft halten. Wenn dieſe unglückliche Menſchen unſer Mitleiden verdienen, ſo trift unſre gerechte Verachtung die andern, die ein beſſeres Loos von dem Joch der Bedürfniſſe frey macht, aber eigene Wahl darunter beugt. Dieſe ziehen den Dämmerſchein dunkler Begriffe, wo man lebhafter fühlt und die Phantaſie ſich nach eignem Belieben bequeme Geſtalten bildet, den Strahlen der Wahrheit vor, die das angenehme Blendwerk ihrer Träume verjagen. Auf eben dieſe Täuſchungen, die das feindſelige Licht der Erkenntniß zerſtreuen ſoll, haben ſie den ganzen Bau ihres Glücks gegründet, und ſie ſollten eine Wahrheit ſo theuer kaufen, die damit anfängt, ihnen alles zu nehmen, was Werth für ſie beſitzt. Sie müßten ſchon weiſe ſeyn, um die Weisheit zu lieben: eine Wahrheit, die derjenige ſchon fühlte, der der Philoſophie ihren Nahmen gab.

Nicht genug alſo, daß alle Aufklärung des Verſtandes nur inſoferne Achtung verdient, als ſie auf den Charakter zurückfließt; ſie geht auch gewiſſermaaßen von dem Charakter aus, weil der Weg zu dem Kopf durch das Herz muß geöfnet werden. Ausbildung des Empfindungsvermögens iſt alſo das dringendere Bedürfniß der Zeit, nicht bloß weil ſie ein Mittel wird, die verbeſſerte Einſicht für das Leben wirkſam zu machen, ſondern ſelbſt darum, weil ſie zu Verbeſſerung der Einſicht erweckt.

Neunter Brief.

Aber iſt hier nicht vielleicht ein Zirkel? Die theoretiſche Kultur ſoll die praktiſche herbeyführen und die praktiſche doch die Bedingung der theoretiſchen ſeyn? Alle Verbeſſerung im politiſchen ſoll von Veredlung des Charakters ausgehen — aber wie kann ſich unter den Einflüſſen einer barbariſchen Staatsverfaſſung der Charakter veredeln? Man müßte alſo zu dieſem Zwecke ein Werkzeug aufſuchen, welches der Staat nicht hergiebt, und Quellen dazu eröfnen, die ſich bey aller politiſchen Verderbniß rein und lauter erhalten.

Jetzt bin ich an dem Punkt angelangt, zu welchem alle meine bisherigen Betrachtungen hingeſtrebt haben. Dieſes Werkzeug iſt die ſchöne Kunſt, dieſe Quellen öfnen ſich in ihren unſterblichen Muſtern.

Von allem, was poſitiv iſt und was menſchliche Conventionen einführten, iſt die Kunſt, wie die Wiſſenſchaft losgeſprochen, und beyde erfreuen ſich einer abſoluten Immunität von der Willkühr der Menſchen. Der politiſche Geſetzgeber kann ihr Gebieth ſperren, aber darinn herrſchen kann er nicht. Er kann den Wahrheitsfreund ächten, aber die Wahrheit beſteht; er kann den Künſtler erniedrigen, aber die Kunſt kann er nicht verfälſchen. Zwar iſt nichts gewöhnlicher, als daß beyde, Wiſſenſchaft und Kunſt, dem Geiſt des Zeitalters huldigen, und der hervorbringende Geſchmack von dem beurtheilenden das Geſetz empfängt. Wo der Charakter ſtraff wird und ſich verhärtet, da ſehen wir die Wiſſenſchaft ſtreng ihre Grenzen bewachen, und die Kunſt in der ſchweren Feſſeln der Regel gehn; wo der Charakter erſchlafft und ſich auflöſt, da wird die Wiſſenſchaft zu gefallen und die Kunſt zu vergnügen ſtreben. Ganze Jahrhunderte lang zeigen ſich die Philoſophen wie die Künſtler geſchäftig, Wahrheit und Schönheit in die Tiefen gemeiner Menſchheit hinabzutauchen; jene gehen darinn unter, aber mit eigner unzerſtörbarer Lebenskraft ringen ſich dieſe ſiegend empor.

Der Künſtler iſt zwar der Sohn ſeiner Zeit, aber ſchlimm für ihn, wenn er zugleich ihr Zögling oder gar noch ihr Günſtling iſt. Eine wohlthätige Gottheit reiſſe den Säugling bey Zeiten von ſeiner Mutter Bruſt, nähre ihn mit der Milch eines beſſern Alters, und laſſe ihn unter fernem griechiſchen Himmel zur Mündigkeit reifen. Wenn er dann Mann geworden iſt, ſo kehre er, eine fremde Geſtalt, in ſein Jahrhundert zurük; aber nicht, um es mit ſeiner Erſcheinung zu erfreuen, ſondern furchtbar wie Agamemnons Sohn, um es zu reinigen. Den Stoff zwar wird er von der Gegenwart nehmen, aber die Form von einer edleren Zeit, ja jenſeits aller Zeit, von der abſoluten unwandelbaren Einheit ſeines Weſens entlehnen. Hier aus dem reinen Aether ſeiner dämoniſchen Natur rinnt die Quelle der Schönheit herab, unangeſteckt von der Verderbniß der Geſchlechter und Zeiten, welche tief unter ihr in trüben Strudeln ſich wälzen. Seinen Stoff kann die Laune entehren, wie ſie ihn geadelt hat, aber die keuſche Form iſt ihrem Wechſel entzogen. Der Römer des erſten Jahrhunderts hatte längſt ſchon die Kniee vor ſeinen Kaiſern gebeugt, als die Bildſäulen noch aufrecht ſtanden, die Tempel blieben dem

dem Auge heilig, als die Götter längſt zum Gelächter dienten, und die Schandthaten eines Nero und Kommodus beſchämte der edle Styl des Gebäudes, das ſeine Hülle dazu gab. Die Menſchheit hat ihre Würde verloren, aber die Kunſt hat ſie gerettet und aufbewahrt in bedeutenden Steinen; die Wahrheit lebt in der Täuſchung fort, und aus dem Nachbilde wird das Urbild wieder hergeſtellt werden. So wie die edle Kunſt die edle Natur überlebte, ſo ſchreitet ſie derſelben auch in der Begeiſterung, bildend und erweckend, voran. Ehe noch die Wahrheit ihr ſiegendes Licht in die Tiefen der Herzen ſendet, fängt die Dichtungskraft ihre Strahlen auf, und die Gipfel der Menſchheit werden glänzen, wenn noch feuchte Nacht in den Thälern liegt.

Wie verwahrt ſich aber der Künſtler vor den Verderbniſſen ſeiner Zeit, die ihn von allen Seiten umfangen? Wenn er ihr Urtheil verachtet. Er blicke aufwärts nach ſeiner Würde und dem Geſetz, nicht niederwärts nach dem Glück und nach dem Bedürfniß. Gleich frey von der eiteln Geſchäftigkeit, die in den flüchtigen Augenblick gern ihre Spur drücken möchte, und von dem ungeduldigen Schwärmergeiſt, der auf die dürftige Geburt der Zeit den Maaßſtab des Unbedingten anwendet, überlaſſe er dem Verſtande, der hier einheimiſch iſt, die Sphäre des Wirklichen; er aber ſtrebe, aus dem Bunde des Möglichen mit dem Nothwendigen das Ideal zu erzeugen. Dieſes präge er aus in Täuſchung und Wahrheit, präge es in die Spiele ſeiner Einbildungskraft, und in den Ernſt ſeiner Thaten, präge es aus in allen ſinnlichen und geiſtigen Formen und werfe es ſchweigend in die unendliche Zeit.